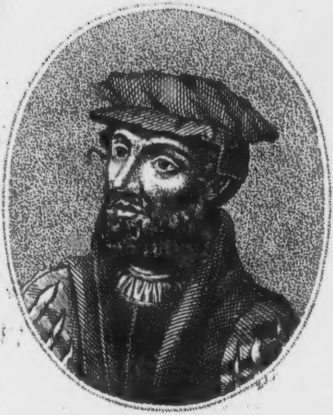
Proben

aus den

Deutschen Minnesängern.



W. v. ESCHILBACH.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1966.3452

Erstes Bändchen.

Die Minnesänger.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Zwickau, 1821.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Von den Minnesängern.

Minnesänger oder Minnesinger werden diejenigen Dichter genannt, welche überhaupt von der Mitte des 12ten bis zur Mitte des 14ten Jahrhunderts (1138—1347); hauptsächlich aber unter den schwäbischen Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen in Deutschland sich auszeichneten, aus welchem Grunde man sie auch schwäbische Dichter nennt. Minnesänger heiſsen sie von dem Wort Minne, oder Liebe, obschon die Liebe nicht der einzige Gegenstand ihrer Lieder war. Die Troubadours waren ihre Muster; die schwäbischen Lieder ein Nachhall der provenzalischen. Die erhöhte Kultur, die der deutsche Adel von den Kreuzzügen mit in die Heimath brachte, führte eine feinere Erziehung, Geschmack an den Künsten und Hang zu edleren Vergnügungen herbey. Den ganzen Stand der Ritter ergriff nach und nach die Liebe; alle dichteten und erhoben so die Poesie zu einer ritterlichen Uebung. Ritterabentheuer, Liebe und Galanterie machten den Inhalt ihrer Lieder aus.

Unter Friedrich dem Rothbart endlich erreichte die Poesie eine Bedeutung und Höhe, wie nie vorher. Alles rang um Preiſs' und Dank aus schöner Hand, und um Kränze an den Höfen der Fürsten und in den Kunstspielen. Kaiser, Könige, Fürsten, Päbste, Kardinäle, Feldherren und Magistratspersonen bemühten sich Künste und Wissenschaften zu unterstützen und trieben sie selbst. Die Sänger dieser Perioden waren freylich nicht alle auserwählt. Der schönen, lieblichen, naiven Lieder giebt es bey weitem nicht so viele, als der matten, geist- und geschmacklosen; da die Minnesänger aber als die ersten deutschen Dichter zu betrachten sind, so muſs auch das weniger Gelungene nicht verschmäht werden. Die dichterischen Arbeiten dieser Periode waren also immer ein guter Anfang, die Sprache, den Geschmack und die Sitten der Deutschen zu bilden und zu verfeinern. Man darf sie aber auch nicht überschätzen, denn mancher leyerte auch blos, anstatt zu singen. Die Blüthe dieser Periode währte vom letzten Viertel des 12ten bis zum ersten des 14ten Jahrhunderts, also etwas über 140 Jahre. Die köstlichste Zeit des Minnegesangs fällt in die Jahre 1170 bis 1300, oder von Heinrich von Veldeck bis zum Heldengedicht auf den Landgrafen Ludwig in Thüringen, im Jahr 1304. In dieser ganzen Zeit ist die Dichtkunst angenehm durch Wahrheit, Herzlichkeit und Reichthum der Phantasie. Am meisten und besten wurde die Liebe besungen. Die Gedichte der Minnesänger sind entweder episch oder lyrisch. Die der letztern Gattung sind in der von Manesse (1758) veranstalteten Sammlung enthalten. Die ersten befinden sich in C. H. Müllers Sammlung deutscher Gedichte des 12ten bis 14ten Jahrhunderts. Aus der Manesischen Sammlung hat Ludwig Tieck 220 Lieder bearbeitet, und unter dem Titel: Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter (Berlin 1803 gr. 8.) herausgegeben; andere deutsche Dichter, wie Haug, Gräter, Gleim, Lang, Hermes bildeten mehrere derselben im jetzigen Deutsch glücklich nach. Tieck's Ausgabe, von einigen erhoben, wird von andern sehr herabgesetzt. Er wählte bey seiner Bearbeitung eine Art, die ein Mittelweg zwischen dem ursprünglichen Texte und einer ganz modernen Einkleidung seyn soll. Ganz unverständliche Wörter lieſs er weg, halb verständliche behielt er bey. Damit aber machte er es weder dem Sprach-Forscher, noch dem blosen Dilettanten recht, und setzte beyden nur ungenieſsbare Speise vor. Schillers Urtheil über Tiecks Minnelieder ist besonders hart. Er sagt: „Wenn die Sperlinge auf dem Dach je auf den Einfall kommen sollten, zu schreiben, oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läſst sich zehen gegen eins wetten, er würde ungefähr eben so beschaffen seyn. Welch eine Armuth an Ideen, die diesen Minneliedern zum Grunde liegt!

Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen; ganz Recht! das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften, und die Früchte, die reifen; und ein Zweig worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling der kommt, und der Winter, der geht, und nichts, was da bleibt, — als die lange Weile." —

Der älteste bekannte dieser Liederdichter ist Heinrich von Veldeck (um 1180). Ihm folgen, mit derselben Trefflichkeit ausgestattet, Walther von der Vogelweide, Reinmar der Alte, Reinmar von Zweter, Ulrich von Lichtenstein, Wolfram von Eschilbach, Hartmann von der Aue, Heinrich von Morungen etc.; die alle zu Ende des 12ten und Anfang des 13ten Jahrhunderts lebten und sangen. Zu den spätern vorzüglichen Dichtern aus dem Ende des 13ten Jahrhunderts, nach dessen Ablauf sie nach und nach verstummten, oder den rohern Meistersängern wichen, gehören Konrad von Wirzburg und Johann Hadloub. Unter den epischen Gedichten jener Periode (aus denen die Etui-Bibliothek späterhin auch Proben gegeben wird), behauptet an Alter, Originalität und innerer Trefflichkeit den Vorrang das Lied der Niebelungen, das Hauptwerk aus dem Fabelkreis, den das spätere Heldenbuch umfaſst. Es hat dieses deutsche Volkssagengedicht mit dem griechischen die Ungewiſsheit des Urhebers gemein; ob Konrad von Wirzburg oder Heinrich von Ofterdingen der Verfasser sey, ist noch nicht entschieden. — Unter den Verfassern der lyrischen Gedichte hebt Tieck besonders den Thüring, Albrecht von Raprechtsweil, Winli, Heinrich von Morungen, Ulrich von Gutenberg, Wolfram von Eschilbach, Ulrich von Lichtenstein, Hamle und Hadloub heraus. Er liefert die schönsten ihrer Gedichte, aus denen wir die mehresten für unsere Sammlung genommen, und zur Vermeidung der Einförmigkeit, mit den Nachbildungen anderer Dichter untermischt haben.

Ueber die Literatur der Minnesänger belehrt man sich ausführlicher; 1) in Jördens's Lexikon der Dichter etc. III. B. S. 684 — 669. 2) in Bodmers kritischen Briefen. (1746 — 63.) — 3) in dem deutschen Museum 1776. u. f. Jahrg. — 4) in Adelungs Magazin. (1783.) ß. II. III. — 5) in Gräters Bragur; durch alle Bände, so wie in dessen Braga und Hermode. Tieck hat seiner Sammlung eine geistreiche Einleitung vorgesetzt, die über die Geschichte und den Karakter des Minnegesangs viel Licht verbreitet.

Inhalt.

Seite

1. Kaiser Heinrich 1
   (Dasselbe von Hermes) 3

2. Heinrich, Herzog von Breslau 5
   (Dasselbe, nachgebildet von Götz.) 8

3. Heinrich von Veldek.
   Minnelied; übersetzt von Haug . . 10
   Tristan etc. (von Tieck.) 12
   Die mich etc. (von Tieck.) . . . 13

Seite

4. Brunwart von Ougheim (von Tieck.) 15
(Hermes.) 18

5. Markgraf Otto von Brandenburg. Minnelied. (von Haug.) 19

6. Hartmann von Aue. (von Hermes.) 21

7. Jakob von Warte. Minnelied. (von Tieck.) 25
Dessen Nachbildung. (von Haug.) . 26

8. Graf Werner von Hornberg.
Erstes Abschiedslied. (von Hermes.) 27
Zweytes Abschiedslied. (von demselben) 29
Mein Streben. (von Haug.) . . . 31

9. Von Kürenberg. (von Tieck.) . 32
Lied. (von Haug.) 37

Seite

10. Hilbalt von Swanegoei. (von Tieck.) 39
Minnelied. (von Haug.) 41

11. Werner von Tuifen. Minnelied. (von Haug.) 42
Dasselbe. (von Hermes.) 45
Ein anderes. (von Tieck.) . . . 48

12. Steinmar. (von Tieck.) 50

13. Der tugendhafte Schreiber.
Frauenlob (von Haug.) 52
Minnelied. (von Haug.) 55

14. Heinrich von Rügge. Minnelied (von Hermes.) 57

15. Schenke von Limpurg. (von Hermes.) 59

16. Ulrich von Lichtenstein.
Was ist Minne. (von Tieck.) . . . 61
Dasselbe. (von Haug.) 64

Seite
Ich bin hohen etc. (von Hermes.) . 67
In dem lieben etc. (von Hermes.) . 70
Wehe über die etc. (von Tieck.) . . 72
17. Christian von Hamle. Seligkeit der Liebe. (von Haug.) . 74
Frauenlob. (von Haug.) 76
Der Anger. (von Tieck.) 78
Minnelied. (von Haug.) 80
18. Wolfram von Eschilbach. (von Tieck.) 82
19. Winli. Ein Minnelied. (von Haug.) 86
Minnigliche Minne. (von Tieck.) . 89

20. Walther von der Vogelweide.

Mahnung. (von Haug.) 92
Das Geheimniſs. (von Haug.) . . 94
Minnelied. (von Haug.) 96
Durchſüſſet etc. (von Tieck.) . . 98

Seite

21. Heinrich von Morungen.
Klaglied. (von Haug.) 100
Erhörung. (von Hermes.) 101
Frauenlob. (von Tieck.) 103

22. Rudolph von Rothenburg.
Bild der Geliebten. (von Haug.) . 105
Minnelied. (von Hermes.) . . . 107
Aufmunterung. (von Hermes.) . . 109

23. Burggraf von Liunz.
Freude und Leid. (von Haug.) . . 111

24. König Wenzel von Böhmen.
(von Tieck.) 114

25. Burkart von Hohenfels.
(von Tieck.) 117
Sie vergleichet etc. 120

26. Christian von Rupin.
(von Tieck.) 122

27. Reinmann der Alte.
(nach Tieck.) 124

Seite

28. Johann Hadloub.

(von Tieck.) 126

Ich ergieng mich etc. 130

Schluſs - Phantasie von Ludwig Tieck. 133

1.

Kaiser Heinrich.

(*Von Tieck.*)

Ich grüſse mit Gesange die süſsen,
Die ich vermeiden nicht will und nicht mag,
Da ich sie von Munde rechte möchte grüſsen,
Ach, leider! das ist mancher Tag:
Wer nun dieses Lied singe von ihr,
Die ich vermeide so unsänftlich hier,
Es sey Weib oder Mann, der habe sie gegrüſset von mir.

Mir sind die Reich' und Land' unterthan
Wenne ich bey der Minniglichen bin,
Und wenne ich nun scheide von dann
So ist mir alle mein Gewalt und mein Reichthum dahin,
Nur sehnlichen Kummer zähle ich mir dann zur Habe,

So kann ich an Freuden steigen auf und auch abe,
Und bringe den Wechsel, wie ich wähne, um ihre Liebe zum Grabe.

Da ich sie nun gar so herziglich' minne,
Und sie ohne Wanken zu allen Zeiten trage
Beyde im Herzen und auch im Sinne,
Unterweilen mit viel mannicher Klage:
Was giebt mir darumme die Liebe zum Lohne?
Da bietet sie mir's so rechte schöne,
Eh ich mich ihrer verzieh', ich verziehe mich eh der Krone.

Der sündet schwer, der das nicht glaubet,
Daſs ich möchte erleben mannichen lieben Tag
Ob auch nimmer Krone käme auf mein Haubet:
Des ich mich an sie nicht vermessen mag;
Verlöhr' ich sie, was hätt' ich danne?
Da taugte ich zu Freuden weder Weibe noch Manne,
Und wäre mein bester Trost beydes geächtet und im Banne.

Dasselbe.

(*Von Hermes.*)

Ich grüſse mit Gesang die Süſse,
Die ich nicht meiden will und mag,
Daſs ich sie recht vom Munde grüſse.
Wie leid ich, ach! so manchen Tag!
Wer dieses Lied nun singt vor ihr,
Der ich sogar ungern entbehr,
Er sey Weib oder Mann, o! der
Begrüſse sie recht schön von mir!

Mein sind die Reich' und Länder alle,
Wenn ich bey der Geliebten bin,
Doch, wenn ich wieder von ihr walle,
Ist Allgewalt und Reichthum hin,
Ist nichts als Kummer nur noch mein!
Sonst stieg an Freud' ich auf und ab;
Den Wechsel bring ich, wie ich meyn',
Durch ihre Liebe jetzt ins Grab!

Seit daſs ich sie so herzlich minne,
Und ohne Wanken allezeit
Im Herzen trage, wie im Sinne,
Zuweilen mit so manchem Leid,
Was beut die Liebe mir dafür?
Da beut sie mit so schönen Lohn!
Ach! eh' ich wollt' entsagen ihr,
Entsagt' ich lieber noch der Kron'!

Der sündigt schwer, der es nicht glaubet:
Ich weiht' ihr manchen lieben Tag.
Würd' auch der Kron' ich ganz beraubet,
Die ich sonst nicht begehren mag!
Verlör ich sie, was hätt' ich dann?
Da hätt' ich nimmer frohen Sinn
Und taugte nicht für Weib und Mann;
Mein bester Trost wär' ganz dahin!

2.

Heinrich, Herzog von Breslau.

(Von Tieck.)

Ich klage dir Meye, ich klage dir Sommer-
wonne,
Ich klage dir, glänzende Heide breit,
Ich klage dir, augenleuchtender Klee,
Ich klage dir grüner Wald, ich klage dir
Sonne,
Ich klage dir, Venus, sehnende Leid,
Daſs mir die Liebe thut so weh!
Wollt ihr hülflich beypflichten,
Vertrau ich, daſs die Liebe müsse richten
Sich auf ein minnigliches Wesen,
Nun laſst euch seyn verkündet meinen Kummer,
um Gott, und helfet mir genesen. —

— Was thut sie dir? Laſs hören uns die
Schulde,
Daſs ohn' Ursach ihr nichts gescheh
Von uns, denn das ist weiser Sinn. —
— Im lieben Wahne hab' ich wohl ihre Hulde,

Wenn aber ich mehr noch wünsche je,
Sieht sie mich sterben, eh solch Gewinn
Mir von ihr würde zu Theile,
Das ist ein Tod minniglichem Heile.
O weh, daſs ich sie jemals sach!
Da mir im Herzen liebe Liebe reichet so bitterliches Ungemach. —

— Ich Meye, will den Blumen mein befehlen,
Den Rosen roth, den Lilien weiſs,
Daſs sie sich vor ihr schlieſsen zu: —
So will ich Sommerwonne, mir abstehlen
Der kleinen Vögelein süſsen Fleiſs,
Daſs der gegen sie ein Schweigen thu: —
Ich Heide breit, will fangen
Sie, wenn sie kommt nach lichten Blumen gegangen
Auf mir, ich will sie halten dir;
Nun sey von uns ihr widersagt, der Guten,
so muſs sie seyn genädig dir. —

Ich leuchtender Klee will dich mit Scheine rächen
Wenn sie mich an mit Augen sieht,
Daſs sie vor Glanze schielen muſs: —
Ich grüner Wald, will ab meine Läuber brechen,

Wenn sie in meinen Schatten flieht,
Sie gebe dir denne holden Gruſs : —
Ich Sonne, will durchhitzen
Ihr Herz und Muth, kein Schattenhut für Schwitzen
Mag gegen mir ihr helfen nicht,
Sie wolle denn deinen sehnenden Kummer wenden, was mit herzlicher Liebe geschicht. —

Ich Venus, will ihr alles das verleiden
Was minniglich geschaffen ist,
Thut sie dir nicht Genaden Rath. —
— O weh, soll man sie von den Wonnen scheiden,
Eh wollt' ich sterben sonder Frist,
Wie sehr sie mich betrübet hat. —
Willst du dich rächen lassen,
Ich schaffe, daſs ihr aller Freuden Straſsen
Nur widerspenstig müssen wesen. —
Ihr zarter Leib der möcht' es nicht erleiden,
laſst mich eh sterben, sie genesen. —

Dasselbe.

(*Nachgebildet von Götz.*)

Klagend bat ich den May, und Sommer klagend
Wiese, Hügel und Wald, und Sonn' und Venus:
Helft mein Mädchen erbitten, daſs es liebe.
Alle gaben mir freundliche Vertröstung.

May.

Meinen Blumen und Blüthen will ich sagen,
Daſs sie, bis sie dich liebt, verschlossen bleiben.

Sommer.

Meine Hänflinge, meine Nachtigallen
Sollen schweigen, so lange, bis sie liebet.

Wiese.

Mit den blitzenden Tropfen meines Thaues
Blend ich, bis sie dich liebt, ihr zartes Aeuglein.

Hügel.

Pflückt sie Blümchen auf mir; mein Felsenstrauch soll
Fest sie halten, so lange bis sie liebet.

Wald.

Sucht sie dir zu entfliehen in meine Schatten,
Will ich schnell mich des Laubes gar entladen,
Sie mit meinem Gezweige nicht zu bergen.

Sonne.

Strahlen will ich auf sie verschieſsen, wacker
Athmen will ich sie lassen, bis sie liebet.

Venus.

Was nur lieblich ist, will ich ihr verleiden,
Alle Straſsen der Freuden ihr versperren,
Bis sie willig den süſsen Sänger küsset.

Liebenswertheste Göttin, sprach ich: Sonne,
Wald und Hügel und Wiese, May und Sommer!
O! was redet ihr? Ob sie mich betrübet,
Die Geliebte, will ich doch lieber leiden,
Als gestatten daſs ihre zarten Glieder,
Eurer Freuden beraubet, schmachten sollen;
Lieber todt will ich seyn, als sie nicht froh
sehn.

3.

Heinrich von Veldek.

Minnelied.

(Uebersetzt von Haug.)

Kalter Winter, der du Wald und Haide
Ueberwandst in ihrem grünen Kleide,
Manchem Liebchen herrschest du zu Leide!
Scheide, daſs mit dir mein Trauern scheide!

Wann im Mayen Gras und Laub entsprieſset,
Thau die Blumen silberhell begieſset
Und der Vögel Lied die Wälder grüſset,
Welche Wonne dann mein Herz genieſset!

O, mein Lieber mag sich gern bedingen,
In der Linde Schatten mich zu bringen.
Dort, wo Blumen wir in Blumen schlingen,
Will ich um ein neues Kränzlein ringen.

Seinem Munde will ich küssend nahen,
Will mit blanken Armen ihn umfahen;
Meine Augen sollen's ihm bejahen,
Daſs sie nirgend so was Liebes sahen.

(*Von Tieck.*)

Tristan muſste ohne seinen Dank
Treue seyn der Königinne,
Weil ihn dazu ein Getränk zwang
Mehr noch als die Kraft der Minne.
Das soll mir die Gute Dank
Wissen, daſs ich solchen Trank
Niemals nahm und sie doch minne
Mehr denn er, und mag das seyn
Ohne Wahn wohlgethan, laſs mich wesen dein
Und bis du mein.

Seit die Sonne ihren lichten Schein
Gegen die Kälte hat geneiget,
Und die kleinen Vögelein
Ihres Gesanges sind geschweiget;
Ist traurig das Herze mein,
Ich wähne, es will Winter seyn
Der uns seine Kraft erzeiget
An den Blumen, die man sicht
Von lichtem Glanz erblichen ganz, davon mir geschicht
Leid und anders nicht.

(Von Tieck.)

Die mich darum wollen neiden
Daſs mir Leides was geschieht,
Das mag ich viel sanfte leiden,
Will auch Freude nicht vermeiden,
Und will mich darum auch nicht
Zugesellen Gram und Leiden,
Darum, daſs sie mich gerne sieht,
Die mich um die rechte Minne lange zu Pein und Jammer zieht.

In den Zeiten von dem Jahre
Daſs die Tage sind lang,
Und das Wetter wieder klare,
So erneuet offenbare
Der Hänfling seinen Sang.
Freude wird man dann gewahre,
Gott mag der wohl sagen Dank.
Wer hat rechte Minne ohne Reue und ohne Wank.

Ich will froh seyn durch ihre Ehre
Die mir das hat gethan,
Daſs ich von der Reue kehre
Die mich vormals irre sehre,

Die iſt mir nun ſo vergahn
Daſs ich bin reich und ſehr here
Seit ich ſie muste alumbefahn,
Die mir gab rechte Minne ſonder Kampf und Wahn.

4.

Brunwart von Oughein.

(*Von Tieck.*)

Willekommen sey der Sommer schöne,
Willekommen sey das wonnigliche Blühn,
Ich höre wieder kleiner Vöglein Töne,
Seht wie Heide und Anger wieder schöne grün,
Ziehn
Der Winter muſs, dem Sommer lassen
Seinen Sieg, seht, Freude ist auf den Straſsen,
So will sich der wonnigliche Mey bemühn.

Niemand um seine Tugende mir das verkehre,
Wenn ich wieder singen muſs der Frauen mein,
Des will zwingen mich die süſse Here,
Und der Lieben rosenfarbnes Mündelein,
Pein
Leide ich von der viel minniglichen,
Tröstete mich die reine Tugendliche
So müste aller meiner Trauer ein Ende seyn.

Soll ich nicht den hohen Trost erwerben,
So bin ich an allen meinen Freuden todt,
Läſst sie mich in Ungenade sterben,
O weh, wie ziemt das ihrem süſsen Munde roth,
Noth
Leide ich von der viel minniglichen,
Tröste mich du reine tugendliche,
Die mir zu einem male ihr lieblich Grüſsen bot.

(*Von Hermes.*)

Schauet an die grüne Heide,
  Wie gar wonniglich sie liegt!
Ach in was für süſse Freude
  Doch der May die Herzen wiegt!
Ich nur muſs in Sorgen seyn,
  Ob mich läſst im bangen Leide
Ferner die Geliebte mein!

Das muſs ich in Wahrheit sagen,
  Daſs ich nie so wunderschön
Hab' in allen meinen Tagen
  Irgendwo ein Weib gesehn!
Ach! sie fesselt mir den Leib,
  Und beraubet mich der Sinnen!
Tröste mich, geliebtes Weib!

Wollte sie mir Gnad' erzeigen -
  Und erwiedern meinen Gruſs;
Sollte sie wohl gar sich neigen,

Mir zu bieten süſsen Kuſs,
O wie selig wollt' ich seyn!
Alle meine Sorgen küſste
Weg ihr rothes Mündelein!

5.

Markgraf Otto von Brandenburg.

Minnelied.

(Von Haug)

Räumt den Weg der Schönsten aller Frauen!
Laſs die Tugendreiche mich erblicken!
Meines Herzens Kaiserin zu schauen,
Fände wohl ein Kaiser Hochentzücken
Ueber Sterne darf mein Loblied steigen;
Meinen Himmel kann ich nicht verschweigen;
Wo sie wohnt, dem Lande muſs ich neigen.

O Frau Minne! Stille Botin! Sage
Meiner Hehren, daſs ich sie nur minne,
Sie nur ewig in Gedanken trage,
Und auf neue Huldigungen sinne.

Wollt' ihr süſser Mund mir lieblich lachen,
Meine Trauer müſste flugs erschwachen,
Und zu besserm Leben ich erwachen.

Ach! die Blümlein falben auf der Heide,
Und die Reine duldet kein Umarmen.—
Trost, Frau Minne, Trost im Doppelleide!
Laſst mein Lieb, des Kranken sich erbarmen!
Wisset, daſs ihr Lächeln schon mich heilte;
Wenn sie gar ein Küſschen mir ertheilte —
Frühling blieb's, und alle Sorg' enteilte!

Hartmann von Aue.

(*Von Hermes.*)

O! sollt' ich den Tag nicht auf immer wohl minnen,
An welchem die Theure zuerst ich erblickte
Mit züchtigem Wesen und weiblichen Sinnen?
O wohl mir, daſs je mich ihr Anblick entzückte!
Das schadet ihr nicht und ist immer mir gut,
Indem ich zu Gott und zu Menschen den Muth
Durch sie nun mit höherer Freudigkeit kehre,
Voll Hoffnung, daſs stets sich mein Frohsinn noch mehre.

Wohl mag sich mein Leib von der Himmlischen scheiden,
Mein Herz und mein Wille muſs bey ihr noch bleiben;

Sie möge verſüſsen mir Leben und Freuden
Und Kummer und Schwermuth auf immer vertreiben!
Auf sie nur beruhet mein Frohsinn und Leid.
Sie heische mein Leben, ihr sey es bereit.
Ward je ich erfreuet, sie schuf es voll Güte:
Gott sey' es, der Leib ihr und Ehre behüte!

Wohl schied ich und hätte mit bebendem Munde
Ihr gern noch gestanden, wie lieb sie mir wäre,
Sie fügte mir eine gar selige Stunde:
Ich fand sie allein, mir zum Troste, die Hehre,
Da konnte mein Auge mit Wonne sie schaun!
Ich konnt' ihr die Wünsche des Herzens vertraun! —
O, wie sie mich aufnahm, vergeſs' ihr Gott nimmer!
Sie liebt' ich von Kind an, und liebe sie immer!

7.

Jacob von Warte.

Minnelied.

(Von Tieck.)

Man soll hören süſses Singen
In den Auen überall,
Löblichen Gesang erklingen
Voraus von der Nachtigall,
Schauet auf den Anger breit
Und auch an die lichte Heide,
Wie schöne sie sich mit dem Kleide
Zu dem Meyen hat bekleidt.

Mannicher hande Blümelein
Lachen aus des Meyen Thaue,
Zu der lichten Sonnen Schein,
Die Zeit ist in weither Schaue:
Was soll trösten mir den Muth,
Da mich zwinget Herzens Schwere,
Bey der ich viel gerne wäre,
Daſs die mir nicht Gnade thut?

Ach viel minnigliche Gute,
Entbinde mich von sehnender Noth,
Laſs mich nicht aus deiner Huthe,
Sonst bin ich an Freuden todt,
Deine Hülf' ich muſs begehren,
Giebst du mein Herze aus deiner Pflicht,
Kann mich trösten anders nicht,
Als du wollest Gnade gewähren.

Gewalt noch manchen wohl besieget
Wenn man darf den Weisen trauen
Wo man keiner Genade pflieget,
Das soll man sehn an meiner Frauen,
Die ist gar gewaltig mein
Ohne Gnade, die viel Gute
Läſst mich trauern, in Unmuthe
Muſs ich bis an mein Ende seyn.

Minne, du sollst seyn gemeine,
Oder ich bin an Freuden todt,
Füge daſs mich lieblich meine
Der viel Lieben Mündel roth,
Da du bist gewaltig mein
Und leitest meine Sinne
Wie du willst, ach werthe Minne,
So sollst auch ihrer gewaltig seyn.

Dessen Nachbildung.

(Von Haug.)

Welch' ein Eifer, süſs zu singen,
Auf den Höhen, und im Thal!
Sonders lobenswerth erklingen
Deine Töne, Nachtigall!
Herrlich prangst du, grüner Plan!
Und du, lichtbeströmte Haide,
Bist mit deinem schönsten Kleide
Für den Maien angethan.

Blümchen! Aus des Maien Thaue
Lachet ihr im Sonnenschein!
Zeit! Du bist in werther Schaue!
Reife, Segensfüll' ist dein!
Doch was tröstet mir den Muth,
Seit mein Sehnen, wie mein Klagen,
Nichts erringt, und ihr Versagen
Meinem Herzen wehe thut?

Ach! du Wunderholde! Liebe!
Hilf! Entbinde mich der Noth!
Wenn mir deine Huth nicht bliebe,
Wär' ich allen Freuden todt!

Ach, Erhörung, Frieden mir!
Laſs mein Herz in deine Pflichten!
Nichts vermag mich aufzurichten,
Als ein mildes Wort von dir!

„Trotz der Schönheit kalten Blicken
„Können uns" (die Sage lehrt's) —
„Liebeszauber doch bestricken!" —
Und dein holdes Herz bewährt's.
Deine Gnade mangelt mir;
Stetem Kummer muſs ich leben;
Dennoch bleib ich dir ergeben;
Bis zur Todesstunde dir!

Uns vereinen soll die Minne,
Daſs ich deiner Augen Gruſs,
Deines Herzens Huld gewinne,
Deines Purpurmundes Kuſs.
Wie sie waltet über mich,
Als Regentin meiner Sinne,
Soll zu meinem Heil die Minne
Herrisch walten über dich!

8.

Graf Werner von Honberg.

Erstes Abschiedslied.

(Von Hermes.)

Mit Urlaub reis' ich ab sogleich
Und scheide von dem Lande.
Ich komme nie zu ihr zurück,
Sie müsst' es denn erlauben
Zu gründen meiner Liebe Glück
Wohl all mein Lebelang!
Man sehe arm mich oder reich,
So fesseln ihre Bande
Mir ewig Herz und Muth und Sinn!
Will sie mein Leben rauben,
Das steht bey ihr, sie nehm' es hin,
Sie, ach! nach der mein Herz je rang!
Doch trau' ich ihr, sie ist zu gut,

Daſs sie mich lasse sterben!
Nie laſs' ich sie: ich habe Muth
Und sollt' ich drum verderben!
Ich dien' ihr all meine Lebelang,
Und sagt sie mir's auch nimmer Dank!

Zweytes Abschiedslied.

(*Von demselben.*)

Meine gütige Frau Minne,
Warum haben Sie die Sinne
Mir so fest an sie gewandt,
Daſs ich ihr nicht mag entgehen?
Da Sie es so gut verstehen,
Lösen Sie mein Liebesband:
Ich will dennoch nicht entrinnen,
Ihr bin ich mit Herz und Sinnen!
Deſs sey meine Treu' ein Pfand.

Gerne will ich seyn gefangen,
Das erzwingen Mund und Wangen,
Ihre Schöne, Güt' und Zucht,
Ihre fräuliche Geberden!
Groſs war Gott, da er hieſs werden
Diese reine, süſse Frucht!
O wie war mir da zu Muthe,
Als durch Huld mich fing die Gute?
Ach, ich wagte keine Flucht!

Jetzt hat sie mich so gebunden,
Daſs mein Herz ist alle Stunden
  Bey ihr! Nun ich von ihr zieh,
Wills nicht mit! -- Daſs mir's nicht glücket,
Macht, sie hat's so fest umstricket,
  Daſs es ihrem Garne nie
Sich entwindet sonder Schmerzen.
Wär' ich doch bey meinem Herzen!
  Alle Sorgen lieſs' ich hie!

Mein Streben.

(*Von Haug.*)

Er, kaum auf Stroh zu liegen werth,
Im Herzen arg — mit welchem Fug
Darf er die Holde küssen?
Und ich, den Liebesgram verzehrt;
Ein Ritter ohne Lüg und Trug,
Soll ihre Gnade missen? —
Ein Unhold er an Seel' und an Leibe!
Sie gut und schön, ein Wunder von Weibe! —
Ach, Gott! du theilest fürwahr nicht gleich.
Wie kam der Teufel ins Himmelreich?

Herr Gott! drum leihe mir Gewalt,
Daſs von der groſsen Seligkeit
Den Bösen ich verdringe!
Ich würd' in ganzen Freuden alt,
Helft bitten, daſs der edle Streit
Durch Gottes Kraft gelinge!
O wenn ich jenen Teufel vertriebe,
Und mir gewänne des Engels Liebe,
Vergessen wäre mein langes Leid,
Und ich mit Wonne gebenedeyt!

9.

Von Kürenberg.

(*Von Tieck.*)

Viel lieber Freund, das ist schädelich,
Wer seinen Freund behaltet, das ist löbelich,
Die Sitte will ich minnen, bitte ihn, daſs er mir hold sey, wie er hier vormals war,
Und mahn ihn was wir redeten, da ich ihm zu jüngest sah. —

— Wohl mahnst du mich Leides, mein viel Lieb,
Unser zweyer Scheiden müsse ich erleben nit,
Verliehre ich deine Minne, kann mir nichts anders beystahn;
Dann ist meine Freude die geringste vor allen Mann. —

— Leid machet Sorge, viel Lieb Wunne,
Eines hübschen Ritters gewann ich Kunde,
Daſs mir den benommen han Verläumder und ihr Neid,
Des mochte mir mein Herze nie froh werden seit. —

— Ich stund in Nächten späte an einer Zinne,
Da hört ich einen Ritter viel wohl singen
In Kürenbergers Weise, er sprach mir Hohn,
Er muſs mir die Land räumen, denn ich hasse ihn schon.

— Ich stund in Nächten späte vor deinem Bette,
Da durfte ich dich, Fraue, doch nimmer erwecken. —
— Darum hasse Gott den deinen Leib,
Ich war ja doch kein Eber wilde so sprach das Weib. —

Wenne ich steh alleine späte entkleidet,
Und ich gedenke an dich Ritter mit Freuden,
So erblüht sich meine Farbe wie die Rose an dem Dorne thut
Und gewinnet das Herze viel mannichen traurigen Muth.

Es hat mir an dem Herzen viel ofte weh gethan,
Daſs mich des gelüste, was ich nicht mochte han
Noch nimmer mag gewinnen, das ist eine Noth,
Doch meine ich weder Silber noch rothes Gold.

—

Ich zog mir einen Falken mehre denne ein Jahr,
Da ich ihn gezähmet so wie ich ihn wollte han,
Und ich sein Gefiedere mit Golde wohl befand,
Er hob sich auf viel hohe und flog in andere Land.

Seit sah ich den Falken schöne fliegen,
Er führte an seinem Fusse seidene Riemen,
Und war ihm sein Gefiedere allroth güldein,
Gott sende sie zusammen die geliebt wollen gerne seyn.

Es geht mir von dem Herzen daſs ich sehr weine,
Ich und mein Geselle müssen uns scheiden,
Das machen Lügener, Gott der gebe ihnen Leid,
Wer uns zwey versöhnte der brächte mir gar groſse Freud. —

Weib viel schöne, nun fahre du sammt mir,
Lieb und Leid das theile ich sammt dir,
So lange ich das Leben hab so bist du mir viel lieb.
Nur minnest du einen Bösen, das gönne ich dir nit.

Nun bringe mir her viel balde mein Roſs, mein Eiſengewand,
Denn ich muſs einer Frauen räumen die Land,
Die will mich des bezwingen, daſs ich ihr hold sey,
Sie muſs der meinen Minne immer darbende seyn.

Der dunkel Sterne der birget sich.
So thu du Fraue schöne, wann du siehest mich,
So laſs du deine Augen gehn an einen andern Mann,
So weiſs doch wenig jemand wie's unter uns zweyen ist gethan.

Aller Weibe Wonne die geht nach Mägetlein
Wenn ich an sie absende den lieben Bothen mein,
Wohl würbe ich's gerne selber wär' es ihr schaden nit,
Ich weiſs nicht wie's ihr gefalle mir ward nie Weib so lieb.

Weib und Federspiel die werden leichte zahm,
Wer sie rechte locket, so suchen sie den Mann. —
So warb ein schöner Ritter umme eine Fraue gut,
Wann ich daran gedenke so steht wohl hohe mein Muth.

Lied.

(Von Haug.)

Ich zog mir einen Falken,
Wohl länger, als ein Jahr.
Ihr wiſst, wie zahm und sittig
Der schöne Vogel war.
Als ich ihm sein Geſieder
Mit Golde reich umwand,
Hub er sich in die Wolken,
Und flog in fernes Land.

Mein Falk! Ich sah dich wieder.
Stolz war dein Flug und hoch.
Du führst an deinem Fuſse
Den seidnen Riemen noch,
Und Gold um dein Geſieder;
Doch mich vermeidest du.
Gott sende jedem Herzen
Sein holdes Liebchen zu!

Bewegt iſt meine Seele,
Mein Auge thränenvoll,
Daſs ich von meiner Schönen
Und Guten ſcheiden ſoll.
Verläumder, die mich trennten,
Euch ſtürze Gott in Leid!
Gott lohne, wer mich ausſöhnt,
Mit Lieb' und Seligkeit!

10.

Hiltbald von Schwanegoei.

(*Von Tieck.*)

Von Sorgen wähnte ich ledig seyn
Da ich die schöne all umbeſing,
Gehöhet ward das Herze mein;
Als es mir schädelichen erging
Da war meine Sorge kleine,
Nun hab' ich mehr denne eine,
Ich fürchte, ihr sey so weh nach mir
Wie meinem Herzen ist nach ihr,
Das sind zweyfaltge Leid
Die unser beyder Herz erleidt.

Unterweilen muſs ich tragen
Von Gedanken sehnende Leid,
Wann ich danne höre sagen
Von ihrer so groſsen Würdigkeit

So werde ich von den Mähren froh,
Thäte sie mir auch dasselbe also
Hörte sie von mir was Gutes,
Dann sind wir gleiches Muthes,
Was sie freut, des freue ich mich,
Was mich freut, des freut sie sich.

Minnelied.

(Von Haug)

Wie schön und gut sie wäre,
  Hatt' ich so viel vernommen,
Daſs nimmer mir die Mähre
  Konnt' aus dem Sinne kommen;
Jüngst hab' ich endlich sie gesehn,
  Und lieb' und singe nun die Hehre,
Und will und kann nicht widerstehn.

Ja, wiſst es, Engelgleiche!
  Ich bin nach eurem Willen
Der Arme, oder Reiche,
  Jauchz' oder klag' im Stillen,
Ihr waltet überschwenglich mein!
  Ist's aber, daſs ihr sprächt: Entweiche!
Deſs sollt ihr ungewaltig seyn.

11.

Werner von Tuifen.

Minnelied.

(*Von Haug.*)

Naht euch der süſsen Minne Thron!
Sie beut ja süſsen Sold.
Wiſst, ihres treuen Dienstmanns Lohn
Ist köstlicher, denn Gold.
Heran! Seyd unterthänig, werthe Layen:
Sie kann mit hoher Lust euch benedeyen,
Kann euer Herz von langem Kummer freyen.

Die Minne theu'rt des Edeln Werth,
Und höht des Klagers Muth. -
Ihn lohnt, was überschwenglich ehrt,
Was besser ist, als gut.

Sie schafft, was nie der Aerzte Kunst erschwänge.
O daſs ich süſsen Minnelohn erränge!
Verderben muſs ich, so mein Wunsch miſslänge.

„Hilf, zauberische Minne, mir!
Ich bin vor Liebe krank.
Mein Trost, mein Leben liegt an dir.
O zwinge, die mich zwang!
Vor ihren Augen laſs mich Gnade finden!
Von Herzenleide soll sie mich entbinden;
Sonst kann ich's ohne Tod nicht überwinden.

„Mich dünken Schätz' und Kronen nichts,
Wird nur die Holde mein.
Wenn sie mein Herz verschmäht, so bricht's.
Grabt meinen Leichnam ein!
Sie weinte doch, wenn ich im Sarge ruhte. —
Lieb ist sie mir, o lieb vor allem Gute.
Sie wohnt geheim, und ewig mir im Muthe.

Der Bösen Haſs, der Buhlen Neid
Ertrüg' ich gern um sie.
Nur eines Lächelns Seligkeit!
Ach! Sie gewährt es nie.
Sie häuft durch meine Qualen ihre Schulden.
Ich zürne nicht — ich muſs es stille dulden.
Ich rang, und ringe fortan, ihr zu hulden.

Nun steh' ich aller Sorgen baar.
Will sie, so bin ich todt.
Reicht sie den Mund zum Kusse dar,
So flüchten Gram und Noth.
Sie kann die Herzen heilen, wie verwunden,
An sie muſs ich gedenken alle Stunden.
O Minne! laſs mich Kranken bald gesunden.

Dasselbe.

(*Von Hermes.*)

Die süſse Minne süſsen Sold
Dem giebt, der sich ihr weiht.
Ihr Lohn ist besser noch, als Gold,
Das wisset, weit und breit!
O dient der Minne gern, ihr werthen Layen!
Wohl kann sie euch das bange Herz erfreuen:
Den gröſsten Kummer kann sie bald zerstreuen!

Die Minne ziert den werthen Mann,
Erhöht den bangen Muth!
Was lohnt so süſs, wie sie es kann?
Ihr Lohn ist mehr als gut!
Bald kann die Minne Leid und Kummer zwingen;
Nach ihrem Lohn mein sehnend Herz soll ringen!
Verderben muſs ich, sollt' es nicht gelingen!

Hilf bald, du süſse Minne, mir,
Ach, meine Freud' ist krank!
Mein Trost, mein Leben liegt an dir —
Bezwing, die mich bezwang,
Daſs sie mich endlich Gnade lasse finden! —
Will sie mich nicht vom Herzeleid entbinden,
So kann ich's, ohne Tod, nicht überwinden! —

Der Welt ihr Gut mich kümmert nicht,
Hab' ich das holde Weib;
Sie lieb' ich, bis mein Herz mir bricht,
Und mir verfällt mein Leib.
Sie ist mir lieb vor allem Erdengute,
Sie wohnt zu allen Zeiten mir im Muthe.
O daſs mein Herz an ihrem Herzen ruhte! —

Der bösen Menschen Haſs und Neid
Erduld' ich um sie gern,
Der ich auf ewig mich geweiht!
Sie labt mich nah' und fern!
Ach welchen Kummer muſs ich durch sie leiden! —
Doch immerhin! Um sie duld' ich mit Freuden!
Nichts soll mich je von ihrer Liebe scheiden!

Wohlan, so bin ich sorgenfrey,
Will sie's, so bin ich todt,
Will sie's, daſs sich mein Herz erfreu,
O sie kann wenden Noth!
Wohl schlägt sie durch den Leib dem Herzen Wunden!
An sie muſs ich gedenken alle Stunden!
Die Minne hat mich armen Mann gebunden!

Ein anderes.

(*Von Tieck.*)

Freut euch beyde Junge und Alt Winter kalt
Hat gethan sein Scheiden, schauet an den Wald,
Feld und Anger steht bekleidet, Blumen breit
Sieht man auf den Heiden, voller Freudigkeit,
Blumen weiſs durch grüne Reis'
Glänzende blicken,
Euch schmücken
Sollt ihr Junge nicht ohne Fleiſs.

Dabey hört man Vogel-Sang sonder Wank
Klingen in der Aue, die der Winter zwang,
Ihr Gemüthe steht viel hoh, rechte also
Wäre mir, wenn meine Fraue mich noch machte froh,
Jene die zum Herzen hie
Nahe lag verborgen,
Von Sorgen
Schied ihr Trösten mich noch nie.

Von ihr dulde ich Ungemach, - manches Ach
Füget mir die Reine, drum ist meine Freude schwach,

Seht, das muſs erdulden ich züchtiglich,
Denn sie hat Fehler keine, und ist minniglich,
Voller Wonnen und besonnen
Ist meine Trösterinne,
Meine Sinne
Hat sie ganz mir abgewonnen.

Der viel Süssen Mündel roth mir den Tod
Füget und Schmerzen o weh Leid und Noth,
Soll die klägeliche Pein bleiben mein
Freude meinem Herren muſs dann fremde seyn,
Meinen Leib sie seelig Weib
Hat viel gar bezwungen,
Verdrungen
Hat Freude von mir ihr Leib.

Mein viel sehnendes Herze klagt gar verzagt
Daſs mir die Lieb verborgen die mir wohl behagt,
Soll der ungemeine Streit lange Zeit
Währen, das tiefe Sorgen mir den Tod bereit't,
Wär ich ihr lieb, wie sie mir,
Leid mir gar verschwände,
Trost fände
Mein Herze nach seiner Begier.

12.

Steinmar.

(Von Tieck.)

Ich will grünen mit der Saat
Die so wonniglichen staht,
Ich will mit den Blumen blühen
Und mit den Vögelein singen,
Ich will lauben wie der Wald,
Wie die Heide seyn gestalt,
Ich will mich nicht lassen mühen
Mit allen Blumen springen,
Ich will zu Liebe meiner süſsen Frauen
Mit des viel süſsen Meyen Thaue thauen,
Das ist mir alles nicht zu viel
Wenn sie mich trösten will.

Sie ist so ganz nach Wunsche ein Weib,
Wenne ich schaue ihren werthen Leib
Der höchste König wähne ich zu seyn,
Ich bin so freudenreich
Daſs man die Freude wohl
Damit übergulden soll,
Sie hat wundervollen Schein
Der Sonnen wohl geleich,
Ich will zu Gute aller guten Weibe
Gedenken wohl zu Liebe ihrem reinen Leibe,
Das ist mir alles nicht zu viel
Wenn sie mich trösten will.

Tröste, süſse Trösterin mein,
Tröste wohl, denn ich bin dein,
Schlieſs auf deinen rothen Mund,
Du heiſs mich froh beleiben,
So mag ich fröhlichen fahren
In der Luft ob den Aaren,
Lieb, thu' mir deine Hülfe kund,
Mein Trost ob allen Weiben,
Ich will in Treuen dir vertrauen heuer
Daſs mich deine Güte wohl zu Freuden steuer,
Das ist mir alles nicht zu viel
Wenn sie mich trösten will.

13.

Der tugendhaſte Schreiber.

Frauenlob.

(Von Haug.)

Gute, Weiber! Laſst euch ehren!
Wollt ihr Güte hold gewähren,
Dann ist niemand gut, wie ihr!
Nur ist noth, daſs eure Güte
Unser Herz vor Weh behüte,
Oder einsam trauern wir.
Leben ohne Liebeswonne
Ist ein Frühling ohne Sonne.
Wehrt, durch eure Güte, wehrt
Daſs kein Leid uns wiederfährt!

Wohl euch, tugendreichen Frauen!
Laſst euch lieblich grüſsend schauen!
Lächelt treuen Freunden so,
Daſs sie danken, jubeln müssen!
Schafft beklömm'ne Herzen froh!
Seht, wie spielen Haid' und Aue
Flimmernd in des Maien Thaue!
Doch entzückter blickt ein Mann
Euer süſses Lächeln an.

Nur dem Muth- und Ehreschwachen
Sollt ihr Augengruſs und Lachen
Ganz verbergen, ist mein Rath.
Frommt ein lichter Schein dem Blinden?
Frommt es Thoren, Gold zu finden?
Frommt dem Bösen gute That?
Forscht und sichtet, daſs der Zage
Nimmer Liebesheil erjage!
Höher lohnt, als Rang und Gold,
Minnelohn, der Ehre Sold.

Schöne, mir im stolzen Muthe
Lieb und werth vor allem Gute,
Der ich diene für und für!
Ende! daſs mein Glück gedeihe!

Mir verheiſsen Dienst und Treue
Lieber Dinge viel von dir.
Ueber deiner süſsen Güte
Freut dein Knecht sich im Gemüthe,
Wie des Waldes Vögelein
Ueber Frühlingsmorgenschein.

Minnelied.

(*Von Haug.*)

Ein höheres Wesen, voll weiblicher Güte,
So wundersam zart, ach! so lieblich und hehr —
Zur Holdin erwählt' ich's im stolzen Gemüthe.
Treu dien' ich wie lange! Treu lieb' ich wie sehr!
Nur Wehe — neuer Sold für Lieb' und Treue —
Nur Wehe fühlt mein Herz, doch keine Reue.

Bekennen nicht will sie den Frevel, den schweren,
Nicht wissen, daſs sie mich der Sinne beraubt.
Sie könnte mir Reichthum und Wonne bescheren,
Verhüllte sie nimmer das heilige Haupt,
Da frommt ein Blick, ein Lächeln oder Grüſsen,
Drey Jahre Liebeskummer abzubüſsen.

Soll ich nun die Herzeneroberin lassen? —
Ach nein! Mir gebietet die Minne zu sehr.
Und wenn sie mir lohnte mit Qualen und Hassen,
Ich müſste sie minnen je länger, je mehr.
Mir bleibt die Zauberin, mein Quell der Schmerzen,
In meinen Augen sanft, und lieb im Herzen.

Für alle Genüſse des fröhlichen Mayen,
Für seine Verklärung und üppige Pracht,
Genügt mit der Lieben ein liebliches Zweyen,
Was Erdenaturen zu göttlichen macht.
O was für Freudeblumen dürft' ich pflücken!
Nie kann so süſs der Wonnemond entzücken!

So trunkenes Wünschen erhabener Dinge,
So himmlische Bilder begeistern mich oft,
Daſs in der Träume Geburtsland mich schwinge,
Erbeute, was drunten mein Schwachmuth kaum hofft,
Und selbst des Kaisers Lust kein Haarbreit wiche,
Bey Lustgedanken an die Minnigliche.

14.

Heinrich von Rugge.

Minnelied.

(*Von Hermes.*)

Ich sah in lichter Farbe stehn
Die Heide, wie den grünen Wald,
Wie fahl sind sie nun überall!
Kein Blümchen läſst sich jetzt mehr sehn,
Der Winter, ach! bezwang sie bald;
Auch hat die liebe Nachtigall
Vergessen, daſs so schön' sie sang.
Nur ich muſs immer trüb und bang
Noch denken an ein schönes Weib,
Die, würde sie auch nimmer mein,
Mir lieber noch ist, als mein Leib!

O würd' ich ein so sel'ger Mann,
Daſs ich der deuchte Lohnes werth,
Die meine Freud' in Händen hat,
So hätt' ich, was ich nie gewann,
Und oft umsonst von ihr begehrt
Wohl sonder alle Missethat!
Sie kränkt mich, ach! und weiſs doch das,
Daſs ihrer ich noch nie vergaſs!
Wenn sie mich das genieſsen läſst,
So ist sie, soll sie immer seyn,
Die, die ich liebe treu und fest.

So selig ward ich, ach! noch nie,
Daſs ihr mein Kommen hätte wohl
Gethan und drauf das Scheiden weh,
Seit ich begann, daſs ich verlieh
Mein Herz ihr, der es bleiben soll
Auf ewig treu, geh's, wie es geh! —
Das gute Kind verständigt sich,
Doch denk ich, sie versuche mich,
Ob ich auch treu' ihr könne seyn;
O wär' es so! Bey meinem Eid,
Mich sollte nichts so hoch erfreun!

15.

Der Schenke von Limpurg.

(Von Hermes.)

Was der Lenz für Freude bringet,
Die so sanft den kleinen Vöglein thut,
Was die Nachtigall uns singet,
Das verscheucht mir nicht den trüben Muth!
Ach! die mich in Fesseln zwang,
Nach der je mein Herz so rang,
Zwinget mich zu sehr, die Hehre!
Ihr zur Ehre
Sing' ich neuen Sang!

Wohl mir, daſs ich die gefunden,
Die mein Herz auf ewig lieben soll!
Ach! so süſs an sie gebunden,

Thut sie mir in meinen Augen wohl;
Küſste mich ihr rother Mund,
O so würd' ich gleich gesund,
Denn mich heilte ihre Güte!
Gott behüte
Die mich hat verwundt!

Wollte mich die Minnigliche
Nicht verderben, ach! so wär' es Zeit,
Daſs sie sich mit mir vergliche,
Um zu enden meinen langen Streit!
Minne, sieh, ich bin so wund!
Machst du mich nicht bald gesund,
O so werd' ich sterben müssen! —
Laſs mich küssen
Ihren Rosenmund!

16.

Ulrich von Lichtenstein.

Was ist Minne.

(Von Tieck.)

Fraue schöne, Fraue reine,
Fraue seelig, Fraue gut,
Ich wähne, euch die Minne kleine
Kränket, das seyd ihr hochgemuth,
Wird euch Minne-Zwingen kund
Euer kleiner viel rother Mund
Lernet seufzen an der Stund. —

Herre sagt mir, was ist Minne,
Ist es Weib oder ist es Mann,
Dessen ward ich noch nie inne,
Sagt an, wie ist es gethan,
Das sollt ihr mir künden gar,
Wie es sey und wie es fahr,
Daſs ich mich vor ihm bewahr. —

Fraue, Minne ist so gewaltig
Daſs ihr dienen alle Land,
Ihre Gewalt ist mannigfaltig
Ich thu euch ihre Sitte bekannt,
   Sie ist übel, sie ist gut,
   Wohl und Weh sie beyde thut,
   Seht, also ist sie gemuth. —

Herre, kann die Minne schwenden
Trauern und auch sehnende Leid,
Hochgemüthe im Herzen senden,
Künste, Zucht und Würdigkeit,
   Hat sie alles des Gewalt,
   Als ich euch hab vorgezahlt
   So ist die Ehre mannigfalt. —

Fraue, ich will euch von ihr mehre
Sagen, ihr Lohn ist minniglich,
Sie giebt Freude und giebt Ehre,
Sie macht hoher Tugenden reich,
   Augen-Wonnen, Herzen-Spiel,
   Giebt sie wem sie lohnen will,
   Dazu hohes Heiles viel. —

Herre, wie soll ich verschulden -
Ihren Lohn und ihr Habe Dank,

Soll ich Kummer davon dulden
Da ist mein Leib zu gar zu krank,
    Leides mag ich nicht ertragen,
    Wie soll ich ihren Lohn erjagen,
    Herre das sollt ihr mir sagen. —

Fraue, da sollt du mich minnen
Herziglichen wie ich dich,
Wenne wir zwey uns so vereinen
Daſs wir beyde sind ein Ich,
    Bis du mein so bin ich dein. —
    Herre, nein, das mag nicht seyn,
    Seyd ihr euer, ich bin mein. —

Dasselbe.

(*Von Haug.*)

Frau! Ja, Herrin meiner Sinne!
Achtet meinen Wunsch nicht klein!
Lernt von eurem Diener Minne!
Lernt, auf Erden selig seyn.
Würd' euch Minne sattsam kund,
Euer kleiner holder Mund
Schwüre heut den Minnebund.

„Herr, so sagt mir: Was ist Minne?
„Ist es Fräulein oder Mann?
„Nie beym Himmel! ward ich's inne.
„Lehrt mich, was es will und kann.
„Ist es trüglich, oder wahr?
„Seine Lust und seine Fahr
„Sollt ihr mir verkünden gar."

Frau! die Minne herrscht gewaltig.
Alle Lande dienen ihr.
Ihre Macht ist mannigfaltig.
Ihre Sitte launt, wie wir.

Sie ist übel, sie ist gut,
Daſs sie wohl und wehe thut.
Also merkt der Liebe Muth.

„Herr! und kann sie Schmerz entschmerzen?
„Unterjochen bitt'res Leid?
„Wonne senden in die Herzen?
„Fügen Zucht und Würdigkeit?
„Hat deſs alles sie Gewalt,
„Nun so preis' ich Jung und Alt,
„Wem sie Hohes gilt und galt."

Frau! vernehmet gröſs're Lehre:
Minnelohn ist segenreich.
Freude giebt sie, Heil und Ehre.
Knechte setzt sie Fürsten gleich.
Augen-Wonnen-Herzenspiel
Giebt sie, wenn sie lohnen will,
Und noch sonder Gaben viel.

„Herr! und was soll mir erjagen
„Ihren Habedank und Lohn?
„Sehnen, Thränen, Seufzen, Klagen?
„Der Gedanke schreckt mich schon.
„Sagt, wie ihre Lust erjagt,
„Wem ihr Wehe nicht behagt?
„Löst das Räthsel mir, und sagt!"

Fräulein! Da muſst du mich meinen,
Herzlich meinen, wie ich dich,
Uns're Zweyheit so vereinen,
Daſs wir beyde sind Ein Ich,
Bist du mein, so bin ich dein!
„Herr! Fürwahr, das kann nicht seyn!
„Seyd Ihr euer, ich bin mein.

(*Von Hermes.*)

Ich bin hohen Muthes:
  Hoher Muth so sanft mir thut!
Nie ward so ein gutes,
  So mit Zucht und hohem Muth
Wohlbegabtes, schönes Weib
  Irgendwo geboren!
Heil dem edlen, reinen Leib!

O dies Weib behütet
  Mich bis jetzt vor jedem Leid,
Lieblich sie's vergütet,
  Die allein mir Freude beut.
Durch sie bin ich hochgemuth!
  Sie ist meine Schöne,
Nur durch hohe Tugend gut.

Einst, zur guten Stunde
  Sprach die Gute gegen mich
Mit dem süſsen Munde,
  Was mich freuet inniglich.
O wie zärtlich sprach sie's da,
  Als ich in ihr lichtes,
Spiegelhelles Auge sah!

Ihre reine Güte
  Nahms aus ihres Herzens Grund.
O wie herrlich blühte
  Freud' und Muth in mir die Stund,
Da das süſse Wort sie sprach,
  Deſs ich mich vor allen
Wohl am meisten freuen mag!

Ihrer Worte Süſse
  Wecket in mir hohen Muth,
Und ihr Dank und Grüſse
  Von ihr thut so sanft und gut!
Ich bin alles deſs gewährt
  Mit der Tugendreichen,
Was ich süſses je begehrt.

Von ihr hab' ich Ehre,
  Von ihr hab' ich hohen Muth,
Mir gewährt die Hehre,
  Was vor allen sanft mir thut:
Einen frohen Rittersinn
  Giebt sie mir zum Lohne,
Daſs ich ihr Getreuer bin.

Hab ich von der Guten
  Ruhmdurst nicht, und Leib und Gut?
O der Wohlgemuthen

Ritter bin ich stets mit Muth!
Was sie will, das will auch ich ich,
Königin des Herzens,
Herrsch' auf immer über mich!

(*Von Hermes.*)

In dem Lieben, schönen Mayen
Hat das Trauren keine Statt:
Zärtlich kosend muſs sich freuen
Alles, was sein Liebchen hat.
Rund umher ist alles froh!
Denn der Wonnemond wills so.

Wo sich reine Liebe findet,
Schlägt entzückenvoll die Brust!
Herzen, die die Liebe bindet,
Fühlen immer Mayenluft.
Wo man Lieb' um Liebe beut,
Mag man nicht die Traurigkeit.

Liebchen, die es herzlich meinen
Mit einander allezeit,
Und sich beyde treu vereinen,
Sich zu lieben sonder Leid,
Gott zusammen hat gefügt,
Um zu leben hoch vergnügt.

Treue Liebe heiſset Minne
Bey den lieben Alten fein!

Sie nur ehren meine Sinne.
  Reiner Liebe soll allein
Lebenslang mein Herz sich weihn,
Denn nur sie kann es erfreun!

Wo ein Herz voll Treue findet
  Treue Liebe, treuen Muth,
All sein Trauren ihm verschwindet
  Treue Lieb' ist, ach! so gut,
Daſs sie stete Freude giebt
Jedem, der sich ihr ergiebt.

Mögt' ich treue Liebe finden:
  O wie treu wollt' ich ihr seyn!
Mit ihr wollt' ich überwinden
  Alle meine Sorg' allein!
Schön ist reine Lieb' und Treu,
Sie umblüht ein ew'ger May!

(*Von Tieck.*)

Wehe über die gar Unguten
Die da selten werden froh,
Die heiſs ich die Ungemuthen,
Das ist ihr Name mit Recht also,
Wehe über sie immer mehre
Sie verliehren mit ihrem Trauern Heil und Ehre.

Wo ein Weib nicht fröhlich machen
Kann ihren herzelieben Mann,
Mit ihrem Scherzen mit ihrem Lachen,
Dem ist Freude gar zergahn,
Freut ihn nicht ihr süſses Kosen
So machen ihn nimmer froh des Meyen Rosen.

Ich bin froh von einer Rosen
Die kann sprechen süſse Wort,
Ihr viel lieblich gütlich Kosen
Giebt mir hoher Freuden Hort.
Mit ihrem kleinen rothen Munde
Zieht sie mit Trauern gar aus Herzensgrunde.

Schauet wie die Bien' ihr Süſse
Aus den Blumen ziehen kann,
Also ziehn mir ihr Grüſse

Trauern von dem Herzen dann,
Ihren Urlaub und auch ihr Grüſsen
Kann sie mir mit süſsen Worten süſse süſsen.

Sie hat hohes Muthes Krone
Mit ihrer Güte mir gegeben,
Die hab ich von ihr zum Lohne,
Des muſs mein Muth hohe schweben,
Wohl ihr, daſs sie mich so krönet,
Und ihre Weibheit mit viel hohen Tugenden schönet.

17.

Christian von Halme.

Seligkeit der Liebe.

(*Von Haug.*)

Mit fröhlichem Leibe,
Mit Armen umfangen,
An's überschwellende Herz gedrückt,
Vom göttlichsten Weibe
Mit küſslichen Wangen
Hold angelächelt — o das entzückt!
Zwey Herzen sind's, und ein einziger Leib
Nur noch in Worten Mann und Weib.
Da muſs die Traurigkeit schwinden!
Da läſst der Liebe seligster Bund
Sie lange kein Wort verkünden.
Da küſst der Geliebte den süſsesten Mund.
Kein Sang thut würdig die Wonne kund.

Die Neigung der Frauen
Schafft männlichen Herzen
Bisweilen Kummer, bisweilen Trost.
Sie heimlich zu schauen,
Vergütet die Schmerzen.
Da wird gelispelt, geküſst, gekost.
Ja, wo vier Arme sich schlieſsen in Eins,
Dem Wundertheile gleichet kein's.
So engvertraut mit der Lieben,
Begünstigt durch ihr freundliches Ja
Wird Zweifel und Sorge vertrieben.
Da drücken zwey Busen sich also nah —
Kaum fände kein dünnes Blättchen da.

Wenn gerne betrachtend
Vier Augen sich weiden,
Dann pochen und lohen der Herzen zwey.
Sie grüſsen sich schmachtend.
Ob Leiden, ob Freuden
Ihr Gott verhänge, sie theilen's treu.
Im Stillen nimmt das glückliche Paar
Der hohen Minne Zauber wahr.
Ach, Mund an Munde vergessen
Sie rings, was ist. Die Erde zerstiebt,
Ihr Himmel ist nicht zu ermessen. —
Den herrlichsten Sieg doch gewinnt, wer liebt.
Wohl dem, der Minne mit Züchten übt.

Frauenlob.

(*Von Haug.*)

Da kommt der May mit Schalle!
Die Vögel singen alle,
In farbereichem Kleide
Strahlt zauberisch die Haide;
Doch scheint ihr Glanz verblichen
O Frau'n mit euch verglichen;
Ihr seyd so himmlisch gut,
So frey von falschem Muth!
Ihr ſüſsen Minniglichen!
Ein Kuſs von eurem Munde
Labt in dem Herzensgrunde,
Mehr noch von Armen schön und blank,
Ein williger Umfang.

Wer Tugend liebt und Ehre,
Der merke sich die Lehre:
„Er soll zu allen Zeiten
„Der Frauen Lob verbreiten" —
Manch' wonneglicher Segen
Beginnt wohl seyn zu pflegen,
Wenn er sie fröhlich grüſst,
Und ſein die Rede ſüſst,

Nie kalt und nie verwegen.
Wenn rothe Lippen lachen,
Muſs alle Trauer schwachen.
Des holden Augenspieles Fund
Macht Herzen lieblich wund.

O Jubel, euch zu dienen!
Zwey Lippen, wie Rubinen,
Zwey zarte Rosenwängel,
Und Blicke wie die Engel
Muſs jeder gern beschauen,
Und eurer Huld vertrauen.
Von Allem, was da lebt
Und höchsten Ruhm erstrebt,
Ziemt euch der Rang, o Frauen!
Mit hunderttausend Munden
Kann niemand würdig kunden
Und singen, was mein Lied erhob
Der Frauen Werth und Lob.

Der Anger.

(*Von Tieck.*)

Ich wollte, daſs der Anger sprechen sollte.
Ich weiſs warum ich wünsche das,
Und er mir danne rechte sagen wollte
Wie gar sanfte ihm heuer was
Da meine Fraue Blumen las
Von ihm, und ihre minniglichen Füſse rührten auf sein grünes Gras.

Herr Anger, welche Freude muſstet ihr schmecken,
Als meine Fraue kam gegahn
Und ihre weiſsen Hände begonnte strecken
Nach euren Blumen wohlgethan;
Erlaubet mir, Herr grüner Plan,
Daſs ich meine Füſse setzten müsse wo meine Fraue hat gegahn.

Herr Anger, bittet, daſs meine Trauer möge büſsen
Ein Weib, nach der mein Herze steh,

So wünsche ich, daſs sie mit bloſsen Füſsen
Noch heuer müsse auf euch gehn,
Denn so schadet euch nimmer Schnee,
Wird mir von ihr ein lieblich Grüſsen so grünt
mein Herze wie euer Klee.

Minnelied.

(*Von Haug.*)

Wonne! Seht das Maylicht scheinen,
Scheinen über alles Land!
Hört das Zwitschern in den Haynen,
Die man ehe traurig fand!
Lag nicht ringsum todt die Hayde?
Nun ist ringsum Augenweide!
Heut ist mein liebster Mayentag.

Heute kommt die Langentbehrte
Zu dem Murmelquell im Thal.
O! die holde Liebenswerthe
Ist, wie heit'rer Sonnenstrahl,
Der beflimmert alle Reiche;
Also thät die Engelgleiche,
Mein junges Herz durchstrahlte sie.

Wohl ihr, wohl dem hehren Weibe,
Das so frey von Falschheit lebt,
Züchtig, wie des Mondes Scheibe,
Unter Sternenchören schwebt.
Diesem wahrlich! gleicht die Reine;
Die Tugenden all' all' mit ihr.

O! geböte, die ich meine,
Hundert Sklavendienste mir,
Tausend — ich versagte keine,
Reichen Lohn weiſs ich dafür.
Endlich darf ich von der Guten
Minnelohn und Gnade muthen;
Sie küsse dann den Brautkuſs mir.

18.

Wolfram von Eschilbach.

(Von Tieck.)

Du trägst ein Herz so feste auf meinen Verlust,
Wie soll die Sitte an dir zergahn?
Ein kühner Falke der beste dem mag die Brust
Nicht besser denn dir die deine stahn,
Dein Mund ist auf den Kuſs gestalt,
Dein lacheliches Grüſsen
Mag mir wohl versüſsen
Saure Noth, so hat deine Minne mein Gewalt.

Möcht' ich die Schön' erreichen, die so hoch
Ab meiner Freude steht gezielt,
Gott muſs ihr Herze erweichen da es noch
Von meiner Trauer gar nichts fühlt,

Man sieht mich froh in keiner Weil,
Einen Stein von Donnerstrahlen
Möcht ich zu allen malen
Haben erbeten, daſs ihm der Härte entwiche ein Theil.

Ihre Wänglein wohl gestellet sind so klar
Wie eine thauige Rose roth,
Die Schöne mir wohl gefället, sie ist Falsches baar
Ihre Augen bringen mich in Noth,
Sie dringen in meines Herzens Grund,
So entzündet mich ihre Minne,
Daſs ich von ihrer Liebe entbrinne,
An der Statt bin ich von der Süſsen wund.

Ihre Schöne Freude machet, durchleuchtig roth
Ist ihr Mund wie ein Rubein,
Wie sie von Herzen lachet des Sorge ist todt,
Sie ist meiner spielenden Augen Schein,
Ihre Fremde kränket das Herze mein,
Ich sterbe wird mir nicht ihre Minne,
Venus, die Göttinne.
Lebte sie noch sie müste bey ihr verblichen seyn.

Meinen Augen, ist mein Wille, sage ich Dank,
Daſs sie sie funden also gut,
Die ich da minne stille sonder Wank,
Die hat gehöhet mir den Muth,
Das schaffet mir ihr rother Mund,
Ihr minnigliches Lachen
Kann mir wohl machen
Hohen Muth, davon mir wird eine Freude kund.

Mannicher klaget die schöne Zeit und die lichten Tage,
So klage ich was mir ein Weib anthut,
Die mir zu Sorgen gieb Leid, o weh dieser Klage!
Was ist mir für sehnendes Trauern gut?
Aller Vögel Singen, aller Blumen Schein,
Alle Weib und Weibeskind
Die nur lebende sind,
Trösten mich nicht, denn also soll es seyn.

Mich hat Leid in Trauern bracht und eine sehnende Klage,
Die mich nichts als trauern lehren will,
Mich hat Lohnes nie bedacht, der ich meine Tage

Habe gedienet aus der Maſsen Ziel:
Wer soll mir nun Lohnen, wenn sie lieget todt,
Geschieht das nicht und stürbe aber ich
Fraue mein, nun sprich,
Auf wen erbe ich danne diese Noth?

Hilf, hilf gut Weib, nun laſs sehen ob du hast zu brechen Macht
Sorgen-Band, meine Freude stirbt daran,
Mir mag Lieb von dir geschehen, dazu hast du's bracht,
Deine Güte bitte ich und mahn,
Mannlich Dienst weiblich Lohn geleich stets mag,
Nur von dir viel selig Weib
Kummer trägt mein Leib,
So verging in aller Zeit mir Nacht und Tag.

19.

Winli.

Ein Minnelied.

(*Von Haug.*)

Du hohe und allerliebste Minne!
Dir muſs ich immerfort auf Gnade singen.
Ich weiſs ein Weib, — das wohnt in meinem Sinne,
Ach, wolltest du mir ihre Huld erringen,
Daſs ohne Wank sie mein, mein eigen bliebe,
Und ihr gefällig thätet, was ich hieſse,
Aus treuem Muth und ungefälschter Liebe,
Bis ich es Beyden selbst erlieſse.
Dann trüge freudereichern Sinn
Kein König, keine Königin.
Ich wähnte, hoch der Nachtigall zu gleichen.
Wer könnte mich an Seligkeit erreichen!
O, möchte Heil mir wiederfahren!
Sie, deren Herz in solcher Süſse steht,

Daſs nirgendwo der Neider Galle späht,
Ist keuscher, als ein Kind von sieben Jahren,
Ist weise, sittig, liebenswerth,
Ist allgeliebt, und allverehrt.
Sie lächelt, wie in stiller Lust
Der Säugling an der Mutter Brust,
Ihr Leib, — wie lockend schön geschaffen!
Da müſste sich ein Herz von Stein vergaffen.
Wer sie des Morgens freundlich sieht,
Den Tag ihm immer Leid geschieht.
Sie wächst an Tugenden zu aller Zeit.
Gefährlich waltet sie, wie Herrscher walten,
Bannt oder tilgt, was ihrer Ehre dräut
Und fleiſset sich, den Vorpreis zu behalten.
Die Augen, gleich des edeln Falken, braun —
Wie sie hervor aus weiſser Rundung glühen,
Darinnen sich ein Lieber wohl ersähe!
Gezogen ist ringsher ein Zaun,
Worunter lichte Wängel blühen.
Glückselig, wem zur Wonne das geschähe!
Den weiſsen Händen ward an sich
Die beste Form, bedünket mich.
Und beyde haben schwesterlich
Der Minne Paradies so wohl beschlossen, —
Ach, Niemand noch hat sein genossen!
Die kargen blanken Arme, — nie
Umschlangen einen Trauten sie.

Wenn hold zu lächeln ihr gefällt,
Verschönt ein Grübchen noch die Wängel.
Nichts giebt ihr Mündlein, zart gestellt,
Als süſse feine Rede. — Welt!
Sprich, wie gewannst du diesen Engel? —
Wo sie des Jahrs mit Willen ist,
Da mag man ohne Sorgen seyn,
Da schadet Reif den Bäumen nicht und Blüthen,
Und Niemand krankt in langer Frist.
Wen sie den Puls befühlet, Nein!
Nein! der bedarf nicht mehr des Arztes Hüthen.
Wohin sie sich zur Kurzweil kehrt,
Da hat die Lust dem Leid gewehrt,
Da muſs das Leid den Wahlplatz eilig räumen,
Und darf mehr keinen Menschen säumen.
Sie lenkt und treibt des Glückes Rad,
Wenn sie da will, den rechten Pfad.
Ach, Minne, möcht' ich diesen so,
Daſs sie mir noch das Paradies entschlöſse!
Es denken, macht schon herzlich froh;
Wohl weiſs ich, daſs mich nimmer da verdröſse.
Ach, reicher Gott! und würd' es wahr,
Und könnt' ich noch den süſsen Schatz erstreben,
(Von ihr so würdig innbehalten,)
Ich wöllt' in's dreymal zehnte Jahr
Bey Brod und Wasser fastend leben,
Und gern im tiefsten Kerker alten.

Minnigliche Minne.

(Von Tieck.)

Minnigliche Minne,
Nun füge durch Güte
Daſs ich meine Liebe ersehe nahe bey,
So daſs ich gewinne
Ein neues Gemüthe,
Daſs ich dieser Sorge werde endlichen frey,
Käme ich jemals dahin, wo ich sie fünde,
Nimmer ich entwinde
Bis ich's ihr verkünde,
Wenn mich irgend führte mein Dienst näher bey.

Nun hat neubelaubet
Der Wald sich zehn Jahr
Daſs ich nimmer noch neue Freude gewann,
Hätt' ich das geglaubet
Daſs mit der Gefahr
Sie mich ihr dienen hieſs, als sie mich gewann,
Seht, so hätte ich mich an ihr gerochen,
Ich hätte ihr gebrochen,
Ich hätte gesprochen:
Wie ihr mir Fraue so bin ich euch Mann.

Das hab ich versäumet,
Ich floh allen Weiben,
Sie hat mich gefangen ihr eigen ich bin,
Hätt' ich da geräumet
Als sie mich hieſs beleiben;
So möcht ich nun dienen wohl nach meinem Sinn,
Das mag nun nicht seyn ich muſs ihr neigen,
Sie mag mich wohl zeigen
Den Leuten für eigen,
So mag sie mich schätzen ich gebe mich hin.

Nicht läugnen ich will
Ich sey ihr gefangen,
Das gönne ich Niemand auf Erdreiche bas,
Und ist das so still,
Daſs ich auf ihren Wangen
Noch in ihren Augen nichts Liebes nie las:
Seht, wie gut Gesellin ist die Reine,
Alles das ich meine
Das meinet sie kleine,
Trag ich zu ihr Huld so trägt sie gegen mich Haſs.

Nimmt das nicht ein Ende
Das kostet ein Sterben
Mich viel sehnenden Mann, dazu bin ich gestält,
Solchen Schaden wende,

Nicht laſse mich verderben
Minnigliche, du haſt die Gewalt,
Oder ich will kämpfen vor dem Reiche
Mit ihr ſicherleiche
Dem ich nicht entweiche
Eh ich länger trüge die Noth mannigfalt.

20.

Walther von der Vogelweide.

Mahnung.

(*Von Haug.*)

Kinder wohl zu ziehen,
Soll man Härte fliehen.
Wo die Ehrlust was vermag,
Gelten Worte, wie ein Schlag.
Worte gelten, wie ein Schlag,
Wo die Ehrlust was vermag.
Härte soll man fliehen,
Kinder wohl zu ziehen.

Hütet eure Zungen
Vor Beleidigungen!
Laſst kein böses Wort hervor;
Stoſst den Riegel vor das Thor.
Stoſst den Riegel vor das Thor!
Laſst kein böses Wort hervor!
Vor Beleidigungen
Hütet eure Zungen!

Hütet eure Augen!
Blendung will nicht taugen.
Laſst sie weg vom Bösen sehn!
Lehrt sie, nur das Gute späh'n!
Lehrt sie, nur das Gute späh'n!
Laſst sie weg vom Bösen sehn!
Blendung will nicht taugen.
Hütet eure Augen!

Hütet eure Ohren,
Oder ihr seyd Thoren!
Laſst kein böses Wort darin,
Es verunehrt euern Sinn.
Es verunehrt euern Sinn!
Laſst kein böses Wort darin,
Oder ihr seyd Thoren!
Hütet eure Ohren!

Ohren, Augen, Zungen,
Hütet, liebe Jungen!
Leider! walten diese drey
Allzu rasch und allzu frey.
Allzu rasch und allzu frey
Walten, leider! diese drey.
Hütet, liebe Jungen,
Augen, Ohren, Zungen!

Das Geheimniſs.

(*Von Haug.*)

Unter den Linden
An der Heide,
Wo beym Ritter ich mein vergaſs,
Möget ihr finden
Für uns beyde
Hingebettet Blumen und Gras.
Vor dem Wäldchen im stillen Thal —
Tandaradey!
Flötete die Nachtigall.

Glühend die Wangen,
Sanft gedrungen,
Naht' ich jenem Bezirk der Lust.
Küssend empfangen,
Froh umschlungen,
Sank ich an des Liebenden Brust,
Und wir küſsten die Lippen wund.
Tandaradey!
Noch ist brennendroth der Mund.

Siehe! Mein Lieber
Schaffte sinnig
Uns von Blumen ein Lager dort.
Geht wer vorüber
Lacht er innig
Ob dem kunstbereiteten Ort!
An den Rosen er merken mag,
Tandaradey!
Wo mein Haupt umduftet lag.

Kennte nun jemand,
Die da lagen,
Und ihr Buhlen — ich schämte mich.
Doch es weiſs niemand,
Weſs wir pflagen,
Als mein Vielgetreuer und ich,
Und ein singendes Vögelein,
Tandaradey!
Das wird kein Verräther seyn.

Minnelied.

(*Von Haug.*)

„Nehmt diesen bunten Kranz,
„Holdselige!" begann ich halb verzagt.
„Euch ziert es, und den Mayentanz,
„Wenn ihr die schönen Blumen tragt.
„Besäſs ich Perlen, Edelsteine,
„Sie müſsten all' um euer Haupt!
„Und wenn ihr nicht dem Minnesange glaubt —
„Les't nur in meinen Augen, wie ich's meine."

„Ihr seyd voll Lieblichkeit,
„So göttlich, daſs ich opfern muſs und will,
„Das Beste, was mein Gärtchen beut.
„Noch weiſs ich zarter Blumen viel,
„Die heimlich neben Murmelbächen
„Im ſernen Pappelhayne blüh'n. —
„Laſst unter Nachtigallenmelodien
„Sie dort im Abendwest uns Beyde brechen!"

Sie nahm, was ich ihr bot,
Wie ein vom heil'gen Christ beschenktes Kind,
Und ihre Wangen wurden roth,
Wie Rosen unter Lilien sind.
O der verschämten lichten Blicke!
Ihr schönes Neigen dankte mir.
Welch' süſser Lohn! — Erring' ich mehr von ihr,
Schweig' ich geheimniſsvoll von meinem Glücke.

(*Von Tieck.*)

Durchsüsset und geblümet sind die reinen
Frauen
Es ward mir nichts so Wunnigliches anzuschauen
In Lüften, auf Erden, noch in allen grünen
Auen,
Lilien, Rosenblumen, wo die leuchten
Im Meyenthaue durch das Gras und kleiner
Vöglein Sang,
Das ist gegen solche wonnevolle Freude krank,
Wo man eine schöne Fraue sieht; das kann trü-
ben Muth erfeuchten,
Und löschet alles Trauern an derselben Stund,
Wenn lieblich lachet in Liebe ihr süſser ro-
ther Mund,
Und Strahlen aus spielenden Augen schieſsen in
Mannes Herzensgrund.

Viel süſse Fraue, hochgelobt mit reiner Güte,
Dein keuscher Leib giebt fruchtbar Hochge-
müthe,
Dein Mund ist röther denne eine lichte Rose in
Thaues Blüthe:
Gott hat gehöhet und geehret reine Frauen,

Daſs man ihnen wohl soll sprechen und dienen zu allen Stunden,
Der Welt Hort mit wunniglichen Freuden gebunden
An ihnen liegt, ihr Lob ist lauter und klar, man soll sie schauen,
Für Trauern und für Ungemüthe ist nichts so gut
Als anzusehen eine schöne Fraue wohlgemuth,
Wenn sie aus Herzensgrunde ihrem Freunde ein lieblich Lachen thut.

21.

Heinrich von Morungen.

Klaglied.

(*Von Haug.*)

Erhört sie wohl endlich mein bestes Verlangen?
Ach, oder gefällt ihr mein tägliches Weh?
Der lustige Sommer ist mählig zergangen;
Wo Blumen wir lasen, da liegt nun der Schnee.
Doch ich klage nicht den Klee,
Wenn ich gedenke der kuſslichen Waugen,
Die ich so gerne beaugte von je.

O prüfet die Blicke, das Grübchen im Kinne,
Den blendenden Hals, den bezaubernden Mund!
Ihr himmlisches Wesen — wie gleicht es der Minne!
Nie wurde von Frauen so Liebes mir kund.
Ja, mein Herz ist tödtlich wund.
Königin, helft, mich verlassen die Sinne!
Lächelt mir Gnade, so bin ich gesund!

Erhörung.

(*Von Hermes.*)

In so hoher Wonne schwebend
Schlug mein liebevolles Herz noch nie!
Der Gedanken Schwingen hebend,
Flieg ich immer, sehnsuchtsvoll, um sie,
Seit daſs mich ihr Trost empfieng,
Der wohl durch die Seele,
Mitten in das Herz mir ging.

Was ich wonnigliches schaue,
Ist ein Spielwerk gegen meine Freud';
Luft und Erde, Wald und Aue
Sollen merken meine Wonnezeit!
Welche hohe Himmelslust,
Was für süſse Wonne
Füllt die Seele, hebt die Brust!

O der Botschaft, die vor allen
Ach, so süſs mir durch mein Ohr erklang!
Und der Last, die mit Gefallen
Wundersam da in mein Herz mir sank!
Davon Wonne mir entsprang,
Die aus meinen Augen
Wie ein Thau, vor Liebe, drang!

Selig sey die süſse Stunde,
Selig sey die Zeit, der schöne Tag,
Da das Wort von ihrem Munde
Ging, das mir so nah' am Herzen lag,
Daſs mein Leib vor Freud' erschrack!
Ach, ich weiſs vor Liebe
Noch nicht, was ich sprechen mag!

Frauenlob.

(Von Tieck.)

Sie ist zu allen Ehren ein Weib wohl erkannt,
Schöner Geberde mit edler Züchtigkeit,
So daſs ihr Lob in dem Reiche ummegaht,
Wie der Monde wohl ferne über Land
Leuchtet des Nachtes wohl licht und breit,
So daſs sein Schein all die Welt ummefaht,
So ist mit Güte ummefangen die Schone
Des man sie hat vor allen Weiben zur Krone.

Dies Lob beginnet viel Frauen verschmahn,
Das ich die meine vor allen andern Weib
Hab zu einer Krone gesetzt so hoh
Unde ich deren keine ausgenommen han,
Des ist viel lauter vor Falsche ihr der Leib
Schlank wohlgewachsen viel herrlich und froh,
Des muſs ich in ihren Gnaden bleiben
Gebietet sie so meine liebste vor allen Weiben.

Gott lasse mir sie viel lange leben gesund
Die ich an weiblicher Treue noch stets fand
Seit sie mein Leib zu einer Frauen ersehn,
Wohl ihr viel Süſsen, viel roth ist ihr der Mund,

Ihre Zähne weiſs ebene, viel ferne erkannt,
Durch die mir alle Untreue muſste vergehn,
Als man sie lobte also reine und weise,
Sanfte und schön darumme ich sie noch preise.

Ihre Tugend reine ist der Sonnen gleich,
Die trüben Wolken bekommen wohl Glanz.
Wenne in dem Meyen ihr Schein ist so klar,
Des werde ich steter Freude viel reich,
Des überleuchtet ihr Lob also ganz.
Weiber und Frauen, die besten fürwahr
Die man benenne im Teutschen Lande
Hier oder dar so ist sie es die beſser Erkannte.

22.

Rudolph von Rothenburg.

Bild der Geliebten.

(Von Haug.)

Mir hat ein Pilger ungefragt
Von meinem Liebchen angesagt,
Wie tugendreich sie wäre,
Wie schön, und wohlgemuth.
O das ist eine Mähre,
Die sanft dem kranken Herzen thut.

„Gott! Gieb der Lieben guten Tag,
„Der ich nicht andern Gruſs vermag!" —
So sprech ich betend immer,
Wenn kaum der Tag erwacht.
Ihr Bild entschwebt mir nimmer.
Sie ist mein Traum in jeder Nacht.

Jüngst nahm ich Urlaub
Halb meiner Sinne — Glorreich saſs,
Bezaubernd saſs die Holde,
Schön, wie das Abendroth,
Und sprach vom Minnesolde;
Doch Lohn ist untermengt mit Noth.

Sie bat, als ich mit Thränen schied:
„Freund! Sende mir ein Minnelied!"
Ach! wollt' ich's senden;
Wo aber, der's vollbringt,
Der's ihren weiſsen Händen
Mit Anstand reicht, und lieblich singt?

Doch — täusche mich ein Bote dort!
Ich sende mehr denn tausend fort.
Ihr sollen alle bringen
Den süſsen Minnesang
Und, wie ich lehrte, singen.
Mir wird vielleicht ein: „Habe Dank!"

Minnelied.

(*Von Hermes.*)

Minniglich ich von der Minne sänge,
Lohnte meinen Sang sie besser mir,
Daſs mir wohl etwa ein Lied gelänge.
Wollte sie bedenken, daſs ich ihr
Schon ihr Lob erhöht so manche Stunde
Mit beredtem Munde,
Lieſs' sie sich belieben meinen Sinn.

Ich will nun den Wohlgemuthen singen,
Denen Freude noch recht sanfte thut:
Wer soll den Verzagten Freude bringen,
Die man selten findet wohlgemuth?
Laſst ihr mich den Guten Freude machen,
Die so gerne lachen;
Laſst die Falschen sich dem Kummer weihn!

Höh'te nur der Wohlgelobten Güte
Meinen Muth, der Freude je geweiht,

Lieſs' ich gern mein trauriges Gemüthe,
Denn es schadet meiner Würdigkeit!
Hoher Muth, o der läſst selten sorgen!
Der ist mir verborgen,
Wenn sie sich nicht gnädig mir erweist!

Aufmunterung.

(*Von Hermes.*)

Jung' und Alte, helft mir, Alle, Freude mehren,
Daſs die Welt noch werde froh!
Niemand kann für Trauren etwas bessers lehren,
Das weiſs ich fürwahr also!
Folget Alle meinem Rath,
Daſs ihr die so groſse Unlust mögt verkehren,
Die die Welt umfangen hat!

Wir sind besser noch, wenn wir nach Freuden ringen,
Als wenn wir nur traurig sind:
Statt zu sorgen, tanzen wir und singen!
Folgt nur meinem Rath geschwind! —
Der Gedanke macht mich froh,
Daſs mir's bey der Lieben schon noch soll gelingen,
Die mich hat bezwungen so!

Niemand kann mit schwerem Muthe glücklich enden:
Ach, ich freu auf Hoffnung mich!

Huldin, willst du deine Gunst für mich verwenden,
  Schlägt mein Herz recht wonniglich!
  Du bist ganz dazu gemacht,
Daſs du magst dem trüben Herzen Freude senden;
  Um dich her ein Himmel lacht!

Holder Engel, mir hat deine Schön' und Güte
  Trauren an mein Herz gebracht!
Süſses Kind, ach tröste, tröste mein Gemüthe
  Jeden Tag und jede Nacht!
  So vergeſs' ich deiner nicht.
Innig wünsch' ich, daſs das Glück dich wohl behüte,
  Wie mir dies von dir geschicht!

Ach! dem Bild der Lieben werd' ich nie entfliehen!
  Denk' ich ihrer Würdigkeit,
So entkomm' ich nimmer ihr mit allem Mühen:
  Sie ist mir zu hoch, zu breit!
  Doch, ich bleib ihr gern getreu,
Sie geleite mich, wohin ich je mag ziehen,
  Daſs sie unvergessen sey!

23.

Burggraf von Liunz.

Freude und Leid.

(Von Haug.)

Zum Wächter auf der Zinne schlich
Die vielgetreue Magd heran:
„Freund! blicke hohes Muths um dich,
„Und siehst du heimlich jemand nah'n,
„So frage leisen Tons: Wer da?
„Ich bitte: Leis'! Erschreck' ihn nicht!
„Antwortet er ein schnelles Ja,
„So hast du weisen Unterricht,
„Und winkest ihm an das Fensterlein.
„Lohn deiner Herrin wartet dein!"

Nach kleiner Weile — horch! Es rauscht:
Ihr Hochgelobter wandelt nah.
Der lohnerpichte Wächter lauscht,
Und lispelt froh hinab: Wer da?
„Seyd Ihr's, der Minnesold begehrt?"
Ja! lispelt's ungestüm empor.
„Ihr seyd des Minnesoldes werth!
„Naht euch dem Fensterlein am Thor!"
Der Einlaſs wird ihm plötzlich kund.
Schon küſst er Liebchens Rosenmund.

Doch um den früh'sten Dämmerschein
Des schlauen Wächters Sang erscholl:
„Viel schlafen will gefährlich seyn,
„Wohlauf! ich warne, wie ich soll,
„Droht zwey Geliebten Miſsgeschick,
„Beym Himmel! ich verschuld' es nicht.
„Kein Zauber hält den Tag zurück,
„Und vor des Morgensternes Licht
„Entfloh das Dunkel allgemach.
„Nun seyen edle Ritter wach!"

Das holde Fräulein sehr erschrack,
Als sie des Warners Lied vernahm.
„Wohlauf, mein Ritter! Es ist Tag!"
Rief sie mit liebevollem Gram.
„Vor allen Männern lieb' ich dich!

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

„So laſs mich dir empfohlen seyn.
„Du hast dein Herz verschenkt an mich;
„O mein's ist unabspännig dein.
„Dem höchsten Gott befehl' ich dich!
„Ade! — Wie schmerzt dein Scheiden mich!"

Und als der Ritter Urlaub nahm,
Ihr stammelnd Lebewohl entbot,
Und jetzt die Scheidestunde kam,
Da häufte sich der Minne Noth.
Bey Wechselküssen ohne Zahl
Stöhnt jedes: „O vergiſs mein nie!"
Da brach ihr Herz. Zum letztenmal
Umschlang er, stumm vor Weinen, sie.
„Nach Freude Leid," ist Loos der Welt.
Bekümmert schied der theure Held.

24.

König Wenzel von Böhmen.

(*Von Tieck.*)

Aus hoher Abentheuer eine süſse Würdigkeit
Hat Minne in mir zu Lichte gebracht,
Ich seufze aus Herzeliebe wenn ich denke daran,
Wie sie mir gab so minnigliche Arbeit
Wie ich in Wünschen hatte gedacht,
So zart ein Weib, des ich mich immer rühmen kann
Und doch also, daſs es ihr nicht gefährlich steh,
Sie gab in groſser Liebe mir ein reiches Weh,
Das muſs ich tragen immer meh,
Nicht frag' ich wem es zu Herzen geh.

Mich bat mein Muth, daſs ich der Liebe Kunde nahm,
O wohl und wohl mir immer meh,
Mein höchster Wunsch, mein' Augenweide und all mein Heil
Als sie mir durch die Augen in das Herze kam,

Da muste ich werben besser denn eh
Um die viel Klare Lose allzulange ein Theil,
Herze und Sinne gab ich ihr zum Dienste hin
All meiner Freuden Ursprung und ein Anbeginn,
Sie gab mir, des ich immer bin
Froh, und ist mir doch kein Gewinn.

Recht wie eine Rose die aus ihrer Knospen gaht,
Wenn sie des süſsen Thaues begehrt,
So bot sie mir zuckersüſsen rothen Mund,
Was je ein Mann in der Welt Wonne empfangen hat,
Das ist gering, ich ward gewährt
So hülfereichen Trostes: ach, der lieben Stund!
Kein Muth es nimmermehr durchdenket noch voll sagt
Was lebenden Heiles mir kam in ihrer Gunst getagt
Mit Leide Liebe ward verjagt,
Das Leid war froh, die Liebe klagt.

Die Minne darf mich darum schelten; aber nein,
Wie ganz ich auch umfangen hätt'
Ihren klaren, zarten, süſsen, losen, lieben Leib,
So war mein Wille doch nicht gegen ihrer Keuschheit Schein,
Denn als sich in mein Herze thät

Mit ganzer Liebe das viel minnigliche Weib,
War mein Wille den Augen und dem Herzen Leid,
Dem Leibe Zorn; daſs ich so trauten Wechsel meid'
Die volle Liebe mir bereit
Und auch ihre keusche Würdigkeit.

Nun habe der Dank, der seiner Frauen also pflege.
Wie ich der reinen sanften Frucht,
Ich brach die Rose nicht und hatte ihrer Gewalt,
Sie pflag meines Herzens stets, auch jetzt noch allewege;
O wenn ich mir vorbilde ihre Zucht,
So wird mein Muth an Freuden also mannigfalt
Daſs ich vor lieber Liebe gar nichts sprechen mag:
All meines Trostes Wunsch und meines Heiles Tag!
Niemand so würdig niemals lag
Als ich, da mein die Liebe pflag.

25.

Burkard von Hohenfels.

(Von Tieck.)

Mein Herze hat meinen Sinn
Wild zum Jagen ausgesandt,
Der fährt nach mit meinem Muthe,
Vor ihnen fahren viel Gedanken hin,
Denen ist das viel wohl bekannt
Daſs das Wild steht in der Huthe
Bey der, der ich Dienstes bin bereit,
Ihr Sinn, ihr Muth, ihre Gedanken,
Kann vor ihnen mit Künsten wanken,
Wohl bedürft ich Fuchses Kundigkeit.

Wie wird mir das stolze Wild,
Das ist schnell, weise und stark?
Schnelles Denken fährt vor Winden,
Weiser Sinn bey Menschen spielt,
Stärke in Löwen sich stets barg:

Dem geleich ihren Muth ich finde,
Ihre Schnellheit mir wanket hohe empor,
Ihre Weisheit mich überwindet,
Mit ihrer Stärke sie mich bindet,
So ihre Schöne mich bethörte hievor.

Trauern mit Gewalt hat
Geankert in meines Herzens Grund,
Davon hoher Muth mir wildet,
Freuden-Seegel von mir gaht,
Werther Trost ist mir nicht kund,
Sie ist mir in dem Muth gebildet
Wohl versiegelt und beschlossen, traun,
Wie der Schein ist in der Sonnen,
Die Band haben die Kraft gewonnen,
Daſs sie brechen nicht des Greifen Klaun.

Ihrer viel lichten Augen Blick
Wirfet hoher Freuden viel,
Ihr Gruſs der giebt Heil und Ehre,
Ihre Schöne die legt den Strick
Der Gedanken fangen will,
Dazu giebt ihr Gedanke Lehre
Mit Zucht, daſs es von ihr Niemand wissen soll,
Wes Gedanken sich gegen sie schwinget,
Minne den so ganz bezwinget
Daſs er giebt gefangen Freuden-Zoll.

Minne fährt viel wilden Strich
Und sucht die Spur der Treue,
Zu der Bahn will sie sich richten,
Wunderlich gefällt sie sich
Und spielt ihr Freuden mancherleye,
Wünsche will sie ihr ausrichten,
Mit Gedanken sie sie ergötzen kann
Wonniglich in ihrem Sinne,
Herzelieb von dem Gewinne
Scheiden muſs, wenn sie Treue nicht gewann.

(*Von Tieck.*)

Sie vergleichet sich der Sunnen
Die den Sternen nimmt ihren Schein
Die vorher so lichte brunnen,
Also nimmt die Fraue mein
Allen Weiben gar den Glanz,
Die sind davon unschöner nicht,
Die höchste Ehre gehört ihr ganz,
Alle Tugend sie gar zündet,
Das der Welt Freude verkündet,
Davon man ihr Preiſs zuspricht.

Da mein wilder Muth viel schnelle
Strich nach Freuden in alle Land,
Da leuchteten ihre Augen helle
Ihm vor, womit sie ihn band
Mit ihrer steten Weibeszucht,
Ich fiel mit ihm in den Strick,
Wir haben vor ihr keine Flucht,
Doch mags uns wohl gelingen
Daſs ihre spielnden Augen sich schwingen
Und uns werfen einen Blick.

Da mein Muth fort wollte fliegen
Wie ein Falke in Freudenbegier,

So mochte er sie nicht betrügen,
Er muste wieder hin zu ihr
Von der er verstohlen flog,
Er fürchtete, sie nähme es wahr
Wenn er sie mit Wandel trog
Und er suchte andre Gedanken,
Da däuchte ihm, sie sollte wanken,
So schwang er zurück sich dar.

26.

Christian von Lupin.

(Von Tieck.)

Sich freuet mein Gemüthe zu allen Stunden
Durch ein reines seelig Weib.
Die mit rechter Güte hat entbunden
Gar von Sorgen mir den Leib,
Die ist behut Falsches hochgemuth, und
ist werth,
Wenn ihr Mündel lachet, so lieblich sie das
machet, daſs mein Herze zu ihr begehrt.

Ach, um̃ Gott! wie lichte zärtlich wenden
Können sich ihre Augen klar!
Zwar sie trägt gar rechte weiſse Hände,
Wohl gestaltet und auch kleine gar,
Sind da Bein inne? Ich wähne, nein, that
ich's je,
So ist ihre blanke Kehl daſs ich nichts verhehl
weiſser denne tausend Schnee.

Man sagt, wo man ringe nach, das werde
Ihme zuletzte doch sein Theil;
So laſs mir gelingen an dir viel werthe,
Ich rang stets, daſs von dir Heil
Mir geschehn soll, lieber Leib, laſs sehn, hast du's Muth?
Sprich Ja, süſse Reine, willt du's aber meinen
ja, ja, ja, sprich, so ist es gut.

27.

Reinmar der Alte.

(*Von Tieck.*)

Wenn es sich bald nahet zu dem Tage
So darf ich nicht nachfragen: ist es Tag?
Das kommt mir von so groſser Klage,
Daſs es mir nicht zu Hülfe kommen mag,
Doch gedenke ich wohl, daſs ich sein anders pflag
Hievor da mir die Sorge nicht so zu Herzen lag,
Immer an dem Morgen tröstete ich mich der Vögel Sang:
Mir komme ihre Hülfe in der Zeit, sonst ist mir beydes Sommer und Winter allzulang.

Deme ist wohl, der das mag sagen
Daſs sein Leib in sehnenden Sorgen von ihm ging,
Nun muſs aber ich ein Anderes klagen,
Ich sah nie ein Weib, das von mir Trauern empfing,

Wie lang entfernt, war doch ihr Gram gering,
Die Noth mir unterweilen rechte an mein Herze dringt,
Und wär' ich anders jemand also unlieb mannichen Tag
Um ihn hätt' ich gelassen den Streit, das ist ein Ding dessen ich mich nicht trösten mag.

Die Liebe hat ihr fahrendes Gut
Also getheilet, daſs ich den Schaden han,
Derer nahm ich mehr in meinen Muth
Denne ich mit Rechte sollte haben gethan,
Doch verlasse ich sie gewiſs nicht, so ist mein Wahn,
So wenig ich der Treue von ihr mich darf verstahn,
Sie war stets mit Freuden, ich muſs in Sorgen seyn,
Also verging mir die Zeit, es taget mir leider selten nach dem Willen mein.

28.

Johann Hadloub.

(Von Tieck.)

Ach, mir muste lange nach ihr so wehe seyn,
So dachte ich viel bange: wie würde ihr des Schein?
Ich nahm ihrer in Achte im Gewande als ein Pilgerlein,
Daſs ich's am heimlichsten machte als sie kam aus der Messe fein,
Da hatte ich von sehnender Klage
Einen Brief, daran ein Haken was,
Den hing ich an sie, das war vor Tage,
Daſs sie nicht wisse das.

Mir däuchte sie dachte: ist das ein thöricht Mann?
Was wollte er in der Nachte daſs er mich greifet an?
Sie fürchte sich sehre meine Fraue wohlgethan,
Doch schwieg sie um ihre Ehre, viel bald sie mir entrann;
So fürchte mich so nahe,
So eilte sie hinein,
So daſs Niemand den Brief an ihr sahe,
Sie bracht' ihn heimlich ein.

Wie sie ihm da thäte das ward mir nicht gesagt,
Wenn sie ihn hingeworfen hätte, so sey's von mir beklagt,
Laſs sie ihn mit Sinne fand Seligkeit die Magd
Tiefe Rede von der Minne woran mein Herz verzagt.
Sie that dem nie geleiche
Daſs ihr meine Noth je rechte wurde kund,
O weh, reine Minnigleiche;
Du machst mich sehre wund!

Ich durfte nicht senden nie keinen Bothen ihr,
(Sie wollte sich nie wenden ihren Trost erzeigen mir,)
Der ihr kund thäte wie ich liebe für und für,
Und sie um Gnade bäte nach meines Herzens Begier,
So furcht ich ihre Ungedulde,
Denn sie ist mir darum gehaſs
Daſs ich so gar gerne hätte ihre Hulde,
Warumme thut sie das?

Mein Herze sehre sie mir durchbrochen hat,
Denn sie dadurch die Here gar gewaltiglichen gaht,
Hin und herwieder, doch es sie gerne empfaht,
Sie läſst sich drinne auch nieder mit Wonnen die sie hat,
Sie kann sich fugsam schucken
Wie sie auch gröſser denn mein Herze sey,
Wie sie auch drinne geht mag sie es nicht erdrücken,
Arges ist sie so frey.

Mich dünket, der säche, meine Fraue wohlgethan,
Der mir die Brust aufbräche, in meinem Herzen stahn,
So lieblich reine gar weiblich lobesan,
Ich achte es doch nicht kleine daſs ich sie so mag han,
Nun muſs sie mir das noch gunnen,
Wie sehr sie sich entfremdet mir,
Doch gönnte sie mir nie die rechten Wunnen,
Die ich anmuthe ihr.

O weh die Minne was hat sie mir gethan,
Und ich doch meine Sinne an ihr behalten han,
Daſs noch mein Herze nie Trost von ihr gewann,
Des will mich sehnender Schmerze in Noth besiegen an,
Sie kehre mir's denn noch zu Gute,
Daſs sie die Reine zwinge gegen mir eh,
Daſs mir durch ihre Treue der Leiden Huthe
Zu meinem Heile vergeh.

Ich erging mich vor der Stadt von ungefähr,
Da dachte ich sehr
Lieblich an sie,
Und plötzlich ersah ich ferne ihren schönen Leib
Wo schöne Weib
Saſsen um sie,
Da gönnte sie mir nicht Freuden von ihr,
Sie ging von dannen wo sie sah daſs ich kam her,
Das nimmet noch sehr
Viel Freuden mir.

Liebe Mähre sagte doch ein guter Ritter mir,
Daſs lieblich ihr
Mund von mir sprach,
Sie sprach: wo ist mein Geselle? das war minniglich,
Ich freue mich
Daſs es geschah,
Daſs sie von mir mochte reden so,
Das schadet ihr viel wenig und hilfet mir wohl,
Sie ist Tugenden voll,
Des bin ich froh.

Ich begegnete ihr, wo sie alleine war,
Da sprach ich gar
Kein Wort zu ihr,
Ich erschrack vor Minne, ich konnte nicht vor, nicht dann,
Ich sah sie recht an,
Das ward doch mir,
Sie ging auch für, daſs sie nicht grüſse mich,
Das verzagte mich auch, daſs ich da nichts sprach,
Und da ich sie sach
So minniglich.

Minne säumet an mir sehre ihrer Treuen sich,
Sie zwinget mich
Minnen so hoch,
Wie sie nie meine Fraue gegen mich bezwang,
Sie habe Undank,
Wie thut sie so?
Was habe ich ihr gethan? Sie schwächet sich,
Zwänge sie zu mir ihren Leib so Tugende voll,
So thäte sie wohl;
Wes zeihet sie mich?

Daſs die Minne mich so sehre bezwingen kann,
Und daſs sie dann
Ihren Leib läſst frey,

Davon weiſs ich, daſs sie hat verrathen mich,
Sie kehre sich
Auch an sie dabey,
Und zwinge sie, daſs sie mir muſs Gnade tragen:
O weh, Minne, willt du das thun, so thu es bey Zeit,
Denn sehnender Streit
Will mich erschlagen.

Fraue mein, ich mahne der rechten Treue dich,
Denn die hab ich
Rechte zu dir,
Daſs du mir das gönnest, daſs ich zu dir geh,
Wo Niemand meh
Sey, als nur wir,
Ohn' arge List bitte ich das Fraue von dir,
Ich wollte nichts als klagen dir mein sehnendes Leid,
Ach Seligkeit
Das gönne mir!

Schluſs-Phantasie.

(Von Ludw. Tieck.)

Die Geliebten und die Schönen
Weinen,
Daſs der Frühling mit den Kränzen,
Mit der Blumen süſsem Glänzen,
Mit den Nachtigallen - Tönen
Im Erscheinen
Nur so kurze Zeit mag weilen,
Daſs er mit den Vögeln, Düften, Farben muſs so schnelle eilen.

Freylich ist es nur ein Träumen,
Spielend
Kommt das Kind in unsre Auen,
Wie wir in die Bläue schauen
Seines Blicks, in Himmels - Räumen,

Lieblich fühlend
Wie ein Fest uns soll beginnen,
Flog der Lose boshaft, wenn wir rückwärts schauen, schon von hinnen.

Alle Blüthen sind verstreuet,
Grünen
Möchte Laub und Gras so treulich,
Blumen möchten seyn erfreulich,
Doch das Jahr ist schon entzweyet.
Und erschienen
Ist der Sommer mit den Früchten,
Nachtigall sieht alles reifen, muſs in andre Frühling' flüchten.

Holde Liebe, süſse, treue,
Klagen
Muſs ich, daſs wie Wolkenschauer
Plötzlich kommt die Angst und Trauer:
Machst du erst das Jahr so neue,
Muſs ich fragen,
Ach wie grausam, daſs so bälde
Ich allein gelassen von Gesang und Licht und Duft im Walde?

Ja der Frühling muſs entweichen,
Freuden,
Alle frohen goldnen Stunden
Haben bald den Tod gefunden.
Blumen, Lichter, Farben bleichen,
Wälder kleiden
Sich in grünen Schmuck und prangen,
Ziehn das Kleid aus, trauern stille, wann die Hochzeit ist vergangen.

Darum pflückt die Garten-Sterne
Sinnend
Gern das liebesschwangre Herze,
Trägt sie wie die glimmende Kerze
Still behutsam nur so ferne,
Daſs sie brennend
Des Geliebten Hand mag fassen.
Und der lächelt in die Flamme, die am Abend muſs verblassen.

Doch er lieſst den Liebesmuth
Freudig
In dem zarten bunten Kinde,
Druckt das Zeichen dann gelinde

An die rothe Lippengluth,
Seufzt: was leid' ich!
Warum sollten doch wohl pflegen
Gärtner helle Rosen, könnten Liebesherzen sie nicht hegen?

Also muſs ein liebes Singen
Innig
Wie es flüchtig geistig schwebet,
Kaum bewuſst sich daſs es lebet,
Das geliebte Herz durchdringen:
Ach, das bin ich!
Klagt die Seele in die Töne,
Um so kürzer euer Leben, um so mehr nur hold und schöne.

Was soll Liebe doch wohl lieben;
Liebe,
Als das schöne arm Vergängliche?
Pflegen muſs sie zart die kränkliche
Freude, und sich daran üben,
Denn sie bliebe
Nicht die Liebe, wenn das eine,
Was da ist und bleibt: ihr Wunsch wie Freude sollte seyn alleine.

Was noch zarter ist als Töne,
Scherzend
Mehr als Melodie und Düfte,
Selber nicht berührt die Lüfte,
Lebend in der eignen Schöne
Lieblich schmerzend? —
Ach es sind die Liebsgedanken
Die in Wehmuth, Sehnsucht, Andacht, wie in
Blumenkelchen schwanken.

Wem die Lippen sind verschlossen
Klängen,
Wem nicht Blumen Winter giebet
Und er treu und sehnlich liebet
Ganz von Ahnungen umgossen,
In Gesängen
Muſs sein Herz heimlich zerrinnen,
Wunsch, Andenken ewiges, sind die Blumen, die
er kann gewinnen.

1.

Boners Edelstein.

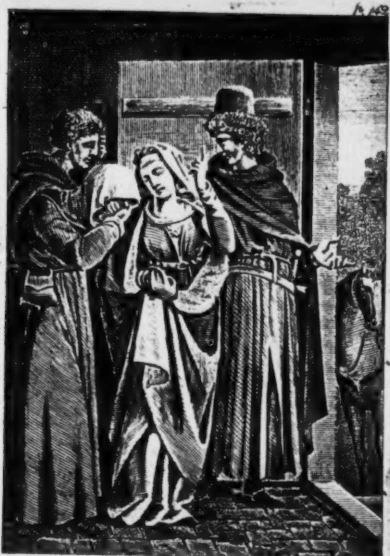
2.

Der arme Heinrich

von

Hartmann von Aue.

p. 149



F. Rosmäsler jun

Deutsche Anthologie
oder
Blumenlese
aus den
Klassikern der Deutschen.

Von
Friedrich Raſsmann.

Zweytes Bändchen.
Boner und Hartmann von Aue.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1821.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Aus
Boners Edelstein.

Vorwort.

Von **Bonerius** oder **Boner** wissen wir weiter nichts, als daſs er höchst wahrscheinlich in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, und die nordwestliche Schweiz zum Vaterlande hatte. Allem Vermuthen nach war er ein Klostergeistlicher. Seine Fabeln, zum Theil freie, gemüthliche Nachahmungen des **Avianus** und des von **Nevelet** herausgegebenen **Ungenannten**, sind schon im Jahr 1461 zu Bamberg im Druck erschienen; mithin waren sie eins der ersten gedruckten deutschen Bücher. Bodmer und Breitinger gaben 92 dieser Fabeln aus 2 Handschriften, unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger (Zürich 1757), heraus. Den wahren Namen des Verf. machte Oberlin 1782 in einer besondern Abhandlung zuerst bekannt; auch Scherz, Lang, Lessing und der jüngere Adelung erwarben sich um dies Werk Verdienste. Man zählt bis jetzt 14 Manuscripte; die Straſsburger Handschrift setzte zuerst auf den Titel: «Der Edelstein», wozu theils die Fabel: Der Hahn und der Edelstein, theils die Stelle im Eingange:

«Dies Büchlein mag der Edelstein
«Wohl heiſsen u. s. w.»

Veranlassung gegeben zu haben scheint. Eschenburgs Bearbeitung, unter dem Titel: Boners Edelstein in hundert Fabeln, mit Varianten und Worterklärungen herausgegeben (Berl. 1810) hält die Mitte zwischen veralteter Form und völliger Modernisirung; die in dieser Anthologie mitgetheilten Proben sind zum Theil daraus entlehnt, jedoch mit Weglassung der Varianten. Aus der neuesten, mit einem Wörterbuche versehenen Ausgabe von G. F. Benecke (Berl. 1816) haben wir anhangsweise vier Fabeln geliefert; hier ist durchgehends die Zürcher Pergament-Handschrift zum Grunde gelegt worden. Man kann über diesen Edelstein noch nachlesen: Lessings Beiträge zur Literatur und Geschichte aus den Schätzen der Herzogl. Wolfenbüttelschen Bibliothek (Bd. I. S. 3—42. Bd. II. S. 3—42); Allgemeine Einleitung zu den deutschen Gedichten des Mittelalters, herausgeg. von F. H. von der Hagen und Dr. J. G. Büsching (S. XXIX f.); und K. H. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. (Bd. I. S. 161. Th. V. S. 769. u. Th. VI. S. 582.)

Verzeichniss.

Seite
1. Der Hahn und der Edelstein. . . 1
2. Der Affe und die Nuſs. . . . 4
3. Der Frosch und die Maus. . . 5
4. Der Wolf, die Ziege, der Ochs und das Schaf. 10
5. Die undankbare Schlange. . . 13
6. Die Feldmaus und die Stadtmaus. . 16
7. Der Fuchs und der Rabe. . . 20
8. Der alte Löwe. 23
9. Der Löwe und die Maus. . . 25
10. Der Frösche Bitte um einen König. 28
11. Der Hund und der Dieb. . . 32
12. Der Maulwurf und die Zuschauer. . 35
13. Das Lamm und der Wolf. . . 37

Seite
14. Der Fuchs und der Storch. . . 39
15. Die Krähe und der Pfau. . . 43
16. Die Ameise und die Heuschrecke. . 46
17. Der Frosch und der Stier. . . 50
18. Das Roſs und der Esel. . . . 53
19. Der Mann, sein Sohn und der Esel. 57
20. Der Hirsch und der Jäger. . . 62
21. Die Frau, der Dieb und sein Hüter. 65
22. Der Jude und der Mörder. . . 71
23. Zwey Reisende und ein Bär. . . 75
24. Von einem esel und eines löwen hute. 78
25. Von einer eiche und von einem rore. 82
26. Von dem der kalt und heis hat in dem munde. 86
27. Von einem kinde hies Papirius. . 91

* * *

Der Hahn und der Edelstein.

[illegible]on Unerkenntniſs.

Von Geschicht es also kam
Eines Tages, daſs ein Hahn
Flog auf seines Meisters Mist;
Dasselb' oft mehr geschehen ist.
Er suchte seine Speise;
Also thut auch der Weise.
Er fand, das ihm nicht viel beschoſs, [1]
Einen Stein edel und groſs
Liegen unwürdigliche;
Er sprach: Gott Herre reiche,
Wie hab' ich meine Freud' verlorn!
Mich lüstet baſs ein Gerstenkorn,

---

[1] Was ihm nicht viel werth war.

Denn du; du bist nicht nütze mir,
Ich nehm' ein Korn für deiner vier,
Du machtest mir im Magen Leid,
Mich hilft nicht deine Schön' noch Edelkeit.
Hätte dich Meister Hippokras,
Der könnte dein genieſsen baſs,
Denn ich; du bist mir unerkannt.
Der Hahn warf hin den Stein zuhand,
Wann er ihm war gar unwerth;
Ein Gerstenkorn hatt' er begehrt.

Geistlich dieſs Beyspiel ist geseit, [2]
Dem Thoren, der seinen Kolben treit, [3]
Der ist ihm lieber, denn ein Reich.
Dem Thoren sind die alle gleich,
Die Weisheit Kunst, Ehre und Gut
Verschmähn in ihrem dummen Muth;
Sie nutzen nicht den Edelstein.
Ein Hund auch lieber hat ein Bein,
Denn ein Pfund, das glaubet mir;
Also steht auch der Thoren Gier,
Ihre Sitt' und ihr Gebehrde
Auf Ueppigkeit der Erde.
Sie erkennen nicht des Steines Kraft,

---

[2] gesagt. [3] trägt.

Noch minder, was in der Beischaft 4)
Verborgen guter Sinnen ist,
Dazu mancher hoher List, 5)
Die den Narren fremde sind.
Gesehend sind die Narren blind.
Der Thor soll für sich gehn, 6)
Und diese Beischaft' lassen stehn.
Ihm mag der Frucht werden nicht,
Recht als dem Hahne nun geschicht.

---

4) In dem Beispiele, d. i. in der Fabel.
5) Klugheit.
6) weiter, seines Weges gehn.

* * *

Der Affe und die Nuſs.

Vom geistlichen Leben.

Einsmals ein Affe kam gerannt,
Da er viel guter Nüsse fand,
Die hätt' er gessen gerne;
Ihm war gesagt von dem Kerne,
Der wäre lustiglich und gut.
Beschwert ward sein dummer Muth, [1]
Da er die Bitterkeit befand
Der Hülsen und darnach zuhand [2]
Begriff der Schalenhärtigkeit.
Von Nüssen ist mir viel geseit,
Sprach er, das ist mir worden kund,
Sie han verhöhnet [4] mir den Mund.
Hin warf er zu derselben Fahrt
Die Nuſs; der Kern ihm nicht ward.

---

[1] sein einfältiges Gemüth. [2] sogleich. [3] gesagt.
[4] verletzt.

Demselben Affen sind gleich
Beide, Jung, Alt, Arm und Reich,
Die hier um kurze Bitterkeit
Verschmähen lange Süſsigkeit.
Wenn man das Feu'r entzünden will,
So wird doch oft des Rauches viel;
Der thut sehr den Augen Weh,
Wenn man dazu denn bläset me, 5)
Bis daſs es wird entzündet wol
Und Hitze giebt, recht als es soll.
Das Feuer kränklich sich erwiegt,
Bis daſs es Licht und Hitze giebt.

So ist es auch um geistlich Leben.
Welcher Mensch sich Gott will geben,
Der muſs haben groſses Leiden,
Viel Dinge muſs er vermeiden;
Der Rauch viel mancher Härtigkeit
Ist an dem Anfang ihm bereit,
Eh daſs das Feu'r der Minne
Ihm entzünde seine Sinne,
Und ihm tröstlich möge wesen, 6)
Als wir oft hören lesen.
Hieran mag gedenken wohl

---

5) mehr 6) seyn.

Der Mensch, der Gott dienen soll,
Der soll durch kein Red abelan, 7)
Er soll an stetem Dienst bestahn.

---

7) ablassen.

Der Frosch und die Maus.

Von falscher Untreu.

Ein Frosch zu einer Maus sprach
Allererst, da er sie sach:
Gott grüſs dich, traut Geselle mein,
Stet soll unsre Freundschaft seyn.
Die Maus den Weg nicht mochte han, [1]
Das hat ihr ein flieſsender Bach gethan.
Ich will dir helfen, so mir Gott!
Sprach der Frosch ohn allen Spott,
Daſs du wol kommest in dein Haus.
An seinen Fuſs band er die Maus,
Mit einer Schnur das geschach;
Der Frosch zu der Maus sprach:
Ich will dich lehren schwimmen wol,
Untreuen war sein Herze voll
So kommest du wol in dein Haus.
Wohl hin! sprach die dumme Maus.

---

1) konnte auf dem Wege nicht weiter kommen.

Der Froſch bald in das Waſser floch,
An dem Fuſs er nach ſich zog
Die Maus; er wollt ſich ſenken,
Und ſeinen Freund ertränken.
Die Maus ſtrebt auf, der Froſch zog nieder;
Das er gelobt, deſs that er wider, [2]
Sein Treu er an der Maus brach.
Ein kühner Weihe das erſach,
Und ſchied den argen Krieg alſo,
Daſs er ſie beide macht' unfroh,
Die Maus er in die Klauen fing,
Der Froſch feſt an der Schnure hing,
Da er ſich hatt verſtricket inn,
Ihr beider Leben war dahin
Er lieſs ſie fallen auf das Gras,
Viel bald er ſie beide fraſs.

Untreu ſchlägt oft ihrn eignen Mann,
Der mit Untreu ficht den Andern an.
An Untreu, wo die vorgeht,
Ein gutes Ende ſelten ſteht.
Wann Wort und Werk ſind ungleich,
Der Menſch wird kaum an Ehren reich,
Wo die Zung mit Trügenheit

---

[2] wider das, was er gelobt hatte, handelte er.

Verbirgt des Herzens Falschheit.
Viel kaum sich weder Weib noch Mann
Vor dem Falschen 3) hüten kann.
Hätte der Frosch da nicht betrogen
Die Maus, und also sehr gelogen,
So möcht er viel wol seyn genesen.
Geschändt alle Falschen müssen wesen.

---

3) vor falschem Rath.

Der Wolf, die Ziege, der Ochs und das Schaf.

Wenn sich der Knecht dem Herrn will gleichen.

Vier Gesellen kamen überein,
Daſs Alles sollte seyn gemein,
Was sie erjagten auf der Fahrt;
Dasselb mit Eid gefestnet ward.
Das war ein Löwe freisam, [1]
Ein' Geiſs, ein Ochse, der war zahm,
Ein Schaf der viert' Geselle was;
Sie lebten am ersten ohne Haſs.
Ein Hirsch begegnet ihnen do,
Deſs wurden sie alle gar froh.
Da der von ihnen gefangen ward,
Da ward nicht lange gespart,
Er ward zerhauen schier,
Und ward getheilt in Vier.

---

[1] furchtbar, grimmig.

Da sprach der Löwe freisam:
Den ersten Theil den muſs ich han,
Der soll mir durch mein' Adelkeit
Vor euch allen seyn bereit.
Den andern giebt mir meine Kraft
Und meine groſse Meisterschaft.
Der dritte soll mir nicht entgahn,
Weil ich allermeist gefochten han.
Mir beleib' auch der vierte Theil;
Die Freundschaft lieſs ich anders feil,
Die wir zusammen han geschworn.
Sie forchten all des Löwen Zorn,
Die Theil' muſsten sie ihm alle lahn,
Und muſsten hungrig von dannen gahn.

Es geschieht noch, und ist auch recht,
Wo sich gleichen will der Knecht
Dem Herrn, durch seinen Uebermuth,
Das schadet ihm; und ist nicht gut
Mit Herren Kirschen essen:
Wann sie han sich deſs vermessen,
Der sich davor nicht hüten will,
Sie werfen ihn mit Kirschenstiel.
In die Augen, das glaube mir,
Darauf steht all ihr Gier.

---

a) gönne.

Die Herren sprechen, wenn man theilen soll:
Ich gan [a] dir deines Rechten wol;
Geb dir das Kalb, gib mir die Kuh;
Wilt du das nicht, so fahr ich zu.
Also wird der Arme betrogen,
Und von den Gewaltgen angelogen;
Das mag anders nicht gewesen,
Vor Gewalt mag Niemand genesen,
Wann Gewalt geht für Recht,
Und wo ſeyn ſolche Knecht[b],
Die deſs nit wollen abegahn,
Die können die Länge nicht bestahn.

---

[a] gönne.

Die undankbare Schlange.

Wer Uebel wider Gut thut.

Ein jeglich' Zeit sich richtet,
Als Gott es hat gedichtet 1)
In seiner höchsten Weisheit;
Der Sommer schöne Früchte treit, 2)
Der Herbst nach dem Sommer gaht,
Daran ein kalter Winter staht,
Der ist bitter und sure, 3)
Er bezwingt alle Kreature,
Daſs sie müssen suchen, wo sie sich
Ernähren mögen; als auch ich
Von einer Schlange hab gelesen,
Die gedacht, wie sie möcht genesen

---

1) gedacht, vorbedacht. 2) trägt. 3) sauer.

Vor des Winters-Härtigkeit,
Die thut manchem Ungemach und Leid;
Die kam geschlichen in ein Haus
Heimlich; sie trieb Niemand aus,
Ihr ward gethan gut Gemach.
Alsbald da sie der Wirth ersach,
Er speist sie durch seinen guten Muth,
Vor Froste war sie wol behut.
Doch mocht die Schlange nicht gelan, 4)
Sie that, als sie vor oft gethan,
Sie vergoſs Gift in das Haus.
Der Wirth sprach: geh wieder aus,
Du sollt nicht mehr hier Ruhe han.
Die giftig' Schlang' sprang ihn da an,
Und wollt tödten um das Gut',
Daſs er sie vor dem Tod' hätt behut't;
Das that er durch sein' Mildigkeit.

Manch Mensch ein vergiftet Herze treit,
Der mit Argem giltet 5) Gut,
Das man ihm durch Treue thut.
Den mit der Gallen Bitterkeit
Giltet des Hönigs Süſsigkeit,
Und sein Gift nicht verbergen kann;

---

4) konnt' es nicht lassen. 5) vergilt.

Der ihm wohl thut, den greift er an.
Ich rath', daſs sich jeder hüte wohl
Vor dem. deſs Herz ist giftvoll.
Ihr Freundschaft und ihr Heimlichkeit
Geht alle Tag auf Trügenheit.

Die Feldmaus und die Stadtmaus.

Daſs Einer lieber mag seyn in Armuth in kleinen Sorgen, denn reich in groſsen Sorgen.

Ein' Feldmaus zu einer Zeit sprach
Viel fröhlich, da sie zum ersten sach
Ein' Stadtmaus, ihr Geschlecht, kommen,
Sie sprach: es muſs mich immer frommen,
Daſs du bist kommen in mein Haus.
Mit groſser Begierd' lud sie die Maus;
Die Wirthin hat fröhlichen Muth,
Die Speise ziert der Wille gut.
Ein fröhlich Antlitz sie ihr bot,
Und sprach: wir sollen essen ohne Noth,
Was wir Gutes haben hier heim.
Die Wirthschaft war gar klein,
Die machet groſs der Wille gut.
Die Stadtmaus da mit Fleiſse lud

Ihr' traut Gespielin, die Feldmaus;
Und führt sie mit ihr in ihr Haus,
In einen Keller besathen wohl,
Der war guter Speise voll.
Da lagen Wurst und Fleisches viel.
Sie sprach: nun iſs, mein traut Gespiel,
Der besten Speise, so hier sey,
Und leb' ohn alle Sorge frei.
Iſs Käse und Brod gut,
Und trink; wir sind wohl behut't
Vor Hunden und vor Katzen,
Sie hörten gar schier kratzen
An der Thüre Schloſs den Koch;
Die heimsche Maus lief schnell zu Loch,
Ihr traut Gespiele lieſs sie stahn,
Sie wuſst nicht, wo sie hin sollt gahn.
Nun floh sie hin, nun floh sie dar;
Der Koch nahm ihrer eben wahr,
Er wollt sie gern ertreten han,
Da muſst er aus dem Keller gahn;
Die Thür er wieder zuschloſs.
Die Feldmaus deſs sehr verdroſs,
Sie hätt' der Wirthschaft wol entborn, 1)
Das Leben hätt' sie nahent 2) verlorn.

---

1) entbehrt 2) beinahe.

Darnach schier da kam heraus
Geschlichen die heimische Maus,
Sie sprach: gut Gespiele mein,
Freu dich, laſs dein Trauren seyn,
Iſs und trink und lebe wohl,
Dich Niemand mehr erschrecken soll.
Da antwort't ihr die fremde Maus
Und sprach: komm ich wieder hinaus,
Ich wöllt an Bohnen lieber nagen,
Als ich sollt solche Sorge tragen
Durch deiner Speisen Süſsigkeit,
Die mit der Gallen Bitterkeit
Vermischet ist; die hab du dir,
Sie füget dir wol und nicht mir,
Drum muſst du sie alleine haben,
Ich will hin auf den Acker traben,
Und will in Armuth fröhlich leben,
So du in groſser Furcht muſst streben!
Damit bin ich ohn Sorge gar.

Der Reich' nimmt mancher Sorge wahr;
So der Arme ruhet wohl,
So ist der Reiche sorgenvoll.
Der Arme ist sicher zu aller Stund!
Der Reiche aus Sorgen nimmer kummt.
Der Arme schläft in Sicherheit,
Der Reiche wacht in Sorg und Leid.

Wie mag der Wollust werden gut,
Da Sorg und Furcht betrübt den Muth?
Ohn Furcht ein kleines besser ist,
Denn Viel mit Furcht zu aller Frist.

Der Fuchs und der Rabe.

Von thörichter Ueppigkeit.

Einen Fuchs hungern begann,
Unter einen hohen Baum er kam,
Auf den ein Rabe kam geflogen,
Mit einem Käs' kam er gezogen,
Den er geraubet hatte do.
Deſs ward der Fuchs ohn Maſsen froh.
Da ihn der Fuchs erst ansach,
Mit glatten Worten er da sprach:
Gott grüſs euch, lieber Herre mein,
Euer Diener will ich gerne seyn,
Und immer wesen euer Knecht,
Das dünkt mich billig und recht.
Ihr seyd so edel und so reich,
Kein Vogel mag seyn euer gleich
In allen Königreichen.
Ich wähn', euch muſs entweichen
Der Sperber und das Fälkelein,

Der Habicht und des Pfauen Schein.
Süſs ist eurer Kehle Schall,
Eure Stimme hört man überall
In dem Wald erklingen,
Wenn ihr gerathet zu singen, a)
Deſs hab ich wohl genommen wahr.
Der Rabe sprach: du sagest wahr!
Nun singet, lieber Herre mein!
Der Rabe sprach: das soll seyn;
Er lieſs sein' Stimme aus und sang,
Daſs es durch den Wald erklang.
In dem Gesang entfiel ihm do
Der Käs'; deſs war der Fuchs sehr froh,
Deſs muſst der Rabe schamroth stahn,
Darzu muſst er den Schaden han.

Es ist noch billig, so helf mir Gott!
Daſs der habe Schaden und Spott,
Wer dem Gleiſsner glaubet baſs,
Denn ihm selber; wisset das,
Daſs übermäſsig' Ueppigkeit
Und zuviel Ehre Laster treit,
Und gebiert demselben Mann,
Der des Lobes sich nimmt an,

---

a) wenn ihr anfangt, darauf gerathet, zu singen.

Daſs er, noch sein Geschlechte, nie
Würdig ward; als es nun hie
An diesem Beispiel ist worden Schein.
Die Gleiſsner müssen immer seyn
Verschmähet und auch dabei,
Der ein falscher Verräther sey.

Der alte Löwe.

Vom Alter.

Es ist ein Ding, des Männiglich 1) begehrt,
So man's gewinnt, ist es unwerth:
Das Alter macht uns ungesund,
Wann ihm ist viel Gebrechens kund.
Alt wird gern der junge Mann,
Der Alt' nicht jung werden kann.
Wenn der Alte kommt an die Tag,
Daſs er nicht für sich selber mag, 2)
Hat er dann Freud', das ist ihm gut,
Sein Feind ihm keine Ehre thut
Also geschah einem Löwen, der war alt,
An Kräften war er worden kalt,
Von seinen Feinden das geschah,
Da ihn ein Eber da ersah,
Er gedacht an seinen alten Schaden,
Und biſs dem Löwen in die Waden.
Ein Ochs kam auch darzu gerannt,

---

1) Jedermann. 2) daſs er für sich selbst nicht mehr vermag.

Da er den alten Löwen fand,
Seinen Schaden er da rach, 3)
Mit beiden Hörnern er ihn stach.
Der Esel lief auch bald hinzu,
An seine Stirne schlug er ihn do,
Den Löwen, der in seiner Jugend
Hatt' erzeiget viel Untugend.
Der Löwe seufzen begann,
Er sprach: nun hab ich manchem Mann
In meiner Jugend Leid gethan;
Das mufs ich alles abelan.
Mein' Kraft, mein' Ehr', mein guter Muth
Die sind dahin. Wer Unrecht thut,
Der findet seinen Lohner wol,
Wer Jungen thut, das er nicht soll.
Sie wollen mich nun nicht vertragen,
Die ich nicht vertrug, das mufs ich klagen;
Davon betrübet ist mein Muth.

Freunde gewinnen, das ist gut;
Noch besser, der sie behalten kann,
Es sey Frau oder Mann
Der Uebel thut, der findet wol
Gelt, 4) als er von Rechte soll.

---

3) rächte. 4) Vergeltung.

Der Löwe und die Maus.

Daſs der Groſse des Kleinen Hülfe nicht soll verschmähen.

Einsmals ein Löwe sich erging
In einem Walde, da er fing
Ein' Maus, die wollt er getödtet han;
Sie sprach: Herr Löwe, laſst mich gahn,
Es ziemt nicht eurer Würdigkeit,
Noch eurer Edelmüthigkeit;
Noch Lob noch Ehre liegt daran,
Ob ihr mich tödtet; laſst mich gahn;
Was Ehre mag ein König erjagen,
Ob von ihm wird ein Knecht erschlagen?
Deſs er Gewalt hat, wenn er will;
Hat er deſs Ehre, der ist nicht viel.
Was groſse Kühnheit mag das seyn,
Daſs ein Löw ein Mäuselein
Ertödtet? der hat Ehren meh,
Der Schaden mag, und thut nicht weh.
Lasset ihr mich, Herr, genesen,

Ich mag euch wol viel nutzer wesen,
Und mag euch keinen Schaden thun,
Minder, denn dem Aar ein Huhn.
Der Löwe lieſs sein Zürnen seyn
Und lieſs frei gehn das Mäuselein;
Deſs ward es inniglichen froh.
Ich will euch danken, sprach es do.
Darnach ward nicht lang gespart, [1])
Daſs der Löwe gefangen ward
In einem Netze, das war stark;
Er hätt' gegeben tausend Mark,
Daſs er daraus wär' gewesen;
Er mocht sicher nicht genesen.
Da er also gefangen lag,
Da kam die Maus, eh daſs der Tag
Aufging, und ging zum Löwen ein,
Sie sprach: Gott grüſs euch, Herre mein,
Was klaget ihr, was ist euch noth?
Ich bin gefangen auf den Tod,
Sprach der Löwe zu der Maus.
Sie sprach: Ihr kommet wohl heraus,
Ich helfe euch um euer Leben,
Wann ihr mir das mein' habt gegeben.
Was soll ich euch mehr sagen?

---

1) währte es nicht lange.

Die Maus begunnt das Netz zu nagen
Und mit den Zähnen zu beiſsen,
Und wollt' es gern zerreiſsen.
Darinnen war ein groſses Loch;
Viel bald der Löwe floch,
Der Maus zu danken er begann;
Sie sprach: ich hab es gern gethan.

Gedenk, wie der gewaltig sey,
Dem Mildigkeit nicht wohnet bei.
Gewalt Erbarmung haben soll,
Gewalt soll Tugenden wesen voll
Der Mehr 2) den Mindern soll vertragen;
Nutz mag der seyn, der nicht mag schaden.
Der Löw die kleine Maus lieſs gahn,
Die er wol möcht ertödtet han.
Sie mocht ihm Schade nicht enwesen, 3)
Doch mocht er ohn ihr' Hülfe nicht genesen.
Sie gedacht, was er ihr hätt gethon,
Und half ihm, daſs er kam davon.

---

2) der Gröſsere. 3) ihm nicht schädlich seyn.

Der Frösche Bitte um einen König.

Wer frei ist, daſs sich der nicht zu eigen gebe.

Es war ein Weiher Frösche voll,
Denen was nach ihrer Natur wohl,
Sie hatten Wasser und Feld,
Und deſs genug ohn alles Geld;
Sie waren unbezwungen gar,
Sie nahmen keines Herren wahr;
In Freiheit stund all ihr Muth,
Ihr Leib, ihr Leben und ihr Gut.
Die Freiheit möchten sie nicht vertragen,
Sie begunnten alle zu klagen,
Sie möchten ohne König nicht leben,
Gott Jupiter sollt ihnen geben
Einen König, der ihr Gewaltig 1) wär'.
Deſs lachte der Gott Jupiter,

---

1) Beherrscher.

Und schwieg. Da huben sie wieder an,
Ihr Gebeth wollten sie zu Gott han
Um einen König; ein'n Tremel [2] groſs
Jupiter in den Weiher schoſs,
Der soll't ihr aller König wesen.
Vor Furcht konnten sie nicht genesen,
Zu fliehen waren alle schnell,
Geschwiegen war ihr aller Kehl',
Da vor kam der erste Schlag.
Der Baum bald stille lag,
Er rührt sich nicht um ein Haar.
Die Frösche wurden deſs gewahr,
Sie konnten sich nicht gemaſsen, [3]
Auf dem König sie da saſsen.
Sie schrieen überlaut, als eh, [4]
Immer muſst ihn'n wesen weh.
Ihnen ward dann ein König gegeben,
Der wol richten möcht' ihr Leben.
Da Jupiter das Geschrei vernahm,
Einen Storch sandt' er hin dann,
Der ihr König sollte wesen.
Der König ihr'r keinen lieſs genesen.
Sein Mund stund offen, sein Magen was wan; [5]

---

[2] Balken. [3] mäſsigen. [4] noch lauter, als zuvor.
[5] leer.

Er verschlang Alles, das ihm kam.
Der Frösche Klage war sehr groſs,
Des Königes sie schier verdroſs,
Sie sprachen: Herr, aus dieser Noth
Hilf uns, sonst sind wir alle todt:
Er läſst unser keinen genesen;
Ohne König wollen wir gerne wesen.
Jupiter sprach: es mag nicht seyn,
Ihr habet erfüllet die Ohren mein
Mit Bitt'; nun hab ich euch gegeben
Einen König, der richtet euer Leben,
Dem sollt ihr unterthänig wesen,
Will er, so läſst er keinen genesen;
Und, zwar, euch geschieht gar recht.

Wer Herr seyn mag, der sey nicht Knecht.
Wer hat, das ihn begnügen soll,
Der hab' genug, so fährt er wohl.
Wer sein selber möge wesen,
Der folge mir, will er genesen;
Wer will Ruh und Ehre han,
Der eigne sich 6) an keinen Mann,
Und habe seinen freien Muth;
So ihm wohl ist, nehm er vor gut,

---

6) der gebe sich Niemand zu eigen.

Und begehre nicht der Dingen,
Damit ihm mag miſslingen,
Als die Frösche han gethan,
Deſs müssen sie noch in Sorgen stahn.

Der Hund und der Dieb.

Daſs man nicht Gabe nehmen soll.

Ein Dieb einsmals geschlichen kam
Zu einem Haus, da fand er stahn
Einen Hund, der wachet wohl,
Als ein Hund von Rechte soll.
Da hätte gern der Dieb gestohln,
Mocht es vor dem Hunde seyn verhohln.
Der Hund den Dieb viel sehr anball,
Daſs man es höret überall.
Der Dieb dem Hunde Gabe bot,
Und sprach zu ihm: nimm hin das Brot,
Und schweig still und meld' mich nicht.
Der Hund sprach: du Bösewicht,
Nähm' ich dein Gab', so wär' verlorn,
Meins Meisters Fleisch und auch sein Korn,
Und die Rinder im Stalle
Wären verloren alle.

In deiner Speis' liegt Gallen viel,
Die mich der Speis' berauben will,
Die mir mein Meister alle Tage
Giebet. Hör', was ich dir sage:
Tägliche Speis' gefällt mir baſs,
Denn in der Nacht ein kleiner Fraſs.
Eine Nacht mag mir das nicht geben,
Das ich soll han, dieweil ich lebe,
Arm will ich nicht immer seyn
Um die kleine Speise dein.
Einen Angel deine Speise treit;
Fleuchst du nicht bald, es wird dir leid.
Der Hund hub bald an und ball,
Der Dieb sich bald von dannen stahl.

Wer Gab' empfäht, der bindet sich
Dem, der sie giebt; davon ¹) rath' ich,
Daſs der sich betrachte wohl,
Der die Gab' empfangen soll.
Niemand soll durch kleines Gut ²)
Aufgeben seinen freien Muth.
In der Gabe verborgen ist
Ofte manche böse List;
Als diesem Hunde leicht wär' geschehen.

---

1) darum. 2) um eines kleinen Gutes willen.

In der Gab' sollt du wohl ansehen
Wer sie gebe und durch was 3)
Sie werd' gegeben. Thuſt du das,
So wird die Gabe, glaube mir,
Ohne Zweifel nütze dir.

---

3) weswegen.

Der Maulwurf und die Zuschauer.

Eine kleine Sache macht oft groſse Sorge.

Eins Tags ein Maulwurf nach seiner Art
Ging auf seiner Speise Fahrt,
Und warf auf einen Haufen groſs,
Dasselbe noch thun sein' Genoſs,
Des Haufen nahm Männiglich wahr,
Mann und Frauen kamen dar,
Sie wundert, was das möchte wesen,
Sie wähnten, Niemand möcht genesen,
Und forchten, daſs der Berg das Feld
Sollt übergahn und all die Welt.
Sie stunden fern und sahen zu,
Ihr'r Keiner getorſte 1) nahen do
Dem groſsen Wunder, das was wol,
Sie stunden aller Furchte voll.

---

1) wagte sich zu nähern.

Zuletzt kam der Maulwurf heraus
Aus dem Haufen, als eine Maus;
Da ward in Lachen und in Spott
Ihr'r aller Furcht verwandelot.

Es hebt sich mancher groſse Wind,
Deſs Regen doch viel kleine sind;
Nach groſsem Donner oft geschieht,
Daſs man gar kleine Wetter sieht;
Es dräut mit Worten mancher Mann,
Der doch wenig schirmen 2) kann,
Das Krieges halbes das sind Wort, 3)
Der han die Frauen groſsen Hort.
Ein' kleine Sache ofte thut 4)
Groſs Furcht in manches Menschen Muth,
Als diesen Leuten hier geschach,
Ein' kleine Sach ihr Herze brach,
Daſs verzagt waren Frau und Mann:
Das hatt' ein kleiner Maulwurf gethan.

---

2) Kämpfen. 3) Vielleicht gehört die erste Hälfte dieser Zeile noch zum vorigen Verse, und der Sinn wäre: der doch im Kriege wenig fechten kann, und bloſs mit Worten prahlt, wodurch nur Weiber sich blenden lassen. 4) verursacht.

Das Lamm und der Wolf.

Von böſem Rathe.

Es hatt' ein Mann ein Lämmelein,
Das hatt' verlorn die Mutter sein,
Zu einer Geiſse that er das,
Da es viel wohl behütet was.
Ein' Geiſs, nun was die Mutter sein,
Die säugt das kleine Lämmelein.
Zu ihn'n ein Wolf gegangen kam,
Mit süſsen Worten fing er an,
Und sprach zu dem Lämmelein:
Gott grüſs dich, traut Gespiele mein,
Mir ist leid dein Ungemach,
Daſs dein' Gesellschaft ist so schwach,
Das mühet mich und ist mir leid,
Ich sollt dirs lange han geseit.
Was gehört dieser Bock dich an?
Was Freundschaft magst du zu ihm han?

Geh mit mir, laſs die Geiſse seyn,
Ich führ' dich zu der Mutter dein,
Die mag dich gespeisen wol.
Mit guter Milch, der ist sie voll.
Das Lämmlein antwortet' und sprach:
Herr Wolf, da ich dich erst ansach,
Do entsatz ich deinen falschen Rath
Und auch dein' arge Missethat.
Ich will mein' Freund' nicht übergeben,
Mit den'n behütet ist mein Leben.
Viel lieber will ich Speis' empfahn
Von einer Geiſs, und sicher stahn,
Denn ich zu ferne folge dir;
Dein falscher Rath miſsfället mir.
Also blieb das Lämmelein
Wohl behüt't mit den Freunden sein.

Sicher leben, das ist gut,
Und giebt auch fröhlichen Muth.
Wer sich von Freunden scheiden will,
Genieſst er deſs, das ist nicht viel.
Nichts ist so gut, als guter Rath,
Der Mensch ist selig, der den hat.
Wer gutem Rathe folgen will,
Der gewinnet Reue nimmer viel
Um seine Werk'; das ist wol Schein
An diesem kleinen Lämmlein.

Wer aber böſen Rath will han
Und folgen, der mag kaum beſtahn
An Ehren und an Würdigkeit;
Böſer Rath iſt ein arges Kleid.

Der Fuchs und der Storch.

Vom schalkhaftigen Wiedergelte.

Ein Fuchs einsmals einen Storchen lud,
Deſs war der Storch viel wohlgemuth,
Er sprach: viel lieber Freund mein,
Noch heute sollt du bei mir seyn,
Wohl sollen wir noch heute leben,
Groſse Wirthschaft will ich dir geben.
Da über Tisch der Storch da kam,
Und wähnt', ein' groſse Wirthschaft [1]) han,
Der Fuchs dem Storch ein' Schalkheit bot,
Die Speise er da gar versott, [2])
Daſs da nichts als eine Brühe ward.
Die Speis' war von dem Storch gespart, [3])
Er hatt' da Hunger und Durst groſs,
Der Wirthschaft ihm viel sehr verdroſs.

---

1) Bewirthung. 2) versotten, zerkocht. 3) er genoſs nichts von der Speise.

Der Fuchs aſs sehr und trank.
Der Storch hatte manchen Gedank,
Wie er dem Fuchs seine Schalkheit
Vergelten möcht', wann ihm was leid,
Daſs er muſst hungrig dannen gahn,
Das hatt' ihm der Fuchs gethan.
Er flog auf seiner Weide Fahrt,
Da ihm eine feiste Henne ward,
Die ward gar schier gebraten wol,
Er macht sie guter Würze voll,
Nach dem Fuchse flog er do,
Und lud ihn; deſs ward er viel froh.
Er sprach: du irrest mich selten, 4)
Wohl dann, ich will dir gelten
Dein' Wirthschaft und dein' Speise gar,
Die du mir schenktest ohn Gefahr.
Der Fuchs da viel hungrig was;
Der Storch beschloſs bald in ein Glas
Die Speise sein. die da war gut;
Deſs ward betrübt des Fuchses Muth.
Er sah die Speis' und schmeckt' 5) sie wol,
Deſs ward sein Leib Gelustes voll.
Wer sieht, das ihm nicht werden mag,
Gelust't ihn deſs, das ist ein Schlag

---

4) d. i. vielleicht: du schlägst mir selten etwas ab.
5) roch.

Und Kummer in ſein'm Herzen.
Der Fuchs litt groſsen Schmerzen,
Viel hungrig muſst er dannen gahn.
Solch's hatt' er auch dem Storch gethan.

Ob der Trieger wird betrogen,
Und der Lügner angelogen,
Wer mag ihm deſs? 6) es iſt viel wol;
Niemand den andern triegen ſoll.
Wer triegt und lügt, der wird unwerth,
Zu keinen Ehren man ſein begehrt.
Falſches Triegens iſt ſo viel,
Daſs mans zurechts haben will. 7)
Wer triegt und lügt, ihm ſelber ſchadet,
Wann er die Seel' mit Sünden ladet.
Thöre mich, ſo äffe ich dich,
Da gewinnſt du nicht, noch nimmer ich. 8)
Wer ohn Gefährde thut, das er ſoll,
Dem wird von Recht gelohnet wol.
Was du willt, das man gegen dir
Thue, das thu du gegen mir.

---

6) wer mag ihn deswegen beklagen? Oder vielleicht geht es auf den, der Trug vergicht, und ſoll heiſsen: wer mag ihn deswegen anklagen?

7) daſs man es will für Recht halten.

8) eben ſo wenig, als ich.

Die Krähe und der Pfau.

Wer seines gleichen verschmäht.

Eine Krähe sich schauen begann,
Da war sie schwarz und ungethan;
So waren auch andre ihr' Genoſs!
Da sie der Schwärze sehr verdroſs,
Sie gedacht, wie das Geſieder sein
Möcht' gewinnen lichten Schein;
Auf der Fahrt kam sie zuhand,
Da sie ein's Pfauen Federn fand,
Die hatten mancherhande 1) Schein,
Damit die Kräh' die Federn sein
Bekleidt, und allen ihren Leib.
Da hub sich an ein groſser Streit,
Die Kräh verschmähte ihr Genoſs

---

1) mancherlei.

Und andre Vögel klein und groſs;
Das wirkte der entlehnte Schein
Der Federn, die nicht waren sein.
Ihr' Gesellschaft wollt' sie nicht mehr han,
Sie gerieth 2) hin zu den Pfauen gahn,
Den'n wollt' die Krähe gleichen sich,
Weil ihr Gefieder war herrlich.
Wie sie aber kame dar,
Deſs nahmen die Pfauen eben wahr,
Daſs es entlehnte Schöne was,
Wider die Kräh gewannen sie Haſs,
Sie mühte sehr ihr' Ueppigkeit, 3)
Daſs sie mit ihn'n sich hat bekleidt.
Mit Kraft fuhr'n da die Pfauen dar
Und berauften die Krähe gar,
Und zogen ihr aus all ihr Gefieder,
Das wuchs der Krähe nie seit wieder.
Sie war geschändt und stund nun bloſs,
Ihr'r spottet mancher ihr Genoſs.

Zu Spott er billig werden soll,
Wer Ueppigkeit ist also voll,
Daſs er von Thorheit deſs begehrt,
Deſs sein' Natur ihn nicht gewährt.

---

2) fing an. 3) ihre Ueppigkeit war ihnen sehr zuwider.

Je höher Berg, je tiefer Thal,
Je höher Ehr', je tiefer Fall.
Liebe, die gekaufet ist,
Geriebne Farbe, falsche List,
Daran liegt keine Stätigkeit.
Wer sich selben übertreit,
Der mag wol schier niederkommen.
Wir han das oft wol vernommen,
Daſs arme Hoffart ist ein Spott;
Reiche Demuth minnet Gott.
Wer wähnt, daſs er der beste sey,
Dem wohnt ein Gauch viel nahe bei.
Hätte die Kräh' nicht mehr begehrt,
Denn ihr' Natur ihr hatt' gewährt,
Und hätt' sich selben baſs erkannt,
So wär' sie nimmer nicht geschandt.

Die Ameise und die Heuschrecke.

Von Arbeit und von Müſsigkeit.

Man spricht ein Wort, und dünkt auch mich,
Wer ſich warnet, der wehrt sich, [1]
Wenn er zu seinen Tagen kummt,
Hat er dann Gut, das ist ihm gesund.
Daran gedacht' ein' Ameis' wol,
Sie schichte, [2] daſs ihr Haus war voll,
Alsbald da der Sommer kam,
Viel sehr sie arbeiten begann,
Ihr Gebein nie Ruh empfing,
Wann daſs sie früh und spate ging
Werben um ihrs Leibes Nahr; [3]

---

[1] d. i. wer sich vorsieht und versorgt, der ist gegen das Alter wohl verwahrt.

[2] schichtete auf.

[3] Nahrung.

Sie sprach: da kommt ein Winter har,
Vielleicht kommt etwan auch der Tag,
Da man nicht viel wol werken mag.
Der was gehiehlt, der findt es wol;
Der Weise sich fürsehen soll
An Speis', das giebt ihm hohen Muth,
Und ist auch für den Hunger gut.
Die Ameis' arbeitet' und lief,
Die lange Zeit sie wenig schlief
Des Sommers, wann sie wuſste wohl:
Wer nicht arbeitet, so er soll
Werben um die Speise seyn,
Daſs der muſs leiden groſse Pein.
Die Ameis' ihr Haus wohl versach,
Sie zog sich an ihr gut Gemach 4)
Mit ihr'n Gespielen auf die Zeit,
So Reife fallen und es schneit.
Da kam eine Heuschreck gerannt,
Die auf dem Felde nicht mehr fand
Ihrer Speise; sie war in Noth,
Vor Hunger muſst' sie liegen todt.
Sie kam, und stieſs an die Thür,
Die Ameise trat bald herfür,
Sie sprach: Herr, was wär' euch noth?

---

4) sie schaffte dadurch ein gemächliches Leben.

Die sprach: ich bin fast Hungers todt,
Dazu der Reif und auch der Schnee,
Die thun mir beide harte weh;
Theile mit mir die Speise dein,
Oder ich muſs verdorben seyn.
Die Ameis antwortet und sprach
Mit groſsen Züchten, da sie sach
Die Heuschreck in groſsem Kummer,
Die ihr'r gespott't hat den Summer,
Und ihr groſs Unruh hat gemacht,
Da sie sehr um die Speise facht': [5]
Junker, ihr sollt da drauſsen seyn,
Euch wird nicht der Speise mein;
Ihr sprunget schnell und floget hoch,
Da ich mit Arbeit hinnen zog
Die Speise, die ich essen soll.
Wer wol thut, [6] der findt es wol.
Ihr müſst ohn' Speise heim gahn,
Deſs ich mich wol verwegen [7] kann.
So kam die Heuschrecke in Noth.
Ich wähne, sie muſst' erliegen todt.

---

[5] fecht, von fechten, mühsam arbeiten.
[6] wer recht thätig ist.
[7] überheben.

Wer durch den Sommer schlafen will,
Und kommt dann auf des Winters Ziel,
Durst und Hunger muſs er han,
Viel kaum er es gebessern kann.
Wer müſsig geht in seiner Jugend,
Und stellt es nicht auf Ehr' und Tugend,
Welch Wunder, obs dem missegaht,
Wenn er vor Alter nichts verſaht. [8]
Dieweil das Eisen ist hitzvoll,
Viel bald man dann es schmieden soll.
Dieweil der schöne Sommer währt,
Soll man gewinnen, deſs man gehrt.
Dieweil der Junge Kräfte hat,
So werb' um Gut, das ist mein Rath.

---

[8] erwirbt.

Der Frosch und der Stier.

Wer ihm mehr Ehren zuziehen will, denn er soll.

Ein Frosch mit seinem Sohne kam
Einsmals gesprungen auf den Plan,
Da er ein'n groſsen Ochsen sah,
Deſs kam der Frosch in Ungemach,
Er sprach: Gott Herr, was soll ich dir
Darum danken, daſs du mir
Hast einen so schwachen Leib gegeben?
Dazu verschmäht ist gar mein Leben
Vor manchen Thieren, die groſs sind,
Als auch dies gegenwärt'ge Rind.
Der Frosch hätt' gern gegleichet sich
Dem Ochsen, gar sehr bläht' er sich.
Da sprach sein Sohn: traut Vater mein,
Es hilft nicht, laſs dein Blähen seyn;
Du magst nicht wol dem widerstreben
Das dein' Natur dir hat gegeben,

Dennoch wollt' er nicht abelan,
Sein Hochfahrt wollt' er für sich han,
Zum andernmale bläht er sich
Gar sehr, und sprach: möcht' ich gelich
Dem gröſsen Ochsen werden,
So geschäh mir auf der Erden
Nichts so lieb, auf meinen Eid.
Der Sohn sprach: Vater, mir ist leid,
Daſs du dich marterst ohne Noth,
Ich fürcht', du werdest liegen todt.
Du magst wol kommen vom Leben dein,
Folg mir, und laſs dein Kriegen seyn.
Traut Vater, folg' dem Rathe mein,
Und laſs dein üppig Blähen seyn.
Der alte sprach: es ist ein Spott,
Ich thu es nicht, so helf mir Gott,
Ich muſs groſs werden als das Rind,
Deſs haben Ehre all meine Kind.
Er blähte sich, und er zerbrach.
Hätt' er gelebt sein gut Gemach, [1]
Leicht wär' ihm nicht also geschehen,

Man hat es ofte mehr gesehen:
Wer mehr Ehren wollte,

---

[1] wär' er in seinem gemächlichen Zustande verblieben

Denn er begehren sollte,
Daſs dem viel zu wenig ward.
Wer mit vergifteter Hochfahrt
Gebläbet ist, das ist nicht gut,
Auf Neid und Haſs so steht sein Muth.
Der über ihm ist, das ist ihm leid,
Den Untern er durch nichts vertreit.
Der Gleiche muſs han seinen Haſs,
Ihm ist viel leid, mag Jemand baſs, ²)
Denn er; davon so wäre wol,
Daſs all sein Leib wär' augenvoll,
Der neidisch ist, durch das er sähe,
Wo kein Gut Jemande geschähe,
Davon er würde Blastes ³) voll,
Daſs er zerspränge, das wär' wohl,
Und das geschäh' in kurzer Frist,
Als diesem Frosch geschehen ist.

---

2) wenn Jemand mehr vermag, als er
3) Kräfte voll.

Das Roſs und der Esel.

Wie man niemand verschmähen soll.

Ein Roſs das war gezieret wohl,
Aller Schönheit war es voll;
Sein Zaum und auch der Sattel sein
Gaben von Golde lichten Schein,
Sein' Decke war von Seide roth,
Daſs es hoch trat, das that ihm noth.
Den Weg es durch eine Gasse nahm
Einsmals, da ihm entgegen kam
Ein schwacher Esel, der war nicht klug, 1)
Ein'n groſsen Sack er auf ihm trug.
Dem Rosse der Esel nicht entweich, 2)
Deſs ward ihm mancher harter Streich,
Er muſste sein entgelten,

---

1) klug ist oft so viel als schön. 2) auswich.

Das Roſs begunnt' ihn schelten,
Und sprach zu ihm: du schwaches Thier,
Solltest du nicht entweichen mir?
Du genieſsest nicht der Ehren mein;
Es muſs dein grimmer Tod nun seyn.
Du verschmähte Kreatur,
Du Sackträger, du rechter Slur, [3]
Wie getörstest [4] du das angeſahn,
Daſs du mir solt entgegen gahn?
Der Esel schwieg und hatt' sein Gemach;
Darnach es kürziglich geschach,
Daſs das Roſs entbüget [5] ward;
Do ward nicht länger da gespart,
Es ward entblöſset ganz und gar,
Aller Gezierde. Nehmet wahr,
Wie bald seine Schöne war verkehrt,
Dazu sein Ungemach gemehrt.
Es ward gespannt in einem Wagen,
Es muſste ziehen und tragen,
Ungemach und Arbeit
Machten ihm sein Leben leid.
Es ward mager und flach,
Seine Ribben man ihm ausstechen sach,

---

[3] deutet ein träges Thier an. [4] darfst. [5] krank, abgefallen.

Seine Füſse und sein' Bein
Stieſsen sich an manchen Stein;
Auch ward es gellig [6]) und laſs,
Der Rücken ihm fast zerbrochen was.
Haberstroh ward ihm gegeben
Zur Speis'; verdrossen war sein Leben.
Alsbald der Esel nun ersach
Das Roſs, so krank und also schwach,
Gar bald er sein spotten begann,
Mit glatten Worten fing er an.
Er sprach: Gott grüſs' euch, Herre mein,
Wo ist nun eures Sattels Schein?
Wohin habt ihr den Zaum gethan?
Ohn' Decke sieht man euch nun gahn.
Eure Gezierde die ist klein,
Euch spannt die Haut über die Bein';
Ihr habt kein Silber noch kein Gold,
Dazu ist euch nun Niemand hold;
Geschwächt ist euer hoher Muth;
Wo ist nun Ehr', wo ist nun Gut?
Zuviel Ehr' ist halbes Laster.
Heiſset euch ein Pflaster
Auf euren Rücken binden,
Die Haut beginnt euch schrinden; [7])

---

6) stolpernd. 7) aufzuſpringen.

Der Leib ist krank, der Fuſs ist schwach,
Wol feil ist euch Ungemach.
Ihr sollet lang' in Armuth leben,
Solchen Lohn kann Hochfahrt geben.

Uebermuth wird nimmer gut,
Uebermuth groſsen Schaden thut.
Bei diesem Beispiel merk' ich die Welt,
Die nach Gezierde giebt böses Gelt. 8)
Der Welt Gewalt, des Leibes Kraft
Zergeht, und alle Meisterschaft.
Weltlich' Ehre nicht bestaht,
Weltliche Freud' ein Ende hat.
Darum Niemand verschmähen soll
Den Armen; es geschieht viel wol,
Daſs es dem Reichen missegaht,
So der Arme wol bestaht.
Dem ist auch hier geschrieben gleich,
Das Roſs ward arm, der Esel reich.

---

8) die nach vielem Gepränge schlechten Lohn giebt.

Der Mann, sein Sohn und der Esel.

Daſs man kein Ding zum besten kehrt.

Einsmals zu Markte fuhr ein Mann,
Seinen Sohn er mit ihm nahm,
Und seinen Esel auch durch das, 1)
Daſs er möcht reiten desto baſs.
Auf dem Esel saſs der Mann,
Und reitet, sein Sohn muſste gahn,
Mit ihm er hatt' zu reiten nicht.
Nun fügte sichs so von Geschicht, 2)
Daſs ihm Leut' entgegen kamen,
Die sein groſs Wunder nahmen.
Sie sprachen: sehet, wie der Mann
Reitet, und läſst den Knaben gahn;
Lieſs' er den Knaben reiten,
Und ging' an seiner Seiten,

---

1) in der Absicht. 2) von ungefähr.

Daran thät' er viel baſs.
Da der Alte verhörte das,
Ab vom Esel saſs er do,
Der Sohn saſs auf und war gar froh,
Daſs er auch reiten sollte.
Der Alte gerne wollte
Neben bei dem Esel gahn.
Da begegneten ihm zween andre Mann;
Der eine zu dem andern sprach,
Da er den Knaben reiten sach:
Warte, 3) traut Geselle mein,
Der Alte mag wohl ein Thor seyn,
Daſs er reiten läſst den Knaben,
Der sollte laufen und traben,
Und sollt' der Alte reiten.
Viel kaum mocht' er gebeiten, 4)
Daſs er auf den Esel kam
Zu seinem Sohn, und reitet hin dann;
Den Esel reiten sie beide,
Das kam ihn'n schier zu Leide,
Da ihnen die Leute bekamen. 5)

---

3) sieh doch.

4) kaum konnt' er es erwarten.

5) entgegen kamen.

Nimmer dummen Amen, 6):
Sprachen sie, nehmet alle wahr,
Wie der alte Thor sich dar
Gesatzt hat auf das Eselein,
Er und auch der Knabe sein;
Sie wollen den Esel haben todt.
Zwar das thut ihnen keine Noth.
Der Alte sollt' wol Ruhe han,
Und sollt' den Jungen lassen gahn.
Da diese Red' also geschach,
Der Vater zu dem Sohne sprach:
Wol ab; wir sollen beide gahn,
Der Esel soll auch Ruhe han.
So gingen sie auf der Straſse hin,
Der Esel ging auch leer mit ihn'n.
Da bekamen ihnen Frauen und Mann,
Sie sprachen alle: sehet an,
Wie gar thöricht sie beide sind,
Der Alte und sein Kind,
Daſs ihr Muth nicht zu reiten staht
Den Esel, der doch ledig gaht.
Da sprach der Vater: Sohn, wol har,

---

6) Ein Ausruf der Verwunderung; nach Bodmer's Meinung aus dem Lateinischen: In Nomine Dei Amen! verfalscht.

Wir sollen nehmen beide wahr,
Ob wir den Esel mögen tragen,
Laſs sehen, was die Leute sagen.
Sie wurfen bald den Esel nieder,
Zusammen bunden sie seine Glieder.
Sie hingen ihn an ein' Stange groſs,
Den Esel es gar sehr verdroſs,
Er wäre lieber selbst gegangen;
Denn er muſst' an der Stange hangen.
O hui, wol auf! der Vater sprach.
Der Sohn viel jämmerlichen sach,
Daſs er den Esel muſste tragen.
Die Leut' begunnten alle sagen:
Warte, warte, sehet an,
Einen Esel tragen zween Mann,
Der sollt' sie beide billig tragen.
Man mag's wol für ein Wunder sagen.
Man sieht wol, daſs sie Narren sind,
An Witzen sind sie beide blind.
Und da der Alte das ersach,
Daſs Niemand wohl von ihnen sprach,
Viel sehr er seufzen begann,
Seinen Sohn den sah er an,
Und sprach: hör', was ich dir sage:
Es sey, daſs mich der Esel trage,
Oder dich, so sind wir Thoren;
Trägt er uns beide, so ist er verloren.

Geht er leer, so sind wir Narren;
Tragen wir ihn an einem Sparren,
So ist Niemand tauber, denn wir.
Darum so will ich rathen dir,
Daſs du thuest recht und wohl.
Wer recht thut, der wird Selden voll. [7]
Ohn' Strafung [8] mag kaum Jemand wesen,
Wer mag ohn' Hinterrede genesen?
Wer an den Ehren will bestahn,
Der soll durch kein' Red' abelahn,
Er soll thun, was ihm füget wohl.
Die Welt ist Schalkheit also voll,
Wie viel ein Mensch Gutes thut,
Es dünkt die Welt nicht halbes gut. [9]
Gesehend ist viel Leuten blind, [10]
Der'n Herzen also giftig sind,
Was sie hören oder sehen,
Daſs sie dazu das Bös'ste jehen.
Der sich vor denen hüten kann,
Es seyn den Frauen oder Mann,
Der mag wol fröhlich loben Gott,
Kömmt er hin ohne der Welt Spott.

---

[7] Glückes voll. [8] ohne gestraft, getadelt zu werden. [9] nicht zur Hälfte gut. [10] was sehend ist, scheint vielen Leuten blind, d. i. das kluge scheint ihnen einfältig.

Der Hirsch und der Jäger.

Von schädlicher Minne.

Ein Hirsch einsmals dursten begann,
Zu einem Brunnen er da kam,
Der war schön, lauter und klar.
In dem Wasser nahm er wahr
Sich selbst, wie gestaltet was
Sein stolzer Leib, und da er das
Gesah, sein Gehörne gefiel ihm wohl,
Sein Haupt war Gezierde voll.
In groſsen Uebermuth er kam;
Was er von einem Thier vernahm
Gutes, das war ihm nicht gleich; [1]
Sein Herze das war freudenreich!
Darnach sah er an seine Bein,

---

[1] nicht mit dem seinigen zu vergleichen; oder, nicht genehm.

Die waren mager und klein;
Die gefielen ihm nicht zumaſse wohl,
Deſs ward der Hirsch Betrübde 2) voll;
Sein' Füſse waren ihm unwerth,
Und auch sein' Bein'. Wer noch das Schwert
Verschmäht, damit er wol sein Leben
Behüten mag, und das will geben
Seinem Feinde in die Hand,
Welch Wunder, ob der wird geschandt?
Da so der Hirsch sein' Füſse hat
Verschmähet auf derselben Statt,
Mit seinen Hunden kam ein Jäger,
Den Hirsch trieb er von seinem Lager.
Der Hirsch der floh; der Jäger nach
Rannte bald, wann ihm was gach 3)
Auf ihn; den Hunden war auch noth,
Den Hirsch wollten sie haben todt.
Da floh der Hirsch viel balde,
Und kehrte hin zum Walde.
Zu statten kamen ihm sein' Bein',
Seiner Hörner Hülfe die war klein.
Und da er ward also verjagt,
Und in den Wald kam unverzagt,
Deſs ihm sein' Füſs' und seine Bein'

---

2) Betrübniſs. 3) weil er auf ihn erpicht war.

Geholfen hatten, die er klein
Geschätzet hatt', schier er gehing
An seinen Hörnern; da ihn fing
Der Jäger mit den Hunden do;
Deſs ward der Hirsch viel gar unfroh.
Seine Füſs' halfen ihm aus der Noth,
Sein Gehörne gab ihm den Tod.

Wer minnet, das ihm Schaden thut,
Und hasset, das ihm wäre gut,
Der thut nicht recht; doch ist ihr'r viel
Der Leute. Wer auch speisen will
Seinen Feind, das wird ihm leid.
Manch Mensch seinen Feind bei ihm treit;
Wenn er gewinnet Oberhand,
Er setzt sich wider ihn zuhand,
Und thut ihm Angest an und Noth,
Vielleicht bringt er ihn in den Tod.
Dem Hirsch gefielen wol seine Horn,
Durch die sein Leben ward verlorn.
Dasselb' geschieht auch Manchem meh,
Der mienet das, das ihm thut Weh,
Und hasset, das ihm wäre gut.
Groſs' Ueppigkeit gut selten thut.

Die Frau, der Dieb und sein Hüter.

Von der Frauen Unstetigkeit.

Man liest von zweien Menschen, daſs
Ihr Herz mit Minne verstricket was,
Das war ein Mann und auch ein Weib
Die hatt' er lieb als seinen Leib.
Die starke Minne schied der Tod,
Der Mann der starb; da kam in Noth
Die Frau von ihrer Minne groſs.
Alles Trostes war sie bloſs,
Da sie verlor ihren lieben Mann.
Sie wollt' von Niemand Trost empfahn.
Sie schrie und weint' ohn' Unterlaſs.
Ob ihm sie stetigliche saſs,
Da er ward in das Grab geleit,
Do hub sich an Jammer und Leid;
Sie wollt' nicht von dem Grabe kommen,

Aller Trost war ihr benommen,
Sie schrie viel laut: Ach und O weh!
Weder Regen noch der Schnee
Mocht sie scheiden von dem Grabe,
Sie lebt' in groſser Ungehabe,
Beide, die Nacht und auch den Tag,
Daſs sie da anders nicht enpflag.
Ihre Ruhe die war kleine,
Bei dem Grab' saſs sie alleine,
Und weinte bei dem Feuer,
Kurzweil war ihr theuer.
Nun fügt' sichs auf derselben Fahrt,
Daſs Einer da erhangen ward
Hin von dem Grab' über ein Feld,
Deſs hütet' ein Mann, dem gab man Geld,
Daſs er nicht dannen sollte kommen.
Würd' von dem Galgen abgenommen
Der Dieb, das thät' dem Richter Zorn,
Und müſst' er sein Haupt han verlorn.
Da der das Feu'r sah, und das Weib
Klagen hört ihres Mannes Leib,
Viel sehr ihn dürsten begann,
Zu dem Grab' ging er hin dann;
Und sah die Frau, die war stolz,[1]

---

[1] schön.

An das Feu'r bracht' er ihr Holz,
Daſs sie vor Froste würd' behut;
Er sprach: Frau, habt guten Muth
Seit todt ist euer lieber Mann,
Ihr sollt euch zu den Lebenden han. 2)
Ein' andre Mutter Einen treit
Als guten, 3) der euch euer Leid
Mindert und euer Ungemach.
So er die Frau je mehr ansach,
So er je mehr in Minne bram. 4)
Der Mann gar von ihm selber kam;
Er sprach: herzliebe Fraue mein,
Möcht' es an euren Hulden seyn,
Ich wollt' ergötzen euch fürwahr
Alles Leides, nehmet wahr,
Was Leib' und Seel' erzeigen mag,
Das ist euer heut auf diesen Tag.
Die Fraue wischte taugen 5)
Die Thränen von den Augen,
Den Mann sah sie viel lieblich an,
Und sprach: möcht' ich an dir nu han
Mit Wahrheit, das du hast geseit,
Ich wollt' ablan meins Herzens leid,

---

2) halten. 3) eben so guten. 4) brannte.
5) heimlich.

Und wollte thun den Willen dein.
Er sprach: meine Frau, das soll seyn.
Gar lieblich er sie umfing,
Viel Liebes er mit ihr beging,
Das ich nicht will sagen hie.
Darnach, da diese Red' ergie, 6)
Und von der Frauen ging der Mann,
Und wieder zu dem Galgen kam,
Da hatt' er nicht gehütet wohl,
Sorgen ward sein Herze voll.
Von dem Galgen war der Dieb
Genommen, das war ihm nicht lieb.
Er furchte sehr des Richters Zorn,
Sein Leben muſst' er han verlorn;
Er sollte baſs gehütet han.
Zu dem Grab' er wieder kam,
Da er vor die Fraue lie. 7)
Viel lieblich sie ihn da empfie.
Er sagt ihr böse Mähre,
Wie ihm geschehen wäre,
Daſs von dem Galgen war genommen
Der Dieb, deſs müſst' er sicher kommen
Um seinen Leib, todt müſst' er wesen,
Er möcht' durch keine Sach genesen.

---

6) erging. 7) verlieſs.

Die Frau sprach: nun folge mir,
Und höre was ich sage dir,
Einen guten Rath will ich dir geben,
Daſs du wol magst behan 8) dein Leben.
Wir sollen meinen Mann ausgraben,
Ein Seil müssen wir auch haben,
Und ziehen ihn an des Diebes Statt,
Und ihn henken, das ist mein Rath.
Ich rath' es auf die Treue mein,
Wol her, ich will dein' Helferin seyn.
Der Mann that, was die Frau ihm rieth,
Von dem Todten sie sich schied;
Das war ein jämmerlicher Rath.

Wohl dem, der nichts zu schaffen hat
Mit bösen Weibern, deren Herze staht
Auf Schalkheit und auf Missethat.
Ein schalkhaft Weib noch nie wohl rieth,
Von Weibern Uebels viel geschieht,
Und ist geschehen mannichfalt,
Das alles menschlich Geschlecht entgalt.
Herr Adam ward bethöret,
Troja ward zerstöret,
Herr Samson ward erblendet,

---

8) behalten.

Herr Salomon geschändet,
Der todte Mann ward erhenket;
Wer hieran nicht gedenket,
Der ist ein sinneloser Mann,
Dieſs hat Alles Weibes Rath' gethan.

Der Jude und der Mörder.

Daſs ein Mord selten verschwiegen wird.

Einsmals ein Jude wollte gahn
Durch einen Wald, da muſst er han
Geleite, wann der Wald war voll
Mörder, das wuſst der Jude wol.
Zu dem Könige er da kam
Und bat Geleit; das sollt' er han,
Sprach der König, und gebot
Seinem Schenken auf den Tod,
Daſs er ihn sollt' geleiten wohl.
Das thu ich, als ich billig soll,
Sprach der Schenke; da zuhand
Nahm er den Juden an sein Hand
Und führt' ihn auf die Straſse.
Der Jude trug unmaſse
Viel Goldes auf derselben Fahrt.
Der Schenke deſs wol inne ward,

In seinem Muthe er sehre facht, [1]
Weil Stund' und Statt viel Diebe macht,
Wie er dem Juden thät den Tod.
Er gedacht; du kommst aus aller Noth,
Wird dir das Gold; wer will es sagen,
Oder wer mag auf dich denn klagen?
Du bist allein, hab guten Muth,
Um diesen Mord dir Niemand thut.
Und da der Jude das ersach,
Viel tief er seufzet und sprach:
Ich zweifle nicht und weiſs es wol,
Daſs diesen Mord Gott öffnen [2] soll;
Eh daſs er würd' verschwiegen gar,
Die Vögel machen ihn offenbar;
Die hier fliegen, so mir Gott!
Das dünkt dem Schenken gar ein Spott.
Da er das Schwert hatt' ausgezogen,
Und wollt' schlagen, da kam geflogen
Ein Rebhun aus dem Holze dar;
Da sprach der Mörder: Jude, nimm wahr,
Den Tod, den ich dir will anthun,
Den wird öffnen das Rebhuhn.
Er tödtet den Juden und nahm das Gut,
Und ging heim und hatt' hohen Muth.

---

[1] sich sehr gereizt fühlte. [2] offenbar machen.

Darnach nicht lange ward gespart,
Daſs manch Rebhuhn gesendet ward.
Dem König, und wurden schön bereit;
Der Schenk ein Rebhuhn, als man seit,
Trug vor seinen Herren dort;
Da gedacht' er an des Juden Wort,
Das er an seinem Tode sprach,
Da er das Rebhuhn fliegen sach.
Viel sehr er lachen begann,
Deſs mocht' er sich nicht überhan. [3]
Und da der König das ersach,
Viel sänftiglich er zu ihm sprach:
Sag an, Sohenk, was meinest du,
Daſs du hast gelachet nu,
Da du ansahst das Rebhuhn?
Er sprach: Herr, das will ich thun,
Und sagt ihm, wie er hat gethan
Dem Juden, mit dem er sollte gahn,
Und ihn geleiten durch den Wald,
Da sein Untreue war mannichfalt.
Also ward offenbar der Mord
Dem Könige durch desselben Wort,
Der den Mord hatt' gethan,
Deſs muſst' er an den Galgen gahn,

---

[3] enthalten.

Hätt' er das Rebhuhn nicht gesehen,
Des Mordes hätt' er nicht verjehen.
Er ward gehangen, das was wohl.

Durch Gut 4) man Niemand morden soll.
Wer Unrecht thut durch Geitigkeit,
Wird der erhenkt, wem ist das leid?
Von Schulden 5) der verderben soll,
Deſs Herz Verrätherei ist voll.
Wer durch Gut will Uebel thun,
Den soll melden das Rebhuhn,
Als diesem Schenken ist geschehen,
Das war viel wohl, deſs muſs ich jehen.
Keinen Mord Gott ungerochen lat,
Wer böslich thut, seinen Lohn empfaht,
Hie der Mensch oder dort,
Als uns lehrt das heilige Wort.

---

4) um Gutes willen.
5) durch seine Schuld, mit Recht.

Zwei Reisende und ein Bär.

Von Untreu und Hinterlist.

Es gingen zween Gesellen gut,
Doch waren sie ungleich gemuth,
Mit einander durch einen Wald,
Ihre Rede die war mannichfalt.
Sie sprachen beide auf ihren Eid,
Sie wollten Treue und Wahrheit
Zusammenhan bis auf den Tod.
Der Eine war braun, der Andre roth.
Da sie in dieser Rede warn,
Viel schier ein Bär gegangen kam
Auf der Straſse gegen ihn;
Sie wuſsten nicht wol, wo sie hin
Sollten fliehen. Da das ersach
Der Rothe, er viel balde brach
Seine Treue und seinen Eid,
Sein Muth stund auf Trugenheit.
Bald er von seinem Gesellen floch

Auf einen Baum hoch, da er doch
Seinen Gesellen mochte sehen.
Da mag man groſs Untreue spähen.
Sein Geselle war in groſser Noth
Und gebehrdte sich, als wär' er todt,
Und rührt sich weder hin noch her.
Viel schier gegangen kam der Bär
Zu ihm, da er so stille lag
Er wähnt', es wär' ein faules Pflag, [1]
Und warf ihn um, und schmeckt' [2] ihn an.
Das sah der ungetreue Mann,
Der lieſs seinen Gesellen in der Noth,
Als noch thun die Gesellen roth.
Der Bär ging fort, und lieſs den Mann
Liegen, und da er dannen kam,
Der roth Geselle das ersach,
Er ging herab bald und sprach:
Sag an mir, traut Geselle mein,
Was mochte das Geraune seyn,
Das dir geraunet hat der Bär?
Ich sah wol auf dem Baum, daſs er
An dein Ohr hielt seinen Mund;
Lehrt' er dich was, das thu mir kund.
Er sprach: was soll ich sagen dir?

---

[1] Klotz. [2] roch ihn an.

Der Bär hat viel geraunet mir;
Und lehrt mich sonderlichen das,
Und sprach: du sollt dich hienach baſs
Vor dem, der auf dem Baume staht,
Hüten; sieh, das ist mein Rath.
Denn wenn es geht an rechte Noth,
So läſst er dich; denn er ist roth.

Es sollen Frauen und Mann
Den rothen Gesellen lassen gahn.
Des guten Gesellen wird man gesund,
Des argen man in Arbeit kummt.
Mit dem Guten wird man gut,
Der Böse nimmer wohl gethut.
Mancher ist Geselle wol
Des Tisches; da man kiesen soll
Ganze Treu in groſser Noth,
Da ist die Freundschaft alle todt.
Getreuem Freunde ist nichts gleich,
Vor bösem soll man hüten sich.
Der roth Geselle sein Treue brach
Alsbald, da er den Bärn ersach,
Deſs müss' er unselig immer wesen.
Wer Treue hat, der soll genesen.

Von einem esel und eines löwen hute. 1)

Von unerkantnisse.

Ein esel der hat erbeit 2) gros,
Der sinen meister nicht verdros.
Er leit 3) im uf vil manigen sak,
Da von sin rugge 4) dik 5) erschrak.
Och hort ich von dem esel sagen,
Er müste ziechen unde tragen;
Erbeit müst er groſse han.
Eis tages wart er us gelan,
Und kam hin uf dü heide;
Da sûcht er sine weide.
Nu wart nicht langer do gespart,
Wan das er uf der selben vart 6)
In du hursto 7) kam gerant,

---

1) Haut. 2) Mühe 3) legte. 4) Rücken. 5) oft.
6) zu derselben Zeit. 7) Gebüsch.

Da er ein hut eis 8) löwen vant.
Du hut geviel im harte 9) wol.
Sin herze das wart fröden vol;
Er wande 10) des wol ſicher weſen,
Er wer von aller not geneſen.
Des löwen hut die leit er an;
Gewaltenlich ging er hin dan
Entlenter kraft über hüp er ſich,
Und ſtorte 11) das gemeine 12) vich
Ab 13) ſiner weide. Das geſchach
In floch alles das in ſach
In des löwen hute gan.
Vor im getorſt 14) kein tier geſtan;
Das tet als des löwen ſchin.
Sin meiſter der hat groſſen pin;
Er wand den eſel han verlorn:
Das was im nicht ein kleiner zorn.
Den eſel er ſüchen began;
Er vant ſin nicht da er ſolde gan,
Und ſüchen ſine weide.
Er ging us uf dü heide,
Er ſücht in verre 15) unde nach 16);

---

8) eines. 9) sehr. 10) wahnte. 11) verjagte.
12) gemeinschaftliche. 13) von. 14) getraute sich.
15) weit. 16) nahe.

Nach sinem esel was im gach. 17)
Ze jungest do er den esel vant,
Er wart im bi den oren erkant;
Die waren lang, und wart wol schin,
Das es was der esel sin.
Des löwen hut zoch er im abe,
Und slüg in vast 18) mit einem stabe,
Und sprach: du müst min esel sin;
Dich hilfet nicht des löwen schin.
Ich wil dir nu dü warheit sagen:
Du müst aber seke tragen;
Von starken slegen wirt dir we,
Du tragest denne sek als e. 19)

Geribne varwe nicht lange wert;
Und köfte liebi, wer der gert,
Der dunkt mich nicht ein wiser man.
Wer mit fremdem lobe kan
Sin lop gemeren, das gat abe;
Wer aber von nature habe
Güt lop, das bekleidet wol.
Uf fremd lop nieman stellen sol.
Entlentes lop gat dike wider 20);

---

17) er wollte sehr gern ſeinen Esel wieder habte.
18) ſest. 18 vorher. 20) geht oft zurück.

Erdachte hochvart vallet nider.
Wer sich mit hochvart über treit
Dur sins gewandes klügkeit,
Der mag zeim 21) esel werden wol;
Bi den orn man in erkennen sol.

---

21) zu einem.

Von einer eiche und von einem rore.

Von sterki und von krankeit.

Uf einem berge stunt ein eich,
Die keinem winde nie entweich,
Wan sie was stark, lang unde gros.
Under dem berge was ein mos, [1]
Dur das flos ein küler bach,
Da man mang ror wachsen sach;
Da stunden Blumen unde gras.
Du eich vil vol gewurzet [2] was;
Si stund vast ane wenken [3].
Wer möchte das gedenken,
Das si söldi [4] vallen nider?
Da was ir kraft vil vaste wider.

---

[1] Moor, sumpfiges Land. [2] gewurzelt. [3] ohne Wanken. [4] sollte.

Und do si lang gestunt also,
Do kam ein wint, heiſst aquilo.
Vil krefteklich er wate [5];
Us der erde er drate [6]
Mit wurzen und mit esten gros
Du eich; in das mos er si schos.
Und do der val also geschach,
Du eich do ze dem rore sprach:
Mich wundert, das das muge [7] sin,
Das du so stolz und alse vin [8]
Noch stast, und doch vil krenker [9] bist
Den ich. Was mag dich han gefrist?
Ich was stark, lang unde gros;
Nu lig ich aller kreften blos.
Das ror sprach wider ze der eich:
Ich bin klein, krank unde weich,
Und erkenne mich selber wol,
Das ich nicht wider streben sol
Dem, der sterker ist den ich.
Truwe [10], das hat behalten mich.
Ich kan mich vil wol tuken [11].
Und ze der erde smuken [12].
Ich mag dem winde nicht wider stan;

---

5) wehte. 6) drehte. 7) könne. 8) zart. 9) schwächer.
10) Traun! 11) sich klein machen. 12) schmiegen.

Ich las in oben über gan.
Hettist du also getan,
Wen [13] seche dich uf dem berge stan.
Du woldest alweg [14] streben wider,
Da von bist du gevallen nider.
Din kraft, din hochvart was ze gros,
Des bist du worden sigelos [15].
Möchtist du han geneiget dich,
Du werist gestanden als öch ich;
Nu hest du schaden unde spot,
Und ist das billich, samer got [16].

So stark is nieman noch so gros.
Er vindet etswa [17] sin genos
Wer etswen [18] nicht entwichen kan,
Der dunkt mich nicht ein wiser man.
Der vaste stande der hüte sich,
Das er nicht valle; das rat ich.
So hocher berg, so tiefer tal;
So gröſser kraft, so swerer val.
Wer den mantel keret dar,

---

[13] man. [14] immer. [15] auſser Stand sich zu vertheidigen. [16] so wahr mir Gott helfe, wahrhaftig
[17] irgendwo. [18] bisweilen.

Da er des windes wirt gewar,
Und überkraft [19] entwichen kan,
Der mag wol deste bas gestan.
Wer velt, der kumt vil kume [20] wider:
Das ror gestunt, du eich viel nider.

---

19) überlegene Kraft. 20) gewiſs nicht.

Von dem der kalt und heiſs hat in dem munde.

Von zwivaltigen zungen.

Es ging ein man us in der Zit
Eis tages, do vil snewes lit [1].
Gar ver [2] kam er in einen walt;
Sin erbeit wurden manigvalt.
Er leit von hunger groſse not,
Von froste wand er ligen tot.
Do er sich also ver verging,
Ein waltman in güttich enpfing
In sin hus, und bots im wol,
Als ein wirt sim gaste sol.

---

[1] liegt. [2] weit.

Und do er in das hus hin kam,
Vil schier er atemen began
Von frostes wegen an sin hant.
Als bald dem wirt das wart erkant,
Er sprach, warumb ers het getan.
Do antvort im der fremde man:
Ich atmen an du hende min,
Das si dester wermer mugin sin.
Do sprach der waltman: Das ist gut,
Das dir der aten hitze tut.
Er macht ein fur, und sast [3] in nider,
Von groſsem frost half er im wider.
Dar nach und er also gesas,
Er wolds im bieten den noch bas,
Und tet im groſse liebi schin,
Und gap im ze essen und warmen win,
Und sprach, er wer im gar gesunt.
Er satzt den kopf [4] bald an den munt,
Und wolde trinken ane var [5].
Do wart er schier der hitz gewar
Des wines, und blies bald dar an.
Do sprach zuzim [6] der waltman:
Was meint [7] das, das du nu hast getan;

---

[3] setzte. [4] Becher. [5] Gefährde. [6] zu ihm.
[7] bedeutet.

Das solt du mich nu wissen lan.
Er sprach; Ze heis ist mir der win,
Da von so mus ich blasen dar in,
Das er werd kalt ein wenig bas.
Do sprach der waltmann; Was ist das,
Das du treist beide heis und kalt
In einem munt? Und wurd ich alt,
Ich könd sie nicht vergessen.
Oech han ich mich vermessen,
Der müs us minem huse gan,
Wen man sicht heis und kalt gehan
In sinem munt. So ker hin us!
Du belibest nicht in minem hus.
Er wart vertriben; das was wol.

Zwo zungen menlich 8) schuchen 9) sol.
Wie mag ieman sicher sin
Vor dem, der ganzer truwe schin
Vor in sinem munde treit,
Und hinden nicht wan 10) arges seit.
Zwar der ist ein unsteter man,
Wen man sicht zwo zungen han.

---

8) jedermann. 9) scheuen, fliehen. 10) nichts als

Manig hus müst öd beliben,
Söld man alle die vertriben,
Die zweier zungen hant [11] gewalt.
Er si rich, arm, jung oder alt,
Leigen [12] oder pfaffen,
Kurz oder lang geschaffen,
Es sin fröwen oder man,
Wer mag vor zweien zungen gestan?
Kum sich ieman gehüten mag.
Si slachent manchen hinderslag [13]
Uf den selben da zehant [14],
Den si vor geleket hant.
Si tun alsam der scorpio,
Der Ceket vor, und ist öch fro,
So er sich balde richet
Und mit dem sweife stichet.
Erger ist zweier zungen munt
Und böser den ein arger hunt
Vor im mag nieman sicher wesen,
Noch böser noch guter genesen,
Eis mals er dri ze tode stat,
Sich selb, und den, den er verrat
Mit worten, und den dritten man,

---

[11] haben. [12] Laien. [13] heimtückischer Schlag.
[14] sogleich.

Der sin verraten horet an.
Slach us der zweiger zungen munt
Us dinem hus, wilt du gesunt
Und an betrübde wol beliben.
Du solt in gar bald vertriben;
Als öch der waltman hat getan,
Des mus er lop und ere han.

Von einem kinde hies Papirius.

Von wiplichem rate.

Man list von einem kind alsus [1],
Des namen his Papirius;
Sin lip was jung, sin sin was alt,
Sin herz uf wisheit was gestalt.
Zu Rom er in das rat-hus kan
Mit sinem vatter und mangem man;
Wan er groſser witze enpflag.
Nu fugt es sich uf einen tag,
Do geschach ein sunderliche tat;
Dar um gar heimlich was ir rat.
Oech kamen si des über ein,
Das nieman, weder gros noch klein,

---

[1] so.

Von dem rate solde sagen.
Do geriet des kindes muter fragen
Wo er so lange wer gesin [2]
Er sprach: Vil liebe muter min,
Ich ging mit mime vatter us,
Und kam hin uf das rat-hus;
Da sach ich mangen wisen man
In einem grosen rate stan.
Du muter sprach zuzim zehant:
Was meinet, das si hute hant
So lange geraten? — Muter min,
Das ich das sage, das mag nicht sin.
Das ich offene der Römer rat,
Das man hut [3] vast verboten hat.
Do sine muter horet das,
Das der rat verboten was,
Do wart ir nach der sache not.
Si wold den knaben haben tot;
Si slug in vast. Der knabe sprach,
Da er du muter zornig sach:
Ich wil dir sagen, was der rat
Ist, den man hute geraten hat.
Es ist, ub ein fröw zwene man
Zu der e ze recht sol kan,

---

[2] gewesen. [3] heute.

Oder ein man zweie wip.
Si sprach: Samer sel und lip 4)!
Vil besser ist, das zwene man
Ein fröwe zu der e gehan,
Denne ein man zweie wip,
Da wirt niemer ganzer lip;
Si gewunnen niemer guten tag.
Zewar, ub ichs gefügen 5) mag,
Ich sol es frilich under stan.
Zu andern fröwen geriet si gan.
Si het eine wipliche tat,
Und offnete der herren rat,
Als ir der knabe hat geseit.
Si sprachen alle: Herze-leit
Und krieg musten wir immer han,
Ist das 6) zwo fröwen einem man
Sölden undertenig sin. —
Woluf, liebe gespielen min,
(Sprach eine zu der andern du)
Wir sullen alle, morgen fru,
In den rat mit einander gan,
Und sullen das bi nute 7) lan,

---

4) bei meiner Seele und bei meinem Leben!
5) zu Wege bringen 6) wenn.
7) bei nichten, auf keine Veranlassung.

Unser not sun wir in klagen,
Unde horen was sie sagen.
Do dise sache also geschach,
Und der rat du fröwen sach,
Si wundert was das möchte sin.
Si enpfingens wol, und liessens in [8].
Als si du sache hatten vernomen,
Warumb du fröwen weren komen,
Si richten si gütlich wider hein [9],
Und sprachen: Wir sun über ein
Des komen, das eim manne wol
Mit einem wibe genügen sol.
Du fröwen gingen hein.
Do sprach der ratshern ein:
Wo mag dis spotliche mer
Den fröwen sin gekomen her?
Do sprach der knab Papirius:
Do ich gester kam in unser hus,
Do wold min muter wissen das,
Wes man ze rate worden was.
Des wold ich sie nicht wissen lan,
Do begunde si mich vaste slan.
Ein lugen erdacht ich uf der stunt,

---

8) sie empfingen sie wohl und lieſsen sie ein.
9) schickten sie in aller Güte wieder nach Hause.

Und sprach das wort, das uch ist kunt
Worden von den fröwen nu.
Si sprachen alle: Dank hab du!
Und verboten, das nicht me
Kein kind kem in den rat als e,
Wan dieser knab, was acht jar alt;
Siner wisheit er nicht [10]

Der da heimlich raten wil:
Der getruwe kinden nicht ze vil.
Töb lut [11], und kint, und trunken man
Mugent kein heimlicheit behan.
Unstet ist öch der fröwen mut,
Des sint ir wort nicht wol behut.
Was eine weis, wie schad es si,
Das wissen schier zwo oder dri.
Wo von dir mag geschechen leit,
Das las den fröwen ungeseit.
Was du verholen wellest han,
Das solt du kein wip wissen lan.
Doch man si darumb loben sol:

---

[10] seine Weisheit kam ihm zu Gute. [11] einfältige Leute.

Si mugen das verhelen wol,
Das sie nicht wissen. Unbehut [12])
Unde witzlos ist ir mut:
Das ist hie wol worden schien.
Dank hab, der one si mag sin!

---

[12]) leichtsinnig.

Der arme Heinrich.

Vorwort.

Der Dichter dieser altdeutschen Erzählung ist Hartmann von Aue, ein Ritter, vermuthlich aus Franken, der um das Jahr 1208 blühte, und auch ein Heldengedicht: Iwain (Twein) verfaſst hat. „Der arme Heinrich" ward zum erstenmale aus einer alten Strasburger Handschrift in C. H. Müller's Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrhundert im 1. Bande (nach dem Parzival) abgedruckt. Eine besondere Ausgabe veranstaltete i. J. 1810 zu Zürich Dr. Johann Gustav Büsching; sie sollte keineswegen auf wörtliche Treue, sondern vielmehr auf allgemeine Lesbarkeit Anspruch machen, ohne jedoch, soviel wie möglich, das alte Kolorit zu verwischen. Wir sind dieser Uebertragung hier wörtlich gefolgt, und heben aus der Einleitung folgende Worte aus: „Nicht leicht erscheint innigliche Anhänglichkeit, treue Hingebung und Aufopferung des Höchsten, des Lebens, zarter, sinniger und lieblicher in jenen (altdeutschen) Werken dargestellt, als in der Geschichte des armen Heinrichs“.

Dieſs ist von dem armen Heinrich.

Ein Ritter also gelehret was,
Daſs er an den Büchern las
Was er darin geschrieben fand;
Der war Hartmann genannt,
Dienstmann war er zu Aue.
Er nahm sich manche Schaue
An miſslichen Werken;
Darin begann er merken,
Ob er nicht was funde,
Damit er schwere Stunde
Möchte sanfter machen,
Und von so gewandten Sachen,

Die ziemten Gottes Ehren,
Und damit er sich möchte mehren
Liebe bei den Leuten.
Nun beginnet er euch deuten
Ein' Rede, die er geschrieben fand.
Darum hat er sich genannt,
Dafs er seiner Arbeit,
Die er daran hat geleit *),
Nicht ohne Lohn bleibe,
Und wer, nach seinem Leibe,
Sie höre sagen oder lese,
Dafs der ihm bittend wese **)
Der Seelen Heil hin zu Gotte.
Man sagt, er sey sein selbst Bothe
Und erlöse sich damit
Wer über des andern Schuld bitt't.

Er las dies selbe Mähre,
Wie ein Herr wäre
Zu Schwaben gesessen,
An dem war vergessen,
Auch nicht eine Tugend,
Die ein Ritter in seiner Jugend

---

*) gelegt. **) sey.

Zu vollem Lobe haben soll.
Man sprach da niemand also wol
In allen den Landen.
Er hatte zu seinen Handen
Geburt und dazu Reichheit,
Auch war seine Tugend viel bereit.
So wie ganz seine Habe war,
So er an Geburt unwandelbar
Und wohl den Fürsten gleich.
Er war demnach also reich
Der Geburt und des Gutes,
Wie der Ehren und des Muthes.

Sein Name war gar erkenntlich,
Er hieſs der Herre Heinrich
Und war von der Aue geboren.
Sein Herz hatte verschworen
Falsch und alle Unsittlichkeit
Und behielt auch fest den Eid,
Spät bis an sein Ende.
Ohn' alle Miſsewende *)
Stand sein' Ehre und sein Leben.
Ihm war der rechte Wunsch gegeben

---

*) Miſsgeschick.

Zu weltlichen Ehren,
Die konnte er wohl vermehren,
Mit allerhand reiner Tugend.
Er war eine Blume der Jugend,
Der Welt Freude, ein Spiegelglas,
Stäter Treue ein Adamas *),
Eine ganze Krone der Zucht,
Er war der Nothhaften Zuflucht,
Ein Schild seiner Mage **)
Der Milde eine gleiche Wage.
Ihm ward nichts über, noch gebrach,
Er trug die ehrsame Last nach,
Der Ehren, über Rücken;
Er war des Rathes Brücken
Und sang viel wohl von Minnen.
Also konnte er wohl gewinnen
Der Welt Lob und Preis;
Er war hübsch und dazu weis'.

Da der Heinrich
Also annahm sich
Ehren und Gutes
Und fröhliches Muthes,

---

*) Diamant. **) Verwandten.

Und weltliches Glückes,
Ward er wegen seines Geschickes
Gepreiset und geehret. —
Sein hoher Muth ward verkehret
In ein Leben gar gebeugt.
An ihm ward erzeigt,
Als auch an Absalone,
Daſs die üppige Krone
Weltlicher Süſse
Fällt nieder unter die Füſse
Von ihr'r besten Würdigkeit,
Als uns die Schrift hat geseit *).
Es spricht dort an einem Orte:
Media vita sumus in morte!
Das gedeutet sich also,
Daſs wir in dem Tode schweben,
So wir allerbest wähnen zu leben.

Dieser Welt Feste,
Ihre Stäte und ihr Beste
Und ihre allergröſste Kraft,
Die steht ohne Meisterschaft.
Das möget ihr an der Kerze sehen

---

*) gesagt.

Ein wahres Bild geschehen,
Daſs sie zu einer Asche wird
Inmitten, da sie gebiert.
Wir sind von schlechten Sachen,
Nun sehet, wie unser Lachen
Mit Weinen erlischet!
Unsre Süſse ist vermischet
Mit bitterer Gallen,
Unsere Blume die muſs fallen,
So sie allergrünest wähnt zu seyn.
An Herrn Heinrich ward's wohl Schein.
Der in dem höchsten Werthe
Lebete auf dieser Erde,
Der ist der Verschmähete vor Gotte.
Er fiel, von seinem Gebote,
Ab seiner besten Würdigkeit,
In ein verschmäheliches Leid;
Ihn ergriff die Mieselsucht *).
Da man die schwere Gotteszucht
Ersah an seinem Leibe,
Manne und Weibe
Ward er da widerlich. —
Nun sehet, wie gar erfreulich
Er ehe der Welt war,

---

*) der Aussatz.

Und ward nun also freudenbar,
Daſs ihn niemand gerne ansah,
Als auch Hiob geschah,
Dem edeln und dem reichen,
Der auch viel jämmerleichen
Dem Miste ward zu Theile,
Mitten in seinem Heile.

Und da dem armen Heinrich
Allererst ward verständlich,
Daſs er der Welt widerstund,
Als alle seines Gleichen thun,
Da schied ihn sein bittres Leid
Von Hiobs Geduldigkeit;
Denn es litt Hiob der gute
Mit geduldigem Muthe,
Da es ihm geschah zu leiden,
Durch der Seele Freuden
Die Siechtage und die Schwachheit,
Die ihm von der Welt bereit't;
Deſs lobte er Gott und freuete sich.
Da that der arme Heinrich
Leider nirgend also;
Denn er war traurig und unfroh.
Sein schwebendes Herze das verschwand,
Sein' schwimmende Freude ward verbannt,
Sein Hoffart muſste fallen,

Sein Honig ward zu Gallen.
Ein geschwinder finstrer Donnerschlag
Zerbrach ihm seinen mitten Tag *);
Eine trübe Wolke und dick
Ueberdachte seiner Sonne Blick.
Er sehnete sich viel sehre,
Daſs er so manche Ehre
Hinter sich muſste lassen;
Mit Fluchen und mit Hassen
Gedacht' er oft an den Tag,
Da seine Geburt an lag.

Ein wenig freut' er sich doch
Von einem Troste dennoch;
Denn ihm ward oft gedeut't,
Daſs diese selbe Siechheit
Wäre viel miſslich,
Doch bisweilen geneſslich.
Da ward viel mannigfach
Sein Trachten und sein Wunsch nach.
Er gedachte, daſs er war,
Vielleicht geneſsbar,
Und fuhr alsobald, nach

---

*) mittlere Zeit des Tages, Mittag.

Der Aerzte Rathschlag,
Gegen Montpelier.
Da fand er viel schier
Nichts denn Untrost
Und daſs er nimmer würde erloſst.
Das hörte er gar ungerne
Und fuhr gegen Salerne,
Und suchte auch da sein Glück
Durch der weisen Aerzte Geschick.
Den besten Meister er da fand,
Der sagte ihm zu Hand
Eine seltsame Mähre:
Daſs er geneſslich wäre
Und wäre doch immer ungenesen.
Da sprach er: „Wie mag das wesen?
Du redest ganz unmöglich.
Bin ich geneſslich, so genese ich,
Und was man mir gebeut
Von Gut oder von Arbeit,
Das traue ich vollbringen". —
„Nun laſset euer Dingen",
Sprach der Meister aber do,
„Euere Sucht ist also,
Was frommet's, daſs ich es euch kund thu'?
Da gehöret Arzenei zu,
Durch die ihr wär't geneſslich.
Nun findet niemand so reich sich,

Noch von so starken Sinnen,
Der sie möge gewinnen.
Drum seyd ihr immer ungenesen,
Gott wolle dann der Arzt wesen".

Da sprach der arme Heinrich:
„Warum untröstet ihr mich?
Noch hab' ich Gutes wohl die Kraft,
Wenn ihr wollet eure Meisterschaft
Und euer Recht nicht brechen.
Ich will euch versprechen
Beides mein Silber und mein Gold;
Ich mache euch mir also hold,
Daſs ihr mich gern vom Tode kehrt". —
„Mir wäre der Wille unerwehrt",
Sprach der Meister aber do,
„Und wäre die Arzenei also,
Daſs man sie feil fände,
Oder daſs man sie könnte
Mit irgend einem Ding erwerben,
Ich lieſse euch nicht verderben.
Nun mag das leider nicht seyn.
Davon muſs euch die Hülfe mein
Durch alle Noth seyn versagt.
Ihr müſst haben eine Magd,
Die, vollkommen ehrbar,

Dennoch des Willens war,
Daſs sie den Tod durch euch litte,
Nun ist es nicht der Leute Sitte,
Daſs es jemand Gerne thu'.
So gehört auch anders nichts dazu,
Als nur des Mägdleins Blut,
Das wäre für eure Sucht gut".

Nun erkannte der arme Heinrich,
Daſs das wäre unmöglich,
Daſs Jemand den erwürbe,
Der gerne für ihn stürbe.
Also war ihm der Trost benommen,
Auf den er dar war kommen.
Und darnach zu derselben Zeit
Hat er zu seiner Glückseligkeit
Keine Hoffnung mehr;
Deſs ward sein Herz schwer,
Also kräftig und groſs,
Daſs ihn das allermeist verdroſs,
Daſs er länger sollte leben.
Nun fuhr er heim und begann geben
Sein Erbe und auch sein fahrendes Gut,
Als ihn da sein eigner Muth
Und sein weiser Rath lehrte,
Daſs er's allerbeste kehrte.

Er begann geben mit Bescheidenheit
Seinen armen Freunden Reichheit
Und tröst'te auch fremde Armen,
Daſs sich Gott erbarmen
Geruhte, über der Seele Heil.
Gotteshäusern fiel der andre Theil:
Also so that er sich abe
Bescheidenlich seiner Habe,
Bis auf eine Meierei;
Dahin trieb ihn der Leute Scheu.
Diese jämmerliche Geschicht',
Die war sein allein'ges Klagen nicht;
Ihn klageten alle die Land'
Da er inne war erkannt,
Und auch in den Landen,
Die ihn nach Sage erkannten. —
Dem er dies Gut vertraute
Und der es auch noch baute,
Das war ein freier Baumann,
Der viel selten je gewann
Irgend groſs Ungemach,
Das andern Bauern doch geschach,
Die schlecht geherret wären.
Sie doch durften nicht erfahren,
Beides, Gebot und Steuer.
Was gerne that dieser Meier,
Das däuchte seinem Herren genug,

Dazu er ihn übertrug,
Daſs ihm keine Noth
Je fremde Gewalt bot,
Daſs keiner sein gleich
In dem Lande, also reich.
Zu dem zog sich
Sein Herre, der arme Heinrich.
Was er ihm hatte gespart,
Wie wohl das nun gedienet ward,
Und wie schön er sein genoſs;
Denn ihm viel wenig deſs verdroſs,
Was ihm zu leiden geschah durch ihn.
Er hatte die Treue und auch den Sinn,
Daſs er viel williglich bereit
Zum Kummer und zur Arbeit,
Die ihm zu leiden geschach.
Er schuf ihm reich Gemach.

Gott hatte dem Meier gegeben,
Nach seiner Acht, ein reines Leben;
Er hatte einen wohl arbeitenden Leib
Und ein wohlwerbendes Weib,
Dazu hatt' er schöne Kind,
Die gar des Mannes Freude sind.
Und hatte, so man sagt,
Unter den Kindern eine Magd,

Von acht Jahren ein Kind,
Daſs man nirgend find't
So recht gütleichen.
Die wollte nie entweichen.
Von ihrem Herren einen Fuſs,
Um seine Huld und seinen Gruſs.
So diente sie ihm allewege
Mit ihrer gütlichen Pflege.
Sie war auch so angenehm,
Daſs sie wohlgezähm
Dem Reichen zum Kinde;
Das man wohl an ihr finde.

Die andern hatten den Sinn,
Um zu rechter Maſse ihn
Zu meiden wohl gefunden;
Da flog sie zu allen Stunden
Zu ihm und nirgend anderswo,
Sie war seine Kurzweile do.
Sie hatte gar ihr Gemüthe,
Mit reiner Kindes Güte,
An ihren Herren gewandt,
Daſs man sie zu allen Zeiten fand
Unter ihres Herren Füſse.
So wohnte die Süſse.
Zu allen Zeiten bei ihrem Herrn.

Dazu liebt' er sie auch gern;
Womit er nur wüſste
Und das Kind wohl gelüst'te
Zu ihrem kindlichen Spiel,
Deſs gab der Herre ihr viel.
Auch half ihm sehr, daſs die Kind
So leichte zu gewöhnen sind.
Er gewann ihr was er feile fand:
Spiegel und Haarband,
Und was Kinden lieb sollte seyn,
Gürtel und Fingerlein *).
Mit Dienste bracht' er's auf die Fahrt,
Daſs sie ihm also heimlich ward,
Daſs er sie sein Gemahl hieſs.
Die gute Magd ihn lieſs
Bleiben selten alleine;
Er däuchte sie viel reine.
Wie stark ihr dies rieth
Ihr kindisches Gemüth,
Also geliebt' ihr's allermeist,
Von Gottes Gabe ein süſser Geist.
Ihr Dienst war so gütlich;
Da dort der arme Heinrich

---

*) Ring.

Lebete drei Jahr,
Und ihn Gott quälend war
Mit groſsem Jammer den Leib. —

Nun saſs der Meier und sein Weib
Und ihre Tochter, die Magd,
Von der ich euch eh' hab' gesagt,
Bei ihm, in ihr'r Unmüſsigkeit,
Und begannen klagen ihr's Herren Leid.
Die Klage that ihn'n groſse Noth;
Denn sie furcht'ten daſs sein Tod
Sie sehre sollt' verletzen
Und viel gar entsetzen
Ehren und Gutes,
Und daſs härt'res Muthes
Würde ein andrer Herre.
Sie gedachten also sehre,
Bis daſs dieser selbe Baumann
Also fragen begann.

Er sprach: „Lieber Herre mein,
Möcht' es mit euern Hulden seyn,
Ich fragete viel gerne,
So viel zu Salerne
Von Arzeneien Meister ist,
Wie kommt's, daſs ihrer keines List

Zu euerem Ungesunde
Nicht rathen kunnte?
Herre, deſs wundert mich".
Da holte der arme Heinrich
Tief Seufzen von Herzen
Mit bitterlichen Schmerzen.
Mit solcher Reue er da sprach,
Daſs ihm der Seufzer das Wort zerbrach:
„Ich hab' diesen schämlichen Spott
Viel wol gedienet um Gott;
Denn du sahst wohl hievor,
Daſs hoch aufstund mein Thor
Nach weltlichem Preise,
Und daſs niemand in seiner Weise
Seinen Willen baſs hätte denn ich,
Und war das doch unmöglich;
Denn ich hatte nicht viel gar.
Da nahm ich seiner viel klein wahr,
Der mir dasselbe Wunschleben
Von seinen Gnaden hatte gegeben.
Das Herze mir da also stund,
Als alle Weltthoren thun;
Denn das saget ihr Muth,
Daſs sie Ehre und Gut
Ohne Gott mögen ha'n.
So trog auch mich mein dummer Wahn;
Denn ich ihn wenig ansah,

Von dem Gnade mir geschah,
Viel Ehren und Gutes.
Da nun des hohen Muthes
Den hohen Pförtner verdroſs,
Des Heiles Pforte er mir verschloſs;
Da komm' ich leider nimmer inn',
Das verwirkte mir mein dummer Sinn.
Gott hat durch Rache mich geweiht
Einer so gewandten Siechheit,
Die niemand von mir mag erlösen;
Nun verschmähen mich die Bösen,
Die Biderben verlangen meiner nit.
Wie böse der ist, der mich ersieht,
Dest' böser muſs ich dennoch seyn;
Seinen Unwerth thut er mir Schein,
Er wirft die Augen ab von mir.
Nun scheinet erst an dir
Deine Treue die du hast,
Daſs du mich Siechen bei dir laſst,
Und von mir nicht entfliehest.
Wie du mir nichts entziehest
Und wie ich niemand lieb sey, denn dir,
Wie deines Heiles steh' an mir,
Du vertilgest doch wohl meinen Tod.
Nun, weſs Unwerth und weſs Noth
Ward je zur Welt mehr?
Hievor war ich dein Herr,

Und bin dein bedürftig nu.
Mein lieber Freund, nun kaufest du
Und mein Gemahl und dein Weib
An mir den ewigen Leib,
Daſs du mich Siechen bei dir laſst.
Deſs du mich gefraget hast,
Das sage ich dir viel gerne.
Ich kam zu Salerne;
Da konnte ich keinen Meister finden,
Der sich meiner unterwinden
Dürfte oder auch wollte,
Davon ich etwa sollte
Meiner Sucht genesen.
Dieſs müſste eine solche Sach' wesen.
Die in der Welt nie Mann
Mit nichten gewinnen kann.

Mir ward nichts anders gesagt,
Als daſs ich müſste ha'n eine Magd
Die voll mannbar,
Und auch des Willens war,
Daſs sie den Tod durch mich litte,
Und man sie zu dem Herzen schnitte,
Und mir wäre nichts anders gut,
Denn von ihrem Herzen das Blut.
Nun ist's genug unmöglich

Daſs ihrer eine durch mich
Gern litte den Tod.
Deſs muſs ich schändliche Noth
Tragen bis an mein Ende.
Daſs mir's Gott schier sende!"

Das er dem Vater hatte gesagt,
Das erhörte auch die reine Magd;
Denn es hatte die viel Süſse
Ihres lieben Herrn Füſse
Stehen in ihrem Schooſse.
Es war wohl Genosse
Ihr kindlich Gemüthe
Hin zu der Engel Güte.
Seiner Rede nahm sie wahr
Und merkte sie auch gar.
Sie kam von ihrem Herzen nicht
Bis man sie Nachts zum Schlafen richt't.
Da sie zu ihr's Vaters Füſsen lag
Und auch ihr'r Mutter, so sie pflag,
Und sie beide entschliefen,
Manch Seufzer tiefen
Holte sie von Herzen.
Um ihres Herren Schmerzen
Ward ihre Reue also groſs,
Daſs ihr'r Augen Regen begoſs

Der Schlafenden Füſse.
So erweckte sie die Süſse.

Da sie der Thränen empfunden,
Sie erwachten und begunnten
Sie fragen, was ihr wäre
Und welcherhand Schwere
Sie also stille möchte klagen.
Nun wollte sie es nicht sagen.
Und da ihr Vater aber that
Viel manche Drohung und sie bat,
Daſs sie es ihm wolle sagen,
Sie sprach: „Ihr möchtet mit mir Leid klagen!
Was möchte uns mehr beschweren,
Denn um unsern Herren?
Daſs wir den verlieren können
Und mit einmal zerrönnen
Beides, Gut und Ehre.
Wir gewinnen nimmermehre
Einen Herren also gut,
Der uns thu', das er uns thut".

Sie sprachen: „Tochter, du hast wahr;
Nun frommet uns leider nicht ein Haar
Unsre Reue und die Klage.
Liebes Kind, davon nichts sage,

Es ist uns also leid als dir.
Leider nun mögen wir
Ihm zu keinen Statten kommen;
Gott der hat ihn uns benommen,
Und hätt' es jemand anders gethan,
Der müſste unsern Fluch ha'n".
Also geschweigeten sie sie do.
Die Nacht blieb sie unfroh
Und Morgen allen den Tag.
Was jemand anders pflag,
Aus ihrem Herzen sie's nicht braoht',
Bis man ging zur andern Nacht
Schlafen, nach Gewohnheit.
Da sie sich hatte bereit't
Ihre alte Bettstatt,
Machte sie abermal ein Bad
Mit weinenden Augen sich;
Denn sie trug heimlich,
Nahe in ihr'm Gemüthe,
Die allermeiste Güte,
Die ich von Kinde vernahm.
Welch Kind that auch je alsam *)?
Das eine sie sich selbst versprach:
Erlebte sie morgen den Tag,

---

*) also.

Daſs sie alsdann ihr Leben
Um ihr'n Herren wollte geben.

Von den Gedanken ward sie do
Viel heit'res Muthes und froh,
Sie hatte nicht mehr Sorge.
Nur eine Furcht die that ihr weh,
So sie's ihrem Herren sagte,
Daſs er daran verzagte.
Und wenn sie's ihnen allen drei'n
Thäte kund, daſs sie allein
Der Verwill'gung nicht empfände.
Daſs man's ihr nicht gönnte,
Deſs ward so groſs ihr Ungehab',
Daſs ihr Vater darab
Und ihr' Mutter ward erwacht,
Als auch in der vor'gen Nacht.
Sie richt'ten sich auf zu ihr
Und sprachen: „Was wirret dir?
Du bist sehr albern,
Daſs du also gern
Solche Klage hast angenommen,
Der niemand mag zu Ende kommen.
Warum läſst du uns nicht schlafen?"
So begannen sie sie strafen,
Was ihr nütze die Klag',
Der niemand doch mach'

Je Ende, noch Gebüſse.
So machten sie die Süſse
Schweigen an derselben Stund'.
Da war ihr Wille ihn'n viel unkund. —
So antwortete ihn'n die Magd:
„Als uns mein Herre hat gesagt,
So mag man ihn wohl ernähren,
Wenn ihr mir es wollt gewähren,
So bin ich zu seiner Arzenei gut.
Ich bin 'ne Magd und hab' den Muth.
Eh' ich ihn sehe verderben,
Ich will eh' für ihn sterben."
Von dieser Rede wurden sie do
Traurig beide und unfroh,
Beide, Mutter und Vater.
Seine Tochter die bat er,
Daſs sie die Rede lieſse
Und ihrem Herrn nicht verhieſse:
Das sie zu leisten dächt';
Denn ihr wär' dies nicht recht.
Er sprach: „Tochter, du bist ein Kind
Und deine Treuen die sind
Zu groſs an diesen Dingen.
Du magst es nicht vollbringen,
Also du uns thatst hier gestehen.
Du hast des Todes nicht gesehen!
Wann er dir kommet auf die Frist,

Daſs deſs kein Rath ist,
Daſs du müssest sterben,
Und möchtest dann wohl erwerben,
Daſs du lebtest gerner dann noch;
Du kämest nie in ein leider Loch.
Davon thu zu deinen Mund;
Und wirst du für diese Stund'
Der Rede jemals mehr laut,
Es geht dir auf deine Haut."
Also so wähnte er sie do,
Beides mit Bitten und mit Droh,
Geschweigen; das nicht mocht' er.
So antwortete ihm sein' Tochter:

„Vater mein, wie dumm ich sey,
Mir wohnen dennoch Witze bei,
Daſs ich von Sage wohl die Noth
Erkenne, daſs des Leibes Tod
Ist stark und strenge.
Wer auch dann die Länge
Mit Arbeiten leben soll,
Dem ist jedoch nicht so wohl.
Denn wem es hie gelinget,
Daſs er auf sein Alter bringet
Den Leib, mit groſser Noth,
So muſs er leiden doch den Tod.

Ist ihm die Seele dann verlor'n,
So wär' er besser ungebor'n.
Es ist mir kommen auf das Ziel,
Deſs ich Gott immer loben will,
Daſs ich den jungen Leib mag geben
Um das ewige Leben.

Nun sollte ihr mir's nicht leiden;
Ich will mir und euch beiden
Viel gut wohl damit fahr'n;
Ich mag euch allein wohl bewahr'n
Vor Schaden und vor Leide,
Als ich euch nun bescheide.
Ihr habt Ehre und Gut
Durch meines Herren Muth,
Denn er nie Böses zu euch sprach,
Und auch das Gut nie abbrach.
Dieweile, daſs er leben soll,
So steht eure Sach wohl;
Und lassen wir den sterben,
So müssen wir verderben.
Den will ich uns fristen
Mit also schönen Listen,
Damit wir alle sind genesen.
Nun gönnet mir's, denn es muſs wesen."

Die Mutter weinende sprach,
Da sie der Tochter Ernst ersach,
„Gedenke, Tochter, liebes Kind,
Wie groſs die Arbeiten sind,
Die ich durch dich erlitten ha'n,
Und laſs mich bessern Lohn empfah'n,
Dann ich dich höre sprechen;
Du willt mir mein Herze brechen.
Sänfte mir der Rede ein Theil.
Ja, willst du alles dein Heil
An uns verwürken wider Gott?
Wann gedenkest du an sein Gebot?
Ja auch gebot er und bat er,
Daſs man Mutter und Vater
Minne und Ehre erbiete,
Und geheiſset das zu Miethe,
Daſs der Seelen Rath werde
Und langes Leben auf der Erde.
Du sprichst, du wollest dein Leben
Um unser beider Freude geben?
Du willt, fürwahr, uns beiden
Das Leben fast verleiden;
Denn, daſs dein Vater und auch ich
Gerne leben, das ist durch dich.
Ja, auch sollt du, liebe Tochter mein,
Unser beider Freude seyn,
Gar unsers Leibes Wonne,

Eine Blume und ein' Sonne,
Unsers Alters ein Stab.
Und laſs uns über deinem Grab
Nicht stehen, von deinen Schulden;
Du müſst'st von Gottes Hulden
Immer seyn gescheiden.
Das kaufest an uns beiden."

Sie sprach: ,, Mutter, ich getraue dir
Und meinem Vater, her zu mir
Aller der Gnaden wohl,
Die Vater und Mutter soll
Leisten ihrem Kinde,
Als ich es wohl befinde
An euch aller tägelich.
Von euern Gnaden hab' ich
Die Seele und einen schönen Leib;
Mich lobet Mann und Weib,
Und alle die mich sehend sind
Sprechen, ich sey das schönste Kind
Das sie zur Welt haben gesehen.
Wem soll ich die Gnade gestehen
Mehr, denn euch zwei'n nach Gotte;
Deſs soll ich nach euerm Gebote
Immer mehr viel gerne stah'n,
Wie groſses Recht ich dazu ha'n:

Mutter, seliges Weib,
Seit ich nun Seele und Leib
Von euern Gnaden ha'n,
So laſst es an euern Hulden stah'n,
Daſs ich auch die beide
Von dem Teufel scheide
Und mich Gott müsse geben.
Es ist ja dieser Welt Leben
Nichts, denn der Seele Verlust;
Auch hat mich weltlich Gelust
Bisher noch nicht berühret,
Der hin zur Höllen führet.
Nun will ich Gott Gnade sagen,
Daſs er in meinen jungen Tagen
Mir die Sinne hat gegeben,
Daſs ich dies geringe Leben
Achte harte kleine.
Ich will mich also reine
Antworten in Gottes Gewalt.
Ich fürchte, sollt' ich werden alt,
Daſs mich der Welt Süſse,
Ziehet unter die Füſse,
Also sie viel manchen hat gezogen,
Den auch ihr' Süſse hat betrogen;
So würde ich leichte Gott entsaget;
Gott müsse es seyn geklaget,

Daſs ich bis Morgen leben soll.
Mir behaget die Welt nicht so wohl;
Ihr meiste Lieb' ist Herzeleid,
Dieſs sage ich für 'ne Wahrheit;
Ihr süſser Lohn ein' bittre Noth,
Dieſs ist, was sie ein'm jeden bot.
Wir haben nichts Gewisses meh,
Denn heute wohl und morgen weh,
Und dann zu jüngst der Tod;
Das ist eine jämmerliche Noth!
Es schirmet nicht Geburt noch Gut,
Schöne, Stärke, noch hoher Muth;
Es frommet weder Tugend noch Ehre
Für den Tod nicht mehre,
Denn Ungeburt und Untugend.
Unser Leben und unser' Jugend
Ist ein Nebel und ein Staub;
Unsre Stätte bebet als ein Laub.
Es ist ein miſsgeschaffner Gauch,
Der gerne in sich fasset den Rauch,
Es sey Weib oder Mann,
Der dieſs nicht wohl bedenken kann
Und auch der Welt nachfolgend ist.
Denn uns ist über den faulen Mist
Der Teppich hier gespreitet,
Wen nun der Blick verleitet,

Der ist zu der Höllen gebor'n,
Und er hat nicht meh verlor'n,
Denn beides Seele und Leib.
Nun gedenket, seliges Weib,
Mütterlicher Treue
Und sänftet eure Reue,
Die ihr da habet um mich;
So bedenket auch der Vater sich.
Ich weiſs wohl, daſs er mir Heil wünscht an;
Er ist ein also bider Mann,
Daſs er erkennet wohl, daſs ihr
Unlange doch mit mir
Eure Freude möget ha'n,
Ob ich auch lebend mag bestah'n.
Bleib' ich ohne Mann euch bei,
Zwei Jahre oder drei,
So ist mein Herre leichte todt,
Und kommet euch so groſse Noth
Viel leichte vor Armuth,
Daſs ihr mir all solches Gut
Zu einem Manne nicht möget geben.
Ich müſste also schwach leben,
Daſs ich auch lieber wäre todt.
Nun verschweigen wir aber der Noth,
Daſs uns nichts verwirre
Und mich nichts mache irre.

Denn wenn ich auch so lange lebe,
Daſs man mich zu ein'm Manne gebe,
Der reich sey und werth,
So ist geschehen das ihr begehrt,
Und ihr wähnt mir sey wohl geschehen.
Anders mag's mein Muth gestehen.
Würd' er mir lieb, das ist 'ne Noth,
Würd' er mir leid, das ist der Tod;
Denn so hab' ich immer Leid
Und bin mit ganzer Arbeit
Geschieden von Gemache
Mit mancherhande Sache,
Die den Weiben wirret
Und sie zu Freuden irret.

Nun setzet mich in den vollen Rath,
Der do nimmer zergaht.
Mein begehrt ein freier Baumann,
Dem ich wohl meinen Leib gönnen kann.
Fürwahr, dem sollt ihr mich geben,
So ist geschaffet wohl mein Leben.
Ihm geht sein Pflug harte wol,
Sein Hoff ist alles Rathes voll;
Da stirbet weder Roſs noch das Rind;
Da mühen nicht die weinenden Kind;

Da ist es weder zu heiſs noch zu kalt;
Da wird von Jahren niemand alt,
Der Alte wird junger;
Da ist nicht Frost noch Hunger;
Da ist keinerhande Leid;
Da ist ganze Freude ohn' Arbeit.
Zu dem will ich mich ziehen
Und solchen Bau fliehen,
Der nicht im Feuer und Hagel dauert
Und den die Welle abschauert,
Mit dem man ringet und je rang.
Was man das Jahr also lang
Darauf arbeiten mag,
Das verliert schier ein halber Tag.
Den Bau den will ich meiden:
Ich will mich von ihm scheiden.
Ihr minnet mich, das ist billig;
Nun sähe ich gerne, daſs mich
Eure Minne nicht unminne.
Ob ihr euch rechter Sinne
An mir verstehn könnet,
Und ob ihr mir gönnet
Beides, Gutes und Ehren,
So laſst mich kehren
Zu unserm Herren Jesu Christ,
Deſs Gnade also stät ist,
Daſs sie nimmer zergaht,

Und der auch zu mir Armen hat
Also groſse Minne,
Als zu einer Königinne.

Ich soll von meinen Schulden
Aus euern Hulden
Nimmer kommen, will es Gott.
Es ist gewiſs sein Gebot,
Daſs ich euch sey unterthan,
Denn ich den Leib von euch ha'n;
Das leist' ich ohne Reue.
Auch soll ich meine Treue
An mir selber nicht brechen.
Ich hörte je das sprechen:
Wer den andern freuet so,
Daſs er selber wird unfroh,
Und wer den andern krönet
Und sich selber höhnet,
Der Treuen ist ein Theil zuviel.
Gerne ich euch deſs folgen will,
Daſs ich euch Treue leiste
Und mir selber doch die meiste.
Wähnt ihr mir wenden mein Heil,
So laſs' ich euch viel leicht ein Theil
Eh' nach mir weinen.
Ich will mir erscheinen,

Was ich mir selber schuldig bin;
Ich will immer da hin,
Da ich ganze Freude finde.
Ihr habt noch mehr Kinde,
Die laſst eure Freude seyn,
Und getröstet ihr euch mein;
Denn mir mag das niemand erwehr'n.
Fürwahr, ich will ernähren
Meinen Herren und mich.
Mutter, auch hörte ich dich
Klagen und sprechen eh',
Es thäte deinem Herzen weh',
Solltest du auf meinem Grabe stah'n.
Deſs wirst du harte wohl erla'n,
Du stehst ob meinem Grabe nicht;
Denn da mir der Tod geschicht,
Das läſst dich niemand sehen;
Es soll zu Salerne geschehen,
Da soll uns viere der Tod lösen
Von der Höllen und von den Geistern bösen;
Des Todes des genesen wir,
Und ich doch ferne baſs denn ihr.»

Da sie das Kind da sahen
Zu dem Tode so gahen,
Und es so weislich sprach

Und menschlich Recht zerbrach,
Sie begunnten achten unter ihn'n,
Daſs die Weisheit und den Sinn
Nimmer erzeugen kunnte
Kein Zunge von Kindes Munde.
Sie sprachen, daſs der heilige Geist
In ihrer Rede wäre zumeist,
Der auch St. Nikolaus pflag,
Da er in der Wiege lag,
Und ihn die Weisheit lehrte,
Daſs er zu Gotte kehrte
Seine kindliche Güte;
Und dachten in ihr'm Gemüthe,
Daſs sie nicht wollten
Sie wenden, noch es sollten,
Deſs sie sich hatten angenommen;
Der Wille sey ihr von Gott gekommen.
Von Jammer erkaltet' ihn'n der Leib,
Da der Meier und sein Weib,
An den Betten ſaſsen
Und viel gar vergaſsen,
Durch des Kindes Minne,
Der Zungen und der Sinne,
So zu derselben Stunde.
Ihr keiner kunnte
Ein einiges Wort sprechen.
Das Gelübde begunnte brechen.

Der Mutter Herz von Leide.
So saſsen sie beide.
Reuig und unfroh,
Bis sie sich bedachten do,
Was ihn'n ihr Trauren brächte,
Da man doch nicht möchte
Benehmen ihr'n Willen und ihren Muth.
So wäre ihn'n nichts also gut,
So daſs sie ihr's wohl gunnten;
Denn sie doch nicht kunnten
Deſs nimmer werden ohne. Baſs
Empfingen sie der Rede Haſs.
Sie möchten dadurch ihren Herren
Viel sehr wohl ehren,
Und verfingen anders nichts damit.
Mit viel williglicher Sitt'
Sprachen sie beide do,
Daſs sie der Rede wären froh.
Deſs freuete sich die reine Magd.

Da es viel kaume war getagt,
Da ging sie da ihr Herre schlief;
Sein traut Gemahl ihm rief.
Sie sprach: „Herre, schlafet ihr"? —
„Nein ich; Gemahl, sage mir,
Wie bist du heute auf so fruh" —

„Herre, da zwinget mich zu
Der Jammer eurer Siechheit.“
Er sprach: „Gemahl, das ist dir leid,
Das erzeigest du an mir wohl,
Also es dir Gott vergelten soll;
Nun mag deſs kein andrer Rath seyn.“ —
„In Treuen, lieber Herre mein,
Euer wird viel gut Rath,
Seit es also um euch staht,
Daſs man euch helfen mag;
Ich versäume euch keinen Tag.
Herre, ihr habt uns doch gesaget,
Ob ihr hättet eine Maged,
Die gerne den Tod durch euch litt',
Da solltet ihr genesen mit.
Die will ich, weiſs Gott, selber seyn;
Euer Leben ist nützer, denn das mein'.“

Da gnadete ihr der Herr'
Deswillen harte sehr,
Und erfüllten ihm die Augen sich
Von Jammer, also heimlich.
Er sprach: „Gemahl, es ist der Tod
Jedoch nicht eine sanfte Noth,
Also du dir leichte hast gedacht.
Du hast mir das wohl inne gebracht,

Möchtest du, du hülfest mir;
Das begnüget mich wohl von dir;
Ich erkenne deinen süſsen Muth;
Dein Wille ist rein und gut.
Ich soll auch nicht mehr von dir begehr'n;
Du magst mir das nicht wohl gewähr'n,
Das du da gesprochen hast.
Die Treue die du an mir begahst,
Die soll dir vergelten Gott.
Dieſs wäre der Landleute Spott,
Daſs ich für diese Stunde
Mich Arzeneien unterwunde,
Und mich's doch nicht verſinge,
Wie es auch erginge.
Gemahl, du thust also die Kind,
Die da jähes Muthes sind;
Was den kommet in den Muth,
Es sey übel oder gut,
Dazu ist ihn'n allen jach,
Und gereut sie sehre darnach.
Gemahl, also thust auch du;
Der Rede ist dir zu Muthe nu;
Der die von dir nehmen wollte,
So man's dann enden sollte,
So gereut' es dich viel leichte doch."
Und daſs sie sich ein Theil noch
Baſs bedächte, das bat er.

Er sprach: „Dein' Mutter und dein Vater
Die mögen dein nicht wohl entbehr'n.
Ich soll auch nicht ihr's Leides begehr'n,
Die mir je Gnade thaten.
Was sie dir beide rathen,
Liebes Gemahl, das thu."
Hiemit lachete er dazu;
Denn er wenig sich versah,
Was doch nachher da geschah,
So zu ihr sprechen that er. —
Die Mutter und der Vater
Sprachen: „Lieber Herre,
Ihr habet uns viel sehre
Geliebet und geschonet,
Daſs es nicht wohl wäre gelohnet;
Wir entgelten's euch mit Gute.
Unsrer Tochter ist zu Muthe,
Daſs sie den Tod durch euch leiden woll',
Das gönnen wir ihr harte wol.
Es ist heute der dritte Tag,
Daſs sie uns alles anlag,
Daſs wir ihr dieſs gunnten;
Nun hat sie's an uns funden.
Nun laſs euch Gott mit ihr genesen;
Wir wollen ihr'r durch euch entwesen."*)

---

*) entbehren.

Da ihm sein Gemahl da gebot
Für sein Siechthum ihr'n Tod,
Und man ihr'n Ernst ersach,
Da ward da groſses Ungemach
Und jämmerlich Geberde.
Manche miſsliche Beschwerde
Hub sich da unter den drei'n,
Zwischen dem Herrn und den sein'n.
Ihr Vater und ihr' Mutter die
Erhuben groſses Weinen hie.
Des Weinens that ihnen groſse Noth,
Um ihres viel lieben Kindes Tod.
Nun begunnte auch der Herre
Gedenken also sehre,
An des Kindes Treue,
Und begriff ihn auch ein' Reue,
Daſs er sehre weinen began
Und zweifelte fast daran
Ob es besser gethan
Möchte seyn, oder verla'n.
Von Furchten weinte auch die Magd;
Sie wähnte, er wäre daran verzagt.
So waren sie alle unfroh;
Sie begehrten keines Danks do.
Zu jüngest da bedachte sich
Ihr Herre, der arme Heinrich,
Und begunnte allen drei'n

Sagen die groſse Gnade sein,
Der Treuen und des Gutes.
Die Magd ward reiches Muthes,
Daſs er's befolgete gerne,
Und bereitete sich zu Salerno,
So er schierest sollte.
Was auch die Magd wollte,
Das ward viel schiere bereit't,
Schöne Pferd und reiche Kleid,
Die sie trug nie vor der Zeit,
Hermelin und Sammtkleid.
Den besten Zobel, den man fand;
Das war des Mägdleins Gewand.

Nun, wer möchte je wohl sagen
Die herze Reue und das Klagen
Und ihr'r Mutter grimmes Leid
Und auch des Vaters Arbeit!
Es war wohl unter ihn'n beiden
Ein jämmerliches Scheiden,
Da sie ihr liebes Kind von ihn'n
Entlieſsen, so gesund hin,
Nimmer mehr's zu sehen, in den Tod.
Nur das ihn'n sänſtet ihre Noth
Die reine Gottesgüte,
Von der doch das Gemüthe

Auch dem jungen Kinde kam,
Daſs es den Tod gerne nahm;
Es war ohn' ihren Rath kommen.
Davon ward von ihrem Herzen genommen
Alle Klage und Schwere;
Denn es anders Wunder wäre,
Daſs ihn'n ihr Herze nicht zerbrach.
Die Liebe ward ihr Ungemach,
Daſs sie darnach keine Noth
Litten um des Kindes Tod.

So fuhr gegen Salerne
Fröhlich und gerne
Mit ihrem Herren die Magd;
Und das allein sie nur beklagt,
Daſs der Weg so ferne was,
Daſs sie so lange genas.
Und da er sie vollbrachte
Hin, als er gedachte,
Und da er seinen Meister fand,
Da ward ihm zuhand
Viel fröhlich gesaget,
Er hätte bracht eine Maged,
Die er ihn gewinnen hieſs;
Dazu er sie ihn sehen lieſs.
Das däuchte ihn unglaublich;

Er sprach: „Kind, wie hast du dich
Des Willen selber bedacht,
Oder bist du auf die Rede bracht
Von Bitte oder deines Herren Droh?"
Die Magd antwortete ihm also,
Daſs sie dieselbe Rede
Von ihr selbst Herzen thäte.
Das nahm ihn groſses Wunder,
Und er führt' sie besunder
Und beschwor sie viel sehre,
Ob ihr nicht ihr Herre
Die Rede hätte nur erdroht.
Er sprach: „Kind, dir ist Noth,
Daſs du dich berathest baſs;
Und sage dir rechte um was.
Wenn du den Tod leiden muſst
Und das nicht viel gerne thust,
So ist dein junger Leib todt
Und freut uns leider nicht die Noth.
Nun verhehl mir deinen Willen nicht;
Ich sage, wie dir geschicht:
Ich ziehe dich aus recht bloſs,
Und wird deine Scham hart groſs,
So du von Schulden dann hast,
Wenn du nackt vor mir stah'st;
Ich binde dir Bein' und Arme.
Ob dich dein Leib erbarme,

So bedenke diesen Schmerzen.
Ich schneide dir zu dem Herzen
Und breche es lebende aus dir.
Fräulein, nun sage mir,
Wie dein Muth darum steh'?
Es geschah nie Kinde also weh',
Also dir muſs von mir geschehen.
Daſs ich es thun soll und sehen,
Da hab ich groſse Angst zu.
Nun gedenke selber auch dazu;
Gereut es dich ein's Haaresbreit,
So hab' ich meine Arbeit
Und du den Leib verlor'n."
Viel theure ward sie aber beschwor'n,
Daſs sie sich deſs abthäte;
Sie erkannte sich viel stäte.

Die Magd lachende sprach,
Denn sie sich deſs wohl versach,
Ihr hülfe des Tages der Tod
Aus der weltlichen Noth:
„Gott lohne euch, lieber Herre,
Daſs ihr mir also sehre
Habt die Wahrheit gesaget.
In Treuen, ich bin ein Theil verzaget;

Mir ist Zweifel geschehen;
Ich will's euch recht gestehen,
Wie der Zweifel ist gethan,
Den ich nun gewonnen ha'n.
Ich fürchte, daſs unsre Arbeit
Gar von eurer Zagheit
Unterwegens bleibe.
Eure Rede gezäme einem Weibe;
Ihr seyd eines Hasen Genoſs.
Eure Angst ist ein Theil zu groſs,
Darum daſs ich sterben soll.
Fürwahr, ihr handelt nicht wohl
Mit eurer groſsen Meisterschaft;
Ich bin ein Weib und hab' die Kraft.
Waget ihr mich schneiden,
Ich darf es wohl erleiden.
Die ängstliche Arbeit,
Die ihr mir vor habt geseit,
Diſs hab' ich wohl an euch vernommen.
Fürwahr, ich wäre her nicht kommen,
Wenn ich nicht also wuſst'
Festen Muth in der Brust,
Daſs ich es wohl mag dulden.
Mir ist bei euern Hulden
Die schwache Farbe gar benommen,
Und ein Muth, also fester, kommen,

Daſs ich also ängstlich stehe,
Als wenn ich zu dem Tanze gehe;
Denn keine Noth so groſs ist,
Die sich in eines Tages Frist
An meinem Leib' nicht enden mag.
Mich dünket, daſs der eine Tag
Genug theuer sey gegeben
Um das ewige Leben,
Das da nimmer zergeht.
Auch mag, also mein Muth steht,
Mich nichts verkehren.
Getraut euch meinem Herren
Seine Gesundheit wieder geben,
Und mir das ewige Leben
Durch Gott; das thut in Zeit,
Laſst sehen, welch Meister ihr seyd;
Mich reiſset fast dazu,
Ich weiſs wohl, durch wen ich's thu'.
In deſs Namen es geschehen soll,
Der erkennet Dienste hart wohl
Und läſst sie auch ungelohnet nicht.
Ich weiſs wohl, daſs er spricht:
Wer groſsen Dienst leiste,
Deſs Lohn sey auch der meiste.
Davon so soll ich diesen Tod
Ha'n für eine süſse Noth.

Lieſs ich die Himmelskrone
Nach so gewissem Lohne,
So hätte ich albernen Sinn;
Denn ich doch lichtes Geschlechtes bin."

Nun vernahm er, daſs sie war
Genug unwandelbar,
Und führte sie wieder dann
Hin zu dem siechen Mann,
Und sprach zu ihrem Herren:
„Uns kann das nicht beschweren,
Eure Magd ist vollkommen gut;
Nun habt fröhlichen Muth,
Ich mache euch schiere gesund."
Hin führt' er sie zu Stund',
In sein heimlich Gemach,
Da es ihr Herre nicht ersach,
Und beschloſs ihn vor der Thür
Und warf einen Riegel für.
Er wollte ihn nicht sehen la'n,
Wie ihr Ende sollte ergahn.
In einer Kemmenaten, *)
Die er viel wohl berathen

---

*) Kabinet, Zimmer.

Mit seinen Arzeneie ſand,
Er hieſs die Magd allzuhand
Abziehen die Kleid;
Deſs war sie froh und bereit.
Sie zerrte ab Kleider und Gewand;
Schiere sie gewandlos stand,
Und ward nackt und bloſs.
Sie schämte sich nicht eines Haares groſs.
Da sie der Meister ansach,
In seinem Herzen er dieſs sprach:
„Das schöne Mägdelein
Aller Welt würde theuer seyn."
Gar sehr erbarmte sie ihn,
Daſs ihm das Herze und der Sinn
Viel nahe war daran verzaget.
Nun ersah die gute Maged
Einen hohen Tisch da steh'n,
Da hieſs sie der Meister auf geh'n;
Darauf er sie viel feste band,
Und begunnte nehmen in die Hand
Ein scharfes Messer, das da lag,
Deſs er zu sölchen Dingen pflag.
Es war lang und breit;
Doch daſs es so wohl nicht schneidt,
Als ihm wäre lieb gewesen,
Da sie nicht sollte genesen.

Da erbarmete ihn ihr' Noth
Und wollte ihr sanfte thun den Tod.

Nun lag da bei ihn'n ein
Sehr viel guter Wetzestein,
Da begunnte er's an streichen
Viel tüchtigleichen;
Dabei auch das Wetzen erhörte,
Der ihre Freude störte,
Der arme Heinrich hier,
Da er stund vor der Thür,
Und erbarmete ihn viel sehre,
Daſs er sie nimmer mehre
Lebende sollte ersehen.
Nun begunnte er suchen und spähen,
Bis, daſs er durch die Wand
Ein Loch gehend fand.
Und durch die Spalte er sie ersah
Nacket und gebunden da;
Ihr Leib der war viel minniglich.
Nun sah er sie an und sich,
Und gewann einen neuen Muth;
Ihn däuchte das nicht gut,
Deſs er da eh' gedacht,
Und verkehrte mit viel Macht
Sein altes Gemüthe
In eine neue Güte.

Nun er sie also schöne sach,
Wider sich selber er da sprach:
„Du hast einen dummen Gedank,
Daſs du sonder seinen Dank
Begehrst zu leben einen Tag,
Wider den niemand nichts mag.
Du weiſst auch recht was du thust,
Seit du beinahe sterben muſst,
Daſs du dies lästerliche Leben,
Das dir Gott hat gegeben,
Nicht viel gewilliglich trägst.
Und auch dazu erwägst,
Ob dich dies's Kindes Tod ernährt.
Was dir Gott hat beschert,
Das laſs dir alles geschehen;
Ich will dies's Kindes Tod nicht sehen."

Deſs bewog er sich zuhand,
Und begunnte schlagen an die Wand;
Er hieſs sich laſsen darin.
Der Meister sprach: „Ich bin
Noch nicht müſsig dazu,
Daſs ich euch jetzt aufthu." —
„Nein, Herre Meister, sprechet mich." —
„Herre," sprach er, „noch nicht mag ich;

Wartet, bis daſs dieſs ergeh'." —
„Nein, Herre Meister, sprechet mich eh'." —
„Nun saget mir's her durch die Wand." —
„Nein, es ist nicht also gewandt." —
Zuhand da lieſs er ihn darin.
Da ging der arme Heinrich hin,
Da er die Maged gebunden sach,
Zu dem Meister er da sprach:
„Dies Kind ist also wonniglich,
Es ist wahr, nicht mag ich
Seinen Tod ersehen;
Gottes Willen müsse an mir geschehen;
Wir sollen sie wieder auf lassen stah'n.
Als ich mit euch gedinget ha'n,
Das Silber das will ich euch geben;
Ihr sollet die Magd lassen leben."

Da die Magd recht ersah,
Daß ihr zu sterben nicht geschah,
Da war ihr Muth beschweret mit;
Sie brach ihr' Zucht und ihre Sitt'.
Zu Grimme zerrt' sie sich und raufte sich;
Ihr' Geberde ward so jämmerlich,
Daſs sie niemand hätte gesehen,
Ihm wäre zu weinen geschehen.

Sie schrie viel bitterliche:
„Weh' mir, viel' Armen, und o weh'!
Wie soll es mir nun ergah'n!
Muſs ich also verloren ha'n
Die reiche Himmelskrone!
Die wäre mir zu Lohne
Gegeben, um diese Noth;
Nun bin ich allererst todt.
O weh'! gewaltiger Christ,
Was Ehren uns benommen ist,
Meinem Herren und auch mir?
Nun entbehr' ich und er entbehrt hier
Der Ehren, der uns war gedacht.
Ob dieſs wäre vollbracht,
So wäre ihm der Leib genesen,
Und ich müſst' immer selig wesen".

So bat sie genug um den Tod.
Da ward ihr darnach so Noth;
Sie verlor gar ihr Flehen,
Da niemand ihr's wollt' zugestehen;
Da hub sie an ein Schelten.
Sie sprach: „Ich muſs entgelten
Meines Herren Zagheit;
Mir ha'n miſsgesagt die Leut',

Das hab' ich selber wohl ersehen.
Ich hörte je die Leut' gestehen,
Ihr wäret biderbe und gut,
Und hättet festen Mannes Muth.
So helfe mir Gott, sie ha'n gelogen;
Die Welt war je an euch betrogen.
Ihr waret je alle eure Tage,
Und seyd auch noch, ein Weltzage;
Das nehm' ich dabei wahr wohl.
Daſs ich doch leiden soll,
Das dürfet ihr nicht dulden.
Herre, von welchen Schulden
Erschracket ihr, da man mich band?
Es war doch eine dicke Wand
Zwischen euch und mir.
Herre mein, getrauet ihr,
Einen fremden Tod nicht zu vertragen?
Ich will euch geheiſsen und sagen,
Daſs euch niemand nichts thut,
Er ist euch nütze und gut".
Wie viel sie fluchte und bat
Und auch Scheltens that,
Das mochte ihr nicht frommend wesen;
Sie muſste jedoch genesen.
Was da Scheltens erging,
Der arme Heinrich es empfing,

Als ein frommer Ritter soll,
Tugendlichen und wohl,
Dem schöner Zühte nicht gebrast.
Und da der gnadelose Gast
Seine Maged wieder kleid'te
Und den Arzte bereit'te,
Als er gedinget hatt',
Da fuhr er gar grad
Wieder heim zu Lande,
Wie wohl er da erkannte,
Daſs er daheime funde,
Mit gemeinem Munde,
Nichts denn Laster und Spott;
Das lieſs er einziglich an Gott.

Nun hatte sich die gute Magd
So verweinet und verklagt,
Viel nahe hin bis an den Tod;
Da erkannte ihr' Treue und ihr' Noth
Cordis speculator,
Vor dem keines Herzens Thor,
Kein Fürnehmen beschlossen ist.
Seit er durch seine süſse List
An ihn'n beiden das suchte,
Daſs er sie so versuchte

Recht so des gleichen
Sam Hiob den Reichen
Da erzeigete der heilige Christ,
Wie lieb ihm Treue und Erbarmen ist,
Und schied sie da beide
Von all ihrem Leide,
Und machte ihn da zu Stund'
Rein und wohl gesund.

Also besserte sich
Der gute Herre Heinrich,
Daſs er auf seinem Wege,
Von unsers Herren Gottes Pflege,
Viel schöne worden was;
Da er viel gar genas,
Und war also vor zwanzig Jahren.
Da sie so erfreuet wären,
Da entbot er's heim zu Lande
Den'n, die er erkannte,
Des Heiles und der Güte,
Daſs sie in ihrem Gemüthe
Seines Glückes wäre froh.
Von Schulden muſste sie do
Von den Gnaden Freude ha'n,
Die Gott hatt' an ihm gethan.

Alle die besten Freunde sein,
Die seine Ankunft that erfreun,
Die ritten und gingen,
Durch daſs sie ihn empfingen,
Gegen ihn wohl drei Tage;
Sie glaubeten niemands Sage,
Denn ihrem eignen Blick.
Sie sahen Gottes Geschick
An seinem schönen Leibe.
Vom Meier und seinem Weibe,
Von den mag man wohl glauben,
Man wolle sie denn Rechtes berauben,
Daſs sie daheime nicht blieben.
Sie ist immer ungeschrieben
Die Freude, die sie hatten;
Denn sie Gott hatte berathen
Mit lieber Augenweide,
Die gaben ihnen da beide,
Ihr' Tochter und ihr Herre.
Es ward nie Freude mehre,
Dann ihn'n beiden war geschehen,
Da sie hatten gesehen,
Daſs sie gesund wären;
Sie wuſsten nicht wie sich gebär'en;
Ihr Gruſs war oft unterschnitten
Mit viel seltsamen Sitten.

Ihr Herzeliebe ward alſo groſs,
Daſs ihn'n das Lachen begoſs
Der Regen von den Augen da;
Wahrlich, alſo es geſchah.
Sie küſsten ihrer Tochter Mund,
Etwas mehr, dann drei Stund'.
Da empfingen ſie die Schwaben
Mit viel löblichen Gaben;
Das war ihr gewilliglicher Gruſs.
Gott weiſs wohl, den Schwaben muſs
Jeglich Biedermann geſtehen,
Der ſie daheime hat geſehen,
Daſs beſsrer Wille niemals ward,
Als er, an ſeiner Heimfahrt,
Von ſeinen Landleuten empfing.
Und wie es darnach erging,
Was mag ich davon ſprechen meh';
Denn er ward reicher viel, denn eh',
Des Gutes und der Ehren.
Das begunnte er alles kehren
Stätiglich hin zu Gotte,
Und wartete ſeinem Gebote
Baſs, denn er eh' thät';
Deſs iſt ſeine Ehre ſtät.

Der Meier und die Meierin
Die hatten auch viel wohl um ihn
Verdienet Ehre und Gut;
Auch hatte er nicht so falschen Muth;
Sie hatten genug an ihn gewandt.
Er gab ihn'n zu eigen das Land,
Viel groſs und breit,
Die Erde und die Leut,
Da er als Siecher auf lag.
Seiner Gemahlin er da pflag
Mit Güte und mit Gemache
Und mit allerhande Sache,
Also seiner Frauen oder baſs;
Das Recht gebot ihm auch das.
Nun begunnten ihm die Weisen
Rathen und preisen
Um eheliche Heirath;
Verschieden war da der Rath.
Er sagte ihnen da seinen Muth:
Er wollte, däuchte es sie gut,
Nach seinen Freunden senden
Und die Rede mit ihn'n enden,
Wie sie es ihm riethen.
Bitten und gebieten
Hieſs er allenthalben dar,
Die seines Wortes nähmen wahr.

Da er sie alle dar gewann,
Beide, Mage und Mann,
Da thät' er ihn'n die Rede kund.
Nun sprach ein allgemeiner Mund:
Es wäre Recht und Zeit.
Hier hub sich ein groſser Streit
An dem Rathe unter ihn'n;
Dieser rieth her, der andere rieth hin,
Als je die Leute thaten,
Da sie da sollten rathen
Um eheliche Heirath;
Verschieden war da der Rath.
Da ihr Rath war so miſslich,
Da sprach der arme Heinrich:
„Euch, Herren, ist allen wohl kund,
Daſs ich vor kurzer Stund'
War viel ungenehm,
Den Leuten unbequem.
Nun vermeidet mich weder Mann noch Weib.
Mir hat gegeben gesunden Leib
Unsers Herren Gebot.
Nun rathet mir alle durch Gott,
Von dem ich die Gnade ha'n,
Die mir ist angethan,
Daſs ich gesund worden bin,
Wie ich's verschulde wider ihn".

Sie sprachen: „Nehmet einen Muth,
Daſs ihm Leib und Gut
Immer unterthänig sey".
Sein traut Gemahl stund dabei,
Die er viel gütlich ansach.
Er umfing sie und sprach:
„Euch, Herren, ist allen wohl gesagt,
Daſs ich von dieser guten Magd
Meine Gesundheit wieder ha'n,
Die ihr hie sehet bei mir stah'n;
Nun ist sie frei, also ich da bin.
Es ziehet mich mein Herze hin,
Daſs ich sie zu Weibe nehme;
Gott gebe, daſs es mir gezähme,
So will ich sie zu Weibe ha'n.
Fürwahr, mag das nicht ergahn,
So will ich sterben ohne Weib;
Denn ich Ehre und Leib
Hab' von ihren Schulden.
Bei unsers Herren Hulden
Will ich euch bitten alle,
Daſs es euch wohlgefalle".

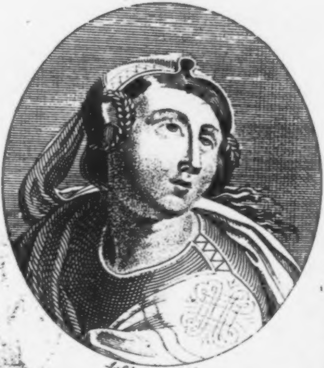
Nun sprachen sie alle gleiche,
Beide, Arm' und Reiche:

Es wäre recht geschaffen,
Da waren genug Pfaffen,
Die gaben sie ihm zum Weibe,
Mit ihrem süſsen Leibe.
Da besaſsen sie gleich
Das ewige Reich.

Also müsse uns allen
Zu jüngst zufallen
Der Lohn, den sie da nahmen.
Das helfe uns Gott. Amen.

Das
Lied der Nibelungen.

Im Auszuge.



J. Schule sculps.

CHRIEMHILDE.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Drittes Bändchen.

Die Nibelungen.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1821.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Das Nibelungenlied.

Vorwort.

Das Nibelungenlied, obschon in den neuesten Zeiten hie und da wohl etwas überschätzt, behauptet als altdeutsches National-Epos, gleichsam als eine Nordische Ilias, mit Recht einen ganz vorzüglichen Rang, und bleibt (wie Franz Horn sich ausdrückt) «eine ewige Säule, um die sich die wackern Deutschen gern versammeln.» Dasselbe bildet in Verbindung mit zwey andern, Chriemhilden Rache und die Klage, ein Ganzes, und enthält in vierzeiligen gereimten, oft mit Alliterationen und Assonanzen verwebten Strophen an 10,000 Verse, die in 40 Abenteuer zerfallen. Der Hauptinhalt ist in der Kürze folgender: Siegfrid, König von Nibelungen*) (Nebelungen, d i. Niederland, von Nebel, worunter A. W. v. Schlegel Norwegen, Zeune die Insel Walcheren versteht), erhält für seine groſsen Dienste von Günther, König der Burgunden, dessen schöne Schwester Chriemhild (d. i. dem Grame und Grimme hold) zur Gemahlin. Günthers Gemahlin aber, Brunhild (d. i. dem Panzer hold), stiftete es an, daſs Siegfrid durch Hagen

---

*) Siegfrids Mannen hieſsen Nibelungen, und dieser Name geht, nach seinem Tode, auf die Burgunden über.

(Hagene) getödtet wird. Von dieser Zeit an sucht Chriemhild den Tod ihres Gemahls an Hagen zu rächen, bis es ihr endlich, als Gemahlin des Hunnenkönigs Etzel (der für Attila gehalten wird) gelingt, ihm mit dem Schwerdte, das er dem Siegfrid beym Morde genommen, den Kopf abzuschlagen. Das Gedicht schlieſst mit dem Untergang des ganzen Burgundischen Königgeschlechts.

Die erste Grundlage des Nibelungenliedes, welche nur einzelne Lieder und Sagen umfassen mochte, ist vermuthlich schon im sechsten Jahrhundert zu suchen. Nachher sammelte und ordnete wahrscheinlich Karl der Groſse*) im

---

*) Ihm legt Fouqué in seinem herrlichen „Eginhart und Emma" geradezu Stellen aus diesem Liede in den Mund.

Anfang des neunten Jahrhunderts den vorhandenen Stoff, der darauf im dreyzehnten Jahrhundert in der gegenwärtigen Gestalt umgearbeitet wurde. Ueber den Verfasser sind die Meinungen sehr getheilt. Bodmer giebt den Marner an, Adelung und Koch (fäischlich) den Konrad von Würzburg, Johann von Müller den Wolfram von Eschenbach, A. W. v. Schlegel den Heinrich von Ofterdingen, Grimm und Zeune den Klingsor von Ungarland, und Zschokke stimmt für zwey verschiedene unbekannte Dichter, wovon der eine die erste, und der andere die zweyte Hälfte des Epos bearbeitet habe. Mit Gewiſsheit läſst sich nicht darüber entscheiden.

Wir haben aus dem dreyzehnten Jahrhundert 4 Handschriften: die St. Gallener, die Münchener und 2 Hohenemser; wozu Einige noch eine Vatikanische und eine Pariser hinzufügen. Bodmer lieſs zuerst die hintere Hälfte des Werks, unter dem Titel: Chriemhilden Rache und die Klage (Zür. 1757) abdrucken, worauf C. H. Müller im ersten Bande seiner „Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII. XIII. und XIV. Jahrh.“ (Berl. 1784.) das ganze Gedicht herausgab. Erst auf Johannes von Müllers Anregung (in seiner Schweizergeschichte) und besonders auf A. W. v. Schlegels ergreifendes Wort (in seines Bruders deutschem Museum, Bd. 1.) gewann man recht eigentliche Liebe zu diesem herrlichen Ueberreste altdeutscher Poesie. Eine kritische Ausgabe ward von Fr. Heinr. von der Hagen 1810 geliefert, deren zweyte Auflage (1816) die

Urschrift zum erstenmal aus der St. Gallener Handschrift gab und als ein ganz neues Buch zu betrachten ist. Eine Ausgabe von Zeune erschien 1815. Beyde Ausgaben sind mit einem Glossar begleitet. Uebersetzungen haben wir von v. d. Hagen (Berl. 1807. 2te Aufl. Leipz. 1816.), von v. Hinsberg (Münch. 1813.), von Zeune (Berl. 1814. in Prosa) und von Büsching (Altenb. u. Leipz. 1815) Aus letzterer Uebersetzung sind die in unserer Etui-Bibliothek befindlichen Auszüge entlehnt, bis auf den 37. Gesang, der in der Urschrift nach Hagen (1te Aufl.) mitgetheilt worden ist, um Liebhaber zur Lesung des ganzen Originals anzulocken und in etwas vorzubereiten.

Auſser Johannes v. Müller und A. W. v. Schlegel (a. a. O.) vergl. man noch Docen im Museum für altdeutsche Lit. und Kunst, die Brüder Grimm in den altdeutschen Wäldern, Göttling über das Geschichtliche in den Nibelungen (Rudolst. 1814), über Nibellungen und Gibellinen (ebend. 1815), Trautvetters Schlüssel der Edda*) (Berl. 1815), Lachmanns ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth (Berl. 1816), Mone's Einleitung in das Nibelungenlied (Heidelb. 1818), v. d. Hagen die Nibelungen; ihre Bedeutung für die Gegenwart und auf immer. (Bresl. 1819) u. s. w.

---

*) Hier ist nach [illegible] naturphilosophischen Deutung Etzel der Kalk, Günther die Kohle, Siegfried die Salzsäure, Brunhild die Luftsäure, Chriemhild das schwarze Aussehen der Kohle, Siegfrieds Ermordung das Verdampfen der Salzsäure, u. s. w.

Inhalt.

Seite

1. Chriemhilde. (Aus Gesang I. Vers 49—76). 3
2. Abenteuer, wie Siegfrid Chriemhilden allererst ersah. (Aus Gesang V. Vers 1073 — 1240). 6
3. Abenteuer, wie Günther Brunhilden gewann. (Gesang VII. Vers 1569 — 1940). 18
4. Abenteuer, wie die Königinnen einander schalten. (Ges. XIV. V. 3269 — 3520). 42
5. Abenteuer, wie Siegfrid erschlagen ward. (Ges. XVI. V. 3677 — 4020). . . 59
6. Abenteuer, wie Siegfrid beklaget und begraben ward. (Ges. XVII. V. 4302). 82

Seite

7. Abenteuer, wie der Nibelungen Schatz gen Worms kam. (Gesang XIX. Vers 4417 — 4584). 101

8. Abenteuer, wie König Etzel um Chriemhilden warb. (Ges. XX. V. 4585 — 5172). 112

9. Abenteuer, wie die Herren alle zu den Hunnen ſuhren. (Gesang XXV. Vers 6037 — 6356). 150

10. Abenteuer, wie Hagen und Volker vor dem Saal der Chriemhilde ſaſsen. (Gesang. XXIX. Vers 7054 — 7236). 171

11. Abenteuer, wie Dankwart seine Mähre zu Hoſe seinem Herren brachte. (Ges. XXXIII. V. 7885 — 8120). . . . 183

12. Aventiure, wie Ruedeger erslagen wart. (Ges. XXXVII. V. 8641 — 9048). . 199

Auszüge
aus
dem Nibelungenlied.

Chriemhilde.

(Aus Gesang I. Vers 49 — 76.)

In diesen hohen Ehren träumte Chriemhild,
Wie sie erzöge einen Falken, stark, schön und wild,
Die ihr zwey Aare erwürgten, daſs sie das muſste sehen,
Ihr konnte in dieser Welt nimmer mehr Leid geschehen.

Den Traum sie da sagete ihrer Mutter Uten;
Sie konnte ihn besser nicht bedeuten der Guten:
»Der Falke, den du zogest, das ist ein Degen auserkohren,
Ihn wolle Gott behüten, sonst hast du ihn bald verloren.« —

»Was saget ihr mir vom Manne, viel liebe Mutter mein?
Ohne Reckenminne so will ich immer seyn;
So schön will ich bleiben bis an meinen Tod;
Daſs ich soll vom Manne nimmer gewinnen irgend Noth.« —

»Nun verred' es nicht zu sehr;« sprach abermals ihr Mütterlein,
»Sollst du jemals herzlich auf der Welt dich erfreun,
Das geschieht von Mannes Minne; du wirst ein schönes Weib,
Wenn dir Gott noch zufüget eines rechten guten Ritters Leib.« —

»Die Rede laſs bleiben, viel liebe Mutter mein,
Es soll an manchen Weiben gar oft geschen seyn,
Wie Liebe mit Leide zu jüngst belohnen kann;
Ich soll sie meiden beyde, so kommt mir nimmer Unglück an.«

Chriemhild in ihr'm Gemüth der Minn' war widersach,
Nun lebte die gute Magd gar manchen lieben Tag.
Daſs sie wuſste Niemand, den minnen wollte ihr Leib;
Dann ward sie mit Ehren eines gar guten Ritters Weib.

Der war derselbe Falke, den sie im Traume sah,
Den ihr beschied, ihre Mutter. Wie sehr sie das roch da
An ihren nächsten Verwandten, die ihn nachher erschlugen!
Durch sein einig Sterben manche Mütter Trauer trugen.

Abenteuer, wie Siegfrid Chriemhilden allererst ersah.

(Aus Gesang V. Vers 1073 — 1240.)

Man sah sie alltäglich nun reiten an den Rhein,
Die bey der Festlichkeit gerne wollten seyn.
Die den Königen zu Liebe kamen in das Land,
Davon etlichen bot man beydes, Roſs und auch Gewand.

Ihnen waren ihre Sitze allen wohl gemacht,
Den Höchsten und den Besten, als uns das ist gesagt,
Zween und dreyſsig Fürsten da zur Festlichkeit.
Da schmückten sich dazu schöne Frauen in holder Zierlichkeit,

Es war da gar unmäſsig Giselher das Kind,
Die Gäste mit den Heim'schen gar gütlich sind
Empfangen von ihm und Gernot und von ihrer beyder Mann;
Wohl grüſsten sie die Degen, als es nach Ehren war gethan.

Die goldfarbenen Sättel führten sie in das Land,
Die zierlichen Schilde und herrlich Gewand
Brachten sie zum Scheine zu der Festlichkeit;
Gar manchen Ungesunden sah man in Fröhlichkeit.

Die in den Betten lagen und hatten an Wunden Noth
Die muſsten es vergessen, wie hart war der Tod,
Die siechen Ungesunden hörte man auf zu beklagen,
Sie freuten sich nun alle zu der Festlichkeit Tagen,

Wie sie leben wollten da bey der Bewirthung;
Wonne ohne Maſs und hohe Freuden genung
Hatten alle die Leute, wie viel man ihrer da fand.
Drob hub sich groſse Freude über all' des Günther Land.

An einem Pfingstmorgen sah hervorgehen man,
Gekleidet wonniglich, gar manchen kühnen Mann,
Fünf tausend oder mehr, da zu der Festlichkeit.
Sich hub da Kurzweil an manchen Enden mit Wettstreit.

Der Wirth der hatte Klugheit, ihm war das wohl bekannt,
Wie recht herzlich der Held von Niederland
Seine Schwester liebte, obgleich er sie nie gesehn,
Der man so groſse Schöne vor allen Jungfrau'n muſst' zugestehn.

Da sprach zu dem Könige der Degen Ortwein:
„Wollt ihr mit vollen Ehren zur Hochzeit seyn,
So, sollt ihr lassen schauen die minniglichen Kind,
Die mit so groſsen Ehren hier zu Burgunden sind.

Was wäre Mannes Wonne, weſs freute sich sein Leib,
Wenn es nicht thäten schöne Maide und herrliche Weib?
Lasset eure Schwester vor eure Gäste gehen."
Der Rath der war zu Liebe gar manchem Helden geschehen.

„Dem will ich gerne folgen," sprach da der König;
Alle, die es erfuhren, die freuten sich drob nicht wenig;
Er entbot es Frau Uten und ihrer Tochter gar hold,
Daſs sie mit ihren Mägden hin zu Hofe gehen sollt'.

Da ward aus den Schreinen gesuchet gut Gewand,
Was man in der Lade der edlen Kleider fand,
Die Spangen mit den Borten, der'n waren ihnen viel' bereit.
Sich zierte fleiſsiglich gar manche herrliche Maid.

Gar mancher junge Recke des Tages hatte Muth,
Daſs die Frauen anzusehen ihm ward so gut,
Daſs er dafür nicht nähme eines reichen Königes Land.
Sie sahen die gar gerne, die sie nicht hatten ehe gekannt.

Es wies der reiche König seiner Schwester an,
Die ihr da dienen sollten, wohl hundert seiner Mann,
Ihr und seiner Mutter, die trugen Schwerdt in Hand,
Das war das Hofgesinde von der Burgunden Land.

Die gar reiche Ute die sah man mit ihr kommen,
Die hatte schöne Frauen geselliglich genommen,
Wohl hundert oder mehr, die trugen reiche Kleid;
Auch ging da nach ihrer Tochter gar manche liebliche Maid.

Von einem reichen Gemach sie alle gingen;
Da ward von Helden gethan gar groſses Zudringen,
Die dazu Verlangen hatten, ob könnte das geschehen,
Daſs sie die edele Magd sollten fröhlich sehen.

Nun ging die Minnigliche, gleich wie der Morgenroth
Thut aus trüben Wolken; da schied von mancher Noth,
Der sie da trug im Herzen, was lange war geschehn.
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich stehn.

Wohl leuchtete ihr von ihr'm Gewand gar mancher Edelstein,
Ihre rosenrothe Farbe gab minniglichen Schein.
Was jemand wünschen möchte — er konnte nur gestehen,
Daſs er in dieser Welt hätte Schöneres nicht gesehen.

Wie der lichte Mond vor den Sternen steht,
Dessen Schein so lauter über die Wolken geht,
Dem stand sie wohl gleich vor mancher Fraue gut.
Drob ward da wohl erhöhet den zierlichen Helden der Muth.

Die reichen Kämmerer die sah man vor ihr gehn.
Die Degen voll hohen Muth die wollten nicht abstehn,
Sie drangen hin, da sie sahen die minnigliche Maid:
Siegfrid dem Herren ward, beydes, lieb und leid.

Er dacht' in seinem Gemüth: wie fing' ich's wohl an,
Daſs ich dich umfangen sollte? das ist ein dummer Wahn·
Soll ich dir bleiben fremd, so wär' ich sanfter todt.
Er ward von den Gedanken gar oftmals bleich und roth.

Da stand so minniglich das Kind von Siegelinden,
Wie man auf Pergament ihn möcht' entworfen finden,
Von gutes Meisters Künsten, denn man ihm zustand da,
Daſs man keinen so schönen Helden nie ersah.

Die mit der Frau gingen, die hieſsen von den Wegen
Weichen allenthalben; das leistete mancher Degen.
Die hochklopfenden Herzen erfreuten manchen Leib,
Man sah in hohen Züchten gar manch herrliches Weib.

Da ſprach von Burgunden der Herre Gernot:
»Der euch seinen Dienst so gütlich erbot,
Günther, lieber Brüder, dem sollt ihr thun auch so,
Vor allen diesen Recken, des Rathes bin ich immer froh.

Ihr heiſset Siegfriden zu meiner Schwester kommen,
Daſs ihn die Magd grüſse; deſs haben wir immer Frommen.
Die soll ihm Gruſs geben, die niemals grüſste Recken,
Damit wir dadurch gewinnen den Degen gar kecken.«

Da gingen des Wirths Verwandte, da man den Helden fand;
Sie ſprachen zu dem Recken aus der Niederland:

«Euch hat der König erlaubt, ihr sollt zu Hofe gehn,
Seine Schwester soll euch grüſsen, das ist zu Ehren euch geschehn.»

Der Herr in seinem Gemüth war drob in Fröhlichkeit,
Da trug er in dem Herzen Lieb' ohne Leid;
Daſs er sehen sollte das Kind der schönen Ute;
Mit minniglichen Tugenden grüſste Siegfrid die Gute.

Da sie ihn hohes Muthes vor sich stehen sah,
Entzündete sich ihr' Farbe; die schöne Magd sprach da:
«Seyd willkommen, Herr Siegfrid: ein edler Ritter gut.»
Da ward ihm von dem Gruſse gar wohl erhöhet der Muth.

Er neigt' sich ihr minniglich, Gnade er ihr bot;
Sie zwang zu einander der sehnenden Minne Noth;
Mit lieben Blicken der Augen einander sie sich ansahn,
Der Herre und auch die Frau, das ward gar heimlich gethan.

Ward irgend da freundlich gedrücket weiſse Hand
Von herzgeliebter Minne, das ist mir nicht bekannt,
Doch daſs es wurde gelassen, ich nicht glauben kann;
Zwey Minne begehrende Herzen hätten anders Unrecht daran.

Bey der Sommerzeit und gegen des Maien Tagen
Durſt' er in seinem Herzen nimmer mehr tragen
So viel der hohen Freude, als ihm da ward bekannt,
Da ihm, die er zur Trauten begehrte, ging an der Hand.

Da gedachte mancher Recke: Hei! wäre mir so geschehen,
Daſs ich ihr ging' an der Hand; als ich ihn hab' gesehen,
Oder ihr beyzuliegen, das thät' ich ohne Haſs.
Es diente noch niemals Recke um eine Königin baſs.

Von welcher Könige Lande die Gäste kamen dar,
Die nahmen alle gleich nur ihrer beyder wahr.
Ihr ward erlaubt zu küssen den weidlichen Mann;
Ihm ward in dieser Welt nie solche Liebe gethan.

Der König von Dänemark der sprach da so zur Stund:
«Um den so hohen Gruſs liegt gar mancher wund,
Das ich da wohl empfinde, von Sigfrids Hand;
Gott lass' ihn nimmer mehr kommen in Dänemärker Land.»

Man hieſs da allenthalben weichen von den Wegen
Der schönen Chriemhilden; manchen kühnen Degen
Sah man züchtiglich zur Kirche mit ihr gehen,
Darauf schied der gar weidliche Mann aus ihrer Nähen.

Da ging sie zu dem Münster; ihr folgte manches Weib;
Da war auch so gezieret der Königin Leib,
Daſs da hoher Wünsche gar mancher ward verlor'n;
Sie war zu Augenweide manchem Recken auserkohr'n.

Gar kaum erwartete Siegfrid, daſs man die Messe sang;
Er mochte seinem Heile es immer sagen Dank,
Daſs ihm die war so gewogen, die er im Herzen trug;
Auch war er mit Recht der Schönen hold genug.

Da sie kam aus dem Münster, wie es vorher war geschehn,
Bat man den kühnen Degen wieder mit ihr zu gehn,
Da erst begann ihm zu danken die minnigliche Maid,
Daſs er vor manchen Recken beging so tapfern Streit.

«Nun lohn' euch Gott, Herr Siegfrid,» sprach das gar schöne Kind,
«Daſs ihr das habt verdienet, daſs euch die Recken sind
So hold mit rechten Treuen, als ich sie höre gestehen.»
Da begann er minniglichen an Frau Chriemhild anzusehen.

«Ich soll euch immer dienen,» sprach Siegfrid der Degen,
«Und will mein Haupt nimmer eh' niederlegen,
Ich werbe nach eurem Willen, soll ich behalten mein Leben,
Das muſs euch zu Dienste, meine Frau Chriemhild, seyn gegeben.»

Innerhalb zwölf Tagen, der Tage jeglich,
Sah man bey dem Degen die Magd löblich,

So sie zu Hofe sollte vor ihre Freunde gehn.
Der Dienst war dem Recken aus groſser Liebe geschehn.

Freude und Wonne und gar groſsen Schall
Sah man alltäglich vor Günthers Saal,
Drauſsen und auch drinnen, von manchen kühnen Mannen.
Ortwein und Hagen groſse Wunder viel begannen.

Abenteuer, wie Günther Brunhilden gewann.

(Gesang VII. Vers 1569 — 1940.)

In derselben Zeit da war der Burg so nah'
Ihr Schiff gegangen, daſs der König stehn sah
Oben in den Fenstern gar manche schöne
Maid.
Daſs er sie nicht erkannte, das war Günthern
leid.

Er fragte Siegfriden den Gesellen sein:
«Ist euch das etwa kund um diese Mägdelein,
Die dort gen uns schauen hernieder auf die
Fluth?
Wie ihr Herr auch heiſse, sie sind voll hohem
Muth.»

Da sprach der Herre Siegfrid: „Nun sollt ihr heimlich spähen
Unter den Jungfrauen, und sollt mir dann gestehen
Welche ihr nehmen wolltet, hättet ihr dazu Gewalt." —
„Das thu' ich;" sprach Günther, ein Ritter kühn und wohlgestalt't.

„Wohl seh' ich eine Frau in einem Fenster stehn,
In schneeweiſsem Gewand, die ist so schön zu sehn,
Die wählen meine Augen um ihren schönen Leib,
Wenn ich Gewalt dazu hätt', sie müſste werden mein Weib." —

„Dir haben gar recht erwählet die Augen dein,
Es ist die edle Brunhild, das schöne Mägdelein,
Nach der dein Herze ringet, dein Sinn und auch dein Muth."
Alle ihre Gebehrden die däuchten Günther gut.

Da hieſs die Königin aus den Fenstern gehn
Ihre herrlichen Maide, sie sollten da nicht stehn,
Den Fremden anzusehen. Dazu war'n sie bereit:
Was da die Frauen thaten, das ist uns gesagt seit der Zeit.

Für die unbekannten Gäste schmückten sie ihren Leib,
Wie immer Sitte hatten die herrlichen Weib.
An die engen Fenster sie hin traten,
Da sie die Helden sahen, um Schaugn sie es thaten.

Ihrer waren nur viere, die kamen in das Land.
Siegfrid der gar Kühne ein Roſs zog auf den Sand;
Das sahen durch die Fenster die herrlichen Weib;
Drob däuchte sich gar theuer des Königs Günther Leib.

Er hielt ihm bey dem Zaume das ritterliche Roſs,
Gut und auch gar schön, stark und sehr groſs
Bis der König Günther in dem Sattel saſs;
Also dient' ihm Siegfrid, das er doch drauf durchaus vergaſs.

Da zog er auch das seine von dem Schiff von dann;
Er hatte solchen Dienst gar selten eh' gethan,
Daſs er beym Stegreif stände je einem Helden mehr.
Das sahen durch die Fenster die Frauen schön und hehr.

Recht war'n in einem Maſse den Helden voll Zierlichkeit
Von schneeblanker Farbe ihre Ross', auch ihre Kleid'
Waren gar gleich, ihre Schilde wohl gethan,
Die leucht'ten von den Händen den gar weidlichen Mann'n.

Ihre Sättel wohl gesteinet, ihre Bugriemen schmal,
(Sie ritten herrlich vor Brunhilden Saal),
Daran hingen Schellen von lichtem Golde roth:
Sie kamen zu dem Lande, als es ihr Muth ihnen gebot.

Mit Speeren neu geschliffen, mit Schwerdtern wohl gethan,
Die auf die Sporen gingen den weidlichen Mann'n,
Die führten die gar Kühnen scharf und dazu breit;
Das sah alles Brunhild die gar herrliche Maid.

Mit ihm kam da Dankwart und auch Hagen;
Die Degen trugen — so hören wir Mähre sagen —
Von rabenschwarzer Farbe reiche Kleid;
Ihre waren neu, gar gut und auch breit.

Man sah sie Steine tragen von India dem Land,
Die schaut man gar herrlich leuchten an ihr'm Gewand.
Sie lieſsen ohne Hut das Schifflein bey der Fluth;
Sie ritten zu der Burg die Helden kühn und gut.

Sechs und achtzig Thürme sahen darin die Mann,
Drey weite Palläst' und einen Saal wohl angethan,
Von edelem Marmelsteine, grün als ein Gras,
Darinnen Brunhilde selbst mit ihrem Gesinde saſs.

Die Burg war aufgeschlossen und gar weit aufgethan,
Da liefen ihnen entgegen der Brunhilde Mann'n,
Und empfingen die Gäste in ihrer Frauen Land;
Ihre Ross' hieſs man bewahren und ihre Schilde von der Hand.

Da sprach ein Kämmerer: „Ihr sollt' uns geben die Schwerdt
Und auch die lichten Panzer.“ — „Das wird euch nicht gewährt;“
Sprach von Troneg Hagen; „wir wollen sie selbst tragen.“
Da begann ihm Siegfrid davon die rechten Mähren zu sagen;

„Man pflegt in dieser Burg, das will ich euch sagen,
Daſs niemalen Gäste hie sollen Waffen tragen;
Nun laſst sie tragen von hinnen, das ist wohl gethan.“
Dem folgete ungern Hagen, Günthers Mann.

Man hieſs den Gästen schenken und schaffen gut Gemach da.
Gar manchen schnellen Recken man da zu Hofe sah
In fürstlichem Gewand allenthalben gehen;
Da ward groſses Anschauen der Kühnen wohl gesehen.

Da wurden Frau Brunhilden auch gesagt die Mähren,
Daſs unbekannte Recken dar kommen wären
In herrlichem Gewand, geflossen auf der Fluth.
Darum begann zu fragen die Magd schön und wohlgemuth:

„Ihr sollt mir,“ sprach die Königin, „entdecken,
Wer mögen seyn die unbekannten Recken,
Die man in meiner Burg so herrlich stehend ſind't,
Und wem zu Liebe die Helden hergefahren sind.“

Da sprach einer ihr's Gesindes: „Frau, ich mag wohl gestehen,
Daſs ich ihrer keinen nimmer mehr habe gesehen;
Dem Siegfrid gleich es einen darunter hat,
Den sollt ihr wohl empfangen; das ist in Treuen mein Rath.

Der andre der Gesellen der ist so löblich,
Wenn er Gewalt dazu hätt', er ziemte zum Könige sich,
Ueber weite Fürstenlande, und mag er die haben wohl,
Man sieht ihn bey den andern stehn so recht Adels voll.

Der dritte der Gesellen scheint voll grämlichem Sinn,
Doch auch mit schönem Leibe, — sehr reiche Königin —
Geschwind sind seine Blicke, der'n er so viel thut;
Er hat in seinen Sinnen, ich wähne, grimmigen Muth.

Der jüngste darunter der ist so löblich,
Jungfräuliche Zucht seh' an dem reichen Degen ich,
Mit gutem Antlitz so minniglich er steht;
Wir möchten sie alle fürchten, wenn ihnen hier jemand was thät.

Wie hold er pflege der Zucht und wie schön sey sein Leib,
Er möchte wohl machen weinen manch herrliches Weib,
Wenn er begönn' zu zürnen. Sein Leib ist gestaltet gut,
Er ist an allen Tugenden ein Degen kühn und voll Muth."

Da sprach die Königin: „Nun bringet mir mein Gewand;
Und ist der starke Siegfrid gekommen in mein Land,
Um meiner Minne willen, es geht ihm an Leben und Leib;
Ich fürchte ihn nicht so sehr, daſs ich werde sein Weib."

Die gar schöne Brunhild ward schier wohl bekleid't;
Da ging mit ihr von dannen gar manche schöne Maid,
Wohl hundert oder mehr, gezieret war ihr Leib;
Es wollten die Gäste sehen manch herrliches Weib.

Damit gingen Degen dar aus Isenland,
Der Brunhilde Recken, die trugen Schwerdt in der Hand,

Fünfhundert oder mehr, das war den Gästen leid;
Da stunden von den Sitzen die Helden kühn und voll Fröhlichkeit.

Da die Königin Siegfriden ansah,
Nun mögt ihr gerne hören, wie die Magd sprach da:
„Seyd willkommen, Herr Siegfrid, allhier in diesem Land';
Was meinet eure Reise, das hätt' ich gerne erkannt." —

„Gar groſs ist eure Gnade, meine Frau Brunhild,
Daſs ihr geruht mich zu grüſsen, Fürstentochter mild',
Vor diesem edeln Recken, denn ihr seht meinen Herrn,
Der hie vor mir steht, der Ehre entrath' ich gern.

Er ist König am Rheine; was soll ich sagen mehr?
Um deine Liebe sind wir gefahren her;
Er will dich gerne minnen, was ihm auch davon geschicht.
Nun bedenke dich bey Zeiten, mein Herr sich deiner nicht entzieht.

Er iſt geheiſsen Günther, ein König reich und hehr;
Erwürb' er deine Minne, so begehrt' er nichts mehr.
Wohl gebot mir her zu ſahren der Recke wohlgethan,
Könnt' ich's ihm haben geweigert, ich hätt' es gern gethan.»

Sie sprach: «Iſt er dein Herr und biſt du sein Mann,
Die Spiel', die ich ihm zutheile, wenn er die beſtehen kann,
Und behält er darin die Meiſterſchaft, so werd' ich sein Weib;
Und iſt's, daſs ich gewinne, es geht euch allen an den Leib.»

Da sprach von Troneg Hagen: «Fraue, laſst uns sehn
Eure Spiele, die ſtarken; eh' daſs euch Preis muſst zugeſtehn
Günther, mein lieber Herre, da müſste es hart seyn;
Er traut sich wohl zu erwerben eine Königin so schön und ſein.» —

«Den Stein soll er werfen und springen darnach,
Den Speer mit mir schieſsen; laſst euch nicht seyn zu jach,

Ihr mögt hier wohl verlieren die Ehre und auch den Leib;
Da bedenket euch gar eben;» sprach das minnigliche Weib.

Siegfrid der gar schnelle zu dem Könige trat,
Allen seinen Willen er ihn zu reden bat
Gegen die Königin; er sollte ohn' Angst seyn:
«Ich soll dich wohl behüten vor ihr mit den Listen mein.»

Da sprach der König Günther: «Königin hehr,
Nun ertheilt mir, was ihr gebietet: und wär' es auch noch mehr.
Ich bestünd' es alles um euren schönen Leib.
Mein Haupt will ich verlieren, oder ihr werdet mein Weib.»

Da die Königin seine Rede vernahm,
Bat sie der Spiele zu eilen, wie ihr das zukam.
Sie hieſs ihr zum Streite bringen ihr Gewand,
Einen Panzer von rothem Golde und einen guten Schildesrand.

Ein seiden Waffenhemd das legte an die Maid,
Daſs in keinem Streite Waffen nie verschneid't,
Von Stoffen aus Lybien, es war gar wohl gethan,
Von lichten Borten gewürkt, die sah man scheinen daran.

Zu der Zeit ward den Recken im Streite viel gedräut.
Dankwart und Hagen die waren unerfreut,
Wie es dem König erginge, drob sorgte ihnen der Muth.
Sie dachten: unsre Reise ist uns Gästen nicht zu gut.

Derweile war auch Siegfrid, der weidliche Mann,
Eh' daſs es jemand wuſste, zu dem Schiffe von dann,
Da er seine Nebelkappe verborgen liegen fand.
Darin schlüpft er gar bald; da ward er von niemand erkannt.

Er eilte bald hinwieder, da sah er Recken viel,
Da die Königin bereit'te ihre hohen Spiel',
Dar ging er heimiglich, daſs ihn da niemand sah
Von allen, die da waren, mit List das geschah.

Der Kreis der war bezeichnet, da das Spiel sollt' geschehen,
Vor manchem kühnen Recken, die das wollten sehen,
Mehr denn siebenhundert die sah man Waffen tragen;
Wem in dem Spiel gelänge, — daſs sie die Wahrheit sollten sagen.

Da war auch kommen Brunhild, gewaffnet man die ſand,
Als ob sie wollte streiten um aller Könige Land,
Wohl trug sie ob der Seide gar manches Goldblättlein,
Darunter minniglich ihre Farb' gab lichten Schein.

Da kam ihr Hofgesinde und trug dar zur Hand
Von ganz rothem Golde einen Schildesrand,
Mit stahlharten Spangen, gar groſs und auch breit;
Darunter spielen wollte die gar minnigliche Maid.

Der Frauen Schildfessel *) war eine edle Borte
Darauf Steine, grün wie ein Gras, an manchem Orte,
Die leuchteten mancherley mit Scheine gegen das Gold;
Er muſste seyn gar kühn, dem die Fraue wurde hold.

Der Schild war unter den Buckeln, als uns das ist gesagt,
Wohl dreyer Spannen dick, den tragen sollte die Magd;
Von Stahl und auch vom Golde reich er war genug;
Den ihrer Kämm'rer einer selbvier kaum trug.

---

*) Schildriemen, wobey man den Schild faſst.

Als der starke Hagen den Schild dar tragen sah,
Mit grimmigem Muth der Held von Troneg sprach da:
„Wie nun, König Günther? wie verlieret ihr den Leib!
Die ihr begehrt zu minnen, die mag wohl seyn des Teuſels Weib.“

Vernehmt noch von Gewanden, der'n hatte sie genug:
Von Seid' aus Azaguk einen Wappenrock sie trug,
Edel und reich, über dessen Farbe gab Schein
Von der Königin gar mancher herrliche Stein.

Da trug man dar der Frauen schwer und groſs
Einen Speer gar scharf, den sie zu allen Zeiten schoſs,
Stark und ungefüge, groſs und auch breit,
Der an seinen Ecken gar ſurchtbarlich schneid't.

Von des Speeres Schwere höret Wunder sagen,
Gar ungemessen viel Eisen war dazu geschlagen;
Den trugen kaum drey von der Brunhilde Mann.
Günther der gar edele darum sehr zu sorgen begann.

Er dacht' in seinem Gemüth: was soll seyn dies Wesen?
Der Teufel aus der Hölle, wie könnt' er davon genesen?
Wär' ich zu Burgunden mit dem Leben mein,
Sie müſste hier gar lange frey vor meiner Minne seyn.

Da sprach Hagens Bruder, der kühne Dankwart:
„Mich reuet inniglichen zu Hofe diese Fahrt;
Nun heiſsen wir eh' Recken; wie verlieren wir den Leib!
Soll'n uns in diesem Lande verderben nun die Weib?

Mich bemüht das gar sehr, daſs ich kam in diese Land,
Und hätte mein Bruder Hagen seine Waffen in der Hand
Und ich die mein', so möchten nicht gehen so wild
Mit ihrem Uebermuth alle Mannen der Brunhild.

Das wisset sicherlich, sie sollten es wohl vermeiden,
Und hätt' ich zu einem Frieden geschworen mit tausend Eiden;
Eh' daſs ich sterben sähe den lieben Herren mein,
Wohl müſst' das Leben verlieren das schöne Mägdelein." —

„Wir sollten ungeſangen wohl räumen diese Land,"
Sprach sein Bruder Hagen. „hätten wir das Gewand,
Das wir in Noth bedürfen und auch die Schwerdt so gut,
So würde wohl besänftet der schönen Fraue Uebermuth."

Wohl hörte die edele Magd, was der Degen sprach da;
Mit lächelndem Munde sie über Achsel sah:
„Nun er dünket sich so kühn, so bringet ihn'n ihr Gewand,
Ihre gar scharfen Waffen gebet den Recken in die Hand."

Da sie die Schwerdt gewannen, so die Maid gebot,
Ward der gar kühne Dankwart vor Freuden recht roth:
„Nun treibet Kampfſpiel', wie ihr wollt;" sprach der gar schnelle Mann,
„Günther ist unbezwungen, seitdem wir unsre Waffen haben an."

Der Brunhilde Stärke erschien gar groſs zu seyn,
Man trug ihr zu dem Kreise einen schweren Stein,
Groſs und ungefüge, gewaltig, rund und schwer,
Ihn trugen kaum zwölf der kühnen Helden daher.

Den warf sie zu allen Zeiten, so sie den Speer verſchoſs;
Der Burgunden Sorgen die waren gewaltig groſs;
„Wehe!“ sprach der Hagen, „wen habt ihr König zur Traut'!
Wohl soll sie in der Hölle seyn des bösen Teufels Braut.“

An ihre gar weiſse Arme sie die Aermel wand,
Sie begann zu fassen den Schild mit der Hand,
Den Speer sie hoch zückte, da ging es an den Streit;
Die fremden Gäste die fürchteten der Brunhilde Neid,

Und wäre ihm da Siegfrid nicht zu Hülfe gekommen,
So hätte sie dem König schier das Leben benommen.
Er ging dar heimiglich und rührt' ihm seine Hand;
Günther seine List gar sehr besorglich fand.

Es dacht' der kühne Mann: was hat mich berührt?
Da sah er allenthalben, niemand ward da gespürt.
Er sprach: Ich bin es, Siegfrid, der liebe Freund dein.
Vor der Königin sollt du gar ohne Angst seyn.

Den Schild gieb mir von der Hand und laſs mich den tragen,
Und merke recht, was du mich hörest sagen:
Nun habe du die Gebehrde, die Werk' will ich begehen."
Da er ihn erkannte, es war ihm lieb geschehen.

„Nun hehl' du meine List, die sollt du niemand sagen,
So mag die Königin wohl nimmer hie erjagen
An dir irgend Ruhmes, das sie doch Willen hegt;
Nun sieh du, wie die Frau vor dir sich ohn' Sorge bewegt."

Da schoſs gar kräftiglich die herrliche Maid
Auf einen Schild, neu, sehr groſs und breit,
Den trug an seiner Hand der Sieglinde Kind;
Das Feuer sprang vom Stahle, als wenn es wehte der Wind.

Des starken Speeres Schneide wohl durch den Schild drang,
Daſs man sah wie das Feuer aus den Ringen sprang.
Vom Schusse beyde strauchelten, die kräftigen Recken,
Ohne die Nebelkappe thät er sie todt dahinstrecken.

Siegfrid dem gar Kühnen vom Munde drang das Blut;
Gar bald aufsprang er wieder, da nahm der Held gut
Den Speer, den sie geschossen ihm hatt' durch Schildesrand,
Den schwang da hin wieder des kühnen Siegfrid Hand.

Er dachte: das schöne Mägdelein will schiessen ich.
Er kehrte des Speeres Schneide auf den Rücken hinter sich,
Mit des Speeres Stange schoſs er auf ihr Gewand,
Daſs es erklang gar laut von seiner tapferlichen Hand.

Das Feuer stob aus Ringen, als ob es triebe der Wind;
Den Speer den schoſs mit Kraft des Siegmund Kind;
Sie mochte mit ihrer Kraft vor dem Schuſs nicht stehn,
Es wäre von König Günther, in Treuen, nimmer geschehn.

Brunhild, die Jungfrau, wie bald sie aufsprang!
„Günther, edler Ritter, des Schusses habe Dank."
Sie wähnte, daſs er's hätte mit seiner Kraft gethan.
Nein, sie hatte gefället ein weit kräftiger Mann.

Da ging sie hin gar bald, zornig war ihr Gemüth,
Den Stein hub sie gar hoch, die Magd von edlem Geblüt,
Sie schwang ihn kräftiglich gar fern von der Hand,
Da sprang sie nach dem Wurfe, daſs laut erklang ihr Gewand.

Der Stein war gefallen, wohl zwölf Klafter von dann;
Den Wurf erreicht' mit Sprunge die Magd wohlgethan.
Da ging der schnelle Siegfrid, da der Stein lag;
Günther ihn da wuchtete, Siegfrid der Held ihn warf darnach.

Siegfrid der war kühn, kräftig und lang.
Den Stein warf er ferner, dazu er weiter sprang;
Von seinen schönen Liſten hatte er Kraft genug,
Daſs er mit dem Sprunge den König Günther trug.

Der Sprung der war ergangen, der Stein lag auch da,
Anders niemand, denn Günther den Degen man sah.
Brunhild die gar schöne die ward im Zorne roth.
Siegfrid hatte entfernet des Königes Günther Tod.

Zu einem Theil ihr's Gesindes sie laut sprach da,
Da sie am Ende des Kreises den Held gesund sah:
„Gar bald kommet her näher, ihr, meine Verwandte und Mann,
Ihr sollt dem König Günther alle werden unterthan."

Da legten die gar Kühnen die Waffen von der Hand,
Sie boten sich zu Füſsen dem von Burgundenland,
Günther, dem reichen König, gar mancher kühne Mann,
Sie wähnten, daſs er hätte mit seiner Kraft die Spiel' gethan.

Wohl war er tugendreich, er grüſste sie minniglich;
Da nahm ihn bey der Hand die Magd löblich,
Sie erlaubte ihm, daſs er sollte haben da Gewalt;
Drob freute sich da Hagen, der Degen kühn und wohlgestalt't.

Sie bat den edeln Ritter mit ihr zu gehen von dann
In den weiten Pallast. Als das war gethan,
Da erbot man's den Recken mit Dienste desto baſs;
Dankwart und Hagen die muſsten lassen ihren Haſs.

Siegfrid der gar schnelle, weise war er genug,
Seine Nebelkappe er wieder heimlich forttrug;
Da ging er hin wieder, da manche Fraue saſs,
Er sprach zum Könige und that mit gutem Willen das:

„Was wartet ihr, mein Herre, wann beginnet ihr die Spiel',
Der'n euch die Königin zutheilet also viel?
Und laſst uns bald schauen, wie sie sind gethan.“
Recht, als ob er drum nicht wüſst', gebehrd't sich der listige Mann.

Da sprach die Königin: „Wie ist das geschehen,
Daſs ihr habt, Herr Siegfrid, die Spiele nicht gesehen,
Die hier hat errungen des Günther Hand?“
Drauf antwortete ihr Hagen aus der Burgunden Land;

Er sprach: „Da ihr uns, Fraue, betrübet hattet den Muth,
Da war bey unserm Schiffe Siegfrid der Held gut,
Da der Vogt vom Rheine die Spiele euch abgewann;
Drum ist es ihm unkundig.“ So sprach der Günthersmann.

„Wohl sey mir dieser Mähre,“ sprach Siegfrid der Degen,
„Daſs euer Hochfahren hie also ist verlegen,
Daſs jemand lebet, der euer Meister möge seyn!
Nun sollt ihr, edle Magd, uns von hinnen folgen an den Rhein.“

Da sprach die Wohlgethane: „Das mag noch nicht geschehn,
Ich muſs eh' meine Verwandte und Mannen sehn;
Wohl mag ich also leicht räumen nicht mein Land,
Meine besten Freunde, die müssen werden vorher besandt.“

Da hieſs sie Boten reiten allenthalben von dannen,
Sie besandte ihre Freunde, beyde, Verwandte und Mannen,
Die bat sie zu Isenstein zu kommen unverwandt,
Und hieſs ihnen allen geben reich und herrlich Gewand.

Sie ritten täglich, beydes, spat und früh,
Der Brunhilden Burg, die Recken, schaarweis, zu.
„Wehe!“ sprach da Hagen, „was haben wir gethan?
Wir erwarten hier gar übel der schönen Brunhilde Mann.

So sie nun mit ihrer Kraft kommen in das Land,
Der Königin Wille der ist uns unbekannt —
Wie, wenn sie also zürnet, daſs wir sind verlor'n? —
So ist die Magd edel uns zu groſsen Sorgen gebor'n.“

Da sprach der starke Siegfrid: „Dem will ich widerstehn,
Dessen ihr da habt Sorge, das lass' ich nicht ergehn,
Ich soll euch Hülſe bringen her in diese Land
Von auserwählten Recken, die euch noch wurden nie bekannt.

Ihr sollt nach mir nicht fragen, ich will von hinnen fahr'n;
Gott müsse eure Ehre die Zeit wohl bewahr'n;
Ich komme schier herwieder und bring' euch tausend Mann
Der allerbesten Degen, der'n ich Kunde je gewann.“ —

„So seyd auch nicht zu lange,“ der König sprach da so,
„Wir sind eurer Hülſe gar billiglich froh.“ —
„Ich komm' euch sicherlich in gar kurzen Tagen;
Daſs ihr mich habt entsendet, sollt ihr der Königin sagen.“

Abenteuer, wie die Königinnen einander schalten.

(Gesang XIV. Vers 3269 — 3520.)

Vor einer Vesperzeit hub sich groſs Tummeln da,
Das von manchem Ritter auf dem Hofe geschah.
Aus Lust zur Kurzweil' fingen sie Ritterschaft an;
Da lieſen dar um zu schauen, gar manche Weib und Mann.

Zusammen da saſsen die reichen Königinnen;
Sie hatten zwey löbliche Recken in ihren Sinnen.
Da sprach die schöne Chriemhild: „Ich hab' einen Mann,
Daſs alle diese Reiche seinen Händen sollten gehören an.“

Da sprach die Frau Brunhild: „Wie ginge das wohl zu?
Wenn anders niemand lebte, als er und du,
So möchten ihm die Reiche wohl seyn unterthänig.
Dieweil daſs lebet Günther, erging es nimmer, wähn' ich."

Da sprach wieder Chriemhilde: „Siehst du, wie er steht?
Wie recht herrlich er vor den Recken geht,
Wie der lichte Mond vor den Sternen thut!
Drob muſs ich mit Recht wohl tragen fröhlichen Muth."

Da sprach die Frau Brunhilde: „Wie weidlich er, wie schön,
Wie biderb sey dein Mann, so soll doch vor ihm gehn
Günther, der Recke, der edle Bruder dein;
Der muſs, das wisse wahrlich, vor allen Königen seyn."

Da sprach wieder Chriemhild: „So theuer ist mein Gatte,
Daſs ich ihn nicht mit Unrecht gelobet hatte;
An gar manchen Dingen ist seine Ehre groſs;
Glaubst du das, Brunhild? er ist wohl Günthers Genoſs."

»Wohl sollst du mir's, Chriemhild, im Argen nicht verstehn,
Denn ohne Schuld ist diese Rede nicht geschehn:
Ich hörte sie beyde sprechen, da ich zuerst sie sah,
Und da des Königs Wille an meinem Leibe geschah,

Und da er meine Minne so ritterlich gewann,
Da sprach das selbst Siegfrid: er wäre des Königes Mann.
Drum halt' ich ihn für eigen, da ich's ihn hört gestehen.»
Da sprach die schöne Chriemhild: »So wäre mir übel geschehen.

Wie hätten so geworben die edelen Brüder mein,
Daſs ich Eigenmannes Weib sollte seyn?
Drum will ich dich, Brunhild, gar freundlich bitten,
Daſs du läſst die Red' um meintwillen mit gütlichen Sitten.» —

«Ich mag sie nicht lassen;» sprach des Königes Weib,
»Wie sollt' ich entsagen so manches Ritters Leib,
Der uns mit diesem Degen dienstlich ist unterthan?
Chriemhild die gar schöne drob sehr zu zürnen began.

»Du muſst ihm entsagen, daſs er dir nimmer
Zu einem Dienste steh': er ist theurer denn immer
Günther mein Bruder ist, der gar edle Mann;
Du sollst mich deſs erlassen, dessen ich von dir Kunde gewann.

Es nimmt mich immer Wunder, da er dein eigen ist,
Und da du über uns beyde so gewaltig bist,
Daſs er dir so lange hat den Zins versessen!
Deinen Uebermuth sollt'st du mit Recht wohl gegen mich vergessen.«—

»Du erhebst dich allzuhoch,« sprach da des Königes Weib;
»Nun will ich gerne sehen, ob man deinen Leib
Halte in solchen Ehren, so man den meinen thut.«
Die Frauen wurden beyde gar sehr zornig zumuth'.

Da sprach die Frau Chriemhilde: »Das muſs nun geschehen.
Seit du meinen Mann für dienstbar angesehen,
So müssen heute erblicken der beyden Könige Mann,
Daſs ich vor Königes Weib zur Kirche gehen kann.

Das muſst du heute schauen, daſs ich bin edelfrey,
Und daſs mein Mann viel theurer, als er deine sey.
Damit nun will ich selbst nicht bescholten seyn,
Du sollst noch heute sehen, wie die Eigene dein

Zu Hofe geh' vor Recken in Burgundenland;
Ich will selbst theurer seyn, als jemals ward erkannt
Hier eine Königin, die Krone hier je trug.»
Da hub sich unter den Frauen des groſsen Neides genug.

Da sprach wieder Brunhilde: „Willst du nicht eigen seyn,
So muſst du dich scheiden mit den Frauen dein
Von meinem Hofgesinde, wenn wir zum Münster gehn.
Drauf antwortete Chriemhild: «In Treuen, das soll geschehn.»

«Nun kleidet euch, meine Maide!» so sprach Siegfrids Weib;
«Es muſs ohne Schande bleiben hie mein Leib;
Ihr sollt wohl lassen schauen, daſs ihr habet reiche Gewand'.
Sie mag es wohl noch läugnen, was sie hie hat bekannt.»

Man mocht' ihnen dieſs leicht rathen; sie suchten reiche Kleid',
Da ward gar wohl gezieret manche Fraue und Maid.
Nun ging mit ihrem Gesinde des edelen Königes Weib;
Da ward auch wohl gezieret der schönen Chriemhilde Leib.

Mit drey und vierzig Maiden, die bracht' sie an den Rhein da,
Die trugen reiche Stoffe, gewirkt in Arabia;
So kamen zu dem Münster die Maide wohlgethan;
Ihrer warteten vor dem Hause alle Siegfrids Mann.

Die Leute nahm es Wunder, wovon das geschah,
Daſs man die Königinnen also geschieden sah,
Daſs sie bey einander nicht gingen, so wie eh'.
Davon ward manchem Degen darauf gar sorglichen weh.

Nun stund vor dem Münster des Günther Weib.
Da hatte Kurzweile gar manches Ritters Leib
Mit den schönen Frauen, der'n sie da nahmen wahr.
Da kam die schöne Chriemhild mit mancher herrlichen Schaar.

Welche Kleider jemals trugen edeler Ritter Kind,
Gegen ihr Gesinde war das gar ein Wind.
Sie war so reich des Gutes, daſs dreiſsig Könige Weib
Es möchten nicht aufweisen, was allein aufwies ihr Leib.

Was jemand wünschen sollte, er könnte niemals sagen,
Daſs man so reiche Kleider jemals mehr sähe tragen,
So da zur Stunde trugen ihre wohlgethanen Maide.
Es hätte Chriemhild wohl gelassen, doch that sie's Brunhilden zu Leide.

Zusammen sie da kamen vor dem Münster weit.
Da that die Hausfraue etwas durch groſsen Neid,
Sie hieſs gar übel wollend Chriemhilden stille stehen:
«Wohl soll vor Königes Weib nimmer ein Dienstweib gehen.»

Da sprach die Frau Chriemhilde, zornig war ihr Muth:
«Könntest du noch schweigen, das wäre dir leichtlich gut;
Du hast geschändet selber deinen schönen Leib,
Wie möcht' eines Mannes Kebsweib jemals werden Königes Weib?» —

»Wen hast du hier verkebset?«*) sprach des Königes Weib.
»Das thu ich dich!« sprach Chriemhild. »Deinen schönen Leib
Den minnete zuerst Siegfrid, mein gar lieber Mann;
Wohl war es nicht mein Bruder, der dir dein Magdthum abgewann.

Wo kamen hin deine Sinne? es war eine arge List;
Warum lieſs'st du ihn dich minnen, da er dein Diener ist?
Ich höre dich — sprach Chriemhild, ohn' alle Schuld klagen.« —
»In Treuen, sprach da Brunhild, »das will ich Günthern sagen." —

„Was mag mich das wohl irren? dein Uebermuth hat dich betrogen,
Du hast mich als dienstbar mit Red' an dich gezogen,
Das wisse in rechten Treuen, das wird dir immer leid,
Zu treuer Freundschaft bin ich dir niemals mehr bereit."

---

*) Für ein Kebsweib erklärt.

Brunhild da weinte; Chriemhild nicht länger weilte,
Vor des Königs Weib in den Münster sie da eilte
Mit ihrem Hofgesinde. Da hub sich groſser Haſs,
Drob wurden lichte Augen gar stark trübe und auch naſs.

Wie viel man Gott auch diente und jemand dort sang,
Es däuchte Brunhilden die Zeit da gar zu lang:
Denn ihr war gar trübe der Leib und auch der Muth.
Das muſste darauf entgelten gar mancher Held kühn und gut.

Brunhild mit ihren Frau'n ging und vor dem Münster stand.
Sie gedachte: mir muſs Chriemhild noch mehr machen bekannt,
Dessen mich so laut zeihet das wortscharfe Weib;
Und hat er sich's gerühmet, es geht ihm wahrlich an den Leib.

Nun kam mit manchem kühnen Mann die edele Chriemhild.
„Ihr sollt noch stille stehn," sprach da die Frau Brunhild,
„Ihr nennet Kebsweib mich; das sollt ihr lassen sehen.
Und sollt es hie bewähren, wo mir das Laster sey geschehen."

Da sprach die Frau Chriemhilde: „Ihr mögt mich lassen gehn;
Ich bezeug' es mit dem Golde, das an meiner Hand zu sehn.
Das brachte mir mein Freund, da er zuerst bey dir lag
Nie erlebte Brunhild einen leideren Tag.

Sie sprach: „Dies Gold gar edel wurde mir gestohlen
Und war mir sehr lange gar übel verhohlen;
Ich komme endlich dahinter, wer mir es hat genommen."
Die Frauen waren beyde in groſsen Unmuth gekommen.

Da sprach wieder Chriemhild: „Ich will nicht seyn ein Dieb;
Du möchtest wohl haben geschwiegen, wenn dir wär' Ehre lieb.
Ich bezeug' es mit dem Gurtel, den ich hier habe an,
Daſs ich es nicht lüge. Wohl ward mein lieber Siegfrid dein Mann."

Von Seide aus Ninive sie eine Borte trug,
Mit edelem Gesteine, wohl war sie gut genug.
Da die ersah Frau Brunhild, zu weinen sie begann;
Das muſste erfahren Günther und alle Burgunden Mann.

Da sprach die Königin: „Heiſset mir geben her
Den Fürsten von dem Rheine, es soll jetzt hören er,
Wie mich hat gehöhnet seiner Schwester Leib;
Sie sagt hie öffentlich, daſs ich sey Siegfrids Weib."

Der König kam mit Recken, weinen er dort sah
Sein trautes Weib; gar gütlich sprach er da:
„Saget mir, liebe Fraue, was ist euch hier geschehn?"
Sie sprach zu dem Könige: „Ich muſs unfröhlich stehn.

Von allen meinen Ehren mich die Schwester dein
Gerne wollte scheiden; dir soll's geklaget seyn.
Sie spricht: mich habe gekebset Siegfrid ihr lieber Mann."
Da sprach der König Günther: „Da thut sie übel daran." —

„Sie trägt hie meinen Gürtel, den ich da hab' verloren,
Und mein Gold, das rothe. Daſs ich je ward geboren,
Das reuet mich gar sehr. Du befreyest, König, mich
Von der gar groſsen Schande, oder ich minne nie mehr dich."

Da sprach der König Günther: «Er soll hergehen,
Und hat er sich's gerühmet, das soll er gestehen.
Oder muſs es läugnen, der Held aus Niederland.»
Den Freund der Chriemhilde, den hieſs man bringen zuhand.

Da der Herr Siegfrid die Unwilligen sah,
(Er wuſste nicht die Mähre) gar bald sprach er da:
«Was weinen diese Frauen? macht mir es doch bekannt,
Oder um weswillen ich daher ward besandt.»

Da sprach der König Günther: «Das ist mir leid sehr,
Mir hat meine Frau Brunhild hie gesagt eine Mähr',
Du habest dich gerühmet, du wärst ihr erster Mann.
So sagt dein Weib Chriemhild; hast du, Degen, das gethan?» —

«Ich? nein;» sprach da Siegfrid, «und hat sie das gesagt,
Ich will nicht eh'r ruhn, es muſs von ihr werden beklagt,
Vor allen deinen Mannen will ich es dir beschwören
Mit meinen hohen Eiden, sie thät es nimmer von mir hören.»

Da sprach der König vom Rheine: „Das sollt du lassen sehen,
Der Eid, den du da bietest, der mag allhie geschehen,
Dann will jch dich ledig glauben von allen falschen Dingen."
Da sah man wie zu einem Kreis die stolzen Burgunden gingen.

Siegfrid, der gar kühne, zum Eide bot die Hand.
Da sprach der reiche König: „Mir ist nun wohl bekannt
Eure groſse Unschuld; ich will euch ledig machen,
Dessen euch mein' Schwester zeiht; ihr sagtet nicht solche Sachen."

Da sprach wieder Siegfrid: „Genieſset dessen ihr Leib,
Daſs sie hat betrübet dein gar schönes Weib,
Das sicherlich ohn' maſsen leid mir thut."
Da sahen einander an die Ritter kühn und wohlgemuth.

„Man soll so Frauen ziehen," sprach Siegfrid der Degen,
„Daſs sie üppige Sprüche lassen unterwegen;
Verbiet es deinem Weibe, dem meinen thu's auch ich.
Ihres groſsen Unfugs schäme ich wahrlich mich."

Mit der Rede war geschieden manch schönes Weib.
Da trauerte also sehr der Brunhilde Leib,
Daſs es erbarmen muſste des Günthers Mann.
Da kam von Troneg Hagen bey seiner Gebieterin an.

Er fragte sie, was ihr wäre? weinend er sie ſand;
Da sagte sie ihm die Mähre; er gelobte ihr zuhand,
Daſs es büſsen müſste der Chriemhilde Gemahl,
Oder er wollte deshalb fröhlich seyen niemal.

Zu der Rede kamen Ortwein und auch Gernot;
Die Helden riethen da des Siegfrid Tod.
Dazu kam der edlen Ute Kind, Herr Giselher;
Als er die Rede hörte, da sprach gar getreulich er:

„O weh! ihr guten Recken, warum thut ihr das?
Traun, es verdiente Siegfrid niemals solchen Haſs,
Daſs er darum sollte verlieren seinen Leib.
Wohl ist es etwas Leichtes, darum zürnen die Weib.“ —

„Soll'n wir Kebskind' erziehn?“ sprach wieder Hagen,
„Drob würden wir gute Degen wenig Ehre tragen:
Daſs er sich gerühmet hat der lieben Fraue mein,
Darum will ich sterben, oder es geh' ihm an das Leben sein.“

Da sprach der König selbst: „Er hat uns nichts
gegeben
Als Gut und Ehre; man soll ihn lassen leben!
Was taugt's, ob ich dem Recken nun trüge Haſs?
Er war uns immer getreu und that gar williglich
das."

Da sprach von Metz der Degen Ortwein:
„Wohl kann ihm nun nicht helfen die groſse
Stärke sein;
Erlaubet mir's, mein Herre, ich thu' ihm alles
Leid."
Da waren ihm ohn' Schuld die Helden zu schaden bereit.

Dem folgte doch niemand, nur allein daſs Hagen
In allen Zeiten zu Günther dem Degen pflegte
zu sagen:
Wenn Siegfrid nicht mehr lebte, so würden
ihm unterthan
Die Lande vieler Kön'ge; der Held drob zu
trauern begann.

Da lieſsen sie's bleiben. Spielen man da sah;
Heil was man starker Schäfte vor dem Münster
brach da,
Vor Siegfrids Weibe bis zu dem Saale dann —
Da waren in Unmuthe viele von Günthers Mann.

Der König sprach: „Laſst bleiben den mordlichen Zorn,
Er ist uns zu Heil und zu Ehr'n gebor'n;
Auch ist so stark grimmig der wunderkühne Mann,
Würde er dessen inne, so dürft' ihm niemand kommen an."

„Nein," sprach da Hagen, „ihr möget wohl stille seyn,
Ich traue mich, es heimlich so gut zu richten ein,
Daſs der Brunhilde Weinen soll von ihm werden beklagt;
Wohl soll ihm von Hagen immerhin seyn abgesagt."

Da sprach der König Günther: Wie möchte das ergehn?"
Drauf antwortete Hagen: „Hört, ihr sollt mich verstehn:
Wir heiſsen Boten reiten zu uns in das Land, —
Fehd' ansagen öffentlich — die hie niemand sind bekannt.

Dann sprechet ihr vor den Gästen, daſs ihr und eure Mann
Wollt Heerfahrt halten. Also das ist gethan,

So gelobt er euch zu dienen; dann verliert er den Leib;
Ich erſahr', wie es mit ihm sey, von des kühnen Recken Weib."

Der König übel ſolgte Hagen seinem Mann.
Die starke Untreue begannen zu legen an,
Eh' jemand es erſuhr, die Ritter auserkoren.
Von zweyer Frauen Zanken ward gar mancher Held verloren.

Abenteuer, wie Siegfrid erschlagen ward.

(Gesang XVI. Vers 3677 — 4020.)

Günther und Hagen, die Recken, gar bald
Beschlossen mit Untreuen ein Pirschen in den Wald;
Mit ihren scharfen Speeren wollten sie jagen Schwein',
Bären und Büffel; was möchte kühneres seyn?

Damit auch Siegfrid in herrlichen Sitten ritt.
Mancherhand Speise die führte man ihnen mit,
Zu einem kühlen Brunnen; da verlor er drauf das Leben.
Den Rath hatte Brunhild, des Königes Günther Weib, gegeben.

Da ging der kühne Degen, da er Chriemhilden fand;
Da war nun aufgesäumet manch edel Pirschgewand,
Sein und auch der Gesellen; sie wollten über den Rhein.
Da mochte Chriemhilden nie leider zu Muthe seyn.

Seine Traute die küſste er an den Mund:
„Gott lasse mich dich, Frau, wieder sehen noch gesund,
Und mich auch deine Augen; mit holden Freunden dein
Sollst du kurzweilen; ich mag hier heim nicht seyn.“

Da dachte sie an die Mähre, sie durfte es nicht sagen,
Die sie Hagen vertraute, da begann sich zu beklagen
Die edele Königin, daſs sie je das Leben gewann;
Es weint' ohne Maſsen das wunderschöne Weib alsdann.

Sie sprach zu dem Recken: „Laſst euer Jagen seyn;
Mir träumte heut Nacht Leid; wie euch zwey wilde Schwein'
Jagten über die Heide; da wurden Blumen roth;
Daſs ich so sehr weine, das giebt wahrhafte Noth.

Ich fürchte gar sehr etlicher Rath;
Es gibt wohl hier welche, die man beleidigt hat,
Die uns zufügen können feindlichen Haſs.
Bleibet, lieber Herre, mit Treuen rathe ich euch das." —

„Meine liebe Traute, ich komme in wenigen Tagen;
Ich weiſs hier niemand, der gegen mich Haſs könnte tragen,
Alle deine Verwandte hegen zu mir Huld,
Auch habe ich an den Degen hier nichts anders verschuld't." —

„O nein, Herr Siegfrid, wohl fürcht' ich deinen Fall;
Mir träumte heut Nacht Leid, wie über dich zu Thal
Fielen zween Berge; ich ersah dich nimmer mehr.
Und willst du von mir scheiden, das schmerzt mich im Herzen sehr."

Er umfing mit den Armen das tugendreiche Weib,
Mit minniglichen Küssen er herzt' ihren schönen Leib;
Mit Urlaub er von dann schied in kurzer Stund.
Sie ersah ihn leider darnach nimmer mehr gesund.

Da ritten sie in einen tiefen Wald von dann,
Um Kurzweil' willen, gar mancher Rittersmann
Folgete drauf Günther und auch Siegfrid.
Gernot und Giselher blieben heim und wollten nicht mit.

Viel beladene Rosse kamen vor ihnen über den Rhein,
Die den Jagdgesellen trugen Brod und auch Wein,
Das Fleisch mit den Fischen und anders mancher Art,
Dessen ein König so reich wohl nöthig hat auf der Fahrt.

Sie hiefsen herbergen vor dem grünen Wald,
Gegen des Wildes Ablauf; die stolzen Jäger kamen bald
Auf einen breiten Werder, wo sollte werden gejagt.
Da war auch kommen Siegfrid, das ward dem Könige gesagt.

Von den Jagdgesellen ward da wohl bestellt
Die Wart' an allen Enden. Da sprach der kühne Held,
Siegfrid der gar starke: „Wer nach dem Wilde soll
Uns weisen in den Wald, ihr Degen kühn und muthvoll?" —

„Wir wollen uns scheiden," so sprach da Hagen,
„Eh' daſs wir beginnen hie zu jagen;
Dabey wir mögen erkennen, ich und die Herren mein,
Wer die besten Jäger bey dieser Waldreise sey'n.

Leute und Hunde wollen wir theilen gar,
So kehre Jeglicher, wohin er gerne fahr.
Der dann jagt das Beste, der soll drob haben Dank."
Da ward der Jäger Weilen bey einander nicht zu lang',

Da sprach der Herr Siegfrid: „Ich brauche Hunde nicht,
Nur einen Bracken, der so ist abgericht't,
Daſs er durch den Wald erkenne die Fährt' von dem Wild.
Wir kommen wohl zur Jagd." So sprach der Mann der Chriemhild.

Da nahm ein alter Jäger einen Spürhund,
Er brachte den Herren in einer kurzen Stund,
Da sie viel' Thiere fanden; was der'n verlieſs seine Läger,
Die erjagten die Gesellen, so noch thun gute Jäger.

Wie viel der Brack' aufsprengte, die schlug mit seiner Hand
Siegfrid der gar kühne, der Held von Niederland;
Sein Roſs das lief so sehr, daſs ihr'r ihm kein's entrann.
Das Lob er vor ihnen allen bey der Jagd gewann.

Er war in allen Dingen wohl biderbe genug.
Sein Thier, das allererste, das er zu Tode schlug,
Das war ein starker Halbwolf; er thats mit seiner Hand.
Darnach er gar bald einen ungefügen Leuen fand.

Der Bracke ihn aufsprengte, er schoſs ihn mit dem Bogen;
Einen scharfen Pfeil hatte er darauf gezogen.
Der Löwe lief nach dem Schusse nur dreyer Sprünge lang.
Seine Jagdgesellen die sagten dem Herren Siegfrid Dank.

Darnach schlug er bald einen Büffel und ein Elentthier,
Einen grimmen Brandhirsch und starker Auerochsen vier.
Sein Roſs trug ihn so kühn, daſs ihm nichts konnt' entstehn,
Hirsch' oder Hindinnen konnten ihm wenig entgehn.

Einen groſsen Eber der Spürhund auffand;
Als er begann zu fliehen, da kam zuhand
Der Jagd Meister, er bestand ihn auf der Stell'.
Das Schwein lief zorniglich an den Recken kühn und schnell.

Da schlug ihn mit dem Schwerdte der Chriemhilde Mann,
Es hätte ein anderer Jäger so leichtlich nicht gethan.
Da er ihn hatt' gefället, fing man den Spürhund;
Da ward sein reiches Jagen wohl den Burgunden kund.

Da sprachen seine Jäger: Wollt ihr unsern Wünschen nachgeben,
So laſst uns Herr Siegfrid, der Thiere ein Theil leben;
Ihr macht uns heute den Berg und auch den Wald leer."
Drob begann zu lachen der Held so kühn und auch hehr.

Da hörten sie Lärmen und Tosen überall,
Von Leuten und von Hunden ward so groſs der Schall,
Daſs ihnen davon Berg und auch der Wald gaben Antwort;
Vier und zwanzig Thiere erschlugen die Jäger an dem Ort.

Da muſsten viele der Thiere verlieren das Leben.
Da wähnten sie es zu fügen, das man sollte geben
Ihnen den Preis der Jagd; das konnte nicht geschehen,
Da der starke Siegfrid ward bey der Feuerstatt gesehen.

Die Jagd die war ergangen, doch noch nicht ganz und gar.
Die zur Feuerstatt wollten, die brachten mit sich dar
Gar mancher Thiere Häute und auch Wildes genug.
Hei! was dessen zur Küche des Königs Hofgesinde trug!

Da hieſs der König künden den Jägern wohlgebor'n,
Daſs er zum Imbiſs wollte: da ward gar laut ein Horn
Wohl eine Stund' geblasen, damit ihnen ward bekannt,
Daſs man den edeln Fürsten da bey den Herbergen fand.

Da sprach Siegfrid's Jäger: «Herr, ich habe vernommen,
Von eines Hornes Schalle, daſs wir nun sollen kommen.

Zu den Herbergen; antworten ich drauf will.»
Da ward nach den Gesellen gefraget blasend gar viel.

Da sprach der Herr Siegfrid: „Nun räumen auch wir den Wald.»
Sein Roſs das trug ihn sanft; sie eilten mit ihm bald.
Aufſprengten sie mit ihr'm Schalle ein Thier gar grämlich,
Einen wilden Bären; da sprang der Degen hinter sich.

«Ich will uns Jagdgesellen Kurzweil gewähren;
Ihr sollt den Bracken lassen, ich sehe einen Bären,
Der soll mit uns von hinnen zur Herberge fahren,
Er fliehe denn sehr, sonst kann er sich nimmer bewahren.»

Der Bracke ward entlassen, der Bär sprang von dann;
Da wollte ihn erreiten der Chriemhilde Mann,
Er kam in ein Geklüfte, da konnt' es nicht geschehn,
Das starke Thier wähnte vor dem Jäger Rettung zu sehn.

Da sprang von seinem Rosse der Ritter stolz und gut,
Er bagann ihm nachzulaufen, das Thier war ohne Hut,
Es konnt' ihm nicht entrinnen; er fing es so zuhand,
Ohn' irgend eine Wunde; der Held sogleich es band.

Kratzen und beiſsen konnte es nicht den Mann;
Er band es zu dem Sattel, auf saſs der Schnelle dann,
Er bracht' es an die Feuerstatt durch seinen hohen Muth,
Zu einer Kurzweil, der Degen so kühn und auch gut.

Wie recht herrlich er zu der Herberge reit't!
Sein Speer der war gar groſs, stark und auch breit,
Ihm hing eine zierliche Waffe nieder auf die Spor'n.
Von ganz rothem Golde führte der Herr ein schönes Horn.

Von besserm Jagdgewande hört' ich niemals sagen.
Einen schwarzsammtenen Rock sah man ihn tragen,
Und einen Hut von Zobel, der reich war genug.
Hei! was er reicher Borten an seinen Köcher trug!

Von einem wilden Panther ward darüber gezogen
Ein Fell um die Geschosse; auch führt er einen Bogen
Den mit einer Winde muſste aufziehn,
Der ihn spannen wollte — es sey denn geschehen durch ihn.

Von eines Luchses Haut war alles sein Gewand.
Vom Haupt bis ans Ende gestreuet man darauf fand.
Auf dem leuchtenden Pelz, gar manchen goldenen Stern,
Zu beyden Seiten des kühnen Jägermeisters und Herrn.

Auch führte er Balmung,*) eine Waffe zierlich und breit.
Die war also scharf, daſs sie alles zerschneid't,
Wo man hinschlug auf Helme; ihre Schneide war gut.
Der herrliche Jäger der war voll gar hohen Muth.

Hört! da ich euch die Mähre so ganz verkünden soll:
Ihm war sein guter Köcher viel guter Pfeile voll,
Mit güldenen Beschlägen; die Spitz' wohl Hände breit
Es muſste baldigst sterben, was nur verwund'te die Schneid',

---

*) Sein Schwerdt.

Da ritt der edle Ritter gar weidlich von dannen.
Ihn sahen zu ihnen kommen die Günthers Mannen,
Sie liefen ihm entgegen und empfingen ihm das Roſs;
Da führt' er bey dem Sattel den Bären stark und auch groſs.

Als er abstieg vom Rosse; da lös't er ihm die Band'
Von Füſsen und auch vom Munde; da erheulten zuhand
Gar laut die Hunde, da sie erblickten die Beute;
Das Thier zum Walde wollte, drob hatten Schreck die Leute.

Der Bär von dem Schalle durch die Küche da gerieth.
Hei! wie viel er Küchenknechte da von dem Feuer schied!
Viel' Kessel wurden verrückt, zerzerret mancher Brand.
Hei! wie viel der guten Speise man in der Asche liegen fand!

Da sprangen die Herren und ihre Mann von ihr'n Plätzen;
Der Bär begann zu zürnen. Der König hieſs da hetzen
Der Hunde Schaar, die an den Seilen lag; —
Und wär' es wohl geendet, sie hätten fröhlichen Tag.

Dar lieſen nun die Schnellen, nicht länger sie das lieſsen,
Da der Bär ging, mit Bogen und mit Spieſsen.
Es schoſs da niemand, da so viel waren der Hunde;
Von der Leute Schall ertoſs das Gebirg in die Runde.

Der Bär begann zu fliehen vor den Hunden von dann;
Ihm konnte niemand folgen, allein der Chriemhilde Mann.
Er erlief ihn mit dem Schwerdte, zu Tode er ihn schlug;
Hin wieder zu dem Feuer man den Bären darauf trug.

Er wär' ein kräft'ger Mann, sprachen, die es gesehen.
Die stolzen Jagdgesellen hieſs man zu Tische gehen;
Auf einem schönen Anger saſsen ihrer da genug.
Hei! was man Ritterspeise vor die edlen Jäger trug!

Die Schenken kamen säumig, die tragen sollten Wein,
Sonst konnte bas gedienet nimmer Helden seyn;
Hätten sie darunter nicht so falsches Gemüth,
So wären wohl die Recken vor allen Schanden behüt't.

Da sprach der Herr Siegfrid: Mich wundert es gar sehr,
Da man uns aus der Küche bringt so mancherley her,
Warum uns die Schenken dazu nicht bringen Wein;
Man pflege bas die Jäger, ich will sonst nicht Jagdgesell seyn;

Ich hätte wohl verdienet, daſs man meiner nähm' wahr.»
Der König von dem Tische sprang in Falschheit dar:
«Man soll euch gern büſsen, was wir Mangel haben;
Es ist nur Hagens Schuld, der uns durch Trank nicht will laben.»

Da sprach von Troneg Hagen: «Viel lieber Herre mein,
Ich wähnte, daſs das Pirschen heute sollte seyn
In dem Spesharts Walde; den Wein den sandt ich dar.
Sind wir heut' ohne Trinken, ich künftig dafür mich bewahr.»

Da sprach der Niederländer: «Euer Leib der hab' Undank!
Man sollt' mir sieben Säumer mit Meth und lauterm Trank
Haben her geführet. Da dieſs nicht mochte seyn,
Da sollte man gesiedelt haben näher an den Rhein.»

Da sprach von Troneg Hagen: „Ihr edlen Ritter voll Gewalt,
Ich weiſs hierbey gar nahe einen Brunnen kalt.
Daſs ihr nicht erzürnet, da sollen wir hin gehen.“
Der Rath war manchem Ritter zu groſsen Sorgen geschehen.

Siegfrid den Recken zwang des *Durstes Noth.*
Den Tisch er bey Zeiten von dann zu rücken gebot.
Er wollte an die Berge zu dem Brunnen gehn.
Da war der Rath mit Arglist von dem Recken geschehn.

Die Thier' man hieſs aufwagnen und führen in das Land.
Die da hatte getödtet des Siegfrid Hand;
Wer es je ersah, ihm groſse Ehre zusprach.
Hagen seine Treue gar sehr an Siegfrid brach.

Da sie wollten zu der breiten Linde von dann,
Da sprach von Troneg Hagen: „Mir sagte man,
Daſs niemand der Chriemhilde Mann je folgen könnte,
Wenn er wollt' laufen; hei! wenn er uns das zu sehn gönnte!“

Da sprach von Niederland der kühne Siegfrid:
«Das möget ihr wohl versuchen, wollt ihr laufen mit
In Wette zu dem Brunnen; sobald das ist geschehen,
So gebe man dem den Gewinn, den man gewinnen wird sehen.» —

«*Nun wollen auch wir's versuchen,*« sprach Hagen der Degen.
Da sprach der starke Siegfrid: «So will ich mich legen
Nieder an das Gras, vor eure Füſse dar.»
Da er das erhörte, wie lieb das Günthern war!

Da sprach der kühne Degen: «Ich will euch mehr sagen:
Alles mein Geräthe das will ich mit mir tragen,
Den Speer zu dem Schilde und alles mein Pirschgewand.»
Den Köcher zu dem Schwerdte gar bald er um sich band.

Da zogen sie von dem Leibe darauf ihr Kleid;
In zween weiſsen Hemden sah man sie stehen beyd';
Wie zwey wilde Panther liefen sie durch den Klee;
Doch sah man bey dem Baume den kühnen Siegfrid eh'.

Den Preis in allen Dingen trug er vor manchem Mann.
Das Schwerdt das löst er bald, ablegt' er den Köcher dann,
Den starken Speer er lehnte an der Linde Ast.
Bey des Brunnen Flusse stand der herrliche Gast.

Des Siegfrid Tugenden waren gar groſs.
Den Schild er legte nieder, allda der Brunnen floſs.
Wie sehr daſs ihn auch dürst'te, der Held dennoch nicht trank,
Eh' daſs der König getrunken; drob sagt' er ihm gar bösen Dank.

Der Brunnen der war kühl, lauter und gut;
Günther sich da neigte nieder zu der Fluth,
Als er hatte getrunken, da richtete er sich auf.
Also that auch gerne der kühne Siegfrid darauf.

Da entgalt es seine Adlichkeit; den Bogen und das Schwerdt
Das trug alles Hagen von ihm hinweg und kehrt'
Im Sprunge dann, hin wieder, da er den Speer fand,
Er sah nach einem Bilde an des kühnen Gewand.

Da der Herr Siegfrid von dem Brunnen trank,
Schoſs er ihn durch das Kreuz, daſs von der Wunde sprang
Das Blut aus dem Herzen ſast bis an Hagens Kleid.
So groſse Missethat ein Held begeht zu keiner Zeit.

Den Speer ihm zu dem Herzen lieſs er stecken tief;
Also grimmiglich zur Flucht Hagen lief,
Floh er noch in der Welt vor keinem Mann.
Da sich der starke Siegfrid der groſsen Wunde besann,

Der Herr tobend von dem Brunnen sprang,
Ihm ragte von dem Herzen eine Speerstange lang.
Der Fürst wähnte zu finden Bogen und Schwerdt,
So müſste werden Hagen nach seinem Dienste gewährt.

Da der Todwunde das Schwerdt nicht mehr fand,
Da hatte er nicht mehr, als seinen Schildesrand,
Er zog ihn von dem Brunnen, da lief er Hagen an;
Da konnt ihm nicht entrinnen des Königes Günther Mann.

Wie wund er war zum Tode, so kräftig er doch schlug,
Daſs aus dem Schilde stob genug
Des edelen Gesteines, der Schild durchaus zerbrast;
Sich hätte gern gerochen der gar herrliche Gast.

Da war gestrauchelt Hagen von seiner Hand nieder:
Von der Schläge Kräfte der Werder hallt' laut wieder.
Hätt' er sein Schwerdt in Händen, so wär' es Hagens Tod.
So sehr zürnte der Wunde, es zwang ihn wahrhafte Noth.

Erblichen war sein Farb', er mochte nicht mehr stehn,
Seines Leibes Stärke die muſste gar vergehn,
Denn er des Todes Zeichen in lichter Farbe trug.
Drauf ward er beweinet von schönen Frauen genug.

Da fiel in die Blumen der Chriemhilde Mann.
Das Blut von seinen Wunden gar stark sah rinnen man.
Da begann er zu schelten, — ihn zwang groſse Noth, —
Die auf ihn hatten gerathen gar ungetreu den Tod.

Da sprach der Todwunde; «Wohl, ihr gar bösen Zagen,
Was helfen mir meine Dienste, da ihr mich habet erschlagen?
Ich war euch immer treu, das ich entgolten habe.
Ihr habt an euren Verwandten gereicht gar übele Gabe;

Die sind dadurch beschimpft, wie viel ihrer wird gebor'n,
Je nach diesen Zeiten; ihr habt euren Zorn
Gerochen allzu sehr an dem Leibe mein.
Mit Schimpf sollt ihr geschieden von guten Recken seyn.»

Die Ritter alle liefen, da er erschlagen lag;
Es war für ihrer genug ein freudenloser Tag,
Er ward beklagt von jedem, der irgend nur Treue trug;
Das hatte auch wohl um alle Leute der Held verdient genug.

Der König von Burgunden klagt' auch seinen Tod;
Da sprach der Todwunde: «Das ist ohne Noth,
Daſs der nach Schaden weinet, der ihn da hat gethan,
Der verdienet Schelten; hätt' er's gelassen, thät er besser daran.»

Da sprach der grimme Hagen: «Ich weiſs nicht was ihr schreyt;
Es hat nun ein Ende all' unsre Sorg' und Leid;
Wir finden ihrer nur wenig, die noch uns dürfen bestehn.
Wohl mir, daſs über den Helden der Rath von mir ist geschehn!» —

«Ihr möget euch leicht rühmen,» sprach da Herr Siegfrid,
«Hätt' ich an euch erkennet die mordliche Sitt',
Ich wollte behalten haben wohl vor euch meinen Leib;
Mich reuet nichts so sehr, als Frau Chriemhild mein Weib.

Nun muſs Gott erbarmen, daſs ich je den Sohn gewann,
Dem die Schmach nach der Zeit wird kund gethan,
Daſs seine Verwandte jemand haben mordlich erschlagen;
Möcht' ich es ändern, dann sollt ich billig nicht klagen.» —

Drauf sprach jämmerlich weiter der todwunde Mann:
«Wollt ihr, edler König, treulich thun an
Jemand in der Welt, so laſst euch befohlen seyn
Auf eure Gnade die liebe Traute mein.

Und laſst sie dessen geniessen, daſs sie eure Schwester sey,
Um aller Fürsten Tugend wohnt ihr mit Treuen bey;
Mir müssen lange warten mein Vater und meine Mann.
Es ward nie leider einer Frau an liebem Manne gethan.

Die Blumen allenthalben vom Blute wurden naſs;
Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das,
Denn des Todes Waffe schnitt ihn zusehr,
Da mochte reden nicht mehr der Recke kühn und hehr.

Da die Herren sahen, daſs der Held war todt,
Legten sie ihn auf den Schild, der war von Golde roth,
Und gingen darüber zu Rath, wie das sollt' ergehen,
Daſs man es verhehlte, daſs es sey durch Hagen geschehen.

Da sprachen ihrer genug: »Uns geschah 'ne üble Sache;
Ihr sollt es alle hehlen und führen gleiche Sprache;
Den Mann der Chriemhilde, da er jagen ritt allein,
Erschlugen ihn Räuber, da er fuhr durch den Hain.«

Da sprach von Troneg Hagen: «Ich bring' ihn in das Land;
Mir ist es gar gleichgültig, ob es ihr wird bekannt,
Die so hat betrübet der Brunhilde Muth.
Ich acht' es gar gering, wie sie nun weinen thut.»

Abenteuer, wie Siegfrid beklagt und begraben ward.

(Gesang XVII. Vers 4021 — 4304.)

Da warteten sie der Nacht und fuhren über Rhein.
Von Helden konnte nimmer böser gejaget seyn.
Ein Thier sie da erschlugen, drob weineten edele Weib;
Wohl muſste sein entgelten viel guter Kämpfer Leib.

Von groſsen Uebermuth mögt ihr nun hören sagen
Und von furchtbarer Rache. Es hieſs Hagen dar tragen
Den also todten Siegfrid von Nibelungen Land
Vor eine Kammer, darin man Chriemhilden fand.

Er hieſs ihn heimlich legen an die Thür,
Daſs sie ihn da sollte ſinden, so sie ginge herfür,
Hin zu der Mette, eh daſs es wurde Tag,
Davon Chriemhild gar selten eine zu versäumen pflag.

Man läutete zu dem Münster nach Gewohnheit.
Chriemhild die gar schöne erweckte manche Maid;
Ein Licht bat sie ihr bringen und auch ihr Gewand,
Da kam ein Kämmerer, da er Siegfrid ſand.

Er sah ihn Blutes roth, sein Gewand war ganz naſs;
Daſs es sein Herre wäre, nicht wuſst' er das.
Hin zu der Kammer das Licht trug er in der Hand,
Bey dem gar leide Mähre die Frau Chriemhilde ſand.

Da sie mit ihren Frau'n zur Kirche wollte gehn.
Da sprach der Kämmerer: »Frau, ihr sollt stille stehn;
Es liegt vor diesem Gemach ein Ritter todt erschlagen.« —
»O weh!« sprach Frau Chriemhild, »was willst du solcher Mähre sagen!«

Eh' daſs sie recht fand, daſs es wäre ihr Mann,
An Hagens Frage sie zu denken begann:
Wie er ihn sollte fristen? da ward ihr erstes Leid.
Sie floh von allen Freuden seit seines Todes Zeit.

Sie sank zu der Erde, daſs sie nicht sprach,
Man sah wie die schöne Freudenlose da lag;
Der Chriemhilde Jammer ward unmäſsig wohl,
Sie schrie auf nach der Ohnmacht, daſs all' die Kammer erscholl.

Da sprach das Gesinde: „Ist es ein fremder Mann?"
Das Blut ihr aus dem Munde vor Herzensjammer rann.
Da sprach sie: „Nein, es ist Siegfrid, mein herzlieber Mann;
Es hat gerathen Brunhild, daſs es Hagen hat gethan."

Die Frau lieſs sich hinweisen, da sie den Helden fand;
Sie hob sein schönes Haupt mit ihrer weiſsen Hand,
Wie roth es war vom Blut, sie hatte ihn bald erkannt;
Da lag gar jämmerlich der Held von Nibelungenland.

Da rief gar trauriglich die Königin mild:
„Weh mir dieses Leides! nun ist dir doch dein Schild
Mit Schwerdten nicht zerhauen; du starbst durch Mord.
Und wüſst' ich, wer es gethan hat, ich rieth ihm den Tod immerfort."

Alles ihr Gesinde klagete und schrie,
Mit ihrer lieben Frau, denn es geschah ihnen Weh hie
An ihrem edlen Herren, den hatten sie verlor'n.
Gerochen hatte Hagen gar übel der Brunhilde Zorn.

Da sprach die Jammerhafte: „Ihr sollt gehen von dannen
Und wecken auf gar bald des Siegfrid Mannen;
Ihr sollt auch Siegmund meinen Jammer sagen,
Ob er mir helfen wolle den kühnen Siegfrid beklagen."

Da lief ein Bote bald, da er sie liegen fand,
Die Siegfrids Helden von Nibelungenland;
Mit den gar leiden Mähren ihre Freud' er ihnen benahm;
Sie wollten's nicht glauben, bis man das Weinen vernahm.

Der Bote kam auch schier, da der König lag,
Siegmund der Herr des Schlafes nicht pflag,
Ich wähne, sein Herz ihm sagte, was ihm war geschehen.
Er mochte seinen lieben Sohn nimmermehr wieder sehen.

«Wachet, Herr Siegmund, mich bat nach euch zu gehn
Chriemhild, meine Frau, der ist ein Leid geschehn,
Das ihr vor allen Leiden geht an ihr Herz;
Das sollt ihr klagen helfen, denn auch euch macht es viel Schmerz.»

Aufrichtete sich da Siegmund, er sprach: Welch Leid klagt
Die schöne Chriemhild, so du mir hast gesagt?»
Der Bote sprach mit Weinen: «Ich muſs es euch doch sagen,
Es ist von Niederland der kühne Siegfrid erschlagen.»

Da sprach der König Siegmund: «Laſst euer Scherzen seyn
Und also böse Mähre, um den Willen mein,
Daſs ihr das jemand saget, daſs er sey erschlagen;
Denn ich könnt' es nicht genug bis zu meinem Tode beklagen.» —

„Wollt ihr's nicht glauben, das ihr mich höret sagen,
So vernehmet selbst der Chriemhilde Klagen
Und alles ihres Gesindes um Siegfrids Tod."
Gar sehr erschrak da Siegmund, es macht' ihm wahrhafte Noth.

Mit hundert seiner Mannen er von den Betten, sprang;
Sie nahmen in die Hände die Waffen scharf und lang,
Sie lieſen zu dem Wehruf gar jämmerlichen dann;
Da kamen tausend Recken, des kühnen Siegfrid Mann.

Da sie so jämmerlichen die Frauen hörten klagen,
Da wähnten einige wohl, sie sollten Jammer tragen.
Wohl mochten sie ihre Sinne vor Leid nicht haben,
Ihnen ward gar groſse Schwere in ihr Herz gegraben.

Da kam der König Siegmund, da er Chriemhilden fand,
Er sprach: „O weh der Reise her in dies Land!
Wer hat euch euren Mann und mir mein Kind
Also mordlich entrissen, da wir bey guten Freunden sind?" —

„Heit sollt' ich den kennen," sprach das gar edle Weib,
„Hold würde ihm nimmermehr mein Herz noch mein Leib,
Ich rieth' ihm so viel Leid, daſs all' die Freunde sein
Von meinetwegen müſsten immer klagend seyn."

Siegmund der Herr den Fürsten umschloſs,
Da ward von seinen Freunden der Jammer also groſs,
Daſs von dem starken Wehruf Pallast und Saal
Und auch die Stadt zu Worms zu beyden Seiten gab lauten Schall.

Da konnte niemand trösten des Siegfrid Weib.
Man zog aus den Kleidern seinen schönen Leib,
Man wusch ihm seine Wunden und legt' ihn auf die Bahr',
Seinen Freunden gar sehr weh' vor groſsem Jammer war.

Es sprachen seine Recken aus Nibelungenland:
„Wir haben den Willen zu rächen ihn mit unsrer Hand;
Er ist in dieser Burg, der es hat gethan."
Da eilten sich zu waffnen alle Siegfrids Mann.

Die auserwählten Degen mit Schilden kamen dar,
Elfhundert Recken, die hatte in seiner Schaar
Siegmund der reiche; seines Sohnes Tod
Den wollt' er gerne rächen, als ihm seine Treue das gebot.

Sie wuſsten nicht, wen sie sollten mit Streite greifen an,
Sie tödteten denn Günthern und alle seine Mann,
Mit denen der Herr Siegfrid zu der Jagd ritt eh'.
Chriemhild sah sie gewaffnet; das ward ihr anders Herzens Weh.

Wie groſs war ihr Jammer und wie stark ihre Noth,
Doch fürcht'te sie gar sehr der Nibelungen Tod
Durch ihrer Brüder Mannen, sie warnte sie zu ruhn,
Und wandte es so ab, wie Freunde lieben Freunden thun.

Es sprach die Jammersreiche: „Mein Herr Siegemund,
Was wollt ihr beginnen? euch ist nicht recht kund;
Wohl hat der König Günther so manchen kühnen Mann;
Ihr wollt euch alle Preis geben, wollt ihr die Recken greifen an."

Mit aufgehobenen Schwerdten war ihnen zu streiten noth.
Die edle Königin sie bat und ihnen gebot,
Daſs es meiden sollten die Recken voll Tapferkeit;
Daſs sie es nicht lassen wollten, das war ihr wahrhaft leid.

Sie sprach: «Mein Herr Siegmund, ihr sollt nicht denken daran,
Bis es sich besser fügt; so will ich meinen Mann
Immer mit euch rächen; der mir ihn hat genommen,
Werd' ich dessen gewiſs, es soll ihm zu Schaden kommen.

Es sind der Uebermüth'gen beym Rheine viele hie,
Darum ich euch zum Streite rathen will nie,
Sie gegen einen von uns wohl dreyſsig Mann bringen.
Nun laſs' es ihnen Gott, so wie sie's um uns verdient, gelingen.

Ihr sollt hier bleiben und duldet mit mir das Leid,
Bis es zu tagen beginnt, ihr Helden voll Tapferkeit;
Dann helfet mir einsargen meinen lieben Mann.»
Da sprachen all' ihre Degen: «Liebe Frau, das sey gethan.»

Auch könnte niemand das Wunder vollkommen sagen
Von Rittern und von Frauen, wie man die hörte klagen,
So, daſs man des Wehruſs ward in der Stadt gewahr.
Die edelen Bürger die kamen eilend dar.

Es war ihnen gar leid, drum wurd' mit den Gästen geklagt;
Des Siegfrid Schuld war ihnen nicht gesagt,
Durch die der edle Recke verlor da seinen Leib;
Da weinten mit den Frauen der guten Bürger Weib.

Schmiede hieſs man eilen und fert'gen einen Sarg,
Von Silber und von Golde, gar groſs und auch stark,
Und hieſs ihn fest spängen mit Stahl, der war gut.
Da war all den Leuten gar trauriglich der Muth.

Die Nacht die war vergangen, man sagt', es wollte tagen,
Da hieſs die edle Frau zu dem Münster tragen
Ihr'n gar lieben Mann, den Herren Siegfrid.
Wen er da an Freunden hatte, den sah man weinend gehen mit.

Da sie ihn zum Münster brachten, wie groſs war Glockenklang!
Da hörte man allenthalben vieler Pfaffen Sang.
Da kam der König Günther dar mit seinen Mannen,
Und auch der grimme Hagen; er wäre besser von dannen.

Er sprach: „Gar liebe Schwester, o weh des Leides dein,
Daſs wir nicht mochten ohne so groſsen Schaden seyn!
Wir müssen immer beklagen des Siegfrid Leib.“—
„Das thut ihr mit Unrecht,“ sprach das jammerhafte Weib.

„Wär' euch darum leid, so wäre es nicht geschehen;
Ihr hattet mein vergessen (das mag ich euch wohl gestehn,)
Da ich ward geschieden von meinem lieben Mann;
O wollte Gott der Herre, es wäre mir selber gethan!“

Sie sagten da ihr' Lügen. „Wer nun ist unschuldig.“
Begann Chriemhild zu sprechen, der lass' es sehen mich,
Der soll zu der Bahre vor den Leuten gehn;
Da mag man die Wahrheit gar bald bey verstehn.“

Das ist ein groſses Wunder, sehr oft es noch geschieht:
Wo man den Mordbefleckten bey dem Todten sieht,
So bluten ihm die Wunden, wie auch da geschah:
Davon man der Schuld sich zu Hagen versah.

Die Wunden flossen sehr, so wie sie thaten vorher;
Die eh' da sehr klagten, die thaten's nun weit mehr.
Da sprach der König Günther: „Ich will's euch zeigen an,
Ihn erschlugen Räuber, Hagen hat es nicht gethan." —

„Mir sind die Räuber," sprach sie, „gar wohl bekannt;
Nun lass' es Gott rächen noch seiner Freunde Hand.
Günther und Hagen, euch ist die That bewuſst."
Die Siegfrids Degen hatten da zu streiten Lust.

Da sprach wieder Chriemhild: „Nun tragt mit mir die Noth."
Da kamen diese beyde, da sie ihn fanden todt,
Gernot ihr Bruder und Giselher das Kind; *)
In Treuen sie ihn klagten; ihre Augen wurden vor Nässe blind.

---

*) Der junge.

Sie beweinten inniglich der Chriemhilde Mann.
Man wollte Messe singen; zu dem Münster dann
Gingen allenthalben Mann und auch Weib.
Die ihn da leicht entbehrten, beweinten doch Siegfrids Leib.

Gernot und auch Giselher die sprachen: «Schwester mein,
Nun tröste dich, als es nach dem Tode doch muſs seyn,
Wir wollen dir's vergüten, so lange als wir leben."
Da konnt' ihr in der Welt niemand irgend Trost geben.

Sein Sarg der war bereitet wohl um Mittag;
Man hub ihn von der Bahre, da er drauf lag.
Ihn wollte noch die Frau nicht lassen begraben,
Drob muſsten alle die Leute groſsen Kummer haben.

In einen rothen Sammt man den Todten wand;
Dazu half mit groſsem Jammer mancher Frauen Hand.
Da klagte herzlich Frau Ute, ein edles Weib,
Und all' ihr Hofgesinde um Siegfrids weidlichen Leib.

Da man das hörte, daſs man zum Münster sang
Und ihn besargt hätte, da hub sich groſs Gedrang;
Um seiner Seele willen viel' Opfer man da trug.
Er hatte bey den Feinden doch guter Freunde genug.

Chriemhild die gar arme zu ihren Kämm'rern sprach:
„Ihr sollt um meinetwillen lindern Ungemach;
Die ihm nun Gutes gönnen und mir auch sind hold,
Denen soll, um Siegfrids Seele, man theilen sein Gold.“

Kein Kind war so klein, wenn's nur Verstand mocht' haben,
Es muſste gehn zum Opfer, eh' daſs er wurde begraben.
Mehr denn hundert Messen man den Tag sang,
Von Siegfrids Freunden ward da groſser Gedrang.

Da man hatte gesungen, das Volk von dannen hub sich.
Da sprach die Frau Chriemhild: „Ihr sollt alleine mich
Heute lassen bewachen den auserwählten Degen
Es ist an seinem Leibe all' meine Freude gelegen

Ich will ihn lassen stehn bey drey Nächten und Tagen,
Bis ich mich kann meines gar lieben Mannes entsagen.
Vielleicht, daſs Gott gebietet, daſs mich auch nimmt der Tod,
So wäre wohl geendet der armen Chriemhilde Noth."

Zu den Herbergen gingen die Leute von der Stadt.
Pfaffen und Mönche sie zu bleiben bat,
Und allo sein Gesind', das in des Helden Obhut lag;
Sie hatten gar arge Nacht und gar mühseligen Tag.

Ohn' Essen und ohn' Trinken blieb da mancher Mann;
Die es da nehmen wollten, denen ward kund gethan,
Daſs man's in Fülle ihn'n gäbe, das schuf Herr Siegmund.
Da ward den Nibelungen gar groſses Leiden kund,

Durch dreyer Tage Zeit, so wir hören sagen,
Die da konnten singen, die muſsten auch tragen
Viel der Arbeit. Wie viel man Opfer trug h[illegible]
Die gar arm waren, die wurden reich genug,

Wieviel man ſand der Armen, die es nicht mochten haben,
Die hieſs man doch gehn mit dem Gold zu den Opfergaben
Aus seiner eignen Kammer; da er nicht sollte leben,
Ward manch' tausend Mark um seine Seele gegeben.

Der Erde Güter vertheilte sie in die Land',
Wo man nun irgend Klöster und gute Leute ſand;
Silber gab man und Gewand der Armen genug,
Sie zeigte es wohl, daſs sie ihm holden Willen trug.

An dem dritten Morgen, zu rechter Meſszeit,
So war bey dem Münster der Kirchhof gar weit
Von den Landleuten mit Weinen so voll;
Sie dienten ihm nach dem Tode, so man noch lieben Freunden soll.

In den vier Tagen, man hat gesaget das,
Zu dreiſsig tausend Mark, oder wohl noch baſs,
Ward um seine Seele den Armen da gegeben.
Da lag gar gering seine groſse Schöne und auch sein Leben.

Da Gott ward gedienet und man voll sang,
Da viel des Volkes mit gewaltigem Leide rang.
Man hieſs ihn aus dem Münster zu dem Grabe tragen.
Man fand da nichts anders, als ein Weinen und ein Klagen.

Die Leute schreiend gingen mit ihm von dann;
Froh war da niemand weder Weib noch Mann,
Eh' daſs man ihn begrub, man las und auch sang.
Hei! bey seinem Begräbniſs war von guten Pfaffen Gedrang.

Eh' daſs zu dem Grabe kam Siegfrids Weib,
Da rang mit solchem Jammer ihr getreuer Leib,
Daſs man sie mit Wasser gar oftmals da begoſs;
Es war ihr Leiden gar sehr unmäſsig groſs.

Es war ein mächtig Wunder, daſs sie nicht starb gar;
Mit Klage ihr helfend da manche Fraue war;
Da sprach die Königin: «Ihr, des Siegfrid Mann,
Es soll durch eure Treue an mir Gnade seyn gethan.

Laſst mir nach meinem Leiden eine kleine Liebe geschehen,
Daſs ich sein schönes Haupt noch einmal müsse sehen.«
Das bat sie also lange mit Sinnen Jammers stark,
Daſs man zerbrechen muſste den gar herrlichen Sarg.

Da brachte man die Frau, da sie ihn liegen fand;
Sie hub sein schönes Haupt mit ihrer gar weissen Hand,
Und küſst ihn also todt, den edelen Ritter gut.
Ihre gar lichten Augen vor Leide weineten da Blut.

Ein jämmerliches Scheiden ward da nun gethan;
Da trug man sie von hinnen, sie konnt' nicht gehn von dann,
Da fand man sinnelos das herrliche Weib;
Vor Leide möcht' ersterben ihr gar wonniglicher Leib.

Da man den edelen Herren hatte nun begraben,
Leid ohne Maſsen sah man sie alle haben,
Die mit ihm kommen waren von Nibelungenland;
Gar selten fröhlich man da Siegmunden fand.

Da war ihrer mancher, der dreyer Tage lang
Vor dem groſsen Leide nicht aſs noch etwas trank.
Doch mochte der Leib nicht werden unterdrückt;
Sie lebten nach den Sorgen, wie man's noch oft erblickt.

Abenteuer, wie der Nibelungen Schatz gen Worms kam.

(Gesang XIX. Vers 4417 — 4584.)

Da die edle Chriemhild also verwittwet ward,
Blieb bey ihr im Lande der Graf Eckewart
Mit seinen Mannen, der dient' ihr zu allen Tagen
Und half auch seiner Frau seinen Herren oft beklagen.

Zu Worms bey dem Münster ein Haus man ihr macht',
Weit und erhaben, reich, groſs und voll Pracht,
Da sie mit ihrem Gesinde drin ohne Freude ſaſs;
Sie war zur Kirche gerne, mit groſser Andacht that sie das.

Da man begrub ihren Freund, lieſs sie es selten, fürwahr,
Daſs sie mit traurigem Muthe allezeit ging dar
Und bat Gott den guten seiner Seel' zu pflegen;
Gar oft ward beweinet mit groſser Treue der Degen.

Ute und ihr Hofgesinde sie tröst'ten zu aller Stund'.
Da war ihr das Herz so gar gewaltig wund,
Es konnte nichts verfangen, was man ihr Trostes bot,
Sie hatte nach liebem Freunde stäts die allergröſste Noth,

Die nach liebem Manne jemals Weib gewann;
Man mocht' ihre groſse Tugend erkiesen wohl daran.
Sie klagte bis an ihr Ende, dieweil daſs lebte ihr Leib;
Drauf roch sich wohl mit Gewalt des kühnen Siegfrid Weib.

So saſs sie nach ihr'm Leide, das ist gewiſslich wahr,
Nach ihres Mannes Tode, wohl vierthalb Jahr,
Daſs sie zu Günthern niemals sprach ein Wort.
Und auch ihren Feind, Hagen in der Zeit niemals sah dort.

Da sprach von Troneg Hagen: „Möchte euch das
gelingen,
Daſs ihr eure Schwester könntet zur Freund-
schaft bringen,
So käme zu diesem Lande das Nibelungengold;
Dessen möchtet ihr viel gewinnen, würd' uns
die Königin hold."

Er sprach: «Wir sollen's versuchen; meine
Brüder stehn ihr bey,
Die soll'n wir bitten zu werben, daſs sie unser
Freund sey;
Ob wir's von ihr gewinnen, daſs sie es gerne
sähe." —
«Ich traue's nicht,» sprach Hagen, «daſs es je-
malen geschähe.»

Da hieſs er Ortwein hin zu Hofe gehen
Und den Markgrafen Gere; da das war geschehen,
Auch Gernot und Giselher den jungen man
bracht'.
Ein freundlicher Versuch ward drauf bey Chriem-
hilden gemacht.

Da sprach von Burgunden der edle Gernot:
„Frau, ihr beklaget zu lange des Siegfrid Tod;
Euch will der König beweisen, daſs er ihn
nicht hat erschlagen.
Man hört euch zu allen Zeiten so recht gewaltig
klagen."

Sie sprach: «Dessen zeiht ihn niemand, ihn schlug des Hagens Hand,
Wo man ihn sollte treffen, da er's durch mich erkannt;
Wie mocht ich daran glauben, daſs er ihm trüge Haſs?
Ich hätte ihn,» sprach die Königin, «wohl behütet baſs,

Daſs ich nicht hätte verrathen seinen schönen Leib;
So lieſs' ich nun mein Weinen, ich gar armes Weib;
Hold werd' ich ihnen nimmer, die es da haben gethan.»
Da begann zu flehen Giselher, der gar weidliche Mann. —

«Ich will den König grüſsen.« Als sie ihm das versprach, da
Mit seinen besten Freunden man ihn vor ihr sah;
Da durfte nur Hagen vor sie nicht gehen,
Wohl wuſst' er seine Schuld, durch ihn war ihr Leid geschehen.

Da sie vergessen wollte auf Günthern ihren Haſs,
Durft er sie küssen auch, es ziemt' ihm desto baſs,
Wär' ihr von seinem Rathe nicht Leid geschehen,
So möcht' er dreisten Muthes wohl oft zu ihr gehen.

Es ward nie Sühne mit so viel Thränen mehr
Geschlossen unter Freunden, sie schmerzt' ihr Schaden sehr.
Sie verzieh es allen, auſser dem einen Mann;
Ihn hätte erschlagen niemand, hätte es Hagen nicht gethan.

Darnach nicht unlange da stelleten sie das an,
Daſs Chriemhild den groſsen Schatz zu sich gewann
Von Nibelungenlande und führt' ihn an den Rhein.
Er war ihre Morgengabe, er sollt ihr billiglich seyn.

Darnach fuhr da Giselher und auch Gernot
Mit achtzig hundert Mannen. Chriemhild da gebot,
Daſs sie ihn holen sollten, da er lag verborgen,
Wo für ihn Alberich mit seinen besten Freunden muſst' sorgen.

Als man die vom Rheine nach dem Schatze kommen sah,
Alberich der gar Kühne zu seinen Freunden sprach da:
»Wir dürfen ihr den Schatz vorenthalten nicht,
Da ihn als Morgengabe die edle Königin anspricht.

Das möchte wohl nimmer," sprach Alberich, „seyn,
Wenn wir nicht gar übel hätten gebüſset ein
Den guten Nebelhut mit Siegfrid zumal,
Denn den trug alle Zeit der schöne Chriemhilden Gemal.

Nun ist es Siegfrid leider übel bekommen',
Daſs uns die Nebelkappe der Held hatte genommen,
Und daſs ihm muſste dienen alles dieses Land."
Da ging der Kämmerer, da er des Schatzes Schlüssel fand.

Es standen vor dem Berge der Chriemhilde Mannen
Und auch ein Theil Verwandte; den Schatz sie trugen von dannen
Zu der wilden See auf die guten Schifflein;
Den führte man auf Wellen hinauf in den Rhein.

Nun möget ihr von dem Schatze Wunder hören sagen:
Was zwölf ganzer Wagen immer nur mochten tragen
Von dem Berge fort in vier Nächten und Tagen,
Auch muſste des Tages drey Stund' gehen jeglicher Wagen.

Es war auch nichts anders denn Gestein und Gold;
Und wenn man alle die Welt damit hätte besold't,
Sein wäre doch nicht minder nur einer Mark werth.
Wohl hatte ihn ohne Ursach Hagen gar nicht begehrt.

Es lag darunter von Golde ein Wünschelrüthelein;
Der das hätt' erkundet, der möchte Meister seyn
Wohl in alle der Welt über jeglichen Mann.
Der Alberichs Verwandten gingen viel' mit Gernot von dann.

Da sie den Schatz behielten in Günthers Land
Und sich die Königin des allen unterwand,
Wurden Kammern und Thürme davon voll getragen.
Man hörte nie solch Wunder von Gütern mehr sagen.

Und wäre dessen noch tausendmal mehr gewesen,
Und hätte Herr Siegfrid dadurch können genesen,
Bey ihm wäre Chriemhild ohne alles geblieben.
Nie fand ein Held mehr treueres Weibes Lieben.

Da sie den Schatz nun hatte, da brachte sie in das Land
Viel unbekannte Recken; wohl gab der Frauen Hand,
Daſs man so groſser Milde nirgend mehr fand;
Sie pflag gar groſser Tugend, das man der Königin zugestand.

Den Armen und den Reichen begann sie nun zu geben,
Daſs da redete Hagen: wenn sie sollte leben
Noch eine Weile, daſs sie so manchen Mann
In ihren Dienst gewänn', daſs es zu Leid ihnen wär' gethan.

Da sprach der König Günther: „Ihr gehört Leib und Gut;
Wie soll ich das wenden, was sie damit hier thut?
Wohl erwarb ich das nur kaum, daſs sie mir ward hold;
Nicht sorg' ich, wohin sie theile ihre Stein' und ihr rothes Gold.“

Hagen sprach zu dem Könige: «Es sollt' ein frommer Mann
Nie einem Weibe solchen Schatz vertrauen an;
Sie bringt es mit Gabe noch bis auf den Tag,
Der wohl den Kühnen von Burgunden Reue bringen mag.»

Da sprach der König Günther: „Ich schwur ihr einen Eid,
Daſs ich ihr thäte nimmer mehr ein Leid,
Und will dessen fürbaſs hüten; sie ist die Schwester mein.“
Da sprach wieder Hagen: „Laſst mich den Schuldigen seyn.“

Alle ihre Eide hatten sie vergessen;
Da nahmen sie der Wittwe den Schatz ungemessen.
Hagen sich aller der Schlüssel unterwand;
Drob zürnte ihr Bruder Gernot, da er das recht erkannt'.

Da sprach der Herr Giselher: „Durch Hagen ist geschehn
Viel Leid meiner Schwester, ich sollt' ihm widerstehn;
Und wär' er nicht mein Verwandte, es ging' ihm an Leben und Leib.“
Ein neues Weinen begann da des Siegfrid Weib.

Da sprach der Herr Gernot: „Eh' daſs wir immer mögen seyn
Bemüht mit diesem Golde, wir sollten's in den Rhein
Alles heiſsen senken, daſs es würd' an niemand.“
Sie ging gar kläglich dahin, wo Giselher ihr Bruder stand.

Sie sprach: „Viel lieber Bruder, du sollt gedenken mein,
Leibes und Gutes sollst du mein Vogt seyn."
Da sprach zu der Frau: Das soll seyn gethan,
Sobald wir nur kommen wieder; wir wollen reiten von dann."

Der König und seine Verwandte die räumten das Land,
Die allerbesten darunter, die man irgend fand,
Nur Hagen allein, der blieb da durch Haſs,
Den er trug zu Chriemhild und that gar schändlich das.

Eh' daſs der reiche König wieder war gekommen,
Dieweil hatte Hagen den Schatz ganz und gar genommen,
Er senkte ihn da nieder vollständig in den Rhein;
Er wähnt', er wollt' ihn genieſsen, das konnte doch nicht seyn.

Die Fürsten kamen wieder, mit ihnen gar mancher Mann;
Chriemhild ihren Schaden groſs zu klagen da begann,
Mit Mägden und mit Frauen; ihnen war sehr leid;
Gerne wär' ihr Giselher in allen Treuen bereit.

Da sprachen sie allgemein: Er hat gar übel gethan.»
Er entwich der Fürsten Zorne also lang' von dann,
Bis er gewann ihre Huld, seine Strafe war nur klein.
Da konnte ihm Chriemhild niemals feindlicher seyn.

Eh' daſs von Troneg Hagen den Schatz also verbarg,
Da hatten sie's befestigt mit Eiden also stark,
Daſs er verhohlen bliebe, so lang' ihr einer möcht' leben,
So konnten sie sich nichts selbst noch andern etwas geben!

Mit wieder neuen Leiden beschweret war ihr Muth,
Um ihres Mannes Ende, und da sie ihr das Gut
Also ganz benahmen; da ruht' sie ihre Klage
Im Leben nimmermehr, bis zu dem letzten Tage.

Nach Siegfrids Tode, das ist gewiſslich wahr,
Wohnte sie mit manchem Leide wohl dreyzehen Jahr,
Daſs sie des Recken Tod vergessen konnte nie.
Sie liebte ihn mit Treue; drob preist die meiste Menge sie.

Abenteuer, wie König Etzel um Chriemhilde warb.

(Gesang XX. Vers 4585 — 5172.)

Es geschah zu einer Zeit, da Frau Helke starb,
Daſs der König Etzel um eine andre Fraue warb,
Da riethen ihm seine Freunde, in der Burgundenland,
Zu einer stolzen Wittwe, die ward Frau Chriemhild genannt.

Da nun erstorben wär' der schönen Helke Leib,
Sprachen sie: «Wollt ihr immer gewinnen edel Weib,
Das höchste und das beste, das König je gewann,
So nehmet diese Frau; der starke Siegfrid war ihr Mann.»

Da sprach der reiche König: „Wie gelangt' ich dahin,
Da ich bin ein Heide und getauft nicht bin?
Die Frau ist eine Christin; drum verlobt sie sich nicht mir;
Es müſste seyn ein Wunder, säh' ich sie jemals hier."

Da sprachen wieder die Schnellen: „Vielleicht sie es thut
Um euren hohen Namen und euer groſses Gut.
Man soll es doch versuchen bey dem gar edlen Weib;
Ihr möget wohl gerne minnen ihren so herrlichen Leib."

Da sprach der edle König: „Wem sind nun bekannt
Unter euch am Rheine die Leute und auch das Land?"
Da sprach von Bechelaren der Markgraf Rüdiger:
„Mir sind bekannt von Kindheit die Könige gar edel und hehr,

Günther und auch Gernot, die edelen Ritter gut,
Der dritte heiſset Giselher; ihr jeglicher thut,
Was er bester Ehren und Tugenden mag begehen.
Auch ist von ihr'n alten Ahnen dasselbe immer geschehen."

Da sprach wieder Eizel: «Freund, du sollst mir sagen,
Ob sie in meinem Lande wohl Krone sollte tragen?
Und ob, wie mir ist gesagt, ihr Leib so voller Schönheit;
Meinen besten Freunden sollt' es nimmer werden leid.» —

„Sie gleicht sich mit Schönheit wohl der Frau die du verloren,
Helke, der gar reichen; wohl möcht' nicht seyn geboren
In dieser Welt schöner eines Königes Weib.
Wem sie sich verlobt zum Freund, der mag wohl trösten seinen Leib.»

Er sprach: «So wird es, Rüdiger, so fern ich lieb dir sey;
Und soll ich Chriemhilden jemals liegen bey,
Das will ich dir belohnen, so ich zum Besten kann,
Du hast dann meinen Willen so recht vollkommen gethan.

Aus meiner Kammer heiſse ich dir geben,
Daſs du und deine Gesellen fröhlich mögen leben.
Von Rossen und von Kleidern sey euch nach Willen geschafft,
Ich heiſse deren euch bereiten gar viel zu der Botschaft.»

Drauf antwortete der reiche Markgraf Rüdiger:
„Begehrt' ich deines Gutes, unlöblich das wär';
Ich will dein Bote gerne seyn an den Rhein,
Mit meinem eignen Gute, das ich hab' von den Händen dein."

Da sprach der reiche König: «Nun, wann wollt ihr fahren
Nach der Minniglichen? Gott soll euch bewahren
Auf der Reise an allen Ehren und auch die Fraue mein;
Das helfe mir Glück, daſs sie uns gnädig müsse seyn."

Da sprach wieder Rüdiger: „Eh' wir räumen das Land,
Müssen wir eh' bereiten Waffen und auch Gewand,
Also, daſs wir dadurch Ehre vor Fürsten gewinnen,
Ich will zu dem Rheine führen fünfhundert Mann von hinnen.

Wo man zu Burgunden mich und sie bekommt zu sehn,
Daſs ihr jeglicher dann gar wohl mag gestehn,
Daſs nie irgend ein König also manchen Mann
So ferne besser gesandt, denn du zu dem Rhein hast gethan.

Und wenn du's darum nicht lassen willst, edler König,
Sie war dem besten Manne, Siegfrid, unterthänig,
Dem Siegmunds Kinde, den hast du hie gesehen;
Man mocht' ihm groſse Ehre mit rechter Wahrheit zugestehen.“

Da sprach der König Etzel: „War sie des Recken Weib,
So war wohl also theuer des edelen Fürsten Leib,
Daſs ich nicht verschmähen die Königin je soll.
Um ihre gar groſse Schönheit gefällt sie mir so wohl.“

Da sprach der Markgraf: „So will ich euch das sagen,
Daſs wir uns heben von hinnen in vier und zwanzig Tagen;
Ich entbiet' es Gotelinden, der lieben Fraue mein,
Daſs ich nach Chriemhilde selber Bote wolle seyn.“

Hin zu Bechelaren da sandte Rüdiger;
Da ward die Markgräfin vergnügt und traurig sehr.
Er entbot ihr, daſs er wollte dem König werben ein Weib;
Sie gedachte minniglichen an der schönen Helke Leib.

Da die Markgräfin die Botſchaft vernahm,
War es ihr leid ein Theil, daſs Weinen ihr ankam,
Ob sie gewinnen sollt' eine Frau so wie eh'?
So sie gedacht' an Helke, das that ihr inniglichen weh.

Von Ungern ritt in sieben Tagen Rüdiger;
Drob war der König Etzel fröhlich gar sehr.
In der Stadt zu Wien die Gewande bereitet waren,
Da mochte er seine Reise nicht länger mehr aufſparen.

Da zu Bechelaren erwartet' ihn Gotelind;
Und die junge Markgräfin, Rüdigers Kind,
Sah ihr Vater gerne und auch seine Mann,
Da ward ein liebes Harren von schönen Frauen gethan.

Eh' daſs der edle Rüdiger gen Bechelaren ritt,
Aus der Stadt zu Wien, da waren ihnen die Kleid' mit
Recht vollkommenlich auf den Säumern gekommen.
Sie fuhren in der Art, daſs ihnen ward wenig genommen.

Da sie zu Bechelaren kamen in die Stadt,
Seine Reisegesellen zu beherbergen bat
Der Wirth gar minniglichen, und schafft' ihnen gut Gemach da.
Gotelinde die reiche der Wirth sehr gerne kommen sah.

Also seine liebe Tochter, die junge Markgräfin, auch that;
Die durch sein Kommen viel groſse Freude hatt'.
Die Helden aus Hunnenland, wie gerne sie die sah!
Mit lachendem Munde die edele Jungfrau sprach da:

„Nun sey mir Gott willkommen, mein Vater und seine Mann.“
Da ward ein schönes Danken mit Fleiſse dort gethan
Der jungen Markgräfin von edelen Rittern gut.
Gar wohl wuſste Gotlind des Herren Rüdiger Muth.

Da sie des Nachts nahe bey Rüdiger lag,
Da fragte gütlich die Markgräfin darnach,
Wohin ihn hätte gesendet der König von Hunnenland?
Er sprach: «Meine Frau Gotlind, ich mach's euch gerne bekannt.

Wohl soll ich meinem Herren werben ein ander Weib,
Seit daſs ist gestorben der schönen Helke Leib,
Ich will nach Chriemhilde reiten an den Rhein,
Die soll hie zu den Hunnen gewaltige Königin seyn." —

„Das wollte Gott!" sprach Gotlind, „und möchte das geschehen,
Da wir ihr so manche Ehre hören zugestehen;
Sie ersetzt uns meine Frau noch leicht in alten Tagen,
Wohl möchten wir sie gern bey den Hunnen Krone lassen tragen."

Da sprach der Markgraf Rüdiger: „Traute mein,
Die mit mir sollen reiten von hinnen an den Rhein,
Denen sollt ihr minniglich bieten euer Gut;
Wenn Helden fahren reich, so sind sie voll hohen Muth."

Sie sprach: „Es ist nicht einer (der es gerne von mir nimmt),
Dem ich nicht jeglich gebe, was ihm wohl geziemt.
Eh' daſs ihr von hier scheidet und auch eure Mann."
Da sprach der Markgraf: „Das ist mir lieb gethan."

Hei! was man reicher Zeuge von ihrer Kammer trug!
Derer ward den edlen Recken zu Theile da genug
Gereichet fleiſsiglich, vom Hals bis auf die Sporen;
Die ihm dazu gefielen, die hatt' sich Rüdiger erkoren.

An dem siebenten Morgen von Bechelaren reit't
Der Wirth mit seinen Recken; Waffen und Kleid
Führten sie genug durch der Baiern Land;
Sie wurden auf der Straſse um Raub selten angerannt.

Innerhalb zwölf Tagen kamen sie an den Rhein;
Da konnte diese Mähre nicht verborgen seyn,
Man sagte es dem Könige und auch an seine Mann:
„Da kommen fremde Gäste.“ Der Wirth zu fragen begann:

Ob jemand sie erkannte? daſs man's ihm sollte sagen.
Man sah ihre Saumrosse gar schwer tragen,
Daſs sie gar reich waren, das ward da wohl erkannt;
Man schafft' ihnen Herberge in der weiten Stadt zuhand.

Da die gar Unbekannten waren dar gekommen,
Da ward derselben Herren wohl wahrgenommen;
Sie wunderte, von wo fuhren die Recken an den Rhein;
Der Wirth nach Hagen hin sandte, ob sie ihm kenntlich möchten seyn?

„Ich hab' sie noch nicht gesehn," sprach der Held Hagen,
„Wenn wir sie nun erschauen, so kann ich euch wohl sagen,
Von wannen sie euch ritten hieher in diese Land',
Sie mögen seyn sehr fremd', mir sind sie sogleich bekannt."

Den Gästen Herbergen waren nun genommen.
In gar reichen Kleidern war der Bote kommen
Und seine Heergesellen; zu Hofe sie da ritten,
Sie führten gute Kleider, die waren gar zierlich geschnitten.

Da sprach der schnelle Hagen: „Soviel ich kann verstehen, —
Denn ich den Herren lange nicht habe gesehen, —
„Fahren sie wohl dem gleich, als sey es Rüdiger,
„Von Hunnischen Landen, der Degen kühn und hehr." —

„Wie soll ich das glauben," sprach der König zuhand,
„Daſs der von Bechelaren sey kommen in mein Land?"
Also der König Günther seine Rede sprach da,
Hagen der gar kühne den milden Markgrafen sah.

Er und seine Freunde, sie alle zu ihm gingen;
Da sah man von den Rossen fünfhundert Ritter springen,
Es wurden wohl empfangen die von Hunnenland;
Niemals trugen Boten also herrlich Gewand.

Da sprach überlaut von Troneg Herr Hagen:
«Willkommen mit Gott euch kühnen Degen, wir sagen,
Euch Vogt von Bechelaren und allen euren Mannen.»
Einen ehrenvollen Empfang die schnellen Hunnen gewannen.

Des Königes nächste Freunde die gingen, da man sie sah.
Ortwein von Metz zu Rüdiger sprach da:
«Wir haben in langer Zeit niemals je gesehen
Gäste also gerne, das muſs ich euch wahrlich gestehen.»

Ueber den Gruſs sich bedankten die Recken überall;
Mit dem Heergesinde gingen sie in den Saal,
Da sie den König fanden bey manchem kühnen Mann.
Der Herr stand vom Sitze, das war durch groſse Höflichkeit gethan.

Wie recht züchtiglich er zu den Boten ging!
Günther und auch Gernot recht minniglich empfing
Den Gast mit seinen Mannen, als ihm das wohl zukam;
Den guten Rüdiger bey seiner Hand er nahm.

Er bracht' ihn zu dem Sitze, da er vorher selber ſaſs;
Den Gästen hieſs er schenken — gar gerne that man das —
Den sehr guten Meth und den besten Wein,
Den man konnte finden in dem Lande all um den Rhein.

Giselher und Gere die waren beyde kommen,
Dankwart und Volker die hatten bald vernommen
Von diesen Gästen, sie waren frohgemuth;
Sie empfingen vor dem Könige die Ritter edel und gut.

Da sprach zu seinem Herren Hagen von Troneg:
„Es sollten für baſs dienen die Degen immerweg,
Was uns der Markgraf zu Liebe hat gethan;
Darum sollt' Lohn empfangen der schönen Gotelinde Mann.“

Da sprach der König Günther: „Ich kann nicht lassen das Fragen;
Wie sich befinden beyde, das sollt ihr mir sagen,
Etzel und Helken aus der Hunnen Land.“
Da sprach der Markgraf: „Das mach' ich euch gar wohl bekannt.“

Aufstand er von dem Sitze und alle seine Mann,
Er sprach zu dem Könige: „Da das soll seyn gethan,
Daſs ihr mir, Fürst, erlaubet, will ich nicht verheimlich tragen,
Die Mähre, die ich bringe, soll ich euch williglich sagen.“

Er sprach: „Was man uns Mähre durch euch entboten hat,
Die erlaub' ich euch zu sagen, ohn' der Freunde weitern Rath.
Ihr sollt sie mich und meine Mannen lassen hören;
Denn Ehre hie zu erwerben will ich euch nicht zerstören.“

Da sprach der biderbe Bote: „Euch entbietet an den Rhein
Getreulichen Dienst der groſse Vogt mein,
Dazu allen Freunden, die ihr mögt um euch sehen;
Auch ist diese Botschaft mit groſsen Treuen geschehen.

Euch hat der edele König zu klagen seine Noth;
Sein Volk ist ohne Freude, meine Gebieterin ist todt,
Helke, die gar reiche, meines Herren Weib;
Durch sie ist nun verwaiset gar mancher Jungfraue Leib,

Die sie erzogen hat, der edelen Fürsten Kind',
Davon die ganzen Lande in groſsem Jammer sind,
Die haben nun leider niemand, der sie mit Treuen mag pflegen;
Drob, wähn' ich, sich gar selten des Königes Sorgen legen.“ —

„Nun lohn' ihm Gott,“ sprach Günther, „daſs er den Dienst sein
So williglich anbietet mir und den Freunden mein;
Sein Gruſs mir gerne hier durch euch ward bekannt;
Drum sollen ihm dienen beyde, meine Mannen und die mir verwandt.“

Da sprach von Burgunden der Recke Gernot:
«Die Welt mag immer bereuen der schönen Helke Tod,
Um ihre gar manche Tugend, die sie da konnte pflegen.»
Die Rede bestätigte Hagen, dazu gar mancher andere Degen.

Da sprach wieder Rüdiger, der Bote edel und hehr:
«Da ihr mir es, König, erlaubt, soll ich euch sagen mehr,
Was euch mein lieber Herr hat entboten durch mich,
Da ihm seine Gedanken nach Helke stehen so recht kümmerlich.

Man sagte meinem Herren, „Frau Chriemhild sey ohne Mann,
Herr Siegfrid sey erstorben; ist das nun so gethan
Und wollt ihr ihr das gönnen, so soll sie Krone tragen
Vor Etzels Recken; das hieſs ihr mein Herr sagen.“

Da sprach der reiche König, wohlgezogen war sein Muth:
„Sie gehorchet meinem Willen, wenn sie es gerne thut;
Den will ich euch künden in diesen dreyen Tagen;
Wenn ich ihr'n Willen finde, wie sollt' ich's Etzeln versagen?”

Dieweil' man den Gästen hieſs schaffen gut Gemach;
Ihnen ward da so gedienet, daſs Rüdiger sprach:
Daſs er hätte Freunde unter Günthers Mann;
Hagen ihm diente gerne; er hatt' ihm sonst eben so gethan.

Also blieb da Rüdiger bis an den dritten Tag.
Der König nach Freunden sandte; viel Rathes er da pflag,
Und ob es seinen Verwandten däucht gut gethan,
Daſs Chriemhild sollte nehmen den König Etzel zu einem Mann?

Sie riethen es allgemein, nur nicht Hagen.
Der begann zu Günther, dem kühnen Degen, zu sagen:
„Habt ihr guten Sinn, so seyd wohl auf der Hut,
Wenn sie auch folgen wollte, daſs ihr's doch nimmer thut." —

„Warum," sprach da Günther, „sollt' es nicht seyn gewährt?
Wenn der Königin noch Liebes wiederfährt,
Das soll ich ihr wohl gönnen, denn sie ist die Schwester mein;
Wir sollten selbst drum werben, wenn es ihr zur Ehre möcht' seyn."

Da sprach wieder Hagen: „Nun laſst von der Rede ab,
Hätt't ihr von Etzel Kunde, als ich von ihm Kunde hab',
Soll sie ihn dann minnen, als ich euch höre gestehen,
So muſs man euch allererst mit Recht in Sorgen sehen." —

„Warum?" sprach da Günther, „ich kann das wohl bewahren,
Daſs ich ihm so nahe nimmermehr soll fahren,
Daſs ich ihn nicht fürchte und würde sie sein Weib."
Da sprach wieder Hagen: „Das rath' ich nimmer, bey meinem Leib!"

Man hieſs nach Gernot und auch Giselhern;
Ob's däuchte gut gethan den beyden Herrn,
Daſs Chriemhild sollte nehmen den König reich und hehr?
Noch widerrieth es Hagen und auch anders niemand mehr.

Da sprach von Burgunden Giselher der Degen:
„Nun möget ihr, Freund Hagen, noch der Treue pflegen,
Vergütet ihr das Leid, das ihr durch euch ist geschehen;
Wenn ihr was wohlgefiele, das solltet ihr lassen ergehen.

Wohl habt ihr meiner Schwester gethan so manches Leid," —
So sprach wieder Giselher, der Recke, voll Zierlichkeit —
„Daſs sie das thäte mit Recht, daſs sie euch wäre gram.
Niemand noch einer Frau Freude mehr benahm." —

„Daſs ich das wohl erkenne, das mach' ich euch kund,
Und soll sie nehmen Etzel, und erlebet sie die Stund',
Sie thut uns noch viel Leid, wie sie's auch stellen thut;
Wohl wird ihr da dienend gar mancher weidlicher Mann."

Drauf antwortete Hagen der kühne Gernot:
„Es mag also bleiben bis an ihrer beyder Tod,
Daſs wir nimmer kommen in des Etzel Land.
Wir soll'n ihr seyn getreu, dazu die Ehre uns mahnt."

Da sprach wieder Hagen: „Mir mag das niemand sagen.
Und soll die edle Chriemhild der Helke Krone tragen,

Sie thut uns wohl viel Leid, wie sie auch füget das.
Ihr sollt es lassen bleiben, das ziemte euch Recken wohl baſs.

Mit Zorne sprach da Giselher, der Sohn der schönen Ute:
«Wir sollen doch nicht alle thun mit verräth'rischem Muthe;
Wenn Ehre ihr geschieht, froh sollen wir dessen seyn,
Was ihr auch redet, Hagen, ich dien' ihr durch die Treue mein.»

Da das erhörte Hagen, da ward er voll Unmuth.
Giselher und Gernot die stolzen Ritter gut
Und Günther der reiche zuletzt riethen das:
Wenn es wünschte Chriemhild, sie wollten's zulassen ohne Haſs.

Da sprach der Fürst Gere: «Ich will's der Frau sagen,
Daſs sie sich den König Etzel lasse wohl behagen;
Dem gehört so mancher Recke mit Furcht als Unterthan an;
Er mag sie noch ergötzen, was sie Leides je gewann.»

Da ging der schnelle Recke, da er Chriemhilden sah;
Sie empfing ihn gütlich, gar bald sprach er da:
„Ihr mögt mich gerne grüſsen und geben Botenbrod,
Euch will das Glück scheiden gar bald aus aller eurer Noth.

Es hat, euch zur Minne, Frau, daher gesandt
Einer der allerbesten, der je Königes Land
Gewann mit vollen Ehren, oder Krone sollte tragen;
Es werben edele Ritter; das hieſs euch euer Bruder sagen."

Da sprach die Jammerreiche: „Euch soll verbieten Gott,
Und allen meinen Freunden, daſs sie machen keinen Spott
Aus mir armen Weibe; was sollt' ich einem Mann,
Der je herzliche Lieb' von guten Weibern gewann?"

Sie widerredt' es sehr. Da kam darauf her
Gernot ihr Bruder und der junge Giselher,
Sie baten sie minniglich und trösteten ihr den Muth:
Wenn sie den König nähme, das wär' ihr wahrlich gut.

Ueberwinden konnte niemand da das gar edle Weib,
Daſs sie minnen wollte noch eines Mannes Leib;
Da baten sie die Degen: „Nun lasset doch geschehen,
Wenn ihr anders nicht wollet, daſs ihr den Beten geruht zu sehen.“ —

„Das will ich nicht versagen;“ so sprach das edele Weib,
„Ich sehe gar gerne des Herren Rüdiger Leib,
Um seine viele Tugend; und wär' er nicht gesandt,
Wenn's andrer Bote wäre, dem wär' ich immer unbekannt.“

Sie sprach: „Ihr sollt ihn morgen heiſsen herkommen
Zu meiner Kammer, er soll bald haben vernommen
Vollkommen meinen Willen, den soll ich ihm selber sagen.“
Ihr ward von erst erneuet ihr gar gewaltiges Klagen.

Da begehrte auch nichts anders der edle Rüdiger,
Als daſs er ersähe die Königin so hehr;
Wenn es je könnte geschehen, so weise er sich wuſste,
Daſs sie sich von ihm gerne überreden lassen muſste.

Des andern Morgens früh, da man die Messe
sang,
Die edlen Boten kamen; es ward da groſser
Gedrang.
Die mit Rüdigern zu Hofe wollten gehen,
Der'n konnte man da gekleidet manchen herrlichen Mann sehen.

Chriemhilden der gar hehren traurig war zumuth;
Sie wartete auf Rüdiger, den Boten edel und gut,
Der fand sie in dem Gewande, das sie alle
Tage trug;
Dabey trug ihr Gesinde reicher Kleider genug.

Sie ging ihm bis zu der Thür entgegen
Und empfing gar gütlich des Königs Etzel Degen.
Nur selb zwölfter er zu ihr ging darin;
Man bot ihm groſse Dienste; es kamen höh're
Boten nie hin.

Man hieſs den Herren sitzen und auch seine
Mann;
Die zween Markgrafen sah vor ihr stehen man,
Eckewart und Gere, die Ritter edel und gut;
Der Hausfrau wegen sahn sie da niemand wohlgemuth.

Sie sahen vor ihr sitzen manch schönes Weib.
Da ergab sich nur dem Jammer der Chriemhilde Leib,
Ihr Gewand war vor den Brüsten von herzlichen Thränen naſs;
Der edele Markgraf wohl sah an Chriemhilden das.

Da sprach der hehre Bote: „Gar edeles Königskind,
Mir und meinen Gesellen, die mit mir kommen sind,
Sollt ihr das erlauben, daſs wir vor euch stehen
Und sagen euch die Mähre, warum wir hier zu sehen." —

„Nun sey euch erlaubet," so sprach die Königin,
„Was ihr reden wollet, also steht mir mein Sinn,
Daſs ich es gerne höre; ihr seyd ein Bote gut."
Die andern da wohl hörten ihren unwilligen Muth.

Da sprach von Bechelaren der Fürst Rüdiger:
„Mit Treuen groſse Liebe Etzel, ein König hehr,
Hat euch entboten, Frau, hier in diese Land';
Er hat nach eurer Minne viel gute Recken hergesandt.

Er entbietet euch minnigliche Liebe ohne Leid,
Zu stäter Freundschaft ist er euch bereit,
Wie er sonst that Frau Helken, die ihm am Herzen lag
Wohl hat er nach ihrer Tugend gar oft unfröhlichen Tag."

Da sprach die Königin: „Markgraf Rüdiger,
Wär' jemand der erkannte meines Herzens Beschwer,
Der häte mich nicht zu minnen noch einen Mann;
Wohl verlor ich einen der Besten; den eine Frau je gewann." —

„Was mag nach Leid wohl trösten," sprach der kühne Mann,
„Denn freundliche Liebe? Wer die erzeigen kann,
Und sich dann einen kieset, der ihm zu Herzen kommt,
Vor herzlichem Leide nichts so gar mächtiglich frommt.

Und geruhet ihr zu minnen den edelen Herren mein,
Zwölf reicher Könige sollt ihr gewaltig seyn;
Dazu giebt euch mein Herr wohl dreyſsig Fürsten Land,
Die alle hat bezwungen seine gar tapfere Hand.

Ihr sollt auch werden Frau über manchen werthen Mann,
Die meiner Frau Helke eh' waren unterthan,
Und über manche Frau, der'n sie hatte Gewalt,
Von hoher Fürsten Stamme;" sprach der kühne Degen alsbald.

„Dazu giebt euch mein Herr, das heiſset er euch sagen,
Wenn ihr geruhet Krone bey dem König zu tragen,
Die allerhöchste Gewalt, die Helke je gewann,
Die sollt ihr gewaltiglichen haben über Etzels Mann."

Da sprach die Königin: „Wie möchte meinen Leib
Jemals das gelüsten, daſs ich würd' eines Helden Weib?
Mir ist durch den Tod an einem so recht Leid geschehen,
Daſs ich bis an mein Ende muſs stets unfröhlich stehen."

Da sprachen wieder die Hunnen: „Reiche Königin,
Euer Leben flieſst bey Etzel so recht löblich hin,
Daſs es euch immer freut, ist's, daſs es euch gefällt.
Denn bey dem reichen König ist mancher zierliche Held.

Helkens Jungfrauen und eure Mägdelein,
Sollten die bey einander ein Hofgesinde seyn,
Dabey möchten Recken werden hochgemuth.
Laſst es euch, Frau, rathen, es kommt euch wahrlich zu gut."

Sie sprach in ihren Züchten: „Nun laſst die Rede stehn
Bis morgen früh, dann sollt ihr her gehn,
Ich will euch antworten, wie's euch verlangen thut."
Dem muſsten da folgen die Recken kühn und auch gut.

Da sie zu den Herbergen alle von dann gingen,
Da hieſs die edele Frau Giselhern zu sich bringen,
Auch schickt sie nach ihrer Mutter; den beyden sagte sie das,
Daſs ihr gezieme Weinen und nichts anders das.

Da sprach ihr Bruder Giselher: „Schwester, mir ist gesagt,
Und will's auch wohl glauben, daſs alles, was du geklagt,
Der König Etzel wendet, nimmst du ihn zu einem Mann;
Was auch ein anderer rathe, mich dünket es gut gethan."

„Er mag dich wohl trösten;" sprach wieder Giselher,
„Von dem Rhodan zu dem Rheine, von der Elb' bis an das Meer,
Ist irgend ein König so gewaltig nicht;
Du magst dich freuen sehr, da er dich zur Frau anspricht."

Sie sprach: „Mein lieber Bruder, wie räthst du mir das?
Klagen und Weinen mir immer ziemen baſs;
Wie sollte ich vor Recken da zu Hofe gehen?
War mein Leib je schön, das ist nicht mehr zu sehen."

Da sprach die Frau Ute ihrer lieben Tochter zu:
„Was deine Brüder rathen, liebes Kind, das thu.
Folge deinen Freunden, so mag dir wohl geschehen,
Ich hab' dich allzulange in groſsem Jammer gesehen."

Da bat sie Gott gar oft, zu fügen ihr die Freud',
Daſs sie zu geben hätte Silber, Gold und Kleid,
Wie ehe bey ihrem Manne, da er noch war gesund.
Sie erlebte doch nimmermehr seitdem so fröhliche Stund'.

Sie gedacht' in ihren Sinnen: Und soll ich meinen Leib
Geben einem Heiden? ich bin ein Christenweib.
Drob müſst' ich in der Welt haben Schande immer;
Gieht er mir alle Reiche, ich thue es doch nimmer.

Damit lieſs sie es bleiben. Die Nacht bis an den Tag
Die Frau in ihrem Bette mit vielen Gedanken lag;
Ihre gar lichten Augen die trockneten ihr nie,
Bis daſs sie wieder zur Mette ging am Morgen früh.

Zu rechter Zeit der Messe die Könige waren kommen.
Sie hatten wieder ihre Schwester bey ihren Händen genommen,
Wohl riethen sie ihr zu minnen den König von Hunnenland;
Die Frau ihrer keiner ein wenig fröhlicher fand.

Da hieſs man zu ihr bringen des Etzel Mannen,
Die nun mit Urlaub gerne wären von dannen,
Geworben oder geschieden, wie es da möchte seyn.
Zu Hofe kam da Rüdiger; die Helden red'ten allgemein:

Daſs man recht erführ' des edlen Fürsten Verlangen.
Und thät' das bey Zeit, das däucht' alle gut begangen;
Ihre Wege wären ferne wieder in ihr Land:
Man brachte Rüdigern, da man Chriemhilden fand.

Gar minniglich zu bitten der Recke da begann
Die edele Königin, sie möcht ihnen geben an,
Was sie entbieten wollte in Etzels Land.
Er wahrlich an ihr nichts anders als Verweigern fand.

Daſs sie nimmer minnen wollte mehr irgend einen Mann.
Da sprach der Markgraf: «Das wäre unrecht gethan;
Zu was wollt ihr verderben einen also schönen Leib?
Ihr möget noch mit Ehren werden gutes Mannes Weib.»

Nichts half es, daſs sie baten, bis daſs Rüdiger
Sprach heimlicherweise zu der Königin hehr,
Er wollte ihr vergüten was ihr je geschah;
Ein Theil begann ſanft zu werden ihr groſses Ungemach da.

Er sprach zu der Königin: «Laſst euer Weinen seyn;
Ob ihr bey den Hunnen hättet niemand, denn mich allein,
Meine getreuen Freunde und auch meine Mann;
Er muſs es sehr entgelten, hätte euch jemand was gethan."

Davon ward geringert wohl der Frauen Unmuth;
Sie sprach. «So schwört mir Eide, was mir auch jemand thut,
Daſs ihr seyd der nächste, der büſset mir meine Leid."
Da sprach der Markgraf: «Dazu bin ich euch, Frau, gern bereit»

Mit allen seinen Mannen schwur ihr da Rüdiger,
Mit Treuen immer zu dienen und daſs die Recken hehr
Ihr nimmer nichts versageten aus Etzels Land,
Was sie zu Ehren haben sollt'; das sichert' ihr da Rüdigers Hand.

Seit ich Freunde kann — gedachte die Getreue —
Also viel gewinnen, ich nicht die Rede mehr scheue
Der Leute, wie sie auch sey, ich jammerhaftes Weib.
Vielleicht noch wird gerochen meines lieben Mannes Leib!

Sie gedachte: Da nun Etzel der Recken hat so viel,
Soll ich denen gebieten, so thu' ich, was ich will;
Er ist auch wohl so reich, daſs ich zu geben habe.
Mich hat der leidige Hagen beraubet meiner Habe.

Sie sprach zu Rüdiger: «Hätt' ich das vernommen,
Daſs er nicht wär' ein Heide, so wär' ich gerne kommen,
Wohin er hätte Willen und nähm' ihn zum Manne mir.»
Da sprach der Markgraf: «Die Rede sollt, Fraue, lassen ihr.

Er hat so viel Recken aus der Christenheit,
Daſs es euch bey dem Könige niemals thut leid;
Vielleicht ihr's auch vermöget, daſs er taufet seinen Leib.
Drum möget ihr gerne werden des edeln Königes Etzel Weib.»

Da sprach wieder ihr Bruder: «Nun gelob' es Schwester mein;
Euren Unmuth den sollt ihr nun lassen seyn.»
Sie baten sie also lange, bis daſs ihr trauriger Leib
Gelobte vor den Helden: sie würde Etzels Weib.

Sie sprach: ich will euch folgen, ich gar arme Königin,
Daſs ich, so das nun mag seyn, fahr' zu den Hunnen hin,
Wenn ich habe Freunde, die mich führen in ihr Land.«
Darauf gab vor den Helden die schöne Chriemhild die Hand.

Da sprach der Markgraf: „Habet ihr zween Mann,
Dazu hab ich ihrer mehr, es wird gar wohl gethan,
Daſs wir euch wohl nach Ehren bringen über Rhein.
Ihr sollt nicht länger, Frau, hie zu Burgunden seyn.

Ich hab' fünfhundert Mannen und auch die Freunde mein,
Die sollen euch hier dienen und auch daheime seyn,
Frau, wie ihr nur gebietet; dem gleich ich selbst euch thu',
Daſs ich mich nimmer schäme, wenn ihr mich mahnet dazu.

Nun heiſset euer Pferdegeräth euch machen bereit;
Des Rüdiger Rath euch nimmer wird werden leid;
Und euren Mägden, die ihr mit führen wollt, es sagt.
Wohl mancher auserwählter Held uns auf der Straſs' anjagt.«

Sie hatten noch Geschmeide, um welches man ritt
Bey Siegfrids Zeiten, daſs sie mocht' führen mit
In Ehren manche Maid, wenn sie wollte von dann.
Hei! was man schöner Sättel den schönen Frauen gewann!

So sie jemals trugen irgend nur reiche Kleid',
Der'n war'n zu ihrer Fahrt gar manche nun bereit;
Denn ihnen von dem König so viel gesaget ward.
Sie schlossen auf die Kasten und nahmen, was wohl gespart.

Sie waren gar fleiſsig wohl an die fünfthalb Tag';
Sie suchten aus den Laden soviel darinnen lag.
Chriemhild ihre Kammer aufzuschlieſsen da begann,
Sie wollte machen reich alle die Rüdigers-Mann.

Sie hatte noch vom Golde aus dem Nibelungenland,
Sie wähnt', daſs bey den Hunnen es theilen sollt' ihr' Hand.
Es konnten hundert Mäuler von dannen nicht tragen.
Die Mähre hörte Hagen da von Chriemhilden sagen.

Er sprach: „Da mir Frau Chriemhild nimmer wird nun hold,
So muſs auch allhier bleiben des Herrn Siegfrid Gold;
Zu was sollt' ich meinen Feinden lassen so groſs Gut?
Ich weiſs gar wohl, was Chriemhild mit diesem Schatze thut;

Wenn sie ihn brächt' von hinnen, ich will wohl glauben das,
Er würde doch vertheilet allein mir zum Haſs.
Sie hat doch nicht die Rosse, die ihn sollten tragen,
Ihn will behalten Hagen, das soll man Chriemhilden sagen."

Da sie erhörte die Mähre, ward sehr von ihr geklagt;
Es ward auch den Königen allen dreyen gesagt,
Sie wollten es gerne wenden. — Da das nicht geschah,
Rüdiger der edele gar fröhlichen sprach da:

„Reiche Königin, zu was beklagt ihr das Gold?
Euch ist der König Etzel mit ganzen Treuen hold,
Ersehen euch seine Augen, er giebt euch also viel
Daſs ihr's verschwendet nimmer; das ich euch, Fraue, schwören will."

Da sprach die edle Königin: «Gar edeler Rüdiger,
Es gewann eines Königs Tochter nie Reichthum mehr,
Denn den mir Hagen nun hat abgenommen.»
Man sah ihr'n Bruder Gernot hin zu der Kammer kommen.

Aus Gewalt des Königes den Schlüssel stieſs er in die Thür,
Gold der Chriemhilde theilte man herfür,
Zu dreyſsigtausend Marken, oder wohl noch baſs;
Er hieſs es nehmen die Gäste, lieb war Herrn Günther das.

Da sprach von Bechelaren der Gotelinde Gemahl:
«Ob es meine Frau Chriemhild möcht' haben allzumal,
Was je ward hergeführet von Nibelungenland,
Es sollte wenig berühren mein' oder der Königin Hand.

Nun heiſset es behalten, denn ich davon nichts will;
Wohl führt' ich aus der Heimath des Meinen also viel,
Daſs uns auf der Straſse nichts abgeht,
Und unsere Zierde hie gar reich und herrlich steht.»

Davor in kurzer Zeit gefüllet zwölf Schrein'
Des allerbesten Goldes, das irgend mochte seyn,
Hatten ihre Verwandte, von dannen geführt es ward,
Und Zierrath viel der Frauen, das sie sollten haben zur Fahrt.

Die Gewalt des grimmen Hagen däuchte sie zu stark.
Sie hatte des Opfergoldes noch wohl tausend Mark,
Das theilt' sie für die Seele von ihrem lieben Mann.
Es däuchte Rüdigern mit groſsen Treuen gethan.

Da sprach die klagende Königin: Wo sind die Freunde mein,
Die mir zu Liebe in der Fremde wollen seyn?
Die sollen mit mir reiten in der Hunnen Land,
Die nehmen von meinem Schatz und kaufen Roſs und auch Gewand."

Da sprach zur Königin der Markgraf Eckewart:
„Da ich zu allererst euer Hofgesinde ward,
Da hab' ich euch mit Treuen gedienet:" sprach der Degen,
„Und will bis an mein Ende desselben immer bey euch pflegen.

Ich will auch mit mir führen fünfhundert meiner Mann,
Die euch zu Dienst mit rechten Treuen gehören an;
Wir sind wohl ungeschieden, es thue denn der Tod."
Der Recke neigt' sich Chriemhild; es macht ihr wahrhafte Noth.

Da zog man vor die Mähren; sie wollte fahr'n von dann;
Es ward gar groſses Weinen von Freunden da gethan.
Ute die gar reiche und manche schöne Maid
Die bezeigten, daſs ihnen wär' nach Frau Chriemhilden leid.

Hundert reicher Mägde sie von hier mit sich nahm;
Die wurden so gekleidet, als ihnen das zukam.
Da fielen ihnen die Thränen von lichten Augen nieder;
Sie erlebte viel der Freuden auch bey Könige Etzel wieder.

Da kam der Herre Giselher und auch Herr Gernot,
Mit all ihrem Hofgesind', als ihnen ihre Adelkeit gebot.

Da wollten sie begleiten ihre liebe Schwester von dann;
Sie führten ihrer Recken wohl tausend weidlicher Mann.

Da kam der schnelle Gere und auch Herr Ortwein:
Rumolt der Küchenmeister damit muſste auch seyn;
Sie beschlossen die Nachtherberg' bis an der Donau Gestad;
Günther ritt nicht mehr mit, als nur ein wenig vor die Satdt.

Eh' sie vom Rheine fuhren, hatten sie vorgesandt
Ihre Boten gar schnell in der Hunnen Land,
Die dem Könige sagten, daſs ihm Rüdiger
Zu Weibe hätte erworben die Königin edel und hehr.

Abenteuer, wie die Herren alle zu den Hunnen fuhren.

(Gesang XXV. Vers 6037 — 6356.)

Nun lassen wir das bleiben, wie sich gebehrdeten sie.
Recken voll höherem Muth die ſuhren nie
So recht herrlich in keines Königes Land;
Sie hatten, was sie wollten, beydes, Waffen uhd Gewand.

Der Vogt von dem Rheine kleidete seine Mann,
Sechzig und tausend, so wie ich Kunde gewann,
Und neuntausend Knechte zu der Festlichkeit,
Die sie daheim lieſsen, die beweinten es nach der Zeit.

Da trug man das Geräth zu Worms auf den Hof:
Es sprach da von Speier ein alter Bischof
Zu der schönen Ute: „Unsre Freunde wollen fahren
Gen der Hunnen Land; Gott müsse ihre Ehre da bewahren.“

Da sprach zu ihren Kindern die gar edle Ut':
„Ihr solltet hier bleiben, Helden kühn und gut,
Mir hat geträumt heint Nacht von ängstlicher Noth,
Wie alles das Geflügel in diesem Lande wäre todt.“ —

„Wer sich an Träume wendet, „sprach da Hagen.
„Der weiſs die rechten Mähren nicht zu sagen,
Wie es ihm zu Ehren völliglich steh';
Ich will, daſs mein Herr zu Hoſe mit Urlaub geh'.

Wir soll'n sehr gerne reiten in Etzels Land,
Da mag wohl dienen Königen guter Helden Hand,
Da wir da schauen müssen Chriemhildens Festlichkeit.“
Hagen rieth die Reise, jedoch 'gereut' es ihn nach der Zeit.

Er hätt' es widerrathen, nur einig, daſs Gernot
Mit groſser Ungebühr ihm entgegnete Spott.
Er mahnte an Siegfrid, der Frau Chriemhilde Mann;
Er sprach: „Darum stellt Hagen die Reise nach Hofe nicht an.“

Da sprach von Troneg Hagen: „Aus keiner Furcht ich's nicht thu:
Wenn ihr gebietet, Helden, so sollt ihr greifen zu,
Wohl ritt ich mit euch gerne in des Etzel Land.“
Drauf ward von ihm zerhauen mancher Helm und Schildes Rand.

Die Schiff' bereitet waren; da war gar mancher Mann,
Was sie an Kleidern hatten, die trug man daran;
Sie waren niemals müſsig bis zu des Abends Zeit,
Sie huben sich vom Hause darnach in Fröhlichkeit.

Die Zelten und auch die Hütten spannte man über das Gras,
Jenseit des Rheines; da geschehen war das,
Bat den König noch zu bleiben sein sehr schönes Weib,
Sie umfing noch des Nachts seinen wohlgebildeten Leib.

Posaunen und Flöten hub sich des Morgens fruh,
Daſs sie fahren sollten, da griffen sie dazu.
Wem Liebes lag in Armen, der kos'te Freundes Leib;
Es schied drauf vieles mit Leid des Königes Etzel Weib.

Die Kinder der schönen Ute die hatten einen Mann,
Kühn und viel getreu; da sie wollten von dann,
Da sagt' er dem König heimlich wie ihm war zumuth,
Er sprach: „Drob muſs ich trauern, daſs ihr die Hofereise thut."

Er war geheiſsen Rumold und war als Held bekannt.
Er sprach: „Wem wollt ihr lassen Leut' und auch das Land?
Da niemand kann abwenden euch, Recken, euren Muth.
Der Chriemhilde Mähren däuchten mir nicht gut." —

„Das Land sey dir befohlen und auch mein Kindelein,
Und diene wohl den Frauen, das ist der Wille mein.
Wen du siehst weinen, dem tröste seinen Leib;
Es thut uns nimmer Leid des Königes Etzel Weib."

Die Roſs' bereitet waren den Königen und ihr'n Mannen,
Mit minniglichem Kuſs schied wohl mancher von dannen,
Dem in hohem Muthe lebete da der Leib;
Das muſsten drauf beweinen gar manche herrliche Weib.

Da man die schnellen Recken sah zu den Rossen gehn,
Da erblickt man viele der Frauen traurig stehn,
Ihr gar langes Scheiden sagte ihnen das Herz:
Wenn groſses Schaden kommt, es vor empfindet wohl Schmerz.

Es erhoben sich da die schnellen Burgunden,
Da ward in dem Land ein groſses Leid gefunden,
Zu beyder Seit' der Berge weinte Weib und Mann:
Was auch ihr Volk that, sie fuhren fröhlich von dann.

Die Nibelungen Helden mit ihnen dann kamen,
In tausend Panzerhemden, die daheim Abschied nahmen
Von mancher schönen Frau, die sie wiedersahn nimmer mehr.
Des Siegfrids Wunden die schmerzten Chriemhilden sehr.

Da fingen sie die Reise gegen den Main nun an,
Auf durch Ostfranken, die Günthers Mann;
Dahin leitet sie Hagen, dem war es wohl bekannt.
Ihr Marschall das war Dankwart, der Held von Burgundenland.

Da sie von Ostfranken gen Schwanefeld ritten,
Da mochte man sie schauen in herrlichen Sitten,
Die Fürsten und ihre Freunde, die Helden lobesam.
An dem zwölften Morgen der König zu der Donau kam.

Da ritt von Troneg Hagen den andern allen zuvor,
Sein trostreiches Begleiten hob ihren Muth empor.
Da stieg der kühne Degen nieder auf den Sand,
Sein Roſs er gar bald zu einem Baume band.

Das Wasser war übergeflossen und die Schiff' verborgen;
Es erging den Nibelungen da zu groſsen Sorgen,
Wie sie kämen über; die Fluth war ihnen zu breit.
Da stand zu der Erde wohl mancher Ritter voll Fröhlichkeit.

„Leid," so sprach da Hagen, „mag dir hie wohl geschehen,
Vogt von dem Rheine, nun magst du selbst sehen,
Das Wasser ist übergeflossen, gar stark ist ihm seine Fluth;
Wohl, wähn' ich, wir hie verlieren noch heut manchen Recken gut." —

„Was wisset ihr für uns, Hagen?" sprach der König hehr:
„Durch eigene Tüchtigkeit; macht bange uns nicht mehr;
Den Furth sollt ihr uns suchen hinüber an das Land,
Daſs wir von hinnen bringen, beydes, Roſs und auch Gewand." —

„Wohl ist mir," sprach Hagen, „mein Leben nicht so leid,
Daſs ich mich wolle ertränken in diese Wogen so breit;
Eh' soll von meinen Händen ersterben mancher Mann
In Etzels Landen; dazu ich wohl guten Willen gewann,

Bleibt hie bey dem Wasser, ihr Ritter stolz und gut,
Ich will die Fährleut' suchen selbst bey der Fluth,
Die uns bringen über in Gelfrates Land.»
Da nahm der starke Hagen seinen guten Schildesrand.

Er war gar wohl gewaffnet; den Schild er nunmehr trug,
Seinen Helm aufgebunden, leuchtend war er genug.
Da trug er über dem Panzer eine Waffe also breit,
Die zu beyden Seiten gar gewaltiglich schneid't.

Da sucht' er hie und da nach dem Fährmann,
Er hörte Wasser gieſsen, lauschen er begann;
In einem schönen Brunnen thaten das weise Weib,
Die wollten sich da kühlen und badeten ihren Leib.

Hagen ward ihrer innen, er schlich ihnen heimlich nach.
Da sie es bemerkten, da war ihnen von dannen jach,
Daſs sie ihm entrönnen, das wünschten sie gar sehr;
Er nahm ihnen ihr Gewand, der Held schadete ihnen nichts mehr.

Da sprach das eine Meerweib, Hadburg war sie genannt:
«Edeler Ritter Hagen, wir machen euch hie bekannt,
Wenn ihr uns, kühner Degen, unser Kleid wieder gebt,
Was ihr bey den Hunnen in dieser Hofreise erlebt.»

Sie schwebten wie die Vögel vor ihm auf der Fluth;
Es däuchte ihm ihre Klugheit stark und auch gut,
Was sie ihm sagen wollten, er glaubte ihnen desto baſs.
Das er da von ihnen begehrte, wohl beschied sie ihm das.

Sie sprach: «Ihr möget wohl reiten hin in Etzels Land;
Drauf setz' ich euch, in Treuen, mein Haupt, hie zu Pfand,
Daſs Helden niemals fuhren in irgend ein Reiche baſs,
Nach also groſsen Ehren; nun glaubet wahrlich das.»

Die Rede freute da Hagen in seinem Herzen sehr;
Drum gab er ihnen ihre Kleider und säumte sich nicht mehr.
Da sie an sich legten ihr wunderlich Gewand,
Da sagten sie ihm recht die Reise in Etzels Land.

Da sprach das andre Meerweib, die hieſs Sigelind:
„Ich will dich warnen, Hagen, Aldrians Kind,
Dem Gewand zu Liebe hat dir mein Muhm' gelogen,
Und kommst du zu den Hunnen, so bist du sehr betrogen.

Traun du sollst kehren um, das ist wohl an der Zeit;
Denn ihr Helden kühn also geladen seyd,
Daſs ihr sterben müsset in Etzels Land.
Welche dahin reiten, die haben den Tod an der Hand."

Da sprach wieder Hagen: „Ihr trüget ohne Noth;
Wie möchte sich das wohl fügen, daſs wir alle todt
Sollten da bleiben, durch jemandes Haſs?"
Sie begannen ihm die Mähre zu sagen deutlicher und baſs.

Da sprach wieder die eine: „Es muſs sich also begeben,
Daſs euer Keiner wird da bleiben am Leben,
Alleinig des Königs Kappelan, das ist uns wohl bekannt,
Der kommt gesund wieder heim in Günthers Land.

Da sprach in grimmigem Muth der kühne Hagen:
„Das möcht' ich meinen Herren nicht leichtlich sagen,
Daſs wir bey den Hunnen sollten verlieren Leben und Leib;
Nun zeig' uns über's Wasser, du allerweisestes Weib."

Sie sprach: „Da du von der Fahrt nicht willst abgehen,
Findest du oben bey dem Wasser eine Herberge stehen,
Darinnen ist ein Fährmann und nirgend anders mehr."
Die Mähr', um die er fragte, die glaubte da nun er.

Zu dem unmuth'gen Recken sprach die eine darnach:
„Nun wartet noch, Herr Hagen, wohl ist euch gar zu jach;
Vernehmet noch baſs die Mähre, wie ihr kommt über den Sand:
Dieser Markherr der ist Else genannt.

Sein Bruder der ist geheiſsen der Degen Gelfrat,
Ein Herr in Baierland; viel Müh' es für euch hat,
Wollt ihr durch seine Mark, ihr sollt euch wohl bewahren,
Und sollt auch mit dem Fährmann gar bescheidentlich verfahren.

Der ist so grimmiges Muthes, er läſst euch nicht am Leben,
Ihr wollt denn mit guten Sinnen euch zu dem Helden begeben;
Wollt ihr, daſs er euch führe, so gebet ihr ihm den Sold;
Er hütet dieser Mark und ist Gelſraten hold.

Und kommet er nicht beyzeiten, so rufet über Fluth,
Und sprechet, ihr heiſset Amelrich, der war ein Held gut,
Der durch Feindschaft räumete diese Land',
So kommet euch der Fährmann, wenn von ihm wird der Nam' erkannt."

Der übermüth'ge Hagen da den Frauen neigte sich,
Er redte mit ihnen nicht mehr, sondern er stille schwieg;
Da ging er bey dem Wasser höher an den Sand,
Da er jenseits eine Herberge ſand.

Er begann zu rufen gewaltig hin über die wilde Fluth:
»Nun hol' mich über, Fährmann!« sprach der Degen gut,

„So geb' ich dir zum Lohne eine Spange von Golde roth;
Wohl ist mir dieser Fahrt, das wiſse, wahrlich noth.“

Der Fährmann war so reich, daſs zu dienen ihm nicht zukam,
Darum er Lohn gar selten von irgend jemand nahm,
Auch waren seine Knechte dazu voll hohen Muth;
Noch stand allzeit Hagen allein hie dieshalb der Fluth.

Da ruft' er mit der Kraft, daſs all die Woge ertoſs
Von des Helden Stärke, die war gewaltig und groſs:
„Nun hol' mich, Amelrichen, ich bin's, der Elsen Mann,
Der um starke Feindschaft von diesen Landen entrann.“

Gar hoch an seinem Schwerdte eine Spange er ihm bot,
Licht und schön war sie von Golde roth,
Daſs er ihn überführte in Gelfrats Land;
Der übermüth'ge Fährmann nahm: selbst das Ruder in die Hand.

Auch war derselbe Schiffmann gar gefährlich gesinnt;
Die Gier nach groſsem Gute sehr böses Ende gewinnt.
Da wollte er verdienen des Hagens Gold so roth,
Drum litt er von dem Degen mit grimmigem Schwerdt den Tod.

Der Fährmann fuhr mit Kraft hinüber an den Sand.
Da er, den er sich nennen hörte, dort nicht fand,
Da erzürnte er ernstlich und da er Hagen sah,
Mit grimmigem Muthe zu dem Helden sprach er da:

„Ihr mögt wohl Amelrich mit Namen nennen euch,
Dessen ich mich hie versehe, dem seyd ihr ungleich;
Von Vater und von Mutter war er der Bruder mein,
Nun ihr mich habt betrogen, müſst ihr diesseits seyn.“ —

„Nein, um Gott den reichen,“ sprach da Hagen,
„Ich bin ein fremder Recke und muſs um Degen Sorge tragen.
Nun nehmt hin freundlich, Herr, meinen Sold,
Daſs ihr mich überführet; ich bin euch wahrlich hold.“

Da sprach wieder der Fährmann: „Das mag nicht seyn,
Es haben groſse Feinde die lieben Herren mein;
Darum ich keinen Fremden führ' in diese Land';
So lieb dir sey zu leben, so tritt gar bald aus auf den Sand.“ —

„Nun thut das nicht!“ sprach Hagen, „traurig ist mein Muth;
Nehmt von mir hin aus Minne dieses Gold gar gut,
Und führet uns über tausend Roſs und also manchen Mann.“
Da sprach der grimme Fährmann: „Das wird nimmer mehr gethan.“

Er hub ein starkes Ruder, groſs und auch breit,
Er schlug es auf Hagen, dem machte es viel Leid,
Daſs er in dem Schiffe strauchelt' auf seine Knie.
So recht grimmer Fährmann kam dem Tronegger nie.

Da wollt' er mehr erzürnen den übermüth'gen Gast,
Er schlug mit einem Ruder, daſs es gar zerbrast,
Hagen über das Haupt; er war ein starker Mann;
Davon der Elsen Fährmann den groſsen Schaden gewann,

Mit grimmigem Muthe griff Hagen allzuhand
Gar bald zu einer Scheide, da er 'ne Waffe fand.
Er schlug ihm ab das Haupt und warf es auf den Grund,
Die Mähren wurden bald den stolzen Burgunden kund.

Zu derselben Zeit, da er den Schiffmann erschlug,
Floſs das Schiff zum Strom', das war ihm leid genug;
Eh' er's richtete wieder, zu ermüden er begann;
Da ruderte kräftiglich des Königes Günther Mann.

Mit gar geschwinden Zügen kehrt' es wieder um der Gast,
Bis ihm das starke Ruder in seiner Hand zerbrast;
(Er wollte zu den Recken hinauf an den Sand.)
Da war da keines mehr, heil wie schier er das Band,

Mit einer Schildfessel, das war ein schmales Band;
Gegen einen Wald so kehrt' er hinab zu Land,
Am Gestade stehend traf er die Herren an;
Da ging ihm entgegen wohl mancher weidlicher Mann.

Mit Gruſs ihn wohl empfingen die Ritter edel und gut.
Da sahen sie in dem Shiff rauchen das heiſse Blut,
Von einer starken Wunde, die er dem Fährmann schlug;
Da ward von den Degen befraget Hagen genug.

Da der König Günther das heiſse Blut ersah
Schwimmen in dem Schiffe, gar bald sprach er da:
»Nun saget mir, Herr Hagen wo ist der Fährmann hin kommen?
Eure starke Kraft, wähn' ich, ihm das Leben hat benommen.«

Da sprach er mit Lügen: »Als ich das Schiff da fand
Bey einer wilden Weide, da löst' es meine Hand;
Ich habe keinen Fährmann heut allhie gesehen,
Es ist auch niemandem Leid durch meine Schuld geschehen.«

Da sprach von Burgunden der Herre Gernot:
»Heute muſs ich sorgen um lieber Freunde Tod,
Da wir keine Schiffleut' leider nicht ersehn,
Wie wir kommen über, darum muſs ich trauriglichen stehn.«

Gar laut rief da Hagen: „Leget nieder auf das Gras,
Ihr Knechte, das Geräth; ich denke wohl, daſs
Ich bin der beste Fährmann, den man beym Rheine fand;
Wohl trau' ich euch zu bringen über in Gelfrates Land.“

Damit sie desto eher kämen über die Fluth,
Banden sie an die Ross'; derer Schwimmen war gut,
Denn die starke Woge keines ihnen benahm.
Einige schwammen fern, wie's durch die Müdigkeit kam.

Da trugen sie zu dem Schiffe ihr Gold und ihr Gewand',
Da von ihnen die Fahrt nicht konnt' werden abgewandt,
Hagen der war Schiffmann, drum führt' er auf den Sand
Gar manchen zierlichen Recken in das unbekannte Land.

Zum ersten bracht' er über tausend Ritter hehr,
Dazu seine Recken, dann waren ihrer noch mehr,
Neun tausend Knechte, die führt' er in das Land.
Des Tages war wohl fleiſsig des kühnen Tronegers Hand.

Da er sie wohl gesund brachte über die Fluth,
Da dachte an fremde Mähre der Degen schnell und gut,
Die ihm vorher da sagten, die wilden Meerweib;
Drob hätte des Königs Kaplan beynah verloren den Leib.

Bey dem Kapellgeräth' er den Pfaffen fand,
Auf das Heiligthum er sich lehnt' mit seiner Hand;
Das mocht' er nicht genieſsen, da ihn Hagen ersah.
Der arme Gottespriester muſst' leiden Ungemach da.

Er schwang ihn aus dem Schiff und war sehr schnell dazu.
Da riefen ihrer genug: „Halt, Herr, laſst ihn in Ruh'!“
Giselher der junge zu zürnen drum begann;
Er wollt' es doch nicht lassen, er hätt' ihm bald ein Leid gethan.

Da sprach von Burgunden der Herre Gernot:
«Was hilft euch nun, Hagen, des Kapelanes Tod?
Es sollt' ihm werden leid, thät ein anderer das;
Um welcherley Schuld wurdet ihr dem Priester voll Haſs?»

Der Pfaffe schwamm mit Kraft, er wollt' erhalten sein Leben,
Wenn ihm nur jemand hülfe; das wollte doch nicht zugeben
Der starke Hagen, gar zornig war sein Muth,
Er stieſs ihn zu dem Grunde, das däuchte niemand gut.

Da der arme Pfaffe keine Hülfe ersah,
Kehrte er wieder über, er litt Ungemach da;
Da er nicht schwimmen konnte, half ihm die Gotteshand,
Daſs er kam wohl gesund hin wieder aus an das Land.

Da stand der arme Priester und schüttelte sein Gewand;
Dabey sah wohl Hagen, daſs nicht wär' abgewandt
Die Mähre, die ihm sagten die wilden Meerweib;
Er dachte: diese Degen, die müssen verlieren den Leib.

Da sie das Schiff entluden und trugen von dannen,
Was sie darauf hatten, der dreyer Könige Mannen,
Schlug Hagen es zu Stücken und warf es in die Fluth;
Drob waren sehr verwundert die Recken kühn und gut.

«Warum that't ihr das, Herr Bruder?» so sprach da Dankwart,
«Wie soll'n wir kommen über, so wir die Rückfahrt
Reiten von den Hunnen zu Lande an den Rhein?»
(Später erst sagt' ihm Hagen, daſs es könnte nimmer seyn. —)

Da sprach der Held von Troneg: «Ich thu' es in dem Wahn,
Wenn wir auf dieser Reise haben einen zaghaften Mann,
Der uns entrinnen wolle aus zaghafter Noth,
Der muſs an diesen Wogen leiden schmählichen Tod.» —

Sie führten mit sich einen aus Burgundenland,
Der war ein tapferer Held und war Volker genannt,
Er redete zierlich und war voll Muth;
Was je beging Hagen, das däuchte den Fiedeler gut.

Ihre Ross' bereitet waren, ihre Säumer wohl geladen;
Sie hatten auf der Fahrt noch keinen groſsen Schaden
Genommen, der sie bemühte, denn nur des Königes Kaplan,
Der muſst' auf seinen Füſsen zum Rheine gehen von dann.

Abenteuer, wie Hagen und Volker vor dem Saal der Chriemhilde sassen.

(Aus Gesang XXIX. Vers 7054 — 7236.)

Da schieden sich die zween Recken löblich,
Hagen von Troneg und auch Herr Dieterich;
Da blickte über Achsel der Günthers Mann
Nach einem Heergesellen, den er gar bald gewann.

Er sah den Fiedeler bey Giselheren stehen,
Volkern, den gar kühnen, den bat er mit ihm zu gehen:
Denn er gar wohl erkannte seinen grimmigen Muth,
Er war in allen Dingen ein Ritter kühn und gut.

Noch lieſsen sie die Herren auf dem Hofe stehen,
Nur allein sie zween sah man von dannen gehen
Ueber den Hof gar fern, vor einem Pallast weit,
Die Auserwählten beyde fürchteten niemands Neid.

Sie setzten sich vor dem Hause, gen einen Saal weit und lang.
Der war Frau Chriemhilden, nieder auf eine Bank;
Da leucht'te ihnen von ihrem Leibe ihr herrlich Gewand,
Genug, die sie sahen, die hätten sie gerne erkannt.

So wie Thiere, die wilden, wurden sie begaffet an,
Die übermüth'gen Helden von manchem Hunnenmann;
Da ersah sie durch ein Fenster des Etzel Weib,
Drob ward da wieder betrübet der schönen Chriemhilde Leib.

Es mahnte sie an ihr Leid, zu weinen sie begann;
Drob hatten groſses Wunder die Etzels Mann:
Was ihr hätte betrübet so schnell ihren hohen Muth?
Sie sprach: „Das that mir Hagen, ihr Helden kühn und gut,

Sie sprachen: Fraue hehr, wie ist das geschehen?
Wir haben euch vor kurzem so frohgemuth gesehen;
Niemand ist so kühn, durch den es ist geschehn,
Heiſset ihr's uns rächen, es soll ihm an sein Leben gehn." —

„Dafür wollt' ich immer dienen, wer rächte mein Leid,
Alles, dessen er begehrte, dazu wär' ich ihm bereit;
Ich biet' mich euch zu Füſsen," so sprach des Königes Weib,
„Rächet mich an Hagen, daſs er verliere Leben und Leib."

Da gürteten sich zuhand wohl sechzig kühne Mann,
Der Frau zu Liebe, sie wollten von dann
Und wollten schlagen Hagen, den gar kühnen Mann
Und auch den Fiedeler; mit gemeinsamen Rath ward's gethan.

Als die Königin ihre Schaar so klein nur sah,
In einem grimm'gen Muthe sie zu den Helden sprach da:
„Wozu ihr habt Verlangen, davon sollt ihr abgehen,
Wohl dürftet ihr so geringe nimmer Hagen bestehen.

Wie stark und wie kühn der von Troneg auch sey,
Noch ist bey weitem kühner, der ihm da sitzet bey,
Volker der Fiedeler; der ist ein übler Mann;
Wohl sollt ihr die Degen nicht so leicht greifen an."

Da sie das erhörten, da gürteten sich ihrer mehr,
Dreyhundert schneller Recken, die Königin hehr
War darum sehr besorgt, daſs sie rächte ihr Leid;
Davon ward drauf den Degen gar groſse Mühe bereit.

Als sie nun wohl gewaffnet ihr Heergesinde sah,
Zu den schnellen Degen die Königin sprach da:
„Nun wartet eine Weile, ihr sollt noch stille stehn;
Wohl will ich unter Krone mit euch zu meinen Feinden gehn.

Und höret die Schmach, die mir hat gethan an
Hagen von Troneg, der Günthers Mann,
Ich weiſs ihn so übermüthig, daſs er's nicht läugnet mir,
So ist es mir auch gleich, was ihm darum geschieht allhier."

Da sah der Fiedeler, ein gar kühner Degen,
Die edle Königin von einer Stieg' sich bewegen
Nieder von dem Hause; als er das ersah,
Der gar weise Recke zu seinem Heergesellen sprach da:

«Nun schauet, Freund, Herr Hagen, wie sie dort her schreitet,
Die uns in Untreuen in ihr Land verleitet;
Ich ersah mit einer Königin nie so manchen Mann,
Die Schwerdt in Händen trügen, so streitfertig kommen an.

Wisset ihr, Freund, Herr Hagen, daſs sie euch tragen Haſs,
So rath' ich euch mit Treuen, ihr hütet desto baſs
Euren Leib und eure Ehre, wohl dünket es mich gut;
So ich's kann inne werden, tragen sie bösen Muth.

Und sind auch ein'ge in der Brust so stark und weit,
Wer sich selbst will behüten, der thue das bey Zeit;
Ich wähne, daſs sie den Panzer an ihrem Leibe tragen,
Was sie damit meinen, das kann ich niemanden sagen.»

Da sprach in zornigem Muth Hagen der kühne
Mann:
«Ich weiſs wohl, daſs es alles ist auf mich gethan,
Daſs sie die lichten Waffen tragen in der Hand;
Vor denen möcht' ich reiten noch in der Burgunden Land.

Nun saget mir, Freund Volker, wollt ihr mir
beystehn,
Wenn mit mir wollen Streit der Chriemhilde
Mannen begehn?
Das lasset ihr mich hören, so lieb als ich euch sey;
Ich steh' euch immerfort mit Treuen dienstlich
bey.»

Da sprach der Spielmann: «Ich helf' euch sicherlich,
Ob auch uns hie entgegen säh' gehn den König ich
Mit allen seinen Recken; so lang ich leben muſs,
So entweich' ich euch aus Furcht zum Helfen
nimmer einen Fuſs.» —

«Nun lohn' euch Gott vom Himmel, viel edler
Volker!
Wenn sie mit mir streiten, wessen bedürft' ich
nun mehr?
Seit ihr mir helfen wollt, als ich habe vernommen,
So mögen diese Degen nun alle bewaffnet
kommen.»

Der Spielmann sprach darauf: „Laſst uns vom
Sitze aufſtehen,
Sie ist eine Königin, wir lass'n sie vorübergehen
Und bieten ihr die Ehre, sie ist ein edel Weib;
Damit wird auch erhoben in Adel unser beyder
Leib.“ —

„Nein, mir zu Liebe!“ sprach wieder Hagen,
„Es möchten diese Degen leicht den Wahn tragen,
Daſs ich's aus Furcht thäte und wollte von hinnen gehen;
Ich will um ihrer keinen nimmer von dem
Sitz' aufſtehen.

Wohl ziemt es uns beyden, fürwahr, zu lassen das;
Wie sollt' ich den ehren, der mir hegt Haſs?
Das thu' ich nimmer, so lang ich hab' Leben
und Leib;
Traun, nicht acht' ich, daſs mich hasset des
König Etzel Weib.“

Der übermüth'ge Hagen legt' über seine Bein'
Eine gar lichte Waſſe, aus deren Knopf gab
Schein
Ein weit leuchtender Jaspis, grüner als ein Gras;
Wohl erkannt es Chriemhild, daſs sie sonst
Siegfrid besaſs.

Da sie das Schwerdt erkannte, das macht' ihr
groſse Noth;
Sein Gefäſs das war gülden, der Scheide Borten
roth.
Es mahnte sie an ihr Leid, zu weinen sie begann;
Ich wähn', es hatte Hagen sie zu reizen gethan.

Volker der gar kühne zog näher zu der Bank
Einen Fiedelbogen, stark, groſs und auch lang,
Gleich einem scharfen Schwerdte, gar licht
und breit;
Da saſsen ohne Furcht die zween Degen mit
Tapferkeit.

Nun däuchten sich so hehr die kühnen Mann
zween,
Daſs sie nicht wollten von dem Sitze aufstehen,
Aus keiner Furcht. Da ging bis zu ihren Füſsen
Die edle Königin und bot ihnen feindliches
Grüſsen.

Sie sprach: «Nun sagt mir, Hagen, wer hat
nach euch gesandt?
Daſs ihr durftet reiten her in diese Land',
Zu also starken Leiden, so ich einst von euch
erlitt;
Hättet ihr rechte Sinne, ihr wäret nicht gekommen
mit.» —

„Nach mir," sprach da Hagen, „niemand sandt',
Man ladete drey Degen her zu dem Land',
Deren Vasall ich bin, sie heiſsen meine Herrn;
Bey keiner Hofreise war ich jemals von ihnen fern."

Sie sprach: „Nun saget mir mehr, warum thatet ihr das,
Daſs ihr es habt verdienet, daſs ich euch trage Haſs?
Ihr schluget Siegfriden, meinen lieben Mann,
Darum ich bis an mein Ende nimmer genug weinen kann." —

„Was soll der Rede mehr? sprach er, „ihrer ist genug;
Ich bin's nun einmal, Hagen, der Siegfrid erschlug,
Den Helden aus Niederlanden; gar sehr er es entgalt,
Daſs die Frau Chriemhild die schöne Brunhild schalt.

Es ist nicht zu läugnen, reiche Königin,
Was böser Schaden geschah, daran Schuld allein ich bin;
Nun räch' es, wer da wolle, es sey Weib oder Mann,
Ich will nimmer lügen, ich hab' euch Leides viel gethan."

Sie sprach: „Nun hört, ihr Recken, wie er mir gesteht
Alle meine Leiden; wie's ihm darum ergeht,
Das ist mir gleichgültig, ihr Etzels Mann."
Die Hunnischen Degen sahen fest einander an.

Wenn einer den Streit da hübe, so wäre da geschehen,
Daſs man den zweyn Gesellen Ehre müſst' zugestehen:
Denn sie in Stürmen hatten sich oftmals so gezeigt.
Wessen sich jene vermaſsen, das ward aus Furcht nicht erreicht.

Da sprach einer der Recken: „Was sehet ihr mich an?
Das ich eh' gelobte, wird nicht von mir gethan,
Um niemandes Gabe verliere ich meinen Leib;
Wohl will uns verleiten des Königes Etzel Weib."

Da sprach dazu ein andrer: „Das ist auch der Wille mein;
Wer mir gäbe Thürme von Golde roth und fein,
Diesen Fiedeler den wollt' ich nicht bestehen,
Um seine bösen Blicke, die ich an ihm hab' gesehen."

Auch kenne ich Hagen von seinen jungen Tagen,
Drum mag man von dem Recken leichtlich mir sagen;
In zwey und zwanzig Stürmen hab' ich ihn eh' gesehen,
Da gar mancher Frauen von ihm ist Herzeleid geschehen.

Er und der von Spanien*) die traten manchen Steig,
Da sie hier bey Etzel hieben manchen Streich,
Zu Ehren dem edlen Könige, das ist von ihm viel geschehen;
Darum mufs man Hagen die Ehre mit Recht zugestehen.

Denn noch war der Recke seiner Jahre ein Kind,
Dafs da jung waren, die nun Greise sind;
Nun ist er gekommen zu Verstand und ist ein grimmiger Mann;
Auch trägt er Balmung, davor niemand bestehen kann."

Damit war geschieden, dafs niemand begann Streit;
Da geschah der Königin gar herzliches Leid;
Die Helden kehrten von dann, wohl fürchteten sie den Tod
Von dem Fiedeler, das macht' ihnen sicherlich viel Noth.

---

*) Walther.

Da sprach der kühne Volker: „Wir haben das wohl geschaut,
Daſs wir hier Feinde finden, als es uns vorher ward vertraut;
Wir sollen zu den Königen hin zu Hofe gehen,
So darf unsre Herren mit Streit niemand bestehen.

Wie oft man aus Furcht manches Ding verläſst,
Wo doch Freund bey Freunde so freundlich steht fest!
Und hat er gute Sinne, daſs er's weislich thut,
So sind kluge Sinne für manches Mannes Schaden gut.“ —

„Nun will ich euch folgen;“ sprach Hagen dagegen.
Sie gingen, da sie trafen die kühnen Degen
In groſsem Empfange noch auf dem Hofe an;
Volker der gar kühne laut zu rufen begann.

Er sprach zu seinen Herren: „Wie lange wollt ihr stehn,
Daſs ihr euch lasset drängen? ihr sollt zu Hofe gehn,
Und höret von dem Könige, wie ihm sey zu muth.“
Da sah man sich gesellen die Helden kühn und gut.

Abenteuer, wie Dankwart seine Mähre zu Hofe seinen Herren brachte.

(Gesang XXXIII. Vers 7885 — 8120.)

Gar laute rief da Dankwart vor dem Saal:
„Ihr sitzet, Bruder Hagen, zu lange allzumal;
Euch und Gott vom Himmel klage ich unsre Noth:
Ritter und Knechte sind in der Herberge todt.“

Er rief ihm hin entgegen: „Wer hat das gethan?“ —
„Das that der Herr Blödel und andere seiner Mann;
Auch hat er's nicht genossen, die Mähre will ich euch sagen;
Ich habe mit meinen Händen ihm sein Haupt abgeschlagen.“ —

«Das ist ein kleiner Schade,» sprach Hagen dagegen,
»Wo man solche Mähre saget von Degen,
Daſs er von Reckenhänden verlieret seinen Leib,
Ihn sollen desto geringer beklagen treffliche Weib.

Nun saget mir, lieber Bruder, wie seyd ihr so roth?
Ich wähne, ihr von Wunden leidet groſse Noth;
Ist jemand in dem Lande, der's euch hat gethan,
Ihm helfe der böse Teufel, es geht gen sein Leben an.« —

»Ihr seht mich wohl gesund, mein Gewand ist Blutes naſs,
Von andern Mannen Wunden ist mir geschehen das,
Der'n ich also manchen heute hab' erschlagen;
Wenn ich's beschwören sollt', ich könnt' es nimmer anders sagen.«

Er sprach: «Bruder Dankwart, so hütet uns die Thür,
Und lasset der Hunnen keinen kommen nicht hinfür;
Ich will reden mit den Recken, als uns dazu zwingt Noth,
Unser Hofgesinde liegt von ihnen unverdient todt.« —

„Soll ich seyn Kämmerer?" so sprach der kühne Mann,
„Also reichen Königen ich wohl dienen kann,
So pflege ich der Stiegen nach den Ehren mein."
Den Chriemhilden Degen konnte leidvoller nicht seyn.

„Mich nimmt das groſses Wunder," sprach da Hagen,
„Was nur hinnen die Hunnen Degen sich heimlich sagen;
Sie, wähn' ich, deſs, der an der Thür' dort steht, leicht entbehren,
Der auch hat den Burgunden gesaget die Hofemähren.

Ich hab' gehört gar lange von Chriemhilden sagen;
Daſs sie ihr Herzenleid wollt' nicht ungerochen tragen;
Nun trinken wir auf Minne und vergelten des Königs Wein;
Der junge Vogt der Hunnen der muſs hie der erste seyn."

Da schlug das Kind Ortlieben Hagen der Held gut,
Daſs ihm an dem Schwerdt auf die Hand floſs das Blut,

Und daſs der Königin das Haupt sprang in den Schooſs;
Da hub sich unter den Degen ein Mord gar grimmig und groſs.

Auch schlug er dem Hofmeister einen gar geschwinden Schlag,
Mit beyden seinen Händen, der des Kindes pflag,
Daſs ihm das Haupt schier flog vor dem Tisch' hinab.
Es war ein jämmerlicher Lohn, den er dem Hofmeister gab.

Er sah vor Etzels Tische einen Spielmann;
Hagen in seinem Zorne dahin zu gehen begann,
Er schlug ihm über der Fiedel ab die rechte Hand:
„Das habe für die Botschaft in der Burgunden Land." —

„O weh mir meiner Hand!" sprach Werbel der Spielmann,
„Herr Hagen von Troneg, was hab' ich euch gethan?
Ich kam auf groſse Treue in eurer Herren Land;
Wie kling' ich nun die Töne, seit ich verloren hab' die Hand?"

Hagen achtete gering, ſiedelt' er auch nimmermehr;
Da übte sich in dem Hause der Mordgrimme sehr
An den Etzels Recken, der'n er so manchen schlug;
Er bracht' ihrer in dem Saale zu dem Tode genug.

Volker sein Geselle von dem Tische sprang,
Sein Fiedelbogen ihm laut an seiner Hand erklang,
Da ſiedelte ungefüge der Könige Spielmann;
Hei! was er ihm zu Feinden der kühnen Hunnen gewann.

Da sprangen von den Tischen die drey Könige hehr;
Sie wollten's gerne scheiden, eh' des Schadens würde mehr.
Sie konnten's mit ihren Sinnen da nicht vollbringen,
Da Volker und auch Hagen so sehr zu wüthen anſingen.

Da der Vogt vom Rheine sah unabwendbar den Streit,
Da schlug der Fürst selbst gar manche Wunde weit
Durch die lichten Panzer den argen Feinden sein;
Er war ein Held mit der Hand, das lieſs er wohl sichtlich seyn.

Da kam auch zu dem Streite der starke Gernot;
Wohl streckt' er den Hunnen gar manchen Helden todt.
Mit dem scharfen Schwerdte, das gab ihm Rüdiger,
Den Etzels Recken that er gar gewalt'ge Beschwer.

Der junge Sohn der Frau Ute zu dem Streite sprang,
Seine Waffe herrlich durch die Helm' erklang
Den Etzels Recken aus der Hunnen Land;
Da that gar groſses Wunder des kühnen Giselher Hand.

Wie tapfer sie alle waren, die Kön'ge und ihre Degen,
Doch sah man Giselheren den starken Feinden entgegen
Zu allervorderst stehn; er war ein Held gar gut;
Er streckt' da mit den Wunden gar manchen nieder in das Blut.

Die Etzel Mannen sich auch gar heftig wehrten.
Da sah man die Gäste mit den lichten Schwerdten
Immer hauend gehen durch des Königes Saal;
Da hörte man allenthalben vom Streite gewaltigen Schall.

Da wollten die drauſsen bey den Freunden seyn drinn;
Sie nahmen an der Stiege sehr kleinen Gewinn;
Da wollten die darinnen gar gerne vor die Thür,
Da lieſs doch der Pförtner ihrer keinen nicht dafür.

Da hub sich in der Pforte gar groſs der Gedrang.
Und auch von den Schwerdten auf Helmen, lauter Klang.
Drob kam der kühne Dankwart in gar starke Noth.
Dafür sorgte drauf sein Bruder, als ihm seine Treue gebot.

Gar laut rief Hagen da Volker dem Kecken:
„Seht ihr dort, Geselle, vor Hunnischen Recken
Meinen Bruder stehen unter starken Schlägen?
Freund, helft mir dem Bruder, eh' wir verlieren den Degen."

„Das thu' ich sicherlichen;" sprach der Spielmann.
Er nun fiedelnd durch den Pallast zu gehen begann,
Ein scharfes Schwerdt ihm oft in seiner Hand erklang;
Die Recken von dem Rheine sagten ihm drob groſsen Dank.

Volker der gar kühne zu Dankwarten sprach:
„Ihr habt erlitten heute manch groſses Ungemach,
Mich bat euer Bruder um Hülſe zu euch zu gehen;
Wollt ihr nun seyn drauſsen, so will ich innerhalb stehen."

Dankwart der gar schnelle stund auſserhalb der Thür;
Da wehrt' er ihnen die Stiege, wieviel ihrer kamen dafür.
Drob hörte man Waſſen hallen an der Helden Hand,
So thät auch innerhalben Volker von Burgundenland.

Der kühne Fiedeler rief hin über die Menge:
„Mein Freund, Herr Hagen, das Haus ist beschlossen enge,
Wohl ist also verschränket die Etzels Thür'
Von zweyer Recken Händen, die gehen wohl tausend Riegeln für."

Da der starke Hagen die Thür' so sah in Hut,
Den Schild warf er zurück, der Degen kühn und gut,
Nun erst begann er zu rächen seiner Freund Leid;
Seinen Zorn muſste entgelten manche Ritter voll Zierlichkeit.

Als der Vogt von Berne das Wunder recht ersah,
Daſs der grimme Hagen so manchen Helm brach da,
Der König der Amelungen sprang auf eine Bank,
Er sprach: „Hie schenket Hagen den allerbösesten Trank."

Der Wirth trug groſse Sorge, sein Weib hatt' auch genug;
Wie viel man lieber Freunde vor seinen Augen erschlug!
Der Feind ihm selber kaum das Leben da noch lieſs;
Er saſs gar ängstlich dort; was half's ihm, daſs er König hieſs?

Chriemhild die Fraue rief Dietrichen an:
„Nun hilf mir von dem Sitze, Ritter, und von dann,
Um aller Fürsten Tugend, du, aus Amelungen Land!
Erreichet mich dort Hagen, ich hab' den Tod an der Hand." —

„Wie soll ich euch wohl helfen," sprach da Dieterich,
„Gar edele Königin? wohl sorg ich selbst um mich;
Es sind so sehr erzürnet die Günthers Mann,
Daſs ich in diesen Stunden niemand wohl befrieden kann." —

„Nein, mein Herre Dieterich, gar edler Ritter gut,
Lass' heut' erscheinen deinen tugendlichen Muth;
Daſs du mir hilfst von hinnen, oder ich bleibe todt;
Nun hilf mir und dem Könige aus dieser ängstlichen Noth." —

„Ich will's versuchen, ob mir euch Hülfe glückt;
Denn ich in langen Zeiten nicht habe erblickt
Also bitterlich erzürnet so manchen Ritter gut."
Wohl sah er durch die Helme von Schwerdten flieſsen das Blut.

Mit Kraft begann zu rufen der Degen Ruhmes voll,
Daſs seine Stimme laut wie ein Wiesenthorn erscholl,
Und daſs der Pallast weit von seiner Kraft ertoſs;
Die Stärke Dieterichs war gar unmäſsig groſs.

Da erhörte Günther rufen diesen Mann;
In dem starken Sturm; zu lauschen er begann;
Er sprach: „Dietrichs Stimme ist in mein Ohr gekommen,
Ich wähn', ihm unsere Degen haben etwas hie benommen.

Ich sehe ihn auf dem Tische, er winket mit der Hand;
Ihr Freunde und ihr Verwandte von Burgundenland,
Höret auf mit dem Streite, laſst hören und sehen,
Was hie dem kühnen Degen von uns zu Schaden sey geschehen.»

Da der König Günther bat und auch gebot,
Hielten sie ein mit den Schwerdten in des Stürmes Noth;
Er übte Gewalt gar groſs, daſs da niemand schlug.
Wohl fragt' er den von Bern um die Mähre bald genug;

Er sprach: «Sehr edler Dietrich, was ist euch hie gethan
Von meinen Verwandten? Gern biete ich euch an
Suhne und Buſse, dazu bin ich euch bereit.
Was euch jemand thäte, das wäre mir inniglich leid.»

Da sprach der Herr Dietrich: «Mir ist noch nichts geschehn,
Wodurch ich irgend Schaden von euch möchte seyn,

Nur laſst mich von dem Streite mit dem Gesinde mein,
Das will ich nun euch Degen immer verdienend seyn.« —

»Wie flehet ihr so sehr!« sprach da Wolfhart,
»Wohl von dem Fiedeler die Thür nicht so versperrt ward,
Wir schlieſsen sie auf so weit, daſs wir gehen von dann.« —
»Nun schweig!« so sprach Herr Dietrich, »du hast den Teufel gethan.«

Da sprach der König Günther: »Erlauben ich euch's will,
Führet aus dem Hause wenig oder viel,
Ohne meine Feinde, die sollen immer bleiben stehen,
Mir ist durch sie bey den Hunnen gar groſses Leid geschehen.«

Der Herr da von Berne unter einen Arm schloſs
Die edele Königin, deren Angst die war groſs,
Da führte er anderseits Etzeln mit sich von dannen;
Auch gingen mit ihm hinweg sechs hundert seiner kühnen Mannen.

Da sprach der Markgraf, Herr Rüdiger, edel und hehr:
„Soll noch aus dem Hause jemand kommen mehr,
Die euch doch dienen gerne, so lasset's uns hören,
So soll man stäten Frieden guten Freunden nimmer stören.“

Drauf antwortete Giselher seinem Schwäher zuhand:
„Friede und Sühne machen wir euch bekannt,
Da ihr seyd in Treuen stät, ihr und eure Mannen;
Ihr sollt ungeängstigt mit euren Freunden gehn von dannen.“

Da Rüdiger der Herre räumte den Saal,
Fünf hundert oder mehr folgten ihm hinab zumal.
Die Stiegen von dem Hause, das waren seine Mann,
Von denen der König Günther groſsen Schaden drauf gewann.

Da sah ein Hunnen Recke mit dem Berner
Etzel den König gehen, das wollt benutzen er;
Dem gab der Fiedeler einen schweren Schlag,
Daſs ihm vor Etzels Füſsen das Haupt gleich nieder lag.

Da der Wirth des Landes kam aus dem Haus von dann,
Da kehrt' er sich hin wieder und sah Volkern an:
„O weh mir dieser Gäste! das ist 'ne grimme Noth,
Daſs alle meine Freunde soll'n bleiben vor ihnen todt!

O weh der Festlichkeit!“ sprach der hehre König,
„Da ficht einer innen, der nennet Volker sich,
So wie ein wilder Eber und ist ein Spielmann;
Ich dank' es meinem Heile, daſs ich dem Teufel entrann.

Seine Lieder lauten übel, seine Züge die sind roth,
Wohl fällen seine Töne gar manchen Helden todt;
Ich weiſs nicht, was an uns rügt derselbe Spielmann;
Denn ich noch keinen Gast so leidenvoll gewann.“

Zur Herberge gingen die Recken also hehr,
Der Herre da von Berne und auch Rüdiger;
Sie wollten mit dem Streite nichts haben zu thun,
Und geboten auch ihren Degen, daſs sie mit Frieden sollten ruhn.

Und hätten die Burgunden versehn sich solcher Schwere,
Daſs die ihnen von den beyden künſtighin wäre,
Sie wären von dem Hause nicht so sanft gekommen,
Sie hätten eine Straſe an den gar kühnen eh' genommen.

Sie hatten, die sie wollten, gelassen aus dem Saal,
Da hub sich innerhalben ein gewaltiger Schall;
Die Gäste sehr rochen, das ihnen vorher geschah,
Volker der gar kühne, heit was er lichter Helme brach da!

Sich kehrte gen den Schall der hehre König Günther:
„Hört ihr die Töne, Hagen, die dort Herr Volker
Mit den Hunnen fiedelt, wer zu der Thür nur trat?
Es ist ein rother Anstrich, den er am Fiedelbogen hat." —

„Mich reuet ohne Maſsen," sprach Hagen dagegen,
„Daſs ich mich jemals schied von diesem Degen;
Ich war sein Geselle und auch er der mein',
Und kehr'n wir jemals wieder, soll'n wir's noch immer mit Treuen seyn.

Nun schaue, König Günther, Volker der ist dir hold,
Er dienet williglich für dein Silber und dein Gold;
Sein Fiedelbogen ihm schneidet durch den gar harten Stahl,
Er bricht von den Helmen die leuchtenden Zierden allzumal.

Man ersah nie einen Fiedler so herrlich stehn,
Als man den Degen Volker heute hat gesehn;
Denn seine Lieder hallen durch Helm und Schildesrand,
Wohl soll er reiten gute Ross' und tragen herrlich Gewand.«

Soviel es der Hunnen Recken in dem Hause hatte gegeben,
Deren war nun keiner darinnen mehr am Leben;
Der Schall war nun geschwichtet, da niemand bot mehr Streit;
Die Schwerdter von Händen legten die kühnen Degen voll Tapferkeit.

Aventiure, wie Ruedeger erslagen wart.

(Gesang XXXVII. Vers 8641 — 9048.)

Ez heten die ellende[1] wider[2] morgen guot getan:
wine[3] der Gotelinde chom ze hove gegan.
do sach er beidenthalben diu grozlichen ser,
daz weinte innechlichen der vil guote Ruedeger.

„So we mir," sprach der reche, „daz ich ie den lip gewan,
daz disen grozen iamer chan niemen understan:
swie gerne ich'z vriden wolde, der chünich en tuot ez niht!
wande er den sinen leide ie mer unde mer gesiht."

---

[1] Fremden. [2] gegen. [3] Gemahl.

Do sande an Dieterichen der guote Ruedeger:
ob si'z noch chunden wenden an den chünigen her?
do enbot im der von Berne: „wer moht' iz understan?
ez en wil der chünich Etzel niemen scheiden lan.“

Do sah ein Hiunen reche Ruedegeren stan,
mit weinenden ovgen, unde hetes vil getan;
der sprach zer chuneginne: „nu seht ir, wie er stat,
der doch gewalt den meisten hie bi Etzeln hat!

Unt dem allez dienet, liut' unde lant;
wie ist so vil der bürge an Ruedeger gewant!
der er von dem chünige vil manigiu haben mach:
er gesluoch in disen stürmen nie lobelichen slach.

Mich dunchet, er'n ruoche, 1) wie ez hie umbegat, 2)
sit et er den vollen nach sinem willen hat;
man giht im, er sie chüner, danne iemen müge sin:
das ist iu disen sorgen worden bosliche schin.“

---

1) sorge, achte. 2) zugeht.

Mit trurigem muote, der vil getriuwe man,
den er daz reden horte, der helt der blicht' in an,
er dahte: du solt ez erarnen,[1] du gihest, ich si verzagt;
du hast disiu mære ze hove ze lute gesagt.

Diu ſuost begond' er twingen,[2] do lieſ er in an,
unde sluoch so chrepſtechliche den Hiunischen man,
daz er im vor den ſuozen lach viel schiere tot:
do was aber gemeret des chünich Etzeln not.

»Hin, du zage mære!« sprach do Ruedeger,
»ich han doch genuoge leit unde ser;[3]
daz ich hie niht en vihte,[4] zwiu' wizzestu[5] mir daz?
ia wære ich den gesten von grozen schulden gehaz,

Unde allez, daz ich mœhte, het' ich in getan,
niwan,[6] daz ich di rechen her geſüret han;
ia was ich ir geleite in mines Herren lant:
Des en sol mit in niht striten min vil ellendes hant.«

---

[1] büſsen. [2] ballen. [3] Schmerz. [4] fechte.
[5] verweisest. [6] nur.

Do sprach zu dem marchgraven Etzel der chuenich her:
»wie habt ir uns geholfen, vil edel Ruedeger!
wand' 1) wir so vil der veigen 2) hie ze lande han,
wir bedorften ir niht mere: ir habt vil uebele getan.«

Do sprach der ritter edele: »da beswæret' er mir den muot,
unde hat mir geitewizzet 3) ere unde guot,
des ich von dinen handen han so vil genomen:
daz ist dem lugenære, ein teil unstæteliche 4) chomen.«

Do chom diu chueneginne; unde het iz ovch gesehen,
daz von des heldes zorne dem Hiunen was geschehen;
si chlaget' ez ungefuoge, ir ovgen wurden naz,
si sprach ze Ruedegere: »wie habe wir verdienet daz,

Daz ir mir unt dem chuenige meret unser leit?
nu habt ir uns, edel Ruedger, allez her geseit,
ir woldet durh uns wagen diu ere unde ovch daz leben:
ich hort' iu vil der rechen den pris vil groezlichen geben.

---

1) denn. 2) Todte. 3) vorgeworfen. 4) ungelegen.

Ich man' iuch der genaden, und' ir mir habt gesworn,
do ir mir ze Etzeln rietet, ritter uozerchorn,
daz ir mir woldet dienen an unser eines tot:
des wart mir armem wibe nie so grozliche not."—

„Daz ist ane lovgen, ich swuor iu, edel wip,
daz ich durch iuch wagete ere unde ovch den lip:
daz ich diu sele vliese, 1) des en han ich niht gesworn;
zu dirre 2) hohgezite braht' ich di fuersten wolgeborn."

Si sprach: „gedenche, Ruedger, der grozen triuwe 3) din,
der stæte und' ovch der eide, daz du den schaden min
immer woldest rechen und' elliu miniu leit."
do sprach der marchgrave: „ich han iu selten verseit."

Etzel der vil riche vlegen ovch began;
do buten si sich ze fuezen beyde für den man;
den edelen marchgraven unmotes man do sach!
der vil getriuwe recche harte 4) iamerlichen sprach:

---

1) verliere. 2) dieser. 3) Treue. 4) sehr.

„O we mir gotes armem, daz ich ie ditze[1]) gelebet han!
aller miner eren der muoz ih abestan,
triuwen unde zuehte, der got an mir gebot:
o we, got von himele, daz miches niht wendet der tot!

Swelhez ich nu laze, unt daz ander' began,
so han ich bosliche unde vil ubele getan;
laze aber ich si beidiu, mich schiltet elliu diet:[2])
nu geruoche mich bewisen, der mir ze lebene geriet.“

Do baten si in genote, der chuenich und' orch sin wip;
des muosen sider[3]) rechen verliesen den lip
vor Ruedgeres hende, da orch der helt erstarp:
ir mueget daz hie wol hören, daz er vil iamerlichen warp.

Er wiste schaden gewinnen und' ungefuegiu leit;
er het' dem chuenige vil gerne verseit
und' orch der chuenegiune: vil sere vorhte[4]) er daz,
ob' er ir einen sluege, daz im diu werlt[5]) wuerde gehaz.

---

1) dieſs. 2) Volk. 3) ſeitdem. 4) fürchtete. 5) Welt.

Do sprach zuo dem chuenige der vil chuene man:
„her chuenich, nu nemt hin widere, al daz ich von iu han,
daz lant mit den buergen, der sol mir niht bestan:
ich wil uf minen fuozen in daz ellende gan.

Alles guotes ane so rum'[1]) ich iu din lant:
min wip und' miniu tohter nim' ich an miniu hant;
e daz ich ane triuwe beliben muese tot:
ich het' genomen ubele iuwer golt also rot.“

Do sprach der chuenich Etzel: „wer huelfe danne mir?
daz lant zuo den liuten, daz gib' ich allez dir,
daz du mich rechest, Ruedger, an den vienden min:
du solt ein chuenich gewaltich beneben Etzeln sin.“

Do sprach aber Ruedger: „wie sol i'z anevan?[2])
heim zu minem huse ich si geladen han;
trinchen unde spise ich in guetlichen bot
und' gab' in miniu gabe: wie sol ich raten in den tot?

---

1) raume. 2) anfangen

Di liute wænent lihte,[1] daz ich si verzaget:
deheinen minen dienest han ich ihn versaget,
den vil edeln fuersten unt den iren man:
ovch riuwet[2] mich diu vriuntschaft, diu ich mit ihn geworben han.

Giselher dem Degene gab' ich diu tohter min;
si ne chunde in dirre werlde niht baz verwendet[3] sin,
uf zuht unde uf ere, uf triuwe unde ovch uf guot,
i ne gesach nie chuenich so iungen so tugentlich gemuot.“

Do sprach aber Chriemhilt: „vil edel Ruedeger,
un la dich erbarmen unser beider ser,
min unde ovch des chueniges, gedenche wol daran,
daz nie wirt deheiner so leide geste gewann.“

Do sprach der marchgrave wider daz edel wip:
„ez muoz noch hiute gelten des Ruedegers lip,
swaz ir und' ovch min herre mir liebes habt getan,
darumbe muoz ich ersterben, daz mag niht langer gestan.

---

[1] leicht. [2] reuet. [3] vermahlet.

Ich weiz wol, daz noch hiute miniu buerge unde miniu lant
iu muezen ledich werden von ir eteliches hant;
ich bevilh' iu uof genade min wip unde miniu chint,
und' ovch di vil ellenden, di da ze Bechelaren sint.“ —

„Nu lon' dir got, Ruedeger!“ sprach der chuenig do;
er unt diu chuneginne, si wurden beyde vro,
„uns suln dine liute vil wol bevolhen wesen;
wol truwe ich minem heile, du maht selbe genesen.“

Nu liez er an diu wage sele unde lip;
do begonde weinen daz Etzelen wip;
er sprach: „ich muoz iu leisten, als' ich gelobet han:
o we der minen vriunde, di ich vil ungerne bestan!“

Man sah in von dem chuenige vil trurechlichen gen;
do vande er sine rechen vil nahen vor im sten,
er sprach; „ir sult iuch waffen, alle mine man;
di chuenen Burgonden di muoz ich leider bestan.“

Si hiezen balde springen, da man ihr geweſſen
vant;
ez der helm wære oder des schildes rant,
von ir ingesinde wart ez dar getragen:
Sit horten leidiu mære di stolzen ellenden sagen.

Gewaffnet wart do Ruedeger mit fünfhundert man,
darueber zwelf rechen ze helfe er do gewan,
di wolden pris erwerben in des sturmes not:
si'n wessen niht der mære, daz in so nahete
der tot.

Do sah man Ruedegeren under helme gan;
ez truogen swert diu scharpfen di Ruedegeres man,
darzu vor ir handen di liehten schilde breit:
daz sach der videlære, es was im groezliche leit.

Do sah der iunge Giselher sinen sweher gen,
mit uofgebundem helme: wie moht' er do versten,
waz er damit meinte, niwan allez guot?
dez wart der chuenich edele so rehte vroelich
gemuot.

„Nu wol mich solher vriunde," sprach Giselher
der Degen,
„di wir han gewunnen her uf disen Wegen;
wir suln mines wibes vil wol geniezen hie:
mir ist lieb', uf miniu triuwe, daz ſe diu hirat
ergie." —

„I ne weiz, wes ir iuch trœstet;„sprach do der spilman,
„wa gesahet ir ie durh suone so manigen helt gan,
mit uofgebunden helmen, di truegen swert en hant?
an uns wil dienen Ruedeger siniu buerge und' siniu lant.„

Be daz[1] der videlære diu rede vol gesprach,
Ruedegern den edeln man vor dem huse sach;
sinen schilt, den guoten, satzet' er für den fuoz:
da muos' er den sinen vriunden versagen dienest unde gruoz.

Der edel' marchgrave rief in den sal,
„ir chuenen Nibelunge, nu wert iuch uber al
ir soldet min geniezen, un entgeltet ir min;
e do waren wir vriunde, der triuwen wil ich ledich sin.„ —

Do erschrachten dirre mære di nothaften man;
wande ir deheiner vreuden davon niht gewan,
daz mit in wolde striten, dem si da waren holt:
si heten von ir vienden michel[2] arbeit gedolt.[3]

---

[1] Als, bis daſs. [2] groſs, viel. [3] geduldet.

«Nu ne welle got von himele," sprach Günther der degen,
«Daz ir iuch genaden sult an uns bewegen
unt der vil grozen triuwe, der wir doch heten muot:
ich wil iu des getruwen, daz ir'z nimmer getuot.»

«Ja ne mach ich ez niht gelazen;» sprach do der chuene man,
«ich muoz mit iu striten, wand' ich ez gelobt han:
nu wert iuch chuonen helde, so lieb' iu si der lip;
mich en woldes niht erlazen des chuenich Etzeln wip.» —

«Ir widersagt[1] uns nu ze spate;» sprach do der chuenich her,
«nu muez' iu got vergelten, viel edel Ruedeger,
triuwe unde minne, diu ir uns habt getan,
ob ir'z an dem ende woldet guetlicher lan.

Wir solden'z immer dienen, daz ir uns habt gegeben,
ich unde mine mage,[2] ob' ir uns liezet leben,
der herlichen gabe, do ir uns brahtet her
in Etzeln lant mit triuwen: des denchet, edel Ruedeger.

---

[1] Fehde ansagen. [2] Verwandte.

„Wie wol ich iu des gunde," sprach Ruedeger der degen,
„daz ich iu miniu gabe mit vollen solde wegen,
also willechlichen, als' ich des hete wan!
so ne wurde mir darumbe nimmer schelten getan."

„Erwindet, edel Ruedeger;" sprach do Gernot,
„wand' ez wirt deheiner gesten nie erbot
so rehte minnechlichen, so ir uns habt getan:
des sult ihr wol geniczen, ob' wir bi lebene bestan."

„Daz wolde got," sprach Ruedeger, „vil edel Gernot,
daz ir ze Rine wæret, unde ich wære tot,
mit etelichen eren, sit ich iuch sol bestan:
ez en wart noch nie an helden wirs von vriunden getan." —

„Nu lon' iu got, her Ruedeger," sprach aber Gernot;
„der vil richen gabe! mich riuwet iuwer tot,
sol an iu verderben so tugentlicher muot:
hie trage ich iuwer waffen, daz ir mir gabet, helt guot.

Daz ist mir nie geswichen 1) in aller dirre not;
under sinen ecken lit manich ritter tot;
ez ist luter unde stæte, herlich unde guot:
ich wæne, so richer gabe ein reche nimmer mer
getuot.

Unde welt ir nicht erwinden, 2) ir'n welt zuo
z'uns gan,
slaht ir mir iht der vriunde, di ich noh hinne han,
mit iuwer selbes swerte nim' ich iu den lip:
so riuwet ir mich, Ruedeger, unde iuwer herlich wip." —

„Daz wolde got, her Gernot, unde mœcht' daz
ergan,
daz aller iuwer wille wære hie getan,
unt daz genesen wære iuwerer vriunde lip.
ia sol iu wol getruwen, beidiu, min' tohter
unde min wip."

Do sprach von Burgonden der schönen Uoten chint:
„wie tuot ir so, her Ruedeger? di mit mir chomen sint,
di sint iu alle wæge; ir grifet uebel zuo;
diu iuwern schonen tohter welt ir verwitwen
ze vrue.

---

1) verlassen. 2) ablassen.

Swenne ir und' iuwer' rechen mit strite mich bestat,
wie rehte unvriuntliche ir daz schinen lat,
daz ich iu wol getruwe fuer alle ander' man,
davon ich z'einem wibe iuwer' tohter mir gewan!" —

„Gedenchet iuwer triuwe, vil edel chunich her,
gesende iuch got von hinnen," so sprach Ruedeger,
„lat diu iunchvrovwen niht entgelten min:
Durch iuwer selbes tugende, so ruochet ir genædich sin." —

„Daz tæt' ich billichen," sprach Giselher daz chint,
„die hohen mine mage, di noch hir inne sint,
suln di vor iu ersterben, so muoz gescheiden sin
diu vil stæte vriuntschapft zu dir und' ovch der tohter din."

„Nu muez' uns got genaden!" sprach der chuene man;
do huoben sie die schilde, also sie wolden dan
striten zuo den gesten in Chriemhilde sal;
do rief vil lute Hagene von der stiegen her ze tal; [1])

---

[1]) nieder.

„Belibet einiu wile, vil edel Ruedeger,"
also sprach do Hagene, „wir wolden reden mer,
ich und' mine herren, als uns des twinget not:
waz mach gehelfen Etzeln unser ellenden tot?"—

„Ich sten in grozen Sorgen," sprach aber Hagene,
„den schilt, den mir vrov Gotelint' gab ze tragene,
den habent mir di Hunnen verhovwen vor der hant:
ich ſuort' in vriuwentliche 1) in daz Etzeln lant.

Daz des got von himele geruochen wolde,
daz ich schilt so guoten noch tragen solde,
so, den du hast vor hende, vil edel Ruedeger,
so beduorſt' ich in den stuermen deheiner halsberge 2) mer." —

„Wie gerne ich dir wære guot mit meinem schilde,
torst ich dir'n bieten vor Chriemhilde!
doch nim du in ihn, Hagene, unt tragen an der han:
hei, soldestu in füren heim in der Burgonden lant!"

---

1) freundlich. 2) Panzerhemde.

Do er im so willecblichen den schilt ze gebene bot,
do wart genuoger ovgen von heizen træhen rot!
ez was diu leste gabe, diu sit immer mer
gebot deheinem degene von Bechelaren Ruedeger.

Swie grimme Hagen wære und' swie herte gemuot,
ia erbarmte im diu gabe, diu der helt guot
bi sinen lesten ziten so nahen het getan:
vil manich ritter edele mit im truren began.

„Nu lon' iu got von himele, vil edel Ruedeger!
ez wirt iuwer gelichen deheiner nimmer mer,
der ellenden recken so herliche geb':
got sol daz gebieten, daz iuwer tugent immer leb." —

„So we mir dirre mære!" sprach aber Hagene,
„wir heten ander' swære[1]) so vil ze tragene:
suln wir mit vriunden striten, daz sie got gechleit."[2])
do sprach der marchgrave: „daz ist mir innechlichen leit." —

---

[1]) Beschwerde. [2]) geklagt.

„Nu lon' iu got der gabe, vil edel' Ruedeger;
swie halt gein iu gebaren[1] dise rechen her,
dez nimmer iuch gerueret in strite hie min' hant,
ob' ir si alle slueget, di von Burgonden lant." —

Des neig' im mit zuehten der guote Ruedeger;
si weinten allenthalben, daz disiu herten ser
niemen gescheiden chunde, daz was ein michel not;
vater maniger tugende lach an Ruedegeren tot.

Do sprach von dem huse Volcher der spilman:
„sit min geselle Hagene den vride hat getan,
den sult ovch ir stæte haben von miner hant;
daz habt ir wol verdienet, do wir chomen in daz lant.

Vil edel marchgrave, ir sult min bote sin:
dise roten bovge[2] gap mir diu marchgravin,
daz ich si tragen solde hie zer hohgezit;
di mueget ir selbe schovwen, daz ir min geziuch[3] des sit."

---

[1] sich gebehrden, [2] Spangen. [3] Zeuge.

„Daz wolde got von himele," sprach do Ruedeger,
„daz iu din marchgraviune noch solde geben mer!
din mære sag' ich gerne der triutinne [1]) min,
gesihe ich si gesunde; des muegt ir ane zwivel sin."

Als er im daz gelobte, den schilt huop Ruedeger.
des muotes er retobete, do ne beit er da niht mer,
do lief er zuo den' gesten, einem degen gelich,
manigen slach vil swinden sluch der marchgrave rich.

Di zwene stuonden hoher, Volcher und' Hagene,
wand' ez im e gelobten di chuenen degene;
noch vand' er also chuenen bi dem turne stan,
daz Ruedeger des strites mit grozen sorgen began,

Durch mortrechen willen so liezen in darin
Guenther unde Gernot, si heten helde sin;
do stuont uf hoher [2]) Giselher, z'ware, ez was im leit:
er versach sich noch des lebenes; darumb' er Ruedegeren meit.

---

[1]) Traute. [2]) weiter zurück.

Do sprungen zuo den vienden des marcgraven man,
man sach si nach ir herren vil degenliche gan,
diu snidenden waſſen sie truogen an der hant;
des brast da vil der helme unde manich herlicher rant.

Do sluogen di vil müden manigen herten sach
den von Bechelaren, der eben und' tieſe wach,[1]
durch di liehten ringe vaste unz uof daz verch;[2]
si taten in dem sturme diu vil herlichen werch.

Daz edel' ingesinde was nu chomen gar dahin;
Volcher unde Hagene die sprungen balde hin,
si ne gaben vride niemen, wan dem einem man:
von ir beider hande daz bluot durch helme nider ran.

Wie rehte grimmechlichen vil manich zwert darinne erchlanch!
vil der schilde spangen uoz den slegen spranch,
des reis[3] ir schiltgesteine verhowwen in daz bluot:
sie vahten also grimme, daz man ez nimmer mer getuot.

---

[1] traf. [2] Fleisch. [3] sank.

Der vogt von Bechelaren gie wider und' dan,
also der mit ellen [1] in sturme werben chan,
dem tæt des tages Ruedeger harte wol gelich,
Daz er ein reche wære vil chuene unt ovh vil lobelich.

Hie stuonden dise rechen, Gunther unde Gernot,
si sluogen in dem sturme vil manigen helt tot;
Giselher unt Danchwart di zwen' ez ringe [2] wach,
Des vrumten [3] si vil manigen unz uof ir iungesten tach.

Vil wol zeigete Ruedeger, daz er was starch genouch,
chuene unde wol gewaffent: hei, waz er helde sluoch!
daz sach ein Burgonde, zornes gie im not;
davon begunde nahen des edeln Ruedegers tot.

Gernot der starche, den helt ruoft' er an,
er sprach zem marchgraven: „ir welt mir miner man
niht genezen lazen, vil edel Ruedeger;
dez muet mich ane maze, [4] ich'n chans niht angesehen mer.

---

1) Tapferkeit. 2) geringe. 3) thaten. 4) Maſs.

Nu mag' iu iuwer' gabe wol ze schaden chomen,
sit ir mer miner vriunde habt so vil genomen;
nu wendet iuch her umbe, vil edel chuener man;
iuwer' gabe wirt verdienet, so ich aller beste chan.

E daz der marchgrave vol zu züm chom dar,
des muosen liehte ringe werden missevar;[1]
do sprungen zuo einander di ere gernde man,
ir ietwederer schermen für starchiu wunden began.

Ir swert so scherpfe waren, ez en chunde niht gewegen;[2]
do sluoch Gernoten Ruedgeren der degen
durch helme vlinsherten,[3] daz nider vloz daz bluot:
daz vergalt im schiere[4] der ritter chuene unde guot.

Diu Ruedegers gabe an hende er hohe wach,
swie wunt er zem tode wære, er sluoch im einen slach,
durch den schilt vil guoten unz uof diu helmgespan:[5]
Davon so muos' ersterben der schœnen Gote linde man.

---

1) blutig. 2) verſangen, helſer. 3) ſelsbar. 4) bald.
5) Helmspange.

Ja ne wart nie wirs gelonet so richer gabe mer;
do vielen beide erslagene, Gernot und' Ruedeger,
gelich in dem sturme, von ir beider hant;
aller erst erzurnende Hagene, do er den grozen schaden vant.

Do sprach der helt von Tronege: „ez ist uns uebel chomen,
wir haben an in beiden so grozen schaden genomen,
den nimmer überwindent ir liute und' ovh ir lant:
di Ruedegeres helde sint unser ellenden pfant."

Da ne wolde ir deheiner dem andern niht vertragen;
vil maniger ane wunden danider wart geslagen,
der wol genesen wære, ob' im wart solch gedranch,
swie gesunt er anders wære, der in dem bluot doch ertranch.

„O we mines bruoder, der tot ist hie gevrumt!
waz mir der leiden mære z'allen ziten chumt!
ovh muoz mich immer riuwen der edel' Ruedeger:
der schade ist beidenthalben unt diu vil grœzlichen ser."

Do Giselher der herre sach sinen sweher tot,
di do darinne waren, di muosen liden not;
der tot der suochte sere, da sin gesinde was:
der von Bechelaren do langer einer niht genas.

Do Günther unde Giselher und' ovch Hagene,
Danchwart unde Volcher, di guoten degene,
di giengen, da sie funden liegen die zwene man:
do wart da von den helden mit iamer weinen getan.

„Der tot uns sere rovbet;" sprach Giselher daz chind,
„nu lazet iuwer weinen, und' ge wir an den wint,
daz uns die ringe erchuolen, uns stritmüden man:
ia wæn', uns got von himele niht lenger hie ze lebene gan."

Den sitzen, diesen leinen,[1] sah man da manigen degen;
si waren aber müzich, da waren tot gelegen
di Ruedegeres helde; vergangen was der doz;[2]
so lange wært' diu stille, daz sin Etzeln verdroz.

---

[1] sich lehnen.
[2] Getöse.

„O we mir dirre dieneste!" sprach des chueniges wip,
„di ne sint so stæte, daz unser viende lip
muge des engelten von Ruedegeres hant:
er wil si wider bringen in der Burgonden lant.

Waz hilfet, chuenich Etzel, daz wir geteilet han
mit im, swaz er wolde? der helt hat missetan:
der uns da solde rechen, der wil der suone pflegen."
des antwurte Volcher, der vil zierliche degen:

„Der rede en ist niht so, leider, vil edel chueniges wip;
getorste ich heizen liegen alsus[1] edelen lip,
so het ir tiuvellichen[2] an Ruedgeren gelogen;
er unt di sinen degene sint an der suone gar betrogen.

Er tæt so vollechliche, daz ihm der chuenich gebot,
daz er unde sin gesinde ist hie gelegen tot.
nu sehet alumbe,[3] Chriemhild, wem ir gebieten welt:
iu hat unz uof den ende gedienet Ruedeger der helt.

---

[1] also. [2] teuflisch. [3] überall umher.

Welt ir des niht gelovben, man sol'z iuch sehen lan."
durh ir herzen leide so wart do daz getan:
man truoch den helt verhovwen, da in der chuenich sach;
den Etzeln degenen so rehte leide nie geschach.

Do si den marchgraven sahen toten tragen,
ez en chunde dehein schribære geprieven 1) noch gesagen.
diu manige ungebære 2) von wibe unde ovh von man,
diu sich von herzen iamer alda zeigen began.

Der Etzelen iamer wart also groz,
als' eines leuwen stimme der riche chuenich erdoz
mit herzeleidem wuſſe; 3) alsam tæt ovch sin wip:
si chlageten ungeſuoge des guoten Ruedegers lip.

---

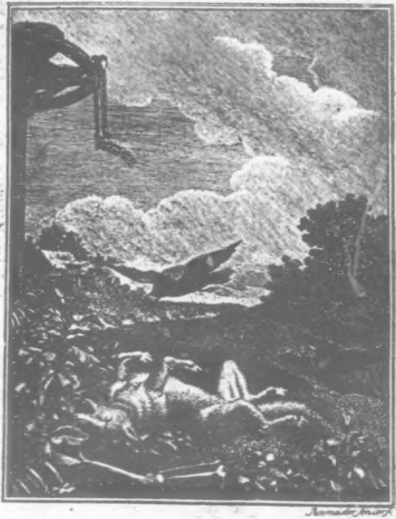
1) beschreiben. 2) ungebehrdiges Wehklagen.
3) Wehklagen.

Reineke Fuchs.

Geſäubert und abgekürzt

von

Fr. Raſsmann.



Ramsden Jones f.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenleſe

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Viertes Bändchen.

Reinecke Fuchs.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zwickau, 1821.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Reineke Fuchs (ursprünglich in plattdeutscher Sprache: *Rynke de Vos*) ist eine ältere, wegen der treffenden Satyre und launigen Einkleidung berühmt gewordene, allegorische Epopöe, deren Scene im Jülichschen liegt. Der Fuchs spielt darin die Hauptrolle; unter den andern handelnden Thieren sind Nobel der Löwe, Braun der Bär, Isegrim der Wolf, Grimbart der Dachs, Lampe der Hase, Hinz der Kater, Bellin der Schafbock u. s. w. die vornehmsten. Der rothe

Faden, der durch das Ganze läuft, dürfte wohl in nichts anderm zu suchen seyn, als das Feudalwesen in seiner Glorie zu veranschaulichen: der Verfall und Untergang desselben war die Tendenz, welche Göthe in der „natürlichen Tochter“ ergriff.

Ueber den wahren Verfasser unsers Gedichts, welches der Bremensche Stadtvogt Renner (pseudonym Sparre) unter dem Titel: „*Hennynk de Han*“ (Neue Ausg. 1813 von Nikol. Meyer) fortgesetzt hat, ist lange gestritten worden; und noch jetzt läſst sich mit völliger Gewiſsheit darüber nicht entscheiden. Indeſs bleibt doch die Behauptung Rollenhagen's, Gottsched's u. A. höchst wahrscheinlich, zufolge welcher ein gewisser Heinrich von Alkmar, der ums Jahr 1470 gelebt haben soll und deſsen Namen in der Vorrede der ältesten Ausgabe dieses Gedichts (Lübeck 1498) unterzeichnet steht, nie wirklich existirt, sondern **Nikolaus Baumann**, der, nachdem er am Jülichschen Hofe in Ungnade gefallen, als Sekretär beym Herzoge Magnus von Meklenburg 1526 zu Rostock starb, jenen Namen, der Sicherheit wegen, nur angenommen, und den Reineke Fuchs, woron er 1522 daselbst unter seinem wahren Namen eine zweyte Ausgabe veranstaltete, eigentlich verfaſst hat. Eine neue Ausgabe von **Dietz** erschien 1539; die Lübecksche, nur in Einem Exemplar auf der Braunschweigschen Bibliothek vorhanden, ward 1711 von **Hackmann** wieder aufgelegt; den neuesten Abdruck, mit einem Glossar begleitet, besorgte 1798 **Bredow**. Die ältern Ausgaben haben sich jetzt sehr selten gemacht.

Hochdeutsche Uebersetzungen (man hat auch eine lateinische und holländische) gaben uns Gottsched (1752) in Prosa, Göthe (1794) in Hexametern, und Soltau (1803) in der Versart des Originals, in Knüttelversen, die dem Tone der Epopöe besser, als das „ſeine griechische Gewand“ anpassen. Diese letztere Uebersetzung ist bey dem gegenwärtigen Auszuge beybehalten worden. Die Weglassung einiger minder erheblicher Kapitel, oder solcher, die theils zusehr ins Unzüchtige fallen (z. B. Buch 1, Kap. 14), theils in andrer Hinsicht anstöſsig seyn möchten, wird der Leser hoffentlich nicht miſsbilligen.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Kap. 1. Wie der Löwe, der König der Thiere, läſst einen allgemeinen Frieden ausrufen, und allen Thieren entbieten, an seinen Hof zu kommen. . . . 5

— 2. Wie Reineke verklagt ward vor dem Könige, von dem Wolfe und andern Thieren. 7

— 3. Wie Grimbart, der Dachs, Reineken vertheidigt, wie er den Wolf wiederum anklagt, und ihm einige Miſshandlungen vorwirft. 12

— 4. Wie Henning, der Hahn, höchst betrübt vor den König kömmt, über Reineken klagt, und die Missethat desselben beweist. 18

Seite

Kap. 6. Braun, der Bär, wird mit einer Botschaft an Reineken abgesandt. Wie er ihn traf und ansprach. 22

— 7. Wie Reineke sich erst wohl bedachte, ehe er hinausging, Braunen zu empfangen, den er dann freundlich bewillkommt. 28

— 8. Wie Reineke den Bären zum Honigschmaus führte; der ihm aber übel bekam, denn Reineke betrog ihn, und er ward gefangen. 29

— 9. Wie Braun von den Bauern geschlagen wird; wie er endlich dennoch loskömmt und ins Wasser springt. . . 32

— 10. Wie Reineke den verwundeten Braun beym Wasser antrifft und ihn verspottet, und wie Braun sich schweigend entfernt. 38

— 12. Hinz, der Kater, wird von dem Könige gesandt, um Reineken nochmals vorzuladen. Wie ihm dieses gelang. . 42

— 13. Wie Reineke Hinzen, den Kater, mit glatten Worten in eine Schlinge lockt, und wie ihm daselbst mitgespielt wird. 49

Seite

Kap. 19. Reineke erscheint vor dem Könige bey Hofe, vor welchem er sich demüthig neigt. Wie er daselbst seine Verkläger antrifft. 53

— 21. Reineke wird gebunden zum Tode geführt, und seine Freunde entfernen sich vom Hofe. 58

— 22. Wie Reineke um Frist bat, öffentlich zu beichten, damit er sich losschwatzen und andere in die Klemme bringen könnte. 63

— 23. Wie der König läſst Stillschweigen gebieten, und läſst Reinecken wieder von der Leiter steigen, um ihn ferner zu verhören. 68

— 24 Reineke beschuldigt seinen eigenen Vater und seine besten Freunde, um nur seine Feinde zugleich verdächtig zu machen. Es gelingt ihm, sich durch diese List zu befreyen. 70

— 25. Wie Reineke seine Fabel von dem Schatze weiter ausführt. 77

— 26. Wie Reineke noch mehr erzählt von der Verrätherey seines Vaters und von dem Tode desselben; womit er seine Lüge beschlieſst. 80

Seite

Kap. 27. Wie Reineke mit seiner Lüge den König und die Königin verleitet, sich groſse Schätze zu versprechen. . . . 83

— 28. Reineke dankt dem Könige und der Königin, und fährt fort zu lügen und sich weiſs zu brennen. 86

— 29. Reineke erdichtet falsche aber scheinbare Ursachen, warum er den König auf der Reise zu dem Schatze nicht begleiten könne. 88

— 30. Wie der König Reinecken seine Missethat öffentlich vergab, und gebot einem jeden, daſs er ihm und allen den Seinen Ehrerbietung bezeigen sollte. . 92

— 32. Wie dem Isegrim von seinen Vorderfüſsen, und seiner Frau von den Hinterfüſsen die Haut abgestreift ward, um Reineken Schuhe davon zu machen, und wie man Braunen ein Stück Fell zum Ranzen für Reinecken aus dem Rücken schneidet. 94

— 35. Wie Reineke Lampen mit sich in seine Burg nimmt und ihn erwürgt, und wie er seinem Weibe erzählt, auf welche Art er sich losmachte. . . . 96

Seite.

Kap. 37. Wie Reineke den Schafbock schändlich hinterging, und ihn dadurch ums Leben brachte. 103

— 38. Wie Bellin vor dem Könige erschien, mit dem Ranzen am Halse, in welchem er, ohne es zu wissen, Lampens Haupt mitbrachte. 108

— 39. Wie Braun und Isegrim losgelassen werden, und wie der König ihnen den Schafbock mit seinem ganzen Geschlechte zur Söhnung schenkt. . . 110

Zweytes Buch.

— 1. Von dem zweyten groſsen Feste, welches der König anstellte, und wie sich daselbst mancherley Thiere und Vögel einfanden. Reineke wird von dem Kaninchen und dem Raben angeklagt. 113

— 4. Wie der Dachs Reinecken warnte, und ihm anzeigte, was man wider ihn im Schilde führe, und wie man sich rüste. 120

Seite

Kap. 5. Reineke lobt seine Kinder, und macht sich am folgenden Tage mit dem Dachse auf den Weg nach Hofe. . . 125

— 8. Reineke setzt seine Beichte fort; er strafet die bösen und rühmt die guten Prälaten. 128

Drittes Buch.

— 1. Wie Reineke abermal mit dem Dachse nach Hofe kam, und wie er daselbst vor dem Könige seine Worte machte. 137

— 2. Wie man Reinekens Ankunft vernahm, und wie er alle seine Schelmstücke beschönigte; besonders was den Raben und das Kaninchen betraf. . 140

— 3. Wie es Braunen und Isegrim verdroſs, daſs die beyden Verkläger den Hof verlieſsen; und wie der König Reineken verhörte. 147

— 4. Wie die Aeffin die Geschichte von dem Bauern und dem Lindwurm erzählt, um den König für Reineken zu gewinnen. 152

Seite

Kap. 6. Reinekens Läge von dem ersten Kleinode, einem Ringe mit einem Edelstein, dessen Tugenden er weitläufig rühmt. 160

— 7. Reinekens zweyte Läge von dem köstlichen Kamm und Spiegel. 163

— 8. Reineke fährt fort, von dem wunderschönen Spiegel zu erzählen, und von den Geschichten, die sich darauf befanden. 167

— 9. Reineke erzählt die zweyte Fabel vom Esel und Hunde, die auf dem Spiegel gestanden. 170

— 10. Die dritte Geschichte wird erzählt, von dem alten Fuchse und von Hinzen dem kater. 172

— 11. Redet noch von einer Fabel, vom Wolfe und Kranich. 176

— 12. Reineke rühmt dem Könige die Tugenden seines Vaters, und wie er den Vater des Königs einst von einer schweren Krankheit geheilt. 178

— 13. Wie Reineke sich listig rühmt und andere anschwärzt. 182

Seite
Kap. 14. Wie der König Reineken beruhigen lieſs, seinen Lügen glaubte, und ihn nochmals zu Gnaden aufnahm. . 187

Viertes Buch.

— 5. Wie Isegrim Reineken mit Worten nichts angewinnen kann, fordert er ihn zum Kampfe heraus. 193
— 8. Anfang des Zweykampfes. Reinekens Kriegslist. 196
— 9. Wie Reineke als Sieger aus dem Kampfe kömmt. 203
— 13. Reinekens Freunde begleiten ihn nach ſeiner Burg, und nehmen Abschied von ihm. 206

Aus Reineke Fuchs.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Es war an einem Mayentag,
Wie Blum' und Laub die Knospen brach;
Die Kräuter sproſsten; froh erklang
In Busch und Hain der Vögel Sang;
Der Tag war schön, und Balsamduft
Erfüllte weit umher die Luft:
Der Thiere König, Nobel der Leu,
Hielt Hoftag, und lieſs mit Geschrey
Ihn laut verkünden überall
Da kamen stracks mit groſsem Schall
Der edlen Herrn und stolzen Gesellen
So viel, daſs man sie nicht konnt' zählen;
Selbst Lütke der Kranich, Matz der Staar
Und Marquart der Häher erschienen sogar;
Denn Nobel wollte mit seinen Herren
Ein Fest begehn in Freuden und Ehren,
Darum er alles zusammen berief,
Was ging, was kroch, was flog, was lief,

Thier und Gevögel groſs und klein,
Bis auf Reinken den Fuchs allein,
Der soviel Unthat vorgenommen,
Daſs er nicht durft' nach Hofe kommen,
Wer Böses thut, der scheut das Licht:
So ging es Reinken, dem falschen Wicht,
Er hatt' am Hofe bösen Geruch,
Drum er zu kommen Bedenken trug.

Sobald der Hoftag nun begann,
Klagt' über ihn auch jedermann.
Grimbart allein, der Dachs, blieb nach,
Der nicht von Reinken Böses sprach.

Zweytes Kapitel.

Zuerst verklagt' ihn Isegrim,
Der Wolf. Sein ganz Geschlecht mit ihm
Trat vor den Thron des Königs hin,
Und dieſs war seiner Klage Beginn:
„Gnädiger König, ich beschwöre
Bey eurem Adel euch und Ehre,
Von Rechtes wegen und aus Gnaden
Erbarmt euch über den groſsen Schaden
Und Schimpf, den Reinke mir gethan.
Vor allen nehmt euch dessen an,
Daſs er mein gutes Weib geschändet,
Und meiner Kinder drey geblendet,
Welchen er seichte in's Gesicht,
Daſs sie verloren der Augen Licht.
Er hat mir noch mehr Schmach gethan;
Denn einmal trug der Schelm mir an,
Man sollt' die Sache nach Recht und Pflicht
Durch Eid entscheiden vor Gericht.

Der Tag war auch schon angesetzt;
Ich drang auf seinen Eid zuletzt,
Wozu er sich erst selbst erbot;
Doch da entwischt' er, uns zum Spott,
In seine Burg, wie mancher Mann,
Der vor euch steht, bezeugen kann.
Ach Herr! es würd' in vielen Wochen
Das Herzeleid nicht ausgesprochen,
Das Reineke, der böse Mann,
Mir unverschuldet angethan.
Verwandelt' alles Tuch in Gent
Sich stracks in lauter Pergament,
So könnt' ich's nicht darauf beschreiben,
Drum laſs' ich's lieber unterbleiben,
Doch meines armen Weibes Schmach
Zu rächen, laſs' ich nimmer nach.»
Ein kleines Hündchen, Wackerlos,
Trat auf zunächst, als Deutschfranzos,
Um seine Nothdurft vorzutragen.
«Einst,» sprach er,» in den Winterstagen
Besaſs ich nichts für Hunger und Durst,
Als eine arme kleine Wurst;
Die nahm mir Reinke mit Gewalt.»

Doch Kater Hinz rief zornig: «Halt!
Es ist wohl wahr, gestrenger Herr,
Mit Recht zürnt ihr dem Reinke sehr;
Denn Jung und Alt in eurem Reich
Stehn mehr in Furcht vor ihm, als euch.

Was aber Wackerlos jetzt spricht,
Das geht mich an, und diesen nicht.
Denn wisset, Herr, die Wurst war mein;
Wollt' ich, so müſst' ich Kläger seyn.
Vorlängst kehrt' ich einst auf der Jagd
In einer Mühle ein bey Nacht.
Der Müller schlief; das nahm ich wahr,
Und stahl die Wurst. Drum ist es klar,
Wenn Wackerlos sie je besaſs,
So schafft' ihm meine List den Fraſs.»

Zum Kater sprach das Pantherthier:
«Umsonst, Freund Hinze, klaget ihr.
Daſs Reineke auf Pflicht und Ehr'
Nichts hält, ist keine neue Mähr.
Von Mord und Diebstahl nährt er sich;
Das weiſs hier jeder männiglich.
Er stiehlt und raubet wie ein Dieb,
Und keiner war ihm je so lieb,
Selbst nicht der König unser Herr,
Er brächt' ihn gern um Gut und Ehr',
Wenn er auch nur von einer Henne.
Ein fettes Stück dabey gewänne.
Denn hört nur, welche Missethat
Er gestern erst begangen hat,
An Lampen dem Hasen, der hier steht,
Der keinem Thier dergleichen thät.
Denn unter unsers Herrn Geleit
Und Frieden hatt' er ihm Bescheid

Von seiner Lehr' und Kunst versprochen,
Und ihn zum Kapellan zu machen.
Er stellte Lampen vor sich hin
Und hieſs das Credo singen ihn;
Allein er hielt ihn zwischen den Knie'n,
Und fing an, ihn beym Fell zu ziehn.
Zum Glück kam ich den Weg entlang
Und hört' den schönen Meſsgesang;
Es war die erste Lektion,
Doch schwiegen sie stracks still davon.
Indem ich nun so nahe kam,
Daſs ich des Schleichers Spiel vernahm,
Sah ich wohl, wie er Lampen packte,
Und zupft' ihn, daſs die Schwarte knackte;
Ja, wär' ich nicht dazu gekommen,
So hätt' er ihm das Leben genommen.
Seht nur des Armen Wunden an,
Der niemand was zu Leide gethan.
Herr König, und ihr andern Herren,
Wollt ihr nicht solcher Unthat wehren,
Daſs solch ein Schelm und Bösewicht
Keck eu'r Geleit und Frieden bricht,
So wird's dem Könige verdacht
Von dem, den er in Schaden gebracht;
Ja seinen Kindern und ihren Erben
Gereicht es einst noch zum Verderben.»

Isegrim sprach: «Ja wohl ist's wahr,
An Reinken ist kein gutes Haar.

Der Schelm, der nichts als Böses thut,
Wär' er nur todt, das wäre gut
Für alle, die gern friedlich leben.
Doch wird ihm seine Schuld vergeben
So wird noch mancher Mann gekränkt,
Der jetzt von ihm nichts Arges denkt.»

Drittes Kapitel.

Grimbart war Reinken Bruderssohn,
Darum er jetzt mit kühnem Ton
Und als ein schlauer Advokat
Des falschen Buben Sache vertrat.
Er sprach zum Wolf, der ihn verklagt:
«Herr Isegrim, das Sprüchwort sagt:
Kein Lob kömmt aus des Feindes Mund;
Das wird an euch und Reinken kund.
Wär’ er selbst gegenwärtig hier,
Und in des Königs Gunst, wie ihr,
So würdet ihr euch wohl bedenken,
An seinem Leumund ihn zu kränken,
Und rechnen jede alte Mähr
Von dem, was Reinke that, uns her.
Doch was ihr ihm zur Schur gethan,
Davon führt ihr kein Wörtchen an.
Es ist vielleicht noch manchem kund,
Wie ihr einst machtet einen Bund,

Mit ihm zu leben wie treue Gesellen.
Ich muſs den Herren doch erzählen,
Wie einst mein Ohm in Tod'sgefahr
Durch euch beynah gerathen war:
Ein Bauer kam mit einem Karren
Voll groſser Fische im Winter gefahren.
Isegrim lüstete darnach,
Wie wohl es ihm an Gelde gebrach;
Da half ihm Reinke aus der Noth
Und legte sich in's Gleis, wie todt. —
Merkt auf, wie groſs die Lebensgefahr
Für ihn bey diesem Fischfang war. —
Wie nun der Bauer näher kam,
Und Reineken im Wege vernahm,
Zog er den Kneif, und wollte schnell
Dem armen Fuchs damit auf's Fell.
Doch weil sich Reineke vonnoth
Nicht rührte, hielt er ihn für todt,
Warf ihn deswegen auf den Karren,
Um mit dem Balg davon zu fahren.
Isegrim folgte nach im Trab,
Und Reinke warf die Fische herab,
Die Isegrim flugs zu sich nahm,
Eh' Reinke wieder herunter kam.
Den lüstete nicht, weit zu fahren,
Drum sprang er wieder herab vom Karren.
Jetzt hätt' er gern die Fische begehrt;
Allein sie waren schon verzehrt.
Isegrim fraſs und schlang so sehr,

Daſs er beynah geborsten wär',
Und meinem Ohm zu seiner Schmach
Lieſs er die leeren Gräten nach.
Ein andermal nahm Reinke wahr
Ein Schwein, das ſrisch geschlachtet war.
Er sagt' es gleich zu Isegrim
Und pflog getreulich Rath mit ihm,
Wie sie das Schwein erobern sollten,
Das sie dann ehrlich theilen wollten.
Reineke muſst' ins Fenster hinein,
Und warf vom Haken herab das Schwein:
Traun, ein gefährlich schweres Werk,
Denn ein paar Hunde, groſs und stark,
Zerzausten Fell und Ohren ihm.
Indeſs fraſs Meister Isegrim
Das Schwein, und wie mein Oheim kam,
Der seinen Theil in Anspruch nahm
Und seine groſse Noth ihm klagte,
Sprach Isegrim zu ihm (und lachte):
»Da ist ein fettes Bein zu nagen,
Nimm hin und laſs dir's wohl behagen.«
Das Krummholz bot der Schelm ihm dar;
Woran das Schwein gehangen war;
Darob mein Ohm verlor das Herz
Und nicht ein Wörtchen sprach, vor Schmerz.
Ihr könnt mir glauben, gnädiger Herr,
Wohl hundert solcher Streiche mehr
Hat Isegrim ihm angethan,
Die ich nicht alle beschreiben kann.

Ständ' Reinke hier bey diesen Gesellen,
So würd' er's euch wohl baſs erzählen.
(Dürft' ich auch noch ein Wörtchen sagen
Von Isegrims vermeinten Klagen,
So sprach er hier an diesem Ort
Vor euch, ihr Herrn, ein thöricht Wort.
Er redet wider sein eignes Weib,
Das er doch sollte mit Seel' und Leib
Beschützen und vor Schande bewahren.
Es war vor mehr als sieben Jahren
Bey einem muntern Abendtanz —
Herr Isegrim war auſser Land's —
Daſs Reinke, der gar artig thut,
In Gunst kam bey Frau Gieremuth; —
Ich rede so, wie ich es weiſs —
Sie gab ihm höflich oft Beweis
Von ihrer Güte, wie man sagt.
Was ist's denn mehr, wenn sie nicht klagt?
Sie ist ja nicht davon geplatzt,
Was hilft's denn, daſs man davon schwatzt?
Isegrim schwiege besser still,
Wenn er sich selbst nicht schimpfen will.»)

«Das Mährchen, das der Hase klagt,
Ist nur sehr albern ausgedacht.
Daſs ihn sein Meister strafen muſste,
Wenn er die Lektion nicht wuſste,
Das sollte sich von selbst verstehn,
Sonst wär' ihm nicht sein Recht geschehn.

Will man die Schüler nicht kasteyen
Und steuren ihren Kindereyen,
So lernen sie das Gute nicht."

„Was vollends Wackerlos noch spricht,
Das bliebe besser euch verhohlen.
Ihr hört, die Wurst war ja gestohlen:
Uebel gewonnen, übel zerronnen;
Was hat denn Reinke Böses begonnen,
Daſs er den Raub ihm wieder nahm?
Ein Biedermann von edlem Stamm
Ist Dieben gram, und läſst sie fangen.
Hätt' Reineke den Hund gehangen,
So könnt' ihm keiner das verwehren;
Allein dem Könige zu Ehren
Hielt er nicht selbst das Halsgericht;
Doch dieses danket man ihm nicht."

„Mein Ohm ist ein gerechter Mann,
Der Unrecht gar nicht leiden kann.
Seitdem der König seinen Sassen
Hat festen Frieden gebieten lassen,
Stellt er mit Händeln niemand nach.
Er iſst nur einmal jeden Tag,
Lebt wie ein frommer Kläusener,
Und kastey't seinen Leichnam sehr.
Am bloſsen Leibe trägt er Haar,
Und iſst seit einem vollen Jahr
Kein Fleisch, es sey wild, oder zahm.

Einer, der jüngst des Weges kam,
Sagt mir, daſs er sein festes Haus
Verläſst, und baut sich eine Klaus,
Und soll ganz bleich und hager seyn,
Vor Hunger, Durst, Frost und Kastey'n.
Da er nur selbst freywillig büſst,
So schadet's ihm nicht — daſs ich wüſst', —
Daſs man ihn hart verklaget hat;
Kommt er zur Sprache, so wird wohl Rath.»

Wie kaum die Worte gesprochen waren,
Kam stracks Hahn Henning angefahren
Mit seiner Weiber und Kinder Schaar,
Die brachten eine Todtenbahr',
Worauf ein Hühnchen sich befand,
Kratzfuſs die Emsige genannt;
Die hatte Reinke todt gebissen,
Das sollte nun der König wissen.

Viertes Kapitel.

Hahn Henning trat zum König hin
Und blickte höchst betrübt auf ihn.
Zwey Hähne standen ihm zur Seite
Und gaben ihm das Trau'rgeleite;
Der eine nannte sich Kreyant,
Der beste Haushahn, den man ſand
Von Holland bis nach Histerreich,
Der andre war ihm völlig gleich,
Canter der Wackere genannt.
Sie trugen Fackeln in der Hand,
Und sangen als zwey gute Brüder
Um Kratzfuſs laute Trauerlieder,
Und klagten beyde ihre Noth
Um ihrer guten Schwester Tod.
Zwey andre ſolgten mit der Bahr';
Ihr Jammer weit zu hören war.

Zum König trat der tapfre Hahn,
Und hob also zu reden an:
„Erhört, gestrenger Herr, mich Armen,
Und habt mit meiner Noth Erbarmen,
Die Reineke, der Bösewicht,
Mir und den meinen zugefügt.
Kaum war der Winter jüngst vergangen,
Und man sah Wald und Wiese prangen,
Und Kraut und Blumen lieblich blühn,
Da war ich froh in meinem Sinn,
Mein junges Volk um mich zu sehn;
Denn ich hatt' flinker Söhne zehn
Und vierzehn Töchter an der Zahl,
Munter und lebhaft allzumal,
Die mir mein gutes Weib erzogen
In einem Sommer. Fröhlich flogen
Und hüpften sie um mich herum
Im Klosterhof, der war ringsum
Mit hohen Mauern wohl vermacht,
Und von sechs starken Hunden bewacht,
Die hatten meine Kinder lieb.
Es ärgerte den bösen Dieb,
Daſs ihnen wegen der hohen Zinnen
Kein Räuber konnt' was angewinnen.
Oft schlich er um den Hof bey Nacht
Und gab auf jeden Schleiſweg Acht;
Bekamen die Hunde das zu wissen,
So lag sein Heil in seinen Füſsen.
Einst hatten sie ihn zwischen sich

Und zupften ihn so grimmiglich,
Daſs er die Flucht in Aengsten nahm,
Und lange Zeit nicht wieder kam.»

«Doch hört nur weiter, gnädiger Herr:
Jüngst kam er als ein Kläusener
Mit einem Briefe in der Hand,
Woran eu'r Siegel sich befand.
Ich sah, daſs drin geschrieben stand:
Ihr lieſset durch das ganze Land
Den Vögeln und den Thieren Frieden
Und Eintracht überall gebieten.
Er sprach, er wäre Mönch geworden
In einem von den strengsten Orden,
Wo er jetzt eifrig büſsen wollte;
Daher ich mich nicht fürchten sollte,
Und forthin vor ihm ruhig leben,
Weil er des Fleisches sich begeben.
Er zeigte Kapp' und Skapulier,
Auch einen Brief vom Prior mir,
Und unter der Kapp' ein Kleid von Haar;
So daſs ich ganz beruhigt war.
Drauf ging er fort und grüſste mich,
Sprach: Gott dem Herrn befehl' ich dich;
Ich habe zu Hause noch mein Wesen,
Um Sexte, Non', und Vesper zu lesen.
Damit entfernt' er sich zum Schein,
Daſs ich recht sicher möchte seyn.
Ich eilte stracks mit frohem Sinn.

Zu meinen lieben Kindern hin,
Die gute Zeitung zu verkünden,
Die ich in eurem Briefe gefunden,
Wie auch, daſs Reinke Kläusner wär',
Und uns nun nicht gefährlich mehr.
Wir wagten uns aus dem Gemäuer,
Da gab's ein böses Abenteuer;
Denn Reineke wuſst' in den Hecken
Sich vor uns listig zu verstecken.
Jetzt kam der Schleicher uns zuvor,
Und unterlief uns schnell das Thor,
Nahm meiner Kinder eins beym Nacken.
Fuhr fort, ein zweytes anzupacken;
Kurz, seitdem helfen weder Hunde,
Noch Wächter uns zu keiner Stunde.
Er kehrt sich nicht an Hut und Wacht,
Und paſst uns auf bey Tag und Nacht;
Er raubt und mordet meine Kinder,
Und ihre Zahl wird täglich minder.
Vier und zwanzig sind ihrer gewesen,
Die hat mir Reinke aufgelesen
Bis auf die letzten fünf. Nicht mehr
Hab' ich jetzt übrig, gnädiger Herr.
Erst gestern haben unsre Hunde
Dem Mörder um die Abendstunde
Mein Töchterchen — Gott sey's geklagt! —
Am Hals' erwürget, abgejagt.
Hier seht ihr's, was er ihr gethan;
Nehmt euch doch meines Leides an!»

Sechstes Kapitel.

Der König sprach zum Braun, dem Bären:
«Hört dies Gebot von eurem Herren:
Richtet die Botschaft aus mit Fleiſse,
Und führt euch dabey gut und weise,
Weil Reinke sehr verschlagen ist,
Voll falscher Tück' und böser List:
Er wird euch schmeicheln, und mit Lügen
Euch, wenn er kann, gewiſs betrügen.»

«Bewahr' der Himmel!» sprach Herr Braun,
«Bey meinem Eide sag' ich, traun,
Es geh' mir nun und nimmer wohl,
Wenn Reinke mich betrügen soll.
Ich würd's ihm wissen einzutreiben,
Daſs er nicht wüſste, wo zu bleiben.»

So stolz und wohlgemuth, so kühn
Zog Braun jetzt ins Gebürge hin,

Durch Wald und Wüste, Meilen lang;
Und schnell vollbracht' er seinen Gang.
Bald war er, wo zwey Berge lagen,
Wo sein Ohm Reinke pflag zu jagen,
Und war noch da den vorigen Tag,
Weil Malpertaus *) dort nahe lag.
Denn Reinke hatte manches Haus,
Doch war das stärkste Malpertaus,
Darum er, wenn's zum Aergsten kam,
Stets dahin seine Zuflucht nahm.

Wie Braun jetzt vor die Feste kam,
Und das Thor fest verschlossen vernahm,
Wo Reineke pflag einzugehn,
Blieb er erst an der Pforte stehn,
Und dachte, wie er's sollte beginnen.
Dann rief er: «Reinke! seyd ihr drinnen?
Ich, Braun eu'r Ohm, bin hier als Bote.
Der König schwört bey seinem Gotte,
Wofern ich euch nicht mit mir bringe,
Daſs ihr euch stellet vor dem Dinge,
Um Recht zu nehmen und zu geben,
So soll's euch kosten euer Leben.
Ihr seyd verloren ohne Gnade,
Und man droht euch mit Galgen und Rade.
Drum laſst euch rathen; kommt mit mir.»

---

*) Mal = Pertuis, Unglücksburg.

Reineke horchte an der Thür'
Und hörte deutlich jedes Wort.
„Ach!“ dacht' er, „könnt' ich doch sofort
Dem stolzen Bären all sein Prahlen
Mit meiner Münze wieder bezahlen!
Das Ding will recht erwogen seyn.“
Er ging tief in sein Schloſs hinein;
Denn Malpertaus war voll von Zellen,
Hier waren Löcher und dort Höhlen,
Und krumme Wege, eng und lang,
Mit manchem heimlichen Wiedergang,
Den er verschloſs, so oft Gefahr
Von Feindes Macht vorhanden war.
Auch wenn er Raub zusammenbrachte,
Oder wenn jemand nach ihm fragte
Wegen Unfug und Missethat,
So fand er hier stets Schutz und Rath,
Wo er auch manches Thier ergriff,
Das sich aus Einfalt dort verlief.

Siebentes Kapitel.

Er hatte jetzt des Bären Wort
Zwar bis zum Ende angehört;
Allein er fürchtete sich doch
Vor einem Hinterhalte noch.
So bald er aber wahrgenommen,
Daſs Braun war ganz allein gekommen,
Lieſs seine Furcht allmählig nach.
Er ging zu ihm hinaus und sprach:
„Willkommen, Vetter, sollt ihr wesen.
Ich habe eben Vesper gelesen, —
Wie ich verhoffe, zu meinem Frommen, —
Darum konnt' ich nicht schneller kommen.
Dank euch, daſs ihr gekommen seyd;
Ihr seyd mir lieb zu jeder Zeit;
Doch denen weiſs ich keinen Dank,
Die euch verursacht diesen Gang,
Der euch wohl recht beschwerlich war,
Denn euch trieft noch von Schweiſs das Haar.

Hat denn der König unser Herr
Sonst keinen andern Boten mehr,
Daſs auf den edelsten von allen
Und besten seine Wahl gefallen?
Mir wird's indeſs besonders frommen,
Daſs ihr seyd selbst zu mir gekommen;
Denn sicher kommt eu'r weiser Rath
Beym Könige mir sehr zu Statt.
Wenn ihr den Gang nicht übernommen,
Wär' ich doch morgen selbst gekommen,
Wiewohl mir's heut' unmöglich wär',
Zu reisen ohne viel Beschwer;
Denn wiſst, ich aſs mich jüngst so voll,
Daſs mir der Bauch entsetzlich schwoll,
Das hat die neue Speise gethan.»

«Ey, ey!» sprach Braun, «was aſst ihr dann?»
Reineke sprach: «Was hülf' euch das,
Wenn ich euch sagte, was ich aſs?
Ich muſs nach armer Leute Weise
Zufrieden seyn mit schlechter Speise,
Und lassen mir und meinem Weibe
Genügen mit einer Honigscheibe;
Die aſs ich jüngst vor Hunger bloſs,
Davon ward mir der Leib so groſs,
Denn Speise, die man wider Dank
Und Willen essen muſs, macht krank.
Drum, wenn ich's irgend ändern kann,
So rühr' ich keinen Honig an.»

«Nun, nun!» fiel Braun ihm in die Rede,
«Thut doch, Herr Ohm, nur nicht so spröde.
Ist Honig euch so wenig werth,
Den mancher doch so sehr begehrt?
Honig ist eine süſse Speise,
Die ich mir über alles preise.
Helft mir nur, Ohm, ihn zu bekommen;
Ich thu' euch wieder was zum frommen.»
Reinke sprach: «Ohm, ihr treibt wohl Spott.»
«Das thu' ich nicht,» sprach Braun, «bey Gott!»
«Ist wirklich Honig euch so lieb,»
Sprach Reineke, der lose Dieb,
«So wiſst, es wohnt kaum eine Meil'
Von hier ein Bauer, Rustifeil,
Bey dem ihr euer ganz Geschlecht
Mit Honig wohl versorgen mögt.»

«Führt, Vetter, mich dahin,» sprach Braun;
«Ich dank' es euch gern wieder, traun!
Sollt' ich mich satt in Honig essen,
So müſst' man mir ihn reichlich messen.»

«Wohlan, so rüstet euch zur Fahrt;
Der Honig soll nicht werden gespart,
Und wird mir gleich noch schwer das Gehen,
Sollt ihr doch meinen Eifer sehen,
Und wie ich euch mit Herz und Sinn
Vor allen Freunden ergeben bin.
Mit keinem mein' ich es so bieder;

Ich weiſs, ihr dient mir auch gern wieder
Bey Hofe und am Herrentage,
Wenn meine Feinde führen Klage.
Ihr sollt euch recht mit Honig mästen,
Und — merkt's euch! — noch dazu vom besten;
Ich schaff' euch eure volle Tracht.»
(Prügel hatt' er ihm zugedacht.)
Kurz, log gleich Reinke noch so sehr,
So gab ihm Braun doch blind Gehör.
«Möcht' es,» dacht' jener, «doch gelingen,
Dich recht zum Honigmarkt zu bringen!»

Sie kamen an des Bauern Zaun;
Da freute sich im Herzen Braun.
Doch bald ging seine Freude verloren,
Und das begegnet manchem Thoren.

Achtes Kapitel.

Der Abend war heran gekommen,
Und Reinke hatte wahrgenommen,
Daſs Rustifeil in seinem Bett
Zur Ruhe sich begeben hätt'.
Rustifeil ging mit Zimmern um;
Drum lag im Hofe jetzt ein Trumm,
Der war noch nicht entzwey gekloben,
Deswegen steckten auch noch oben
Zwey groſse glatte Keile drin,
Die lagen Reincken im Sinn.
Die Spalte gähnt' an einer Seit'
Schon einer halben Elle weit.
Reinke sprach: „Lieber Oheim Braun!
Wollt einmal diesen Trumm beschaun;
Er hält mehr Honig, als ihr glaubt.
Steckt nur recht tief hinein das Haupt;
Nehmt aber von der Süſsigkeit
Auch nicht zuviel, daſs euch's nicht reut."

«Viel Dank,» sprach Braun, «für den Bericht!
Allein der Warnung braucht es nicht.
Ich weiſs wohl, nichts taugt Uebermuth,
Maſs ist zu allen Dingen gut.»

So lieſs von Reinken Braun zum Thoren
Sich machen; denn bis an die Ohren
Steckt' in den Trumm sein Haupt der Gauch,
Und beyde Vordertatzen auch.
Reineke zog in aller Eile
Heraus die beyden glatten Keile,
Da ſaſs mit Kopf und Tatzen, plotz!
Der Bär feſt in dem Eichenklotz.
Braun, der wohl tapfer war und stark,
Fand hier diesmal sein volles Werk,
Wie Reinke ihn, trotz seiner Macht,
So listig in die Falle gebracht.
Er heulte, und begann zu kratzen
Mit seinen beyden Hintertatzen,
Wobey er soviel Lärmen machte,
Daſs Rustifeil davon erwachte.
Der sprang heraus aus seiner Koth',
Und nahm auf jeden Fall der Noth
Die Holzaxt mit, anstatt Gewehr;
Da sah er Braunen in Aengsten sehr,
Der in der Klemme steckt' so tief,
Und zog und zerrte, daſs er pfiff;
Allein umsonst war seine Müh',
Und loszukommen hofft' er nie.

Reinke hofft's auch, wie Rustifeil
Sich sehen lieſs mit seinem Beil.
Er rief: «Schmeckt dir der Honig auch,
Freund Braun? füll' nicht zusehr den Bauch.
Ich sehe Rustifeilen kommen;
Der hat vielleicht sich vorgenommen,
Mit einem Trunk dich zu bedenken,
Und dir zur Mahlzeit einzuschenken.»

Damit ging Reineke zu Haus
Nach seinem Schlosse Malpertaus.

Neuntes Kapitel.

Indeſs kam Rustifeil gegangen.
Wie er den Bären sah gefangen,
Eilt' er, um in das Dorf zu laufen,
Wo er die Bauern noch bey Haufen
Versammelt fand beym Kirmeſsbier.
„Geschwinde," rief er, „kommt mit mir;
In meinem Hofe hat ein Bär
Sich selbst gefangen bey meiner Ehr!"
Sie folgten ihm, und eilten sehr;
Ein jeder nahm auch sein Gewehr,
Oder ein Werkzeug in die Hand,
Und was er sonst am ersten fand;
Der eine die Gabel, der andre den Flegel,
Hier dieser den Rechen, dort jener den Schlägel.
Der Fuhrmann kam mit Rung und Schwängel,
Der Küster mit dem Glockenbengel;
Des Pfarrers Hausmagd kam auf Socken
Herbey mit ihrem Spinnerocken,

Woran sie bis zu Nacht gesessen
Um Braunen jetzt damit zu messen.

Wie Braun den groſsen Lärm vernahm,
Womit man auf den Leib ihm kam,
Riſs er mit groſsem Schmerz und Graus
Den Kopf aus seiner Klemme heraus;
Doch ging die Haut dabey verloren,
Und auch ein Theil von seinen Ohren;
Das Blut, worin sein Antlitz schwomm,
Floſs von ihm wie ein Wasserstrom.
Jetzt hatt' er zwar sein Haupt erlöst,
Doch steckten noch die Tatzen fest;
Er riſs sie los, fast halb von Sinnen,
Doch lieſs er beyde Klauen drinnen,
Auch etwas Leder von den Füſsen.
Der Honig war nicht von dem „süſsen,"
Wovon ihm Reinke weiſsgemacht.
Schlimm war der Gang, den er gewagt,
Und schlimm bekam ihm seine Fahrt.
Ihm floſs das Blut in seinen Bart;
Er konnt' vor Schmerz nicht aufrecht stehn,
Und weder vor-, noch rückwärts gehn.

Rustifeil ging ihn grimmig an;
Dem Beyspiel folgte jedermann,
Und fiel mit seinem Mordgewehr
Ueber den armen Bären her.

Der Pfaff hatt' einen langen Stab,
Womit er manchen Schlag ihm gab.
Der arme Braun konnt' nicht entlaufen,
Sie drangen zu in hellen Haufen,
Ein Theil mit Spieſsen, ein Theil mit Beilen,
Der Schmidt mit Hämmern, Bolzen und Keulen,
Einige brachten Schaufeln und Krücken,
Und schlugen sie auf ihm zu Stücken;
Ein jeder gab ihm Schlag auf Schlag,
Daſs er sich vorn und hinten brach.
Kurz, da war weder Groſs noch Klein,
Das nicht wollt' an ihm Ritter seyn;
Lippelt der Dollfuſs und Kunz mit der Glatze
Schnitten vor allen die grimmigste Fratze;
Matz und sein Schwager Kukelrey,
Am ärgsten droschen ihn die zwey,
Auch selbst des Pfarrers Magd, Frau Jütte.
Taalke Quach traf ihn mit der Bütte,
Und mit ihr drang noch manches Weib
Dem armen Bären auf den Leib;
Er muſste nehmen, was man ihm brachte.
Doch wer den meisten Aufruhr machte,
Das war ein Mann von edlem Stamm,
Herr Kukelrey. Der Mutter Nam'
War Gertrud Willig, wohlbekannt.
Sein Vater hat sich nicht genannt,
Doch raunte man ins Ohr einander,
Es wär' der schwarze Mähder Sander,

Ein Held (da wo er war allein).
Braun muſste auch von manchem Stein
Den Wurf empfahn auf seinem Leib,
Womit ihn trafen Mann und Weib.
Rustifeils Bruder, der zuletzt
Ihm noch am schlimmsten zugesetzt,
Traf mit dem Knittel ihn so sehr,
Daſs ihm verging Gesicht und Gehör.
Wie toll sah man jetzt unter die Haufen
Der kampfbegierigen Weiber ihn laufen
Und tummeln sich mit ihnen herum,
Bis ihrer fünfe lagen im Strom.
Das Wasser war dazu sehr tief;
Der Pater sprang herbey, und rief
Mit schnellen Worten, halb verzagt:
„Ach! dort treibt Jütte, meine Magd,
In ihrem Zippelpelz und Rock,
Dort auch ihr Rocken und Haubenstock;
Ich bitt' euch, Kinder, helfet ihr,
Zwey Tonnen voll Oktoberbier
Und zehn Jahr Ablaſs sollt ihr kriegen.“
Stracks lieſsen sie den Bären liegen,
Und liefen hin, die Weiber zu retten,
Wie sie mit vieler Müh' auch thäten.
Indeſs also die Feinde sich
Entfernten, Braun ans Wasser schlich.
Vor Schmerz und Unmuth brummt' er sehr;
Er glaubt', er könnt' nicht schwimmen mehr.

Und fing schon an darauf zu denken,
Sich in dem Strome zu ertränken,
Um nur den Bauern zu entfliehn;
Da rettete der Zufall ihn,
Indem er fand, daſs er noch schwamm.
Wie dieſs das Bauernvolk vernahm,
Rief jeder aus, mit Zorn und Grämen:
«Wir müssen uns wie Narren schämen.»
Man fluchte voller Ungeduld,
Und sprach: «das ist der Weiber Schuld,
Die ihre Nasen in alles stecken;
Fort schwimmt er, und wir stehn wie Gecken.»
Sie wurden jetzt den Trumm gewahr,
Worin der Bär lieſs Haut und Haar.
Das war den Bauern herzlich lieb;
Sie schrie'n: «komm her, ehrloser Dieb,
Handschuh und Ohr stehn hier zu Pfande!»

So hatt' er zu dem Schaden noch Schande;
Doch war er froh, daſs er entging.
Den Trumm verflucht' er, der ihn fing,
Sammt Reineken, der ihn verrieth,
Daſs er ging Haut und Ohren quit.
Das war des Bären Morgengebet,
Das er im Wasser sprechen thät.
Er trieb in einer kleinen Weile
Den Strom hinab wohl eine Meile;
Dort kroch er mit betrübtem Sinn

Nach einem grünen Anger hin.
„Ach, Reinke,» rief er, „Bösewicht!»
Den Bauern auch vergaſs er nicht,
Der ihm das Fell zerdrosch im Loch,
Wo er so tief nach Honig kroch.

Zehntes Kapitel.

Wie Reinke so mit Vorbedacht
Den Braun zum Honigmarkt gebracht,
Schlich er sich in ein Hühnerhaus,
Und holt' ein fettes Huhn heraus,
Womit er längs dem Strom hinab,
Frühstück zu halten, sich begab.
Wie er nun hatt' verzehrt das Huhn,
Ging er, um einen Trunk zu thun,
Ans Wasser hin, und trank dazu.
«Jetzt,» sprach er, «hab' ich gute Ruh,
Da ich den Bären diese Nacht
Dem Bauern in den Hof gebracht.
Er hat mir stets Verdruſs gemacht;
Das hab' ich ihm zu Hause gebracht.
Ich bin versichert, Rustifeil
Hat ihn empfangen mit dem Beil.
Ich nannt' ihn Vetter, nur zum Spott;

Jetzt liegt er in dem Trumme todt,
Und wird in allen meinen Tagen
Bey Hoſe mich nicht mehr verklagen.»

Indem der schlaue Bösewicht
Dieſs sprach, kam er von Ungeschicht
Hin an den Ort, wo Braun, der Bär,
Verwundet lag. Ihm wurmt' es sehr,
Zu sehn, daſs Braun am Leben war:
«Ach!» rief er, «Rustifeil, du Narr!
Du armer, grober, plumper Wicht;
Magst du den leckern Braten nicht,
Den mancher Junker gerne hätt',
So wohl genährt, so rund und fett,
Der dir von selbst lief in die Hand?
Doch lieſs er, (däucht mich) dir ein Pfand.»

So sprach er, wie er Braun am Rand
Des Stromes blutig liegend ſand.
Er freute sich darüber sehr,
Und sprach: «Ohm Braun, wo kommt ihr her?
Vergaſst ihr auch bey Rustifeil
Noch was? so lauf' ich hin in Eil',
Und sag' ihm, daſs ihr angekommen.
Habt ihr den Honig umsonst genommen,
Oder ihm Geld dafür bezahlt?
Wer euch so roth hat angemalt,
Der hat euch häſslich überkleckt.

Hat euch der Honig gut geschmeckt?
Ich weiſs noch mehr zum selbigen Preis.
Sagt mir doch, weil ich es nicht weiſs,
Wo habt ihr eu'r Gelübd' gethan,
Daſs ihr gleich einem Ordensmann
Ein roth Baret tragt? Seyd ihr Abt?
Der hat wohl nach dem Ohr geschnappt,
Der euch die Platte kahl geschoren.
Habt ihr nicht auch den Schopf verloren.
Zusammt dem Fell von euren Wangen,
Und habt die Handschuh lassen hangen?»

Wie Braun in seiner groſsen Noth
Noch hören muſste solchen Spott,
Konnt' er vor lauter Schmerz nicht sprechen,
Und noch viel weniger sich rächen.
Um des Verdrusses los zu seyn,
Kroch er ins Wasser wieder hinein,
Trieb mit dem Strome weiter nieder,
Und schwamm zur andern Seite wieder,
Wo er lag krank und sehr unfroh,
Und dachte bey sich selbst also:
«Schlüg' man mich todt, ich könnt' nicht gehn,
Und doch muſs ich die Reise bestehn,
Muſs nach des Königs Hofe hin,
So arg ich auch zerschunden bin
Durch Reineken, den bösen Dieb.
Dem Erzschelm ist es wohl nicht lieb,

Der den Verrath so schändlich trieb,
Daſs ich dabey am Leben blieb."

Er hinkt' und kroch mit Noth und Plage,
Und kam nach Hofe am vierten Tage.

Zwölftes Kapitel.

Wie nun mit seinem hohen Rath
Der König es beschlossen hatt',
Daſs Hinz die Reise sollte wagen;
Und den Befehl zu Reinken tragen,
Sprach er zu Hinzen: „Geht wohl Acht
Auf alles, was die Herrn gesagt.
Geht hin, und zeiget Reinken an,
Es werd' ihm hiemit kund gethan:
Sollt' man ihn dreymal fordern müssen,
So soll er ewig dafür büſsen,
Und mit ihm soll sein ganz Geschlecht
Verbannet seyn, und das mit Recht.
Berückt er manchen mit Verrath,
So folgt er doch oft eurem Rath."

Hinz sprach: „Es schade, oder fromme,
Was schaff' ich, wenn ich zu ihm komme?
Glaubt mir, es wäre baſs gethun,

Ihr schicktet einen bessern Mann;
Denn ich bin von Person nur klein.
Braun ist so stattlich, klug und fein,
Und konnt' ihm doch nichts angewinnen;
Was soll denn ich mit ihm beginnen?»

Sprach Nobel: «Es liegt nichts daran;
Man findet manchen kleinen Mann,
Begabt mit Klugheit und mit List,
Die Gröſsern oft nicht eigen ist.
Ihr seyd zwar von Person nur klein,
Doch pflegt ihr weis' und klug zu seyn.»

«Eu'r Wille, Herr,» sprach Hinz, «geschehe!
Wenn ich ein Zeichen am Himmel sehe,
Das sich kehrt nach der rechten Hand,
So ist die Reise gut bewandt.»

Wie Hinz ein wenig fürder kam,
Und einen Martinsvogel vernahm,
Rief er: «Heil, guter Vogel, dir!
Lenk' deinen flug hieher zu mir,
Und setze dich zur Rechten nieder.»
Er kam; doch seinem Wunsch zuwider
Traf sich's, daſs an der linken Hand
Der Braun, den er sich wählte, stand.
Hinz nahm sich das zu Herzen sehr,
Als wenn der Vogel Prophete wär';
Doch that er so, wie mancher thut,

Er faſste wieder friſchen Muth,
Ging hin getroſt nach Malpertaus,
Wo Reinke ſtand vor ſeinem Haus.

Hinz ſprach ihn an mit freyem Muth:
„Gott, der da mächtig iſt und gut,
Woll' euch recht frohen Abend geben!
Der König drohet eurem Leben,
Wenn ihr nicht mit mir kommt ſogleich.
Auch dieſes noch entbeut er euch:
Wofern ihr euch nicht ſtellt zu Recht,
So ſoll's entgelten eu'r Geſchlecht."
Reineke ſprach: „Seyd mir willkommen!
Gott geb' euch gleichfalls Heil und Frommen!
Ich gönn' euch, Neffe, alles Wohl."
Doch war ſein Herz von Tücken voll,
Und wenn gleich freundlich ſprach ſein Mund,
Sann er doch nur auf einen Fund,
Wie er auch Hinzen möchte ſchänden,
Und ihn mit Schmach zurücke ſenden.
Er nannt' ihn ſeinen lieben Neffen,
Und ſprach: „Wie, Lieber, ſoll ich's treffen,
Daſs ihr behaglich bey mir zehrt?
Denn heute bin ich euer Wirth;
Wir müſſen über Nacht nicht ſcheiden,
Doch in der Frühe gehn' wir beyden
Nach Hofe, ſobald der Tag anbricht.
Von allen Freunden wüſst' ich nicht,
Wem ich ſo feſt vertrauen kann,

Als euch, mein lieber Hinzelmann.
Der stolze Braun kam trüglich hier,
Und gab sehr falschen Rathschlag mir,
Auch dünkt' er sich so groſs und stark,
Daſs ich für keine tausend Mark
Mit ihm die Reise möcht' bestehn;
Doch mit euch will ich gerne gehn.»

Worauf ihm Hinz zur Antwort gab:
«Nein, gehn wir lieber jetzt noch ab.
Hell ist der Mondschein auf der Heide,
Und in der Kühlung gehn wir beyde.
Der Weg ist gut, die Luft ist klar.»

«Bey Nacht zu wanken bringt Gefahr,»
Sprach Reinke. «Wer bey Tag uns sieht,
Und mit Respekt sein Hütchen zieht,
Fiel' über uns wohl mördrisch her,
Käm' er des Nachts uns in die Quer.»

«Gut, Ohm!» sprach Hinz, «bleib' ich denn hier,
So sagt mir an, was essen wir?»

«Ihr müſst,» sprach Reinke, «euch bequemen,
Mit Hausmannskost vorlieb zu nehmen.
Ich geb' euch, wollt ihr bey uns bleiben,
Ein paar recht frische Honigscheiben;
Für süſs und gut kann ich sie geben.»

«Die aſs ich nie in meinem Leben,»
Sprach Hinz. «Vermag nicht euer Haus
Vielleicht auch eine fette Maus?
Ein besser Essen wünsch' ich nicht,
Und thu auf Honig gern Verzicht.»

Reinke sprach: «Ohm, ist das nicht Spaſs?
Sind Mäuse euer Lieblingsfraſs,
So macht mir euren Wunsch bekannt.
Der Pfarrer wohnt hier Wand an Wand,
Wo es von Mäusen wimmeln soll,
Ja seine Scheuern sind so voll,
Daſs man mit ihnen ganze Wagen
Beladen kann. Er pflegt zu klagen,
Daſs sie ihn plagen Tag und Nacht.»

«Ach Ohm!» sprach Hinz sehr unbedacht,
«Wenn ihr mir wollt zu Willen seyn,
Bringt zu den Mäusen mich hinein;
Denn wiſst nur, daſs ich fette Mäuse
Mir über alles Wildpret preise.»
«Wenn dieser Fraſs euch so behagt,»
Sprach Reineke, «wie ihr mir sagt,
So führ' ich euch dahin geschwind,
Wo recht viel fette Mäuse sind.
Laſst uns nur gehn, und zaudern nicht.»
Hinz ging mit ihm voll Zuversicht.
Er führt' ihn nach der Scheune zuhand,

Umgeben mit einer Lehmenwand,
Woraus der Pfarrer Nachts zuvor
Den besten seiner Hähne verlor,
Weil ihm der Fuchs die Wand durchbrach.
Dem stellte Martinchen jetzt nach,
Des Pfarrers Sohn, der eine Schlinge
Vor's Loch gestellt, daſs er ihn finge.
Reinke, der Schelm, der Lunte roch,
Sprach: «Hinz, kriecht nur durch dieses Loch;
Ich steh', dieweil ihr mauset, Wacht!
Vorsicht ist gut, denn es ist Nacht.
Ihr werdet Mäuse bey Haufen greifen;
Hört nur, wie wählig sie dort pfeifen.
Kommt wieder, wenn ihr satt gezehrt,
Ich warte, bis ihr wiederkehrt;
Denn, wie gesagt, wir scheiden nicht,
Bis morgen früh der Tag aubricht,
Dann gehn wir fort, sobald es tagt.»
Hinz sprach: «Wird hier auch nichts gewagt?
Meint ihr, daſs alles sicher ist?
Die Pfaffen brauchen manche List.»

Da sprach Reinke, der Bösewicht:
«Seyd ihr so scheu? das dacht' ich nicht.
Kommt, laſst uns lieber wiederkehren
Zu meiner Frau, die euch mit Ehren
Empfangen wird, und Speise geben,
Wobey wir auch wohl können leben,
Wenn's gleich nicht fette Mäuse sind.»

Nun ſprang Hinz nur ins Loch geſchwind,
Um ſich des Spottes zu erwehren,
Den er von Reinken muſste hören.
Plumps! ſaſs der Kater in der Falle;
So ſuhren Reinkens Gäſte alle.

Dreyzehntes Kapitel.

Kaum sprang der Kater in das Loch,
Als sich die Schlinge zusammenzog.
Wie er des Strickes ward gewahr
Und seiner groſsen Lebensgefahr,
That er vor Angst viel Sätz' und Sprünge:
Doch desto fester lief die Schlinge.
Er schrie mit ängstlicher Geberde,
Daſs Reineke ihn drauſsen hörte
Der freute sich, und sprach ihn an:
«Will's schmecken, lieber Hinzelmann?»
Sind auch die Mäuse gut und fett?
Wüſst' das der Pfaff und Martinet,
Daſs ihr ihr Wildpret wollt verschlingen,
So würden sie den Senf euch bringen,
Weil Martinet gar höflich ist.
Singt man am Hofe, wenn man iſst,
So wie ihr jetzt, so wünscht' ich sehr,

Daſs Isegrim auch bey euch wär';
Dann rächt' ich mich zu gleicher Zeit
An ihm für manches Herzeleid,
Das er mir anthat. Mit dem Wort
Ging Reinke, der Verräther, fort,
Auf Ehebruch und Büberey.
Denn Raub, Mord und Verrätherey,
War kleine Sünde nur für ihn.
Jetzt ging er zu Frau Giermuth hin;
Die dacht' er erstlich auszufragen,
Was Isegrim gedächt' zu klagen,
Und machen dann durch Buhlerey
Die alte Sünde wieder neu;
Darum nahm er die Zeit jetzt wahr,
Da Isegrim bey Hofe war.
Daher (meint man) kam aller Streit,
Der mit dem Fuchs den Wolf entzweyt,
Daſs Reineke, der lose Dieb,
Gern Buhlſchaft mit der Wölfin trieb.

Wie Reinke an die Wohnung kam,
Und Giermuth nicht daheim vernahm,
Sprach er die Kinder an im Spott:
«Ey! guten Morgen geb' euch Gott!
Ihr seyd mir liebe Pflegekinder.»
Er sagte weder mehr noch minder,
Und hatt' den Rücker kaum gewandt,
So kam Frau Giermuth angerannt,
Wie es früh Morgens eben tagte.

»War jemand hier, der nach mir fragte?«
Sprach sie. Die Kinder sagten: »Ja;
Gleich jetzt war Pathe Reinke da,
Und denkt einmal, der böse Mann
Sprach uns als Pflegekinder an.«

»Theu'r soll ihm kosten dieses Wort!«
Versetzte Giermuth; und sofort
Lief sie, zu rächen ihre Schmach,
Reineken auf dem Fuſse nach.
Weil sie wuſst', wo er sich befand,
Holt' sie ihn ein, und sprach zuhand:
»Reineke, was habt ihr geredet,
Und euch vor Kindern nicht entblödet,
Zu schwatzen laut und offenbar?
Das soll euch bringen ein nasses Jahr.«
Sie war sehr heftig aufgebracht,
Und eine grimmige Miene macht',
Und tastete ihn flugs am Barte,
Daſs es ihm schier ging durch die Schwarte.
Er wollte ihrer Wuth entweichen;
Doch sie fuhr fort, ihm nachzustreichen.
Nicht fern lag eine wüste Burg,
Da liefen beyde schnell hindurch.
Hier gab's ein drollig Abenteuer:
In dem verfallenen Gemäuer
An einem Thurme dieser Burg
Ging eine Spalte durch und durch,
Die war nur kaum so weit und hoch,

Daſs Reinke durch die Ritze kroch.
Frau Giermuth war ein groſses Weib,
Sehr hoch von Wuchs und stark von Leib;
Wie die den Kopf ins Loch gesteckt,
Half's nicht, daſs sie sich reckt' und streckt',
Um auch den Wanst hindurch zu bringen;
Sie konnt' nicht rück- noch vorwärts dringen.
Schnell machte Reineke rechtsum,
Lief nach der andern Seite hinum,
Und griff sie dort von hinten an.
Sie schalt ihn einen falschen Mann,
Und nannt' ihn Schelm und Ehrendieb.

«Ich zahle, was ich schuldig blieb,»
Sprach er. Doch ehrvergessen ist,
Wer so der Ehe Pflicht vergiſst,
Wie Reineke, der schlimme Dieb,
Dem's gleichviel galt, was er betrieb.
Wie Giermuth endlich losgekommen,
Hatt' er schon längst Reiſsaus genommen;
Sie wollte ihre Ehre beschützen,
Und lieſs sie hier noch mehr beschmitzen.
Wir lassen Reineken jetzt gehn,
Um uns nach Hinzen umzusehn.

Neunzehntes Kapitel.

Wie man am Hofe hatt' vernommen,
Daſs Reincke war angekommen,
Da stürzte alles, Groſs und Klein,
Voll Neugier ihn zu sehn, herein.
Die meisten führten an dem Tage
Ueber ihn manche bittre Klage;
Doch Reincke trat stolz daher,
Als ob das alles gar nichts wär'.
Er zog mit Grimbart durch die Straſse
Mit so hochmüthigem Gelasse,
Als wär' er eines Königs Sohn,
Und achtete es keiner Bohn',
Daſs alles klagte über ihn.
Dreist trat er vor den König hin,
Und stellte sich viel kühner dar,
Als wirklich ihm zu Muthe war.

«Ich bitt' euch,» sprach er, «gnädiger Herr,»
Um eurer Ehre willen sehr,
Daſs ihr mir helft zu meinem Recht,
Kein Herr hat einen treuern Knecht,
Als ich Eu'r fürstlichen Gnaden bin;
Hat es gleich Mancher jetzt im Sinn,
Mich Eurer Gnade zu berauben,
Könntet ihr Lügen und Fabeln glauben.
Allein ihr glaubt zu meinem Glück
Nicht auf den ersten Augenblick,
Was böse Leute in ihren Klagen
Euch hinter meinem Rücken sagen,
Die mir deswegen gram nur sind,
Daſs ich euch immer treu gedient.»

«Schweig nur,» sprach Nobel, «davon still,
Und schmeichle mir nur nicht soviel.
Die Unthat soll jetzt werden gerochen,
Daſs du den Frieden hast gebrochen,
Den ich gebot, und selbst beschwur.
Hier steht Hahn Henning; er verlor
Durch dich die Kinder, böser Dieb!
Daſs du jetzt sprichst, du hast mich lieb,
Das lügst du, und treibst Spott damit,
Wie man an meinen Leuten sieht.
Hinz ist auf immer ungesund,
Und Braun ist überall noch wund.
Allein ich will dich jetzt nicht schelten,

Denn du sollst's mit dem Kopf entgelten;
Durch Zeugen und durch Augenschein
Soll man dich deiner Unthät zeihn.»

Reineke sprach: «Bin ich denn Schuld,
Daſs Braun sich blutige Ohren geholt?
Wer hieſs dem Vielfraſs, so vermessen
Dem Bauern seinen Honig fressen,
Wofür er ihm den Wanst zerschlug?
Er ist ja groſs und stark genug,
Ward er geschlagen und versehrt,
Warum hat er sich nicht gewehrt,
Wie er vor Angst zu Wasser kroch?
Und was klagt Hinz der Kater noch?
Wie ich als Gast ihn wohl empfing,
Wenn er da noch aufs Stehlen ging
Beym Pfaffen, gegen meinen Rath,
Und ihn der Pfaff gestriegelt hat,
Bin ich das schuldig zu entgelten,
Und solltet ihr dafür mich schelten?
Nein, eure Ehre litte dabey;
Doch was ihr wollt, das steht euch frey.
Die Sache mag krumm seyn, oder schlicht,
So weiſs ich wohl, es schützt mich nicht,
Ihr könnt mir schaden und auch bathen *),

---

*) Nützen.

Ja, wollt ihr mich auch sieden und braten,
Enthaupten, hängen oder blenden,
So bin ich ja in euren Händen.
Wir alle sind euch unterthan;
Ihr seyd stark, ich ein schwacher Mann.
Ich vermag nichts, mein König viel,
Und wenn er mir ans Leben will,
So ist nur kleinlich seine Rache;
Drum will ich gern in meiner Sache
Dem strengsten Recht mich unterziehn.»

Drauf trat Bellin, der Schafbock, hin,
Und rief: «Wer klagt, der klage recht!»
Stracks kam der Wolf und sein Geschlecht,
Hinze der Kater, Braun der Bär,
Und Schaaren andrer Thiere mehr;
Lampe und Esel Baldewein,
Wackerlos und der Schafhund Rein;
Ziegen und Böcke kamen hin,
Sammt Eichhorn, Wiesel, Hermelin;
Das Schaf, das Schwein, der Ochs, das Pferd,
Und was zum Hausvieh sonst gehört.
Auch wilde Thiere stellten sich ein;
Hirsch, Reh, Kaninchen, wilde Schwein;
Auch Vögel eine groſse Schaar,
Barthel der Storch, und Matz der Staar,
Die Ente, die Gans, der Täucher, der Schwan,
Die Taube, die Elster, und Henning der Hahn,

Und auſserdem ein ganzes Heer
Von fremden Thieren und Vögeln mehr.
Die alle kamen hier zusammen,
Um Reineken den Fuchs zu verdammen,
Und hatten nichts in Herzen und Sinnen,
Als ihm das Leben abzugewinnen.
Zum König traten sie allzumal,
Und Klagen gab es ohne Zahl.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wie Reineke ſaſs hart gefangen,
Und man sollt' ihn laut Urtheil hangen,
Und wie das seine Freunde vernahmen,
Die damals auch nach Hofe kamen,
Märten der Aff', der Rechtsgelehrte,
Grimbart, und wer noch sonst gehörte
Zu Reinkens Sippschaft und Geschlecht,
War ihnen dieser Spruch nicht recht.
Denn Reinke war ein Bannerherr,
Und kam nicht nur um Gut und Ehr',
Sondern zu einem schmählichen Tod.
Sie konnten diese groſse Noth
Nicht mit gelassenem Muth ertragen,
Und wollten König und Hof entsagen.

Dem König wurmte dieses Ding,
Daſs mancher Knappe von ihm ging

Von Reinkens Freunden und Geschlecht.
„Es wär' doch gut, daſs man bedächt',“
Sprach er zu einem seiner Räthe,
„Wenn er auch noch mehr Böses thäte,
Zählt sein Geschlecht doch manchen Mann,
Den man nicht wohl entbehren kann.“

Hinz, Braun der Bär, und Isegrim
Meinten's indeſs mit Reinken schlimm.
Sie führten sämmtlich ihn gefangen,
Und dachten jetzt, ihn aufzufangen.
(Ihnen befahl der König das,
Und es kam ihrem Groll zu Paſs.)
Wie sie nun auf den Richtplatz kamen,
Und Leiter und Galgen schon vernahmen,
Sprach Hinz zum Wolf: Herr Isegrim,
Ich bitt' euch, jetzt gedenkt es ihm,
Wie einst der böse listige Dieb
Sein Spiel mit euren Brüdern trieb,
Und selbst mit nach der Richtstatt ging,
Wo man sie an den Galgen hing:
Wie froh war damals sein Gelaſs;
Bezahlt ihn jetzt mit gleichem Maſs.
Und ihr, Herr Braun, gedenkt's ihm auch,
Wie euch verrieth der böse Gauch
An Rustifeil, daſs Mann und Weib
Euch mördrisch fielen auf den Leib.
Laſst uns nur auf der Hut jetzt seyn;
Denn könnt' er dieſsmal sich befreyn,

So rächten wir uns nimmer mehr.
Drum müssen wir jetzt eilen sehr.»

Isegrim sprach: «Was nützen Worte?
Die sind hier nicht am rechten Orte:
Ein guter starker hänſner Strick
Kürzt ihm die Qual den Augenblick.»

Indem sie also pflogen Rath,
Und Reineke geschwiegen hatt',
Fing er zuletzt auch an, zu sprechen,
Und sagte: «Wollt ihr doch euch rächen,
So schreitet kurz und gut zur That.
Ich dächte, Hinz wüſst' noch wohl Rath
Zu einem tüchtigen Gurgelband,
Das er jüngst bey dem Pater fand;
Es bracht' ihm aber wenig Ehr'.
Auch Braun und Isegrim eilen sehr,
Den Vettermann zum Tode zu bringen,
Und meinen, es werd' ihnen gelingen.»
Der König selbst, die Königin,
Und alle Groſsen gingen hin,
Reinekens Ende zu sehn; desgleichen
Folgten ihm nach die Armen und Reichen.
Isegrim warnte die Verwandten
Und alle Freunde und Bekannten,
Reineken strenge zu bewachen,
Daſs er nicht möchte los sich machen.
Besonders rieth er seinem Weibe:

Läſs dir's empfohlen seyn, bey Leibe
Und Leben, daſs du haltest fest;
Denn wenn man ihn entkommen läſst,
Wird er noch ärger mit der Zeit,
Und thut uns noch mehr Herzeleid.»

So sprach er auch den Bären an:
Denkt, was er euch zur Schur gethan,
Und nach Gebühr bezahlet ihn.
Hinz soll hinauf, ihn aufzuziehn,
Weil er behender ist, als wir.
hr haltet ihn beym Kragen hier,
Bis ich die Leiter angesetzt,
Und dann geht's mit ihm auf die Letzt.»

«Setzt nun,» sprach Braun, «die Leiter an;
ch will ihn halten, wie ein Mann.»

Reineke sprach: «Ihr alle strebt,
Daſs ihr den letzten Rest mir gebt,
Und solltet billig euch bemühn,
Den Vetter aus der Schlinge zu ziehn.
Dürft' ich, so bät' ich schier um Gnade;
llein euch jammert nicht mein Schade.
egrim ist mir gram vor allen;
ein Weib hilft mit, ihm zu Gefallen,
Doch wollt' sie alter Liebe gedenken,
o würde sie mich nicht so kränken.
Muſs es denn über mich ergehn,

So wünscht' ich nur, es wär' geschehn.
Mein Vater litt auch oſt viel Noth;
Doch wie er ging in seinen Tod,
War's kurz und bald mit ihm gethan!
Ihm ſolgte nicht so mancher Mann.
Treibt ihr's noch lange jetzt mit mir,
So werd' euch Schand' und Schimpf dafür!»

«Hört ihr,» sprach Braun, «den Trotzkopf wohl?
Sein Trotz ihm schlimm bekommen soll!»

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Reineke war geängstet sehr,
Und dachte: „Wenn's doch möglich wär',
Auf eine List mich zu besinnen,
Und Frist zum Reden zu gewinnen,
Daſs ich mein Leben retten möchte
Und diese drey in Schande brächte!
Die Noth lehrt viel; man hat mir jetzt
Das Messer an die Kehle gesetzt:
Allein zürnt gleich der König mir
Sammt vielen seiner Groſsen hier,
Weil ich so manchem Böses that,
So wendet sich noch wohl das Blatt.
Der König ist stark, sein Rath ist klug;
Doch bin ich ihnen Manns genug.
Komm' ich zu Wort, so hoff' ich wohl,
Daſs man mich noch nicht hangen soll.“

So dachte Reinke in der Noth.
Er sprach: „Ich sehe meinen Tod,
Dem ich nun nicht mehr kann entgehn.
Drum möcht' ich alle, die hier stehn,
Eh' ich muſs scheiden aus ihrer Mitten,
Um eine kleine Gunst nur bitten,
Daſs sie für mich zum König träten,
Und ihn um die Erlaubniſs bäten,
Daſs ich vor allen männiglich
Hier beichten durfte öffentlich,
Damit die Wahrheit komm' ans Licht,
Und man in künftigen Zeiten nicht
Unschuldig manchen möge belangen
Für Missethaten, die ich begangen;
Daſs Gott, der strafen wird und lohnen,
Einst meiner Seele möge schonen.“

Die meisten, die ihn reden hörten
Und sich an seine Worte kehrten,
Meinten, die Bitte wäre klein,
Und legten ein Wort beym König ein,
Der die Erlaubniſs nicht versagte;
Was Reineken denn sehr behagte.
Er hofft', es sollte noch besser fallen,
Und sprach demnach also zu allen:
„Jetzt hilf mir, Spiritus Domini!
Denn wahrlich seh' ich niemand hie,
Dem ich nicht viel zu Leide gethan
Von meiner zarten Jugend an.

Denn kaum entwöhnet von der Bruſt,
Büſst' ich schon gern die böse Lust
An jungen Lämmern und an Ziegen,
Die in das Weite sich verstiegen.
Ich liebt' ihr Blöcken und Geschrey,
Und lernte da die Leckerey.
Ich biſs eins todt, und schlappt' sein Blut,
Und fand den Wohlgeschmack so gut,
Daſs ich vier Zickel noch zerriſs,
Und ihrer mehr und mehr erbiſs.
So ward ich täglich dreister und kühner,
Und schonte weder Gänse, noch Hühner,
Enten, und was ich sonst nur fand.
Manche verscharrte ich im Sand,
Nachdem ich sie ums Leben gebracht,
Wenn ich sie nicht gleich essen mocht'
Bald drauf kam ich zu Isegrim;
Am Rhein begegnete ich ihm,
Da lag er unter einem Baum
Zur Winterszeit. Er nannt' mich Ohm;
ch lieſs die Sippschaft mir erzählen,
Und alsbald wurden wir Gesellen.
Das ist mir jetzt mit Recht sehr leid;
Denn wir gelobten auf unsern Eid
Uns Treu' und Glauben einer dem andern,
Und gingen stracks zusammen auf's Wandern.
r stahl das Groſse, ich das Kleine,
Und der Gewinn ging ins Gemeine;

Doch nicht so richtig, wie er sollte;
Weil Isegrim theilt' wie er wollte,
Und gab mir nie die Hälfte ab,
Wenn's etwas Gutes zu theilen gab.
Wenn er ein Schaf, oder Ziege gewann,
Bleckt' er mich mit den Zähnen an,
Womit er stracks mich von sich trieb,
Und Herr von meinem Antheil blieb.
Doch das war noch das Aergste nicht;
Denn fingen wir von Ungeschicht
Einst einen Ochsen, oder Kuh,
So kam auch stracks sein Weib dazu,
Und mit ihr sechs bis sieben Jungen,
Die alles dann allein verschlungen.
Für mich fiel kaum ein Knochen ab,
Und eh' man mir auch diesen gab,
Pflag erst ein jeder dran zu nagen,
Und alles das muſst' ich vertragen.
Doch Gott sey Dank, es schad't mir nicht,
Weil mir's an Schätzen nicht gebricht,
Es sey an Silber, oder Golde;
Der Wagen, der sie führen sollte,
Fänd' euch wohl sechs bis sieben Frachten."

Der König schien darauf zu achten,
Wie er von einem Schatz vernahm,
Und fragt', woher der Schatz ihm kam.

Reinke sprach: «Gern will ich es sagen;
Ich kann ihn doch nicht mit mir tragen.
Weil es der König mir gebeut,
Soll weder um Liebe, noch um Leid
Es ihm noch länger seyn verhohlen.
Wiſst denn: die Schätze sind gestohlen:
Man hatte beschlossen, euch zu morden,
Wär' nicht der Schatz gestohlen worden.
Merkt, gnädiger Herr, wie zum Verrath
Der schnöde Schatz gereizet hat;
Doch daſs er weggestohlen ward,
Bracht' meinen Vater zur bösen Fahrt
Aus diesem Leben zu ewigem Schaden;
Allein es frommte Eurer Gnaden.»

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Sobald die Königin die Worte
Vernommen hatte, von dem Morde,
Der ihrem Herrn bestellet war,
Erschrack sie sehr vor der Gefahr.
»Reineke, ich beschwör' euch hart,«
Sprach sie, »bey dieser Ueberfahrt,
Die eure Seele wagen soll,
Erklärt die reine Wahrheit wohl,
Wie sich's verhielt mit diesem Mord.«

Der König selbst sprach alsofort:
»Man lasse jedermann jetzt schweigen,
Und Reinken von der Leiter steigen,
Daſs wir die Sache recht verstehn,
Die mich sehr nah scheint anzugehn.«

Reinke, der auf der Leiter stand,
Faſste jetzt wieder Muth zuhand;

Denn die ihn glaubten fest zu fassen,
Muſsten ihn wieder herunter lassen.
Der König und die Königin
Befragten ohne Zeugen ihn
Um das, was er vorhin gesagt,
Und nun log Reincke mit Macht.
«Wenn ich,» dacht' er, «so glücklich bin,
Beym König und der Königin
Die vorige Gunst mir zu erwerben
Und meine Feinde zu verderben,
Die mir jetzt nach dem Leben stehn,
So muſs ein kleines Wunder geschehn,
Und groſses Heil mir widerfahren;
Die Lügen darf ich jetzt nicht sparen.»

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Nochmals begann die Königin:
«Reinke, erklärt mit reinem Sinn,
Um eu'r Gewissen frey zu machen,
Uns treulich den Verlauf der Sachen.»

«Hier ist,» sprach Reinke, «mein Bericht:
Dem Tod' entrinn' ich doch jetzt nicht;
Sollt' ich denn meine Seele beladen,
Und bringen sie in ewigen Schaden,
Um meine Lüge zu entgelten?
Ich will die Thäter lieber melden,
Sind sie mir gleich sehr nah verwandt,
Daſs ich nicht gern auf sie bekannt;
Wiewohl, eh' ich zur Hölle fahre,
Ich lieber alles offenbare.»

Dem König warm um's Herze war.
«Reinke,» rief er, «sprichst du auch wahr?

Reinke versetzte: «Gnädiger Herr,
Wahr ist's, gesündigt hab' ich sehr:
Doch denkt, was mir's jetzt helfen sollte,
Wenn ich mich selbst verdammen wollte.
Ihr seht ja, wie es mit mir steht,
Und daſs es stracks zum Tode geht:
Denkt denn, ob mit dem Fuſs im Grabe
Ich noch zu lügen Ursach habe.
Mir hilft ja jetzt kein Bitten mehr.»

Reinke fing an zu zittern sehr,
Und stellte hart geängstet sich.
Die Königin sprach züchtiglich:
«Mich dauert Reinkens Zustand sehr;
Drum bitt' ich euch, gestrenger Herr,
Erzeigt ihm noch die kleine Gnade, —
Damit uns nicht kommt gröſsrer Schade, —
Daſs ihr ihn jetzt genau befragt,
Und er den wahren Grund uns sagt;
Laſst jedermann auch schweigen still,
Und laſst ihn reden was er will.»

Nobel gebot es alsofort,
Und Reineke nahm nun das Wort:
«Herr König, weil es euch gefällt,
Will ich, wie alles sich verhält
Mit dem Verrath, euch offenbaren,
Und keinen von den Schuldigen sparen.»

Nun höre man die Ränke an,
Die Reineke der Schelm ersann,
Wie er den Vater selbst verklagte
Und ihn in Schimpf und Schande brachte,
Auch Grimbart, seinen besten Freund,
Der es so treu mit ihm gemeint.
Der schlaue Fuchs that das aus Gründen,
Damit er Glauben möchte finden,
Und ziehn mit seiner listigen Sprache
Auch seine Feinde in die Sache,
Die ihm nach seinem Leben standen.
Er sprach: „Einst fand in fernen Landen
An einem sehr verborgnen Platz
Mein Vater König Emmrichs Schatz.
Wie er besaſs dies groſse Gut,
Ward er sehr stolz und hoch von Muth,
Und fing nun an, bey allen Thieren
Sich grob und trotzig aufzuführen,
Die doch sonst seine Gesellen waren.
Er lieſs auch Hinz den Kater fahren
Weithin in das Ardenner-Land,
Woselbst sich Braun der Bär befand;
Dem lieſs er seinen Gruſs entbieten,
Und ihn nach Flandern zu sich bitten,
Wenn er ein König wollte wesen.
Wie Braun mit Hinzen den Brief gelesen,
Ward er sehr froh darob und kühn;
Denn so was trug er längst im Sinn.
Er kam nach Flandern hin zuhand,

Wo er auch meinen Vater fand,
Der freundlich ihn empfing, und stracks
Nach Grimbart sandt', dem klugen Dachs,
Und unserm Vetter Isegrim.
Die drey verhandelten mit ihm
Und Hinz dem Kater die Geschäfte,
In Flandern liegt ein Dörfchen, Ifte:
Recht zwischen diesem Ifte und Gent
Hielten die fünf ihr Parlement
In einer langen düstern Nacht.
Durch Satans, nicht durch Gottes Macht
Und meines Vaters groſse Gewalt,
Der sie mit seinem Gelde bezahlt,
Beschlossen sie des Königs Tod,
Wozu ein jeder die Hände bot.
Sie muſsten alle dem Wolfe schwören,
Sie wollten insgesammt den Bären
Zu ihrem Herrn und König machen,
Ihn setzen auf den Thron zu Achen,
Und krönen mit der Krone von Gold;
Und wenn das jemand wehren wollt'
Und sich zu eurer Seite schlagen,
So sollt' mein Vater ihn verjagen,
Oder bestechen und verleiten,
Und das von seinem Schatze bestreiten.
Durch Zufall ward mir dieſs bekannt;
Denn einst, wie Grimbart früh aufstand,
Und nicht den Morgentrunk gespart,
So daſs er froh und trunken ward,

Erzählt' er's heimlich seinem Weibe,
Und sprach: „Schau', daſs es bey dir bleibe!»
Sie hielt so lange reinen Mund,
Bis sie es meiner Frau that kund,
Die ihr, wie sie zusammenkamen,
Zuschwor in der drey Könige Namen,
Bey ihrer Ehr' und Redlichkeit,
Sie wollt' es weder um Liebe noch Leid
An jemand wieder sagen hinfort.
Doch meine Frau hielt ihr nicht Wort,
Und sagte, wie sie wieder kam,
Mir alles, was sie dort vernahm.
Sie gab mir manches Zeichen noch,
Woraus ich leicht die Folge zog,
Was sie gehört, sey wirklich wahr;
Darob ich denn sehr traurig war.

Mir fiel dabey das Froschvolk ein,
Das nicht aufhörte, laut zu schreyn,
Man sollt' ihm einen König geben,
Weil es nicht konnt' in Freyheit leben;
Denn vormals war der Froschstaat frey.
Der Himmel hörte ihr Geschrey,
Und sandt' den Storch, der jetzt sie friſst,
Und ihr Tyrann und Mörder ist.
Nun klagen sie oft früh und spät,
Wie arg es über sie ergeht;
Allein umsonst ist ihr Geschrey,
Der Himmel bleibt jetzt taub dabey.

So fürchtete ich, möcht' uns allen
Auch unser Loos in Zukunft fallen;
Auch sorgt' ich sehr für euch, mein Herr,
Doch das gedenkt man mir nicht mehr.
Ich kenne Braun, der voll Verrath
Und Tücke steckt, und Uebelthat.
Ich fürchtete demnach mich sehr,
Und dachte: wird er unser Herr,
So sind wir insgesammt verloren.
Ich kenn' auch Euer Hochgeboren,
Daſs ihr zwar groſs und mächtig seyd,
Doch gnädig auch zu aller Zeit.
Ich dachte mir dann oft dabey,
Daſs es ein böser Wechsel sey,
Und daſs kein Messer schärfer schiert,
Als wenn ein Knecht ein König wird.
Drum sann ich viele Wochen nach,
Daſs ich den bösen Anschlag brach.
So dacht' ich immer: „Wenn dies Geld
Mein Vater im Besitz behält,
So stürzt und schändet er noch viele
Mit seinem bösen falschen Spiele,
Und bringt den Konig um Reich und Leben.
Deswegen muſst' ich mich bestreben,
Daſs ich den Schatz entdecken möcht',
Damit ich ihn von dannen brächt'.
Wohin mein Vater, der listige Alte,
In Heid' und Wüste, Feld und Walde,

Umherzog, oder heimlich lief,
Durch Dick und Dünn, durch Naſs und Tief,
Da folgt' ich ihm bey Nacht und Tag
Beständig auf dem Fuſse nach.«

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

„Einst wie ich in dem Baue lag,
Und dachte eben fleiſsig nach,
Wie ich den Ort entdecken könnte,
Wo sich der groſse Schatz befände,
Wornach mich lüstete so sehr;
Da kam mein Vater von ungefähr
Aus einer Felskluft, die war tief.
Ich lag so still, als ob ich schlief;
Drum ward der Alte nicht gewahr,
Daſs ich so nahe bey ihm war;
Doch sah er überall umher,
Ob er auch wohl alleine wär'.
Sobald er nun ganz sicher wähnte,
Daſs niemand ihn bemerken könnte,
Scharrt' er die Ritze zu mit Sande,
Und macht' sie gleich dem andern Lande,
Auch seine Spur verwühlt' er ganz
Mit seiner Schnauz' und langem Schwanz.

Wie ich die Schliche nun so schön
Dem alten Gauner abgesehn,
Fiel der Gedanke gleich mir ein,
Hier müſst' der Schatz verborgen seyn.
Mein Vater ging dem Raube nach;
Ich öffnete indeſs gemach
Das Loch mit meinen beyden Klauen;
Da war des Reichthums viel zu schauen,
Mehr, als sich hier der ält'ste Mann
Gesehn zu haben rühmen kann.
Jetzt lieſs ich nicht zu plündern nach,
Und schleppte fleiſsig, Nacht und Tag;
Zwar hatt' ich weder Karrn, noch Wagen,
Allein mein Weib half emsig tragen.
Es kostete uns Schweiſs, den Schatz
Zu bringen an einen andern Platz,
Wo er bequem zur Hand uns lag.
Mein Vater pflag sich jeden Tag
Mit den Verschwornen zu berathen;
Ich will euch sagen, was sie thaten:
Braun sandt' nebst Isegrim zuhand
Werbbriefe durch das ganze Land,
Daſs wer ihm willig dienen wollte
Recht guten Sold empfangen sollte,
Und daſs nur jeder eiligst käme
Und voraus gutes Handgeld nähme;
Er würde geben mit milder Hand.
Mein Vater selbst durchzog das Land,
Daſs er das Werbgeschäft betriebe.

Wie wenig dacht' er, daſs die Diebe
Ihm seinen Schatz indeſs genommen.
Ja hätt' ihm der auch mögen frommen
In seinen letzten Lebensſtunden,
So hätt' er keinen Deut geſunden.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

„Wie zwischen der Elbe und dem Rhein
Mein Vater nun Stadt aus, Stadt ein,
Durchlaufen hatte alles Land,
Wo er auch manchen Söldner fand,
Den er anwarb mit seinem Golde,
Daſs er für Braunen fechten sollte,
Sobald der Sommer käm' heran;
Da trat er seinen Rückweg an,
Um Braunen und den Spieſsgesellen
Die viele Mühe zu erzählen,
Die groſse Angst und manche Sorgen,
Die er oft vor den hohen Burgen
Im Lande Sachsen hätt' erlitten,
Wo ihm die Jäger nachgeritten
Mit ihren Hunden Nacht und Tag,
Die seinem Leben stellten nach,
Und manches Leid ihm angethan.

Dieſs zeigt' er den Verschwornen an,
Auch bracht' er Briefe von ihren Genossen,
Die sämmtlich kämen unverdrossen.
Die Briefe lasen sie zusammen;
Da standen tausend Kämpen mit Namen,
Isegrims Vettern mit weiten Rachen
Und scharfen Zähnen, welche versprachen
Zu kommen, sammt den Kudern und Bären,
Die Braunen auch zu Dienste wären.
Auch von Vielfraſsen und von Dachsen
Im Thüringer Walde und in Sachsen
Hatt' er Verheiſsung mitgebracht,
Wenn ihnen würden ausgemacht
Drey Monat Sold, und baar bezahlt,
So wollten sie mit gesammter Gewalt
Zu Braunen stoſsen auf's erste Gebot.
Das hindert' ich; deſs dank' ich Gott!

Sobald mein Vater alles bestellt,
Eilt' er stracks wieder über Feld,
Um seine Schätze zu besehn.
Da hätt' man sollen den Jammer sehn,
Das Scharren und Suchen! doch nur Tand;
Je mehr er suchte, je minder er fand,
Denn all sein Gold war weggetragen
Den Kummer konnt' er nicht ertragen;
So daſs er sich vor Gram erhing,
Und Brauns Verrath zu Grunde ging.

Das geschah bloſs durch meine List:
Seht nun, wie groſs mein Unglück ist,
Denn Isegrim, sammt Braun dem Bären,
Die Schelme sitzen hoch in Ehren
Beym König auf der groſsen Bank;
Und niemand weiſs es Reinken Dank,
Daſs er den Vater hingegeben,
Zu retten seines Königs Leben.
Wo sind wohl, die ein Gleiches thäten,
Sich selbst zu schaden, um euch zu retten!"

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der König und die Königin
Erwarteten recht groſsen Gewinn,
Drum nahmen sie den Fuchs sofort
Mit sich an einen besondern Ort,
Und fragten, wo die Schätze lägen.

„Sagt mir," sprach Reineke, „weswegen
Ich meinen Schatz euch zeigen sollt',
Da ihr mich doch jetzt hangen wollt,
Und habt den Schelmen, die mein Leben
Mir rauben wollen, Glauben gegeben?"

„Nein, Reinke," sprach die Königin,
„Schlagt diese Furcht euch aus dem Sinn.
Der König soll dieſsmal das Leben
Euch schenken, und die Schuld vergeben;
Drum habt fortan nur guten Muth,
Und dient dem Könige treu und gut."

Reinke sprach: «Gnädige Königin,
Wenn ich gewiſs versichert bin,
Daſs mir der König alle Schuld
Verzeiht, und schenkt mir seine Huld;
So glaubt mir nur, in eurem Leben
Hat's keinen König noch gegeben,
So reich, als ich ihn machen will.
Des Schatzes ist unglaublich viel,
Und ihr sollt hören, wo er liegt.»

Der König sprach: «Frau, glaubt ihm nicht;
Spräch' er von Lügen, Morden und Rauben,
So könntet ihr ihm alles glauben;
Denn Lügen hat er stets im Sinn.»
«Ach, nicht doch!» sprach die Königin.
«Trotz seinem vorigen Lasterleben
Dürft ihr ihm jetzt wohl Glauben geben,
Ihm, der den Vater angeklagt,
Und auch auf Grimbart ausgesagt,
Hat Freund und Vater nicht verschont,
Da er's doch wohl verschweigen konnt';
Und legen denen, die er haſst,
Die ganze Schuld allein zur Last.
Er wird nicht treulos seyn hinfort.»

Der König sprach: «Auf euer Wort?
Meint ihr, daſs es gerathen wär'.
Und schadete uns nicht noch mehr?
Wohlan, so will ich mich bequemen,

Dieſsmal die Schuld auf mich zu nehmen,
Die Sache sey auch noch so schwer.
Doch thut er künftig Böses mehr,
So soll bis auf den zehnten Erben
Sein ganz Geschlecht mit ihm verderben.»

Wie Reinke sah, daſs ihm so gut
Sein Plan gelang, bekam er Muth.
«Herr König, wär' ich nicht ein Narr,»
Sprach er, «wenn ich nicht spräche wahr,
Da ich in kurzer Frist mein Wort
Beweisen muſs an seinem Ort?»

Nobel nahm jetzt für baares Geld
Was Reineke ihm hatt' erzählt;
Darum verzieh er ihm voll Huld,
Die eigne und des Vaters Schuld,
Und so entrann er wunderbar,
Wie er dem Tod' im Rachen war.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Er sprach: „Mein gnädiger König und Herr,
Ich dank' euch diese Gnade sehr,
Auch meiner gnädigen Königin,
So lang' ich noch am Leben bin.
Drum könnt' auch auf der weiten Erden
Gewiſs kein Mensch gefunden werden,
Dem ich den Schatz so gern gegönnt,
Als euch, weil ihr's um mich verdient.
Ihr sollt ihn haben klar und baar,
Wie er einst König Emm'richs war;
Demnach verhehl' ich euch jetzt nicht,
Wo dieser Schatz verborgen liegt.
An einem wüsten Ort in Flandern,
Wo niemals Menschenfüſse wandern,
Wo keine Thiere sich verweilen,
Und nur die Schuhu hausen und Eulen,
In einem Busche, Husterloh, —
Man nennt ihn in der Gegend so —

Liegt ein Brunn, Haderpfütz genannt,
Wo ich einst diese Schätze ſand.
Die Stelle nennt man Haderpfütz;
Merkt's euch wohl, denn es ist euch nütz.
Den fremden Boten ist schwer zu trauen,
Drum rath' ich, nebst der gnädigen Frauen
Euch nach dem Orte zu bemühn,
Und Haderpfütz vorbey zu ziehn.
Ihr werdet dann zwey junge Birken
Unweit der Haderpfütze bemerken;
Darunter liegt der Schatz verwahrt.
Wenn ihr im Sand ein wenig scharrt,
So ſindet ihr an einer Seite
Im Moos verborgen viel Geschmeide
Von Gold und Silber und allerley,
Auch eine reiche Krone dabey,
Die Emmrich trug in seinen Tagen;
Die sollte Braun der Bär auch tragen,
Wenn ihm sein Wille wär' geschehn.
Ihr werdet auch manch Kleinod sehn
In Edelstein und goldnem Werk,
An Werth für viele tausend Mark.
Wenn ihr den Schatz von dannen tragt,
So wett' ich, daſs ihr oft noch sagt:
O Reineke, du treues Thier,
Der du die groſsen Schätze hier
Verborgen hast durch deine List,
Gott segne dich, wo du auch bist!»

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Der König sprach: «Reinke, wohlan,
Du trittst die Reise mit mir an.
Ich kann sie ohne dich nicht machen;
Ich habe zwar gehört von Achen,
Lübeck, Paris und Oldesloh;
Doch Haderpfütz und Husterloh,
Die Namen kamen uns nie zu Ohren;
Willst du wohl gar uns Esel bohren?»
Das hörte Reinke gar nicht gern.
«Herr,» sprach er, «send' ich euch denn fern
Bis an den groſsen Jordan hin,
Daſs ihr argwöhnt in eurem Sinn?
Der Ort liegt nächst hierbey in Flandern;
Erkundiget euch nur bey andern,
Hier sind gleich manche gute Gesellen
Die euch dasselbe werden erzählen,
Daſs Haderpfütz bey Husterloh
Belegen ist, und heiſst also:»

Drauf rief er stracks den Hasen her;
Der arme Lamp' erschrack fast sehr.
«Lampe,» sprach er, «erschreckt nur nicht;
Gebt eurem Könige Bericht,
Und saget ihm bey eurem Eide,
Wo Husterloh liegt in der Heide,
Und Haderpfütz, das dicht dabey
Ein Quell ist in der Wüsteney.»

Lampe sprach: «Ja, dem ist also;
Haderpfütz liegt bey Husterloh,
Wo Simon der Krumme manchen Tag
Sein falsches Geld zu münzen pflag.
Er lag im Busche mit seinen Gesellen;
Die pflegten oft mir nachzustellen,
Daſs ich litt Noth von Hunger und Frost,
Wenn ich vor ihnen laufen muſst',
Und vor den Hunden die mich hassen.»

Reinke sprach: «Gut! ihr seyd entlassen;
Dem König gnüget euer Wort;
Geht zu den Knappen an euren Ort.»

«Seyd,» sprach der König, «nicht verdrossen,
Wenn wir ein hart Wort ausgestoſsen
Und euch unrechter Dinge geziehn;
Bringt uns nur bald zum Schatze hin.»

Reineke sprach: «Ich wäre froh,
Wenn meine Sachen ständen so,
Daſs ich mit meinem Könige wandern
Und ihn begleiten dürft nach Flandern.
Allein ich muſs es nur gestehn,
Ihr würdet groſse Sünde begehn,
Wenn ihr mich wolltet mit euch nehmen.
Der Ursach muſs ich fast mich schämen:
Wie man — weil ihn der Teufel ritt —
Einst Isegrim das Haar beschnitt,
Und dieser Schalk in einen Orden
Als Mönch war aufgenommen worden;
Hatt' er nicht an dem Fraſs genug,
Den man für sechs am Tisch auftrug,
So daſs er klagte und sich härmte,
Bis ich mich seiner Noth erbarmte;
Denn er nahm so gewaltig ab,
Daſs ich aus Mitleid Müh' mir gab,
Ihn aus dem Kloster zu befreyn;
Dafür muſs ich im Bann jetzt seyn.
Wenn ihr's erlaubt, so will ich morgen,
Um meine Seele zu besorgen,
Vor Sonnenaufgang früh aufstehn,
Und will nach Rom um Ablaſs gehn.
Dann zieh' ich weiter über's Meer,
Und eh' ich wieder zu euch kehr',
Hoff' ich so weit mich zu bekehren,
Daſs ich kann mit euch ziehn mit Ehren.
Jetzt aber spräche jedermann:

„Seht unſern Herrn den König an,
Mit Reinken ſich wieder befaſſen,
Den er doch wollte hängen laſſen;
Und noch dazu iſt er im Bann.»
Nein, gnäd'ger Herr, das geht nicht an.»

Der König ſprach: «Biſt du im Bann,
So ständ' es freylich mir nicht an,
Daſs ich dich lieſse mit mir wandern.
Laſst Lampen, oder einen andern
Nur mit mir gehn nach Haderpfütz;
Denn es iſt deiner Seele nütz,
Dich von dem Banne löſen zu laſſen.
Drum zieh' nur ruhig deine Straſsen;
ch will die Buſsfahrt dir nicht wehren,
Du willſt dich hoffentlich bekehren
Vom Böſen zu allen guten Dingen.
Gott laſſe dir deine Reiſe gelingen!»

Dreyſsigstes Kapitel.

Sobald, als dieſs war abgethan,
Stieg König Nobel selbst hinan
Auf einen hohen Pflasterstein,
Und hieſs den Thieren insgemein,
Sie sollten jeder nach seinem Stande
Sich ruhig um ihn lagern im Sande.
Reinke stand neben der Königin;
Der König sprach: „Mit Herz und Sinn
Merkt auf, ihr Vögel und Thiere zugleich,
Die ihr gehört zu meinem Reich,
Ihr meine Barone und Hausgenossen,
Ihr Armen und Reichen, ihr Kleinen und Groſsen!
Hier seht ihr Reineken vor euch stehn,
Der schon zum Galgen sollte gehn,
Hat aber jetzt sich so erwiesen,
Daſs wir ihn rühmen und loben müssen.
Ich schenk' ihm wieder meine Huld
Und will verzeihn die vorige Schuld;

Denn mich bewog die Königin,
Daſs ich sein Freund geworden bin.
Versöhnt bin ich mit ihm nunmehr,
Und hab' ihm diesmal Gut und Ehr,
Sammt Frieden, Freyheit, Leib und Leben,
Von freyen Stücken wieder gegeben.
Nun sollt ihr hierin meinen Willen,
Wie ihr eu'r Leben liebt, erfüllen,
Daſs ihr ihm selbst, sammt Weib und Kind
Und die ihm angehörig sind,
Stets Lieb' und Ehre beweisen sollt,
Ihr mögt sie treffen wo ihr wollt,
Es sey bey Nacht, es sey am Tage.
Ich will auch jetzt von keiner Klage
In seinen Sachen weiter hören.
Er wird sich künftig wohl bekehren,
Wenn er auch sonst viel miſsgethan.
Er tritt jetzt eine Buſsfahrt an;
Hängt morgen seinen Ranzen um,
Und wandert hin zum Pabst gen Rom.
Von dannen zieht er über's Meer,
Und kömmt nicht eher wieder her,
Biſs er für alle Missethat
Ablaſs genug erworben hat.»

Zwey und dreyſsigstes Kapitel.

So stiftete der Pilgermann
Reinke durch seine Bosheit an,
Daſs Isegrim an den Vorderfüſsen
Die Haut und Klauen muſste missen,
Und daſs sich Giermuth muſst' entblöſsen
An ihren beyden Hinterfüſsen;
Das Fell muſst' sammt den Klauen herab,
Woron man Reinken Schuhe gab.
So wurden beyden die Füſse geschunden;
Nie hat man ärmere Wichter gefunden,
Als Isegrim, Giermuth sein Weib,
Und Braun, der auch von seinem Leib
(Wie wir auch schon erwähnt zuvor)
Ein Stück von seinem Fell verlor.

Reineke trat zur Wölfin hin,
Und sprach zu ihr mit höhn'scher Mien':
Wie wird euch, Mühmchen, das behagen,

Daſs ich soll eure Schuhe tragen?
Ihr pflegtet oft euch zu bemühn,
Verdruſs und Noth mir zuzuziehn;
Das war mir wirklich leid zu sehn.
Daſs jetzt die Sachen anders stehn,
Daran bin ich ein wenig Schuld,
Und gönn' es euch. Doch habt Geduld,
Wer soviel Freundschaft für euch hegt,
Daſs er die Schuh' für euch verträgt,
Der wird auch gern euch mit bedenken,
Und euch ein Theil vom Ablaſs schenken,
Den er gewinnet über See.

Gieremuth lag in Angst und Weh,
Und konnte kaum ein Wörtchen sprechen.
«Ach Reinke!» seufzt' sie, «Gott wird's rächen,
Daſs euch gelingt eu'r böser Wille.»
Isegrim lag, und schwieg ganz stille.
Er hatte, wie sein Vetter Braun,
Der Freude jetzt sehr wenig, traun,
Sie lagen beyde und waren verbunden,
Und Reinke lachte ihrer Wunden.
Wenn Hinz der Kater nicht entfloh,
So ging's gewiſs ihm ebenso.

Fünf und dreyſsigstes Kapitel.

Wie Reinke kam an seine Thür,
Sprach er: „Bellin, verweile hier,
Und bleib' ein wenig drauſsen stehn;
Ich will in meine Feste gehn,
Und nehmen Lampen mit hinein.
Sag' ihm, er soll behülflich seyn,
Mein Weib zu trösten über mich;
Denn ohne Zweifel grämt sie sich,
Wenn sie von uns bekömmt zu wissen,
Daſs wir auf Pilgerschaft jetzt müssen."

So wuſste Reineke dem Thoren
Mit glatten Worten Esel zu bohren,
Damit der dumme Lamp' allein
Sich wagte in die Burg hinein.
Hier lag, von Sorg' und Gram bezwungen,
Die Füchsin mit den beyden Jungen,

Und glaubte nun und nimmermehr,
Daſs Reinecke entronnen wär'.
Doch wie sie ihn, nach Pilgerart,
Gewahr mit seinem Ranzen ward,
Und seinen Wanderstab und Schuh,
Da nahm noch mehr ihr Wunder zu.

„Reinhard," rief sie, „ach sage mir,
Wie ging es doch am Hofe dir?"

Sprach er: „Ich habe gefangen gesessen:
Allein es ist nicht lange gewesen.
Der König lieſs mich aus der Haft,
Und sandte mich auf Pilgerschaft.
Herr Braun der Bär und Isegrim
Sind Bürgen für mich jetzt bey ihm.
Dank ihm! daſs er uns gut bedenkt,
Und Lampen uns zur Söhnung schenkt
Mit ihm zu thun, was uns behagt.
Der König hat mir selbst gesagt,
Daſs er mich falsch beschuldigt hat.
Laſst ihn nun büſsen den Verrath,
Denn ich bin ohnehin ihm gram."

Wie Lampe diese Worte vernahm,
Erschrack er sehr, und wollte fliehn;
Doch Reinecke verhindert' ihn,
Indem er ihm die Thür verlief,

Und mördrisch ihn beym Hals' ergriff.
Lampe schrie: «Hilf, ich bin in Noth,
Bellin! der Pilger beiſst mich todt.»
Allein umsonst war sein Geschrey,
Reinhard biſs ihm den Hals entzwey.
Also empfing er seinen Gast;
«Langt zu,» sprach er, «und eſst mit Hast;
Der Has' ist gut und fett, fürwahr;
Und wozu taugt auch sonst der Narr?
Ich hab's ihm längst schon nachgetragen;
Jetzt soll er mich nicht mehr verklagen.»
Kurz, Reinke machte sich mit Weib
Und Kindern über Lampen's Leib.
«Viel Dank sey,» sprach Frau Ermelin,
«Dem König und der Königin.
Gott gebe beyden gute Nacht,
Weil sie so gütig uns bedacht,
Und uns den Tisch so schmackhaft decken!»

Reineke sprach: «Laſst's euch gut schmecken,
Und sättigt euch nach Lust und Fug;
Denn hier ist für uns alle genug.
So geht es Reinhards Feinden allen;
Sie müssen's mit der Haut bezahlen,
Die mich verschwatzen und verklagen.»

«Darf ich,» sprach Ermelin, «dich fragen,
Wie du dich aus der Haft befreit?»

„Es braucht,“ sprach Reineke, „viel Zeit,
Um dir zu sagen, wie ich log
Und Nobeln mit Geschwätz betrog,
Nicht minder auch die Königin;
Daher die Freundschaft auch nur dünn
Gesponnen ist — das weiſs ich wohl —
Und noch wohl dünner werden soll.
Ich weiſs, er nennt mich Bösewicht,
Wenn er erst alles zu wissen kriegt.
Und wenn er mich einst wieder bekäme;
Daſs er nicht Millionen nähme,
Um ungehangen mich zu lassen,
Könnt' er mich nur beym Kragen fassen.
Wir müssen hin nach Schwabenland,
Da sind wir noch ganz unbekannt.
Dort halten wir des Landes Weise.
Himmel! was giebt es da für Speise!
Da sind dir Hühner, Gänse, Kaninchen,
Datteln und Mandeln, Feigen, Rosinchen;
Auch ist an Vögeln keine Noth;
Mit Butter und Eyern backt man's Brot.
Gesunde Luft ist überall,
Und Wasser, klar wie ein Krystall.
Es giebt dort Fische, die heiſsen Gallinen,
Die schmecken besser, als Rosinen:
Auch andre mehr, als *Anas*, *Gallus*,
Pullus, *Pernix*, *Anser* und *Rallus*;
Das sind die Fische, die wir brauchen.
Man braucht nicht tief darnach zu tauchen.

Solch Fischwerk aſs ich in dem Orden,
Wo ich einst war ein Mönch geworden.
Sieh, Frau! willst du in Ruhe leben,
So laſs uns dorthin uns begeben.
Damit wir uns auch recht verstehn,
So wiſs: der König lieſs mich gehn,
Weil ich die Schätze ihm versprach,
Die König Emmerich lieſs nach.
Ich sprach, sie lägen verscharrt im Sand,
Beym Brunnen, Haderpfütz genannt.
Da findet er sie nimmermehr,
Und wird mir darum zürnen sehr,
Daſs ich ihn durft' so arg betrügen.
Ich muſst' auch ganz erschrecklich lügen,
Eh' ich dem Strange nur entging;
Mich wundert, daſs man mich nicht hing.
Gewiſs, nie litt ich gröſsre Noth;
Ich sah vor Augen meinen Tod,
Und wenn mir jemand rathen wollte,
Daſs ich es nochmals wagen sollte;
So möcht' ich doch nie Seiner Gnaden
So wieder in die Klauen gerathen.
Ich habe — Dank sey meinem Fund! —
Die Finger jetzt aus seinem Mund.»

«Was willst du,» sprach Frau Ermelin,
«Darum in ferne Länder ziehn,
Worin wir fremd und elend sind,
Und finden das nicht, was uns dient?

Hier bist du deiner Bauern Herr;
Was suchst du in der Fremde mehr,
Und giebst für Schatten wahres Gut?
Hier ist's uns warm und wohl zu Muth;
Denn unsre Burg ist stark und fest.
Wenn uns der König ängsten läſst,
Und läſst uns einen Weg verlegen,
So fehlt's uns nicht an hundert Wegen;
Wir wissen hier noch manchen Gang,
Zu fliehen wider seinen Dank.
Wie schwer es hält, das weiſst du wohl,
Eh' uns der König fangen soll
In unsrer Burg mit aller Macht.
Daſs du ihm aber zugesagt,
Fernhin zu wanken über's Meer;
Darob betrübt mein Herz sich sehr.»

Reinecke sprach: «Lieb Weibelein,
Muſst darum nicht gleich traurig seyn.
«Besser geschworen, als verloren;»
Der Spruch klingt mir noch in den Ohren,
Den mir ein kluger Mann gesagt,
Wie ich ihn in der Beichte gefragt.
«Gezwungner Eid gilt nicht soviel,»
So sprach er, «als ein Pappenstiel;»
Drum ich auch mein Gelübd' nicht acht',
Und bleibe hier, wie du gesagt.
Ich habe nichts in Rom verloren,
Und hätt' ich hundert Eide geschworen

So ist es mir doch nicht bequem,
Zu wandern nach Jerusalem.
Drum bleib' ich, wie du sagst, bey dir;
Wir träfen's noch wohl schlechter schier
An einem andern Ort, als hier.
Meint's denn der König arg mit mir,
So muſs ich's mit Geduld absehn.
Kann ich der Macht nicht widerstehn,
So muſs ich es durch List erlangen,
Ihm Schellen mit Ohren anzuhangen;
Ich lehr' ihn, eh' er sich's versieht,
Von Reinken singen ein neues Lied.»

Sieben und dreyſsigstes Kapitel.

Reinke fuhr fort: „Gabst du nicht Acht,
Was gestern mir der König gesagt,
Daſs ich ihm schreiben sollte von hier?
Und trügst du wohl die Briefe von mir?
Ich habe sie schon zurecht gemacht,
Und ihm viel Schönes drin gesagt.
Lampe freut hier sich über die Maſsen;
Man muſs ihm seine Freude lassen,
Mit seiner Muhme von alten Sachen
Zu schwatzen, und sich lustig zu machen.
Indeſs sie sich die Zeit vertrieben,
Hab' ich die Briefe fertig geschrieben.“

„Gut, lieber Reinke,“ sprach Bellin,
„Wo thu' ich aber die Briefe hin,
Daſs mir das Siegel nicht zerbricht?
Denn Sack und Ranzen hab' ich nicht.“

Reineke sprach: «Fehlt nichts, als das,
So kommt der Ranzen uns zu Paſs
Von Braunens Leder, den ich trug:
Er ist ja dicht und stark genug.
Da stecken wir die Briefe hinein;
Die werden dir sehr nützlich seyn,
Und bey dem König und den Herren
Dich bringen zu sehr hohen Ehren;
Mit Freuden wird man dich empfahn.»

Bellin hört' alles gläubig an.
Reinke ging wieder in seine Zelle,
Und steckte in den Sack von Felle
Des Hasen Kopf, den er zerrissen;
Doch lieſs er das den Bock nicht wissen.
Er kam zurück und sprach: «Bellin,
Da nimm von mir den Ranzen hin,
Doch öffne ihn bey Leibe nicht,
Damit das Siegel am Brief nicht bricht.
Wenn ihn der König so verbunden,
Wie ich ihn zugemacht, gefunden,
Und du rührst ihn durchaus nicht an,
So wirst du reichen Lohn empfahn;
Und soll dich Nobel vollends lieben,
So sprich: wie ich den Brief geschrieben,
Standst du mit deinem Rath mir bey,
Daſs er also verfasset sey.
Er wird's dir wissen groſsen Dank.»

Bellin vor Freude tanzt' und sprang,

Und sprach: „Mein lieber Ohm und Herr,
Nun seh' ich doch, ihr liebt mich sehr.
Wie werden mich jetzt alle Herren
Am ganzen Hofe lieben und ehren,
Sobald sie sehn, wie ich kann dichten
In hohen Worten und in schlichten!
Denn obgleich das — wie ihr wohl wiſst —
Nur eure Kunst, nicht meine ist,
So weiſs doch keiner um das Ding;
Wohl mir, daſs ich doch mit euch ging.
Sagt mir nur, Freund, ich bitt' euch schön!
Soll Lampe jetzt auch mit mir gehn?"

Reineke sprach: „Ich muſs bekennen,
Ich kann mich noch nicht von ihm trennen.
Geh' langsam ein Stück Wegs vorhin,
Denn manches hab' ich noch im Sinn,
Das möcht' ich Lampen gern erzählen."

„So will ich euch denn Gott empfehlen,
Und will vorangehn," sprach Bellin,
Und trabte risch nach Hofe hin.
Es war schon Mittag wie er kam.
Wie Nobel ihn allein vernahm,
Und daſs er Reinhards Ranzen trug,
Womit er auf die Wallfahrt zog,
Rief er: „Bellin, wo kömmst du her?
Kann man dich auch nach guter Mähr
Von deinen Wandergesellen fragen?
Ich seh' dich Reinekens Ranzen tragen."

Bellin versetzte: «Gnädiger Herr,
Reinhard bat mich beym Abschied sehr,
Ich sollt' euch ein paar Brieſe bringen;
Sie handeln von sehr hübschen Dingen.
Wie er die Brieſe geschrieben hat,
Stand ich ihm bey mit meinem Rath;
Darum steckt auch ein feiner Sinn
Und manche schöne Wendung drin.»

Der König, voll von Neugier, sandt
Zum Biber Buchert hin zuhand,
Der als sein Schreiber und Notar
Bestallt zu solchen Dingen war.
Er las die Brieſe in wichtigen Sachen;
Denn er verstand viel fremde Sprachen.
Auch Hinz den Kater rief man her,
Zu sehn, was in den Brieſen wär'.

Acht und dreyſsigstes Kapitel.

Sobald der Biber und sein Gespan
Den Pilgerranzen aufgethan,
Und wurden Lampens Kopf gewahr,
Schrie Buchert überlaut: «Fürwahr,
Der Brief ist sonderbar geschrieben!
Wer hat dies Bubenstück betrieben?
Es steckt, sowahr ich ehrlich bin,
Des armen Lampen Kopf darin.»

Der König und die Königin
Ergrimmten sehr in ihrem Sinn.
Der König senkt' sein Haupt darnieder,
Und dacht': Ach Schelm, hätt' ich dich wieder!
Er sprach: «Man hat mich sehr betrogen,
Und Reinke hat mich arg belogen.»
Er fing vor Wuth an, zu rumoren,
Daſs allen Thieren gellten die Ohren.

Der Leopard, der bey ihm stand
Und war sehr nah mit ihm verwandt,
Sprach: «Was soll aus dem Dinge werden,
Wenn ihr euch wollt so miſsgeberden,
Als wär' die Königin schon todt?
Was habt ihr denn für groſse Noth?
Wollt ihr verzweifeln? das wär' Schande.
Seyd ihr nicht Herr im ganzen Lande?
Gehört euch hier nicht alles zu?»

Der König sprach: «Das sagest du;
Jedoch verwundre dich nur nicht,
Wenn mir der Gram das Herz zerbricht,
Und mein Gelaſs jetzt traurig ist.
Mich hat durch seine arge List
Der böse Schalk dahin gebracht,
Daſs ich die Freunde zu Feinden gemacht,
Isegrim und den tapfern Braun,
Und das wurmt mir im Kopfe, traun:
Daſs ich dem argen Hurensohne
Zu Willen meine besten Barone
In groſses Herzeleid gebracht,
Wird mir von jedermann verdacht.
Ich hätt' dem Schelm nicht sollen trauen;
Doch ich gehorchte meiner Frauen,
Die so für ihn zu bitten wuſste,
Daſs ich sie wohl erhören muſste.
Ihr Rath bringt mich in groſses Leid,
Das mich nunmehr zu spät gereut.»

Der Leopard sprach: «Gnädiger Herr,
Betrübt euch darum nicht zu sehr.
Ist Isegrim zuviel geschehn,
Und gegen Braunen was versehn,
So gebe man den Bock Bellin
Ihnen und der Frau Giermuth hin.
Der Schurke hat ja laut bekannt,
Daſs er nach Lampens Leben stand.
Laſst ihn das büſsen mit seinem Leben;
Darnach muſs man sich Mühe geben,
Reinken, den Bösewicht zu fangen,
Und ihn nur kurzweg aufzuhangen;
Denn wenn er Zeit zum Schwatzen kriegt,
So hängt man ihn wahrhaftig nicht.
Ich denke, daſs die Söhnung wohl
Braun und dem Wolf behagen soll.»

Neun und dreyſsigstes Kapitel.

Der König sprach zum Leopard,
Von dem ihm dieſs gerathen ward:
„Was du mir anräthst, soll geschehn;
Darum befehl' ich dir zu gehn,
Und bringen her die beyden Herren;
Sie sollen wieder mit allen Ehren
Sitzen mit uns in unserm Rath.
Dann mache man in unserm Staat
Jedem, der jüngst sich hier befand,
Und allen andern Thieren bekannt,
Wie fälschlich Reinke mich betrogen,
Und sich vom Galgen losgelogen,
Und wie Bellin und er dem frommen
Lampen das Leben haben genommen;
Dagegen soll man Braun, den Bären
Und Isegrim wieder halten in Ehren;
Die Söhnung sey, wie du mit Recht
Bestimmst, Bellin und sein Geschlecht.»

Der Parder eilte hin zuhand,
Wo Braun sich mit dem Wolfe befand.
Er sprach: «Ich bring' euch guten Trost;
Ihr seyd aus eurer Haft erlöst,
Und habt von nun an alle beyde
Nicht nur des Königes Geleite,
Sondern er deutet euch auch an,
Wenn er euch Unrecht angethan,
So giebt er euch den Bock Bellin
Und sein Geschlecht dafür zur Sühn',
Die kennt ihr alle, diesem Vertrage
Zufolge, bis zum jüngsten Tage,
Im Walde, wie im freyen Feld,
Antasten ohne allen Entgelt.
Dazu schenkt euch mein Herr in Gnaden
Reinken den Fuchs, der euch verrathen;
Den könnt ihr, ohne einige Klage,
Mit Macht verfolgen alle Tage,
Ihn und sein Weib und Hausgesind',
Wo sie nur zu betreten sind.
Die Gnade ist viel Goldes werth,
Die euch vom König widerfährt,
Und die er euch auf ewige Zeit
Für sich und seine Erben verleiht,
Wenn ihr vergeſst die alte Schuld,
Und schwört ihm wieder Treu' und Huld.
Ihr könnt das auch mit Ehren thun,
Und vor Gefährde sicher ruhn.»

So schloſs der Parder den Vertrag,
Der allen Schafen die Hälse brach.
Denn seitdem stellt bis diesen Tag
Das Wolfsvolk stets den Schafen nach,
Und glaubt, daſs es das Schafsgeschlecht
Vertilgen kann mit Fug und Recht;
Ein Unfug, der wohl nie vergeht,
So lange diese Welt besteht.

Zweytes Buch.

Erstes Kapitel.

Ein neues Fest ward nun bestellt,
Wobey erschien gar mancher Held,
Nicht nur vierfüſsige Thiere allein,
Sondern auch Vögel, groſs und klein,
Die Braun und Isegrim zu Ehren
Die Jubelfeyer halfen vermehren.
Da tanzten zahm' und wilde Thier'
Den Reihentanz nach Hofmanier,
Beym Schall der Hörner und Schalmeyen,
In langen buntgemischten Reihen.
Es sammelten zum Königsmahl
Sich täglich Gäste ohne Zahl,
Und reisten hin bey Tag und Nacht.
Indeſs lag Reinke auf der Wacht;
Der falsche Pilger und tück'sche Wicht
Kam in der Zeit nach Hofe nicht,
Sondern er spielt' sein altes Spiel;
Das frommte keinem andern viel.

Am Hofe herrschten Tanz, Gesang,
Und Ueberfluſs an Speis' und Trank.
Da ward gefochten und turniert,
Und gar ein lustig Leben geführt;
Der eine tanzt', der andre sprang
Nach froher Pfeifen und Zimbeln Klang,
Und König Nobel sah in Ruh
Aus seinem Saal dem Jubel zu.

Schon war der achte Tag gekommen,
Und Nobel hatte Platz genommen
An seiner Tafel, wo er saſs,
Und froh mit seinen Gästen aſs;
Da trat mit tiefbetrübtem Sinn
Erst das Kaninchen zu ihm hin,
Und sprach: «Herr König und meine Herren,
Ich bitt' euch, meine Klage zu hören.
Ich glaube, daſs man nie Verrath
Und Mord so weit getrieben hat,
Als Reinke gestern früh mit mir.
Ich sah vor seines Schlosses Thür
Als Pilger ihn gekleidet stehn,
Und dacht' ihm still vorbey zu gehn,
Weil er schien sein Brevier zu lesen;
Sonst wär' ich kaum so kühn gewesen,
Muſst' ich gleich, um zu eurer Burg
Zu kommen, jenen Weg hindurch.
Wie er mich hatte wahrgenommen;
Begann er stracks mir näher zu kommen;

Ich dacht', er wollte mich freundlich grüſsen,
Da fuhr er mit den Vorderfüſsen
So mörderisch mir zwischen die Ohren,
Daſs ich den Kopf hielt für verloren;
Denn seine Krallen waren scharf,
Womit er mich zu Boden warf.
Obgleich ich dieſsmal — Gott sey Dank! —
Ihm noch behende wieder entsprang,
Und glücklich seinen Klauen entkam.
Er ward darüber schrecklich gram,
Daſs ich ihm unverhofft entrann.
Doch fing ich keinen Lärmen an,
Obwohl ich bey dem Strauſs ein Ohr
Und ein Stück Fell vom Schopf verlor.
Hier sind die frischen Wunden noch,
Die er mir mit den Krallen schlug;
Es brachte mir beynah den Tod.
Erbarmt euch, König, meiner Noth!
Wer darf wohl wanken über die Heide,
Wenn man so schmählich eu'r Geleite,
Wie Reinke, dieser Mörder, bricht?"

Merkenau trat jetzt vor Gericht,
Der Rabe. „Gnädiger Herr," sprach er,
„Ich bring' euch jämmerliche Mähr;
Ich kann vor Angst und Schreck kaum sprechen,
Mir däucht, das Herz will mir zerbrechen.
Sagt, ist es nicht ein traurig Ding;
Wie ich heut früh mich ätzen ging

Mit Scharfknipp, meiner guten Frau,
Da lag auf einer grünen Au'
Reinke, und hatte wie verreckt
Alle vier Füſse ausgestreckt;
Ihm hing, wie einem todten Hunde,
Die Zunge lang aus seinem Munde.
Wie er so lag mit offnem Rachen,
Fing ich vor Schreck an, Lärm zu machen.
Je mehr ich rief, je stiller er lag;
Ich rief vor Schmerz manch Weh und Ach,
Und grämte über ihn mich sehr,
Mein armes Weibchen fast noch mehr.
Ich tastete ihm Haupt und Bauch,
Und meine gute Frau kam auch
Und horchte ihm an Mund und Kinn,
Ob nicht noch Leben wäre drin.
Reinke lag stiller, als ein Stein,
Und schien ganz mausetodt zu seyn;
Das glaubten wir, mein Weib und ich,
Doch er betrog uns jämmerlich.
Denn wie mein Weib ihm stand so nah,
Und keines Argen sich versah,
Da sprang er plötzlich auf, und schwapp!
Biſs er das Haupt vom Rumpf ihr ab.
Vor Schrecken wär ich vergangen schier;
Ich schrie, da schnappt' er auch nach mir,
Und wahrlich, mit genauer Noth
Entging ich nur dem jähen Tod.
Ich rettete mit Fliegen kaum

Mich auf den nächsten hohen Baum,
Da sah ich, wie der Bube mir
Mein Weib verschlang voll Freſsbegier;
Ja, wären ihrer zwey gewesen,
So hätt' er alle beyde gefressen,
Auch keinen Knochen lieſs er nach.
Wie ich gesehen meine Schmach,
Und daſs der Dieb zog seine Straſsen,
Nachdem er's sich gut schmecken lassen,
Flog ich von meinem Baum, und fand
Noch diese Federn in dem Sand;
Die nahm ich mit um Euer Gnaden
Beweis zu bringen von meinem Schaden.
Rügt ihr nicht ernstlich diese Sache,
Und übt dafür an Reinken Rache,
Daſs er eu'r sicher Geleit gebrochen,
So wird euch Böses nachgesprochen;
Denn wer nicht strafet den Verrath,
Wird theilhaft (sagt man) an der That;
Dann würfe jeder Schuft sich gern,
Trotz seinem Fürsten, auf zum Herrn."

Viertes Kapitel.

Wie König Nobel fest beschlossen,
Daſs er mit seinen Waffengenossen
Nach Reinkens Schlosse wollte ziehn,
Und in der Burg belagern ihn,
Und wie dieſs Grimbart, der im Rath
Mit saſs, genau vernommen hatt';
Da eilt' er hin aus aller Macht,
Und Reincken die Zeitung bracht'.
«Ach!» sprach er unterwegs bey sich,
«Jetzt, Reinke, geht es über dich.
Als Haupt von unserem Geschlecht
Beklagen wir dich wohl mit Recht.
Denn wenn du pflagst für uns zu sprechen,
So konnt' es uns an nichts gebrechen;
So listig bist du und verschlagen.»

Mit solchen bitterlichen Klagen
Kam Grimbart an vor Reinkens Thür,

Und fand ihn sehr geschäftig hier.
Zwey Täubchen hatt' er sich gefangen,
Die eben aus dem Neste sprangen,
Um zu versuchen die kleinen Schwingen;
Das muſst' so übel ihnen gelingen,
Daſs Reineke sie stracks ergriff,
Der Tag und Nacht nach Beute lief.

Er sprach den Dachs sehr freundlich an,
Und rief: „Willkommen, lieber Mann!
Wo kommt ihr denn so eilig her,
Daſs ihr von Schweiſse trieft so sehr?
Was habt ihr gutes Neues vernommen?"

Grimbart sprach: „Ich bin zwar gekommen,
Um neue Zeitung euch zu bringen;
Doch eben nicht von guten Dingen.
Wiſst, ihr habt Leib und Gut verloren;
Denn selbst der König hat geschworen,
Daſs ihr sollt schmählichen Todes sterben.
Um ganz gewiſs euch zu verderben,
Entbot er zu sich in sechs Tagen
Alle, die Schwerdt und Bogen tragen.
Ein jeder suchet euren Schaden,
Drum mögt ihr euch nur bald berathen.
Auch Braun und Isegrim zugleich
Stehn bey ihm besser, als ich bey euch,
Und was sie wollen, muſs geschehn.
Der Wolf giebt allen zu verstehn,

Daſs ihr ein Räuber und Mörder seyd;
Er stellt euch nach mit Haſs und Neid,
Und wird den Marschallstab bald haben.
An dem Kaninchen und dem Raben
Habt ihr euch auch zwey Feinde gemacht,
Die auf den Tod euch angeklagt:
Ich fürchte sehr, ihr beiſst ins Gras.»

«Ey Quark!» sprach Reinke, «nichts als das?
Das wären mir die rechten Sachen,
Um mir viel Gram darüber zu machen!
Wenn auch der König zehnmal schwört,
Sammt allem was zum Rath gehört,
Und ich will mir nur selber rathen,
So soll es ihnen wenig bathen.
Rathschlagten sie Jahr ein, Jahr aus,
Sie richten ohne mich nichts aus.
Laſst, lieber Neffe, sie bezähmen,
Und kommt mit mir vorlieb zu nehmen:
Zwey junge Täubchen, zart und gut,
Ein Essen, das recht wohl mir thut,
Weil es so leicht ist zu verdauen,
Man kann's verschlucken, ohne zu kauen.
Die Knöchelchen sind Milch und Blut,
Und schmecken über die Maſse gut.
Ich liebe solche leichte Speise,
Und auch mein Weib hält diese Weise.
Kommt nur herein, und seht wie wohl
Sie euch, mein Ohm, bewirthen soll.

Doch haltet ihr die Sache verborgen;
Denn sie macht gar zu leicht sich Sorgen,
Und eine groſse Kleinigkeit
Bringt ihr oft schweres Herzeleid,
Wir wollen morgen nach Hofe gehn;
Da werdet ihr doch bey mir stehn,
So wie ein Ohm dem andern thut?»

Ja wohl;» sprach Grimbart. «Leib und Gut
Sind gern zu eurem Dienst bereit.»

«Dank euch,» sprach Reinke, «jederzeit!
Leb' ich nur lange, so soll's euch frommen.»

«Ihr könnt,» sprach Grimbart, sicher kommen,
Und eure Sache vor den Herren
Vertheidigen und frey erklären.
Der Leopard hat angerathen,
Euch nicht zu hindern, oder schaden,
Bis man gehöret jedes Wort,
Das euch zu reden lüstet dort,
Und — merkt euch das! — die Königin
Sprach eben in demselben Sinn.»

«Giebt mir der König dieses zu,»
Sprach Reineke, «so hab' ich Ruh,
Und denke noch, es soll mir frommen,
Wenn er mich läſst zu Worte kommen.»

Grimbart mit ihm ins Haus jetzt ging,
Wo Reinkens Frau sie wohl empfing,
Und flugs zurecht die Tauben machte,
Die Reinke von der Jagd mitbrachte.
Sie langten zu, und aſsen frisch;
Doch keiner kam recht satt vom Tisch,
Und wären nur mehr Tauben gewesen,
Hätt' jeder wohl noch zwey gefressen.

Fünftes Kapitel.

„Was dünkt euch, lieber Ohm Grimbart,“
Sprach Reineke, „von meiner Art,
Von Russeln und von Reinkelein?
Sind nicht die Bübchen schon recht ſein?
Sie sollen unser Geschlecht vermehren,
Und fangen an, sich schon zu nähren.
Der fängt ein Küchel, der ein Huhn,
Der wag' sich gar ins Wasser schon,
Und schnappt nach Kibitzen und Enten.
Ich möcht' sie auf die Jagd oft senden,
Wenn ihnen manche gute Lehr'
Und Warnung nicht noch nöthig wär',
Um sich vor Jägern, Stricken und Hunden
Zu hüten. Wenn sie dieſs verstünden,
So wär' mir wahrlich nicht bewust,
Was fehlte, daſs wir unsre Luſt
An mancher Speise könnten büſsen,
Die wir jetzt oft entbehren müssen.

Sie arten auch nach mir schon viel,
Und treiben schäkernd Reinhards Spiel.
Kein feindlich Thier kann an sie kommen;
Doch wenn sie eins auf's Korn genommen,
So beiſsen sie den Hals ihm ab,
Wovon ich oft das Beyspiel gab,
Und schnappen zu mit schneller Fahrt;
Das däucht mir eben die rechte Art.»

Grimbart sprach: «Freylich bringt 'es Ehr',
Und freuet gute Eltern sehr,
Wenn ihre Kinder früh schon Sinn
Zum Fleiſse zeigen, und zum Gewinn,
Und wirklich, Ohm, es freut mich recht,
Wie diese zieren unser Geschlecht.»

«Setzen wir dieses jetzt beyseit,»
Sprach Reinke, «um bey guter Zeit
Durch Ruhe zu stärken eure Glieder.»

Sie legten sich nun sämmtlich nieder
Im Saal; da war von frischem Heu
Gemacht für jeden eine Streu.
Reinken war doch nicht recht geheuer;
«Guter Rath,» dacht' er, «ist wohl theuer.»
Er lag bis an den frühen Morgen,
Und quälte sich mit manchen Sorgen;
Stand auf, und sprach zu seiner Frau:
«Lieb Weib, mach' dir den Kopf nicht grau.

Grimbart, mein Ohm, läſst mich verstehn,
Ich muſs mit ihm nach Hofe gehn.
Sey aber darum unverzagt,
Und wenn man dir von mir was sagt,
So denke dir dabey das Beste,
Und gieb wohl Acht auf unsre Feste."

„Reineke," sprach Frau Ermelin,
„Wie kommt so was dir in den Sinn?
Das ist ja gar ein seltsam Ding;
Weiſst du nicht mehr, wie's jüngst dir ging?"

Sprach Reineke: „Das ist wohl wahr;
Ich kam damals in groſse Gefahr,
Weil's mancher schlimm im Sinne hatt':
Allein oft wendet sich das Blatt,
Und es geht anders, als wir gissen;*)
Wer's meint zu haben, muſs es missen.
Nach Hofe hat man mich beschieden;
Drum bitt ich dich, gieb dich zufrieden,
Entschlage dich von allen Aengsten,
Und wisse, ich bin am allerlängsten
In vier, fünf Tagen wieder hier."
Damit schied Reineke von ihr.

---

*) Gissen, vermuthen, errathen.

Achtes Kapitel.

Reincke fuhr fort: „Ihr müſst gestehn,
Wer heuer durch die Welt muſs gehn,
Und sieht, daſs selbst die Geistlichkeit
Uns bös' und gute Seiten beut,
Verfällt in Sünde eh' er's weiſs,
Wenn er nicht widersteht mit Fleiſs.
Mancher Prälat ist gut und bieder,
Und dennoch spricht man ihm zuwider;
Denn man hört, leider, in unsern Tagen
Nur immer nach dem Bösen fragen,
Und lügt oft manches noch dabey,
Besonders von der Klerisey
So schlimm ist der gemeine Mann,
Und darum geht's auch wie es kann;
Denn wer die Obrigkeit nicht ehrt,
Ist keiner guten Obern werth.
Vom Bösen hört man sagen und singen;
Doch ist die Rede von guten Dingen,

Sie mögen groſs seyn, oder klein,
So schweigt man davon insgemein.
Wer wird denn jetzt noch gut seyn wollen,
Wenn wir das Gute nicht loben sollen?
Die Welt ist voll von Klätscherey,
Von Lügen, Trug und Dieberey,
Verrath und Mord, und falschen Eiden;
Davon hört man an allen Seiten
Von falschen Heuchlern, die mit Lügen
Die Welt am meisten jetzt betrügen.
Der Pöbel, der im geistlichen Stand
Oft Böse neben den Guten fand,
Ahmt meistens nur die Bösen nach,
Und bringt sich dadurch selbst in Schmach.
Wirft man ihm seine Laster vor,
So leiht er nur ein halbes Ohr,
Und spricht: es sey kein solch Verbrechen,
Als auf der Kanzel die Pfaffen sprechen.
«Wär' es so,» spricht manch armer Wicht,
«So thäten sie ja die Priester nicht.»
Sie schieben alles auf die Pfaffen,
Und handeln darin gleich dem Affen,
Der alles nachahmt, was er sieht,
Wodurch ihm doch oft Schaden geschieht.
Wahr ist's, daſs in der Lombardey
Die Pfaffen lieben die Buhlerey;
Sie treiben auch in unserm Lande
Mit Weibern manche Sünd' und Schande,

Und haben oft (wie man bezeugt)
Gleich Eheleuten Kinder gezeugt.
Dann thun sie diesen alles zu Rath
Und bringen sie zu groſsem Staat,
So daſs ein Beyschlag dieser Art
Sich mit den besten Leuten paart,
Und tritt so risch und stolz einher,
Als wenn's der beste Edelmann wär',
Und meint, daſs ihm nie g'nug geschieht.
Sonst pflag man Pfaffenkinder nicht
So vorzuziehn und hoch zu ehren;
Doch jetzt nennt man sie Frauen und Herren.
Denn Geld hat jetzt die Oberhand,
Und selten giebt's ein fürstlich Land,
Wo nicht die Pfaffen den Zoll verwalten
Und über Dörfer und Mühlen schalten.
Sie sind's, die erst die Welt verkehren
Und andern Leuten Böses lehren,
Wenn sie mit fremden Weibern leben
Und dadurch böses Beyspiel geben.
Wenn Blinde so die Blinde führen,
So müssen sich beyde von Gott verirren.
Wie wenig sind, die Achtung geben
Auf fromme Priester, die sich bestreben,
Durch ihren Eifer in guten Werken
Das Volk im Glauben und Wandel zu stärken;
Und gutes Beyspiel ihm zu geben;
Nur wenige sieht man darnach leben.
Wenn dieſs die blinde Menge merkt,

Wird sie im Bösen nur bestärkt;
Dann muſs es wohl zum Argen gehn,
Und wie kann Gutes noch geschehn?

Doch sag' ich weiter: wer nicht ächt
Geboren ist (versteh' mich recht),
Der habe darum nur Geduld;
Denn er ist selbst daran nicht Schuld.
Allein er sehe fleiſsig zu,
Daſs er still' und bescheiden thu',
Nie frech und vorlaut sich geberde,
Daſs nicht von ihm gelästert werde:
Spricht jemand schlecht von ihm alsdann,
So thut ihm solcher Unrecht an.
Nicht die Geburt macht gut und schlecht,
Sondern was unrecht ist, und recht.
Ein Priester, der die Tugend lehrt
Und übt, ist hoher Ehre werth;
Ein schlechter kann durch Lasterleben
Viel böses Beyspiel andern geben.
Wenn dieser auch das Beste lehrt,
Spricht doch der Laie, der ihn hört:
»Was soll mir das, was dieser spricht?
Hält er selbst, was er lehrt, doch nicht!«
Er giebt der Kirche keinen Deut;
Uns lehrt er: wenn ihr milde seyd,
Und Kirch' und Kloster steu'rt mit Gaben,
So sollt ihr Gnad' und Ablaſs haben.
So pflegt er seine Rede zu schlieſsen,

Selbst aber wenig herzuschieſsen,
Oft nicht einmal den kleinsten Scherf,
Wenn's auch die Kirche sehr bedarf.
Hübsch Weib und Kleid, und leckre Speise,
Das hält er für die beste Weise,
Und viel Gewühl in weltlichen Dingen,
Was kann ein solcher beten und singen?
Allein ein frommer geistlicher Herr
Sucht alle Tage mehr und mehr
Den Herrn zu ehren mit heiligen Werken,
Und seine Brüder im Guten zu stärken;
Er geht den Layen mit Beyspiel vor,
Und führt sie ein ins rechte Thor.

Die faulen Bäuche mit weiten Kappen,
Die immer nach Almosen schnappen,
Die mein' ich mit, und ihres Gleichen.
Sie pflegen gerne bey den Reichen
Mit glatten Worten einher zu treten,
Und sind nur gar zu leicht gebeten.
Bittet man einen, so kommen zwey,
Auch giebt es immer zwey bis drey
In jedem Kloster, glatt von Worten,
Die werden erhoben in dem Orden
Zum Lektor, Prior und Gardian;
Die andern setzt man hinten an.
Man trägt auch in dem Speisesaal
Sehr ungleich jedem auf sein Mahl.
Mancher muſs in der Nacht aufſtehn,

Und singen, beten und lesen gehn,
Indeſs die Andern Leckerbissen
Und guten Firnewein genieſsen.
Was sagt ihr von des Pabsts Legaten,
Von Aebten, Pröbsten und andern Prälaten?
Was hört man Mönch' und Nonnen schreyn?
„Gieb mir das Deine, laſs mir das Mein'."
Sollt' es wohl zehn vom Hundert geben,
Die streng nach ihrer Regel leben?
So steht es mit der Geistlichkeit!"

Grimbart sprach: „Ohm, es ist mir leid,
Daſs ihr mir beichtet fremde Sünden.
Wer Heil für seine Seele finden
Und beichten will, dem nützt es nicht,
Wenn er von eigner Schuld nicht spricht.
Was geht die Geistlichkeit euch an,
Und das, was dieser und jener gethan?
Ein jeder muſs von seinem Leben
Dem Orden strenge Rechnung geben,
Und wie er seine Regel gehalten.
Das gilt von allen, Jungen und Alten,
Zu Haus', im Kloster, und in der Klaus,
Und niemand nehm' ich davon aus.

Doch, Ohm, ihr sprecht von soviel Dingen,
Daſs es mich könnt' in Irrthum bringen,
Wie in der ganzen Welt es geht,
Und wie's um alle Sachen steht.

Mich däucht, ihr schickt euch baſs zum Pfaffen
Und könntet mit den andern Schafen
Mich selbst im Beichtstuhl wohl belehren
Und zu der Weisheit uns bekehren;
Denn manchem fehlt's noch sehr daran.»

So kamen sie bey Hofe an,
Und Reineke ward schier verzagt;
Allein er dachte: frisch gewagt!

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Reinke erschien jetzt abermal
In König Nobels Richtersaal,
Wo er gar manchen Kläger fand,
Der ihm nach seinem Leben stand.
Darüber wandelte ihn dann
Erst ein geheimer Zweifel an;
Doch faſst' er wieder Muth, und kühn
Schritt er durch die Barone hin.
Grimbart ging immer ihm zur Hand,
Bis Reinke vor dem König stand:
«Reinke!» sprach Grimbart, «jetzt ist's Zeit,
Daſs ihr nicht blöd' und furchtsam seyd.
Das Glück, das nur dem Kühnen frommt,
Dem Blöden nie zu Hülfe kommt,
Sucht er es gleich bald hier, bald dar.»

Reinke sprach: «Ohm, ihr redet wahr.
Ich dank' euch sehr für euren Rath,
Uud denk's euch einst, früh, oder spat.»

Er sah sich um an allen Seiten,
Und fand dort viele von seinen Leuten
Und Vettern, die ihm Böses lieber,
Als Gutes gönnten; Ottern, Bieber,
Und Marder eine ganze Schaar;
Auch hatt' er's wohl verdient, fürwahr,
Weil er viel Tücke an ihnen verübt;
Allein er war auch wohl beliebt
Bey manchem, der sich dort befand.

Wie er nun vor dem Könige stand,
Bog er das Knie, und sprach zuhand:
„Gott, welchem alles Ding bekannt,
Und dessen Allmacht fest besteht,
Bewahre eure Majestät
Und meine gnädige Königin,
Und geb' euch beyden weisen Sinn,
Zu sehn, wer Recht hat, oder nicht!
Es giebt jetzt manchen falschen Wicht,
Und bey dem besten äuſsern Schein
Pflegt mancher bös' und tück'sch zu seyn.
Ich wünschte — möcht's dem Himmel belieben! —
Es ständ' an jedes Stirn geschrieben,
Was er in seinem Herzen trüge,
So seht ihr bald, daſs ich nicht lüge.
Stets hab' ich gern mich euch gefügt,
Und jetzt werd' ich hier so gerügt
Mit Lügen von den bösen Leuten,
Die mir gern Unglück zubereiten,

Und bringen mich um eure Huld
Mit Unrecht, ohne meine Schuld.
Allein ich weiſs, daſs ihr gescheid
Und nicht leicht zu verleiten seyd,
Dem klaren Recht im Licht zu stehn;
Denn das ist nie von euch geschehn.»

Zweytes Kapitel.

Sobald man das Gerücht vernommen,
Daſs Reinke wieder nach Hofe gekommen,
Verwunderte sich mancher sehr,
Und jeder drängt' sich zu ihm her,
Zu hören seine listige Sprache,
Womit er führte seine Sache.
Der König sprach: „Du Bösewicht!
Hier gelten lose Worte nicht.
Du hast dergleichen viel gepflogen,
Und oft den Leib mir voll gelogen
Mit deinen argen listigen Funden;
Die sollen jetzt ein Ende finden.
Das Lob der Treue, das wir haben
Durch das Kaninchen und den Raben,
Das wäre zwischen dir und mir
Genug, hätt' ich sonst nichts an dir.
Allein man hört noch täglich mehr;
Du bist ein Schelm von Alters her;

Zwar bist du listig und behende,
Doch endlich nimmt das Ding ein Ende
Und man soll dir's zu Hause treiben.

Reincke dacht': Wo soll ich bleiben?
Wär' ich doch wieder in meinem Schloſs,
Vor Angst gesichert und Verdruſs!
Wer räth mir diesen Augenblick?
Jedoch, es sey drum, auf gut Glück!
„Herr König!“ sprach er, „denkt ihr gleich,
Daſs ich den Tod verdient von euch,
So hat man doch — mit Gunst gesagt! —
Das Ding euch unrecht vorgebracht;
Darum bitt' ich, euch zu bequemen,
Erst meine Antwort zu vernehmen.
Ich gab euch sonst oft guten Rath,
Und stand auch bey euch mit der That,
Wenn euch die in der Noth verlieſsen,
Die jüngst mit Eifer sich beflissen,
Abwesend, ohne meine Schuld
Mir zu entziehen eure Huld.
Doch laſst mich erst zur Rede stehn,
Und über mich dann Recht ergehn;
Hört mich nur an, und hab' ich Schuld,
So muſs ich leiden mit Geduld.
Ihr habt wohl nie an mich gedacht,
Wenn ich mit Fleiſs für euch gewacht
An allen Enden im ganzen Land
Meint ihr denn, wär' es mir bekannt,

Daſs ich was Böses unternommen,
Ich wär' von selbst nach Hofe gekommen,
Und stellte mich hier offen dar,
Umringt von meiner Feinde Schaar?
Nein, nein, für keine Welt voll Gold;
Denn ich war, wo ich wesen wollt',
Zwischen vier Pfählen am eignen Heerd,
Und wuſst' mich keiner Strafe werth.
Wie ich da stand auf meiner Wacht,
Und Grimbart mir die Zeitung bracht',
Daſs ich nach Hofe müſste kommen,
Hatt' ich mir eben vorgenommen,
Mich loszumachen von dem Bann.
Dieſs zeigt' ich Märten dem Affen an,
Der bat mich gleich von freyen Stücken,
Mit ihm die Sache zu verschicken.
Er sprach: «Ich reise doch nach Rom;
Kehrt ihr nur stracks nach Hofe um,
Und nehmt der Sachen euch dort an;
Ich lös' indeſs euch von dem Bann.»
So gab mir Märten guten Rath;
Er war des Bischofs Advokat
(Herrn Ohnegrunds) wohl sechszehn Jahr;
Wir schieden beyde gleich von dar;
Ich eilte hier nach Hofe her,
Wo mich der falsche Acngeler
Das Kaninchen verklagt so sehr.
Hier bin nun; er trete her
Und zeihe mich hier offenbar.

Allein das Ding ist nicht so klar,
Wie mancher seinen Brief verlesen,
Indeſs ich selbst nicht hier gewesen.
Nach Klag' und Antwort soll man richten;
Ich habe den beyden Bösewichten
Gar nichts, als Liebes und Gutes gethan,
Dem Raben und seinem feinen Gespann.
Hört nur, was gestern früh geschach:
Es war erst eben früher Tag,
Wie das Kaninchen kam zu mir,
Und grüſste mich vor meiner Thür.
Ich stand und las in guter Ruh;
Er sprach, er ginge nach Hofe zu,
Und ich: «Geh hin, und Gott mit dir!»
Drauf klagt' er seinen Hunger mir.
Ich bat ihn etwas zu genieſsen.
«Ja,» sprach er, «reicht mir einen Bissen.»
«Von ganzem Herzen gern!» sprach ich,
Und Kirschen bracht' ich endelich,
Worauf recht süſse Butter lag,
Denn es war eben Fastentag,
Da ich nie pflege Fleisch zu essen.
Wie er sich hatte satt gefressen
An feinem Brod und Butter und Fisch,
Kam auch mein Söhnchen an den Tisch,
Um zu bewahren was übrig blieb;
Denn Kinder haben die Speise lieb.
Da schlug der undankbare Hund
Dem armen Jungen auf den Mund,

Daſs ihm das Blut floſs um das Maul;
Allein sein Bruder war nicht faul,
Der stracks ihm nach der Gurgel griff,
Und würgt' den Narren, daſs er pfiff.
Das war's, und weder mehr, noch minder.
Ich kam und strafte meine Kinder,
Und wenn er ja was mit bekam,
Wie ich sie auseinander nahm,
So hätt' er wohl noch mehr verdient,
Wär' ich schlimm gegen ihn gesinnt.
Ja, wär' ich nicht dazu gekommen,
Sie hätten ihm das Leben genommen.
Zum Dank hat er mich nun verklagt,
Daſs ich ihn um ein Ohr gebracht:
Allein mir däucht, er brächte lieber
Euch Brief und Siegel erst darüber.

Auch kam der Rabe zu mir her,
Und klagte mir sein Leiden sehr,
Daſs sich an einem Fisch sein Weib
Den Tod gefressen in den Leib,
Weil sie so sehr der Hunger drang,
Daſs sie ihn sammt den Gräten verschlang.
Wo das geschah, das mag er wissen.
Jetzt spricht er: ich hätt' sie zerrissen;
Doch wenn man ihn nur recht befragt,
Hat er wohl selbst sie umgebracht.
Hätt' ich ihn nur da, wo ich wollte,
So wett' ich, daſs er beichten sollte.

Wie sollt' ich auch sein Weib wohl kriegen?
Ich bin zu Fuſs, und sie kann fliegen.

Will jemand von unrechten Dingen
Durch Zeugen etwas auf mich bringen,
Wie's ziemet einem Edelmann,
So büſs' ich's nach den Rechten dann.
Und geht es nicht durch Rechtsvertrag,
So setze man Kampf, Feld und Tag,
Und biete mir einen Biedermann,
Der mir gleich sey, zum Kämpfer an,
Daſs jeder fechte für sein Recht.
Und wer recht kämpft, der habe Recht.
Herr König, das ist der alte Vertrag,
Dem ich auch nicht entgehen mag."

Ein jeder wunderte sich sehr,
Wie Reineke so muthig wär',
Dſas er so stolze Worte sprach.
Rapp und Kaninchen gaben nach;
Sie wagten nicht ein einzig Wort,
Und schlichen sich vom Hofe fort.
Sie dachten wohl, es bathet nicht,
Daſs unser eins mit Füchsen ficht;
Und sollten wir ihn überzeugen,
So mögen wir uns krümmen und beugen,
Sein Maul hat doch die Oberhand.
Denn keinem ist das Ding bekannt,

Als uns und ihm; wie es geschah,
War niemand sonst als Zeuge da.
Wir müssen den Schaden wohl behalten;
Satan mag über den Buben walten,
Wenn er schwitzt in dem Höllendampf!
Er fordert uns heraus zum Kampf?
Nein, nein, das taugt bey Leibe nicht;
Er ist ein tück'scher Bösewicht,
Und wenn auch unser zwanzig wären,
Würd' er zum Frühstück uns verzehren.»

Drittes Kapitel.

Dem Isegrim ward schlimm zu Muth,
Auch Braun empfand es gar nicht gut,
Wie dieses Paar den Hof verlieſs,
Indeſs der König rufen lieſs:
„Es klage bald, wer klagen will;
Der Kläger waren gestern viel.
Reinke ist hier, die ihn verklagen,
Wo sind nun die?“ „Ich will's euch sagen,“
Sprach Reinke. „Mancher klagt wohl hart;
Doch säh' er seinen Widerpart,
Wer weiſs, ob's dann nicht unterbliebe?
So klagten auch die beyden Diebe,
Das dumme Kaninchen sammt dem Raben,
Und wollten mich verschwätzet haben.
Doch wenn, sie Gnade von mir begehren,
Will ich sie hier vor euch gewähren.
Sobald ich selbst nach Hofe gekommen,
Hat dieses Volk die Flucht genommen;

Denn es durft' sich nicht länger zeigen.
Wollt ihr das Ohr zu Lügnern neigen?
Das wäre, traun, nicht wohl gethan:
Dann käm' zu Schaden mancher Mann,
Der euch getreu blieb allewege,
Obgleich an mir nur wenig läge,
Den man verklagt so ungerecht.

Der König sprach: „Steh jetzt zu Recht,
Du loser, schlimmer, falscher Dieb!
Sag' an die Ursach die dich trieb,
Den Lampen, meinen treuen Knecht,
Der meine Briefe zu tragen pflegt',
Zu locken in dein Räubernest,
Und geben mördrisch ihm den Rest?
Wie ich dir jüngst die Schuld vergab,
Und lieſs dir geben Ranzen und Stab,
Befahl ich dir, du sollst zuhand
Hinwandern in das heilige Land,
Und nach Santiago über's Meer,
Von dort nach Rom, und wiederher.
Das alles wollt' ich dir gewähren,
Um dich zum Guten zu bekehren.
Allein bald that man mir zu wissen,
Daſs du den Lampen todtgebissen,
Und Bellin selbst, mein Kapellan,
Zeigte mir diese Unthat an.
Er trug den Ranzen, oder Sack,
Worin das Haupt des Armen stack,

Und sprach im Beyseyn dieser Herren,
Daſs in dem Ranzen Briefe wären,
Die Reinke zu Papier gebracht,
Und die er selbst mit ausgedacht.
Allein da war nichts, als der Kopf
Von Lampen dem betrognen Tropf,
Den ihr gemordet, mir zur Schande.
Bellin lieſs seine Haut zum Pfande,
Und büſste billig mit dem Leben;
Du Schelm sollst auch den Kopf hergeben.»

Reineke rief: «O weh' der Noth!
Sind denn Bellin und Lampe todt?
Dann wünscht' ich, ich wär' nie geboren,
Weil ich den gröſsten Schatz verloren.
Denn wiſst: ich sandte mit den beyden
Euch von den köstlichsten Geschmeiden,
Die je ein Künstler hat gemacht.
Wer hätt' es von Bellin gedacht,
Daſs er gemordet den Gespann,
Lampen, den guten frommen Mann,
Um die Kleinode unterzuschlagen!
Nun traut mir einem in unsern Tagen!»

Indem noch Reinke dieses sprach,
Ging König Nobel in sein Gemach.
Er war so zornig und so gram,
Daſs er auch nicht ein Wort vernahm,
Das Reinke sprach von diesen Dingen.

Er wollte ihn zum Tode bringen
Mit öffentlicher Schand' und Schmach.
Wie er nun trat in sein Gemach,
Fand er die Königin seine Frau,
Nebst der Aeffin, Frau Riechgenau,
Die war bey beyden sehr in Gnaden,
Ward oft von ihnen eingeladen,
Und viel bey allen beyden galt;
Das schaffte Reinken Nutzen bald.
Sie war in Weisheit wohl gelehrt,
Und ward deswegen sehr geehrt,
Und auch gefürchtet, wo sie kam.
Wie sie den König fand so gram,
Sprach sie: «Ich bitte, gnädiger Herr,
Zürn' doch Reinken nicht so sehr,
Der sich freywillig stellt zu Recht.
Er ist verwandt mit meinem Geschlecht;
Sein Vater saſs in eurem Rath,
Wo er oft klüger gerathen hat,
Als Braun und Isegrim gethan,
Wiewohl sie sitzen oben an;
Denn weder sie, noch ihr Geschlecht,
Verstehen viel von Urthel und Recht.»

Der König sprach: „Scheint dir fürwahr
Das Ding so fremd und wunderbar,
Daſs ich dem Räuber bin so gram,
Der Lampen jüngst das Leben nahm,
Und zog Bellinen mit ins Spiel,

Deſs er sich jetzt entlegen will?
Bricht er nicht täglich mein Geleit?
Hörst du nicht, wie man über ihn schreit
Mit seinem Raub und Dieberey?
Verrath und Mord und Schelmerey?»

Die Aeffin sprach: «Ach, gnädiger Herr,
Manche verleumden ihn auch sehr,
Reinke ist klug und schlau von Sinn,
Darum beneidet mancher ihn.
Wiſst ihr noch — es ist gar nicht lange, —
Wie hier ein Mann kam mit der Schlange,
Und niemand konnte diese beyden
Durch Urtheil aus einander scheiden,
Bis Reincke es that mit Ehren
Und ihr ihn pries't vor allen Herren?»

Viertes Kapitel.

Der König sprach «Ich hab's vergessen,
Doch möcht' ich's wohl noch einmal wissen.
Erzählt mir doch genau das Ding,
Das ziemlich bunt zusammenhing,
Mit jedem Umstand, wenn ihr's wiſst.»

«Sehr gern, wenn's euch gefällig ist,»
Sprach sie. «Es sind jetzt ungefähr
Zwey Jahr, da kam ein Lindwurm her,
Der gab mit Wuth und Ungeduld
Hier einem Bauersmann die Schuld,
Daſs er dem Urtheil und dem Recht
Sich ihm nun zweymal schon entlegt.
Mit ihm kam auch der Bauersmann,
Und so hob der Prozeſs sich an:
Indem der Lindwurm durch ein Loch
In einem Gartenzaune kroch,

Blieb er in einer Schlinge hangen,
Und steckte fest darin gefangen.
Er dacht', er müſst' das Leben lassen;
Da ging ein Bauer durch die Straſsen,
Den rief er: «Freund, ich bitte dich,
Erbarm' dich mein und löse mich »
Der Bauer sprach: «Erst schwöre mir
Mit einem theuren Eide hier,
Mich nie zu kränken an keinem Ort,
So helf' ich aus dem Strick dir fort.»
Der Lindwurm war alsbald bereit,
Und schwor ihm einen schweren Eid,
Ihm nie zu schaden in einigem Dinge;
Da half der Mann ihm aus der Schlinge.
Jetzt gingen sie den Weg entlang;
Die Schlange, die der Hunger drang,
Schoſs plötzlich nach dem Ackersmann,
Und fiel den Retter mörd'risch an.
Der Bauer, der mit Noth entsprang,
Sprach zu dem Wurm: «Ist das mein Dank?
Hältst du mir so den schweren Eid,
Den du schworst in der Fährlichkeit,
Du wolltest nimmermehr mir schaden?»
Der Lindwurm sprach: «Mit Hunger beladen,
Treibt mich dazu die bittre Noth;
Ich nehme auf mich deinen Tod,
Denn Noth bricht Eisen und Vertrag.»
Indem die Schlange dieses sprach,
Versetzt' der Mann: «Ich bitte dich,

Verschone nur so lange mich,
Bis wir zu guten Männern kommen,
Die ohne ihren Schaden und Frommen
Recht richten können zwischen uns beyden.»
Der Wurm sprach: «Gut, laſs sie entscheiden.»
Nicht fern davon, an einem Graben
Fanden sie Pflückesack, den Raben,
Sammt seinem Sohne Quakeler.
Der Lindwurm rief sie beyde her,
Und that die Sache ihnen zu wissen.
Sie riethen ihm, den Mann zu fressen;
Denn beyde suchten selbst ihr Glück,
Und hofften auf ein gutes Stück.
Der Lindwurm rief: «Gewonnen Spiel!
Laſs sehn, wer jetzt mich hindern will.»
Der Mann sprach: «Nein, so geht es nicht,
Daſs mir ein Dieb mein Urtheil spricht;
Auch darf das einer nicht allein,
Es müssen vier bis zehne seyn.»
Der Lindwurm sprach: «So komm mit her.»
Nun kam der Wolf noch, und der Bär.
Der Mann stand zwischen diesen allen,
Und dacht': «wie wird mein Loos mir fallen!»
Sie waren fünf, der sechste er;
Sein Bestes suchte keines sehr —
Wer ist auch wohl, der zwischen Bär,
Wolf, Rapp, und Lindwurm sicher wär'! —
Wie Bär und Wolf jetzt sollten richten,
Und dieser Beyden Sache schlichten,

War dieſs ihr Urtheil und Bescheid·
«Der Nothzwang bricht Gesetz und Eid,
Daher der Lindwurm diesen Mann,
Weil ihn sehr hungert, fressen kann.»
Jetzt ward dem armen Bauern bange;
Denn grimmig drang die falsche Schlange
Mit Gift und Stachel auf ihn ein.
Der Mann sprach: «Jene richten schlecht.
Sie selbst thun nichts, als rauben und stehlen;
Ich will dem König die Sache befehlen.
Bringt mich vor ihn; was er dann spricht,
Das mag drum seyn, krumm, oder schlicht.
Muſs ich dann leiden ohne Fug,
So ist's noch, leider, früh genug.»
Der Wolf versetzte, sammt dem Bären:
«Das können wir dir wohl gewähren,
Der Lindwurm soll sich stellen gern.»
Sie meinten, käm' es vor den Herrn,
So würd' es alles auch so gehn,
Wie sie es beyde gerne sähn;
(Mit Urlaub sag' ich's, gnädiger Herr!)
Drauf kamen mit dem Landmann her
Der Wurm, der Bär, der Raben zwey,
Und noch der gierigen Wölfe drey,
Denn Isegrim kam nebst zwey Kindern,
Dem armen Mann sein Recht zu hindern,
Und Liteibalg und Nimmersatt
Wären in ihres Vaters Rath,
Weil beyde gerne mögen schlingen;

Drum sie dem Mann zu Leibe gingen
Mit Heulen, wie ihr selbst wohl wiſst,
Da ihr vom Hof sie jagen lieſst.
Der Bauer klagte Eure Gnaden,
Daſs ihm der Lindwurm wollte schaden,
Da er ihm selbst doch Gutes that,
Und ihm der Wurm geschworen hatt',
Er wollte nie, bey seinem Eide,
Das mindeste ihm thun zu Leide.
Der Lindwurm schützte Hunger vor,
Und sprach: „Die Noth bricht Thür und Thor."
Ihr wurdet dabey sehr verlegen,
Euch zwischen beyden ins Mittel zu legen.
Eu'r Edelmuth konnt's nicht ertragen,
Dem Mann das Leben abzusagen,
Der jenem half vom schmählichen Tod;
Doch auch des Lindwurms Hungersnoth
Zogt ihr mit jedermann zu Rath.
Nicht viele riethen dem Mann zu bath;
Die meisten hatten den besten Willen,
Den Bauch mit seinem Fleisch zu füllen.
Weil aber die, die solches riethen,
Die Sache doch nicht klar entschieden,
So ward, wie ihr befahlt, zuhand
Nach Reineken dem Fuchs gesandt.
Ihr lieſst die Sache ihn verstehn,
Und spracht, es sollt' zu Recht ergehn,
Wie Reineke es würd' entscheiden.
Reineke sagte sehr bescheiden:

„Laſst uns an Ort und Stelle gehn,
Wo der Vertrag zuerst geschehn.
Seh' ich den Lindwurm angebunden,
So wie der Landmann ihn gefunden,
So will ich an demselben Ort
Das Urtheil sprechen alsofort.»
Sobald man nun die Schlange band,
Wie sie vorhin der Bauer fand,
Sprach Reineke: „Jetzt ist die Lage
So, wie sie war vor dem Vertrage,
Und mein Bescheid ist gleich dabey;
Nämlich, es steht dem Landmann frey,
Den Wurm zu lösen, und lassen sich schwören;
Wo nicht, so mag er auch mit Ehren
Ihn lassen angebunden stehn,
Und er kann seiner Wege gehn,
Weil ihm der Wurm so schändlich log,
Wie er ihn aus der Schlinge zog.
Mir däucht, daſs es so billig sey;
Wer's besser weiſs, der spreche frey!»
Dies Urtheil schien euch gut zu seyn,
Und euren Räthen obendrein.
Es machte Reineken viel Ehr';
Der Mann ward los, und dankt' euch sehr.
So weis' und klug ist Reinkens Sinn.»

Also sprach auch die Königin,
Sie sagten: „Isegrim und Braun
Sind beyde furchtbar anzuschaun.

Man fürchtet sie auch nah und fern;
Bey Fressereyen sind sie gern.
An Kraft zwar fehlt es ihnen nicht,
Wenn's gleich an Klugheit sehr gebricht.
Reinekens Rath ist weltbekannt;
Doch was sie rathen, ist nur Tand.
Sie prahlen wohl von ihrer Stärke,
Doch schreitet man im Ernst zu Werke
Und rückt mit ihnen in das Feld,
So ist von beyden keiner ein Held.
Am Hofe lieben sie vorzugehn,
Im Felde bleiben sie hinten stehn;
Wenn's Schläge giebt, so retten sie sich,
Und lassen die tapfern Knappen im Stich.
Bären und Wölfe verderben das Land.
Ständ' ihres Nachbarn Haus in Brand,
Und könnten sie nur dabey sich wärmen,
So würde sie das nicht erbarmen.
Füllen sie selbst nur ihre Kröpfe,
So lassen sie kaum dem Armen die Döpfe,
Wenn sie die Eyer ihm geraubt;
Sie sorgen nur für ihr eignes Haupt.
Doch Reinke Fuchs und sein Geschlecht,
Die lieben die Weisheit und das Recht.
Sollt' er ja schwach gewesen seyn,
So denket, Herr, er ist kein Stein,
Und daſs ihr einst ihn sehr entbehrt,
Wenn ihr verständigen Rath begehrt.
Darum empfehlen wir ihn zu Gnaden."

„Ich will darüber mich berathen,“
Sprach Nobel. „Was ihr mir erzählt,
Daſs ich zum Richter ihn erwählt
Ueber den Lindwurm, das ist wahr:
Doch ist an ihm kein gutes Haar.
Wer jemals sich mit ihm verbunden,
Hat immer treulos ihn gefunden.
Er weiſs sich stets heraus zu drehen;
Für Wölfe, Bären, Kater und Krähen
Ist er bey weitem zu behende,
Es nimmt mit ihnen ein schlimmes Ende.
Sie haben nichts, als Spott und Schande;
Der eine läſst ein Ohr zum Pfande,
Der andre ein Auge, der dritte das Leben.
Wie könnt ihr euch noch Mühe geben,
Zu bitten für den Meuterer?“

Die Aeffin sprach: „Bedenkt, mein Herr,
Sehr groſs ist seiner Freunde Zahl.“

Der König ging jetzt aus dem Saal
Dahin, wo sein die andern harrten.
Hier fand er manche auf ihn warten
Von Reinkens Vettern und Bekannten,
Die eifrig sich für ihn verwandten,
Und ihm zu Liebe nach Hofe kamen;
Uns fehlt der Raum für ihre Namen.
Doch war auch seiner Feinde Zahl
Beträchtlich in dem Richtersaal.

Sechstes Kapitel.

Reinke sprach weiter: „Gnädiger Herr,
Ich bitt' Eur' Majestät recht sehr,
Vergönnet die Erlaubniſs mir,
Daſs ich nur meinen Freunden hier
Die Eigenschaften mache bekannt
Der Kostbarkeiten, die ich gesandt,
Obgleich euch diese nie geworden."
„Thu' es," sprach Nobel, „mit wenig Worten."
Reineke sprach: „Nun sollt ihr hören,
Was ich für Schätze muſs entbehren:
Das erste Kleinod war ein Ring,
Welchen Bellin von mir empfing,
Um ihn dem Könige zu bringen.
Von ganz besondern seltnen Dingen
War dieser Ring zusammengesetzt,
Und eines Königs werth geschätzt.
Von feinem Golde war der Ring;
Der Kasten, der an den Finger ging,
War blau, wie Lasur emaillirt
Und mit Buchstaben ausgeziert;
Das waren in hebrä'scher Sprache

Drey Namen einer besondern Sache.
Kein Mensch war hier im ganzen Land,
Der gründlich diese Schrift verstand,
Als Meister Abraham von Trier,
Ein Jüd, der alle Sprachen schier
Versteht, die halbe Welt hindurch,
Von Pötrau bis nach Lüneburg;
Auch kennt kein Mensch, so allgemein
Wie er, jedwedes Kraut und Stein.
Dem Jüden zeigt' ich diesen Ring.
Er sprach: «Mein! 's is en rores Ding.
Drey Nomen sind's, die vormals Seth
Aus dem Pradiese bringe thät,
Wie er's Oel der Barmherzigkeit sucht'
Und vor de Trübsin nohm de Flucht.
Wer diese Nomen bey sech trägt,
Der bleibt all immer ungeregt.
Von Donner, Blitz und Zauberey.
Es schadet ihm keine Hexerey;
Der Ring is em zu allen nütz,
Er schützt em vor de Sommerhitz,
Kei Winter is em aach ze kalt,
Und lebt er lange, so wird er alt.»
Oben am Ringe war ein Stein,
Der konnte gar nicht schöner seyn,
Ein ächter feuriger Karbunkel,
Bey welchem, war's auch noch so dunkel,
Die feinste Schrift zu lesen war.
Er heilte auch ganz wunderbar

Und schneller, als wir davon sprechen,
Jedwede Krankheit und Gebrechen,
Und half aus einer jeden Noth,
Doch nur nicht von dem leidigen Tod.
Wer diesen Ring trug an der Hand,
Konnt' reisen über Wasser und Land,
Ward nie gefangen, noch verrathen,
Kein Feuer noch Wasser konnt' ihm schaden,
Kein Widersacher kam ihm nah,
Wenn er früh Morgens ihn besah;
Ja, wenn auch hundert Feinde kamen,
So hieb er sie wie Rüben zusammen.
Er blieb vor Giften aller Art
An all und jedem Ort verwahrt;
Der Ring macht' ihm aus jedem Feind
In kurzer Zeit den treusten Freund.
Ich weiſs nicht Worte genug zu machen,
Des Ringes Tugend euch zu sagen.
Ich hatt' ihn meinem Vater entwandt,
Und ihn dem Könige gesandt,
Weil ich nicht glaubte werth zu seyn,
Mich dieses Kleinods zu erfreun;
Und weil ich nur im ganzen Land
Den König seiner werth erkannt,
Damit er, der uns andern Frieden
Und Ruh und Wohlfahrt stets beschieden,
Gesichert wär' vor aller Noth
Und vor dem bösen schnellen Tod.

Siebentes Kapitel.

"Ich sandt' auch durch den Bock Bellin
Einen Kamm an die Königin,
Und einen Spiegel, der seines Gleichen
Nicht hat in allen Landen und Reichen.
Daſs ich den Spiegel und den Kamm
Aus meines Vaters Schatze nahm,
Das hat mit meiner Frau bis jetzt
Schon manchen harten Kampf gesetzt,
Weil sie kein Kleinod auf der Erde
So sehr, als diese zwey begehrte
Nun sind sie ganz von Händen gekommen!
Daſs ich mir aber vorgenommen,
Sie her zu senden der Königin,
Das that ich mit bedächtigem Sinn.
Sie hat viel Gutes mir erzeigt,
Und sprach manch Wort für mich geneigt;
Auch ist sie von so edlem Stamm,
Daſs sie verdiente Spiegel und Kamm:
Doch daſs sie beydes nicht bekam,

Das macht mir vielen Schmerz und Gram.
Vom Panther war der Kamm gemacht;
Ein edles Thier in allem Betracht,
Man trifft es zwischen Hindostan
Und dem Paradies am meisten an,
Ist bunt und prächtig anzusehn,
Und riecht so lieblich und so schön,
Daſs ihm die Thiere, groſs und klein,
Deswegen folgen insgemein,
Weil aus dem Duft, der von ihm geht,
Gesundheit für sie selbst entsteht.
Aus seinem Bein, wie Schnee so weiſs,
War dieser Kamm geschnitzt mit Fleiſs,
Und roch wie Ambra und Zibeth;
Denn der Geruch des Thieres geht
In seine Knochen, wenn es stirbt,
Daher der Knochen nie verdirbt,
Auch immer herrlich riechend bleibt,
Und allen giftigen Dunst vertreibt.
Auf diesem Kamm stand halb erhaben
Viel schönes Bildnerwerk gegraben,
Mit Kunst geschnitten und polirt,
Mit Gold und Lasurstein verziert.
Da stand auch die Historia
Vom Helden Paris von Troja,
Wie er an einem Nachmittag
Bey einem Quell im Kühlen lag,
Und ihm auf einmal drey Göttinnen,
Juno, Pallas und Venus erschienen.

Sie hatten einen Apfel gefunden,
Auf welchen alle drey bestunden;
Jede wollt' ihn für sich allein,
Und doch gehört' er allen drey'n.
Nachdem sie lange drum gestritten,
Wurden sie einig, ihn zu bitten,
Daſs er das Aepfelchen von Gold
Der Allerschönsten geben sollt'.

Paris beschied zu sich allein
Erst eine jede von den drey'n.
Zuerst kam Juno; die verhieſs,
Wenn er sie als die Schönste pries',
Ihm einen Schatz dafür zu geben,
Den keiner hatt' in seinem Leben.

Pallas sprach: „Gieb den Apfel mir,
So schenk' ich Macht und Weisheit dir;
Kein Feind soll gegen dich sich wehren,
Und Freund' und Feinde sollen dich ehren."

Venus erschien zuletzt und sagt':
„Was soll dir Ehre, Geld und Macht?
Hast du nicht dieses alles schon?
Bist König Priams ältster Sohn,
Und hast zu Brüdern tapfre Knaben,
Die Land genug erobert haben.
Nach deinem Vater wirst du Herr
Vom Troer Land, was willst du mehr?

Giebst du den goldnen Apfel mir,
So lohn` ich dir wohl baſs dafür.
Ich schaffe dir für deinen Leib
Ein schönes, kluges, gutes Weib,
Und das verdient fürwahr, auf Erden
Ein seltner Schatz genannt zu werden.
Helene wird die Frau genannt,
Iſt Königin von Griechenland,
Schön, artig, klug, und sanft von Sinn.»

Paris gab ihr den Apfel hin.
Auch hielt ihm Venus treulich Wort,
Und half ihm mit Helenen fort,
Wie er sie ihrem Herrn Gemahl
Bey Nachtzeit von der Seite stahl,
Stieſs mit dem Schiffe von dem Strand,
Und führte sie ins Troer Land.
Diese Geschichte stand gegraben
Auf meinem Kamme, schön erhaben,
Und unten stand bey jedem Bilde
Der Name geschrieben in einem Schilde,
Damit man sähe hell und klar,
Was es für eine Geschichte war.»

Achtes Kapitel.

"Hört nun, was ich euch sagen will
Vom Spiegel: das war ein Beryll,
Der äuſserst rein geschliffen war.
Man konnte darin alles klar
Bey Nacht und auch bey Tage sehn,
Was meilenweit umher geschehn
Hatt' jemand Mangel am Augenlicht,
Oder auch Flecken im Gesicht,
So schwand der Fleck von Aug' und Haut,
Sobald er in den Spiegel schaut! —
Sagt nur, muſs es mich nicht verdrieſsen,
Ein solches Kleinod zu vermissen? —
Das Holz, das man zum Rahmen nahm,
Und das gerad' aus Sittim kam,
Ist hart und fest, und doch sehr leicht,
Und sehr dem Hebenholze gleicht,
Das nie verdirbt und nie verfault,
Und dabey theurer ist, als Gold.

Davon macht' Merlin auch das Pferd,
Das er Graf Petern einst verehrt,
Der pflag in einer Stunde zu Zeiten
Wohl hundert Meilen darauf zu reiten.
Nie hat man solche Wunder gesehn,
Als mit demselben Gaul geschehn.
Der Rahm von Holz rings um das Glas
Anderthalb Mannesschuhe maſs,
Und war bemalt von Ort zu Ende
Mit viel Geschichten gar behende,
Und jedes Bildniſs war erklärt
In goldner Schrift, wie sich's gehört.

Die erste Fabel war vom Pferde,
Das einem Hirschen die Weide wehrte.
Um seiner gänzlich los zu seyn,
Lieſs sich's mit einem Hirten ein.
Es sprach: „Ein fetter Braten wird
Dir angeboten, lieber Hirt.
Setz' dich auf mich; ich bringe bald
Zu einem Hirschen dich im Wald,
Deſs Fleisch und Haut und Horn dir wohl,
Mein' ich, recht sehr behagen soll.
Sitz' auf geschwind, und laſs uns jagen.“

Der Hirte sprach: „Das läſst sich wagen.“
Sie eilten beyde in den Wald,
Und spürten auch den Hirschen bald.
Der Hirsch war schnell, und schwül der Tag,

Der Hirsch lief vor, der Gaul ihm nach;
Doch endlich ward er matt vom Laufen,
Und bat den Mann: «Laſs mich verschnaufen!»

„Nein, daraus wird nichts," sprach der Mann,
„Wir müssen vorwärts, greif dich an.
Du selbst hast mich hieher gebracht."

So kam der Gaul in seine Macht;
Und so geht's manchem der sich müht,
Damit dem Nächsten Schaden geschieht."

Neuntes Kapitel.

«Das zweyte, was auf dem Spiegel stund,
War von dem Esel und dem Hund,
Die beyde dienten einem Mann.
Der Hund des Hausherrn Gunst gewann;
Er saſs mit ihm an seinem Tisch,
Und aſs sich satt an Fleisch und Fisch.
Oft auf den Schooſs sein Herr ihn nahm,
Wo er die besten Bissen bekam;
Dann wedelte mit dem Schwanz der Hund,
Und leckte seinem Herrn den Mund.

Das wurmt' dem Esel Baldewein!
«Was Henker,» dacht' er, «muſs das seyn,
Daſs unser Herr zu jeder Stunde
So freundlich thut mit diesem Hunde,
Der ihn beleckt und auf ihn springt,
Indeſs man mich zur Arbeit zwingt?
Ich muſs mich mit den Säcken plagen;

Zehn Hunde könnten das nicht tragen,
Sammt meinem Herrn noch obendrein,
Was ich stets schleppen muſs allein.
Er schläft auf Flaum, friſst Herrenessen;
Ich muſs im Felde Disteln fressen.
Wohin sie mich auch treiben und reiten,
Da leid' ich Spott von allen Leuten.
Ich will nicht länger so verderben;
Will auch die Gunst des Herrn erwerben.«

Indem kam gleich sein Herr daher;
Deſs freute sich der Esel sehr.
Er fing an, seinen Schwanz zu rühren,
Und auszuschlagen mit allen vieren,
Wobey er schrie und rief und sang,
Dem Hausherrn auf die Schultern sprang,
Und ihm so, wie der kleine Hund,
Die Knebeln leckte und den Mund.
Darüber schlug der plumpe Tropf
Ihm ein paar Brauschen vor den Kopf,
Daſs er in seiner Angst und Noth
Rief: »Schlagt den plumpen Esel todt!«

Die Knechte jagten allzumal
Mit Prügeln Baldwein in den Stall.
Er blieb ein Esel, wie er war;
Und man sieht alle Tag' im Jahr
Viel seines Gleichen, die nichts können,
Als andern ihr Geschick miſsgönnen.

Kommt auch ein solcher hoch empor,
So ist doch seinem langen Ohr
Das Ehrenkleid so angemessen,
Als wenn die Säue mit Löffeln fressen.

Drum laſst die Esel Säcke tragen,
Und sich's bey Distel und Stroh behagen;
Denn wollt' man sie in Ehren halten,
So blieb's mit ihnen doch beym Alten.
Wo Esel stehn am Regiment,
Da nimmt es nie ein gutes End'.
Sie wissen nicht dem Staat zu rathen,
Und suchen nur sich selbst zu bathen.
Doch ist es, leider, zu bekannt,
Sie nehmen stets mehr überhand.

Zehntes Kapitel.

«Wenn mein Geschwätz nicht lästig ist,
Gnädiger König und Herr, so wiſst,
Es war in Bildern und Buchstaben
Noch in den Spiegelrahm gegraben,
Wie einst am Wasser Hinz der Kater
Spazieren ging mit meinem Vater.

Im Gehen schworen diese beyden
Einander zu mit schweren Eiden,
Sie wollten theilen, was sie fingen,
Und würden Jäger auf sie dringen,
So sollte jeder stehn beym andern.
So gingen beyde fürder wandern,
Bis sie zu einem Walde kamen,
Worin sie stracks die Jagd vernahmen,
Und hörten schon der Hunde laut,
Wovor dem Kater schrecklich graut.
Er sprach: «Wie rathen wir uns hier?»
Mein Vater sprach: «Noch leben wir,
Und ich weiſs einen Sack voll Rath,
Wenn du mir beystehst mit der That.
Halt' deinen Eid, mir treu zu seyn;
Das muſs der erste Rath jetzt seyn.»

Hinz sprach: «Ich weiſs nur einen Rath,
Der jetzt mir kommen kann zu Statt,
Und den gebrauch' ich, lieber Ohm.»
Damit sprang er auf einen Baum,
Wo ihm die Hunde nicht Schaden thaten.
So wollt' er meinen Vater verrathen,
Der nun voll Angst und Sorgen war.
Schon nahte sich der Jäger Schaar,
Hinz sah es gern, und rief vom Baum:
«Thut doch den Sack auf, lieber Ohm;
Ihr habt so vielen Rath darin,
Der bringt gewiſs euch jetzt Gewinn.»

Man stieſs ins Horn, man klatscht' und rief;
Mein armer Vater floh und lief,
Daſs ihm vor Angstschweiſs troff sein Flieſs,
Und er oft hinten gleiten lieſs.
Dieſs macht' ihn noch ein wenig leicht,
Sonst hätt' er nie sein Schloſs erreicht.
Seht, wie ihn der im Stiche lieſs,
Auf den er sich allein verlieſs,
Die Hunde folgten ihm sehr schnell,
Und hatten ihn oft schier beym Fell!
Allein er wuſst' zum Glück ein Loch,
Wo er bey Zeiten sich verkroch.

So findet sich manch falscher Freund,
Der es nicht treuer mit uns meint,
Als Hinz hier that, der falsche Dieb.
Ein Wunder wär's, hätt' ich ihn lieb.
Ich hab' ihm zwar schon halb verziehn;
Doch böse bin ich noch auf ihn.

Diese Geschichte war recht mitten
In meinen Spiegelrahm geschnitten."

Eilftes Kapitel.

"Ein Stück war noch daran zu sehn,
Das einst mit Isegrim geschehn,
Der Wohlthat nie vergalt mit Dank.
Einst lief er einen Anger entlang.
Und fand daselbst ein todtes Pferd,
Daran die Raben das Fleisch verzehrt.
Er fing die Knochen an zu nagen.
Da blieb ein Bein ihm stecken im Kragen,
Er fühlte sich in groſser Noth,
Und dachte schon an seinen Tod.
Da war kein Arzt in Stadt und Land,
Zu dem er nicht um Hülfe sandt',
Und einen groſsen Arztlohn bot.

Der Kranich half ihm aus der Noth;
Der trug auch einen rothen Hut,
Sowie ein jeder Doktor thut,
Deswegen ihn auch Isegrim
Herr **Doktor** nannt', und sprach zu ihm:

Kannst du mich von dem Bein befreyn,
So sind die gröſsten Schätze dein."

Der Kranich, der den Worten glaubte,
Steckt' seinen Schnabel sammt dem Haupte
Dem Isegrim in seinen Mund,
Und zog das Bein ihm aus dem Schlund.

Isegrim schrie: „Du quälst mich sehr;
Doch ich verzeih' dir, thu's nicht mehr.
Hätt' mir ein andrer das gethan,
So käm' er übel bey mir an."
Der Kranich sprach: „Ihr seyd genesen;
Drum möcht' ich gern bezahlet wesen."

„Seht," sprach der Wolf, „den Narren an!
Der Tölpel hat mir weh gethan,
Und fordert jetzt noch Lohn dafür.
Danken sollt' er die Gnade mir,
Daſs ich ihn lieſs den Kopf gesund
Herausziehn wieder aus meinem Mund,
Nachdem er mir so weh gethan.
Sollt' jemand von uns Lohn empfahn,
So wär' ich's selbst nach allen Rechten." —
So lohnen Schelmen ihren Knechten.

Diese Geschichten und noch mehr
Standen rings um den Spiegel her,
Gemalt, geschnitzt, gestochen, gegraben,

Sowohl in Bildern, als Buchstaben.
Ich selbst hielt mich viel zu geringe,
Zu haben solche köstliche Dinge;
Drum sandt' ich sie zu groſsen Ehren
Der Königin und meinem Herren.
Doch trennten meine Knaben beyde
Vom Spiegel sich mit groſsem Leide.
Sie pflegten davor herum zu springen,
Zu sehn, wie ihnen die Schwänzchen hingen,
Und wie das Schnäuzchen ihnen stand.
Ach! leider war mir unbekannt,
Wie nah' das Ende Lampen war,
Und so gab ich betrogner Narr
Ihm selbst und meinem Freund Bellin
Auf Glauben diese Schätze hin.
Ich dacht' es hätt' in meinem Leben
Für mich nie treuere Freunde gegeben.
Wohl mag ich über den Mörder klagen;
Auch laſs' ich nie ab, nachzufragen,
Wohin die Schätze sich verstohlen;
Denn glaubt mir, *Mord bleibt nie verhohlen.*
Vielleicht ist einer hier im Kreis,
Der alles sehr umständlich weiſs,
Wie es recht steht um die Kleinode,
Und auch wer Lampen half zum Tode.

Zwölftes Kapitel.

“Herr König! man trägt eurem Ohr.
So viel verschiedne Dinge vor,
Daſs ihr nicht könnt auf alles sinnen;
Sonst könnt ihr euch vielleicht besinnen,
Was einst mein Vater für eine That
An eurem Vater bewiesen hat.
Wie alle Aerzte ihn aufgegeben,
Da rettete er ihm das Leben;
Und doch sprecht ihr, mein Vater und ich
Meinten's nie mit euch biederlich!
Allein mit Urlaub, gnädiger Herr!
Mein Vater war vor Zeiten sehr
Beym König, eurem Vater, in Gunst;
Denn er war Meister in der Kunst,
Als Arzt zu deuten den Urin,
Den Staar zu stechen, und Zähne zu ziehn.
Ich glaube wohl, daſs ihr's nicht wiſst,
Weil es euch kaum erinnerlich ist;
Ihr war't nur wenig Monden alt,
Es war just Winter, und sehr kalt;

Eu'r Vater lag an schweren Plagen,
Daſs man ihn muſste heben und tragen.
Er lieſs aus Frankreich, Wälschland, Pohlen,
Die allerbesten Aerzte holen;
Doch alle Kunst war lauter Tand,
Bis er zu meinem Vater sandt'.
Er klagte diesem seine Noth,
Daſs er krank läge auf den Tod.
Das dau'rte meinen Vater sehr;
Er sprach zu ihm: „Gestrenger Herr!
Kann ich euch retten mit meinem Leben,
So will ich's gern zum Besten geben.
Laſst euer Wasser in dies Glas."

Eu'r kranker Vater befolgte das,
Doch klagt' er sich dabey noch immer,
Es würde mit ihm je läng'r je schlimmer.
Mein Vater sprach: „Zu eurer Kur
Weiſs ich ein einzig Mittel nur."
Wie er davon gesund geblieben,
Stand auch auf meinem Spiegel beschrieben. —
„Wollt ihr vom Tode noch genesen,
So muſs es durch dies Mittel wesen:
Eines Wolf's Leber von sieben Jahren,
Die müſst ihr dieſsmal nicht dran sparen.
Eſst ihr die nicht, so seyd ihr todt,
Denn euer Harn ist schon blutroth.
Eilt sehr, denn Weilen bringt Gefahr.

Der Wolf, der mit zugegen war,
Horcht' auf, und es behagt' ihm nicht.
«Isegrim! hörst du den Bericht?»
Sprach euer Vater. «Soll ich leben,
So muſst du deine Leber geben.»

Der Wolf sprach: «Gnädiger Herr, fürwahr,
Ich bin noch nicht im sechsten Jahr.»

Mein Vater sprach «Es wird wohl gehn,
Ich will's schon an der Leber sehn.»
Kurz, der Wolf muſst' zur Küche hinaus,
Da that man ihm die Leber aus,
Die euer Vater nahm und aſs,
Und auf der Stelle davon genas.
Er dankte meinem Vater sehr,
Und befahl jedermann umher,
Daſs sie ihn künftig Doktor hieſsen,
Und das bey Leibe nicht unterlieſsen.
Mein Vater ging nach diesen Zeiten
Dem König stets zur rechten Seiten,
Der gab — ich weiſs es noch recht gut —
Ihm einen Ring und rothen Hut,
Die muſst' er tragen vor allen Herren,
Die ihn auch hielten hoch in Ehren
In allen seinen Lebenstagen.
Allein mit mir ist's umgeschlagen;
Man denkt jetzt meines Vaters nicht,
Denn gierige Schalke haben Gewicht;

Nur Eigennutz wird jetzt betrachtet,
Und Recht und Weisheit nicht geachtet;
Denn wenn der Bauer wird ein Herr,
So geht es über die Armen her;
Sobald er Macht und Reichthum kriegt,
So kennt er auch sich selber nicht,
Denkt nicht, woher er sey gekommen;
Sein eigner Nutzen und sein Frommen
Geht vor in einem jeden Spiel.
Dergleichen giebt's an Höfen viel;
Sie hören keine Bitten an,
Wenn man nicht baar bezahlen kann.
Ihr Wahlspruch ist: Bringt immer her,
Jetzt was ihr habt, und künftig mehr.
Sie schäumen ab gar meisterlich
Von jeder Suppe das Fett für sich,
Und gäben keinen Heller her,
Wenn's ihrem Herrn auch nöthig wär';
So wie der Wolf für seinen Herren
Auch nicht der Leber wollt' entbehren.
Allein ich möchte lieber hören,
Daſs zwanzig Wölfe den Hals verlören,
Als daſs der König und sein Weib
Je Schaden nähmen an Leben und Leib.
Es wär' auch minder daran verloren;
Denn was von schlechter Brut geboren,
Das schickt sich nimmermehr zur Tugend.
Herr König! wie in eurer Jugend
Sich dieſs begab, das wiſst ihr nicht.

Ich war dabey, und mir gebricht
Kein Umstand, den ich einst gesehn.
Als wär' es gestern erst geschehn.
Dieſs stand auch so, wie ich's beschrieben,
Auf meinem Spiegel, aus Silber getrieben,
Verziert mit Edelstein und Gold,
Weil es mein Vater so gewollt.
Könnt' ich den Spiegel wieder erfragen,
Ich wollte Leib und Gut dran wagen."

Dreyzehntes Kapitel.

Der König sprach: „Was du gesagt,
Hab' ich gehört und überdacht.
War in der That dein Vater der Mann,
Der alles, was du sagst, gethan,
So weiſs ich es doch wahrlich nicht,
Empfing auch nie davon Bericht.
Allein von dir hört' ich sehr viel;
Denn du treibst überall dein Spiel,
Wie man uns täglich hinterbracht.
Wär' es dir unrecht nachgesagt,

So würde sich das nicht gebühren;
Allein was Guts von dir zu hören,
Das hält fürwahr erstaunlich schwer."
„Dieſs fordert Antwort, gnädiger Herr,"
Sprach Reinke, „denn es ficht mich an:
Ich hab' euch selbst schon Guts gethan.
Ich mache mich damit nicht breit,
Denn ich bin schuldig, allezeit
Für euch zu thun was ich vermag.
Doch wiſst ihr nicht, was einst geschach?
Wir fingen, Isegrim und ich,
Ein Schwein, das schrie ganz mörderlich;
Drum bissen wir es eilig todt.
Ihr kamt und klagtet eure Noth,
Euch wäre sammt der gnädigen Frau,
Die nach euch käm', vor Hunger flau,
Ihr wünschtet Theil an unsrer Jagd,
Im Fall wir etwas aufgejagt.
Isegrim murmelte im Bart,
So daſs es kaum halb hörbar ward.
Ich aber sprach: „Hier ist ein Schwein,
Und sollten ihrer zwanzig seyn,
So sprecht nur, wer soll theilen hier?"
„Das soll der Wolf thun," sagtet ihr.
Dieſs war ihm ein gefundenes Fressen,
Um ohne Scham uns schmal zu messen,
Ein Viertel euch, eins eurer Frau;
Die andre Hälfte von der Sau
Behielt der Vielfraſs ganz für sich,

Und fraſs darin gar gieriglich.
Rüssel und Ohren lieſs er mir,
Nebst einer Lunge; das sahet ihr.
So zeigt' er seine edle Weise.
Wie ihr nun euren Theil der Speise
Verzehrt, verlangtet ihr noch mehr;
Das kümmerte den Wolf zwar sehr,
Doch bot er euch nicht Klein noch Groſs.
Dafür bekam er einen Stoſs
Mit eurer Kralle zwischen die Ohren,
Der ihm die Glatze faſt geschoren.
Er lief davon, voll Blut und Beulen,
Und fing erbärmlich an zu heulen.
Ihr rieſt ihm nach: «Komm wieder her,
Und schäme dich in Zukunft mehr;
Wofern du aber dich nicht scheu'st,
Und künftig baſs zu theilen weiſst,
Will ich mit anderm Maſs dir messen!
Jetzt lauf', und hol' uns mehr zu fressen.»
Ich sprach: «Mein Herr, befehlt ihr das,
So lauf' ich mit; ich weiſs noch was.»
Ihr sagtet: «Ja, geh' hin mit ihm.»
Das paſste Meister Isegrim
Sehr schlecht, der blutig, unſer Klagen
Und Jammern, mit mir ging zu jagen.
Es glückte mir mit meiner Jagd,
Daſs ich ein fettes Kalb euch bracht'.
Da sagtet ihr mit holden Blicken,
Ich sey gut auf die Jagd zu schicken,

Und theilen hieſst ihr mich das Kalb.
Ich sprach: «Herr, euch gehört es halb,
Und halb gebührt's der Königin.
Die edlen Eingeweide drin,
Das Herz, die Leber, und die Lungen,
Gehören euren lieben Jungen;
Dem Wolf der Kopf — er liebt das Süſse, —
Und ich behalte die vier Füſse.»

Wie ihr die Theilung angehört,
Sprach ihr: «Wer hat dich theilen gelehrt?
Ich sprach: «Der mit dem rothen Schopf,
Dem noch das Blut klebt an dem Kopf.
Wie Isegrim vertheilt' das Ferken,
Da hatt' ich Anlaſs, zu bemerken,
Und lernen, wie es müſste seyn,
Wenn man wollt' theilen Kalb und Schwein.»

So bracht' des Wolfes Gierigkeit
Dem Thoren Schimpf und Herzeleid.
Und giebt es nicht der Wölfe viel,
Die täglich treiben solches Spiel,
Verschlingen ihre Untersassen,
Und ihnen kaum das Leben lassen?
Wie kann es denen wohl ergehn,
Die Wölfen zu Gebote stehn;
Sie schonen weder Kind noch Rind,
Und weh dem, dessen Herren sie sind!
Weh jeder Stadt und jedem Land,
Wo Wölfe haben die Oberhand!

Seht ihr Herr König? Soviel Ehr'
Und andre Tugenden noch mehr
Habt ihr bey mir zu allen Stunden
Und Zeiten oft und viel gefunden.
All meine Habe und Gewinn'
Stehn euch zu und der Königin.
Denkt ihr nur an das Kalb und Schwein,
So seht ihr es von selbst wohl ein,
Wer treu ist, und wer falsch und schlimm,
Ob Reinke, oder Isegrim.
Jetzt ist er hoch am Brett bey euch,
Und euren ersten Vögten gleich;
Doch euren Vortheil sucht er nicht,
Sondern nur, daſs er selbst was kriegt.
Er und Braun führen jetzt das Wort,
Und Reineke wird nicht gehört.
Wahr ist es, Herr, ich bin verklagt;
Doch ich will durch, es sey gewagt!
Findt sich am Hofe hier ein Mann,
Der eines Dings mich zeihen kann,
Der bring' mit Zeugen es zur Sprache,
Und klage eine feste Sache,
Nicht nachher, sondern jetzt zuvor,
Und setze dran sein Gut, sein Ohr,
Oder die Freyheit und das Leben.
Solch Recht pflag es hier sonst zu geben,
Und darauf stell' ich, recht und schlecht,
Auch meine Sache bey euch ins Recht.*

Vierzehntes Kapitel.

Der König ſprach: „Gut oder schlecht,
Soll jedem doch geschehn sein Recht;
Das hab' ich niemand noch versagt.
Reinke, wahr ist's, du bist verklagt,
Als wüſstest du um Lampens Tod,
Und ich verlor ihn sehr unnoth;*)
Denn Lampe war mir wirklich lieb.
Wer weiſs, was Bellin mit ihm trieb!
Er brachte Lampens Kopf uns her,
Und das betrübte mich recht sehr.
Ist aber jemand, der noch mehr
Auf Reinken sagt, der komme her.
Was man bisher uns hat geklagt,
Bleibt vor der Hand unausgemacht;
Für mein Theil hab' ich ihm vergeben,
Weil er mir sonst stets war ergeben.
So aber jemand Zeugen brächt'
Von biederm Sinn und gutem Gerücht,
Der trete her und nehme Recht
Durch Zeugen, Eidschwur, oder Gefecht.“

---

*) Unnoth, ungerne.

Reinecke sprach: «Ich dank' euch sehr
Für diese Gnade, gestrenger Herr,
Daſs ihr es euch nicht laſst verdrieſsen,
Daſs ich des Rechtes darf genieſsen.
Auf meinen Eid erklär' ich hier:
Wie Lamp' und Bellin schieden von mir,
Da ward das Herz mir hochbetrübt,
Weil ich stets beyde sehr geliebt:
Doch ahnet' ich nie solche Noth,
Als Lampens bösen schnellen Tod.»
So listig schwatzte Reinke fort,
Daſs jedermann ein jedes Wort
Für ächte reine Wahrheit hielt,
Weil er stets seinen Ernst behielt,
Indem er seine Lügen trieb,
Und die Kleinodien beschrieb:
Darum ihn alle Thiere beklagten
Und ihm manch Wort zum Troste sagten.
Dem König macht' er alles weiſs:
Denn der war vor Begierde heiſs
Nach dem Besitz der schönen Sachen,
Die Reinke wuſst' so reich zu machen.
Daher er ferner zu ihm sprach:
«Laſst, Reinke, allen Kummer nach;
Man soll durch's ganze Land euch führen,
Um die Kleinode auszuspüren,
Und giebt man euch davon Bescheid,
So bin ich euch zur Hülfe bereit.»
Reinke versetzte: «Gnädiger Herr,

Auch dafür dank' ich euch recht sehr,
Daſs ihr mir sagt ein tröstlich Wort.
Doch straft ihr nur den Raub und Mord,
Der dieserwegen ist geschehn.
Ich will mit allem Fleiſse gehn,
Umher zu reisen Nacht und Tag
Mit allen, die ich bitten mag.
Bekomm' ich irgendwo dann Wind,
Wo die Kleinode zu finden sind,
Und es will mir nicht stracks gelingen,
Sie euch mit eigner Macht zu bringen, —
Denn euch gehören sie allein; —
So soll es mir erfreulich seyn,
Wenn ich mich darf bey eurer Gnaden
Um Beystand und um Hülfe berathen.
Ich bin ein sehr beglückter Mann,
Wenn ich sie euch verschaffen kann."
  Dem Könige dieſs wohl behagte.
Er glaubte was ihm Reinke sagte,
Der ihn doch abermal betrog
Und ihn mit groſser List belog,
Und eine Nase von Wachs ihm dreht'
Wie er auch manchem andern thät!
Er hatt' den König breit geschlagen,
Daſs er jetzt, ohne ihn zu fragen,
Konnt' gehn und fahren wo er wollte.
  Der Wolf wuſst' nicht, wohin er sollte;
Er gräm' und ärgerte sich sehr,
Und sprach zum König: „Gnädiger Herr,

Laſst ihr von diesem Vater der Lügen
Euch noch zum drittenmal betrügen?
Mich wundert, daſs ihr ihm noch gläubt,
Dem Schelm, der euch den Kopf betäubt,
Der euch und uns gewiſs betrügt,
Nie wahr spricht, sondern immer lügt.
Doch Herr, ich laſs' ihn so nicht gehn,
Und ihr sollt selbst es hören und sehn,
Daſs er nichts weiſs, als Lug und Trug.
Ich hab' an ihn drey Dinge noch,
Deren er sich nicht soll entsagen,
Müſst' ich auch selbst mit ihm mich schlagen.
Ihr habt gesagt, man soll mit Zeugen
Ihn seiner Unthat überzeugen:
Ja, räumt ihr ihm erst ein so viel,
So thut er ferner was er will;
Denn wer kann immer Zeugen nehmen?
Laſst ihn nur lieber gar bezähmen
Und jeden belügen und betrügen;
Denn Recht kann keiner an ihm kriegen,
Noch reden wider ihn ein Wort;
Er aber kommt mit jedem fort.
Reinke war nie ein wahrer Freund,
Hat's auch mit euch nie treu gemeint.
Ich laſs' ihn nie von hinnen gehn;
Er soll mir erst zu Rechte stehn."

Viertes Buch.

Fünftes Kapitel.

Isegrim hob dagegen an:
»Mit Schwatzen ist es nicht gethan;
Was soll uns alles Wortgefecht?
Wer Recht hat, der behält wohl Recht.
Reinke, mit Worten wird's nicht gehn;
Du muſst im Kampfe mich bestehn,
Hast du dann Recht, das wird man sehn.
Du sprichst von dem, was einst geschehn,
Wie mich der Hunger so geplagt,
Als hätt'st du Speise mir gebracht:
Allein es war ein nackter Knochen,
Den du benagt und ausgesogen.
Du spottest jetzt nur über mich,
Und sprichst von mir sehr freventlich,
Hast auch viel Lügen ausgedacht
Und sie dem König hinterbracht,
Als ob ich ihm nur Böses gönnte,
Und ihm selbst nach dem Leben stände.

Du hast den König auch betrogen
Und ihm von Schätzen vorgelogen;
Hast meinem Weibe Schande gethan,
Die sie dir nie vergessen kann.
Deſs alles ich dich hiermit zeihe;
Wir wollen kämpfen ums Alte und Neue.
Ich fordre dich als Missethäter,
Dieb, Ehrenschänder, und Verräther;
Will mit dir rennen auf Leben und Tod,
Und unsern Kampf entscheide Gott!
Mit einem Handschuh (sagt das Recht)
Soll man ausfordern zum Gefecht.
Da liegt der Handschuh, nimm ihn auf,
Und laſs der Sache ihren Lauf.
Herr König, und ihr, meine Herren!
Ihr habt beliebt, mich anzuhören;
Er darf nicht weichen aus dem Recht,
Bis diese Fehd' ist beygelegt.»
  Reinken ward schlimm dabey zu Muth.
Hier — dacht' er — geht's um Leib und Gut.
Ich bin nur klein, und er ist groſs,
Geht's schief, so ist der Henker los.
Doch scheint das Ding gleich noch so kraus,
So hab' ich *eines* doch voraus.
Leicht soll er mich nicht überwinden,
Seit ich ihm lieſs die Klauen schinden,
Und hat sein Muth sich nicht gekühlt,
So hoff' ich doch, daſs er's noch fühlt.
«Du selbst,» sprach er, «bist der Verräther,

Der Lügner, Dieb und Uebelthäter.
Du lügest was du jetzt gesagt,
Und vormals mir zur Last gebracht.
Mit dir zu kämpfen will ich wagen,
Und brauche nicht vor dir zu zagen;
Du bringest mich jetzt selbst dahin,
Wohin ich strebt' von Anbeginn.
Ihr Herrn, ich setze hier mein Pfand,
Dafs er grundfalsch auf mich bekannt.»
Der König nahm das Pfand von ihm,
Und auch ein Pfand von Isegrim,
Und sprach: «Stellt, beyde, Bürgen mir,
Dafs ihr wollt morgen kämpfen hier,
Denn euer Streit ist so verwirrt,
Dafs ihn kein Richter schlichten wird.»
Für Isegrim gab Braun der Bär
Nebst Hinz dem Kater Bürgschaft her.
Für Reinken stellte Grimbart sich
Mit Mörtens Sohn gemeinschaftlich.

Achtes Kapitel.

Isegrim griff mit Krall' und Zahn
Den Fuchs voll Grimm und Mordgier an.
Reineke lief vor ihm behende
Den Kreis hindurch von Ort zu Ende;
Doch netzt' er seinen Schwanz vorher,
Und wühlt' damit im Sand' umher.
Wie Isegrim schon sicher dacht',
Er hätt' den Fuchs in seiner Macht,
Schlug dieser zu mit seinem Schwanz
Und blendet' ihm die Augen ganz.
Dieſs war kein neuer Streich von ihm;
Denn Reinkens Wasser war so schlimm,
Daſs es dem das Gesicht benahm,
Dem es nur in die Augen kam.
Isegrims Kinder hatten schon
Viel Noth und Pein gehabt davon,
Denn ihnen hatt' er, wie ihr wiſst,
Die Augen längst schon ausgepiſst.
So macht' er auch den Vater blind,
Denn er lief immer wider den Wind
Und warf den Staub ihm ins Gesicht,

Daſs er die Angst vor Schmerzen kriegt'.
Wischt' nun die Augen Isegrim,
So schlug er mit dem Schwanz nach ihm
Und blendete ihn immer mehr,
Verwundete ihn oft auch sehr.
Der Wolf war schier halb todt vor Pein;
Da höhnt' ihn Reinke oben drein.
Er sprach: „Herr Isegrim, ihr habt
So manches Lämmchen weggeschnappt,
Und sonst noch manch unschuldig Thier;
Ich hoff' ihr thut das nun nicht mehr,
Und eurer Seele ist es gut,
Daſs ihr dafür jetzt Buſse thut.
Habt nur Geduld, es wird sich enden;
Ihr seyd zwar jetzt in Reinkens Händen,
Doch wollt ihr bitten um eu'r Leben,
So will ich schonen und vergeben."
Die Worte sprach er in der Hast,
Und hielt den Wolf beym Hals gefaſst,
Macht' ihm auch wirklich vieles Werk;
Doch war ihm Isegrim zu stark,
Der bald mit Macht sich von ihm riſs,
Jedoch dabey ein Auge lieſs,
Ward auch am Kopf verwundet hart,
Daſs ihm das Blut floſs in den Bart.
Sobald er flieſsen sah sein Blut,
Schwoll ihm das Herz von Grimm und Wuth,
Auch wuchs dadurch noch mehr sein Zorn,
Daſs ihm ein Auge ging verlor'n.

Er sprang auf Reinken, packt' ihn an,
Und lieſs ihn fühlen seinen Zahn.
All seinen Schmerz vergaſs er fast,
Wie er ihn bey der Pfote faſst'
Und hielt ihn unter sich im Sand.
Reinken ward angst für seine Hand,
Und Isegrim, die Pfot' im Munde,
Rief: «Jetzt ist deine letzte Stunde.
Stirb, oder sprich: du hast gelogen;
Du Schelm hast manchen schon betrogen,
Dein Stäuben, Wedeln, Schmieren und Scheren,
Womit du meintest dich zu wehren,
Ist alles nun umsonst geschehn,
Du sollst mir nimmermehr entgehn.
Wie oft hast du mich schon geschändet,
Und mir noch jetzt ein Aug geblendet!»
  Reinke dacht': «Hier ist groſse Noth.
Geb' ich nicht nach, so bin ich todt;
Ergeb' ich mich, so folgt die Schmach,
Die ich zu wohl verdient, hernach.»
  Er sprach den Wolf demüthig an:
«Ohm,» sagt' er, «ich bin euer Mann;
Ihr seyd Herr über meine Habe;
Ich geh' für euch zum heiligen Grabe,
Zu allen Kirchen im heiligen Land,
Und stell' euch Briefe drüber zur Hand;
Laſs' euch und eurer Eltern Seelen
Durch Ablaſs los von Sünden zählen.
Ihr sollt mir seyn so lieb und werth,

Als wenn ihr Pabst und Kaiser wärt.
Ich will euch schwören einen Eid,
Eu'r Knecht zu seyn zu ewiger Zeit;
Auch meine Freunde insgemein
Sollen mit mir euch dienstbar seyn.
Dieſs schwör' ich euch bey meiner Ehr';
Dem König selbst böt' ich nicht mehr.
Gewährt ihr mir, was ich begehr',
So seyd ihr meiner Güter Herr;
Was ich nur ſischen und ſangen kann,
Biet' ich Euch und den Euren an,
Gans, Ente, Feldhuhn, Krebs und Fisch,
Bring' ich euch treulich auſ den Tisch,
Und eh' ich wage, was anzurühren,
Soll euch sammt Weib und Kind gebühren,
Die Wahl zu haben jederzeit.
Auch bin ich immer gern bereit,
Als Schildwacht für euch auszustehn,
Daſs euch kein Schaden möge geschehn.
Mich nennt man listig, ihr seyd stark;
Dann haben wir stets leichtes Werk.
Stehn wir uns bey, wer will uns schaden?
Der eine kann wirken, der andere rathen.
Es ist auch für so nahe Verwandte
Wahrhaſtig groſse Sünd' und Schande,
Daſs wir zusammen kämpſen sollen.
Ich hab' es gern vermeiden wollen;
Allein ich konnte nicht entgehn;
Ihr zwangt mich selbst, euch zu bestehn.

Ich stellte wider Willen mich;
Fuhr aber mit euch säuberlich.
Nicht alle Macht hab' ich bewiesen,
Vielmehr recht glücklich mich gepriesen,
Euch, meinen lieben Ohm zu sparen,
Sonst wär' ich schlimmer mit euch verfahren.
Hier ist noch nicht viel Schaden geschehn,
Bis auf das garstige Versehn
Mit eurem Auge. Doch dafür
Hab' ich ein gut Rezept bey mir,
Das ich bereit bin mitzutheilen.
Gelingt es mir dann, euch zu heilen,
Ging' auch das Auge auf den Lauf,
So habt ihr doch noch guten Kauf,
Und braucht ein Fenster nur zu schlieſsen,
Wenn andre zwey verschlieſsen müssen.
Noch eine Söhnung biet' ich euch:
Ich will mit allen Meinen gleich
Mich vor euch neigen bis zur Erde,
Daſs es gewahr der König werde,
Will bitten euch, mir zu vergeben,
Und schenken gnädig mir das Leben;
Will sagen laut und offenbar,
Was ich geschworen sey nicht wahr,
Sondern auf's schändlichste erlogen,
Und daſs ich mehrmal euch betrogen.
Auch geb' ich gern euch Schwarz auf Weiſs,
Daſs ich von euch nichts Böses weiſs,
Und nie tast' ich euch künftig an.

Sagt, was ich mehr euch bieten kann;
Schlagt ihr mich todt, was liegt mir dran?
Doch fürchten müſst ihr euch alsdann,
Daſs in der Folge mein Geschlecht
An euch mich einst mit Strenge rächt.
Nehmt euren guten Ruf in Acht,
Und thut das, was euch Ehre macht,
Und was euch manchen Freund gewinnt,
Der euch zu jeder Stunde dient;
Da mir hingegen nichts dran liegt,
Ob ihr mich tödtet, oder nicht.«
Isegrim sprach: »Du falscher Dieb!
Lieſs' ich dich los, das wär' dir lieb.
Nein, wär' die Welt von Golde roth,
Und gäbst du mir sie in der Noth,
So lieſs' ich dich nicht los dafür,
Denn gar zu oft schon logst du mir.
Du würdest mir in deinem Leben
Nicht eine trockne Bohne geben,
Wär' ich ein Thor, und lieſse dich.
Was scheren deine Freunde mich?
Was sie vermögen, will ich wagen,
Und ihre Feindschaft leicht ertragen.
Wie würdst du Gauner den betriegen,
Der dich nicht kennt' und deine Lügen!
Du sprichst, du habest mich gespart?
Sieh her, du Schalk von böser Art,
Wer hat dies Auge ausgerissen
Und mir mein ganzes Fell zerbissen?

Du hast mich nicht soviel geschont,
Daſs ich nur einmal athmen konnt';
Drum wär' ich einer der dümmsten Narren,
Lieſs ich dir Gnade widerfahren.
Du plagtest oft mich und mein Weib;
Das soll dir kosten Leben und Leib.“
  Indeſs der Wolf die Worte sprach,
Schob Reineke ihm allgemach
Zwischen die Beine die andre Hand,
Und drückt und zupft ihn da zuhand,
Daſs er vor Schmerz that einen Schrey,
Und lieſs die Pfot' ihm wieder frey.
Jetzt brauchte Reinke Krall und Zahn,
Und griff den Widersacher an,
Daſs Isegrim begann zu schreyen
Und lauter klares Blut zu speyen.
Er stürzte nieder wie betäubt,
Ihm floſs das Blut aus Aug' und Häupt;
Er schwitzte sehr vor Angst und Pein,
Und lieſs von vorn und hinten gehn.
Reineken war kein Gold so lieb;
Drum schleppt' und zerrt' der lose Dieb
Den armen Wolf mit Krall' und Zahn
Im Kreis herum vor jedermann.
Er drückt' und biſs ihn, daſs er pfiff
Und mit Geheul um Gnade rief.
Dieſs dau'rte seine Freunde sehr;
Sie traten stracks zum König her,

Und baten ihn, Befehl zu geben,
Den Zweykampf eiligst aufzuheben.
Der König sprach: „Gefällt das allen,
So laſs' ich mir es auch gefallen.“

* * *

Neuntes Kapitel.

Wie nun der König haben wollte,
Däſs man den Zweykampf heben sollte,
Begab der Parder mit dem Luchs
Sich in den Kreis zum Wolf und Fuchs.
„Wir, die wir hier die Schranken hüten,“
Sprachen sie, „sollen euch entbieten,
Der König lasse zwischen beyden
Den Kampf aufheben, und euch scheiden.
Er bittet Reinken, aufzugeben
Und lassen Isegrim am Leben.
Wenn einer von euch fiel' im Streite,
Das wäre Schade an jeder Seite.
Du, Reinke, hast den Sieg behalten,
Das sagen die Jungen und die Alten,
Und schenken vollen Beyfall dir.“

Reinke sprach: „Vielen Dank dafür!
Sehr gern will ich des Königs Willen
Und meine eigne Pflicht erfüllen;
Mir gnügt, daſs man mich Sieger nennt.
Doch wenn der König es vergönnt,
So möcht' ich auch die Freunde fragen,
Und hören was sie rathen und sagen."
„Wir finden," rieſen sie, „für gut,
Daſs ihr des Königs Willen thut."
Sie kamen drauf in groſsen Hauſen
Von allen Seiten her gelauſen;
Ein jeder sprach, er hätt' ihn lieber,
Als jeder andre. Otter, Bieber,
Eichhörnchen, Marder, Hermelin,
Iltis und Wiesel, suchten ihn;
Schwer ist's, zu nennen alle Namen
Derer die jetzt als Freunde kamen,
Und sonst ihn theils verklagten sehr.
Sie brachten Weiber und Kinder her,
Und warben sehr um seine Gunst.
Das ist jetzt überall die Kunst:
Wem's wohl geht, dem ist jeder hold,
Er schwimmt in Freundschaft, wie in Gold;
Geht's aber schief, so kehrt im Nu
Ihm jedermann den Rücken zu.
So drängt' zu Reinken jedermann
Sich auch, wie er den Sieg gewann.
Hier ward gepfiffen, dort gesungen,
Gepaukt, geblasen, getanzt, gesprungen.

Ein jeder rief: „Reinke, Glück auf!
Laſst eurer Freude freyen Lauf;
Ihr habt euch ritterlich gewehrt,
Und euch und uns sehr hoch geehrt.
Wir alle wurden sehr verzagt,
Wie ihr im Anfang unterlagt;
Doch ihr entsannt ein listig Stück.“
Reineke sprach: „Das war mein Glück.“
Er dankte, und entlieſs sie alle.
Drauf zog man hin mit groſsem Schalle
Zum König. Reinke ward als Held
Von den Kreiswärtern vorgestellt.
Er kniete vor dem König nieder,
Doch ihn erhob der König wieder,
Und sprach vor allen Herrn zu ihm:
„Reinke, ihr habt mit Isegrim
Gefochten heute ritterlich.
Drum nehm' ich jetzt den Zwist auf mich
Ohn' alle Strafe an beyden Seiten.
Ich will mit meinen Rittersleuten
Das Uebrige zu seiner Zeit
Entscheiden, wie das Recht gebeut.
Es mag indeſs vertaget stehn,
Bis Isegrim kann wieder gehn.“

Dreyzehntes Kapitel.

Reineke lieſs von seinen Leuten
Und Freunden sich nach Hause geleiten;
Dort dankt' er ihnen allen sehr
Für die bewiesene Gunst und Ehr',
Und seine Dienste wieder erbot
Dem, der ihm treu blieb in der Noth.
Ein jeder schied und ging nach Haus,
Und Reineke nach Malpertaus,
Wo ihn sein Weib willkommen hieſs.
Sie fragt' ihn, ob er auch gewiſs
Mit Ehren aus dem Spiel gekommen.
  Reinke sprach: „Ganz zu meinem Frommen.
Der König ist mir gnädig jetzt,
Hat mich in seinen Rath gesetzt,
Und mich, den Meinigen zu Ehren,
Erhoben über alle Herren.
Er hat zum Kanzler mich ernannt,
Und mir das Siegel zuerkannt.
Was Reinke thut, was Reinke schreibt,

Steht künftig fest, und gilt, und bleibt.
Ich habe dem Wolf in diesen Tagen
Gelehrt, mich nie mehr zu verklagen.
Ein Auge hab' ich ihm geblendet,
Und ihn dazu so arg geschändet,
Daſs er für Welt und Weib fortan
Auf keine Weise nützen kann.
Wir kämpften, und ich kriegt' ihn unter;
Kommt er davon, so ist's ein Wunder,
Doch liegt mir auch nicht viel daran,
Ich bin doch nun sein Obermann,
Und hab' auch über seine Gesellen,
Die mit ihm hielten, zu befehlen.»
Darüber ward Frau Ermelin
Und ihren Kindern froh zu Sinn.
Sie rieſen: «Laſst uns fröhlich seyn,
Und uns mit unserm Vater freun,
Laſst uns verwahren unser Nest,
Und geben ihm ein frohes Fest!»

⁂

Also ward Reinke hoch geehrt.
Und damit haben wir gelehrt,
Daſs jeder sich zur Weisheit kehre,
Das Böse meide, die Tugend ehre.
Seht, dazu dienet dies Gedicht,
Und andre Deutung hat es nicht.

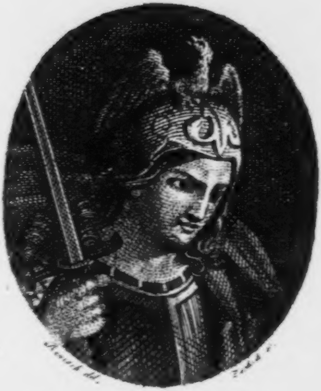
Fabeln, und solche Sprüche mehr,
Dienen zu guter Sittenlehr',
Daſs wir das Laster sollen meiden,
Und weise seyn zu allen Zeiten.
Dies Büchlein zeigt um guten Kauf
Der Welt und ihrer Bürger Lauf;
Wer's fleiſsig liest, und recht versteht,
Sieht wie's in allen Ständen geht.

So endigt Reinekens Geschichte·
Gott führ' uns zu dem ewigen Lichte!
Amen.

Lanzelet de Lac,

von

Ulrich von Zatzichoven.



LANZELOT.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Rassmann.

BIBL.
VNIVER
LIPS.

Fünftes Bändchen.

Lanzelet de Lac.

Zwickau, 1822.
Bey den Gebrüdern Schumann

Vorwort.

Das Gedicht „Lanzelet de Lac“ (vom See) gehört ins dreyzehnte Jahrhundert, und zum Cyklus der die Ritter der Tafelrunde feyernden Gedichte *). Es war damals Rittern eigen, in fremde Länder nach Abenteuern zu ziehn. Vorzüglich thaten sie sich zur Zeit des brittischen Königs Artus (Arthur) hervor, an dessen Hof sich alles drängte, was durch Ritterschaft nach Ruhme warb. Sie versammelten sich bey glän-

---

*) Folglich hätte es vor dem Reinecke Fuchs folgen sollen, ein Fehler, der leicht zu verbessern ist.

zenden Hoflagern, und schloſsen da gewöhnlich einen Bund zu irgend einer rühmlichen That. Bald war ein vermiſster Ritter aufzusuchen; bald eine Dame, die unter den Händen ihres Unterdrückers schmachtete, zu befreyen; bald das Zauberband zu lösen, das Unglückliche feſselte; bald die Bedingungen des heiligen Grals*) in Erfüllung zu bringen. Oft schlugen sie die vortheilhaftesten Eheverbindungen, Länder und Kronen aus, um im Lauſe ihrer Wanderungen nicht gehemmt zu werden, und als vollkommne, mit Ruhm bekränzte, Ritter wieder zu kehren.

---

*) Der fromme (heil.) Gral war gleichsam das Füllhorn der Griechen. Einige machen ihn zum Becher des letzten Abendmahls, den Joseph zur Vergeltung seiner Leiden erhielt; andere wollen, es sey der Becher gewesen, womit Simon der Aussätzige das Blut Jesu auffing. Bald nach Errichtung einer Tafel dieses Grals verfiel mit dem Christenthume auch die reine Tugend in Britannien, und der Becher verschwand. Die tapfersten Ritter der Tafelrunde sind nach diesem Becher, wie einst Griechenlands Helden nach dem goldnen Vlieſse, ausgezogen.

In unserm Gedicht entwickeln sich viele Eigenheiten dieser Ritter, sammt ihren abenteuerlichen Unternehmungen, und Arthurs ausgebreiteter Ruhm erscheint im hellen Glanze. Zatzichoven (nach Andern Zetzenhoven) einer der ältesten schwäbischen Dichter aus dem zwölften Jahrhundert (Adelung setzt ihn in die Epoche von 1130—1200) erzählt uns am Schlusse selbst, wie er zu dieser Mähre gekommen sey.

Wolfram von Eschenbach legt dieses Gedicht dem Troubadour Arnauld Daniel, wohl mit Unrecht, bey. Ein späterer Ulrich aus dem fünfzehnten Jahrhundert hat aber Lanzelets Abenteuer noch viel weitläufiger beschrieben, indem er die Thaten aller, zur Entdeckung des frommen Grals ausgezogenen Helden der Tafelrunde zu melden die Absicht hatte. Beyde Handschriften befinden sich in der K. K. Hofbibliothek zu Wien. Das frühere Werk bearbeitete der Probst Felix Franz Hofstäter, und lieferte es im 1. Theil seiner »Altdeutschen Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde« (Wien 1811.) Wir haben hier die sämmtlichen Verse (Schade, daſs sie reimlos sind!) beybehalten, und nur die Prosa abgekürzt.

Lanzelet de Lac.

Du, dem der Busen vom Gefühl
Des Edlen glüht, erhebe dich,
Und blick' ins Alterthum hinauf,
Zu hören, was ein weiser Mann,
Dem Welt und Vorwelt Gründe gab,
In dunkel grauen Zeiten sprach:
Wer Allen zu Gebote steht,
Dem sprang der Klugheit Knospe nicht:
Den Weisen haſste je der Thor.
So dämpfe denn der Klage Laut,
Wenn's Tadlern in die Seele greift,
Was je nach Wunsche dir gelang.

Wer nie für andre webt,
Und feig dahin in Trägheit schleicht,
Dem birgt sich jede groſse That
In Nebeltracht; er bleibt allein,
Und ohne Liederfreund, sich selber hold.

Doch euch, die Ruhm und Ehre lockt,
Euch Edlen tönt mein Sang;

Ich werbe, sehne mich nach eurer Huld:
Und horcht ihr, so durchweht's mein Herz
Wie Frühlingshauch, so lodert auf
Des Wunsches Glut, so winkt mir freundlich zu
Durchwachter Nächte süſser Lohn.

Allein der Tadler Hohngeschlecht,
Dem Geifer nur und Spott entquillt,
Es bleibe von der Kunde fern,
Die ich zu Frommen nur begann.
Den Blöden schwindet Herz und Ohr,
Gesellt sich Harfenton zu Ritterthat:
Sie beben, vom Gedanken scheu,
Daſs auch ein Ritter je gelang,
Der stets nach Tugend warb,
Der rechtlich that, und weise sprach,
Der weit umher durch Länder zog,
Den Ehrenpreis, der Helden Ziel,
Durch Muth und That errang;
Dem selbst das Schicksal lange barg,
Wie er mit Namen hieſs,
Von welchem Stamm' er sproſs:
Bis er durch Ritterthaten erst,
Durch rasche Kühnheit sich's erwarb,
Daſs seiner Ahnen stolzes Blut,
Sein Stamm, sein Name vor ihm offen stand.
Er schwang sich, voll an Blüthenkraft,
Zu jeder Heldentugend auf,
Und nur zum Laster nie gewann er Muth.

Im flurenreichen Genevis *),
Von holden Hainen rings umkränzt,
Gebot ein König, stark und rauh,
Ein Sohn der Schlacht, der stolze Pant,
Deſs Busen stets nach Mehrerm schwoll,
Als Recht ihm und Geburt beschied.
So führt' er Fehden ohne Maſs,
Und ward im Speergewühle grau.
Allein Gewalt und Unrecht währen nicht,
Sie zeugen Gram und Widerstand.

Schnell loderte, wie Flammenblick,
Im Busen Pants der Zorn empor.
Er duldet's nicht, zum Morde stets
Bereit, daſs je ein Kluger, je
Ein Thor dem Stolzen widersprach;
Und engte Nachbarn ringsumher,
Wie klug sie sind, in Fehden ein.
Ihm war Verderben eine Lust,
Und Blut ihm wie ein Sommerbach,

---

*) Ueber die geographische Lage dieses Königreichs, sowie anderer hier genannten Reiche und Städte, findet man nirgend befriedigende Aufſchlüſse, und man muſs sich mit bloſsen Muthmaſsungen begnügen. Vergl. Hofſtäter's Anhang. S. 226 f.

Der Kühle strömt ins welke Thal.
Er schritt unwiderstehlich kühn
Durch Pfeilgeſchoſs und Speergeklirr,
Und kehrt' oft aus dem Sturm der Schlacht,
Die Beut' in blutgefärbter Faust.
So schwand selbst Helden Muth und Kraft:
Man wich dem Drange der Gewalt,
Und lieſs ihm Hab' und Flur zurück.

Doch ward der holden Gattin Pants,
Klarinen mit der sanften Brust,
Ein edler Sinn, ein weich Gefühl.
Mit namenloser Zärtlichkeit
Goſs Balsam ihre weiſse Hand
Den Wunden lindernd auf,
Daſs oft des Schmerzes Wuth entschlief.
Ihr ward der Tugend höchster Preis,
Daſs aller Ritter Herzen ihr,
Und aller Schönen huldigten:
Ein Preis, der edlen Seelen lohnt!
Wer Harm und Tod dem Gatten schwor,
Sein Busen schwoll der Holden doch;
Die nur nach Ehr' und Tugend rang.
Selbst daſs der König noch bestand,
War ihrer Milde schöne Frucht.

Die edle Königin gewann
Ein holdes Kind, dem seltnes Glück
Und hoher Ruhm beschieden war.
Sie zog es ohne Amme selbst
Im Schooſs der güldnen Burg heran.
Da ward es wonniglich gepflegt,
Und litt der Wehen wenig nur,
Von minniglichen Frau'n
Auf sanften Händen oft gewiegt.
Man sagte weislich vor,
Es sey zum Helden einst bestimmt:
Darüber freute hoch sich König Pant.

Erst lächelte der milde Lenz
Zum zweytenmal dem Kinde zu,
Als wunde Sassen ringsumher,
Erzürnt, daſs ihren Busen oft
Des Königs blinder Grimm zerriſs,
Zur Fehde heimlich sich beriethen.

Da Meuterey ein Nebel barg,
Und keine Warnung ihn zerstob,
Gewannen sie durch List
Die Menge zum Verein.
Die Rache sank nun über Pant,
Daſs durch Gewalt und wider Recht
Er ehbevor sie geiſselte,
Und ihrer Väter Blut vergoſs.

Sie schwollen mächtig an,
Und stemmten öffentlich sich auf.
Jetzt galt es dem, der nie geschont:
Zerstörend lodert weit umher
Die Fehd', und manche Stadt erlag
Zur Schand' ihm und zur Qual.

Und sieh, emporstieg an der See
Von einer breiten Blumenflur
Pants hohe Felsenburg, und bot
Die kahle Stirn dem Sturm des Kriegs.
Dahin entwich er unbemerkt
Mit Rittern und mit Reisigen.
Man ruhte nicht, ihm nachzuspähn,
Und lagerte den Aufruhr rings
Umher. Wie vom Gebirg' ins Thal
Ein Sturmwind fährt, so fuhren sie
Zur Vorburg ein: kein Flehen galt;
Es retteten sich wenig nur.
Man schonte, toll von Gram und Wuth,
Der Kinder und der Greise nicht;
Entschlossen, ehe nicht zu ruhn,
Bis alles rings erschlagen liegt;
Denn ihre Herzen waren wund.

Auch täuschte List des Königs Wahn.
Da ward das Wort bewährt:
Wer nie der Seinen Herz gewann,
Den flieht im Speergewühl der Sieg.

Und jetzt noch war er hart und rauh;
Daher der Ritter aufgereizte Schaar
Von Furcht und Unmuth bang entritt.

So stand er einsam da, gedeckt
Von Günstlingen und Bürgern nur,
Die, ihrem Bürgersinne treu,
Noch harrten auf dem Wall der Burg;
Sie zwang Gewalt und Noth,
Zu stehen gegen Kampf und Sturm.

Schon rauschten Schilde rings umher,
Schon schnob die Festung eingeengt,
Schon schwoll die Zehrung hoch:
Von keinem Lande schallt
Der nahen Rettung Trost;
Des Königs Name ward gehaſst.

Doch schob er kühn die Seinen vor,
Entschlossen, blieb' er auch allein,
Mit Speer und Schild zu decken seine Burg.
„Ha! treue Bürger," rief er aus,
„Seht, Knappen flohn, und Ritter mit,
„Gejagt von Furcht! seyd muthiger!
„Nur steht, ihr siegt: mein Arm, des Siegs
„Gewohnt, umgiebt euch. Auf! der Meuchelfeind,
„Er rückt heran." Er kam, er drang
Ans ehrne Thor, und wankte nicht:

Wie sehr man schoſs und warf,
Er drang ans ehrne Thor. Zwar stand
Es fest; umsonst, es schwankt,
Es stürzt von Beilenhieben ein.
Zusammenklirrten Speer und Schild,
Und Schwerter blitzten hoch empor
Und reiche Erndte fand der Tod.

Des Bürgers Muth erwehrte sich
Der tapfern Gäste nimmermehr;
Sie drangen in die Festung ein,
Und schwangen dräuender ihr Schwert.

Da ward verwundet König Pant,
Und seine Bürger meist erlegt:
Der Lärmen stieg, und Wehgeheul erklang;
Die Feinde stürmten in die Burg.

Noch zwischen See und Schloſs
Entstieg ein Fels; am Felsen quoll
Ein heller Born im Schattenduft.
Dahin entfloh der wunde Fürst,
Mit ihm, voll Wehgefühl, die Königin,
Nichts rettend, als ihr holdes Kind.

Nach Labung schmachtet Pant,
Nach Labung aus dem reinen Quell:
Den Becher reicht Klarinens Hand;
Er trinkt, und taumelt hin, und liegt

Erblaſst am Felsenborn.
Ein Jammerruf entstürzt Klarinens Brust:
Hernieder senkt sie drohend sich,
Und ihr vor Harm verglomm'nes Aug'
Auf den erlosch'nen Strahl.
Von ihrer Wimper rollt
Ein Zährenbach; ihr loses Haar
Zerflattert in den Hauch des Winds;
Sie schlägt den Busen, tief gebeugt.
Doch reiſst sie plötzlich sich empor,
Ergreift das Kind, dem Wehgefühle taub,
Und bringt es nach der Felsenkluft.

Da wallt, in Dunst gehüllt,
Gleich Zephyrn, eine Fee heran,
Entreiſst Klarinen, was sie barg,
Und führt es schwebend ab.
Der Königin entschwoll das Mutterherz:
«Erlaſst mir doch mein trautes Kind!»
So rief sie jammernd nach. Umsonst!
Die holde Räuberin, ein Luftgeweb',
Entfloh. Kaum sah'ns die Feinde fern,
Da stürzten sie mit Ungestüm
Heran, ergriffen schnell die Jammernde,
Und kehrten, an den Schwertern Blut,
In die erkämpfte Burg,
Zu thun, wozu die Wuth sie riſs.

Wenn ihr mir willig horcht,

So geb' ich euch die Kunde gern,
Wohin das holde Kind gerieth.
Im Lande der Merinnen nahm
Es eine weise Fürstin auf.
Sie herrschte da mit Königsmacht
Weit glänzender, als irgendwo,
Umringet von zehntausend Frau'n,
Die ihr im Lande huldigten,
Und deren keine einen Mann
Erkannt, noch eines Manns Geleit.
Sie trugen Hemden und Gewand
Von feiner Seid' und lindem Sammt.

Hier lacht der ewig milde May
Von Jahr zu Jahr auf Trift und Flur.
Kein Blümchen starrt, und Fröste nicht,
Nicht Sommerglut versenkt die Saat:
Die Blüthen wechseln mit der Frucht,
Die Frucht mit Blüthen ab,
Und Frühlingslüfte wallen stets
Die Wonnefelder schmeichelnd durch.

Der Frauen stattlicher Palast
War weit und lang und schimmervoll,
So wie der Umfang ihrer Burg,
Gleich einem Ballen, rund,
Ein leuchtender Krystall,
Worauf die Veste stand.

Sie scheuten keines Feindes Trotz;
Denn rings umschlungen von der Fluth,
Entstieg dem Felsgestad' ein Wall,
So hoch, daſs niemand, wär' er noch
So klug, darüber sich's versprach,
Zu haben je ein lebend Ding:
Und da die Mündungen des Thors
Ein harter Demant schloſs,
So schlief im Busen Gram und Furcht.

Wer diese Burg erbaut,
Hat mit Verstand sie ausgeziert.
Von auſsen glänzte reines Gold,
Von innen Steine, gleich dem Nachtgestirn:
Hier alterte kein Ding,
So innerhalb dem Graben schwebt:
Und wärmte gleich der Sonne Glut
Seit hundert Bahnen See und Flur,
Es blühte noch, wie anfangs schön.
Auch wagte sich des Neides Wurm,
Des Grolles Geiſer nicht herbey.

Die Schönen, die da walleten,
Mit holder Weiblichkeit begabt,
Behielten Schön' und Munterkeit:
Und selbst des Baues roh Gestein
Belebte Geist und Wunderkraft,
Daſs, wie die graue Sage spricht,
Wem's da gegönnt ist, einmal nur

Zu schaun der Sonne holdes Aug',
Wie sie der blauen Fluth entstürzt,
Und wieder zitternd sich zum Bade senkt,
Sein Busen ewig sich dem Harme schlieſst,
Und er sich fröhlich dreht im Lebenskreis,
So lange Blut und Hauch sich regt.

In diesem Wonnelande wuchs
Das edle Kind empor,
Geweiht dem Frohsinn ohne Harm,
Der Duldung und Geschmeidigkeit,
An Sitte fein und hoch an Muth:
So unterwies ihn seine hehre Frau
Und band ihm Redlichkeit vor allem ein.
„Bewahre deinen Mund, o Sohn!“
So flüsterte sie sanft ihm zu:
„Des Spottes Pfeil entfahr' ihm nie!
„Laſs Sittenlosen dies Geschoſs.
„Und schäme dich des Strebens nicht,
„Wenn's edel ist und wohlgethan.“

So trieb er sich im milden Kreis
Der Schönen um, geliebt, und oft belehrt:
Zwar scherzten sie und tändelten;
Doch lieblich war ihr Scherz und mild,
Wie Regenduft im holden May,
Der junge Saaten tränkt und nährt.
Hier war es, wo sich Artigkeit

In lockender Geſtalt ihm wies;
Denn ſeiner Sitte war ihr Thun.

Wie seiner Lippe ſüſser Laut
Im Kreis der Schönen klingen soll,
Wie sich ergieſsen von der Brust
So Edelsinn als Zartgefühl;
Wo fänd' er feinern Unterricht,
Von Aug' und Ohr begierig aufgefaſst?
Er rächte nie der Weiber Zorn,
Und schwieg nach Maſs und Zeit;
Denn edel war sein Blut.

Auch dir, o Harf', entlockt' er oft
Den Silberton die güldnen Hallen durch,
Der Wonne Wehmuth weckend, und
Des muntern Reihens Hurtigkeit:
Sang oft von freyer Brust
Der Vorzeit Sagen, sang der Helden Zwist,
Und langes Weh der Liebenden.
So fuſst' in seiner Seele tief
Bescheidenheit und Reiz und Muth.

Der Schönen jede wünschte sich's,
Er minne sie, und sie allein.
Allein, entstieg auch gleicher Wunsch
Des Jünglings freyem Busen nicht,
So tönte die auch nur ein schwacher Laut

Des Unfugs, der dem Mund' entglitt;
Denn artig war er, kühn und klug.

Inzwischen that die Königin
Was ihm zu Frommen war, nach Wunsch.
Kaum regte sich des Jünglings Kraft,
Da rief sie ihn zur schweren Kunst
Des ritterlichen Kampfes auf.

Nun wallt sein brausend Blut
Nach Waffen nur, nach Waffen auf.
Er lief gewandt, dem Fluge gleich,
Und sprang so hoch als weit,
Und rang mit Manneskraft,
Und schoſs, und fehlte nie des Ziels.
So trieb er sich in allem um,
Wozu ihn Muth und Neigung riſs:
Im Jagen, Treiben, Fangen rasch,
Im Zielen scharfen Blicks,
Und hurtig, wie auf stiller See
Sein Lehrer und sein Feind, das Thier.

Zwar stählte Nerv' und Sehne sich
Des jungen Heldenarms,
Zwar ward er schnelles Schritts und Adlerblicks;
Allein von Ritterkünsten blieb
Ihm mancherley geheim:
Noch saſs er auf dem Rosse nicht,
Und selbst der Harnisch war ihm fremd.

Schon vierzehn Lenze wechselten,
Und fanden ihn noch stets gekoſst
Im Wonnekreise holder Frau'n.
Da flammt empor sein rascher Muth;
Und soll, so fuhr's durch seinen Sinn,
Soll so mein Leben, weich und träg,
Verrinnen, wie der Wolkenthau!
Er dacht's, beschloſs, und bat
Um Urlaub seine Königin,
Zu sehn, wie man im Speergemenge ficht,
Wie man des Rosses Uebermuth bezwingt,
Zu prüfen seine Kraft im Kampfe selbst.

Er bat die Königin um Aufschluſs: wer er sey, woher er stamme. «Noch bist du zu jung,» war ihr Bescheid. «Du muſst erst den stolzen Ritter Ywaret, dem noch jeder erlag, besiegen. Ruhm und Glück erwächst dir aus seinem Sturz.» Der Jüngling war entschlossen, nach Abenteuern auszuziehn, und die Königin rüstete ihn:

Da hob sie sich, die mächtige
Gebieterin des Laks, und gab
So ihrem, als des Glückes Sohn
Ein muthig Roſs, des Kampfs gewohnt,
Gleich munter, rasch und stark,
Gehorchend auch dem Reiter dann,
Wenn's aufgereizt nach Kampfe schnob.

Und dieses stolze Rüstgezeug,
Des Helmes Pracht, der Lanze Glanz,
Ein Harnisch blank, wie junger Schnee,
Ringsum verziert und schön gebaut,
Der schimmerndste, den je ein Ritter trug,
Wie schmücken sie den Heldenneuling aus!

Mit güldnen Schellen dicht besetzt
Ertönt sein reicher Panzerrock.
So rasselt er in stolzen Waffen hin,
Und flimmert, wie ein Fels im Mondenstrahl.
Heil, frühe Flamme, dir!
Ihr ziemt der Schimmer, der sie barg.

Auch gab sie ihm ein mächtig Schwert,
Mit goldnen Malen *), reich geschmückt;
Die Schneide spitz und fest, und scharf;
Sie griff durch Eisen und durch Stahl.
Noch mehr entzückt die junge Brust
Des Helden Dach, der Schild.
Von Golde mitten prangt
Mit offnen Fittigen ein Aar;
Der Rand mit Zobel breit umfaſst,
Mit Zobel, welchen Tyrus einst gezollt:
Es hat der Frauen Massenie
So Fleiſs an ihm als Kunst erschöpft.

---

*) Wahrscheinlich Verzierungen.

Wie wonniglich sein Waffenrock,
So herrlich schön war das Gezäum'.

Nun fuhr er über den Lak mit Hülfe einer Meerfeye. Die Frauen segneten ihn und weinten. Die Königin begleitete ihn und gab ihm noch weise Lehren. Nach kurzer Seefahrt schwang sich der junge Held aufs Roſs. Unbekannt mit der Wirkung des Zaums, hielt er sich an dem Sattelbogen; das Roſs eilte, wohin es wollte, und kam am Morgen an eine schöne Burg, vor deren Thore ein Bewaffneter ihn mit Geiſselhieben abwies. Nun riſs ihn sein Pferd auf eine Heide, wo ihm ein schöner Knappe, Yohfrit de Lyes, entgegen geritten kam, und sich über seine seltsame Art zu reiten wunderte:

„Ist's euch zur Buſse so gethan?
„Die Schöne, die euch koſs,
Sie lebt gewiſs sehr wonniglich!
Wie führt doch euer Schild so weiselos?
Sich überlassen hängt der Zaum,
Und mit den langen Beinen sitzt
Ihr wie gedrungen da:
In Sprüngen trottet euer Roſs,
Hüpft bald dahin, und bald daher:
Und euer Speer! wie schwingt ihr ihn?
Er droht dem Gegner nicht, nur euch.
Doch reich ist euer Waffenrock,

Und wohlgeschmückt der Helm.
Ihr seyd gerüstet, seyd geziert,
Wie's einem Helden ziemt.
Die euch hieher gesandt,
Hat wahrlich nichts gespart,
Und reizt' ich eure Galle nicht,
Ich sagte gern und ohne Falsch,
Seit meine Mutter mich gebar,
Ich sah hier Landes keinen noch,
Der Wahn und Zweifel so geregt.
Nun sagt mir denn, und seyd
Vor List und Täuschung unbesorgt,
Woher und wer ihr seyd.»

Unser Held gestand, daſs er dies selbst nicht wisse. Der Jüngling zeigte ihm, wie er den Zaum halten und zu Pferde sitzen soll, und lud ihn auf seine nahgelegene Burg. Die Wirthin derselben veranstaltet seinetwegen ein Turnier.

Sie war von allen hochgeehrt,
Und lud zur Feyer des Turniers
Die besten Kämpfer rasch und leicht,
Von denen sie nur je erfuhr,
Daſs scharf sie ritten und behend,
Und nach der Sitte des Turniers
Pungirten meisterhaft,
Die alle bat sie nach der Burg.

Schon eilten die Geladenen.
Wenn euch's der Dinge Wunder nimmt,
Ich geb' es, wie ich's selbst empfing.
Dreihundert waren's, kühn und stolz;
Gewandt und munter jedes Roſs,
Behangen Speer und Helm!
Der Busch mit Seid' und Gold geschmückt:
Vergebens spuckte hier der Neid;
Sie alle zwangen Rosse hohes Muths,
Und trugen Waffenröcke, reich und schön.

Sie trieben hin und trieben her
Mit allen Wendungen des Kampfs.
Das nahm der Fremde fleiſsig wahr.
Und als der Thaten viel gethan,
Als manches Roſs verhauen ward,
Den Speer schon mancher Kämpfer brach,
Da hob ein muntrer Reigen an,
Gepaart mit Rittern holde Frau'n,
Bekränzte, schöne Kinderchen,
Wie dies von jeher Sitte war.

So währt' es an den dritten Tag,
Da auch sein Roſs dem Gaste kam.
Zu Halse nahm er rasch den Schild,
Und ritt so richtig, so gewandt,
Daſs manche Schöne Beyfall nickt',
Und da es selten nur miſslang,
So fand des Tadels Spott kein Ohr.

Der Gast, in Ritterkämpfen nun geübt, nahm Abschied, und ritt durch einen finstern Wald. Zwey auf einer breiten Flur kämpfende Ritter wurden durch ihn ausgesöhnt. Sie warnten ihn darauf vor der von einem harten Manne bewohnten Burg Moreys; denn manchem edlen Gaste hatte hier die schöne Tochter die Ungnade des Vaters und den Tod im Kampfe zugezogen. Er aber erwiedert: Wenn der rauhe Wirth nur das unedle Betragen seiner Gäste gerächt hat, so sind wir sicher unter seinem Dache. Sie ritten nun zur Burg und wurden freundlich aufgenommen.

Für Jeden stand ein Bett bereit,
Wie's edlen Gästen ziemt;
Mit ihnen ging der Wirth,
Hiefs schenken guten Wein,
Und leitete mit eigner Hand
Sie in ein grofses Schlafgemach:
«Seyd, Helden!» sprach er, «eingedenk,
Zu liegen hier mit Zucht:
Der Gott, der aller Welten herrscht,
Behüt' euch wohl mit seiner Macht,
Und geb' euch lange gute Nacht.»

Die Tochter kam, klagte über Strenge des Vaters, der ihr durchaus keinen Gatten geben will, und suchte einen der Ritter zu bewegen, den Vater auf mildere Gesinnungen zu bringen. Nur der jüngste entſchloſs sich dazu. Beym Anbruch des Tages trat Lalagandries mit zwey langen scharfen Messern und mit zwey Schildern wüthend herein, und als er den jungen Helden fand,

Da stürzt' er rasch auf ihn,
Und dreht' mit fester Hand ihn um.
„Wer mir," so rief er, „meine Ehre raubt,
Dem, traun! vergelt' ich's hoch.
Ich geb' euch nun ein ernstes Spiel.
Nehmt diesen Schirm an eurem Arm
Und harrt an dieser Wand!
Ich will da gegenüber stehn,
Und lassen euch die Wahl:
Nehm' ich euch oder ihr die Ehre mir,
Gleichviel! doch einer muſs der Ehrer seyn.
Wer trifft, dem ist's Gewinn,
Der eine trägt den Schaden hin."

Dem Helden war der Antrag werth,
Er sprach: „Seit mir der Schild
Zur Wehre steht, so dünkt
Mir's, harter Spielgeselle, recht,
Ihr werfet eh, denn ich.
Gott leite zum Verderben euch!
Denn will er, so vermögt ihr nichts."

Da tröstet er sich seiner Kunst,
Und faſst den Schwäher*) scharfes Blicks,
Und bietet überall den Schirm ihm dar.
Schwer war und mühevoll das Spiel!
Kuraus und Orpylet**), wie wünschten sie
Sich ferne von der schauerlichen Burg!
Der Wirth begann den Kampf,
Und warf mit Riesenkraft
Den fremden Helden durch den Arm
Hintaumelnd an die Wand.
Dann gab er listig kurze Rast,
Ihm abzuleiten Blut und Kraft.

Nun sann der junge Held
Zu wenden plötzlich die Gefahr.
Er that auf Wurf und Schuſs Verzicht,
Lief unversehens an den Schalk,
Das Messer in verwegner Hand,
Und gab voll Kraft ihm einen Stich,
Daſs todt hin auf den Esterich
Der Trotzer sank; des Schildes Erz
Laut über ihm errasselte.

Itzt litten erst des Jammers viel,
Die im Gemache harreten.

---

*) So nennt unser Dichter den Schwiegervater.

**) Die beyden Gefährten des jungen Helden.

Die Helden, muthig eh und kühn,
Verschlossen nun die Thüre ſest
Und rangen ihre Hände hoch,
Gefangen hier und waffenlos zu seyn.
Allein des Ritters Freundin gab
Den Jammerkranken sichern Trost,
Zu siegen über Noth und Furcht.

Die Ritter wünschten ihrer neuen Gebieterin Glück zur Wahl des tapfern Helden.

Und milde war der junge Wirth,
Da ihm das Gold, so sparend einst
Der Schwäher sich entzog, nicht nahe ging.
Er zehrt' es bald so weidlich auf,
Als mannhaft er's errang,
Und übertrug nach weiser Männer Rath
Dem Amtmann Renten, Sorge, Gut.
Er selbst, nach edler Ritter Art,
Er warb nach Ehre nur und Ruhm.

Als Orpylet, der kühne Mann,
Des Jünglings milde Sitte sah,
Sah, daſs sich, wie sein Spielgefährt' erfuhr,
Sein Muth nicht Trotzern nur entgegenstemmt,
Daſs Sanftmuth auch den Busen regt,
Da rühmt' er ihm das Land

Des theuren Königs Artus an,
Und Karytol, die groſse Stadt.
«Dort,» sprach er, «wirkt, ich rede wahr,
Der besten Ritter Kraft vereint,
Die sich durch Muth und Tapferkeit
Erringen Ruhm und Preis.
Der König, weise und gerecht,
Versteht es wohl und ist bedacht,
Der Helden jeden ohne Gunst
Nach Werth und That zu würdigen.
Wem Männermuth den Busen schwellt,
Der soll nach Artus Hofe ziehn.
Die Königin, so klug als schön,
Ist edel, von so milder Art,
Daſs eh' sie zwey der Gaben reicht,
Denn eine nur versagt.
Auch sind da holder Frauen viel,
Voll Tugendreiz und Munterkeit:
Und gäb' es deren eine nur
Im weiten Umfang unsers Reichs,
So sollt' um ihretwillen schon
Ein Ritter hold und weise seyn.»

Der junge Held wollte sich von seinen neuen Unterthanen und von seiner Freundin nicht trennen; die beyden Gäste zogen also allein ab. Lanzelet (denn so wird unser Held sich nennen) ritt nun einmal schon vier Tage weit, als er drey

Straſsen fand. Er schlug die mittlere ein, welche ihn an eine Burg führte.

Davon entkam noch nie ein Mann,
Er sey auch albern oder klug,
Er trüge denn des Oelbaums Zweig,
Zum Male, daſs er Frieden bot,
Und nähme, wenn er je gerüstet kam,
Behend den Helm in seine Hand,
Und senkte Waffen jeder Art:
Es reut' ihn sonst gewiſs,
Daſs je die Burg er ferne sah.

Denn huldigt er der Sitte nicht,
So stürzt man unversöhnbar aus der Burg,
Und ohne Rettung sinkt er hin,
Wie stark er auch und edel ist.
Dem Gaste war die Sitte fremd:
Dies riſs den Helden stolz und kühn,
Der sich noch selbst nicht kennt,
In namenloses Elend fort.

Alles stürzte zum Thore hinaus, und fiel über den Helden her, mitten in einem Gehölze. Obgleich zwanzig Ritter seinem Arm erlagen, so ward er doch von der Menge umringt, bis eine der Frauen, welche dem Kampfe zusahe, hinausritt und ihm Sicherheit bot.

„Ich sah euch, Held, und kohr,“
So rief sie, „euch zum Freunde mir,
Seyd anders ihr so wohl gezeugt,
Als eure Tapferkeit verheiſst.
Wer euch in eurem Blut erstickt,
Der senkt mir tief den Stahl ins Herz.
Wär' ich ein Mann, ich kämpfte gern
Für euch; doch seyd gewiſs, es frommt
Euch meine Gunst auch ohne Kampf;
Ich weiſs, worauf mein Wort sich stützt.“

Ein neuer Kampf begann, und Lanzelet streckte die kühnsten Gegner zu Boden.

Doch hielt er wider Uebermacht
Und mit so treuen Knechten nicht
Im Kampfe länger aus.
Da gab er sich dem Fräulein hin,
Das ihn zum Freunde kohr,
Auf Huld und treues Wort.

Des Fräuleins Namen Ade soll
Euch nicht verschwiegen seyn,
Und von den Bigen Patrian's,
So sagt man, daſs ihr Vater hieſs.
Er hatte Zeit und Muth und Kraft,
Man kannt' ihn nah und fern,

An Trieb' und Jagd erschöpft.
Voll Eber war sein Jagdgehäg',
Es keuchten hundert Doggen um ihn her
Und noch von Hunden edler Art,
Der Spürer und der Bracken viel.
Er flog dem Flug des Hirsches nach,
Ihm waren alle Fährten kund:
Wenn je ein Reh, ein Hirsch sich wies,
Erspäht' er Busch und Bahn genau,
Wohin er lief, und wo er blieb;
So trieb er sich vergnügter um,
Als je ein Waidmann that.

Lymer, sein Bruder, war
Der schauerlichen Veste Wirth.
Sie hieſs Limors, der's nie gebrach,
Weſs man zum Wohlgenuſs bedarf.

Lymer war lang bedacht,
Wenn einst er ohne Erben schläft,
Daſs nicht zerfalle seine Macht:
Daher er unsre milde Maid,
Des Bruders schönes, holdes Kind,
Zu Ehren und zu Frommen nahm.
Schon lang erwarb sie sich
Der Frauen Preis: und alles Gut,
Wodurch ein Weib sich stattlich schmückt,

War je ihr Eigenthum.
Es hat, läg' einst ihr Oheim todt,
Sein Will' und Völkerglück bestimmt,
Daſs sie, des Lands Gebieterin,
Nach Willkühr einen Gatten wählt,
An dem sich Tugend fänd' und Ruhmgefühl.

Alle ehrten ihre Gebieterin und schonten des Helden.

Und als er ohne Waffen stand,
Da war der Kühne mild und hold,
Des schönsten Jünglings Bild,
So je nur eine Mutter trug.
Das Fräulein pflegte sein,
Und fühlte sich als Freundin schon
Von Wonne trunken und belohnt:
Doch als sie froh der Rettung war,
So klemmte doch die sanfte Brust
Des strengen Oheims Zorn.

Dem Tode weiht' er jeden Mann,
Der in sein Haus nicht friedlich ritt.
Schon dies war groſse Seligkeit,
Daſs ferne noch der Trotzer weilt.
So fügt es sich oft wunderbar,
Was Tugendholden frommt:
Erst morgen harrt man sein,

Doch ach, er kam noch viel zu früh!
nd als er fleiſsig Kunde nahm,
Vas vor und in der Burg geschah,
Da glüht' ihm Wang' und Stirn',
Da riſs sein Zorn sich flammend auf,
Denn ach! er fand der Seinen Mord,
Fand Schand' und Schimpf und nicht gerächt.

Sein schwarzer Busen schwoll vor Grimm:
Die Augen roth und stier
Befahl er, rief es hastig aus,
Zu bringen den Gefangenen.
Er kam: ihn maſs der Trotzige;
Sein Auge funkelte, der Flamme gleich,
Wild schoſs er's auf den kühnen Mann,
Und schnob ihm donnernd zu,
Woher und wer er denn auch sey,
Daſs seinen Knechten er und ihm
So unverdiente Wunden schlug.

«Verlangt,» so sprach er unverzagt,
«Nicht mehr als selbst ich weiſs,
Man zog mich wonniglich heran,
Doch wer ich bin, das weiſs ich nicht.»

Lymer der Brausende
Fuhr auf, schoſs Blick auf Blick:
Ihm war des Helden Wort nur Spott,
Den nie ein Ritter dulden darf.
So warf er ihn in einen Thurm,
Wohin noch Mond noch Sonne drang.

Vergebens sucht man da Gemächlichkeit;
Sie kam für keinen Preis,
Der Ritter ohne Namen ward
Mit Jammer überdeckt;
Doch Wonne war ihm selbst die Noth,
Erläg' er auch dem Ungemach.

Ihm tischte man zum Male nichts
Als Brunnen auf und Brod:
So stürmte Jammer auf sein Herz,
Und Kraft und Lebensregung schwand.
Verloren ward der Held,
Wenn seine Retterin, die holde Maid,
Nicht Labung brächt' und Trost.
Da ward erst ihre Herzensgüte kund:
Im Stillen lieſs sie Bett' und Wein
Und Speisen bringen mancher Art.
Die seiner hüteten, wie rauh und hart,
Sie stimmten dennoch willig ein.

Oſt stahl das Fräulein sich dahin,
Und goſs ihm Oel ins wunde Herz.
Er dankt' und ſühlte Muth und Kraſt
Zu dulden, tieſ in seinen Geist gehüllt.

Als eines Tags von ohngeſähr
Der Abenteuer sie erwähnt,
Die ihres Oheims Uebermuth entbot,
Erstaunt' er, riſs sich ſroh empor,
Und ſorschte rasch nach ihrer Art.

Das Fräulein sprach: „Wie Kraſt
Und Ruhmgier ihm gebot,
So fuhr mein Oheim zu:
In allen Ländern rieſ
Er weit umher durch Knappen aus:
Wenn irgendwo ein Ritter sich
Durch Kraſt und Mannheit ehren will,
Durch kühn gewagter Thaten Ruhm,
Der komme her nach dieser Burg
Und nehme seine Abenteuer auſ.

Vor allen ist ein Riese zu bestehn,
Noch niemand maſs des Mannes Kraſt,
Ihm ist zur Hand ein langes, dickes Holz,
Zween Männern tragbar kaum;
Er aber schwingt's allein und leicht empor.

Erliegt das Ungeheuer seinem Arm,
Mir graut vor Kampf und Sieg,
So muſs er ohne Rast sogleich
Zwey wilder Löwen Wuth bestehn;
Sie alle Hungers aufgereizt,
Voll Grimms, vergraben und versperrt.
Wer sie bekämpft, hat kein Gewehr,
Denn nur ein blankes Schwert.

Und tröff' er noch vom Blute nicht,
Und krümmten ihm zu Füſsen auch
Der Löwen beyde röchelnd sich,
So riſs' ihn matt erst und entnervt
Der Kämpfe schrecklichster empor.
Ihn nimmt sogleich ein weiter Ring
Mit meinem Oheim auf,
Zu schlagen sich nach Rittersrecht
Im Rüstgezeug mit Speer und Schwert.
Nein, prüf' ihn nicht: ach, furchtbar ist,
Ich sah's, sein rascher Lanzenkampf!
Er steht, ein Fels, steht ohne Wank:
Sein Arm, wie Sturm, der Eichen stürzt,
Wie Wetterstrahl sein Schwert.
Er, der zu Wund' und Tod bereit,
Noch keinem Manne je entsaſs *).

---

*) Der Ritter entsaſs dem, mit welchem er sich in kei-

Erliegt er diesem Stahle nicht,
So harrt ein andrer sein.
Mein Oheim denkt an Sicherheit,
Und hielt sein Leben hoch:
Wenn vor der None sich
Der Ritter nicht des Kampſs erwehrt *),
Entschieden ist sein Loos, der Tod.
Man schlägt das Haupt ihm ab.«

Der Held entschloſs sich zu diesen Abenteuern, und bat Ade um Befreyung.

So suchte sie mit freyer Stirn,
Doch banger Zweifel voll,
Den rauhen Oheim auf.
«Wenn je ich dir nach Wunsch gedient,»
So koset sie, «wie freute mich's,
Hat deine Hand mir gnädig zugewinkt!
Und itzt auch such' ich Gnade, Herr,
Für einen Ritter, jung und kühn,

---

nen Kampf einlieſs, oder von dem er aus dem Sattel gehoben ward.

*) Der Ritter hat sich des Kampſs erwehrt, wenn er bis zur None (ohngefahr der Halfte zwischen Mittag und Abend) alle drey Abenteuer glücklich bestanden hat,

Der lange schon und hülfelos
In qualenvoller Enge schnaubt.
Gott weiſs es, seine Noth
Regt alle gute Herzen auf.

Doch was ich zu eröffnen kam,
Ist dringender: aus seinem Mund
Vernahm ich's selbst; sey stolz darauf,
Obschon ihm's schauerlich genug
Vor deiner Heldenburg erging:
Er hörte deine Ritterkraft,
Und hörte rühmen deinen Muth:
Die Abenteuer, die du botst,
Er kam hieher, sie zu bestehn.

Gebiet' der Rache, Herr! sie eilt,
Gewiſs, ereilt ihn auch, wenn er
Nicht ist, was all sein Wesen spricht.
Jetzt freue dich des jungen Manns!
An ihm, ich denk' es, findest du,
Wonach du lange sehnlich harrst.
Gewährt ist einmal Wunsch und Gier,
Daſs hochgepriesen Nam' und Burg
Nun bald in aller Welt erschallt.

Ich schäme mich des Ritters nicht;
Sein Busen glüht zu rasch empor,

Um nicht der Thaten viel zu thun.
Auch geb' ich mich zur Geiſsel hin,
Daſs er gewiſs dir nicht entrinnt:
Denn theuer hat er mir's gelobt.

Mein Haupt, ich setz' es gern, -
Wenn deine Gnade mir's gewährt,
Und trau' es deiner Güte zu,
Daſs ich ihn nehm' in Schutz und Hut
Bis denn er wieder Kraft gewinnt.
Nur gönne vierzehn Nächte noch,
Dann laſs ich ihn mit Schild und Schwert
Von Rittern und von edlen Frau'n
Und aller deiner Heldenschaar
Im wilden Kampfgefilde schaun.
Dafür hab' ich nur ein Geding,
Daſs du indeſs sein muthig Roſs
Und seinen blanken Harnisch mir vertraust.»

Da sprach der Held Lymer:
«Ja, sey's; zum Schaden ihm und Spott!
Denn glaube mir's, ich bin's gewiſs,
An deinem Helden räch' ich mich,
Daſs keine Lust ihn ferner kneipt.
Und er des Spottes ganz vergiſst.»
Dieſs steht bey Gott!» erwiederte die Maid.

Ihr Busen schwoll, sie kehrte schnell,
Und hob den Ritter frohes Muths
Aus seinem schauervollen Aufenthalt,
Hieſs schnell bereiten ihm ein Bett',
Und sorgte, daſs man ja genug
Wohlnährender Gerichte trug,
Wie man sie lieben Freunden reicht.
Davon entschwoll ihm neuer Muth;
In Mark und Sehnen kehrte Kraft,
Und gerne blieb er ungebunden hier
In seiner Freundin holden Haft.

Indessen rückte die Zeit der Abenteuer heran; Lymer lieſs seine Löwen drey Tage hungern.

Am Morgen, als des Himmels Roth
Den Tag des Blutes kündete,
War unsers Ritters erste That,
Daſs ganz er sich in Gottes Huld ergab,
Der aller Seligkeiten Quell,
Und des Gelingens Ursprung ist.

Gerüstet trat er dann,
Wie man ihm hieſs, in einen Ring.
Ein Schwert nur in der Hand, ein Hut,
Ein neuer Schild, zur Maſs gebaut,

War alles Rüstzeug, all sein Schirm.
Doch schritt er muthig ins Gefecht;
Vor allem baut' er auf sein Dach;
Ihm gab's die holde Retterin.

Dagegen trug in starker Faust
Der ungeheure, stolze Mann,
Und schwang die Stange, dick und lang,
Leicht, wie ein Sturm das Schilfrohr wiegt,
Zwang mächtig vor den braven Schild,
Und stemmte sich gestreckt entgen.

Scharf maſs des Jünglings Blick
Den Trotzer auf, und hieb, noch eh'
Er sich's versah, so muthig ein,
Daſs dröhnend Stang' und Arm entstürzt.

Nun sprang er plötzlich vor,
Zu dringen an den linken Arm:
Umsonst; denn mit geballter Faust
Wehrt sich beherzt der wunde Mann,
Rennt rasch den stolzen Sieger an,
Und stöſst nach ihm mit solcher Kraft,
Daſs taumelnd in den Sand er sank,
Und ihm das Schildgehänge barst.

Zu früh frohlockt der starke Mann;
Denn sieh, der Jüngling riſs sich schnell
Vom Staub' empor, die Noth gebot's,
Und sprang, gezückt das Schwert,
Nach ihm. Betäubt, erschreckt,
Begann er zu entfliehn dem Ring:
Der Jüngling nach, ereilt ihn bald,
Und schlug ihn rückwärts in den Spalt.

Schmach droht dem Fliehenden
Und Tod; da wandt' er schnell sich um,
Gemuth, des Siegers Arm zu stehn,
Zu fällen mit gestreckter Hand
Den Uebermüthigen. Schon sprang er vor,
Erhob ein wüthendes Gebrüll,
Und schwang den streitgeübten Arm:
Allein des Schreckens blinde Macht
Vor des Ergrimmten Mordgeschrey
Durchschüttert nicht des Helden Brust.
Er stand, er rannt' ihn unvermuthet an,
Und schlug, und schlug das Haupt ihm ab.
«Zum Grabe,» rief er, «hab' ich nun,
Zur weiten Fahrt ihn reif gemacht,
Es mag euch lieb seyn, oder leid.»

Lymer entbrannte loh vor Grimm,
Schalt wüthend auf sein Miſsgeschick:

Zugleich ergreift er den Verwegenen,
Führt schnaubend ihn den Löwen zu,
Die langes Hungers wütheten,
Und stöſst ihn zürnend in die Kluft.

Schon hob der Löwen einer sich
Nach Beute gierig auf, und schlug,
Als gegen ihn der Ritter trat,
Schnell nach der linken Lende zu
Mit seinen Klauen einen Spath.
Nun galt kein Säumen mehr;
Er kehrte gen den Löwen sich,
Der ihn so schmerzlich schlug.
Dies regte den Gefährten auf,
Ihm gab der Hunger Muth:
Er griff dem Helden tief ins Fleisch,
Daſs, wie aus einem Brunnen, Blut
In Strömen niederschoſs.

Des Ritters rasche Schnelligkeit
Regt Staunen auf: der Zeugen zwar
Sind wenig nur, der Beyfall allgemein,
Mit Ungestüme riſs er sich
Dem schauerlichen Feind entgen,
Und schlug ihn durch die Stirne wund.
Frohlocke nicht; es harret dein

Der Löwen erster, unbesiegt,
Und stürzt dich nieder in den Sand.

Auch hier noch faſst der Jüngling sich,
Und lähmt des Löwen Hinterbein,
Daſs Muth ihn und Besinnung floh.
So trieb der Sieger ihn herum,
So schlug er beyde Feinde todt.

Zwar brach die Freude laut empor,
Als man den Ritter kehren sah;
Doch hob sich erst, so wund er war,
Der Kämpfe schrecklichster.
Denn als der Löwen Sieger kam,
Entschwand ihm Farb' und Sehnenkraft.
Lymer, der finstre Wirth,
Rief wüthend aus: «Man bringe schnell
Mein Roſs, den Helm und Harnisch her,
Zu rächen bald den Uebermuth.»
Er zog den schönsten Waffenrock,
Den je ein Held im Schimmer trug,
Vor Zorn und Unmuth schnaubend an;
Denn heiſs im Busen gohr der Grimm.

Indessen war der stolze Gaul,
Der hehren Königin Geschenk,

Dem wundesiechen Ritter auch
Schnell aufgesattelt und gezäumt,
Sein blanker Harnisch dargebracht.
Er dacht' an Blut und Wunden nicht,
Nur, ganz das Abenteuer zu bestehn,
Des seltnen Glückes Lieblingssohn,
Und zog die Strahlenrüstung an.

Aus tiefen Wunden quoll, —
Denn unverbunden blieben sie, —
Von welken Fingern Blut herab.
Erbarmen stieg in jedes Herz:
Wer je nur milden Sinn gewann,
Und itzt des Jammers Fülle sah,
Rief abgewendet auf zu Gott,
Er wollt ihm gönnen Huld und Schirm.

Schon saſsen beyde Kämpfer stolz
Auf ihren Rossen, Wirth und Gast,
Mit aller Rüstung angethan,
Die einem tapfern Ritter ziemt.
Nimmt er zu Halse seinen Schild.
Vor allen hält der junge Held
Den Schild zum ersten Kampfe werth.

Vor Grimme schäumend unterschlug
Der rauhe Wirth den Speer,

Und drängte weit vor sich den Schild.
Wie er zu Pferde stattlich saſs,
So war sein Anstand ritterlich.
Zu gleicher Zeit setzt' eben sich
Der Held, der keinem je entwich.
Da lieſsen sie vom Streifen ab,
Und thaten, was im Kampfe je
Sieg oder Sturz entschied:
Von ihren Pferden stachen sie
Die harten Schilde mitten durch
Mit solcher Kraft den Speer,
Daſs ihrer Schäfte Trümmer, hoch
Sich wirbelnd, durch die Luft entflohn.

Drauf zogen sie zwey Schwerter aus,
Der festen Heldenarme werth,
Und gaben sich und fingen auf, —
Die Erde bebte, — Schlag auf Schlag.
Lymer bewies der Künste mehr,
Und schlug nur, wo's zu frommen schien;
Der junge, der den Adler trug,
Zwar focht er ohne Kunst,
Doch ward er dessen wohl gewahr,
Wodurch ihm Weh und Unheil ward.

So hieben beyde manchen Spann
Einander von den Schilden ab,

Und spielten in dem Kreise lang
Mit angestrengter Kraft.
Doch unabläſsig, Hieb auf Hieb,
Bestritt der unerfahrne Held
Den Ritter, alt und klug,
Und hieb sein schnaubend Roſs ihm wund.

Da schwang Lymer, nicht ohne Müh,
Vom hohen Gaule schnell herab,
Ergrimmt, sich auf den Wall des Kampfs,
Und schalt des Rosses Unbestand.
Auch sprang der kühne junge Held
Zum rauhen Wirthe rasch ins Gras;
Denn müde war nun auch sein Roſs.

Kaum standen sie zu Fuſse da,
Kaum hielten sie die Schilde vor,
So knirschten sie mit Zähnen laut,
Und liefen kühn einander an,
Lymer, der Brausende,
Und unser Ritter namenlos.
Von ihres Grimmes Ungestüm
Und vom Gedröhn des derben Schlags
Gohr Wuth und Galle hoch empor.
Die Schwerter klirrten gräſslich laut,
Daſs weit umher die Luft erklang,

Und Flammenblicke sprühten hoch
Von glatten Helmen auf.

Oft wähnte, wer die Kämpfe sah,
Dem einen sey der Sieg gewiſs:
Allein, der zu erliegen schien,
Behielt den Schimpf nicht lang,
Und gab ihn bald zurück.
Zuletzt doch schlug der Wirth den Gast,
Daſs auf die Knie' er sank,
Und ihm der Schild entfiel.
So gab er auch die Seite bloſs,
Die wund vom Löwen blutete,
Und eine neue Wunde gab
Tief durch den Panzer auch Lymer.

Weh' ihm, er sank! doch faſst' er sich,
Und sprang mit Wagemuth empor.
Ihm taugte nun der Schild nicht mehr,
Er warf behend ihn hinter sich,
Wie brausend ihm sein Blut gebot;
Denn dringend sah er die Gefahr.
Schon hob er drohender das Schwert
Mit beyden Händen hoch empor,
Schon fühlt' er sich von Wunden schwach,
Doch kräftiger von Wuth.

Da dacht' er schnell und kühn,
Es sey, nun geh' es hin und geh' es her;
Entkräftung drohen Wund' und Blut:
So wag' ich denn den letzten Schlag,
Es werde, was auch werden mag,
Ich wende meine ganze Kraft daran.
So rannt' er an den sichern Wirth,
Der Muth und Blut geschwunden wähnt,
Und drang durch Busch und Helm ins Haupt,
Daſs tief sein Schwert versank,
Bis fest es an den Zähnen stack.
Lymer, der Kühne, starb!

Entschloſs'nes Muths, und einzig war's,
Was von des Ritters Kraft die Kunde spricht,
Beschloſs der Kämpfe seltenster.
Er schlug mit solchem Ungestüm,
Die Zähne knirschend, nach dem Wirth,
Daſs selbst ihm aus den Ohren Blut
Und aus dem Munde rann.
So schwand er rasselnd hin, und sank
Zugleich mit dem Erschlagenen.
Erschüttert sah's das bange Volk,
Und schwor, des Schwurs gewiſs,
Es lägen beyde lebenlos:
Denn beyde stürzten ohne Kraft
Und ohne Lebensregung hin.

So war das Schrecken allgemein,
Und unter lautem Jammer ward
Lymer zur Burg gebracht:
Um ihren tapfern Fürsten hob
Sich lautes Weh und Klaggeheul.

Und dich, o Fräulein, hemmte nichts,
Zu thun, wozu das Herz dir rieth.
Die holde Freundin trug sogleich
Es treuen Rittern dringend auf,
Zu bringen den Gesunkenen
Auf ein Gemach. Sie thaten's gern,
Und harrten da, und schlossen hinter sich.

Nun schlich sie selbst besorgt dahin,
Ihr gab's das Glück des wunden ein,
Den Helden einmal noch zu sehn.
Sie forscht' und fühlte schwachen Hauch,
Der aus dem kühnen Munde schlich.
Kaum ward sie deſs gewahr,
So hob sie sanft das Haupt empor,
Und labt' ihn selbst, und gab Befehl.
Schon nahm man ihm die Rüstung ab,
Schon blies man Holz zu Flammen auf,
Und leitete zur Loh den Starrenden.
So pflegte sie des tapfern Freunds,

Dem Gut und Ruhm sie lange bot,
Des Siegs und Lebens Schöpferin.

Allein auch sich vergiſst ſie nicht,
Nicht Land und Volk. Sie wirkt:
Da ehrt die Wache, wie sich's ziemt,
Des tapfern Oheims Leichenbett';
Da ebnet sich selbst auf der Burg,
Was lang uneben stand.
Sie that, was weise Männer thun,
An die ein reiches Erbe fällt,
Und wohl verstehn, was hellt und trübt.

Noch schweigt der Held und regt sich nicht,
Des müden Lebens unbewuſst.
In aller Herzen, die ihn sahn,
Stieg nur ein Wunsch empor:
Gott, der die Abenteuer brach,
Er geb' ihm Athem, reg' ihm Kraft!
Nun hob ein jeder seinen Ruhm,
Und dacht' ihm Heil und Wonne zu.

Bestattet ward der Wirth,
Mit Pracht, die Ruhm und Würde heischt,
Und Ritter, edle Frauen, Volk
Versammelten zur Feyer sich.

Sie drängten sich herbey, zu sehn,
Ob auch der junge Held genas,
Und baten ihre milde Frau,
Dem wunden Ritter hold zu seyn:
Sie legten frey in ihre Hand,
Was vor der Burg er je zu Schaden that.
Das Fräulein sanft und mild,
Es horcht der süſsen Bitte gern;
Denn ihre Huld gewann er schon,
Als sie zum erstenmal ihn sah.

Laut rief des Landes Volk:
Wohl sey der Wirth ersetzt durch den,
Der siegend ihm das Leben nahm;
Wir theilen mit ihm Land und Frau,
Schenkt Gott ihm noch der Tage mehr.
Auch stimmten die Versippten bey:
Es ziem' ihr hehres Glück und Gut
Und dieser tapfre Ritter mehr,
Als um den Oheim langer Harm,
Wodurch der bittern Trauer Grund
Stets tiefer grüb' ins wunde Herz.

Indeſs es allen wohlgefiel,
Wallt hoch empor des Fräuleins Brust
Nach tugendlicher Stetigkeit.
Sie forschte nur so bänger nach,

Wie's um den lieben Siechen stand.
Noch sprach er nicht ein leises Wort;
Geschlossen war das Augenpaar.
Allein die Wirthin, schön und mild, —
Denn immer hoffte sie noch Heil, —
Nahm edlen Wein und lindes Oel',
Wusch seiner Wunden gräſslichste
Von schwarzem Blute rein,
Und band sie zu mit sanfter Hand.
Von allen Seiten rieb sie ihm
Der besten Salben Kraft
So meisterhaft und wirksam ein,
Daſs sachte Blut und Lebenssaft
Zur milden Wärme wieder kam.
Den Lebensmüden wandelte
Die Lust zu athmen wieder an,
Und langsam regte sich sein Aug'.

Dann blickt' er plötzlich auf,
Noch zweifelnd, ob er lebt:
«Wie ist mir,» sprach er, «weh!
Wo bin ich? ach, wie steht's um mich?
Dank, Ehre dem, der mir es sagt!»

Da gab's die holde Maid zurück:
«Gehab' dich wohl, du theurer Held!
Und fürchte nimmer, was es sey.

Das Abenteuer, so mein Oheim dir
Entbot, es schwand dahin, und liegt
Von deiner Heldenhand erwürgt.
Der kühnsten Ritter einer war,
Wem je ein Rittername galt,
Lymer, der unbescholtne Held:
Sein Tod ist uns beklagenswerth,
Er wird mir immer schmerzlich seyn.
Allein genes' nur du, mein Freund,
So ist der Wunde Schmerz getheilt,
O acht' es nicht gering, erhabner Held!
Was ich dir Liebes jetzt gethan,
Gedenk' vielmehr, du lohnest mir
Durch nichts behaglicher, durch nichts,
Als daſs du linde deiner schonst.
Dies ist, nur dies mein heiſser Wunsch.
So schweig denn still, und sprichst
Du ja, so sprich nur sanft.»

«Was ihr gebietet,» sprach
Der Held, «ist meine Pflicht. Ihr habt
Des Wunden mild gepflegt.»

Der Held genaſs; sein Ruhm erscholl weit. Artus, der den jungen Helden näher kennen zu lernen wünschte, sandte Walwein, König Lots Sohn, an ihn ab. Ade war mit ihrem Ritter eben auf dem Wege nach Bygen, als Walwein, der den Helden aus der Rüstung erkannte, ihnen begegnete. Er stach die Lanze ins Gras, und lehnte den Schild daran: dann band er den Helm ab, und trug ihn in der Hand, zum Zeichen, daſs er friedlich kam.

„Was ist es, Ritter, so ihr bringt?"
Rief ihm entgen der stolze Held.
Und Walwein sprach: „Ich weiſs
Nichts sonst, als Liebes nur,
Und bin recht frohes Muths,
Und freue meiner Sendung mich,
Daſs euch ich, edler Ritter, fand.
Genug erscholl der Ruf von eurer Kraft!
Seyd ihr es, der Lymern, den Kühnen, schlug,
So gabt ihr wohl Beweis von Tapferkeit.
Itzt nehmt denn meine Bothschaft auf.

Von ferne ladet euch
Mein Herr, der König Artus, ein,
Und seine ganze Massenie,
Vor allen unsre Königin,
Der ehrenvollen Heldenschaar
Zu gönnen eure Gegenwart.
Ich steh' euch gerne Bürg dafür,
Beliebt es euch mit mir zu ziehn,

Ihr werdet hoch geehret seyn
Von Rittern und von edlen Frau'n.
Da mögt ihr auch so manches sehn
Das eure Fahrt euch lohnt,
Und sie genieſsen dann
Von meiner Reis' auch einen Theil,
Da ich ihr aller Bote bin.»

Der fremde Ritter sprach:
«Ihr thut, mein Herr, nicht wohl,
Daſs ihr durch Honigworte mich
Zur Mähre machen wollt.
Denn führ' ich, wie ihr sagt, mit euch,
So schwöre jeder, der mich sieht,
Ihr führet mich gefangen ab.
Auch wüſst' ich gerne noch, verdröſs'
Euch meine Frage nicht, wozu
Der groſse König euch beschied.
Euch trau' ich's zu, ihr seyd so böse nicht,
Daſs wider meinen Willen ihr
Zu etwas mit Gewalt mich zwängt.
Doch hättet ihr, so gut ihr seyd,
Die Rede besser nicht gethan.
Beynah, ich sag' es frey, mich reut's,
Daſs ich den Gruſs euch heute bot.»

Der stolze Walwein sprach:
«Des Weisen Sitte war es sonst,

Wenn je ein Ritter artig that,
Daſs ihn es deſſen ja nicht reut.
Auf Ehr' und Treue schwör' ich euch,
So war ich ſtets gesinnt.“

„O laſst die Rede seyn,“
Sprach Adens Fahrtgenoſs;
„Denn nichts verdroſs mich je so sehr,
Als schöne Reden ohne That,
Und wärt ihr gröſser, denn ein Berg,
Ich kämpfte mit euch dennoch eh
Als ritt' ich einen Schritt von hier.
Auch riefe meine Frau mich ab:
Die Reden, die wir wechselten,
Ich fürchte sehr, sie schweren sie.“

Das Fräulein sprach: „O nein,
Ich find' es billig, find' es recht,
Daſs, wer sie redlich übernahm,
Der Bothschaft richtig pflegt,
Damit am Ende jeder weiſs,
Was, wem es zu erwiedern sey.“

Deſs dankte Walwein ihr,
Und band die Rede wieder an.
Er sprach: „Gedenket, edler Held,

Wer meines Königs Hof nicht sah,
Ihm fehlt's an Ruhmesfülle noch,
Wie sehr er anderswo auch glänzt.»

«Und weiſs ich denn, woher ihr seyd?»
So sprach der Ritter von dem See;
«Nun laſst mich mit der Edeln ziehn!
Wozu soll euch das Zögern hier?
Bewahr' euch ja der groſse Gott;
Ich walle nimmermehr mit euch.
Und glaubet mir's, ich sag' es kurz:
Britanien wird nie mich sehn,
Bevor nicht andre Bothschaft kömmt.»

Nun sprach der Ritter, der ihn lud:
«Mein Aufruf ging vom Herzen aus;
Auch ist's der edlen Schönen Will':
So schweigt doch nur, und hört;
Ich ende meinen Auftrag bald.

So eben rügtet ihr mit Recht,
Ihr wüſstet nicht, woher ich sey.
Vielleicht, daſs meine Botschaft nun
In euren Ohren milder klingt.
So wiſst, ich bin ein Mann,
Der ohne Scheu sich nennt:

Mein Name Walwein ist bekannt;
Ich bin des Königs Artus Schwestersohn,
Und ſuhr vertraulich zu euch her,
Wenn mich kein Irrwahn täuscht.
Doch traf ich, den ich suchte nicht,
Und seyd ihr ganz ein andrer Mann,
So band ich meinen Helm vergebens ab,
So thut mir's innigst leid: gewiſs
Ihr rechnet mir's zur Zagheit an."

Bey dieser Rede schwoll die Brust
Dem jungen Ritter hoch empor,
In Fehde sich zu messen kühn
Mit dem Gepriesenen. Glück zu!
So dacht' er stolzes Sinns,
Itzt ſand ich erst den Mann nach Wunsch,
Der kühn zugleich und bieder ist:
Von keinem scholl des Rühmens mehr.
Ha, unverzeihlich wäre mir's,
Versucht' ich hier nicht Muth und Kraft.
Gelingt mir's, welch ein Ruhm!
Gelingt mir's nicht, wer wundert sich
Des Siegs von speergeübter Faust?

Da sprach er: «Hört mich, edler Held!
Ich öffne ganz euch meine Brust:
Vergebens ſorscht ihr, wer ich sey;

Ihr traft den Mann nicht, den ihr sucht.
Geschah es euch vor kurzem Leid,
Daſs ihr den Helm herunter nahmt,
So kehrt bald muthiger zurück;
Nehmt Schild und Schwert und Speer:
Ich glaub' es dann auf euer Wort,
Der kluge Mann, auch wenn er sich
Dem Kampf' entzieht, sey nicht entehrt.»

Der Rede schämte sich der Held.
Er fleht' erst auf zu Gott,
Und bat für seine Ehr' um Schutz;
Dann sprach er: «Nein, mir kam's nicht bey,
Zu weichen einem Manne je,
Wie viel er auch zu wagen meynt.
Ihr, die ihr Reden hört und wägt,
Ich bitt' euch, haltet, edle Frau,
Mich ja für keinen zagen Mann,
Und glaubet mir's, ich prahle nicht,
Eh' sey der Tod mein Loos,
Als wich' ich je nur einen Schritt.»

Jetzt band sich Walwein auf den Helm,
Nahm seinen Strahlenschild zur Hand,
Und riſs zum Kampfe sich hervor.
Auch säumt sein rascher Gegner nicht,
Und stemmt sich trotzig ihm entgen.

Schon reizten sie der Rosse Kraft
Mit Spornen hoch empor;
Schon gaben sie das Tummeln auf,
Ergrimmt, sich muthiger zu nahn;
Schon rannten sie, in fester Hand
Den Speer, auf Schild und Schild;
Schon barsten Esch' und Stahl,
Und Trümmer stoben weit umher.

Die Rosse scheuten selbst
Der Ritter schauerlichen Drang,
Und stürzten hin auf's Gras.
Zwar hoben sie sich rasch empor
Auf ihrer Bändiger Geheiſs:
Doch heller klirrt der Rüstung Erz,
Und loher flammt das Schwert,
Als je ihr Aug' und Ohr ertrug.

Voll Muthes sprengten abermal
Mit unermeſsner Kraft
Die Helden sich so gräſslich an,
Daſs Adens sanftes Herz erbebt,
Ihr weicher Busen schmilzt.
Denn beyde ritten scharf und rasch,
Und hieben Schlag auf Schlag,
Als reizten sie, der Tage satt,
Des Todes Säumen auf.

Wohl boten sie die Schilde dar,
Allein sie hingen bald zerhaun
Und schützten wider Hiebe nicht.
Die Rosse kollerten, und schäumten mehr,
Als je im Kampfe sonst geschah,
Nun hielt's der Helden keiner aus,
Ein jeder schwang sein wiehernd Roſs
Sich schnell herab, und liefen rasch sich an,
Held Walwein, und der kühne Mann,
Der nie des Kampfes müde ward.

Da stand, zertreten lag's
In Staub, vom Grase leer der Wall;
Da stachen sie, wie Flammenblick;
Da schlugen sie, wie Wetterstrahl;
Da trieben sie, das blanke Schwert
In festgestählter Hand,
Sich wechselsweis' im Kreis' umher.

Lots Sohn, der Tugend hold,
War nie für Ehr' und Ruhm
In andern Kämpfen mehr besorgt.
Zwar ficht er noch; doch sonder Ernst,
Und gönnt dem Arme kurze Ruh.
Dadurch gewann der Jüngling Kraft,
Und senkte nach der Ringe Stahl
Sein Schwert mit hochgehobner Faust.

Nun hob sich gräſslicher der Kampf,
Nun flog die Lohe, hell wie Blitz,
Von Haupt und Schultern ab;
Nun sprangen klirrend Stift auf Stift
Von Schlieſsen lockrer Helme weg.

Doch als der Streit aufs kühnste stieg,
Da sprengt' ein Junker rasch herbey.
Von seinen Schultern floſs
Ein Scharlachmantel ab,
Und sein Gewand, so rein als kurz,
Wie man's an schönen Knappen sieht;
Die Handschuh weiſs und neu der Hut.
Er rief den tapfern Kämpfern zu:

«Ihr Helden! söhnt euch friedlich aus:
Denn von den Besten, die nun sind,
Und denen Lob der Edlen ziemt,
Entbiet' ich freundlich euch, zu ruhn
Von diesem zeugenlosen Kampf.
Wozu die Wunder, die ihr thut?
Von wessen Mund erkämpft ihr Ruhm,
Da in der öden Wüste hier
Nur einer eure Thaten sieht?
Wer euch zum Streite hier entflammt,
Der täuschet, Helden, sich und euch.

Wenn ihr nach Ehr' und Preise ringt,
Dem Lohn der Tapferkeit,
So weis' ich euch die Heldenflur,
Wo Ritterschwert nach Wunsche hau'n,
Der Speer genüglich stechen kann.
Für ritterliche Seligkeit
Steht alles in Bereitschaft dort:
Und ist's nicht rühmlicher,
Wer einmal Heldenthaten thut,
Daſs Ritter sie und holde Schönen sehn?

So hört denn meine Botschaft an;
Ich bin ihr Herold nicht allein;
Wohl hundert sind von uns
In alle Länder weit umher
Nach Rittern hohes Muths,
Nach wackern Helden ausgesandt.

Der König Lot von Johenis,
Und Gurnemanz, der weise Fürst,
Ein theurer weitberühmter Held,
Vereinten beyde sich,
Zu sichern ein Turniergefecht.
Zum Schutze bot ein jeglicher
Drey tausend Ritter und wohl mehr,
Noch andre Helden ungezählt,

Die hohes Muths auf Minnelohn
Ihr Leben zinsen und ihr Blut.
Der Wirthe, König Artus, kömmt
Umringt von mancher Heldenschaar,
Mit allen, die er sammeln mag.

Wer je sonst des Turnieres pflag,
Und Rittern seinen Namen gab,
Der schäme sich vor aller Welt,
Gering zu achten Arturs Hof.
Ihr, die ihr edle Ritter seyd,
Entwallt dem Kampf' und strebt nach dem,
Was redlich euch ich kund gethan.»

Er sprach's, als Walwein ihm,
Der unverzagte Held,
Er lächelte, zur Antwort gab:
«Geworben hab' ich stets
Nach edler Frauen Lohn;
Ich stehe von dem Kampfe willig ab:
Da ihr so theuer mich beschwört
Durch alle Schönen edles Bluts,
So reizt' ich ihren Groll nicht gern.»

Der fremde Ritter sprach;
«Held Walwein ist so artig und so klug;

Ich folg' ihm billig nach:
Denn was er thut, ist recht.»

Nun forschten sie den Herold aus,
Auf welchem stattlichen Gefild
Und wann sich Roſs und Ritter engt.
«So nehmt denn,» sprach er, «wohl in Acht:
Von nächstem Montag an gezählt,
Darüber nach der Wochen drey
Ist das Turniergefecht bestimmt
Auf einem Felde weiches Klees
Bey Dioflee der treuen Stadt.

Im Umfang ihrer Mauren ist
Für alles königlich gesorgt.
Wozu nur Neigung regt und Lust,
Dazu ist auch ein Ort bestimmt,
Es sey zum Ernst, es sey zum Spiel:
Zum Laufen, Rennen, Sprengen dort;
Zum Fechten, Schirmen, Ringen da;
Der Zabel Kunst, der Kugel Spiel;
Der Zithern, Geigen, Harfen Klang;
Des Krames jede feine Art,
Von allen Erdezonen hergebracht,
Dies alles findet man hier Tag für Tag
Weit stattlicher, als anderswo.

Walwein kehrte allein zurück, indem sich der junge Held zum Vater seiner Freundin begab. Mitten im Wohlgenuſs ward hier der Wunsch in ihm rege, dem Turniere beyzuwohnen. Ade gab ihm fünf und zwanzig Knappen, und unter diesen auch ihren Bruder Tybalt:

Ein Junker klug und schön!
Aus dessen Augen Tugend blickt,
Und Artigkeit und Ruhmgefühl.
Ihm war Britanien bekannt;
Oft fand er sich schon ehbevor
Bey stattlichen Turnieren ein.
Ihn zog der milde Buroin,
Der Herzog von dem weiſsen See.
Von Ritterkünsten wuſst' er mehr,
Als sonst ein edler Zeitgenoſs,
Und unter Jugendlocken schlug
Dem Muthigen ein männlich Herz.
Doch es verdroſs ihn nicht,
Zu dienen treu und ritterlich
Dem tapfern Gaste von dem See,
Der mit der holden Schwester kam.
Was lieben Gästen wohl behagt
Zur Rüstung und zur Pracht,
Dies alles fand der fremde Held.

Unser Ritter traf nun bald mit seinem Gefolge in Dyoflee ein. Er machte sich ein Panier von grünem Sammt, und unerkannt hieſs er der grüne Ritter.

Als ihn die Massenie ersah,
Trat lächelnd Kay herbey, und sprach:
«Ob ihr auch meines Willens seyd?
Ich sah hier einen Thoren nah,
Der gegen uns die Lanze warf,
Nun laſst mir einmal, was ich will;
Ich büſste gerne meine Lust.
Erlaubet mir den ersten Kampf;
Ich will den Knaben züchtigen.
Nur gebt, gewinn' ich ihm es ab,
Sein Roſs zur Beute mir voraus;
Den Harnisch, und was sonst er hat,
Ich theil' es redlich dann mit euch.»
Den Antrag nahmen die Gefährten an,
Und wünschten dennoch insgeheim:
Sein Prahlen ende sich mit Schmach,
Da Herz und Mund von Spotte schwoll,
Der nie dem tapfern Manne ziemt.

Kay schwingt sich auf, und spornt
Sein Roſs: ihm bangte nur das Herz,
Daſs ja der fremde Mann, obschon

Er rasches Schritts entgegen sprang,
Von seinem Blicke nicht entschwankt.
Doch dieser stach ihn so behend,
Daſs ihm die Füſse hoch empor
Zum Eichenlaube zitterten,
Des stolzen Spötters Haupt
Tief gen die Erde schoſs: da hob
Sich schnell, indem der Kampf nur erst
Begann, ein höhnisches Gemurr.

Es wuchs durch Kayens Ungemach,
Der jähling in den Graben sank,
Daſs Unrath durch die Ringe drang:
Bis ihm vor Sturz und Staub
Entschlaffte Sinn und Kraft.
Nun lachten alle, die es sahn,
Und die Gefährten riefen laut:
Sie lieſsen ihn der Beute frey.

Lanzelet warf noch manche Ritter; so auch Tags darauf, wo er weiſse Rüstung nahm. Am dritten Tag übertraf er sich in rother Rüstung selbst. Anfangs litten zwar seine Ritter; allein kaum sprengte er heran:

Da schwankt das Heer vor ihm,
Wie klein Gevögel vor dem Aar.

Es treibt und schwebt, und scheut Gefahr,
Bis hoch sich's in die Luft erschwingt.
Der rothe Ritter flog dem Geyer gleich,
Und unbestehbar war sein Kampf.
Wen einmal seine Lanz' erreicht,
Entrann ihm nicht, um keinen Preis.

Noch glitt die Sonne nicht
Durch ihres Laufes halbe Bahn,
Da war sie, ob vor seiner Kunſt
Der Kampfgefährten wackre Schaar
Viel Miſsgeschicks und Schaden trug,
Bereits an Ruhm und Beute reich.

Ein neuer Kampf begann:

Man klirrt von beyden Seiten auf:
Die Ritter streben hohes Muths
Nach Ehr' und nach Gewinn.
Es dröhnt der Männer Ruf,
Der Schläge Schall, der Schäfte Krach.
Man sieht, wie mancher Held
Geschleudert seinem Gaul' entstürzt,
Und stolze Rosse herrenlos
Im Sande trotten und im Staub.

Ich sag' es frey, man glaube mir's,
Der fremde Held errang sich heut
Von Tagesanbeginn den Preis
Bis spät noch in die tiefe Nacht,
Und seine wackre Ritterschaar
That, Helden gleich, so männlich kühn,
Daſs Harf' und Kehle besser schweigt,
Man glaubt' es dennoch nicht.

Nun fügt sich's, daſs von ohngefähr
Walwein, der kampferfahrne Held,
Und unser Gast zusammenstieſs.
Sie stachen sich mit Riesenkraft,
Und ihre Lanzen brachen ab.
Noch eh' man beyde Helden schied,
Kam mancher Ritter ins Gedräng'.

Als Lot, der milde König, sah,
Wie mächtig sich der rothe Ritter schlug,
Da riſs ihn kühner Muth herbey,
Zu stechen seinen Speer.
Des Jünglings Rache blieb nicht lang
Zurück. Er tilgte bald die Schuld,
Und zählte gleiche Münz' ihm auf:
Er fiel ihm plötzlich in den Zaum.

Hier ward der Welt und Nachwelt kund,
Wie hoch das Herz für gute Fürsten schlägt.

Die Seinen drängten kühn und rasch
Und ohne Wanken sich heran,
Und der Gedanken gröſster stieg
In ihrer wackern Seel' empor:
Wie sollt' ein Ritter zagen da,
Wo sich Gefahr an seinen König drängt?
Bald troff von Panzerröcken Blut,
Von güldnen Pferdedecken ab.

Allein der fremde Ritter schlug
Unwiderstehlich kühn:
Entweichen muſst' ihm bald,
An wen er stieſs, und Siegsgeschrey
Der Seinen scholl weit durch die Flur.
Kurz, ihm gelang der Kampf so sehr,
Daſs er den Vater Walweins fing
Und fern ihn von den Seinen zog,

Kaum nahm's der Mann des Ruhms,
Von ferne König Artus, wahr,
Da wälzt' er rauschend sich heran,
Den rothen Ritter zu bestehn.
Nun ward erst Wunders viel gethan.
Der Thaten Ruf that's lange kund,
Wie scharf die Massenie des Königs ritt,
Wie tapfer Artus selbst, wie klug
Er focht: doch unser Held allein,

Nachdem er lang und ungestüm
Mit aller Ritterschaft gezankt,
Behielt zuletzt des Wortes Preis *).
Er that so unermüdet kühn,
Daſs Helden lagen, bluteten;
Die Feyer selbst des Waffenspiels,
Auf sieben Tage noch bestimmt,
Des Unbesiegten Drang entwich.

Lanzelet nahm die Einladung nach Dyoflee an, hörte hier von dem Abenteuer in Pluris, und ritt mit Ade und Tybalt dahin.

Da kam er in ein blühend Land,
Wie eine Wand, so flach,
Und breit und wonniglich die Bahn.
Man ward bald einer Burg gewahr:
Sie hob sich über einer Flur,
Bequem und fest, umschlossen rings
Von einem Quell, genannt der Chal.

Von aussen war sie bunt bemalt,
Mit Bossenwerken reich geziert:

---

*) Ein Gleichniſs: der Kampf an den Wortstreit gehalten.

Doch that der Zauber Wunders viel.
Trat jemand noch so friedlich ein,
Den nicht der Wirthe lud, so ward
Er, wär' er wie ein Eber kühn,
Sogleich ein feiger, zager Mann,
Dem Rittermuth und Kraft entschwand :,
Doch wer darauſsen zage war,
Vertrug darin kein schiefes Wort;
Ihr Name war Schadilimort.

Mabuz, der Blöde, hieſs der Wirth:
Sein Herz war alles Ehrgefühls,
Und aller Mannheit leer.
Wen er da fing, den nahm
Sogleich ein weiter Kerker auf.
Wohl hundert Ritter schmachten da,
Als unser Held dem Schlosse naht;
Gelähmt von Todesfurcht,
Erbebt ihr Herz; denn jedesmal,
Wie oft Mabuz von Zorne gohr,
Wie oft von Gram sein Busen schwoll,
Befahl er stracks, zu morden einen Mann.

Mabuz war ein Sohn der Königin des Laks, die unsern Helden so zärtlich erzog. Noch ehe sie ihn gebar, ahnte sie sein Schicksal, daſs Zagheit ihn schänden würde. Sie machte daher sein

Schloſs durch Zauber fest. Darin war er sicher. Aber sein Land stieſs an den schönen Hain des tapfern Helden Yweret, der ihm ein Stück Landes nach dem andern abnahm. Aber sein Loos war, erschlagen zu werden, sobald er sich des ganzes Landes bemächtigt hätte. So las es Mabuzens Mutter im Buche des Schicksals.

Sie hoffte von dem Muthigen,
Den sie mit Süſsgefühl erzog,
Er fördre bald des Schicksals Wink.
Nach Wunsche that ihr's niemand sonst,
Es thät' es denn der eine nur,
Der weise und der reine Held,
Dem mütterlich ihr Herz entwallt.
Auch täuschte sie die Hoffnung nicht,
Wie tief sie in der Seele lag.
Bald streckt er Ywereten hin;
Den Helden kühn und Siegs gewohnt.
Allein noch sind wir nicht daran.

Das Thor der Burg Mabuzens hatte drey Bogen; unser Held ritt voran.

Da nahm's sogleich Mabuz
Gewaffnet mit ihm auf.

Er stach, noch eh' man sich's versah,
Den Ritter durch den ehrnen Schild;
Und zeigte bald mit Wort und That,
Wie je er edler Gäste pflag.
Dem ob er nicht zur Wehre stand,
Kein schiefes Wort dem Trotzer gab,
So hieb er dennoch Schlag auf Schlag,
So brach er doch den Helm entzwey,
Und streifte rasch den Busch herab.

Nun faſst' er raufend ihn am Haar,
Und riſs vom Sattel ihn aufs Gras,
Daſs starr er, ohne Lebensregung, lag.
Nun rief Mabuz, der blöde Mann, —
Geborgen war die groſse That: —
«Man zieh' ihm seine Rüstung ab,
Bewahre Harnisch auf und Roſs.»

Wie's ihm da schimpflich widerfuhr,
Sah Tybalt, stand betäubt und rief
Der bangen Schwester höhnisch zu:
«Hast du gesehn, wie's ihm erging:
Wie schmählich hier der Zage sank?»

Der Rede zürnete die Maid:
«Du deutest,» sprach sie, «was du sahst,

Nicht, lieber Bruder, wie du sollst.
Und sind wir ewig nicht entehrt,
Wenn unser Oheim, kühn und stark,
Lymer, in seinem Blute fiel,
Von eines Zagen Hand gestürzt?
Doch sahst du seit nicht selbst,
Und zeugst der Wahrheit nicht,
Wie von sechstausend Rittern man
Nur ihn allein den tapfersten
Aus Einem Munde pries?
Wann fandst du wohl im Kampfe je,
Daſs zag er sich und feig benahm?»

Vergebens! Tybalt rief's
Der Schwester lächelnd zu:
«Die Weisen lehren uns,
Am Lebensende stimme man
Erst richtig Lob und Tadel an.
Was sonst ich noch so rühmlich sah:
Das Schlimmste hat er nun gethan:
Mir wird er nimmer achtungswerth.

Da sprach die Jammernde:
«O weh mir! seiner Ehre weh!
Ich seh's, itzt darf ich nimmermehr
Gefährtin seiner Reise seyn.

Ach, daſs ich um ein Ohngefähr
Nun ewig von ihm lassen muſs!

Von nun an scheint sich Ade um ihren Geretteten nicht mehr zu bekümmern; auch er vergaſs ihrer zärtlichen Pflege. Er ſaſs zu Schadilimort gefangen.

So wünscht' er sich — er lag
Schon vierzehn Nächte hier, — den Tod.
Da nahm man Brand und Wehgeheul
Von Mauern und von Zinnen wahr.
Es sprengten Ritter rings umher,
Zu morden da, zu brennen dort.
Schon zweifelten die Bürger nicht,
Schon riefen's Kinder Kindern zu,
Es sey vom schönen Walde her
Des tapfern Ywerets Gesind'.

Rings loderte die Flamm' empor,
Und wunde ward Mabuzens Herz.
Nur zwanzig Ritter streiften durch,
Und rafften reiche Beute mit,
Ob Flamm' und Glut aus Hütten sprüht,
Er scheut den Helden Yweret

Mit einem Heer im Hinterhalt.
Zwar wagt Mabuz sich nicht hinaus,
Der Jammer regte doch sein starres Herz.

Da fuhr's ihm durch den Sinn:
Es ist in meiner Hut und Macht
Von allen Gästen einer doch,
Der auszuspähn es wagt,
Ob jemand in dem Forste sich
Mir zum Verderben barg!
Ich biete mir den feigsten auf,
Der unter den Gefangenen
Sich ganz des Ritterthums begab:
Er ist der kühnste, kömmt er nur hinaus,
Wo Luft und Athem wieder frommt.

So ging er wohlgemuth
Zum grauenvollen Aufenthalt,
Zu wecken in den Zagenden
Ein männlich Herz und Rittermuth.
Er kam, und alle regten sich empor;
Nur barg sich schüchtern unser Held.
Wie zaghaft er auch that,
So griff Mabuz ihn an die Hand,
Wies nach dem Brande hin,
Bat, daſs er nun sein Wartmann sey.

«Was kehr' ich mich daran?»
So sprach der ſeige Held;
Ich käme sicher ins Gedräng',
Und ging' ich auch nur in die Burg.
Von dieser Arbeit sprecht mich ſrey;
O seht, der Tod! er rückt mir nach.»

Gewiſs, gewiſs; du muſst hinaus,»
So rief Mabuz, der blöde Mann,
«Daraus mag werden, was auch will.»

Nun trug man den Helden mit Gewalt vor das Thor über die Brücke. Endlich kehrte Kraft in seine Glieder, und als er auf dem Rosse saſs, schwand der Zauber der Burg. Mabuz versprach, wenn er die Mordbrenner versprengte, ein ganzes Jahr keinen Gefangenen zu schlachten. Sogleich rannte unser Held einen der Ritter an, der das Panier trug, und stach ihn vom Rosse. Nun stürzten deren vier über ihn; aber er tödtete einen, und trieb die übrigen in die Flucht. In einem Kloster, wo er übernachtete, erfuhr er von dem Abte: Yweret sey des Klosters Herr; niemand könne ihm widerstehen. Er bittet den Abt, ihn mit Ywerets Abenteuern bekannt zu machen. Der Abt:

„Ich thu' es euch mit Kurzem kund.
Es ist mein König Yweret
Ein reicher Fürst, voll hohes Muths.
Er hat der Königreiche drey,
Sie kommen ihm vom Erbe zu.
Und Güter nahm er jedem ab
Der ihm zu Kampfe saſs.
Er ist nur Vater eines Kinds,
Und das ist eine holde Maid.
Ich sage dies zur Richtschnur euch:
Von Männern hab' ich nie gehört,
Sie hätten irgend, wo es sey,
Ein Fräulein je so schön gesehn.

Mein König dingt sich aus:
Wer seine Tochter minnen will,
Der muſs im schönen Haine wider ihn
Durch ernsten Ritterkampf
Im Schattenduft der Linde stehn,
Wo tief ein kühler Born entquillt,
Den Yweret, mein Herr,
Der unerschrockne Held,
Mit schönen Bogen überzog.
Getrieben auf vom Grunde springt
Aus eines Löwen breitem Mund
Der Brunnen in ein Becken ab:
Das ist ein edler Marmorfels,
Worin das helle Wasser schwebt.

Die Linde grünt das ganze Jahr
Daran von Erz ein Zober hängt:
An diesen schlägt der kühne Held
Mit einem Hammer an,
Der Muth nach meiner Fürstin hat
Und sie durch Kraft gewinnen will:
Und wenn an diese Glocke nun
Zum drittenmal er schlägt,
So kömmt dann Yweret, mein Herr,
Gewappnet, wie es Rittern ziemt.

Wer mit ihm kämpfen will,
Bedarf wohl seltnes Glücks.
Zwey Jahre sind es, daſs er seit
So manchen Ritter todt gekämpft.
Wir haben sie bestattet dort
Zur Linde, wo der Mord geschieht;
Nur eine halbe Meile führt dahin;
Vermeidet sie, das ist mein Rath!
Doch seyd ihr deſs gewiſs:
Erschlägt euch Yweret, mein Herr,
So habt ihr künftig mein Gebet,
Wie meinen väterlichen Segen itzt.

Der muthige Jüngling ritt am Morgen dem schönen Walde zu. Nun folgt die Beschreibung des Hains, der Tochter Ywerets, und der Burg Dodone:

Ywerets Hain.

Ein steter Frühling kränzt
Den stillen Hain, die holde Flur,
Und ewig jugendlich steht Baum an Baum,
Durch Schnee, durch Fröste nie erstarrt;
Indeſs er halb von Früchten strotzt,
Und halb vor reinen Blüthen glänzt.
Wozu die Eſslust nur den Gaumen reizt, —
Wer staunt des Zaubers nicht? —
Bequemte sich der Früchte Wohlgeschmack.

Noch edler war die Heilungskraft,
So die Natur in ihren Saft verwebt:
Die tiefsten Wunden zogen sich,
Von ihm berührt, unschädlich ein.
Wer sich noch regen mochte nur so viel,
Daſs zu der Frucht Genuſs er kam,
Dem war kein Weh zu tief, zu breit;
Kaum band er sich die Frucht daran,
Entschwand die Wund', entschlief der Schmerz,
Wenn anders noch die Seel' im Leibe webt.

Daſs Yweret so manchen schlug,
Ich muſs euch warnen, kam daher:
Ein Held, wie weis' und tugendhaft
Der stand sich hier so wonniglich,
Daſs nur nach Sinnenlust er sich,
Nur nach Geschmacke sehnt:
Und so verlor er Geist und Werth,
Ward üppig, stark und frech.

Auch half dazu, was folgt:
Ein Thal lag vor der Burg,
Wo keine Pflanze sproſs,
Wie lang und breit und schmal,
Wovon nicht eine Blum' entgegen lacht,
Und unerschöpflich, wechselnd schön,
Entfaltete sich die Natur.

So standen lächelnd Flur und Triſt
Von holden Blümchen übersät
In wandelloser Stetigkeit.
Wie sengend Sturm und Frost auch that,
So blieb doch Garten, Hain und Flur
Im sommerlichen Schmuck,
Von leisen Lüftchen sanft durchweht.

Und wer durch dieses Eden schritt,
Von Gram und Unmuth eng gepreſst,

Den faſste schnell der Wonne Hochgefühl,
Und alles Kummers Drang entschwand.
Daher erhielt der holde Hain
Den hehren Namen Behforet.

Und reich war, mannigfalt,
So lehrt die Sage, sein Gehäg'.
Der Eber und der schnelle Hirsch,
Das Reh, der Bär, der Löwe selbst,
Und was des Waidmanns Busen reizt,
War alles stets im Ueberfluſs
Zum wechselnden Vergnügen da.
Wer denkt es? Elephanten selbst
Hat manche kühne Hand gefällt.

Des Haines Bau war sonderbar.
Ihn schied ein Quell, der mitten rann;
Zur einen Hälfte wandelten
In seltner Menge Thier an Thier;
Sie hatten Thor und Eingang da.
Zur andern schwebten Vögel aller Art
Und des Gefieders bunte Brut,
Die irgend Herz und Aug' entzückt.
Was nur Gefider hebt und regt,
Das schwang sich trillernd hin und her
Aus hohlen Höhen in den Hain.

Die Quelle, ſpiegelhell,
Gab ſeltne Fiſche, voll Geſchmacks,
An königlichen Tafeln ſelbſt
In güldnen Schalen aufgetiſcht.
So war entzückend Hain und Quell,
Und wo man hinblickt, wo man harrt,
Ward Herz und Buſen reg zur Luſt.

Ywerets Tochter.

Die holde Tochter Ywerets,
War, was von Mädchen je man las
Und ferner leſen mag.
Der Schönheit Zauber war ihr Eigenthum,
Reiz, Unſchuld, Feingefühl ihr Schmuck.
Und wie die Bruſt von Güte ſchwoll,
So färbte Züchtigkeit der Wangen Flaum.
An ihren Buſen drangen Neid
Und Haſs, der Menſchheit Geiſseln, nie.

Vom Roſenmunde floſs kein Wort,
Denn nur, was edel war und zaubervoll.
Im Auge glänzte Heiterkeit
Und Frohſinn, den ſie fühlt' und gab.
Zur Huld geſchaffen freute ſich

Ihr holdes Herz des Wohlthuns edler Macht,
Versüſste sie durch ſanfte Munterkeit,
Verscheuchte nicht, belebte Menschenlust.
Sie achtete, vom Schimmer nie getäuscht,
An Menschen nicht Geburt, nur Geist,
Und wer der Holden Gunst genoſs, stand ſest,
Wie sie, verlor sie nimmer ohne Schuld;
Denn kluger Scharfſinn war ihr Helm,
Bescheidenheit ihr Schild.

Wem reiner Wandel nicht behagt,
Der lähmt mir auch die Zunge bald:
Denn jede Tugend, die ein Mädchen schmückt,
Erkohr zum Sitze sich ihr holdes Herz:
Doch wer dem Lobe gerne horcht,
Dem sag' ich von dem Fräulein mehr.

Von königlichem Stamm' erzeugt,
War sie erhabnes, ſestes Sinns:
Geschworen war's, was sie versprach,
Und Herz und Mund unwandelbar.
Nur brachte sie die Minne seit
In enge Lage bittrer Art,
Die klug man von sich ferne hält.
Allein da half nicht Weisheit, half nicht List:

Denn niemand ist sich selbst so klug,
Daſs er der Minne sich erwehrt,
Es sey denn, daſs ihn Gott bewahrt,
Der mächtig alle Wesen lenkt.

Wenn ihr des Fräuleins Namen wollt,
Ich berg' ihn länger nicht;
Die schöne Yblis hieſs sie je,
Ein Inbegriff von Seligkeit.
Auf sie ergoſs sich Gottes Huld
In Segensfülle jeder Art.
Wer meinen Worten weislich glaubt,
Dem sag' ich, welcher Dinge noch
Das Fräulein sich des Tages unterwand.

Umgeben von Gespielinnen,
Wohl hundert an der Zahl,
Von dreyen Reichen ausgewählt,
Der holden Fürstin alle werth,
Fein, artig, reizend schön,
Begab das Fräulein Tag für Tag
Sich nach dem wonnereichen Thal,
Zu pflücken Blümchen edler Art,
Zu flechten Kränze hold und bunt.
Wovon die seltne Sitte kam,
Der gute Menschen huldigen,

Zu pflanzen da, wo eine Blume stand;
Denn sagen unsre Väter wahr,
Wie oft sie eine Blume brach,
So sproſs aus ihrem Schritt sogleich
Ein holdes Blümchen neu hervor;
Gott fügt' es so durch seine Macht,
Dies Thal, an Nelken überreich,
Heiſst heute noch und immerfort
Von ihrer Pflegerin das Thal Yblee.

Ywerets Burg.

Schön hob Dodone sich,
So hieſs die reiche Burg,
Von der man Wunders viel erzählt:
An ihr ward Kunst und Fleiſs erschöpft.
Der Berg gab Raums genug;
Daher sie hoch vom Thale stieg,
Mit weisem Sinn erbaut
Von aussen, wie von innen reich
An weiser Pracht und an Geschmack.

Von hellem Marmor flimmerte
Der buntbelegte Esterich:
Die Mauern nach derselben Art

Gezeichnet mit Geschmack,
Versetzen wechselnd weiſs und roth
Der edlen Steinen reichen Schmuck.
Die Wände, wo der König war,
Von Künstlerhand musivisch ausgeschacht,
Belebte reines Goldes Glanz;
Und kurz, die Königswohnung, wie
Sich's ziemte, war ein herrlicher Palast,
An Reichthum groſs und an Geschmack.

Die Wände seines Schlafgemachs,
Belegt mit Onyx, leuchteten,
Und vom Krystalle reines Scheins
Und von Korallen, flammenroth,
Erglänzte bunt der Esterich,
Mit Jaspis hohes Werths
In Streifen wechselnd eingelegt.

Wohin sich nur das Auge lenkt,
Erblickt es Pracht und Seltenheit.
Von Silber standen Säulen da,
Woran der Gemmen Schimmer glitt:
Saphyre von der reinsten Art,
Smaragde mit Rubinen hier,
Topase, Sardonyche dort,
Granaten, Amethyste da:

Sie standen an einander nah,
Mit kluger Kunst gereiht.
So herrlich hätte niemand sonst
Als Yweret gebaut.

Die Decke war mit Gold
Und fremden Steinen ausgelegt,
Ich nenn' euch deren einen Theil:
Da lag Beryll und Chalcedon;
Onych und Chrysolith,
Und Jochant und Karfunkel dort,
Wovon so hell die Stuben leuchteten,
Daſs Nacht und Dunkel ewig floh.

Und all das köstliche Geräth,
Wer zählt es in Gemächern auf?
Das Bettgestell, worauf der Wirth
Und seine holde Tochter lag,
Erglänzte rings von Elfenbein,
So rothes Gold umschlang,
Des flimmenden Gesteins so viel,
Als es nur faſste, rund umher:
Darüber lag, von Sammt
Gespannt, die Decke, grün wie Gras;
Das Bettgewand so fest und lind,
Als Pfühl' und Kissen weich.

Und alle Ziechen überdeckt
Mit ſeiner Seide, rein und weiſs,
Ja selbst des Bettes Laken glich
An Feinheit nichts und Niedlichkeit.

So minnet Yweret
Die königliche holde Maid
Mit seltnen Gaben nur; daſür
Sie ihm der Freuden Fülle gab.
Daher, was Herz und Aug' erquickt,
Entschwand der Königswohnung nie,
So an Gemächern mancher Art,
Wie an Gesind' und Hab' und Schmuck.
Der Wunderding' erzählt' ich viel;
Doch ist es wahr und weit bekannt.

Inzwischen kam unser Ritter an die Linde. Er band sein Roſs an den Baum, legte seinen Schild in den Sand, und schlug mit dem Hammer an den ehrnen Zober. Yweret hörte den fordernden Schall.

Die stille Nacht vorher,
Als an dem Morgen Yweret
Mit unserm jungen Helden ſocht,

Da senkte sich ein holder Traum
Ins Herz der königlichen Maid.

Ihr war's, ob durch den muntern Klee
Sie an die hohe Linde schritt.
Hier sah sie einen Ritter, kühn und schön;
Die Wange Rosen gleich und Lilien,
Die Locke kraus und schwarz;
Und zarte Zweige fesselten
Sein rollend Haar, indeſs
Am runden Mund und hoher Stirn
Der Schönheit Blume siegend prangt.
Ihr Auge schmilzt in ſanften Blick;
Sie fühlt, was sie noch nie gefühlt;
Der Liebe Allgewalt durchgreiſt
Die ſanfte Brust, und dringt ihr Seuſzer ab.

Erstaunt, daſs noch ihr Auge nie
So holden Reiz und Zauber sah,
Fand, was er that und was er sprach,
Sie alles artig, ſanft und mild,
Den Blick, den Ton, der Worte Sinn.
Sie sog's zwar leicht wie Balsam ein,
Doch grub sich's tief in's wonnetrunk'ne Herz.

Dieser schöne Ritter war unser Ritter selbst. Sie kam noch früh an die Linde, eben als der Held an die Zimbel schlug.

Am Lindenborne stand der Held:
Sie bot ihm guten Tag,
Und blickt' erstaunt ihn an:
Denn Herz und Auge sagten ihr's,
Es sey der hehre Ritter selbst,
Den sie im schönsten Traume sah.

Sie schwang vom Rosse sich ins Gras.
Der Wange Gluth verräth
Das Wallen ihrer Brust.
Sie athmet namenlosen Reiz,
Und schwebt, wie Lüftchen, über Blumen weg.
Die seidne Locke floſs
Von silberweiſsem Nacken ab,
Und wie der Mandelblüthe Glanz,
So hellt die Wange Roth und Weiſs,
Ihr flatterndes Gewand, ein Luftgeweb',
Wallt um sie her, und zaubervoll
Eröffnet sich ihr Purpurmund.
So wandelt sie am Lindenborn,
Erglänzend, wie am Wogenmeer der Mond.
So bot sie ihm den holden Gruſs.

Er neigte dankend sich,
Und sprachlos, schwebend blieb er stehn.
Ihm sagt sein Herz in Wonnetrunkenheit,

Es sey die holde Königin,
Die hier unwiderstehlich schön
Im Thau der Schatten stand.

Doch riſs sein Geist sich bald empor:
„Sey gnädig," rief er, „holde Frau!
Und nehmet ihr es gütig an,
Ich deckte gern mein Herz euch auf:
Ihr seyd so schön und seyd so hold,
Wie euch der Ruf verkündigte,
Und wie mir itzt mein Auge sagt,
Daſs ich durch keines Menschen Schuld,
Als nur durch euren schönen Gruſs,
Als nur durch eure Huld
Gewinnen und verlieren muſs.
Ist's wahr, was man mir sagt,
So ist der Tod mein Loos.
Doch segnet mich des Himmels Huld,
Und euer Herz, das hoch im Busen schlägt,
Wo wär' ein Mann je sicherer?
Selbst Gott dann schirmet mich."

„Ich rechne drauf," so sprach die Maid,
„Ist's anders so, wie euer Mund
Und euer ganzes Wesen spricht.
Denn eine Frau, die deſs sich rühmt,

Wo sie nur kann, mit Wonne wohlzuthun,
Die ehret jeden edlen Mann,
Und deren mögt ihr einer seyn:
Doch zürn' ich selber auf mein Herz,
Daſs ich zum erstenmal euch sah,
Und schon gestehen muſs:
Ich sah nie einen edlern Mann.

Da erzählt sie ihren Traum, und bittet ihn, von dem Abenteuer abzustehen. Umsonst; er schlug die Zimbel, nahm den Schild zu Halse, und stand zum Kampſe bereit.

Sie sank ins weiche Gras, und rang
Die Hände hoch; zerweht ihr Haar;
Die rothe Wange bald gestützt;
Bald bleich zerhärmt; emporgestützt;
Zum Schreckenzuber hingekehrt
Ihr blaues Aug': so saſs sie da,
Und sank, und sinkend rief sie noch:
«O daſs euch beyde schirme Der,
Der Stürme wogt und gleicht!
Was kann, weh mir, was kann ich noch,
Wenn euch kein Drohn, kein Bitten trennt!»

Als so sie lag, versenkt in Schmerz,
Da riſs sie Gram und Minne hin,

Daſs Witz und Weisheit ferne floh:
Durch Nerv' und Ader goſs sich eine Gluth,
Die heiſser Sehnsucht nahe kömmt.
Sie rafft sich auf: «Ach Ritter!» ruft
Sie, «denket meiner Lage nach!
Mein Herz, es ist an euch geknüpft;
Dawider kann ich nimmermehr:
Wie lange noch mein Busen haucht,
So minn' ich euch, ich fühl's, ich muſs.
Nun, edler Ritter, kommt und eilt,
Und flieht, ich fliehe mit.»

«Wie schön du bist, ein flimmernd Nachtgestirn,
Und schmeichelnd, wie des Frühlings Hauch,»
Erwiederte der junge Held,
«So flieh' ich dennoch nicht; und muſs
Ich fallen in dem sauren Kampf,
So heb', o Theure, hoch mein Grab
Am Strom des Nelkenthals, erheb's,
Und wallst du, wenn die Sonne sinkt,
Dahin, so denk', er fiel um mich.»

«Wohl,» sprach sie, denk' ich's, ach er fiel
Um mich! doch lange nicht, so sink' ich selbst
Aus Gram um dich, und liege neben dir

Erstarrt im kühlen Schooſs des Thals.
Drum flieh'; die Flucht nur rettet noch,
Den theuren Vater mir und dich,
Und dich, den meine Seele sich,
Den Einzigen, den sie zum Gatten kohr.»

«Zum Gatten,» rief er, «ja, ich bin's!
Bin hochbeglückt! doch fliehen kann ich nicht.
Durch Frauen wanket oft ein Mann,
Durch Ehr' erwerb' ich dich mit Recht;
Was du alsdann mir Liebes thust,
Deſs wird sich innigst meine Seele freun:
Wenn du mich minnest, wie du sagst,
So ist mir's Wonne, kund zu thun,
Wie ich es wage, nur durch dich,
Was einem Ritter ziemet, zu bestehn.»

Die edle Maid erwiederte:
«Ihr Vater wäre stark und kühn,
Im Kampf ein fürchterlicher Mann:
Es steh' ihm niemand fest,
Und der Versuch sey hochgewagt.
Behagt dir meine Minne, Held,
So denk' an mich und denk' an dich.»

«Nun kann's doch nimmer anders seyn,»
Versetzte rasch der junge Held,

Und schlug sogleich die Zimbel an,
Wie Muth und Kampfbegierde rieth.

Ein Schauer faſst die Königin,
Sie zittert für den Vater und für ihn;
Entsetzen greift durch Glied und Glied,
Und schwellt die Brust, und stürzt sie hin.
Zwar faſste er, erlabte sie,
Bis wieder zu sich selber kam
Und leichter athmete die holde Frau:
Doch schwang er dann sich schnell auf's Roſs,
Und überlieſs sie ihrem Gram.

Nun schalt sie ihre Liebe, zwischen dem Geliebten und ihrem Vater getheilt.

Indeſs sie mit sich selber stritt,
Errasselt auf dem stolzen Gaul
Ihr Vater angeritten her,
Gerüstet, daſs kein Ritter glänzender
Noch je im Kampfgefild erschien.
Sein Roſs war munter hoch,
Dem Zunder gleich an Farb' und rasch,
Gedeckt mit Eisen Kopf und Brust,
Und nur auf Streit bedacht:

Darüber lag ein breiter Sammt,
Wie Gras, so grün gewirkt.

Wir übergehen die übrige Schilderung seines Waffengeschmeides u. s. w.

Und als er unsern jungen Mann
Beym Brunnen an der Linde fand,
Entschwand ihm ja kein Laut
Zu einem inniglichen Gruſs:
Vielmehr, sein Busen schwoll vor Grimm,
Mit lautes Stimme rief er aus:
«Wer ist es, der die Zimbel schlug?»

«Ich bin's,» so spricht der Gast,
«Und stehe nicht davon um keinen Preis:
«Nehmt ihr mein Abenteuer an?»

«Gewiſs, ich halt' euch nicht zurück,
Versagt' es auch mit Ehren nicht.
Allein, was strebt ihr zu erringen da?

«Die schöne Maid und euer Land.»

Deſs zürnte Ywerèt; der Streit begann, und so heftig, daſs beyde Rosse niederstürzten.

Hoch schwoll der Lanzen Drohung auf!
Bald riſs sich Yweret hervor,
Und jeder stürzte mit dem Eschenspeer,
Gewiſs des Sieges, vor.
Allein er traf auf einen Fels:
Der junge Held stand ohne Wank;
Zertrümmert prallten hoch und tief
Des Kampfes Wogen von ihm ab:
Und jeder schlug an seinen Schild,
Und jedes Hand bebt' an dem Schwert;
Sie klirren in den Riesenkampf.

Ach Yblis sah's! noch war ihr Auge nicht
Verglommen, sah's, wie schneller Flammenblick
Aus hochgebuschten Helmen sprüht;
Sah's, obgleich bittrer Schweiſs,
Ob Schlag auf Schlag empört,
Zu herbern Streichen doch
Gehoben jeden Heldenarm:
Da sank sie hin, und Nacht umfloſs ihr Aug'.

Schon fleckte Schaum das wilde Roſs,
Schon trübte Blut des Panzers Glanz,
Schon trennte sich der Klammern Haft,
Schon kloben Ringe sich entzwey,

Und selbst die Waffenröcke weit umher
Zerstoben in die Luft.

Und drang itzt Schild an Schild,
Und dröhnten Stoſs und Widerstoſs,
Dem Knall des Donners gleich;
So hieben sie so gräſslich kühn,
Daſs Rosse selbst, der Arbeit müd',
Den Streit verweigerten.
Und nun begann ein neuer Kampf,
Denn beyde schwangen sich ins Gras.

„Ich stritt," so rief jetzt Yweret,
„Bisher mit Knaben nur;
Dies ist ein Mann· doch soll
Er theuer kaufen Braut und Land;
Soll nie nach Wucher lüstern seyn,
Kein Harm ihm je mehr nahe gehn."

Er sprach's und schlug mit Allgewalt
Dem Jüngling, eh' er sich's versah,
Schnell durch den andern Rand,
Der unterhalb der Hand sich wölbt,
Den dritten Theil des Schildes ab.

Nun rollte brausender ihr Blut,
Und ihre Galle gohr so heiſs,
Daſs selbst des Schweiſses Drang
Den Grimmerfüllten wehe that.
Da war's, als Yweret, der kühne Fürst,
Tief durch's Visier geschlagen ward,
Daſs strömend aus der Nase Blut,
Und aus des Helden Munde sich
Durch luſtige Vintallen goſs.

Doch schlug der wunde Held
Den Jüngling in den Staub.
Umsonst; er säumte nicht,
Sprang auf, ein Flammenbild,
Und schlug dem Blutenden
Den Helmbusch durch, und durch das Erz
So eine Wunde rasch und tief,
Daſs er den schwergesunk'nen Stahl
Mit angestrengter Kraft nur wieder zog.

Und Yweret der wunde Held,
Er lechzte nun nach Sühnung auf.
Allein dem Unbezwungenen
Behagte schwache Sühne nicht;
Er gab und fing noch manchen Schlag
Mit Brust und Harnisch auf.

Itzt ward des Sieges Fülle leicht:
Entkräftet taumelt Yweret,
Der Helden Schrecken einst; er sinkt,
Sinkt lebenssatt und ohne Rettung hin.
Vergebens ringt er sterbend noch
Im Gras; ihn läſst der Sieger nicht empor:
Er reiſst den Panzer von der Brust;
Reiſst aus der Faust das Schwert,
Und schlägt das Haupt dem Trotzer ab.

Nun wallt vor Freude heiſs sein Blut,
Ein neues Leben glüht in ihm:
Er eilt auf Liebesschwingen hin,
Wo Yblis ohne Lebensregung lag.

Er brachte sie wieder zur Besinnung, und ward ihr Gatte und Herr des Landes. Einst ward eine schöne Frau aus dem Lande der Meerfeyen von der Königin, die unsern Ritter erzog, zu ihm gesandt, und entdeckte, daſs er Lanzelet heiſst, daſs Pant, sein Vater, erschlagen ward, daſs seine Mutter Clarine eine Schwester des Königs Artus ist. Sie überreichte ihm zugleich einen Schrein, worin ein wunderbares Zelt lag, das über einem bunten Blumenfelde ausgespannt wurde.

Von bunten Blumen färbte sich
Die Haide roth und weiſs und weidengelb
Und braun und grün und wolkenhell,
Meerfarb, düster, schwarz,
Und dunkel, schielend, blau
Und stahelbleich und eisengrau,
Und purpurbraun und falb.
Die Vögel zwitscherten umher,
Und flogen durch die holde Flur,
Hier setzte mitten sein Gezelt
Der milde Lanzelet.

Die Arbeit war so voll von Kunst,
Daſs Salamon, Darius selbst,
Und August jener groſse Fürst,
Den beyden diente vor die Welt,
Nicht hatten, zu vergelten je
Nach seinem Werthe dies Gezelt.
Ein Mann, der je so selig war,
Zu harren unter diesem Dach,
Trotzt jeder Seuche fort und fort,
Und ihm erschien zur Stunde noch
Der trauten Freunde holdester.

Ein Spiegelglas, ganz eigner Art,
Von auſsen wie von innen hell,

Bezauberte des Kenners Aug'.
Obschon nicht dicker, als ein Haar,
So stand es unzerbrechlich doch
Gen Sturz und Wurf und Schlag.

Das Zelt war oben so gebaut:
Sein Dach, mit ſeiner Kunst gewölbt,
War eine Kugel reines Golds;
Worüber auch von Golde sich
Ein Adler hoch erschwang.
An ihm vergaſs man nichts,
Was Meisterhand und Kunst vermag:
Das Eine nur, daſs er nicht flog;
Sonst stand er lebend da,
Als höben Schwingen ihn empor.

An Zierde war da nichts gespart:
Der glänzendsten Karfunkel zwey
Erfüllten ganz sein Augenpaar;
Sie leuchteten bey dunkler Nacht
So hell, wie Sonnenglanz: und wenn
Man an der Kette zog; er war
Von innen hohl, so öffnete sein Mund,
So schloſs er sich; man schwor, er lebt;
Und sang im Tone, der bald kühn
Sich hob, bald sanft in Wehmuth schmolz.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Die Zunge war ein Amethyst,
Ein edler Stein, an Hitze reich:
Denn wird er erst entbrannt,
So flammt er immerfort,
Beleuchtet ringsum Hain und Flur,
Und breitet glänzender sein Licht,
Als Fackellohe, weit umher.

Dies war des Zeltes Hut.
Von innen war es herrlich schön,
Mit seltnen Perlen reich geschmückt.
Am stattlichsten erhob sich das Gemach,
Entzückend schön, und hoch und weit.
Ein Sammet, grün wie Gras,
Bekleidete die eine Wand.
Daran hob manche Malerey
Von tieſer Kunst sich aus,
Und lieblicher war selbst der Stoff,
Als je ein Sammt aus Griechenland.

Die andre Wand bestand
Aus reichem Trybulat:
Der ſeine Grund, von Farbe braun,
Mit schönen rothen Bilderchen,
Gleich bunten Vögeln, ausgeschmückt,
Und meisterhaft von weiser Hand gewürkt.

Da wand in krummen Bindungen
Von Golde sich ein Faden durch,
Womit genäht der Sammt
Und Trybulat zusammenhielt.

Ich sag' euch, wie es war.
Mit rothem Baragone stand
Die dritte Wand belegt,
Und glänzte weit umher
Im grünen Klee der holden Flur.
Wer einmal nur so glücklich war,
Zu treten erst in dies Gezelt,
Der war von Harm und Grame frey,
Den wandelte kein Weh mehr an;
Sein Loos war Wonn' und Hochgefühl,
Und kurz, es schien nicht nur,
Es war ein irdisch Paradies.

Selbst Fische zollten aus der See,
Wie Schnee, so weiſs ihr lindes Haar,
Von wunderbarer Weiber Hand
Gewürkt mit seltner Kunst,
Zu decken noch die vierte Wand.
Der Lake glich kein andrer Stoff:
An Feinheit trotzt sie dem Farran,
Und dehnt die Wolle nicht zu lang

Noch wonniglicher war
Der Eingang in das Wunderzelt,
Ihn schlieſst ein güldnes Gitter zu;
Darüber flimmert Schrift auf Schrift.
Wer führt sie alle mir zurück?
Doch horche! deren eine sprach:
Was wagt die kühne Liebe nicht?
Die andre gab den schönen Widerspruch:
Die Lieb' ist kluge Raserey.

Noch eine Seltenheit des Zeltes werde ausgehoben:

Von Golde standen da gewürkt
Nach eines weisen Künstlers Phantasie
Die Seltenheiten der Natur.
Hier drohten Ungeheu'r des Oceans;
Da lockten Fische reines Quells,
Und dort der Vögel seltenste,
Und Menschen jedes Himmelstrichs,
Sie alle an der flachen Wand
Erhaben, hohl und tief gestickt
Mit unerschöpflich weiser Kunst.
Und blies der Wind darein,
So regten alle Thiere sich,
So schwebten alle Vögel auf,

So schwang sich, was nur Schwingen hat,
So sangen sie nach eigner Art
Harmonisch in des Adlers Sang.

Von diesem Zelte nur noch eins,
Wodurch es alles übertraf:
Denn wenn's genau in Falten lag,
So fügte sich's so eng und klein,
Daſs eines Mädchens zarte Hand
Es leicht, wohin man wollte, trug:
Sie achte nur nicht auſs Geräusch,
Wodurch des Zeltes Zauber sich verrieth.
Ich täusche nicht, denn was ihr hört,
Ist keine Lüg', ist Wahrheit nur.

Lanzelet beschloſs, Walwein aufzusuchen, und sich der neu entdeckten Sippschaft zu erfreuen. Schon ritt er mit seiner Yblis, als ihm ein Knappe entgegenkam und die Nachricht brachte, daſs König Valerin Ginoveren, [illegible]s Artus Gemahlin, in Anspruch nähme; ein Zweykampf sollte entscheiden, und stellte sich ihm auch ein Riese entgegen.

Valerin's Burg war fest, unzugänglich, auf einem hohen Felsen, und hatte eine sonderbare Besatzung.

Es lag da vor der Burg ein Hag,
Wodurch von Ungeziefer jeder Art,
So alles dicht in Nebel hüllt,
Kein kühner Mann, kein Kluger drang.
Schon in des Hügels Tiefe ward
Von Würmern ohne Zahl
Des Hages Seite wohl geschützt
Den Summern ist der Garten ganz geweiht,
Wodurch nur eine Straſse führt:
Die Wächter nehmen's wohl in Acht;
Nicht zu belästigen die Bahn,
Eh Valerin, der kühne Wirth,
Dahin sie kommen heiſst.

Lanzelet ritt nun Tag und Nacht, und kam zu dem Herzog vom weiſsen See. Dieser war schon zu Caradigan im Kreise der Ritter. Yblis blieb bey der Herzogin, und der Held langte am Hofe des Artus an. Er stieſs mit Valerin zusammen, der sich bald gefangen gab. Yblis und die Herzogin wurden von Walwein geholt. Ihm vertraute Lanzelet sein Vorhaben, die Abenteuer von Pluris zu bestehen.

Zu Pluris war eine schöne Königin. Sie nahm keinen Gatten, bis nicht ein Mann käme, der alle Ritter, von denen sie umringt war, besiegt hätte. Ausserhalb der Burg stand ein Zelt, woran die Schilde der Ritter hingen. Wessen Schild zuerst gerührt wurde, der stellte sogleich sich zum Kampſe.

Lanzelet rührte einen derselben, der Kampf begann, und alle hundert Ritter wurden gestreckt. Die Königin lud ihn nach ihrer Burg, und ihre Bewunderung ging bald in Minne über. Sie war nur bedacht, daſs er ihr nimmer entkomme. Aber niemand war schlimmer daran, als Yblis.

Denn Yblis sanft und treu,
Ihr weiches Herz erlag dem Gram,
Verlebt' in Kummer Tag für Tag.
Des Harmes Dauer grub so tief,
Daſs kaum dem Tode sie entrann.
Nie sah man sie des Sinnes froh,
Seit Lanzelet, der milde Held,
Ihr nimmermehr zur Seite stand.
Mit jedem Tage schwoll ihr Harm,
Und wie sie tadellos am Hofe schwebt,
So wimmert endelos ihr leiser Schmerz.
Die Freude flieht, die Wehmuth harrt,

Ihr ward der Liebetrunknen Loos:
Sie fand kein Uebel, fand kein Gut.

Lanzelet saſs im neuen Königreiche wie gefangen; vierzig ihm gegebene Ritter bürgten für seine Sicherheit. Bey allen rauschenden Freuden schwebte Yblis stets vor seiner Seele, und er suchte, durch irgend eine List zu entkommen.

Bey einem glänzenden Feste, das Artus veranstaltete, erschien eine Merinne: dieselbe, welche einst Lanzelets Abkunſt entdeckte. Sie brachte einen Mantel, der, so wie man ihn ansah, lang und breit wuchs. Sie sprach:

„Nimm, König, diesen Mantel hin,
Und reich' ihn unter allen Frauen der,
Die sich darein am besten fügt.
Ich säh' es gerne, wer die sey,
An der er wohl und füglich steht:
Und paſst er diesen Schönen nicht,
So reich' ihn andern dar: dies ist's,
Was meine Frau verlangt und ich:
Du gabst dein königliches Wort."

Artus bot Ginoveren auf, den Mantel anzuziehn. Aber sieh! er taugte ihr nicht. Erstaunt verlangte der König nach Deutung von der Merinne.

Da sprach die Maid: »Ich sag' es frey;
Frau Ginover ist schön und gut.
An Werken hat sie sich bewährt,
Der Tugend stets gehuldiget:
Nur, da sie Weiberzweifeln zollt,
Verirrt sich Sinn und Phantasie.
Um froh zu seyn, so hüt' ein Mann
In aller Güte seine Frau.
Die Königin, mit Unbescheidenheit
Bewahrt, sie hätt' es oft gethan,
Was sie durch Ehre willig unterlieſs.
Ein weiches Herz und tolle Hut
Verkehren steter Frauen Muth;
Dies ist, so wie der Tod, gewiſs.«

Nun rief Fürst Orpylet seine Gemahlin auf. Allein der Rücktheil des Mantels war ihr viel zu lang, und vorn reichte er kaum an die Knie. Man verlangte nach Deutung.

Sogleich erwiederte die Maid:
»Ich will es sagen überlaut;

Die Frau minnt ihren Mann zu heiſs:
Und läſst er dann im Kosen ab,
So schwillt mit sehnlicher Begier
Ihr rascher Busen, lang verwöhnt,
Nach fremder Männer Minn' empor.
Doch nein, ich tadle nichts an ihr,
Worüber sie mir zürnen kann:
Nur einer andern steht er passender.

Auch Walwein rief seine Freundin auf. Beynah genau lag ihr der Mantel an: nur war er zu kurz, gleich einem Reitkleide.

„Nun höret mich," so sprach die Maid,
„Und ständ' er keiner passender,
So trüg' ihn billig, ohne Neid,
Die Frau, die ihn zu Leibe hat:
Allein es lebt die, der er besser kömmt.

Ueber zweyhundert Damen versuchten noch ihr Glück. Endlich verlangte die Merinne, Artus wolle noch eine Schöne herbeyrufen, die nicht zugegen war: Yblis. Sie wird herbeygeholt: der Mantel lag genau an, sie erhielt ihn zum Geschenk, und die Meriane beurlaubte sich, nachdem sie entdeckt hatte, daſs Lanzelet zu Pluris wider Willen in Minne verstrickt sey. Jetzt dachte man nur auf seine Rettung. Auch Yblis ward heiterer: denn wer den Mantel trug, vergaſs Jammer und Klage. Walwein und Karyet, mit noch zwey andern Rittern, zogen auf dies Abenteuer aus. Schon kamen sie

„Bey Pluris auf die schöne Flur,
Wo ritterlich das weite Zelt
Geziert mit hundert Schilden stand.
Sie schwangen sich von Rossen ab,
Und schauten alles, das Gefild,
Die Ritterschilde und das Zelt,
Und was da Sitte, forschend an.

Lanzelet, der, nachdem der Bote die Waffen und Schilde der Ankömmlinge beschrieben, seine Freude barg, zog mit Rittern und Damen hinaus. Als der Zug heranrückte,

Bedachte sich nicht lang
Der tapfre Karyet,
Beschloſs, was Muth und Ruhmgier rieth,
Und führt' es auch sogleich ins Werk.

Kaum rührt' er hastig einen Schild,
Der ladend an dem Zelte hing.
So kam dem Muthigen der erste Kampf.

Ein werther Ritter des Gefolgs
Trat auf, und rannte Karyeten an:
Zu Boden stach ihn bald der Held,
Und noch der folgenden so viel,
Daſs über sechzig deren vier
Entstürzten, wie der erste sank.

Ihn rannte bald ein andrer an:
Kaum fanden sie sich nah,
Als Karyet nach Raume warb,
Zu schlieſsen fester seinen Speer:
Und sieh, sein Roſs, es bäumte sich,
Daſs Raum und Zeit den Stich benahm,
Der eine vor dem andern ritt,
Und so sich Held vom Helden schied.

Nun rief die kluge Königin
Den kühnen Streitern zu:
„In Ehren soll mir dieser Ritter seyn;
Der Kampf, den ich mit Augen sah,
Mir zwingt er dies Geständniſs ab,

Er hat ihn ritterlich gekämpft.
Allein, wie tapfer auch, er brach
Noch jetzt mein Abenteuer nicht.
Man thu' ihm eh genug, bevor
Zum Kampf ihr andre Ritter ruft.»

Und Erek gab's sogleich zurück:
Nein, so entkommen sie uns nicht:
Ich sehe, wem die Rede gilt.
Schon warf der sieggewohnte Held,
Den Thaten nie ermüdeten,
Der Ritter siebenzig und drey,
Auf Feuerschwingen fliegt so schnell
Der Blitz, — von ihren Rossen ab.
Dem einen stach er auf den Schild,
Daſs krachend das Geschelle barst,
Der Schild zu Boden dröhnend sank:
Doch saſs der Mann noch fest;
Ein Unstern fügt' es so,
Sonst stürzt' er ohne Rettung hin.
Bey allen diesen Kämpfen ward
Walwein und Lanzelet
Ganz einig ihres Dings,
Den fremden Rittern unbemerkt.

Auch Tristrant sprang hervor;
Denn länger hielt er sich nicht ein:

Er ritt so kühn als schnell
Die wackern Burggenossen an,
Und streckte deren viel ins Gras.
Von neunzig Rittern saſs
Der eine nur: ihm stieſs der Held
Mit seines Armes Allgewalt
Die Eschenlanze durch den Schild
So rasch, daſs an die Hand er drang:
Der wunde Ritter konnte nicht
Entkommen, weder hin noch her:
Er saſs, es war sein Miſsgeschick,
Er wäre besser hingestürzt.
So hatte Tristrants rasche Hand,
Den er zu nahe traf, verfehlt.

Walwein, der Edle, sprach:
„Es ist nun wohl kein Zweifel mehr,
Auch ich ersuche jetzt mein Heil.“
Da muſsten alle eingestehn,
Wie richtig im Pungiren er,
So sey er mächtig auch des Kampſs,
Daſs niemand sich erwehren kann.

Man wünschte seinen Anstand sich,
Und seiner Sennen leichtes Spiel:
Er reite, sprach man, so gewandt,

Daſs niemand besser kann. Ihm ſaſs
Von hundert Rittern einer nur.

Es warf der kampferſahrne Held
Schon neunzig Ritter über neun.
Als dies der hundertste ersah,
Da rannt' er ſchnell Walweinen an.
Jetzt dachte ſich der raſche Held,
Zu treffen hoch ihn mit dem Speer.
Allein zu hoch gerieth der Stich,
Und ob den Riemen ſtach der Spieſs
Den Helm ihm und die Mütze durch.

Da galt nun weder Kunst noch Rath.
Die Riemen barsten von dem Stoſs,
Der Helm entflog, der Ritter ſaſs,
Entsank Walweinens Arme nicht.
Bescheiden sprach der edle Gast:
«Nun es gelang mir nahe bey;
Doch wenn ein Ding nicht will,
So fruchtet nichts, wie klug man's dreht:
Nur frommt auch einmal der Versuch.»

Jetzt erst bat Lanzelet seine Gebieterin um Erlaubniſs, zu kämpfen. Die fremden Helden

nd ihr erfochtener Ruhm sind seine Beweg-
ründe.

„Sie nehmen mit sich groſsen Ruhm,
Und kann ich ihrer Thaten einen Theil
Nicht wieder thun, so kränkt mich's tief.
Zu frühe, leider, kamen sie:
Bedenk', o hehre Königin!
Du müssest immer selig seyn:
Sie halten, ach, für Zage uns!
Sieh zu, erhabne Frau,
Wie sehr es deine Ehre heischt,
Daſs du mich kämpfen schickst
Gen einen dieser Muthigen!
Die Schande läge schwer auf uns,
Daſs sie so treue Diener lästerten,
Und wider ritterliches Recht
Mit Hohne lohnten unsrer Biederkeit.
Ha, kommen sie mir so davon,
So thut mir's in der Seele weh;
So legt' ich lieber lebend mich
Noch heute hin ins dunkle Grab,
Als tragen immermehr den Schimpf,
Der ewig Ruhm und Ehre raubt!

Die Königin gab ihm Urlaub, nachdem er
geschworen hatte, sogleich wieder zu kehren,

wenn er einen der vier Ritter bekämpft hätte. Tristrant sprang ihm entgegen, und Lanzelet jagte nach dem Wankenden. Bald flohen alle vier Helden; Lanzelet mit ihnen.

Da faſst die Königin
Der Schmerz mit solcher Allgewalt,
Daſs sie betäubt in Ohnmacht schwand.
Das Graun der finstern Nacht,
In welcher bittre Minne quält,
Umfloſs das Aug', ihr Geist entschwand:
Sie lag, in Jammer hingestreckt.

Als nun der Sinn ihr wieder kam,
Da waren schon die Männer fünf
Entritten aus dem Auge fern.
Nun fing sie an, so heiſs zu flehn,
Und bat, was kranke Minne mag,
Die Ritterschaft so wehmuthsvoll,
Zu bringen wieder ihren Mann,
Daſs hinterm Stahl ihr Busen schmolz:
Geläng' es, o dann gäbe sie
Dem Wiederbringer hohen Lohn,
Der besten Herzogthümer eins,
Von denen, die ihr huldigten.

Viele Ritter eilten den Flüchtigen nach, ritten die ganze Nacht durch, und kamen des Morgens an die Burg Bymars, der, obschon ihm von seiner Schönen ein beständiges Schweigen auferlegt war, sie freundlich aufnahm und bey ihrer Abreise begleitete. Darauf erfuhren sie von einem auf sie stoſsenden Knappen, daſs König Valerin dem König Artus seine Gemahlin geraubt habe, und wurden deſshalb von Zorn und Schmerz ergriffen.

Valerin, in dessen Burg jetzt Ritterkünste, Tänze und Spiele wechselten, sandte einen Trauten an die Königin, sie zu trösten:

*

„Von Dampf und Gluth durchwallt,
Gleicht eine Wolke deinem Geist!
Entsag' der Furcht: kein finstrer Mann
Bewirthet dich, du Wonnekönigin!
Wir schlieſsen holder Schönen Reiz
In feuchte Höhlen nicht; uns ringen sie
Die weiſsen Hände nicht in Einsamkeit,
Und ihrer Stimme Silberton
Verhallt in dumpfen Wüsten nicht,
Im Frohgefühl entrauscht der Tag;
Bey süſsem Sange schmilzt das Herz;

Ja selbst die Nacht verstummt uns nicht,
Von hundert Stimmen laut geweckt,
Und regt die Lust zu muntern Reihn.
Zerhärm' dich nicht, du Wonnekönigin!«

Indessen kamen unsre Helden in der Burg des Königs Artus an.

Schon hob der ehrenvolle König sich,
Wie sehr das Herz auch blutete;
Er küſste sie mit Hochgefühl,
Und klagte, wie er tief gekränkt,
Wie bitter er geschändet ward;
Indeſs auf welke Wangen sich
Des Grames Zähre goſs.
Das brach der Helden Felsenherz!
Sie schämten sich der Thräne nicht,
Und die Genossen ihrer Fahrt
Ergossen sich in lautes Wehgeheul.
Wer konnte hier, und hätt' er auch
Des Wolfes ungesellig Herz,
Vergessen Treu und Pflicht?

Ein Jammer, der so laut erscholl,
Daſs fern der Wiederhall erklang,

Und selbst die Zeugin würdiges Gefühls,
Die Thrän' im Heldenaug' erwies,
Wie tief der Gram im Busen saſs.
Genug: wir suchen Wort' umsonst:
Denn überall war Harm und Schmerz,
Und mancher wünscht sich eh' den Tod,
Als zu erleben so ein Loos,
Daſs Helden litten Noth und Schmach,
Die besten, die je waren, und noch sind.

Die Trauerscene wechselte bald mit einer stürmischen ab; denn

Geritten kam, er schnob von Zorn,
Ein Held zum Fürstenrath:
Dreytausend Ritter bracht' er mit,
Zu bieten seine Macht
Dem König von Caradigan,
Zu trotzen jeglicher Gefahr.
Dem jammerkranken Manne nahm
Des Räubers Frechheit alles Hochgefühl.

Er war an Kraft und Tugend reich;
Von jeder Art des Ritterkampfs
Verkündigte der Ruf,

Daſs nie ein Ritter edler war,
Nie kühner in Gefahren that.
Sein Vater, König Artus, war,
Und Ginover, die Mutter seine Lust,
Sein Erbe, beyde edles Herz,
Man nannt' ihn Lont, den milden Mann.

Er klagte bitter über Schmach,
Die seine Mutter itzt umschwebt.
Der Zukunft banges Graun
Durchwühlt sein aufgeschrecktes Herz,
Daſs tief es ihm vom Innersten erklang,
Und allen Rittern wehe that.

Sein Antlitz bleichgehärmt
Um seiner Eltern Ungemach,
Und hingerafft von Schmerzgefühl
Sprach der getreue Lont
Den tapfern Rittern zu.
Bey Namen nannt' er einen Theil,
Und schalt den Schimpf der frechen That.

„Ihr edlen Ritter,“ rief er laut,
„Daſs Mutter mir und Vater, ach,
Zur Mähre, zum Gerüchte ward,

Das sey euch hochgeklagt
Auf eure wohlgesinnte Treu!
Der jammervolle Schmerz
Reg' Mitleid und Erbarmen auf
Bey Rittern und im Volk.

Es ist euch, ist dem Lande kund,
Daſs niemand je vorkommen war,
Der meinem Vater sich ergab.
Die stete Freude, die hier galt,
Hat leider sich in Jammer umgeschmelzt.
Auch meine Mutter hatte stets
Nach Würde jedermann geehrt,
Und säumte sie daran,
So ging's nach ihrem Willen nicht.
Ihr saht es selbst, wie stets
Die Ritterschaft in seiner Burg
Mein lieber Vater Artus hielt.
Soll nicht des Wohlthuns milder Thau,
Soll seiner Tugend rascher Glanz
Durch Ehre nicht vergolten seyn,
So strebe niemand, wo er sey,
Noch fort nach Menschenlust empor.

Da Valerins Burg so fest war, daſs sie gar nicht erobert werden konnte, so hielten die Fürsten Rath, und Tristrant führte das Wort:

„Ich rathe, daſs mein Herr,
Der edle König, alsogleich
Malduk den Zauberer
Von dem Gembelten See beschickt:
Er kann des Zaubers mehr,
Als einer sonst im weiten Reich.
Durch seine Künste täuschen wir
Den argen, frechen Valerin
Mit seiner ganzen Räuberschaar.
Giebt Gott uns zu dem Zuge Heil,
Wir jagen durch Maldukens Rath
Die feste Burg ihm ab.“

Erek stimmte dagegen. „Ich tödtete seinen Vater, Walwein seinen Bruder, und König Artus trieb ihn vom Lande: wie können wir uns seiner Künste vertrösten?“ Man ward einig, der König sollte ihn selbst aufsuchen. Er that's, und nahm Kayet, Tristrant und Lanzelet mit. Sie ritten in den Forst nah bey Caradigan.

Am vierten Tage vermiſsten sie die Bahn. Da geriethen sie an das tönende Moos, worüber ewöhnlich kein Rofs kam. Das Moos stand in inem grofsen See, und spaltete sich drey Tage or der Sonnenwende. Hier sah Artus einen itter reiten, so schnell, dafs man keinen Fufschlag wahrnahm. Der Ritter, Dodynes mit Naaen, der den König erkannte, führte ihn in ein Haus nah am Moose, bewirthete ihn nebst len Gefährten herrlich, und brachte sie glückich an des Zauberers Burg. Als es Tag ward, itt des Zauberers Tochter, eine artige, milde, n Büchern belesene und in allen Künsten geübte Jungfrau, auf einem stolzen Rosse, von Windhunden begleitet. Kaum sah sie die Fremden, als sie auch den König erkannte. «Gut,» sprach sie, «dafs ich euch fand: ihr wäret sonst alle verloren.» Nun erzählt ihr der König seine Unfälle, und seine Hoffnung auf Maldukens Kunst.

Die schöne Tochter wendet sich sogleich an ihren Vater. «Ja,» sprach er endlich, «der König soll seine Gattin wieder haben; aber zum Lohne verlange ich zwey Ritter, Erek und Walwein: du weifst, wie sehr sie einst mich betrübten.»

Der König wollte in diese Bedingung erst nicht einwilligen, Erek und Walwein wollten sich aber gern für des Königs Wohl opfern. Sie hielten es für gleichgültig:

Man schünde gleichwohl, sötte sie,
Und kühlte, wie das Loos gebeut,
An ihrer Hülle Gram und Wuth!
Sie dachten sich's, und wuſsten's wohl,
Daſs jeder einmal nur dem Tod,
Und öfter nicht erliegt:
Bereit, zu schütten eh' ihr Blut,
Als länger müſsig zuzusehn,
Wie ihre holde Königin
Und zu Caradigan die Massenie,
Von Jammer aufgezehrt, verwelkt;
Darüber pries man ihren Muth.

Die nächste Woche schon
Bereitet wider Valerin
Malduk, der Weise, seinen Zug,
Wodurch der Räuber zu verderben kam.

An schwarzen Buchen erst
Begann er seine Zauberliſt,
Und hieſs das munkende Gewürm,
So in der Vorburg lag,

Verzögern sein Gemurr.
Drauf dehnt Malduk, der weise Mann,
Des Zaubers Kraſt auf alles aus,
Was sonst der Krieger Kunſt verrieth,
So auf der Burg, wie unter ihr.

Nun widerstand des Weisen Kunst
Von allem, was da webte, nichts,
So daſs hinauf der Krieger klomm,
Sich leicht auf Werk und Wehre schwang.
Sie zogen Tod und Jammer mit,
Und senkten Reu ins Räuberherz.
Kein Mann entrann des Sturmes Wuth:
Wer rings in Hallen athmete,
Wie siech er war und wie gesund,
Ward ohne Schonen hingestreckt.

Valerin mit allem Gesinde ward erschlagen. Die Königin schlief mit dreyſsig Jungfrauen. Ihr Schlaf war durch Malduks Zauber so tief, daſs sie weder das Geräusch der Waſſen, noch das Getummel des Sturms, noch das Geheul der Erschlagenen wach machte. Sie ward mit Mühe geweckt und aus der Burg geschaſſt. So ward der König von Caradigan seines Leidens entladen.

Dafür begann bald ein neues: Ereks Trennung und Walweins. Vergebens bat die Königin; Malduk gab nicht nach.

Schon kam der Scheidung Tag.
Betrübt und tief gebeugt,
Erseufzt die bange Ritterschaft.
Sie hielt des Schmerzes Drang nicht ein,
Ergoſs sich laut in Klagen nun;
Die Thräne floſs, und Wehgeheul
Erscholl durch alle Hallen laut.
Der Jammer, stände man auf ihrem Grab,
Er wäre bittrer nicht, noch dröhnender.

Ob tief der Herzen Wunde griff,
So war's dem Gaukler nur ein Wind;
Er führte sie, uneingedenk,
Wie lieb, wie leid es allen sey,
Die Straſse nach der Marterburg.
Gelassen ritten sie die herbe Bahn,
Und ohne Widerstreit, im Busen Hohn,
Die Helden Walwein und Erek
Mit ihrem kalten Peiniger.

Als sie ankamen, warf er sie in einen Thurm, wo Elend und Ungemach wohnte. Der Hungerod war ihnen zugedacht. Aber Lanzelet brach- e, um sie zu retten, bald hundert Ritter zu- ammen, worunter auch Karyet und Tristrant varen. Dazu gesellte sich Escalt, ein Jüngling on 17 Jahren.

Sein Wuchs gerieth so hoch,
Daſs er von ferne wohl so lang,
Als mancher hohe Thurm erschien,
Und was ihm ganz zu statten kam,
Das war zur Länge die Behendigkeit
Und der Geberden leichtes Spiel.

So zogen sie nach des Zauberers Burg. Lan- elet sprang in den See; die Ritter folgten. Wa- end hob und erhielt Escalt manchen Ritter.

Die Helden drangen schon
Bis an des Gauklers Burg.
Da nahm sie wieder Escalt,
Und hob je deren zwey mit Riesenkraft
Der Festung Zinne leicht hinan.

Die Rache galt dem Wirthe nun,
Von dessen unbiegsamer Wuth

Die Helden Walwein und Erek
Mit Leiden rangen und mit Noth.

An Eisen ſest geschmiedet fand
Man beyde noch, und schauerte.
Die Fesseln brachen kaum entzwey,
Da kannten sie auch kein Erbarmen mehr;
Noch allzufrisch war das Gefühl
Der Wehen und der Qual.
Sie schlugen alles ringsum todt,
Den Wirth und das Gesind' der Burg:
Die Maid nur, seine Tochter nicht;
Ihr thaten sie kein Leid.
Denn fühlend war und weich ihr Herz;
Die Helden lebten nur durch sie.

Oft schwang man hoch empor das Schwert,
Zu schlachten Malduks toller Wuth
Die theuren Opfer von Caradigan:
Der Edlen lautes Klaggetön
Hielt immer noch den Schlag zurück.
Es sey daher ihr Dank gesagt,
Und jeder Schönen sanfter Art,
Die Trost in herben Leiden bringt,
Und schweren Herzen, wo sie mag,
Durch Güte mildert Gram und Schmerz.

Die Ritter zogen nun mit des Zauberers
ochter nach Caradigan zurück. König Artus
og ihnen einen halben Tag weit entgegen, dankte
anzeleten durch groſse Ehrenbezeigungen, küſste
lle Ritter, und freute sich Ereks und Walweins.
Auch Ginover, die Königin, empfing er mit zärt-
ichem Dankgefühl. Unter den Freuden eines
veranstalteten Festes war keine gröſsere für Lan-
zelet, als daſs der Mantel, das Geschenk der
Merinne, seiner Yblis so wunderbar anlag.

Aus vielen Unterredungen, die er mit ihr
pflog, fiel ihm eine Erzählung auf. „In deiner
Abwesenheit,“ sprach Yblis, „ritten mehrere
Helden aus, dich aufzusuchen. Da kam Roy-
durant, der schnelle, in einen wilden Hain.
Hier fand er einen ungeheuren, häſslichen Drachen, der wie Menschen sprach, und dem Helden oft zurief, er möchte ihn doch um Gottes Güte und um aller Frauen Ehre nur einmal küssen. Der Ritter entfloh, denn er scheute das Ungeheuer. So auch nachher andre Ritter. Lanzelet beschloſs, hinauszureiten.

Wie graus das Ungeheuer schien,
Umgab's ihn doch mit neuem Glanz.

Kaum sah der Drach' den kühnen Mann
Und hörte seines Mundes Laut,
Da regt' er freudig sich empor,
Rief einem fremden Weibe gleich
Mit seltner Stimm' ihm zu:
O weh, wie lange harr' ich dein!

Nun bebten die Gefährten neun:
Ihr Haar empörte sich vor Grau'n,
Und starr am Munde hing der Laut.
Nicht so der kühne Lanzelet;
Er sprach: «Nun sage mir vorerst,
Woher die Menschenstimme kam.
So grimmig sah ich noch kein Thier,
Und von so schrecklicher Gestalt,
Zu Wasser und zu Lande nicht,
Wohin ich je gerathen bin;
Und träte mir nicht stete Schande nach,
So blieb' ich lieber fern von dir.»

«Nein, Held, entzieh' dich nicht!»
So rief die groſse Schlang' ihm zu:
«Dem Menschen hat, den Ländern Gott,
Durch Wunder oft hervorgebracht,
Geheime Kraft geschenkt.
Der seltnen Dinge bin ich eins.

O fände sich der Ritter nur,
Der küssen wollte meinen Mund,
So schauerlich er scheint,
Wie glücklich wär' ich, und wie schön!

Allein vergebens harrt' ich stets;
Sie flohen alle, die mich sahn,
Flohn ohn' Erbarmen weit von mir.
Es sollte doch ein Ritter, wie er sey,
Sich eilen, bald zu küssen mich;
Denn wer nach diesem Loose wirbt,
Ist ohne Falsch, und hohes Sinns,
Der beste Ritter, der nun lebt.

Wie schwer es dir auch dünkt,
So heile meine Wunden bald:
Auf deiner Lippe schwebt mein Heil!
Mein Herz, es hüpft vor Freud' in mir,
Und spricht dich meinen Retter aus.
Entschlieſs' dich dann, o theurer Held!
Heil mir! entschlieſs' dich ritterlich:
Um aller Schönen Ehre komm!
Zum letztenmale fleh' ich dir,
Ach säume nicht und küsse mich.»

«Ich thu' es auch,» sprach Lanzelet,
«Es mag nun werden, was da will.»

Er schwingt sich rasch vom Kastellan,
Und küſst den schauerlichsten Mund,
Wie sehr sich Graun und Ekel sträubt.

Sogleich entfloh der Wurm
Nach einem hellen Felsenquell,
Zu baden seinen Schuppenleib:
Und sieh, er ward das schönste Weib,
So je des Mannes Auge sah.

Am Quelle stand es glänzend da,
Und die Gefährten sah es fern;
Da eilten sie, des Abenteuers froh,
Zum kühnen Lanzelet herbey,
Der hier so ritterlich, als immer that,
Daſs er allein es wagte, zu bestehn,
Was vor ihm keiner je bestand.

Lanzelet ging nun mit den Rittern dem Wasser zu, wo die Gerettete stand. Durch ein Wunder wohl gekleidet, dankte sie dem Helden für ihre Rettung, und pries ihn selig. Lanzelet führte sie nach Caradigan, wo sie kein Geheimniſs aus ihrer Geschichte machte.

Sie war eine Königstochter; ihr Vaterland Thyle (Thule *).

Das wissen wohl, die weise sind
Und kundig unsers Erdenrunds,
Was Thyle für ein Eiland ist;
Ein breites Eiland in der See.
Da hören wir der Wunder viel,
Die niemand noch ergründet hat.
Denn vor der hehren Weihe Nacht
Ist da der dunkle Tag so kurz, —
Wie uns ein Römerbuch erzählt.
Darin viel Wunderbares steht, —
Daſs kaum ein Laufer noch vor Nacht
Auf eine halbe Meile reicht;
Gleichwie des Tags im Sommer dort
Man länger sich, als hier, erfreut.

Eine Eigenschaft dieser Insel soll ganz sonderbar gewesen seyn:

Wenn je ein weibliches Geschöpf
An seiner Schönheit sich verwirkt

---

*) Nach den Meisten Island; nach Einigen Schottland, oder Hethland zwischen Norwegen und Schottland.

Und den zu täuschen willens ist,
Der ihr um keusche Minne dient;
So baut sie bald ihr Unglück selbst,
Und würdigt sich allmählig ab.
Dies war des Landes Sitte je;
Es währt nicht gar ein volles Jahr.

Die Abwürdigung bestand im Verlust der Menschengestalt. Ein solches Verbrechen beging die Königstochter von Thule: daher ihre gräſsliche Umstaltung und die Bedingniſs des Ritterkusses zur Wiedergenesung.

Jetzt, da kein anderes Abenteuer zu bestehen war, wollte Lanzelet sein väterliches Erbe, das Königreich Genevis, erobern. König Arthur führte ihm zu diesem Heerzug 3000 Ritter zu, Walwein 1000 u. s. w. Gyol und Ywam wurden vorher als Boten nach Genevis geschickt, um die Gesinnungen des Volks und der Fürsten zu erforschen. Als sie nach dem Beherrscher des Landes fragten, wies man sie an einen Fürsten, der inzwischen das Recht sprach: «Wir haben,» gab er zur Antwort, «keinen König. Ich richte das Land in Lanzelets Namen. Dieser ist unser Gebieter. Zwar kennen wir ihn nicht: aber der Ruf verkündigt ihn so voll des Ruhms und der Tugend, daſs nie ein besserer Ritter geboren ward."

Als Ywam der Genever Stimmung vernahm, sprach er: „Euch entbietet mein Herr, Lanzelet de Lac, Segen und Liebe! doch wäre jemand gesinnt, ihm entgegen zu stehn, der wisse, es kommen mit ihm Artus, der König, und mächtiger Fürsten viel. Da sprach Aspyol, der richtende Fürst, Lanzelets Anverwandter, der die edle Claryne nach Pants Tode zu sich genommen hatte:

Wir sind, o Helden, herzlich froh,
Daſs einmal uns der Wonnetag erglänzt,
An dem der Völker Heil es fügt,
Den theuren, lang erwünschten Sohn
Von unsrer edlen Königin,
Des Landes ächten Vogt zu sehn.

Aspyol beredete die Groſsen des Reichs, dem edlen Lanzelet den Eid der Treue zu schwören.

Sobald die freudige Botschaft nach Caradigan kam, ging auch der Heerzug an. Zu Genevis empfing man ihn mit glänzenden Ehren.

Die ersten waren seines Stamms,
Hernach des Lands Gewaltige,
Die ihm und den Gefährten seines Heers
Aus unerschütterlicher Treu
So viel der Ehren dargethan,
Daſs einen reicheren Empfang
Noch nie der Ruf verkündete.

Nun bot Lanzelet alle Kräfte auf, das Volk glücklich zu machen, und unterlieſs nichts, was der weise Artus rieth.

Auch säumten länger nicht
Die Mächtigen des frohen Reichs,
Nicht die erhabne Ritterschaft,
Und denen es von Rechte ziemt:
Nach Königssitte setzten sie
Die Krone Lanzelet
Mit Pracht und lautem Jubel auf.
Drauf schworen sie den biedern Eid,
Fest auszuharren ohne Wank,

Und nahmen ihrer Länder Lehn
Froh aus des holden Königs Hand.
So fröhnten ihm die Mächtigen,
So die Bediensteten des Lands;
Wodurch er groſsen Hof gewann.

Auch trat das Volk ihm freudig bey.
Man schloſs nun den Vertrag dahin:
Gleichwie ihr König, hold und kühn,
Die lange Zeit nicht thatenlos,
Umglänzt von Heldenruhm, verlebt,
So werd' ihm, was an Erb' und Renten je
Entging, vergolten zehenfach.
Dabey vergaſs auch Lanzelet
Der angestammten Milde nicht:
Mit Silber, seltnen Stoffen, Gold
Betheilt der dankerfüllte Fürst
Die edlen Treuen, die er fand,
Und tapfre Männer des Gefolgs.

Indeſs erlebte Lanzelet,
Wie lang er Land und Volk beherrscht,
So manchen wonnereichen Tag.
Dem Oheim, der die Treuen richtete,
Bewies er warmen Herzensdank,
Daſs er Clarynen bey sich hielt

Die Mutter freute sich des Sohns,
Und eins erzählt dem andern oft,
Was Liebes oder Leides sich begab.

Nun setzte Lanzelet seinen Oheim, den Herzog Aspyol von Tymont, und seine Mutter Claryne mit Bestimmung der Fürsten zu Regenten ein, um sich von Ywerets Reiche zu versichern. Artus führt seinen Neffen wieder nach Caradigan. Inzwischen langen Boten von Dodone mit reichen Geschenken in Genevis an.

Sie trieben dreyſsig Säumer nach,
Mit reichen Waaren aller Art,
Und Gaben hohes Werths beschwert.
Mit schauerndem Vergnügen staunt
Die Menge Pracht und Reichthum an.
Nie kam von weisem Griechenland,
Aus Salonichi nie, selbst nicht
Von goldnem Asien an Kunst
Und Pracht so viel; an feinstem Sammt,
An Zobel, Federn, Hermelin,
An makelreinem Goldgespinnst,
Für Damen reichen Stoff daraus
Mit kluger Künstlerhand zu baun.
Und edles, funkelndes Gestein,

Mit Zauberey der Kunst durchwebt,
Gab den Geschenken hohen Schwung.

Ueberdies nahmen sie noch Ywerets Schwert mit, und ein wunderbares Netz für Yblis, ihre Königin.

Ein Netz, an Schöne reich und Pracht,
Zog aller Gaſſer Augen an,
Aus Seide, Silber, Gold
Gestickt von weiser Hand.
Da schwebten an den Maschen selbst
Behältnisse von reinem Gold,
Mit Diademen reich besetzt,
Den flammendsten aus Orient.

Ob's keinem leisen Lüſtchen schien,
So wiegend stand's, zu widerstehn,
War's doch so ſest und stark gebaut,
Daſs Yblis, ihre holde Frau,
Noch voll von unverwelkter Jugendkraft,
Wie oft ein holder Traum ihr winkt,
Darunter ſüſse Ruhe ſand.

Rund stand es unentwickelt da,
Um eine Kugel aufgerollt.

Der edle Stein Galazya,
Von fremder Art und zaubervoll,
Weit kälter noch als festes Eis,
Schob andrer Seltenheiten Werth,
Wovon das Netz ergänzt, zurück.

Ein weiser Fürst Arabiens, —
Sein Namen Evax blühet noch, —
Der aller Steine Kunde hat,
Wie klein und groſs und zauberreich
Sie sind, er gab hievon Bericht:
Der edle Stein Galazya
Ist kalt und hart und wunderbar;
Denn läg' er auch ein volles Jahr
Im Feuer ein, er brennte sich nicht warm.
Wer diesen trägt, verarmet nie,
Und wo er Menschen Kühlung weht,
Da blickt man Zauberkelchen kühn entgen,
Und selbst des Busens Gift entschläft.

In Genevis erfuhren die Abgeordneten von Dodone, Lanzelet und Yblis seyen bereits wieder bey König Artus; sie lenkten also nach Caradigan. Man empfing sie auſs freundschaftlichste, zog sie zur Tafel und beschenkte sie reichlich.

Wer schildert uns der Gaben Pracht
An Rossen und an Roſsgezäum,
An Schilden und an Schildgehäng'?
Auf Bogen schimmern Chalcedon
Und Onych und Saphir, und voll
Von Pfeilgeschütz, von Spieſsen voll
Erglänzt der Köcher ladendes Gedeck.
[illegible] Zeuchen Bracken hoch und schnell,
Und Doggen seltner Fertigkeit;
Da schwingt Gevögel fremder Luſt
Sich singend um in reichen Käfigen;
Und köstlich Spielgezeug, geholt
Aus fernen Ländern, reizt das Aug'.
So ward der wackern Heldenschaar,
Was sonst nur trauten Freunden wird,
Der Gaben Wahl und Wunsch erschwert.

Die Boten kehrten nun nach Dodone wieder, nachdem Abrede genommen war, daſs Lanzelet und Yblis dort das Reich übernehmen wollten. Lanzelet lud die Groſsen von Genevis, der Zug langte an und ward sehr stattlich empfangen. Auch die Jungfrauen ritten ihrer Gebieterin entgegen.

Die reizenden Gespielinnen,
In deren Reihen Yblis einst

Zu Kränzen bunte Blumen las,
Entschwanden aller Lebensluſt,
Still, eingehüllt und männerscheu,
Bis einst sie wieder kummerlos
Um Yblis, ihre milde Frau,
In holden Ringen flatterten.

Nun schwillt ein neuer Lebensdrang
Durch alle Adern auf. Hinaus,
Hinaus im lieblichen Gewühl,
Wo man der schönen Yblis harrt!
In weichen Locken flieſst ihr Haar,
Und von den weiſsen Hüſten wallt
Ein luſtiges Gewand empor.

Auch ritten Helden, wohl geschmückt,
Daſs ja kein Ritter stattlicher
In Brabant *) je sich schauen lieſs,
Wenn er zum Kampf, nach Minnesold
Geschwellt, den stolzen Gaul bestieg.

Nie ward, so spricht das wälsche Buch,
Wie mächtig, eine Königin

---

*) Hier wäre also vielleicht Ywerets Reich zu suchen. Dodone stand vielleicht, wo heute Thionville, Diedenhofen steht.

Mit ſolcher Pracht und Herzlichkeit,
Als Yblis zu Dodon' empſahn.

Mit groſsem Gepränge ſetzten die Fürſten des Reichs Lanzeleten und ſeiner Gemahlin die Krone auf. König Artus blieb drey Monat am Hofe.

Geſungen ſind, ihr Ende naht,
Die Abenteuer Lanzelets:
Drob harr' ich einer Bitte nur.
Wer reiner Tugend willig fröhnt
Und ſein Gehör dem Sange lieh,
Wenn er nach Freudenfülle ringt
Und nach des Lebens Seligkeit,
Den Buſen voll von Ruhmbegier,
Vom Reiz der Schönheit Herz und Sinn,
So ſchelt' er dieſes Lied mir nicht,
Das bieder aus dem Buſen drang.

Die wälſche Harfe ſang mir vor,
Und gab der Vorzeit Sagen an.
Nur dann erſt hört' ich ihren Klang,
Als Löwenherz, der Britten Fürſt, —
So fügt' es, der die Welten rollt, —

In Herzog Leupolds Haft gerieth.
Auf ihm stand hohes Lösegeld;
Daher er edler Männer viel,
Groſs an Geburt und ehrenvoll,
Und die Genossen ihrer Fahrt,
Für sich zurück, als Geiſsel, lieſs.
In Deutschlands besten Städten hielt
Sie Kaiser Heinrich um sich her,
Wie ihm sein hehrer Wille rieth.

Und unter Richards Geiſseln war
Auch Hugo von Morville, in dessen Hand
Wir Helden Lanzelet zuerst,
Und seine Abenteuer sahn.

Da faſste lieber Freunde Drang
Von Zatzichoven Ulrich an,
Für Brüdersinn und deutsches Herz
Zu stimmen fremden Harfenlaut
Nach unsrer Väter Minnesang.
Sein Zweck war weder Gold noch Ruhm,
Zu werben nur, so gut er mag,
Nach wohlgesinnter Menschen Huld.
Nun laſst mir tadelfrey den Sang;
Denn bald, nur schwach noch ist sein Laut,
Entschwindet er dem Harfengriff.

Lanzelet lieſs seine Mutter Claryne nach Do-
one kommen. Yblis gab ihm eine Tochter und
rey Söhne.

Er weihte sich der Tugend ganz,
Und sie vernahm der Weihe Ruf.
Die Völker beugten sich vor ihm.
Er bog den Sinn der Mächtigen,
Sah seiner Kinder Sprossen noch
An Würde wachsen und an Ruhm,
Und hauchte Segen Flur auf Flur.
Gott fügt' es ihm so wonniglich,
Daſs sein und seiner Yblis Ruhm
Auf allen Lippen schwebend saſs,
Bis voll an Kraft sie alterten,
Und starben, wie die Kunde spricht,
An einem Tag, noch ungetrennt.

So ruht denn sanft! Mit Wonne sang
Ich euren Ruhm: er stirbt nicht aus,
So lange Heldensinn und Tugend gilt.
Mein Lied der Trägheit nicht entschläft.
Durch den zu dichten ich begann,
Der lohne mir nach seiner Huld,
Und schenkt er ferner Kraft und Frist,
So wag' ich einst durch ihn noch mehr:
Er träufelt Trost und Lohn ins Herz.

Wie ich ihm bin, ſo ſey er mir.
O fleht zu ihm auch ihr für mich,
Die ihr dem Heldenſange horcht!
Daſs Glück euch ſtets zur Seite ſteh',
Mit Huld euch immer leite Gott,
Wünſcht Ulrich, der die Harfe ſenkt.

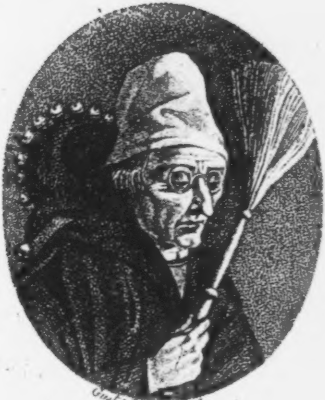
Sebastian Brant's

Narrenschiff

und

Thomas Murner's

Schelmenzunft.


Gust: Zumpe sc.

SEB: BRANT.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Rassmann.

Sechstes Bändchen.

Sebastian Brant und Murner.

Zwickau, 1822.
Bey den Gebrüdern Schumann.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Aus
Brant's Narrenſchiff.

Vorwort.

Sebastian Brant (auch Titio, genannt), geb. 1458 zu Straſsburg, war Doktor und Prof. der Rechte zu Basel, Rath des Kaisers Maximilian, und zuletzt Kanzler in seiner Vaterstadt, wo er 1520 starb. Sein Narrenschiff (das neu Schiff aus Narragonia u. s. w.) stand ehmals in groſsem Ansehn, und wurde von Jakob Locher, (1488 f.) wie auch von dem Pariser Buchdrucker Jodok Badius (1495 f.) ins Lateinische übersetzt.*) Der Dichter schildert hier in 113 Kapiteln die zu seiner Zeit herrschenden Thorheiten und Laster; seine Satyre steht der Murnerschen an Witz und Laune nach, und trägt ganz das Gepräge eines strengen Sittenrichters.

---

*) Auch ins Französische, Englische, und Holländische.

Die Baseler Ausgabe von 1494 wird, obgleich schon eine frühere vorhanden gewesen seyn muſs, für die älteste gehalten. Minder selten sind zwar die Ausgaben: Augsburg 1495, Basel 1509 u. s. w., werden aber doch immer den raren Büchern beygezählt. Das Werk ist mit artigen Holzschnitten verziert, deren erster ein vollbeladenes Narrenschiff abbildet. Eschenburg lieferte in seinen Denkmälern altdeutscher Dichtkunst (Bremen 1799. S. 297. f.) einen Auszug, dem wir, mit Zuziehung der Nasserschen Vorlesungen, hier gefolgt sind.

Ueber Brant's Lebensumstände findet man im deutschen Merkur, 1776. Jan., einige Nachrichten. Vgl. nach Flögel's Geschichte der komischen Literatur (B. 3.), Kochs Kompendium der deutschen Lit., Jördens Dichterlexikon u. s. w.

1. Unnütze Bücher.

Der Büchernarr selbst wird redend eingeführt, und er gesteht, daſs er viele unnütze Bücher gesammelt habe, wovon er viele weder verstehe noch brauche. Er spottet über die Nothwendigkeit der Bücher, deren man, selbst im gelehrten Stande, gar wohl entrathen könne.

Viel sind Doctores an der Zahl,
Wenig Gelehrter überall.

Am Schluſs dieses Abschnitts kommt er auf die Buchdruckerey:

Dank hab' die heil'ge Druckerey,
Die hat viel gelehrte Leut' gemacht,
Wiewohl sie jetzt wird ganz veracht't.

2. Von guten Richtern.

Klagen über die Vernachlässigung des Rechts und guten, weisen Raths, wobey dem Richter seine Pflicht vorgehalten wird:

Gedenk, daſs der kein Richter sey
Wem nicht Gerechtigkeit wohnt bey,
Und er sich billig deſs bescham'
Wer ihm gieht eines Richters Nam'
So ihm Gerechtigkeit gebrist*).
Richten vom Recht entsprungen ist.

Gar oft wird der Streit nicht geschlichtet, sondern noch mehr angefacht:

Im Rath man oft einander mahnt,
Damit die Zeugniss' werden g'spannt.

Billig sollte der Richter Gottes, als unser aller Richters, eingedenk seyn:

Wie du richt'st mich und ich richt' dich,
So wird Er richten dich und mich.

---

*) Gebricht.

3. Von der Habsucht.

Ueber die Thorheit derer, die vielen Reichthum sammeln, um damit zu geizen, und seiner nicht zu genieſsen:

Es hat kein Weiser je begehrt,
Daſs er möcht' reich seyn hier auf Erd',
Sondern daſs er lernt kennen sich:
Wer weis' ist, der ist mehr denn rich.

Die Thorheit und die übeln Folgen des Geizes werden geschildert:

Geiz ist ein' falsch' Erfahrerin,
Wie sie Nutz hab' und heimlich G'winn,
Des offnen Raubs ein gier'ger Schlund,
Sie wird erfüllt zu keiner Stund',
Wann sie nicht hat ist sie verflucht,
Je mehr sie hat je mehr sie sucht.

Mit gröſserm Reichthum wächst der Geiz nur immermehr; und wer reich ist, muſs von seinem Vermögen nützlichen Gebrauch machen:

Reichthum soll man gebrauchen recht,
Gleichwie man braucht ein'n stolzen Knecht;
Geld soll man halten so auf Erd',
Daſs nicht der Knecht dein Meister werd'.

---

4. Von neuen Funden.

Hierunter scheint Brant neue Erfindungen, besonders in Moden und Kleidertrachten, zu verstehen, deren damalige Beschaffenheit man aus seiner Schilderung kennen lernt:

Jetzt hand die weib'schen Narr'n gelehrt
Und schaben all Tag ihr' Zwilchbacken *),
Sie waschens daſs sie werden schmacken,
Und schmieren sie mit Affenschmalz
Und thun entblöſsen Nack' und Hals,
Viel Ring' und groſse Ketten dran,
Als ob sie vor Sankt Lienhard stan,
(Der Menschen bald thut entbinden,
Daſs er sein' Ketten nimmer kann finden.)
Mit Schwefel, Harz puffen das Haar
Darein schlägt er dann Eyerklar,
Daſs es im Schüsselkorb werde kraus;
Der hängt den Kopf zum Fenster aus
Und bleicht das Haar bey Sonnenſeu'r,
Darunter werden Läus' nicht theu'r.
Die trügen jetzt wohl in der Welt,
Das macht, all' Kleider sind voll Felt'.**)

---

*) Die Wangen, als Zwillinge.
**) Falten.

Rock, Mäntel, Hemden und Brusttuch,
Pantoffeln, Stiefeln, Hosen, Schuch
Wild Kappen, Mäntel, Umlauf[*]) dran.
Die deutsche Sitt' will ganz aufgahn.
Man wird schier Buchstab' schreiben dran,
Daſs man seh' an der Liverei
Weſs Geschlechts der Narren jeder sey.
Dann trägt man kurz', dann lange Röck',
Dann groſse Hüt', dann spitzig mit Eck',
Dann Aermel lang, dann weit, dann eng,
Dann Hosen mit viel Farb' und Spreng

Besonders eifert er wider das kurze Abschneiden oder Beschroten der Röcke:

Pfui! Schand' der deutschen Nation;
Was die Natur verdeckt will hon,
Daſs man das blöſst und sehen lat,
Darum es leider übel gat.

Auch den geistlichen Stand bestraft er wegen seiner Kleiderthorheit:

Man seh' jetzt Pfaffen, Mönch', Prälaten,
Wie sie in seltnen Kleidern watten,
Und schleppen ein Theil auf der Erd'
Und gehn mit seltner Weis' und G'berd.

---

*) Umherlaufende Borten.

Den Laien sie sich gleichen wend,
Die Kleider hinten sind zertrennt
Und müssen han ein'n langen Spalt,
Deſs es kein Zier hat noch Gestalt;
Man muſs ihn'n sehen Wamms und Hosen:
Die Hofzucht bringen die Franzosen.

So rügt er auch die breiten Spitzen der Pantoffeln, womit sie die Gassen kehren. Auch zeigt er die schlimmen Folgen solcher Moden, z B des Haarkräuselns:

Kahl wird der Kopf der Kraushaar trägt.
Hätt' Absalon kein Haar gehan,
Er wär' gehangen nicht daran.

---

5. Der alte Narr.

Ein alter Geck wird hier redend eingeführt, der gern noch der Welt mitgenieſsen möchte.

6°. Von Lehre der Kinder.

Ueber die Achtlosigkeit der Eltern gegen die Erziehung ihrer Kinder; über ihre Unbilligkeit gegen Lehrer derselben, welche Strenge brauchen, oft auch aus Geiz die schlechtern Erzieher wählen; auch über das gewöhnliche Miſsgeschick der Kinder, die ihre Väter früh verlieren, und nun von ihren Müttern erzogen werden:

> Es geräth wahrlich gar selten wohl,
> Wann ein' Wittwe erziehen soll
> Ein Kind, daſs es recht wohl geroth,
> Das ist b'sondre Gab' von Gott.

Bey dieser Gelegenheit preist Brant seine Mutter, als eine Ausnahme von dieser Regel. Sehr gut sagt er von dem unnützen Vorzuge adlicher Geburt:

> Denn Anfang, Mittel, End' der Ehre
> Entspringt allein aus guter Lehre.
> Ein löblich Ding ist adlich seyn,
> Aber fremd ist es und nicht dein;
> Es kommt von deinen Eltern har.
> Ein köstlich Ding ist Reichthum gar,
> Aber er ist des Glückes Fall,
> Das auf und abging wie ein Ball.

Ein hübsch Ding der Welt Glory ist,
Doch unstät, dem allzeit gebrist.
Keuschheit des Leibes man viel acht't,
Währt etwa doch kaum über Nacht.
So auch Gesundheit ist sehr lieb,
Und stiehlt sich ab doch wie ein Dieb.
Groſs' Stärk' hält man für köstlich Hab',
Nimmt doch von Krankheit, Alter ab.

7. Zwietracht machen.

Unart der Leute, die uns gegen andre Argwohn beybringen, wenn sie es gleich mit der Wendung thun, daſs es ganz unter uns bleiben müsse; denn solch einer

— will's in Beichtweis' han gethon
Daſs nicht Verweisung komm davon,
Und will nichts mit zu schaffen han:
Denn er es unter der Rose hätt'
Und in dein eigen Herz geredt.

Aus dem Alterthume werden verschiedene Beyspiele von den schlimmen Folgen der Zwie-

acht erwähnt; und dieſs ist noch immer der
all:

Discordia hat Aepfel viel,
Die sie noch etwa unterweil'
Wirft zwischen Freund' und gut' Gesellen,
Daſs sie ihr' Freundschaft ab thun stellen.
Als sie verfuhrt die drey Gespielen,
Die ihnen selbst so wohl gefielen,
Daſs jede sich die schönste meint,
Bis Paris sie daraus bescheint.

8. Keinen Rath pflegen.

Von der Pflicht, in bedenklichen Fällen vernünftige Leute um Rath zu fragen, und ihrem Rathe zu folgen:

Wer nicht mag han daſs man ihn lehrt,
Dem g'schicht recht was ihm widerfährt;
Wer nicht gern hat daſs man ihm rath,
Dem geht es wohl wie es ihm gat.

9. Von bösen Sitten.

Die Rede ist vornemlich vom guten Anstande im äusserlichen Betragen, wobey auch über die Vernachlässigung des sittlichen Wohlstandes in der Kleidung geklagt wird:

Man kann kein'n Rock mehr recht antragen,
Man muſs ihn über die Achsel schlagen,
Die Aermel nehmen in die Hand,
Damit der Leib vorn offen stand,
Als würd' die Welt gereizt zur Schand'.

Und in der Folge:

Besser ist haben gut' Geberd',
Denn allen Reichthum auf der Erd',
Aus Sitten man gar bald verstat
Was einer in sein'm Herzen hat.*)

---

*) Flögel führt, sich beziehend auf Meisters Beyträge zur Geschichte der deutschen Sprache, aus der Zürcher Ausgabe des Narrenschiffs (1563) folgende hieher gehörige Stelle an:

Einer Jungfrau übel ansteht,
Wenn sie zusehr verhüllet geht.

10. Von wahren Freunden.

Freundschaft ist ein sehr mächtig Band,
Und kräftiger in fremdem G'wand

Sie soll auch nicht zu keiner Zeit
Zu eng treten auch nicht zu weit.
Ein' Jungfrau soll nicht hinter sich
Sehen, das steht ihr züchtiglich;
Auch nicht mit den Augen winken,
Will sie an Ehren nicht hinken.

— — — —

Die Töchter tragen auch jetzt das
Was etwa Dirnen schändlich was,
Weit ausgeschnittne Schuh, Schäben, Röck',
Daſs man die Brüste nicht bedeck',
Wickeln viel Hudeln in die Zöpf',
Machen groſs' Hörner an die Köpf',
Als ob es wären wilde Stier',
Gaffen umher wie wilde Thier',
Werfen die Augen hin und her,
Lachen, gaffen alle Winkel an,
Und thut eins ums andre traben,
Damit verführen sie die Knaben,
Die sie grüſsen und gaffen an.

Denn zwischen nahen Freunden dick.
Das kommt allein nur her vom Glück,
Daſs einer dein Verwandter sey;
Aber aus eignem Willen frey
Wird auſserwelt ein g'sellig Freund,
Solch' minder abzuwenden seint,
Daſs sie ein'n Freund in Nöthen lossen,
Wie dieſs oft thun die Blutsgenossen.

11. Nicht glauben der Schrift.

Ueber den Glauben, welcher der Bibel gebührt, und die Nothwendigkeit eines frommen Verhaltens.

12. Nicht vorbedenken.

Wie nothwendig es sey, alles, was man unternimmt, vorher wohl zu überlegen, um sein Verſahren in der Folge nicht bereuen zu dürſen:

Wer in der That gutn Anschlag kann,
Der muſs seyn ein erfahrner Mann,
Oder hat das von Frauen gelehrt,
Die sind solch Rathes hochgeehrt.
Ein Franzos sein' Sach' vor zuricht't,
Ein Lombard ist gut in der G'schicht',
Die Deutschen machen ihr' Anschlag
Wenn man's nicht wiederbringen mag,
Und sind gar weis' nach der Geschicht',
Davor bedenken sie sich nicht;
Deſs spott't man ihr'r in manchem G'dicht.

---

13. Von Buhlern.

Venus wird redend eingeführt, und erzählt verschiedene Beyspiele von ihrer überlistenden Gewalt:

Cupido trägt sein'n Bogen bloſs,
Auf jeder Seit' ein'n Köcher groſs,
In ein'm hat er lang' Hakenpfyl,
Womit er trifft der Narren viel,
Die sind scharf, golden, hakig, spitz,
Wer g'troffen wird der kommt von Witz,

Und tanzt hernach am Narrenholz;
Im andern Köcher Vogelbolz',
Sind stumpf, mit Bley beschwert, nicht leicht.
Der erst' macht wund, der andre fleucht.
Wen trifft Cupido, den entzünd't
Amor, sein Bruder, daſs er b'findt.
Das sind zwey böse Hurenkind.

14. Von Vermessenheit.

Von der trüglichen Sicherheit derer, die ruhig fortsündigen, und sich auf Gottes Barmherzigkeit verlassen.

15. Närrische Anschläge.

Bestraft vornemlich die Thorheit der Baulust:

Wer kauft ein vor gebautes Haus,
Der gibt sein Geld nützlich aus;
Den halt' ich für ein'n weisen Mann,
Der ihm mit Geld Fried' schaffen kann:
Er g'winnt dann das Halb' daran.

16. Von Prassern.*)

Der thut ein'm Narren an die Schuh,
Der weder Tag noch Nacht hat Ruh,

---

*) Voran geht ein Holzschnitt, auf welchem ganz im Hogarthschen Geist ein Freſs- und Saufgelag abgebildet ist. Einer hält in behaglicher Stellung eine Rehkeule im Maule; er hat gepackt was er konnte; eben jetzt soll der Biſs geschehen und nach der Gierde, die aus seinem Auge spricht, hat er nicht die Absicht, etwas mehr als die Knochen übrig zu lassen. Ihm gegenüber sitzt ein andrer, den rechten Arm auf den Tisch gestützt und in der Hand den vollen Becher haltend; er scheint den trefflichen Appetit des Fressers mit innigem Wohlgefallen zu belächeln. Dem Fresser zur linken Seite, bemerkt man eine griesgramige, durch Wollust und Völlerei entnervte, Karikatur, die vielleicht leer ausgegangen war, oder nicht genug bekommen hatte. Diese Figur kontrastirt sehr sonderbar mit dem wohlgenährten und frohberauschten Zecher auf der andern Seite, dessen holdselig lächelnde

Wie er den Wanst füll' und den Bauch
Und mach' aus ihm selbst ein'n Weinschlauch,
Als ob er dazu wär' geboren
Daſs durch ihn würd' viel Weins verloren,
Und er wär' ein täglicher Rief.
Der g'hört wohl in das Narrenschiff:
Denn er zerstört Vernunft und Sinn';
Das wird er in dem Alter inn',
Daſs ihm wird schlottern Kopf und Händ',
Er kürzt sein Leben und sein End'.
Ein schädlich Ding ist's um den Wein,
Bey dem mag niemand witzig seyn,

Miene uns zu sagen scheint, wie herrlich es ihm geschmeckt habe. Bey dem Glatzkopf an der Mitte des Tisches äuſsern sich die Wirkungen des berauschenden Getränks am sichtbarsten. Die Schellenkappe hängt ihm im Nacken, und seine, wie es scheint, aus dem Gleichgewicht gekommene nicht unbeträchtliche Körpermasse neigt sich so lästig zu dem Nachbar auf der linken Seite herüber, daſs man für das Trinkgefäſs fürchtet, was der letztere im Begriff gewesen war, an den Mund zu setzen. — Ueber dem Holzschnitt steht, wie immer, ein kurzer Denkspruch.

Wer Freud' und Lust darin ihm sucht.
Ein trunkner Mensch gar niemands rucht
Und weiſs kein Maſs noch Unterscheid.
Viel Unkeusch kommt aus Trunkenheit,
Viel Uebels auch daraus entspringt:
Ein Weiser ist, wer sittlich trinkt.
Noah mocht' leiden nicht den Wyn,
Der ihn doch fand und pflanzet' ihn;
Loths Sünd' durch Wein zur andern fahrt,
Durch Wein der Täufer g'köpfet ward.
Wein macht aus einem weisen Mann,
Daſs er die Narrenkapp' streift an.
Da Israel sich füllet voll,
Und ihm der Bauch war mehr denn voll,
Da fingen sie zu spielen an
Und muſsten da getanzet han.
Gott gebot den Söhnen Aaron,
Daſs sie seyn sollten Weines ohn'
Und alles, was da trunken macht:
Deſs Priesterschaft doch wenig acht't.
Da Holofernes trunken ward,
Verlor er Kopf, dazu den Bart.
Thamyris richt't zu Speis' und Trank,
Als sie den König Cyrus zwang.
Durch Wein lag nieder Bennedab,
Da er verlor noch all' sein' Hab'.
All' Ehr' und Tugend gar vergaſs
Alexander, wann er trunken was,
Und thät gar oft in Trunkenheit

Was ihm ward selber darnach leid.
Der reich' Mann trank als ein Gesell,
Und aſs des Morgens in der Höll'.
Der Mensch wär' frey ,'kein Knecht würd' seyn ,
Wenn Trunkenheit nicht wär' und Wein.
Wer Weins und feist Dings fleiſset sich,
Der wird nicht selig oder rich,
Dem weh! und seinem Vater weh!
Dem wird Krieg, und viel Unglück me
Wer stets sich füllt wie eine Kuh,
Und will ein'm jeden trinken zu
Und warten, als das man ihm bringt.
Denn wer ohn' Noth yiel Wein austrinkt,
Ist jenem gleich, der auf dem Meer
Entschläft, und liegt ohn' Sinn Wehr':
So thun die auf den Praſs hant Acht,
Schlemmen und demmen Tag und Nacht;
Den'n trägt der Wirth noch Kundschaft zu:
Ein'n Bug und Viertel von einer Kuh,
Und bringt ihn'n Mandeln, Feigen, Riſs,
So bezahlen sie ihn auf dem Yſs.
Viel würden bald sehr witzig seyn,
Wenn Weisheit steckte in dem Wein,
Die in sich gieſsen spat und fruh,
Ja einer trinkt dem andern zu:
Ich bring' dir eins, ich kitzle dich;
Das gebührt dir, der spricht, so wart' ich,
Und wehr' mich, bis wir beyd' sind voll.

Da ist den Narren jetzt mit wohl,
Eins auf dem Becher, zwey für den Mund;
Ein'n Strick an den Hals wär' ein'm gesund
Und besser, denn solche Völlerey
Treiben. Es ist ein' groſs' Narrey,
Die Seneka zeitig versach,
Darum er in sein'n Büchern sprach:
Daſs man würd' etwa geben mehr
Ein'm Trunknen, denn ein'm Nüchtern'n Ehr',
Und man würd' wollen gerühmet seyn,
Daſs einer trunken wär' von Wein.
Die Biersupper ich dazu mein',
So einer trinkt ein thun allein,
Und werden dabey also voll,
Man lieſ' mit ein'm ein' Thür' auf wohl.
Ein Narr muſs viel gesoffen han,
Ein Weiser mäſsig trinken kann,
Und ist gesünder viel damit
Denn, der mit Kübeln in sich schütt't.
Der Wein ist gar sanft am Eingang,
Zuletzt sticht er doch wie ein' Schlang',
Und gieſst sein Gift durch alles Blut,
Gleichwie der Basiliskus thut.

17. Verachtung der Armuth.

Ein'm jeden glaubt soviel' die Welt,
Als er hat in seiner Tasche Geld.

Ohne Geld gelangt man, bey allen Verdiensten, zu keinen Ehrenstellen:

Wär' noch im Leben Salomon,
Man lieſs' ihn in den Rath nicht gon,
Wenn er ein armer Weber wär'
Oder ihm stünd' sein Seckel leer.

18. Dienst zweyer Herren.

Thorheit derer, die vielerley Geschäfte übernehmen, und keins recht abwarten:

Der hier muſs seyn und anderswa,
Der ist recht weder hier noch da.

19. Von vielem Schwätzen.

Nöthige Zähmung der Zunge, die durch ihr Geschwätz gar bald die Thorheit des Herzens verräth:

Viel Schwätzen ist selten ohn' Sünd',
Wer viel lügt der ist niemands Fründ,
Wer Herren übel reden thut
Das bleibt verschwiegen nicht lang Zeit — —
Und nimmt die Läng' nicht wohl gut' End',
Denn Herren haben lange Händ'.
Wer über sich viel hauen will,
Dem fallen Spän' in die Augen viel,
Und wer sein'n Mund in Himmel setzt
Der wird oft mit sein'm Schad' geletzt.

20. Vom Schatzfinden.

Unrechtmäſsiger Besitz dessen, was man findet, und wovon man weiſs, es gehöre andern. Wie schlimme Folgen dieſs haben könne, wird mit einigen warnenden Beyspielen gelehrt.

21. Strafen und Selbstthun.

Verwerflichkeit der Sittenlehrer, welche die Fehler selbst begehen, die sie an andern bestrafen. Je angesehener der ist, welcher fehlt, desto ansteckender sind seine Fehler:

> Ein jedes Laster das geschieht,
> So viel scheinbarer man es sieht,
> So viel als der wird höh'r geacht't,
> Der solches Laster hat vollbracht.

---

22. Die Lehre der Weisheit.

Meistens eine Paraphrase des 1. Kap. im Buche der Weisheit.

23. Ueberhebung im Glück.

Schlimme Folgen des Uebermuths in glücklichen Umständen, die gar leicht eine andre Wendung nehmen können. Nothwendigkeit schmerzhafter Heilungsmittel in miſslichen Krankheiten, die der Kranke sich gefallen lassen muſs, wenn er genesen will:

Wer ein'm Arzt in der Krankheit lügt,
Und in der Beicht' ein'n Priester trügt,
Und Unwahr sagt sein'm Advokat
Wenn er will nehmen bey ihm Rath,
Der hat ihm selbst allein gelogen
Und mit sein'm Schaden sich betrogen.

24. Von zu vielen Sorgen.

Um Dinge, die uns nicht angehen, oder die wir nicht ändern können, sollten wir unbekümmert seyn. Im niedern Stande lebt man am unbesorgtesten.

25. Von Borg aufnehmen.

Gleich bösen Schuldnern handeln gottlose Menschen, die ihre Besserung verschieben.

26. Von unnützen Wünschen.

Ueber die Thorheit menschlicher Wünsche, und das oft verfehlte Glück, welches man durch Erfüllung derselben erlangt. Auch der Wunsch eines langen Lebens und der Wunsch, älter zu seyn, als man ist, ist von dieser Art:

Nicht wünsch', dein' Jahr' gehn selber hin,
Verschwinden bald und du mit ihn'n;
Du magst verharren nicht so lang,
Daſs du siehst wie all' Ding' ausgan.

27. Unnützes Studieren.

Von zwecklosen gelehrten Beschäftigungen, und unnützem Disputiren:

Denn sie nicht um die Wahrheit rechten,
Sondern durch Lob und Ruhm sie flechten
Und werden so verhärt't damit,
Daſs sie der Wahrheit weichen nit,
Und ist ihn'n nöth'ger wie sie g'winnen,
Denn wie sie der Wahrheit nachsinnen.

Auch wird über die unnütze Verschwendung der akademischen Jahre geklagt:

Damit so geht die Jugend hin!
So sind wir zu Leipzig, Erfurt, Wien,
Zu Heidelberg, Metz, Basel gestanden,
Kommen zuletzt doch heim mit Schanden.
Das Geld das ist verzehret do,
Der Druckerey sind wir dann froh
Und daſs man lehrt auftragen Wein,
Daraus wird dann ein Häuselein.
So ist das Geld gelegt wohl an:
Studenten Kapp' will Schellen han.

28. Wider Gott reden.

Es ist die vermessenste Thorheit, Gottes Wege und Einrichtung meistern zu wollen! Solch ein Vorwitz wird gewöhnlich bestraft.

---

29. Andere verdammen.

Von dem thörichten Dünkel, sich allein für fromm und weise zu halten, und andre zu verurtheilen.

---

30. Von vielen Pfründen.

Besser, sich mit Einem Amte oder Einer Pfründe begnügen, als nach mehrern trachten, die man doch nicht gehörig abwarten kann:

> Merk', wer viel Pfründen haben well,
> Der letzten wart' er in der Höll'.

Da wird er finden ein' Präsenz,
Die mehr thut denn hier sechs Absenz,
Und mag dann nicht mehr dispensiren,
Er muſs darauf selbst residiren
Und sich der Pfründen wohl ergötzen,
Man läſst ihm kein' Vikarien setzen

31. Aufſchub suchen.

Wer immer Aufſchub sucht, und seine Besserung verschiebt, ist ein Thor, und stirbt darüber hin.

32. Vom Frauenhüten.

Umsonst hofft man, eine Frau zu hüten, und von ihrer Tugend versichert zu seyn.

33. Vom Ehbruch.

Ehbrechen nimmt man also gering.
Als ob man schnellt' ein'n Kieseling *).

Klagen über die Seltenheit der ehelichen Treue, und Beyspiele ihrer Verletzung Lehren der Sittsamkeit für das weibliche Geschlecht:

Ein' fromme Frau soll haben G'berd',
Ihr' Augen schlagen zu der Erd',
Und nicht Hofahrt mit jedermann
Treiben und jeden gaffen an.

34. Narr hier als fern.

Wider die Begierde nach allem, was neu und fremd ist, und den Unbestand in der Wahl seiner Geschäfte.

---

*) Kieselstein.

35. Leicht zürnen.

Der Narr den Esel allzeit reit't,
Wer viel zürnt da man nichts um geitt*)
Und um sich schnaubet als ein Hund,
Kein gütig Wort geht aus sein'm Mund,
Kein'n Buchstab kann er denn das R,
Als ob ein Hund sein Vater wär'.

Beschreibung des Zornsüchtigen:

Wer zornig ist der untersteht
Was er selb zehen sonst nicht thät',
Sein Mund der schnaubt, sein' Augen brennen,
Sein Antlitz schwillt gleichwie Bruthennen,
Sein' Händ' wirft er unordentlich,
Sein' Füſse treiben stets fürsich,**)
Sein' Adern laufen auf voll Blut,
Er beiſst und bellt aus heiſser Glut,
Und schreit wie ein Waldesel thut.

---

*) giebt.
**) vorwärts.

36. Eigenrichtigkeit.

Nicht sowohl Eigendünkel, als das Wesen eines Sonderlings. Wer allein in der Welt fertig zu werden denkt, und nicht fremde Hülfe noch Freundschaft sucht, heiſst eigenrichtig, oder vielmehr einricht:

Der sonderlich sich ist abkehren
Und ist so einricht daſs er nit
Mag bleiben in der Gemein' zu Zyt.
Der Weis' spricht, es sey in der Gemein'
Viel besser seyn denn gar allein,
Zwey wärmen auch einander bald,
Wer schläft allein der bleibt lang kalt,
Ein Pilger, der von G'sellen scheid't,
Dem widerfährt allein oft Leid.

37. Von Glückes Fall.

Ueber den Unbestand und schnellen Wandel des Glücks, und die Unsicherheit der Ehre, der Gewalt und des Reichthums.

38. Kranke, die nicht folgen.

Wer einen Arzt zu Rathe zieht, muſs ihm Folge leisten, nicht das Gegentheil von dem thun, was er ihm vorschreibt und verordnet.

39. Oeffentliche Anschläge.

Klugheit fordert Verschwiegenheit, damit der Anschlag bis zur Ausführung verborgen bleibe, und nicht dadurch, daſs er zu früh öffentlich bekannt wird, hintertrieben werde:

Ich halt' nicht für ein'n weisen Mann
Der nicht sein'n Anschlag bergen kann:
Denn Narrenrath und Buhlerwerk,
Ein' Stadt gebaut auf einem Berg,
Und Stroh das in den Schuhen leit*) —
Die vier verbergen sich kein' Zeit.**)

---

*) liegt.
**) nicht lange.

Am Schluſs klagt sich der Verfaſser selbst der Thorheit an, sich zu früh eines ungewissen Glücks erfreut, und es dadurch verloren zu haben:

Ich selber sitz' in diesem Narren,
Wollt' etwa auf ein'n Vogel harren,
Und eh derselbe kam zum Zweck.
Flogen mir sonst wohl sechs hinweg.

40. An Narren stossen.

Eine sprüchwörtliche Redensart, die soviel bedeutet, als: selbst darüber zum Narren werden, daſs man andre ihrer Narrheit wegen straft.

41. Nicht achten alle Rede.

Ueber die Gleichgültigkeit des Weisen gegen Tadel und üble Nachrede. Nur sich selbst muſs man von seinem Thun Rechenschaft geben können:

Kein'n soll man fürchten also sehr,
Er red' auch Laster, Schand', Unehr',
Als vor sich selbst man fürchten soll;
Ein'm andern magst du entrinnen wohl,
Aber dir selbst magst nicht entfliehen,
Du muſst den Wurm stets mit dir ziehen. —
Ohn' andre Leut' magst du seyn dick,[*]
Ohn' dich selbst nicht ein'n Augenblick.

42. Spottvogel.

Schlimme Folgen des Spottes, der gemeiniglich auf den Spötter selbst zurückfällt.

---

[*] oft.

und Liebe gegen ihn gewöhnt haben? Nein, Freund, wir werden auch noch dann wenn nach einigen von zärtlichen Herzen über unser Grab geweinten Thränen unser Name vielleicht bey der Welt vergessen werden sollte, die erhöheten Kräfte unsers Geistes in einem himmlischen Umgang anstrengen, die Werke der ewigen Weisheit, die wir hier unter unserm Landleben kennen lernten, tiefer einsehen, und mit höhern Vergnügungen. Vielleicht erinnern wir uns dann noch einmal mit zufriedenem Geiste des Gesprächs, das wir hier unterhalten, und der glücklichen Tage, worin wir uns unter den Reizungen der schönen Natur und der Freundschaft ergötzten, und in ihnen unsre Seele zu edlen Kenntnissen und Empfindungen zu gewöhnen anfingen. O! Freund, welche Aussicht! Wie wallet das Herz bey dieser Vorstellung in frohen Erwartungen empor, und wie fest sind seine Entschliessungen, mit Ihnen die Annehmlichkeiten des Landlebens so lange würdig zu geniessen, als die Güte des Himmels sie uns gönnen wird! Kommen Sie, Freund, unsre Phantasie mag diesen Bildern noch weiter in stillen Träumen nachhängen, kommen Sie jetzt zur Ruhe; die Stunden der Mitternacht sind schon vorüber, und bleicher schimmern schon die Sterne.

15.

Abschied.

Laſst uns, Freunde, die Vergnügungen des schönen Jahres geniessen; die Zeit entführt sie uns, wie eine leichthinfliehende Welle ein fallendes Blatt mit sich fortnimmt; und aus der ungetreuen Zukunft versichert uns kein Bürge, wie viele Frühlinge noch über unser Haupt zurückkehren werden.

Dum licet, in rebus jucundis vive beatus,
Vive memor, quam sis aevi brevis! *)

Dies war so oft die Aufmunterung unter den Mitgenossen meiner Landergötzungen; und eben die Schnelligkeit, womit sie vorüber fliehen, trieb uns an, sie mit voller Begierde zu ergreifen, ehe wir es bedauern durften, sie verloren zu haben.

Mit welchem heimlichen Verdruſs würden wir es uns vorwerfen, wenn wir die Menge der sanften Reizungen, die uns die schöne Natur überall angeboten hat, hätten ungenossen verblühen las-

---

*) Horaz.

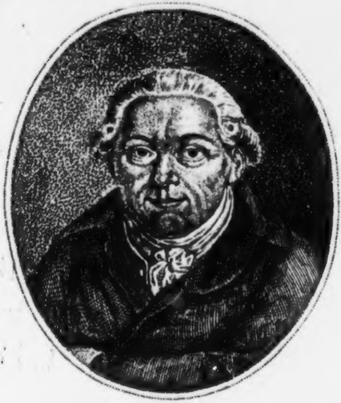
sen, oder wenn wir sie unedel angewandt hätten? Sie sind da gewesen, aber nicht vergebens für uns. Ermattet in der fruchtbaren Erzeugung so vieler Schönheiten und Vortheile bereitet die Erde sich wieder zur Ruhe. Die Luft hat ihre balsamischen Gerüche und ihre Wärme verloren; ihre Heiterkeit ist in Nebel und feuchte Wolken entwichen; die Schwalbe ist verschwunden und die Melodie der Vögel verstummt; die Gärten zeigen nur welkende Kräuter, entfärbte Reste abgefallener Blumen, beraubte Fruchtbäume; die Lilienbeete, um welche sonst Zephire und Schmetterlinge scherzten, werden von einsamen Raben besucht, die für ihre Nahrung umher spüren; geleert von ihren Schätzen und öde liegen die Felder da; ermattet ist das Grün der Hügel, und dicke Luft umdampft die Stirne der Berge; melancholisch erhebt der Wald seine gelben Gipfel, wirft seine Blätter, die so oft die schlagende Nachtigall verbargen und uns am Mittage kühlten, in den schmutzigen Staub herab, und läſst sie ein Spiel der Winde werden, Wie rührend ist dieser Anblick der entblöſsten Natur! Wie unvermerkt zerflieſst ein fühlendes Herz in stiller Wehmuth, wenn wir an den Stellen wo tausend Schönheiten reizten, sie abfallen, welken, verwesen, und eine öde Unfruchtbarkeit sich ausbreiten sehen! Ein Bild erweckt das andere, und wir erblicken in dem, was wir in den Veränderungen der Natur wahrnehmen, uns selbst, und das, was wir zu erwarten haben. So verwelken die Ergötzungen der Erde, so fallen die Kräfte des Leibes ab, so sinken die Liebreize der Schönheiten in den Staub, so werden wir unsern Reichthümern und Würden entrissen, so wird die noch von uns übrige Asche, wie das Andenken unsrer Namen, und oft unsrer Thaten zerstreut, und die nach uns erwachende Nachwelt nimmt unsre Stelle ein, ohne zu wissen, wer sie besessen hat. Welche Güter dürfen wir sehnlicher begehren, als die, welche den Verwüstungen der Zeit entgehen, und mit der Unsterblichkeit unsers Geistes fortdauern?

Nur der gute Gebrauch ersetzt die kurze Dauer der Güter der Welt; und ein weiser Mann sieht ihrer Flucht mit ruhigen Blicken nach. Da selbst unser Leben, das mit so göttlichen Vorzügen gekrönt ist, nichts beständiges hat; warum sollten wir uns denn über den Verlust der Dinge betrüben, die nur eine Zugabe sind? Und warum über die Entfernung der Reizungen, die unsre Sinne ergötzen, uns grämen, da selbst das Licht unsrer Augen verlöschen und die Kraft des Gehörs verschwinden wird? Die Unbeständigkeit unsrer sinnlichen Vergnügungen soll für uns eine Warnung seyn, uns ihnen nicht mit einem blinden Vertrauen, nicht mit einer unmässigen Begierde zu überlassen; sie sind uns nur als kleine Erfrischungen auf der Reise dieses Lebens zugestanden; sie entfliehen, wenn wir uns ihren ewigen Besitz träumen; und wir erwachen, um uns betrogen zu sehen.

Und würden wir nicht an den Annehmlichkeiten des Jahres allen Geschmack verlieren, wenn die Gesetze der Natur erlaubten, daſs der Sommer die Stelle des Herbstes und des Winters vertreten, und seine Fortdauer bis in die Zurückkunft des Frühlings verlängern dürfte? Ausser der für alle Geschöpfe gefährlichen Zerrüttung, die eine Folge dieser Veränderung seyn müſste, würde sogar die unaufhörliche Gegenwart einerley Reizungen uns verdrieſslich machen; klagen würden wir, und nicht mehr froh der Ankunft des Frühlings entgegen sehen. Indem der Herbst und der Winter unsern Sinnen allmählig die Gegenstände der sommerlichen Ergötzungen entziehen, und die Seele in den öden beschneyten Tagen eine Art der Erholung von ihren genossenen Vergnügungen schöpft; so bereitet sie sich wieder zum neuen Genuſs des Frühlings, dessen Freuden ihr desto willkommener sind, da sie dieselben auf eine Zeit hat entbehren müssen. Laſst diese Sorge der wohlthätigen Natur für die Beständigkeit unsrer Vergnügungen, indem sie uns dieselben zu rauben scheint, nicht unbemerkt; ihr werdet sie in allen Vorfällen des Lebens wiederfinden. —

Aber hat denn das Landleben gar keine Freuden mehr? Hat denn der siegende Herbst nichts mehr, das unsern Abschied von dem Sommerhause noch mit einiger Ergötzung erfreute? Ja, obgleich den Wiesen ihr Gras und den Fluren ihre Erndte genommen ist, so sind doch noch die sonnigten Abhänge der Weinberge Schauplätze des Segens und der Freude, und nur spät scheint der Herbst die Traube zur Reiſe zu bringen, damit die letzten Tage auf dem Lande auch ihre Anmuth haben. Welches Gedränge des Fleisses, und welches Frohlocken belebt weit umher die Hügel! Der Reichthum der Trauben, die Menge von Körben, das fröhlige Umhertragen, die lauten Scherze der Winzer, das Knarren der pressenden Kelter, die schäumenden Fässer voll ſüſsen Safts, die Lieder von Freyheit und Wein, die Spiele und Tänze am Abend — welche vergnügende Scene, und welch reicher Vorwurf für den Dichter und Maler! Ganze Dörfer sind zu diesem Feste versammelt, und eine weite Landschaft umschwärmt die schönen Hügel, von welchen der gütige Herbst die reine Fluth des Weins, noch in gelben Beeren verschlossen, austheilt, fruchtbarer nicht für die Wollust, sondern für die Erquickungen des Lebens. Doch auch dieser Auftritt dauert nicht lange; der Vorhang fällt, und das Spiel der ländlichen Freuden ist geendigt.

Wir verlassen unser Landhaus, um welches rauher die Luft zu wehen beginnt, und die weite Gegend umher ihre ausgeblüheten Reizungen abgeworfen hat. Lebe denn wohl, geliebtes Land! Lebt wohl ihr Hügel und Thäler und Bäche und Wälder, und du schöne Wohnung, in deren Schoos wir einen Ueberfluſs der süssesten und edelsten Vergnügungen genossen. Erfüllt mit einer geheimen Dankbarkeit und mit sanfter Wehmuth verlassen wir dich; und mit einem Auge, das eine gerechte Empfindung feuchtet, schauen wir zu dir zurück. Keine Rauhigkeit des Winters wird uns die Bilder so vieler Reizungen auslöschen; unsre immer belebte Phantasie wird sich selbst durch die dicken Schneegestöber eine heitere Aussicht eröffnen, und uns den Anblick jener unvergeſslichen Freuden immer wieder gegenwärtig machen. Entkleidet euch denn von euren falben Blättern, ihr Wälder; werft nur den kahlen Rest eures Schmucks ab, ihr Fluren; und zuhet unter den schützenden Decken des Winters, bis ihr zu neuen Schönheiten erwacht, das Auge der Städte reizt, und auch uns vielleicht zu den Freuden des Landlebens wieder ruft. O! möchte ich dann mit eben dieser sorgenfreyen Brust euren Reizungen wieder entgegen eilen; oder wenn ich den Abend meiner Tage erreichen, wenn er eben so heiter seyn soll, als mein Morgen war, o! so vergönne mir, gütiger Himmel, nicht Reichthum, nicht Würden, nur dieses Loos, aus den Unruhen der Geschäfte nicht unwürdig ermattet in den Schatten des Landes zurückzukehren, da die letzten Erquickungen deren Weisheit zu schöpfen, und, nur einigen redlichen Freunden und meinem Thale bekannt, den Geist von stiller Zufriedenheit zu dem Genuſs weit höherer Freuden auszuathmen, als die er hier empfing, und zu den Entzückungen eines ewig blühenden Frühlings.



G.C. LICHTENBERG.

43. Verachtung ewiger Güter.

Es ist Unverstand, bloſs auf zeitliche Güter zu sehen, und der ewigen nicht zu achten.

---

44. Kirchen verunehren.

Von dem Miſsbrauch der Kirchen, und Störung des Gottesdienstes durch Geräusch, durch's Mitbringen der Hunde, Vögel u. s. w.

---

45. Muthwillige Unfälle.

Dem geschieht recht, der sich muthwillig Unglück bereitet; er verdient weder Hülfe noch Bedauern.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Zwey und fünfzigstes Bändchen.

Lichtenberg's Schriften.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann*.

Georg Christoph Lichtenberg

wurde am 1. Juli 1742 zu Oberramstädt, einem bey Darmstadt liegenden Dorfe, geboren. Er war das achtzehnte und jüngste Kind seiner Aeltern. Sein Vater lebte einige Zeit als Prediger in diesem Dorfe, und starb als General-Superintendent zu Darmstadt. Bis in sein achtes Jahr hatte der junge Lichtenberg einen gesunden und wohlgebildeten Körper gehabt; erst in diesem Alter zeigten sich die Folgen einer frühern Verrenkung des Rückgrats durch die Unvorsichtigkeit einer Wärterin, und von jetzt an wurde sein Körper verwachsen. Physikalische und mathematische Wissenschaften liebte er von seiner frühesten Jugend an, und ihnen dankte er späterhin den gröſsten Theil seines Rufs als Lehrer und Schriftsteller. In einem Alter von 19 Jahren ging er im Jahr 1763 nach Göttingen, wo er sich dem Studium der gesammten Wissenschaften mit groſsem Eifer hingab. Im Jahr 1770 sollte er Professor in Giesen werden, aber Göttingen hatte die Fähigkeiten des jungen Mannes zu sehr kennen lernen; es wurde ihm daselbst eine ausserordentliche Professur angeboten, die er auch nicht ausschlug. In gedachtem Jahre hatte er zwey junge Engländer von Stande nach London begleitet, wo er nicht allein die Bekanntschaft der Londner

Astronomen machte, sondern auch dem Könige vorgestellt wurde. Seine Liebe für England veranlaſste ihn, dasselbe im Jahr 1774 abermals zu besuchen. Der eben von seiner Reise um die Welt zurückkehrende Joh. Reinhard Forster und dessen berühmter Sohn Georg waren wohl die interessantesten der Bekanntschaften, die er da machte. Im Jahr 1775, nachdem er für seine Wissenschaft und seinen Geschmack ungemein gewonnen hatte, kehrte er nach Göttingen zurück. Im Jahr 1788 erhielt er den Titel eines Königlich Groſsbrittanischen Hofraths. Seine Vorlesungen über die Experimental-Physik waren von ausgezeichnetem Werthe, und sein Apparat zu denselben war königlich. Mit groſsem Erfolg trat er als physikalischer Schriftsteller auf und forderte dadurch die Wissenschaft auf mannichfaltige Weise. Gelehrte Streitigkeiten, in welche er verwickelt wurde, sprachen seine ihm eigenthümliche Laune und seinen herrlichen Witz dermaſsen an, daſs er stets als Sieger vom Kampfplatze abtrat. Durch mehrere kleine Aufſätze und Gelegenheitsschriften, besonders aber durch seinen unübertrefflichen Commentar der Hogarthschen Kupferstiche hat er sich auf den ersten Platz der deutschen humoristischen Schriftsteller gestellt. Seine Schriften dieser Art gehören zu den besten prosaischen Schriften der Deutschen.

In den letzten Jahren seines Lebens wurde dieser groſse Mann, wahrscheinlich durch die immer mehr zunehmende Entstellung und Entkräftung seines Körpers, sehr hypochondrisch und im eigentlichen Verstande fast menschenscheu, so, daſs er nicht nur Jahre lang sein Zimmer hütete, sondern auch Niemand, mit Ausnahme einiger vertrautern Freunde, bey sich sehen wollte. Er wurde endlich von einer Brustentzündung mit Seitenstechen und Blutauswurf überfallen, und erlag den heftigen Angriffen derselben, noch nicht 57 Jahre alt, am 24. Februar 1799. — Lichtenberg war ein ausgezeichneter, origineller Kopf, dem kein Gegenstand einer Wissenschaft fremd, oder ohne Interesse war. Eine gewisse Hinneigung zum Uebersinnlichen wich nur erst in spätern Jahren dem Scepticismus seines abstracten Verstandes. Streng wissenschaftlicher Geist und poetischer Sinn waren daher auf eine seltsame Weise in ihm verschmolzen, und brachte eine überraschende Erscheinung in ihm hervor. Er war nicht etwa durch Kunst, sondern im Gefolge seiner ursprünglichen Individualität einer unserer wenigen Humoristen, und besaſs jenes geheimniſsvolle bezaubernde Gemisch von lachendem, unerschöpflichem Witz, treffender Satyre und tiefem Gefühl, welches wir Humor nennen, und welches man leichter besitzen als erklären kann. Wahrheit ging ihm dabey über alles, und in seinen Schriften zeigt sich überall der Mann, der vor keiner neuen Ansicht erschrickt, sondern mit Scharfsinn und Billigkeit das Wahre vom Truge zu unserscheiden suchte.

Lichtenbergs Schriften, zuerst nur in Journalen und Taschenbüchern zerstreut, wurden erst nach seinem Tode von dem Legationsrath Lichtenberg und dem Professor Kries zu Gotha gesammelt, und unter dem Titel: G. C. Lichtenbergs vermischte Schriften, in 9 Octavbänden, bei Dietrich in Göttingen, in den Jahren 1800 — 1806 heraus gegeben. Aus dem 3., 4. und 5. Bande dieser Sammlung ist unsere Etui-Ausgabe gewählt worden. Im Jahr 1800 erschienen zu Bayreuth, wie es scheint, von unberufener Hand: G C. Lichtenbergs auserlesene Schriften, in einem Octavbande, die aber jetzt im Buchhandel fehlen. Besonders, und groſsentheils noch bey seinem Leben, erschien seine Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche, in eilf Lieferungen, (Göttingen, 1795 – 1808), die aber nur bis zur fünften Lieferung von ihm selbst herrührt. Dieses Werk ist eine wahre Fundgrube des Witzes und der Menschenkenntniſs, und muſs als die gelungenste Arbeit des Verfaſsers betrachtet werden.

Nachrichten von **Lichtenbergs Leben** und **Urtheile** über seine Schriften findet man 1) in **Lichtenbergs** vermischten Schriften, B. I. S. 1—48. 2) in **Schlichtegrolls** Nekrolog, J. 1799. B. II. S. 97—220. 3) in **Jördens** Lexicon deutscher Dichter, B. III. S. 334—364, und in mehrern schönwissenschaftlichen und literarischen Handbüchern oder Journalen.

46. Gewalt der Narrheit.

Schädlichkeit der Thoren, die Gewalt in Händen haben, oder gar am Ruder der Regierung ſitzen.

47. Weg der Seligkeit.

Der Thor verfehlt des rechten Weges zu ſeinem künftigen und ewigen Glück. Er wählt den breiten Pfad ſtatt des engen, der zum Leben führt.

48. Das Geſellenſchiff.

Beſtrafung der Kaufleute, Handwerker und Künſtler, die thöricht und zwecklos bey ihrem Gewerbe verfahren.

Inhalt.

Seite.

Patriotischer Beytrag zur Methyologie der Deutschen u. s. w. 1

Von ein paar alten deutschen Dramen . 17

Besondere Achtung einiger Völker gegen die Damen 41

Ueber die Vornamen. Ein Beytrag zur Geschichte menschlicher Thorheiten . 43

Ueber die Kopfzeuge. Eine Apologie für die Frauenzimmer-Moden und ihre Abbildungen im Calender 49

Etwas über den Nutzen und Cours der Stockschläge, Ohrfeigen, Hiebe u. s. w. bey verschiedenen Völkern 60

Seite
Amintors Morgen-Andacht 68
Trostgründe für die Unglücklichen, die am 29. Februar geboren sind 76
Ueber Gewitterfurcht und Blitzableitung 86
Von den Kriegs- und Fast-Schulen der Schinesen, u. s. w. 103
Streit über einen Sitz in der Kirche, keinen bischöflichen 127
Verzeicnifs einer Sammlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden sollen 132
Rede der Ziffer 8, am jüngsten Tage des 1798. Jahres, im grofsen Rath der Ziffern gehalten 146
Wie man zum Citoyen du pays plat gemacht wird 170

I.

Patriotischer Beytrag
zur
Methyologie der Deutschen.

Nebst einer Vorrede
über
das methyologische Studium
überhaupt.

Vorrede.

Unter uns Deutschen gesprochen, wo ich nicht sehr irre, so sind die Zeiten, da Europa die Systeme so von den Deutschen nehmen muſste, wie das Gewürz von den Holländern, ihrem Ende sehr nahe, oder vorbey. Ein Theil unserer Landsleute ist jetzt in den allgemeinen kritischen Aufſtand und in das Recensiren omnium contra omnes so verflochten, daſs er nicht hört, und der andere hat seine Augen in Empfindsamkeit so geschlossen, daſs er nicht sieht, was um ihn vorgeht. Der tabellariche Vortrag liegt gänzlich, und überall gebricht es an Händen für das System-Wesen. Es können keine Systeme mehr gemacht, folglich auch keine mehr verführt werden. Was ist natürlicher, als daſs die Ausländer auf den Einfall gerathen, sich selbst welche zu bauen, und es uns am Ende, da es ihnen weder an Materialien noch an Polhöhe fehlt, darinnen gleich oder wohl gar zuvorthun und den ganzen Handel an sich ziehen? Was auf einem schlechten Boden geräth, kommt auch wohl auf einem guten fort, aber nicht umgekehrt. Der Geist der Freyheit, und was davon sein Leben hat, erfordert, was man auch dawider einwenden mag, guten Wiesenwachs. Man kann es, anderer Beweise zu geschweigen, schon allein aus dem Umstande schlieſsen, daſs man heut zu Tage kaum sagen kann, welches besser schmeckt, Holländische, Schweizerische und Englische Freyheit, oder Holländische, Schweizerische und Englische Käse. So daſs es uns schwer werden wird, wieder ein Branche des Handels jener Nation an uns zu ziehen. Hingegen der Geist des Systems und was unter ihnen lebt, kommt sogar in den nördlichen Ländern fort, wo man zuweilen, statt Plumpudding, Eichenrinden kauet. Wir haben uns also in Zeiten wohl vorzusehen.

Was mich hauptsächlich hierauf aufmerksam gemacht hat, ist der Einfall, den ein Engländer zwar noch nicht gehabt hat, denn sonst käme mein guter Rath zu spät, aber vermuthlich haben wird, ich meine den Gedanken, die Kunst zu trinken systematisch zu behandeln, wozu wir Deutschen, da wir, was das Practische hierin betrifft, nun einmal bey Auswärtigen zum Sprüchwort geworden sind, nächst den Lapithen und Centauren vorzüglich aufgelegt wären *). Daſs ihn aber dieser Gelehrte früh oder spät haben wird,

---

*) Mit vielem Vergnügen sehe ich, daſs uns ein groſser Mann, der zwar ein geborner Schotte gewesen, aber seine Weltkenntniſs in dem weisen Frankreich erlernt hat, in diesem Stück Gerechtigkeit widerfahren läſst. Der berühmte Joh. Barclajus sagt nämlich Satyric. P. IV. cap. 5. von uns: „Immensa cupiditas potus, jam confesso vitio, ideoque magis libero, illam gentem infestat. Nec ad voluptatem tantum haec Thracica libido est, sed in parte comitatis et pene disciplinae." Daſs dieses keine Schmeicheley ist, siehet man aus andern höchst treffenden Zügen unsers Charakters, die er am angeführten Orte darlegt. Zumal erhellet aus Folgendem, daſs er sich lange in Deutschland aufgehalten haben müsse: „Ignota ibi perfidia, sagt er, etiam in venali fortitudine stipendia merentium. Ne ingenium quidem fraudis aut odia sub amicitiae titulis latent: et omnino ingentia scelera verecundi populi simplicitas

fürchte ich daher, weil er in irgend einem Magazine 85 Redensarten angibt, die seine Nation habe, die Trunkenheit eines Menschen zu bezeichnen. Jedermann, dem bekannt ist, wie bald man mit einer Wissenschaft fertig ist, wenn man einmal die Kunstwörter weg hat, wird dieses mit mir fürchten. Ich habe also, so bald als möglich, meinen theuersten Landsleuten eben dieses herrliche Hülfsmittel in die Hände geben und zugleich dadurch zeigen wollen, daſs wir den Engländern, wie über.

---

ignorat." Aber wie sehr wir uns doch in manchen Stücken geändert haben, erhellet aus folgendem. „Litterae, spricht er, in multis locis cultae inter homines minus sciendi auidos quam docendi. Plura quam legerint scribunt: et suam famam ex voluminum, quae edunt, numero aut magnitudine aestimant." Was doch unsere guten Voreltern für drollige Geschöpfe müssen gewesen seyn!

haupt in nichts, also auch nicht in diesem Punkte zu weichen Ursache haben. Ich übergebe ihnen nämlich hier eine Anzahl ähnlicher Redensarten, worunter keine einzige ist, die nur blos in einem einzigen Hause gebräuchlich wäre, deren doch der Engländer eins oder etliche in seinem Verzeichniſs anführt. Ich zweifle nicht, daſs sich überhaupt nicht noch viele, zumal in unserm seefahrenden Deutschland, sollten hinzu finden lassen, da kein Gegenstand in der Natur geschickter ist, die Bewegungen, Richtungen und Zufälle eines Betrunkenen geschickter, lebhafter und lehrreicher auszudrücken, als ein Schiff. Ja ich zweifle sehr, ob ich einmal alle die ganz allgemein recipirten werde gefunden haben. Es ist der menschlichen Unart sehr angemessen, in allen Dingen, vornämlich aber in philosophicis, immer erst im weiten Felde und dann zu Hause zu suchen, wie denn auch nicht zu leugnen

49. Böse Exempel der Alten.

Von der herrschenden Vernachlässigung der Kinderzucht, und der Schädlichkeit der bösen Beyspiele, welche die Eltern geben.

50. Von Wollust.

Verderblichkeit der Weiberränke, und ihrer Anlockungen zur Wollust.

51. Verschwiegen seyn.

Der ist ein Narr, der Heimlichkeit
Seiner Frau oder jemand seit.

ist, daſs das Weithergeholte durch etwas Gewisses reizt, wovon Niemand als der Weitherholende selbst einen Begriff hat und haben kann. Zur Bestätigung dessen, was ich hier sage, dient der Umstand, daſs wirklich unter den angegebenen Redensarten der Ausdruck: er ist berauscht, einer von den letzten gewesen ist, die man gefunden hat.

Ich habe aber noch ungleich mehr zur Erweiterung dieser Wissenschaft beygetragen, ich habe die Wörter Methyologie[*] und methyologisch, Methystik, und methystisch, Pinik und pinisch eigenhändig zusammengesetzt, und gedenke über den allgemeinen methyologischen Blick und das methyologische Gefühl Abhandlungen zu schreiben, die ihren Titeln vielleicht entsprechen sollen. Ueberhaupt habe ich mir bey der Wörterverfertigung den Plan gemacht, in allen Bezeichnungen meiner Begriffe die Züge so zu verwaschen, daſs ein Jeder das Seine darinnen zu erkennen glaubt, welches eine Liebe zur Wissenschaft in jungen Gemüthern erweckt, die nicht zu beschreiben ist.

---

[*] Man hat dieses Wort, seines bessern Aeuſserlichen wegen, dem richtigern Methologie mit Fleiſs vorgezogen.

Was aber die Wissenschaft selbst betrifft, so ist allzu bekannt, daſs die Methystik, oder, mich deutlicher auszudrücken, die Wissenschaft, die Länder jenseits der Bouteille mit Nutzen zu bereisen, bisher in einer schändlichen Vergessenheit geschmachtet, und man braucht nicht die stärkste Vergröſserung aufzustecken, um zu sehen, daſs dem menschlichen Geschlechte durch eine philosophische Behandlung dieses Süjets wichtige Vortheile zuwachsen müssen. Es ist hier gar der Ort nicht, dieses umständlich, und wie es wohl die Wichtigkeit des Gegenstandes verdiente, aus einander zu setzen; doch kann ich eine Betrachtung nicht ganz übergehen. Der berühmte Baco von Verulam sagt in seinem schönen Buche de augmentis scientiarum, daſs in einer Wissenschaft nicht viel mehr geleistet werde, so bald man sie systematisch zu behandeln anfange. Vielleicht würde also dadurch den kühnen Versuchen in dieser Wissenschaft etwas vorgegriffen, oder mich populärer auszudrücken, dem leidigen Trinken gesteuert. Ich denke die groſsen Trinker, die Genies, sollen nach und nach abnehmen, so wie die Vorschriften, es mit Absicht und vernunftmäſsig zu thun, zunehmen. Denn ehe dieses geschieht, zumal ehe das terminologische Fach gut versehen ist und man Etwas hat, das man einstweilen vorläufig brauchen kann, bis man die Wissenschaft erlernt hat, ist an keine Stümper zu gedenken. Auſserdem ist ja den Kindern bekannt, daſs ohne etwas Wein und etwas Beyfall keine poetische Ader offen gehalten werden kann, und es verdient wenigstens einmal versucht zu werden, was auch die Vernunft auf den Flügeln des Champagners ausrichten könne, da die Einbildungskraft Wunder auf denselben thut.

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

Da ich euch also, lieben Landsleute, nicht allein den Nutzen dieser Wissenschaft selbst, sondern auch die Gefahr, die uns augenscheinlich von England aus droht, mit solchen Gründen, als es meine Fähigkeit und die Nähe der Messe erlaubt, vorgestellt, ja, da ich euch selbst vorgearbeitet habe, so ersuch ich euch freundschaftlich, steckt die kritischen Schwerter und Messer ein, verlaſst die Nüsse der Tändeley, und nützt die Felder, die unsere

Vorfahren schon ernährt haben, anstatt daſs ihr mit einem ungewissen Erfolge neue anbaut. Lacht aber auch nicht, daſs ich euch diesen Rath in ſeinem Büchelchen gebe, das kaum 3 gr. kostet, denn es wäre mir ein Leichtes gewesen, es zu 12 gr. auszuarbeiten, ohne daſs ihr für einen Pfennig mehr Waare bekommen hättet, welches ich auch wirklich, wenn es meine Zeit und Kräfte erlauben, bey einer zweyten Auflage einmal zu thun gedenke.

Geschrieben vor der Jubilatemesse 1773.

Der Beytrag selbst.

Redensarten, womit die Deutschen die Trunkenheit einer Person andeuten.

Er spürt den Wein. Er hat einen Schuſs. Er ist angeschossen. Er hat einen Hieb. Er hat einen Strich. Er hat einen Jesuiter. Er hat etwas zu viel. Er ist besoffen. Er ist benebelt. Er hat einen heiligen Schein. Er hat einen Rausch. Er ist begeistert. Er ist voll. Er hat etwas im Kopf. Er hat genug. Er hat einen Haarbeutel. Er hat ein Glas zu viel getrunken. Er hat zu tief ins Glas geguckt. Er ist illuminirt. Er taumelt. Die Zunge ist ihm schwer. Er kann die Zunge nicht mehr heben. Er kann auf keinem Bein mehr stehen. Er ist berauscht. Er ist betrunken. Er ist dabey gewesen. Er ist fertig.

Er ist hin. Er ist weg. Er ist selig. Er sieht den Himmel für eine Baſsgeige an. Er sieht die Buchstaben doppelt. Er ist Himmelhagel dick. Er hält einen Calenberger Bauern für eine Erdbeere *). Der Kopf ist ihm schwer. Er hat trübe Augen. Er ist im Oberstübchen nicht richtig. Er hat Glasaugen. Er wackelt. Er hat etwas im Dache. Er ist toll und voll. Er hat seine Ladung. Er war an einem guten Ort. Er ist geliefert. Er ist gedeckt. Er sieht zwey Sonnen. Er ist pudelhagel dick. Er geht als wenn alle Häuser sein gehörten. Er ist ganz weg. Er segelt mit vollen Segeln. Er hat sich an Laden gelegt. Er ist Pudel dick. Er hat seinen Talis. Er hat sein Theil. Er kann nicht mehr über den Bart spucken. Er macht einen pas frisé. Er ist dick. Er hat des Guten zu viel gethan. Er hat poculirt.

---

*) Aus Gründen, die hier unmöglich aus einander gesetzt werden können, erhellet, daſs ein Calenberger Bauer, oder vielmehr sein rother Kittel, der hier allein in Betracht kommt, ungefähr 80 Fuſs entfernt seyn muſs, um von einem Betrunkenen für eine Erdbeere, die nur einen Fuſs entfernt wäre, gehalten zu werden.

Er schwebt. Er kreuzt. Er hat satt. Er sah Schleifkannen am Himmel. Er ist so voll, daſs er es mit den Fingern im Halse fühlen kann. Er kann keine Ecke vorbey kommen. Er hat sich einen Bart gemacht. Er geht einen M Strich (il fait des SS). Er ist gut gesegnet Er hat schief geladen. Er hat sich schwarz gemacht. Es spukt ihm im Giebel. Er laviert. Er hat Etwas im Krüsel. Er ist Katzen dick. Er hat sich bespühlt. Er hat geschnappst. Er hat sich was bene gethan Er hat sich gut vorgesehen. Er hat einen Tummel. Er kann kaum lallen. Er hat Moses Zunge. Er ist herum geführt. Er ist unter dem Tische. Er sieht eine Thurmspitze für einen Zahnstocher an. Er hat sich besäbelt. Er hat sich die Nase begossen. Er hat sich begabet. Er kann nicht mehr lallen. Er hat sich Etwas zu Gemüthe geführt. Er ist à tout. Er hat sich betudelt. Er hat einen Schnurren. Er hat einen Ditto. Er hat runde Füſse. Er hat zu viel übergebeugt. Er ist sternblind dick. Er riecht nach der Fuselbulle. Die Zunge ist ihm gelähmt. Man hat ihn begraben. Er ist blind hagel voll. Er ist so voll wie ein Dudelsack. Er sieht aus wie ein gestochen Kalb. Er sieht aus wie eine Ente wenns Wetter leuchtet.

II.

Von ein paar alten Deutschen Dramen.

52. Heirathen nach Gut.

Meistens bereitet sich der vielfaches Unglück, der durch reiche Heirath sein Glück zu machen hofft, ohne auf Ehre und Frömmigkeit zu achten.

53. Von Neid und Hass.

Es ist Neid ein so tödtlich' Wund',
Die nimmer wird recht gesund,
Und hat die Eigenschaft an ihr
Wenn sie ihr etwas ganz setzt für,
So hat kein' Ruh sie Tag noch Nacht,
Bis sie ihr'n Anschlag hat vollbracht.
So lieb ist ihr kein Schlaf noch Freud',
Daſs sie vergeſs' ihr's Herzens Leid:
Darum hat sie ein'n bleichen Mund,
Dürr, mager ist sie wie ein Hund,
Ihr' Augen roth, und sieht niemand
Mit ganzen vollen Augen an.

Von ein paar alten
Deutschen Dramen.

An den
Herausgeber des Deutschen Museums.

Man hat Ihrem Journal bald nach seiner Entstehung einmal vorgeworfen, es enthalte nicht Deutsches genug, und Sie haben diesem Vorwurf, dünkt mich, bisher mehr Gehör gegeben, als er verdiente, da, wo ich nicht irre, die ganze Rechtmäſsigkeit desselben blos auf die unbeträchtlichste Hälfte des Titels gegründet worden war, welcher doch schon hinlänglich dadurch Genüge geschieht, daſs das Werk von Deutschen geschrieben, deutsch, und in Leipzig herausgegeben wird. Indessen, so gering auch der Tadel immer war, so kann ich nicht läugnen, er ging mir ins Gewissen, denn ich hatte ihn der Schrift zum Theil mit zuziehen helfen. Für dieses Vergehen zu büßen, nahm ich mir auch wirklich gleich damals vor; allein es mit aller der frommen Pünktlichkeit und unter der beruhigenden Aehnlichkeit von Umständen, bey Vergehen und Buße, die, wie Sie wissen, dem Büßenden über alles ist, zu thun, dazu fand ich erst ganz vor kurzem die Gelegenheit, als ich ein altes Tagebuch von mir durchblätterte. Nachstehendes ist nämlich nicht allein deutsch, und bloß für Deutsche, sondern, (und das ist eigentlich was ich wollte), ich hatte mit Theaternachrichten gesündigt, und sehen Sie, es sind Theaternachrichten, womit ich büße.

Bey meinem Aufenthalt in Osnabrück hatte ich Gelegenheit, die Werke des nicht genug bekannten Rudolph von Bellinkhaus*) etwas näher kennen zu lernen. Sie wissen, daß dieser sonderbare Mann, der das Talent Verse ohne Poesie zu machen, in einem höhern Grade besessen, als irgend ein neuerer Lieblingsdichter unserer Jugend, mit seinen Reimen Himmel und Erde, Astronomie und Geographie, Theologie und Historie — so weit sie sich in Reime fassen lassen, mit nicht geringem Glück gefaſst, und sich dadurch den Namen des Osnabrückischen Hans Sachs erworben hat. Von seinem Leben gibt das 11te Stück der Osnabrückischen Unterhaltungen, einer Monatschrift, die nur ein Jahr (1770) gedauert hat, eine kurze Nachricht. Er stammte aus einem alten, angesehenen adelichen Geschlechte im Tecklenburgischen her *). Allein

---

*) In den Betrachtungen über die neuesten histor. Schriften Th. 5. S. 113. wird er, vermuthlich durch einen Druckfehler, Bellinkham genannt.

---

*) Ueber dieses alte adeliche Geschlecht besitze ich zwey Werkchen, ein lateinisches und ein deutsches, beyde in Versen. Das erste ist überschrieben: Epitaphia virorum generis splendore, virtute, eruditione, u. s. w. clarissimorum, nobilissimorum stemmatis Bellinkhusiorum. Osnabr. 1619. Das zweyte: Ein kurz Geschlecht-Register deſs Alt Adelichen Stammes der von Bellinckhausen vnd folgends die Bellinckhäuser so von diesem adelichen Geschlecht ihren Vrsprung und Nahmen haben

das Schicksal, das der Familie einen Dichter zugedacht hatte, fing bald an, dieselbe zweck-

---

in deutsche Rythmos dem Geschlecht zu Ehren geschrieben durch Theodorum von Bellinghausen, Montanum (Hier folgen einige Verse) Osnabrück 1618. Der Verfasser der erstern hat sich nicht genannt. Aus diesem Büchelchen ersieht man, daſs diese Familie, so wie meist alle Familien, viele brave Leute hervorgebracht; einige sind bey Belagerungen erschossen worden, andere sind auf der See umgekommen, andere haben sich anders gezeigt und ihr Leben beym Trunk geendigt, u. s. w. Einer gewissen Gertrud von Bellinkhaus ging es äuſserst übel; ein Unglück traf sie über das andere, die der Genealog alle erzählt und um den Leser aufzurichten, wohlmeinend schlieſst:

Weil Gott die seinen nicht verläſst,
Starb sie hernach bald an der Pest.

Merkwürdig ist, daſs man in dem ganzen Laufe des Bellinkhausischen Blutes durch drey Jahrhunderte den warmen Dichtertropfen spüren kann, der aber zweymal mäfsig zu degradiren, so dafs nach langer Abnahme ihres Glanzes, erst ein Schuster und dann, unmittelbar auf den Schuster, der Dichter in linea recta wirklich eintrat. Der Schuster war Johann von Bellinkhaus und dessen Sohn Rudolph der Dichter, von dem ich hier rede. Neben seinem Umgang mit den Musen, versah er auch noch den Bothendienst bey den Eilfen Aemtern in Osnabrück, wo er 1645

---

die unrechte Stelle getroffen, und hohen Originalgeist bewürkt hat:

Gerhard von Bellinkhaus Student,
Wilhelm Sohn, sein Fundament
Zu Geseken im Stift Cölln gesetzt,
Da er sich mit den Büchern ergötzt.
Erstlich zu Hervord hat studirt
Darnach andere Schulen visitirt
Ward auch ein kleines verrückt der Sinn
Darnach der Tod nahm ihn auch hin.

und Catharina von Bellinkhaus:

War zweymal in der Stadt Ostend
Darin sie endlich nahm ihr Endt
Dann sie ward ihrer Sinn verrückt,
Ging in die See —

im 78sten Jahre seines Alters gestorben ist. Seine Schriften sind sehr zahlreich, die Monatsschrift nennt ihrer zwanzig *). Ich besitze aber allein zehn, die nicht in dem Verzeichnisse stehen, und darunter nur eine Comödie, deren dieser thätige Mann wenigstens 37 geschrieben hat. Ich sage wenigstens, denn eine von denen, die Sie bald etwas näher kennen lernen sollen, ist die 37ste. Von diesen Lustspielen sind mir überhaupt nur zwey bekannt geworden, die eben angeführte, die ich einmal in Osnabrück gelesen habe, und dann noch eine, die ich selbst besitze. Sie übertreffen an unterhaltendem Scherz und an Lehre die meisten unserer neueren Dramen und Fragmente von Dramen, und von der Seite des mit Recht so sehr beliebten Sonderbaren, vielleicht alle. Sie sind dabey ursprünglich deutsch, haben ihre Schönheiten weder Rom, noch Griechenland, noch England zu danken, sind, son zu reden, mitten unter Eichen enstanden,

---

*) Eigentlich nur 19, denn die 20ste ist die oben in der Note erwähnte Sammlung von Epitaphiis, die wohl nicht von ihm seyn kann.

und zeigen mehr als Alles, was ich gelesen habe, was in diesem Fache Genie ohne Umgang mit der Welt und ohne Cultur, bloſs durch Drang allein, vermag. Ich gebe Ihnen hier Titel und Plan von beyden, gröſsten Theils in der guten Absicht, zu verhindern, daſs nicht irgend einer unsrer Söhne der Kraft einmal darüber geräth, Prachtphrases und Flicksentenzen hineinschiebt, und für eigne Arbeit ans Hamburgische Institut schickt.

Ich mache mit derjenigen, die ich vor mir habe, bey weitem der schlechtesten von beyden, den Anfang. Sie heiſst:

> Stratagema Diabolicum, eine kurze aus der Maſsen schöne Comödia genommen ex vitis patrum, wie der Satan auf eine Zeit in die Welt gekommen sich zu verheyrathen an die Menschen-Kinder, auf daſs er Saamen von seinem Geschlecht erhalten möchte. Den Bösen zur Warnung und Abschreckung von Sünden, den Frommen zur Erinnerung im Guten bestendig zu bleiben vorgeschrieben. Erstlich new an Tag gegeben und in Deutschen Rythmos gebracht durch Rud. Bellinchhusium Osnaburgensem. Gedruckt zu Erffurd durch Joh. Beck (ohne Jahrszahl).

Nach dem Prologus tritt ein Argumentator auf, der den Inhalt des Stücks erzählt, und am Ende wird ein Epilogus gehalten. Die spielenden Personen sind: Sathan, Mundus Mors, Peccatum, Tartarus, Ebrietas, Arrogantia, Avaritia, Homicida, Falsitas, Invidia, Hypocrisis, Scortatio. Der Plan ist ungefähr der: Junker Sathan (so heiſst er im Stück), der Neigung zu heyrathen verspürt, hält die Welt nach ihrem damaligen verderbten Zustand für den besten Ort, eine Braut aufzusuchen, und macht sich auf die Reise.

Die erste Scene, in welcher er seine Absicht eröffnet, ist überschrieben: Sathan allein auf dem Platz. In diesem Selbstgespräche unterhält er sich nicht allein mit sich selbst, sondern auch von sich selbst.

Mein Name Sathan ist genannt,
Ein Strick hab' ich in meiner Hand.

Eine seltsame Art auf die Freyerey zu gehen, allein es ist auch der Strick nicht, den Sie meinen, nichts von Zeckels Knieriemen, sondern entweder eine Schlinge, oder das Ende des Seils, womit das Netz zugezogen wird, das er über die Welt gestellt hat. So wird der Gedanke groſs. An der zweyten Scene begegnet ihm die Welt, die (etwas kühn aber nett) durch das ganze Stück spielende Person und Schauplatz zugleich ist, und dann, wie beym Milton, die Sünde und der Tod. Nur Schade, daſs der gute Mann in dieser wahrhaften Scene des Genies, Welt, Teufel, Tod und Sünde so ehrlich wegsprechen läſst, als stammten sie sämmtlich aus dem Tecklenburgischen her, und gehörten sämmtlich zu der Familie derer von Bellinkhaus. Hier räth die Sünde dem Teufel, die Trunkenheit, Fräulein Ebrietas (Ebriettchen hätte zärtlicher geklungen) zu heyrathen, und macht eine Beschreibung von ihr, die ich Ihnen nicht vorenthalten will.

Sie ist stolz, gar frech von Gemüth,
Vnd gleich als eine Rose blüht,
Köstlich an Gestalt ist sie geziert,
Nach der Unzucht steht ihr Begierd,
Ist abgereicht auf Vppigkeit,
Mord, Heucheley, Geiz, Haſs und Neidt —
In der Hand trägt sie ein groſses Licht,
Vnd hat ein rechtes Pfeifer Gesicht.

In der ersten Scene des zweyten Acts erscheint die Trunkenheit selbst allein, grade als wenn das Stück erst diese Messe geschrieben wäre; sie spricht eben so nüchtern, wie der Tod, und hierin unterscheidet sich Bellinkhaus hauptsächlich von Shakspear, wie mich dünkt, der uns vermuthlich Bierkrüge und Bagnio's und Bedlam oben drein in dieser Scene gegeben haben würde. Am Ende der folgenden sagt Satan von ihr:

> Stets betracht ihr schön Figur,
> Sie ist lieblich von Angesicht,
> Das Beyschlafen ist bereits verricht.

und dieses muſs auch seyn, denn ehe die nächste Scene und zwar desselben Acts vorüber ist, hat sie schon, ohne daſs der Satan etwas Arges daraus hätte, sieben Kinder, und davon bekommt sie sechs auf dem Theater. Ist das nicht herrlich? Fürwahr so modern, so drangmäſsig kühn und kraftvoll, daſs man anfangs kaum weiſs, was man zuerst bewundern soll, die Fruchtbarkeit der Ebrietas, oder des Bellinkhausischen Genies. Hier ist doch, wie ich sehe, fast mehr als Bierkrug, Bagnio und Bedlam. Die sieben Kinder sind lauter Mädchen, denen die Mutter, so wie eins ankommt, gleich den Namen auf der Stelle gibt. Sie können sie oben in der Liste der spielenden Personen von inclusive der Arrogantia an bis ans Ende finden.

54. Ungeduld der Strafe.

Es ist ein gewisses Zeichen der Narrheit, wenn man keine Belehrung noch Tadel dulden kann.

55. Thörichte Arzney.

Bestrafung der Pfuscher in der Arzneykunde und des Gebrauchs abergläubischer Heilmittel.

56. Ende der Gewalt.

An mehrern Beyspielen wird die Unsicherheit und Vergänglichkeit menschlicher Herrschaft und Gewalt gezeigt.

In der zweyten Scene des dritten Acts äussert der Tartarus mitten auf dem Platz seine Freude, so wohl über Hochzeit, als Niederkunft, in einem recht fürchterlich prächtigen Monolog, wie Sie aus folgenden Zeilen schon sehen können.

Gar schrecklich ists, wer mich ansieht
Noch grewlicher, wer meine Stimm anhört,
Viel heſslicher, wer in mich fährt —
An mir ist nicht zu finden Grund,
Ich rauch, brenn, dampf zu aller Stundt.

Ich kann mir vorstellen, daſs diese Scene ihre Wirkung thun muſs, wenn sie von einem tüchtigen Kerl, der seine Lippen zu wursten weiſs, auf recht guten Resonanzdielen gestampft, gebrüllt, und geschleudert wird, nicht zu gedenken, was sich hierbey noch von Kolophonium und Hexenmehl erwarten läſst. In der dritten Scene des dritten Acts, welche die letzte des Stücks ist, erscheinen Vater und Mutter mit ihren bereits mannbaren Töchtern, die aber alle stumm sind.

Vnser beyden Kinder werden groſs.
Sie müssen ausgesteuert seyn,

sagt der Satan.

Wann es jetzt nach den Willen mein
Geschehen möcht, so laſs ichs zu,“

antwortet Ebrietas. Darauf erzählt Satan ihre Bestimmung und diese Rede ist nicht übel und oft verwegen genug für einen damaligen Boten bey den Eilfen Aemtern zu Osnabrück. Ich setze sie Ihnen ganz her:

Arrogantia, die erste Tochter mein,
Soll an den Adel verheyrath seyn,
Dann ich erkenne ihrer Art,
Sie ist voll Stolzheit und Hoffart.
Avaritia mein Tochter schon,
Die trägt für andern eine Kron,
Will ich auch geben zur Ausbeut
Bestatten sie an die Kaufleut;
Falsitas mein Töchterlein zart,
Die mich genugsam hat erklärt,
Verheyrath ich in den Wehstand
An die, so wohnen auf dem Land.
Invidia mein Töchterlein,
Die soll auch wohl verheyrath sein —
An die Handwerks Personen viel,
Das meld ich euch in dieser Still;
Homicida mein Tochter fein,
Ob sie gleich ist schon jung und klein
Befrey ich an die Uebelthät

Mörder, Schelmen, Dieb und Verrathr.
Hypocrisis, mein Kind in Vnehrn,
Bestatt ich an die feinen Herrn,
Die sitzen im Geistlichen Stand,
So Pfaffen und Münch sind genannt;
Scortatio muſs sein daheim,
Dann sie sind mir all angenehm
Insonderheit Scortatio
Macht mein Herz lustig und froh u. s. w.

So etwas zu sagen war allemal verwegen, allein wenn man es recht bedenkt, so war auch Bellinkhaus der eigentliche Mann dazu; weder der Adel noch die Handwerksleute noch die Geistlichkeit konnten ihm sonderlich viel thun. Denn er war selbst vom Adel, hat selbst anfangs Schuh geflickt, und selbst Gebetbücher und geistliche Gesänge geschrieben *). Weiter ist nichts mehr drin.

---

*) In der That befinden sich unter diesen zuweilen Stellen, die sehr schön sind, hauptsächlich fällt mir jetzt eine in die Hand, die ich Ihnen hier in der Note gebe, um sie von der schlechten Gesellschaft oben zu entfernen:

Nun komme ich auf seine 37te Comödie, worin dieser Mann ein unerschöpflich Feld eröffnet. Der Titel ist:

Donatus

eine liebliche, lustige und aufſermaſsen schöne Comödie von dem Methodo welchen der weltberühmte sinnreiche, hochgelahrte und wohlverdiente Herr Donatus in seinem Kinderbüchlein sehr Kunstreich observiert und gehalten. Dem günstigen Leser zu sonderlichem Wohlgefallen Lehr und kurzweil halber geschrieben, und nun erslich new nach dieser Form an Tag

---

Hüt dich, o Mensch, für Sünd und Schand,
Wann Gott straft, schwer ist seine Hand,
Dann seine Gnad und Gütigkeit
Verkehrt sich in Gerechtigkeit.

und gleichwohl ist dieses Lied überschrieben: Venus du und dein Kind Christlich verändert. Von dem Fall Adams und Eva. Wie viel aber auch von solchen Zeilen Hrn. B. zugehören mag, kann ich nicht beurtheilen.

gebracht und in Druck verfertigt durch Rudolphum Bellinkhusium Osnaburgensem.

Richt nicht Leser vnerwogen
So bleibst du selbst vnbetrogen
Aus dem ich hat's nicht gemeint,
Der Narren Neidt und Vorwitz scheint.

Anno

DonatVs VVar gahr groſs geacht
DruMb daſs er dieſs BuCh hat gemacht.

57ste Comedia R. B. anno 1615.

In diesem Stück hat Bellinkhaus, auſser dem Vergnügen und der Besserung des Herzens seiner Leser, dem Hauptzweck aller Schauspiele, auch noch sein besonderes Augenmerk auf ihr Latein gerichtet. Alles athmet Liebe und Syntax. Die spielenden Personen sind die fünf Paradigmata der Declinationen, Musa, Magister und Scamnum, Felix sacerdos, Fructus und Species. Der Plan des Ganzen ist äuſserst einfach. Donatus hält seinen Kindern einen Magister, dieser verliebt sich sterblich in dessen Köchin Musa. Dieses schlaue Paar treibt den Handel ganz lange heimlich, bis es endlich in unvorsichtiger Sicherheit einen falschen Teufel, Namens Scamnum, zu seinem Vertrauten macht, und sich sogar bey einem kleinen Vorfall einmal Handreichung von ihm thun läfst. Scamnum geht hin und verräth dem Donat den Umgang des Magisters mit der Musa, und Alles, was es gesehen und gehört hat. Donat, als ein ehrlicher Mann, zumal da sich bereits die Früchte der Liebe fructus species stark zu zeigen anfangen, thut das Beste, was er thun konnte, läfst einen Sacerdos kommen, und den Magister mit der Musa copuliren. Kann etwas einfacher seyn! Der Priester spricht:

Felix sit Fructus zugleich
Das wird vermehren das Himmelreich.

Zur Hochzeit werden, unter andern guten Freunden, eingeladen der Nominativus, Genitivus, Dativus u. s. w. Dieser letztere Gedanke gefällt dem Dichter so sehr (und wem sollte er nicht gefallen?) dafs er, aus Furcht, es möchte ihn doch jemand übersehen, ausdrücklich darauf verweiset; der Vorredner sagt sehr nachdrücklich und schön:

Die Zall der sex casus nominum
Das seynd, merkt's die Verwandten frumb.

Nun, mein Freund, was denken Sie von dieſen deutschen Originalen? Ich will Ihnen kurz ſagen, was ich davon denke. Das Billinkhauſische Drama ist, dünkt mich, gerade das, was unſern Tagen so wohl als dem Genie unsers jungen Anflugs vorzüglich angemeſsen wäre. Wir sehen hier eine Philantropia, die eine Melpomene umarmt, und ein dramatisches Feld, in dem man, ohne sich ſonderlich um den Menschen zu bekümmern, demſelben unendlich nützlich werden kann. Der Menſch, wie mancher längst bemerkt haben muſs, fängt bereits in diesem späten Alter der Welt an, dem Dichter über den Kopf zu wachsen, und sein Zeug so subtil zu spinnen, daſs die alten Phrases gar nicht mehr passen. Wir sind jezt die simpeln Bratenwender gar nicht mehr, die wir ehemals in Rom und Athen waren. Jeder Küchenjunge ist eine Repetiruhr. Dort konnte man das Quidquid agunt homines auf jeder Landstraſse sehen, daſs man jetzt kaum mehr nach einem jährigen Zutritt in Haus findet. Natürlich zu schreiben ist die gröſste Kunst unserer Zeit, und der höchste Flug des Menschen von 1779 wäre eine Fertigkeit in diesem Dinge zu schreiben, wie Anno Eins. Ich dächte also, wir lieſsen's laufen, und wählten uns ein anderes Feld, in welchem die ersten Würfe gewiſs die natürlichsten seyn müssen, eben deſswegen, weil sie die ersten sind. Bellinkhaus hat die Declinationen auf das Theater gebracht, das ist, grade den armseligsten Theil der ganzen Grammatik. Wie wäre es, wenn sich unsere Zeiten an die vier Conjugationen machten? Stellen Sie sich vor, wie neu! Wer ein überflüssiges thun will, kanns doch auch hier noch thun. Denn, lieber Himmel, läuft denn nicht alles unser Thun und Lassen auf Conjugationen und amare, docere, legere, und audire hinaus, scribere und recensere etwa ausgenommen, die doch auch wieder nach jenen gehen? Weiter; ich für meine Person kann mir nichts ehrwürdigeres und zugleich prächtigeres denken, als einen tüchtigen Imperativus, wenn er gut vorgestellt würde, z. E. von Hrn. W....m im Haag, ich meine den linken Arm in die Seite gestemmt, und mit der rechten Hand, bey hohem Ellenbogen auf das Herz gelegt, zur Pracht und zum Ohrfeigenaustheilen; oder auch, wenn er die Krone auf dem Haupte, unter einer beständigen Systole und Diastole der Nasenflügel mit einem goldnen Scepter unter die Trabanten hineinprügelte, daſs die Stücken wegflögen. Bedenken Sie nun ferner die hermaphroditischen Deponentia, was für Stoff zu den trefflichsten Verwickelungen bey Lustspielen mit und ohne, ich meine mit und ohne Heirathen; die 43 Präpositionen mit ihren Regierungsformen, und endlich gar die Interjectionen! Was könnte sich herrlicher ausnehmen, als ein Chor von ihnen, zumal wenn sie von schönen Mädchen in lichten weiſsen Gewändern mit zerstreuten Haaren, gerungenen Armen, bey dem bezaubernden Schimmer in Thränen schwimmender Augen vorgestellt würden! Doch dieser Wink wird genug seyn. — Denn im Ernst, mein Freund, ich denke der unschuldige Leser fängt bereits an, mit an der Buſse Antheil zu nehmen, die ich mir allein auferlegt hatte.

57. Vorsehung Gottes.

Von der Pflicht, das Seine zu thun, und die Lenkung seiner Schicksale der Vorsehung Gottes zu überlassen, der alles weise ordnet:

Denn Gott nie keinen hat verlon, [*]
Er wuſst' warum er's hat gethon
Wenn er's wollt' all's gleich han veracht't,
Er hätt' wohl nichts als Rosen g'macht,
Aber er wollt' auch Disteln han.

58. Sein selbst vergessen.

Besser ist, sein eignes Thun und Lassen beobachten, als sich um andre bekümmern.

---

*) verlassen.

III.

Aufſätze

aus dem

Göttingiſchen Taſchenbuch

zum

Nutzen und Vergnügen.

1.

Besondere Achtung einiger Völker gegen die Damen.

Es gereicht unstreitig dem verstorbenen Grafen von Chesterfield zu nicht geringer Ehre, daſs man einige seiner Grundsätze vom Frauenzimmer durch die Gebräuche ganzer Nationen bestätigt findet. Bey Beurtheilung der Proben, die wir davon geben wollen, muſs man freylich allemal Clima und Politur des Landes mit in Rechnung bringen, durch welche die Ausübung eines und eben desselben Grundsatzes oft ein sehr verschiedenes Ansehen erhält. Die Menschen können über den ganzen Erdboden keinen Widerspruch leiden; allein wo man in

Göttingen sagt: erlauben sie gütigst, da schlägt man einem zu Kinpoukou hinter die Ohren.

Bey den galanten Otaheiten, und selbst bey den christlichen Morlacken, dürfen die Weiber nicht mit den Männern an einem Tisch sitzen; bey den letztern schlafen sie gar vor dem Bette des Mannes auf der bloſsen Erde.

Auf einigen der neuerlich von den Engländern besuchten Inseln der Südsee ist es so sehr eingeführt, daſs die Frau bey den Spaziergängen des Mannes den Bündel schleppt, daſs sogar ein Bedienter des Capt. Cook, der seinem Herrn etwas nachtrug, sich dadurch einige zärtliche Begegnungen von den Wilden zuzog, weil sie ihn für ein Frauenzimmer hielten.

Bey den Indianern in Guiana muſs die Dame ihrem Herrn, wenn er auf die Jagd geht, die Hunde nachtragen, damit das arme Vieh nicht müde wird; und wenn sie noch jung sind, so müssen sie ihnen auch unterwegs, als ob es eigene Familie wäre, die Brust geben.

Unter den meisten Indianern haben sie die Ehre einer Verrichtung ausschlieſslich, die der Grund aller übrigen ist, nämlich das Feld eigenhändig zu bauen, auch die Hütten aufzuschlagen, und überhaupt die harten Arbeiten zu thun, während der Mann auf der Jagd ist oder schläft. Dabey dürfen sie keine Kindermädchen halten, sondern schleppen die Kinder überall mit, säugen sie über die Schulter, oder stecken sie, wie die Esquimaux, in die Pelzstiefel.

In Loango darf die Frau nicht anders als kniend mit dem Mann reden.

In Persien sind die Damen von der Poesie ausgeschlossen. Sie sagen, wenn die Henne krähen will, so muſs man ihr die Kehle abschneiden.

Am galantesten werden sie von den Samojeden behandelt: Sie dürfen nicht allein nicht am Tisch mit dem Manne essen, sondern er spricht, einige zärtliche Abende ausgenommen, nicht einmal mit ihnen, sondern läſst sich alles an den Augen absehen. Das Abpacken der vorn auf den Schlitten gebundenen Kleider darf sie nicht von oben verrichten, sondern muſs unter den Stangen durchkriechen, zwischen welche das Rennthier gespannt ist. Auch darf sie bey einer Schlittenreise niemals zwischen zwey Schlitten durchgehen, wenn sie auf die andere Seite des Zuges will, sondern muſs entweder wieder unter den Stangen durchzukommen suchen, oder um den ganzen Zug herum laufen.

Bey eben diesem Volke werden sie oft, während der Geburts-Schmerzen, gleichsam wie auf der Folter, von dem Manne befragt, ob sie keiner Untreue gegen ihn schuldig wären, welches dann die guten Frauen, um sich durch Lügen keine schwere Geburt zuzuziehen, oft treuherzig bekennen sollen. Sie haben aber von einem solchen Geständnisse nichts zu befürchten, sondern der Mann geht nur hin zu dem, den es getroffen hat, und läſst sich für den ungebetenen Dienst eine Entschädigung bezahlen. Ist der Thäter ein Verwandter, so verschweigt das Weib nur den Namen, und der Mann weiſs alsdann schon, bey wem er die Schuld einzufordern hat.

2.

Ueber die Vornamen.

Ein Beytrag
zur
Geschichte menschlicher Thorheiten.

Schon lange vorher, ehe Sterne die Entdeckung machte, daſs Johann und Peter unbedeutende, und Judas und Herostrat unschickliche Namen waren, sannen etliche europäische Nationen darauf, ihren Kindern bessere Namen zu geben, oder vielmehr in den heroischen oder jüdischen Modenamen, die Denkungsart ihrer Zeiten zu erhalten. In Italien war im sechzehnten Jahrhundert der herrschende Geschmack, die Vornamen aus dem berühmten Roman von der runden Tafel zu wählen, und es fand sich kaum ein groſses Geschlecht, das nicht einen Lancellot, Percival, Meliandus, Galwin, oder Galeotto, unter seine Vorfahren oder Descendenten zählte. Wer die Stammtafeln der Häuser Este, Doria, oder Viconti mit diesen Gedanken ansieht, wird ohne Mühe noch mehr Ritternamen von der runden Tafel finden. Diese Sucht war auch bey den niedern Ständen so eingerissen, daſs die Geistlichen alle Mühe hatten, christliche Namen wieder in Gange zu bringen. Sie schrieben lange Namenverzeichnisse von männlichen und weiblichen Heiligen, zum Besten ihrer Pfarrkinder, und man hat verschiedene Bücher aus solchen Zeiten, welche von den Namen handeln, die man Kindern in der Taufe mit gutem Fug beylegen könne. Vielleicht sind aus diesen Büchern, die ehemals so zahlreichen akademischen Streitschriften, von gelehrten Hansen, und berühmten Heinrichen enstanden, und vielleicht hatten einige von diesen Verf. das unerkannte Nebenverdienst, einen ungerechter Weise verdächtigen Namen, ihren Landsleuten, durch einleuchtende Beyspiele annehmlich zu machen.

Im vorigen Jahrhundert, unter der Regierung Carl I. verfielen die Independenten, Millenarier, und andere damals in England herrschende Secten, auf eine andere Bizarrerie mit den Vornamen. Sie verwarfen nämlich solche Benennungen, wie Heinrich, Wilhelm und Eduard, als heydnisch, auch viele Namen des neuen Testaments, Thomas, Andreas, Johann, die doch selbst Apostel geführet hatten, waren ihnen immer noch zu weltlich. Zerubabel, Habacuc, Hagai, waren ihre liebsten Namen. Brome, der um diese Zeit eine Reisebeschreibung durch England schrieb, sagt, daſs Cromwell bey seiner Armee alle Namen des alten Testaments erschöpft habe, und daſs seine Officiere die genealogischen Kapitel der Bibel zu ihren Musterrollen brauchten. Einige dieser Leute gingen noch weiter, und gaben ihren Kindern andächtige Sentenzen und Sprüche statt der Namen: wie z. B. Halte fest im Glauben, Gott getreu, Sey standhaft, Weine nicht. Unter andern ward damals ein gewisser Barebone, wegen seines groſsen Namens mit Recht berühmt. Er hieſs: Wäre Christus nicht für mich gestorben, so wäre ich verdammt Barebone. Dieser Name war doch damals schon vielen zu lang, und er hieſs gewöhnlich abgekürzt, Damn'd Barebone, verdammter B. Viele von diesen Schwärmern waren die ersten Anbauer von Neu-England; diese trieben die Sucht zu den Namen des alten Testaments noch weiter. Sie fanden nämlich eine besondere Andacht darin, am Bache Kidron, im Lande Gosen, in Salem und Ephrata zu wohnen. Deſswegen führen so viele Oerter in diesem Lande jüdische Namen, und dieser Städte sind so viel, daſs man zuweilen glauben möchte, in Palästina versetzt zu seyn, wenn man nicht mitten unter diesen auch die Namen Fairfield, Maidenhead und Hackinsack und die Ströme Brandywine und Sassafras fände.

59. Undankbarkeit.

Wenn man andrer Leute Dienste und Wohlthaten begehrt, so muſs man etwas thun, wodurch man sich ihrer werth macht; auch für Kleinigkeiten muſs man dankbar seyn, wenn man gröſsere Geschenke zu erhalten wünscht.

---

60. Selbstwohlgefallen.

Bestrafung der Eigenliebe, und des zu häufigen Gebrauchs der Spiegel aus Selbstgefälligkeit.

---

61. Vom Tanzen.

Das Tanzen hält B. für eine Erfindung des Teufels, und für die Quelle vieler Laster.

3.

Ueber die Kopfzeuge.

Eine Apologie für die Frauenzimmer-Moden und ihre Abbildungen im Calender.

Es ist eine ganz bekannte Sache (und wer es nicht glauben kann, darf nur den englischen Zuschauer nachschlagen), daſs ein groſser Theil des jetzt gesitteten Europa ehemals zwey Republiken ausmachte, deren eine bloſs aus Damen, die andere bloſs aus Chapeaux bestand. Auſser einer ewigen Off- und Defensiv-Allianz, hatten sie noch aus weisen Absichten eine jährliche Grenzbegehung festgesetzt, bey welcher sich alles einfand, was nur einigermaſsen Grenzen begehen konnte. Die Zeit, da dieses allemal geschehen, ist nicht ganz gewiſs, einige glauben im Februar, andere im Julius. Wäre das erstere, so lieſse sich aus diesem Gebrauche vielleicht der Ursprung des Carnavals, so wie aus dem letzteren der Brunnenbesuche unserer Zeit erklären. Genug man spielte, schmauſste, und tanzte ganzer 8 Tage. Die unvermeidlichen Früchte einer Zusammenkunft wurden bey einer der folgenden getheilt; die Damen lieferten den Chapeaux die Knaben ab, und die Mädchen behielten sie für sich, und nachdem man wieder für künftige Theilungen gesorgt hatte, zog man seiner Wege, und sah sich das ganze Jahr durch nicht wieder. Die 51 Wochen über, da man für sich allein war, gieng es arg zu. Die Männer kämmten sich nicht, rasirten sich nicht und wuschen sich nicht. Die Nägel wuchsen ihnen Zoll lang, und die Kleider kamen ihnen nicht vom Leibe, wenn sie nicht etwa von selbst abfielen. Der gröſste Schnurrbart hieſs das gröſste Genie, und wer 500 Pfund aufheben konnte, hieſs Magnus. Bey ihren Rathsversammlungen wurde nicht viel argumentirt, sondern zugeschlagen, einem eine Rippe knicken hieſs einem zum Schweigen bringen, einem die Nase einschlagen einen platt setzen, und die Minorität unterschied sich gemeiniglich durch Zahnlücken, zugeschwollene Augen und blutige Köpfe.

In der Damen-Republik ging es nicht viel besser her. Im 8ten Jahre fingen Mädchen von Stand an sich nackend zu boxen, Lanzen zu schwenken und Carroussel zu reiten. Alle Tage gabs Duelle, und sein Mädchen erlegt zu haben war ein Ehren-Titel bey Hofe. Schamhaftes Erröthen war bey ihnen so selten, als jetzt bey den Manns-Personen, an Schminke wurde gar nicht gedacht, es hätte denn das warme Blut eines erlegten Feindes seyn müssen. Da waren keine Federn, keine Perlen, und keine Haarnadeln, die Arme trugen noch keine Halsbändchen, und die Füſse noch keine Masken von Gold. Eine Schmarre, die Ohr und Lippe in eins zog, übertraf alle Werke der Scheere und Nadel der neuern Zeit; wenn ja ein Band und ein Arm zusammen kamen, so trug das Band den Arm, und was konnten brodirte Schuhe in einem Staate nützen, wo ein hölzernes Bein die gröſste Zierde war? Allein so tapfer auch dieses vortreffliche Volk gewesen war, so hätte doch einmal nicht viel gefehlt, daſs es nicht völlig von einem mächtigen Feinde über den Haufen geworfen worden wäre. Die Geschichtschreiber sind nicht recht eins, was eigentlich die Ursache war. Einige behaupten, verschiedene Mitglieder des Staatsraths hätten Vapeurs gehabt, und andere, die Generalissima aller Armeen wäre mit Zwillingen niedergekommen, gerade in der Nacht, da der Feind das Lager stürmte. So viel ist gewiſs, es wurden 8 bis 10 Bademütter wegen geheimer Correspondenz gehenkt, und die Köpfe des halben Conseils auf Stangen gesteckt, das half aber alles nichts, es folgte eine Niederlage auf die andere. Kurz, die Damen waren genöthigt, das Volk der Chapeaux um nachdrückliche Hülfe anzuflehen. Diese erschienen auch, rauh wie die Bären, unrasirt, und ungekämmt und mit Zoll langen Nägeln. Von Anfang lagerte sich jedes Heer besonders, doch so, daſs der rechte Flügel der Chapeaux unmittelbar auf den linken der Damen stieſs, aber man fand bald, daſs der linke Flügel der Chapeaux und der rechte der Damen etwas über allzu groſse Entfernung zu murmeln anfingen, und daſs sie eben so gut wären als andere Leute, und vielleicht wohl gar besser, und was dergleichen mehr war. Mit einem Wort, es muſste beschlossen werden, die Truppen zu mischen. Dieses geschah, und die Folgen waren erstaunenswürdig, und wichtiger als selbst die

Weisesten voraus gesehen hatten. Man murmelte nicht allein nicht mehr, sondern man focht wie die Löwen. Sieg zog vor dem gemischten Heer her, Triumph folgte seinen Schritten, und goldene Beute regnete, wo es gieng. Am Abend wurden die Siege gefeyert, wie ehemals die Grenzbegehungen; man trank, tanzte und spielte. Die Mädchen strichen den Bären die Haare aus den funkelnden Augen, und schnitten ihnen die häſslichen, oft hinderlichen Bärte und die gefährlichen Nägel ab. Und bey mehr gelassenem Spiel hingen wiederum die Chapeaux den Mädchen um, was sie Niedliches und Schönes erbeutet hatten, zupften die Federn aus den buschichten Helmen der Erschlagenen, und steckten sie ihnen in die Haare, und die Schönste gieng gemeiniglich am meisten behangen und befiedert weg. Als die Mädchen fanden, daſs dieses Possen-Spiel ihren Liebhabern gefiel, so banden sie sich nun selbst die Federn auf, knüpften sich selbst die Haare, und das alles schon am nüchternen Morgen, mit ihren subtileren Fingern, viel niedlicher als ihre berauschten Galans mit ihren frisch entwaffneten Tatzen am vorigen Abend. Das ganze weibliche Corps wetteiferte endlich auf diese Weise um den Neid ihres eigenen und den Beyfall des andern Geschlechts. Einem Gesichte (denn nun fing man an Gesichter deutlich zu sehen) Abwechselung zu geben und es durch die Nachbarschaft winkender und trotzender Federn und planmäſsiger Unordnung wieder zur bloſsen Klarheit herabzustimmen, und zu einem Theil zu machen, was das Ganze und das Einzige zu werden anfing, wurde nun an diesem Putze, denn so nannte man es, bald abgeändert, und bald zugesetzt, immer unter der Genehmhaltung des Geschmacks der Männer, für welche, und eigentlich zu reden, von welchen diese Rüstung allein erfunden worden war.

Wie aus dieser Republiken-Mischung am Ende alles entstanden, was in der Gesellschaft Herrliches und Groſses ist, wie bald Putz, bald Titel, bald Witz, bald Verdienst, bald Ruhm die Mittel wurden zu gefallen, das übergehe ich hier, auch wie männische Damen sich wie Männer, und weibische Männer wie Damen kleideten, um Männern und Damen zu gefallen, daraus die Amazonen-Habite, oder wie sie unser Pöbel mit einem Plautinischen Wort schicklicher nennt, Amations-Habite entstanden, wovon das eine Hermaphroditen-Geschlecht mit Federhut und Reitweste beym

Weiberrock, noch jetzt lebt; das umgekehrte aber mit Stiefeln, ledernen Beinkleidern, bey Kopfzeug und Saloppe ausgestorben ist. Zu meinem Endzweck ist hier genug: Es waren Männer, die den Damen die Kopfzeuge aufsetzten, und es sind Männer, für die sie allein getragen werden, und ohne deren Beyfall sie keinen Tag bestehen können. Männer bauen die Kopfzeuge der Damen, wie die Seele ihren Körper, ist mancher nicht mit seinem Kopfzeug zufrieden, so muſs er bedenken, daſs es Tausende eben so wenig mit ihren Körpern sind. Wenn ich daher ein Mädchen sehe, das unter der Last eines schweren Kopfputzes noch immer die Gutmüthigkeit des leichtesten Negligees im Gesicht beybehält, so fallen mir immer die Weiber von Weinsberg ein: Sie würde so ruhig nicht daher gehen, denke ich, wenn sie nicht wüſste, daſs Sie ihren Gemahl schleppte. Was, frage ich, was kann also für einen Almanach schicklicher seyn, als ihm Muster von dem vorzusetzen, was hierin bey den Geschmachvollsten unter uns und unsern Nachbarn die Jahrprobe ausgehalten hat? Seit dem die Menschen nicht mehr nackend gehen, und Physiognomik die Lieblings-Wissenschaft der Zeit geworden ist, hat die Beobachtung überdies auf dem einzigen jetzt nackenden Fleck von Bedeutung dem Gesicht mehr Stärke zusammen gezogen als er verträgt. Bey der Ueberschwemmung des Uebrigen durch Band, Linnen und Seide hat sich alles auf das einzige Trockene, das Gesicht, gezogen. Es war also nöthig, dort durch den Blitz der Diamanten und das Schwanken und Nicken der Federn dem Auge eine unschuldige Diversion zu machen, und diesem Fleck so viel Veränderlichkeit zu geben als möglich. Dem Himmel sey Dank, dafs wir die Mode aus einem Wege herausgeleitet haben, auf dem sie ehemals mit mächtigen Schritten fortzugehen schien. Cronegk weissagte: beydes, die obere Grenze des Schnürleibes und die untere des Rocks würde sich gegen die Mitte zusammenziehen, und sich endlich dem Feigenblatt unser aller Mutter wieder nähern, aus welchem beyde entstanden waren. Seine Weissagung ist nicht eingetroffen. Welche Bilanz für die Tugend im Jahr 1780! Worauf können unsere Almanache stolzer seyn? Haben wir nicht die nackenden, unzüchtigen Aderlafsmännchen weggelassen? Kein Festtag erscheint mehr roth, aber dafür die bewegliche Festlichkeit jedes Poufs, der alte sowohl als neue Stil aller Chignons, und die Verfinsterungen des schönsten Gegenstandes der Natur durch grüne, weiſse und schwarze Schleyer, in Effigie. Was ist dem Geschöpfe, unter dessen gröſste Vorzüge gehört, sich ermorden und putzen zu können, wichtiger? O Phöbe selbst, ohne ihr Silber-Gewölb, wäre eine bloſse Kahlköpfin. Lieber eine Donnerwolke als nichts. Wenn Weib, wie ein groſser Schriftsteller sagt, der schönste Name der Natur ist, was ist ein geputztes Weib! — — Kleider-Ordnungen für Damen mögen ökonomisch seyn, aber menschlich sind sie nicht. In diese Materia muſs sich keine Regierung mischen, als die Regierung der Liebe, und wenn sie es thut, so ist es, wenn nicht alle Menschenkenntniſs trügt, bloſs von einem König zum andern. Setzt Euren Damen auf, was ihr wollt, und was Sie wollen, aber entscheidet nicht für Jahrzehnte, wo ihr vergessen seyn werdet. Es ist ein Vergnügen selbst für den Philosophen, zu sehen, wie Damen-Putz von Null zu Tausend wächst und wieder fällt. Selbst Lambert würde die Schlangen-Linie der Mode mit Vergnügen construirt haben. Keinen Pfennig werth bey unser aller Mutter, wuchs der Schmuck selbst eines isländischen Mädchens für Hr. Banks zu 120 Thaler, und bey einer englischen Dame am Geburtstage des Königs zu 780,000 *). Ist das nichts? Kein Wink der Natur? Kein Bedürfniſs der Männer, die von dem allen die Endursache sind? Und wie, wenn die Damen fragten: habt ihr denn keine eitle Moden, und noch dazu solche, die wir, die ihr anbetet, nicht einmal von euch verlangen? Was sind denn eure Hüte und eure Haarbeutel, deren Fläche sowohl als Gewicht immer gleiche Summe ausmachen? Als sich eure Hüte zu einem Calottchen zusammenzogen, könnten sie sagen, breitete euer Haarbeutel seine Flügel über den ganzen Rücken aus, und jetzt, da euer Hut zum aufgezäumten Regenschirm anschwillt, schwindet euer Haarbeutel jämmerlich zusammen, und verpuppt sich zur Zopfgestalt, vermuthlich, um nach wenig Jahren wieder als vollkommenes Insekt, wie ihr, sich im Licht unserer Pickenicke zu sonnen. Wie? Und was ist denn euer tausendfarbiger Stil und eure Ordokrafi anders als eitler Putz? Hat nicht mancher Schriftsteller unter euch seinen Ruhm einem Pet en l'air und einem

---

*) 130,000 Pfund Sterling. In Paris haben sich jetzt wenigstens die Dimensionen der Kopfzeuge sehr merklich vermindert.

62. Nachts hoſiren.

Es ist Geckerey, des Nachts vor die Häuser der Buhlerinnen umher ziehen und ihnen Musik bringen.

---

63. Von Bettlern.

Bestrafung der Bettelmönche, deren Orden oft nichts weniger als arm sey, und der Heiligthumführer, die Reliquien ſeil bieten:

> Ein' Feder von Sankt Mich'els Flügel,
> Auch von Sankt Jürgens Roſs ein'n Zügel,
> Und hand auch aller Heil'gen Zahn';
> Viel Narren die glauben dann daran.

Auch werden mancherley Betriegereyen und Vorspiegelungen der Bettler angeführt:

> Der geht auf Krücken daſs man's sieht,
> Wenn er allein ist braucht er's nicht;
> Dieser kann fallen vor den Leuten,
> Daſs jedermann thu' auf ihn deuten;
> Der stiehlet andern ihr' Kinder ab,
> Daſs er ein'n groſsen Haufen hab' u. s. w.

Pouf à l'Angloise zu danken? Was sind euere Schuhschnallen anders als Kutschen-Geschirr? Recht gut, könnten sie fortfahren, bald hoffen wir eure Knieschnallen in den Schuhen und das Kutschen-Geschirr an den Knieen zu sehen. Brav! Ihr seyd freye Menschen. Aber — — Wir auch. Allerdings. Ich fühle das ganze Gewicht dieser Einwürfe:

Wir irren allesammt, nur jeder irret anders.

4.

Etwas über den Nutzen und den Cours der Stockschläge, Ohrfeigen, Hiebe etc. bey verschiedenen Völkern,

In Otaheite, sagt Hr. v. Bougainville, kömmt der Chirurgus, wenn er einem Patienten zur Ader lassen will, mit einem etwas scharf geschnittenen Prügel, haut ihm sanft über den Kopf, und wenn das Blut genug geronnen hat, verbindet er die Wunde, und wäscht sie Tages darauf mit frischem Wasser aus, und der Kranke wird, vermuthlich weil alles so nahe am Sitz der Seele vorgegangen ist, gemeiniglich gesund.

Auf den Philippinischen Inseln hat man ein untrügliches Mittel wider die Colik und das

Kopfweh. Man prügelt und peitscht den Patienten derb durch, reibt die Wunden mit Salzwasser und läſst ihm alsdann zur Ader.

Bey verschiedenen Völkern bringt man strangulirte und ertrunkene Personen dadurch wieder zum Leben, daſs man ihnen Hiebe auf die Fuſssohlen oder auf die Backen der zweyten Art gibt.

Wennn jemanden ein Knochen im Halse steckt, oder wenn ein Lungen-Geschwür da ist, oder jemanden der Mund aufgesperrt steht, so hat man gefunden, daſs die Natur gemeiniglich nur einen kräftigen Hieb auf den Rücken, oder hinter die Ohren verlangt, und alsdann Satisfaction hat.

Bey Narren helfen die Stockschläge oft mehr als andere Mittel, durch sie wird die Seele erweckt, sich wieder an diejenige Welt anzuschlieſsen, aus der die Prügel kommen. So wollen manche unrichtige Taschen-Uhren nur haben, daſs man sie schüttelt. Mit den Thoren und Gecken ist es anders, die kann man wie Salomon sagt, im Mörser stampfen und bleiben immer ganz.

So viel von dem Stock als materia medica betrachtet. In der Moral ist sein Nutzen, verbunden mit der verwandten Ruthe und der Ohrfeige fast unübersehbar.

Auf den englischen Philanthropinen erstreckt sich die Philanthropie nur auf die Köpfe. Wer den Menschen von der andern Seite ansieht, sollte sie für Misanthropine halten. Sitten und Gelehrsamkeit werden da beygebracht wie die Clystire. Ich kann hierbey meinen Lesern unmöglich ein Sinngedicht vorenthalten, das ein englischer Dichter, dessen Ader vermuthlich auch die pädagogische Birke geöffnet hatte, ausstiefs, als er ein Glas Birken-Champagner trank:

Oh birch! thou cruel, bloody tree
I'll be at last reveng'd of thee;
Oft hast thou drank the blood of mine.
Now for an equal draught of thine.

„Birke, blutdürstiger, tyrannischer Baum, endlich räch' ich mich an dir. Oft hast du mein Blut getrunken. Sieh — nun trink ich das deinige."

Was die Geifsel bey den Baals-Pfaffen, Bonzen, Flagellanten und Securisten zu Bändigung der Leidenschaften beygetragen hat, ist bekannt. Nur mit gewissen Leidenschaften soll es ihnen nicht ganz gelungen seyn, diese nahmen nämlich die Schläge so wie sie jeder rechtschaffene Kerl nimmt, sie fingen nun erst recht an zu toben.

Viele Gesetzgeber, unter andern Lycurgus selbst, lieſsen die Jugend beyderley Geschlechts sich mit Fäusten schlagen und stoſsen, um dadurch nicht bloſs den Körper, sondern auch den Geist geschmeidiger zu machen. Sich boxen und denken stand immer in einem Volk beysammen.

Bey den Truppen war der Stock immer das kräftigste Mittel, Ordnung und Maschinerie zu bewirken. Die griechischen und deutschen Alexander bezwangen erst mit dem Stock den Soldaten, und die Soldaten unter dem Schatten desselben die Welt. Die Römer prügelten mit dem Weinstock. Einen Rebenstock erhalten hieſs Hauptmann werden. Während der gemeine Mann das Holz genoſs, trank der Oberofficier den Saft von dessen Traube und durch beyde erhielt Rom die Herrschaft der Welt. Heut zu Tage geht es nicht besser. Was wäre selbst der Marschalstab von Frankreich, wenn er nicht ein Prügel wäre?

In Japan prügelte man die Götzen, die beym Oberpriester die Wache hatten, wenn ihm etwas geschah, und man fand, daſs es half.

Drisch deine Frau und dein Korn brav durch, sagte Sancho, und alles wird gut gehen.

Die alten Egyptier mahlten den Osiris mit einem Stock und einer Peitsche in der Hand aus gleicher Ursache, und bey den Griechen machte der Stock Künste und Wissenschaften blühen. In der allegorischen Sprache heiſst das noch: der Schädel Jupiters konnte von der Minerva nicht entbunden werden, bis ihm Vulcan einen derben Hieb darauf gab.

Montesquieu erzählt in seinem Werke über die Gesetze, daſs man bey den alten Persern nicht die Leute, sondern bloſs die Kleider mit Stockschlägen bestraft habe, und daſs manche sich diesen Schimpf so zu Gemüthe gezogen, daſs sie sich das Leben genommen hätten. In Europa herrschte seit jeher ein verschiedener Gebrauch, man prügelt ebenfalls die Kleider, aber man paſst die Zeit ab, da ihr Besitzer darinnen steckt. Im Militär herrscht nun ein jenem Persischen gerade entgegengesetzter Gebrauch, man zieht nämlich dem Missethäter die Uniform aus, und peitscht ihn, indessen die Kleider ruhig liegen, allein. Und doch richteten die Perser mehr mit ihrer Methode aus, als wir mit der unsrigen. Den meisten Menschen sind Strafen, die aus Schimpf und Scherz zusammen gesetzt sind, nicht so empfindlich, als die aus Schimpf allein bestehen. Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. Der Schmerz gibt der Strafe das Ansehen von Rache, und die Rache dem Missethäter ein Ansehen von Wichtigkeit. Auch erweckt Schmerz Mitleiden, und Mitleiden des Zuschauers ist allezeit für den Missethäter aufmunternd. Beym Schimpf ist nichts von dem. Er ist der Justiz, was die Verachtung eines Gegners, dem man sich überlegen fühlt, im gemeinen Leben ist.

Bey den Römern waren Stockschläge und Ruthenstreiche so erniedrigend, daſs, als Cicero bey Gelegenheit des Gabinius sagte: caedebatur virgis Ciuis Romanus: „Ein Bürger von Rom ward mit Ruthen gestrichen." so weinte das Römische Volk.

Die Ohrfeigen standen nicht ganz so hoch im Preiſs. Die Gesetze der XII Tafeln hatten bloſs eine Geldstrafe darauf gesetzt, die eben nicht sehr groſs war. Daher ein gewisser Lucius Veratius, ein reicher römischer Bürger, wie Gellius erzählt, zuweilen auf der Straſse spazieren gieng, und allen Menschen, die ihm begegneten, Ohrfeigen gab, aber auch augenblicklich die Strafe dafür bezahlte. Also auch in Rom gab es Genies.

Chilpericus wurde, wie man sagt, ermordet, weil er seiner Gemahlin einen Stockschlag gegeben, und Amalaricus verlor sein Königreich und sein Leben aus gleichen Ursachen. Die Gemahlin des letztern war eine Schwester Childeberts, Königs von Frankreich.

Vor noch nicht gar langer Zeit gab ein Officier in Genua einem Packenträger einen Stockschlag, dieses brachte Alles in einen Aufruhr, und das Volk schmiſs alle deutschen Soldaten zur Stadt hinaus.

Carl der Groſse hat in seiner Gesetzsammlung einen gewissen Hieb- und Prügel-Tarif mit beygesetzten Strafen eingerückt. Ein Gesetz darunter klingt ungefähr so: Wer einem Priester ein Stück vom Hirnschädel abschlägt, von der Gröſse, daſs, wenn man damit einen Schild von Erz anschlägt, man den Schall drey Schritte weit hören kann, so bezahlt er dafür 5 Stüber.

Die manumittirende Ohrfeige war, so wie bey uns noch, die lossprechende bey den Handwerkern, und ein Ehrenschlag that so wenig weh, als die Schläge, die die Ritter bekommen.

Die rächende Ohrfeige ist jederzeit bey uns in hohem Werthe gewesen, der sich jedoch nach dem Werthe der Ohren richtet, die sie treffen. Man kann sie austheilen von Null an bis zur Todesſtrafe.

So viel ich weiſs, unterscheiden die englischen Gesetze dabey, ob die Ohrfeige mit der positiven oder negativen Seite der Hand gegeben worden ist. Die mit dem Rücken der Hand sind nicht so schimpflich, und nicht so theuer, vielleicht, weil die mit der flachen Hand gemeiniglich mit gröſserem Vorsatz gegeben werden.

5.

Amintors Morgen-Andacht.

Wie wenn einmal die Sonne nicht wieder käme, dachte Amintor oft, wenn er in einer dunkeln Nacht erwachte, und freuete sich, wenn er endlich den Tag wieder anbrechen sah. Die tiefe Stille des frühen Morgens, die Freundin der Ueberlegung, verbunden mit dem Gefühl gestärkter Kräfte und wieder erneuerter Gesundheit, erweckte in ihm alsdann ein so mächtiges Vertrauen auf die Ordnung der Natur und den Geist, der sie lenkt, daſs er sich in dem Tumult des Lebens so sicher glaubte, als stände sein Verhängniſs in seiner eigenen Hand. Diese Empfindung, dachte er alsdann, die du dir nicht erzwingst und nicht vorheuchelst, und die dir dieses unbeschreib-

64. Von bösen Weibern.

Es werden verschiedene, besonders biblische, Beyspiele von guten und bösen Frauen angeführt, und die mannigfaltigen Unarten der letztern gerügt:

Wenn man die Weisheit ganz durchgründ't,
Kein bittrer Kraut auf Erd' man find't
Denn Frauen, deren Herz ist ein Garn
Und Strick, darein viel Thoren fahr'n.

— — — — —

Durch drey Ding' wird die Erd' erschütt',
Das viert' das mag sie tragen nit:
Ein Knecht der worden ist ein Herr,
Ein Narr der sich hat g'füllet sehr,
Ein neidisch, bös' und giftig Weib
Wer die vermählet seinem Leib;
Das viert' all' Freundschaft ganz verderbt:
Ein' Dienstmagd die ihr' Frauen erbt.
Drey Ding' man nicht erfüllen mag,
Das viert' schreit stets: herzu, herzu trag':
Ein' Frau die hält das Erterich *)
Das schluckt all' Wassergüss' in sich,

---

*) Die Erde.

liche Wohlbehagen gewährt, ist gewiſs das Werk eben jenes Geistes, und sagt dir laut, daſs du jetzt wenigstens richtig denkst. Auch war dieses innere Anerkennen von Ordnung nichts anders, als wieder eben die Ordnung selbst, nur auf ihn, der sie bemerkte, fortgesetzt, und daher immer für ihn der höchste Genuſs seines Geistes. O ich weiſs, rief er alsdann aus, dieses mein stilles Dankgebet, das Dir alle Creatur darbringt, jedes mit seinem Gefühl und in seiner Sprache, nach seiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiſs von Dir gehört, der du den Himmel lenkst: gewiſs wird es dir von allen Creaturen, zu Tausenden, dargebracht, aber mit doppeltem Genuſs, von mir, dem du Kraft verliehest zu erkennen, daſs ich durch dieses Dankgefühl und in diesem Dankgefühl bin, was ich seyn soll. O störe nicht, sprach er dann zu sich selbst, diesen himmlischen Frieden in dir heute durch Schuld! Wie würde dir der morgende Tag anbrechen, wenn ihn diese reine Spiegelhelle deines Wesens nicht mehr in dein Inneres zurück würfe? Es wäre besser, er erschiene nie wieder, oder wenigstens für dich Unglücklichen nicht mehr. — Diese Art in seinem Gott zu leben, wie er es nannte, die ihm von Betbrüdern, die lieber glaubten, als dachten, weil sie es so bequemer fanden, für Spinozismus ausgelegt wurde, hatte er sich so sehr eigen gemacht, daſs sie für ihn unzerstörbare Beruhigung über die Zukunft, und ein nicht zu überwältigender Trost in Todesgefahr wurde. Eines Tages als er sich nach einer seiner Morgenandachten selbst befragte, woher ihm dieses freudige Ergeben in die Führung der Welt, und dieses groſse Sicherheitsgefühl bey jedem Gedanken an die Zukunft komme (denn es war ihm zu fest, um bloſs dichterisches Aufwallen zu seyn): so war es ihm entzückende Freude zu finden, daſs er es allein dem Grad von Erkenntniſs der Natur zu danken habe, den er sich erworben hatte, einem Grade, von dem er behauptet, daſs er jedem Menschen von den gewöhnlichsten Anlagen erreichbar wäre. Nur müsse, wie er sagt, das Studium anhaltend, ohne Zank und Neuerungssucht und ohne alle Speculationen des Inventurienten getrieben werden. Man wird ihm leicht glauben, daſs es eine entzückende Betrachtung seyn muſs, sich sagen zu können: meine Ruhe ist das Werk meiner eigenen Vernunft; es hat sie mir keine Exegese gegeben und keine Exegese wird sie mir rauben. — O, nichts, nichts wird sie mir rauben können, als was mir meine Vernunft raubt. Daſs die Betrachtung der Natur diesen Trost gewähren kann, davon ist er gewiſs, denn er lebt in ihm; ob er es für alle sey, lieſs er wenigstens unentschieden, und hierbey hinge, wie er sagte, vieles von der Art ab, wie die Wissenschaft getrieben und angewandt würde, eine Sache, die, wie vielleicht auch Spinozismus, wenn er unschädlich seyn soll, nicht gelehrt, sondern selbst gefunden seyn wolle; es sey nichts weniger als jene physico-theologische Betrachtung von Sonnen, deren uns deutlich sichtbares Heer nach einer Art von Zählung auf 75 Millionen geschätzt würde. Er nannte diese erhabenen Betrachtungen bloſse Musik der Sphären, die anfangs den Geist wie mit einem Sturm von Entzücken fast zur Betäubung hinreiſse, deren er aber endlich gewohnt werde; allein das was davon immer bliebe, unstreitig das beste, finde sich überall und vorzüglich in dem mit in die Reihe gehörigen Geist, der dieser Betrachtungen fähig sey. Es sey vielmehr eine zu anhaltendem Studio der Natur sich unvermerkt gesellende Freude über eigenes Daseyn, verbunden mit nicht ängstlicher, sondern froher Neugierde (wenn dieses das rechte Wort ist), die, so weit über sogenannte Cüriosité erhaben sey, als hohes Gefühl für Ehre über Bauernstolz, zu erfahren, mit diesen Sinnen oder mit analogen, oder Verhältnissen anderer Art, die sich von jeder Art des Daseyns hoffen lassen, was nun dieses alles sey und werden wolle. Er fürchte zwar sehr, daſs seine Freunde immer nur die Worte der Lehre und nicht die Lehre hören würden, hoffe aber alles, wenn er dereinst darüber sprechen würde, von eigenem Versuch. Er denke nun seit der Zeit, daſs das Vergnügen, das die Betrachtung der Natur dem Kinde und dem Wilden, so wie dem Manne von aller Art von Bildung gewährt, auch den groſsen Zweck mit zur Absicht habe, und in jedem Leben und in jeder Welt haben müsse, in welchem Zusammenhang sey: völlige Beruhigung in Absicht der Zukunft und frohes Ergeben in die Leitung der Welt: man gebe nun dieser einen Namen, welchen man wolle. Er zähle es unter die wichtigste Begebenheit seines Lebens, wenigstens für sich gefunden zu haben, daſs, so wie wir natürlich leiden, wir auch natürliche von aller Tradition unabhängige Mittel haben, diese

Leiden mit einer Art von Freude zu erdulden. Diese Philosophie hebe freylich den vorüber gehenden Unmuth nicht auf, so wenig als den Schmerz, weil eine solche Philosophie, wenn sie möglich wäre, auch alles Vergnügen aufheben würde. Er pflegte dieses öfters seine Versöhnung mit Gott zu nennen, gegen den die Vernunft, selbst mit Hoffnung auf Vergebung, vielleicht murren könnte, wenn nicht im Gang der Dinge auch der Faden eingewebt wäre, der zu jener Beruhigung ohne weitere Hülfe leiten könnte. Ueberhaupt kamen bey seinem Vortrage viele Ausdrücke vor, deren sich die Bibel bedient; er sagte dabey: es sey nicht wohl möglich, dieselbe Geschichte des menschlichen Geistes zu erzählen, ohne zuweilen auf dieselben Ausdrücke zu gerathen, und glaubte, man werde die Bibel noch besser verstehen, als man sie versteht, wenn man sich selbst mehr studiere; und um mit ihren erhabenen Lehren immer zusammen zu treffen, sey der kürzeste Weg, die Erreichung ihres Zwecks einmal auf einem andern, von ihr unabhänigigen zu versuchen, und Zeit und Umstände dabey in Rechnung zu bringen; Spinoza selbst, glaube er, habe es nicht so übel gemeint, als die vielen Menschen, die jetzt statt seiner meinen. — Es sey für Millionen Menschen bequemer und verständlicher vom Himmel herab zu hören: *Du sollst nicht stehlen, und kein falsch Zeugniſs reden*, als im Himmel *selbst* die Stelle zu suchen, wo diese Worte wirklich mit Flammenschrift geschrieben stehen, wo sie von vielen gelesen worden sey. Uebrigens glaube er, sey es für die Ferngläser und die Brillen unbedeutend, ob das Licht wirklich von der Sonne herabströme, oder ob die Sonne nur ein Medium zittern mache, und es bloſs lieſse, als strömte es herab; aber die Ferngläser und zumal die Brillen seyen deſswegen nichts weniger als unbedeutend, und bey der Brille pflegte ihm öfters einzufallen, daſs der Mensch zwar nicht die Macht hätte, die Welt zu modeln wie er wolle, aber dafür die Macht Brillen zu schleifen, wodurch er sie schier erscheinen machen könne, wie er wolle; und solcher Betrachtungen mehr, wodurch er seine Freunde nicht so wohl auf *seinen* Weg hinleiten, als ihnen vielmehr Winke geben wollte, den selbst zu finden, der ihnen der sicherste und bequemste wäre. Wie es denn wirklich an dem ist, daſs Philosophie, wenn sie für den Menschen etwas mehr seyn soll, als eine Sammlung von Materien zum Disputiren, nur indirecte gelehrt werden kann.

6.

Trostgründe für die Unglücklichen, die am 29. Februar geboren sind.

Man mag sagen was man will, so ist ein Mensch, der nur alle vier Jahre einen Geburtstag hat, immer kein Mensch wie andere. Ja, einer, der in seinem Leben der Geburtstage zu wenige hat, kömmt mir in mancher Rücksicht nicht viel glücklicher vor, als die weitläuftige Classe von armen Teufeln, die der Väter zu viele haben; denn was ist dem unsterblichen Wesen, das in uns wohnt, angenehmer als zu sehen, ja unter der Hand auch wohl gar zu schmecken und zu riechen, daſs sich auſser ihm noch Wesen derselben Art seiner Existenz und seines Lebens freuen? Wäre auch die Freude dieser Wesen nicht immer die aufrichtigste, wovon man wohl Beyspiele hat, gut, so ist es nicht minder angenehm zu sehen, daſs diese Wesen es doch nöthig finden müssen, so zu thun als freuten sie sich. Jene aufrichtige Freude verräth zwar Liebe, das ist wahr; die nicht aufrichtige dafür aber Furcht und Respect, die in sehr vielen Fällen unendlich mehr werth sind. Von diesen Freudenbezeigungen nun verliert das unglückliche Geschöpf, das am 29 Februar geboren ist, nach einer leichten Berechnung, in seinem Leben wenigstens bare 75 Procent in Vergleich mit andern Menschen. Das ist etwas hart. Es sey nun das, was eingebüſst wird, ein Wunsch in Prosa, ein Carmen oder ein wirkliches Gedicht; es seyen Bänder, Blumen, Kuchen, Feuerwerke, Illuminationen und Kanonaden, so sind immer die 75 Procent davon weg wie weggeblasen. Ja, die Sache kann sehr wichtig werden. Gesetzt, der Unglückliche sey der Regent eines Reichs oder einer Stadtschule, der das Recht hat, freywillige Geschenke an seinem Geburtstage zu erpressen, wie kann ein solcher ein Geschenk verlangen, das an einem Tage zahlbar ist, der in drey Jahren gegen eins gar nicht existirt? Sind die 29. Februare, in Jahren, wo dieser Monat nur 28 hat, also nicht die wahren Calendae graecae? Ja, wenn die griechischen Calendae bloſs ein poetisches Nichts sind, wofür sich sublime, antiquarische Pedanterey diesen artigen Ausdruck schuf, so sind die 29sten Februare dreymal in vier Jahren, ein wahres solides, prosaisches Nichts des gemeinen Lebens und der alltäglichen Haushaltung; das ist ganz was anders. Von jenem spricht man, und dieses fühlt man. — Das Bisherige galt bloſs das Physische bey dieser Verkürzung; von der moralischen Seite ist der Verlust noch viel gröſser. Denn, da jeder Mensch bekanntlich an seinem Geburtstage sich irgend etwas künftig zu thun oder zu lassen ernstlich vornimmt, z. B. wie Dr. Johnson, künftig früher aufzustehen, oder die Bibel im nächsten Jahre ganz gewiſs durchzulesen, oder wie jene Dame keinen Branntwein mehr zu trinken; so kömmt ein solcher Mensch natürlich auch um alle diese heilsamen Entschlieſsungen, und man weiſs wohl wie es mit der Ausführung steht, wenn man gar nicht einmal zur Entschlieſsung kommen kann. — Aber der Neujahrstag, sagt man, bleibt ihnen doch noch. — Das ist keine Antwort, den Neujahrstag haben die gewöhnlichen Menschen auch, also den 75 Procenten geht

Das Feu'r spricht nimmer: hör' auf nu,
Ich hab' genug, trag' nie herzu.
Drey Ding' ich nicht erkennen kann,
Des vierten weiſs ich gar nichts van:
Wenn in der Luft ein Adler fleugt,
Ein' Schlang' die auf ein'm Felsen kreucht,
Ein Schiff das mitten geht im Meer,
Ein Mann der noch hat kind'sche Lehr',
Desgleich' der Weg einer Frauen ist
Die sich zum Ehbruch hat gerüst't,
Die schleckt und wischt den Mund gar schön
Und spricht: ich hab' nichts Böses gethan.
Ein'm Rinnendach zu Wintersfrist
Ist gleich ein' Frau die zänkisch ist.

---

65. Achtung des Gestirns.

Bestrafung des Miſsbrauchs der Sterndeuter und Kalendermacher, und des ihrem Vorherverkünden von dem groſsen Haufen gegebenen Glaubens.

---

auch hier nichts ab. Ja, was endlich das Traurigste ist, so wird dieses Unheil, wie manches andere, das uns dieses Jahrhundert zugeführt hat, ebenfalls gegen das Ende desselben ärger. Wenn nämlich das Jahr 1796 vorbey ist, (das letzte Schaltjahr in diesem Jahrhundert), so haben wir in acht Jahren keines wieder. Also ein Kind, das den 29sten Februar 1796 geboren würde, und etwa den 28. Febr. 1804 stürbe, wäre acht Jahre alt geworden, ohne einen einzigen wahren Geburtstag erlebt zu haben, den kümmerlichen etwa ausgenommen, an dem es geboren worden ist, der gar nicht in Rechnung kommen darf und kann, und in dem wahren Gratulantensinn des Worts kein eigentlicher Geburtstag ist. — Doch nun nicht eine Sylbe weiter in diesem Ton, der, wie wir selbst fühlen, schon zu lange gehalten worden ist. Wir würden dieses lächerliche Thema gar nicht berührt haben, wenn nicht die Frage: wann soll ein am 29sten Februar Geborner seinen Geburtstag feyern, in einem berühmten Journal ziemlich ernstlich aufgeworfen und — unbeantwortet geblieben wäre. Hier ist die Antwort und der Trost:

Der Mensch wird zwar an einem gewissen Tage, an einem gewissen Datum geboren, allein sein Eintritt in die Welt, sein erster Athemzug ist das Werk eines Augenblicks. In diesem Punct von Zeit steht die Sonne in einem gewissen Punkt der Ecliptik. Er wird also genau ein Jahr alt seyn, wenn die Sonne das nächstemal wieder in demselben Punct der Ecliptik steht, und der bürgerliche Tag, in welchen jener Zeitpunkt fällt, ist der Geburtstag des Menschen im eigentlichen Verstande, er heiſse nun übrigens im Kalender wie er wolle. Dieses ist, dünkt mich, sehr klar. Das Problem: wann soll ich meinen Geburtstag feyern, wenn ich am 29. Februar geboren bin, wird also auf folgende Weise vollkommen aufgelöset werden, und im Recept- und Problem-Lösungsstyl abgefaſst etwa so lauten: 1) Laſs dir die Secunde, Minute, oder die Stunde deiner Geburt sagen, oder nimm den Tag aus dem Kirchenbuch, weil du aber doch nicht den ganzen Tag über geboren worden bist, so muſst du im letzten Fall etwas Bestimmtes annehmen, z. B. die Mitte des Tages, also Mittags um zwölf. 2) Suche in einem astronomischen Kalender für das Jahr deiner Geburt den Ort der Sonne (ihre Länge) für diesen Zeitpunct. Kannst du ihn selbst berechnen, so ist es desto besser, alsdann würdest du aber eine so einfältige

Frage vermuthlich gar nicht thun. 3) Suche ebenfalls im Kalender von dem Jahre, da du deinen Geburtstag feyern willst, den Tag, da die Sonne genau dieselbe Länge hat, dieser Tag ist dein Geburtstag, er heiſse nun wie er wolle. Wenn du so verfährst, so wirst du etwas bemerken, das dich frappiren wird, vorausgesetzt, daſs du von der Sache, wovon hier die Rede ist, gar nichts verstehe, nämlich, daſs du, wenn du auch an jedem andern Tage, z. B. den 1. May geboren wärest, du dennoch deinen Geburtstag unter gewissen Umständen zuweilen den 30. April, zuweilen den 2. May feyern müſstest, und daſs selbst die Geburtstage der höchsten Potentaten öfters ganz falsch gefeyert werden, und folglich der am 29sten Februar Geborne nicht gerade immer der einzige ist, der seinen Geburtstag an einem andern Monatstage feyern muſs, als dem, den ihm die gewöhnliche Methode anweiset. Dieses gründet sich auf den Umstand, daſs das Jahr nicht numero rotundo aus 365 Tagen, sondern ungefähr aus 365 Tagen und 6 Stunden besteht, wir aber bey unseren bürgerlichen Geschäften uns unmöglich mit solchen Brüchen von Tagen abgeben können. Daher geht es denn auch wirklich dem Jahr selbst nicht besser als uns und den hohen Potentaten. Seine Geburtsstunde wenigstens wird dreymal unter vieren falsch gefeyert. Man freut sich oft über den Tod des alten Jahrs mit Jubel, wenn es wirklich noch 18 Stunden schmachtet, und gratulirt dem neuen 18 Stunden vorher, ehe es geboren wird u. s. w. Folgende Tabelle wird völlig hinreichen, den zu leiten, der am 29. Febr. geboren, an seinem Geburtstage gern so schmausen wollte, daſs von Seiten des Kalenders nichts dagegen eingewendet werden kann.

Wer am 29. Februar Morgens um 12 Uhr geboren ist, feyert seinen Geburtstag oder eigentlich Geburtsstunde

- das nächste Jahr den 28. Februar Morgens um 6,
- das 2te Jahr den 28 Febr. Mittags um 12,
- das 3te Jahr den 28. Febr Abends um 6,
- das 4te Jahr den 29 Februar um 12 des Morgens.

Am 29. Februar um 6 des Morgens geboren,

- das 1ste Jahr den 28. Februar um 12 des Mittags,
- das 2te Jahr den 28. Februar um 6 des Abends,

das 3te Jahr den 28. Februar um 12 des Nachts oder am ersten März,

das 4te Jahr den 29. Februar um 6 des Morgens.

Am 29sten Februar um 12 Mittags geboren,

das 1ste Jahr den 28. Februar um 6 des Abends,

das 2te Jahr den 28. Februar um 12 des Nachts oder am ersten März,

das 3te Jahr den ersten März um 6 Uhr des Morgens,

das 4te Jahr den 29. Februar um 12 des Mittags.

Am 29sten Februar Abends um 6 Uhr geboren,

das 1ste Jahr den 28. Februar Nachts um 12 oder am ersten März,

das 2te Jahr den ersten März um 6 des Morgens,

das 3te Jahr den ersten März um 12 des Mittags,

das 4te Jahr den 29. Februar um 6 des Abends.

Man sieht hieraus, daſs man seine Geburtsstunde, wodurch der Geburtstag bestimmt wird, jedes Jahr um 6 Stunden später feyern muſs, so lange bis das Schaltjahr die Sache wieder ins Gleichgewicht bringt. Nun noch ein paar Worte für das Jahr 1800, da kein Schaltjahr seyn wird. Ein Kind, das z. B. den 29. Febr. 1796 Nachts um 11 Uhr geboren würde, muſs, nach dieser Regel im Jahr 1800 seine Geburtsstunde sogar den 2ten März Abends um 5 Uhr feyern. Warum das Jahr 1800 auch das 1900 kein Schaltjahr seyn wird, sondern erst das 2000 wieder (vorausgesetzt, daſs sonst alles beym Alten bleibt) wollen wir im Kalender für das Jahr 1800 erklären. Man wird aber sehr viel besser thun, es bis dahin selbst zu lernen.

Nun das Resultat kurz: Will man seinen Geburtstag oder vielmehr die Stunde nur jedesmal alsdann feyern, wenn Datum und Tagezeit zugleich eintreffen; so kann sie jeder Mensch überhaupt nur alle vier Jahr Einmal richtig feyern. Der am 29. Februar Geborne verfährt also sehr richtig, wenn er seinen Geburtstag bald den 28. Februar, bald den ersten März feyert Der Unwissende glaubt, er irre, da er doch nicht irrt. Der an einem andern Tage Geborne, der ihn nach dem Datum feyert, irrt oft wirklich, allein es merkt es niemand. So kömmt es also auch hier, wie bey tausend andern Vorfällen des Lebens auf Lage und Umstände an. Nachdem diese günstig sind oder ungünstig, kann man bald mit allen seinen Irrthümern für weise und bald mit aller seiner Weisheit für ein gar irriges Schaaf gehalten werden.

7.

Ueber Gewitterfurcht und Blitzableitung.

(Auf Verlangen.)

Jetzt, da ich dieses schreibe, (im Anfang des August 1794) zeigen sich bey uns, so wie an mehreren Orten, Spuren der Ruhr. Es sollen wie man sagt, schon sechs Menschen daran gestorben seyn; das wären also schon gerade noch einmal so viel in wenigen Tagen, als der Blitz Menschen in unserer Stadt in mehr als einem halben Jahrhundert *) getödtet hat;

---

*) Die ältesten Menschen erinnern sich bloſs dieser drey Fälle, die sich alle in den letzten sechs und zwanzig Jahren ereig-

und wie viele Menschen mag die Ruhr wohl in diesem halben Jahrhundert getödtet haben? Und doch ist man dabey sehr ruhig. Ich sehe sogar, daſs man nicht einmal für die wohlfeilsten Ruhrableiter sorgt. Man geht noch immer in den dünnsten Westchen einher, obgleich der Wind schon über die Stoppeln weht; ja ich habe bemerkt, daſs man noch vor wenigen Tagen hier und da bey offenen Fenstern schlief, die man bey Gewittern sehr sorgfältig verschloſs; und doch hat man kein Beyspiel, daſs der Blitz je zu einem offenen Fenster hineingefahren wäre, da hingegen die Ruhr gar leicht in die Schlafkammern schlägt, wenn sie ein offenes Fenster findet, zumal, wenn sie unversehens, nach einem heiſsen Tage, mit einem

---

net haben. Die hiesige Chronik, die sonst sorgfältig von Einschlagen spricht, erwähnt nur eines einzigen Falles, den man nicht einmal hierher rechnen kann, denn der Blitz traf nicht den Verunglückten selbst, sondern er wurde von Steinen getödtet, die der durch denselben entzündete Pulvervorrath umher warf. Also hätte statt des halben Jahrhunderts ein weit gröſserer Zeitraum im Text gesetzt werden können.

kühlen Regen und einem feuchten Lüftchen ankömmt. — Ist das nicht sonderbar? Wie würden sich wohl die Menschen in diesen Tagen verhalten, wenn die Ruhr, wie ein dickes, schwarzes Gewölk, oder gar wie ein dunkelgrünes, dergleichen Donnerwetter einmal jemand gesehen haben wollte, am Horizont herauf, niedrig und langsam angezogen käme, die Spitzen der Bäume berührte, den Tag in Dämmerung verwandelte, und nun das bestimmte Schlachtopfer jedesmal mit einem Donnerschlag befiele, der die Häuser beben machte? Blitzen sollte es nicht dabey, doch um den Schlag anzukündigen, müſste etwa die Dämmerung einige Secunden vor demselben noch um einige Tinten-Stufen schwärzer werden. Ich glaube des Singens und Betens würde kein Ende seyn. Ja ich fürchte, selbst mancher Weise (sapiens) möchte sich von einem solchen Himmel etwas mehr als bloſs decken lassen. Daſs dabey die tödtlichen Schläge sich noch besonders auszeichnen müſsten, versteht sich. Wie da? Und doch schwebt jetzt ein solches Wetter über unsern Häuptern, nur ohne Donnerschläge und schwarzgrüne Wolken, die überhaupt gerade die Nebensache bey dem Handel wären, und wir setzen unsere Geschäfte ruhig fort.

66. Erfahrung aller Lande.

Wider diejenigen, welche nach der Kunde fremder Länder und Oerter begierig sind, sich mit geographischen und mathematischen Kenntnissen beschäftigen, und darüber die Selbstkenntniſs vernachlässigen:

Und rechnen bis hinter das Meer,
Darin menschlich' Vernunft irrt sehr,
Daſs sie solchem nachrechnen allzytt,
Und kann sich selbst ausrechnen nit,
Und meint daſs er die Ding' verstat,
Was die Welt selbst nicht an sich hat,
Das meint mancher zu finden.
Wollt' er sich recht besinnen,
Und gedächt' sein selbst baſs
Was vor ihm und eh was.
Die viel grob hand geirrt
Und dadurch wurden verführt.

67. Nicht ein Narr seyn.

Der Thor hält sich immer für klug, und bemerkt nicht, daſs man seiner spottet, bis er

Nun bedenke man noch die Fieber-Pocken- und Schlagfluſs-Wetter, die immer umherziehen und einschlagen. — — Doch wir überlassen diese Betrachtungen dem Leser, aus Furcht durch weiteres Ausmahlen die Gattungen der Donnerwetter für manche Menschen zu vermehren, für die schon eine einzige zu viel ist. Nun zur Anwendung:

Also in Göttingen sind in einem halben Jahrhundert und darüber nur drey Menschen vom Blitze getödtet worden, und dieses, welches ein Hauptumstand ist, nicht einmal in drey verschiedenen Schlägen, sondern in zweyen *). Ferner, so weit die Erinnerung alter Menschen und die hiesige Chronik reicht, hat der Blitz hier niemals gezündet, ausgenommen im Jahr 1555, zwischen Weihnachten und Neujahr, unsern damals viel höhern Jacobithurm, und dann einmal in einem Pulverthurm. Doch wurde nicht der Thurm gezündet, sondern das Pulver; also Wohnhäuser, so weit unsere Erfahrung reicht, eigentlich nie, und dennoch fürchtet man sich, wie ich

---

*) Zwey Personen tödtete der Strahl am 16. Jul. 1768 auf einmal, und einen Dritten am 24. Jun. dieses Jahrs (1794).

höre, noch hier und da bey einem Donnerwetter wie bey einer Belagerung. Ich bitte Euch, theuerste Phantasiekranken, wenn es donnert, einmal einen Augenblick nur an das Wort *Belagerung* zu denken, und euch allenfalls an unsere *braven Landsleute*, zum Beyspiel in *Menin*, zu erinnern, wo es überall donnerte und blitzte, überall einschlug, überall zündete und überall tödtete, und das in einer Viertelstunde mehr, als der Blitz bey uns in 500 Jahren. Und dennoch fürchtet ihr euch, die ihr bey der herrschenden Ruhr gelassen bleibt? Also so viel vermag eine finstere Wolke und ein Bischen Donner über Euch! O! ich fühle, daſs es fast kindisch ist, selbst bey dem *schwersten* Donnerwetter, an die *leichteste* Belagerung zu erinnern, aber ich weiſs auch, daſs manche Menschen, die sich vor dem Tode fürchten, es gar wohl vertragen können, daſs man sie mit Rettungsmitteln erstickt. Jemand, der sich aus Furcht nicht entschlieſsen konnte, sich einen Zahn ausziehen zu lassen, gieng mit hohem Muthe an das Werk, nachdem man ihn an die Gelassenheit erinnert hatte, womit *Sokrates* seiner groſsen Seele den Körper auszog. Wenns nur hilft. Jedermann ist Herr in seiner Geistes-

Oeconomie, und wir wollen uns nicht darum bekümmern, warum es gut geht, wenn's nur gut geht. Ist doch wohl manche groſse Heldenthat, in der nachher der Geschichtschreiber auf der Stube groſse Plane witterte, gethan worden, auf daſs eine Opernsängerin den Namen des Helden in den Zeitungen lesen möge. So wird die Welt regiert, also warum nicht ein Herz, das an der Donnerfurcht (Brontophobie) erkranket. Man schaffe alles herbey, und denke sogar an seine braven Landsleute in Menin. Ich weiſs, daſs dieser Trost so wirksam gewesen ist, daſs, während der Donner rollte, und der Regen wie Hagel an die Fenster schlug, der Patient dabey selbst über seine eigene Furchtsamkeit zu lächeln anfing, des Contrasts wegen. Er fühlte sich lächerlich und bey diesem Gefühl sehr wohl. Wirklich ist es auch die einzige Lage in der Welt, worin sich allenfalls ein Mann von Ehre mit Wohlbehagen lächerlich finden läſst, wenn er dem eingebildeten Todesstreich, den er ängstlich schon über sich schweben sieht, dadurch entgehen kann, daſs er sich dem wohlgemeinten Spotte eines guthmüthigen Freundes auf ein paar Minuten aussetzt. Besser aber, man spottet über sich selbst. Ich rathe also noch einmal, beym Donnerwetter an Belagerung zu denken, das Lächeln über sich selbst wird schwerlich ausbleiben. So viel gegen unsere armen Phantasiekranken. Nun aber auch ein Wort Für sie.

Zum Theil liegt freylich der Grund von jener übermäſsigen Furcht da, wo noch so mancher andere von unserem Elend liegt, in der Erziehung. Horch! der liebe Gott zürnt, sagt man Kindern, wenn es donnert, aber nicht Siehe! Er zürnt, wenn man ihre kleinen Mitbrüder bey einer Pocken-Epidemie zu halben Dutzenden an einem Tage zu Grabe trägt. Diese traurige Vorstellung wird dann ferner noch durch eine andere sehr alltägliche begünstigt, daſs der liebe Gott seinen Wohnsitz unmittelbar über den Wolken habe, so wie diese wiederum Unterstützung durch Mythologie erhält, die man immer noch (freylich mit Recht) neben dem Christenthum her treibt. Hierzu kömmt dann unwandelbare, menschliche Natur; die unwiderstehliche Macht des Klanges über unser ganzes Wesen. Selbst die gefühllosesten Menschen werden durch den Donner der Pauken bey einem: Herr Gott dich loben wir, an einem Dankfest, dem übrigens ihr Herz beypflichtet, zu Thränen hingeriſſen; und Händels majeſtätiſches: Gib ihnen Hagelſteine für Brod (Give them hailstones for bread) wirkt mit der Macht des Donners auf die Verſammlungen. Auch der Wilde fürchtet den Knall der Kanone ſchon, ehe er noch die Wirkung ihrer Kugeln kennt. Ich möchte wohl wiſſen, ob man Beyſpiele von Taubgebornen hat, die ſich vor dem Gewitter gefürchtet haben. Wenn mich mein Gefühl nicht täuſcht, ſo glaube ich, ich würde mich ehemals wenig oder gar nicht vor einem Gewitter gefürchtet haben, das nicht gedonnert hätte. Jetzt kann es dem Guthörenden wenig helfen, wenn er die Ohren zuhält, aber daſs es doch, etwas wenigſtens, helfen ſoll, haben mich groſse Kenner aus eigener Erfahrung verſichert. Gegen dieſe durch ſchlechte Erziehung erſt eingepflanzte und dann durch menſchliche Natur von einer Seite begünſtigte Furcht, weiſs ich in der Welt keinen Rath, als man lehre den Patienten Wahrheit in ihrer reinſten Form, die ſchadet niemals. Man erkläre ihm was das Gewitter iſt, ohne leichtſinnige Herabſetzung noch ängſtliche Uebertreibung der Gefahr. Man vergleiche die Gefahr dabey mit der von Krankheiten, wie wir oben geſehen haben, und zeige mit aller der Stärke, die man dem Satze, ohne tiefe Einsicht und ganz ohne Rednerkünste so leicht ertheilen kann, daſs die Gewitter die leichtesten Epidemien sind, die einen Landstrich befallen können. Eigentlich gar keine. Der Schlagfluſs, vor dem kein Mensch einen Augenblick sicher ist, tödtet in jedem Städtchen in einem Jahre mehr Menschen, als der Blitz in einem groſsen Lande, in zehen. Man sage ihm, daſs der Blitz, dessen Donner die Erde beben macht, sich durch ein wenig Draht oder ein Bischen Vergoldung hinleiten läſst, wo man ihn hin haben will. Daſs er Menschen tödtet, (jedoch nicht einmal alle, die er trifft), habe er mit jedem fallenden Dachziegel, und daſs er Häuser anzünde, mit jedem verwahrloſsten Lichte gemein. Bey weitem die wenigsten Feuersbrünste rühren vom Blitze her, gerade so wie bey weitem die wenigsten gewaltsamen Todesarten. Man sage ihm dieses. Kann er sich bey dieser Lehre des Lächelns nicht enthalten (welches Gottlob! gewöhnlich der Fall ist), desto besser. Ja ich rechnete schon zum voraus auf dieses Lächeln, als ich es niederschrieb: daſs bey weitem die wenigsten Feuersbrünste vom Blitze herrührten. Es ist immer gut und selbst angenehm, *Furcht* und *Trost* sich auf einer Stelle begegnen und becomplimentiren zu lassen, wo der Rangstreit längst entschieden ist. Wenigstens für einen Dritten. Wäre es möglich unsere *tagtägliche* Feuersgefahr, durch Donner anzudeuten, es würde nicht aufhören zu donnern, zumal an Orten, wo man des Nachts im Bette studirt. Gottlob, daſs die meisten dieser oft nahen Schläge *kalt* sind. So viel von Gewitterfurcht für den Menschen, der seiner Vernunft noch mächtig ist. Er wird nach einiger Uebung finden, daſs zwar der Donnerschlag bey ihm nichts von seiner Erhabenheit und Gröſse verlieren, aber in ihm eben das seelenstärkende, hohe, andächtige Gefühl, *ohne alle Furcht*, erwecken wird, womit ihn der Pauken-Donner bey einem: *Herr Gott dich loben wir* etc. erfüllt. Was ihm sonst schrecklich war, wird ihm nun eine Art von Unterhaltung werden, die er auſser dem Trost, den er andern Anwesenden damit reicht, sogar erblich machen kann. Ein kleiner Wink für Hausväter und Hausmütter, den ich zu verstehen bitte. — Armseligen Nervenkranken kann freylich nicht gepredigt werden, für die ist die Kirche aus; man muſs sie dem Arzt übergeben, der sie nach der Apotheke begleitet. Ein Spaziergang, der, die Begleitung des Arztes abgerechnet, an manchen Orten ohnehin schon sehr gewöhnlich seyn soll.

Aber nun! Wenn es gar in unsrer Macht stände, diesen Blitz, von dem wir uns, der Pauken-Parade wegen, womit er sich zeigt, so sehr fürchten, ganz von unsern Häusern, wo nicht zu entfernen, doch eben so unschädlich für sie zu machen, und ihn eben so von uns abhalten zu können, wie wir von uns und unsern Meubeln den Regen durch Dächer abhalten. Aber dieses können wir. Und zwar gerade mit der Zuverlässigkeit, mit der wir uns gegen den Regen unter einem guten Obdach, und gegen den Sonnenstich unter einer dichten Laube verwahren. Daſs dieses nicht jedermann glaubt, ist nicht zu verwundern. Wir haben so selten Gelegenheit, die Probe zu machen, weil leider! jene Schirme gegen den Blitz noch immer nicht den allgemeinen Eingang finden wollen, der nöthig wäre, jene Ueberzeugung endlich zu bewirken. Wäre zum Beyspiel eine ganze Stadt mit Bley oder Kupfer gedeckt, so daſs auch kein Stall ohne ein solches Dach wäre, und würden diese Dächer alle gehörig durch Metall mit der Erde verbunden: so würde man gar nichts mehr von schädlichen Wirkungen des Blitzes an diesem Orte hören, ja man würde am Ende gar nicht mehr wissen, ob und wo der Blitz herabgefahren sey, wenn er herabgefahren wäre. Nach einer Generation würde sich alles Schreckliche hierbey völlig verlieren; man würde dem Donnerwetter, das man jetzt wie eine Belagerung fürchtet, zuhören, wie der Kanonade bey einer Musterung, und dem Wetterstrahl zusehen wie einem Lustfeuer. Hörte man von andern Orten her, daſs unarmirte Häuser vom Blitz gezündet oder Menschen in denselben getödtet worden wären, so würde man dieses eben so wenig seltsam finden, als daſs es jemanden auf seinen Speicher regnet, wenn das Dach nicht verwahrt ist, oder daſs jemand bey einem Gewitter naſs wird, der sich nicht unterstellt. So muſs es kommen, wenn alle Gewitterfurcht sich von der Erde verlieren soll. Man muſs nur deutlich und anschaulich einsehen lernen, daſs man sich vor dem Blitze sichern kann, wenn man will. Wer es nicht thun will, gut, habeat sibi, wenn er getroffen wird oder ihm sein Haus abbrennt. Ich habe oben das Donnerwetter mit der Ruhr verglichen, vielleicht schadet es nicht, es hier noch zu guter

Letzt einmal mit der Winterkälte zu vergleichen, also Wetter mit Witterung. Eine strenge Kälte ist etwas viel Fürchterlicheres und Gefährlicheres als alle Donnerwetter von sechs Sommern zusammen genommen, ob es gleich gemeiniglich sehr stille dabey hergeht. Warum fürchtet man sich nicht davor? Deſswegen weil wir sichere Ableiter für dieselbe haben, Brennmaterialien und Kleidung. Wenn wir auch hören, daſs Menschen, denen ihre Geschäfte oder ihre Armuth nicht verstatteten, die Ableitung gehörig anzubringen, um ihre gesunden Glieder oder gar um ihr Leben durch die Kälte gekommen sind; so beklagen wir diese Unglücklichen mit Recht, aber die Kälte selbst wird uns durch solche Beyspiele nicht schrecklicher, weil wir wissen, woran die Schuld lag. Eben so und nicht um ein Haar anders verhält es sich mit dem Blitze. So weit hat man es in der Naturkunde gebracht. Die Häuser werden von ihm gezündet und Menschen von ihm getödtet, weil sie nicht für Ableitung desselben gesorgt haben. Der Mensch, der sich bey einem Donnerwetter unter einen hohen Baum stellt, handelt eben so unvorsichtig, als der, der sich bey einer strengen Kälte im Freyen dem Schlafe überläſst. Wir wissen jetzt es mit seinem Schaden erfährt. Dieſs wird durch das Beyspiel vom Marsyas erläutert.

Mancher will seyn ein kluger Mann,
Der sich doch nimmt der Thorheit an
Und meint, daſs man ihn rühmen soll
Wenn man spricht: der kann Narrheit wohl.
Dagegen sind viel Narren auch,
Die ausgebrütet hat ein Gauch,
Die wollen von der Weisheit sagen,
Es sey gehauen oder geschlagen.
Sie wollen witzig seyn gezählt,
Und man sie doch für Narren hält.

68. Von der Weisheit.

Bey allem Streben nach Kunst, Wissenschaft und Ruhm verfehlt doch mancher des rechten Weges, der zur Weisheit führt:

O wie viel irren an dem Weg,
Da mancher ist nachlässig, träg
Und den Fortschritt nicht untersteht,
Der andre neben sich ausgeht,

mit dem Grade von Zuverlässigkeit, daſs man sich vor dem Blitze verwahren kann, mit dem wir es von der Kälte wissen. Daſs man an die Verwahrung gegen den ersten nicht so gern geht, weil sie eines Theils kostbar und andern Theils das Einschlagen sehr selten ist, ändert hier für unsere Betrachtung schlechterdings nichts. Genug, daſs der Satz auſser allem Zweifel ist: *Die Menschen werden vom Blitze getroffen und ihre Häuser angezündet, weil sie es nicht anders haben wollten.* Was die Ursache hiervon ist: Knauserey, Leichtsinn, Unwissenheit oder sonst etwas, darum haben wir uns hier nicht zu bekümmern.

Aber bleyerne und kupferne Dächer sind kostbar. Freylich. Aber sie sind auch glücklicher Weise zu unserer gegenwärtigen Absicht nicht nöthig. Es ist schon vollkommen hinreichend, wenn nur die Schornsteine, die Firsten und alle hervorstehende Ecken der Gebäude mit zusammenhängenden Streifen von Bley oder Kupfer belegt, und alle diese Belegungen mit ähnlichen Streifen, die man an der Wand des Hauses herunter an die Erde führt, in Verbindung gebracht werden. Die hohen und spitzen Stangen können ganz wegbleiben.

Unsere Absicht ist nicht, hier diese Einrichtung zu lehren. Ohne Zeichnung würde vieles gar nicht verstanden werden, und selbst der nöthige Unterricht würde ein eigenes Taschenbuch für die Liebhaber erfordern. Wir geben also bloſs irgend einem künftigen Verleger hiermit den Wink zu einem solchen Taschenbuche, ohne uns, weder um den Titel desselben noch den davon zu erwartenden Vortheil, und am allerwenigsten um die Taschen der Deutschen zu bekümmern, die, nach dem zu urtheilen, was sie bisher hineingesteckt haben, ohnehin unmöglich viel kleiner als Maltersäcke seyn können. Wir verweisen aber dafür mit Ernst auf ein Werk, das niemand unbekannt bleiben sollte, den der wichtige Gegenstand, von dem hier die Rede ist, nur im mindesten interessirt, nämlich auf Hrn. Reimarus neuere Betrachtungen vom Blitze, die in diesem Jahre (1794) zu Hamburg erschienen sind. Das Werk ist von der einen Seite eben so lehrreich für den gröſsten Kenner, als es von der andern herablassend für die gemeinste Fähigkeit ist. Amtleute und Prediger, oder sonst irgend ein Stand in der Welt zu dem sich der Leidende flüchtet, und von dem er mit Recht Hülfe und Belehrung erwartet, sollten dieses Buch kennen, um rathen zu können. Will man nicht folgen. Auch gut. Nur spreche man alsdann vom Erschlagenen oder von dem vom Blitze Abgebrannten nie anders als von dem Erfrornen. Es ist völlig einerley. Der Unterschied, wenn einer da ist, liegt bloſs in unserm Leichtsinn, in unserer Nachlässigkeit, und leider! freylich etwas in unserer Dürftigkeit, und was können die *in der Welt nicht verderben*? Vielleicht wäre es gut, um wenigstens dem Furchtsamen, dem es bloſs auf persönliche Sicherheit ankömmt, einige Hülfe zu verschaffen, wenn man an jedem Ort ein Gebäude, oder ein Paar, recht gut gegen den Blitz sicherte, wo man bey einem schweren Donnerwetter hineingehen, oder sich auch *incognito* hineintragen lassen könnte. Es könnte dazu die Kirche oder auch das Hauptwirthshaus, die Schule, die Badstube u. s. w. ausersehen werden. — Am meisten ist es zu verwundern, daſs die Groſsen und Reichen, die sich vor dem Gewitter fürchten, nicht mehr auf ihre Sicherheit und Ruhe dabey denken. Wollten sie auch nicht ihre ganzen Schlösser und Palläste sichern lassen, wie leicht könnte nicht ein niedlicher kleiner Pavillon im Garten dazu eingerichtet werden? Man kann kaum, wenn man nur etwas von einem Baumeister oder Dichter ist, dem Trieb widerstehen, allegorische Verzierungen und Sinnsprüche für einen solchen Schlupfwinkel zu erfinden, in den sich die Götter der Erde verkriechen, wenn der Gott des Himmels zu donnern anfängt.

8.

Von den Kriegs- und Fast-Schulen der Schinesen, nebst einigen andern Neuigkeiten von daher.

So lange ich über Völker zu denken im Stande gewesen bin, habe ich immer gemuthmaſset, daſs die Schinesen das weiseste, gerechteste, sinnreichste und glücklichste Volk auf Gottes Erdboden seyen. Durch dieses häufige Muthmaſsen habe ich es nun endlich so weit gebracht, daſs ich wirklich und mit völlicher Ueberzeugung, als wäre ich selbst dabey gewesen, glaube, daſs diese Auserwählten des Himmels alle unsere sogenannten leidigen neuen Erfindungen schon vor zehntausend Jahren gekannt haben, und folglich wohl noch in dem Besitz von tausend andern seyn mögen, die wir, der Himmel weiſs wann, noch alle werden machen müssen, ehe wir, wie sie, zur Ruhe kommen. Gesetzt auch, es finde sich hier und da etwas, das sich mit der ersten Behauptung nicht recht zu vertragen scheint, z. B. daſs sie bis diese Stunde noch keine Taschenuhr repariren können, daſs sie nicht die ersten Anfangsgründe der Perspective verstehen etc.: so sind das wahre Kindereyen. Und auſserdem, wer viel weiſs, vergiſst viel. Dieses ist ja so wahr, daſs wir im Deutschen sogar, und mit Recht, den höchsten Grad von langer, verjährter und vertrauter Bekanntschaft mit einer Sache dadurch ausdrücken, daſs wir sagen: das hätten wir längst vergessen. O wer weiſs, ob wir uns nicht auch noch auf das Rückwärtserfinden, (so sollte man das Vergessen bey einem sinnreichen und erfinderischen Volk nennen) werden legen müssen, wenn es in der Welt, diesseits des Rheins so fortgehen sollte, wie es jenseits angefangen hat. Ich sage, solche Vorwürfe sind wahre Kleinigkeiten. — Dagegen aber bedenke man ihre himmlische Verfassung im Staate, so wie im Hause; in der Kirche wie in der Küche! Fürwahr nächst dem Strumpfwirkerstuhl und der englischen Spinnmaschine, das feinste Kunstwerk, das die Welt je gesehen hat, und doch will man noch von Taschenuhren sprechen! Millionen greifen da wie ihr Flügelmann greift. Diese Flügelmänner exerciren wieder höhern Flügelmännern nach, und so immer weiter, bis zum Flügelmann aller Flügelmänner, und folglich aller Millionen, hinauf. Thut dieser Pulver auf die Pfanne, so liegt in einem Nu Pulver auf allen Pfannen der ganzen Welt, (so heiſst Schina im Schinesischen). Wo hundert Bediente für eine Tafel aufwarten, gesetzt auch, der Saal faſste ihrer nur achtzig zu gleicher Zeit, so ist da kein Gedränge und kein Geräusch; keine Bouteille läuft gegen die andere, und kein Braten wider den andern, und die flüssigsten Saucen schweben zwischen den seidenen Kleidern durch, als wären sie gefroren — Alles glitscht da über einander weg, ohne sich zu reiben, die Werke der Kunst, so wie die, die ihnen der Storch bringt. Wie ihre Köpfe von auſsen, so sind sie auch von innen. Schädel und Meinungen wie gedrechselt, alles à l'oeuf d'autruche überall. Ueber Sätze, an denen wir mit unsern Haken- und Habichts-Nasen hundertmal hängen bleiben, glitschen sie mit ihren stumpfen Talgtröpfchen im Gesicht hin, wie geschmiert, wenn daher von oben commandirt würde: zweymal fünf ist dreyzehn, so wäre auch zweymal fünf dreyzehn, von der groſsen Mauer bis Quantong.

Diese weisen Einrichtungen, wodurch sich die Staatswirthschaft sowohl als das Wirthschaften überhaupt, gleichsam an das Copernicanische System anschlieſst, und zur Fortsezzung desselben wird, haben uns, wir können es nicht läugnen, längst begierig gemacht, über manches in diesem unermeſslichen Reiche nähere Aufschlüsse zu erhalten. Denn daſs uns das Beste dieser groſsen Spinnmaschine noch unbekannt ist, wird sehr wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daſs selbst in Europa, wo doch die Postkutschen und Paquetbothe täglich die Nationen vor- und rückwärts durcheinander mischen, dennoch nicht selten gerade das Gröſste und Merkwürdigste in einem Lande dem nächsten Nachbar unbekannt bleiben kann. So fragte zum Beyspiel noch vor kurzem ein sehr gelehrter und berühmter Engländer, dessen Schriften wir sogar in Uebersetzungen lesen, einen reisenden Deutschen, ob es wahr sey, daſs es Deutsche Hexameter gebe!

Einigermaſsen ist nunmehr unser Wunsch durch nachstehenden Bericht erfüllt, indem wir wenigstens hier eine Probe sehen, aus welcher sich auf das Uebrige schlieſsen läſst. Die Nachricht rührt von einem gewissen Hrn. Sharp her, der als Butler (Kellermeister und Mundschenk) die letzte Gesandtschafts-Reise nach Schina mitgemacht hat. Man lächle nicht darüber, daſs wir das Zeugniſs eines Englischen Butlers anführen. Dieses sind keine verächtlichen Menschen, es hängt vieles von der Geistes-Zirculation im Staat von ihnen ab, auch tragen sie daher keine Livree, die Nase ausgenommen, die bey gewissen Jahren zuweilen den Purpur des Standes anzieht. Herr Sharp hatte überdieſs, wie wir hören, die Schule zu Harrow auf der Höhe (Harrow on the Hill) besucht, und nachher in Cambridge Englische Theologie, Philosophie und Naturkunde studirt, eine Mischung, die gewöhnlich nicht gut durch das Filtrum der neun und dreyſsig Artikel durchgeht. Er vertauschte daher die Kirche mit dem Keller, behielt aber im letzten Departement das beste aus dem ersten bey, Treue, Dienstfertigkeit und ein gewisses Interesse an allem was die Bildung und Leitung des Menschen in allen Ständen angeht. Dieser glaubwürdige, redliche Mann hat einen unsrer Freunde, der ihn zu Cambridge gekannt hat, folgende Nachrichten mitgetheilt, die wir in einer wörtlichen Uebersetzung hier einrücken:

Wir fanden auf dem platten Lande von *Schina* eine besondere Art weitläuftiger Gebäude, die ein sehr klostermäſsiges Ansehen hatten, und wie aus einer Form gegossen schienen, welches in diesem Lande überhaupt bey Dingen einer Art sehr gewöhnlich ist. Wer eine Species von Gebäuden kennt, der kennt gleich alle die zu demselben Genuſs gehören. So sehen z. B. die Knabenschulen, der Form nach, aus wie die Mädchenschulen, nur sind die letztern bunter, und unter den Fenstern sind Perlenschnüre angemahlt, an den Dächern hängen Schellen und die Stunden ruft ein Guckguck, da bey den Knabenschulen ein groſses Becken angeschlagen wird. Eben so sehen die Häuser, worin hohe Hazardspiele gespielt werden, von auſsen völlig aus, wie die Tollhäuser, nur daſs in den letztern eiserne Gitter vor den Fenstern, und die Wände anders bemahlt sind. So fand ich an einem Tollhause einen Mann abgebildet, der Bindfaden von einem runden Haspel ab auf einen viereckigen haspelte, welches, wie ich glaube, auf die Quadratur des Zirkels ging. Bey den Spielhäusern ist die

Der dritt' geht alsbald hinter sich.
Gar wenig sind die gehn für sich, *)
Wenn sie hand angefangen schon,
Gar wenig Tugend mehr nachgon,
Denn sie die Pfade nicht berühren
Wodurch sie ihre Tritt' regieren,
Und achten nicht auf wahres Licht,
Womit allein den Weg man sicht.

Als Beyspiel wird hier die bekannte Allegorie von der Wahl des Herkules am Scheidewege der Tugend und des Lasters eingeschaltet. In der Folge wird die Schmeicheley und Falschheit unter dem Bilde eines falben Hengstes geschildert, der immer gestreichelt seyn will.

69. Schimpf nicht verstehn.

Die Rede ist hier von denen, die keinen Scherz verstehen, und sich mit Narren in ein ernsthaftes Gespräch einlassen:

---

*) vorwärts.

wöhnliche Zierde oben ein so genannter Trappenfuſs, welches die Spadille der Schinesen ist, und über der Hausthüre sah ich einmal einen Mann gemahlt, der Geld neben einer Pulvertonne zählte, und dabey sein Pfeifchen rauchte, und obendrein ein Stümpchen Wachslicht ohne Leuchter auf die Tonne geklebt hatte. Doch ich komme auf mein Klostergebäude zurück. Wir sahen ihrer auf einer Tour von sieben und fünfzig Meilen (fünfzehn Deutsche) wenigstens sechs bis sieben. Auf mein Befragen, was dieses für Gebäude seyen, sagte mir der Mandarin, der mir mitgegeben war, sie hieſsen Tsing-Long, welches unser Dolmetscher, der kleine Wang-o-Tang, den wir so oft beym Capitain Blake in Parlament-Street gesehen haben, und der mir und uns allen von unendlichem Nutzen war *), durch Kriegs- und Hunger-Akademien oder Kriegs-Hungerschulen übersetzte. Ich konnte mich des Lächelns nicht enthalten,

---

*) Der Herausgeber hat diesen vortrefflichen jungen Menschen selbst gekannt und gesprochen, und besitzt noch einige Schriftzüge von ihm die er ganz auf Schinesische Weise in seiner Gegenwart geschrieben hat.

wie sich der arme Wang-o-Tang quälte, mir dieses auf Englisch, wo man auf den Kriegsschulen nichts weniger als hungert, deutlich machen zu wollen Sie wissen, er kann das r nicht aussprechen, und kein Schinese kann es, da kam immer das militaly academies to lealn the alt of stalving (military academies to learn the art of starving) hervor. Was ist das, fragte ich den Mandarin. Das will ich Euch erklären, sagte er. Doch ehe ich Ihnen erzähle was er sagte, muſs ich Ihnen den Mann beschreiben. Er schien mir zwischen vierzig und fünfzig Jahren zu seyn, von mittlerer Gröſse, und nicht so wohl fett als dickbäuchig. Sein Gesicht erinnerte mich an den Pfeifenkopf, den, wie Sie wissen, Smith im Cajus Collegio *) aus dem Haag mitbrachte. Völlig so. Das Gesicht war wie aus Meerschaum geschnitten, und fast von der Farbe, nur etwas grünlicher, die Nase erkannte man nur wenn er von der Seite sah,

---

*) Im Englischen steht clever Smith of Cajus College. Vermuthlich der Name eines Studenten von Cambridge aus diesem Collegio, der den Beynamen clever, wacker, geschickt erhalten hatte.

dabey saſs er immer mit tief im Schooſs gefaltenen Händen, und wirbelte die Daumen, vermuthlich bloſs für uns, oder für seinen innern Sinn, denn sehen konnte er das Wirbeln nicht, es lag sehr vieles darzwischen. Dabey sah er uns nur selten mit seinen zartgeschlitzten Sauaugen an, aber wenn er einen ansah, so war es auch darnach. Sie können sich keinen fatalern Spionenblick denken. Bey jedem glaubte ich, er zöge mir das Hemd über die Ohren. Der Anblick ging über alle Beschreibung. Es muſste auch wirklich etwas rares seyn, denn selbst Wang-o-Tang trat mir zuweilen auf den Fuſs und lächelte, wenn es der Mann nicht sehen konnte. Kurz, wir waren noch keine halbe Stunde gefahren, so merkte ich wohl, daſs man uns in diesem Pudding zur Zehrung, zugleich den Hof, die ganze Geistlichkeit und die Rentkammer, nach einem verjüngten Maſsstabe quasi in nuce mit eingebacken hatte. Dem Himmel sey nur Dank, daſs ich es früh genug merkte, so war alles gut. Unsere Tsing-Löng, sagte er, sind Kriegsschulen Ich weiſs ihr habt auch welche. Ich kenne sie. Sie sind für den Activ-Krieg, zum Unterricht des eigentlichen Soldaten Dergleichen haben wir auch, nur, setzte er bescheiden hinzu, sind die unsrigen unendlich viel besser. Wir sind Schinesen und denken weiter. Die Schulen, die ihr hier seht, sind das nicht was die Eurigen sind. Hier lehrt man den Passiv-Krieg; nicht die Kunst den Krieg geschickt zu führen, sondern ihn mit Standhaftigkeit zu ertragen. Der Gedanke frappirte mich, ich kann es nicht läugnen, und ich fing an die Daumen zu wirbeln. Er stutzte einen Augenblick, und hörte mit den seinigen auf. Nach einer Pause fuhr er fort: Wie ist es möglich, daſs ein kluges Volk wie ihr, nur darauf denkt, Menschen abzurichten, den Krieg geschickt zu führen, und an die übrigen, die ihn eigentlich leiden, gar nicht denkt. Auch diesen lehren Wir ihr Exercitium, auch diese müssen geübt werden, so wie die andern, so wird der Krieg eine Kleinigkeit. Es kommt in der Welt alles auf Uebung an. Wo der Feind einfällt, findet er bey uns jetzt ein Volk, das sich so gut auf das Erdulden versteht, als er sich auf das Kränken. Ich versichere Euch, wir haben auf diesen Akademien Leute gezogen, die, wenn sie von dem Feinde geplündert, gepeitscht und geschunden wurden, anstatt zu heulen und zu wehklagen, sich bloſs dabey an die Universitäts-Jahre erinnerten. Ihr habt bey euch Menschen, aber ihr wiſst nicht was ihr aus ihnen machen sollt. Wenn ihr ein Schiff bauet, so haut ihr der Eiche die Aeste ab, sägt und zimmert und hobelt an ihr, biegt die Bohlen mit Kraft, bekrampt und benagelt sie von allen Seiten. Nicht wahr? Und ihr wollt eine Staatsverfassung bauen, das künstlichste Schiff von der Welt, und wollt es im Sturme steuern, während ihr den Bäumen, woraus es besteht, ihr Laub und ihre Aeste laſst? Wie? Geht mir weg mit eurer politischen Baukunst. Das versteht ihr nicht — Dieses war für einen Britten zu viel, das Blut stieg mir zu Kopfe, D — Your Polit — *) hatte ich schon gesagt, als Wang-o-Tang mich bey den Händen anfaſste und rief: hier Hofkutsche, hier Hofkutsche, hier nicht Unterhaus, nicht Unterhaus. Die Aengstlichkeit des Menschen, seine Gutmüthigkeit, und vorzüglich seine naive Voraussetzung, daſs meine

---

*) Diese Redensart, die mit ähnlichen einigemal vorkömmt, hat Hr. Sharp doch wohl nicht aus der Kirche mit in den Keller genommen. Es scheint eine neue Acquisition zu seyn. Vielleicht unter Weges gemacht. Anm. d. Herausg.

gebrauchte Phrase parlamentarischer Natur wäre, wirkte sehr glücklich auf mich. Ich muſste lachen, und drückte dem treuen Dolmetscher zwischen meiner Vernunft und meiner Hitze, die Hände recht herzlich. Wenn man doch immer einen solchen Dolmetscher hätte. Indessen etwas verdorben hatte ich denn doch die Sache. Der Pudding fragte den Wang-o-Tang, was d— Your hieſse? Wang-o-Tang sagte ihm, wie er mir nach der Hand erzählte, es wäre dieses ein gewöhnlicher Englischer Gruſs, man bediene sich dessen aber auch beym Disputiren, um seine Zweifel gegen ein wichtiges Argument einzuleiten. Hierauf erwiederte der Mandarin nichts, als Zweifel? Hm! — So viel glaube ich gewiſs, hätte ich nicht mit zur Gesandtschaft gehört, ich wäre nach einem Tsing-Long gebracht worden, um meine noch übrige Lebenszeit den Passivkrieg zu studieren. Nach einigem Stillschweigen sagte ich, daſs ich sehr begierig wäre, die innere Einrichtung einer solchen Akademie kennen zu lernen. Es dauerte aber wenigstens fünf Minuten, ehe er ein Wort sagte. Diese Pausen heiſsen hier zu Lande Tsi, das ist so viel als Brandmauer. Wang-o-Tang versicherte mich, daſs dieses eine seltene Herablassung des Mannes wäre, daſs er ein so dünnes Tsi zwischen sich und meinem groſsen respectwidrigen Eifer gesetzt hätte, es müſste wirklich ein guter Mann seyn. Es gebe Brandmauern von Stunden und halben Tagen. Ja es habe einmal ein gemeiner Bürger einen angesehenen Mann im Staate *aus Mangel an* Ueberlegung gefragt: wie lange er noch auf sein Geld warten sollte, das er ihm vorgeschossen hätte. Die Folge war ein Tsi von anderthalb Jahren, worauf er die Antwort erhielt: So lange als es mir gefällt. Meine Antwort war indessen günstiger. Das sollt Ihr; Ihr sollt sie kennen lernen, sagte er, wenn Ihr Euch etwas wollet gefallen lassen. — O ja! alles lasse ich mir gefallen. Nun wohlan, hier zog er ein Büchschen aus der Tasche, und nahm vier Kugeln heraus, wenigstens von der Dicke einer groſsen Haselnuſs. Was wollen Sie damit? fragte ich. Diese Kugeln sind von Federharz, versetzte er, davon drücke ich Euch ein Paar in jedes Ohr, so tief als sie hinunter wollen, Ihr habt nichts zu befürchten, die Kugeln verquellen nicht, es ist Harz. Warum aber die Ohren verstopfen?

Er. (Etwas hohnlächelnd.) Weil Ihr nichts hören sollt.

Ich. Nun gut, warum aber nicht hören?

Er. Weil die Jugend da sehr laut spricht.

Ich. Ich verstehe aber ja kein Schinesisch.

Er. Es wird nur wenig Schinesisch da gesprochen.

Ich. Was denn? Englisch? (Hier eine dünne Brandmauer.)

Wang-o-Tang. Mein Gott, verstehen Sie ihn denn nicht, er meint in den untern Classen werde viel geheult, gewinselt und gewehklagt, das man durch Mauern durchhören könne, das meint er mit dem Lautsprechen und nicht Sinesisch sprechen.

Er. Wollt Ihr?

Ich. Wie krieg ich aber die Blitzdinger wieder heraus? (Diese Worte übersetzte Wang-o-Tang durch; Wie bringe ich aber die kleinen Corallen wieder heraus?)

Er. Das thut der Hof-Chirurgus.

Ich. Wo?

Er. Zu Peking.

Ich. Aber da kommen wir ja unter acht Tagen nicht wieder hin, wie lange soll ich denn taub bleiben?

Er. Könnt ihr nicht rechnen? Acht Tage

Ich. Nein! Ich will nicht, ich will eure verdammten Menschenschindereyen nicht sehen. (Uebersetzung: Ich will eure Kriegsphilantropine nicht sehen.)

Er. Wie Ihr befehlt; Ich habe Orde mich ganz nach Euch zu richten.

Ich. Der Henker hohle eure Ordre (hang *Yonr order.*) Uebers. Sie sind sehr gütig.)

Aber kann ich denn die Einrichtung nicht wenigstens von einem glaubwürdigen Manne erfahren?

Wang-o-Tang. Glaubwürdig? dafür haben wir im Schinesischen kein Wort.

Ich. Das habe ich wohl gemerkt, und die Leute, die es sind, auch nicht? Nicht wahr?

Nein! sagte der redliche W. o T., mit einem verschämten Lächeln, wodurch seine Versicherung über die Hälfte wieder gestrichen wurde, weil kein Schinese lügt. O, lieber, guter Freund, sagte ich, indem ich ihm auf die Schulter klopfte, es thu' mir dann sehr leid, so eben gefunden zu haben, daſs du diese noble Kunst in Europa gelernt hast. Er verstand mich ganz so, wie ich es meinte,, und wurde so roth als es ein gelber

Der ist ein Narr, der nicht versteht
Wenn er mit einem Narren redt;
Der ist ein Narr, der widerbillt
Und sich mit einem Trunknen schilt,
Mit Kind und Narren schimpfen will
Und nicht aufnehmen Narrenspiel.
Wer will mit Jägern gehn, der hetz';
Wer kegeln will, der selbst aufſetz'.

70. Böses thun und nicht erwarten.

Wer gegen andre böse und ungerecht handelt, muſs sich auf gleiche Begegnung von ihnen gefaſst machen:

Der ist ein Narr, der andern thut
Was er von kein'm mag han für gut.
Seh' jeder was er andern tüg',
Daſs ihm damit auch wohl genüg'.
Wie jeder vor dem Wald einbillt,
Desgleich' ihm allzeit wiederhyllt;
Wer andre stoſsen will in Sack,
Erwart' auch selbst den Backenschlag;
Wer vielen sagt was jedem brist,
Der hört gar oft auch wer er ist.

werdet daher gesehen haben, alles was der Schinese thut, thut er als hätte ihn die Natur ausdrücklich für das Geschäft gemacht, das er treibt. So ersparen wir unsern Leuten alles Denken, so wie es die groſse Welturſache der Biene, dem Biber und der Kreuzspinne erspart. Die Vernunft dazu liegt freylich irgendwo, aber es ist Europäischer Wahnwitz, sie noch in dem Instinct-Menschen ferner fortzuhigen, nachdem sie nicht weiter nöthig ist. Ich wette Hundert gegen Eins, wenn Eure Taschenuhren Eure Vernunft hätten, es würde keine mit der andern gleichgehen. Ihr excolirt, wie ich höre, die Vernunft. Nun fürwahr, wenn das nicht ein Europäischer Einfall ist, so gibt es keinen, dabey lachte er zum erstenmal ganz laut. Ihr Hohlköpfe Ihr *), habt Ihr denn nicht gemerkt, daſs die Vernunft eine Gabe des Menschen ist, die er bloſs zum Gebrauch bekommen hat, andere Dinge zu bessern,

---

*) Wir lassen hier die kleinen Einschiebsel weg die Hr. Sharp hier und da in diesen Vortrag hineingemurmelt haben will, sie sind nicht immer die gesittetsten. Hier z. B. sagt er: You impertinent puppy You. Anm. d. H.

nicht sie selbst, das kann er nicht, und was Eure Schwätzer so nennen, das war alles schon da, und ihr habt von diesen so genannten Verbesserungen oft selbst schon Gebrauch gemacht, ehe ihr sie erfandet. Hieraus sah ich in der That, daſs dieser Mensch etwas von unserer Philosophie erfahren hatte. Ich sagte aber bloſs: Tsing-Long, damit er sich nicht verlöre. Recht gut, sagte er, ich komme gleich Eurem Verlangen entgegen; ich muſs nur nothwendig anmerken, daſs also der einzige Gebrauch, den wir von der Vernunft machen, der ist, sie selbst nach und nach mit dem Körper unter der Form von Instinct und Kunsttrieb gleichsam wie zu verschmelzen, und aus dem Menschen höhere Thierarten zu schaffen, mit Instinctkünsten, die noch ganz das Ansehen von höchster Vernunft haben, aber eigentlich es nicht mehr sind. Vernunft hat sie geschaffen, hat sich aber nach vollendetem Bau nach und nach weggeschlichen, oder ist durch Vertheilung unmerklich geworden. Eben so ist es mit unserer Philosophie. Diese war bereits vor fünfzigtausend Jahren völlig fertig. Jetzt philosophirt man, wie man lackirt, nach Recepten Oder so wie wir Musikanten haben und keine Musiker mehr, so haben wir auch nur Philosophanten und Physikanten, und keine Philosophen und keine Physiker mehr. Aus diesen bestand bloſs die constituirende Versammlung vor fünfzigtausend Jahren. Findet sich jetzt einer, der unsern Kunstthieren wieder Vernunft einhauchen will, so schneidet man ihm ein Ohr ab, brennt ihn auf die Stirn, und gibt ihm in eignen Häusern zu leben. Wird er auch da noch zu laut, so gibt man ihm den Genickfang. Nun haben unsere Weisen gezeigt, daſs die Summe der Uebel in der Welt immer dieselbe bleibt, so wie die Summe der Luft und des Wassers, nur sind sie dem Laufe der Natur nach über das Ganze vertheilt, so wie es ungesundes Wasser und ungesunde Luft hier und da gibt. Wäre es aber nicht besser, wenn alles schlechte Wasser und alle schlechte Luft an einem Orte in der Welt beysammen wäre, so würde sich alles dahin ziehen, was nur darin leben und wachsen kann, und wir hätten alles rein. Ja die Natur hat wirklich schon den Anfang mit dem Wasser gemacht. Hat nicht das Salzwasser seine angewiesenen Gränzen, wo sich nun unzählige Thiere hingezogen haben. So haben wir nun den Gedanken gehabt, das unvermeidliche Uebel in der Welt, und zumal das des Passivkrieges, ganz auf eine einzige Menschenklasse zu wälzen, so können die Uebrigen in Ruhe und im Ueberflusse leben. Weil es aber hart seyn würde, dieses den Leuten ohne Unterricht zuzumuthen, so werden sie sorgfältig dazu erzogen, und dieses geschieht in unsern Tsing-Longs. Das Studium ist allerdings schwer, daher hat man den jungen Studenten es durch einen groſsen Ehrentitel zu erleichtern gesucht, den niemand als sie und der Kaiser führen darf, sie heiſsen Li-Tsu, das ist, die Himmlischen. Das Hauptstudium ist, Fasten und schlechtes Essen. Sie bekommen zuweilen in fünf Tagen kein Essen zu sehen. Wenn sie ohnmächtig werden, so macht man ihnen Rauch mit Gänsefedern; will es gar nicht mehr gehen, so erhalten sie mäſsige Portionen Pferdefleisch oder sonst etwas von weggeworfenen Thieren, kurz sie leben immer in einem Belägerungs-Zustande, und sie sind dabey vergnügt, weil sie glauben, es wäre in der ganzen Welt so. Ja, ich versichere Euch, wir haben auf diese Weise nun über eine halbe Million Menschen in Wesen umgeschmolzen, die das Feld vortrefflich bauen, und schlechterdings nichts essen wollen und essen können, als was wir wegwerfen, und schlechterdings nicht essen wollen und nicht essen können. Ihr seht daraus, was eine weise Regierung aus dem Menschen machen kann, wenn sie die Kunst versteht, die Vernunft zu Kunsttrieben zu verschmelzen. Der Mensch ist das Thier, das für sich selbst eigentlich nichts ist, aber alles werden kann, und von diesen göttlichen Anlagen macht ihr keinen Gebrauch. Ich sehe, Ihr werdet müde. Ich gebe Euch also nur ein Beyspiel von dem Nutzen unserer Himmlischen auch auſser dem Kriege, Eins unter Tausenden. Vor etwa sechstausend Jahren entstand in einem Theile der Welt ein solcher Miſswachs, daſs unsere Rechenmaschinen zeigten, es würden gegen achtzigtausend Menschen Hungers sterben müssen, und das in einer Zeit von vierzehn Monaten und fünf und zwanzig Tagen vom nächsten Jahre an gerechnet. Sogleich zog man alle Einwohner aus jenem zurück, und füllte den gefährlichen Fleck mit hundert tausend unsrer Himmlischen an. Die Einwohner wurden nun in die Gegend der Tsing-Longs vertheilt, wo sie nun die Zeit über herrlich von dem schmauſsten, was für die Himmlischen ungenieſsbar war. Für diese hingegen war der Miſswachs gerade, was sie suchten, und nachdem alles wieder so gut gebaut war, daſs sie wenig mehr zu leben fanden, so wurden die Plätze wieder gewechselt, und alles war wieder im Gange. Hättet Ihr Euch dazu verstanden, Euch die Kugeln in die Ohren drücken zu lassen, so hättet Ihr etwas sehen sollen, das Euch Freude würde gemacht haben, ich habe die Vollmacht dazu in meiner Tasche. Was ist denn das? fragte ich. Ich hätte brennende Pechkränze in das Gebäude werfen lassen, wo die Akademisten schlafen. — Und warum das? — Euch die Freude zu machen, zu sehen, wie sich diese Salamander beyderley Geschlechts im Feuer zu finden wissen. So was ist ihnen nicht mehr als uns ein plötzlicher Regen bey einem Spaziergange. — Wird Euch nicht wohl?

Ich. Nein! nicht sonderlich.

Er. Womit kann ich aufwarten?

Ich. Haben Sie keine Kohlen und Gänsefedern?

Er. Nein hier nicht, aber ich habe — —

Ich. Laſst, laſst, Mr. Pudding. (Warlich, ich bekümmerte mich nun wenig darum, was Wang-o-Tang verdolmetschen wollte oder nicht. Ich war auf alles gefaſst, und fand mich daher sehr leicht wieder, griff mit wahrem Gefühl von Ueberlegenheit über dieses infame politische Lumpengesindel, nach meinem Flaschen-Keller, schenkte ihm und mir einen Bumper ein, den er auch annahm und sagte): here is GOD SAVE THE KING for You. D — Your Tsing-longs to all Etern . . . Ich glaube fast ich habe gesagt: You and Your Tsing-longs, doch weiſs ich es nicht.

Er. Was heiſst das God save the King, Wang-o-Tang?

Wang-o-Tang. Er wünscht seinem Königs Wohlergehen und Gesundheit, und das ist der Wunsch aller seiner brave[illegible] Unterthanen, so lange sie selbst gesund sind. Das weiſs ich, ich habe es tausendmal gehört, und immer von den besten Menschen.

Er. Das ist nicht übel. Aber er nannte ja die Tsing-Longs?

W. o.T. Er meinte, die wären auch nicht übel.

Er. Sehr brav. Ihr seyd ein gescheidter Europäer.

Ich. Und doch bin ich bloſs Mundschenk.

Er. Kommt (indem er anstieſs): God save the King

Wir müssen hier abbrechen, und behalten uns einige wichtige Artikel aus diesem Jourwale noch bevor, doch können wir uns nicht enthalten, noch eine, demselben in einem besondern Heſt beygefügte Nachricht von einer sonderbaren Mode unter den Frauenzimmern anzuführen. Herr Sharp hat sie überdieſs mit einigen Betrachtungen eingeleitet, die auch unter uns wirken können. Wahrscheinlich ist die Rede nicht mehr von Schina. Wir machen daher daraus einen besondern Artikel.

9.

Streit über einen Sitz in der Kirche; keinen bischöflichen.

Bekanntlich hat Boileau den Streit über ein Chor-Pult zu einem comischen Heldengedicht und seiner eignen Unsterblichkeit mit groſser Kunst genützt. Hier ist die Geschichte auch eines Streites, auch über ein Kirchen-Ameublement, nämlich einen Familien-Stand in derselben. Will sie jemand auch zu seiner eignen Unsterblichkeit nützen, so steht sie ihm sehr gern zu Befehl. Sie ist zwar nicht comisch, vielmehr gerade das Gegentheil, allein dabey so einzig in ihrer Art, so blutreich, und so toll, daſs um ein Meisterwerk für die jetzige deutsche Lesewelt daraus zu machen, man faſt nichts weiter zu thun hat, als das Blättchen, so wie es hier ist, ein paarmal durch die poetische Strecke laufen zu lassen. Denn es stirbt in dieser kurzen Geschichte eine Person vor Schrecken, einer zweyten werden beyde Ohren abgeschnitten, und eine dritte wird unschuldig gehenkt. Dieses ist, dünkt mich, alles mögliche, nicht bloſs für ein Trauerspiel, sondern für jede schreckliche Geschichte überhaupt. Die Begebenheit hat sich in Irland zugetragen, und zu ihrer Zeit, vor ungefähr ein und zwanzig Jahren, wie man denken kann, groſses Aufsehen erregt. Im Jahr 1795 wurde das Andenken an dieselbe durch den Tod der Person, die ihre Ohren dabey eingebüſst hatte, wieder erneuert. In der Todtenliste nämlich, die jedem Monate des Gentlements Magazins angehängt wird, werden nicht selten Lebensumstände merkwürdiger Verstorbener kurz erzählt, und da findet sich in dem November-Stück jenes Jahres nachstehender Artikel: Im October dieses Jahrs starb zu Newton-Barry in Irland Mad. Ralph, deren Geschichte merkwürdig ist. Es war nämlich an ihrem Todes-Tage gerade neunzehn Jahre, daſs zwey Männer, Carrol und Daugan, dafür gehenkt wurden, daſs sie

71. Nicht fürsehen bey Zeiten.

Mancher ist sorglos für die Zukunft:

Kein Ding bey Zeiten er bestellt,
Nicht Uebernächt'ges er behällt,
Er immer so nachlässig ist,
Daſs er nicht denkt was ihm gebrist
Und was er haben muſs zur Nath; *)
Denn so es an ein Treffen gat,
Nicht weiter denkt er auf all' Stund'
Als von der Nase bis in Mund.

Das Beyspiel der im Sommer auf den Winter sammelnden Ameise wird zur Nachahmung empfohlen.

72. Vom Zanken.

Ueber das Wohlgefallen mancher Menschen an Uneinigkeit, und besonders an gerichtlichen Händeln. Von den Schwaltern heiſst es:

---

*) zur Noth.

dieser Mad. Ralph, beyde Ohren abgeschnitten hatten Die Ursache dieser unmenschlichen Behandlung war, daſs ein gewisser sonst schwacher aber rachsüchtiger Mann, Namens Dempsey, in der Kirche einen Sitz für sich und seine Familie errichten lieſs, wodurch er den schönsten Theil des Gebäudes versperrte. Dieses nahmen Herr und Madam Ralph sehr übel, und lieſsen den Sitz niederreiſsen. Was sie für ein Recht dazu hatten, wird nicht gesagt. Hierüber wurde Dempsey so aufgebracht, daſs er sogleich einige der damaligen umherstreifenden Whiteboys engagirte, ihn an dieser Familie zu rächen. Diese Kerle überfielen daher in der Nacht die Wohnung des Herrn Ralph, der zu seinem Glück nicht zu Hause war. Sie ergriffen also Mad. Ralph, schleiften sie aus dem Bette auf die Heerstraſse, und schnitten ihr da beyde Ohren ab. Eine ihrer Töchter, ein junges und schönes Frauenzimmer, starb an den Folgen des Schreckens, das ihr das Schreyen der Mutter verursacht hatte. Diese schreckliche Begebenheit erregte den Abscheu der ganzen Gegend; viele Personen wurden ergriffen, und unter diesen auch Carrol und Dangan, die, durch das eidliche Zeugniſs der Frau Ralph überführt, beyde gehenkt wurden. Dangan gestand vor seinem Tode, daſs er zwar mit in dem Ralphischen Hause gewesen wäre, an der abscheulichen That aber keinen Antheil habe, und daſs Carrol ganz unschuldig sey. Carrol selbst bestand durchaus auf seiner Unschuld, und jedermann glaubte auch, er würde wegen seines sonstigen guten Charakters pardonirt werden. Es geschah aber nicht. Eine geraume Zeit nach dieser Begebenheit wurde ein berüchtigter Whiteboy, Namens Arthur Murphy, in der Provinz zum Tode verdammt. Dieser gestand vor seiner Hinrichtung, daſs er die Hauptperson bey dem Ohrenabschneiden gewesen, und Carrol hingegen ganz unschuldig sey. Gerechter Himmel, was für eine Begebenheit! Menschen, die sich Christen nennen, besolden ausdrücklich einen Mann, um ihnen wöchentlich einmal die göttlichen Lehren der allgemeinen Menschenliebe und Verträglichkeit mit Nachdruck einzuschärfen, oder was sich davon in der Woche etwa verwischt haben könnte, wieder aufzufrischen. Diese Vorträge mit Bequemlichkeit und ungestört anhören zu können, bauen sie sich Sitze; über- die Lage dieser Sitze gegen die Stelle, von welcher das Wort allen Ohren gleich reichlich zuströmte, (denn von einem Bethesda ist hier die Rede nicht) zanken sie sich. Und über diesem Zank werden ein Paar Christen-Ohren abgeschnitten, ein junges und schönes Mädchen stirbt vor Schrecken, und ein Mann unschuldig unter Henkers Händen! — Daſs Frau Ralph gerade am Anniversario von Carrols Execution starb, ist wohl nicht bloſser Zufall. Mehrere Jahre vor ihrem Tode war Carrols Unschuld klar. Sie hatte den armen Teufel mit irländischer Hastigkeit und Uebereilung an den Galgen geschworen. Es trinket sich mit schlechtem Appetit aus dem Lebens-Becher, wenn ein solcher bitterer Bodensatz sich mit jedem Zuge mischt. Der October-Tag mag ihr wohl jährlich bitterer und bitterer geworden seyn, bis endlich die Schwäche des Alters und seine Empfindlichkeit, den Lebensfaden zu dem Grade verdünnt hatten, daſs es ihn zu zerreissen nichts weiter bedurfte, als der Erinnerung: heute sind es neunzehn Jahre, daſs bloſs durch dich ein Mensch unschuldig am Galgen gestorben ist.

10.

Verzeichniſs einer Sammlung von Geräthschaften, welche in dem Hause des Sir H. S. künftige Woche öffentlich verauctionirt werden sollen.

(Nach dem Englischen.)

Vielleicht gewährt nachstehendes Verzeichniſs einigen unserer Leser eine kurze Unterhaltung. Ich fand dasselbe bey meinem Aufenthalt in England in einer Bibliothek auf dem Lande, wo es auf die hintern weiſsen Blätter eines Bandes von Swifts Werken von einer saubern Hand geschrieben war. Unmittelbar unter obiger Aufschrift stand in einer Parenthese: in the manner of Dr. Swift (in Dr. Swifts Manier). Der Besitzer der Bibliothek versicherte, es sey aus einem öffentlichen Blatte genommen, und eine ziemlich treffende Satyre auf einen damals verstorbenen reichen aber unwissenden Naturalien-, Artefacten- und Raritäten-Sammler, der mit ungeheurem Aufwand eine Menge des unnützesten Plunders in seinem Cabinett aufgehäuft habe. Man habe ihn aus Spott Sir Hans Sloane *) genannt, und darauf zielten die Buchstaben in der Aufschrift, der Mann habe, wo er nicht irre, eigentlich Marlowe geheiſsen. Seine Sammlung habe zwar nicht die nachstehenden Stücke, aber wirklich mehrere eben so tolle enthalten, und darunter auch einige, womit er war betrogen worden, und womit, sollte man denken, kein Kind hätte betrogen werden können, unter andern eine Cocus-Nuſs, welche in Schottland wild gewachsen; eine solide Kugel von einem neuen Metall, die nicht mehr wog, als ein gleich grosses Stück Kork; die beyden Kugeln hingen wirklich an einer gleicharmigen Wage und ba-

---

*) Nach dem bekannten groſsen Manne, dessen vortreffliche Sammlung die Basis der jetzigen Naturalien-Sammlung des Brittischen Museums ausmacht.

lancirten einander. Der edle Besitzer hatte nie bemerkt, daſs der Wagebalken an der Seite des Metall's hohl, hingegen der andere solide oder gar mit Bley ausgegossen war. Der Schalk, der ihn mit dieser Rarität betrogen hatte, war vorsichtig genug, den Wagebalken vortrefflich auszuarbeiten, und den Kork sowohl als das Metall so an ihm zu befestigen, daſs sie ohne Feile und Zange nicht abgenommen werden konnten, um die Stellen zu wechseln, oder sie auf einer andern Wage zu wiegen. Ausserdem soll die Zahl unnützen und dabey kostbaren Hausgeräthes über alle Maſsen groſs gewesen seyn.

Swift's niedrig comische Manier ist, wie mich dünkt, ziemlich gut getroffen. Kenner der Producte dieses sonderbaren Kopfes werden wissen, daſs Se. Hochwürden nicht selten noch viel niedriger gedichtet, ja sich sogar sehr häufig zu groben Unfläthereyen herabgelassen haben. Auch diese waren in dem Verzeichnisse nachgeahmt, bleiben, aber hier natürlich weg. Daſs ich nicht bloſs übersetzt, sondern manches auf unsere Sitten und Gebräuche übergetragen habe, wird man mir gern vergeben. Denn was in dieser Art von Witz ohne hinzugefügte Erläuterung keinen Eindruck macht, macht mit der Erläuterung gewöhnlich auch nur einen sehr kümmerlichen. Vor allen Dingen muſs man aber den Leser bitten, nicht zu vergessen, daſs der Aufsatz einige Tage nach dem Tode des unsinnigen Sammlers erschien, von dem damals in allen Gesellschaften die Rede war. Das war die eigentliche Blüthezeit des Pflänzchens, das hier nur bloſs elend aufgetrocknet erscheint:

1) Ein Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel fehlt.
2) Ein doppelter Kinderlöffel für Zwillinge.
3) Eine Repetir-Sonnenuhr von Silber.
4) Eine Sonnenuhr, an einen Reisewagen zu schrauben.
5) Eine ditto, welche Lieder spielt.
6) Eine Schachtel voll kleiner feingearbeiteter Patronen, mit Pulver gefüllt, hohle Zähne damit zu sprengen.
7) Eine Chaise per se (soll vermuthlich percée heiſsen). Wenn man sich gehörig darauf setzt, so wird ein Dusch mit Pauken und Trompeten gehört. Er schallt durch das ganze Haus. Ein Möbel für einen groſsen Herrn. Hat 100 Guineen gekostet.
8) Eine groſse Sammlung von porcellanenen Kammertöpfen, von zum Theil sehr lustigen

Formen. — Die beyden letzten Artikel können eine Stunde vor der Auction hinter einer spanischen Wand, oder auch in einem Nebenzimmer probirt werden.)

9) Eine Bettstelle, in Form eines Sarges, schwarz gebeitzt, mit überzinnten Henkeln, nebst 12 Gueridons für 12 Nachtlichter. Für Methodisten und Betschwestern

10) Eine ditto Bettstelle, sich selbst des Nachts darin in der Stube herum zu fahren.

11) Ein prächtiges Imperial-Bett, worin drey Groſsveziere an der Pest gestorben.

12) Eine vortreffliche Sammlung von Instrumenten, die Juden zu bekehren. Sie sind meistens von polirtem Stahl, und das Riemenwerk von rothem Marocco. Zumahl ist die groſse Peitsche ein Meisterstück der englischen Riemer-Künste.)

13) Ein vortrefflich gearbeitetes Modell von einem Leichen-Wagen, zwölf Leichen zugleich darin hinaus zu fahren.

12) Eine Flasche mit Wasser aus einem Stück Eis, welches im Jahr 1740 noch um Pfingsten auf der Straſse gelegen. Es hat die sonderbare und von keinem Physico noch bemerkte Eigenschaft, daſs es bey jedem kalten Winter, wenn man es hinaus setzt, sich gleich-

sam seiner Freiheit erinnert, und das Glas zersprengt. Der Selige hatte der Königl. Societät eine Abhandlung darüber überreicht, sie ist aber wegen allerley Cabalen nie gedruckt worden.

15) Ein goldner Trumpfzähler. Etwas einziges in seiner Art. Er wird wie ein Ring an den Finger gesteckt, doch so, daſs er über ein Gelenk zu stehen kömmt. Wenn ein Trumpf gespielt wird, biegt man den Finger sanft, so zeigt er die Zahl der gespielten Trümpfe ungefähr wie ein Schrittzähler die Schritte.

16) Eine ganz vollständige Haus-Pulvermühle, worin jedermann sein Schieſspulver selbst verfertigen kann, und zwar einen halben Centner auf einmal. Sie ist so bequem eingerichtet, daſs sie unter einem etwas grossen Schreibtisch, oder auch unter einer etwas erhöhten Bettlade in Gang gesetzt werden kann. Der Pudel, der das Rad treibt, wird mit verkauft.

17) Ein astronomischer Vexir-Tubus; wenn ein Freund durchsieht und man drehet eine kleine Schraube, so bläset er demselben Pfeffer und Schnupftaback in die Augen. Ist auch auf der Erde zu gebrauchen. Hier-

über soll der Selige einmal ein Paar Ohrfeigen bekommen haben.

18) Ein vortrefflicher Jagd-Tubus mit einem Flintenschloſs; wenn man die Gläser heraus nimmt, welches mit einem einzigen Ruck geschieht, (eigentlich werden sie bloſs in ihre Seitenbehälter geschoben), so kann man kleine Vögel damit schieſsen.

19) Ein Barometer, welches immer schönes Wetter zeigt. Das Thermometer dabey zeigt Jahr aus Jahr ein eine angenehme temperirte Wärme.

20) Ein vollkommener Apparat von allerley Trauergeräthe für hohe Häuser, als,

a) Ein schwarzes Billard mit weiſsen Schnüren und schwarz angelaufenen Nägeln beschlagen, und rings umher mit Festons von weiſsem Cattun behangen. Die Glöckchen an demselben sind von Silber, aber mit schwarzem Sammet gedämpft.

b) Ein Dutzend Trauerwürfel, schwarz mit weiſsen Puncten.

c) Ein Dutzend ditto für halbe Trauer, violet mit schwarzen Puncten.

d) Ein Vorrath von Lombre- und Tarok-Karten mit breitem schwarzem Rande, und

Die können dann die Sach' wohl breiten
Und ihr Garn nach dem Wildpret spreiten,
Daſs aus ein'm Sächlein wird ein' Sach',
Aus einer kleinen Goss' ein Bach.
Man muſs jetzt köstlich' Redner dingen
Und sie von fernen Landen bringen,
Daſs sie die Sachen wohl verklügen
Und mit Geschwätz ein'n Richter b'trügen;
So muſs man dann viel Tag' anstellen,
Damit der Tagsold mög' anschwellen.

---

73. Grobe Narren.

Es sey ein neuer Heiliger, Grobian genannt, aufgekommen, und Herr Glympſius sey gestorben.

Voraus, wenn Prasser zusammen kommen,
So hebt die Sau die Metten an,
Die Primzeit ist in Esels than,
Die Terz ist von Sankt Grobian,
Hutmacherknecht' singen die Sext,
Von groben Filzen ist der Text,

andern bloſs schwarz auf dem Schnitt, ebenfalls für halbe Trauer.

e) Einige Dutzend Liqueur-Gläschen in der Form von antiken Thränen-Fläschchen, zum Schnapsen bey der Leiche.

f) Ein ansehnliches Convolut von Recepten, fast die meisten Gerichte, als Suppen, Gemüse, auch Gebackenes völlig unschädlich schwarz zu färben, worunter auch eines, die Citronen und Zwieback bey der Leiche schwarz zu beizen.

g) Ein vortreffliches, vollständiges Tafel-Service von Porcellan, wovon jedes Stück auf eine sinnreiche Art auf den Tod anspielt, welches alles hier zu weitläuftig wäre herzuerzählen. Nur eins anzuführen, so ist zum Beyspiel die Butterbüchse ein Todtenkopf, so natürlich und mit solcher Kunst gearbeitet, daſs man glaubt, er lebe. Der Deckel, oder der obere Theil des Cranii, ist, selbst inwendig, so osteologisch richtig geformt, daſs, wenn man den Kopf mit Butter etwas hoch anhäuft und den Deckel gehörig darauf drückt, die Butter völlig die Form des Gehirns annimmt, welches auf der Tafel, zumal wenn man der Butter die gehörige Farbe gibt, schauderhaft schön aussieht. Bey einem Versuche, den der Selige einmal damit machte, fielen, als er die Butter anschnitt, einige Damen und Chapeaux in Ohnmacht, andere sprangen vom Tische auf, und keiner, den Wirth ausgenommen, konnte von der Butter essen.

h) Eine bleyerne Eſs-Glocke, während der Trauer zu läuten.

i) Mehrere schwarz emaillirte Halsbänder mit weiſsen Todtenköpfen, für die Jagdhunde.

k) Mehrere Masken für Personen, die nicht weinen wollen oder können. Sie sind alle von den gröſsten Meistern Englands gearbeitet und von groſser Schönheit, zwar blaſs, aber zum Entzücken, zumal die Frauenzimmer-Masken. Die Thränen an denselben sind durchaus durch natürliche Perlen vorgestellt, worunter einige an den Masken für die nächsten Verwandten, von der Gröſse einer Erbse sind u. s. w.

21) Eine Suite von Kleidungsstücken für ein Kind mit zwey Köpfen, vier Beinen und vier Armen, von der Wiege an bis ins zwanzigste Jahr. Ein wahres Meisterstück der Schneiderkunst. Sie können auch zur Probe von zwey einzelnen Menschen ange-

zogen werden, welches, zumal in gemischter Gesellschaft, zu drolligen Scenen Anlaſs gibt.

22) Eine Sammlung von vortrefflichen Formen, Drittel- und Zweydrittel-Stücke zu gieſsen, nebst einem Centner Metall dazu. Dieser Artikel wird, um der Delicatesse der Käufer zu schonen, im Dunkeln verauctionirt und im Dunkeln abgeliefert. Das dafür zu entrichtende Geld wird von dem Auctionator bey einer Diebs-Laterne in einem Winkel gezählt. Er ist ein Mann von Ehre.

23) Einige Flaschen Lappländer Achtundvierziger. Im Englischen steht: some bottles of Iceland-Madeira (einige Flaschen von Isländischem Madeira).

24) Eine ganze Sammlung von theils verbotenen, theils sehr verrufenen Büchern mit Kupferstichen von groſser, obscöner Schönheit. Sie sind sämmtlich in schwarzen Corduan mit goldnem Schnitt gebunden, zum Gebrauch der Jugend zu Eton und Westmünster *), sich in der Kirche damit zu amüsiren.

---

*) Der Uebersetzer hat es nicht wagen wollen, die Namen dieser berühmtesten Schulen Englands mit deutschen zu vertauschen, so leicht es auch sonst gewesen wäre.

25) Ein höchst merkwürdiges Stück. Eine kleine mit unbeschreiblicher Kunst gearbeitete Maschine, das concubinium (soll wohl heissen connubium oder commercium) animae et corporis zu erklären. Die Walze, welche alles in Bewegung setzt, hat drey verschiedene Stellungen für die drey bekannten Systeme; eine für den physischen Einfluſs, eine für die gelegenheitlichen Ursachen, und eine für die vorherbestimmte Harmonie. Doch hat die Walze noch Raum für zwey bis drey andere; nur müssen sie einen Leib und eine Seele statuiren; doch könnte im Fall der Noth die Seele auch heraus genommen werden. Der Leib an diesem kostbaren Werke ist von viel mehr als halbdurchsichtigem Horn gearbeitet, und etwa vier bis fünf Zoll lang. Die Seele aber, nicht gröſser als eine groſse Ameise, ist ganz, Flügelchen und alles, von Elfenbein, nur ist ihr linkes Beinchen etwas schadhaft. Die Bewegung wird der Maschine durch keine Kurbel mitgetheilt (man würde sie damit zerreissen), sondern durch ein Paar kleine Windmühlen-Flügel aus der feinsten Goldschläger-Haut, gegen welche mit einem dazu gehörigen und

in einiger Entfernung von der Maschine befestigten so genannten doppelten, stäte fortblasenden Blasebalg (follis infinitus) geblasen wird; durch diese Flügel wird eine Schraube ohne Ende (cochlea infinita) gedreht, welche alles in Bewegung setzt.

26) Die peinliche Halsgerichts-Ordnung (im Englischen steht die Habeas Corpus Acte), von dem Seligen selbst in Musik gesetzt. Es ist die vollständige Partitur mit Pauken und Trompeten. Bey einigen Passagen enthält das Accompagnement sogar Canonen-Schüsse. Sonst hat hier und da auch die Maultrommel Solo.

27) Einige Formen, Petrefacta zu machen. Das Recept zur Masse ist dabey. Auch ein Vorrath von Pectiniten, Terebratuliten, Ammonshörnern u. s. f., auch ganz neu erfundenen Muscheln, die damit verfertigt worden; sie lassen alle völlig antik.

28) Das seltenste Stück, nicht allein in dieser Sammlung, sondern vielleicht in der ganzen Welt, nämlich ein Stück echten Granits, worin ein metallnes Aleph so fest steckt, dafs es durch Menschenhände unmöglich hinein gekommen seyn, ja, ohne das Ganze zu zertrümmern, auch nicht dadurch heraus

gezogen werden kann. Alle, die es sehen, bekennen einstimmig, daſs es zum Bücherdruck gedient habe. Der Selige hat es von einem vornehmen Herrn, der seine Länder auf dem Berge Libanon hat, für eine groſse Summe gekauft.

29) Eine prächtige Staats-Carosse mit vieler Vergoldung. Hoch über dem Kutschersitze ist ein prächtiger Spiegel angebracht, der gegen die Ebne, worauf die Kutsche steht oder geht, unter einem Winkel von 45 Grad nach der Kutsche zu geneigt ist. Hinten über der Kutsche correspondirt ihm ein ähnlich liegender, aber entgegengesetzter. Durch dieses prachtvolle Polemoscop wird der Kutscher in den Stand gesetzt, auf dem Bocke sogleich zu sehen, ob sich jemand hinten aufgesetzt hat. Ist dieses der Fall, so stampft er nur mit dem Fuſs auf eine Feder, und der Passagier bekömmt sogleich einen derben Stoſs gegen das Sitzfleisch, so daſs er nicht leicht wieder kömmt.

30) Ein Gespann Pferde, denen der Verstorbene das Maculaturfressen beygebracht hat. Ein Artikel für Buchhändler und Verleger.

Wir brechen hier ab, damit nicht dieser gelehrte Artikel, wenn er noch mehr Ausdehnung erhält, am Ende gar den ganzen Taschen-Kalender in Pferde-Futter verwandelt.

11.

Rede der Ziffer 8, am jüngsten Tage des 1798sten Jahres, im groſsen Rath der Ziffern gehalten.

(Die Nulle, wie gewöhnlich, im Präsidenten-Stuhle.)

Inhalt.

Anfang; die Rednerin ſpricht viel von ſich; wird ausgelacht; ereifert ſich; Lobrede auf die Nulle; Decimal-Syſtem; Touloner Flotte; Berg Sinai; die Nulle wird roth; Erſter Tag des XIX. Jahrhunderts; Beſchluſs; Ende.

Durchlauchtigste Nulle,

Groſsgütigste Präsidentin und
Stellvertreterin Unser Aller,

Allerseits, nach angestammter
Ungleichheit, höchst zu verehrende Mitschwestern,
9, 7, 6, 5, 4, 3, 2, 1. *)

Morgen wird der Tag seyn, an welchem ich in unserm geheimen chronologischen Ausschuſs

---

*) Daſs nachstehende Rede, sogar mit Aeusserungen der Zuhörer dabey, schon jetzt (im Julius 1798), also fast ein halbes Jahr vorher, ehe sie gehalten worden ist, abgedruckt erscheint, würde nicht leicht Jemand unter unsern Lesern, der zugleich Zeitungsleser ist, wunderbar finden, selbst wenn sie, als von Menschen vor Menschen gehalten, vorausgesetzt würde. Hier aber sprechen bloſse arithmetische Wesen zu arithmetischen Wesen, deren Geschichte einer reinen Behandlung a priori nach ewigen Gesetzen unserer Natur um so mehr fähig erachtet werden muſs,

die Bank der Einer auf zehn Jahre verlassen, und morgen über ein Jahr (tiefer Seufzer) der, an dem ich die der Hunderte wieder besteigen werde, auf der ich nun seit ultimo Decembris 899 nicht gesessen habe. Ihr werdet mir also verstatten, theuerste Mitschwestern, daſs ich, ehe ich meine Stelle im geheimen Ausschuſs der Schwester Neune übertrage, ein Paar Worte zu Euch rede, wozu mir einige Vorfälle während meines Sitzes auf dieser Bank Veranlassung gegeben haben, und worüber es in dem Jahre, das morgen seinen Anfang nimmt, vielleicht noch oft zur Sprache kommen möchte.

Ich finde zwar in den Annalen des chronologischen Ausschusses kein Beispiel, daſs je von irgend einer Schwester bey ähnlichen Gelegenheiten öffentlich im groſsen Rath wäre gesprochen worden. Ja ich erinnere mich noch sehr wohl, ob es gleich 1000 Jahre her sind, daſs ich sogar am ersten Janner, 800, an dem Tage, da ich die Ehre hatte, zum ersten Mal in Centigräflicher Glorie im Ausschuſs zu sitzen,

---

als man sogar diese Methode nicht ohne Glück in unsern Tagen selbst auf unreine, empyrische historica und physica anzuwenden versucht hat.

Die wüste Rott' sitzt in der Non',
Schlemmer und Demmer dazu gon,
Darnach die Sau zur Vesper klingt,
Unflat und Schamperion dann singt.

74. Geistlich werden.

Von der übertriebenen Neigung zum geistlichen Stande, selbst unter den Bauern, um dadurch zu einem müssigen Leben zu gelangen. Klagen über die Unwissenheit vieler Priester und die zu groſse Nachsicht der Bischöfe bey ihrer Aufnahme in den Orden.

75. Von unnützem Jagen.

Die Jagd erfordert viele Kosten und Zeit, die nicht ein Jeder aufzuwenden hat. Auch wird mancher adliche Gutsherr durch die Bauern um sein Wild betrogen.

nicht zu Euch geredet habe. Aber, geliebte Mitschwestern, tempora mutantur. Die 8, die das neunte Jahrhundert beherrschte, ist nicht mehr die, die das neunzehnte beherrschen wird; in 1000 Jahren läſst sich wohl was lernen. O ich habe es hundert Mal bereuet, daſs ich am letzten December 1789, als ich mich von der Bank der Zehner zurückzog, nicht Manches über den Fall der alten Bastille und der alten Philosophie, der sich unter meinem Präsidio ereignete und mir schwer auf dem Herzen lag, gleich damals declarirt habe. Gottlob aber, es kann mir, als der sichern Erbin des Vorsitzes der Hunderte im nächsten Jahrhunderte nicht an Gelegenheit fehlen, nachzuholen, was ich versäumt habe, nämlich zu erweisen, daſs Bastillen und Philosophien geboren werden und sterben, und wieder geboren werden und wieder sterben so wie mutatis mutandis, ihre Erbauer und ihre Erfinder. (Hier Geräusch). O ich verstehe Euch wohl. Ihr scheint es nicht zum Besten zu nehmen, daſs ich, als bloſse Mit-Schwester, und weder die höchste, noch die geringste unter Euch es zuerst wage, Schlüsse zu machen und von Rechenschaft zu sprechen. Schlimm genug für Euch. (Gemurmel). Doch damit Ihr seht, daſs ich meinen Werth kenne und meinen Stammbaum studirt habe, so müſst Ihr allerdings wissen: ich bin unter Euch allen Erstens die vollkommenste gerade Zahl (groſse Stille); bin zweytens unter Euch allen der einzige wahre Würfel (spöttisches Lächeln von der Präsidentin und der Eins); bestehe drittens aus zwey gleichen Quadraten (die Präsidentin lächelt fort); bin viertens, was das Sonderbarste ist, zugleich der Würfel der Zahl, deren doppeltes Quadrat ich bin; und diese Zahl ist fünftens die ewige unverwerfliche Schiedsrichterin über alles Gerade und Ungerade im unermeſslichen Reiche der Zahlen von Vorn und von Hinten in alle Ewigkeit. (Spöttisches Amen! von einigen; tiefe Verbeugung der Schwester Zwey). Daher mich auch, ohne Ruhm zu melden, (heimliches Gickeln), die gütige Natur nach ihrer anbetungswürdigen, ewigen Weisheit im Range der arithmetischen Gröſse, zwischen Dich, Quadrat aller guten Dinge, hochverehrliche Neune *) und Dich, hochwürdige apoka-

---

*) Die Rednerin spielt hier offenbar auf das deutsche Sprüchwort an: aller guten Dinge sind drey.

lyptische Sieben, von Ewigkeit her gestellt hat. Ja, wenn ich alles dieses zusammen nehme, so fühle ich mich kühn genug, gerade heraus zu sagen, daſs keine unter Euch allen, in Rücksicht auf Naturgabe, sich mit mir messen kann, als unsere erhabenste Präsidentin, die Nulle. (Lautes Gelächter. Sehr naiv, riefen einige; sehr wahr, andere; und eine hatte sogar die Verwegenheit, ancora zu rufen. Dieses brachte die Rednerin sichtbarlich auf, und sie fuhr mit einiger Heftigkeit fort:) Pfuy schämt Euch! Ist das eine Aufführung für ganze Zahlen? Oder befinde ich mich vielleicht unter einer Rotte nichtswerther Decimalbrüche, wovon man unendliche Reihen wegwirft, und am Ende den ganzen mächtigen Verlust mit einem Paar Pünctchen oder einem et cetera ersetzt? (Groſse Stille, weil man wohl fühlen mochte, daſs man mehr die Präsidentin, als die Achto beleidigt hatte) Und sagt mir, was ist denn Lächerliches darin, daſs Ich mich neben der Nulle wichtig dünke? Kennt Ihr wohl die wahrscheinliche Gränze des menschlichen Lebens? Was für Ziffern hat denn die allgültige Natur ausersehen, diese Gränzen zu bestimmen? Habt Ihr wohl von einem Buche gehört, worin es heiſst: wenns hoch kömmt, so sinds achtzig? Und wie schreibt man diese Achtzig? Wie? — O! es sollte mir ein Leichtes seyn, Euch mit drey Worten zu Jacobinern zu machen. Ich thue es aber nicht ich werde bloſs zeigen, daſs Euer Mangel an Respect gegen unsere Präsidentin sich allein auf Eure Ignoranz gründete. Erlaube mir also, erhabene Nulle, Präsidentin unsers Raths, Kreis, Kugel, Bild der Ewigkeit, Schöpferin und Erbin des Chaos, oder wie Du sonst genannt seyn willst, daſs ich, ehe ich zum Haupt-Vortrage meiner Angelegenheiten komme, ein Paar Augenblicke, einigen dieser Elenden zu Liebe, bey Deinem Verdienst verweile. Sagt, Spötterinnen, war es nicht die Nulle, die die Jahre zählte, ehe noch Zeit und Zahl waren, und dann wieder zählen wird, wenn diese nicht mehr seyn werden? Fand nicht Shakespear, der groſse Allfähler, selbst das Zeichen der Nulle so wichtig und so ehrwürdig, daſs er sogar die Welt damit bezeichnete, und die Schaubühne, die seine Privat-Welt war? Wäre er ein Deutscher gewesen, so würde er sicherlich jetzt sein Vaterland dankbar ebenfalls damit bezeichnen. War sie es nicht, die den groſsen

Gedanken faſste, die 1 zur 10, 100, 1000 u. s w. zu erheben, und dann, durch eine leichte Schwänkung, wiederum zu 0, 1; 0, 01; 0, 001 u. s. w. zu erniedrigen, wie man eine Hand umwendet. Wahrlich das Gröſseste, was je in der Welt, im Felde sowohl als auf dem Papiere durch Schwänkung ausgerichtet worden ist, und überdieſs so schwanger an Betrachtungen über Gröſse und Hinfälligkeit menschlicher Dinge, deren Werth oft blos von Schwänkungen einiger Nullen abhängt, daſs, theuerste Mitschwestern, (so nenne ich Euch schwesterlich wieder, da ich Zeichen der Rührung bey Euch bemerke), daſs, sage ich, die Zeit meines Aufenthaltes auf dieser Bank, ja; daſs die ganze Zeit, die ich hier gesessen habe, zu kurz seyn würde, alles zur Geburt zu bringen. So wurde die Nulle endlich Schöpferin des groſsen Decimal-Systems und der groſsen Zehnfingrigkeit, die, wenn nicht Admiral Nelson, der bekanntlich nur fünf Finger hat *), den Lauf der Thaten hemmt, sich mit ihren zehn Fingern alles unterwerfen wird. Denn Ihr müſst wissen, daſs die groſse Nation, die ihre Freyheit mit 581 Schlach-

---

*) Er verlor einen Arm bey Teneriffa.

ten *), wovon 580 auf der Erde, und eine über den Wolken vorgefallen ist, erkauft hat, die Ebnerin der mächtigsten Thronen, die Durchstecherin der Landenge von Suez, die Abgleicherin durch Ungleichheit und die Käuferin des mit Geld Unerkäuflichen; daſs, sage ich, diese Nation dieses Decimal-System mit der ihr eigenen Kraft und Barschaft an Thaten unterstützt, und mit dem Feldgeschrey: Friede dem Einmal Eins, und Krieg allen Tafeln, Sonnnenuhren und Zifferblättern der ganzen Welt, von Westen nach Osten zieht. O! wie habe ich während meines Präsidiums auf der Einer-Bank oft gelächelt, wenn man von Bonaparte's **) geheimen Absichten sprach und die hauptsächlichste darunter vergaſs, nämlich: den Berg Sinai zu erobern, eine Druckerey auf demselben anzulegen, und so das Decimal-System über die ganze rechnende Welt zu verbreiten Der Gedanke hat in der That etwas Groſses *). Denn erstlich ist das der Berg, auf welchem bekanntlich das erste Decimal-System auf steinernen Tafeln gedruckt worden, das daher Gottlob! auch so ziemlich Eingang gefunden hat; zweytens beweist es eine gewisse Erkenntlichkeit der groſsen Nation, die allerdings jenem Berge eine Art von Satisfaction ſchuldig war, da bey ihr, zugleich mit der Einführung der neuen Decimal-Maaſse, manche Hauptartikel jenes alten Systems gleichsam abolirt worden waren. Wie ich höre, so wird mit den neuen Sinus-Tafeln der Anfang gemacht werden, und in der groſsen Universal-Orographie der Berg künftig seinen Namen von dieser Stiftung erhalten, wiewohl man der Schwachen wegen ihn einige Zeit bloſs mit Mons Sin: bezeichnen wird, das jedes Herz lesen kann, wie es will Sinai oder Sinnum **). Doch ich fühle, ich ver-

---

*) Genius der Zeit. Juny 1798. S. 252.

**) So, und nicht Buonaparte muſs man schreiben. Er selbst schreibt, wie ich höre, seinen Namen ohne u, auch fehlt das u unter dem ihm ähnlichsten Porträt. Anm. d Herausg.

---

*) Man sagt, ein Citoyen circoncis habe ihn zuerst gehabt.

**) Ein Gerücht, daſs zu Paris eine eigene Commission niedergesetzt sey, die verba irregulaliere mich in der Erzählung Deiner Thaten und Deines Werthes, groſse erhabene Nulle, sinnliches Bild des unabbildlichen Nichts. Wo würde ich ein Ende finden in Dir, dem unerschöpflichen Thema von Tausenden. Ich ermüde. Doch erlaube mir, nur noch einige Minuten Deinen bürgerlichen Verhältnissen in tiefster Verehrung zu weihen. Warst Du es nicht, Citoyenne, die seit jeher deutsches Verdienst, wenn alles fehlte, aus Deinem unerschöpflichen Vorrathe belohntest, den hungrigen Dichter bald mit Deinem runden Ambrosia-Zwieback labtest, bald in die leere Tasche des Lotto-Spielers und des tief speculirenden Kaufmanns, weiſs, klar und rund, tröstend hinab perltest. Warst Du es nicht, die allein den Armen nicht verlieſs und bar übrig blieb, wenn Alexander, Tamerlan, der Cosake Bugatscheff und der Zigeuner Gallant, oder sonst noch älteres oder neueres Gesindel, Alles, Häuser, Schiebladen und Börsen, à jour gefaſst, zurücklieſsen? (Die Präsidentin verhüllt sich und glüht schamroth durch den Schleyer durch,

---

ria abzuschaffen, um der Welt das Conjugiren zu erleichtern, bleibt bis dato unverbürgt.

wie der volle Mond bey einer Total-Verfinsterung. Die Rednerin bemerkt es, und geht zu einem neuen Gegenstand mit einer tiefen Verbeugung über).

Theuerste Mitschwestern, ich komme nun, (indem sie sich die Augen wischt), da ein groſser Theil der Zeit, die ich zu reden hatte, verstrichen ist, nach Redner-Art, geschwind zur Hauptsache. Ob ich eben so geschwind darüber hingehen werde, hängt von der Zeit ab. Ihr wiſst, ich rede in der Gespensterstunde. Schlägt die Glocke zwölf — weg bin ich. Ich habe sowohl aus dem Reichs- als allgemeinen literarischen Anzeiger, und noch aus einigen andern Anzeigern, und darunter sogar einigen Englischen, mit Verwunderung ersehen, daſs man in der Christenwelt über die Gränzlinie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts eine Art von Streit führt, der mit dem über die Rhein-Gränze einige Aehnlichkeit hat; nur mit dem Unterschiede, daſs die eine Partey ganz auf dem rechten, die andere ganz auf dem linken Ufer besteht. An eine Mittel-Linie ist noch nicht gedacht worden. Das hätte auch noch gefehlt. Ich will mich erklären. Ihr wiſst, morgen über ein Jahr besteige ich die Bank der Hunderte, und unsere Präsidentin ist, trotz so vieler diplomatischen Geschäfte, die sie in der Welt jetzt zu dirigiren hat, entschlossen, das Präsidium auf der Bank der Zehner und nebenher der Einer als Filial zu übernehmen, das ist, wir werden 1800 schreiben. Morgen über zwey Jahre tritt sie die niedrige Stelle von beyden der Eins, die mit so vielem Ruhme die allerhöchste seit 800 Jahren begleitet hat, zum Filial ab, und wir werden 1801 haben. Die Frage ist nun, wann und an welchem Tage sollen Personen, die viel auf Geburtstags-Schmäuſse halten, den Geburtstag des neunzehnten Jahrhunderts feyern? An dem Tage, an welchem ich auf die Bank der Hunderte trete, oder (nachdem ich diese ein Jahr besessen habe), an dem Tage, da die Eins das Geschäft der Einer übernimmt? Kürzer: am 1. Jänner 1800 oder 1801? Ihr seht deutlich, daſs mich dieser Streit nothwendig sehr interessiren muſs. Mein ganzes erstes Regierungs-Jahr mit Hunderter-Rang steht auf dem Spiel, und ist gerade die Strom-Breite, um welche gestritten wird. Keine Kleinigkeit für den, der zu Herzen nimmt, daſs es hier auf die Frage ankömmt: ob jenes, mein erstes Jahr,

76. Von Schützen.

Es lieſse sich auch ein Narrenschieſsen anstellen, worin so Mancher des Ziels verfehlen würde, welches mancherley, hier aufgezählte, Ursachen haben könnte.

Zur Weisheit mancher schieſsen will
Und wenig treffen doch das Ziel;
Das macht, man zielt nicht recht darnach,
Der hält zu niedrig, der zu hoch. —
Wer Weisheit eben treffen will
Muſs immer haben solche Pfyl',
Der'n Herkules hat mehr denn viel,
Womit er traf was er geredt,
Und was er traf fiel todt zur Erd'.

77. Gross Rühmen.

Vornemlich wider die Prahler mit hoher und ritterlicher Geburt:

Aus Tugend ist all Adel g'macht,
Wer noch gut' Sitt', Ehr', Tugend kann

den jämmerlichen Nachtrab eines alten Jahrhunderts machen, oder die Anführerin eines neuen seyn soll, das mit verjüngter Glorie seinen Einzug in die staunende Welt nehmen wird. Bedenkt, Mitschwestern, die Anführerin des neunzehnten, also des Jahrhunderts, das vermuthlich die Zahl der Planeten verdoppeln, und die der Trabanten und Metalle vervielfachen wird; des Jahrhunderts, worin vermuthlich die Luftschlachten der Völker sich zu den Land- und Seeschlachten wie 580 zu 1 verhalten werden, so daſs die Zeitungsschreiber, von Paris bis Hamburg, sie mit hundertfüſsigen Telescopen aus dem Contor selbst bevisiren, bephantasiren und als Augenzeugen beschreiben können; und worin man die hoch vorüber sausenden Helden und ihre Sänger wie Raubvögel und Lerchen aus der Luft schieſsen wird. O! und des Jahrhunderts, das gewiſs die Ehre haben wird, die Früchte einer neuen Wissenschaft, ich meine der mit groſsem Geld- und Blutaufwand eröffneten, neufränkischen Experimental-Politik, entweder einzuerndten, oder, als hienieden unreifbar, zum Dünger für Etwas minder utopisches wieder unterzupflügen. Das Herz blutet mir, wenn ich bedenke, daſs wahrscheinlich mein Antrittsjahr 1800 noch an das vergangene wird abgeliefert werden müssen. Hierüber mufs ich mich erklären (sieht nach der Uhr und fängt an geschwinder zu reden).

Ihr wifst allerseits, dafs im 6. Jahrhundert zu Rom ein kaum vier Fufs hoher Abt lebte, der, wo ich nicht irre, aus Scythien stammte. Er hiefs Dionysius, und wegen seines geringfügigen Körpers der Kleine (exiguus) Dieser kleine Mann hatte zuerst den grofsen Einfall, unsere Jahre nach der Geburt Christi zu zählen, das ist, unsere jetzige Zeitrechnung zu stiften So viel ich weifs, ist sein Geist nie gemessen worden, allein das weifs man mit vieler Zuverlässigkeit, dafs er sich im Jahr der Geburt Christi wohl geirrt haben möge, praeter propter um etwa vier Jahre. Doch darauf kömmt hier nichts an. Genug, seine Zeitrechnung, wahr oder falsch, gleich viel, fand Beyfall, und dieser mächtige Epochen-Stamm wuchs auf christlichem Boden ungestört fort, trotz der vielen kleinen Schmarotzer Epochen, die sich an denselben hier und da angesetzt haben und noch immer ansetzen. Allein Jammer Schade ist, dafs noch so gar gestritten wird, wie eigentlich der kleine Dionysius gerechnet habe, ob er, weil Christus nicht auf den ersten Jänner geboren worden ist sondern vorher, und die eigentliche Incarnation noch weiter in das Jahr der Geburt zurückfiel, das Jahr der Geburt und der Incarnation selbst das erste Jahr genannt habe, oder das Jahr nach diesem Geburts- und Incarnationsjahre. Diese Schwierigkeit ist so groſs (denn Kleinigkeiten aufs Reine zu bringen, hat oft groſse Schwierigkeiten), daſs ein zweyter Dionysius, der tausend Jahre nach jenem kam, kein winziger, vier Fuſs hoher Abbé, sondern ein derber Sechs-Füſser von einem Französischen Jesuiten, Namens Dionysius Petavius, der, ob er gleich im 16. Jahrhundert zu Orleans und Paris sichtbar herumwandelte, im Geist groſstentheils in den alten Zeiten spuckte, sie so groſs fand, daſs er anfangs nicht recht mit sich selbst eins darüber werden konnte; sich einmal so gar selbst widersprach, doch aber am Ende bewies wir zählten, wenn wir Dionysisch zählen wollten, jetzt wirklich falsch, und müſsten eigentlich bisher schon 1799 gezählt haben, da wir 1798 zählten. Doch dieses nur im Vorbeygehen, und zum Beweis einer Unsicherheit in diesen Rechnungen, die wenigstens dazu dienen kann, eine andere zu entschuldigen.

Ihr werdet, theuerste Mitschwestern, allerseits gesehen haben, daſs die Zweideutigkeit, von der ich so eben geredet habe, den Gränz-Streit der Jahrhunderte gar nichts angeht. Genug, wir zählen Jahre, ob scharf Dionysisch oder nicht, das ist nun gleich viel. Es wäre lächerlich, zumal ohne eine Armee von 300,000 Mann, sich jetzt noch einem so alten christlichen Gebrauche durch solche Finessen zu widersetzen und die Ordnung der Dinge zu stören. Es lieſse ausserdem ja, als wenn unsere Erfindungskraft so erschöpft wäre, daſs wir gar nichts weiter erfinden könnten, als neue Meilen, neue Thermometer-Skalen und neue Schmarotzer-Epochen (Hier Etwas Gemurmel von Mons Sin: und Uhr-Zifferblättern. Die Rednerin hört es, fährt aber ruhig fort). Mit einem Wort: wir zählen Jahre nach Tausenden, nach Hunderten u s. w. So bald wir aber dieses thun, so müssen wir auch offenbar, um die Hundert voll zu machen, die Hundert selbst nicht fehlen lassen. Wo nach Hunderten gezählt wird, macht die Hundert selbst den Beschluſs. So wäre also das Jahr, das nun in wenigen Minuten zu Ende gehen wird, das 1798ste nach Christi Geburt gewesen, folglich fehlen noch zwey, um das Hundert voll zu machen, und der Geburtstags-Schmauſs des neunzehnten Jahrhunderts muſs gefeyert werden: am 1sten Jänner 1801. Also das erste Jahr, worin ich auf der Bank der Hunderte erscheine, ist wirklich (man bemerkt ein Zittern in der Stimme) der Nachtrab des vergangenen Jahrhunderts, und ich muſs mich damit trösten, daſs ich, in rangmäſsiger Verbindung mit der Schwester Eins, die Ehre habe, das 18. Jahrhundert endlich einmal mit voller Zahl zu besiegeln, welches bisher immer mit einer 17 und Decimal-Brüchen des Säculums geschehen ist. Da ich dieses mir von der Vernunft übergebene Siegel ein ganzes Jahr noch als Bürgerin des 18. Jahrhunderts führen werde: so hoffe ich auch damit selbst die bruta, die bisher nicht begreifen konnten, warum das 18. Jahrhundert mit einer 17 bezeichnet wurde, zu überzeugen, daſs wir bisher im 18. Jahrhundert gelebt haben. Der Gerechte erbarmet sich auch seines Rindviehes. Ihr erkennt nunmehr, theuerste Mitschwestern! hieraus meine Unparteylichkeit. Ja (sich ermunternd) mit Freuden lege ich die schimmernde Krone, die mir bei meiner Erhöhung gereicht wurde, in das Grab des hingestorbenen Jahrhunderts — Indessen sollte es mich nichts weniger als betrüben, wenn die Geburtstags-Schmauſser auch den ersten Tag meiner Erscheinung (1. Januar 1800), an welchem sich Millionen Hände zu einem neuen Zuge gewöhnen müssen, und sich mit kalligraphischem Wonnegefühl gewiſs, wiewohl nicht ohne unzählige Schnitzer, endlich gewöhnen werden, auch ein wenig feyerten. Denn so würden ja (sie lächelt in sich selbst hinein), was die Welt immer liebt, der Schmauſstage, statt eines, zwey (frohes, jovialisches Lächeln von allen Seiten). Ja, wo ich nicht sehr irre, so ist gerade jener neue Datums-Zug wohl hauptsächlich Ursache, warum über die Frage gestritten wird, und eben deswegen schon eines kleinen Präliminar-Schmauſses, vor dem groſsen Definitiv-Schmauſse, werth.

Indessen aber, theuerste Mitschwestern, so sehr ich auch alte, ehrwürdige Gebräuche respectire, und überzeugt bin, daſs sich unser christliches Jahrhundert erst mit dem 1. Jänner 1801 anfange, so kann ich Euch doch unmöglich verhehlen, daſs es auch Gründe giebt, die entgegengesetzte Meinung zu vertheidigen, wiewohl ich sehr gern zugebe, daſs diese Gründe eben nicht gerade die seyn mögen, womit sie von ihren gewöhnlichen Anhängern vertheidigt wird.

Es ist nämlich gewiſs, 1) daſs unsere gegenwärtige, wahr oder fälschlich so genannte Dionysische Epoche sich von der Beschneidung Christi und weder von seinem Geburtstage, dem 25. December, noch von dem Incarnationstage desselben anhebt, einem Tage, der hierbey so wichtig gehalten wurde, daſs die Engländer bis 1752 so gar ihr Jahr von demselben zu zählen anfingen, und noch bis jetzt spielt dieser Tag (der 25. März, Lady-day, Maria-Verkündigung) unter ihnen bey Mieth-Contracten u. d. gl. seine Rolle. Also fällt weder der Geburts- noch der Incarnationstag an den Anfang unserer jetzt recipirten Epoche. Sondern beyde Tage, auf die doch alles ankömmt, fallen in das Jahr vorher, und folglich zählen wir, im strengsten Verstande, nicht Jahre nach dem Geburts- und Incarnations-Tage, sondern nach dem Geburts- und Incarnations-Jahr Christi. 2) Ist wohl ganz ausser allem Zweifel, daſs wir nicht vergangene, sondern laufende Jahre zählen.

Unser gewöhnlicher Ausdruck: anno 1, anno 1000, anno 1798 zeugt, so wie der lateinische Ausdruck: anno post Christum natum primo, millesimo etc. daſs man im bürgerlichen Leben nicht vergangene Jahre zählt, sondern laufende. Man datirt Briefe nach dem laufenden Jahre, so wie nach dem laufenden Monats-Tage, Bezeichnet aber jener Ausdruck bloſs Jahre nach dem Geburts- und Incarnationsjahre, wie soll man denn dieses Geburts- und Incarnationsjahr selbst bezeichnen? Doch wohl nicht mit dem Namen des ersten Jahres vor der Geburt und Incarnation? Dieses wäre ja eben so widersinnig, als es das erste nach derselben zu nennen. Es bleibt also nichts übrig, als, da unsere Jahrrechnung mit einem ersten Jänner anfängt, vor welchem die Geburt und Incarnation Christi liegt und liegen muſs, das ganze Jahr der Begebenheit selbst mit 0 zu bezeichnen, und dessen Anfangspunct um ein ganzes Jahr hinter den der christlich-bürgerlichen Epoche zurück zu setzen, aber nicht ein ganzes Jahr hinter das Datum der Begebenheiten selbst, auf die es eigentlich hier ankömmt, sondern nicht einmal ein ganzes Viertel-Jahr hinter den Tag der Incarnation. So bald man aber ein Jahr Christi 0 hat, das ist, ein Jahr, das man weder das erste Jahr vor dessen Geburt, noch das erste nach derselben nennen kann: so ist es wenigstens Niemand zu verdenken, am allerwenigsten aber Jemanden, der etwa mehr mit dem Absoluten der Meſskunst, als mit dem Conventionellen bürgerlicher Beschlüsse bekannt wäre, wenn er für recht und billig hielte, unsere Jahre von jenem 0 Puncte an zu zählen, also nicht laufende, sondern verstrichene Jahre, gerade so wie der Astronom ohnehin schon seine Zeichen des Thierkreises bey den Längen der Planeten und seine Monatstage zählt, und wie wir selbst im gemeinen Leben unsere Stunden zählen. Denn III Uhr 50 Minuten heiſst ja auch nicht 50 Minuten der dritten Stunde, sondern der vierten, so wie 100 Rthlr. 6 gr. nicht 6 gr. des 100sten Thalers, oder so viel als 99 Rthlr. 6 gr. bedeutet. Warum soll denn nun 1798 1sten July gerade so viel sagen, als 6 Monate des 1798sten Jahres, und nicht 1793 Jahr und 6 Monate nach jenem 0, das nicht viel unrichtiger liegt, als jener Anfangspunkt, und wodurch obendrein so viele Gleichförmigkeit in die Sprache über Zeitrechnung überhaupt gebracht würde? Denn, so viel ich sehe, würde dadurch die Ordnung der Tafeln nicht im mindesten gestört werden. Wenn man den Ort der Sonne für 1793 den 1. July, 5 Uhr berechnen will, so schreibt man aus den Tafeln den Ort für die Epoche von 1798, das ist, für den Anfang dieses Jahres nach bürgerlicher Rechnung ab, addirt dazu die Veränderung von 6 Monaten und von 5 Stunden. Aber der Anfang des 1798sten Jahres, nach der gewöhnlichen Rechnung, ist ja mit dem Ende das 1798ste von jener 0 angerechnet einerley. Allein so gerechnet, schreiben wir jetzt, da ich rede (sieht nach der Uhr), von jenem 0 an, 1798 Jahre, 11 Monate, 30 Tage, 23 Stunden, 56 Minuten, und heute über ein Jahr, ginge mit dem 1799sten Jahre, nach der gewöhnlichen Rechnung, das 100ste des Jahrhunderts, auf diese Weise gezählt, zu Ende. Noch merke ich an, daſs es ja nicht sonderbarer wäre, wenn die Astronomen ihre Jahrhunderte anders zählten, als daſs sie ihre Tage anders zählen, wie sie wirklich thun, nämlich nicht laufende, sondern vergangene, und diese noch oben drein von einem andern 0 ab, als das im bürgerlichen Leben. Zum Beschluſs erinnere ich noch einmal, daſs ich nicht verbessern, nicht neuern, sondern bloſs entschuldigen wollte. (Die Neune regt sich,

Den halt' ich für ein'n Edelmann;
Aber wer hat kein' Tugend nit,
Kein' Zucht, Scham, Ehr', noch gute Sitt',
Den halt' ich alles Adels leer,
Ob auch ein Fürst sein Vater wär.
Adel allein bey Tugend steht, -
Aus Tugend aller Adel geht.

Hernach werden auch die getadelt, welche sich ohne Grund ihrer Gelehrsamkeit und durch Reisen erlangter Weltkunde rühmen.

78. Von Spielern.

Bestrafung der Spielsucht, besonders an den Weibern mit Männern, und an den Pfaffen.

79. Gedrückte Narren.

So, wie den Esel alles drückt, so giebt es auch Narren, die ihm darin gleichen, und sich freywillig unter manchen Druck begeben:

um von der Bank Besitz zu nehmen). Ich sehe, theuerste Schwester und Nachfolgerin, Du eilst meine Stelle einzunehmen Ich weiche. Bedenke, Du hast ein wichtiges Jahr vor Dir. Sorge ja für Frieden, und halte Dich durchaus, während Deiner Regierung, als das Quadrat aller guten Dinge, und nicht (etwas in den Bart murmelnd) wie im kalten Winter. (Die Glocke schlägt 12, man hört etwas von: Viel Lärm um nichts; die 8 geht ab, und die 9 setzt sich auf die Bank. Gratulationen zum neuen Jahre von allen Seiten).

12.

Wie man zum Citoyen du pays plat gemacht wird.

Dieses Pays plat, wie es insgemein heiſst, liegt in Nord-Amerika an der nordöstlichen Seite des See Superior (Lake Superior), oder, wie er von den Franzosen, einem ehemaligen (1665) Statthalter de Tracy zu Ehren genannt wurde, See Tracy. Dieser See hat, nach der von I. Long heraus gegebenen und im Uebersetzer-Land bereits zweymal übersetzten Reisebeschreibung 600 Französische oder 500 Deutsche Meilen im Umfang, und ſchlieſst eine Menge groſser und kleiner

Inseln in sich *). Um diesen See wohnen allerley Völker, die man unter dem Namen der wilden Indianer begreift, und deren gleichen man in dem gesitteten Europa vergeblich suchen würde, unter andern eines, das Herr Long

---

*) Daſs dieser See eine Menge groſser und kleiner Inseln enthält, gibt einen richtigern Begriff von seiner Gröſse, als sein Umfang von 300 Deutschen Meilen, vorausgesetzt, daſs die Gröſse dieser Inseln nicht auch nach dem Umfang geschätzt worden ist. — Wann werden doch endlich einmal Geographen und Geographienschreiber, und sogenannte Statistiker aufhören, die Gröſse der Städte und Seen u. s. w. nach dem bloſsen Umfang anzugeben; — Wenn ich sagte: zwischen Göttingen und Dresden liegt eine Strecke des fruchtbarsten, gesundesten Landes von mehr als 60 deutschen Meilen im Umfang, gänzlich unbebaut; und was die Sache noch unverzeihlicher macht, so ist hart dabey alles mit Wiesen, Kornfeldern und Wäldern bepflanzt: ist das nicht schändlich? so würden zehn Statistiker gegen einen nachrufen: das ist schändlich! Ein Geometer würde fragen: ist das nicht vielleicht ein Fuſssteig?

so schildert: ,,Sie lachen, wenn sie von Gehorsam gegen Könige reden hören: denn sie können den Gedanken der Unterwürfigkeit mit der Würde des Menschen nicht reimen. Jeder Einzelne ist, seiner Meinung nach, ein Fürst; und in der Ueberzeugung, daſs er seine Freyheit einzig von dem groſsen Geiste erhielt, kann er sich nicht entschlieſsen, eine andere Macht anzuerkennen" Hier liegt denn nun auch das Pays plat, in welchem der Ungenannte, dessen Reise Herr Long eigentlich bloſs herausgegeben hat, am 4. Juli 1777 anlangte. Ich erzähle nun mit den Worten des Verfassers weiter: Als wir an das Land stiegen, sahen wir in einiger Entfernung eine Menge Indianer, und hielten es für gut, unsere Schiffsladung, auf den Fall, daſs wir zum Tauschhandel Gelegenheit hätten, in Ordnung zu bringen, und uns bereit zu halten, daſs wir sie nach geendigtem Geschäfte wieder einschiffen könnten. Nachdem alles in gehörige Sicherheit gebracht war, begab ich mich zu den Wilden, deren Anzahl ich auf hundert und funfzig schätzte; die meisten waren von dem Stamme der Tschippewehs (Chippeways), und die übrigen von der Nation der Wassen. Sie gaben mir Fische, trockenes Fleisch und

Felle, wofür sie von mir kleine Gegengeschenke erhielten. Ihr Anführer, Matschi Quewisch, hielt eine Versammlung, und als er fand, daſs ich ihre Sprache verstund *), schlug er mir vor, mich als Bruder unter ihre Krieger aufnehmen zu lassen. Ich hatte zwar die Ceremonie noch nicht ausgestanden, wuſste aber wohl, was dabey vorging, weil mir von verschiedenen Kaufleuten gesagt worden war, was für Schmerzen sie dabey hätten leiden müssen, ob man gleich ausserordentlich gnädig mit ihnen umgegangen wäre. Aber dessen ungeachtet beschloſs ich, mich dieser Operation zu unterwerfen, damit sie nicht meine Weigerung der Furcht zuschrieben, und ich mich in der Achtung derer herabsetzte, von denen ich groſse Vortheile erwartete. — Die Ceremonie der Aufnahme ist folgende: Man bereitet ein Mahl von Hundefleisch, in Bärentalg gesotten, mit

---

*) Der Verfasser, ein Amerikanischer Pelzhändler und Dollmetscher, hatte sich damals schon neun Jahre unter diesen freyen Menschen, ohne scalpirt oder geschunden worden zu seyn, aufgehalten, welches, so wie diese ganze Geschichte, ein Beweis von seiner nicht gemeinen Klugheit und Schlauheit ist.

Heidelbeeren, wobey jeder tapfer zulangen mu
Nach geendigter Mahlzeit wird der Kriegsgesa
in folgenden Worten gesungen: „Herr des I
bens! sieh uns wohl an. Wir nehmen ein
Bruder Krieger unter uns auf, der mit Versta
begabt zu seyn scheint, Stärke im Arm h
und seinen Leib nicht vor dem Feinde zurü
zieht.“ Wenn der Aufzunehmende nach de
Kriegsgesange kein Zeichen von Furcht blick
läſst, so wird er mit Achtung und Ehrfurc
betrachtet; denn diese Wilden halten Herzh
tigkeit nicht nur für nothwendig, sondern au
für die höchste Empfehlung. Nachher läſst m
ihn sich auf ein Biberkleid setzen, reicht il
eine Kriegspfeife zum Rauchen, die der Rei
nach an jeden Krieger kommt, und wirft il
einen Wampum-Gürtel über den Hals.

Das Kalumet, oder die Indianische Pfei
die weit gröſser ist, als die, woraus die Ind
ner gewöhnlich rauchen, wird von Marm
Stein (?) oder Thon verfertigt, und ist nach
Sitte der Nation, roth, weiſs oder schwa
die rothen aber werden am meisten geschä
Das Rohr ist aus starkem Holze gemacht,
gefähr fünftehalb Fuſs lag, mit Federn v
allerley Farben verziert, und mit vielen Fle
ten von Weiberhaar in verschiedenen Gestal

durchwebt. Der Kopf ist schön polirt, und es sind zwey Flügel daran befestigt, die ihm das Ansehen eines Mercurstabes geben. Dieses Kalumet ist das Symbol des Friedens, und die Wilden halten es hoch in Ehren, daſs die Verletzung eines Vergleichs, wobey man es gebraucht hat, ihrer Meinung nach die unglücklichsten Folgen nach sich ziehen würde.

Das Wampum ist von verschiedenen Farben; schwarzes und weises aber wird am häufigsten gebraucht. Das erstere wird aus einer Art Venusmuschel (Venus metcenaria Linn.), das andere aus Miesmuscheln gemacht; beyde werden in Gestalt von länglichen Corallen verarbeitet und gebohrt, um auf lederne Riemen gereihet und zu Gürteln gebraucht zu werden.

Diese Gürtel dienen zu verschiedenen Zwekken. Bey einer Versammlung werden sie mit den gehaltenen Reden ausgegeben, und die Zahl der Reihen hat ihre eigene Bedeutung. Sie sind die Urkunden ihrer Verträge. Wird ein Gürtel von Wampum zurück geschickt, so ist es ein Zeichen, daſs man z. B. den Vergleich nicht annimmt, wobey er gegeben worden ist.

Wenn nun die Pfeife rund umgegangen ist, so wird von sechs langen, in den Grund gesteckten und oben zugespitzten Stangen eine

Schweiſshütte errichtet, die man mit Häut
und Decken belegt, um die Luft abzuhalte
und die nur drey Personen fassen kann. D
Candidat wird nackt ausgezogen*), u
geht mit zwey Oberhäuptern in die Hütte; m
bringt zwey glühend gemachte Steine herei
und wirft sie auf die Erde; alsdann wird Wa
ser in einer groſsen Schale herein gebrach
und mit Zederzweigen auf die Steine gespritz
Dadurch kommt die in der Hütte befindlich
Person in starken Schweiſs, und es öffnet il
die Haut, um sie für den andern Theil der C
remonie empfänglich zu machen.

Wenn der Schweiſs aufs höchste gestiege
ist, so verläſst der Aufzunehmende das Hau
und springt ins Wasser. Indem er heraus kömm
wirft man ihm eine Decke über, und trägt ih
in die Hütte des Oberhaupts, wo er folgend
Operation ausstehen muſs: Nachdem man ih
auf den Rücken gelegt hat, zeichnet das Ober
haupt mit einem in Wasser, worin Schieſspu
ver aufgelöset ist, getauchten Stabe die Figur
die er zu machen gedenkt; alsdann sticht e

---

*) Dieses geschah am linken Ufer des Rhein
erst, nachdem die Leute bereits aufgenomme
waren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

mit zehn, in Zinnober getunkten, in einer kleinen hölzernen Form befestigten Nadeln die bezeichneten Theile, und wo die stärkeren Umrisse zusammen laufen, ritzt er das Fleisch mit einem Flintenstein. Die leeren, oder nicht mit Roth bezeichneten Stellen werden mit Schieſspulver eingerieben, welches die Abwechselungen von Roth und Blau hervorbringt, und die Wunden alsdann mit dem holzigen Theil des Zündschwamms ausgebrannt, damit sie nicht eitern.

Diese Operation geschieht nicht auf einmal, sondern dauert zwey bis drey Tage. Alle Morgen werden die Theile mit kaltem Wasser gewaschen, worin ein Kraut, Namens Pockquisegan, eingeweicht ist, das dem Englischen Buchs gleicht, und das die Indianer mit ihrem Rauchtaback vermischen, um ihm die Schärfe zu benehmen. Während der Operation singen sie Kriegslieder (ça ira?) und schütteln dazu unablässig eine rundum mit kleinen Schellen behangene Klapper, Tschessaquoy, um das Winseln zu ersticken, welches solche Qualen nothwendig hervor bringen müssen. Nach vollbrachter Ceremonie bekömmt der Neuaufgenommene einen Namen; mir ward der Name Amick, d. i. Biber gegeben."

So ward also unser Dolmetscher und Pelzhändler, nachdem er sein eignes Biberfell schier darüber zugesetzt hatte, Citoyen de la Republique du pays plat. Es ging ihm sehr übel, und er war am Ende herzlich froh, wie er sein liebes England wieder sah, wo nicht alle Leute Fürsten sind. Ob er etwas mehreres dahin mitgebracht habe, als rothe und himmelblaue Streifen auf dem Leibe, wird zwar nicht deutlich gesagt, es erhellt aber aus den übrigen Umständen hinlänglich, daſs es ausser seinem neuen Namen und Bürger-Recht nicht viel mag gewesen seyn.

Soh.

Als der nicht folget gutem Rath
Wer zürnet so es nicht ist noth,
Wer Unglück kauft, wer trau'rt ohn' Sach',
Wer lieber Krieg hat denn Gemach, *)
Wer gern sieht Muthwill seiner Kind,
Wer hält den Nachbar nicht zum Fründ,
Wer leidet daſs ihm drückt der Schuch,
Und ihn sein' Frau im Weinhaus such,
Wer mehr verzehrt denn er gewinnt
Und borget viel so ihm zerrinnt,
Wer zieht sein'r Frau ein' andre vor;
Der ist ein Narr, Gauch, Esel, Thor.

80. Reuter und Schreiber.

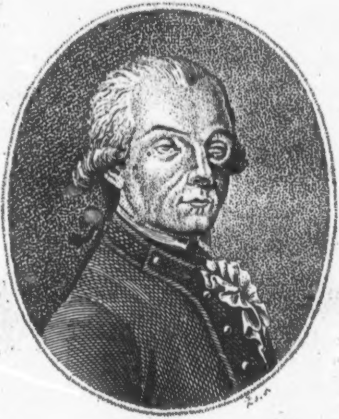
Schreiber und Reuter man auch spott't,
Sie seyen in der Narren Rott'.
Sie gleichen sich in ihrer Nar**):
Der schind't heimlich, der offenbar;
Der wagt sein'n Leib ins Trockn' und Nass',
Der setzt sein' Seel' ins Dinteſaſs;

---

*) Ruhe.
**) Narrheit.

G. K. Pfeffels
auserlesene
Gedichte.

Erste Sammlung.



PFEFFEL.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1900. 3452.

Drey und fünfzigstes Bändchen.

Pfeffel's Gedichte. Erster Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Pfeffels Leben.

Gottlieb Konrad Pfeffel erblickte am 28sten Juny 1736 zu Colmar das Licht der Welt. Sein Vater, der Stadtmeister daselbst war, wurde ihm schon im zweyten Jahre seines Lebens entrissen. Unter der Aufſicht einer gebildeten Mutter blieb er, die dasige Schule besuchend, bis zum Jahr 1740 in Colmar. Ein Freund und Verwandter des Hauses, der nachherige Kirchenrath Sander zu Könderungen, nahm ihn dann einige Jahre zu sich und trug viel zu seiner Bildung bey. Schon im 14ten Lebensjahre ging Pfeffel auf die Universität Halle, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Aber eine, von Kindheit an ihn peinigende Augenentzündung wurde hier so heftig, daſs er Halle wieder verlassen muſste. Ein älterer Bruder Pfeffels lebte als Sächsischer Legationsrath zu Dresden, zu diesem begab er sich, und Dresdens geschicktere Augenärzte verschafften ihm einige Besserung; doch als er, im Jahr 1754, wieder in seinem Vaterland anlangte, nahm das Uebel so sehr überhand, daſs er schon im Jahr 1757 ganz erblindete. Demungeachtet verheurathete er sich zwey Jahre darauf mit Doris Divoux, und wurde durch die Verbindung mit diesem lieben, von ihm oft besungenen, Mädchen für alle bisher erlittene Widerwärtigkeiten entschädigt. Diese glückliche Ehe, und seine angeborne Heiterkeit und Geistesthätigkeit hielten ihn in dieser an sich so traurigen Lage nicht nur aufrecht, sondern gaben ihm auch Muth und Kraft für einen ausgebreiteten Wirkungskreis.

Schon in früher Jugend hatte er sich in der Poesie versucht; nun kehrte er, in den Stunden seiner dunkeln Einsamkeit, um so lieber zu dieser Beschäftigung zurück, und dichtete Lieder, Fabeln und Epigramme, von denen er im Jahr 1760 zuerst eine Ausgabe veranstaltete. Der Beyfall, den sie ihm erwarben, munterte ihn auf, die einmal betretene Bahn weiter zu verfolgen. Bereits im Jahr 1763 erhielt er den Titel eines Hessendarmstädter Hofraths. Im Jahr 1773 errichtete er mit Genehmigung des Königs von Frankreich zu Colmar, unter dem Namen einer Kriegsschule, ein akademisches Erziehungsinstitut für die protestantische Jugend, das bis zum Ausbruche der Revolution dauerte. Seitdem verwendete er seine ganze Muſse zu literarischen Arbeiten. Bereits im Jahr 1777 wurde er Mitglied der Helvetischen Gesellschaft, im Jahr 1782 erhielt er das Bürgerrecht von Biel, wurde im Jahr 1783 Mitglied

Der Reuter stoſst viel Scheuren an,
Der Schreiber muſs ein'n Bauer han
Der ſeist sey und mag trieſen wohl,
Damit er riechen mach' sein'n Kohl.
Wenn jeder thät' als er thun soll,
So wären sie beyd' Geldes werth,
Dieser mit Federn, der mit Schwerdt u. s. w.

---

81. Thörichte Botschaft.

Auch die Thorheiten und die Fahrlässigkeit der Boten, ihr Vorwitz, zu langes Verweilen, öfteres Einkehren, Wiederkommen ohne Antwort u. dergl. werden hier bestraft.

---

82. Köche und Keller.

Ueber die Miſsbräuche dieser Hausbedienten, auch andrer Dienstboten, und die Betrügereyen, die sie an ihrer Herrschaft ausüben.

---

des groſsen Raths dieser Schweizerstadt, und im Jahr 1788 Ehrenmitglied der Akademie der Künste zu Berlin. Erst im Jahr 1803 erwählte man ihn zum Präsidenten des neuerrichteten evangelischen Consistoriums in Colmar, und sechs Jahre darauf endete schon der *blinde Sänger von Colmar*. Pfeffel war als Mensch durch sein wohlwollendes Herz, seinen biedern Charakter, seine tiefgefühlte Religiosität und seinen Gleichmuth bey allen Wechseln des Schicksals, höchst achtungswerth.

Die Dichtungsarten, worin er sich am meisten auszeichnete, sind die *Fabel*, die *Erzählung* und das *Epigramm*. Seine

Fabeln empfehlen sich besonders durch ihre Energie; ihre Wendung ist meistentheils epigrammatisch, aber eben dadurch auch ihr Eindruck stärker und treffender. Nur wenige unter den Deutschen Fabeldichtern erreichen ihn in Absicht auf die Schärfe, womit er die intellectuellen und moralischen Unvollkommenheiten der Menschen aus allen Lebensaltern, Zeiten und Ständen rügt; übertroffen hat ihn noch keiner, am wenigsten in der lieblichen Form derselben. Nachlässigkeiten und Härte sind bey ihm nur selten. Ueberall zeigt er sich als den aufmerksamsten und glücklichsten Beobachter des Menschen und der Natur.' Auch in der Epistel, der Romanze und dem lyrischen Gedicht hat er sich glücklich versucht. Uebrigens verpflanzte er viele Französische Theaterstücke auf Deutschen Boden, und übersetzte einige Deutsche Werke, z. B. Lichtners Fabeln, einige Theile von Büschings Erdbeschreibung in das Französische. Unter dem Titel: Poetische Versuche, gab er seine Gedichte im Jahr 1789 zu Basel in 3 Theilen heraus. Unter der Aufschrift: Vierte rechtmäſsige Auflage, erschienen sie in den Jahren 1802—5 zu Tübingen in 8 Octavbänden. Aus dieser Ausgabe sind die für unsere Etui-Bibliothek passenden Stücke gewählt worden. — Später, in den Jahren 1810—11 gab Cotta auch Pfeffels prosaische Versuche in 6 Bändchen heraus. — Urtheile über den Werth von Pfeffels Gedichten findet man unter andern 1) in Küttners Charakteren der Dichter. S. 454 etc. 2) In Pölitz praktischem Handbuche der Lektüre. II. S. 334 etc. und 3) in Eschenburgs Beyspielsammlung I. S. 71. III. S. 461.

Inhalt der erſten Sammlung.

Seite

Der Lohn der Tugend. 1
Die Harmonie der Sphären. . . . 3
Der Tempel zu Memphis. . . . 5
Der Koch. 7
Die Schnecke. 9
Emma und Eginhard. 11
Der kranke Löwe. 15
Der Freund in der Noth. . . . 17
Der Domprobſt. . . , . . . 18
Der Fakir. 19
Die zwey Griechen. 20
Der Pavian und der Pudel. . . . 22
Die zwey Hunde. 24
Der Eremit, Daphnis und Chloe. . . 26

Seite
Die Erkennung. 31
Das Eingebinde. 33
Der Affe am Hofe. 35
Der Adler und der Papagey. . . 37
Der groſse Christoph. 39
Der Tod. 40
Baharam. 44
Das Bild des Todes. 48
Kieſuen. 51
Der Gesetzgeber. 53
Der Küster und der Bauer. . . 55
Das Johanniswürmchen. . . . 66
Das Chamäleon. 57
Der König und sein Narr. . . . 60
Der Pommer und der Kater. . . 62
Der Affe und der Löwe. . . . 64
Susette. 66
Die Bärin. 70
Der Pfau. 71
Diogen. 73

Seite
Die Tabackspfeife. 75
Die Pilger. 79
Die Turteltaube und der Papagey. . 81
Der Esel. 82
Der Reichstag. 84
Der Junker und sein Koch. . . 87
Das Gebet. 88
Das Elixier. 90
Das Beinhaus. 92
Der Lohn des Helden. . . . 94
Der Hahn und der Kapaun. . . 96
Die Bekehrung. 97
Der Weyhrauch. 100
Die Kirchenvereinigung. . . . 101
Therese Paradis. 104
Der Hecht. 108
Die Quaterne. 109
Der Marder. 111
Der Prinz und sein Hofmeister. . . 112
Trasimund und sein Pudel. . . . 114

Seite
Der Talisman. 116
Schach Meledin. 118
Die Reichsgeschichte der Thiere. . 121
Der Schröder, die Schnecke und der Molkendieb. 123
Das Gnadenbrot. 125
Die Toleranz. 126
Das Kameel. 128
Die Talismane. 130
Die zwey Patriarchen. . . . 131
Trostgründe. 133
Der Kranich und der Fuchs. . . 134
Der Priester Jupiters und seine Töchter. 136
Die Aehnlichkeit. 139
Der Tiegerwolf. 140
Der Salamander. 141
Die Fey. 143

Der Lohn der Tugend.

An Selma.

Mit stillen brünstigen Gebeten
Kam täglich vor Jehovens Thron
Arist, ein frommer Greis, getreten,
Und bat für seinen frommen Sohn.
Er ist, o Gott, mein Trost auf Erden,
Laſs ihn dafür so glücklich werden,
Als dein Geschöpf es werden kann.
So betete der heil'ge Mann.

Einst sank er zu des Altars Fuſse
In himmlische Begeistrung hin,
Da trat mit einem holden Gruſse
Ein lichter Seraph neben ihn,
Der Herr, so sprach er, der dich höret,
Freund, hat dir deinen Wunsch gewähret,
Und morgen krönet hier der Lohn
Der Tugend dich und deinen Sohn.

Der Alte wacht in seiner Zelle
Und betet, bis es morgen war;
Izt trat sein Fuſs in die Capelle.
Ein Leichnam lag vor dem Altar.
Es war sein Liebling. Keine Zähre
Entweiht sein Auge; Gott sey Ehre!
So ruft er, küſst mit Himmelslust
Den Sohn und — stirbt auf seiner Brust.

O Selma, der ich in der Jugend
Dies Lied zum Pfand der Freundschaft gab,
Nun leg' ich's deiner Engeltugend
Zum Denkmal auf dein ſrisches Grab.
Ihr, die es leset, fromme Schönen,
Benetzet es mit euren Thränen
Für Selma. Mehr als Elegie
Und Marmor ehren Thränen sie.

83. Bäurische Aufgänge. *)

Von der überhand genommenen Ueppigkeit, Schwelgerey und Prachtliebe der Bauern; auch von ihrem Streben nach höherm Range:

Desgleich' in unsern Zeiten auch
Ist aufgestanden mancher Gauch,
Der vor ein Bürger, Kaufmann was,
Will adlich seyn und Ritters Gnaſs; **)
Der Edelmann gehrt***) seyn ein Frey, †)
Der Graf, daſs er gefürstet sey,
Der Fürst die Königskron' begehrt;
Viel werden Ritter, die kein Schwerdt
Thun brauchen für Gerechtigkeit;
Die Bauern tragen seidne Kleid
Und goldne Ketten an dem Leib;
Es kommt daher ein Bürgersweib,
Viel stolzer denn ein' Gräfin thut:
Wo Geld jetzt ist, da ist Hochmuth.

---

*) Fortschritte in der Ueppigkeit.

**) Genoſs.

†) begehrt.

††) Freyherr.

Die Harmonie der Sphären.

Ein Jüngling las von ungefähr
Von einer Harmonie der Sphären
Im Plato. Ha! die muſs ich hören,
Rief er, und bat den Jupiter,
Ihm sein Verlangen zu gewähren.
Umsonst sprach dieser: junger Thor!
Das göttliche Concert der Sphären
Ist nicht für eines Menschen Ohr!
Er lieſs nicht ab, ihn zu beschwören.
Bis Zevs einst die Geduld verlor,
Und sich entschloſs, ihn zu erhören.
Er rühret seinen Scheitel an,
Der Jüngling hört durch alle Himmel,
Und was? . . . Ein gräſsliches Getümmel.
Ein tausendstimmiger Orcan,

Bewehrt mit Graus und Untergange,
Und alle Donner durch die Hand
Des Rächers auf die Welt gesandt,
Sind gegen diesem Rundgesange,
Dem Summen einer Biene gleich.
O Zevs! was lässest du mich hören?
So rief der Jüngling starr und bleich:
Ist das die Harmonie der Sphären?
So brüllt die Hölle nach dem Raub.
Ha, mache mich viel lieber taub,
Du fürchterlicher Gott der Götter!
Izt rufet Zevs aus einem Wetter:
Erkenne, blödes Erdenkind,
Dafs Menschen keine Götter sind.
Du hörst ein schreckendes Getümmel,
Und ich — die Harmonie der Himmel.

Der Tempel zu Memphis.

Ein Wandersmann, der nicht ein Wort
Vom Apis der Aegypter wuſste,
Und einst nach Memphis reisen muſste,
Betrat den weltberühmten Ort
Mit forschbegierigem Vergnügen.
Er folgt der ersten besten Bahn
Und sieht auf einem weiten Plan
Izt einen Tempel vor sich liegen,
Der dem geblendeten Gesicht
Ein echtes Wunderwerk verspricht.
Er gafft und staunt, und um noch mehr zu sehen,
Beschlieſst er ganz hinein zu gehen.
Doch kaum setzt er den Fuſs hinein,
So bleibt er angeheftet stehen.
Sein Auge will, wie kann es anders seyn?

Zu gleicher Zeit an jedem Vorwurf kleben,
Den hohe Kunst und unschätzbare Pracht
Der ersten Gottheit würdig macht.
Erz, Marmor, Elfenbein und Bilder voller Leben
Sind überall mit Weisheit angebracht.
Den starren Wandersmann ergreiſt ein heilig Beben.
Er nähert sich, den Herrn so vieler Herrlichkeit,
Den Weyhrauchwolken dicht umgeben,
Mit tiefer Unterwürfigkeit
In stummen Hymnen zu verehren.
Allein wie stutzt er nicht, als er den Gott erblickt!
Ein goldner Ochse war's, mit Perlen ausgeschmückt.
Kaum kann er sich des Lachens noch erwehren.
Ein groſses Glück für ihn! Wird diesen fremden Gast
Ein guter Wind einst nach Europa wehen,
So kann er, ohne weit zu gehen,
In manchem glänzenden Pallast
Dergleichen Götter täglich sehen.

Der Koch.

In eines Königs Küchenrathe
War Veit bestallter Groſs-Vezier,
Und nach dem Groſs-Almonsenier
John Fallstafs treustes Bild im Staate;
Doch ging er in des Fürsten Gunst
Ihm vor; denn in der seltnen Kunst,
Die welschen Hähne fett zu mästen,
Glich kein Genie dem dicken Veit
Im ganzen Reich der Wirklichkeit;
Und bey dem Herrn und seinen Gästen
Galt ein gebratner welscher Hahn
Mehr als sein bester Unterthan.
Er füllte stets, dies war die Regel
Des Hofs, wie der Monarch der Kegel,
Das Centrum auf der Tafel aus.
Bey einem frohen Gallaschmaus,

Da Veits Talente Wunder schufen,
Lieſs bey dem siebenten Pokal
Der frohe Fürst ihn vor sich rufen.
Erst drängt ein Bauch sich in den Saal,
Und nach und nach die mindre Hälfte
Des Thaumaturgs; ein Pudelkopf,
So führt ihn weiland Karl der Zwölfte
Im Holzstich, formt des Thurmes Knopf.
Begehre von mir eine Gnade,
Sprach der Monarch, getreuer Veit;
Die ganze Welt erfahre heut,
Wie ich der Pflicht der Dankbarkeit
Mich gegen das Verdienst entlade.
Begehre, was du willst. Der Koch
Bückt sich und schweigt. So rede doch,
Rief der Trajan. Kein Glück auf Erden,
Herr König zeigt mir gröſsern Lohn,
Als Esel oder Narr zu werden
Bey eurer heiligen Person.
Der König lacht; die Schranzen sperren
Den Mund auf. Lacht, so viel ihr wollt,
Schrie Veit; der Hofnarr sitzt im Gold;
Die Esel werden groſse Herren.

Die Schnecke.

Zum ersten Mahl kroch eine Schnecke,
Das schönste Kunststück der Natur,
Aus der verborgnen Fliederhecke,
Die sie gebar, auf Tempe's Flur:
Hier saſs auf weichen Lotusblättern
Der Phönix ihrer jungen Vettern.
Sie stutzt, sie gafft ihn staunend an
Und nickt ihm Dank, als er sie grüſset,
Doch der versuchtere Galan
Rückt näher, kömmt und sieht und küsset.
Das Bäschen schaudert und verschliesset
Sich schnell in ihr verschanztes Haus.
Allein izt schien es ihr zu enge,
Es war, als zögen hundert Stränge
Sie aus der finstern Gruft heraus.
Kaum schlüpft sie aus der bunten Schale
So küſst er sie zum andern Mahle.

Sie sträubt sich und mit scheuem Blick
Glitscht sie in ihr Castell zurück;
Doch das Mahl nur mit dem Gesichte.
Ihr Busen winkt dem losen Wichte
Noch kühner als zuvor zu seyn.
Er war's. — Sie biſs ihn doch? — Ach nein!
Sie bebte nur durch alle Glieder,
Und schäumte Zorn, doch blos zum Schein.
Nach zwey Minuten kam sie wieder.
Zwar grollt noch ihr Gesicht; allein
Der Lecker küſste seine Falten,
Und sie zog blos die Augen ein,
Die wir getäuscht für Hörner halten.
Bald aber zuckt sie gar nicht mehr,
Und küsset lieber noch als er.

Wär' ich ein Schalk, ich würde schwören,
Daſs junge Mädchen Schnecken wären.

Emma und Eginhard.

An Betty.

Geh, Betty, schlieſs die Halle zu
Und gieb die Harfe mir;
Von einem Fräulein, schön wie Du,
Sing' ich ein Liedchen Dir.

Der groſse Karl, ein Deutscher Held,
Des Fräuleins Vater war;
Die Sachsen schlug er aus dem Feld
Und manche Mauren-Schaar.

Doch Emma war so furchtbar nicht,
Mild, heiter, minnereich;
Ein Rosenbeet war ihr Gesicht,
Ihr Aug' dem Himmel gleich.

Die schlaue Mutter hielt sie hart;
Kein Ritter kam ihr nah',
Bis auf den Junker Eginhard,
Den Schreiber des Papa.

Ein hübscher Mann aus altem Stamm,
Pechschwarz von Aug' und Haar,
Flink wie ein Hirsch, sanft wie ein Lamm,
Und keck wie Roland war.

Den ganzen Winter gab er ihr
Im Schreiben Unterricht;
Allein sie sah nicht aufs Papier,
Nur stets ihm ins Gesicht.

Ein weiches Herz führt Mädchen weit
Im siebenzehnten Jahr.
Herr Eginhard in kurzer Zeit
Der Hahn im Korbe war.

Einst hatte Karl das Zipperlein
Und zog mit seinem Weib,
Der schönen Hildegard, allein
Im Schach zum Zeitvertreib.

Im Vorsaal bebt des Schreibers Knie
Vor Nachtfrost. Immer wach
Führt Satan ihn, man weiſs nicht wie,
In Emma's Schlafgemach.

Lag sie zu Bett? die Chronika
Sagt nichts davon. Genug,
Der arme Junker wärmt sich da,
Bis Glocke zwölfe schlug.

84. Verachtung der Armuth.

Von der herrſchenden Geldgier und der ausſchlieſsenden Schätzung des Reichthums vor Tugend und Rechtſchaffenheit. Der Armuth wird unter andern folgendes Lob ertheilt:

> Ein Armer ſingt frey durch den Wald,
> Dem Armen ſelten was entfallt, *)
> Die Freyheit hat ein armer Mann,
> Daſs man ihn doch läſst betteln gan,
> Und ob man ihm auch gar nichts gytt, **)
> So hat er doch drum minder nit.
> Bey Armuth ſand man beſsern Rath,
> Denn Reichthum je gegeben hat.

Hievon werden viele berühmte und weiſe Männer des Alterthums als Beyſpiele angeführt.

---

*) entfällt; er verliert ſelten etwas.

**) giebt.

Die Mette schallt. Mit einem Kuſs
Entwich er. Doch, o weh!
Im Hof, durch den er waten muſs,
Lag nun ein tiefer Schnee.

Was seh' ich, schrie er, groſser Gott!
Läſst sich mein Fuſstritt sehn,
So sterb' ich heut auf dem Schaffot,
Du muſst ins Kloster gehn.

Stumm, wie die Schmerzensmutter, lief
Das Fräulein durchs Gemach;
Auf einmahl stand sie still und rief:
Nur mir, Geliebter, nach.

Auf ihren Schultern trägt sie ihn,
Beym klaren Mondenschein,
Durch den beschneyten Schloſshof hin,
Bis in sein Kämmerlein.

Doch ach, ihr Heil'gen alle, steht
Dem armen Paare bey!
Karl sieht aus seinem Kabinett
Die seltne Reiterey.

Voll Wuth griff er nach seinem Schwert,
Schoſs wie ein Pfeil heran:
Sterbt beyde, rief er — Nein, bekehrt
Euch erst! — Holla, Kaplan!

Der Prieſter hörts; mit ſchwerem Kopf,
Das Chorhemd in die Quer,
Mit offnem Wams und Hoſenknopf
Flog er beſtürzt daher.

Er ſah — Nur Hogarth malt das Bild —
Das Fräulein auf den Knien,
Karl mit dem Schwert, der Knapp als Schild
Gelehnet auf ſie hin.

Was ſoll ich? lallt Probſt Engelbert
Mit einer Hand im Haar.
Ey nun, ruft Karl und ſenkt ſein Schwert,
Vermähle dieſes Paar.

Der kranke Löwe.

Der Thiere Groſs-Sultan lag auf dem Krankenbette;
Er war vom Kopf bis auf den Schwanz
So dürr als Bruder Hain im Basler Todtentanz,
Da war kein Vieh, das ihm nicht was gerathen hätte.
Der Schwindsucht sichre Cur, die ein Franzos erfand,
Die Cur im Ochsenstall war damals unbekannt.
Die Gerste, sprach das Pferd, ist trefflich für die Lunge,
Sie kühlet das Geblüt und reiniget die Zunge.
Nicht doch, versetzt der Bär, der wilde Honigseim
Ist Balsam für die Brust und löst den zähen Schleim.
Freund, rief ein weiser Wolf, ich wette hundert Kronen,

Mein sympathetisches Arcan
Erhält den Preis: Neun frische Ziegenbohnen,
Im Vollmond angehängt, ziehn alle Seuchen an.
Pfuy, sprach der Leopard, man möchte flugs purgieren,
Der Henker brauche diesen Quark:
Ich lobe mir das Menschenmark
Um einen Fürsten zu curieren.
Ein Pfund des Tags, in Thränen aufgelöst,
Hilft ganz gewiſs, probatum est.
Dies Vetter, will ich gleich probieren,
Versetzt der Patient, dein Rath ist Goldes werth:
Ich selber habe längst gehört,
Daſs viele groſse Herrn auf Erden
Durch dieses Mittel fett, wie junge Dachse werden.

Der Freund in der Noth.

In einer Nacht verlor Aret
Sein Gut durch einen Brand —
Und Vetter, Freund und Tisch-Poet,
Ja selbst sein Hund verschwand.

Ein Kater nur blieb ihm getreu,
Der theilte seinen Schmerz
Und schwellte durch sein Angstgeschrey
Noch mehr des Dulders Herz.

Wie, sprach Aret, bist du allein
Mein Freund noch in der Noth?
Gott, warum bin ich arm! — Doch nein!
Mir bleibt ein Bissen Brot.

Komm, theile diesen Schatz mit mir,
Er ist von Thränen ſeucht.
Den roch ich eben, ruſt das Thier,
Verschlingt ihn und entſleucht.

Der Domprobst und Nachbar Hein.

Wie heiſst der Vogel, Nachbar Hein? —
„Es ist ein Dompfaff; wollt ihr ihn kaufen,
Herr Probst? —
Kann er auch singen? —
„Nein,
Er kann sonst nichts als Fressen und Saufen.“

Der Fakir.

Ein Fakir lag auf seinem Bauch
Und lieſs, die Sünder zu erbauen,
Sich nach dem alten Ordensbrauch
Bis auf das Blut mit Ruthen hauen.
Der Pöbel sah den Wundermann
Mit heiligem Erstaunen an.
Ihr Götter, hört er einen sagen,
Welch eine Selbstverläugnung! Was!
Versetzt der Schwärmer, glaubt ihr das?
Kein Fakir läſst umsonst sich schlagen;
Geduld! das Blättchen wendet sich;
Der Tod verwandelt euch in Pferde,
Und wehe dem, auf welchem ich
Im Paradiese reiten werde!

Die zwey Griechen.

Zwey Griechen, welche durch das Band
Der Sympathie verbrüdert waren,
Verlieſsen jung ihr Vaterland,
Und suchten Glück bey den Barbaren.
Das Schicksal trennte sie: Porphyr
Kam nach Illyrien, ward Kriegsknecht, Officier,
Spion, Feldmarschall, Groſs-Vezier,
Und kurz, in Zeit von zwanzig Jahren
Bestieg er als der Schwiegersohn
Des Königs den ererbten Thron.
Aret, der nichts von ihm erfahren,
Kam als ein armer Philosoph
Vom Unglück stets verfolgt, an seines Freundes Hof,
Der eben Audienz ertheilte.
Was seh' ich Himmel! rief Aret,
Der weinend ihm entgegen eilte,
Porphyr, mein Bruder! Was? fiel seine Majestät

Erröthend ihm ins Wort; hinweg mit diesem Tollen,
Der unsern Stand vergiſst! Vielleicht hat gar ein Feind
Sich hinter ihm verbergen wollen.
Vergieb mir, sprach Aret, ich hätte keinen Freund
Auf einem Throne suchen sollen.

Der Pavian und der Pudel.

An Gotter.

Ein groſser, finstrer Pavian,
Der in ein Kloster sich entfernet,
Wo er dem Pater Guardian,
Die Casuistik abgelernet,
Kam mit dem Pudel Tamerlan
Vom Terminiren einst zurücke
Und traf auf einer groſsen Brücke
Ein Dutzend wilder Knaben an.
Sie stellten mit behendem Fuſse
Sich frech auf das Geländer hin,
Und flugs lag einer in dem Flusse.
Er schreyt, er winkt, umsonst, — sie fliehn,
Hier ist ein seltner Streit von Pflichten,
Sprach der gelehrte Pavian;
Wär' ich beym Pater Guardian,

85. Beharren im Guten.

Wider den Wankelmuth in der Ausführung guter Vorsätze und den Aufſchub derselben; auch wider die, welche viel anfangen und wenig vollenden.

86. Nicht fürsehen den Tod.

Wider die Sorglosigkeit und Sicherheit der Menschen in Ansehung ihres Todes, der doch unvermeidlich ist, auch wider die Thorheit, die Todten zu beklagen, die doch vielem Ungemach entnommen sind. Auch wird die Thorheit prächtiger Leichenbegängnisse und Denkmäler bestraft, wovon aus dem Alterthum verschiedene Beyspiele angeführt werden:

Der Seel' hilft nichts ein köstlich Grab,
Oder daſs man groſs Marmel hab'
Und aufhenk' Schild, Helm, Banner groſs,
Hier liegt ein Herr, ist Wappens groſs,
Hau' man ihn denn in einen Stein:
Der recht' Schild ist ein Todtenbein,
Dran Würmer, Schlangen, Kröten nagen.

Ich wüſste gleich den Fall zu schlichten.
Soll ich des Knaben Retter seyn?
Ja freylich, spricht die Menschenliebe . . . .
Doch wie, wenn ich im Wasser bliebe? . . .
Nein, ruft die Selbsterhaltung, nein!
O, wehe dem, versetzt der Pudel,
Der Schulwitz und Gewissensrath
Zu guten Thaten nöthig hat,
Und riſs den Knaben aus dem Strudel.

Sey stolz, o Freund, auf dein empfindsam Herz;
Ist es gleich oft gafährlich für die Jugend,
So schmelzt es auch bey unsrer Brüder Schmerz;
Empfindsamkeit ist das Genie zur Tugend.

Die zwey Hunde.

Ein Pudel und ein Dogge fanden
Als Waller sich in fremden Landen.
Nachdem man, wie es üblich ist,
Sich fein berochen und geküſst,
So fing man an sich allerhand zu sagen.
Der Pudel, ein Genie, sprach im Posaunenton
Von seiner eigenen Person;
Dies ist der Modestyl in unsern Tagen.
Herr Vetter, fing er lächelnd an,
Sie sollten mich nur einmal sehen,
Was ich für Schwänke machen kann:
Es ist ein Spiel für mich, auf einem Seil zu gehen,
Und wie ein steifer Flügelmann
Mit einem Spieſs im Schilderhaus zu stehen;
Ich tanze, besser tanzt der groſse Vestris nicht;
Ich lasse mich zu todte schieſsen
Und bin flugs wieder auf den Füſsen,

Wenn man ein Wort vom Henker spricht.
Noch mehr, ich kann mit unerhörten Sprüngen,
Bald über einen Stock, bald durch den Reif
mich schwingen
Und . . . gähnen Sie? Hier brach der Redner ab.
Der Dogge sprach, soll ich mich auch erheben?
Ich schütze meinem Herrn das Leben
Und gehe mit ihm bis ins Grab.

Der Eremit, Daphnis und Chloe.

In einem stillen Veilchenthal
Hielt Daphnis in der Myrthenlaube
Mit seiner Chloe Mittagsmahl
Und sang beym goldnen Saft der Traube
Mit ihr der Liebe Seligkeit.
Da kam der alte Brüder Veit,
Ein Eremit, den Steg herüber
Und bat das Paar um einen Stüber.
Sie luden ihn zum Nachtisch ein.
Der Siedler sprach: ich faste heute.
Sie boten ihm ein Glas mit Wein;
Er schob es ernsthaft auf die Seite;
Sie preisen küssend ihm ihr Glück.
Der Alte senket seinen Blick
Und statt der Freude Ruf zu hören,
Verscheucht er sie durch Sittenlehren.

Der Eremit.

Das Leben, Kinder, ist ein Traum,
Der unsern sichern Geist betrieget,
Es gleicht dem bunten Seifenschaum,
Der plötzlich in sein Nichts verflieget.
Was ist die Welt? . . . Ein Jammerthal,
Voll falscher Lust und wahrer Qual,
Wo wir in schwarzen Finsternissen
Mit Ungeheuern kämpfen müssen.

Daphnis.

Ganz recht, das Leben ist ein Traum,
Jedoch ein Traum, den man genieſset;
Es gleichet dem Champagner-Schaum,
Der kitzelt, ob er gleich zerflieſset,
Und mir versüſst im Jammerthal
Die falsche Lust die wahre Qual.
Ich habe zwar schon kämpfen müssen,
Allein mit Chloen bey dem Küssen.

Chloe.

Ich wende nichts dawider ein:
Der Mensch tappt stets in Finsternissen,
Darum blieb ich nicht gern allein,
Mein Daphnis hat mich leiten müssen;
Der kleine holde Cypripor
Geht uns mit seiner Fackel vor,
Und dieser wird nicht von uns weichen,
Bis wir des Traumes Ziel erreichen.

Der Eremit.

O Kinder, Kinder, glaubet mir,
Ihr lieget in der Thorheit Stricken;
Sie zeiget euch ein Lust-Revier,
Wo Weise nur ein Grab erblicken.
Belehret euch, es ist noch Zeit,
Verlaſst das Meer der Sinnlichkeit
Mit seinen ungestümen Wellen,
Und flieht in heilsam strenge Zellen.

Daphnis.

Mein Freund', wer nur bey Thieren lebt,
Am Fuſs des Weinbergs Wasser trinket
Und als ein Maulwurf sich begräbt,
Ist nicht so weis', als er sich dünket.
Wir leben, um vergnügt zu seyn;
Komm, Alter, koste meinen Wein;
Sein froher Geist soll dich bekehren
Und dich ein neues Leben lehren.

Chloe.

Wir beyde folgen der Natur;
Sieh dort in jenen dichten Schatten,
O, lieber Alter, sieh doch nur
Wie sich die frommen Vögel gatten.
Wir lieben auch die Einsamkeit,
Nur ihr ist dieses Dach geweiht,
Wo wir, dem Lärm der Stadt entrissen,
Des Jahres schönsten Theil verküssen.

Der Eremit.

Wohlan, so schmeckt das falsche Glück,
Das euern blöden Sinn bethöret!
Doch wiſst, es kömmt ein Augenblick,
Der eure Lust in Graus verkehret.
Schon gräbt der Tod an euer Gruſt,
Schon rauscht sein Mordschwert durch die Luſt,
Um mit dem Staub euch zu vereinen.
Wie gräſslich wird sein Bild euch scheinen!

Daphnis.

Ha, guter Alter, sage nur,
Ob dir der Tod noch schön geschienen?
Er ist ein Scheusal der Natur
Und das bejahen deine Mienen.
Doch wenn man mich noch heut begräbt,
Wohlan, so hab' ich doch gelebt.
Und du, wenn gleich der Tod dich schrecket,
Hast nur des Lebens Pein geschmecket.

Chloe.

Ich denke selten an den Tod,
Weil ich mein Leben nicht bereue
Und wenn er unsrer Freude droht,
So droht er doch nicht unsrer Treue.
Einst krönt mein Daphnis meine Gruſt
Mit Rosen, deren Balsamduſt
Der West ihm weit entgegen hauchet . .
Doch, Alter, sieh! dein Glas verrauchet.

Wie? ſollten ſie wohl weiſe seyn?
Ich ſtaune! doch ich muſs mich faſſen,
So gieb mir deinen Kelch mit Wein,
Ich darf ihn nicht verderben laſſen.
O, Kinder, dieſer Götterſaft
Beſeelet mich mit neuer Kraft.
Doch um mein Unrecht ganz zu büſsen,
So komm, mein Kind, ich muſs dich küſſen.

Die Erkennung.

Ein wilder Junge fiel und brach den Hals.
Vom Anlaſs dieses bösen Falls
Mag einst mein Scholiast Bericht ertheilen:
Man bricht bald so, bald so den Hals,
Und niemals ist der Bruch zu heilen.
Der alten Weiber Angstgeschrey
Zog einen Haufen Volks herbey.
Dom Hyacinth (er war der Probst im Flecken)
Vergaſs sein Glas und seinen schweren Bauch;
Gespornt vom allgemeinen Schrecken
Lief er und seine Köchin auch.
Kaum hört der Pater, was geschehen,
So fängt er an gemächlicher zu gehen
Und spricht in einem ernsten Ton:
Vielleicht war dieser kleine Lümmel
Ein Bösewicht, und trägt nun den gerechten Lohn

Der frühen Sünden früh davon;
Vielleicht (behüt uns Gott im Himmel!)
War er — hier spukt er aus — gar eines Ketzers Sohn.
Der Marthe Vorwitz drang zuerst durch das Gewimmel,
Doch plötzlich stürzte sie dem frommen Hyacinth
Blaſs wie der Leichnam in die Arme
Und schrie verzweiflungsvoll: Ach, daſs es Gott erbarme,
Herr Pater, es ist unser Kind!

87. Verachtung Gottes.

Ueber die Thorheit derer, die in ihrem sündlichen Wandel beharren, und glauben, daſs Gottes Strafen sie nicht treffen werden.

---

88. Von Gotteslästern.

Klagen über die Ruchlosigkeit vieler Menschen, die sich durch leichtsinniges Schwören und Gotteslästern an den Tag legt.

---

89. Von Plage Gottes.

Hinweisung auf die göttlichen Strafgerichte über viele Länder und Städte, und auf einige Beyspiele von denselben.

Das Eingebinde.

Frau Löwin kam im Cedern-Wald
Mit einem Knäblein wohlgestalt
Ins erste Wochenbette.
Da war im ganzen Reich kein Thier,
Das nicht dem Prinzen oder ihr
Was eingebunden hätte.

Der Esel trat zuerst herbey
Und sang mit bardischem Geschrey
Ein Lied zu beyder Lobe.
Sogar gedruckt verehrt er's ihr.
Gut, sprach sie, das ist zart Papier,
Trägt's in die Garderobe.

Drauf goſs der Tieger wohlgemuth
Drey Löffel voll von seinem Blut
Dem Löwchen in den Rachen:

Nun kannst du kalt auf Leichen stehn,
Rief er, und ohne wegzusehn
Der Unschuld Thränen lachen.

Herr Fuchs strich seinen Schwanz mit Lust
Dem Kind auf Stirne, Mund und Brust,
Und sprach : Erlauchter Knabe,
Dir bring' ich den Machiavell,
Gebunden in ein Lämmerfell,
Zur treuen Opfergabe.

„Gleich einem Stutzer balsamirt
Lieſs nun der Geiſsbock hoch frisirt
Sich mäckernd also hören;
Nimm hin die Kunst, zum Zeitvertreib
Der Wittwe Kind, des armen Weib,
Hochfürstlich zu entehren."

Das nöthigste Geschenk, versetzt
Der Salamander, kömmt zuletzt;
Hier bring' ich Molch-Pommade:
Nur brav das Herrchen mit geschmiert,
Auf das ihm, wenn es einst crepirt,
Der Hölle Gluth nicht schade.

Der Affe am Hofe.

Ein Affe machte so viel Streiche,
So manche feine Schelmerey,
Daſs in dem ganzen Königreiche
Sein Ruhm erscholl, und selbst der Leu,
Ein Freund der Künste, zwey Emiren
Befahl, ihn auf die Burg zu führen.

Der Groſsherr wollte fast zerplatzen,
Als unser Gaukler vor ihn trat;
Durch tausend Schwänke, tausend Fratzen
Erhielt er gleich den Rang als Rath.
Und bald hernach durch Brief und Siegel
Den Titel: Ritter Eulenspiegel.

Im Anfang trafen seine Possen
Den Schöps, den Esel und das Rind,
Ein Kleeblatt, dem des Spötters Glossen

Von Alters her gewidmet sind.
Allein sie schwiegen, oder machten
Gar Choro mit, wenn andre lachten.

Der Beyfall, der ihn warnen sollte,
Des Königs Gunst, berauschten ihn,
Indem er mehr noch glänzen wollte,
Vergaſs sich unser Harlekin,
Und übte seine Neckereyen
Am Tieger, Wolf und andern Beyen.

Nach einer Zeit von sieben Tagen
War Meister Affe so beherzt,
Sich an den Leuen selbst zu wagen,
Und nun war seine Gunst verscherzt.
Die Majestät, anstatt zu lachen,
Befahl ihm den Proceſs zu machen.

Bey Niedern, die dem Spotte weichen,
Ist er verblümte Tyranney:
Bey denen, die an Stand sich gleichen,
Ist er ein Quell der Zänkerey:
Bey Groſsen ist er ein Verbrechen,
Das sie mit ihren Blitzen rächen.

Der Adler und der Papagey.

Ein naseweiser Papagey
Aus unsern aufgeklärten Zeiten,
Da stolzer Wahn und Spötterey
Pygmäisch das Verdienst bestreiten,
Sah einen Adler, den sein Flug
Aus dem Revier der Sonne trug,
Auf einem Baum sich niederlassen,
Und kriegte Lust mit ihm zu spassen.
Er flattert auf den Weisen zu,
Der die gesenkte Stirne kühlte
Und in dem Heiligthum der Ruh'
Die Wonne seines Daseyns fühlte.
„Herr Vetter," sprach der Papagey,
„Mich dünkt, die Zeiten sind vorbey,
Da man dich als Monarch verehrte;
Die Zeiten, da des Dichters Witz
Dich mit dem schreckenvollen Blitz

Des wilden Donnergotts bewehrte;
Und gleichwohl bist du schlau genug,
Noch itzt den Pöbel zu bethören
Und lenkest deinen stolzen Flug
Nach mystischen erhabnen Sphären,
Als wär' es, wie der Gimpel glaubt,
Nur deiner Majestät erlaubt
Auf des Olymps lazurnen Hügeln
Sich in dem Quell des Lichts zu spiegeln.»
Der lose Vogel schweigt und lacht,
So wie es jeder Spötter macht,
Wenn sein bescheidner Gegner gähnet.
«Dem Adler ist es einerley,»
Sprach jener, «was ein Papagey
Und was ein Gimpel von ihm wähnet.
Sein Wesen sagt ihm, was er ist;
Der kühne Geist, der ihn belebet,
Das Auge, das die Sonne grüſst,
So bald es nur die Wimper hebet,
Der ehrne Fittich, den er trägt,
Der kaum bekielt die Hüfte schlägt,
Um aus dem Nest sich aufzuraffen,
Verkündigt ihm das stolze Glück,
Er sey vom gütigen Geschick
Zum Bürger des Olymps erschaffen.»

Der groſse Christoph.

In einer strengen Kinderlehre
Ward eine dicke Bauermagd
Vom alten Dorfcaplan gefragt,
Wer doch der groſse Christoph wäre.
Das Mensch war schüchtern oder dumm;
Es zog die Lippen und blieb stumm.
Der Priester, um es zu beschämen,
Ruft ein noch kleines Kind herbey
Und will nunmehr von ihm vernehmen,
Wer dieser groſse Christoph sey.
Das Mädchen lächelt, hüpft und glühet
Und spricht: es ist ein Corporal,
Der bey uns wohnt und allemal,
Wenn mein Papa zu Markte ziehet,
Im Zimmer der Mama, bey Nacht
Vor Dieben unser Haus bewacht.

Der Tod.

Theanor ſaſs am Eingang seiner Zelle,
Die vor Jerusalem auf einem Berge stand,
Und sah den greisen Tag im lichten Sterbgewand
Des Abendroths, wie er die graue Schwelle
Des Horizonts mit ſeyerlichem Schritt
Am Arm der Zeit hinunter glitt.

So gleitet nach dem stillen Meer
Der Ewigkeit des Menschen Leben hin.
Mein Lenz entfloh, mein Winter wird entfliehn;
O! wenn ich nur schon durchgedrungen wäre
Durch deine Halle, schauervolles Grab!
So ſeufzet er und eine bittre Zähre
Rollt über sein Gesicht herab.

Sie rollte noch, als, gleich dem Strahle
Des matten Blitzes, ihn ein Silberstrom
Umfloſs, und eine Stimm' aus dem sapphiernen Dom
Ihm zurief: blicke nach dem Thale!
Er blickt ins Thal; auf einem dunkeln Pfad
Schlich ein gebückter Greis getrost an seinem Stecken,
Als plötzlich der Monarch der Schrecken
Aus einer Wolke vor ihn trat.
Der Greis erkennet ihn: Sey dreymal mir gegrüſset,
Du Bothe der Unsterblichkeit!
So redet er ihn an, und neiget sich, und küsset
Den schwarzen Saum an seinem Kleid.

Wie, sprach der alte Sohn der Sünde:
Erschrickst du nicht vor dem, der jedem Adamskinde
So furchtbar ist? ... «Nur den erschreckt dein Bild,
Der vor sich selbst erschrickt.» So schaudre vor den Seuchen,
Die vor mir her im Finstern schleichen,
Und vor dem kalten Schweiſs, der mir vom Fittich quillt!
«Ich schaudre nicht.» — Warum nicht? — «Freund, ich werde

Durch sie gewahr, daſs du mir nahe bist.» —
Wer bist du denn, du Mensch von Erde,
Der Freund mich nennt? — «Ich bin ein
Christ.»

Schnell hauchet ihn der ernste Seraph an
Und Tod und Sterblicher verschwanden. —
Ein unterirdischer Orkan
Eröffnet an dem Ort, wo sie gestanden,
Mit einem dumpſen Donnerſchlag
Ein tieſes Grab. Theanor bebte.
Er sah, daſs etwas in der Höhle lag,
Darauf ein dunkler Nebel schwebte.

Doch plötzlich hallt in sein betäubtes Ohr
Ein leiser Harfenklang von des Olympus Küsten:
Er blickt hinauf und sieht den Christen
Umringt von einem hehren Chor
Verklärter Geister, das mit süſsen Psalmen
Jhn Bruder grüſst und einen Kranz von Palmen
Auf seinen Scheitel drückt. Sein Angesicht
Wirft Strahlen wie das Sonnenlicht.

Theanors Geist hängt an der groſsen Scene
Und feyert mit. Sein Psalm ist eine Freudenthräne.

90. Thörichter Wechsel.

Ueber die Unruhe vieler Menschen, sich eine glücklichere Lage zu verschaffen, wozu sie bald durch Habsucht, bald durch Buhlerey getrieben werden.

91. Wucher und Verkauf.

Wider die Vertheurung und das Uebervortheilen im Handel und Wandel, worin die Christen die Juden übertreffen.

92. Ueberhebung der Hoffarth.

Manch Narr hält sich gar hoch darum,
Daſs er aus wälschen Landen kum
Und sey auf Schulen worden weis'
Zu Bonony, Pavia, Parcis u. s. w.

Nun blickt er in das Thal: die Dunkelheit,
Die auf dem Grabe lag, zerflieſset,
Und nun erkennet er, was es verschlieſset —
Des Christen abgetragnes Kleid.

Baharam.

An Bodmer.

Wie mancher Geck, der Kronen trägt,
Trüg' izt als Domherr die Calotte,
Hätt' einst dem stolzen Aftergotte
Sein Volk die Arbeit auferlegt,
Wie Baharam sie zu erwerben.

Ein Königssohn aus Persien
War Baharam. Um seinen Erben
Nicht durch die Schmeichler zu verderben,
Lieſs Hormuz in Arabien
Durch einen Weisen ihn erziehen.
Der gab ihm Adel, nicht sein Blut,
Und lehrte seinen kühnen Muth
Vor nichts als vor dem Laster fliehen.

Schon war auf dieser wilden Flur
Der Prinz zum Purpur reif geworden,
Als er des Vaters Tod erfuhr.
Er macht sich auf, verläſst die Horden
Und eilt auf den ererbten Thron.
Doch fern von seinem Vaterlande
Erwarteten Gefahr und Bande
Zwey Jahre lang den Königssohn.
Man glaubt ihn todt. Die Nation
Wählt einen andern Autokraten;
Prinz Kesra wars. Er herrschte schon
Ein Jahr in Hormuz weiten Staaten,
Als der befreyte Baharam
Einst unverhofft nach Casbin kam,
Und vor dem Schach und den Magnaten
Der Ahnen Reich in Anspruch nahm.
Kein Krieg soll unser Recht entweihen,
Sprach er, der Thron sey dem bestimmt,
Der zwischen zween ergrimmten Leuen
Das Diadem vom Kampfplatz nimmt.
Es ist, versetzt mit schlauem Witze
Der König, schon mein Eigenthum;
Du strebst nach dem, was ich besitze;
Wohlan, so kämpfe du darum.
Das will ich, rief mit edler Hitze
Der Prinz und wählt zum ernsten Fest
Den Tag, den Ort, die Ungeheuer,
Die man von Stund an hungern läſst.

Der Tag erscheint. Das Abentheuer
Zog eine Welt zum Rennplatz hin,
Auf dem in königlicher Feyer
Auch Kesra sammt dem Hof erschien,
Versteht sich's ausser den Staketen
Auf einem marmornen Altan.
Beym ersten Schalle der Trompeten
Zeigt sich ein Herold auf dem Plan,
Und legt auf einem Purpurküssen
Die Krone zu des Prinzen Füſsen,
Der in bescheidenem Gewand,
Mit einem Dolch an seiner Hüfte,
Still, wie ein Gott, im Kreise stand.
Izt tönt die Losung durch die Lüfte,
Und plötzlich stürzt das Leuenpaar
Mit dampfend aufgesperrtem Rachen
Und mit dem Blick des Höllendrachen
Von beyden Seiten auf ihn dar.
Das Volk bebt laut. Mit kühler Seele
Jagt er dem ersten seinen Stahl
Ins Herz, und schnell, wie Schlag auf Strahl
Umklammert er des andern Kehle,
Bis ihn sein ehrner Arm erstickt.
Dann setzet er die Königskrone
Sich auf das Haupt. Heil, Heil dem Sohne
Des Hormuz! rief das Volk entzückt.
Und Kesra? — Starr vor Scham und Staunen
Lag er auf den Altan gebückt,

Bis ihn der Jubel der Posaunen
Und seines Volks Triumphgeschrey
Aus seinem schweren Traum erweckte.
Er eilt mit festem Schritt herbey.
Sey König, rief er laut, und streckte
Die Arme nach dem Sieger aus;
Ich steige fröhlich von dem Throne,
Der dir gebührt; dein Heldenstraus
Erwarb dir mehr als meine Krone —
Mein Herz. So sprach der edle Feind
Und ward, wie die Annalen melden,
Nicht nur der treuste Knecht des Helden;
Er ward und blieb sein treuster Freund.

So muſstest du den zwo Harpyen,
Der Dummheit und dem blassen Neid,
Den Lorber aus den Klauen ziehen,
Den Delos Gott für dich geweiht.
Erhabner Bodmer, o noch lange
Schmück' er dein silberweiſses Haar,
Bis deiner Schüler fromme Schaar
Ihn einst, bey leisem Flötenklange,
Mit einem Thränenopfer netzt
Und ihn auf deine Urne setzt!

Das Bild des Todes.

An Serena.

Des groſsen Zoroasters Ruhm
War durch ganz Orient verbreitet.
Von Oromaz ins Heiligthum
Der himmlischen Magie geleitet,
Trat er auf Hermes lichte Spur
Und fand der plastischen Natur
Geheime Werkstatt aufgeriegelt,
Und las mit eines Sehers Blick
Der Nachwelt mystisches Geschick
In der Gestirne Lauf entsiegelt.
Von Vorwitz und von Muth beflügelt,
Kam einst ein Prinz vom Indus-Strand
Nach Persien, die Wunderlehren
Des Philosophen anzuhören.
Er trat an seines Führers Hand

Mit raschen Schritten auf die Brücke
Des Geisterreichs. Die Scheidewand
Der Körperwelt zog sich zurücke,
Und manches neue Sylphen-Land
Lag aufgedeckt vor seinem Blicke.
Erfahrung macht den Schüler kühn;
Er wollte stets noch höher steigen
Und bat im Heldentaumel ihn,
Das Bild des Todes ihm zu zeigen.
Der Weise ziehet einen Kreis
Und schlägt mit seinem goldnen Stecken
Drey Mahl den Grund. Auf sein Geheiſs
Erscheinet der Monarch der Schrecken.
Gott! rief der Prinz in kalten Schweiſs
Getaucht, was seh' ich? laſs mich fliehen!
Ha! welch ein scheuſsliches Phantom,
Aus dessen Auge, wie ein Strom,
Des Orkus rothe Blitze sprühen!
Mit Schlangen ist sein Haupt geschmückt
Und seine Faust, o laſs mich fliehen!
Hält einen Dolch auf mich gezückt.
Mein Sohn, versetzt der graue Weise
Und nahet lächelnd sich dem Kreise,
Ich sehe die Harpye nicht,
Vor welcher deine Seele bebet;
Ein Engel ists, der vor mir schwebet,
Gehüllt in heitres Sonnenlicht:

Sein Scheitel ist mit Mohn umkränzet,
Und wie ein Demant-Scepter glänzet
In seiner ausgestreckten Hand
Der Schlüssel zu der Himmelspforte.
Izt sprach er drey geheime Worte
Und das erhabne Bild verschwand.
Der Jüngling weint am Hals des Alten:
Du siehst, fuhr dieser fort, mein Sohn,
Der Tod ist ein Chamäleon,
Er borget immer die Gestalten
Der Seelen, denen er sich weist.

Und so, Geliebte, wird dein Geist
In ihm der Tugend Bild erblicken,
Das ich mit täuschendem Entzücken
Schon oft statt deines Bilds gegrüſst.
Entferne Gott, die groſse Scene,
Bis mich ein Aschenkrug verschlieſst,
Und meiner Freundin stille Thräne
Auf meinen Staub geflossen ist.

Kiefuen.

Ein Mandarin ward wegen Räubereyen,
Die Fürsten nur sich selbst verzeihen,
Zum Schwert verdammt. Kiefuen, sein Sohn,
Warf sich vor des Beherrschers Thron
Und bat um seines Vaters Leben:
„Ich weiſs, er ist des Todes werth;
Doch muſst du dem Gesetz ein Opfer geben,
Hier ist es! weihe mich dem Schwert
Und laſs ihn los.“ Mit scheinbar strenger Miene
Sprach der Monarch: dein Wunsch ist dir gewährt;
Man führ' ihn auf die Todesbühne.
Der Jüngling küſst entzückt des Kaisers Hand
Und springet auf. Halt, rief der Fürst voll Freude,

Den Vater schenk' ich dir, und dich dem Vaterland.
Er küsset ihn und hängt sein eignes Halsgeschmeide
Dem Helden um. Beschämt ergreiſt er den Talar
Des Kaisers. Herr, erlaſs mir diese goldne Bürde,
Sprach er, die täglich mich daran erinnern würde,
Daſs einst mein Vater schuldig war.

93. Ehre Vater und Mutter.

Thorheit der Eltern, die all ihr Gut zu früh ihren Kindern hingeben, und hernach selbst darben müssen. Verschiedene Beyspiele undankbarer und ungehorsamer Kinder und ihrer Bestrafung.

94. Schwatzen im Chor.

Wider das leichtsinnige Betragen der Geistlichen, die nur der Geldvertheilung halber im Chor erscheinen, und dort über mancherley Entwürfe und Gewerbe mit einander schwatzen.

95. Hoffnung auf Erbe.

Mancher ein's andern Tod sich freut
Deſs End' er nimmermehr beschaut,

Der Gesetzgeber.

Der Adler wollte reformiren
Und schaffte die Polygamie
Bey dem gesammten Federvieh
Auf einmal ab. Den armen Thieren
Miſsfiel die strenge Polizey,
Zumal dem Hahn. Er trat herbey,
Um ſeyerlich zu protestiren,
Und von des Königs Majestät
An die Natur zu appelliren.
Er schlug mit Macht, wie ein Prophet,
Dem neuen Solon ans Gewissen,
Und sprach mit sanfter Energie
Von seiner Weiber Harmonie.
Hier ward der Sultan hingerissen.
Wohlan ich kann nicht widerstehn,
Rief er, ich muſs dein Harem sehn.

Er folgt ihm huldreich aus dem Haine
In einen Hof. Der Patriarch
Lockt seinen Hennen. Der Monarch
Verschlang sie alle bis auf eine
Und sprach mit höhnischem Gesicht:
Es ist des weisen Fürsten Pflicht
Den Unterthan vor den Gefahren
Des Ungehorsams zu bewahren.

Der Küster und der Bauer.

Ein Küster trug bey vollem Becher
Trotz einem Baccalaureus
Den Weltbau nach Copernicus
Im Krug den Bauern vor. Ein grauer Zecher
Schlug knirschend auf den Tisch: Ey, Herr, was schwatzt er da?
Die Erde soll sich um die Sonne drehen?
Les' er die Schrift: hieſs nicht einst Josua
In ihrem Lauf die Sonne stille stehen?
Das ist's ja, was ich sagen will;
Seit jenem Tage steht sie still,
Versetzte Doctor Kunz; den Pfarrer möcht' ich sehen,
Der aus der Bibel je bewies,
Daſs er sie wieder laufen hieſs.

Das Johannis - Würmchen.

Ein Johannis - Würmchen saſs
Seines Demantscheins
Unbewuſst im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leise schlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte her und schoſs
All ihr Giſt nach ihm.

Ach was hab' ich dir gethan?
Rieſ der Wurm ihr zu.
Ey, ſuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest du?

Das Chamäleon.

Zween Wanderer mit Kennersmienen,
Sie waren aus Burgund und Kent,
Begegneten im Orient
Sich bey Palmiras Prachtruinen.
Sie saſsen matt vom langen Gehn
In einer Ceder breitem Schatten,
Und sagten sich, was sie gesehn,
Vielleicht auch nicht gesehen hatten.
Besonders sprach der Frankensohn
Viel von bestandnen Abentheuern,
Von groſs und kleinen Ungeheuern,
Und endlich vom Chamäleon.
Es ist ein drollichtes Gemische
Von Fisch und Eidechs; dieser gleicht
Sein Kopf und Schwanz, der Leib dem Fische,
Und gleichwohl schwimmt es nicht. — Es kreucht
Im zögernden Galopp der Schnecke,
Und seine Haut ist himmelblau. —

Halt, Freund, dein Bild ist nicht genau;
Ich ſands in einer Myrtenhecke,
Rief Master John, und es war grün. —
Pardon! ich sahs mit eignen Augen
Den Hauch des Zephyrs in sich saugen,
Von dem es lebt, und wette kühn,
Blau war es, gleich dem Baldachin
Des Himmels, unter dem es speiste.
God dam! Auch ich nahm, wenn ich reiste,
Die Augen mit; das Thier war grün . . . .
Blau! . . . Grün! . . . . Du lügst! . . . Ein
Bärenheiter
Sagt das. Izt hätten sich die Streiter
Mit Knütteln kreuzlahm demonstrirt,
Hätt' ihr Geschrey nicht einen dritten,
Ein braunes Mönchlein, hergeführt.
Ihr Herrn, worüber wird gestritten?
„Freund, über das Chamäleon,
Könnt ihr uns seine Farbe sagen?“
Ja wohl, sprach Vater Simeon,
Ihr braucht euch darum nicht zu schlagen.
„Der Narr behauptet es sey grün;
Ich sage blau.“ Wo denkt ihr hin?
Lasst eines bessern euch belehren;
Braun ist es, braun, das kann ich schwören;
Erst gestern hab' ich eins gekauſt
Und durch mein Glas genau besehen.
Die Kempen wollten spottend gehen.

Wenn ihrs nicht sehen wollt, so lauft;
Ich hab' es hier zum gröſsten Glücke
In meinem Schweiſstuch, sprach der Greis.
«Weiſst her!» Er zog es aus der Ficke.
Und siehe da, das Thier war weiſs.

Der König und sein Narr.

Ein König, Namens Woldemar,
Der von der Windsucht, die ihn plagte,
Oft ganze Nächte schlaflos war,
Verirrte sich, indem er jagte.
Sein Narr und Freund (es ist nicht rar,
Erzämter so vereint zu sehen)
Verlieſs ihn nicht in der Gefahr:
Er gab durch die verwachsnen Höhen
Ihm brüderlich die rechte Hand,
Und so erreichten sie den Rand
Von einem silberblauen Teiche,
An dem im Schatten einer Eiche
Ein sorgenfreyer Schäfer schlief.
Der Fürst blieb stehn; die Misgunst nagte
An seiner Leber: knirschend rief
Er aus: nur ich bin der Geplagte
Im Reich! Mein Weib, selbst meinen Affen

Gäb' ich, könnt' ich nur eine Nacht
Mir dieses Bengels Ruh' verschaffen;
Warum schlaf' ich denn nicht? Das macht,
Du schläfſt zu viel auf deinem Throne;
Versetzt der Favorit und lacht.
Der König lachte nicht. Zum Lohne
Für den beichtväterlichen Scherz
Stieſs er ergrimmt dem armen Sklaven
Den blanken Jagdspieſs durch das Herz —
Und konnte doch nicht besser schlafen.

Der Pommer und der Kater.

Ein Pommer ward von einem Schusse lahm,
Der seinem Herrn, den er beschützen wollte,
Verrätherisch das Leben nahm.
Unwissend, wie er nun sein Brot gewinnen sollte,
Kroch er betrübt bis in die nächste Stadt,
An deren Thor ein Kater zu ihm trat,
Dem eines Abtes Koch vor wenig Tagen,
Weil er ein Repphuhn stahl, das Bein zerschlagen.
Bedrängte werden gleich bekannt!
Sie unterhielten sich von ihren Unglücksfällen.
Zuletzt sprach Mauz: Freund, laſs uns durch das Land
Als ein Paar treue Spieſsgesellen
Hausieren gehn. Der Pommer sagte, nein;
Wir sind zwar beyde lahm, allein
Ich möchte doch nicht gern mit dir verglichen werden.

Hofft einen tragen hin zu Grab'
Der mit sein'm Gebein wirft Birnen ab.
Wer hofft auf eines andern Tod,
Und weiſs nicht wann sein' Seel' ausgot,
Derselb' den Esel thut beschlagen
Der ihn zum Narrenberg wird tragen.

96. Verführung am Feyertage.

Ueber die Unart, Geschäfte, die man an Arbeitstagen hätte verrichten sollen, auf Feyertage zu sparen, und über die Entweihung dieser letztern.

97. Geben und Reuen.

Auch die sind Narren, die etwas verschenken, was sie sich bald wieder zurückwünschen, und nicht aus gutem Willen und mit guter Art Andern wohlthun.

War dieses Stolz? — Nur ihr könnt Richter seyn,
Ihr zartern Seelen. Kann auf Erden
Der Tugend gröſsers Leiden drohn,
Als Prüfungen, die ihren Werth erhöhen,
Mit des verworfnen Lasters Lohn
Vor aller Welt vermengt zu sehen?

Der Affe und der Löwe.

Ein Affe, der bey einem Biographen
Als Famulus gedient, zerbrach sein Joch,
Kam an des Löwen Hof und ward wie alle Sklaven
Ein Schmeichler, der im Staube kroch.
Herr König, sprach er einst im Ton des Patrioten,
Wie kömmt es, daſs kein Annalist,
Kein Sammler groſser Anekdoten,
In deinem Reich bestellet ist?
Wie manchen schönen Zug von Tapferkeit und Treue,
Von Weisheit, Groſsmuth, edler Reue,
Von Mutterpflicht, Geduld und stiller Frömmigkeit
Verschlingt der Ocean der Zeit!
Auf deinen Wink bin ich bereit,

Die hohen Tugenden, die Krieg und Frieden
In unserm Staat erzeugt, vom Lybischen Alciden,
(Hier bückte sich der Biograph)
Bis zum bescheidnen, frommen Schaf,
In thierischen Ephemeriden,
Der grauen Ewigkeit zu weihn.
Kerl, fiel der Grofs - Sultan ihm ein:
Du schwatzest wie ein Mensch aus den polierten Staaten
Des Occidents, wo gute Thaten
So selten sind, dafs man sie zählen kann:
Rührt deine Faust hier nur den Griffel an,
So lafs ich dich lebendig braten.

Susette.

Ein junges Weib aus Tivoli
In Algir Sklavin ward.
Ein rascher Aga kaufte sie
Und strich sich froh den Bart.

„Kind,“ sprach er, „Trotz den Houris schön,
Hemm' deiner Thränen Lauf;
Du sollst heut mit mir schlafen gehn;
Nimm diesen Kuſs darauf.“

Susette war der Heil'gen gleich,
Die ihr den Namen gab:
Sie zieht ihm einen Backenstreich
Und wischt den Kuſs sich ab.

„Das leid' ich nicht, beym Mahomet!“
Rief ihr der Türke zu.
„Ha!“ schluchzt die Schöne, „dein Prophet
War just ein Bock wie du.“

Ein wilder Derwisch stand dabey
Und hört die Blasphemie;
Er schleppt sie schäumend vor den Dey
Und klaget wider sie.

Der Dey war leider nicht mehr jung,
Er sprach mit frommem Graus:
Man schneide für die Lästerung
Die frevle Zung' ihr aus.

Gesagt, gethan. Susette war
Nun eine Märterin,
Und obendrein verdammt, ein Jahr
Den Schellenkarn zu ziehn.

Sie bog geduldig sich ins Joch,
Trug wie ein Lamm ihr Kreuz,
Und wer sie sah, den rührte noch
Im Zwilchgewand ihr Reiz.

Das Jahr verstrich; durch Qual und Spott
Ging es die träge Bahn:
Und nun flog ein Maschinen-Gott
Zu ihrem Trost heran.

Ihr Mann, der auch die Kette trug,
Schriebs an den Pabst nach Rom.
Der heil'ge Vater ohn' Verzug
Berief den Mönch Pachom.

Er zählte tausend Kronen baar
Dem Pater in den Schoos.
Geh, sprach er, mach das fromme Paar
Vom Joch der Türken los.

Drey Mahl bückt sich der Pater tief,
Und schnell wie Habakuk
Eilt er auf ein Ankoner-Schiff,
Genannt Sankt Nepomuk.

Pachom lief ohne Fährlichkeit
Im Port von Algier ein,
Und fand den Weg in kurzer Zeit,
Das Ehpaar zu befreyn.

Von Hut und Haube bis zum Strumpf
Neumodisch ausstaffirt,
Der Pater sie nun im Triumph
Zum guten Urban führt.

Sie küssen weinend ihm die Schuh'
Voll heisser Dankbegier.
Gerührt sieht er dem Weiblein zu
Und giebt den Segen ihr.

„Geht, holt von einem Märterer,
Aus dem Dupletten-Schrein,
Geschwind mir eine Zunge her
Und passet ihr sie ein.“

So ſprach der Pabst. Man bringt zur Stund'
Das Heiligthum ihm dar:
Und kaum legt man's ihr in den Mund,
So schwatzt sie wie ein Stahr.

Nun ging erst recht der Jubel an:
Ganz Rom hallt Urbans Ruhm.
Doch nach drey Tagen rieſ der Mann:
„O wär' mein Weib noch stumm!“

Die Bärin.

In Samogitien genas
Der Ehschatz eines edeln Bären,
Der mit im Parlamente saſs,
Von einem Sohn. Die Jäger lehren:
Ein Bär, der aus der Mutter Schoos
Hervor kriecht, sey ein roher Kloſs,
Der erst durch Lecken Form und Schöne
Bekömmt. Das wuſste die Mama
Noch besser als wir Menschensöhne,
Und schwur, als sie das Bübchen sah,
Von Lust berauscht, beym groſsen Petze
Des Firmaments, ihr kleiner Götze
Sollt' ein Adonis seyn. Sie ſeilt,
Sie hobelt mit der rauhen Zunge
Ihn bis auf's Blut. Der arme Junge!
Er brummt, er wendet sich, er heult;
Umsonst, sie bleibt bey ihrer Mode,
Und leckt ihn endlich gar zu Tode.

Der Pfau.

Der Juno stolzer Vogel bat
Den Jupiter im Götterrath,
Ihn zum Monarchen zu erheben:
Ein Pfau, sprach er, was meinest du?
Schickt noch so gut, bey meinem Leben,
Als jener Adler sich dazu;
Selbst die Natur hat mich erkohren;
Von Gold und Purpur und Sapphier
Glänzt mein Gewand, und sieh nur hier,
Ein Krönchen ist mir angeboren.
Wohlan, sprach Zevs, der oft die Thoren
Zum Spaſs erhört, magst König seyn.
Er sprachs. Mit rauschendem Gefieder
Fuhr plötzlich in den Cedern-Hain
Der neue Groſs-Sultan hernieder
Und nahm den Thron des Adlers ein.
Der Gimpel und der Staar hofieren
Ihm in gereimten Schmeicheleyn,

Minervens Käuz' philosophiren
Ob der Verwandlung. Aber schnell
Erhascht der Geyer ihn beym Fell
Und schleudert ihn von seinem Throne
In einen Sumpf. Der plumpe Straus
Kömmt auch und reiſst aus seiner Krone
Ein ganzes Büschel Federn aus.
Respekt, ihr Schurken, rief erbittert
Der Opernschach, vernehmts und zittert!
Ich bin . . . . «Ein eitler Narr bist du» —
Der König Pfau von Gottes Gnaden.
«Ho, ho, wer machte dich dazu?»
Chronion . . . Possen! Gasconaden!
Versetzt die wilde Schaar und lacht:
Es ist schon lange nicht mehr Mode,
Daſs Jupiter Monarchen macht —
Und hackt nun vollends ihn zu Tode.

98. Von Trägen und Faulen.

Wie Rauch den Augen nicht ist gut,
Was Essig auch den Zähnen thut,
Desgleich' der Träg' und Faul' thut schin *)
Denen, die Hand gesendet in. **)
Ein träger Mensch ist niemand nutz
Denn daſs er sey ein Winterputz,
Und daſs man ihn laſs schlafen gnug,
Sitzen beym Ofen ist sein Fug.
Selig wer werkt †) mit seinem Karst,
Wer müſsig geht der ist der narrst'.

99. Ausländische Narren.

Wider fremde Religionsverwandte, Sarazenen, Türken, Heiden u. a. m. auch böse Weiber, Kuppler und Selbstmörder.

---

*) erzeigt.

**) herein.

†) arbeitet.

Diogen.

Als mit der Leuchte Diogen,
Um einen Menschen auszuspüren,
Durch alle Gassen von Athen
Umher zog, stieſs ihm an den Thüren
Des Tempels der Barmherzigkeit
Ein Priester auf: Herr, eine Gabe!
Rief Diogen; nur einen Deut,
Daſs ich mein schwaches Alter labe!
Mein Segen gnüge dir, mein Sohn,
Versetzt der Pfaff und schleicht davon.
Der Pilger trat vor einen Laden
Voll Spangen, Fächer und Pommaden,
Und sprach zu einem schönen Weib:
Ihr kauft so viel zum Zeitvertreib,
Madam, wöllt ihr nicht auch des Armen,
Der bald verhungert, euch erbarmen?
Mich jammert, Alter, deine Noth,

Da, kaufe dir ein Dreyerbrot,
Sie sprachs und gab im Augenblicke
Dem Krämer zwanzig Silberstücke
Für ihres Möpschens Halsband hin.
Der Weise kratzt sich in den Haaren
Und geht. Der Prinz von Salamin
Kam eben in die Stadt gefahren.
Diogenes lief zu ihm hin;
Er hing sich an den goldnen Wagen.
«Halt, Sohn der Götter, höre mich!»
Fort, Schlingel, hieſs es, packe dich,
Sonst laſs' ich dich zu tode schlagen.
Ein Sklave, der von ferne stand,
Sprang auf und riſs mit edler Hitze
Den Alten weg, und seine Hand
Warf ihm zween Heller in die Mütze.
Ihr Götter! rief der weise Mann,
Mehr als ein König geben kann,
Gab dieser mir; nun sterb ich' gerne.
Er weint' und löschte die Laterne.

Die Tabackspfeife.

»Gott grüſs' euch Alter! — schmeckt das Pfeifchen?
Weiſst her! — Fin Blumentopf
Von rothem Thon, mit goldnen Reifchen? —
Was wollt ihr für den Kopf?«

O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kömmt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiſs es, einem Bassen
Bey Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unſre Leute
Der Türken Glieder mähn. —

„Ein ander Mahl von euren Thaten;
Hier, Alter, seyd kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für euren Pfeifenkopf.“

Ich bin ein armer Kerl und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold.

Hört nur: Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoſs ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel —
Er hätt' es auch gethan —
Und trag' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein. Vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände
Und blieb im Tod noch Held.

Das Geld muſst du dem Wirthe schenken,
Der dreymal Plündrung litt,
So dacht' ich, und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuſs,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuſs.

„Schön, Vater, ihr entlockt mir Zähren.
O sagt, wie hieſs der Mann,
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann."

Man hieſs ihn nur den tapfern Walter:
Dort lag sein Gut am Rhein . . .
„Das war mein Ahne, lieber Alter
Und jenes Gut ist mein.

«Kommt, Freund, ihr sollt bey mir nun leben!
Vergesset eure Noth:
Kommt, trinkt mit mir von Walters Reben
Und eſst von Walters Brot.»

Nun top! Ihr seyd sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife seyn.

Die Pilger.

An Lavater.

Ein Iman schickte seine Söhne
Nach Mekka zu des Sehers Grab;
Sie reisten wie die Diogene
Das heiſst, zu Fuſs. Beym Abschied gab
Der ſromme Greis, mit einer Thräne
Des Segens, jedem einen Stab
Und sprach: laſst diesen euch regieren.
Ein Gott gab ihm die Wunderkraft,
Euch stets den rechten Weg zu ſühren.
Sie traten ihre Pilgrimschaft
Izt muthig an. Einst rief im Gehen
Der jüngste Bruder; laſs doch sehen,
Wer wohl den schönsten Stecken ſührt?
Stracks blieb die Karavane stehen
Die Stäbe werden recensirt,
Und in die Läng' und in die Quere
Gedreht, gebogen, abvisirt,

Und jeder schwur bey Gott und Ehre,
Daſs seiner doch der schönste wäre.
Als man sich heisser demonstrirt,
So kam es, wie in unsern Tagen,
Zum Schelten und zuletzt zum Schlagen.
Die Stöcke zischten durch die Luft;
Hier flog ein Ohr, dort eine Nase,
Hier sprang ein Zahn aus seiner Kluft,
Dort lag ein scheles Aug' im Grase.
Ein Derwisch, weis' und fromm, wie du,
Freund, zog von ungefähr die Straſse;
Er lief auf die Athleten zu
Und rief mit eines Seraphs Stimme:
Laſst ab, Unsinnige, laſst ab
Von eurem mörderischen Grimme!
Der Vater gab euch diesen Stab
Um euch auf rechter Bahn zu leiten,
Und den gebraucht ihr, ihm zum Hohn,
Als Werkzeug toller Streitigkeiten,
Wie Christen die Religion.

Die Turteltaube und der Papagey.

Ein Turteltäubchen, dessen Gatte
Durch eines Jägers Tiranney
Den frühen Tod gefunden hatte,
Zog durch sein banges Klaggeschrey
Vom nah gelegnen Rittersitze
Den Papagey des Junkers Fritze
Aus seinem weichen Nest herbey.
Mein Kind, hör' auf, dich so zu grämen,
Sprach er in gnadenreichem Ton,
Ich will in meinen Schutz dich nehmen,
Und, hier gesagt, beym Herrn Baron
Gelt' ich weit mehr, als Frau und Sohn;
Mein Rang ist gleich nach der Maitresse;
Ein Zöſchen dient mir, wenn ich esse,
Und mein Gebauer ist ein Thron.
Komm', Freundin, ihn mit mir zu theilen,
Verlaſs das düstre Land der Eulen,
Sey gutes Muths und schäme dich,
Mein Kind, so deutsch, so bürgerlich,
Um nichts — um einen Mann zu heulen.
Das Täubchen sprach: ich danke dir,
Der Schmerz ist nun mein Loos auf Erden,
Und du — du bist, vergieb es mir,
Zu glücklich, um mein Freund zu werden.

Der Esel.

Der Esel trat als Supplikant
Zum Löwen. Sir, darf ich es wagen,
Sprach er, ein Wort dir vorzutragen?
Die Polizey in jedem Land
Hat Männer von Talent ernannt,
Des Nachts die Stunden anzusagen:
Nun wisse Berge, Thal und Wald,
Wie mächtig meine Töne schallen,
Drum bitt' ich, Sir, laſs dir gefallen,
Mit einem mäſsigen Gehalt
Von Roggen, Hafer oder Kleyen
Das Wächteramt mir zu verleihen.
Er senkt das Ohr und schweigt. Alsbald
Wird seine Bitte placediret;
Der Esel wird durch Stab und Horn
Zum Stundenrufer investiret,
Und ein Gehalt von Heidekorn
Wird ihm in Gnaden assigniret,

100. Abnehmung des Glaubens.

Klagen über den Verfall des Christenthums und dessen Verbannung aus denen Ländern und Gegenden, wo es vormals herrschend war; auch über die Zerrüttung des deutschen Reichs, ungeachtet es von dem edeln Kaiser Maximilian regiert wurde.

101. Vom falben Hengst.

Wider die kriechenden Schmeichler, besonders wider die Fuchsschwänzler bey Hofe:

Der liebkos't, der raunt in die Ohren,
Daſs er aufkomm' in kurzen Johren
Und sich mit Tellerschlecken nähr';
Mancher durch Lügen wird ein Herr,
Denn er den Kutzen streichen kann
Und mit dem falben Hengst umgan. *)

---

*) Ehedem hatte man die sprüchwörtliche Redensart: den falben Hengst streichen, reiten, d. i. schmeicheln, den Fuchsschwanz streicheln.

Die Nacht bricht ein. Wie Boreas
Ruft er: ihr Herren, laſst euch sagen . . . .
Dem Hof gefiel der neue Spaſs;
Doch, als der Seiger Eins geschlagen
Und er noch rief, da fing der Chan
Den Schreyer zu verwünschen an;
Und Luna ging noch nicht zur Neige,
So bot er durch ein Windspiel ihn
Auf seine Burg. Das Thier erschien.
Geh, friſs dein Korn daheim und schweige.
So sprach der Fürst und lieſs ihn ziehn;
Und so entstanden in dem Staate
Die fetten Hof-Canonicate
Für Esel, die auf Polstern ruhn,
Und Sold beziehn, um nichts zu thun

Der Reichstag.

Matz, der Affen Groſsherr, kam
Durch den Schlag um alle Kräfte,
Sein Gehirn verlor die Säfte,
Arm und Beine wurden lahm.

Arzt und Henker pfuschten zwar,
Doch umsonst war Kunst und Sorgen;
Die Gefahr wuchs jeden Morgen,
Weil der Reichstag nahe war.

Man besorgt' aus gutem Grund
Einen Aufruhr in dem Staate,
Weil schon lang der Potentate
Uebel mit dem Volke stand.

Es war wider die Natur
Morgenländscher Etikette,
Daſs der Fürst gesprochen hätte;
Dies geschah durch Zeichen nur.

Eben das vermehrt die Noth;
Wär' er blos ein Narr, wir ſänden
Leichter Rath: doch lahm an Händen,
Hieſs es, ist so gut als todt.

Schweigt und stellt das Jammern ein,
Rief ein Ausbund schlauer Affen,
Ich ihr Herrn, will Hülfe schaffen,
Oder gleich gehangen seyn.

Als der Reichstag nun begann,
Wurde Matz auf einem Schragen
Heimlich auf den Thron getragen
Und mit Purpur angethan.

Unter diesem Mantel stand
Meister Gaudieb. Seine Pfoten
Deklamirten, wie nach Noten,
Viel von Pflicht und Vaterland.

Alles Volk schwur hoch erfreut:
Nein, seitdem wir Fürsten haben,
Zeigte keiner solche Gaben
In der Staatsberedsamkeit.

Doch da sich der Schwarm verlor,
Kroch der Schalk aus seiner Höhle
Und mit ihm des Fürsten Seele
In der Toris Kreis hervor.

Bravo! rief ein Ordensstern;
Aber sag uns unverhohlen,
Wo hast du die Kunst gestohlen?
„In Europa, meine Herrn.“

Der Junker und sein Koch.

Sechs Gäste, Hans, bekomm' ich morgen,
Sprach Junker Veit zu seinem Koch;
Du magst für eine Mahlzeit sorgen:
Geh, schlacht' ein Kalb. Was wollt ihr doch,
Rief Hans, mit einem ganzen Kalbe
Für sechs? der Rest wird euch zum Aas,
Bey dieser Hitze. Weiſst du was,
Sprach Veit, so schlachte nur das halbe.

Das Gebet.

Ein Eremit am Libanon,
Den man als einen Heil'gen ehrte,
Und welchen Gott zum öftern schon
Durch himmlische Gesichte lehrte,
Lag flehend einst vor seinem Thron.
Da nahte sich in stiller Feyer
Eloah, Fürst der Seraphim,
Berührt sein Aug' und spricht zu ihm:
Sieh jenes Weib im Nonnenschleyer
Und schwarzen, härnen Buſs-Talar;
Sie kniet am ernsten Sühnaltar
Und ein Gebet des Isaiden
Strömt über ihre Lippen hin!
Und hier, wie sehr von ihr verschieden
Ist diese junge Städterin!
Die Freude lacht aus ihren Mienen

Und mit erhitzter Emsigkeit
Wirkt sie ein buntes Feyerkleid:
Sprich, welche betet unter ihnen?
Die am Altar, erwiedert er,
Und fällt auſs Antlitz und erröthet.
Du irrst, sie sagt Gebete her,
Versetzt der Geist, und diese betet.
Sie? rief der Klausner: ihre Hand
Wirkt ja mit ärgerlichem Fleiſse
Ein Kleid . . . . für eine arme Weise,
Sprach Gottes Herold und verschwand.

Das Elixier.

An Stilling.

Der Derwisch Aladin lag in Buchara krank:
Sein Fuſs berührte schon des Grabes jähe Stufen.
Man lieſs den Avicenna rufen.
Er kam. Du muſst in deinem Trank
Von diesem Elixier, sprach er nach reifen Schlüssen,
Des Tags drey Löffel voll geniessen;
Es stärkt das Haupt und heilt die Brust.
Der Patient nahm es mit Lust
Und fing schon an die Wunderkraft zu spüren.
Gut! denkt er bey sich selbst, nehm' ich den Balsam pur
Und recht nach Appetit, so wird das meine Cur
Weit eher noch zum frohen Ziele führen.
Gesagt, gethan. Er leeret die Tinctur
Mit einem Zug bis auf den letzten Tropfen.
Sie fährt ihm wie ein Blitz durch Adern und Gebein:

Der Schwindel dreht sein Haupt, das Herz fängt
an zu klopfen
Und bald verkalkt es sich zum Kieselstein.
Er taumelt durch die Stadt, steigt auf die Minareen,
Ruft alles Volk mit Bacchischem Gebrüll
Zum Beirams-Tanz, und wer nicht tanzen will,
Den schleppet er in die Moscheen
Und stöſst ihm einen Dolch ins Herz.
Man lief, den Arzt um Rath zu fragen.
Er lieſs nicht ohne Furcht ihm ein Paar Adern
schlagen;
Doch er gestand mit edelm Schmerz,
Er werde schwerlich ganz genesen.

Was meinst du, Freund, gleicht die Religion
Nicht diesem Elixier? braucht sie der Erdensohn
Wie grobe Kost und als ein fremdes Wesen;
So macht sie krank, erzeuget Schwärmerey
Und Pharisäer-Stolz; doch mischt er als Arzney
Von ihrem Geist, von ihrem Freudenöhle,
In jede Nahrung seiner Seele;
So mehrt es ihren Lebenssaft
Und füllet sie mit Gotteskraft.

Das Beinhaus.

Ein Perſiſcher Kalif, der zwar den Gries,
Das Zipperlein und eine Fiſtel hatte,
Sich aber doch als Gott verehren lieſs,
Verlor ſich auf der Jagd. Auf einer grünen
Matte,
Die tief im Holze lag, ſah er mit leiſem Graus,
Was wenig Fürſtenaugen ſahen,
Ein angefülltes Knochenhaus.
Er wagt es muthig ihm zu nahen,
Und findet einen hagern Mann
Mit alten Lumpen angethan,
Der in den Todtenſchedeln ſtörte,
Bald einen, bald den andern griff,
Ihn forſchend auf- und abwärts kehrte,
Dann auf den Haufen ſchmiſs. He, Freund!
rief der Kalif,

Und am Schluſs des Kapitels:

Wenn jeder wär' als er sich stellt
Den man für fromm und redlich hält,
Oder stellt' sich als er dann wär';
Viel Narrenkappen ständen leer.

102. Von Ohrenblasen.

Ueber die Thorheit der Leichtgläubigkeit und die Gewohnheit des Verläumdens und Afterredens, mit einigen biblischen Beyspielen erläutert.

103. Unnützes Studiren.

Von der zweckwidrigen Anwendung der Jahre des Studirens, und der verkehrten Richtung des gelehrten Fleiſses.

Was machst du hier? Der Mann schien nicht auf ihn zu hören.
Der Sultan reitet näher hin,
Allein der Mann lieſs sich nicht stören.
Verwegner! weiſst du nicht, daſs ich der König bin·
So brüllt er, und durchbohrt mit Blicken ihn,
Die, wie sein Herz, von wildem Zorn entbrennen:
Sprich, ehe dir mein Speer das Hundeleben raubt,
Was suchst du hier? „Herr, meines Vaters Haupt
Und deines Vaters Haupt; ich kann sie nicht erkennen.“
Hier schwang der Schach die mordgewohnte Hand,
Sie sank — und das Fantom verschwand.

Der Lohn des Helden.

Einst fiel der Leu, der auf der Jagd
Zu tief sich in des Holz gewagt,
Zween Tiegern in die Pranken;
Gewaltig war sein Widerstand;
Allein erschöpft und übermannt
Fing er izt an zu wanken.

Da sprang der Dogge schnell heran
Und rettete dem armen Chan
Durch seinen Tod das Leben:
Denn kaum entfloh die Mörderbrut,
So sah er ihn mit stillem Muth
Den Geist den Göttern geben.

Izt kam der ganze Hof herbey:
„Mir ekelt hier,“ sprach König Leu
Zum Fuchse, seinem Sklaven:

«Weg mit dem Aas, es braucht kein Grab;
Nur zieh mir ja die Haut ihm ab,
Es läſst sich gut drauf schlafen.»

Ist dieses, rief mit bitterm Hohn
Der Bär zum Wolf, des Helden Lohn,
Nach dem wir alle dürsten?
Stirb für dein Weib, für deinen Freund,
Fürs Vaterland, für deinen Feind;
Nur stirb für keinen Fürsten.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17856/038

Der Hahn und der Kapaun.

Ein alter Hahn, der Schmuck vom Ritterhof,
Fing vor Auroren an, den Morgen zu verkünden.
«Hör' auf,» rief ein Kapaun, «die Ohren mir zu schinden!
Auch ohne deinen Ruf, Herr Philosoph,
Wird sich das Licht der Sonne zeigen.»
Mit Macht beginnt das Blut dem edlen Hahn
In den gezackten Kamm zu steigen;
«Wohl dem,» sprach er, «der krähen kann!
Denn merk' es dir, dazu gehört ein Mann;
Eunuchen müssen freylich schweigen.»

Die Bekehrung.

Ein Wolf, ein wahrer Ariman,
Der so viel Schafe niedermachte,
Als kaum der Fleischer Tamerlan
Dem Kriegsgott Menschenopfer brachte,
Lag auf den Tod am Magenkrampf
In seiner Kluft. Sein treuer Vetter
Und Spieſsgesell, ein frecher Spötter,
Besucht ihn, um im letzten Kampf
Ihm beyzustehen: Alle Wetter!
Rief er, was machst du armer Gauch,
Zwickt dich vielleicht ein Lamm im Bauch?
Steh auf; laſs uns ein Schmaltbier jagen:
Ein Teufel treibt den andern aus. —
Was sagst du? Zittre vor dem Rächer
Der Unschuld, sprach der kranke Schächer
Mit schwacher Stimme: keine Maus
Will ich mehr tödten: gleich den Bissen

Der Viper nagt mich mein Gewissen;
Alekto, mit dem Höllenpfuhl
Im Blicke, stürmet meine Höhle,
Und reisset meine schwarze Seele
Vor Minos ernsten Richterstuhl.
Ha, Freund! — Izt flossen seine Zähren: —
Wird Jupiter mein Flehn erhören,
Macht seine Gnade mich gesund;
So will ich meine Sünden büssen,
Nur Wurzeln und nur Gras geniessen,
Und mit dem frommen Schäferhund
Die Heerde vor den Wölfen schützen,
Ja, selbst mein Blut für sie verspritzen.
Der Vetter schüttelte den Kopf,
Und sprach bey sich, der arme Tropf,
Das Fieber macht ihn phantasiren:
Hier würden Luft-Klystier, Magnet,
Und selbst Apoll den Ruhm verlieren.
Er küſst den Freund und seufzt und geht.
Kaum bleicht der zackichte Planet
Zum andern Mahl die braunen Schatten,
So kehrt er in den Hain zurück,
Um ihn zur Erde zu bestatten,
Und sieht ihn mit erstauntem Blick
Vor einem fetten Widder sitzen,
Aus dem er Herz und Nieren fraſs.
Ey, ey, Herr Bruder, was ist das:
Rief er, heiſst das die Heerde schützen,

Und selbst sein Blut für sie verspritzen?
Hier zog der graue Bösewicht
Sein finster blutiges Gesicht
Ins Lächeln, wie beym Sturm und Blitzen
Das Seegespenst im Tafelgolf. *)
Je nun, sprach er, und strich den Magen,
Ich war ein Lamm in kranken Tagen:
Gesund bin ich nun wieder Wolf.

---

*) Man s. Lusiade Ges 5.

Der Weyhrauch.

Ein Priester, der im alten Griechenland
Dem Phöbus opfern wollte,
Hielt sich die Nase zu, da seine fromme Hand
Das Rauchfaſs schwingen sollte.
Ein stolzer Augur siehts und staunt und fragt:
Scheu'st du die Weyhrauchdüfte?
«Der Duft,» erwiedert er, «der einem Gott
behagt,
Wird Sterblichen zu Gifte.»

Die Kirchenvereinigung.

In einer Griechischen Abtey,
Am Fuſs des hohen Tabors, nährte
Der Prior einen Papagey,
Den er das Ave singen lehrte.
Er sang die Hymne so geschickt,
Daſs ihn das fromme Volk entzückt
Mehr als Sankt Rochus Hund verehrte.
Der Prior starb. Die Reis'lust wacht
Im Virtuosen auf, er kehrte
Mit leisem Flug, bey dunkler Nacht,
Ins alte Vaterland zurücke.
Er stellte sich dem Hofe dar.
Der Adler, der zu gutem Glücke
Ein Freund der edeln Tonkunst war,
Erhob, als er in der Kapelle
Sich hören lieſs, ihn auf der Stelle
An des verstorbnen Mufti Platz.
So hohe Würden hatte Matz
Sich auch im Traume nicht versprochen.
Doch Ehre bläht, Gewalt macht kühn;
Das neue Haupt des Sanhedrin
Gebar gleich in den ersten Wochen
Die Grille; seine Psalmodie

104. Von Falschheit.

Klagen über die Untreue und Falschheit der Welt, und über den Betrug der Afterärzte, der Roſshändler und der Kaufleute:

Der Laden muſs ganz ſinster seyn
Daſs man nicht seh' des Tuches Schein,
Dieweil' thut einer sehen an
Was Narren auf dem Laden stan,
Sie geben der Wage einen Druck
Daſs sie sich zu der Erde buck',
Und fragen eins wieviel man heisch',
Den Daumen wiegt man zu dem Fleisch.

Auch werden die falschen Geldmünzer und die Alchemisten bestraft, und hernach die verkehrten Schriftausleger:

Die geben dem Glauben erst ein'n Biff
Und netzen das papierne Schiff,
Ein Jeder etwas reiſst darab
Daſs es dest' minder Brett mehr hab',
Ruder und Rinnen nimmt man davon
Daſs es dest' eh' mög' untergon.

Bey allen Vögeln einzuführen.
Der frohe König billigt sie;
Der Waldgesang, die Liturgie
Des Herzens konnt' ihn nicht mehr rühren,
War für sein Ohr Kakophonie:
Und zudem ist ja reformiren
Der Fürsten Steckenpferd. Sogleich
Lieſs er in seinem ganzen Reich
Den neuen Kanon publiciren.
Nun schützte zwar der Vögel Chor
Die hergebrachten Rechte vor;
Allein da half kein Protestiren.
Der Mufti drohte mit dem Bann:
Der Sultan sprach vom Stranguliren,
Und kurz, das neue Lied begann.
Die Sänger wetzten sich den Schnabel
Und orgelten mit Angst und Pein
Das tollste Wirrwar durch den Hain,
Das seit der Symphonie zu Babel
Auf unserm Erdenrund erscholl.
Den Vorsang führten andachtsvoll
Der Storch, der welsche Hahn, die Eule,
Die Gans, der Guckuk und der Pfau:
Sie kollerten sich braun und blau,
Und füllten, durch ihr Klaggeheule,
Das Land auf eine halbe Meile.
Ein weiser Rabe, lahm und grau
Vor Alter, saſs bey dem Monarchen

Und schwieg. Mit zornigem Gesicht
Sprach der Despot zum Patriarchen:
Rebelle, warum singst du nicht?
Weil dein Gebot mein Herz empöret,
Versetzt der Alte: glaube mir,
Der Schöpfer hat ein jedes Thier
Sein eigenes Gebet gelehret,
Das ihm gefällt. Ein Lobgesang,
Den Furcht erpreſst, ist Uebelklang,
Ist Lästerung, die ihn entehret.
Befiehl nun meinen Tod. Er schwieg.
Der Sultan auch: wie Meereswogen
So schäumt sein Blut. Noch wankt der Sieg;
Doch schnell rief er: ich ward betrogen!
Heil dir, o Freund, du zogst ihn ab,
Den Schleyer, der mein Aug' umgab.
Und ihr, empfangt die Freyheit wieder,
Ihr Vögel, singet eure Lieder
In eurem angebornen Ton!
Izt drangen sie in dichten Kreisen
Entzückt um des Monarchen Thron,
Und lobten Gott nach tausend Weisen.
Der majestätische Choral
Steigt wallend in die lichten Sphären.
Der Sultan staunt. Zum ersten Mahl
Hört er, was keine Muſtis hören,
In der verschiednen Melodie
Die feyerlichſte Harmonie.

Therese Paradis.

Ihr selbst gewidmet.

Ich war ein kleines Würmchen,
Noch kaum vier Spannen groſs,
Und pickt in einer Laube
An einer goldnen Traube
Auf meiner Mutter Schoos.

Da stieg ein schwarzer Drache,
Die Mutter sah ihn nicht,
Aus einer ſaulen Pfütze,
Und blies, wie ſahle Blitze
Sein Giſt mir ins Gesicht.

Da ward es plötzlich dunkel
Und einsam um mich her,

Es konnten meine Augen
Kein Licht mehr in sich saugen,
Die Sonne schien nicht mehr.

O Mutter, liebe Mutter!
Rief ich der Guten zu,
Und hing an ihrer Wange,
Wie bang ist mir, wie bange,
Wo bin ich, wo bist du?

Sie netzte mich mit Thränen,
Rief den im Himmel an,
Bat Menschen mir zu helfen,
Und keiner konnte helfen
Von allen, die mich sahn.

So schlich ich lang im Finstern
An ihrer Hand umher.
Entwöhnt vom bunten Tande,
Fand nie mein Geist die Bande,
Worin er lag, zu schwer.

An einem Feste Gottes,
Als ich ein Lied ihm sang,
Da hört' ich Flügel schwirren
Und eine Stimme girren,
So sanft wie Flötenklang.

Sie sprach: ich bin der Engel
Der süssen Harmonie,
Der oft den Menschenkindern,
Des Lebens Gram zu lindern,
Schon seine Harfe lieh.

Du kennest mich: auf Erden
Hieſs ich Cäcilia;
Mein Lob sang Popens Laute,
Und Solon Fränklin baute
Mir die Harmonika.

Heil dir! zu deinem Troste
Bin ich herab gesandt.
Sie faſst mir Hand und Kehle,
Und eine neue Seele
Durchströmte Kehl' und Hand.

Sie schied. Auf meinem Schoose
Fand ich ein Saitenspiel.
Sein Laut verdrang mein Leiden;
Mein Busen schmolz in Freuden
Und Harmonie-Gefühl.

Einst spielt' ich in dem Tempel
Das heil'ge Meisterstück
Des groſsen Pergolese;

Da hörte mich Therese,
Und sorgte für mein Glück.

O lebte sie! . . . doch schweige
Mein allzu wacher Schmerz!
Fand ich in Süd und Westen
Nicht Menschen, die mich trösten,
Nicht Balsam für mein Herz?

Süſs ists, wenn meine Cymbel
Ins Mark der Seele dringt,
Und dann ein edler Hirte
Der Völker eine Myrte
Mir um den Scheitel schlingt.

Doch süſser, traute Freunde!
Ist Euer Händedruck,
Sind Eure sanften Thränen;
Ja diese, diese krönen
Mich mehr als Perlenschmuck.

Der Hecht.

Ein Klausner, der am Tiber-Strand
Einst fischte, zog in seinem Netze
Den schönsten Hecht erfreut ans Land.
«Verwegner!» sprach der Fisch, «verletze
Nicht meine heilige Person!
Du weiſst die ganze Passion,
Den Kelch, den Schwamm, das Kreuz, die Lanze,
Die Nägel sammt dem Dornenkranze
Hab' ich im Kopfe.» Wunderlich!
Versetzt der Greis: doch darf ich fragen,
Was hast du hier im vollen Magen?
Sprich oder ich zergliedre dich! —
«Ach nichts! ein Nest mit jungen Aalen,
Hochwürdiger Herr Eremit,
Ein kleines Frühstück.» — Ha, Bandit!
Ich dacht' es wohl, ihr Kannibalen
Tragt die Religion im Kopf,
Und in dem Busen das Verderben. —
Hier warf er ihn in seinen Topf
Und lieſs ihn wie Sankt Vitus sterben.

Die Quarterne.

Vom Lotto-Dämon hart geplagt,
Beschlossen vier Pariser Damen,
Die niemals den Gewinnst bekamen,
Dem sie schon lange nachgejagt,
Den Aberwitz um Rath zu fragen.
Das hatten sie schon oft gethan
Und wuſstens nicht. Der goldne Wagen
Hielt mit Geräusch am Tollhaus an.
Sie steigen aus; die Thüren knarren!
Sie schaudern und beym ersten Narren,
Es war ein grauer Alchymist,
Verweilen sie. Die Schönen baten
Den düstern Greis beym Trismegist,
Vier Nummern ihnen anzurathen,
Die als Quarterne dann ihr Glück
Im Lotto-Rad versuchen sollen.

Der Alte thut mit heiterm Blick,
Was die geputzten Damen wollen,
Die dem Papier mit frohem Drang
Die reichen Zahlen anvertrauen.
Laſst, rief der Greis, mich sie beschauen!
Man gab sie ihm und er verschlang
Die Ziſſern flugs wie Mandelkerne.
Nun, sprach er nach vollbrachtem Schmaus,
Verziehet hier; denn die Quaterne
Kömmt heute noch gewiſs heraus.

Der Marder.

Einst lieſs der Thiere Groſs-Sultan,
Wie es schon oft sich zugetragen,
Durch das Geschrey von einem Hahn,
Sich wie ein feiger Hase jagen.
Die Thiere, die ihn laufen sahn,
Verhöhnten ihn. Um diesen Flecken
Auf eine schickliche Manier
Vor seinem Volke zu verstecken,
Befahl der König jedem Thier,
Beym Krähen eines Hahns zu fliehen.
Es zeigt, sprach er, ein Unglück an,
Das nur die Flucht vermeiden kann.
Sir, rief der Marder auf den Knieen,
Wie kann ich dein Gebot vollziehen?
Die Hühner sind mein täglich Brot;
Und statt mich durch sein Krähn zu schrecken,
Läſst mich der Hahn ihr Nest entdecken.
«Rebell,» erwiedert der Despot,
Mit einem Blick, der Flammen spritzet,
«Fleuch vor dem Hahn! Brot hin; Brot her!»
Weh dem, der eine Tugend mehr
Als sein durchlauchter Fürst besitzet!

105 Wahrheit verschweigen.

Ermunterung zum Bekenntniſs der Wahrheit, ungeachtet aller Gefahr und aller Anreizung, sie zu verschweigen:

Ich bin gar oft gerennet an,
Weil ich das Schiff gezimmert han,
Ich soll es doch ein wenig färben
Und nicht mit Eichenrinden gerben,
Sondern mit Lindensaft schmieren
Und etlich' Ding etwas glossiren;
Aber ich lieſs' sie alle erfrieren,
Daſs ich anders denn Wahrheit seit:
Wahrheit die bleibt in Ewigkeit.

106. Hinderung der Gutheit.

Narren suchen Andre sich gleich zu machen, und ihr Gutesthun zu verhindern, und fromme Leute von ihrer Frömmigkeit abwendig zu machen.

Der Prinz und sein Hofmeister.

Im kühlen Park ſaſs Prinz Porphyr
Mit seinem Mentor einst nach Tische
Und gähnte recht nach Standsgebühr;
Als aus dem duſtenden Gebüsche
Das Lied der Nachtigall erscholl.
Izt wacht er auf. Entzückungsvoll
Beschleichet er die dunkeln Hecken,
Um hinterrücks das arme Thier
Zu haschen und es einzustecken.
Es ist sultanische Manier
Mit andrer Freyheit so zu spassen,
Doch diesmal muſste sich Porphyr
Den Appetit vergehen lassen.
Sein erster Schritt verrieth ihn schon
Und der geschreckte Vogel machte
Mit schnellen Schwingen sich davon.
Die Hoheit stampft und wandert sachte
Dem Mentor zu. Der Mentor lachte;

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Beschämt fragt ihn der Königssohn,
Der wohl des Tags auch einmal dachte:
Wie kömmts, daſs man in unserm Schloſs
Nicht eine Philomele findet;
Indeſs ein ungeheurer Troſs
Von Spatzen uns die Ohren schindet?
Mein Prinz! dieſs ist der Höfe Lauf,
Versetzt der Mann; wie Fliegenschwärme
Drängt sich das Heer der Thoren auf:
Doch das Verdienst lebt fern vom Lärme,
Verscheucht und gleichsam auf der Flucht;
Nur der entdeckt es, der es sucht.

Trasimund und sein Pudel.

Der strenge Wildgraf Trasimund
Trieb manchen Spaſs mit seinem Hund.
Ein Pudel wars, den er auf Türkisch plagte,
Indem er ihn oft Stunden lang
Mit leerem Bauch izt aufzuwarten zwang,
Izt über einen Stock, izt in das Wasser jagte;
Und wenn er endlich matt und krank
Zu seinen Füssen niedersank,
Zu murren oder gar sich zu verkriegen wagte,
So ward er aus dem Todesschlaf
Mit hundert Prügeln auferwecket.
Einst hatte der erlauchte Graf
Das fromme Thier bis auf das Blut genecket;
Da schluchzte Fräulein Adelgund,
Zu edel und zu sanft des Henkers Kind zu heiſsen:
Ach Vater, schlagt den armen Hund
Doch nicht so hart! Er wird euch wohl noch beissen.

Mich beissen? dummes Ding, versetzte Trasimund,
Ha, damit hat es gute Wege;
Was gilts, er denkt nicht mehr an die empfangnen Schläge?
Sieh nur! . . . Hier spuckt er aus. In vollem Lauf
Macht sich der Hund herbey und leckt den Speichel auf.
Ihr Völker! wollt ihr nicht, dafs euch die Fürsten zwingen,
Bald über ihren Stock, bald in die Fluth zu springen;
So spiegelt euch an diesem armen Wicht
Und lecket ihren Speichel nicht.

Der Talisman.

Der Santon Hadem saſs an der Cascade
Vor Bagdad. Plötzlich drang ein Mädchen sich
zu ihm,
Selbst Venus kam nie schöner aus dem Bade;
O'hilf mir, heilger Mann! rief sie mit Ungestüm,
Erhalte mir mein höchstes Gut, die Tugend.
Ein Bösewicht, der junge Muselim,
Stellt meiner unerfahrnen Jugend
So hitzig nach, daſs ich kaum widerstehen kann:
Was soll ich thun? — Nach kurzem Schweigen
Versetzt der Mönch: Hier ist ein Talisman;
Der wird ihm dein Gesicht so häſslich zeigen,
Daſs er, so lang der Ring an deinem Finger steckt,
Sich, wie durch ein Fantom geschreckt,
Von dir entfernen wird. Die holde Schöne
Empfängt den Schmuck aus seiner Hand

Und danket ihm mit einer frohen Thräne.
Es war der dritte Tag, als er am Tiger-Strand
An ihres Buhlen Arm in einem Busch sie fand:
Was macht der Talisman; bedrängte Nuredine?
Rief er ihr lächelnd zu. Das arme Kind
Verstummt, und mit verwirrter Miene
Zog sie die Hand zurück. Der Santon war nicht blind:
Ich hätte dich, sprach er, so hart nicht prüfen sollen;
Wo wird ein Mädchen in der Welt,
Auch selbst, wenn es dadurch der Unschuld Kranz erhält,
Dem Jüngling häſslich scheinen wollen?

Schach Meledin.

Der Sultan Meledin war seines Vaters Sohn,
Das wichtigste Verdienst der meisten Prinzen,
Und saſs so schief, als er, auf der Aliden Thron;
Der Muſti, der Vezier und Rabbi Sabulon,
Der Colbert seines Hoſs, beherrschten die Provinzen.
Indessen hieſs man ihn der Perser Salomon
Und pries sein Regiment auf Säulen und auf Münzen
Im höchsten Epopöen-Ton.

Einst kam ein alter Mandarin
An seinen Hof, der Sina's Reichsgeschichte
(So lautete sein Paſs) in einem neuen Lichte
Der Nachwelt dargestellt. Wohlan! sprach Meledin,
Ich mache dich zu meinem Biographen,

Und schenke dir ein Haus, vier Pferde, sieben Sklaven,
Und jährlich zehn Pfund Golds für Federn und Papier,
Doch ehe Sonn' und Mond noch dreymal untergehen,
Will ich mit meinem Groſs-Vezier
Den Grundriſs deiner Arbeit sehen.

Gerühret und gespornt durch des Monarchen Gunst
Entwarf der Mandarin auf einem Drachenfelle,
In einer prächtigen Tabelle
Die Skizze seines Werks, ein Meisterstück der Kunst,
Worauf der Name seines Mäcenaten
Als Hauptfigur in goldner Schrift erschien,
Und jede seiner groſsen Thaten
Mit einem Denkstrich von Carmin.

Vortrefflich! rief der Schach, und las mit stolzer Miene
Die Schlachten her, die sein Vezier gewann,
Indeſs er in dem Arm der schönen Nuredine
Bald Betel sog, bald Seide spann.
Vortrefflich, rief er bey den Monumenten
Der Menschenhuld und des Genies,

Die Sabulon zur Ehre des Regenten,
Auch wohl zur Mehrung eigner Renten
In seinem Namen werden hieſs.

Auf einmal stutzt der Fürst: was hast du hier geschrieben?
Die Gebern, die, wie deine Tafel sagt,
Mein blinder Eifer aus dem Reich verjagt,
Hat Ibrahim, der Mufti, fortgetrieben;
Auf ihn muſst du den Fehler schieben.

Ich hab' am Aechtungsbrief dein Siegel hängen sehn,
Versetzt der Mandarin: wenn die berühmten Thaten,
Die deine Diener angerathen
Und ohne dich verübt, auf deiner Rechnung stehn;
So muſst du, Herr, dich auch bequemen,
Das Böse, das durch sie geschehn,
Als eigne Schuld auf dich zu nehmen.

Die Reichsgeschichte der Thiere.

Die Thiere lebten viele Jahre
In friedlicher Demokratie;
Doch endlich kamen sie einander in die Haare,
Und ihre Republik versank in Anarchie.
Der Löwe machte sich den innern Streit zu Nutze
Und bot sich ohne Sold dem kleinern Vieh,
Als dem gedrückten Theil, zum Schutze,
Zum Retter seiner Freyheit an.
Er wollte blos des Volkes Diener heiſsen,
Und brauchte weislich seinen Zahn
Im Anfang nur die Räuber zu zerreissen.
Als dies die frohen Bürger sahn,
Ernannten sie zum wohlverdienten Lohne
Den Diener feyerlich zum Chan,
Versicherten die Würde seinem Sohne,
Und gaben ihm die Macht, die Aemter zu verleihn,

107. Ablassung von Gutheit.

Wider den Leichtsinn, nicht auf die Zukunft und auf das Heil seiner Seele bedacht zu seyn.

108. Vom Lohn der Weisheit.

Vom Glücke derer, die den Pfad der Tugend betreten, und standhaft auf demselben fortwandeln, mit der Wahl des Herkules am Scheidewege der Tugend und der Wollust erläutert.

109. Schlaraffenschiff.

Ueberall finden die Narren ihres Gleichen, wohin sie kommen:

> Wir fahren um durch alle Land,
> Von Narbon in Schlaraffenland,
> Dann wenden wir gen Montfloscon
> Und das Land gen Narragon.

Um kräftiger beschützt zu seyn.
Nun sprach der neue Fürst aus einem andern Tone:
Er gürtete sein Haupt mit einer Eichenkrone,
Enthob Tribut, und wer ihm widerstand,
Fiel als Rebell in seine Pranke.
Der Tieger und der Fuchs, der Wolf, der Elephant
Ergaben sich aus List, und jeder ward zum Danke
Zum königlichen Rath ernannt.
Jetzt halfen sie dem Chan die schwächern Thiere hetzen,
Bekamen ihren Theil an den erpreſsten Schätzen,
Und raubten endlich Trotz dem Chan.
Ha, rief das arme Volk mit tief gesenkten Ohren
Und mit geschundner Haut, was haben wir gethan! —
Allein der Freyheit Kranz war nun einmal verloren,
Der Löwe war und blieb Tyrann;
Er lieſs von jedem Thier sich stolz die Pfote lecken;
Und wer nicht kroch, der muſste sich verstecken.

Der Schröder, die Schnecke und der Molkendieb.

Ein Schröder, der mit einer Schnecke
Im Schatten einer Weiſsdornhecke
Spazieren kroch, gerieth mit ihr
In Streit, und zwar der Hörner wegen.
Kaum trägt ein junger Officier
So stolz den neuen Troddeldegen
Als Junker Schröter sein Geweih.
Der Hirsch, dem wir am meisten gleichen,
Sprach er, muſs ohne Prahlerey
Mit seinem Kopfputz meinem weichen:
Er dienet mir, du weiſst es schon,
Zur Hand und wie dem Krebs zur Scheere,
Im Krieg zum Schutz- und Trutzgewehre,
Und . . . Alles gut, mein lieber Sohn,
Und doch möcht' ich mit dir nicht tauschen;

Auf meinen Hörnern hat die Macht
Des Zevs zwey Augen angebracht,
Wodurch ich die Gefahr belauschen,
Und die ich, rückt der Feind heran,
Schnell, wie mich selbst, verbergen kann.
So sprach die Schnecke. Junker Schröter
Bestieg noch einmal den Katheder;
Allein das Lied des Schalthiers blieb
Noch immer auf der alten Weise.
Ein Amor, der auf einer Reise
Als Schmetterling sein Wesen trieb,
Und sich, um auszuruhn, ins Grüne
Herab lieſs, muſste Schiedsmann seyn.
Ich, sprach er mit gelehrter Miene,
Bin für die Hörner, die man fein
Verbergen kann; doch, dächt' ich, wären
Die Augen füglich zu entbehren.
Ey, rief die Schnecke, Freund, wie so?
Allein der kleine Schelm entfloh;
Anstatt das Räthsel aufzuklären.

Das Gnadenbrot.

Zehn Jahre hatte schon der treue Hund
Die Burg des Löwen Tag und Nacht bewahret,
Nun war er alt. Sein Scheitel sank enthaaret
Zur Erde hin, sein heis'rer Schlund
Vermochte kaum das Wer da! mehr zu rnfen.
Noch lag er immer auf des Schlosses Stufen
Und harrte still auf den zu trägen Tod.
Einst nahm der Schach ihn wahr; er bot ihm seine Rechte
Und sprach: du bist der treuste meiner Knechte,
Ich gebe dir das Gnadenbrot.
Das Gnadenbrot! rief Hylax. O, der Gnade!
Die einen Greis nicht Hungers sterben läſst,
Der nur für dich gelebt. Ha, Schade, Schade!
Für solche Huld Er schweigt, von Gram gepreſst
Flieht er den Hof und sucht sich ein Nest
Im ödsten Dickicht aus. Doch eine Oreade
Nahm ihn auf ihren Schoos. Gleich einem sanften West
Blies hier der Tod ihn an, und mit gesenkter Hippe
Küſst er den letzten Hauch ihm von der Lippe.

Die Toleranz.

Der Adler hielt auf der bereiſten Spitze
Des himmelhohen Kaukasus
Sein Parlament. Er legte seine Blitze
Voll Huld zu seines Thrones Fuſs,
Und wog den Groſsen und dem Volke
Das Recht in ebnen Schalen aus.
Da ſuhr, gleich einem Strahl aus einer Donnerwolke,
Ein Habicht in das Oberhaus.
Er hielt ein fremdes Thier in seinen Krallen;
Es war ein alter Kakadu,
Der Indostan verlieſs, um durch die Welt zu wallen.
Sir! rief dem Schach der Schnapphahn zu:
Hier ist ein arger Wicht, der dir dein Erzamt raubet,
Ein Philosoph, der den Olymp zerstört,
Der keinen Zevs und keinen Pluto glaubet,

Und nur bey seinem Brama schwört;
Ja, was noch ärger ist, er macht sich ein Gewissen,
Die Kost, die meinen König nährt,
Das Fleisch der Thiere zu genieſsen;
Drum halt' ich ihn des Todes werth.
„Da Zevs ihn leben läſst, so lass' auch ich ihn leben,"
Versetzt der gute Schach, und winkt, ihn los zu geben.
Der Inquisitor barst vor Wuth;
Allein das Hofgesind', zumal die Papageyen,
Der Virtuos aus Calecut,
Und die beredte Gänsebrut
Vergötterten in wilden Melodeyen
Des Königs Toleranz und Edelmuth.
Schweigt, rief der Potentat, so derb zur bunten Heerde,
Daſs ihr der kalte Schweiſs entrann:
Ein Fürst, der nicht verfolgt, ist noch kein Gott der Erde,
Ist weiter nichts als kein Tyrann.

Das Kameel.

Nach seines Mentors heis'rer Pfeife
Und einer Trommel hohlem Ton
Zog ein Kameel mit einem Schweife
Von Buben, einst durch Lissabon.

Die Pforten und die Fenster sprangen,
Wohin das Thier den Fuſs nur hob,
Und hundert Recensenten sangen,
O Wunder! gleich entzückt sein Lob.

Ey seht doch, rief der Hohepriester,
Wie sittsam es die Kniee beugt!
Dabey, versetzte der Minister,
Trägt es so schwer man will, und schweigt.

Wie stolz hebt es die hohe Stirne
Und seinen Schwanenhals empor!
Kräht eine hochgeborne Dirne,
Und wirſt die freche Brust hervor.

Schweig, eitles Ding, und laſs dir ſagen,
Brummt ihre karge Groſsmama,
Daſs man es oft zu ganzen Tagen
Wie ein Karthäuser faſten sah.

Ein Hauptstück habt ihr überſehen,
Sprach izt ein Bucklichter zu ihr,
Der Höcker ist, ihr müſst's geſtehen,
Das Schönste noch am ganzen Thier.

So klingt der Menschen Lob. Sie preisen
Nur das, was ihnen wohl gefällt.
Am ersten wird, wer ihre Weisen,
Selbst ihre Fehler hat, ihr Held.

Die Talismane.

Alinens Mann, der alte Jahn,
Trug immer einen Talisman
Am Hals. Warum? Das fiel Alinen —
Er konnte zwar ihr Vater seyn —
Beym Schlafengehn zu fragen ein.
Es ist, sprach er mit schlauen Mienen,
Ein Talisman der Fruchtbarkeit,
Und machte schmunzelnd sich bereit
Ihr einen derben Kuſs zu geben.
Doch nun sieht er beym Kerzenlicht
Auf ihrer Brust ein Bildchen schweben;
Er hatte gleich die Brille nicht,
Sie hätt' ihm sonst in allen Zügen
Des jungen Neffen Angesicht
Entdeckt. Was hast du, Kind, hier liegen?
Sprach Jahn. Sie schwieg voll Schüchternheit.
Ists etwan auch, mein trautes Weibchen,
Ein Talisman der Fruchtbarkeit?
Getroffen! rief das fromme Täubchen.

Die zwey Patriarchen.

„Der Erzhirt von Byzanz, Theophilus,
Starb am Altar, indem er seinem Volke
Den Segen gab. Sein holder Genius
Trug seinen Geist auf einer Ambrawolke
Ins Paradies.» «Dein Eifer, dein Gebet,
Dein reiner Wandel, deine milden Gaben
Stehn an dem Thron der Majestät
In ehrne Tafeln eingegraben.»
So sprach der Genius und nun saſs der Ascet
Auf einem bunten Rasenbette,
Wo jener ihn verlieſs. Er weilte lang
Mit süſsem Staunen auf der Zauberstätte,
Als ihm aus einem Bogengang,
Aus dem ein himmlisches Concert erschallte,
Ein königlicher Mann entgegen wallte.
Wie Silberſaden zitterte sein Haar
Um seinen Scheitel her; aus seinen ſanften Blicken

110. Verachtung des Unfalls.

In jedem Stande und jeder Lage des menschlichen Lebens gibt es Ungemach und Miſsgeschick, worein man sich finden muſs; daher ist es Thorheit, mit seinem Stande unzufrieden zu seyn.

---

111. Bösgläubige Narren.

Wider die Verächter der Kirche und des Pabstes. Von jener heiſst es, daſs

Sie doch ein' Meisterin ist allein,
Ein einzig G'spons ohn' Flecken, rein,
Ein einz'ger Rock ohn' Nath und Felt', *)
Ein Mutterhaupt der ganzen Welt;
Die nicht verschlieſset ihren Schooſs
Besonders Irr'ndem klein und groſs,
Der sich zu ihr in Demuth kehr',
Billig hat die all' Würd' und Ehr'.

---

*) Falte.

Sprach heitrer Ernst; ein purpurner Talar
Floſs wie ein lichter Dunst von seinem Rücken.
Voll Ehrfurcht neigete sich der Hierarch
Vor der Gestalt dreymal zur Erde nieder.
«Wer warst du, neuer Freund? — Ein Patriarch,
Versetzt der Gast. «So waren wir ja Brüder.»
Bey diesem Wort erwacht der ganze Priester wieder;
Er fragt den Geist mit froher Zuversicht;
Wie seine Kirche hieſs? «Mein Sohn, die wahre,
Sonst sähst du mich nicht hier.» — Wo sind denn die Thiare,
Das Kreuz, der Bischofsstab, womit noch auf der Bahre
Ein Primas prangt? — «Die Dinge kannt ich nicht» —
Ists möglich, daſs der Christen Ordenszeichen,
Das Kreuz, dir fremde war! — «Ich war kein Christ.»
Der Erzhirt segnet sich, er wollte schnell entweichen
Und konnte nicht. So sage, wer du bist,
Lallt er, indem er ihn mit seinem Stab berührte.
«Ich, sprach der Greis, der lächelnd näher kam,
Bin Henoch, den, weil er ein göttlich Leben führte,
Jehova zu sich nahm.

Trostgründe.

Du hättest es verpraſst, so spricht zum Wandersmann
Der Gaudieb, der sein Geld ihm aus der Börse leeret.
Du hättest sie miſsbraucht, so tröstet der Tyrann
Das gute Volk, dem er der Freyheit Flügel scheeret.

Der Kranich und der Fuchs.

Ein Kranich stand auf einem Hügel
Gedankenvoll auf einem Bein,
Und schien mit tiefgesenktem Flügel
In Kummer aufgelöst zu seyn
Da kam aus einem nahen Hain
Ein alter Fuchs hervor gekrochen.
O Freund! dich quält geheime Pein,
Rief er, hab' ich nicht wahr gesprochen?
Was ist der Grund von deinem Schmerz?
Bedarfst du meiner treuen Hülfe?
Nichts, sprach der Kranich, heilt mein Herz;
Hör' an: ich baute mir im Schilfe,
Das jenes Teiches-Ufer deckt,
Mein erstes Nest. — Voll banger Sorgen
Verlieſs ich hungrig diesen Morgen
Vier Eyer, die halb ausgeheckt
Der Liebe schönste Frucht versprachen,
Indeſs ein Fischer mit dem Nachen
Vorüberfährt, das Nest entdeckt

Und ach! die ganze Brut zerstöret.
Ha! rief der Fuchs, der Bösewicht!
Ward je solch eine That erhöret,
Die wohl mit Recht das Herz dir bricht,
Und selbst das kältste Blut empöret?
Doch, sage lieber, weiſst du nicht,
Was aus den Eyern wohl geworden?
Vielleicht . . . . Ach, ſiel der Vogel ein,
Gereizt durch bloſse Lust zu morden
Zerschmiſs er sie an jenem Stein.
Gott tröste dich! sprach der Geselle,
Auf Wiedersehn. In vollem Lauf
Eilt er nach der bemerkten Stelle,
Und fraſs die Embryonen auf.
Der Kranich sah es. Ha, Verräther!
Rief er dem saubern Tröster zu,
Wer ist ein gröſsrer Uebelthäter,
Der wilde Mörder oder du?

Der Priester Jupiters und seine Töchter.

Ein Priester Jupiters, der weiland Ehegatte
Und izt noch Vater war, der kein Canonicat,
Allein zwey hübsche Töchter hatte,
Ging als ein weiser Mann einst mit sich selbst zu Rathe:
Zwey Mädchen lassen sich nicht wie ein Gott bewachen;
Reich bin ich nicht; wohlan, den ersten braven Mann,
So sprach er, wenn er nur ein gutes Handwerk kann,
Will ich zu meinem Eidam machen.
Gesagt, gethan. Die älteste, Thais, nahm
Ein Gärtner sich zum Weib. Nach kurzer Zeit bekam
Ein Töpfer Lalagen die zweyte.
Was machen, sprach in seinem Sinn
Der gute Vater einst, wohl meine jungen Leute?
Ich muſs doch sehn. Er ging zur Gärtnerin.
Nun guten Tag, mein Kind, wie gehts im neuen Stande?

Nach Wunsch, versetzte sie mit heiterm Muth!
Wir sind gesund, mein Mann ist brav und gut;
Ich such' es auch zu seyn; der Eintracht süſse Bande
Umschlingen uns. So wird uns Zeitvertreib
Was andern Arbeit heiſst; und kurz im ganzen Lande
Lebt kein vergnügters Eheweib.
Auf unserm Garten ruht der Götter milder Segen;
Es fehlt uns nichts, als blos ein warmer Regen
Für unsern Blumenkohl. — Ist dieses alles? Ja.
Gut, gut, erwiederte der Papa,
Das Fest des Jupiters erscheint in wenig Tagen;
Ich will ihm ein paar Worte sagen.
Gehab dich wohl, mein Kind. Gehabt euch wohl,
Mein Vater, denkt an meinen Blumenkohl.
Nun geht der Greis mit leichtem Schritte
Zu Lalagen in ihre Töpfershütte.
Er fragt auch sie mit ahnungsvoller Lust
Wie es mit ihrem Mann, mit ihrer Wirthschaft stehe?
Ach, Vater! ruft sie aus und sinkt an seine Brust,
Nichts gleicht dem Glücke meiner Ehe.
Noch immer feyern wir den ersten Hochzeittag.
Die Kunden zeigen sich zu ganzen Schaaren
Und was mein Gatte nur an Arbeit liefern mag
Geht immer reissend ab. Zum Trocknen unsrer Waaren
Fehlt es uns freylich oft an heiſsem Sonnenschein.

Dem Diener eines Gotts, vor dem die Wolken ſliehen,
Euch, Vater, wirds ein leichtes seyn
Durch euer Fürwort uns aus dieser Noth zu ziehen.
O, thut es doch! Sehr gern mein Kind, allein
Du ſorderſt heissen Sonnenschein
Und deine Schwester brauchet Regen,
Was ist nun hier zu thun? ich weiſs es wahrlich nicht.
Mich dünkt, wenn wir die Sache recht erwägen,
So schweig ich lieber gar. Zevs weiſs was uns gebricht
Und hat uns lieber noch als wir uns selber haben:
Am klügsten ist, der Mensch, der nie sein Wohl versteht,
Erwartet ruhig seine Gaben.
Gehorsam ist das kräftigste Gebet.

Die Aehnlichkeit.

Ein Bauer war das ächte Conterfey
Des Königs seines Herrn; dieselbe Habichtsnase,
Derselbe Mund und Blick; mit einem Wort, kein Ey
Sieht mehr dem andern gleich. Einst traf ihn auf der Straſse
Ein Höfling an. Erstaunt ob dieser Aehnlichkeit,
Sprach er im Schloſs davon. Sie kam dem Herrn zu Ohren,
Der selbst sich von der Seltenheit
Versichern will. Er sendet seinen Mohren
Mit schnellem Fuſs dem Bauer nach.
Herr Velten ward in einem Krug gefunden
Und glücklich eingebracht. Kaum trat er ins Gemach,
So stand der Fürst wie angebunden,
Und glaubte daſs er selbst im Spiegel sich erschien.
Er starrt den Drescher an, und endlich fragt er ihn:
Kam deine Mutter nie nach Hof? Ich wollte schwören,
Ihr Tage nicht, versetzte Valentin;
Allein mein Vater, hab' ich sagen hören,
War einst Heiduck der Königin.

Der Tiegerwolf.

Ein Schakal fiel mit wildem Zahn,
Als einst das tapfre Heer der Britten
Am Ganges einen Sieg erstritten,
Die Körper der Erschlagnen an.

Ha Frevler, rief ein zweyter Trimm
Dem Unthier zu, bist du besessen?
Ich will dich lehren Menschen fressen,
Er sprachs und zog sein Schwert nach ihm.

Wer ist, so schlug das freche Vieh
Den frommen Zorn des Rächers nieder,
Die gröſste Geiſsel deiner Brüder?
Du tödtest, ich begrabe sie.

Der Salamander.

Dem Inquisitor von Madrit
Fiel auf des Mazanares Auen
Ein Salamander in die Klauen.
Gut, sprach der mördrische Levit,
Nun kann mein eignes Auge sehen,
Ob sie nach dem gemeinen Wahn
Der Macht des Feuers widerstehen.
Er zündet dürres Reisig an;
Und mit geheimer Wollust setzet
Er den Gefangnen in die Gluth.
Allein das Thier blieb unverletzet,
Und rief mit siegreich-heiterm Muth:
Tyrann, erkenn' in meinem Bilde
Die Wahrheit, die kein Feind besiegt,
Und die, beschirmt von Gottes Schilde,
Auf Kohlen wie auf Rosen liegt;
Du wagst umsonst sie zu verdammen,
Sie trotzt dem Bannfluch und den Flammen.

112. Hinterrede des Guten.

Abfertigung derer, die den Verf. auf allerley Weise tadeln, und ihm über die Bestrafung der Narren in diesem Gedichte Vorwürfe machen, wodurch sie sich selbst als solche verrathen, die in die Klasse der darin gezüchtigten Narren gehören:

Wem nicht gefällt dies Narrenbuch,
Der lass' das was ein andrer such'
Der leich' gern zu der Weisheit Lauf;
Ich bitte keinen daſs er's kauf
Er woll denn witzig werden drab
Und ziehen selbst die Kappe ab.

113. Entschuldigung des Dichters.

Ueber die gute und uneigennützige Absicht, in welcher dies Gedicht geschrieben wurde, wodurch kein Aergerniſs sollte gegeben werden:

Aber ich weiſs, daſs mir geschieht
Gleichwie der Blume, die wohl reucht,
Daraus das Bienlein Honig zeucht;

Ha Beest, du muſst der Satan seyn,
Sprach der Prälat und ſuhr zusammen;
Es ſiel ihm wie ein kalter Stein
Auſs Tiegerherz. Um sich zu trösten
Nahm er in einer Flasche Wein
Das neuste Blatt des Index ein,
Und lieſs zween Philosophen rösten.

Die Fey.

Einst kam der Slaven Herzogin
Mit ihrem ersten Junker nieder.
Dem Vater zuckten alle Glieder
Vor Freuden. Eine Zauberin,
Die hundert Meilen in die Runde
Berühmt war, muſste Pathin seyn.
Was bind ich, sprach mit holdem Munde
Die gute Fey, dem Herrscher ein?
Weiht ihn, bat der Papa, zum Siege
Durch Löwenkraft schon in der Wiege.
Nein, rief die wackre Trude, nein!
Zu deiner und zu meiner Ehre
Und für die Ruhe dieser Flur;
Ein Kind mit Riesenstärke wäre
Das ärgste Raubthier der Natur.
Der Vater schwieg; doch kam die Lehre
Ihm seltsam vor. Mamachen fuhr

Zu betteln fort. Zuletzt gewährte
Die Fey ihr Flehen und verschwand.
Urplötzlich schlug des Bübchens Hand
Der Mutter Brust, die selbst ihn nährte,
So derb, daſs sie nicht sah, nicht hörte
Und bald daraus ein Krebs entstand.
Noch mehr, bereits im zehnten Jahre
Kam es die Lust zu herrschen an;
Es warf den Vater auf die Bahre
Und ward ein wüthender Tyrann.

G. K. Pfeffels

auserlesene

Gedichte.

Zweyte Sammlung.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann

Vier und fünfzigstes Bändchen.

Pfeffel's Gedichte. Zweyter Theil.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Inhalt der II. Sammlung.

Seite

Alphons der Weise. 1
Der Leopard und das Eichhorn. 3
Der Reiher, der Habicht und der Schöps. 5
Die Raupe. 8
Die Stufenleiter. 9
Der Gärtner und der Birnbaum. 11
Der Buſsprediger. 14
Der Fuchs und das Hühnchen. 17
Die Erziehung des Löwen. 20
Der Leopard und die Affen. 26
Der Cornet und sein Pferd. 28
Der Philosoph und die Eule 31

Seite
Der Hänfling und der Rabe. 33
Der Eppich und der Thymian. 35
Das Schaf und der Hund. 36
Chloris und der Schmetterling. 38
Der Santom, der Rabe und der Falke. . 40
Der alte Hein. 44
Plato und Alcibiades. 49
Das Schachspiel. 50
Der Hund und das Füllen. 52
Charon und der Schatten. 54
Auf Beccarias Grab. 56
Die Bauernjungen und die Rebhühner. . 57
Die Kapelle. 59
Der Bär, der Fuchs und der Esel. . . 63
Gruſs und Gegengruſs. 65
Der Mönch in Madras. 66
Die Ratzen. 69
Die Wünsche des Esels. 73
Das Eichhorn, der Hund und der Fuchs. 75

Seite

Die Masken. 78
Die Heyrath des Löwen. 79
Mein Heimchen. 81
Fama. 83
Die zwey Schatten. 84
Der Ochs, das Pferd und der Esel . . 86
Der Löwe und die Kuh. 89
Der Fels. 90
Der Volksrath. 92
Die Brautwahl. 95
Der Ibis. 97
Die Thronwerber. 99
Der Pelikan und der Weih. 100
Die Elephanten. 102
Der Spottvogel. 104
Der junge Löwe. 107
Der Druide und der Barde. 109
Der Löwe und die Hündin. 111
Der Findling. 112

Aber wenn darauf kommt ein' Spinn',
So sucht sie Giſt nach ihrem Gewinn.

Der Schluſs des Ganzen ist ſolgender:

Wer will, der les' dies Narrenbuch.
Ich weiſs wohl wo mich drückt der Schuch,
Darum ob man wollt schelten mich
Und sprechen: Arzt, heil' selber dich!
Denn du auch bist in unsrer Rott'.
Ich weiſs es und bekenn' es Gott,
Daſs ich viel Thorheit hab' gethon
Und noch im Narrenkittel gon;
Wie sehr ich an der Kappe schütt',
Will sie mich doch ganz lassen nit.
Doch hab' ich nimmer Fleiſs gescheut,
Womit, du siehst's, ich kam so weit,
Daſs ich jetzt kenn' der Narren viel;
Wiewohl ich auch bin in dem Spiel,
Hab' Muth doch fürder, so Gott will,
Mich klug zu bessern mit der Zeit,
Ob mir soviel Gott Gnaden geit.
Ein jeder seh', daſs er nicht ſehl',
Daſs ihm nicht bleib' der Narren Strel,
Die Kapp' verhaſt' ihm an dem Leib.
Gedenk' ein jeder was ich schreib',
Wo er hinländ' und wo er bleib',
Denn welcher ihm selbst ſehlt daran
Der wird den Spott zum Schaden han.

Seite
Die Lampe. 116
Der Centaur. 118
Merkur und der Bildner. 121
Mäv. 123
Der Capaun. 124
Die beyden Frösche. 126
Nänie. 127
Das Wallroſs. 130
Die Strafe und die Reue. . . . 132
Meine Muse. 133
Das Testament. 135
Der Hahn. 138
Die Schwalbe. 140
An die Schweizer. 142
Saladin und der Sclave. 146
Das Kind und der Spiegel. . . . 148
Der Gefangene. 151

Alphons der Weise.

Am Tagus herrschte sonst ein Fürst, den Fama preist
Und noch auf diesen Tag Alphons den Weisen heiſst;
Nicht weil er klug, o nein, weil er gelehrt gewesen.
Alphonsus konnte nicht nur lesen;
Er war auch Astronom. Weit besser als sein Land
War ihm das Firmament bekannt
Und er vergaſs oft Staatsrath und Finanzen,
Wenn er auf seiner Warte stand.
Einst als er sich, umringt von seinen Schranzen,
Dahin begab, sprach er entzückt im Gehn:
Ich hoffe heut durch meine neuen Tuben

Die Menschen in dem Mond zu sehn.
Ey was, erwiederten die schlauen Lotterbuben,
Dies wäre zu gemein; ein bärtiger Komet,
Den noch kein Auge sah, wird sich herunter neigen
Und ehrfurchtsvoll sich Ihro Majestät
Versuchtem Adlerblicke zeigen.
Indeſs man also schwatzte, trat
Ein Greis mit kahlem Haupt und bloſser Ferse
Dem König in den Weg, und bat
Um ein Geschenk aus seiner Börse.
Allein Alphons ward seiner nicht gewahr;
Der Alte trabt ihm nach und hält den Hut ihm dar;
Doch der Monarch sprach ohne stillzustehen
Nur immerfort: ich werde heut
Die Menschen in dem Monde sehen.
Nun fasset ihn der Greis bey seinem Purpurkleid
Und ruft mit hohem Ernst: sie wohnen nicht dort oben,
Herr, deine Brüder, deren Noth
Zu lindern Gott dich auf den Thron erhoben;
Hier sind sie, hier, und fordern Brod.

Der Leopard und das Eichhorn.

Ein Eichhorn, das auf seiner Fahrt
Von Baum auf Baum zephyrisch hüpſte,
Verlor den Kopf; sein Fuſs entschlüpſte;
Es fiel auf einen Leopard,
Der in dem Schatten einer Eiche
Der Ruhe pflegte. Der Gigant
Fuhr brüllend auf. Bereits halb Leiche
Vor Schrecken, fiel der Arrestant
Auf seine Kniee, bat um Gnade
Und machte sich gar winzig klein
Vor seiner Hoheit. Arme Made!
Rief dieser, den die Todespein
Des Zwergs zur Huld bewog, dein Leben
Ist mein; ich schenke dirs; allein
Zuvor muſst du Bescheid mir geben,

Warum du stets so fröhlich bist,
Indeſs mich, Prinzen von Geblüte,
Der Ueberdruſs und Miſsmuth friſst?
Herr! sprach das Eichhorn, deine Güte
Macht Wahrheit mir zur Pflicht; doch hier
Spricht sichs nicht gut; ich quetschte mir
Bey meinem schweren Fall die Lunge;
Laſs mich ins Freye. Nun, es sey,
Versetzt der Prinz; und gab es frey.
Das Eichhorn maſs mit einem Sprunge
Den Baum, und sprach vom höchsten Ast:
Du wolltest mein Geheimniſs wissen;
Hier ist's: ein Gut, das du nicht hast,
Das deines Gleichen stets vermissen,
Erhält mein Herz bey heiterm Muth. —
So nenne mir dies edle Gut. —
Es heiſst: ein ruhiges Gewissen.

Der Reiher, der Habicht und der Schöps.

Wie lange willst du noch, Barbar,
Die ganze Flur veröden,
Und als ein wüthender Corsar
Die schwächern Brüder tödten?
Bald ist der Wald von Vögeln leer.
Und schon entzückt ihr Lied nicht mehr
Den Schnitter und den Hirten.

So ward ein Habicht, der vom Fraſs
Vergnügt nach Hause kehrte,
Von einem Reiher, der im Gras
Den fettsten Aal verzehrte,
Mit ernsten Blicken angekräht,
Wie wenn des Priors Majestät
Den Mönchen Buse predigt.

Was du an mir als Fehler rügst,
Das thust du selbst, versetzte
Der Habicht. Wie du dich betrügst,
Als ob ich Vögel hetzte:
Rief Junker Reiher: liebes Kind,
Auch in den strengsten Fasten sind
Die Fische nicht verboten.

Der Habicht widersprach; allein
Da war nichts auszurichten;
Doch kam man endlich überein,
Daſs, um den Zank zu schlichten,
Ein Schöps, den man im Busche sah,
Durch einen Spruch *ex cathedra*
Den Fall entscheiden sollte.

Sie stritten sich im dreisten Ton
Gelehrter Renomisten
Aus allen Kräften vor dem Thron
Des neuen Casuisten,
Der gar ein groſses Thier sich schien,
Indem die zween Athleten ihn
Stets Ihro Weisheit nannten.

Ihr Herren, blökt der seltne Geist
Nach wohl erwognen Klagen,
Nie kann, wer Fisch und Vögel speist,
Den Nahmen Mörder tragen.
Der einzig wahre Mörder ist
Der frevle Wolf, der Schöpse friſst,
Und nun geht hin im Frieden.

Die Raupe.

In einem Club von Thieren ward
Die seltne Kunst des Seidenwurms erhoben.
Wie schön, rief jedes aus, wie fein, wie zart
Ist sein Gespinnst! der Königinnen Roben,
Der Götter Scherpen sind aus ihm gewebt.
Ich sehe wohl, ihr seyd nicht karg im Loben,
Sprach eine Raupe hier; was ihr so hoch erhebt,
Ist des Geschreys nicht werth. Vergebens wandte
Man dies und das ihr ein. Sie gab nicht nach;
Im Gegentheil, je mehr man widersprach,
Je hitziger ihr Zorn entbrannte.
Der Club erstaunt. Da trat aus einem Strauch
Der Fuchs hervor, und mit dem Ernst des Bären
Sprach er: ich will das Räthsel euch erklären;
Milady Raupe spinnet auch.

Die Stufenleiter.

Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. Weh mir Armen!
Rief es, ach Herr, verschone mich,
Laſs meiner Jugend dich erbarmen!
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groſs und du bist klein.

Ein Sperber fand ihn bey dem Schmaus;
So leicht wird kaum ein Floh gefangen,
Als Junker Spatz. Gib, rief er aus,
Mich frey! Was hab' ich denn begangen?
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groſs und du bist klein.

Deſs sey ein jeder Narr gemahnt,
So schlieſst Sebastianus Brant,
Der jedem zu der Weisheit rath,
Er sey was Wesens oder Stadt;
Kein guter Werkmann kam zu spat.

Ein Adler sah den Gauch und schoſs
Auf ihn herab, und riſs den Rücken
Ihm auf. Herr König laſs mich los,
Rief er, du hackst mich ja in Stücken.
Nein, sprach der Mörder, du bist mein;
Denn ich bin groſs und du bist klein.

Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen.
Warum, rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, tödtet mich dein Bogen?
Ey, sprach der Mörder, du bist mein,
Denn ich bin groſs und du bist klein.

Der Gärtner und der Birnbaum.

In Meister Veltens Garten war
Ein alter Baum, sonst reich an Birnen,
Jetzt aber siech und unfruchtbar.
Ein Thor nur kann darüber zürnen,
Ja wohl. Indeſs gab der Barbar
Mit einer Axt in seinem Grimme
Dem Birnbaum einen Hieb. Halt ein!
So rief der Dryas dumpfe Stimme,
Laſs dir mein Alter heilig seyn.
So lange hab' ich dich genähret,
Und nun .... o warte, bis die Zeit
Mein Bischen Leben gar zerstöret.
Mich rühret, sprach der Mann dein Leid;
Allein ich brauche Holz. Jetzt machte
Er sich zum zweyten Streich bereit.

Was thust du? rief zu gleicher Zeit
Ein Chor von Vögeln; sachte, sachte!
In dieses Baumes Schatten setzt
Dein Weib sich täglich und ergötzt
Ihr Ohr an unserm Lied. Hier lachte
Der wilde Gärtner; er vertrieb
Das Chor und that den zweyten Hieb.
Doch schnell erhob ein Schwarm von Bienen
Sich aus dem hohlen Stamm hervor
Und sprach zum Gärtner: Sey kein Thor;
Der Baum soll dir noch Geld verdienen.
Verschonst du ihn, so hausen wir
In seinem Schooſs und werden dir
Manch schönes Tröpfchen Honig geben.
Bewegt dich das? O! glaubet mir!
Ich möchte weinen; er soll leben,
Versetzt der Filz, der liebe Baum;
Er, dessen Früchte meinem Gaum
So manches süſse Labsal gaben;
Er, dessen Aeste meinem Weib
Bald Schatten, bald den Zeitvertreib
Des Waldgesangs gewähret haben,
Und dessen Stamm zur Residenz
Die holdsten Bienchen sich erlasen.
Wohlan, ich will ihn jeden Lenz
Mit einem frischen Blumenrasen
Für eure Tafel rund umziehn;

Verlaſst euch drauf. Er ging. Im Gehen
Schuf er ein Honigmagazin
Im Kopfe. Kurz, der Baum blieb stehen.

Wenn Eigennutz den Dank gebeut,
So rechnet auf Erkenntlichkeit.

Der Buſsprediger.

Als Reineke sich allgemach
Dem hohen Alter nahte
Und es ihm oft an Wild gebrach,
Ging er mit sich zu Rathe,
Und sprach: mein Mühlrad stehet still;
Was treib ich nun? Wohlan ich will
Dem Predigtamt mich widmen.

Er pflanzte sich auf einen Stein,
Entlehnte die Geberde
Von einem Kreuzluſtvögelein,
Und sprach von dieser Erde,
Als einem finſtern Jammerthal,
Besäet mit Dornen ohne Zahl,
Bewohnt von Basilisken.

Dann drang er mit gesenktem Blick
Auf Einfalt, Sanftmuth, Liebe.
Allein er machte wenig Glück
Mit seiner Diatribe.
Ein Murmelthier und eine Kuh,
Ein alter Pudel hörten zu;
Die andern Thiere schwatzten.

Stracks ändert unser Demosthen
Den Inhalt seiner Lehren,
Und schilt als ein Energumen
Auf Tieger, Wölfe, Bären.
Sein kühner Pinsel mahlt mit Blut
Die Raubsucht und die freche Wuth
Der mörderischen Horde.

Nun horchet alles, Esel, Gaul,
Schöps, Hirsche, Hasen, Affen,
Der plärrt, der klatscht, der krümmt das Maul,
Der küſst den biedern Pfaffen,
Und keine Woche strich vorbey,
So wurde vor dem König Leu
Mit Ruhm von ihm gesprochen.

Den muſs ich hören! rief der Chan,
Und lieſs den Redner rufen,

Er kömmt, im Geist schon Hofkaplan,
Und leckt des Thrones Stufen.
Flugs wurde von des Königs Zelt
Ein hohler Kürbis aufgestellt,
Der ihm zur Kanzel diente.

Er donnerte wie Chrysostom
Dem Sultan ins Gewissen;
Nie sah man seiner Suada Strom
So mächtig sich ergieſsen.
Der Schranzen Trug ward aufgedeckt,
Und der getäuschte Fürst erweckt,
Der Unschuld Recht zu schaffen.

Der Hof erhob ein Kriegsgeschrey
Und sprach von den Galeeren.
Nein, rief der Schach, er rede frey,
Ich muſs die Wahrheit ehren,
Freund, mir gefällt dein kühner Ton;
Bleib hier; was forderst du zum Lohn?
Sir, täglich ein Paar Gänse.

Der Fuchs und das Hühnchen.

Ein Hühnchen, das sich in der Ernte,
Indem es Weitzenkörner las,
Zu weit vom Mutterdach entfernte
Und kichernd seine Beute fraſs,
Sah schnell aus eines Baumes Höhle
Sich einen alten Kreuzfuchs nahn.
Das arme Ding befahl dem Pan
Mit Krächzen seine bange Seele.
Getrost! rief ihm der Schächer zu,
Mein Fräulein, warum zagest du?
Doch ich begreiſe deinen Schrecken;
Ach! meiner Brüder schlaue Wuth
Pflegt oft genug mit eurem Blut,
Gott seys geklagt! sich zu beflecken.
Umsonst such ich die Höllenbrut

Durch frommen Zuspruch zu bekehren;
Sie spotten meiner treuen Lehren.
Es sey darum; ein Biedermann
Läſst sich im Wohlthun doch nicht stören;
Er trachtet stets, so gut er kann,
Der Bosheit insgeheim zu wehren.
Das thu auch ich. Zwo Stunden schon
Frag ich nach eurer frommen Zelle,
Um euch zu sagen, daſs mein Sohn,
Der Gaudieb, und sein Mordgeselle,
Der Marder, heut gesonnen sey'n,
Euch einen Nachtbesuch zu machen.
O lieſsen sie mich zu sich ein,
Ich würde gegen diese Drachen
Selbst deiner Aeltern Haus bewachen.
Das Hühnchen führt den Kanibal
Im Schafspelz hüpfend nach dem Hofe.
Doch kaum erreichten sie den Stall,
So gab es eine Katastrophe
Trotz der Pariser Bluthochzeit,
Der Schutzherr warf der Heiligkeit
Erborgte Larve weg. Er stürmte
Die Burg; wie Hektor, der Titan,
Im Lager der Atriden, thürmte
Er Hekatomben auf. Sein Zahn
Zerriſs zuerst den Monokraten
Der Colonie, den stolzen Hahn,

Mit Weibern, Kindern und Kastraten;
Dann sieben kupfrigte Prälaten
Aus Kalekut. Das Hühnchen saſs
Halb todt im Stroh; eh er es fraſs,
Nimm, sprach er, nach dem Höllenreiche,
Mein Schatz, die groſse Lehre mit;
Daſs auf der Erde kein Bandit
An Schalkheit einem Frömmler gleiche.

Die Erziehung des Löwen.

Des Löwen Eheschatz gebar
Ihm endlich einen jungen Prinzen.
Was das nicht für ein Jubel war
Am Hof und in des Reichs Provinzen!
An Freunden, wie man weiſs, gebricht
Es glücklichen Monarchen nicht;
Doch dieser war dabey auch weise.
Kaum öffnete sein kleiner Sohn
Die Augen, so erwog er schon
In seines Raths vereintem Kreise
Die Mittel, seinen Benjamin
Zum Wohl des Volks, dem Thron zur Ehre,
Durch einen Mentor zu erziehn,
Der dieses Titels würdig wäre.
Ich weiſs, so sprach der Potentat

Voll Huld zum horchenden Senat,
Die Wahl ist wichtig, nichts ist schwerer
Zu finden als ein Fürstenlehrer,
Der Tugend mit Talent vereint.
Drum bitt' ich euch mir treu zu rathen;
Wer kennet einen Kandidaten,
Der ihm des Vorzugs fähig scheint?
Er schwieg. Herr König, sprach der Tieger,
Der Krieg allein macht Fürsten groſs,
Wer schreckt, der herrscht. Drum wirf dein Loos
Auf den nach dir berühmt'sten Krieger.
So bald dein Sohn zu siegen weiſs,
So hat er ausgelernt. Getroffen!
Der Tapferkeit gebührt der Preis.
Versetzt der Bär, nur will ich hoffen,
Du suchest, Sir, den kühnen Muth
Mit stiller Klugheit, kaltem Blut,
Und edler Gravität verbunden.
In dem Fall ist dein Mann gefunden.
Mich dünket, sprach mit scheelem Blick
Der arge Fuchs, die Politik
Sey des Monarchen erste Tugend;
Die präge man dem Prinzen ein.
Man lehr' ihn schon in früher Jugend
Ein feiner schlauer Hofmann seyn. —
So wollte jeder sich die Stelle,

Doch nur *incognito*, verleihn.
An Höfen sind dergleichen Fälle,
Wie man versichert sehr gemein.
Dieſs wurmte nun dem Hund: ich denke,
Ein guter Fürst kriegt nur aus Noth,
Sprach er, und hasset wie den Tod
Die Streitsucht und die schnöden Ränke.
Ein schöneres Arkan, die Lust
Des treuen Volks, der Feinde Schrecken
Zu werden, Sir, liegt in der Brust
Der Herrscher; soll ich dirs entdecken?
Ruhm, Ueberfluſs und Allmacht gibt
Ein Volk dem Fürsten, der es liebt.
Dies heiſs ich Staatskunst, das Gewerbe
Des Erdengottes; soll dein Erbe
Es lernen, Herr, so seys von dir.
Der Divan stutzt und hängt die Ohren:
O Freund! gesegnet seyst du mir
Und meinem Volk. Du bist geboren,
Der Stifter unsers Glücks zu seyn;
Sey es und flöſse meinem Sohne,
Von Schmeichlern fern und fern vom Throne,
Die Staatskunst deines Herzens ein.
So sprach der Schach, und lieſs den Weisen
Mit seinem kleinen Zögling reisen.
Der Mentor bringt den Wahn ihm bey,
Daſs er ein armes Hündchen sey,

Ein Vetterchen, das er erziehe;
Und da der alte falb von Haar
Und von Geschlecht ein Pudel war,
Gelang die List ihm ohne Mühe.
Er zog mit ihm von Land zu Land,
Wies ihm das Volk gedrückt, getäuschet,
Den Schwächern in des Stärkern Hand,
Den Hasen von dem Fuchs zerfleischet,
Das fromme Schaf vom Wolf verzehrt;
Den Rehbock in des Panthers Klauen.
Sie sahn mit einem Joch beschwert,
Und kaum zur Noth mit Spreu genährt
Den Stier im Schweiſs den Acker bauen,
Indeſs, geliebet und geehrt,
Der Affe mit den Groſsen praſste.
Ists möglich, Oheim, sprach zum Greis
Der Prinz, den Zorn und Mitleid faſste,
Daſs König Löwe dieses weiſs
Und duldet? Welche Greuelthaten!
Ey! rief der Hund, nur die Magnaten
Sehn des Monarchen Angesicht,
Und die Gefreſsnen reden nicht.
So wuchs das Löw'chen auf und mehrte
Der Weisheit Schatz in seiner Brust;
Ihr Name war ihm unbewuſst;
Allein er übte was er hörte.
Mit seinem Alter wuchs sein Muth

Und seine Kraft Nach zweyen Jahren
War er gebildet, weise, gut,
Nur im Geheimniſs unerfahren,
Daſs seinen Busen Löwenblut
Belebte. Warm von Dankgefühle,
Sprach er an seiner Wallfahrt Ziele
Einst mit dem Freund in einem Thal;
Da stürzte wie ein Wetterstrahl
Ein Tieger sich mit offnem Schlunde
Auf diesen los. Der junge Leu
Erblickt ihn, sträubet seine Mähne,
Schwingt seinen Schweif, blöckt seine Zähne
Und bohrt mit stolzem Siegsgeschrey
Sie in des Mörders Eingeweide.
Kaum ist er todt, so kehrt sein Blick
Sich nach dem Mentor. Welch ein Glück,
Rief er im Taumel seiner Freude,
Daſs ich das Leben dir erhielt!
Mir gab zu diesem Wunderwerke,
Mit Staunen hab' ich es gefühlt,
Die Freundschaft eines Löwen Stärke.
Der bist du; ja, geliebter Sohn,
Du bist mein Fürst, dir winkt ein Thron,
Versetzt der Hund mit Freudenzähren;
Heut ernt ich meiner Arbeit Lohn;
Laſs uns zu deinem Vater kehren,
Er ist nicht weit. Der Telemach

Deckt weinend ihn mit seinen Küssen,
Und folgt ihm zu des Königs Füſsen,
Der unter einem Palmendach
Gericht hielt. Nimm dein Kind zurücke,
Sir, sprach der Hund mit heiterm Blicke;
Der Tag, der gegen dieses Pfand
Mich meiner hohen Pflicht entbindet,
Raubt mir den Sohn, dagegen findet
Den Vater nun mein Vaterland.

Der Leopard und die Affen.

In einem Kokoswald ergötzte
Ein Affenklub sich mit dem Pfotenspiel:
Ein altes Mütterlein mit blauer Nase setzte
Sich ehrbarlich auf ein Gestühl
Von aufgehäuftem Reiſsig nieder.
Rund um die Dame stand der Kreis der muntern Brüder
Und einer, ihn erkohr das Loos,
Verbarg den Kopf in ihrem Schoos,
Indeſs er auf den krummen Rücken
Die Pfote hielt. Ein schlauer Sapajou
Schlich auf den Zehen sich herzu
Und gab ihm einen Schlag. Mit Inquisitors Blicken
Guckt jener um sich her und räth. Hoho gefehlt!

Rief der gesammte Trupp und hüpfte, lachte, kreischte,
So gräſslich, daſs der Lärm der Nymphen Ohr zerfleischte.
Ein junger Leopard, er war, wie man erzählt,
Ein allerliebster Prinz, erschien durch das Getümmel
Herbeygelockt, im Kreis. Hilf, lieber Himmel,
Wie schauderte die Schaar! Erschrecket nicht,
Sprach der Magnat mit freundlichem Gesicht,
Ich bin nicht hier, um eure Lust zu trüben.
Im Gegentheil, ich will incognito,
Mit angestammter Huld in eurem Spiel mich üben.
Nur fortgemacht; auch ich bin gerne froh.
Durchlauchter Fürst, versetzt mit honigsüſser Suade
Die ganze Schaar, die kriechend ihn umgab;
Wie? Ihre Hoheit läſst sich bis zu uns herab?
O wahrlich, das ist zu viel Gnade.
Was Gnade? rief der Fürst, ach sprecht nicht so verkehrt:
Ich bin ein Philosoph und meine Hoheit ehrt
In allen Thieren ihres Gleichen;
Drum, Brüder, spielet ungestört;
Wo nicht, so werd' ich straks entweichen.
Das gute Völkchen traut, so wie es stets gethan,

Dem schönen Compliment und kehrt mit frohem Danke
Zu seinem Spiel zurück. Ein dicker Pavian
Both seine Pfote dar, auf die des Fürsten Pranke
So huldreich fiel, daſs flugs das Blut herunterquoll.
Für dieses Mahl errieth der Affe, wer geschlagen;
Doch fand er nicht für gut, es laut zu sagen,
Und schlich sich still davon. Betäubt und schreckensvoll
Zwang jeder Bruder sich zu thun, als ob er lachte,
Jm Ernste lachte nur der Leopard allein,
Die Spieler nehmen sich nun Urlaub; jeder machte
Mit kluger Emsigkeit sich aus dem Hain
Und sprach: den Groſsen ist im Spiele nicht zu trauen;
Des Besten Tatzen haben Klauen.

Der Cornet und sein Pferd.

Mit Stolz bestieg Max, der Cornet,
Sein Pferd Bucephalus,
Und tummelt es, wie ein Poet
Den alten Pegasus.

Straks stand es still, als ihm der Sporn
Den Wink zum Tanzen gab,
Und warf beym dritten Stich voll Zorn
Den kleinen Henker ab.

Ha, Beest! rief er, das ist zu grob.
Ich geh' dir, sprach das Thier,
Im Schritt, im Trab, selbst im Gallop,
Den Tanz verbitt ich mir.

Anhang.

Ueber dieſs Narrenschiff hielt Johann Geiler von Keysersberg (geb. 1445 zu Schafhausen, gest. 1510 als Doktor der Theologie und Prediger zu Straſsburg) an letzterm Orte deutsche Predigten, die von einem seiner Schüler, Jakob Other, 1510 lateinisch (wahrscheinlich mit Benutzung des, dem Vermuthen nach, in lateinischer Sprache concipirten Geilerschen Manuscripts) herausgegeben sind. Von dieser Ausgabe erschien 1520 zu Straſsburg eine deutsche Uebersetzung des Paters Johannes Pauli, nachher 1574 zu Basel von Nikolaus Höninger, unter dem Titel: Weltspiegel. Der Predigten sind 110, bey jeder ist die Ueberschrift der Kapitel im Narrenschiff (jedoch ohne Nennung dieses Werks und seines Verfassers) als Text zum Grunde gelegt Eine jede Klasse

So, so, rief Max, du brauchst das Maul?
Ein Bauer, spricht Papa,
Ein Tanzbär und ein Rittergaul
Sind zum Gehorchen da.

Gepeinigt durch der Peitsche Zwang
Tanzt sich der Braun halbtodt,
Bis endlich der Trommete Klang
Dem Heer ins Feld gebot.

Max fiel. Voll Wuth zerstampfet ihn
Der wiehernde Coloſs.
Was thust du? schrie der Paladin.
Ich tanze, sprach das Roſs,

Der Philosoph und die Eule.

Ein Philosoph, den man des Lands verwies,
Weil er ein jedes Ding bey seinem Namen nannte,
Zog darbend durch die Welt, denn ach! man lieſs
Ihm nichts als die Vernunft, und die Justiz verbrannte
Mit seinem Buch aus Vorsicht auch sein Haus.
Einst ruhte, matt von seinem langen Zuge,
Der Exulant in einem Wäldchen aus,
Und freute sich des Glücks, dem Neid und dem Betruge
Entschlüpft zu seyn. Doch seine Ruhe ward
Durch ein Geräusch gestört. Ein Schwarm erboster Krähen
Flog einer Eule nach; sie zausten ihr den Bart,
Sie pickten ihr die Brust. Vergebens war ihr Flehen.

Nein, hieſs es, kein Quartier! du bist ein Bösewicht,
Ein Ketzer und ein Landsverräther.
Auf, Schwestern! rupſt den Missethäter
Und dann erst schleppt ihn vor Gericht.
Umsonst erschöpſte sich der arme Kauz mit Gründen;
Er konnte kein Gehör, kein Recht, kein Mitleid finden.
Der Weise rafft sich auf; denn die Philosophie
Erfüllt ein reines Herz mit reger Sympathie;
Er rafft sich auf und eilt die Rotte zu verjagen.
Dann redet er der Pallas Vogel an:
Vergönne mir, o Freundin, dich zu fragen,
Was hast du dieser Mörderbrut gethan,
Daſs sie so grimmig dir nach deinem Leben stehen?
Nichts, sprach die Eule, nichts; nur das war mein Vergehen:
Daſs ich im Finstern sehen kann.

Der Hänfling und der Rabe.

Ein Hänfling war es und ein Rabe,
Die Junker Fritz im Walde fing
Und die der ritterliche Knabe
Vor seiner Eltern Fenster hing.
Ein jeder hatte seinen Bauer.
Der Hänfling hob nach kurzer Trauer
Die schönsten Meodieen an,
Die alles, selbst die stumpfsten Seelen.,
Vom Burgherrn, bis zum Schloſskaplan,
Entzückten. Die, so ihn nicht sahn,
Vermengten ihn mit Philomelen.
Auch blieb der Rabe, sein Gespan,
Nicht stumm; er saſs in seiner Klause
Frech, wie ein Bettelmönch, und sang,
Das ist, er krähte stundenlang
So laut, daſs jedermann im Hause,
Aus bloſser Furcht vor Ohrenzwang,
Ihm alles gab, was er begehrte,
Und seinen Wanst mit Brod und Fleisch

Und Käse bis zum Ekel nährte.
Der blöde Hänfling sang sich heisch,
Verlangte nichts und ward vergessen.
Er lebte blos vom Ungefähr,
Oft gab man ihm kein Körnchen Essen,
Oft blieb sogar sein Trinknapf leer,
Und kurz, man ließs ihn ganz verderben.
Einst lag er todt im Gitterhaus.
O schade, warum muſst' er sterben?
Rief Groſs und Klein voll Wehmuth aus,
Er war uns ein so lieber Sänger;
Und dabey bliebs. Der Müssiggänger
Kräht fort und lebt in Saus und Braus.

Der Eppich und der Thymian.

An einer Eiche Wurzel stand
Ein Stäudchen Thymian.
Ein Eppich, der den Baum umwand
Sah es voll Mitleid an.

Du armes Ding man sieht dich kaum,
Sprach er zu ihm, und ich
Erhebe mit Chronions Baum
Bis an die Wolken mich.

Ich trage, rief das Kraut ihm zu,
Mich selbst, so klein ich bin;
Doch ohne Stütze kröchest du
Ja gar am Boden hin.

Wer sich auf fremden Schultern hebt,
Ist Sklave, wer er sey.
Nur wer für sich im Dunkeln lebt,
Kann sagen: ich bin frey.

Das Schaf und der Hund.

Das fromme Schaf, der treue Hund,
Beklagten einst als alte Freunde,
Ihr Loos. Nein, auf dem Erdenrund,
Sprach Greif, hat niemand ärgre Feinde,
Erduldet niemand gröſsre Noth,
Als wir. Wie sauer ist mein Brod!
Ich wache vor des Menschen Hütte;
Als Knecht begleit' ich seine Schritte,
Und schütz' ihn, wenn Gefahr ihm droht.
Was ist mein Dienstlohn? Prügel, Tritte,
Und wenn ich altre, gar der Tod.
Freund! rief das Schaf, nütz' ich ihm minder?
Düng' ich nicht besser als die Rinder
Sein Feld? tränkt ihn nicht meine Milch?
Und trüg' er ohne mich nicht Zwilch?
Zum Danke friſst er meine Kinder,

Und wenn er eines übrig läſst,
So friſst sein Bruder Wolf den Rest.
Dieſs ist mein Schicksal. Von uns beyden
Ist freylich keines zu beneiden,
Doch läſst sichs auch auf Dornen ruhn,
Versetzte Greif, und Unrecht leiden,
Ist besser doch, als Unrecht thun.

Chloris und der Schmetterling.

Als ich, umglänzt von Eos Strahle,
Süſsträumend auf die Waide gieng,
Sah ich im stillen Veilchenthale
Jüngst einen bunten Schmetterling.

Bezaubert von des Gauklers Scherzen,
Von seiner Flügel Farbenstrich,
Lief ich ihm nach, um ihn zu herzen,
Allein der Irrwisch neckte mich.

Oft lieſs er neben mir sich nieder;
Ich haschte; husch war er entflohn;
Er kam zurück, ich haschte wieder
Und immer glitt er mir davon.

Ich pflück' ein Rosenblatt und decke
Die Hand damit. Er fliegt hinein;
Ich schlieſse sie. Ha kleiner Gecke!
Ruf' ich entzückt, nun bist du mein.

Laſs näher mich sie seh'n die Flügel,
Worauf sich Gold und Purpur mischt.
Ich faſst' ihn, ach! ihr Farbenspiegel
Von Gold und Purpur war verwischt.

Ich seufzte, wie? hat blos zum Fliegen
Dich die Natur so schön geziert?
Du gleichest, sprach ich, dem Vergnügen:
Es ist nicht mehr, wenn mans berührt.

der Narrheit, oder ein **Narrengeschwarm**, zerfällt in diesen Predigten wieder in Unterarten oder **Schellen**; z. B. beym Geschwarm der Gelehrten oder Büchernarren, die er auch **gehaupte Narren** und **Barettnarren** nennt („weil die Doktoren in ihren hohen sammtenen Baretten einhertreten, und doch nicht drey Worte Latein verstehn") führt er 7 Schellen an: 1) Wenn einer köstliche Bücher zusammenstellt, um seinen Ruhm darin zu suchen, wie in anderm Hausgeräthe; 2) wenn er glaubt, er könne nur aus der Menge der Bücher klug werden; 3) wenn er aus allem etwas lernt und vom Ganzen nichts; 4) seiner Wollust an den Gemälden in Büchern, goldnen und silbernen Buchstaben zu pflegen; 5) an dem prächtigen sammtenen oder seidnen Einband; 6) wenn man Bücher schreibt oder drucken läſst ohne Verstand; 7) wenn man die Bücher und die darin enthaltene Weisheit verachtet.

Folgende Aushebungen mögen zur Probe hinlänglich seyn:

Prasser und Füller.

Sie werden an diesen Schellen erkannt: die 1. Schelle ist: Stumpfheit des Geistes. Fressen und Saufen macht böse Dämpfe in das Haupt

Der Santom, der Rabe und der Falke.

Der junge Perser, Nuredin,
Beschloſs der Welt sich zu begeben,
Als Mönch auf Güter zu verziehn,
Die ihm der Himmel nicht verliehn,
Und blos von fremdem Gut zu leben.
Er nahm den Bettelsack zur Hand,
Erhob Tribut von Haus zu Hause,
Und blieb die Nacht in einer Klause,
Die leer an einem Walde stand.
Des Morgens griff er schon zum Stabe,
Als er ein Angstgeschrey vernahm;
Es war ein kleiner, nackter Rabe
Den seine Mutter ohne Scham
Im öden Nest verlassen hatte.
Der Arme hob den welken Kopf:

Und bettelte von jedem Blatte,
Das ihn umgab, mit leerem Kropf
Und aufgesperrtem Schnabel Futter.
Mit Wehmuth sah's der Muselmann,
Und schalt noch auf die Rabenmutter,
Als aus dem Wolkenocean
Ein Falke sich hernieder machte,
Und der verlaſsnen Creatur
Ein reiches Maſs von Speise brachte.
O Heil dir, Vater der Natur!
Rief hier der Santom: Deine Milde
Beschirmt die Unschuld mit dem Schilde
Der Allmacht und erhört ihr Schrey'n.
Damit dies Waislein nicht verderbe,
Hauchst du dem Raubthier Mitleid ein;
Und ich, dein Ebenbild, dein Erbe,
Ich soll nach Brode gehn? o nein!
Das hieſse deine Vorsicht schmähen.
Dem, der die jungen Raben nährt,
Ist es doch wohl der Mühe werth,
Auch mich mit Speise zu versehen.
Er sprachs. Von nun an fey'rt sein Heerd,
Er legt ins weiche Gras sich nieder,
Staunt bald der Schöpfung Wunder an,
Singt bald dem Allah fromme Lieder,
Und blättert bald im Alkoran.
Die Sonne sank, der Tag verbleichte,

Eh das gehoffte Manna fiel,
Eh ihm ein Engel Speise reichte.
Er legt auf seinen Binsenpfühl
Sich hungrig hin und denkt: bis morgen
Wird Allah zwiefach mich versorgen;
Heut soll der Schlaf mein Labsal seyn.
Kaum flimmert Eos erster Schein,
Als ihn die frohen Vögel wecken;
Er gaffet rechts und links umher,
Und hofft sein Frühstück zu entdecken,
Allein umsonst; sein Bauch blieb leer,
Und als der Mittag auch nichts schickte,
So ward das Herz dem Siedler schwer,
Der seufzend jetzt gen Himmel blickte,
Jetzt neidisch auf das Waislein sah.
So bald man es nur rufen hörte,
So war der Pflegevater da,
Und gab ihm was sein Herz begehrte.
Als nun der Mönch im Abendstrahl
Aus Hunger einen Schwamm verzehrte,
Erschien der Falk zum dritten Mahl
Mit Proviant und sprach: ich nährte
Dich bis auf diesen Augenblick
Als schwaches Kind, nun bist du flick,
Und kannst dein Futter selbst erwerben;
Zur Arbeit schuf dich das Geschick,
Nicht als ein Tagedieb zu sterben.

Fahr wohl! du wirst mich nicht mehr sehn.
Er sprachs und hob sich schnell von hin̄en.
Erröthend bleibt der Santom stehn;
Die Wahrheit öffnet ihm die Sinnen.
Stracks lieſs er in der Siedeley
Den Stab und Bettelranzen liegen,
Ging auf die nächste Meierey,
Und lernte von dem Bauer pflügen.

Der alte Hein*).

Wenn im Gepferch die Heerde ruht;
Der Schlaf den Müden grüſst;
Wenn alle Welt sein Labsal schmeckt,
Und neben mir auſs Moos gestreckt
Mein Mann entschlafen ist:

Dann bricht mein Herz, ein Thränenguſs
Stürzt heiſs auf meine Brust,
Die hoch von stummen Seufzern schwillt,
Und vor mir schwebt das traute Bild
Von meinem armen Just.

---

*) Eine Nachahmung der alt-englischen Ballade, Auld Robin Gray.

Just liebte mich, ich war ihm hold;
Er warb um mich. Sein Gut
War eine Krone; sie für mich
Zum Pfund zu machen, wagt er sich
Als Fischer in die Fluth.

Ein Jahr verstrich, und Just blieb arm,
Mein Vater brach das Knie;
Uns fiel die Kuh. Die Mutter lag
Am bösen Fieber, Nacht und Tag
Saſs ich und pflegte sie.

Ich spann zwar immer; aber ach!
Was konnt' ich so allein?
Des Vaters Axt hing an der Wand;
Erstarret war der Mutter Hand.
Bald trat der Mangel ein.

Da kam der alte Hein und sprach:
Nimm Hannchen mich zur Eh.
Da Sprach ich zu dem alten Hein:
Du kennest Just, mein Herz ist sein,
Es ging mit ihm zur See.

Er schwieg. Allein der Aeltern Paar
Ernährte mir sein Schweiſs.
Einst weint' er: ach! ich bitte dich;
Nimm, Kind, um ihretwillen mich.
Mir wurde kalt und heiſs.

Noch blieb ich stark, sah nach der See,
Und sah des Lieben Boot
Vom Sturm gepeitscht. Das Boot verschwand;
Die Trümmer schwammen an den Rand
Und brachten mir den Tod.

Den Tod? Ach nein, du letzter Freund,
Vergebens rief ich dir.
Nicht sterben, weinen konnt' ich nur
Und rufen durch die öde Flur:
O wehe! wehe mir!

Ich klagte lang. Der Vater bat,
Die Mutter sah mich an,
Und schwieg. Ach Gott! Ich gab sie her
Die Hand; das Herz . . . das lag im Meer.
Hein ward mein guter Mann.

Als ich, vier Wochen war ich Weib,
Im Mond einst traurig stand,
Beschleicht mich Just; ich kenn' ihn nicht,
Bis er mich herzt und liebreich spricht:
Nun, Hannchen, deine Hand.

Ich sank. Er hielt mich: Sieh, er lebt,
Dein Just, zerschellte gleich
Sein Kahn. Ein fremder Handelsmann
Nahm mich an Bord und ich gewann
Ein Pfund. Nun sind wir reich.

Nicht sterben, weinen konnt' ich nur.
Wir sprachen lang. Auch er
Zerfloſs in einen Thränenguſs;
Ich gab ihm nur noch einen Kuſs;
Dann sahn wir uns nicht mehr.

O wehe mir! wie ein Gespenst
Schleich ich durchs Kleefeld hin.
Zum Spinnen ist die Hand zu schwach,
Und kann ich ja noch denken, ach!
So denk' ich nur an ihn.

Schon das ist Sünde, lieber Gott,
Warum bin ich noch hier?
Wohlan, ein gutes Weib zu seyn,
Das sey mein Thun. Der alte Hein
Meints ja so gut mit mir.

Plato und Alcibiades.

Nun ja, ſprach Alcibiades
Zum jungen Platon einst beym Zechen,
Ein groſser Mann ist Sokrates,
Allein auch er hat seine Schwächen.
Die hat er und thut wohl daran;
Wer dürſte sonst dem Geck sich nahn?
Rief Platon aus; des Weisen Fehler
Höhnt nur ein Gott, preis't nur ein Kind;
Sie sind der Menschheit Muttermähler,
Durch die wir ihm verbrüdert sind.

aufſteigen, die das Gehirn trüben, wovon die Vernunft stumpf wird.

Die 2. Schelle ist: Unziemliche Freude. Es ist um einen trunknen Menschen, als um ein Schiff ohne Ruder oder ohne Schiffer; das Schiff wird vom Winde nach allen Orten hingeworfen, daſs es vielleicht zerbricht: also wenn die Vernunft, als der Schiffsmann, mit dem Ruder in der Seele bekümmert ist, so fängt der Mensch mancherley an, nach der Peinlichkeit oder Leidlichkeit und Eigenschaft des Menschen, je nachdem ihn derselbige Wind anficht. Der will stechen und hauen wie ein Löwe; der andere will springen und gabeln wie ein Affe; der dritte (bespeyet sich,) ist wüst wie eine Sau; der vierte weint das trunkne Elend, weint seine Sünden, will jedermann reformiren, ist ein Schaf u. s. w.

Die 3. Schelle ist: Viel plappern. Vom Fraſs und Saufen wird der Mensch ungeschickt in der Zunge; darum ward der reiche Mann an der Zunge gestraft, Luc. 16. Kap. Wenn nun Schwätzen dem Fressen und Saufen nachfolgt, so ist nöthig, daſs sich ein Mensch bey Tische vorsehe.

Die 4. Schelle ist: Gaukeln, die Leute zu lachen machen. Er selber lacht; das kommt vom Mangel der Vernunft, welche die Zunge nicht

Das Schachspiel.

Auf einem Schachbrett stand der Steine bunte Schaar
Nach Stand und Würden hingepflanzet;
Der hölzerne Monarch und seine Dame war
Von Reisigen und Thürmen rund umschanzet.
Die Läufer, oder wenn wir sie
Nach gallischem Canzleystyl nennen wollen,
Die Narren spielten groſse Rollen.
Die Bauern, gar ein zahmes Vieh,
So lange sie nicht ihre Stärke kennen,
Die Bauern muſsten vorne dran,
Um sich zuerst die Köpfe zu verrennen.
Das deutungsvolle Spiel begann.
Gewalt und List regierten im Gefechte;
Hier ward der Knecht vom Herrn und dort der Knecht vom Knechte,

Oft gar der Herr durch seinen Hintermann
Von seinem Platz verdrängt. Der stolze Groſssultan
Sah unbewegt zur Rechten und zur Linken
Die Hälfte seiner Nation,
Als Opfer des Geschicks, zu Boden sinken,
Und endlich fiel auch er vom Thron.
Jetzt nimmt der Herr des Spiels, der allen Steinen
Die Rollen ausgetheilt und selbst sie aufgestellt,
Sie weg, und wirft vermengt die Grossen und die Kleinen
In einen dunkeln Sack. Dies ist das Bild der Welt.

Der Hund und das Füllen.

Ein Füllen tanzte voll Vergnügen,
Auf einem Burgplatz hin und her,
Und sah im Flug von ungefähr
Den Hofhund in der Sonne liegen,
Dem der Baron mit hoher Hand
Die Ohren und den Schwanz gestutzet.
He! rief der Schimmel, armer Fant,
Du bist mir drollig aufgeputzet;
Vermuthlich kömmst du aus dem Krieg.
Der Argus wandte sich und schwieg;
Umsonst belehret man den Thoren.
Doch was geschieht? Am dritten Tag
Schleicht, als der Hund am Thorweg lag,
Das Füllen mit beschnittnen Ohren
Und einem Stutzschwanz durch den Hof.

Mein Liebchen, rief der Philosoph,
Mich dünkt du bist nun auch geschoren.
Ach leider ja! versetzt der Gaul,
Und senkt den Blick und hängt das Maul.
Nun, nun, sprach jener, sey zufrieden,
Uns ist ein gleiches Loos beschieden.
Des Menschen steter Ehrgeiz war,
Die Werke der Natur zu flicken;
Selbst unser Herr stutzt sich das Haar,
Und seine Frau trägt gar Perücken.

Charon und der Schatten.

Mit hungrigem Gesicht und wadenlosem Fuſs
Erschien ein Schatten einst am schwarzen Höllenfluſs;
Er stützte sich mit beyden Händen
Auf einen krummen Knotenstock;
Ein abgeschabter, grauer Rock
Floſs zitternd von den dürren Lenden,
Und auf dem Magen saſs ein löschpapiernes Blatt
Mit hohem kaiserlichem Wappen,
Das die Bestimmung eines Lappen
Auf einem groſsen Loch vertrat.
Kaum naht er sich dem dunkeln Strande,
So fährt er schon den armen Charon an:
He, Fährmann, bringe mich vom Lande,
Was zauderst du mit deinem Kahn?
Herr Charon läſst nicht lange mit sich spassen;
Soll ich, rief er mit grimmigem Gesicht,

Von jedem Bettler mir befehlen lassen?
Beym Cerberus! das leid' ich nicht;
Ein Bettler, ich? versetzte das Gerippe
Und biſs vor Wuth sich in die blasse Lippe,
Ich habe Jahre lang die ganze Welt regiert;
Mein Machtwort hat die Todten auferwecket
Und Legionen hingestrecket.
Wo ist ein Krieg, den nicht mein Arm geführt?
Er setzte Kronen auf und machte Thronen wanken;
Mein Finger zeichnete dem Weltbezwinger Schranken,
Und mein geweihtes Ohr behorchte die Gedanken,
Was niemand sah, ja selbst was nie geschehn,
Das alles hat mein scharfes Aug' ersehn.
Ich hielt, sprach Charon, dich für einen Eselstreiber;
Allein ich merke nun, du warst ein Zeitungsschreiber.

Auf Beccarias Grab.

Für Menschenwohl hat er mit Kraft
Und mit Gefühl geschrieben.
Die Galgen hat er abgeschafft,
Die Schwengel sind geblieben.

Die Bauernjungen und die Rebhühner.

In einem Weitzenfeld entdeckten
Zwey Brüder eines Rebhuhns Nest,
Mit dreyzehn Jungen. Welch ein Fest
Für ein Paar Buben! Jauchzend steckten
Sie mir eins, dir eins, hastig ein.
Die Hühnchen flattern zwar und schreyn
Zur Mutter, die mit bangem Krächzen
Ob den Corsaren wogt. Allein
Sie fragen nichts nach ihrem Aechzen
Und theilen fort. Ein Hühnchen war
Noch übrig. Es ist mein, sprach Fritze,
Der ältre. Ha! warum nicht gar?
Rief Hänschen mit erboster Hitze;
Laſs uns drum würfeln. Wahrlich nein!
Schwur Fritz und nahm das Huhn am Bein,
Indeſs es Hans auf seiner Seite

Mit einem Flügel an sich riſs.
Lang blieb der Streit nicht ungewiſs;
Denn plötzlich theilte sich die Beute
Von selber. Hänschen schalt und schmiſs
Sein Stück dem Bruder ins Gesichte;
Fritz säumte nicht es nachzuthun.
Nun ging es los. Die kleinen Wichte
Ergrimmten, warfen Huhn um Huhn
Sich wie Granaten an die Köpfe,
Und jeder Wurf blies ihre Wuth
Noch an, bis sie die ganze Brust
Der armen winselnden Geschöpfe
Zermalmt im Staube zappeln sahn.
Jetzt kam ihr Vater Schulze Jahn,
Mit einem Wagen Heu zurücke,
Und staunte die Verwüstung an:
Ha! rief er mit erzürntem Blicke,
Und lieſs die Peitsche Streich auf Streich
Um der Athleten Schultern pfeifen:
Ihr Schlingel wer erlaubet euch
Den Fürsten in ihr Amt zu greifen?

Die Kapelle.

An Doris.

Auf einem Hügel des Wasgaus lag
Vor Alters eine Kapelle,
Ein schattigter Busch sie rings umschloſs,
Und aus des Hügels Busen ergoſs
Sich eine sprudelnde Quelle.

Kein Pilger zog durch dieses Gefild
Der nicht am Brünnlein sich labte,
Nicht auf der heiligen Mutter Altar,
Der dieses Kirchlein gewidmet war,
Ein frommes Opfer gabte.

regieren kann, also die äuſserlichen Gebehrden auch nicht.

Die 6. Schelle ist: Prepropere. Es sind die Frühessen am Morgen vor der Stunde des rechten Imbisses nicht nothwendig; man ist ja nicht krank, man arbeitet nicht, man geht nicht über Feld, und es geschieht um keiner ehrlichen Ursach willen.

Die 7. Schelle ist: Vielmals essen. Für einen gesunden Menschen ist es genug, zweymal des Tags zu essen; mehrmal schadet dem Leibe. Einmal essen ist göttlich, zweymal menschlich, dreymal viehisch, viermal teuflisch, fünfmal seine Mutter.

Die 10. Schelle ist: Köstliche Speisen suchen. Man achtet nicht darauf, ob sie wohl schmecken oder nicht. Cleopatra, die Königin von Egypten, aſs zu Rom bey Antonio eine Perle aus Essig, auf tausend Dukaten geschätzt; war kein gut Essen.

Die 12. Schelle ist: Mit zuviel Fleiſs die Speisen zubereiten, wenn sie gleich nicht köstlich sind. Die Söhne Eli's wandten viel Fleiſs auf die Zubereitung des Fleisches. (Hugo spricht:) Viele Menschen bereiten zu sorgfältig ihre Speisen, sie haben unzählige Weisen zu kochen erdacht: jetzt wollen sie weiche Speisen, jetzt harte, jetzt Gebackenes, jetzt Gesottenes, dann Gebratenes, jetzt Gallert, jetzt Gepfeffertes,

Schon glühte die Flur im Abendroth,
Schon blöckte das Schaf nach dem Stalle;
Da kam ein Weib, eine Seraphsgestalt,
Den Hügel festlich heraufgewallt,
Und trat in die dämmrigte Halle.

In einem Körblein von Silberdrath
Trug sie ein Blumengewinde.
Das langsam ihre rosigte Hand
Der Sängerinn um den Nacken wand
Und ihrem göttlichen Kinde.

Jetzt warf die Holde vor den Altar
Mit nassem Auge sich nieder:
O du, für deren Sohn sein Arm
Sich wappnete, stille meinen Harm,
Gib meinen Benno mir wieder!

Herr Gott! ruft, auf den Führer gelehnt,
Ein blinder von edler Geberde,
Jetzt aus des Kirchleins offenem Thor;
Die Jungfrau hebt ihr Antlitz empor
Und sinkt entgeistert zur Erde.

Der Blinde taumelt neben sie hin:
Du bist es; deine Stimme,
Mein Herz, o Guta, verräth dich mir;
O Schicksal! nur noch ein Wort von ihr,
Dann trotz ich deinem Grimme.

Er preſst sie ans Herz; Verzweiflung pocht
In ihm. Mit süſsem Schrecken
Erwacht der Engel und flüstert ihm zu:
Du bists, mein Benno, du bists, nur du
Kannst aus dem Tode mich wecken.

Ach! ihr verbarg die Dunkelheit
Sein todtes Auge. mit Schauern
Rief er: mein letzter Wunsch ist erfüllt;
Nun will ich in ewige Nacht gehüllt
Des Lebens Rest vertrauern.

Ich irrte, du bist mein Benno nicht,
Seufzt Guta. Leider getroffen!
Dein Benno war blühend, ihm lachte das Glück,
Und dieser kömmt blind aus der Ferne zurück,
Ach! und hat nichts mehr zu hoffen.

Nichts mehr! Sprach Guta und küſst ihn entzückt,
Und netzt sein Antlitz mit Zähren:
Mein Benno bedarf einer leitenden Hand,
Die reich ich ihm morgen zum ewigen Pfand
Der Treue vor Gottes Altären.

Er sinkt der Edlen zu Fuſs und lallt
Des Segens schmelzende Töne.
Hier, wo er die Traute wieder ſand,
Hier weihte der Priester das heilige Band,
Und Engel ſey'rten die Scene.

Auch jene Scene ſeyerten sie,
Da deine Hand mich wählte,
O Doris! lange schon bist du mir,
Was Guta dem Pilger; Dank sey dir,
Daſs ich kein Mährchen erzählte.

Der Bär, der Fuchs und der Esel.

Am Dnieper gingen jüngst ein Bär,
Ein Esel und ein Fuchs spatzieren:
Ein Langohr war von Alters her
Ein groſser Freund vom Disputieren,
Besonders über Politik:
Auch fing er, ohne zu verweilen,
Den Rest von Pohlen an zu theilen.
Der Bär, ein Freund der Republik,
Sprach vom gekränkten Völkerrechte.
Doch Reinekens Ministerblick
Las in dem Plan der hohen Mächte
Der Staatskunst feinstes Meisterstück.
Petz donnerte mit Syllogismen
Auf Scepter, Thron und Diadem,
Und Reinhard stützte sein System

Auf ein Gerüste von Sophismen: -
Allein bald konnten Fuchs und Bär
Ihr eignes Wort nicht mehr vernehmen.
Der Esel schrie, trotz Herrmann Bremen,
So laut ins Kreuz und in die Quer,
Daſs beyde die Geduld verloren.
Sie flohen mit geschundnen Ohren
Und schwerem Kopf aus dem Gefecht.
Der Esel sah mit stolzem Hohne
Dem Paare nach und rief im Tone
Des Jubels: gelt, ich hatte Recht!

Gruſs und Gegengruſs.

Zu einem Bauernweib, das eine Fahrt mit Futter
Auf ihren Langohr lud, sprach in vertrautem Ton
Der junge Schloſskaplan: wie gehts, Frau Eselsmutter?
Ganz wohl, versetzte Sie, mein Sohn.

Der Mönch in Madras.

An meinen Freund Perier.

Ein junger Mönch aus Portugal
Kam einst nach Madras. Gut und bieder
War dieser. Alle seine Brüder
Sind, heiſst es, nicht in diesem Fall.
Vielleicht, ich laſs es unentschieden,
Ein Ketzer kann nicht Richter seyn.
Ein groſser Gasthof bot dem Müden
Ein Obdach an; er trat hinein,
Lieſs sich vom Wirth ein Stübchen weisen,
Und wünschte zu Mittag zu speisen.
Vergessend daſs es Freytag war,
Stellt John ihm einen Schinken dar.
Ich darf heut keinen Schinken essen,
Rief unser junger Ordensmann,
Und that ihn heimlich in den Bann.

God dämn! so mögt ihr Steine fressen!
Bin ich bezaubert? fluchte John,
Heut haben mich drey Fremde schon
Mit meinem Schinken abgewiesen.
Dies sind gewifs drey Portugiesen,
Denkt Sixtus, Christen ächten Schrots,
Und treue Thäter des Gebots
Der heil'gen Kirche; eine Bitte,
Herr Wirth sind diese Herrn noch da?
Ja wohl; sie wohnen hier ganz nah
Bey eurer Stube, sprach der Britte.
Sixt öffnet still die nächste Thür
Und fragt: wohnt nicht ein Fremder hier,
Der einen Schinken ausgeschlagen?
Ja, sprach ein Rabbi, weil es mir
Mein Gott und Moses untersagen.
Sixt murrt und eilt zur zweyten Thür.
Herr Nachbar, sprach er, darf ich fragen —
Ich bin doch recht? — weswegen ihr
Heut einen Schinken ausgeschlagen?
Ey! rief ein Derwisch, weil es mir
Gott und der Koran untersagen.
Bestürzt schlich Sixt zur dritten Thür,
Und sprach zum silbergrauen Greise,
Den er erblickte: find' ich hier
Den Sohn der Kirche, der die Speise,
Die sie des Freytags uns verbeut

Zurückwies. Bruder, sprach halbleise
Der Greis mit sanfter Freundlichkeit,
Die Götter und der Vedam wehren
Uns Bramen heut und allezeit
Das Fleisch der Thiere zu verzehren.
Gut! rief der Mönch, nun bin ich klug.
Mein Tage will ichs nicht vergessen:
Es sey zum Christen nicht genug
Am Freytag keinen Schinken essen.

Freund, welcher, seinem Glauben treu
Auf ihn der Tugend Hoffnung gründet
Und doch von Vorurtheilen frey
Die Tugend schätzt, wo er sie findet,
Für dich ist die Religion
Ein Werk des Herzens. Deines wuſste
Die groſse Wahrheit lange schon,
Die Sanct Xavers beschorner Sohn
Nur erst am Ganges lernen muſste.

Die Ratzen.

Einst wollte sich die Nation
Der Ratzen einen Groſsherrn kiesen;
Miſs Fama trug im Jubelton
Die Wahltagsproclamation
Durch Thal und Haiden, Wald und Wiesen,
Und zu der anberaumten Zeit
Erschienen die Amphictionen
Aus allen Zungen, allen Zonen,
Um dieser hohen Fey'rlichkeit
Nach Stand und Würden beyzuwohnen.
Zuerst verlas man das Gesetz.
Es untersagte, den zu wählen,
Dem Augen oder Ohren fehlen.
Ein dummes, kindisches Geschwätz,
Das wir den Ratzen nicht miſsgönnen.
Was fingen wir bey diesem Wahn
Mit so viel groſsen Herren an,

jetzt Kaltes, dann Warmes, und haben Gelüst wie schwangre Weiber. Diese soll man nicht allein strafen, man soll ihrer spotten: sie machen sich zu einem Trichter, durch den der Wirth in ein Faſs schüttet was er will. Sankt Bernhard straft seine Mönche und andere wegen der Eyer, die man so martern muſs: jetzt siedet man sie weich, dann hart, jetzt gebacken, dann gebraten u. s. w.

Die 15. Schelle ist: Zu groſse Mundvoll einschieben, und nicht zerkauen. Je besser eine Speise gekauet wird, desto leichter ist sie zu verdauen.

Die 23. Schelle ist: Wann sie einen Bissen Brod abgebissen haben, und diesen wieder in die Schüssel bringen. Andre trinken, indem sie die Speise noch im Munde haben, und machen eine Suppe im Munde.

Sage mir, ich bitte dich darum, woher kommt es, daſs in dieser reichen Stadt, die doch eine so gute Lage hat, so viele arme Bürger gefunden werden? Das kommt von nichts, als von dem hiesigen Fressen und Saufen her; die Bürger haben hier ihre Stuben nach all ihrer Wollust. Wie können denn, sprichst du, die Stu-

Die weder sehn noch hören können?
Dann setzte sich der Volkssenat
In weiſsen, grauen, braunen Togen
Auf ein Gerüst, mit Siegesbogen
Umwölbt, und jeder Candidat
Ward nach der Ordnung aufgerufen.
Der, so zuerst der Bühne Stufen
Mit feyerlichem Ernst betrat,
War eine weiſse Maus aus Norden.
Ihr glattes, blendendes Gewand
Bezauberte den dritten Stand,
Auch wäre sie gewählet worden;
Allein im letzten Augenblick
Erschien die stolze Bisamratze,
Von Mosch umduftet, auf dem Platze,
Und drängte sie vom Thron zurück.
Sogleich ertheilten alle Nasen
Der Landesväter ihr den Preis.
Der Herold fing schon an zu blasen,
Als in dem balsamirten Kreis
Sich plötzlich das Ichnevmon *) zeigte;
Es pflanzte sich auf seinen Steiſs,
Und während es sich dreymal neigte,
Begann es also seinen Spruch:

---

*) Die ägyptische Ratze,

Bedenket, was ihr thut, Quiriten!
Beschützen Rock und Wohlgeruch
Euch gegen Räuber und Banditen?
Der Tapferkeit gebührt der Thron,
Und wer kann die mir streitig machen?
Wann bin ich vor dem Feind geflohn?
Wag ich mich selbst nicht in den Rachen
Des fürchterlichen Krokodills?
Zerstör' ich nicht das Ungeheuer
Schon in dem Keime seiner Eyer,
Und baute nicht am Rand des Nils
Das fromme Volk mir Dankaltäre?
Es schweigt, ein froher Lärm ertönt,
Vom allgemeinen Vivat dröhnt
Das Hochgewölb' der Sternensphäre,
Und das Ichnevmon wird gekrönt.
Schon reicht es seine hohe Tatze
Dem Parlament zum Handkuſs dar,
Als eine schlaue Tiegerkatze,
Die schwerlich eingeladen war,
Aus einem dunkeln Busche stürzte
Und, schneller als ein Blitz vergeht,
Der neugeschaffnen Majestät
Geweihten Lebensfaden kürzte.
Dann sagte sie zum Oberhaus:
Ihr solltet mich zum Sultan kiesen.
Beiſst eine Maus gleich einen Riesen,

So bleibt sie doch nur eine Maus.
Was hilft der Muth wenn Kraft ihm fehlt?
So sprach der Schalk. Ward er gewählt?
O nein! Die Deputirten flohn;
Sie sahn am ersten Pröbchen schon,
Daſs Muth und Macht statt es zu schützen,
Ein Volk mit Tyranney bedrohn,
Wenn sie sich nicht auf Güte stützen.

Die Wünsche des Esels.

Weg mit dem Lenz und seinen Gaben,
Was bringt er mir für Vortheil ein,
Als täglich in die Stadt zu traben
Und Florens Botenknecht zu seyn?
Laſs, Zevs, die Rosen und die Nelken
Und die Narcissen doch verwelken,
Und send' uns bald zu meinem Glück
Des Sommers goldne Zeit zurück!
So rief an jedem Frühlingsmorgen
Ein Esel, der mit einer Fahrt
Von Blumen abgefertigt ward,
Die Stadt mit Sträuſsern zu versorgen.
Der Sommer kam. Nun ward das Thier
Mit Schoten, Kirschen, Zuckerrüben
Und Artischocken ausgetrieben.
Oh, seufzte Grauchen, wehe mir!
Vor Hitze muſs ich bald verschmachten,
Und dennoch legt man gröſsre Frachten

In meinen Kober als vorhin.
Ach wärs doch Herbst! Der Herbst erschien,
Und Grauchen wird mit Aepfeln, Nüssen,
Kartoffeln, Quitten, so bepackt,
Daſs ihm der dürre Rückgrad knackt.
Von Gram und Aerger hingerissen,
Rief nun das Thier: beym Element!
Ich glaube Zevs hat mich zum Narren,
Doch die Geduld, sein Erbtalent,
Behielt den Sieg: ich will noch harren,
Sprach es, bald ist der Winter da;
Dann gibt es Ferien, ey ja!
Ey ja! wenn's nur schon Winter wäre!
Er kömmt; schon deckt die Hemisphäre
Sein Schwanenrock und Langohr muſs
In den erwünschten Ruhetagen,
Bey Sturm und Frost mit schwachem Fuſs,
Bald Holz, bald Mist, bald Steine tragen.
Nun übernahm ihn der Verdruſs;
Er starb, doch ohne Wunsch und Klagen.
Recht so. Was half sein Weh und Ach?
Das Leben ist ein Tausch von Plagen
Und selten kommt was bessers nach.
Doch würd' es nur ein Esel wagen,
Dies Sprichwort immer laut zu sagen.

Das Eichhorn, der Hund und der Fuchs.

Ein Eichhorn und ein Hund, die brüderlich
Auf einem Schloſs gelebt, entrissen sich dem Eisen
Der Knechtschaft, und begaben sich,
Wie dort Orest und Pylades, auf Reisen.
Einst überraschte sie die Nacht in einem Hain;
Gasthöfe gibt es nicht in der Dryaden Reiche.
Der Hund quartierte sich in einer hohlen Eiche,
Sein Freund auf einem Ast im obern Stockwerk ein.
Die Pilger schliefen schon; Selenens Silberschein
Erleuchtete den Wald. Da schlich aus seiner Höle

Ein alter Fuchs herbey; er nahm das Eichhorn wahr.
Ey, sieh doch! bist du hier? so rief ihm der Corsar
Mit glatten Worten zu, mich freut von ganzer Seele
Dich, liebes Kind, gesund zu sehn.
Vergib mir, wenn ich dich in deiner Ruhe störe;
Allein ich konnte, traun! dem Drang nicht widerstehn,
Den Blutsfreund, welchen ich vor allen lieb' und ehre,
Ans Herz zu drücken. Mein Papa,
Der Staatsrath, ach! er fiel im Herbste mit den Blättern,
War deiner seligen Mama geliebter Bruder; folglich sind wir Vettern.
Bey seinem Tod befahl dich mir der wackre Mann,
Als einen zweyten Sohn zu seinem Erben an;
Darum such' ich dich auf, und könnt' ich klettern,
Ich hätte dich bereits geküſst.
O! komm herab. Das Eichhorn roch die List
Und sprach: ich würde gleich an deinen Busen eilen;

Allein ich will mein Glück mit einem Freunde theilen,
Der unten in dem Baum gelagert ist.
Ich bitte dich, ihn aufzuwecken.
Gut, denkt der Fuchs, hier gibt es einen zweyten Schmaus.
Er klopfet an den Baum. Der Jagdhund springt heraus,
Zerreiſst den Schelm und läſst sein Fleisch sich trefflich schmecken.
List gegen List fällt oft den schlau'sten Feind:
Doch mehr als sie nützt uns ein treuer Freund.

Die Masken.

Um einen Maskenball *incognito* zu sehen,
Schlich sich, als Harlekin, ein junger Kardinal
Mit einem lockern Abt in den gedrängten Saal.
Von ungefähr trat er, wie leicht ist es geschehen!
Auf eines Tänzers Fuſs. Von wildem Grimm entbrannt,
Rief dieser: warte, Schuft! ich werde dich schon finden.
Freund, sprach der Kardinal zum Abt, laſs uns verschwinden!
Du hast es selbst gehört, der Mensch hat mich erkannt.

Die Heyrath des Löwen.

Der Löwe kies'te sich zur Braut das Pantherthier.
Es war der schöne Balg, der ihn bethörte.
Pfuy! sprach der Elephant, sein Groſsvezier,
Den diese schiefe Wahl empörte,
Zum Bräutigam, was denkst du, Sir,
Mit einem Seitenstück Megärens dich zu paaren?
Ein sauberes Gezücht erwartet unsern Thron.
Du konntest dir dein Compliment ersparen,
Versetzte der Monarch; bekomm ich einen Sohn,
So wird der Mutter Reiz mit seines Vaters Stärke
Sein Erbtheil seyn. Hiemit schritt er zum Werke,
Und seine Divination
Traf pünctlich ein. Mit einem Wort zu melden,

ben den Bürgern Schaden thun, so, daſs sie um ihr Gut kommen, das sie haben und das sie haben möchten?

Zum ersten, sie verzehren das Geld, das sie verdient haben, bleiben den ganzen Tag auf der Stube bey den lockern Gesellen sitzen, und versäumen sechs oder zwölf Pfennige, die sie daheim wohl gewinnen möchten; ihre Knechte zu Haus sind liederlich und thun nichts; des Morgens ist man unlustig zur Arbeit, wenn man gestern voll Weins gewesen. Es ist ein Sprichwort: Nach vielen Feyertagen kommt selten ein guter Werktag: man steht spät auf, man muſs den Wein ausschlafen; zu geschweigen, daſs die arme Frau mit den Kindern daheim Mangel leidet. So kommt es dann, daſs die reichen Handwerksleute arm, und die armen nimmer reich werden. Diese Lebensart schadet dem Leibe und auch dem guten Rufe: jedermann weiſs, was man von einem Trunknen hält; man spottet, man lacht seiner, man spricht: er ist ein Kind. Auch die Seele wird dadurch gefährdet: Denn wer nicht mäſsig lebt, fängt umsonst an, ein geistliches Leben zu führen. Sie sprechen, das Fasten sey das mindeste gute Werk, das will ich jetzt nicht verantworten u. s. w.

Der Leopard war seiner Ehe Frucht.
Der Vater war entzückt; er hieſs ihn nur den Helden
Im Gallakleid. Doch keines Mentors Zucht
War fähig, als er wuchs, die Groſsmuth ihm zu geben,
Die wahre Löwen schmückt. Er lechzte stets nach Blut
Und spielte mit der Thiere Leben.
Der König sahs; er war gerecht und gut,
Und konnte seinen Gram dem Hofe nicht verhehlen.
Herr, sprach der Elephant einst mit dem freyen Muth
Des Biedersinns, wenn Fürsten sich verfehlen,
So ist es nicht genug, den Fehler zu bereu'n.
Der Schach verstand den Rath, berief die Reichsgenossen
Und Kronprinz Nero ward vom Erbrecht ausgeschlossen.
Dieſs heiſst des Volkes Vater seyn.

Mein Heimchen.

Girre, liebes Heimchen,
Hinter meinem Herd
Keine welsche Kehle
Hat für meine Seele
Deiner Stimme Werth.

In verborgner Stille
Singest du dein Lied;
Wie der ernste Weise,
Der die Tummelkreise
Der Gesellschaft flieht:

In des Fürsten Schlosse
Würde stets ein Feind
Tückisch auf dich lauern;
Doch in meinen Mauern
Fandst du einen Freund.

Flieht der Schlaf mein Auge
In der langen Nacht,
Und dein Lied ertönet:
Denk ich halb versöhnet:
Auch mein Heimchen wacht.

Weile, gutes Heimchen;
Bis mich Bruder Hein
Schlafen führt; dann mache,
Trautchen, dir zum Dache
Meinen Leichenstein.

Fama und der Nachruhm.

Die alte Fama ritt auf einem Hippogryph
Mit ihrem Horn durchs Land. Ein Heer von Menschen lief
Der Klatsche nach. Ihr Zug glich einem Donnerwetter.
Der Nachruhm saſs am Weg, und lieſs sie ungegrüſst.
Sie rief ihm höhnisch zu: was machst du, träger Vetter?
Ich warte hier, sprach er, bis du vorüber bist.

Die zwey Schatten.

In einem Hain der Unterwelt
Ging Hektor, der Trojaner Held,
Mit Carl dem Großen einst freundbrüderlich spatzieren.
Sie unterhielten sich von Schlachten und Turnieren,
Als sich ein naseweiser Fant,
Ein junger Reichsbaron, zu ihnen drängte,
Und dreist in ihr Gespräch sich mengte.
Kaum wurde Hektor ihm von ungefähr genannt,
So fing der Lecker an, voll Inbrunst ihn zu küssen.
Ey! fiel der Held ihm ein, wie bin ich dir bekannt? —

Parbleu! mein Herr, sie müssen wissen,
Daſs in Germanien Sie jedem Kind
Weit minder fremd als oft sein Vater sind.
Am Hof und in der Stadt, auf jeder Caffeestube
Spielt man mit ihrem Bild; Sie sind der Rautenbube.
Was sagst du, Kerl, man spielt mit mir?
Versetzt der Held, und fährt ihm stracks nach der Perücke;
Allein zu seinem gröſsten Glücke,
Entschlüpfet ihm der Cavalier.
Freund, laſs die Narren sich in ihren Künsten üben,
Spricht Carl, indem er ihm die Wange streicht und lacht:
Sie haben auch mit mir ihr Possenspiel getrieben,
Und mich zum Heiligen gemacht.

Der Ochs, das Pferd und der Esel.

Ein Ochs, ein Esel und ein Pferd,
Geriethen einst in Streit, und zwar des Ranges wegen.
Ein Esel? saget ihr, oh, das ist lachenswerth!
Der sollte seinen Stolz bey Seite legen,
Er ziemt ihm nicht. Ey! Freunde saget mir,
Wem ziemet wohl der Stolz? Und im gemeinen Leben
Sucht gleichwohl manches Adamskind
Dreist über die sich zu erheben,
Die an Verdienst ihm überlegen sind.
In einem derben Baſs, doch fern von Prahlerkünsten,
Sprach Junker Stier zuerst von seiner Löwenkraft.

Und von dem Nutzen, den er schafft.
Der Hengst von seinem Muth, von seinen Ritterdiensten,
Von seiner Beine Schnelligkeit.
Herr Langohr pries mit viel Bescheidenheit
Sein stoisches Gemüth und seine Brauchbarkeit.
Laſst uns, versetzt das Pferd, den Fall durch Menschen schlichten,
Dort kommen wirklich drey; man muſs von unserm Streit
Und unsern Gründen sie summarisch unterrichten;
Und stimmen ihrer Zweyen im Urtheil überein,
So soll der Zwist entschieden seyn.
Die Männer nahten sich; dem Stier ward vorgeschlagen,
Als Referent die Sache vorzutragen.
Er thats, indem er sich von dem Triumvirat
Mit Anstand einen Spruch erbat.
Der erste Richter war ein Roſskamm: kurz zu sagen,
Rief er, dem Pferd gebührt der erste Rang im Staat.
Der zweyte war ein Müller: darf ich fragen,
Warum dem Esel nicht? Der ist kein Biedermann,

Sprach er, der ihm den Preis verweigern kann.
Ey! ey! was denket ihr? seyd ihr bey Sinnen?
Versetzt der dritte, der ein Bauer war;
Der Stier, das ist doch Sonnenklar,
Der Stier muſs den Proceſs gewinnen.
Hier sott das Blut dem stolzen Gaul;
Mit gelbem Schaume vor dem Maul
Fuhr er die Richter an: je, daſs euch doch
die Krätze!
Der Eigennutz schrieb die Gesetze,
Wonach ihr euer Urtheil fällt.
Ey! sprach der Roſskamm, Freund! das ist
der Lauf der Welt.

Der Löwe und die Kuh.

Der Löwe trieb die Tyranney
So grob, daſs ihn das Volk verjagte.
Das Leben lieſs es ihm, es sagte,
Daſs er genug bestrafet sey.

Einst kam er lechzend von den Höhen
Des Atlas; alle, die ihn sahn,
Entflohn. Nur eine Kuh blieb stehn,
Und bot ihm gar ihr Euter an.

Durch ihren frommen Muth bezähmet,
Legt der Tarquin sich auf den Bauch,
Und saugt so derb am vollen Schlauch,
Daſs ihm das Blut vom Barte strömet.

Die Amme brüllt und bäumet sich,
Und weinet eine bittre Zähre.
Vergib, sprach er, es dünkte mich,
Als ob ich noch ein König wäre.

Was hat den reichen Mann sonst in die Hölle getragen, denn daſs er ein Gesell war. Er trank als ein Gesell, darum sitzt er in der Höll! darum, Bruder, wirf die Narrenschelle von dir, damit du auch nicht verderbest! Ja, sprichst du, wie mache ich dieſs? Es giebt ein Messer womit du alle Schellen abhauest. Iſs und trink, der Absicht eingedenk, weshalb man essen soll: daſs du mögest leben und vollbringen deine Werke, um der Glorie des Herrn und um des Heils deiner Seele willen; nicht, daſs du Lust daran habest. Issest du mehr oder minder, als das obgemeldete Recht erheischt, so sündigst du u. s. w.

Vom Studirnarren.

Hier wird das Tagewerk eines Studenten im 15. Jahrhundert also beschrieben:

Wenn man meynt, sie sollen studiren, so lernen sie hoſiren; ziehen von einer Mitternacht

Der Fels.

Ein Hirt — Arkadiens? Nein, aus dem Canton Schwyz;
Auch war nicht Lysidas, nicht Coridon sein Name;
Er hieſs nur schlechtweg Hans, und Grete seine Dame,
Und sein getreuer Pommer Spitz.

Er sang zwar auch und blies auf seinem Rohre;
Doch seines Liedes Gegenstand
War weder Cypripor, noch Zephyr, noch Aurore,
War Ahne Tell und Vaterland.

Von seinem Vieh umhüpft, saſs er und schmauchte,
Das rauhe Kinn auf seine Faust gestützt,

An eines Felsens Fuſs, der, zackigt zugespitzt,
Sein Haupt dem Aug' entzog und in die Wolken tauchte.

Der Tag war schwül; dann ist man miſsvergnügt;
So gings dem guten Hans. Er sah mit trüben Blicken
Den Berg hinan und sprach: wie schwer, wie müſsig liegt
Der kahle Klotz auf unsrer Mutter Rücken.

Was hat nur Gott, als er ihn schuf, gedacht?
Trüg' er noch Gras, so lieſse man mit Freuden
Sein Vieh auf seinem Gipfel weiden;
Zur fetten Triſt hätt' ich den Fels gemacht.

Hans brummte noch, so ſing es an zu wittern
Und plötzlich traf ein Donnerstrahl
Des Felsens Haupt. Bey Gott! sprach er mit Zittern:
Es ist doch besser hier im Thal.

Der Volksrath.

Der Thiere mächtiger Regent
Berief die Glieder seiner Staaten
In einen groſsen Volksconvent,
Um sich mit ihnen zu berathen.
Ihm lag das Wohl des Reiches an;
Und weil nicht blos die Herren denken,
So durfte jeder Unterthan
Dem Vaterland sein Schärflein schenken.
Der Bienen Fürstin brach die Bahn
Und sprach: in kleinen Köpfen keimen
Oft groſse Dinge. Lange schon
Empört mich dieses Heer von Bäumen;
Drum mach ich, Sir, die Motion,
Die dummen Wälder umzuhauen;
Veredle sie zu bunten Auen,
Aus deren Blumen unser Fleiſs
Den Honig zu bereiten weiſs.
Nun kam der Wolf. Mit ernster Miene

Erhob er sich auf seinen Steiſs
Und, schüttelte den Kopf: die Biene
Beliebt zu scherzen; mein Project,
Herr König, ruht auf festerm Grunde,
Es zielt auf das Exil der Hunde,
Ihr Ruf ists, der den Hirten weckt,
So bald sie nur uns wittern können,
Sie, die aus niedrer Sclavenpflicht
Dem edeln Wolf sein Brod miſsgönnen.
Verbannst du dieses Diebsgezücht,
So soll es selbst kein Schäfer wehren,
Daſs wir mit Schöpsenfleisch uns nähren.
Mit gröſsrem Fug trifft dein Gericht
Die räuberische Brut der Katzen,
Rief jetzt die Sprecherin der Ratzen;
Herr König! ich begreife nicht,
Warum sie deine Langmuth duldet;
Der treue Hund hat nichts verschuldet;
Er schützet blos des Hirten Gut;
Allein der Katzen wilde Schaaren
Bekriegen schon seit tausend Jahren
Mein armes Volk mit frecher Wuth.
Wer hat in aller Welt gehöret,
Daſs je der Ratzen fromme Brut
Das kleinste Kätzchen aufgezehret?
Drum sey ihr Tod dein erstes Werk.
Das alles sind nur Kleinigkeiten,

Ich werde, Sir, dein Augenmerk
Auf einen höhern Vorwurf leiten,
Versetzt ein bunter Schmetterling,
Der um den Thron des Löwen tanzte,
Und endlich auf sein Ohr sich pflanzte.
Des Jahres ewig gleicher Ring
Ist in vier Zeiten abgetheilet:
Der Lenz ist kühl, der Sommer eilet,
Gleich einem kurzen Traum, vorbey.
Dann kommt der Herbst! sein Hauch verödet
Die Fluren, und was er nicht tödtet,
Zerstört des Winters Tiranney.
Zur Hebung dieser Volksbeschwerden
Muſs eine Deputation
Vom König und der Nation
Zum Vater Zevs gesendet werden.
Sie fleh ihn um die Wohlthat an,
Aus Phöbus träger Zirkelbahn
Drey rauhe Viertel wegzustreichen.
Dann schmückt ein steter Sommer nur
Den vollen Busen der Natur,
Und nichts wird unsrer Wohlfahrt gleichen.
Gut, rief mit einem hohen Schwur
Der biedre Schach, an diesen Proben
Genüget mir; statt meinem Reich
Zu rathen, sprecht ihr nur für euch.
Die Audienz ist aufgehoben.

Die Brautwahl.

Ein junger weiser Pavian,
Er war Dynast in seinem Lande,
Verspürte Lust zum Ehestande
Und zeigte seinen Nachbarn an,
Er wolle gnädigst sich vermählen
Und von den Dirnen in dem Gau
Zur Landesmutter und zur Frau
Die schönste, klügste, frömmste wählen.
Kaum wurde diese Botschaft laut,
So hatte schon der Liebesritter
Ein halbes Dutzend Schwiegermütter.
Schön soll sie seyn, so sprach vertraut
Zu ihrem Fräulein die Gazelle;
Du Kind, du wirst die Fürstenbraut;
Wer streitigt dir die Oberstelle?

Die frömmste kriegt den Bräutigam,
So sprach das Schaaf zu seinem Lamm;
Du bist das beste Kind auf Erden,
Und überdies erhebt die Tracht
Der Unschuld deiner Reitze Macht.
Talente, Schönheit, fromme Treue
Verlangt er, sprach zum Töchterlein
Die Hündinn; nun ich prophezeye,
Mein Trautchen, dir den Preis allein.
An Reiz muſs dir der Tieger weichen;
Wer darf an Kunsterfahrenheit
Im Jagen sich mit dir vergleichen?
Und in der treuen Wachsamkeit
Erregst du selbst des Hahnes Neid.
Nun kam der Tag der groſsen Feyer,
Man stellte dem gekrönten Freyer
Zugleich das holde Kleeblatt vor,
Und er, der mit dem Reiz der Jugend
Und mit Talenten feste Tugend
Bey seiner Braut gesucht, erkohr
Zu seinem Schätzchen sich sein Bäschen,
Ein Meerkätzlein, mit blauem Näschen.

Der Ibis.

Einst lag der König Adler krank,
Die Galle trat ihm in den Magen.
Mixturen, Brechwurz, Mannatrank,
Goſs man umsonst ihm in den Kragen;
Nichts linderte des Fiebers Macht,
Er delirirte Tag und Nacht.
Da flog der Ibis vor das Bette
Des hohen Patienten hin,
Und sprach voll Zuversicht: ich rette
Durch ein geheimes Mittel ihn,
Das jüngst mein Genius erfunden.
Er gab dem Kranken ein Klystier*)

---

*) Bekanntlich verrichtet der Ibis diese Operation an sich selber, vermittelst seines mit einer runden Oeffnung versehenen Schnabels.

Und kaum war er davon entbunden,
So war der innre Feind verschwunden;
Er glitschte durch die Hinterthür.
Des Volkes frohe Chöre schrien,
Vom Sperling bis zum Cacadu,
In tausend wilden Melodien
Dem Aesculap ihr Vivat zu.
Der Schach erhob aus eignem Triebe
Ihn gleich zum Physicus des Staats,
Und schuf, der neuen Kunst zu Liebe,
Den Titel des Geheimenraths.

Die Thronwerber.

Ein König hinterlieſs drey Prinzen:
Zum Unglück war in jenem rohen Land
Das Recht der Erstgeburt noch unbekannt;
Den Abgesandten der Provinzen
Ward ganz allein die Auswahl heimgestellt.
Der erste Bruder sprach: ich will als Held
Der Nachbarn Schrecken seyn und euch im Siegen üben.
Der zweyte Bruder sprach: beherrsch' ich euch,
So mach' ich selbst den Aermsten reich.
Der dritte Bruder sprach: ich will euch lieben,
Und dieser trug das Diadem davon.
Wo lebte dieser Prinz und diese Nation?

zur andern mit Lauten, Geigen, Harfen, Zithern und Pfeifen herum zu löffeln und vagiren, und werden also des Nachts voll und toll, darnach mögen sie des Morgens nicht studiren, stehen etwa um zehn Uhr auf, nachher legen sie sich eine Stunde an, dann gehen sie eine Stunde spaziren, bis es Essens Zeit wird, alsdann gehen sie zu Tisch, und wenn sie über den Tisch kommen, rühmt einer dem andern, wie er seinem Holderstock und Keterle diese Nacht habe gelöffelt, darnach fangen sie an, saufen einander zu, und welcher dann am besten saufen mag, der wird Magister oder Doktor. Wenn nun das Mittagsmahl verzehrt ist, ziehen sie herum schranzen, treten ihrem Elsele vor die Thür. und stehn vor ihr eine Stunde oder zwey zu knippen und zu knappen, bis es schier Nachtessenszeit wird. Oder üben sich nach dem Mittagsmahl in solchen ehrlichen Künsten, in dem Ballschlagen, Fechten, Tanzen und Springen, und wird etwa unter hundert nicht Einer gefunden, der in die Lektion ging und höret, was ihm da profitirt wird. Also bringen sie den Tag zu, bis man wieder zum Nachtessen gehet; da rühmen sie dann abermals, was sie des Tags studirt haben, nemlich wieviel er mit Ballschlagen gewonnen habe, und wieviel Casus er allein geschlagen. Item wie er auf der Fechtschule diesem und jenem

Der Pelikan und der Weih.

Ein schlimmer Weih, ein Ausbund frecher Diebe,
Traf einst den edeln Pelikan
Auf einer hohen Ceder an.
Er sah erstaunt das Vorbild frommer Liebe,
Umringt von seiner Kinder Schaar,
In seine Brust sich eine Wunde ritzen,
Und froh sein Blut in ihre Kehle spritzen.
Was thust du? rief der Weih — er war zu sehr Barbar
Um eine schöne That zu schätzen und zu ehren —
Wer wird denn seine Kinder gar
Mit seinem eignen Blute nähren?
Beym Adler Jupiters! du bist auch allzu gut,

Laſs durch mein Beyspiel dich belehren:
Ich ätze mein Gezücht mit fremdem Blut,
Und sind die Bälge flink, erwacht ihr Muth,
So fang ich an im Jagen sie zu üben.
Du, sprach der Pelikan, ziehst eine Mörderbrut:
Ich lehre meine Kinder lieben.

Die Elephanten.

Ein Kaiser von Byzanz lieſs einst aus Afrika
Zwey schöne Elephanten kommen,
Die schönsten die man noch in unserm Welttheil sah.
Von dem Gedanken eingenommen
Die Zucht vermehrt zu sehn, schloſs er in einen Hain,
Von Quadern hoch umringt und Bäumen dicht beschattet,
Die fremden Colonisten ein.
Daſs dieses Thier sich nicht begattet,
Wenn es gefangen ist, war seiner Majestät
Und selbst der Universität
Des neuen Roms, zu jener Zeit verborgen.
Ein Jahr verstrich; nach ihm das zweyte Jahr,

Und immer blieb die Riesin unfruchtbar.
Nun kam an einem schönen Morgen
Der Kaiser in den Park, er sah das zahme Paar
Auf seines Wärters Wink vor ihm die Kniee beugen.
Voll Güte sprach der Fürst: wie kömmts? ihr mehrt euch nicht.
Ey! rief der Elephant mit traurigem Gesicht,
Wir wollen keine Sklaven zeugen.

Der Spottvogel.

Das Land, das Washington gebar,
Erzeugt auf seinen reichen Küsten
Noch andre Wunder, ja sogar
Auch einen fliegenden Linguisten.
Man nennt, vermuthlich blos aus Neid,
Ihn Spötter. In der Kunst zu scheinen
Gleicht niemand ihm; er wohnt zerstreut
In dunkeln Büschen, dichten Hainen,
Und übt mit loser Fröhlichkeit
Im Stillen seine Sprachtalente.
Bald flötet er den Wiederhall
Die Nänien der Nachtigall;
Bald schmettert er im Baſs der Ente;
Jetzt quäckt er wie der Frosch im Teich:
Jetzt lachet er der Taube gleich,

Und bald darauf mahlt sein Geblöcke
Die Liebespein der Ziegenböcke.
Ja selbst des Menschen Stimme macht
Der Zaubrer nach. Den jungen Schönen
Erwiedert er in ihren Tönen
Den Schlafgesang der Schäfernacht.
Auf einer Eiche residirte
Ein solcher Schalk, als ein Levit
Mit rothem Kopf und schnellem Schritt
Darunter auf und ab spazierte.
Der gute Doctor declamirte
Den Bäumen eine Predigt vor,
Die er im Schweiſse memorirte.
Der Vogel, der kein Wort verlor,
Versuchte den Orkan von Phrasen
Aus voller Kehle nachzublasen,
Und täuschte selbst des Doctors Ohr.
Er kam zum kleinen Homileten,
Und sprach: mich freuet dein Talent,
Das jeden thierischen Accent
Und selbst des Redners hohe Suade
So treu kopirt. Nur eins ist Schade —
Und was? — Dein seltnes Intstrument
Ertönt nur stets in fremden Sprachen;
Die eigne fehlet dir. Mit Lachen
Versetzt der thierische Basquin:
Ihr könnt euch zu Genien machen,

Ich kann nicht mehr seyn, als ich bin.
Doch wenn ich einem Weisen glaube,
Der oft bey meiner dunkeln Laube
Mit seinem Freunde sich bespricht;
So schämen mächtige Doctoren
Und eine ganze Schaar Autoren
Sich meines Handwerks eben nicht.
Wie mancher redet oder schreibet,
So sagt' er, tief und hochgelehrt!
Nehmt ihm, was ihm nicht zugehört,
Und seht dann, was ihm übrig bleibet.

Der junge Löwe.

Ein junger Löwe bat den Vater der Natur
Einst um die Reichsinvestitur.
Was hast du, fragte Zevs, für Rechte?
Ey! sprach der kleine Candidat,
Ich bin, du weiſst es ja, vom herrschenden Geschlechte,
Das stets mit Ruhm regieret hat.
Mein Aeltervater war der edelste der Krieger,
Und gab sein Leben für den Staat:
Sein tapfrer Sohn bezwang der Panther und der Tieger
Rebellische Banditenbrut,
Und mein Papa belegte gar die Drachen
Mit einem jährlichen Tribut.
Das alles wird dir niemand streitig machen,

Sprach Zevs; allein was hast denn du gethan?
Verstummt und still sah der Infant ihn an.
Geh, fuhr Chronion fort, erwirb erst eine Krone
Von eigenem Verdienst, dann strebe nach dem Throne.

Der Druide und der Barde.

Ein Barde wars und ein Druide,
Die sich begegneten. Des Barden Rock
War abgenuſzt, und wie der Mäonide
Zog er mit Harfe Sack und Stock
Von Stadt zu Stadt. Der dicke Müſsiggänger,
Dem sein Ornat ein fürstlich Anseh'n gab,
Sah höhnisch auf den Minnesänger,
Der schlank war, wie ein Geist, herab,
Und sprach: die Lieder sind, wenn Bauch und Wamms nicht lügen,
Dir so ergiebig nicht, als die Orakel mir.
Der Barde lächelt: O das glaub' ich dir,
Das beste Handwerk ist betrügen.
Der Seher lächelt auch und läſst, als Groſsvezier
Der Gottheit ihren Feind zum Feuertod verdammen.

Pelzschmidt ein Kappen versetzt habe, daſs ihm der rothe Saft über den Kopf abgelaufen sey. Item wie er mit seiner Ursule getanzt, und wie sie so weiche Händlein, schwarze Aeuglein habe, und wie hurtig es sey im Herumschwenken. Mit diesen und andern Stücken mehr vollbringen sie den Tag und die Mahlzeiten, alsdann ſahen sie wieder an gassaten zu gehn, und wenn sie in der vorigen Nacht etwa einer nicht gelöffelt haben, so thun sie's diese.

Tanznarren.

Darnach findet man Klötze, die tanzen so säuisch, daſs sie die Weiber und Jungfrauen dermaſsen herumschwenken und in die Höhe werfen, daſs man ihnen hinten und vorn hinaufſiehet bis in die Weiche, also daſs man ihre hübschen weiſsen Beine siehet, und schwarzen oder weiſsen Stiefeln, die oft so voller Koth und Unrath sind, daſs einer darob speyen sollte. Auch findet man Etliche, die ihren

Bat er um Gnade? Nein; umringt vom Schergentroſs
Nimmt er die Harfe mit, und stimmt noch in den Flammen
Das Lob der Wahrheit an. Auf seinem Grabe ſchoſs
Ein Baum empor, auf dem die Vögel sangen.
Zehn Jahre drauf kam Cäsar in das Land,
Und weil der Pfaff ihm nach dem Leben stand,
So ward er an den Baum gehangen.

Der Löwe und die Hündinn.

In einem Augenblick von Königslaune biſs
Der Leu, der sich im Abendschatten kühlte,
Ein Hündchen, das mit seinem Schwanze spielte:
Das Hündchen starb. Kein Wort von der Bekümmerniſs,
Die seine gute Mutter fühlte.
Drey Tage nach der That fand sie der Leu
Mit einem Tiegerwolf im Streite;
Er sprang mit edelm Grimm herbey,
Und machte sich bereit, die zu gewisse Beute
Dem Straſsenräuber zu entziehn.
Mit kaltem Trotze maſs das Aug' der Mutter ihn.
Ich kann, so sprach sie, dir mein Leben nicht verdanken.
Sie sprachs und stürzte sich dem Schackal in die Pranken.

Der Findling.

In einem hohlen Baum schlief eine wilde Taube
Auf ihren Eyern ein. Sie nahm ein Habicht wahr,
Der, jenen Tag schon übersatt vom Raube,
Zum Glück mehr Schalk war, als Corsar.
Er dachte blos die Schläferinn zu necken,
Und holte flugs ein warmes Ey
Von seiner eignen Brut herbey,
Das er ihr unterschob. Mit frohem Schrecken
Staunt sie erwacht das Wunder an;
Doch weil ihr Herz nichts Arges denken kann,
Faſst sie den Schluſs, das Ey mit ihren auszuhecken.

Der Findling trat ans Licht, ein Spielwerk der Natur;
Ein Täubchen an Gemüth, ein Habicht an Figur.
Nur fehlt ihm noch der Rock. Die Wöchnerinn ernährte
Mit ihren Jungen ihn. Doch schärfer als ein Luchs
Sieht einer Mutter Blick. Sie fand, je mehr er wuchs,
Daſs er dem Feinde glich, der einst ihr Nest verheerte;
Voll Angst raunt sie zuletzt der jungen Brut ins Ohr:
Der Gast ist ein Bandit, kommt seiner Wuth zuvor,
Ihr Kinder lasset uns, eh sie erwacht entfliehen.
Sie flohn. Das Waisenkind war noch nicht völlig flick;
Noch einen Tag blieb es im Nest zurück,
Dann zwang die Hungersnoth es auch, davon zu ziehen.
Es irrte lang umher, bis es im Hain
Auf einen Habicht ſtieſs, der einen Staar verzehrte.
He! kleiner Fant! hast Lust mein Gast zu seyn?
Rief ihm der Oger zu; der Findling kehrte

Sein Auge weg. Nein; rief er ſchaudernd, nein!
Und flüchtete, bereits halb Leiche,
Aus Abſcheu vor dem Ungethüm,
Um auszuſterben, ins Geſträuche.
Hier nahte Vater Pan ſich ihm.
Ich kenne deine Noth, ſprach er, und will
ſie heben.
Du biſt, was du nicht ſcheinſt, und ſcheinſt
was du nicht biſt.
Was willſt du ſeyn? ich kann dir Beyder
geben:
Ein Habicht, der mit Luſt die ſchwächern
Vögel friſst?
Ein Täubchen, dem das Loos beſchieden iſt,
Selbſt vor dem Habicht zu erbeben?
Der Findling ſah ihn ſtaunend an:
Ein Raubthier, ich? Nein lieber gar nicht
leben.
Er ſchwieg. Voll Huld berührte Pan
Des Zwitterweſens Kopf und Glieder,
Und ſtatt der Habichts-Larve wand
Ein Täubchen, perlweis vom Gefieder,
Mit frommem Zittern ſich aus ſeiner Schöpfershand.
Empfange, ſprach der Gott zum Lohne
Für deine Wahl der Unſchuld Feſtgewand.
Ich ſchmückte gern dein Haupt mit einer Krone,

Doch sie gebieret Stolz, und ferne sey von mir,
Dafs ich des schönsten Schmucks, der Demuth, dich beraube.
Als Denkmahl meiner Huld schenk' ich ein Halsband dir.
Und so entstand die Ringeltaube.

Die Lampe.

Am Süderpole liegt ein Staat,
Den noch kein Magelan betrat.
Kein Wunder; denn dort ist es immer
Sechs Monde Nacht. Indeſs erfand
Ein Mann aus einem fremden Land
Einst eine Lampe, deren Schimmer
Die Nacht erhellte. Jeder Stand
Erhob den Mann: der Gärtner pflanzte,
Die Hausfrau spann, der Stutzer tanzte,
Der Weise las beym Lampenschein;
Sogar der Landesvater fühlte
Der Wohlthat Werth; er buhlte, spielte,
Und trank bequemer. Nur allein
Die Pfaffen und die Diebe fluchten
Dem neuen Licht; im Dunkeln stahl

Es sich so leicht; bey Nacht besuchten
Der Domherr und Coventual
So unbemerkt die hübschen Weiber.
Als endlich gar ein Juvenal,
Ein Feind der Heuchler und der Räuber
Die Lampe pries, kam der Altar
Und selbst der Thron, wie die Zeloten
Sich heisch posaunten, in Gefahr.
Nun ward das fremde Licht verboten,
Der frevle Künstler exilirt,
Und der Monarch, wie sichs gebührt,
Von den geweihten Sycophanten
Im Leben schon canonisirt.
Triumph ihr Herren Obscuranten!

Der Centaur.

Zur Zeit der alten Fabelwelt,
Dem Eldorado der Poeten,
Kam einst vor des Chroniden Zelt
Ein schelmischer Centaur getreten.
Zeus, dem was lustiges geträumt,
War ungewöhnlich aufgeräumt,
Und sprach mit väterlichen Mienen:
Womit, Herr Pferdmann, kann ich dienen?
Ich möchte dich, erhabner Gott!
In Demuth fragen, was du dachtest,
Als du mich Zwitterwesen machtest?
Dem Menschen und dem Pferd zum Spott
Ward ich in's Thierreich eingeschaltet,
O hättest du das halbe Pferd
Doch ganz zum Menschen umgestaltet,

So wär' ich, was mein Wunsch begehrt.
Ich sehe wohl, sprach Zeus mit Lachen,
Man kann euch nichts zu Danke machen:
Vom Erdenkönig bis zur Maus
Schulmeistert alles meine Werke,
Ich schenkte dir Verstand und Stärke;
Und dennoch . . . . . Seh' ich albern aus,
Fiel der Centaur ihm in die Rede.
Nu! Nu! sprach Zeus, du bist nicht blöde;
Wohlan, dein Wunsch sey dir erfüllt.
Dieſs war genug, das Zwitterbild
Zum vollen Menschen umzudrechseln.
Noch mehr! du darfst in Jahresfrist,
So fuhr er fort, den Körper wechseln,
Wenn Huf und Schweif dir lieber ist.
Hat keine Noth! rief er und blitzte,
Den Dank vergessend, froh davon.
Allein im vierten Monde schon,
Als Zeus am Fenster Sonnen schnitzte,
Sah' er den neuen Menschensohn
Auf Tempe's Flur als Klepper weiden:
Ey! ey! wie schleunig wandtest du
Den Mantel, rief der Gott ihm zu;
Was war die Ursach? — Meine Leiden,
Jetzt reitet Einer nur auf mir,
Und den werf' ich, zur Noth, vom Nacken,
Als Menschen durfte Fürst, Vezier

Ruhm darin setzen, wenn sie die Jungfrauen oder Weiber hoch in die Höhe können schwenken, und haben es bisweilen die Jungfrauen (so anders solche Jungfrauen zu nennen sind) fast gern, und ist ihnen mit Liebe gelebt, daſs man ihnen, ich weiſs nicht wohin sieht.

Und Frohnvogt stets zugleich mich placken.
Drey Monden litt ich Pein und Hohn,
Dann sann ich auf Rebellion;
Doch kaum zerbrach ich meine Ketten,
So schrie man über Felonie.
Und kurz! ich machte mich zum Vieh,
Um von dem Galgen mich zu retten.

Merkur und der Bildner.

Einst kam den Gott Merkur der Vorwitz an,
Incognito den Erdball zu bereisen.
Athen, die Stapelstadt der Künstler und der Weisen,
Lag, wie man denkt, zunächst in seinem Plan.
Er trat verkappt in eines Bildners Laden.
Ein Heer von Göttern, groſs und klein,
Aus Gold und Silber, Holz und Stein,
Stand, wie auf unsern Wachparaden,
Symmetrisch aufgestellt; nur war sein Bild allein,
Und das verdroſs ihn, nicht zu finden.
Wo bleibt denn Gott Merkur? sprach er, mich wunderts sehr,
Ihn gar nicht hier zu seh'n. — Der fehlt aus guten Gründen,

Versetzte der Artist; ich mache keinen mehr.
Kaum hatt' ich jüngst von Silber ihn gegossen,
So stahl man mir den saubern Herrn.
Je nun, die Diebe sind ja seine Schutzgenossen,
Und gleich und gleich gesellt sich gern.
Merkur ſand nicht für gut, dem losen Spötter
Sein Ohr noch ſort zu leih'n; er hörte schon zu viel,
Und steckte seiner Fahrt mit einem Mahl ein Ziel,
Denn das Incognito, so sprach er, ist für Götter
Und Fürsten ein gewagtes Spiel.

Mäv.

Mäv schwingt sich immer zu den Sternen,
Daſs dies dem Reimer glücken kann,
Mag jeder aus dem Thierkreis lernen:
Ist nicht dort auch ein Wassermann?

* * *

Der Capaun.

Die Vögel gingen vormahls auch
Auf Schulen, ihre Professoren
Erwählte stets, nach Landesbrauch,
Der Aar im Rathe der Ephoren.
Einst ging ein Lehrstuhl auf; da trat,
Im ersten Glied der Postulanten,
Auch ein Capaun vor den Senat,
Und mit dem Stolze der Pedanten
Sprach er: wo hat ein Candidat
Mehr Recht zur Pädagogenwürde
Als ich? mich überhebt mein Stand
Des Ehejochs, der Vaterbürde!
Er heiſst mich jedes fremde Band
Als Fessel meiner Thatkraft fliehn.
Und . . . . Wie! fiel ihm der Adler ein,

Du kannst, sagst du, nicht Vater seyn,
Und willst doch andrer Kinder ziehen?
Nein, guter Freund, das geht nicht an!
Wir würden uns zur Fabel machen.
Am besten taugst du für den Hahn,
Um seine Weiber zu bewachen.

Die beyden Frösche.

Wenn das verdammte Schilf nicht wäre,
So hätte man doch Raum, sich umzusehn.
So sprach ein junger Frosch, dem seine Sphäre
Zu eng war, zur Mama. Laſs dir die Lust vergehn,
Versetzte sie; fast täglich jagt ein Reiher,
Ein wilder Canibal, in diesem Weiher,
Und blos das Schilf entrückt uns seinem Blick.

Die Scheidewand, die zwischen unser Glück —
So nennen wir's — und uns sich aufgethürmet,
Ist oft ein Schild, wodurch uns das Geschick
Mit weiser Huld vor Unglück schirmet.

Nänie

einer geblendeten Nachtigall.

Wo bist du, mein Geliebter?
O höre, höre mich!
Ach! deine Gattin trauert,
Von steter Nacht umschauert,
Um dich, allein um dich!

Wo bist du, mein Geliebter?
Vergebens horcht mein Ohr
Nach deines Flügels Rauschen,
Ich kann dich nicht erlauschen,
Nicht unsrer Brüder Chor.

Doch wohl dir, mein Geliebter,
Daſs du so ferne bist!

Du biſt dem Netz entgangen,
Darin ich mich gefangen,
Gelockt durch ſchwarze Liſt.

Ein Menſch war's. Nur das Leben,
Mehr nimmt der Weih uns nicht.
Doch er, der Götter glaubet,
Er hat mir mehr geraubet:
Die Freyheit und das Licht.

Wo biſt du, mein Geliebter?
Ich kann dich nicht mehr ſeh'n.
Nur der des Lichts der Tage
Beraubten Gattin Klage
Klang meinem Henker ſchön.

Oft ſtrebt, das Frühroth ahnend,
Mein Augenlied empor.
Doch ach! es bleibt umhüllet,
Und aus der Höhle quillet
Ein Thränenguſs hervor.

Dann peitſcht mein irrer Fittig
Die Wände. Zürnend nagt
Mein Schnabel an den Stäben
Von Erz, die mich umgeben,
Bis mir die Kraft verſagt.

Wie lang soll meine Marter
Noch währen? Kann ich doch
An diesen schnöden Gittern
Die Stirne mir zersplittern!
Wohlan, was säum' ich noch!

Aus
Murner's Schelmenzunſt.

Das Wallroſs, der Delphin und der Pavian.

In der beschilften Bucht, wo mit dem Ocean
Der Niger sich vermählt, lud einst zum Freundschaftsbunde
Ein Delphin und ein Pavian
Das Wallroſs ein, das bald im dunkeln Grunde
Des Stromes, bald auf dem besonnten Strand
Sein Wesen trieb. Das Brüderband
Ward in der besten Form geschlossen.
Am lautsten schwur, mit aufgehobnem Bein,
Das Wallroſs, seiner Bundsgenossen
Vertheidiger in jeder Noth zu seyn.
Drey Nächte waren kaum verflossen,
So trat der Fall schon mit dem Delphin ein.
Von einem Hay verfolgt, rief er vor Angst um Hülfe

Den Schutzherrn an; allein der Schutzherr lag
Laut schnarchend auf dem Land im Schilfe,
Und der Client sah seinen letzten Tag.
Als bald hernach am stets gedeckten Tische
Des üppigen Gestads der Pavian
Sein Frühstück nahm, sah er aus dem Gebüsche,
Wie ein Gespenst, sich einen Tieger nahn.
Er fliehet und citirt aus allen Leibeskräften
Den hohen Bundesfreund mit banger Zuversicht;
Allein das Wallroſs hört ihn nicht;
Es wiegte sich, entfernt von irdischen Geschäften,
Im Abgrund, das kein Senkbley miſst.
Der arme Pavian fiel in des Tiegers Klauen,
Der ihm den Nacken brach. Auch bey den Menschen ist
Nicht auf Amphybien zu bauen.

Die Strafe und die Reue.

Die ernste Strafe schlich der Sünde nach; sie wollte
Ihr Schwert schon ziehn, da trat die Reue vor sie hin.
Die Strafe wich; eh mag die Sünde frey entfliehn,
Sprach sie, als daſs mein Schwert die Reue treffen sollte.

Meine Muse.

Eine Rhapsodie ihren Strasburger Freunden gewidmet.
1805.

Ey, gutes Mütterchen! wie feſtlich siehst du aus!
Ein friſcher Lorbeerzweig schmückt deine grauen Haare,
Und deine Leyer krönt ein Rosenstrauſs.
So steht die Braut vor Hymens Bunds-Altare.

* * *

Das bin ich auch; mit holder Emsigkeit
Hat mich ein Freunde-Chor zur Braut geweiht.
Wir zählten heute fünfzig Jahre
Seit Phöbus mich mit dir in seinem Hain vermählt.
So sagten sie — du weiſst, wir hatten nie gezählt —

Genug sie schmückten meine Leyer
Und mich zur goldnen Hochzeitsfeyer,
Und sangen mir ein Lied . . . . noch glühet mein Gesicht
Von süſser Schaam; ich wiederhol' es nicht,
Sie haben es auf dieses Blatt geschrieben;
Und wenn mein Saitenspiel in deiner Hand erschlafft,
Wenn das Verhängniſs mich von deiner Seite rafft,
Mich, die so lang dir treu geblieben,
So wird es dir den stolzen Trost verleihn,
Daſs sie den Sänger nicht allein,
Daſs sie den Freund noch wärmer lieben.

⁂

Ah, gutes Mütterchen! deckt einst der Friedenshain
Mit seinen Schatten meine Hülle,
Und es besucht (dies ist der letzte Wille
Des alten Belisars, den du erfüllen muſst)
Der Edeln einer mich im stillen Heiligthume,
So brich von meinem Grab die schönste Wiesenblume
Und stecke sie an seine Brust.

Das Testament.

Ein Kaufmann zu Bassora hatte
Zum Hausfreund einen treuen Hund;
So zärtlich liebet kaum ein Gatte
Sein treues Weib, und das mit Grund.
Er war der Wächter seiner Kisten
Und schützte drey Mahl in den Wüsten
Arabiens vor Mörder ihn.
Was Wunder, daſs er oft mit Küssen
Den Retter zu ersticken schien,
Daſs er sich oft bey Tisch den Bissen
Entzog, und ihn dem Retter bot!
Doch welches Band wird nicht zerrissen
Von dem der alles trennt, dem Tod?
Der Dogge starb.. Mit lautem Klagen,
Lies Usbeck ihn zu Grabe tragen;

Er lag in seinem Gartenhain;
Und bald erhob des Helden Treue
In goldner Schrift ein Leichenstein,
Bey dessen feyerlicher Weihe
Der Freund in seinem Speisesaal
Die ganze Nachbarschaft vereinte,
Die wechselweise mit ihm weinte
Und mit ihm trank. Ein Leichenmahl,
Ein Monument dem schnöden Ase
Des Hunds zu weihn! welch ein Skandal!
So sprach mit hochgerümpfter Nase
Der Cadi zu der Priesterschaar,
Die, weil sie nicht beym Schmause war,
Den armen Usbeck hart verklagte;
Man hole mir den Bösewicht.
Er ward gebracht. Der Richter fragte:
Sprich hast du deinen Doggen nicht,
Gleich einem Muselmann, begraben,
Und dir die Nachbarn beygesellt,
Die, zum Entsetzen aller Welt,
Am Gräuel Theil genommen haben?
Gestrenger Herr! fiel Usbeck hier
Dem Eifrer ein, ich muſs gestehen,
Das alles that ich; doch das Thier,
Das ich betraure, däuchte mir
Der Ehre werth, die ihm geschehen.
Urtheile selber: der Moment

Des Abschieds gab ihm unsre Sprache.
Vernimm, o Freund, mein Testament,
So sprach er röchelnd, ich vermache
Dem Cadi Hamet, der im Rath
Der Weisen sitzet, ein Legat
Von tausend Aspern. Voll Entzücken
Rief Themis Diener: Himmel! Wie!
Mir tausend Aspern? — Zähle sie,
Sprach Usbeck, der mit heitern Blicken
Ihm einen Beutel übergab.
Ich lieſs mich durch den Schein berücken;
Man mahlte dich so schwarz mir ab,
Rief Hamet. Kurz, ich annullire
Die Procedur. Dem frommen Thiere
Gebührt ein ehrenvolles Grab.
Komm, Freund; ich muſs das Denkmahl sehen.
Ihr Herren wollt ihr mit uns gehen?

Der Hahn, die Henne und der Storch.

Ein Hahn und eine Henne lebten
In stetem Krieg. Vergebens war
Der Freunde Beichtsermon, die das noch junge Paar
Durch Gründe der Vernunft zurecht zu weisen strebten.
Der Kopf miſskennt der Weisheit Rath,
Sobald Asmodis Hauch das Herz vergiftet hat.
Einst kam es gar vom Keifen bis zum Schlagen.
Man riſs sich beyderseits ein Dutzend Federn aus,
Und rannte nach vollbrachtem Strauſs,
Zum Friedensrichter, um zu klagen.
Ein Storch, ein biedrer Philosoph,
Des Gaues Nestor, wars, der auf dem Bauerhof

Der Themis Wage hielt. Die Comparenten flehen
Um einen Scheidespruch von Tisch und Bett ihn an.
Vom Tische; sey's! Versetzt der Ulpian;
Vom Bette; nein! das muſs mein Amt versehen,
Wenn euch des Tags ein Kinderzwist entzweyt,
So stiftet es beym Schlafengehen
Von Neuem Fried und Einigkeit.

Die Schwalbe.

Ey sieh da! bist du wieder hier,
Du liebe Schwalbe, du?
O komm nur, traulich winket dir
Die alte Heimath zu.

Als deiner Rückkehr Unterpfand
Nahm ich dein Nest in Schutz;
Dem Zorn der Hausmagd und der Hand
Des Tünchers both es Trutz.

Komm, Liebe, nimm es wieder ein!
Laſs unter meiner Hut
Es deine Burg, dein Bette seyn,
Die Wiege deiner Brut.

Und weckt aus deinem Lager dich
Aurora's Purpurlicht,
So wecke dein Gezwitscher mich,
Denn mir erscheint sie nicht.

So hausen wir, bis unser Band
Der trübe Herbstmond trennt;
Dann ziehst du fort. Ein mildres Land
Winkt dir im Orient.

Auch mir, den schon vom Winterschnee
Mein Herbst gebleichet fand,
Winkt aus des Aethers blauer See
Ein mildres Vaterland.

Vielleicht, wenn Flora wiederkehrt,
Wirst du mich nicht mehr sehn;
Allein auch dann soll unversehrt
Dein Nest am Balken stehn.

An die Schweizer.

Bey ihrem Heimzug aus Frankreich im October 1792.

Zieht, wackre Schweizer! stolz nach Haus,
Euch ſolgt der Ahnen Ruhm;
Er ſolget euch durch Schutt und Graus
In Tells Elysium.

Zwar gürtet ein Cypressenkranz
Jetzt euern Helm; auch ihn,
Auch ihn bewahrt der Lorbeern Glanz,
Erhöht sein düstres Grün.

Noch einmal, Freunde, schaut zurück
Auf eurer Brüder Grab,
Dann kehrt auf ewig euren Blick
Vom groſsen Kirchhof ab.

Einst ehrt, erwacht vom Selbstbetrug,
Mit Thränen ihren Geist
Das Volk, das wehrlos sie erschlug
Und euch des Lands verweist.

Nie flieſse, schwört es, euer Blut
Hinfort um fremden Sold.
Fühlt eure Würde: Schweizermuth
Bezahlt sich nicht mit Gold.

Wo ist ein Volk, wie ihr so rein,
So gut, so einfach groſs?
Verschlieſst euch, wollt ihrs ferner seyn,
In eurer Alpen Schooſs.

Seht ihr sie dort? wie freundlich winkt
Der Himmelhohe Kreis
Der Gletscher euch, wie herrlich blinkt
Ihr Diadem von Eis.

Euch grüſst von ihrem Felsenthron
Helvetia mit Lust,
Und bietet jedem treuen Sohn
Die mütterliche Brust.

Vergeſst in ihrem Arm das Land,
Das manchen Held verdarb,
Der, statt der Lorbeern, Flitterland
Und Seuchen sich erwarb.

Vergeſst das Land, das euch dem Spott
Der Sittenmörder weiht.
Ihr glaubt ja noch an einen Gott
Und an Unsterblichkeit.

Euch ist die Keuschheit noch kein Scherz,
Die Treue noch kein Spiel;
Noch schwellet euer biedres Herz
Der Tugend Hochgefühl

Wer anders denkt, den schlieſset aus
Von Aidos *) Heiligthum.
Bewahrt ihr Bild in jedem Haus
Als ein Palladium.

Lebt unter eurer Väter Dach,
Der Väter Sitten treu,
So trotzt ihr jedem Ungemach,
So bleibt ihr ewig frey.

Die Zeit, die Obelisken bricht,
Und Thronen untergräbt,
Verschont das Volk, das seiner Pflicht
Und sich im Dunkeln lebt.

Doch welch ein süſser Harfenklang
Schallt aus dem Thal hervor?
Horcht, euch begrüſst mit Hochgesang
Der Freunde heilig Chor!

---

*) Furcht vor den Göttern und Ehrfurcht vor den Menschen: eine allegorische Göttin der Alten. M. s. Schlossers kleine Schriften Th. 4. S. 148.

Seht jenen feyerlichen Schwarm,
Der auf den Weg sich drängt,
Und Euch mit ausgestrecktem Arm
Von ferne schon umfängt.

Hier winkt euch in der Brüder Kreis
Der Väter Segensgruſs;
Der Braut, der Gattin Minnepreis,
Der Kinder Engelkuſs.

Dort prangt in grauer Herrlichkeit
Der Ahnen Bundsaltar;
Er, den kein Meineid je entweiht,
Der nie ein Schlachtheerd war.

Kommt, pflanzet euer Siegspanier
Vor seine Stufen hin;
Nur gegen Zwingherrn müsset ihr
Die Schwerter wieder ziehn.

O könnt' ich auf die hehre Flur
Euch folgen! Aber, ach!
Aus dunkler Ferne weht euch nur
Mein leiser Abschied nach.

Saladin und der Sclave.

Zur Zeit des groſsen Saladin
Empörte die verworfne Rotte
Der Ruderſclaven seiner Flotte
Sich in der Stille gegen ihn.
Die Meuter, welche meist Corsaren,
Banditen oder Zöllner waren,
Vereinten sich und hatten schon
Die schweren Ketten durchgefeilet,
Schon wurden zur Rebellion
Die Heldenrollen ausgetheilet,
Als einer von der frevlen Schaar,
Der ohne Schuld in Banden war,
Sich wegstahl und den Streich entdeckte.
Wie kam es, daſs nur dich allein,
Sprach der Monarch, die Unthat schreckte?

Verachtest du die Freyheit? Nein;
Doch lieber will ich stets sie missen,
Als frey mit Bösewichtern seyn,
Die sie nicht zu gebrauchen wissen.
Du bist, versetzte Saladin,
Der Freyheit werth. Fahr hin in Frieden!
Die Meuter soll mein Heer umziehn
Und in noch härtre Fesseln schmieden.

Das Kind und der Spiegel.

Ein junger Prinz aus Malabar,
Der, unbekannt mit seinem Stand und Namen,
In einer Siedeley von seinem weisen Brahmen
Erzogen ward, erschien in seinem achten Jahr
Auf seines Vaters Schloſs. Er staunte mit Entzücken
Den reichen Hausrath an; besonders war
Der Spiegel neu für ihn. Er stellt mit starren Blicken
Sich vor das Zauberglas, das bis aufs kleinste Haar
Sein Bild ihm mahlt. Er lächelt ihm entgegen;
Der Nachbar lächelt auch; er wirft ihm Küsse dar;
Das Bild gibt sie zurück, und kurz er mag sich regen

Und wenden wie er will, es thut ihm alles nach.
Doch jede Lust verbraucht sich im Genusse
Und führet oft zum Ueberdrusse.
So ging es auch dem kleinen Telemach;
Er gähnt, er krümmt den Mund, er rümpft die Nase;
Der Zwillingsbruder in dem Glase
Copiert ihn Zug vor Zug; ja, wie's dem Knaben schien,
So übertraf im Fratzenspiel der Affe
Noch sein Original. Erbost bedroht er ihn
Mit der geballten Faust; allein der kleine Laffe
Both ihm auch seine dar. Nun brach das Wetter los;
Mit wildem Blick und grinsendem Gesichte
Schlug er so grimmig nach dem Bösewichte,
Daſs ihm das Blut von beyden Händen floſs.
Jetzt flog der Mentor aus der Nebenstube
Und hielt den Kämpfer auf. Mein Sohn, was zürnest du?
Ey! thatst du nicht zuerst, was dieser Lotterbube,
Wie du ihn nennst, dir that? Du warfst ihm Küsse zu,
Er gab sie dir zurück. Als du ihn necktest,
So fing auch er zu necken an;
Als du die Faust ihm vor die Nase strecktest,

Vorwort.

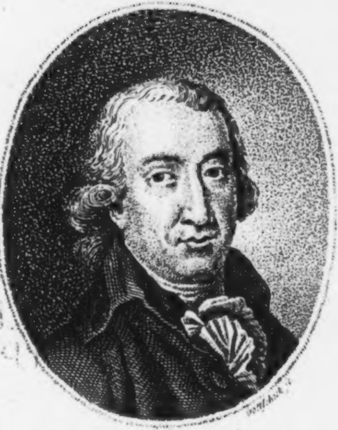
Thomas Murner, geb. 1475 zu Straſsburg, lehrte zu Freyburg im Breisgau, Krakau, Trier und Luzern, und starb als Doktor der Theologie und beyder Rechte, wie auch als Kaiserl. gekrönter Poet, um 1536 zu Straſsburg. In seiner Schelmenzunſt, worüber er 1512 zu Frankfurt a. M. predigte, schildert er in 48

Hielt er die Faust dir vor. Hier küſste der Brahman
Des kleinen Büſsers nasse Wangen,
Hielt ihn mit seinem Arm umfangen
Und stillte liebevoll sein Blut.
Dies Bild, so fuhr er fort, mahlt dir des Menschen Leben;
Denn alles, was er andern thut,
Gut oder Bös, wird ihm getreu zurückgegeben.

Der Gefangene.

Ein Sclave lag an einer Kette;
Ein finstrer Kerker war sein Haus,
Ein Bund verfaultes Stroh sein Bette
Und trocknes Haberbrod sein Schmaus.
Gerührt von des Gefangnen Plage,
Schloſs einst an einem hellen Tage
Sein Hüter ihm den Kerker auf.
Der Sclave sprang in vollem Lauf
Der Thüre zu; doch wie vom Schlage
Des Zauberstabs versteinert, bleibt
Er plötzlich auf der Gasse stehen.
Sein Auge thränt, er blinzt und reibt:
Umsonst, er kann den Tag nicht sehen.
Nur fühlt er seiner Ketten Last,
Und schleudert sie mit wilder Hast

Dem Trupp der Helfer um die Köpfe,
Der ihn zu leiten sich genaht.
Blutrünstig flohn die armen Tröpfe.
Ha! rief ein alter Candidat,
Dies Pröbchen kann den Neuling lehren,
Es sey kein Irrwahn, kein Betrug,
Wenn man ihm sagt: es sey nicht klug,
Das Volk auf einmahl aufzuklären.



I.G. v. HERDER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Fünf und fünfzigstes Bändchen.

Herder's Poesien.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Biographie des Dichters.

Herder wurde am 25. Aug. 1724 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Ostpreuſsen, geboren, wo sein Vater als unterster Lehrer der Schule lebte. Der fromme Vater beschränkte in den frühern Jahren des Sohns Lectüre auf Bibel und Gesangbuch. In der Folge genoſs er einen bessern Unterricht bey dem dasigen Prediger Trescho. Er machte groſse Fortschritte in der lateinischen und griechischen

Sprache. Im Jahr 1762 kam er auf einer Reise nach Petersburg, nach Königsberg. Er blieb in dieser Stadt und widmete sich dem Studium der Theologie. Neben der Theologie legte er sich mit vielem Eifer auf philosophische Wissenschaften und war einer der fleiſsigsten Zuhörer Kants. Schon im J. 1765 erhielt er den Ruf als Lehrer an der Domschule zu Riga, mit welcher Stelle später auch ein Predigtamt verbunden wurde. Er ergab sich beyden Aemtern mit wahrem Enthusiasmus. Seine Schüler liebten, seine Zuhörer verehrten ihn. Zugleich wagte er sich, und zwar auf dem dornigen Pfade der Polemik, in die Schriftstellerwelt. Sein Streben, die groſse Welt und fremde Länder näher kennen zu lernen, bewog ihn, als Reiseprediger des jungen Prinzen von Holstein-Eutin, einen Theil von Deutschland und Frankreich zu durchreisen. Zu Straſsburg lernte er Göthe kennen und wurde dessen Freund. Im Jahr 1770 berief man ihn als Hofprediger, Superintendenten und Consistorialrath nach Bückeburg, wo er bis zum J. 1775 verblieb, in welchem er einem Rufe als Professor nach Göttingen folgte; während er zu Göttingen mit den Hindernissen kämpfte, die seiner Anstellung sich in den Weg stellten, erwählte ihn der Herzog

Kapiteln *) die Thorheiten und Miſsbräuche seiner Zeitgenossen mit Witz und Laune, obgleich zuweilen in schmutzigen Ausdrücken. Jedes Kapitel ist mit einem Sprüchwort überschrieben, z. B. einen strohernen Bart flechten (wider die Lügner); aus einem hohlen Hafen reden (wider die Scheinheiligen); sich auf des Teufels Schwanz binden (wider die Selbstmörder) u. s. w. Dieses, von Joh. Flitner (1620, zuletzt 1663) ins Lateinische übersetzte Werk erschien zuerst 1512, dann folgte 1513 zu Augsburg eine zweyte, und 1516 zu Straſsburg eine dritte Ausgabe; von der zweyten veranstaltete ein Unge-

---

*) Ein Anhang enthält die Geschichte des verlornen Sohns, und die Entschuldigung des Zunftmeisters.

von Weimar zu seinem Hofprediger, General-Superintendenten und Ober-Consistorialrathe. Zu Weimar befand er sich nun auf einem Posten und in einer Lage, wo er nicht allein seinen bereits erworbenen literarischen Ruhm immer mehr begründen, sondern auch dem ganzen Lande auf mannigfaltige Art nützlich werden konnte. Er erwarb sich groſse Verdienste, stieg täglich höher in der Achtung des Hofes und der Bürger und stand unter den ersten Schriftstellern deutscher Zunge da. Im J. 1789 erhob ihn der Herzog zum Vicepräsidenten des Ober-Consistoriums, und im J. 1801 ertheilte ihm und seinen Nachkommen der Churfürst von Pfalzbayern einen Adelsbrief. Er starb am 13. Dez. 1803.

Gröſse der Denkart, idealische Stimmung, Kindlichkeit des Gemüthes, Fröhlichkeit des Geistes, ein für alles Gute und Göttliche glühendes Herz, das sind die Grundzüge von Herders Charakter. Die Kränklichkeit seines Körpers wirkte freylich zuweilen nachtheilig auf sein Gemüth und verbreitete ein falsches Licht über seinen Charakter. In keiner Wissenschaft fremd, hat Herder in vielen zur Vervollkommnung derselben beygetragen. Als Theolog, Philosoph, Geschichtforscher, Philolog und Aesthetiker hat er unleugbar auf den Fortschritt seines Zeitalters beträchtlichen Einfluſs gehabt. Als Dichter wurde er bald durch liebliche Einfachheit und anspruchlose Anmuth der Liebling vorzüglicher Seelen. Herders durchaus dichterischer Geist dachte alles, was er dachte, bildlich; darum schrieb er immer poetisch, selbst dann, wenn er die Sylben nicht abzählte, und seine Worte ganz fesselfrey hinströmten. Der originellen Gedichte Herders sind im Verhältnisse zu seinen poetischen Nachbildungen und Verdeutschungen nur wenige; aber eben diese sind es, welche unsere Etui-Ausgabe bilden. Sie zerfallen in drey Hauptabtheilungen: 1) in Bilder und Träume,

2) in Legenden, und 3) in Gedichte und Reime. Es sind dies meistens poetische Phantasien, in denen die einzelnen Bilder und Ideen oft nicht viel mehr zusammen hangen, als die Gedanken der Seele im Traume. Viele sind nicht ohne Schwächen und Dunkelheiten; keins aber ist ohne Schönheiten. Uebrigens hat Herder die schönsten Blüthen der Griechen, Römer, der Altdeutschen, der Orientalen mit groſsem Glück und ganz originell in unsere Sprache übergetragen, wobey nur an seine Gedichte aus der griechischen Anthologie, seine Terpsichore u. s. f. erinnert werden darf.

Herders sämmtliche Werke sind in einer

Reihe von Bänden, nach den Hauptwissenschaften geordnet, vom J. 1805 an bey Cotta in Tübingen erschienen; eine Charakteristik desselben gab J. G. Gruber in demselben Jahre (in Leipzig) heraus; und Sam. Baur's histor. Gemälde aus dem 18. Jahrh. Thl. 6. S. 251 — 57 liefern eine gute Biographie dieses Gelehrten und Dichters, über welchen man auch Merkels treffliche Abhandlung: Herder und Engel, im Freymüthigen für 1804. S. 497 etc. nachlesen mufs. —

Inhalt.

I. Bilder und Träume.

Seite
Träume der Jugend. 3
Die Dämmerung. 5
Das Kind der Sorge. 7
Die Erinnerung. 9
Die Lerche 11
Das Flüchtigste. 14
Flora und die Blumen. 16
Die Kunst. 18
Lilie und Rose. 21
Der Neid. 22
Der Regenbogen. 23
Der Mensch und sein Schatte. 25

Seite
Der verschiedene Gesang. 26
Die Feldheimen. 28
Die Perle. 31
Liebe und Gegenliebe. 33
Das Saitenspiel. 35
Der Nachhall der Freundschaft. 38
Liebe und Freude. 41
Der Gewinn des Lebens. 43
Lied des Lebens. 45
Der Himmel. 47
Die Mechanik des Herzens. 48
Der Mond. 49
Der Nachruhm. 50
Das Glück. 53
An den Schlaf. 55
Die Wassernymphe. 57
Die Raupe und der Schmetterling. . . . 59
Die Natur. 61
Der Säugling. 65
Die Schwestern des Schicksals. 69

II. Legenden.

Seite
Die Führerin. 73
Der gerettete Jüngling. 75
Der Tapfere. 79
Die Krone. 84
Die Pilgerin. 87
Der Palmbaum. 92
Das Bild der Andacht. 96
Der himmlische Garten. 98
Das Paradies in der Wüste. 101
Die laute Klage. 105
Die Ameise. 107
Die Fremdlinge. 109
Christenfreude. 119
Die Cicade. 124
Die Orgel. 127
Die Geschwister. 131
Der Friedensstifter. 134
Der Schiffbruch. 138

III. Gedichte und Reime.

Seite

Die Erfinderin der Künste. 141

Die Liebe im Todtenreiche. 143

Tod und Knechtschaft. 144

Die Wiederkehr der Jahreszeiten. . . . 145

Huld und Liebe. 147

Die Birke über dem Grabe. 148

Die Bürde des Lebens. 149

Das Mondlicht. 150

Die Bestimmung des Menschen. 152

Das Ich. 155

Selbst. 163

Die Entzauberung. 170

Das Grab. 173

I.

Bilder und Träume.

nannter (G. E. Waldau) einen neuen Abdruck (Halle 1788).

Unter Murner's anderweitigen satyrischen Schriften *) ist die Narrenbeschwörung wohl die wichtigste. Hier geiſselte der Dichter die Thoren seines Zeitalters, zumal die in Sittenlosigkeit versunkene Clerisei, noch weit schärfer; **) auch über diese Satyren wurden von ihm zu Frankfurt Predigten gehalten. Die be-

---

*) z. B. die Mühle von Schwindelsheim; die Gauchmatt (Narrenwiese) u. s. w.

**) Er glaubte, ein Monopolium dazu zu haben:

> Mein' Freyheit sag' ich ihn'n voran,
> Die ich von unserm Kaiser han
> Erholet Maximilian (der ihn zum Dichter krönte),
> Der mir's zu Worms auf einen Tag
> Erlaubt, daſs ich euch (ihr Narren) schinden mag.

Träume der Jugend.

Fliegt, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeschwingte Reime,
In mein frohes Jugendland;
Wo ich unter dichten Bäumen
In der Muse sel'gen Träumen
Wahrheit suchte, Bilder fand.

Gleich den bunten Schmetterlingen
Schlüpften mir auf leichten Schwingen
Manche, manche längst vorbey:
Andre sind mir treu geblieben,
Und so bleib' ich euch, ihr Lieben,
Auch mit Herz und Seele treu.

Ach, in deinen Schoos versunken,
Sind die Welten, die ich trunken
In dir sahe, Silbersee.
Schlummert sanft! denn auch in jenen
Luftgefärbten hellen Scenen
Winket mir der Wahrheit Höh'.

Flieht, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeschwingte Reime,
In das Land der Jugendzeit.
Träume sind wir, denen Schatten
Sich mit Licht und Wahrheit gatten,
Und die auch der Traum erfreut.

Die Dämmerung.

Der Aether und die Liebe war
Das ältste hohe Götterpaar;
Sie zeugten die Unsterblichen,
Den Himmel und die Seligen.

Und tiefer in der Wolken Reich
Ward ihr Geschlecht der Wolke gleich;
Sie, ewig schön und ewig jung,
Erzeugten uns die Dämmerung.

Aus Licht und Schatten webten sie
Der Menschen täuschend Daseyn hie;
Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück.

Der Jugend holdes Morgenroth
Verbirget, was der Tag uns droht;
Der Blume schwülen Mittag kühlt
Ein Zephyr, der am Abend spielt.

Und Ohr und Auge täuscht sich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern',
Und wünscht und hat und glaubet's kaum:
Denn auch sein schönstes Glück ist Traum.

Die Hoffnung, ewig schön und jung,
Ist uns ein Kind der Dämmerung;
Auch ihre Schwester, Sehnsucht, liebt
Den Schleyer, der die Lieb' umgiebt.

Ich dank' euch, die ihr um mich schwebt,
Daſs ihr die Hülle mir gewebt;
Doch Lieb' und Aether, leiht, o leiht
Mir einst ein heller Pilgerkleid.

Das Kind der Sorge.

Einst saſs am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann:
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

„Was hast du, sinnende Göttin?"
Spricht Zevs, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Belebs, ich bitte dich, Gott."

„Wohlan denn! Lebe! — Es lebet!
Und mein sey dieses Geschöpf!" —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laſs es, laſs es mir, Herr."

„Mein Finger hat es gebildet" —
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus *) hinan.

---

*) Die Erde.

»Mein ist's, sie hat mir genommen
Von meinem Schoose das Kind.«
»Wohlan, sprach Jupiter, wartet,
Dort kommt ein Entscheider, Saturn.«*)

Saturn sprach: »Habet es alle!
So will's das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist,

Du, Tellus, seine Gebeine:
Denn mehr gehört dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt.

Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen in's Grab.«

Des Schicksals Spruch ist erfüllet
Und Mensch heiſst dieses Geschöpf.
Im Leben gehört es der Sorge:
Der Erd' im Sterben und Gott.

---

*) Die Zeit.

Die Erinnerung.

Nach dem Spanischen.

Gute Zeiten, sel'ge Stunden,
Sagt, wo seyd ihr hingeschwunden?
Und zum Unglück oder Glück
Blieb mir euer Bild zurück?

„Hin zu neuer Jugend Stunden
Sind wir leise hingeschwunden;
Und zur Labung und zum Glück
Blieb dir unser Bild zurück.“

Euer Bild? — Wie ungenossen
Sind der Tage viel verflossen!
Trübe kommt dem matten Blick
Reue oft statt Trost zurück.

«Auch der Reue süſse Schmerzen
Sind ein Balsam kranker Herzen.
Neuer Muth ist Lebensglück,
Schaue vor dich, nicht zurück.» —

Vor mich? Sieh' auf jenem Hügel
In der Abendröthe Spiegel
Seh ich eine Urne stehn;
Darf ich, darf ich zu ihr gehn?»

«Geh hinan! Die gold'nen Stunden
Haben kränzend sie umwunden,
Lies die Inschrift.» Glänzend schön!
«Auch hier ist Arkadien.»

Die Lerche.

Gegrüſset seyst du, du Himmelsschwinge,
Des Frühlings Bothe, du Liederfreundin,
Sey mir gegrüſset, geliebte Lerche,
Die beydes lehret, Gesang und Leben.

Der Morgenröthe, des Fleiſses Freundin,
Erweckst du Felder, belebst du Hirten;
Sie treiben munter den Schlaf vom Auge:
Denn ihnen singet die frühe Lerche.

Du stärkst dem Landmann die Hand am Pfluge,
Und gibst den Ton ihm zum Morgenliede.
„Wach auf und singe, mein Herz voll Freude,
Wach auf und singe, mein Herz voll Dankes.“

kanntesten Ausgaben sind von 1512, 1518 und 1522 zu Straſsburg; der von **Wickram** modernisirten Ausgabe (zuletzt Straſsb. 1618) nicht zu gedenken.

Vgl. über diesen Dichter G. E. **Waldau's** Nachrichten von Thom. Murner's Leben und Schriften (Nürnb. 1775; im Auszuge im deutschen Museum 1779. St. 6.), Panzer's Annalen der ältern deutschen Literatur, Flögels Geschichte der komischen Literatur (Bd. 3.), Jördens Dichterlexikon, Nassers Vorlesungen u. s. w.

Und alle Schöpfung, die Braut der Sonne,
Erwacht verjünget vom langen Schlafe.
Die starren Bäume, sie hören wundernd
Gesang von oben und grünen wieder.

Die Zweige sprieſsen, die Blätter keimen,
Das Laub entschlüpfet und horcht dem Liede.
Die Vögel girren im jungen Neste,
Sie üben zweifelnd die alten Stimmen.

Denn du ermunterst sie, kühne Lerche,
Beym ersten Blicke des jungen Frühlings,
Hoch über Beyfall und Neid erhoben,
Dem Aug' entflogen, doch stets im Ohre.

Inbrünstig schwingst du dich auf zum Himmel
Und schlüpfst bescheiden zur Erde nieder.
Demüthig nistest du tief am Boden
Und steigst frohlockend zum Himmel wieder.

D'rum gab, o fromme, bescheid'ne Lerche,
Du über Beyfall und Stolz erhob'ne,
Du muntre Freundin des frühen Fleiſses,
D'rum gab der Himmel dir auch zum Lohne

Die unermüdlich beherzte Stimme,
Den Ton der Freude, den langen Frühling,
Selbst Philomele, die Liedergöttin,
Muſs deinem langen Gesange weichen.

Denn ach! der Liebe, der Sehnsucht Klagen
In Philomelens Gesang ersterben;
Das Lied der Andacht, der Ton der Freude,
Das Lied des Fleiſses hat langen Frühling.

Das Flüchtigste.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süſses Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die Schönste flieht.

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daſs er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

Und die friſche dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen,
Ach ein fliehend, fliehend Gut!

Selbst die Blüthe deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpſt, die Zauberkunst.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt!

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuſs der Ewigkeit.

Flora und die Blumen.

„Kinderchen des holden süſsen Frühlings,
Hört, o hört der Mutter treue Warnung,
Wenn ein lauer Winterwest euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnden bösen Mörder.

Wartet, bis der gold'ne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erscheinet,
Die euch weckt aus euren Winterbetten
Und euch Kleider bringt und schöne Häubchen."

Also sprach zu ihren Blumenkindern
Flora scheidend und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen sagten ihr Gehorsam
Und Geduld zu, bis sie wiederkäme.

Als sie kam; der gold'ne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterschlafe,
Und die Mutter brachte schöne Kleider,
Lief umher und sucht' und zählet' alle.

Ach, da fand sie manche schöne Knospe
Früh hervorgelockt vom bösen Mörder.
Ausgetreten war sie aus der Zelle,
Hatt' hervorgeblickt mit ihren Aeuglein;

Und war bald erstarret, von des bösen
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet:
Denn der Winterwest war Frost geworden
Und erstarret stand das arme Blümchen.

Traurig rief die Mutter ihrem Zephyr,
Der es brach; und sie begrub es traurig.
Seht! die ungeduldig frühe Blume
Prangt nun nimmer mehr im Lenz der Flora.

Die Kunst.

Aus der Schaar der Götterfreuden
Stahl die jüngste Freude sich;
Und der Fleiſs, ein Sohn der Leiden,
Nahte zu ihr jugendlich.
Unschuld war in ihren Mienen,
Treue war in seinem Blick:
Und die Liebe zwischen ihnen
Stiftete der Beyden Glück.

„Ich ermatte, sprach die Schöne,
Gib mir deine sichre Hand."
„Nimm sie, sprach er, Eintracht kröne
Unser Beyder treues Band."
Also wohnten sie im Schatten,
Unter aller Götter Gunst;
Und das Kind, das Beyde hatten,
War ein schönes Kind, die Kunst.

Von der Mutter lebte Fülle,
Götterfüll' in ihrer Brust;
Und der Vater gab ihr Stille,
Fleiſs und Emsigkeit zur Lust.
Sorgsam hat er sie erzogen,
Zärtlich hat sie sie gesäugt,
Götter waren ihr gewogen,
Menschen waren ihr geneigt.

Aber als sie zu vermählen
Nun die frohe Zeit erschien;
Wer der Götter wird sie wählen?
Wem der Menschen wird sie blühn?
Zwischen Erd und Himmel schwebet
Sie der Einsamkeit geweiht:
Denn der Mutter Gottheit lebet
In des Vaters Sterblichkeit.

Die Verlorne zu beglücken
Schaute Jupiter hinab.
„Unsern Himmel soll sie schmücken,
Sie, die nur der Himmel gab.
Aus dem Chor der Götterjugend
Wäre Thalia verbannt?
Unschuld und du, frohe Tugend,
Holet sie in unser Land."

Unschuld und die Tugend stiegen
In der Schwester Einsamkeit;
Und aus ihrer beyder Zügen
Schuf sie selbst sich Göttlichkeit.
Unabtrennlich stets von beyden
Ward sie wie die Anmuth schön,
Und im Chor der Götterfreuden
Tanzen jetzt drey Grazien.

Lilie und Rose.

Lilie der Unschuld, und der Liebe Rose,
Wie zwo schöne Schwestern steht ihr beyeinander:
Beyde wie verschieden!

Du der Unschuld Blume, bist dir selbst die Krone:
Ohne Schmuck der Blätter, auf dem nackten Zweige,
Schützest du dich selber.

Du von Amors Blute tief durchdrungne Rose,
Du von seinen Pfeilen vielgetroffner Busen,
Brauchest um dich Dornen.

Vorrede.

Billig sitz' ich vorne an,
So ich die Schelme kennen kann
Durch einen ganzen stählern Berg,
Wenn schon drey lägen überzwerg.
Ich weiſs was allen Schelmen brist *)
Auch wie ihn'n um ihr Herze ist;
Denn da ich war noch jung und klein,
Rieb ich mich an ein's Schelmen Bein,
Und hatt' den Schalk hinter mein'n Ohr'n
Da ich erst kürzlich war gebor'n.

---

*) gebricht.

Der Neid.

Neide nicht, o junges Mädchen,
Deiner Schwester Lieblichkeit.
Ahme nicht mit heiſsem Eifer
Nach, was die Natur verbeut.

Eine Blume, noch im Werden,
Sah die Lilie vor sich stehn,
Und vergessend ihrer selber:
(Denn auch sie war hold und schön;)

Neidet, zürnt sie, brennet ängstig
Lilie zu werden. Weh!
Was geschieht? Die arme Blume
Wird zur Feuerlilie.

Der Regenbogen.

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung!

Tausend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämm'rung.

Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sich'rem Felsenboden.

Weh! der Bogen schwindet!
Seine Farben blassen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber seht, der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig
Und die Auen duften.'

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne,
Steig' hinauf und walte.

Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

Der Mensch und sein Schatte.

„Sage, was hab' ich mit dir?
Du bist vor und hinter mir,
Oeder Schatte, schwarzer Geist,
Der mein Nichts mir immer weis't."

„Tadelst du, o Freund, ein Bild,
Das dein Wesen dir enthüllt?
Ohne jenes Lichtes Bahn
Bist du Schatten um und an."

Steht die Sonne dort vor dir,
Schleich' ich hinter'm Rücken hier;
Wird sie dir im Rücken stehn,
Wird dein Schatte vor dir gehn.

„Deines Lebens Sonnenlicht
Ist Vernunft; die fliehe nicht.
Wird sie dir im Rücken stehn,
Wird dein Schatte vor dir gehn."

Der verschiedene Gesang.

Einst schlug mit wundersüſsem Schall
Die klagenreiche Nachtigall;
Ein muntrer Sperling hörte zu:
„O säng' ich, Nachtigall, wie du!
Doch warum soll mir's nicht gelingen?
Ich will auch lernen also singen."

Die Nachtigall spricht: „Nun wohlan!
Es singe, wer da singen kann;
Denn nie war ich um Kunst bemüht:
Nur aus dem Herzen quillt mein Lied.
Nur meiner Liebe zarte Klagen
Und tiefe Seufzer will ich sagen."

„Wenn Liebe den Gesang dir giebt,
Wer ist mehr als der Spatz verliebt?
Auch klagen kann ich." Was geschieht?
Der Sperling zirpt ein Klagelied,

Und seine Bule war zufrieden;
Ihr war ein Sperlingsohr beschieden.

Nicht also war's die Nachtigall:
„Was quälest du den Wiederhall?
Sprach sie, o bleib in deiner Art,
Die meine laſs mir aufgespart.
Du tändelst froh; ich singe Schmerz:
Wie der Gesang, so ist das Herz."

Die ihr der Sappho Töne wagt,
Hört, was die Nachtigall euch sagt.
Ein muntrer Spatz, der seufzen will,
O schwieg' er mit den Seufzern still!
Ein Lied voll Philomelens Schmerz
Erfordert Philomelens Herz.

Die Feldheimen.

Menschen waren einst, so lehret Plato,
Gute Menschen waren einst die Heimchen,
Die ihr Tagewerk mit Fleiſse trieben,
Kinder zeugten und den Acker bauten.

Bis mit ihren zauberischen Tönen
Dreymal drey der Musen niederstiegen,
Und die Fluren mit Gesang erfüllten,
Und sogar die Vögel singen lehrten.

Ach, da standen sprachlos und entzücket
Unsre fleiſsig-guten Ackerseelen;
Und vergaſsen ob der neuen Wollust
Arbeit, Kinder, Speis' und Trank und Schlummer.

Off'nen Ohres, off'nen Mundes hingen
Am Gesange der Göttinnen alle,
Wurden Amatoren, Virtuosen,
Famuli und Famulä der Musen.

Wenig Tage währete die Freude,
Und das Chor der horchenden Entzückten
Stand von Hunger, Durst und von Gesängen
Matt und welk und eingeschrumpft und sterbend.

Und die Musen halfen ihren treuen
Märtyrern noch in den letzten Nöthen;
Süſsen Todes führten sie die armen
Singend-sterbenden ins Land der Dichter;

Wo sie jetzt auf allen grünen Bäumen
Wie die Könige der Erde thronen,
Ohne Sorgen, ohne Müh' und Arbeit,
Ohne Fleisch und Blut, den Göttern ähnlich.

Nun und nimmer drücket sie das Alter,
Nun und nimmer ängstet sie die Nahrung;
Trunken, von ein wenig Thaue trunken,
Singen sie gehört und ungehöret.

Wie sie dann auch, also lehret Plato,
Ihren Musen treue Nachricht bringen,
Was hier dieser Knabe, jener Schäfer
Singt und sang und künftig singen werde.

* * *

Ach, ihr süſsen Landverwüsterinnen,
Steiget noch einmal vom Himmel nieder,
Holde Musen, steigt herab und hemmet
Eurer ew'gen Lieder ew'ge Wirkung.

Seht die Schaar der horchenden Entzückten,
Myriaden Sänger, Virtuosen,
Kunstliebhaber, Musen - Nachrichtgeber,
Reisende Kundschafter, Deklamanten.

Seht, o sehet ihre Müh' und Arbeit,
Ihren Hunger, ihre heiſse Sanglust,
Wandelt sie! — jedoch wozu die Wandlung?
Sie sind jetzt schon wie die Heimchen selig.

Die Perle.

Nimm, o Freundin, dieser Perlen,
Dieser Silbertropfen Band,
Denn die Göttin stiller Anmuth
Hat dir selbst sie zuerkannt.

Als sie aus des Meeres Wellen,
Wie ein Traum der Liebe stieg,
Kam demüthig eine Muschel,
Die sie trug und sittsam schwieg.

Wellen hüpften um die Göttin,
Weste buhlten um sie her;
Aber die gefällig-gute
Dienerin gefiel ihr mehr.

„Womit soll ich dich belohnen?"
Sprach sie, und vom Silberglanz
Ihrer Glieder schwamm die Muschel
Silbern schon im Wellentanz.

Darum hat mich die Zunft erwählt
Und für ein'n Schreiber hergestellt,
Ob jemand hier wollt' zünftig werden
Durch Muthwill und sein' böse G'berden,
Frevel, Bubenstück und Tand,
Dem will ich ordnen seinen Stand,
Wiewohl ich manchen hicher zähl'
Dem bloſs geziemt ein Galgeng'stell,
Das Rad und auch des Henkers Feu'r,
Doch darf*) er gar ein'r groſsen Steu'r,
Daſs er demselben Mann entrinn',
Fürwahr der darf auch kluger Sinn',
Der allen Schelmen sehe an,
Was jeder für ein Stücklein kann,
Und all's sie treiben oft und dick,
Auf deutsch nenn' ich's ein Schelmenstück,
Zu Frankfurt nennt man's Bubentand.
Hätt' ich den halben Theil erkannt
Den ich nur seither hab' erfahr'n,
Ich könnt' mein' Ehr' jetzt baſs bewahr'n,

---

*) bedarf.

„Nimm den Tropfen meines Haares,
Künftig nur der Unschuld Schmuck."
Und der Tropfen ward zur Perle
In der Muschel, die sie trug.

Ewig jetzt ein Schmuck der Unschuld,
Stiller Anmuth selbst ein Bild,
Ohne Gaukeley der Farben
In bescheidnen Reiz gehüllt,

Sehnet sie sich aus der Krone
Des Monarchen in das Band,
Das der Unschuld Haar umschlinget,
Einer Göttin Haar entwand.

Liebe und Gegenliebe.

Als einst die Mutter Anmuth
Den Knaben Amor gebar,
Bekränzt' er, ein einziges Söhnchen,
Mit Rosen sein lockiges Haar.

Er schuf nur Qualen den Herzen;
Die zarte, süſsere Pflicht,
Mit Liebe Liebe zu lohnen,
Die kannte der Flüchtige nicht.

Und manche beleidigte Göttin,
Und mancher beleidigte Gott,
Sie zürnten alle dem Knaben
Und schufen ihm Flügel zum Spott.

Bis einst Urania selber
Ein schöneres Mittel ersann;
Sie ward zur Welle des Meeres
Und blickte den Lieblichen an.

Er sieht im Meere sein Bildniſs,
Und wird von Liebe beseelt;
Und fühlt nun selber die Schmerzen,
Mit denen er andre gequält.

Umfangen will er das Wahnbild,
Ihm in der Welle so nah;
Und sieh! sein schönerer Bruder
Steht vor dem Liebenden da.

„Wer bist du?" spricht er verwirret.
„Du selbst, dein Bruder bin ich!
Laſs uns versuchen im Kampfe;
Vielleicht besiegest du mich."

Und seitdem ringen die Beyde
Der Liebe mächtigen Streit:
Wo Einer Herzen verwundet,
Ist nie der Andre weit.

Wo Liebe, schaffende Liebe
Hinschaut mit zauberndem Blick,
Kommt ihr vom Bilde des Anschauns
Die Gegenliebe zurück.

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward.

Was spricht in euch, ihr Saiten?
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süſsem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir ans Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlaf'nen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten;
Es lispelt mir ins Ohr.
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen
In ihrer Hülle zwang,
Und sie mit Zaubereyen
Der Sympathie durchdrang.

In rauher Felsenhöhle
Bin ich der Wiederhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich stimmete die Welten
In Einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süſsen Schmerz." —

Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen ſest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Der Nachhall der Freundschaft.

Hoher Freundschaft Simpathieen singen
Tönet edel; in den Saiten klingen
Hehr und stolz die laute Sympathie
Hoher Freundschaft; doch wo athmen sie?

Ach, sie schieden längst aus unsern Hütten,
Aus dem Taumel unsrer Affensitten,
Grämten sich zu Luft und wurden Schall
Und sind jetzt — was noch als Wiederhall?

Wiederhall, den jede Lipp' entweihet,
Wiederhall, auf Sopha's hingestreuet,
Sind der Sprache Spiel-Berlocken, sind
Unsrer schönen Kreise Fächerwind.

Sympathie, als einst mit süſsen Schmerzen
Du den Säugling noch am Mutterherzen
Bandest, als er an der Tugend Brust
Leben trank, nicht sieche Lasterlust;

Als Du mit den Schwestern noch im Thale
Spieltest, und beym Heldenväter-Mahle
Jünglinge beseeltest, sich mit Muth
Dir zu weihen, dich in schönem Blut,

Sympathie, im Tode dich zu singen,
Sich auf Ruhmesflügeln aufzuschwingen,
Wo der Freund zu harren ihm verhieſs,
Hinterm Grab im Väterparadies.

Und, o Liebe, konntest Herzen binden,
In einander Ewigkeit zu finden,
Für einander sich mit edler Müh
Neu zu bilden, — Herzenssympathie,

Rein geläutert in dir zu zerflieſsen,
Alles, Alles in dir zu genieſsen,
Seel-enthüllet sich zu zeigen, sich
Wo der Blick verstummt, herzinniglich

Dein zu nennen. — Auch die Thränen gieſsen
Balsam, wenn sie herzvereinet flieſsen;
Gram und Noth und Tod und Schicksal band
Seelen fester als der Diamant,

Unsre Buhlerfessel. — Wilde Saiten,
Wohin irrt ihr? — Wohin euch begleiten
Nimmer kann der Zeiten Wahn; für Tand
Hat er, was ihr singet, längst erkannt,

Mag auch seine Tempel nicht so höhnen,
Daſs sie reiner Menschheit Würde tönen,
Der ja, reich gesättigt und geehrt,
Schwätzer sucht und Freunde nicht begehrt,

Nicht begehrt noch haben kann. In Oede
Rings umher verstummt des Herzens Rede
Schweigt sein lauter Pulsschlag. Lüfteleer
Ist es um mich; da ertönt nicht mehr

Herzens Silberklang. In armen Hütten,
In der Urzeit letzten heil'gen Sitten,
Da nur lebt die Echo Sympathie
Hoher Freundschaft; da nur lebet sie.

Sie, der Klang, o Freund, auch deiner Saiten;
Aber laſs sie immer ihn begleiten
Diesen süſsen Wahnlaut, wenn sein Klang
Deiner Freundin gutes Herz durchdrang.

Der ich hier in Chirons Felsenhöle
Meine Saiten unmuthvoll beseele,
Wüſstest du, wenn jene Echo rief,
Wie umsonst ich oft schon nach ihr lief.

Liebe und Freude.

«Hüte dich, sprach einst die Weisheit,
Du der Liebe schöner Sohn,
Und Du seine Schwester, Freude,
Weil euch beyden Uebel drohn.

Flieh'. o Knabe, jene blinde
Schlaugesinnte Eifersusht;
Und du Mädchen, flieh den Reichthum,
Der, auch blind, dir immer flucht."

Also sprach die gute Weisheit;
Doch vergebens war ihr Wort.
Reichthum riſs sobald die Freude,
Eifersucht den Amor fort.

Und seitdem sie zu Gesellen,
Zu Geliebten die gewählt,
Wer ist, der Die Uebel alle
Dieser Trugverbindung zählt?

Darnach lernt' ich's erst kennen schon,
Da sie mir Schaden hatten thon,
Welcher sie kennt, der kauft sie nit.
Ich weiſs, daſs ich hab' ausgeschütt't
Das Kind aus Vorsatz mit dem Bad,
Sie drohen sehr es werd' mir Schad',
Daſs ich mit Schriften von ihn'n klag',
Gott und der Welt ihr Nequam sag',
Mit Scherz und Ernst verglimpf' ich schon
Womit die Schelmen all umgon,
Dazu darf ich nicht groſs Vernunft,
Daſs ich beschreib' der Schelmen Zunft;
Der täglich Brauch lehrt mich das wohl
Wie ich ihr' Zunft beschreiben soll,
Insonderheit ihr'n falschen Mund,
Wenn ich den wohl beschreiben kunnt,
Daſs man sich wüſst' vor ihn'n zu hüten
So sollt man mir das Hälmlein bieten *).
O wie manchem ist miſslungen

---

*) Vermuthlich ein damals gewöhnlicher sprüchwörtlicher Ausdruck.

Eifersucht betrog den Amor
Und gab Qualen ihm zu Lohn,
Nahm ihm seine holden Augen,
Denen nie ein Herz entflohn.

In des blinden Reichthums Armen
Ward die Freud' ein blindes Glück;
Und an ihrem todten Bilde
Schärft sich ihres Mörders Blick —

So, daſs Eifersucht und Reichthum
Jetzt allein scharfſehend sind —
Ist es Wunder? Die Betrog'nen
Amor und das Glück sind blind!

Der Gewinn des Lebens.

Nach dem Englischen.

Am kühlen Bach, am luft'gen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum;
Und mag nicht wissen, ob die Welt,
Wie ich mir träume, sey bestellt:
Denn ach! ist der wohl mehr beglückt,
Der, daſs sie nicht so sey, erblickt?

Ich ging einmal der Weisheit nach
Und hörte, was die Weisheit sprach.
Sie sprach so viel- und mancherley,
Was einst die Welt gewesen sey
Und jetzt nicht ist und sehr verirrt
Wohl nimmer, nimmer werden wird.

Ich grämte mich und ging im Gram,
Als mir der Ruhm entgegen kam.
Dir, sprach er, Sohn, dir ist beschert,
Zu räumen weg, was dich beschwert.

Ich räumte, wollte vor mich ſehn;
Allein die Felſen blieben ſtehn.

Ermattet, ohne Gram und Zorn
Sucht' ich nun Roſen unterm Dorn.
Die Roſen, ach! entfärbten ſich
Und ihre Dornen ſtachen mich —
Zwey Knöſpchen unter allen hier,
Lieb' und die Freundſchaft, blieben mir

Am kühlen Bach, am luſt'gen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum.
Die beyden Knöſpchen pfleg' ich mir
Und weihe ſie, o Sonne, dir!
Komm, kühler Bach, erquicke ſie!
Komm, ſüſses Lüſtchen, ſtärke ſie!

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genieſsen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laſst uns Rosen auf ihn streun.

Rosen; denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer.
Rosen; denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt süſs;
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

Der Himmel.

Dünste steigen auf und werden
In den Wolken Blitz und Donner,
Oder Regentropfen.

Dünste steigen auf und werden
In dem Haupte Zorn und Unmuth,
Oder werden Thränen.

Freund, bewahre deinen Himmel
Vor dem Dunst der Leidenschaften;
Deine Stirn sey Sonne.

Die Mechanik des Herzens.

Ihr Weise mit der Wissenschaft
Die Welten zu bewegen,
Gebt einem matten Herzen Kraft,
Ein Fünkchen neu Vermögen;
Ach, einen Tropfen Lebenssaft,
Sich jugendneu zu regen —
Ich laſs' euch eure Wissenschaft
Die Welten zu bewegen.

Der Mond.

Und grämt dich, Edler, noch ein Wort
Der kleinen Neidgesellen?
Der hohe Mond, er leuchtet dort,
Und läſst die Hunde bellen,
Und schweigt und wandelt ruhig fort,
Was Nacht ist, aufzuhellen

Der Nachruhm.

Mich reizet nicht des Ruhmes Schall,
Der aus Posaunen tönt,
Den jeder leise Wiederhall
Im stillen Thal verhöhnt.
Ein Ruhm, der wie der Sturmwind braust,
Ist selbst ein Sturm, der bald versaust.

Mich reizet mehr der Silberton,
Der unbelauschet klingt,
Und meiner Muse schönsten Lohn,
Den Dank des Herzens singt,
Die Thräne, die dem Aug' entflieſst
Und mich mit Bruderliebe grüſst.

Nicht allen gönnte die Natur
Das allgepries'ne Glück,
Zu bilden auf des Schöpfers Spur
Ein ew'ges Meisterstück,

Das, ein Vollkommnes seiner Art,
Der Nachwelt stetes Muster ward;

An dem, im Anblick noch entzückt,
Der späte Schüler steht
Und in des Meisters Seele blickt
Und stumm von dannen geht;
Indeſs sein Herz den seltnen Geist
Mit lautem Puls glückselig preis't.

Wir schwimmen in dem Strom der Zeit
Auf Welle Welle fort.
Das Meer der Allvergessenheit
Ist unser letzter Ort;
Genug, wenn Welle Welle trieb
Und ohne Namen Wirkung blieb.

Wann dann auch in der Zeiten Bau
Mich bald ihr Schutt begräbt;
Und meine Kraft auf Gottes Au'
In andern Blumen lebt,
Und mein Gedanke mit zum Geist
Vollendender Gedanken fleuſst.

Schön ist's, von allen unerkannt,
Sich allgelobt zu sehn;
Doch schöner noch, auch ungenannt,

Durch falsche, böse, öde*) Zungen:
Ein' Zung' verrieth Christum den Gott,
Ein' Zung' bracht' Troy in groſsen Spott,
Ein' Zung' bracht' Adam in den Fall,
Ein' Zung' zwang Rom in Jammersquai,
Jerusalem ein' Zung' zerstört
Daſs Stadt und Mau'r ward umgekehrt.
Dieselben öden falschen Zungen
Von Babilonia**) sind entsprungen,
Und hond sich also weit gespreit't,
Daſs sie uns Deutschen auch thun Leid,
Hat sie der Teufel schwimmen lehren,
Ueber Meere zu uns einkehren,
Dadurch manch Frommer würd' verführt
Den ein' falsche Zung' berührt.
Hey! nun schlag' der Donner drein,
Daſs böse Zungen sind so g'mein,
Der Blitz, der Hagel und der Schnee,

---

*) schändlich, abscheulich.

**) 1 Mos. IX, 11.

Wohlthätig fest zu steh'n.
Verdienst ist meines Stolzes Neid
Und bey Verdienst Unsichtbarkeit.

So nennet Gottes Kreatur
Nur schweigend seinen Ruhm;
Sie blüht in wirkender Natur,
Ihr selbst ein Eigenthum.
Der Schöpfer zeigt sich nicht, und kühn
Verkennt der Thor und läugnet ihn.

Das Glück.

Nicht knie ich vor der blinden Göttin Wagen,
Die Kronen streuend dort mit schwarzen Rossen fährt;
Auch Jene, die ein Rad und leichte Flügel tragen,
Ist eines trauenden Gebets nicht werth.

Mein Glück sey Sie, die mit der Weisheit thronet,
Das Ruder thätiger Vernunft in ihrer Hand;
Sie, die dem stillen Fleiſs, der mit sich selber wohnet,
Die Trefflichsten der Gaben zuerkannt.

Aus reichem Füllhorn schenket sie ihm Früchte,
Die ihm sein eigener gesunder Muth gewährt:
Die schönste Perle blinkt auf seinem Angesichte,
Der Mühe Lohn; o mehr als Kronen werth.

Sie ist's, die täglich ihm auch Blumen streuet,
Und seiner Kinder Schaar hüpft sammelnd um den Thron
Der Geberin; er nimmt aus ihrer Hand erfreuet
Der Blumen viel, zuletzt den sanften Mohn,

Der bringt ambrosisch ihm gesunden Schlummer,
Den Schlummer, den das Rad der Rastlosen nicht kennt.
Statt Perlen streuet Die oft Thränen; Neid und Kummer
Sind von dem gelben Golde kaum getrennt.

O Schwester Du der Klugheit und der Treue,
Du rückwärts schauende, *) mein Jugendglück,
Ach, meine Zeit (du siehst, du siehst, wem ich sie weihe;)
Mich selbst, o Gute, gib mir nur zurück.

---

*) Fortuna respiciens.

An den Schlaf.

Erste Stimme.

Gott des Schlafes, Freund der Ruh,
Dessen dunkle Schwingen
Uns in einem süſsen Nu
Zu den Auen bringen,
Die ein schöner Licht erhellt,
Wo in einer andern Welt
Harmonieen klingen.

Freund der Menschen, holder Gott!
Unser halbes Leben
Ward, dem Ungemach zum Spott,
Deiner Hand gegeben.
Und sie herrscht im Reich der Ruh;
Purpurblumen lässest du
Auf uns niederschweben.

Zweyte Stimme.

Schönbekränzter Jüngling, sey
Sey auch mir willkommen,

Der so oft dem Sklaven treu
Seine Last entnommen,
Der die Fessel ihm zerschlug
Und durch neuen süſsen Trug
Sein Gemüth entglommen.

Unsrer Hoffnung Flügel hebt
Kühner sich in Träumen.
Du, der sie mit Muth belebt,
Warum willst du säumen?
Komm mit deiner süſsen Macht,
Uns geleitend durch die Nacht
Zu den lichten Räumen,

Beyde Stimmen.

Die, seit Psyche niedersank
Aus geliebten Auen,
Sie sich sehnt Aeonenlang
Wiederum zu schauen,
Wo in reinem süſsen Ton —

Eine Stimme.

Augen sinkt! Ich höre schon
Harmonieen klingen.

Die Wassernymphe.

Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine farbige Libelle,
Zarter Faden, leichtbeschwingt.
Flieg' auf deinen hellen Flügeln,
Auf der Sonne blauen Spiegeln,
Bis dein Flug auch niedersinkt.

Deine längsten Lebenstage,
Fern der Freude, frey von Plage,
Hast du, Gute, schon verlebt;
Als dich Wellen noch umflossen,
Als dich Hüllen noch umschlossen,
War ein Traum um dich gewebt.

Jetzt nach jenem Nymphenleben
Darfst du als Sylphide schweben,
Bis wohin der West dich trug.
Und du eilst mit muntern Kräften
Nur zu fröhlichen Geschäften:
Deine Liebe selbst ist Flug.

Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine sterbliche Libelle,
Um dein Grab und Mutterland.
Eben in dem frohsten Stande
Fliegst du an des Lebens Rande;
Ist das meine mehr als Rand?

Einst wie dir wird deinen Kleinen
Auch die Sommersonne scheinen,
Gib der Quelle sie als Zoll.
Und erstirb; die matten Glieder
Seh' ich, welken dir danieder:
Schöne Nymphe, lebe wohl,

Die Raupe und der Schmetterling.

Freund, der Unterschied der Erdendinge
Scheinet groſs und ist so oft geringe;
Alter und Gestalt und Raum und Zeit
Sind ein Traumbild nur der Wirklichkeit.

Träg' und matt, auf abgezehrten Sträuchen
Sah ein Schmetterling die Raupe schleichen;
Und erhob sich fröhlich, argwohnfrey,
Daſs er Raupe selbst gewesen sey.

Traurig schlich die Alternde zum Grabe:
„Ach daſs ich umsonst gelebet habe!
Sterbe kinderlos und wie gering!
Und da fliegt der schöne Schmetterling.“

Aengstig spann sie sich in ihre Hülle,
Schlief und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wuſste nicht, was sie gewesen sey.

Freund, ein Traumreich ist das Reich de Erden.
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiſs es; glücklich sind wir blind;
Laſs uns Eins nur wissen, was wir sind.

Die Natur.

1.

Hast du, hast du nicht gesehn,
Wie sich alles drängt zum Leben?
Was nicht Baum kann werden,
Wird doch Blatt;
Was nicht Frucht kann werden,
Wird doch Keim.

2.

Hast du, hast du nicht gesehn,
Wie von Leben alles voll ist?
Schon im Blatt, des Baumes
Hoher Bau;
Schon im Keim, der Früchte
Volle Kraft.

Daſs schändlich' Zungen thun so weh.
Ein Nachbar thut dem andern das,
Der ihm allzeit nicht schädlich was,
Ein Fründ*) verräth den andern Fründ,
Von Eltern lernen das die Kind.
Des Sprüchworts hab' ich oft gelacht,
Daſs eine Kräh' kein'n Häher macht,
Und hab' von Adam und Eva g'hört,
Daſs sie uns Muthwill hond gelehrt,
Wiewohl wir nicht woll'n merken das
Und doch Gott's Straf' gleich dabey was.
O falsche Zung', du böses Kraut
In Haar, in Fleisch, in Bein, in Haut,
Wie gern säh' ich ein'n solchen Mann,
Der gnugsam davon schreiben kann,
Den wollt' ich vor mir dichten lan.
O Schelmenzunft, wem schad'st du nit,
Daſs dich der Herzjarritten schitt**).

---

*) Freund.

**) Eine Fluchformel. Ritten, Herzritten, Jarritten ist ein heftiges Fieber. Schitt soviel als schütteln.

1.

Reiche Fülle der Natur,
Labyrinth zum neuen Leben,
Kürzend tausend Wege
Tausendfach,
Ueberall belebend,
Allbelebt.

2.

Lebend Weben der Natur,
Ew'ger Frühling junger Keime,
Wenn sie mir verwelken,
Starben sie?
Sind sie, mir verschwunden,
Nirgend mehr?

1. 2.

Nein! ihr blühet wo ihr seyd,
Hingelangt auf kurzem Wege,
Ihr, der großen Mutter
Lieblinge,
Ihre zartsten Sprossen
Welken früh.

Selig, selig, wo ihr seyd,
In des Ew'gen Paradiese.
Hier am Lebensbaume.
Blüthen nur;
Dort am Lebensbaume,
Früchte schon.

1.

Mausoleum der Natur!
Wo der Tod zum Leben fördert.
Dieser Keim ward Pflanze
Als er starb;
Jene Menschenpflanze
Genius.

2.

Selig, selig, der ich bin
In der Welt voll Leben Gottes.
Meine Adern wallen
Seinen Strom;
Meine Seele trinket
Gottes Licht.

1. 2.

Empyreum der Natur,
Wo einst alles sich belebet!
Alle Kräſte, Gottes
Feuerstrahl.
Alle Seelen, Gottes
Lebenslicht.

Der Säugling.

Wer ist der kleine Sklave, der in Banden
Aus diesem frühen Sarge Klagen weint?
Ein Mensch? O löset ihn, macht frey ihn von den Banden;
Wer Seufzer hemmet, ist ein Menschenfeind.
Der Wurm darf sich im Staube winden,
Das Lamm hüpft um die Mutter her;
Und ihn umhüllen Binden,
Zwangfesseln eng' und schwer.

Du Weltankömmling, deinen zarten Händen
Prägt dies Geschenk dein Glück des Lebens ein;
Um einen Pilgrimsweg von Sarg zu Sarg zu enden,
Sollst du der Sklaven ew'ger Sklave seyn.
So hört' ich es und singe bebend
Das Lied, das dir die Parze sang,
Als sie den Faden bebend
Zur Kette um sich schlang.

Sie sang: „o du im Chaos von Ideen
Geborner, wenn du einst mit Fesseln ringst,
Und wie im Schiffbruch dann, um Sonn' und Tag zu sehen,
Vom Abgrund' auf, doch schwer beladen dringst;
Du hörst das Chor der Sterne droben
Auf ewig unverrückter Bahn
Den Weltgebieter loben
Und schaust sie liebend an."

„Dich weckt ihr Hochgesang und aus der Seele
Stürmt in die Flügel dir des Adlers Muth;
Du wägst den schweren Leib, entschwingst den Staub der Höhle
Und trinkst im Geiste schon der Sonne Gluth:
Ach, nicht vom ersten Morgensterne
Vom Felsen blickst du bald hinab;
Und schaust in naher Ferne
Den Erdenball, dein Grab."

„Dann klagt dein Herz, daſs die im Staube wohnen,
Das Erdenvolk sich lab' an Finsterniſs.
O dir zu eigner Ruh, dein bestes Selbst zu schonen
War's, daſs ich gröſserm Lichte dich entriſs,
Bis bald der sanfte Schwung der Wiege

Mit Lethe's Welle dich besprengt
Und dir zum Thorenkriege
Ein weises Phlegma schenkt."

Die Parze sprach's. Da trat zu seiner Wiege
Ein lichter leichter Lebensgenius
Und gab, daſs er im Kampf der Thoren nicht erliege
Mis seinem Segen ihm den Friedenskuſs,
Gab ihn der Unschuld Mutterhänden
Und, sehet! hat sein zartes Haupt,
Den Dämon abzuwenden,
Mit einem Kranz umlaubt.

Ein Kranz der Blume, die verborgen blühet
Und schmückt ihr schönes Thal auch ungesehn,
Erfreut, wenn sie den Blick der Liebe zu sich ziehet,
Vergnügt, wenn keine Blicke sie erspähn.
O Knabe mit dem Veilchenkranze,
Sey wie die Blume, die im Gruſs
Des Friedens dir mit stillem Glanze
Umwand dein Genius.

Und wenn ein rauher Fuſs dich niederdrücket,
Miſsgönnt die Sonne dir dein Tröpfchen Thau;

Du senkest müde dich, vom scharfen Ost zerknicket,
Und suchest Schatten in der dürren Au;
Dann sey, wenn sanft dich wegzumähen
Der Sonne letzter Schimmer traf,
Im leisen Frühlingswehen
Dein Tod der Blume Schlaf.

Die Schwestern des Schicksals.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluſs nicht Neid;
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit,

Blick' umher, o Freund, und siehe;
Sorgsam wie der Weise sieht.
Was vergehen muſs, vergehet:
Was bestehen kann, bestehet:
Was geschehen will, geschieht.

Heiter sind des Schicksals Schwestern,
Keine blasse Furien:
Durch der Sanftverschlung'nen Hände
Webt ein Faden sonder Ende
Sich zum Schmuck der Grazien.

Denn seit aus des Vaters Haupte
Pallas jugendlich entsprang,
Wirket sie den gold'nen Schleyer,
Der mit aller Sterne Feyer
Droben glänzt Aeonenlang.

Und an ihrem Meisterwerke
Hanget stets der Parze Blick.
Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluſs nicht Neid;
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

II.

Legenden.

Wenn ich von diesen Schelmen schreib',
So wüth't all's Blut in meinem Leib,
Ihr'n Zunftmeister hond sie mir gesandt,
Da ich dies Buch nahm in die Hand,
Schalt mich ein Schelm da mit List,
Als der Schelmen Gewohnheit ist,
Daſs sie ein'n jeden achten g'schwind
Recht wie sie selbst im Herzen sind.
Er meynt ich sollt's nicht hon beschrieben,
Daſs ihre Stück' verborgen blieben,
Wiewohl ich mich kehr' nicht daran;
Ich hoff' ich sey ein Ehrenmann
Und laſs sie reden was sie wöllen,
Ich will sie in ein' Ordnung stellen,
Wann ich ihn'n allen her hab' zielt,
Nun hüt' dich du vor wem du wilt.
Ich trau' ihn'n allen nicht ein Haar,
Ob sie mir schwüren zehen Jahr
— — — — —
— — — — —
— — — — —
Ach Gott, hätt' ich's verstanden baſs
Einmal da es mir nöth'ger was,

Die Führerin.

Führe mich, o Muse, jenen engen
Steilen Pfad. Er windet sich durch Höhlen,
Wie man sagt, des dunkeln Aberglaubens
Und Betrugs. Er scheint sich in die Wüste
Zu verlieren, wo das rege Irrlicht
Auf den Sümpfen hüpft. Auch seh ich Disteln
Neben mir. Nur locket jener Glanz mich
Auf der Höh'. Es tönen Lobgesänge
Droben. — Muse! —
Doch sie ist verschwunden. —
Wie? und vor mir schwebet eine andre
Liebliche Gestalt, in hellen Byssus
Sanft verschleyert. «Himmlische, wer bist du,
Ach, auf deiner Brust sind Blutestropfen.
Und die Lilie in deinen Händen. —»

«Von dem Dolche feindlicher Verläumdung,
Freundlicher Entweihung sind die Wunden

Mir gegraben; doch das Blut der Unschuld
Bringet Heil.»

«Um deine Stirn, o Göttin,
Starrt ein Dornenkranz.»

«Und auf dem Kranze
Sprieſsen Rosen. Auf! hinauf! Die Palmen
Winken uns; die Lobgesänge tönen.
Fürchte keine Höhlen des Betruges
Da wo ich dich führe."

„Und wer bist du?"
„Drey-und einfach ist mein heil'ger Name
Niemand kennt ihn, als wer ihn empfähet.
Carita; Geduld und Lieb und Hoffnung.

„Aber warum schwand vor dir die Muse?"
„Ach den tausend unglücksel'gen Menschen,
Und den rohen Herzen, die sie quälen,
Hilft kein Ton der Muse mehr. Sie fodern
Andre Sorgen. — Hoffe keinen Lorbeer.
Nimm hier diesen Zweig und meine Krone."

Der gerettete Jüngling.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Pathmos *)
Wiederkehrend, war, was er gewesen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerstes aufmerksam.

In der Menge sah er einen schönen
Jüngling; fröhliche Gesundheit glänzte
Vom Gesicht ihm, und aus seinen Augen
Sprach die liebevollste Feuerseele.

---

*) **Pathmos.** (Palmosa) eine Insel, auf welche der Evangelist und Apostel Johannes verbannet gewesen.

„Diesen Jüngling, sprach er zu dem Bischof,
Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehst du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und Dir vor Christo die Gemeine.“

Und der Bischof nahm den Jüngling zu sich,
Unterwies ihn, sah die schönsten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Lieſs er nach von seiner strengen Aufsicht.

Und die Freyheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von süſsen Schmeicheleyen,
Ward er müſsig, kostete die Wollust,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrschaft Reiz; er sammlet um sich
Seine Spielgesellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erste Frag' an ihren Bischof
War: „Wo ist mein Sohn?“ — „Er ist gestorben!“
Sprach der Greis und schlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ — „Er ist Gott abgestorben,
Ist (mit Thränen sag' ich es) ein Räuber.“

„Dieses Jünglings Seele, sprach Johannes,
Fodr' ich einst von dir. Jedoch wo ist er?» —

«Auf dem Berge dort!»

— «Ich muſs ihn sehen!»

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen, (eben dieses wollt' er).
«Führet, sprach er, mich zu eurem Führer.»

Vor ihn trat er: Und der schöne Jüngling
Wandte sich; er konnte diesen Anblick
Nicht ertragen. «Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenlosen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muſs für dich antworten.
Gerne geb' ich, willst du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlassen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.»

Weinend schlang der Jüngling seine Arme
Um den Greis, bedeckete sein Antlitz,
Stumm und starr; dann stürzte statt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee sank Johannes nieder,
Küſste seine Hand und seine Wange,

Nahm ihn neu geschenket vom Gebürge,
Läuterte sein Herz mit süſser Flamme.

Jahre lebten sie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den schönen Jüngling
Goſs sich ganz Johannes schöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Also tief erkannt' und innig festhielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt Johannes Glaube,
Zutraun, Festigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Der Tapfere.

Ein böses Heldenthum, wenn gegen Mensch
Der Mensch zu Felde zieht. Er dürstet nicht
Nach seinem Blut, das er nicht trinken kann;
Er will sein Fleisch nicht essen; aber ihn
Zerhaun, zerhacken will er, tödten ihn! —
Aus Rache? Nicht aus Rache: denn er kennt
Den Andern nicht, und liebet ihn vielleicht.
Auch nicht sein Vaterland zu retten, zog
Er fernen Landes her. Ein Machtgebot
Hat ihn hieher geführet; roher Sinn,
Die Raubsucht, Sucht nach höh'rer Sklaverey.
Von Wein und Branntwein glühend, schieſst er, sticht
Und haut und mordet; mordet — weiſs nicht, wen?
Warum, wozu? bis beyde Helden dann,
Verbannt ins Schloſs der Unbarmherzigkeit,
Ein Krankenhaus, mit andern Hunderten

Daliegen ächzend, und sobald den Krieg
Noth und der Hunger endet, alle dann
Als Mörderkrüppel durch die Straſsen ziehn
Und, betteln. Ach, sie mordeten um Sold,
Gedung'ne Helden aus Tradition.

Ein edler Held ist, der für's Vaterland,
Ein edlerer, der für des Landes Wohl,
Der edelste, der für die Menschheit kämpft.
Ein Hohepriester, trug er ihr Geschick
In seinem Herzen, und der Wahrheit Schild
Auf seiner Brust. Er steht im Felde, Feind
Des Aberglaubens und der Ueppigkeit,
Des Irrthums und der Schmeicheleyen Feind,
Und fällt, der höchsten Majestät getreu,
Dem redlichen Gewissen, das ihm sagt:
Er suchte nicht und floh nicht seinen Tod.

⁂

«Was tödtet ihr die Glieder? (rief die Wuth
Des Heidenpöbels). Sucht und würgt das
Haupt!» —

Man sucht den frommen Polikarpus, ihn,
Johannes Bild und Schüler. *) Sorgsam hatten

---

*) Polikarp, Bischoff zu Smyrna, ein im Christenthum weitberühmter Lehrer, der in der Mitte des zweyten Jahrhunderts im höchsten Alter den Martyrertod litt.

Die Seinen ihn auf's Land geflüchtet.
„Ich
Sah diese Nacht das Kissen meines Haupts
In voller Gluth: (so sprach der kranke Greis)
Und wachte mit besondrer Freude auf.
Ihr Lieben, mühet euch umsonst; ich soll
Mit meinem Tode Gott lobpreisen.“ —
Da
Erscholl das Haus vom stürmenden Geschrey
Der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf:
„Bereitet, sprach er, diesen Müden noch
Ein Gastmahl — ich bereite mich indeſs
Zur Reise auch.“ Er ging und betete.

Und folgete mit vielen Schmerzen ihnen
Zum Consul. Als er auf den Richtplatz kam,
Rief eine mächt'ge Stimm' im Busen ihm:
„Sey tapfer, Polykarp!“

Der Consul sieht
Den heitern, schönen, ruhigsanften Greis
Verwundernd. „Schone, sprach er, deines Alters,
Und opfre hier, entsagend deinem Gott!“ —

„Wie sollt' ich einem Herrn entsagen, dem
Zeitlebens ich gedienet und der mir
Zeitlebens Gutes that? —

So hätt' ich selber auch gethon
Das ich dich jetzt kann lehren schon,
Vor den Schelmen dich bewahren,
Daſs dir nichts Leids möcht' widerfahren.
Doch kam kein Werkmann nie zu spat
Mit guter Kunst und weisem Rath;
Folg' meiner Lehr' und acht' mein Schreiben,
Nimm wahr wie sie ihr Stückchen treiben,
So wird es dich ein Wunder nehmen,
Daſs sich die Schelmen gar nicht schämen,
Daſs sie entfärbten sich darab.
Ich weiſs, daſs ich ein'n Neidhart hab'
Mit diesem Buch auf mich geladen
Und von den Schelmen wart' des Schaden,
Das hab' ich darauf g'setzet schon,
Wem's nicht g'fällt der laſs mich gon.

„Und fürchtest du
Denn keines Löwen Zahn?“

„Zermalmet muſs
Das Waizenkorn doch einmal werden, seys
Wodurch es will, zur künſt'gen neuen Frucht.“

Der Pöbel rief: „hinweg mit ihm! Er ist
Der Christen Vater. Feuer! Feuer her!“
Sie trugen Holz zusammen und mit Wuth
Ward er ergriffen.

„Freunde, sprach er, hier
Bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme
Mich würdigte, der wird mir Muth verleihn.“ —

Und legte still den Mantel ab und band
Die Solen seiner Füſse los und stieg
Hinauf zum Scheiterhaufen

Plötzlich schlug
Die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn
Gleich einem Segel, das ihn kühlete,
Gleich einem glänzenden Gewölbe, das
Den Edelstein in seine Mitte nahm,
Und schöner ihn verklärte; bis ergrimmt
Ihm eine freche Faust das Herz durchstieſs.
Er sank; es floſs sein Blut; die Flamm' erlosch;
Und eine weiſse Taube flog empor.

* * *

Du lachst der weiſsen Taube? Soll einmal
Ein Geyer Dir, dem Sterbenden, die Brust
Durchbohren? Dem Gestorbenen das Aug'
Ein Rab aushacken? Aus der Asche sich
Molch oder Natter winden? — Spotte nicht
Des Bildes, das die Sage sich erschuf:
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth.

Die Krone.

Nicht im müſsigen und stolzen Grübeln;
In Geschäftigkeit für's Wohl der Menschen
Und in selbstvergeſs'ner Demuth wohnen
Gottgefälligkeit und Zier und Weisheit.

Pyoterius in seiner Celle
Dünkete vor Gott sich groſs und herrlich,
Weil er über Thabors Glanz und alle
Seraphsflügel tief und viel nachdachte,

Und den Denkenden umfing ein schwerer
Traum einmal. Es sprach zu ihm der Seraph:
„Pyoterius, steh' auf und eile
Nach Tabenna, *) wenn du jene sehn willst,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat."

---

*) Eine Gegend in Aegypten, wo ein berühmtes Kloster und viele Cellen der Einsiedler waren.

Pyoterius stand auf und eilte
Nach Tabenna. Vor ihn traten alle
Heil'ge Jungfraun, Schwestern und die Mutter. —
Pyoterius sprach: „seyd ihr's alle?
Denn mir mangelt unter euch noch jene,
Die mir im Gesicht der Engel zeigte."

„Eine, sprach die Mutter, ist noch d'runten,
Eine Alberne, faſt unsre Schande. —
Unermüdlich im geringsten Dienste
Dient sie in- und auſserhalb dem Kloster
Jedem Fremdling, sey es Jud' und Heyde.
Darum nennen wir sie so gewöhnlich
Die Wahnsinnige: denn faſt antwortet
Sie uns nicht; ist aber immer fröhlich,
Und nie mehr, als wenn man sie verachtet."

„Laſs sie kommen, damit ich sie sehe,"
Sprach der Heilige; gezwungen kam sie. —

Porphyrite, rein und schlecht gekleidet,
Lang das Haar, und ohne Nonnenkrone,
Um ihr Haupt nur eine schlichte Binde.

Eilig sank vor ihr auf seine Kniee
Pyoterius: denn um ihr Antlitz
Leuchtete, was ihm der Engel zeigte,
Selbstvergessenheit und Lieb' und Unschuld.

«Segne mich, so sprach er, heil'ge Jungfrau,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat.“

Plötzlich strahlete mit hellen Strahlen
Ihre Binde. Alle knieten nieder:
«Ach verzeih mir, daſs ich dich verlachte!
«Ach verzeih mir, daſs ich dich verschmähte! —
Daſs ich oft dich, ihnen zu Gefallen,
(Sprach die Mutter) wider mein Gewissen
Schalt, und du rechtfertigtest dich niemals.» —

Porphyrite war sogleich entwichen:
Ihr bedünkte diese Hochverehrung
Spott und Wahnsinn. Wohin sie gegangen?
Was sie ferner litt? wo sie gestorben?
Davon schweigt die Chronik unsers Klosters.

Nur dem groſsen und vollkomm'nen Denker
Pyoterius entwich das hohe
Bild nicht ganz. Und wenn er über Thabors
Unerschaff'nen Glanz und über alle
Seraphsflügel dachte, stand ihm plötzlich
Porphyrite da, die Selbstvergeſs'ne,
Immer nur geschäftig für die Menschen,
Fröhlich stets und schweigend; nie vergnügter
Als wenn sie verachtet und verkannt war.
Vor ihm stand sie mit der schlichten Binde,
Die mit seiner Krone Gott gekrönt hat.

Die Pilgerin.

Wenn Rom ersinken soll, so warte nicht,
Daſs seine Wölfin erst vom Jupiter
Ein Blitzstrahl treffe, daſs das alte Erz
Der Tafeln schmelze, und die Sonne sich
Von West nach Osten wende, daſs ein Stier
Gebähr' und alle Götter fliehn; es heulen
In Tempeln Stimmen, und der Altar sinkt. —

Der Altar sank, sobald ihn Frömmigkeit
Nicht stützte, wenn geheime Schand' ihn schmäht,
Und Trug und Heucheley ihn untergrub.
Die Götter flohn, sobald man sie verbannte
Aus Herz und Brust. Das eherne Gesetz
Zerschmolz in weichen Sitten; und ein Blitz
Trifft auf die Wölfin, weil sie Wölfin ist.

Wie eine Jahrszeit kommt die neue Zeit
Mit stillem Schritt. Die Erd[illegible] wendet sich;
Die Luft wird wärmer; vor der Sonne schmilzt
Das Eis; es sprossen Saaten. — Schaut empor;

Die Lerche singt; die Mandel blüht; es knospet
Der Feigenbaum; und im belaubten Nest
Singt laut die Nachtigall: «der Lenz ist da!» —

Dann suche niemand in der neuen Zeit
Die alte wieder. Jede Tugend blüht
An ihrem Ort, und webet ihr Gewand
Vom Aether ihres Tages. Wenn in Rom
Der Römer Geist erstarb, das Capitol
Zum Christentempel ward, und neue Noth
Auch neue Sorge fodert; o so schone
Des frommen Wahnes! Statt Cornelien,
Die keinen Ort mehr hat, erblickst du
Paulla Romana.

* * *

Paulla konnte sich
Der Scipionen, Gracchen, Julier,
Ja des Geschlechts Aeneas rühmen; doch
Die Fromme rühmete sich dessen nicht.
Im tiefbedrängten Rom war einig nur
Ihr Stolz, ihr Schatz, ihr Capitolium
Der Armen Herz.

Und als ihr Ehgemahl
Verstarb (sie war nun ihrer Pflichten frey);
Da, längst ermüdet von der Römer Pracht

Und Eitelkeit, von ihrem Neid' und Haſs;
Ging sie von Babel aus nach Nazareth.
Umsonst ereifert sich der Römer Stolz,
Entgegen ihr zu treten. „Wer ihr seyd,
Ihr seyd nicht Gracchen, Scipionen mehr,
Ich nicht Cornelia; gehabt euch wohl!"

Sie suchte die Verbannten auf; sie zog
Durch Meer und Inseln gen Jerusalem,
Und sah das heil'ge Grab, und betete
Auf Golgatha, und stieg auf Sion, ging
Dann nach Aegypten und nach Nubien,
Stets eine helfende Wohlthäterin
Der Armen. Endlich fand in Bethlehem
Sie ihre Ruhestätte. »Hier, wo einst
Der Welten Heil (sprach sie) geboren ward,
Hier will ich sterben.«
Und fortan ward sie
Im heil'gen Lande aller Sittsamkeit,
Bescheidenheit und Wahrheit Bild. Sie stand
Mit Tagesfrühe auf, arbeitend stets
Und lernend;*) stiftete der Andacht viel,
Doch nicht zum Müſsiggange. Sie ergriff

---

*) Hieronymus, der ihr Leben beschrieben, weiſs ihre Gelehrigkeit nicht genug zu rühmen. Sie legte ihm oft Fragen vor, die er nicht zu beantworten wuſste.

Der Unschuld Herzen, zähmete dann auch
Die frechsten Seelen, schonend keine Müh.
Und diese Lieb' und Strenge flöſste sie
All' ihren Geistestöchtern ein, vor allen
Der eignen Tochter, die ihr Abbild war.

Eustochium, (so hieſs das holde Kind,
Paulla Romana an Gemüth und Herz,)
Saſs an der Mutter Bette, als im Alter
Der Tod ihr nahte. Um sie knieeten
Die Heiligen und Schwestern. Lange schon
Lag Paulla mit geschloſs'nem Auge, stumm
Und kalt. Ihr Odem schwieg; man stimmete
Das Brautlied an, das Lied der Sterbenden:

„Wohlauf, Geliebte! Meine Freundin, auf!
Der Winter ist vergangen!
Die Regenzeit vorüber!
Gekommen ist der Frühling,
Die Blumen sprossen schon!"

Da richtet auf sich die Gestorbene,
Mit Himmelsglanz verklärt, und sang darein:

„Ich sehe sie, die Blumen,
Die Blumen jener Welt!
Ich höre süſse Stimme,
Wie unaussprechlich süſs! —

Und küssete ihr Kind Eustochium,
Und sank und war verschieden. —

Ihre Hand
Zu küssen, die unzählbar Guts gethan,
Kam Jedermann, und alle Jungfrau'n kamen
Zu theilen, was mit unermüdetem,
Kunstreichem Fleiſs mildthätig sie gewebt. —
Aus allen Cellen kamen Heilige
Sie zu begleiten; da ertönte dann
In allen Sprachen ihr Triumphgesang.
Von ihrem Grab' im Tempel, wo ihr Leib
Hoch über der Geburtsstatt Jesu ruht,
Kam lange nicht Eustochium, und ward
Ihr treues, ihr wohlthätig sanftes Bild.
In tausend Herzen lebete fortan
Paulla Romana. —

Einem einen strohernen Bart flechten.

Ich hör' auch an *) der Schelmen Rott'
So ich kann thun ein'n g'färbten Spott
Und dir ein' Sach' fürfalten do,
Du schwürst ein'n Eid ihm wär' also;
Wenn du die Sach' besiehest recht
So ist's ein strohern Bartgeflecht.
Landschelm, wärst du doch eh' kommen,
Du müſst den ersten Stand hon g'nommen,
Die Schelmen sind jetzt also g'neigt
Wo dir einer das Wasser zeigt,
So meynt er Feu'r, das wiſs' fürwohr
Es ist jetzt nicht als es war vor:

---

*) Ich gehöre zu.

Der Palmbaum.

Liebe kränzet sich mit Myrth' und Rosen;
Für den Held und Dichter sprieſset Lorbeer;
Aber Palmen sind des heil'gen Siegers
Ehrenzweig; und auch dem matten Wandrer
In der Wüste sprieſst von Gott ein Palmbaum.

* * *

Als Onuphrius, ein rascher Jüngling,
Von den Vätern des Elias Leben
Ueber alles hoch lobpreisen hörte,
Rüstet' er sich, eilend in die Wüste.

Sieben Tage ging er; keine Stimme
Rief ihm zu: „was thust du hier, Elia?"
Bis von Sonnengluth und Durst und Hunger
Er ermattet sank. „Nimm meine Seele,
Sprach er, Herr! Nur einen Trunk zur Labung,
Eine Dattel laſs mich hier nur kosten."

Und ein süſser Schlaf umfing den Jüngling,
Und sein Engel stand bey ihm: „Verwegner,
Der du Gott versuchst, bist du Elias?
Doch zu deinem Lohn und deiner Lehre,
Hör'! — An deiner Seite rauscht die Quelle,
Und ein Palmbaum über deinem Haupte.
Siebzig Jahre sollst du hier mit ihnen
Leben, und sie werden mit dir sterben.
Aber keines Menschen süſse Stimme
Sollst du, keines Mannes Fuſstritt hören,
Bis dir Einer kommt, der dich begrabe."

Froh erschrocken sah der Auferwachte,
Was der Engel ihm im Schlafe sagte;
Nannte jetzt den Palmbaum seinen Bruder,
Nannt' die Quelle seine Schwester, labte
Sich an ihrem Trank, an seinen Früchten,
Kleidete sich in des Baumes Blätter;
Aber keines Menschen süſse Stimme
Kam zu ihm die siebzig lange Jahre.

Endlich hört' er eines Mannes Fuſstritt:
„Dieser, sprach er, ist von Gott gesendet,
Daſs er mich begrabe," nahm den Gast auf,
Und erzählt' ihm seines Baums Geschichte.
„Also, hast du deine Pflicht erfüllet;
Eil' hinweg! für dich ist dieser Ort nicht.
Menschen sind geschaffen für die Menschen."

Kaum gesprochen, sank der Greis danieder
Todt; ein Sturmwind riſs den Baum mit seinen
Wurzeln aus; die Quelle war versieget.

Und ein Lobgesang sang in den Lüften:
„Komm, o Bruder, komm aus deiner Wüste;
Was dir deine eigne Schuld versagte,
Singet dir der Himmel jetzt entgegen,
Süſse Freundschaft unter Himmespalmen."

Und Paphnutius begrub den Todten,
Dessen Antlitz glänzete. Die Wüste
Heulte rings um ihn, und trieb ihn von sich:
„Ach, sprach er, so viel sie Leid sich bringen,
So viel geben sie sich Trost und Stärke;
Menschen sind geschaffen für die Menschen."

⁂

Dank, Onuphrius, nach tausend Jahren
Dank dir, daſs du eines Mannes Seele
Noch in seiner letzten Stund' erquickst.

Schüchtern, krank, miſstrauend allen Menschen,
Ein gejagtes Reh, (den Pfeil des Jägers
Trug er in der Brust;) so floh Torquato
Tasso zu dir. Seine zarte Schläfe

War bedeckt mit Lorbeer; keinen Lorbeer
Sucht' er mehr; ihn labte deine Palme. *)

---

*) Tasso, dieser liebenswürdige, aber fast sein ganzes Leben hindurch unglückliche Dichter, als er erschöpft an Kräften in Rom ankam, um auf dem Capitolium gekrönt zu werden, lieſs sich in das Kloster St. Onofrio bringen, wo er, indeſs alle Anstalten zur Feyerlichkeit gemacht waren, den Tag vor seiner Krönung sanft entschlief. Er liegt mit Barklai und dem Dichter Guidi in der Kirche St. Onofrio unter einem Steine begraben; zu einem Denkmal ist kein Raum da. Man zeiget sein Brustbild und die dem Gesicht des Todes entnommene Larve.

Das Bild der Andacht.

Die hochste Liebe, wie die höchste Kunst
Ist Andacht. Dem zerstreueten Gemüth
Erscheint die Wahrheit und die Schönheit nie;
Sie, die aus vielem nicht gesammelt wird,
Die, in sich Eins und alles, jeden Theil
Mit sich belebet und vergeistiget.

Sophronius, der in dem Heidenthum
Den Musen einst geopfert, wollte jetzt
Der Mutter Gottes auch ihr Bildniſs weihn.

Wie eine Biene flog er auf der Au'
Der Kunstgestalten; Pallas, Cynthia
Stand ihm vor Augen; Aphrodite sollt'
In Einer Huldgestalt mit ihnen blühn.

Er überlegt', und schlief ermattet ein;
Da stand im Schlaf Sie selbst vor Augen ihm,
Die Benedeyte. „Sieh mich, wer ich bin,
Sprach sie, und gib mir keinen fremden Reiz.

Nur Selbstvergessenheit ist meine Zier;
Nur Demuth; Zucht und Einfalt ist mein Schmuck."

Getroffen wie vom Pfeile wacht' er auf.
Und sah fortan auch wachend Sie, nur Sie!
Wie der, der in die Sonne schaut, das Bild
Der Sonne mit sich trägt. Oefters stand
(So dünkt es ihm) sie sichtbar vor ihm da,
Das Kind auf ihrem Arm, und Engel ihr
Zur Seite.

Als das Bild vollendet war,
Da trat ein Himmelsjüngling zu ihm hin,
Und sprach: „Gegrüſset sey, Holdselige!"
Zum Bilde. Viele Herzen werden Dein
Sich am Altar erfreun und willig Dir
Ihr Innres öff'nen: denn was Andacht schuf,
Erwecket Andacht. Dir, o Künstler, hat
Die Selige sich selber offenbart."

* * *

Erschien, o Raphael, dir auch das Bild
Der Göttin, als die heilige Idee
Dir in der Dürftigkeit an Erdenschöne
Vorschwebete? Ich seh' ihr Bild. Sie war's. *)

---

*) Essendo carestia e di buoni giudici e di belle donne, io mi servo di certa idea, que mi vienne alla mente.
Raffaelle Sanzio.

Der himmlische Garten.

Maximina, die an ihres Vaters
Herzen hing, (denn nach der Mutter Tode
Hatt' er sie, sein einzig Kind, erzogen
Und der Mutter Bild in ihr geliebet;)
Maximina hing auch nach des Vaters
Tod an seinem Herzen, und verlassen
Wie ein Lamm in öder wilder Wüste
Sehnte sie sich oft zu ihm hinüber:
„Ach, daſs ich ihn einmal schauen könnte
Droben dort in seinem Paradiese!"

Und ein süſser Schlaf umfing sie freundlich,
Und sie sah im holden Traumgesichte
Einen Garten voll der schönsten Blumen,
Die auf Erden sie noch nie gesehen.
Goldne Früchte glänzten auf den Bäumen,
Deren Zweige klingend sich bewegten.

Freundlich kam der Vater ihr entgegen:
„Sieh, o Kind, wie angenehm ich wohne!"
Nahm sie bey der Hand und zeigt' ihr tausend
Schöne Blumen. —

Laſs mich, sprach sie träumend,
Diese junge Rosenknospe brechen —

„Brich sie, wenn du kannst!" — Die Knospe wich ihr.

„Sieh, o Tochter, eben das war Deine
Lebensblum'. Unausgeblühet kannst du,
Darſst du sie nicht brechen; unter Dornen
Blühet sie, doch voll und schön nnd einsam.

„O so zeige mir dann, guter Vater,
Dein' und meiner Mutter Lebensblum'!"

„Siehe hier auf einem Stengel beyde.
Eine längst, die andre kaum verblühet."

Wundernd sah sie jetzt die vielen Blumen,
Rosen, Lilien und Hyacinthen,
Knospen, blühend und verwelkend.

„Tochter,
Sprach die himmlische Gestalt, und wurde
Leuchtender. Du siehest hier den weiten

Lebensgarten auserwählter Menschen.
Engel wachen über Bäum' und Früchte:
Deiner Knospe Hüter sind Wir beyde,
Ich und deine Mutter." —

„Ach, wo ist sie?"

Glänzend ging die schönste der Gestalten
Ihr vorüber, und das Kind erwachte.
Paradies und Vater war verschwunden.

Aber immer blieb ihr tief im Herzen
Dieser Traum; auch sehnlich wünschend wollte
Sie die Lebensknospe eh' nicht brechen,
Eh' es ihres unsichtbaren Wächters
Linde leise Vaterhand geböte.

Das Paradies in der Wüste.

„Mein Freud Antonius, der Vater mir
Und Lehrer war, mit dem ich Lebenslang
In weitester Entfernung ungetrennt
Ein Herz und Seele war; der hundertjähr'ge Greis
(Das saget mir mein Geist,) ist jetzt gestorben.
Noch einmal wollt' ich ihn im Leben sehn!
Wohlan, ich will die Stätte sehen, wo
Er lebete und starb." — So sprach zu sich
Hilarion in Palästina, der,
Wie sein Antonius, der Armen Freund,
Ihr Arzt und Trost, sich selber aber hart
Und strenge war. Er zog zur Thebaide.

Durch grause Wüsten ging er; siehe, da
Erhob ein Fels sich; aus dem Felsen sprang
Ein heller Bach, beschattet rings von Palmen.
Am Felsen hob sich eine Traubenwand
Empor. Wohl ausgehauen leitete

Das Nein sey Nein, und Ja sey Ja,
Man flicht ein'n Bart jetzund aus Stra.
Was man jetzund im Herzen tragt,
Kein Schelm dasselb' heraus her sagt,
Er plaudert wohl das Gegentheil,
Damit trägt er Lockvögel feil
Und lockt aus dir dein' Meynung all,
Bis er dich kläglich bringt in Fall;
Schreyst du dann: hilf wieder uff!
So schlägt er über dir den Muff*).
Vor Zeiten sprach man: fürcht' dich nit,
Wenn du gehst den rechten Tritt;
Thu jetzt recht, fürcht' dennoch dir,
Keins wird in Ehr'n gedacht gar schier:
Der jetzt doppelt ist mit Worten,
Den setzt man hoch an allen Orten
Und hält ihn für ein'n weisen Mann,
Daſs er sein Herz bedecken kann.
Ich hielt's auch selbst für ein' Weisheit,
Wenn man dazu kein' Lügen seit,**)
Kein' Wahrheit ist in allem Kauf,
Man spricht, es sey der Welten Lauf.

---

*) Sprüchwörtliche Redensart.

**) sagt.

Ein Schneckengang zur Höh' hinauf; im Teich
Des Baches spielten Fische. Kräuter blühten,
Und viel gesunde Früchte prangeten
Im Garten — ringsum ein Elysium.

Verjünget wanderte Hilarion
Hin und daher, stieg auf und ab; ihm sangen
Die Vögel, die einst mit Antonius
Loblieder angestimmt, den Freundesgruſs,
Und flogen ihm vertraut auf seine Schultern.
Des Greises beyde Jünger zeigten ihm
Jedweden Lieblingsort des Heiligen,
Dem sie gedienet. „Hier! hier betet' er.
Auf dieser Höhe sang er Hymnen; dort
Pflegt' er zu ruhen; hier arbeitet' er.
Den Palmenhayn hat er gepflanzet. Er
Die Reben sich erzogen! diesen Teich
Hat er mit eigner Hand umdämmet. Hier,
Die Bäum' und Kräuter dieses Gartens sind
Des guten Greises Kinder. Dies Geräth'
Gebrauchte seine Hand. Komm her und sieh!
Dies ist die Hütte, wo er sich dem Volk,
Das zu ihm strömte, dann und wann entzog.
Er gab dem Orte Sicherheit; das Wild,
Waldesel, die zu naschen pflegen, was
Sie nicht gesäet, wies er segnend weg.
Sie trinken an dem Strom und stören nicht

Den Garten."

„Wohl! Nun zeiget mir sein Grab!"

„Sein Grab ist nirgend. Wir versprachen ihm,
Es niemanden zu zeigen: denn der Mensch
Ist Staub, sprach er, und muſs zu Staube werden.
Feind war er jeder Leichenehrenden
Aegyptischen Abgötterey." —

„Er ruhe,
Da wo er ruhet!" sprach Hilarion.

„O bleibe du bey uns! so baten ihn
Die Jünger. Du, sein Freund und Schüler, bist
Antonius anjetzt der Christenheit.

„Das bin ich nicht! sprach er. Der Heil'ge lebt
Bey Gott! Sein Geist in tausend Herzen; auch
Im Eurigen. Antonius ist nicht
Begraben, Er, der rings die Seele war
In dieser weiten regen Gottesstadt.
Die Wüste hat er mit unglücklichen
Verbannten Flüchtlingen bevölkert. Fern
Von ihren Treibern leben sie, der Welt
Entnommen, hier im brüderlichen Fleiſs.
Antonius geweihte Höhe zu
Bewohnen, ziemt mir nicht. Lebt alle wohl,
Ihr Brüder und ihr Palmenbäume, Bach
Und Teich und Garten, jede Frucht, die Er

Gepflanzt, ihr seine Vögel lebet wohl.
Ich nehme mir sein fröhlich Angesicht,
Sein fröhlich Herz aus dieser Wüste mit,
Durch sie wird jede Wüste Paradies.

Er ging. Auf Cypern lebete fortan
Hilarion in einem Garten, streng'
Und milde wie Antonius. Er ward
Da, wo er starb, versenket. —

Die laute Klage.

Sanft entschlummert lag des Greises Antlitz,
Hingegangen schien die fromme Seele;
Als der Brüder laute Todtenklage
Noch einmal zurück ihn rief ins Leben.

Auferwachend lächelt' er und sagte
Bittend: „Brüder, wozu dieses Jammern?
Fürchtet ihr den Tod? Er ist ein Engel!
Mög' er euch, wie mir anjetzt, erscheinen.

„Oder gönnet ihr dem matten Wandrer
Nicht die Ruh? beym letzten Augenblicke
Nicht die Einkehr in mich selbst, das heiter
Ich vor Gott und unverworren trete?

Hab' ich es verdient, daſs ihr die letzte
Stunde mir betrübet?" — Er sank danieder
Und entschlief. Der Engel, der die Seele
Von ihm nahm, sah Eine stumme Thräne

In des Jünglings Auge, den als Vater
Er geliebt: (es hielt der Greis die Hand ihm
Sterbend noch;) die stille stumme Zeugin
Trat vor Gott mit der entfloh'nen Seele.

Die Ameise.

Ein Müſsiggänger sah die Lilie
Des Feldes blühn, und hört der Vögel Chor
Lobsingen. „Bin ich denn nicht mehr als sie?
Sprach er. Wohlan! so sey mein Leben auch
Blühn und verblühen, Anschaun und Gesang!"

Er ging zur einsam frommen Wüsteney
Und harrete auf Offenbarung. Da
Rief eine Stimme: „Schau zur Erd' hinab,
Simplicius."

Er sah. Ein wimmelnd Nest
Ameisen war vor ihm in lebender
Bewegung. Diese trugen eine Last,
Viel gröſser als sie selbst. Ein andrer Hauf'
Hielt Kräutersamen in dem Munde, fest
Wie mit der Zange. Jene holten Erd'
Herbey, und dämmten ihren breiten Strom.
Die andern trugen für den Winter ein,
Und schroteten die Körner künstlich ab,
Daſs ihre feuchte Wohnung nicht mit Kraut

Verwüchse. Diese hielten einen Zug;
Sie trugen einen Todten aus der Stadt
Und keiner stört den andern; jeder wich
Beym Ein- und Ausgang seinem Nachbar aus.
Wer unter seiner Last erlag, und wer
Die steile Straſse nicht erklimmen konnte,
Dem half man auf, man bot den Rücken dar —

Simplicius sah's mit Verwunderung
Und sähe noch, hätt' ihm die Stimme nicht
Gerufen: „Bist du nicht viel mehr als sie?"

Und vor ihm stand ein Greis. „Verlorner Sohn,
Wie! haſt du keinen Vater? keine Mutter?
Und keinen Freund und Armen, dem du jetzt
Beyspringen könntest? Bist vom Himmel du
Entsprossen? keinen Menschen auf der Welt
Verbunden oder werth, daſs ihm ein Theil
Von dir gehöre? — Sieh das kleine Volk
Ameisen, Jede wirket ingemein,
Und ohne Eigenthum hat Jede g'nug."

Belehret kehrt Simplicius zurück
Zur muntern Thätigkeit, und sah fortan
Im groſsen Ameishaufen dieser Welt
Die Gottesstadt, die (oft sich unbewuſst)
Im Wirken für's Gemeine lebt und webt,
Niemand für sich, für alle Jedermann.

Die Fremdlinge.

Gegrüſst seyd ihr mir, ihr Morgensterne
Der Vorzeit, die den Allemannen einst
In ihre Dunkelheit den Strahl des Lichts,
In ihre tapfre Wildheit Milde brachten. —
Beatus, Lucius und Fridolin,
Und Columban und Gallus, Magnoald,
Othmar und Meinrad, Notker und Winfred *) —
Ihr kamet nicht mit Orpheus Leierton,
In Phrygisch-wilden Bacchustänzen nicht,
Noch mit dem blut'gen Schwert in rauher Hand;
In eurer Hand ein Evangelium
Des Friedens und ein heilig Kreuz, mit ihm
Die Pflugschaar war es, die die Welt bezwang.

Grau'nvoller Anblick! — Undurchdrung'ner Wald,
Bedeckte Thäler, Auen und Gebürg',

---

*) Bekehrer Deutschlands, in der Schweiz, in Schwaben und am Rhein.

Bis hinten unersteigbar hoch das Eis
Der Gletscher glänzt in kalter Majestät.
Aus Klüften stürzten Ströme wild herab,
Zerreissend Felsen. Tief im Hain erscholl
Das Kampfgeschrey der Männer und des Urs,
Geschrey der Weiber und Gefangenen.
Aus Höhlen zischten Drachen; am Altar
Floſs Menschenblut dem Wodan. Oede lag
Das Feld umher in trägem Sumpf und Moor.
Der armen Hütte ärmste Nothdurft ward
Von hartgehalt'nen Knechten arm bestellt. —

Da wagten aus entfernten Landen sich
Von Gott erweckte Männer in das Graun
Der alten Nacht, durchwanderten das Land,
Arm, einsam, unbekannt, verfolget. Da
Versuchte sich Beatus übern See;*)
Der ungestüme schwieg vor ihm. Er trat
Vor eines Drachen Kluft; der Drach' entfloh,
Und lieſs die Höhle jetzt zur Wohnung ihm
Und seinem Freund' Achates. — Lucius,**)
Aus Königsstamm und jetzt ein Wanderer,

---

*) Der Brienzer und Thuner See. Beatus hat den Namen St. Batt in der Volkssprache.

**) Lucius, der Sage nach ein brittischer Königssohn, Bekehrer der Graubündner.

Zwang Auerstier' ins Joch; und Fridolin*)
Bracht' aus der Gruft den Todten vor Gericht
Mit ihm zu zeugen.
Dann verschaffete
Der Orden Benedicts der Sonne Raum,
Die Erde zu erwärmen. Wessen Hand
Hat diesen Fels durchbrochen? diesen Wald
Gelichtet? jenen seucheschwangern Pfuhl
Umdämmt, und ausgehackt die Wurzelknoten
Der ew'gen Eichen? Wer hat dieses Moor
Zum Garten umgeschaffen, daſs in ihm
Italien und Hellas, Asien
Und Afrika jetzt blühet? War es nicht
Gottsel'ger Mönche emsig harte Hand?

Und wie den Boden, so durchpflügeten
Sie wildre Menschenseelen. Manchen Ur
Belegt ein Heil'ger mit dem sanften Joch
Des Glaubens. Mancher Drache flog, besprochen
Vom mächtgen Wort, lautzischend in der Luft
Zur Ruh der ganzen Gegend. Leo ging
Dem Attila**) und manchem Giselaar,

---

*) Fridolin, Bekehrer derer von Glarus und der Rheinanwohner. Zu Säckingen auf einer Insel des Rheins begraben.

**) Attila, der Hunnen König. Leo 3. ging ihm in die Lombardey entgegen und rettete Rom. Giselaar, Gibich u. ſ. sind Könige der Allemannen und Burgunden.

Ja lauft in aller Teufel Namen,
In der Hölle kommt ihr zamen*),
Laufet bald, versäumt euch nit
Daſs euch der Herzjarritten schitt.

---

*) zusammen.

Und Gibich, Godemar und Gunthar ging
Ein Bischof fromm entgegen, sprach mit ihm
So lange, bis der Dämon von ihm floh;
Die freche, starre Geiſsel Gottes ward
Ums heil'ge Kreuz gewunden. Billigkeit
Und Milde trat im schlichten Mönchsgewand,
Im Waldeskittel, wie im Priesterschmuck
Hin vor den Thron, und ins Gewühl der Schlacht,
Trat zwischen die Zweykämpfer, in den Rath
Der Ritter, und ins Haus- und Brautgemach,
Versöhnend, schlichtend, sanftverständigend.
Dem Knecht entfiel die Kette. Menschenkauf
Und Menschendiebstahl traf des Bannes Fluch. —
Wie Tempel und Altar, so ward auch Heerd
Und Eh' befriedigt. Gedrückte wallten
Zur Stätte des Erbarmens. Hungernde,
Verfolgte, Kranke flohn zum heil'gen Raum,
Erflehend Gottes Frieden, der am Bett
Der Sterbenden, in Aufruhr, Pest und Noth,
Erquickte, linderte, beruhigte.

Weſs ist der Erdenraum? Des Fleiſsigen.
Weſs ist die Herrschaft? Des Verständigen.
Weſs sey die Macht? Wir wünschen alle, nur
Des Gütigen, des Milden. Rach' und Wuth
Verzehrt sich selber. Der Friedselige
Bleibt und errettet. Nur der Weisere

Soll unser Vormund seyn. Die Kette ziemt
Den Menschen nicht und minder noch das Schwert.
Der Allemannen Sitten und Gespräch
Sind nicht die besten Sitten. Das Gespräch
Von Bärenbraten, Auerochsenjagd
Und Weiberjagd und Mähr' und Hunden — Doch
Genug, o Muse, lieber sage mir
Von Columban und Gallus, was du weiſst.*)

* * *

Verklungen war die Harfe' Ossians
Im fernen West, auf jenen Eilanden
Des sanften Galenstammes: Fingal lag
Im Grab und schwebte nur in Wolken noch.

Was tönet jetzt aus neuen Wölbungen
Dort für ein andrer Klang? Nicht Ossians

---

*) Gallus heiſst ein Gale. Columban und seine Gefährten waren nicht von Fingals Stamm, aber edle Schotten (Scoten) aus Erin (Nord-Irland) gebürtig. Der erste Zug Columbans war in die Hebriden (die westlichen Inseln bey Schottland). Auf Hy oder Jona war ein Chorherrnstift errichtet, nach einer morgenländischen Regel. Von da begaben sich viele nach Bangor, einem berühmten Kloster in Wales; von da in die mittäglichen Länder. S. Müllers Geschichte der Schweiz, Th. 1. S. 158. 205 u. f.

Gesänge mehr; sie singen Davids Psalmen
Im feyerlichen düstern Jubelchor.

Der Strom der Zeiten ändert seinen Lauf,
Und bleibt derselbe. Die zu Schlachten einst,
Zu Rettungen auf ferne Küsten zogen,
Errettend ziehn sie jetzt zu stillen Siegen aus.

„Laſs mich, o heil'ger Vater, (also sprach
Zu Comogellus Columban) laſs mich
Mit meinen zwölf Gefährten über Meer
Und Land hinziehen, zu besänftigen die Welt."

Er zog mit seinen Freunden über Land
Und Meer, bis er des Frankenkönigs Herz
Gewann. „Erwähle dir, sprach Siegbert,
In meinem Reich zu wohnen, wo du willst."

In einer Wüste des Vogesischen
Gebürges fanden sie ein warmes Bad.
Sie bauten sich in alten Mauern an,
Hier Menschen zu erquicken Leib und Geist.

Und viele Kranke walleten zu ihnen;
An Leib und Geist geneset kehrten sie
Zurück. Auch der Burgunder König kam,
Und bat den heil'gen Mann um Lehr' und Rath.

„Thu' deinen Ausſatz von dir, König! ſprach
Sankt Columban, und nimm ein eh'lich Weib,
Zur Ehre dir und deinem Land' und Stamm:
Von deiner Unzucht waſch', o König, dich.“

Brunhilde, Königs Mutter, hörte das;
Herrſchſüchtig ſcheut ſie eine Königin,
Und haſste Columban. Er ward verbannt
Aus ſeiner Celle und aus Siegberts Reich.

Jedoch die Meeresfluth empörte ſich,
Und bracht' ihn wieder an den Strand. Er ging
Mit ſeinen Freunden bis zur Limmat hin,
Gen Arbon und hinüber nach Bregenz.

Sie lehrten unermüdet, litten viel
Vom wilden Volk; (noch lehrt uns Columban
In ſeinen Schriften) bis er, ausgeſtoſsen,
Die Alp' hinüber ging zur Lombardey.

Zu Füſsen fiel ihm Gallus: „Laſs mich hier
Zurück'. den ſterbenden Kranken.“ — Columban,
Unwillig zwar, jedoch mitleidend lieſs
Ihm Magnoald und Dietrich auch zurück.

Erhebe dich, Gesang, vom Bodensee,
Zu jenen schönen Höhen, die uns einst
In heil'gen Cellen das Verlorene
Bewahrten, das noch jetzt die Welt belehrt.

„In jenem Walde dort, ob dieser Burg,
Dort wo die Steinach aus dem Felsen springt,
Sprach Hildebald, ist eine Ebene;
Dahinten steigen Berge hoch empor.

Nur ist Gefahr an diesem wilden Ort:
Denn Wolf und Bär kommt sich zu laben da!" —
„Ist Gott mit uns, was thut uns Wolf und Bär?
Sprach Gallus, morgen, Brüder, ziehn wir hin!

Und keine Speise kommt mir in den Mund,
Bis ich die Stätte meiner Rast erseh'!"
So sprach der achtzigjähr'ge Greis und zog,
Besah das Land umher und betete.

Er pflanzte einen Haselstecken statt
Des Kreuzes hin, und lebte wirksam dort
Mit seinen Brüdern Mang und Dietrich, trieb
Die Teufel heulend aus der Wüsteney.

Er segnete den Bär und Wolf hinweg,
Die Schlange floh; er baute seine Cell'
Ins Nest der Schlangen, und die Ebne ward
Ein Garten, fischreich, fruchtbar, segensvoll.

Hier lebte Gall, verschmähend allen Reiz
Der Kirchenehren, wirkend weit umher
Mit Hülf' und Trost; es flohen vor ihm Leid
Und Krankheit, Leibes und der Seelen Schmerz.

Die schöne Wüste schenkt der König ihm;
Dann bauet' er mit seinen Freunden dort
Ein Tempelhaus; der Heilige entschlief,
In Freundes Arm, ein fünf und neunzigjähr'ger Greis.

In seiner Celle folgt' ihm Mang, sein Freund.
Nach fünfzig Jahren stand ein Kloster hier
Und eine Bücherey. Mit Danke nenn'
Ich Ottmar, Waldo, Gottbert, Hartmuth, Grimmwald,
Der Bücher, Armen, und der Schulen Väter.

Wer an Valerius und Cicero,
Lukrez und Silius, Quintilian,
Sallust und Ammian, Manilius
Und Columella sich erfreut, der sage

Sankt Gall und Mang und allen Schotten Dank,
Die scotice mit altem Bardenfleiſs,
Die Bücher schrieben und bewahreten.
Es lebe Benedictus und Sanct Maur,
Und wer uns je was Schönes aufbewahrt.

* * *

Der Helden Fuſstritt ist mit Blut gefärbt;
Bekehrungscolonieen gehen oft
In Staatslist über. Gute Galen, Euch,
Die bis gen Lappland, bis zur Lombardey
Die Völker lehrten, Bücher sicherten,
Nachkommen Euch des Menschlichsten der Helden,
Des Menschlichsten der Sänger, *) Ruhm und Dank!

---

*) Fingal und Ossian.

Christenfreude.

Bruder Leo und Franciscus gingen
In den Pflichten ihres strengen Ordens
Ueber das Gebürge. Schneidend wehte,
Um und um sie, Hauch des kalten Winters.
Und ihr Ordenskleid war kahl; die Kutte
Deckt ihr nacktes Haupt nur dünn und kärglich.
«Bruder Leo, rief Franciscus, höre;
Stehe still!

Wenn hinter uns die Menge
Auf uns winket: «Siehe da, die Säulen
Aller Christenheit! der Erden Sterne!" —
Und der Ruf uns gegen Ost und Abend,
Nord und Süd auf seinen Flügeln träget,
Daſs, wohin wir kommen Städt' und Dörfer,
Helle Hauſen uns entgegen senden,
Die uns grüſsen, uns Erquickung reichen,
Knieend unsern Segen sich erflehen,

Und darüber unser Herz frohlockte —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
Echte, wahre Christenfreude nicht."

Weiter gingen sie; der Hauch des Winters
Wehete gelinder, und Franciscus
Redet fort: „Wenn vor dem hohen Pulte
Des berühmtesten, des vollsten Tempels
Zehntausend um uns stehn und horchen
Auf die Sprüche unsrer Weisheit, saugen
Durstend ein den Odem unsrer Lippe;
Wenn wir Herzen spalten, führen Seelen,
Tausend Seelen im Triumph gefangen,
Daſs, berauschet auf des Wohllauts Strömen,
Jedes Ohr dahinschwimmt, und die Augen
Süſse Bäche weinen; Seufzer steigen
Zu uns auf, ein süſser, süſser Weihrauch —
Und uns dann der Busen voller schläget,
Unser Mund frohlockender ertönet —
Bruder Leo, das ist nicht die Freude,
Echte, wahre Christenfreude nicht."

Als sie weiter kamen, in die schöne
Reichbewohnte Ebne, sprach Franciscus:
„Wüſsten wir die Sprachen aller Völker,
Die Geheimnisse in Erd' und Himmel,
Kenneten den Weg der Vögel, Fische,

Thier' und Menschen, selber auch der Sterne;
Bruder Leo wüſste jede Zukunft,
Die auch, die seyn könnend, doch nicht seyn
wird —
Und wir aller Menschenherzen Tiefen,
Jeden Abgrund der Gewissen sähen,
Und sie wie Allmächtige beherrschten,
Wenn darüber unser Herz frohlockte —»

Horchend hatte sich das Volk in Haufen
Schon gesammelt und begehrte Wunder.
«Bruder, wenn uns Gott nun Wunder gäbe,
Wunder, selbst den Satan zu entwaffnen,
Kräfte, diesem Tauben, jenem Stummen,
Blinden, Lahmen, Ohr und Zung' und Auge,
Hand und Fuſs zu geben; der verwesten
Menschenasche neue Lebensfunken —

Leo fiel ihm ein: „O guter Vater,
Warum sprichst du also? Oeffne lieber,
Oeffne mir der wahren Freude Quell."

Sprach Franciscus: „Als vor jener Hütte,
Der wir Segen brachten, uns der Pförtner
Halbgesehn, die Pforte kaum eröffnet,
Drohend fortwies, und uns heil'ge Lügner
Uns Verräther schalt und schloſs die Thür zu —

Auf die Fleischbank geben.

Mein' Zung' bringt manchen um sein Leben,
Den ich hab' auf die Fleischbank g'geben.
Ich hab' mich lang davon genährt,
Judas hat mich die Kunst gelehrt,
Darum sollt' ich zuvörderst ston
So ich Judas zum Meister hon.
Hat Judas schon Unrecht gethon,
So nahm er doch das Geld davon,
Auf die Fleischbank gab er Gott;
Das kam jetzt baſs der Schelmen Rott',
Die jetzund in der neuen Welt
Weder Pfenning nimmt noch Geld,
Und verrathen ein'n umsunst:
Das heiſst die rechte Meisterkunst,
Und die rechten Riemen zogen,
Umsonst verrathen und verlogen.
Wenn Judas jetzund wär' auf Erden,
So müſst' er wieder Schüler werden
Und das Handwerk lernen baſs,
Darin er noch kein Meister was,

Wenn wir da, als hätt' er uns mit warmem
Mildem Bad' erquickt, den Gruſs annahmen,
Und uns ſreuten und in Windes Pfeifen
Auf dem harten Stein, auf jenem Berge
Ruheten, als lägen wir auf Rosen,
Und der Schnee uns wie mit Rosen deckte;
Wir besprachen uns, wie wir dem Feinde
Wohlthun könnten, ihn mit Segen lohnen —
Bruder Leo, war uns das nicht Freude?"
„Himmelsfreude war es, o Franciscus."

«Jener Jünger, den als Kind wir liebten,
Dieser Freund, dem wir das Herz vertrauten,
Jener Fremdling, dem wir Gut und Leben
Glück und Wohlseyn gaben, wenn der Eine
Bitter uns nun hasset, und der Andre
Das Geheimniſs unsers Herzens ausstöſst,
Vollgemischt mit Lügen, und der Dritte
Ins Gesicht uns speyt und schlägt uns blutig,
Schneidet uns mit Waffen unsrer Güte
Tief in's Herz, daſs unsrer Eigenliebe
Feinster Nerv erbebt, und alle Buben
Ueber uns frohlocken; und wir dennoch
Unsre Güte nicht bereuen, fröhlich
Uns zu neuer, gröſsrer Güte rüsten,
Und uns in den Spott als Purpur kleiden,
In die Dornenkron', als wär' es Lorbeer,

Den Verräther mit dem Kuſs der Liebe
Segnen, und uns freun der Ehren Christus —
Bruder Leo, das ist Christenfreude!"
„Himmelsfreude, sprach er, o Franciscus."

„Sich, wir gehen jetzt in die Versammlung
Unsrer Brüder, wohin sie mich luden,
Daſs ich ihnen meinen Rath ertheile.
Wenn ich rede, was das Herz mir eingibt,
Und sie alle wider mich dann aufstehn,
Rufend: „Nein! wir wollen nicht, daſs Dieser,
Ein Unwissender, ein Unerfahrner,
Ueber uns gebiet'!" und mit Verachtung,
Hassend mich aus ihrer Mitte stoſsen,
Und vor aller Welt mich schmähn und lästern;—
Wenn ich dann nicht, als ob sie mit hohen
Ehren mich empfingen und lobpreisen,
Ihren Spott in höchster Ruh' ertrüge;
Heiter im Gemüth, mit frohem Antlitz,
Willig, ihnen jedes bittre Unrecht
Mit demüth'ger Liebe zu vergelten,
Bruder Leo so bin ich des Ordens,
Den ich Christo stiftete, nicht würdig.

Die Cicade.

In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am gröſsten.

Nahe Sanct Franciscus kleiner Celle
Stand ein Feigenbaum; und auf dem Baume
Sang am Morgen, frisch gestärkt vom Thaue,
Lieblich die Cicade. Sankt Franciscus
Hört ihr zu an seinem kleinen Fenster,
Und verstand ihr Lied. „Hieher, o Schwester,
Rief er, komm hieher!“ und winkt ihr freundlich.
„In dem Kleinesten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am gröſsten.“

Fröhlich sprang sie von dem Feigenbaume
Auf Franciscus Finger, neigte freundlich
Sich, den hocherhabnen Mann zu grüſsen,
Der ihr rief; er grüſsete sie wieder:
„Sing', o Schwester, wie du droben sangest,
Von des Gröſsten Lobe Du die Kleinste.“

Und erhebe meine Stimm' und ſinge
In des Wandrers Ohr den Ton der Schöpfung,
Und erfriſche ſeinen Gang. Dem Landmann
Stimm' ich an das frohe Lied der Erndte:
„Reich, o Bruder, ſtehen unsre Felder;
Schön, o Schweſtern, dein' und meine Auen.
Singet mit mir dankbar und zufrieden:
Groſs iſt Gott im Kleineſten und Gröſsten."

Rauher pries ſie jetzt in wilden Tönen,
Wie auf Kräutern ſie und über Blumen
Manchen Blum- und Krautverwüſter aufſpäht,
Ihn mit ſcharfen Nägeln faſst und feſthält,
Und ausſauget ihre Beute. —

„Schweige,
Sprach Franciscus, deine Stimme tönet
Rauh und heiſer. Lerne von mir, Schweſter,
Zeit iſt jetzt zu ſingen, jetzt zu ſchweigen.
Fleuch empor, und preiſe mir in Zukunft
Gottes Lob, nicht deine eignen Thaten."
„Groſs iſt Gott, im Gröſseſten und Kleinſten!"
Jauchzten auf die horchenden Cicaden.

* * *

Die Orgel.

O sagt mir an, wer diesen Wunderbau,
Voll Stimmen alles Lebenden erfand?
Den Tempel, der, von Gottes Hauch beseelt,
Der tiefsten Wehmuth herzerschütternde
Gewalt mit leisem Klageflötenton
Und Jubel, Cymbeln und Schalmeyenklang,
Mit Kriegstrommetenhall und mit dem Ruf
Der siegenden Posaune kühn verband.

Vom leichten Hirtenrohre stieg der Schall
Zum Paukendonner und der weckenden
Gerichtstrommet'. Es stürzen Gräber! Horch,
Die Todten regen sich! —

Wie schwebet jetzt
Der Ton auf aller Schöpfung Fittigen
Erwartend. Und die Lüfte rauschen. Hört,
Jehovah kommt! Er kommt! sein Donner ruft!..

In sanftanwehendem beseelten Ton
Der Menschenstimme spricht der Gütige
Anjetzt; das bange Herz antwortet ihm. —
Bis alle Stimmen nun und Seelen sich
Zum Himmel heben, auf der Wolke ruhn —
Ein Halleluja! — Betet, betet an!

Apoll erfand die Cyther, Maja's Sohn
Bespannete die Lyra; Pan erfand
Die Flöte; wer war dieser mächt'ge Pan,
Der aller Schöpfung Odem hier vereint?

* * *

Cäcilia, die edle Römerin,
Verschmähete der weichen Saite Klang,
In ihrem Herzen betend: „Wäre mir
Gewährt, den Lobgesang zu hören, den
Die Knaben sangen in des Feuers Gluth,
Das Lied der Schöpfung.“

Da berührt' ihr Ohr
Ein Engel, der ihr sichtbar oft erschien,
Der Betenden. Entzücket hörte sie
Das Lied der Schöpfung. Sterne, Sonn' und Mond
Und Licht und Finsterniſs, und Tag und Nacht,
Die Jahreszeiten, Winde, Frost und Sturm,
Und Thau und Regen, Reif und Eis und Schnee

Und Berg und Thal in ihrem Frühlingsschmuck,
Und Quellen, Ström' und Meere, Fels und Wald,
Und alle Vögel in den Lüften, was
Auf Erden Odem hat, lobpries den Herrn,
Den Heiligen, den Gütigen.

Sie sank
Anbetend nieder: «Würd', o Engel, mir
Ein Nachhall dieses Liedes!" —

Eilig ging
Er hin zum Künstler, den Bezaleels
Geweihter Geist belebte, gab ihm Maas
Und Zahl in seine Hand. Es stieg ein Bau
Der Harmonieen auf! Das Gloria
Der Engel tönt'; einmüthig stimmete
Die Christenheit ihr hohes Credo an,
Der Seelen groſse Gottvereinigung.
Und als beym Sakrament das Heilige:
Er kommt! Gesegnet, der da kommt!
erscholl,
Hernieder lieſsen sich die Seligen,
Und nahmen an — der Andacht Opfer. Erd'
Und Himmel ward Ein Chor: den Bösewicht
Erschüttert an des Tempels Pforte schon
Die Tuba, die den Tag des Zorns erklang. —

Mit allen Christenherzen freute sich
Cäcilia, genieſsend, was das Herz

Der Betenden verlanget, Einigung
Der Seel' und Herzen; Christvereinigung.

„Wie nenn' ich, sprach sie, den vielarm'gen Strom,
Der uns ergreift, und in das weite Meer
Der Ewigkeiten träget?" „Nenne, sprach
Der Engel, es, was du dir wünschtest,
Organ des Geistes, der in Allem schläft,
Der aller Völker Herzen reget, der
Anstimmen wird der ew'gen Schöpfung Lied,
Im reichsten Labyrinth die volleste
Vereinigung; der Andacht Organum."

Die Geschwister.

Im einsamen Hain auf grüner Wiese
Spielt oft am Mutter-Gottes-Bilde
Eine Schwester und ein Bruder. Unschuld
Spielete mit ihnen, Lieb' und Anmuth.

Auch die Mutter saſs am heil'gen Bilde
Oft; und süſs erzählte sie den Kindern,
Wie das Jesuskind im Arm der Mutter
Gut einst war und gute Kinder liebte.
„Liebet es uns auch?" „Ja, wenn ihr gut seyd;
Es hört alles, was ich zu euch sage."

Einst am Abend', als im schönsten Glanze
Unsrer Sonne die Geschwister beyde
Sich erfreuten, sprach der rasche Knabe:
„Wenn einmal das Kind, das uns auch liebet,
(Spricht die Mutter) zu uns niederstiege.

Und niemand kann's auf uns gedenken,
So dürfen wir uns nicht drum henken,
Als Judas unser Meister thät:
Man setzt uns oben an das Bret,
Wenn wir nicht verrathen könnten,
Die Herren uns kein Dienst nicht gönnten.
Ja wohl, wir sind die nassen Knaben,
Die es besser dann die Herren haben,
Und sitzen oft auf einem Kissen,
So ihre Herren nichts drum wissen.
Wir nehmen Geld und sind ihm find,*)
Gott geb' wo Recht und Richter sind.
Wir thun das nur um Gesellen willen,
Daſs wir Verrätherey erfüllen,
Wir sind dieselben frommen Leut',
Ob man uns nimmer Heller geyt**),
So ist das unser geistlich Leben
Ein'n Frommen auf die Fleischbank gehen.

---

*) feind.

**) giebt.

„Gerne gäb' ich ihm die schönsten Blumen,"
Sprach die Schwester. „Gerne, sprach der Bruder,
Gäb' ich ihm die allerschönsten Früchte.
Heil'ge Mutter, laſs das Kind hernieder."

Und die Mutter strafte sie mit Worten,
Sanft belehrend. Aber ihr im Herzen
Blieb das Wort; und bald darauf im Traume
Sah' sie sich die Mutter Gottes neigen,
Und das Kind mit ihren Kindern spielen.

Lieblich war der Traum. Der Himmelsknabe
Sprach: „Für eure schönen Frucht' und Blumen,
Was soll ich euch geben? Du, o Bruder,
Spielest bald mit mir auf einer andern
Schönen Au', da will ich süſse Früchte,
Wie du nie sie kostetest, dir schenken.
Dir, o Schwester, werd' ich wiederkommen,
Wenn du Braut bist, und den Kranz dir reichen.
Mutter wirst du seyn von guten Kindern,
Gut wie Du, und gut wie Deine Mutter."

Also träumte sie und wacht' erschrocken
Auf, und eilte zu dem Bilde betend:
„Kann es seyn, so laſs mir meinen Knaben,
Holdes Kind! Wo nicht, dein Will' geschehe."

Und in kurzem ward der Traum erfüllet:
Denn der Knabe starb. Er sah im Sterben,
(Also sagt er) einen Himmelsknaben
Kommen, und ihm süſse Früchte reichen,
Und er koste schon die süſsen Früchte.

Auch die Tochter wuchs und ward der Mutter
Ebenbild. Als am Altar sie kniete,
Eine Braut, erschien ihr im Gebete
Jenes Kind und kränzte sie mit Blumen.
Wie ihr dünkte, waren meistens schöne
Lilien und Rosen in dem Kranze,
Wenig dunkle Blumen; und ihr Leben
Ward des Kranzes Abbild, Lieb' und Unschuld.

Der Friedensstifter.

Dreymal war der kühne Karl geschlagen,
Und die Macht Burgunds im Blut erlegen;
Gransee, Murten, Nansen zeugten ewig,
Was der Tapfre über ungerechten
Stolz vermag; als sich die böse Zwietracht
Auch in's Herz der Tapfern schlich. Sie zankten
Lieblos um des Sieges reiche Beute
Fast schon theilte sich der Eidgenossen
Bündniſs. Denn mit Frankreichs Gelde waren
Frankreichs Sitten in das Land gekommen,
Ueppigkeit und Pracht. Dem Schweizerbunde
Drohete Auflösung. Da, am letzten
Friedenstag' zu Stanz in Unterwalden
Trat ein alter Mann in die Versammlung.

Grad und hoch: sein Auge blitzte Schrecken,
Doch gemischt mit Gütigkeit und Anmuth.
Lang sein Bart, von wenig schlichten Haaren,

Zweygespalten; auf dem braunen Antlitz
Glänzt' ein Himmlisches. Gebietend stand er
Dürr und hager da, und sprach anmuthig,
Männlich - langsam:

»Liebe Eidgenossen,
Lasset nicht, daſs Haſs und Neid und Miſsgunst
Unter euch aufkommen; oder aus ist
Euer Regiment! — Auch zieht den Zaun nicht
Gar zu weit hinaus, damit ihr eures
Theu'r erworbnen Friedens lang' genieſset.
Eidgenossen, werdet nicht verbunden
Fremder Herrschaft, euch mit fremden Sorgen
Zu beladen und mit fremden Sitten.
Werdet nicht des Vaterlands Verkäufer
Zu unredlich eignem Nutz. Beschirmet
Euch und nehmt Banditen, Landesläufer,
Nicht zu Bügern auf und Landesleuten. —
Ohne schwere Ursach' überfallet
Niemand mit Gewalt; doch angefallen,
Streitet kühn. Und habet Gott vor Augen
Im Gericht, und ehret eure Priester.
Folget ihrer Lehre, wenn sie selbst auch
Ihr nicht folgen. Helles frisches Wasser
Trinket man, die Röhre sey von Silber
Oder Holz. — Und bleibet treu dem Glauben
Eurer Väter! Zeiten werden kommen,
Harte Zeiten, voll von List und Aufruhr.

Hütet euch, und stehet treu zusammen,
Treu dem Pfad' und Fuſstapf' unsrer Väter.
Alsdann werdet ihr bestehn! kein Anstoſs
Wird euch fällen und kein Sturm erschüttern.
Seyd nicht stolz, ihr alten Orte. Nehmet
Solothurn und Freyburg auf zu Brüdern:
Denn das wird euch nützen." — Also sprach er,
Neigte sich, und ging aus der Versammlung.

Alle, die den heil'gen Mann erkannten,
Hörten in ihm eines Engels Stimme:
Bruder Claus war es von Unterwalden,
Der in seiner einsamen Kapelle
Ohne Speis' und Trank (so spricht die Sage)
Zwanzig Jahr gelebt. Dem Kind' und Jüngling
War am Himmel oft ein Stern erschienen,
Der sein Herz ins Innre zog. Er hatte
Jederzeit, auch ämsig in Geschäften,
Stille Einkehr in sich selbst geliebet,
Zehen Söhn' und Töchter auferzogen,
Auch in Kriegeszügen seinem Lande
Treu geholfen; bis die Welt zu enge
Für ihn ward. Er nahm von Weib und Kindern
Liebreich Abschied, und mit ihrem Segen
Ging er zur Einöde. Vielen Pilgern,
Die ihn suchten, gab er Rath und Hülfe.

Manchen Sturm der Seele, manche Unruh,
Senkete ein Wort von ihm zur Ruhe.
Denn er war von starkem Herzen; mächtig,
Frey, und floh wie Pest die Landsverderber.
Oft weissaget' er, und wuſst' der Seelen
Innerstes Geheimniſs. Seines Lebens
Täglicher und hocheinfält'ger Spruch war:
„Nimm, o Gott, mich mir, und gib mich ganz dir."

Der war Bruder Claus. Die Bundsversammlung
Folgte seinem Rath; einmüthig wurde
Aufgenommen Solothurn und Freyburg;
Und so manche Rathsversammlung wünschte
Bruder Claus zu sich von Unterwalden,
Mit der Bärentappe, die der Engel,
Falls er in den Himmel kommen wollte,
Ihm zum führenden Panier gegeben."

Der Schiffbruch.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die edlen retteten
Sich im Fahrzeug: „Wo ist Don Alonso?“
Riefen sie; (Er war des Schiffes Priester).

„Reiset wohl, ihr Freunde meines Lebens.
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde)
Meine Pflicht beginnt; die Eure endet.

Und er eilt' hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buſse,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

⁂

Welch ein Geist war gröſser? Jenes Cato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriſs;
Oder dieses Priesters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer ersinket?

III.

Gedichte und Reime.

Die Erfinderin der Künste.

Daphne.

Liebe war's, die jede schöne Kunst erfand.
Des Geliebten Umriſs schattend an der Wand
Zeichnete das Mädchen, und vom Glanz umstrahlt
Hat an Amors Fackel liebend sie's gemalt.

Daphnis.

Liebe war's, die jede schöne Kunst erfand.
Als am Marmorfelsen Amor bildend stand,
Fühlete der Marmor; und von Venus Thron
Stieg ein liebend Mädchen zu Pygmalion.

Beyde.

Liebe, die dem Leben jeden Reiz erfand,
Die dem Sieger Myrthen um die Schläfe wand,

Einen Dreck finden.

Es ist ein Art der wüsten Schwein',
Wenn sie in Garten laufen ein,
So finden sie wohl eh ein Dreck,
Dann schöne Blümlein an dem Weg.
Aus einem Dreck macht man viel Wort'
Und acht't nicht aller Blumen Hort.
Man findt wohl die zu Kirchen gon
Und all gut Lehren lassen ston,
Was man sie von Tugend lehrt;
Wann sie aber hond gehört
Ein Possen der mir ist entwischt,
Der nicht ganz wohl behobelt ist,
Das können sie wohl ausbläsiren
Mit ein'm allein, zween, dreyen, vieren.
Was wohl geredt ist durch das Jahr,
Deſs achten sie nicht um ein Haar,
Nur daſs ein groſsen Dreck hond funden.
Ich weiſs noch ein derselben Kunden,

Die zu Myrth' und Rosen Graziengewand,
Spiel' und Artigkeiten, Tanz und Kuſs erfand.

Daphnis.

Und mit Zaubertönen voll von süſsem Schmerz,
Schafft sie uns im Herzen ein wie andres Herz!
Freundschaft, hohe Tugend, Braut und Vaterland! —
Liebe war's: die jede schöne That erfand.

Daphne.

Liebe, die der Sprache schönste Sprache fand.
Was der Mund zu sagen sich nicht unterwand,
Sprach die gold'ne Zither; Wunsch und Sympathie
Goſs sich in die Saiten, so ward Poesie.

Beyde.

Liebe, du der Menschen göttlichster Verstand,
Die des Unglücks Stürme siegend überwand,
Die im Unglück fester Herz an Herzen band.
Knüpfe Seel' an Seele, knüpfe Hand in Hand.

Die Liebe im Todtenreiche.

Ueber den Grüſten seh' ich so oft verschlungene Hände,
Amor und Psyche knüpſt schweigend ein ewiger Kuſs.
Wohnet Lieb' in der Gruſt? und birgt die Asche der Todten,
Wenn sie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
«Wanderer, lies. Nur Eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elysium sich.
Drücke sterbend die Hand mit deiner Geliebten zusammen;
Alles trennet der Tod; Liebende ziehet er nach.

Tod und Knechtschaft.

Seiner kleinen Philomele
Sang aus tieſer voller Seele
Ihr Aëdon noch sein Lied,
Als er droben einen Geyer,
Drunten einen Vogelsteller
Schweben und anschleichen sieht. —
„Auf! Geliebte, auf! und wähle!
Siehe, siehe was uns droht,
Unten Knechtschaft, oben Tod.“
„Frisch gewählt, sprach Philomele,
Ungetrennet süſsen Tod!”

Die Wiederkehr der Jahreszeiten.

Lied eines Greises.

Ihr Jünglinge und Mädchen, hört!
Ich sing' euch ew'ger Wahrheit Lehren.
So oft der Frühling wiederkehrt,
Wird Philomele wiederkehren.
Und jeder Vogel scherzt und paart
Sich fröhlich dann in seiner Laube;
Der Schmetterling nach seiner Art,
In ihrer Art die treue Taube.

So oft der Frühling wiederkehrt,
Wird dieser Busch von Rosen glühn;
Die schönste Rose, lieb und werth,
Wird an der Brust der Schönsten blühn.
So lange Nacht und Tag sich mischt,
Und uns des Himmels Sterne segnen,
Wird in der Dämmerung erfrischt,
Mit Liebe Liebe sich begegnen.

So oſt der Frühling wiederkehrt,
Ertönen neu der Freude Lieder;
Doch, Jünglinge und Mädchen, hört!
Uns kehret er nicht immer wieder.
So lang' indeſs die Hora doch
Mir einen Frühling will gewähren,
So lange wird mir Liebe noch,
Der Jugend Liebe wiederkehren.

Huld und Liebe.

Als die Mutter der Liebe den schönen Amor geboren,
Sprach zu den Grazien sie: „ziehet den Knaben mir auf
Ernst und sanft. Auch lehret ihn bald die ambrosischen Künste
Wohlzugefallen; sie sind allen Unsterblichen werth.“
Gerne verrichteten sie ihr Amt; o Wunder, und lernten
Jede vom Amor mehr, als sie den Knaben gelehrt.
Seitdem stehen sie, Lieb' und Huld, auf Einem Altare!
Huld macht Liebe; sich selbst nennt die Liebe nur Huld.

Die Birke über dem Grabe.

Frühlingsbirke, du stehst hier über dem Grabe der Schwester,
Herbstlich einsam, und streust Blätter und Thränen darauf.
Deiner unschuldigen Brust will ichs vertrauen. Sie sproſste
Dir gleich, leise vom Hauch himmlischer Lüfte bewegt,
Ach und vermochte nicht zu bestehn dem Sturme des Winters;
Säusle, jungfräulicher Baum, säusle dem Schlafenden Ruh.

Die Bürde des Lebens.

„Wäget das Schicksal Leben und Tod? Wie, oder ereilet
Jeden ein blindes Loos, wie es die Urne gebeut?"
Also fragt' ich, und sah im Gesicht die goldene Wage
Unüberschaubar hoch sinken und steigen im Kampf.
Zitternd trat ich zur Urne. Da rief die Stimme des Schicksals:
„Ziehe das Loos." Ich zog bebend — mein Eigenes selbst.
Bürden lagen vor mir; ich prüfte die leichteste Bürde,
Und, o Wunder! ich sah, daſs es die Meinige war.

Das Mondlicht.

Nach dem Englischen.

Des Mondes stiller Schimmer senkt
Auf alle Wesen-Ruh;
Dem Müden und Gequälten schliefst
Er sanft das Auge zu.

Wie wolkenlos der Himmel lacht
In hellem Silberblau!
Erquickt von ihren Thränen glänzt
Entschlummert dort die Au.

O Freundin, komm' und schau' umher
In diesem Gotteslicht,
Wo wohnet Lebensseligkeit?
Wo wohnet sie wohl nicht?

In jenem hellen Freudensaal,
Wo Tanz und Jauchzen tönt?

In dieser dunkeln Zelle hier,
Die alter Epheu krönt?

Ach! von dem Lärm der Eitelkeit
Wird Freude bald verscheucht,
Die auch vorbey das Kloster geht,
Wenn Neid darinnen schleicht.

Ein Licht ist dieser Zauberstrahl,
Ein Licht aus andrer Welt,
Das, wenn die Seele ruhig schweigt,
Erquickend sie erhellt.

Es spricht: wie an des Mondes Strahl
Der Farben Pracht erbleicht:
Wie wird es seyn vor jenem Licht,
Wo jeder Trug entweicht?"

O wäre, wie jetzt die Natur,
Dann unser Herz in Ruh.
Und unser Auge schlösse sanft
Der Friede Gottes zu.

Der dies mein Dicht *) durchlesen hat,
Da der Saukröner hat sein Statt,
Und meynt ich wär' ein geistlich Mann
Dem semlich *) Red' stünd' übel an,
Und wollt' dabey nicht merken das,
Daſs solch Red' der Grobianer was
Als sie dann thun an allem Ort
Und nicht daſs ich thu semlich Wort,
Dann nur allein in Meldens Weis',
Wie man die Sau krönet mit Fleiſs.
Das andre hat er all's durchlesen
Und spricht es sey wohl g'dicht't gewesen,
Auch läſst dieselben Blümlein ston
Und bessert sich gar nicht davon,
Und hat nur funden einen Dreck
Hinter'm Zaun weit von dem Weg,
Damit der Schelm sein'n stinkend Mund
Wäscht ohn' Ursach und ohn' Grund,
Als ob er mich so göttlich find't
Und ich selbst auch nicht irren künnt'.
Darum daſs er mich hat verspott't,
Muſs er auch in der Schelmen Rott'.

---

*) Gedicht.

*) Eine solche.

Die Bestimmung des Menschen.

Als die Königin der Dinge
Reich an unerschöpftem Reiz,
Wesen schuf, war nichts ihr zu geringe;
Sie begabete mit mildem Geiz:
Denn das Füllhorn aller Trefflichkeiten
War in ihrer Mutterhand,
Und sie paarte, was an Lieblichkeiten,
Wechselnd auch, zusammen je bestand.

Einen Schmuck von tausend Farben
Webte sie um Florens Brust;
Neuverjünget, wenn die Schwestern starben,
Treten Schwestern auf mit Siegeslust.
In ein Chor von tausend süſsen Liedern
Theilte sich ihr mächt'ger Klang,
Der auf bunten schwebenden Gefiedern
Disharmonisch schön zum Himmel drang,

Stärke, Klugheit, sanfte Triebe,
Schönheit in jedweder Art,
Und in tausend der Gestalten Liebe
Ward umhergegossen ungespart,
Endlich trat sie in sich selbst und senkte
Tief sich in ihr Mutterherz:
«Meinem Liebling, wie wenn ich ihm schenkte
Aller meiner Kinder Lust und Schmerz?»

Und sie sann. Auf Einem Wege
Ward aus Allem Sympathie.
„Ferne, sprach sie, sey von ihm die Träge!
Seine Lust sey ewig süſse Müh.
Angeboren werd' ihm nichts; geboren
Werd' in ihm ein ew'ger Trieb.
Und auch jedes Glück, durch Schuld verloren,
Werd' ihm tausendfach durch Reue lieb.

«Nur in Andern sey sein Leben;
Wirksamkeit sein schönster Lohn.
Enkel, die ihm Dank und Ehre geben,
Lohnen ihn für seiner Brüder Hohn.
So vereint durch alle Folgezeiten
Strebe seine süſse Müh;
Neugestärkt durch Widerwärtigkeiten
Steige mehr und mehr umfassend sie.

„Auch im Kleinsten werd' ums Ganze
Ewig dies Geschlecht verdient;
Nur am Ziel im schönsten Abendglanze
Hängt der Kranz, der für den Menschen grünt.
Für die Leidenden, die ihn umringen,
Weih' ich ihn der Menschlichkeit,
Und sein Herz, wenn Seuſzer auf ihn dringen,
Zum Altare der Barmherzigkeit.” —

Mutterkönigin! das schwächste Wesen,
Das man einzeln nur beweint,
Hast du dir im Ganzen auserlesen
Und gesammt durch Lieb' und Noth vereint.
Deinen Sinn für's Gröſsere und Gröſste,
Und dein Mutterherz, Natur,
Gabst du uns. Das Bessere und Beste
Weckt uns stets und lebt im Ganzen nur.

I.

Das Ich.

Ein Fragment.

Willst du zur Ruhe kommen, flieh, o Freund,
Die ärgste Feindin, die Persönlichkeit.
Sie täuschet dich mit Nebelträumen, engt
Dir Geist und Herz, und quält mit Sorgen dich,
Vergiftet dir das Blut, und raubet dir
Den freyen Athem, daſs du, in dir selbst
Verdorrend, dumpf erstickst von eigner Luft.

Sag' an: was ist in dir Persönlichkeit?
Als in der Mutter Schoos von Zweyen du
Das Leben nahmst, und, unbewuſst dir selbst
An fremden Herzen, eine Pflanze, hingst,
Zum Thier gediehest, und ein Menschenkind
(So saget man) die Welt erblicktest; Du

Erblicktest sie noch nicht; sie sahe Dich,
Von deiner Mutter lange noch ein Theil;
Der ihren Athem, ihre Küsse trank,
Und an dem Lebensquell, an ihrer Brust
Empfindung lernete. Sie trennte dich
Allmählich von der Mutter, eignete
In tausend der Gestalten Dir sich zu,
In tausend der Gefühle Dich Ihr zu,
Den immer Neuen, immer Wechselnden.

Wie wuchs das Kind? Es strebte Fuſs und Hand,
Und Ohr und Auge spähend immer neu
Zu formen sich. Und so gediehest du
Zum Knaben, Jünglinge, zum Mann und Greis.
Im Jünglinge, was war vom Kinde noch?
Was war im Knaben schon vom Greis und Mann?
Mit jedem Alter tauschtest du dich um;
Kein Theil des Körpers war derselbe mehr.
Du täuschtest dich mit dir; dein Spiegel selbst
Enthüllte dir ein andres, neues Bild.

Verlangtest du, ein Jüngling, nach der Brust
Der Mutter? Als die Liebe dich ergriff,

Sahst du die Braut wie deine Schwester an?
Und als der Traum der Ehre fort dich riſs,
Verlangtest in die Windeln du zurück?
Schmeckt dir die Zuckerbirne, wie sie dir,
Dem Kinde, schmeckte? Und die inn're Welt
Der Regungen, der lichten Phantasey,
Des Anblicks aller Dinge, ist sie noch
Dieselbe Dir, wie sie dem Knaben war?

Ermanne dich. Das Leben ist ein Strom
Von wechselnden Gestalten. Welle treibt
Die Welle, die sie hebet und begräbt.
Derselbe Strom, und keinen Augenblick
An keinem Ort, in keinem Tropfen mehr
Derselbe, von der Quelle bis zum Meer.

Und solch ein Trugbild soll dir Grundgebäu
Von deiner Pflicht und Hoffnung, deinem Glück
Und Unglück seyn? Auf einen Schatten willst
Du stützen dich? und einer Wahngestalt
Gedanken, Wirkung, Zweck des Lebens weihn?

Ermanne Dich. Nein du gehörst nicht Dir;
Dem groſsen, guten All gehörest Du.

Du hast von ihm empfangen und empfängst;
Du muſst ihm geben, nicht das deine nur,
Dich selbst, Dich selbst; denn sieh, du liegst, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieser Mutter Brust,
Und hangst an ihrem Herzen. Abgetrennt
Von allem Lebenden, was dich umgab,
Und noch umgibt, Dich nähret und erquickt,
Was wärest Du? Kein Ich. Ein jeder Tropf'
In deinem Lebenssaft; in deinem Blut
Ein jedes Kügelchen; in deinem Geist
Und Herzen jeder regende Gedank',
Und Fertigkeit, Gewöhnung, Schluſs und That;
(Ein Triebwerk, das du übend selbst nicht kennst),
Jedwedes Wort der Lippe, jeder Zug
Des Angesichtes ist ein fremdes Gut,
Dir angeeignet, doch nur zum Gebrauch,
So, immer wechselnd, stets verändert schleicht
Der Eigner fremden Gutes durch die Welt.
Er leget Kleider und Gewohnheit ab;
Verändert Sprache, Sitten, Meynungen,
Wie sie der Zeiten rastlosgehender Schritt

Ihm aufdringt, wie die groſse Mutter ihm
In ihrem Schooſe bildet Herz und Haupt.

Was ist von deinen zehen tausenden
Gedanken Dein? Das Reich der Genien,
Ein groſser untheilbarer Ocean,
Als Strom und Tropfe floſs er auch in dich
Und bildete Dein Eigenstes. Was ist
Von deinen zehen-zehen tausenden
Empfindungen das Deine? Lieb' und Noth,
Nachahmung und Gewohnheit, Zeit und Raum,
Verdruſs und Langeweile haben Dir
Es angeformt und angegossen, daſs
In deinem Leim Du neu es formen sollst
Für's groſse, gute, ja für's bessre All. —
Dahin strebt jegliche Begier; dahin
Jedweder Trieb der lebenden Natur;
Verlangen, Wunsch und Sehnen, Thätigkeit,
Und Neugier, und Bewunderung, und Braut-
Und Mutterliebe. Daſs vom innern Keim
Die Knospe sich zur Blum' entfalt' und einst
Die Blum' in tausend Früchten wiederblüh?
Den groſsen Wandelgang des ew'gen Alls

Befördert Luft und Sonne, Nacht und Tag.
Das Ich erstirbt, damit das Ganze sey. — —

Was ist's, das Du mit deinem armen Ich
Der Nachwelt hinterlässest? Deinen Namen?
Und hieſs er Raphaël; an Raphaëls
Gemälden selbst vergeſs' ich gern den Mann,
Und ruf' entzückt: ein Engel hat's gemalt.

Dein Ich? Wie lange kann und wird es dann
Die Nachwelt nennen? Und am Namen liegts?
So nennet sie mit dir auch Mävius,
Und Bavus, Stax, und Nero-Herostrat.

Nur wenn uneingedenk des engen Ichs
Dein Geist in allen Seelen lebt, dein Herz
In tausend Herzen schläget; dann bist du
Ein Ewiger, Allwirkender, ein Gott,
Und auch, wie Gott, unsichtbar-namenlos.

Persönlichkeit, die man den Werken eindrückt,
Die kleinliche, vertilgt im besten Werk

Den allgemeinen ew'gen Genius,
Das groſse Leben der Unsterblichkeit.

So lasset dann im Wirken und Gemüth
Das Ich uns mildern, daſs das bessre Du,
Und Er und Wir und Ihr und Sie es sanft
Auslöschen, und uns von der bösen Unart
Des harten Ich unmerklich sanft befreyen.
In allen Pflichten sey uns erste Pflicht
Vergessenheit sein selber! So gerräth
Uns unser Werk, und süſs ist jede That,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frey
Und groſs und ewig und allwirkend macht.
Verschlungen in ein weites Labyrinth
Der Strebenden, sey unser Geist ein Ton
Im Chorgesang der Schöpfung, unser Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.

Wenn einst mein Genius die Fackel senkt,
So bitt' ich ihn vielleicht um Manches, nur
Nicht um mein Ich. Was schenkt er mir damit?
Das Kind? den Jüngling? oder gar den Greis?
Verblühet sind sie, und ich trinke froh
Die Schale Lethens. Mein Elysium
Soll kein vergangner Traum von Miſsgeschick
Und kleinem krüpplichten Verdienst entweihn.

Aus einem hohlen Hafen reden.

Wer Geld nimmt da keines ist,
Und rupft mich da mir Haar gebrist,
Und suchet Lieb' an Leides Statt,
Auch ist bereit eh' man ihn batt,
Als wir Hafenredner künnen,
Der ist sehr von kunstreichen Sinnen.
Pfaffen, Mönch', die Geistlichkeit,
Nonnen, was die Kutte treit*),
Die nun zu der Kirche gond
Auf daſs sie in der Ordnung stond,
Wenn sie sollten Metten beten,
Spaziern gond sie einher treten,
Wenn sie schon beten oder lesen,
So ist ihr Herz im Bad gewesen,
Sie wissen auch oft selber nit,
Warum ihr einer Gott erbitt,

---

*) trägt.

Den Göttern weih' ich mich, wie Decius,
Mit tiefem Dank und unermeſslichem
Vertrauen auf die reich belohnende,
Vielkeimige, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
Zu geben nicht, als was sie selbst mir gab,
Und ich von ihr erwarb, mein armes Ich.

II.

Selbst.

Ein Fragment.

Vergiſs dein Ich: Dich selbst verliere nie.
Nichts Gröſsres konnt' aus ihrem Herzen dir
Die reiche Gottheit geben, als dich selbst.

Was an der Mutter Brust, was an der Brust
Der ew'gen Mutter, der belebenden
Natur, von Elementen in dich floſs,
Luft, Aether, Speis' und Trank, und Regung, Bild,
Gedank' und Phantasie, bist du nicht Selbst.
Du selbst bist, was aus Allem du dir schufſt

Und bildetest und wardst und jetzo bist,
Dir bist, dein Schöpfer selbst und dein Geschöpf.

Nicht was du siehest; (auch das Thier bemerkt).
Nicht was du hörest; (auch das Thier vernimmt).
Nicht was du lernest; (auch der Rabe lernt).
Was du verstehest und begreifst; die Macht,
Die in dir wirkt; die innre Seherin,
Die aus der Vorwelt sich die Nachwelt schafft;
Die Ordnerin, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur
Zum schönen Teppich in und auſser dir;
Das bist du selbst; die Gottheit ist's, wie Du.

«Die Gottheit?» Ja! denn denke, denke dir
Der Wesen Chaos ohne Sinn und Geist,
Ohn' einen Allerfüllenden, der Sich
Und Allem Regel ist; gedenke dir
Den groſsen Unsinn der sinnreichesten
Natur, und stürz' unsinnig dich hinab

Ins öde Chaos, das sich selbst nicht kennt:
Denn wärest du, wenn's nirgend ist, ein
Selbst?

Zurück in Dich! In deinem Innersten
Bewuſstseyn lebt ein sprechender Beweis
Vom höchsten Allbewuſstseyn. — Sey ein
Thier,
Verliere Dich; und wunderst dich, o Thor,
Daſs du die Gottheit mit dir selbst verlorst?

„Der Wesen Harmonie!" — Ein leeres
Wort,
Ohn' einen Hörer. Höre du sie tief
In deinem Herzen, und es nennt dein Herz
In tiefster Stille mit dem vollen Chor
Der Welten Ihn, das höchste Selbst, den
Sinn
Und Geist, das Wesen aller Wesen, Gott.

Wohlauf! In deinem Innern baue dann
Der Gottheit einen Tempel, wo sie gern
Mittheilend wohnt. In ihm erschallet laut
Und leise jener Wahrheit Stimme, die
Der Wesen Selbst ist. Auf! Erkenne sie!
Sey Priester dieser Wahrheit, diene dir

Am heiligsten Altar, und ehre dich,
Und pfleg' in dir dein göttlich Selbst, Vernunft.

Die häſsliche Gestalt, die schaudernd du
Im Spiegel deines Lebens an dir siehst,
Die Furie, die dich zu Neid und Haſs
Und Eitelkeit anregte, sie, die dich
Von deinen Liebsten trennete, und schloſs
Mit Eisen dir das freundlichste Gemüth;
Sie war nicht Du; die ärgste Feindin dir,
Dich selbst dir raubend. Hemmte sie dir nicht
Dein Fröhlichstes, das Wirken? stelle dir,
Dem Stolzen, gröſsern Stolz entgegen, der
Dich überwältigend erbitterte,
Daſs deine schönsten Früchte du mit Gift
Anhauchtest statt des süſsen Wohlgeruchs;
Entzweyete dich mit dir selbst und schuf
Zur Truggestalt dich dir, die auſsenher
Du suchetest und liebtest, und nur sie
Begehrend, Dich, Dich in dir selbst verlorst.

Betrogener Narcissus, bist denn Du,
Was du im Quell anlächelst? Sehnsuchtsvoll

In allen Spiegeln suchst? dem Echo selbst
Abzwingst? Ist dein Schatte mehr als du?

Und wunderst du dich, der vom ärgsten Gift,
Dem eignen ausgehauchten Athem lebt,
Wenn er von andrer Munde wiederkehrt, —
Du wunderst dich, daſs du zum Schatten wirst,
Zum trocknen Quell, zum Grabe deiner selbst,
Zur Puppe; spieltest du mit dir nicht stets?

Wer sich verlor, was hätt' er ohne Sich?
Was in dem Herzen andrer von Uns lebt,
In unser wahrestes und tiefstes Selbst.

Was mit der weiten Welt uns einet, was
Uns innern Frieden schafft im Sturm der Zeit,
Uns Frevel übersehn, vergessen lehrt,
Und mild' erkläret, wie dann und woher
Der Thor ein Thor sey? ist ein groſses Selbst.

Was ungereizt von aussen unser Herz
Aufregt und hoch erhebt; es spannet uns
Die Flügel weit und hält sie, daſs im Sturm
Sie über Lüften wie im Neste ruhn,
Und frischer aufwärts schlagen; was in Ruh

Geschäftig macht und innrer Kräfte voll
Des äuſsern Danks sich wundert, wenn am Ziel,
Am Ziel der Laufbahn nur sein Auge weilt,
Wer ists? ein überschwenglich groſses **Selbst.**

Wer tausende in seinem Busen trägt,
Sich ihrer Noth erbarmend; Finsterniſs
Zu Lichte schafft, und träget in sich selbst
Die groſse Regel aller Seligkeit:
„Was du nicht willst, daſs dir geschehe, thu
Auch andern nicht; was Du willst, thu zuerst."
Und hat Gefühl und Kraft, ein Menschengott,
Nur Göttliches zu wollen und zu thun;
Wer ist es? ein allmächtig gutes **Selbst.**

Talent ist nicht der Mann. Die Spinne webt;
Die Wespe wie die Biene baut; (der Trieb
Zur Kunst ist bey Insekten). **Wähne** nicht,
Daſs was die Säng'rin singet, sie empfand;
Daſs was der Spieler spielet, er auch sey.

Ein Feiger schleicht, ein Schatten, durch die Welt;
Der Thor vergeudet sich; der Weichling zieht
Und schmeichelt sich hindurch; der Schwache bebt

Und stirbt im Tode. Sich unsterblich fühlt
Wer? als ein ewiges, unsterblich Selbst.

Ambrosia, Frucht der Unsterblichkeit,
Ihr ameranth'nen Lauben, ewig blühend
Der Freundschaft und dem daurenden Verdienst,
Euch ſand ein unbezwingliches Gemüth,
Das nicht zum Moder sprach: «Du bist mein Vater!»
Zu Würmern, zur Verwesung nicht: „Ihr seyd
Mir Brüder, Schwestern, Mutter!“ — Ruhig sah's
Den Abgrund vor, den Himmel über sich,
Und sprach: «was an mir stirbt, bin ich nicht selbst!
Was in mir lebet, mein Lebendigstes,
Mein Ew'ges kennet keinen Untergang.”

Die Entzauberung.

Lehre der Braminen.

Bezwinge den Durst nach äuſserem Gut, du getäuschter Mensch?
Entzaubere dir Verstand und Herz;
Der Gewinn an eigenen Thaten
Nur dieser beruhiget dich.

Güter, Ehren und Jugend haschet die Zeit hinweg;
Täuschungen sind sie, verschwunden im Augenblick.
Lerne das Ewige kennen,
Und faſs' es in dein Herz.

Wie ein zitternder Wassertropf an der Lotosblume,
Unaussprechlich leise gleitet das Leben hinab.

Auf dann! theile den Ocean der Welt
In der tugendhaften Genossenschaft, in stiller
Fahrt.

Tag und Nacht, Morgen und Abend,
Winter und Frühling scheiden und kehren
zurück.
So spielt die Zeit mit uns; das Leben entflieht —
Und deiner Erwartungen Wind weht ungehemmet fort?

Denke der Wunderwelt, deren kleiner Theil
du bist!
Denke, woher du kamest?
Woraus gebildet in deiner Mutter Schoos?
Bedenk' es oft.

Die sieben Meere der Welt, die acht Urberge
werden bleiben;
Brama, Indra, die Sonn' und Rudra
dauren fort;*)
Nicht du, nicht ich. Ob dies und jenes Volk
Fortdaure, ängstet dich das?

In Dir, in Mir, in jedem Wesen ist
Wischnu!**)

---

*) Die Elemente der Welt.

**) Die Gottheit, die die Welt erhält.

Dann das ſie beten mit dem Mund
Der keiner nie Latein verstund.
Sag mir durch Gott, was ist das Bet*)
Da keiner kein Verstand nicht hätt.
Leſen, beten ohn' Verstand
Als die Nonnen g'ſungen hand,
Das mag wohl ſeyn ein Lürliſtand
Und aus ein'm hohlen Haſen klaffen.
Was können ſie mit Beten ſchaffen,
So ſie doch nicht verstehn Latein
Und brocken doch die Wörter ein
Und käuen alle Wörter da
Als unsre Kuh das Haberſtra.
Wir ſeyn verſehen mit Fürbittern
Als in der Erndt' mit faulen Schnittern,
Sie ſollen unsre Noth Gott klagen
Und wiſſen ſelbst nicht was ſie ſagen.
Ich wollt', daſs einer lernt' Latein
Oder lieſs' die Pfaffheit ſeyn,
Nicht beten, wie die jungen Kind.
In kein'm hohlen Haſen Wörter ſind.

---

*) Gebet.

Thöricht, wenn du dich je beleidiget glaubst.
Sieh jede Seel' in deiner eignen Seel,
Und banne den Wahn des Verschiedenseyns hinweg.

Auch deine Neigung setze nie zu fest,
Auf Freund und Feind, auf Bruder und Sohn,
Sey gegen alle gleichgesinnt,
Wenn du erreichen willst des Ewigen Natur.

Dein Leib ist kraftlos; grau dein Haupt;
In deiner Rechten zittert der Bambusstab.
Und noch ist deiner Begierden Krug dir unerfüllt?
Ausschöpfen willst du mit deiner Scherbe den Ocean?

Das Grab.

Erdenge zweyer Welten, stilles Grab;
Wie schweiget's um dich her! Diesseit ist Nacht
Und Staub; ein Häufchen todter Asche nur;
Und jenseit kommt kein Laut zu mir herüber,
Kein sel'ger Geist, der diesen Staub besucht,
Kein Traumgesicht. —

Nacht ist es um mich. Hoch
Da oben funkeln Sterne. Glänzet ihr,
Gestirne droben, dem entschwungnen Geist?
Und bricht dem Todten, wie dem Schlummernden,
Ein neuer Morgen an?

Was zweifelst du
In mir? Unsterblicher, der hier am Rad
Und Werke der Natur schon Antheil nahm.
Er sann was sie ersonnen, und er traſs,
Aussprechend ihre Regel, ihr Gesetz;

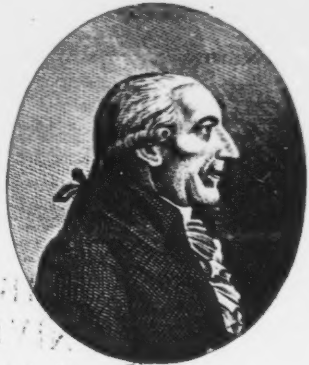
Und bot unausgeschlagen ihr die Hand
Zum edelsten, zu ihrem ew'gen Werk,
Dem Ordnen durch Verstand und Güte.

Wenn
Sie fortan Dein zu ihrem Dienst bedarf,
(Und sie verschmäht, die reiche Sparerin,
Die nichts verthut und mit dem Mindesten
Das Gröſeste verrichtet, keine Kraft
Und Uebung), wenn sie fortan dein bedarf:
So sage willig: ich bin da! Und web'
In meinem kleinen Winkel emsig fort
An jenem Schleyer der Penelope-
Minerva, der unübersehbar dort
In Millionen Sternen prächtig glänzt.

Christian Garve's

Schriften.

Im Auszuge.



GARVE.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Sechs und fünfzigstes Bändchen.

Garve's Schriften.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann*.

Vorwort.

Christian Garve wurde den 7. Januar 1742 zu Breslau geboren. Er ging, nachdem er bey einigen Breslauischen Gelehrten den ersten Unterricht genossen hatte, 1763 nach Frankfurt an der Oder. Nachdem er hier ein Jahr studirt hatte, ging er nach Halle, und legte sich auch hier, wie früher zu Frankfurt, auf Philosophie und Mathematik. Darauf begab er sich nach

Die Ohren melken.

Wer mir freundlich melkt ein Ohr
Und sagt mir daſs ich hab' schön Hor, *)
Auch sagt mir all's das ich gern hör',
Der kann der Ohrenmelker Lehr',
So brist ihm nichts dann nur der Lohn
Von dem Rad zum Galgen gon.
Ohren melken in ein Kübel,
Gelinget manchem Menschen übel.
Alle Herren sind deſs gewon
Daſs sie ihr' Ohren melken lon
Und hören was da ist erlogen,
Daſs sie mit Willen sind betrogen,
Denn die Schelme hond die Art
Daſs jeder gern die Wahrheit spart.
Wahrheit sagen bringt viel Haſs,
Ohrenmelken kommt ihm baſs,
Darum der Ohrenmelker lern'.

---

*) Haar.

Leipzig, wo er in Gellerts Hause wohnte. Nachdem er einige Jahre zu Leipzig Professor der Mathematik und Logik gewesen war, kehrte er, Gesundheitsumstände wegen, 1772 in seine Vaterstadt wieder zurück, wo er bis zu seinem Tode, bey seiner würdigen und edlen Mutter lebte. Er pflegte den vertrautesten Umgang mit den Gelehrten seines Zeitalters, wie mit Gellert, Ernesti, Zollikofer u. A. Auch Friedrich II. liebte diesen vortrefflichen Mann, und er war es, der ihn zu der Uebersetzung der Ciceronischen Schrift von den Pflichten aufforderte, ein Werk, was Tausende belehrt hat. Sein ganzes Leben (sagt Jördens in seinem Lexikon) war den Musen, den Wissenschaften, und vor allem der Wissenschaft der wahren Lebensweisheit geweiht, die er durch ein weises und tugendhaftes Leben ehrte.

Garve's, durch so viele treffliche Schriften bewährtes Talent in Entwickelung psychologischer und moralischer Begriffe, seine anspruchlose, aber lichtvolle und correcte, Schreibart, sein mit ausgebreiteten historischen, philologischen und andern Kenntnissen verbundener feiner Geschmack, seine Unpartheylichkeit in der Untersuchung anderer philosophischen Systeme, seine ungemeine Bescheidenheit, und die Stärke seines Geistes und Herzens, womit er während der fürchterlichsten Krankheit alle ihre Uebel ertrug, und in seinen philosophischen Arbeiten unermüdet fortfuhr, bestätigen das Urtheil, was

Kant von ihm fällte: Er war ein Philosoph in der ächten Bedeutung des Worts. — Er starb an einem Krebsschaden am 1. December 1798, im 56sten Jahre seines Leben.

Inhalt.

Seite.

Die Tugend macht den Menschen glücklich 1
Ueber fehlschlagende Erwartungen . . 17
Ueber einige Schönheiten der Gebirgsgegenden 47
Lob der Wissenschaften 101

Die Tugend macht den Menschen glücklich.

Es scheint mir zur leichtern Befolgung der moralischen Vorschriften sehr nützlich, wenn man sie simplificirt, so weit es ohne Aufopferung der Wahrheit, oder Verstümmelung der Begriffe, geschehen kann. Mir leuchtete, bey einer neulichen Selbstbetrachtung, folgende Darstellung dieser Vorschriften auf eine so angenehme Weise ein, daſs ich gereizt wurde, sie auch Andern mitzutheilen.

Alles, was Tugend heiſst, und was, wenn es sich in Handlungen äuſsert, Pflicht genannt wird, läſst sich unter die zwey Gesichtspunkte bringen: des moralisch besten passiven und des moralisch besten thätigen Zustandes. Aus diesen beyden Sachen, Thun und Leiden, ist unser Leben, unser ganzes Wesen, unser Seyn, in so fern wir es gewahr werden — und nur in so fern kömmt es für uns in Betrachtung — zusammengesetzt. Wir werden afficirt, und wir handeln. Veränderungen werden in uns hervorgebracht, die wir empfinden; oder wir bringen Veränderungen hervor, und sind uns unserer Thätigkeit bewuſst. Daraus entstehen zwey Hauptarten der Tugend: eine leidende und eine thätige. Zufriedenheit mit unsern Schicksalen scheint mir die erste, Wohlwollen und Gutthätigkeit die zweyte zu seyn. Aus beyden Eigenschaften in ihrem gröſsten Umfange und zusammengenommen, scheinen mir die menschlichen Tugenden, als aus ihrer ersten Quelle, herzuflieſsen. In Ertragung des Bösen und in Beförderung des Guten scheinen mir alle menschlichen Pflichten, als in den letzten Endpunkten, zusammenzulaufen. Wenn ich mich einer schon etwas veralteten, und, in mancher Absicht, unschicklichen Eintheilung der Pflichten bedienen dürfte: so würde ich sagen, daſs das Erstere den Inbegriff unserer Pflichten gegen Gott, das Andere den Inbegriff unserer Pflichten gegen die Menschen bezeichne.

In Absicht Gottes können wir eigentlich keine Pflichten ausüben, weil wir nicht auf *ihn* wirken können. Alles, was von uns gefordert werden kann, ist eine Gesinnung, ein Betragen, wie sie den besten, reinsten Begriffen von Gott gemäſs sind. Aber diese Begriffe sagen, daſs alle Eigenheiten unserer Natur, oder unserer Umstände, und alle Veränderungen, die in beyden vorgehen, ihren letzten Ursprung in Gott haben; und daſs Alles, was er macht und zuläſst, im Ganzen das möglich Beste ist. Beruhigung des Gemüths also bey dem Unangenehmen, daſs wir fühlen und doch nicht wegschaffen können, ist die gröſste, oder ist vielmehr die einzige Verehrung, die wir Gott darzubringen vermögen, indem wir dadurch unsere Ueberzeugung von seiner Güte und Weisheit erklären.

Und was bleibt uns auch in diesem groſsen Bezirke der Dinge, welche, von uns ganz unabhängig, durch angeborne Beschaffenheiten unserer körperlichen und geistigen Natur, oder durch die Verhältnisse und Veränderungen des Weltlauſs, bestimmt werden, — was bleibt in diesem Bezirke für uns zu thun übrig? Vorausgesetzt, daſs wir wirklich nichts dabey ändern können, so ist nur Ein Geschäft uns übrig gelassen — dies: unsere Natur so viel, als möglich ist, dabey aufrecht zu erhalten; das Thätige von dem Leidenden so wenig, als möglich, unterdrücken zu lassen; unsere Freyheit gegen das, was diese Freyheit einschränkt, nach Vermögen zu vertheidigen. Und wodurch ist dies anders zu erreichen, als durch Gelassenheit, Geduld, stillen Geist, Gemüthsruhe, oder wie man das nennen will, was die vorzüglichern, edlern Menschen im unthätigen Zustande, und vornehmlich im Leiden, unterscheidet?

Auf der andern Seite bezieht sich alles moralische Gute im Handeln auf Wohlwollen. Lieben, die Glückseligkeit aller empfindenden

Wesen, nach Maſsgabe ihrer Verbindung mit uns, gerne sehen, begehren und befördern, das ist der Grund oder die Summe aller rechtmäſsigen, guten und heroischen Handlungen.

Viele Pflichten entstehen aus einer Mischung und Vereinigung beyder Tugenden. Es muſs dabey ertragen und es muſs gehandelt; dem Eindrucke des Uebels auf unser Gemüth muſs gesteuert, und Gutes muſs zugleich bewirkt werden. Ja, diejenigen Handlungen, welche uns das wahre Gepräge ächter Tugend zeigen sollen, müssen die leidende und die thätige Güte in sich vereinigen. Wir verlangen Aufopferungen zu sehn, wo wir groſse Tugenden bewundern sollen. Eine jede Aufopferung aber setzt eine gelassene, mit Gemüthsruhe verbundene Ertragung eines Schmerzes voraus. Wenn in der Gefahr den Helden diese Gleichmüthigkeit, diese Zufriedenheit verlieſse, so würde er durch den Aufruhr verdrieſslicher oder ängstlicher Gefühle seiner Besonnenheit beraubt, und an der Ausführung seines gemeinnützigen Werks verhindert werden.

Eben so ist die Tugend der Mäſsigung zu-

Was sein Herrschaft höret gern,
Daſs er dasselbig allzeit sag',
Anmuthig Red' zu Ohren trag'.
Ob sie schon erlogen wären,
So sollt du dich daran nicht kehren;
Man hat's vor Zeiten auch gethan,
Daſs Kaiser, König haben lan
Also ihre Ohren melken
Von lügenhaftigen Schälken,
Daſs sie sich lieſsen beten-an
Und hieſsen sich für Götter han,
Ja Götter als wer geht daher
Wenn er in dieser Zunft nicht wär'
Und lieſs sein Ohren ihm nicht melken,
Daſs sie ihm hangen und schon schwelken.
Er weiſs daſs er nicht war ein Gott,
Noch kann die Kunst der Schelmenrott',
Daſs sie mich überreden künnen,
Wie daſs ich sey von hohen Sinnen,
Wenn ich's dann seh' ganz überall
So kam die los' Mähr' in den Stall,
Dann daſs ich mir nun selbst gefall'.

sammengesetzt. Die Begierde, wenn sie zum Genusse gelangt, will im Genusse immer weiter gehn. Die Mäſsigung hört bey dem, von dem Verstande angegebenen, Punkte der Befriedigung auf, — auch wenn die Begierde noch fortdauert, und daher bey Endigung des Vergnügens eine verdrieſsliche Leere zu erwarten steht. Je gelassener der Mensch das Unangenehme erträgt, desto leichter wird er sich in der Verfolgung des Vergnügens mäſsigen.

Alles, was in Krankheiten, oder in solchen Unglücksfällen, welche wie Krankheiten auf das Gemüth wirken, als Pflicht gefordert werden kann, ist Geduld. Alles, wodurch eine höhere Vortrefflichkeit des Geistes dabey sich offenbart, ist Heiterkeit, die nur ein gröſserer Grad von Geduld ist.

Die Pflicht des Fleiſses bey der Arbeit ist nichts anders, als eine Verbindung der Geduld mit der Wohlthätigkeit; — der Standhaftigkeit, womit man eine verdrieſsliche Empfindung — die Ermüdung — erträgt, und der Treue, womit man seine Kräfte zu nützlichen Absichten anwendet.

Groſsmuth, Vergebung der Beleidigungen, die gefahrvolle Vertheidigung des Vaterlandes, alle diese schweren und heroischen Tugenden werden nur deswegen höher, als andere, geschätzt, weil sich in ihnen jene beyden Hauptzüge, oder jene Bestandtheile der Tugend zugleich, und auf eine deutlichere Weise, zeigen. Der, welcher einem Feinde Gutes erweist, muſs ein ihm angethanes Uebel mit Gelassenheit ertragen, und zugleich eine Handlung des Wohlwollens thun. Wer für Andere seine Ruhe, seine Gesundheit und sein Leben wagt, muſs zugleich seine Liebe gegen das Gute, welches er befördern will, zu entflammen, und seinen Abscheu gegen das Uebel, dem er sich aussetzt, zu mäſsigen wissen.

Und wenn dies sich so verhält, wenn Zufriedenheit und Wohlwollen die beyden Grundsäulen tugendhafter Gesinnungen und die Quellen tugendhafter Motive ausmachen: so ist auch ohne weitläuftige Beweise klar, daſs Tugend den Menschen, und warum sie ihn glücklich mache. Heiterkeit und Liebe sind eben so gut für die beyden Hauptarten des glücklichen Zustandes, als für die pflichtmäſsigen Gesinnungen anzusehen.

Alles Vergnügen ist ebenfalls thätig oder leidend. Das thätige Vergnügen ist die Liebe: das leidende hat keinen andern Namen, als den Namen des Vergnügens selbst; aber es ist, in Absicht der Gemüthsstimmung, von Zufriedenheit nur dem Grade nach unterschieden.

Man kann sein Leben nicht anders genieſsen, als entweder durch angenehme Empfindungen, oder durch angenehme Beschäftigungen. — Jene hängen zum Theil von der Natur der Objecte, die auf uns wirken, von unsern Sinnen, von unserer angebornen Stimmung ab. Dieser Theil unseres Zustandes ist also nicht in unserer Gewalt: er muſs erwartet, er muſs genossen, oder er muſs ertragen werden. Die Geduld aber, die Zufriedenheit, die eine Folge des Nachdenkens ist, das Aufsehen auf Gott und die Vorsehung, alles dieses, was ich die leidende Tugend genannt habe, arbeitet darauf hin, den Zustand des Gemüths, mit Vorsatz, dem unwillkührlichen Zustande des Vergnügens oder der Lust (so weit dies geschehen kann) näher zu bringen. Der geduldige Kranke hat nicht die Empfindungen des Gesunden: aber er arbeitet daran, seinen Gemüthszustand dem eines Gesunden etwas ähnlicher zu machen. Der gelassene, edle Arme wird nicht die Bequemlichkeiten des Wohlhabenden genieſsen: aber er wird sich bemühen, in seinem Innern etwas von der Ruhe und Zufriedenheit zu bewirken, welche der einzige Vortheil eines mit Glücksgütern gesegneten Lebens ist.

Die Geduld also arbeitet auf die Glückseligkeit los, obgleich unfähig, sie ganz zu erreichen, wenn nicht der ungünstige Einfluſs äuſserer Ursachen aufhört. Aber Liebe und Wohlwollen thut noch mehr: sie sind unmittelbarer Genuſs; sie sind Freude, mit Thätigkeit verbunden.

Vergnügen an leblosen Dingen bleibt bloſse Empfindung; und heiſst deswegen, wenn es ohne Maſs und Ziel genossen wird, oder nützliche Thätigkeit hindert, Wollust. Vergnügen an Menschen, welches Liebe heiſst, geht immer in Handlungen über, und ist ohne solche nicht zu genieſsen. Entweder sind dies Handlungen des denkenden Verstandes, wie beym Umgange, im Gespräche, bey der Mittheilung der Gedanken; oder es sind Handlungen des Herzens, wie bey erwiesenen Wohlthaten oder bey geleisteten Diensten. In allen Aeuſserungen der Liebe ist die Befriedigung, welche jedes Wesen erfährt, das seiner Natur gemäſs wirksam ist, mit dem angenehmen Eindrucke verbunden, den ein reizender Gegenstand auf unsere Emfindung macht.

Der Rachgierige, der Neidische, der Schadenfrohe, der Bösewicht hassen: also leiden sie. Es sind Menschen vorhanden, die den äuſsersten Verdruſs in ihnen erregen: sie sind also nicht glücklich.

Der Faule, der für andere Menschen nichts thut, und der Geizige, welcher nichts für sie aufwendet, lieben nicht und hassen nicht. Sie sind also leer von Vergnügungen: sie sind gewifs weniger glücklich, als wenn sie liebten, und ihr Geld oder ihre Kräfte anwendeten, das Geliebte glücklich zu machen.

Man setze die Sanftmuth dem Zorne, die Ergebung in den Willen der Vorsehung der murrenden oder verzweifelnden Ungeduld, die Güte der Bosheit gegenüber, und man wird finden, dafs selbst der Name der erstern Eigenschaften schon etwas Angenehmes, der Name der andern etwas Verdriefsliches und Unglückweissagendes in sich schliefst. Bey der Beobachtung der Gemüthszustände selbst, wird man noch deutlicher entdecken, dafs, von den moralisch schlechtern, Unlust ein Bestandtheil sey; dafs hingegen Stimmung zum Frohseyn oder vermindertes Mifsvergnügen bey den bessern vorausgesetzt werde.

Die Beleidigung, welche zur Rache entflammt, mufs den Zornigen nothwendig zuvor bitter gekränkt, — die, welche groſsmüthig vergeben wird, kann das Gemüth des Versöhnlichen nur wenig beunruhigt haben.

In der geduldigen Ertragung trauriger Schicksale liegt immer zugleich ein Trost und eine Quelle der Freude verborgen, oder wird dabey vorausgesetzt. Entsteht die Geduld, wie sie dann am *leichtesten entstehen* und am sichersten aufrecht erhalten werden kann, durch die Unterwerfung unter die Fügungen eines göttlichen Regenten der Welt: so ist nothwendig damit die Hoffnung einer glücklichen Zukunft verbunden, die uns durch das Daseyn eben des Gottes, welchem wir unsere Ungeduld aufopfern, zugesichert wird. Ist aber diese Gelassenheit auch nur die Folge eines muthvollen Entschlusses — der aufgebotenen Seelenkraft, welche dem Uebel widersteht — selbst des Ehrgeizes, der keinen unanständigen Kleinmuth in den Zeiten des Leidens will an sich blicken lassen: so gibt dies zwar unmittelbar keinen Grund des Trostes, eröffnet keine neue Quelle angenehmer Ideen, aber es vermindert doch den Eindruck und die Gewalt des Uebels; es wehrt der traurigen Schwärmerey einer melancholisch gewordenen Einbildungskraft — einer Gemüthskrankheit, welche oft schlimmer ist, als das Unglück, wodurch sie erzeugt wurde.

Was bey groſsen Verbrechen augenscheinlich sichtbar ist, findet sich bey den meisten unmoralischen Handlungen, nach den Graden ihrer Schwärze und Abscheulichkeit. Es herrscht in dem Augenblicke, da man sie begeht, eine der Leidenschaften in der Seele, die aus dem Verdrusse herstammen und Abarten der allgemeinen Leidenschaft sinnlicher Unlust sind.

Kann in dem Gemüthe des Mörders, in dem Momente, da er sich zum Morde entschlieſst oder ihn vollzieht, eine Stimmung zur Fröhlichkeit vorhanden seyn? Muſs man nicht glauben, daſs sein Geist eben so finster und melancholisch ist, als seine Mienen schrecklich und wild aussehen? Ist auf der andern Seite je eine wohlthätige, edle, gerechte Handlung ausgeübt worden, ohne daſs schon ein stilles Lächeln auf dem Gesichte des tugendhaften Mannes das Vergnügen oder die Zufriedenheit, die sein Inneres in diesem Zeitpunkte belebten, ausgedrückt hätte? Und wie könnten auch in Augenblicken, wo man nur Gutes in Gedanken hat, Gutes an andern Menschen empfindet (ohne welches es nicht möglich wäre, ihnen wohlzuwollen), Gutes in seiner eignen Handlung gewahr wird, und in deren Folgen voraussieht, Gutes will und hervorbringt — wie könnten andere, als angenehme, Empfindungen der Seele beywohnen?

Wenn es uns also gelänge, daſs über die unwillkührlichen Eindrücke von auſsen und innen, durch welche unser Zustand schmerzhaft, die Gegenstände uns verdrieſslich, die Menschen verhaſst, und wodurch wir also nach und nach boshaft werden, die Selbstthätigkeit unserer Vernunft, welche Zufriedenheit mit der leblosen und Liebe gegen die lebendige Natur vorsätzlich zu bewirken sucht, die Oberhand gewännen: müſste nicht eben diese Bemühung, durch welche wir, nach Aller Geständniſs, die Tugend in uns befördern, zugleich uns der Glückseligkeit näher bringen?

Ich sehe wohl ein, daſs die obige Eintheilung der Tugenden, auf welche sich die ſolgenden Betrachtungen gründen, nicht zur Grundlage einer systematischen Abhandlung der Tugenden dienen könne. Sie ist einer von den vielen Gesichtspunkten, unter welchen sich die Moral, bey der Beobachtung einzelner Menschen und besonderer Fälle, zeigt. Es ist dessen ungeachtet nicht unnütz, auch diese eingeschränkten Gesichtspunkte zu sammeln: theils, weil ihre vollständige Aufzählung, wofern sie möglich ist, dereinst richtiger über den einzigen Standort wird urtheilen lassen, von wo aus wir alle unsere Pflichten, und nach ihrem ganzen Zusammenhange, übersehen können, — theils, weil auch jeder einzelne und eingeschränkte Gesichtspunkt immer für diejenigen Menschen besonders lehrreich ist, mit deren Natur und Lage er insbesondere harmonirt.

Für mich zum Beyspiel hat der Gedanke sowohl eine beruhigende Evidenz, als eine mich ermunternde Kraft, daſs meine Pflichten sich in zwey groſse Vorschriften vereinigen: mich von

Dreck rütteln dass er stinkt.

Man hätt' mich nicht gestellet her,[*]
Sagt' ich nicht jedem was er wär',
Und bring' Hervor mit böser List
Das schon lang' Zeit vergessen ist,
Damit der Dreck fängt wieder an
Zu stinken manchem armen Mann.
Ich kann's nicht finden in Vernunft,
Daſs ohne dich die Schelmenzunft
Aufgericht't werd' ganz und gar.
Was vor hundert tausend Jahr
Geschehen ist und ganz vergessen,
Das kannst du wiederum ermessen,
Klaffen, schwätzen und erlügen
Wider Ursach, gehn zu kriegen,
Unglück machen, den Dreck rütteln
Und im Sieb herumher schütteln.
Dem der G'stank war schon dahin,

---

*) Nemlich in die Schelmenzunft.

dem Uebel, das mich drückt, nicht niederbeugen zu laſsen, und an der Beförderung des Guten, sey es mit noch so eingeschränkten Kräften, unermüdet zu arbeiten.

Ueber fehlschlagende Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig, und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als dafs Erwartungen fehlschlagen; — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so grofsem Werthe, wenige Vergnügungen so ergötzend, als wir uns beyde einbildeten, da wir sie wünschten. Oder, verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bey der Voraussehung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genusse kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unseres

Bestrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie seyn mögen, doch wegen ihrer Mannichfaltigkeit, oder wegen ihrer Dauer, im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in der anmuthigsten Gegend verdrieſslich, und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen.

Am öftersten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unseres Lebens im Groſsen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen, geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen, auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kömmt uns selten von der Seite, oder in dem Zeitpunkte, wo wir Anwartschaft darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern versprachen, nicht zu Hause, werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehrere Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrieſsliche Laune zurück.

Aber eben so oft trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daſs wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstigt hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem gröſsern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unüberstehlich scheint; und wir überstehen ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genieſsen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und eines gröſsern Frohsinns. Ich habe Aeltern, zärtliche Aeltern gekannt, die an Einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen, und die doch in der Folge so ruhige und heitere

Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bey solchen Vorfällen im Groſsen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile miſsmuthig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genieſsen auf derselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrieſslichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern; und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwicklung der Sache überrascht.

Woher kömmt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussehungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daſs wir die Dinge zu schlecht beobachten, und daher falsch beurtheilen; oder liegt es an den Dingen, daſs sie zu unordentlich durch einander laufen, als daſs wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet beydes, unter gewissen Einschränkungen, statt.

Es ist richtig, daſs, in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen, ein groſser Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden Einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeſs sich Andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdruſs oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die Andern aus Eitelkeit ihr Glück vergröſsern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daſs in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussehungen vorkömmt. Der Mensch, welchem dieses Letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beymessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartung täuschenden Vorfälle — etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiſs läſst sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn man auf den Geist und den Character der Personen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1) Die Personen, deren Voraussehungen am öftersten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussehung ist ein Schluſs von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch, in Sachen, wobey er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt, desto richtiger wird er bestimmen können, was

darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen, oder diese Schlüsse, geschehen nicht immer mit vollem Bewuſstseyn, und so, daſs man Andern davon in dem Augenblicke Rechenschaft geben könnte; und eben deswegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt, der zur Ausführung weit aussehender oder keinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die erstern durch die Gröſse ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bey einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bey dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinct geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beym Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daſs Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfter, als andere, von gleichen Geistesfähigkeiten, in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere seyn, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaſst, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger, als Anfangs, beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwickelung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bey der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beyden Klassen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bey ihm durch die weitläuftige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beyderseitigen Gründe, eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bey der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Einfälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm Andere geben, bey der Ausführung nicht mehr abgeht: so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte. Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daſs sie mit Erfindung der Wahrheit geendigt habe. — Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniſs derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestrengten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehn fremder Meinungen, oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiſs, der wird wahrscheinlich besser dabey fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlagt. Die Gefahr, zu irren, in so fern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der

Den rührst du wieder ohn' dein G'winn,
Darnach laufst du den Schelmengang
Und kannst dich wenden aus dem G'stank.
Was fleiſsest dich viel alter Schand'
Wieder denken in dem Land,
Der neuen ist doch nur zuviel
Die man kaum vergessen will.
Ich bitt' dich, laſs den Dreck nur liegen,
So bleibt verborgen und verschwiegen
Manches Armen Uebelthat,
Der doch darum ein' Reue hat
Und sich bisher gar fromm wohl stellt,
Daſs ihm kein Dreck mehr hin entfällt.
Sollt' alles übel g'strafet werden
Von Richtern hier auf dieser Erden,
Was blieb' denn auf den jüngsten Tag,
Da sollen kommen hin die Klag,
Wann mir die Priesterschaft das sait *)
Am jüngsten Tag sey Gott bereit
Und auf dem Richterstuhl gesessen
Zu strafen das hier bleibt vergessen.

---

*) sagt.

Denkkraft entsteht, ist in beyden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweyten Falle eigenthümlich. So erblinden Manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2) Eine Ursache, welche viele fehlgeschlagene Erwartungen veranlaſst, ist, daſs die Menschen überhaupt zu groſse haben; und diejenigen werden ohne Zweifel am öftersten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zuviel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groſs zu denken, so gibt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so auſserordentlich sie seyn mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daſs man werth sey, dergleichen zu erfahren.

Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen, Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt, oder selbst verachtet seyn: im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daſs seine Verdienste künftig einmal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für liebenswürdig hält, sieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirath bis in's eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, daſs es noch einmal den ihm angemessenen Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit seyn. Dem bessern Menschen steht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unserer vernünftigen Natur gemäſs, Glückseligkeit mit Tugend in unsern Vorstellungen zu verknüpfen. Nichts desto weniger ist es gewiſs, daſs, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet, und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deswegen öfter, als Andere, in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bey Andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstände haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daſs sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnwitzes versetzen, in welchem er, trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft, das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache, hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten, oder die sich für begünstigte Liebhaber irgend einer schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bey jenen niedern Graden der Leidenschaft, bey welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung, ihn zu erhalten, erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er, und desto öftern und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je gröſsere Dinge er begehrt, desto seltnere Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifenden der Wünsche.

Oft vereinigt sich Beydes: Stolz und ungezähmte Begierde. Das geschieht bey denen, die sich ihres Glückes selbst, als eines Verdienstes, rühmen, und, wie Cäsar, glauben, daſs die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Person und ihre Entwürfe anvertrauen. Diese Einbildung, so sehr sie an sich Irrthum ist, kann wirklich grossen Männern in auſserordentlichen Fällen nützlich seyn, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bey gewöhnlichen Menschen und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagstücke.

Fast jeder Mensch traut, besonders, wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die Meisten ängstlich und furchtsam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daſs in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen werden. Daher sind sie so karg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jene zu leisten, dieses zu geben aufgefordert werden, und hingegen so freygebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es ist nicht immer die Absicht, zu täuschen, welche sie zu diesem

Letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zuviel Gutes zu: sie glauben ehrlicherweise, daſs bis zu dem bestimmten Zeitpunkte die Umstände zu ihrem Vortheile sich abändern, ihre Hülfsquellen sich vermehren, und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bey Einigen zu einer schädlichen Thorheit an. Der äuſserste Grad davon zeigt sich bey gewissen Halbblödsinnigen, die, mitten im Elende, von einem groſsen Glücke reden, das ihnen, nach ihrer Meinung, bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden, und sich am Ende eine desto bittere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche sie sich bey der Aussicht auf dieselbe machten.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3) den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zu Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiſs, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeiniglich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daſs durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maſs vergröſsern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht blos fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stoſsen soll, erwartet: der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlſchlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter Griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu

Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also diese Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will, oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt, der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden seyn.

Indessen ist nicht zu läugnen, daſs, wenn in irgend einem Umstande des menschlichen Lebens das, was man Glück nennt — die einen Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger oder widriger Zufälle — sich deutlich zu zeigen scheint, es in diesem Umstande ist, daſs die Vermuthungen des einen Menschen, bey gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung, öfter mit den Erfolgen zusammentreffen, als die des andern. Daraus entsteht, daſs die Veranstaltungen des einen immer passend sind, und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, indeſs der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von sich versäumt findet, immer aber seine frühern Handlungen mit den spätern Ereignissen im Widerspruche sieht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bey gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Causalität der Natur mit dem Principe der Freyheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannten Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeschränkten aber vernünftigen Thätigkeit besser, als bey andern zusammen. Sie sind — um mich des Ausdrucks einer veralterten Thorheit zu bedienen — mit der Welt, in der sie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäſsigkeit, mit welcher der Zufall seine Würfe den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäſs thut, ist schon vor uralten Zeiten bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbaren Erscheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergröſsert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäſsig ist, als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hülfe gerufen. Der vernünftige

Gottesverehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergründen kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bey Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, daſs es zu der Erziehung mancher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun, und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen, als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glücke führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignet hatten, werden muthiger, und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bey Ausführung, sondern auch bey der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten, wegen des öftern Fehlschlagens seiner Erwartungen, ein groſses Miſstrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schüchterner Mensch, wenn er in eine groſse, fremde Gesellschaft tritt. In

Den Braten schmecken.

Schmeckenbrätlein ist mein Nam',
Schmarotzens ich mich nimmer scham',
All Kirchweih', Hochzeit und Bankett,
Und wo man zechet früh und spät,
Da kann ich allzeit voran ston,
Wo man bezahlt lauf' ich davon.
Laufst du davon wo man bezahlt
Und setz'st dich wo man Wirthschaft halt
Auch nimmst viel ein und gibst nichts wieder,
So solltest du wohl sitzen nieder
Einmal an ein Oertlein dar,
Da Schelmen, Buben offenbar
Sitzen als unwerthe Gäst',
Ein Stühlleinbringer wär' das best',
Wenn du nicht geladen bist
Oder die Monet gebrist.
Hätt'st du ein Maul gen Rom hinein,
Wollt'st ohn' bezahlen trinken Wein,
Den Braten sollt'st du nimmer schmacken
Mit Roſsdreck fülle du dein' Backen,
Wenn du das nicht vergelten wilt

der Verlegenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblicke an befindet, hört und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente stehen ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, und hat also auch falschere und zweydeutigere Ahnungen, als, bey einem ruhigen Zustande des Gemüths, sich von dem Maſse seiner Einsichten erwarten lieſse.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird an die äuſsern Dinge immer stärker angefesselt.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiſs wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft, als durch sie, erweckt, die Natur der Dinge, oder seine eigene Handlungsweise — die Gesetze, wornach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schlieſsen pflegt — zu erforsehen, es sey, um die Quelle seiner irrigen Voraussehungen zu entdecken, und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sey, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum Voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich auch das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklichern Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Aussichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen blos von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem groſsen Universum hat seine eigene Natur, seine eigene Laufbahn, so zu sagen — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal, und zerstören sich zu andern Zeiten: —

zwar Alles nach einem Plane (so glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daſs, bey diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander, doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen, und selbst das Wohlseyn eines groſsen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache, mich zu wundern, daſs, bey diesem so unendlich mannichfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geistigen Kräfte, wovon jede, von mir abhängig, nach ihren eigenen Gesetzen fortwirkt, meine eigenen kleinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntniſs einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äuſsere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten Systeme allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabey bestehen. Ja, man kann annehmen, daſs eben dieser uns unübersehliche Kampf aller Naturkräfte, unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoffnungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn was wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen bestbegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reifster Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat miſslingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooſs legen, und abwarten, was über ihn kommen werde? — das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Unmuthe und der Niedergeschlagenheit preis geben? — dadurch würde er, mit besserem Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvermögender, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurzsichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muſs von den äuſsern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äuſsern Dinge beziehenden, Thätigkeit nachzulassen. In den

Handlungen selbst, die er thut, in dem Fleiſse, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabey in sich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Geistes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, muſs er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewiſs ist, und der ihn schadlos hält, wenn er den andern Endzweck; den seine Handlungen in gewissen äuſseren Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beyden, sonst unverträglich scheinenden Sachen zu vereinigen, so munter und dreist an jedes Geschäft zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum Voraus gefaſst zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bey seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bey sicherer Hoffnung einer glücklichen Ausführung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäſsigen, durch Beydes werden sein Verstand und sein moralischer Character gewinnen.

Es ist unausbleiblich, daſs, so lange sich der Mensch als ein einzelnes, von allen übrigen getrenntes, Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtigt glaubt, was zu einem glücklichen Leben, nach seiner Meinung, gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehen, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem er mit unzähligen, zu gleichem Wohlseyn berechtigten Geschöpfen steht, und die Unmöglichkeit einsieht, daſs diese alle, in allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bey weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muſs Beydes erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegengearbeitet wird, als wenn er seine zu weit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluſs des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dies vielleicht blos einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch jene zu verbessern und gegen diese Schutz zu finden. Am Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur, daſs immer ein Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; daſs, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen, und ihren Wirkungskreis so sehr zu erweitern sucht, als sie kann, alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum Voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereift, nicht mehr einen so groſsen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsternheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daſs er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde und einem mäſsigen Einkommen so zufrieden zu seyn, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewuſst wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die gröſste Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinne fröhlich nach Hause geht.

Ueber einige Schönheiten der Gebirgsgegenden.

Es gibt Personen, welche behaupten, daſs man sich und Andern das Vergnügen verdirbt, wenn man die Ursachen davon zergliedert. Für Leser dieser Art kann dieser Aufsatz nichts Anziehendes haben, und ich kann kaum hoffen, ihnen durch irgend eine meiner Schriften zu gefallen, weil ich beynahe nichts weiſs, als Empfindungen zu zergliedern, und Ursachen zu bekannten Erscheinungen aufzusuchen. Wenn indeſs diese Personen wirklich mit ihren Empfindungen auslangen; wenn die Eindrücke, welche sie von den Dingen unmittelbar, durch

So werd' dein Mag*) mit Geiſsbohn g'füllt.
Mancher will auf andre zehren,
Der niemands wollt' ein Hündlein nähren,
Deſs niemand g'nieſst um einen Pfennig
Groſs oder klein, viel oder wenig.
Zu Nürnberg thät das Jedermann
Hier lieſs man dich das Fieber han,
Der Schelmen Zunft hat diese Art
Daſs mancher Schelm sein Pfennig spart,
Da er billiglich mit bezahlt,
Und kommt ihm dennoch aus Gewalt
Unnützlich an ein'm andern Ort
Der oft nicht dankt mit einem Wort.
Schmeck den Braten oder nit,
Kannst du fressen, bezahl' auch mit,
Hast du kein Geld, so gib ein Pfand;
Was geht uns an dein Schelmentand?

---

*) Magen.

die Einwirkung derselben auf ihren innern oder äuſsern Sinn erhalten, so reichhaltig, so mannichfach und so bestimmt, — und wenn die Wiederholungen derselben, welche ihnen die Einbildungskraft verschafft, so getreu und so sehr in ihrer Gewalt sind, daſs ihre Tage mit dem Vergnügen daran ausgefüllt, und doch die übrigen Endzwecke, die ein vernünftiges Wesen bey seinen Vergnügungen hat, erreicht werden, so beneide ich sie. Sie sind Wesen höherer Art, die mit dem Verstande anschauen, oder in deren Anschauungen schon alle Begriffe liegen, welche wir andern, kärglicher von der Natur ausgestatteten, Menschen erst mühsam durch Nachdenken aus ihnen entwickeln müssen. — Wofern sie hingegen sich nur deswegen mit dem Empfinden begnügen, weil sie die Arbeit des Nachdenkens scheuen; wenn sie gar kein Bedürfniſs fühlen, die Zwischenräume zwischen einer angenehmen Empfindung und der andern, die in dem Leben des glücklichsten Menschen oft lang genug sind, mit irgend einer Geistesbeschäftigung auszufüllen; wenn ihnen blos an dem sinnlichen Genusse, und nichts an dem Vergnügen deutlicher Begriffe und geübter Erkenntniſskraft gelegen ist, so habe ich Mitleiden mit ihnen. Sie kennen die menschliche Glückseligkeit nur zur Hälfte, und verschmähen nur aus Unwissenheit und Trägheit die Erwerbungen des Verstandes.

Zwischen diesen beyden Klassen liegt eine dritte in der Mitte, zu der ich selbst gehöre, und der ich auch allein verständlich zu seyn und zu gefallen, Anspruch mache. Diese empfindet zwar die Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft, und wird von dem Anmuthigen, wie von dem Schönen, auch unmittelbar gerührt. Aber die sinnlichen Eindrücke sind bey ihr vorübergehend und flüchtig, und sie bedarf des Nachdenkens, um dieselben festzuhalten. Ihre Anschauungen haben Lücken, oder Undeutlichkeiten, und der Verstand muſs dieselben durch Begriffe ergänzen und aufhellen. In den Empfindungen des Vergnügens selbst ist oft bey ihr der Reiz nur schwach, und er wird erst durch die nachfolgende Beschäftigung des Verstandes lebendig. Für Leute dieser Art ist es ein Bedürfniſs, zu philosophiren, das heiſst, ihre Empfindungen zu zergliedern, und sie sind auch vorzüglich fähig dazu. Sie haben den vollen Genuſs der Schönheit und der Harmonie erst hinterdrein, wenn sie sich überlegen, was sie gesehen und gehört haben, und warum es ihnen gefiel. Dadurch prägen sie sich auch erst die Vorstellungen des Gegenstandes in's Gemüth, und machen es der Erinnerungs- und der Einbildungskraft möglich, auch in Abwesenheit desselben das genossene Vergnügen zu erneuern. Auf diese Weise nutzen sie zu gleicher Zeit die Augenblicke des Vergnügens zur Erweiterung ihrer Einsichten, und lassen sich, wie es der Endzweck der Natur zu seyn scheint, von der Sinnlichkeit zur Vernunft, durch das Beyde verknüpfende Band der Schönheit, leiten.

Keine Art von Vergnügungen bedarf für mich und meine Leser aus dieser Klasse der Nachhülfe der philosophirenden Vernunft mehr, als das Vergnügen, welches der Anblick schöner Gegenden gewährt. Die Natur, — auch die unbelebte Natur spricht mit uns. Aber ihre Stimme ist leise, und wir müssen sie verstärken, um sie hörbarer zu machen. Ihre Sprache ist uns Anfangs fremd, und wir müssen sie studiren, um sie zu verstehen. Zuweilen sind ihre Ausdrücke räthselhaft, und wir müssen sie auslegen. Der Mittag und der Abend, der heiſse Sommer und der milde Herbst, die dunkeln Schatten des Waldes, die Gestade eines Flusses oder Sees, das offene Feld, mit Bäumen umkränzte Wiesen, sanft emporsteigende Hügel und schroffe, hohe Felsen; jede dieser verschiedenen Ansichten hat ihren eigenthümlichen Character, ist mit andern Gemüthsbewegungen verwandt, und ist geschickt, andere Ideen zu erwecken. Aber diese Eigenthümlichkeiten wollen erwogen werden; diese Gemüthsbewegungen schleichen sich nur nach und nach, bey längerer Aufmerksamkeit, in die Seele; diese Ideen entstehen nur, wenn die eigene Thätigkeit des Geistes der Einwirkung der Gegenstände entgegenkömmt. Daher kömmt es, daſs dem Einen ein flüchtiger Blick auf eben die Gegend schon lange Weile macht, die den Andern bey längerer Betrachtung auf das Angenehmste unterhält. Bey Jenem verlieren sich alle Verschiedenheiten, und er findet immer das, was er hundertmal gesehen hat. Für diesen ist der Anblick neu, und vielleicht in seiner Art einzig, weil er sich Zeit läſst, auch das Kleine zu bemerken, und den Zusammenhang des Ganzen zu überdenken. Jener sieht nichts, als gewisse Formen und Farben, die dem Auge einen Augenblick schmeicheln, aber Geist und Herz leer lassen; dieser sieht Werke der Natur oder der Kunst vor sich, die ihn zugleich sinnlich ergötzen, belehren und rühren.

Diesen Freunden der Natur also, die, so wie ich, einen neuen Genuſs darin finden, sich von einem genossenen Vergnügen Rechenschaft zu geben, wird auch, so wie mir, oft die Frage eingekommen seyn, was denn eigentlich den Gebirgsgegenden den Vorzug vor flachen Landgegenden gebe. Meine Empfindung ist mir deutlich, daſs, wenn ich aus dem Gebirge in die Ebene komme, es mir zu Muthe ist, als wenn ich eine Gemäldegallerie verlassen hätte, und in ein Zimmer, mit nackten Wänden oder mit einfachen Tapeten behangen, einträte. Aber woher entsteht diese Empfindung? Worin liegen die Eigenthümlichkeiten jeder dieser beyden Landschaften?

Einige derselben fallen Jedermann in die Augen, andere sind verborgener, und wollen gesucht werden. Der erste Gegenstand, der mich frappirt, ist der Berg selbst, wenn ich ihn aus der Ebene oder vom Thale aus ansehe. Was macht, daſs ich an diesen von der Natur aufgeworfenen Erdwällen mit meinem Auge verweile, auch wenn sie keine besonders anziehenden Gegenstände enthalten? Was ist Ursache, daſs ein Wald, eine Wiese, oder ein Ackerfeld auf einer Berglehne, ein interessanterer Gegenstand zu seyn scheint, als wenn er in einer und derselben Fläche vor mir läge?

Ich finde die Ursache in der aufgerichteten Lage selbst. — Ich gehe in die Werkstätte eines Malers, und sehe mehrere groſse Bilder horizontal auf dem Boden oder auf einer Tafel liegen. Was thut der Maler, wenn er mir den vollkommensten Genuſs seiner Kunstwerke verschaffen will? Er stellt seine Bilder auf die Staffeley: er bringt sie aus einer horizontalen Lage in eine, die zwischen ihr und der verticalen in der Mitte liegt. Dadurch bringt er alle Theile seines Bildes meinem Auge näher, ohne doch die Entfernungen unkenntlich zu machen; dadurch verschafft er seinem Bilde eine bessere und gleichere Beleuchtung, da mich zuvor ein Theil desselben blendete, der andere mir dunkel blieb; dadurch setzt er mich in den Stand, es mit meiner gröſsern Bequemlichkeit und ohne Anstrengung zu betrachten, und alle Mannichfaltigkeit desselben mit Einem Blicke zu umfassen, da ich zuvor mich bücken, mein Auge angreifen muſste, und doch nur immer Eine Sache auf einmal sah.

Ein Bergrücken nun, was ist er anders, als eine groſse Erdfläche, die mit Allem, was auf ihr steht, Bäume, Häusern, Thieren, Menschen, — von der Natur auf eine Staffeley gesetzt, und unserm Auge zum bequemsten Anschauen und zum vollständigsten Genusse vorgestellt wird? Dadurch kommen Gegenstände, die auf dieser Fläche, wofern sie horizontal läge, zu entfernt gewesen wären, um deutlich gesehen zu werden, unserm Auge so nahe, daſs es keine Mühe kostet, sie zu unterscheiden. Dadurch kommen die hintern Gegenstände, welche in der Ebene von den vordern wären verdeckt worden, so weit über diese in die Höhe, daſs es möglich ist, beyde zugleich wahrzunehmen.

Man stelle sich einen Obstgarten vor, wo eine Allee von Bäumen hinter der andern, in gleichlaufender Richtung, liegt. Wenn ich vor diesem Obstgarten in der Ebene stehe, so sehe ich nichts, als eine einzige Reihe Bäume, und muſs mir die übrigen blos hinzudenken. Wenn dieser Garten auf dem Abhange eines Berges steht, an dessen Foſse, oder in dessen Nachbarschaft, ich mich befinde, so sehe ich einen wirklichen Garten. Eine Reihe Bäume ragt über der andern hervor: Wipfel an Wipfel gedrängt, und doch von demselben unterscheidbar, stärkt mein Auge durch eine weit gröſsere Masse von Grün, oder ergötzt es durch weit zahlreichere Gruppen von Blüthen und Früchten.

So ist es also der auf Bergen gleichsam zur Schau ausgestellte Reichthum der Natur; es ist die gröſsere Anzahl zugleich übersehbarer Gegenstände, es ist die durch die schräge Lage des Bodens bewirkte Annäherung des Enfernten, und Emporhebung des im Gedränge Versteckten, was bey dem Anblicke eines Berges das Auge so angenehm füllt und die Aufmerksamkeit fesselt. Nach Ideen und Empfindungen schmachtet die Seele. Je mehr sie deren und in je kürzerer Zeit sie sie empfängt, desto mehr ist sie befriedigt. Sie verlangt aber auch nach einer gewissen Klarheit derselben. Ist es also der Sinn des Gesichts, welcher sie ihr zuführt, so muſs sie nothwendig eine Berglandschaft, in der sie viel auf einmal wahrnehmen und Alles deutlich unterscheiden kann, derselben Landschaft im flachen Lande, wo Vieles ihr verdeckt bleibt und Vieles ihr wegen der Entfernung dunkel wird, vorziehen.

Mehrere Ursachen kommen noch zusammen, diesen Reichthum und diese Mannichfaltigkeit sichtbarer Gegenstände, worin eine vorzügliche Quelle des Vergnügens bey Aussichten liegt, bey Bergen zu vermehren. Ein unfruchtbarer Felsen, oder ein nackter Sandberg, sind zwar keine anmuthigen oder unterhaltenden Gegenstände, aber sie füllen doch den Blick mehr, als eine sandige oder unfruchtbare Ebene, weil sie sich mehr unterscheiden. Ein schwarzer Tannenwald gibt zwar auf Bergen, so wie auf der Ebene, einen einförmigen Anblick, aber doch dort einen reichern, weil man der Bäume weit mehrere auf einmal sieht, als hier. Weit gröſser aber ist der Unterschied zwischen Gebirgen und dem flachen Lande, wenn beyde angebaut sind und

Läuse in den Pelz setzen.

Es wär' nicht noth als ich's thu' schätzen
Geschiltet Läus' in Pelz zu setzen,
Sie wachsen selber drin zurhand,
Drum halt' ich's für ein' groſse Schand',
Daſs mancher Schelm das Bös'ste zeigt,
So wir dazu sind selbst geneigt.
All menschlich Sinn und ihr' Vernunft
Sind jetzt g'neigt in die Schelmenzunft,
Denn sie mit ihrem bösen Leben
Dem Nächsten bös Exempel geben,
Und lehren mich viel Büberey,
Dieselben kenn' ich leichnam[*]) frey.
Mancher zünd't ihm ein Feuer an,
Das ohn' sein Zünden selber bran[**]).
Die junge Welt ist so verkehrt,
Mich dünkt, wer sie jetzt Bosheit lehrt

---

*) fürwahr.

**) brannte.

mit den Erzeugnissen des Fleiſses prangen. — Die Natur der Sache bringt mit sich, daſs in der Ebene groſse Strecken einen gleichen Boden und gleiche Lage haben, und also dieselben Producte tragen und einerley Anbaues fähig sind. Auf Bergen hingegen ändert sich mit jeder Stufe des Abhangs, mit jeder Wendung des Erdreichs, Fruchtbarkeit und Klima. Daher die unabsehbaren Felder mit einerley Getreideart besetzt, welche die Aussicht der Ebene so einförmig machen; daher die Zertheilung der Felder in so viele abstechende bunte Parthien, welche den bebauten Bergen das Ansehn von Gemälden geben. Bald ist Wiese, Acker und Wald auf demselben Bergrücken vereinigt; bald ist er, wie ein Schachbret, in Fächer von dem mannichfaltigen Grün des Sommer- und Wintergetreides, in Gruppen zusammengewachsener, hoher Tannen, in kahle, unfruchtbare Sandhaufen, und in reiche, fette Fluren getheilt. Die Armuth des Bodens selbst hat hier eine Schönheit hervorgebracht. So wie sie es war, welche den Kunstfleiſs in die Gebirge zwang, und dadurch nicht selten den Grund zu einem Wohlstande legte, wie ihn der blühendste Ackerbau auf gleichem Raume in der Ebene nie hervorgebracht hätte, so gab sie auch zu dieser mühsamen Benutzung kleiner, fruchtbarer Flecke, zu diesem Miniaturgemälde des Landbaues die Veranlassung, welches uns in einem eingeschränkten Bezirke alle Arten der Producte und Arbeiten sehen läſst.

Aber einen weit gröſsern Zusatz zu dem Vergnügen, welches Berge dem Auge durch die Mannichfaltigkeit der auf ihnen zur Schau ausgestellten Gegenstände gewähren, gibt die Wirkung des Lichts und des Schattens, so wie dieselben mit dem Laufe der Sonne, der Jahres- und Tageszeiten abwechseln. Nicht blos der Kenner der Malerey, sondern jeder aufmerksame Beobachter der Natur, weiſs, wieviel die verschiedene Beleuchtung beytrage, den Anblick der Gegenstände zu verändern, Schönheiten zu erheben, oder Fehler zu verstecken, — unbedeutenden Gestalten einen gewissen Reiz zu geben, oder den Eindruck der anmuthigsten zu schwächen. Wie sehr ist jede Landschaft, wenn sie in Regen und Nebel eingehüllt ist, von derselben Landschaft, wenn sie im hellen Sonnenlichte glänzt, unterschieden! Wieviel interessanter erscheinen Felder und Wiesen in dem milden Lichte der Abendsonne, als in dem blendenden Glanze des Mittags! Welchen Reiz geben diesen sonst erleuchteten Flächen die verlängerten Schatten der Bäume; und wie ermüdend scheint ihr Anblick, wenn ein allgemein gleiches, oder durch zu kurze Schatten unterbrochenes, Licht sich über das Ganze verbreitet! Diese Veränderungen der Scene nun, welche die Natur durch den Lauf der himmlischen Körper veranstaltet, um unser Vergnügen zu vervielfältigen, sind in Gebirgen weit auffallender, als in den Ebenen, bringen dort gröſsere Contraste hervor, und enthüllen oder verbergen dort mehr Schönheiten, als hier. Drey Sachen sind es, nach meiner Bemerkung, die vorzüglich dazu beytragen.

Zuerst gibt es im flachen Lande gar keine so groſsen Massen, welche Schatten werfen, als im Gebirge. Dort sind es blos Bäume und Häuser; hier sind es die Berge selbst, welche die Strahlen des Lichts auffangen, und ihre eigene dunkle Gestalt auf der entgegenstehenden Seite bald nach einem gröſsern, bald nach einem kleinern Maſsstabe abzeichnen. Dort werden also, an einem heitern Tage, groſse Massen von Licht nur von kleinen Parthien von Schatten unterbrochen, es sey denn, wo die Dichtheit der Bäume und Häuser die Sonne gänzlich ausschlieſst, aber auch zugleich die Wirkung von Licht und Schatten vernichtet. Hier stechen ungeheuer groſse Schatten gegen eben so groſse Lichtflächen ab. — Die Hälfte eines Thals prangt noch in vollem Sonnenlichte, mit allen Zeichen der Thätigkeit und des Lebens, indeſs die andere schon, in tiefe Schatten gehüllt, das Bild des Abends und der Ruhe darbietet. Bald ist die Form dieser groſsen Schatten merkwürdig, bald ist es blos ihr Contrast gegen das Licht. Welche Veränderung macht nicht der Abend und Morgen in dem Anblicke einer Gebirgslandschaft! Ich sehe zu der einen Tageszeit, was mir in der andern gänzlich verborgen war, und verliere in jener, was ich in dieser wahrgenommen und genossen hatte.

In Gebirgen schlieſst mir das Licht, wohin es fällt, eine neue Welt auf, die mir der Schatten wieder entrückt. Diese groſse Abwechselung aber von Erleuchtung und Beschattung, in einem und demselben Tage, diese Vereinigung des Lichts und der Dunkelheit in einer und derselben Landschaft, können nur von der Erdfläche sich erhebende groſse Körper, deren es auſser den Bergen keine gibt, verursachen.

Dazu kömmt nun Zweytens das, worauf ich eben hindeutete: daſs, nach der Natur und dem Baue der Gebirge, das Licht in ihnen weit mehr Gegenstände dem Auge entdeckt, der Schatten ihm weit mehrere verbirgt, als in der Ebene der Fall seyn kann. Diese von der Natur aufgeworfenen Erdwälle sind nirgends ganz zusammenhängend und ununterbrochen *). Immer ist Berg von Berg durch ein dazwischenlaufendes Thal unterschieden. *Jede* Reihe von Bergen correspondirt mit einer andern, ihr gleichlaufenden, oder mit ihr an einer Spitze sich vereinigenden Reihe, um gröſsere Thäler zu bilden. Ja, jeder einzelne groſse Berg besteht stets aus einer Gruppe vieler kleinern Berge, die, an einander aufgethürmt, bald durch enge Schluchten, bald durch geräumige Thäler von einander getrennt sind. Diese wellenförmige Lage des zu Bergen aufgeworfenen Erdreichs, diese Einschnitte, die, bey der ersten Entstehung, oder bey spätern Revolutionen, die Natur in ihre Mauern gemacht hat, geben zu einer oft sich verändernden Ansicht der Berge Anlaſs. Um in ihre Tiefen und Schluchten hineinzusehen, und das, was in denselben verschlossen ist, zu entdecken, ist durchaus nothwendig, daſs die

---

*) Wenigstens nicht so weit, als ich Gebirge gesehen habe; wenigstens nicht da, wo Gebirgsgegenden schön sind.

Sonne ihre Strahlen in sie hineinwerfe. Am Anmuthigsten und Reichsten erscheinen sie, wenn sie, ringsum mit tiefen Schatten umgeben, selbst im vollen Lichte glänzen. Daher kömmt es aber, daſs sie in der einen Tageszeit verschwinden, und zu einer andern wieder zum Vorscheine kommen, und daſs die Gebirge bald einen einförmigen, bald einen mannichfaltigen Anblick gewähren.

Die Mannichfaltigkeit der Gegenstände, welche man auf einmal und deutlich sieht, wenn man von den Thälern aus die Berge betrachtet, ist der erste Grund des Vergnügens, welches uns Gebirgsgegenden verschaffen. Eine Schönheit anderer Art ist die, welche uns der Anblick der Ebene oder der Thäler, von der Höhe aus angesehen, so vorzüglich anmuthig macht.

Alle Gegenstände erscheinen in derselben verkleinert und doch deutlich. Dadurch bekommen sie das Ansehn von Feinheit und Kunst, und werden Gemälden ähnlicher. Wenn auf den Fuſssteigen des Thals Menschen hin und her wandeln, so sind sie sich bewegenden Automaten oder Marionetten ähnlich. — Was ich auf der Ebene in einem verkleinerten Maſsstabe sehe, ist zugleich so entfernt, daſs es undeutlich wird, und die Umrisse in einander flieſsen. Vom Berge herab sehe ich im Thale die Häuser, Bäume, Thiere und Menschen klein, und doch deutlich und mit scharf abgeschnittenen Umrissen. Dies macht das Ganze, welches zugleich auf einmal übersehen wird, einer gemalten Landschaft, oder einer Abbildung in der *camera obscura*, ähnlich.

Kant sagt mit Recht: Die Kunst, welche wie Natur, und die Natur, welche wie Kunst aussicht, gefallen auf gleiche Weise.

Die Ursache des erstern fällt in die Augen: denn die Kunst hat keine andere Bestimmung, als die Nachahmung der Natur, und keine andere Schönheit, als die Schönheiten der Naturproducte, die von ihr nur gesammelt und näher zusammengedrängt werden. Die Ursache der zweyten Erscheinung ist verborgener. Da die Natur ihr unabhängiges Wesen und ihren eigenthümlichen Endzweck hat, so scheint sie auch nur durch sich, ohne Rücksicht auf Aehnlichkeit, mit irgend einer andern Sache gefallen zu müssen. Das Urtheil ist indeſs ganz allgemein, daſs ein jedes Naturproduct uns desto mehr Vergnügen macht, je mehr es das Ansehn hat, von Künstlerhänden ausgearbeitet zu seyn. Vielleicht liegt in dem Grunde unseres Herzens der geheime Wunsch verborgen, daſs die Natur wirklich Kunst, und hinter ihrem nie aufgedeckten Schleier ein Künstler verborgen seyn möchte. Es ist uns, wie es scheint, viel daran gelegen, daſs ein verständiger Urheber der Welt vorhanden sey, und jede Kunstähnlichkeit der Natur führt auf eine absichtliche Bildung derselben, die auf einen verständigen Urheber hinweist. Diese Natur nun, die wie Kunst aussieht, ist vorzüglich im Gebirge zu finden. Nicht nur das Malerische überhaupt, welches Gebirgsgegenden eigen ist, hat das Ansehn einer, zum Vergnügen des Auges gemachten Veranstaltung — nicht nur scheint das dort mehr abwechselnde Spiel von Licht und Schatten, und die Lebhaftigkeit der Farben auf die Hervorbringung eines angenehmen Gesichtseindruckes berechnet, sondern auch die Verkleinerung der Gegenstände und das Zusammendrängen derselben auf einen kleinen Fleck gibt der Landschaft eine vorzügliche Aehnlichkeit mit den Erzeugnissen menschlicher Kunst. Dinge, welche, auf der Ebene und in der Nähe gesehen, wenig oder gar keinen Reiz haben, können sehr interessant werden, wenn man sie in der Tiefe unter sich, oder in der Entfernung weit von sich sieht. Ein Fuſssteig, der durch ein grünes Feld, oder durch Saaten läuft; eine Landstraſse, eine Brücke, ein kleiner Bach, die ich an mehreren Orten hervorblicken sehe, indessen sie an andern verschwinden; ein einzelnes Haus, das an einem Berge wie angelehnt ist, oder in einer einsamen Bergschlucht wie verborgen liegt: Alles das kann beytragen, die Gegend rund umher zu beleben.

Der trägt das Wasser in den Rhein.
Man ſind't wohl jetzt ein Mägdelein,
Das kann mehr List und Schelmenstück
Denn eine alte, oft und dick,
Die sechs Heere durchlaufen ist.
Kein Spittelmuck an Pelz gebrist,
Darum ich's für groſs Uebel han
Daſs du mehr Läus' wollt'st setzen dran,
So der Pelz laufet also voll
Daſs ich ihn nie kann säubern wohl.
Ich sag's bey Eid und auf mein' Ehre,
Es hilft kein' Straf' und Tugend mehre,
Die junge Welt kann so viel Schwänken
Woran die alt' nie durft' gedenken,
Ich will geschweigen daſs sie es thät.
Darum es wahrlich übel steht.
Die Mütter jetzt ihr' Töchter lehren
Sich mit der Schelmen Zunft ernähren.
Mich dünkt fürwahr, es wär' nicht noth
Zu Bosheit geben solche Rott',
Es lernt sich alle Stunden selber,
Die Küh' im Stall gebähren Kälber.

Daſs Bäche und Flüsse, wenn man ihren Lauf eine weitere Strecke hinaus übersehen kann, der Landschaft so viele Anmuth ertheilen, kömmt ohne Zweifel aus zwey Ursachen. Erstlich, weil das helle und glänzende Wasser, unter andern dunkel gefärbten Gegenständen, einen sehr angenehmen Eindruck auf das Auge macht; zweytens, weil die Bewegung eines Stromes der erste Anfang von Leben und Thätigkeit ist, und der Mensch nichts lange mit Vergnügen ansehen kann, was in ewiger Ruhe ist. Aus gleicher Ursache sind auch Fuſssteige und Landstraſsen etwas Angenehmes. Auſserdem, daſs sie die Fluren, durch welche sie gehen, theilen, und einen Abstich der Farben machen, sind sie es, auf welchen die Menschen und Thiere einhergehn, und die uns entweder wirklich das Bild mannichfaltiger Geschäftigkeit darstellen, oder uns wenigstens dazu Hoffnung geben, Leben und Thätigkeit zu sehen. Eine andere Art der Aussichten ist es, wenn man entweder mitten in den Gebirgen, von einem uber die andern Berge hervorragenden, Gipfel, oder auf der Gränze zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande, von der Spitze eines Berges tief in die Ebene hineinsieht. Diese Aussicht ist, mehr oder weniger, einer Landcharte ähnlich. Sie hat diejenige Anmuth, welche von der Vielheit der Gegenstände abhängt; aber sie ermangelt derjenigen, welche von der Deutlichkeit der Gegenstände herrührt. Diese Deutlichkeit wird immer unvollkommener, je höher der Berg ist, — und wird nur von den Spitzen der letzten Vorberge, bey dem Auslaufen der Gebirgsketten in die Ebene, genossen.

Das Vergnügen der Aussicht, deren man von so hohen Bergspitzen, als die Schneekoppe, der Blocksberg und die noch höhern Gipfel der Alpen sind, genieſst, ist mehr ein Vergnügen, das aus Ideen, als eins, das durch den sinnlichen Anblick der Gegenstände entsteht. Man sieht die Städte und Dörfer, welche in dem weiten aufgedeckten Raume vertheilt sind, nicht wirklich, sondern man weiſs nur, daſs sie da oder dort liegen, und man sieht etwas, welches einer Spur davon ähnlich sieht. Unser Auge kann so groſse Entfernungen nicht mehr messen, so wenig es so entfernte Gegenstände unter deutlichen Umrissen fassen kann. Aber der Verstand miſst die ersten und bestimmt die andern. Und die Gröſse und Mannichfaltigkeit des sinnlichen Anblicks ist gerade hinlänglich, um den Verstand in Bildung seiner Begriffe von der Gröſse und dem Reichthume der Natur zu unterstützen.

Die sichtbaren Annehmlichkeiten der Aussicht in groſse und weite Entfernungen, werden entweder auf den Vorgebirgen, oder auf den, mitten auf dem flachen Lande liegenden, nicht allzuhohen Bergen genossen, wo man unter seinen Füſsen ein schönes Gemälde anfangen sieht, das sich allmählig in der Ferne immer mehr und mehr in eine Zeichnung verwandelt, und endlich sich in eine bloſse Landcharte verliert. Schon der weite Raum füllt das Auge mit Vergnügen und einiger Bewunderung: die Wälder und zerstreuten, Hügel bringen Schatten und Licht in die Landschaft, und die nahe liegenden Dörfer und Städte, die man nach ihrer ganzen Ausdehnung, — die entfernteren, von welchen man nur die Schlösser und die Thurmspitzen hervorglänzen sieht, geben dem Auge und dem Verstande zugleich Beschäftigung. Je interessantere Gegenstände im Vorgrunde sind, besonders, wenn ein Strom oder See ihn belebt; je besser das Auge die Entfernung des Hintergrundes durch frappante und stark schattirte Gegenstände, welche es von seinem Standpunkte bis zum Horizonte hinter einander gestellt findet, messen kann: desto vollkommener wird es befriedigt, und desto länger wird es unterhalten.

Einen noch höheren Reiz bekömmt diese Aussicht in die Ebene, wenn sie mitten aus dem Gebirge, durch eine Oeffnung der vorliegenden Berge, gleichsam hervorschimmert. Wenn man tief im Gebirge verschlossen, und von allen Seiten mit rauhen Felsen und tiefen Thälern umgeben ist, und man, auf der einen Seite, über flache Berge hinweg, oder durch Zwischenräume, welche die höheren Berge lassen, in die Ebenen hinaussieht, und etwas von ihren Städten und Dörfern erblickt, so macht der Contrast, zwischen der rauhen und wilden, und zwischen der wilden und angebauten Natur, den Anblick von beyden äuſserst anmuthig.

Der Mensch wünscht in die Ferne zu sehen, sagt Rousseau, weil ihm niemals da wohl ist, wo er ist, und er sich immer glücklicher denkt, wenn er sich in Gedanken an einen entfernten Ort versetzt. Es sey nun aber fehlerhafte Unzufriedenheit, oder es sey Wiſsbegierde und Erweiterungstrieb beym Menschen die Ursache dieser allgemeinen Neigung zu Aussichten in die Ferne, so ist gewiſs, daſs der Reiz dieser Ferne gröſser wird, wenn groſse, majestätische, oder auch anmuthige Gegenstände, in der Nähe, unsern Blick an sich ziehen, und wir die Ferne, nur von einer Seite, gleichsam durch ein geöffnetes Thor erblicken. Wir sind alsdann zugleich glücklich durch die Gegenwart und durch die Zukunft, — angenehm unterhalten durch das, was um uns ist, und doch befreyt von der Furcht, in einem schönen Gefängnisse gleichsam eingeschlossen zu seyn.

Viertens, allenthalben, wo das Gebirge angebaut ist, findet man es immer gleichsam in eine Menge von Fächern getheilt, auf welchen Wald, Obstgärten, Wiesen, Felder, mit verschiedenen Getreidearten besäet, und kahle Felsen mit einander abwechseln. Die Natur der Sache hat diese Zierde der Gebirge hervorgebracht. Denn da es hier selten groſse Strecken gibt, welche desselben Anbaues fähig, und dieselben Erzeugnisse zu tragen, geschickt sind, so hat der Boden in kleinere Portionen getheilt werden müssen. Diese Nothwendigkeit hat eine Schönheit hervorgebracht. Ein so angebauter Bergrücken ist auch deswegen einem Gemälde ähnlich, weil die auf ihm vereinigten vielfachen Arten des Anbaues und der Producte eine gleich vielfache Abwechſelung der Lichter und Farben hervorbringen.

Fünftens. Ueberhaupt gehört zu den gröſsten Vorzügen, welche die Gebirgslandſchaft vor der Landſchaft im flachen Lande voraus hat, daſs die Wirkung von Licht und Schatten in der erſten viel mächtiger, und die Abwechſelungen dieſer Wirkung, in den verſchiedenen Tages- und Jahreszeiten, viel gröſser iſt. Und dieſelben Gegenſtände können daher weit öfter geſehen und wieder geſehen werden, ohne Ueberdruſs zu erwecken oder gleichgültig zu werden.

Körper, die über einander ſtehen, wie die Berge über den Thälern, ein Berg über den andern, und auf demſelben Bergrücken die Bäume und Häuſer, welche ihn bedecken, werfen auf einander einen weit ſtärkern Schatten, als ähnliche Gegenſtände auf den Ebenen thun können: — und dieſer Schatten bewegt ſich ebenſo von einer Stelle zur andern, wie die Sonne ihren Ort am Himmel verändert. Durch den ersten Umstand entsteht im Gebirge ein solcher Contrast von Licht und Dunkelheit auf einem mäſsigen Raume, daſs die hellen, der Sonne ausgesetzten Stellen in einem ungewöhnlichen Glanze schimmern, indeſs nahe dabey andere fast in nächtliche Schatten gehüllt sind. Von diesen äuſsersten Graden des Lichts, bis zu dem äuſsersten Grade der Dunkelheit, welche beyde in derselben Berglandschaft vorkommen, sind ohne Zweifel mehrere mittlere Abstufungen des Lichts, wodurch das eine Aeuſserste in das andere übergeht; und jeder Gegenstand wird also, in den verschiedenen Tageszeiten, nach und nach, in jeder Gradation erleuchtet, und zeigt sich also gewiſs, zu der einen oder andern Zeit, dem Auge in seinem vortheilhaftesten Lichte. Durch den zweyten Umstand wird es bewirkt, daſs auf denselben Bergen ganz andere Gegenstände zur Abendzeit sichtbar sind, als man am Morgen gewahr wurde. Dadurch wird bewirkt, daſs in einem Berge, der uns, zu der einen Tages- oder Jahreszeit, eine ganz einfache und zusammenhängende Fläche zu seyn schien, sich zu einer andern verborgene Thäler und Schluchten eröffnen, in welchen wir oft zuvor nicht geahnete Wege, Gewässer, Häuser, Dörfer erblicken. Eine Ebene, so wie wir sie einmal aus einem gewissen Standpunkte gesehen haben, zeigt sich immer und ewig so: aber ein Gebirge verwandelt sich sehr mit dem wandelnden Sonnenlichte.

Eben daher entsteht auch die Täuschung, in Absicht der Entfernungen, welche im Gebirge weit gröſser, als in der Ebene ist. Man denkt sich nämlich diejenigen Gegenstände einander als nahe, die sich zu berühren scheinen, oder zwischen denen man keine mittleren entdeckt. Dieser Schein kann eine bloſse Täuschung seyn, wenn er nur von dem Schatten herrührt, in welchem diese Zwischengegenstände liegen. Und da die Schatten in den Schluchten der Gebirge weit dichter, als die in offenen Gegenden sind, so schlieſsen sich auch Berge, welche durch solche Thäler geschieden werden, weit enger für unser Auge zusammen, und wir nehmen daher oft Berge für Gränznachbaren, oder nur für Stufen eines und desselben Berges an, die in der Natur noch weit von einander entfernte einzelne Berge sind.

„Wie oft ermüden diese ungesehenen Thäler und Vorgebirge den Wanderer, welcher die höchsten Gebirgsspitzen groſser Gebirgsketten erklimmen will, sich schon immer am Ziele glaubt, und dann wieder durch neue Klüfte von dem Orte seiner Bestimmung getrennt findet! Aber für den bloſsen Beschauer wird dieser Umstand eine Quelle von Vergnügen, weil sich der Abstand der einzelnen Theile des Gebirges bald gröſser, bald kleiner zeigt, nachdem die Sonne die dazwischen liegenden Thäler mehr oder weniger beleuchtet. Dann bekömmt aber auch das Ganze ein verändertes Ansehn. Eben dieselbe Hütte des Thals, welche des Morgens im Dunkeln lag, als die höheren Berge im Sonnenglanze schimmerten, und die damals nur das Bild der Melancholie, der Einsamkeit und der Absonderung von aller Welt darstellte,

Das Klapperbänklein.

Liebe G'vatter Seltenfried,
Sollt' es mich verschmahen *) nit,
Daſs mich der öde schändlich' Mann
Hat zu den Schelmen heiſsen stan?
Ach, helfet mir, ich kann so viel
Daſs ich ihn wohl verzaubern will.
Der Teufel hat dich heiſsen kommen,
Ich hab's in meinen Sinn nie g'nommen,
Daſs ich dich her hab' heiſsen ston,
Du willst selbander dies Ort hon;
Und bringst Frau Seltenfried mit dir
Und drohest zu verzaubern mir.
Ich glaub', daſs du und der bös' Find
Wahrlich seyen Geschwisterkind.
Wann wo du sollst zur Kirche gehn,
So bleibst du auf der Gasse stehn
Und richtest Pabst und Kaiser aus, **)

---

*) Mir zur Schmach gereichen.

**) schmähest.

bringt des Abends, wenn sie, umgeben von waldigten und tief schattirten Bergen, zwischen ihnen allein, in vollem Lichte, auf einer eben so erleuchteten Wiese glänzt, die Idee eines arkadischen, höchst reizenden, ländlichen Aufenthalts hervor.

Zu den Wirkungen von Licht und Schatten, welche in dem Gebirge vermehrt werden, gehört auch der Schatten, welchen Wolken verursachen, und der mit diesen zugleich sich über die Landschaft fortbewegt. Je einen gröſseren Raum ich auf einmal übersehe, desto merklicher wird mir diese Bewegung, und desto belebender ist die abwechselnde Erleuchtung und Beschattung, durch welche, in der Richtung des Lauſs der Wolken, nach und nach alle Gegenstände hindurch gehen.

Sechstens. Bey den nahen Aussichten von den Bergen in die darunter liegenden Thäler, liegt das Anmuthige zum Theil in derjenigen Täuschung, nach welcher man sich, als einen

Zuschauer der Dinge der Welt, aus einem höheren Standpunkte betrachtet. Man sieht gleichsam die Welt von oben; man sieht auf einmal, was in dem ganzen Dorfe, einem weit ausgebreiteten Felde, auf Wiesen, Aeckern und Wegen vorgeht. Man ist ein Zeuge und Beobachter von der Geschäftigkeit der Menschen, ohne sich doch darein zu mischen.

Siebentens. In hohen Gebirgen sind auch die groſsen Formen der Berge selbst, und ihre schroffen Felsen merkwürdig, und bey ihnen verschwinden die Eindrücke, welche das Einzelne macht, unter der Gröſse des Ganzen. Ueberhaupt sind die hohen Gebirge die Region für die Empfindungen des Erhabenen; die Mittel- und Vorgebirge sind die Region für die Empfindungen des Schönen. Doch auch in diesen ist die Masse und Form der Berge selbst, nebst ihrer Stellung und ihrem Zusammenhange unter einander, ein Gegenstand, der das Auge beschäftigt und an sich zieht, dergleichen man im flachen Lande nichts findet.

Wenn man eine Kette von Bergen, aus dem Standpunkte eines unter ihnen hervorragenden Gipfels, übersieht: so haben sie ganz das Ansehn von groſsen und weit ausgebreiteten Ruinen, die von dem uranfänglichen Gebäude der Natur noch übrig sind, nachdem Luft und Wasser, Hitze und Frost, und alle Kräfte der physischen Natur Jahrtausende lang an seiner Zerstörung gearbeitet haben. Die Berge, mit ihren Thälern und Abgründen, sind gleichsam über einander gehäufte Denkmäler der vorigen Zeiten und der Revolutionen, welche in denselben vorgefallen sind. Dies führt mich auf den Ursprung der Dinge und auf die immerwährende Wirksamkeit zurück, durch welche ihre Zustände, in einer unendlichen Reihe, auf einander folgen. Nirgends sehe ich deutlicher, als im Gebirge, daſs nicht immer Alles auf der Erde so gewesen ist, als es gegenwärtig ist; daſs die gröſsten und dauerhaftesten Gegenstände doch entstanden, und nach gewissen Gesetzen erzeugt und gebildet worden sind. Insbesondere werden wir hier gewahr, welche groſse

Wirkungen auch kleine Ursachen hervorbringen können, wenn sie ununterbrochen, in einem langen Zeitraume, fortwirken. Die Thäler, welche die Gebirgsketten theilen, und zugleich den Bergen ihre, zwar sehr mannichfaltige, aber doch immer mehr oder weniger pyramidalische Gestalt geben, — diese Thäler, von so groſser Tiefe und Breite sie auch seyn mögen, zeigen doch augenscheinlich, durch ihre Richtung gegen einander und durch ihr Verhältniſs gegen die Berge, daſs sie nichts anders, als Aushöhlungen sind, welche die von den Bergen herabrollenden Gewässer gemacht haben. Indem wir die kleinen Wasserströme, die noch jetzt vor unsern Augen das Erdreich der Berge abspülen, mit den groſsen und weiten Klüften vergleichen, welche durch ähnliche Bergströme ausgegraben worden sind, so erkennen wir, daſs das Groſse in den Erzeugnissen der Natur nicht allein von der absoluten Gröſse ihrer Kräfte, sondern auch von ihrer immerwährenden Dauer und der festen Beharrlichkeit in ihrer Wirksamkeit abhängt.

Es gibt Gebirgsgegenden, welche ihr Anziehendes weit mehr durch die Betrachtungen, zu welchen sie Anlaſs geben, als durch die Empfindungen, die sie unmittelbar erregen, erhalten, — mehr durch diese sonderbaren Gestalten der Berge, wodurch sie zu Erforschung ihres Ursprunges einladen, als durch die Schönheiten ihrer Aussichten, wodurch sie Sinn und Einbildung ergötzen. Von dieser Art scheint mir das berühmteste das Adersbachische, auf der Gränze von Böhmen und Schlesien liegende, Gebirge zu seyn. Ein ungeheurer Felsenwald, der sich auf einem nassen und sumpfigen Boden erhebt, diese groſsen, von einander abgesonderten und ganze Alleen bildende Säulen, ihre sehr abwechselnden und oft seltsamen Gestalten: alles das ist mehr ein Gegenstand der Wiſsbegierde und der Verwunderung, als ein Gegenstand des Wohlgefallens und der Bewunderung. Man fragt sich, wie diese grossen Felsenmassen sich haben so aufthürmen, und auf einem so wenig festen Boden erhalten können.

Die Untersuchung über den Ursprung der Dinge ist zwar bey Allem, was wir in der Natur sehen, gleich natürlich, aber doch geschieht es nur bey den groſsen, auſserordentlichen und seltsamen Gegenständen, daſs sie uns diese Frage über ihren Ursprung gleichsam aufdringt. Bey dem Anblicke der Adersbachischen Felsen fragt Jedermann, wie dieselben wohl entstanden seyn möchten; nur wenigen Menschen hingegen kömmt es ein, eben diese Frage bey ganz gewöhnlichen Erdhügeln, oder bey den auf unsern Feldern zerstreuten Steinmassen, zu thun. Aber eben darin liegt das Anziehende solcher Gegenden, daſs sie ihren Beschauer zum Nachdenken auffordern, und ihn an die vergangene Zeit und an die generirenden Kräfte erinnern.

Achtens. Ein Vorzug der Gebirgslandschaft ist das immerwährende schöne Grün, das von den, an vielen Orten herabrollenden, Bächen, und von der durch die Berge eingeschluckten und in die Erdklüfte nach und nach durchgeseihten, und von ihnen in die Thäler herabträufelnden Feuchtigkeit, weit frischer, als in der Ebene, erhalten wird. Dieses Grün sticht mit dem Schwarzen der Nadelhölzer, mit welchen die meisten höhern Gegenden der Gebirge bekleidet sind, auf eine für das Auge sehr anmuthige Weise ab.

Neuntens. In der Gebirgslandschaft ist auch das Leblose mehr in Bewegung, oder der Beobachter wird doch dessen Bewegung mehr gewahr. Ich sehe und höre die wirksamen Kräfte der Natur gleichsam deutlicher. Die Bäche rauschen; der Wind säuselt lauter; das Echo hallt stärker nach, und wiederholt den Schall öfter; die Wolken verstecken und umhüllen wechselsweise die Gipfel der Berge. Ich höre die Schalmey des Hirten, die Glocken der Kühe, das Knarren des Fuhrwagens, das Stampfen der Mühle deutlicher und in einer gröſseren Entfernung. Ich werde gewahr, daſs in der ruhigsten Einöde, wo ich das einzige belebte Wesen zu seyn glaubte, doch rund um mich herum Naturkräfte beständig in Thätigkeit sind. Und dies ist es, was mein Nachdenken auf groſse Gegenstände führt und in's Spiel bringt.

Verschiedenheiten der Gebirgsgegenden.

Die erste Art der Gebirgsgegenden sind die groſsen, die eine Art von Ebenen, mitten im Gebirge, vorstellen, die von kleinen Hügeln unterbrochen, und von hohen Bergen eingeschlossen sind, dergleichen das Thal von Warmbrunn ist. Wenn ein solches Thal, so wie das jetzt genannte, mit Städten und Dörfern geziert, durch Seen oder Flüsse gewässert, und mit Pflanzen, Thieren und Menschen angefüllt ist: so gibt dasselbe, theils, weil dieser Reichthum einer schönen Landschaft aus den nahen Bergen auf einmal übersehen werden kann, theils, weil dieser Anbau und diese Bevölkerung mit dem Rauhen und Wilden der sie einschlieſsenden Gebirge auf eine sehr merkliche Weise absticht, einen angenehmen Anblick. Man genieſst hier zugleich die Milde der Luft, alle die Bequemlichkeiten und Vortheile, welche die Ebene gewährt, mit der Abwechselung, dem Malerischen und dem Erhabenen der Natur, so wie sie sich in den Gebirgen darstellt.

Diese groſse, kreisförmige, einer kleinen eingeschlossenen Landschaft ähnliche, Fläche ziehe sich nun in ein langes sich windendes Thal, das von zwey Reihen mannichfaltig gruppirter Berge eingeschlossen ist, zusammen. Der Boden dieses Thals sey eben und noch breit genug, um Aecker, Wiesen, einzelne Obstgärten und zerstreute Wohnungen, oder ganze Dörfer, zu fassen. Die Aussicht verengere sich, aber die Gegenstände sollen zugleich dem Auge näher kommen. Der Zuschauer verliere an Mannichfaltigkeit, aber er gewinne an Ruhe und Aufmerksamkeit. Aus Standpunkten, aus welchen sich solche Thäler, mit den anschlieſsenden Bergketten, wohl übersehen laſsen, bieten sie immer das Bild eines von der Welt entfernten, aber unschuldigen und anmuthigen, Lebens dar. Eben deswegen gefallen sie auch den Menschen, die gerne im Geräusch der Welt leben, den Eitlen, die sich gerne zeigen wollen, und den Ehrgeizigen, welche die Ruhe hassen, nur wenig. Aber sie nehmen dafür die nachdenkenden, die sanftempfindenden Menschen, die, welche gern mit sich selbst, oder mit wenigen Freunden leben, ganz vorzüglich ein. Diese finden hier gerade so viel Gegenstände zur Beschäftigung der Sinne, als sie nöthig haben, um ihren Verstand, ihre Einbildungskraft, oder die Empfindungen ihres Herzens, in's Spiel zu bringen. Die Natur ist hier so schön und so reich, daſs sie, als Nebenidee, das Gemüth bey andern Beschäftigungen lange unterhalten und beleben kann; aber sie ist nicht reich und erhaben genug, um es ganz an sich zu ziehen und andere Gegenstände daraus zu verbannen.

Auch kommst du nimmer heim zu Haus,
Du habest denn die Leut' und Land'
Mit deinen bösen Worten g'schand,
Und vierzig tausend Lügen g'dicht't,
Gott und die Welt gar ausgericht't.
Ja wenn ein Vogel käm' hiehere,
Tausend Meil' weit über Meere,
Du henktest einen Spott ihm an
Und schült'st mich erst ein'n öden Mann.
Geht herzu ins Teufels Namen
Du und Seltenfried zusammen,
Ihr klapperen und kakatressen,
Denn man wähnt ihr höret Messen.
So steht ihr wohl zwölf ganzer Stund'
Und wäschet euren faulen Mund
Mit frommen ehrbar'n Biederleuten,
Und das vorab in heil'gen Zeiten.
Eures Schwätzens ist kein End',
Bis ihr habt jedermann geschänd't,
Als ihr mich jetzt auch habt gethon,
Da ich euch hieſs zu'n Schelmen ston.

Es gibt überhaupt zwey Arten der Vorzüge, welche eine Landschaft, und besonders eine Gebirgslandschaft, unterscheiden können. Die einen sind Merkwürdigkeiten für den Reisenden, die andern sind Annehmlichkeiten für den Einwohner. Es gibt Gegenstände und Ansichten, welche durch ihre Gröſse und Erhabenheit, oder durch ihre ausnehmende Mannichfaltigkeit und die Vereinigung vieler Reize, oder auch durch das Seltene und Auſserordentliche, welches ihnen eigen ist, gleich auf den ersten Blick und in kurzer Zeit groſse Eindrücke machen, und lange Erinnerungen hinter sich lassen. Zu diesen, wenn sie bekannt sind, strömen die Reisenden aus allen Ländern herzu. Solche Gegenstände sind es, welche man in den hohen Alpen und in den Eisthälern der Schweiz, in dem Meerbusen von Neapel und auf dem Aetna aufsucht. Andere Gegenden und Aussichten haben nichts Anziehendes für den Reisenden, welcher blos die Gegenden durchläuft, und die Merkwürdigkeiten darin besehen will: aber sie sind dagegen höchst anmuthig für den Einwohner, der täglich in ihnen lustwandelt. Jener, da er nichts in ihnen findet, als was er in hundert ähnlichen Gegenden schon gesehen hat, kann durch sie weder seine Kenntnisse erweitern, noch aus ihnen neue Bilder für seine Imagination sammeln. Er nennt sie also mit Recht alltäglich und unbedeutend. Dieser hingegen, der von der Gegend, welche ihn täglich umgibt, weder Unterricht, noch tiefe Eindrücke, sondern nur Annehmlichkeit und Vergnügen verlangt, wird durch ihren wirklichen Reichthum und ihre Schönheit, die er mit Muſse betrachten kann, und die er von einem Ende des Jahres bis zum andern mannichfaltig abwechseln sieht, vollkommen befriedigt. Ja, es lehrt die Erfahrung, daſs eben die Gegenstände, welche den Fremden beym ersten Anblicke am stärksten rühren, und am meisten in Erstaunen setzen, die Einheimischen am ersten ermüden und kalt lassen. Wie mancher Einwohner der Alpen, der ihr ewiges Eis und die dasselbe umgebenden Steinklippen täglich vor Augen sieht, wundert sich über die Einfalt der Reisenden, welche aus fernen Landen herbeykommen, um so einförmige, und selbst traurige, Gegenstände zu sehen. Was bey dem täglich erneuerten Anblicke gefallen soll, braucht nicht groſs oder neu, aber es muſs schön seyn, und mancherley Abwechselungen und Veränderungen haben, deren man, ohne viele Mühe und ohne Aufwand von Zeit, genieſsen kann. Und gerade dies ist der Fall in Absicht der mittlern oder kleinen Gebirge, von welchen ich zuletzt redete. Da, wo eine Menge Thäler, von leicht ersteigbaren Bergen umschlossen, neben einander parallel laufen, oder einander durchkreuzen: da ist es am leichtesten möglich, in kleinen Entfernungen ganz veränderte Schauplätze zu finden. Jede Reihe Hügel ist eine Scheidewand, die ein neues Thal hinter sich verbirgt. So wie man einen derselben ersteigt, so zieht sich gleichsam der Vorhang auf, und man erblickt eine neue Welt, die vor Kurzem noch ganz unsichtbar war. Da, wo alle Gegenstände gröſser und majestätischer, die Ebene, welche man auf einmal übersieht, von weiterem Umfange, die Berge höher sind: da muſs man auch sich viel weiter von einem Standorte entfernen, ehe die Aussicht sich zu verändern anfängt. So wie der erste Anblick einer solchen Gegend einen weit tiefern Eindruck macht, so sind die täglichen Spaziergänge in ihr weit weniger unterhaltend.

Es würde vergeblich seyn, die Mannichfaltigkeit, deren die Schönheiten dieser mittleren Gebirge und ihrer Thäler fähig sind, mit Worten zu beschreiben. Worte geben immer einen sehr unvollkommenen Begriff von Dingen, welche gesehen werden müssen, — besonders, wenn die Merkmale, wodurch sie sich unterscheiden, klein, und nur durch ihre Menge und ihre Vereinigung für das Auge frappant sind. Doch zweyerley Aussichten muſs ich noch erwähnen, deren Eindruck ich so unterschieden von andern, und unter sich so gleichförmig gefunden habe, daſs ich glaube, mich deutlich genug darüber erklären zu können. Von den Aussichten der erstern Art gibt das Thal von Langwaltersdorf in Schlesien, auf dem Wege zwischen Schweidnitz und Friedland, ein Beyspiel. Es ist ein schönes, breites und lachend grünes Thal, zwischen zwey Reihen Bergen eingeschlossen, die einander beynahe so regelmäſsig entgegengesetzt sind, als die Coulissen auf einem Theater, und wovon immer zwey und zwey wieder Thäler zwischen sich enthalten, die als Zweige von jenem gröſsern Thale auslaufen. Der Weg, von welchem man dieses letztere übersieht, läuft an der einen Bergseite in einer solchen Erhöhung über das Thal, daſs die Structur der Berge und die Richtung der zwischen ihnen befindlichen Thäler auf einmal deutlich gesehen werden können.

Diese Gegend gehört unter eine allgemeine Gattung von Gebirgsgegenden, welche man folgender Gestalt characterisiren kann. Sie bringen durch die Spuren des Anbaues und des menschlichen Fleiſses, welche sie allenthalben zeigen, durch die eigene Fruchtbarkeit und den

Reichthum der Gewächse, mit welchen sie bekleidet sind, und endlich durch eine mehr, als gewöhnlich, regelmäſsige Form und Stellung der Berge, die Natur der Kunst, und hinwiederum den Kunstfleiſs der Menschen, der freyen Natur so nahe, daſs, aus beyden vereinigt, die Empfindung eines ruhigen Wohlbefindens und eines sanften Vergnügens entsteht.

Dieser entgegengesetzt ist die zweyte Art der Gebirgsgegenden, welche ich die wilden oder erhabenen nennen möchte. Hier scheint sich entweder die Natur ganz selbst überlassen, und weder der Anblick menschlicher Wohnungen, noch irgend eine Spur einer an sie selbst gewandten Pflege, erinnert den Beschauer an die Bewohner und Beherrscher der Erde, oder die Natur selbst ist hier nur in leblosen Massen groſs, an Allem aber, was Leben und Wachsthum hat, arm und unfruchtbar; oder sie hat endlich ihre Schönheiten in solcher Unordnung und Verwirrung aufgehäuft, daſs sie den Beobachter, indem sie ihn an sich zieht, zugleich in Verlegenheit setzt.

Von dieser Gattung ist die zweyte der Aussichten des Mittelgebirges, welche ich zu schildern, mir vornahm, ein Miniaturbildniſs. Ich meine solche, wie sie in meinem Vaterlande Schlesien aus den Fenstern des Fürstensteinischen Schlosses, oder von den Anhöhen des katholischen Kirchhofes in Tannhausen gesehen werden. Es ist die Aussicht in ein tiefes, enges und schroff abgeschnittenes Thal, in dessen Grunde man sich einen Bach schlängeln sieht. Die Tiefe des Abgrundes, welcher schwindeln macht, die Bergmauer, welche dem Beobachter gerade gegenüber und so nahe steht, daſs sie ihn von der übrigen Welt ausschlieſst, die Menge Gegenstände, welche er demungeachtet auf diesem Bergrücken und in dem tiefen Thale erblickt, alles das erfüllt ihn mit den Empfindungen des Wohlgefallens der Schönheit, und versetzt ihn zugleich in eine gewisse Schwermuth. Er scheint sich von den Menschen verlassen, und wird doch von der Natur unterhalten.

Da ich in diesem Aufſatze blos die Absicht habe, mir von dem Vergnügen, das ich bey dem Anblicke der Natur genossen habe, Rechenschaft zu geben, so enthalte ich mich billig, von solchen Eigenthümlichkeiten der Gebirgsgegenden zu reden, welche ich entweder blos aus Beschreibungen kenne, oder mir durch meine Einbildungskraft selbst zusammensetze. Ich will auch gern zugeben, was die meisten der Reisenden, die aus der Schweiz zurückkommen, behaupten, daſs in den Alpen die Natur einen Character habe, und Anblicke gewähre, von welchen man sich, durch die noch so aufmerksame Betrachtung unserer Schlesischen und Sächsischen Gebirge, keine Vorstellung machen könne. Ich will das, was Sache der Erfahrung und des unmittelbaren Eindrucks auf die Scene iſt, auf keine Weiſe durch Vernunftſchlüſſe beſtreiten. Aber ich will meinen gereiſten Leſern, welche über das, was ſie in der Schweiz ſahen, nachgedacht, und es mit den Schönheiten ihrer vaterländiſchen Gebirge verglichen haben, vorlegen, was ich von dem Eigenthümlichen der Alpen weiſs, und was ich von der Neuheit des Eindrucks, den ſie auf mich machen würden, muthmaſse.

Die Reiſenden und die Dichter haben mich mit zwey Erſcheinungen der höchſten Alpen, dergleichen ich in unſern Bergen nie geſehen habe, bekannt gemacht: dem reizenden Anblicke, den die höchſten, mit Eis bedeckten Spitzen in der Entfernung, durch das mannichfaltige Spiel ihrer Farben, geben, wenn ſie von der Abendſonne erleuchtet werden, — und dem grauſen Anblicke, den, in der Nähe und an ihrem Fuſse, die Eisthäler darbieten, welche zwiſchen jenen Klippen verborgen liegen. Ich habe Zeitlebens nur blaue Berge geſehen, und kenne der höchſten Alpen roſenfarbenes Haupt, das sich, nach Haller, über der niedern Berge blauen Rücken erhebt, nur aus den Nachrichten der Reisenden und Naturforscher. Ich habe im Sommer Schnee nie anders, als in den der Sonne unzugänglichen Thälern unseres Schlesischen Riesenkammes blinken gesehn, ein Anblick, der mich nur durch das Ungewöhnliche, bey meinem ersten Eintritte in das Gebirge, rührte, und weder einen langen, noch starken Eindruck machte. Aber ich kann mir vorstellen, daſs, wenn über Alles, was ich von Höhen kenne und erstiegen habe, sich in der Ferne ein noch weit darüber erhabener Kranz von Bergen zeigte, der in gewissen Tageszeiten, durch eine stärkere Erleuchtung und tiefere ihn umgebende Schatten, meinem Auge näher zu kommen schiene, immer aber sich durch Glanz in Farben von Allem, was ihn umgäbe, unterschiede, ich von dem Auſserordentlichen dieses Anblicks, selbst nach der groſsen Erwartung, die ich davon habe, gerührt werden würde.

Zwischen Stühlen niedersitzen.

Heil'ger Leichnam und Potz Darm! *)
Ich meynt' gar oft, ich säſse warm
Und hätt' im Bad gar gute Hitzen,
Da müſst' ich schändlich niedersitzen
Zwischen zweyen kleinen Stühlen,
Da mehr Schelmen niederfielen.
Zweyen Herren Dienst zusagen,
Mit ein'm Hund zween Hasen jagen,
Loben da, und dorthin klagen,
Das kann nicht seyn durch groſse Witzen,
Und macht oft manchen Schelmen sitzen
Zwischen zweyen Stühlen nieder,
Daſs er selten aufſteht wieder.
Man sagt mir, wer viel Handwerk kann
Der wird zuletzt ein armer Mann,
Daſs er keinem thut genug
Und legt sein' Hand an einen Pflug,
Es reut ihn bald, ist nur sein' Schuld,

---

*) Eine Verwunderungs- und Fluchformel.

Ich kann mir vorstellen, daſs dieses ewige, sich immer mehr aufthürmende Eis, welches das Ende der lebendigen Schöpfung zu seyn scheint, indeſs es dem Auge etwas Ungesehenes und Groſses darbietet, auch auf die Einbildungskraft den Eindruck des Erhabenen macht, weil es auf die Ewigkeit, aus welcher es herstammt, und den unermeſslichen Himmelsraum, an welchen es gränzt, hindeutet. Aber ich sehe ein, daſs nur der erste Anblick schön und groſs zugleich, und der zweyte schauderhaft und nur auf kurze Zeit dem Auge erträglich und dem menschlichen Körperbaue aushaltbar sey. Die hohen Alpen können nur in der Ferne genossen, — nur in dieser können sie nach ihrer ganzen Gröſse und Erhabenheit übersehen werden. In der Nähe, und wenn man in die Oeffnungen ihrer Mauern eindringt, verschwinden sie selbst wieder unter ihrer eigenen Gröſse. Ein Berg verdeckt den andern. Der ganze St. Gotthardt, der ganze Montblanc, diese Sammlungen unzähliger auf einander gethürmter Berge, erscheinen in der Nähe nirgends ganz, und man lernt ihre Höhe nur aus der Ermüdung, die es kostet, sie zu ersteigen, und aus der Länge der öden und felsigen Wüste, durch welche man sich, von der schon an sich sehr beträchtlichen Höhe, wo alle Vegetation aufhört, bis zu ihrem Gipfel hindurchwinden muſs, schätzen.

Eine andere vorzügliche Schönheit der Schweizer Gebirgsgegenden, nicht als Gebirge, sondern als Landschaften betrachtet, fehlt den unserigen gleichfalls, die Menge groſser Seen, welche die Zwischenräume zwischen den Bergen zum Theil anfüllen. Wie sehr das Wasser eine Landschaft belebt, wissen auch wir Einwohner der Ebenen. Aber wir können nur an wenigen Orten viel Wasser und viel Land zugleich übersehen. In den Gebirgen verliert ich das Wasser, und an groſsen Strömen verlieren sich das Erdreich und dessen Producte *).

---

*) Dresden vereinigt unter allen Orten, die ich gesehen habe, diese beyden Schönheiten am vollkommsten.

Ohne Zweifel sah **Gibbon** aus den Studierzimmern seines Lausanner Landhauses eine Aussicht, die Beydes, unsere Fluſs- und unsere Berggegenden, übertrifft, und derengleichen ihm sein Vaterland nicht darbot: zu seinen Füſsen eine groſse Wasserfläche, mit einer reizenden Landschaft und allen Annehmlichkeiten einer angebauten Natur umgeben, und in der Entfernung eben so groſse Erdflächen, die von ihm in schiefliegender Richtung aufgelehnt, ihm die ganze Stufenleiter der natürlichen Fruchtbarkeit, von ihrer üppigsten Fülle bis zur völligen Unbeweglichkeit starrer Felsen und Eismassen, zeigten. Dies sind also Bilder, die meiner Imagination nicht ganz fremd sind, ob sie gleich nie sich meinem Auge gezeigt haben. Die einzelnen Gruppen dieses Gemäldes hat Niemand mir anschaulicher gemalt, als Herr **von Bonstetten**, dessen Beschreibung eines der Thäler, welche zu den Gipfeln der Alpen führen, zugleich das Eigenthümliche des Landes und seiner Einwohner schildert.

Aber alles andere, was eine Gebirgsgegend reizend oder erhaben macht, scheint sich mir in jeder groſsen Bergkette zu finden, weil es zum Theil in der schiefliegenden Richtung der Linien, welche die Umrisse der Berge beschreiben, und in den Gesetzen der Natur liegt, welche die Wirksamkeit derselben, die Quelle alles Schönen, auf eine bestimmte und immer gleichförmige Weise in den verschiedenen Höhen abändern.

So groſs und einzig in ihrer Art aber auch die Schönheiten seyn mögen, deren Anblick ich entbehrt habe, da ich mich nie der Schweiz habe nähern können, so habe ich doch diejenigen mit Aufmerksamkeit gesehen, welche die Gebirge meines Vaterlandes, und das mit ihm so nahe gränzenden, so nahe durch Boden, Klima und Character der Einwohner verwandten Sachsens, darbieten. Vielleicht verschaffe ich einigen mit mir gleichgestimmten Lesern, durch diese Erinnernng an die verschiedenen Scenen unseres Gebirgsschauplatzes, eine Erneuerung eines ehemaligen Sinnengenusses, verstärkt durch das Vergnügen einer leichten Geistesbeschäftigung.

Lob der Wissenschaften.

Die Untersuchung über die Glückseligkeit ist ein uraltes Thema der Philosophie. Aber es ist ein Thema, welches, mit jedem Geschlechte der Menschen und mit jedem einzelnen Menschen, immer wieder neu wird, weil jeder mit dem Verlangen nach Glückseligkeit, so wie alle seine Vorfahren, geboren, auch von Neuem darnach zu forschen, genöthigt ist, was Glückseligkeit sey und was glückselig mache.

So geht es auch mit der Untersuchung über den Werth der Wissenschaften, die zur menschlichen Glückseligkeit so viel beytragen. Jedes

Zeitalter hat ein neues Lob für sie bereit, weil jedes neue Menschen aufstellt, die in dem Anbaue derselben die Süſsigkeit ihres Lebens finden. Indem ferner die Wissenschaften von Zeit zu Zeit eine neue Gestalt annehmen, bekommt auch das Vergnügen, welches sie gewähren, gleichsam einen andern Geschmack. Und die, welche sich selbst über dieses Vergnügen Rechenschaft geben, entwickeln Reize oder Vortheile der Wissenschaften, die ihre ältern Lobredner nicht so deutlich erkannt haben.

1.

Das erste, womit man immer anfangen muſs, wenn man die Wissenschaften lobt, oder sie anbaut, ist, wie Friedrich der Zweyte sagt, die Dichtkunst und die schöne Literatur. In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen geboren ist, dem fehlen zwey Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft groſs, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann — Einbildungskraft und Empfindung. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen, und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen, noch Früchte treiben. Die Dichtkunst hat, vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung, den Vorzug, daſs sie unbegränzt ist. Sie erstreckt ihr Gebiet so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht. Sie malt die Gestalt der Dinge ab; sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen des menschlichen Herzens. Sie hat sogar schon den Lauf der Gestirne beschrieben, und dem Ackersmann und Hirten seine Arbeiten vorgezeichnet. Das geschäftige und das einsame Leben, die Körper- und die Geister-Welt, die abgezogensten Ideen und die sinnlichsten

Gefühle können auf gleiche Weise ihr Stoff geben, und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen. Sie verschönert jede Kenntniſs ohne Ausnahme, und zeigt jeden Gegenstand in einem reizendern Lichte: es sey in dem, was durch Erregung theilnehmender Empfindungen, oder endlich selbst in dem, welches, durch das Lächerliche, über Dinge verbreitet wird. Der Reiz in den Werken der Dichtkunst kommt theils von dem Anschaulichen der Vorstellungen, theils von dem Kunstreichen der Sprache her, in welche sie diese Vorstellungen kleidet. Man verlangt von ihr eine erhöhte Klarheit der Begriffe. Schildert sie Gegenstände der Sinne? — Man will sie gleichsam vor Augen sehen. Behandelt sie Gegenstände des Verstandes? — Man will sie mit Leichtigkeit und mit lebhafter Theilnahme fassen. Man verlangt noch mehr. Man fordert den glücklichsten und wohlklingendsten, — einen genau abgemessenen und doch zugleich zwanglosen Ausdruck. — Die Harmonie und der Wohlklang, welcher aus einem regelmäſsigen Versbaue und den Sylbenmaſsen entsteht, hat von jeher einen groſsen Theil des Vergnügens ausgemacht, welches die Meisterstücke der Dichtkunst verursacht haben. Je mehr die Wahl der Wörter und Ausdrücke, durch diese Regelmäſsigkeit, beschränkt wird, desto gröſsere Bewunderung erregt ein Dichter, der doch immer die eigenthümlichen zu treffen gewuſst hat. Ueberdies prägt Kürze, mit einer bestimmten Modulation verbunden, die Gedanken tiefer in's Gedächtniſs. Und die Sinnlichkeit selbst nimmt bey Dichterwerken an demjenigen Vergnügen Theil, welches eigentlich für Verstand und Herz bestimmt war.

Dieses Gefühl für poetischen Wohlklang ist nicht allen Nationen, und in keiner Nation allen Menschen — auch nicht allen Menschen von Geist und Fähigkeiten — in gleichem Grade eigen. Es kann bey gewissen Nationen — wie es bey den Italienern wahrscheinlich der Fall ist — zu stark werden, und unter den gemischten Empfindungen, welche die Dichtkunst erregen soll, ein zu groſses Uebergewicht be-

Damit verliert er Gottes Huld.
Wir nehmen oft vierhundert Pfründ'
So wir nicht ein'r Genüge thünd,*)
Auch sind wir hier und anderswa
Und sitzen weder hier noch da,
Wir werden Mönch' um ewigs Leben
Und dienen doch der Welt daneben.
Wir wollten gern auf beyden Seiten
Ehrlich auf ein'm Stecken reiten,
Und wem wir hond den Dienst gethon
So gibt uns doch ihr'r keiner Lohn,
Je einer weist uns auf den ein**)
Wer sein Lohn nimmt von der Gemein'
Und weiſs nicht ein'n insonderheit
Der ihm sein Lohn entgegentreit,
Der ist ein Narr auf meinen Eid.
Darum rath' ich mit Treu ohn' Spott,
Daſs wir alle dienten Gott,
Der allezeit Belohnung that,
Wo man ihn freundlich darum bat.

---

*) thun.

**) andern.

kommen. Alsdann macht die Musik eines Gedichts mehr Eindruck, als sein Inhalt: und diese göttliche Kunst ist in Gefahr, in leeres Wortgepränge und in melodiereiche Albernheiten auszuarten. Wenn auf der andern Seite die Harmonie der Verse bey einem Volke nicht genug beobachtet, von den Dichtern nicht mühsam genug bearbeitet, von den Lesern nicht lebhaft genug gefühlt wird: so bleibt seine Poesie immer eine verstümmelte Prosa. Aber wenn in dichterischen Werken Verstand und Ohr zugleich befriedigt werden; wenn Reichthum an Gedanken, Wahrheit und Aehnlichkeit der Schilderungen mit dem vollkommensten und einem metrischen Ausdrucke verbunden ist: dann sind sie ohne Zweifel die ersten von allen Erzeugnissen des Geistes, und am meisten fähig, einen allgemeinen und einen bleibenden Eindruck zu erwecken. So wie alle Kräfte des menschlichen Geistes daran gearbeitet haben: so werden auch alle dadurch in eine angenehme Thätigkeit gesetzt. Ein unbemerkter Vorzug der Poesie ist, daſs sie bey ganz bekannten Gegenständen und ausgemachten Sätzen verweilen darf, welche die Prosa, die ohne Neuheit in den Sachen nie gefallen kann, verwirft. Dadurch wird die Dichtkunst dem menschlichen Geschlechte wohlthätig, weil sie auf die offenbaren und von allen zugestandenen Wahrheiten, die zugleich immer die nützlichsten sind, die Aufmerksamkeit von Neuem hinzieht, und den durch Gewohnheit und Wiederholung unkräftig gewordenen Lehren uralter Weisheit den Glanz wiedergibt, durch den sie von Neuem auf das menschliche Gemüth wirken.

Aber warum scheint der Geschmack an der Dichtkunst in unserem so sehr aufgeklärten und alle Geistesübung so sehr schätzenden Zeitalter abzunehmen? Warum nimmt er im Alter ab? Eine genaue Erörterung dieser Fragen würde mich über die Gränzen dieses Aufsatzes hinausführen. Diese einzige Bemerkung, weil sie kurz ist, will ich mir zu machen erlauben. Das menschliche Geschlecht und der einzelne Mensch scheinen beyde, so wie sie in höhere

Lebensperioden kommen, mehr die Erweiterung ihrer Begriffe und Erkenntnisse, als die Verschönerung derselben, zu verlangen. Man wird habsüchtiger, so wie man mehr hat. Und ein sehr bereicherter Geist läſst sich ungern durch die schönste Darstellung der von ihm schon in Besitz genommenen Gebiete in seinem Fortgange zu neuen Erwerbungen aufhalten. — Indeſs ist auch vielleicht jene vermeinte Erfahrung eine bloſse Täuschung. Vielleicht erregen noch jetzt sehr groſse Dichter eine Bewunderung, die der Verehrung der alten Zeit für sie wenig nachgibt. Aber es gibt solcher Dichter nur sehr wenige; und Horaz hat Recht, daſs, in dieser Art der Geisteswerke, nur das ganz Vollkommene gefallen kann. Welche Veränderung aber auch mit dem Eindrucke vorgegangen seyn mag, die Werke der Dichtkunst auf die Zuhörer und Leser machen: so scheint doch derjenige Einfluſs verändert geblieben zu seyn, den ihre Hervorbringung auf die Glückseligkeit des Dichters selbst hat. Ob ich es gleich nicht aus eigener Erfahrung weiſs: so glaube ich doch ganz deutlich einzusehen, daſs die Poesie dem, welcher, von der Natur und seinem Genie dazu berufen, sie mit Glück übt, unter allen geistigen Arbeiten den angenehmsten Selbstgenuſs gewährt. Bey dieser Spannung und Erhöhung aller untern Seelenkräfte, worin die dichterische Begeisterung besteht, bey diesem lebhaften Anschauen der anziehendsten oder wichtigsten Gegenstände, worein sie den Dichter versetzt, ist zugleich der Verstand auf's Lebhafteste wirksam, um das Angeschaute zu ordnen und zu bezeichnen. Gewiſs, wenn in dem Geiste des Menschen sich je eine schöpferische Kraft äuſsert und Wollust erregt: so muſs es bey der Verfertigung einer Aeneide, einer Henriade, oder eines Oberon seyn. Daher finden wir auch, daſs, wer dieses Vergnügen einmal gekostet, und von der Natur die Fähigkeit, es zu genieſsen, empfangen hat, durch unwiderstehliche Reize bis in sein höchstes Alter dazu hingezogen wird.

2.

Das Studium der Geschichte, zu welchem ich übergehe, gewährt dem Menschen, welcher eine vollkommnere Ausbildung seiner selbst sucht, und nach dem edlern Vergnügen der befriedigten Wiſsbegierde trachtet, einige der Vortheile, welche an eine hohe Geburt und die Bekleidung wichtiger Staatsämter verknüpft zu seyn scheinen. — Es gehört unter die reellsten Vorzüge der Groſsen,, wenigstens unter ihre wichtigsten Ansprüche, daſs sie mit den Angelegenheiten und Begebenheiten der Staaten bekannt sind, und die geheimen Triebfedern und Ursachen derselben, in den Characteren und Leidenschaften der Machthabenden, zu entdekken, Gelegenheit haben. Und eben diese Kenntnisse, in Absicht der vergangenen Zeiten, verschafft die Geschichte ihren Liebhabern aus den besten Quellen, und mit der möglich gröſsten Genauigkeit.

In der That, was verlangt der Ehrgeiz des Eroberers? Wonach strebt der Privatmann, welcher zu den ersten Würden des Staats emporzusteigen sucht? — Man sagt, dafs sie auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu spielen wünschen? — Aber was heifst das? — Ohne Zweifel so viel, als ihre eigene Talente vor der Welt sehen zu lassen. — Aber wenn mich nicht Alles täuscht: so wünschen sie, durch die Theilnahme an den Begebenheiten ihres Zeitalters, auch zugleich von denselben besser unterrichtet zu seyn, — und durch die Verbindung mit den grofsen oder leitenden Personen der Staaten, diese Personen selbst genauer kennen zu lernen.

Der Mensch ist sich oft der Bewegungsgründe, wonach er handelt, nur unvollkommen bewufst. Das Erkennen der Dinge ist ein Ziel, nach welchem er, in vielen Fällen, mittelbar strebt, indefs seine Begierden nach einem ganz anderen Ziele gerichtet zu seyn scheinen. Wenigstens gehört dasselbe ganz gewifs mit unter die Zwecke und Antriebe des Ehrgeizes. — Diejenigen Dinge und Personen, welche der groſse Haufen von weitem anstaunt, in der Nähe zu betrachten, und den Gang des groſsen Spiels, bey welchem die Schicksale der Nationen als Preise aufgestellt sind, bis in die geheimen Kunstgriffe, oder die verborgenen Fehler der Spielenden, zu verfolgen: das ist sicher ein Hauptzweck, um dessen willen so viele Menschen wünschen, dabey mit geschäftig — kurz, warum sie wünschen, vornehm und groſs zu seyn. Diese Vortheile nun, welche der Mensch sich selbst nicht verschaffen kann, und wozu Geburt und Schicksal nur Wenige zulassen: diese bringt die Geschichte, wenn sie gehörig studirt wird, dem denkenden Gelehrten gleichsam entgegen. Und noch dazu findet sich bey Staatsgeschäften, in die man selbst verwickelt ist, und bey den Begebenheiten, die man als Augenzeuge sieht, ein Umstand, der sie weniger wichtig, — oft zuletzt so langweilig machen kann, daſs das Vergnügen der Erkenntniſs, welches sie gewähren, von den damit verbundenen Beschwerden bey weitem überwogen wird: — der, daſs man höchst selten eine vollendete

Reihe von Ursachen und Wirkungen vor sich sieht, daſs Knoten geschürzt, aber nicht aufgelöst werden. Dieser Umstand findet bey den von der Geschichte dargestellten Begebenheiten viel weniger Statt. — Viele Dinge, die für die Zeitgenossen und die Mitwirkenden nicht wichtig waren, sind durch ihre Folgen für uns wichtig geworden. Viele, die, da sie geschahen, höchstens nur die Neugierde reizten, befriedigen nun, da wir sie in ihrer Verbindung mit spätern Ereignissen übersehn, unsere edelste Wiſsbegierde.

Der Zusammenhang nämlich und die Verkettung der Weltbegebenheiten ist es, welcher sie zu einem, des vernünftigen Menschen so würdigen, Schauspiele macht. Aber wie wenige Glieder dieser Kette sind es, welche ein Mensch, auch in dem längsten Leben, das ihm zu Theil werden, — und auf dem höchsten Standpunkte, auf den er, durch seine Lage in der bürgerlichen Gesellschaft, gestellt werden kann, mit eigenen Augen übersieht? Nach Ort und Zeit eingeschränkt, — selbst durch das, was in seiner

Nähe und in diesem Augenblicke sich ereignet, zu stark angezogen, um auf das Entfernte und Abwesende eine hinlängliche Achtsamkeit zu wenden, bleibt oft der, welcher das Schauspiel aufführen hilft, am unwissendsten in Absicht des Plans und der Wirkung des ganzes Stückes. Wenigstens ist es gewiſs, daſs der, welchen das Glück so hoch erhoben hat, daſs er von den Staatsbegebenheiten und Staatsverhandlungen ein naher Zuschauer seyn kann, nur dann diesen seinen Standort zu jener edlen Geistesunterhaltung zu nutzen im Stande ist, wenn er zuvor schon den Faden der Weltbegebenheiten, so wie ihn uns die Geschichte überliefert, in der Hand hält, und, durch das Studium dieser Wissenschaft, seine Erfahrungen an die Denkmäler der Vorwelt zu knüpfen, gelernt hat.

In Absicht eines Punktes, stehen die Kenntnisse, welche die Geschichte dem Gelehrten mittheilt, hinter denen, welche die Erfahrung dem Geschäftsmanne gibt, am weitesten zurück, — in Absicht der Anschaulichkeit der Vorstellungen. — Der lebhafte Eindruck, den die Gegenwart, und das, was die Sinne rührt, auf den Menschen macht, geht bey Erzählungen verloren. Und von der Stärke des ersten Eindrucks hängt sowohl die Festigkeit ab, mit welcher ein Gegenstand sich unserem Gedächtnisse einprägen, als die Lebhaftigkeit des Nachdenkens, zu welcher er unsern Verstand erwecken soll. Alle Seelenkräfte beschäftigen sich in der Folge leichter und glücklicher mit demjenigen, was zuerst in der Empfindung die stärkste Aufmerksamkeit erregt, und das klärste Bild hinterlassen hatte.

Dieser Ursachen wegen ist, um die Geschichte recht zu lernen, und das Vergnügen, das sie gewähren kann, vollkommen zu genieſsen, noch mehr, als bey andern blos speculativen Theilen der Gelehrsamkeit, eine lebhafte Einbildungskraft, ein der Theilnehmung an fremden Angelegenheiten fähiges Herz, und ein in das Ganze einer Sache durch einzelne Merkmale dringender Verstand nöthig. Mit allen diesen

Tiefe Wörter geben.

Wenn ich hab' ein' Sach' mit Schmerz
Die mir ganz nicht ist um das Herz,
Als wenn ich nähm' ein altes Weib
Mit einem runzelichten Leib
Und hätt' doch Gulden viel daneben,
So kann ich tiefe Wörter geben.
Wer vor Zeiten freyen wollt',
Der acht't kein Silber oder Gold,
Wo er fand ein züchtig Magd
Von deren Eltern niemand klagt,
Die da waren ehrbar' Leut'
In Gegenwart und lange Zeit,
Und wo man fand ein'n guten Namen
So griffen sie dann ehlich zamen.
Jetzt fragt man nie nach Zucht und Ehr',
Auch nach kein'm guten Namen mehr;
Die erste Frage die man thut
Die ist, wie viel sie habe Gut
Und ob ihr sey der Seckel schwere,
Ob sie gleich sonst ganz rotzig wäre

Fähigkeiten muſs derjenige ausgerüstet seyn, und bey seinem Geschichtsstudium zu Werke gehen, der sich durch Worte und todte Schrift in alte Zeiten und fremde Länder versetzen, und durch den Nebel der Entfernung deutlich genug hindurchsehen soll, um ein fühlender und beurtheilender Beobachter längst vergangener und ihm unvollkommen bekannter Auftritte zu seyn. Besonders ist zu diesem Endzwecke die Gabe, Vergleichungen anzustellen und Aehnlichkeiten aufzusuchen, unentbehrlich, weil wir oft das Vergangene aus dem Gegenwärtigen, die Nachrichten der Geschichte aus unsern Erfahrungen enträthseln müssen, um jenes zu begreifen und diese richtig zu verstehen; noch mehr aber, weil wir erst das Band müssen gefunden haben, durch welches der alte Zustand der Dinge mit dem gegenwärtigen — wovon unser eigener Zustand ein Theil ist — zusammenhängt, ehe wir uns wahrhaft für jenen interessiren können. Die Geschichte löst, wie erst neulich einer unserer am meisten versprechenden historischen Schriftsteller ausgeführt hat, die groſse Aufgabe auf: an welche Kette von Ursachen und Wirkungen die gegenwärtige Gestalt der moralischen und politischen Welt geknüpft sey; — eine Gestalt, von welcher unsere eigene Bildung abgehangen hat, und durch welche alle unsere Geschäfte, selbst unsere Vergnügungen und Unglücksfälle, modificirt werden. Unter den Aufschlüssen, welche uns die Geschichte hierüber gibt, ist einer, welcher das wichtigste der eben genannten Stücke, unsere Geistesbildung, betrifft, besonders deutlich. Sie entwikkelt uns nämlich zwey, vom Alterthume bis auf uns herabreichende, Hauptfäden, an denen sich die Kenntnisse und Künste der Menschen angereihet haben, und deren vereinigtes Ende wir in der Hand halten. Der eine kommt von Palästina und der Mosaischen Gesetzgebung her, und geht durch die beyden groſsen Revolutionen des eingeführten Christenthums und der Kirchenverbesserung im sechzehnten Jahrhunderte hindurch, um uns Europäern, und besonders uns Deutschen Protestanten, unsere religiösen Begriffe, und alle damit zusammenhängenden Eigenheiten unseres Geistes und unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zuzuführen. Der andere, welcher uns unsere wissenschaftliche Kultur mitbringt, nimmt seinen Ursprung in dem Dunkel des alten Aegyptens, zieht sich von da über Griechenland und Rom, und breitet sich endlich über alle Länder Europens aus. Tausend feinere Fäden laufen in der Weltgeschichte von allen Seiten zusammen, um jene groſsen Hauptfäden zu spinnen. Fast alle merkwürdigen Personen, — fast alle des Aufbehaltens würdige Begebenheiten der Vorwelt trugen etwas dazu bey, diese doppelte Gestaltgebung unseres jetzigen Menschenlebens, unsere religiöse und unsere wissenschaftliche Kultur, — die nun allmählig sich zu Einer gemeinschaftlichen Kultur vereinigt, zu vollenden. Wer nun diese Beziehung aller, mit dem menschlichen Geschlechte vorgegangenen, Veränderungen auf sich selbst und seinen gegenwärtigen Zustand einsieht, und es mit einer gewissen Anschaulichkeit gewahr wird, daſs Jahrtausende, und die während derselben ununterbrochen fortlaufenden Handlungen und Schicksale der Staaten und einzelnen Personen, daran gearbeitet haben, ihn zu einem solchen Menschen zu machen, als er in diesem Augenblicke ist; — ihm diejenige Vollkommenheit, den Genuſs, die äuſsern Vortheile zu verschaffen, welche er besitzt, wie könnte der, gleichgültig und ohne Vergnügen, den Unterricht der Geschichte empfangen: es wäre denn, daſs er sein eigenes Selbst mit Gleichgültigkeit betrachtete.

Das groſse Räthsel, wie die Welt entstanden sey, und was aus ihr werden solle, wird zwar nie völlig aufgelöst werden. Aber es ist doch der würdigste Gegenstand der menschlichen Nachforschungen. Und wenn wir irgendwo Aufschlüsse, oder wenigstens Anlässe zum Nachdenken, darüber finden können: so ist es in der Vergleichung dessen, was die Welt ehedem war und was sie jetzt ist; und in der Beobachtung der Stufen, durch die sie aus dem einen Zustande in den andern übergegangen ist. Ist es Beschäftigung des Geistes, die wir suchen? —

Hier finden wir mannichfaltigen Stoff, Gedächtniſs, Scharfſinn, Witz und urtheilenden Verstand zu üben. — Ist es theilnehmende Empfindung, oder aus Selbstliebe entstehende Leidenschaft, durch die wir angezogen seyn wollen? — Alle Gegenstände der Geschichte beziehen sich auf unser Ich, nicht blos durch das Band der Aehnlichkeiten, sondern auch durch das Band von Ursachen und Wirkungen; nicht blos, in so ſern wir Menschen eben der Art sind, wie die, welche in jenen Auftritten glücklich oder elend waren, sondern auch, insoſern wir in unsern eigenen Schicksalen durch ihre Handlungen und Leiden mit bestimmt werden. Selbst die dunkeln Ahnungen, die wir über die uns bevorstehende Zukunft haben, — und die, nach der Empfindung des Gegenwärtigen, unsere Selbstliebe am nächsten angehn, werden etwas aufgehellt, wenn wir die Gesetze des Schicksals, die über unser ganzes Geschlecht bisher gewaltet haben, in der Geschichte aufgedeckt finden.

3.

Die Poesie und Geschichte haben mit dem Wirklichen und dem Einzelnen zu thun. Beyde gewähren dem Menschen eine ähnliche Art des Vergnügens, als ihm der Anblick der Welt, der Genuſs der Natur, und der Umgang mit der menschlichen Gesellschaft — durch sinnliche Eindrücke oder durch Empfindungen des Herzens — gewähren. Sie thun noch mehr: sie tragen sogar dazu bey, jene Vergnügungen, welche er von der Gegenwart der Dinge unmittelbar empfängt, zu erhöhen. Durch Hülfe der Dichtkunst und Geschichte, sieht, hört und empfindet der unterrichtete Mensch mehr, — und das, was er empfindet, lebhafter, deutlicher, mehr im Zusammenhange, in wichtigeren Beziehungen, als er es ohne sie könnte.

Aber als Geist, als denkendes Geschöpf, ist r auch mit bloſsen Verstandeswesen, mit der ildung allgemeiner Begriffe, mit der Verbinung derselben unter sich, oder mit der Anwendung derselben auf das Besondere und Einzelne beschäftigt, — und ſindet darin eine neue Quelle des Vergnügens. Dieser Theil des geistigen Lebens, das Leben der Vernunft, — verschöuern hauptsächlich zwey Wissenschaften, Mathematik und Philosophie, die, in ihrer Vereinigung, alle Wissenschaften unter sich begreifen, welche das Allgemeine in den Dingen, in der lebendigen sowohl, als in der leblosen Natur, untersuchen.

In dem Nachdenken, in der Vergleichung von Ideen, in der gewagten Zusammensetzung derselben, in den Versuchen, ob solche Zusammensetzungen sich entweder in der Natur realisirt antreffen, oder von uns realisiren lassen, liegt, für den Menschen überhaupt und für die bessern Köpfe insbesondere, ein unnennbares Vergnügen, noch gröſser selbst, als das, welches die, durch die mannichfaltigsten und glänzendsten Gegenstände beschäftigten Sinne, und die in den anmuthigsten Bildern herumschweifende Imagination gewähren.

Keine Wissenschaft gibt es vielleicht, die dieses Vergnügen in einem so hohen Grade, auf eine so lange Zeit, und so ununterbrochen in dem Geiste des Menschen zu unterhalten vermag, als es die Mathematik bey ihren Eingeweihten thut. Nirgends sind die Reihen der zu verknüpfenden Ideen so lang; nirgends sind die Zusammensetzungen so künstlich; nirgends führen sie zu so befriedigenden Schluſsfolgen. Keine Wissenschaft ist so unerschöpflich, als die Mathematik; keine erlaubt so weite Fortschritte. Daher gibt es auch vielleicht unter den Gelehrten keine zufriednern und glücklichern Menschen, als die Mathematiker. Mehr noch, als andere Gelehrte, von den Dingen dieser Welt entfernt, und weniger von ihnen abhängig, — nie durch die Gegenstände ihrer Untersuchungen auf Gedanken geführt, welche Begierden erwecken, oder Leidenschaften Nahrung geben können, halten sie sich ganz an das reine Vergnügen des Verstandes — das Vergnügen, zu denken, und sind durch dasselbe allein befriedigt.

Doch diesen hohen Grad geistiger Glückseligkeit genieſst durch die Mathematik derjenige nicht, welcher sie blos lernt, — und das, was andere in ihr erfunden haben, nur zu verstehen sich begnügt, worauf, bey dem weiten Umfange dessen, was schon in dieser Wissenschaft erfunden ist, sich jetzt selbst die meisten Lehren derselben einschränken müssen. Zwar hat auch die Beschäftigung des Lernenden in der Mathematik, ihren groſsen und ihren eigenthümlichen Reiz. — Es ist, in derjenigen Anwendung der Denkkraft, welche zu den mathematischen Untersuchungen gehört, etwas von einer mechanischen Fertigkeit. Am meisten findet sich dasselbe bey der algebraischen Rechnungsart, durch deren Hülfe die neuere Mathesis ihre gröſsten Fortschritte gemacht hat. Wenn die Grundsätze derselben einmal wohl gefaſst sind: so werden die Anwendungen davon leicht, weil der Gang dieser Methode immer derselbe, und gleichsam formularisch ist. — Wenn die Auflösung eines Problems einmal so eingeleitet ist, daſs es der Rechnung unterworſen werden kann: so ergibt sich das Uebrige, nach bestimmten Regeln, von selbst. — Aber eben dieses Mechanische erleichtert die Arbeit des Denkens, und gibt also dem Manne, welcher nicht selbst Empfindungskraft hat, noch derjenigen Anstrengung, die, zu einer ganz freyen, und gleichsam nicht vorbereiteten, Meditation erfordert wird, fähig ist, eine, seinen Bedürfnissen angemessene, Nahrung des Geistes. Das hohe Vergnügen hingegen, welches das mathematische Selbstdenken gewähren kann, genieſsen nur die Wenigen, die über die Erfindungen ihrer Vorgänger hinausgehen, sich neue Bahnen brechen, und den durch Jahrhunderte gesammelten Schatz mathematischer Wahrheiten vergröſsern. Je einen längeren Weg sie zurücklegen muſsten, ehe sie an dem Standpunkte anlangten, wo sie neues Land entdecken, desto entzückender muſs das Vergnügen seyn, sich in demselben zuerst umzusehn, und einen Weg zu weiterem Fortgange zu bahnen. Je länger und verwickelter die Kette der Schlüsse ist, an welcher das neue Glied angeknüpft werden

— — — — — —
— — — — — —
Das schad't ihr nicht, hat sie nur Geld,
Bald spricht man daſs sie wohlgefällt.
Hat sie zwölf Jahr an Krücken g'krochen
— — — — — —
Noch dann ist sie mein Kaiserein
Und auch die Allerliebste mein,
Auf der Seite allermeist
Wo sie den schweren Seckel weist.
O wie tief schöpft er die Wort',
Wenn er spricht: Mein höchster Hort!
Ich wollt' wo ich ein'n Schelmen ſind'
Dem kein' gut' Wort' im Herzen sind
Und red't uns dennoch freundlich an,
Er müſst mir an dem Orte stan
Daſs er denn fröhlich dürfte sagen:
Der Teufel hat mich hergetragen.

muſs, desto vollkommener wird der Geist befriedigt, dessen Kräfte eine solche Arbeit zu ertragen vermögen.

4.

Wenn die Mathematik, in einem hohen Grade, einige wenige Menschen glücklich macht, so macht die Philosophie, in einem mäſsigen Grade, Viele glücklich. In dieser Wissenschaft können Alle, die sie studiren, gewissermaſsen Erfinder werden. Ja, sie müssen es seyn, wenn sie das Vergnügen, das sie ihren Liebhabern verschaffen kann, wirklich genieſsen sollen. Ich will so viel sagen: sie müssen die Wahrheiten, die sie lernen, ihrer eigenen, freyen Prüfung unterwerfen. Erst nachdem sie dieselben aus ihren Erfahrungen, durch eine selbst gewählte Reihe der Schlüsse, hergeleitet haben, können sie dieselben, als ihr Eigenthum und als eigentlich philosophische Kenntnisse, betrachten.

Dagegen ist aber auch hier kein solcher Fortgang, keine solche immerwährende Erweiterung der Erkenntnisse möglich, als in der Mathematik. Jeder spätere Erfinder in der Philosophie fängt immer wieder von vorne an, und bleibt fast eben da stehen, wo seine Vorgänger endigten.

Dieser Umstand ist es, der die Philosophie, in den Augen der flüchtig Urtheilenden, herabzuwürdigen scheint. Aber, bey einer genauen Betrachtung, kann er unsere Achtung für sie nicht vermindern. Es ist wahr, daſs wir, in der Metaphysik und Moral, auf die Erfindungen der Vorzeit nicht so fortbauen, und durch deren Hülfe, zu so sich erweiternden Aufschlüssen gelangen können, als in der Mathematik. Die groſsen Fragen von unserem Ursprunge und unserer Bestimmung, — von dem Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit unserer Seele, und von dem Zusammenhange unserer Tugend mit unserer Glückseligkeit, — Fragen, auf die sich fast alle andern Untersuchungen der Philosophie, als auf ihren letzten Zweck, beziehen, werden zwar von ihr auf eine Art beantwortet, die für die Beruhigung und Besserung vernünftiger Menschen hinlänglich seyn kann. Aber die tiefsinnigsten Philosophen unseres Jahrhunderts haben doch keine bessere Antwort für sie bereit, oder können wenigstens durch ihre Beweise keine stärkere Ueberzeugung bewirken, als die gutgesinnten und denkenden Menschen vor tausend Jahren auch hatten. — Indessen sind eben diese so mangelhaft scheinenden und der Erweiterung so wenig fähigen Kenntnisse, die uns die Philosophie über ihre Gegenstände gibt, gerade diejenigen, die uns zu vernünftigen und guten Menschen machen, vorausgesetzt, daſs wir sie, durch Empfindung und Verstand, gleichsam selbst ergriffen, und sie aus den eigenthümlichen Eindrücken der Natur auf unsere Sinne, und aus den Wahrnehmungen unserer besondern Seelenzustände, durch eigenes Nachdenken entwickelt hatten. Der endlichen Aufschlüsse, die wir bey diesem Nachdenken gewinnen, sind freylich nur wenige. Der schwerste und tiefsinnigste Theil der Philosophie ist freylich mehr damit beschäftigt, alle Irrthümer oder schwache Beweise niederzureiſsen, als neue Wahrheiten festzusetzen und stärkere Beweise zu erfinden. Selbst nachdem sie durch Wegwerfung aller eingebildeten Kenntnisse ihre Sätze vereinfacht hat, sind diese doch nur in einem hohen Grade wahrscheinlich geblieben, nicht apodiktisch gewiſs geworden. — Aber nichts desto weniger ist die Arbeit, die wir anwenden müſsten, um zu diesen wenigen Resultaten zu gelangen, und die, durch welche wir uns ihre Gründe immer wieder von Neuem deutlich zu machen suchen, von hohem Werthe und von groſsem Einflusse, sowohl auf unsere Geistesbildung, als auf unsere Zufriedenheit. Die bloſse Wahrscheinlichkeit eines uralten und längst bekannten Grundsatzes der natürlichen Religion und Moral, ist, wenn sie nach Abwägung aller Gründe und Gegengründe eingesehen wird, doch für den Menschen wichtiger, — und trägt zur eigentlichen Aufklärung seines Verstandes, zur Veredelung seines Characters, und zur Anordnung und Beglückung seines ganzen Lebens mehr bey, als die strenge Gewiſsheit aller geometrischen Sätze, und als die noch so groſse Anzahl neuer Entdeckungen in der Naturlehre. Ein anderer groſser Vorzug der Philosophie ist es, daſs sie aus allen Kenntnissen, den historischen sowohl, als den mathematischen und physikalischen, gleichsam den Geist herauszieht, und sie auf den Mittelpunkt unseres ganzen Wesens, auf das Moralische, — auf Tugend und Gemüthsberuhigung, anwendet. Daher gewährt sie nicht nur das Vergnügen, welches überhaupt Nachdenken, Deutlichkeit und Zusammenhang der Begriffe hervorbringt: sondern sie gibt eigentlich zuerst allen Gegenständen des Wissens Werth, Nützlichkeit und Anmuth, indem sie uns die Beziehung derselben auf unsere höchsten Zwecke zeigt. Nichts ist, in dem weiten Umfange der Welt und der Wissenschaften, demjenigen gleichgültig, der die Dinge von dem Standpunkte ansieht, wohin die Philosophie den Menschen stellt; und aus welchem er die körperliche Natur mit der Geisterwelt, — das

Alterthum mit dem gegenwärtigen Augenblicke, — fremde Welttheile mit seinem Aufenthalte, — die Staatsbegebenheiten mit dem Privatleben, — Künste, Ackerbau und Gewerbe mit der Wissenschaft, und Alles mit seiner Glückseligkeit oder mit seiner Tugend in Verbindung erblickt. —

Ein einziges Uebel hat der junge Gelehrte, welcher diese Verbindung lebhafter, als Andere fühlt, und dadurch eine ausgebreitetere Wiſsbegierde bekommt, zu fürchten; — einen einzigen Ausweg hat er zu vermeiden: — Zerstreuung und unordentliches Studieren. Doch gegen dieses Uebel enthält der philosophische Christ, der dazu vielleicht bey Personen eines gewissen Temperaments Anlaſs geben konnte, zugleich das Heilmittel. Sie lehrt den Menschen, daſs er nicht aus allen Quellen des Vergnügens, welche er entdeckt hat, schöpfen müsse. Sie befiehlt ihm, daſs, nachdem er das ganze Universum, als den groſsen Gegenstand des menschlichen Wissens, hat kennen, und an allem, was da ist und geschieht, einigen Antheil hat nehmen lernen, er nun freywillig sein Studium auf einen kleinen Theil dieses Gebiets, als das ihm zum Anbau übergebene Feld, einschränken müsse.

Wenn die Philosophie auch nicht alle unsere Zweifel, in Absicht der wichtigsten Angelegenheiten unseres Daseyns, auflöst, so trägt sie doch gewiſs dadurch zu unserer Zufriedenheit bey, daſs sie uns das Maſs unserer Kräfte lehrt. Sie wendet freylich mehr Arbeit darauf, Schwärmerey, Aberglauben und sophistische Lehrgebäude zu zerstören, als sie deren nöthig hat, um den Unterricht in den wenigen, ausgemachten Wahrheiten zu geben, die sie an des Zerstörten Stelle setzt. Aber durch diese Räumung eines Platzes für bessere Einsichten, den sie bisher noch nicht zu füllen weiſs, verschafft sie dem Menschen wenigstens die praktische Weisheit der Selbsterkenntniſs. Gesetzt auch, daſs wir durch die Philosophie, nur in dieser einzigen Rücksicht, Fortschritte machten, daſs wir immer deutlicher und bestimmter einsähen, welche Sachen wir durchaus nicht wissen können, — über welche wir uns mit Wahrscheinlichkeiten begnügen müssen, und bey welchen wir nach neuem Lichte und mehreren Einsichten streben zu dürfen: so würde schon dadurch diese Wissenschaft sich um das menschliche Geschlecht verdient machen, weil sie dessen Lehrer von unnützer Verschwendung ihrer Kräfte abhält, und immer vollständiger über ihren Beruf im Felde der Erkenntniſs belehrt. Die Vergleichung der Philosophie mit der Mathematik, führt mich auf eine zweyte Bemerkung. Wenn die erstere in der Anzahl ihrer ausgemachten Sätze, und in der Länge der Reihen, in welchen sie ihre Begriffe an einander kettet, der letztern nachsteht; wenn sie nicht so viele Aussichten eröffnet, neue Erfindungen zu machen: so läſst sie hingegen viel mehr Mannichfaltigkeit und mehr Abänderungen in den alten Begriffen zu. Nicht jeder Mensch hat seine eigene Mathematik, sondern alle haben nur Eine; — Zahlen und Figuren sind für den Einen eben das, was sie für den Andern sind. Aber jeder Mensch kann seine eigene Philosophie haben. — In seinem Busen pocht ein anderes Herz, als das Herz der übrigen Menschen. Wenn er die menschlichen Leidenschaften, durch Achtsamkeit auf sich selbst, kennen lernt: so kennt er Bestimmungen und Wendungen dieser Leidenschaften, wie sie kein Anderer vor ihm hatte, und wie sie kein System vorträgt. — In diesem Kopfe sind Werkzeuge des Denkens und Empfindens, die, in dieser Gestalt, nur ihm zugehören. Seine geistigen Anlagen und Kräfte selbst, wenn auch nicht vor denen seiner Nebenmenschen hervorstechend, sind doch immer von denselben durch seine Schattirungen unterschieden. Wenn er also seine Logik und Metaphysik auf das beobachtete Spiel seiner eigenen Thätigkeit baut: so bekommen sie eben die Eigenheiten, die er selbst hat, — eben die besondern Formen in der allgemeinen Grundzeichnung ihrer Wahrheiten, wodurch sein Verstand selbst sich von dem Verstande der übrigen Menschen auszeichnet.

Eben hierin liegt aber auch der Grund, warum in der Philosophie eine durchgängige Uebereinstimmung der Menschen, warum selbst eine ganz vollkommene Mittheilung der Begriffe des einen an den andern nicht möglich ist, woraus zugleich folgt, daſs dieselben Gründe nicht auf alle Gemüther eine gleiche Wirkung haben können. Schon die Sprache legt hier ein groſses Hinderniſs in den Weg. Sie bietet nicht so viele Schattirungen des Ausdrucks dar, als es Verschiedenheiten der Sinnesart unter den Menschen, und also Verschiedenheiten der philosophischen Vorstellungen gibt, die gröſstentheils in innern Empfindungen ihren Ursprung nehmen. Das Gemeinschaftliche dieser Vorstellungen aber, welches allein durch Worte ausgedrückt werden kann, läſst Vieles von dem hinweg, welches in dem Gemüthe des Menschen, der seine Gedanken durch die Rede mittheilt, mitgewirkt hatte. Wenn nun in den Vordersätzen seiner Schlüsse dasjenige unbezeichnet geblieben ist, was den Grund seiner Ueberzeugung vom Schluſssatze ausmacht: so ist

Glatte Wörter schleifen.

Die Welt ist jetzt der List so voll;
Welcher sie überlisten soll,
Der ist ganz von kunstreichen Sinnen,
Und muſs mehr denn ich selber künnen
Auch nach der rechten Schnure greifen
Und freylich glatte Wörter schleifen.
All Wahrheit liegt jetzt auf der Erd',
Wer mit umgeht der ist nicht werth. *)
Es sind der Schmeichler also viel
Der kein'r die Wahrheit reden will,
Daſs es leider ist ein' Schand,
Der Lügen voll sind alle Land',
Man find't jetzt Meister die dich lehren
Wie du dein' Wörter um sollist kehren,
Schleifen glatt und glitzend gerben
Und auf der Zunge zierlich färben,
Daſs sie ganz glatt mir fallen ein
Als wär' es nichts denn süſser Wein

---

*) Wird nicht sehr geschätzt.

kein Wunder, daſs er, durch die Darlegung seiner Gründe, bey andern nicht eine eben so vollständige Ueberzeugung bewirkt, als er selbst dadurch erhalten hatte.

Ja, ich getraue mir, zu behaupten, daſs, bey dem gegenwärtigen Zustande der menschlichen Erkenntniſskräfte, die Philosophie einer ihrer schönsten Vorzüge beraubt seyn würde, wenn sie, so wie die Mathematik, die Menschen zu einer ganz vollkommenen Uebereinstimmung in ihren Begriſſen, Sätzen und Beweisen gebracht hätte, womit dann auch eine so vollkommene Aehnlichkeit ihrer Bezeichnung, in Styl und Vortrag, — als sie sich bey jener Wissenschaft ſindet, verbunden seyn würde. Die geringe Anzahl der aufgefundenen Wahrheiten würde, wenn wir sie nur unter einer einzigen Gestalt überliefert bekämen, — nur unter einer einzigen sie uns selbst vorstellen und andern mittheilen dürften, — und doch zu neuen und bisher unentdeckten nicht fortschreiten könnten, uns bald unbeschäftigt lassen, und daher der Wissenschaft selbst ihren Reiz, und sogar ihren Werth, den sie vornehmlich durch die dem Geiste verschaffte Uebung erhält, rauben. Nachdem man einmal diese Formeln gelernt hätte, was wollte man anders damit anfangen, als sie, zu etwanigem Gebrauche, für seine übrige Lebenszeit auf die Seite stellen? Verfährt man mit den Sätzen der Geometrie anders? Und kann sich Jemand mit dieser, nachdem er sie einmal gelernt hat, lange Zeit beschäftigen, auſser in so fern er, zu immer höheren Zweigen, oder schwereren Anwendungen derselben, fortgeht?

Aber so wie die Sachen jetzt mit der Philosophie stehen, da die Begriffe und Schluſsarten derselben, wenn sie auch nicht durch ganz neue Erfindungen vervielfältigt werden können, sich doch auf tausenderley Weise umgestalten lassen; — jetzt, da sie bey einem jeden Menschen eine andere Farbe annehmen, und selbst, bey einem und demselben, in dem Laufe seines Lebens, durch Abwechselungen des Alters, der Lage, der Geschäfte und des Umgangs, sich in der Form verändern, ohne ihr Wesentliches zu verlieren: jetzt kann uns die Philosophie, obgleich nicht so reich an Belehrung und so genugthuend in ihren Aufschlüssen, als wir wünschten, doch nur unser ganzes Leben hindurch, als ein nützlicher und unterhaltender Freund, begleiten.

Wir können zu ihr, bey allen Auftritten dieses unseres Lebens, bey unsern Amtsgeschäften, und bey unsern gesellschaftlichen Zeitvertreiben, im Ernste und beym Scherze, im Innern unseres Hauses und auf dem Schauplatze der Welt, zurückkehren, und in ihr immer eine Nahrung des Geistes und eine Veranlassung zu angenehmer Thätigkeit finden. Immer finden sich wieder neue Seiten unseres eigenen Selbst, oder neue Beziehungen der Dinge auf uns, die sich uns aufdecken. Durch diese bekommen die alten Wahrheiten der natürlichen Religion und Moral — die als die Angeln der speculativen Philosophie, oder als ihr letztes Ziel, anzusehen sind — entweder neue Bestätigungen, oder werden neuen Einwürfen blosgestellt. Eben so viele neue Gegenstände des Forschens und Nachdenkens! Knoten und Auflösungen folgen auch hier auf einander, oder wechseln vielmehr unaufhörlich mit einander ab. Die Philosophie ist wie ein unvollendetes Drama, zu welchem wir immer neue Auftritte sammeln, dessen letzte Katastrophe wir aber in diesem Leben nicht erreichen.

So schärft sie unsern Verstand. Aber sie thut noch mehr. — Meine eigene Erfahrung belehrt es mich, daſs eben dieses Nachdenken, auch wenn es weder zu vollkommener Gewiſsheit, noch zu ganz neuen Einsichten führt, doch das Herz ruhiger, und eben dadurch den ganzen Menschen glücklicher machen könne. Die Leidenschaften werden schon dadurch ein wenig besänftigt, wenn man sie zergliedert. Die Scheingüter der Erde verlieren etwas von ihrem täuschenden Glanze, wenn man in ihre Natur und in seine eigenen Empfindungen eindringt. Der nagende Schmerz, der Unwille über Beleidigungen, die Traurigkeit uber verlorene Güter, lassen etwas nach, wenn man sich die Ursachen seines Grames oder seiner Unzufriedenheit recht deutlich macht. Nun, gerade hiermit ist der Philosoph beschäftigt. Hierauf führen ihn seine Speculationen, wenn er sie nicht von Andern erborgt, sondern selbst anstellt.

Endlich, die Urtheilskraft und der gute Geschmack, zwey Eigenschaften, die, unter allen Vorzügen des Geistes, ihre Besitzer am meisten glücklich, und für die Welt brauchbar machen, — werden durch keine Wissenschaft so sehr, als durch die Philosophie, befördert. Die Mathematik heftet die Aufmerksamkeit des Menschen zu sehr auf einen einzigen Theil der Dinge — zählbare und meſsbare Gröſse — und verfolgt diesen allein, ohne Rücksicht auf irgend eine andere ihrer Beschaffenheiten. Um deswillen kann der, welcher seinen Scharfsinn blos in dieser Wissenschaft geübt hat, bey

Dingen, wo es auf Zuſammenhaltung ihrer ſämmtlichen Eigenſchaften, — beſonders auf ihre moraliſche und politiſche Beziehungen, ankömmt, ſehr wohl einſeitig, das heiſst, verkehrt, urtheilen, und ſich abgeſchmackt aufführen. Die Philoſophie hingegen erhält, wenn ſie von rechter Art iſt, den Menſchen in der beſtändigen Gewohnheit, auf alle Verhältniſſe der Dinge zugleich zu ſehen, und beſonders ihre moraliſchen zum Maſsſtabe der übrigen zu machen. Ueberdies ſind ſeine Unterſuchungen mit der wirklichen Welt und mit dem geſchäftigen oder geſelligen Leben näher verwandt. Er lebt auch, wie der Geometer, in einer Ideenwelt: aber in einer, die mit der ſinnlichen gleichſam parallel läuft, und ein getreuer Abdruck von ihr iſt. Wenn er alſo das Einzelne falſch beurtheilt, ſo iſt ſeine Kenntniſs des Allgemeinen gewiſs nicht, was ſie ſeyn ſoll. Mit Beurtheilungskraft aber und Geſchmack, und dem, was die Folge von beyden iſt, einem geſetzten, männlichen Geiſte, — kömmt der Menſch am leichteſten durch alle Verdrieſslichkeiten und Plagen des Lebens, und ist, wenn sich ihm ein Vergnügen zu genieſsen darbietet, des Genusses am empfänglichsten. Die Philosophie gibt nicht ein hohes Freudenleben; aber sie macht die Seele nüchtern, wachsam, lebendig, gleichsam bey sich selbst wohnend, und immer bereit, zu handeln, wo etwas Gutes zu thun; nachzudenken, wo etwas zu lernen ist; zu empfinden, wo Schönheit oder Erhabenheit sich zeigt, keine sich öffnende Quelle der Glückseligkeit ungenützt vorbeyzulassen. Durch ihre Hülfe ist der Mensch in gleichem Maſse darauf vorbereitet, sowohl dann, wenn Gesundheit, Glück, Menschengunst, Reichthum und Ehre die Sphäre seiner äuſsern Wirksamkeit erweitern, sich auf die nützlichste Art Andern mitzutheilen, und von den Gütern der Welt den angenehmsten Gebrauch zu machen, als auch, wenn Krankheit, Unglück, Verachtung oder Dürftigkeit ihm den Zufluſs äuſserer Vergnügungen, oder den noch reizendern Einfluſs auf andere versagt, sich in sich selbst zurückzuziehen, und mit den eigenen Schätzen seines

Geistes und den unabhängigen Freuden des Nachdenkens hauszuhalten. — Indem sie, durch die Meditation, dem Menschen einen Genuſs möglich macht, der unter allen am meisten und am längsten in seiner Gewalt steht: gibt sie ihm auch ein Gegengewicht gegen das Verführerische sinnlicher Reize, und ein Hülfsmittel gegen die Schläge des Schicksals. In dieser Rücksicht verdient sie die wahre Kunst, zu leben, zu heiſsen.

5.

Die Naturlehre, oder die Philosophie über die Körperwelt, ist, von der eigentlichen Philosophie, welche ich bisher betrachtet habe, und welche vornehmlich den Geist des Menschen und die Erzeugnisse desselben, die Begriffe und die Sitten, zum Vorwurfe hat, mit Recht abgesondert worden. Sie hat, als Wissenschaft, ihren eigenthümlichen Character, und als Unterhaltung des Geistes, ihre eigenthümlichen Reize.

Sie ist eine Mischung von Mathematik und Philosophie, und verbindet also auf gewisse Weise den Geist und die Vortheile von beyden. Sie beobachtet: — aber sie braucht mechanische Werkzeuge, und hat daher gewisser körperlicher Geschicklichkeiten nöthig. Sie wendet ihren gröſsten Fleiſs und Scharfsinn auf die Bestimmung der Gröſsen und Grade. Sie schlieſst und kettet Ideen an einander, bald nach der strengeren Methode mathematischer Beweise und Rechnungen, bald in der freyen Manier einer philosophischen Untersuchung. Sie nimmt an der Gewiſsheit der Geometrie Theil, in so fern sie deren Lehrsätze anwendet. Sie hat mit der Philosophie das Mannichfaltige der Ansichten, aber auch das Ungewisse der Entscheidungen gemein, wenn sie in das Innere der Natur eindringen, oder ihren allgemeinen Zusammenhang überschauen will.

Die Gabe des glücklichen Experimentirens, und das mit demselben verbundene, in seiner Art einzige, Vergnügen, gehören beyde dieser

Wissenschaft eigenthümlich zu. Jenes Talent ist aus einer doppelten Erfindsamkeit zusammengesetzt: aus der eigentlichen geistigen, welche Probleme aufwirft und Möglichkeiten ausfindig macht, um die Natur über die Auflösung derselben zu befragen; — und aus einer mechanischen, welche die Werkzeuge dazu theils anzugeben, theils geschickt anzuwenden weiſs. Bey der Ausübung dieses Talents genieſst der Naturforscher das doppelte Vergnügen eines Künstlers und eines Gelehrten. Seine Sinne und sein Verstand, seine Hände und sein Geist, werden auf gleiche Weise beschäftigt. Je mehr aber der Mensch bey seinen Arbeiten beyde Theile seiner selbst, Körper und Seele, in's Spiel zu bringen weiſs, desto angenehmer wird er durch sie unterhalten, und desto weniger darf er, bey der Vervollkommnung des einen Theils, die Schwächung und Verschlimmerung des andern befürchten.

Ein zweytes Vergnügen des Naturforschers entsteht aus der Beobachtung der Körperwelt

Auch wie man soll ein'n Titel geben
Durchlauchtig, hochgeboren, eben
In der Geburt ist aufgestiegen
Hoch oben da die Fässer liegen.
Wir müssen jetzt den Bauer ehren
Fürsichtig, weisen, lieben Herren.
Sie lassen sich fursichtig schelten
Und wissen nicht was Rüben gelten;
Seyen wir dann geistlichs Orden,
Und hoch tituliret worden
Als geistlich fromm und heilig Väter
Den Himmel dient und alle Wetter.
Was soll ich viel sagen davon,
Der leiblich Teufel hat's gethon,
Daſs ein demüthig geistlich Mann
Hochfertig, glatte Wort' will han.
Wo will's zuletzt doch aushin gon,
Oder wie lang mag es beston?

und ihrer Erscheinungen, — einer Beobachtung, die, wie Alles, was die Sinne rührt, für den gegenwärtigen Augenblick lebhaftere Eindrücke macht, als die Wahrnehmung der Seelenveränderungen — diese Quelle philosophischer Ideen — obgleich letztere hinwiederum ihre Wichtigkeit und ihr Anziehendes auf längere Zeit behält.

Dazu kommt noch, daſs der Nutzen, der aus physischen und mechanischen Entdeckungen entsteht, den Augen des Publicums weit sichtbarer ist, als der, welcher neue Aufklärungen in der Seelenlehre, der Moral und Religion gewährt. Dieser zeigt sich nur in der persönlichen Bildung der einzelnen Menschen; jener in Vervollkommnung des Ackerbaues, der Manufacturen und Künste; also derjenigen Gegenstände, welche unmittelbar zu dem Endzwecke der Staaten gehören, und ihnen daher die wichtigsten sind. Dieser Umstand, welcher den Werth der physikalischen Wissenschaften in den Augen der Welt vergröſsert, erhöht auch bey den Eingeweihten derselben die Lust, die sie an ihrer Beschäftigung finden.

6.

Noch muſs ich eines Zweiges der Literatur erwähnen, der zwar entweder nur Hülfsmittel zu den bisher genannten Wissenschaften darreicht, oder als ein Theil schon darunter begriffen ist; — der doch aber auch, von denselben abgesondert, den Fleiſs eines Gelehrten beschäftigen kann, und, in diesem Falle, dem Geiste desselben eine besondere Art der Bildung, und, bey der Erwerbung dieser Kenntnisse, eigenthümliche Vergnügungen gibt: — ich meine der Philologie, oder des Studiums der alten Sprachen und der damit verbundenen Alterthumskunde.

Was die Sprachen betrifft: so sind sie eigentlich nur die Wege, auf welchen die Wissenschaft, oder die Geschichte alter Zeiten, oder entfernter Völker, zu uns gelangt. Die Alterthumskunde hingegen, sie bestehe nun in Kenntniſs der Schriftsteller, oder in Kenntniſs der Sitten und Verfassungen, oder endlich in Kenntniſs der Kunstwerke des Alterthums, enthält selbst entweder Geschichte oder Wissenschaft. Indessen lassen sich auch selbst die Sprachen, besonders die todten und alten, so wenig ohne die auf die Nationen, welche sie redeten, sich beziehenden Sachkenntnisse erlernen; und die Untersuchung der Alterthümer ist hinwiederum mit Sprachforschungen so unzertrennlich verbunden, daſs, aus beyden zusammengenommen, ein eigenes System von Kenntnissen erwächst, welches das philologische heiſst, und zu beyden ein gemeinschaftliches Talent erfordert wird, welches man das kritische nennen könnte.

So trocken und freudenleer das bloſse Sprachstudium zu seyn scheint, und so viel es von jeher beygetragen hat, die Wissenschaften der jugendlichen Lebhaftigkeit unangenehm zu machen: so ist es doch sicher, daſs, wenn die ersten Schwierigkeiten überwunden sind, und der Verstand sich damit zu beschäftigen anfängt, es schon dadurch etwas Anziehendes bekömmt, daſs es uns die menschlichen Ideen, unter einer Mannichfaltigkeit von Formen, darstellt, und zum Theil unter kürzern, anmuthigern, ausdrucksvollern Formen, als es die unserer Muttersprache sind.

Ueberdies, so wie die Schwierigkeit und Verwickelung, die der Anfänger in den geometrischen Beweisen und in der algebraischen Rechnungsart findet, ihm, wenn er in beyden weiter gekommen ist, desto mehr Vergnügen zubereitet; weil er dann jene Schwierigkeiten überwunden, und diese Verwickelungen aufgelöst sieht: so gibt auch die Erlernung der alten Sprachen und die Erklärung der alten Schriftsteller — die oft nur durch eine Art von Dechiffrirkunst möglich ist — dem Humanisten in einem vorzüglichen Grade diejenige Geisteslust, welche in der Auffindung verborgener, oder in der allmähligen Aufhellung dunkler Gegenstände, besteht. — Daher kommt es vielleicht auch, daſs wir den Inhalt und den Geist dieser Schriften, die Gedanken selbst sowohl, als die Kunst des Vortrags in ihnen, etwas über ihren wahren Werth zu schätzen geneigt sind. Wahrheiten, die uns in den Werken unserer Zeitgenossen und unserer Landsleute gleichgültig lassen, weil sie uns zu geläufig geworden sind, und wir sie zu leicht übersehen, erregen bey uns Aufmerksamkeit und Theilnahme, wenn wir sie bey einem Griechen und Römer, bekleidet mit einem uns so fremden Ausdrucke, wieder finden, daſs eine neue Anstrengung nöthig ist, ihren Sinn oder ihre Gründe einzusehen. Aber eben dieser Umstand, ob er gleich zu Vorurtheilen, und einer falschen Schätzung des Alten und Ausländischen verleiten kann, weiset doch auf einen reellen Nutzen hin, der sich aus dem Sprachstudium ziehen läſst. Eben diese, durch die Dunkelheiten des Ausdrucks, geschärfte Aufmerksamkeit auf die Sachen, vermehrt den Eindruck des Wahren und Schönen, wenn man endlich solches in den Werken der

Alten findet. Man denkt tieſer über das erstere nach, man empfindet das letztere inniger, wenn es Zeit und Mühe gekostet hat, es zu entdecken.

Das flüchtige Lesen, welches den Nutzen der vaterländischen Literatur bey so vielen, besonders jungen Studirenden, vermindert, ist bey den alten Schriftstellern unmöglich. Man muſs es entweder aufgeben, sie zu verstehen, oder man muſs sie langsam und mit angestrengter Aufmerksamkeit lesen. Dann aber erst kann ein Werk des Geistes seine Bestimmung, sie sey Unterricht, oder Beschäftigung der Einbildungskraft, oder Rührung des Herzens, erfüllen, wenn der Geist des Lesers ihm nicht nur sich, leer von fremden Ideen, ganz überläſst, sondern auch durch freywillige Aufmerksamkeit, so zu sagen, entgegenkommt. Was Wunder also, daſs jene, dem Scheine nach, so leichte und so angenehme Lectüre dem bloſsen Liebhaber in Kurzem lange Weile macht, und diese schwere, arbeitsvolle, dem Philologen Unterhaltung auf seine Lebenszeit gewährt.

Wenn das Reisen etwas Angenehmes und Lehrreiches ist, so ist es das philologische Studium auch. Der Reisende sucht fremde Völker kennen zu lernen, indem er sich unter sie begibt, und ihr Land und ihre Sitten sieht: der Sprachgelehrte versetzt sich nicht nur unter entfernte, sondern auch unter längst ausgestorbene Nationen, indem er ihre Sprachen erforscht und ihre Schriften liest. Und gewiſs ist die Bekanntschaft oft viel genauer, welche der letztere, als die, welche der erstere mit dem ausländischen und entfernten Volke stiftet. Tief ist der Geist jeder Nation in ihre Sprache verwebt: und es ist nicht möglich, diese gründlich studirt zu haben, ohne in jenen eingedrungen zu seyn. Zwar muſs der, welcher die Menschen blos durch die Lesung ihrer Geisteswerke kennen lernen will, seine Einbildungskraft und sein Nachdenken anstrengen, um sich unter sie, nach Zeit und Orte, zu versetzen, und um aus den einzelnen Zügen, die sie ihm von ihrer Gestalt angeben, ein vollständiges Bild zusammenzusetzen. Der hingegen, welcher als gegenwärtiger Zuschauer mitten unter ihnen lebt, darf nur seine Sinne sich belehren lassen. Aber der angenehme Eindruck, der aus der Mannichfaltigkeit und Abwechselung der Gegenstände, — und das Lehrreiche, das aus den anzustellenden Vergleichungen unter ihnen entsteht, ist doch beyden, dem Reisenden, welcher mehrere Länder besucht, und dem Gelehrten, welcher sich die Sprache und Literatur mehrerer Völker zu eigen macht, gemein. Und oft zeigt der Anblick und die Gegenwart dem erstern nur die äuſsere Gestalt der Menschen und das Uebliche in ihren Sitten, indeſs Wort und Schrift dem letztern, trotz seiner Entfernung, das Geistige und Moralische einer Nation aufdeckt. Jener muſs sich mit dem Umgange derjenigen Personen im Auslande begnügen, zu welchen ihm der Zufall und seine Lage Zutritt verschafft. Dieser kann sich seine Gesellschafter und Lehrer unter dem fremden Volke auswählen, und mit dessen ersten Männern eine Vertraulichkeit stiften.

Ich schlieſse mit einigen allgemeinen Betrachtungen, welche die Wissenschaften überhaupt, nicht einen Zweig derselben insbesondere, betreffen. Das gröſste Vergnügen des gesitteten Menschen wird ihm durch den gesellschaftlichen Umgang verschafft, oder wird doch von ihm im gesellschaftlichen Umgange genossen. Das gröſste oder das reellste Gut, welches Stand und Reichthum, diese allgemeinen Gegenstände der menschlichen Begierden, ihrem Besitzer gewähren, ist, daſs sie es ihm eher möglich machen, sich seinen Umgang unter den vorzüglichsten, oder am vorzüglichsten scheinenden, Menschen zu suchen, und mit solchen zu leben. Was thun nun die Wissenschaften, wenn sie auf die rechte Art getrieben werden? — Sie führen uns in die Bekanntschaft der gröſsten, oder doch der verständigsten, Männer aller Jahrhunderte und aller Nationen ein. Wenn auch der groſse Schriftsteller, den ich lese, nicht ganz in seinem Buche darstellen konnte, was er als Mensch war: - so legte er doch gewiſs in dasselbe seine reiſsten, am besten durchdachten, am vollkommensten ausgedrückten Ideen nieder. So sprach er, kann ich sicher annehmen, mit seinen Freunden, wenn er am heitersten und liebenswürdigsten war. — Auch die Sinnesart, die Empfindungen, der sittliche Character eines Verfassers, sind nicht ganz in seinen Schriften unkenntlich. Man kann freylich schöne Sittensprüche vorbringen, die man nicht befolgt, und viel vernünftiger schreiben, als man handelt. Aber bey einem längern Werke, und besonders bey dem Werke eines Mannes von Genie, das heiſst, von feurigem Geiste und selbstdenkendem Verstande, — der nicht Worte, sondern Sachen schreibt, nicht fremde, auswendig gelernte Ideen, mit künstlichen Wendungen wiederholt, sondern eigene, aus Drange des Herzens, oder in der Fülle seiner Ueberzeugung, mittheilt: — bey einem solchen Werke ist es unmöglich, daſs nicht auch der Character, die Sitten, die Neigungen des Herzens, ihre Farbe demselben mittheilen, und den Verfasser auch als Menschen seinem Leser kenntlich machen sollten. Die besten

Der nasse Knabe.

Das sind mir freylich nasse Knaben,
Die viel verzehr'n und wenig haben,
Und sind mit bösem Wasser g'waschen,
Auch hond den Schlüssel in der Taschen,
Damit sie den Schalk auſser Lohn
Doch könnten wieder b'schlieſsen schon,
Könnten sich in dem Stegreif nähren,
Mit neuen Besen Stuben kehren,
Die Fliegen von den Herren wehren,
Thun heimlich in den Mantel stechen,
Mit Fensterwerfen sich selbst rächen,
Schmachbüchlein schreiben ohn' ein'n Namen,
Mit Lügen hetzen wider zamen,
In der Kutte geistlich g'berden,
Dem dennoch möcht' ein Oertchen werden
Bey diesen frommen nassen Knaben.
Ob sie mir's schon für übel haben,
Daſs ich dieselben hieher stell',
Was kann ich für mein Ungefäll?
So ich dies Jahr Zunftmeister bin,
So stell' ich sie nach meinem Sinn;

Schriften tragen am stärksten das Gepräge der Nation, des Jahrhunderts und der Person, von welcher sie herstammen. Diese Gepräge zu erkennen, sich in die Lage des Schriftstellers, den man liest, oder in die, welche er schildert, zu versetzen; dazu gehört, wie ich schon angezeigt habe, ein eigenes Talent, — die Gabe, seine Imagination, wenn ich so sagen darf, durch seinen Verstand in's Feuer zu setzen; allgemeine Begriffe in Anschauungen zu verwandeln, aus dem Theile das Ganze zu errathen, — und besonders in den Reden eines Ander nicht blos seine Ideen, sondern auch sein Denkungsart aufzufassen. Aber dieses Talen ist auch die Eigenschaft, die von jedem gute Leser gefordert wird. Es ist eine Bedingung ohne welche man kein wahrer Gelehrter werden, und also auch das Vergnügen an de Wissenschaften nicht schmecken kann. We nun aber mit diesem Talente versehen, zugleic einige Hauptsprachen der alten und neuen Wel besitzt: welche Glückseligkeit ist es für diese nicht, bald unter den besten und weiseste

Männern Roms und Griechenlands umherzuwandeln, — sie ihre Beobachtungen und Empfindungen, auf die ihren Sprachen eigenthümliche Art, ausdrücken zu hören, und die Welt gleichsam so zu sehen, wie sie sich zu ihrer Zeit in ihrem Geiste abspiegelte; bald wieder zu seinen Zeitgenossen zurückzukehren, und von den Gelehrtesten, den Tiefdenkendsten, den Witzigsten aus allen den Völkern, die der lehrbegierige Reisende mit Beschwerde aufsucht, sich in der Ruhe seines Studierzimmers unterhalten, ergötzen und belehren zu lassen! Welcher Mensch ist in einer so glücklichen Lage, daſs ihm der persönliche Umgang mit vielen, an Geist, Character und Einsichten ausgezeichneten, Personen zu Theile wird? Wie vieler schaaler, langweiliger, geistloser Menschen Umgang und Geschwätz müssen nicht selbst diejenigen Personen ertragen, welche in den gröſsten und glänzendsten Gesellschaftskreisen leben, und die am meisten die Macht in Händen haben, sich ihren Umgang selbst zu wählen? Der wahre Gelehrte, wenn er auch von der Welt entfernt lebt — wie er in Deutschland, vielleicht zu seinem Besten, lange Zeit gelebt hat — ist in seiner einsamen Zelle mit den edelsten, angenehmsten, geistreichsten Gesellschaften aller Zeitalter umgeben. Sie theilen ihm ohne Rückhalt alle ihre Ideen mit: er bereichert und verschönert dadurch die seinigen. Und wenn er nun durch den Geist der groſsen Schriftsteller zugleich genährt und angeflammt, die Feder zur Hand nimmt, und selbst auftritt, seine Zeitgenossen oder die Nachwelt zu belehren, — wenn er dann etwas hervorbringt, welches dem Ideale von Vollkommenheit, in Gedanken und Schreibart, nahe kommt, das jene Muster in seinem Geiste zurückgelassen haben: dann genieſst er der höchsten Freuden, deren der Mensch, als verständiges Wesen, fähig ist — der Freude, das Schöne zugleich zu fühlen und hervorzubringen — selbst lebhaft unterhalten zu werden, und am Vergnügen und Nutzen Anderer zu arbeiten, — sich zugleich an seiner eigenen Vollkommenheit, an der Anmuth, der Erhabenheit und dem innern Werthe der Gegenstände, — und an der von ihrer Bearbeitung zu hoffenden Wirkung, auf das Wohl seiner Nebenmenschen, zu ergötzen.

Man vergleiche die Vergnügungen dieses Mannes mit den Vergnügungen der Personen, die in dem Besitze der höchsten, äuſseren Glücksgüter sind, der Fürsten und derer, die sie an ihren Höfen versammeln. Diese erwarten ihr Vergnügen, so wie jener, vornehmlich aus zwey Quellen, — von Gegenständen, die ihre Neubegierde befriedigen und ihnen Zeitvertreibe verschaffen, und von Gelegenheiten, wobey sie ihre Fähigkeiten äuſsern und Andern sehen lassen können. Aus diesen beyden Triebfedern — dem Triebe, von Andern auf eine angenehme Art beschäftigt zu werden, und dem, auf eine leichte Art selbst thätig zu seyn — entsteht groſsen Theils die Begierde, welche den Menschen in die Gesellschaft treibt, und das Vergnügen, welches ihn darin Befriedigung finden läſst. — Aber mit welchen ganz leeren und nichtsbedeutenden Gegenständen muſs nicht oft der Mann, der nur seinem Vergnügen nachgeht, der Günstling des Glücks, oder des Hofes, bey allem dem Schimmer, der seine Sinne blendet, seinen Geist befriedigen lassen! Welches ewige Einerley von immer wiederholten Gemeinwörtern füllt sein Ohr und läſst sein Herz leer! Ist er begierig, sich unterhalten zu lassen? — Er erfährt oft in langer Zeit nichts, was ihm im Mindesten wichtig wäre, oder eine wirkliche Theilnehmung bey ihm erregte. Immer von Menschen umgeben, die den Schein haben, ihn unterhalten zu wollen, hört er doch vielleicht in ganzen Tagen nicht einen einzigen Gedanken, der ihn durch seine Wahrheit, oder durch seinen Witz, aufmerksam machte, — nicht eine Betrachtung, die ihm einleuchtete oder ihn belehrte. — Ist er begierig, Andere zu unterhalten? — Er findet selten Zuhörer, die geneigt wären, ihm dazu Gelegenheit zu geben, — noch seltener Gesellschafter, die, seinen Geist in's Spiel zu bringen, seine Kenntnisse oder seinen Witz hervorzulocken wüſsten. Wenn manche, wirklich geistreiche Männer sich in diesem Gewirre von Zerstreuungen und Eitelkeiten doch noch wohl zu befinden scheinen: so ist es entweder die Gewohnheit, welche ihnen dasselbe erträglich macht, oder, wenn sie zugleich eitle Menschen sind, ist es der Schein der Glückseligkeit, mit welchem sie den entferntesten Zuschauer täuschen.

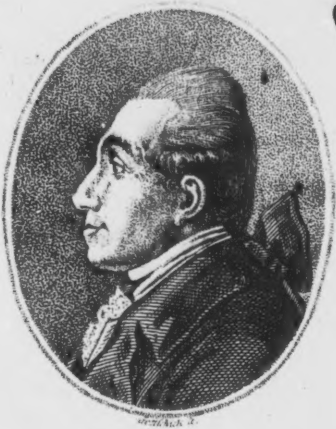
Hingegen hat der mit Glück arbeitende Gelehrte, — der mit den Wissenschaften emsig beschäftigte Kenner und Anbauer derselben, das Wesen der Glückseligkeit, ohne ihren Schimmer. Er kann unter seinen Büchern unmöglich ohne Belehrung bleiben, wenn er Belehrung sucht. Und wenn er Andere belehren will, so hat er seine ganze Nation und die Nachwelt zu Zuhörern, so bald er sich fähig genug fühlt, seine Einsichten öffentlich vor beyden in Schriften darzulegen.

Allerdings hat auch diese Rose ihre Dornen. Die Wissenschaften haben ihre dürren und unfruchtbaren Gegenden, die man demohnerachtet auf dem Wege zur Erkenntniſs nicht umgehen kann. Ehe der Verstand arbeiten kann, muſs erst das Gedächtniſs angefüllt, und der nöthige Vorrath von Materialien mit Mühe herbeygeschafft werden. Ehe ich mit den Schriftstellern mehrerer Nationen meinen Geist nähre, muſs ich erst ihre Sprache lernen. — Nicht alle Kenntnisse, aus denen ich die mir unentbehrlichen Kenntnisse schöpfe, sind Männer von Genie, die mich zugleich zu fesseln und zu ergötzen wüſsten. Auch der Gelehrte, auch der Weise ist, bis auf einen gewissen Grad, den Gesetzen der Mode und des Vorurtheils unterworfen. Er muſs manche des Wissens unwürdige Dinge lernen, um nicht unwissend zu scheinen, und durch Blöſsen, die er in Kleinigkeiten gibt, den Credit, dessen er zur Beförderung des Guten in wichtigen Sachen nöthig hat, zu vermindern. Sobald Gelehrsamkeit Stand und Beruf eines Menschen wird: so ist dieser auch verbunden, manche Theile der Wissenschaften durchzustudiren, blos, um zu wissen, daſs hinter denselben nichts verborgen sey; — manche Schriftsteller durchzulesen, um nur überzeugt zu seyn, daſs sie nicht unterrichten. Auch ist die Ruhe des Körpers, die bey dem Gelehrten mit der Thätigkeit des Geistes verbunden zu seyn pflegt, weder der Gesundheit des ersten, noch der Lebhaftigkeit des andern zuträglich. — Allerdings hat das geschäftige Leben und der Umgang, als Mittel der Geistesbildung, oder als Quelle des Vergnügens betrachtet, dieses vor dem Studieren voraus, daſs in ihm Verstand und Sinnen, Seele und Körper zugleich beschäftigt werden. Die Lebhaftigkeit des Geistes muſs von Natur gröſser seyn, „wenn sie bey einer ganz sitzenden Lebensart ungeschwächt ausdanern soll. Das Feuer des Genies muſs dem, zum gröſsten Schriftsteller geborenen, Menschen in zwiefachem Maſse mitgetheilt seyn, weil es durch Stille und Einsamkeit, in welcher gewöhnliche Geisteskräfte erschlaffen, nicht soll gedämpft werden können. — Aber so ist es. Jedes Vergnügen, jede Art der Glückseligkeit erfordert gewisse Eigenschaften der Natur, ausgebildet durch Fleiſs, und in ihrer Anwendung regiert durch Tugend. Das gröſsere Vergnügen setzt auch gröſsere und seltnere Eigenschaften voraus. Dank sey es der Vorsehung, daſs wenige Menschen darauf eingeschränkt sind, nur auf eine einzige Art glücklich zu seyn. Die meisten sollen und können das geschäftige Leben, die Staatsämter, den Ackerbau, oder den Handel, mit den Wissenschaften verbinden. Wer indeſs den Kern der letzteren auch nur zuweilen und in einigem Grade genossen hat, wird mit mir darin übereinstimmen, daſs zu der Glückseligkeit, die dem menschlichen Geschlechte auf Erden zu Theil geworden ist, die Dichtkunst, die Philosophie, und die Gelehrsamkeit überhaupt, einen sehr beträchtlichen Beytrag liefern.

Wenn sie ein'n andern nach mir wählen,
Der mag's nach seinem Willen stellen,
Dieweil ich bin an meinem Amt,
Kehr' ich mich nicht an sie allsammt.
Nasse Knaben, trockne Flaschen,
Mit bösem Wasser sind sie gewaschen,
Daſs ich kein ander Oertchen ſind'
Denn dies ſür solche böse Kind.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17857/039



I.I.Engel.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von
Friedrich Raſsmann.

1900.3452

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Sieben und fünfzigstes Bändchen.

Engel's Philosoph für die Welt; im Auszuge.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Biographie des Verfaſsers.

Johann Jakob Engel wurde am 11. September 1741 zu Parchim, im Mecklenburg-Schwerinschen, geboren. Sein Vater lebte dort als Prediger. Schon in der frühesten Jugend verrieth der Knabe hohe Geisteskräfte. Sein Gedächtniſs war schnell und stark; sein Witz und seine Beurtheilungskraft übertrafen seine Jahre. Er kam im neunten Jahre auf die Schule nach Rostock, und verlebte dort auch einen Theil seines akademischen Lebens; dann ging er nach Bützow, wo er im Jahr 1763 Doctor der Philosophie wurde. Im Jahr 1765 kam er nach Leipzig, wo er besonders seine philosophischen Studien mit Eifer fortsetzte, und mit ihnen die Cultivirung der ältern und neuern Sprachen verband. Hier bildete er sich zum eigentlichen Gelehrten. Aber durch das zu angestrengte Studiren zog er sich die Leiden der Hypochondrie zu. Seinen

Unterhalt muſste er sich durch schriftstellerische Arbeiten sichern. Er übersetzte, gab Privat-Unterricht, hielt einige Vorlesungen. Seine Schriften brachten ihn bald in Ruf; sie erwarben ihm die Freundschaft der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Unter vier Vocationen, die ihn zu gleicher Zeit von Leipzig abriefen, ſolgte er der als auſserordentlicher Professor am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Hier lehrte er von 1776 bis 1787 mit dem gröſsten Beyfalle, ward Mitglied der königlichen Akademie, und schrieb die mehrsten seiner allgemein bekannten Werke. Späterhin wurde er Lehrer des jetzt regierenden Königs von Preuſsen; im Jahr 1787 ernannte ihn der König zum Oberdirector des Berliner Theaters; im Jahr 1794 gab er aber diesen Posten gern wieder auf. Von 1795 bis 1798 lebte er zu Schwerin; er wollte da seine Tage beschlieſsen, als ihn der Wille seines ehemaligen königlichen Zöglings auf's neue nach Berlin zurück rief. Seine geschwächte Gesundheit gestattete ihm nicht, einem Amte vorzustehen; er lebte also blos den Musen, und eine ansehnliche Pension schützte ihn gegen Nahrungssorgen. Als Schriftsteller bewies er sich jetzt sehr thätig; er arbeitete über seine Kräfte, und beschleunigte dadurch sein Ende. Um seine alte Mutter noch einmal zu sehen, unternahm er, allen körperlichen Leiden trotzend, im Jahr 1802 eine Reise nach Parchim, wo er am 28. Juny desselben Jahres starb.

Engel war ein edler, menschenfreundlicher Mann; und wenn Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Freymüthigkeit, Sinn für alles Gute und

Schöne; wenn kindliche Liebe, Wohlthätigkeit und unveränderliche Treue in der Freundschaft Züge eines schätzenswerthen Charakters sind, so besafs ihn Engel, trotz den kleinen Flecken, die manches Auge in demselben bemerken wollte. — Er war einer der hellsten und scharfsinnigsten Gelehrten, der in allen Fächern, die er bearbeitete, sich Ruhm erwarb. Die Kritik des Geschmacks und die praktische Philosophie haben durch ihn sehr gewonnen. Seine Schauspiele stehen neben denen von Lessing. Er ist

Von Reichsstädten reden.

Mancher will all's richten aus
Was in dem Reich ist und daraus,
Wie das römisch Reich bestand
Mit deutschem und mit wälschem Land;
Und wenn man's bey dem Licht besicht
So ist ihm doch befohlen nicht.
Wer andrer Sachen mit sein'm Schaden
Auf sein'n Rücken will beladen
Und will mehr tragen denn er mag
Und für andre führen Klag',
Der Tag und Nacht hat groſse Sorgen
Wem die Vened'ger Geld erborgen,
Wie sie es wollen wieder geben
Und wie der Pabst halt' Haus daneben
Und wie des Röm'schen Königs Bund
Der Franzos nicht halten kunt,
Und nimmt sich viel des Königs an
Der ihm nie kein'n Befehl hat g'than,
Der mag wohl seyn ein Gaukelmann,
Wo wir trinken oder essen
Des Königs woll'n wir nicht vergessen.

einer der ersten deutschen Prosaisten, und als Erzähler fast unnachahmlich. Was er geschrieben hat, ſing er einige Jahre vor seinem Tode an in einer vollständigen Sammlung verbessert noch einmal heraus zu geben; diese Sammlung beschlossen seine Freunde. Sie begann im Jahr 1801, und wurde im Jahr 1806 mit dem zwölften Bande vollendet.

Der Philosoph für die Welt, eine Sammlung praktisch-philosophischer Aufſätze von ihm und einigen seiner Freunde, füllt die beyden erſten Bände dieſer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Schriften. Dieſer **Philoſoph für die Welt** wurde bereits im Jahr 1775 zum erſtenmale gedruckt, und dann wiederholt im Jahr 1787. Die trefflichſten Stücke, die **Engel** ſelbst lieferte, ſind für die gegenwärtige Etui-Ausgabe ausgewählt. Der Zweck des Buches iſt: Wahrheiten der Philoſophie, die Jedermann intereſſiren, entweder darzuſtellen, oder zu erweiſsen; den Inhalt desſelben machen philoſophiſche Materien aus, die auf eine gefällige und faſsliche Art vorgetragen werden. Es wechseln darin Erzählungen, Dialogen, Allegorien, Briefe anmuthig mit einander ab. —

Beurtheilungen dieses Werkes findet man: 1) In der neuen Bibl. der schönen Wissenschaften. B. 20. S. 83. B. 38. S. 73. 2) In der allgemeinen Deutschen Bibliothek, B. 28. S. 484. B. 35. S. 330. B. 80. S. 134. und in andern kritischen Blättern. Ausführlichere Nachrichten von des Verfassers Leben liefern: 1) Bauers Gallerie II. S. 537 — 544. 2) Im Freymüthigen, 1804. 3) In Jördens's Lexikon deutscher Dichter etc. B. I. S. 444 — 477.

Inhalt.

Seite

Tobias Witt 1

Ueber Emilia Galotti 10

Traum des Galilei 56

Der Aetna 69

Ueber den Tod 100

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäſsigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daſs ihrer je zwey und zwey zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei! fing der alte Witt an, und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muſs nur fleiſsig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muſs es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckt' er ganz ſinster in sich hinein. — Wie meynt Er nun wohl, Herr Till, daſs die Leute den hieſsen?

Wie? — Einen tieſsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! dacht' ich da bey mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muſs man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen, das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfuy! Sprich du lieber mit Andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiſs nicht; so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein Anderer herum, das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till — wie meynt Er wohl, daſs die Leute den wieder hieſsen? —

Einen lustigen Kopf? —

Beynahe! Sie hieſsen ihn auch einen Narren. — Hui! dacht' ich da wieder: das ist doch drollig! Wie muſst du's denn machen, um klug zu heiſsen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der Eine, und dann siehst du hubsch bedächtig in dich hinein, wie der Andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink! und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniſs.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei, was? fing der alte Witt an, und schüttelte ihn: Er muſs das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muſs darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilft's? — Immer kommt ein Streich über den andern. Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schoos, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehn muſs Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straſse voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von sich geworfenen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daſs die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau?

Und ſragen, wie der Pabst Haus halt'
Und klagen des Franzosen G'walt,
Auch wie er uns mit List daneben
Eins auf den Schwanz uns werde geben,
Und wie der König von Arragon
Die von Venedig nicht woll' lohn'n
Und der Türk' komm' über Meere,
Das kümmert uns von Herzen sehre,
Der Dreck leit *) uns so nah beym Herzen
Daſs wir davon hond groſse Schmerzen,
Die Reichsstädt' müssen auch daran
Die hond uns dies und das gethan,
Wir woll'ns nicht ungerochen lan.
Lieber Schelm, schüſst **) du das dein'
Und lieſs'st die Reichsstädt' Reichsstädt' seyn,
Und tränkest guten Wein daſür,
Das Reich darum kein' Stadt verlür'.

---

*) liegt.

**) besorgtest.

Ei die alte Lehre: Du sollst die Nase nicht allzu hoch tragen.

Ja, sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein Anderer gegangen; das war der Stadtpoet, Herr Schall; der muſste entweder Verse, oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hinein sinken wollte. — Krach! riſs ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und muſste ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meyne, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muſs? —

Sie meynen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freylich! daſs man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beyden Seiten umher wirft, so kommt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabey nicht heraus kommen, das seh' ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meynt Er denn wohl, lieber Herr Wills, daſs Er braucht? —

Ach, nicht viel. Eine Kleinigkeit. Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist, die will ich Ihm geben. Recht gern. — Und damit Er sieht, daſs ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein!

Es ist nichts. Es ist ein bloſses Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thor hinaus.

Ei, das wäre! Die hieſs?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an: Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will daß machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bey dem Bankerutte verloren? — Ach was? sagte er wieder: Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saſs in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er muſste zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniſs verläſst mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm; der baute von einer andern Redensart das ganze groſse Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu?

Ei, um's Himmels willen! Die mögt' ich wissen. — Die hieſs?

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bey dem Handel verdient? — Ach, viel Geld! fing er an: viel Geld! — und da sah' man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte:

Was ist ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder: ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze groſse Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen, oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beyden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beyde gemerkt, und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bey meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld! lieber Herr Witt. Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muſs man sprechen, wie der Herr Tomm, und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muſs man sprechen, wie der Herr Grell.

Ueber Emilia Galotti.

Erster Brief.

Sie haben Recht, liebster Freund; wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedene Kunstrichter darin haben finden wollen, so würde man sie doch alle über den einzigen Marinelli vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des Odoardo und der Orsina, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre, so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfang bis zu Ende so wohl erhaltenen Charakter des Marinelli. Von der moralischen Seite betrachtet, sey er so schwarz als er wolle; ich bin der erste, ihn zu verwünschen, aber von der poetischen ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint Marinelli als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Uebung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleyen sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und Alles wird, was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persifflirende Witz, womit er über Appiani und Orsina herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortrefflich weifs, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn zu dem Punkte, wo er ihn haben will, hin bringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurück holen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem gröfsten Vortheil zu nutzen weiſs; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln heraus zu reden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weiſs; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läſst, neue Hülfsquellen zu eröffnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Fürsten hinnimmt, und, ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läſst. — — Doch wie kann ich alle diese einzelnen Züge herzählen, die so wohl zusammen geordnet, so fein in einander verflöſst, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daſs ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andere dieser Züge in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint (welches doch vielleicht nur im fünften Akt der Fall ist, wo Marinelli dem Fürsten eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt), so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charackter des Fürsten, der, wie Sie selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen sie am Ende ihres Briefes: ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchlöser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daſs es sonderbar wäre, wenn er sich diesen Fehler in seinen eigenen Werken zu Schulden kommen lieſse. Aber Marinelli, deucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen entscheidend genug sind; nur das könnte etwa beleidigen, daſs er diese Bosheiten mit so groſser Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darin zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, ohne daſs er oft selbst mehr weiſs, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des Appiani. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äuſserste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweykampf gleichsam dazu gezwungen hätte; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit groſser Kunst im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde erscheint er am häſslichsten, als — ich will es mit dem Worte der Claudia sagen — als der Kuppler des Fürsten. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug,* dem das äuſserste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Fürsten zu seinem Zwecke verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, muſs man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hinein denken. Lieblinge seiner Art verüben solche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eignen heiſsesten Begierden sind: weil sie durch anders nichts zu dem zu gelangen wissen, was für sie die höchste, ja die einzige Seligkeit des Lebens ist. Denken Sie sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon durch die ersten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren so eingeschränkten, aber eben deswegen nur fester begründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Person des

Ein Speck auf der Falle.

Wer nach sein'm Sinn will fahen Mäus',
Der schmier' die Fall' vorhin mit Fleiſs.
Es ist ein Sprichwort heu'r und fern:
Wo man schmiert, da fährt man gern;
Willst du daſs deine Thür' nicht kirren *),
So sollst du sie vor wohl beschmieren.
Wer nicht wohl schmieren kann ein' Fall',
Mit Honig streichen Gift und Gall',
Sau'r mit Süſs vermischen kann,
Der laſs die Meſs zu Frankfurt stan;
Da lernst du wohl des Kaufmanns Tand,
Wie man ihn treibt in allem Land.
Das Oberst' ist schon zugerist,
Lug' du für dich was unten brist.
Der Schaufalt **) hat ein gut Gesicht,
Wiewohl dem andern viel gebricht,
Darum so heiſst es Abentheu'r

---

*) knarren.

**) Ein gefalteter Frauenrock.

Fürsten, von Rang, von Einfluſs, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Fürsten zu seyn, unangemeldet zu ihm hinein treten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bey der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, seine eigene Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmsten zu bekommen, das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Daseyn hassen würden, und auch Ursache hätten, es zu hassen. Denn was können doch diese Armseligen, deren ganze Kenntniſs sich auf Etikette und Ränke einschränkt; was können sie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für sie keine Cour, keine Tafel, keine Galla mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor langer Weile den Tod zu wünschen und zu sterben? Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen muſs, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glücksstande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten!

Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Fürsten; und diese zu erwerben, was gibt es für Mittel? Verdienste um den Staat, oder Verdienste um seine Person. Zu jenen, die noch überdies, wenn der Fürst ein Wollüstling oder ein Müſsiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die Camillo Rota; — also bleibt ihnen nichts übrig, als sich um die Person des Fürsten verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Fürsten ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Eigensinnigkeit ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbey schaffen, ihnen darin zuvor kommen. Das führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen Anfangs, eh' sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können; aber was in aller Welt sollen sie machen? Der nichtswürdigen Seelen gibt es überall, und nirgend mehr, als in der Gegend der Höfe; was also sie nicht thäten, würde ein Anderer thun; dieser Andere würde sie weg drängen, würde an ihrer Stelle treten, würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen eines Fürsten nur nachzugehen; er sucht auch ausdrücklich, sie zu erwecken; er gibt sich die äuſserste Mühe, besonders wenn der Fürst noch jung ist, seinen Charakter zu verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem allen gesellt sich dann noch die Cabale, der Neid, die Lust an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung miſslicher Projecte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiſs nicht, wie Sie oder andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohl gezeichneten bösen Charakter eben so sehr, und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniſs des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf die Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster in seiner natürlichen Häſslichkeit darstellt, bessert oft mehr, als ein anderer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervor locken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, groſsmüthiger Gemählde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muſs man noch mehr, muſs man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daſs ich Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daſs eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer, und gewiſs für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unsere Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortreffliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzelnen Situationen bearbeiten konnte, weiter zu entwickeln, und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntniſs der Welt und des Menschen zeigen, durch nichts mehr unterrichten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: daſs sie ihnen nehmlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgingen. —

Zweyter Brief.

Auch über den Charakter des **Appiani** bin ich im Ganzen mit Ihnen einig; er enthält etwas auffallend Sonderhares. Der Mann hat alle mögliche Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthesten Familie; wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat; und bey alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig, mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie, oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu seyn, — so muſs sie nothwendig in seiner jetzigen besondern Verfassung liegen; aber was wir da sehen, ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, daſs er bey dem Fürsten noch vorfahren und ihm seine Vermählung kund machen soll; aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimniſsvollen Ahnungen, deren er gegen Emilie und ihre Mutter erwähnt; aber blos erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen.

Ich will nicht läugnen, daſs dergleichen Ahnungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entstehen; so viel aber weiſs ich, daſs ich auf der Bühne noch immer lieber Träume als Ahnungen haben möchte. Jene sind gewöhnlicher, und werden im Schlafe, wo die Seele von den Eindrücken der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch eine freye umher schwärmende Phantasie erzeugt; sie erlangen oft den äuſsersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauern, und Bänglichkeit und Schwermuth hervor bringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne weg wünschte, so möchte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so auſserordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen sind hier so groſs, so mannichfaltig, so in die Augen leuchtend; der einzig klar erkannte Grund zum Verdrusse ist so nichtig, so unbedeutend, daſs er das Züngelchen in der Wage kaum um eine Linie verrücken sollte; und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was gibt der Wage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reiſst sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahnung, wovon niemand, Appiani selbst nicht, weiſs, wo sie her kommt; ein gewisses unnennbares Etwas, das sich vielleicht eben deswegen nicht nennen läſst, weil es so ein bloſses Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sey? Ob er durch dieses Mittel blos den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin muſste, desto leichter und kürzer hin zu kommen; darüber mögte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen können. Ist meine Hypothese falsch, nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächst hin muſste, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf bey'm Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bey dem Angelo ausgemacht hätte, so wäre der ohnedies schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroſse Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan; er will nur für's erste die Vermählung hindern und die Braut haben; daſs er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht blos zu verwunden, sondern nieder zu schieſsen, davon liegt der wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweykampfe. Wie sollte nun aber der Dichter zu diesem Zweykampfe hin? Beyde muſsten sich schon groſse Beleidigungen sagen, eh' es bis zur Ausforderung kam; es muſste geschimpft werden, und Appiani schimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfassung an; überlegen Sie dabey den ganzen Charakter des Marinelli, und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwierigkeit etwas näher erklären. Marinelli ist ein Hofmann, und ist, wie alle Bösewichter seiner Art, feigherzig. Als jener sagt er schwerlich

Grobheiten, auch nicht gegen Personen, die er auf's tödtlichste haſst; er hat bey seinen Hofſitten auch Hofton: Honig auf der Zunge bey der bittersten Galle im Herzen. Wenn ein feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffener, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie Marinelli, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt, so ist es weniger durch das, was er sagt, als durch die Art, wie er es sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achselzucken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem höhnischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen, so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortrefflich geschildert ist; anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da, wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäſsigung und Zurückhaltung. Ja, es scheint, daſs er nach seiner Hofart und bey seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterey sich nicht würde erlaubt haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt

Oben süſs und unten säu'r.
All Ding sind auf den Kauf bereit
Was man feil zur Messe treit.
Wie kann jetzt ein Kaufmann seyn,
Der sein Fall' nicht richt't darein
Und streicht das Speck vorne dran,
Damit man Narren ſahen kann.
Die Krämer hond gut reich zu werden,
Wo Narren kaufen ohn' Gefährden,
Wenn du schon ein'n Mann betreugst
Wie acht'st du aber daſs du leugst
Und ein'n Frommen bringst um Geld
So ihm der Waar' dagegen fehlt,
Daſs du mit Recht sollst wiederkehren,
Betrügens, Raubens willst dich nähren.
Den Kaufmann henkt man vor der Stadt,
Der solchen Kauf getrieben hat.
Fürwahr, es wär' mir gleich so lieb,
Daſs mir mein Geld doch stöhl' ein Dieb,
Dann daſs mich ein'r öffentlich treugt
Und so schändlich nur erleugt.

---

hätte, die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles, was er denkt, so rund in's Gesicht, und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffenern, edelgesinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieser feine und gesittete Mann zu so einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation, verlöre sich sein wollüstiger Blick in den reizenden Aussichten, die vor ihm liegen, so würde bey dieser guten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen.

Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Mine, so manchen Ton; warum muſs sie sich eben so bitter äuſsern? — Marinelli, werden sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; blos um dieses Günstlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daſs gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint; dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn; der ein für allemal den seligen Entſchluſs gefaſst hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht muſs ihm also Appiani diese Beleidigung, die für ihn eigentlich keine ist, verzeihen können; der Haſs fällt weg, und es bleibt also nichts als Verachtung übrig. Nun sieht man freylich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrüſslich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden; aber dieser kleine flüchtige Verdruſs, sollte der Einfluſs genug haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage heraus zu setzen? Sonach bliebe Appiani in seiner völligen Heiterkeit, und wie würde er da den Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Drucke in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe, gewaltsame Weise von sich stoſsen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Fürsten schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäſsigung zeigt. Finge dann, Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdruſs über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln, was meynen Sie wohl, daſs bey dem entzückten Liebhaber, bey dem ruhigen gesetzten Manne, dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinaus fühlt, für Wirkung thun könnte? Sollt' er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund; dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes wie Odoardo werden. Wen er nicht werth hält, daſs er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, daſs er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müſste er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insect, wie Marinelli, herab blickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen solchen Charakteren ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein anderer Umstand hinzu käme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieses hinzu kömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt: mürrisch, tiefsinnig, ärgerlich, so wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilie. Denn nun ist Appiani geneigt, nicht sowohl die verächtliche, als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht blos in seinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interessirt, worauf sie ihren Blick weit starrer hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Reverieen; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bey dem ersten besten Anlasse zu erbittern, seiner Würde uneingedenk, sich mit einem Menschen zu zanken, den er lediglich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich weiter, bis zur Ausforderung, und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund: es ist sehr mifslich, einen Andern bestimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht, daſs, wenn auch der Dichter bey der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf diesen Entzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zur Erreichung dieses Entzwecks gute Dienste geleistet hat.

Dritter Brief.

Der Widerspruch, den sie in dem Charakter der Emilie glauben bemerkt zu haben, liegt, meines Erachtens, nicht in den ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furchtsam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher so herzhaft den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hier nicht ein gröſserer Widerspruch, als in dem Charakter der Iphigenia, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein Freund! nicht einmal eine eben so groſse; und sobald sie den Gang der Ideen in Emiliens letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es gibt unter den Menschen viele solcher Charaktere, in denen sich zwey entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen, und diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter muſs nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heiſst, er muſs uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt, und die beyden so unverträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilie findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder aus bloſsem Temperament so furchtsam, noch aus bloſsem Temperament so entschlossen, den Tod zu leiden; sie ist beydes aus herrschender, beynahe schwärmerischer Liebe zu ihrer Religion. Bey ihrem Anfalle von Furcht hat der Dichter diesen Zug unvergleichlich heraus gehoben; aber nicht eben sowohl bey ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äuſsert Emilie in allem, was sie sagt und thut, mehr stoische räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: „Nichts Schlimmeres zu vermeiden, „sprangen Tausende in die Fluthen, und sind „Heilige;" aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da; wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bey ihrem endlichen Hinsinken, bey dem letzten Zuschlieſsen ihrer brechenden Augen, hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott, oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freywillig aus den Händen zu geben. „Du kennst sie," läſst er die Mutter zu Odoardo sagen: „sie ist die „Furchtsamste und Entschlossenste unsers Ge„schlechts. Ihrer ersten Eindrücke nie mäch„tig; aber nach der geringsten Ueberlegung, „in alles sich findend, auf alles gefaſst. Sie „hält den Fürsten in einer Entfernung; sie „spricht mit ihm in einem Tone" u. s. w. Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser Stelle, die doch immer die Schwierigkeit nur angehen würde, statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche Wendung zum Ziel herum lenken wolle? Gleichwohl brauchte er das so wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entspringen lieſs, woraus ihre anfängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, daſs sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die an sich so vortreffliche Stelle, worin Emilie über Gewalt und Verführung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: «Ich habe Blut, mein Vater! «so jugendliches, so warmes Blut, als eine. «Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für «nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne «das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der «Freude» u. s. f., so weiſs ich in der That nicht, was aus dem Mädchen geworden ist. Ich möchte fast argwöhnen, daſs ihre Liebe zu Appiani nur blose Coketterie gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund: wie kann sich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Fürsten? Sie weiſs, wie sie selbst gesteht, warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer geliebter Appiani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mädchen ist, an die innerste Seele gehen muſs; sie sieht gleichsam sein Blut noch an den Händen des Fürsten kleben; und wäre nun dieser Fürst ein Adonis, wäre er der Liebenwürdigste aller Sterblichen, so müſste er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke der empörten Leidenschaft, das gräſslichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kommt noch, daſs sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan; und wie sehr muſs nicht das bey einem so frommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mädchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, daſs bey der Verderbniſs des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sey; in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äuſsersten Abscheue gegen den Fürsten gemäſs ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Gewalt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, daſs je der Fürst ihr gefallen, daſs je ihr Blut für ihn wallen, daſs je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, daſs ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist, — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daſs Emilie ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von dem Fürsten verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mädchen. Ich sage nur, daſs sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachten Leidenschaft, das, was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese ganze Philosophie über Gewalt und Verführung, so richtig und vortrefflich sie an sich selbst ist, aufgeopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Fürst liebt mich; er hat mir's erklärt; er wird nichts unversucht lassen, mich zu seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den

Wasser in Brunnen schütten.

Man sagt mir, der Brunnen sey nicht gut,
Darein man Wasser trägt und thut.
Alle Strafen mögen nicht
Was frommen an ein'm bösen Wicht.
Die Alten hond das wohl gewiſst,
Daſs nichts ausgeht da nichts in ist.
Was wohl will, das thut allweg recht,
Wo aber ist ein böser Knecht
Da muſs ein guter Meister seyn
Der ihm ein'n Mund voll Gut's brächt' ein.
Hieher gehören meine Kind
An den'n all Straf' verloren sind
Und laſst ihn'n sagen, pfeifen, singen
Noch kann man sie nicht fürder bringen.
Tauf' und Chrysam ist verlor'n,
Sie bleiben in den alten Johr'n
Wie sie in Jugend sind erzogen
Lecker, dieb'sch und all's erlogen,
Den Galgenweg hond sie gelehrt
Und ihre Augen doch verkehrt
— — — —
— — — —

noch so groſs seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe auſser ihm keinen Retter. . . . Wie? wenn dann der verwirrte, in Wuth gesetzte, erschütterte Vater, der eben so sehr, als Emilie, vorbereitet ist, von dem Fürsten das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daſs er für sie keine andre Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilie ihm antwortete, daſs, nichts Geringeres zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen, und Heilige sind; wenn dann der Vater den Fürsten mit Marinelli zurück kommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wuth, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig bestürmten, den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher, und den beyden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilie, weit angemeſsner werden? — Freylich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge; aber die ersetzte gewiſs der reichste Geist des Dichters durch andre, die uns jene vergessen machten. Für sie, weiſs ich, wäre schon des Ersatzes genug; daſs Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiſs nicht, mit welchem Rechte — so anstöſsig finden; daſs sie nun keine Rose mit einem Affecte zerpflücken sähen, der freylich für eine so gewaltsame Situation ein wenig zu ruhig ist, daſs Sie nicht an die Geschichte der Virginie erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiednen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden; und daſs Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geschichte der Virginie gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darin von dem Charakter des Odoardo reden, der bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewunderung hat.

Vierter Brief.

Der Plan der Emilia Galotti ist, deucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der Virginie entstanden. Sie wissen mein Freund, daſs es in Italien eine fürstliche Familie Gonzaga gab, deren jüngere Linie sich von Guastalla schrieb; aber wüſsten Sie von irgend einem Gonzaga eine Anekdote, aus der sich ein Trauerspiel, wie Emilie, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freylich in der Geschichte der kleinen italienischen Häuser wenig bewandert bin — wüſste keine; und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbare Rücksicht auf die Geschichte Virginiens genommen worden, so setze ich um so zuversichtlicher voraus, daſs der Dichter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die groſse Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären, Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies, von einigen einzelnen unbestimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche Le Bossu es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weiſs, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein; es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch alchymistischen Proceſs erst hervor zu bringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterinn, ihm in die Hände gearbeitet, desto bündiger, fester, gleicher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Sujets, worin das Wesentlichste schon meistens beysammen ist, aus der wirklichen selbst beobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als daſs sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahe umgebenden

Natur, wo sie ihn heraus hoben, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, daſs der Dichter aus der Geschichte der Virginie gerade das Letzte, die Katastrophe, heraus hob. Es scheint mir ausnehmend miſslich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Umständen, woran sie in der Natur hing, los zu reiſsen, und sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläſst, auf ein etwas anderes Ende damit hinaus kommen. Verschiedenheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sie's auch hier seyn. Am gröſsten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so auſserordentlich, so ungewöhnlich, wie hier, ist. Ein rechtschaffener Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat, es von der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist diese That! Wer sollte nicht glauben, daſs sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen, habe geschehen können? Und wie kühn muſs also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener Regierungs-Verfaſsung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms heraus geht, der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlassungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worin die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sey, wie in jenen! — Wenn ich bedenke, daſs Herr Lessing so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog; und wenn ich dann sehe, bis zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Gröſse der Kraft, die er dazu anwenden muſste. Doch zugleich werde ich unwillig, daſs der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der Virginie mit der Geschichte der Galotti vergleichen müssen. Die letztere haben Sie gewiſs, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtniſs; oder wo nicht, so haben Sie Ihren Livius bey der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu wiederholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur Eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande Appius sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe. *Nudum,* sagt er, *videtur proponendum: decresse vindicias secundum servitutem.* Das kann nun freylich wohl der Geschichtsschreiber, aber nicht der dramatische Dichter sagen; und doch mögt' es dem letztern schwer werden, in der Aufſuchung eines solchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indeſs der Dichter nur diese einzige Schwierigkeit überwunden hat — wozu ihm vielleicht Dionys von Halikarnaſs behülflich seyn könnte — so hat er sie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die sich in Ansehung der dramatischen Form, bey Vertheilung der Handlung, Verbindung der Auftritte u. s. w. ereignen mögten. Der Zusammenhang der Geschichte selbst ist so innig, als man ihn wünschen kann; die historische Wahrheit hat alle poetische Wahrscheinlichkeit; jede Verbesserung, die man anbringen wollte, würde Verschlimmerung werden. Es ist nichts zu ergänzen, nichts umzuändern, die ganze Arbeit besteht blos in der Entwickelung der angegebenen Characktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt mir nichts so schnell in die Augen, als daſs dort der Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach ist. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von strengen Grundsätzen und rauher Tugend sein Kind vor der Entehrung sichern; der freye Römer, dem Sclaverey verhaſster als Tod ist, will es auch dem Elend der Knechtschaft entreiſsen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die schreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieses letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: *hoc te uno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico*; und bey Andern, so wie auch nachher bey ihm selbst, steht er vor:

ελευθεραν δε και ευσΧημονα, τεκνον, αποστελλω τοισ κατα γην προγονοις. *Si liberae ac pudicae vivere licitum fuisset*, etc. . . Für Emilie Galotti darf ihr Vater nicht beydes, Sclaverey und Entehrung; Er darf nur Eins, nur das Letztere, fürchten: und so hat jene Geschichte der Virginie vor dieser der Emilie schon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer so schrecklichen That der Bewegungsgründe sind, und je dringender jeder an sich, desto besser. — Doch so sehr wichtig ist dieser erste Vorzug noch nicht; denn allerdings kann schon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter ist, auf den er wirkt, völlig entscheidend werden: und ist er das wirklich, so hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt sich nun, meines Erachtens, der zweyte, der groſse Vorzug der Geschichte des **Livius**: der Vater der Virginie hat einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hingegen nicht. — Sie werden mir das zugeben, hoff' ich, sobald Sie nur die beyden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht scharf in die Augen fassen.

Ueber Virginien ist der letzte richterliche Ausspruch von eben dem Manne ergangen, der die höchste obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es ist nicht blos mehr zu fürchten, nicht blos mehr wahrscheinlich, daſs sie werde zur Sklavinn erklärt werden: sie ist es schon wirklich. Ihre Freyheit ist ohne Rettung dahin; und in Absicht auf ihre Ehre, läſst sich nicht die geringste Schonung gegen eine Sclavinn, nicht die geringste Mässigung von einem Manne erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so groſser Unverschämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weise auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, ist auf die Drohungen des Appius schüchtern zurück gewichen: allein und verlassen steht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden (*deserta prae da injuriae*); auf der andern der mächtige Decemvir, den sein Ansehn im Staat und seine Lictoren schützen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern; es ist der letzte entscheidende Augenblick; nur noch zwey gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater muſs den Dolch entweder gegen Clau-

Meine Söhn' die Märzenkind
Wer sie straft, dem sind sie find,
Galgenschwengel, Krähenspeis'.
All ihr' Sorg' ist und ihr Fleiſs,
Daſs sie sich hüten vor den Frommen
Bis sie zu ihr's gleichen kommen
Und der Feldglock'*) Klöpfel werden.
Das ist der Lohn ihr'r hübschen G'berden,
Da sie nicht folgten meinem Rath
Da folgt' ich ihn'n bis vor die Stadt,
Und kehrte wieder heim zu Haus
Und lieſs mein' Kinder hängen drauſs.
Da hangen's noch, Gott sey's geklagt,
Daſs einer so klein' Ehr' erjagt,
Zu eignem Heil nicht läſst erbitten
Und Wasser in den Brunnen schütten.

---

*) Des Galgens.

dius und den Decemvir, oder gegen das Herz seines eigenen Kindes zücken. — Welches von beyden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frey stünde? Und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das erste, deucht mir, beantwortet sich gleich von selbst; denn gewiſs ist es natürlicher, daſs der Hirt den Wolf, als daſs er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat: er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergiessen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Bösewicht, als die Tugendhafte ermorden. Aber dieses natürliche Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen müssen, wird ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvir, der sich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüstet hatte, ist gegen die Tapferkeit eines einzelnen allzuwohl gesichert; Virginius könnte den ersten, zweyten, dritten Lictor niederstoſsen: unter den Streichen des vierten würde er dennoch erliegen müssen. Diese seine Aufopferung aber, was für Nutzen würde sie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sklaverey gerathen? weniger ein Raub der zügellosen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht echte Tapferkeit einer wahrhaft groſsen Seele; blinde tollkühne Wuth würde es seyn, einen so äuſserst gefahrvollen und für Virginien so fruchtlosen Versuch zu wagen.

Sie erkennen also, mein Freund, daſs von den beyden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das erste, das an sich natürlichste, unmöglich gemacht wird; und eben dadurch wird nun das zweyte, das an sich unnatürlichste, natürlich. Das Leben seines Kindes ist dem Vater mehr, als sein eigenes, werth; er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Messer aus ihrer Brust nur heraus reiſsen, um es in seine eigene zu stürzen; nur ein Einziges ist ihm mehr werth, als alles: ihre Freyheit und ihre Ehre; es ist besser, deucht ihm, daſs er sein Kind durch den Tod, als daſs er's durch die Schande verliere. Also mit der Fassung einer wahrhaft groſsen Seele, die sich auch mitten in der schrecklichsten Situation noch besitzt, wird er auf einmal ruhig; verlangt nur, um sich von der Wahrheit der vorgegebenen Geschichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung mit Tochter und Amme, führt beyde, nach erhaltener Erlaubniſs vom Decemvir, seitwärts, und durchbohrt der erstern mit einem Messer, das er von der nächsten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmsten Antrieb zu dieser That gibt ihm seine römische Vaterliebe, so groſs und so echt, als sie je in der Brust des kühnsten und stolzesten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Ursache bey dieser That ist seine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daſs er ihm den Gegenstand seiner heiſsesten Begierde entrückt; und die Zeit, die zwischen That und Gedanken verstreicht, ist ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus villeicht auch die gröſste Menschenseele diese äuſserste Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worin der Vater der Emilie ist, gegen diese so gewaltsame, zwingende, worin Virginius war. Zugegeben für's erste, die Schande Emiliens sey vollkommen so entschieden, als Virginiens Schicksal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwischen jenen gewaltsamen Mitteln übrig: warum muſs er denn gerade das unnatürlichste wählen? warum den Dolch nicht in's Herz des Räubers und seines nichtswürdigen Gehülfen, sondern in's Herz seines eigenen Kindes stoſsen? — Freylich ist der Mann, den er dann umbringen würde, der Fürst; aber die er jetzt umbringt, ist seine Tochter; und wenn sich alle Umstände vereinigen, jene Betrachtung zu schwächen, so kommen dagegen alle zusammen, dieser den gröſsten Nachdruck zu geben. Moralisch unmöglich, scheint es, muſste die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher seyn, als die Ermordung des Fürsten; und äuſserlich möglich ist, nach allen Umständen, das eine so gut, wie das andere. — Auch Appius war die höchste Obrigkeit Roms, und Virginius gewiſs ein eben so edeldenkender Mann, wie Odoardo: gleichwohl stand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben so wenig angestanden seyn, wenn es ihm sonst wäre möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daſs weder dem Vater, noch ihr selbst, irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läſst nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam, um dem Dichter zu Ende zu helfen?

Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äuſsern? Kann er nicht darauf dringen, daſs sie der Aufſicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtschaffenen Mannes, deren es in Guastalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er selbst nicht frey, um Erkundigungen einzuziehen, und ist keine Möglichkeit mehr, daſs noch in der Zukunft für Emilien etwas geschehen könne? Läſst sich nichts von dem Charakter eines Fürsten hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen sucht? Läſst sich, was noch mehr ist, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müssen nicht alle die Reden, die sie führt, selbst ihre äuſserste Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger besorgt, als sicher machen? Muſs nicht in seiner Seele, sobald er den fürchterlichen Gedanken faſst, den er ganz durchzudenken so viel Zeit hat, jeder noch so schwache Anlaſs zur Hoffnung wichtig, jedes noch so unwahrscheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrscheinlich werden? Muſs ihm nicht der Dolch, den er im ersten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, im zweyten Augenblicke der Ueberlegung wieder entsinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen, Vorzuge der Geschichte des Livius; und dieser besteht darin: daſs der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad von Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sclavinn war; darf den Lictor nur hinzu treten sehn, um die Unglückliche ihrem Räuber zu jedem beliebigen Miſsbrauch in die Hände zu liefern; darf nur Einen Blick auf den wehrlosen verlaſsnen Virginius und dann auf den so wohl bewaffneten unerreichbaren Decemvir werfen, und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewundert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dies in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daſs der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen dürfe, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, daſs auch hinlänglicher Grund vorhanden sey, warum der Streich nicht den Fürsten, sondern Emilien trifft, so wird schon durch das Einzige, daſs beydes nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daſs man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nachdenken muſs; schon durch dieses Einzige, sag' ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war; und es hilft nichts, daſs man hinterher nach geschehener Untersuchung einsieht, er sey dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiäner zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn, so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt, wie ihr

Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht, und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird, so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Bewegungsgrund der bessere, edlere sey? ob es dem Odoardo nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbniſs ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdreuſst, daſs die Welt so und so von ihr urtheilen werde? Ich will nicht anführen, daſs die That um desto mehr interessiren muſs, je einer gröſsern, richtigern Absicht gemäſs sie erfolgt; ich will blos fragen, ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sey, ohne daſs der Schande vor der

Welt nur mit Einer Sylbe erwähnt werde? Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, daſs Odoardo die Lage seiner Tochter so vorzüglich aus diesem Gesichtspunkte nehmen sollte, er würde mehr Sorge getragen haben, daſs auch wir in eben den Gesichtspunkt getreten wären. Er würde den Italiener eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiäner haben reden lassen, ehe er als ein solcher gehandelt hätte.

Wegen des zweyten Punkts, daſs der Streich nicht den Fürsten, sondern Emilien trifft, könnten Sie sagen: daſs auch hier Odoardo als ein ächter Italiäner handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Fürst auf sein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen suchte, daſs er ihn nieder stieſse? Besser, daſs er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, daſs er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath, ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblikke selbst entreiſse, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; daſs er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todesstunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daſs eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind, dahin gibt; aber gewiſs ist der Mensch, der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhaſstesten Menschen; und doch ist es deutlich, daſs der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz, falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabey erkennten, oder auch nur muthmaſsen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns diese des Odoardo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. — Erst müſsten wir, wie in der Geschichte bey'm Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daſs Emilie anders, als durch ihren eigenen Tod sollte gerettet werden; und dann mögte sich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erst auf's höchste getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen; aber, daſs bey der Möglichkeit, den Verführer selbst zu tödten, die Wuth, oder vielmehr das schrecklichste Raffinement der Rachsucht die väterli-

Die Nuss durch einen Sack beissen.

Wer da buhlt ein' Klosterfrauen,
Die er mit Augen nicht kann schauen
Zu sehen ihm nicht werden mag,
Der beiſst die Nuſs nur durch den Sack:
Der Schaum im Maul, der Kern ist drin,
Ist das Käuen nur sein G'winn.
Der steht hier an der Schelmen Rott',
Der sich viel Händel unterstot
Die über sein Vermögen sind,
Und suchet das er nimmer find't,
Der beiſst umsonst Nuſs durch ein'n Sack
So ihm der Kern nicht werden mag.
Den Kern heiſs' ich das ew'ge Leben,
Die zeitlich' Freud' den Schaum daneben.
Den Schaum zu käuen ist uns gach,*)
Dem Kerne wir nicht denken nach,
Und wenn man's bey dem Licht besicht,
So speist der Schaum uns dennoch nicht.

---

*) eilen wir.

che Liebe ersticken und den Dolch freywillig gegen die Tochter zücken sollte; das scheint mir viel zu scheuſslich und ungeheuer, als daſs es Herr Lessing gewollt haben sollte, bey dem ich auch in der That nicht die mindeste Spur davon finde.

Traum des Galilei. *)

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er

---

*) *Galilei ward zweimal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweytemal sas er lange gefangen, und in grösster Ungewissheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frey, dass er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoss in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der hernach sein Leben beschrieb, und seinen*

freute sich dennoch des Frühlings, theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der düftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einst, in seinem letzten Frühling, lieſs er sich von Viviani, seimem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daſs er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weiſst, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saſs, erinnerte er sich der heiſsen Sehnsuht nach Freyheit, die ihn einst zu Rom, bey Annäherung des Frühlings,

---

Namen nie anders, als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn. Umständlichere Nachrichten findet man in Montucla Histoire des Mathematiques, Heumanni Actis Phil. und andern bekannten Büchern. — (Man s. vor allen die Lebensbeschreibung des Galilei, von Jagemann.)

befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des Copernicus mögte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wuſste, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurück geführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weiſst, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreyung verzögerte. Als ich fand, daſs auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medici, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herab lieſs, noch ohne Wirkung bliebe
warf ich mich einst, voll feindseliger Betra
tungen über mein Schicksal und voll inn
Empörung gegen die Vorsehung, auf mein L
ger nieder. — So weit du nur denken kannst,
rief ich aus: wie untadelhaft ist dein Lebe
gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer f
deinen Beruf, die Irrgänge einer falsch
Weisheit durchwandert, um das Licht zu s

chen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele d'ran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohen, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge an den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten bey'm Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender: Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daſs der Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daſs sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele;

daſs nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimniſsreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daſs nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie in ihren Palästen des Kummers! wie geniessen sie in unaufhörlichem Taumel des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher, der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen lieſsest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit; der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest, muſst du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freyheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte, unpartheyische Hand theilt die Güter des Lebens aus. Den Unwürdigen läſst sie alles an sich reiſsen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeſs mein Auge voll Verwunderung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaares ruhte. Galilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freyheit gerettet — Du bist Copernicus! rief ich, und schloſs ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süſs, Viviani, die

Verwandtschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süſser noch sind Verwandtschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freyen Mittheilung aller Schätze der Erkenntniſs, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit herein tritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurück genommen, die mich ehemals einschloſs, und will dir schon jetzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniſs des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bey der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeſsliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern, ich sah die

Gestirne der Milchstraſse, der Plejaden, und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiters: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniſs in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören, nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hin blickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniſs, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühle dies alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, daſs ich es fühle, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in Dessen Gröſse verlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewig wirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüber schimmert: noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen; nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermeſslichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hin schuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung; ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. —

Der beiſst auch Nuſs durch einen Sack,
Der buhlt das ihm nicht werden mag,
Und vorab geistliche Kind
Die Gott allein beſohlen sind
Und anvermählt dem höchsten Gott,
Die bringst du zu der Schelmen Rott'.
O weh, wie werd es mir ergon
Daſs ich hieher hab' heiſsen ston
Die Klosterfrauen hier besunder,
Es nimmt mich selber groſses Wunder
Daſs ich so frevelnd bin gewesen,
Doch hab' ich allein ausgelesen
Die so üppig sind mit G'berden,
Daſs sie zu Schelmen wollen werden,
Und ganz vergessen ihres Orden
Und sind zu Buhlerinnen worden.
Sie würden wahrlich jetzund lachen
Wenn ich ihn'n Küchlein hätt' gebachen;
Nun hab' ich's leider nicht gethon,
Deſs muſs ich manchen Ritten hon.

Zwar, was sag' ich dir das schon izt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faſst doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurück gerissen fühlt, wenn er kaum anfing, sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiſs, er kennt sie, Copernicus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniſs aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnere dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir herauf stieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzu drängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen [illegible] nen; erinnre dich, daſs nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht; warum säh'n wir aus ihrem Schoosse so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und lieſs sich jetzt, wie es mir deuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt' ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groſs dünken, die stolzen Bewohner dieser Paläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangene an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeſs der freye Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der

Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einher, geht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit ſeyerlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoſs einen drohenden Blick bis in's Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du wie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daſs sie bald freyer und mächtiger fortwirken im Erkenntniſs der Wahrheit eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniſs: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniſs des Guten, und deine Seele empört sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniſs zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laſs ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laſs ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genossenen Freuden, und selig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoſs; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf. Denn siehe! ich lebe hier frey zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Der Aetna. *)

Ein Malteserritter von der neuen Ordenszunge in Baiern, der Graf von S **, machte aus seiner Reise der Pflicht nach Valetta eine Reise des Unterrichts und Vergnügens, und nahm auf seinem Wege dahin die vornehmsten Merkwürdigkeiten Italiens und Siciliens in Augenschein. Ein Tagebuch dieser Reise, das er an seinen Freund in München, den Freyherrn von Th **, überschrieb, empfiehlt sich durch genauere Schilderung mancher noch nicht genug beachteten Werke der Natur und Kunst,

---

*) *Wenn der Werth dieses Aufſatzes in seinem beschreibenden Theile lage, so wurde er für diejenigen sehr geringe seyn, die an der Richtigkeit der Erzählung von Bridone zweifeln. Es ist sehr sichtbar, daſs beyde Briefſteller genau zusammen stimmen, und es wird eben kein Oedip erfordert werden, um das Räthsel dieser Zusammenstimmung zu lösen.*

vorzüglich aber durch die überall eingestreuten, meistens philosophischen Betrachtungen. Ich habe Erlaubniſs, von folgender Stelle, die aus einem von Catania datirten Briefe gezogen ist, öffentlichen Gebrauch zu machen.

« — Von Nicolosi aus, ging jetzt die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava, und war sehr unangenehm und beschwerlich. Hie und da eine Aussicht in ferne blühende Thäler, und auf schön bekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, sie zu genieſsen: die Natur litt zu sehr über die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäſsigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baums auch nur einen Augenblick gemildert ward. Endlich, da wir uns der zweyten waldichten Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert; und wie sehnsuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegen winkte! In der Erwartung liegt sonst immer mehr, als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten unmäſsig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein bloſses Juan Fernandez, das nur durch seinen Absatz mit der verlaſsnen öden Wüste des Meeres ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That einen Garten Eden.»

«Und dieses entzückende Eden, mit Bäumen von dem wollüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannigfaltigsten lieblichsten Blumen und den balsamischten Kräutern überpflanzt; auf welchem Grunde, glauben Sie, daſs die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor Zeiten Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen; sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervor geht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden.»

«Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geiſshöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsre Maulthiere zu verlassen, und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruben. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsre Sinne waren gestärkt und wacker: der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder; und wir fühlten uns gewiſs auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprünglichen Unschuld. Auch war in der That unsre Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt: nicht um abergläubisch Sünden zu büſsen, die nur ein künftiges besseres Leben austilgt, sondern um den ewig liebreichen Vater der Natur, in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung, zu genieſsen und zu bewundern.»

«Doch so wollüstig auch unsre gewählte Lagerstätte war, so verlieſsen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinan ging: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unsrer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der reizendste konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube wir ruhen, und zur Fortsetzung der Reise die Mitternachtsstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her, wie wär' es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie bey der aufgehenden Sonne so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bey der untergehenden war. Unsre ganze Gesellschaft schweifte umher, der eine hierhin, der andre dorthin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken: denn die unsägliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschlieſst, ein Tempe Griechenlands und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beyde durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend; hier Elisium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässern durchströmt, die sich hundertfach in schöner

Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt an der meilenlangen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervor strekken — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das gränzenlose, die krummen Ufer bespülende Meer, mit hie und da einem Eiland; die bald sandigen, bald felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln, wie von Bienen umschwärmt — und was soll ich das groſse, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Partiien zeichnen? — alles dies macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läſst, der nie selbst etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervor zaubern können, wie es hier die groſse Künstlerinn, die Natur, dem erstaunten Auge so frey und so unnachahmlich hinwirft.» —

«Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschluſs eine Wollust schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht ein-

Das Maul in den Himmel stossen.

Man sagt mir, daſs in alter Zeit
Waren viel geschnäbelt' Leut*),
Ich kann's nicht für ein Wunder han
So man jetzt find't ein'n Schnäblermann,
Der mit sein'm Maul erreichen mag
Den Himmel und die Stern alltag;
Da schlag' der leiblich Teufel zu,
Daſs jetzund ist so groſs' Unruh,
Daſs Gott selbst nicht mehr sicher ist,
Den Schelmen auch kein Schnabel brist,
Damit sie bis in Himmel reichen
Und strafen Gott in seinen Zeichen.
Jetzt hat er ihn'n nicht recht gethon
Daſs er uns hier hat regnen lon,
Jetzt ists zu warm, dann ists zu kalt,
Und reden Gott in sein' Gewalt,
Wir hond so groſse Sorg' auf Erden
Wie es doch soll gewittert werden,

---

*) Menschen mit Schnäbeln.

mal ahnen, vielweniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich schönen Anblick nur halb gesättigt, so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich noch Millien weit über mir empor hob. — Wenn schon hier, dacht' ich, auf der Hälfte der Höhe, dieser Blick in die Natur hinab so groſs und so herrlich ist, wie mag es erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens, oder des Meers, oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarten Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung des Berbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Weltkreises erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuſs meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmende Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus: wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orkane ras'ten, wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und empor geschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten; — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung. Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinab zu sehen, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinab sieht: welch ein Gedanke! welch ein groſser stolzer Gedanke! Und muſs er denn mehr nicht, als das; muſs er nur Gedanke, nur Traum seyn?»

«Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäſsigen, und meinem Entzücken Gränzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daſs es ihnen unmöglich werden muſste, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsere Reise zwar etwas später fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um bey'm Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu seyn. Die rings umgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsterniſs, das dann und wann vernommene dumpfe hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsre Maulthiere mit langsamem, bedächtigem Schritt hinan keuchten; und was nun noch unsre aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzu that: die unermeſslichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist; diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop, unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sey, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir muſsten also, ungewiſs, ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten; ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen: in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unsrer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen; wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war gränzenlos, obgleich die beste unsrer Hoffnungen leider dahin war; die schöne Hoffnung, früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu seyn, und in dem groſsen Concerte der ganzen sie begrüssenden Natur die ersten Stimmen zu werden.»

«Eben daſs dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thöricht, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechendste, Herrlichste seiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust; den Sie hiedurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloſse Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bey Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. Selbst sich aufzumachen, selbst den Aetna zu erklettern, ist der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der ersten

Genüsse des Erdenlebens, und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrigen Bilder nicht blos niederschlägt, sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht: sie will nicht, daſs der Gemächliche, der auf den weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand; sie will nicht, daſs er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Sirocco Trotz bot, sich in die Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinan zu klimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war.»

«Aber — frag' ich mich jetzt so oft, indem ich den Berg, auf welchen meine Fenster die Aussicht haben, betrachte — ist es möglich, daſs ich mit dieser Zufriedenheit mich wieder hier in Catania finde? daſs die am Vorabende der Ersteigung so glühende, sich selbst so unauslöschlich dünkende Begierde bis zu diesem Grade der Kühle gedämpft ist? daſs ich jenen Standort, auf dem ich so viel Seligkeit hoffte, und so viel Seligkeit fand, mit dieser — — nicht Gleichgültigkeit; denn nie werd' ich ohne Wonne der dort verlebten Stunden gedenken, und so oft meine Einbildung schwärmt, wird sie am liebsten auf jene Höhn schwärmen; aber mit dieser Stille, diesem Gleichgewichte der Seele, anblicken kann? Wahrlich! wenn jetzt die Warte gebaut stände, die ich mir dort zum ewigen Sitze wünschte, wenn kein Schnee und kein Eis sie bedeckte, kein Sturm sie umheulte, kein hervor brechender Lavastrom sie bedrohte; ja, wenn der Weg hinan so gefahrlos und leicht würde, wie auf unsere vaterländischen Hügel, ich würde dennoch — — etwa nie sie betreten? nie in der unaussprechlich groſsen Ansicht mich wieder verlieren, und den erhabenen Schöpfer in seiner Schöpfung anbetend bewundern? — o wie oft noch! wie oft! und immer mit erneuerter Wollust! Aber sie wirklich zu meinem Wohnsitze zu erwählen? mich ganz und gar in die Herrlichkeit der groſsen Ansicht versenken, und nur für sie leben, in ihr ruhen, an ihr genug haben wollen? — Nein, mein Freund! so hat der Schwärmer einmal geschwärmt; und so kann er ewig nicht wieder schwärmen. Noch war ich bey de natürlichen Hitze meines Bluts, vor Frost nicht erstarrt; noch trieb mich keine Furcht den Augenblick meiner Rückkehr zu weit hinaus zu setzen, vom Gipfel; noch schreckten mich keine Auswürfe des so stillen, seine Dämpfe so ruhig hinab wälzenden Kraters. Anfang von Ersättigung war's, allmähliches Schwinden gestillter Begierden war's, was den übrigen zu matten Antrieben Kraft gab, was mich, zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Vorsatz und Reue, von den Eisfeldern hinab in den Wald, in die Frühlingsthäler, in die Mauern von Catania brachte. »

„ Und so hätt' ich denn auf jener gesegneten Höhe, aufser dem herrlichsten Bilde für die Phantasie, auch noch eine der wichtigsten Wahrheiten für den Verstand erbeutet, oder wenn nicht sie selbst, diese Wahrheit, da ich sie in der That schon hatte, wenigstens eine Ansicht, eine Ueberzeugung von ihr, wie sie auf keinem andern Standpunkt so leicht mögte gewonnen werden. Fragen Sie, wen Sie wollen, den Schlemmer, den Wüstling, den Denker, den Tugendfreund, um das Erste und Höchste in jeder Gattung: um den lieblichsten Gaumenkitzel, die bezauberndste Schönheit, die einnehmendste der Erkenntnisse, die entzückendste der Empfindungen; und Alle werden mit ihren Antworten anstehen, werden schwanken, zurück nehmen, bessern. Aber fragen Sie den Freund schöner Natur, der, von glühender Liebe für sie getrieben, fast ganz Europa durchstrich, und Helvetiens und Nordens romantischte Ansichten kennt: fragen Sie ihn um den weitesten, erhabensten, stolzesten Blick auf die Schöpfung, und ohne Bedenken wird er Ihnen antworten: ' es gibt nur Ein Sicilien, und nur Einen Blick von dem Aetna. — Wie? und auch dieses Erste, Einzige eines ganzen Welttheils konnte den lüsternen Späher nicht fesseln? nicht so ihn fesseln, daſs es ihm den Wunsch nach stetem ungestörtem Genusse entlockte? Welcher andere Blick, von welchem Pico, welchem Ophyr,*) welchem Riesen Peru's oder Chili's herab, wird ihm dann diesen Wunsch entlocken? — Keiner, keiner, mein Freund! Denn eben das ist's, wovon der erstiegene Aetna mir eine so tiefe, lebendige Ueberzeugung gab: daſs nicht Haben und nicht Besitzen

---

*) *Ophyr heiſst ein Berg in Sumatra, der, nach einer Berechnung von Marsden, so viel höher als der Pico ist, daſs er, nächst dem Montblanc, der höchste der alten Welt seyn würde.*

des Menschen Seligkeit macht, sondern Streben, Erreichen »

« Aber, läſst sich hier fragen: warum wähnt denn gleichwohl der Mensch, wenn er irgend einem höhern ersehntern Ziele zustrebt, daſs er, dort angelangt, ruhen, daſs keine Leidenschaft weiter ihn dem Schoose der Zufriedenheit entlocken werde, in welchem schon jetzt die Hoffnung ihn zu so süſsem, so erquickendem Schlummer bettet? Weil die Begierde, so lange sie währt, ihm für keinen andern Gegenstand Sinn läſst, als für den ihres Strebens; weil die Phantasie diesem Gegenstande eine Schönheit, Fülle, Liebenswürdigkeit leiht, wie er sie in der Wirklichkeit niemals hat; weil auch selbst die Vernunft wenigstens darin einstimmt: daſs die Idee voller Seligkeit nicht in dem Gefühle des Mangels liegt, welches uns in Thätigkeit setzt, nicht in der Mühe und Arbeit, welche diese Thätigkeit kostet, sondern allerdings im Besitz, in der Ruhe. Aber, setzt die Vernunft, wenn man sie aushört, hinzu: eben darum ist diese Seligkeit nicht für dich, Endlicher, der du bey unbeschränktem Triebe immer in so beschränktem Kreise wirkest, und zum Schöpfen aus dem Strome, dessen ganze Fülle deinem Durst kaum genügt, nur den Becher des Augenblicks haſst, der nie mehr als einzelne dürftige Tropfen auffaſst: sie ist einzig für Den, der vor seinem Blick alle Möglichkeit sieht, und in seiner Hand alle Wirklichkeit trägt, dessen Unermeſslichkeit keine Erweiterung, dessen Ewigkeit keinen Zusatz gestattet. Du, in deiner Endlichkeit, deiner Beschränktheit, der du des erreichbaren Guten immer so viel mehr siehst, als des erreichten; wie könntest du anders, als Wünsche auf Wünsche erzeugen? als Bestrebungen an Bestrebungen reihen? als unablässig an den Schranken drängen, die dich umgeben, und nie zufrieden mit dem Raume, den du gewannst, nur an seiner Erweiterung arbeiten, nur im Gelingen dieser Erweiterung deine Zufriedenheit finden? und daſs doch ja dieser Trieb deiner Natur nicht matt werde, still stehe, ersterbe! Er ist für deine Glückseligkeit das, was für dein Leben der Herzschlag. Jene Seelenleere, die der nichts mehr wünschende, nichts mehr hoffende Mensch empfindet, ist der traurigste aller denkbaren Zustände, mehr zum Selbstmorde hinneigend, als die drückendste Sorge oder der peinlichste Schmerz; denn in Sorge und in Schmerz offen-

Wie die Sonn' und auch der Mon
Nach unserm Willen sollen gon,
Darum thun wir uns ein' Prozeſs *)
Und lesen für das Wetter Meſs',
Wir gond mit Kreuzen und mit Singen,
Daſs wir die Schelmen z'sammen bringen.
Käm' unser Herrgott hier auf Erden,
So müſst er erst ein Schüler werden,
Wie er uns doch sollt' wittern lassen
Wir hond all's nach der rechten Maſsen;
Ein Schelm will Gott regieren lehren
Der uns nicht konnt' ein'n Saustall kehren,
Und strafet Gott in seinen Sachen
Der nie kein Löffelholz konnt' machen.
Was nehmet ihr euch an soviel?
Laſst Gott machen wie er will!
Ich hör' wohl von dein's Ackers wegen
Sollt' Gott geben dir ein'n Regen,
Daſs sonst zwanzig Feld daneben
Um dein willen im Wasser schweben.

---

*) Prozossion, Umgang.

bart sich ein Gut, das höchst anlockend, höchst begehrungswürdig ist, und also die Seele in Wirksamkeit, das Leben in Werth erhält: die Erlösung. »

« Ich blicke auf meine Aetnareise zurück, und ich finde diese Aussprüche der Vernunft nicht allein bestätigt, sondern auch in's Licht gesetzt und erweitert. — Gewiſs waren die Tage, da ich den Berg erstieg, die mühevollsten, beschwerlichsten meines Lebens; das empfind' ich noch jetzt an dieser Trägheit, dieser Steifheit und Zerschlagung der Glieder, die ich zwar nach jeder Bergreise mehr oder minder, aber noch nie so stark oder so anhaltend empfand. Doch wie nichts war mir alle Beschwerde gegen das groſse Ziel, dem sie mich näher brachte, und wie belohnt ward sie mir, schon durch die süſsen Augenblicke des Ausruhens; in dem schattigten Walde hinter der Lava von Nicolosi, auf dem himmlisch schönen Berge in der Nachbarschaft unsrer Ruhestätte! Das Andenken dieser Augenblicke wird mir nie aus der Seele weichen, und sehr oft werd' ich aus dem Schoose der Ruhe, die ich mir als das Glück meines Alters träume, auf sie zurück sehen, um durch Erinnerung ehemaliger Freuden den Abgang von gegenwärtigen zu ersetzen. Aber wenn ich sie nun näher erforsche, diese Augenblicke, um das eigentlich Anziehende in ihnen gewahr zu werden; war es nicht mehr der Blick in die Zukunft, als die Empfindung der Gegenwart, mehr das innere ruhige Fortstreben der Phantasie als die Pflege und Erquickung der Sinne, was ihnen den höhern, den empfindlichern Reiz gab — Als ich auf jenem schwellenden Rasen, unter Blumenduft und Nachtigalltönen, mir den Schweiſs von der Stirne trocknete, und den lechzenden Gaumen mit süſsem Nektar erfrischte; labte mich da nicht mehr, als der Nektar selbst, der Gedanke: so viel Mühe schon überstanden! so viel Wegs schon gewonnen! so viel schon näher dem groſsen Ziele! War nicht das: Weiter! Weiter! womit wir uns so schnell wieder aufrafften und auf unsre Maulthiere zurück warfen, ein lautes Zeugniſs, wie viel schwächer uns die Gegenwart fest hielt, als die Zukunft anzog? wie viel mehr Antheil an der Fröhlichkeit, die unter uns herrschte, die Hoffnung hatte, als die Empfindung? — Und auf dem wonnevollen Berge in der Nähe der Geishöhle; war es nicht mehr das über, als das unter mir, der Blick zur Kuppe hinauf, als in die Ebne hinab, mehr was kommen sollte, als was schon war, wodurch ich meine Brust so erweitert, meinen Geist so gehoben fühlte? würd' ich, wenn ich mehr mit dem Sinne genossen, als mit der Phantasie geschwärmt hätte, die einbrechende Dämmerung nicht beachtet, die Nothwendigkeit der Rückkehr nicht erwogen, meinen wartenden Gefährten die Unruhe nicht erspart haben, die ihnen mein Ausbleiben machte?»

«Doch noch lauter, als diese schönen Augenblicke der Reise, zeugt von dem steten Vorwärtsstreben der Seele jener schreckliche Augenblick, wo der Ruf des Cyklopen uns so fest auf unsre Maulthiere bannte, daſs auch Stimme und Athem in unsrer Brust, und selbst der Gedanke in unsrer Seele still stand. Freylich war das erste Schreckbild, das uns hier vorschwebte, der Tod, dieses volle schleunige Abreiſsen alles Bewuſstwerdens, Fortgehens, Strebens, und eben darum das schwärzeste und gefürchteste unter den Uebeln. Aber auch bey wiederkehrender Fassung, als wir uns zwar vom Tode gerettet, doch immer noch in der Nothwendigkeit dachten, jede Hoffnung des Weitergehens aufzugeben, und zufrieden mit der schon erreichten Höhe an den Fuſs des Berges zurück zu kehren: wie wenig wollte sich diese Zufriedenheit finden! wie hielten wir unsre ganze Aetnareise für so vereitelt, verloren, verunglückt! Und doch hatten wir Undankbaren schon einen der frohesten, seligsten Tage gelebt, hatten mit gierigem entzücktem Auge der reichsten, eigensten, mannigfaltigsten Schönheiten schon so viele verschlungen! Aber das lag nun einmal hinter uns, und war nichts; nur was vor uns lag, und was ein neidisches, feindseliges Geschick uns zu nehmen drohte, war Alles.»

«Aber, hör' ich Sie sagen: Sie erreichten doch endlich die Höhe, und als nun mit dem letzten Fuſstritt, der sie erstieg, alles Weiterdringen gehemmt war, und Sie nichts mehr über sich sahen, als Luft und Aether; war denn da mit der Begierde, die hier freylich ersterben muſste, auch Ihre Wonne dahin? — Sie war, wie ich, auf dem Gipfel! — Ich gestehe Ihnen, mein Freund: dieses Erreichen eines lange ersehnten, mühsam errungenen Zieles, das sich des Sehnens und des Erringens durch seine Vortrefflichkeit werth zeigt; dieses erste Umschlingen eines ganzen Reichthums von Schönheit, der jetzt in der Wirklichkeit selbst, wie vorher in der Phantasie, mit Unerschöpflichkeit täuscht: dieses augenblickliche, Stillestehen und Verweilen der überraschten, fast über ihre Kräfte erhöheten und erweiterten Seele: — es ist ein Annähern an die Freuden der Gottheit, ein kurzes, flüchtiges Berühren jener Seligkeit in allumfassender Ruhe; ein Kuſs, mögte ich sagen, den die Zeit der Ewigkeit raubt. Aber falsch ist's, daſs die Begierde so schnell ersterbe, oder der Fortgang so frühe gehemmt werde. Jene war nicht auf Mühe und Schweiſs des Strebens, nur auf Wonne des Genusses gerichtet; und Genuſs ist für Menschen nicht Ruhe, Stillestand, Schlaf: es ist dauernder, aber ungehinderter, leichter, wollüstig sanfter Fortgang von einem Bilde, einer Empfindung zur andern. Die aus ihrem Wonnetaumel erwachte Seele schwärmt entzückt in dem ganzen ihr preis gegebenen Ueberflusse umher, ohne nur noch zu ahnen, daſs sie ermüden, daſs sie in dieser Fülle der Wollust sich je ersättigen könne: aber nur zu bald kehren Bilder und Empfindungen wieder, und werden durch Wiederkehr schwächer. Die Seele genieſst noch fort; aber schon sinkt sie allmählig zum Mangel und zum Bedürfniſs, dem gewöhnlichen Zustande der Menschheit, zurück, und durch diesen so entgegengesetzten Weg, da es jetzt von Reichthum zu Armuth geht, statt vorher von Armuth zu Reichthum; wird der Gegenstand des Genusses immer weniger anziehend, so wie der des Strebens es immer mehr ward. Unterbrechung und Wechsel geben dann jenem den Reiz der Neuheit noch auf Augenblicke zurück; aber endlich offenbart sich zu sehr die Erschöpflichkeit auch des gröſsten, des umfassendsten Gegenstandes; die Begierde läſst nach, und der Fortgang hört auf; die Ewigkeit nimmt Flügel der Zeit und verschwindet.»

«In dieser allgemeinen Geschichte aller menschlichen Genüsse haben Sie auch die des meinigen auf dem Aetna. — Wie war der erste Blick, den wir auf die unermeſsliche Weite unsers Gesichtskreises warfen, so stolz, so wonnevoll, so entzückend! Wie fühlten wir uns über alles Irdische so empor gehoben, und der Gottheit so nahe! — Dieses vor uns ausgespannte, unendlich scheinende Meer, dieses gegenüber liegende mahlerische Calabrien, diese Liparen mit ihrem ewig dampfenden, ewig Funken sprühenden Stromboli; dieses Königreich mit allen seinen Häfen, Städten, Bergen, Thälern, zu unsern Füſsen: — — es ist unmöglich, mein Freund, daſs die

Seele eines Sterblichen mehr gespannt, gehoben, erweitert werde, als es die unsrige war. — Wenn, nach der Meynung jener Weisen des Alterthums, nicht umschlieſsende Mauern, sondern freye Höhen von weiter Aussicht die bessern Anbetungsplätze einer allgegenwärtigen, allwirkenden Gottheit sind; so befanden wir uns hier auf dem ersten, dem erhabensten unsrer Erde, und die heiligen Schauder, von denen wir übergossen wurden, schienen es zu verkündigen. Wir rieſen einander in allen Ausdrücken, welche die Sprache nur hat, unser Erstaunen, unser Entzücken entgegen; und dies so lange, bis ein wiederholter lauter Donner des Berges uns gleichsam abrief, nun auch seinen Krater, den Ursprung so vieler Schrecken seit ganzen Jahrtausenden, zu betrachten.»

«Wir fanden, als wir von dieser Betrachtung zurück kehrten, die Aussicht in der That noch verherrlicht; die höher herauf gestiegene Sonne zeigte alles in vollerm verklärenderm Lichte, und wir sahen die Gegenstände, mit bloſsem wie mit bewaffnetem Auge, weit schärfer: aber der Eine Reiz, ohne welchen alle übrigen unkräftig sind, der Reiz der Neuheit, war hin; die Gegenstände, so groſs und herrlich sie waren, fielen zu wenig mehr auf. Wir bemerkten jetzt zuerst, wie unerträglich strenge die Luft in dieser Höhe über der Meeresfläche sey; erinnerten uns zuerst, wie viel wir sie milder im Walde, trotz des noch winterhaften Ansehens seiner äuſsersten Gegend, wie einladend und erquickend wir sie tiefer hinab zwischen den Blumen und Blüthen gefunden: und nun? — erfolgte, was Sie sich denken können: daſs wir zwar immer noch standen, bedauerten, zweifelten, neue Blicke hinab warfen, um das groſse, nie wiederkehrende Bild desto tiefer in die Seele zu drücken; aber denn doch, von der Kälte getrieben, uns endlich zu dem ersten, und hiemit zu allen nachfolgenden Schritten entschlossen: denn, jenen gethan, erlaubte die Glätte des Bodens keine Aufmerksamkeit mehr, als auf die Sicherheit unsers Fuſstritts. — Hätt' ich gezaudert, bis die volle Ersättigung eingetreten wäre, und hätte mich dann auf der Höhe selbst der Gedanke ergriffen, daſs ich hier ewig weilen, daſs ich in stetem Anschaun dieser überschwenglichen Schönheiten meine Tage beschlieſsen sollte, ich glaube, daſs er mich mehr hätte erstarren machen, als das umgebende Eisfeld — Wenn der Weise von Agrigent auf der Höhe des Aetna wirklich gelebt, und wenn er Ursachen gehabt hat, zu seinen Mitbürgern nicht wieder zurück zu kehren, so ist der Selbstmord, den er an sich verübt haben soll, mir aus einem bessern Grunde erklärbar, als daſs er sich für einen Gott hat wollen gehalten wissen: er war ermüdet von dem ewig einförmigen, obgleich unaussprechlich groſsen, unaussprechlich erhabenen Anblick, und wollte sich lieber in den bodenlosen Schlund stürzen, als noch länger ein Daseyn schleppen, das ihm zur Last und zur Qual ward.» —

«Das also, hör' ich Sie hier mit spöttischem Lächeln sagen, der Erfolg Ihrer Aetnareise? das der Gewinn von so vieler übernommener Mühseligkeit, Arbeit, Gefahr? — Ja, mein Freund! Wenn Sie die Bereicherung meiner Phantasie und einige Zusätze zu meinen Naturkenntnissen abrechnen, das und nichts anders! Ich habe gelernt, daſs die Glückseligkeit eine spröde Geliebte ist, die, bey aller holden Gesinnung für uns, der vollen vertrauten Umarmung sich schlau entwindet, durch strenge Blicke, wenn wir sie fest halten wollen, uns scheinbar gütig abschreckt, und dann doch wieder, aus näherer oder weiterer Ferne, uns süſse Hoffnungen lächelt. Doch ich sollte vielleicht in einem andern, als diesem spielenden, scherzenden Tone eine Erzählung schlieſsen, aus welcher sich Wahrheiten ableiten lassen, die für das Leben von der gröſsten Wichtigkeit sind.»

«Ich berühre hier nur zwey dieser Wahrheiten, weil eben sie aus dem Obigen am deutlichsten hervor zu springen scheinen. Die erste ist: daſs, um wahrhaft glücklich, und um dauernd glücklich zu seyn, man sich eine Höhe zum Ziel setzen muſs, wo das Ausruhen der Kräfte immer süſser, der Rückblick auf die vollendete Bahn immer gefallender, der Trieb zum Vorwärtsdringen immer lebhafter, das Herz zum Ertragen der Mühseligkeiten immer freudiger werde; eine Höhe, die sich unabsehbar empor hebe, oder (um diesem Gedanken seine Vollendung zu geben) deren Gipfel über das Grab hinaus bis in die Ewigkeit reiche. Der Weise, der diese Wahrheit erkennt, kann also unmöglich zu seinem letzten Ziele körperliche Wollüste machen; kann unmöglich seine Glückseligkeit in einem gähnenden, langweiligen Fortschleichen von Hügelchen zu Hügelchen suchen, wo die Aussicht nie weder ihre Dürftigkeit, noch ihre

Auf des Teufels Schwanz gebunden.

Ich hab' wohl manchen Schelmen funden
Dem Teufel auf den Schwanz gebunden,
Der in Widerwärtigkeit
Dem Teufel Bündniſs zu hat g'sait *)
Und meynt, ihm würde nimmer baſs,
Bis daſs er bey dem Teufel ſaſs.
Etlich' ſich dem Teufel geben
Wenn es ihn'n übel geht im Leben,
Sobald verzweifeln ſie daran
Und woll'n kein G'duld in Sachen han,
Und meinen, Gott der hab' nicht Recht,
Daſs er ſie mit der Straf' durchächt'
So ſie es nicht verdienet haben.
Das ſind mir freylich nasse Knaben
Und gar zeitlich auferzogen,
Daſs ſie als ſchändlich und erlogen
Gott den Herrn dürfen ſtrafen,
Daſs er nicht ſorg' und leg' ſich ſchlafen
Und nehm' ihr'r guten Werk nicht Acht,

---

*) zugesagt.

Beschränktheit verliert; wo ein ermüdendes Einerley mit kaum zu rechnenden Abänderungen ewig wiederkehrt; die Begierde, statt zu wachsen, sinkt; die Kraft, statt neues Leben und Feuer zu gewinnen, sich schwächt, abstumpft, verzehrt; wo die Empfindung des Deseyns, statt wacher und wonnevoller zu werden, nur träger, dumpfer, träumender wird. Als minder verächtliche Ziele erscheinen aus diesem Gesichtspunkte: Macht, Ehre, Einfluſs, Geschicklichkeit, Kunst; als der ersten und würdigsten eines: Wissenschaft, Erkenntniſs der Wahrheit; weil hier, nach Popens schönem Bilde, sich Alpen über Alpen erheben, und die Begierde nie gesättigt, aber durch neue Freuden immer genährt, befeuert, geschwellt wird.»

«Die zweyte nicht minder wichtige Wahrheit ist: daſs man sich eine Höhe zum Ziel setzen muſs, auf welche sich ein gangbarer Pfad hinan winde, der, wenn auch steil und mühsam, doch nirgend durch unübersteigliche Hindernisse versperrt sey; eine Höhe, von welcher kein feindseliges Schicksal uns mit rauher Cyklopenstimme ein Halt! entgegen donnern könne, das vielleicht alle unsre Kräfte plötzlich lähme, alle unsre Erwartungen schrecklich zu Boden schlage. Durch diese zweyte Wahrheit werden, als höchste und letzte Ziele, auch jene entfernt, welche die erste zwar nichts weniger als empfahl, aber doch zulieſs; und nur ein einziges bleibt, wenn wir wahrhaft weise seyn wollen, zu wählen übrig. Verlegen wir nehmlich das letzte Ziel, nach welchem alle unsre Wünsche und Bestrebungen, wie nach ihrem Mittelpunkte, sich hin richten, entweder auſser uns, oder wenn auch in uns, doch in eine solche Kraft der Seele, die zu ihrem glücklichen Fortstreben und Weiterbilden äuſserer Gegenstände, Vortheile, Hülfen bedarf: so sind und bleiben wir in den Händen des Schicksals, und dieser tückische Dämon kann nach Gefällen sein neckendes oder sein grausames Spiel mit uns treiben. Aber verlegen wir es in das Einzige, was von allem Aeuſsern ewig unabhängig bleibt, in den Willen selbst; setzen wir zum höchsten Punkt unsers Bestrebens die gränzenloseste Vervollkommnung und Veredlung dieser besten Kraft unsrer Natur: so haben wir nicht allein ein Ziel, das in der That nie erreicht werden kann und nie erreicht worden ist — denn wo hätte noch der Weise und der Gute gelebt, über den kein Weiserer und kein

Besserer möglich gewesen wäre? — sondern was mehr heiſst, unsre Abhängigkeit vom Schicksal hört auf: seine schlimmsten Tücken können nichts, als unsern Fortgang zum Ziele befördern; als uns Anlaſs zu einem Verhalten geben, in welchem der Adel unsrer Seele sich immer schöner, immer glänzender zeigt; als uns glücklicher eben da machen, wo wir der Glückseligkeit am fähigsten sind, in unserm eigentlichsten, unserm innersten Selbst.

Daſs dieses Selbst mehr noch in unserm Willen, als in unsrer Denkkraft bestehe, davon belehrt uns ein unwidersprechliches Gefühl; und eben hieraus erklärt es sich, warum das Anschauen der Vollkommenheiten unsers Geistes, wenn es mehr als kalte Zufriedenheit, wenn es wahre innige Wollust bewirken soll, sich mit Erinnerung der Arbeiten, Anstrengungen, Aufopferungen verbinden muſs, die uns jene Vollkommenheiten gekostet haben. Würden wir, wie die kunstvollen Insecten, mit vollendeten Fertigkeiten, nicht mit bloſsen Anlagen und Fähigkeiten, geboren: so würden wir an den vorzüglichsten Kräften unsrer Seele kaum ein höheres Wohlgefallen haben, als etwa an den schönen Umrissen unsers Gesichts, oder dem regelmäſsigen

Wuchs unsrer Glieder; aber daſs es freye edle Thätigkeit war, wodurch wir die nackten unbestimmten Anlagen und Fähigkeiten erst zu wirklichen Kräften und Fertigkeiten erhöhten: das ist es, was uns diese Kräfte und Fertigkeiten am meisten werth macht, warum wir auf sie so vorzüglich stolz sind. Wir haben durch jene Thätigkeit sie gleichsam zu unserm vollen Eigenthume gestempelt, sie in unser wahres Selbst mit hinein gezogen; und da es allgemeines Gesetz ist, daſs die Vollkommenheiten eines Gegenstandes uns immer um so mehr rühren, je nähere Verwandtschaft mit unserm Selbst dieser Gegenstand hat; so ist nun die Freude an unsern Geisteskräften weit inniger, als wenn sie bloſse Geschenke der Natur, bloſse zufällige Vortheile geblieben wären. Die höchste reinste Quelle der Freude aber muſs, nach eben diesem Gesetze, die unmittelbar an dem Willen selbst erkannte Vollkommenheit seyn, oder mit einem völlig gleich bedeutenden Worte: die Tugend.« — —

»Doch ich vergesse, daſs ich an einen Mann schreibe, der ein wenig nach den Grundsätzen der neuern Epikureer hinhängt, und der meine etwas stoischen Betrachtungen schwerlich nach seinem Geschmack finden wird. Lassen Sie mich also geschwinde mit der Versicherung der Hochachtung und Ergebenheit schlieſsen, die ein so milder Stoiker, wie ich, gegen einen so edlen Epikureer, wie Sie, noch immer hegen darf. Ich bin u. s. w."

Ueber den Tod.

Nicht weit von Besançon lebte auf einem kleinen Landgute ein alter wackerer Brigadier, das wahre Muster eines liebenswürdigen Greises. Sein Name war Merville, und er hatte schon über siebenzig Jahre. Da er in seiner Jugend unter den Armeen Ludewigs des Vierzehnten diente, träumte er auch den Traum des französischen Adels, daſs für die Ehre des Königs und für die Wohlfahrt des Vaterlands sterben, Eins sey; aber kaum war er durch seinen Heldenmuth bis zum Range eines Brigadiers gestiegen, als er plötzlich zu seinem Schrecken inne ward, daſs er nichts als ein Werkzeug zur Unterdrückung der Nation wäre. Von diesem Augenblick an suchte er unter dem Vorwande der Untüchtigkeit seinen Abschied, schlug das Gnadengehalt aus, das ihm der König zur Vergeltung seiner Tapferkeit anbot, und schämte sich seiner Wunden, wie man sich der Thorheiten seiner Jugend schämt. Er baute nun selbst das kleine Erbgut seiner Familie, und widmete alle die Stunden, die ihm die Sorge für sein Hauswesen frey lieſs, der Philosophie und den Musen. Da ihm sein Vermögen keinen groſsen Aufwand erlaubte, so hielt er nur wenig Umgang; er hatte nie über zwey bis drey, aber auserlesene, Freunde. Unter diesen war in seinen letzten Jahren ein Mitglied des Parlements von Besançon, Namens Chevreau, ein Mann, den er vorzüglich liebte, und der es vorzüglich werth war.

Chevreau war einer der Menschen, die von der Natur die beneidenswürdigste Anlage zu allem erhalten haben, was edel und gut ist. Er hatte nichts von dem Flatterhaften, das man den Jünglingen seiner Nation zum Vorwurf macht; er war mehr feurig als hizzig, mehr nachsinnend als fröhlich, mehr gut als weich; er nahm nicht leicht Eindrücke an, aber die er einmal annahm, gingen tief und hafteten lange. Er war immer das, was er war, von ganzer Seele. Und da ihm das gröſste Glück wiederfahren war, wofür ein Mensch der Vorsehung nur danken kann, von edlen Eltern erzeugt zu seyn und eine edle Erziehung zu finden; so war er mit diesen Eigenschaften seines Charakters ein Mann von unerschütterter Rechtschaffenheit, ein unbeweglich standhafter Patriot, und der ganzen innigsten Freundschaft eines Merville würdig geworden.

Er hatte nur einmal geliebt, aber wie es von seinem Geschmack zu erwarten war, das schönste und geistreichste Frauenzimmer von Besançon. Sie hieſs Therese, und war die Tochter des Präsidenten von eben dem Gerichtsstuhle, wobey nachher Chevreau Beysitzer ward. Die Hindernisse, die sich seiner Verbindung mit ihr ganze Jahre hindurch entgegen setzten, schienen unüberwindlich; aber was in schlaffen Seelen die Liebe unterdrückt haben würde, gründete sie in der seinigen desto fester. Therese selbst war seit dem ersten Augenblick ihrer nähern Bekanntschaft für ihn entschieden; nur war sie zum Unglücke reich, und ihre Eltern hofften, eine Million Livres mit einer andern, oder wenn das nicht wäre, mit dem höchsten Range im Königreiche zu verbinden. Sie stand wegen ihrer Liebe zu Chevreau unsägliche Bedrükkungen aus; aber sie erklärte sich standhaft, daſs keine Ueberredung und keine Gewalt in der Welt sie bewegen sollte, anders, als zwischen Chevreau und einem Kloster zu wählen. Da ihre Eltern durch diese feste Beharrlichkeit gezwungen waren, mehrere der vornehmsten Bewerber zurück zu weisen, und da noch überdies das Beyspiel einer entfernten Verwandtinn dazu kam, die kaum einige Monate Marquisinn war, als sie schon ihr Vermögen auf den Toiletten der Mätressen und vor den Busen der Operistinnen schimmern sah, so bewegte dieses die Eltern der Therese, daſs sie endlich dem Chevreau den Zutritt verstatteten, und ihre Einwilligung zu der Heyrath gaben. Beyde Liebende, die sich die Güte ihrer Seelen durch ihre Standhaftigkeit in der Prüfung so sehr bewiesen hatten, empfanden nun in dem Entzücken ihrer Umarmungen, was Unglück werth ist.

Therese ward schwanger, und Chevreau's Einbildungskraft hatte sich nun schon mehrere Monate mit nichts, als dem süſsen Gedanken beschäftigt, wie unendlich sein Glück durch den Besitz eines Kindes würde vermehrt werden, als endlich der so ängstlich und doch so ungeduldig erwartete Augenblick erschien, wo Therese entbunden ward. Seine Freude war unbeschreiblich; aber es war die ernste, wehmüthige Freude des gefühlvollsten Menschen, der mit seinem Glücke zugleich die ganze Gröſse seiner Pflichten empfand, und in seinem Innersten schwur, daſs sie ihm heilig seyn sollten. Theresens Entbindung war glücklich gewesen; aber nachherige Zufälle, die sich von Tage zu Tage verschlimmerten, machten bald für ihr Leben fürchten. Chevreau kam in aller der Zeit, die ihm nur immer seine nothwendigsten Geschäfte übrig liessen, keinen Augenblick von ihrem Lager, und war Zeuge aller der unaussprechlichen Leiden, womit ihr so junges Leben dem Tode entgegen kämpfte. Endlich erlag die Natur; sie erzwang noch auf ihren bleichen Wangen ein trauriges Lächeln, führte mit ihren zitternden schon ersterbenden Händen Chevreau's Hand an ihr Herz, und stammelte mit ihrem letzten Odem die Worte: Vergiſs unser Liebe nicht, Chevreau!

Wenn je das Wort eines Sterbenden ein treues Gedächtniſs fand, so war es dieses Wort der Therese. — Chevreau besorgte alles, was zu ihrem Begräbniſs gehörte, mit der ruhigsten Gleichmüthigkeit; er betrachtete Stunden

Daſs er um kein' Belohnung tracht',
Gleich als ob der Herr nicht wüſst'
Um euren Betrug und falsche List;
Gäb' er euch verdienten Lohn,
Ihr würdet wahrlich übel ston.
So er euch nicht gleich aufwist*)
Und euch zu helfen ist gerist,
Wie ihr das nur selber wöllen
Und allen Rath euch thut bestellen,
So thut ihr wider ihn sehr kallen,**)
Die Sach' will euch ganz nicht gefallen
Und fahet euch an zu ertränken,
Erstechen, würgen und erhenken,
Verzweifeln an Barmherzigkeit.
Kurzab, ich hab' gethan ein'n Eid
Aller Schelmen Zunft gemein,
Daſs ich derselben stell' her kein'n,
Der ihm selber thut den Tod,
Der hört nicht in der Schelmen Rott',
Er ist nicht werth daſs er soll seyn
Bey Schelmen, er g'hört auf den Rhein,
Und in der Höll' hat er viel Kunden
Auf's Teufels Schwanz ist er gebunden.

---

*) Eigentlich: aufwichset, gibt, was ihr wollet.

**) reden, schreyen.

lang ihren Leichnam, ohne daſs ihm nur eine Thräne entfiel; und dann ging er allein; und machte sich Vorwürfe, daſs er so fühllos wäre. Erst den Tag nach der Versenkung ihres Leichnams, da er an einem Orte, wo er sich nichts vermuthend war, eine Perlenschnur fand, die er einst Theresen zu ihrem Geburtstage schenkte, erwachte gleichsam sein Herz aus dem bisherigen Todesschlaf aller Empfindungen; er fiel hin, und vergoſs einen Strom von Thränen. Der Anblick des Kindes, das die unschuldige Ursache ihres Todes war, riſs ihm seine Wunde täglich von neuem auf, und war doch das einzige Labsal für seinen Schmerz. Es trug schon die sanften und liebenswürdigen Züge Theresens, die sich auf seinem zarten Gesichte immer mehr zu entwickeln schienen. Chevreau betrachtete es nie ohne die tiefste Rührung, worin sich der herbste Schmerz mit der süſsesten Wollust vereinigte; er liebte es mit einer doppelten Liebe.

In einigen Jahren war der kleine Charlot (so hieſs der Knabe) das angenehmste Kind von der Welt, und der Neid aller Mütter von Besançon. Die Schönheit seiner kindlichen Bildung ward noch unendlich durch die offne Fröhlichkeit vermehrt, die aus allen seinen Gesichtszügen hervor sah. Chevreau wandte an seine Bildung allen möglichen Fleiſs, und genoſs der Wollust, die gewöhnlichen vornehmen Vätern so fremd ist: daſs er selbst den Fortgang seines Kindes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern bemerkte. Eben fing jetzt Charlot an, die kleinen Ideen und Begierden seiner unschuldigen Seele etwas freyer zu entwickeln; und zeigte schon die schönste Morgenröthe eines künftigen heitern Verstandes und edelmüthigen Herzens, als er von den Blattern, diesen Verwüstern des menschlichen Geschlechts, befallen ward, und nach unaussprechlich viel Angst und Schmerzen dahin starb. Chevreau war von der ganzen Krankheit und dem Tode des kleinen Unschuldigen. der ihn so oft mit ausgestreckten Händen um Hülfe anflehte, die er nicht geben konnte, eben so Zeuge, wie er's von der Krankheit und dem Tode Theresens gewesen war.

Dieser zweyte Streich war für Chevreau schrecklicher, als der erste, dessen ganzen Schmerz er wieder erneuerte. Da er nun die beyden Wesen verloren hatte, die seinem Herzen das Theuerste waren, so war ihm fernerhin nichts mehr theuer; auch seine Freunde nicht, auch er selbst nicht. Denn der Mensch, der einmal unglücklich genug ist, daſs er nichts mehr auſser sich liebt, der kann auch sich selbst nicht mehr lieben. Alle das Feuer seines Charakters, das sich sonst gegen Theresen und Charlot, diese vornehmsten Gegenstände seiner Liebe, gewandt hatte, trat nun in sein Innerstes zurück, und brütete über jenen finstern Betrachtungen, womit sich der Mensch an der Vorsehung gleichsam zu rächen sucht, wenn er sich Unrecht gethan glaubt. Bey seinem festen Trübsinne hatte er Einbildungskraft und Scharfsinn genug, um bald die Welt um sich her zu einem Schauplatze des Elendes auszubilden; und so lebte er nun in Gottes Schöpfung mit eben dem Herzen, womit ein frey denkender Menschenfreund in den Staaten eines Despoten lebt.

Die einzige Stimme, die noch einigermaſsen an sein Herz drang, war Mervillens Stimme. Der ehrwürdige Greis erkannte sehr bald aus Chevreau's Reden seinen ganzen Zustand; aber er schonte seiner, und brachte mit Fleiſs die Rede nie auf den Verlust, den sein Freund erlitten hatte. Er that nichts, als daſs er bald diesen, bald jenen Versuch machte, seine erstorbene Empfindlichkeit für irgend einen andern Gegenstand zu reitzen und wie von ungefähr Ideen hin zu streuen, die eine heilsame Revolution bey ihm bewirken können. Endlich, da Chevreau immer finstrer und immer trüber ward, hielt Merville seine Schonung für Grausamkeit; er beschloſs, die Wunden seines Freundes zu reinigen und zu heilen, bevor sich das Gift ihres Eiters in die innersten Gefäſse des Lebens schliche und seiner Ruhe den Tod brächte. Die Gelegenheit bot sich dar, als einst Chevreau, mehr aus Höflichkeit, um seine öftern Besuche zu erwiedern, als aus Antrieb des Herzens, auf seinem Landgute einsprach.

Es ist etwas in Ihrer Seele nicht recht, sagte der Greis, indem er beyde Hände voll der zärtlichsten Freundlichkeit auf seine Schultern legte; und Sie thun übel, Chevreau, daſs Sie sich so ganz in sich selbst verschliessen. Oeffnen Sie Ihr Herz einem Freunde; und wenn ich's durch die aufrichtigste Liebe gegen Sie werth bin, öffnen Sie's mir! — Sie nannten mich so oft Ihren Vater; und ich habe ja auch in der Welt gelebt, und bin unglücklich gewesen.

Sind Sie? antwortete Chevreau, mit dem Ton eines Menschen, dem sein eignes Unglück zu schwer fällt, als dafs es ihm für fremdes Gefühl liefse.

Ich habe meine Gattin und meine Kinder sterben sehen; und was nur je ein menschliches Herz empfand, das hat auch meines empfunden. Ich weifs, was das heifst, mit einem einzigen Streiche alle seine innigsten Bande zerrissen, alle die liebsten Hoffnungen seiner Seele vernichtet zu sehen. Und dennoch, Chevreau — dennoch war eine andre Zeit meines Lebens noch schrecklicher, wo Freunde an mir Verräther wurden, die mein ganzes Vertrauen hatten. Ich verzweifelte an der menschlichen Natur, an der Tugend. Ich glaubte, unter den Wesen, die mir ähnlich sahen, wie unter Rasenden oder Verbrechern zu leben; und nur ein Mann wie Sie, kann mich fassen, wenn ich ihm sage, dafs ich elend war. — O mein Freund! Wenn Sie diesen schrecklichen Zustand, wie ich, aus Empfindung kennten! —

Und wie, wenn ich einen noch schrecklichern kennte? — Der menschlichen Gesellschaft entflieht man, denn es giebt ja Einöden und Wüsten: aber Merville — — Er schwieg, und sah mit einem Seufzer gen Himmel.

Aber, Chevreau? —

Warum soll ich das sagen, was schon Elend genug ist zu denken? — Er schwieg noch einmal, und setzte dann mit einer Erschütterung der Seele hinzu, die sich seinem ganzen Körper mittheilte: Wie entflieht man vor Gott? — In eben dem Augenblick stand er auf, und nahm den Weg nach dem Garten, um sich von einer Unterredung, die ihm zu peinlich ward, los zu reiſsen. Der Greis folgte ihm auf dem Fuſse.

Sie sind in meinen Händen, und Sie sollen mir nicht entrinnen, Chevreau. — Kommen Sie und öffnen Sie mir ganz Ihre Seele! Reden Sie mit mir, wie Sie mit Ihren eignen Gedanken reden! — Sie sind unzufrieden mit Gott?

Entsetzlich, wenn ich es wäre, Merville!

Und noch entsetzlicher, wenn Sie Recht hätten! — Aber nein, Chevreau! — indem er einen festen und zuversichtlichen Ton nahm — Sie sind's nicht; denn Sie können's nicht seyn. Unzufrieden mit Gott, hieſse unzufrieden mit allem seyn, was vollkommen und gut ist: und wie kann das eine denkende Seele? — Verstehn Sie sich selbst, liebster Freund: Sie sind nur unzufrieden mit Ihrer Vorstellung von Gott. Und nun sehen

Sie, wie viel Sie durch diese einzige Berichtigung schon gewinnen! — Läge die Ursache in Gott, in diesem unendlich über Sie erhabenen, allmächtigen Wesen: wie wollten Sie helfen, Chevreau? wie die Einrichtung der Welt ändern, oder die Gewalt des Stromes hemmen, der Sie unwiederstehlich mit fort reiſst? — Liegt aber die Ursache blos in Ihrer Vorstellung von Gott: nun wohlan! da ist Hülfe. — Lassen Sie uns die irrige Vorstellung ändern, und statt des falschen Gesichtspunktes den wahren suchen.

Sie waren in die Mitte des Gartens gekommen, wo die Anhöhe, auf der das Haus des Merville lag, einen jähen Abschuſs in's Thal machte. Hier zog der Greis seinen Freund, unter dem Schatten breiter Kastanienbäume, auf eine Rasenbank nieder, hielt die Hand gegen die entzückend schöne Gegend ausgestreckt, die, so weit nur das Auge trug, mit Heerden und Aernten und Weinberghügeln bedeckt war, und sagte dann mit dem zuversichtlichen Tone der Ueberzeugung: Klagen Sie die Vorsehung an, und ich will sie rechtfertigen.

Wie, Merville? Soll sich der Wurm gegen den Unendlichen, das Geschöpf eines Tages gegen den ewigen Schöpfer empören? —

O lassen Sie mich anbeten und schweigen! Gott ist da, wo ich rede.

Er ist auch da, wo Sie denken, Chevreau. Und wenn ich nun rede? — Können Sie alle die Zweifel lösen, alle die Unruhen, die Einwürfe heben? — —

Alle, mein Freund? — Ich steh' am Rande des Grabes, und die Stunden, die mir noch übrig sind, mögten nicht zureichen. Wann ist der Witz des Menschen erfinderischer, oder wann ist seine Zunge beredter gewesen, als wenn es darauf ankam, seinen Gott zu richten? — Aber wenn irgend ein vorzüglicher Kummer, irgend ein einzelner Zweifel Sie ängstigt — —

Nun dann, Merville! Sie öffnen, auch wider Willen, mein Herz: ich will reden. — Glauben Sie mir! Nicht der Tod der Meinigen ist das, was mich noch unglücklich macht: sie sind dahin, und ich habe meinen Schmerz überwunden. — Aber ausgegangen bin ich von dem Gedanken ihres Todes, und habe einen Blick auf die Menschheit, einen Blick auf die Natur geworfen. — — O liebster Freund! Um ruhig zu seyn, mufs der Mensch nicht denken, er mufs nur träumen. Es ist nirgend Ruhe für ihn, als in der Vergessenheit sei-

BIBL. VNIVERS. LIPS.

nes Elends. — — Ich gehe jedem Leben nach, jeder Kraft, die sich in der Natur regt: und sie hört auf in Zerstörung; ich merke auf jeden Jubel, jedes Gelächter der Freude: und es wird zur Stimme der Wehklage; ich sehe auf jedes Lächeln, jede Miene der Wollust: und indem ich sehe, wird sie Zuckung der Todesangst. — Alles, alles in der Natur ist nur angelegt auf Verderben, Zerstörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran, und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückseligkeit, die stets tief in der Zukunft ist, machen uns das Leben nur schätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns desto schrecklicher fasse. — Und wenn ich nun den ganzen namenlosen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlaſsnen, Verwaisten; wenn ich zu jeder Spanne Land sage, auf die mein Fuſs tritt: du bist Grabstätte von Tausenden, die sich krümmten, zu leben rangen, und starben! zu jedem Staube sage, der vor mir auffliegt: du warst Nerve eines empfindenden Wesens, und erzittertest vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältnisse von Leichnamen und Todtengebeinen: wie können Sie wollen, daſs ich noch Freude habe? noch lächle? — Ich habe an meinen edelsten Begriffen gelitten; ich vermisse in mir den allbelebenden Gedanken einer unendlichen Güte, und nichts ist mir übrig geblieben, als die schreckende Idee einer Allmacht. — Sie streckten Ihre Hand, Merville, gegen diese blühenden Thäler aus, als ob ihr Anblick schon Widerlegung wäre; aber auch diese Schönheit, dies Leben, das sich hier regt: — aus Verwesung ist es hervor gegangen, und in Verwesung wird es zurück sinken. — Für mich ist nun keine Freude, kein Reiz mehr in der Natur.

Wie unglücklich sind Sie! — Aber warum war denn vormals diese Natur, die Ihnen jetzt so öde scheint, der Gegenstand Ihres Entzückens? — Erinnern Sie sich, wie Sie einst hier an der Seite Ihrer Therese saſsen? Wie Sie da nichts als Leben, nichts als Wonne und Herrlichkeit vor sich sahen! wie da alle Bilder des Todes, alle Gedanken von Elend, aus Ihrer Seele verbannt waren?

Kurzen Athem haben.

Wir Leichnam frommen trocknen Knaben
Ganz ein'n kurzen Athem haben,
Wann er uns schier will gar zerrinnen,
Daſs wir doch nicht behalten künnen,
Darum daſs wir kein Hohlfaſs sind
Stehn wir hier wir armen Kind.
Habt ihr ein'n Verdruſs darab,
Daſs ich euch hergestellet hab',
Was treibt ihr denn so manche Sag'
Daſs euch der Blitz und Donner schlag,
Wer hat euch doch befohlen das?
Das heimlich und verschwiegen was,
Das legt ihr alles an den Tag,
Eh' daſs man thut darum ein' Frag'.
Hör' und sieh, und schweig dabey,
Ja, wenn dir wohl mit Frieden sey,
Ist dir aber wohl mit Kriegen,
Heimlich's sagen oder lügen,
Würd' dir dann der Leimen g'klopft
Und dein schön's Haar ausgeropft,

Ich erinnere mich's, Merville. Es waren die Tage meiner Glückseligkeit, diese so schnell vorüber geeilten Tage. — Eine Phantasie, zu lauter Freude gestimmt: — o, wie leicht kann sich die aus einer Wüste ein Elysium schaffen!

Kann das wirklich die Phantasie? — Nun, dann kann sie mehr, diese Zauberin; dann kann sie mit eben der Wunderkraft auch aus einem Elysium eine Wüste schaffen. — Wollen Sie ihrer Eingebung trauen? Wollen Sie einer Führerinn folgen, die immer in der Richtung fort geht, welche ihr der Anstoſs unsrer Empfindungen gab, und sich dann, mit ihrem einseitigen Fluge, so weit von der Wahrheit verirrt? — Mäſsigen Sie durch Vernunft diese Ausschweifungen; Werfen Sie, nach jenen partheyischen, noch einen dritten unpartheyischen Blick auf die Schöpfung: und Ihr Herz wird wieder zur Ruhe kommen; Ihr finstrer Kummer wird sanfte Schwermuth; Ihr Widerstreben gegen ein feindseliges Schicksal ruhige Ergebung in den Willen des Allgütigen werden. — — Sollt' ich läugnen, daſs Elend in der Natur ist? Sollt' ich läugnen, daſs der Gedanke des Todes fürchterlich sey?

Ich würde meinem innersten Gefühl widersprechen. Ich fühle das Loos meiner Endlichkeit, wie ein andrer, und der Schauder des Todes verschont mich nicht, so wenig als der Engel des Todes. Oft vielleicht ergreift er den schwachen furchtsamen Greis noch gewaltiger, als den Jüngling. — Aber wollten nun auch Sie läugnen, daſs das Leben Freuden hat? überschwengliche Freuden? Sie, der Sie ihrer selbst aus der wohlthätigen Hand des Schöpfers erhielten, wollten Sie undankbar seyn, und es läugnen?

Nein, Merville! Nein, ich will es nicht läugnen.

Und es hat also seine Freuden?

Seine kurzen, seine geträumten Freuden.

Wie ungerecht, Chevreau! Sind sie kürzer, sind sie geträumter, als unser Elend? — War die Thräne der Wollust, die hier in Ihren Augen schimmerte, als Sie sich an Theresens Seite und glücklich sahen: war sie weniger wirklich, als diese Thräne der Wehmuth, die jetzt in eben diesen Augen zittert? Oder wird nicht bald auch diese Thräne versiegen?.— Das Daseyn hat seine Freuden, seine wirklichen, mannichfaltigen Freuden; und worauf wird es nun ankommen, als auf die Frage: ob die Freude des Elends, ob das Leben des Todes werth sey? — Wenn Sie das jetzt nicht finden, mein Freund —

Wie kann ich es finden? — Das Elend des Menschen liegt vor mir da, in seiner ganzen unendlichen Gröſse, in seiner ganzen namenlosen Mannichfaltigkeit; aber Gott! wie wenig hat er der Freuden! — Und die er noch hat, wie geringe sind sie! wie unvollkommen!

So denkt der Mensch in der Stunde des Unmuths, des Kummers. — Ich könnte sagen, daſs vielleicht das Leben von Tausenden unendlich glücklicher ist, als das Ihrige; aber nein! Ich bleibe bey Ihrem eignen Leben. — Sie glauben also, Sie hatten der Freuden so wenig?

Wie darf ich glauben, wovon ich gewiſs bin?

Sie betrügen sich, Chevreau!

Das heiſst, meine Empfindung betrügt mich. — Und welcher andre Richter, wenn es auf Glück oder Unglück, auf Schmerz oder

Vergnügen ankommt, soll denn gültig seyn, als unsre Empfindung?

Aber eben diese Empfindung — —

Ist in dem Innersten meines Herzens, und kein Vernunftschluſs wird sie mir da heraus reiſsen.

Auch denk' ich auf keine Vernunftschlüsse. Ohne Zweifel ist jede Empfindung die gültigste Richterinn ihrer selbst; aber nicht soll sie über das Vergangne, nicht über das Zukünftige richten. — Liebster Chevreau! Die jetzige Wolke, die über Ihrem Haupte hängt, wirft nach allen Seiten hin einen grauenvollen Schatten über ihr Leben; einen Schatten, der Alles entstellt, Alles verfinstert. — Wenn Sie in die Vergangenheit blicken, so ist nichts, das so leicht im Gedächtniſs hervorspränge, nichts, das so voll, so ganz, so lebendig vor Ihnen da stünde, als die Bilder Ihrer unglücklichen Stunden; und die Zukunft — was ist die Zukunft für Sie? Der gegenwärtige Punkt, zu einem Leben erweitert. Sie geben ihrem Schmerz Unvergänglichkeit, und glauben, weil Ihr Verlust ewig

lauern wird, so müsse auch diese seine Folge
leich ewig dauern. — Bey einer so unglück-
icken Fassung; da alles Uebel, das Sie betrof-
en, so gedrängt, so schwarz, so fürchterlich
or Ihnen steht, da die Bilder der genossenen
Freuden so sparsam und trübe hervor schim-
nern, wie einzelne Sterne an einem umwölk-
en Himmel: wie könnten Sie sich da auf den
Ausspruch Ihrer Empfindung verlassen? wie
ntscheiden, ob die Freuden das Elend ersez-
en? das Leben des Todes werth sey? —
O Chevreau! Wenn ich nur nicht fürchten
nüfste, Sie zu tief zu verwnnden — —

Mich zu tief zu verwunden?

Nun so hören Sie denn! Ich wünschte,
ch könnte mit der Stimme der Allmacht zu
hnen sagen: «Chevreau, mich gereut meines
Rathschlusses. Ich will dein Leben machen,
vie das Leben von Tausenden ist. Sieh hier
leine Gattin wieder, deine Therese! Sieh
uf ihren Armen den Liebling wieder, dessen
Leben ihr Tod war!» — Und wenn Sie
lann, aufser sich vor Entzücken, an ihren
Busen sänken; wenn Sie mit dem ganzen
Wonnegefühl eines Vaters den Engel in Men-

schengestalt an Ihre Lippen hüben: dann wollt' ich nach den ersten Stürmen der Freude ein ruhigers Lächeln erwarten, wollte Sie bey der Hand ſassen und wollte sagen; « Chevreau, wessen ist mehr in der Natur? der Freude, oder des Elends? » Und wie dald würde sich Ihre ganze Vergangenheit zu lauter Wonne erheitern! In wie leichten, kaum sichtbaren Nebel würden diese Wolken zerflieſsen, die jetzt mit einer so schrecklichen Nacht Ihr Leben decken! — Aber wäre denn dadurch dies Leben, oder wäre blos die Ansicht, die Vorstellung davon, verändert? Bliebe nicht Ihre Vergangenheit, wie sie war? und könnten Sie oder ein anderer Sterblicher voraus wissen, wie Ihre Zukunft seyn würde? — « Chevreau, » wollt' ich noch einmal sagen: « ist diese Empfindung der Wollust werth, daſs man auch Elend ertrage? » Und wie leicht, wie geringe würde dies Elend werden! Wie schnell würde die Waagschale, die es jetzt mit so überwiegender Last zu Boden drückt, in die Höhe steigen! — — Ich betrübe Sie; Freund; verzeihen Sie mir! Aber da ich nun jenes nicht sagen kann, mit der Stimme der Allmacht; versuchen Sie, wie viel Gewalt

Ihre Vernunft hat! Stehen sie bey dem gegenwärtigen Augenblick stille, und theilen Ihr Leben! Ihre Zukunft wird so nicht seyn, wie Ihr jetziger Schmerz sie darstellt: aber auch jede Freude, jede Seligkeit, die ich hinein dichtete, würde Sie kränken, würde Ihnen Beleidigung Ihrer Liebe, der ehlichen und der väterlichen. dünken. Sehen Sie also blos in's Vergangne! Bestreben Sie sich nach Unpartheylichkeit in der Schätzung! Untersuchen Sie, wessen da mehr war, des Vergnügens, oder des Kummers? —

Welch ein Gespräch, worein Sie mich zogen! — O Merville! Wie sehr ist immer das, was ich antworten soll, meiner ganzen Seele zuwider! Ich verabscheue den Undank; und soll ich nun selbst ein Undankbarer werden? nur einer scheinen? — Nein, mein Freund! Nein, ich will sagen, daſs ich der Freuden viel hatte.

Nur sagen, wenn Sie's nicht denken? —

Ich will's sagen, weil ich's auch denke. — Und gewiſs! Der Gott, der mir diesen Odem gab, er gab mir auch der Freuden nicht wenig. — Sie sehen, wie gern ich's bekenne.

Sie müssen es auch bekennen. Denn, hatten sie keine Freuden; woher der Kummer über Ihren Verlust? Oder waren dieser Freuden so wenig; woher das Uebermaaſs Ihres Kummers? — Wenn Sie nun aber jene Schäzzung Ihres Lebens vornehmen, mein Freund; nach welchen Begriffen wollen Sie schätzen? Blos nach Glück und nach Unglück? nach Lachen und Thränen? nach erfüllten und vereitelten Hoffnungen? nach Träumen und Wirklichkeit?

Wie anders, wenn ich sie vornehme? —

Sagen Sie lieber: wie falscher? — Eben das ist der Fehler, der uns so ungerecht gegen den Himmel macht: daſs wir immer mit unsern Begriffen Gränzen ziehen, die nicht in der Natur sind, immer trennen und sondern, wo in der Wirklichkeit sich Alles vermischt, Alles vereinigt. — Schmerz ist oft mehr Wollust als Schmerz; Schrecken hat seine süſsten Schauder; Unglück wird angenehm in der Erinnerung; Gefühl der Sckwäche treibt den Freund in die Arme des Freundes; Traurigkeit erweicht zu jeder ſeinern Empfindung das Herz; Noth gibt Gefühl unsrer Kraft, unsers Werthes; Träume von Glückseligkeiten sind wahr in der Empfindung — So, Chevreau; so das Leben berechnet — — Aber wie kann ich das jetzt, bey einer Fassung, wie die Ihrige, fordern? — Hören Sie also mich, der ich unglücklich war! mich, der ich Alles verlor, was auch Sie verloren, und ein Herz hatte, das fühlen konnte! Der Tumult der Leidenschaften schweigt jetzt in meiner Brust; nichts kann mich mehr parteyisch gegen den Himmel machen, nicht übermäſsige Freude, nicht übermäſsiger Kummer; der Zustand meiner Seele ist Ruhe. Mit dieser Ruhe seh' ich zurück in mein Leben, und was ich da finde, macht mich zufrieden mit Gott. Der heitern Stunden waren mehr, als der trüben; des Guten unzählich mehr, als des Bösen. — In eben dem Lichte erscheint mir das Leben von Tausenden, in so weit ich es schätzen kann; in eben dem Lichte das Leben des Thiers und des Wurms, weil sie eben der Gott schuf, der auch mich ins Daseyn rief: und — nun, Chevreau! wie soll ich Ihnen für die Vermehrung danken, die Sie meiner Glückseligkeit gaben? für den herrlichen Glanz, den Sie rund um mich her auf die Welt ergossen? — Jede Spanne Land also, auf die ich trete, ist Grabstätte von Tausenden? Willkommner Gedanke! Diese Tausende waren da, genossen des Lebens, fühlten sich glücklich. Jeder Staub, der vor mir aufliegt, war empfindende Nerve? Süſse Idee, und wenn du ein Traum wärst! Diese Nerve ward zum Vergnügen gespannt. Sie hat öfter der Wollust, als dem Schmerze gezittert. — — Ich sehe nun nichts mehr zu zweifeln, nichts mehr zu fragen, als dieses Einzige: warum währt diese Freude nicht ewig? warum muſs Tod in der Natur seyn?

Ich weiſs, was Sie antworten werden. Wenn Leben seyn muſs, werden Sie sagen —

Nun ja! dann muſs nothwendig auch Tod seyn. Tod ist die Bedingung des Lebens, gegründet mit allen seinen Schrecknissen, mit allem ihm voran gehenden Elende, in eben der Natur, worin auch unsre Freuden sich gründen, — Aber ob Leben seyn müsse? Das, Chevreau, das können Sie nun nicht mehr fragen.

Auch nicht fragen, warum dieses Leben seyn müsse, kein andres? warum eben diese

So wollt' ich durch die Finger lachen
Darum so lehren Sparmund machen *).
Hätt' Simson sein' Heimlichkeit
Delila nicht selbst gesait,
Er wär' nicht g'kommen um sein Haar,
Um sein Leben auch fürwahr.
Willst etwas thun so schweig, nicht warn',
Du spreitest sonst das Vogelgarn
Oeffentlich den Vögeln dar,
Daſs jeder sein bald nimmet wahr.
Darum so lug, **) dein'n Athem spar'.

---

*) vorsichtig seyn im Reden.

**) siehe zu, bedenke.

Natur seyn müsse, die uns zu Theil geworden? diese zerstörbare, hinfällige, so unnendlichem Jammer ausgesetzte Natur?

Was soll ich antworten, wenn Sie das fragen? — Soll ich Sie auf das ganze System der Schöpfung verweisen? auf den unzertrennlichen Zusammenhang aller Glieder dieser Kette, wo keins ohne das andre seyn kann? — Nein, Chevreau! diese Betrachtungen führen zu weit und in zu heiliges Dunkel. Lassen Sie mich Ihrer Frage eine andere entgegen setzen: Sie wünschen doch Freuden? Sie begehren doch Glückseligkeiten?

Wie jeder, der denkt und empfindet.

Und was für Glückseligkeiten? die Sie kennen, oder die Sie nicht kennen? von denen Sie einen Begriff haben, oder von denen Sie keinen haben?

Ohne Zweifel die, von denen ich einen Begriff habe.

Nun, so sehen Sie denn! sehen Sie, in welche Widersprüche Sie sich verwickeln, in welche Widersprüche sich jeder verwickelt, der anfängt, mit Gott zu rechten. — Unsre Freuden wollen wir haben, gerade diese unsre eignen Freuden, gebunden an diese unsre eigne Natur, uns werth geworden durch diese unsre eigne Empfindung; aber diese unsre Natur nicht, mit der sie doch nothwendig verknüpft sind. — Sollten wir nicht erröthen, Chevreau, wenn wir die Thorheit der Anklagen erwägen, womit wir die ewige Weisheit vor unsern Richterstuhl ziehen? — Kein Wort mehr von diesem Einwurfe! Er ist zu ungründlich, zu nichtig. — — Das Leben hat also seine Freuden, seine groſsen überschwenglichen Freuden: wir Undankbaren vergessen den gröſsten Theil derselben bey der Berechnung; eben die Natur, die uns diese gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit sich: es wäre Unsinn, mit der Vorsehung zu hadern, daſs sie uns diese Natur gab, und keine andre, daſs sie den Menschen zum Menschen schuf, nicht zum unsterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes — o wie konnt' ich bis jetzt diesen gröſsten Gedanken vergessen! — sie werden uns durch Aussichten auf ein besseres Leben versüſst, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles versichert, die Erkenntniſs unser selbst, die Erkenntniſs der Welt und des Schöpfers. Und wenn nun das alles so ist, wie es ist; wie kann der Mensch noch den Himmel anklagen, und in dem Plan seines Lebens nur Spuren einer feindseligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden? — — Doch immer, Chevreau, immer erscheint uns noch der Tod als ein bloſses Uebel, obgleich als ein nothwendiges Uebel. Sollt' er nicht mehr seyn, als das? Sollt' er nicht auch Vater des Guten seyn? Urheber von Glückseligkeiten, die ohne ihn nicht Statt finden würden?

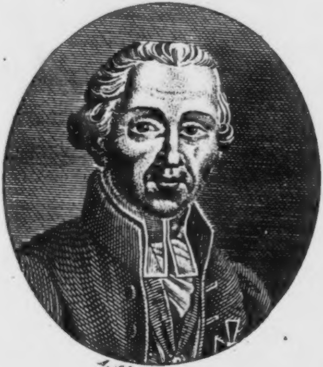
Urheber von Glückseligkeiten? der Tod? —

Wie es alle Uebel in der Natur sind. — Sie sehen dort über den Hügeln zur Rechten fürchterliche Gewitterwolken. In dem Schoos dieser Wolken schläft Zerstörung bey Fruchtbarkeit, Heil bey Verderben. — Und wenn wir Acht gäben, Chevreau, — sollte sich nicht eben das auch bey diesem schrecklichsten Uebel, dem Tode, finden? — Doch der trübere Himmel, und dieser jähe Sturm, der den Staub durch's Thal treibt: sie verkündigen uns die Herannäherung des Gewitters. Lassen Sie uns den Schutz unsrer Wohnung suchen. Lassen Sie uns dort unter dem Brüllen des Donners und unter fürchterlich herab strömenden Regengüssen unsre Betrachtungen über den Tod, unsere Betrachtungen über den Gott vollenden, der in Stürmen und Ungewittern eben so anbetungswürdig ist, als in dem lieblichsten Wehen der Morgenluft, wenn die glühende Sonne über den frohen Hügeln herauf steigt.

Schriften

von

Karl Theodor v. Dalberg.



A. Schule sc. [illegible]

CARL THEOD. von DALBERG

Fürst Primas und Erzbischoff

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Acht und fünfzigstes Bändchen.

v. Dalberg's Schriften.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von J. *Engelmann.*

Biographie des Verſassers.

Karl Theodor Anton Maria Reichsfreyherr von Dalberg wurde am 8. Febr. 1744 zu Herrnheim bey Worms, dem Stammhause der Dalberge Mannheimer Linie, geboren. Sein Vater, Statthalter von Worms, lies ihm die beste Erziehung geben, Der Jüngling widmete sich dem geistlichen Stande, hielt sich dann theils zu Worms und Mannheim, theils auf Reisen auf. Schon im J. 1772 ernannte ihn der Kurfürst von Mainz zum Statthalter von Erfurt, wo er bis 1787 blieb und durch Unermüdlichkeit und Gerechtigkeitsliebe in seinem Amte, wie durch seine Forschungen als Gelehrter und Mäcen, sich unvergeſslich gemacht hat. Im J. 1787 wurde er Coadjutor von Mainz und Worms, im J. 1788 von Constanz, und im J. 1800 gelangte er zur Regierung des Hochstiftes Constanz, wurde Fürstbischoff und kreisausschreibender Fürst von Schwaben. Im J. 1802 erhob man ihn zum Kurfürsten und Erzkanzler

Sich selbst kitzeln.

Wer sich selber kitzelt viel,
Der mag wohl lachen wenn er will,
Wenn wir kriechen und sind alt
Und ist uns Leib und Blut erkalt't
Und mögen weder guck noch gack.
Noch sagen wir, ich denk' den Tag,
Da ich der Welt auch war geleich,
Also schön und säuberlich.
Daſs mir die Frauen waren hold
Und schenkten mir Gut, Silber, Gold,
Ich hab' erbuhlt all's das ich hab',
Wiewohl ich jetzt geh' an ein'm Stab —
Hört, wie sich kitzelt der alt' Schalk
Und gerbet mir ein'n Iltisbalg,
Wie ist ihm doch sein' Sünd' so leid.
Der'r er sich rühmt und hat ihr'r Freud',
So er die Werk' nie treiben kann,
Noch kitzelt sich der garst'ge Mann
Daſs sich die jung' Welt ärgert dran.
Wenn ich ein'n Alten das hör' sagen,
Der mir ein Beyspiel vor sollt' tragen,

des deutschen Reichs und im Jahr darauf kam er, durch Deutschlands neue Gestaltung, in den Besitz von Regensburg, Aschaffenburg und Wezlar. Im J. 1806 wurde er auch in den Besitz von Frankfurt gesetzt; im J. 1810 wurde er Groſsherzog von Frankfurt. Er war auch Fürst Primas des rheinischen Bundes, aber die Ereignisse des Jahrs 1813 bestimmten ihn zur Resignation; blos seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischoff behielt er sich vor und zog sich in's Privatleben in sein geliebtes Regensburg zurück. Er starb daselbst am 10. Febr. 1817; seine letzten Augenblicke waren so heiter und schön, wie sein ganzes Leben. Er war als Mensch, als Regent und als Gelehrter gleich interressant, und ein Muster der Humanität und Frömmigkeit. Er that wohl, und stiftete Nutzen, wo er nur konnte. Selbst die Frankfurter, deren Freyheitsverlust ihre Zuneigung zu ihm hinderte, danken ihm vieles Gute; bleibendere Erinnerungen besitzt Aschaffenburg von ihm, am meisten liebte ihn Regensburg. Dem Hochstifte Constanz nützte er durch einen Schuldentilgungsplan und andere gute Anstalten. Er lebte selbst sehr sparsam, um wohlthun zu können. Ohne seinem Vaterlande etwas zu vergeben, fügte er sich zuweilen den Absichten Napoleon's, der ihm aber auch sein ganzes Vertrauen, so wie seine hohe Achtung geschenkt hatte. — Als Schriftsteller, besonders in den Fächern der Philosophie, der Kunst und Geschichte zeichnete er sich durch scharfen Blick und Forschungsgeist vortheilhaft aus. Seine Betrachtungen über das Universum, (wovon im J. 1819 die 6. Auflage erschien, machten ihn besonders berühmt. Seine Grundsätze der Aesthetik (1791) enthalten eine Menge feiner und neuer Bemerkungen. Später schrieb er seine Schriften in der französ. Sprache, als seine Abhandlung über Karl den Groſsen, und seinen Dialog über den Einfluſs der schönen Wissenschaften auf das allgemeine Wohl. Auszüge aus diesen beyden letzten, so wie aus dem Buche über das Universum enthält unsere Taschenausgabe. — Man vergleiche 1) Grodmann's gelehrtes Schwaben. S. 92—94 u. 832. — 2) Karl Theodor Reichsfr. von Dalberg. — Eine Rückerinnerung an sein wohlthätiges Leben u. eine Blume auf sein Grab. Von A Krämer. 2. Aufl. 4. 1817.

Inhalt.

Seite
1. Betrachtungen über den Charakter Karls des Groſsen. - - - - - - - - - - 1
2. Ueber das Universum.
   - Anzeige. - - - - - - - - - - - - 37
   - Von dem Menschen. - - - - - - - - - 42
   - Von der Staatskunst, der Erziehungskunst, der Arzneykunst. - - - - - - - 61
   - Bildende Künste. - - - - - - - - - 72
   - Band zwischen Schöpfer und Schöpfung. - 80

Seite

3. Ueber den Einfluſs der schönen Künste.
   - Von dramatischer Kunst. - - - - - - 97
   - Einfluſs der schönen Künste. - - - - 101
   - Von den Beförderern der schönen Künste. - - - - - - - - - - - - 108

Betrachtungen

über den

Charakter Karls des Groſsen.

Von

Karl von Dalberg.

Betrachtungen
über den
Charakter Karls des Groſsen.

§. 1.
Einleitung.

Welches ist wohl die Methode, so auf sichere Resultate führt, wenn es darauf ankommt, über die Verdienste eines Menschen abzusprechen? Diese Frage verdient vorläufig untersucht zu werden.

Die Kunst, einen Charakter zu würdigen, hat, wie alle Künste, ihre Grundsätze und Anwendung. Im Menschen, diesem Meisterstücke der Schöpfung, vereinigen sich die widersprechendsten Elemente, um jenes Wesen zu bilden, auf welches die ganze Natur wirkt durch die Sinnlichkeit, und welches auf sie zurückwirkt durch seinen Geist. Er zähmet die Thiere, pfleget die Pflanzen, gestaltet die Metalle, durchwandert die Meere, mifst die Gestirne, verschönert das Nützliche durch die Reize der Künste, beherrscht die Erde, und schwingt sich durch die Gefühle seines Herzens selbst zur Gottheit auf. Unendlich in seinen Gedanken, obwohl begrenzt in seinen Mitteln, entwickelt er allmählig seine Kräfte, und wird von den Gegenständen, so ihn umgeben, in eine beständig wechselnde Bewegung gesetzt.

Um den Charakter eines hervorstechenden Menschen, dessen Geschichte man kennt, genau zu treffen, ist es nöthig, über die Folgen seiner Handlungen, und die Lage, worin er sich befindet, nachzudenken, und diese Handlungen mit jenem Ideale von physischen, intellektuellen und moralischen Vollkommenheiten zu vergleichen, welches jeder, so viel es seine Kräfte erlauben, zu erreichen sich bestreben soll.

Die erhabenen und glänzenden Wirkungen seiner Vollkommenheiten erheben die Seele, flöfsen Liebe ein und reizen zur Nachahmung. Die Fehler bestehen im Mangel der Vollkommenheit, oder in dem, was ihr zuwider ist. Die Darstellung ihrer Wirkungen und Ursachen können zu einer nützlichen Lehre werden.

Wie er gebubt hab' und gespielt
Und alle Hurerey erfüllt,
So denk' ich, griſs du alter Gaul,
Wie bist du worden also ſaul
Nur in die Schelmengrub' davon.
Muſst du von den Werken ston
Und magst nie hotten *) oder gon,
So meid' durch Gott die schnöden Wort',
Hier schadt's doch nicht, so hilſt es dort.
Wahrlich der Weinkauſ ist getrunken,
So laſs ich mich das sicher dunken,
Daſs nur ein jedes schändlich's Wort
Wir Rechnung geben müssen dort.

---

*) ſortkommen.

§. 2.

Seine Stellung.

Die Stellung, worin sich **Karl** der Groſse befand, hatte groſse Vortheile, war groſsen Gefahren ausgesetzt, und durch ein Zusammentreffen von Umständen ausgezeichnet, welche man nur einmal in der Weltgeschichte antrifft. Er, der Sohn eines geschickten Monarchen, welcher ihm Mittel zur Wirksamkeit, und ein Beyspiel zur Nachfolge hinterlieſs, übertraf bald den Vater durch groſse Eigenschaften.

Das Reich des alten Roms lag im Occidente in Trümmer. Die Völker, welche dieses weite Gebäude übern Haufen geworfen hatten, waren eben diejenigen, deren Stärke, Offenheit, und in gewissem Betrachte, strenge Reinheit der Sitten **Tacitus** mit Recht angerühmt hatte: allein sie vergossen, durch wilde Vorurtheile geblendet, Menschenblut auf den Altären; verachteten in tiefer Unwissenheit die Künste und Wissenschaften, deren Nutzen sie nicht kannten; sie liebten mit einer unruhigen Leidenschaft den Krieg, nicht sowohl weil sie ihn als ein nothwendiges Mittel, den Frieden zu verbürgen oder zu erringen, sondern als die Haupt- und anhaltende Beschäftigung ihres Lebens ansahen. Sie konnten endlich in ihrer umherstreifenden

Unabhängigkeit nicht jenen Zügel der Gesetze ertragen, welcher doch die einzige Gewährleistung der persönlichen Sicherheit und des Eigenthums ist.

Europa war bedroht, sich vielleicht auf immer in jenen Zustand von Barbarey gestürzt zu sehen, welcher (die Sophisterey mag sagen was sie will) den Menschen zum Thiere herabwürdigt.

Karl der Groſse erschien, und setzte seinen Charakter dem Verderben seines Jahrhunderts entgegen. Er rettete die Keime der Bildung in Europa, weil er seine Völker liebte; er schützte die Wissenschaften, und siegte über die barbarischen Nationen, welche ihn umgaben.

Die Bemerkungen, welche man hier mittheilt, sind die Frucht einer fleiſsigen Lektüre der Kapitularien, des Alkuin, Eginhard und anderer gleichzeitigen Geschichtschreiber. Sie sind bestätigt, ja manchmal berichtigt durch Montesquieu, Struve, Hegewisch, Bernardi und andere schätzbare Schriftsteller.

§. 3.

Seine Wohlthätigkeit.

War Karl der Groſse wirklich ein wohlthätiger Freund der Menschheit? Wir wollen diese Frage durch die Geschichte beantworten lassen.

Er beherrschte siegende und besiegte Völker. Die Franken waren durch die Ausgelassenheit, welche ihnen ihre Eroberungen zulieſsen, verdorben, und in vielem Betrachte noch Barbaren; und die Gallier durch die Unterdrückung selbst unglücklich. Er liebte sie alle, und durch eine sieben und vierzig Jahre anhaltende Tapferkeit, gab er den erstern, erhielt er den letztern die gröſste der Wohlthaten, die Keime der gesellschaftlichen Bildung. Die nämliche Liebe erzeigte er den Sachsen, Lombarden, Novaresen, sobald sie durch Siege, welche ihrer eigenen Sicherheit wegen nöthig waren, seine Unterthanen wurden. Die Erziehung, Gesetzgebung und wahre Religion waren jene Keime der Kultur, welche er verbreitete und erhielt.

Wenn man seine Kapitularien studiert, so findet man, daſs er so viel als möglich war, die abgeschmackten und blutigen Vorurtheile der Ortalien mäſsigte, die schrecklichen und barbarischen Gebräuche seiner Zeit milderte, die Stimmen seiner Völker über ihr Interesse auf den öffentlichen Versammlungen vernahm, die Sicherheit der Personen und das Eigenthum schützte, indem er den Gesetzen mehr Kraft zu geben wuſste; daſs er der Wohlthäter der Armen und Waisen war, das Laster der Völlerey zurückhielt, die Gastfreundschaft anempfahl, und auf die Sicherheit der Reisenden wachte.

Wenn man den **Alkuin**, **Eginhard** und andere gleichzeitige Geschichtschreiber lies't; so sieht man, daſs er selbst als zärtlicher Vater und zuverlässiger Freund das Beyspiel gesellschaftlicher Tugenden gab; daſs er seine Unterthanen liebte und die Liebe aller derjenigen beſaſs, welche an seinem Hofe lebten.

Er sah weislich voraus, daſs Bildung und der sichere Triumph über alte Gewohnheiten eine obwohl langsame, doch gewisse Wirkung einer bessern Erziehung seyen; daſs es unmöglich, ja grausam wäre, den Willen mit Gewalt gegen die bereits erhaltenen Meinungen zu zwingen; daſs also der Gesetzgeber manchmal zufrieden seyn müsse, die Keime, welche sich nach und nach entwickeln, für künftige Jahrhunderte auszusäen. Er schätzte daher die Ueberbleibsel der alten römischen Bildung unter den Spaniern und Galliern, und ermunterte deren Fortgang bey den Franken; ja er schuf und pflanzte sogar neue Keime unter die barbarischen Sachsen.

§. 4.

Seine Verstandeskräfte.

Nachdem wir **Karl** den Groſsen als einen Freund der Menschheit betrachtet haben, wollen wir unsere Blicke auf ihn als einen Geist des

Lichts, als einen Schützer der Künste und Wissenschaften, als einen Verbreiter nützlicher Kenntnisse werfen.

Die Franken schränkten sich blos auf die Entwickelung der Leibeskräfte durch militärische Uebungen (das Wettlaufen und die Jagd) ein. Der Verstand, jene erhabene Kraft des Menschen, blieb ohne Bildung. Die Kunst, die Wahrheit zu ergründen und zu enthüllen, war ihnen gänzlich unbekannt. Vorurtheile und Aberglaube beherrschten den Geist. Ein groſser Theil von Deutschland war noch mit groſsen Wäldern, Morästen und Sandwüsten bedeckt, Gallien durch die häufigen Einfälle der Franken mit Ruinen angefüllt, die nützlichen Künste, welche den Ueberfluſs und die Annehmlichkeiten des Lebens verbreiten, waren vernachlässigt oder unbekannt. Karl empfand tief, wie wichtig es sey, die Wissenschaften zu schützen und zu üben, und die Völker aufzuklären. Er gab von allem das Beyspiel. Er wurde selbst einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er fühlte bald den von der Erkenntniſs des Wahren unzertrennlichen Reiz, welchen die Seele empfindet, wenn sie über genaue Demonstrationen nachdenkt, oder sich die auf Geschichte, und die erprobte Erfahrung gegründete Aufklärung erwirbt. An dem Hofe eines zugleich geliebten und bewunderten Monarchen sahe man eine Schule nützlicher Wissenschaften und schöner Künste entstehen, welche bald eine gelehrte und literarische Anstalt wurde. Die Söhne und die Tante des Kaisers, die Groſsen des Reichs, die Eginharde, Richulfe, Angiberte, ja selbst die jungen Hofdamen Eulalia, Gondrate, Colombe, Richtrude und andere, beschäftigten sich damit. Im ganzen Reiche entstunden bald Schulen des öffentlichen Unterrichts.

Die Geistlichkeit war zu der Zeit die einzige Bewahrerin nützlicher und gelehrter Kenntnisse, welche sich unter dem Sturze des occidentalischen Reiches erhalten hatten. Karl trieb sowohl die Welt- als Ordensgeistlichen an, durch den öffentlichen Unterricht dem Staate nützlich zu seyn. Zu einer Zeit, wo die wiederauflebende Kultur ihre ersten Kräfte zeigt, kann der Zustand der menschlichen Kenntnisse nicht mit dem Brennpunkte des Lichtes verglichen werden, was uns nach zehenhundertjährigen Fortschritten erleuchtet. Indessen, wenn man Alkuins Briefe mit Aufmerksamkeit durchlies't, so erstaunt man über die schnellen Wirkungen, welche Karls Aufmunterung den Wissenschaften, Künsten und Literatur gegeben hatte. Es ist eine wiederauflebende Morgenröthe, welche nach der Finsterniſs einer unglücklichen Nacht einem neuen Tage vorangeht.

§. 5.

Seine Geisteskräfte (Energie).

Wir haben bisher die Anlagen des Herzens und Verstandes betrachtet; jetzt müssen wir unsere Aufmerksamkeit auf jene Eigenschaft wenden, welche am meisten den Charakter eines groſsen Mannes bestimmt: nämlich auf jene Kraft des Willens, welche sich nicht fürchtet, bey allen Hindernissen das hinauszuführen, was das allgemeine Beste fordert und die Vernunft billigt.

Die Nachbarn der Franken waren gegen Mittag die Sarazenen in Spanien, gegen Norden die Dänen, gegen Osten die Hunnen, gegen Westen die Sachsen; alle kriegerische Völker, unruhig, Feinde der Kultur, und stets aufgelegt zu innerlichen Unruhen. Karl befand sich beständig in der Nothwendigkeit, eine wachsame Geistesstärke zu zeigen, um den Gesetzen die nöthige Kraft zu geben, und die den Franken noch angeborne Ausgelassenheit zurückzuhalten. Er muſste zu gleicher Zeit die Verschwörung des mächtigen Herzogs von Bayern bestrafen, und jene seines natürlichen Sohnes Pipin unterdrücken. Es war darum zu thun, Italien von dem Joche der Longobarden zu befreyen; die immer wieder rebellirenden Sachsen muſsten gebändigt, ja nach dreyſsig siegreichen Jahren sogar unterjocht werden. Ohne **Karls** des Groſsen Energie, welche über so viele Widerstände siegte, gegen so viele Feinde kämpfte, und so viele Hindernisse überstieg, wäre es wenigstens für mehrere Jahrhunderte um die Kultur Europens gethan gewesen. Eine Menge neuer und unvorherzusehender Einfälle waren auf die vorhergegangenen gefolgt. Die verschiedenen Laster, verschiedenen Aberglauben, verschiedenen Barbarenhaufen hätten sich in Europa mit einander vermischt, verwickelt, verwirrt; und diese so sehr in Barbarey unähnlichen Völker wären vielleicht in dem einzigen Punkte einig geworden, die Keime aller Kultur zu ersticken. Allein **Karls** Seelenstärke war so groſs, daſs er in dem Augenblicke der gröſsten Gefahr eben den gröſsten Muth zeigte. Es war nämlich jene Epoche, wo **Tasillo**, der Kaiser von Konstantinopel unddie Hunnen sich gegen ihn zu verbinden schienen.

§. 6.

Seine herrschende Leidenschaft.

Wir haben nun die besonderen Eigenschaften des Menschen betrachtet. Sie sind meistentheils einer **Hauptleidenschaft** untergeordnet.

Welches war nun in Karl dem Groſsen jene vorzügliche Triebfeder der Seele, so allen den ersten Stoſs gab? War es Begierde nach Reichthümern, wie in Kulikan? oder Liebe zum Kriege, wie in Attila? oder Eroberungssucht, wie in Gengiskan? oder Verlangen nach Macht, wie in Cäsar? oder Ruhmbegierde, wie in Alexander? oder hatte Karl der Groſse eine Bewegursache, welche ihm persönlich eigen war?

Er war zu gleicher Zeit Gesetzgeber, Eroberer, Weltmann und Gelehrter.

Wenn man bedenkt, daſs er so viele Städte gegründet, so viele öffentliche Erziehungsanstalten angelegt, daſs er den Ackerbau ermuntert, den Handel geschaffen, die Gesetze vervollkommnet, die Franken, Sachsen, Lombarden, Navaresen, Transilvanier und so viele andere Völker gebildet, den Fortgang der Religion befördert, die Gerechtigkeit, so viel es möglich war, in seinem weiten Reiche gegründet und gehandhabt habe; wenn man bedenkt, daſs dieser nämliche Mensch mit Alkuin an seinem Hofe einen förmlichen Kurs der schönen Künste und Wissenschaften durchgegangen, mit Angilbert sich den Reizen der Dichtkunst ergeben, daſs er, indem er gegen den Aberglauben kämpfte, und Miſsbräuche zurückhielt, in den wahren Geist der Religion eindrang; daſs er nicht nur die nützlichen, sondern auch die schönen Künste ermunterte und unterstützte; wenn man bedenkt, daſs dieser nämliche Mensch sich mehrmalen im Falle befand, mit seinen Waffen bald über die Pyrenäen, bald an die Ufer des baltischen Meeres, bald mitten in Ungarn und Italien zu dringen, daſs er die Plane zu seinen Feldzügen mit eben so tiefer Gründlichkeit entwarf, als er sie mit jener hinreiſsenden Schnelligkeit ausführte, welche den Sieg erleichtert; wenn man bedenkt, daſs dieser Mensch den Winter hindurch gewöhnlich mit Gesetzgebung, den Sommer mit Krieg beschäftigt, noch im Herbste Zeit genug gefunden habe, sich mit dem Bilde des Krieges (mit der Jagd) zu beschäftigen, und die Annehmlichkeiten der Gesellschaft an einem glänzenden Hofe genoſs, daſs er zugleich ein guter Vater, gefühlvoller und zuvorkommender Freund war; wenn man bedenkt, daſs seine unermüdete Thätigkeit durch alle diese besonderen Verhältnisse auch nicht einen Augenblick unterbrochen wurde: so fragt man sich, wie das Leben eines einzigen Menschen dazu hinlänglich seyn konnte? Indessen muſs man nichts übertreiben: während einer sieben und vierzigjährigen Regierung werden viele Dinge möglich; allein es ist nicht weniger gewiſs, daſs der Zusammenfluſs der groſsen Ereignisse, welche sich einan-

Rathen was die Rüben gelten.

Es lassen sich viel' Rathsherrn schelten
Und wissen nicht, was die Rüben gelten.
Du magst wohl Land und Leut' verführen,
So du dein Haus nicht kannst regieren.
Ein Schelm des Reichs*) sich unterstund,
Der doch der Schwein' nicht hüten kunt.
O was brauch' ich groſs' Vernunft
Daſs ich die Rathsleut' bring' in die Zunft,
Ich nenn' sie doch nicht all gemein,
Die groſsen Schelmen nur allein,
Die die andern all verführen,
All Sachen wie sie woll'n regieren,
Wenn sie wollen umher fragen
Ihr' Meynung thun sie vorhin sagen,
Als Kaiphas Christo Jesu thät,
Da er ihn vor verurtheilt hätt,
Als er den Tod verwirket hat
Darnach fragt' er erst um Rath

---

*) der Regierung.

der folgten, der Gefahren, welche ihn umgaben, der Menschen, welche er kannte, der Reisen, welche er unternahm, der Völker, welche er eroberte, verbunden mit der Kraft seines Geistes, ihn ohne Unterlaſs gegen jenen Punkt der Vollkommenheit trieben, wodurch die seiner Lage nöthigen Eigenschaften vereinigt werden konnten. Diese edle Erhebung seiner Seele war eben die herrschende Triebfeder Karls des Groſsen, welche sich nur in so weit entwickeln konnte, als es die zurückgebliebene Bildung seines Jahrhunderts und die Finsterniſs der Unwissenheit erlaubten.

§. 7.

Seine Gemüthsneigung.

Wir haben nun jene Handlungen Karls des Groſsen untersucht, welche durch die Liebe zum Menschen eingegeben, durch sein Genie angegeben, und durch die Standhaftigkeit seines Heldengeistes vollführt wurden. Welch ein Mensch war er aber, wenn er durch unvorgesehene Eindrücke bewegt, sich gänzlich seinem natürlichen Hange überlieſs, ohne selben durch das Ansehen seiner Pflichten und die Kraft seiner Tugenden bekämpft zu haben?

Er liebte sehr das schöne Geschlecht. Dieses ſüſse Verlangen der Natur, dieser Reiz des Lebens, dieses ſüſse Gefühl, was die Männer an die Gefährtinnen ihres Daseyns bindet, hatte einen mächtigen Zug für ihn. Man kann nicht läugnen, daſs die Menge seiner Verbindungen Beweise sind, daſs er sich nicht allezeit innerhalb der Grenzen gehalten habe, welche die Sittlichkeit und die Gesetze vorschreiben. Daher die duldsame Schwäche gegen die Ausschweifungen seiner Gemahlin Fastrade; daher die Nachgiebigkeit gegen die Fehler seiner Töchter; daher jener Ton der Ausgelassenheit, welcher an seinem Hofe üblich war. Alkuin sagt in einem seiner Briefe, wo er von Eulalien redet: daſs sie die einzige Dame an seinem Hofe gewesen sey, welche sich durch Reinheit der Sitten ausgezeichnet habe.

Karl der Groſse hatte jenen bestimmten Willen, welcher die wahre Geisteskraft ausmacht. Die Hindernisse hielten ihn nicht auf; im Gegentheil trieben sie ihn an, seine Anstrengung zu verdoppeln. Indessen konnte ihn der Widerstand aufreizen, so daſs sein Grimm zuweilen die Grenzen der Billigkeit überschritt. Einem solchen Anfalle von Zorn muſs man den Tod von mehr als 40,000 Sachsen zuschreiben, welche er hinrichten lieſs. Es ist dieses zwar, nach einem dreyſsigjährigen hartnäckigen Widerstande, und als eine Art von Wiedervergeltung gegen ein Volk geschehen, was sehr oft seine Gefangenen opferte. Allein eine solche Behandlung schickte sich nicht zu dem sonst so groſsmüthigen Charakter Karls des Groſsen.

§. 8.

Seine Maximen.

Hatte Karl der Groſse, als Staatsmann, allgemeine Grundsätze angenommen, welche ihm als Früchte des Genies und der Erfahrung in der Vollführung seiner Unternehmungen sieben und vierzig Jahre lang einen anhaltenden Fortgang versprachen? Sein groſser und tief eindringender Geist merkte ohne Zweifel bald, daſs die gröſste Thätigkeit und das sicherste Gelingen einer Sache von der Richtigkeit jener Grundsätze abhange, welche der Geist genau erforscht und auf wohl untersuchte Thatsachen anwendet.

Im Kriege wuſste er, geübt in Berechnung der Märsche und dem Scharfblick bey Auswahl der Stellungen, beständig den Stoſs der Gesammtkraft auf jene Angriffspunkte zu wenden, welche, den Sieg entschieden. Er benutzte so viel er konnte, den Lauf der Flüsse, um seinen Armeen Unterhalt zu verschaffen.

Er wuſste, daſs das Glück der Völker und die Stärke der Staaten auf der Vereinigung des Gemeinwillens beruhe, welcher sich in billigen Gesetzen ausdrückt, und so viel wie möglich die personelle Sicherheit und das Eigenthumsrecht erhält. Er beschäftigte sich mit der Civilisation seiner Staaten, indem er die Jugend bildete, und selbst das Beyspiel nützlicher Beschäftigung gab. Er lenkte die kriegerische Unruhe seiner Franken zu ihrer eigenen Sicherheit auf die Vertheidigung ihres Vaterlandes. Um den Willen und die Meinung seiner Völker überhaupt kennen zu lernen, gestattete er den Menschen von allen Klassen einen leichten Zugang zu seinem Throne, und vernahm vorzüglich den Rath aufgeklärter Männer auf den öffentlichen Versammlungen. Er verschaffte sich örtliche, statistische und politische Kenntnisse, sowohl auf seinen Reisen, als durch seine Sendgrafen (missi dominici), welche er in die Provinzen abschickte. Da er Verdienste zu würdigen wuſste, umgab er sich an seinem Hofe mit Menschen von vorzüglichen Talenten; und indem er die Kunst, die verschiedenen Leidenschaften zu benutzen, und eine durch die andere zu mäſsigen, verstand, lenkte er sie alle zu dem wohlthätigen Zwecke der Volksbildung, welche er sich vorgesteckt hatte.

Er beobachtete standhaft diese auf Weisheit gegründeten Maximen. Dadurch wurde der prächtige, kühne und erlauchte Kalif Harun Al-Raschid, und die stolzen Kaiser von Konstantinopel zugleich seine Bewunderer. Karl der Groſse wurde sowohl von auſsen als im Innern seines Reiches wegen der Stärke seines Charakters mit Ehrfurcht betrachtet; denn man wuſste, daſs er keine Gefahren scheuete, sobald die Pflicht eine Aufopferung erheischte.

§. 9.

Sein Aeuſseres.

Die Schönheit der äuſsern Körperbildung ist unstreitig ein groſser Vortheil, wenn es darauf ankommt, der Menschen Herzen zu gewinnen, ihren Geist zu überreden, und ihren Willen fortzureiſsen. Die Natur hatte in diesem Punkte Karln schöne Gaben ertheilt. Er hatte eine edle und einen groſsen Charakter verrathende Gesichtsbildung, einen majestätischen Wuchs, eine natürliche und kraftvolle Beredsamkeit, und eine so feste Gesundheit, welche eine anhaltende Arbeit und Anstrengung ertragen konnte.

Während dem ihm seine groſsen Fähigkeiten die Bewunderung aller derer erwarben, welche sie würdigen konnten, nahmen sein Aeuſseres und seine Manieren die Völker und Soldaten ein. Die Gradheit seiner Absichten, welche wahrhaft auf das allgemeine Beste abzweckten, vollendeten noch die Hochachtung und Liebe, so seine Zeitgenossen für ihn fühlten.

§. 10.

Seine Religionsmeinung.

Nachdem wir unsre Untersuchungen über die persönlichen Eigenschaften Karls des Groſsen angestellt haben, wollen wir ihn auch unter den Verhältnissen beobachten, worin er sich befand. Die Religionsmeinung hat den gröſsten Einfluſs auf den Charakter, weil sie durch Darstellung des göttlichen Bildes einer unendlichen Weisheit und Allmacht den Menschen zwischen die Hoffnung und Furcht der Ewigkeit stellt.

Unabgesehen von der tief gefühlten Frommheit, welche Karl der Groſse jederzeit an Tag legte, sah er zu gleicher Zeit, wie alle groſse Gesetzgeber, welche Völker bilden wollen, die Religion als die festeste Stütze des Thrones und das beste Gut der bürgerlichen Gesellschaft an.

Die Keime einer grenzenlosen Selbstsucht, und einer unendlichen Bequemlichkeit liegen in dem Herzen der Menschen. Sie machen aus ihm das wildeste und schrecklichste Thier, wenn nicht die Idee eines allmächtigen und vollkommen gerechten Wesens, was die Tugend belohnt, und das Laster bestraft, auf das Gewissen wirkt, und das Gleichgewicht der öffentlichen und einzelnen Moral wieder herstellt.

Das finstere Heidenthum der keltischen und deutschen Völker widerstrebte der bürgerlichen Kultur. Haine und Wildnisse waren ihre Tempel, Felsenstücke ihre Altäre, Eichbäume die Gegenstände ihrer Anbetung, und das Blut der Gefangenen ihre Opfer. Die von Rache und Raubsucht begeisterten Wahrsagerinnen reizten ohne Unterlaſs zum Kriege.

Die göttliche Offenbarung des Christenthums, welche lehrt, daſs die Menschen Brüder seyen, welche gebietet, sich wechselsweise zu lieben, und einen jeden so behandelt, wie er von ihm behandelt zu seyn wünscht: das war die Religion, welche Karl der Groſse ausbreitete, indem er dem Anführer der Sachsen, Widekind, die Güter seiner Altväter wiedergab, die Sachsen von dem üblichen Tribute befreyete, und sie nach einem dreyſsigjährigen Kriege zu Genossen seines Reiches machte.

Die Anstellung der Bischöffe und der Hierarchie war in seinen Händen ein groſses Mittel der Volksbildung. Wenn er der Kirche Vieles schenkte, so war es darum, weil sie unter Karl Martel Vieles verloren hatte. Wenn er Klöster stiftete, so geschah es darum, weil er dadurch zugleich Schulen nützlicher Künste und Wissenschaften anlegte. Die Geistlichen kopirten und erhielten die klassischen Schriftsteller, jene köstlichen Ueberbleibsel des Alterthums. Sie machten die Güter urbar, welche ihnen zugewiesen waren.

Indessen hatte Karl der Groſse, obwohl er die Geistlichkeit beschützte, doch niemals die Würde seines Reichs vergessen. In den theologischen Verirrungen und Streitigkeiten eines gewissen Bischoffs Felix, über Gegenstände, welche die menschliche Vernunft übersteigen, wuſste er den Urheber dieser Unruhen, welche schon die Kirche und die öffentliche Ruhe zu stöhren drohten, zum Schweigen zu bringen. Karl der Groſse hielt streng den Alkuin zurück, welcher die Miſsbräuche des Asyls zu entschuldigen suchte. Dem Haupte der Kirche zugethan, vertheidigte er den Pabst Hadrian gegen die Unterdrückung der Lombarden, und den Pabst Leo gegen die Angriffe der Römer; nichts destoweniger behauptete er standhaft die Rechte des Patriziats und nach der Hand die der kaiserlichen Würde.

§. 11.

Sein Glück.

Das Glück überhebt zuweilen seine Günstlinge; das Vertrauen auf sich selbst und die Kühnheit unterläſst nicht, ihnen jenen Stolz und Keckheit einzuflöſsen, welche sie in der Folge selbst zu Grunde richtet, indem sie vergessen, daſs der nämliche nicht zu berechnende Zufall, welcher ihnen günstig war, auch die Ursache ihres Verderbens seyn könnte. Der wahrhaft bescheidene Mensch, weil er aufgeklärt ist, bedient sich der glücklichen Umstände, obwohl er nicht weniger alle Maaſsregeln der Klugheit ergreift, um den Fortgang seiner Unternehmungen vorzubereiten und zu sichern. Unter diesen Umständen ist die Unveränderlichkeit des Charakters ein Zeichen des Verdienstes.

Die Siege Karls des Groſsen, seine weiten Eroberungen, sein Ruhm, die Liebe seiner Völker, welche ihm die Güte seiner Gesetze erwarb, waren gröſstentheils das Werk seines Genies, seines Eifers und seines Muthes. Man kann freylich nicht läugnen, daſs das Glück (jener Zusammenfluſs günstiger Umstände, wovon der begrenzte menschliche Verstand die Ursachen nicht anzugeben weiſs), sehr viel Einfluſs auf die Begebenheiten gehabt habe: allein dieses

Glück hat niemals seine Eigenliebe so sehr verblendet, daſs seine Thätigkeit darüber nachgelassen hätte. Während dem Laufe einer sieben und vierzig jährigen Regierung findet man anhaltend das nämliche Bestreben, seine Schuldigkeit zu thun, die nämliche vorsichtige Weisheit, die nämlichen Maaſsregeln der Klugheit und die nämliche Herablassung, welche sein Freund und Vertrauter, ja alle die mit ihm umgiengen, nicht genug rühmen konnten.

§. 12.

Sein Unglück.

Der Mann von Rechtschaffenheit und eines klugen und festen Charakters verbindet nie die Idee des Glücks mit dem Gelingen seiner Entwürfe: weil er weiſs, daſs ein Zusammenfluſs unvorgesehener Umstände sich unwiderstehlich seinen auch noch so klug gefaſsten Unternehmungen entgegen setzen können. Das Zeugniſs seines Gewissens, die Ueberzeugung, nichts vernachlässigt, das Bewuſstseyn, sich nichts vorzuwerfen zu haben, ist ihm genug. Ruhig im Unglücke verläſst ihn nie sein Muth, und seine Weisheit sucht und ergreift alsdann, selbst in den Wirkungen der Widerwärtigkeiten, die Mittel, selbe wieder gut zu machen. So ent-

Da sprachen sie, man sollt' ihn henken,
Das konut' ich vorhin wohl gedenken,
Wenn die groſsen Schelmen wöllen
Ihr Urtheil zu dem ersten fällen
Und ihr' Meynung vorhin sagen
Die die kleinen nachher jagen.
Jaherren nennt man's hier zu Land.
Was die ersten geurtheilt hand,
Das dünkt sie all' zusammen recht
Dasselb' ihr'r keiner widerfecht.
Ja Herr, Gnad Herr, Herr wieder Herr,
Ist es nicht weit, so sey es ferr, *)
Ist es nicht kalt, so sey es warm
Es geht jetzund daſs Gott erbarm'!
Wie ist ein frommer Rath so seltzen!
Ach Gott, es geht jetzt all's auf Stelzen
Bis daſs einmal den Hals abstürzt!
Unweiser Rath ein Land verkürzt,
Wiewohl ein weiser Leut' und Land
Hält in Wesen und in Bestand.

---

*) fern.

wickelt sich die Gröſse eines Charakters gerade im Unglücke auf die schätzbarste Weise.

Das Leben Karls des Groſsen war nicht frey von Widerwärtigkeiten. Er setzte ihnen die unbiegsame Festigkeit seiner Seele entgegen. So wurde im spanischen Kriege sein Nachtrupp von den feindlichen Völkern übel zugerichtet; so wurden im Jahre 782 seine Generäle von den Sachsen in einem blutigen Treffen geschlagen. Karl wuſste diese Unfälle bald wieder zu heilen.

Nachdem er den groſsen Plan gefaſst hatte, durch eine Heyrath mit der Kaiserin Irene das orientalische Kaiserthum mit dem occidentalischen zu vereinigen, hatte er den Verdruſs, zu erfahren, daſs sie vom Thron gestoſsen, in ein Kloster gesperrt sey, und der orientalische Hof ihn mit Krieg bedrohete. Er aber zeigte seine gewöhnliche Festigkeit, und der Kaiser vom Oriente schickte ihm in der Folge Gesandte, seine Freundschaft zu erbitten.

Er hatte den Verdruſs, seinen natürlichen Sohn Pipin gegen sich verschworen zu sehen; ohne zu vergessen, daſs er Vater sey, war er doch so klug, und gerecht, daſs er ihn in ein Kloster einschlieſsen lieſs, um ihm alle künftige Macht, Unruhen anzuzetteln, zu benehmen.

Der Tod raubte ihm zwey Prinzen, seine

Söhne, welche er zärtlich liebte, und deren Verlust für sein Herz sehr schmerzlich war: daher nahm er auch solche Maaſsregeln in Anordnung seiner Thronfolge unter **Ludwig**, seinem Sohne, und **Bernhard**, seinem Enkel, welche allein die Klugheit vorschrieb.

Seine letzten Jahre waren durch Krankheit und Altersschwäche bedrückt: allein die Liebe zu seinen Pflichten, und sein Geschmack für Wissenschaften verlieſsen ihn niemals.

Sein Tod erbauete das Volk durch das Beyspiel einer tiefen Frömmigkeit; sie war der letzte Strahl eines Sternes, welcher die Welt erleuchtet und belebt hatte.

§. 13.

Sein Ruhm.

Karl der Groſse war der Genius der wiederauflebenden Kultur in Europa. Die wohlthätigen Keime, so er pflanzte, entwickelten sich bald. Seine Anstalten erhielten sich noch lange; viele wohlthätige Wirkungen davon dauerten fort. Eine Menge von Begebenheiten, Katastrophen und Revolutionen folgten auf einander, und die Bildung der Sachsen blieb unzerstörbar; die Hunnen und Sarazenen wären, nicht mehr so fürchterlich.

Die Wiſsenſchaften (unzertrennliche Gefährtinnen der Völkerbildung, welche sie erleuchten und leiten) konnten nicht mehr vertilgt werden. Wenn sie auch zuweilen durch die Pedanterey der Schulen verfinstert und schier ausgelöscht schienen; wenn sich die Gelehrten auch oft in ein Labyrinth metaphysischer Hypothesen verirrten: so sah man sie doch von Epoche zu Epoche wieder aus ihrer Asche hervorgehen, und mit neuem Glanze erscheinen.

Was würde das Schicksal von Europä, ja unser eigenes gewesen seyn, wenn das Verderben, was unter den Franken während der Regierung der Merovinger verbreitet war, nicht durch die besseren Gesetze Karls des Groſsen zurückgedrückt; wenn die barbarischen Völker, welche auf allen Seiten dem Mittelpunkte von Europa und der noch übrigen römischen Kultur droheten, nicht geschlagen worden wären?

Die Nachsicht des Lesers wird die öftere Anwendung der nämlichen Begebenheit verzeihlich finden. Diese Wiederholung entsteht durch das Bestreben, den nämlichen Gegenstand unter allen verschiedenen Verhältnissen darzustellen. Hier findet man kein Charaktergemälde, welches die Züge unter Einem Gesichtspunkte entwerfen soll. Es ist nur ein schwacher Versuch einer Büste in Bildhauerey, welche die nämlichen Züge bald gerade, bald auf der Seite vorstellt.

Es ist das einzige mögliche Mittel, selbe anschaulich und kenntlich zu machen.

§. 14.

Ideal.

Wenn man das Leben Karls des Groſsen mit jenem Ideale vergleicht, welches man sich von der möglichsten Vollkommenheit macht, deren der Mensch fähig ist; so findet man, daſs er demselben in vielem Betrachte nahe kam. Dieses Ideal besteht in einem Lebenslaufe, welcher eine ununterbrochene Folge der best möglichsten Handlungen wäre.

Eine wahrhaft gute Handlung ist jene, welche durch ein gutes Herz geboten, durch die Vernunft gebilligt und durch einen bestimmten Willen vollführt wird.

Die guten Handlungen sind entweder gewöhnliche oder erhabene, groſse.

Die gewöhnlichen guten Handlungen sind beständig nach Maaſsgabe aller Lebensumstände eingerichtet; sie entspringen ohne groſse Anstrengung aus der Rechtschaffenheit des Herzens, des Gemeinsinns und des Willens. Es sind diejenigen, welche in ihrer bescheidenen und schätzbaren Mittelmäſsigkeit ohne Anzahl und

Stillstand hervorkommend die moralische Welt zusammen halten.

Die erhabenen und schönen Handlungen werden durch die Vereinigung eines lebhaften Gefühls, eines aufgeklärten Geistes und eines bestimmten, alle Hindernisse übersteigenden Muthes hervorgebracht. Der Zusammenfluſs von Umständen, welcher sie möglich macht, ist eine seltene Erscheinung.

Die wahrhaft groſsen und erhabenen Handlungen sind Früchte eines tiefen bis zur Selbstverläugnung steigenden Gefühls einer mächtigen Kraft des Genies und eines Heldenmuthes, welcher die Gefahren sucht und verachtet, wenn es darauf ankommt, selbe zu überwinden — Eigenschaften, welche sich durch jene erstaunliche Ueberschwenglichkeit, so den groſsen Menschen bildet, in demselben Standpunkte vereinigen. Die gefährlichen Zeitumstände und entscheidenden Lagen, welche eine groſse Handlung möglich machen, sind selten.

Der gröſsere Theil der Menschen besitzt weder die Fähigkeiten noch Eigenschaften, welche zu groſsen Handlungen nöthig sind. Diese Mittelmäſsigkeit ist ihnen kein Vorwurf: Non omnia possumus omnes! Aber sie bringt jenes natürliche Verlangen und den Wunsch hervor, daſs jeder sich hinlänglich genug selbst kenne, um einem andern, der fähig ist, seinen

Platz oder die Mittel zu übergeben, wodurch sie möglich sind.

Die Berechnungswissenschaft der moralischen Kräfte, welche die menschlichen Handlungen hervorbringen, ist noch nicht erfunden, und wird vielleicht auch niemals erfunden werden; weil kein Mensch die hinlänglichen Bewegursachen kennt, welche Andere handeln machen, und weil der innere Gehalt der Gefühle des Herzens, der Feinheit des Geistes und der Stärke des Willens unendlich verschiedene Grade oder Abstufungen hat.

Indessen besteht immer eine Art von Annäherung zu dieser Berechnung. Daher sagt die ewige Wahrheit so richtig: Aus den Früchten kann man den Baum erkennen. Siehe hier, was die öffentliche Meinung in Würdigung einer guten Handlung bestimmt. Was den Grad der Achtung betrifft, welche sie verdient, so ist eine erhabene Handlung vielleicht zehn, und eine wahrhaft grofse vielleicht hundert der gewöhnlichen guten Handlungen an innerm Gehalte werth.

Da das Leben eines Menschen nur in so weit vollkommen genannt werden kann, als es eine ununterbrochene Reihe der best möglichen Handlungen ist; so kann man nicht läugnen, dafs es sehr schwer sey, die Vollkommenheit zu erreichen. Unendlich verschiedene und oft unvorgesehene Umstände folgen schnell aufeinander. Der Mensch sieht daher die Gegenstände durch das Prisma seiner Leidenschaften, ohne zuvor seine Vernunft darüber zu Rath gezogen zu haben. Die Eigenliebe, jene nothwendige, und wenn sie gut geleitet wird, nützliche Erhalterin des Individuums artet alsdann bald in eine ungerechte und lasterhafte Selbstsucht aus. Und obwohl die Laster durch die Schranken der Gesetze seltener werden; so ist es nichts desto weniger gewiſs, daſs die Nachlässigkeiten, die Inkonsequenzen und Schwachheiten der Menschen nach der Erfahrung aller Zeiten unzählig sind. Dieses ist so wahr, daſs man keines Menschen Leben als eine ununterbrochene Folge der best möglichen Handlungen annehmen kann. Es scheint daher, daſs das Ideal moralischer Vollkommenheit nur vorausgesetzt sey, und daſs, obwohl sich ein jeder rechtschaffene Mensch bestrebt und bestreben soll, der Vollkommenheit näher zu kommen, es nichts desto weniger wahr bleibe, daſs sein Leben nur ein beständiger Wechsel leichter Fehler und guter Handlungen sey.

Pythagoras fand überall Harmonie und ein musikalisches Fortschreiten. Wenn auch diese Idee nicht so ganz richtig ist; so stellt sie uns doch ein sehr interessantes Bild des menschlichen Lebens dar. Die Vereinigung der Sinnlichkeit, Vernunft und des Willens ist jene Harmonie, jene Stimmung der Seele, und die Inkonsequenzen, welche auf einander folgen, sind eben so viele Miſslaute, welche sich in eine gleiche Stimmung auflösen, so bald es die Ueberzeugung der Wahrheit gebietet.

Daraus folgt, daſs wenn es um die Würdigung des Charakters oder des moralischen Verdienstes irgend eines Menschen zu thun ist, man in Praxi vor allem zu untersuchen gezwungen ist: ob die Anzahl und der Gehalt der gemeinen, guten, erhabenen und groſsen Handlungen, jene der Fehler, Nachlässigkeiten, Inkonsequenzen, Schwächen, Laster und Verbrechen, welche man ihm zur Last legen könnte, übertreffe. Je mehr nun die Zahl und der Gehalt der guten und groſsen Handlungen jene der bösen und lasterhaften übersteigt, je näher kömmt das Leben eines solchen Menschen dem Ideale der Vollkommenheit.

Wenn man nun die Grundsätze, welche man hier aufſtellt, annimmt; so ist das Verdienst eines Menschen, nach Abzug der Anzahl und dem Gehalte nichtguter Handlungen, nach jenem der übrig gebliebenen guten abzuschätzen. Wollte man nun auch annehmen, daſs es in jeder Rücksicht ganz gleichgültige Handlungen gebe, so verdienen dieselben doch wenigstens des Zeitverlustes wegen als müſsige Handlungen getadelt zu werden. Die Inkonsequenzen, schwächlichen, lasterhaften und verbrecherischen Handlungen sind mit dem Ideale eines vollkommenen Lebenswandels ganz unverträglich, indem ein solcher aus einer ununterbrochenen Kette guter Thaten zusammengesetzt seyn muſs. Auch Karl der Groſse muſste der menschlichen Schwachheit seinen Tribut entrichten. Er hatte einen ausschweifenden Hang zum weiblichen Geschlechte, und übernahm sich öfters im Zorne.

Er war also nicht vollkommen, und welcher Mensch war es jemals? Indessen wenn man bedenkt, daſs die Anzahl seiner guten und groſsen Handlungen jene seiner Fehler bey weitem übersteigt, und sein Leben mit jenem anderer vortrefflichen Männer, deren Andenken die Geschichte aufbewahrt hat, vergleicht; so wird man wahrscheinlich finden, daſs es nur wenige gegeben habe, welche ihm entweder glichen, oder ihn gar übertroffen hätten.

Karl der Groſse hat ohne Zweifel einen hohen Grad von Glückseligkeit genossen. Die innere Harmonie des Gefühls, der Vernunft und des Willens versichert allein jene Ruhe und Frieden in der Seele, welcher der einzige und festeste Grund der Glückseligkeit ist. Die Entwicklung und wohlthätige Anordnung groſser Talente ist die Quelle des befriedigendsten, reinsten und dauerhaftesten Genusses.

Der Teufel ist Abt. *)

Das ist freylich ein frommer Orden
Darin der Teufel Abt ist worden,
Da g'hört nicht hin das heil'ge Kreuz,
Der Abt müſst' weichen sonst beyseits.

---

*) Wie hart Murner die Geistlichkeit seiner Zeit behandelt, davon mag auch folgende derbe Stelle aus der Narrenbeschwörung zum Beweise dienen:

Aber seit der Teufel hat
Den Adel bracht in Kirchenstaat,
Seit man kein'n Bischof mehr will han
Er sey denn ganz ein Edelmann;
Der Teufel hat viel Schuh zerrissen
Eh solches er hat durchgebissen,
Daſs der Fürsten Kinder all
Die Infel tragen woll'n mit Schall —

Betrachtungen

über das

Universum.

Von

Karl Theodor von Dalberg.

Anzeige.

Ich habe mir einen groſsen Plan vorgezeichnet; an der Ausführung arbeite ich seit vier Jahren, und werde vielleicht noch vier Jahre daran zu thun haben.

Worin besteht der Zusammenhang aller Wesen? Wohin trachtet, zweckt ihr Bestreben, Wirken, Daseyn? Wo liegt der einzige Knoten, der alles, alles, Welten, Körper, Geister, Zeit und Raum, in ein Ganzes zusammen knüpft? Das ist's, was ich aufzufinden, darzustellen trachte.

Darüber habe ich manche Stunde durchgedacht; manchen Funken von Wahrheit erblickt. Beträchtliche Theile meines Planes habe ich zur Reiſe gebracht, andere liegen noch im Keime da. Doch fühle ich es tief, daſs ich mich dem Ziele nähere, daſs der gesuchte Gegenstand theils deutlich, theils dämmernd vor mir liegt.

Nun glaub ich, wohl zu thun, meinen Plan, meine besten Resultate, meine ganze Unternehmung dem Publikum bekannt zu machen. Das Saamenkorn wird vielleicht im fremden Boden noch bessere Früchte tragen, als in meinem eigenen. Deutschland hat groſse Denker, die mehr Zeit und Fähigkeit haben, dasjenige auszubilden und darzustellen, was ich hier nur in roher Skitze liefere.

Vielleicht auch irre ich mich: werde zurecht gewiesen! Vielleicht häufen sich Einwendungen, die ich in Ausführung meines Planes auflösen kann! Freunde der Wahrheit, euch werd ich für beydes herzlich danken!

Vielleicht erleb ich die Ausführung meines Planes nicht; und dann ist es gut, die Skitze hingelegt zu haben. Ein anderer, (und wie leicht besserer Maler?) male das Bild aus. Das soll mich sehr freuen!

Schön dünkt mir das Unternehmen! Unsere Wissenschaften sind ja bisher nur Bruchstücke: heterogene unter sich gährende Dinge! Ist es nicht einmal Zeit, das alles in ein Ganzes zusammen zu schmelzen?

Nützlich scheint mir das Unternehmen auch! Ich hoffe, der Leser soll den Nutzen auch schon aus diesem rohen Entwurfe einsehen! Ich wenigstens weiſs, daſs ich, als Mensch, durch Ausarbeitung dieses Planes täglich besser werde.

Daſs ich, bey häufigen Schwachheiten, reinere Liebe für Tugend, Wahrheit, Religion und Menschheit empfinde.

Wird aber diese Schrift viele Leser finden? Ich erwarte es nicht. Wer ersteigt gern steile Höhen, wer versenkt sich gern in die tiefsten Tiefen? Der ebene breite Weg ist so gemächlich; da läſst sich's so schön disputiren, demonstriren, dissertiren! Wäre ich auch so glücklich, die Wahrheit in ihrer hohen Einfalt zu zeigen! Unser philosophisches Jahrhundert ist so unphilosophisch, so dick mit Vorurtheilen überkrustet! Wie viele sogenannte Philosophen, die noch jetzt, wie vor einem Ungeheuer zurück beben, wenn sie von einer *actione in distans* hören! Doch ist Wirkung der Schwere fühlbar, sichtbar genug. Die Herren wollen nicht einsehen, daſs Annäherung nur Stufenleiter der Einwirkung ist; daſs das, was wir Berührung nennen, wohl die oberste, aber doch nicht die einzige Stufe ist. Aber einmal soll alle Einwirkung in der Natur durch Impulsion geschehen: Und warum das? Wissen die Herren wohl mehr, was Impulsion ist, als sie das wissen, was Attraktion ist? — Am Ende: Nein! Aber sie sind an den Begriff von Impulsion mehr gewöhnt. Schöne Philosophie! Ein Kind, in Doctors-Mantel und groſse Perücke gehüllt, würde die schwarzen Menschen aus der Welt demonstriren, weil seine

Amme weiſs war. Aber Philosophen? — Doch genug hievon! Andere Philosophen beobachten blos, was auſser ihnen ist. Sehen überall Materie, glauben Epikurs, Lukrezens, Hobbesens Weg sey der einzige wahre. Wieder andere, stets ihrem Innern nachspürend, hypothesiren alle Materie aus der Welt hinaus, machen Körper zu Geister-Aggregaten, glauben, Plato's, Leibnitzen's, Boskowig's Weg sey der einzige. Aber liegt nicht etwa zwischen beyden Extremen der mittlere, vielleicht wahre Pfad? Endlich giebt es sogenannte Philosophen, deren einige alles wegwitzeln, andere alles wegschwärmen, noch andere alles weg logomachiren, was nicht nach ihrem Dünkel ist. Sollten diese Herren ihre Zeit mit Lesung dieser Schrift verderben? Sollten sie ihr gar die Ehre erweisen, darüber zu satyrisiren, invectiviren, zu demonstriren? O, dann schwatze unsere saubere Modephilosophie nach Belieben! Ich schweige!

Aber, o meine Schrift! wenn du das Glück hast, einem Lambert, Mendelssohn, Kästner, Herder, Franklin, Haller, Büffon, Bonnet, d'Alembert, Beccaria, Torre, dem nicht genug bekannten jüngern Hemsterhuis, dem miskannten Hamann, und andern solchen Männern, in die Hände zu fallen! Bitte sie, dich zu beurtheilen. Lichtstrahl der Wahrheit ihrer Vertrauten leuchtet aus ihrem Blicke; wo du irrest, werden sie dich, (was ich so sehr wünsche,) zurechte weisen, werden sich über eigene vorgefaſste Meynungen hinaussetzen, und dann erst sprechen, wenn sie dich ganz, und mit Bedacht gelesen haben. So sehr über die meisten Journalisten erhaben, die da ihre Machtsprüche thun, ohne recht zu wissen, wovon die Rede ist.

Von dem Menschen.

Ich schreite zum edelsten Theile der Schöpfung, zur schönsten Zierde der Natur, zum denkenden, fühlenden, wirkenden Menschen.

Ehe ich von der Seele selbst spreche, erst von ihrem Organ. So nenn ich das ganze Nervensystem. Dieses macht von allen Seiten die wirkliche, vollständige Hülle der Seele aus. Es ist von allen Seiten Zwischenraum zwischen ihr und der ganzen übrigen Schöpfung. Die Seele wirkt unmittelbar immer auf das Nervensystem, das ihr Werkzeug ist, und durch das Nervensystem mittelbar auf die äuſseren Wesen; und diese wirken mittelbar auf die Seele und unmittelbar auf das Nervensystem, das in unserer jetzigen Art zu seyn unvermeidliches Vehiculum ihrer Einwirkungen ist.

Das Nervensystem bestehet aus dem Gehirne, dem Rückgradmark und den in allen Gliedern des Körpers verwebten Nerven. Alle diese Theile machen ein Ganzes, ein ununterbrochenes Contiguum aus, das aus gleichartiger weicher Substanz bestehet.

So oft die Nerven von äuſseren Gegenständen berühret werden, so entstehet in der Seele das, was wir Gefühl nennen.

In der Verschiedenheit der berührenden äuſseren Wesen, und dem mannichfaltigen Bau des Nervensystems, und der daher mannichfaltigen Berührung liegt die Verschiedenheit der Sensationen.

Die fünf hauptsächlichsten Verschiedenheiten sind unter dem Namen Sinne bekannt.

Welchen Zugang die Natur für Lichttheilchen, (das ist Farbe), welchen andern sie für Luft (das ist Ton), bereitet hat, u s. w. das zeigen Physiologie und Anatomie. Und so ist das Organon Vehiculum aller äuſseren Einwirkungen.

Die Seele vergleicht ihre Gefühle unter sich; das heiſst denken. Sie ordnet ihre einzelnen Gefühle anders zusammen, das heiſst Imagination.

Endlich, wenn die Seele auf äuſsere Gegenstände wirken will, so sind die Nerven ihre

Werkzeuge. Sie gebietet; und die Nerven bewegen Arm, Fuſs, Muskeln, u. s. w.

Aber, wo ist der Sitz der Seele? Offenbar in einem der innern Theile des Gehirnes, weil mittelbar oder unmittelbar alle Theile des Nervensystems dahin abzwecken; da muſs also das Sensorium commune seyn. Sitzt sie aber in der Glandula pineali, oder im Corpore calloso? Das will ich nicht entscheiden

Wie können Seele, das ist Geist; und Nerven, das ist Körper, auf einander wirken? Der groſse Leibnitz und Malebranche haben hier nichts als Grillen gehascht; und da mag ich nicht nach radotiren. Genug, das Factum ist gewiſs: Und am Ende, lieber Leser! tröste dich! Leibnitze, du und ich wissen ja eben so wenig, wie Körper auf Körper wirken.

Was ich in dieser Skitze zusammen gedrängt, in dem Werke ausgeführt habe, beweist: Daſs das Nervensystem Organon, Vehiculum zur Seele und Werkzeug der Seele sey. Nun zur Sache!

Da ergiebt sich nun, daſs bey allen und jeden dieser Einwirkungen das Organon dem einwirkenden Wesen ähnlich werde.

Erstlich: Wann das Nervensystem von äuſseren Gegenständen berührt worden, und dadurch Gefühle in der Seele entstanden sind; so wird es darin gedachten äuſseren Gegen-

Betbücher lieg'n verborgen all
Daſs unser Abt nicht drüber fall',
Wie dünkt das euch so fromme Mähre
Ob der Teufel Abt schon wäre?
Man ſind't wohl solche bös' Prälaten,
Die thun viel teuflerische Thaten
Denn der Teufel aus der Höllen.
Geistlich' Prälaten jagen wöllen,
Blasen, Heulen, Hochwild fällen,
Unsinniglich rennen, baizen
Den armen Leuten durch den Weizen
Mit zwanzig, dreysig, vierzig Pferden,
Sind das geistlich' prälatisch' G'berden,

Es soll kein Fürst ein Pfarrer seyn,
Was nimmst du denn die Gülden ein —
Das kommt allein von Fürsten her
Die woll'n nicht seyn Betteler,
Und woll'n nicht lehren, singen, weihen,
Sondern alle Arbeit scheuen.
Deſs machst du dir ein'n Weibbischof,
Dem hältst du gar ein'n schlechten Hof,
Der ist für dich gelehrt und klug
Und thut dein'm Amt allein genug;
Hätt'st du nur einen Vikarier
Der für dich in die Hölle führ',
So möchtest wohl von Freuden sagen.

ständen ähnlich, daſs es hernach allein, und in Abwesenheit der berührenden äuſseren Wesen, die nemlichen Gefühle, jedoch minder intensiv, in der Seele hervorbringen kann, als wenn die äuſseren Dinge selbst gegenwärtig wären; und das ist, was man Gedächtniſs sinnlicher Ideen nennet. Durch diese Aehnlichwerdung wird das Organon eine von der Seele unzertrennliche Bildergallerie, worin die Modificationen ihres ganzen jetzigen Lebens abgeschildert sind.

Daſs das Gedächtniſs körperlich sey, beweisen die Folgen mancher Krankheiten.

Wäre die Seele von ihren Fesseln frey, sie brauchte das Gedächtniſs nicht. Sie würde den Zusammenhang der Dinge nicht mehr in Abspieglung, in dem assimilirten Organ; sondern mit einem Blicke in den Wesen selbst sehen.

Zweytens: Wenn die Seele denkt, so vergleicht sie alle Wirkungen des Nervensystems, vergleicht ihre Gefühle, oder sie setzt die Begriffe auf eine neue Art zusammen. In diesem Falle wird das Organon dem Werk der Seele ähnlich. Nemlich die Seele findet lange hernach in den Zasern des Gehirnes den treuen Abdruck ihrer Gedanken und Erfindungen wieder.

Und so ist das Organon für die Seele gleichsam ein Archiv ihrer Entdeckungen und Kenntnisse.

Drittens: Wann die Seele auf äuſsere Wesen einwirkt, wann sie durch das Nervensystem (das gleichsam ihr Hebgeschirr ist) die physischen Kräfte des Körpers anwendet; so wird auch hierin das Organ der Seele ähnlich. Nemlich es setzt von selbsten und ohne Seelenbefehle diejenigen körperlichen Bewegungen fort, so die Seele anfangs ausdrücklich befohlen hatte. Von sehr vielen gesammelten Beyspielen hier nur eins: Der Mensch will gehen und geht; hernach geht er weiter und weiter, und denkt ganz an was anders, als sein Gehen. Mit einem Worte: Die Unternehmungen des Willens werden durch Entschlieſsung der Seele angefangen, aber durch das assimilirte Organ mechanisch fortgesetzt. Und darin liegt hauptsächlich, was man in allen Arbeiten die Leichtigkeit der Uebung nennt.

Ohne diese Aehnlichwerdung, wie schneckenmäſsig langsam würde der Mensch vorschreiten? Zu jeder einzelnen Bewegung würde eine eigene Operation des Willens erforderlich!

So weit die Summarien meiner Ausarbeitung; alles folgende ist aus einzelnen Aufsätzen und abgebrochenen Gedanken zusammen gesetzt.

Da schreite ich nun weiter zur menschlichen Seele selbsten.

In diesem Theile der Schöpfung zeigen sich Widersprüche. Die Seele des Menschen ist das rhabenste und zugleich das abscheulichste Geschöpf in der Natur. Trieb zur höchsten Tugend und zu den schändlichsten Lastern in ihr vereinbart! Dieses Räthsel wird blos durch die göttiche Offenbarung, durch die Geschichte des Sündenfalls aufgelöst.

Wer sich selbst studirt, kann der wohl läugnen, daſs ihn seine angeborne Hoffart immer belügt?

Es ist im Grunde dumm genug, wenn man mit so vielen Philosophen Hoffart und Selbstiebe für ein nemliches Ding ansieht. Hoffart st der lügenhafte Begriff, als besäſse man Eienschaften, die man wirklich nicht besitzt. elbstliebe ist die Begierde glücklich zu seyn! ween in Wahrheit sehr verschiedene Gegentände. Ersteres falscher, tadelswerther Schein. etzteres löblicher, wahrer, wesentlicher Trieb. chheit des Individuums!

Das, was der Mensch wirklich ist, wie sehr erschieden von dem, was ihm die Lüge der offart vormalt! Also hier liegt Unähnlicheit zwischen Sache und Begriffen! Der einge Fall, wo Ausnahme von dem Schöpfungsstem ist.

Und, da so viel Gutes, so herrliche Ordnung aus Gleichgewicht und Aehnlichkeit flieſst; wie viel gräuliche Unordnung und Uebel strömen nicht aus dieser einzigen Unähnlichkeit.

Wann ein Vordersatz einer arithmetischen Operation falsch ist, so sind alle, alle folgende Operationen falsch! So auch hier, Aus diesem einzigen Trug, dieser Folge der Erbsünde, entspringen alle Irrthümer, thörichte Leidenschaften, Laster und Verbrechen!

Der Mensch urtheilt voreilig, weil er aus Hoffart seine Beschränktheit miſskennt, sich nicht erforderliche Zeit nimmt, alle Gegenstände gehörig zu vergleichen! Daher alle Irrthümer!

Er traut sich so hohe Einsicht zu; und so scheinen ihm Gegenstände, die er liebt, über alles erhaben zu seyn! Daher das thörichte, ausschlieſsliche der menschlichen Leidenschaften!

Er dünkt sich König der Natur, dünkt sich alles erlaubt; daher so viele Laster.

Ein so erhabenes Geschöpf beleidigen, beschränken, übertreffen wollen, scheinet ihm strafbares Unrecht Daher Neid, Rache, Habsucht, Wuth und Mord!

Also alles moralische Folge dieser Unähnlichkeit. Daſs die Menschen seit fast sechstausend Jahren nie um ein Haar besser geworden: Folge dieser Unähnlichkeit.

Mitten im Taumel erwachen in dem Menschen dunkle *Gefühle* seines Irrthums! Da entstehet Kampf zwischen seinen guten und bösen Neigungen, nagende *Gewissensbisse*. Der Mensch fällt in Selbstverachtung, den ekel- und schauderhaften Abgrund menschlichen Unglücks.

Und das einzige Mittel dagegen? Wie oben schon gesagt: Die Lehre des Christenthums, *Demuth*! Und diese stellt *Aehnlichkeit* zwischen Begriff und Sache wieder her; macht, daſs der Mensch sich so sieht, wie er wirklich ist.

Aber das Leben des Christen ist immerwährender Kampf. Bekämpfen läſst sich die Lüge der Hoffart, ganz zerstören nie. Gerade dann, wann man sie zerstört glaubt, lodert sie wieder aus ihrer Asche empor. Die Menschheit ist einmal durch die Lüge der Hoffart gebrandmarkt; ihre ursprüngliche Reinigkeit ist auf ewig befleckt.

Menschheit also, blos Trümmer eines herrlichen Gebäudes. Und nun auch in diesen Trümmern laſst uns das allgemeine Schöpfungsgesetz: *Aehnlichkeit* und *Aehnlichwerdung* aufsuchen!

In der menschlichen Seele liegen drey Haupteigenschaften: Fühlen, Denken, Wollen. Ueber diese Gegenstände folgende Bemerkungen.

Gefühle in der Seele werden hervorgebracht, modificirt, durch Coexistenz und Einwirkung äuſserer Gegenstände.

Diese Einwirkung ist zweyfach: Von Körperwelt auf Seele und von Seele auf Seele.

Die Einwirkung der Körperwelt auf die Seele ist bekanntlich Aehnlichwerdung.

Die Einwirkungen der Körperwelt auf die Seele kommen gleichsam nur durch Refraktion und, mittelst des Nervensystems bis auf sie. Aber dennoch werden sie in ihr auf das treueste und vollkommenste abgespiegelt.

Ich stehe auf einer Anhöhe, und bin gewiſs, daſs die Hügel, Wälder, Bäche, deren Anblick die jetzige Modification meiner Seele ausmachen, das treue Bild der vor mir liegenden Gegend sind.

Da ertönt das sanfte Lied einer ländlichen Flöte; und ich bin gewiſs, daſs die erschallenden Töne in der nemlichen Reihe, im nemlichen Verhältnisse von Stärke, von abwechslender Höhe, Tiefe, Geschwindigkeit auf einander folgen, wie in den Seelen-Modificationen meines Hörens.

Und so von allen menschlichen Sinnen. Die Aehnlichwerdung liegt darin, daſs die

Seele lebendes Bild der einwirkenden äuſseren Körper wird. Und hierauf gründet sich die Gewiſsheit aller menschlichen Ideen; die den gesunden Menschen nie trügen würde, wenn er sich immer die gehörige Zeit nähme, bis die sinnlichen Vorstellungen deutlich sind. Aber so führt ihn auch hier die Hoffart auf Irrwege. Er glaubt, mit einem Blicke zu sehen, was sich nur nach und nach in seiner Seele abspiegeln kann.

In Betreff der Einwirkungen von Seele auf Seele sind folgende Gegenstände zu betrachten:

Zwischen einzelnen Seelen wirken

A) geistige Verbindungskraft,
B) Sympathie,
C) moralische Aehnlichwerdung,
D) moralische Impulsion.

Zwischen Völkern oder moralischen Massen wirken ohngefähr die nemlichen Kräfte.

A. Geistige Verbindung: Wer fühlt es nicht, daſs der süſseste Genuſs des menschlichen Lebens in der Gesellschaft bestehet? Will man wissen, in welchem Grade ein Abwesender glücklich ist? Die erste Frage ist: Hat er gute Gesellschaft? Kein ganz ungeselliges Volk war je, wird jemals seyn. Auch dem wildesten Menschen behagt der Umgang seines Mitmenschen.

Und was thun Menschen, wenn sie beysammen sind? Einer giebt dem andern durch Zeichen (denn was sind Worte anders?) zu verstehen, was er denkt und empfindet. Da gehen Gedanken, Empfindungen des einen in die Seele des andern über. Beyde Seelen denken, empfinden in diesem Moment das nemliche. Werden darin einander ähnlich.

Und was ist denken, empfinden, als Modification, gegenwärtige Existenz der Seele? Also Gesellschaft Aehnlichwerdung gegenwärtiger Seelen-Existenz: Und in dieser Aehnlichwerdung so viele Seeligkeit, so süſser Genuſs des Lebens!

Hang zur Geselligkeit ist Grundtrieb der Seele, Attraktion der Geisterwelt. Der fromme Einsiedler spricht zu den Engeln; der eingekerkerte Weltmensch Lauzun spricht zu einer Spinne. Gesellschaft ist für den Menschen die erste Nothdurft.

Die Wonne der Geselligkeit, der geistigen Verbindung, hat ihre Stufen, die mit den Stufen der Aehnlichwerdung zunehmen. Je mehr, je inniger die Seelen im ganzen Umfange ihrer Existenz, Begriffe, Freude, Leid mit einander theilen, um so wärmer die Freundschaft, die Liebe, um so gröfser die Glückseligkeit! Die holden Augenblicke, wo ein Herz dem andern entgegen wallt, wo jeder Wink, jeder Blick Sprache ist; wo alles so werth; so lieb wird, was auf den Geliebten Bezug hat! Wenn du da verstummt und zitternd ihn umfassest! Der kurze; aber himmlische Moment, wo du dein Daseyn vergissest und in ihm lebst? — O Mensch, hienieden ist nichts dieser Seeligkeit vergleichbar!

Die Zeichen, deren sich die Menschen bedienen, sind, was wir Sprache nennen. Immer im Grunde nur Pantomime. Die wahre Sprache von Seele zu Seele in einer bessern Welt würde Ineinanderstrahlung seyn.

Geistiger Verbindungstrieb ist Ursprung aller Spracherfindung.

Sie ist auch Quelle des Ehrgeitzes; man will sein Selbstgefühl auch in andere Seelen übertragen. Und da sind grofse Handlungen die Mittel. Sprich edler Mann! Wann du hohe That vollbracht hast, ertönt nicht in deiner Seele, was Zeitgenossen, was Nachkommende von dir sagen werden? Fühlest du nicht innig, was sie von dir denken werden? Und ist dieses nicht dein süfsester Lohn?

Je mehr der Mensch in viele andere Menschen seine Gefühle und Gedanken übertragen, geistige Aehnlichwerdung veranlassen kann, um so lebhafter ist sein Vergnügen. Da sind nun zwo Klüfte, die jeden einzelnen Menschen von dem unzählig gröſsten Theile der Menschheit absondern: Zeit und Raum. Und auch diese Klüfte hat der Mensch ausgefüllt. Er erfand nemlich Zeichen von Zeichen, dauerhafte, unverzehrbare Zeichen, so die engschallenden, wegschallenden Sprachen vorstellen, die Schreibekunst! Da empfängt der Freund in Bengalen ein Blatt Papier voll schwarzer Striche; und Gedanken und Gefühl seines Freundes in London gehen in seine Seele über! Ich habe ein Buch vor mir: Mein Herz und Geist schlieſsen sich auf; ich werde gerührt, überzeugt, gebessert; wem dank ich's? Der Mann, dessen Wort heut in meine Seele dringt, lebte vor Jahrtausenden!

Seelenähnlichwerdung also die Veranlassung aller menschlichen Gesellschaft; die nicht Mittel des Eigennutzes ist, wie wenige träumen; sondern die selbst Hauptzweck unseres Daseyns ist.

Freilich mischt die Lüge der Hoffart viel Uebels hinzu. Macht Verbrechen häufig, macht Gesetze, Galgen und Rad nöthig. Das sind aber nur

Wenn die Bischöf' Jäger werden
Und die Hund' die Mette singen,
Mit Heulen den Gott'sdienst vollbringen?
In Klöstern thun das auch die Aebt',
Ich weiſs wohl wie man drinnen lebt,
Die Klöster sind gestiftet worden
Zu halten ein'n geistlichen Orden,
So wollt ihr jetzund fürstlich leben,'
Wär't ihr draus man würd' euch geben
Schmale Pfenning werth zu essen.
Der Teufel hat euch gar besessen,
Daſs ihr doch aus geistlichen Gaben
Viel mehr Hund' gezogen haben,
Denn Brüder in dem Kloster sind,
Oder sonst geistliche Kind,
Und habt das Kloster gar vergift't,
Die Pfründen auf die Hund' gestift't.
Wohlan, wohlan, was wollt ihr wetten,
Eure Brüder werden Metten
Einmal singen von euretwegen,
Daſs euch der Teufel gibt den Segen,
So er doch ohn' das Abt ist worden
In eurem so schelligen Orden.

einzelne Folgen, sind Miſsbräuche, nicht die Sache selbst.

B. Sympathie: So nenne ich den vorzüglichen Hang, sich mit dem einen Menschen lieber zu verbinden, als mit dem andern.

Und wer kennt diesen Hang nicht? Man trete in eine Gesellschaft unbekannter Menschen: Gleich schlieſst sich das Herz vorzüglich für Einen auf! Dir ahndet auch schon aus dem Aeuſserlichen, daſs er dein Freund seyn wird. Deine Seele ergieſst sich, du wünschest, ihm recht viel zu seyn. Physiognomie! Da ist dein Triumph, da ist der Moment, wo du am stärksten, am untrüglichsten wirkest! Du kündigest Seelenähnlichkeit an, noch ehe der Mund sich zum Sprechen geöffnet hat.

Und worauf gründet sich dieser Vorzug der Sympathie? Blos auf Aehnlichkeit! Je mehr Aehnlichkeit der Mensch mit dir hat, um so inniger wird eure Verbindung seyn.

Das fühlet der reine, offne Mensch! Und nach diesem Grundsatze gleisen Schälke bey Hof, Schälke in Liebe.

Natürliche Aehnlichkeit; holdes Band der Liebe. Geheuchelte Aehnlichkeit; allgemeiner schändlicher Kunstgriff aller Verführer.

Wer schon vesten, durch Gewohnheit ein gewurzelten Hang hat, auf den wirkt die Sympathie freylich nicht so viel.

Unähnlichkeit in Begriffen und Neigungen mit Hartsinn verknüpft, erregt Hader, Zank, Hausstreit; erregt im Staate Murren, Empörungen.

Durch diesen Trieb verbinden sich Tugendhafte mit Tugendhaften; aber freylich auch Lasterhafte mit Lasterhaften.

Die Banden der Blutsverwandtschaften, der Namensverwandtschaft, der Landsmannschaft, Gleichheit des Alters, Gleichheit der Umstände, gründen bekanntlich so starke Vorliebe, knüpfen so häufige Freundschaften; und was sind diese Verhältnisse? Nemlicher Namen, nemliches Vaterland, nemliche Umstände u. s. w. Sind es nicht Punkte von Aehnlichkeit.

Aehnlichkeit, sympathetischer Trieb verstärkt die Menschenliebe; giebt dem Menschen Achtung und Neigung für Wesen seines Geschlechtes.

C Aehnlichwerdung: Wenn zween mit einander sprechen: Ihr Ton ist der nemliche; wenn einer lacht, lächelt der andere; wenn einer weint, wird der andere traurig.

Daſs die Kinder nachmachen, was sie sehen; ist Folge des natürlichen Triebes zur *Aehnlichwerdung*.

Wenn zween Menschen lang mit einander leben; unvermerkt nimmt jeder einen Theil der Eigenschaften des andern an. *Sie werden* einander *ähnlich*.

Wären die Menschen noch in ihrer reinen Güte; so würde *Aehnlichwerdung* die Menschheit immer vollkommner machen; aber so wird auch das Laster nachgeahmt.

Aehnlichwerdung ist Quelle der Theilnehmung an Freuden und auch des Mitleidens. Daher auch die Wonne der Wohlthätigkeit! Nicht nur der, so Wohlthaten empfängt; auch der Wohlthäter genieſst die Freuden.

Aehnlichwerdung vertheilt Kummer und Lust!

D. *Moralische Impulsion*. Der, dem seine individuellen Verhältnisse am liebsten sind, ist der vestete. Er wird Mittelpunkt moralischer Massen; die andern ahmen ihn nach, werden ihm *ähnlich*.

Intensität des Gefühls, Enthusiasmus, ist daher so ansteckend.

Das erklärt die ganze Geschichte Mahomed's und so vieler andern.

Daher auch die Wirkung des Beyspiels in einer Schlacht; das, was der Marschall von Sachsen *le coeur de l'homme* heiſst.

Darauf gründet sich die Antwort der Marschallin *d'Ancre: Le pouvoir d'une ame forte sur une ame foible.*

Der groſse veste Mann drückt seinen Stempel seinem Jahrhunderte, wie weichem Wachs, ein. Schwächere Menschen, schwankende Menschen, oder solche Menschen, deren Neigungen in mehrere Gegenstände getheilt sind, fühlen sein Uebergewicht. Er spricht und sie schweigen. Er will und sie wollen. Er befiehlt: Ihr Herz murret heimlich, aber beuget sich doch! Sie folgen doch! Das ist, was ich moraliche Impulsion nenne.

Im Grunde ist sie gleichfalls geistige Aehnlichwerdung; ich gebe aber diesen besondern Namen derjenigen, welche unmittelbar Bewegung, rasche Thatsache hervorbringt, welche Aehnlichwerdung des Willens veranlaſst, wirkliche Richtung der Kräfte auf gemeinsamen Zweck verursacht, und nicht blos auf Fühlen und Denken einflieſst.

Geistige Massen, Völker: Gemeinsame Gesetze, gemeinsamer Namen, zuweilen einige gemeinsam angenommene Begriffe, öfters gemeinsamer Ursprung, sind die Punkte von Aehnlichkeit, die ein Volk, die den Staat zu einem Ganzen formen.

Sympathie wirkt da selten, ist mehr individuell, wirkt mehr von Mensch zu Mensch. Selten von Nation zu Nation.

Aber moralische Attraktion wirkt auch hier. Philosophie-Schwätzer glauben, der Eroberer strebe blos nach Mitteln, seine Triebe zur Wollust zu sättigen. O, das ist wohl die Triebfeder nicht, wenigstens nicht die einzige! Ein gröſseres Ganzes, eine groſse politische Masse will er darstellen. Und was ist das im Grunde, als Punkte von Aehnlichkeit in eine gröſsere Menge Wesen legen? Fragt jeden Bürger einer siegenden Nation? Warum freuet er sich? Eben dieses Gefühl liegt unentwickelt, aber sehr wirksam in ihm! Und fast jeder sagt's auch; nur der sogenannte Philosoph sieht den Tag für Hellung nicht.

Und, in der That; was geschicht durch Eroberung, als daſs nemlicher Name und Gesetze andern Provinzen gegeben werden?

Politische Impulsion: Dadurch verstehe ich Verbreitung gewisser Thätigkeit von einer Nation zu der andern. So bey Anschlägen zu Kreuzzügen; so bey den Bewegungen und Kriegen zu Erhaltung des Gleichgewichts von

Europa! Ersteres Feuer durch einen Mönch, letzteres durch König Wilhelmen erreget; und so weit umher verbreitet durch Aehnlichwerdung.

Uebrigens ist auch sonstige Aehnlichwerdung von Staaten zu Staaten wirksamer in unsern Tagen, als jemals. Druckerey, Zeitungen, die durch Wechselerfindung vervielfältigte Handlung, Reisen junger Zierpuppen und derber Handwerksbursche machen, daſs man in jedem Orte weiſs, was in allen geschicht. Dabey so viele unstäte, unbestimmte Staatsverfassungen, wo man mit unbesonnener Gleichgültigkeit die Sittenveränderungen vorbeyschielt: Was Wunder, daſs Modeklugheit, Modeliteratur, Modeüppigkeit, Modelaster von einem Staat in den andern wie Krebs fortfressen?

Endlich entstehet National-Aehnlichwerdung durch Invasionen. Da schmelzen Eroberer und besiegte in ein Ganzes zusammen. Da findet man z. B. in jedem Franzosen zusammengesetzte Ueberbleibsel deutschen und gallischen Ursprunges; und das in Sprache, Begriffen, Gebräuchen, Gesetzen! China, Italien, Spanien, die halbe Welt ist voll solcher Beyspiele, voll solcher Folgen der Aehnlichwerdung. Doch genug hievon!

Von der Staatskunst, von der Erziehungskunst, dann ein Wort von der Arzneykunst!

1. Die Menschheit hat nur noch Trümmer ihrer ursprünglichen Güte. Ihre wesentlichen Kräfte wirken noch alle; aber die Lüge der Hoffart, die durch sie bestätigten falschen Begriffe von Glückseligkeit geben diesen Kräften die widersinnigste Richtung.

Da toben unbändige Leidenschaften, da ist Krieg Aller wider Alle; jeder träumt, unermessenes Glück quelle aus unermessenen Reichthümern; als wenn die Möglichkeit des Genusses nicht auf ewig beschränkt wäre, als wenn sie mit den Reichthümern zunehmen könnte.

Bey so manchem trügenden Schein, der die Welt im Grunde zum groſsen Tollhause macht;

bey so beständigem Gähren und Ringen, wie bald würde sich die Menschheit selbst aufreiben, wenn sich ihre verschiedenen Häufchen (Nationen) nicht im Innern Dämme setzten.

Diese Dämme sind die politische Organisation, das Kunstgebäude der Gesetze.

Je verfeinerter die Sitten, je erhöhter die Leidenschaften, um so künstlicher muſs diese Organisation seyn; aber wo da immer Menschen beysammen sind, ist einige politische Organisation nöthig; weil da Eigennutz, Bosheit, Wuth nicht ausbleiben.

Die alten Deutschen in ihren Wäldern hatten Richter, Heerführer, Todesstrafen; die wilden Amerikaner haben die ihrigen; der Neger auf den Küsten von Afrika hat die seinigen.

Organisation bringt nie Kräfte hervor; sie ist Kunst, und Kunst kann nichts, als verschiedene Kräfte der Natur so zusammensetzen, daſs eine gewisse erzielte Wirkung hervorkömmt. So die Uhren, so alle Werke der Mechanik, und so auch Legislation.

Der Mensch kennt keinen stärkern Trieb, als Glückseligkeit; haſst mithin physischen Schmerz und Schande, strebt nach Wollust und Lob; und so werden Strafen die Dämme, Belohnung die Lockspeise.

Ausübung der Gesetze muſs wohl Menschen anvertrauet werden, und das geschiehet durch ausdrückliches oder stillschweigendes Compromiſs. Das Gewicht an der Uhr kann von Bley seyn, da Zifferblatt und Räder vielleicht von Golde sind. Unterdessen treibt das Gewicht doch die ganze Uhr, weil es zufolge der Organisation den Platz einnimmt, wo es auf die ganze Uhr wirkt. Wie manche Edle und Weise, beherrscht von Kindern und was noch weniger ist, von schwachen Männern! Von bleyernen Gewichtern an der goldenen Uhr! Doch sind ja auch unter den Regenten edle, groſse Menschen, wahre Väter ihres Volks!

Ich stelle mir immer vor, ein redlicher, erfahrner Staatsmann würde einem künftigen Regenten und Gesetzgeber ohngefähr folgendes sagen:

«Kenne die Menschheit genau; die Ueberbleibsel ihrer ursprünglichen Güte genau; die Folgen ihrer verderbten Natur genau; Das sind die verschiedenen Räder, aus denen du deine Uhr zusammensetzen muſst.»

«Willst du deine hohe Bestimmung erfüllen, Vater deines Volks seyn; denke erstlich an äussere und innere Verhältnisse des Staats.»

«Willst du deine Untergegebenen glücklich wissen; strebe nach drey Dingen: Daſs keiner hungere; daſs jeder beschäftigt sey; daſs alle gerecht, und, wo möglich, liebend seyn! Das sind in allen und jeden Fällen Bedürfnisse zur Glückseligkeit.»

»Die Art der Bestrafung sey der Art der Verbrechen möglichst ähnlich. Zwischen den einzelnen Fällen, den darauf angewandten Gesetzen, den daraus flieſsenden Urtheilen, sey höchster Grad von Aehnlichkeit, Gleichheit.«

»Glaube nie, daſs du über Engel regierst! Auch in den besten Menschen liegen Keime von Fehlern. Sey strenger Vollstrecker der Gesetze! Furcht ist wirksamer als Belohnung. Schmerz ist intensiver, als Wollust, rührt ja von heftigerer Anstrengung der Nerven her. Strafen geben den nöthigsten Druck; verhindern das Uebel.«

»Aber glaube auch nicht, Teufel zu beherrschen! Es sind unglückliche, verirrte, empfindsame, ursprünglich erhabene Geschöpfe! Es sind Menschen, deine Brüder! Wann Hartsinn abgerieben, Sitten weicher geworden; dann dispensire nie in einzelnen Fällen, aber führe mildere Gesetze ein! In keinem Falle dürfen diese unnöthig streng seyn. Zwischen dem Quantum des Bedürfnisses und dem Quantum des Steuerungsmittels muſs Aequation, höchster Grad von Aehnlichkeit seyn.«

»Belohnungen spare blos für die Tugend. Gieb deinen Unterthanen Beyspiele der Tugend und Gerechtigkeit! Du weiſst, wie sehr der Trieb zur Nachahmung, zur Aehnlichwerdung in der Menschheit liegt.«

«Vermeide unnöthige Veränderungen! Du weiſst, wie sehr die Menschen an Gewohnheit, an individueller Aehnlichkeit hangen.»

«Glaube nicht, alles unmittelbar thun zu können; sonst thust du nichts. Beschränkt ist ja dein Daseyn, deine Ichheit. Unmittelbar kannst du auf wenige wirken. Aber diese wirken wieder auf andere. Der Schluſsstein berührt unmittelbar wenige Steine; hält aber mittelbar das ganze Gewölb zusammen.»

«Was äuſsere Verhältnisse anlangt, traue nie ganz! Sey nicht sorglos, bis du sicher bist, durch eigene Kräfte, oder Kräfte deiner Bundesgenossen ungerechtem Eigennutz zu widerstehen. Dem Kräftenquantum des möglichen Angriffes muſs Gleichgewicht ähnliches Quantum der Vertheidigungsmittel entgegen stehen.»

«Alles dieses ist allgemein wahr; vielleicht vollständige Grundlinie der Politik!»

«Das ist einfach, wie jede Theorie; aber die Anwendung tausendfältig! Eben webt die Natur, der fortströmende Gang der Zeit neue Mischungen von Umständen und Wesen zusammen! Und da werden jedesmal neue Maasregeln, neue Mittel erfordert. Sonst hört ja das nöthige Gleichgewicht auf, die nöthige Aehnlichkeit zwischen dem Quantum des Bedürfnisses und dem Quantum der darauf gerichteten Wirksamkeit. Und darauf ruhet ja das Wohl des Staates.»

«Immer frischen Blick also, wo möglich Adlerblick, werfe auf die gegenwärtige Lage der Umstände! Das, Staatsmann! das ist dein Amt; hierauf gründe deine Entschlieſsungen! Clima, Sitten, topographische Lage, Zeitgenossen, Auswahl tüchtiger Werkzeuge, wie viel Stoff zu Betrachtungen! Wisse, daſs die unzähligen Fehler selten aus Unwissenheit, meistens aus Unkenntniſs der vorliegenden Umstände geschehen!»

„Traue Schmeichlern nicht! Ihre Sprache ist Seelengift. Aber wisse: der ärgste Schmeichler ist in deiner Brust: die Lüge der Hoffart.»

«Ueberlege Behutsam und lang, führe das Beschlossene schnell und kühn aus.“

«Thust du das alles zum Besten deines Volks; dein Lohn bleibt dir nicht aus.»

«Aber solltest du dein Volk ansehen, wie der Metzger sein Schlachtvieh; als Waare, brauchbar zur Sättigung deines Geizes, deiner Ruhmbegierde, deiner Lüsternheit? O so klage die Stimme bedrückter Waisen, der von vergossenem Menschenblute aufsteigende Dampf dich bey deinem und aller Richter an!»

Ich lenke nun wieder ein.

«Zweytens: In Betreff der Erziehung ist in unsern Tagen so viel geschrieben, so manches versucht worden; mit welchem Erfolg?

Es kömmt in der Erziehungskunst, wie in allen Künsten, darauf an, daſs zwischen Mittel und Erforderniſs Aequation ist. Diese vermiſst man freylich bey manchen Schulanstalten. Hier nur einige Beyspiele!

Es werden oft allgemeine Methoden angegeben über Gegenstände, die nicht allgemein gleich sind! Allgemeine Panaceen, da die Krankheiten so oft verschieden sind!

Es heiſst: Leibesstrafen müssen aus allen Schulanstalten verbannet werden. Gut für Kinder, deren moralisches Gefühl sehr empfindsam ist! Aber für andere?

Es mangelt uns noch ganz an einer moralischen Semiotik zur Erkennung der Herzensneigungen und Geistesfähigkeiten bey Kindern; und so lang wird es immer Zufall seyn, ob die Methode auf das Subjekt paſst, oder nicht.

Man zählt zu viel auf Wirkung moralischer Grundsätze, und bedenkt nicht, daſs Grundsätze für alle Menschen wegschallende Worte sind, so lang sie nicht das Resultat eigener Erfahrung werden.

Man rechnet nicht genug auf die Folgen der Aehnlichwerdung, auf den Hang zum Nachahmen, der Kindern so eigen ist! Tugenden des Lehrers sind der beste Unterricht.

Man glaubt noch zu viel: Wissenschaft sey Weisheit. Eines der schädlichsten Vorurtheile für die Menschheit:

Dergleichen Mängel könnte man noch häufig angeben. Unterdessen scheint mir in Betreff der Erziehung folgendes gewiſs: Lehrer, kenne deinen Zögling genau, sonst wird zwischen deinen Mitteln und der Erforderniſs keine Aequation seyn.

Fühlen und denken lehrest du die Kinder nicht. Du kannst nichts in das Kind hinein legen, was nicht schon darin ist. Aber du kannst es umgeben mit Gegenständen, die auf seine Sinne, auf seine Seele wirken. Du kannst es in Umstände versetzen, wo es seine Geistes- und Körperkräfte gebrauchen muſs, und da werden sich seine schlafenden Fähigkeiten entwickeln, werden in lebende Kraft übergehen. Das heiſs ich erziehen. Rousseau's Emil, die Realschulen, sind Anwendungen, aber noch immer unvollständige Anwendungen dieses Grundsatzes. Hauptsächlich lasse deinen Zögling mit seinem, schon in ihm keimenden Hoffartsgefühl so lange widerrennen, bis er Demuth und Selbstkenntniſs als einzige unentbehrliche Grundvesten ansieht: Dann wird er so glücklich werden, als es das Loos der Menschheit erlaubt.

Alle Wirksamkeit ohne Ausnahme wird durch Kunstfertigkeit vermehrt, und diese quillt aus Uebung. Also anhaltende praktische Arbeit sey für deinen Zögling Beschäftigung und Pflicht. Dazu muſs er, wie jeder Mensch, durch Strafe und Belohnungen angetrieben werden.

Halte ihn an, nicht blos zu arbeiten, sondern gut zu arbeiten, so lang die Arbeit zu wiederholen, bis das Werk seiner Hände, oder seines Geistes dem Zweck ganz anpassend ist. Dann wird der wesentliche Inbegriff aller Kunstregeln bald tief in ihm wurzeln, daſs Aequation zwischen Mittel und Erforderniſs seyn muſs; und daſs das wichtigste ist, den Gegenstand genau zu kennen.

Auch der moralische Unterricht muſs blos in wirklicher Ausübung wohlthätiger Handlungen, in wirklicher Bekämpfung erregter Affekte bestehen. Lehrer, ist das deine Methode nicht, dann bist du ein Schwätzer.

Eben so alle sogenannte wissenschaftliche Künste. Advokatur, Richteramt, Arzneykunst, werden blos durch praktische Uebung erlernt.

Aber die wissenschaftlichen Kenntnisse? Die Literatur? Die Theorien? Freylich sehr nothwendige Dinge — in Büchern. Man muſs sie finden können, wenn der Fall kömmt, sie zu brauchen, aber warum sich im Kopfe damit herumschleppen?

Schriftsteller, Rechtsgelehrte! u. s. w. Kenntnisse sind eure Werkzeuge, eure Waffen; Bücher eure Vorrathskammern, eure Zeughäuser! Aber wem anders, als dem Schulgelehrten kann es einfallen, immer mit voller Rüstung, immer Hand und Nacken von Reichthümern beladen, umher zu gehen, durch Tragung dieser Lasten seine Kräfte aufzureiben.

Ueber das Collegienlesen und manche andere Universitätsanstalten lieſse sich vieles sagen.

Drittens: Arzneykunst. Weiser Hippokrates, wie sehr zierest du die Menschheit! Wie verehrungswürdig. wie wohlthätig der Arzt, der die Natur sorgfältig beobachtet, sie nie in ihren heilbringenden Crisen stört; nie wirkt, als bis er ungezweifelt weiſs, daſs zwischen Erforderniſs und Wirksamkeit der Materia medica Aequation ist.

Aber Hohn dem angeblichen Arzte, der von Hypothesengeschwätze umnebelt, mit hilfversprechenden Händen würgt!

Giebt's Theorie in der Arzneykunst, so liegt der Pfad, der dahin führt, gewiſs zwischen zween groſsen Männern; zwischen Stahl und Börhave. Mechanik und Seele wirken im Menshen auch in Krankheiten zusammen.

Aber da der Pfad noch nicht entdeckt ist, stütze dich auf Hippokrates und Erfahrung! Folge nicht den Irrthümern scientifiſcher Sprache! sonst verfehlest du gewiſs den Punkt der Aequation, der auch hier zwischen Erforderniſs und Mittel liegen muſs.

Bordeaux, Zimmermann! Meine Freunde, Strack und Weikart! Ich trage hier eure Meynung vor.

Bildende Künste.

Wie manche güldene Stunde meines Lebens habe ich euren Meisterstücken zu verdanken! Wenn ich mit Winkelmann vor dem Laokoon und Apoll staunte! Wenn ich mich in Raphael, Titian und Guido's Bilder hinein fühlte! Wenn Hassen's und Schweizer's Töne mein Herz erweichten, süſse Schwermuth in meine Seele gossen; wenn Gluck mich hinriſs; mein Göthe, Voltaire, Wieland mich jetzt ergötzen, mir in andern Momenten Thränen theilnehmender Wehmuth auspressen, wenn ich an Sommerabenden mit dem Bleystifte in der Hand auf einem Hügel sitze, und da die Schönheit der vor mir liegenden Gegend einsauge, und wieder auf mein Papier ausgieſse!

Und was ist es, das alle Menschen in Werken bildender Künste freuet? Es ist bekanntes Ding, daſs der Reiz in der *Aehnlichkeit* des

Kunstwerkes zu der darin gebildeten Natur liegt. Aristoteles sagte vorlängst, daſs alle bildende Künste Nachahmung der Natur sind. Batteux und alle Aesthetiker sagen es ihm nach.

Das ist nun einfache Folge des oben erwiesenen Grundsatzes, daſs die Seele Vergnügen an Entdeckung jeden Verhältnisses von Aehnlichkeit findet. Und so wäre das Gefühl des Zuschauers, des Zuhörers, des Lesers erklärt.

Aber was veranlaſst den Künstler, die Natur nachzuahmen? Theorien- und Aesthetiken-Schwätzer, bildet euch nicht ein, daſs das euer Werk ist. Euer kalter, hölzerner, mit Drath zusammen gesetzter Gliedermann ist die Kunst nicht. Sie ist Minerva, die leben- und kraftvoll aus Jupiters Kopfe heraus tritt, rings um sich Wärme und Wonne verbreitet. Theorienschwätzer! Wie hölzern steif sind die mühsamen Werke eurer Lehrlinge! Wie leben- und kraftvoll Homer und alle Volkslieder des ganzen Erdbodens, deren Sänger, Gott Lob! von euren Abstraktionen nichts wuſsten.

Ist es vielleicht Eigennutz, ist es Ehrgeiz, das den Künstler zur Nachahmung der Natur anfeuert? Elender Künstler, der nicht seine Kunst um sich selbst liebt. Der nicht, dann auch, mit Entzücken dichtet, malet, singt, wenn dumme sogenannte Mäcenaten den Stümper loben und beschenken; und ihn, den Sohn der Kunst, tadeln und darben lassen!

Merkwürdig ist es, daſs der Genius Kunstwerke hinzaubert, ohne daſs der Künstler selbst weiſs, wie ihm geschieht. Er ahmet nicht ängstlich jede Theile nach, er fühlet Drang in seiner Seele, sein Pinsel wirkt, und das Bild spricht jeden an! Er fühlet Drang, legt Worte oder Töne nicht auf die Wagschale; schreibt hin, rührt und erstaunt.

Oft habe ich diesem Kunsttriebe nachgedacht, einstens sehr tief nachgedacht, und höre:

Ein Schauder erbebte in meinen Gebeinen, meine Sinne erloschen, ich entschlüpfe meinem Leibe, eine auflodernde Flamme!

Fuhr wie Blick empor! Ein nu — die Erde unter mir verschwunden. Ein nu — die Sonne mir nur noch glimmendes Sternlein! Ein nu — ich hatte Milchstraſsen, hatte unzählige Sonnensysteme durchblitzt.

Nun alles unter mir verschwunden! Nacht und Nacht rings um mich, nur in höchster Höhe Dämmerndes.

Ich erreichte es. Es war das Chaos.

Da, Feuer- und Wasserströme, sausende Stürme, geschleuderte, niederstürzende Felsen, alles dicht in einander dringend, kochend, brausend, schäumend, knallend und praſslend in und durch einander.

Anhang.

Murnern wird auch der bekannte komische Volksroman: Till Eulenspiegel (Dyll Ulenspiegel), woron wir Ausgaben von 1538, 1540 u. s. w. haben, beygelegt, den er aber wahrscheinlich nur aus dem Plattdeutschen ins Hochdeutsche zuerst übertrug: denn er soll schon um 1483 existirt haben. Hier stehe folgende dieser Historien:

Dort halbfertige Welten in dem kochenden Chaosmeere schwimmend. Hier strömten flammende Feuerbäche zur werdenden Sonne zusammen. Da, eine andere Sonne fertig: Es erschien ein Seraph, ganz Jugendschönheit, ganz Engelskraft. Er stieſs sie, sie rollte dem Raume zu, ihrer Laufbahn zu. Dort eine Welt zugerundet, schon von Thier- und Pflanzenkeimen umduftet, und ehe sie der Seraph ihrer Sonne nachsties, siehe da ein holdes Weib, ihr Mund sanftes Lächeln, ihr Aug' ganz Zärtlichkeit, ihr Leib von Reize umgürtet, sie streuete aus vollen schönen Händen auf die neue Welt! Und was sie streuete: Funken unsäglich entzückenden Glanzes; Sie, die Liebe! Ihre Gaben Seeligkeit!

Ich hatte nun die Werkstatt der Welten durchfahren, da war ich im unermessenen Runden vom Chaos umwölbet, das ganze Innre reinstes Licht. In Mitte des Runden schwebte eine Purpurwolke.

Der eilt' ich zu. Durch die Purpurwolke bricht hie und da volle Glut. Mit dieser Glut unzählige Menge neu erschaffener Wesen fort und fort ausgestrahlt; und diese schwarmweis dem Chaos zueilend; künftige Theile werdender Sonnen und Welten!

Ich war nun dicht unter der Wolke, da schwebt' ein Buch, seine Aufschrift: Gesetze der Natur.

Ein Cherub öffnete es mir, da stund in Geistersprache oben auf der Blattseite:

Gesetze der Erzeugung.

Weiter unten hieſs es:

Wann Menschen am stärksten fühlen dann wird unter ihren Händen aus grober, kalter Materie schöner, warmer, geistiger Abdruck ihrer Gefühls-Kunstwerke!

Ich wollte weiter lesen, aber verschwunden waren Buch und Cherub!

Nun wagt ich es, ins Innerste der Purpurwolke zu dringen. Meine Ichheit ward mir zu eng, heftiges und verzehrendes Gefühl ergriff mich: Da kam ein heftigst glänzender Strahl, ich ward blind! Und dann erwachte ich aus dem Traume.

Lieber Leser! Was ich dir hier vorpoetisirt habe, heiſst zu deutsch also: So oft eine Empfindung heftig auf die Seele wirkt, so oft die Seele voll eines intensiven Gefühles ist; so ist ihr Ergieſsung nöthig. Der Unglückliche, den hartes Schicksal drückt, weinet, spricht laut, klagt den Mauren, oder der Einöde, wenn er auch ganz allein ist. So von allen heftigen Empfindungen! Wer an dem Satze zweifelt, versuche folgendes: Er beschränke seine Achtsamkeit geraume Zeit auf einen Gegenstand. Erst wird er alles sehen, was in dem Dinge liegt; dann wird er es wiederholter und immer wiederholter sehen. Eben durch diese Wiederholung wird er den Gegenstand intensiv in seiner Seele fühlen. Und dann wird er bald einen Drang empfinden, sein Gefühl auf irgend eine Weise abzuschildern. Fährt er fort, seine Achtsamkeit zu spannen, so wird sein Gefühl immer intensiver, und der Drang zu Ergieſsung der Seele unwiderstehlich. Und leicht wird es ihm wieder ums Herz, wann er diesen Drang befolgt hat. Nun ist diese Ergieſsung allemal das ähnliche Bild desjenigen Gefühles, so die Seele drückte; und der Drang ist das, was ich bildenden Kunsttrieb nenne. In diesem Sinne ist jeder Mensch in gewissen Momenten des Lebens bildender Künstler.

Der junge Geschäftsmann wird verliebt; da schreibt er nicht von seiner Liebe in seinem gewöhnlichen schleppenden Kanzleystyle; seine Schreibart wird warm und malerisch bildend. So verhält es sich bey allen Menschen, mit der Sprache aller heftigen Leidenschaften, aller heftigen Empfindungen. Das Künstlergenie ist von jedem andern Menschen blos darin unterschieden, daſs es empfindsamer ist, daſs da, wo der andere kalt bleibt, die Natur auf den Künstler so mächtig einwirkt, daſs sie ihm Ergieſsung, Darstellung eindringt.

Kömmt auch Imagination hinzu, und setzt

in den Kopf des Künstlers ein nie gesehenes Ganze, setzt neue Welten zusammen; so bestehet das Zauberbild doch immer aus einzelnen eingesogenen, tiefen Empfindungen, eingesogenen, tiefen Ahndungen. , Das Erdichtete liegt lediglich in der Zusammensetzung.

Farbe, Töne, Bildhauermeisel, Worte, sind im Grunde nur verschiedene Sprache der Künstlerempfindung.

Der Drang, der bildende Künstler weckt, gehört also in die Grundlage menschlicher Seele.

In jedem lebenden Wesen, in der ganzen Natur ist Trieb, sein *ähnliches* hervorzubringen. Die Pflanze thut's durch Besamung, das Thier durch Begattung, das Seelengefühl durch bildende Künste.

Fünftens: In Betreff aller Künste, aller activen Wirkungen der Seele ist folgendes wesentlich zu bemerken :

Das zu Stand gebrachte Kunstwerk wird demjenigen Vorbilde oder Plane *ähnlich*, so die Imagination vorher in der Seele zusammen gesetzt hatte.

Der verfertigte Topf *gleicht* dem Urbilde vollkommen, das in dem Kopfe des arbeitenden Töpfers lag.

Das *nemliche* Gemälde, das nun eben aus dem Pinsel quillt, liegt schon ausgemalt in der Seele des Malers.

Plane zu Staatsunternehmungen, Plane zu Kriegsthaten, sind es nicht Vorbilder? Ist nicht die wirkliche Ausführung diesen Vorbildern ähnlich?

Mit einem Worte: Alles, was die Seele wirkt, lag, theils kurz, theils lang vorher, als Bild in ihr, war Modification ihrer Existenz. Und mithin ist es wahr, daſs alle active Wirkungen der Seele, alle Veränderungen, so sie in auswärtigen Gegenständen hervorbringt, Aehnlichwerdungen sind. Daſs die Wesen, so von der wirkenden Seele Modificationen in Formen, Verhältnissen, Gefuhlen erhalten, darin den Begriffen der desfalls vorher gegangenen Modificationen der wirkenden Seele ähnlich werden.

Ich beschlieſse hier, was ich von Coexistenz zu sagen hatte, und glaube erwiesen zu haben, daſs alle und jede Einwirkungen in dem Schöpfungssystem Aehnlichwerdung sind.

Band zwischen Schöpfer und Schöpfung.

Aehnlichwerdung, Liebe ist das Band, das alle Wesen in der Schöpfung in ein Ganzes bindet. Und eben auch Liebe, Aehnlichkeit, Aehnlichwerdung heben das Geschöpf zum Schöpfer empor, binden das Universum in ein Ganzes zusammen.

Gott hat den Menschen ihm ähnlich, hat ihn nach seinem Ebenbilde geschaffen, hat ihn so geschaffen, daſs er in den besten, lichtesten Augenblicke seines Lebens, die Hand der einzigen ewigen Urkraft, in allen Wesen und in seinem eigenen Daseyn erkennet. In diesen Momenten der Erkenntniſs ist die menschliche Seele das Bildniſs des lebendigen Gottes. Freylich unvollkommenes Bild, weil die menschliche Seele beschränkt ist, unendliche Vollkommenheit nicht fassen kann; freylich sehen wir in diesem Leben von Gott nichts, als was sich von ihm in der sichtbaren Schöpfung abspiegelt; da wir in einem besseren Leben Gott in Gott selbst sehen werden! Aber doch auch jetzt hat der Mensch in seinem Stande der Dumpfheit oft hohes, reines unnennbares, obgleich unvollständiges Gefühl von der Wesenheit Gottes. In diesen Momenten besteht die Existenz unserer Seele in dem hohen Begriffe, in dem hohen Gefühle: Gott! und diese erhabene Modification unserer Seele ist ihre wahre Aehnlichwerdung mit Gott! Alsdann lebt das Bild Gottes in ihr, entzündet in ihr die Liebe zu Gott!

Diese Liebe zu Gott ist die reinste Wollust, deren sie fähig ist, und ist die einzige, die im menschlichen Herzen nichts leeres zurückläſst. Die einzige, die das Bedürfniſs menschlicher Glückseligkeit in ihrem ganzen Umfange ausfüllt. Edel und wonnevoll ist das Gefühl der Freundschaft; aber der Freund ist sterblich, ist oft von uns entfernt. Gott ist allenthalben bey uns, ist ewig. Die Liebe Gottes ist der einzige Ruhepunkt, wo die menschliche Glückseligkeit nie schwanket. Der Mensch dürstet unaufhörlich nach Glückseligkeit, und Liebe Gottes ist die einzige unerschöpfliche Quelle, die seinen Durst ewig in voller Maaſse sättigen kann. Und so ist Liebe Gottes der Hauptzweck unseres Daseyns; Hafen, wohin wir segeln; Mittelpunkt des Universums; Gott der Urpunkt, von dem alles ausgeht, auf den alles zurückgeht.

Das ist und war Gesetz der Natur, und den unverdorbenen, unschuldigen Menschen erinnerte alles daran; seine Mitgeschöpfe, die Schönheit des Weltalls, sein eigenes Daseyn! Da stieg sein warmer Dank, stieg seine zärtliche, reine Liebe zu dem gütigen Vater empor.

Wurde er durch äuſsere Einwirkungen, oder durch innere körperliche Bedürfnisse an das Daseyn seiner Mitgeschöpfe erinnert, dann liebte er auch sie, und theilte mit ihnen den süſsen Genuſs eines ruhigen und unschuldigen Lebens.

Nun ertönte bald wieder das Lob Gottes auf seinen Lippen. Und so wallten seine Stunden abwechselnd zwischen Liebe Gottes und Liebe seiner Mitgeschöpfe dahin.

Da war vollkommene Aequation zwischen Zweck und Mittel.

Aber der Mensch unternahm ein Gott zu werden, stieg vermessen und fiel; und im ersten Menschen fiel die ganze Menschheit. Das Lügengefühl der Hoffart ward ihr zur Strafe, ward ihrer Wesenheit eingewebt. Da sieht der Mensch seine Kräfte für übergroſs an, und vergiſst, von wem er sie hat. Sein Dünkel erhebt ihn so sehr in seinen Augen, daſs er seine Mitgeschöpfe kalt und lieblos ansieht. Da keimen, wie oben gezeigt worden, Vorurtheil, Laster und Verbrechen. Der Mensch ist herabgesunken, hat keinen wahren Gesichtspunkt mehr. Da sprossen sein Kummer und sein Weh auf allen seinen Schritten. Seine nun verderbte Natur führt ihn nicht mehr auf den Hauptzweck seines Daseyns, auf Liebe Gottes. Es ist in ihm keine Aequation mehr zwischen Zweck und Mittel vorhanden.

Die göttliche Gnade, die göttliche Offenbarung haben diese Aequation wieder hergestellt.

Um sich davon zu überzeugen, betrachte man die Wirkungen der Gnade der göttlichen Offenbarung, erstlich in Betreff einzelner Menschen, zweytens in Betreff der Menschheit überhaupt.

Der erste Gegenstand ist erschöpft, wenn man Herz, Verstand und Willen beobachtet Der zweyte, wenn man umfassenden Blick auf die Menschheit wirft, in Absicht auf Zeit und Raum.

Das verstehe ich nun in folgenden Beherzigungen. Freunden der Wahrheit seyen sie geweiht! Frommen Christen geweiht! Der Kirche Gottes in tiefer Unterwürfigkeit geweiht! Sehr würde es mich freuen, wenn Hundheim, Seelmann, Felbiger, Schmitt, Görtler, Oberdürr, Zwirlein, und andere solche Männer diese Ergieſsungen meiner innern Ueberzeugung ihres Beyfalles würdig fänden.

Wirkung der Offenbarung auf das Herz.

Das Christenthum ist ganz Gesetz der Liebe. Wie freundschaftlich, wie liebreich spricht Christus zu seinen Jüngern! Wie oft empfiehlt er ihnen, sich unter einander zu lieben! Und wie folgen sie seinen Worten? Man lese die Briefe des erhabenen, liebenden Johannes! Man lese die Geschichte Pauli und überhaupt die Apostelgeschichte.

Wenn man in Gedanken auf dem Berge Tabor steht, und da den verklärten Weltheiland schweben sieht! Wenn man von dort aus ins Weltthal hinabschaut, sieht, wie sich die Weltmenschen da würgen, nach Flittergold rastlos haschen, sich in wüthenden Leidenschaften abarbeiten! Wenn man da sieht, wie Christus von seiner Höhe sich herabläſst, den armen Verirrten milde Hand bietet, ein Häufchen guter Seelen um sich versammlet, ihren Schweiſs und ihre Thränen abtrocknet, Trost und Mühe in ihre Seele gieſst, ihnen das sie erwartende Haus ihres himmlischen Vaters zeigt! O wie wohl wird einem dann ums Herz!

Wie sehr wird der Mensch durch Sorgen für die Zukunft gequält. Sein immer gespannter

Wie Eulenspiegel alle Kranke in einem Hospital auf einen Tag ohne alle Arzeney gesund macht.

Einst kam Eulenspiegel nach Nürnberg, schlug groſse Briefe an die Kirchthüre und gab sich aus für einen guten Arzt zu aller Krankheit. Nun war eine groſse Zahl Kranker in dem neuen Hospital, deren der Spitalmeister gern einen Theil ledig gewesen und hätt' ihnen Gesundheit wohl gegönnt. Er ging zu Eulenspiegel dem Arzt, und fragte ihn nach seinen Briefen, die er angeschlagen hätte, ob er den Kranken also helfen könnte. Eulenspiegel sprach: ja, wenn er zweyhundert Gulden wollte geben. Der Spitalmeister sagt ihm das Geld zu, sofern er den Kranken helfe. Also verwilligt Eulenspiegel, wenn er die Kranken nicht gesund machte, so sollte er ihm nicht einen Pfennig geben. Das gefiel dem Spitalmeister wohl, und er gab ihm 20 Gulden darauf. Nun ging Eulenspiegel in das Spital und nahm zwey Knechte mit sich und fragte einen jeden Kran-

Geist keichet, ermattet und entkräftet, er genieſst das Gegenwärtige nicht, und Bilder künftiger Bedürfnisse ängstigen ihn wie Furien. Da hat Christus Mitleid mit ihm, er hebt ihn auf, legt ihn in des Vaters Schoos, und sagt ihm: Ruhe da! Genieſse heut die Gaben Gottes, sorge nicht für Morgen. Der Vater waltet für die Vögel des Himmels; für jedes aufkeimende Gräslein! Wird er dich vergessen?

Wann stürmende Leidenschaften das Innerste des Menschen zerrütten, wann sein Herz wegen falscher Freunde blutet, wann Verachtung, Elend, Krankheit über ihn kommen, wann er (das Quälenste unter der Sonne) seinen lieben Freund, sein liebes Weib, seine lieben Kinder darben sieht, und weder Hülfe noch Rath zu schaffen weiſs; was labet da sein Herz, was rettet ihn vor Verzweiflung, als das Bild seines Erlösers, geboren im Stall, lebend in Armuth, hingerichtet als Missethäter! Freund und Tröster der Armen, der ihm nach kurzer Duldung Trost und Seligkeit gewähren wird, der schon jetzt Tropfen erquickender Hoffnung auf seine lechzende Zunge fallen läſst.

Gute, empfindsame Seele, wenn dir der Tod deinen Geliebten entreiſst, den edlen, liebenden Mann, der dich an seinem Herzen trug, in dem du ganz lebtest, in dessen Liebe deine ganze Glückseligkeit lag! Wie öd' ist da die Welt um dich? Was kann dich da trösten, als der Gedanke: Noch lebt er, und lebet glücklicher! Noch liebt er mich, und höret die Stimme meines Herzens! was kann dich da trösten, als die Hoffnung, dem Geliebten bald zu folgen, und ihn da wieder zu finden! Was kann dir da Trost gewähren, als die Anrufung der Heiligen, die dich in deinem Elende hören, deine Fürsprecher sind. Was kann das erschreckliche Leere deines Herzens ausfüllen, als die Liebe Gottes, des ewig lebenden, liebenden, tröstenden Vaters!

Die göttliche Offenbarung ergänzt nicht nur das Band zwischen Schöpfer und Schöpfung; sie ergänzt auch das Band zwischen Geschöpf und Geschöpfen, das gleichfalls durch den Sündenfall zerrüttet war. Sie sagt zu dem stolzen Groſsen der Erde: Habe Mitleiden mit dem Armen, er ist dein Bruder! Sie hält den Dolch des Wüthenden auf: und sagt ihm: Das Blut, das du vergieſsest, wird in jener Welt gerächet!

Nicht immer kann der Mensch seine Seele zu Gott erheben. Er hat Bedürfnisse; er ist von Mitgeschöpfen umgeben, denen auch er nützlich seyn kann. Und auch da facht die göttliche Offenbarung die erloschene Liebe an! Sie sagt: Liebe deinen Mitmenschen, wie dich selbst! Sie lehret uns, daſs wohlthätige, menschenliebende

Handlungen vor Gott der angenehmste Weihrauch, das gefälligste Gebet sind.

Und nun scheinet mir erwiesen, daſs zwischen den Bedürfnissen des menschlichen Herzens, und den Mitteln, so ihm die göttliche Offenbarung darbietet, vollkommene *Aequation* sey, Atheismus, Deismus, Materialismus, ihr leistet das alles nicht!

Offenbarung wirkend auf Verstand.

Die Lehre des Christenthums ist im Grunde das einzige, was dem tiefdenkenden Menschen vollständigsten Aufschluſs giebt. Wann er sich selbst studiert, in der ganzen Natur Ordnung und Wahrheit, nur in seiner Seele Unordnung und Lüge sieht; wann er sieht, wie jedes Wesen den Zweck seines Daseyns erzielt, und nur der vernünftige Mensch so anhaltend unvernünftig handelt. Wann er sieht, wie sechstausendjähriges, selbst erzeugtes Elend, Schriften der Moralisten, und eigene Erfahrung der Menschen nie klüger machen. Wann er findet, daſs der erste unzerstörbare, aller Ueberlegung vorhergehende Gedanke, falscher Begriff eigenen Werthes ist. Wann er diesen Begriff mit allen übrigen Begriffen vergleicht, findet, daſs alle übrige Begriffe *ähnliche wahre* Vorstellungen des abgebildeten Gegenstandes sind; daſs nur dieser einzige, unauslöschliche Begriff des eigenen Werthes unähnlich, falsch und lügenhaft ist; dann fragt er sich: Woher diese Ausnahme? Warum hier ein Unding Quelle alles moralischen Uebels, das in das ganze übrige Schöpfungssystem nicht passet? Und da findet er nirgends Aufschluſs, nirgends Erklärung.

Das Faktum ist einmal unläugbar. In jedem Moment findet der Mensch in sich Beweise davon. In jedem Moment findet er sie auſser sich in den Thorheiten und Bosheiten der verderbten Menschheit. Aber warum, wie, wann entstanden? Welches Mittel gegen dieses Uebel? Da schweigen alle Philosophen; da schweigen alle Religionslehren: und das Christenthum allein zeigt Ursprung, Natur des Uebels, lehret vollkommen wirksames Mittel. Der Mensch hat aus stolzer Begierde die Gebote des ewigen Vaters übertreten. Lügengefühl der Hoffart ward ihm zur Strafe, und Geist der Demuth ist das Mittel dagegen.

Wie unzureichend kämpft der blos menschliche Verstand mit dem moralischen Uebel! Die Philosophen aller Zeiten und unseres Jahrhunderts warnen vor allen Schmeichlern, und miskennen den ärgsten, den ewigen Schmeichler, der in unserer Seele spricht. Sie rathen unaufhörlich, die immer aufsprossenden bösen Neigungen zu bekämpfen; das heiſst, die unzähligen Aeste abhauen! Das Christenthum verordnet den Geist der Demuth. Ein Hieb; da fällt der ganze Stamm!

Und wenn dir in der Geschichte des Sündenfalls manches unerklärlich scheint; kannst du dir auf eine andere Art besser erklären, woher die Lüge der Hoffart, woher moralisches Uebel kömmt? Das Faktum ist einmal unläugbar.

Verwirft dein Geist die Lehre des Christenthums, so bleibt dir alles ganz unerklärlich. Du hast keine so wirksamen Waffen zur Bekämpfung wirklichen Uebels; dein Kampf ist ohne Belohnung, dein Daseyn ohne Zweck.

Die Gründe sind aus der Lehre des Christenthums und aus dem wirklichen Zustande der menschlichen Natur geschöpft. Mir scheint wirklich, daſs sie Genüge leisten, die Aequation wieder herstellen, den menschlichen Verstand auf den wahren Gesichtspunkt zurückführen.

Und mit welcher göttlichtiefen Menschenkenntniſs ist das Gebäude der Religion aufgeführt. Den menschlichen Geist ergötzet, fesselt das Verhältniſs der Aehnlichkeit in Allegorien und Symbolen! Der Heiland läſst sich zu den Menschenkindern herab, und hüllet die ewigen Wahrheiten in den durchsichtigen Schleyer der herrlichst schönsten Gleichnisse.

Die Sakramente, diese sieben Gnadenpforten, sind für den sinnlichen Menschen mit äusseren sinnlichen Gegenständen verbunden! Wie trefflich da das Analogon in der Körperwelt gewählt ist! Taufe: Reinigungsmittel für die Seele, und Wasser das allgemeine körperliche Reinigungsmittel! Das heilige Abendmahl Nahrung und Stärke für die Seele: Und Auſsengestalt des Brodes und Weines, die da Nahrung und Erquickung des Leibes sind! Die Beichte erwirbt Vergebung der Sünden; die Sünden sind Folgen der Hoffart, und das Mittel die demüthigenste Handlung; seinem Mitmenschen seine Fehltritte bekennen! Weihung, Firmung, letzte Oehlung, ertheilen Kraft, Standhaftigkeit, Linderung! Und Oel, das bekanntlich lindernde und stärkende Mittel, mit dem sich die Kämpfer salbten, wenn sie im Ringen siegen wollten. Bey der Trauung, die da zween Menschen leiblich vereinigt, ist Händeverschränken üblich! Die Kraft aller Sakramente ist jedesmal in Worte gelegt! Geistig ist die Wirkung, und Worte sind von Seel auf Seele bekanntlich die einzigen Wirkungsmittel.

Wie vollkommen passend ist die Menschwerdung Christi auf das Gesetz der Schöpfung, auf das Gesetz des Universums! Einheit ist in Gott, ist der Zweck, nach welchem die Schöpfung strebt. Gott ist ein Punkt, die tief herabgesunkene Menschheit ist der andere Punkt, die mit einander verbunden werden sollten. Aehnlichwerdung ist das Gesetz aller Coexistenz, ist die Mittellinie, durch welche sich Geschöpf, Menschheit dem Schöpfer, der Gottheit zunähert. Welche Coexistenz in dem ganzen Universum ist inniger, welche Aehnlichwerdung ist vollständiger, als wenn aus zween Punkten, deren einer zu dem andern hinstrebt, ein zusammen gesetzter Punkt wird? Wann zwo Naturen sich in ein Wesen vereinigen, Schöpfer und Geschöpfe, Gottheit und Menschheit beysammen: Christus!

Doch, wie oben gesagt: Ich bin nicht so tollkühn, die hohen Geheimnisse erklären zu wollen, ich zeige nur ihren Zusammenhang mit dem System des Universums. Ein Zusammenhang, der von dem sogenannten *Systeme de la nature* und von so manchen Modeschriften so sehr geläugnet wird.

Christus, Stifter der Religion, ist Band zwischen Schöpfung und Schöpfer. Und worin besteht dieses Band, das Gesetz Christi? Liebe zu Gott, Liebe zu Mitgeschöpfen! Wir wissen, daſs Liebe das Band aller Seelen, das Band der geistigen Schöpfung ist, nun sehen wir auch, daſs sie das Band des Universums ist. Knüpft dort die vielen Geschöpfe zusammen, knüpft hier Schöpfer und Schöpfung zusammen. Dort Band des ganzen Weltalls! Hier Band des höhern Ganzen, des Universums!

In den einzelnen Gesetzen der Religion liegt abermals Aehnlichwerdung zum Grunde, Nachahmung Christi. Hinstreben, Annäherung zur Einheit!

In dem Ganzen des Universums ist alles stufenweis geordnet! Rohe Materie, Pflanze, Thier, Mensch, Engel, Gott! Warum sollen nicht auch Stufen, Hierarchie im Gebäude der Religion seyn? War nicht gleich Unterschied zwischen Anhängern, Jüngern, Aposteln und Christus?

Hat Christus nicht den Geist der Wahrheit, hat er nicht Vestigkeit seiner Kirché versprochen? Warum nicht ihren Geboten folgen, sich ihren Entscheidungen unterwerfen?

Die Religionslehre zeigt, daſs Genuſs der Seligkeit in Liebe Gottes bestehet. Und auch hienieden kennt die menschliche Seele keine reinere, anhaltendere, süſsere Wollust, als Liebe! Und läſst sich ein liebenswürdigerer Gegenstand gedenken, als Gott, der ganz Liebe, ganz Vollkommenheit ist?

Eben auch in Liebe Gottes bestehet die Seligkeit der Engel, der Freunde Gottes?

Und was ist die Pein unseliger Geister? Mensch, du weiſst, wie zermalmend innere Widersprüche sind! Welch ein marterndes Gefühl die Erniedrigung der Hoffart erregt! Wie schnell da fluchender Grimm, Wuth und Haſs in der

Seele auffahren: Denke dir Verworfene, die da Gott gleich seyn wollen, und fühlen, daſs sie Teufel sind! Eine Folterbank, die von der unendlichsten Höhe bis in die unendlichsten Tiefen reicht, und empfindsame Wesen schmerzend aufzehrt; Bild der Hölle! Auch bey Teufeln liegt die Sünde in der Hoffart! Lieblos, Gottes Anschauung beraubt, liegt heftige Pein in dem innern Widerspruche, in der Unähnlichkeit dessen, was sie sind, mit dem, was sie von sich denken. Wie treffend dem System des Universums angemessen? Wo alles Wohl aus Aehnlichkeit, Harmonie, Einheit quillt. Mithin alles Uebel aus Unähnlichkeit, aus Diskordanzen entspringen muſs.

Von unsern Leibern wissen wir, daſs sie verklärter einen Theil unseres Wesens in einem bessern Leben ausmachen, mithin, auch sich der ewigen Einheit annähern werden.

Was aus Inwohnern anderer Planeten wird? Was aus Thieren, aus Pflanzen, aus der durch Feuer zerstäubten Materie unserer Erde wird? Das wissen wir nicht, brauchen es auch nicht zu wissen. Aber, was hindert uns zu denken, daſs auch diese Theile der Schöpfung durch solche Stufen aufsteigen werden, die uns unbekannt sind? Daſs auch sie in ihrem Maas sich der ewigen Urquelle annähern werden?

Man merke nun, wie ächte Physik und ächte Theologie einander wechselsweis erklären und bestätigen? Physik, die so oft gegen die Religion gemiſsbraucht worden; aber freylich Physik und Religion sind Wahrheiten für den einfältigen Naturmenschen, und wieder für den, der ihnen tief nachdenkt. Nur der stolze Halbgelehrte brütet Lügen und Zweifel aus! Der Unwissende fühlet das Unendliche, der Anfänger der Mathematik sieht überall das Beschränkte, das Meſsbare. Leibnitz und Neuton finden gar bald das Unendliche allenthalben wieder.

Die gröſsten Geister, Neuton, Leibnitz, Cartesius, Bacon, verehrten diese nemliche Religion, die dem redlichen Bürger, dem einfältigen Landmanne so lieb, so tröstlich ist. Hobbes, Vannini und andere, die bey vieler Fähigkeit doch gewiſs keine Leibnitze, Baco, oder Neuton waren, griffen die Religion an; und ein Heer Halbgelehrter und Witzlinge lallt ihnen nach!

ken, was ihm fehlte, und zuletzt, wenn er von einem Kranken ging, so beschwur er ihn und sprach: Was ich dir offenbaren werde, das sollst du niemand entdecken. Die Siechen versprachen dieſs dem Eulenspiegel. Darauf sagte er einem jeden einzelnen: Soll ich nun euch Kranken zur Gesundheit verhelfen und auf die Füſse bringen, so ist mir dieſs nur dann möglich, wenn ich einen von euch zu Pulver verbrenne, und gebe den andern es zu trinken; das muſs ich thun. Wer also der Kränkste unter euch allen ist, und nicht gehen kann, den will ich zu Pulver verbrennen, damit ich den andern helfen möge; so werde ich den Spitalmeister nehmen, vor der Thür des Spitals stehen und mit lauter Stimme rufen: Welcher nicht krank ist, der komm heraus, das verschlaf' du nicht; also sprach er zu einem jeden insbesondere, denn der letzte müſste die Zeche bezahlen. Dieſs nahm Jeglicher in Acht, und am gemeldeten Tage eilten sie mit Krücken und lahmen Beinen: als keiner der letzte wollte seyn. Da nun Eulenspiegel nach seiner Anzeige rief, begannen sie zu laufen, daſs das Spital ganz leer war. Jetzt begehrte er seinen Lohn, der ihm sammt groſsem Dank gereicht ward, und ritt hinweg. Aber in drey Tagen kamen die Kranken alle wieder, und beklagten sich

Ueber den
Einfluſs der schönen Künste
auf das
öffentliche Glück.

Von dramatischer Kunst.

Euripides.

Meine Einbildungskraft glüht, mein Wesen regt sich im Bedürfniſs der Thätigkeit: so begeisterte mich die Sehnsucht, Aller Herzen zu rühren, auf Aller Willen zu wirken. Aeschylus Beyspiel weckte meine Nacheiferung: indessen fühlt' ich bald, wie schwer es ist, Deutlichkeit der Auseinandersetzung, Gröſse der Charakter-Darstellung, Kraft der Handlung, Pathos der Lage, Schönheit des Ausdrucks in dem Grade zu erringen, auf welchem die erhabene Würde des Heldengedichts mit der innigen Empfindungsfülle der Elegie verschmilzt: ich fühlte, daſs Aeschylus tiefrührende, rasch dahin reiſsende Kunst nur dann an Vollkommenheit gewinnen kann, wenn sie zu gleicher

Zeit den Geist durch jene Grundsätze erhellt, welche im Gehalt grofser Wahrheiten die Menschen auf dem Wege der Weisheit leiten. Sie schöpfte ich aus Deiner Philosophie, Anaxagoras! Dir danke ich es, wenn meine Werke hie und da Aeschylus Werken die Palme abgewinnen. Seit dem weihte ich mein ganzes Daseyn dem Dienste Melpomenens: ihre Begeisterung flüstert mir die Mittel zu, wodurch ich meinen Mitbürgern nützlich werde, indem ich ihren Muth erhöhe. Der Muth, diese erhabenste Eigenschaft des Menschen, ruht in dem Gefühle seines Vermögens. Das Trauerspiel zeigt ihm in den Lagen des Entsetzens das Beyspiel der grofsen Charaktere, die nie sich verleugnend, mit Schicksal, Schmerz, Lockung der Leidenschaft, Elend und Tod rangen, fest entschlossen, eher der Zernichtung, als innerer Abwürdigung sich preis zu geben. Bey diesem Anblicke kann der Mensch immer lebhafter inne werden, wie die Würde seines Daseyns nur in der freyen Spannkraft seines Willens besteht, und wie dieser nur der einzig wahren Macht, der Ueberzeugung der Pflicht, gehorchen soll. Ruft der Zauber dramatischer Darstellung solche Beyspiele hervor: so wirken sie ohne Zweifel tiefer, als der Anblick des Gemäldes, oder der rührende Klang der Tonkunst. Und führt uns das Trauerspiel schwache, unzusammenhängende, von Haſs, Verderbniſs, Grausamkeit erfüllte, von Gewissensbissen, den treuen Furien des Lasters, gequälte Charaktere hervor: so zeugt sie dem Zuschauer nicht minder laut für die groſse Wahrheit, daſs Glückseligkeit — diese, auf Eintracht des Herzens, Geistes und Willens gegründete Seelenruhe — nur im tugendhaft muthigen und kräftigen, von Furcht und innerem Vorwurf freyen Wesen wohnt. Darum ist die dramatische Kunst unter den Künsten des Schönen die erste, die wichtigste. — Doch muſs ich Dir bekennen, Anaxagoras, daſs mich, den Verehrer der tragischen Muse, die Muse des Lustspiels nur wenig reizt. Auch wirst Du mit mir einig seyn, daſs das Verdienst ihrer Darstellung weit unter jenem des Trauerspiels steht.

Anaxagoras.

Sollte das Lustspiel nicht eben so nützlich seyn? Wenn die tragische Darstellung den Muth in des Zuschauers Seele erhöht: so sollte die komische wohl auch seinen Stolz herabstimmen. Weckt nicht eben der Contrast zwischen den Fehlern der aufgeführten Personen, und ihrer eigenen eiteln Vorstellungsart von ihren eingebildeten Vollkommenheiten, das Lachen im Lustspiel? Der Zuschauer erblickt sich im Spiegel, und spricht zu sich selbst: «Alles belustigt sich über diese Lächerlichkeit: bin ich denn frey von ihr? wäre ich nicht etwa wirklich ein Gegenstand des Belachens?» Und was giebt es für Stolz und Eitelkeit Furchtbareres, als die ungünstige Meinung der Menschen? Thaliens Kunst versetzt Charaktere und Spiel der Leidenschaften in solche Lagen, welche die Uebertreibung beyder vollständig herausheben; und wenn die Pfeile des Lächerlichen die Jünger desselben bescheidner machen, so wirken sie wahrlich der Menschheit zum Besten. Liegt nicht menschliche Vollkommenheit in der Vereinigung des Muthes mit der Bescheidenheit? Sinkt der Mensch nicht unter die Mittelmäſsigkeit herab, wenn ihm eine dieser beyden Eigenschaften gebricht? Giebt es eine wichtigere als Selbstkenntniſs für ihn? Und führt uns lebhafte und gute Darstellung von Leidenschaften, Sitten und ihren Wirkungen nicht zu dieser?

Mag Aristophanes auch bisweilen durch den Miſsbrauch seines Genies Uebels stiften: so nützt er doch gewiſs den Athenern nicht selten durch seinen Spott über ihren Tändelsinn, ihr charakterloses Schwanken, ihre Laster, durch seinen warnenden Zuruf, das Uebermaaſs von dem allen zu mäſsigen.

Einfluss der schönen Künste.

Perikles.

Daſs ich den schönen Künsten stets zugethan war, weiſst Du, Anaxagoras: Glaubst Du aber wirklich, daſs ihre Ermunterung für die Erhaltung des öffentlichen Wohles — dieses ewigen, einzigen Gegenstandes für mein inniges Streben — von wesentlichem Nutzen sey? Pisistrat war ihr Beschützer — aber behauptete er nicht die Tyranney seiner willkührlichen Gewalt, indem er den Athenern durch Gegenstände der Anmuth, der Zierlichkeit und der Tändeley Unterhaltung gab?

Anaxagoras.

Wurde wohl je eine gute Sache nicht von Irrthum und Ehrsucht der Menschen miſsbraucht? Pisistrat war beredt, um die Willkühr seiner Gewalt zu gründen und zu behaupten; doch eben diese Beredsamkeit dient dem Perikles nun, um jene Kraft des Gesetzes zu bewahren, welche dem blinden Despotism der Gesetzlosigkeit steuert, und so allein die ächte Freyheit sichert. Ist es nicht Reinheit, oder Verkehrtheit der Absicht, welche, ein vernünftiges Wesen leitend, aus dem nemlichen Mittel Segen, oder Verderben entwickelt? Würdest Du, o Perikles! heute die Athener durch die Kürze einer kalt ausgesprochenen Wahrheit bewegt haben? Begeistert nicht der Genius des Schönen mit jener Reinheit des Ausdrucks, welcher die Gemüther aufhellt? Mit jenen Zügen des Gefühls, welche vom Herzen kommend, auch zum Herzen gehn?

Die Zauberwirkungen von Orpheus Leyer; sie stellen uns den Einfluſs der schönen Künste bildlich verhüllend dar. Ihre Modulationen, sagen die Dichter, zogen Löwen und Tiger fort, milderten die Unbiegsamkeit der unterirdischen Götter, entwaffneten die Eumeniden, und fesselten den Cerberus. Würde der Mensch nicht ohne diesen besänftigenden Einfluſs einer Fülle von Reizen, die jeden Augenblick seines Lebens schmücken, das wildeste unter den Thieren seyn; da ihn der reiche Gehalt seiner Fähigkeiten mit den mächtigsten Mitteln zu schaden waffnet? Würde die menschliche Gattung noch bestehn: hätte nicht der göttliche Geist den Zauber innerer Befriedigung mit der Entwicklung körperlicher und moralischer Eigenschaften verbunden; den Nahrungsstoffen den Wohlgeschmack beygemischt; und das folgereiche Wunder der Fortpflanzung an die mächtige und köstliche Trunkenheit der Liebe geknüpft? Warum könnte nicht der Geist des Gesetzgebers den Geist der Gottheit nachahmen, soviel es seine schwächern Mittel gestatten? Der Maler, welcher Marathons Schlacht auf die Leinwand zauberte, fachte in den Seelen der Athener die Gluth der Tapferkeit an, die von neuem so glänzend in dem Treffen bey Salamin emporloderte! Wären sie das, was sie wirklich sind; wenn sie sich nicht als Jünglinge dem Vaterland weihten durch den Gesang hehrer Hymnen am schönsten Feste Aglaurens, durch den heiligen Eid, dem Beyspiel dieser jungen Heldin zu folgen?

Perikles.

Deine Ansichten gewinnen um so mehr Reiz für mich, je lieblicher mein ganzes Leben selbst durch die schönen Künste ausgestattet wurde. Indessen fordern die Meisterstücke der Baukunst, der Bildnerey, die Malerkunst, es fordern Schauspielkunst und harmonische Chöre eben die Schätze für sich, deren es bedarf, um die Arme der Streiter für das Vaterland zu bewaffnen.

Anaxagoras.

Folgt der Sieg nur der Kämpfer Menge, oder ihrer Tapferkeit und dem Genius des Feldherrn? Marathon und Salamin antworten für mich. Erheben nicht Denkmale der Helden, Siegesgemälde und Schlachtlieder — alles Erzeugnisse ächter Kunstbewunderung — die Seelen der Krieger? Athen, die alte Freundin der schönen Kunst, rettete zweymal Griechenland von der Perser Joch: bewahre, erwirb das Zutrauen Deiner Bundesgenossen; und das dankbare Griechenland überläſst einen Theil seiner Reichthümer Deinem Gebote.

Perikles.

Was nützt aber dem übrigen Griechenland Athens Verschönerung? Daſs die Herrschaft der Gesetze es vor Despotism und Anarchie beschütze, ist sein einziger Wunsch.

über ihre Krankheit. Da sagte der Spitalmeister: Wie geht es doch zu? ich habe euch ja den groſsen Meister zugebracht, der euch geholfen hat, daſs ihr alle selber davon gegangen seyd! Da sagten sie dem Spitalmeister: wie er ihnen gedroht hätte, welcher der letzte zur Thür hinaus wäre, so er sie riefe, den wollte er verbrennen zu Pulver. Da merkte der Spitalmeister, daſs er betrogen war; aber der Arzt war hinweg, also blieben die Kranken wieder im Spital, und das Geld war verloren.

Anaxagoras.

Sollte Griechenland den Vortheil verkennen, welchen eine gemeinschaftliche Schule der schönen Künste bewirken würde? Dort würde sich das Talent seiner aufblühenden Künstler entfalten, neue Meisterstücke würden dort immerwährend hervorgehen, der Nachahmung Urbild, dem edelsten Menschengenusse ein unversiegbarer Quell erhebender und milder Freuden seyn.

Perikles.

Anaxagoras! ich will Deiner Aufgabe nachdenken. Aber wenn Deine Vorschläge sich mit meinen Entwürſen vertragen; wenn es möglich, wenn es nützlich ist, Athen zu verschönern: so müſste das Unternehmen von einem einzigen Kopſe geleitet werden, damit jene Einheit der Ansicht, jenes Ganze, in die Ausführung komme, welche zur Vollkommenheit führet. Anaxagoras! wolltest, könntest Du diese Leitung übernehmen?

Anaxagoras.

Ich weihte mich ausschlieſslich der Beförderung des Wissens — wie möchte mir jenes Geschäft gelingen? Mein Leben verflieſst in der Beobachtung der Natur, in Ergründung der Verhältnisse zwischen Ursachen und Wirkungen; immer kehr' ich zu dem göttlichen Geiste zurück, welcher das Weltall beherrscht. Nur Meisterwerke der Kunst mögen Athen verschönern. Und wer anders kann sie hervorbringen, als der Schöpfer-Genius jener Geister, die auf die Organe der Einbildungskraft zu wirken verstehn? Der ächte Künstler herbergt tiefe Empfindung im Busen, und fühlt sich vom Gefühle des Schönen begeistert; vermittelst dieses Gefühls erschafft er die Werke, die er im Geist' empfängt, und in der Ausführung leitet. Die Gottheit hat ihre Gaben vertheilt; Ulyſs hätte so wenig die Odyssee gedichtet, als Homer Troja besiegt; und beyde würden das philosophische System des Thales nicht erdacht haben. Leitet nicht der Genius des Heldensinnes die Willensorgane des groſsen Feldherrn und Gesetzgebers; der Genius des Denkvermögens die Geistesorgane des wissenschaftlichen Systemenschöpfers; der Schönheit Genius die Organe der Einbildungskraft und der Empfindung im ächten Dichter und groſsen Künstler? Einen solchen Mann muſst Du erwählen, Perikles, um Deine Anstalten zu Verschönerung Athens zu lenken; und von allen Menschen, die ich kenne, weiſs ich nur Phidias als denjenigen zu nennen, welchen der Schönheit Genius am erhabensten begeistert.

Von den Beförderern der schönen Künste.

Die erste Klasse derer, welche zu Beförderung der schönen Künste beytragen, enthält die schöpferischen Genien. Das sind Deine Nacheiferer, Phidias. Begabt mit schnellem, richtigem, umfassendem Blick, mit fruchtbarer, glühender, biegsamer Einbildungskraft, vorzüglich im Besitz der unschätzbaren Gabe, ihre Seele mit den Gegenständen, welche sie darstellen, in eins zu verschmelzen, rufen sie neue Gattungen in's Daseyn. Sie bestimmen den Geschmack ihres Zeitalters, und geben in ihren Meisterstücken der Nachwelt Muster. So wurde Homer der Vater des Heldengedichtes, Aeschylus des Trauerspiels Erfinder; so schufst Du, Phidias, die hehren Formen, welche unsere Gottheiten zieren. Solche Menschen sind begeistert; sie leitet Niemand. Dankbarkeit fordert Ehrfurcht und Belohnung für sie: aber zur wahrhaften Pflicht wird diese Dankbarkeit, wenn der Genius solche Geister durch zauberischen Ausdruck sittlicher und patriotischer Tugenden, oder durch Belebung der Herzen mit Gottesfurcht, zu Wohlthätern der Menschheit macht. Lieblingsvertraute der Natur, von ihrem Reize leidenschaftlich ergriffen, vermeiden sie die Verirrungen jener tobenden Einbildungskraft, welche in der Völker Kindheit, Drachen, Chimären, Sphinxe, Greife, Hydern, Gorgonen, und so viel andere Ungeheuer hervorbrachte; tollkühne Erfindungen, denen in unsern Tagen nur noch das dürftige Verdienst einer verhüllten, nur zu oft schwülstig und überspannt ausgedrückten Allegorie geblieben ist.

Die zweyte Klasse enthält die Lehrer. Sie entdecken und entwickeln die in unsern Lycäen aufkeimenden Talente; sie geben die grofsen Muster an, welche als Beyspiele dienen sollen; zergliedern und erweisen die Regeln, welche die Nachahmung zu befolgen hat, und wissen die Gründe der Vorschriften bis zur innigen Ueberzeugung deutlich darzuthun. Vor allem beweisen sie, wie sich der Künstler im ganzen Verlaufe seines Lebens nie von der Anwendung der Urgrundsätze entfernen dürfe, und daſs er nur auf diesem Wege zum Ruhm gelangen und die Grenzen der Mittelmäſsigkeit, welche dem Liebhaber der schönen Kunst unerträglich sind, überschreiten kann.

Durch Vervollkommnung der Unterrichtsweise, durch Bildung ausgezeichneter Künstler erwerben sich die Lehrer groſse Rechte nicht nur auf der Zeitgenossen Dank, sondern auch auf den Dank der Folgewelt, der sie die Genüsse schöner Kunstübung vorbereiten. Das Gelingen ihres Strebens zeugt gleich sehr von unermüdlichem Eifer und lebhafter Zuneigung gegen ihre Zöglinge; und wahrlich diese glückliche Mischung von Sanftheit und Charakterkraft — schon so nöthig in der Erziehung der Jugend überhaupt — wird es doppelt bey der Leitung der Künstlerbildung!

Die dritte Klasse begreift die im engern Sinne sogenannten Künstler; jene Künstler, welche die Ideen der dichtenden Genien ausführen. Sie verwirklichen die Gedanken, die bis dahin nur durch Noten, Abrisse, oder Entwürfe angedeutet waren; sie wirken, je nachdem sie sich einer der schönen Künste widmen, durch die Organe des Gehörs und Gesichtes unmittelbar auf die Seele.

Der Künstler naht der Vollkommenheit nur in so fern, als er bey der von ihm unternommenen Ausführung weislich nichts Wesentliches auszulassen, jeden Theil in's Besondere mit der gröſsten Bestimmtheit zu behandeln, und die Einheit des Themas und der Absicht mit jener Mannnigfaltigkeit der Formen zu verbinden bedacht ist, deren Ganzes ohne Widerspruch den mächtigsten Reiz der Schönheit ausmacht. Sorgfältig meide er die Anhäufung müſsiger Zierrathen, welche ermüden, ohne zu befriedigen; innig erfülle ihn die Absicht des Dichters, damit er durch die Kraft seiner Ausführung rühre, indeſs ihre Leichtigkeit, die Frucht des Talentes und der Uebung, diese Kraft mit unsäglicher Anmuth bekleidet, und mittelst der möglichst kleinen Anstrengung die möglichst gröſste Wirkung hervorbringt. Er gebe endlich seinem Vortrag das Gepräge der Gröſse, indem er die minderwichtigen Gegenstände aufopfert, und die Hauptzüge um so stärker ausspricht. Auf diese Weise darf er des herzlichen Beyfalls der ächten Kenner gewiſs seyn.

Ein solcher Künstler verdient Ermunterung und warmen Dank. Er hat Einfluſs auf den Nationalgeist; da seine Kunst der Tugend neue Reize leiht, sey es nun durch bildliche Darstellung der Gottheit, sey es durch Tempel, welche der Würde des Gottesdienstes entsprechen, oder durch harmonische Verschönerung weiser Lehren, und belohnender Thatenfeyer.

In der vierten Klasse befinden sich die Mathematiker. Sie beobachten die Zwischenraums- und Ausdehnungsverhältnisse, an welche die göttliche Anordnerin des Weltalls das Gepräg der Schönheit knüpfte, und wissen solche nach Zahlen und Gröſsen zu schätzen. Sie suchten das gemeinschaftliche Maſs für die mannigfaltigen Schwingungen der Luft, welche durch das Gehör auf die Seele wirken und erfanden das Monochord. Sie suchten das gemeinschaftliche Maſs für die Gegenstände, welche durch den Sinn des Gesichtes auf die Seele wirken, und erfanden den Model, dessen vervielfältigte Anwendung die Ordnungen unserer Baukunst festsetzte. Du kennst seinen Gebrauch zu gut, Phidias, als daſs ich Dir noch mehr davon sagen dürfte. Bekannt sind im Gebiete der Tonkunst die Verhältnisse zwischen Ton, Terze, Quinte und Oktave; bekannt die Wirkung der Dissonanzen im Allgemeinen: doch ist eben so gewiſs die Möglichkeit vorhanden, die Zwischenräume der letztern noch mehr abzutheilen, und einander zu nähern, so daſs der Ausdruck einer jeden Empfindung, noch bestimmter geprägt, und mithin das Resultat der verschiedenen Eintheilung der Tonleiter vervollkommnet würde.

Auf der Berechnung der Zwischenräume, auf der Tonleiter beruht die Erfindung der musikalischen Instrumente; der Bau dieser letztern setzt die Bestimmungen der Mathematik in Vollzug. Die Toneigenschaft des Instrumentes hängt von Form und Wesen des dazu verwendeten Stoffes ab. So machen die Luftschwingungen, die aus den Erschütterungen des Metalls entstehen, einen andern Eindruck auf das Gehör, als die Erschütterung des Holzes. — Die Gestaltung ist bald, gleich der Oeffnung der menschlichen Luftröhre, rund ausgehöhlt — so in den Blasinstrumenten; bald gleich der Cylinderform der Saiten, rund erhaben; bald besteht sie aus glatten Oberflächen, wie mehrere Instrumente bezeugen, die auf das Zurückwerfen des Schalls berechnet sind. Die rund-hohle Form gewährt weichere, die rund-erhabne bestimmtere, die glatte Oberfläche kräftigere Töne: in den Gesetzen der Musik liegt die Erläuterung dieser Verschiedenheiten. Leicht begreiflich wird es, wie man durch die Zusammensetzung der Formen die musikalischen Instrumente vervielfachen, auf diese Weise dem Genius des Tondichters und dem Talente des Tonkünstlers ein weiteres Feld öffnen, und den Reichthum der Kunst durch neue Mittel, durch mehr oder minder lebhaften Ausdruck der Empfindungen, durch Begleitung der Stimme in allen Lagen, vermehren kann.

Die Erfinder neuer Eintheilungen der Tonleiter, neuer Instrumente, neuer Ordnungen der Baukunst verdienen Lob und Ermunterungen.

Wir kommen zur fünften Klasse; — dahin gehören die Scheidekünstler. Sie ahmen im Kleinen nach, was der göttliche Geist im Groſsen des Weltalls that, als er das Chaos aufrollte, die ähnlichen Stoffe näherte, und so Ordnung und Schönheit der Natur schuf. Mittelst der beyden groſsen Kräfte des Feuers und Wassers schmilzt, reinigt, sondert, löst, und nähert der Scheidekünstler die sich anähnlichenden Atomen, welche im mineralischen, in Pflanzen — und Thier-Stoffen vermischt und vereint sind; er verbindet sie zu neuen Zusammensetzungen. So bringt er die Farben des Malers hervor; so zieht er durch das Schmelzen die Metalle aus, deren sich die Instrumentalmusik zu tönenden Körpern bedient; so reinigt und härtet er die Erden, und aus seinen Händen geht das Bronze hervor, welches die Bildnerey zu plastischen Mitteln, zur vervielfältigenden Abformung ihrer Meisterwerke nützt. Mit einem Worte,

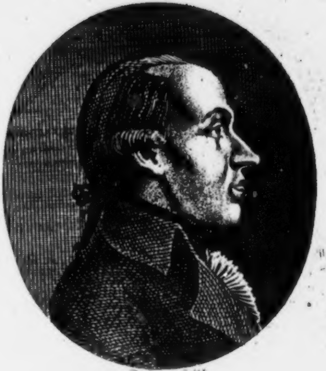
der Scheidekünstler giebt den Mitteln, deren sich die schönen Künste zur Ausführung bedienen, Daseyn, Abwechslung und Fülle. Daher verdienen seine Entdeckungen warme Ermunterung von dem Haupte jener unermeſslichen Unternehmungen, zu welchen alle Künste mitzuwirken berufen sind.

Ja, Phidias, Auszeichnung der vorzüglichen Männer in allen diesen Klassen wird Dich mit sicherm Schritte nach dem groſsen Zwecke führen, welchen Du Dir vorsteckst; und indessen Athen sich verschönert, wird Dir noch ein wichtigerer Erfolg zu Theil werden; — ich meine die innere Erweckung der Athener zum Streben nach Vollkommenheit. Es wird Dir zuverlässig gelingen, wenn Du Ermunterung nicht mit dem Lohne vermengst. Dieser, das Gebot strenger Pflicht, soll nur das bequeme Daseyn des Mannes sichern, welcher sich den schönen Künsten weiht; die Ermunterung besteht im öffentlichen Zeugnisse des Beyfalls. Der Reichthum zeugt Verderbniſs; der Ruhm lohnt das Talent. Lorbeerzweige und Eichenkronen gewährten unserm Griechenland mehr Meisterwerke, als Asiens Gold den Persern. Wenn bey den Festen der Panatheneen Attika's Völker dem Feyerzuge der Greise mit Oelzweigen, der Jungfrauen mit Blumenkörben folgen, um Hekatomben zu opfern; wenn dann neue Dramen laute Verwunderung hervorrufen; vielstimmige Harmonieen im Odeon erschallen; der Säulengänge hehrer Bau die Seele mit Erstaunen fesselt, und Minervens Bildsäule sie mit inniger Ehrfurcht begeistert: dann, sag' ich Dir, dann werden alle Stimmen vereint das ehrenvolle Bekenntniſs ablegen, daſs unter der Leitung des Phidias die schönen Künste neuen Aufschwung gewannen.

Gedichte

von

Friedrich Wilhelm Gotter.



F.W.GOTTER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Neun und fünfzigstes Bändchen.

Gotter's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann*.

Des Dichters Leben.

Friedrich Wilhelm Gotter wurde den 3. September 1746 zu Gotha geboren. Sein Vater, der in ansehnlichen Aemtern stand, und 1772 als geheimer Assistenzrath starb, lieſs seinem Sohne die sorgfältigste moralische und wissenschaftliche Bildung geben. Seltene Fähigkeiten zeichneten schon den Knaben aus, der sich zuerst in kleinen dramatischen Stücken in Französischer Sprache versuchte, denn diese Sprache hatte einen besondern Reiz für ihn. Sein Unterricht wurde Privatlehrern anvertraut; er lernte die Römischen Schriftsteller, besonders die Dichter, kennen; mit den Griechen hingegen befreundete er sich nicht, da er in ihrer Sprache nur langsame und unbedeutende Fortschritte machte. Mit dem Italienischen hatte er sich ebenfalls bekannt gemacht. Im Jahr 1763 bezog er die Universität Göttingen, um die Rechte zu studieren. Aber er wurde dadurch von der Dichtkunst nicht abgezogen, sondern übte sich im Stillen in poetischen Arbeiten mancherley Art. Die Ackermann'sche Schauspielergesellschaft befand sich damals in Göttingen, und schon hier machte er Bekanntschaft mit Eckhof, errichtete nach dem Weggange dieser

Truppe ein Gesellschaftstheater, und entwickelte so sein bewundernswürdiges Talent der theatralischen Darstellung. Im Jahre 1766 verlieſs er Göttingen, und trat zu Gotha als zweyter geheimer Archivar in herzogliche Dienste. 1767 begleitete er den Freyherrn von Gemmingen als Legationssecretär nach Wetzlar, folgte aber im nächsten Jahre der Einladung, zwey junge Edelleute auf die Universität Göttingen zu führen. Auch diesen zweyten Aufenthalt benutzte er aufs thätigste, und zog bereits die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf sich. Damals unternahm er mit Boje die Herausgabe des Göttingischen Musenalmanachs, dem der Französische *Almanac des Muses* zum Muster diente, und empfahl sich durch verschiedene lyrische Stücke sehr vortheilhaft. Im Jahr 1769 kehrte er wieder nach Gotha zurück, und 1770 ging er auf seinen vorigen Posten nach Wetzlar, wo er zwey Jahre blieb, nach welchen er in Gotha bey der geheimen Kanzley angestellt wurde. Wetzlar war für die Fortbildung seines Geistes sehr vortheilhaft. Er fand nicht nur die Ackermann'sche Gesellschaft daselbst wieder, sondern fand auch einen Cirkel junger Männer, die mit ihm an Cultur und Talent wetteiferten; Göthe und der junge Jerusalem waren darunter. Gotter schloſs sich als ein würdiges Mitglied an jenen schönen Verein trefflicher Talente an, durch deren Arbeiten die Deutsche Sprache aus der Versunkenheit zu einem neuen Leben emporgehoben wurde.

Während sein Geist so gefällige Blüthen trug,

wurde sein Körper immer schwächer, weshalb er im Jahr 1774 eine Reise nach Lyon unternahm. Hier lernte er das Französische Theater, für das er von jeher eine groſse Vorliebe gehegt hatte, näher kennen, und wurde seitdem immer thätiger für die Bühne, so daſs die nächsten zwölf Jahre nach seiner Rückkehr als die Periode anzusehen sind, in welcher seine vorzüglichsten dramatischen Arbeiten entstanden. Lessing's, Weisse's, und anderer Vorgang, deren Bemühen die Deutsche Schaubühne umwandelte, und die treffliche Schauspielergesellschaft, welche Gotha vor allen Städten Deutschlands damals besaſs, befeuerten seine Liebe für die dramatische Kunst. Schon vor der Errichtung des Hoftheaters in Gotha hatte er auch hier auf einer Privatbühne sein treffliches

Spiel gezeigt, und seine Freunde mit diesem Gefühl des Richtigen belebt. Die Anmuth und Vollkommenheit seiner Declamation war unübertrefflich, zumal in versificirten Stücken. Ausserdem besafs er das Talent des Improvisirens in einem seltenen Grade, und in kleinen extemporisirten Schauspielen sprach er bisweilen mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit in Versen, die zum Theil vortrefflich und vollkommen gerundet aus seinem Munde kamen. Im J. 1780 verheirathete sich Gotter, und lebte seitdem, kleine Reisen abgerechnet, beständig in seiner Vaterstadt, wo er seine Zeit zwischen seinen Dienstgeschäften, der Erziehung seiner Kinder und seinen Lieblingarbeiten theilte, und den 18. März 1797, im 53sten Jahre seines Lebens, starb. —

Obgleich Gotter die schöne Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener kannte, so sagten seiner vielleicht etwas überverfeinerten Natur doch am meisten die Werke der ersteren zu. Sie waren es, nach denen er sich bildete, deren geglättete Eleganz er sich bis herab auf das Mechanische der Poesie, das er ganz in seiner Gewalt hatte, zu eigen machte. Die Stoffe und einzelnen Blüthen seiner Poesien sammelte er auf fremdem Boden, behandelte sie aber in der Ausführung mit freyer Willkühr. Er versuchte sich in jeder Gattung der dramatischen Kunst, im Trauerspiel, Lustspiel, Singspiel und in der Posse. Seine übrigen Poesien im Fache der Epistel, des Liedes, der Erzählung und Elegie zeichnen sich durch den reinen gebildeten Ausdruck zarter und edler Gefühle, schalkhafte Laune und eine gefällige Lebensphilosophie aus. In allen seinen Werken zeigt sich Gotter als einen wahren Meister in der Versification. An Wohlklang, Leichtigkeit und Reinheit der Reime haben es ihm wenige Deutsche Dichter gleich, und fast keiner zuvor gethan.

Inhalt.

Seite

Die Freundschaft. 1
Pflicht und Liebe. 6
Laura. 8
Du und Sie. 9
Blaubart. Romanze. 12
Jupiter und sein Repräsentant. . . 19
Beruf zur Liebe. 22
Das schlafende Mädchen. . . . 24
Mütterliche Warnung. 25
Die Trauer. Romanze. 27
Grablied. 34
Weh und Wohl. 37
Warnung vor Hymen. 38
Der Dorfkirchhof. 40
Der bestrafte Amor. 49
Sibylle. 51

Seite
Elegie bey einer Wiege. - - - - 59
Die Sängerin. - - - - - - 61
Der Mai. - - - - - - - 62
Der reisende Virtuose. - - - - - 63
Die Freiheit. - - - - - - 68
Der Trost. - - - - - - - 73
Lied. - - - - - - - - 82
Das unbefangene Mädchen. - - - 84
Liebeserklärung. - - - - - - 86
Röschen und Lucas. Romanze. - - 88
Das Leben. - - - - - - - 90
Eckhof. - - - - - - - - 94
Antiochus und Stratonice. - - - 95
Amor ein Kind. - - - - - 102
Die Flucht der Jugend. - - - 104
Trost beym Abschied. - - - - 127
Trinklied. - - - - - - - 128
Glück und Unglück. - - - - - 129
Weiberlist. - - - - - - - 131
Weinlied. - - - - - - - 132
Maria Theresia etc. - - - - - 135

Die Freundschaft.

Weil Tugend nicht, noch Geistesgabe,
Den Eigensinn des Schicksals rührt,
Das uns den kurzen Weg zum Grabe
Durch Blumenflur und Wüste führt,
Weil alles hier den Wechsel fühlet,
Das Glück mit unsern Wünschen spielet,
Das beste Herz sich oft verirrt,
Und seines Irrthums Opfer wird;
Soll ich mit ſinsterm Blick und träge,
Tief in mich selbst verhüllet, geh'n;
Nicht Blumen pflücken, die am Wege
Sich düftend mir entgegen blüh'n?
Vorübereilend frostig grüſsen
Den guten frommen Wandersmann;
Nicht freundschaftlich mich an ihn schlieſsen,
Und, ach! so lang ich immer kann,

Das Glück, ein Mensch zu seyn, genieſsen?
Erfindungsreich zu ihrer Qual
Ist die Vernunft, die dieſs befahl.
Zum Vorrecht ward sie uns gegeben;
Doch ach! indem wir uns durch sie
Vor allen Thieren stolz erheben,
Verbittern wir uns selbst das Leben
Und ernten Gram für unsre Müh'.
Ein guter Gott hat nicht vergebens
Gestreuet Freuden ohne Zahl
Auf die bedornte Bahn des Lebens;
Er läſst von allen uns die Wahl.
Hier beut der Reichthum seine Schätze;
Dort zeigt der Ruhm uns gold'ne Plätze,
Noch unerfüllt im Götterchor;
Auch steigt im lachenden Gefilde
Der Tempel Amors dort hervor;
Daſs er sein rohes Herz zur Milde,
Zur Anmuth seine Sitten bilde,
Eilt flatternd ihm der Jüngling zu;
Ihn suchet lächelnd selbst der Weise,
Und sammelt hier, durch kurze Ruh,
Sich neue Kräfte zu der Reise.
Ruhm, Liebe, Reichthum weicht zurück!
Erhab'ne, sanfte Seelen finden,
Sich sehen, Sympathie empfinden,
In einem heitern Augenblick
Auf Ewigkeiten sich verbinden;
Dieſs ist der Menschheit erstes Glück,

Auszüge

aus

Hans Sachs.

Und dieses nur kann mich entzünden?
Es ist so reizend, seinem Pfad
In Wüsten, die kein Fuſs betrat,
Mit einem Freunde nachzuspüren;
So reizend, mit geschlung'ner Hand,
An einer gähen Tiefe Rand,
Auf morschen Stegen sich zu führen;
Dem Dürstenden, aus hohler Hand,
Den ersten Labetrunk zu bringen;
Wenn Stürme gegen Stürme ringen,
Und Wanderer Verderben dräu'n,
Mit ihm des Mantels Schutz zu theilen,
Und in dem schauervollsten Hain,
Wo Räuber lauern, Wölfe heulen,
Bey'm Mittagsstrahl, bey Mondenschein,
Durch Unschuld sicher zu verweilen;
Noch reizender, des Schöpfers Macht
Mit der Musik des Hains zu preisen;
In einer hohen Linde Nacht
Am Tische der Natur zu speisen;
Bey jedem müherfüllten Gang
Sich zu ermuntern mit Geschwätzen,
Und, unter freudigem Gesang,
An kühle Bäche sich zu setzen.

O Freundschaft, erstgebor'nes Kind
Des liebevollesten der Wesen,
Süſs, wie die Träume vom Genesen

Dem hoffnungslosen Kranken sind!
O, dieses Lebens Labyrinth,
Was wär' es ohne dich? Verbreite
Dein mildes Licht auf meinen Schritt!
Stolz auf dein göttliches Geleite,
Geh' ich, wohin du führest, mit.
Als Knaben hast du mich getragen,
Als Jüngling warnend mich gelenkt;
Erbarmt hast du dich meiner Klagen,
Auf Wunden, die du mir geschlagen,
Mit neuen Freuden mich getränkt.
Dich will ich im Genuſs verehren,
Dir will ich danken im Verlust;
Es stillen sich des Abschieds Zähren
An eines neuen Freundes Brust;
Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Ihr, meiner Wallfahrt erste Wonne,
Ihr Edlen, die mein Arm umschloſs,
Als noch auf uns die Morgensonne
Ihr allbelebend Feuer goſs,
Vergebens grüſset euch mein Segen,
Vergebens wallt euch meine Brust,

Streckt sich, zur süſsgewohnten Lust,
Mein Arm dem eurigen entgegen!
Ihr seyd zerstreut! Auf fernen Wegen
Muſs ich, ein Spiel des Schicksals, geh'n?
O! werd' ich in den dunklen Gründen,
Durch die sich meine Schritte winden,
Nicht Einen von euch wiederseh'n?

Pflicht und Liebe.

Du, der ewig um mich trauert,
Nicht allein, nicht unbedauert,
Jüngling, seufzest du;
Wann vor Schmerz die Seele schauert,
Lüget meine Stirne Ruh.

Deines nassen Blickes Flehen
Will ich, darf ich nicht verstehen;
Aber zürne nicht!
Was ich fühle, zu gestehen,
Untersagt mir meine Pflicht.

Unbekannt mit Reu' und Leide,
Wie die Lämmchen auf der Weide,
Spielten ich und du.
Jeder Tag rief uns zur Freude,
Jede Nacht zur sanften Ruh.

Ewig sind wir nun geschieden!
Damon, liebst du Philaiden,
Fleuch ihr Angesicht!
Nimm ihr nicht der Tage Frieden,
Und der Nächte Schlummer nicht!

Freund, schweif' aus mit deinen Blicken!
Laſs dich die Natur entzücken,
Die dir sonst gelacht!
Ach, sie wird auch mich beglücken,
Wenn sie dich erst glücklich macht.

Trauter Jüngling, lächle wieder!
Sieh, bey'm Gruſse froher Lieder,
Steigt die Sonn' empor!
Trübe sank sie gestern nieder;
Herrlich geht sie heut' hervor.

Laura,

am Morgen nach ihrer Brautnacht.

Ein wenig blaſs, doch schön, wie die belohnte Liebe,
Vom süſsesten der Träume kaum erwacht,
Schleicht sie zum Garten; doch ist für des Morgens Pracht
Ihr schmachtend Auge noch zu trübe.
Ihr Gatte sieht ein Kind der letzten Nacht,
Ein Röschen, eilt, und bringt es ihr, und lacht,
Und küsset sie, und spricht: O Laura, meine Liebe!
Wann bringst du mir ein Kind der letzten Nacht?

Du und Sie.

Wo blieb die Zeit, die selige,
Ach, Röschen, als Du, ganz Natur,
Gehüllt in deine Grazie,
Vom Putze fern, von Amorn nur
Begleitet, schüchtern wie ein Dieb,
Geschlichen, in der Dämm'rung, kamst,
Den Himmel in mein Stübchen brachtest,
Dich zu mir setztest, und vorlieb
Mit einer armen Mahlzeit nahmst,
Die Du zum Göttermahle machtest;
Dann bey der Herzen süſsem Tausch,
Vergnügen gabest und empfingest,
Und mich, in meines Glückes Rausch,
Einschläfertest und hintergingest.

Du wuſstest nichts von Gold und Ehren
In jener unschuldvollen Zeit;
Doch gab der Götter Gütigkeit
Dir, Rang und Schätze zu entbehren,
Ein Seelchen, ohne Sorg' und Harm,
Das leicht auf Rosenflügeln schwebte,
Ein Herz, das, liebereif und warm,
In einem weiſsen Busen bebte,
Ein zauberisches Augenpaar,
Und sechzehn oder achtzehn Jahr.
O, wenn sie so viel Anmuth schmücket,
Wenn ihr die Schelmerey so glücket,
Welch Mädchen ist kein Schmetterling,
Kein Schalk? Du warst es, süſses Ding,
Und (Amor schenk's mir armen Sünder!)
Ich liebte dich darum nicht minder.

Madam, Ihr Loos voll Herrlichkeit
Und voll Tumult, wie himmelweit
Ist's nicht vom wonnereichen Frieden,
Der damals Sie umschloſs, verschieden!
Der Schweitzer dort, der, grau und breit,
Von Ihrer Thüre niemals weichet,
Stets lüget, ist ein Bild der Zeit.
Mich dünket, Röschen, er verscheuchet
Der Lieb' und Freude Götterchen:
Sie trau'n sich nicht mehr in Ihr Zimmer,
Sie flieh'n der groſsen Spiegel Schimmer,
Die armen, nackten Kinderchen!

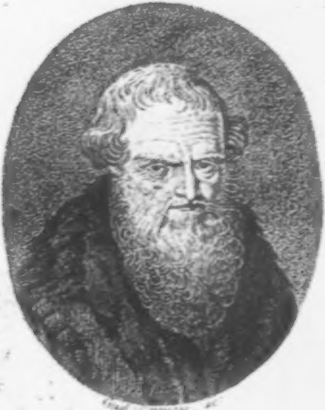
Blaubart.

Romanze.

Blaubart war ein reicher Mann,
Hatte Haus, und Hof und Garten,
Schmauste, zechte, spielte Karten,
Lebte wie der Tartarchan.

Stark war seines Körpers Bau,
Feurig waren seine Blicke,
Aber, ach! ein Miſsgeschicke!
Aber, ach! sein Bart war blau.

Doch durch seines Goldes Kraft
Trieb er jedes Herz zu Paaren,
Und schon zwanzig Weiber waren
Durch den Tod ihm weggerafft.



HANS SACHS.

Er läſst, immer fort zu frey'n,
Sich die Mühe nicht verdrieſsen,
Setzt, den Antrag zu verſüſsen,
Stets die Frau zur Erbin ein.

Von zwey Schwestern der Galan
Wird er jetzo; Schmausereyen,
Schauspiel, Ball und Mummereyen
Stellt er ihrentwegen an.

Biethet ihnen Gold, wie Heu. —
Einstens, als sie Caffee trinket,
Spricht die Jüngste: Hum! mich dünket,
Daſs sein Bart so blau nicht sey.

Frisch gewagt ist halb gethan;
Hurtig muſs ihn Trulle freyen;
Schauspiel, Ball und Schmausereyen
Gehen nun von neuem an.

D'rauf führt er sein Weibchen fort;
Ein Cabriolet mit Sechsen
Bringt, als könnte Blaubart hexen,
Sie an den bestimmten Ort.

Gleich der Feen-Königin
Lebt hier Trulle, sonder Sorgen;
Vor dem Spiegel geht der Morgen,
Und bey'm Spiel der Abend hin.

An Tapeten, Canapeen,
Schilderey'n, Trümeaux und Vasen
Können Tanten sich und Basen
Stunden lang nicht müde seh'n.

Dann kömmt der Bewund'rung Reih'
An den Schatz von Küch' und Keller;
Ungekostet bleibt kein Teller,
Und kein Glas geht voll vorbey.

Ja man packt, bey'm Lebewohl,
Um noch unterwegs zu naschen,
Mit Confect und Wein die Taschen
Und die Mantelsäcke voll.

Unter manchem tiefen Knicks
Wird die ält're Schwester Aennchen,
Fromm und sittsam, wie ein Nönnchen,
Täglich Zeugin ihres Glücks.

Da sah man kein bös Gesicht;
Täubchen! hieſs es nur, und: Püppchen!
Dann und wann schlug Trull' ein Schnippchen,
Doch er that, als säh' er's nicht.

Es bewegt ihr Ehestand
Hagestolze selbst zum Neide;
Aber Leid folgt oft der Freude,
Groſses Glück hat nicht Bestand!

»Ich verreise, sprach er einst,
Nimm die Schlüssel, liebe Trulle!
Zimmer, Kisten und Schatulle
Steh'n dir offen, wenn du meinst.

Nimm dir einen Cicisbee,
Um dich zu desennüyiren!
Spiel' im Schachbret, geh' spatzieren,
Schaukle dich und trinke Thee!

Flieh' die schwarze Kammer nur,
Sonst ist dir der Tod geschworen!« —
Noch schallt er in ihren Ohren,
So vergißt sie auch den Schwur;

Bricht vor Eile bald das Bein;
Krack! so springen alle Riegel,
Und der schwarzen Kammer Flügel
Oeffnen sich; sie wischt hinein.

O, der Greuel, die sie sah!
Blut in Strömen! todte Leiber!
Blaubarts alle zwanzig Weiber
Hingen, wie Gewehre, da.

Flieh'n will sie, zurückgeschreckt;
Augst entstellt Blick und Geberde;
Als ein Schlüsselchen zur Erde
Fällt, und sich mit Blut befleckt.

Was sie sich für Mühe gab!
Zehnmal wischte sie und rieb es;
Blutig war es, blutig blieb es,
Und das Blut ging nimmer ab.

Noch vor Nacht kömmt ihr Barbar,
Fragt mit aufgeworf'nem Rüssel:
„Weib, wo hast du meine Schlüssel?" —
Zitternd reicht sie sie ihm dar.

„Sind es alle? — Laſs doch seh'n!
Einer fehlet, schaff ihn wieder!" —
Weinend stürzt sie vor ihm nieder
Und bekennet ihr Vergeh'n.

„Gut! So weiſst du dein Geschick!
Jene dort sind dein gewärtig.
Mache dich zur Reise fertig!
Dein ist noch ein Augenblick!" —

Schleppt sie d'rauf, mit eig'ner Hand,
In des Hoſes inn're Mauer,
Wo, in feyerlicher Trauer,
Ein verfall'ner Wachtthurm stand.

Trulle sträubt sich, zappelt, schreyt:
„Aufschub! Aufschub! Ich will sterben,
Doch die Seele vom Verderben
Zu erretten, laſs mir Zeit!" —

Aennchen läuft, auf ihr Geschrey,
Athemlos zum nahen Thurme;
Schauet, ob dem armen Wurme
Hülfe noch zu schaffen sey.

Er, der auf und niedergeht,
Und den Hut in's Auge drücket,
Spricht, da er den Säbel zücket:
„Beth' ein kurzes Stoſsgebeth!" —

Trullen stockt des Blutes Lauf
Bey'm gezückten, scharfen Säbel;
Schon umringt vom Todes-Nebel
Seufzet sie zum Thurm hinauf:

„Schwester Aennchen, siehst du nichts?" —
„Stäubchen, in der Sonne drehen,
Und des Grases Spitzen wehen;
Schwesterchen, sonst seh' ich nichts!" —

„Schwester Aennchen, siehst du nichts?" —
„Stäubchen fliegen, Gräschen wehen." —
„Aennchen, läſst sich sonst nichts sehen?" —
„Schwesterchen, sonst seh' ich nichts." —

Trullen fragt ohn' Unterlaſs.
Aennchen ruft: „Sey guter Laune!
Dort, bey'm Hagebuchenzaune,
Reitet man im starken Paſs.

Jetzo sprengt man — langt schon an!» —
Trullens beyde Herren Brüder
Kamen von der Beitze wieder
Mit dem schönsten Auerhahn.

Blaubart kriegt den Tod zum Lohn,
Wird gekocht in heiſser Lauge;
Trulle kömmt mit blauem Auge
Dieses Mahl noch so davon.

Weiber bleiben wie sie sind;
Ihre Neugier auszurotten,
Hilft nicht predigen, nicht spotten;
Weiber bleiben wie sie sind!

Jupiter und sein Repräsentant.

An seiner gold'nen Tafel sitzt,
Mit Weib und Kind und Bas' und Vetter,
Der Herr der Menschen und der Götter,
Und schmaust; und fodert bald den Schutzpatron der Spötter
Zu Scherzen auf, bey denen, maulgespitzt,
Frau Juno mit Minerven sich vom Wetter
(Und was d'rauf folgt) bespricht; bald jagt er, fieberhitzt,
Cytheren selbst die ungewohnte Röthe
Der Scham in's Antlitz; schielt nach Hebens voller Brust,
Und wiegt, des Wohlstands unbewuſst,
Den Mundschenk auf dem Knie; jetzt frischt zu neuer Lust
Er sich mit Nektar an, und Cymbel und Drommete

Und Pauke melden, daſs — Zevs trinkt,
Und Prosit! seiner Lieblingstochter winkt.
Doch lauter, als die Losung, tönen Klagen
Aus allen Gegenden, die Phöbus Strahlenwagen,
Auf seinem ewig unverrückten Lauf,
Erwärmt, zum Thron des Weltregierers auf.
Die Klage wird — Geschrey und das Geschrey — Getümmel;
Dem Gott reiſst die Geduld. Er flucht, hebt, voll Verdruſs,
Die Fallthür endlich auf, und schaut herab vom Himmel.
„Krieg in Europa! Pest am Kaukasus!
Und Hungersnoth am Nil! Hier Sturm! dort wilde Fluthen!
Hier wieder ein Vulkan!" — Er spricht's,
Und schlägt die Thüre zu, als hätt' er nichts
Gesehen, noch gehört. Nach einem Ruthen-
Manövre, setzt ein Schulmonarch sich nicht
Gelass'ner an den Pult, als er zur Tafel kehret,
Und einen Becher nach dem andern leeret,
Bis Morpheus ihm die starren Augen bricht.
Und das — wer fühlte hier nicht Kitzel zu Satyren? —
Und das nennt er — die Welt regieren."

Wie macht es sein Repräsentant?
Früh schlürft er Thee aus China, Caffee, Chocolade;

Signirt Verordnungen, ihm ewig unbekannt;
Erzeiget einem armen Hirsch die Gnade,
Ihn zu forciren; geht dann zum Lever —
Zur Tafel — zur Musik — zum Schauspiel —
zum Souper —
Berauscht sich, wie ein Thierchen von der Heerde
Freund Epikur's — und sinkt dem Kebsweib
in den Schooſs.

O, armes Volk, dem je das Loos
Solch eines Herrschers fiel! O, saub'rer Gott
der Erde!

Beruf zur Liebe.

Unser süſsester Beruf
Ist das Glück der Liebe;
Alles, was der Himmel schuf,
Fühlet ihre Triebe;
Wann umher der Käfer irrt,
Sucht er sich ein Weibchen;
Wann ein Tauber einsam girrt,
Locket er sein Täubchen.

Blumen öffnen ihre Brust
Lauen Abendwinden;
Epheu schlinget sich mit Lust
Um bemooste Linden;
Liebemurmelnd eilt der Bach
Unter den Gebüschen
Einem andern Bache nach,
Sich mit ihm zu mischen.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

lassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Rassmann.

Siebentes Bändchen.

Hans Sachs.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1822.
ey den Gebrüdern Schumann.

Liebe tönt der Sänger Heer
Von den Zweigen nieder;
Weibchen flattern um sie her,
Sträuben das Gefieder,
Locken, schmachten, und entflieh'n
Schamhaft zu Gesträuchen,
Wo, mit zärtlichem Bemüh'n,
Männchen sie erreichen.

Seelen, die der Himmel schuf,
Fähig edler Triebe,
Folgt dem süſsesten Beruf,
Schmeckt das Glück der Liebe!
Sie nur kann euch freudenreich
Diese Wallfahrt machen!
Sie nur führet lächelnd euch
Zu dem schwarzen Nachen.

Das schlafende Mädchen.

O! wie schön, vom Ahornbaum umschattet,
Lieget sie, die kleine Nice, da!
Schöner schläſt, vom Schwesterntanz ermattet,
Nicht, im Schooſs der Mutter, Thalia.
Unschuld ruht auf ihrem Augenliede,
Amor bettet auf der Wange sich,
Und in ihrem Busen wohnt der Friede,
Der durch sie aus meinem Busen wich.

Mütterliche Warnung.

Selbst die glücklichste der Ehen,
Tochter, hat ihr Ungemach;
Selbst die besten Männer gehen
Oefters ihren Launen nach.
Wer sich von dem gold'nen Ringe
Gold'ne Tage nur verspricht;
O, der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz des Menschen nicht!

Manche wirſt sich ohne Sorgen
In des Gatten Arm, wie du,
Und beweint am andern Morgen
Ihre Freyheit, ihre Ruh.
Aus dem Sclaven ihrer Blicke
Wird ein mürrischer Tyrann;
Banger Kummer folgt dem Glücke,
Das mit ihrem Traum zerrann.

Doch dein Glück dir selbst zu schaffen,
Tochter, steht in deiner Hand:
Die Natur gab dir die Waffen,
Gab dir Sanftmuth und Verstand.
Lerne deines Gatten Herzen
Liebevoll entgegen geh'n,
Leichte Kränkungen verscherzen,
Kleine Fehler überseh'n.

Die Trauer.

Romanze.

Die Schönen sind fürwahr geplagt
In Tiefen und auf Höhen.
Weil ihnen Thränen, wie man sagt,
Leicht zu Gebothe stehen,
Und weil Schmerz ihren Reiz erhöht,
Verfolgt des Schicksals Laune
Schnell, wie ein Wetterhahn sich dreht,
Die Blonde, wie die Braune.

Bald bricht ein kleiner Hund das Bein,
Bald fliegt ein Specht zum Henker,
Bald fällt zur Unzeit Regen ein,
Bald wird ein Mühmchen kränker,
Bald reist ein Schäfer über's Meer,
Bald hört er auf zu lieben,
Und was dergleichen Anlaſs mehr,
Sich herzlich zu betrüben.

Doch Henriettens Unglücksstern
Ist keinem zu vergleichen.
Laſst es, ihr lieben Frau'n und Herrn,
Zum Mitleid euch erweichen!
Ihr, die ihr Leidende beklagt,
Fühlbare, gute Seelen,
Euch wird es, wenn euch Kummer nagt,
Auch nicht an Tröstern fehlen.

Denkt euch ein Mädchen, das jetzt hold,
Jetzt finster sich gestaltet,
Und ob es lacht, und ob es schmollt,
Stets neuen Reiz entfaltet;
Ein Mädchen, Meister im Talent
Die Herzen anzuketten,
Und schalkhaft, wie ihr wenig kennt,
So habt ihr Henrietten.

Noch matt von einem Austerschmaus,
In weiſser Morgenkutte,
Saſs sie und dachte Masken aus
Zur kommenden Redoute.
Da pocht es an. — «Herein!» — Ein Brief!
Mit schwarzem Rand und Siegel!
Sie nahm ihn, wie im Traume, lief
Halbtaumelnd hin zum Spiegel;

Und rieb die Aeugelchen sich hell,
Und buchstabirte leise:
«Die arme Mutter! — gestern — schnell —
Erschrick nicht! — Du bist Waise!» —
Sie sinkt — so sinkt, von Orosman
Durchbohrt, Zayre nieder.
Mama! ruft sie, so laut sie kann,
Ma! schallt's im Zimmer wieder.

«Ey, hält nicht Abgang und Ersatz
Auf Erden gleiche Schritte?
Die Mutter macht der Tochter Platz;
War das nicht immer Sitte?»
So schreyt vielleicht ein Philosoph
Aus weinerhitzter Kehle.
Allein gewebt aus feinerm Stoff
War meiner Heldin Seele.

Und dieſsmal floſs ihr tiefes Leid
Aus zwey verschied'nen Quellen.
Halb galt es frommer Dankbarkeit,
Und halb den Maskenbällen.
O, werdet auch im Carnaval
Zum Freudenhaſs verpflichtet,
Dann setzet euch in ihren Fall,
Ihr Schönen, dann erst richtet!

Elise, die gern Thränen stillt,
Verirrte gerne leitet,
Und über kleine Schwächen mild
Der Liebe Mantel breitet;
Elise steht der Freundin bey
In dieser schwarzen Stunde,
Und gieſst, gleich einer guten Fey,
Ihr Balsam in die Wunde.

Weil aber alles fruchtlos ist,
Trost, Bitten, Wangenstreicheln,
Ersinnt sie plötzlich eine List,
Um ihrem Schmerz zu schmeicheln.
Ein alt Receptchen fiel ihr ein:
(Es hilft, ihr könnt's versuchen.)
Den Kindern, wenn sie trostlos schrey'n,
Gib Puppen oder Kuchen!

»Kind, spricht sie, eine Stunde nur
Laſs ab vom lauten Jammer!
Pariser Rock und Garnitur
Sind schon in deiner Kammer.
Wirf dich in Trauer! komm' bald nach!« —
Sie geht, und Henriette
Fand, was die Freundin ihr versprach,
Auf ihrer Toilette.

Sie drückt sie schluchzend an die Brust,
Die theuren Klaggewänder,
Und löset schon, sich unbewuſst,
Des Nachtkleids Rosabänder.
Husch! steht sie, wie Cornelia
Mit des Pompejus Urne,
So schwarz und majestätisch da,
Als trügen sie Cothurne.

Ihr glaubt nicht, wie durch diese Tracht
Farb' und Contour gewannen!
Ihr Busen glänzt, wie Schnee bey Nacht,
Die Taill' ist zum umspannen.
So reizt im Probeschleyer nicht
Die jüngste Klosterschöne,
Und ein zerknirschteres Gesicht
Macht keine Magdalene.

Indessen war von Club zu Club
Die Trauerpost geflogen.
Schon kommt, nach liebem Brauch, ein Trupp
Visiten angezogen.
Man sieht sie, staunt, und prallt zurück,
Fängt an zu peroriren,
Und wünscht ihr zu der Trauer Glück,
Anstatt zu condoliren.

Ach, aber in der Dinge Lauf
Wird mancher Spaſs verdorben.
Ihr Bruder schreibt den Tag darauf:
„Mama ist nicht gestorben.“
Alsbald erlischt der Wange Roth,
Des blauen Auges Schimmer;
Sie rafft sich auf, und stürzt halbtodt
In ihrer Freundin Zimmer.

„Elise, theile meinen Schmerz —
Die Freude, wollt' ich sagen! —
Ach, dein Geschenk — mir bricht das Herz —
Ich darf's hinfort nicht tragen.
Ich kann nicht länger ohne Grund
Der Mutter Thränen zollen,
Und morgen geh' ich wieder bunt,
Weil es die Götter wollen.

Denn ach, gestorben ist sie nicht,
Ist wieder auſser Bette —
Und dein Geschenk“ — Elise spricht:
„Sey ruhig, Henriette!
Du hängst es hin. Ein schwarzes Kleid
Siegt über Zeit und Mode.
Man spart es auf ein and'res Leid,
Gleich einer Trauerode.

Doch hat ein alter Mann dereinst
Dir Tonnen Gold's verlassen;
Und weiſst du dich, so sehr du weinst,
In den Verlust zu fassen;
Fühlst du im Wittwenflore schon
Den Hang zu süſsern Banden;
Dann melde ja kein Postillon:
Der Mann ist auſerstanden!»

Grablied.

Töne ſanfter, Leyer, töne,
Wie der West in Veilchen rauscht;
Fern vom Schwarm der Jugendsöhne,
Von der Neugier unbelauscht,
Von dem Flor der Nacht umschattet,
Von den Sternen nur geseh'n,
Sey mir jetzt ein Lied verstattet,
Ach! ein Lied von Lalagen!

Lalage, von lichten Scenen
Blicke mitleidsvoll auf mich!
Laſs mich, unter tausend Thränen,
Dir gesteh'n: ich liebte dich!
Meinem Schmerz würd' ich erliegen,
Schaſſt' ich nicht dem Herzen Luſt.
Lebend hab' ich's dir verschwiegen;
Jetzt vernehm' es deine Gruſt.

Lieblich warst du, wie die Röthe,
Die Aurorens Tritt umflieſst!
Lieblich, wie des Hirten Flöte,
Der den neuen Tag begrüſst.
Doch du starbst! — ein Wetter ziehet
Drohend am Olymp empor;
Die erschrock'ne Göttin fliehet,
Bebend schweigt des Hirten Rohr.

Wehe dem, der dich erblickte,
Und der Liebe widerstand,
Den dein Lächeln nicht entzückte,
Der dein Auge nicht empfand!
Ach! er stammet aus Gebirgen,
Wo der Winter ewig ruht;
Seinen Vater zu erwürgen,
Hätte der Verstockte Muth!

Nektarlippen, Rosenwangen,
Jugendliche Tändeley'n,
Kühner Jünglinge Verlangen,
Blöder Herzen stille Pein,
Reiz und Unschuld, selt'ne Gaben;
Witz und Freundschaft, Grazie,
Alles lieget hier begraben;
Denn hier lieget Lalage!

Die ihr eure Gatten klaget,
Tauben, seufzet hier und girrt,
Wo euch keine Furcht verjaget,
Wenn der Schatten brauner wird!
Kleine süſse Philomele,
Jene Linde sey dein Haus:
Hauche dort die trübe Seele
Langsam in Gesängen aus!

Murmle dumpfer, nahe Quelle,
Stimm' in meinen Trauerton!
Welt, an dieser theuern Stelle,
Sprech' ich deinen Freuden Hohn;
Selbst Natur lockt mich vergebens,
Meine Seel' entsagt auch ihr,
Mit der Fackel deines Lebens,
Lalage, erlosch sie mir.

Töne sanfter, Leyer, töne,
Sing' es der verwaisten Flur:
Hier ruht Lalage, die Schöne!
Sie, dein Meisterstück, Natur!
Früh ermüdet von dem Kummer
Dieser Wallfahrt, schlief sie ein;
Süſs erquickend müss' ihr Schlummer,
Heiter ihr Erwachen seyn!

Weh und Wohl.

Weh dem Menschen, dessen Herz
Nichts zur Freud' entzündet;
Der sich, zwischen Gram und Schmerz,
Matt durch's Leben windet;
Der, des Unbestandes Spiel,
Nirgends seiner Wünsche Ziel,
Nirgends Ruhe findet;
Den sein eig'ner Schatten schreckt,
Und ein Hauch zu Boden streckt!

Wohl dem Menschen, dem das Blut
In den Adern hüpfet;
Der mit immerfrohem Muth
Durch das Leben schlüpfet;
Der, bescheiden im Genuſs,
Der, gelassen im Verdruſs,
Freud' an Kummer knüpfet;
Und, bey wilder Stürme Wuth,
An der Hoffnung Busen ruht!

Warnung vor Hymen.

Wenn die Hochzeitfackel lodert,
Sehet, welcher Gott sie hält!
Hymen kömmt, wenn man ihn fodert,
Amor, wenn es ihm gefällt.

Zu dem zweifelhaften Bunde,
Der des Lebens Freyheit raubt,
Schlägt die feyerliche Stunde
Immer eher, als man glaubt.

Wünsche, Triebe, Phantasien,
Alles ist euch itzt noch frey;
Lieben könnt ihr, ihr könnt fliehen,
Ohne Vorwurf, ohne Reu'!

Tauschet diese Frühlingstage
Um die Lockung Hymens nicht!
Trug ist seine sanfte Klage,
Träume sind's, was er verspricht.

Seht ihn, wie er falsch den Rücken
Dem getäuschten Sclaven beut!
Flieht vor seinen gold'nen Stricken,
Flieht, mit weiser Fröhlichkeit!

Aber wenn ein süſses Feuer,
Das nicht Ueberlegung stillt,
Täglich, mächtiger und neuer,
Euren jungen Busen füllt;

Wenn Vernunft, mit Reiz verbunden,
Euch zum Schwur der Treue zwingt,
Und, mit Rosen rund umwunden,
Amor selbst die Fackel bringt;

Stehet dann, geführt von Scherzen,
Hymen lächelnd vor euch da,
Ach! so ruft, aus vollem Herzen,
Lieber heut', als morgen, Ja!

Der Dorfkirchhof.

Elegie.

Nach dem Englischen.

Die Abendglocke ruft den müden Tag zu Grabe,
Mattblöckend kehrt das Vieh in langsam schwerem Trabe
Heim von der Au, es sucht der Landmann seine Thür,
Und überläſst die Welt der Dunkelheit und mir.
Der Landschaft zitternd Bild sinkt in der Dämmrung Hülle,
Und durch die ganze Luft herrscht feyerliche Stille;
Nur daſs ein Käfer hier mit trägem Fluge schwirrt,
Und schläfrig um mein Ohr ein fernes Läuten irrt,

Und daſs aus jenem Thurm, den Epheu dicht umschlinget,
In dessen alte Kluft kein Strahl des Tages dringet,
Die Eule schauervoll dem blassen Monde klagt,
Ein Wand'rer habe sie zu stören sich gewagt.
Hier, wo die Ulme trau'rt, der Eibe Schatten schrecket,
Wo mürbe Hügel Staubs ein dürrer Rasen decket,
Schläft, in ein enges Grab versenkt auf immerdar,
Von diesem armen Dorf der Väter rohe Schar.
Sie ruft der Morgen nun, der düftend niederwallet,
Der Schwalbe zwitschernd Lied, das aus dem Strohdach schallet,
Des Hahns Trompetenton, des Hornes Wiederklang
Nicht mehr vom schlechten Bett zu Arbeit und Gesang.
Nicht mehr wird nun für sie des Herdes Flamme lodern,
Kein Weib am Abend sie mit Sehnsucht wieder fodern,
Sich den Geschäften ganz für ihre Pflege weih'n,
Und keine Kinder mehr nach ihrem Vater schrey'n,
Still lauschen, wenn er kömmt, sich ihm entgegendrängen,
Und, sich um seinen Kuſs beneidend, an ihn hängen.

Oft tönete die Flur von ihrer Sichel Klang;
Es war ihr Pflug, der oft die harten Schollen zwang;
Wie froh zog ihr Gespann vor ihnen auf die Felder!
Wie beugten sich, erlegt durch ihren Streich, die Wälder!

Der Ehrgeiz spotte nicht der Arbeit ihrer Hand,
Verlache nicht ihr Glück, und ihren niedern Stand;
Der Groſse höre nicht, Hohnlächeln im Gesichte,
Des Armen kurze, doch belehrende Geschichte!
Nicht zu vermeiden droht ein letzter Augenblick
Dem Dünkel der Geburt, der Herrschaft stolzem Glück,
Der Schönheit Zaubermacht, des Goldes Eigenthume;
Zum Grabe leiten nur die Wege zu dem Ruhme.
Verzeihe denn, o Stolz, daſs glänzende Trophä'n
Zu ihrer Ehre nicht um diese Gräber steh'n,
Und daſs im Tempel nicht, durch tiefgewölbte Hallen,
Der Chöre Harmonien von ihren Thaten schallen.
Ergötzt ein Marmorbild den nachtumwölkten Blick?

Vorwort.

Hans Sachs, ein Zeitgenoſs und Landsmann von Wilibald Pirkheimer und Albrecht Dürer, wurde am 5. Nov. 1494 zu Nürnberg, wo sein Vater ein Schneider war, geboren. Nachdem er die lateinische Schule bis zum fünfzehnten Jahre besucht hatte, widmete er sich dem Schuhmacherhandwerk, und trat im siebzehnten die Wanderschaft an. Er ging über Regensburg, Passau und Salzburg nach Tyrol, wurde zu Inspruk Kaiser Maxmilians I. Weidmann, und begab sich dann nach München, Würzburg, Frankfurt, Koblenz, Köln und

Lockt den entfloh'nen Geist ein Trauermahl zurück?
Kann in die öde Gruft des Ruhmes Nachhall dringen?
Läſst sich des Todes Ohr durch Schmeicheleyen zwingen?

Wie manche deckt vielleicht hier die Verwesung tief,
In deren schwang'rer Brust ein Götterfunke schlief!
Provinzen hätten sie mit wachem Blick beschirmet,
In hohes Saitenspiel Begeisterung gestürmet,
Hätt' ihnen Wissenschaft ihr groſses Buch entrollt,
In welches jede Zeit den Schatz der Völker zollt.
Hätt' Elend nicht ihr Haupt in tiefen Staub gedrücket,
Ihr Feuer ausgelöscht, und ihr Genie ersticket.
Wie manche Ros' im Thal erröthet ungeseh'n,
Haucht ihren Duft umsonst, und war vergebens schön!
Wie manchen edlen Stein hält, vor der Menschen Sorgen,
Der unerforschte Grund des Oceans verborgen!
So ruhet mancher hier, der einst mit kühner Hand,

Ein Franklin seines Dorſs, dem Frevel widerstand,
Und mancher Milton stumm, vermischt mit andern Todten,
Und mancher Cromwell, rein vom Blut der Patrioten.
Sie konnten nicht, voll Muth, Gefahr und Tod verschmäh'n,
Nicht, ſolgsam ihrem Wink, Senate zittern seh'n,
Mit Ueberflusse nicht ein selig Land beglücken,
Nicht lesen ihren Werth in eines Volkes Blicken.
Doch schränkte nicht ihr Loos nur ihre Tugend ein,
Die Laster wurden auch in ihrer Hütte klein.
Sie durften nicht mit Blut die Thronenwege gieſsen,
Die Thore des Gefühls dem Elend nicht verschlieſsen,
Nicht Menschen scheu'n, wenn laut im Busen Wahrheit spricht,
Den Zeugen edler Scham nicht tilgen vom Gesicht;
Noch, in der Wollust Schooſs, des Weihrauchs sich erfreuen,
Den, zu der Musen Schmach, erkaufte Schmeichler streuen.

Von der unedlen Bahn des Städtervolks entfernt,
Hat ihr bescheid'ner Wunsch Ausschweifung nie gelernt;
Kühl war ihr Lebensthal und dem Geräusch entlegen;
Zufrieden wallten sie auf ihren stillen Wegen.

Doch ruft ein Denkmal noch, das die Gebeine schützt,
Zerbrechlich aufgebaut, barbarisch ausgeschnitzt,
Geziert, nach altem Brauch, mit ungefeilten Reimen,
Den frommen Wanderer, mit Thränen hier zu säumen.
Die Muse hat sich Lob und Elegie erspart,
Nur ihre Namen, nur ihr Alter aufbewahrt,
Und den noch leeren Raum mit manchem Spruch geehret,
Der dieses arme Volk die Kunst zu sterben lehret.
Denn welcher Sterbliche wirft sehnend nicht den Blick
In eine schöne Flur, die er verlieſs, zurück?
Wer hat gedankenlos, von Sicherheit berauschet,
Dieſs ängstlich süſse Seyn mit jener Nacht vertauschet?

Ein Auge, das sich schlieſst, ein halbgebroch'nes Herz,
Heischt eine Thräne doch, und eines Freundes Schmerz;
Es rufet noch Natur aus uns'rer Gruft; es lodert
Ihr Feuer unverlöscht, wenn uns're Asche modert.

Du, der die Todten hier, die keine Zunge preist,
Aus der Vergessenheit durch deine Leyer reiſst,
Vielleicht sucht traurend einst ein dir verwandtes Wesen
Noch deinen Hügel auf und fragt: wer du gewesen?
Dann spricht ein grauer Hirt: „Wann dämmernd auf den Höh'n
Der Morgen zitterte, hab' ich ihn oft geseh'n;
Durch das bethaute Gras rauscht' er mit schnellen Füſsen
Zu jenem Hügel hin, die Sonne zu begrüſsen.
Dort, an der Buche Fuſs, die schon vor Alter nickt,
Die Wurzeln aufwärts dreht, und ihre Zweige bückt,
Streckt' er am Mittag sich, verdrossen, unbelauschet;
Starr sah' er in den Bach, der dort vorüberrauschet;

Bald schlich er in den Hain, und höhnisch lächelt' er;
Bald murmelt' er vor sich verworr'ne Träume her;
Bald hing er bleich sein Haupt, wie ein Verlaſsner trübe,
Genagt von inner'm Gram und hoffnungsloser Liebe.
An einem Morgenroth eilt' ich zum Hügel hin,
Wo ich ihn immer fand, und — da vermiſst' ich ihn.
Ich eilte nach der Au, zu seinem Lieblingsbaume,
Allein ich fand ihn nicht, wie sonst, in süſsem Traume.
Ein zweyter Morgen kam, weit schaut' ich um mich her,
Doch ich erblickt' ihn nicht am Bach', im Hain nicht mehr.
Tags drauf, ach! sah'n wir ihn, bey Liedern und bey Klagen,
In feyerlichem Zug, nach unserm Kirchhof tragen.
Siehst du den Dornstrauch dort? Komm! (lesen kannst du ja!)
Lies! Hier an diesem Stein steht seine Grabſchrift! Da!»

* * *

Ein Jüngling ruhet hier in uns'rer Mutter Schooſs,
Dem Glücke nicht bekannt, durch keinen Nachruhm groſs.
Sein niedrig Wiegenbett verschmähten nicht die Musen,
Und Schwermuth weihte sich zur Wohnung seinen Busen.
Voll Güte war sein Herz, und der Verstellung feind;
Voll Güte krönete der Himmel sein Begehren.
Er schenkte Leidenden sein ganz Vermögen — Zähren;
Gewährt ward ihm dafür sein ganzer Wunsch — ein Freund.
Wag' in das Heiligthum nicht tiefer einzuschauen,
Das seine Tugenden und seine Fehler miſst!
Ach! beyde liegen sie, mit zitterndem Vertrauen,
In dessen Brust versenkt, der Gott und Vater ist.

Der bestrafte Amor.

Zevs rüste mich mit deinen Wettern,
Rief Lydia, von Zorn entbrannt,
Um jenen Tempel zu zerschmettern,
Wo ich zuerst den Amor fand!

Warum hab' ich Alcidens Waffen,
Und seines Armes Stärke nicht,
Der Erde Rache zu verschaffen
An diesem stolzen Bösewicht?

O, wär' ich an den Zaubereyen
Des Orcus, wie Medea, reich,
Ihm wollt' ich einen Becher weihen,
Dem Zauberkelch der Liebe gleich!

Der du mir zu entfliehen ſucheſt,
Verruchter Frevler, hätt' ich dich! — —
«Hier iſt er, Nymphe, dem du fluchest!»
Sprach Amor ſchnell, und zeigte ſich.

«Auf, Kühne! Wag' es dich zu rächen!» —
Sie hört erſchrocken ſeinen Spott,
Und eilet, Roſen abzubrechen,
Zur Ruthe für den kleinen Gott.

Und läſst den Frevler ungebunden,
Durch Mitleid oder Furcht bewegt;
Und zittert noch, ihn zu verwunden,
Da ſie mit leiſer Hand ihn ſchlägt.

Sibylle,

oder die strenge Mutter.

Romanze.

Tyrannisiret nicht, ihr Mütter,
Der Töchter Herz!
Umsonst schreyt ihr: «die Lieb' ist bitter
Und kostet Schmerz!»
Und warnet, wie vor Krokodillen,
Vor Männern sie;
Es geht euch allen, wie Sibyllen;
Man glaubt euch nie.

Sibylle war so eine Mutter
Nach altem Brauch;
Dem Teufel trotzte sie, wie Luther,
Und konnt' es auch.

Erblickt' er ihr Skelet, von Geize
Und Neid zernagt,
Er kröche traun! vor ihr, zu Kreuze,
Wie Kind und Magd.

Ihr einzig Kind hieſs Kunigunde,
Alt sechzehn Jahr!
Der Rose gleich von Wang' und Munde,
Goldgelb von Haar.
Ein Haufen junger Herr'n bemühte
Sich um sie her.
Es war im Tempel, wo sie kniete,
Kein Plätzchen leer.

O, statt der Blumen, bringt ihr Pflaumen
Und Butterweck'!
Ihr Herzchen sitzt auf ihrem Gaumen,
Macht den zum Zweck.
Nein! keine süſse Versscarteke,
Confect und Obst,
Bringt ihr aus seiner Apotheke
Provisor Robst.

Ihr spottet sein, dünkt euch gescheiter?
G'nug, so macht er's;
Und längst kam seine Prosa weiter,
Als euer Vers.

Aachen. Auf dieser Wanderschaft faſste er alle Gegenstände rein auf, und legte sich besonders auf die Meistersängerkunst, *) worin er schon zu

---

*) Vgl. I. C. Wagenseils Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst, Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrsätzen, Altorf 1697, und I. H. Häſsleins Abhandlung von den Meistersängern, Bragur, Bd. 3. Diese Meistersänger, in späterer Bedeutung des Worts, bildeten eine förmliche Dichterzunft, die zu Mainz, Nürnberg und Straſsburg ihre vornehmsten Versammlungsplätze hatte und mit besondern Privilegien und einem eignen Wappen versehen war. Handwerker jeder Art konnten in dieser Zunft, die mehrere Jahrhunderte fortdauerte, Aufnahme finden. Die Poesie wurde hier ganz mechanisch getrieben, indem sich alle in der sogenannten Tabulatur enthaltene Regeln nur auf den Reim und die Sylben-

Oft führt, bey Nächten ohne Sterne,
Er sie vor's Thor.
Doch trabt, mit einer Blendlaterne,
Stets Amor vor.

Die Mutter, schlau in Liebeshändeln,
Roch bald den Brand:
Das Mädchen wollte nichts, als tändeln,
Ging so galant!
Im Näh'n zerriſs der Zwirn; den Rocken
Verwirrte sie;
Den Suppen fehlten oft die Brocken,
Und Salz der Brüh.

«Kind,» sprach sie einst, «ich bin kein Drache
«Wie's Mütter gibt.
«Doch Beichten bessert deine Sache —
«Du bist verliebt!
«Ich kann das Lachen kaum verbeiſsen,
«Wenn du ihn lobst.
«Er heiſst?» — «Nun ja! — wie soll er heiſsen?» —
«Provisor Robst.»

Wie, wenn im höchsten Silbertriller
Die Mara schwirrt,
Der Opernsaal verstummt, und stiller
Als Gräber wird,

Und neidisch alle Musen lauschen —
Urplötzlich wild,
Der Hörner Lärm, der Bässe Rauschen
Die Halle füllt;

So wechselt ihren Ton Sibylle,
Von Wuth empört,
Daſs Gundel, bleich, und mäuschenstille,
Vor Angst nichts hört.
Sie schilt, und tobt, und flucht, und schwöret,
Und übergibt
Dem Teufel sie, dem sie gehöret,
Ach! weil sie liebt.

Die nächste Nacht, zur Geisterstunde,
Erschallt im Haus
Ein dumpfes Brüllen: „Kunigunde!
Komm! komm heraus!“
Es naht sich rasselnd — Eulen schwirren —
Und Katzen schrey'n —
Die Thüre knarrt — die Riegel klirren —
Es kömmt herein.

Die Weiber badeten vor Jammer
Im Schweiſse sich,
Als es, lautschnaubend, in der Kammer
An Wänden schlich.

Jetzt naht es sich der Mutter Lager;
Sie merkt's, und spricht:
«Herr Teufel, ich bin alt und mager,
Ich bin es nicht!»

Das Mädchen, zitternd, wie die Taube,
Liegt tief im Nest;
Der Teufel, hungrig nach dem Raube,
Ergreiſt sie fest;
Und hält — ihr glaubt, im Schwefelrachen? —
Im Arme sie,
Und weiſs es so geschickt zu machen,
Daſs sie nicht schrie.

Halb todt vor Schrecken, reckt Sibylle,
Zuerst das Ohr,
Dann, tief aus ihres Bettes Hülle,
Die Nas' hervor,
Und kreuzigt sich, und murmelt Sprüche;
Leer war der Ort,
Leer Kammer, Stube, Stall und Küche —
Das Mädchen fort!

Die ganze Stadt füllt das Gerüchte
Am Morgen gleich:
«O, denkt an eurer Sünden Früchte!
«Bekehret euch!

„Bey Frau Sibyllen war der Teufel."
Und jeder glaubt:
Die alte Hexe, sonder Zweifel:
Sey selbst geraubt.

Bald aber schmolzen fast in Thränen
Die jungen Herr'n;
Selbst Alte weinten; nur die Schönen
Vernahmen's gern:
„Man las es gleich in ihren Augen,
„Sie war kein Lamm.
„Der Apfel fällt (was kann sie taugen?)
„Nicht weit vom Stamm." —

Wie Blutschuld, reuet Frau Sibyllen
Ihr böser Schwur:
Ach, thut der Teufel uns den Willen
Zur Strafe nur?
Das Kind, für das ich bat und bebte,
Nimmt er zum Raub;
Doch da mein Mann, der Schuft, noch lebte —
Da war er taub!

Sie bringt, in andachtvoller Trauer,
Die Tage zu;
Zur Nachtzeit lassen Fieberschauer
Ihr keine Ruh;

Für alles, was sie sonst beseelte,
Ist sie nun kalt;
Nur daſs sie gern noch Batzen zählte
Und Mägde schalt.

Einst kömmt ein Herr im rothen Kleide,
Und bückt sich tief:
«Madam, ich meld' euch groſse Freude —
«Hier ist ein Brief!
«Ich soll euch zu Gevatter bitten,
«O, kommt geschwind!
«Zu lang hat euer Herz gelitten
«Um euer Kind!» —

«Wie? Was?» «Erspart euch Frag' und Zweifel!
«Ein Wort, Madam!
«Ich — zittert nicht! — ich bin der Teufel,
«Der sie euch nahm.
«Das Knäbchen, das sie mir geboren,
«Hat sicherlich
«Nicht Pferdefuſs, noch Hasenohren,
«Ist glatt, wie ich.»

Das Enkelchen, die List, die Freude,
Dieſs alles bricht
Sibyllens Herz, nach solchem Leide;
Sie lacht, und spricht:

«Er kam zuerst zu meinem Bette,
«Besinnt er sich?
«Wenn ich nun nicht geschrieen hätte,
«Ich Närrin, ich?» —

Die Schönen hörten die Geschichte
Erstaunt, und sah'n,
Mit bitt'rem Hohn im Angesichte,
Die Heldin an;
Doch manche klagte unverhohlen
Ihr Herzeleid:
«Ach, käm' auch Einer mich zu hohlen!
«Bald wär' es Zeit!»

Elegie,

bey einer Wiege.

Schlaf immerhin die erste Zeit des Lebens!
Dir gab die gütige Natur
Den süſsen Hang zur Ruhe nicht vergebens;
D'rum schlafe, Knabe, schlafe nur!

Noch athmest du, frey von der Erde Sorgen,
Und fühllos gegen ihre Pracht;
Willkommen, gleich dem frischbekränzten Morgen,
Ist dir die sternenlose Nacht.

Auf deinen Lippen schwebt der Unschuld Lächeln,
Sie wachet über deiner Ruh,
Und ihre Genien, dir ähnlich, fächeln
Mit Rosen dir Erfrischung zu.

Ach, allzubald entreiſst sich, pflichtvergessen,
Der Jüngling ihrer frommen Hut;
Und wählt, der Leidenschaften Bahn zu messen,
Zu seinem Führer — Uebermuth.

Schon schmücket sich die Lieb', ihn zu empfangen,
Reicht taumelnd ihm den Kelch der Lust;
Er leeret ihn mit glühendem Verlangen,
Und trinkt den Tod, sich unbewuſst.

Nun foltern ihn Verzweiflung, Reue, Sorgen,
Todt ist er für der Schöpfung Pracht;
Nun trauert ihm der frischbekränzte Morgen,
Schreckt ihn die sternenlose Nacht.

Schlaf' immerhin, weil mit geheimen Bissen
Kein Gram den stillen Busen nagt,
Weil noch das unversöhnliche Gewissen
Vor keinem Richter dich verklagt!

Ich schlief wie du. Jetzt meidet mich der Schlummer;
Bang irrt im Lebenslabyrinth
Mein Fuſs umher; tief seufzt aus mir der Kummer;
O Himmel, wär' ich noch ein Kind!

Die Sängerin.

Halt, o Sängerin, halt ein!
Deiner Töne süſses Beben
Dringt durch Mark und Bein,
Dringet mir an's Leben;
Jede Sait' ist überstimmt;
Wollust strömt aus allen Sinnen;
Meine Seele schwimmt
Auf dem Strom von hinnen.

Halt! Ich sterb'. Es ist genug!
Oder stirb mit mir im Singen,
Daſs, in einem Flug,
Himmelan wir dringen;
Denn nur dieses wissen wir
Von der Himmelsbürger Trieben,
Daſs sie dort, wie hier,
Singen und sich lieben!

Der May.

Liebend wärmt mit Mutterschwingen
Jede Nachtigall ihr Ey;
Männchen füttern sie und singen
Von der Segenskraft im May.

Den Hirtinnen, die schon wissen,
Wie so süſs Gott Hymen sey,
Singen Hirten, unter Küssen,
Von der Segenskraft im May.

Alles liebt. Nur Leonoren
Flieht der Liebe Glück im May;
Um das Pfand, das sie verloren,
Seuſzt die mütterliche Treu.

Gatte, tröste Leonoren,
Schenk' ihr einen Sohn im May!
Cypris ward im May geboren,
Und gebar den Sohn im May.

Nürnberg von dem Leineweber und Meistersänger Leonhard Nunnenbek unterrichtet worden war. Im zwey und zwanzigsten Jahre seines Alters kehrte er in seine Vaterstadt zurück, lieſs sich als Meister seines Handwerks

---

zahl eines Verses beschränkten. Ein jeder Meistergesang (Bar) hatte sein eignes Gemäſs. Einer, der die ganze Tabulatur vollkommen inne hatte, hieſs ein Schulfreund; derjenige, der sie noch nicht recht verstand, ein Schüler; der, welcher einige Töne versingen konnte, ein Singer; Dichter hingegen der, welcher nach andern Tönen Lieder machte; derjenige endlich, welcher selbst einen Ton erfand, ein Meister. Die Vorsteher der Zunft hieſsen Merker; diese kündigten der Gesellschaft an, wenn eine Singschule gehalten werden sollte, und geben dann auf den Ton des Gesanges Acht.

Der reisende Virtuose.

Die Virtuosenschaft steht eben nicht im Rufe
Der feinsten Lebensart. Auf ihrer höchsten Stufe,
Wie auf der niedrigsten, herrscht, sagt man,
Bettelstolz,
Und Unzufriedenheit im Ueberfluſs der Gaben
Fortunens, und ein Starrsinn, wie man ihn bey
Knaben
Nur durch die Ruthe bricht. Jedoch ich will
nicht Holz
Zum Feuer zugeschüret haben.
Zu nah' ist Poësie mit der Musik verwandt,
Zu heilig mir das alte Freundschaftsband,
Das einst, in beyder Künste gold'nem Alter,
Die Troubadours und die Jongleurs verband.
Unwürd'ge Glieder trifft der Vorwurf, nicht den
Stand.
Die Mutter des Genies ist — Schwärmerey. Ein
kalter,

Muthloser Alltagsmensch taugt nur zum Handwerksfleiſs.
Der Meister jeder Kunst fühlt tief, begehret heiſs,
Fragt nichts nach Lauf der Welt, sieht nur auf sich, und weiſs,
Daſs, wenn bey'm Schatten selbst des Jochs er sich nicht bäumte,
Pedanterey und Neid ihn bald zum Lastthier zäumte.

Genug für den Prolog! Er reimt mit meinem Plan,
Wie Text und Predigt. Hört! Das Drama selbst hebt an.

Ein Virtuos aus jenem Lande,
Wo, nächst der Weihe, keine Bahn
So leicht zum Reichthum führet, als — o Schande! —
Ein Messerschnitt, erwies dem deutschen Vaterlande
Die Ehr' und setzt' es einst in Contribution.
Die Wochenblättler (Ehrenmänner,
Und aller Künste tiefe Kenner,
Und Schöpfer mancher Reputation!)
Verglichen seinen Silberton

Der ersten Sängerin in Vater Zevs Orchester.
Zwar kenn' ich jene Primadonna nicht,
Doch wett'ich gleich mein glücklichstes Gedicht:
So göttlich, als der Musen zehnte Schwester,
Als uns're Mara, sang er nicht.
Er kam an einen Hof (ein Höfchen wollt' ich sagen,
Das meine Chronika nicht nennt.)
Und, ob die Auſsenwerk' ihm gleich nicht sehr behagen,
So nöthigt ihn doch ein zerbroch'ner Wagen,
Der Appetit, sein Element,
Und ach! ein Ding, noch leerer, als sein Magen,
Sein Beutel, sich bey'm Marschall anzusagen;
Bey'm Marschall, der auch Kanzler, Präsident,
Und General, und Haupt der Jägereyen,
Der Kirchen, hohen Schulen, Stuttereyen,
Und Secretär des Luftballordens war;
Ein Orden, der so fein zum Staatssysteme paſste,
Daſs er so Hof als Stadt und gar
Die Nachbarschaften in sich faſste;
Mit Ausschluſs der Montur und Liverey
Stand (Hungers stürbe sonst die arme Kanzelley)
Der Eintritt jedermann für zehn Ducaten frey.
Seit lange war für Geiger und Castraten
Dieſs Ländchen das Schlaraffenland.
Kein Wunder, daſs, so vortheilhaft bekannt,

Ein gnädigstes Gehör auch *Bellavoce* fand.
Die Durchlaucht, die im Zirkel der Magnaten,
Umwölbt von einem Plüschsammt - Himmel, stand,
War so begeistert, daſs das Klatschen ihrer Hände
Den Baſs zum Schweigen zwang, und sie, noch vor dem Ende
Der schmelzenden Cadenz, ihm in die Arme lief,
Aus voller Kehle, die noch von Champagner rauchte:
Bravo! bravissimo! vortrefflich! himmlisch! rief,
Und in ein Meer von Lob ihn untertauchte.
„Bey'm Teufel! schloſs das Lied, und müſst' ich Sie mit Gold
Aufwiegen, groſser Mann, ich nehme Sie in Sold,
Was fodern Sie? Ihr ist die erste Stelle,
Mit Intendantenrang in meiner Leib - Capelle,
Empfangen Sie zum Pfand den Ring — und diese Uhr!"
Mein Sänger, dem nichts als die Schelle
Zum Narren fehlt, bläst zur Carricatur
Sich auf, und küſst den Rock, und pfeiffet: *Monseignour,*
Suis à vos ordres, für fünf tausend Gulden."

Betäubt, als säh' er schon, zur Geiſsel seiner Schulden,
Sich den Sequester nah'n, erwiedert in *C* dur
Der Fürst: « Wie? was? Ihm Gurgler? Ihm? fünftausend Gulden?
Mein Kanzler hat fünfhundert nur!»
«Mag seyn, spricht der Sopran mit unverschämtem Lachen,
Die Kanzler können Sie auch dutzendweise machen;
Doch ein Talent, wie meines, macht Natur.»

Die Freyheit.

Endlich, endlich leb' ich wieder,
Dank sey deinem Unbestand!
Endlich sah'n die Götter nieder
Auf die Qual, die ich empfand!
Abgeschüttelt ist, Selinde,
Meine Fessel, meine Binde,
Frey der Geist, das Auge frey,
Und mein Glück nicht Phantasey!

Leer von Lieb' ist jede Falte
Meines Herzens, kalt mein Blut;
Schwachheit lauscht im Hinterhalte
Nicht mehr, in Gestalt der Wuth;
Und bey deines Nahmens Klange
Klopft mein Busen nicht mehr bange;
Ich entfärbe jetzt mich nicht,
Seh' ich dir in's Angesicht.

Wann der Schlaf mein Auge decket,
Schwebt dein Schatten nicht um mich;
Wann des Morgens Strahl mich wecket,
Denk' ich nicht zuerst an dich.
Einsam auf den weiten Fluren,
Such' ich nicht mehr deine Spuren;
Du gewähr'st, bin ich bey dir,
Nicht Verdruſs, nicht Freude mir.

Ich kann wieder von dir sprechen,
Und kein Seufzer hebt die Brust;
Ich gedenk' an dein Verbrechen,
Keines Grolles mir bewuſst;
Fliehe nicht, wann ich dich sehe,
Gleich dem aufgescheuchten Rehe;
Höre, selbst von dir, mit Ruh'
Meinem Nebenbuhler zu.

Sieh verachtend auf mich Thoren,
Sprich mit mir, voll süſser Kunst;
An mir ist dein Stolz verloren,
Und verloren deine Gunst!
Sonst geschaffen zum Verführen,
Kann mich dieser Mund nicht rühren;
Mein verschloss'nes Herz verlacht
Dieses Blickes Zaubermacht.

Freuden, die mich nun beseelen,
Dank' ich nicht mehr deiner Huld;
Und an Sorgen, die mich quälen,
Ist Selinde nicht mehr Schuld.
Hain und Hügel, Bach und Weide
Geben, ohne dich, mir Freude,
Und ein trauriger Pallast
Bleibt mir auch mit dir verhaſst.

Daſs ich immer schön dich finde,
Sag' ich ohne Schmeicheley,
Doch nicht länger, daſs Selinde
Reizender, als alle, sey.
Bey so vielen sanften Zügen,
(Hör' es nicht mit Miſsvergnügen!)
Merk' ich kleine Fehler da,
Wo ich sonst nur Schönheit sah.

Schmerzen gingen mir an's Leben,
Mich ergriff des Todes Hand,
Als ich mir den Pfeil, mit Beben,
Aus dem wunden Herzen wand.
Doch den Qualen zu entrinnen,
Selbst sich wieder zu gewinnen,
Sich vom Joche zu befrey'n,
Werden alle Schmerzen klein.

So, von den verborg'nen Stangen,
Reiſst ein Vögelchen sich los,
Läſst am Leim die Federn hangen,
Flattert in der Freyheit Schooſs;
Sein verlorenes Gefieder
Kömmt in wenig Tagen wieder;
Schüchtern sieht es um sich her;
Faugen läſst es sich nicht mehr.

Glaubest du, die Liebe breche
Aus der Asche noch hervor,
Weil ich so von Freyheit spreche?
Reizet mein Triumph dein Ohr?
Mich beweget zum Erzählen
Ein geheimer Trieb der Seelen;
Von vergang'nen Leiden fern,
Schildert sie ein jeder gern.

Krieger schildern, nach dem Streite,
So das Schrecken der Gefahr,
Zeigen, statt der gold'nen Beute,
Lächelnd ihre Narben dar.
So, von langer Qual entbunden,
Zeigt ein Sclave froh die Wunden,
Die ihm einst sein Wüthrich schlug,
Und die Ketten, die er trug.

Ich erzähle nur dem Winde,
Weil das Reden mich erfreut;
Unbekümmert, ob Selinde
Ihren Unbestand bereut.
Ob sie mein Geschwätze höret,
Ob es ihren Frieden störet,
Ob sie lachend von mir spricht,
Ob sie seufzet, frag' ich nicht.

Ungetreu ist, die ich fliehe,
Du verlierst ein treues Herz.
Wer vergiſst mit leicht'rer Mühe
Von uns beyden seinen Schmerz?
Sanſt und redlich wie die meine,
Findest du der Seelen keine;
Eine Falsche, die dir gleicht,
Falsches Mädchen, ſind' ich leicht!

nieder, und starb am 25 Januar 1576 an einer Entkräftung.*)

---

*) Erst einige Jahre vor seinem Tode wurden seine Sinne abgestumpft. Einer seiner Schüler, Adam Puschmann, hat den Zustand des schwachen Alten in folgenden Strophen beschrieben:

Mitten im Garten stunde
Ein schönes Lusthäuslein,
Darin sich ein Saal funde
Von Marmor g'pflästert fein,
Mit schön lieblichen Schilden
Und Bilden,
Figuren frech und kühn.

Rings herum der Saal hatte
Fenster geschnitzet aus,
Durch die man all' Frucht thäte
Sehen im Garten d'raus.
In dem Saal stund ohnecket
Bedecket
Ein Tisch mit Seiden grün.

Der Troſt.

Epiſtel an einen Freund.

Freund, welcher Nordwind, ſchwarz vom Gifte;
Gieſst ſeines Aushauchs bange Düfte
Auf deines Lebens ſchönſte Zeit,
Und raubet dem verwelkten Herzen
Den Eifer und die Thätigkeit?
Tief wüthende, geheime Schmerzen
Zernagen langſam deine Kraft,
Dein ganzes Triebwerk iſt erſchlafft.
Du denkſt — zerriſſene Gedanken
Durchkreuzen ſich, von Troſte leer.
Du gehſt und deine Schritte wanken,

Und hinter dir hinkt Reue her.
Verlassen, scheu, dich selbst verzehrend,
Durch nichts zum Leben angefacht,
Am Morgenroth die Nacht begehrend,
Noch matt von der, die du durchwacht,
Gleichgültig, wenn ein Tag verloren,
Vor jedem neuen Tage bang!
Verzeihe meines Herzens Drang,
O du, vor allen mir erkoren!
Und lausche, mit geneigten Ohren,
Der Freundschaft tröstendem Gesang,
Dem Rath, den die Vernunft geboren!

Und du, die mit gelinder Hand
Mir tiefe Wunden oft verband,
O Göttin! — Wohlthun ist dein Nahme —
O Freundschaft, jeder Tugend Same!
Du, uns'res Wesens bester Theil,
Erhab'ne Leidenschaft des Weisen!
Dir fleh' ich, deine Macht zum Heil
Des besten Mannes zu beweisen!
O, lächle mir Erhörung zu,
Daſs wir dich Schöpferin der Ruh',
Und Schutzgöttin des Lebens preisen!
Ein Herz, das lang' im Stillen litt,
Mit Schwachheit und mit Irrthum stritt,
Gern weih'st du es zum Heiligthume,

Bewährest dich, zu schönerm Ruhme,
Gern unter Leidenschaften groſs.
In gifterfüllter Kräuter Schooſs
Blüht so die edle, kleine Blume.
Fort aus der Freundschaft Heiligthume,
Ihr Stolzen, deren kalte Brust
Nicht brüderliche Nachsicht nähret,
Die ihr aus Furcht nur Tugend ehret,
Und schuldlos bleibt, weil keine Lust
Das matte Blut in euch empöret!
Das Paar der ersten Freunde war
Gewiſs ein unglücksel'ges Paar;
Zwey Seelen, ihres Daseyns müde,
Durch gleiche Leiden sich verwandt,
Von gleicher Neigung lang' entbrannt;
Sie fanden sich, und fanden Friede,
Und schlangen schmelzend Arm in Arm,
Und trauten, von Empfindung warm,
Sich ihres Herzens tieſste Schwäche
Und mischten ihrer Thränen Bäche,
Und drückten sich, zum ew'gen Bund,
Der Treue Kuſs auf ihren Mund.
Folg' ihrem Beyspiel! Laſs uns weinen!
Laſs meine Wehmuth mit der deinen
In lauten Klagen sich vereinen!
Wie? hat des Schicksals Tyranney
Sogar die Thränen dir entrissen?
Weh' dir! Auch ihren Troſt zu missen!

Du grenzest an den Finsternissen
Unheilbarer Melancholey.

Auf! Sprenge dieses Schlummers Bande,
Der deinen Geist gefesselt hält.
Wer leidet, iſt noch auf der Welt.
Fühllosigkeit schwebt schon am Rande
Der Gruft. O, bricht, wie ein Vulkan,
Nach dumpfer Stille! los! Es schlage
Des Unmuths Flamme himmelan!
Es übertäube deine Klage
Den sturmempörten Ocean!
Verzweifle! Fluch', im bitt'ren Wahn,
Dem milden Vater deiner Tage —
Der ganzen Welt! Ja, schon' im Grimm
Selbst meiner nicht! Dein Ungestüm,
Er wird mich schmerzen — nicht erschrecken.
Doch dieser Zustand sträubt mein Haar.
Er ist der Gipfel der Gefahr,
Den schon des Todes Schatten decken;
Wo unser Geist, durch nichts erfrischt,
Verschmachtend — in sich selbst erlischt.
Den Steuermann, seit langen Jahren
Mit den unzähligen Gefahren
Der ungetreuen See vertraut,
Ihn, dem vor Stürmen nicht mehr graut,
Verläſst der Muth, wenn Todtenstille

Den Aether füllt, das Schiff erstarrt,
Und Kunst und Fleiſs und guter Wille
Unthätig auf Befreyung harrt,
Der West das schlaffe Segel kühlet,
Und matter Schaum das Ruder spühlet.
Erſahr'ner Eiſer, weiser Muth
Bestehen, ohne feiges Zittern,
Den Kampf mit Stürmen und Gewittern.
Sie sind die Bilder uns'rer Wuth.
Ihr Toben schweigt, es sinkt die Fluth,
Und, bey des jungen Morgens Helle,
Entdeckt des Bootsmanns wacher Blick
Das nahe Land, und preist sein Glück.
So rissen Fehler, Unglücksfälle
Ein edles Herz von Tugend los,
So wirſt selbst der Verzweiflung Welle
Es wieder oft in ihren Schooſs.

Glaubst du, der Menschheit Elend drücke
ur dich? (Oft ist's der Selbstsucht Wahn.)
sich mit unbefang'nem Blicke
ie Menschen, deine Brüder, an.
e kämpfen alle, leiden, klagen;
er Glücklichste hat seine Plagen,
er Freyste seine Sclaverey;
er Eine wirklich; And're zagen
r Schrecken ihrer Phantasey.

Es seh'n, es hören alle Zonen
Des Kummers Spur, der Schwermuth Ach!
Monarchen weinen hoch auf Thronen,
Der Landmann unter'm Hüttendach!
Oft flieſset die geheime Thräne
Bey eines Grabes dunkler Scene,
Von Menschenaugen ungeseh'n;
Oft wird sie grausam stark ersticket;
Die selbst, die kaum das Licht erblicket,
Beweinen, daſs sie es geseh'n.

Doch, Freund, in diese Saat von Kummer
Ist auch Vergnügen eingestreut;
Der Hoffnung Reiz, der süſse Schlummer,
Der Trost erhab'ner Zärtlichkeit,
Was lehrten sie uns nicht vergessen?
Nein, ganz an Freuden arm ist nie
Das Loos dem Staube zugemessen,
Der Himmel schenkte dir Genie;
Genie, sein seltenstes Geschenke,
Er hat dich nicht voll schwarzer Ränke,
Nicht zum Beherrscher einer Macht,
Nicht groſs, nicht reich, nicht arm gemacht.
O! dank' ihm durch ein frohes Leben.
Erkenn', erfülle deine Pflicht
Als Mensch, als Bürger, als Gemahl,
Als Vater! Jede krönet Segen.

Versuch' es! Ruh'n wird deine Qual,
Der Sturm in deiner Brust sich legen.
Umsonst sucht der Sophisten Chor
Der Tugend Samen auszurotten
Und bitter jeder Pflicht zu spotten.
Leih' ihrem Hohne nicht dein Ohr!
Gott selbst gab uns der Pflichten Bande.
Durch sie bereiten wir uns vor
Zu jenem väterlichen Lande.
Dem Frevler nur sind sie zur Last,
Thier, wünscht er sich des Thieres Rast.
Voll Dankes ehret sie der Weise.
Ihm sind sie auf der öden Reise
Aufmunterung, Erquickung, Speise,
Sein letzter Wunsch, wenn er erblaſst.

Wer ist so tief in Schmerz versunken,
Daſs auch nicht Eines Triebes Funken,
Im Innersten der leeren Brust,
Vielleicht ihm selbst noch unbewuſst,
Des Hauchs der Freundschaft wartend, glimmte?
Nicht eine Saite seiner Brust
Mit ihrem sanften Tone stimmte?
O, daſs ich der Beglückte sey,
Der durch die frömmste Zauberey
Dein krankes Herz unmerklich täusche,
Und endlich, fern von eitler Pracht

Und von ermüdendem Geräusche,
In einer Laube holden Nacht,
Wo schweigende Betrachtung wacht,
Dich mit der Freude wieder söhne!
Doch, daſs dein Geist von ihrem Blick
Und ihrer Wange Gluth zurück-
Geschreckt, sie nicht verhöhne —
Verschley're sich die junge Schöne!
Der Blinde, der die Finsterniſs,
Die ihn umwölkte, kaum zerriſs,
Wagt nicht an hellen Sommertagen
Sein schwaches, blinzendes Gesicht
Verwegen in das volle Licht.
Er übt die Blicke, die noch zagen,
Der Sonne Feuer zu ertragen,
An Oertern, wo ihr Strahl gedämpft
Mit braunen Schatten dämmernd kämpft.
Laſs dich sein kluges Zaudern lehren,
Laſs Sicherheit dich nicht bethören,
Freund, eile langsam zum Genuſs!
Vergleiche dich auf allen Schritten
Dem Triebwerk, dessen Bau gelitten,
Und das, will er's nicht ganz zerrütten,
Der Meister langsam bessern muſs!

Des Lebens Becher zu genieſsen,
In welchen Wohl und Wehe flieſsen,

Und dieſs durch jenes zu versüſsen,
Das ist des Weisen Wissenschaft,
Der sich auch Glück im Unglück schafft.

Lied.

Wie der Tag mir schleichet,
Ohne dich vollbracht!
Die Natur erblasset,
Rings um mich wird's Nacht.
Ohne dich hüllt alles
Sich in Schwermuth ein,
Und zur öden Wüste
Wird der grünste Hain.

Kommt der Abend endlich
Ohne dich heran,
Lauf' ich bang und suche
Dich bergab, bergan.
Hab' ich dich verloren,
Bleib' ich weinend steh'n,
Glaub', in Schmerz versunken,
Langsam zu vergeh'n.

Hans Sachs, unſtreitig das würdigste Mitglied der gedachten Zunft, vereinte wahres Dichtergenie mit einer sehr ausgebreiteten Bele-

---

Am selben ſaſs
Ein alt Mann, was
Grau und weiſs, wie ein' Taub' dermaſs,
Der hätt' ein'n groſsen Bart fürbaſs,
In ein'm schönen groſsen Buch las,
Mit Gold beschlagen schön.

Das lag auf ein'm Pult eben
Vor ihm auf dem Tisch sein,
Und an Banken darneben
Viel groſser Bücher ſein,
Die alle wohl beschlagen
Da lagen,
Die der alt' Herr ansach.

Wer zu dem alten Herren
Kam in den schönen Saal
Und ihn grüſset von ferren,
Den sah er an diesmal,
Sagt nichts, sondern thät neigen
Mit Schweigen,
Gegen ihn sein Haupt schwach.

Wie ich ahnend zitt're,
Wann dein Tritt mir schallt!
Wann ich dich erblicke,
Wie das Blut mir wallt!
Oeffnest du die Lippen,
Klopft mein ganzes Herz.
Deiner Hand Berühren
Reiſst mich himmelwärts.

Das unbefangene Mädchen.

Ich bin ein Mädchen, fein und jung,
Und bin Gottlob! noch frey:
Ich weiſs nichts von Romanenschwung,
Und hass' Empfindeley.

Leicht flieſst mein Blut. Ich liebe Scherz,
Ich liebe Sang und Tanz,
Mein Reichthum ist — ein frohes Herz,
Mein Schmuck — ein Blumenkranz.

Ich schlage nicht aus Evens Art,
Leichtgläubig, eitel, schwach;
Und Neugier, liebe Neugier, ward
Mein Erbtheil siebenfach.

Auch flieh' ich nicht der Männer Spur.
Mir sagte die Mama:
Wir armen Mädchen wären nur
Um ihrentwillen da.

D'rum schleicht in meinen schlichten Sinn
Kein blöder Stolz sich ein.
Wohl mir, daſs ich ein Mädchen bin!
Laſst And're Engel seyn!

Liebeserklärung

in vorgeschriebenen Endreimen*).

Dich lieb' ich zärtlicher, als Hannchen einst ihr - - *Christel*,
Ist kälter gleich, als Schnee, der Busen, der die - - - *Nistel*
Zusprengen droht, und taub dein Herz, wie eine - - - - *Distel.*

---

*) Der launige Einfall einer liebenswürdigen Fürstin, die Einbildungskraft des Verfassers durch die Auswahl der barrokesten Reime, und einiger im poetischen Wörterbuche kaum zu findenden Ausdrücke auf die Probe zu stellen, hat dieses Stück veranlaßt.

Dir sing ich früh und spät im Baſs und durch die - - *Fistel;*
Dir schrieb' ich, selbst im Traum, die kläglichste - - *Epistel*
Von Kummer welkt mein Herz, wie von der Zeit die - *Mispel.*
Zum Schatten wird der Leib, die Stimme zum - - *Gelispel.*
Wann ruht in meinem Kopf die nimmer müde - - - *Haspel?*
O, wann erlöst der Tod mich Züchtling von der - - *Raspel?*
Vollende, Lachesis, vollende deine - *Zaspel!*
(Hier flieht mich Sinn und Reim, denn der Befehl will *Bastel.*)
Ich Glücklicher, dient' ich beym Nachttisch dir zur - *Schachtel!*
Hing' ich im Bauer dort, statt der geliebten - - - *Wachtel!*
Ach, Einen Kuſs von dir (und ging auch eine - - - *Dachtel*
In Kauf) bezahlt' ich gern mit meines Lebens - - - *Achtel.*

Röschen und Lucas.

Romanze.

Kein Mädchen uns'res Dorfes kam
An Schönheit Röschen gleich;
Wie Lucas, war an Muth und Kraft
Kein and'rer Jüngling reich;
Und beyde waren fromm und gut,
Von Kindesbeinen an,
Und beyde sich, mit Zärtlichkeit,
Wie Engel, zugethan.

Der älterliche Segen krönt
Der treuen Herzen Wahl;
Und morgen soll die Hochzeit seyn;
Bereit ist Bett und Mahl;
Da trieb sie noch gewohnter Fleiſs
In's Feld; sie gruben Leim;
Und ach! sie kamen dieſsmal nicht
Von ihrer Arbeit heim.

Denn über ihrem Haupte bricht
  Das hohle Land, stürzt ein.
Begräbt sie; ängstlich hört man noch
  Sie unter'm Schutte schrey'n.
Zu spät! — Man zieht sie todt hervor,
  Auch noch im Tode schön;
Laut weinend kömmt das ganze Dorf,
  Das Unglückspaar zu seh'n.

Ein Sarg, ihr Brautbett nun, umschließt
  Der Liebenden Gebein;
Der Kirchthür' gegenüber blinkt
  Ihr gold'ner Leichenstein;
Bey'm Aus- und Eingang, seh' ich ihn,
  Und thränend fragt mein Blick:
Wodurch verdiente solch ein Paar
  Dieß traurige Geschick?

Das Leben.

Einst lebt' ein Mann, der so das Leben liebte,
Daſs brünstiger kein Nönnchen ihr Brevier,
Als er den Unzer las, und jede Regel übte,
Und Pillen, Pulver, Elixier
Gehorsam sich verschrieb, wenn ihn — ein Finger schmerzte;
Der nie das Haus verlieſs, wenn sich der Himmel schwärzte;
Der seine Schritte maſs, der seine Bissen wog,
Der seine Tropfen ängstlich zählte,
Und so gewissenhaft sich früh dem Schlaf entzog,
Als er vor Mitternacht zur Schläfrigkeit sich quälte;
Der Krankenluft nie in sich sog,
Weil er Gesunde nur zu seinen Freunden wählte,

Und Suppen mied, wie unser ein's die Pest;
Kurz, der nur für Erhaltung wachte,
Erhaltung selbst im Traume dachte
Und, was sich nur als Thiersbedürfniſs denken läſst,
Scharfsinnig in ein Uhrwerk brachte,
Das richtiger, als seine Stadtuhr, ging.
Doch, wie der gute Mann es machte,
Daſs nie ein Kettchen sich verhing,
Nie eine Feder sprang, kein Rädchen sich verdrehte,
Und daſs, von Lieb' und Haſs und Freud' und Schmerz
Unangetastet, auch sein Herz,
(Ob Boreas, ob Zephir wehte)
Im Gleichgewichte blieb? Dieſs Räthsel löst
Der Umstand euch, daſs er, aus Furcht vor einer Gräte,
Der Fische köstlichsten verschmähte.
Wer langsam geht, kömmt auch an's Ziel, und stöſst
Sich nicht an Stock und Stein, und meidet Sümpf' und Gräben.
Euch andern hat's ein Dämon eingeflöſst,
Ihr müſstet, als Genies, auf Wolken immer schweben.
Mein Mann war so gewohnt am Boden fest zu kleben,

Daſs er sich nie des Rosses falschem Trab
Vertraute, minder noch auf's Wasser sich begab;
Und wie Herr Blanchard sich auf Leinwandflügeln heben,
O, der Gedanke schon macht' ihn vor Schauder beben.
Er ging zu Fuſs, gestützt auf einen derben Stab,
Und seine Losung war: ich lobe mir das Leben.
Ihm starben Brüder, Freund' und Weib und Kinder ab;
Er pflanzt' auf ihrem Grabe Reben,
Gönnt' ihnen Ruh und — pries das Leben.
Er ward verfolgt, gedrückt; es blieb ihm keine Wahl,
Als seiner Güter Hälfte vor dem Tribunal
Mühselig zu verfechten, oder hinzugeben;
Er gab sie hin und — pries das Leben;
Die Flamm' ergriff sein Haus; er rettete — das Leben.
Die Trümmer seines Glückes stahl
Ihm Bosheit; nun war's Zeit, nach einem Amt zu streben,
Zu dem ein Gönner ihn empfahl;
Er floh die Last, und darbt', und — pries das Leben;
Ward alt, von einer Wärterin umgeben,
Die jeden Liebesdienst ihn grausam fühlen lieſs;
Ward lahm, und blind, und taub, und — pries das Leben;

senheit, und würde, wenn er in einer spatern Zeit, und frey von den ihn umstrickenden Hindernissen, gelebt hätte, eine noch weit höhere Stufe erreicht haben. Lange verkannt und fast vergessen, wurde er in neuern Zeiten besonders von **Wieland***) und **Göthe****) wieder nach

---

Dann sein' Red' und
Gehör begunnt'
Ihm abgehen aus Sinnes Grund.
Als ich nun da in dem Saal stund
Und sein alt lieblich Angesicht rund
Anschauet, hört hernach.

Sieben Kinder, die Hans Sachs mit seiner ersten Gattin erzeugt hatte, waren bereits vor ihm gestorben; nur vier Enkel seiner ältesten Tochter überlebten ihn.

*) **Deutscher Merkur** 1776. Apr.

) In dem Gedicht: „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend**

Und starb, und war im Paradies,
Als er noch stets das Leben pries.

O, Lebensreiz, o, glühende Begier!
O Zauber, alle Wunden, alle Plagen,
Ja, Schande selbst und Fesseln zu ertragen!
O, Lebensreiz — welch Räthsel bist du mir!

Eckhof.

Die deutsche Bühne war der Nachbarn Hohn;
Verzerrung galt für Witz, Klopffechten und Gebelle
Für Leidenschaft; da sandt' Natur uns ihren Sohn.
Ein Proteus von Gestalt, ein Zauberer im Ton,
Stieſs er den Unsinn vom entweihten Thron,
Und setzte Wahrheit an die Stelle.
Die ihr dem Heiligthum Melpomenens euch naht,
Ihm opfert dankbar an des Tempels Schwelle,
Ihm widmet Herz und Mund und That!
Wiſst! Eckhof war es, der dem tiefen Britten,
Dem leichten Gallier den Lorberzweig entwand!
Wiſst: Er schuf euch die Kunst, und adelte den Stand,
Orakel eures Spiels, und Vorbild eurer Sitten.

Antiochus und Stratonice.

Romanze.

Es schien nur für Antiochus
Stratonice geboren;
Kein schön'res Weib war auf der Welt,
Auch hatte sie der junge Held
Sich heimlich auserkoren.

Er liebt', und litt, und niemand war,
Der seinen Kummer theilte.
Ihm schloſs ein neidisches Geschick
Den Mund, wann, unbelauscht, sein Blick
Voll Perlen auf ihr weilte.

Zu wohl verstand Stratonice
Des nassen Blickes Sprache.
Sie, einst des Kummers ungewohnt,
Sie fand in Thränen jetzt der Mond,
Im schweigenden Gemache.

Geführet hatte sie der Krieg
In seines Vaters Bande.
Sein Vater war des ihren Feind. —
Die Schwerter ruh'n; der Fried' erscheint,
Und wählet sie zum Pfande.

O, Friede, nimm zwey Herzen wahr,
Die lang' im Stillen brennen!
Lös' ihren Mund durch deinen Kuſs! —
Nicht Friede — Zwietrachtsgenius,
Kömmt er, um sie zu trennen.

Der König selbst heischt ihre Hand
Vom neuen Bundsgenossen.
Sie hört's, und fluchet dem Geschick,
Und wünscht die Fesseln sich zurück,
Die vormals sie umschlossen.

Doch fragte kalte Staatskunst je
Nach eines Mädchens Klagen?
Unwiderruflich ist ihr Schluſs, —
Antiochus! Antiochus!
Wie wirst du das ertragen?

Dort, an des Stromes jäh'stem Rand,
Irr't er in Sturm und Wetter.
Wild schaut er in das off'ne Grab —
Jetzt wankt sein Fuſs — er stürzt hinab —
O, haltet ihn, ihr Götter!

Ach, keinen andern Sohn, als ihn,
Natur, wag's so zu prüfen!
Verlassen wird ihn der Verstand,
Von Blut wird die verruchte Hand,
Vom Blut des Vaters triefen.

Ihn faſst bey dem Gedanken schon
Die Furie der Reue.
Nein, seinem Vater flucht er nicht;
Nein, seines ganzen Zorns Gewicht
Fällt auf die Ungetreue.

„Ich Thor! spricht er zuletzt, sie fragt
Nach Vater nicht, nach Sohne;
Der Stolz entscheidet ihre Wahl;
Gleichgültig ist ihr der Gemahl,
Willkommen nur die Krone.

Sie sey gekrönt! doch will ich noch
Ihr den Triumph verbittern,
Ein Blick knüpft edler Seelen Band,
Ein Blick straft ihren Unbestand,
Sie soll mich seh'n — und zittern.“ —

Altar und Opfer sind geschmückt,
Gefüllt des Bundes Schale.
Gestützt auf ihrer Weiber Hand,
Naht, langsam, bleich, wie ihr Gewand,
Die zitternde Vestale.

Und bey dem König steht der Prinz,
Erblickt sie — sinket nieder,
Die Rosen welken vom Gesicht,
Sein himmelblaues Auge bricht,
Hinsterben seine Glieder.

Man trägt ihn fort. Ein Klaggeschrey
Verdrängt die Hymenäen.
Der König geht; die schöne Braut
Folgt, ohne Thränen, ohne Laut,
Und glaubet zu vergehen. —

Der arme Prinz! da ist kein Arzt,
Kein Gott, der ihn errette!
Der Hoffnung letzter Schimmer flieht,
In brünstigem Gebethe, kniet
Sein Vater an dem Bette.

Jetzt naht' sich auch Stratonice,
Zerfleischt von inn'rem Kummer.
Der Prinz kennt ihren Tritt, erwacht
(O Liebe, groſs ist deine Macht!)
Aus seinem Todesschlummer.

Und wähnet, von Elysium
Den Vorschmack zu genieſsen.
Sein halberlosch'nes Auge starrt,
Als hätt' es ihrer nur geharrt,
Um lächelnd sich zu schlieſsen.

Und seine bleiche Lippe bebt,
Als ob er leise spräche;
Doch Seufzer dringen nur hervor,
Und kämpfend fliegt sein Herz empor,
Als ob es endlich bräche.

«O, ruft der Arzt prophetisch aus,
Stratonice, verschiebe
Des armen Prinzen Rettung nicht!
Dein ist die Macht! dein ist die Pflicht!
Er stirbt für dich aus Liebe!» —

Der König hört's, und bebt, und ruft:
«Sohn, lebe! nimm sie wieder!» —
Mehr seine Mutter noch, als Braut,
Steht sie, von Scham geröthet, schaut
Erbarmend auf ihn nieder.

Jetzt beugt sie sich, des Kranken Hand
Vom Vater zu empfangen;
Jetzt kehrt in seinen matten Blick
Des Lebens erster Strahl zurück —
Und Hoffnung auf die Wangen.

Heil sey dem Arzt! mein Lied soll ihn
Vom Untergange retten.
Sein Nahm' ist Erasistratus —
O, schwebte noch sein Genius
Um Liebeskranker Betten!

Amor, ein Kind.

Gott Amor wollt ihr Treue lehren?
Ihr wollt den Schmetterling bekehren,
Der nur auf Wechsel sinnt?
Und sängt ihr, mit Amphions Feuer,
Erhab'ne Weisheit in die Leyer,
Ihr sänget in den Wind!
Wegflatternd wird er euch verlachen —
Was könnt ihr mit dem Leichtsinn machen?
Er ist ein Kind!

Gefesselt habt ihr ihn durch Schätze;
Ach, er zerreiſst auch gold'ne Netze,
Wenn sie ihm lästig sind.
Unsteter ist er, als die Welle;
Seht, wie schon dort mit einer Schelle

Verdienst gewürdigt. Am originellsten und glücklichsten erscheint er in seinen Fastnachtspielen und Schwänken. Seine poetische Fruchtbarkeit war auſserordentlich. In den Jahren 1530 — 1558, in welche seine eigentliche Blüte fällt, hat er seine meisten Gedichte (über 5000) verfaſst; die i. J. 1567 von ihm selbst angegebene Gesammtzahl beträgt 6048. Die gedruckte Sammlung enthält kaum den vierten Theil seiner Erzeugnisse; darunter befinden sich 56 Tragödien, 68 Komödien, 62 Fastnachtsspiele, 210 biblische Erzählungen, 480 Erzählungen aus der Mythologie und Geschichte, Kampſgespräche u s w, etwa 286 Fabeln und Schwänke u. s. w.

Hans Sachsens poetische Sendung," wo der Schluſs lautet:

"In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt."

Ein And'rer ihn gewinnt!
Weg wirft er eu're schönen Sachen —
Was könnt ihr mit dem Schalke machen?
Er ist ein Kind!

Ihr zürnt, an ihm ist Zorn verloren;
Ihr scheltet, er verstopft die Ohren;
Ihr grinset, er ist blind;
Ihr wähnt, daſs euer Dräu'n ihn schrecke?
Seht, wie er schelmisch in der Ecke
Dort neue Ränke spinnt!
Er spottet Löwen, spielt mit Drachen —
Was könnt ihr mit dem Trotzkopf machen?
Er ist ein Kind.

Und greift ihr endlich nach der Ruthe,
Schnell läſst er ab vom Uebermuthe;
Sanft, wie ein Frühlingswind,
Schlingt er den Arm euch um den Nacken;
Seht, wie ihm von den rothen Backen
Die falsche Thräne rinnt!
Seht ihn mit nassem Auge lachen —
Was könnt ihr mit dem Schmeichler machen?
Er ist ein Kind!

Die Flucht der Jugend.

Von Pol zu Pole schallt die Klage:
Zu schnell verblüh'n des Menschen Tage;
Zu früh verläſst ihn Laun' und Scherz;
Mit jedem Pulsschlag wird er älter;
Mit jedem Pulsschlag wird das Herz
Empfänglicher für Sorg' und Schmerz,
Und für den Reiz der Freude kälter.

So klag' ich auch. Gefloh'n, gefloh'n
Ist auch von mir die Jugend schon.
Ach, ich Betrog'ner, hielt, im Traume,
Mit Gouvernantenängstlichkeit,

Den Flüchtling noch am Mantelsaume;
Da war er schon — wer weiſs, wie weit?
Nimm, weil der Liebe heiſses Sehnen
Dich nicht zurückbringt, nimm die Thränen
Des frommen Dankes zum Geleit!
Dein Abschied hüllet mich in Leid,
Ganz elend soll er mich nicht machen;
Ich leb' in der Vergangenheit.

O Jugend, süſse Trunkenheit!
O Blüthe des Gefühls! Erwachen
Vom Pflanzenleben zum Genuſs!
Wie der Geliebten erster Kuſs,
Tränkst du die Seele mit Entzücken,
Daſs vor den schwärmerischen Blicken
Die Welt im Rosenlichte schwimmt;
Ein Park, wo Frühling ewig webet,
Wo, von der Freude Hauch belebet,
Die ganze Schöpfung jauchzt und schwebet,
Wo jedes Herz mit uns'rem stimmt,
Und Theil an uns'rer Wonne nimmt.

Von dieser Feerey geblendet,
Dünkt für ein Glück, das nimmer endet,
Der stolze Jüngling sich bestimmt.
Zwar wallen bald auf seinen Wegen,
Vom Oby bis zum Tajostrand;

Das Elend und der Unbestand
In tausend Bildern ihm entgegen,
Und rufen laut ihm zu: «Du Thor!
Einst fällt auch dir, spät oder frühe,
Das Loos der Menschheit, Gram und Mühe.»
Doch lauter schallen in sein Ohr
Der Wollust süſse Melodieen:
«Genieſse, weil die Jahre fliehen,
Genieſse, was Natur dir beut!»
Er folgt, gewiegt in Sicherheit,
Wohin die Zaubertöne locken,
Bis ihn, im schnellen Flug, die Zeit
Aus seinem Traume weckt. Erschrocken
Fährt er nun auf. — Der Garten flieht;
Entflohen sind die Freudengruppen;
Verstummt der Schöpfung Jubellied.
Wie weint das Kind um seine Puppen!
Er sieht die Menschen weit und breit,
Getrennt durch Geiz und Eitelkeit,
Gleich Heerden, die ein Sturm zerstreut,
Auf unzählbaren Pfaden irren;
Hört strenger Pflichten Fesseln klirren,
Und Klagen durch die Lüfte schwirren;
Und seufzt: Zu früh entschlüpftes Glück,
O Lenz, o Jugend, komm' zurück!

Da kömmt die Tochter der Erfahrung,
Die Weisheit, vom Olymp gesandt;

Und reicht ihm freundschaftlich die Hand;
Erzählt (denn mit des Schmerzes Nahrung
Fängt stets ein kluger Tröster an)
Ihm manchen rührenden Roman,
Wie Freude mit dem Menschen spiele,
Wie viele sich auf öder Bahn,
Gleich ihm, von ihr verlassen sah'n;
Und hat sie gütlich seinem Wahn
Geschmeichelt, und sein Blut gekühlet,
So ſährt sie fort, den leeren Platz
In seinem Herzen zu beklagen,
Und wagt's, sich selbst ihm, zum Ersatz
Der falschen Freundin, anzutragen.

Ach, für ein Mädchen, anmuthreich,
Wie Hebe, schelmisch, wie Dione,
An Muth und Feuer Amazone,
Denkt, für ein solches Mädchen, euch
Ein Ding — halb Mann und halb Matrone!

Was ist zu thun? Auf öder Bahn
Schlöss' ein verirrter Wandersmann
Sich selbst an einen Pavian.
Und Dame Weisheit ist gesellig,
Und führet gern das Wort allein.
Ihr nicht einmal das Ohr zu leih'n,
Das wär' auch mehr, als ungefällig!

Wahr ist's, sie spricht, wie Cicero,
Und medisirt, wie eine Nonne.
Ihr glaubt ihr, spräche sie: „die Sonne
Geht rückwärts, wie ein' Krebs, und Stroh
Ist ſeiner Gaumen höchste Wonne.“
Das weiſs der listige Tyrann,
Und ihr Triumph ist, wo sie kann,
Das Herz durch die Vernunſt zu hetzen,
Und sich an dieser Jagd zu letzen.

Auch mir hat sie so manchen Plan
Verrückt, so manchen süſsen Wahn
Verleidet, ach, so manchen Götzen,
Voll Schadenfreude, mir zerstört,
Und doch — wenn ich mich ernstlich prüſe —
Nur unvollkommen mich bekehrt.
Oſt seufz' ich aus des Herzens Tiefe:
O, hätt' ich nie ihr zugehört!

Kenntnisse tausch' ich — für Gefühle,
Schwermüthigen Ernst — für frohe Spiele,
Für neidenswerthe Träumerey'n —
Wahrheiten, die mich kränken, ein.

Der Schmetterling, der bald zur Rose,
Bald zum bescheid'nen Veilchen flog,

Bald selbst aus Krokus Nektar sog,
(O, traurige Metamorphose!)
Jetzt irrt er, kalt und freudenleer,
Im schönsten Blumenbeet einher.
Wer zählte vormals meine Liebchen?
Ein blaues Aug', ein Wangengrübchen,
Ein freyes Haar, ein frischer Mund,
Oft nur ein Aermchen, weiſs und rund,
Oft nur ein schlau geworfner Schleyer —
Und Seladon ging auf in Feuer!
Ich brannt', und schmachtete. und stritt,
Und wünschte viel, und hoffte wenig,
Und heischte nichts — froh, wie ein König,
Wenn meine Spröde mich nur litt;
Und sah, bey unberauschten Sinnen,
Auf jedem Canapee — Göttinnen,
Auf jeder Bühne — Vestalinnen;
Und weh' dem, der mir widersprach!

Jetzt weh' mir selbst erwachtem Thoren!
Seit mir den Staar die Weisheit stach,
Seit ihre Lehren in den Ohren
Mir gellen — ach, erfror mein Blut.
Kein Gift erzürnter Ehemänner,
Kein Spott erfahr'ner Weiberkenner
Weckt meinen Donquichottenmuth.
Die Maske fällt — weg ist der Engel —

Ich seh' das Weib und seine Mängel.
Ich sehe, wie Koketterie
Sich in Armidens schlauen Künsten
Vor'm Spiegel übt, ich sehe sie
Verächtlich schüchternen Verdiensten
Den Rücken kehren, und ihr Ohr,
Mit Wohlgefallen, bunter Gecken
Süſslallendem Geschwätze recken;
Ich seh' in siebenfachen Flor
Gehüllte, kühne Buhlerinnen
Mit Tugendstolz sich bläh'n; ich seh'
Auf Liebestrug Dianen sinnen
Und ihres keuschen Busens Schnee
Im Arm Endymions zerrinnen.

Verzeih, bezauberndes Geschlecht!
Zwar meinen Augen zu gefallen,
Hat Schönheit immer noch das Recht;
Doch selbst der Schönsten Pfeile prallen
Stumpf von mir ab, wenn nicht Verstand
(Und selten ist dieſs Freundschaftsband!)
Den Arm ihr führt, den Bogen spannt.
Ich schwör' auf deiner Tugend Adel,
Doch glaub' ich, daſs in uns'rer Zeit,
Wo reger Eifer weit und breit,
Vom Sehrohr an, bis tief zur Nadel,
Den Schatz der Wissenschaften mehrt —

Sich keine Feste mehr zehn Jahre,
Wie einst das alte Troja, wehrt.

Tief sank, ihr Herr'n, auch euer Werth,
Seit ich des Bildes Trug erfahre,
Das ich mir sonst von Euch entwarf;
Und seit, für meine Ruh' zu scharf,
Mein Blick, durch Nimbus und durch Nebel,
Den Geck, den Bösewicht, den Pöbel
Im Purpur und im Fries entdeckt.
Habt ihr nicht selbst mich aus dem Frieden
Der rohen Einfalt aufgeschreckt?
Ach, gleich verscheuchten Tauben, schieden
Von meiner Seite Zuversicht
Auf Wort und Handschlag und Gesicht,
Und Glaub' an Duldung und Erbarmen,
Mein armes Herz kann länger nicht
Für euch, wie sonst, in Lieb' erwarmen.
Thorheiten wollt' ich euch verzeih'n;
Wo ist ein Weiser ohne Schwächen?
Doch seh' ich, Thorheit zum Verbrechen
Ausarten; seh' ich, Phantasey'n
Der Eitelkeit, des Müſsigganges
Euch mit Vernunft und Pflicht entzwey'n,
Und eures Glückes Umsturz dräu'n;
Dann bleibt mein Herz des edlen Dranges
Kaum Meister, mit verweg'ner Hand,

Die Geiſsel, die einst Rom empfand,
Hohnlächelnd über euch zu schwingen,
Und zur Erkenntniſs euch zu zwingen.
Und seh' ich, wie ihr oft Talent
Im Keim erstickt, Verdienst verkennt,
Genie verleumdet, Tugend neidet;
Wie ihr parteyisch Recht entscheidet;
Wie ihr die Unschuld darben laſst,
Indessen thierisch, im Pallast,
Ihr stolzer Unterdrücker weidet —
Rasch möcht' ich dann, mit meinem Spleen,
Wie Timon, in die Wälder flieh'n.

Lebt wohl, behaltet eure Feste,
Wo lange Weile nur die Gäste
Am Drath der Etikette zieht,
Wo man, des schwachen Kopfs zu schonen,
Zur Kartenunterhaltung flieht,
Und um ein Nichts bald friert, bald glüht,
Als spielte man um Millionen;
Wo Politik die Worte miſst,
Und Wohlstand kaum erlaubt zu lächeln,
Doch fein den Nachbar durchzuhecheln,
Das Meisterstück des Witzes ist.
Wetteifert, ruhmbekrönte Zecher,
Wetteifert um die Zahl der Becher,
Und um des feinsten Schmeckers Rang!

Ein guter Theil seiner Gedichte erschien zuerst einzeln im Druck, mit Holzschnitten versehen; Diese Blätter sind jetzt sehr selten geworden.*) Endlich besorgte Hans Sachs selbst eine Sammlung, Nürnb. 1558 in Fol. (verlegt von Georg Willer in Augsb.), worauf eine neue sehr vermehrte Auflage ebenfalls zu Nürnberg (bey Joach. Lochner) 1570—79 in 5 Foliobänden, und dann eine dritte zu Kempten (b. Christoph Krause) 1612—16 in 5 Quartbänden heraus kam. Eine im J. 1778 von F. I. Bertuch mit Proben angekündigte neue Ausgabe, welche in einigen Oktav-

---

*) Vor kurzem wurden 21 solcher Blätter in Fol. wieder aufgefrischt, unter dem Titel: „Hans Sachs im Gewande seiner Zeit" u. s. w. Gotha, 1821.

Befriediget der Wollust Hang;
Im Arme feiler Buhlerinnen!
Sucht bey Musik und Paukenschall
Erhohlung für betäubte Sinnen!
Fahrt, reitet, fliegt von Ball zu Ball,
Dem Ueberdrusse zu entrinnen,
Der gähnend euch zur Seite schleicht,
Wie Euer Schatten, euch begleitet,
Und mit euch fährt, und tanzt, und reitet!
Jagt das Vergnügen, das euch fleucht
Dem Hirsche gleich, den ihr erreicht,
Wenn er dem Tod entgegenkeucht —
Ach, das Vergnügen zu erreichen,
Könnt ihr euch selbst zu Tode keuchen!

Wer folgt, voll edler Sympathie,
Wer folgt mir in die Wälder? — Wie?
Sehn' ich vergebens mich nach Seelen,
Die Ruhe für Getümmel wählen?
Auf! meine Freunde! — Wo sind die?
Ach, Zeit und Weltbrauch schliff den Stempel
Der Treue bey den Meisten ab;
Der nahm ein Weib, der rannt' im Trab
Nach Famens, nach Fortunens Tempel,
Und stolpert' auf dem Weg in's Grab;
Die Wenigen, die mir noch blieben,
Trennt eine weite Kluft von mir.

Wohlan! begleitet ihr mich, ihr,
Seit mein Gefühl begann, die lieben
Gespielen meiner Einsamkeit,
O! Musen! Wer sich euch geweiht,
Dem kränzt mit Rosen sich die Zeit,
Dem folgen Ruh' und Heiterkeit,
Ob ihn sein Schicksal zu den Wilden,
An Zembla's nebelvollen Strand,
In Zara's unwirthbaren Sand,
Und auf des Atlas Gipfel brannt.
Kommt, helft, auf einsamen Gefilden,
Das Ideal der besten Welt
Mir, zum Ersatz der wahren, bilden!

Wie? hat auch eurer Freuden milden
Genuſs die Weisheit mir vergällt?
Schloſs sie mein Herz in eine Rinde,
Daſs ich, dem sonst, bey Harfenklang,
Gefühl durch alle Nerven drang,
Nicht diesen Zauber mehr empfinde;
Daſs ich ihn nur noch im Gesang
Der edlen Barden wieder finde,
Die schon mit Lorbeern sich das Haar
Umschlangen, als ich Knabe war,
Die Tag und Nacht in euren Hallen
Ich hörte, denen nachzulallen
Des Jünglings frommer Ehrgeiz war? —

Wo bin ich? Was für Töne schallen?
Aus eurem Tempe steigt's empor.
Wer wandelte die Nachtigallen
In Uhus — in ein Finkenchor?
Ist eure Kunst so tief gefallen?
Verstimmte Laune mir das Ohr,
Daſs die Manier der jüngern Meister
Mir altem Schüler oft miſsfällt,
Und daſs, indeſs ein Jeder dreister,
Als Harlekin, zur Schau sich stellt,
Mein Catalog der schönen Geister
Kaum eine Viertelseite hält?
Der Stolz, mit dem die groſse Welt
Des Witzes Meisterstücke richtet,
Die Vaterlandsvergessenheit,
Mit der sie stets den Vorzugsstreit
Der Gallier und Deutschen schlichtet,
Und o! das unverdiente Gift,
Das oft, nach hergebrachter Weise,
Den Mann, der ihrem kleinen Kreise
Am nächsten wohnt, vor andern trifft —
Wie that mir's wehe! Jede Wunde,
Die, auf des Dichters erstem Flug,
Oft nur im Anfall böser Stunde,
Ein kalter Recensent ihm schlug —
Sie ging mir durch das Herz. Ich dachte:
Wenn auch Horazens Genius
Und Pop's Gefühl in mir erwachte,

Doch würd' ich nie ein Kritikus!
Die Herren kennen kein Behagen,
Als ewig Fehler aufzujagen. —
Jetzt bin ich selbst mit Lob so karg,
Als ein gebor'ner Aristarch.

Hier fehlt die Feile, dort die Schere,
Dem Einen Salz, dem Andern Kraft,
Bald ist der Ausdruck pöbelhaft,
Bald grenzt er an des Unsinns Sphäre.
Wortüppigkeit, Gedankenleere —
Das ist der Modeschriften Geist.
Indefs der Dichter sich zerreifst,
Im Trauerspiel, durch Blut und Leichen,
Des Schreckens Gipfel zu erreichen,
Bringt lange Weile mich zur Ruh',
So laut auch Schlacht und Donner krachen;
Mich kitzeln mufs ich, um zu lachen,
So lustig geht's im Lustspiel zu.
Einförmigkeit in Schnitt und Wesen,
In Farben, Bildern und Idee'n
Bey Liedern, Oden, Epopee'n,
Als hätt' ich (darf ich's frey gesteh'n?)
Die Verschen alle schon gelesen,
Die Dramen alle schon geseh'n.
Und die Romane? — Guter Himmel!
Wo fing' ich an, wo hört' ich auf.

In diesem zahllosen Gewimmel?
Nein! Wer zur Hälfte seinen Lauf
Vollbracht, versteht sich auf den Kauf
Der Zeit zu gut, als daſs er schnöde
Sie mit dem alten Klingklang tödte,
Den, blinkend nur und neu geprägt,
Die Schreibsucht jetzt zu Markte trägt.

Zwar gibt's auch geistige Narcisse.
Doch ferne sey die Eitelkeit,
Daſs ich, aus kleinem Handwerksneid
Der Mitgesellen Kranz zerrisse,
Was hälf' es der Vermessenheit,
Mir meines eig'nen Ruhms Trophäen
Auf fremden Trümmern zu erhöhen?
Der Nachwelt ziemt das Richteramt.
Copeyen und Originale
Wägt sie auf unbescholt'ner Schale;
Von ihrem weisen Tribunale
Gilt kein Appel mehr an Cabale;
Vergessen bleibt, wen sie verdammt,
Und hätt', in seines Städtchens Gasse,
Auf ihn, als Geist der ersten Classe,
Einst jeder Finger hingezeigt,
Und, mit dem Stammbuch in den Händen,
Ein Kennerschwarm, von allen Enden
Herströmend, sich vor ihm gebeugt.

Vernehmt, daſs ich auf dem Parnasse
Längst jedes Anspruchs mich begab!
Längst starb ich schon dem Kitzel ab,
In Almanachen und Journalen
Mit meiner Ader Fruchtbarkeit,
Und witziger Unwissenheit,
Zu kluger Leser Pein, zu prahlen.
Längst ſesselt eine Göttin mich,
Der keine je an Milde glich;
O, daſs sie mancher Scribler kennte!,
Einst lebt', im alten Griechenland,
Ein Weiser, durch sein Faſs bekannt,
Den nichts von ihrer Liebe trennte —
Preis ihr, der Göttin **Farniente**! [*]
Ihr Blumenleser, athemlos
Mögt ihr am Helicone streifen;
Ich ruhe ſanft in ihrem Schooſs'.
Aufträge, Fragen, Briefe häufen
Auf meinem Tische sich zum Berg;

---

[*] Die Apotheose dieser Göttin ist neuer, als **Hederichs** mythologisches Wörterbuch, und schreibt sich eigentlich von den Italienern her, die das **Nichtsthun** zuerst *il divino far niente* genannt haben.

Und meine Trägheit ist — ein Zwerg,
Der sich ihn zu erklettern scheuet.
Selbst wenn, der langen Schuld bewuſst,
Die Freundschaft noch ein Fünkchen Lust
Zur Schreiberey in mir erneuet,
Was kömmt heraus? Der Kopf ist dumpf,
Die Tinte blaſs, die Feder stumpf,
Und unvollendet bleibt der Rumpf.

Von nun an flieh'n auch diese Sorgen
Den Glücklichen, der, tief verborgen
In unbesuchter Wälder Nacht,
Der Welt, und ihrer eitlen Pracht,
Und ihrer eitlen Mühe lacht.

Du Weibchen nach der alten Mode,
Die du mir Treue bis zum Tode,
Am festlichen Altar, versprachst,
Und deiner Schwüre keinen brachst;
Du folgst mir ohne Widerstreben,
Um dort, wie hier, nur mir zu leben,
Und, mit vereinter Wachsamkeit,
Die Pfänder uns'rer Zärtlichkeit
Nach Rousseaus Lehren zu erziehen.
Schon seh' ich sie, wie Rosen, blühen;

Schon hör' ich ihren Lobgesang,
Daſs sie des guten Tones Zwang,
Und selbstgemachter Pflichten Drang,
Und der Verführung gold'nen Schlingen,
Am älterlichen Arm, entgingen.
Auf, ihr Geliebten! — Was? sie steh'n
Versteinert, ächzen bang, und fleh'n,
Mit nassem Blick und Händeringen,
Mir die verhaſste Sympathie
Der Wälder aus dem Kopf zu bringen,
Weil Freyheit und Philosophie
Vor grausen Wettern, wilden Stürmen
Im kalten Norden nicht beschirmen!
Weil Moos, vom Regen durchgebeizt,
Zur Nachtzeit leicht den Schnupfen reizt,
Und Kräuter, Wurzeln, Blätter, Eicheln
Verwöhnten Gaumen wenig schmeicheln.

Ach, diesen Bitten, diesem Streicheln,
Wer kann ihm grausam widerstehn? —
Wohl! euer Wille soll geschehn.
Allein ich will, seit diesem Tage,
(Bequemet euch zu dem Vertrage!)
Nicht Menschen hören oder sehn;
Will täglich, zur gerechten Buſse
Für meine Jugend-Reimerey'n,
Irrthümer, Possen, Tändeley'n,

Mit Actenstaube mich bestreu'n,
Und in den Stunden meiner Muſse,
Schulmeister meiner Kinder seyn. —

Du lachst des trotzigen Entschlusses?
Du siehst in diesem Scheidebrief
Nur Spuren zärtlichen Verdrusses,
Von dem gepeitscht die Feder lief?
O, Weisheit, ja! Was soll ich's läugnen?
Noch wird's dem bangen Herzen schwer,
Sich deinem strengen Dienst zu eignen;
Noch ist die ganze Welt ihm leer;
Noch folgt mein Blick, in dunkler Ferne,
Der Jugend magischen Laterne.
Ich bin des Fuchses Ebenbild,
Der Trauben, die zu hoch ihm hangen,
Um sein vergebliches Verlangen
Schlau zu bemänteln, sauer schilt.
Mein Spott ist eitler Sehnsucht Rache;
Ich höhne Freuden, die mich fliehn;
Mich sanft von ihnen abzuziehn,
Das, Göttin, das ist deine Sache.
Was muſs ich thun? — —

«Die Wahrheit, Sohn,
Zurück in dein Gedächtniſs rufen,
Daſs eitle Spiele nur dich flohn;
Daſs die Natur auf allen Stufen

Des Lebens Blumen sprieſsen heiſst,
Die der zufriedne Pilger pflücket,
Die ungesehn der Thor zerknicket,
Weil in die Weite bald sein Geist
Unruhig streift, bald rückwärts blicket.
Mein Dienst, (aus Irrthum schmähst du ihn;
Lern' ihn von nun an besser fassen!)
Wann lehrt' er dich die Menschheit hassen,
Dich ihren Pflichten stolz entziehn
Und freudenscheu die Welt verlassen?
Ich fodre nur der Freuden Tausch;
Ein jedes Alter hat die seinen.
Der Jüngling schwärm' in Paphos Hainen;
Der Ehrgeiz sey des Mannes Rausch.
Doch ring' er nicht nach eitlen Kränzen;
Zu oft sind sie des Zufalls Spiel.
Nein! still zu schaffen, nicht zu glänzen,
Ist meines Zöglings edles Ziel;
Hier, wo nur Früchte seines Schweiſses
Das Feld dem muntern Pflüger bringt,
Wo um die Asche nur des Fleiſses
Sich Leben und Gesundheit schwingt,
Ist ihm kein Wirkungskreis zu enge.
Er sät, und pflanzt, und baut, und stützt,
Erleuchtet, hütet, bessert, nützt,
Und blickt mitleidig auf die Menge,
Die von der Gunst des Glückes zehrt,
Und, was sie nicht gefüllet, leert.

bänden eine Auswahl der Hans Sachsischen Gedichte enthalten sollte, ist aus Mangel an Unterstützung des Publikums nicht zu Stande gekommen; auch ist der von Häſslein besorgte Auszug des ersten Bandes (Nürnb. 1781) unfortgesetzt geblieben. Im J. 1816 begann D^{r}. I. G. Büsching eine neue erlesene Ausgabe zu veranstalten, unter dem Titel: „Hans Sachs ernstliche Trauerspiele, liebliche Schauspiele, seltsame Fastnachtsspiele, kurzweilige Gespräch', sehnliche Klagreden, wunderliche Fabeln, sammt andern lächerlichen Schwänken und Possen" (Nürnb.); der zweyte Band dieser auf 6 Bände berechneten Ausgabe erfolgte 1819. Auſserdem erschien 1818 von F. Furchau's „Hans Sachs, in 2 Abtheilungen" die erste (Leipz.), und in demselben Jahre gab

Er lächelt, wann in kleinen Geistern
Der Unfug tobt, die Welt zu meistern,
Und ihre Mängel zu verschrey'n,
Um sich, durch Charlatanerey'n,
Zu Sittenärzten zu erheben,
Und ihrem Theriak den Schein
Verborg'ner Wunderkraft zu geben.
Im unverrückten Gleichgewicht,
Sieht er hier Schatten, und dort Licht
Vom hohen Himmel niederschweben,
Und Hitz' und Frost und Still' und Sturm
Im steten Wechseltanze ziehen,
Und ewig jung die Erde blühen,
Indeſs vom Menschen bis zum Wurm'
Die Lebenden vorüberfliehen.
So sieht er Wahrheit mit Betrug
Und Tugend mit dem Laster kriegen,
Und stets, in zweifelhaftem Flug,
Den Sieg bald hin bald her sich wiegen.
Schauplatz und Spiel bleibt einerley;
Die Puppen nur sind immer neu.
Er suchet keine Grandisone,
Er nimmt die Männer, wie sie sind.
Und ist für Schwächen lieber blind,
Als daſs er nicht des Schwachen schone,
Und in den Weibern sieht sein Hohn
Nicht Automaten, noch Sirenen.
Stets ist sein Herz der Schönheit Thron,

Wenn Tugend und Verstand sie krönen.
Und flieget gleich das Herz nicht mehr
Der Larve des Gefühls entgegen;
Weiſs es den Freund vom Schmeichlerheer
Zu sichten, und Verdienst zu wägen;
So hängt er jetzt auch inniger,
Als jemals, an geprüfter Treue,
An ungeschminkter Redlichkeit,
An reizender Bescheidenheit;
Und seinen neuen Bund entweiht
Kein Miſstrau'n mehr und keine Reue.
Im Schoſs der Freundschaft und Natur
Legt er der Sorgen Bürde nieder,
Und kehrt wie durch den Thau die Flur,
Erquickt, zu seinen Pflichten wieder.
Einst war't ihr nur sein Zeitvertreib —
Sein Mädchen; jetzt sucht er, o Musen,
Rath, Lehre, Trost an eurem Busen!
Jetzt liebt er euch, als wie sein Weib.
Doch hängt die jugendliche Leyer
Nicht ewig stumm und abgespannt;
Oft reiſst er wieder sie, im Feuer
Der ersten Liebe, von der Wand;
Und singt der Tugend Seelenfrieden
Und alle Freuden, die zum Lohn
Die guten Götter ihr beschieden;
Und ihren Feinden spricht er Hohn. * — —

“Halt ein! du fällst in's Declamiren;
Halt, liebe Weisheit, wir verlieren
Bey deinem Redefluſs die Zeit.
Was soll mir (daſs ich unsern Streit
Durch dieſs verbrauchte Gleichniſs kürze!)
Ein Mahl voll Ueberfluſs und Kunst?
Mir ekelt vor der Speisen Dunst,
Und Hunger nur ist ihre Würze.
Den Mann, dem Gicht und Podagra,
Die Schnellkraft seiner Glieder rauben,
Den ladest du zum Ball, in Lauben
Von Rosen und Acacia;
Und preisest schwärmerisch dem Tauben
Den Zauber der Harmonica!

Spleen streut auf alles gelbe Schatten,
Ihm wandeln sich die Lilien
Von Huisums in Nasturzien,
Und Coypels Amors in Mulatten.
Spleen ist's, der mir am Herzen nagt,
Und jeder heitern Ueberlegung,
Und jeder angenehmen Regung
Den Eingang, als Despot, versagt.
So schmachtet, abgezehrt von Kummer,
Ein Leidender im Fieberschlummer;
Verlassen hat ihn jede Kraft;
Die Freundschaft wecket ihn vergebens;

Schwach hört er sie, und träumt erschlaſſt,
Daſs er, voll ängstlichen Bestrebens,
Sich ihrem Ruf entgegenraſſt.

Ermuntre mich mit deinem Strahle!
Vernichte dieses Ungefühl!
Beflügle meinen Geist! dann mahle
Mir deine hohen Ideale!
Dann zeige mir den Preis am Ziel!

Ja, Weisheit, mache mich erst weiser!
Wo nicht — gib seine Kartenhäuser
Dem Knaben wieder! gib die Zeit
Der ersten Unerfahrenheit,
Die Zeit, da Leichtsinn mein Gefährte,
Sorglosigkeit mein Führer war;
Der Stunden Flug, da mir ein Jahr
Kaum eines Tages Länge währte;
Da, was mir fehlt', ich nicht begehrte,
Da, was ich hatt', ich ganz genoſs;
Da die Natur mich Reime lehrte,
Empfindung mir vom Herzen floſs;
Die gold'nen Träume, die Chimären
Von Menschenwerth und Erdenglück;
Selbst meine Seufzer, meine Zähren —
O gieb sie alle mir zurück!

Trost bey'm Abschied.

Getrennter Freundschaft sind die Alpen—Hügel.
Zu fern ist ihr kein Land, zu wild kein Meer.
Sie hat, wie Amor, zum Verfolgen Flügel,
Doch nicht zum Flattern, so wie er.

Trinklied.

Wer will heute nicht erliegen?
Wer wird heute nicht ein Thor?
Gegen uns're Weisheit kriegen
Bacchus hier, dort Cypripor.

Daſs wir nicht durch Flucht entrinnen,
Wachet überall ein Scherz.
Bacchus steht nach unsern Sinnen,
Amor zielt auf unser Herz.

Bacchus, wenn ich dich verhöhne,
Wenn ich seuſze, so verzeih!
Meine Seuſzer weckt Amöne.
Sieh ihr Auge! sprich mich frey!

Glück und Unglück.

Erzählung.

Zwey Freunde, die sich lange nicht geseh'n,
Begegneten sich einst; (den Ort hab' ich vergessen).
Wie geht's? fragt' Einer. — Wie soll's geh'n?
Bald hoch, bald tief. Ich hab' indessen
Ein Weib genommen. — Nun! das hast du gut gemacht! —
Nicht gar zu gut. Zwar hat's im Schlafe
Zwey hundert Pfund mir eingebracht. —
Zwey hundert Pfund sind viel! — So gut wie nichts. Die Schafe,
Die ich dafür mir angeschafft,
Hat eine Seuche weggerafft. —
Ey! das ist ärgerlich. — So sehr nicht! Woll' und Häute

Verkauſt' ich, setzt' in's Lotto, und gewann
Zwey tausend Pfund. — Fürwahr! das Glück neckt seine Leute.
Nun bist du ja ein reicher Mann!
Nichts weniger. Das Haus, in dem mein theuer
Erworb'ner Mammon lag, ging — denke dir den Streich! —
Ging gestern auf im Feuer. — —
Das nenn' ich Unglück! — Oder Glück? das Feuer
Fraſs Haus und — Weib zugleich.

Weiberlist.

Weiberlist höhnt Schloſs und Riegel;
Selbst ein Argus wird berückt,
Wenn nicht Zärtlichkeit das Siegel
Auf den Bund der Treue drückt.

Wilder schwärmet, hinter Gittern,
Die entbrannte Phantasie;
Die, wie Sclaven, vor ihm zittern,
Lieben ihren Gatten nie.

Oeſter macht der Mangel Diebe,
Oeſter, als Gelegenheit.
Liebe nur erzeuget Liebe,
Treue nur Beständigkeit.

Weinlied.

Bacchus ist der Suada Vater,
Macht die Stummen selbst beredt.
Stark und lieblich, hell und nett
Strömt die Rede von den Lippen,
Wann sein Taumal aus mir spricht.
Dann weich' ich dir selber nicht,
Magne Marce Tulli!

Bacchus ist der Verse Vater,
Bacchus Becher hebt den Muth,
Schärft die Sinne, füllt mit Gluth,
Ist die echte Hippocrene.
Freude, Laune, Grillenhohn
Trinkt aus ihm Anakreon,
Gleimius et Flaccus.

Konrad Spät, genannt Frühauf (d. i. W. A. Gerle) dessen „Historien und gute Schwänke (Pesth) heraus. Wir sind bey unsern Auszügen zum Theil Büsching gefolgt.

Eine historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens lieferte S. Ranisch (Altenb. 1765), womit man den Aufsatz von Chr. Niemeyer im Reformationsalmanach f. 1821 vergleichen kann.

Bacchus ist der Liebe Vater,
Gibt der Jugend neuen Schwung,
Macht das Alter wieder jung.
Ueber Mängel, über Flecken
Breitet er sein Zauberlicht;
Mehr vermag dein Gürtel nicht,
O Regina Gnidi!

Wein, dich ehrt man im Olympus,
Dich im düstern Schattenreich!
Du nur tränkst, dir immer gleich,
Bald als Nektar, bald als Lethe,
Götter mit Unsterblichkeit,
Menschen mit Vergessenheit,
Atrum ad Cocytum!

Maria Theresia

bey

ihrem Abschiede von Frankreich.

Cantate.

Ihr, denen lange schon der Königstochter Trauer,
Die noch im Kerker seufzt, tief in die Seele drang,
Vernehmt das Lied, das ich, durchbebt von heil'gem Schauer,
Prophetisch ihrer Rettung sang!

Fühlbare Herzen, stimmt in meiner Harfe Töne!
Und weidet — O daſs bald auf ihrer neuen Bahn
Die Zeit ihn mit Erfüllung kröne! —
Euch an dem frommen Traum, den meine Blicke sah'n!

Recitativ.

O Menschlichkeit! O Freundschaft! O Natur!
Ist dieſs das Land, wo ihr zuerst mir lachtet? —
Hier! — dort! — rings um mich her — entdeck' ich nur
Des Gräuels Denkmahl — des Verbrechens Spur.
Indem das Auge sie betrachtet,
Erliegt mein Geist, erstarrt mein Blut.
Hier ward ich einst den Göttern gleich geachtet;
Hier ahnet' ich, als Kind des Lebens höchstes Gut;
Hier stürzte meinen Stamm des Glückes Wankelmuth. —
In diesem Thurm — hab' ich drey Jahre lang geschmachtet!

Auf jenem Platz — weh' mir! noch tobt des Schmerzes Gluth
In meinem Busen — dort — hat wilder Frevler Wuth
Die Aeltern mir — und dich — o! Seele, rein und gut,
Wie Engel Gottes — Dich, Elise — hingeschlachtet! —
Und unter jenem Hügel — ruht
Mein Bruder — vor der Zeit vom Todesschlaf umnachtet! —
Gefangen und verwaist — blieb nichts mir, als mein Muth —
Und das Vertrau'n auf Den, der frommer Thränen achtet. —
Er schützte mich mit unsichtbarer Hut. —
Er ist's, der heut an mir ein neues Wunder thut! —
Zu seinem Throne drang mein Sehnen.
Er hörte mich. Er winket mir!
Ich folg' ihm! — Auf! — hinweg! hinweg von hier!

Arie.

Leb' wohl! — du Schauplatz grauser Scenen!
O Land, das mir das Leben gab!
Leb' wohl! — du Quelle meiner Thränen —
Und meines Glückes Grab!

O Mutter pflichtvergessner Söhne! —
Raub einer Königsmörder-Brut! —
Versöhne, wenn du kannst, versöhne
Der Unschuld heil'ges Blut!

Vertritt der Unterdrückten Sache,
Wenn noch in dir Erbarmen lebt! —
Und ach! — entflieh' dem Blitz der Rache,
Der über deinem Haupte schwebt!

Chor.

ey gegrüſst auf Deutschlands Grenze,
Holde, königliche Waise!
Rest des Herrscherstamms der Franken!
O Maria Theresia!

Märtyrin im frühsten Lenze!
Deiner Tugend Siegesfeyer —
Deiner Rettung Tag ist da!
Mit dir weinten — mit dir danken
Deinem mächtigen Befreyer
Alle Herzen fern' und nah'.

Lieder tönen, dir zum Preise,
Dir zum Opfer, duften Kränze.

Spiele feyern dich und Tänze,
Wie einst in der Deinen Kreise
Sie dein frohes Auge sah.

Ihrer Kaiser edeln Samen —
Ihrer gröſsten Fürsten Nahmen
Ehrt in dir, Teutonia.

Sey gegrüſst auf ihrer Grenze,
Holde, königliche Waise!
Rest des Herrscherstamms der Franken!
O Maria Theresia!

Recitativ.

O laſs mich weinen! eh' das Herz mir bricht.
Der Schwachheit Dank entweihen Thränen nicht.
Was hab' ich sonst, als Thränen — Ihm zu danken?
Ach ihm! der, wie die Gottheit, groſs und mild —
Ihr Werkzeug, und ihr Ebenbild —
Mein Leiden endet, meine Klage stillt. —
Noch schwindelt mir, noch gleich ich einem Kranken,
Der, zitternd, seines Kerkers Schranken,
Nach Jahre langem Gram, durchbricht.

Der Boden unter ihm — däucht' ihm zu flieh'n!
Ihn blendet
Der Sonne lang' entbehrtes Licht.
Wohin er seine Schritte wendet,
Schreckt ihn ein täuschendes Gesicht.
Des Freundes Stimme selbst erkennt der Arme nicht.
Sie ruft: ich bin's, den dir dein Schutzgeist sendet! —
Er weicht betäubt und scheu zurück. —
So faſst auch mich noch banger Schrecken;
So trübt noch Wehmuth meinen Blick. —
Ihr strebt umsonst mich zum Triumph zu wecken.
Der Freude starb ich ab — und fremd ward mir das Glück.

Arie.

Freyheit lächelt mir entgegen.
Freundschaft führt an treuer Hand
Mich, auf blumenreichen Wegen,
In mein zweytes Vaterland.

Und ich staune? bebe? säume? —
Hält mich eines Zaubers Macht? —
Ach vom schrecklichsten der Träume
Ist mein Geist nur halb erwacht!

Tief verloren in Gedanken —
Deckt mein Aug' ein Trauerflor.
Meine matten Tritte wanken.
Kämpfend fliegt mein Herz empor.

Freyheit lächelt mir entgegen.
Freundschaft führt, an treuer Hand,
Mich, auf blumenreichen Wegen,
In mein zweytes Vaterland.

Und ich staune? bebe? säume? —
Hält mich eines Zaubers Macht? —
Ach! vom schrecklichsten der Träume
Ist mein Geist nur halb erwacht.

Meiner Rettung Wonne stören
Bilder schwarzer Phantasey:
Und im Schall von Jubelchören
Tönet mir ein Klaggeschrey. —

Flieh' auf ewig, Nacht der Leiden!
Flieht, Phantome! gönnt mir Ruh'! —
Theure Schatten! winkt im Scheiden
Meiner Wallfahrt Segen zu!

Inhalt.

Seite

1. Zweyerley Belohnung, beyde der Tugend und Laſter. 3
2. Die unruhige wandelbare Ruhe des ganzen menſchlichen Lebens, ſammt einer Arzeney. 11
3. Kampfgeſpräch: von der Liebe. . . 35
4. Geſpräch der vier Elemente mit Frau Wahrheit. 51
5. Mancherley Stich- und Strafreden Diogenis Philoſophie, die Unart betreffend. 60
6. Von dem verlornen redenden Gulden. 68
7. Sankt Peter mit der Geiſs. Schwank. . 86
8. Sankt Peter mit den Landsknechten. Schwank. 93
9. Der einfältige Müller mit den Spitzbuben Schwank. 97

Wechselgesang.

Erste Stimme.

Ein groſses Beyspiel lieſs zum Segen
Dir der Verklärten Chor.

Zweyte Stimme.

Es strahle dir auf deinen Wegen,
Zum sichern Leitstern, vor!

Erste Stimme.

Sie sah'n zu ihrem Sturz die Hölle sich erheben.

Zweyte Stimme.

Sie fühlten unter sich des Thrones Festen beben.

Erste Stimme.

Sie sah'n das falsche Glück von ihrer Seite schweben —

Zweyte Stimme.

Sah'n, wie an ihres Kerkers Thor
Der Freunde Letzter sich verlor.

Erste Stimme.

Auf einem Blutgerüst', von Peinigern umgeben,
Verhauchten sie ihr edles Leben,

Zweyte Stimme.

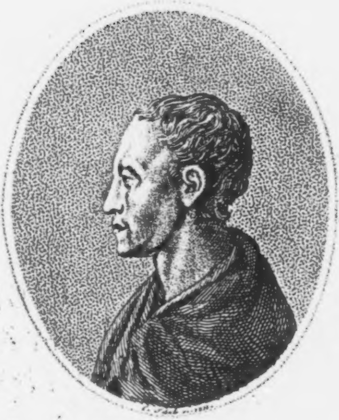
Und heiter schwang ihr Geist zum Himmel sich empor.

Beyde Stimmen.

Bewundernd weil' an ihrem Bilde,
O du! die des Geschickes Milde
  Zu einem sanftern Loos erkor.
Laſs den Verbrecher muthlos beben,
  Wenn seinem Glück ein Wetter droht!
Froh wallt die Unschuld durch das Leben;
Und blickt, wenn Wolken sie umschweben,
  Still in der Zukunft Morgenroth!

Chor.

Das Auge des Richters der Welten
Sieht Tugend und Frevel hienieden
  Im nie zu versöhnenden Streit.
Die Sterblichen zürnen dem Glücke,
Das mehrmals der kühneren Tücke
  Die Palme des Sieges verleiht.
Sie schwinden, die täuschenden Scenen!
Es dämmert am heiligen Throne
  Ein Tag, der Vergeltung geweiht.
Dann harret der Tugend die Krone.
Dann trocknen der Jammernden Thränen.
Dann ruh'n die Verfolgten im Frieden.
Dann weichen dem ewigen Lohne
  Die Leiden der eilenden Zeit.



L. H. HÖLTY.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raßmann.

Sechzigstes Bändchen.

Hölty's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Leben des Dichters.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty wurde zu Mariensee im Hannöver'schen am 21. December 1748. geboren. Seit 1742. war sein Vater Prediger an diesem Orte. Seine Mutter war die Tochter des Prokurator Gössel zu Celle, die mit dem Prediger Hölty im Anfange des Jahrs 1748. sich verehlichte, und im Jahr 1757 durch den Tod wieder von ihm getrennt wurde. Unser Hölty war bis zum 9ten Jahr sehr schön, wo ihn aber die bösartigen Blattern sehr entstellten. Schon früher waren Munterkeit und Wiſsbegierde ihm im hohen Grade eigen; sein Witz wurde von Vielen schon damals bewundert; allein durch jene Krankheit wurden diese liebenswürdigen Eigenschaften fast ganz vernichtet. Erst nach einigen Jahren konnte daher seines Vaters Unterricht in Sprachen und Wissenschaften wirksam werden. Der Knabe war fast überfleiſsig, er studirte Tag und Nacht hindurch; kein Verbot, keine Vorstellung konnten ihn davon abhalten. Bey alle dem blieb er heiter, sanft, gefällig; das stille Landleben prägte seinen Charakter tief in seine Seele ein. Seine Freystunden brachte er öfters lesend, oder blos empfindend in der freyen Natur zu.

Zum Schauerlichen zeigte sich schon sehr frühe ein groſser Hang bey ihm. Verse machte er bereits in seinem eilften Jahre. Sein allererstes Gedicht war eine Grabschrift auf seinen Lieblingshund.

Als Hölty 16 Jahre alt war, wuſste er mehr, als mancher, der die Akademie bezieht. Gleichwohl schickte ihn sein Vater erst (im J. 1765.) auf die Schule in Celle. Hier blieb er drey Jahre, und Ostern 1769 bezog er die Universität zu Göttingen. Er widmete sich hier der Theologie mit allem Fleiſse; las die classischen Schriften der Alten, so wie der Zeitgenossen, und arbeitete vieles selbst aus.

Im dritten und vierten Jahre seines Aufenthalts zu Göttingen schloſs er seinen Freundschaftsbund mit Miller, Voſs, Boie, Leisewitz, Cramer und den beyden Grafen v. Stolberg. Im Herbste 1773. fing er an, Fremde für Geld zu unterrichten, und im folgenden Sommer aus dem Englischen zu übersetzen. Er lieferte den Kenner (im Auszuge), Hurds Dialogen und den ersten Theil von Shaftsbury. Seine vornehmste Beschäftigung war die Lektüre der Griechen und die Poesie. Bereits seit 1769. hatte er in Sammlungen mehrere seiner Gedichte abdrucken lassen und sich dadurch sehr vortheilhaft bekannt gemacht. — Im J. 1774. kam Hölty mit seinem Miller nach Leipzig, wo er jedoch nur kurze Zeit sich aufhalten konnte. Göttingen verlieſs er im May 1775. gänzlich

Seite
10. Der schwangre karge Mann. Schwank. 105
11. Der Schneider mit dem Panier. Schwank. 110
12. Der Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel. Schwank. . . . 118
13. Eulenspiegels Disputation mit einem Bischof über das Brillenmachen. Schwank. 122
14. Der Buhler mit der rothen Thür. Erzählung. 130
15. Des Königs Sohn mit den Teuſeln. Erzählung. 134
16. Die ſüchsische Gesellschaft. Fabel. . 139
17. Das Zipperlein und die Spinne. Fabel. 146
18. Der Waldbruder mit dem Esel. Fabel. 155
19. Die holen Krapſen. Fastnachtsspiel. . 161
20. Das Narrenschneiden. Fastuachtsspiel. 179
21. Der ſahrende Schüler mit dem Teuſelbannen. Fastnachtsspiel. . . . 198
22. Der Karge und Milde, oder der Vater mit zwey Söhnen. Lustspiel. . . 216

und ging, wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters, nach Mariensee zurück. Seit 1774. hatte er Blut ausgespieen; er selbst wurde bald genug gewahr, daſs dies der Anfang einer auszehrenden Krankheit sey, sprach davon zu seinen Freunden mit Wehmuth, aber zugleich mit Resignation und unterwarf sich gern einer langwierigen Cur unter Anleitung des berühmten Zimmermann. Er hoffte zu Mariensee, mehr durch das wohlthätige des Landlebens, als durch die Mittel der Aerzte geheilt zu werden, und glaubte, in dieser Hoffnung, zu Michael desselben Jahres nach Wandsbeck ziehen zu können. Es schien sich auch wirklich mit ihm zu bessern; schon im Juny 1775. verlieſs er Mariensee, und im Herbste ging er nach Hannover, um da unter Zimmermann eine kleine Nachcur zu brauchen, dann aber nach Wandsbeck zu kommen. Er beschäftigte sich ununterbrochen mit Dichten und Uebersetzen; mit seinen Freunden unterhielt er den lebhaftesten Briefwechsel. Inzwischen hatte das Gift seiner Krankheit so weit um sich gegriffen, daſs keine ärztliche Hülfe mehr möglich war; der hoffnungsvolle junge Mann starb zu Hannover am 1. Sept. 1776.

Wer Hölty zum erstenmal sah, hielt ihn nicht leicht für das, was er war. Stark von Wuchs, niedergebückt, unbehülflich, trägen Ganges, blassen Gesichts, stumm und vor sich hin, hatte er so sehr die Miene der Einfalt, daſs man ihn wirklich für simpel halten konnte.

Nur in seinen hellblauen Augen schimmerte ein treuherziges, halb schalkhaftes Lächeln, welches sich zuweilen über sein ganzes Gesicht verbreitete. Selten liefs er seine Empfindungen laut werden, gewöhnlich verschlofs er sie in sich selbst. Bey kleinen vertraulichen Schmäusen, sonderlich wo Rheinwein blinkte, war er sehr fröhlich. Nur zweymal hat Vofs ihn weinen gesehn. Er sagte ihm einst, wie von ungefähr, dafs er des Morgens Blut aushustete. Jener erschrack, und trieb ihn, einen Arzt zu befragen. Er mufste aber mit Gewalt zu Richtern geführt werden. Dieser tröstete ihn, jedoch so, dafs ihn Hölty verstand. Als sie zurück gingen, weinte er bitterlich. Das zweytemal, als er den Tod seines Vaters erfuhr. Er kam mit verstörtem Gesicht auf Vossens Stube. „Wie gehts, Hölty?“ Recht gut, antwortete er lächelnd; aber mein Vater ist todt. Und Thränen stürzten ihm von den bleichen Wangen. — Ueberhaupt sprach Hölty nur wenig; sprach er aber einmal, so geschah es mit Feuer und Schnelligkeit. Er kümmerte sich wenig um Andre; nur das Literarische war für ihn von Interesse. Hier trat die auffallendste Neugier an die Stelle der Gleichgültigkeit. Er durchblätterte ganze Ladungen roher Bücher, ihm entging keine Recension von Bezug auf ihn, seine Freunde oder seine Studieen; ganze Tage, halbe Nächte safs er über Folianten und Quartanten hingebückt. Mit eben dem eisernen Fleifse durcharbeitete er schlechte Oden der

Ausländer, und hatte seine herzliche Freude darüber, daſs sie so schlecht waren. Nie sah' man ihn mürrisch oder zerstreut, wenn er mitten in solchen Arbeiten gestört wurde; er klappte ruhig sein Buch zu und war mit ganzer Seele Freund. Dienstfertiger, gefälliger kann man nicht seyn, als Hölty war. Er war ohne Ansprüche und seine Forderungen an die Welt waren sehr gemäſsigt. „Einige Jahre möchte ich" — schrieb er an einen seiner Freunde — „in einer groſsen Stadt zubringen, und in allerley Gesellschaften kommen, um die Menschen sorgfältig zu studieren. Ich fühle, daſs mir dieses nothwendig ist, wenn ich in der Dichtkunst mein Glück machen will. Ich habe meine Jahre blos unter Büchern zugebracht, —

Mein Hang zum Landleben ist so groſs, daſs ich es schwerlich übers Herz bringen würde, alle meine Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle, und ein Weib in meiner Hütte, ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche. — Den gröſsten Hang habe ich zur ländlichen Poesie, und zu süſsen, melancholischen Schwärmereyen in Gedichten. An diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil. Ich will alle meine Kräfte aufbieten. Ich will kein Dichter seyn, wenn ich kein groſser Dichter werden kann.“ —

Hölty war in dem letzten Jahre, da er sein Ende noch nicht so nahe glaubte, schon selbst mit der Sammlung seiner Gedichte beschäftigt. Der Tod übereilte ihn, und seine Papiere wurden Boien anvertraut, der sie herauszugeben versprach. Da dieser nicht Wort halten konnte, so wurde die erste Ausgabe im Jahr 1783 durch Voſs und Fr. Leop. Grafen Stolberg veranstaltet. Im Jahr 1795 wurde sie von neuem gedruckt. Sie sind aber beyde weit fehlerhafter und unvollkommener als die dritte vom Jahr 1804, die von Voſs allein besorgt worden ist. Noch existirt eine Ausgabe in 2 Bänden (Halle, 1782 — 83. — 2te Ausgabe ebendas. 1792. in 8.) die ein Unberufener zusammengestoppelt, und welche durchaus keinen Werth hat. Nach dieser sowohl, als nach der 2ten Original-Ausgabe besorgte Degen in Wien seine Prachtausgabe auf Velinpapier, im Jahr 1803. Sie iſt 382 Oktavſeiten ſtark, und koſtet 5 Rthlr. 16 gr. — Die Auswahl der vorliegenden Edition wurde nach der Voſsiſchen gemacht, die einen Oktavband von nur 252 Seiten füllt; ſchon aus dem letztern Umſtande wird man beurtheilen können, daſs keins der vorzüglichſten Gedichte in der unſrigen weggeblieben iſt.

Inhalt

Seite

1770.

Apollo und Daphne. 1

1771.

Adelstan und Röschen. 4
Auf den Tod einer Nachtigall. 10
Maylied. 12
Töffel und Käthe. 14
Das Traumbild. 22
Der Weiberfeind. 24

1772.

An die Nachtigall. 26
An die Ruhe. 27

Seite
Laura. 30
Leander und Ismene. 33
Maylied. 48
Der Tod. 50
Das Traumbild. 52

1 7 7 3.

An ein Mädchen, das am Frohnleichnamsfeste ein Marienbild trug. . . . 55
An Miller. 58
An Voſs. 61
Der Anger. 63
Erinnerung. 65
Frauenlob. 67
Klage. 69
Die Laube. 71
Die Liebe. 73
Die frühe Liebe. 76
Maylied. 78
Die Nonne. 80

Auszüge

aus

Hans Sachs.

Seite

1774.

An den Mond. 84
Der Bach. 86
Elegie auf ein Landmädchen. 88
Lied eines Mädchens auf den Tod ihrer Gespielin. 91
Die Maynacht. 93
Die Schiffende. 95
Das Traumbild. 97

1775.

An den Mond. 99
Elegie bey dem Grabe meines Vaters. . . 101
Der rechte Gebrauch des Lebens. . . . 103
Die künftige Geliebte. 106
Klage eines Mädchens über den Tod ihres Geliebten. 109
Das Landleben. 112
Der alte Landmann. 116
Die Liebe. 120

Seite
Todtengräberlied. 124
Der Traum. 126
Trinklied im May. 128
Trinklied im Winter. 131
Trinklied beym Rheinwein. 134

1776.

An die Phantasie. 136
Aufmunterung zur Freude. 138
Auftrag. 140
Die Beschäftigungen. 142
Hexenlied. 145
Lebenspflichten. 148
Die Seligkeit der Liebenden. 150
Der befreyte Sklave. 153

Apollo und Daphne.

Apoll, der gern nach Mädchen schielte,
Wie Dichter thun,
Sah einst im Thal, wo Schatten kühlte,
Die Daphne ruhn.

Er nahte sich mit Stutzerschritten,
Mit Ach und O,
Als Daphne schnell mit Zephyrschritten
Dem Gott entfloh.

Sie flog voran: Apollo keuchte
Ihr hitzig nach,
Bis er die Schöne fast erreichte
Am Silberbach.

Da rief sie: Rettet mich, ihr Götter!
Die Thörin, die!
Zevs winkt, und starre Lorbeerblätter
Umfliegen sie.

Ihr Füſschen, sonst so niedlich, wurzelt
Im Boden fest;
Apollo kommt herangepurzelt,
Und schreyet: Pest!

Dann lehnt er seine feuchten Wangen
Ans grüne Holz:
Jüngst eine Nymphe, sein Verlangen,
Der Nymphen Stolz!

Er girrt ein Weilchen, sinnt, und pflücket
Sich einen Kranz,
Der seine blonde Scheitel schmücket
Bey Spiel und Tanz.

Du arme Daphne! Tausend pflücken
Nun Kränze sich
Von deinen Haaren, sich zu schmücken.
Du dauerst mich.

Die Krieger und die Dichter zausen
In deinem Haar
Wie Stürme, die den Wald durchbrausen;
Die Köche gar!

Ja, ja, die braunen Köche ziehen
Dir Locken aus,
Zum lieblichen Gewürz der Brühen
Beym Hochzeitschmaus.

Laſst, Mädchen, euch dies Beyspiel rühren,
Das Warnung spricht,
Und flieht, so lang euch Reize zieren,
Uns Dichter nicht!

Adelstan und Röschen.

Der schöne Mayenmond begann,
Und alles wurde froh,
Als Ritter Veit von Adelstan
Der Königsſtadt entfloh.
Von Geigern und Kastraten fern,
Und vom Redoutentanz,
Vertauscht er seinen goldnen Stern
Mit einem Schäferkranz.

Des Thals Gebüsch, der Wiese Klee
Gewährt' ihm süſsre Rast,
Als Himmelbett' und Kanapee
Im fürstlichen Palast.
Er irrte täglich durch den Hain,
Mit einer Brust voll Ruh,
Und sah dem Spiel', und sah dem Reihn
Der Dörferinnen zu.

Sah unter niederm Hüttendach
Der Schäferinnen Preis,
Und plötzlich schlug sein Herzensschlag
Wohl noch einmal so heiſs.
Sie wurden drauf gar bald vertraut!
Was Wunder doch! Er war
Ein Mann von Welt und wohlgebaut,
Und Röschen achtzehn Jahr.

Sie gab, durch manchen Thränenguſs
Erweichet, ihm Gehör;
Zuerst bekam er einen Kuſs,
Zuletzt noch etwas mehr.
Itzt wurde nach des Hofes Brauch,
Sein Busen plötzlich lau:
Er saſs nicht mehr am Schlehenstrauch
Mit Röschen auf der Au.

Des Dorfes und des Mädchens satt,
Warf er sich auf sein Roſs,
Flog wieder in die Königsstadt,
Und in sein Marmorschloſs.
Hier taumelt' er von Ball zu Ball,
Vergaſs der Rosenbank,
Wo beym Getön der Nachtigall
Sein Mädchen ihn umschlang.

Und Röschen, die auf Wiesengrün
Im Haselschatten saſs,
Sah Mann und Roſs vorüberfliehn,
Und wurde todtenblaſs.
Mein Adelstan! ich armes Blut!
Er sah und hörte nicht,
Und drückte sich den Reisehut
Nur tiefer ins Gesicht.

Sie zupft', auf ihren Hirtenstab
Gelehnt, am Busenband!
Bis er dem Roſs die Spornen gab,
Und ihrem Aug' entschwand;
Und schluchzt, und warf sich in das Gras
Verbarg sich ins Gesträuch,
Weint' ihren schönen Busen naſs,
Und ihre Wangen bleich.

Kein Tanz, kein Spiel behagt ihr mehr,
Kein Abendroth, kein West;
Das Dörfchen dünkt ihr freudenleer,
Die Flur ein Otternnest.
Ein melancholisch Heimchen zirpt
Vor ihrer Kammerthür;
Das Leichhuhn schreyt. Ach! Röschen stirbt,
Des Dorfes beste Zier!

Die dumpfe Todtenglocke schallt
Drauf in das Dorf. Man bringt
Den Sarg daher. Der Küster wallt
Der Bahre vor, und singt.
Der Pfarrer hält ihr den Sermon,
Und wünscht dem Schatten Ruh,
Der diesem Jammerthal' entflohn,
Und klagt und weint dazu.

Man pflanzt ein Kreuz, mit Flittergold
Bekränzet, auf ihr Grab:
Und auf den frischen Hügel rollt
So manche Thrän' hinab.
Es wurde Nacht. Ein düstrer Flor
Bedeckte Thal und Höhn;
Auch kam der liebe Mond hervor
Und leuchtete so schön.

Vernehmt nun, wie's dem Ritter ging:
Der Ritter lag auf Pflaum,
Um welchen Gold und Seide hing,
Und hatte manchen Traum.
Er zittert auf. Mit blauem Licht
Wird sein Gemach erfüllt.
Ein Mädchen tritt ihm vor's Gesicht,
Ins Leichentuch verhüllt.

Ach! Röschen ists, das arme Kind,
Das Adelstan berückt!
Die Rosen ihrer Wangen sind
Vom Tode weggepflückt.
Sie legt die eine kalte Hand
Dem Ritter auf das Kinn,
Und hält ihr leinenes Gewand
Ihm mit der andern hin;

Blickt drauf den ehrvergeſsnen Mann,
Den Schauer überschleicht,
Dreymal mit hohlen Augen an,
Und wimmert und entweicht.
Sie zeigte, wenn es zwölfe schlug,
Jetzt alle Nächte sich,
Verhüllet in ein Todtentuch,
Und wimmert' und entwich.

Der Ritter fiel in kurzer Zeit
Drob in Melancholey,
Und ward, verzehrt von Traurigkeit,
Des Todes Konterfey.
Mit einem Dolch bewaffnet floh
Er aus der Stadt, und lief
Zum Gottesacker hin, allwo
Das arme Röschen schlief;

Wankt' an die frische Cruft, den Dolch
Dem Herzen zugekehrt,
Und sank. Folg'! ruft ein Teufel, folg'!
Und seine Seel' entfährt.
Der Dolch ging mitten durch das Herz,
Entsetzlich anzuschau'n!
Die Augen starrten himmelwärts,
Und blickten Furcht und Grau'n.

Sein Grab ragt an der Kirchhofmau'r.
Der Landmann, der es sieht,
Wenn Abend wird, fühlt kalten Schau'r,
Und schlägt ein Kreuz, und flieht.
Auch pflegt er, bis die Hahnen krähn,
Den Blutdolch in der Brust,
Mit glüh'nden Augen umzugehn,
Wie männiglich bewuſst.

* * *

Auf den Tod einer Nachtigall.

Sie ist dahin, die Mayenlieder tönte,
Die Sängerin,
Die durch ihr Lied den ganzen Hain verschönte,
Sie ist dahin!
Sie, deren Ton mir in die Seele hallte,
Wenn ich am Bach,
Der durch Gebüsch im Abendgolde wallte,
Auf Blumen lag!

Sie gurgelte, tief aus der vollen Kehle,
Den Silberschlag;
Der Wiederhall in seiner Felsenhöhle
Schlug leis' ihm nach.
Die ländlichen Gesäng' und Feldschalmeyen
Erklangen drein;
Es tanzeten die Jungfrau'n ihre Reihen
Im Abendschein.

Auf Moose horcht ein Jüngling mit Entzücken
Dem holden Laut,
Und schmachtend hing an ihres Lieblings Blicken
Die junge Braut:
Sie drückten sich bey jeder deiner Fugen
Die Hand einmal,
Und hörten nicht, wenn deine Schwestern schlugen,
O Nachtigall!

Sie horchten dir,. bis dumpf die Abendglocke
Des Dorfes klang,
Und Hesperus, gleich einer goldnen Flocke,
Aus Wolken drang;
Und gingen dann im Wehn der Mayenkühle
Der Hütte zu.
Mit einer Brust voll zärtlicher Gefühle,
Voll süſser Ruh.

Mayenlied.

Tanzt dem schönen May entgegen,
Der, in seiner Herrlichkeit
Wiederkehrend, Reiz und Segen
Ueber Thal und Hügel streut!
Seine Macht verjüngt und gattet
Alles, was der grüne Wald,
Was der zarte Halm beschattet,
Und die laue Wog' umwallt.

Tanz', o Jüngling, tanz', o Schöne,
Die des Mayes Hauch verschönt!
Menget Lieder ins Getöne,
Das die Morgenglocke tönt!
Singt ins Säuseln junger Blätter,
Und der holden Nachtigall
Liebe jauchzendes Geschmetter;
Und erweckt den Wiederhall.

Flieht der Stadt umwölkte Zinnen!
Hier, wo May und Lieb' euch ruft,
Athmet, schöne Städterinnen,
Athmet frische Mayenluft!
Irrt mit euren Sonnenhütchen,
Auf die Frühlingsflur hinaus,
Singt ein fröhlich Mayenliedchen,
Pflücket einen Blumenstrauſs:

Schmückt mit Kirschenblüthenzweigen
Euch den grünen Sonnenhut,
Schürzt das Röckchen, tanzet Reigen,
Wie die Schäferjugend thut!
Bienen sumsen um die Blüthe,
Und der Westwind schwärmt sich matt,
Schwärmt, und haucht auf eure Hüte
Manches weise Blüthenblatt.

Töffel und Käthe.

Zween fromme Wunderthäter,
Von Ost bis West bekannt,
Durchwanderten, mit Ablaſs
Bepackt, das Schwabenland;
Verbannten manchen Kobold,
Und manchen bösen Alp,
Und heilten manchen Junker,
Und manches schöne Kalb.

Sie kamen, als die Sonne
Vom rothen Himmel wich,
Und flötend Hirt und Schäfer
Durch Abendschatten schlich,
In ein umbüschtes Dörfchen,
Ersahn des Amtmanns Haus,
Und baten, tief gebücket,
Sich eine Mahlzeit aus.

Der Amtmann sprach: Ihr Herren,
Kehrt in den Gasthof ein;
Ich habe keinen Braten,
Und keinen Tropfen Wein;
Und warf die Thüre störrisch
Vor ihrer Nase zu,
Und brummt' heraus zum Fenster:
Fort! angenehme Ruh!

Der Pfarrer und der Küster
Schalt sie nicht minder fort.
Zur Einkehr in dem Dörfchen
Fand nirgends sich ein Ort.
Doch endlich guckte Töffel
Zum Stubenfenster aus,
Und lud die Wunderthäter
Durch einen Wink ins Haus;

Empfing mit bloſsem Haupte
Die Herren an der Thür,
Und murmelte: Mein Käthchen,
Hol' eine Kanne Bier,
Daneben Brot und Butter,
Und Schweizerkäs' und Wurst!
Sie stillten ihren Hunger,
Und löschten ihren Durst.

Erzählt ward nach der Mahlzeit,
Am hellen Tannenfeu'r,
Zur Lust für Wirth und Wirthin,
Gar manches Abentheu'r:
Wie sie einmal den Teufel
Beym Hexentanz ertappt,
Der sich in einen Schafbock
Mit langem Schwanz verkappt;

Die Hexen und der Teufel,
Der fürchterlich geblöckt,
Durch ein allmächtig Ave
Zur Hölle fortgeschreckt!
Die scheuſslichen Gespenster
In einen Sack geschnürt,
Und bald in öde Schlösser,
In Wälder bald, geführt.

Sie schwatzten, bis der Morgen
Durch's kleine Fenster schien.
Herr Bruder, sprach der eine
Zum andern, laſs uns ziehn! —
Was ziehn? Nein, dieses Dörfchen
Soll, eh wir weiter gehn,
Das schwör' ich dir, Herr Bruder!
Ein Strafexempel sehn.

Schnell rollten Wetterwolken,
Von Blitz und Donner schwer;
Die Donner krachten nieder
Aufs Dorf; ein wildes Meer,
Gestürzt aus Wolkenbrüchen,
Schoſs durch das Dörfchen hin. —
Der Amtmann schwamm im Wasser
Mit seiner Amtmännin.

Nicht minder schwamm der Pfarrer,
Mit manchem O und Ach,
In Schlafrock und Pantoffeln;
Die Köchin schwamm ihm nach;
Und Hut, Perück', und Mäntel
Und Kragen allzumal,
Kontuschen, Strümpf' und Mieder
Und Hauben sonder Zahl.

Am Wetterhahn des Thurmes
Hing jämmerlich durchnäſst,
Des Küsters Stutzperücke
Von Bockshaar, ehrenfest.
Kein Oechselein, kein Es'lein,
Kein Mensch entkam der Fluth;
Der fette Braten schmeckte
Dem — Gott sey bey uns! gut.

Die Mönche sagten: Töffel,
Du bist dem Tod' entflohn;
Die andern Bösewichter
Empfingen ihren Lohn.
Mit frommen Gotteskindern
Wird sich das Dorf erneun.
Dein kleines schwarzes Hüttchen
Soll ihre Kirche seyn.

Urplötzlich stand die Kirche
Mit ihrem Thurme da.
Er machte groſse Augen,
Wie er die Kirche sah.
Zur Glocke ward der Kessel,
Und hing jetzt umgekehrt,
Der Sorgenstuhl zur Kanzel,
Und zum Altar der Heerd.

Die Hauspostille holend,
Juchheit' er, wie behext,
Macht, rief er, mich zum Pfarrer!
Ich les' euch meinen Text!
Bald war gethan das Wunder,
Daſs er als Prädikant
Im kahlen Rock und Mantel
Auf seiner Kanzel stand.

Zweyerley Belohnung,

beyde der Tugend und Laster.

Als ich war bey achtzehen Jahren,
Unkundig ganz und unerfahren,
In meiner dummen Jugend Blüth',
Da noch mein Herz, Sinn und Gemüth
Voller Begier und Sehnung steckt',
Mancherley Neigung und Affekt
Mich trieb gewaltig hie und dar,
Zu vielerley Ding' und Gefahr,
Als Hoffart, Buhlerey und Spiel,
Völlerey, Rumor und Muthwill,
Nach Maſs und Art der jungen Leut',
Wie sie es auch noch treiben heut',
Dem ich mit Kräften widerstund,
So stark ich war, so viel ich kunnt',

So kam in aller Einfalt
Der gute Mann zu Brot.
Er malte seinen Bauern
Die Hölle ziemlich roth;
Und lockte dann so freundlich
Ins schöne Himmelreich;
Durch Lehr' und eignen Vorgang
Zeigt' er den Weg zugleich.

Nicht geistlich nur, auch leiblich,
Blüht ihm ein Paradies,
Wohin das Sprüchlein: «Leben,
Und leben lassen!» wies.
Auch war das ganze Kirchspiel
In Eintracht und Vertraun:
Die Kinder mit den Vätern,
Die Männer mit den Frau'n.

Anfechten konnt' ihn niemals
Ein Spuck bey Tag und Nacht,
Kein Thier der Offenbarung,
Und keine Ketzerjagd.
Sein Element war Ruhe;
Sein Petum optimum
Der Armstuhl, und die Zeitung
War ihm Elysium.

Sein Käthchen war ein Muster
Von einer braven Frau.
Kein Auge war im Dörfchen
So heiter und so blau;
Kein Ehestand vergnügter
Seit Adam Evchen nahm.
Er las in der Postille,
Sie wirkt' am Näherahm.

Und murmelt' er zu hitzig:
Nun, Männchen, nun genug!
Sprach sie, und stopft' ein Pfeifchen,
Und füllt' ihm seinen Krug.
Dann wandt' er auf ihr Antlitz
Den Blick vom Buſssermon,
Und gab mit mildem Lächeln
Ihr einen Kuſs zum Lohn.

So rollten Jahr' auf Jahre,
Voll süſser Freud', herum,
Die beyden Gatten lebten
Beynah ein Säkulum;
Und gingen endlich beyde,
Steinalt und lebenssatt,
An einem Mayenmorgen,
Den stillen Todespfad.

Wohl manche düstre Ahnung
Ging ihrem Tod voran:
Ihr Sterbelichtchen hüpfte
Den Kirchenweg hinan.
Der Spuck des Todtengräbers
Grub, was nachher geschah,
Um Mitternacht zwey Grüfte,
Wie Hinz, der Küster, sah.

Das Heimchen zirpte kläglich,
Das lange nicht gezirpt. —
Gelt, sagten alle Bauern,
Gelt, unser Pfarrer stirbt?
Sie starben beyd'. Es folgte
Die Dorfschaft ihrem Sarg.
Viel sahn ins Grab, und schluchzten,
Als sie die Erde barg.

Verlobte kommen Abends,
Und denken sich ein Paar,
Wie weiland Vater Töffel
Und Mutter Käthe war;
Und im Holunderschatten,
Auf ihrem Leichenstein,
Spielt gern des Dorfes Jugend,
Und lernet artig seyn.

Das Traumbild.

Wo bist du, Bild, das vor mir stand,
Als ich im Garten träumte,
Ins Haar den Rosmarin mir wand,
Der um mein Lager keimte?
Wo bist du, Bild, das vor mir stand,
Mir in die Seele blickte,
Und eine warme Mädchenhand
Mir an die Wangen drückte?

Nun such' ich dich, mit Harm erfüllt,
Bald bey des Dorfes Linden,
Bald in der Stadt, geliebtes Bild,
Und kann dich nirgends finden.
Ich wandre, wenn die Sonne sticht,
Wenns stürmet oder regnet,
Und schaue jeder ins Gesicht,
Die meinem Blick begegnet.

So irr' ich Armer für und für,
Mit Seufzen und mit Thränen,
Und mustr' an jeder Kirchenthür,
Am Sonntag alle Schönen.
Nach jedem Fenster blick' ich hin,
Wo nur ein Schleyer wehet,
Und habe meine Lieblingin
Noch nirgends ausgespähet.

Komm selber, süſses Bild der Nacht,
Komm mit den Engelmienen,
Und in der leichten Schäfertracht,
Worin du mir erschienen!
Birg' nicht die schwanenweiſse Hand,
Die mir das Herz gestohlen,
Das purpurrothe Busenband,
Das Sträuschen von Violen.

Dein groſses blaues Augenpaar,
Woraus ein Engel blickte;
Die Stirne, die so freundlich war,
Und guten Abend nickte!
Den Mund, der Liebe Paradies,
Die kleinen Wangengrübchen,
Wo sich der Himmel offen wies:
Bring alles mit, mein Liebchen!

Der Weiberfeind.

Kein Mädchen kann mein Herz bestricken,
Kein Augenpaar,
Aus welchem tausend Engel blicken,
Kein blondes Haar,
Kein Mund, um den das Lächeln schwebet,
Und keine Brust,
Von dünnem Silberflor umwebet,
Füllt mich mit Lust!

Ein Wuchs, den Venus selber neidet,
Und eine Hand,
Die Persien in Perlen kleidet,
Ist Kindertand!
Ich sollte mich darein vergaffen?
Ey groſsen Dank!
Ich werde nicht, wie junge Laffen,
Vor Liebe krank.

Mir ward ein Herz von Eis beschieden,
Ein Felsensinn!
Drum wandl' ich auch in süſsem Frieden
Durchs Leben hin;
Geh immer, in der Brust den Himmel,
Geraden Pfad;
Durchtaumle niemals das Gewimmel
Der goldnen Stadt,

Und trink' in meiner Weinblattlaube,
Den Göttersaft
Der röthelnden Burgundertraube,
Voll Geist und Kraft.
Sollt' ich dafür in Gallaröcken,
Vor Liebe krank,
Der Fräulein gnädige Hände lecken?
Ey groſsen Dank!

Sollt' ich den Rosenkelch verlassen?
Die Nachtigall?
Auf eines Mädchens Winke passen,
Bey Spiel und Ball?
Ich würde, kämen ganze Gruppen
Von Mädchen, traun!
Nicht aus der Laube gehn, die Puppen
Nur anzuschaun.

An die Nachtigall.

Geuſs nicht so laut der liebentflammten Lieder
Tonreichen Schall
Vom Blüthenast des Apfelbaums hernieder,
O Nachtigall!
Du tönest mir mit deiner süſsen Kehle
Die Liebe wach;
Denn schon durchbebt die Tiefen meiner Seele
Dein schmelzend Ach.

Dann flieht der Schlaf von neuem dieses Lager,
Ich starre dann,
Mit nassem Blick, und todtenbleich und hager,
Den Himmel an.
Fleuch, Nachtigall, in grüne Finsternisse,
Ins Haingesträuch.
Und spend' im Nest der treuen Gattin Küsse;
Entfleuch! entfleuch!

An die Ruhe.

$\overset{\cup}{-}$ $-$ — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
$\overset{\cup}{-}$ $-$ — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
$-$ $\overset{\cup}{-}$ — ∪ ∪ — ∪
$-$ $\overset{\cup}{-}$ — ∪ ∪ — ∪ —

Tochter Edens, o Ruh, die du die Finſterniſs
Stiller Haine bewohnst, unter der Dämmerung
Mondversilberter Pappeln
Mit verschlungenen Armen weilſt,

Mit dem Schäfer am Bach flötest, der Schäferin
Unter Blumen der Au singest und Kränze reihst,
Und dem Schellengeklingel
Ihrer tanzenden Schäfchen horchst!

Wie der Jüngling die Braut liebet, so lieb' ich dich,
Allgefällige Ruh! späh'te dir immer nach,
Bald auf duftenden Wiesen,
Bald im Busche der Nachtigall.

Endlich bietest du mir, Herzenserfreuerin,
Deinen himmlischen Kranz, ach! und umarmest mich,
Wie den flötenden Schäfer,
Wie die singende Schäferin.

Jeden Lispel des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jedes ländliche Lied, welches dem Dorf entweht,
Wandelt, Göttin, dein Odem
Mir in Sphärengesangeston.

Hingegossen auf Thau, blick' ich den Abendstern,
Deinen Liebling, o Ruh, blick' ich den Mond
Der so freundlich, so freundlich
Durch die nickende Wipfel schaut.

Weil ich in den kindlichen Tagen
Hatt' von meinen Eltern hör'n sagen,
Wie solches Laster unrecht thät'.
Ich aber wurd zuletzt verschmäht
Von der Gesellschaft aller Jungen
Derhalben wurd' ich gar bezwungen,
Von ihrer G'sellschaft mich zu geben,
Weil ich je nicht wie sie wollt' leben,
Wie oberzählt in allem Stück.
Dies aber war leichtlich mein Glück.
Wiewohl ich kürzlich auf ein' Nacht
Ganz munter lag, und mir gedacht':
Ich bin ein rechter Flieh - den - Spaſs;
Es bringt mir auch groſs Unglimpf das
Bey all'n Gesellen über Tag:
Und stund also gleich auf der Wag',
Mich fürbaſs in ein rohes Leben
Wie andre Gesell'n zu begeben,
Und bleiben bey dem groſsen Hauf.

Als ich ein wenig ruht' darauf,
Wurd' ich gleich in mir selbst entzücket,
In einen tiefen Schlaf gerücket,
Da mir ein Wundertraum erschien.
Mich däucht', wie daſs mich führte hin
Ein herrlich Weib, mir unerkannt,
Philosophia war genannt,

Ruhe, lächle mir stets, wie du mir lächeltest,
Als mein Knabengelock, mit der entknospeten
Rosenblume bekränzet,
Abendlüftchen zum Spiele flog!

Keiner Städterin Reiz, weder ein blaues Aug,
Noch ein kuſslicher Mund, soll mich aus deinem Arm
Zu den Hallen des Tanzes
Locken, oder des Opernspiels!

Hier bey Früchten und Milch unter dem Halmendach
Weil', o Freundin, bey mir, bis du mich einst am Arm
Eines lächelnden Mädchens,
Edens Hütten entgegen führst.

Laura.

∪ ∪
— — ∪ — — — ∪ ∪ — ∪ —
∪ ∪
— — ∪ — — — ∪ ∪ — ∪ —
∪ ∪
— — ∪ — — — ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪.

Kein Blick der Hoffnung heitert mit trübem Licht
Der Seele Dunkel! Nimmer, o nimmer wird
Dein Auge, Laura, meinem Auge
Wieder begegnen, und Liebe sprechen.

Dein ehrner Fuſstritt hallte mir oft, o Tod!
In meiner Kindheit tagender Dämmerung,
Und manche Mutterthräne rann mir
Auf die verblühende Knabenwange.

Komm endlich, Tröster, welcher den Sterblichen
Die Ketten ablöst, komm, und entfeſsle mich,
O Wonnetod! Dann schweb' ich Lauren,
Lauren entgegen, und bin ihr Engel!

Du sollst getröstet werden, du Weinender!
Ruft, Palmen tragend, freundlich um Mitternacht
Der Tod; mir schallt der Sterbeglocke
Dumpfes Geläut, und des Grabes Schaufel.

Bald schweb' ich schützend, Wonne mir!
Wonne mir!
Um meine Laura; ströme, wo Laura kniet,
Anbetung über sie und Andacht,
Wann sie vom Kelche des Bundes trinket;

Und süſser Schauer, Schauer der Seraphim
Am Throne Gottes, wann sie den Preisgesang,
Vom Mayenfrühroth angelächelt,
Aus dem begeisterten Herzen tönet.

Im Mondenschimmer folg' ich der Denkerin
Durch deine Kühlung, duftende Frühlingsnacht!
Und decke, sinkt ihr' Aug' in Schlummer,
Sie mit verbreitetem sanftem Flügel.

Im Morgenschimmer weh' ich den frommen Traum
Von ihrer Stirn', und führe zum Garten sie,
Im Thau durch Blumenbeet' und Blüthen,
Froh des Gesanges umher, zu wandeln.

Des schönen Busens Wallung, des blauen Augs
Bethräntes Wonnelächeln bey edler That,
Dankt mir, und unter Himmelspalmen
Künftig ein Kuſs von dem Rosenmund.

Leander und Ismene.

Drey Balladen.

Erste Ballade.

Seit Adam in den Apfel biſs,
Glich unter allen Schönen,
Hier unterm Mond, das ist gewiſs,
Kein Mutterkind Ismenen.
Sie war nur eben achtzehn Jahr,
Ein Mädchen zum Entzücken,
Mit runder Brust und blondem Haar,
Und Adel in den Blicken.

Ihr Wuchs, voll Reiz und Majestät,
War gleich der schlanken Maye;
Die Wange junger Rosen Röth',
Ihr Auge Himmelbläue.
Der Mund ein blühend Paradies,
War ſonder alle Mängel;
Und wann sie sang, so klangs so süſs,
Als säng' ein heil'ger Engel.

Die holde Schöne, denkt einmal,
That aber arge Thaten,
Und muſs vielleicht im Pful der Qual
Jetzt kochen oder braten:
Sie hexte Froschleich, Ruſs und Haar
Ins Butterfaſs des Küsters,
Und zauberte voll Finnen gar
Die Schweine des Magisters.

Sie knüpfte manchem Ehepaar
Die Nestel als ein Meister,
Und rief, wanns ihr gefällig war,
Ein Rudel Höllengeister;
Ritt, trotz dem besten Postkurier,
Auf ihrem Besenstiele,
Und übergab den Winden ihr
Geringelt Haar zum Spiele.

Sie tanzte stets am ersten May;
Mit Blumen in den Locken,
Den weiſsen Busen schleyerfrey,
Im Reigen auf dem Brocken.
Dann pflegte wohl Herr Satanas
Den süſsen Herrn zu spielen,
Und wann sie stand, und wann sie saſs,
Nach ihrer Brust zu schielen.

Begierig küſst', er ihre Hand,
Als wollt er's Händchen freſsen,
Und konnt' am schwarzen Feuerstrand
Die Schöne nicht vergessen.
Sandt' ihr so manches Billet doux
Durch seinen Hoflakayen,
Schloſs kaum die Augenwimper zu,
Und träumte schon vom Freyen.

Allein Ismene lachte nur
Des gräſslichen Pedanten,
Und suchte sich, bald auf der Flur,
Bald in der Stadt Amanten.
Sie sah einmal am Wiesenbach,
Wo manches Blümchen keimte,
Leandern, der im Schatten lag,
Und süſse Träume träumte.

Er träumte von der Adelheid,
Mit der er sich versprochen.
Daneben von der Seligkeit
Der ersten Flitterwochen.
Es sollte schon die Priesterhand
Ihn am Altar beglücken;
Es schwebten Kranz und Brautgewand
Im Traum vor seinen Blicken.

Die Jungfrau'n flochten schon am Kranz
Und übten sich zum Reigen;
Es tönten schon zum Hochzeittanz
Die Flöten und die Geigen.
Was meint ihr wohl? Die Unholdin
Trat vor den schönen Schläfer,
Zupft' ihn am Ohr' und vorn am Kinn,
Und rief: Wach' auf, mein Schäfer!

Sie hatte seines Mädchens Bild
Und Kleidung angenommen.
Leander ward mit Freud' erfüllt,
Und stotterte: Willkommen!
Er nannte sie: Mein lieber Schatz,
Mein Engelchen, mein Kindchen!
Und gab ihr manchen Feuerschmatz
Aufſs kleine rothe Mündchen.

Sie gingen endlich, Hand in Hand,
Der Kühlung zu genieſsen,
Zum Wald': ein schöner Wagen stand
Schnell neben ihren Füſsen;
Ein Kutscher mit bebrämtem Rock,
Und grämlicher Geberde;
Saſs majestätisch auf dem Bock,
Und lenkte stolz die Pferde.

Der Wagen war von Helfenbein,
Besetzet mit Opalen.
Kein Gallawagen ist so fein;
Die Zaubrin konnt's bezahlen;
Sie stiegen in den Phaeton;
Drauf rasselten die Schimmel
Stracks über Stock und Stein davon
Mit donnerndem Getümmel.

Bald flogen sie gar himmelan,
Ein Wunder anzuschauen!
Leandern, wie man denken kann,
Begann darob zu grauen.
Wir wollen, wenn es euch beliebt,
Die Leute fliegen lassen,
Und morgen, so Gott Leben gibt,
Den Rest in Reime fassen.

Leander und Ismene.

Zweyte Ballade.

Der Wagen fuhr auf gutes Glück,
Bis daſs der Himmel graute,
Und man beym ersten Sonnenblick
Ein grünes Eyland schaute.
Es lag im Süderocean
Seit lieben langen Jahren,
Wo weder Cook noch Magellan
Noch Dampier gefahren.

Sie traten in ein Paradies,
Wo Freud' und Wollust lauschte
In jedem Frühlingslüftchen blies,
In jeder Quelle rauschte.
Das war euch, traun! ein Lustgefild;
Rings lachten bunte Flächen,
Rings zitterte das goldne Bild
Der Sonn' in hundert Bächen.

Der'n Ang'sicht glich der Sonnen Glast. *)
Eilend kam'n wir ohn' Ruh' und Rast
In ein fast weites, dunkles Thal,
Darin ich Volkes ohne Zahl,
Aller Ständ' überall konnt' schauen.
Bey denen sah ich geflügelt' Frauen
Umgehn, formirt aller Gestalt,
Wie man der Heiden Göttinn'n malt,
Die ansprachen mit Schmeichelworten
Die groſse Schaar an allen Orten,
Verhieſs'n ihn'n Lob, Ehr' und Gut,
Freud', Wollust, Pracht und guten Muth;
Der gröſst' Theil Volks hing ihnen an.
Den führten sie auf weiten Plan,
Da wurd' ein Kaufen und Verkaufen,
Ein Spielen, Fressen und Zusaufen,
Ein Tanzen, Hofiren und Singen,
Ein Stechen, Turnieren und Ringen;
In Summa: ich sah alle Werk',
Als ob es wär' Frau Venus Berg,
Daſs ich sogleich darob ernarrt,
Stund ganz verglaſſet **) und erstarrt,
Und sprach zuletzt: „Ich will auch mit."
Philosophia sprach: „Ach nit,

---

*) Glanz.

**) betäubt.

Die Weste flüsterten vertraut,
Und raubten jungen Veilchen,
Wie der Geliebte seiner Braut,
Auf jeder Wiese Mäulchen.
Es blühte rings im Zauberglanz
Die Hyazinth' und Rose;
Es trug und blühte Pomeranz'
Und Pfirsch' und Aprikose.

Musik entströmte sonder Rast
Den kühlen Rebenlauben;
Es herzten sich auf jedem Ast
Verliebte Turteltauben.
Es sprang, — wer möchte da nicht seyn! —
Im Schatten grüner Hecken,
Der feurigste Burgunderwein
In weite goldne Becken.

Es ragt' ein prächtiger Palast,
Erbauet aus Türkisen,
Mit Gold' und Perlen eingefaſst,
Auf angenehmen Wiesen.
Die Treppen waren aus Achat,
Die weiten Flügelthüren,
Durch die man in das Inn're trat,
Aus blitzenden Saphiren.

Das Dach und auch der Wetterhahn,
Wie leichtlich zu erachten,
Von ſeinem Gold' aus Hindostan,
Besetzet mit Smaragden.
Ein wunderbares Feyenschloſs,
Bey welchem sonder Zweifel,
Der es erbaut, viel Schweiſs vergoſs,
Gott sey bey uns! der Teufel.

Ein groſser tapezierter Saal
Ging mitten durchs Gebäude,
Mit Schildereyen ohne Zahl,
Die schönste Augenweide,
Von Raphael und Tizian,
Hier eine nackte Lede,
Dort Vater Zeus mit ihr als Schwan
In einer Liebesfehde;

Der Groſssultan, der Perser Schach,
Im Zirkel ihrer Frauen!
Ein lustig Karnavalgelag,
Gar lieblich anzuschauen:
Der Muselmänner Himmelreich
Voll niedlicher Figuren;
Ein grüner Wald, im Wald ein Teich
Voll Badepesituren.

Sie lebten hier als Frau und Mann
Am grünen Meergestade,
Und tranken, wenn der Tag begann,
Bald Thee, bald Chocolade;
Und hielten im Gemäldesaal,
Von dem wir euch erzählten,
Das Frühstück und das Mittagsmahl,
Dem keine Reize ſehlten.

Die Speisen kamen auf den Wink
Der Unholdin von selber:
Es flogen, wann sie schellte, flink
Gebratne Tauben, Kälber,
Kapaun' und Hasen auf den Tisch,
Lampreten und Forellen,
Und ein possierliches Gemisch
Von Austern und Sardellen.

Nicht minder kam auf ihr Gebot
Viel Backwerk angezogen,
Pasteten, Torten, Mandelbrot,
Daſs sich die Tafeln bogen.
Das groſse goldne Deckelglas,
Gefüllet mit Tokayer,
Goſs ihre Kehlen weidlich naſs,
Und in die Adern Feuer.

Sie spielten alle Nachmittag,
Nach eingenommnem Mahle,
In einer Sommerlaube Schach,
Und aſsen kalte Schale,
Und gingen, wenn das Abendroth
Durch ihre Laube blinkte,
Zum Pallast, wo das Abendbrot
In goldnen Schüsseln winkte.

Sie irrten, wann der Mondenschein
Den Wald mit Silber deckte,
Vertraulich durch den Myrthenhain,
Wo mancher Vogel heckte;
Und setzten sich auf zartes Grün,
Bedeckt von Myrthenästen,
Durch die der schöne Vollmond schien,
Umscherzt von lauen Westen.

Sie ruhten, Brust an Brust gedrückt,
Und was sie weiter thaten —
Der schöne Vollmond hat's erblickt;
Ich kann es nicht verrathen!
Ein süſses klatschendes Getön
Scholl aus den Myrthenbüschen;
Die Vögel sangen wunderschön
Ein Minnelied dazwischen.

Der West, der im Gesträuche war,
Goſs einen Blüthenregen
Voll Abendduft, bald um ihr Haar,
Bald ihrer Brust entgegen.
Sie trippelten mit trübem Blick,
Und Gras und Staub in Haaren,
Nach ihrem Zauberschloſs zurück,
Wo weiche Polster waren;

Und lasen, wann sie sich gesetzt,
Zur Zeit des Schlafenlegens,
Rosts schöne Nacht zu guter Letzt,
Anstatt des Abendsegens;
Und schlüpften, wenn sie dies vollbracht,
Zum Ruhekabinette.
Wir wünschen ihnen gute Nacht,
Und gehen auch zu Bette.

Leander und Ismene.

Dritte Ballade.

So lebten dort auf ihrer Burg,
Wie wir erzählt, die beyden,
Den May und Junius hindurch,
In Herrlichkeit und Freuden;
Sie schwammen hier in Ueppigkeit
Bis über beyde Ohren:
Doch endlich floh die Trunkenheit,
Worin sie sich verloren.

Er hatte sich mit Zuckerbrot
Den Magen überladen,
Ward bleich und hager wie der Tod,
Ihm schwanden Muth und Waden.
Sein Auge, wie Vergiſsmeinnicht,
Erlosch, und wurde dunkel;
Er trug im kupfrigen Gesicht
Rubinen und Karfunkel.

Die Küsse, Weine, das Konfekt,
Die Zuckerbissen alle,
Wornach er alle fünf geleckt,
Verkehrten sich in Galle.
Der Vögel buhlerisch Concert,
Das er, in Lust verloren,
Mit solcher Wonne jüngst gehört,
Mistönte seinen Ohren.

Nun floh er, mehr als Tod und Grab,
Das Fee'nschloſs und Ismenen,
Und ging am Ufer auf und ab,
Und weinte stille Thränen.
O liebe, liebe Adelheid!
So rief er sonder Ende,
Der ich mein treues Herz geweiht!
Und rang die welken Hände.

Wie magst du, gute Seele, wohl
Leanders Angedenken,
Mit lautem Schluchzen, einen Zoll
Getreuer Thränen schenken!
O, könnt' ich dir den Thränenguſs,
Dem Kerker hier entrissen,
Durch einen reuevollen Kuſs
Von deiner Wange küssen!

O welcher Unstern! wehe mir!
Das Mastvieh war geschlachtet,
Der Pfarrer hatte die Gebühr,
Wornach er lang geschmachtet.
Wir waren schon, ich armer Mann!
Schon zweymal aufgeboten,
Und dachten wahrlich nicht daran,
Was uns für Wetter drohten!

Schon ging, mit manchem bunten Band
Am Hut, der Hochzeitbitter
Im Dorf herum; der Musikant
Probierte schon die Cither.
Die Speisen, die wir angeschafft,
Sind nun schon längst verdorben.
Mein Liebchen ist wohl, hingerafft
Von Schwermuth, gar gestorben.

Den guten Göttern muſste dies
Nun wohl zu Herzen gehen.
Drum flog ein Schiff heran, und lieſs
Die Flagge stattlich wehen.
Der Schiffpatron nahm ihn an Bord,
Und bracht' in wenig Stunden
Ihn wohlbehalten an den Ort,
Da ihn Ismen' gefunden.

Ismene stand versteinert da,
Als sie am Horizonte
Die aufgeschwollnen Segel sah,
Und es nicht wehren konnte!
Zerriſs die Haare, weinte sich
Die Wangen bleich und hager,
Und wand die Hände jämmerlich
Auf dem verwaisten Lager.

Sie ritt mit thränendem Gesicht,
Auf ihrem Besenstiele
Viel Länder durch, und fand ihn nicht,
Und ritt sich manche Schwiele,
Und ward, wie männiglich bekannt,
Nach vielen Abentheuern,
Zuletzt elendiglich verbrannt
Zu Ingolstadt in Bayern.

Mayenlied.

Schön im Feyerschmucke lächelt,
Hold und bräutlich, die Natur;
Blumen wehn, vom West gefächelt,
Gelb und roth, auf grüner Flur;
Um die kleinen Nester hüpfend,
Singt der Vögel Chor im Hain;
Und der kalten Tief' entschlüpfend,
Spielt der Fisch im Sonnenschein.

Blau und golden schwebt der Aether
Im bebüschten Gartenteich;
Bäume, weiſser hier, dort röther,
Spiegeln ihren Blüthenzweig.
Durch die Blüthen, durch das grüne
Blumenthal, vom Sonnenschein
Ueberstralet summt die Biene
Sammelt ihren Nectar ein.

O Jüngling, thu dich baſs umschauen,
Und ſolg' nicht dieſen falschen Frauen,
Kennst du sie nicht? Es sind die Laster,
Auf Erd' alles Unglücks Ziehpflaster:
Hoffart, Geiz, Unkeusch- und Trägheit,
Neid, Zorn und die Unmäſsigkeit,
Fürwitz, Untreu, Betrügen,
Nachred', Schmeichlerey, Lügen,
Die verführen die ganze Menge,
Verheiſsen weit und halten enge;
Denn sie's bald in die Laster bringen.
Endlich sie auch mit G'walt sie dringen
In Sorg', Angst, Unruh, Straf' und Rach',
In Leid, Verachtung, Schand' und Schmach,
In Armuth, Krankheit und den Tod,
In Feindschaft bey der Welt und Gott,
Daſs auch ihr Nam' hässig*) veracht't,
Nach ihrem Leben wird geacht't.
In Büchern, und wo man ihr'r denkt,
Der Lasterfleck stets an ihn'n henkt;
Das ist ihr End', das muſst du sehen.*

Philosophia in der Nähen
Führt' mich hinter den Haufen groſs,

---

*) häſslich.

Heller blüh'n der Liebe Rosen
Um den Mund der Schäferin;
Schäferin und Schäfer kosen
Manche goldne Stunde hin.
Sitzend unter grünen Bäumen,
Hören sie den Wasserfall
Ueber glatte Kiesel schäumen,
Und Gesang der Nachtigall.

Traute Scherz' und Küsse flüstern
Durch das Thal, und auf den Höhn,
Wo die Liebenden in düstern
Buchenlabyrinthen gehn;
Küsse flüstern aus den Lauben
Um die Abenddämmerung;
Küsse geben, Küsse rauben,
Ist der Welt Beschäftigung.

Der Tod.

Stärke mich durch deine Todeswunden,
Gottmensch, wann die seligste der Stunden,
Welche Kronen auf der Wage hat,
Meinem Sterbebette naht!

Dann beschatte mich, o Ruh, mit linden
Stillen Flügeln! Geister meiner Sünden,
Nahet euch dem Sterbelager nicht;
Wo mein schwimmend Auge bricht!

Du mein Engel, komm von Gottes Throne,
Bringe mir die helle Siegerkrone,
Wehe Himmelsluft und Engelsruh
Mir mit deiner Palme zu!

Leite mich auf tausend Sonnenwegen
Jenem Engelparadies entgegen,
Wo die Gute, welche mich gebar,
Schon so lange glücklich war:

Wo die jungen Geister meiner Brüder
Unter Blumen spielen, süſse Lieder
In die Lauten singen, jung und schön
Zwischen Engeln um mich stehn!

Wohnt' ich doch von diesem Erdgewimmel
Schon entfernt, in eurem Freudenhimmel,
Theure Seelen! Kniet' ich, kniet' ich schon
An des Gottversöhners Thron!

Das Traumbild.

Geliebtes Bild, das mir mit Feu'rentzücken
Die Seele füllt!
Wann werd' ich dich an meinen Busen drücken,
Geliebtes Bild?

Wann mich am Bach, im Wehn der Pappelweide,
Der Schlaf umwallt,
Erscheinst du mir im weiſsen Abendkleide,
Du Lichtgestalt,

Du flatterst oft in früher Morgenstunde
Durch mein Gemach,
Und küssest mich mit deinem rothen Munde
Vom Schlummer wach.

Lang glaub' ich noch den Herzenskuſs zu fühlen,
Der mich entzückt,
Und mit dem Strauſs an deiner Brust zu spielen,
Der mir genickt.

Jetzt seh' ich dich, im Rauschen grüner Linden,
Ein goldnes Band
Um einen Kranz von Tausendschönchen winden
Mit weiſser Hand;

Und bald darauf im kleinen Blumengarten,
Wie Eva schön,
Des Rosenbaums, des Nelkenstrauchs zu warten,
Am Beete gehn.

Erblick' ich dich, die ich vom Himmel bitte,
Erblick' ich dich,
So komm, so komm in meine Halmenhütte,
Und tröste mich!

Dir soll ein Beet, wo tausend Blumen wanken,
Entgegenblühn;
Ich will ein Dach von jungen Geisblattranken
Für dich erziehn;

Ins Paradies an deiner Brust mich träumen,
Mein süſses Kind;
Und froher seyn, als unter Lebensbäumen
Die Engel sind!

An ein Mädchen,

das am Frohnleichnamsfeste ein Marienbild trug.

Denk' ich meiner frohen Knabenzeiten,
Denk' ich, Mädchen, auch an dich,
Und die hellen Sehnsuchtsthränen gleiten,
Und die Seele wölket sich.

Sittsam war dein Aug', voll Mädchenmilde,
Der die Andacht Reize lieh,
Wich vom schönen Muttergottesbilde,
Wich vom Christuskinde nie.

Manche Zähre floſs von deinen Wangen,
Wie der Thau von Rosen rinnt,
Blieb jetzt am Marienbilde hangen,
Rann jetzt auf das Christuskind.

Eine junge Morgenrothbestreute
Silberblum' im Paradies
Warst du, hehr, wie die Gebenedeyte,
Die dein Arm dem Volke wies!

Bange Sehnsucht, banges süſses Klopfen
Schauderte durch meinen Geist.
Kostet' ich des Stromes einen Tropfen,
Der am Stuhle Gottes fleuſst?

Trunken kniet' ich, wann der Reigen kniete,
Betend, himmelan geführt,
Küſste manche Knosp' und manche Blüthe,
Die dein wallend Kleid berührt.

Lebe, lebe deine Pilgertage,
Gutes Mädchen, flitterlos,
Und dann komm' ein Himmelsbot', und trage
Deine Seel' in Gottes Schooſs!

Und der Heiland lächl' auf seinem Throne,
Wann du dich dem Throne nahst;
Und Maria bringe dir die Krone,
Die du oft in Träumen sahst!

Gebe dir ein Lichtgewand! Vom Throne,
Wo der Welten Richter thront,
Weh's herüber: Frommes Mädchen, wohne,
Wo die fromme Laura wohnt!

An Miller.

$$\overset{\cup}{—}\,—\,—\,\cup\,\cup\,—\,—\,\cup\,\cup\,—\,\cup\,—$$

$$—\,\overset{\cup}{—}\,—\,\cup\,\cup\,—\,\cup\,—$$

Miller, denk' ich des Tags, welcher uns scheiden wird,
Faſst der Donnergedanke mich;
Dann bewölkt sich mein Blick, starret zur Erd' hinab,
Schaut nur Bilder der Traurigkeit.
Ernst, mit ſinsterer Stirn, wandelt die Stunde her,
Die mich fernet von meinem Freund,
Wandelt ernster, und schnell ſliegt der gezückte Dolch
In mein blutendes Herz hinab.

Zu einem schwarzen tiefen Moſs, *)
Mit stinkendem Nebel bedeckt;
Das war voll dieser Leut' gesteckt,
So diese Laster darein stieſsen
Und sich darin verderben lieſsen.
Da war ein Wimmern und Grieſsgrammen,
Sich selbst verfluchen und verdammen,
Daſs mir vor Angst mein Herz schlug hoch.
Philosophia mich bald zog
Bey meiner Hand und winket mir.
In dem Augenblick kamen wir
Aus dem neblichten finstern Thal
Ueber 'ne Brücke hoch und schmal
Vor ein Gebirg, spitzig und scharf,
Darauf mein G'sicht ich aufwärts warf
Und sah die Sonn' erglänzen drauf.
Sie sprach: „Gesell, wir woll'n hinauf."
Gar scharf und rauh war dieser Weg,
Wenig gebahnt, ohn' alle Steg';
Es war mir schwer und macht' mir heiſs.

Philosophia auf der Reis'
Mich tröst't, sprach: Was hart, ist langwieriger."
Also ward ich der Reis' begieriger.
Zuletzt mit inbrünstiger Hitz'
Erreichten wir des Berges Spitz!

---

*) Morast.

Eh dem Baume das Laub röthlich und gelb entweht,
  Kommt der finstere Scheidetag,
Stürmt die Freude hinweg, zucket und stöſst den Dolch
  In mein blutendes Herz hinab.
Wann nun wieder den Baum schattendes Grün umrauscht,
  Irr' ich einsam von Strauch zu Strauch,
Vor des Einsamen Blick schlieſsen sich Blumen zu,
  Und die rieselnde Quelle weint,
Und vom Nachtigallbusch tönet mir Seufzerlaut.
  Ach! die Seelen der Abende,
Die uns Freunden entflohn, sammeln sich dann um mich,
  Schön und lächelnd wie Seraphim,
Und die Bilder der Ruh, welche die Frühlingsnacht
  Auf uns Glückliche niedergoſs.
Deines trauten Gesprächs werd' ich und Freundesblicks
  Dann begehren: und, ach! umsonst.
Deines Tugendgesangs, welcher mich himmelan
  Oft geflügelt; und, ach! umsonst.
In den Lauben des Mays funkelt der Abendstern
  Durch die Blüthen, der oft belauscht,

Unsrer Herzen Erguſs, werd' ich dich spähn, den Arm
Nach dir strecken; und, ach! umsonst.
Nicht der flammende Wunsch, nicht der bethränte Blick
Bringt dich wieder in meinen Arm,
Und mein Klagegesang ruſt der Vergangenheit
Bis mich hüllet die Rasengruſt.
Und die hüllet mich bald! Lispelt das Rebengrün,
Wo du horchest der Nachtigall,
Zittert eine Gestalt, dämmernd in mildem Glanz,
Leises Fluges vor dir vorbey,
Winkt und lächelt dir zu; Miller, es ist dein Freund!
Durch die Blumen des Gartenbeets
Weht der Schatten dahin: Ahnung durchbebt dein Herz,
Und du schauerst vom Rasen auf,
Wandelst näher, und brichst, freudiger Wehmuth voll,
Dir die Blume, die, wankend noch
Von des fliehenden Freunds Schimmergewand', im Thau
Seiner rinnenden Zähre glänzt.

An Voſs.

∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
∪
— — — ∪ ∪ — ∪
∪
— — — ∪ ∪ — ∪ —

Klimme muthig den Pfad, Beſter, den Dornenpfad
Durch die Wolken hinauf, bis du dem Stralenkranz,
Der nur weiſeren Dichtern
Funkelt, dir um die Schläfe ſchlingſt.

Heiſser liebe durch dich Enkel und Enkelin
Gott und ſeine Natur, herzliche Brudertreu,
Einfalt, Freyheit und Unſchuld,
Deutſche Tugend und Redlichkeit.

Stilles Trittes, o Voſs: wandelt indeſs dein Freund
Durch Gefilde der Ruh, lauschet der Nachtigall
Und der Stimme des leisen
Mondbeschimmerten Wiesenborns;

Singt den duftenden Hain, welchen das Morgenroth
Ueberflimmert mit Gold, oder den Frühlingsstrauſs,
Der am Busen des Mädchens,
Mildgeröthet vom Abend, bebt.

Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Dank,
Küſst mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust,
Seufzt: Du redlicher Jüngling,
Warum barg dich die Gruft so früh!

88

101)

Der Anger.

Mein Anger, welchen früh und spat
Ein allerliebstes Mädchen trat
Mit ihren weiſsen Fuſsen!
  Mit Citherklang
  Und mit Gesang
Werd' ich dich oft begrüſsen.

Oft werd' ich in dein frisches Gras,
Wo sie mit mir am Schlehdorn saſs,
Im Abendrothe kommen,
  Und singen dann,
  So gut ich kann,
Der Reinen und der Frommen.

Mit deinen Blumen, weiſs und roth,
Werd' ich; beglänzt vom Abendroth,
Die blanke Cither krönen,
Und weinen naſs
Das grüne Gras
Beym Namen meiner Schönen.

Gib doch, o lieber grüner Plan,
Am Ende meiner Lebensbahn,
Bey dieser Murmelquelle,
Wo Vögelein
Des Mays sich freun,
Mir meine Ruhestelle!

Erinnerung.

Wie war ich doch so wonnereich,
Dem Kaiser und dem König gleich,
In meinen Minnejahren,
Als Julie, das schönste Kind,
Schön, wie des Himmels Engel sind,
Und ich beysammen waren!

Ich sah sie, wann die Vögelein
Des Morgens trillerten im Hain,
Im leichten Frühlingskleide,
Bald vor dem offnen Fenster stehn,
Bald durch den grünen Anger gehn,
Ach Gott, mit welcher Freude!

Ich sah sie, wenn der Abend floh,
Der linden Mayenkühle ſroh,
Im kleinen Blumengarten,
Wie Eva vor dem Sündenſall,
Begrüſset von der Nachtigall,
Der Frühlingsblumen warten.

Sie gab mir manchen süſsen Blick,
Zog niemals ihre Hand zurück,
Wenn ich sie sanſt ihr drückte;
Sah immer aus, wie Milch und Blut,
War immer ſroh und wohlgemuth,
So oſt ich sie erblickte.

Wie war ich doch so wonnereich,
Dem Kaiser und dem König gleich,
In meinen Minnejahren,
Als Julie, das schönste Kind,
Schön, wie des Himmels Engel sind,
Und ich beysammen waren!

Frauenlob.

Säng' ich tausend Jahr,
Weiblein! immerdar
Eurer Seelen Güte,
Eures Leibes Blüthe;
Wäre mein Gesang
Doch nur schwacher Klang.

Herrlich war und mild
Adam, Gottes Bild;
Milder ihn zu gängeln,
Wuchs ein Weib, gleich Engeln;
Sie, sein beſsrer Theil,
Ward des Lebens Heil.

O wie wohl gepaart
Mann und Männin ward!
Seit die Mannin waltet,
Geht der Mann gestaltet,
Hoch an Leib und Sinn,
Durch die Schöpfung hin.

Einmal bot sie zwar
Schlimme Frucht ihm dar:
Doch wird leicht versüſset,
Was sie mitgenieſset,
Edens Vollgenuſs
Ruft zurück ihr Kuſs.

Drauf war ein weiter runder Plan,
Da traf ich all's Farb' Blümlein an;
Da es am alleredelst roch,
Daſs mir's mein Herz und Seel' durchkroch,
Als ob es wär' das Paradeis.
Mitten auf diesem Plan ringsweis
Sah ich in einem Reihen springen
Zwölf Fräulein, und so süſslich singen,
Zart engelisch geliedmasiret,*)
Ihr Sang, wonnsämlich konkordiret.
Um sie traf ich auf diesem Plan
Etlich' herrlich', tapfre Leut' an,
Den'n winkten die Fräulein z'ihn'n,
Führten s' im Reihen mit umhin;
Ihr' Stimm' mit den Frauen tönet.
Danach wurden sie all' gekrönet
Von den Frauen mit Palmenzweigen.

„Philosophia, thu mir zeigen,"
Sprach ich, die Frauen zart von Jugend!"
Sie sprach: „Es sind die edlen Tugend';
Als: Groſsmüthigkeit und Weisheit,
Gerechtigkeit und Mäſsigkeit,
Demuth, Zucht, Fried', Treu und Wahrheit,
Geduld, Mild' und Sanftmüthigkeit.
Schau, die sammt andrer Tugend geben

---

*) mit Gliedmaſsen begabt.

Klage.

Dein Silber schien
Durch Eichengrün,
Das Kühlung gab,
Auf mich herab,
O Mond! und lachte Ruh
Mir frohen Knaben zu.

Wenn jetzt dein Licht
Durch Fenster bricht,
Lachts keine Ruh
Mir Jüngling zu,
Siehts meine Wange blaſs,
Mein Auge thränennaſs.

Bald, lieber Freund,
Ach bald bescheint
Dein Silberschein
Den Leichenstein,
Der meine Asche birgt,
Des Jünglings Asche birgt!

Die Laube.

Nimmer werd' ich, nimmer dein vergessen,
Kühle grüne Dunkelheit,
Wo mein liebes Mädchen oft gesessen.
Und des Frühlings sich gefreut.

Schauer wird durch meine Nerven beben,
Werd' ich deine Blüthen sehn,
Und ihr Bildniſs mir entgegen schweben,
Ihre Gottheit mich umwehn.

Thränenvoll werd' ich beym Mondenlichte,
In der Geisterstunde Graun,
Dir entgegen zittern, und Gesichte
Auf Gesichte werd' ich schaun;

Mich in manchen Göttertraum verirren,
Bis Entzückung mich durchbebt,
Und nach meinem süſsen Täubchen girren,
Dessen Abschied vor mir schwebt.

Wann ich auf der Bahn der Tugend wanke,
Weltvergnügen mich bestrickt;
Dann durchglühe mich der Feu'rgedanke,
Was in dir ich einst erblickt:

Und, als strömt' aus Gottes offnem Himmel
Tugendkraft auf mich herab,
Werd' ich fliehen, und vom Erdgewimmel
Fernen meinen Pilgerstab.

Die Liebe.

  ∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
  ∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
  ∪
— — — ∪ ∪ — ∪
  ∪
— — — ∪ ∪ — ∪ —

Eine Schale des Harms, eine der Freuden wog
Gott dem Menschengeschlecht; aber der lastende
Kummer senket die Schale;
Immer hebet die andre sich.

Irr und trauriges Tritts wanken wir unsern Weg
Durch das Leben hinab, bis sich die Liebe naht,
Eine Fülle der Freuden
In die steigende Schale geuſst.

Wie dem Pilger der Quell silbern entgegen rinnt,
Wie der Regen des Mays über die Blüthen träuſt,
Naht die Liebe: des Jünglings
Seele zittert, und huldigt ihr.

Nähm' er Kronen und Gold, miſste der Liebe? Gold
Ist ihm fliegende Spreu; Kronen sind Flittertand;
Alle Hoheit der Erde,
Sonder herzliche Lieb', ist Staub!

Loos der Engel! Kein Sturm trübet die Heiterkeit
Seiner Seele! Der Tag hüllt sich in lichtes Blau,
Kuſs und Flüstern und Lächeln
Flügelt Stunden an Stunden fort!

Herrscher neiden ihn, kosteten sie des Glücks,
Das dem Liebenden ward; würfen den Königsstab
Aus den Händen, und suchten
Sich ein friedliches Hüttendach.

Unter Rosengesträuch lispelt ein Quell, und mischt
Zum begegnenden Bach Silber. So strömen flugs
Seel' und Seele zusammen,
Wann allmächtige Liebe naht.

Die frühe Liebe.

Schon im bunten Knabenkleide
Pflegten hübsche Mägdelein
Meine liebste Augenweide,
Mehr als Pupp' und Ball, zu seyn.

Ich vergaſs der Vogelnester,
Warf mein Steckenpferd ins Gras,
Wann am Baum bey meiner Schwester
Eine schöne Dirne saſs;

Freute mich der muntern Dirne,
Ihres rothen Wangenpaars,
Ihres Mundes, ihrer Stirne,
Ihres blonden Lockenhaars;

Blickt' auf Busentuch und Mieder,
Hinterwärts gelehnt am Baum;
Streckte dann ins Gras mich nieder,
Dicht an ihres Kleides Saum.

Was ich weiland that als Knabe,
Werd' ich wahrlich immer thun,
Bis ich werd' im kühlen Grabe
Neben meinen Vätern ruhn.

Maylied.

Grüner wird die Au,
Und der Himmel blau;
Schwalben kehren wieder,
Und die Erstlingslieder
Kleiner Vögelein
Zwitschern durch den Hain.

Aus dem Blüthenstrauch
Weht der Liebe Hauch;
Seit der Lenz erschienen,
Waltet sie im Grünen,
Malt die Blumen bunt,
Roth des Mädchens Mund.

Dem Menschen so ein sittlich Leben,
Machen ihn freundlich und holdselig,
Gott, Freunden und Feinden gefällich.
Er wird sicher, fröhlich und adelig,
Glück noch Unglück macht ihn untadelich,
Als sey er schon selig auf Erd',
Daſs auch nach diesem Leben werd',
Daſs sein gut Gerücht bleib' untödtlich,
Ob andern Menschen gleichsam göttlich.
Schau zu, bey der Tugend Beywohnung
Hast du die herrliche Belohnung,
Die dir ewig mag niemand nehmen.
Der Laster aber muſst dich schämen;
Sie selber können sich nicht rühmen,
In finsterm Nebel sie verblümen *)
Ihr bitter End'; darum, Gesell',
Den besten Theil dir auserwähl'."

Ich kehrt' mich zum Reihen der Tugend,
Die sammt ihr'n Dienern die Kron' auftrugend.
Freundlich die Tugend' mich ansahen,
Frau Wahrheit thät mich selbst umfahen,
Drückt' mich so herzlich an ihr' Brust,
Davon ich auferwachen muſst'.
Vor Freuden sprang und klopft' mein Herz;
Gedacht': der Traum ist mir kein Scherz,

---

*) verblühen.

Brüder, küsset ihn!
Denn die Jahre fliehn,
Einen Kuſs in Ehren
Kann euch niemand wehren!
Küſst ihn, Brüder, küſst,
Weil er kuſslich ist!

Seht, der Tauber girrt,
Seht, der Tauber schwirrt
Um sein liebes Täubchen,
Nehmt euch auch ein Weibchen,
Wie der Tauber thut,
Und seyd wohlgemuth!

Die Nonne.

Es liebt' in Welschland irgendwo
Ein schöner junger Ritter
Ein Mädchen, das der Welt entfloh,
Trotz Klosterthor und Gitter;
Sprach viel von seiner Liebespein,
Und schwur auf seinen Knieen,
Sie aus dem Kerker zu befreyn,
Und stets für sie zu glühen.

„Bey diesem Muttergottesbild,
Bey diesem Jesuskinde,
Das ihre Mutterarme füllt,
Schwör' ichs dir, o Belinde!
Dir ist mein ganzes Herz geweiht,
So lang ich Odem habe!
Bey meiner Seelen Seligkeit,
Dich lieb' ich bis zum Grabe!"

Was glaubt ein armes Mädchen nicht,
Zumal in einer Zelle?
Ach sie vergaſs der Nonnenpflicht,
Des Himmels und der Hölle.
Die, von den Engeln angeschaut,
Sich ihrem Jesu weihte,
Die reine schöne Gottesbraut
Ward eines Frevlers Beute.

Drauf wurde, wie die Männer sind,
Sein Herz von Stund' an lauer;
Er überlieſs das arme Kind
Auf ewig ihrer Trauer,
Vergaſs der alten Zärtlichkeit
Und aller seiner Eide,
Und flog im bunten Gallakleid
Nach neuer Augenweide;

Begann mit andern Weibern Reihn
Im kerzenhellen Saale,
Gab andern Weibern Schmeicheleyn
Beym lauten Traubenmahle,
Und rühmte sich des Minneglücks
Bey seiner schönen Nonne,
Und jedes Kusses, jedes Blicks,
Und jeder andern Wonne.

Die Nonne voll von welscher Wuth,
Entglüht' in ihrem Muthe,
Und sann auf nichts als Dolch und Blut,
Und träumte nur von Blute.
Sie dingte plötzlich eine Schaar
Von wilden Meuchelmördern,
Den Mann, der treulos worden war,
Ins Todtenreich zu fördern.

Die stoſsen drauf das Mörderschwert
In seine schwarze Seele:
Sein schwarzer falscher Geist entfährt,
Wie Schwefeldampf der Höhle.
Er wimmert durch die Luſt, wo sein
Ein Krallenteufel harret;
Drauf ward sein blutendes Gebein
In eine Gruſt verscharret.

Die Nonne flog, wie Nacht begann,
Zur kleinen Dorfkapelle,
Und riſs den todten Rittersmann
Aus seiner Ruhestelle,
Riſs ihm das Bubenherz heraus;
Und warſs, den Zorn zu büſsen,
Daſs dumpf erscholl das Gotteshaus,
Und trat es mit den Füſsen.

Ihr Geist soll, wie die Sagen gehn,
In dieser Kirche weilen,
Und bis im Dorf die Hähne krähn,
Bald wimmern und bald heulen.
Sobald der Seiger zwölfe schlägt,
Rauscht sie an Grabsteinwänden
Aus einer Gruft empor, und trägt
Ein blutend Herz in Händen.

Die tiefen hohlen Augen sprühn
Ein düsterrothes Feuer,
Und glühn, wie Schwefelflammen glühn,
Durch ihren weiſsen Schleyer.
Sie gafft auf das zerriſsne Herz
Mit wilder Rachgeberde,
Und hebt es dreymal himmelwärts
Und wirft es auf die Erde;

Und rollt die Augen voller Wuth,
Die eine Hölle blicken,
Und schüttelt aus dem Schleyer Blut,
Und stampft das Herz in Stücken.
Ein dunkler Todtenflimmer macht
Indeſs die Fenster helle,
Der Wächter, der das Dorf bewacht,
Sah's oft in der Kapelle.

An den Mond.

Geuſs, lieber Mond, geuſs deine Silberflimmer
Durch dieses Buchengrün,
Wo Phantaseyn und Traumgestalten immer
Vor mir vorüberfliehn!

Enthülle dich, daſs ich die Stätte finde,
Wo oft mein Mädchen ſaſs,
Und oft, im Wehn des Buchbaums und der Linde,
Der goldnen Stadt vergaſs!

Enthülle dich, daſs ich des Strauchs mich freue,
Der Kühlung ihr gerauscht,
Und einen Kranz auf jenen Anger streue,
Wo sie den Bach belauscht!

Dann, lieber Mond, dann nimm den Schleyer wieder,
Und traur' um deinen Freund,
Und weine durch den Wolkenflor hernieder,
Wie dein Verlaſsner weint!

Der Bach.

∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
∪
— — — ∪ ∪ — ∪
∪
— — — ∪ ∪ — ∪ —

Wie Blandusiens Quell, rausche der Enkelin
Deine Lispel, o Bach; tanze der Horchenden
Silberblinkend vorüber;
Grünt, ihr Erlen des Ufers, ihr!

Dein Gemurmel, das leis' über die Kiesel hüpft,
Euer zitterndes Laub, duftende Freundinnen,
Gieſst ein lindes Erbeben
Durch die Saiten der Seele mir.

Hier, auf schwellendem Moos' horch' ich der Nachtigall,
Die hier liebender klagt, horche dem Schilfgeräusch
Und dem Plätschern des Aales,
Der im Schatten der Erle schwebt.

Und ein magischer Hain säuselt um mich empor.
Eine Hütte darin winkt mir, mit Wein umrankt.
Und ein freundliches Mädchen
Hüpft durch Blumen, und lächelt mir.

Von des sinkenden Tags Golde geröthet, säumt
Hinter Rosen sie her, eilet, und küſst mich sanft:
Fleucht, und lächelt, und birgt sich
Wieder hinter den Blüthenbusch.

Weil'! ich fliege dir nach! Warum entflohest du?
Plötzlich lispelt der Strauch: Himmel! sie bebt hervor,
Und es schüttelt der Strauch ihr
Einen Regen von Blüthen nach.

Elegie auf ein Landmädchen.

Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab.
Väter weinen, Kinder, Mütter, Bräute,
Und der Todtengräber gräbt ein Grab.
Angethan mit einem Sterbekleide,
Eine Blumenkron' im blonden Haar,
Schlummert Röschen, so der Mutter Freude,
So der Stolz des Dorfes war.

Ihre Lieben, voll des Miſsgeschickes,
Denken nicht an Pfänderspiel und Tanz,
S[illegible]n am Sarge, winden nasses Blickes
Ihrer Freundin einen Todtenkranz.
Ach! kein Mädchen war der Thränen werther,
Als du gutes, frommes Mädchen bist,
Und im Himmel ist kein Geist verklärter,
Als die Seele Röschens ist.

Weil das Laster sein'n Diener zuletzt
In solche Noth und Jammer versetzt,
Mit einem so schnöden Auſgang,
Wie Seneka, der Weis', vorlang
Gesagt hat: „Die Wollüst' mit Nöthen
Umſahen uns, daſs sie uns tödten;
Dagegen Tugend gibt uns Kronen,
Hie und dort ewiglich zu lohnen.
Plutarchus rühmt die Tugend werth
Ueber all'n Reichthum hie auf Erd'.“
Derhalb erwählt' ich mir die Tugend
In meiner erstblühenden Jugend,
Zu dienen all' meinem Vermögen nach;
Wo ich mein Leben nicht fügen mag
Allzeit in ihren werthen Dienst,
Sprech' ich ihn'n doch ihr Lob aufs mind'st
Die Laster beschrey' und beklag',
Schänd', schmäh', rüg', verfolg' und verjag'!
Was ich seither je hab' gedicht't,
Ist all' mein Herz darauf gericht't,
Daſs Tugend wieder grün' und wachs';
Das wünscht von Nürnberg Hans Sachs.

Wie ein Engel, stand im Schäferkleide
Sie vor ihrer kleinen Hüttenthür:
Wiesenblumen waren ihr Geschmeide,
Und ein Veilchen ihres Busens Zier;
Ihre Fächer waren Zephyrs Flügel.
Und der grüne Hain ihr Putzgemach,
Diese Silberquellen ihre Spiegel,
Ihre Schminke dieser Bach.

Sittsamkeit umfloſs, wie Mondenschimmer,
Ihre Rosenwangen, ihren Blick;
Nimmer wich der Seraph Unschuld, nimmer
Von der holden Schäferin zurück.
Jünglingsblicke taumelten voll Feuer
Nach dem Reiz des lieben Mädchens hin;
Aber keiner, als ihr Vielgetreuer,
Rührte jemals ihren Sinn.

Keiner, als ihr Wilhelm! Frühlingsweihe
Rief die Edlen in den Buchenhain:
Unterm Grün, durchstrahlt von Himmelbläue,
Flogen sie den Deutschen Ringelreihn.
Röschen gab ihm Bänder mancher Farbe,
Kam die Ernt', an seinen Schnitterhut,
Saſs mit ihm auf einer Weizengarbe,
Lächelt' ihm zur Arbeit Muth!

Band den Weizen, welchen Wilhelm mähte,
Band und äugelt ihrem Liebling nach,
Bis die Kühlung kam, und Abendröthe
Durch die falben Westgewölke brach.
Ueber alles war ihm Röschen theuer,
War sein Taggedanke, war sein Traum;
Wie sich Röschen liebten und ihr Treuer,
Lieben sich die Engel kaum.

Wilhelm! Wilhelm! Sterbeglocken hallen,
Und die Grabgesänge heben an,
Schwarzbeflorte Trauerleute wallen,
Und die Todtenkrone weht voran;
Wilhelm wankt mit seinem Liederbuche,
Nasses Auges, an das offne Grab,
Trocknet mit dem weiſsen Leichentuche
Sich die hellen Thränen ab.

Schlummre sanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieser Schlummer flieht!
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied!
Weht wie Harfenlispel, Abendwinde,
Durch die Blumen, die ihr Grab gebahr!
Und im Wipfel dieser Kirchhoflinde
Nist' ein Turteltaubenpaar!

Lied eines Mädchens
auf den Tod ihrer Geſpielin.

Vier trübe Monden ſind entflohn,
Seit ich getrauert habe;
Der falbe Wermuth grünet ſchon
Auf meiner Freundin Grabe.
Da horch ich oft im Mondenglanz
Der Grillen Nachtgeſange,
Und lehn' an ihren Todtenkranz
Die bleichgehärmte Wange.

Da ſitz' ich armes, armes Kind
Im kalten Abendhauche,
Und manche Sehnſuchtsthräne rinnt
Am falben Wermuthſtrauche.
Der Flieder und die Linde wehn
Mir bange Seelenſchauer,
Und hohe düſtre Schatten gehn
Rings an der Kirchhofmauer.

Die Kirchenfenster regen sich,
Es regen sich die Glocken.
Es glänzt! es glänzt! Ach seh' ich dich
Mit deinen hellen Locken?
Der Mond ists, so der Wolk' entrollt,
Ins Kirchenfenster schimmert,
Am rothen Band', am Flittergold
Der Todtenkränze flimmert!

O komm zurück! o komm zurück
Von Deines Gottes Throne!
O komm auf einen Augenblick
In deiner Siegerkrone!
In deinem neuen Engelreiz
Erscheine mir, erscheine,
Die ich gelehnt ans schwarze Kreuz,
Auf deinem Grabe weine!

Die Maynacht.

∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
∪
— — — ∪ ∪ — ∪
∪
— — — ∪ ∪ — ∪ —

Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt,
Und sein schimmerndes Licht über den Rasen streut,
Und die Nachtigall flötet,
Wandl' ich traurig von Busch zu Busch.

Selig preis' ich dich dann, flötende Nachtigall!
Weil dein Weibchen mit dir wohnet in Einem Nest,
Ihrem singenden Gatten
Tausend trauliche Küsse giebt.

Ueberhüllet von Laub, girret ein Taubenpaar
Sein Entzücken mir vor; aber ich wende mich,
Suche dunklere Schatten,
Und die einsame Thräne rinnt.

Wann, o lächelndes Bild, welches wie Morgenroth
Durch die Seele mir strahlt, find' ich auf Erden dich?
Und die einsame Thräne
Bebt mir heiſser die Wange herab.

Die Schiffende.

Sie wankt dahin; die Abendwinde spielen
Ihr Apfelblüthen zu;
Die Vögelein, so ihre Gottheit fühlen,
Erwachen aus der Ruh.

Wie ihr Gewand im Mondenglanze flittert,
Und ihres Busens Flor!
Sie wankt dahin, der helle Vollmond zittert
Aus jeder Well' hervor.

Da rauscht der Kahn durch hangende Gesträuche,
Birgt mir das Engelbild;
Schwankt jetzt hervor, tanzt wieder auf dem Teiche,
Den ihre Gottheit füllt.

Verdeckt mir nicht, ihr hangenden Gesträuche,
Ihr lächelndes Gesicht,
Sie tanzt so schön auf ihrem Silberteiche;
Ihr Erlen, bergt sie nicht!

Weht, Winde, weht! o! flügelt sie, ihr Winde,
An diese Laub' heran,
Daſs ich mich ihr im Schauer dieser Linde
Zu Füſsen werfen kann!

Das Traumbild.

Im jungen Nachtigallenhain,
Und auf der öden Wildniſs,
Wo Tannenbäume Dämmrung streun,
Umflattert mich das Bildniſs.
Es tanzt aus jedem Busch hervor,
Wo Mayenlämmlein grasen,
Und wallt, verhüllt in leichten Flor,
Auf jedem grünen Rasen.

Wann mich, mit meinem Gram vertraut,
Zur Stunde der Gespenster,
Der liebe helle Mond beschaut,
Bebt's durch mein Kammerfenster,
Und malt sich an die weiſse Wand,
Und schwebt vor meinen Blicken,
Und winkt mir mit der kleinen Hand,
Und lächelt mir Entzücken.

Mein guter Engel, sage mir,
Wo Luna sie beflimmert,
Und wo, von ihr berührt, von ihr,
Die Blume rüther schimmert!
Erschaff' ihr Bild aus Morgenlicht,
Ihr Kleid aus Aetherbläue,
Und zeig' in jedem Nachtgesicht
Mir meine Vielgetreue!

Wo pflückt sie, wann der Lenz beginnt,
Die ersten Mayenglocken?
Wo spielst du, lauer Abendwind,
Mit ihren blonden Locken?
O eilt, o flattert weg von ihr,
Geliebte Mayenwinde,
Und sagt es mir, o, sagt es mir,
Wo ich das Mädchen finde!

Die unruhige wandelbare Ruhe des ganzen menschlichen Lebens, sammt einer Arzeney.

Ein's Tages in dem Märzen
Thät mich gar heimlich schmerzen
Mancherley Ueberlauſens
Des unruhigen Hauſens,
Der mich begann zu irren
In meinem Spekuliren.
Derhalb ausging ich spat,
Zu suchen mir ein' Statt,
Daselbst ich wär' mit Ruh
Ein' Stunde oder zwu.
Nun fiel mir ein in diesen*)
Ein' veilchenreiche Wiesen,
Die lag vor einem Holz,

---

*) Indessen, dabey.

An den Mond.

Was schauest du so hell und klar
Durch diese Apfelbäume,
Wo einst dein Freund so selig war,
Und träumte süſse Träume?
Verhülle deinen Silberglanz,
Und schimmre, wie du schimmerst,
Wenn du den frühen Todtenkranz
Der jungen Braut beflimmerst!

Du blickst umsonst so hell und klar
In diese Laube nieder;
Nie findest du das frohe Paar
In ihrem Schatten wieder:
Ein schwarzes feindliches Geschick
Entriſs mir meine Schöne;
Kein Seufzer zaubert sie zurück,
Und keine Sehnsuchtsthräne.

O! wandelt sie hinfort einmal
An meiner Ruhestelle,
Dann mache flugs mit trübem Strahl
Des Grabes Blumen helle!
Sie setze weinend sich auſs Grab,
Wo Rosen niederhangen,
Und pflücke sich ein Blümchen ab,
Und drück' es an die Wangen!

Elegie,

bey dem Grabe meines Vaters.

Selig alle, die im Herrn entschliefen,
Selig, Vater, selig bist auch du!
Engel brachten dir den Kranz, und riefen;
Und du gingst in Gottes Ruh;

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Hand voll Staub, die Erde, nicht,
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne;
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett' herab.

Daſs mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuſt;
Daſs ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reiſt;

Daſs mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestrahlend und beglückt, wie du;
Und mit dir auf Einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schoose ruh'!

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf dein Grab zu streun!
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein!

Der rechte Gebrauch des Lebens.

$\overset{\cup}{-}\ -\ \cup\ -\ \overset{\cup}{-}\quad -\ \cup\ \cup\ -\ \cup\ -$
$\overset{\cup}{-}\ -\ \cup\ -\ \overset{\cup}{-}\quad -\ \cup\ \cup\ -\ \cup\ -$
$\overset{\cup}{-}\ -\ \cup\ -\ \overset{\cup}{-}\ -\ \cup\ -\ \cup$
$-\ \cup\ \cup\ -\ \cup\ \cup\ -\ \cup\ -\ \cup$

Wer hemmt den Flug der Stunden? Sie rauschen hin,
Wie Pfeile Gottes; jeder Sekundenschlag
Reiſst uns dem Sterbebette näher,
Näher dem eisernen Todesschlafe.

Dir blüht kein Frühling, wann du gestorben bist;
Dir weht kein Schatten, tönet kein Becherklang,
Dir winkt kein süſses Mädchenlächeln,
Strömet kein Scherz von des Freundes Lippe.

Noch rauscht der schwarze Flügel des Todes nicht,
Drum hasch' die Freuden, eh sie der Sturm verweht,
Die Gott wie Sonnenschein und Regen,
Aus der vergeudenden Urne schüttet!

Ein froher Abend, welchen der heitre Scherz
Der Freundschaft flügelt, oder das Deckelglas;
Ein Kuſs auf deines Mädchens Wangen,
Oder auf ihren gehobenen Busen;

Ein Gang im Grünen, wann du, o Nachtigall,
Dein helles Maylied durch die Gesträuche tönst,
Wägt nieder jeden Kranz des Nachruhms,
Den sich der Held und der Weise wanden?

Der Kuſs, den mir die blühende Tochter gibt,
Ist süſser, als die Küsse der Enkelin,
Die sie dem kalten Hügel opſert,
Wo ich den eisernen Schlummer schlaſe.

Die künftige Geliebte.

∪ ∪
— — ∪ — — — ∪ ∪ — ∪ —
∪ ∪
— — ∪ — — — ∪ ∪ — ∪ —
∪ ∪
— — ∪ — — — ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪

Entschwebtest du dem Seelengeſilde schon,
Du süſses Mädchen? webet das Flügelkleid
Um deine Schulter? bebt der Strauſs dir
Schon an der wallenden schönen Brust auf?

Ein süſses Zittern zittert durch mein Gebein,
Wann mir dein Bildniſs lächelnd entgegen tanzt,
Wann ich's auf meinem Schoose wiege,
Und an den klopfenden Busen drücke.

Der Garten taumelt; rötheres Abendroth
Durchströmt die Blätter, purpurt die Mayenluft;
Wie Engelflügel niedersäuseln,
Rauscht die Laube vom Kuſsgelispel.

An deiner Leinwand flittert vielleicht mein Bild
Dir auch entgegen, schmiegt sich an deine Brust
Und eine Sehnsuchtsthräne träufelt
Ueber die seidenen Purpurblumen.

Seyd mir gesegnet, Thränen! ihr flosset mir;
Bald schlägt die Stunde! Ach! dann entküss' ich euch
Dem blauen Aug', der weiſsen Wange,
Trinke den Taumel der Erdenwonne.

An voller Quelle weil' ich, und schöpfe mir
Der Freuden jede, Himmel auf Himmel mir,
Sie, deren Seelen mich umschwebten,
Träumt' ich im seligen Hain der Zukunft.

Blüh' unterdessen schöner und schöner auf,
Du süſses Mädchen! Leitet, ihr Tugenden,
Wie eine Schaar von Schwesterengeln,
Sie durch die Pfade des Erdenlebens!

Ein reinrer Aether lache herab auf dich!
Tönt, Nachtigallen, wann sich der Abend neigt,
Im Apfelbaum vor ihrem Fenster,
Goldene Träum' um ihr Mädchenbette!

Doch süſsre Träume thaue das Morgenroth
Um deine Schläfe, Träume der Seraphim,
Wann jener Tag dem Meer' entschimmert,
Da ich dich unter den Blumen finde!

Ich glaub' aber, Gott wollt's;
Denn als ich auf dem Weg
Ging über einen Steg,
Da sah ich vor dem Wald'
Ein'n Mann, eisgrau, uralt
Zunächst auf- und abgehn.
Oft blieb er stille stehn,
Erblichen, gräulich, gelb,
Red't laut wider sich selb,
Und warf aus beyde Händ',
Sich bald wieder umwend't,
Erseufzt schwermüthiglich,
Und sah oft über sich.
Ich merkte, daſs dem Mann
Lag Etwas heftig an,
Denn er hatt' wenig Ruh,
Zuletzt ging er hinzu,
That auf ein'n Baum viel Blick',
Und zog heraus ein'n Strick,
That um ein'n Ast den schwingen,
Und macht' daran ein' Schlingen,
Sich gleich daran zu henken.
Ich that mich kurz bedenken,
Ihn eilend hinterschlich,
Sprach ihm zu sänftiglich.
Er scheucht vor mir und flog.*)

---

*) floh.

Klage eines Mädchens

über den Tod ihres Geliebten.

Aus den Zeiten der Kreuzzüge.

Ein banger Traum erschreckte mich,
O würd' er nie erfüllt!
Sobald der Schlummer mich beschlich,
Erschien mir Wilhelms Bild.
Ein Nachtgespenst, das auf der Gruſt
Im Todtenhemde sitzt,
Sein Haar flog blutig in die Luſt;
Die Brust war aufgeschlitzt.

Blut floſs ihm durch das Grabgewand,
Wie eine Purpurflut;
Er nahm des Blutes in die Hand,
Und zeigte mir das Blut.
Sein blutend Herz, als sucht' es mich,
Schlug dreymal hoch empor,
Und dreymal flog es sichtbarlich
Aus seiner Wund' hervor.

Doch plötzlich floſs ein Lächeln ihm
Ins traurige Gesicht;
Er sprach, als sprächen Seraphim:
Geliebte, weine nicht!
Es war kein leeres Nachtgebild,
Was mir im Traum erschien.
Die Saracenen, kühn und wild,
Die, die zerfleischten ihn.

Wo Jesus Christus uns versühnt,
Da modert sein Gebein,
Rausch ſanfter, wo sein Hügel grünt,
Rausch ſanfter, Palmenhain.
Die Seele ruht in Christus Hand,
In dessen Dienst er fiel.
Er starb in des Erlösers Land,
Und Sterben war ihm Spiel.

Drum lohne dich der Palmenkranz,
Den Jesus dir verhieſs:
Drum tanze mit den Engeln Tanz
In seinem Paradies.
Bald folget dir in Gottes Ruh
Dein armes Mädchen nach,
Und schlummert süſsen Schlaf, wie du,
Bis an den jüngsten Tag.

Das Landleben.

Flumina amem silvasque inglorious,
VIRG.

$— \overset{\cup}{—} — \cup \cup — — \cup \cup — \cup —$
$— \overset{\cup}{—} — \cup \cup — — \cup \cup — \cup —$
$— \overset{\cup}{—} — \cup \cup — —$
$— \overset{\cup}{—} — \cup \cup — \cup —$

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt.
  Jeder Rasen ein Altar,
    Wo er vor dem Erhabnen kniet.

Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn,
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
  Wann das liebliche Frühroth
    Durch die Bäum' auf sein Bette scheint.

Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
  Deiner herrlichen Sonne,
    Dich im Wurm und im Knospenzweig;

Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergieſst,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
  Trinkt den Athem der Blüthe,
    Trinkt die Milde der Abendluft.

Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süſsere Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin;

Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert auf seinen Korb,
Pickt ihm Erbsen und Körner,
Pickt die Krum' aus der Hand vertraut.

Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, wählet zum Sitz ein Grab,
Und beschauet die Kreuze
Mit dem wehenden Todtenkranz;

Und das steinerne Mal unter dem Fliederbusch,
Wo ein biblischer Spruch freudig zu sterben lehrt,
Wo der Tod mit der Sense
Und ein Engel mit Palmen steht.

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Engel segneten ihn, als er geboren ward
Sreueten Blumen des Himmels
Auf die Wiege des Knaben aus.

Der alte Landmann.

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst du, wie auf grünen Au'n,
Durch's Pilgerleben gehn;
Dann kannst du sonder Furcht und Graun
Dem Tod ins Antlitz sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
In deiner Hand so leicht;
Dann singest du beym Wasserkrug,
Als wär' dir Wein gereicht.
Dem Bösewicht wird alles schwer,
Er thue, was er thu;
Der Teufel treibt ihn hin und her,
Und läſst ihm keine Ruh.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht;
Und wünscht sich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum,
Saust ihm Entsetzen zu;
Er findet, nach des Lebens Raum,
Im Grabe keine Ruh.

Dann muſs er in der Geisterstund'
Aus seinem Grabe gehn,
Und oft als schwarzer Kettenhund
Vor seiner Hausthür stehn.
Die Spinnerinnen, die, das Rad
Im Arm, nach Hause gehn,
Erzittern, wie ein Espenblatt,
Wenn sie ihn liegen sehn.

Und jede Spinnestube spricht
Von diesem Abentheu'r,
Und wünscht den todten Bösewicht
Ins tiefſte Höllenfeu'r.
Der alte Kunz war bis ans Grab
Ein rechter Höllenbrand:
Er pflügte seinem Nachbar ab,
Und stahl ihm vieles Land.

Nun pflügt er, als ein Feuermann,
Auf seines Nachbars Flur,
Und miſst das Feld hinab, hinan
Mit einer glüh'nden Schnur.
Er brennet, wie ein Schober Stroh,
Dem glüh'nden Pfluge nach,
Und pflügt, und brennet lichterloh
Bis an den hellen Tag.

Der Amtmann, der die Bauern schund,
Und hurt', und Hirsche schoſs,
Trabt Nachts mit einem schwarzen Hund
Im Wald auf glüh'ndem Roſs.
Oft geht er auch am Knotenstock
Als rauher Brummbär um,
Und meckert oft als Ziegenbock
Im ganzen Dorf herum.

Der Pfarrer, der auſs Tanzen schalt',
Und Filz und Wuchrer war,
Steht Nachts als schwarze Spuckgestalt
Um zwölf Uhr am Altar;
Paukt dann mit dumpfigem Geschrey
Die Kanzel, daſs es gellt,
Und zählet in der Sacristey
Sein Beicht- und Opfergeld.

Bey seiner Hand ich zog
Ihn gütiglich zu mir.

Ich sprach:

Sag', was gebrichet dir,
Daſs du erschlüchzet bist?

Der bekümmerte Mann.

Er sprach: Umsonst es ist;
Derhalb geh' von mir weit,
Laſs mich mein' Traurigkeit
Hie enden mit dem Straug!

Ich.

Davor da sey Gott lang',
Sprach ich, weil kein' Anfechtung,
Schad', Schande noch Durchechtung *)
So bitter ist und schwer,
Die nicht zu trösten wär'.

Der bekümmerte Mann.

Er sprach: O schweig' nur still!
Des Unglücks ist zuviel,
Hat mir in höchster Ruh'
All'mal gesetzet zu

---

*) Verfolgung.

Der Junker, der bey Spiel und Ball
Der Wittwen Habe fraſs,
Kutschiert, umbraust von Seufzerhall,
Zum Fest des Satanas;
Im blauen Schwefelflammenrock
Fährt er zur Burg hinauf,
Ein Teufel auf dem Kutschenbock,
Zween Teufel hintenauf.

Sohn, übe Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann suchen Enkel deine Gruft,
Und weinen Thränen drauf:
Und Sommerblumen, voll von Duft,
Blühn aus den Thränen auf.

Die Liebe.

∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
∪
— — — ∪ ∪ — ∪
∪
— — — ∪ ∪ — ∪ —

Diese Erd' ist so schön, wann sie der Lenz beblümt,
Und der silberne Mond hinter dem Walde steht,
Ist ein irdischer Himmel,
Gleich dem Thale der Seligen.

Schöner lächelt der Hain, silberner schwebt der Mond,
Und der ganze Olymp fleuſst auf die Erd' herab,
Wann die Liebe den Jüngling
Durch die einsamen Büsche führt.

Wann ihr goldner Stab winket, beflügelt sich
Jede Seele mit Gluth, schwingt sich den Sternen zu,
Schwebt durch Engelgefilde,
Trinkt aus Bächen der Seraphim;

Weilt, und trinket, und weilt, schwanket im Labyrinth;
Eine reinere Luft athmet von Gottes Stuhl
Ihr entgegen, und weht sie
Gleich dem Säuseln Jehova's an.

Selten winket ihr Stab, selten enthüllet sie
Sich den Söhnen des Staubs. Ach! sie verkennen dich;
Ach! sie hüllen der Wollust
Deinen heiligen Schleyer um.

Mir erschienest du, mir, höheres Glanzes voll
Wie dein Sokrates dich, wie dich dein Plato sah,
Wie du jenem am Quelle
Von Vaucluse begegnetest *)

Erd' und Himmel entflieht sterbenden Heiligen;
Lebensblüthengeruch strömet um sie herum;
Engelfittige rauschen,
Und die goldene Krone winkt.

Erd' und Himmel entfloh, als ich dich, Daphne, sah;
Als dein purpurner Mund schüchtern mir lächelte;
Als dein athmender Busen
Meinen Blicken entgegen stieg.

Unbekanntes Gefühl bebte zum erstenmal
Durch mein jugendlich Herz; froh wie Anakreon,
Goſs ich Flammen der Seele
In mein zitterndes Saitenspiel.

---

* Dem Petrark.

Eine Nachtigall flog, als ich mein erstes Lied,
Süſse Liebe, dir sang, flötend um mich herum;
Und es taumelten Blüthen
Auf mein lispelndes Spiel herab.

Seit ich Daphnen erblickt, raucht kein vergossenes
Blut durch meinen Gesang, spend' ich den Königen
Keinen schmeichelnden Lorber,
Sing' ich Mädchen und Mädchenkuſs.

Todtengräberlied.

Grabe, Spaden, grabe!
Alles, was ich habe,
Dank ich, Spaden, dir;
Reich' und arme Leute
Werden meine Beute,
Kommen einst zu mir.

Weiland groſs und edel,
Nickte dieser Schädel
Keinem Gruſse Dank;
Dieses Beingerippe
Ohne Wang' und Lippe
Hatte Gold und Rang.

Jener Kopf mit Haaren
War vor wenig Jahren
Schön, wie Engel sind;
Tausend junge Fäntchen
Leckten ihm das Händchen,
Gafften sich halb blind.

Grabe, Spaden, grabe!
Alles was ich habe,
Dank' ich, Spaden, dir;
Reich' und arme Leute
Werden meine Beute,
Kommen einst zu mir.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
RASSMANN,C.F.

3-598-52293-2
FN. 17858/040

Der Traum.

Mir träumt', ich war ein Vögelein,
Und flog auf ihren Schooſs,
Und zupft' ihr, um nicht laſs zu seyn,
Die Busenschleiſen los;
Und flog, mit gaukelhaftem Flug,
Dann auf die weiſse Hand,
Dann wieder auf das Busentuch,
Und pickt am rothen Band.

Dann schwebt' ich auf ihr blondes Haar,
Und zwitscherte vor Lust,
Und ruhte, wann ich müde war,
An ihrer weiſsen Brust.
Kein Veilchenbett im Paradies
Geht diesem Lager vor.
Wie schlief sichs da so süſs, so süſs,
An ihres Busens Flor!

Sie spielte, wie ich tiefer sank,
Mit leisem Fingerschlag,
Der mir durch Leib und Leben drang,
Mich frohen Schlummrer wach;
Sah mich so wunderfreundlich an,
Und bot den Mund mir dar:
Daſs ich es nicht beschreiben kann,
Wie froh, wie froh ich war.

Da trippelt' ich auf einem Bein,
Und hatte so mein Spiel,
Und spielt' ihr mit dem Flügelein
Die rothe Wange kühl.
Doch ach! kein Erdenglück besteht,
Tag sey es oder Nacht;
Schnell war mein süſser Traum verweht,
Und ich war aufgewacht.

So heſtig, hart und ſcharf,
Aus Ruh' in Unruh' warf,
Daſs mich verdreuſst des Lebens.
Aller Trost ist vergebens,
Ich bin verzweifelt gar.

Ich.

Ich sagt': Ach nein, fürwahr!
Und gab ihm gute Wort',
Bracht' ihn an grünen Ort.
Da saſsen wir zusammen;
Und sprach: In Gottes Namen
Erzähl' dein'n Unfall mir,
Ob ich möcht' rathen dir.

Der bekümmerte Mann.

Da sprach der elend' Mann:
Den halben Theil ich kann
Hie nicht erzählen dir.
Anfänglich, hör' von mir,
Bin ich glückselig wor'n*)
Von edlem G'schlecht geborn,
Erzogen wohl und zart,
Nach reicher Kinder Art,
In Vollem überschwänglich.
Das Unglück kam anfänglich,

---

*) worden.

Trinklied im May.

Bekränzet die Tonnen
Und zapfet mir Wein;
Der May ist begonnen,
Wir müssen uns freun!
Die Winde verstummen,
Und athmen noch kaum;
Die Bienlein umsummen
Den blühenden Baum.

Die Nachtigall flötet
Im grünen Gebüsch;
Das Abendlicht röthet
Uns Gläser und Tisch.
Bekränzet die Tonnen,
Und zapfet mir Wein;
Der May ist begonnen,
Wir müssen uns freun!

Zum Mahle, zum Mahle,
Die Flaschen herbey!
Zwey volle Pokale
Gebühren dem May!
Er träuft auf die Blüthen
Sein Roth und sein Weiſs;
Die Vögelein brüten
Im Schatten des Mays.

Er schenket dem Haine
Verliebten Gesang,
Und Gläsern beym Weine
Melodischen Klang;
Giebt Mädchen und Knaben
Ein Minnegefühl,
Und herrliche Gaben
Zum Kuſs und zum Spiel.

Ihr Jüngling', ihr Schönen,
Gebt Dank ihm und Preis!
Laſst Gläser ertönen
Zur Ehre des Mays!
Es grüne die Laube,
Die Küsse verschlieſst!
Es wachse die Traube,
Der Nektar entflieſst!

Es blühe der Rasen,
Wo Liebende gehn,
Wo Tanten und Basen
Die Küsse nicht sehn!
Ihr lachenden Lüfte,
Bleibt heiter und hell!
Ihr Blüthen voll Düfte,
Verweht nicht so schnell!

Trinklied im Winter.

Das Glas gefüllt!
Der Nordwind brüllt;
Die Sonn' ist niedergesunken;
Der kalte Bär
Blinkt Frost daher;
Getrunken, Brüder getrunken!

Die Tannen glühn
Hell im Kamin,
Und knatternd fliegen die Funken;
Der edle Rhein
Gab uns den Wein.
Getrunken, Brüder getrunken!

Der edle Most
Verscheucht den Frost,
Und zaubert Frühling hernieder:
Der Trinker sieht
Den Hain entblüht,
Und Büsche wirbeln ihm Lieder.

Er hört Gesang
Und Harfenklang,
Und schwebt durch blühende Lauben;
Ein Mädchenchor
Rauscht schnell hervor,
Und bringt ihm goldene Trauben!

Saus' immerfort,
O Winternord,
Im schneebelasteten Haine!
Nur streu' dein Eis,
O lieber Greis,
In keine Flaschen mit Weine!

Der stolzen Frau
Färb' braun und blau
Den Kamm, der adlich ihr schwillet!
Nur mufst du fliehn
Den Hermelin,
Der junge Busen verhüllet!

Trinklied beym Rheinwein.

Ein Leben, wie im Paradies,
Gewährt uns Vater Rhein.
Ich geb' es zu, ein Kuſs ist ſüſs,
Doch ſüſser ist der Wein.
Ich bin so fröhlich, wie ein Reh,
Das um die Quelle tanzt,
Wenn ich den lieben Schenktisch seh,
Und Gläser drauf gepflanzt.

Was kümmert mich die ganze Welt,
Wenns liebe Gläslein winkt,
Und Traubenſaft, der mir gefällt,
An meiner Lippe blinkt!
Dann trink' ich, wie ein Götterkind,
Die volle Flasche leer,
Daſs Gluth mir durch die Adern rinnt,
Und tauml', und ſodre mehr.

Die Erde wär' ein Jammerthal,
Voll Grillenfang und Gicht,
Wüchs' uns zur Lindrung unsrer Qual
Der edle Rheinwein nicht,
Der hebt den Bettler auf den Thron,
Schafft Erd' und Himmel um:
Und zaubert jeden Erdensohn
Stracks in Elysium.

Er ist die wahre Panacee,
Verjüngt des Alten Blut,
Verscheuchet Hirn- und Magenweh,
Und was er weiter thut.
Drum lebe das gelobte Land,
Das uns den Wein erzog!
Der Winzer, der ihn pflanzt' und band,
Der Winzer lebe hoch!

Und jeder schönen Winzerin,
Die uns die Trauben las,
Weih' ich als meiner Königin
Ein volles Deckelglas!
Es lebe jeder deutsche Mann,
Der seinen Rheinwein trinkt,
So lang ers Kelchglas halten kann,
Und dann zu Boden sinkt!

An die Phantasie.

  ∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
  ∪
— — — ∪ ∪ — ∪ —
  ∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
  ∪
— — — ∪ ∪ — ∪ —

Komm mit lächelndem Blick, Zauberin Phantasie,
Aetherblumen um deine Stirn',
Und erhelle der Nacht Schatten, die schlummerlos
Um mein einsames Lager hängt.

Dein unsterblicher Fuſs weilet, o Königin,
An den Quellen des Morgenroths;
Du entschöpfest dem Quell liebliches Rosenlicht
Und bestrahlest die Erdenwelt.

Eine Grazie hüpft, leicht wie ein Rosenblatt,
Liebelächelnd an deiner Hand,
Schlingt sich mir um den Arm, wandelt im Abendglanz
Durch bethauete Blumen hin;

Durch den säuselnden Hain, durch das Gebüsch von Gold,
Durch das schimmernde Mondenlicht!
Und aus Rosengewölk blinket der Abendstern
Meiner Wallerin ins Gesicht.

Horch, die Nachtigall singt! Setze dich hier am Bach!
Schüchtern sinkt sie auf meinen Schoos,
Und ich küſs' ihr den Schley'r von der gehobenen Brust,
Schweb' in Träumen Elysiums.

Mir starb Vater und Mutter,
Hoch legt' man mir das Futter,
Mein' Vormünd' mich erzogen,
Um's halb' Erbtheil betrogen,
Man hielt mich hart und streng',
Und achtet' mein gar wen'g.
Ich litt viel Schläg' und Stöſs'
Von mein'm Zuchtmeister bös;
Zwölfjährig ich nachdem
Muſst' reiten in die Fremm,*)
Die Sprach' war mir unkund,
Die Luft war ungesund.
Ein'n tyrannischen Herren
Erduldet' ich in ferren**)
Landen, mein Dienst war schwer,
Mir zustund viel Gefähr,***)
Da war ich elend gar
Bis in das zwanzigst' Jahr.
Das Gluck mir wieder schien.
Die frechen freyen Sinn'
Meiner blühenden Jugend
Mich zu viel Kurzweil trugend,
Zu Stechen, Fecht'n und Ring'n,
Zu Jagen, Lauf'n und Spring'n,

---

*) Fremde.
**) fernen.
***) Gefahr.

Aufmunterung zur Freude.

Wer wollte sich mit Grillen plagen,
So lang' uns Lenz und Jugend blühn?
Wer wollt' in seinen Blüthentagen
Die Stirn' in düstre Falten ziehn?

Die Freude winkt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.

Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien!

Noch macht der Saft der Purpurtraube
Des Menschen krankes Herz gesund;
Noch schmecket in der Abendlaube
Der Kuſs auf einen rothen Mund!

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu:
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen
Selbst in zerriſsne Seelen Ruh!

O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Auftrag.

∪ ∪
— — ∪ — — — ∪ ∪ — ∪ —
∪ ∪
— — ∪ — — — ∪ ∪ — ∪ —
∪ ∪
— — ∪ — — — ∪ — ∪
— ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ — ∪

Ihr Freunde, hänget, wann ich gestorben bin,
Die kleine Harfe hinter dem Altar auf,
Wo an der Wand die Todtenkränze
Manches verstorbenen Mädchens schimmern.

Der Küster zeigt dann freundlich dem Reisenden
Die kleine Harfe, rauscht mit dem rothen Band,
Das, an der Harfe festgeschlungen,
Unter den goldenen Saiten flattert.

Oft, sagt er staunend, tönen im Abendroth
Von selbst die Saiten, leise wie Bienenton;
Die Kinder, hergelockt vom Kirchhof
Hörten's, und sahn, wie die Kränze bebten.

Die Beschäftigungen.

Villa miretur vulgus, mihi flavus Apollo
Pocula Castalia plena ministret aqua.
OVID.

  ∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
     ∪
  — — — ∪ ∪ — ∪ —
   ∪
— — — ∪ ∪ — — ∪ ∪ — ∪ —
     ∪
  — — — ∪ ∪ — ∪ —

Jener liebet den Hof, liebet das Stadtgeräusch
Und Französischen Modewitz,
Küſst den Damen die Hand, mischet den Potpourri,
Kocht Pommaden und strickt Filet;

Zieht die Säle voll Tanz Wiesen des Frühlings vor,
Roms Kastraten der Nachtigall;
Lebt vom Lächeln des Herrn, dreht wie ein Wetterhahn,
Nach dem Winde des Hofes sich.

Dieser liebet den Prunk gleiſsender Wissenschaft,
Stapelt Bücher auf Bücher auf, -
Und begaffet den Band, und den bemalten Schnitt,
Und den gläsernen Bücherschrank.

Jener schachert umher, wie ein Beschnittener,
Stopfet Beutel auf Beutel voll;
Schlieſst sein Kämmerlein zu, schüttelt die Beutel aus,
Und beäugelt den Seelenschatz.

Mich entzücket der Wald, mich der entblühte Baum,
Mich der tanzende Wiesenquell,
Mich der Morgengesang, oder das Abendlied
Meiner Freundin, der Nachtigall.

Dämmert endlich mein Traum heiter zum Leben auf,
Gibt der Himmel das Mädchen mir,
Dessen lächelndes Bild mir um die Seele schwebt;
Dann, dann bin ich ein Erdengott!

Wie ein mächtiger Gott, flieg' ich den Himmel durch,
Reisse Sterne, wie Blumen ab,
Und bekränze mein Haupt, trinke die Quelle leer,
Die durch Rosen der Engel fleufst!

Hexenlied.

Die Schwalbe fliegt,
Der Frühling siegt,
Und spendet uns Blumen zum Kranze!
Bald huschen wir
Leis' aus der Thür,
Und fliegen zum prächtigen Tanze!

Ein schwarzer Bock,
Ein Besenstock,
Die Ofengabel, der Wocken,
Reiſst uns geschwind,
Wie Blitz und Wind,
Durch sausende Lüfte zum Brocken!

Um Belzebub
Tanzt unser Trupp,
Und küſst ihm die krallichten Hände!
Ein Geisterschwarm
Faſst uns beym Arm,
Und schwinget im Tanze die Brände!

Und Belzebub
Verheiſst dem Trupp
Der Tanzenden Gaben auf Gaben:
Sie sollen schön
In Seide gehn,
Und Töpfe voll Goldes sich graben!

Ein Feuerdrach'
Umfliegt das Dach,
Und bringet uns Butter und Eyer:
Die Nachbarn sehn
Die Funken wehn,
Und schlagen ein Kreuz vor dem Feuer.

Die Schwalbe fliegt,
Der Frühling siegt,
Und Blumen entblühn um die Wette!
Bald huschen wir
Leis' aus der Thür;
Und lassen die Männer im Bette!

Schieſs'n, Steinstoſs'n, Schlittenfahr'n.
Was ich in jungen Jahr'n
Fing für ein Kurzweil' an,
Bracht' ich ein'n Ruhm darvan.
Das Unglück lieſs mir ab.
Nachdem ich mich begab
Auf Saitenspiel und G'sang,
Das freut' mich auch nicht lang'.
Lesen und Kunst studir'n,
Das schwächte auch mein Hirn.
Zu G'sellschaft ich mich schlug,
Die war untreu genug,
Bevortheilt mich mit G'fähr,
Mir macht' den Beutel leer.
Würfel und Kartenspiel
Bracht' Zank, Unwillens viel.
Ich gab mich auf den Wein,
Krank muſst' ich all' Tag seyn.
Ich fiel in Buhlerey,
Süſsigkeit war dabey
Vermischt mit bitterm Leiden,
Eifern, Sehnen und Meiden.
Also das falsch' Glück
Mischt' mir in allem Stück
Verdruſs und Bitterkeit
In meiner Jugend Zeit.
Als ich nun kam zu Jahr'n,
Und etwas hatt' erfahr'n,
Kam ich wieder zu Land'.

Lebenspflichten.

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare,
Eh die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.
Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden,
Ruht bey hellem Becherklang
Unter grünen Linden!

Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauscht entsummen!
Schmeckt, so lang' es Gott erlaubt,
Kuſs und ſüſse Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, auch sie zu rauben!

Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod' umdüstert,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüstert,
Tönet nicht der Wonneklang
Angestoſsner Becher,
Noch der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher.

Die Seligkeit der Liebenden.

Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die seinen Jugendtraum begrüſst,
Wenn Arm um Arm, und Geist um Geist sich windet,
Und Seel' in Seele sich ergieſst.

Die Liebe macht zum Goldpallast die Hütte,
Streut auf die Wildniſs Tanz und Spiel,
Enthüllet uns der Gottheit leise Tritte,
Gibt uns des Himmels Vorgefühl;

Sie macht das Herz der Schwermuth frühlingsheiter,
Sie bettet uns auf Rosenau'n,
Und hebet uns auf eine Himmelsleiter,
Wo wir den Glanz der Gottheit schau'n.

Sie gibt dem Glanz des Morgens hellre Röthe,
Und lichter Grün dem Schattenwald,
Und süſsern Klang der späten Abendflöte,
Die aus des Dorfes Büschen schallt.

Die Liebenden sind schon zu bessern Zonen
Auf Flügeln ihrer Lieb' erhöht,
Empfahen schon des Himmels goldne Kronen,
Eh ihr Gewand von Staub verweht.

Sie kümmern sich um keine Erdengüter,
Sind sich die ganze weite Welt,
Und spotten dein, du stolzer Weltgebieter,
Vor dem der Erdkreis niederfällt.

Sanft hingeschmiegt auf seidne Frühlingsrasen,
Auf Blumen eines Quellenrands;
Verlachen sie die bunten Seifenblasen
Des lieben leeren Erdentands.

Ein Druck der Hand, der durch das Leben schüttert,
Und eines Blickes Trunkenheit,
Ein Feuerkuſs, der von der Lippe zittert,
Gibt ihnen Engelseligkeit.

Ein Blick der Lieb', aus dem die Seele blicket,
In dem ein Engel sich verklärt,
Ein süſser Wink, den die Geliebte nicket,
Ist tausend dieser Erden werth.

Ein Herzenskuſs, den selber Engel neiden,
Küſst ihren Morgenschlummer wach;
Ein Reihentanz von ewigjungen Freuden
Umschlingt den lieben langen Tag.

Ein süſser Schlaf sinkt auf ihr keusches Bette,
Wie auf die Lauben Edens sank,
Kein Endlicher miſst ihrer Freuden Kette,
Wer nicht den Kelch der Liebe trank.

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

Der befreyte Sclave.

Gottlob, daſs keine Kette mehr
An diesem Arme klirrt,
Kein Teufel mit gezückter Wehr
Mich Rudernden umirrt!

Der ganze Himmel schwebt um mich,
Die Schöpfung ist mir neu:
Dich hab' ich, süſse Freyheit, dich!
Gott! frey bin ich, bin frey!

Der Blitz des Christen fraſs dein Boot,
Du wüthiger Corsar;
Sein Donner brüllte Höll und Tod
Auf deine Räuberschaar.

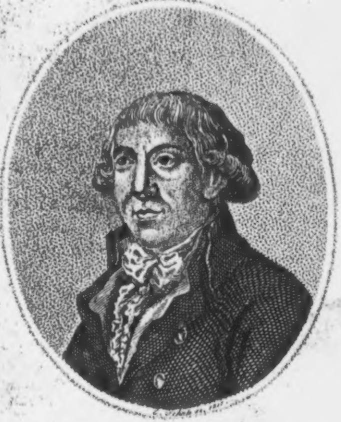
Da wimpelte das Siegspanier,
Da tönte Siegsgesang,
Die Eisenkett' erklirrte mir
An meiner Ruderbank.

Nun flieg ich meinem Rheine zu,
Nach dem ich oft geweint,
Und find' an seinen Ufern Ruh,
Ein Weib und einen Freund.

Und trink' aus meinem irdnen Krug,
Mit Weinbeerblüth' umlaubt,
Und trinke jedem Fürsten Fluch,
Der uns die Freyheit raubt;

Und Segen jedem braven Mann,
Des Herz für Freyheit schlägt,
Der gerne wider dich, Tyrann,
Die Freyheitsfahne trägt.

Sch.



G. A. BÜRGER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

[illegible] 345.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Ein und sechzigstes Bändchen.

Bürger's Gedichte.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Das schmeichelnd' Glück zuhand
Schien mir mit vollem Glanz.
Mir ward verheirath't ganz
Ein überreiches Weib,
Schön, adelich von Leib,
Die tugendreichst' auf Erd',
Die hatt' mich lieb und werth,
Und eh' ausging ein Jahr,
Ein'n Sohn sie mir gebar.
Kaufmannschaft ich anfing,
Daſs Alles glücklich ging.
Da ward ich kürzlich mächtig,
Reich, gewaltig und prächtig,
Und kam zu hohen Ständen
Der herrschenden Regenten.
Ich war tapfer und herrlich,
Jedermann hielt mich ehrlich,
Hatt' G'walt, Ad'l, Ehr' und Gut,
Freud', Lust und hohen Muth,
Schön'n, g'sund'n und starken Leib,
Viel Freund', ein fruchtbar Weib.
Ich hatt', was ich begehrt',
Der seligst' Mann auf Erd',
Und lebt' in aller Weis',
Wie in ein'm Paradeis,
In Ueberfluſs ohn' Mangel;
Aber des Unglücks Angel
Mich nie ganz ledig zählt'.

Gottfried August Bürger

wurde zu Wolmerswerde im Halberstädtischen, am 1. Januar 1748 geboren. Er studierte seit 1764 zu Halle Anfangs Theologie, dann, seit [illegible] zu Göttingen die Rechte; beydes aber soll er nicht mit Fleiſs gethan haben, denn er opferte dem frohen Genusse des Lebens, besonders aber seinem Hange zur Poesie, der

Zeit viel zu viel, um Muſse für ernstere Studien finden zu können. Demungeachtet wurde er im Jahr 1772 im Gericht Altengleichen bey Göttingen als Justizbeamter angestellt; aber, da diese Stelle ihm weder Zufriedenheit noch hinlängliches Auskommen darbot, ihn auch von seinen Lieblingsbeschäftigungen immer mehr entfernte, so legte er sie 1784 nieder, ging nach Göttingen, und hielt daselbst Vorlesungen. Erst im Jahr 1789 ward ihm die Stelle eines auſserordentlichen Professors der Philosophie, die er nur bis zum

8. Juni 1794 bekleidete, wo der Tod von den mancherley häuslichen und ehelichen Unfällen, die die letzten Jahre seines Lebens so sehr trübten, ihn befreyete.

Wenige Deutsche Dichter haben das Glück gehabt, so allgemein gelesen und geliebt zu werden, als Bürger. Aber der Stoff seiner Gedichte ist auch der allgemeinen Empfindungsart so angemessen, der Ton derselben der lebendigen Muttersprache so entnommen, daſs er nothwendig unter allen Klassen von Lesern Freunde gewinnen muſste. Kann irgend ein Deutscher Dichter Volksdichter genannt werden, so ist es unser Bürger; denn seine wirklich originellen Balladen sind recht eigentlich im Munde des Volks. Daſs einige von Bürgers Gedichten trefflich und correct sind, wenn der Verfasser auch nicht selbst als Dichterideal gelten könne, haben die beyden strengsten seiner Beurtheiler Friedrich Schiller (in der Jena'schen Allg. Lit. Zeit.) und A. W. Schlegel (s. dess. Charakteristiken und Kritiken B. 2. S. 1 — 96) zugestanden. Der letztere, Bürgers Liebling in frühern Jahren (man vergleiche Bürgers Sonett auf denselben), fällt von unserm Dichter das Urtheil: „Bürger ist ein „Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfassender Phantasie, von mehr biederer und „treuherziger, als zarter Empfindungsweise; „von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der gramatikalischen Technik, „als tiefem Verstande im Entwerfen, mehr „in der Romanze und dem leichten Liede, „als der höhern lyrischen Gattung (wer denkt „nicht an sein hohes Lied!) einheimisch

„in einigen seiner Hervorbringungen ächter „Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn „(den Dichter) nicht Maximen und Gewöh-„nung hindern, sich ganz zu demselben zu „erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische „und zuweilen Zierlichkeit seltner Gröſse „hat.“

Nach Bürgers Tode erschienen dessen Gedichte, herausgegeben von K. Reinhard (zum 3ten male) in 2 Bdn. 8. Göttingen 1797. Sein Leben findet man von Althof geschildert, vor dem 4ten Bande seiner nachgelassenen Werke. Nachrichten von ihm geben auch: Vetterleins Handbuch der poetischen Literatur S. 539—548 und Jördens's Lexicon Deutscher Dichter, B. I. S. 251 — 273. Man vergleiche auch: Briefe von G. A. Bürger an Mariane Ehrmann. Ein merkwürdiger Beytrag zur Geschichte der letzten Lebensjahre des Dichters. Mit einer historischen Einleitung herausgegeben von Th. Fr. Ehrmann. Weimar, 1802. 8. —

Die gegenwärtige Sammlung wurde nach der Reinhardischen Ausgabe veranstaltet: ſie enthält höchſtens den dritten Theil des Ganzen, aber gewiſs Alles, was der Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdiente. —

Inhalt.

Seite

Die Nachtfeyer der Venus. 1
Lust am Liebchen. 15
An die Hoffnung. 17
Lenore. 23
Des armen Suschens Traum. 34
Das vergnügte Leben. 36
Der Bauer. 38
Der Jungfernraub. 40
Die Weiber von Weinsberg. 56
Abendphantasie eines Liebenden. . . . 60

Des Todes Furcht mich quält',
Der Geiz mich tribulirt',
Die Hoffart mich vexirt',
Der Neid lieſs mir kein' Ruh,
Der Zorn mir setzte zu.
Mein Affekt und Begier
Zufügt' viel Unruh' mir,
Und dergeleichen Stück,
Bis doch das wälzend' Glück
Mich öffentlich thät plagen
Nach wenig Jahr' und Tagen,
Erstlich durch Feind' und Neider,
Klaffer und Ehrabschneider
Mich hinterrücks verlogen,
Schmeichler mir Zungen zogen.
Mein' Nachbar' in Unzücht
Macht'n mir ein bös Gerücht,
Ich muſst' bauen und rechten,
Zanken, hadern und fechten.
In Käuf'n ward ich betrogen,
Viel Gelder mir hinzogen.
Viel Bürgschaft muſst' ich zahlen,
Die Dieb' ein'n Schatz mir stahlen,
Die Räuber mich anblatzten,*)
Beraubten, dazu schatzten.

---

*) aufielen (auf mich platzten, d. i. prellten.)

Seite

Robert. 63
Die Holde die ich meyne. 66
Die Elemente. 70
Männerkeuschheit. 74
Die Entführung. 78
Des Pfarrers Tochter von Taubenhayn. 91
Die Kuh. 101
Der Kaiser und der Abt. 106
Das Lied von Treue. 117
Vorgefühl der Gesundheit. 129
Das Blümchen Wunderhold. 132
Das Dörfchen. 137

Die Nachtfeyer der Venus.

1. Vorgesang.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Unter Wonnemelodieen
Ist der junge Lenz erwacht.
Seht, wie froh den Phantasieen
Neuer Lust sein Auge lacht!
Golden über Thal und Hügel,

Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle wehn die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Lieb' und Gegenliebe paaret
Dieses Gottes Freundlichkeit.
Ihre Nektarfülle sparet
Liebe für die Blüthenzeit.
Was auf Erden, was in Lüften
Lebensodem in sich hegt,
Wird von frischen Würzedüften
Zum Verlangen aufgeregt.
Selbst die Sehnsucht, die erkaltet,
Die erstorben war, entglüht,
Wann die Knospe sich entfaltet,
Wann die Hyacinthe blüht.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen wie bis heut!

Heller, goldner, rosenröther
Bricht uns dieser Morgen an,
Als das erste Licht, da Aether
Mutter Tellus lieb gewann,
Da sie von dem hehren Gatten
Floren und den Lenz empfing,
Und der erste Mayenschatten
Um die schönsten Kinder hing.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute
Liebe morgen, wie bis heut!

Hoch im Lichte jener Scene
Wand aus Amphitritens Schooſs
Cypris Anadyomene
Sanft die schönen Glieder los.
Ahnend, welch ein Wunder werde,
Welch ein Götterwerk aus Schaum,
Träumten Himmel, Meer und Erde

Tief der Wonne süſsen Traum.
Als sie, hold in sich gebogen,
In der Perlenmuschel stand,
Wiegten sie entzückte Wogen
An des Ufers Blummenrand.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut,
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

---

2. Weihgesang.

Auf und stimmt zu Cypris Feyer,
Stimmt ihn an, den Weihgesang!
Töne drein, gewölbte Leyer!
Hall' an Felsen, Wiederklang!
Morgen ziehn sie ihre Tauben
Feyerlich in unsern Hain;
Und die höchste seiner Lauben
Nimmt sie als ihr Tempel ein.

Morgen sitzt sie hier zu Throne;
Morgen blinkt ihr Richterstab.
Wie zur Strafe, so zum Lohne
Spricht sie mildes Recht herab.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bist heut!

Eilt, den Thron ihr zu erheben,
Eilt in froher Harmonie!
Blumenschmuck soll Flora weben,
Flora, blumenreich durch sie.
Spend', o Göttin, jede Blume,
Die auf deinen Beeten lacht,
Spende zu des Festes Ruhme
Deine ganze Farbenpracht!

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Sammt den Charitinnen waltet
Neben ihr zugleich ihr Sohn.

Feſtlich, Hand in Hand gefaltet,
Stehn wir um den Götterthron.
Alle Nymphen ſind geladen.
Nymphen, aus Gefild' und Hain,
Oreaden und Najaden
Werden um die Göttin ſeyn.
Liebevoll von ihr berufen,
Huldigt alles ſeiner Pflicht.
Knie an Knie erfüllt die Stufen
Um das hohe Throngericht.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe ſich gefreut!
Was ich ſtets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Ha, wie froh heran zum Feſte
Schon der Nymphen Schaaren ziehn!
Amor grüſst mit Huld die Gäſte;
Doch die Gäſte meiden ihn.
Nymphen, die ſein Köcher ſchreckte,
Seht ihr nicht, was Amor that?
Daſs er Wehr und Waffen ſtreckte,
Daſs er ſich in Frieden naht?
Heut entwaffnen ihn Geſetze,

Die er achtet, die er scheut,
Daſs er nicht ein Herz verletze,
Wenn es gleich ihm Blöſse beut.
Aber weislich, Nymphen, brüstet
Ihr euch nicht, und scheut ihn doch;
Denn den Waffenlosen rüstet
Seine ganze Schönheit noch.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Nymphen, rein wie du an Sitte,
Du, o keusche Delia,
Sendet dir mit Gruſs und Bitte
Venus Amathusia:
Unsern Feyerhain beflecke
Morgen weder Blut noch Mord!
Deiner Jagd Getöse schrecke
Nicht des Hains Bewohner fort!
Selber wäre sie erschienen,
Selber hätte sie gefleht,
Doch sie scheute deiner Mienen,
Deines Ernstes Majestät.

Das jagt' mich in die Schnuch, *)
Auch litt ich ein'n Schiffbruch,
Hab' auch durch ein Erdbiden **)
Mein's Haus's Einfall erliden,
Auch Ungeld, Mauth' und Zoll
Hat mich gepeinigt wohl,
Mein' Knecht' mir viel abtrugen,
Die Juden mich aussugen, ***)
Die Schuldiger mich kerr'ten, †)
Haus und Hof mir versperrten,
Einfielen theure Jahr',
Das Haus voll Kinder war,
Darob ich gar entloff.
Nach dem mich wieder troff††)
Das hinfliegende Glück,
Da ward ich reich und flügg'. †††)
Ein Bergwerk ging mir an,
Groſs' Ausbeut' ich gewann.
Da bracht' ich wieder zu
Mein' Zeit in stiller Ruh,

---

*) brachte mich ins Elend.

**) Erdbeben.

***) aussaugten.

†) guerrten, d. i. mir Unruhe machten.

††) traf.

†††) bekam Flügel, d. i. ward wohlhabend.

Weiche bey Aurorens Scheine!
Venus Amathusia
Wallt' allein in diesem Haine!
Weich', o keusche Delia!

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut,
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Freundlich von Gesicht und Herzen,
Lüde sie auch dich mit ein,
Freut' es dich, der Liebe Scherzen,
Ernste Jungfrau, dich zu weih'n,
Freut' es dich, von Jubelchören
Drey geweihte Nächte lang
Aphroditens Lob zu hören,
Und beglückter Herzen Dank,
Freut' es dich in Wirbelreigen
Paar an Paar uns munter dreh'n,
Und, umhüllt von Myrthenzweigen,
Liebetraulich ruh'n zu sehn. —
Denn den Helden, der am Indus
Vom bezähmten Pardel stritt,
Ceres und den Gott vom Pindus
Lud die Göttin freundlich mit.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

3. Lobgesang.

Ha! schon naht der Tag der Feyer.
Auf beginnt den Lobgesang!
Töne drein, geweihte Leyer!
Hall' am Felsen, Wiederklang! —
Aphroditens Hauch durchdringet,
Bis zur leeren Aetherflur,
Wo die letzte Sphäre klinget,
Jeden Puls der Weltnatur.
Ewig weht er, fort zu nähren
Jene wunderbare Kraft,
Die durch Zeugen und Gebären
Ewig neue Wesen schafft.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!

Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Wie die Braut an Hymens Feste,
Prangt durch sie die Frühlingsflur.
Blüthe ziert des Baumes Aeste,
Wie Rubin und Perlenschnur.
Bellis, Primel, Maienglocke,
Purpurklee und Thymian,
Krokus mit der goldnen Locke,
Schmücken Feld- und Wiesenplan.
Auf dem Gartenbeet entfaltet
Sie der Tulpe Prachtgewand.
Aber holder noch gestaltet
Dich, o Rose, Cypris Hand.
Ihrer zarten Dornenwunde
Dankest du dein sanftes Roth;
Deinen Duft dem süſsen Munde,
Klagend um Adonis Tod.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Sie beglückt, was im Gefilde,
Sie, was Odem zieht im Hain,

Wie der Heerde, so dem Wilde
Flöſst sie ihr Entzücken ein.
Wohl gedeiht die Lust der Gatten,
Wohl durch sie im Mutterschooſs:
Ohne Weh im Myrthenschatten
Windet sich ihr Segen los.
Denn es war die Flur der Hirten,
Alte Sage macht es wahr,
Wo sie selber unter Myrthen
Ihren Amor uns gebar.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Sie erlöst' Anchisens Laren,
Als die Glut sein Haus umfing;
Sie aus tausend Meergefahren,
Was der Flammenwuth entging.
Sie erwarb dem biedern Sohne
Fern von Troja Weib und Land,
Rheens unentweihte Zone
Löste sich durch Mavors Hand.
Heil durch Liebesbund und Frieden,
Gegen Rächerzorn und Macht,

Schenkte sie den Romuliden
Zur geraubten Freudennacht.
Roma, deine Tapferthäter,
Wunder für der Nachwelt Ohr,
Deine weisen edeln Väter
Gingen all' aus ihr hervor.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Schall', o Maygesang! Erschalle,
Cythereens Hochgesang!
Thal und Hügel feyern alle,
Wald und Flur sind Feyerklang.
Horch! der Heerde Jubellaute
Schallen dort vom Anger ihr;
Leiser tönt im Haidekraute
Reger Bienen Chorlied hier,
Lärmend ruſt das Hausgefieder
Ihr vom Weiher Dank empor!
Und die Vögel edler Lieder
Opfern Wohllaut ihrem Ohr.
Schmelzend flötet Philomele
Tief im dunkeln Pappelhain,

Liebe tönt aus ihrer Seele;
Klage kann ihr Lied nicht seyn.
Längst ist Tereus Wuth vergessen,
Längst vergessen ihr Verlust.
Maygefühl und Liebe pressen
Sanfter ihre zarte Brust.

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe sich gefreut!
Was sich stets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Sänger, Chor an Chor, verbreiten
Aphroditens Lob umher.
Soll ich nicht ihr Lied begleiten?
Stimmet mich kein Frühling mehr? —
Ha! Erwachte nicht im Lenze
Meine Brust zu Lieb' und Sang,
So entwelkten mir die Kränze,
Die in's Haar mir Phöbus schlang.
Phöbus, müde mich zu lehren,
Nähme Stimm' und Laute mir,
Säng' ich, May, nicht dir zu Ehren,
Nicht zu Ehren, Liebe, dir.
Auf denn, wann im grünen Hage
Neu ihr Bett Aëdon baut,

Werd', o Lied, am erſten Tage
Mit Aëdons Gatten laut!

Morgen liebe, was bis heute
Nie der Liebe ſich gefreut!
Was ſich ſtets der Liebe freute,
Liebe morgen, wie bis heut!

Lust am Liebchen.

Wie selig, wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann!
Er lebt, wie in der Kaiserstadt
Kein Graf und Fürst es kann.

Er achtet seiner Seligkeit
Kein Gut auf Erden gleich.
Er dünkt, verarmt bis auf den Deut,
Sich dennoch Krösusreich.

Die Welt mag laufen, oder stehn;
Und alles mag rund um
Kopf unten oder oben gehn,
Was kümmert er sich drum?

Huy, singt er, huy! wer macht aus Wind,
Wer sich aus Regen was?
Nur wehn und wehen kann der Wind,
Und Regen macht nur naſs.

Durch seine Adern kreiset frisch
Und ungehemmt sein Blut,
Gesunder ist er, als ein Fisch
In seiner klaren Fluth.

Ihm schmeckt sein Mahl; er schlummert ſüſs
Bey federleichtem Sinn,
Und träumt sich in ein Paradies
Mit seiner Eva hin.

In Götterfreuden schwimmt der Mann,
Die kein Gedanke miſst,
Der singen oder sagen kann,
Daſs ihn sein Liebchen küſst. —

Doch ach! was sing' ich in den Wind,
Und habe selber keins?
O Evchen, Evchen, komm geschwind',
O komm und werde meins!

An die Hoffnung.

O beste holder Feen,
Mit liebevollem Sinn,
Vom Himmel ausersehen,
Zur Menschentrösterin!
Der schönsten Morgenstunde,
Gehüllt in Rosenlicht,
Der Suada gleich am Munde,
Der Honigrede spricht!

Du, die mich oft erheitert,
Vernimm, o Hoffnung, mich!
Mein freyes Herz erweitert
Zu Lobgesängen sich.
Sie lodern mit dem Feuer
Des frommen Danks empor.
O neig' auf meine Leyer
Dein allgefällig Ohr!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17840/022

Als mit dem goldnen Alter
Der Unschuld Glück entwich,
Da sandten die Erhalter
Gequälter Menschen dich,
Daſs du das Unglück schwächtest,
Des Lasters Riesensohn,
Und Freuden wiederbrächtest,
Die mit der Unschuld flohn.

Nun wandelt im Geleite
Dir ewig Ruhe nach.
Im Aufruhr und im Streite
Mit grausem Ungemach,
Ertheilest du dem Müden,
Eh' ganz sein Muth erschlafft,
Erquickung oder Frieden,
Und neue Heldenkraft.

Du scheuchest von dem Krieger
Das Grauen der Gefahr,
Und tröstest arme Pflüger
Im dürren Mangeljahr.
Aus Wind und lauem Regen,
Aus Sonnenschein und Thau
Verkündest du den Segen
Der zart besproſsten Au'.

Von deinem Flügel düftet
Ein Balsam für den Schmerz;
Bey seinem Weben lüftet
Sich das beklommne Herz.
Dein Odem hauchet Kräfte
Verwelktem Elend ein;
Erstorbne kalte Säfte
Belebt dein milder Schein.

Du bist es, die den Kranken
Die Todesqualen stillt;
Mit wonnigen Gedanken
Von Zukunft ihn erfüllt:
In seinen letzten Träumen
Das Paradies ihm zeigt,
Und unter grünen Bäumen
Die Lebensschale reicht.

Die du den armen Sclaven
Im dunkeln Schacht erfreust,
Von unverdienten Strafen
Erlösung prophezeih'st;
Dem im Tyrrhenermeere
Die Last des Ruders hebst,
Und über der Galeere
Wie Frühlingswehen schwebst:

O Göttin! Deine Stimme
Tönt der Verzweifelung,
In ihrem tauben Grimme,
Noch oft Beruhigung.
Dein holder Blick entwinket
Sie gieriger Gefahr.
Der Todesbecher sinket,
Der schon am Munde war.

Und ach! — Verschmähte Liebe
Bräch' ihren Wanderstab
Getrost entzwey, und grübe
Sich vor der Zeit ihr Grab.
Doch Du hebst ihr im Leiden
Das schlaffe Haupt empor,
Und spiegelst ihr die Freuden
Erhellter Zukunft vor.

Das hat mein Herz erfahren! —
Schon lange wäre wohl
Von meinen Trauerjahren
Die kleine Summe voll;
Schon hört ich auf zu streben,
Mir brach das Auge schon:
Ich kam zurück ins Leben
Auf deinen Schmeichelton: —

»Vielleicht daſs deiner Zähren
Die letzte bald verschleicht.
Wie lange wird es währen,
So hauchest du vielleicht
Den Seufzer ihr entgegen,
Dem Lieb' und Glück verlieh'n,
Die Harte zu bewegen,
Die unempfindlich schien.

Und blieb' ihr Herz hienieden
Auch immer unerweicht,
So iſt sie dir beschieden
Im Himmel noch vielleicht;
Im Himmelreich, wo Liebe
Die Seelen all' erfüllt,
Und jede Brust die Triebe
Der andern Brust vergilt.

Wann, sonder Erdenmängel,
Dein Reiz in Fülle blüht,
Und Anmuth holder Engel
Dein Antlitz überzieht,
Wann sich zur Engelseele
Die deinige verschönt,
Und himmlisch deine Kehle
Zur Himmelsharfe tönt:

Dann, süſser Lohn der Treue
Beschleicht die leere Brust
Erbarmen oder Reue,
Voll reiner Liebeslust; —
In Edens schönster Laube
Beseligt Liebe dich." —
O Paradiesesglaube,
Erhalt' und stärke mich!

Lenore.

Lenore ſuhr um's Morgenroth
Empor aus schweren Träumen:
„Bist untreu, Wilhelm, oder todt?
Wie lange wiſlst du säumen?" —
Er war mit König Friedrich's Macht
Gezogen in die Prager Schlacht,
Und hatte nicht geschrieben,
Ob er gesund geblieben.

Der König und die Kaiserin,
Des langen Haders müde,
Erweichten ihren harten Sinn,
Und machten endlich Friede;
Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern.

Und überall all überall,
Auf Wegen und auf Stegen,
Zog Alt und Jung dem Jubelschall
Der Kommenden entgegen.
Gottlob! rief Kind und Gattin laut,
Willkommen! manche frohe Braut.
Ach! aber für Lenoren
War Gruſs und Kuſs verloren.

Sie frug den Zug wohl auf und ab,
Und frug nach allen Namen:
Doch keiner war, der Kundschaft gab,
Von Allen, so da kamen.
Als nun das Heer vorüber war,
Zerrauſte sie ihr Rabenhaar,
Und warf sich hin zur Erde,
Mit wüthiger Geberde.

Die Mutter lief wohl hin zu ihr;
» Ach, daſs sich Gott erbarme!
Du trautes Kind, was ist mit dir?» —
Und schloſs sie in die Arme:
» O Mutter, Mutter! hin ist hin!
Nun ſahre Welt und Alles hin!
Bey Gott ist kein Erbarmen! —
O weh, o weh mir Armen!» —

„Hilf Gott, hilf! Sieh uns gnädig an!
Kind, bet' ein Vaterunser!
Was Gott thut das ist wohlgethan.
Gott, Gott erbarmt sich unser!" —
„O Mutter, Mutter! Eitler Wahn!
Gott hat an mir nicht wohl gethan!
Was half, was half mein Beten?
Nun ist's nicht mehr vonnöthen." —

„Hilf Gott, hilf! Wer den Vater kennt,
Der weiſs, er hilft den Kindern.
Das hochgelobte Sacrament
Wird deinen Jammer lindern." —
„O Mutter Mutter! was mich brennt,
Das lindert mir kein Sacrament:
Kein Sacrament mag Leben
Den Todten wiedergeben." —

„Hör', Kind! wie, wenn der falsche Mann,
Im fernen Ungerlande,
Sich seines Glaubens abgethan,
Zum neuen Ehebande?
Laſs fahren, Kind, sein Herz dahin!
Er hat es nimmermehr Gewinn!
Wann Seel' und Leib sich trennen,
Wird ihn sein Meineyd brennen." —

«O Mutter, Mutter! Hin ist hin!
Verloren ist verloren;
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
O wär' ich nie geboren!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Bey Gott ist kein Erbarmen,
O weh, o weh mir Armen!» —

«Hilf Gott, hilf! Geh' nicht in's Gericht
Mit deinem armen Kinde!
Sie weiſs nicht, was die Zunge spricht.
Behalt' ihr nicht die Sünde!
Ach, Kind, vergiſs dein irdisch Leid,
Und denk' an Gott und Seligkeit!
So wird doch deiner Seelen
Der Bräutigam nicht fehlen.» —

«O Mutter! was ist Seligkeit?
O Mutter! was ist Hölle?
Bey ihm, bey ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle!
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn' ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.» — —

So wüthete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern:
Zerschlang den Busen, und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen

Und auſsen, horch! ging's trap trap trap,
Als wie von Rosses Hufen:
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen:
Und horch! und horch! den Pfortenring,
Ganz lose, leise, Klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

»Holla, Holla! Thu' auf, mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist noch gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?«
»Ach, Wilhelm du? . . So spät bey Nacht? . .
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, groſses Leid erlitten!
Wo kommst du her geritten?« —

Bis doch Unglückes Fall
Kam mit grausamem Schwall,
Zerriſs mein's Glückes Damm,
Mein liebst' Kind Schaden nahm.
Auch ist dasselb' Jahr wor'n
Mir ein blind Kind gebor'n,
Auch ist mir wor'n gefangen
Ein Vetter und gehangen,
Ein Bruder mir erstochen,
Ein Sohn ein Bein gebrochen,
Und von ein'm Pferd ich hab'
Ein'n Arm gefallen ab.
Mein' ält'ste Tochter mehr
Hat auch g'than wider Ehr',
Die andre Tochter fromm,
Sich selbst ein'n Schlüffel*) nom,**)
Verbübet und verthon,***)
Der zuletzt lief davon.
Erst mehrt' sich Schad'n und Schand'.
Mir kam auch aus Wälschland
Ein Sohn in groſs'r Armuth,
Der hatt' verpraſst viel Gut,
Und war ganz ungerathen.

---

*) Einen, der umherschleift, einen Liederlichen.

**) nahm.

***) unsittlich.

„Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen“. —
„Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind.
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu erwarmen!“ —

„Laſs sausen durch den Hagedorn,
Laſs sausen, Kind, laſs sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring' und schwinge dich
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muſs heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett eilen.“

„Ach! wolltest hundert Meilen noch
Mich heut in's Brautbett tragen?
Und horch! es brummt die Glocke noch,
Die eilf schon angeschlagen.“ —
„Sieh hin, sieh her! der Mond scheint hell.
Wir und die Todten reiten schnell.
Ich bringe dich zur Wette,
Noch heut ins Hochzeitbette.“

«Sag' an, wo ist dein Kämmerlein?
Wo? wie dein Hochzeitbettchen?» —
«Weit, weit von hier! . . . Still, kühl und klein! . .
Sechs Bretter und zwey Brettchen!»
«Hat's Raum für mich?» — «Für dich und mich!
Komm, schürze, spring' und schwinge dich!
Die Hochzeitgäste hoffen;
Die Kammer steht uns offen.» —

Schön Liebchen schürzte, sprang und schwang
Sich auf das Roſs behende;
Wohl um den trauten Reiter schlang
Sie ihre Liljenhände;
Und hurre hurre, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daſs Roſs und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Zur rechten und zur linken Hand,
Vorbey vor ihren Blicken,
Wie flogen Anger, Haid' und Land,
Wie donnerten die Brücken! —
«Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?» —
«Ach nein! . . Doch laſs die Todten!» —

Was klang dort für Gesang und Klang?
Was flatterten die Raben? . .
Horch Glockenklang! horch Todtensang:
„Laſst uns den Leib begraben!»
Und näher zog ein Leichenzug,
Der Sarg und Todtenbahre trug.
Das Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen.

„Nach Mitternacht begrabt den Leib,
Mit Klang und Sang und Klage!
Jetzt führ' ich heim mein junges Weib.
Mit, mit zum Brautgelage!
Komm! Küster, hier! Komm mit dem Chor,
Und gurgle mir das Brautlied vor!
Komm, Pfaff', und sprich den Segen,
Eh' wir zu Bett uns legen!» —

Still Klang und Sang. . . Die Bahre schwand. . .
Gehorsam seinem Rufen,
Kam's, hurre hurre! nachgerannt,
Hart hinter's Rappen Hufen.
Und immer weiter, hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Gallopp,
Daſs Roſs und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Gebirge, Bäum' und Hecken!
Wie flogen links, und rechs, und links
Die Dörfer, Städt' und Flecken! —
«Graut Liebchen auch? .. Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?» —
«Ach? Laſs sie ruhn, die Todten!» —

Sieh da! sieh da! Am Hochgericht
Tanzt' um des Rades Spindel,
Halb sichtbarlich bey Mondenlicht,
Ein luſtiges Gesindel. —
«Sasa! Gesindel, hier! Komm hier!
Gesindel, komm und folge mir!
Tanz' uns den Hochzeitreigen,
Wann wir zu Bette steigen!» —

Und das Gesindel, husch husch husch!
Kam hinten nachgeprasselt,
Wie Wirbelwind am Haselbusch
Durch dürre Blätter rasselt.
Und weiter, weiter! hop hop hop!
Ging's fort in sausendem Gallopp,
Daſs Roſs und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Wie flog, was rund der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne!
Wie flogen oben über ihn
Der Himmel und die Sterne!
„Graut Liebchen auch? . . Der Mond scheint hell!
Hurrah! die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?“ —
„O weh! Laſs ruhn die Todten!“ — —

„Rapp'! Rapp'! Mich dünkt der Hahn schon ruſt. . .
Bald wird der Sand verrinnen . .
Rapp'! Rapp'! ich wittre Morgenluſt . .
Rapp'! Tummle dich von hinnen! —
Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf!
Das Hochzeitbette thut sich auf
Die Todten reiten schnelle!
Wir sind, wir sind zur Stelle.“ — —

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloſs und Riegel.
Die Flügel flogen klirrend auf,
Und über Gräber ging der Lauf.
Es blinkten Leichensteine
Rund um im Mondenscheine.

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräſslich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf;
Sein Körper zum Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe.

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp',
Und sprühte Feuerfunken,
Und huy! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.
Lenorens Herz, mit Beben,
Rang zwischen Tod und Leben.

Nun tanzten wohl bey Mondenglanz,
Rund um herum im Kreise,
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:
„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig!
Gott sey der Seele gnädig!“

Des armen Suschens Traum.

Ich träumte, wie um Mitternacht
Mein Falscher mir erschien.
Fast schwür' ich, daſs ich hell gewacht,
So hell erblickt' ich ihn.

Er zog den Trauring von der Hand,
Und ach! zerbrach ihn mir.
Ein wasserhelles Perlenband
Warf er mir hin dafür.

Drauf ging ich wohl an's Gartenbeet,
Zu schau'n mein Myrthenreis,
Das ich zum Kränzchen pflanzen thät,
Und pflegen thät mit Fleiſs

Da riſs entzwey mein Perlenband,
Und eh' ich's mich versah,
Entrollten all' in Erd' und Sand;
Und keine war mehr da.

Ich sucht' und sucht' in Angst und Schweiſs,
Umsonst, umsonst! Da schien
Verwandelt mein geliebtes Reis
In dunkeln Rosmarin.

Erfüllt ist längst das Nachtgesicht,
Ach! längst erfüllt genau,
Das Traumbuch frag' ich weiter nicht.
Und keine weise Frau.

Nun brich, o Herz, der Ring ist hin;
Die Perlen sind geweint.
Statt Myrth' erwuchs dir Rosmarin!
Der Traum hat Tod gemeint.

Brich, armes Herz! Zur Todtenkron'
Erwuchs dir Rosmarin.
Verweint sind deine Perlen schon,
Der Ring, der Ring ist hin!

Das vergnügte Leben.

Der Geist muſs denken. Ohne Denken gleicht
Der Mensch dem Oechs- und Eselein im Stalle.
Sein Herz muſs lieben. Ohne Liebe schleicht
Sein Leben matt und lahm, nach Adams Falle.

Ein Kranz umkränz' ihn, ohne Drang und Zwang,
Ein Kranz von klugen, nur nicht stolzen Leuten,
Die sich auf Witz verstehn und Drolligkeiten;
Denn sonst währt mancher Abend gar zu lang.

Dabey ist's eine himmlisch schöne Sache
Um Einen rechten braven Herzensfreund,
Der, ist man fröhlich, wacker mit uns lache,
Und ehrlich weine, so man selber weint.

Der Abend muſs ein Leckermahl bescheren,
Ein Mahl, erheitert durch Gespräch und Wein.
Da mag das Herz voll guter Dinge seyn!
Nur muſs der Kopf des Rausches sich erwehren.

Was für ein Wunsch zu guter Nacht sich schickt,
Das brauch' ich nicht erst lang und breit zu sagen.
Ein Weibchen muſs man mit zu Bette tragen,
Das jede Nacht, wie eine Braut, entzückt.

Sagt, Freunde, schlendert nicht ein solches Leben
Gar artig und gemächlich seinen Gang?
Seit mir die Lieb' Amalien gegeben,
Besitz' ich alles, was ich eben sang.

Ob den unglücklich'n Thaten
Hatt' sich mein Weib bekümmert,
Gefressen und zertrümmert,
Lag an der Schwindsucht krank
Wohl zweyer Jahre lang,
Zuletzt vor Herzleid starb.
Nach dem ich mir erwarb
Ein junges Weib sehr reich,
Der ersten doch ungleich,
Denn sie war stolz und pränkisch,*)
Gar aufschnüppig und zänkisch,
Veracht't Tugend und Zucht.
Mich ritt die Eifersucht.
Mit Rauſen, Schlag'n und Kratzen
Zogen wir die Strebkatzen.**)
Sie stellt' mir nach dem Leben,
Wollt' mich ein's Tag's vergeben.
Da traut' ich ihr nicht meh,
Zuletzt brach sie ihr' Eh',
Daſs ich in grimmer Rach'
Ein'n Edelmann erstach.
Mein' strenge Obrigkeit
Mir nachstellt' etlich' Zeit;

---

*) prunksüchtig.

**) Ein altdeutsches Kinderspiel. Ein Theil zieht, und der andere strebt mit den Füſsen dagegen.

Der Bauer.

An seinen durchlauchtigen Tyrannen.

Wer bist du, Fürst, daſs ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roſs?

Wer bist du, Fürst, daſs in mein Fleisch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut
Darf Klau' und Rachen hau'n?

Wer bist du, daſs durch Saat und Forst
Das Hurrah deiner Jagd mich treibt,
Entahmet, wie das Wild? —

Die Saat, so deine Jagd zertritt,
Was Roſs, und Hund, und du verschlingst,
Das Brod, du Fürst, ist mein.

Du Fürst hast nicht, bey Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt.
Mein, mein ist Fleiſs und Brod! —

Ha! du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus; du raubst!
Du nicht von Gott, Tyrann!

Der Jungfernraub.

Vor Alters war ein Gott,
Von nicht geringem Ruhme
Im blinden Heydenthume;
Nun aber ist er todt.
Er starb . . post Christum natum . . .
Ich weiſs nicht mehr das Datum.

Der war an Schelmerey
Das Weibsen zu betrügen,
Von dem Papa der Lügen
Das ächte Konterfey;
Und kurz auf alle Fälle,
Ein lockerer Geselle.

Ich hab' ein altes Buch,
Das thut von ihm berichten
Viel schnurrige Geschichten,

Worin manch Stutzer gnug
Für seinen Schnabel fände,
Wenn er Latein verstände.

Mein unverdroſsner Mund
Soll ohne viel zu wählen,
Nur einen Kniff erzählen,
Denn thät' ich alle kund,
So wäre zu besorgen,
Ich säng' bis übermorgen.

Eu'r Batzen soll euch nicht,
Geehrte Herrn, gereuen.
Mein Liedel soll euch freuen!
Doch ihr dort, Schelmgezücht!
Kroaten, hinter'n Bänken!
Laſst nach mit Lärm und Schwänken!

Heda! Hier nichts gegeckt,
Ihr ungewachsnen Buben!
Narriert in andern Stuben,
Nur mich laſst ungeneckt!
Sonst hängt euch schnaps! am Munde
Ein Schloſs, wiegt tausend Pfunde.

Ha, das Donatgeschmeiſs!
Kaum hört und sieht's was Neues,
So hat es gleich Geschreyes,
So puppern Herz und Steiſs.
Geduld! Man wird's euch zahlen,
Euch dünnen Schulpennalen!

Traut nicht! Es regt sich hie,
In meinem Wolfstornister,
Der Kukuk und sein Küster, —
Ein Kobolt, — heiſst Genie.
Dem schafft's gar guten Frieden,
Wem Gott solch Ding beschieden.

Laſst ja den Griesgram gehn!
Er weiſs euch zu kuranzen,
Läſst euch wie Affen tanzen,
Und auf den Köpfen stehn;
Wird euch 'mal begenieen,
Daſs euch die Steiſse glühen. —

Doch ihr, Kunstjüngerlein!
Mögt meine Melodeyen
Nur nicht flugs nachlalleyen!

So leicht lallt sich's nicht 'nein.
Beherzigt doch das Dictum:
Cacatum non est pictum. — —

Eu'r Batzen soll euch nicht,
Geehrte Herrn, gereuen.
Mein Liedel soll euch freuen!
Nun schaut mir ins Gesicht!
Merkt auf mit Herz und Sinnen!
Will endlich 'mal beginnen. —

Zeus wälzt' im Bette sich,
Nachdem er lang' gelegen,
Wie Potentaten pflegen,
Und fluchte mörderlich:
„Schon trommelt's zur Parade!
Wo bleibt die Schokolade?“

Gleich bringt sie sein Lakay;
Bringt Schlafrock, Toffeln, Hose,
Schleppt Pfeife, Knasterdose
Nebst Fidibus herbey.
Denn Morgens ging kein Mädchen
Gern in sein Kabinettchen.

Er schlürft' acht Tassen aus;
Hing dann zum Zeitvertreibe,
Sich mit dem halben Leibe
Zum Himmelsfenster 'naus.
Und schmauchte frisch und munter
Sein Pfeifchen Knaster 'runter.

Und durch sein Perspectiv
Visirt' er von dem Himmel
Nach unserm Weltgetümmel.
Sonst mochten wohl so tief
Die abgeschwächten Augen
Nicht mehr zu sehen taugen.

Da nahm er schmunzelnd wahr,
Auf schön beblümten Auen,
Gar lieblich anzuschauen,
Vergnügter Mägdlein Schaar,
Die auf dem grünen Rasen
Sich Gänseblümchen lasen.

Die Schönste war geschmückt
Mit einem leichten Kleide
Von rosinfarbner Seide,

Mit Fadengold durchstickt.
Die Andern aber schienen
In Demuth ihr zu dienen.

Die niedliche Gestalt,
Die schlanken zarten Glieder
Besah er auf und nieder.
Ihr Alter er gar bald
Recht kunstverständig schätzte,
Und es auf Sechzehn setzte.

Zum Blumenlesen war
Ihr Röckchen aufgehoben.
Das Perspectiv von oben
Sah alles auf ein Haar.
Die Füſschen, Knie', und Waden
Behagten seiner Gnaden.

Sein Herzenshammer schlug.
Bald wollt er mehr gewinnen.
Da hub er an zu sinnen
Auf arge List und Trug.
Ihn dünkt, sie zu erschnappen,
Sey's Noth sich zu verkappen.

Er klügelt' und erfand,
Nach schlauem Spintisiren,
Als Stier sich zu maskiren;
Doch ist mir unbekannt,
Wie dieses zugegangen,
Und wie ers angefangen.

Ich mag um Schlaf und Ruh'
Durch Grübeln mich nicht bringen;
Allein mit rechten Dingen
Ging solches Spiel nicht zu.
Es half ihm, sonder Zweifel,
Gott sey bey uns! † † † der Teufel.

Kurz um, er kommt als Stier,
Und graset im Gefilde,
Als führt' er nichts im Schilde,
Erst ziemlich weit von ihr,
Und scheint den Frauenzimmern,
Sich schlecht um sie zu kümmern.

Allmählig hub er an,
Sich näher an zu drehen:
Doch noch blieb sie nicht stehen;

Der Krepp wuchs ihr bergan,
Auch ward ihr in die Länge
Die Schnürbrust mächtig enge.

Doch hört nur! Mein Monsieur
Verstand die fintenvolle
Vorher studirte Rolle,
Wie ich mein A b c.
War er Acteur, ich wette,
Daſs man geklatschet hätte.

Er hatte Theorie
Mit Praxis wohl verbunden.
In seinen Nebenstunden
Verabsäumt' er fast nie,
Nasonis Buch zu treiben,
Und Noten beyzuschreiben.

Drum that der arge Stier
Sehr zahm und sehr geduldig,
Schien keiner Tücke schuldig,
Und suchte mit Manier,
Durch Kopfhang sich und Schweigen
Empfindsam gar zu zeigen.

Ich aber räumt' das Land.
Mein Weib in dieser Schand'
Hatt' ein'n Domherren lieb';
Derselbe Ehrendieb
Führt' mein Weib mit sich hin.
In dem Unfall ich bin
Von mein'r Freundschaft verlassen,
Mein' G'sellen thäten mich hassen.
Ganz aller Ehr'n entsetzt,
In Scham und Schand' zuletzt
Zog ich hin auf das Geu,*)
Da ich gekaufet neu
Ein'n guten Meierhof:
Da mir entgegen loff
Das Glück mit offnem Schooſs.
Ich saſs da reich und groſs,
Hatt' willig Knecht' und Maid,
Baut' allerley Getraid',
Hatt' Baumgärten, baut' Wein,
Fischwasser waren mein,
Hatt' Hühner, Gäns', Weidviech,
Ich nährt' mich ruhsamlich,
Ohn' Sorg' und groſs' Gefähr.
In mir dacht' ich, es wär'
Mein Unglück alles aus;
Da kam es erst ins Haus.

---

*) Gau, Dorf.

Das Mägdlein durch den Schein
Von Sittsamkeit betrogen,
Ward endlich ihm gewogen.
„Sollt' er wohl kurrig seyn?
Sprach sie zu ihrer Amme.
Er gleicht ja einem Lamme!"

Die alte Strunsel rief:
„Ey! welche schöne Frage!
Nach alter Deutscher Sage,
Sind stille Wasser tief.
Drum, chere Enfant, drum bleibe
Dem bösen Stier vom Leibe!"

„Ich möchte, fiel sie ein,
Ihm wohl ein Kränzel binden,
Und um die Hörner winden.
Er wird schon artig seyn,
Wenn ich hübsch traulich rabble,
Und hinter'm Ohr ihm krabble." —

„Fort, Kind! da kommt er! Ach! . ."
Doch er liefs sacht die Glieder
Ins weiche Gräschen nieder,

Lag wiederkäuend da.
Sein Auge dumm und ehrlich,
Schien gänzlich nicht gefährlich.

Da ward das Mägdlein kühn,
Und trieb mit ihm viel Possen,
(Das litt der unverdrossen,)
Und ach! und stieg auf ihn.
„Hi! Hi! ich wills doch wagen,
Ob mich das Thier will tragen?"

Doch der verkappte Gast
Empfand auf seinem Rücken
Mit krabbelndem Entzücken
Kaum seine schöne Last,
So sprang er auf und rennte,
Als ob der Kopf ihm brennte,

Und lief in vollem Trab,
Querfeldein, schnurgerade,
Zum nächsten Meergestade,
Und huy! that er hinab,
Kein Weilchen zu verlieren,
Den Sprung mit allen Vieren.

„Ach! schrien die Zofen, ach!
(Die an das Ufer sprangen
Und ihre Hände rangen,)
Ach! Ach! Prinzessin, ach!
Was für ein Streich, Ihr Gnaden!
Nun han wir's auszubaden."

Allein das arme Kind
Hub, zappelnd mit den Beinen,
Erbärmlich an zu weinen:
„Ach! helft mir! helft geschwind!
Doch unser Schalk vor Freude
War taub zu ihrem Leide.

Nichts half ihr Ach und Weh.
Sie muſste fürbaſs reiten.
Da gafft' auf beyden Seiten
Janhagel aus der See,
Und hub ganz ausgelassen,
Hierüber an zu spassen.

Der Stier sprach nicht ein Wort,
Und trug sie sonder Gnade
Hinüber an's Gestade,

Und kam in sichern Port.
Darob empfand der Heyde
Herzinnigliche Freude.

Hier sank sie auf den Sand,
Ganz matt durch langes Reiten,
Und Herzensbangigkeiten,
Von Sinnen und Verstand.
Vielleicht hat's auch darneben
Ein Wölfchen abgegeben.

Mein Stier nahm frisch und froh
Dieſs Tempo wahr, und spielte,
Als sie nicht sah und fühlte,
Ein neues Quiproquo.
Denn er verstand den Jocus
Mit fiat Hocus pocus.

Und trat als Kavalier,
In hoch frisirten Haaren,
Wie damals Mode waren,
Mit dem Flacon zu ihr,
Und hub, um Brust und Hüften,
Die Schnürbrust an zu lüften.

Kaum war sie aufgeschnürt,
Kaum kützelt' ihre Nase
Der Duft aus seinem Glase,
So war sie auch curirt;
Drauf er, wie sich's gebührte,
Comme ça mit ihr charmirte:

„Willkommen hier in's Grün!
Per Dio! das bejah' ich!
Mein blaues Wunder sah ich,
Woher, mein Kind, wohin?
So weit durch's Meer zu reiten!
Und doch nicht abzugleiten?" —

Indessen freut mich's, hier
In meinem schlechten Garten
Gehorsamst aufzuwarten.
Ma Foi! das ahnte mir.
Heut hatt' ich so ein Träumchen . . .
Auch juckte mir das Däumchen.

Man zog ihr wackres Thier,
Worauf sie hergeritten,
Nachdem sie abgeschritten,

Gleich in den Stall von hier.
Da soll es nach Verlangen,
Sein Futter schon empfangen.

Sie werden, Herzchen, gelt?
Wohl noch ein wenig frieren?
Geruhn sie zu spazieren
In dieses Lustgezelt,
Und thun in meiner Klause,
Als wären sie zu Hause.

Hier pflegen sie der Ruh',
Und trocknen sich, mein Schneckchen,
Ihr Hemde, samt dem Röckchen,
Die Strümpfchen und die Schuh'.
Ich, mit Permiſs, will ihnen
Statt Kammermädchens dienen. —

Sie sträubte jungferlich
Sich Anfangs zwar ein wenig.
Doch er bat unterthänig.
Und da ergab sie sich.
Nun, hochgeehrte Gäste,
Merkt auf! Nun kommt das Beste.

Hem! . . . Ha! Ich merke wohl
An euern werthen Nasen,
Daſs ich mit hübschen Phrasen
Eu'r Ohr nun kitzeln soll.
Ihr möchtet, um den Batzen,
Vor Lachen gern zerplatzen.

Doch, theure Gönner, seht,
Was ich dabey riskire!
Wenn's der Pastor erführe,
Der keinen Spaſs versteht,
Dann wehe meiner Ehre! —
Ich kenne die Pastöre!

Drum weg mit Schäkerey'n!
Von süſs candirten Zoten
Wird vollends nichts geboten:
Hilarius hält ſein
Auf Ehrbarkeit und Mores,
Ihr Herren Auditores.

In Züchten, wie sich's ziemt,
Weil mich vor langem Breye
In solchen Schoten scheue,

Meld' ich nur kurz verblümt:
Hier that mit seiner Schöne
Der Herr sich trefflich bene.

Nun schwammen mit Geschrey,
In langen grünen Haaren,
Der Wassernixen Schaaren
Hart an den Strand herbey:
Zu sehen das Spektakel,
In diesem Tabernakel.

Manch Nixchen wurde roth;
Manch Nixchen wurde lüstern:
Jen's neigte sich zum Flüstern,
Dieſs lachte sich halb todt;
Neptun, gelehnt an's Ruder,
Rief: Prosit, lieber Bruder!

Nun dank', o frommer Christ,
Im Namen aller Weiber,
Daſs dieser Heyd' und Räuber
Bereits gestorben ist.
Zwar . . . fehlt's auch zum Verführen
Nicht an getauften Stieren.

Die Weiber von Weinsberg.

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?
Soll sein ein wackres Städtchen.
Soll haben, fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freyen ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg frey'n.

Einsmal der Kaiser Konrad war
Dem guten Städtlein böse,
Und rückt' heran mit Kriegesschaar
Und Reisigengetöse,
Umlagert' es, mit Roſs und Mann,
Und schoſs und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerstand,
Trotz allen seinen Nöthen,
Da lieſs er, hoch von Grimm entbrannt,

Den Herold 'nein trompeten:
Ihr Schurken, komm' ich 'nein, so, wiſst,
Soll hängen, was die Wand bepiſst.

Drob, als er den Avis also
Hinein trompeten lassen,
Gab's lautes Zetermordio,
Zu Haus' und auf den Gassen.
Das Brod war theuer in der Stadt;
Doch theurer noch war guter Rath.

„O weh, mir armen Korydon!
O weh mir!" Die Pastores
Schrien; „Kyrie Eleyson!
Wir gehn, wir gehn kapores!
O weh, mir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle schon."

Doch wenn's Mathä' am letzten ist,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Aengsten und aus Nöthen.
Denn Pfaffentrug und Weiberlist
Gehn über Alles, wie ihr wiſst.

Mich plagte Frost und Hitz',
Schauer, Donner und Blitz,
Hagel, Schnee, Reif und Regen.
Mich b'schädigten all'wegen
Bär'n, Wölf', Hirsche und Füchse,
Marder, Iltiſs' und Lüchse,
Käfer, Maulwürf' und Rappen,*)
Sperlinge, Geyer und Trappen,
Steuer, Güld und Frohndienst,
Zehnten und die Erbzinst.
Mein G'sind ward mir verhetzt,
Mein' Weid' heimlich abg'fretzt,**)
Mein Hof ward bald baufällig,
Mein Vieh hungrig und hellig.***)
Säu' und Pferd' thät'n mir sterben.
Es schickt' sich zum Verderben.
Ein Sturmwind ungestüm
Warf mir ein' Scheure üm,
Ein Wasserguſs anstemmt,†)
Ein' Wiese mir verschwemmt.
Ein Weiher brach mir ab,
Ein Aufruhr sich begab.

---

*) Raben.

**) abgehütet.

***) entkräftet.

†) andringt.

Ein junges Weibchen Lobesan,
Seit gestern erst getrauet,
Giebt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;
Den ihr, sofern ihr anders wollt,
Belachen und beklatschen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht,
Die schönste Ambassade
Von Weibern sich in's Lager macht,
Und bettelt dort um Gnade.
Sie bettelt sanft, und bettelt süſs,
Erhält doch aber nichts, als dieſe:

„Die Weiber sollten Abzug han
Mit ihren besten Schätzen,
Was übrig bleibe, wollte man
Zerhauen und zerſetzen."
Mit der Capitulation
Schleicht die Gesandtschaft trüb' davon.

Drauf als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! Was geschiehet?
Es öffnet sich das nächste Thor

Und jedes Weibchen ziehet,
Mit ihrem Männchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe! Huckepack.

Manch Hofschranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln;
Doch Konrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo! rief er, bravo so!
Meynt' unsre Frau es auch nur so!“

Er gab Pardon und ein Bankett,
Den Schönen zu Gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't,
Und durchgetanzt mit allen,
Wie mit der Burgermeisterin,
So mit der Besenbinderin.

Ey, sagt mir doch wo Weinsberg liegt?
Ist gar ein wackres Städtchen.
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muſs, kommt mir das Freyen ein,
Fürwahr, muſs eins aus Weinsberg frey'n.

Abendphantasie eines Liebenden.

In weiche Ruh' hinabgesunken,
Unaufgestört von Harm und Noth,
Vom süſsen Labebecher trunken,
Den ihr der Gott des Schlummers both.
Noch sanft umhallt vom Abendliede
Schläft meine Molly-Adonide
Nun ihr behaglich Schläfchen schon.

Wohlauf, mein liebender Gedanke;
Wohlauf zu ihrem Lager hin!
Umwebe gleich der Epheuranke,
Die engelholde Schläferin!
Geneuſs der übersüſsen Fülle
Vollkommner Erdenseligkeit,
Wovon zu kosten noch ihr Wille,
Und ewig ach! vielleicht, verbeut! —

Ahi! Was hör' ich? — Das Gesäusel
Von ihres Schlummers Odemzug!
So leise wallt durch das Gekräusel
Des jungen Laubes Zephyrs Flug.
Darunter mischt sich ein Gestöhne,
Das aus entzücktem Busen geht,
Wie Bienensang und Schilfgetöne,
Wenn Abendwind dazwischen weht.

O, wie so schön dahin gegossen,
Umleuchtet sie des Mondes Licht!
Die Blumen der Gesundheit sprossen
Auf ihrem schönen Angesicht.
Ihr Lenzgeruch wallt mir entgegen,
Süſs, wie bey stiller Abendluft,
Nach einem milden Sprüheregen,
Der Moschus-Hyacinthe Duft.

Mein ganzes Paradies steht offen.
Die offnen Arme, sonder Zwang,
Was lassen sie wohl anders hoffen,
Als herzenswilligen Empfang,
Oft spannt und hebt sie das Entzücken,
Als sollten sie jetzt ungesäumt
Den himmelfrohen Mann umstricken,
Den sie an ihrem Busen träumt —

Nun kehre wieder, nun entwanke
Dem Wonnebett! Du hast genug!
Sonst wirst du trunken, mein Gedanke,
Sonst lähmt der Taumel deinen Flug.
Du loderst auf in Durstesflammen!
Ha! wirf in's Meer der Wonne dich!
Schlagt, Wellen, über mir zusammen!
Ich brenne, brenne! kühlet mich!

Robert.

Ein Gegenstück zu der Romanze Phidile von Claudius.

Ich war wohl recht ein Springinsfeld,
In meinen Jünglingstagen!
Und that nichts lieber auf der Welt,
Als reiten, fischen, jagen.

Einst zogen meine Streiferei'n, —
Weiſs nicht auf welche Weise,
Doch war es recht als sollt' es seyn,
Mich ab von meinem Gleise.

Da sah ich übern grünen Zaun,
Im lichten Frühlingsgarten,
Ein Mädchen, rosicht anzuschaun,
Der Schwesterblumen warten.

Ein Mädchen so von Angesicht,
Von Stirn und Augenstrahlen,
Von Wuchs und Wesen, läſst sich nicht
Beschreiben und nicht mahlen.

Ich freundlich hin, sie freundlich her,
Wir muſsten beyd' uns grüſsen,
Wir fragten nicht, wohin? woher?
Noch minder, wie wir hieſsen?

Sie schmückte grün und roth den Hut,
Brach Früchte mir vom Stengel;
Und war so lieblich, war so gut,
So himmlisch, wie ein Engel!

Doch wuſst' ich nicht, was tief aus mir
So seufzte, so erhebte,
Und, unter Druck und Küssen, ihr
Was vorzuweinen strebte.

Ich konnte weder her noch hin,
Nicht weg, noch zu ihr kommen,
Auch lag's nicht anders mir im Sinn,
Als wär mir was genommen.

Mich dünkt' ich hatt' ihr tausendviel,
Weiſs Gott all was, zu sagen:
Doch konnt' ich, welch ein Zauberspiel!
Nicht eine Sylbe wagen.

Sie fragt' in heller Unschuld: was?
Was ich wohl von ihr wollte?
Ach Liebe! rief ich, als mir's naſs
Von beyden Wangen rollte.

Sie aber schlug den dunklen Blick
Zum schönen Busen nieder,
Und ich, verschüchtert, floh zurück,
Und fand sie noch nicht wieder!

Wie konnte wohl dies Eine Wort,
Dies Wörtchen sie betrüben? —
O blöder Junge! wärst du dort,
Wärst du doch dort geblieben!

Die Holde, die ich meyne.

O, was in tausend Liebespracht,
Die Holde, die ich meyne, lacht!
Verkünd' es laut, mein frommer Mund:
Wer that sich in dem Wunder kund,
Wodurch in tausend Liebespracht
Die Holde, die ich meyne, lacht?

Wer hat, wie Paradieseswelt,
Der Holden blaues Aug' erhellt? —
Er, welcher über Meer und Land
Den lichten Himmel ausgespannt,
Er hat, wie Paradieseswelt,
Der Holden blaues Aug' erhellt.

Wer tuschte so mit Kunst und Fleiſs
Der Holden Wange roth und weiſs? —
Er, der die sanfte Lieblichkeit

Der jungen Mandelblüthe leiht.
Er tuschte so mit Kunst und Fleiſs
Der Holden Wange roth und weiſs.

Wer schuf der Holden Purpurmund
So würzig süſs, so lieb und rund? —
Er, der mit Süſsigkeit so mild
Die Amarelle würzt und füllt,
Er schuf der Holden Purpurmund
So würzig süſs, so lieb und rund.

Wer lieſs vom Nacken blond und schön
Der Holden seidne Locken wehn? —
Er, der in seinem milden West
Die goldnen Halme wallen läſst,
Er lieſs vom Nacken blond und schön
Der Holden seidne Locken wehn.

Wer gab zu Himmelsred' und Sang
Der Holden süſser Stimme Klang? —
Er, welcher Flötenmelodie
Der Lerch' und Nachtigall verlieh,
Er gab zu Liebesred' und Sang
Der Holden süſser Stimme Klang.

Mein Vieh man mir hintrieb,
Und mir viel Wunden hieb,
Mich auch in Kerker legt',
Brandschatzung mir abschreckt',
Dazu das Haus abbrannt'.
Ich stand mit leerer Hand,
Zog um ein ganzes Jahr,
Und nirgends sicher war,
So lang', bis der Aufruhr
Gänzlich gestillet wur; *)
Da that mein' Sach' sich schicken.
Glänzend that mir aufblicken
Das unbeständ'ge Glück.
Ich verkauft' mein Erbstück,
Und kauft' nach Herren Wahl
Ein' Pfründ' in dem Spital.
An's Spitelmeisters Tisch',
Wein, Bier, Wildpret und Fisch'
Hatt' ich reichlich und wohl.
Da steckt' ich wieder voll,
Und durft' gar nichts besorgen.
Mir ward Abend und Morgen
Gebett't, gekocht, gekehrt und g'spült,
Hatt' auch ein wenig Güld,
Dacht', erst bin ich ein Herr,
All's Unglück ist mir ferr, **)

---

*) war.

**) fern.

Wer hat zur Fülle höchster Lust
Gewölbt der Holden weiſse Brust? —
Er auch, durch den ihr Ebenbild,
Des Schwanes Brust, von Flaumen schwillt,
Er hat zur Fülle höchster Lust
Gewölbt der Holden weiſse Brust.

Durch welches Bildners Hände ward
Der Holden Wuchs so schlank und zart? —
Durch ihn, der wohl zu jeder Frist
Der Schönheit Bildner war und ist,
Durch ihn, den höchsten Bildner, ward
Der Holden Wuchs so schlank und zart.

Wer blies so engelfromm und rein
Der Holden Seel' und Leben ein? —
Wer sonst, als Er nur, dessen Ruf
Die Engel seines Himmels schuf?
Er blies so engelfromm und rein
Der Holden Seel' und Leben ein. —

Lob sey, o Bildner, deiner Kunst,
Und hoher Dank für deine Gunst,
Daſs so dein Abbild mich entzückt

**Mit Allem, was die Schöpfung schmückt!
Lob sey, o Bildner, deiner Kunst,
Und hoher Dank für deine Gunst!**

**Doch ach! für wen auf Erden lacht
Die Holde so in Liebespracht? —
O Gott, bey deinem Sonnenschein!
Fast möcht' ich nie geboren seyn,
Wenn nie in solcher Liebespracht
Die Holde mir auf Erden lacht.**

Die Elemente.

Horch! Hohe Dinge lehr' ich dich;
Vier Elemente gatten sich,
Sie gatten sich, wie Mann und Weib,
Voll Liebesgluth in Einen Leib.
Der Gott der Liebe rief: Es werde!
Da ward Luft Feuer, Wasser, Erde.

Des Feuers Quell, die Sonne, brennt
Am blauen Himmels-Firmament.
Sie strahlet Wärme, Tagesschein;
Sie reifet Korn und Obst und Wein,
Macht alle Lebens-Säfte kochen,
Und seine Pulse rascher pochen.

Sie hüllt den Mond in stillen Glanz,
Und flicht ihm einen Sternenkranz.
Was leuchtet vor dem Wandrer her?

Was führt den Schiffer durch das Meer,
Viel tausend Meilen in die Ferne?
Ihm leuchten Sonne Mond und Sterne.

Die Luft umfängt den Erdenball,
Weht hie und dort, weht überall;
Ist Lebenshauch aus Gottes Mund,
Durchwandelt gar das Erdenrund,
Wo sie durch alle Höhlung webet,
Und selbst des Würmchens Lunge hebet.

Das Wasser braust durch Wald und Feld,
In tausend Arme nimmt's die Welt.
Wie Gottes Odem, dringt es auch
Tief durch der Erde finstern Bauch.
Die Wesen schmachteten und sänken,
Wo sie nicht seines Lebens tränken.

Drey Bräutigamen hat, als Braut,
Die Erd' ihr Schöpfer angetraut.
Hat Luft und Wasser sie umarmt,
Ist von der Sonn' ihr Schoos erwarmt,
So wird ihr Schoos, zu allen Stunden,
Von Kindern jeder Art entbunden.

Sie hegt und pflegt mit Mutterlust
All' ihre Kindlein an der Brust.
Sie ist die beste Mutter, sie;
Sie säuget spät, sie säuget früh.
Kein Kindlein, so ihr Schoos geboren,
Geht ihrem Schoose je verloren.

Sieh hin und her! Sieh rund um dich!
Die Elemente lieben sich;
Sie gatten sich in Himmelsgluth!
Je Eins dem Andern Liebes thut.
Aus solchem Liebestrieb empfangen
Bist du, o Mensch! hervorgegangen.

Nun prüfe dich, nun sage mir,
Glüht noch des Ursprungs Gluth in dir?
Erhellt, wie Sonne, dein Verstand,
Erhellt er Haus und Stadt und Land?
Entlodert, gleich den Himmelskerzen,
Noch Liebeslohe deinem Herzen?

Und deine Zunge, stimmet sie
Zur allgemeinen Harmonie?
Ist deine Rede, dein Gesang

Der Herzensliebe Wiederklang?
Entweht dir Friede, Freude, Segen,
Wie Mayenluft und Frühlingsregen?

Hält unzerrissen deine Hand
Das heilige Verlobungsband?
Reicht sie dem Nächsten in der Noth
Von deinem Trank, von deinem Brod?
Und seinen nackenden Gebeinen
Von deiner Wolle, deinem Leinen? —

O du! O du! der das nicht kann,
Du Bastard du! was bist du dann?
Und wärst du mächtig, schön und reich,
Dem Salomo an Weisheit gleich,
Und hättest gar mit Engelzungen
Zur Welt geredet und gesungen.

Du Bastard, der nicht lieben kann,
Was bist du ohne Liebe dann? —
Ein todter Klumpen ist dein Herz,
Du bist ein eitel tönend Erz:
Bist leerer Klingklang einer Schelle,
Und Tosen einer Wasserwelle.

Männerkeuschheit.

Wem Wollust nie den Nacken bog
Und der Gesundheit Mark entzog,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: ich bin ein Mann!

Denn er gedeiht und sproſst empor,
Wie auf der Wies' ein schlankes Rohr!
Und lebt und webt, der Gottheit voll;
An Kraft und Schönheit ein Apoll.

Die Götterkraft, die ihn durchfleuſst,
Beflügelt seinen Feuergeist.
Und treibt, aus kalter Dämmerung
Gen Himmel seinen Adlerschwung.

Dort taucht er sich in's Sonnenmeer,
Und Klarheit strömet um ihn her.
Dann wandelt sein erhellter Sinn
Durch alle Schöpfung Gottes hin.

Und er durchspäht, und wägt, und miſst,
Was schön, was groſs und herrlich ist,
Und stellt es dar in Red' und Sang,
Voll Harmonie, wie Himmelsklang.

O schaut, wie er voll Majestät,
Ein Gott, daher auf Erden geht!
Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut.

Sein Auge funkelt dunkelhell,
Wie ein krystallner Schattenquell.
Sein Antlitz strahlt, wie Morgenroth;
Auf Nas' und Stirn herrscht Machtgeboth.

Das Machtgeboth, das drauf regiert,
Wird huy! durch seinen Arm vollführt.
Denn der schnellt aus, wie Federstahl;
Sein Schwerthieb ist ein Wetterstrahl.

Das Roſs fühlt seines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht.
Er zwängt das Roſs, vom Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roſs, und horch! es stöhnt.

Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut!
Und dennoch schaut, wo er sich zeigt,
O schaut, wie ihm sich alles neigt!

Die edelsten der Jungfrau'n blühn,
Sie blühn und duften nur für ihn.
O Glückliche, die er erkiest!
O Selige, die sein genieſst!

Die Fülle seines Lebens glänzt,
Wie Wein, von Rosen rund umkränzt.
Sein glücklich Weib, an seiner Brust,
Berauscht sich draus zu Lieb' und Lust.

Frohlockend blickt sie rund umher:
»Wo sind der Männer mehr, wie Er?«
Fleuch, Zärtling fleuch! Sie spottet dein
Nur er nimmt Bett und Busen ein.

Sie steht und fodert auf umher:
»Wo ist, wo ist ein Mann, wie Er?«
Sie, ihm allein getreu und hold,
Erkauft kein Fürst um Ehr' und Gold.

Wie, wenn der Lenz die Erd' umfäht,
Und sie mit Blumen schwanger geht:
So segnet Gott durch ihn sein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib.

Die alle blühn, wie Sie und Er,
Sie blühn gesund und schön umher,
Und wachsen auf, ein Cedernwald,
Voll Vaterkraft und Wohlgestalt. —

So glänzt der Lohn, den der genieſst,
So das Geschlecht, das dem entſprieſst,
Dem Wollust nie den Nacken bog
Und der Gesundheit Mark entzog.

Und eh' ein Jahr verschien,
Fand sich viel Unglücks drin.
Der Speis' ward ich verdrütz,*)
Dacht', ich leb' hie unnütz,
Verleur' die edle Zeit,
Auch sah ich viel Bosheit,
Untreu, Schwatzen und Tadern,**)
Der alten Weiber Hadern,
Der G'schmack mir Grauen macht',
Auch peinigt' mich zu Nacht
Wantzen, Ratzen und Mäus',
Bey Tag' Mück'n, Flöh' und Läus',
Und dergleichen Unfall
Trieb mich aus dem Spital;
O, ich war sanft gesessen!
Erst mufst' ich übel essen,
Hart liegen, kärglich zehr'n,
Mit harter Arbeit nähr'n.
Wem ich vor Gut's hätt' g'than,
Der sah mich nicht mehr an,
Mufst' mich vor Jedem schmiegen,
Unter den Füfsen liegen,
Und ward dazu veracht't,
Verspottet und verlacht.
Man schalt mich ein'n Verräther,

---

*) überdrüssig.

**) tadeln.

Die Entführung.

„Knapp', sattle mir mein Dänenroſs,
Daſs ich mir Ruh erreite!
Es wird mir hier zu eng' im Schloſs,
Ich will und muſs in's Weite!" —
So rief der Ritter Carl in Hast,
Voll Angst und Ahndung, sonder Rast.
Es schien ihn fast zu plagen,
Als hätt' er Wen erschlagen.

Er sprengte, daſs es Funken stob,
Hinunter von dem Hofe:
Und als er kaum den Blick erhob,
Sieh da! Gertrudens Zofe!
Zusammen schrack der Rittersmann,
Es packt' ihn wie mit Krallen an,
Und schüttelt' ihn, wie Fieber,
Hinüber und herüber.

– «Gott grüſs' euch, edler junger Herr!
Gott geb' euch Heil und Frieden!
Mein armes Fräulein hat mich her
Zum letzten mal beschieden.
Verloren ist euch Trudchens Hand!
Dem Junker Plump von Pommerland
Hat sie, vor aller Ohren,
Ihr Vater zugeschworen.»

««Mord! — flucht er laut, bey Schwert und Spieſs, —
Wo Carl dir noch gelüstet,
So sollst du tief ins Burgverlieſs,
Wo Molch und Unke nistet.
Nicht rasten will ich Tag und Nacht,
Bis daſs ich nieder ihn gemacht,
Das Herz ihm ausgerissen,
Und das dir nachgeschmissen.»»

«Jetzt in der Kammer zagt die Braut,
Und zuckt vor Herzenswehen,
Und ächzet tief und weinet laut,
Und wünschet zu vergehen.
Ach! Gott der Herr muſs ihrer Pein,
Bald muſs und wird er gnädig seyn.
Hört ihr zur Trauer läuten,
So wiſst ihr's auszudeuten.» —

»»Geh, meld' ihm, daſs ich sterben muſs! —
Rief sie mit tausend Zähren.
Geh, bring' ihm, ach! den letzten Gruſs,
Den er von mir wird hören!
Geh, unter Gottes Schutz, und bring'
Von mir ihm diesen goldnen Ring
Und dieses Wehrgehenke,
Wobey er mein gedenke!««

Zu Ohren braust' ihm, wie ein Meer,
Die Schreckenspost der Dirne,
Die Berge wankten um ihn her,
Es flirrt' ihm vor der Stirne.
Doch jach, wie Windeswirbel fährt,
Und rührig Laub und Staub empört,
Ward seiner Lebensgeister
Verzweiflungsmuth nun Meister.

»Gottslohn! Gottslohn! du treue Magd,
Kann ich's dir nicht bezahlen.
Gottslohn! daſs du mirs angesagt,
Zu hundert tausend malen!
Biſs wohlgemuth und tummle dich!
Flugs tummle dich zurück und sprich:
Wär's auch aus tausend Ketten,
So wollt' ich sie erretten!

Biſs wohlgemuth und tummle dich,
Flugs tummle dich von hinnen!
Ha! Riesen, gegen Hieb und Stich,
Wollt' ich sie abgewinnen.
Sprich: Mitternachts, bey Sternenschein,
Wollt' ich vor ihrem Fenster seyn,
Mir geh' es, wie es gehe!
Wohl, oder ewig wehe!»

Risch auf und fort! — Wie Sporen trieb
Des Ritters Wort die Dirne;
Tief holt' er wieder Luft und rieb
Sich's klar vor Aug' und Stirne,
Dann schwenkt' er hin und her sein Roſs,
Daſs ihm der Schweiſs vom Buge floſs,
Bis er sich Rath ersonnen,
Und den Entschluſs gewonnen.

Drauf lieſs er heim sein Silberhorn
Von Dach und Zinnen schallen.
Heran gesprengt, durch Korn und Dorn,
Kam stracks ein Heer Vasallen.
Draus zog er Mann bey Mann hervor,
Und raunt' ihm heimlich Ding ins Ohr: —
«Wohlauf! Wohlan! Seyd fertig,
Und meines Horns gewärtig!» —

Als nun die Nacht Gebirg' und Thal
Vermummt in Rabenschatten,
Und Hochburgs Lampen überall
Schon ausgeflimmert hatten,
Und Alles tief entschlafen war,
Doch nur das Fräulein immerdar,
Voll Fieberangst, noch wachte,
Und seinen Ritter dachte:

Da horch! Ein süſser Liebeston
Kam leis' empor geflogen.
« Ho, Trudchen, ho! Da bin ich schon!
Risch auf! Dich angezogen!
Ich, ich, dein Ritter, rufe dir;
Geschwind, geschwind herab zu mir!
Schon wartet dein die Leiter,
Mein Klepper bringt dich weiter. » —

« Ach nein, du Herzens-Carl, ach nein!
Still, daſs ich nichts mehr höre!
Entränn' ich, ach! mit dir allein,
Dann wehe meiner Ehre!
Nur noch ein letzter Liebeskuſs
Sey, Liebster, dein und mein Genuſs,
Eh' ich im Todtenkleide
Auf ewig von dir scheide. » —

»Ha Kind! Auf meine Rittertreu
Kannst du die Erde bauen.
Du kannst, beym Himmel! froh und frey
Mir Ehr' und Leib vertrauen.
Risch geht's nach meiner Mutter fort!
Das Sakrament vereint uns dort.
Komm, komm! Du bist geborgen.
Laſs Gott und mich nur sorgen!« —

»Mein Vater! ... Ach! ein Reichsbaron! ...
So stolz von Ehrenstamme!
Laſs ab! Laſs ab! Wie beb' ich schon,
Vor seines Zornes Flamme!
Nicht rasten wird er Tag und Nacht,
Bis daſs er nieder dich gemacht,
Das Herz dir ausgerissen
Und das mir vorgeschmissen.« —

»Ha, Kind! Sey nur erst sattelfest,
So ist mir nicht mehr bange. —
Dann steht uns offen Ost und West. —
O zaudre nicht so lange!
Horch, Liebchen, horch! — Was rührte sich? —
Um Gotteswillen! tummle dich!
Komm, komm! Die Nacht hat Ohren:
Sonst sind wir ganz verloren.« —

Das Fräulein zagte, — stand, — und stand, —
Es graust' ihr durch die Glieder. —
Da griff er nach der Schwanenhand,
Und zog sie flink hernieder.
Ach! Was ein Herzen, Mund und Brust,
Mit Rang und Drang, voll Angst und Lust,
Belauschten jetzt die Sterne,
Aus hoher Himmelsferne! —

Er nahm sein Lieb, mit einem Schwung,
Und schwang's auf den Polacken.
Huy! saſs er selber auf und schlung
Sein Heerhorn um den Nacken.
Der Ritter hinten, Trudchen vorn.
Den Dänen trieb des Ritters Sporn;
Die Peitsche den Polacken;
Und Hochburg blieb im Nacken. —

Ach! leise hört die Mitternacht!
Kein Wörtchen ging verloren.
Im nächsten Bett war aufgewacht
Ein Paar Verrätherohren.
Des Fräuleins Sittenmeisterin,
Voll Gier nach schnödem Goldgewinn,
Sprang hurtig auf, die Thaten
Dem Alten zu verrathen.

«Halloh! Halloh! Herr Reichsbaron! —
Hervor aus Bett und Kammer! —
Eu'r Fräulein Trudchen ist entflohn,
Entflohn zu Schand' und Jammer!
Schon reitet Carl von Eichenhorst,
Und jagt mit ihr durch Feld und Forst.
Geschwind! Ihr dürft nicht weilen,
Wollt ihr sie noch ereilen.»

Huy! auf der Freyherr, huy! heraus,
Bewehrte sich zum Streite,
Und donnerte durch Hof und Haus
Und weckte seine Leute: —
«Heraus mein Sohn von Pommerland!
Sitz' auf! Nimm Lanz' und Schwert zur Hand!
Die Braut ist dir gestohlen! —
Fort, fort! sie einzuholen!»

Rasch ritt das Paar in Zwielicht schon,
Da horch! — ein dumpfes Rufen, —
Und horch! — erscholl ein Donnerton,
Von Hochburgs Pferdehufen;
Und wild kam Plump, den Zaum verhängt,
Weit, weit voran, daher gesprengt,
Und liefs, zu Trudchens Grausen,
Vorbey die Lanze sausen. —

„Halt' an! halt' an! du Ehrendieb!
Mit deiner losen Beute.
Herbey vor meinen Klingenhieb!
Dann raube wieder Bräute!
Halt' an, verlaufne Buhlerin;
Daſs neben deinen Schurken hin
Dich meine Rache strecke,
Und Schimpf und Schand' euch decke!“ —

„Das leugst du, Plump von Pommerland,
Bey Gott und Rittlerehre!
Herab! herab! daſs Schwert und Hand
Dich andre Sitte lehre. —
Halt', Trudchen, halt' den Dänen an! —
Herunter, Junker Grobian,
Herunter von der Mähre,
Daſs ich dich Sitte lehre!!“

Ach! Trudchen, wie voll Angst und Noth
Sah hoch die Säbel schwingen.
Hell funkelten im Morgenroth
Die Damascener-Klingen.
Von Kling und Klang, von Ach und Krach
Ward rund umher das Echo wach.
Von ihrer Fersen Stampfen
Begann der Grund zu dampfen.

Wie Wetter schlug des Liebsten Schwert
Den Ungeschliffnen nieder.
Gertrudens Held blieb unversehrt,
Und Plump erstand nicht wieder. —
Nun weh, o weh! Erbarm' es Gott!
Kam fürchterlich, Galopp und Trott,
Als Carl kaum ausgestritten,
Der Nachtrab angeritten. —

Trarah! Trarah! durch Flur und Wald
Lieſs Carl sein Horn nun schallen.
Sieh da! Hervor vom Hinterhalt,
Hop hop! sein Heer Vasallen —
„Nun halt', Baron, und hör' ein Wort!
Schau' auf! Erblickst du Jene dort?
Die sind zum Schlagen fertig,
Und meines Winks gewärtig."

„Halt' an! Halt' an! und hör' ein Wort,
Damit dich nichts gereue!
Dein Kind gab längst mir Treu' und Wort,
Und ich ihm Wort und Treue.
Willst du zerreiſsen Herz und Herz?
Soll dich ihr Blut, soll dich ihr Schmerz,
Vor Gott und Welt verklagen?
Wohlan! so laſs uns schlagen!

Bös'wicht und Uebelthäter,
Doch durft' ich mich nicht rächen,
Mein Herz vor Rach' mocht' brechen.
In solcher Hartsal blieben,
Hab' ich viel Zeit vertrieben,
All's Glück ist abgewichen;
Nun hat mich hinterschlichen
Das brechenhaft'ge Alter,
Bin runzlich, ungestalt'ter.
Mein' Vernunft ist gar blöd',
Mein Hirn schwach und öd',
Vergessen ich auch bin,
All' mein' Kräft' sind dahin,
An G'sicht geht's mir sehr ab,
Ein bös' Gehör ich hab',
Mir zittern Händ' und Füfs',
Krätz', Beulen, Eit'r und Drüs',
Husten und Zipperlein,
Der Schwindel und Lend'nstein.
Der Schlaf ist mir genommen,
Schrecklich' Träum' mir vorkommen.
Drum hab' ich heut' gewacht,
Gelegen und bedacht
Mein unruhiges Leben,
Von Kindheit her begeben,
Dafs sich hat Ehr' und Gut
G'kehrt in Schand' und Armuth,
Meine Freud' in Herzeleid,
Mein' G'sundheit in Krankheit,

„Noch halt'! Bey Gott beschwör ich dich!
Bevor's dein Herz gereuet.
In Ehr' und Züchten hab' ich mich
Dem Fräulein stets geweihet.
Gib . . . Vater! . . gieb mir Trudchens Hand! —
Der Himmel gab mir Gold und Land.
Mein Ritterruhm und Adel,
Gottlob! trotzt jedem Tadel."

Ach! Trudchen, wie voll Angst und Noth,
Verblüht' in Todesblässe.
Vor Zorn der Freyherr heiſs und roth,
Glich einer Feueresse. —
Und Trudchen warf sich auf den Grund,
Sie rang die schönen Hände wund,
Und suchte baſs, mit Thränen,
Den Eifrer zu versöhnen.

„O Vater! habt Barmherzigkeit,
Mit eurem armen Kinde!
Verzeih' euch, wie ihr uns verzeiht,
Der Himmel auch die Sünde!
Glaubt, bester Vater, diese Flucht,
Ich hätte nimmer sie versucht,
Wenn vor des Junkers Bette
Mich nicht geekelt hätte. —

Wie oft habt ihr, auf Knie und Hand,
Gewiegt mich und getragen!
Wie oft: du Herzenskind; genannt!
Du Trost in alten Tagen!
O Vater, Vater! Denkt zurück!
Ermordet nicht mein ganzes Glück!
Ihr tödtet sonst daneben
Auch eures Kindes Leben.

Der Freyherr warf sein Haupt herum,
Und wies den krausen Nacken. —
Der Freyherr rieb, wie taub und stumm,
Die dunkelrauhen Backen. —
Vor Wehmuth brach ihm Herz und Blick,
Doch schlang er stolz den Strom zurück,
Um nicht durch Vaterthränen
Den Rittersinn zu höhnen.. —

Bald sanken Zorn und Ungestüm.
Das Vaterherz wuchs über.
Von hellen Zähren strömten ihm
Die stolzen Augen über. —
Er hob sein Kind vom Boden auf,
Er lieſs der Herzensfluth den Lauf.
Und wollte schier vergehen,
Vor wundersüſsen Wehen. —

„Nun wohl! Verzeih' mir Gott die Schuld,
So wie ich dir verzeihe!
Empfange meine Vaterhuld,
Empfange sie aufs neue!
In Gottes Namen, sey es drum!
Hier wandt' er sich zum Ritter um, —
Da! Nimm sie meinetwegen,
Und meinen ganzen Segen!

„Komm, nimm sie hin, und sey mein Sohn,
Wie ich dein Vater werde!
Vergeben und vergessen schon
Ist jegliche Beschwerde.
Dein Vater, einst mein Ehrenfeind,
Ders nimmer hold mit mir gemeint,
That vieles mir zum Hohne.
Ihn hafst' ich noch im Sohne."

„Mach's wieder gut! Mach's gut, mein Sohn,
An mir und meinem Kinde!
Auf dafs ich meiner Güte Lohn
In deiner Güte finde.
So segne denn, der auf uns sieht,
Euch segne Gott von Glied zu Glied!
Auf! Wechselt Ring' und Hände!
Und hiermit Lied am Ende!"

Des Pfarrers Tochter von Taubenhayn.

Im Garten des Pfarrers von Taubenhayn
Geht's irre bey Nacht in der Laube.
Da flüstert und stöhnt's so ängstiglich;
Da rasselt, da flattert und sträubet es sich.
Wie gegen den Falken die Taube.

Es schleicht ein Flämmchen am Unkenteich,
Das flimmert und flammert so traurig.
Da ist ein Plätzchen, da wächst kein Gras;
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naſs;
Da wehen die Lüftchen so schaurig. —

Des Pfarrers Tochter von Taubenhayn
War schuldlos wie ein Täubchen.
Das Mädel war jung, war lieblich und fein,
Viel ritten der Freyer nach Taubenhayn,
Und wünschten Rosetten zum Weibchen. —

Von drüben herüber, von drüben herab,
Dort jenseit des Baches vom Hügel,
Blinkt stattlich ein Schloſs auf das Dörfchen im Thal,
Die Mauern wie Silber, die Dächer wie Stahl,
Die Fenster wie brennende Spiegel.

Da trieb es der Junker von Falkenstein
In Hüll' und in Füll' und in Freude.
Dem Jüngferchen lacht' in die Augen das Schloſs,
Ihr lacht' in das Herzchen der Junker zu Roſs,
Im funkelnden Jägergeschmeide. —

Er schrieb ihr ein Briefchen auf Seidenpapier,
Umrändelt mit goldenen Kanten.
Er schickt' ihr sein Bildniſs, so lachend und hold,
Versteckt in ein Herzchen von Perlen und Gold;
Dabey war ein Ring mit Demanten.

„Laſs du sie nur reiten, und fahren und gehn,
Laſs du sie sich werben zu schanden!
Rosettchen, dir ist wohl was Bessers beschert.
Ich achte des stattlichsten Ritters dich werth,
Beliehen mit Leuten und Landen.

Ich hab' ein gut Wörtchen zu kosen mit dir;
Das muſs ich dir heimlich vertrauen,
Drauf hätt' ich gern heimlich erwünschten Bescheid.
Lieb Mädel, um Mitternacht bin ich nicht weit;
Sey wacker und laſs dir nicht grauen!

Heut Mitternacht horch auf den Wachtelgesang,
Im Weizenfeld hinter dem Garten.
Ein Nachtigallmännchen wird locken die Braut,
Mit lieblichem tief aufflötendem Laut;
Sey wacker und laſs mich nicht warten!" —

Er kam in Mantel und Kappe vermummt,
Er kam um die Mitternachtsstunde.
Er schlich, umgürtet mit Waffen und Wehr,
So leise, so lose, wie Nebel, einher,
Und stillte mit Brocken die Hunde.

Er schlug der Wachtel hell gellenden Schlag,
Im Weizenfeld hinter dem Garten.
Dann lockte das Nachtigallmännchen die Braut,
Mit lieblichem tief auflötendem Laut,
Und Röschen, ach! — lieſs ihn nicht warten. —

Er wuſste sein Wörtchen so traulich und süſs
In Ohr und in Herz ihr zu girren;
Ach, liebender Glaube ist willig und zahm!
Er sparte kein Locken, die schüchterne Schaam
Zu seinem Gelüste zu kirren.

Er schwur sich bey Allem, was heilig und hehr,
Auf ewig zu ihrem Getreuen.
Und als sie sich sträubte, und als er sie zog,
Vermaſs er sich theuer, vermaſs er sich hoch:
„Lieb Mädel, es soll dich nicht reuen!"

Er zog sie zur Laube, so düster und still,
Von blühenden Bohnen umdüftet.
Da pocht' ihr das Herzchen; da schwoll ihr die Brust;
Da wurde vom glühenden Hauche der Lust
Die Unschuld zu Tode vergiftet. — —

Bald, als auf duftendem Bohnenbeet
Die röthlichen Blumen verblühten,
Da wurde dem Mädel so übel und weh:
Da bleichten die rosigten Wangen zu Schnee;
Die funkelnden Augen verglühten.

Und als die Schote nun allgemach
Sich dehnt' in die Breit' und die Länge;
Als Erdbeer' und Kirsche sich röthet' und schwoll;
Da wurde dem Mädel das Brüstchen zu voll,
Das seidene Röckchen zu enge.

Und als die Sichel zu Felde ging,
Hub's an sich zu regen und strecken.
Und als der Herbstwind über die Flur
Und über die Stoppel des Habers fuhr,
Da konnte sie's nicht mehr verstecken.

Der Vater, ein harter und zorniger Mann,
Schalt laut die arme Rosette:
«Hast du dir erbuhlt für die Wiege das Kind,
So hebe dich mir aus den Augen geschwind',
Und schaff' auch den Mann dir in's Bette!»

Er schlang ihr fliegendes Haar um die Faust,
Er hieb sie mit knotigen Riemen;
Er hieb, das schallte so schrecklich und laut!
Er hieb ihr die sammtene Lilienhaut
Voll schwellender blutiger Striemen.

Er stieſs sie hinaus in der finstern Nacht
Bey eisigem Regen und Winden.
Sie klimmt an dornigen Felsen empor,
Und tappte sich fort bis an Falkensteins Thor,
Dem Liebsten ihr Leid zu verkünden. —

„O weh mir, daſs du mich zur Mutter gemacht,
Bevor du mich machtest zum Weibe!
Sieh her! Sieh her! Mit Jammer und Hohn
Trag' ich dafür nun den schmerzlichen Lohn,
An meinem zerschlagenen Leibe!“

Sie warf sich ihm bitterlich schluchzend ans Herz;
Sie bat, sie beschwur ihn mit Zähren:
„O mach' es nun gut, was du übel gemacht,
Bist du es, der so mich in Schande gebracht,
So bring' auch mich wieder zu Ehren!“

„Arm Närrchen, versetzt' er, das thut mir ja leid!
Wir wollen's am Alten schon rächen.
Erst gib dich zufrieden und harre bey mir!
Ich will dich schon hegen und pflegen allhier.
Dann wollen wir's ferner besprechen.“ —

«Ach, hier ist kein Säumen: kein Pflegen noch Ruh'n!
Das bringt mich nicht wieder zu Ehren.
Hast du einst treulich geschworen der Braut,
So laſs auch an Gottes Altare nun laut
Vor Priester und Zeugen es hören!» —

«Ho! Närrchen so hab' ich es nimmer gemeynt!
Wie kann ich zum Weibe dich nehmen?
Ich bin ja entsprossen aus adligem Blut.
Nur Gleiches zu Gleichem gesellet sich gut;
Sonst müſste mein Stamm sich ja schämen.

Lieb Närrchen, ich halte dir's wie ich's gemeynt:
Mein Liebchen sollst immerdar bleiben.
Und wenn dir mein wackerer Jäger gefällt,
So lass' ich's mir kosten ein gutes Stück Geld.
Dann können wir's ferner noch treiben.» —

«Daſs Gott dich! — du schändlicher, bübischer Mann! —
Daſs Gott dich zur Hölle verdamme! —
Entehr' ich als Gattin dein adliges Blut,
Warum denn, o Bösewicht, war ich einst gut
Für deine unehrliche Flamme? —

Mein' Ruh' in eitel Unruh!
Auch setz'n mein' Sünd'n mir zu.
Deſs hat mich mein Gewissen
Gemartert und gebissen,
Ich sey hie unglückhaft,
Der Sünden halb'n gestraft,
Und dort ewig verdammt,
All' Hoffnung sey versammt. *)
So gepeinigt und g'plaget,
Bin ich an Gott verzaget,
Verzweifelt und verrucht
Hab' Ich mich heut' verflucht,
Dem Teufel eigen g'geben,
Das unglücksel'ge Leben
Mit diesem Strang' zu enden.

Er fuhr auf mit den Händen,
Ich fiel ihm in den Strick,
Er gab mir tück'sche Blick',
Und sprach: «Du wehrst vergebens,
Denn ich bin meines Lebens
Ganz urdrütz **) und verdrieſslich;
Dein Trost ist unersprieſslich,
Weil ich verzweifelt bin.»
Doch überred't ich ihn,
Daſs er sich zu mir setzt'
Und hörte mich zuletzt.

---

*) verloren. **) überdrüssig.

So geh' denn und nimm dir ein adliges
Weib! —
Das Blättchen soll schrecklich sich wenden!
Gott siehet und höret und richtet uns recht.
So müsse dereinst dein niedrigster Knecht
Das adlige Bette dir schänden! —

Dann fühle, Verräther, dann fühle wie's
thut,
An Ehr' und an Glück zu verzweifeln!
Dann stoſs' an die Mauer die schändliche Stirn,
Und jag' eine Kugel dir fluchend durch's Hirn,
Dann, Teufel, dann fahre zu Teufeln! » —

Sie riſs sich zusammen, sie raffte sich auf,
Sie rannte verzweifelnd von hinnen,
Mit blutigen Füſsen, durch Distel und Dorn,
Durch Moor und Geröhricht, vor Jammer und
Zorn
Zerrüttet an allen fünf Sinnen.

« Wohin nun, wohin, o barmherziger Gott,
Wohin nun auf Erden mich wenden? » —
Sie rannte verzweifelnd an Ehr' und an Glück,
Und kam in den Garten der Heimath zurück,
Ihr klägliches Leben zu enden.

Sie taumelt', an Händen und Füſsen verklomt,
Sie kroch zur unseligen Laube;
Und jach durchzuckte sie Weh auf Weh,
Auf ärmlichem Lager, bestreuet mit Schnee,
Von Reiſsig und rasselndem Laube.

Es wand ihr ein Knäbchen sich weinend vom Schooſs,
Bey wildem unsäglichen Schmerze.
Und als das Knäbchen geboren war,
Da riſs sie die silberne Nadel vom Haar,
Und stieſs sie dem Knaben in's Herze.

Erst, als sie vollendet die blutige That,
Muſst', ach! ihr Wahnsinn sich enden.
Kalt wehten Entsetzen und Grausen sie an: —
„O Jesu, mein Heiland, was hab' ich gethan?“
Sie wand sich den Bast von den Händen.

Sie kratzte mit blutigen Nägeln ein Grab,
Am schilfigen Unkengestade.
„Da ruh' du, mein Armes, da ruh' nun in Gott,
Geborgen auf immer vor Elend und Spott! —
Mich hacken die Raben vom Rade!“ — —

Das ist das Flämmchen am Unkenteich;
Das flimmert und flammert so traurig.
Das ist das Plätzchen, da wächst kein Gras;
Das wird vom Thau und vom Regen nicht naſs;
Da wehen die Lüftchen so schaurig!

Hoch hinter dem Garten vom Rabenstein,
Hoch über dem Steine vom Rade
Blickt hohl und düster, ein Schädel herab,
Das ist ihr Schädel, der blicket auf's Grab,
Drey Spannen lang an dem Gestade.

Allnächtlich herunter vom Rabenstein,
Allnächtlich herunter vom Rade
Huscht bleich und molkicht ein Schattengesicht;
Will löschen das Flämmchen, und kann es doch nicht,
Und wimmert am Unkengestade.

Die Kuh.

Frau Magdalis weint' auf ihr letztes Stück Brod.
Sie konnt' es vor Kummer nicht essen.
Ach, Wittwen bekümmert oft gröſsere Noth,
Als glückliche Menschen ermessen.

» Wie tief ich auf immer geschlagen nun bin!
Was hab' ich, bist du erst verzehret? « —
Denn, Jammer! ihr Eins und ihr alles war hin!,
Die Kuh, die bisher sie ernähret. —

Heim kamen mit lieblichem Schellengetön
Die andern gesättigt in Fülle.
Vor Magdalis Pforte blieb keine mehr stehn,
Und rief ihr mit sanftem Gebrülle.

Wie Kindlein, welche der nährenden Brust
Der Mutter sich sollen entwöhnen,
So klagte sie Abend und Nacht den Verlust,
Und löschte ihr Lämpchen mit Thränen.

Sie sank auf ihr ärmliches Lager dahin,
In hoffnungslosem Verzagen,
Verwirrt und zerrüttet an jeglichem Sinn,
An jeglichem Gliede zerschlagen.

Doch stärkte kein Schlaf sie von Abend bis früh.
Schwer abgemüdet, im Schwalle
Von ängstlichen Träumen, erschütterten sie
Die Schläge der Glockenuhr alle.

Früh that ihr des Hirtenhornes Getön
Ihr Elend von neuem zu wissen.
« O wehe! Nun hab' ich nichts aufzustehn! » —
So schluchzte sie nieder ins Kissen.

Sonst weckte des Hornes Geschmetter ihr Herz,
Den Vater der Güte zu preisen.
Jetzt zürnet' und hadert' entgegen ihr Schmerz
Dem Pfleger der Wittwen und Waisen.

Und horch! Auf Ohr und auf Herz, wie ein Stein
Fiel's ihr, mit dröhnendem Schalle.
Ihr rieselt' ein Schauer durch Mark und Gebein:
Es dünkt' ihr wie Brüllen im Stalle.

„O Himmel! verzeihe mir jegliche Schuld,
Und ahnde nicht meine Verbrechen!"
Sie wähnt', es hübe sich Geistertumult,
Ihr sträfliches Zagen zu rächen.

Kaum aber hatte vom schrecklichen Ton
Sich mählich der Nachhall verloren,
So drang ihr noch lauter und deutlicher schon
Das Brüllen vom Stalle zu Ohren.

„Barmherziger Himmel, erbarme dich mein,
Und halte den Bösen in Banden!"
Tief barg sie das Haupt in die Kissen hinein,
Daſs Hören und Sehen ihr schwanden.

Hier schlug ihr, indem sie im Schweiſse zerquoll,
Das bebende Herz, wie ein Hammer;
Und drittes noch lauteres Brüllen erscholl,
Als wär's vor dem Bett in der Kammer.

Nun sprang sie mit wildem Entsetzen heraus;
Stieſs auf die Laden der Zelle;
Schon strahlte der Morgen; der Dämmerung Graus
Wich seiner erfreulichen Helle.

Und als sie mit heiligem Kreuz sich versehn:
„Gott helfe mir gnädiglich, Amen!" —
Da wagte sie's zitternd zum Stalle zu gehn,
In Gottes allmächtigem Namen.

O Wunder! hier kehrte die herrlichste Kuh,
So glatt und so blank, wie ein Spiegel,
Die Stirne mit silbernem Sternchen ihr zu.
Vor Staunen entsank ihr der Riegel.

Dort füllte die Krippe frisch duftender Klee,
Und Heu den Stall, sie zu nähren;
Hier leuchtet, ein Eimerchen, weiſs wie der Schnee,
Die strotzenden Euter zu leeren.

Sie trug ein zierlich beschriebenes Blatt,
Um Stirn und Hörner gewunden:
„Zum Troste der guten Frau Magdalis hat
N. N. hierher mich gebunden." —

Gott hatt' es ihm gnädig verliehen, die Noth,
Des Armen so wohl zu ermessen.
Gott hatt' ihm verliehen ein Stücklein Brod,
Das konnt' er allein nicht essen. —

Mir däucht, ich wäre von Gott ersehn,
Was gut und was schön ist, zu preisen;
Daher besing' ich, was gut ist und schön,
In schlicht einfältigen Weisen.

„So, schwur mir ein Maurer, so ist es geschehn!"
Allein er verbot mir den Namen.
Gott laſs' es dem Edeln doch wohl ergehn!
Das bet' ich herzinniglich; Amen!

Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen, gar schnurrig;
Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur schade! sein Schäfer war klüger, als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz' und in Kälte:
Oft schlief er bepanzert im Kriegesgezelte;
Oft hatt' er kaum Wasser zu Schwarzbrod und Wurst;
Und öfter noch litt' er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wuſste sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein ſeistes Gesicht,
Drey Männer umspannten den Schmeerbauch
ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft
Hader.
Einst ritt er, mit reisigem Kriegesgeschwader,
In brennender Hitze des Sommers vorbey.
Das Pfäfflein spazierte vor seiner Abtey.

»Ha, dachte der Kaiser, zur glücklichen
Stunde!«
Und grüſste das Pfäfflein mit höhnischem
Munde;
»Knecht Gottes, wie geht's dir? Mir däucht
wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht,

Doch däucht mir daneben, euch plage viel
Weile.
Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit
ertheile,
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

Ich.

Ich sprach: Mein Mann, hör' zu,
Kein' beständige Ruh'
Ist in dem Jammerthal
In kein'm Stand' überall,
Wie Petrarcha spricht eben,
Daſs keines Menschen Leben
Sey ohn' Beschwerlichkeit,
Trübsal und Herzenleid
Auch in dem höchsten Glück.
Deſs hör' ein ſein Troststück,
Da Salomo erzählt,
All sein'n Reichthum erwählt,
Freud', Lust, Macht, Ehr' und G'walt,
Kunst; Weisheit mannigfalt,
Darein er war gesetzt,
Beschlieſst er doch zuletzt,
Es sey' ein' Eitelkeit,
Verdruſs in dieser Zeit.
Weil Salomo selbst klagt,
Das höchst' Glück eitel sagt;
Wollst du auf Erd'n allein
Ohn' alles Leiden seyn,
Deſs sonst kein Mensch ist frey,
Er sey gleich, wer er sey?
Der allerweis'st' Solon

So geb' ich denn euern zwey tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drey artige Nüsse zu knacken.
Drey Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit:
Dann will ich auf diese drey Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne mich zeige im Kaiser-Ornate, —
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag seyn?

Zum zweyten sollt ihr mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiſs, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran seyn.

Und könnt ihr mir diese drey Fragen nicht lösen,
So seyd ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So laſs' ich euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes, den Schwanz in der Hand.» —

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen.
Das Pfäfflein zerriſs und zerspliſs sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach ein, zwey, drey, vier Un'vers'täten,
Er fragte bey ein, zwey, drey, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sportuln vollauf.
Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen, bey herzlichem Zagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden, schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher, hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn, auf selten betretener Bahn,
Hans Bendix, sein Schäfer, am Felsenhang an.

«Herr Abt, sprach Hans Bendix, was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sixchen! Es muſs euch was angethan seyn.» —

«Ach, guter Hans Bendix, so muſs sich's wohl schicken,
Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drey Nüss' auf die Zähne gepackt.
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne sich zeiget im Kaiser-Ornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag seyn?

Zum zweyten soll ich ihm berechnen und sagen;
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich ärmster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen!
Die will er mir treulich bekennen; allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran seyn.

Und kann ich ihm diese drey Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läſst er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand.» —

«Nichts weiter?» erwiedert Hans Bendix mit Lachen,
«Herr, gebt euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir eu'r Käppchen, eu'r Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid,

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brocken,
So weiſs ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreuzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Bendix zum Abte geschmückt.
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er, mit Zepter und Kron', im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag seyn?" —

„Für dreyſsig Reichsgulden ward Christus verschachert!
Drum gäb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,

Für euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,
Denn Einen müſst ihr doch wohl minder werth seyn.» —

«Hum, sagte der Kaiser, der Grund läſst sich hören,
Und mag den durchlauchtigsten Stolz wohl bekehren.
Nie hätt' ich, bey meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daſs so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen:
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein Spiel?»

«Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt und reitet,
Und stets sie in einerley Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen daran,
In zwey mal zwölf Stunden ist Alles gethan.» —

„Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber!
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zusammen!
Sonst muſs ich dich dennoch zum Esel verdammen.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe heraus!
Nur bleib' mir mit Wenn und mit Aber zu Haus!" —

„Ihr denket, ich sey der Herr Abt von St. Gallen." —
Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen.
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trüget eu'r Sinn:
Denn wiſst, daſs ich Bendix sein Schäfer nur bin!" —

„Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,

Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
Wohlan denn, so sollst du von nun an es seyn!

Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe.
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Und lerne fortan erst quid Juris verstehn!
Denn wenn man will ernten, so muſs man auch sä'n.» —

«Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laſst nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen, noch rechnen und schreiben;
Auch weiſs ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein.»

«Ach, guter Hans Bendix, das ist ja recht Schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet dein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank.» —

«Herr Kaiser, groſs hab' ich so eben nichts nöthig.
Doch seyd ihr im Ernst mir zu Gnaden erbötig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.» —

«Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
Drum sey der Pardon ihm in Gnaden gewährt,
Und obenein dir ein Panis-Brief beschert:

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbieten:
Hans Bendix soll ihm nicht die Schafe mehr hüten.
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Gebot,
Umsonst, bis an seinen sanftseligen Tod!»

Das Lied von Treue.

Wer gern treu eigen sein Liebchen hat,
Den necken Stadt
Und Hof mit gar mancherley Sorgen.
Der Marschall von Holm, den das Necken verdroſs,
Hielt klüglich deswegen auf ländlichem Schloſs
Seitweges sein Liebchen verborgen.

Der Marschall achtet' es nicht Beschwer,
Oft hin und her
Bey Nacht und bey Nebel zu jagen.
Er ritt, wann die Hähne das Morgenlied krähn,
Um wieder am Dienste des Hofes zu stehn,
Zur Stunde der hungernden Magen.

Führt' ein'n betrübten Monn*)
Zu oberst auf ein'n Thurn, **)
Da ihm gezeiget wur'n
Die Häuser überall;
Solon sprach: Denk' zumal,
Wie viel betrübter Herzen,
Voll Kümmerniſs und Schmerzen,
Trauern, Furcht, Angst und Sorgen
Sind überall verborgen
In den Häusern ohn' Ruh'
Gar viel mehr als du.
Derhalb'n darfst nicht verzagen!
Das mag ich dir auch sagen,
Du steckest nicht allein
In Jammer, Schand' und Pein.
Ein jeder Mensch auf Erden
Hat sein' eigne Beschwerden,
Kummer und Herzenleid,
Ich hatt' es auch all'zeit.
Was ich nicht hab' erlitten,
Erkämpfet und erstritten,
Das muſs ich noch besorgen,
Es komm' heut' oder morgen.
Deshalb gib dich darein,
Erduld' das Unglück dein,

---

*) Mann.

**) Thurm.

Der Marschall jagte voll Liebesdrang
Das Feld entlang,
Vom Hauche der Schatten befeuchtet.
„Huy, tummle dich, Senner! Versäume kein Nu!
Und bring' mich zum Nestchen der Wollust und Ruh',
Eh' heller der Morgen uns leuchtet!“

Er sah sein Schlöſschen bald nicht mehr fern,
Und wie den Stern
Des Morgens das Fensterglas flimmern.
„Geduld noch, o Sonne, du weckendes Licht,
Erwecke mein schlummerndes Liebchen noch nicht!
Hör' auf, ihr in's Fenster zu schimmern!“

Er kam zum schattenden Park am Schloſs,
Und band sein Roſs
An eine der duftenden Linden.
Er schlich zu dem heimlichen Pförtchen hinein,
Und wähnt', im dämmernden Kämmerlein
Süſs träumend sein Liebchen zu finden.

Doch als er leise vor's Bettchen kam,
O weh! da nahm
Der Schrecken ihm alle fünf Sinnen.
Die Kammer war öde, das Bett war kalt. —
„O wehe! Wer stahl mir mit Räubergewalt
So schändlich mein Kleinod von hinnen?“ —

Der Marschall stürmte mit raschem Lauf
Treppab, treppauf,
Und stürmte von Zimmer zu Zimmer.
Er rufte, kein Seelchen erwiederte drauf; —
Doch endlich ertönte tief unten herauf
Vom Kellergewölb' ein Gewimmer.

Das war des ehrlichen Schloſsvogts Ton.
Aus Schuld entflohn
War all sein falsches Gesinde.
„O Henne, wer hat dich herunter gezerrt?
Wer hat so vermessen hier ein dich gesperrt?
Wer? Sag' mir geschwinde, geschwinde!“

„O Herr, die schändlichste Frevelthat
Ist durch Verrath
Dem Junker vom Steine gelungen,

Er raubte das Fräulein bey sicherer Ruh',
Und eure zwey wackere Hunde dazu
Sind mit dem Verräther entsprungen.»

Das dröhnt dem Marschall durch Mark und Bein.
Wie Wetterschein
Entlodert sein Sarras der Scheide.
Vom Donner des Fluges erschallet das Schloſs,
Er stürmet im Wirbel der Rache zu Roſs,
Und sprenget hinaus auf die Haide.

Ein Streif im Thaue durch Haid' und Wald
Verräth ihm bald,
Nach wannen die Flüchtling' entschwanden;
«Nun strecke, mein Senner, nun strecke dich aus,
Nur dies mal, ein einzig mal halt' nur noch aus,
Und laſs mich nicht werden zu Schanden!

Halloh! Als ging' es zur Welt hinaus,
Greif' aus, greif' aus!
Dies Letzte noch laſs uns gelingen!

Dann sollst du für immer auf schwellender Streu,
Bey goldenem Haber, bey duftendem Heu,
Dein Leben in Ruhe verbringen.“

Lang streckt der Senner sich aus und fleucht.
Den Nachtthau streicht
Die Sohle des Reiters vom Grase,
Der Stachel der Ferse, der Schrecken des Ruſs
Verdoppeln den Donner-Galoppschlag des Huſs,
Verdoppeln die Stürme der Nase. —

Sieh da! Am Rande vom Horizont
Scheint hell besonnt
Ein Büschel vom Reiher zu schimmern.
Kaum sprengt er den Rücken des Hügels hinan,
So springen ihm seine zwey Doggen schon an,
Mit freudigem Heulen und Wimmern.

„Verruchter Räuber, halt' an, halt an,
Und steh' dem Mann,
An dem du Verdammniſs erfrevelt!

Verschlänge doch stracks dich ihr glühender
Schlund!
Und müſstest du ewig da flackern, du Hund,
Vom Zeh bis zum Wirbel beschwefelt!

Der Herr vom Steine war in der Brust
Sich Muths bewuſst,
Und Kraft in dem Arme von Eisen.
Er drehte den Nacken, er wandte sein Roſs,
Die Brust, die die trotzige Rede verdroſs,
Dem wilden Verfolger zu weisen.

Der Herr vom Steine zog muthig blank,
Und rasselnd sprang
So Dieser, wie Jener, vom Pferde.
Wie Wetter erhebt sich der grimmigste Kampf.
Das Stampfen der Kämpfer zermalmet zu Dampf
Den Sand und die Schollen der Erde.

Sie hau'n und hau'n mit Tiegerwuth,
Bis Schweiſs und Blut
Die Panzer und Helme bethauen.
Doch keiner vermag, so gewaltig er ringt,

So hoch er das Schwert und so sausend er's schwingt,
Den Gegner zu Boden zu hauen.

Doch als wohl Beyden es allgemach
An Kraft gebrach,
Da keuchte der Junker vom Steine:
„Herr Marschall, gefiel' es, so möchten wir hier
Ein Weilchen erst ruhn, und trautet ihr mir,
So spräch' ich ein Wort, wie ich's meyne."

Der Marschall, senkend sein blankes Schwert,
Hält an und hört
Die Rede des Junkers vom Steine:
„Herr Marschall, was hau'n wir das Leder uns wund?
Weit besser bekäm' uns ein friedlicher Bund,
Der brächt' uns auf einmal ins Reine.

Wir hau'n, als hackten wir Fleisch zur Bank,
Und keinen Dank
Hat doch wohl der blutige Sieger.

Laſst wählen das Fräulein nach eigenem Sinn,
Und wen sie erwählet, der nehme sie hin!
Beym Himmel, das ist ja viel klüger!"

Das stand dem Marschall nicht übel an,
„Ich bin der Mann! —
So dacht' er bey sich, — den sie wählet.
Wann hab' ich nicht Liebes gethan und gesagt,
Wann hat's ihr an Allem, was Frauen behagt,
So lang' ich ihr diene, gefehlet?

Ach, wähnt er zärtlich, sie läſst mich nie!
Zu tief hat sie
Den Becher der Liebe gekostet!" —
O Männer der Treue, jetzt warn' ich euch laut!
Zu fest nicht auf's Biedermanns-Wörtchen gebaut,
Daſs ältere Liebe nicht rostet!

Das Weib zu Rosse vernahm sehr gern
Den Bund von fern,

Und wählte vor Freuden nicht lange.
Kaum hatten die Kämpfer sich zu ihr gewandt,
So gab sie dem Junker vom Steine die Hand.
O pfuy! die verräthrische Schlange! —

O pfuy! Wie zog sie mit leichtem Sinn
Dahin, dahin,
Von keinem Gewissen beschämet!
Versteinert blieb Holm an der Stelle zurück,
Mit bebenden Lippen, mit starrendem Blick,
Als hätt' ihn der Donner gelähmet.

Allmählich taumelt' er matt und blaſs
Dahin in's Gras,
Zu seinen geliebten zwey Hunden.
Die alten Gefährten, von treuerem Sinn,
Umschnoberten traulich ihm Lippen und Kinn,
Und leckten das Blut von den Wunden.

Das bracht' in seinem umflorten Blick
Den Tag zurück,
Und Lebensgefühl in die Glieder.

In Thränen verschlich sich allmählich sein Schmerz.
Er drückte die guten Getreuen ans Herz,
Wie leibliche liebende Brüder.

Gestärkt am Herzen durch Hundetreu —
Erstand er neu
Und wacker von hinnen zu reiten.
Kaum hatt' er den Fuſs in den Bügel gesetzt,
Und vorwärts die Doggen zu Felde gehetzt,
So hört' er sich rufen von weiten.

Und sieh! auf seinem beschäumten Roſs,
Schier athemlos,
Ereilt' ihn der Junker vom Steine.
„Herr Marschall, ein Weilchen nur haltet noch an:
Wir haben der Sache kein Gnüge gethan,
Ein Umstand ist noch nicht ins Reine.

Die Dame, der ich mich eigen gab,
Läſst nimmer ab,
Nach euern zwey Hunden zu streben.
Sie legt mir auch diese zu fodern zur Pflicht.

Drum muſs ich, gewährt ihr in Güte sie nicht,
Drob kämpfen auf Tod und auf Leben.» —

Der Marschall rühret nicht an sein Schwert,
Steht kalt und hört
Die Muthung des Junkers vom Steine.
«Herr Junker, was hau'n wir das Leder uns wund?
Weit besser bekommt uns ein friedlicher Bund,
Der bringt uns auf einmal ins Reine.

Wir hau'n, als hackten wir Fleisch zur Bank,
Und keinen Dank
Hat doch wohl der blutige Sieger.
Laſst wählen die Köther nach eigenem Sinn,
Und wen sie erwählen, der nehme sie hin!
Beym Himmel! das ist ja viel klüger.»

Der Herr vom Steine verschmerzt den Stich,
Und wähnt in sich:
Es soll mir wohl dennoch gelingen!
Er locket, er schnalzet mit Zung' und mit Hand,
Und hoffet bey Schnalzen und Locken sein Band
Bequem um die Hälse zu schlingen.

Wie dich der Weis' bericht't,
Hippokrates, der spricht:
Wer hie mit Ruh' will leben,
Der muſs thun gleich und eben,
Wie Einer, der aus Gnaden
Zu Gaste sey geladen,
Der nimmt Alles für gut,
Was man vortragen thut,
Ob Nichts hat er ein' Klag'.
Also frey männlich trag',
Was Unglücks dir fällt zu,
So haſt du Fried' und Ruh',
Und bist ein sel'ger Mann,
Den Nichts beschweren kann,
Wie Cicero bewährt,
Der spricht: Allein auf Erd'
Dieser Mensch selig sey,
Welcher kann tragen frey
Die Widerwärtigkeit
Des Unglücks dieser Zeit
Mit sein'm G'müth unverkehrt,
Wie etlich' Hochgelehrt'.
Sokrates, Diogenes,
Krates und Antisthenes
Waren solch' sel'ge Mann,
Kein Unglück focht sie an,
Kein Glück sie auch erfreut'.
Kleobulus bedeut't,
Der Mensch soll nicht auf Erden

Er schnalzt und klopfet wohl sanft auf's Knie,
  Lockt freundlich sie
Durch alle gefälligen Töne.
Er weiset vergebens sein Zuckerbrod vor.
Sie weichen und springen am Marschall empor,
Und weisen dem Junker die Zähne.

Vorgefühl der Gesundheit.

An Heinrich Christian Boie.

Täuscht ihr mit eurem Wechseltanze,
Du, o Wunsch, und du, o Hoffnung, mich?
Oder naht im Purpurnelken-Kranze
Frohen Trittes die Gesundheit sich?
Will sie von dem Dämon mich erlösen,
Welcher meine Kraft gefangen nahm?
Soll ich wiederum zu dem genesen,
Der ich der Natur vom Busen kam?

Laſs mich dir mein Vorgefühl verkünden,
Boie, alter, trauter Herzensfreund!
Wonniglich wirst du es mit empfinden,
Wann der Dulder fessellos erscheint;
Wann er mit der angebornen Stärke
Jugendlich Apollons Bogen spannt.
Oder rüstig zu Athenens Werke
Unter der Aegide sich ermannt.

Ha, dein Freund, einst mehr als halb verloren,
Keck verhöhnt von schnödem Uebermuth,
War zum lahmen Schwächling nicht geboren;
Ihn durchfloſs kein träges feiges Blut.
Das bezeugen ihm des Pindus Würden,
Die er in der Ohnmacht noch erwarb,
Und die Kraft, die unter allen Bürden
Nicht in zwanzig Jahren ganz erstarb.

Heil ihm! Leichter fühlt er schon die Glieder
Und der Genius, der in ihm strebt,
Schüttelt freyer, stärker das Gefieder,
Das dem schweren Nebel ihn enthebt.
Erde, dich mit allen deinen Bergen,
Allem lastenden Metall darin,
Allen Riesen drauf und allen Zwergen,
Haucht er bald, wie Flaum, vor sich dahin!

Edle Rache beut er dann der Schande,
Die er über sein Verschulden trug,
Seit der Hipochonder dumpfe Bande
Um die rein gestimmten Nerven schlug,
Wann es heller um der Wahrheit Seher,
Wärmer um der Schönheit Pfleger tagt,
Und er glorreich eines Hauptes höher
Als zehntausend Alltagsmenschen ragt.

Mag es Riese dann und Drache wagen,
Gegen ihn zum Kampf heran zu gehn!
Mag das Glück ihn auf den Armen tragen,
Oder er auf eignen Füſsen stehn!
Neu gerüstet mit den Götterwaffen,
Die er mit gestähltem Arme führt,
Wird er sich nach Heldenrecht verschaffen,
Was sein Wunsch bedarf und ihm gebührt. —

Herr des Lebens, willst du mich erhalten,
O so gib nur Eins, — Gesundheit mir!
Dankend will ich dir die Hände falten,
Aber bitten weiter nichts von dir.
Kühn durch Klippen, Strudel, Ungeheuer
Lenk' ich, allgenügsam mir, alsdann
Auf des Lebens Ocean das Steuer.
Selbst sein Gott ist ein gesunder Mann.

Das Blümchen Wunderhold.

Es blüht ein Blümchen irgendwo
In einem stillen Thal,
Das schmeichelt Aug' und Herz so froh,
Wie Abendsonnen-Strahl.
Das ist viel köstlicher, als Gold,
Als Perl' und Diamant;
Drum wird es „Blümchen Wunderhold"
Mit gutem Fug genannt.

Wohl sänge sich ein langes Lied
Von meines Blümchens Kraft,
Wie es an Leib und an Gemüth
So hohe Wunder schafft,
Was kein geheimes Elixir
Dir sonst gewähren kann,
Das leistet traun! mein Blümchen dir,
Man säh' es ihm nicht an.

Wer Wunderhold im Busen hegt,
Wird wie ein Engel schön.
Das hab' ich, inniglich bewegt,
An Mann und Weib gesehn.
An Mann und Weib, alt oder jung,
Zieht's, wie ein Talisman,
Der schönsten Seelen Huldigung
Unwiderstehlich an.

Auf steifem Hals ein Strotzerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt,
Läſst doch gewiſs nicht schön.
Wenn irgend nun ein Rang, wenn Gold
Zu steif den Hals dir gab,
So schmeidigt ihn mein Wunderhold,
Und biegt dein Haupt herab.

Es webet über dein Gesicht
Der Anmuth Rosenflor!
Und zieht des Auges grellem Licht
Die Wimper mildernd vor.
Es theilt der Flöte weichen Klang
Des Schreyers Kehle mit,
Und wandelt in Zephyrengang
Des Stürmers Poltertritt.

Der Laute gleicht des Menschen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch spielen sie oft Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut:
Der Schmerz, wann Ehre, Macht und Gold
Vor deinen Wünschen fliehn,
Und Lust, wann sie in deinen Sold
Mit Siegeskränzen ziehn.

O wie dann Wunderhold das Herz
So mild und lieblich stimmt!
Wie allgefällig Ernst und Scherz
In seinem Zauber schwimmt!
Wie man alsdann nichts thut und spricht,
Drob jemand zürnen kann!
Das macht, man trotzt und strotzet nicht,
Und drängt sich nicht voran.

O wie man dann so wohlgemuth,
So friedlich lebt und webt!
Wie um das Lager, wo man ruht,
Der Schlaf so segnend schwebt!
Denn Wunderhold hält Alles fern,
Was giftig beiſst und sticht;
Und stäch ein Molch auch noch so gern,
So kann und kann er nicht.

Ich sing', o Lieber, glaub' es mir,
Nichts aus der Fabelwelt,
Wenn gleich ein solches Wunder dir
Fast hart zu glauben fällt.
Mein Lied ist nur ein Wiederschein
Der Himmelslieblichkeit,
Wie Wunderhold auf Groſs und Klein
In Thun und Wesen streut.

Ach! hättest du nur die gekannt,
Die einst mein Kleinod war,
Der Tod entriſs sie meiner Hand
Hart hinterm Traualtar, —
Dann würdest du es ganz verstehn,
Was Wunderhold vermag,
Und in das Licht der Wahrheit sehn,
Wie in den hellen Tag.

Wohl hundert mal verdankt' ich ihr
Des Blümchens Segensflor.
Sanft schob sie's in den Busen mir
Zurück, wenn ichs verlor.
Jetzt rafft ein Geist der Ungeduld
Es oft mir aus der Brust.
Erst wann ich büſse meine Schuld,
Bereu' ich den Verlust.

O was des Blümchens Wunderkraft
Am Leib und am Gemüth
Ihr, meiner Holdin, einst verschafft,
Faſst nicht das längste Lied! —
Weil's mehr als Seide, Perl' und Gold,
Der Schönheit Zier verleiht,
So nenn' ich's „Blümchen Wunderhold,"
Sonst heiſst's — Bescheidenheit,

Das Dörfchen.

Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!
Denn schön're Auen,
Als rings umher
Die Blicke schauen,
Blühn nirgends mehr.
Welch ein Gefilde,
Zum schönsten Bilde
Für Dietrichs Hand!
Hier Felsenwand,
Dort Aehrenfelder
Und Wiesengrün,

Im Glück hochmüthig werden,
Noch im Unglück verzagen,
Sondern gleichmäſsig tragen
Glück und Unglückes Zwang,
Weil ihr'r keins währet lang.
Derhalb' dein' Ungeduld
Ist dein'r Verzweiflung Schuld,
Und nicht das Unglück dein,
Das mit der Zeit sich ſein
Wiederum enden thut.
Drum nimm ein'n kecken Muth!
Sey nicht so gar kleinmüthig,
Halb unsinnig und wüthig,
Daſs du dich selbst wollt'st henken,
Dein' Seel' ewig versenken
In den Abgrund der Höll'.
Sey getröst, lieber Gesell,
Kehr' wieder, und thu' Buſs',
Dieweil der Herr Christus
Für all' Sünder ist gestorben,
Ihn'n ew'ge Huld erworben,
All' ihrer Sünd'n Ablassung.
Schlag' des Teufels Einblasung
Kecklich aus dein'm Gemüth,
Tröst' dich der Gottesgüt',
Weil dir auch ist geschehen
Kein Unglück, mag ich jehen, *)

---

*) behaupten.

Dem blaue Wälder
Die Gränze ziehn!
An jener Höhe
Die Schäferey,
Und in der Nähe
Mein Sorgenfrey!
So nenn' ich meine
Geliebte, kleine
Einsiedeley,
Worin ich lebe,
Zur Lust versteckt,
Die ein Gewebe
Von Ulm' und Rebe
Grün überdeckt.

Dort kränzen Schlehen
Die braune Kluft,
Und Pappeln wehen
In blauer Luft.
Mit sanftem Rieseln
Schleicht hier gemach

Auf Silberkieseln
Ein heller Bach;
Flieſst unter Zweigen,
Die über ihn
Sich wölbend neigen,
Bald schüchtern hin!
Läſst bald im Spiegel
Den grünen Hügel,
Wo Lämmer gehn,
Des Ufers Büschchen
Und alle Fischchen
Im Grunde sehn!
Da gleiten Schmerlen
Und blasen Perlen.
Ihr schneller Lauf
Geht bald hinnieder,
Und bald herauf
Zur Fläche wieder.

Schön ist die Flur;
Allein Elise

Macht ſie mir nur
Zum Paradieſe.

Der erste Blick
Des Morgens wecket
Auch unſer Glück,
Nur leicht bedecket,
Führt ſie mich hin,
Wo Florens Beete
Die Königin
Der Morgenröthe
Mit Thränen näſst,
Und Perlen blitzen
Von allen Spitzen
Des Graſes läſst.
Die Knoſpe ſpaltet
Die volle Bruſt;
Die Blume faltet
Sich auf zur Luſt.
Sie blüht und blühet
Doch ſchöner nicht,

Als das Gesicht
Elisens glühet.

Wenn's heiſser wird,
Geht man selbander
Zu dem Mäander,
Der unten irrt.
Da sinkt zum Bade
Der Schäferin
An das Gestade
Das Röckchen hin.
Soll ich nicht eilen,
Die Lust zu theilen? —
Der Tag ist schwül,
Geheim die Stelle,
Und klar und kühl
Die Badequelle.

Ein leichtes Mahl
Mehrt dann die Zahl
Von unsern Freuden,

In weichem Gras,
An Pappelweiden,
Steht zwischen beyden
Das volle Glas.
Der Trunk erweitert
Nun bald das Herz,
Und Witz erheitert
Den sanften Scherz.

Sie kommt, und winket,
Und schenkt mir ein,
Doch lachend trinket
Sie selbst den Wein;
Flüht dann und dünket
Sich gut versteckt!
Doch bald entdeckt,
Muſs sie mit Küssen
Den Frevel büſsen.

Drauf mischet sie
Die Melodie

Der süſsen Kehle
In das Ahi
Der Philomele,
Die so voll Seele
Nie sang, wie sie.

So zirkeln immer
Lust und Genuſs,
Und Ueberdruſs
Befällt uns nimmer

O Seligkeit!
Daſs doch die Zeit
Dich nie zerstöre!
Mir frisches Blut,
Ihr treuen Muth
Und Reiz gewähre!
Das Glück mag dann
Mit vollen Händen
An Jedermann,
Der schleppen kann,

Sich arm verschwenden.
Ich seh' es an,
Entfernt vom Neide,
Und stimme dann
Mein Liedchen an,
Zum Tanz der Freude;
Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier!

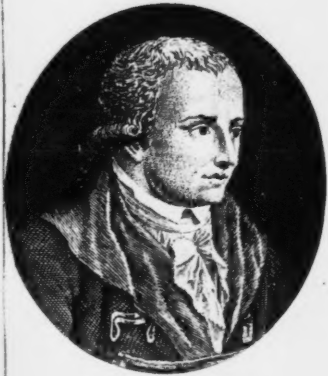
Ardinghello

von

ilhelm Heinse.

Erste Abtheilung.

(Das Leben.)



ILHELM HEINSE.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann

Zwey und sechzigstes Bändchen.
Heinse's Ardinghello. I. Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Ohn' die göttlich' Ordnung
Ewiger Vorsehung.
All' dein' Haar' sind gezählt,
Deren keines herabfällt,
Es sey denn Gottes Will'.
Darum, so halt' Gott still,
Wie König David und Hiob
In solcher scharfen Prob'
Vom Herren wichen nie,
Dieweil der Herr doch hie
Allein züchtigt die frommen
Söhn', die er hat ang'nommen.
Wie Paulus sagen thut,
Das kommt ihn'n All's zu gut,
Daſs ihn'n das Kreuz hilft kämpfen,
Das sünd'ge Fleisch zu dämpfen.
Wie Petrus thut bescheiden,
Spricht: Wer am Fleisch thut leiden,
Der höret auf von Sünden.
Paulus thut auch verkünden,
Daſs Gott kein'n Menschen laſs'
Versuchen über Maaſs',
Das er nicht mög' ertragen;
Deshalb thu' nicht verzagen.
Verharr' bis an das End',
Gott beut dir selbst sein' Händ',
Und will dein Helfer seyn,
Er will und kann allein
Enden zu rechter Zeit

Biographische Notiz.

Wilhelm Heinse wurde am 16. Febr. 1749 zu Langenwiesen bey Ilmenau in Thüringen geboren. Ungeachtet der vernachlässigten Erziehung, die er in seinem frühern Lebensalter genoſs, und der Beschränktheit des Unterrichts, den er erhielt, trat er doch als ein Jüngling von feinem Sinn, ausgerüstet mit herrlichen Fähigkeiten, auf. Er bildete sich, begabt mit einem kräftigen Körper und glühender Phantasie, weit mehr in der Welt, als in der Schule. Er studierte zu Jena und ging dann nach Erfurt. Am letztern Orte war es, wo er seine poetische Richtung erhielt, denn hier wurde er mit Wieland bekannt und von ihm geliebt. Durch Wielands Empfehlung wurde er auch mit Gleim verbunden und ging zu ihm nach Halberstadt, aber Jacobi entführte ihn gleichsam von dort mit sich nach Düsseldorf, um ihn Antheil an der Isis nehmen zu lassen. Hatte sein Aufenthalt zu Erfurt vortheilhaft auf die Entwickelung seines poetischen Talents gewirkt, so entfaltete sich in der Nähe der Düsseldorfer Gallerie sein Kunstsinn noch weit schneller. Er blieb daselbst, immer studierend, bis zum J. 1780, wo er über die Schweiz und Südfrankreich in das heiſsersehnte Italien eilte. Da schwelgte er im Wissen und Leben drey schöne Jahre lang und kehrte dann nach Mainz zurück. Er wurde hier Lector des Churfürsten und Bibliothekar, auch später churerzkanzlerischer Hofrath; in diesem Posten starb er am 22. Juni 1803, im 54sten Jahre seines Lebens.

Heinse's erste literarische Arbeit von Bedeutung war eine zu Erfurt verfertigte Verdeutschung des etwas schmutzigen Petron. (Schwab. 1773.) Diesem folgte ein Jahr später Laidion, oder die Eleusinischen Geheimnisse, das Leben einer Griechischen

Buhlerin darstellend. Während seines Aufenthalts in Italien verpflanzte er den Tasso und Ariost nach Deutschland, leider aber nur in Prosa. Erst nach seiner Zurückkehr aus dem Lande des Genusses und der Kunst entstand sein Ardinghello, so wie, um 8 Jahre später (1795), seine Hildegard von Hohenthal. Der Gedanke, daſs Schönheit allein den gefühlvollen Menschen an die Welt, an die todte Natur und an andere lebende Wesen binde; denn in dem Genusse aller Art von Schönheit allein liege die Erfüllung seiner Bestimmung, zur Glückseligkeit, — ist das Thema des Ardinghello, in welchem sich eine hinreiſsende Lebhaftigkeit der Originalität in allen Gedanken, Empfindungen und Darstellungen zeigt. Ardinghello ist der bildenden Kunst, Hildegard der Musik gewidmet. Beyde liebte er schwärmerisch, und was er in seinem Leben davon empfunden, erahnet, enträthselt hat, das findet man in beyden Werken niedergelegt. Ohne seinen Aufenthalt in Italien würden sie nie entstanden seyn. In unserer abgekürzten Ausgabe des Ardinghello ist die Geschichte oder der Roman von den Betrachtungen und Räsonnements getrennt, denn die letztern stören die Illusion, und verlieren an Interesse durch die Unterbrechungen des Geschichtlichen.

Höchst interessante Briefe von W. Heinse befinden sich in der Sammlung von Briefen zwischen ihm, Gleim und Müller. Nicht nur diese, sondern auch Jacobi's Iris (1805. S. 128—32.), Meusels gel. Deutschland und Jördens Lexicon Deutscher Dichter (1807. II. 344—49. 1811. VI. 286—95.) enthalten Nachrichten von seinem Leben und seinen Schriften.

Venedig.

Wir fuhren an einem Türkischen Schiffe vorbey, sie brannten ihre Kanonen los: die Gondel wankte, worin ich aufgerichtet stand; ich verlor das Gleichgewicht, und stürzte in die See, verwickelte mich in meinen Mantel, arbeite vergebens, und sank unter.

Als ich wieder zu mir gekommen war, befand ich mich bey einem jungen Menschen, welcher mich gerettet hatte; seine Kleider lagen von Nässe an, und aus den Haaren troff das Wasser. „Wir haben uns nur ein wenig abgekühlt!“ sprach er freundlich mir Muth ein; ich drückte ihm die Hände.

Das Fest war für uns verdorben. Meine vorigen Begleiter eilten nun von dannen. Wir lieſsen den Bucentoro zwischen tausend Fahrzeugen, unter dem Donner des Geschützes von allen Schiffen aus den Häfen, in die offne See stechen, und den Dogen sich mit dem Meere vermählen; und er brachte mich mit seinem Führer nach meiner Wohnung.

Hier schied er von mir, ohne daſs er mir weder sein Quartier, noch seinen Namen sagen wollte; blos aus der Mundart bemerkte ich, daſs er ein Fremder war: jedoch versprach er, mich bald zu besuchen. Wir umarmten uns, und mir wallte das Herz, es regte sich eine Gluth darinnen. Seine Jugend stand eben in schöner Blüthe, um Mund und Kinn flog stark der liebliche Bart an: seine frischen Lippen bezauberten im Reden, und die Augen sprühten Licht und Feuer; groſs und wohlgebildet am ganzen Körper, mit einer kühnen Wildheit, erschien er mir ein höheres Wesen.

Sein Bild wich den ganzen Tag nicht aus meiner Seele; ich konnte weder essen noch trinken, und vor Ungeduld nicht bleiben.

Abends war Gondelrennen, das auf der See, was Wettlauf auf dem Lande; wodurch unsre Leute zu muthigen Schiffern sich bilden; ich fuhr an den Markusplatz, und ging darauf in Gedanken herum, bis die Nacht einsank, und ihre Kühle verbreitete; die Erleuchtung der Buden mit den Kostbarkeiten der Messe gab eine neue Augenweide. Ich blickte in verschiedene Weinschenken unter den Hallen; in einer dünkte mich, den jungen Mann gesehen zu haben, der mich so groſsmüthig der Gefahr entzog. Ich kehrte sogleich um, und ging in meiner Maske hinein.

Er erkannte mich gleich, als ich meine Maske abgenommen, und freute sich, daſs mein Zufall keine schlimmen Folgen gehabt hätte. Ich bezeugte ihm von neuem meine Dankbarkeit, und wünschte ihm irgend worin für seine edle That Dienste leisten zu können.

Dieſs setzte ihn in Verlegenheit. „Was hab' ich gethan," erwiederte er, „das ich nicht bey jedem andern Erdensohn gethan hätte? hätte thun müssen? Wie mancher Bube holt so ein Stück Geld vom Sand aus der Tiefe, und stürzt sich noch obendrein von Höhen in die Fluth. Uebertriebenes Lob für Schuldigkeit macht die Menschen feig und eitel. Das ist ein elendes Volk an Heldenmuth und Verstand, wo bey jeder Kleinigkeit eine Ehrensäule muſs aufgerichtet werden. Was geschehen ist, sey geschehen!"

„Groſs auf ihrer Seite," versetzt' ich; „und gewiſs ist der Rettende schon in sich der Göttliche. Inzwischen glaub' ich aber doch, daſs die Dankbarkeit das festeste und sanfteste Band

Dein' Widerwärtigkeit
Durch Weg', dir unbekannt.
Auch endlich der Heiland
Wird dich aus aller Noth
Erlösen durch den Tod,
Und nach dem g'brechlich'n Leben
Ein ew'ges sel'ges geben,
Daſs du erst kommest zu
Ewig seliger Ruh
Mit allen Engeln dort.

Als ich gered't die Wort',
Der Mann gen Himmel sach,*)
Und mit Weinen durchbrach,
Fiel nieder auf sein' Knie,
Hub auf sein' Hände hie,
Warf von sich seinen Strang,
Und sagt' Gott Lob und Dank,
Daſs er ihn hätt' getröst't,
Von's Teufels Strick erlöst,
Und stand auf wohlgemuth,
Und mir sein' Hände but,**)
Und wohl getröst't im Fried'
Fröhlich von mir abschied.

---

*) sah.

**) bot.

* * *

der Gesellschaft sey; und auch ein wenig Ausschweifung darin eine Nation immer liebenswürdig, und den wackern Männern derselben das Leben froher mache.»

Er sah mich hierbey mit einem neuen seelenvollen Blick an, und wir faſsten uns traulicher. Ich bat ihn inständig, diesen Abend bey mir zu bleiben; und wir lieſsen uns am Broglio über den Kanal setzen.

Wir aſsen und tranken, und das Tischgespräch wurde immer lebendiger, sobald die Bedienten uns verlassen hatten. Der erste Vorwurf war der heutige Tag. Er rühmte die Klugheit unsers Senats, daſs sie sich aus dem bitterbösen Kriege nach dem Bündnisse bey Cambray, und jetzt aus dem Ueberfalle der ganzen Türkischen Macht so glorreich gezogen hätten, und in der alten Würde noch mit dem Meere vermählen könnten. Nur that es ihm leid, daſs der Cypernwein in Italien nun seltner und theurer werden würde.

Nach einer kleinen Stille fing er an: «Ich muſs Ihnen doch etwas von mir sagen, damit Sie wissen, wer ich bin, und wie ich mit Andern zusammenhange.»

«Ich bin ein Maler aus Florenz, und halte mich hier auf, um nach den Toskanischen Gerippen mich am Venetianischen Fleische zu weiden. Tizian hat den wesentlichen Theil von der Malerey, ohne welchen alles Andre nicht bestehen kann. Es ist freylich da, aber ungesund und siech; sey's noch so himmlisch und vortrefflich, oder als Gaukelspiel ohne Wahrheit. Wer nicht wie Tizian zu Werke schreitet, wird auch nie ein wahrhaftig groſser Maler werden. Die allgemeine Stimme entscheidet hier, nicht die Künstler. Tizian ergreift Alle, die keine Maler sind; und diese selbst im Hauptstücke der Malerey, welches platterdings die Wahrheit der Farbe ist, so wie die Zeichnung der wesentliche Theil der Zeichnung. Malen ist Malen, und Zeichnen Zeichnen. Ohne Wahrheit der Farbe kann keine Malerey bestehen: eher aber ohne Zeichnung“

„Der Maler gibt sich mit der Oberfläche ab, und diese zeigt sich blos durch Farbe; und er hat mit dem Wesentlichen der Dinge im eigentlichen Verstande wenig zu schaffen. Wer sich einmal in diese Grillen verliert, kann so leicht nicht wieder heraus kommen. Das Zeichnen ist blos ein nothwendig Uebel, die Proportionen leicht zu finden: die Farbe das Ziel, Anfang und Ende der Kunst. Es versteht sich, daſs ich hier vom Materiellen spreche. Dem Gerüste den Rang über das Gebäude geben zu wollen, ist ja lächerlich; dem Zeichen, welches menschliche Schwachheit erfand, vor der Sache selbst, wenn ich so reden darf. Das Hohle und das Erhabene, Dunkle und Helle, das Harte und Weiche, und Junge und Alte, wie kann man es anders herausbringen, als durch Farbe? Form und Ausdruck kann nicht ohne sie bestehen. Die schärfsten und strengsten Linien, selbst ein Michel Angelo, sind Traum und Schatten gegen das hohe Leben eines Tizianischen Kopfes. Profile kann jeder Stümper abnehmen, da braucht sich der andre nur vor's Licht zu setzen, richtiger als sie ein Raphael aus freyer Hand zeichnet; aber das Lebendige mit allen den feinen Tinten in ihrer Vermischung, und schwindenden Umrissen, die keine bloſse Linie faſst: da gehört Auge und Gefühl dazu, das die Natur nur Wenigen gab. Wer sich einmal an das Leichte gewöhnt, der kömmt mit dem Schweren gar selten fort.»

„Die Vernachlässigung des Kostüms ist eigentlich ein Fehler für die Antiquaren; denn der groſse Hauſe weiſs nichts davon und merkt's nicht. Freylich wäre es besser, die Künstler wählten keine alten Geschichten, wenn sie Naturwahrheit und Farbenpracht in den Gewändern zeigen wollten; Griechische Gestalt und leichte Kleidung ist uns ganz entrückt. O wie verlangt mein Herz, jene glückseligen Inseln und das feste Land auf beyden Seiten noch heut zu Tag zu sehen, und wie das heitre, milde Klima noch jetzt dort das Lebendige bildet! Ach, wir sind so weit von der Natur abgewichen, und von der wahren Kunst zurück, daſs wir fast insgesammt einen bekleideten Menschen für schöner halten, als einen nackten! Das kostbarste, prächtigste, feinste und niedlichste Gewand ist für den ächten Philosophen, und das Wesen, das nach klarem, frischem Genuſs trachtet, ein Flecken, eine Schale, die ihn hemmt und hindert."

„Hätt' ich sie doch damals schon gekannt," sagt' ich ihm hierauf, „als ich diesen Zug begann: so wäre Ihr Wunsch erfüllt! So wie Sie mich hier sehen, hab' ich dieses Alles schon durchwandert, leider zu früh. Mein Vater nahm mich mit sich nach Griechenland, wohin er von der Republik abgeschickt wurde; und ich blieb mit ihm daselbst drey Jahre. Das Beste, was ich zurückgebracht habe, ist Kenntniſs des Griechischen; ich lese das alte ziemlich geläufig, und schreibe und spreche das neue."

Hier sprang er auf vor Freuden, ganz ausser sich, so daſs die Gläser vom Tische flogen, und rief: „O glücklicher, seltner, wunderbarer Zufall! so jung und schön, und voll Verstand und Erfahrung! wir müssen ewig Freunde seyn, und nichts soll uns trennen; Du bist der Liebling meiner Seele!"

So fiel er mir um den Hals. Uns verging auf lange die Sprache, und wir waren zusammengeschmolzen durch Kuſs und Blick und Umarmung. Endlich nahm er wieder das Wort, und sagte: „Hier ist nichts als wir! und alles Andre in der Welt steht uns nur da zum Dienst."

Ich war ganz erschüttert, durchbrannt von seinem Feuer, seiner Heftigkeit. Es wurde überhaupt wenig mehr gesprochen, ausser unzusammenhängende Reden im lyrischen Taumel, Accente der Natur. Wir glühten beyde von Wein und Leidenschaft: er riſs sich los, schon spät in der Nacht, mit den Worten: „Morgen sind wir wieder beysammen."

Ich legte mich zu Bette. Herz und Seele und Alles in mir war wie ein Bienenschwarm, so sumsend, stechend heiſs, und ungeduldig; ich schlummerte wenige Stunden, und fuhr oft dazwischen auf.

Den andern Morgen kam er bey guter Zeit. Mich überlief bey seinem Anblick ein leichter Schauder vor seinem gestrigen Ungestüm; aber er schien mir von neuem so liebenswürdig, dafs ich hingerissen wurde; und dem unwiderstehlichen Zuge nachfolgte.

Ich hätte noch keinen Menschen gekannt, mit welchem ich so zusammenstimmte, in der Art zu empfinden und zu handeln; nur war er reicher und stärker an Natur als ich, seine Seele voller, aber auch unbändiger, und seine Geburt warf ihn in andre Umstände, unter andre Menschen, in eine andre Laufbahn. Wer einen Freund ohne Fehler finden will, der mache sich aus dieser Welt heraus, oder geh' in sich selbst zurück, die Vollkommenheit erscheint hienieden nur in Augenblicken, und diese allein sind unser Genufs. Ein grofser Geist, ein edel Herz wiegt manches Laster auf, wohinein uns die Schlechtigkeit bürgerlicher Verfassung stürzt.

„Wir schieden gestern von einander wie im Rausche,“ trat er in's Zimmer. „Glück ist die gröfste Gabe, die Sterblichen zu Theil werden kann, nur mufs man es mit Verstand brauchen.“

Nachdem wir einigemal stillschweigend auf- und abgegangen waren, fragte er mich: „Habt

Ihr nie etwas von Kunst getrieben?« Ich antwortete ihm, daſs ich nach der hiesigen Erziehung zeichnen gelernt hätte, Augen, Mäuler, Nasen, Ohren und Gesichter, und Hände und Füſse nach Vorschriften; im Grunde so viel als Nichts: denn bis zum eigentlichen Lebendigen wär' ich nicht gekommen, welches mir herzlich leid thue. Mich reize sie unendlich, und ich möcht' es gern darin bis zu einer gewissen Fertigkeit für mein eigen Vergnügen gebracht haben. Jetzt mag' ich nur noch zuweilen die Hauptumrisse schöner Gegenden, der Erinnerung wegen.

»Da ist noch nichts verloren,« fuhr er fort; »wir wollen einander helfen. Alle Künste sind verwandt; sie zusammen erhöhen und verstärken die Glückseligkeit des Menschen, bilden sein Gefühl, mehr als Alles, für die Schönheiten der Natur, und setzen ihn über das Thier. Wie fangen wir es am besten an, damit Ihr so geschwind, als möglich, Euch diese Fertigkeit erwerbt? Ich denke,« fügte er scherzhaft hinzu, »Ihr braucht mich zum Modell, nach kurzen Wiederholungen von dem, was Ihr schon wiſst; so wie ich Euch dann zuweilen bey meiner Arbeit.«

»Im Griechischen hab' ich mich hauptsächlich nur mit den Dichtern beschäftigt, mit dem Homer, Pindar, Sophokles, Euripides, weil mein Lehrmeister selbst ein Dichter war; und dabey aus den Geschichtschreibern nur die Beschreibungen der glänzenden Siege über die Perser gelesen. Die Schätze der Weisheit im Aristoteles, Plato, Xenophon, kenn' ich meistens nur aus Gesprächen und vom Hörensagen, und habe wenig von den Quellen selbst getrunken. Wir könnten damit manchen folgenden schönen Sommerabend uns himmlisch ergötzen, wenn Euch dazu Zeit übrig bliebe.«

»Mein eifrigstes Verlangen aber ist, dafs Ihr mich in dem noch Lebendigen dieser Göttersprache, im Neu-Griechischen, unterrichten möchtet, damit ich bald mit Bequemlichkeit und gröfserm Nutzen und Vergnügen eine Wallfahrt beginnen könne nach dem ächten klassischen Boden.«

»Ihr habt genug am Zeichnen, wie Einer, der selbst kein Dichter werden, sondern nur die Meisterstücke der Alten und Neuen in ihrer ganzen Vollkommenheit fassen will, an der Poetik des Aristoteles. Jede Kunst, bis zum letzten Ziel erlangt, ist etwas andres, und erfordert eines Menschen ganzes Leben. Für Euch soll's nur Spiel seyn; Ihr seyd zu Höherm bestimmt, und müſst glänzen, wie der Morgenstern in Eurer Republik. Dies wird immer neuen Reiz in unsre Freundschaft bringen, und wir werden leben in der Natur, so viel uns mit Sinnen, Phantasie und Verstand vergönnt ist."

„Du erfüllst mich mit Hoffnung und Freude," antwortete ich ihm. „Mein Vater ist jetzt in Dalmatien, und ich bin mit meiner Mutter allein. Sie zieht bald auf's Land, vielleicht noch diese Woche. Die Gegend ist eine der angenehmsten der ganzen Lombardey. Das Gut, wohin wir wollen, liegt am *Lago di Garda*, wo Katull, vor welchem Cäsar sich neigte, zuweilen vom Römischen Taumel ausruhte. Er sang von dem Orte:

Peninsularum, Sirmio, insularumque
Ocelle, quascunque in liquentibus stagnis
Marique vasto fert uterque Neptunus *).

„Willst Du mich begleiten, so werden wir nach dem Pindar in die Burg des Kronos gelangen, umweht von kühlen Seelüften; wo in schattigen Gärten Goldblumen funkeln, diese der Erde entſprieſsen, und anmuthigen Bäumen, andre aber der klare Bach erzieht. Wir wollen mit ihren Angehängen und Kränzen uns die Arme umflechten und die Schläfe umwinden."

---

*) Sirmio, Augapfel aller Halbinseln und Inseln, die der Gott der Wasserwelt in süſsen Seen und dem ungeheuren Meer umfaſst.

„Vorher aber muſs ich Dich meiner Mutter vorstellen; jedoch Du muſst hübsch gescheidt seyn. Sie ist eine gar gute Frau, die mich zärtlich liebt. Sie weiſs schon, daſs ein junger Mensch mich aus dem Kanale gerettet hat, und es wird ihr gefallen, daſs Du es bist. Sie hat groſse Freude an schönen Madonnen; und wenn Du ihr eine in ihre Kapelle malst und fromm bist, so hält sie Dich wie ein Kind."

Es ging hierbey eine sonderbare Bewegung in ihm vor, die mir lange hernach erst erklärlich wurde; er sah mich an, neugierig mit heissen Blicken, und fragte: „Also nicht weit vom Ausflusse des Mincio ist Euer Landsitz?"

„Wenig davon," versetzte ich. Darauf ging er nachdenkend einigemal mit mir auf und ab. Endlich sprach er: „Gut, ich reise mit Euch, und male Deiner Mutter eine Madonna, wenn ich ihr anstehe. An Gescheidtheit bey ihr soll's hoffentlich nicht ermangeln."

Es wurde beschlossen, ihn den Abend noch ihr vorzustellen, bey Tische wollt' ich Alles einlenken.

Heimwärts kehrt' ich auch um,
Und die Materie num, *)
Macht' daraus dies Gespräch,
Darin der Mensch doch säch, **)
Daſs hier auf ganzer Erd'
Kein Glück beständig währt,
Das nicht vermischet sey
Mit Unglück mancherley.
Das ist das schmeichelnd' Glück,
Durch alle seine Stück'
Ein unruhige Ruh.
Drum soll'n wir eilen zu
Himmlischem Vaterland,
Das ewig hat Bestand.
Solche Ruh' ist in dem
Himmlischen Jerusalem,
Da wir leben mit Gott,
Da End' hat Angst und Noth,
Unglück, all's Ungemachs;
Wünscht uns Allen Hans Sachs.

---

*) nahm.

**) sähe.

Hier schied er von mir. Ich brachte die Sache vor, und meine Mutter war's gleich zufrieden, ohne ihn noch gesehen zu haben, aus Willfährigkeit gegen mich.

Mir schwellte aber die neue Bekanntschaft immer mehr das Herz; einen jungen Maler der Art hatte ich noch nicht gekannt. Ich war überrascht; es ging alles so schnell fort, und ich konnte keiner gehörigen Ueberlegung Raum geben.

Beym ersten Blick und Gespräch schon gefiel er meiner Mutter, wie ihr noch kein Fremder gefallen hatte. Hier erfuhr ich, daſs er sich Ardinghello nannte; ich hatte, voll von ihm, nicht daran gedacht, ihn von neuem um seinen Namen zu befragen. Er gab sich hernach verschiedne andre; doch dieser soll ihm forthin bleiben.

Den folgenden Morgen sah ich einige angefangene Gemälde von ihm. Sein Lebendiges war frisch und meisterhaft in der Arbeit, und kam dem Tizianischen ziemlich nahe; doch war es nicht Manier, sondern sein eigen, und verschieden nach der Natur: wenig Gewand, das meiste nach dem Nackenden; Studien von Mädchenköpfen, voll Geist und Lieblichkeit, und Brüsten und Leibern, und Rücken, und Schenkeln und Beinen, nackten Buben im Baden, Laufen und Balgen. Für Bezahlung, sprach er, und nach Andrer Belieben hab' er noch nichts gemacht. „Das Weitere," fügte er wie unbedeutend hinzu, „will ich Dir einmal erzählen, wenn wir mehr in Ruhe sind."

Er besuchte die Tage darauf den alten Greis Tizian noch einmal und seine Freunde; und zu Ende der Woche reisten wir ab. Meine Mutter fuhr mit ihren Leuten voraus, und wir hinter drein, weil wir zu Vicenza uns einen Tag wegen der Gebäude des Palladio aufzuhalten gedachten. Wegen des Griechischen nahm ich noch die Bücher mit, die nicht in der Bibliothek auf dem Gute sich befanden, und er das nöthige Geräth zum Malen und Zeichnen.

Als wir eine Strecke vom groſsen Kanal entfernt waren, setzte sich Ardinghello aufs Verdeck der Barke, und blickte tief gerührt nach der Stadt mit unverwandten Augen; die Feuchtigkeit trat hinein und sein Herz ward erweicht. Seine Seele schien zu ahnden, daſs er sie nie wieder sehen sollte. So wälzen die Schicksale den Menschen fort, wie die Fluthen des Meers einen schwachen Trümmer! Die Sonne war eben aufgegangen, und die Thürme, Kirchen, Palläste und Inseln lagen da im dünnen Nebel.

Mir war wohl, daſs ich heraus kam. Im Winter ist Venedig angenehm, weil die Menschen so enge beysammen sind, und Alles zur Ergötzlichkeit treibt, Lage und Regierung; aber im Sommer ist's ein ungesunder und gefährlicher Ort. Ein Eingeborner kann die Wahrheit besser wissen, als ein Dichter aus Neapel. Es mag der Natur nach ein ganz andrer Unterschied seyn zwischen Rom und Venedig; ob es gleich prächtig klingt:

Illam homines dices, hanc posuisse deos *).

Wir machten den letzten Strich unsrer Reise in unvergleichlicher Nacht, wo der Mond, beynahe voll, immer mit uns ging, und uns durch die schönen Ulmen begleitete, die ihre Kränze von dicht belaubten Weinranken lieblich zusammenpaarten; und Blitze von einem fernen Gewitter flammten herüber in die heitre Luft. Mond und Abendstern und Sirius und Orion schienen wie Schutzgeister unsrer Sphäre näher zu schweben. „Ach, ihr Götter," rief Ardinghello, „warum so einen kleinen Punkt uns zum Genuſs zu geben, und nach den unendlichen Welten uns schmachten zu lassen! Wir sind wie lebendig begraben."

---

*) Du wirst sagen, daſs jene Menschen, diese Götter erbaut haben.

Schon regte sich ein leichter frischer Morgenwind und säuselte durch die Blätter; ein milder Lichtrauch stieg auf in Osten, von einzelnen Strahlen durchspielt, als wir bey unserm Landgut anlangten, wo der See sich ausbreitete und seine Ufer von Wellen rauschten. Sie brachen sich ergötzend über einander und schäumten; und wir fanden die Beschreibung Virgils: *Fluctibus et fremitu assurgens marino**), ganz nach der Natur. Ich legte mich zu Bette, weil ich den vorigen Tag nicht geschlafen hatte. Ardinghello aber wollte nicht, und machte Bekanntschaft mit der Gegend.

Die Zimmer für uns waren schon zubereitet; den Nachmittag richteten wir uns völlig ein. Ardinghello bekam eins gegen Norden zum Malen, wo er Licht und freyen Himmel hatte, wie er wünschte, und überdies den Ausgang auf's Feld.

Wir beschifften die ersten Tage die Küsten, stiegen da und dort ans Land, und schweiften herum an den schönen Hügeln bis nach Brescia. Ardinghello legte alsdann gleich seine Madonna an für meine Mutter, damit er in den guten Stunden hernach daran arbeiten könnte.

---

*) — — der wie ein Meer aufsteigt in rauschenden Fluthen.

Im Griechischen waren wir schon einig wegen Ton, oder Accent und Aussprache; wir richteten uns gänzlich hierin nach den, obgleich verwilderten, Abkömmlingen der Alten, zumal da wir doppelten Endzweck hatten. Wir gelangen zur Kenntniſs todter Sprachen nicht allein durch Vernunftschlüsse und Vergleichungen, sondern noch durch Herkommen; und da hat doch das Volk, dessen Sprache die älteste Tochter ist der abgestorbenen, oder vielmehr selbst noch Mutter, nur durch die Zeit verändert und verwandelt, das nächste Recht zur Erklärung. Kein auswärtiger Bücherheld wird mit seinem bloſsen Buchstabiren auch je dem Runden und Lebendigen desselben bey Lesung deſ übrig gebliebenen Denkmale gleich kommen.

Wir hatten bey unserm Leben auf dem Lande uns zum Gesetz gemacht, daſs Keiner den Andern in seinem Thun und Lassen stören sollte; und alles Beysammenseyn war freyer Wille von beyden Seiten. Wenn also Einer allein seyn wollte: so sagte er es dem Andern, oder schloſs die Thür ab. Zuweilen gingen wir mit einander, zuweilen zog Einer allein aus, und Ardinghello kam manchen Tag und manche Nacht nicht nach Hause, ohne mir vorher zu sagen, wenn er fortging, und ohne daſs es mich befremdete. Die immer grünen mit hohen Bäumen eingefaſsten Wiesen, und die vielen klaren Flüsse, von den Seen rein gewaschen, erfreuten ihn unendlich in der Lombardey; solche Natur war dem Toskaner fremd. Er nistete sich in den schönsten Dörfern überall ein, und machte Bekanntschaft mit den Landleuten.

Einigemal kam er Abends auf einem lustigen Nachen mit Weinlaub und Epheu geschmückt, der Zither am Arm im Dithyrambengesang gleich einem jungen Bachus wieder, oder in einem andern Aufzug: und es war immer ein allgemeiner Jubel; denn Jedermann wollte ihm wohl. Er lieſs sich mit Jedem ein, und drang in dessen Inneres; half ihm fort, oder machte ihm das Leben froh und leichter. Er hatte eine von den seltnen gefühligen Stimmen, die das Herz anlocken; ihr Ton war fest und voll; süſs und gelind bey Liebe, und heftig eindringend, wie ein Sturmwind in der Höhe, bey widrigen Leidenschaften. Er spielte zwar auch trefflich die Laute: aber die Zither zog er allen

Instrumenten zur Begleitung vor. Er sang wenig andrer Dichter Worte, sondern eigne Poesie, wie sie seinem Wesen entquoll, meistens ohne Reime; oder diese, wie sie sich schicken wollten. Es war bezaubernd, dem jungen Schwärmer zuzuhören, und wie in lächelnder Kühnheit das Feuer aus ihm wehte. Wie oft haben wir hernach in heitern Nächten uns in die See gestürzt; denn er hatte mir das Schwimmen bald beygebracht; und in der unermeſslichen gestirnten Natur frey herumgewallt wie die Götter!

Noch hab' ich ihm eine gröſsere Geschicklichkeit im Fechten zu verdanken, worin er ein groſser Meister war; wie er denn seinen Körper überhaupt äusserst gewandt und ausgebildet hatte.

So flog himmlisch leicht unser Leben dahin unter Spiel und Fest und reizender Beschäftigung.

Mit seiner Madonna war er im August schon fertig. Er hatte die Begebenheit der Flucht nach Aegypten gewählt. Sie saſs mit dem Kind an der Brust unter einem Ahorn, der seine Zweige weit umher verbreitete, und Dämmerung hernieder warf; in der Nähe und Ferne standen Pignen und Cypressen anmuthig vermählt und zerstreut. Die Gegend war ein Gebirg, woheraus ein Fluſs in Katarakten sich stürzte, in fernem Schaum und Dampf von Silberstaub, dann eine kleine Ebne durchfloſs, und in einen stillen See ruhig dahin wallte. Die bezauberndste Seite von der romantischen Wildniſs unsers *Lago* war ganz treu hier zu sehen; vom Glanz der untergehenden Sonne blitzten Fels und See, und schimmerte das Laub der Bäume. Aeusserst kühn gewagt!

Die Madonna war eine holde Jungfrau, die ihr erstes Kind in Armen hält, und der Geschichte davon in entzückender Grazie nachdenkt; ein Kopf ganz aus der Natur, nur erhöht und ins Reine gebracht, von unaussprechlicher Wirkung auf jeden fühlenden Menschen. Auch der Bube, so recht in Liebe erzeugt, trug die Spuren der vollen Wonne seines Werdens in der Gestalt; er hielt sich mit dem einen Händchen an der rechten halb entblöſsten Brust unter dem röthlichen Gewand an, und lächelte von der offnen straff geschwellten jugendlichen linken ab mit seinem blonden Köpfchen in die schöne Natur. Das braune Haar der Madonna war in ein röthlicht gestreiftes Netz gebunden, wovon noch einige Locken ins Gesicht und die Backen fielen; der blaue

Mantel zerflossen, und die Beine und zarten Füſse ruhten in reizender Lage. Beyder Augen, besonders der Madonna, blickten heiter schön, in Empfindung schwimmend. In den Zweigen des Ahorns schweben Engel wie junge Liebesgötter; abwärts weidet der Esel, und Joseph steht auf seinen Stab gelehnt, wie ein alter treuer Wärter, der sein Anvertrautes glücklich aus der Gefahr über die Gränze gebracht hat.

Form und Ausdruck und Kolorit in allen Theilen des Lebendigen, Bekleidung und Beleuchtung und Scene macht eine süſse Harmonie zusammen. Das Gemälde war groſs, und die Figuren im Vordergrunde an die zwey Drittel in Lebensgröſse; jedoch ging ihm die Arbeit geschwind von Statten, weil er die Studien zur Madonna und dem Kleinen mitgebracht hatte, und nur zum Joseph und den Engeln einen Alten und Kinder aus der Nachbarschaft brauchte.

Meine Mutter konnte sich darüber nicht satt freuen, und gewann ihn immer lieber.

Inzwischen merkt' ich doch bey seinem fröhlichen und traulichen Wesen eine leidenschaftliche Hastigkeit an ihm, und etwas Verborgnes in seinen Gesichtszügen; auch fiel mir endlich sein Ausbleiben auf. Er sagte zwar: „ich bin ein Herumschweifer, und kann nicht wohl an einer Stelle bleiben;“ aber er nahm mich doch zu selten mit sich. Ich wollte wissen, was in ihm vorging, und dies klärte sich denn auf einmal in einer stillen Mitternacht auf, wo alle Winde schwiegen und kein Laut sich regte.

Wir saſsen am kühlsten Platz unsers Gartens auf einer Anhöhe, in einer Laube von Lorbeer- und Myrthengesträuch, von einem alten Hain grüner Eichen umfaſst, und hatten oft die Gläser ausgeleert, und gesungen und gesprochen, viel vom Menschen und den Begebenheiten der Welt, jugendlich, erfahren und unerfahren. Mein Herz stand offen, und ich entdeckte ihm auf die letzt meine kleinen Liebesgeschichten, womit ich hier den Lauf nicht unterbrechen will; gestand ihm aber, daſs ich noch nicht alles fände, was ich verlangte. „Du wirst mir guten Unterricht geben können,“ fügte ich hinzu; „denn nach Deinen Studien in der Malerey, und Leibes- und Seelentugenden, muſst Du schon ein Held unter Amors Fahne seyn.“

Er antwortete hierauf: „Ich spreche nicht gern von diesen Dingen; denn sie machen alle Menschen neidig, Freund und Feind. Aber

Kampfgespräch: von der Liebe.

Ich bin genannt der Liebe Streit,
Sag' von der Liebe Wonn' und Freud',
Dazu von Schmerz und Traurigkeit,
So in der Lieb' verborgen leit. *)

Einstmals war mir mein' Weil' gar lang,
Ich thät durch Kurzweil' einen Gang
Ueber ein Wasser in ein' Auen.
Nach Herzenslust thät ich anschauen
Das grüne Gras, mit Grün gemenget,
Mit Roth und Weiſs zierlich durchsprenget,
Darunter war gemischt zu schaun
Der Veiel Blau und Lilje Braun;

---

*) liegt.

weil Du einmal angefangen hast, so will ich auch Dir bekennen. Doch vorher den Todesbund ewiger Freundschaft feyerlicher von neuem; wir kennen uns nun vollkommen.»

Hier zog er einen Dolch hervor, streifte sich den linken Arm auf, stach hinein, und lieſs das Blut in den Becher rinnen; überreichte mir den Dolch, und ich that, wie von einer furchtbaren Macht ergriffen, voll Gluth und Rührung dasselbe. «Wie unser beyder Blut hier im Wein vermischt ist,» rief er aus, «und in unser Leben sich ergeuſst, so sollen unsre Herzen und Seelen auf dieser Welt zusammenhalten; dies schwören wir dir, Natur! und deiner Gottheit! Wer scheidet, fall' in Elend und Verderben.»

Wir tranken, umschlangen uns fester und inniger, stillten darauf die Wunden, und der Eine verband mit lächelndem Ernst den Andern.

Dies geschehen, und aus dem Taumel uns wieder gefaſst und in Ordnung, fing er an: «Das herrliche Geschöpf, das ich liebe, bekränz' als Priesterin unsern Bund! Cäcilia ist ihr Name, von der Heiligen, der himmlischen Musik, entlehnt. O du dort oben walte über uns! Auch unser Fest ist Saitenspiel und Gesang; und sind wir nicht so fromm als du, wozu nur Auserwählte gelangen: so ist doch unsre Liebe heilig; denn sie ist ganz Natur, und hat mit bürgerlichem Wesen nichts zu schaffen. Diese Cäcilia wohnt eine Stunde von hier, ist einzige Tochter bey zwey Brüdern, ihr Vater leider der groſse C****, und soll sich in kurzer Frist mit dem reichen Mark Anton vermählen, welches Du schon alles weiſst." Ich blieb hierbey stumm vor Erstaunen, und hörte mit beyden Ohren.

„Wir wurden durch einen bloſsen Zufall näher bekannt," fuhr er fort; „denn schon vorher hatte ich sie als den schönsten weiblichen Kopf in Venedig einigemal in Kirchen auf den Raub abgezeichnet, und ein paarmal in Gesellschaft gesehen. Nie aber wollt' es mir gelingen, in ihrem Hause Zutritt zu erhalten, oder sie allein zu sprechen. Dieses geschah endlich beym Schlusse des letzten Karnevals, auf dem Markusplatz, in einer Ecke an der neu erbauten Kirche S. Zeminiano, als es Nacht werden wollte. Ich trug schier eine Maske, wie einer ihrer Brüder; sie sah mich im Getümmel für denselben an, ging auf mich zu, faſste mich bey der Hand, und flüsterte mir etwas freudig ins Ohr. Ob ich sie fest hielt, und wie? kannst Du denken; ich hatte sie schon auf den Platz herein kommen sehen, auch war ihr lieblich Gesicht wenig verhüllt. Männer und Weiber, die sie begleiteten, mochten ebenfalls im Irrthum, wie sie, seyn; denn sie lieſsen uns beysammen, gaukelten auf dem bunten Welttheater im Kleinen ihre Mummereyen fort, und hatten keinen Argwohn. Ich gebrauchte die schnelle Gelegenheit, so gut mir möglich war. Sie muſste mich auch mit einem Blick erkennen können: unsre Augen hatten sich schon oft mit Seele begegnet. ich verlangte zu wissen, ob ich etwas über sie vermöchte; hob ein wenig meine Maske vom Gesicht, und sie wollte sich, erröthend von den ründlichen Wangen bis an den schneeweiſsen Hals, zurückziehen; allein ich hielt das warme Händchen fest.“

„Ich blickte rasch umher, und sie desgleichen; wir wurden in der Dämmerung nicht beobachtet, und ein Possenreiſser hatte überdies Aller Augen auf sich gezogen; und sagte ihr: aber wie kann ich genau die Worte wiederholen! daſs ich sie liebte, anbetete; daſs ich verschwiegen wäre, wie ein Stein, eine Mauer, mich der geringsten Gunst nie rühmen würde; mich ihr in Allem unterwerfen, allen meinen Verstand zu unserm Vortheil anwenden wollte; wir seyen für einander geschaffen, und das Verhältniſs mit andern Menschen solle uns nicht trennen. Alles dies und mehr ging aus meinem Munde wie ein Lauffeuer, leis, aber mächtig ihr ins Ohr. Sie trat fort und hielt ein, zuckte mit der Hand, und überlieſs sie wieder den heiſsen Wallungen meiner Liebespulse. Endlich riſs sie sich los, sagte mir aber mit einer schüchternen, gebrochenen Stimme die Honigworte, die wie eiskühlend und brennendsüſs erquickend Labsal durch Mark und Gebein rannen: „Morgen früh zu *Santi Giovanni e Paolo.*“

„Ich schwand von ihr weg wie der Blitz, zur ersten Probe meiner Aufführung, und schlief die ganze Nacht nicht, war so wach und lebendig, als ob ich nie geschlafen hätte, und nie wieder schlafen würde, durchaus Feuer nnd geistig Toben. Was hab' ich da nicht für Plane gemacht!“

„Ich hielt schon lange vor der Zeit Wacht um die Kirche; und wie sie aufging, war ich der erste drinnen. Ich wartete und wartete, und verging vor Ungeduld; so langweilig war mir das Meſslesen der Priester noch nicht vorgekommen. Wie es allzulange währte, so lieſs ich mir den Vorhang von dem göttlichen Tizian wegziehen, wo Peter, der Märtyrer, von einem Räuber erschlagen wird, sein Gefährte flüchtet, und ein Paar reizende Buben als Engel auf die Bäume der herrlichen Landschaft herabschweben.» —

«Dies half etwas, aber wenig, ich hatte keine Ruhe. Endlich erschien sie doch, und armer Tizian, wie fielst du weg! O alle Kunst neige sich vor der Natur! Sie zog zur Pforte herein, den Kopf in eure Tracht versteckt, wie im dünnen Gewölb aufgehende Sonne, vor ihrem Glanz verschwand alles, oder bekam Ansehen, Wesen, lenkte sich zu einem Ganzen.»

«Sie kam mit ihrer Mutter. Beyde knieten erst vor dem Altare nieder, wo Messe gelesen werden sollte, und setzten sich hernach, sie mit abgeworfner Hülle vom Haupte. Im Knien blickte sie einigemal gen Himmel und seufzte; ich bemerkte alles. Sie wurde mich hernach im Sitzen gleich gewahr, und maſs mich mit einer Engelschönheit, ruhig dem Anschein nach, vom Wirbel bis zur Zehe, in tiefem Nachdenken. Was für Seele aus ihrem weitgewölbten, schwarzen Auge blickte, ist nicht zu sagen; und um ihre Lippen regten sich bange Gefühle, die jedoch in Lächeln übergingen. Ach, daſs ich nicht gleich mit ihr sprechen durfte!»

«Ich saſs nicht weit von ihr rechter Hand, schräg auf der Seite, und verwandte, so viel ich unbemerkt seyn konnte, kein Auge. Sie las hernach in ihrem Buche, und nahm ein Zeichen heraus, und deutete mir mit einem Winke darauf.»

«Die Messe war vorbey, und man ging auseinander; ich folgte ihr auf dem Fuſse. Bey der Kirchthüre hatt' ich im Gedränge mit der feinsten Wendung die Karte unvermerkt in der Hand. Ich konnte nicht geschwind genug in einen Winkel kommen, und lesen: «Zwey Stunden nach Mitternacht an der Thür auf die Straſse hinter dem Kanale.» Weiter stand nichts darauf, und es war genug.»

«Nach Mitternacht macht' ich mich auf den Platz bey *Maria Formosa.* Wie wurde mir die Zeit so lang! Die Hoffnung hob mich vom Boden weg durch alle Himmel: die Natur hingegen wollte gar nicht fort; Orion, Adler, Schwan und Wagen schienen mich zum besten zu haben, ich hätte sie gern himmelab aus Ungeduld mit den Händen gerückt, und sprang oft närrisch in die Höhe, sie zu erreichen.»

«Endlich schlug die letzte Viertelstunde, und ich eilte an den bestimmten Ort. Alles war still auf den Wegen, und ich lief über die

Brücken weg, und wartete in einer Ecke nahe bey der Thür, in meinen Mantel eingehüllt, lauter Ohr und Auge."

„Ich war kaum da, so ging sie schon auf. Ich machte mich herbey, und vernahm die leisen Worte: „Herein!" ich schlüpfte durch, und war im Dunkeln. „Die Schuh' aus!" flüsterte sie, „mir die Treppe herauf nach!" Und sachte, sachte, Hand in entzückend zarter, warmer, festhaltender Hand tappten wir in ein Zimmer auf den Kanal; und wieder zugeschoben mit dem Riegel wurde die Pforte des Himmels. Cäcilia war in einem leichten Nachtgewande, den Kopf entblöſst und das lange Haar nur in einen Knoten gebunden, das weich in den Seiten mir in die Finger fiel."

„Ich hielt sie umschlungen, und raubte den ersten Kuſs, der wie ein süſser Blitz mein Wesen durchfuhr; und sie sagte seufzend: „O was wag' ich nicht, Euch näher kennen zu lernen! ich weiſs, daſs Ihr ein Florentiner seyd, und hier die Malerey treibt, aber daſs dies Eure Bestimmung nicht ist, sondern Nebenbeschäftigung, und Euer Ziel im Verborgnen höher steckt. Eine Freundin Eurer Tante und von mir, die Euch als eine andre zärtliche Mutter wohl will, und durch jene Euch Eure Wechsel anszahlt, hat es mir unter dem Siegel des Stillschweigens anvertraut. Eure edle, schöne Gestalt und Jugend, und, es muſs nun von meinen Lippen! ein unwiderstehlicher Zug im Innern, den ich noch bey keinem Sterblichen fühlte, haben mich dazu verleitet.«

»O daſs ich Dich doch endlich habe, Du Stolz von Venedig und Zierde der Welt! Laſs uns jetzt ganz allein seyn, und die vorübereilenden Augenblicke genieſsen in junger, feuriger Liebe, o Du Seele meiner Seele, Geist und Licht meines Lebens!« Hier hob ich sie mit Macht in meine Arme, und trug sie überwindlich so auf einen Sopha, der in der Ecke am Fenster stand.

»Unglücklicher,« sagte sie, »was willst Du beginnen?« und stieſs mir mit allen Kräften das Gesicht von ihrer Brust. Dies ist kein falsches Sträuben! ein einziger Ruf von mir, den meine Brüder hören: und Du bist des Todes, und ich im Hause auf immer elend!« Dies war in einem so festen, sichern Tone gesagt, wie ein Schwertschlag, die Schulter herein, daſs ich nachlassen muſste; ich wurde wie von einander gerissen, als das himmlische, warmlebendige Geschöpf meinen Armen entwich.«

»Nicht so heftig, holder Verwegener! so war es nicht gemeint!« fing sie nach einer kleinen

Pause an, und streichelte mir die Backen, die Sirene.»

«Ganz ausser mir ergriff ich sie wieder mit Gewalt von neuem. Hier aber gerieth sie in bittern Zorn, und riſs mich mit den Haaren von sich. «Glaube nicht,» sagte sie, «daſs ich ein Kind bin, das nicht weiſs, was es thut, und mit sich anfangen läſst, was ein wüthender Mensch will!» Ich konnte nichts dagegen aufbringen, und Unmöglichkeit, Liebe und Bewunderung machten, daſs ich meine Leidenschaften bändigte.»

«Wir setzten uns denn. Ich war auf dem stürmischen Meere, herumgewühlt von tausend Wogen. Sonderbare Scene! Sie schlang hernach ihren rechten Arm um meinen Nacken, und ich meinen linken um ihre Lenden, und die zwey andern Hände schlossen sich in ihrem Schooſse zusammen; vor uns stand auf einem Tischchen ein Nachtlicht. Ach, wie sie blühte! ein voller Rosenbusch im May am frischen Morgen im neuen Glanze des Himmels und den Chören der Nachtigallen herum. Ihre jungen, festen Brüste kochten und wallten, und im Netz ihrer verwirrten blonden Haare zappelte meine arme Seele wie ein gefangener Vogel.»

«Ich flog ihr mit flehendem Gesicht am Busen, und klagte schmachtend: «Was hast Du mit mir vor, Zauberin?»

«Lieber! sey ohne Sorge!» antwortete sie darauf; «sonst würd' ich nicht gethan haben, was ich that; süſse Traulichkeit, wo ihrer zwey sich das Leben froh machen, die für einander geschaffen sind.»

«Uns verging die Sprache, und wir saſsen lange, eine schmerzlich entzückende Stille, in heiſser Empfindung aneinander gegossen.»

«Mir rollten endlich unaufhaltbare Thränen übers Gesicht von dem wüthenden Kampf im Innern.»

«O ich sehe, daſs Du liebst,» sagte sie, und hob mir das Gesicht in die Höhe, das ich knieend wie ein Kind in ihrem Schooſse verbarg, nachdem ich ihr wenig Worte von meinen Schicksalen erzählt hatte, nahm mich auf, und küſste mir zärtlich, am ganzen Leibe zitternd, die Augen und das bloſse Herz, wovon sie das Hemd wegriſs. «Nun geh fort,» sagte sie; «wir können jetzt nicht reden, und nicht länger bleiben. Versprich bescheidner zu seyn, und komm heut über acht Tage wieder früh nach *Santi Giovanni e Paolo*; wenn ich Dir ein Zeichen gebe, so sind wir dieselbe Stunde in der Nacht eben so beysammen.»

Dadurch wat't ich mit Freuden hin.
Auf einen Wald stund mir mein Sinn,
Darin mancher Vogel sang;
Also kehret ich meinen Gang
Mit Freuden in das Holz hinein.
Da sah' ich viel' der wilden Schwein',
Viel Hasen, Hindin, Reh und Hirschen
Sah ich in grünem Holz umbirschen,
Wölf, Füchs' und auch viel' grimm'ge Bär'n.
Indem begann ich weiter kehr'n,
Und kam zu einem kleinen Bach,
Demselbigen dem ging ich nach,
Nur Fuſs vor Fuſs, für lange Weil'.
In den Wald auf ein' halbe Meil',
Zu einem Brünnlein frisch und kalt;
Des klaren Wassers nahm ich bald.
Der Durst gab mir nicht mehr zu schaffen,
Ich dacht': ich will mich legen schlafen
Ein' Weil'; und sucht' bis ich werd' finden
Ein'n Schatten unter einer Linden.
Ich legt' mich nieder in das Gras,
Das war von kühlem Thaue naſs;
Erst ward mir besser viel denn vor.

Mein Haupt hub ich auf empor,
Von ferne sah ich zuher gahn
Ein'n alten, ehrbar'n, grauen Mann;
Von schwarzer Farb' so war sein Kleid;
Ich merkte wohl, daſs er trug Leid.

„Mir war selbst zu wohl und zu weh im Herzen, und sie brachte mich unter brennenden Küssen und glühenden Umarmungen leise wieder von sich. Dies war die erste Zusammenkunſt. Morgen, Benedikt, das Uebrige, wenn wir wieder dazu gestimmt sind," sagte hier Ardinghello.

Wir machten uns alsdann berauscht auf unsre Zimmer. „O Freundschaft und Liebe!" rief er, nach dem Wunsche gut zu schlafen, „was ist ohne dich die Welt! ein Haufen Unsinn für alle Philosophen."

Was Ardinghello gesagt hatte, und die Vorbereitung dazu, machte mich äusserst unruhig; mein Gesichtskreis war zwar erweitert, verlor sich aber in undurchdringlichen Nebel, und mich schreckte die Zukunſt. Seine Leidenschaften kümmerten mich. Jedoch verlieſs ich mich wieder auf seinen hellen Geist und sein edel Herz, und schwur ihm von neuem bey mir ewige Treue, und ihn überall, wo Noth an Mann ging, zu unterstützen. Er sollte mir auf der Stelle forterzählen, aber er wollte nicht, und sagte; „Wir haben ja dazu genug Zeit und Muſse; mein Kopf ist zu sehr im Taumel."

Den Tag darauf bekamen wir Besuch, und wer war es? es war der Bräutigam der Cäcilia mit ihren Brüdern, die ihm bis Verona entgegen ritten, welcher ein kleines Geschäft abmachen wollte. Sie selbst war einigemal mit ihrer Mutter bey uns gewesen, und ich hatte nichts gemerkt: so sehr konnten sie sich verstellen. Er gestand mir zwar damals ein, der Schalk, daſs sie die schönste weibliche Gestalt wäre, die er je gesehen hätte, was Gesicht und Wuchs und Hand und Fuſs beträfe; wenn das Verborgne dem Aeusserlichen gleich käme: so wüſste er nicht, ob die Griechische Venus zu Florenz noch das Wunder bliebe; und bedauerte, daſs so etwas ungenützt für die Kunst vergehen sollte. Allein eben am Verborgnen habe Phryne so sehr die andern Mädchen übertroffen; vollkommene Bildung an diesen Theilen, der Reife nach, ohne Ueberfluſs und Magerkeit, die zarten häufigen, und doch festen Schwingungen des Lebens, in den reinsten Formen, mit aller reizenden Mannigfaltigkeit zur gröſsten harmonischen Einheit, durch keine Kleidung und Stubenluft verdorben, immer in gehöriger Munterkeit und Bewegung erhalten, von hohem und heiligem und wollüstigem Geist beseelt, ein wenig Ueberfülle, wo sie seyn müsse, üppig sanfte Wölbung und wieder strafſer Umriſs sey äusserst selten, und ein Wunder in der Natur, und man könn' es immer, wenn man es fände, als das allergöttlichste auf diesem Erdenrund betrachten. Es fiel mir nun freylich ein, daſs sie höher glühte, wenn er von fern im Schatten die Laute spielte, oder mit seiner verführerischen Stimme zur Zither sang; und sie selbst war es, was er bey mir schilderte.

Ihr jüngster Bruder, sie war das letzte Kind, konnt' ihn gleich wohl leiden. Sie besahen seine Gemälde und machten ihm darüber groſse Lobsprüche; nur der Bräutigam, eine kalte Staatsperücke von widrigem Gesichte, tadelte ihm Einiges ohne rechten Verstand, um nach dem gewöhnlichen Kniffe der Groſsen sich damit ein Ansehen zu geben, welches Ardinghello jedoch gefällig aufnahm, indem er sich damit entschuldigte, daſs die Malerey sehr schwer, und selten einer in allen Theilen nur erträglich wäre; und rühmte dabey seine groſse Einsicht. Dies gefiel ihm denn, und er fragte ihn wie einen jungen Malergesellen, ob er ihn und seine Braut abkonterfeyen wolle? Ardinghello verbeugte sich, und erwiederte, daſs ihm dies groſsen Ruhm zuwege bringen würde, wenn es nach Wunsch gelänge. Jener beschloſs, ihn abrufen zu lassen, sobald es sich schickte. Darauf ritten sie fort, nachdem sie ohngefähr ein Paar Stunden angehalten hatten.

Den Abend blieben wir bey meiner Mutter. Sie freute sich über den Beyfall für sein Gemälde, und daſs er durch diese Gelegenheit, besonders wenn noch die Porträte gefielen, in dem neuen Pallaste des Bräutigams viel Arbeit bekommen könne. Geld sey da genug, und dies brauchten die Maler. Die gute Frau war fern, etwas weiter zu muthmaſsen; aber Ardinghello stellte sich auch so fromm an. Wir muſsten bis spät in die Nacht bey ihr aushalten, und er erzählte, um die Zeit auszufüllen, einige rührende Mährchen.

Wir machten noch vor Schlafengehen aus, den andern Morgen auf dem See ins Gebirg hinein zu schiffen, und zum Mittagsmahl das Gehörige mitzunehmen; ich brannte vor Verlangen, mehr und Alles von ihm zu erfahren.

Ich nahm ihn in Arm, und ging mit ihm auf und nieder durch die Bäume, und sagte: „das ist doch nicht fein, da wir so lange beysammen sind, und ich Dich liebe, wie mein ander Ich, daſs Du mir noch nichts von Deinen Lebensumständen bekannt gemacht hast, und immer damit hinter dem Berge hieltest! So oft die Rede auf Deine Familie kam, bogst Du davon aus, als ob Du aus dem Kraute gewachsen wärest; was Cäcilien betrifft, lass' ich's noch angehen, und Deine Entschuldigung wäre bey jedem andern gut gewesen.“

„Lieber!“ versetzte er darauf, „mein Schutzgeist hat mich davon abgehalten. Ich glaube, daſs jeder Mensch einen Dämon hat, der ihm sagt, was er thun soll, und daſs Sokrates nicht einen allein hatte; wenn wir nur dessen Stimme hören, und uns nicht übereilen wollten. In jedem Menschen wohnt ein Gott, und wer sein inner Gefühl geläutert hat, vernimmt ohne Wort und Zeichen dessen Orakelsprüche; erkennt seinen eignen höhern Ursprung, sein Gebiet über die Natur, und ist nichts unterthan.“

„Ich stamme aus einem der guten Häuser von Florenz; mein Vater war Astorre Frescobaldi, und meine Mutter Maria, von der verfolgten Familie der Albizi. Beyde sind nicht mehr, und ich bin allein noch übrig, ihr erstes und letztes Kind. Mein Vater entbrannte in Leidenschaft für Isabellen, die dritte Tochter des Cosmus, vermählt mit dem Römer Paul Orsini, und sie gab ihm leicht

Gehör; er war noch jung, wohl gebildet, und hatte tausend Reize, sie zu fesseln. Sie wurde gleichfalls gegen ihn entzündet; und in Abwesenheit ihres Mannes, der von ihr wie geschieden lebte und sich meistens zu Rom aufhielt, hatten sie erwünschte Gelegenheit, ihr Liebesspiel zu treiben. So gebahr sie denn zwey Töchter, von welchen wenigstens die erste meine natürliche Schwester ist. Sie hat sich hernach Vielen preis gegeben, und mag wohl selbst nicht wissen, mit wem sie die übrigen Kinder erzeugte; jung und schön über alle Weiber, voll Witz und Geist und Leben, und so durch Erziehung gebildet, daſs sie Spanisch, Französisch, und sogar Lateinisch spricht, verschiedne Instrumente spielt, wie eine Sirene singt, und Verse macht, oft aus dem Stegreif, herrschte sie am Hofe, wie eine Göttin, und that, was sie wollte. Noch jetzt übt sie Gewalt aus, obgleich der Scepter ihres Vaters ihr nun entwandt ist *). Ihre Liebhaber verfolgten sich einer den andern, und wie die Sonne

---

*) Fu amata dal *Coſmo* suo padre, di maniera, che era voce per la città, che egli avesse commercio carnale seco; sagt eine Florentinische Handschrift aus der damaligen Zeit hierüber.

strahlte die Muthwillige, ungestört vom Krieg der Elemente um sie herum; immer mit neuen Vergnügungen beschäftigt, lieſs sie ihre Geliebtesten im Elend verderben, und machte sich darüber keine Sorge. Ein göttlich schönes Ding blos für die Gegenwart! ein Feuer, das alles aufzehrt, was sich ihm nähert.

Mein Vater wurde das erste Opfer; der Herzog lieſs ihn gefangen setzen. Er machte sich los, und flüchtete nach Venedig; und von dort in die Levante. Man zog seine Güter ein, unter Vorwand von Verschwörung und Staatsverbrechen; meine Mutter starb darüber vor Gram. Mich nahm meine Tante Lukretia zu sich. O guter Freund, Du weiſst noch nicht, was ein kluger Tyrann thun kann! von fern sieht die Tigerkatze schön aus, wegen ihrer Stärke und Behendigkeit. Wenn Cosmus ein zweyter Augustus ist in Unterjochung der Freyheit und Wollust gegen seine Landestöchter, und in seinen Julien: so ist er noch viel grausamer, als sein Urbild.

Durch ein bloſses Ohngefähr hab' ich die beste Erziehung erhalten. Als Knabe folgt' ich meistens meinem Hange, und wurde hernach bey dem gestörten Hausfrieden durch die Leidenschaft meines Vaters gegen Isabellen wenig mit vorgesetzten Lehrmeistern geplagt. Ich ging mit Kindern von allerley Klassen um, und die fähigsten waren meine Spielgesellen; ich suchte sie zu übertreffen im Laufen und Ringen und Schwimmen im Arno und in listigen Streichen. Ich habe freylich manche Beule im Balgen und Fallen davongetragen, bin aber davon weder ein Krüppel geworden, noch gestorben. Mein Vater, ein muthiger, tapfrer Mann, nahm mich im ersten zarten Alter einigemal mit zur See, wo er als Befehlshaber der Galeeren die Küsten gegen die Korsaren bestrich, und die reinen, groſsen, ewigen Gegenstände erfüllten hier meine ganze Seele, und erregten mächtig alle Triebe zum Freyen und Edlen.

Wie ich zum Jüngling heranwuchs, hatten die bildenden Künste und höhern Leibesübungen den gröſsten Reiz für mich, und nächst diesen Griechische und Römische Sprache und die Geschichte dieser hohen Völker; auch hierin wollt' ich Jeden übertreffen, und Glück und Gestalt und Wesen führten mich zu den besten Meistern.

In der Zeichnung und Malerey kam ich auf die Letzt unter die Hände des Georg Vasari, der zwar nie ein schöpferisches Werk hervorgebracht hat, aber voll Kenntniſs und Geschmack war bey allen seinen Vorurtheilen. Der alte Schwätzer blies wie ein Boreas mit vollen Bakken in meinen Enthusiasmus. Mein Vater, dessen Augapfel ich war, lieſs mir zwar nach seiner Jovialität, und nach Georgens Verheiſsungen, daſs ich ein Licht werden würde, alles zu verdunkeln, freyen Willen: doch bracht' er mich noch kurz vor seiner Gefangenschaft und Flucht zu verschiednen philosophischen Köpfen, in deren Umgang ich nach und nach mich zu einer andern Richtung lenkte. Meine erste Neigung behielt aber immer die Oberhand.

Als mein Vater einige Jahre weg war, fuhr er fort, bekam ich eine solche Sehnsucht nach ihm, daſs ich nicht länger bleiben konnte. Ich fühlte die Ungerechtigkeit des Groſsherzogs wegen seiner buhlerischen Tochter erst recht lebendig, sah meine eigne Gefahr, und machte mich, ohngeachtet der Vorstellungen meiner Tante auf, und reiste ihm nach, ohne zu wissen, wo er sich eigentlich aufhielt. Ich ging unter anderm Namen nach Venedig, um dort, während ich ihn auskundschaftete, die Werke Tizians zu studieren, und vom Paul Veronese und Tintorett zu lernen; und meine Tante schickte mir von meinem Mütterlichen, so viel ich brauchte. Paul gewann mich bald lieb, so wie der Greis Tizian, den ich in seinen letzten Tagen oft mit Singen und Spielen ergötzte; und sie weihten mich in verschiednen von ihren Geheimnissen ein, weil sie Auge bey mir fanden. Es war mir nun lieb, daſs ich ausser meinem eignen Vergnügen noch etwas gelernt hatte, womit ich mich auf allen Fall durch die Welt schlagen konnte.

Den Herbst vor meiner Bekanntschaft mit Dir erfuhr ich endlich, daſs mein Vater zu Kandia als Hauptmann in Diensten eurer Republik stünde, unter dem General Malatesta, einem Florentiner, dessen Sohn Cosmus in den Armen seines Vaters dort umbringen lieſs, weil er mit seiner ersten Tochter Maria zu thun hatte, die er deswegen selbst, der kalte Barbar ohne Eingeweide, mit Gift hinrichtete. Ich war schon zur Abreise fertig, und wartete nur auf ein Schiff zur Abfahrt, als meine Tante mir die neue traurige Nachricht meldete, daſs auch er durch Meuchelmörder, eben wie der junge Malatesta, längst, noch vor dem Kriege mit den Türken, das Leben eingebüſst habe. Dies traf mich wie ein Wetterschlag; ich schwur in meinem Herzen hohe Rache, und kochte lauter Galle. Noch bis jetzt kann ich nichts ausrichten, wenn ich mein junges Blut nicht für ein

Derſelb' auch zu dem Brünnlein kam
Und auch des friſchen Waſſers nahm.
Von dem Brünnlein kehrt' er bald wieder,
Bey einer Eiche ſaſs er nieder,
Sein Haupt neiget er in ſein' Händ',
Er wuſst' mich nicht an dieſem End'.
Nach dem da kam ein Ritter ſtolz,
Geritten durch das grüne Holz,
Von brauner Farb' war ſein Gewand,
Der ohn' Gefähr das Brünnlein fand.
Zu dem der junge Ritter kehret,
Der auch des Alten Klag' erhöret.
Er kehret um und ſah ihn an,
Und ſprach: Mein Freund, wer hat euch than, *)
Daſs ihr alſo betrübet ſeyd?»

Der alt' Mann ſprach: «Ich hab' groſs Leid,
Wollt ihr daſſelbe wiſſen ſchier,
So ſteiget ab, ſetzt euch zu mir.»
Abſtieg der edle Ritter kühn,
Band ſein Roſs an die Linde grün,
Darunter lag ich ruhen do; **)
Er ſah mich nicht, deſs war ich froh,
Und ging, ſetzt' zu dem Alten ſich.

Der alt' Mann ſprach: vernehmet mich;
In dieſer Nacht ſo iſt mir heint

---

*) etwas gethan.   **) da.

altes ausgemergeltes auf der Stelle hingeben will; aber das Verderben reift über ihren Häuptern.»

Dem Edeln standen hier die Thränen in den Augen, er warf sich nieder an die Quelle, mit dem Gesicht auf dem Boden; sein Inneres war beklommen; er schwieg, und knirschte mit den Zähnen.

Ich faſste ihn bey der Hand, und redete ihm zu: «Mich jammert Dein Schicksal, und Du hast Recht, zu zürnen. Aber die Welt ist voll von Unglücklichern, und Du kannst noch stolz seyn; wo sind diejenigen, die so viel Leben in ihrem Innern haben, wie Du, um alles zu bekämpfen? Freude und Leid umtanzt und umringt wechselsweise jeden Menschen, und hierin ist kein Unterschied zwischen König und Knecht.»

«O, ihr Venetianer,» fuhr er fort, «und ihr Genueser habt gut reden! Euch hat kein Haus, wie uns das Mediceische, so niederträchtig zu Grunde gerichtet; und ihr strahlt frohlockend in Osten und Westen von Italien wie das Zwillingsgestirn am Himmel; Toskana, die alte Glorie von Welschland, liegt da in Schmutz und Trauerkleidern, mit Ketten behangen von seinen eignen Söhnen.»

Unser Gespräch ging dann auf die Geschichte dieser Staaten über, das hier zu weitläuftig wäre, und ausser meinem Kreise.

Es war schon gegen Mittag, und der Dunst vom Sonnenbrand auf den Gegenden benahm alle Aussicht; unten schien der See zu kochen, und eine ungeheure Feuerpfanne von geschmolznem Silber; Eidexen, Käfer, Mücken und unzählbare Insekten hielten in der Gluth ein allgemeines Fest, und die Grillen betäubten mit ihrem Gezirp wie ein Meerbrausen die Ohren: wir machten uns also an unsre Quelle in die grüne, kühle Nacht, wo die undurchdringlichen Eichen- und Buchengewölbe und Felsen mächtiglich vor der Hitze Dampf beschirmten.

Wir stärkten uns mit Speise, und der frische Purpursaft der Traube weckte unbezwinglich die Freude wieder in jeder Nerve. Wie ein Paar junge Götter lagen wir da im Schatten, und unsre Augen und Lippen lächelten vom vergangenen Kummer wie die Blumen des Frühlings von süſsem Abendthau. O Jugend, o glückselige Jugend! ach, warum verlässest du uns so bald!

Wir schwiegen, und überlieſsen uns der neuen Wonne; und plätscherten, denn wir hatten Rock und Strümpfe ausgezogen, mit den Händen und Füſsen in dem klaren Wasser, das ren Eltern und Brüdern gut genug, und keiner von den Helden ergriff ihr Herz. Mir gab sie nach und nach Alles preis. Seele und Leib, nur die letzte Gunst ward mir vorhehalten, ihr Entschluſs hierin war stahlfest und unwankbar: weder Beredsamkeit, noch Gewalt, und die feinste Verschlagenheit konnte etwas ausrichten. Sie hat mir gute Proben abgelegt, daſs ein Weib vor der Verführung sicher seyn kann, wenn es nicht verführt seyn will. Du magst immer darüber lächeln; aber sie hat es geleistet. Ich sehe Dich in Gedanken fragen: was wir zusammen thaten? Was Adam und Eva, lieber Freund, ehe sie aus dem Paradiese verstoſsen wurden. Wir lebten im Stande der Unschuld nach und nach; freylich ging dies auf einmal aus der bürgerlichen Welt nicht, wo Alles seine sündliche Blöſse doppelt und dreyfach bedeckt. Wir offenbarten uns so wie von Angesicht zu Angesicht unser Inneres. Du kannst mich immer zu dieser Zeit einen holden, einfältigen Schäferknaben nennen: aber ohne solche Vorbereitung gelangst Du nie bis in den achten und neunten Himmel; nur höchstens auf die grüne Wiese, wo, wie man sagt, diejenigen hinkommen, die weder selig noch verdammt sind. Wer alle Himmel durchwandert hat, und in jedem genossen und gelitten zum Aufflug in den höhern, darf von dem Reiche der Liebe reden. Glaube nicht, daſs ich hier wie Petrarca schwärme; dieser war ein armer Sünder, und hing nur am Schein, nie an der Wirklichkeit; er hat mit seinem Geächz' und Jammer schier unsre ganze Poesie zu Grunde gerichtet. Die Thoren seufzten ihm Jahrhunderte lang nach, und Mancher besang bey einer feilen Dirne die Grausamkeit der berühmten Provenzalin in unerträglichem Einerley, anstatt die verschiedenen Reize der Erdentöchter in ihrer Mannigfaltigkeit, wie die heitern Griechen, aufzuempfinden. Er selbst zwang die kluge Frau zur unerbittlichen Strenge: sie schwebte ja in augenscheinlicher Gefahr, daſs er bey der ersten Gunst noch einen Band Sonette und berühmtere Oden auf etwas anderes, als ihre schönen Augen, machte.«

»An Planen von Entführung und ewiger Verbindung wurde von uns im Anfange stark gearbeitet; aber weil wir keine Luftgestalten waren und Sinn hatten, und sie auf keine Weise von ihrer Familie lassen wollte, die sie allzu zärtlich liebte, und besonders ihre Mutter todt zu kränken befürchtete, legten sie sich bey näherer Bekanntschaft nach und nach. Wir sahen die miſslichen Folgen bey den groſsen Hindernissen zu deutlich, und erkannten inzwischen innig, daſs die Natur unter allem bürgerlichen Verhältniſs bey Menschen von reiner Empfindung und klarem Begriff immer durchgehe, trotz allen Gesetzen. Sie richten sich zwar im Aeusserlichen nach der Ordnung des groſsen Haufens, betreiben aber in Geheim ihre eigne Art von Glückseligkeit, ohne welche kein Leben Werth hat. So verstrichen denn die himmlischen Tage, und wir lieſsen die Götter walten.»

«Eben im Frühling, nach geschloſsnem Frieden, kam endlich Mark Anton G*** aus Griechenland daher gestürmt mit neuem Gold und Schätzen. Sein Weib und seine zwey kleinen Kinder, Töchter, waren dort an der Pest gestorben, und die heiſsen Strahlen, die Cäciliens Schönheit von sich warf, schienen während der ersten Besuche bey ihren Eltern gerade den Reiz zu haben, zu andern Erben für sein Vermögen. Gleich einige Wochen nach seiner Ankunft hielt er um sie an, und sie ward ihm versprochen, und muſste drein willigen, ob er gleich schon in die vierzig, sie erst mannbar ist und ihn nicht leiden kann; aber er hat seine groſsen Besitzungen bey seiner Statthalterschaft in Kandia noch reichlich vermehrt mit Grausamkeiten und Erpressungen, und Unterschleifen in Verhandlungen mit den Türken, steht in groſsem Ansehen; und ihre Familie, obgleich bemittelt, bedarf doch wegen ihrer Brüder einer solchen Verwandtschaft. Unser Liebesknoten schlang sich dadurch nur fester; jedoch drohte das nahe Hagelwetter in der Ferne die Blumen aller unsrer Freuden zu zerschlagen."

„Mein Aufenthalt diesen Sommer hier im Lago, in kurzen Lustreisen von Venedig aus, war schon beschlossen, eh' ich mit Dir bekannt wurde; und Dein Antrag, mit Dir zu ziehen, setzte mich Anfangs in Verlegenheit: allein ich wuſste nun der Sache keinen bessern Rath. Auch Cäcilia, die äusserst besorgt ist, wurde furchtsam darüber; doch ist Alles in so weit nach Wunsch abgelaufen."

„Hier kamen wir weit öfter zusammen. Sie hat ihre Wohnung auf dem Gut in dem Garten, gerade vor einer Pflanzschule von jungen Bäumen, nicht weit von einem Brunnen mit einem weiten Marmorbecken, von hohen Ahornen umgeben, wo man sehr bequem über die Mauer klettert. Sie kann von der Seite zu einer Thür herein, und überdies ist ein Fenster in ihr Zimmer, wegen des Lattenwerks für die Reben daran, leicht zu ersteigen; welches ich aber doch, aus Furcht gesehen zu werden, nur einigemal die letzten Nächte, wo es völlig dunkel war, und weder Mond noch Stern leuchtete, um die Umschweife zu ersparen, gewagt habe: und ich erstieg immer damit alle neun Himmel. Mit der Nachricht von der Ankunft des Bräutigams zur Hochzeit eroberte ich endlich, ach! unter wie viel Schmeicheleyen, beredten Bitten, heissen Wollustküssen und Gewaltthätigkeiten! das heilige Palladium, umrungen von Glanz und Feuer, jede Fiber süſse Wuth.«

Ardinghello hatte sich bey den letzten Reden von mir abgewandt, und hielt nun sein Gesicht in den frischen, klaren Quell hinein, um die Gluth davon abzukühlen.

Wir machten uns von neuem über die Flaschen her, und ich gab ihm den Rath, weder sie noch ihn zu malen, und lieber sich zu rechter Zeit zu entfernen; die Sache käme mir allzu gefährlich vor.

»Flieh Du,« antwortete er, »wenn Du keinen Willen hast, und Dir die Füſse gebunden sind! Ja, fliehen möcht' ich, aber mit ihr; jedoch wohin?«

Ardinghello wagte noch dieselbe Nacht eine Zusammenkunft mit Cäcilien. Sie hielten Rath, und es wurde beschlossen, daſs er die Porträte malen sollte, indem es anstöſsig seyn würde, und sogar Verdacht erregen könnte, wenn er es nicht thäte. Uebrigens verlieſsen sie sich auf ihre Gegenwart des Geistes und Verstellungsgabe, und nahmen deswegen die sichersten Maſsregeln.

Den dritten Tag darauf holte ihn auch ihr jüngrer Bruder dazu ab, und er begleitete ihn mit allem Zugehörigen; der Bräutigam wollte ihr Ebenbild noch vom Stand ihrer Jungfräulichkeit.

Sie hätte gar nicht nöthig gehabt, ihm zu sitzen; aber er zauderte mit Fleiſs, und schien auf nichts acht zu geben, als die eigensten und bedeutendsten Züge von ihr recht zu fassen. Er bat sie, so ganz blos als unbekannter Maler, sie möchte sich nur völlig frey ihrem Wesen überlassen, und thun, wie sonst in der Gesellschaft, oder als ob sie allein wäre; er müsse von selbst aus den mancherley Bewegungen ihrer Seele auf der Oberfläche des Körpers ihren Character abnehmen, und seine Phantasie das Ganze bilden. Ein gutes Porträt sey platterdings keine bloſse Abschrift, und es gehöre dazu das tieſste Studium des Menschen, wovon er noch leider weit entfernt, wozu er auch zu jung wäre; aber er wolle nach Vermögen das Seinige thun.

Ihre Mutter war immer dabey zugegen, und der Bräutigam und einige von seinen und ihren Verwandten gingen auf und ab. Cäcilia war sehr aufgeräumt, sprach und scherzte, und hatte die Malerey zum Besten; schien zwar dem holden Jüngling in seiner Beschäftigung gern zuzusehen, warf sogar unverstellte Blicke auf ihn, wie man auf Schönheit wirft, aber alles wie fremd und zum erstenmal; und ihre Worte hatten immer etwas von dem vornehmern Ton gegen Einen, den man für seine Arbeit bezahlt.

Die erste Sitzung geschah des Nachmittags gegen Abend. Nach wenig Umriſs und Zeichnung fing er sogleich am Kopf an zu malen. Sie saſs den andern Morgen beym Frühstück noch einmal, und dann wollt' er sie nicht weiter plagen, ausser bey der Vollendung, um hier und da nachzuhelfen. Den Nachmittag und ganzen dritten Tag und vierten Morgen bracht' er damit fast allein zu, und siehe da! sie kam heraus wie völlig lebendig. Alt und Jung bewunderten die erstaunliche Gleichheit. Er hatte sie in einem leichten sommerlichen Morgenanzuge vorgestellt, meist von grüner Seide, worunter die vollkommnen Formen ihrer jugendlichen Glieder reizend aufwallten und durchleuchteten. Sie stand in Lebensgröſse, nachdenkend,

Mein Sohn gestorben, der best' Freund,
Ein Jüngling bey zwanzig Jahren.
Dem war ein' Krankheit widerfahren,
Die ihm von keinem Arzt auf Erden
Mit nichten mocht' gebüfset werden,
Bis doch der Tod ihn nahm von hin'.
Darum, Ritter, ich traurig bin,
Verzehr' mein Zeit in Ungemach.»

Der Ritter zu dem Alten sprach:
«Es ist leicht der Aussatz gewesen,
Von dem hab' ich oft hören lesen,
Wie davon werde niemand rein.»

Der alt' Mann sprach: Ach! Ritter, nein,
Seiner Krankheit ich euch bescheid'.
Sich hat begeben kurzer Zeit,
Dafs ihm sein Herz ward hart verhauen
In strenger Lieb' gen ein' Jungfrauen,
Dafs ich ihm doch nicht wollt' verhängen,
Dafs er sie nähm', thät das verlängen;
Dieweil' gab man ihr zu der Eh'
Ein'n Edelmann, als ich versteh'.
Das kränket meinen Sohn so fast,
Hatt' danach weder Ruh' noch Rast.
In sollichem Sehnen und Leiden
Ist er in dieser Nacht verscheiden,
Dazu hat ihn die Lieb' genöth't,
Kein' Krankheit er sonst an sich hätt'.

wie gerührt, in die Zukunft blickend, den Kopf in der Linken auf einen Pult gestützt, in einem Zimmer, wo durch ein ganz offnes Fenster die Aussicht auf den See ging, an welchem Sirmio in der Nähe und ein wenig blaue Ferne von den Gebirgen wohl angebracht waren. Ardinghello hatte im Gesichte schon Züge von ihrem Character ausgespähet, die sich nachher erst entwickelten.

Den fünften Nachmittag gab er sich an den Bräutigam. Nach den ersten Umrissen gestand er ihm gleich, daſs ihm sein Kopf sehr schwer vorkomme, und daſs er noch keine rechte Idee von der ursprünglichen Einheit seines Charakters in der Einbildung habe. Mit allen groſsen Männern müſs' ein Künstler lange leben, um nur eine von ihren bedeutendsten Aussenseiten in täuschender Wahrheit fest zu haschen; und überhaupt sey es schier unmöglich, irgend Jemand sicher darzustellen, den man nicht an Geist und Kraft gewissermaſsen übertreffe.

Es ging hierbey in Mark Anton eine gewaltige Veränderung vor, und er erröthete, und wurde wieder blaſs augenscheinlich; so daſs er aufstehen und ans Fenster gehen und Ardinghello einhalten muſste.

Dieser faſste darauf all sein Bewuſstseyn zusammen; und jener kam nach einer langen Pause wieder und setzte sich. Ardinghello zeichnete von neuem, und ihre Blicke begegneten sich einander wunderbar: die des Ardinghello hell und durchdringend, doch von aufgewühltem Herzen, flammten in die seinigen, wie eine düstre Nacht voll Irrfeuer.

Mark Anton fragte ihn endlich, ob er sich schon lange in Venedig und der Gegend aufhalte. Ardinghello antwortete mit Besinnung: „Es ist noch nicht lange; die Werke des Tizian und Paul von Verona und Tintorett haben mich dahin gezogen, und auch am Johann Bellini ist noch zu studieren, und Andern; besonders aber an der herrlichen Menschenart zum Kolorit.“

„Seyd Ihr aus Florenz selbst?“ verfolgte er ferner. „Ja,“ war die Antwort. „Und Euer Vater?“ „Mein Vater ist todt, und meine Mutter ist todt, ich ohne Geschwister bin allein übrig.“

„Wer war er? was trieb er?“ diese Frage machte Ardinghello'n endlich ungeduldig, er schnickte den Pinsel aus, und antwortete: „er war ein Schwertfeger und machte gute Klingen.“

Bey diesen Worten trat Cäcilia herein, und hemmte das Gespräch; denn sie waren vorher ganz allein. „Nun, geht's gut?“ fragte sie lächelnd. „Es würde besser gehen," antwortete Ardinghello, „wenn ich das Glück gehabt hätte, Ihro Excellenz länger zu kennen." „An mir ist nicht so viel gelegen," erwiederte der Bräutigam; „wist Ihr was, laſst es für jetzt gut mit mir seyn, und macht die Signora vollends fertig. Wir werden näher bekannt werden, und künftigen Winter einmal ist's bessere Zeit."

„Wie Sie befehlen," versetzte Ardinghello, und rückte die Staffeley weg.

„O nein," sprach heftig Cäcilia; „im Winter gibt's lauter Nebel und Regen, und keine gute Luft zum Malen."

„Nun gut," sagte der Bräutigam, „da kann es ja noch nach unsrer Vermählung hier geschehen. Jetzt bin ich ohnedies zu sehr beschäftigt, und kann nicht so ruhig seyn, wie Sie, mein Herz."

Sie nahm ihn bey der Hand, und sah ihn zärtlich an, und führte ihn fort. Ardinghello gab seiner Zeichnung einen Nasenstüber, brachte die Sachen in Ordnung, und ging darauf von ihrem Gut, und kam zu mir nach Hause.

Er erzählte mir, was vorgegangen sey, und mir wurde darüber warm im Kopfe. Ich konnte nicht anders glauben, als Mark Anton habe

Lunte gerochen, und warnte und beschwur ihn mit Bitten inständig, äusserst auf seiner Hut zu seyn, und für jetzt sich ganz still zu halten. Er aber meinte, seine Art roth und blaſs zu werden müsse von etwas Anderm herrühren, als Eifersucht; so viel er sich selbst fühle und an Andern beobachtet habe, offenbare sich dieselbe auf eine andere Weise. Jedoch sey wahr, daſs die Grundverschiedenheit der Menschen hierin sonderbare Abweichungen mache. Inzwischen hätt' er sich noch irgend so betrogen, wenn dies Eifersucht seyn solle; auch reime sich dies nicht zu seinem übrigen Charakter, wie er ihn aus Hörensagen und den wenigen Augenblicken kenne. Daſs er auf seiner Hut seyn würde, dafür brauch' ich nicht zu sorgen; aber ein Feiger nur flieh' alle Gefahr. Man müsse Stand halten mit unerschrocknem Muth, so lange das Verderben nicht unüberwindlich einbräche; dies allein rette und beglücke den Mann.

Sein Verdacht ging' auf etwas anderes; und ein wahrsagerischer Geist gäb' ihm ein, der Statthalter von Kandia sey bey Ermordung seines Vaters nicht ganz ausser Spiel gewesen, und die Aehnlichkeit seiner Gestalt ihm aufgeschossen.

Mir fiel heiſs hierbey ein, daſs Mark Anton, vor seiner Statthalterschaft, von der Republik abgeschickt, einige Zeit zu Florenz gestanden und mit dem Groſsherzog auf einem so guten Fuſs umgegangen sey, daſs er seinen schwierigen Auftrag glücklich ausgeführt habe; ich schwieg jedoch hiervon stille, um nicht Oel ins Feuer zu gieſsen, und sagte im Gegentheil: dies käme mir nicht wahrscheinlich vor, er solle sich deswegen nichts in Kopf setzen.

Den folgenden Morgen brachte er das Bild dahin, daſs es im Rahmen konnte aufgespannt werden, und bekam für seine Arbeit von Cäcilien selbst einen schönen goldnen Ring mit einem kostbaren Rubin zum Geschenk, der gerade an den Herzensfinger seiner linken Hand paſste. Dies gefiel ihm denn, und er freute sich und lachte darüber, wie die Dinge dieser Welt so sonderbar unter einander laufen. Am dritten Tage hierauf sollte das Beylager gehalten werden, alle Anstalten dazu waren schon gemacht, und die Nachbarschaft zu einem festlichen Ball eingeladen.

Ardinghello ging inzwischen tiefsinnig herum, aſs wenig und trank viel, und konnt' es nicht länger verbergen, daſs er vom Stempel der Liebe mächtig gezeichnet war; er mied alle

Gesellschaft. Morgens, Abends und des Nachts kam er nie auf sein Zimmer, und schlief nur des Mittags; ich hatte mit dem Armen Mitleiden: aber da war nicht zu rathen; er hörte schwerer wie ein Meersturm. Die ersten Stunden der Nacht am Tage vor der Hochzeit trat er auf einmal plötzlich hastig auf mein Zimmer, blaſs und fürchterlich; ich schrieb eben an einem Briefe. Wie ich ihn aber so erscheinen sah, fiel mir die Feder aus der Hand, und ich sprang auf: «Was gibt's, was hast Du?»

«Mein Argwohn war nur zu gut gegründet, höre!» sprach er, und ging mit mir zum äussersten Ende von der Thüre weg.

«Du kennst den schönen einsamen Platz, wo die groſsen Babylonischen Weiden vom hohen Felsengestad herunter nach dem See hängen, und das Ganze zu einer stillen, melancholischen Vertiefung sich einschlieſst: dahin war die letzte Zeit immer mein liebster Spaziergang; schon vorher sind wir dort beysammen gewesen. Auch diesen Abend ging ich dahin, und nahm ein Instrument mit. Es fing an zu dämmern, als ich noch auf der entblöſsten Wurzel der vordersten Weide nach dem Thale zu saſs, und meine Leiden sang. Der Inhalt von meinem Liede war: Ach, mein Vater todt, meine Mutter todt, meines Lebens Lust in fremder Gewalt! ist dies nicht ein junges Herz zu brechen? Saitenspiel klag's mit mir! Und bey den Worten, nach dem Blick und der Empfindung: Flüsterst du Lüftchen in den Blättern mir Trost zu? kam's über mich, als ob ich meinen Vater vor mir und mir winken sähe. „Warum erscheinst du, was verlangst du von mir?" rief ich, und sprang auf. Zugleich erblickt' ich nicht weit von mir einen Kerl mit dem Messer in der Hand, welcher alsbald davon ging mit diesen Worten: „Flieh', junger Mensch! Du dauerst mich; ich sollte Dich ermorden! Flieh' so geschwind Du kannst, so weit Dich Deine Beine tragen, und meide den Mark Anton. Schon wurde durch ihn Dein Vater umgebracht. Meide das Gebiet des Groſsherzogs!"

„Mir wurde dabey das Hez im Leibe umgekehrt; aber ich besann mich doch nicht lange, sondern riſs meine Pistole hervor (er ging auf seinen Wegen nie ohne Gewehr aus) und jagte ihm von der Seite eine Kugel durch die Brust, daſs er auf der Stelle stürzte. „Stirb Elender, für Deine Schlechtigkeit in der Schlechtigkeit, und bereite das Quartier Deinem Patron in der Unterwelt!" vernahm er noch die Antwort. Darauf gab ich ihm noch einen sichern Stoſs mit seinem eignen Messer, und wälzte den Körper in die Dornen und das Gesträuch hinein, den Felsen hinunter. Niemand war schon längst mehr auf dem Felde, und es schon finster; und der Ort ist überhaupt, wie Du weiſst, völlig abgelegen. Den Kerl erkannt' ich noch, wie ich ihn näher besah; ich habe vor kurzem in einem Wirthshause zum Zeitvertreib mit ihm *a la Mora* gespielt, und ihm nicht allein seinen Verlust geschenkt, sondern die Zeche obendrein bezahlt.»

Dies entsetzte mich; ich sah die gräſslichen Folgen bey seiner kühnen Entschlossenheit voraus, und wuſste nichts zu antworten, als: «Es ist ungeheuer!»

«Du sollst nichts dabey zu thun und nichts dabey zu verantworten haben,» fuhr er fort, «nur beschwör' ich Dich beym Himmel und Deinem letzten Tropfen Liebe zu mir, laſs mich's ausführen, einen häſslichen, politischen Meuchelmörder mehr aus der Welt zu schaffen. O Vernunft, breite allen Deinen heitern Aether in meinen Verstand aus, daſs ich kalt genug zu Werke schreite! Wenn er morgen auf der Hochzeit mit Dir von mir sprechen sollte: so sage nur, Du habest mich die letztern Tage nicht gesehen, ich streiche so oft im Lande herum, und suche Schönheit in Gegenden und unter Menschen; und gib im übrigen auf Alles Acht, was vorgeht, besonders auf dem Ball in der Nacht.“

Ich war betäubt von allen diesen Dingen, und wuſste mir nicht zu helfen. Es war da kein Rath, als entweder ihn oder den andern aufzuopfern; und vor dem ersten Gedanken schauderte meine Seele, wie vor ihrem Nichtseyn; den königlichen Jüngling vom rächerischen Arm der Natur bewaffnet, voll innerm Gehalt, der überall hervorstrahlt; oder den miſsgeschaffnen Boshaften, der das Vortrefflichste aus kleinlicher Leidenschaft und elendem Interesse wegtilgt? Es fand weder Wahl noch ein ander Mittel statt. . .

Ich gab ihm nach der Ueberlegung zur Antwort: „Du sollst mich als Deinen Freund erkennen; an Deinem Muth und Deiner Klugheit im übrigen darf ich nicht zweifeln. Jedoch bedenke vorher, was Du thust, und daſs Dein Leben selbst dabey in äusserster Gefahr ist.“.

„Was soll mir ein Leben, das Sklaverey duldet und Unrecht leidet?“ erwiederte er; „schändliches Unrecht, und das grausamste! O ich weiſs, daſs das ewig lebt, was in mir lebt; und daſs dies keine Gewalt zu Grunde richtet.

Ich war, was ich bin, und werd' es seyn: ein edler Geist, den sein göttlich Urwesen durch alle Zeiten von der Drangsal niedriger Verbindungen immer bald erlösen wird. O, wären Viele wie ich! der Tyranney unter unserm Geschlecht sollte bald weniger seyn. Aber da fürchten sie sich vor dem Wörtchen Tod, und glauben, sie wären das, was da kalt und bleich und starr ausgestreckt auf dem Brete liegt, da es nur das Gespenst der eigentlichen Unterwelt ist, das ihre niedrige Gattung von Wesen nach seinen jämmerlichen Bedürfnissen herumfoltert, und alle reine Seele mit Apostelstimme den verachtet, der keinen Muth hat zu sterben, und sich von dem Elend frey zu machen.»

Mich dünkte, einen Gott reden zu hören, so stolz und groſs stand der Mensch vor mir; ich muſste ihn an mein Herz drücken.

Allein der miſslichste Punkt bey der Sache war Cäcilia; dies machte ihm am meisten zu schaffen, und er überlegte auf allen Seiten. Er glaubte, daſs es endlich auch hier gehen würde, und sey der Gewalt sicher, die er über ihren Willen habe; sie selbst ins Spiel verflochten, und der ausserordentlichen Biegsamkeit ihres Geistes und ihren andern Fähigkeiten die Rolle nicht zu schwer. Er müsse das Aeusserste wa-

O Lieb! du falsch verfluchtes Kraut,
Vermaledeit ist wer dich baut,
Du bringest manchen um sein Leben.»

Der Ritter b'gunt' bald Antwort geben,
Sprach: «Es geschieht gar oft und dick,*)
Daſs in die Lieb' kommt Ungelück,
Wiewohl ich hab' von euch gehört:
Die Lieb' hab' euren Sohn ermörd't.
Da ist die Lieb' unschuldig an,
Es hat's das Ungelück gethan,
Um Unschuld ihr der Liebe fluchet;
Ich glaub', daſs ihr nie habt versuchet
Der Liebe übersüſse Frücht'.»

Der alt' Mann sprach: «Ich läugne nicht,
Mein Herz hat nie kein' Lieb' erkennt,
Ich hab' es allzeit abgewend't;
Denn Lieb' ist nichts, denn bitter Leiden,
Vermischet gar mit kleinen Freuden,
Als Ovidius hat beschrieben.
Darum die Lieb' von mir ist blieben
Allzeit verschmähet und veracht't.»

Der Ritter sah ihn an und lacht:
«Ihr sprecht: die Lieb' sey Leides voll,
Dasselbe glaub' ich nicht gar wohl:

---

*) oftmals.

gen, sie diese Nacht noch zu sprechen: es wäre nothwendig, daſs sie sich vorher darauf bereite.

Uebrigens sahen wir immer klärer in dem, was vorgegangen war. Mark Anton stieg nicht aus bloſser Höflichkeit bey seiner letzten Ankunft an unserm Hause ab, da er es bey den vorigen Besuchen nicht that, die er bey seiner Braut ablegte; der Groſsherzog mochte Wind bekommen haben, wie der junge Frescobaldi heranwüchse, und daſs kein bloſser Maler in ihm stecke, weswegen ihn der Adel zu Florenz gewissermaſsen verachtete, und wollte bey Zeiten der gefährlichen Brut den Nacken brechen. Der Mörder des Vaters hatte denselben in Venedig ausgekundschaftet, und sein eigen bös Gewissen dazu angetrieben. Das andre ergab sich von selbst: er lieſs ihn bey sich malen, um ihn genauer kennen zu lernen, und ob er wirklich gefährlich wäre; und Ardinghello beschleunigte mit den ohn' alles Arg' gesagten Worten: er war ein Schwertfeger und machte gute Klingen! die ihm vielleicht der Zorn des Himmels eingab, dem Verbrecher das Todesurtheil anzukündigen, seinen Untergang, wenn es nicht anders verhängt gewesen wäre.

Der Ursprung dieser Begebenheiten war uns aber damals unbekannt, und Ardinghello erfuhr ihn erst, als er wieder nach Florenz kam. Mark Anton verliebte sich dort gleichfalls in Isabellen, und brachte es so weit mit seinem Geld und seiner ihr neuen, gefälligen Venetianischen Mundart, daſs auch ihm, der Seltenheit wegen, eine Zusammenkunft versprochen wurde. Allein statt des gehofften Vergnügens fand er, durch geheime Veranstaltung des Vaters von Ardinghello, in ihrem Zimmer eine alte magre Ziege angebunden, und schlich wieder davon, als ob er nicht dagewesen wäre. Lächerlich dadurch bey ihr gemacht, hatte die ganze Liebesgeschichte ein Ende. Mark Anton nahm dies zwar nicht wie einen lustigen Streich bey dergleichen Laufbahnen auf die leichte Achsel; doch konnte er sich sogleich nicht rächen, und lieſs die Sache lieber im Verborgnen. Der Groſsherzog, in der Folge davon benachrichtigt, gebrauchte ihn hernach, als ein Mann, der seine Leute kannte, zu seinen Absichten. Ardinghello, noch Knabe, bekümmerte sich nicht um solche Dinge. So entstehen immer die wichtigsten Folgen aus Kleinigkeiten.

Ich ging darauf zu meiner Mutter, und er schloſs sich auf sein Zimmer. Um Mitternacht schlich er heraus, und stieg in Cäciliens Garten. Sie hatten sich gleich im Anfang ihrer Liebe Zeichen für Augen und Ohren erfunden, die kein andrer Mensch verstand, und die ohne allen Verdacht waren. Sie vernahm ihn und erschrack: diese Zeit über sollte keine Zusammenkunft mehr gehalten werden; und besann sich, ob sie kommen oder nicht kommen wollte. Als er aber darauf das Zeichen gab, wo Alles muſste gewagt werden, denn auch dies hatten sie, im Fall, wo sie sich die höchste Gefahr entdecken muſsten: so ging sie zitternd nach der Thür, und ihr sanken die Knie ein.

„Cäcilia," sprach er zu ihr, wie sie im verborgensten Buschwerk an der Mauer beysammen waren, „ich bin verloren, wenn ich Deinem Bräutigam nicht zuvorkomme," und erzählte ihr die Begebenheit den Abend mit dem Banditen, und Alles in wenig Worten, was sie noch nicht wuſste. „Morgen Nachts, wo nur immer möglich, schaff' ich ihn aus der Welt, und ich hoff', es soll bey dem festlichen Geräusche nicht an Gelegenheit fehlen, wenn Du nicht lieber mich willst hingerichtet sehen."

Jedes Wort war ihr ein Donnerschlag.

„O welch ein Sturm wälzt sich über mich her!" rief sie aus, entsetzt, nach langer Betäubung; schon tauml' ich mitten in den erzürnten Wogen, von Abgründen zu Abgründen geworfen, und alle Winde rasen. Ach, wär' ich mit Dir aus dem Schiffbruch auf einer wüsten, unbewohnten Insel nur! Aber wir gehen unter in den wilden Fluthen.“

„Mir sagt's mein Herz,“ erwiederte er darauf, „daſs wir glücklich der Gefahr entkommen. Habe Muth, himmlisch Wesen! der Wellen Ungestüm verletzt kein Gestirn; es tritt desto glänzender bald wieder auf, und strahlt in ewiger Klarheit.“

„Niemand weiſs von unsrer Liebe (der Edle wollte seinen Freund auf alle Weise ausser Gefahr setzen). Niemand weiſs von dem schändlichen Vorhaben des Mark Anton gegen mich; sein Spion und Mörder meines Vaters modert schon zwischen Klippen und Dornen: solche Dinge vertraut man nicht, ausser gegen wen man muſs. Der Groſsherzog ist noch weit von hier, mich soll er so leicht nicht in die Schlinge bekommen. Schlage mich aus dem Sinn die kurze Zeit des Getümmels, und thu', als ob Du von mir nichts wüſstest: und Du bist sicher. Ueber mich waltet die Vorsicht, sonst wär' ich dem Tod nicht entgangen, und sie hätte mir meinen Pfad nicht gezeigt.“

«O wie kann ich Dich, Geliebter, einen Augenblick vergessen? Wie kannst Du vergessen meine Seligkeit und mein Leiden?» fiel sie ihm mit Thränen an seine hochklopfende Brust, fuhr aber bald hastig auf und ergriff ihn, zurückstoſsend, klammernd bey der Hand: «fort von hier, über Berg und Thal, laſs mich! O hätt' ich Dich nie gesehen, o ich Unglückselige! Ich beschwöre Dich bey aller unsrer Wonne, bey Deiner und meiner Liebe,» stürzte sie sich ihm zu Füſsen, und umwand seine Knie: «überwältige Dich meinetwegen, der Ruhe meiner Familie wegen, verschiebe wenigstens die Rache! Mich fesselt das grausame Schicksal mit eisernen Ketten an mein Elend, und ich kann ihm nicht entrinnen: Du aber geh' in ein ander Land, sey glücklich bey allen Deinen Vollkommenheiten, und laſs mich. O Gott,» schluchzte sie, «wer weiſs, wenn und wie und wo, und ob wir je uns wieder sehen!»

Ardinghello umwand sie fest mit seinen Armen, und träufelte ihr mit der Stimme des lebendigsten Gefühls ins Ohr: «Welche sklavische Furcht hat sich Deiner bemeistert! komm' wieder zu Dir, und rede mit Besinnung. Es siege die Liebe, die in der Natur allem Andern vorging, und die Gerechtigkeit! hast Du keinen

Blick in die Tage der Zukunft? einem solchen bösartigen Ungeheuer wolltest Du an der Seite liegen, und Deine glänzende Wohlgestalt von ihm schänden lassen, in lauter Gram und Ekel, da die edelsten Jünglinge voll Eifer und Feuer vor Dir schmachten? hat dies so mächtig wallende Herz in Deinem Busen so wenig eigne Kraft, daſs es nichts für sich thut, sondern seine angeborensten Regungen nach Andrer Willen umlenkt? O Cäcilie, erhabnes Wesen, erkenne Deinen Werth! zu Deinem eignen Wohl, und weil ich Dich kannte, vertraut' ich Dir das Geheimniſs.»

«Soll ich den Schlechten verklagen, ihn zu einem Zweykampf herausfordern? wie albern! Warten in der äussersten Gefahr? wie thöricht! ihn gehen lassen, dulden, leiden, schweigen, und mich davon machen? O ich wäre nicht werth, Dich an meine Seele zu fassen, nicht werth auf diesem Boden zu athmen, tief, tief unter der Erde, der armseligste, halbzertretenste Wurm müſst' ich seyn!»

«Die Zeit ist edel, wir haben keine Worte zu verlieren; ich sage Dir aus dem Buche des ewigen Verhängnisses: Mark Anton, der niederträchtige Meuchelmörder, muſs sterben von meiner rächerischen Hand für alle seine Bosheiten, oder Du muſst mich und Dich dem Tod und der öffentlichen Schmach Preis geben. Es ſindet hier keine Wahl statt, und ich kenne dazu genug Deinen hellen Geist und Deine hohen Gefühle. Meinetwegen hab' ich in jeder Rücksicht keine Sorge: für Dich wird Dein ſcharfſichtiges Auge leicht den Ausweg ſinden, und Deine Gewandtheit ohne Verletzung und Gefahr darüber weggleiten."

„Nun, so fürchte denn Alles, unerbittliches Felsenherz!" versetzte sie ihm aufgebracht; „und wenn Du sicher seyn willst, so zücke den Stahl zuerst auf mich. O, herbeygeführt durch die Lüfte, steh' ich an dem Kessel eines feuerspeyenden Gebirgs, Verderben rund um mich, und mir vergehen die Sinne. O, könnt' ich mein unabsehliches Elend aller Unschuld zur Schau aufſtellen und sie damit vor dem ersten Fehltritt warnen!"

Ardinghello konnt' ihr nicht mehr antworten, so schnell riſs sie sich von ihm fort nach ihrem Zimmer; doch drehte sie sich unterwegs noch einigemal um, kam aber, ausser sich, nicht wieder zurück.

Er sagte mir Anfangs von dieser Unterredung nur so viel, daſs sie ohngefähr den von ihm erwarteten Ausschlag genommen habe.

Den andern Morgen in aller Frühe geschah die Trauung. Cäcilia erschien am Nachmittage, wo das Gelag war, reizender als je; Schlaflosigkeit, und die beständige Ueberlegung dessen, was vorgehen sollte, hatte ihre Lebensgeister erhitzt, und überzog ihr Gesicht mit der lieblichsten Schamröthe.

Ardinghello bereitete sich den Tag über auf die That; machte sich selbst auf den Nothfall eine Maske, kämmte sein Haar anders, veränderte Hut und Kleidung, um einen Landmann der Gegend vorzustellen, und setzte sich in gute Verfassung zur Flucht auf jeden Fall. Meine Mutter und ich waren beym Feste.

Eine zahlreiche Gesellschaft hatte sich eingefunden. Pracht und Ueberfluſs, mit feiner Kunst angeordnet, herrschten an der Tafel, und in Sälen und Zimmern Glanz und Freude. Die Braut schien in neuen Empfindungen verloren, antwortete aber doch leicht jedem Schalk, und immer in jungfräulicher Bescheidenheit; jedermann schien den Glücklichen zu beneiden, dessen Beute sie ward, und den Wunsch im Herzen zu hegen, mit süſser Gier im Liebesbette, statt seiner, der zarten Schönheit Blume zu pflücken.

Gegen Abend erhob sich der Ball. Als die

Kerzen brannten, vermiſste man bald Braut und Bräutigam, und lächelte darüber. Der Bräutigam kam nach langer Zeit zuerst wieder, und seine Unenthaltsamkeit und Enthaltsamkeit beklatschte ohne Scheu der Muthwille junger Männer. Doch hörte man zu seiner Entschuldigung von einer Stimme den frechen Fescenninischen Scherz: der versuchte Ritter wird den Morgen schon bey hartem Sturm die Fahne auf die Festung gepflanzt haben. Er lachte; jedoch dünkte mich's nicht das Lächeln der Lust nach gepflogener Liebe, und winkte mit der Hand nach den Fenstern. Und siehe! Rakketen stiegen auf in der Luft und kreuzten sich über dem See, und zerknallten in schönen Kreisen sinkend. Gleich hernach erschien auch die Braut wieder, und wurde beglückwünscht von Müttern und Weibern, indeſs sie glühte, wie eine Rose.

Man führte sie an den Erker zum besten Platz, das Schauspiel anzusehen: und auf einmal rauschte die *Girandola* gen Himmel wie ein ungeheurer brennender Palmbaum. Darauf folgten mancherley neue Feuerwerkskünste. Der Ort dazu war auf einem hohen felsigten Ufer des Sees, nicht weit vom Pallaste; der Bräutigam, welcher dergleichen verstand und es angeordnet hatte, lief hernach selbst hinunter, um die Leute, die es abbrannten, zum Eifer zu treiben, weil einigemal starke Pausen vorgingen; und gerad am Ende der Stiege wurde er von Ardinghello an der Kehle festgepackt, und empfing den schärfsten, mörderlichsten Dolchstich von unten auf ins Herz. Derselbe sagte ihm schleunig noch ins Ohr: «Ich bin der junge Frescobaldi! Deine Braut war meine Geliebte; die Frucht unsrer Liebe wird Dein Vermögen erben statt dessen meines Vaters.»

Er lag da und regte sich nicht mehr; Ardinghello entwischte. Niemand bemerkte ihn, die Bedienten unten sperrten alle, weit von dem Pallaste, Augen und Mäuler auf über das Feuerwerk, und jubelten und lärmten; und oben plauderte man gleichfalls und betrachtete.

Er lag da, so lange das Feuerwerk dauerte. Wie es vorbey war, und die Bedienten wieder hereinsprangen, erscholl auf einmal ein Zetergeschrey. Man drängte sich zu den Thüren heraus; der Bräutigam ist ermordet! lief plötzlich von einem Mund zum andern. Cäcilia rannte mit Geheul hervor, und wie sie deutlich vernahm, unten an der Stiege mit einem Stoſs in die Brust ermordet! sank sie auf der Stelle nieder in Ohnmacht, und

Sey Turnier'n, Tanzen und Springen,
All' Saitenspiel, Hofiren, Singen,
Und was man Kurzweil' mag gepflegen,
Geschieht all's von der Liebe wegen.
Seit dann all' Freud' Lieb' dienen seyn,
So denk' ich in dem Herzen mein:
Lieb' sey die höchste Freud' auf Erd'."

Der Alt' sprach: „Edler Ritter werth,
Wen die Lieb' hat so streng behaft't,
Dem nimmt sie all' sein' Sinn' und Kraft,
Er acht't nicht Reichthum, Ehr', noch Kunst,
Sehnt sich allein nach Lieb' und Gunst,
Davor er nimmer Ruh' gewinnet,
Tag so wie Nacht der Lieb' er dienet,
Und hat doch selbst kein' Freud' davon,
Zuletzt giebt sie oft bösen Lohn.
Wurd' nicht Herrn Achilles dem Ritter
Der Liebe Dienst sauer und bitter,
Die er nach Polixena trug?
Die schuf, daſs ihn ihr Bruder schlug,
Fälschlich zu Tod' den kühnen Held.
Also sich mancher auserwählt
Ein' Lieb' und dient ihr lange Zeit,
Die ihm zuletzt den Lohn auch beut;
Der hat zu dem Schaden den Spott."

Der Ritter sprach: „Ja, das walt' Gott,
Sollt' solche Lieb' nicht bringen Schmerzen;

Arm' und Beine welkten, ihr Antlitz entfärbte sich, und der Kopf hing im Nacken. Man hob sie auf und brachte sie auf Sitze, und besprengte sie mit starken Wassern; es war ein allgemeines Gewühl und Lärmen.

Der Todte ward unten in ein Zimmer gebracht; man zog die Kleider weg und besichtigte die Wunde: sie ging ins Herz, und da war an keine Hülfe mehr zu denken. Cäcilia kam wieder zu sich. „Was ist mir? wo bin ich?" sprach sie stöhnend mit verirrten Blikken. „Ach, todt, todt! Wer hat ihn umgebracht! o ich Unglückselige!" und so zerraufte sie sich die schönen blonden Locken, und riſs die Kleidung vom Leibe, und wüthete wie eine Bacchantin.

Die Verwandten des Mark Anton, worunter eine verheyrathete Schwester von ihm war, verstummten und machten allerley Gesichter, und wuſsten nicht, wo sie angreifen sollten; die Brüder und Eltern der Cäcilia verloren aber den Kopf nicht; und der älteste, auch schon verheyrathet, ergriff sie bey der Hand, und sagte zu ihr: „Fasse Dich, was geschehen ist, kann man nicht ändern, und sey vernünftig, für Dich ist jetzt ein kritischer Zeitpunkt! Sprich, und rede laut: hat Mark Anton schon wirklich seinen Bund in der That mit Dir vollzogen, oder nicht? das andre soll hernach, so viel menschenmöglich ist, auf's schärſste untersucht werden." Sie warf den Kopf in die Arme und bedeckte die Augen, und sagte seufzend und weinend: „Ach, wär' es nicht geschehen, und ich noch, was ich war!"

Die Schwester antwortete hierauf: „Wir sind hier auf einmal in sonderbare Umstände gerathen, und werden schwerlich so friedlich auseinander gehen können, als wir zusammengekommen sind."

„Damit Sie erkennen," versetzte der Vater der Cäcilia, „daſs wir nichts Unbilliges verlangen, soll meine Tochter gleich in sichre Verwahrung gebracht werden, und einige von Ihren Verwandten und meine Söhne mögen sie begleiten. Der Fall ist ausserordentlich. Wir ergeben uns dann in den Ausspruch des hohen Raths. Inzwischen wollen wir Alles auf's strengste ausfragen und untersuchen."

Die Aeltesten und Angesehensten von der Republik, die hier zugegen waren, versammelten sich gleich auf ein Zimmer allein, und machten einen Kreis; die Verwandten blieben in der Nähe, die übrigen Gäste im Tanzsaal, und unten wurden die Thüren gesperrt. Die Bedienten kamen erst einzeln nach einander vor. Keiner wuſste etwas, und man fand nirgendwo die geringste Spur. Der Gäste waren viel und mancherley. Man hatte zwar auf ein Paar derselben Argwohn, weil sie vor dem Ermordeten um Cäcilien warben, und gegen denselben heimliche Feindschaft hegten; jedoch durfte man sie so blos darauf öffentlich nicht antasten; man erkundigte sich nur sehr scharf unter der Hand, wo sie während der That sich befunden hätten. Sichere Personen legten gut Zeugniſs für sie ab, daſs sie in ihrer Gegenwart gewesen wären.

In so weit war also die Untersuchung vergeblich. Man schickte darauf Leute in die Gegend aus, um jeden Verdächtigen fest zu halten, welches man freylich eher hätte thun sollen: allein im ersten Aufruhr dachte Niemand daran, und Ardinghello, einer der schnellsten Fuſsgänger, befand sich zu dieser Zeit schon in Sicherheit.

Was Cäcilien betraf, konnte man nicht nach aller Strenge verfahren, da es der Wohlstand und das Ansehen ihrer Eltern und Brüder nicht zulieſs, welche beyde letztere bey dem Siege über die Türkische Flotte sich den Namen groſser Helden erworben hatten; alle waren ausserdem dem reizenden Geschöpf gewogen, und keiner von Herzen dem Bräutigam Mancher machte sich in Rücksicht ihrer Hoffnung, entweder sie ganz zu besitzen, nun eine der reichsten Parthien von Venedig, noch unabgeweidet in frischer Blüthe: oder doch auf irgend eine Gefälligkeit bey solcher Lage Rechnung. Wenn ein Mensch einmal todt ist, hört bald alle Gunst auf; und wer am Leben bleibt, hat immer das beste Spiel. Dies ist in der Natur der Dinge; einem Todten ist doch nicht mehr zu helfen, denken sie, und es kömmt dabey nichts heraus. So ging's zu Venedig, wohin Cäcilia sich noch dieselbe Nacht, unter Begleitung ihrer Brüder und der Verwandten ihres Bräutigams, mit etlichen Personen vom Rath, auf den Weg machen muſste, bis ihre Schwangerschaft sich völlig offenbarte. Sie wurde zwar nach der Form gehörig bewacht und befragt, allein da man gar keine Angaben, nicht den geringsten Verdacht, und sie einen Bartolus und Baldus in derselben Person zum Advokaten hatte, endlich frey gesprochen; und sie selbst verstand meisterlich die Seelen zu fesseln, und spielte durchaus ihre Rolle vortrefflich: in dem kurzen Umgange mit Ardinghello hatten sich ihre seltnen Naturgaben herrlich noch entwickelt und ausgebildet.

Zu Anfang des neunten Monats darauf wurde sie, in Beyseyn gerichtlicher Zeugen, von einem gesunden, kräftigen Sohn entbunden, welcher in der Taufe die Namen *S. Marco Giovanni e Paolo* empfing, und Niemand wuſste die geheime Bedeutung. Sie gelangte damit zum rechtlichen Besitz aller Güter Mark Antons, dem ihre Brüder ein prächtiges Grabmal von dem berühmtesten Bildhauer mit einer sinnreichen Inschrift von dem besten Lateinischen Poeten besorgten, und trauerte lange, und hielt sich eingezogen von allen Lustbarkeiten.

Ardinghello hatte sich nach glücklich vollbrachter That durch Umwege schnell auf sein Zimmer gemacht, und geschwind umgekleidet; er war sicher, von Niemand bemerkt worden zu seyn, und wollte im Freyen unter der fremden Kleidung nicht länger bleiben. In unsre Wohnung konnt' er nach Belieben herein und heraus, weil er den Schlüssel zu der einen Aussenthüre von seinem Flügel hatte. Auch war ohnedies Alles aus dem Pallaste nach einem guten Platz zum Feuerwerk gelaufen, dem zauberischen Schauspiel über dem See. Inzwischen machte er sich doch behend auf jeden Fall gefaſst, und lauerte nahe bey seinem Zimmer im Garten, bis ich mit meiner Mutter nach Hause kam, und ihm das glückliche Zeichen gab; das Fest war gänzlich verstört, und ich hielt nur so lange aus, als es sich schickte, um nichts zu versäumen.

Auf ihn fiel nicht der mindeste Verdacht, weder hier noch in Venedig. Dort wurde bey einigen jungen Herren strenge Nachforschung gehalten, die mit heftiger Leidenschaft vorher um Cäcilien warben; aber es kam nichts heraus, und die Ermordung blieb ein Räthsel.

Ardinghello wollte nun nicht länger in der Gegend bleiben: die Sonne war hinweg, die ihn an sich zog, und um die er sich herumbewegte; aber auch für jetzt nicht wieder nach Venedig. Und wenn sich dort die Sachen aufs glücklichste setzten; so sah sein Geist in der Zukunſt Dinge, die ihn folterten. Süſsigkeit vollführter Rache, Gram, von Cäcilien geschieden zu seyn, Kummer ihretwegen, und Sorge für seine eigne Sicherheit wechselten in seinem Herzen plötzlich auf und ab, wie ein Aprilwetter. Sich länger aufzuhalten war gefährlich, weil man unter den Papieren Mark Antons vielleicht Auſträge von Cosmus finden konnte: und sich gleich aus dem Lande zu machen, schien verdächtig. Endlich entschloſs er sich, nach Ueberlegung aller Umstände, noch einige Tage zu harren und inzwischen scharf auf seiner Hut zu seyn. Es kam uns nicht wahrscheinlich vor, daſs der Groſsherzog seinen und seines

Vaters Tod schriftlich sollte verhandelt haben; und ein Vertrauter, wenn er auch noch da wäre, wie nicht zu vermuthen, durfte bey Schlechtigkeiten von so üblem Erfolg keinen Lärm machen, zumal da er doch nicht sicher wäre und nur muthmaſsen könnte.

Ardinghello stellte sich aufgeräumter an, als je; und wenn in Gesellschaft die Rede auf die Begebenheit kam, so schwieg er entweder, oder pries Mark Antonen glücklich, daſs er so gerad' in voller Freude starb; und auch Cäcilien, daſs sie so geschwind als möglich von dem harten Joche der Ehe sey ausgespannt worden.

Wir fischten dann auf dem See, gingen auf die Jagd, und lasen noch dabey zu guter letzt die schönsten Oden im Pindar, der seine Seele von neuem mit hohem Taumel schwellte, und in etwas seinen Sinn von der Gegenwart wegwand. Die Romanze aller Romanzen auf die Insel Rhodos besonders entzückte ihn so, daſs er sie bald auswendig konnte. Seine Phantasie kam wieder ganz in das Götterreich der Poesie hinein, die Spiele Griechischer Jugend rissen sein Herz dahin, süſse Liebe und solche Thaten pries er allein ein würdig Frühlingsleben; alle seine Kräfte tobten und wurden ungestüm er wollte fort in die Welt, in Bewegung, auf eine neue Bühne, und war nicht mehr zu halten.

Keine zwey volle Wochen nach Cäciliens Abreise brach er auf. Er schrieb vorher an seine Tante um einen Wechsel nach Genua; er gedachte von dort nach Frankreich zu schiffen, und da durch nach Spanien zu wandern, bis an die letzten Küsten von Portugal. Mir band er unterdessen Cäcilien auf's Herz, und daſs ich ihm von ihr bey jeder guten Gelegenheit Nachricht geben sollte. Sobald sie frey wäre, müſste vermittelt werden, daſs wir alle drey zusammen eine Freundschaft ausmachten. Für unsere Heimlichkeiten bildeten wir uns eine jedem Andern unergründliche Schrift, und wollten bey den Hauptpunkten das Neugriechische gebrauchen. Seine Wiederkunft würde alsdann von den fernern Umständen abhängen.

An einem Abend beurlaubte er sich von meiner Mutter, die Thränen vergoſs, und ihn an ihre Brust drückte; er wurde von ihr geliebt, wie mein Zwillingsbruder. Sie gab ihm ihren reinsten Segen, und bat zu Gott, daſs er sie erhören möchte, da er nicht länger bleiben wollte; und sagte ihm zuletzt, daſs sie sich oft nach seinem Umgange sehnen würde. Ihr machten wir weiſs, daſs er wieder in seine Heimath zöge.

Wir brachten die Nacht alsdann beysammen zu, so recht wie klare Quellen von Leben, wo alle Blicke durchgehen: ich wünsche mir nie eine gröſsre Seligkeit. Aber ach! was ist der Mensch? ein Punkt, zerfetzt und zerrissen vom Schicksal auf allen Seiten, und unaufhaltbar fortgetragen in den wilden Fluthen der Dinge, wo er weder Anfang noch Ende sieht.

Gegen Morgen fuhr er auf, steckte die alte Handschrift von den Denkwürdigkeiten des Sokrates in die Tasche, die ich ihm fein und wohlgeschrieben mit auf den Weg gab, und die Griechischen lyrischen Dichter von Heinrich Stephan; warf seine Zither über die Schulter, daſs sie stürmisch erklang, drückte mich noch einmal an sein Herz, und küſste seine ganze Seele auf meine Lippen, und schoſs von dannen. Ich erbebte wie von einem Todesschauer und sank wie ins Grab. O Elend und Jammer, hienieden ohne Freund zu seyn! und Stolz und Jubel und Kühnheit, wo zwey ihr Wesen verdoppeln!

Zu Anfang Novembers erhielt ich folgenden Brief von meinem Freunde.

Wo sie geht aus ein'm falschen Herzen,
Als auch Delila Samson thät;
Von solcher Lieb' wird nicht gered't.
Ich meyn' allein, wo zwey Geblüt
Verwandeln sich in Ein Gemüth,
Die gleich brennen in Liebesflammen
Und sich in Treu binden zusammen:
Ein' solche Lieb', die hat ein'n Grund.»

Der Alt' sprach: «Ritter, mir ist kund,
Daſs sich oft zwey Lieb' unterwinden
Und sich in rechter Treu' verbinden,
Halten doch das ein' kleine Zeit,
Daſs zwischen ihn'n entsteht groſs Neid,
Daſs sie einander werden feind.
Davon hab' ich gelesen heint:
Wie Herzog Jason ward verbrannt,
Von Medea, also genannt,
Hatten doch vor viel Zeit vertrieben
In rechter Treu', freundlichem Lieben,
Daſs zwischen ihn'n ward ganz verkehrt,
Daſs sie ihn lästerlich ermörd't.
Lieb' hat oft treuen Anefang,
Das währt ein' Zeit und doch nicht lang.
So sucht der ein' Theil seinen Nutz,
Im Augenschein stellt er sich Gut's
Und sticht doch heimlich wie ein' Atter.» *)

---

*) Otter.

Genua, *November.*

Wie ich aus dem fruchtbaren groſsen Thale der Lombardey, von hundert Flüssen durchströmt, das seines gleichen in der Welt nicht hat, durch die wilden, kahlen Felsenkrümmen des Apennin hinauſtrat, und endlich aus der Bochetta hervor, von heitern Lüſten umspielt, daſs die Locken um meine heiſsen Schläfe flatterten, oben auf der Hohe das tiefe, breite Meer unter mir glänzen sah, vom süſsen Strahlengewölk des Abends umlagert: Gott, wie ergriff das mein Herz und alle meine Sinne! wie die Thetis Homers mit einem Sprung vom Olymp hätt' ich mich in die ewige Lebensfülle hineinstürzen, und wie ein Wallfisch darin herumtaumeln und alle meine Leiden abkühlen mögen.

Ich blieb hier die Nacht bey einem alten Schäfer, der Chronik der Gegend, und sah die Sterne auf- und untergehen und das Weltlicht wieder erscheinen, und thronte so über Italien, dies Paradies mit allen seinen Bewohnern von Anbeginn der Zeit; Menschen und Thiere und Pflanzen und Bäume, und ich, machten ein friedliches Eins; so rein und heilig zerflossen war meine Seele.

Den Morgen schritt ich hinab, und schlief des Nachmittags in einem reizenden Dorf an der Küste, nicht weit von der Stadt. Gegen Mitternacht wacht' ich wieder auf vom Saitenspiel und einer Stimme, die lieblich mein Wesen durchdrang. Ich lauschte und vernahm die Worte, und sprang ans Fenster; die Musik kam aus einem alten Gemäuer an einen Hügel gebaut, der in hohen Pinien und Cypressen und niedern Fruchtbäumen sich aus dem Meer hervorstreckte; es waren Stanzen eines Mährchens vom Pulci, die ich gar wohl kannte. Als darauf noch eine weibliche Stimme zu der männlichen einfiel, so zog auch ich meine *Guitarra* hervor, brachte sie leis in Stimmung, und sang, als sie aufhörten, nach einigen Griffen von ihrer traurigen Harmonie in eine fröhlichere hinüber: „Wer seyd ihr süſsen Sänger dort, die ihr mich so entzückend aus dem Schlafe weckt? Habt Dank, habt Dank, daſs ihr den Menschen so Freude macht, und ihr Herz rührt in der stillen Dämmerung."

„Wir sind Vater und Tochter, die ein holdes Kind in Schlummer spielen, sammt dem Gatten, den der heiſse Tag abgemattet;" ertönte zur Antwort hierüber, indem ein Alter mit langem Bart an den Bogen der Thüre sich stellte.

„O ihr Glücklichen!" verfolgte ich darauf, und sang, von Begeisterung ergriffen, die Zeilen des Saturnus von Hesperien, wo alle so lebten; wo noch kein Phalaris die goldne Insel der drey Vorgebirge folterte, und keine Cäsarn mit Bürgerblut die Felder düngten.

„Und wer bist Du, edler Geist?“ fragt' er mich dann.

„Ein junger Pilgrim, der nach dem Vortrefflichen auf Erden wandert, und seine Seele nun hier an Honig labt.“

Er ging herunter, ich ihm entgegen; wir bewillkommten uns, und füllten die Becher. Es war ein herrlicher Mann, an die sechzig, ein ächter Dichterkopf, viel vom Ideal des Homer, nur nicht blind, wie es der hohe Jonier auch nicht war, der nur nicht sah, was gewöhnliche Menschen immer gegenwärtig mit ihren leeren Köpfen sehen, wovon er endlich den launigten Namen bekam; und der Griechische Künstler, der sein Bild erfand, richtete sich nach dem Volkswitz.

Wir machten geschwind Bekanntschaft. Er war ein Architekt gewesen, und weil er wenig zu bauen fand, seinem Hange zur Poesie gefolgt; und man hielt ihn nun für einen der besten Reimer aus dem Stegreife weit und breit, und er zog als ein solcher im Lande herum und ergötzte die Leute. Seine Frau war früh gestorben, und seine einzige Tochter gab er vor wenig Jahren einem wackern Landmann zur Ehe, der hier ein Gut gepachtet hatte, und bey dem er sich meistens aufhielt. Die Wirthschaft war wirklich aus der goldnen Zeit, wie ich hernach mit Vergnügen erfuhr.

Ich sagte ihm, daſs ich schier eben so die Malerey triebe, wie er ehemals die Baukunst. Dies freute ihn denn von Herzen; er faſste meinen jungen Kopf, und steckte ihn in seinen grauen Bart hinein, und küſste mich über und über, ergriff alsdann das Saitenspiel, und sang mit einer Schwärmerey das Lob der Dichtkunst, wie ein wahrer Priester des Apollo, daſs ich mich vor Lust nicht regte. Das halbe Dorf kam zusammen, und girrte vor den offnen Thüren und Fenstern leisen Beyfall. Und als er endigte, schien das Meer stärker ans Gestade zu brausen, und Alle riefen: „Es lebe *Boccadoro!*“ so nannte man ihn.

Zur fernern Kurzweil fing ich darauf einen Gegengesang an, und richtete Pindars Χρυσεα Φορμιγξ Απολλονος nach Ort und Umständen ein, und schilderte zum Beschluſs den Alten vor mir nach dem Leben, und erhob seinen Stand über den eines Königs. Und mit einem Jubelgeschrey: „Es lebe der schöne fremde

Jüngling und der göttliche Alte!" zog man von dannen, als wir gegen Morgen schieden.

Boccadoro wartete schon auf mich, als ich wieder ans Wirthshaus kam. Er sagte, ich müſste ihn heute begleiten zu einem groſsen Feste, das die ganze Woche fortdauerte.

Marchese S*** vermählte sich mit einer jungen *Fregosa* in allem ersinnlichen Pomp; der Bräutigam sey wohl jetzt einer der reichsten Privat-Edelleute von Europa. Diesen Abend würde Wettrennen gehalten, darauf Schmaus und Ball; morgen Stierhetze, und so weiter fort, jeden Tag eine andre Lustbarkeit; Komödie, Seiltänzereyen und allerley Künste sollten sich auf dem Land und Wasser zeigen. Er wäre aufgefordert, zwischen andrer Musik bey der Tafel zu singen, und er bäte inständig, auch mich darauf vorzubereiten; wir könnten unterwegs ein hübsches Thema zum Wechselgesang ausdenken. Der Pallast läge wenige Miglien weit von der Stadt auf der andern Seite der See; ein Paar Knechte von seinem Schwiegersohne würden uns mit ihm selbst und seiner Tochter auf einer Barke dahin fahren. Doch er glaube, daſs ich dieses alles schon wisse, und vermuthlich eben deswegen hier eingetroffen sey.

Ich versicherte ihn, daſs ich herunter gekommen wäre, ohne das Mindeste von dieser Hochzeitſeyer zu wissen. Aus dem Stegreife könnt' ich in so hoher Gesellschaft nicht singen; und ausserdem müſst' ich immer erst ein wenig die Art meiner Zuhörer kennen, um leicht den Eingang in ihr Herz und ihre Phantasie zu finden: sonst thue überhaupt das Vortrefflichste oft nicht seine Wirkung. Doch woll' ich ihn begleiten; sein Epithalamium zu hören schon allein reize mich. Er könne mich als Stimmer seiner Zither beym Schmause mit einfuhren.

Ich lernte nun seine Tochter kennen, eine erzgute, frohe, junge Hausmutter, und ihren Mann, einen muntern, trefflichen Wirthschafter; und einen kleinen Engel von Söhnchen: so daſs ein schönes Ganzes in lebendiger Ordnung war. Das alte mit Epheu bewachsne Gemäuer der kleinen Landburg fand ich innen bequem eingerichtet. Ich nahm gegen Mittag bey ihnen ein gesundes, köstliches, einfaches Mahl ein. Nach Tische schlummerten wir alle ein Paar Stunden; und dann fuhren wir ab, und mich ergötzten unendlich die Seewellen, so grünlicht klar und weich und furchtbar lieblich schroff über den Abgründen, wo jede auch in ihrer Kleinheit sich majestätisch als Tochter des unermeſslichen Oceans zeigte.

Wir langten gerade auf dem Rennplatz an, als die Pferde schon vorgeführt wurden. Die Sitze waren lauter Licht und Glanz von schönen und prächtig gekleideten Herren und Damen, mit einer Menge Volks überall. Der Pferde waren nur drey; aber alle drey muthschnaubende, königliche Thiere, so daſs es schwer war, voraus zu bestimmen, welches den Preis davontragen würde. Man hatte deswegen groſse Wetten angestellt; die Mehrsten waren für einen göttlich schönen Rappen, der sich an den Schranken gar nicht wollte halten lassen. Ein Falk stand dagegen still da: doch brach der Blick seines Auges in die Bahn wie ein Sonnenstrahl, und sein Fuſs hob sich leicht wie lauter volle Nerve. Wie das Seil fiel, that auch der Rappe einen Vorschuſs; in der Mitte der Bahn aber zog der Falk so aus, und überholte die andern, daſs sein Gang schneller war, als die Geschwindigkeit eines Sturmwinds über gelbe Saaten; er flog dahin, und seine Bewegung war das Entzücken aller Augen, selbst derer, die gegen ihn gewettet hatten. Kurz, er gewann den Preis, jedoch mit Noth, und ward hernach erst unbändig.

Nach dem Wettrennen war Komödie, und nach der Komödie der nächtliche Schmaus.

Gegen Ende desselben, als Wein und Gespräch die Lebensgeister in stärkre Wallung gebracht hatten, fing Boccadoro an sein Saitenspiel zu rühren. Es entstand eine allgemeine Stille: und die Töne seiner Griffe waren wie ein leises Flüstern am heiſsen Mittag in kühlen Wäldern von den Seelüften. Sein Geist taumelte darauf durch die alten Zeiten der Griechischen Heroen; und er sang die Hochzeit des Peleus und der Thetis: schmückte die Fabel aus mit lieblichen Worten, und ging davon auf die Gegenwart über, schilderte den Bräutigam als einen neuen Peleus, eben so von den Göttern beglückt, und seine Braut als die jüngere Thetis.

Auf einmal wendete sich dann der alte Schalk an mich, der ich hinter ihm unter den andern Spielleuten in der Ecke stand, und zog mich hervor, als einen andern Apollo, wenn ich seine Worte wiederholen darf, der plötzlich den Apennin herabgekommen sey, dies Fest noch zu verherrlichen: und überreichte mir die Zither.

Ich ward überrascht und glühte vor Schaam auf in der fremden, glänzenden Gesellschaft. Ein freudiges Murmeln lief durch den ganzen Saal, und Aller Blicke flogen auf mich. Es half hier keine Weigerung, wenn ich nicht wollte zum Gespött und zu Schanden werden. Ich entschloſs mich also kurz, die Sache so gut abzumachen, als mir möglich war, und wählte die mir leichteste Versart, nach der Melodie, die den immer stärker einschlagenden Anapästischen Rythmus hat, und Dich so oft ergötzte.

Nach wenig einfachen Akkorden sang ich gerade so, wie es war, meine Ueberraschung und Verwirrung, und daſs ich Boccadoren hieher folgte, die Pracht und Schönheit des Festes zu sehen, ganz fremd und unbekannt, ein bloſser Wandrer hier, seit wenig Stunden. Doch euer Ruhm, fuhr ich fort, geht über Meer und Alpen; und wer ist der kalte neidische Mensch, den eure glückliche Liebe nicht begeistern sollte? Nehmt gefällig die wenigen Blumen an, die ich mit geschwindem Raub über eure Tafel streue.

Ich beschrieb darauf die Gegend von Genua und ihre Bewohner; pries dieser Heldenmuth von den fernsten Zeiten an; und daſs es besser läge, als selbst das alte Rom, die Inseln des Thyrrenischen Meers und Küsten von Afrika zu beherrschen. Er zog nun im Gesang den jungen Themistokles, die Seligkeit der Mutter und des Vaters über denselben, und die goldnen Zeiten seiner Bürger, und machte allen

Gästen nach den süſsen Gütern das Maul wässerig; jeder schien im Herzen zu schwören, sich dabey anders aufzuführen, als ihre Vorfahren beym Kolumb, von dessen hohem erfinderischen Geiste sie mehr Schimpf und Verachtung als Ehre haben.

Ich wurde während des Liedes bey einigen glücklichen Stanzen von lautem Jubel unterbrochen, und erhielt, wie ich aufhörte, grossen Beyfall, der mir nur in sofern wohl gefiel, weil ich mich aus der Verlegenheit gezogen hatte.

Man stand nun vom Tisch auf, und es ging zum Ball. Als die Braut vor mir vorbey geführt wurde, begrüſste sie mich mit einem festen lüsternen Blick und wollüstigem Lächeln, und rief mir zu: Bravo! Sie hielt noch den Kopf zurück, als sie vorbey war, und Mienen und Gebehrden gestatteten Kuſs und Umarmung, wenn wir allein wären; ganz die Gestalt einer Bacchantin in Gluth und Ueppigkeit, voll Körperreiz und frecher Seele: welche Weiber mir nur in gewissen Momenten gefallen können. Ich fühlte wenig Neigung, nähere Bekanntschaft mit ihr zu machen; wohl aber mit einem andern Frauenzimmer, dessen Mutter, was die Formen des Gesichts betrifft, sich an dem Va-

Der Ritter sprach: «O lieber Vatter,
Die Lieb' wird oft zu Feindschaft zwungen,
Das kommet von den falschen Zungen,
Die solcher Lieb' nicht leiden mügen,*)
Und Herzlieb gen Herzlieb verlügen;
Wo aber rechte Liebe liegt,
Obgleich ein Klaffer etwas spricht,
Dem glaubt sie nicht, daſs es wahr sey,
Sie wohnt ihm stets in Treue bey,
Und ging bis in den Tod mit ihm,
Als ich von Pyramus vernimm.
Da ihn Thisbe erstochen sach,
Da kam sie rechter Liebe nach
Und zog das Schwerdt aus seinem Leib',
Stach das durch sich das treue Weib.
Wo Lieb' ist also stark und ganz,
Die trägt der Ehren wohl ein'n Kranz.
Sollicher Lieb' geb' ich den Preis.»

Bald antwort't ihm der alte Greis:
«Wo gleich zwey Herz' bleiben verbunden
In rechter Lieb' zu allen Stunden,
Können s' doch das verbergen nicht,
Es kommt zuletzt doch an das Licht,
Dadurch sie leiden Spott und Schand',
Ein bös' Gerücht durch das ganz' Land,
Als David geschah mit Berſabe,

---

*) mögen.

tikanischen Apollo versehen zu haben scheint, nur ohne Stolz und Zorn, vielmehr alles heilige Güte; ein wunderbares Geschöpf!

Ich erfuhr von Boccadoren, es sey eine Freundin der Braut, und hielt sich bey ihr auf. Die Eltern wären verunglückte Kaufleute aus Nizza in der Provence gewesen, und vor einigen Jahren gestorben. Die Braut heiſst Fulvia, und die Freundin Lucinde; ich verlangte die letztere tanzen zu sehen, aber sie tanzte nicht.

Etwa zwey Stunden nach Mitternacht darauf, als der Ball am lebendigsten war, hörte man einige Schüsse fallen, und bey der plötzlichen Stille darüber ein ängstlich Schreyen und wieder Schüsse, und Getümmel die Treppe herauf nach dem Saal. Und in einem Augenblick, ehe man eine Hand umwendet, brachen gräſsliche Männer mit Säbeln und Gewehr in den Händen zur vordern Thür herein. Man stand wie versteinert, und wollte fliehen und konnte nicht, und wuſste nicht wohin. Alles drängte sich auf die Seiten nach den Fenstern, und wo nur eine Oeffnung war; und heulte und jammerte, und alle Gesichter färbte die Todesblässe.

Wir wurden von Seeräubern überfallen, nach den gelben Afrikanischen Gestalten; und an Gegenwehr war wenig zu denken. Ein Theil von denselben besetzte die Thüre, wo sie herein kamen, andre faſsten gleich die Braut und griffen zuerst nach den Frauenzimmern und schleppten sie fort. Ich stand zu Ende des Saales an den Fenstern nach dem Garten; die ersten von Adel sprangen mit Gefahr hinaus. Ich wurde fast vom Getümmel erdrückt, und konnte kaum eine Pistole losreiſsen, die ich sogleich nach dem stärksten Kerl an der Thüre abbrannte. Die Kugel traf so glücklich ihn zum linken Ohr hinein, daſs er auf der Stelle stürzte. Der Knall verschaffte mir einigen Raum, so daſs ich die andre zog, und zugleich meinen Degen. Während der Zeit hatten sich noch andre Genueser und Bedienten mit Gewehr versehen, und schlugen im Mangel desselben mit Stühlen drein. Die Räuber hieben mit ihren Säbeln um sich, und spalteten Etlichen die Köpfe, und verwundeten diejenigen, welche voran waren. Doch brachten wir sie endlich zur Thür hinaus, die sie aber von aussen besetzt hielten, so lange, bis ihre Gefährten mit der Beute bis ans Meer kamen und sie einschifften. Alsdann wichen sie, und wir hatten das Nachsehen, ohne ihnen viel Schaden zufügen zu können, weil sie ihren Angriff zu gut angeordnet hatten.

Der Bräutigam selbst bekam eine starke Wunde, und ein Paar von den vornehmsten Gästen lagen ohne Hülfe niedergestreckt. Die wackersten machten sich mit dem Johann Andreas Doria, welcher, wie Du weiſst, die Türkische Flotte mit besiegen half, von dem Geschlecht des groſsen alten, gleich auf nach Genua, um den Räubern nachzusetzen: und ich wollte mit dabey seyn. Es war eine Frechheit, seit undenklichen Jahren ohne Beyspiel.

Wir langten dort gegen Morgen an. Fünf Dreyruderige wurden ausgerüstet, und wir stachen eine Stunde am Tag in die See, als noch die Sonne mit einem eingefallnen Nebel kämpfte; der Wind hatte sich die Nacht geändert, und ein Scirocco blies von Südosten. Wir wuſsten nicht, wohin unsre Fahrt zu halten, und machten uns auf die Höhe zwischen beyde Küsten. Endlich nach und nach, obgleich langsam, erweiterte sich der Gesichtskreis, und die Gebirge fingen an sich zu zeigen unter der grauen Hülle; und erst gegen Mittag lag die Wasserwelt uns einigermaſsen vor Augen, jedoch von allen Seiten so mit Dunst umfangen, daſs wir nichts entdecken konnten.

Doria beschloſs nun, zwey Schiffe abzusondern, und dieselben auf Sicilien zustreichen zu lassen, er selbst wollte mit den andern über Corsica hinauf in die Provenzalischen Gewässer. Noch ehe wir ausliefen, wurden auf beyde Seiten Jagdboote ausgesendet, keines aber war zurückgekommen. Ich blieb auf dem Schiffe, wo er selbst war. Es ging nun in vollem Zuge. Noch kannten wir die Stärke der Feinde nicht; bey Nacht und Nebel hatten wir die Anzahl ihrer Barken nicht unterscheiden können.

Am Abend kam das Jagdboot wieder, und verkündigte, daſs es den Feind bey Monaco im Gesicht erreicht hätte; die Räuber seyen vier groſse Galeeren stark. Wir ruderten die ganze Nacht; und den andern Morgen, als sich das Wetter aufheiterte, erblickten wir ihre Segel. O wie klopfte mir das Herz, bald im Schlachtgetümmel zu seyn! der Tod ist dabey doch nichts anders, als eine freye Bahn auf die edelste Art in die Geisterwelt aus diesem Chaos von Unwissenheit.

Sie entdeckten uns gleichfalls, und verdoppelten ihre Ruderschläge. So strebten wir den ganzen Tag.

Eben als die Sonne, nach dem Stesichoros, aus den Lüften in den goldnen Becher trat, und den Ocean hinabschwamm zu den finstern Tiefen der heiligen Nacht, thaten wir die ersten Kanonenschüsse nach ihnen; wir hatten den Vortheil des Windes über sie, und sie machten darauf Halt, weil sie nicht weiter flüchten konnten. Wir griffen sie schier in gerader Linie an, und dehnten uns etwas aus, damit sie uns nicht von den Seiten ankonnten. Wir brachten ihnen einige herrliche Lagen bey, und waren weit besser, als sie, mit grobem Geschütz versehen. Nach mancherley Wendungen kamen wir, als schon die Dämmerung sich einsenkte, mit zwey Schiffen an einander zum Handgemenge, und unser drittes suchte die zwey andern Galeeren abzuhalten, die es entern wollten.

Ich befand mich auf dem ersten, und kämpfte mit aller Gewalt und Besonnenheit, deren ich fähig war. Noch hatt' ich zum Glück keine Wunde, aber die Kugeln vom kleinen Gewehr und Säbelhiebe streckten Manchen an mir nieder. Endlich drangen wir ein in ihre gröſste Galeere, und ich war unter den Ersten, mit einem starken Dolch in der Linken, und in der Rechten den Degen, und im Gurt noch eine geladene Pistole. Bevor ich übersprang, stieſs ich einen ihrer Kecksten darnieder, der schon im Zuge war, dem Doria mit seinem sichelförmigen Damascenersäbel den Unterleib durchzuschneiden, und rettete diesem so das Leben. Mit einem Andern auf der feindlichen Barke, der auf mich einhieb, wurd' ich hernach bald fertig; doch konnt' ich mit dem Dolch seinen Streich aus beyden Fäusten nicht so ganz abhalten, daſs er mir nicht ein wenig im Herunterschellern den linken Arm streifte: ich traf ihm darüber grade die Kehle, daſs er die Zunge herausstreckte.

Sie wichen und ergaben sich; nur der, welcher der Anführer schien, sprang unter's Verdeck, und ich ihm nach. Und siehe! hier steckte die Braut mit der andern Beute. Er holte mit dem Säbel weit nach ihr aus, um ihr den Kopf vom Rumpfe zu hauen; ich aber kam ihm zuvor, und stach ihm die Klinge mit ganzem Leibe unter dem aufgehobenen Arm ins Haarwachs, daſs er auf die Seite stürzte, zog sie heraus, und gab ihm dann vollends den Rest.

Die Hauptgaleere war nun übermannt, allein die andre wehrte sich desto fürchterlicher. Ein junger Mann, noch ohne Bart, focht wie ein Verzweifelter, und hatte neben sich viele Todte liegen; und er würde sich frey gemacht haben, wenn wir Andern nicht den Unsern zu Hülfe gekommen wären. Auch diese muſste sich dann ergeben. Inzwischen flüchteten die zwey andern, nachdem sie unser drittes Fahrzeug eroberten, mit diesem. Wir setzten ihnen nach, verloren sie aber in Dunkelheit: und den Morgen darauf waren sie uns aus dem Gesichte, und wir konnten ihren Weg nicht entdecken.

Doria kehrte ärgerlich nach Hause, daſs die Sache nicht besser abgelaufen war. Vielleicht hätt' er gar nicht angegriffen, wenn nicht einer seiner Verwandten aus dem Tanzsaal mit wäre weggeschleppt worden, den er nun doch wieder frey machte. Es ging hier Noth an Mann, und die äusserste Gefahr war in der Säumniſs. Die zwey andern Schiffe hätte er freylich nicht nach Sicilien ausschicken sollen; aber wer kann Alles vorhersehen? Wer wuſste, daſs die Räuber so stark waren? Nach geschehener That ist jeder Tropf klüger, als Hannibal und Cäsar!

Ich hingegen war glücklich wie ein Gott; mich dünkte, daſs ich erst das wahre Leben recht geschmeckt hätte. Doria der Strenge machte bey allem seinen Verdruſs mir groſse Lobsprüche, und sagte öffentlich: „Du hast einen schönen Anfang gemacht, Junge; wenn Du länger lebst, und so fortfährst, wird ein berühmter Held aus Dir werden." Fulvia, deren Schutzengel ich gewesen war, dankte mir mit Thränen voller Zärtlichkeit. Aber mehr als Alles, auch die schöne Provenzalin Lucinde befand sich unter den Geretteten, die nur noch jämmerlich an der Seekrankheit litt, und bis auf's Blut von sich gab. Ich hatte nicht die geringste Anwandlung davon gespürt; und es erquickte mich durch Mark und Bein, daſs ich dieses Element und dessen lebendige Bewegung noch immer von meinem Knabenalter an so wohl vertrage.

Wir lieſsen gegen Abend in dem Hafen von Villafranca ein, nachdem wir den ganzen Tag vergebens herumgekreuzt hatten, um die Verwundeten zu pflegen, unsre Todten zu begraben (die gebliebenen Feinde warfen wir gleich über Bord) und den abgehärmten Frauenzimmern einige Ruhe genieſsen zu lassen; nur ein Paar Vermählte unter denselben waren von Kanonenkugeln zerschmettert worden, die übrigen alle blieben unversehrt. Wir führten sie den Berg hinauf in das Städtchen, das hinten im Kessel unter dem jähen Felsen mit wenigen Häusern nur wie eine Einsiedeley liegt zwischen Oelbäumen. Ich nahm Lucinden in Arm, die auf dem feſten Boden gleich wieder zu sich kam; und sprach ihr Muth ein nach überstandner Gefahr. „Ach," antwortete sie seufzend, warum leb' ich noch, um auf immer unglücklich zu seyn! Niemand weiſs mein Leiden. O, wär' ich nur dort oben bey den Auserwählten unter den Heiligen und Engeln!" Und hier that sie einen schmachtenden Blick aus ihren groſsen schwarzen Augen gen Himmel, und zerschmelzte mir ganz mein Herz damit. „So viel Schönheit ist nicht gemacht," versetzt' ich ihr, „um hienieden sich zu quälen; wirf allen Kummer weg, und sey selbst so selig, als Du Andre selig machst." Sie schwieg, und neigte das Haupt wie eine welke Blume, und ging, ohne auf meine Reden Acht zu geben, mit mir voran; ihre traurige Miene und blasse Farbe, ihr verwirrtes Haar und losgegangenes Gewand vollendeten das Bild einer bezaubernden Heiligen. Wir quartirten sie zusammen in ein Haus ein, und sie wurden gut verpflegt und gewartet. Ich selbst blieb in dem Städtchen, und ruhte die Nacht aus; meine Streifwunde hatte zwar nichts zu bedeuten.

Den andern Morgen nach der Messe unterhielt ich mich noch ein paarmal auf den Raub wenige Augenblicke allein mit Lucinden, die nun wieder zu Kräften gekommen war, und erfuhr, daſs der Anführer der Räubergaleeren, den ich niedergestoſsen hatte, ein Liebhaber von Fulvien gewesen sey, ein Genueser, der gefangen seinen Glauben verläugnete, und alsdann unter dem berühmten Ulazal, dem gröſsten Seehelden unsrer Zeiten, diente. In sie entbrannt, ohne daſs seine Leidenschaft je ihr Ziel erreichte, unternahm er die That nach hinlänglich eingezogener Nachricht von allen Umständen der Hochzeit, und hätte sie bald glücklich ausgeführt. Er war Bastard von einem Adorno, und man nannte ihn zu Genua Biondello. Jungfräulich versicherte sie mir, daſs die Braut noch ihre Ehre bewahrt hätte mit heiſsen Bitten und Beschwörungen, daſs er sie nur so lange verschonen möchte, bis er ans Land käme, bey ihrem üblen Befinden; und sie sey rein bis auf einige Küsse, die sie dem Verdammten unterdessen habe gestatten müssen. Die andern wären meistens noch viel ärger als die Braut von der Seekrankheit befallen gewesen, so daſs die Barbaren selbst Mitleiden und Barmherzigkeit gegen sie gehabt hätten, ohne sie weiter noch zu martern. Ausserdem habe die Noth, in Sicherheit zu kommen, die Räuber zu äusserster Geschäftigkeit angetrieben, und die Menge die Begierden jedes Einzelnen im Zaum gehalten; und so seyen sie noch glück-

Vergilio und andern meh,
Der'n Lieb' in Schand' war offenbar.»

Der Ritter sprach: «Die Liebe gar
Mancherley scharfe Liste lehret,
Damit sie sich lang' Zeit ernähret,
Sie weiſs verborgne Weg' und Straſs'.
Von Guiscardo ich nächten las,
Der ging zu Frau Gismunda werth,
Durch ein'n heimlich' Gang durch die Erd',
Dergleichen auch Herr Tristant
Gar viel heimlicher Weg' erfand.
Also wird sie durch List bewahrt.»

Der Alt' sprach: «Lieb' hat ja die Art,
Daſs sie List suchet hie und dar,
Daſs sich gibt mancher in Gefahr,
Dadurch er kommet um sein Leben.
Leander wollt' auch schwimmen eben
Zu Hero heimlich und ertrank;
Es hilft nicht allmal List und Rank,
Denn, wen die Liebe überwind't,
Der ist verwegen, toll und blind,
Vermeynt, er geh' verborgne Bahn,
So es doch merket Jedermann,
Und geht hinan frech, dürr und kurz,
Daſs er zuletzt leid't einen Sturz
An Ehren, Gut, oder am Leib.
Es sey gleich Mann oder Weib,
So ist doch Lieb' Angst, Sorgen voll.»

lich der Schand' entrissen worden, und eine könne für die andere zeugen. Biondello habe denn in der Verzweiflung Fulvien aus Eifersucht niedersäbeln wollen, als ich sie errettet hätte. „Heilloses Geschenk der Schönheit," rief sie aus, „in wie viele Drangsale stürzest du uns? und wenn wir Andre damit glücklich machen, so gerathen wir dadurch selbst in das äusserste Elend. Wie die Könige, die Alles vermögen, nur daſs unsre Herrschaft kurze Zeit dauert. haben wir durch dich keinen Freund; und die vortrefflichsten Männer, mit allen Vollkommenheiten ausgerüstet, wie zum Exempel Ihr seyd, legen uns häſsliche Fallstricke."

Diese Apostrophe ging mir wie eine Kugel vor den Kopf, und ich fiel im Staub vor der Himmlischen nieder.

Nachmittags drehte sich der Wind, und wir fuhren mit Rudern und Segeln wieder ab. Auf unser Schiff war mit einigen andern Gefangnen der junge Held gebracht worden, der auf der zweyten eroberten Galeere so tapfer kämpfte, so daſs wir unser drittes Fahrzeug darüber einbüſsten. Ich hörte ihn hernach im Neugriechischen mit einem seiner Gefährten sprechen; und er stampfte noch mit dem Fuſse vor Zorn, daſs die zwey andern Galeeren sie im Stiche gelassen hatten; jedoch mit Unrecht: denn jene wurden gleich im Anfang des Gefechts von unserm Geschütz sehr übel zugerichtet. Er sprach inzwischen so frey und ohne Furcht in der Gefangenschaft, und seine Gestalt war so schlank und edel in der wilden Farbe von Meer und Sonnenbrand, daſs mein Herz gegen ihn von Zuneigung wallte. Ich beschloſs, alles mögliche anzuwenden, ihn von der Knechtschaft loszumachen, welches mir denn auch glückte; noch ehe wir zu Genua einliefen, schenkt' ihn mir Doria zur Belohnung. Ich nahm ihn zu mir, wie wir von Bord traten; erklärte ihm seine Freyheit, worüber er mir an die Brust flog, und lieſs ihn wenig Tage darauf mit einem Venetianischen Schiffe nach Constantinopel abfahren. Er bat mich vorher um meine Zuschrift, die ich ihm denn an Dich gab.

„Du sollst Dich nicht in mir betrogen haben," sprach er zu mir beym Abschied: „solche Menschen, wie wir, müssen einander ihr Lebenlang helfen."

Die Männer, die ihre schönen jungen Weiber wieder bekamen, freuten sich wenigstens, daſs ihnen Grund und Boden geblieben war; und die Väter und Mütter hofften bey ihren Töchtern das beste. Wegen der Braut wurden insgeheim von der Familie des noch verwundet darnieder liegenden Bräutigams verschiedene Personen besonders in Verhör genommen; und als ihre Aussagen übereinstimmten, und derselben Unschuld bekräftigten: so überlieſs man sich wieder ganz der Freude.

Der Himmel bescheere mir nur immer so fort ein Leben, und lasse mich nie in Unthätigkeit schmachten: von Cäcilien und Dir geschieden zu seyn aber thut mir weh im Herzen. Wann wird einmal wieder die Zeit der Vereinigung kommen! Ach, wenn es ihr nur wohl geht! dies ist jetzt Alles, was ich von ihr verlange.

Ardinghello.

Genua, December.

Ich stecke in einer Lage, die ich Dir kaum mit Worten andeuten kann. Wenn Lucinde an Fulvia's Stelle wäre: so führten wir ein Götterleben; so aber ist Natur und bürgerlicher Stand einander ganz entgegen. Fulvia hat eine Phrynenseele; und diese sollte Lucinde haben, um das glückseligste Geschöpf zu seyn. Ich habe Gespräche mit der Letztern gehabt, mich auf ewig mit ihr zu fesseln; wenn die

Ehe nicht der Tod bey lebendigem Leibe für meinen freyen Sinn wäre. Ach, es geht bey ihr alles so schön hinüber und herüber! was dies weibliche Wesen für einen süſsen Klang hat, ist unaussprechlich. Und ihre Ahndungen und Gefühle von unsichtbaren Welten, so fremd und sonderbar und kindlich zuweilen sie mir auch vorkommen, ergötzten mich doch wie Homerische und Platonische Dichtungen.

Als ich mich einst an einem Abend tiefer mit ihr im Gespräch hierüber verlor, und ihr dieses einleuchtend machen, und sie, wie mich dünkt, auf ihren rechten Lebenspfad führen wollte: sah ich auf einmal Fulvien neben uns, die ich im Eifer nicht bemerkt hatte; wir sonderten uns vorher von der Gesellschaft ab, und standen an einem Fenster im Saal mit der Aussicht über's Meer hin. Der Ernst kehrte sich dann in Kurzweil; Fulvia foppte mich als einen blöden Schäfer, und in Rücksicht auf sie war der Spott nicht ungerecht: und Lucinden sagte sie einige unanständige Dinge, welche deswegen erröthend ausschied.

Folgenden Nachmittag erhielt ich durch ein Weib, das Lucinden bediente, ein Zettelchen, worauf geschrieben stand: „Ich muſs Sie allein sprechen, mich zwingt die Noth dazu; warten

Sie eine Stunde nach Einbruch der Nacht unten am Pallaste; die Ueberbringerin wird Sie an Ort und Stelle ſühren.“

Ich wuſste nicht, was ich denken sollte, und von der Frau war weiter nichts herauszubringen; inzwischen versprach ich gewiſs zu kommen.

Dieselbe ſührte mich auch die bestimmte Zeit die Treppe hinauſ, und oben durch den kleinen Garten. Es war ſinster, und regnete, und der Wind sauste. Alsdann machte sie ein Zimmer auſ, schloſs mich hinein, und ich war völlig im Dunkeln. Sogleich wurd' ich von einer warmen Hand ſest gefaſst und auſ ein Ruhebettchen gebracht; schüchtern erst und endlich inbrünstig umarmt und geküſst unter heiſsen Seuſzern, ohne weiter nur ein Wort zu hören. Mein ganzes Blut gerieth in Wallung an den in Liebe klopſenden Brüsten; ich glaubte, Lucinde sey plötzlich eine heitere Griechin geworden, und wollte ihr himmelschönes junges Leben genieſsen, und mit mir den Anſang machen. Mir wich das Gewand unter immer mehr verführerischem Sträuben, und ich gelangte bey dem höchsten Reize, den junge, zarte, nackte, vollkommne weibliche Formen in der Dunkelheit ſür unsern stärksten Sinn nur haben können, zum entzückendsten Ziel meiner entflammten Begierden.

Das bacchantische Leben, das endlich alle Verstellung vergaſs, brachte mich hernach doch etwas aus meiner Unüberlegung, obgleich noch ganz im Rausche. «Lucinde, Lucinde!» rief ich, «welch eine glückliche Verwandlung! laſs mich Deine Stimme hören.»

«O du mein Alles!» hört' ich nun Fulvien, statt ihrer, «verzeihe mir diesen Betrug: was ich bin und habe, ist Dein Eigenthum, Du bist mein Herr und Meister! Du hast mir das Leben errettet, und ich kann nichts weniger thun, als Dir wie Magd und Sklavin dienen, Engel, Gott! wo find' ich einen Namen, der alles das ausdrückt; was ich in Dir umfasse? Auch Lucinde soll Dir zu Theil werden! Stolz und Eifersucht sammt der Person will ich Deinem Vergnügen aufopfern.» Hier umrang sie mich auf's heftigste und biſs mich wie rasend in die Brust.

Ich muſste mir's gefallen lassen; ich war angeführt auf eine Weise, die mir hohe Lust gewährte. Wenn ich auch ein Joseph hätte seyn wollen, so war die Flucht zu spät. Ihr Gemahl erzeigte mir Freundschaft: aber wer kann dafür, daſs er einfältig ist, und kein besser Schicksal verdient? Warum hat er so geheyrathet?

Dies sind natürliche Folgen, die selten ausbleiben. Fulvia hat ein heiſses Temperament, und er ist schwach und kalt und träge: solch ein Paar thut kein gut zusammen, wie mancher wegen des Kontrastes sich wohl einbilden möchte.

Ich verwunderte mich über den Schritt, den sie gethan hätte; freute mich ihrer Liebe, und pries ihre Reize: gestand ihr aber aufrichtig, wie närrisch der Mensch sey, und daſs mein Herz auch beym lebendigsten Genuſs der Wonne noch nach Lucinden schmachte.

„Und warum sollen wir Dich nicht als Freundinnen lieben können? o Du bist ein so theuer Gut, daſs wir beyde an Dir überflüssig genug haben, und ihrer mehrere, wenn Du willst. Du sollst als der edelste Wein nur zum höchsten Fest aufgespart werden, der mit seinem Balsam allen köstlichen Geschmack überflügelt. Warum sollen vernünftige Schwestern nicht friedlich mit einander an Dir Theil nehmen! Warum sollen wir uns von Gewohnheit und Gesetzen im Zaum halten lassen, die blos für den Pöbel sind, eben weil er Pöbel ist, der sich nicht selbst regieren kann?"

Du siehst hieraus, daſs ich doch mit einem gutartigen Geschöpf zu thun habe. Ich muſste über ihre Aspasienberedsamkeit und ſeinen Lobsprüche lächeln; band ihr aber auf's Gewissen, behutsam zu seyn; und so war der neue Liebeshandel fertig.

Es läuft mir heiſs über den Leib, da ich mit Dir von Cäcilien sprechen will, und ich erröthe, wie ein Unheiliger; sie bleibt immer die Krone von Venedig. Möchte sie und Lucinde nur so Schwestern seyn, wie Fulvia sagte! Aber ich bin ein Thor und unersättlich. Ach, die Arme wird verlangen, Nachricht von mir zu hören; und dies ist noch nicht einzulenken. Wie, bin ich strafbar, daſs ich mich mit dem Schönen zu vereinigen suche, wo ich's finde? ist dies nicht der edelste Trieb unsers Geistes? Ist der nicht ein Elender, ein von Gott Verworfner, der diesen Trieb nicht hat, nicht ausübt? In was für einer Welt bin ich, wo dies Naturlaster seyn soll? den Menschen zerrüttende, bloſse bürgerliche Ordnung ist es. Komm, göttlicher Plato, und stürz' alle die barbarische Gesetzgebung über den Hauſen, und führe deine Republik ein, wo wenigstens Mann und Weib mit ihrer Liebe heilig und frey sind.

Ardinghello.

Ich erhielt mit diesem Brief fast zur selben Zeit ein Kästchen von Smyrna an Ardinghello, und konnt' es ihm sogleich durch einen

Veroneser, einen alten Bekannten von unserm Hause, welcher in Handlungsgeschäften nach Genua abreiste, übersenden. Dabey meldete ich ihm die völlige Befreyung seiner Cäcilia. Im Februar schrieb er mir wieder, wie folgt, mit dem von Verona bey dessen Zurückkunft.

Genua, Februar.

Sieh, theuerster Schatz meines Lebens, edles Herz, hoher Geist, gute Thaten bleiben nicht unbelohnt! Lies dieses kostbare Zettelchen: für Dich hab' ich kein Geheimniſs.

„Du hast den Sohn des Kalabresers Ulazal gerettet, ein Kind der Liebe, das er mit einer Griechin aus Rhodos erzeugte. Nimm hier einen kleinen Dank dafür; und reiſs Dich los, und komm in meine Arme. Bey meiner Mutter Platane Stephani zu Smyrna kannst Du mich immer ausfinden; dahin richte auch Deine Antwort. Ich versichere Dich, daſs kein besser Leben ist, als vom Archipelagus bis an die Säulen des Herkules auf den klaren Wassern in beständiger Bewegung zu seyn, und durch seine Tapferkeit die Schönheit aller der reizenden Küsten zu genieſsen. Königlicher Jüngling, erquicke bald mit Deinem muthigen Anblick meine Seele!

Diagoras Ulazal."

BIBL. VNIVERS. LIPS.

In dem Kästchen sind Edelsteine und Ringe und einige andre Orientalische Kostbarkeiten von groſsem Werth.

Alle diejenigen, die wir ihm gefangen nahmen, hat er schon frey gemacht, und meistens mit andern Christensklaven ausgewechselt. Er versprach es ihnen, wenn sie ihn nicht entdekken würden; und die auserlesene Schaar war entschlossen genug dazu: solche Zuneigung hatte jeder für den jungen Helden.

Nun höre meine andern Begebenheiten! den Antrag des Diagoras müssen wir weiter überlegen; ich kann mich noch nicht entschlieſsen, das schöne Italien zu verlassen, da ich noch so wenig davon gesehen habe.

Fulvia nahm über sich, Lucinden zu bekehren; meine Leidenschaft gegen dieselbe schwoll immer mehr an, je härter und unerbittlicher sie wurde. Vor vierzehn Tagen ohngefähr lieſs sie etwas von ihrer Strenge nach; da sie vorher immer alle Gesellschaft mied, wo sie wuſste, daſs ich zugegen war. Eine gewisse Heiterkeit und Frühlingsrosenröthe ging in ihrem himmlischen Antlitz auf, das sonst ein innrer Gram mit einer melancholischen Lilienblässe überzog, die mir so das Herz zusammenklemmte, daſs

Der Ritter sprach: „Ja, es geschieht wohl,
Daſs Lieb' durch Unglück wird verführt,
Daſs Lieb' bey Lieb' ergriffen wird,
Jedoch die Lieb' sie lehren kann,
Daſs sie durch List kommen von dann',
Als Ritter Florio geschah
Mit der schön' Bianceffora,
Wurden beyde vom Tod' erledigt.
So Lieb' durch Unglück wird geschädigt,
Und einen Schaden da empfing,
So macht es doch die Liebe 'ring,*)
Lieb' machet süſs die bittern Gallen."

Der Alt' sprach: „Mir ist eingefallen,
Obgleich die Lieb' lehrt solche List,
Damit sie sich in langer Frist
Vor solchem Schaden hüten können,
Jedoch sie selten Freud' gewinnen;
Denn Unglück ist so mancherley,
Davon wird oft ihr' Freud' entzwey.
Die Eifersucht sie hart vexirt,
Der Klaffer sie auch täglich irrt,
Darum bringt Lieb' stät heimlich Weh."

Der Ritter sprach: „Ja, ich gesteh',
Daſs in Lieb' ist oft heimlich Leiden,

---

*) gering.

ich aus der Haut fahren mochte, um dem Engel zu helfen. Sie gestattete sogar, daſs ich auf einem vermummten Ball eine Menuet mit ihr tanzte. Gott, welcher hohe Reiz enthüllte sich in jeder Bewegung ihres schlanken Körpers! wie heiſs die Augen in mich sonnten, und sich doch so selbst überlassen! wie süſs die zarten Lippen in so frischer, feuchter Röthe lächelten, und die festen, glänzenden Brüste von der Ebbe und Fluth der Jugend wallten! Ich ward umflochten von einem unzerreiſslichen Liebesnetz; und die Berührung ihrer Finger entflammte mich, als ob ich lauter Salpeter und Schwefel wäre. Wo ich den Blick hinrichtete, entstanden neue Zaubereyen; so hatten mich ihre behenden, sichren Füſse nie entzückt, und nie so ihre braunen, sich hebenden Locken über den schönen weiſsen Hals, sammt aller ihrer Kleidung. Wir schwebten um einander wie klare lichte Empfindung; sie schien zu fühlen, was ich fühlte, und zitterte auf die Letzt vor Bangigkeit, so daſs wir plötzlich aufhören muſsten.

Noch dieselbe Nacht ward eine Verrätherey gegen sie ausgedacht und vollführt. Ich stahl mich mit Fulvien vom Ball weg, und diese verbarg mich in einen groſsen Schrank, der in Lucindens Schlafzimmer stand, worin einige alte Familienkostbarkeiten hingen; Fulvia lieſs mich allein, und kam unbemerkt wieder zurück.

Lucinde machte sich gleich darauf vom Tanzsaal; ich erbebte vor Schrecken und Lust, wie ich sie hereinrauschen hörte. Sie sang alsdann beym Auskleiden ein provenzalisch Lied, mit einer Stimme, woraus die Töne so gefühlig und rein wie Perlen hervorkamen, die ich noch nie vernommen hatte: nur befremdete mich äusserst dessen Inhalt. Es war der Seelenjubel einer Jungfrau, die ihren Geliebten wieder findet, frey von Noth und Drangsal, worin er lange geschmachtet hat, und ihn mit tausend Küssen, Liebkosungen und Zärtlichkeiten empfängt. Doch vielleicht, dacht' ich, ist es etwas auswendig Gelerntes, und es fällt ihr eben so ein; aber es machte mir heftige Unruhe, als sie beym Schluſs in die Hände klatschte, und ausrief: „O hätt' ich dich schon, mein Florio! aber wie weit bist du noch entfernt! doch Flügel wieder meiner Hoffnung, daſs du noch lebst. O du heilige Magdalena, bescheere mir den Holden, die du auf deinem Felsen zu Marseille schon oft über ihn gewaltet hast, und den Verwegenen aus den Fluthen des Meeres und tödtlichen Gefahren nach meinen Bitten errettet! O du liebe heilige Magdalena, ich falle hier vor dir nieder, und fleh' dich an, überlaſs, o Freundin des Erlösers, mein Gemüth nicht immer dem bittern Kummer! mache mein Herz leicht, und wieder froh, und stehe bey meiner Liebe! Ardinghello, der Flüchtling, heyrathet mich doch nicht. Was hilft mir's, wenn ich seine Qual auch noch so hoch treibe: er machte mich endlich unglücklich. Wohlwollen muſs ich ihm, ach ja! er ist ein verführerischer Bube! O Florio, erscheine bald! Heilige gib mir ihn!»

Ich wurde faſt zum Narren, so griffen mich diese Reden der Unschuld in meinem Schrank an, und muſste alle meine Kräfte zusammenspannen, um auszuhalten. Noch war ich unentschlossen, was ich thun wollte. Tumult und Aufruhr in allen Nerven und Adern. Und so harrte ich, bis sie sich zu Bette legte, und harrte noch hernach über eine Stunde; und lange und lange, bis ich endlich in der Verzweiflung, mit meinen Gedanken und Gefühlen ins Reine zu kommen, leise die Thür eröffnete, und heraus trat.

Den Mantel hatte ich schon vorher abgeworfen, und die Schuh' ausgezogen; ich ging auf den Zehen und hielt mich mit den Händen im Gleichgewicht. Sie lag vom Schlaf aufgelöst mit dem Kopf über den rechten Arm, und den linken sanft ausgestreckt, mit den Knieen jungfräulich ein wenig zusammengezogen, die Decke von sich geworfen, und nur den Unterleib mit dem leinenen Tuche verhüllt; es war eben eine laue Nacht.

Ich besah alsdann ihr Zimmer. Vor einer Madonna mit dem Kinde, nach der reizenden von Raphael auf dem Stuhl von einem seiner besten Schüler kopirt, brannte eine Lampe; und eben so brannte eine andre vor einer Magdalena, gewiſs von dem Wundermanne der Lombardey Antonio Allegri; solch eine unbeschreibliche Anmuth war in den Umrissen ihres Gesichts, so lieblich die Farbe, und unübertrefflich das blonde Haar gemalt, über die jungen Brüste reizend, wie von einem Lüftchen verweht. Vor beyden standen Blumenstöcke; vor der Magdalena aufgeblühte Rosen und Knospen, vor der Madonna Lilien und Nelken, die sie sich selbst den Winter erzog. Auf dem Tische vor jener lagen die Gedichte des Petrarca; und Schreibzeug, Federn und Dinte und Papier und beschriebne Blätter. Ich las das eine, wo ausgestrichen und verändert war, und fand das Lied im Provenzalischen, was sie gesungen hatte. Das wuſst' ich auch noch nicht, daſs sie ihre Gefühle in so schöne Form von Worten bringen konnte: mir wallte dabey eine Gluth nach der andern auf im Herzen. Im Petrarca war das Gediegenste, immer gerade das wenige Vortrefflichste, mit ausgetrockneten verschiednen Blumenblättern belegt und bezeichnet; besonders in den Reimen nach dem Tode der Laura. Neben der Madonna stand ihre Näharbeit in einem Rahmen; sie hatte angefangen, die lebendigen Rosen und Lilien vor sich dahinein zu sticken. Mich überlief ein Schauder, als ob ich in dem Tempel der Keuschheit eingebrochen wäre, und lästerlichen Frevel ausüben wollte. Ich blickte durch das Fenster am Bette, und der volle Mond wich hinter die Seealpen, den Gräuel nicht anzusehen; unten rauschte zürnend das Meer auf. Ich ward erschüttert, und es fehlte nicht viel, daſs ich mich wieder in den Schrank verborgen hätte; doch kniet' ich vor sie hin, und stemmte mich sachte mit beyden Händen auf ihr Lager; ihr ambrosischer Athem berührte mich wie Wonne des Himmels. So lag ich eine Weile in ihrem Anschauen versunken und verloren, und meiner endlich nicht mehr mächtig. Ich warf die Kleider von mir, und näherte mich nach und nach leise mit ganzem Leibe dem Schönsten, was die Welt hat. Ich schob alsdann mit den äussersten Fingern das Hemd auf beyden Seiten von den Brüsten, die mich mit ihren Knospen der Unschuld anlächelten, als ob sie Verschonen ihrer Jungfräulichkeit bäten; und so bracht' ich das Tuch von ihren reinen trocknen Füſschen und den netten Beinen bis an die Mitte der wie Säulen runden, üppig hinaufschwellenden Schenkel, worunter es fest hing.

O all ihr Mächte des Himmels und der Erden, welche Vollkommenheiten habt ihr hier vereinbart! ich zerrann in nicht mehr zu hemmendes Entzücken, und riſs das Tuch los: und sie fuhr auf und that einen Schrey unter meinen Küssen.

„Habe keine Furcht," stammelt' ich ihr, „ich bin Ardinghello, und werde Dir kein Leid zufügen." Sie hörte nicht, und rief: „Bösewicht! Schändlicher! Hülfe!" und wand sich los und bedeckte sich und weinte in voller Verzweiflung: ich war wie von einem Wetterstrahl durchschlagen in allen Gebeinen.

„Vergib, o Himmelskind, einem, von unwiderstehlicher Liebe ganz Niedergeworfnen und Ueberwältigten, diese Frechheit. Ich schwöre Dir bey allen Deinen und meinen Heiligen, ich werde Dir kein Leid zufügen!" so faſste ich sie mit Gewalt bey ihrer Rechten, und hielt sie an mein lautschlagend Herz.

« Weg von mir, grausamer Verderber! » schluchzte sie.

« Komm wieder zu Dir, Lucinde! » sprach ich ihr ein; « sieh', ich berühre Dich nicht mehr. Ich bin schon glücklich, wenn ich Dich nur sehe; und wenn ich von Dir bin, ist Alles vor mir in Leerheit. Deine Gestalt allein, auch ohne Wort und Zuneigung, ist mir mehr als Andrer feurige Liebe. Sende mich in Gefahren, worin ich tausendmal mein Leben wage: Dein Wink wird mein Gesetz seyn. Du bist meine beſsre Seele, die alle meine Fähigkeiten füllt. Du herrschest über mich, wie mein strengster Verstand; sieh', das zeig' ich Dir; und Alles kann ich für Dich thun, ausser was mir unmöglich ist. »

« O Ardinghello! Ardinghello! » weinte sie, « verlaſs mich! o verlaſs mich! »

« Göttliche, und warum? Warum können zwey Menschen, wie wir sind, nicht ohne Sünde so beysammen seyn: warum immer eine Scheidewand von Mauer und Kleidung und mechanischer Gesellschaft dazwischen! Bedenke, wie die Seligen im Himmel sind, und unsre ersten Eltern waren. Alles dies dient nur, wenn man unter dem groſsen Haufen ist.«

»Und was willst Du von mir? was kann ich für Dich thun, ohne mich unglücklich zu machen?« versetzte sie etwas ruhiger, sich rundum einhüllend.

»Sage mir, wen Du liebst?« fuhr ich fort; »denn daſs Du liebst, das weiſs ich, und weiſs noch, daſs Du unglücklich geliebt hast.«

»Ach,« antwortete sie darauf, nach einigem Stillschweigen, »den Hauptmann einer Galeere, der mich, wie ich noch ein kleines Kind zu Nizza war, schon aufblühender groſser Knabe, bey meinen Eltern lesen und schreiben lehrte. Hernach legte er sich auf die Handlung, und führte mit der Zeit Kauffarthey-Schiffe; und endlich wurde er Anführer einer Spanischen Galeere. Als solchen sah ich ihn nach langer Zeit vor zwey Jahren in Genua wieder; wo wir uns einander versprachen, und die Vermählung feyern wollten, wenn er wieder aus dem Türkenkriege käme. Allein er kam nicht wieder; und ich hielt ihn für todt, bis ich vor wenig Tagen die zugleich frohe und traurige Botschaft hörte, daſs er zu Constantinopel in harter Sklaverey sich befinde. Mir brachte sie ein alter Schiffer aus Antibes, der von dort abfuhr, und uns beyde kennt. Nun hoff' ich, daſs man ihn erlösen, und ihm seinen ehemaligen Posten wiedergeben, und wir endlich glücklich seyn werden.»

«Zärtliche,» verfügt' ich darauf, «Deine Hoffnung steht auf schwachen Füſsen. Spanien ist noch im heftigen Kriege mit den Türken; und wenn Dein Bräutigam ein Held war, so werden sie ihn so leicht nicht herausgeben.» Hier verbarg sie ihr Gesicht ins Kissen, und seufzte und weinte; und ich fuhr fort: «Doch wenn es von Spanien aus nicht geschieht, so kann vielleicht ein Andrer ihn frey machen; und was schenkst Du mir, Englische, wenn ich es wäre?» drückt' ich ihr mit der Rechten in die Hand, und mit der Linken ins Herz; «und ich will es Dir fast so gut als gewiſs versprechen; ich hab' einen Freund am Türkischen Hofe selbst, der Alles kann.» Sie verbarg ihr Gesicht noch tiefer, und sagte gebrochen unten hervor: «Ach, mein Bestes; aber Du bist grausam!» «Und die Versicherung?» redt' ich ausser mir ihr zu. «Gib dort mir her Feder, Papier und Dinte, und leuchte.» Dies war nun mein Wille nicht, aber ich verlangte zu wissen, was das schwärmende Mädchen begänne, und nahm die Lampe von der Magdalena, Feder, Dinte und Papier, und den Petrarca zur Unterlage; und die Fromme schrieb, und lächelte unter Thränen:

„Wenn Ardinghello mir meinen Bräutigam Florio Branca aus der Sklaverey erlöst und frey wieder herstellt, und zärtlich liebt und schweigt, so soll er meine erste höchste Gunst haben mit diesen Zeilen, oder Madonna mich nie zu Gnaden annehmen; aber eher auch nicht einen gütigen Blick verlangen."

Lucinde.

Darauf gab sie mir das Zettelchen mit einem strengen Blick voll Bedachtsamkeit, und sagte: „Nun gehorche, und verwahr' es sorgfältig, wenn ich so viel über Dich vermag, als Du sprichst. Und noch Eins: wer hat Dich hierher gebracht?" Hier muſste mir nun platterdings eine Lüge aus der Noth helfen; ich sagte, ich sey ihr nachgegangen, und habe mich dort hinter den Schrank versteckt, ohne von ihr bemerkt zu werden. „Bist Du so ein Tausendkünstler?" sagte sie spottend.

Der Morgen brach an; ich wollt' ihr einen Kuſs zum Abschied geben, aber er ward mir nicht verstattet. Ich kleidete mich geschwind wieder zurecht, und verlieſs sie; machte für Fulvien auf der Treppe das verabredete Zei-

Wo zwey einander müssen meiden
Etwan viel Zeit, bis sie Gelück
Zusammenbringt und hält ihn'n Rück;
Dann haben s' so lieblich Geberden,
Davon sie hoch erfreuet werden,
Und würd' ganz all' ihr Leid zertrennt.»

Der alt' Mann sprach: «Wann sie dann send *)
Beyde in solchen Freuden süſsen,
Noch können sie ihr' Lieb' nicht büſsen,
Sie meyn'n ihr Herz da zu erquicken,
So thun sie es noch baſs verstricken,
Und scheiden sich dann also hart
Und wissen nicht ihr' Widerfahrt,
Mag oft lang haben nimmer Fug.
Ritter! ist das nicht Leidens g'nug?
Dann ist ihr' Zeit und Weil' ihn'n lang,
Sehnen macht sie von Herzen krank,
So all' Anschläg' gehn hinter sich.»

Der Ritter sprach: «Vernehmet mich,
So Unglück ist den Weg beschlieſsen,
Und keiner List mögen genieſsen,
Jedoch ernähret sie Hoffnung.»

Der Alt' sprach: «O Ritter jung,
Wie bitter wird dann da ihr Leiden,

---

*) sind.

chen, daſs nichts geschehen sey und sie schweigen sollte; eröffnete sachte die Thüre des Pallastes, und schlich in meine Wohnung.

Den ganzen Morgen konnt' ich kein Auge zuthun; und als ich des Nachmittags ein Paar Stunden geschlummert hatte, dünkte mich Alles ein Traum.

Wie es dunkel wurde, ging ich zu Fulvien in Gesellschaft: sie und ihr Gemahl hatten mir ein für allemal Erlaubniſs gegeben, zu kommen, wenn ich wollte. Es befanden sich mehrere Personen vom gestrigen Ball da; man sprach darüber, und spielte hernach. Lucinde saſs unterdessen für sich am Fenster, mit dem Kopf in der Hand, und blickte mich nicht an, und war in geheimer Betrachtung verloren. Ich machte mich alsdann zu ihr; sie schlug die grossen, schönen, feuchten Augen nieder, und seufzte und erröthete über und über. Ich getraute mich kein Wort zu reden. Endlich legte sie den andern Arm auch ins Fenster, und betrachtete mich still mit einer gewissen Wehmuth voll Empfindung; wir saſsen allein, und sie sagte nun leise mit Engeltönen zu mir: „Was hab' ich gethan! was hast Du gethan die vorige Nacht!“ Inzwischen holt' ich einen Ring hervor mit dem gröſsten, strahlendsten Diamant unter denen vom Diagoras; und schob ihn ihr unbemerkt an den vorletzten Finger ihrer linken, leichten Charitinnenhand, und antwortete Aug' und Aug' in süſsem Liebesgenuſs: „Nimm hin, Du Braut meiner Seele!“ Sie erschrack, und war zwischen Weigern und Zärtlichkeit, und blickte darauf und um sich, und verbarg dann die Hand im Schooſs, und zitterte und glühte.

„Sag' mir nur noch, mein Leben,“ fragt' ich sie flüsternd, „ob der alte Schiffer aus Antibes hier ist, und wie er heiſst, damit ich ihn ausfragen kann, wo man den Florio in Constantinopel findet.“

„Er heiſst Gabriotto,“ versetzte sie hastig, „und liegt mit seinem Schiff im Hafen.“ Dabey stand sie behend auf, trat zu Fulvien an deren Spieltisch, die eben einen feinen Streich machte; worüber gelacht wurde: und verlor sich dann aus dem Saale, und kam nicht wieder zum Vorschein.

Noch denselben Abend lief ein Französisches Schiff im Hafen ein, mit dem neuen Gesandten und Consul für Constantinopel und Smyrna, das nur Wasser einnahm, und mit dem ersten guten Winde wieder absegeln wollte. Ich bediente mich der Gelegenheit, eilte sogleich nach Hause, und schrieb an den Diagoras, so rein und frey, wie's in meinem Geiste lebte, frisch von der Hand weg; und bat hernach den Edeln inständig, den Florio Branca zu befreyen, wenn er könnte, oder mir wenigstens die Art zu melden, wie es möglich wäre, ohne ihm jedoch etwas von mir zu sagen, und dann nach Genua zu schicken.

Die Aufschrift machte ich an seine Mutter, damit der Brief desto sichrer möchte abgegeben werden. Der Patron des Schiffes erhielt von mir schon zum Voraus eine Belohnung, und ich versprach ihm mehr, wenn er mir gute Antwort bringen würde, und sagte ihm zugleich, was es beträfe. Er gelobte mir heilig an, ihn aufs beste zu besorgen.

Ardinghello.

Hierauf gab ich dem Ardinghello, keine Antwort, und erhielt im März wieder folgenden Brief von ihm.

Genua, März.

Sie hat mich zum erstenmal geküſst, freywillig; und meine Lippen schmachten in einem fort nach ihrem süſsen Munde. Schüchtern, jungfräulich, und doch naturnothwendig, wie der Magnet sich zieht, flog unerwartet plötzlich der himmlische Kuſs auf mich. Wie selbst darein verwandelt schlief ich die Nacht, ein wollüstig stechend Feuer; und bin nun erwacht wie ein seliger Engel. O ein glücklicher Tag der gestrige! wie der neue Frühling ging die Sonne auf und unter. Wir ſaſsen gegen Abend oben allein im Garten, unten hatte Fulvia und ihr Gemahl Gesellschaft; und die See spielte in kleinen Wellen, um, wie zärtliches Leben, sich in die Lüfte zu verbreiten.

Ich zeigte Lucinden erst einige Griffe auf der Laute, alsdann sangen wir zusammen, und unsre Herzen ergossen sich endlich in einander durch Gespräch und Blicke.

„Ein Weib ist doch das armseligste Ding auf Erden!“ seufzte sie auf die letzt wehmüthig, nach mancherley Reden über Welt und Daseyn und Bestimmung, und kehrte die Augen von mir ab gen Himmel; gefesselt auf allen Seiten, dürfen wir keinen freyen Schritt thun, wo uns der Geist hinleitet, ohne Schmach und Schande. Nicht über die Straſse können wir gehen allein und sonder Mama und Base, wenn man uns für wohlgebildet hält, ohne daſs die Lästerzungen auf uns stechen. Natur und Leben und Sitten und Gebrechen in andern Gegenden zu sehen und zu hören, ist uns gänzlich versagt; wir müssen auf einer Stelle bleiben, wie die Pflanzen, und glauben, was man uns vorlügt, ohne sinnlichen Begriff; Wahn und Traum und Gehorsam unser Eigenthum: kein Tropfen Wahrheit die Seele zu erquicken."

„Wenn eine schön ist: so legt man ihr überall Schlingen; und derjenige selbst, welchem sie in einer gewitterhaften Stunde gefällig war, verläumdet sie oft hernach am ärgsten, und tritt zum schimpfenden Pöbel über, wenn er einen andern vorgezogen glaubt; oder sie wird von unvernünftiger Eifersucht noch fester eingekerkert."

„Sind wir nicht schön, so erwerben wir keine Liebe mit aller Weisheit und allen Künsten der Musen und der Minerva; und ausserdem heiſst's immer noch: sie ist doch nur ein Weib, und kann und darf nichts recht sehen, wie es ist; Pedanterey und Ziererey ohne Zweck und Nutzen! ein Weib hat weder Stärke, noch Ueberlegung, etwas Groſses in irgendwo zu erlangen und zu fassen; die Guten und Verständigen haben Mitleiden mit dessen Schwäche, und die Boshaften verspotten es, und suchen es mit ihrem Lobe vollends zur Närrin zu machen. So geht man mit uns um."

„Am besten wär' es, nie geboren worden zu seyn; denn was wir wollen und lieben, dürfen wir doch nicht haben! oder, sobald diese Neigungen in unserm Herzen aufgehen, geschwind von der Erde weggenommen zu werden. Unser Loos ist Traurigkeit und Leiden, und wenig heitre Augenblicke; ein vergnügter, sichrer Zustand ist uns nicht beschieden: unser Leben ein schwacher Kahn im stürmischen Meer, oft von Wellen überschlagen.“

Aber warum schreib' ich Dir den todten Sinn und Buchstaben von dem, was sie so göttlich in bezaubernden Worten, Tönen und Gebehrden sagte!

Ich hielt ihre Linke in meinen beyden Händen, und sie überlieſs die entzückenden Wallungen ihrer innern Schönheit ruhig meinem heiſsen Gefühl.

„O Lucinde,“ antwortet' ich ihr darauf, „Du hast viel Wahres gesagt; wir sind ungerecht gegen euch! aber auch unser Loos ist hart. Uns liegt die Arbeit ob, und ihr wirkt still wie die Sonne, und macht schon glücklich, blos durch eure Schönheit. Wir müssen Alles erringen und erkämpfen; und ihr strahlt nur um euch: so liegt man euch zu Füſsen.“

„Hohe Schönheit ist freylich äusserst selten;

aber auch eine Jungfrau, die sie besitzt und zu gebrauchen weifs, ist, was bey uns Alexander und Cäsar mit Heeren von Helden; es kömmt nur auf sie an, was sie erobern will! Das ewige Schicksal hat ihr alle Herzen unterworfen."

„Liebe und Geist ist eins und dasselbe unter verschiednen Namen, nur dafs man Ueberflufs von Geist und Liebe nennt: hohe Schönheit beherrscht alle Geister. Sie vereinigt sich deswegen gern mit grofser Gewalt, oder grofsem Verstande, weil da die Liebe am mächtigsten ist. Der Mensch für sich allein, überhaupt jedes Wesen, abgesöndert, ist unglücklich. Was kümmert den Vortrefflichen im Grunde Wahn und bürgerliches Vorurtheil? Das Gesetz ist toll und thöricht, das ihm Eigenthum und freyen Gebrauch seiner Person abspricht; und er tritt es mit Füfsen, sobald er kann."

„Ich möchte lieber Ardinghello seyn," versetzte sie schnell in leisem Nachtigallenton, ganz auf mich geheftet, „als Semiramis und Laura, so jung und schön mit so viel Tapferkeit und Talent!" und hier neigte sie ihre Lippen nach den meinigen, ich ward von einem süfsen Blitz durchschlängelt, und meine Seele schwebte in der Herrlichkeit des Entzückens wie aufgelöst von allen Banden. So hielten wir uns lange umschlungen, bis unsre Blicke in Wollustthränen untergingen, und sie ausrief, rosenroth und lilienblaſs, und sich losriſs: „O du, mein Abgott, was wird noch aus mir werden!“ ohne mir mehr zuzugestehen.

Fulvia kam bald darauf, als ich noch an einem Baum gelehnt stand, und mit den Armen die Augen zuhielt, um nichts Irdisches zu betrachten. Die Schlaue merkt Alles, und erkennt die Momente, wie ein edles Raubthier.

So schiff' ich denn zwischen einer Scylla und Charybdis im Wonnemeer der Liebe: und lasse mich von ihren Strudeln herumwälzen in Gefahren, damit mein Muth nicht müssig liege. Doch erschreck' ich zuweilen vor Lucinden; sie hat in manchen Punkten nicht die Biegsamkeit ihres Geschlechts, und in ihrer Gestalt entdeck' ich Züge von fürchterlicher Heftigkeit; und eben diese sind es, was mich so gewaltsam ergreift und an sie fesselt. Ich fühle durch und durch, was das himmlische Geschöpf verlangt, und dies foltert mich, da es unmöglich geschehen kann: und doch ist der Engel zu schön für die Welt, die ihn mit ihren Sitten angesteckt hat, als daſs ein Natursohn ihr ihn so ungenossen sein Lebenlang überlassen sollte.

Uebrigens studir' ich hier immer mehr die Schiffahrt, und streiche öfters an der Küste herum. Zu Korsika bin ich auch schon gewesen, und das rauhe Volk gefallt mir: es liegt Stoff darin. Es kömmt kein Schiff an, und geht keins ab, das ich nicht ausforsche. Und so beschäftigt sich auch noch meine bildende Kunst mit der See; ich habe die eine Skizze, wo ich den Biondello niederstoſse, im Groſsen angelegt.

Den Helden Doria besuch' ich fleiſsig, und lerne viel aus seinen Gesprächen; er will mir wohl, das seh' ich aus seinen Mienen und Gebehrden und seiner Offenherzigkeit. Er weiſs, wer ich bin, und Fulvia und ihr Gemahl wissen es mit Lucinden; ich bin gleich anfangs von einem meiner Landsleute verrathen worden, der mich erkannte. In Venedig blieb ich eher verborgen, während des Kriegs mit den Türken, und weil es dort viel Maler gibt, worunter man sich leicht verstecken kann; hier sind deren kaum ein Paar. Auch kam ich bey euch in keine so vornehme öffentliche Gesellschaften. Inzwischen hab' ich keinen Schaden davon, sondern Vortheile; man schätzt mich desto mehr, und ich habe, wo ich will, freyen Zutritt.

Vor dem Tyrannen von Toskana fürcht' ich mich nun wenig mehr: meine Tante meldet mir, daſs es übel mit ihm aussieht. Er hat durch seine Ausschweifungen schon längst seine Gesundheit zu Grunde gerichtet, und bey der Kamilla Martella die Neige seiner Kräfte vollends so abgezapft, daſs ihm die Zunge steif geworden ist und verdorrt, und er nicht mehr sprechen kann. Alles dies ist buchstäblich wahr, und so unklug wirthschaftete kein Tiberius auf der Insel Capri, und kein Nero in beyderley Gestalt, die noch immer wuſsten, wenn sie für sich aufhören sollten. Ein neuer Hippokrates von Macchiavell wird den jungen Tarquinen auch noch hierin die Anfangsgründe vorbuchstabiren müssen; denn von selbst wird selten einer so gescheidt seyn.

Der neue Herzog, sein Sohn, führt sich auf wie ein Blodsinniger, und eure berühmte Bianca behandelt ihn auch so mit Fug und Recht.

O Cäcilia, Aphrodite des Adriatischen Paphos, wie lebst du, und unsre Liebe? du sollst gewiſs noch dereinst voll Zärtlichkeit Lucinden, und auch Fulvien, als deine Gespielinnen umarmen. Meine Seele schmachtet nach ihr und Dir; sey nicht so karg mit Deinen Worten.

Ardinghello.

So Herzlieb von Herzlieb muſs scheiden,
Etwan viel' Meil' in fremde Land,
Und gänzlich kein' Hoffnung mehr hand *)
Zusamm' zu kommen nimmermeh.
O Ritter, das ist herzlich's Weh,
Das ich vergleich' dem grimmen Tod';
Drob kam Lukrezia in Noth,
Da Eurialus von ihr schied
Und für sich durch die Stadt ausritt
Zu Stund' verkehret sie ihr Farb',
Zuletzt vor groſsem Leide starb,
Als auch sonst ist noch mehr geschehen:
Darum von Lieb' mag ich gestehen:
Es sey ein Schmerz ob allem Schmerz."

Der Ritter sprach: „Zwey treue Herz'
Scheiden sich von einander nit,
Ja eines nimmt das andre mit,
Wo es zu wegen bringen kann."

Bald antwort't ihm der alte Mann:
„Es bleibt aber nicht ungerochen,
Paris ward auch darum erstochen,
Da er die schöne Helena num. **)
Also in Summa Summarum:

---

*) haben.

**) nahm.

Lucca, May.

Auch Du bist Schuld daran! Lucinde ist von Sinnen gekommen.

Florio Branca kam, erlöst vom Diagoras, und obendrein mit Geschenken ausgestattet; ein Held wie ein junger Diomed, nur im Gesicht voll Ehrennarben. Er wuſste nicht, daſs ich sein Retter war, und wir wurden bald Freunde. Er drang auf seine Vermählung: zu Messina, wo ein Theil der Spanischen Flotte liegt, war ihm von den obersten Befehlshabern nicht allein sein voriger Posten, sondern eine weit ansehnlichere Stelle zugesichert worden. Ich befand mich eben nicht in Genua, wie er seine Braut überraschte; Fulvia erzählte mir, sie sey in Ohnmacht gefallen, als sie ihn so unerwartet plötzlich vor sich gesehen hätte. Man schrieb es der Freude zu. Sie faſste hernach alle ihre Kräfte zusammen, alte Liebe und Verstellungskünste: und Florio hielt sie in seinen Armen, stumm vor Heftigkeit der Wonne nach so vielen Drangsalen.

Ich traf bey meiner Ankunft den Florio zuerst bey ihr und Fulvien und ihrem Gemahl in Gesellschaft. Seine Gestalt und sein Wesen machte gleich auf mich groſsen Eindruck; starker Gliederbau, scharfe Gesichtszüge, kleines blitzend verwegenes Auge, verbrannte Farbe, krauses Haar und derbes Fleisch und wenig Worte zeigten mir ein Muster von Seemann; und sein Knebelbart und kurzer Säbel vollendeten das Bild. Ich wünschte beyden herzlich Glück über ihre Wiedervereinigung. Lucinde sah mich still an, und glich einem Gewitter von Empfindung.

Die Tage darauf machte ich nähere Bekanntschaft mit dem Florio; und meine kalte Vernunft rang immer mehr, meine heifsen Begierden zu bekämpfen; der Tapfre war die edelste der Blumen ganz werth.

Ich sprach Lucinden alsdann allein im Garten. Sie jammerte über die Unruhen des Seelebens und die Kriegsgefahren. O wie mein Herz ihr entgegen schlug, als ich die Morgenröthe von Küssen um ihre Lippen schweben sah! Aber ich verwüstete schändlich alle Inbrunst der Natur wie ein Gotteslästerer, und gab ihr das theure Zettelchen wieder, und stammelte die tollen Sylben hervor: „Ich kann Deine Gunst nicht annehmen; Florio ist Deiner Liebe ungetheilt werth: in mir ist jede Fiber Wunde; aber seyd glücklich mit einander, rein und ohne Flecken.“

Sie blieb wie eine Säule stehen, las die Zeilen ihrer Hand, und zerpflückte darauf langsam mit den Zähnen das Blatt, Stückchen vor Stückchen, indeſs ich von ihr ging, und mir die Thränen in den Augen tobten.

Dies geschah nach der Mittagsmahlzeit. Fulvia, die von diesem allen jedoch nichts wuſste, und auch nie erfahren soll, berichtete mir, daſs sie den ganzen Abend in ihr Zimmer eingeschlossen gewesen wäre, und sie Niemand weiter gesehen hätte, bis spät den andern Morgen, wo man mit einem andern Schlüssel dasselbe aufgebracht, und sie in ihrer Kleidung auf dem Bette gefunden, die Hände ringend, mit dem Oberleibe aufgerichtet und seufzend mit vor sich niedergeschlagenen unverwandten Augen. Weder Fulvia, noch der Bräutigam, noch irgend Jemand hat nach der Zeit ein Wort von ihr herausbringen können, so daſs sie völlig die Sprache verloren zu haben scheint. Sie läſst sich geduldig hinführen, wohin man will, geht auch für sich herum, ringt aber immer die Hände und seufzt, versteht platterdings nichts mehr, was man sagt, und nimmt an keinem Gespräch mit Mienen und Gebehrden Antheil. Sie iſst und trinkt wenig; sobald sie aber genug hat, ringt sie wieder die Hände und seufzt. Es sind von den Aerzten verschiedne Mittel versucht worden, aber Alles vergeblich. Sie kennt Fulvien nicht mehr, ihren Bräutigam nicht mehr, und mich nicht mehr; wie sie dieser küssen wollte, hat sie nach ihm geschlagen, und ihn ins Gesicht gekratzt. Auch von ihren Freundinnen leidet sie dies nicht: sonst ist sie in Allem geduldig. Ich möchte mir immer mit einem Strick die Gurgel zusammenziehen, wenn sie mich so starr ansah, und die Hände rang und seufzte.

Jetzt steckt sie nun in einem Nonnenkloster zur Verpflegung. Florio war im Begriff, sich eine Kugel vor den Kopf zu schieſsen, und ist nun bey der Flotte, um in der Verzweiflung gegen die Tuneser sein Ende zu finden; und ich habe mich so auf den Weg nach Florenz gemacht. O Natur, deine schönste Zierde ist zerrüttet und zu Grunde gerichtet! Das arme Mädchen, zur Lust erschaffen und Aller Augen und Herzen zu entzücken, hat nie die höchste Süſsigkeit des Daseyns gekostet, und lebt nun ein unaufhörlich Gefühl von unaussprechlichem tiefen Leiden.

Du hast so etwas nicht erfahren, und kannst Dir's folglich auch nicht denken; so schön, so reizend, so geliebt, so liebend, und so voll

Geist; und nun auf einmal Alles im Ruin ohne Zusammenhang; dasselbe nicht mehr dasselbe, es ist gräſslich! Wer sie kennt, vergieſst Thränen über ihr Schicksal; ganz Genua trauert. Weide dich, barbarische Moral, Feindin der Lebendigen, mit Wolfsgrimm hier an deinem Opfer!

Aber auch ich, o Gott! wo werden mich meine heftigen Leidenschaften nicht noch hinreiſsen! ach, ich habe ihren Zügel nicht so am sichern Griff, daſs sie auf halsbrechenden Wegen nicht einmal mit mir davon rennen, der Wagen überschlägt, und Roſs und Führer in den Abgrund taumeln, wo man Blut und Gehirn noch lange dem Wandrer an Klippen zeigt, bis die Regengüsse des Himmels die Reste des Verwegenen vom Felsen waschen.

Ardinghello.

Ich konnte ihm hierauf nicht antworten, weil er mir keine Zuschrift meldete. Die Begebenheit war entsetzlich, und ging mir selbst durch's Herz. Je mehr ich darüber nachdachte, desto natürlicher aber kam sie mir vor. Fulvia möchte wohl die gröſste Schuld haben, und weit weniger Cäcilia und ich; ausser der eignen Groſsmuth von Ardinghello. Lucinde war mit allen

Reizen bey ihrer Jungfräulichkeit zu beklagen; ein schwacher Feind in der Festung ist fürchterlicher, als der stärkste von aussen.

Seine Reise nach Florenz schien mir immer gewagt, ob ich gleich schon längst wuſste, daſs Cosmus gestorben war.

Lucca, May.

Ich sitze hier an den Höhen des Thales von Lucca, wo über mir der Wind durch die Buchen säuselt, und unter mir die Quellen rieseln, bewegt in der innersten Seele, wie am Scheidewege meines Lebens. O, wer die Zukunft aufhüllen könnte! Aber diese kennt Niemand, als der, der Alles weiſs; wir sind nur Funken, unsers Schicksals ungewiſs, die in dem Unermeſslichen herumstäuben.

Meine Tante schrieb mir nach dem Tode des Cosmus, daſs wichtige Veränderungen am Hofe vorgefallen wären, und unsre Feinde einen starken Stoſs erlitten hätten; ich sollte mich auf den Weg in mein Vaterland machen; sie sey versichert, daſs Alles gut gehen und ich meine väterlichen Güter wieder erhalten würde; und noch ausserdem wolle ihr der Kardinal wohl, der Alles vermöge.

Diese Nachricht kam mir nun gelegen und ungelegen, nach Lucindens Verwirrung; ich hatte ganz andre Dinge im Kopfe zur Ausführung: aber Niemand kann sich von seiner Wurzel losreiſsen; und so bin ich auf der Gränze. Der junge Herzog ist wenig Schritte von mir zu Pisa, und bey ihm Bianca; von welcher man sagt, daſs sie ihm einen Zaubertrank eingegeben habe; so sehr hält sie ihn an sich gefesselt. Beyde gebrauchen die Bäder, weil sie gern einen Erben von ihm bekommen möchte.

Es geht mir hart an, daſs ich in diese Sphäre hinein soll; wenn ich hinein komme, so erlieg' ich vielleicht unter den Trümmern.

Ardinghello.

Pisa, zu Ausgang des May.

Da sieh mich nun schon am Hofe! Noch aber bin ich wie ein fremdes Thier hier, wie ein Sperber unter dem zahmen Federvieh, das mit aller Macht herbeygelaufen und geflattert kömmt, wenn man ihm Futter hinwirft, und seine Eyer legt.

Ich hörte von einer neuen Art Olympischen Spielen, die in den Bädern sollten gehalten werden; und ging den Tag, der zum Fest anberaumt war, bey guter Morgenzeit von Lucca durch das fruchtbare Thal über den Berg.

Unentschlossen, wie von einem andern Wesen geleitet, wandelte ich herunter, und langte bey den Häusern an; mir widerstand die Luft, und ein geheimer Ekel hielt mich so ab, daſs ich zusammenschauderte, und mir die Ohren brausten; doch aber drang ich durch.

Ich hatte mich kaum im Wirthshause zu einem Frühstücke niedergesetzt, als zwey von meinen ehemaligen Kameraden hereintraten, mich anstaunten, und mir um den Hals fielen; wir waren wie in einer neuen Welt bey einander, und mein Blut stürmte in Katarakten von meinem Herzen. „Willkommen! willkommen Prospero!“ riefen sie; „bleibst Du bey uns? o Du muſst bey uns bleiben; es soll Dir wohl gehen, Du hast uns immer gefehlt.

Mich freuten die natürlichen Aufwallungen, ihre Blicke schienen nicht erlogen, und ich vergaſs gleich zum erstenmal das *ἀπιστεῖν* des Sizilianers *).

---

*) Epicharmos; Traue nicht! sagte er, dies ist alles Gelenk der Klugheit.

Ich antwortete ihnen blos auf ihre Fragen, daſs ich nach Rom reisen wolle, und jetzt von Genua käme, und so eben in Lucca von ihrem Feste gehört hätte. Während dem überraschten mich noch verschiedne andre alte Bekannte, und sie lieſsen nicht ab, bis ich versprach, mit Antheil an ihren Spielen zu nehmen. Oeffentlich konnte man mir nichts zu Leide thun; ich war weder verbannt, noch hatt' ich etwas gesündigt.

Ein Theil von ihnen machte darauf mit mir einen Spaziergang, und ich suchte, durch eingeleitete Gespräche mit diesem und jenem, nach und nach geschwind kennen zu lernen, was sich seit meiner Abwesenheit verändert hatte.

Zu Mittage speist' ich in groſser Gesellschaft, und bemerkte bald ein Paar Spürhunde, die auf mich ausgesandt waren, und führte ihre Nasen auf allerley Abwege. Das Völkchen war überaus lustig, und witzelte und sang und scherzte; aber überall fehlte der edle Kern der Selbstständigkeit, bis auf einen meiner alten Freunde Mazzuolo, der seinen Geist wunderbar gestärkt hatte, und wir theilten einander unsern Seelenjubel mit im Winkel durch Blick und Kuſs und Händedruck und kurze, abgebrochene Reden.

So ist Lieb' Leides Anefang.
Der Seel' ein übergift'ger Trank,
Dem Leib' ein wüthend Regiment,
Dem Herzen ein trauriges End',
Ein' Blendung der Vernunft und Sinn',
Ehlicher Keuschheit Störerin,
Ein' Verwüstung sittlicher Tugend,
Ein' Verderbung der zarten Jugend,
Ein Schiff, das Krankheit bringen thut,
Ein Schlüssel auch zu der Armuth,
Ein' Sündfluth, Laster, Sünd' und Schand',
Ein' Zerstörung Leut' und der Land',
Ein' Feindschaft gen die Welt und Gott,
Ein Port vom Leben zu dem Tod;
Dieſs alles die Lieb' bringen thut.»

Der Ritter lacht, sprach wohlgemuth:
«So bin ich auch an dieser Schaar,
Was Unglück mir halt widerfahr',
Denn ich hab' auch ein' lange Zeit
In Lieb' versuchet Freud' und Leid
Mit einer edlen Herzogin,
Nachmals mit mir geführet hin;
Aus Frankenreich bring' ich sie her,
Da hat sie lassen Gut und Ehr',
Und ist mit mir gezogen bald,
Die wart't auf mich in diesem Wald,

Nach ein und zwanzig Uhr kam der Herzog an mit seinem Gefolge von Pisa in den zu dem Feste besonders aufgepflanzten Zelten; und gleich darauf wurden die Spiele mit Trompeten und Paukenschall eröffnet. Das erste war ein Pistolenschieſsen, und der Preis ein herrlicher Spanischer Hengst aus seinem Marstalle. Der Mitstreiter waren mit mir sechszehn, lauter junge Leute aus den besten Häusern im Florentinischen, der älteste nicht über dreyſsig Jahre, und der jüngste nicht unter siebenzehn.

Sie baten insgesammt für mich um Erlaubniſs mitzustreiten, zumal da einer an der geraden Zahl fehle, der plötzlich krank geworden war. Der Herzog lieſs mich in meinen Reisekleidern vor sich, und sagte, nachdem ich ihm einen Lobspruch wie einem andern Herkules gemacht hatte: es gefalle ihm, daſs ich eben bey dieser Gelegenheit von meiner langen Reise zurückkomme. Bianca, die zugegen war, blickte mich an mit einer groſsen Neugierde, und tausend Fragen schwebten auf ihren Lippen.

Du wirst Dich verwundern über meine Kühnheit, und mich vielleicht für unbesonnen halten: allein für's erste reizten mich die Spiele selbst, und mein ganzer Muth sagte mir, daſs ich wenigstens in Einem den Preis davon tragen würde, da ich meine Gegenstreiter so vor mir sah; und dann scheint es mir allemal zuträglicher, von ohngefähr mit den Tyrannen der Welt Bekanntschaft zu machen, als durch lange Vorbereitungen, wo die Ceremonien alle Natur ersticken.

Ich will dich nicht lange mit der Erzählung aufhalten. Wir schossen mit Pistolen zu Fuſs und zu Pferde; und ich traf allemal bey weitem das Ziel, dreiſsig Schritt entfernt am besten. Es war ausgemacht, daſs im andern Fall die zwey ersten Schützen noch einmal um den Preis kämpfen sollten; dieſs unterblieb also, und die Adriatische Zauberin überreichte mir den Zügel des stolzen jungen Rosses mit diesen Worten: « seyd auch so treflich im Streite, wo es das Leben gilt, fürs Wohl des Vaterlandes. » Ich sah sie an mit einem kühnen Blick, und wieder schamhaft, und berührte ihre schöne Hand wie in der Zerstreuung zärtlich mit den letzten Fingern der meinigen, und antwortete: « o wäre schon die Gelegenheit da, euch, o Wunderfrau, und demselben meinen Eifer zu zeigen. »

Darauf wurde aus freyer Hand mit Büchsen nach der Scheibe geschossen, zweyhundert Schritt weit, und Mazzuolo kam dem Mittelpunkte vor mir näher; ich hatte hier mein eigen Gewehr nicht. Der Preis bestand in einem andern Neapolitanischen Hengst und einem schönen Jagdhunde.

Den andern Tag waren die Fechterspiele. Erst fochten acht Paar nach dem Loose; einzeln jedes Paar. Die den Stoſs beybrachten, machten dann wieder vier Paar; diese vier alsdenn zwey, bis endlich eins und einer allein der Sieger blieb.

Die Herrchen fochten mit vieler Zierlichkeit, und sagten ihre Lectionen her; ich aber gewann ihnen mit gegenwärtigem Auge und fast lauter geraden Stöſsen, womit ich in ihre Gaukeleyen hineinfuhr, den Preis ab; dem letzten und geschicktesten schlug ich zweymal mit starken unhöflichen Paraden das Rappier aus der Hand, und setzte ihm alsdenn noch obendrein nach einer Secundenfinte eine Quart über den Arm gerade auf den rechten Zitz, so daſs der schwarze Fleck eine vollkommne sichtbare Finsterniſs auf seiner weiſsen Weste machte.

Für dieses Probstück gab mir Isabella, die Geliebte meines Vaters, einen goldnen mit Steinen besetzten Degen; und mir schwoll die Hand von Grimm, wie ich ihn am Griffe faſste: „Tapfrer, sprach sie leise zu mir mit blitzenden Augen und Honiglippen, ziehe stolz damit wieder in Florenz ein, und trag' ihn mir zum Angedenken."

Ardinghello.

Pisa, Junius.

Ich werde die Güter meines Vaters wieder erhalten. Bianca hat es mir versprochen, mit welcher ich oft im Gespräch bin; und dieſs ist mir sichrer, als ob es mir der Herzog selbst versprochen hätte. Sie ist wirklich ein reizendes Weib, voll Schlauheit und Verstellung, weiſs das Leben zu genieſsen, und führt bey ihrem Honig einen scharfen Stachel. Sie macht Venedig, der hohen Schule der Weiber, gewiſslich vor einer groſsen Anzahl Ehre, und es ergötzt sie, daſs ich dieſs so gut kenne. Das gefällige Wesen, das sie dabey hat, wie alle vorzügliche Personen ihres Geschlechts, wärmt und erheitert mich sehr angenehm. Sie weiſs sich wie die meisten ein wenig viel mit ihrem Spiegel; und dieſs muſs man benutzen.

Auch der Herzog will mir wohl, vermuthlich durch Sie. Ich habe schon verschiedne mal mit ihm Schach spielen müssen, worin er sich einbildet ein groſser Meister zu seyn. Ich verlor mit Fleiſs das erste Spiel, und gab ihm

Gelegenheit zu feinen Zügen, die meine Stellung sehr spannten; doch macht' ich ihm seinen Sieg noch sauer, welcher ihn dann höchlich freute. Das zweyte Spiel dreht' ich so lange, bis keiner mehr gewinnen konnte; und überlieſs ihm wieder das dritte. Beym vierten und fünften macht' ich den Herrn Schachmatt in einer Reihe von Kettenzügen, rühmte seine Geschicklichkeit, und entschuldigte ihn mit kleinen Versehen. Bis an den zehnten und zwölften Zug und in die Mitte spielt' er in der That vortreflich, hat pünktliche Erfahrung, und man muſs bey jeder Art von Spiel wohl auf seiner Hut seyn; aber bey den Ausgängen, was eigentlich nur Freude macht, und tief verwickelte Mannigfaltigkeit hat, hapert's.

So weit ging es nun alles gut, aber Isabella ist in mich verliebt! Mir sagen es ihre wollüstigen Augen, und das Herneigen ihrer Seele, wenn ich in ihre Gesellschaft komme. Sie hält wie ein Lämmchen, und scheint zwischen Blutsfreundschaft und andrer Liebe, gegen die Gesetze des Judenlykurgs, keinen Unterschied zu machen; oder die erstre dünkt ihr vielleicht ohne diese ein leerer Name, wobey Niemand von Ursprung an einen sinnlichen Begriff habe. Und ihr Vater und ihre drey Brüder lebten so mit ihr nach der allgemeinen Rede. Stammen sie etwa wie Alexander der sechste und dessen Söhne, und Lukrezia von einer besondern Menschenart? Es mag Fehler der Erziehung seyn, oder von dem Mord herrühren: mir kömmt es abscheulich vor, und ich werde zuverlässig mit ihr keinen Bastarden vom Magus zeugen.

Mit klopfender Sehnsucht hoff' ich auf Nachricht von euren Gewässern.

Prospero Frescobaldi.

Ardinghello schien mir schon von dem Wirbel des Hof's ergriffen, und mir war bange vor den Gefahren, die ihn umgaben. Ich glaubte, dafs das, was ihm so schnell und heftig auf einander begegnete, sein junges Gemüth in etwas aus seiner Grundverfassung gesetzt habe; und rief ihm zu als warmer Freund von fern unter manchem andern:

„Kein hoher Geist, der frey seyn kann, verpflichtet sich an den Hof eines Despoten; er erwählt lieber Wasser und Brod. Bey einem schlechten Fürsten kann keiner ausdauern, ohne schlechte Streiche zu begehen: es ist platterdings nichts anders zu thun für einen Edeln, der sich retten will, als zu fliehen. So hätte Seneca unter dem schicklichsten Vorwand erst

Agrippinen, und dann den Nero verlassen, wenn er ein Stoiker, wie sich gebührt, hätte bleiben wollen. Allein es gefiel dem Herren zu herrschen: er blieb bey den Tiegern, und duckte sich unter ihre Klauen.»

Ich erinnerte ihn an seine ehemaligen republikanischen Gesinnungen, warnte ihn vor den Ausschweifungen in der Liebe; und beschloſs mit der Nachricht, die ihm so freudenvoll seyn muſste, daſs Cäcilia schon vorigen Monat auf dem Landgut ihres Vaters am *Lago di Garda* von einem gesunden und starken Knäblein ohne lange Mutterwehen glücklich entbunden worden sey; und ich mich nun wieder in der Nachbarschaft befinde, wo unsre Freundschaft so frisch und mächtig aufgrünte, und in unsern Herzen unzerstörliche Wurzeln schlug. Er könnte nun alles einlenken, sein Leben in Zukunft äuſserst angenehm zu machen.

Florenz, Julius.

Deine zärtliche Sorge für mein Heil rührt mich bis ins Innerste, und die Nachrichten von Cäcilien freuen mich herzlich: allein die Zeiten meiner Ruhe, des glückseligen Maulwurflebens sind noch nicht gekommen.

Ich für mein Theil darf mich jedoch wenig über Franzen beklagen: er hat mir nun meine väterliche Güter wieder gegeben, in besserm Stand als sie waren, und, um mich sich desto mehr zu verbinden, noch eine kleine dichterische Villa dazu geschenkt, nahe bey Cortona, und der reizenden Aussicht über das fruchtbare Thal der Chiana und den Thrasimenischen See; und mich zugleich zum Oberauſseher aller seiner Kunstsachen, Schlösser und Gebäude angestellt. Freylich wenn ich Isabellen sehe, flammen nichts destoweniger immer auſs neue rächerische Blitze von meinem Herzen.

Meine Tante, und der Kardinal Ferdinand*), der ein ganz andrer Mann ist, scheinen sich das Leben sehr froh zu machen; so wunderbarlich laufen die Begebenheiten in einander.

Wegen meiner Ausschweifungen in der Liebe brauchst du nicht sehr bange zu seyn: der hat gewiſs ein verwahrlostes Haupt, der nicht beyzeiten erkennt, daſs die Gesundheit der Grund und Boden aller unsrer Glückseligkeit ist, ohne welchen kein Vergnügen bestehen kann; und überhaupt, daſs volle Existenz das höchste Gut in der Welt ist, und alles andre dagegen nur Freude von kurzer Dauer.

---

*) Bruder des Groſsherzogs.

Ohnerachtet dieser Grundsätze schweb' ich von neuem in Götterwonne mehr als jemals. Ich war noch keine funfzehn Jahr, als ich mit einem kleinen Engel aus der Nachbarschaft, noch unter meinem Alter, eine Tochter zeugte. Meine Eltern vermittelten, verbargen und bemäntelten die Sache mit der Schwiegermama, der hinterlaſsnen Wittwe von einem Buchhändler, so gut als es geschehen konnte. Meine Geliebte ward in ein Kloster gethan, und den Leuten so entrückt, und die Frucht der Unschuld mit lächelnder Zärtlichkeit erzogen.

Ich habe beyde wieder gefunden. In einem Garten voll Blumen aus einem Traubengeländer flog Emilia auf mich, und hing an meinen Lippen, an meinem Herzen mit tausend neuen Reizen; und führte mir behende dann das süſse Geschöpf zu, das liebkosend mit ausgestreckten Armen nach mir aufsah und Vater! Vater! entzückend mir durch Mark und Bein frohlockte.

So bald ich's möglich machen kann, reis' ich zu euch, ich muſs Cäcilien selbst sehen und sprechen, mit Briefen ists nicht gethan; und du begleitest mich dann hierher. Wir wollen wie in einem Paradiese leben.

Frescobaldi.

Rom, Oktober.

Ich bin mit dem Kardinal hieher gereist, um Kunstsachen zu kaufen, und in Ordnung zu bringen; und streiche nun herum wie eine Flamme, so ist alles bey mir in Bewegung.

Ich habe seit meiner letztern Begebenheit mit **Lucinden** gerungen und gekämpft, in keine solche Thorheit wieder hinein zu gerathen, aber alles muſs seiner Natur folgen. Ich zittre und knirsche mit den Zähnen, daſs es nicht anders ist: der Mensch hat keine Freyheit. Sieh' die Inseln der Glückseligkeit vor dir, mit vor Verlangen kochendem Herzen nach ihrer Lust, von üppigem Muth alle Nerven geschwellt: und widerstehe mit kalter Ueberlegung der Gefahren, die vielleicht auf dich warten, indeſs der günstigste Wind über dir in den Wipfel hinsäuselt! Was ist das, daſs der Mensch so nach Ruhe trachtet, und sie hernach doch nicht leiden kann? Daſs das Ziel kein's mehr für ihn ist, so bald er es erreicht hat, und er immer

Dort bey einem Rosengedürn, *)
Daraus da sprang ein Eingehürn,
Dem bin ich lang geritten nach,
Bis daſs ich dieses Brünnlein sach.
Also ich zu euch kommen bin;
Nun will ich wieder reiten hin,
Da ich die Auserwählte find!»

Der alt' Mann sprach: «Bös' Mähr' da sind,
Ich sag' euch das bey meinen Treuen,
Es wird euch noch von Herzen reuen,
Habt ihr geführet hin die Frau.»

Der Ritter sprach: Ich hoff' und trau',
Es soll mich reuen nimmermehr,
Für sie setz' ich Leib, Gut und Ehr'.

Indem der Alt' gen Himmel sah,
Geflogen also hoch kam da
Ein Greif freysam, gräulich und wild,
Der führt mit sich ein Weibesbild,
Das schrie gar laut mit seiner Stimm';
Der Greif zerriſs das Weib mit Grimm,
Das Haupt fiel herab in das Gras.
Der alt' Mann bald aufzucket das,
Gab es dem Ritter, lieſs ihn's schauen;

---

*) Rosengedorn, Rosenhecke.

ein neues haben muſs? Ach, unser Wesen hat keinen Frieden, und Brand und Gluth in und über alles ist dessen erste Urkraft!

Wo ich gehe und stehe, schwebt sie mir vor Augen, ich strecke meine Arme nach ihr aus, und meine Füſse bewegen sich von selbst nach dem Ort ihres Aufenthalts. In diesen Kreis bin ich wie gebannt, und mir scheint kein ander Licht. O sie ist so ganz, was ich wünsche, und alles andre, was ich schon genossen habe, dünkt mir nur ein Vorschmack von der Fülle ihrer Seligkeit. Fiordimona, o Fiordimona, mit dir möcht' ich ewig leben, und unauflöslich mich mit dir verflechten! Du allein kannst bey allen Reizen deiner Schönheit meine Freundin seyn; einen so hohen, kräftigen Geist hab' ich bey deinem Geschlechte noch nicht gefunden.

Glaub' indessen nicht, daſs ich mich aus Muſse und Langerweile verliebe; ich beschäftige mich gerade mit den ersten Werken der bildenden Kunst, der alten und der neuern: allein das Leben selbst triumphirt über alles, und gewinnt im Gegentheil dadurch noch mehr Stärke.

Der Oktober ist hier wie Wetter aus dem Paradiese; jeder Tag heiter, und Fest schon an und für sich. Ich habe mich auf eine Woche in das Vatikan eingesperrt, und genösse Götterlust; wenn mein Herz ruhiger wäre.

Rom, November.

Ich freue mich, daſs du mit mir auf gleichen Lebenspfaden gehst, und also leichter an meinen Schicksalen Theil nehmen kannst; nur ist deine Chiara von ganz andrer Art, als meine Fiordimona; sie hat mich nicht so lange schmachten lassen, ihrer Macht und Herrlichkeit bewuſst. Das hab' ich noch nicht erfahren, in der Liebe so von einem Weibe überflogen zu werden. Ich habe Nebenbuhler, und vielleicht glückliche Nebenbuhler: nur schein' ich der glücklichste zu seyn; und dieſs fesselt mich an ihren Triumphwagen, worauf die stolze junge Römerin einherzieht wie ein alter Sylla, nach den Siegen über die gröſsten Könige der Erden, und die ersten Helden seines Vaterlandes. Und ich fühl' es, ach ich fühl' es, daſs sie mich so ganz unaussprechlich liebt! Was das für eine Empfindung ist, und wie es mein Wesen in vollen Schlägen durchkreuzt, kann Niemand fassen, als wer selbst in Feuer und Flammen unter einem solchen schrecklichen Gewitter gestanden hat.

Das erstemal, als wir unsre Seelen vereinigten, geschah in der Nacht auf den Raub, zwischen Gebüsch und Gesträuch, unter den ewigen Lichtern des Himmels, auf dem Gipfel des Monte Mario. O Gott, wie war ich da in Reiz versunken und verloren! Ach, wenn es ein Leben gibt, das so unaufhörlich fortdauert, in welcher Tiefe von Elend winden wir uns herum! Sie riſs sich allzubald mit heiſsen Küssen los, damit ihre Abwesenheit vom Ball, den ein Prinz ihretwegen auf der Villa Melini gab, nicht bemerkt würde; und ich wandelte auſser mir, nicht mehr derselbe, noch lange zwischen den Bäumen herum, that Freudensprünge wie ein Knabe, und jauchzte vor unfaſsbarem Entzükken hinab in die Thäler des Tiberstroms, daſs alle Hügel wiederhallten.

Du solltest sie sehen! eine erhabne Gestalt, die das Auslesen hat; bey Lüsternheit sprödes Wesen. Ein froh und edel wollüstiger Gesicht gibt's nicht. Mit Adleraugen schaut sie umher, und bezauberndem, doch nicht lockendem Munde. Das stolze Gewächs ihres schlanken Leibes schwillt unterm Gewand so reizend hinab, daſs man dieses vor Wuth gleich wegreiſsen möchte; und die Brüste drängen sich heiſs und üppig hervor, wie aufgehende Frühlingssonnen. Wangen und Kinn in frischer Blüthe, und bilden das entzückendste Oval, woraus das Licht der Liebe glänzt. O wie die braunen Locken im Tanze bacchantisch wallten, der himmlische Blick nach der Musik und Bewegung in Süſsigkeit schwamm, die netten Beine in jugendlicher Kraft sich hoben, wie schnelle Blitze verschwanden und wiederkamen! Doch warum beginn' ich ein unmögliches Unternehmen! Der genieſst das höchste Loos des Daseyns, den ihre zarten Arme wie Reben umflechten; mehr hat kein König und kein Gott.

Ach, und sie ist mehr Wunder der Natur noch am Geiste! eine Kreatur, worüber ich zum erstenmal mit geheimem Ingrimm rase, daſs sie so vortrefflich ist. O laſs mich! ruf' ich zuweilen für mich in Verzweiflung aus; doch muſs ich dem unbändigen Zuge folgen, und unterliegen. Ich habe nie geglaubt, daſs eine Dirne der Art mich in Ketten und Banden legen würde, und tobe über mich selbst; aber Niemand weiſs, was ihm bevorsteht.

Ich will dir gleich den falschen Wahn benehmen, der bey dir aufsteigen wird. Sie ist reich, besitzt ein unmäſsiges Vermögen, und hat weder Vater, Mutter, noch Geschwister. Ihr Vater war der Sohn eines päbstlichen Neffen, und sie ist nun allein geblieben. Wie um sie geworben wird, kannst Du Dir leicht vorstellen; aber sie will ihre Freyheit behaupten und sich platterdings nicht vermählen.

Kurz darauf bracht' ich bequemer und freyer eine ganze Nacht mit ihr zu in ihrem Schlafgemach, bis Morgenroth und Sonne die Blumen ihrer Schönheit bestrahlten, und ich so ganz in ungestörtem Genusse mein Daseyn mit allen Sinnen darinnen wiegte. Welche Reden! welche Gefühle! wie schwand die Zeit dahin; welcher süſse Scherz, was für Muthwille, was für Spiel, kindlich und himmlisch! Trunken und lechzend taumelt' ich von dannen. Wohl recht hatte jener Weise: wenn man die Wollust dem Leben abzieht, so bleibt nichts als der Tod übrig. Sie hat so ganz das, was Sappho bey Weibern allein Grazie nennt, das Liebreizende, was so oft den schönsten und verständigsten fehlt. Diese versteht die Kunst zu lieben, und kennt die Wirklichkeit der Sache mit allen ihren Mannigfaltigkeiten; sie ist eine Virtuosin darin, und andere wissen dagegen kaum die Anfangsgründe. Bey ihr könnte Sokrates mit allem seinen unendlichen Verstande noch in die Schule gehen; Natur selbst übersteigt alle Einbildung. O wie sie so blos als erquickende Frucht an einem hängt; als volle süſse Traube, woran man mit durstigen Zügen saugt: und dann wieder bezaubernde unüberwindliche Tyrannin ist des Herzens und des Geistes! Sicher bey ihrer Vollkommenheit bedarf sie die Zierereyen der andern nicht. Die Grausame begnügt sich, gleich der Spinne, nicht an einer Seele, und verlangt nicht, wie sie sagt, gegen die Unmöglichkeit zu streben; o ich möchte thöricht werden!

Es ist ein Glück für mich, daſs ich sie so fand; mit ihr hätt' ich die Thorheit begehen können zu heyrathen, und alle meine brennenden Begierden und Hoffnungen in ihrer Liebe dämpfen zu wollen. Bey den Grundsätzen, die sie wenigstens auszudenken im Stande war, wenn sie dieselben auch nicht ausüben sollte, würde mir dieses eine ersprieſsliche Ehe geworden seyn! Inzwischen ist wieder wahr, mit Verstand kann man alles anfangen! sie würd' es schon so gemacht haben, daſs auf beyden Seiten nichts böses erfolgt wäre. Jedoch nur der fernste Gedanke, in einen gewissen Orden hinein zu gerathen, treibt mich auf und von dannen.

Aber ich weiſs selbst nicht recht, woran ich bin, und die Heillose foppt mich. Noch einen Hauptpunkt hab' ich vergessen, Dir zu erzählen: sie macht und singt aus dem Stegreif vortreffliche Verse mit einer so tonvollen, silbernen Stimme, daſs sie alle Augenblick eine Muse auf dem Parnaſs, oder eine Sirene in den Fluthen vorstellen kann. Dies bringt zwischen uns groſse Ergötzlichkeit hervor in Einsamkeit und Gesellschaft; und sie sagte im Scherz, wir wären so für einander geschaffen, um die erste Ehe stiften zu können, wenn nicht schon ein ander Paar den Fluch aller Unglücklichen, die an diesem Joche ziehen, auf sich geladen hätte.

Ach, wer weiſs, wie dies enden wird! Mir ist so warm in der Brust, daſs mich's wie auf einem Punkt brennt, und dabey zuweilen bange. Eine Gluth scheint mein innerstes Leben anzugreifen und davon zu zehren; ich gehe herum wie ein Thier, das an einem Schusse blutet. In Augenblicken fahr' ich vor Schrekken zusammen, wie ein junges Rind, dem der Löwe brüllt. Ich habe meine Freyheit verloren, und kann mich nicht ermannen. Aber wenn ich meine Kräfte anspanne, kann ich noch einen Strick zerreiſsen. Ist sie eine Semiramis, daſs ich weit und breit vor ihr in Süden und Norden keine Freystatt finde? Gott im Himmel, daſs sie so allen Reiz haben muſs, wornach mir je gelüstete! Sie hat einen Blitz in den Augen, womit sie alles niederschmettert.

Doch was rase ich? bin ich nicht glücklich, emporgehoben zu den Sternen?

Der Wahnsinn muſs dir in deiner Lage gefallen.

Ich sitze noch im Vatikan, weil ich hier am bequemsten zu ihr komme. Von der Villa Medicis ist es zu weit, und ich befürchte, man möchte über mein Ausbleiben Verdacht schöpfen, und mich beobachten. Der Kardinal ist ein Schalk; o ich merke, daſs er seinen Bogen auch auf dieses Ziel spannt, und seinen Pfeil dahin richtet.

Mein Petrus ist eine junge hübsche Mohrin vom Senegal, die noch wenig Italiänisch versteht. Fiordimona hält sie so in der Zucht, daſs sie bey der geringsten Untreue befürchten muſs, auf der Stelle niedergestoſsen zu werden.

Die noch immer schönen und heitern Morgen bring' ich im Belvedere zu, lästerlich! bloſs um mich zu zerstreuen, und auf andre Gedanken zu kommen. Aber Apollonios und Agesander verstehen ihre Kunst doch auch so, daſs sie mich allemal früh oder spät mit ihrer Schönheit und Wahrheit an sich locken und einnehmen. O wie erhebt dieſs meinen Geist, daſs er solche Brüder hat! Wir sind ewig, unsterblich, bewegen uns selbst, und schaffen; nichts kann uns Schranken setzen! Die Materie, die meinen freyen Vogelflug hemmt, werf ich ab, so bald ich will.

Ich bin für heut' ins Schwärmen hineingerathen; morgen mehr.

Demetri ist ein wackrer Mann, viel Kern mit wenig Schaale; der Mensch ist bey ihm recht durchgearbeitet und ins Reine gebracht. Er herrscht in Rom über die Geister, mehr als irgend ein andrer; genieſst hohe Glückseligkeit, und ist der Leithammel von einer Menge jungen Leute. Unter diesen hab' ich nicht wenig gefunden voll Lebensmuth und den gröſsten Fähigkeiten, genaue Bekanntschaft mit ihnen errichtet, und unbeschreiblich Vergnügen in ihrem Umgange genossen. Wie jammerts mich, daſs so viel herrliche Kraft wegen schlechter Regierungsverfassung ungenutzt versauern soll!

Im Neugriechischen bin ich bey ihm noch sehr gewachsen. Auch hat er mir manche dunkle Stelle der Griechischen dramatischen Dichter, besonders in den Chören, ins klarste Licht gesetzt und meisterhaften Unterricht über den unendlichen Reiz ihrer Sylbenmaaſse gegeben. Bey seinem Brodgeschäfte mit alten Handschriften sind ihm eine Menge beſsrer Lesarten aufgestoſsen; und er könnte wie ein andrer Herkules die Aldinischen und Juntinischen Ausgaben ausmisten, wenn ihm der Sylbenkrieg am Herzen läge.

Ueberhaupt aber hält er Ruhm für ein nothwendig Uebel, wobey man leicht selbst zur Bildsäule auf dem Markte werden, und sich endlich fast nicht mehr regen und bewegen könne. Wirken, frey und mächtig handeln nach Art seiner Natur! Dieſs sey die allererste und ursprünglichste Glückseligkeit. Der Kernmensch gebrauche Ruhm als Hülfstruppen: und stoſse den einen von sich, wenn es seyn müſste, sobald er in eine andre Sphäre schreite.

Nur einen Fehler kenn ich an ihm; und dieser ist, daſs er in dem heillosen Labyrinthe der Metaphysik herumkreuzt. Du sollst hier in der Unterredung mit mir eine starke Probe davon sehen, obgleich ihn noch nicht in seinem ganzen Wesen; weil er sich nach mir richten muſste, der ich hierin blos meiner eignen Vernunft folge, ohne mich mit Andrer Hypothesen viel zu plagen. Wenn er muthwillig ist, spricht er keinen Tag wie den andern. Mich trieb er vorzüglich nur in dem angegebnen System herum, und sagte zuweilen verwirrte hochtrabende Dinge, um auszuweichen, oder

Da war es seiner lieben Frauen,
Von der er erst gesaget hätt'!
Ein Seufzen tief er senken thät
Und lieſs gar ein'n kläglichen Schrey:
«O weh! nun ist mein' Freud' entzwey!»
Sein' schöne Farb' er da verkehrt
Und sank danieder zu der Erd'.
Der Alt' mit Wasser ihn erquicket,
Der Ritter trauriglich aufblicket.

Der alt' Mann sprach: «O strenger Ritter,
Ist euch die süſs' Lieb' worden bitter,
Die ihr gar lang' mit süſsen Worten
Versprochen habt an allen Orten?
Schaut, wie elend sie euch bekränket!»

Der Ritter einen Seufzer senket,
In dem ein' kleine Kraft empfing.
Der alt' Mann zu der Linde ging
Und löset ab des Ritters Roſs,
Führt's, da der Ritter saſs kraftlos.
Der saſs auf mit betrübtem Sinn,
Nahm das todt' Haupt und ritt mit hin;
Der alte Mann der ging auch mit,
Wo sie hinkamen, weiſs ich nit;
Bald ich sie nimmer*) sehen kunnt'.

---

*) nicht mehr.

vorzubereiten, und zu sehen, was ich damit anfing. Wenig Auserwählten reicht er auf die letzt den Faden der Ariadne, den er Andern, wegen der heiligen Inquisition, bedächtlich zu verbergen weiſs, die ihm die einzige esoterische Philosophie vielleicht der alten Kirche bald mit langsamer Gluth ausbraten würde; an dessen Sicherheit er aber selbst noch scheint zu zweifeln.

Terni, Jenner.

Neid und Eifersucht sind die Dornen im Rosengarten der Liebe.

Ich habe von Rom abreisen müssen, der Herzog ruft mich zu Geschäften. Aber ich erkenne wohl, der Kardinal wollte mich fort; er hatte schon längst ein Auge auf mich, und fand bey meinem Aufenthalte nicht seine Rechnung.

Ich reise vorwärts, und meine Phantasie rückwärts; Herz und alle Freude ist in Rom geblieben. Zähren des tiefsten Gefühls rannen unaufhaltbar hervor mit ihren letzten heiſsen Seelenblicken; wir schieden aus glühender Umarmung. O sie liebt mich, groſs und edel! erhabnes Wesen!

Ich befinde mich hier in einer Wasserwelt; die Fluthen rauschen, und Ströme stürzen sich mit donnerndem Gebrüll von den Gebirgen: und doch ist mein Sinn nur wie im Taumel gegenwärtig. Das Wetter ist auſserordentlich lau und warm für die Jahreszeit; aller Schnee auf dem Apennin schmilzt. Die Nera ist mächtig angeschwollen und der königliche Velino reiſst sich wie eine Sündfluth aus seinem See schräg übers Gebirg herab, setzt alle Gärten und Felder der Terner in Ueberschwemmung, und verheert sie mit seinem Schutte.

Rührend ist bey dem fürchterlichen Schauspiel, wie die hülflosen Menschen so gut und freundlich und gesellig gegen einander bey der allgemeinen Noth werden, und jeder erkennt, wie wenig er für sich selbst vermag.

Florenz, Jenner.

Ich habe mich unterwegs länger aufgehalten, als ich wollte; und auf meinem Gute bey Cortona verschiedne Anstalten zu Pflanzungen, und beſsrer Einrichtung der Gebäude gemacht. Die Kunstsachen, die ich in Rom theils ankaufte, theils schon bey dem Kardinal vorräthig fand, waren vor mir angekommen.

Der Herzog empfing mich heiter und freundschaftlich, und bezeugte alsdann seine groſse Freude darüber; so wie Bianca, und die andern Damen und Herren vom Hofe.

Man stand hier noch im Handel über eine nackende Venus vom Tizian, und wartete nur auf meine Entscheidung. Sie ist ungezweifelt ganz von seiner Hand; und der Kauf wurde gleich richtig gemacht.

Jetzt laſs ich in der Gallerie, die mein alter Lehrmeister Vasari erbaut hatte, ein Zimmer für das ausgesucht vollkommenste zubereiten, das seines gleichen hernach wohl schwerlich in der Welt haben wird, Belvedere ausgenommen.

Florenz, Februar.

Florenz gefällt mir nicht mehr; ich gehöre nicht zu dem Hasengeschlecht, das nirgends am liebsten ist, als wo es geheckt ward. Unsre groſsen Männer haben wir gehabt; Tacitus sagt mit Recht, daſs nach der Schlacht bey Actium in Rom kein groſser Mann mehr aufstand. Wo der Bürger nichts mehr zu sagen hat, da ist es mit der Vaterlandsliebe eitel Ziererey.

Ein so groſser Freund ich auch von Geschäftigkeit bin, so ekelt mich doch die blose Schuster- und Schneider- und Tuchknappengeschäftigkeit an. Romulus, der hohe Geist, verbot aus gutem Grunde jedem Mitgenossen seiner Republik die niedern Handwerke; und dieſs wurde hernach so zur Sitte, daſs noch jetzt im dritten Jahrtausend die Teutschen und Spanier und Franzosen dieselben schier allein noch in den Ruinen der alten Herrlichkeit treiben. Sokrates wollte den nicht zum Gefährten durchs Leben, der auf Geld und Gut erpicht zu nichts Edler'm Muſse hätte; und bey den stolzen Ottomanen kann der Ueberwundne und Sklave noch heut zu Tag alle Schuld deswegen auſs Schicksal schieben.

Florenz macht einen starken Contrast mit Rom, alles regt und bewegt sich, und läuft und rennt und arbeitet; und das Volk kömmt einem trotzig und übermüthig und ungefällig vor gegen das Stille, Groſse und Schöne der Römer. Der Römer überhaupt hat gewiſs einen höhern Charakter. Die Politiker mögen die menschlichen Ameisenhaufen rühmen und preisen so sehr sie wollen, und diese selbst auf ihre Arbeitsamkeit sich noch so viel einbilden: Maul und Magen, denn dieserwegen geschieht's doch, ist wahrlich nicht, was den Menschen über das Vieh setzt! Wo nicht gemeinschaftliche Freyheit der Person und des Eigenthums, und Rang in menschlicher Würde vor seinen Nachbarn, der erste Trieb und das Hauptband einer bürgerlichen Gesellschaft ist: veracht' ich alles andre, und jedes Verdienst kömmt in kurze Berechnung.

Der Boden trägt freylich auch viel hierzu bey; Rom hat das Mark von dem mittlern Italien, und Toskana die Knochen, nach dem alten Sprichwort. Auch erhebt die Gegend nicht so, und Florenz fehlen die majestätischen Römischen Fernen.

An unserm Hofe herrscht eine unerträgliche Langeweile; alles muſs sich in den Ton des Monarchen stimmen.

Der Minister ist geschwind schon ein Kameleon geworden, und nimmt alle Modefarben an. Verschiedne von meinen angegebnen Einrichtungen sind wieder abgeändert, und die andern werden nachlässig betrieben. Alle Heilungsmittel eines Hippokrates sind vergeblich, wo die Natur sich nicht selbst hilft Ich muſs auf und davon, weil ich das Verderben nicht mehr mit Augen ansehen kann. Wenn man nichts besser's weiſs: so mag es sich ertragen lassen; o Griechenland und Rom, wie glücklich macht ihr unsre Phantasie, und elend unser wirklich Leben! Aber wo soll ich hin in dem ganzen jetzigen Italien? da ist keine Ausflucht, keine Sphäre für einen gesunden Kopf und Arm zu handeln. Muth und Geschick schmachtet überall ohne Gegenstand und Ausübung wie im Kerker.

Um noch einmal von dem leidigen Minister zu reden: so hat der Fuchs ein Paar bestialische Grundsätze angenommen, von welchen der erste ist: man dürfe nie gescheidter scheinen, als der Herr; und der zweyte: alle guten Köpfe, denn jeder ist ihm ein Dorn im Auge, besonders Gelehrten, in der Ferne halten.

Für einen, der gern im Trüben fischt, hätte sie kein Macchiavell besser ausdenken können. Und bey den meisten Höfen erkennt man gleich daraus, daſs da keine Philippe, Alexander, Cäsarn, und Markantonine herrschen.

Es kann eben keiner höher, als ihm die Flügel gewachsen sind.

Florenz, Februar.

Unser Karneval ist mit einer wirklichen ungeheuern Tragikomödie beschlossen worden, die mir aber all mein Eingeweide, Galle und Lunge und Leber und Herz empört hat, so daſs ich hier keine bleibende Stätte mehr finde.

Bianca, wie ich dir schon geschrieben habe, stellte sich die ganze gehörige Zeit vom Herzoge schwanger an, spielte ihre Rolle meisterlich, und wählte dieſs festliche Geräusch, weil zugleich die erkauften Weiber auf dem Lande die Mutterwehen nahe fühlten, niederzukommen. Eine Woche lang tragodierte sie die Geburtsschmerzen; und der gute Herr war zitternd und zagend für ihr Leben bange. Endlich trat gegen Mitternacht die alte abgefeimte Kupplerin von Amme mit dem eben gebohrnen Knäblein, welchem der Mund mit Wachs verklebt und verbunden war, daſs es nicht schreyen konnte, in einer Schachtel unter dem Mantel, wie mit Geräth, zur Thür in einem Nebenzimmer herein, und winkte das verabredete Zeichen. Bianca rief alsdenn mit Hand und Mund zum Herzoge, der mit dem Kopf in Armen am Fenster stand: « geht, geht, o Theuerster! o weh! ich fühle mich in der Entbindung.»

Er ging freudig fort mit den eifrigsten Wünschen.

Der Komödie wurde bald ein Ende gemacht. Die Alte that das Kind heraus, nachdem sie das Uebrige der Scene täuschend zubereitet und die Gebährerin laut genug geächzt hatte, zog ihm das Wachs aus dem Munde, und dieſs fing an zu schreyen. Sie eilte zum eingebildeten Papa, und zeigte und frohlockte: « Euch ist ein Löwe, ein Löwe gebohren, ganz euer Gepräge! O seh' eure Hoheit das derbe gewundne

Gemächtchen, wie es den Heldensaamen verkündigt!"

Ich beschreib' es dir Aristophanisch, weil es sich gerade so zugetragen hat. Ihm war es Götterwonne, etwas Lebendiges von sich zu erblicken, was er noch nie schaute; und er krähte vor Jubel, gleichsam wie ein Hahn, ohne weiter ein Wort hervorbringen zu können.

Dieſs ist eine Posse, welche jedoch groſse Folgen haben kann, die wir heiſs durch die Kammerjungfer erfuhren. Diese und die Alte mögen sich vor der Hochstrebenden in Acht nehmen, wenn sie nicht bald den Styx und Phlegeton wollen sieden und brausen hören.

Der andre Auftritt aber ist gräſslich.

Don Paolo, der Gemahl der Isabella, kam vor wenig Tagen von Rom, und nahm einen gewissen Scherz und Leichtsinn an über ihre vorige Aufführung, bis er sie täuschte, und sie froh sich wieder mit ihm versöhnt glaubte.

Gerade dieselbe Nacht, wo Bianca ihre Farçe spielte, so wunderbar fügen sich die Begebenheiten! führte er sie nach seinem Schlafgemach; sie hatte zwar Anstand, ihn zu begleiten, und hielt einigemal ein; ihr Geist mochte ihr Schicksal voraus ahnen! Doch folgte das ergiebige Geschöpf endlich seinem Händedruck, und hielt die Racheheiſsen für Liebewarme.

Im Zimmer umarmt er sie, und küſst sie, und sinkt wie unenthaltsam mit ihr aufs Bett. Als sie auf der Breite desselben so hingestreckt liegt: wird ihr hinten ein Strick um den Hals geworfen von einem gedungnen Mörder, und sie mit langer Marter erdrosselt. O du Elender! warum nicht kurz mit Gift, mit einem Dolchstich, wenn du sie doch aus der Welt schaffen wolltest?

Sie wurde die andre Nacht schon zu ihrer Familie in die Kirche S. Lorenzo begraben; und man sprengte aus, sie sey plötzlich an einem Steckfluſs gestorben. Allein ihr schwarzes Gesicht war jedem, der sie zu sehen bekam, ein unverwerflicher Zeuge der That.

Ihre Verwandten schweigen: aber Florenz murrt laut, und bejammert das scheuſsliche Ende ihres noch so blühenden Lebens.

Mit groſsen Fürchten ich aufſtund,
Vor Wunder konnt' ich kaum genesen;
Ich dacht', es ist ein Traum gewesen.
Ich ging gar schnell hin zu der Eichen;
Ob ich möcht' finden ein Wahrzeichen:
Gelb' Frauenhaar', die waren blutig,
Fand ich, davon ward ich unmuthig.
Bald aus dem Wald' macht' ich mich do,
Ich war traurig und wunderfroh.
Mit groſser Eil' ich heimhin kam,
Die Materi ich für mich nahm
Und repetiret alle Ding'.
Danach zu dichten ich anfing,
Die Lieb' meynt' damit zu ergründen,
Mein' Sinn' mochten kein'n Grund nicht finden,
Darum ich endet' mein Gedicht,
Zu einer Warnung zugericht't,
Auf daſs wer Lieb' im Herzen hab'
Der laſs' zu rechter Zeit auch ab
Und spar' sein' Lieb' bis in die Eh',
Dann halt' ein Lieb und keine meh,
Daraus ihm Heil und Glück erwachs;
Den treuen Rath giebt ihm Hans Sachs.

Treve, April.

Ich schreibe dir im Fluge, weil ich dich künftigen Sommer bey mir haben muſs, um dir die Schönheit und den Reiz auch meiner Gegenden zu zeigen, und sie mit dir zu genieſsen; glücklicher noch, als ich mit dir die Lombardey an deinem Lago genoſs. Mache dich bey Zeiten auf, und kehre bey meiner Tante zu Florenz ein, wo wir uns treffen werden.

Ich lag bey Passignano, nicht weit von meiner Wohnung, auf einer fruchtbaren Anhöhe, wo man den See überschaut, unter hohen Ulmen und Eichen, zwischen alten Oelbäumen und Cypressen und blühenden Wipfeln, den neuen Gesang der Nachtigallen um mich, noch früh am Morgen; und that nichts, als hören und betrachten in Freude, wie ein Kind ohne weitere Gedanken; doch ahneten ſüſse Regungen in meinem Herzen entzückende Dinge.

Und sieh, auf einmal reitet aus dem Hohlwege, mit einem Bothen voran, ein junger Ritter hervor auf einem kastanienfarben königlichen Rosse, dem auf einem andern ein Mohr folgt. Eine Engelsgestalt der Jüngling, wie er näher kam in rundem Hut mit Federbusch, kurzem Spanischen scharlachnen Mantel, Halbstiefeln, die vollen Schenkel und den schlanken Leib in weiches Leder gekleidet, ein blitzend Schwert über den Rücken an seinen Lenden, und Pistolen im Sattel.

Ich kannte das halbversteckte Gesicht, und wuſste mich nicht drein zu finden. Ist sie es, oder täusch ich mich? fuhr ich schnell auf, wie der reizende Ritter bald bey mir war.

Er erblickte mich, hielt ein mit lächelnder Verwundrung, sprang vom Pferde: und Fiordimona und ich hielten uns umschlungen mit Wonne glänzenden Blicken, gierigen Seelenküssen.

Ich schrieb ihr noch von Florenz aus; auch sie begab sich ohne weitere Nachricht auf eins ihrer Güter in der Nachbarschaft, wovon sie mir nie etwas gesagt hatte; und kam nun mich zu überraschen und zu einer Lustreise abzuholen. Zu Perugia, wo sie den Tag zuvor eintraf, saſs sie gegen Morgen noch in der Dunkelheit auf, und war bey mir in wenig Stunden.

Sie blieb nur zwey Göttertage bey mir; alles was zu Cortona Liebe fühlen kann, gerieth schon im Vorübergehen bey ihrer Annäherung in eine solche Feuersbrunst, daſs wir uns plötzlich in der Stille davon machen muſsten, damit meine Wohnung nicht wie Loths Haus belagert würde.

Fiordimona veränderte ihre Kleidung in etwas, und ich gab ihr andern Hut und Mantel, um weniger bemerkt zu reisen. Sie scherzte selbst über ihren vorigen Putz, und daſs die Weiber ihn nie vergessen könnten; und so verkappten wir noch ihre Mohrin. Ich nahm meinen jungen treuen Schweizer Häl, einen Gemsjäger aus Wallis von den Quellen des Rhodan, mit mir, und Paar und Paar zogen wir in der Nacht ab. Vorher schrieb ich an den Herzog eine nothwendige Lüge; und an meine Tante um ein Paar starke Wechsel.

Zu Perugia weideten wir uns inniglich, nach eingenommenem Frühstück, an den Raphaelen, welcher ihr Liebling ist, und den Werken seines Lehrmeisters. Ritten dann die Höhen herab nach den anmuthigen Thälern, und über die Johannisbrücke, worunter der Tyberstrom reissend in rauschenden wilden Fluthen wegschieſst; und hielten Mittagsrast auf dem schönen Hügel Assisi im heiligen Kloster.

Die Nacht blieben wir in Fuligno. Den Morgen darauf zogen wir durch das reizende Thal, das an mahlerischen Schönheiten und Fruchtbarkeit seines gleichen nächst der Lombardey vielleicht nur wenig auf dem ganzen Erdboden hat; und schieden uns bey Treve abgeredetermaſsen.

Sie begab sich wieder auf ihr Gut, welches nicht weit davon liegt; und wo wir zusammen können, wenn wir wollen.

Mein Lustörtchen hat die schönste Lage der ganzen Gegend, und ist an einen runden nicht hohen Berg die Hälfte herum gebaut, der einen weiten Olivenwald ausmacht. Die Menschen scheinen sich wie Vögel in die Bäume mit ihren Häusern obenhin genistet zu haben. Man übersieht von hier aus das ganze Thal von Spoleto bis Fuligno, Assisi und Perugia; und der Flecken heiſst mit Recht der Balcon von Umbrien.

Fiordimona hat ihren Aufenthalt in üppigen Gärten von Fruchtbarkeit und Lieblichkeit bey den Quellen des Clitumnus (*le Vene*), die am Fuſs des höchsten Bergs im ganzen Umkreis, *Campello*, aus einem Felsen kommen, mit vielen uralten Feigenbäumen bewachsen, in unzählbaren Sprüngen. Es ist ein unausſprechliches Vergnügen, wie das klare, krystallhelle, friſche geſunde Naſs aufquillt, von der Macht zu zarten Bläschen getrieben, unter dem erfreulichen Schatten; alles innerlich sich regt und bewegt, und die Fülle von selbst auf ebner Fläche fortrinnt. Nahe dabey wallen sie in Bächen zu den Gärten Fiordimonens hinein, und drängen sich da in einen lebendigen Teich zusammen, dessen Ufer hohe Ahornen, Pignen, Lorbeern, Reben und Haselstauden beschatten; und aus diesem strömt der Clitunno, schon ein ansehnlicher Fluſs, voll schneller Forellen, so daſs ich in Italien keine so starke Quellen kenne.

Etwa tausend Schritte davon steht ein kleiner Tempel mit Korinthischen Säulen zierlich in der Ferne, obgleich aus spätern Zeiten, dem Fluſsgott zu Ehren, der den Römern ihr Vieh so weiſs machte. Auch haben wirklich alle Rinder dieses Thals ein glänzendes Silberweiſs, und sind auſserordentlich gutartig mit ihren ungeheuern groſsen Hörnern. Der Strom, denn diesen Namen darf man ihm wohl geben, bleibt das ganze lange Thal durch krystallhell.

Ich gebe mich in meinem Wirthshause für einen Mahler aus; und wahrlich ist da genug zu mahlen und zu zeichnen an Menschen, Vieh, und den Bergen mit ihren herrlichen Formen und Tinten, wenn mir Zeit dazu übrig bliebe. Die ganzen Nächte steck' ich bey Fiordimonen, und wir müssen zuweilen unsern Brand bey der heiſsen Witterung in dem lieblichen See des Clitunno abkühlen, denn sie schwimmt wie ein Fisch, von zarter Kindheit dazu angelehrt; wo wir die Schwäne von ihrem Schlummer aufwecken, deren sie eine Heerde darauf hat. Dieser König der Wasservögel ist ihr Lieblingsvogel; und wo gibt es auch einen schönern? und ein lockender lebendiger Bild der Lust, wenn sie ihre Hälse umflechten, und Entzücken leis kreischen und zusammengirren, und mit ihren Flügeln schlagen, daſs der Gesang der Nachtigall davor verschwindet, und zu geschwätzigem und unaufhörlichem Getön wird. Die meisten läſst sie wild fliegen, sie kennen das Plätzchen, und kommen immer wieder.

Morgen geht die Woche schon zu Ende, seitdem wir hier sind; Himmel wie schnell! wir wollten nur einen oder zwey Tage Halt machen, aber es war gar zu erfreulich. Sie läſst alles zurück, und die Mohrin, und begleitet mich allein. Uebermorgen in der Nacht brechen wir heimlich auf, und streichen weiter, im Hause glaubt man, daſs sie nach Rom reise.

Terni, May.

Ich bin im Himmelreiche! Wie ein Paar kühne Adler jagen wir durch die weiten Lustreviere! Freyheit, Quellenjugend, und feurige Liebe und Zärtlichkeit.

Gestern Abend kamen wir durch den rauhen Wald und das wilde Gebirg von Spoleto hier an, und diesen Morgen sind wir gleich nach dem neuen Sturz des Velino in aller Frühe ausgezogen. Wir wollten ihn zuerst von oben betrachten.

Der Weg dahin ist voll reizender Aussichten; die Berge wölben sich immer einer höher als der andre weiter fort gen Himmel, um gleichsam dieses Paradies ganz von der irdischen Welt abzusondern. Die Sonne ging eben auf, als wir nach der Höhe zu ritten, gerade über dem Gebirg den Felsenriſs hinein, worin eine herrliche See von befruchtendem Thaunebel in der Mitte schwamm.

Der Wasserfall ist nun eine entzückende Vollkommenheit in seiner Art, und es mangelt nichts, ihn höchst reizend zu machen. Ein starker Strom, der feindselig gegen ein unschuldiges Völkchen handelt, muſs sich gebändigt durch einen tiefen Kanal stürmend in wilden Wogen wälzen, mit allerley süſsem lieblichen Gesträuch umpflanzt, als hohen grünen Eichen, Ahornen, Pappeln, Cyppressen, Buchen, Eschen, Ulmen, Seekirschen, und in die gräuliche Tiefe senkelrecht an die zweyhundert Fuſs hinab stürzen, daſs der Wasserstaub davon noch höher von unten herauf schlägt. Alsdann tobt er schäumend über Felsen fort, breitet sich aus, rauscht zürnend um grüne Bauminseln, und hastig schieſst er in den Grund von dannen, zwischen zauberischen Gärten von selbstgewachsnen Pommeranzen, Zitronen, und andern Frucht- und Oelbäumen.

Sein Fall dauert sieben bis acht Sekunden, oder neun meiner gewöhnlichen Pulsschläge, von der Höhe zur Tiefe. Das Aufschlagen in den zurückspringenden Wasserstaub macht einen heroisch süſsen Ton, und erquickt mit nie gehörter donnernder Musik und Verändrung von Klang und Bewegung die Ohren; und das Auge kann sich nicht müde sehen.

Fiordimona jeuchzte vor Freude in das allgewaltige Leben hinein, und rief auſser sich unter dem brausenden Ungestüm: „Es ist ein Kunstwerk so vollkommen in seiner Art, als irgend eins von Homer, Pindar, oder Sophokles, Praxiteles und Apelles, wozu Mutter Natur Stoff und Hand lieh.“

Gewiſs aber läſst es sich mit keinem andern vergleichen, und ist einzig in seiner Art; die groſse Natur der herrlichen Gebirge herum, der frische Reiz und die liebliche Zierde der den Sturz vor dem Fall umfassenden Bäume, das einfache Ganze, was das Auge so entzückt, auf einmal ohne alle Zerstreuung; so wollüstig verziert, und doch so völlig wie kunstlos, nährt des Menschen Geist wie lauter kräftiger Kern.

Wir saſsen alsdann wieder auf, und ritten dem Velino oben weiter entgegen, bis wir eine kleine Stunde vor dem Sturz an seinen See kamen, worin er sich klar wäscht. Die Mannigfaltigkeit des Stroms von hier aus, der bald langsamere bald schnellere Lauf, das mit schöner Waldung eingefaſste Bett überall, der See in seiner Rundung von einem Amphitheater sich nacheinander verlierender höchster Gebirge umlagert; alles, das fruchtbare Thal der Scene, der ehemalige Streit der Nachbarn um ihn macht diesen Wasserfall immer wunderbarer und ergreifender.

Terni selbst, das Vaterland des Geschichtschreibers Tacitus, liegt äuſserst angenehm zwischen lauter Gärten. An der Nordseite erhebt sich noch ein Bogen von Hügeln mit lustigen Landhäusern, meistens zwischen Oelbäumen, die einen kleinen Wald ausmachen.

Aus der Nera, worin der Velino seinen Namen verliert, werden eine Menge Kanäle abgeleitet, die die Stadt und alles Land herum, unter immer lebendigem Rauschen, zur höchsten Fruchtbarkeit bewässern.

Tivoli hatte einen so groſsen Reiz für die alten Römer, weil es nahe an Rom lag, und wegen der weiten Aussicht in die Ebnen herum bis ans Meer. Es hat etwas feyerliches, was Terni nicht hat. Aber dieſs hat im Grunde gröſsere Natur um sich her, und läſst an Fruchtbarkeit mit Tivoli gar keine Vergleichung zu, dieses ist dürres und ödes Land meistens, und Terni lauter Mark.

Geſpräch der vier Elemente mit Frau Wahrheit.

Ein's Abends ich für ein'n Gart'n ging,
Darin saſsen in einem Ring
Fünf Fräulein artlich allesam;
Die erst' in Roth, Ignis mit Nam',
In Blau die andre, hieſs Aqua,
Die dritt' in Grün, die hieſs Terra,
Die viert' Aer genennet was,
Die fünfte Frau hieſs Veritas;
Hatten in treu freundlichem Lieben
Den Tag bey einander vertrieben.
Als sich nahte der Abendglanz,
Und die Sonn' verbarg ihren Schein,
Da ging an ihr heimliches Leiden,
Als sie muſsten all' fünf sich scheiden.

Veritas die Wahrheit.

Veritas zu der Ignen sprach:
Sag' mir, wo find' ich dich hernach?
Ich wollte gern oft seyn bey dir.

Die Terner erweisen uns alle Ehre, und dieſs setzt Fiordimonen nicht wenig in Verlegenheit; sie befürchtete erkannt zu werden; und auſserdem wollen sich ihre muthwilligen Brüste, stolz auf ihre junge Schönheit, mit aller Kunst nicht vollkommen verbergen lassen. Dieſs macht mich oft lächeln, und sie erröthen. Wir begeben uns deſswegen platterdings in keine sizzende Gesellschaft, und sind gegen Abend wieder nach dem Wasserfall unten hin geritten; morgen eilen wir weiter.

Portici, Junius.

Die Freude läuft mir durch alle Glieder, daſs du mich besuchen willst; o ein Götterjahr, dieſs Jahr in meinem Leben! Ich habe meiner Tante schon geschrieben, Quartier für dich bereit zu halten; bey meiner Ankunft hoff' ich dich zu Florenz zu treffen. Die nächsten Tage werden wir von hier abreisen.

Von unsern Abentheuern hätt' ich dir so viel zu erzählen, daſs ich jetzt nicht wüſste, wo ich anfangen sollte; ich verspar' es bis wir Herzen und Seelen mündlich gegen einander ausschütten. O welch ein Jubel, mit dir noch durch die bezaubernden Plätze von Umbrien zu streichen! Fiordimona und ich sind nun völlig ein Wesen, so zusammengeschmolzen von tausendfachem Entzücken; alles hohe und schöne, kühne und heroische erduldende der menschlichen Natur ist in ihr vereinbart. Endlich werden wir denn doch noch das Band der Ehe der bürgerlichen Ordnung wegen tragen; aber wahrlich nicht deſswegen, daſs es uns zusammen halten soll. O sie ist der glückliche Hafen aller meiner stürmischen Wünsche! Wir kennen uns nun von innen und auſsen bis auf unsre geheimsten Regungen.

Unsre Reise war eine immerwährende Augenlust. Wir haben den Weg über *Monte Cassino* genommen. Hier fühlt man erst recht die Schönheit von Italien, und hat sinnlich vor sich, wie sich der Apennin in seiner ganzen Majestät durch dessen Mitte lagert, zur Erfrischung mit seinen luftigen und waldigten Gipfeln für den Sommer, und reizenden Thälern und Ebnen an beyden Meeren für den Winter. In weiten Kreisen thürmt sich immer ein Gebirg über das andre, und das Farbenspiel geht in unendlichen Höhen und Tiefen durch alle Töne in süſsen und fruchtbaren Harmonien.

Der heilige Benedikt hat treflich für seine Schaar gesorgt, und die Mönche zu *Monte Cassino* leben wie die Fürsten. Jeder hat seine drey Bedienten, das Kostbarste vom Lande zu essen und zu trinken und schläft in weichen Betten auf Stahlfedern. Das Uebrige versteht sich von selbst; aus Vorsorge bereitete ich meiner Fiordimona eine Krankheitsschminke, und gab sie für meinen Bruder, einen Sänger aus, der seiner Gesundheit wegen in die Bäder von Bajä zöge. Und kaum so sind wir durchgekommen; denn die schelmischen Faune witterten doch die blühende Gesundheit und das Fleisch wie Mandelkern unter dem angestrichnen Gelb.

Ihr prächtiges Kloster liegt auf einem steilen Absatze von einem der höchsten Berge, von unten wie eine Burg des Zevs, nur daſs umgekehrt von oben das Wetter des Jahrs wenigstens ein paarmal da einschlägt, und wird in kurzer Ferne von einem stolzen Amphitheater von Gebirgen umgeben, wo die Sonne bey ihrem Untergang immer neue zauberische Schauspiele hervorbringt.

Wir haben uns nur einen Tag zu Neapel selbst aufgehalten, und sind gleich auſs Land hieher gezogen, wenn man es Land nennen kann: denn Portici ist gleichsam nur Vorstadt: bewohnen den Garten einer jungen Wittwe, von Tarent gebürtig, die mit Recht den lieblichen Namen Candida Graziosa führt, im besten Punkt, dieſs wirkliche Paradies zu beschauen; denn von Neapel aus ist das göttliche Meer zu eingeschlossen.

Die Stadt selbst sieht man hier am wahrsten und besten; sie ist so recht ein Sitz des Vergnügens, voll Adel, voll der lebhaftesten Menschen, rundum in Schönheit und Fruchtbarkeit; zu strenger und erhabner Weisheit ist's fast nicht möglich, hier zu gelangen. Zur Linken die reizende Küste von Sorrent; dann die Fahrt nach Elysium Sizilien; dann die Insel der Freuden des Tiberius, Capri; dann die unendlichen Gewässer breit und offen, wo sich das Auge verliert; und daneben und darüber hin die alten Feuerauswürfe der Insel Ischia, und Procida, und den entzückenden Strich Hügel des Pausilipp, und das Gebirg der Kamaldolenser; welche bezaubernde Mannigfaltigkeit! darunter wieder das Gemisch von unzählbaren Felsenhütten von Neapel, wo eine halbe Million Menschen sich gütlich thun; und bey uns, hinter dem schüchternen Portici, in schrecklicher Majestät der Vesuv. Ein ächter Wonneschäumender Becher rundum dieser groſse Meerbusen!

Hier schwimmt alles und schwebt in Lust, im Wasser, am Ufer, und auf den Straſsen. Die Feuermassen scheinen dieſs Land der Sonne näher zu rücken; es sieht ganz anders, als die übrige Welt aus. Gewiſs waren alle Planeten ehemals selbst Sonnen, und sind nun ausgebrannt, und Neapel ist noch ein Rest jener stolzen Zeiten. Man glaubt in der Venus, im Merkur, einem höhern Planeten zu wohnen. Immerwährender Frühling, Schönheit und Fruchtbarkeit von Meer und Land, und Gesundheit von Wasser und Luft.

Gleich die erste Woche haben wir uns mit der ganzen Gegend und der besondern Art Menschen bekannt gemacht, und den dritten Tag schon waren wir oben auf dem Vulkan, und genossen den Anblick der höchsten Gewalt in seinem Krater, die man auf Erdboden schauen kann. Die Risse von unten heraus, trichterförmig, gehen über alle Macht von Wetterschlägen, auffliegenden Pulverthürmen und Einbrüchen stürmenden Meeres. Erdbeben, die Länder bewegen, wie Winde Wasserflächen, sind dagegen nur schwache Vorboten. Man glaubt in die Wohnung der Donnerkeile wie ein Schlangennest hineinzusehen, so blitzschnell ist alles aus unergründlicher Tiefe gerissen, von Metall bespritzt und Schwefel beleckt: ein entzückend schauerig Bild allerhöchster Wuth.

Sein Gipfel besteht aus lauter Schlacken: dieſs gibt ihm von fern eine haarigte Riesengestalt. Dann wächst lauter Haide; und dann in der Mitte fangen Gärten und Bäume an.

Der Vesuv ist augenscheinlich ein uralter Berg, dessen Krater einst zusammenstürzte, wovon die Risse noch an der Somma zu sehen sind. Alsdann hat er sich von neuem durch viele Ausbrüche wieder aufgethürmt. Vorher war es einziger Berg; jetzt mag er nicht so schön mehr seyn, aber desto furchtbarer.

Wir sind mehr als einmal oben gewesen, so hat uns dieſs Schauspiel und die Aussicht ergötzt.

Unser Aufenthalt im Garten der Candida hat uns groſses Vergnügen gewährt, aber auch viel von unserer Freyheit benommen; und ist Ursach', daſs wir früher zurückreisen, als wir wollten. Neben an bewohnt einen andern die

Geliebte des Sohns vom Vicekönig, eine reizende Spanierin, kaum sechzehn bis siebzehn Jahre alt, sogenannte Gräfin von Coimbra. Diese brennt vor Leidenschaft gegen Fiordimonen; und Candida hat sich mit weniger Geschmack, aber besserm Instinkt in mich und meinen jungen Bart vergafft. Beyde sind wir so belagert. Coimbra ist eifersüchtig auf mich, und Candida auf Fiordimonen, und der Sohn vom Vicekönig ward es endlich auf uns beyde, und schöpfte Verdacht gegen alle. Die Komödie fing sich damit an.

Wir kauften gleich bey unsrer Ankunft in Neapel eine Laute und Zither zum Zeitvertreib; und die erste Nacht in Portici hielten wir einen Wechselgesang. Coimbra ward entzückt schon von der Stimme Fiordimonens, die, möcht' ich sagen, wie ein Arm so stark aus ihrer Kehle strömt mit aller Geschmeidigkeit und Mannigfaltigkeit, vom leisen Lispel bis zum Sturm, und in Läufen von erstaunlichem Umfang, jeder Ton perlenrein und herzig.

Den andern Abend hörten wir ein Lied von unsrer Nachbarin, wozu sie sich auf einem Psalter begleitete. Ihre Stimme ist nur schwach, einfach, und von wenig vollen Tönen, aber silbern und süſs von Empfindung; was sie sang, war ein Meisterstück Spanischer Poesie, und wir haben davon nur die ersten Strophen behalten.

Quando contemplo el cielo
de innumerables luces adornado;
y miro hazia el suelo
de noche rodeado
en sueño y en olvido sepultado:

El amor y la pena
despiertan en mi pecho un ansia ardiente,
despide larga vena
los ojos hechos fuente,
Oloarte, y digo al fin con voz doliente:

Morada do grandeza
templo de claridad y hermosura,
el alma, que a tua alteza
Naciò que desventura
*la tiene en esta carcel baxa escura? — *)*

---

*) Wenn ich den Himmel betrachte mit unzählbaren Sternen ausgeziert, und nieder auf den Boden schaue von Nacht umgeben, in Schlaf und Vergessenheit begraben.

Der Jüngling war vermuthlich bey ihr; denn wir hörten hernach sprechen und seufzen und Stille zu Kuſs und Umarmung in der dichten Laube.

Ach, es war in der That ein schöner Abend! Kühlender Duft senkte sich nieder, und hüllte nach und nach das Gebirg ein, alles wurde verwischt und Form dämmerte nur unten, indeſs oben die reinen vollkommnen Sterne blinkten. Wir meinten, wir müſsten uns sogleich mit dem Liede der holden Spanierin empor heben, und unsre Stelle verlassen. Es ist unten doch alles so Nichts, wenn es nicht von dem klaren himmlischen Licht seine Gestalt empfängt!

Dann ging der stille Mond am wilden dampfenden Vesuv auf; dunkel lag das Meer noch in Schatten, und erwartete mit unendlichen leisen

---

So erwecken Kummer und Liebe in meiner Brust eine heiſse Bangigkeit, und die Augen zu Quellen geworden, vergieſsen einen Bach von Thränen, Oloarte, und ich sag' endlich mit klagender Stimme:

Aufenthalt der Herrlichkeit, Tempel der Klarheit und Schönheit, welch ein böses Schicksal hält die Seele, für deine Höhen geboren, in diesem tiefen dunklen Kerker? —

plätschernden Schlägen seine Ankunft. Die Menschen kühlen sich ab in den Fluthen, machen Chorus, und scherzen und genieſsen weg ihr Daseyn.

Es ist entzückend, wie man die Erde mit sich gen Osten unaufhaltbar fortrollen sieht, und die ganze Harmonie des Weltalls fühlt!

„Du bist glücklich, Mond!“ seufzte Fiordimona; „du läufst deine Bahn ewig fort, dein Schicksal ist entschieden!“

„Ach Gott, wer wüſste, was das Licht wäre, das so schön leuchtet, und es erkennen könnte! es ist doch gewiſs ein heilig Wesen; und todt ist es nicht, weil es sich so schnell fortbewegt!“

„O, wer in den groſsen Massen, Himmel und Meer und Mond und Sternen, Frescobaldi, an deinem liebevollen Herzen immer so schweben könnte! Was dies für eine Ruh' und Seligkeit ist! man athmet so recht aus und schöpft mit jedem Zuge Lust und Erquickung!“

Denke noch zu solchen Wonnelauten, unmittelbar von ihren Quellen, Kuſs und Blick und Umarmung der Erhabnen!

Ignis das Feuer.

Ignis antwortet' wieder ihr:
Schlag' mit ein'm Stahl an einen Stein,
So ſind'st du mich darin allein,
Mit meinen ſeu'rglänzenden Flammen.

Veritas.

Veritas sprach: Wo komm'n wir zusammen,
Du mein ſruchttragende Terra?

Terra die Erde.

Terra antwort't': Du ſind'st mich da,
Wo du siehst wachsen grünes Gras.

Veritas.

Veritas weiter ſragen was:
Mein' Aqua, wo soll weiter ich
Einmal wiederum ſinden dich,
Zu halten ein ſreundlich Gespräch.

Aqua das Wasser.

Aqua antwort't' ihr: In der Näch' *)
Find'st mich allzeit, wo Binsen stehn,
Da grab' ein, so ſind'st du mich denn,
Daselbst thu' ich wohl allzeit wohnen.

---

*) Nähe.

Coimbra machte hernach mit uns Bekanntschaft, und redete uns zuerst an, als wir einander auf einem Spaziergange begegneten; ein durchaus gefühlig, zartes Wesen, worin aber kühne Blitze von Leidenschaften herumkreuzen. Wörtliche Liebeserklärung folgte bald, wie Fiordimona sich zu unerfahrner Jüngling bey Händedruck und schmachtenden Seufzern und Blicken bezeugte. Fiordimona spielte ihre Rolle trefflich, um sich nicht erkennen geben zu dürfen, und Thätlichkeit bis zu unsrer Fortreise abzuhalten; und wir sind während der Zeit in der ganzen Gegend herumgestrichen, und wenig anders zu Hause geblieben, als zu schlafen. Das Quartier wollten wir nur im höchsten Nothfall ändern, wegen Anlaſs vielleicht zu gefährlichen Auſtritten.

Nachschrift.

Wir müssen fort, noch heute. Coimbra brennt in lichterlohen Flammen, und drang gestern in einem herzbrechenden Briefe darauf, Fiordimona solle sie entführen. Candida schlich sich diese Nacht, aller feinen Wendungen überdrüssig, in mein Zimmer schier nackend, und überraschte mich mit Fiordimonen, deren Geschlecht sie erkannte. Und Häl, der so treue, daſs er selbst seinen Genuſs bey dem Kammermädchen der Spanierin dran gibt, verkündigt uns Mord und Tod, und die ausgestellten Wachten und Posten des getäuschten Liebhabers.

Diesen letztern Brief erhielt ich erst zu Florenz von seiner Tante, einer jungen Wittwe ohne Kinder, voll Geist und Anmuth im Umgang und mannigfaltigen Reizen. Ardinghello war noch nicht wieder gekommen bey meiner Ankunft daselbst; und sie ertheilte mir Anfangs über sein Ausbleiben zweifelhafte Nachrichten von fürchterlichen Begebenheiten, die sich hernach nur zu gewiſs bestätigten. Doch vorher etwas von mir und meiner Reisegesellschaft; ich habe aus seinen Briefen Alles weggelassen, was meine Angelegenheiten betraf, um die Geschichte nicht zu verwickeln und weitläuftig zu machen.

Auch ich stand auf dem Punkte, mich zu verheyrathen, als meine Geliebte von der Seuche weggerafft wurde, die von Trient nach Verona, und von da nach Venedig kam, und sich hernach durch die Lombardey verbreitete. Ich folgte nun mit Begier der Einladung meines Freundes, um mich von den traurigen Gegenständen zu entfernen, und sagte davon Cäcilien.

Sie konnte gleich vor Ungeduld nicht bleiben, die Reise mitzumachen. Noch hatte ich ihr immer nicht entdeckt, daſs ich Alles von ihr und Ardinghello'n wuſste; ich scheute die Lage, in welche mich dies versetzen würde. Nur gab ich ihr zuweilen von ihm Nachricht, mit Verschweigung seiner Liebesgeschichten; und sie hatten sich auch einander selbst geschrieben, welche Briefe mir aber nicht in die Hände gekommen waren: so daſs ich nicht wuſste, was für Wendungen er bey ihr brauchte, und wie sie zusammen standen. Ich mochte mich nicht mehr drein mischen, und einem Tauben predigen; lieſs aber nun doch, gewissermaſsen dazu genöthigt, der Sache ihren baldigen Ausgang.

Cäcilia beredete gleich ihren Vater und ihre Mutter zu einer Wallfahrt nach Loretto. Von ihren Brüdern war einer zu Corfu, und der andre blieb zu Hause. Und so brachen wir denn in der Geschwindigkeit zusammen auf. Sie nahm ihr Söhnchen mit, einen kleinen Engel. Wie ein Vogel, der dem neuen Frühling zueilt, war alles an ihr.

„O, unsern Ardinghello muſs ich doch auch gleich sehen!“ hieſs es zu Florenz. Das Gerücht war schon in der Stadt, daſs er einen jungen Anverwandten des Pabstes ermordet, und sich darauf aus dem Staube gemacht habe. Ich sagt' es ihr geradezu, damit sie bey keinem Andern durch ihre Leidenschaft Verdacht erregte. „O Gott!“ war ihr Wort, und blaſs wie eine Lilie, und verstummend begab sie sich bey Seite. Ihre Eltern befürchteten darauf, sie habe die Krankheit. Sie litt Todesqualen, als sie ferner erfuhr, die That sey um Mitternacht vor dem Pallaste der Fiordimona geschehen. Die Unglückliche liebte ihn wahrhaftig, und von Grund der Seele.

Sonderbarer Weise hielt sich in demselben Gasthofe Fulvia mit ihrem Gemahl auf; sie hatten Genua wegen der bürgerlichen Unruhen verlassen, worin schon verschiedne Edle dort ihr Leben einbüſsten. Ein allgemeines Strafgericht schien wirklich über Italien nach dem Ausspruch der Gottesgelehrten wegen seiner Sünden und Bosheiten verhängt. Auch sie führte ihr Söhnchen, das sie aus voller mütterlichen Liebe selbst säugte, bey sich. Eine wahrhafte Bacchantinfigur, wie von einem Griechischen Basrelief, oder einer alten Gemme weg ins wirkliche Leben gezaubert! Die Gluth schlug aus ihren schwarzen Augen, und ihre Lippen schienen berauscht zu dürsten. Auch sie muſste das Gerücht von Ardinghello'n erfahren haben. Doch lief dabey noch ein andres herum: der Kardinal, Bruder des Groſsherzogs, habe den Anverwandten des Pabstes ermordet, und nicht Ardinghello. Dieser sey entwichen vermuthlich, um nicht in Verhaft genommen zu werden, und die Schuld für den mächtigen Kardinal zu büſsen. So schwebten wir zwischen Furcht und Hoffnung.

Fulvia machte sich nach Rom auf, obgleich vor Kurzem erst aus dem Kindbette, und von der von Genua nach Florenz gemachten Reise ermüdet, und wir bald ihr nach, um an die Quelle zu gelangen. Ich ging gleich zu Demetrin, welcher von nichts weiter etwas wissen wollte, als was jedermann sagte; ob ich ihm gleich meine Freundschaft mit Ardinghello aus deutlichen Proben anzeigte. So schlau und sicher betrug er sich. Auch glaub' ich, daſs

Ardinghello's Tante der ganzen Begebenheit kundig war; aber beyde liebten ihn schier wie sich selbst, und bey solchen Gefahren kann man nicht genug behutsam seyn.

In Rom erfuhren wir noch, daſs der Kardinal sich dieselbe Nacht, wo der Anverwandte des Pabstes sey ermordet worden, die Hände und Arme von zwey der geschicktesten Chirurgen habe verbinden lassen, die ihm mit starken Wunden wären verhauen gewesen. Tags darauf hab' er und Fiordimona Wache vor ihr Zimmer bekommen, seyen aber bald wieder davon befreyt worden; nur hätte der Pabst ohne weitere Untersuchung Fiordimona von Rom verbannt, und auf ihre Güter verwiesen. Die Sache läge so vertuscht, und man laure Ardinghello'n doch als dem Thäter auf, und habe Kundschafter aller Orten nach ihm ausgesandt.

Gewissere Nachricht konnten wir nicht erhalten. Wir reisten von Rom ab nach Loretto, und hielten uns Sommer und Herbst in den Gebirgen des Apennin auf; Cäcilia und ich mit tiefer Trauer in der Seele, daſs der Kardinal unsern Liebling heimlich möchte aus dem Wege geräumt haben. Nach und nach wurden wir vertrauter über diesen Punkt, sie gestand mir endlich von selbst ihre Leidenschaft, und faſste Muth auf meine tiefe Treue; weinte wie ein Kind über ihre unseligen Schicksale, und daſs sie endlich hatte, wo sie ihr angeschwollnes Herz erleichtern konnte. So umschlang uns beyde das Band einer vertrauten und innigen Freundschaft.

Endlich im November erst empfing ich einen Brief von diesem, der schon im August geschrieben, aber von Demetri oder seiner Tante, denn von der letztern kam er zu mir, verspätet worden war. Mir dünkte, als ob ich von einem fürchterlichen Traum erwachte, und den Glanz der Morgenröthe schaute, als ich die Züge seiner Hand erblickte.

Brindisi, August.

Meine widerwärtigen Schicksale erheben mich mehr, als daſs sie mich niederschlagen sollten; je stärker der Widerstand: desto gedrungener und geschwellter regt sich alles in mir. Ich glaubte schon in Genuſs und Ruhe zu seyn, und jetzt erst beginnen meine Arbeiten. Ich seh' in ein neues Leben hin, und das hohe Getümmel ergreift meine Sinne. Gut, daſs ich nicht wie ein Kind hinein komme! Das Leben des Jünglings ist Liebe: das Leben des Mannes Verstand und That.

Ach, daſs ich Dich nicht noch einmal sprechen durfte! Wir kamen bey Nacht zu Rom an; ich schickte Hälen mit meinen Pferden voraus, und wollte mit Fiordimonen auf ihr Gut *alle Vene* nachfahren, um uns dort zu vermählen. Sie hatte deswegen in der Stadt Verschiednes zu besorgen und mitzunehmen; aber es ist alles nun zerstört und zerrissen. Ich versteckte mich auf die drey oder vier Tage bey Demetrin, damit mich der Kardinal nicht wittern möchte; sie hatte mir Manches erzählt, wie er sie mit seiner Liebe verfolgte, und daſs sie ihn nicht leiden könnte.

Die zweyte Nacht kam ein fürchterliches Donnerwetter ohne Regen über Rom, und es schmetterte Schlag auf Schlag, als ob Alles untergehen sollte. Statt daſs ich sonst groſse Freude an diesen Naturbegebenheiten habe, und mich daran nicht satt hören und sehen kann, wurde mir diesmal selbst bang im Herzen. Der Mensch ist ein sonderbares Wesen, und voller dunkeln Gefühle, die kein Philosoph aufklärt; es war gewiſs Ahnung dessen, was mir bevorstand. Ich warf meinen Mantel um mich, und nahm den bloſsen Degen auf alle Gefahr unter den Arm, und ging fort, um Fiordimonen in der schrecklichen Nacht nicht allein zu lassen; in ihrem Pallaste waren den Sommer über nur ein Paar alte Bedienten und Frauen zurückgeblieben. Sie hatte mir den Schlüssel zu einer Seitenthür gegeben. Ich eilte, und ging oft wieder langsam, und hielt im Schritt ein. Endlich kam ich in das kleine Gäſschen an den Garten, wo ihr Schlafzimmer ist, und wurde plötzlich angefallen mit einem Dolchstoſs in die Seite. Ich sprang zurück, Blitze machten die Finsterniſs hell und zum Tage, erblickte den Mörder, der mir nicht ausweichen konnte. Er rennte noch einmal auf mich zu, mich zu unterlaufen, und ich stieſs ihn auf der Stelle nieder. Bey diesem allen wurde kein Wort ausgesprochen, indeſs der Donner um uns brüllte, daſs die Erde dröhnte.

Kaum war dies vorbey, und ich im Begriff, den Leichnam wegzuschleppen: so tritt eine andre verkappte Gestalt auf, und setzt mit Tigersprüngen auf mich ein, daſs ich mit Noth den Augenblick erhasche, mich zur Wehr zu stellen. „Vermaledeyte Brut!“ hört' ich die

Stimme meines Kardinals, der in die vorgehaltne Klinge mit der Brust lief, die ich gepanzert fühlte. Erstaunt und erschrocken über alle die Folgen that ich nichts, als ihn von mir abhalten, gebrauchte meine ganze Stärke, und war bald so glücklich, daſs ich ihm den Degen herausschlug, hieb ihn auf die Hände, womit er in Raserey mein Gewehr fassen wollte, schonte sein Leben, und lief dann davon; und durch Nebenwege wieder zu Demetrin.

Diesem erzählt' ich gleich, was geschehen war, und vertraute ihm das Hauptsächlichste meiner Geschichte mit Fiordimonen, und sein groſser, edler Charakter erhielt hier Gelegenheit, sich zu zeigen. Er verbarg mich unerforschlich, und half mir die folgende Nacht fort, nachdem wir erfuhren, daſs der Ermordete, den wir zuerst für einen Banditen hielten, selbst Vetter des Pabstes, der jüngere B*** sey. Auch dieser war wüthend in Fiordimonen verliebt, ob sie mir gleich nie etwas von ihm gesagt hat. Meine Wunde ging nur gestreift über die Rippen weg; das Stichblatt vom Degen im Arm hielt den Stoſs auf, und wir brauchten dazu keinen Chirurgen. Tolomei verkleidete sich mit mir in einen Franziskaner; und so sind wir die Pontinischen

Veritas.

Veritas die thät auch ermohnen,
Sprach: Mein Aer, bescheide mich,
Wo soll ich aber finden dich,
Mein' Freude zu haben mit dir?

Aer die Luft.

Aer sprach: Wenn du willt zu mir,
Geh' zu ein'm Baum und thu' da lauschen;
Und wenn du hörst die Blätter rauschen,
Daſs sie sich bewegen und rühr'n,
Dabey magst du gewiſslich spür'n,
Daſs ich da gegenwärtig sey.
Nun bitt' ich dich, sag' uns auch frey,
Wo wir nun sollen finden dich,
Wo bist zu Haus' bescheide mich,
An welchem Orte oder Stätt'?

Veritas.

Veritas tief erseufzen thät,
Und mit heiſsem Weinen durchbrach
Und mit seufzender Stimme sprach:
O Zeter, Mord, Mord über Mord,
Ich hab' gar weder Stätt' noch Ort
Auf diesem ganzen Erderich, *)
Wo selbst ich möcht' aufhalten mich;

---

*) Erdreich, Erde.

Sümpfe zu Fuſs durch, und von Capua durch Kalabrien nach Brindisi. Heroen, ächte wie Theseus und Perithoos, wie Orestes und Pylades, Demetri und er. O der Mensch kann groſs seyn in jedem Zeitalter, und das Edle in seiner Natur bleibt immer irgendwo noch auf Erdboden!

Fiordimona dauert mich; was kann das Feuer dafür, daſs es brennt? Demetri hat kurze Nachricht von fernerm Erfolg an Tolome'n nach Brindisi gegeben, unter andern Dingen, die er ihm meldete, dies wie im Vorbeygehen, wenn ohngefähr der Brief sollte aufgefangen werden: Sie und der Kardinal haben des Mordes wegen Arrest bekommen. Um alles noch zu thun, was ich kann, hab' ich selbst an den heiligen Vater geschrieben, und an den Groſsherzog, und noch an den Kardinal, und ihnen allen die Natürlichkeit und Nothwendigkeit der Begebenheit, und meine Unschuld vorgestellt.

Und nun denn hinein in die Wasserwelt; o wie klopft mir das Herz! O Vaterland, Vaterland, daſs ich dich in Ketten und Banden sehen muſs, und von dir scheiden! Lebe wohl, schönes Italien, lebe wohl! lebe wohl, Venedig, Genua und Rom! O du warst es werth, stolzes Land, vor allen andern einmal die Herrschaft über die Welt zu haben!

Umarme und küsse Cäcilien statt meiner; das himmlische Geschöpf wird an keines Andern Brust besser aufgehoben und glücklicher seyn, als der meines Freundes. Befürchtet keine Sünde; der gröſste der Halbgötter gab Jolen mit der empfangenen Frucht seiner Liebe seinem eignen Sohne zur Gattin. Lucinde, du allein brennst mich auf dem Herzen; aber ich will alle Verfolgungen des erzürnten Himmels dulden, wenn ich's büſsen kann.

Lebt wohl, ihr Höhen des Apennin und ihr entzückenden Thäler! wohl du königlicher Po, und du Tiber und Arno! ach, und ihr klaren Quellen des Clitumnus! Ein günstiger Wind schwellt die Segel, und ich fliege Jonien entgegen. Ich reiſse mich von eurem Herzen, o all' ihr Lieben, um eurer würdig zu seyn.

Ardinghello.

Fiordimona war leider an Allem Schuld, sie mochte nun erkennen, wohin ihr schönes System führe. Sie hatte vermuthlich erst dem Neffen des Pabstes Gehör gegeben, und hatte dann dem Kardinal Gehör gegeben, und suchte beyde los zu werden, wie sie Ardinghello mit ganz andrer Lust und Freude, und Schönheit und Inbrunst an sich fesselte; und dieser lieſs sich in jugendlichem Taumel von ihren überschwenglichen Reizen fangen. Die verwegne Reise nach Neapel machte sie wahrscheinlich deswegen, um die Erstern ganz von sich abzubringen, welche vielleicht auch den Weg zu den Quellen des Clitumnus wuſsten; und den Ardinghello in aller möglichen Lust ungestört zu genieſsen. Ein Weib kann seine Natur nicht verläugnen: sie kam den folgenden Winter mit Zwillingen von beyderley Geschlecht nieder; und fand es doch ihrem Stande gemäſs, den Vater derselben als Gemahl zu besitzen.

Die Mohrin muſste unter den heftigsten Drohungen ohne Zweifel dem Kardinal ihre Reise mit Ardinghello anzeigen, konnte aber nicht sagen, wohin. Und zu Rom und *alle Vene* wurde voll Rache auf ihre Zurückkunft gelauert. In der Leidenschaft hatte das zärtliche Paar seine Maſsregeln nicht behutsam genug genommen.

Ardinghello wurde allgemein bedauert, und auch Fiordimonen tadelte man nicht sehr: sie machten mit einander das vollkommenste Paar aus, das man weit und breit hätte finden können. Das Verständniſs der letztern mit dem Neffen und dem Kardinal lieſs sich durch den Ausgang nur muthmaſsen, und blieb ausserdem im Verborgnen; ihre seltne Schönheit, und hohen Naturgaben, und Reichthümer sprachen übrigens für sie, und das Geschwätz der Weiber hielt man für Neid und gewöhnliche Lästerung. Jeder Triumph hat seine Schmählieder vom Pöbel hinterdrein; dies ist in der Natur. Der Mann im Purpurhute schwieg hierüber weislich, und sagte nicht mehr, als was er sagen muſste, ins Ohr dem Richter. Ich habe hernach in lauter neuem Vergnügen vergessen, sie hierüber auszuforschen.

Von den Gütern des Ardinghello wurde nichts eingezogen; der Kardinal muſste es doch groſs finden, daſs er sein Leben schonte, da er es in seiner Gewalt hatte; und seine Tante übernahm deren Verwaltung, als Schwester seines Vaters. Sie verkaufte einen Theil davon, und tilgte die Schulden; der Edle hatte manchem Mann von Talent aus der Noth geholfen und in eine bequemere Verfassung gesetzt; welches nun bekannt wurde.

Erst den Frühling darauf erhielt ich wieder kurze Nachricht von ihm; ein Brief war unterdessen mit einem Venetianischen Schiffe verloren gegangen, das im Sturm bey Corfu scheiterte.

Im Hafen zu Scio. May.

All mein Wesen ist Genuſs und Wirksamkeit; heiter der Kopf, immer voll heller Gedanken, reizender Bilder und bezaubernder Aussichten, und das Herz schlägt mir wie einer jungen Bacchantin im ersten ganz freyen Liebestaumel.

Diagoras durchstreicht mit mir den Archipelagus, damit ich jeden gefährlichen Platz und alle Häfen kenne. Von Smyrna sind wir ausgelaufen, den langen Golfo durch, nach Mitylene, Tenedos, an den Dardanellen herum, nach Stalimene, den herrlichen Posten Skyros, und von hier ferner in jeden guten Hafen der Cykladen. Jetzt sind wir an den Küsten von Asien, und werden bis Rhodos, in den Golfo von Makri segeln, und von dort nach Aegypten. Die Arbeit wird mir leicht; denn er hat von seinem Vater die trefflichsten Karten, woran wir wenig verbessern können.

Ueberall weiſs mein edler Führer, wo die neuern Helenen, Aspasien und Phrynen stekken, und hat mit mancher schon in Korsarenehe*) gelebt; Liebesgötter umgaukeln uns, so oft wir einlauſen.

Demetri hat einen glücklichen Geburtsort gehabt. Scio ist die schönste Stadt aller Griechischen Inseln; und die Rebenhügel und Thäler und Gärten zwischen den Gebirgen im Innern des Landes, mit ihren Pommeranzen, Zitronen und Granatenhainen, von klaren herabstürzenden Bächen erfrischt und belebt, sind entzückend und bezaubernd.

Jedoch so schön ist Alles, wie Du längst weiſst, unter diesem seligen Himmel; ſast immerwährender Frühling, und für die Sommerhitze kühle Nächte; dichte Schatten, spielende Seelüfte, Menge von Quellen, und Ueberfluſs an gesunden und erquickenden Früchten.

---

*) Ist in den Griechischen Häſen so im Gebrauch, wie bey den Engländern die Soldatenehe.

Paradies der Welt, Archipelagus, Morea, Karien und Jonien, o daſs ich würdig werde, euer ganz zu genieſsen!

Die Griechen sind noch immer an Gehalt und Schönheit die ersten Menschen auf dem Erdboden; ihre Liebe zur Freyheit, und ihr Haſs gegen alle Art von Unterdrückung noch eben so, wie bey den Alten. Sobald sie nur ein wenig Luft bekommen von der ungeheuren Masse des Schicksals, die sie drückt, wie regt sich Alles, und ist Leben und Feuer! und wie halten sie an, wie blitzschnell durchdringt ihr Verstand bey Gefahr, übersieht das Ganze, und schlägt den rechten Weg ein! Die Mainotten auf den Gebirgen von Sparta sind noch nie bezwungen worden, sie und Montenegriner, Illyrier und Karier Helden, wie ihre Urväter bey Platäa.

Kunst und mildere Sitten sind nur Ausbildung, und machen weder eigentlichen Kern noch Genuſs aus.

Und der Hang zur Freude, zur Lust, zu Gesang und Tanz, wie klopft er dennoch eben so in ihren Adern! und wie mächtig das Gefühl fur Schönheit.

O du und Cäcilia, ihr meine Geliebten, eilt hervor aus euren Sümpfen!

Ardinghello.

Im Herbste schrieb er mir von Sicilien aus, in dessen Gewässern er herumkreuzte und reiche Beute machte, «am Fufs der Säule des Himmels des stürmigen Aetna, aus dessen hohlen Eingeweiden die lautersten Quellen unergründlichen Feuers geworfen werden.»

Ulazal, der berühmte Kalabreser, das Schrekken der mittelländischen See, welcher die Türkische Flotte anführte, und schon verschiedne mal die Spanier schlug, hatte ihn mit Freuden aufgenommen. Er that sich bald hervor durch Verstand und Tapferkeit, bekam alsdann eine Galeere unter seine Befehle, worin meistens Italienische Renegaten und Griechen dienten; und es wurde durch Vermittelung des Diagoras, des Sohnes vom Admiral, so unter der

Decke getrieben, daſs er nicht einmal seinen Glauben abschwören durfte, und man dies für geschehen annahm. Er und dieſer junge Held, sein Todesbundesfreund, streifte nun jeder mit einem kleinen Geschwader als raublüsterne Adler an den Küsten von Kalabrien, Sicilien und Spanien herum.

Den Winter darauf machten sie den Anfang mit Ausführung eines der kühnsten und feinsten Plane. Der alte Ulazal, und besonders sein Sohn, galten Alles bey dem jungen Sultan Amurath. Diese begehrten die Inseln Paros und Naxos, um eine Italienische Kolonie hier anzulegen. Beyde waren durch Krieg schier unbewohnt geblieben. Die wenigen übrigen Griechen wollte man reichlich wegen ihrer Besitzungen entschädigen und an andere Oerter verpflanzen, und zwar deswegen, weil die Abkömmlinge ihre eigne Religion auszuüben verlangten, und damit weder stören, noch darin gestört seyn wollten. Es wären in diesem Jahrhundert mancherley Sekten unter den Christen entstanden, die sich einander bis auf's Blut haſsten und verfolgten; unter andern eine, die sich Todesläugner nennten, und glaubten, daſs die Natur ein ewiger Quell von Leben, und der Trieb alles Daseyns Freude sey; deren Meinungen mit der Lehre Mahomeds in wesentlichen Punkten übereinkämen. Zu dieser hielten sich die edelsten und reichsten Jünglinge und Frauenzimmer, und hofften am ersten unter seiner Herrschaft Schutz.

Ein Held aus ihnen, einer von ihren Anführern, habe flüchten müssen, diene bey ihnen, und verrichte seinen Grundsätzen gemäſs die tapfersten Thaten. Eine Menge würde diesem nachfolgen, wenn sie Sicherheit für ihre Personen und ihr Eigenthum wüſsten. Der groſse Vortheil für sein Reich dabey wäre augenscheinlich; ausserdem dürften wohl wenige Muselmänner an Feuer im Gefecht gegen die sogenannten Orthodoxen ihnen gleich kommen.

Amurath wollte den Ardinghello sehen.

Dieser trat auf in männlicher Jugend und Schönheit, kühn, als ob er selbst ein Sultan wäre, und gefällig, wie vor einer Semiramis. Sie sprachen Neugriechisch mit einander, und Amurath blieb von ihm bezaubert; sie waren schier von gleichem Alter, und Ardinghello schmeichelte lieblich und mächtig seiner geheimsten Denkungsart.

Es will auch niemand mich herbergen,
Ich muſs mich nur heimlich verbergen,
Und flüchtig umgehn in den Wäldern,
In den Einöden und Baufeldern,
Wie ein Pilger trostlos, elend.

Aqua.

Aqua sprach: Hast im Regiment,
In geistlich- und weltlichem Stand
Denn nicht, wie vor, die Oberhand,
Zu Hof, im Rath und im Gericht?

Veritas.

Veritas antwort't: O gar nicht,
Ich bin zu Hof gänzlich unwerth,
Man spottet deſs, wer mein begehrt,
Heiſst ihn ein'n einfält'gen Fantasten,
Lüg' und List kann am allerbasten *)
Die führen das Panier allein,
Ich wohne nur allda zum Schein,
Im Grund' aber bin ich schabab. **)

Terra.

Terra darauf die Antwort gab:
Weil du zu Hof bist trieben aus,

---

*) allerbesten.

**) abgedankt.

Sie erhielten, was sie wollten.

Ardinghello schrieb gleich an **Demetri**, den er bey seiner Schwäche faſste. Jeder Mensch, auch der feinste Charakter, hat seinen Grad von Schwärmerey; die reinste Vernunft, so wie die geringste Insektenseele, ihre Ebbe und Fluth unter dem Mond. Und sandte geheime, sichere Werber aus nach Venedig, Genua, Florenz mit starken Summen zu Reisegeldern. Er kannte die vortrefflichste Jugend in allen diesen Städten; und sein Name schon allein war genug Verführung.

Den neuen Frühling bewegte sich Alles in den lustigen Inseln. Sie befestigten zuerst die Häfen von **Paros**, und machten besonders den Hafen **Nausa**, wo die gröſsten Flotten sicher liegen, ganz unüberwindlich. **Demetri** kam bald mit zwey Schiffen voll jungen, tapfern Römern und blühenden Römerinnen in den zauberischen Gegenden seiner Geburt an; und Künstlern: Architekten, Bildhauern, Malern, äusserst miſsvergnügt vorher über ihren Lebenswandel; und hatte seinen Abzug mit wunderbarer Klugheit bewerkstelligt.

Sie brachen Marmor in den reichen Gängen des Berges Kapresso zu Tempeln, öffentlichen Pallästen, mit Versammlungshallen; das alte Athen unter dem Perikles schien wieder aufzuleben. Und es lebte wirklich und verklärt auf. Nach Vertrag und Uebereinkunft mit dem Ardinghello und Diagoras predigte Demetri erst insgeheim Auserwählten seine neue Religion; die mehrsten Andern fielen hernach diesen bald bey, und endlich Alle. Tolomei that Wunder mit seiner Schönheit und einschmeichelnden Zunge. Wir waren meistens lauter unbefangene Jugend.

Ein neues Pantheon wurde der Natur aufgeführt; ein Tempel der Sonne und den Gestirnen; ein Tempel der Erde; ein Tempel der Luft, und einer auf einem Vorgebirg in die See hin thronend dem Vater Neptun; und dann noch ein Labyrinth angelegt von Zedern und Eichen zur künftigen schauervollen Nacht für Zweifler dem unbekannten Gotte. Der Tempel der Erde, der Tempel der Luft und das Labyrinth kamen nach Naxos; der Tempel der Erde in ein entzückendes Thal.

Während der Zeit hatte Fiordimona den

gröſsten Theil ihrer Güter zu Geld gemacht, und überraschte mit einem kleinen Kastor und einer kleinen Helena den glücklichen Ardinghello; sie ward von der Coimbra begleitet, die sich mit List und Gewalt zu Neapel mit ihr einschiffte, und einer auserlesnen Schaar.

Ich konnte Cäcilien nicht länger widerstehen, ihrem Gram und Kummer. Sie schien dieselbe nicht mehr, die sie bey den groſsen Scenen ihres Lebens war; aber eben dies machte sie mir immer liebenswürdiger. Nach dem Tode meiner Braut und unsrer Reise glaubte man in Venedig allgemein bey unserm vertrauten Umgange, und selbst ihrer Brüder und Eltern, daſs wir uns bald vermählen würden. Sie verkaufte unter allerley Vorwand ihre reichsten Güter; wir segelten, wie zu einer Lustreise, aus der alten Residenz des heiligen Markus nach Ankona, schifften uns dort ein nach Smyrna, und kamen auch an. Welch ein Auftrit, Ardinghello, Sie und ich! so hat die Freude ihren Nektarrausch noch in wenig Herzen ergossen.

Alles ging nach Wunsch; nur Fulvia war unglücklich. Sie flüchtete auf einem Schiffe Genueser, dem man nachsetzte. Es kam bey dem Golfo von Tarent zu einem mörderlichen Gefechte, wo sie die volle Ladung eines Mörsers traf, und in Trümmern zerfleischte. Die jungen Helden schlugen sich jedoch durch, und langten an, und brachten zugleich die Nachricht: Lucinde sey zu Lissabon, vermählt mit dem Florio Branca, welchen der König zum obersten Admiral seiner ganzen Schiffahrt gemacht habe.

Gabriotto band dem Ardinghello nichts auf, als er ihm erzählte, ein Portugiesischer Prinz sey der wahre Vater von Lucinden. Dieser war vor Kurzem auf den Thron gestiegen, und lieſs nun die Provenzalische Frucht seiner Liebe aufsuchen, weil er mit seiner Gemahlin ohne Kinder blieb. Und Lucinde kam schon vorher in der klösterlichen Einsamkeit wieder zu sich von ihrer Leidenschaft, wofür sie genug gebüſst hatte, und lieſs ihren wohl gröſstentheils verstellten Wahnsinn. Sie ward wie im Triumph mit einem prächtigen Schiffe unter Bedeckung von andern abgeholt. Die Groſsen des Reichs lagen der himmlischen Schönheit bald zu Füſsen; aber das edle Herz wählte seine erste Liebe.

Ihre Ehe war äusserst glücklich; sie zeugten viele Söhne und Töchter, von welchen jene der Vater zu Helden bildete, und diese die Mutter durch ihr unvergleichliches Beyspiel zu treſſlichen Wirthschafterinnen, und frommen, zärtlichen und keuschen Frauen.

Ardinghello'n war ein ander Loos beschieden, eine andre Glückseligkeit, von mancherley Stürmen und Geſahren durchwüthet.

Mazzuolo brachte mit einem starken Trupp Florentinern Emilien noch in seine Arme, und er schien für jetzt Mahomed im Paradiese bey lebendigem Leibe.

Demetri ward zum Hohenpriester der Natur von Allen einmüthig erwählt. Ardinghello zum Priester der Sonne und der Gestirne; Diagoras zum Priester des Meers; Fiordimona zur Priesterin der Erde; und Cäcilia zur Priesterin der Luft. Coimbra und ich pflegten und warteten das Labyrinth.

Demetri und Ardinghello und Fiordimona setzten Gesänge auf aus dem Moses, Hiob, den Psalmen, dem Hohenlied, und dem göttlichen Prediger; und aus dem Homer, dem Plato, und den Chören der tragischen Dichter, und ihrer eignen Begeisterung im Italienischen für sich und die andern Priester und Priesterinnen, und die Gemeinde; und erfanden heilige Gewänder in ächter alter Jonischer Grazie und Schönheit. Und die Feyerlichkeiten ergriffen bey dem Reize für Aug' und Ohr noch mit den starken Bildern aus wirklicher Natur den ganzen Menschen, daſs alle Nerven harmonisch dröhnten wie Saiten, von Meistern gespielt, auf wohlklingenden Instrumenten. Alles leere Pöbelblendwerk ward verworfen, und wir wandelten in lauter Leben.

Darauf richteten wir unsre Staatsverfaſsung ein nach Rom und Griechenland, und studierten fleiſsig dabey die Republik des Lykurg, des Plato, die Politik des Aristoteles, und den Fürsten von Macchiavell, um uns vor diesem zu bewahren. Platons doppelten Bürgerstand, wo die eine Klasse die Ehrenstellen haben, und die andre den Ackerbau treiben soll, vermieden wir weislich, behielten aber die Gemeinschaft der Güter gegen den Aristoteles. Der Haufen Uebel, den wir dadurch verbannten, war allzu groſs, und der scharfſinnige Prüfer aller zu seiner Zeit bekannten Republiken schien uns hierin die Vorurtheile der Erziehung nicht genug abgelegt zu haben. Inzwischen fand noch immer Eigenthum statt, nämlich öffentliche Belohnungen; und Jedem blieb, was er mit sich brachte, bis ans Ende seiner Tage.

Ferner waren die Weiber nach dem erhabenen Schüler des Sokrates, jedoch auch nur gewissermaſsen, gemeinschaftlich, und so die Männer; das ist: jedes hatte völlige Freyheit seiner Person, und alle Gewaltthätigkeit wurde hart bestraft. Für gute Ordnung war dabey wohl gesorgt; Männer und Weiber wohnten von einander abgesondert. Den Weibern und Kindern überlieſsen wir ganz Naxos, die schönste Perle aller Inseln, von den Alten schon wegen ihrer Fruchtbarkeit und Lieblichkeit das kleine Sicilien genannt. Ihr Wein und ihre Früchte haben an Köstlichkeit ihres gleichen nicht auf dem weiten Erdboden. Schade nur, daſs sich jener nicht verführen, nicht einmal auf die See bringen läſst, ohne gleich zu verderben. Wahrer Nektar, dem Himmel unentwendbar! Alles schien für uns, von der Natur selbst, schon vorherbereitet. Naxos hatte keinen Hafen für Schiffe, nur die Barken der Verliebten können anlanden: hingegen Paros deren fünf, rundum einen immer schöner als den andern.

Für die Jugend, bevor sie mannbar ward, hatte man noch andre Einrichtungen getroffen.

Auch die Weiber hatten Stimmen bey den allgemeinen Geschäften, und wurden nicht als bloſse Sklavinnen behandelt: doch nur zehn *pro Cent* in Vergleich mit den Männern. Fiordimona, die unbegreiflich allein, wer kann des Menschen Charakter ſassen? dem Ardinghello treu blieb, hatte dies durchgesetzt, wie noch andres Amazonenhafte für ihr Geschlecht, daſs sie zum Beyspiel auch Schiffe ausrüsteten, und auf Streifereyen ausliefen. Sie waren Mitglieder vom Staat, obgleich die schwächern; und ihnen blieb das Recht, gut oder nicht gut zu heiſsen, besonders was sie selbst betraf. Uebrigens war immer der Hauptunterschied, daſs die Männer erwarben, und sie bewahrten.

So schwang die Liebe in allerhöchster Freyheit ihre Flügel; jedes beeiferte sich, schön und liebenswürdig zu seyn, und konnte sich weder auf Geld und Gut, noch Pflicht und Schuldigkeit verlassen. Was die Bevölkerung betraf, wollten wir uns in der Folge nach dem Spartaner richten, von welchem die erstaunte Priesterin zu Delphi nicht wuſste, ob sie ihn als Sterblichen oder Gott begrüſsen sollte; die

Kinder gehörten dem Staat, und der Tod dünkte uns bey weitem nicht das gröſste Uebel.

Kurz, wir vermieden alle die Unbequemlichkeiten, die Aristoteles, und zum Theil schon Aristophanes in seiner weiblichen Volksversammlung, bey solchen Einrichtungen berühren.

Um jeden Tempel, auf Bergen und Anhöhen, mit den Aussichten auf die reizenden Inseln umher, war ein schöner Hain gepflanzt, bestimmt noch ausser Festen zur Erziehung der Jugend. Nebenan führte man nach und nach Gymnasien auf. Wir hielten die Uebung des Körpers für die Hauptsache, welcher alsdann die Bildung des Geistes durch zweckvollen Unterricht und im Umgange leicht nachfolgt. Alle Tugenden und Künste müssen sich allemal nach dem gegenwärtigen Staate richten, wenn sie wirken und Nutzen bringen sollen; oder überhaupt, jede Tugend nach der Person.

Binnen wenig Jahren hatten wir schon alle Cykladen im Besitz, und starken Einfluſs auf dem festen Lande. Bey den Griechen, fast durchgehends heitern Sinnes, rotteten wir in gesellschaftlichen Gesprächen bald den Aberglauben aus, und verschafften ihren Geistlichen auf anständigere Weise Unterhalt. Die Türken, die sich um uns, mitten im Meer, wenig bekümmerten, lieſsen wir in der Meinung, die verschiednen Tempel seyen nur für verschiedne christliche Heiligen; als für den Heiligen des Feuers, der Wasser, der Lüfte. Ueberhaupt herrschte über diesen Punkt, die Fortpflanzung, und andre bey uns unerhörte Verschwiegenheit; wir schienen durchaus ein Orden dieser Tugend. Auf allen Fall hielten wir uns des Schutzes vom Sultan für versichert.

Wir machten uns die gesellschaftlichen Bürden so leicht wie möglich zu ertragen, und genossen alle Wonne dieses Lebens unter dem milden Himmelsstrich bey den ersprieſslichen und allgemein beliebten Gesetzen; und das Ganze fügte sich immer lebendiger zusammen, und wuchs zur reifen Schönheit durch neue auserwählte Ankömmlinge, worunter sich die schönste und heldenmüthigste Griechische Jugend aus beyderley Geschlecht befand, die wir mit Behutsamkeit in unsern Geheimnissen einweihten. Kriegerische Schiffahrt, und Handlung zwischen Kleinasien, dem schwarzen Meer und den westlichen Ländern, und höchste Freyheit, süſses Ergötzen, und frohe Geschäftigkeit im

Wie könnten sie doch halten Haus,
Wie mag ihr Regiment bestehn?

Veritas.

Veritas sprach: Da thut es gehn
Zu Hof heut' viel ärger denn gestern.

Ignis.

Ignis sprach: Was thun denn dein' Schwestern,
Als Weisheit und die Redlichkeit,
Gerechtigkeit und Mäſsigkeit,
Wie daſs sie nicht halten im Zaum
Die Herrschaft, und ihr lassen Raum,
Sollten's leiten die rechte Straſs',
So stünd' ihr Regiment viel baſs,
Und wär' dem ganzen Land zuträglich.

Veritas.

Veritas antwort't' wieder kläglich:
Sie sind all' vier zu Hof vertrieben,
An der Weisheit Statt ist da blieben
Falscher Wahn und Unwissenheit,
Untreu blieb da für Redlichkeit,
Für G'rechtigkeit Gewalt da blieb,
Die Pracht die Mäſsigkeit vertrieb,
Unwissenheit, Wahn und Heucheley
Anrichten Unglück mancherley,
Manchen Fürsten und Herren blind,

Innern, darauf zweckte Alles; durch jene erhielten wir Sicherheit und verdienten Schutz; und durch beydes gewannen wir Sklaven und Sklavinnen und Ueberfluſs an allen Bequemlichkeiten. Bey aller dieser Seligkeit glaub' ich jedoch, daſs auf dem ganzen Erdboden kein andrer Platz war, wo man sich so wenig vor dem Tode scheute.

Jeden Frühling war allgemeine Versammlung, worin wir die nöthigen neuen Einrichtungen oder Abänderungen für das ganze Jahr trafen; sie wurde mit feyerlichen Spielen und Lustbarkeiten beschlossen.

Kurz, wir kamen bey einander, so verschieden auch Mancher vorher dachte, in folgenden Grundbegriffen überein: Kraft zu genieſsen, oder, welches einerley ist, Bedürfniſs, gibt jedem Dinge sein Recht; und Stärke und Verstand, Glück und Schönheit den Besitz. Deswegen ist der Stand der Natur ein Stand des Krieges.

Das Interesse Aller, die sich in eine Gesellschaft vereinigen, bildet darauf Ordnung, stiftet Gesetze und innerlichen Frieden; Alles richtet sich dabey, wie bey jedem andern lebendigen Ganzen, immer nach den Umständen.

Der beste Staat ist, wo alle vollkommne Menschen und Bürger sind; und diesem folgt, wo die mehrsten es sind. Hier wird kein Nero gedeihen! Derjenige Mensch und Bürger ist vollkommen, welcher seine und seines Staats Rechte kennt und ausübt.

Jedes hat für's Erste das Bedürfniſs zu essen, zu trinken, mit Kleidung und Wohnung sich zu schützen und zu sichern, die Wahrheit von dem Nothwendigen einzusehen, und wenn es mannbar ist, das der Liebe zu pflegen. Vermag es nicht, sich dieses friedlich zu verschaffen: so darf es dazu die äussersten Mittel brauchen; denn ohne dasselbe erhält es weder sich, noch sein Geschlecht.

Auf gleiche Weise geht es hernach mit den Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens. Ein armer, schwacher Staat mag sich an dem ersten rohen begnügen; allein dieses ist zur Glückseligkeit nicht hinlänglich. Der Starke und Tapfre hat zu mehrerm Recht, eben weil er weitre Bedürfnisse hat. Das beste Instrument gehört dem besten Virtuosen; das königlichste Roſs dem muthigsten und geübtesten Bereiter. Land für Themistoklesse und Scipionen, für Praxitelesse und Horaze, keinen Mönchen und Barbaren, Wirkliche (nicht blos eingebildete und erträumte) Glückseligkeit besteht allzeit in einem unzertrennlichen Drey: in Kraft zu genieſsen, Gegenstand, und Genuſs. Regierung und Erziehung soll jedes verschaffen, verstärken und verschönern.

Der Krieg richtet gräuliche Verwüstungen an, es ist wahr; bringt aber auch die wohlthätigsten Früchte hervor. Er gleicht dem Elemente des Feuers. Es ist nichts, was den Menschen so zur Vollkommenheit treibt, deren er fähig ist. Das goldne Jahrhundert der Griechen kam nach den Schlachten gegen die Perser. Das goldne Jahrhundert der Römer war mitten unter ihren Bürgerkriegen; und ihr Geist fing an zu erschlaffen bey dem langen Frieden unter Augusten. Florenz ragt in den neuern Zeiten hervor bey innerlichem Tumult und Aufruhr.

Die höchste Weisheit der Schöpfung ist vielleicht: daſs alles in der Natur seine Feinde hat; dies regt das Leben auf. Sterben ist nur ein scheinbares Aufhören, und kömmt beym Ganzen wenig in Betrachtung. Alles, was athmet, und wenn es auch Nestor wird, ist ohnedies in einer kurzen Reihe von Tagen nicht mehr dasselbe.

Ruh' und Friede ist ein herrlicher Stand zu genieſsen und sich zu sammeln; aber der Mensch, ohne gereizt zu werden, träge, versinkt dabey in Unthätigkeit. Besser, daſs immer etwas da ist, das ihn aus seinem Schlummer weckt. Wir sollen einander bekriegen, weil kein höher Geschöpf es kann.

Was das ganze menschliche Geschlecht betrifft, durch Meere und Gebirge und Klima, durch Sitten und Sprachen abgesondert, welcher Kopf will es in Ordnung bringen? Die Natur scheint ewig wie ein Kind in das Mannigfaltige verliebt, und will zu jeder Zeit deswegen rund um die Erdkugel Scythen, Perser, Athen und Sparta.

Das besondre Geheimniſs unsrer Staatsverfaſsung, welches nur denen anvertraut ward, die sich durch Heldenthaten und groſsen Verstand ausgezeichnet hatten, bestand darin: der ganzen Regierung der Türken in diesem heitern Klima ein Ende zu machen, und die Menschheit wieder zu ihrer Würde zu erheben. Doch vereitelte dies nach seligem Zeitraum das unerbittliche Schicksal.

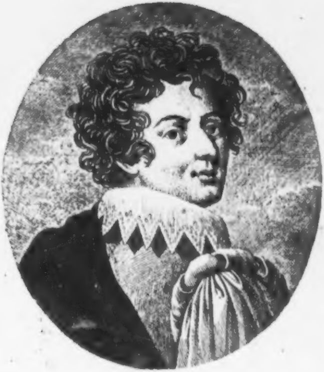
Ardinghello

von

Wilhelm Heinse.

Zweyte Abtheilung.

(Die Kunst.)



ARDINGHELLO.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Drey und sechzigstes Bändchen.

Heinse's Ardinghello. II. Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Ueber Kunsturtheile.

»Wer über ein Kunstwerk am richtigsten urtheilen kann?« fragte Paul Veronese. »Ich glaube, wer die Natur am besten kennt, die vorgestellt ist, und die Schranken der Kunst weiſs. Ich verachte die Elenden, die von einem Manne von Geist und Welt verlangen, daſs er ein Schmierer, wie sie, seyn soll, eh' er über ein Gemälde urtheilen will. Das komische *Approbatum* sogar, welches die Deutschen Roſstäuscher an die Pferde vor der Markuskirche mit ihren Namen schrieben, gilt mir zum Exempel mehr hier, als jener ganzer Troſs; in Stutereyen geboren und erzogen, fühlten sie die herrliche lebendige Pferdsnatur, und wie jeder von den vier jungen muthigen Hengsten seinen eigenen Charakter hat. Die Vortrefflichkeit ihrer Köpfe, und wie sie schnauben und ungeduldig sind, daſs sie im Zügel gehalten wer-

Daſs sie handeln gar unbesind,*)
Dem Glückseligen in Wohlfahrt
Aus Neid zusetzen sie gar hart,
Dazu hilft Schalkheit und Untreu',
Die sie üben ohn' Scham und Scheu,
Auch herrscht Gewalt mit Tyranney,
Daraus folgt Krieg und Räuberey,
Die Pracht bringt allein Ueberfluſs
In allem Ding', darob man muſs
Die Land' hart beschweren und schätzen
Mit gar unbilligen Aufsätzen:**)
Mit diesen Stücken obgenannt
Verderben also Leut' und Land.

Aer.

Nach dem fing Aer wieder an:
So halt' dich zum gemeinen Mann;
Der ist dennoch der Wahrheit hold.

Veritas.

Veritas sprach: Im Anfang wollt'
Ich beym g'meinen Mann halten Haus,
Da trieb er mich auch von sich aus;
Darum so ist wahrhaft gelaubet,

---

*) unbesonnen.

**) Steuern.

den, lernt man durch kein bloſses Gekritzel von Zeichnung. Selbst der gröſste Maler, der immer auf festem Lande lebte, kann über kein Seestück urtheilen; und der erste beste Sultan, der liebt, und noch Kraft in den Adern hat, darf eher sprechen aus seinem Serail über eine nackende Venus von unserm Alten, als der fromme Fra Bartolommeo.»

«Wahr!» versetzte ein andrer, der deutlichen hellen und volltönigen Aussprache nach ein Römer; «aber der Geschmack kömmt nicht von selbst. Man muſs erst wissen, was Kunst ist, und den Vorrath der Kunstwerke mit Naturerfahrnem Sinn geprüft haben: sonst geht man der Prozession mit der Madonna von Zimabue hinter drein, und bejubelt sie als das *non plus ultra*. Die Leute glauben, es wäre nicht möglich, etwas bessers zu machen, weil sie nichts bessers gesehen haben; und denken, wie ihnen zu Muthe wäre, wenn sie den Pinsel in die Hand nehmen sollten. Daher alle die albernen Urtheile von sonst sehr gescheidten und gelehrten Männern über die Künstler der vorigen Zeit; sie schwatzten gleich vom Zeuxis und Apelles, weil sie platterdings von diesen Namen keinen sinnlichen Begriff hatten. Und so wird's bey den Ausländern, wo die Kunst anfängt, und die Meisterstücke nicht vorhanden sind, mit euch und dem Tizian und Raphael ergehen; ihr werdet ebenso gemiſsbraucht werden.“

„Und dann muſs man gewiſs mehr als ein Werk und viel von einem Meister gesehen haben, ehe man nur ihn recht kennen lernt. So geht's auch mit den Menschen überhaupt; die trefflichen muſs man studiren. Es ist nichts eitler und thörichter, als die Reisenden und Hofschranzen, die einen wichtigen Mann gleich beym ersten Besuch und Gespräch weg haben wollen.“

„Doch, um nicht auszuschweifen! Keiner kann einen Theil vollkommen verstehen, ohne vorher einen Begriff vom Ganzen zu haben, und so wieder umgekehrt. Jedes einzelne Gemälde zum Beyspiel macht folglich einen Theil von der gesammten Malerey, so wie sie gegenwärtig in der Welt ist; und man muſs wenigstens ihr Bestes überhaupt kennen, ehe man dem Einzelnen seinen Rang anweisen will.“

Ardinghello erwiederte jetzt mit Feuer:

„Ich mag nicht bestimmen, inwiefern der Herr Recht hat. Das Geräusch der Messe um uns erlaubt keine nüchterne Berathschlagung; ich glaube, Meister Paul hat das Seinige gesagt, damit, daſs ein befugter Richter noch die Grenzen der Kunst kennen muſs.“

„Allein, ihr Lieben, jede Kunst ist individuell, und es gibt keine abstrakte: eine bloſs ideale Menschengestalt läſst sich weder von Mann noch

Weib, und Kind und Greis denken. Eine junge Aspasia, Phryne, läſst sich bis zur Liebesgöttin oder Pallas erheben, wenn man die gehörigen Züge mit voller Phantasie in ihre Bildungen zaubert: aber ein abstraktes bloſs vollkommnes Weib, das von keinem Klima, keiner Volkssitte etwas an sich hätte, ist und bleibt meiner Meinung nach ein Hirngespinst, ärger als die abentheuerlichste Romanheldin, die doch wenigstens irgend eine Sprache reden muſs, deren Worte man versteht.»

«Und solche unerträglich leere Gesichter und Gestalten nennen die armseligen Schelme, die weiter nichts als ihr Handwerk nach Gipsen erlernt haben und treiben, wahre hohe Kunst; und wollen mit Verachtung auf die Kernmenschen herunter schauen, die die Schönheiten, welche in ihrem Jahrhundert aufblühten, mit lebendigen Herzen in sich erbeutet haben.»

«Dieſs ist der wahre Weg, beschloſs der Römer. Inzwischen kann man über nichts urtheilen, wovon man kein Ideal hat; und dieſs entwirſt der Verstand mit der Wahl aus Vielem.»

Von Schönheit in der Baukunst.

Als wir von Vicenza weggereist waren, sprachen wir viel über die Gebäude zu Venedig und den Palladio. Ardinghello hielt Venedig für einen der merkwürdigsten Oerter in der Baukunst, und sagte: hier wäre nicht nur ein Styl, sondern man sähe darin die Geschichte derselben der neuern Jahrhunderte; und erkenne immer, daſs ein Senat von vielen Personen da herrsche, und nicht ein einzelner oft elender Mensch ohne Talent und Geschmack, weil man nichts ganz Schlechtes unter den öffentlichen Gebäuden fände, wie in andern Residenzen.

Er liebte den Palladio vor allen neuern Baumeistern; nannt' ihn eine heitre Seele voll des Vortrefflichsten aus dem Alterthum; und daſs er davon mittheile, und aus sich selbst, so viel sich für seine Zeitverwandten schicke.

In Vicenza wird leider von ihm nichts recht ausgebaut, und die Gebäude gleichen fast nur angefangnen Modellen von seinen Ideen; aber welch' ein Wunderwerk ist der Pallast Cornaro am Kanal! wie schön die Kirchen zu *S. Giorgio*, und *al redemtore* in Venedig! und die Brücke zu Vicenza über den Bacchilion, so leicht und reizend und sicher in ihrem Bogen, wie ein beherzter Amazonensprung! Wie angenehm das durchbrochne Geländer, damit man das erfreuliche Wasser dadurch wegströmen sehe!

Jedoch gefiel Ardinghello das Rathhaus nicht, obgleich es Palladio selbst unter die schönsten Werke neuerer Kunst setzt. Die Fassade, an und für sich richtig und schön, glich doch nur einer Schminke, die einer alten Matrone aufgetragen wäre; die Bogen derselben entsprächen nicht denen des Gothischen Gebäudes, das überall schief durchguckte. Julio Romano hätte damals schon älter und erfahrner mehr Geschmack gezeigt, als er eine meisterhafte Gothische dazu erfand. Es sey etwas anders, einen Riſs auf dem Papier anschauen, und ein Gebäude aufgemauert in der Luft; dies haben die Rathsherren, die des Palladio seinen wählten, wie viele Groſse, die bauen lassen, nicht gewuſst.

Unser Gespräch lenkte sich endlich auf die Architektur überhaupt; und er sagte, so viel ich mich erinnere:

„Von Schönheit in der Baukunst hab' ich wenig Begriff, weil sie mir ganz auſser der leben digen Natur zu seyn scheint. Höchstens entspringt ihr Reiz blos aus der Metaphysik davon, wenn ich das Wort hier brauchen darf, und nicht aus Wirklichkeit; deswegen ihre Verschiedenheit bey allen Völkern, die sich einander nicht nachahmen. Eine strenge Theorie davon verliert sich in das Dunkel der Schöpfung. Schönheit ist, was Vergnügen wirkt; was blos Schmerz stillen und verhüten soll, braucht eigentlich keine Schönheit an und für sich zu haben. So geht's mit den Gebäuden; sie halten blos Ungemach ab. So bald das Wetter gut ist, mag ich in keinem bleiben, und will in's freye Feld. Alles muſs auf Ungemach, Krankheit, Feindseligkeit, und Bedürfniſs von Zusammenkünften berechnet werden; dies bestimmt hernach ihre Vollkommenheit. Harmonie, Ebenmaſs, Uebereinstimmung mit jedes Zweck macht dessen Schönheit, wenn man das, was nichts Lebendiges nachahmt, so nennen will *); was sollen uns alle die überflüssigen, unbedeutenden Zierrathen? Ein Gebäude ist ein Kleid, das Menschen und Thiere vor bösem Wetter schützt, und muſs darnach beurtheilt werden.

---

*) In der Folge wird man den Begriff von Schönheit allgemeiner und richtiger, und nicht mehr so jugendlich sinnlich finden.

„Geht man in die Wildheit zurück: so findet man Grotten und Waldung, und durchgeriſsne Felsen, um über Abgründe von Strömen zu gelangen. Dies hat zwar der sittliche Mensch zuerst nachgebildet, und noch jetzt sind die Spuren da unter tausend gemachten Bedürfnissen; wir ahmen die ursprünglichen Formen nach, von Fels und Baum in demselben Gebäude durchaus von Stein. Dieser ist inzwischen ungelenk, und wer ihn allzusehr zu leichtem Holze schnitzelt, besonders am Boden, wo er gerade vor Augen liegt, wird abgeschmackt und lächerlich. Holz hat seine natürliche Form in Stamm und Zweigen: woher die Säulen und zum Theil die Gewölbe. Je weniger man von der natürlichen Form abnimmt: desto reiner ihre Schönheit; so übertrifft eine Säule immer einen Pilaster. Das meiste aber bezieht sich auf Zweck, und hat mit Nachahmung der Natur wenig zu schaffen. Die Schönheit der Massen muſs aus einem glücklichen geheimen Gefühl hervorkommen, das sich an der Harmonie der Theile des Menschen, des Groſsen in der Natur, und überhaupt alles Lebendigen lange geweidet hat; und wieder mit einem solchen Sinn genossen werden. Hier lassen sich, was Erfindung betrifft, keine bestimmte Regeln geben; ein ganz anders ist, wenn man blos nachahmt, was Griechen und Römern gefiel.«

«Und dies bleibt wohl immer das Zuversichtlichste,» fiel ich ein, «da sie ausgemacht die menschliche Natur mehr durchgearbeitet, und zur höchsten Vollkommenheit gebildet haben, die wir kennen.»

«Wenn der Erdboden durchaus gleiches Klima hätte, versetzte er darauf, wie die Gegenden, welche sie bewohnten; die Menschen überall dieselben Bedürfnisse, dieselben Sitten und Gebräuche, die gleiche Idee von Glückseligkeit, dieselben Feste und Spiele! Und überhaupt will der Mensch Neues; er hat ohne dies zu viel vom Gesetz zu leiden, das er nicht abwerfen kann; warum von freyen Stücken sich eins auf den Nacken legen, das ihm nicht gefällt?»

«Die Kunst wird, auſser dem Reichthum an schönen Formen und Begebenheiten in der Natur, schön geweckt im Menschen durch vortreffliche Mittel zur Darstellung. Die Obelisken, Pyramiden, Tempel in Aegypten hatten ihre Entstehung schon den Marmor-, Granit-, Porphyr- und Jaspisgebirgen am rothen Meer zu verdanken. Der leichteste Gegenstand in der Natur reizte hernach; zum Beyspiel zu Siene die Wendung der Sonne, und die Anzahl der Tage im Jahre zu bestimmen. So gab der Parische Marmor den Griechen Gelegenheit, die menschlichen Formen nachzuahmen; so ihre Sprache, zu verschiednen Sylbenmaſsen und Gedichten. So werden wir von der unsrigen zum Gesange gelockt; und zum Bauen vom Reichthum an Baumaterialien. Verschiedne Mittel, als Holz, Backstein und Marmor, veranlassen schon verschiedne Formen.“

„Ein Umstand allein verändert oft das Ganze. Bey den Griechen und Römern war ein Tempel meistens nur für Einen ihrer vielen Götter; eine Wohnung, für denselben abgepaſst gewissermaſsen, wenn er vom Olymp hernieder in die Gegend kam, wie ein König aus seiner Residenz in ein Schloſs einer seiner Provinzen.“

„Die Form desselben war also nicht groſs; und die Säulen richteten sich nach der Proportion. Jeder Bürger opferte entweder einzeln; oder war allgemeines Fest: so ging der Priester oder die Priesterin hinein, und das Volk stand innen und auſsen herum. Gleiche Bewandtniſs hat es bey ihren Orakelsprüchen.“

„Unsre Kirchen hingegen sind groſse Versammlungsplätze, wo oft die Einwohner einer ganzen Stadt Stunden lang sich aufhalten sollen. Ein feyerlicher Gothischer Dom mit seinem freyen ungeheuern Raume, von vernünftigen Barbaren entworfen; wo die Stimme des Priesters Donner wird, und der Choral des Volks ein Meersturm, der den Vater des Weltalls preist und den kühnsten Ungläubigen erschüttert; indeſs der Tyrann der Musik, die Orgel, wie ein Orkan darein ras't und tiefe Fluthen wälzt: wird immer das kleinliche Gemächt im Groſsen, sey's nach dem niedlichsten Venustempel von dem geschmackvollsten Athenienser, bey einem Mann von unverfälschtem Sinn zu Schanden machen."

„Wir hätten dafür, däucht mich, eher ihre Theater zum Muster nehmen sollen, die natürlichste Form für eine groſse Menge, worin jede Person ihren Posten wie in einer Republik, einer Demokratie einzunehmen scheint, und ein herrliches Ganzes bildet. Und sind wir nicht gegen das Wesen der Wesen alle gleich? König und Bettler, Philosoph und Bäuerlein, arme blinde Würmer? die nichts wissen, die hieher gesetzt sind, wie verrathen und verkauft, in Nacht und Nebel, wo wir vergebens die Köpfe in die Höhe strecken?"

„Ich habe hier und da in Klostergärten doch gefunden, wie sich die liebe Natur auch in ihrer gröſsten Einfalt selbst regt. Der Bruder Redner saſs unten zwischen alten schattigen Bäumen, und vor ihm hatten sie an einem Hügel in hohler Rundung Sitze mit Rasen nach einander in der Höhe rückwärts angelegt; und so saſsen sie übereinander und hörten zu: und oben an beyden Seiten schlossen das Andachtsörtchen wieder Bäume, wo der Wind die zarten Zweige bewegt, und die Blätter flüsterten, als ob Engel darinnen spielten, sich ihrer Frömmigkeit freuten."

„In unsern Kirchen mit langem gleichplatten

Die Füſs' eben gleich wie das Haubet, *)
Mit Lastern überschüttet gleich,
Der Arme eben wie der Reich',
Gar unverschämet und verrucht,
Jeder doch zu verblümen **) sucht
Seine Laster mit List und Lügen;
Darum sie mich nicht leiden mügen, ***)
Und treiben mich auch ins Elend.

Aqua.

Aqua hub auf ihr' rechte Händ, †)
Und schwur die Welt zu überschwemmen
Ober und unter hinzunehmen,
Eben gleich wie zu Noäh Zeit,
Weil sie dich, die edle Wahrheit,
Also hart verfolgen bey ihn'n.

Aer.

Aer sprach: Ich bereit auch bin,
Die Erd' mit starken Sturmwinden
Zu erschüttern vorn und hinten,
All' ihr Gebäu zu zerschellen,
Und die Welt in einander fällen,

---

*) Haupt.

**) beschönigen.

***) mögen.

†) Hand.

Boden kann man nicht einmal das Meſsamt gehörig verwalten; die hintersten sehen's nicht vor den vordern, was der Priester beginnt, und sie stehen und liegen ohne Ordnung unter einander, im eigentlichsten Verstande wie die Schafe.»

«Uebrigens ist die Qual aller Baumeister, daſs sie für Sommer und Winter dasselbe Gebäude machen müssen, einen Rock für die gröſste Hitze und die gröſste Kälte. Weil sie nun in Süden sich nach dem Sommer richten: so frieren sie im Winter am meisten; und in Norden nach dem Winter: so schwitzen sie dort im Sommer am meisten; ob es gleich nach der Natur ganz umgekehrt seyn sollte.»

Griechische Sprache und Literatur.

Man kann wohl sagen, daſs wir kein gröſser und vollkommner Ganzes vom menschlichen Leben haben, als die Griechische Sprache, wenn man sie vom Homer an zusammen nimmt bis auf unsre Zeiten.

Im Homer steht sie schon als ein starker, junger, ſaftiger, zweige- und laubvoller Baum da; in den tragischen und komischen Dichtern Athens, dessen Philosophen und Rednern, in höchster Schönheit und Fruchtbarkeit, so wie noch nie etwas menschliches erschienen ist: und bey den Neugriechen zusammengeschrumpft, verwachsen, und ästezerbrochen, bepfropft mit mancherley fremdartigen, und doch noch groſs und reich; in einem Alter von drey tausend Jahren.

Die feinen Ausbildungen, die geschmeidigen Darstellungen aller Verschiedenheit der Natur sind, so wie die Wirklichkeit selbst, in den Zeiten der Barbarey verloren gegangen. Die Neugriechen haben keinen Dativum in ihren Declinationen, und ihre Verba sind steif geworden. Das Futurum wird mit dem Hülfsworte Wollen gemacht, das reiche Perfectum ist verschwunden, und der erste Aorist darin verwandelt. Sie haben keinen Dual, kein Medium, kein Verba in Mi, sogar keinen Infinitiv mehr. Die Participia sind verunstaltet; die Präpositionen ohne Regierung fast: ihrer blos acht an und für sich haben alle den platten Accusativum hinter sich; und die Partikeln bringen wenig Geschmeidigkeit mehr hervor.

Und doch hat die Sprache noch Wohllaut und mannigfaltigen Klang; schöne ursprüngliche Form, aber wenig Beweglichkeit. Die Italiänische ist aus der Römischen weit mehr von Leben und Geist gebildet; das Neugriechische aus dem alten lange nicht so bearbeitet. Vieles darin sieht aus wie zerschmettert und versetztes Bruchstück; und manches ist noch völlig so wie bey dem Alten.

Die Evangelien und Episteln versteht man so ziemlich noch im Griechischen des neuen Testaments; aber vom Xenophon und Plato wenig. Die Geistlichen, Vornehmern und Kaufleute reden, was man Schriftsprache nennen kann. Die gröſste Barbarey ist eigentlich auf den Inseln, weil diese mehr als das feste Land von den

Fremden überschwemmt wurden; auch weichen die Sitten hier mehr von den alten ab.

Der Mundarten sind vielleicht mehr, als bey den Alten; und so geht's mit der Aussprache. Die jetzigen Spartaner sprechen zum Beyspiel *Ch* aus wie die Franzosen.

Ueberhaupt war die Aussprache schon bey den Alten verschieden nach Ort und Zeit, wie bey uns und überall. Die ersten [illegible] vermuthlich ihr Griechisch anders aus, als die Athenienser unter dem Perikles; und so Homer und seine Zeitverwandten. Plato beklagt sich im Gespräche Kratylos, kurz nachher als die zwey langen Jonischen Vokalen zu Athen, unter dem Archon Euklid, im zweyten Jahre der vier und neunzigsten Olympiade in allgemeinen Gebrauch gekommen waren, daſs man das Wort, welches den Tag ausdrückt, nicht mehr Himera wie die Vorfahren ausspreche: sondern entweder Hemera, oder neuerdings ἡμέρα; und dabey den schönen Ursprung nicht mehr fühle, daſs es von Himeros, das Verlangen, herkomme; weil man nämlich in der Nacht und Dunkelheit nach dem Licht und Aufgang der Sonne verlangt.

Aus diesem Beyspiele dürfte man vielleicht schlieſsen, daſs die neuern Griechen in manchem zur Aussprache der ältern und selbst Homers wieder zurückkehrten; und daſs auch hier, wie sonst in der Welt, alles im Kreise herumgeht

Am besten ist es, man richtet sich nach der jedesmaligen lebendigen Aussprache, und dem groſsen Haufen; und man muſs es, wenn man verständlich seyn will.

Von den Alten lasen wir die Abende bald ein Stück aus dem Plato, bald aus dem Aristoteles, oder Xenophon; kehrten aber von ihrem Scharf[illegible] und Adel, der reinsten Empfindung und ihren hohen Flügen oft zurück unter das Atheniensische Volk zum Demosthenes und Aristophanes.

Ardinghello hatte den letztern nur dem Namen nach gekannt, und weidete seine Seele nun an ihm leibhaftig mit Entzücken. Er brütete so recht über seinem Witze, seiner Laune, seinen kühnen Erdichtungen: und hielt seine Possenspiele für das allerhöchste Denkmal menschlicher Freyheit, welchem sich keins unter den Millionen andrer Schriften von weitem nähere. Wer mit den Griechen wetteifern wolle, müsse in beyden leben und weben. Hier erscheine der Mensch wie er sey, mit allen seinen natürlichen Herrlichkeiten und Schlechtigkeiten. Hier entsprängen und rännen die lautersten Lebensbäche.

Mein Freund steckte mich mit seiner Meinung an, und Redner und Dichter wirkten mächtig auf uns: wir wurden selbst freyer im Umgange, und unsre Sprachkenntniſs wuchs wie eine üppige Pflanze. Wir hielten uns ganz an Athen vom

Themistokles an bis zum Tod Alexanders; drangen immer tiefer ein in dessen Staatsverfassung, Gesetze, Gerichte; ruhten im Schatten an den bemoosten Wurzeln des schönen lebendigen Baums, der seine Zweige über ganz Griechenland verbreitete; und gingen aus diesem Kreise, und was sich damit verband, selten heraus.

Dabey beschrieb ich ihm den gegenwärtigen Zustand der Inseln und des festen Landes; Gesellschaften, Sitten und Gebräuche, Feste und Spiele, Klima, Jahrszeiten, Wind und Wetter, Gewächse und Früchte, und was von den Alten noch übrig ist.

Ohngeachtet seiner Lust an dem Aristophanes, der glänzenden Satyre der Wolken gegen den Dämon des Philosophen, und des bittern Angriffs der Lehre desselben, daſs kindliche Liebe und Verehrung der Eltern und Verwandten dem Verstande nachstehen müsse: hielt er nichtsdestoweniger die Denkwürdigkeiten des Sokrates für das gediegenste Kleinod aller Weisheit, und die Moral aller Moralen.

Uebrigens kamen wir darin überein, daſs man die Wolken nach ihrer, und nicht nach unserer Zeit beurtheilen müsse. Die Menschen waren damals gewohnt, einander nackend zu sehen; und scherzten zur Ergötzlichkeit für den Augenblick über ihre Mängel und Gebrechen, und vergaſsen es hernach bald wieder. Aristophanes war so wenig Schuld an dem gewiſs bis zum Vergessen seines Muthwillens lang hernach erfolgten Tode des Sokrates, als an dem des Euripides; und beyde wurden im Grunde nicht minder hochgeschätzt, trotz aller Lächerlichkeiten, die er auf sie warf. Welche possirliche Rolle läſst er nicht den Weisen letztern im Feste der Ceres und Proserpina spielen! Bey uns wäre freylich so etwas wie Mord und Todtschlag. Und auſserdem war man es gewohnt, daſs Philosophen und Dichter, und von diesen wieder die tragischen und komischen sich zur Kurzweil des Volks einander zum besten hatten. Wer weiſs, wie hart Sokrates und Euripides vorher dem Aristophanes begegneten? Das beste Zeugniſs für das, was ich sage, ist, daſs Plato nicht aufhörte, den komischen Dichter hochzuschätzen.

Dieser hohe Genius scheint uns überhaupt einen viel weitern Gesichtskreis als Xenophon zu haben, und selbst über seinen Lehrmeister hinauszugehen. Wir meinten, nicht wenige seiner Gespräche müſsten die Lieblingsschriften für jeden guten Kopf seyn, der sie fertig in der bezaubernden Ursprache lesen kann; und dies zwar hauptsächlich deswegen, weil er selten seine Materie erschöpft, aber mit gewaltiger Hand in tiefe reiche Fundgruben hineinführt. Wir bewunderten oft an ihm, diesen Tag, die allergewandteste Attische Feinheit, die so edel kein Schriftsteller, unsers

Wissens, weder seiner noch vielweniger irgend einer andern Nation je erreicht hat; und den folgenden wieder die erhabensten Gedanken in der kühnsten Sprache.

Demosthenes ist freylich gegen ihn, wie der noch junge zu strenge Dionys von Halikarnaſs wahr spricht, Held im Streite, wo es das Leben gilt, und jeder Hieb und Stoſs, Wunde. Aber ein andres ist Schlachtfeld, ein andres Akademie! wo unter kühlen Lauben auch zuweilen blos angenehmes Geschwätz ergötzt; und lyrische Verzückungen süſser Trunkenheit bey sternheller Nacht am seligsten machen.

Ideal einer Staatsverfassung.

Ich verstehe alles, was du sagst: nur möcht' ich das Blättchen umwenden und behaupten: bey einem trefflichen Fürsten kann keiner ausdauern, ohne schlechte Streiche zu begehen. Die Sokratische Philosophie hat den Fehler, daſs sie fast alles auf den Nebenmenschen und die Gesetze des Staats bezieht, und nichts an und für sich betrachtet, welches natürlicher Weise allemal vorgeht. Nach der Meinung des alten Patrioten, der doch den Schierlingsbecher zu seinem eignen besten ausleerte, wäre nur der Löwe gut und schön, der seinen Atheniensern Hasen fing. Nero, der zwar immer im Taumel lebte, und selten klar sah und bey Ueberlegung, hat wenigstens damit der wahren Politik ein Ziel gesteckt, daſs er sagte: keiner habe so wie er vor ihm verstanden, zu herrschen. In der That zeigt die Geschichte des Decemvir Appius mit der Virginia die Einfalt der damaligen Zeiten, und Sylla, Augustus und Tiberius sind schon Virtuosen dagegen im Despotismus.

Mit der Idee von einem vollkommnen Staate kann man leider geschwinder fertig werden, als der Wirklichkeit; da legen Grund und Boden, Ursprung und Geschichte des Volks, gegenwärtige Stärke an Leib und Seele, dessen Glauben, Meinungen und Sitten und Nachbarn unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, und kommen lauter unbezwingliche, borstige Ungeheuer zum Vorschein. Hier hast du kurz mein Glaubensbekenntniſs; und ich will dir reinen Wein einschenken.

Man betrachtet eine Gesellschaft von Menschen, die man einen Staat nennt, am besten als ein Thier, das von innen Kräfte, Proportion aller Theile haben und gesund seyn muſs, und volle Nahrung, um für sich auf die Dauer zu existiren, und glücklich zu seyn; und von auſsen Stärke, Erfahrung und Klugheit, um sich gegen die Feinde zu erhalten; denn alles von auſsen, wie Kindern bekannt, ist Feind.

Das Wohl des Ganzen ist das erste Gesetz, wie bey jedem lebendigen Dinge; und jede Staatsverfassung, wo nur ein Theil sich wohlbefindet, oder gar abgesondert wäre, ist ein Ungeheuer, eine Miſsgeburt.

Wie ich den Kindern Hiob thät,
Auf daſs ich auch an dieser Stätt'
Dich die zarte Wahrheit, thu' rächen.

Terra.

Terra sprach: So will ich einbrechen,
Mein'n Rachen aufthun und verschlinden*)
Die Welt mit ihren bösen Kinden,
Wie Kora, Dathan, Abgram,
Dieweil sie dich ohn' alle Scham
Austreib'n, du edle Wahrheit theuer.

Ignis.

Ignis sprach: So will ich mit Feuer
Die arge Welt verbrennen da,
Wie Sodoma und Gomorra,
Weil sie dich sammt göttlicher Wahrheit
Nicht leiden mögen mit eurer Klarheit;
Künftig wird bald das jüngst' Gericht,
Da Gott denn an der Welt entwicht**)
Dich, heilige Veritas, wird rächen.

* * *

---

*) verschlingen.

**) an der heillosen Welt.

Ein Despot also, das ist, ein Mensch, der ohne Gesetze, die aus dem Wohl des Ganzen entspringen, über die andern herrscht, blos nach seinem Gutbefinden, ist kein Kopf am Ganzen des Staats, sondern ein Ungeziefer, ein Bändelwurm im Leibe, eine Laus, Mücke, Wespe, das sich nach Lust an seinem Blute nährt; oder will man lieber: ein Hirt, weil doch dies das beliebte Gleichniſs ist, der seine Schaafe schiert und melkt, und die jungen Lämmer schlachtet und die fetten Alten, wahrlich nicht zu ihrem Besten, sondern zu seinem Besten.

Der Staat ist endlich ein Thier, das seine Gesetze hat, weder von Kühen noch Schaafen, sondern von der Natur des Menschen, weil er aus Menschen besteht; und kein Mensch ist so über andre, wie ein Hirt über seine Heerde. Ein vollkommner Staat muſs ein Thier seyn, das sich selbst, nach seiner Natur, seinen Bedürfnissen und Erfahrungen, regiert, wie ein Ulysses für sich nach den Umständen und gegen andre.

Eine reine Aristokratie, wo mehrere beständig herrschen nach ihrem Gutbefinden, ohne Gesetze aus dem Wohl des Ganzen, nur mit Gesetzen für ihr Wohl, die sie nach Belieben ändern, ist eine vielköpfige Hyder von Despotismus, viel Ungeziefer auf dem Leibe statt eines.

Ein Staat von Menschen, die des Namens würdig sind, vollkommen für alle und jeden, muſs im Grunde immer eine Demokratie seyn, oder, mit andern Worten: das Wohl des Ganzen muſs allem andern vorgehn, jeder Theil gesund leben, Vergnügen empfinden, Nutzen von der Gesellschaft und Freude haben; der allgemeine Verstand der Gesellschaft muſs herrschen, nie blos der einzelne Mensch.

Diese Lage aber zu erhalten, dazu gehört ein durchgearbeitetes Volk: das sich selbst, seine Kräfte und sein Interesse kennt, und sich in Einen Punkt vereinigen kann; und selten ist einer, der an der Spitze steht, aus Liebe oder Gewalt, im Stande, eine andre Verfassung in eine solche umzuändern, geschweige ein Philosoph auf seinem Studierzimmer. Die ursprüngliche Ungleichheit der Menschen, und die daraus entspringende äusserliche Ungleichheit der Besitzungen und der Gewalt und des Ansehens machen noch überdieſs den gordischen Knoten, der durch keine Vernunft an und für sich, ohne Rücksicht auf die jedesmalige Verfassung, aufzulösen ist. Nur ein Dichter kann auf einmal Tausende und Millionen von Menschen wie überein gedrechselte Maschinen in einen Raum, wo kein Grad der Breite von Europa, Afrika, Asien und Amerika ist, hinstellen und in beliebige Ordnung bringen.

Was für Mühe kostete es nicht dem Römischen Volke, das in dieser ersten Kunst über alle Nationen hervorragt, ehe es sich von der

Gewalt der Könige losmachte, und hernach durch seine Tribunen die Aristokraten bändigte? O, es ist dem Menschen so ſüſs, über andre zu herrschen, deren Knaben und Töchter und Weiber sich aufwarten zu lassen, ihren besten Wein zu trinken, ihre besten Früchte, ihr bestes Gemüſs und Fleisch zu schmausen, sie im Sonnenbrand arbeiten zu sehen, und selbst im kühlen Schatten faullenzen, sie unter den Schwertern und dem donnernden Geschütz der Feinde zu wissen, wenn junge, zarte Dirnen ihm sorgsam die Fliegen wegwedeln! Jeder will dazu Recht haben, und göttliches Recht haben, sobald er im Besitz ist, und lieſs eher den letzten Kopf von allen seinen Unterthanen, Vater und Sohn, Mutter, Bruder, Schwester, Tochter, über die Klinge springen, die es rebellisch leugneten, und befände sich lieber allein in einer Wüste zwischen der Pest der Hingerichteten, als daſs er zum Exempel einem Rom gestattete, auſser seiner Unterjochung das erste Volk der Welt zu seyn. Dies ist in der Natur; so elend ist der Mensch; alle unsre Moral ist gemacht, und steht nur in Büchern: lehrt es nicht alle Geschichte?

Dasselbe thut man, um Herrschaft zu erlangen; und düngt die Felder mit Bürgerblut; du kennst die Verse des Euripides, die Cäsar im Munde führte.

Sie haben allerley Blendwerk von Beschönigung ausersonnen, worunter das täuschendste ist, dem Staate Ruh und Ordnung zu verschaffen, und behende Stärke zu geben; und sie stellen sich an, als ob sie nur dessen erste Diener wären, und groſse Lasten auf sich trügen. Wie ist aber einer Bedienter, dem Niemand befiehlt, der keinen Herrn über sich erkennt! Wie ist einer Bedienter, der nach Gutbefinden Gesetze macht und gibt, und keins annimmt? nach Willkühr, ohne Gesetze, straft? Gesetzt auch, Ruh' und Ordnung; ist dies Glückseligkeit? Im Kerker ist auch Ruh' und Ordnung.

Behende Stärke? Xerxes erfuhr sie anders von den Themistoklessen der Griechen; und die Dictatoren der Römer, die Kamille, sind andre Leute, als vielleicht je einer unter ihnen war, und kosteten sicherlich weniger zu unterhalten. Doch wenden wir unsre Ohren ab von diesem Larifari, die Sache springt von selbst in die Augen. Kein Tyrann wird wohl je so ein Narr seyn, und sein Sclavenreich einem freyen Rom, Athen oder Sparta vorziehen, strahlende Namen durch alle Zeitalter; allein wenn er gescheidt ist, und mit einem Gescheidten unter vier Augen spricht, ganz etwas andres behaupten; etwa folgendes:

„Jedes Wesen darf von Natur um sich greifen, so viel es Macht hat, es sey unter seines Gleichen, oder andern Dingen. Du zürnst, daſs du gehorchen muſst? Gehorche nicht, wenn du kannst! und du erhältst ein ander Recht. Daſs ich, Sultan, zu Konstantinopel herrsche, da es mir Millionen und Millionen Sclaven erlauben, wie nimmst du das mir übel? Willst du über nichts herrschen? Ist nicht jeder Mensch ein Sultan, wenn er kann, nicht jeder Stier und Hirsch? Die Verständigen werden freylich nie gehorchen, wenn sie nicht müssen. Gehorchet nicht, wenn ihr könnt, so lange, bis ihr alle Herren seyd! und euer Staat ist die Vereinigung des reinsten Ganzen, eine Sonne, wo jeder Theil Licht hat und flammt und brennt, und einer den andern verstärkt und entzückt, und alle insgesammt dann fremde, träge Erdenkörper zum Leben erwecken, wie jetzt allein Ich.»

Es lieſs sich vielleicht hierauf noch immer antworten: „daſs der Löwe minder starke Thiere zerreiſst, und ihr Blut aussaugt, ist nun freylich einmal so in der Natur, und erhält ihn und macht ihn glücklich. Daſs du Sultan aber über Millionen herrschest, ist Stelzenwerk, und macht dich im Grunde unglücklich; denn du lebst nur im Traum und Nebel, ohne eigentlichen Genuſs. Der Zufall hat dich oben an geschleudert, nicht deine Kraft hingestellt. Du füllst deine Sphäre nicht aus, und bist immer in einem ohnmächtigen Streben, Gefühl von Schwäche; hast den Anschein von Held und Sieger. und das

Innere von einem niedergetretnen Ueberwundenen", und so weiter, wenn man ohngeachtet aller Traulichkeiten Lust hätte, auf der Stelle geſpieſst zu werden.

Um zum Beſchluſs hiervon nach der Schule noch zu reden: so theilt man die Staaten ein in Demokratien, Aristokratien und Monarchien, und sagt, jede Verfassung sey schier gleich vortrefflich, wenn die Menschen gut da wären, das ist: wenn jeder, oder doch diejenigen, welche regieren, die andern lieben, wie sich selbst, und ihr Wohlseyn nur in dem des Ganzen finden; und führt zu Beyspielen an Athen nach dem Pisistrat, Rom, nach der Vertreibung der Könige, und den Theseus und Cyrus und Romulus aus den dunkeln Zeiten der Fabel.

Weil aber ein böses *principium* im Menschen stecke, und der reine Geist nicht allein in ihm herrsche, welches alle die Schlechtigkeiten bewiesen, die sonst unerklärlich blieben: so habe jede von diesen glückseligen Verfassungen nur äuſserst kurze Dauer, und arte bald entweder in Tyranney aus, denn fast allemal folge auf einen raren, weiſsen Raben, Marc Antonin, eine Menge Commodusse, oder in Oligarchie, wie nach den Scipionen und Gracchen in Rom, unter dem Marius und Sylla, Pompejus und Cäsar; oder Anarchie und zügellose Frechheit. Und in Betrachtung der Natur dieser

Dinge schmieden sie denn einen Staat zusammen, der aus allen dreyen Verfassungen zugleich besteht, und erhalten ihn unsterblich und ewig vollkommen durch ihre Gesetze, als ob das Leben sich fest halten lieſse, besser als Metall und Holzwerk bey Maschinen! Inzwischen sind solche Ideale der Vollkommenheit von scharfsinnigen und erfahrnen Männern äuſserst ersprieſslich, und verdienen warmen Dank, und hohen Ruhm und Preis, ob ich mich gleich lieber an Rom und Sparta halte, den edelsten und vollkommensten Greisen unter allen Staaten, die wir kennen, und die vielleicht je gelebt haben. Jeder, der in der bürgerlichen Welt sich herumschlägt, und da und dort groſs und herrlich und menschenfreundlich wirken will, oder irgendwo an der Spitze steht, les' ihre Geschichte, und denke sie tief durch, mit einer Seele voll Erfahrung, und sie wird ihm ganz ander Licht gewähren, als auch die besten Maſsregeln eines einzelnen Politikers.

Einem Tyrannen den Dolch ins Herz, ändert allein noch keinen Staat um, wenn er nicht reif zu einer bessern Verfassung ist; das göttliche Wesen, und wenn es sich auch lauter und rein erkennt, als es von seinem Ursprunge gekommen ist, muſs sich überall nach der Materie bequemen, wohinein es, vom unerbittlichen Schicksal getrieben, fuhr. Einer, der aus beyden Brutussen zusammengesetzt wäre, würde nun bey uns immer als Pöbel herumgehen, wenn er ohne Hoffnung sich selbst immer gram bleiben könnte.

Unsre Tarquine hatten wir schon verjagt, allein sie wurden uns von einer unendlich grössern Macht, als der des Porsenna, wieder aufgebunden, und unsre innerliche Einrichtung war bey weitem noch nicht so wie die Römische zur Republik gediehen; und noch auſserdem war der heidnische toskanische König gewiſs ein beſsrer Mensch, als der orthodoxe Karl der fünfte. Dieser voll Ehrgeiz und kalter List und Schlauheit ohne eigentlichen weitsehenden Verstand, kam zu früh zur Regierung von groſsen Reichen, um ein Mann von natürlichem Gefühl bleiben zu können. Er ging übrigens noch auf dem Welttheater mit den Menschen um, wie hernach in der Einsamkeit mit seinen Uhren; und es gehörte ein Sturm von Leben wie beym Rückzug von Algier dazu, und Untergang und Verderben muſsten gräſslich vor Augen liegen und seine eigne Person ergreifen, bevor sein Herz in wärmere Wallung gebracht und gegen fremde Noth empfindlich wurde. Geboren zu Anfang des Jahrhunderts hat er mit wunderbarem Glück die ganze erste Hälfte desselben durchgeherrscht, und alles muſste gewissermaſsen sich in seinen Ton stimmen. Unsre Freyheit und die Glückseligkeit von Millionen künftiger Seelen vernichtete er so ganz ohne Gefühl, wie ein Vogelsteller einem Krammetsvogel im Garn die Brust eindrückt.

Das Wesen der bildenden und redenden Künste.

Gegen Abend erwacht' ich wieder, und hörte in einem Saale neben mir: Michel Angelo, Raphael, und Antiken; und unten Trommel und Geige. Ich sprang auf; und sah zwischen den Bäumen Fest und Tanz und Schönheit, und trat in den Saal. Der Streit war so heftig, daſs man mich nicht bemerkte. «Michel Angelo, sprach ein reizender junger Mensch, gehört gar nicht unter die Maler, so wenig als einer, der bloſs den Kontrapunkt versteht, unter die groſsen Sänger und Geiger. Was hat er denn hervorgebracht? Seine Capella Sixtina, und weiter nichts als seine Capella Sixtina. Ist dieſs gemalt? Ist dieſs Natur? Wer kann sich erinnern, irgend etwas in der Welt gesehen zu haben, das seinen Herrgöttern, Propheten und Sybillen, und vol-

Da thät mit Weinen gar durchbrechen
Die Veritas, und thät fast zehern, *)
Und thät der Gartenthür sich nähern,
Und neigt Stillschweigend ihn'n das Haupt,
Wie alles Trost's und Freud' beraubt
Schied sie aus dem Garten von ihn'n,
Nach dem die Vier auch gingen hin;
Wo sie hinkamen, weiſs icht nicht.
Ich ging heim, machte dies Gedicht
Von der Wahrheit, welche auf Erd'
Ist jetzt worden so gar unwerth,
Wie Oseas am vierten klagt:
Kein' Wahrheit ist im Land', er sagt,
Kein Gotteswort, kein Lieb', kein' Treu',
Sondern nur Lüg' und List ohn' Scheu,
Mörderey, Stehlen und Ehbruch;
Darum schwebt ob dem Land' der Fluch,
Und muſs das Land jämmerlich stehn,
Und muſs dem Volk' sehr übel gehn,
Daſs ein' Straf' aus der andern wachs. —
Gott sey uns gnädig, wünscht Hans Sachs.

---

*) sehr weinen.

lends seinen Seligen und Verdammten gliche? Geschöpfe einer ungeheuren Einbildungskraft, die zwar erstaunlich viel für Studium den Künstlern, aber wenig für Volksverstand, und nichts für Augen und Herz sagen."

«Der elende Florentinerschmeichler Vasari hat mit dem Dampf von seinem Weihrauchkessel, den er dem alten Kunstdespoten unter der Nase herumschwenkte, damit er durch dessen Empfehlung etwas zu mahlen bekäme, den Leuten das Gehirn benebelt. Und ist dieſs groſs im Geiste, wie er die gütige himmlische Seele, den Raphael, verfolgt hat? Weil er selbst sein Unvermögen in der Farbe erkennen muſste: so zeichnete er mit aller seiner Gelehrsamkeit die Umrisse dem Venezianer Bastian, und dieser sollte mit seinem Kolorit den Pfeil vergiften. Aber was kam zum Vorschein in Pietro Montorio? Ein Zwitterding, welches seiner Einsicht wahrlich wenig Ehre macht, und der Göttliche blieb, wer er war. Raphael hingegen, der edle reine Jüngling, der nur die Vollkommenheit der Kunst im Auge hatte, sonder Neid, strebte in Unschuld, das zu dem Seinigen noch zu gewinnen, was der weit ältere, der Mann in Rücksicht seiner, Vortreffliches beſaſs; und wahrlich meistens aus kindlicher Gutherzigkeit: denn die Antiken sind doch auch hierin ganz andre Muster, und Michel Angelo ist dagegen ein Wilder. Und endlich konnte

Raphael wohl von Michel Angelo lernen, aber Michel Angelo nicht von ihm; denn was den Raphael zum ersten Maler macht, lehrt und lernt sich nicht.»

Ein Landsmann von mir, der eigentlich mit diesem im Klopfgefecht begriffen war, wurde darüber vor Aerger grün und gelb, und die Nase schwoll ihm zusehends: doch konnt' er vor Zorn nichts hervorbringen, so wortreich er auch sonst ist, und hätte bald wie Markus Tullius Cicero vor dem schönen Clodius, dem rebellischen Tribun, das Hasenpanier ergriffen, wenn ich nicht einigermaſsen seine Parthie aufnahm. Ich antwortete:

«Die Herrgötter von Michel Angelo könnt ihr freylich nicht in der Welt gesehen haben: aber gibt's in der neuern Kunst erhabnere Gestalten? und entsprechen sie nicht doch alle dem, was der gemeine Mann bey uns sich als Zauberer vorstellt? Eure Gestalt selbst, Freund, ist zu edel und eure Blicke zu hochgeistig, fuhr ich fort, als daſs der Gott, der die Sonne schafft, und der, welcher die Eva schafft, euch nicht ergriffen haben sollten. Das Erhabne schlägt ein wie ein Wetterstrahl, und berührt am ersten die groſsen Seelen. Die Propheten und Sybillen sind lauter mächtige Charaktere in Feuer, Eifer und Begeisterung. Und im jüngsten Gericht verdammt Christus streng, droht die Sünder majestätisch mit aufgehobner Rechten fort; indeſs die zärtliche Mutter mit angelegten Armen und Händen an die Brust die Seligen heraufwinkt; und es ist ein Spiel der Phantasie, wo der menschliche Körper in allen möglichen Stellungen wunderbar sicher ausgezeichnet ist.»

«Ich habe vor wenig Tagen, fügt' ich hinzu, ein kleines Gemälde von ihm gekauft, welches vorstellt Christum am Kreuz, wo der Erlöser gesagt hat: «Weib, siehe, das ist dein Sohn!» und zu dem Jünger, den er lieb hatte: «siehe, das ist deine Mutter!» Unten auf beyden Seiten mit der Mutter und dem Johannes, sie rechts, dieser links; und an den Armen des Gekreuzigten schweben zwey Engel in einem Gewitterhimmel voll Dunkelheit und Feuergewölk.»

«Christus und die Madonna sind die erhabensten tragischen Gestalten, die ich je in Malerey gesehen habe. Christus ist ein leidender Alexander, Hannibal, Cäsar, und was man Groſses und Erhabenes von Menschheit kennt. Ein göttlicher Jüngling voll Güte für den groſsen Haufen, welcher der Menge unterlag: ein Tiberius Gracchus, und die Mutter eine Kornelia, voll Geistesstärke und Gröſse.»

«O wie verschwinden alle Madonnen, und wie ist selbst Raphael, den ich bewundre und liebe, wie den neuern Apelles, klein dagegen und gewöhnlich! Stellung von ihr, Blick zu ihm, zu seinem schmerzenbändigenden scharfen Aug' und hohen Angesicht; herabgehaltne Rechte, voll Kraft und Zorn angehaltner linker Arm, Daum und Zeigfinger nach dem Jünger hingerichtet; der Wurf des blauen Mantels über das rothe Gewand: alles harmonirt und macht ein Ganzes. Johannes sinkt vor Schmerz zusammen mit übereinander geschlagnen auf die Brust gelegten Händen."

„Welch' Meisterwerk von Zeichnung ist der Körper des Gekreuzigten; Wahrheit bis in die kleinsten Theile; und zugleich Leben und Leiden durchaus in Einheit."

„Man fühlt wirklich hier etwas von dem, was Vasari im Allgemeinen sagt, der zuweilen so golden beschreibt, ob es gleich wahr ist, daſs ihn seine antike Vaterlandsliebe zu Ungerechtigkeiten gegen die drey groſsen Apostel der Kunst, Raphael, Tizian und Correggio, verleitet: es ist, als ob ein himmlischer kraftvoller Genius heruntergekommen wäre, und Mitleiden mit allen den Stümpern gehabt und denselben gezeigt hätte, wie ein Christus am Kreuz, und eine Madonna und ein Johannes dabey vorzustellen sey. Er ist bis zur Täuschung angenagelt, und bewegt sich gerade dazu, wie es sich schickt."

„Die Mutter ist ein hohes Weib, noch in unverwelkter Schönheit, ihres Adels bewuſst, die über die Grausamkeit zürnt, welche man an dem Sohne ausübt, sein ganzes Leiden fühlt mit dem weinenden Feuerblick: aber in der Zerknirschung noch solche Festigkeit und Erleuchtung hat, um erhabner als eine Niobe dabey zu stehen und anzuschauen.“

Der junge Künstler fuhr auf, drückte mir beyde Hände, freudig und verschämt im Gesichte glühend, und sprach freundlich zu mir: „Ich habe nur gelästert, um den dort zu schrauben; und überhaupt erfährt man mit den bittersten Widersprüchen am besten die Wahrheit, die man sonst selten aus den verborgnen Tiefen eifersüchtiger Virtuosen hervorholt. Ich kenne das kleine Gemälde von Michel Angelo wohl; wie vielmal ist es nicht kopirt worden! nur wünscht' ich, daſs die Figuren in Lebensgröſse wären. Ich kann das kleine nicht leiden, es geht mir wider den Sinn; und ist ein Schlupfwinkel, wohinein sich Mittelmäſsigkeit und Schwäche verbirgt, und bey Weibern und Kindern und Unverständigen groſs thut.“

Ich antwortete ihm, daſs ich hierin gar sehr seiner Meinung wäre, daſs aber doch am Ende alle Kunst bloſs Zeichen sey, und Verstand und Geist am mehrsten von einem Menschen entscheide; und daſs, wer keinen Verstand habe, nirgendwo oben an stehen könne. Michel Angelo hätte sich übrigens mit seinen Enakskindern, den Propheten und Sybillen, genug gerechtfertigt. Unterdessen sey wieder wahr, es könn' einer ausserordentlich viel Verstand und Erhabenheit in der Denkungsart haben, und doch ein schlechter Maler seyn.

Hier that einer in der Ecke mit hämischem Blick und boshaftem Lächeln den Mund voll gerader weiſser scharfer Zähne aus einem prächtigen schwarzen Bart auf, streckte die rechte Hand hervor aus einem abgetragnen grauen Mantel, fuhr in meiner Rede fort, und sagte:

„Und einer blutwenig Verstand haben, und ein sehr berühmter, vielleicht auch guter Maler seyn."

„In dieser Kunst kann es einer ohne Schöpfungskraft, Erfindungsgeist, ohne eigentlichen Verstand, oder wie ihr das heiſst, was im Leben einen Menschen über den andern setzt, nach dem allgemeinen Urtheile weiter bringen, als in irgend einer andern, wenn er nur ein gutes Auge hat, sich eine fertige Hand erwirbt im Schweiſse seines Angesichts, und überdieſs Achtung gibt, was denen gefällt, die reich sind und kaufen. Und je mehr er bloſser Kopist der Natur ist, desto mehr wird er gefallen. Und er muſs behaupten, dies sey das Wahre, und alle Ueberflüge der Einbildungskraft, die nur hie und da einige Sonderlinge aufhielten, als leeres Zeug verachten, und fragen, was nennt ihr erhaben?"

Ich wuſste nicht, ob ich dies für Muthwillen, Satyre oder Ernst aufnehmen sollte; doch hetzt' es mich schnell auf, und ich antwortete geradezu, wie es die Lage der Sachen erheischte.

„Erhaben? versetzt' ich, ist ein höher Wesen, das in uns eindringt mit Empfindung, Gedanken, Gestalt, Gebehrde, Handlung; und man bedarf da keine weitläuftige Schreiberey vom Sophisten. Wer nicht über andre ist, soll sie nicht zu Paaren treiben und ihnen vorpredigen wollen, es sey, worin es seyn mag. Pracht läſst sich wohl damit vereinigen, aber Pracht ist nicht Erhabenheit. Erhaben im höchsten Grade, was die Kräfte des Menschen unendlich übersteigt. Ueberall füllt es die Seele mit Entzücken, Schauder und Erstaunen, daſs sie die Zeit vergiſst, und versetzt den Menschen unter die Götter.“

„Wir werden nie mit der Kritik nur einigermaſsen ins Reine kommen, erwiederte er darauf kalt und trocken, wenn wir nicht die Grenzen jeder Kunst bestimmen, und ſeststellen, was sie überhaupt selbst ist. Und wir sind jetzt da, uns zu freuen; und nicht, den Weg durch dieses Labyrinth auszuspähen. Lassen wir es also bey dem Gesagten bewenden.“

„Nein, nein! riefen hier einstimmig verschiedne, es ist noch hoch am Tage, und die schönste Zeit dazu; setzen wir das angenehme Gespräch weiter fort.“ Und so baten sie ihn: und der so heftig gegen Michel Angelo sprach, streichelte ihn liebkosend am Barte, bis er folgendermaſsen anfing:

„Das erste und heftigste Verlangen der Seele, welches sie nie verläſst, ist Neuheit, und dann Durchschauung, und endlich Vollkommenheit oder Zerstörung der Dinge. Dies treibt die Unsterblichen durch alle Welten. Sie schafft und wirkt, ihre Schwingen sind unermüdlich und verlieren ihre Kraft nie, und sie kann nicht aufhören sich zu bewegen und bewegt zu werden; so bescheiden gegen sich, daſs sie von sich selbst nichts weiſs: aber die Iliade zeugt überall genug von Homeren."

„Nun ist der Mensch selten in der Lage, daſs seine Seele in der Wirklichkeit hienieden nach diesen ihren Neigungen glücklich seyn könnte: sie wirft sich also aus Verzweiflung in die Kunst, und treibt damit ihr Spiel. Wohl derjenigen, die lange in den seligen Träumen hinschwebt, ohne zu erwachen!"

„Alle Kunst ist Darstellung eines Ganzen für die Einbildungskraft. Sie unterscheidet sich nach den Mitteln, die sie dazu braucht; und diese sind in jeder Art ihre nothwendigen Schranken, wohinein sich ein Weiser leicht bequemt, und worüber nur die Unklugen hinauswollen."

„Aristoteles, und wer ihm folgt, schränkt die Poesie auf Handlungen ein, als ob die Sprache nichts anders sinnlich vorstellen könnte: aber selbst die griechischen Dichter haben sich nie diesem Gesetz unterworfen; und Virgils Georgica und die Natur der Dinge des Lukrez und manche hohe Hymne bloſser Empfindung, werden Meisterstücke bleiben."

«Die meisten haben wunderliche Begriffe von Poesie, und meinen, sie könne ohne Nebel und Wolken nicht bestehen, und müsse platterdings ein Rausch, eine Raserey seyn, und scheue das Licht der Vernunft; und die albernsten Pöbelmährchen und Kinderfabeln wären ihr bestes und wesentliches, und würdigen sie so herab von ihrem Adel. Wenn sie nur den Sophokles und Euripides wollten sprechen hören, die diese Kunst zur Vollkommenheit gebracht: so könnten sie sich leicht von ihrem Wahn befreyen."

«Die Bildhauerey und Malerey stellt Oberflächen von Körpern dar; die letztere, in so weit sie sich durch Farben zeigen."

«Ein neues Ganzes, wie schon gesagt, oder ein altes neu auf die wahrste und lebendigste Weise den Menschen in die Seele bringen, ist Kunst. Das schicklichste für den Dichter sind Handlungen, oder Bewegungen im Zeitraum, weil seine Zeichen, das sind Worte, nur nach und nach können gehört werden; aber doch kann er immer auch damit Dinge neben einander oder Körper darstellen, und der Zuhörer denkt sie sich zusammen, wie er am Ende bey den Begebenheiten selbst muſs. Homer würde wohl gethan haben, wenn er die Gegend von Troja nicht für bekannt angenommen, und die Jahrszeit, worin alles geschah, sinnlicher gemacht hätte. Wer denkt an Zeit, wenn ich einem mit Worten etwas beschreibe, und dieser getäuscht dasselbe dabey sich vorstellt? Bey jedem Genusse sind wir ewig, und scheinen die Zeit nicht mehr zu fühlen."

„Unser Leben ist kurz: wer uns ein Ganzes täuschend am geschwindesten in die Seele bringt, erhält den Vorzug."

„Wenn einer inzwischen gar zu groſse Begierde hat, ein neues Ganzes zu wissen: so behilft er sich auch mit dem mangelhaftesten Mittel, bis er ein besseres vorfindet."

„Ein Dichter muſs dem Maler immer in Schilderung körperlicher Gegenstände unterliegen: und gerade so geht's dem Maler im Gegentheil mit Handlungen. Nichts destoweniger ragt doch die Poesie mit ihren willkührlichen Zeichen über alle ihre Schwestern hervor. Kein Maler kann die Gröſse der Alpen, das unendliche Meer, den unendlichen Himmel schildern auf seinem Läppchen Leinwand; und kein Tonkünstler Kanonenschall, Donner und Orkan, ob er gleich das seelenergreifendste Mittel unter

Mancherley Stich- und Strafreden

Diogenis Philosophi, die Unart betreffend.

Uns hat beschrieben Plutarchus,
Wie Diogenes Cynicus,
Der Weis', konnt' mit höflichen Schwänken
Jedem ein'n Schandlappen anhenken,
Beyde, dem Alter und der Jugend,
Von wegen der Laster und Untugend,
Nennt sich auch deshalb selbst ein'n Hund,
Der die Bösen anbellen kunnt'.
Die Grammatici schalt er sehr,
Die in der Sprach' gaben die Lehr',
Der Irrfahrt Ulyssis nachlesen,
Doch ihres Irrthums selbst vergäſsen,
Und ihr Leben nicht richt'ten je
Nach der Straſsen der Weisheit hie.
Die Rhetorici schalt der Weis',
Red'ten der Tugend Lob und Preis,

allen hat, da das lebendigste, woraus wir bestehen, selbst Luft und Feuer ist."

„Die Musik überhaupt geht ganz aus der sichtbaren Welt hinaus, und wirkt mit bloſsen verschiednen Arten von Bewegung, die von der Materie nur den Punkt zu ihrem Aufflug nehmen, und durch ihre Proportionen Empfindungen erregen: und ich glaube schier nach dem Pythagoras, daſs das eigentliche Element, worin die Geister existiren, reiner Klang und Ton ist."

„Geschichtmaler ist ein wahrer Widerspruch, da ein Maler nur einen Moment vorstellen kann, und Geschichte nothwendig eine Reihe von Begebenheiten erheischt. Es versuch' es nur einer, und erzähle mir mit seiner Malerey Begebenheiten, die ich nicht schon weiſs, von Menschen, die ich noch nicht kenne! Und gesetzt auch, einer stellte mir eine Geschichte, z. B. vom ältern Scipio, mit lauter Porträten dar, so wahr und vortrefflich, als ob sie alle Tizian gemacht hätte: was weiſs ich dadurch mehr als den Moment? Weiſs ich, was entweder vorher, oder nachher geschehen ist, da keiner auch von seinem bekanntesten Freunde zuversichtlich mit einem momentanen Blicke weiſs, was er vorher gethan hat, oder nachher thun wird? so tief im Verborgnen lebt der Urquell unsrer Wirkungen. Und wo ist der Zauberer, der mir aus einer That, oder aus tausend Thaten, das Gesicht nur eines

Mannes darstellt, das er noch nicht sah, mit allem seinen Eigenthümlichen? Dazu gehört der Gott Platons, um den sich das Weltall rollt, und kein Sterblicher. Alles, was der Maler erfinden kann, ist Ideal von Gestalt dieser oder jener Klasse von Menschen, oder Gattung von Geschöpfen im Allgemeinen.“

„Jedes Werk der bildenden Kunst mit dem Ausdruck von Leidenschaft ist alsdann doch nur eine unaufgelöste Dissonanz. Das vollkommenste historische Gemälde, das ist, wo der interessanteste Moment aus einer Begebenheit gewählt ist, und man das Vorhergehende und Nachfolgende am besten erkennen kann, bleibt also immer an und für sich schon ein quälendes Fragment, das weder Herz noch Geist befriedigt.“

„Um hierüber nicht zu streiten, so bleibt ausgemacht: das Vortrefflichste derselben ist das schöne Nackende; mit dem Ausdruck geht's hernach wie bey der Musik: er ist die Blüthe der Vollkommenheit, aber nicht eigentlich die Vollkommenheit selbst. Jeder Sinn hat sein eignes Element, worin der Ausdruck nur schwimmt. Die Poesie arbeitet zwar für alle; aber doch ist auch die Sprache und Harmonie derselben für das Ohr ihr Grundstoff. Die schlechten Künstler meinen, sie hätten genug gethan, wenn sie nur eine rührende interessante Geschichte mit ihren Wechselbälgen ausstaffiren, und ein schmachtend Auge hineinbringen: ihr Thoren! eine einzige vortreffliche griechische Statue ohne Kopf und allen Ausdruck von Leidenschaft geht bey dem Kenner von kunstfertigem Sinn über all' euer Fratzenwesen von unreifen Gesichtszügen, noch so affektirt geworfnen Gewändern, und tausenderley nachgeäfftem Kostume. Aber auch im Gegentheil ist's nicht genug gethan, wenn einer einen Haufen nackender Körper hervorheckt, die weiter nichts haben, als ihre gehörige Anzahl von Rippen und Knochen, und Muskeln, und Augen, Mäulern, Nasen, Ohren."

"Mit einem Worte, die Schönheit nackender Gestalt ist der Triumph bildender Kunst; viel für Augen und den ganzen körperlichen Menschen, wenig für den innern. Sie allein ergreift das Unsterbliche nicht; dazu gehört etwas, was selbst gleich wie unmittelbar von der Seele kömmt, und ihrer regenden unbegreiflichen Kraft; Leben, Bewegung. Und dieſs haben unter allen Künsten allein Musik und Poesie: neigt euch ihr andern Schwestern vor diesen Musen."

Ich sahe wohl, mit was für einem Feind ich's hier zu thun hatte; ein Federmesserstich von ihm verwundete tödtlicher als der Schlag von einer Keule; doch wollt' ich ihn erst herauslocken, und bat: er möchte die Grenzen jeder Kunst näher bestimmen, und insbesondre von Bildhauerey und Malerey: und alsdann uns seine Begriffe von der Schönheit entdecken. Und freute mich unaussprechlich, einen solchen Meister so unvermuthet plötzlich anzutreffen. Er wollte abbrechen: allein wir lieſsen ihn nicht. Ich setzte mich ihm gegenüber, und wir stutzten die Gläser an, die von dem besten Monte Giove schäumten.

„Die Bildhauerey ist eigentlich für einzelne Figuren, fing er von neuem an; die Malerey hat die Noth empor gebracht, mehrere vorzustellen. Sie hat dieſs den Siegen der Griechen zu verdanken, besonders nach der Schlacht bey Marathon. Der Bruder des Phidias, Panäos, malte dieselbe, da dieser selbst sie in Stein nicht vorstellen konnte, weil kleine Figuren darin nicht wirken, und die Materie fürs Weitläuftige zu unbehülflich ist."

„Es ist wohl keine Frage, welche von beyden Künsten die Formen des Menschen besser darstellen kann. Die Malerey ist eine beständige Lüge, und ihre Erhabenheit und Tiefe erkünstelt. Wir lassen uns täuschen, weil völlige Wahrheit und Wirklichkeit wie bey Bildhauerey unmöglich ist, und geben uns zu unserm eignen Vergnügen alle Mühe, die Köpfe und überhaupt das Nackende, z. B. vom Tizian, rund und hervorgehend, und die Fernen und Mittelgründe seiner Landschaften im gehörigen Abstand zu sehen. Ihre eigentlichen Gegenstände sind, wo die Farbe, leichte Bewegung und zarter Stoff einen vorzüglichen Theil ausmacht. Die Neuheit hauptsächlich, und dann die überwundne Schwierigkeit machten sie unter dem Zeuxis und Apelles so reizend; und gewiſs ist's, daſs die Farbe viel zur Täuschung, im Ganzen genommen, beyträgt. Auf den ersten Blick wirkt ein gemaltes Bild auch auf den verständigen mehr, als eine eben so vortreffliche Statue in ihrer Art; aber wenig Zeit und Besinnung macht die Malerey dagegen ganz verschwinden. Unter tausend Gesichtern findet man ferner in einem guten Klima nur äuſserst wenige für den Marmor, aber weit mehrere für die Farbe. Die Bildhauerkunst ist die ächte Probe schöner Form, und geht ins Wesentlichre und das Erhabne; die Malerey gibt sich mit allem ab, wo sie nur ein wenig Reiz findet."

„Die letztere muſs sich also vor allem hüten, was schon die Bildhauerey vollkommen darstellen kann; und beyde müssen sich davor hüten, das Reich der Poesie zu beschreiten: denn jede bleibt überwunden, sobald sich nur ein gewöhnlich guter Meister der andern Kunst an den Kampf macht. Poesie enthält sich der Formen und Farben; Bildhauerey enthält sich der Farben und Geschichten von vielen Figuren; Malerey enthält sich alles dessen, was sich bloſs durch Form zeigt, und so wie die Bildhauerey noch der Geschichten, wo man das Ganze nicht mit einem Blicke herausnehmen kann. Dienste und Gefälligkeiten mögen sie sich übrigens gern erzeigen. Rom allein ist voll von Beyspielen, wie gute und wackre Meister verunglückt sind, indem sie über diese Regeln hinaus wollten; und den schönsten Theil ihres Lebens umsonst dagegen kämpſten.“

„Apelles nahm sich wohl in Acht, kein blosses Porträt vom Alexander zu machen; hierin muſst' er allezeit dem Lysipp wegen seiner Formen nachstehen. Er bildete ihn also mit dem Blitz in der Hand; mit dem Kastor und Pollux und der Victoria; auf einem Triumphwagen mit dem Krieg hinter drein, diesem die Hände auf den Rücken gebunden. Dieſs muſste Lysipp so natürlich wohl bleiben lassen. Aber Bildhauerey behält doch immer den Rang; denn sie zeigt das edelste der bildenden Kunst, nämlich die Form am vollkommensten. Bey Weibern, es ist wahr, und bey Knaben ist die Farbe auch sehr reizend; allein sie ist doch bloſs ein seichter Augengenuſs, der nicht in den ganzen Menschen so eindringt, wie die Form.“

„Das Klassische überall ist das Gedrängtvolle, wenn einer alles Wesentliche und Bezeichnende von einem Gegenstande herausfühlt und nachahmt; und in diesem Verstande kann man gewiſs schon aus einer Hand, oder irgend einem Theil am menschlichen Körper bey einem Künstler den groſsen Mann erkennen, wie aus der Klaue den Löwen. Phantasie, die aus Tausenden zusammenträgt, aber nicht das rechte, sondern auſserwesentliche, ist das Gegentheil und Bettlerarmuth; Lumpen und Lappen und kein ganz Stück. Ein Ding recht ſassen, zeigt den trefflichen Menschen und macht den Virtuosen."

„Der schöne Mensch im bloſsen Gefühl seiner Existenz ohne Leidenschaft in Ruhe ist der eigentlichste Gegenstand der Nachahmung des bildenden Künstlers, und seine Nummer Eins; in dieser Verfassung ohne alle Bekleidung liegt die reinste Harmonie der Schönheit, und sie paſst am allerbesten zu dem gänzlichen Mangel an Bewegung seiner Werke. Alle Leidenschaft, alle Handlung zieht, leitet unsre Betrachtung von ihren schönen körperlichen Formen ab. Zur Schönheit selbst gehört der Charakter, oder das, wodurch sich eine Person von der andern unterscheidet. Schönheit mit lebendigem Charakter ist das schwerste der Kunst."

„Bey Gruppen von Figuren sind Spiele, Scherze, die wenig bedeuten, die besten Handlungen, weil sie von der Schönheit und den angenehmen Stellungen der Formen am wenigsten abziehen. Die entzückendste Handlung für den Betrachtenden hierbey ist freylich, wo gerad' ein Körper den andern genieſst: Kuſs, Umarmung — "

„Nach diesen Grundsätzen arbeiteten die Alten: nicht, wie einige Antiquaren sagen, weil die Stille der eigentlichste Zustand der Schönheit wäre, wie bey der See; und die schönsten Menschen überhaupt von gesittetem Wesen zu seyn pflegten. Das Meer ist im Gegentheil natürlich immer in Bewegung, und gewifs schöner im Sturm als in der Stille; und Alkibiades, und Phryne, und Thais, welche Persepolis in Brand steckte, die schönsten Menschen unter den Griechen, sind wahrlich nicht berühmt wegen ihres stillen gesitteten Wesens; und Clodius nicht, und die Faustinen, und die gröfsten Schönheiten. Es sind die Schranken der Kunst! sie kann das hohe Leben, schnelle Bewegung selten darstellen; und es ist wunderlich, dies defswegen mit Verachtung in der Wirklichkeit selbst ansehen wollen."

„Wenn das Kunstwerk eine Geschichte darstellen soll: so mufs der Ausdruck herrschen; denn dieser ist alsdenn der Hauptzweck, und Schönheit in Stellung und Formen und Gestalten mufs hier der Wahrheit aufgeopfert werden. Allein Geschichte, Scene aus Dichtern bleiben immer die letzten Vorwürfe der bildenden Kunst: weil sie dieselben nie ganz, und nie so mit dem ergreifenden Leben darstellen kann, wie ein Herodot und Homer. Der bildende Künstler begibt sich aufserdem von selbst schon hierbey ganz unter den Geschichtschreiber und Dichter, und schafft als Gehülfe zu dessen Leben und Bewegung nur die Körper alsdenn; augenscheinlich hat dieser das Ganze, und er nur den Theil."

„Die alten Künstler wagten es auſserdem nicht, den Kern von manchen tragischen Geschichten darzustellen, weil sie blos das Grausame würden dargestellt haben, und das andre nicht konnten, was die That mildert; z. B Medeen im Morden ihrer Kinder: die vereinzelte Scene hätte durch ihre Gegenwart alle Geschichte überblendet. Nur Agesander, und Michel Angelo unter den Neuern sind darüber hinaus gegangen: der eine der Kunst, der andre der Religion wegen. Aehnliche Bewandtniſs hat es bey wahrer Darstellung einer alten Hekuba; man denkt sich bey der gerunzelten Haut ihr ganzes Leben nicht, um davon gerührt zu werden. Und eine junge oder noch schöne Hekuba ist Widerspruch und Unsinn."

„Kurz, eine lebendige Gestalt von einem Charakter sich vorzustellen in aller Vollkommenheit und Schönheit, ist das Meisterstück des bildenden Künstlers; welches wenige noch bis dato geleistet haben."

„Schönheit überhaupt in allen Künsten ist, wie mich dünkt, leichtfaſsliche Vollkommenheit für Sinn und Einbildungskraft. Wer damit nicht zufrieden seyn will, kann sich an die Erklärung des Erzbischoffs *della Casa* halten, welcher das weltberühmte Kapitel über den Backofen geschrieben hat; dieser sagt: Schönheit ist Eins, so viel nur immer möglich; und Häſslichkeit im Gegentheil ist Viel. Allein der Künstler bedarf solcher tiefen Philosophie nicht bey seiner Arbeit. Vergebt übrigens, lieben Brüder und Freunde, wenn ich an dem Ziele vorbeygeschossen habe, und macht es besser.“

Der Mann zog mich doch an sich, trotz aller seiner hämischen Blicke auf bildende Kunst, und besonders Malerey, und ich verlangte genauere Bekanntschaft mit ihm zu machen. „Schade, rief ich aus, daſs ich kein junges Lorbeerreis habe, euer weises Haupt zu bekränzen! ob ich gleich in manchem nicht eurer Meinung seyn kann. Um Kopf und Schweif gleich zusammen zu paaren: so glaub' ich nicht, daſs ein Künstler etwas Gutes hervorbringen werde, der ohne deutlichen Begriff, ohne klares Gefühl von Schönheit zu Werke schreitet.“

„Nach Platons Erklärung, den ihr mir wohl zu kennen scheint, ist die Schönheit ,die ursprüngliche Idee der Dinge in Gott. Und die Seelen, die sein Anschauen genossen und diese Ideen erkannten, schaudern, wenn sie in diesem Leben die Bilder davon mit den Augen erblicken, erinnern sich dunkel ihres vorigen Zustandes, erschrecken und werden entzückt. Ihre Schwingen regen sich, gehen vom warmen Einfluſs auf, der Federstock keimt u. s. w.“

Sie aber selbst danach nicht lebten,
Sondern in Pracht und Wollust klebten.
Die Astronomi scheu'rt er gern,
Sie beschauten Sonn', Mond und Stern',
All' ihre Wirkung zu erfahr'n,
Thäten kein' Müh' noch Fleiſs nicht spar'n,
Und erforschten doch nicht daneben
Unten auf Erd' ihr eigen Leben.
Die Musici mit Saitenspiel
Hätten der Müh' und Arbeit viel,
Daſs ihr' Saiten ſein concordirten
Lieblich, und gar nicht definirten,*)
Sie lebten doch ungereimter Sitten,
Mit sehr viel Lasteren verschnitten.**)
Die Philosophi gleicht' er den Harfen,
Welche gäben mit artlich scharfen
Resonanzen ihr Melodey,
Hörten's doch selber nicht dabey;
Also die Philosophi schrieben,
Das Lob der Tugend lieblich trieben
Für alle Schätz' auf Erden sehr,
Folgten doch nicht ihr'r eignen Lehr'.
Die Geizigreichen schalt er drum,
Daſs sie selbst schmähten den Reichthum,
Mit Worten wurd' von ihn'n veracht't,

---

*) fehlten.

**) verwundet.

«Es ist gewiſs eine erhabne Hymne auf die Liebe, und liegt tieſe Wahrheit zum Grunde.»

«Was sich selbst bewegt, ist Seele, ewig, ohne Anfang: davon alles Werden, und alle Körper, die sich bewegen. Schönheit ist die vollkommenste Harmonie der Bewegung, und die Seele erkennt darin ihren reinsten Zustand. Schönheit gibt der Seele das lauterste Gefühl ihres Daseyns. Schönheit ist die freyeste Wohnung der Seele. Schönheit erinnert die Seele an ihre Gottheit, an ihre Schöpfungskraft, und daſs sie über alle die Körperwelt, die sie umgibt, ewig erhaben ist. Im Anfang macht ihr dies Freude, aber endlich Pein; sie sieht sich gefangen, und daſs sie nicht mehr ist, was sie war: und die Thränen rinnen über ihren nichtigen Zustand. Doch stärkt sie wieder ihre ewige Natur, und die süſse himmlische Hoffnung regt ihre Fittige, daſs sie doch bald aus dieser Dunkelheit, aus diesem Wahne von Irrgestalten sich erheben werde in das Licht zu den Schaaren der seligen Geister, wo weder Frost noch Hitze abwechseln, und alles ist in seiner mannigfaltigen Wahrheit und ursprünglichen Schönheit.»

«Nicht geboren werden, übertrifft alle irdische Glückseligkeit; und wenn du da seyn wirst: so ist, je geschwinder, je besser, wieder dahin zu kehren, wo du herkömmst. Sobald die Jugend sich einstellt mit ihren tollen Streichen, wer windet sich mit aller Arbeit daraus? wer steckt nicht in Plagen und Leiden? Morde, Partheyen, Streitigkeiten, Gefechte und Neid. Auf die letzt' überschleicht uns das unzufriedene, schwache, menschenscheue, verhaſste Alter, wo alle Uebel haufenweise zusammen wohnen.»

«So seufzte selbst der bewunderte Sophokles am Ende seiner glücklichen und glänzenden Laufbahn.»

«Ihr sagt: Schönheit nackender Gestalten sey viel für Augen und den ganzen körperlichen Menschen, wenig für den innern? Sie allein ergriff das Unsterbliche nicht?»

«Wenn wahr ist, was ihr selbst behauptet, daſs, wer ein Ganzes täuschend am geschwindesten in die Seele bringt, den Vorzug erhalte: so steht wohl bildende Kunst aller andern voran; die Seele genieſst von ihren Werken, der mühseligen Zeitlichkeit entrückt. Ihre Zeichen, wodurch sie darstellt, scheinen die Sache selbst zu seyn, so leicht verschwinden sie; sie sind die natürlichsten und sichersten, und gelten überall einerley ohne Miſsverstand. Ich habe hier volle Gewiſsheit, da ich bey Poesie immer träumen muſs, und nach Wirklichkeit hasche. Bey ihr hab' ich alles zusammen mit einem Blick, und dies ergreift den niedrigsten bis zum höchsten. Mit einem Wort: ihr ist allein die Schönheit im strengsten Verstand eigen; denn diese muſs mit einem Blick aufgewogen werden können."

Hier wurd' er erbittert, und schüttete auf einmal das Kind mit sammt dem Bad aus; und fiel in meine Rede.

„Alle bildende Kunst, behauptete er streng, ist am Ende blos Oberfläche. Und dies ist die Ursache, warum wahrhaftig groſse Menschen unter den Künstlern mit ihren Werken só selten zufrieden waren. Sie konnten nur wenig von dem hineinbringen, was sie fühlten; und dies nicht einmal so rein bestimmt, daſs es gerade dasselbe Leben wieder erregte. Ein gen Himmel gekehrtes Auge, nehmen wir das edelste Glied, das am deutlichsten vom Innern spricht, was kann dies zum Exempel nicht für vielerley ausdrücken? Ich brauch' es nur obenhin; denn ich weiſs wohl, daſs alle Profeſsoren im Grunde der Natur keins nachmachen. Bey einem Volke von Stummen, da möchten die bildenden Künste in der That viel vermögen; denn sie hätten da mehr Natur für sich nachzuahmen; bey uns andern Menschen aber, die wir den gröſsten Theil unsrer Empfindung und Gedanken mit der Sprache ausdrücken, wo sich besonders bey den Vortrefflichen am wenigsten die Gebehrden ändern, die, wie man sogar bey Gelegenheit des Laokoon bemerkt hat, auch bey den heftigsten Gefühlen sich selten von auſsen regen, läſst sie ihnen vielleicht gerade das schlechteste übrig; und der gröſste Künstler kann oft so wenig von einem Sokrates, Lykurg und Epaminondas darstellen, als von einem unvergleichlichen Sänger oder Geiger.»

«Nehmen wir vollends, wie sauer, und selbst nach dem Ausspruch des alten Michel Angelo, kinder- und weibermäſsig auch dies schlechteste muſs nachgeahmt werden, und welch' eine unerträgliche mechanische Uebung auch für Menschen von der höchsten Fähigkeit dazu gehört, ehe sie es zur Vollkommenheit bringen: und daſs das meiste wirklich der bildenden Kunst in den Sälen der Groſsen jämmerlicher Wust und Unsinn ist: so gehört wahrlich ein starker Entschluſs dazu, sich in ihr Feld zu wagen. Ihre besten Gegenstände bleiben gewiſs die andern Thiere und Pflanzen, Gras und Bäume; diese können sie darstellen, die Künstler! den Menschen sollen sie dem Dichter überlassen. Die Landschaftsmalerey wird auch endlich alle andre verdrängen. Und also können wir gewissermassen die Griechen übertreffen, weil wir uns gerad' an die wahren Gegenstände machen, die sie verfehlt haben.»

«Nichts wirkt recht auf den Menschen, was stille steht; aller Stillstand wird bald Tod.»

«Es bleibt gewiſs eine Kleinigkeit, einen Cäsar, einen Brutus von auſsen auch vortrefflich zu mahlen und zu bildhauen, gegen das herauszuholen, was in ihnen steckt. Auf der Oberfläche kann man den Menschen leicht kennen lernen: aber im Innern, in der Tiefe? da gehört ganz andrer Gehalt und Stand dazu."

„Wer behaupten wollte, daſs die bildende Kunst über Poesie, Beredsamkeit und Philosophie ginge, müſste behaupten: daſs eine Statue oder Brustbild vom Homer, Pindar, Demosthenes, Aristoteles, oder nehmen wir neuere, daſs ein vollkommen, wie möglich auch, getroffnes Bild in Farbe oder Stein von Ariost, Macchiavell über ihre Schriften ginge. Und gewiſs möcht' ein Gott mehr daran haben, wenn sie mit Haut und Haar so wären, wie sie selbst; welches jedoch menschlicher Hand unmöglich: aber ein Sterblicher muſs eine gigantische Einbildung von seinem physiognomischen Sinn haben, um dies zu wollen. Ein solcher versuch' es einmal, und ersetz' uns aus dem übriggebliebnen Kopfe des Sophokles seine hundert verlorne Trauerspiele!"

„Man schaue einen Sokrates an, einen Plato, einen Euripides: wer wird ihre Marmorbüsten für ihre lebendigen Reden und Gedichte nicht gleich weggeben? Wir können an uns selbst nicht im Spiegel wahrnehmen, auch in dem nämlichen Moment, was wir denken und empfinden; und sogar verschiedne Leidenschaften zeigen sich bis auf ihre hohen Grade im Gesicht überein. Die ganze bildende Kunst ist ein vages unbestimmtes Wesen, das seinen Hauptwerth eigentlich von der Schönheit der Formen und Umrisse erhält; und dann auſserwesentlich ist sie eine groſse Zierde der Poesie und Geschichte, die aber ganz natürlich ohne sie bestehen können. Poesie ist das innre Leben selbst: Bild von Farbe oder Stein blos das Zeichen; wer jenes nicht schon in sich hat, kann bey diesem wenig fühlen und erkennen."

„Wo hat in aller Welt je ein Gemälde die Wirkung hervorgebracht, die die Oedipe und Iphigenien hervorbrachten? und wo wird es je möglich seyn, daſs eins solche hervorbringen könne, wenn man auch den Raphael, Correggio und Tizian in ein Wunderwesen zusammenschmelzte? Es versteht sich wahrlich, daſs hier nicht davon die Rede sey, was päbstliche Neffen, und Mönchs- und Nonnenklöster theurer bezahlen."

„Ich leugne übrigens gar nicht, daſs eine erstaunliche Phantasie und Fülle von Leben dazu gehört, sich einen Alkibiades, Perikles, oder die Aspasia so vorzustellen, und ihre Bilder durch die spätere Kunst lange Zeit nach ihnen so wirklich zu machen, aus blosen Geschichtbüchern, wie sie lebendig waren und handelten; denn in der That — hat es auch keiner noch gethan. Allerley Gestalten träumen mag man sich wohl, und wer sich an leerer Spreu satt iſst, mag darnach gaſſen und hinlaufen: aber Wahrheit, physiognomische mit Leib und Leben wie Wirklichkeit, ohne Miene und Gebehrde Punkt für Punkt von der Natur selbst abzukonterfeyen, diese aus blosen Erzählungen und selbst eignen Reden der Menschen zu erfinden: geht über des Menschen Kräfte; dazu haben wir noch keine Wissenschaft, keine Gründe und Regeln, weder Ja noch Nein. Unser bestes sind noch die allgemeinen Züge der Leidenschaften und andern Empfindungen, die sich in Bewegung besonders von auſsen zeigen, durch öftre Wiederholung bey wirklichen Menschen sich in die Gestalt prägen, und nach und nach Charaktere bilden; aber mit dem Allgemeinen wird man bald fertig und es entsteht endlich ein rasendes Einerley."

«Kurz, ich habe von dem Menschen, ausser der wirklichen Vermischung, hauptsächlich Genuſs durch seine Reden und Handlungen, durch Worte und Bewegung; beydes kann mir die bildende Kunst nicht geben. Man stelle sich seinen Freund auch in dem interessantesten Moment der Freundschaft auf einmal wie zu einer Büste versteinert, unveränderlich mit seinen Mienen und Gebehrden vor; mit Erinnerung der Worte aller vor und nach dem Moment wird das Bild gewiſs lieblich in die Seele leuchten, und anfangs einen Freudenschauer erregen. Aber wie die Erinnerung sich schwächt, wird es nach und nach immer weniger bedeuten, und, bey den Gedanken an hundert andre Scenen, endlich leer, und sogar Spott werden: statt daſs nur ein herzlicher Brief von demselben immer neu die Seele erquickt, so oft man ihn nöthig hat, wieder durchzulesen. Was soll nun so ein Bild auf andre für Wirkung machen, die sich dabey platterdings nichts gewisses vorstellen können? die die Personen nicht kennen, nicht gekannt haben, nichts von ihr aus der Geschichte wissen?»

«Geschieht dies bey wirklichen Menschen: was wollt ihr mit euren Idealen, wovon ihr nicht eine Form als wahr beweisen könnt? die schönsten Bilder sind weiter nichts, als ein geistig Licht in die Seele, die sie aufheitern, und allerley unbestimmte süſse Gefühle in ihr erregen, wie ein reiner vollkommner Accord auf einem wohlklingenden Instrumente. Und solche Schönheit ist das eigentliche Wesen der bildenden Kunst, und keine Handlung, die die Poesie weit wahrer und lebendiger vorstellt. Die Handlung kann höchstens nur dienen, der Schönheit den besondern Character zu geben; das ist, die Handlung ist des Körpers wegen, und der Körper nicht der Handlung wegen da.»

«Es ist wahr, die Schönheit ist ein momental Gefühl, und unterscheidet sich dadurch von bloser Vollkommenheit, die für den Verstand, so wie jene für den Sinn, gehört. Wo sie aber in der Zeit ſolgt, wie bey Tanz und Melodie und Gedicht, ist sie hauptsächlich für die Seele, eigentliche Seelenschönheit, tieſe, lebendige; denn die Seele hat die Kraſt, eine Folge sich wie ein Beysammen auſ einmal vorzustellen und zu denken. Daraus die Regel: daſs ein solches Ganzes nicht zu verwickelt seyn müsse, damit man wie in einem Athem alle dessen Theile und ihre Verbindung im Geist übersehe. Dies erregt dann, was man Begeistrung nennt. Ein schönes Gedicht, eine schöne Musik, ein schöner Tanz muſs diese allezeit auf die letzt' hervorbringen: so wie der Dichter, Tonkünstler, Tänzer sie vorher in der Seele haben muſs, eh' er sie in einen Strom dahin wallt; eine volle Seele, die sich ausschüttet, und eine andre wieder schwängert."

„Alle blos bildende Kunst macht auch den stärksten Liebhaber oder Besitzer über kurz oder lang zum Tantalus. Das schönste Bild, sey's auch eine Venus vom Praxiteles, wird endlich ein Schatten ohne Saſt und Kraſt, es regt und bewegt sich nicht, und verwandelt sich nach und nach wieder in den todten Stein, oder Oel und Farbe, woraus es gemacht war: und für den lebendigsten Menschen am geschwindesten. Ich glaube, daſs, wenn die goldnen Zeiten der Griechen länger gedauert hätten, sie endlich alle Statuen würden ins Meer geworſen haben, um des unerträglich Todten, Unbeweglichen einmal ledig zu werden. Und wir finden auch nicht, daſs Themistokles, Plato und Euripides und die andern groſsen Griechen der ersten Zeiten sich schon viel darum bekümmert hätten: die Bildsäulen gingen immer die Religion und das gemeine Volk an. Alkibiades schlug sogar vor Ueberdruſs einer Menge öffentlicher Hermen die Nase entzwey; und hernach gehörten sie mit den Gemählden zum Luxus der Reichen, die vor ihrer gewöhnlichen Langenweile nicht wuſsten, was sie anfangen sollten. Plutarch fragt ehrlich in seinem Perikles: „welcher gutartige Jüngling wird Phidias oder Polyklet seyn wollen wegen des olympischen Jupiters oder der Juno zu Argos?“ und so setzt der verständige Horaz eine Ode von Pindar über hundert Statuen; und die aufgeheitertsten Kaiser zu Rom, Antonin und Mark Aurel, waren wirklich schon des steinernen Volkes satt: und so ist das steinerne und gemahlte Volk bey den heutigen Römern bloſser Prunk, und man sieht es den besten an, daſs auch sie dessen von Herzen satt sind. Die Natur übt ihr Recht aus, und zeigt ihnen mit Gewalt, daſs es doch nur eitel Träumerey ist.“

Die beste Kunst ist ein bloſses Denkmal verfloſsnen Genusses oder Leidens für den Künst-

Stellten doch danach Tag und Nacht.
Die Armen schalt er auch voran,
Daſs sie lobten ein'n frommen Mann,
Daſs er das Geld verachten thät
Und an Wenig sein G'nügen hätt',
Sie wohnten doch den Reichen bey
Täglich mit ihrer Heucheley,
Ihres Reichthums auch zu genieſsen.
Auch thät Diogenem verdrieſsen,
Daſs der voll' Hauf' um Gesundheit bät
Von den Göttern, doch früh und spät
Lägen in aller Völlerey,
Davon doch kommen mancherley
Krankheit, und des Leibes Gebrechen.
Auch so thät er spöttlich versprechen*)
Ringer, Springer, Kämpfer dabey,
Die sich übten in mancherley,
Daſs ihr Leib würd' geschickt davon,
Niemand kehrt' aber sein'n Fleiſs on,**)
Daſs er ein frommer Mann wollt' wer'n,***)
Das doch der Jugend wär' ein Kern.
Schalt auch der Menschen ganzen Haufen,
Sprach: „Welcher will ein'n Topf sich kaufen,

---

*) beurtheilen.

**) an.

***) werden.

ler selbst, das ihm lediglich Anlaſs gibt, sich das Ganze wieder vorzustellen, und in sein Gedächtniſs zurück zu rufen. Welch ein Abstand von Poesie und ihrer Gewalt über die Herzen! Ueberhaupt ist die bildende Kunst eine jugendliche Sache, wo der Mensch noch an der Hülle herumschwebt. Ein alter Mahler, ein armer Sünder! Wenn einer innen ist, kann er nicht mehr auſsen seyn. Es käme darauf an, ob Raphael nicht den Pinsel würde weggeworfen haben, wenn er älter geworden wäre; wenigstens sind seine ersten Gemälde im Vatikan die besten, und er trachtete nicht umsonst nach dem Kardinalshut.»

Sein Mund glich einem vollen Springbrunnen, so goſs er hervor. Mir riſs endlich die Geduld, und ich ergrimmte. «Bist du noch nicht fertig, Barbar, Bilderstürmer?» zürnt' ich ihm entgegen.

«Was du wahr gesagt hast, trifft alle menschliche Kunst. In der Natur haben wir freylich alles beysammen, und die verschiednen Künste theilen sich nur in sie. Jede muſs dagegen ihre Mängel, ihre Schranken erkennen. Die Mahlerey hat keine wirkliche Bewegung, nur den Schein davon, Zeichen; die Poesie kann keine Gestalt, keine Schönheit für den Sinn darstellen, bleibt ewig unglückselig blind; und Musik an und für sich ist ohne bestimmten Ausdruck, und nur eine Magd der Musen.»

„Der Dichter ahmt und stellt im Grunde nicht einmal etwas wirkliches selbst dar, sondern nur Mittel, nämlich die Reden der Menschen; und wie weit liegt die erste Natur der Sprache in den Abgründen der Zeit verborgen? Für uns Schaumblasen auf ihren Tiefen ist sie meistens bloſs willkührlicher Schall. Wir haben allen unsern Genuſs durch Körper, und von diesen kann er nichts Individuelles darstellen; alles ist bey ihm allgemein, bis auf die Namen schier Peter, Paul, und Lukas und Johannes, wenn ihm gute Schauspieler nicht zu Hülfe kommen. Dafür hat er freylich ein weitschweifig Reich, und flattert überall an, wo die Mahlerey und Bildhauerkunst wegen enger Schranken ihrer unbeweglichen Mittel nicht hin kann."

„Das höchste Leben ist das schwerste in allen Künsten, sowohl in den bildenden, als in Poesie und Musik: Sturm in der Natur, Mord zwischen Mann und Mann, Seelenvereinigung zwischen Mann und Weib, und Trennung, Abgeschiedenheit verliebter Seelen. Das Todte kann auch der bloſse Fleiſs darstellen, aber das Leben nur der groſse Mensch. Wen beym Ursprung seiner Existenz nicht die Fackel der Gottheit entzündet, der wird weder ein hohes Kunstwerk, noch eine erhabne Handlung hervorbringen. Schönheit ist Leben in Formen und jeder Regung.

und nichts Todtes ist schön, auſser in einem Verhältniſs von Leben."

„Warum ist der Torso schön, warum die Kolossen auf dem Monte Cavallo, warum unsre Venus? Weil sie in höchster Vollkommenheit menschlicher Kraft im freudigen Genuſs ihrer Existenz sich befinden. Warum Apollo, warum der Fechter? Weil ihr Leben in der Vollkommenheit seiner Kraft sich in hoher Wirkung zeigt. Warum Laokoon, Niobe? Weil auch ihr höchstes Leben einer stärkern Macht unterliegt. Der Dichter deutets mit Worten an, der bildende Künstler stellts mit dessen Oberfläche selbst dar."

„Zu der Zeit, wo die Menschen am mehrsten lebten und genossen, war die Kunst am gröſsten: zu der Zeit, wo sie am elendesten waren, am schlechtesten; dieſs ist die Geschichte derselben in wenig Worten."

„Wie bis zum bloſsen Thier herabgesunken, kalt und gefühllos muſs der Mensch seyn, den es nicht ergreift, dessen Herz es nicht erhebt, wenn er in die Hallen tritt, wo die Helden unsers Geschlechts, die Weisen, die Dichter von Phidiassen und Praxitelen aufgestellt wie lebendig athmen? Der Armselige wird erschrecken wie in einer Götterversammlung: der edle Schüchterne aber begeistert werden, die glorreiche Bahn zu verfolgen; welche Kunst kann ihr hohes Leben sinnlicher in die Seele blitzen? Und eine Fromme, die alle Morgen die schönen himmlischen Figuren an den Wänden im Tempel mit inniger Freude schaut, kann kein häſsliches und böses Kind gebähren.

„Die Griechen muſsten denn doch mehr Leben in der Malerey finden, als in der Bildhauerkunst; weil sie dieselbe, wo sie am verständigsten waren, mehr als diese belohnten, und beförderten. Ein Bild in Stein war ihnen nur Zeichen einzelner Wahrheit, nämlich der Form: die Mahlerey aber Zeichen aller Wahrheit und Wirklichkeit, und von ungleich gröſserm Umfange; jenes gleichsam nur Dämmerung, Ding im Mondschein: Gemählde von Apelles, Gestalten wirklicher Welt in ihrem Tage; und Zeichen bleibt immer weiter nichts als Zeichen, sey's von Stein oder Farbe. Und eben dieſs ist es, warum die Bildhauerey sank, nachdem die Mahlerey empor stieg; und bey uns nun nie wird fortkommen können, so lang es noch gleich gute Mahler als Bildhauer gibt."

„Welcher Bildhauer wollte zum Exempel die Waffenläufer des Parrhasius übertreffen, wo der eine im Lauf zu schwitzen schien, der andre aber die Waffen ablegte und keuchte? Freylich kannte dieser Wollüstling den höchsten Reiz des Eigenthümlichen seiner Kunst."

„Für Gestalt gibt es keine mathematische

Wissenschaft, wo man alles und jedes mit Zirkeln und Linien und Zahlen beweisen könnte; das geläuterte Gefühl erfahrner hoher Menschen entscheidet hier allein endlich, und hat zu aller Zeit jedem Kunstwerk seinen Rang angewiesen. Deſswegen aber beruht Ideal nicht auf bloſsen Hirngespinnsten, sonder die Natur selbst ist die ewige Regel: und ein Künstler muſs von ihren Quellen schöpfen, wenn er neue Schönheit und neuen unsterblichen Reiz hervorbringen will. Durch Uebung gewinnt man nach und nach doch auch sichre wissenschaftliche Fertigkeit.„

„Was bildet den lebendigen Körper von innen hervor, vom ersten Stoff zum Daseyn an so wie er ist? die erste regende Kraft; hernach sein Leben in der Welt.„

„Kann ich von der äuſsern Bildung auf die Art des Geistes schlieſsen?„

„Warum nicht? vom Werk auf den Meister; nur gehört Erfahrung und Verstand genug dazu, und Adlerheit über andre, es mit Gewiſsheit zu können, und nicht eine Ursache für die andre zu halten. Jede Gestalt zeigt Ursprünglichinnres, wenigstens was jung in Thätigkeit war, das Leben in der Welt, und die Begriffe und Einbildungen darüber. Und wer das Innre nicht kennt, kennt gewiſs auch schlecht das Aeuſsere.„

„Warum soll der Künstler keine Handlungen darstellen dürfen? Körper und Handlungen machen hier eins aus, das ist: Leben; und beydes ist dafür da; hohes edles Leben; dieſs ist sein letzter Endzweck. Bey einzelnen Figuren gibt dieſs Schönheit: bey mehrern zu Darstellung einer Begebenheit kann und muſs er zuweilen gar die Häſslichkeit abbilden, wie z. B. den Maxentius in einer Schlacht von Konstantin, einen Attila, einen Heliodor. Vollkommenheit zeigt sich von auſsen durch Schönheit: Unvollkommenheit durch Häſslichkeit; und die mehrsten Begebenheiten in der Welt sind ein Kampf zwischen Tugend und Laster. Soll er das Laster schön darstellen? und ist er deſswegen ein Kothmahler, wenn er es häſslich darstellt? Häſslichkeit verändert hier seinen Namen, und wird zu Schönheit der Kunst. Die Geschichte soll auch bey dem Mahler nicht bloſs Augenweide seyn, sondern tiefer dringen. Der Kunst dieses nehmen wollen, heiſst sie zum schaalsten Zeitvertreib machen. Auſserdem sind immer diese dreyerley Gattungen getrieben worden, wie schon in Griechenland, wo, nach dem Aristoteles, Polygnot die Menschen besser mahlte, als sie waren, Pauson schlechter, und Dionys nach der Wirklichkeit.“

„An Ausdruck und Bewegung von Leidenschaften wird die Natur hoffentlich immer eben so unerschöpflich bleiben, als an neuen Gesichtern und Gestalten.“

„Kurz, der Künstler stellt wie ein Zaubrer für den Verständigen mit einem Blick auf einmal die wirkliche That dar, wo der Augenschein über alle andre Vorstellung hinreiſst; und darüber macht der Geschichtschreiber und Dichter für die Unwissenden nur eine Brühe darum her, gleichsam seines Evangeliums Ausleger und Dollmetscher — stellt die schönsten Denkmale der Begebenheiten auf für Herrscher, Philosophen und Völker dem ersten feinsten Sinn des Geistes, und ihm am naturnächsten, dem Auge. Und es ist nicht mehr als billig, daſs Zaubrer nicht darben."

„Die Dichter, die einen Epaminondas aufführen, wie er leibte und lebte, laſst sie auch alles in der Geschichte dazu nehmen, werden so rar seyn, wie die Mahler, die seine Gestalt so treffend aus ihrem Kopf erfinden, daſs sie seinem Porträte gliche; und es erwächst dem Praxiteles und Apelles daraus wohl wenig Nachtheil, daſs ihre Phryne den neuen Namen Venus aus der Mythologie, oder Helena oder Iphigenia aus den Dichtern, oder einen andern in ihren Kunstwerken aus der Geschichte habe: so wie dem Raphael, daſs sein Oheim Bramante in der durch alle Zeiten göttlichen Gruppe der Schule den Archimedes vorstelle, wenn sich auch einmal des letztern Bildniſs finden sollte."

„Vortrefflich! muthiger, tapfer, edler Jüngling, rief er mir hier zu; und nun genug, Wir haben den Kreis durchlaufen, und sind unvermerkt auf derselben Seite wieder angekommen, wovon wir ausgingen. Ich reich' euch zum Frieden die Hand, schlagt ein; ich hoffe daſs wir gute Freunde seyn werden, so bald wir uns ein wenig besser im Innern kennen. Man behauptet in der Hitze des Streits oft Dinge, die man selbst für falsch und übertrieben hält. Zuhörer, die Verstand haben, nehmen von selbst das Wahre heraus; und die keine Unterscheidungskraft besitzen, müssen überall Schwärmern, oder der groſsen Heerde wie die Kälber folgen. Der Abend ist zu schön, als daſs wir ihn hier im Zimmer verplaudern sollten; und die unten tanzen und sich ergötzen, haben uns schon längst gerufen."

Wir umarmten uns dann beyde mit glühendem Gesicht und klopfendem Herzen.

Unten erfuhr ich, daſs mein Mann ein Grieche sey aus der Insel Scio, den die Giustiniani als Knaben mit sich genommen hatten. Er hielt sich nun für beständig in Rom auf, und lebte frey von einer kleinen Pension aus diesem Hause; und erwarb sich das übrige damit, daſs er Griechische Handschriften aus der Vatikanischen Bibliothek für auswärtige Gelehrte theils kopirte, theils die verschiedenen Lesarten daraus sammelte. Er heiſst Demetri, und mag an die vierzig Jahr alt seyn. Sein Wuchs ist groſs und ſtämmicht, und ſeine Geſtalt ſo kühn und unabhängig, und ſeine Sitte ſo gegen alles Vornehme, daſs er wie Diogenes dem Dionyſios von Syrakus zu Korinth hätte ſagen können: er ſey des glücklichen Lebens nicht werth, das er nun führe. Wie mir dieſs in meinen Eingeweiden herumging, kannſt du dir leicht vorſtellen.

Der bildſchöne Jüngling, welcher den Streit erregte, hieſs Tolomei, iſt ein weitläuftiger Anverwandler von ihm, Sohn eines Griechiſchen Kaufmanns zu Brindiſi, treibt hier die Mahlerey, und ſteht unter ſeiner Aufſicht.

Ich ſah ihn mit einer ſchlanken Römerin tanzen, und muſste lächeln, daſs der holde Bube den alten Michel Angelo ſo hart angegriffen hatte; das Räthſel lieſs ſich nun leicht auflöſen. Das ſüſse Paar wallte in jeder Bewegung neue entzückende Schönheit von ſich; der Knabe ſchien ein Mädchen, und die Jungfrau mit ihrem zündenden Blick ein verkleideter Jüngling. Die Menge ſtand umher, und kein Auge verwendete ſich von ihnen aus den erheiterten Geſichtern.

Ueber Raphael und seine Gemählde.

Die Nachwelt hat die gröſsten Meisterstücke der Mahlerey dem wilden und kühnen Pabst Julius zu verdanken; und es ist ein seltnes Glück, daſs der heftige einen so scharfen und sichern Blick für das Wesentliche hatte, und sich durch kein Gepränge oder Höflingsgeschwätz täuschen und irre führen lieſs. Er erkannte das wahre Talent, und verachtete dagegen allen Modekram. Die berühmtesten Künstler damaliger Zeit hatten schon in den Stanzen die Wände mit allerley Larven bemahlt, woran vielleicht nach ihren Regeln nichts auszusetzen war: als Bramante den Raphael von siebzehn Jahren herbeybrachte, daſs auch er in einem Zimmer sich versuchen möchte. Die alten Meister lächelten höhnisch; und spotteten unter sich über die Unerfahrenheit des Knaben. Der hohe Jüngling lieſs sich nicht stören, und entwarf in sei-

Der klopft erst mit ein'm Finger dron, *)
Vermerkt an seinem Klang und Ton,
Ob er sey gut, ganz und gerecht;
Doch wer kauft ein'n leibeig'nen Knecht,
Der schaut allein an die Person,
Da er doch gröblich fehlet on."
Dergleich er die auch heftig straft'
Welche schelten gebrechenhaft
Die Lahmen, Tauben und die Blinden
Am meist' die thöricht gleich den Kinden
Leben auf Erden ohn' Zucht und Ehr'n,
Begehr'n auch kein' Weisheit zu lehr'n, **)
Das wär'n unnütz' gebrechlich' Leut',
Recht lahm und blind, der Weis' andeut't.
Er spott't der Leut' auch hart daneben,
Welche bitten um langes Leben,
Und bitten doch nicht um Weisheit,
Daſs sie recht leben diese Zeit,
Welches doch das recht' Leben ist,
Welches ſüſs ist zu aller Frist,
Sondern hielten als unweise Gäst',
In Wollust leben wär' das Best!
Ein Jüngling, g'kleid't weibisch und zart,
Und riechend auch nach Bisam-Art'
Thät an Diogenem ein' Frag',

---

*) daran.

**) lernen.

ner Phantasie, dem Schauplatz angemessen, vier Bilder: von der Theologie, der Philosophie, Poesie und Gerechtigkeit, und legte gleich im ersten Feuer Hand an die Theologie.

Die Philosophie war noch nicht ganz vollendet, als Julius von der Wahrheit und dem Reiz der Gemählde so entzückt wurde, dafs er auf der Stelle befahl, alles, was die andern gemacht hatten, wieder herunter zu schlagen: dieser junge Mensch sollte die Zimmer allein ausmahlen. Die alten Herren schrien über Tyranney und Unverstand: aber Welt und Nachwelt haben diesen harten Ausspruch gerechtfertigt.

Ein solcher Schutz der Kunst macht Ehre, und keine Millionen, die man an Stümper und ein buntes Gemisch von Kunstsachen verschwendet; indefs der eigentliche Mann bey seiner Bescheidenheit entweder verborgen bleibt und darbt, oder doch nur als ein gewöhnlicher Taglöhner sein Stück Arbeit nebenher durch irgend eines Vernünftigen Empfehlung von ohngefähr bekömmt.

Die Theologie ist ein geistig Bild der Religion; die vornehmsten Personen des alten und neuen Testaments sind hier beysammen, jede nach ihrem Character. Das Ganze stellt gleichsam die christliche Kirche vor im Werden. Gott der Vater schwebt oben an als Architekt mit freundlichem Ernste, daſs alles so iſt, wie er's haben wollte. Christus ruht selig auf einem Wolkenthron in der Glorie der Ausführung, die Mutter voll Zärtlichkeit neben ihm. Patriarchen, Jünger und Apostel umgeben ihn als ihren Mittelpunkt, auf Wolken von Engeln getragen. Und unten auf dem Erdboden handeln noch die ersten Kirchenlehrer und Christen in der Grundlage des Gebäudes.

Die Hauptgestalten zeugen von der lebhaftesten jugendlichen Einbildungskraft, und haben wunderbare Bestimmtheit in den Umrissen. Die vier groſsen Kirchenlehrer gehen mit ihrer Kraft allen andern hervor. Wenn irgend ein Sterblicher zum Mahler gebohren war, so ist es gewiſs Raphael. Seine Figuren sind mit einer Quelle von Leben hervorgefühlt, und von einander unterschieden bis auf eine eigne Art von Reiz im Ausdruck.

Die Schule von Athen ist eben so ein geistig Bild der Philosophen beysammen. Pythagores fängt an, Sokrates folgt, alsdann kömmt Plato mit dem Aristoteles, und weiter Archimed. Die Gruppe des letztern mit den vier Jünglingen ist wirklich unaussprechlich schön und reizend, ein entzückendes Bild von einem Meister mit seinen Schülern; die Aufmerksamkeit zweyer, die Verwunderung und Begeisterung des Aufblickenden besonders göttlich hingezaubert, gerad im

Momente, wo er die Erklärung des schweren Problems findet. Gesicht mit sammt dem Haar ist von hoher Schönheit und Wahrheit. Archimed selbst voll Schärfe des Verstandes und Ueberlegung. Zeichnung und Mahlerey überall spricht den groſsen Meister von heiterm Sinn. Der eine studirt; der andre begreiſt; der dritte hat's begriſſen und verwundert sich; und der vierte frohlockt, und möchte Jemand, der's auch lernte.

Für ein Gymnasium von Philosophen wäre das Ganze ein wahrer Zauber, und würde jederzeit die Seele zur Empfänglichkeit stimmen. In verschiedenen Köpfen von Raphael herrscht eine Wirklichkeit, wobey man über die frische Kraft seiner Phantasie erstaunen muſs. Sein heiliger Georgius muſs ein Theolog seyn, sein Pythagoras ein Philosoph, und keine andre Menschen.

Der Parnaſs ist wieder so ein geistig Bild der Poesie. Homer improvisirt von Begeisterung hingerissen; Apollo ist mit seinen schönen Augen verzückt in himmlische Phantasien; Musen, Laura, Sappho und die besten Dichter, die theatralischen ausgenommen, sind dabey zugegen.

Die Gerechtigkeit besteht aus drey vortrefflichen allegorischen Figuren: Klugheit, Stärke zur Rechten, Mäſsigkeit zur Linken.

Dieses Zimmer war seine erste Arbeit zu Rom; es bleibt aber doch das vorzüglichste wegen Menge und Adel von Gestalten. Seele und Auge jedes verständigen und in der Welt erfahrnen Menschen müssen sich so recht daran wie an süssem Kern weiden. Ueberall blickt da und dort eine himmlische Blume hervor, und je tiefer man sich mit seinem Stachel hineingräbt, desto nahrhaftern Honig findet man. So hat mich spät noch erfreut sein Evangelist Johannes in der Theologie, neben dem David, welcher vor der Menge gröſsrer Figuren einen erst nach und nach mit seinem süſsen Lächeln und halbzugedrückten innigseligen Blick aus seiner Engelsschönheit ins Herz blitzt. Das blonde Haar wallt ihm reizend nieder auf die Schultern, und er scheint einen Liebesbrief zu schreiben.

Die Schule von Athen ist mir das angenehmste von allen seinen Werken: eine solche Fülle von Heiterkeit und Ruhe kömmt mir daraus entgegen; ob das Ganze im Grunde gleich einen Streit vorstellt, nämlich den Sieg der Aristotelischen Philosophie über die Platonische, wie die triumphirenden und widerlegten Gesichter zeigen. Alles neben den beyden groſsen Helden scheint sich darauf zu beziehen. Plato hat zur Seite den Sokrates mit dem Alkibiades, und den Pythagoras; Aristoteles den Kardinal Bembo *)

---

*) Platonici artifices disserendi, non interpretes naturae aut doctores sapientiae — war damals die Meinung.

und Archimed. Wahrscheinlich fehlen deſswegen Epikur und Zeno mit ihrem Anhange. Welche vollkommne Meisterstücke sind darin Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Archimed, oder Bramante mit dem jungen Herzoge von Mantua! Alles ist hier so Natur, daſs man die Kunst vergiſst und nicht an sie denkt: so voll und verliebt darein und fertig war der Meister. Die Gruppen sind schön zusammengehalten, und jede richtet sich nach dem Philosophen, der Unterricht ertheilt. In die antiken Gewänder hat er sich gut hineingedacht, und man merkt nichts gezwungenes.

Zusammengedrängte Jahrhunderte machen in jedem von den drey Gemählden ein einzig Bild für die Phantasie.

In dem Zimmer darauf thut der Genius Raphaels, wenn ich mich so ausdrücken darf, pittoreskere Flüge; ist aber nicht mehr so reich an hoher individueller Gestalt.

Sein Heliodor ist vielleicht die schönste Allegorie neuerer Zeiten. Das Ganze theilt sich in drey Gruppen und thut groſse Wirkung. Die Gruppe der Engel mit dem niedergeworſnen Heliodor gehört unter Raphaels höchstes; sie sind durchaus Natur in Gestalt, Gebehrde, und Bewegung; er hat sie vermuthlich von feurigen Römischen Buben in Zorn und Sprung abgesehen. Der Engel zu Pferde in der Kirche ist etwas ungereimt; aber er macht ein herrlich Bild von Schnelligkeit und unwiderstehlicher Gewalt. Heliodor und seine Gefährten schreyen; und es gehört zur Schönheit des Ganzen, ob sie gleich gegen die Theorie einiger Antiquaren dazu den Mund aufthun müssen.

Die Gruppe von Weibern neben dem Pabste, der von Schweizern, nach der Natur kopirt, herein getragen wird, macht einen reizenden Kontrast; die Köpſe der beyden Frauen, die mit den Händen zeigen, sind die schönsten, und der dritte daneben hat einen wunderbaren Ausdruck. Julius schaut voll Majestät, als ob seine Befehle gut ausgeführt würden.

Der Hohepriester in der Mitte am Altar bittet voll Zuversicht in Ergebung. Der Bube, welcher auf den Säulenfuſs steigt, um recht zuzuschauen, ist sehr pittoresk, wie überhaupt alles sammt der Beleuchtung.

Dieſs Gemählde gehört gewiſs zu dem Vortrefflichsten, was Raphael hervorgebracht hat; und zu der Zeit, wo so eben erst die Franzosen von Italien herausgetrieben waren, muſs es jedermann innig ergötzt haben. Man sieht inzwischen deutlich, daſs ihm seine Schüler an den Nebensachen halfen. Es ist ein ungeheurer Unterschied, wenn Raphael nach den meisten gegenwärtigen Mahlern sieht; bey ihm lebt alles und bedeutet, und greift ein ins Ganze. Man kömmt bey ihm einmal wieder zu einem verständigen Menschen.

Damit du aber siehst, daſs ich noch nicht schwärme: so meld' ich dir dagegen, daſs der bewunderte Attila gegenüber auf mich wenig Wirkung macht. Ich finde darin kein recht zusammenhängend Ganzes in der wirklichen Mahlerey und den Charakteren, obgleich die Anlage trefflich ist, und zuviel Compliment auf Leo den zehnten, dessen Kopf sich wahrlich zu keiner solchen Scene schickt. Attila sieht viel zu gütig aus für einen Hunnenkönig, ohnerachtet der ungefühlten Worte von Griechenheit darüber; und Leo zu feist für einen Heiligen. Die Apostel sind zu schwer, zu groſs, und zu nah in der Luft für schwebende Figuren, haben wenig Gestalt, und bitten eher als daſs sie drohen sollten, und halten ihre Schwerter wie die Weiber.

Nichts desto weniger bleibt das Gemählde mit den Porträten, Pferden und verschiednen Gewändern eine reizende Wandverzierung für einen geistlichen Fürsten; und es ist darin immer mehr natürliche Gestalt für Verstand und Auge, als vielleicht in hundert neuern.

Das Wunder bey der Messe ergötzt besonders wegen Einheit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks durch alle die verschiednen Gesichter, die meistens Porträte sind; und zeigt so recht Raphaels wunderbare Einbildungskraft. Es ist der lebendige Glaube. Der überführte Priester, mit den Augen kaum blinzend und voll Beschämung und Erstaunen in den Lippen, und Julius der Pabst sind hohe Meisterstücke. Das Ganze ist am besten gemahlt unter allen.

Petrus befreyt aus dem Gefängnisse ist ein angenehmes Spiel von Licht und Schatten, wozu jedoch kein Raphael gehörte, und das Ganze gut entworfen; der erschrockne Soldat auf der Treppe meisterlich.

In diesem Zimmer merkt man schon, daſs Raphael seine Schüler bey seinen Arbeiten brauchte; aber noch weit mehr in dem dritten hintersten, wo das meiste von diesen ist.

Der Burgbrand ist hier das vorzüglichste. Viele Gestalten sind darin vortrefflich; nur war die Scene selbst eher ein Vorwurf für den Tizian oder Correggio. Ueberhaupt aber sind Wunder eher für Poesie, als bildende Kunst; sie täuschen das Auge selten, weil man natürlicher Weise nichts so gesehen hat.

Die Dirne mit dem Krug auf dem Kopfe ist eine göttliche Figur, eine Amazone unter den modernen Weibern, voll Leben und Frischheit in ihren Formen, und reizend in dem vom Wind angewehten Gewande. Die knieenden Frauen sind gleichfalls trefflich, und die Gruppe des Sohns, des Aeneas, der seinen Vater rettet, mit dem Buben daneben Meisterwerk. Der Tumult der Weiber und Kinder, weinend und schreyend, flehend und erschrocken, ergreift die Phantasie, und es gibt da schöne Gestalten. Jedoch ist er am Nackenden gescheitert; dieſs muſs gut kolorirt seyn, wenn es Wirkung hervorbrigen soll. Der nackende Kerl, welcher herabspringt, ist ziegelfärbig, und sieht aus wie geschunden.

Leo der vierte, welcher auf das Evangelium schwört. Die Hauptfigur ist das beste im Ganzen; man kann gutes Gewissen nicht trefflicher ausdrücken im groſsen kräftigen, freyen Charakter. Herrlicher Blick gen Himmel! Auſserdem sind noch einige meisterhafte Köpfe darin; scharfer Verstand, Getrostheit, und Verwunderung und Aufmerksamkeit darum her, und die Menge mit verschiedenen Empfindungen. Es ist reizend, überall den tiefen Seelenklang zu finden. Er war in der That ein klares stilles tiefes Wasser, worin sich die beste Natur rein abspiegelte.

In der Schlacht bey Ostia ist das beste der geharnischte Soldat mit den grünen Hosen; ein christlicher Held. Das übrige in diesem Stück ist unbedeutend; der Pabst selbst hat eine fromme Schaafsgestalt.

In der Krönung Karls des Groſsen macht Karl selbst eine einfältige Figur, und paſst so gut zu dieser Scene, die mit viel Empfindung und Feinheit ausgeführt ist; er sieht wie ein alter Schweizerkorporal aus, und kniet mit abgestutztem Haar vor dem Pabst.

Es sind in diesem Gemählde ganz vortreffliche Köpfe, besonders unter den Bischöffen und geharnischten Schweizern. Die Gescheidesten sind am entferntesten von ihm und um die Handlung her, und zum Theil mit ernsthaftem und heiterm Nachdenken. Die Bischoffsmützen sind sehr fatal für die Mahlerey; und ihr Weiſs in doppelter gerader Reihe besonders im Vordergrunde grell. Die Einheit des Ganzen verbreitet sich bis auf die Sänger in der Ecke oben. Die Kerl, welche Geschenke tragen, silbernen Tisch und Gefäſse, bringen Mannigfaltigkeit hinein. Es ist viel zusammengedrängte Pracht darin.

Im vierten und letzten Zimmer, beym Eingang das erste und gröſste, ist alles bloſs nach Raphaels Zeichnungen und Anlage, bis auf zwey Figuren, die er selbst in Oel ganz ausgemahlt hat; nämlich die Gerechtigkeit und Gütigkeit; welche, obgleich nur allegorisch und wenig bedeutend, doch mit ihrer Wahrheit und Wirklichkeit alles von Julio Romano und Fattore niederschlagen. Es kömmt einem vor, als ob Raphaels warmes Leben kalt geworden wäre; er ist's, und ist's nicht mehr. Er selbst ist ganz lebendig: hier sind's nur seine Masken. Es fehlt die Bestimmtheit, in allen Theilen fehlen die feinen entscheidenden Züge, die nur von der

Der sprach: «Kein' Antwort ich dir sag',
Du zeigest mir denn vorhin an,
Ob du ein' Frau seyst oder Mann;»
Verspott't damit sein' weibisch' Art.
Ein'n andern Jüngling höhnt' er hart,
Von dem er unverschämte Wort'
Bey ehrbar'n Leuten hatt' gehort,
Der sonst von Leib' war g'rad' und schön,
Sprach: «Schämst dich nicht, und bist so kön,*)
Zeuchst aus einer Scheid'n von Elſenbein
Ein schnödes Schwerdt von Bley allein?»
Auch thät er ein'n Jüngling anweisen,
Er sollt' studiren und sich fleiſsen
Der Weisheit. Als ihn der anblicket,
Sprach: er wär' nicht dazu geschicket;
Da sprach zu ihm der weis' Mann eben:
«Warum thust denn auf Erden leben,
Dieweil du nicht recht leben willt,
Wie die wahr' Weisheit dir vorbild't?
Einer dem Diogene klagt
Sein' Armuth, und dabey ihm sagt,
Wie so armselig wär' sein Leben.
Dem thät der weis' Mann Antwort geben:
«Kein bös's Leben ist die Armuth;
Sondern wer übel leben thut
In Sünden, Lastern und in Schand',

---

*) kühn.

schöpferischen Phantasie allein unmittelbar in die Hand quellen. Man muſs sich zwingen, die Personen wirklich zu sehen; bey ihm kann man nicht anders.

Die Schlacht Konstantins gehört mit der Verklärung unter Raphaels gröſste Kompositionen; sie macht ein schönes Ganzes und ist vortrefflich angeordnet. Die Hauptfiguren gehen gut hervor. Konstantin drückt noch Zorn aus, und die Freude regt sich bey ihm über den Sieg. Der Kopf des Maxentius stellt einen schlechten, grausamen und elenden Tyrannen dar überhaupt, wohl meistens von Julio erfunden, und jetzt in Verzweiflung und gänzlicher Ohnmacht und der Gefahr, überall umzukommen. Sein Pferd, und wie er sich beym Untersinken im Wasser daran hält, der Strom und die darin schwimmen, in die Barke steigen wollen und sie umwerfen, ist trefflich. Sonst sind die Haufen vielleicht zu voll, der Feind zu flüchtig, ohne allen Widerstand; es bleibt aber doch die erste Schlacht wegen Wahrheit der Gestalten. Die Gruppe, wo einer vom Pferde heruntergebohrt wird, und die des gefallnen Sohn's mit der Fahne bey seinem Vater, thun groſse Wirkung.

Die drey übrigen Gemählde in diesem Saale kommen nach den andern wenig in Betrachtung. Die Anrede Konstantins mit dem erscheinenden Kreuz in der Luft ist noch das beste;

sie ist nach den Anreden Trajans und Konstantins Triumphbogen. Einige Porträte nur ziehen das Auge an sich, als die zwey Jünglinge unter Konstantin.

In der Schenkung Konstantins sind im Vordergrunde auf beyden Seiten ein paar schöne Gruppen von Weibern, sammt denen, die sich durch die Säulen drängen.

Vor den Stanzen sind die Logen; mit lauter kleinen Gemählden aus dem alten Testamente, und am Ende mit einigen wenigen aus dem neuen verziert. Raphael selbst hat nur ein Paar Erker etwa selbst flüchtig ausgemahlt, und hier und da Hand angelegt; alles andre ist von seinen Schülern nach seinen Zeichnungen. Und so die Arabesken Alles voll schöner reizender Ideen. Ich betrachte diesen Gang als die Schule Raphaels im eigentlichen Verstande. den trefflichen Meister unter seinen groſsen und kleinen Schülern; und es freut mich zu sehen, wie sie die Schwingen versuchen.

Man kann nicht wohl umhin, unter den grossen Meistern der neuern Zeit den Michel Angelo und Raphael oben an zu stellen; jenen wegen Richtigkeit im Nackenden und Erhabenheit seiner Denkungsart: doch hat er wenig Gefühl für schöne Form gehabt, und ein elendes Auge für Farbe und war arm an Gestalt.

Raphael ist lauter Herz und Empfindung, und eine Quelle von Leben und Schönheit, wie je wenig Sterbliche. Edel und liebenswürdig und bereit, von seiner Fülle mitzutheilen für jedermann, hat er die Gunst und Bewunderung von dem Kerne der Menschheit erhalten. Alles Nackende, was zu seiner Zeit am Menschen sichtbar ist, besitzt er in seiner Gewalt. An Gestalt ist keiner reicher als er, und darin fühlt er einige Gattungen von Seelenschönheit auſs lebendigste. Die Farbe war ihm zu sehr Oberfläche; im Nackenden hat er aber doch oft ihren Reiz gefühlt, und besonders bey Köpfen in höchster Vortrefflichkeit übertragen. Die Zaubereyen von Helldunkel sind ihm fremd. Sein Fehler ist seine Gefälligkeit überall, auch wo sie nicht seyn soll. Es scheint, als ob er nie ein widerwärtig Gesicht recht habe ansehen können; in seinen Köpfen von Attila und Heliodor, und Mördern schier, ist Grazie und Gefälligkeit. Heldencharaktere, welche für sich bestehen, einen Apollo, Herkules, Jupiter, und diesen ähnliche unter Menschen, hat er nie oder höchst selten durch bloſse Kopie erreicht. Sein nackendes in den Theilen, die man nach unsern Sitten nicht sieht, ist wie aller andern Neuern meist Abschrift eines Modells, doch freut einen darin seine feste Hand. Die Vollkommenheit unsrer besten Antiken kannt' er nicht; und sein Vortrefflichstes ist wahrlich nicht das Wenige, worin er sie nachgeahmt hat. Dieſs nackende, wenn er sich auch noch so sehr plagte, thut wenig Wirkung, es ist nicht wieder andre Natur geworden, wie bey den Griechen; ausgenommen Kinder, Arme, Beine, Brüste, Hände, Füſse.

Uebrigens sieht man recht im Vatikan, daſs er mit den vorzüglichsten Personen seines Zeitalters umging; und ihre Gestalten, Mienen und Gebehrden, Stellung und Bewegungen, und den Reiz in den Gewändern seiner Kunst eigen machte. Welche Meisterstücke Archimed, Aristoteles, Plato, Pythagoras! seine Theologen und Kirchenlehrer! Um sie so wohl zu fassen, dazu gehört gewiſs ein verliebter Umgang mit groſsen Männern. Sappho, Laura, die drey Musen neben dem Apollo im Parnaſs, Pindar, Horaz, welche Gestalten! Und wieder welch ein unschuldiges, unbehülfliches und doch unbesorgtes Wesen in seinen Kindern, zum Beyspiel im Burgbrande!

Die Schönheit von Ausdruck und Empfindung hat er verstanden, wie keiner. Auch dem gemeinsten hat er immer einen Anstrich von Empfindung gegeben, ihn wie in Seele getunkt. Er konnte fast nichts anders machen; und die gefühligen Gebehrden von inniger Rührung sind bey ihm zuweilen für den scharfen Denker bloſse Manier, und finden sich, wo sie sich nicht hinschicken. Seine wahrhaftig schöne Seele hat sich von Kindheit an dazu gewöhnt.

Gefühlvolle Gestalten, die nicht sprechen, sind aber auch der eigentlichste Gegenstand der Mahlerey; wo diese nicht das Hauptwerk in einer historischen Komposition ausmachen, ergreift das andre wenig.

Die vorige Woche war eine Seligsprechung zu Sankt Johann im Lateran; und dabey wurden Raphaels Tapeten ausgehängt, das Fest zu schmücken. Sie machen die andre groſse Reihe von Gemählden aus, wenn man sie so nennen will, die sich von ihm hier befinden; und belaufen sich an die zwanzig Stücke. Es sind Bilder aus dem Leben Jesu, und der Apostelgeschichte. Raphael mahlte die Cartons dazu, wenig Jahre vor seinem Tode, auf Verlangen Leo des Zehnten; und sie wurden in Flandern unter Auſsicht swey seiner guten dortigen Schüler gewirkt.

Man trifft darunter Vorstellungen an, von hoher Vortrefflichkeit und Schönheit: bey einigen aber gab er sich freylich nicht viel Mühe; doch erblickt man auch hierin einzelne Figuren, die entzücken. Er muſste sich darauf einschränken, was auf Tapeten Wirkung thut, und konnte nicht ins Feine gehen, in die zarten Züge, die oft so viel entscheiden. Deſswegen hat man vermuthlich auch aus einer schändlichen Nachlässigkeit die Originale zurückgelassen; und der Himmel weiſs, wo sie in den Nebelländern hingerathen sind.

Der Kindermord, die Auferstehung, die Austheilung der Schlüssel, wo man dem Paulus opfern will, derselbe im Areopag, Petrus, der einen Gichtbrüchigen heilt, der blinde Zaubrer, der Fischzug, gehören unter die besten. Es ist wunderbar, wie das Leben aus der groben Materie hervorbricht und die Herzen ergreift; und man wird selbst zum glücklichen seligen Kinde, wenn das Volk, so daran vorbeyzieht, da und dort stille steht, und sich dieses und jenes Schöne zeigt, sich dabey der Religion freut, und fromm und gut nach Hause geht.

Vor seinem Kindermorde muſs jeder andre Künstler die Segel streichen. Ich habe manches schöne Weib davor Thränen vergieſsen sehen, so rührend ist die Mutterliebe und die Unschuld der Kinder auf mancherley Art ausgedrückt. Die Mutter, welche mit ausgebreiteten Armen und flatternden Haaren im Schrecken flieht; welche sitzt und über ihr todtes Kind weint; welche den Mörder wüthend fortstöſst, indeſs das Kind sich an sie fest klammert: sind göttliche Gestalten. Es ist ein unendlicher Reiz von Leben, Bewegung und Schönheit in diesem Stücke, das aus drey groſsen Tapeten besteht.

Wie Petrus den Gichtbrüchigen heilt, ist ein gleiches Meisterstück, und hat die trefflichsten Naturgestalten zur Begebenheit, und macht noch ein vollkommnes Ganzes. Ein gleiches, wo dem Paulus geopfert wird, und wo Petrus die Schlüssel empfängt.

Wie Christus aufersteht, ist äuſserst sinnlich erfunden. Die Wache erschrickt und flieht davon, wie vor einem Gespenste. Der Hauptmann mit dem Spieſse, der im Entsetzen noch tapfer aushalten will; und der Soldat, der sich vor Furcht an ihn schmiegt, und ein andrer mit Schild und Armen über dem Kopfe, und der, welcher ausreiſst, sind Meisterwerk. Die drey Marien in der Ferne vollenden die Heiterkeit des Ganzen.

Es läſst sich wenig darüber sagen, wenn man nicht selbst davor steht, und auf die Schönheit hindeuten kann. Auch muſs man vieles aus einer nähern Bekanntschaft mit Raphaelen nur ahnen.

Unter allen seinen theologischen Werken behält aber doch immer den Preis sein letztes, die Verklärung, weil es gewissermaſsen die Quintessenz aller seiner heiligen Gefühle in sich hält, den Zuschauer in den Mittelpunkt der christlichen Religion zaubert, und die Vollkommenheit seiner Kunst ist. Schade nur, daſs das Gemählde die Haltung verloren hat, die Schatten alle schwarz geworden, die feinen Tinten verschwunden sind, und die Luft keine gute Wirkung thut. Inzwischen müssen die Gestalten der hohen Menschen, die hier versammelt sind, schon an und für sich ergreifen. Jeder von den untern Aposteln möchte gern voll Gutherzigkeit helfen, aber kann nicht. Auch die Nothleidenden sind edle Seelen; und die kniende Jungfrau mit dem königlichen Profil erhebt besonders die Scene. Der beseſsne Bube ist ein gutes Kind; der Kopf hat in der That den Ausdruck, als ob ihm ein böser Geist etwas angethan hätte, und sein Arm ist ein Meisterstück von Wuth der Qual. Der Kopf des Weibes, welches ihn mit der Hand hält, voll Angst und blasser Melancholie, rührt bis zur Bangigkeit.

Oben auf dem Berge wird der göttliche Jüngling, der das menschliche Geschlecht von seinem Elend befreyt, und auf welchen die untern Gefährten zeigen, in Verzückung emporgehoben vom Boden, und ihn umschweben die gröſsten Geister der Vorwelt herab vom Himmel. Die eingeschlummerten Begleiter erwachen auf der Anhöhe von der Gluth der Begeisterung.

Jede Gestalt ist äuſserst rein und bestimmt, individuell, und Physiognomie und Schönheit in groſsen Formen. Dabey sind die Köpfe doch fast alle Natur aus der Römischen Welt, und täuschen deſswegen so sehr. Ein Fremder kann es nicht so genieſsen, wie einer, der diese kennt.

Mit Einem Wort, es ist, was es seyn soll: eine wahre Verherrlichung und Verklärung, die Doppelscene, so vereinigt, füllt den Moment so mächtig, als die Mahlerey nur leisten kann: und was leere Kritiker tadeln, entzückte gerade den Meister bey der Erfindung, und macht den Triumph der Kunst für den Menschen von Gefühl aus.

Man muſs gewiſs erstaunen über die groſse Anzahl seiner Werke bey so kurzem Leben, und seinem Hange zur Wollust; besonders wenn man das meiste so gefühlt und ausempfunden sieht. Bey bloſser Manier und Fabrik läſst sich groſse Anzahl leicht begreifen, wo arme Sünder denselben Puppenkram, den kein Vernünftiger mehr erblicken mag, nur in andre Stellungen versezzen: aber alles Vollkommne, aus der Natur hergeholt, will reine volle Seele, und kostet Anstrengung.

Raphael hat sich innig, von zarter Kindheit an, als einzig liebes Künstlersöhnchen voll frischer Kraft selbst zum Mahler in der Einsamkeit und beym Leben in der Welt gebildet, und früh sich angewöhnt, Gestalten und Bewegungen derselben sich in der Phantasie zu sammeln, und vorzustellen; und diese Uebung und Gewohnheit ist nach und nach bey ihm zur stärksten Fertigkeit geworden. Seine Hand hat er gleichfalls geübt, wie Auge und Phantasie, und dabey seines Geistes Sphäre erweitert; und so ist der göttliche Jüngling zum Vorschein gekommen. Die Hauptsache, worin er alle übertrifft, bleibt eben die vollkommne Fertigkeit, sich Gestalten vorzustellen, die Grund in der Natur haben, mit Zweck und Absicht. Daher die wunderbare Menge seiner Gemählde. Das höchste in der Mahlerey, Gestalt, wobey sich andre, zuweilen die scharſsinnigsten Köpfe, vergebens abmartern, war sein leichtestes, ging von ihm aus wie Quelle. Aber doch sieht man bey seinen Kompositionen deutlich allemal die Figuren, wo er sich anstrengt, und die wirkliche Natur nachgeahmt hat. Er besaſs einen gar guten Volksverstand, und dachte und empfand bey jeder Geschichte gleich das natürlichste; und seine Gestaltenphantasie und sein kernhafter Styl, wo alles bestimmt ist, machte das Ganze gleich lebendig.

Nach diesem allen seh ich mich doch genöthigt, ein Gegenlied von dem Lobe anzustimmen, was ich dem Pabst Julius gab. Es war ein Glück für Raphaelen, daſs dieser seiner Kunst Arbeit verschaffte, und vielleicht auch keins und das Gegentheil; denn dadurch ist er fast zum blosen Kirchenmahler geworden. Das einzige groſse Werk auſser seinen theologischen Gemählden und Porträten ist die Geschichte der Psy-

Der wär' armuthselig genannt."
Einer fragt: warum man den armen
Bettlern reichlich gäb' aus Erbarmen,
Und doch nicht den Philosophis?
Er antwort't: „Der g'mein' Mann gewiſs
Fürcht't, daſs er viel eh' arm möcht' werden,
Als weis' und klug auf dieser Erden;
Deshalb er seines Gleichen geit,
Hat wenig Achtung der Weisheit."
Diogenes sagt': „Die ihr Geld
Nur wendeten in dieser Welt
Auf Heuchler, Schmeichler und auf Hur'n,
Den Feigenbäumen vergleicht wur'n,*)
Die auf den hohen Felsen ständen,
Derer die Menschen nicht genieſsen könnten;
Bloſs thäten ihre Speis' dran haben
Die Geyer, Fledermäus' und Raben."
Auch lachte Diogenes hart,
Als an ein'm Haus' ang'schlagen ward
Ein Zettel, daſs zu verkaufen was,
Darinnen ein Verschwender saſs;
Sprach Diogenes: „Ich dacht' wohl,
Weil der Weinschlauch war all'zeit voll,
Er würd' sein Haus müssen ausspeyen,
Ihm würd' sein' Füll' nicht lang gedeihen."
Ein'n groſsen Prasser hieſs er vergebens

---

*) wären.

che in der Farnesina; und diese gehört, einzelne vortreffliche Figuren ausgenommen, nicht unter sein Bestes. Die Götter und Göttinnen darin machen einen groſsen Abstand gegen die Antiken. Jedoch muſs man zu seiner Entschuldigung sagen, daſs er das vom Apulejus so kostbar erzählte Mährchen schier Lateinisch behandelte; das Ganze ist ein Mahlerscherz, und stellt ein kokettes Weib vor, welches keine reizende Schwiegertochter haben will, und sie endlich haben muſs.

Er und seine Schüler scheinen überdieſs sich auf Kosten des reichen Kaufmanns Chigi von Siena, der aus verschwenderischer Pracht bey einer Mahlzeit für Kardinäle und Prälaten die silbernen Geſäſse, so wie sie abgetragen wurden, in den vorbeyflieſsenden Tyberstrom werfen lieſs, sich mehr nur einen Zeitvertreib gemacht zu haben, als daſs ihnen, von der Vatikanischen Strenge her, die Arbeit Ernst gewesen wäre; und der welsche Amsterdammer muſste ihm dabey noch ein Zimmer für seine Geliebte einräumen, damit er sie allemal gleich bey der Hand hätte, so oft ihm die Lust unter den wollüstigen Zeichnungen der nackenden weiblichen Gestalten zu ihr ankäme.

Die Allegorie mit den Liebesgöttern ist das sinnreichste; Venus und Psyche übrigens einigemal bezaubernd; Zevs und Amor beysammen Griechisch empfunden; Merkur und die Grazie vom Rücken Meisterwerk. Und Johann von Udine hat bey seinen Blumen einen himmlischen Frühling genossen.

In seiner Galate neben diesem Saal ist die Zärtlichkeit und Empfindung der ersten Liebe ausgedrückt; sie hat viel Unschuld im Blick, aber noch etwas unreifes in der Gestalt, und ihr Gesicht ist noch nicht so klar und rein, wie zum Exempel die Köpfe in der Verklärung. Die drey fliegenden Bübchen schweben reizend in schönen Umrissen.

In den Stanzen sind zwar einige Gemählde, die nicht zur Kirchengeschichte gehören: allein er muſste die Personen darin doch dem Orte nach so fromm behandeln, daſs sogar Vasari seinen Plato und Aristoteles in der Schule von Athen für die Apostel Petrus und Paulus ansah, und ein andrer Unwissender dieselben mit dem heiligen Schein in Kupfer stach. Sein Parnaſs würde vermuthlich in einem Saale von Ariosts Gartenhause ein ander und besser Werk geworden seyn.

Und wie sind die Zimmer alle an und für sich schon schlecht beleuchtet und angeordnet, mit Mahlerey überladen! Man sollte fast denken, der

Halbgott habe den gröſsten Theil seines Lebens mit seinen Schülern hier gefangen gesessen, und einem theologischen Tyrannen zu gefallen alle Wände voll gepinselt, um ihn zur Erlösung zu bewegen.

Raphael hat durch diesen Druck äuſserst wenig und vielleicht nichts gemacht, wo sein ganzes Wesen mit allen seinen Gefühlen und Neigungen und Erfahrungen ins Spiel gekommen wäre wo die Sonne seines himmlischen Genius ganz auf Einen Brennpunkt gezündet hätte.

Es ist zwar wahr, aus der freysten oder schlüpfrigsten Scene der Welt kann der Künstler eine Gestalt in das frömmste Gemählde übertragen; allein es geschieht doch allemal mit Zwang, der, anstatt daſs eine Begebenheit aus der profanen Geschichte oder Fabel die Phantasie erhöbe und begeisterte, die eigentlich lebendigen Züge verwirrt und verunstaltet, so daſs sie ihre beste Kraft verlieren. Wie würden Raphaels Weiber, zum Exempel, dieselben Gestalten zu seinem Kindermorde, zu seinen vortrefflichen Sybillen in der Kirche *alla Pace*, zu verschiednen seiner Madonnen, noch andre Wirkung in den Vorstellungen aus dem Leben einer Sophonisbe, Cleopatra, Cornelia, der Geschichte des Coriolan hervorbringen?

Es bleibt ausgemacht: Das Element der grossen Geister ist die Freyheit; und wer sie unterstützen will, muſs diese ihnen erst gewähren. Aller Zwang hemmt und drückt die Natur, und sie kann ihre Schönheit nicht im vollen Reiz zeigen. Deswegen die Athenienser unter ihrer Demokratie und Anarchie der höchste Gipfel der Menschheit.

Die ersten Meisterwerke der Bildhauerkunst.

Die vier Statuen vom ersten Range der alten Kunst im Belvedere, und, nebst wenigen andern auf dem ganzen Erdboden, sind der Apollo, der Torso, der Laokoon, und so genannte Antinous; nachdem der letztern doch einmal der ehrenrührige Name von blinden Antiquaren aufgehängt ist. Man hat dieselben in Versen und Prosa bis zum Ekel beschrieben, ihre Gipsabgüsse wie Apostel zu Türken und Heiden versandt, jeder neue Ankömmling trägt Anmerkungen darüber in sein Tagebuch ein: und bey allen Predigern auf den Dächern sind wir schlimmer geworden; kein Leonhardt da Vinci, kein Michel Angelo, kein Raphael ist mehr aufgestanden. Anstatt das Licht zum Wegweiser zu wählen, hat man sich die Augen daran verblendet.

Das gröſste Aufſehen hat der **Laokoon** gemacht; weil Plinius noch mitten unter allen den höchsten Meisterstücken der Kunst davon meldet: er sey ein Werk, allen andern der Mahlerey und Bildhauerkunst vorzuziehen; und wenn man dem Alles-aus- und ab- und Aufſchreiber glauben durfte, dieſs sey nicht seine eigene Lieblingsmeinung, sondern die Stimme des damaligen Römischen Publikums gewesen.

Einige voll von den Wundern des Phidias, Polyklet und Praxiteles gingen so weit, daſs sie muthmaſsten, der Laokoon möchte aus dem Zeitalter des Geschichtschreibers der Natur selbst, und sein Lob ein gewöhnliches Gelehrtenkompliment seyn; allein der Augenschein zeigt jedem Erfahrnen, daſs die Gruppe aus der schönsten Blüthe der Kunst stammt.

Sonderlinge wollten sie im Schwindel des Paradoxen, um vielleicht dem Vatikan wehe zu thun, jedoch gar zur bloſsen Kopie machen, weil Plinius ferner sagt: die allervortrefflichsten Künstler hätten nach gemeinschaftlich gepflognem Rathe den Laokoon, Kinder und Drachen, alles aus Einem Block Marmor verfertigt; und sie bestehen offenbar aus zwey Stücken, und wenn Agesander und seine Freunde nicht Zeit und Arbeit vergebens verschwenden wollten, aus mehreren, da der Sohn zur linken Seite sonst um einer Taschenspielerey willen unsinnige Mühe würde gekostet haben. Plinius sah vermuthlich die Gruppe aus einem niedrigen Standpunkt, und die Fugen waren versteckt, wie sie bey dem rechten Sohne noch sind, wenn man nicht hinsteigt; und es war schon in den alten Zeiten Mode, daſs die Aufſeher den Ankommenden Mährchen wie Religion vorschwatzten; und der Geschichtschreiber der Natur hat in der Eile viel unglaublichre Fabeln sich aufbinden lassen, wenn er bey seiner Lebensart noch nicht recht ausgeschlafen hatte. Inzwischen will ich dem wakkern Manne hier nicht zu Leibe gehn; er sagt sonst Dinge mit göttlichem Verstand, und zuweilen erhabne Poesie. Sein Werk ist wahrscheinlich der erste Zusammenraff des ungeheuern Ganzen, und die Wolkenbrüche von Feuerasche aus dem Vesuv erstickten ihn, bevor er nur die zweyte Hand daran legte.

Es ist wohl eine zu handgreifliche moralische Unmöglichkeit, daſs ein Künstler, der so hätte arbeiten können, einige der kräftigsten Jahre seines Lebens mit bloſsem Nachmachen ohne weitern Zweck sollte verschwendet haben; und daſs die Kopie, gerade wo das Original stand, durch ein Wunder vom Himmel gefallen, und das Original dafür verschwunden wäre: um sich bey Erörterung dieses sylbenstecherischen Verdachts länger zu verweilen.

Man hat bis jetzt das Lob des Plinius entweder für blos übertrieben hingesagt gehalten, und sich unter den verlornen höchsten Meisterstücken der ersten Künstler, vom Phidias an bis zum Lysipp, ungleich vortrefflich're Bilder vorgestellt, oder die Dichter haben nur den schönen Ausdruck der Vaterliebe in der Gruppe angepriesen, und der groſse Hauſe hat mit seinen Augen überhaupt keinen wahren Endzweck aus der Vorstellung holen können, und gedacht, es ist unglücklich genug für uns, daſs Löwen und Schlangen in der Welt sind, warum soll man einen guten Mann mit seinen Kindern noch damit in Marmor quälen sehen?

Es wäre erfreulich, wenn man schon aus der Theorie der Kunst, und den bloſsen Nachrichten beweisen könnte, daſs das Lob des Plinius gerecht sey, auch ohne den Olympischen Jupiter vor sich zu haben.

Und gewiſs, wem zuerst die Idee von der Gruppe des Laokoon in der Seele aufging, und wer in seinem Herzen, in seiner Hand Muth und Fertigkeit genug fühlte, sie auszuführen: der war zum Bildhauer gebohren, wie Sophokles zum Dichter. Man darf kein groſser Psycholog seyn, um zu erkennen, daſs das Ganze nur von Einem Wesen stammt, und daſs die zwey andern Triumvirn allein ihre Geschicklichkeit dazu herliehen.

Die schönsten Formen aller Art an der Doppelgattung des menschlichen Körpers waren von dem feinsten Gefühl, dem heitersten Griechischen Sinn in den manchen tausend Statuen schier erschöpft, als die Götterkraft unsers Geistes im Agesander noch den kühnsten Flug begann, und alles überschwebte.

Der hohe Meister fand den herrlichsten Vorwurf zu seinem Kunstwerk in der Griechischen Religion, und umgriff damit Himmel und Erde. Die Gruppe des Laokoon ist von derselben Gattung wie die der Niobe; nur athmet daraus mehr tragischer und bildender Geist. Lesen wir zuerst, was von seiner Geschichte aufgezeichnet steht, im Hygin.

„Laokoon, erzählt dieser, war ein Sohn des Akötes, Bruder des Anchises, und Priester des Apollo. Da er wider dessen Willen heyrathete, und Kinder zeugte; und ihn alsdann das Loos traf, daſs er dem Neptun am Gestade opfern sollte: sandte Apollo bey der Gelegenheit von Tenedos her durch die Fluthen des Meers zwey Drachen, damit sie seine Söhne Antiphas und Thymbräos umbrächten. Laokoon wollte denselben Hülfe leisten; wurde aber selbst umflochten und getödtet. Welches die Phrygier deſswegen geschehen zu seyn glaubten, weil er einen Spieſs in das Trojanische Pferd warf."

Servius gibt jedoch die bessere Erklärung, und sagt: es sey deſswegen geschehen, *weil er seine Frau aus Unenthaltsamkeit im Tempel des Apollo beschlafen habe.*

Das Ganze vom Laokoon zeigt einen Menschen, der gestraft wird, und den endlich der Arm göttlicher Gerechtigkeit erreicht hat; er sinkt in die Nacht des Todes unter dem schrecklichen Gerichte, und um seine Lippen herum liegt noch Erkenntniſs seiner Sünden. Ueber dem rechten Auge und dem weggezuckten Blick aus beyden ist der höchste Ausdruck des Schmerzes. Sein ganzer Körper zittert und bebt und brennt schwellend unter dem folternden tödtenden Gifte, das wie ein Quell sich verbreitet.

Seine Gesichtsbildung mit dem schönen gekräuselten Barte ist völlig Griechisch, und aus dem täglichen Umgange von einem tiefschauenden Menschen weggefühlt, und drückt einen gescheidten Mann aus, der wenig ander Gesetz, als seinen Vortheil und sein Vergnügen achtet, und der dazu den besten Stand in der bürgerlichen Gesellschaft gewählt hat; voll Kraft und Stärke des Leibes und der Seele. Die zwey Buben werden mit umgebracht, als Sprossen vom alten Stamme; das ganze Geschlecht von ihm wird vertilgt.

Einen Wirbel menschliches Lebens,
Der Haus und Hof, Aecker und Wiesen,
Alles durch seinen Hals thät gieſsen.
Ein'n Schmeichler straft' er solcher Ding',
Weil sein Lob nicht von Herzen ging',
Sondern legt' nach dem Sprichwort All'n
Ihn'n ein Specklein auf die Mäus'fall'n,
Sprach er: „Dein' Red' in mein'm Anblick
Ist eben gleich einem Strick,
Welcher mit Honig ist geschmiert,
Darin man bald gefangen wird.
Diogenes schmäht' endlich sehr
Ein hübsch Weib ohn' Scham, Zucht und Ehr',
Die wär' gleich eben früh und spät,
Als ein ganz honigsüſser Meth
Mit tödtlichem Gift vermischt wär',
Damit so wollt' anzeigen er:
Das Weib geb' Wollust im Anfang,
Und tödtlich Weh' in dem Ausgang.

* * *

Und käm' Diogenes jetzt wieder
Zu uns Christen auf Erden nieder,
Erst er sehr viel zu spotten hätt',
Wenn er säh', daſs fast Niemand thät
Weder im Alter noch in der Jugend
Nachsuchen der Weisheit und Tugend,

Es leidet ein mächtiger Feind und Rebell der Gesellschaft und der Götter; und man schaudert mit einem frohen Weh bey dem fürchterlichen Untergange des herrlichen Verbrechers. Die Schlangen vollziehen den Befehl des Obern feyerlich und naturgroſs in ihrer Art, wie Erdbeben die Länder verwüsten.

Das Fleisch ist wunderbar lebendig und schön; alle Muskeln gehn aus dem Innern hervor, wie Wogen im Meer bey einem Sturm. Er hat ausgeschrien, und ist im Begriff, wieder Athem zu holen. Der rechte Sohn ist hin, der linke wird derweile fest gehalten, und die Drachen werden bald hernach mit ihm vollends kurzen Prozeſs machen.

Selbst die Schaamtheile des Alten richten sich empor von der allgemeinen Anspannung, Hodensack und Glied zusammengezogen; und Hand und Fuſs ist im Kampfe. Die linke Seite mag wohl zum höchsten gehören, was die Kunst je hervorgebracht hat.

Die Söhne haben gerade so viel Ausdruck, als ihnen gebührt. Der eine ist im Sterben wie todt schon; und der andre leidet noch nicht an Gift und Wunde, und entsetzt sich bloſs. Der Vater zieht alle Aufmerksamkeit auf sich.

Der Gruppe fehlt ein Haupttheil, der rechte Arm des Laokoon. Michel Angelo wollte denselben ansetzen, hatte schon das Modell dazu gemacht, und angefangen, ihn in Marmor auszuhauen; aber welcher andre will sich in das lebendige warme Fleisch und die ganze Natur hineinfühlen? Er war so bescheiden, und verwarf seine Arbeit. Es ist Jammerschade, daſs der alte Arm verloren gegangen ist, wegen des Zugs der einen Schlange, und weil Laokoon damit seine stärkste Kraft muſs geäuſsert haben.

Diese flog mit grimmigem Satze rechts her*) von oben herein, umflocht den aufgehobnen Arm, der sie abhalten wollte, schwingt sich geschwollen um den Rücken herum, an der Seite über dessen linken, und um den rechten Arm des ältern noch lebendigen Sohns beym Ellenbogen, windet sich um den obern Arm, und schlingt sich dann um den untern wieder, und macht einen schrecklichen Knoten darum her, schieſst nach der linken Hüfte des Vaters mit dem Kopfe, der sie mit mächtiger Faust am Halse noch ergriff, und setzt mörderlich den Zahn ein. Alles Sträuben, alle Rettung ist vergebens, und hört auf: es ist geschehen, die That vollzogen.

Die andre Schlange fährt linker Seite her von unten auf durch die Beine, kuppelt sie wie Raub und Beute zusammen, umschlingt dem Sohne rechts den linken Arm, und hinter dem Rücken herum den andern, und setzt ihm den giftigen scharfen Zahn ein nach dem jungen Herzen.

---

*) Die Seiten sind hier und überall immer nach dem Bilde genommen.

Der Vater sank auf den kleinen Altar zurück, weil er sich nicht mehr halten konnte; der ältere Sohn linker Hand steht auf dem rechten Beine, und der andre mit dem linken Fuſs auf den Zehen, und die Schlange hält ihn oben an den Altar gelehnt noch aufrecht. Alle warfen die Gewänder ab, zu entfliehen.

Man möchte die Gruppe in den Zeiten, für welche sie bestimmt war, betrachten wie man wollte: so muſste sie die stärkste Wirkung hervorbringen; entweder als Naturtrauerspiel für das ganze menschliche Geschlecht: ein Vater, der bey Rettung seiner Kinder umkömmt; oder als Strafe der Götter. Und als Kunstwerk konnt' ihr kein anders den Rang der ersten Klasse streitig machen. Für uns bleibt sie Naturtrauerspiel, und die Creatur seufzt dabey im Innern über die nothwendigen Leiden auch des Guten und Gerechten, und schaudert in ihr Unvermögen, ihre Unwissenheit zurück.

Wenn man die Vorstellungen, wo der Körper leidet und das Leben vergeht, unter eine besondre Klasse bringen wollte: so möchte das

Lob, welches Plinius dieser Gruppe ertheilt, wohl am wenigsten können bestritten werden, und sie unter allen dieser Art mit der Niobe oben anstehen. Der an seiner Wunde Sterbende des Ktesilaus, woran man sehen konnte, wie viel noch Seele übrig war, gehörte als einzelne Figur dahin; so wie der Hinkende, vielleicht Philoktet, des Leontinischen Pythagoras, dessen Geschwüres-Qual die Betrachtenden zu empfinden meinten; die verwundeten Amazonen, bis auf den berühmten Hund des Lysipp im Kapitol, der voll Schmerz und natürlicher Todesschrecken in abgesetztem Lauf und Hast seine Wunde leckte, und für welchen die Aufseher mit ihrem Leben stehen muſsten.

Der letzte Akt unsers Drama hienieden scheint vorzüglich ein Vorwurf der Mahlerey gewesen zu seyn: Apelles that sich darin hervor; alle aber übertraf der Landsmann Pindars Aristides. König Attalus erkaufte einen Kranken von ihm mit hundert Talenten; und Alexander lieſs das Gemählde, wo die an ihren Wunden sterbende Mutter das sich anklammernde Kind von der Brust abhielt, damit es kein Blut saugte, nach seinem Geburtsort bringen. In eben dieses Meisters Schlacht mit den Persern von hundert Figuren war ohne Zweifel manches vortreffliche dieser Art. Die Farbe macht hier keine Kleinigkeit aus, und reiſst, gut aus der Natur empfunden, mit Gewalt zur Täuschung. Unter den neuern Werken mag Peter der Märtyrer von Tizian wohl hierin oben anstehen.

Für Sultane sind dieſs heilsame Bilder, um sie zuweilen an ihre Menschlichkeit zu erinnern; und das gröſste Meisterstück davon stand in den Kaiserlichen Bädern an seinem rechten Platz. Ich aber für mich muſs aufrichtig gestehen, daſs ich in meinem Bad oder Schlafzimmer ein Kunstwerk erfreulicher Art aufgestellt haben möchte; wäre es auch der verstümmelte Herkules, an welchem meine Phantasie noch obendrein immer zu schaffen hätte: denn für beständig möcht' ich die Gnidische Venus nicht.

Der Torso ist das höchste von einem Ringerkörper; der Sohn der Wundernacht, aus dessen Armen sich der dreyfache Geryon nicht loswand, ruht und sitzt auf seinem Löwenfell. Man findet nichts mehr übrig von alter Kunst, wo Kernstärke schöner und vollfleischiger, und alles in der lebendigsten Form mit dem feinsten Wahrheitsgefühl so abgewogen wäre. Er senkt die rechte Seite, und hatte den linken Arm in der Höhe. Das mächtige Brustbein ist so zart gehalten und mit nerviger Fertigkeit überzogen, daſs man es kaum merkt. Brust und

Schultern und Mark vom Rücken herum sitzen über der schlanken Mitte ganz unüberwindlich und erdrückend. Die Schenkel sind lauter Kraft. Alles ist an ihm in Fluſs und Bewegung in den allergelindesten Umrissen. Man sieht alle Theile, und ihre Macht und Gewalt, jede Fiber ist in Regung: und doch tritt weder Muskel noch Knochen scharf hervor. Es ist recht das höchste Vermögen in höchster Bescheidenheit und Schönheit.

Vielleicht hat er ein süſses Geschöpf der Lust auf seinen Armen gewiegt; denn sie trugen, und die Zapfenlöcher der Stützen sind noch in den Schenkeln. Glückseligste Sphäre der Welt, an dieser Axe du von ihm Geliebte! du muſstest ganz in Entzücken schweben und hangen, und von aller andern Berührung frey und los seyn! Doch dieſs zum Scherze; so wie ich beym Demetri behauptete: der fromme, zornige und schnellfüſsige Achill Homers komme gegen diesen Helden nicht auf.

Der Farnesische Herkules hat den Charakter von einem Faustbalger, so feist und breit und vollgenährt sind die Formen gegen die Cestusschläge. Seine Stärke fällt zentnermäſsig über das Gefühl eines heutigen schwachen Römers; aber auch auſserdem macht er alle Welt zu Hunden und Katzen gegen einen Löwen in seiner vollsten Kraft.

Er hat im Farnesischen Hof einen zu niedrigen Standpunkt; deſswegen schwillt die Brust zu sehr aus ihrer natürlichen Groſsheit, und noch Hüften und Seiten.

Sein Kopf ist vollkommen Eisen und Stahl unüberwindlichen Muths, und unerbittsam im Zähneinschmeiſsen.

Der Künstler, welcher ihn erfand, scheint ihn nach dem Ideale des Sophokles gebildet zu haben, wo der Held aller Helden ein ganzes Reich verheert, um Iolen in seine Gewalt zu bekommen; Vater und Brüder ermordet, weil sie bey einem Besuch ihren süſsen Reiz ihm nicht zum heimlichen Beyschlafe geben wollten; Dörfer und Städte verbrennt, und die Einwohner als Sclaven gefangen führt: so tobte in ihm die Liebe.

Ich habe bey dieser Gelegenheit zu guter letzt nicht unterlassen können, noch eine Skitze nach diesem, Sonnenmuth der Lust von sich strahlenden, jetzt meinem Lieblingsstücke unter allen, des tragischen Dichters zu entwerfen, um mir damit eine eigne Kopie von der heroischen Gestalt und dem Farnesischen Stier aufzubewahren.

Dieser ist das gröſste Meisterstück in Marmor von allen Thieren aus der Zeit der Griechen. Man kann kein natürlicher Ochsenfleisch sehen, und Myrons Kuh war vielleicht nicht besser. Nur die Beine daran sind neu, sonst ist an ihm selbst alles wohl erhalten. Wahrhaftige wilde Stiernatur in Stellung, Bewegung durch den ganzen herrlichen Körper! Besonders strotzt die Kraft wunderbar vom Hintern über den königlichen Rücken. Schönes Bild von Stärke, um Heerden zum Preise davon zu tragen!

Die Skitze stellt den göttlichen Chor vor, wo Herkules und der Fluſs Achelous als Rind, beyde von Kraft geschwellt, um Dejaniren mit einander kämpfen, welche in zarter Wohlgestalt am fernglänzenden Ufer sitzt, und den Gatten erwartet, schüchtern wie ein Kalb von der Mutter fern: ob es der Sohn des Zevs seyn werde, oder das vierfüſsige Thier; indeſs der Löwenwürger, nach langem Kriege, diesem das gewaltige Horn ausreiſst.

Der erfreuliche Genuſs dieser Werke ist für uns verschwunden, weil wir keine Olympischen Kämpfe und Siege mehr daran sehen. Beyde Athenienser verherrlichen mit diesen hohen Mustern noch hier ihre Vaterstadt; doch möcht' ich lieber der Apollonius des Torso seyn, als der Glykon des Farnesischen Keulenschwingers.

Der so genannte Antinous, welcher einen jungen Helden, vielleicht den Meleager vorstellt, wie man aus einem andern Bilde schliessen kann, das in Figur und Stellung ähnlich ist, wo unten zu den Füſsen der wilde Schweinskopf sich befindet, hat für uns unter den vier Hauptstatuen die mehrste Wirklichkeit.

Eine ächte Griechische jugendliche Schönheit voll geistigen Reizes, und süſser lieblichen Hoheit. Er blickt empfindend zur Erde, als ob er sich besänne, zu welchem Mädchen er gehen wolle; und Lippen, Stirn und Wangen und Kinn sehen recht kräftig, zartnervig und anhaltend im Genuſs aus. Die Formen am Unterleibe sind nicht klar hervor, und er muſs im Ringen noch zusammengeschlungen und seine Natur geübt werden. Die Brust, besonders vom rechten Arm her, schwillt milchig; und ich kenne nichts verführerischers für ein Weib zur Umfassung. Mit einem Wort, es ist der schönste junge Mensch unter allen alten Statuen. Der Bauch allein ist ein wenig zu flach gehalten, vielleicht verhauen.

Will man auf eine andre Weise lieber: so sinnt der junge Held, wie er einen Kampf mit dem besten Verstand abmachen soll. Der Zug des Denkens ist über dem rechten Auge, wodurch der Knochen schärfer hervorkömmt, als bey dem linken; und das Heroische sitzt in der kräftigen Stirn, und dem gefaſsten Blick, und den Lippen, wo sich das Gefühl seiner bewuſsten Stärke öffnet und hervorblüht. Wenn er ein Zeichen hätte: so könnte man sich noch den Sohn der Maja unter ihm vorstellen, der seine Gesandtschaft überdenkt. Es ist ein himmlisches Bild, und erregt auf jede Art entzückende Gefühle; dessen Schönheiten am leichtesten und sichersten in die neuere Kunst überzutragen sind.

So wie dieser Jüngling am mehrsten an die Menschheit grenzt; so ist hingegen Apollo ganz Gott, und es herrscht eine Erhabenheit durchaus, besonders aber im Kopfe, die niederblitzt; göttliche Schönheit in allem von dem nachlässig sanftgewundnen Haare bis zu den schlanken behenden Schenkeln und Beinen, ihre geistigste Blüthe, nicht die irdische Fulle. Stand und Blick, und Lippen voll Verachtung geben seine Hoheit zu erkennen. Die Augen sind selig, leicht aufzuthun und zu schlieſsen, in weiten Bogen. Sein kurzer schlank und zart geformter Oberleib zu den langen Beinen macht ihn zu einer ganz besondern Art von Wesen, und gibt ihm Uebermenschliches.

Ein erstaunliches Werk von Erfindung und Phantasie! Das Problem ist aufgelöst: da steht

Sondern alles ersoffen sey
In groben Lastern allerley,
Daſs schier die Tugend ist ein Spott.
Deshalb zur Straf' uns täglich Gott
Zuschicket auch viel Ungemach's. —
Gott mach' uns frey! das wünscht Hans Sachs.

ein Gott, aus der Unsichtbarkeit hervorgeholt, und in weichem Marmor festgehalten für die Melancholischen, die ihr Lebenlang nach einem solchen Blicke schmachteten. Es ist der höchte Verstand und die höchste Klugheit mit Zornfeuer und Uebermacht gegen Verächtliches; darauf zweckt alle Bildung. Was Apollo hat, ist ihm eigen, und läſst sich wenig durch Nachahmen übertragen.

Auch dessen Alterthum hat man angetastet, und ihn zwar für keine Kopie, döch für ein Werk aus der Kaiser Zeiten halten wollen; weil der Marmor Carrarischer zu seyn schien, welcher kurz vor dem Plinius entdeckt wurde, und kein Parischer, woraus die Griechen ihre mehrsten Bildsäulen verfertigten.

Wenn man dieses beweisen könnte: so wär' es wohl ausgemacht wahr; allein daran fehlt viel. Der Parische ist nicht durchaus gleich, und man hat sichre neuere Proben kommen lassen, die von dem Marmor des Apollo im Korn nicht unterschieden sind. Und ferner gibt es so zarten Carrarischen, daſs er mit dem besten Parischen übereinkömmt. Und wo ist der übergroſse Marmorkenner, der von irgend einem Stücke sagen will, gerade woher es sey, da dieser Stein in jedem Klima zu finden ist? Apollo hat nicht das gelbliche Alter des Laokoon, und andrer Griechischen Bildsäulen; vielleicht weil er nicht der Witterung so ausgesetzt war. Er ist augenscheinlich für einen bestimmten Platz gemacht, und das Bild thut nur Wirkung, wenn man es von der linken Seite im gehörigen Standpunkte betrachtet; von der rechten steht er da gerade wie ein Seiltänzer, so gespannt, und sein Kopf sitzt offenbar auf der rechten Schulter, viel zu weit von der Mitte. Wenn man denselben von seiner Richtung zurecht drehte: so wär' es abscheulich. Aber von der linken Seite betrachtet, wohin er schaut: ist es Homerischer Apollogang; man sieht ihn fortschreiten, sieht das Gesicht ganz, und der Kopf kömmt in die Mitte. Ein wahrer Gott des Lichts dann, und der Musen! Man darf sich ihm nicht viel nähern; er kann keinen Flecken leiden, und man müſste bey ihm immer haarscharf gescheidt seyn, und vernünftig sich aufführen: so erhaben ist er über die Menschheit.

Wenn man dieſs einmal gefaſst und seine Schönheit im Ganzen genossen hat: so mag man sich hernach doch an ihm herumdrehen, wie man will, und er bleibt ein erstaunlich Werk von Vollkommenheit. Er ist zwar lauter Ideal: nichts destoweniger hat der Kopf Natur, die man gesehen hat; welches der Ausdruck noch verstärkt. Ein auſserordentlicher Jüngling gab gewiſs den Stoff dazu her, und der Künstler brachte das höchste und äuſserste von lebendiger Einheit hinein.

Einige stolze Erdensöhne können dieſs bewunderte und schier noch angebetete Bild nicht ohne Verdruſs und Widerwillen betrachten; und behaupten, ihr Gefühl empöre sich allezeit, so oft sie sich das Gesicht als Griechisch denken wollten. Der Kopf des Perikles, und auch des Alexander habe schon im bloſsen Porträt viel göttlichre Art von Erhabenheit; Apollo sey dagegen eher hager und ärgerlich im Ganzen, und es wittre daraus etwas von einem Römischen Kaiserprinzen, etwas Neronisches, das nicht auf eigner natürlicher Kraft beruhte; und dieſs wäre für sie ein andrer Beweis, als der von Marmor.

So verschieden sind die Meinungen der Menschen!

Gegen solche Atheisten will ich nicht predigen; ihr eigen Miſsvergnügen sey ihnen Strafe, und der Neid an andrer Freude.

Gewiſs ist, daſs das Bild verliert, weil es kein vollkommnen Ganzes ausmacht, und man nicht weiſs, woruber der Gott zürnt. Hätt' er zu einer Gruppe der Niobe gehört, wie er denn in einer erhobnen Arbeit davon in Person auf der einen Seite und seine Schwester Diana auf der andern ihre Pfeile abdrücken: so würden die

Unzufriednen mit ihm desto mehr Mitleiden mit der unglücklichen reizenden Familie haben. Doch ist eher wahrscheinlich, daſs dem Meister der Apollo des Leontinischen Pythagoras vorschwebte, welcher den Pythischen Drachen erlegte. Und beyden war ohne Zweifel der Homerische von den Gipfeln des Olymp herunter, das Urbild.

Genug von diesen Heiligthümern!

Blitze
aus den Wolken der Metaphysik.

Ardinghello. Aber daſs etwas seyn muſs, was das Weltall zusammenhält, ist wohl klar genug! Eine unbekannte Ursache an und für sich, doch bekannt in ihren Wirkungen; ein Wesen, das die andern Elemente zusammenbändigt von ihrem Schlafe zum Leben, zur Existenz, zur Harmonie und Einheit.

Wenn ich meinen Körper betrachte, und bedenke, daſs ich ihn selbst soll zusammengearbeitet und gebildet haben, und doch nichts davon weiſs; oder welches einerley ist, daſs das erste Menschenpaar dieſs soll gethan haben: so dünkt mir augenscheinlich, daſs ich nicht von mir selbst abhange, und daſs eine unbekannte Ursach im Spiel ist. Anfang und Ende ist für keines Menschen Kopf; und eben so unbegreiflich, wie verschiednes ein lebendiges Eins macht. Unsre offenbare Willkühr, der vorher bestimmte Endzweck aller unsrer Sinnen zum Beyspiel, das Forterhalten der Gattungen, bleibt unerklärlich, und übersteigt die feinste Philosophie.

Demetri. Vielleicht wird sich dieſs noch aufhüllen.

Wir erkennen uns bloſs als Zusammensetzung, als Wirkung und nicht als Ursache. Bey uns ist sie mit unserm Verstand eins, und es findet da kein Gezweytes statt; bey andern Dingen läſst sie vielleicht den Sonnenstrahl, so wie ihn unser grobes Auge blickt, nicht in ihre Verborgenheit. Rein existirt sie bloſs in ihrer ursprünglichen Vortrefflichkeit, schwebt im Genuſs ihrer selbst: und vermischt, erkennt sie nur die Vermischung.

Liebe und Krieg ist ewig auf den Gränzen verschiedner Natur; jene nennen wir Ordnung, Leben, Schönheit, und wie die Namen alle lauten. Wie Kinder scheuen wir Tod und Vergehen; wir würden bey beständiger Dauer in immer einerley Zusammensetzung vor Langerweile endlich auf ewiger Folter liegen in unsrer kleinen Eingeschränktheit. Die Natur hat sich aus eignen Grundtrieben dieſs Spiel von Werden und Auflösen so zubereitet, um immer in neuen Gefühlen selig fortzuschweben; und unser Beruf ist, dieſs zu erkennen, und glückselig zu seyn. Pythagoras hatte Recht: die Welt ist eine Musik! Wo die Gewalt der Konsonanzen und Dissonanzen am verflochtensten ist, da ist ihr höchstes Leben; und der Trost aller Unglücklichen muſs seyn, daſs keine Dissonanz in der Natur kann liegen bleiben. Die höchsten Granitfelsen der Alpen und des Kaukasus zermalmen endlich die Regen des Himmels, und die Katarakten der Eisdecken auf ihren Gipfeln; und unsre Jahrtausende sind Momente der Ewigkeit. Kommen wir einmal zum Theil in den Mittelpunkt des Ozeans und der Erdkugel: so kommen wir auch in Sonnen und Gestirne, und werden eins damit.

Jedes Element hat nach höhern und mindern Graden von Regsamkeit die Eigenschaft zu leben, zu empfinden; und die mancherley Proportion gibt jedem einzelnen Dinge seinen besondern Urcharakter. Dem Affen ein wenig Licht und Luft mehr im Urton: und er stünd' auf der Leiter der Schöpfung über den Homeren und Zenonen; freylich alsdann auch in andrer Gestalt. Unser Gehirn scheint der hohe Rath der Republik zu seyn, sich augenblicklich zu bewegen, und die neuen Erscheinungen und Gefühle der Sinnen aufzunehmen, und darnach für das kleine Ganze zu sorgen.

Wer hat die Elemente so untersucht, daſs er einem allein das Leben und Denken zuschreiben will? Warum sollten nicht alle mehr oder minder dazu fähig seyn, und die ganze Natur leben, denken, und empfinden?

Der Mensch macht ein Ganzes aus, und es ist alte Pedanterey, denselben nur in zwey ganz entgegengesetzte verschiedne Hälften zu theilen, wie man hernach bey allen Thieren und der kleinsten Mücke thun muſs. Aber Gewohnheit zwingt alles unter ihre eiserne tyrannische Herrschaft, bis auf die sich freywähnendsten philosophischen Häupter, die davon nichts träumen.

Ardinghello. Auf einen Hieb fällt kein Baum: geschweig' eine Zeder, die so viele Jahrhunderte, durch alle bekannte Zeitalter steht, und mit ihrem immer grünenden Gipfel jedem Sturm trotzt. Die Menschen werden heut zu Tag schwerlich glauben, daſs das Beste von ihnen nur Sonne war, und die Planeten erleuchtete; sie sind zu stolz dazu geworden. Geschweige, daſs ihre Körper nur eine gewisse Ordnung seyen, Wohnungen, Gasthöfe der Elemente, die augenblicklich durch sie reisten, sich nur Momente aufhielten, sie lebendig, vollkommner und bequemer für die nachfolgenden machten.

Demetri. Und doch muſs auch dem Dümmsten auffallen, daſs er alle Woche wenigstens ander Fleisch und Blut hat; daſs ihn sein Magen jeden Tag ein paarmal an neuen Ersatz erinnert; daſs er stündlich stirbt und wieder aufersteht; immer etwas anders ist, immer ist wie das Wetter, das er sieht und einathmet. Und was wollt ihr mit allen bekannten Zeitaltern? habt ihr vielleicht den Aristoteles gelesen?

Ardinghello. Seine metaphysischen Schriften nur durchblättert! Theils, weil sie mir zu weitläufig, und gleich Anfangs mit Fleiſs dunkel und räthselhaft geschrieben schienen; und theils, weil ich für wahr hielt, was Xenophon beym Eingange der Denkwürdigkeiten vom Sokrates meldet, nämlich: die Metaphysiker wären ihm vorgekommen wie Rasende, da die berühmtesten derselben schnurstracks sich entgegenstehende Meinungen behaupten. Die ganze Wissenschaft sey zu nichts nütze; und er hätte sich verwundert, wie es ihnen nicht offenbar wäre, daſs unser Verstand darüber nichts gewisses erfinden könnte. Die menschlichen Dinge allein machten uns genug zu schaffen.

Demetri. Auch beym Sokrates ist nicht alles Gold! Dieſs war zuverlässig in die Luft gesprochen, ohne hinlängliche Ueberlegung. Das Allgemeine können wir wissen, aber nicht das Besondre. Ohne Arbeit und Muth wird dem Menschen nichts Groſses verliehen. Wer weiſs, wie viele Jahrhunderte noch dazu gehören, ehe wir in Erkenntniſs der Natur so weit gelangen, als unser Verstand reicht, und das höchste Ziel berühren! Viele verzweifeln daran, nur etwas Wahres zu finden, und wollen immer im Finstern herumtappen; aber es kommen Augenblicke, wo sie erschrecken, ein bloſses Nichts zu seyn, ohne sich mit der Natur zusammen zu denken. Harmonie mit dem Weltall ist das höchste Gut! und welcher gute Kopf will sein Lebelang zu dem Gesindel gehören, das die Wetterfahne aller Meinungen ist? Jeder muſs hier endlich so weit, als er kann; und es hilft da kein Sträuben. Unsre Bestimmung, wenn wir eine haben sollen, kann keine andre seyn, als die verschiednen Naturen des Weltalls in der Zusammensetzung zu fassen, woraus wir bestehen. Der Mensch selbst ist gleichsam eine herumwandelnde Metaphysik; wer wollte sich nicht damit beschäftigen? Sie ist die erste und höchste aller Wissenschaften.

Wenn wahr ist, wie es denn allen Schein der Wahrheit an sich trägt, was Alkibiades vom Sokrates in Platons Gastmahl erzählt: so hat auch hierin der, den das Orakel (vielleicht hauptsächlich deſswegen, was ihr eben aus den Denkwürdigkeiten von ihm angeführt habt!) zum Weisesten erklärte, doch auch hierin seine Schuldigkeit beobachtet. Er stand

Von dem verlornen redenden Gulden.

Da ich wandert' von Nürenberg
Gen Wien, und kam zum Kalenberg,
Von dem ich in mein'n jungen Tagen
So mancherley hatt' hören sagen;
Nemlich: daſs darauf wär' ein Schloſs,
Von Heiden erbaut stark und groſs,
Doch jetzund öd', zum Theil zerstört,
Darin man etwan säh' und hört'
Seltsam Gespenst und Phantasei.
Weil ich so nahend war dabey,
Ging ich 'nauf in das alt' Gemäuer,
Da mir die seltsam' Aberteuer
Zustund. Wie ich ging ohn' Gefähr
Im alten Gemäu'r hin und her,
Sah in Kohlen, Staub und Koth
Da liegen einen Gulden roth.
Als ich mich eilend bückt' nach ihm,
Anfing er mit menschlicher Stimm':
«Ach! laſs mich liegen, ich bitt' dich drum.»

einst im freyen Felde vom Morgen an, den ganzen Tag über, und die Nacht durch, unbeweglich auf einem Fleck in dem allertiefſten Nachdenken versunken und verloren: und betete die Sonne an, als ihre reine volle Feuersphäre über die östlichen Gipfel Strahlen des Lebens wehte.

In den geringsten Wissenschaften und Künsten herrschen verschiedne Meinungen; und es ist natürlich, daſs in der höchsten die mehrsten herrschen, weil alle zum steilen Gipfel wollen, und nur äuſserst wenige dazu genug Athem in der Brust, Stärke in den Knochen, und ausdauernden Muth und Verstand gegen alle die Gefahren haben, die in den halsbrechenden Pfaden auf sie lauern.

Nutzen? soll man denn alles des Mauls und Magens wegen thun? und macht Erkenntniſs der Wahrheit nicht schon an und für sich glückselig? ist sie nicht die höchste Glückseligkeit? Gehört das Vergnügen, die Freude nicht zum Nutzen?

Freylich muſs jeder den Weg endlich selbst machen. Es muſs erst einer wissen, wo der Aetna liegt, eh er hinauf will. Und dann ist für uns die Reise durch die Scylla und Carybdis die kürzeste; und durchaus zu Pferd ist nicht möglich, Oder: man muſs ohngefähr so weit seyn, als sie selbst waren, ehe man die Systeme grosser Philosophen vollkommen versteht, und ferner sie nicht auf den ersten Seiten vollkommen begreifen wollen; man muſs sie erst ganz kennen, eh man nur etwas von ihnen in allem seinen Verhältniſs einsieht.

Das System des Aristoteles liegt, es ist wahr, noch zum Theil da im Chaos; aber binnen zwey tausend Jahren hat sich kein beſsrer Architekt gezeigt. Er trug allen philosophischen Reichthum jener glücklichen Zeiten zusammen, und brütete darüber wie ein Gott. Seine physischen und metaphysischen Werke sind ein langwieriges Studium, und es läſst sich in einem Gespräche davon kein Auszug machen. Ihr müſst sie selbst lesen; und es wird euch Lust seyn, zu sehen, wie er die Natur herumarbeitet, und bis auf ihre kleinsten Bestandtheile zergliedert, wenn ihr auch nur den Tiefſinn des Menschen an ihm bewundern solltet.

Für jetzt nur noch einige Rhapsodien nach ihm und gegen ihn, und Launen und Einfälle. Stellt euch das Universum wie eine Laute vor, worauf ich euch nach augenblicklicher Lust und Liebe vorphantasiere. O nichts ist reizender und lockender dazu! es ist der schönste Gegenstand meiner Poesie in der Einsamkeit. O es macht mich glücklich, und mich überläuft wieder zuweilen ein menschlicher Schauder, wenn ich bedenke, was ich vielleicht schon war, und ferner seyn werde! was ich jetzt bin, und den folgenden Morgen, die folgende Stunde schon, vom neuen anfange zu seyn. Uebrigens genieſse ich jeden Moment der Spanne meines gegenwärtigen Lebens so gut ich kann; und ergebe mich Kleinigkeit in die Umwälzungen der ungeheuern Massen.

Was Demetri darauf ferner sagte, davon mehr nur den Inhalt, als seine Worte: in so weit ich denselben gefaſst habe. Ich blieb bis jetzt noch immer der Meinung des Sokrates, daſs auch die beste Metaphysik ein schönes Gebäude sey, welche bloſs in der Luft schwebt; und daſs man sich nur damit beschäftigen müsse, um sich nichts weiſs machen zu lassen, und seinem Vergnügen in dieser Rücksicht ungestört nachzuhängen.

„Die Sinnen allein zeigen uns, begann er vom neuen, daſs etwas auſser uns da ist: Verstand selbst ist die Wurzel der Sinne. Von Sinn und Verstand alle unsre Erkenntniſs, und was finden wir da?

In uns gekehrt, die wunderbare Sicherheit, daſs wir Wirkliches und kein Nichts sind, und allen Grund zu denken und zu handeln. Auſser uns, Sonne, Mond und Sterne im unermeſslichen Aether, und Luft und Meer und Land voll unzählbarer lebendiger Dinge.

Doch solche Menge Verschiedenheiten entdeckt nur das Auge, unser reichster, aber auch flachster Sinn; wir haben einen andern, der tiefer dringt und zu einfachern kömmt, das Gefühl. Kein Thier kann ohne dasselbe, aber ohne die andern Sinnen bestehen.

Und dieser Sinn erkennt?

Warm, und Kalt, und Feucht, und Trocken.

Nichts weiter! denn alles Uebrige fällt in Eins von diesen; daraus besteht die unendliche Mannigfaltigkeit des Weltalls.

Doch werden wir auch mit diesem so mächtig ergreifenden Sinn nur Oberflächen gewahr; allein tiefer in die Natur der Dinge können wir nicht eindringen, wenn wir nicht sie selbst werden. Und dann hört aller Sinn auf; wir sind es selbst, und schweben im Genuſs ohne alle wissentliche Unterscheidung.

Warm und trocken ist das Feuer. Warm und feucht die Luft. Kalt und trocken die Erde. Kalt und feucht das Wasser. Mit Flamme und Eis fängt Stockung und Zerstörung an, daraus keine Zeugung.

Wenn Feuer sich in Luft verwandelt: braucht es nur die Feuchtigkeit anzunehmen;

und so wenn Wasser sich in Erde: nur die Trockenheit. Wasser wird Luft durch die Wärme; Luft wird Wasser durch die Kälte. Feuer verwandelt sich in Erde durch die Kälte; Erde in Feuer durch die Wärme. Leicht ist dann der Uebergang einer Natur in die andre, und leicht Werden und Zeugen. Wenn aber Feuer Wasser werden soll, und Wasser Feuer; Luft Erde, und Erde Luft: dann ist ein doppelter Damm durch zu stürmen; allein der Schleichweg ist bald gefunden. Feuer wird erst entweder Luft oder Erde; und so bleibt der Uebergang auch bey den andern immer leicht.

Daraus alle die sonderbaren Erscheinungen! und so verändert sich ewig in sich die Welt, begattet sich mit sich selbst, und bringt neue Geschöpfe hervor, und Blumen und Früchte.

Dieſs sind die vier Elemente, die der gemeine Menschenverstand durch alle Zeiten anerkannt hat; und sie sind die Grundverschiedenheiten nicht nur für das Gefühl, sondern auch für die übrigen Sinne, die alle verschiedene Abarten desselben sind, und darauf beruhen.

Daſs die Luft wieder so verschieden seyn könne, als wir die Erde erkennen, wer will dieſs leugnen? und so das Wasser, und vielleicht noch das Feuer; wer hat die Elemente so untersucht? und wie wenig wissen wir noch von den Erden? Genug, daſs der Uebergang eines Elements in das andre gefunden ist.

Doch, warum suchen wir Vervielfältigung der Elemente! es hat Philosophen gegeben, die behaupteten, daſs das Weltall, welches wir zusammen mit einem Namen Natur nennen, durchaus Eins und dasselbe sey; die alle Evidenz leugneten, um ihren Verstand an einem Mutterwesen zu weiden, das blos reiner Stoff, und nichts von allem andern ist, was wir kennen, sondern alles zugleich in jedem Punkte; andern Menschen schier eben so undenkbar, wie Alles aus Nichts, und Nichts aus Allem, das es auch bedeutet.

Die ältesten der Art blieben jedoch noch bey einem Elemente. Heraklit meinte, das Feuer sey der gemeinschaftliche Quell aller Dinge: und Thales das Wasser; beyde aus dem heitern Jonien, von den Griechen, sonderbarlich! für die frühesten ächten philosophischen Köpfe anerkannt; und der erste als Stammvater aller eigentlichen Weisheit zum Sprichwort bey ihnen durch alle Zeiten geworden. Das organische Wasser, zum Beyspiel der Mensch, ersaufe in dem einfachen Wasser; und das organische Feuer verbrenne in dem Feuer, das die Luft verliert, etwas anders zu seyn. Feuer, Luft, und Erde sey Wasser; und Wasser sey

Erde, Luft und Feuer, und alles Eins und dasselbe. Feuer sey heiſs und kalt; und Wasser sey naſs und trocken.

Andre suchten in der Folge den Widerspruch wenigstens im Ausdrucke zu vermeiden; und setzten für irgend ein Element überhaupt: Eins ist Alles, und Alles Eins.

Nach dem Aristoteles war Xenophanes der erste, der dem Wesen seine eigentliche Reinheit gab; aber auch nichts weiter darüber bestimmte, sondern nur mit erhabner Stirn in den unermeſslichen Aether hin schaute, und sagte: Das Eins ist Gott.

Parmenides, sein Schüler, brütete nach ihm mehr darüber, und suchte zu beweisen, daſs Wesen der Vernunft nach nothwendig nur Eins seyn könne; für die Sinnen aber müsse man zwey Ursachen: Kalt, und Warm annehmen. Kalt sey das Unwesen, und Warm das Wesen. Andre setzten dafür das Dicke und Dünne; nämlich das Wesen dehne sich aus, und ziehe sich ein: und daraus alles Werden und Zeugen, alle Erscheinungen. Wenn es sich verdünne, werd' es Luft und Feuer; und verdicht sey es Erd' und Wasser; aber alles im Grund Eins und dasselbe.

Ardinghello. Wenn also die unendliche Ausdehnung, auſser den einzelnen Bewegungen, durchaus sich einmal recht einzöge: so würden wir vielleicht alle zusammen mit ihr den allergröſsten Stein ausmachen, und die Welt als ein Diamant im leeren Raume hangen.

Demetri. *(ein ander Gesicht annehmend.)* Wer weiſs, was geschehen kann! Zeit hat sie nun in der Ewigkeit genug dazu, zur Kurzweil sich in allerley Gestalten zu verwandeln.

Diese Philosophen gaben übrigens keine Ursache der Veränderung an, und lieſsen noch Ruh und Bewegung unerörtert.

Wer beweisen will, daſs aus Einem Alles sey, muſs erst darthun, daſs aus Allem Eins werde; und so weit hat es noch keine Chemie gebracht.

Wenn bloſs Eins ist: so muſs es in Ruhe seyn; denn ohne Reiz keine Bewegung, und das Gleichförmige reizt nicht. —

In den Elementen liegen die Quellen der Bewegung. Sie ist allen eigen, und keins hat sie als einen besondern Vorzug; nur scheint das Feuer einen weit höhern Grad von Reizbarkeit dazu zu haben, als Erde, Luft, und Wasser. Alles in der Natur regt sich von selbst und hat Freyheit, Erkenntniſs und Begierde. Jeder Theil, den wir von einem ihrer unvermischten Ganzen annehmen, hat alle innerliche Eigenschaften des Ganzen; ihre Wesen sind unendlich zart, verbreiten und verlieren sich in einander, unergründlich allen unsern Sinnen. Je mehr das Kleine einerley Art beysammen: desto gröſser seine Macht und Stärke; und so kann Erde, Luft, oder Wasser das Feuer überwältigen; und so unterliegt beym Menschen der so genannte Geist der Materie. Doch nur im Einzeln kann dieſs geschehen; denn im Weltall selbst herrscht Geist unermeſslich und ohne Schranken. Geist bringt die Welt in Ordnung und Schönheit nach seiner Natur, und selbst in uns fuhr er deſswegen; und dadurch hat der Mensch Gewalt über den Erdboden.

Bewegung ist Wirksamkeit der Kraft auf einen Gegenstand. Wo Kraft und Gegenstand ist, ist auch Bewegung. Wo doppelte Kraft auf einander wirkt: Liebe oder Krieg, Neueswerden, oder Abprallung.

Gedanke ist Anfang und Ziel der Bewegung; Anfang, und Mittel und Ende der Bewegung zusammen Handlung. Alles in der Natur hat das Vermögen, zu denken und zu empfinden, und das Selbstgefühl ist Grund und Boden; denn alles, was ist, hat Kraft, wodurch es ist, was es ist.

Und folglich hat das System des Anaxagoras seinen guten Grund in der Natur. Verstand hat die Welt gebildet: nur in allem auf seine eigne Art. Verstand ist prüfende und unterscheidende Fassung des Ganzen; Verstand, in der Zusammensetzung, das Meer, wohin alle Empfindungen laufen, sich begegnen, und sich läutern; und besteht selbst nur aus empfindender Kraft. Es ist der eigentliche Kern jedes einzelnen Lebendigen, jedes Ganzen; das schlechterdings an und für sich mit einer ersten Empfindung beginnen, und sich mit gleichartigen und andern Wesen paaren, und hernach zusammenschaffen und bilden muſste. Wenn nun Verstand ursprüngliche Empfindung ist: so ist er auch der Schöpfer von allem Individuellen.

Der erste Trieb in jedem lebendigen ist das Vergnügen, oder nicht allein und vereinzelt zu seyn. Der zweyte, weitere Erkenntniſs und gröſsere Kraft zugleich: dadurch erhob sich die vereinzelte Natur vom Wurm an bis zum erhabnen, freyen, vielfassenden und verbindenden klaren Menschen, der deſswegen die Sprache und alle Künste erfand. Der dritte ungeheure der alles unglücklich macht, die ganze Welt zu erkennen, und sie seyn zu wollen; und in der That tobt immer das dunkle Gefühl in uns auf, sie einmal gewesen zu seyn, und wieder zu werden.

Ich erschrack sehr und sah mich um,
Wer also red't, ich niemand sah.

Anfing der Gulden wieder da:
«Ach, laſs mich liegen, geh' von mir;
Weſs Nutzes mag ich schaffen dir?»
Ich sprach: «Du muſst mein Schatz seyn.»
Er sprach: «Vielleicht bring' ich dir Pein,
Wie ich vor manchem hab' gethan.»
Ich sprach: «Wohlauf!» und fuhr ihn an.
Er sprach: «O! läg' ich noch vergraben!
Wie viel Herren soll ich noch haben,
Die mich hart peinigen und plagen?»
Ich aber sprach: «Nun, thu mir sagen:
Wie viel Herren hatt'st du dein' Tag?
Was litt'st für Marter und für Plag'?
Das wollt' ich hören wundergern.» —
«Ohn' Zahl,» er sagt, «war'n meine Herrn,
Ich kann dir sie nicht all' benennen,
Doch will ich dir ohng'fähr bekennen
Etlich' nahmhaft, beschieden damit
Wird dir das was einst ich erlitt.

Nun hör'. Erstlich von dem Anfang
Erzweis lag ich im Berg gar lang',
Bis mich die Erzknappen und Buben
Mit scharfen Bergkeilen ausgruben,
Wurd' drauf gepocht mit Hämmern groſs,
Zerschmelzt im Feuer, daſs ich floſs.

Ardinghello. Ich erstaune über eure kühnen Behauptungen, und es wird mir vieles Nachdenken kosten, deren Wahrheit oder Falschheit zu finden.

Wenn Feuer sich in Luft verwandelt: bleibt es Feuer oder nicht? und ferner; so wie nur eine gewisse Materie ist, die Licht hat, und eine, die Ton hat: so kann es ja auch eine geben, wenn man das Wort hierbey brauchen darf, die nur denkt und Verstand hat, Ursache der Bewegung ist, immer wirkt und nie leidet, bis das ganze Gebäude um sie her zusammenfällt.

Demetri. Wenn Feuer sich in Luft verwandelt: so entsteht eben ein neues Ganzes aus Luft und Feuer. Und so sind wir selbst ein Ganzes aus verschiednen Elementen, so rein und harmonisch verschmolzen, daſs wir in uns bey gesundem Zustande durch das feinste Bewuſstseyn nichts unterscheiden.

Wenn nicht jede Art von Element sich selbst regte und bewegte: so würde jeder Leichnam ewige Mumie seyn, und der Wind immer von Osten her wehen.

Was den Verstand betrifft: so nimmt Aristoteles selbst, wie Plato, nach dem Anaxagoras, dessen Meinung ich freylich nach meinem eignen Begriff erklärte, eine eigne Materie für den Verstand an, und unterscheidet sie von aller andern, und sogar von der Seele, die, wie er sagt, im ganzen Körper sich befindet. Die Seele des Auges ist das Sehen; die Seele des Ohrs das Hören; und so die des Gefühls das Fühlen. Die Seele des Baums ist, daſs er wächst und seine Nahrung mit den Wurzeln einsaugt. Sie ist in allem Lebendigen dieselbe. Kraft in Ausübung ist ihm Seele, und kein Körper, kein Element ohne Seele. Aber Verstand hat seine eigne Natur, behauptet er, die nicht leidet. Das Auge kann verblendet, das Ohr betäubt werden; der Verstand hingegen von dem tiefſten Denken unbefangen auf das leichteste übergehen. (Vielleicht nur bey dem Fürsten der Philosophen! Andre müssen wenigstens ein Schachspiel dazwischen setzen.) Und doch soll derselbe ein besonder eigen Theilchen, wie er sich ausdrückt, nur der menschlichen Seele seyn, und sagt, diejenigen hätten Recht, die ihn darin den Ort der Formen nennten; Denken, Urtheilen wäre Aufnehmung, Schaffung von Formen. Die sinnliche Kraft der Seele könne nicht ohne Körper bestehen; der Verstand aber davon abgesondert werden, er sey sich allein Materie. Nur sey er leidend und vergänglich, insofern er etwas denke, und sich an etwas erinnere; gleichsam wie der Sonnenstrahl, wenn er an den Dingen Farbe wird. Das Denken aber und Erinnern mache sein Wesen nicht aus; an und für sich selbst denk' er nichts, und so sey er unsterblich.

Folglich ist die Seele, als Verstand betrachtet, nur unsterblich, insofern sie nichts denkt.

Dieſs ist wohl eine von den schwachen Seiten seines Systems, um den Vorrang des Menschen vor andern Thieren zu erklären; und hierin weicht er ab vom Anaxagoras, der seinen Verstand allem Lebendigen zuschreibt.

Wenn der Verstand nur unsterblich ist, insofern er nichts denkt: so ist alle andre Materie auf eben die Weise unsterblich; nämlich insofern sie auſser der Zusammensetzung gedacht wird; und wenn ich den Verstand auf eine andre Art erklären kann: so brauch' ich keinen Gott, den Knoten des Drama aufzuhauen. Kurz, es ist ein Schlupfwinkel, worin wir nicht weiter kommen.

Der Beweis, womit Anaxagoras, Plato, und Aristoteles das Daseyn des Verstandes darthun, ist: es muſs ein Wesen geben, das unvermischt ist, und alles durchdringen kann, damit es Gewalt darüber habe, und erkenne.

Fürs erste also ist jedes Element in seiner Reinheit unvermischt, und so Haufen Elemente in ihrer Reinheit beysammen.

Sind die Elemente an ursprünglicher Feinheit verschieden: so ist, nach aller Erfahrung, wahrscheinlich das Feuer, oder Lichtelement das feinste. Folglich hätte das Feuer alle Eigenschaften, die sie zu ihrem Verstand erheischen.

Ist dieſs Seele, was, nach dem allgemeinen Begriff, anders durchdringt: so kann man auch mehrere Arten von Seelen annehmen. Feuer durchdringt die Luft; Luft und Feuer durchdringen das Wasser; und Feuer, Wasser und Luft durchdringen die Erde, und bändigen sie nach ihrem Wohlgefallen, und bequemen sich wieder als der Grundſeste freundlich nach ihr. Und so überhaupt eins nach dem andern Herrschen ist Wohlthun: alle andre Gewalt Tyranney. Wer weiſs, ob der Gegensatz von Feuer und Erde nicht zu stark ist; ob Erde nicht zu grob und Feuer nicht zu fein gegen einander sind, um vollkommen auf einander zu wirken? Ob nicht Mittel dazwischen seyn müssen? (wie zum Exempel in den mildern Erdstrichen; in Griechenland, dem Klima der Schönheit.)

Ueberhaupt sagt uns alles, daſs da die höchste Vollkommenheit und Glückseligkeit ist, wo die höchste Fülle. Wenn die Zusammensetzung so harmonisch, so proportionirt ist, daſs jedes Element sich regen kann nach seinen Kräften: entsteht der höchste Verstand; eins erkennt das andre auf diese Weise am reinsten und vollkommensten. Und dieſs möchte wohl der Aristotelische Verstand seyn, der durch alle die feinen Röhren des menschlichen Gebäudes im Gehirne sich absondert; die reinsten Verschiedenheiten von Feuer, Luft, und Wasser und Erde kommen hier lauter zusammen, und machen ein göttliches Ganzes, wie in unendlichen Massen die Welt ist*). Bey den andern Thieren sondern sie sich nur nicht so rein und in der Fülle und Proportion ab; von Urbeginn durch den Druck der umgebenden Kräfte daran verhindert.

Ardinghello. Aber die ersten Geschöpfe Paar und Paar, Thier und Mensch, und Gras und Baum, wo leitet ihr und Aristoteles diese her?

Demetri. Wie unser Verstand in der Zusammensetzung Wissenschaften und Künste aus verschiednen Erfahrungen der Sinne bildet, aus Empfindungen, die mit Bewegung und Sturm und Aufruhr in uns kommen, eine Iliade, einen Oedip: so kann er auch von Anbeginn mit Hülfe der ganzen Natur die Gestalten der verschiednen Gattungen gebildet haben. Man muſs bey Zeugung und Untergang allezeit auf Elemente kommen, die unzerstörbar sind, und aus welchen alles zusammengesetzt wird.

---

*) Auch einige Alten hatten diese Idee: vom Licht käme das Auge, von der Luft das Ohr her, vom Wasser Geruch und Geschmack, und von der Erde das Gefühl.

Unser Erdboden hat ohne Zweifel, nach Vernunft und Naturgeschichte, einmal in einer weit glücklichern Lage zu Entstehung der Geschöpfe geschwebt, als jetzt. Und wer weiſs, ob nicht die edelsten nach Aufhörung derselben untergegangen sind? Die Geschöpfe sind ihrer Natur nach nicht in einem Lande, und wahrscheinlich nicht auf einmal entstanden.

Aristoteles braucht gewöhnlich das Gleichniſs: Der Mensch und die Sonne erzeugt den Menschen; doch erklärt er sich etwas deutlicher hierüber in seiner Lehre von Gott und der Zeugung. Und sehen wir nicht, daſs die Sonne noch jetzt Ursache des Frühlings und der Begattung ist? Warum sollte sie nicht auch im Anfange bey den ersten Geschöpfen Hülfe gewesen seyn? Jedes Geschöpf wächst aus seinen Elementen hervor, und die Sonne löst mit ihrer Wärme deren Kräfte, daſs sie frey wirken können.

Jedoch haben immer über die Entstehung des Einzelnen die alten Weisen die sonderbarsten Meinungen behauptet. Einige nahmen für jedes Geschöpf ein verschieden Element an; und nicht allein für jedes Geschöpf, sondern für jedes Glied desselben. Da waren zum Beyspiel verschiedne Elemente für den Menschen, die sich wieder für Kopf und Hand und Fuſs abtheilten; und zerstreut in der Natur lagen. Die Weiber sammelten dieselben bey der Begattung in sich, wo sie sich alsdann zu einem Ganzen vereinigten. Freylich die leichteste Art das Räthsel aufzulösen! wenn noch andre Schwierigkeiten dadurch gehoben würden. Wie geht es zu, daſs ein Weib immer so vollkommen alle Theile sammelt, und nicht bloſs Kopftheile, oder Herztheile, oder Arm- und Beintheile? Und so genau alle von derselben Proportion? Und wie halten sie diese Theile in den Speisen auf, wovon sie sich nähren? Das Herz eines Alexander in Tauben und Hasen, und Brokoli und Blumenkohl und anderm Fleisch und Gemüse, wovon Olympia ihre Mahlzeiten hielt? Der Kopf Homers in Hühnern und Gänsen, und den Fischen des Jonischen Meers? Offenbare Albernheiten!

Andre glaubten, der Same jedes Individuums wäre von Ewigkeit im Weltall; und folglich nur eine gewisse Anzahl von Menschenkernen, Löwen- und Adlerkernen, die kommen und wiedergehen, und jedesmal sich in die vorhandne Materie kleiden. Zum Beyspiel: Alkibiades war einmal da zu Athen, und so ein andermal zu Rom, und Konstantinopel, und Lappland, und Peru. Es gehörte nur Glück oder Unglück dazu, daſs er von diesem oder jenem

Winde da oder dorthin geführt, und von einer Königin oder Magd aufgefangen und geboren wurde; und seine Individualität ändert sich jedesmal nach den Umständen.

Diese Meinung hat weniger Schwierigkeiten. Aber aller Same ist zusammengesetzt: und wie erhält sich die Zusammensetzung in der unaufhörlichen Zermalmung desselben, die wir bey allem Einzelnen in der Natur sehen? Und noch finden wir überall, daſs Same wird, und nicht ist.

Im Gegentheil ist sehr wahrscheinlich, daſs, wenn alles, was auf unsrer Erdkugel Mensch werden könnte, auf einmal wirklich Menschen, und unzählbare Schaaren von Völkern wäre, und man sie an einen neuen Ort, in andre Planeten versetzte: daſs, sag' ich, vielleicht wenig von derselben übrig bleiben, und wir alsdann erkennen würden, daſs sie, sammt allen Thieren, Pflanzen und Bäumen nur ein runder Klumpen Kirchhof gewesen sey, wo die Lebendigen von den Todten aſsen. Und ist's nicht augenscheinlich, daſs immer ein neu gesundes Paar aus den Früchten von wenig Hufen Landes alle andre Zonen bevölkern könnte?

Kurz, jedes Einzelne ist nur durch die zusammengesetzte Form das, was es ist; jede Art von Wesen ist sich übrigens gleich. Und die

Form entsteht durch die innre Proportion verschiednen Wesens mit Hülfe der äuſsern Dinge.

Ardinghello. Also könnte die Erdkugel möglicher Weise zu eben so ungeheuern Schaaren Eseln, Maulwürfen, zu einem unendlichen Mückenschwarm werden, als zu unzählbaren Völkern von Menschen; und Mann und Weib sind weiter nichts als Anlaſs zu neuen Männern und Weibern, wozu sich die Elemente von selbst bilden? Der Mensch zum Beyspiel ist also nur eine gewisse Proportion verschiedner Elemente? Ein Knabe von dreyſsig Pfund bestünd' ohngefähr aus sechszehn Pfund Erden und Salzen, dreyzehn Pfund Wasser, und einem Pfunde Lüften und Feuern: und der einzige Unterschied zwischen ihm und einem Kälbchen wäre, daſs dieſs etwa nur ein halbes Pfund Lüfte und Feuer zu seinen Bestandtheilen habe! Dieſs allein veränderte die Form, und machte Sokraten und Platone zu Kälbern, und Kälber zu Platonen und Sokraten?

Der Schluſs daraus, ist er nicht, daſs alle Geschöpfe die Gegenstände nur nach ihrer Form empfinden und beurtheilen, und wir so vielerley Wahrheit von demselben Dinge haben, als verschiedne Gattungen schon von Thieren sind? Jedes handelte und dächte nach seiner Form, und hätte nach derselben seine Begierden; und es gäbe überhaupt keine allgemeine Wahrheit, und die ganze Welt sey ein Tollhaus?

Also wär es wohl keine Fabel mehr, daſs Medea einen Greis in kleine Stücke zerhacken und wieder jung machen könnte, wenn sie nur den gehörigen Grad der Wärme träſe, wodurch sie sich wieder zu einem harmonischen Ganzen zusammenzögen?

Demetri. Richtig, mein Freund, wenn sie den gehörigen Grad der Wärme träſe; und wieder hinzubrächte alle Augenblicke, was vom gehörigen Wesentlichen abdünstete, wie im Mutterleibe geschieht, und die vorige Lebenszeit schon abgedünstet wäre.

Die zusammengesetzte Form ist nur das Mittel: das Wesen selbst erkennt, wie vom Urbeginn, die Wahrheit. Alle Sinnen ſassen nur einseitig: Verstand das Ganze, und der reinste Verstand am vollständigsten. Die Thiere sind nur dadurch verschieden, wie der Mensch, daſs sie mehr oder weniger, vollkommen geläutert oder minder vollkommen, davon besitzen. Und eben dieser ist die erste gegebne Proportion ihrer ganzen Zusammensetzung.

Ardinghello. Aber wieder alle Gattungen von Thieren und Pflanzen, Paar und Paar von

O wie hart wurd' ich tribulirt!
Danach geschieden und probirt.
Daselbst ward ich am ersten ſeil
Und wurd 'nem Bergherren zu Theil,
Der macht' 'nen Siegelring aus mir.
O mein G'sell, sollt' ich sagen dir,
Weſs Schalkheit wurd' verübt damit!
Daſs ich mit groſsen Schmerzen litt
Die Untreu, List, Lüg' und Gefähr, *)
So mit dem Siegel brauchte er,
Beyde, gen Obern und gen Untern,
Du würd'st dich treflich sehr verwundern.

Bald er starb; da wurd' ich zerbrochen
Und sein'm ältern Sohn zugesprochen.
Der macht' aus mir ein'n g'wunden Ring,
Welchen sein' Braut von ihm empfing
Und steckt' ihn an den Herzfinger.
Da hört' ich wunderliche Dinger
Von Uebermuth, Gepräng', Hoffart,
So mit mir braucht' das Fräulein zart.
Ich muſst' mich allzeit sehen lassen,
Es war zu Kirchen oder Straſsen,
Deſs ich mich hart geschämet hab'.
Bald aber sie mit Tod' ging ab;
In das Kloster ward ich testirt,

---

*) Gefährde.

dem Grashälmchen an bis zum Menschen? Männchen und Weibchen, wie wollt ihr dieſs erklären?

Macht der Verstand in den Elementen allein Mann und Weib: so muſs einmal, nach dem komischen Einfall des Aristophanes beym Plato, Mann und Weib bey allen Gattungen zusammen gewachsen gewesen seyn, und ein Ganzes gebildet haben: sonst bleibt's unerklärlich, wie die Geschöpfe sich aus sich selbst so verschieden, und doch paarweise sollten geformt haben.

Demetri. Man kann gewiſs leichter über diese Dinge schreiben, als ein Gespräch führen! Dort läſst man solche Fragen aus, und ich habe noch bey keinem Weisen hierüber eine Antwort aus bloſser Vernunft gefunden. Weil ich aber einmal, wie einst der Platonische Sokrates, die Löwenhaut umgeworfen habe, so will ich aushalten.

Alles, was ich darauf sagen kann (fuhr er lächelnd fort) ist folgendes. Wenn ich keine Menschen- und Eselelemente, keine Nasen- und Lippen- und Lefzenelemente anzunehmen Ursach finde: so find ich es eher nothwendig, männliche und weibliche Elemente in der Natur anzunehmen. Der Mann ist der vollkommenste, der ganz aus männlichen Elementen zusammengesetzt ist: und das Weib vielleicht das vollkommenste, welches nur gerade so viel weibliche

Elemente hat, um Weib bleiben zu können; so wie der Mann der schlechteste ist, der gerade nur so viel männliche Elemente hat, um Mann zu heiſsen.

Männliche und weibliche Elemente machten auſserdem am begreiflichsten die Natur lebendig, und erklärten die ewige unaufhörliche Bewegung, und den wüthenden Trieb zur Begattung, welche Aristoteles für die Bestimmung jedes einzelnen Dinges hält, am besten. Liebe, Hochzeit, Ehe und Ehescheidung: daraus bestünde die Welt. erner wäre das Räthsel aufgelöst, welches noch Niemand, so viel ich weiſs, berührt hat, warum on jedem Geschlechte, fast durch alle Thiere, hngefähr so viel von dem einen als andern georen würden.

Wem dieſs nicht gefallen sollte, der könnte edoch noch immer annehmen, daſs zu einem anzen ein Paar gehört, und daſs der Verstand on Anfang an alles paarweise hervorgebracht at; ohne daſs eben das Zusammengewächs mehr ls jetzt nöthig war: in einer solchen bequemen age von Materialien zu Schaffung seines mächgen Ganzen befand er sich.

Ardinghello. Ihr geht wie ein ächter retenser, Zögling des Minos, mit dem schöen Geschlecht um! ich glaube, daſs ein Mäden wie ein Mann immer ein unnatürliches Ding sey, und daſs die tapferste Amazone selbst unter einer Phryne stehe. Ich will euch hierüber zu keiner neuen Hypothese treiben; wiederhohlen wir noch einmal euer Hauptstück.

So von allem wirklichen abgesondert mag es wohl endlich leicht seyn zu denken, Verstand des Menschen hat den Menschen hervorgebracht; und eben so, Verstand jedes Dinges hat das Ding hervorgebracht, durch Hülfe einer Kraft, die allem Raum schafft, sich nach Willkühr oder Verlangen zu bewegen: allein sich die Sache auch nur einigermaſsen sinnlich vorzustellen, ist gewiſs ohne Vergleich schwerer.

Nehmen wir einmal, wie der Verstand des ungebornen ersten Kindes sich das Auge gebildet hat, nur eins fürs erste.

Wozu braucht er das Auge?

Zum Sehen.

Kann er nicht sehen ohne dasselbe?

Allerdings; da er alles durchdringt, berührt er an und für sich auch gewiſs die Sonnenstrahlen, oder wird ihre Wirkung gewahr auf Oberflächen.

Was will er also damit?

In einen Körper eingeschlossen sich eine Oeffnung für dieselben machen.

Gut. Warum ſchlieſst er sich aber in einen Körper ein, da er ohne Auge sehen kann? und demnach auch ohne Ohren hören, ohne Zunge schmecken, ohne Nase riechen, und ohne Finger und andre Glieder fühlen?

Es scheint, er ist des Herumvagierens müde, und will einmal einen stäten Punkt haben; oder eine Portion Verstand haſst die andre, wie sich Spinnen, und verlangt abgesondert ihr eigen Nest; oder er will weder unendlich groſs noch unendlich klein beysammen bleiben, sondern in bequemer Anzahl und ergötzlichem Maſse, wie die feinen Wollüstlinge unter Griechen und Römern nur so und so viel Gäste an ihren Tafeln verlangten; oder überhaupt, er kann die Materie in allen Arten von Zusammensetzungen nicht besser genieſsen, als wenn er sich selbst in sie hineinsteckt; oder endlich das Schicksal zwingt ihn dazu, ob dieſs gleich für ein Wesen, das alles durchdringt, und folglich nicht gebunden werden kann, ungereimt ist. Kurz, dem mag seyn, wie ihm will: er macht alles auf einmal zusammen, sich in gröſserm Umfang, und wie Pygmalion, seine Geliebte. Nach euern Begriffen ist freylich Verstand selbst so verschiedner Gattung, als Elemente sind; und nur einer ist der König. Also der menschliche Verstand selbst macht einen Bund aus von verschiednen Elementen; und jedes präsidiert darin im Na-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17859/041

men der übrigen seiner Gattung, und dringt auf besondern und eignen Genuſs dafür.

Warum aber ist der Verstand des Kindes, wenn es fertig, oder völlig ausgebildet ist, nicht mehr so gescheidt, als er im Anfang war?

Demetri. Das ist er, und bleibt es; durch alle Stufen des menschlichen Alters derselbe; alle Theile, die abgehen, ersetzt er wieder, und bedient sich überdieſs seiner neuen Sinne. In der Composition selbst, deren Ursprung ich schon auf verschiedne Weise berührte, muſs er freylich erst Erfahrung sich erwerben. Verstand kömmt von Stehen *); er muſs alsdenn lange vor den Dingen einer Gattung gestanden haben, ehe er sie vollkommen mit seinen Sinnen durcherkennt, und sich davon ein Ideal bildet.

Einige Alten behaupteten auch, daſs er schon lange studiert habe, bevor er ein so herrliches Ganzes wie den Menschen ausklügelte; es lieſs sich dieses aus der auffallenden Aehnlichkeit, gröſsern und mindern Vollkommenheit der Theile von Thieren schlieſsen. Die Pythagoräer nahmen nach dem Aristoteles als einen Grundsatz an: Speise und Raub ist eher gewesen, als was sich

---

*) Im Griechischen, was hier im Original gebraucht wird, von Schwimmen.

davon nährt; und wahrscheinlich! je ausgearbeiteter die Speise: desto leichter der Uebergang zu höhern Leben. Kein vernünftiger Arzt wird daran zweifeln, daſs der Mensch selbst die beste Kost für den Menschen wäre. Wer weiſs, ob die Welt jetzt so vollkommen ist, als sie seyn kann? Obgleich ewig, mag sie doch Kind, Jüngling und Mann, Jungfrau und Matrone zur Abwechslung werden; denn sie ist nicht ganz vollkommen, so lange noch Unvollkommenheit darinnen da ist.

Ardinghello. Von Menschenfressern also hätten wir die eigentliche Verklärung zu erwarten, das tausendjährige Reich? ein starker Kontrast mit den Schulen der Weisen!

Demetri. Aus dem scheuſslichsten Dünger, wenn ich ein verkehrtes Gleichniſs brauchen darf, wachsen die schönsten Blumen und Früchte. Wir schätzen unsern Körper viel zu wenig; und doch muſs jeder fühlen, daſs ihn ein Händedruck, Kuſs und Umarmung von einer schönen Person ganz anders ergreift, als der wohlstylisierteste Ciceronianische Brief von bloſsem Geist, oder einer, die er nicht kennt.

Ardinghello. Wir schweifen aus; wieder zur Sache!

Warum wissen wir aber nicht, daſs der Verstand die Theile ersetzt, die er im Körper nicht feſt halten kann, und die demselben durch die Zeit abgehen?

Demetri. Wir wissen nur durch unsre äuſsern gröbern Sinne; und dahin dringt keiner.

Ardinghello. Erstaunliche Richtigkeit, und ein Gefühl von Maſs, das das der Goldwage Centillionenmal übersteigt, gehört gewiſs dazu, ein Bein nicht kürzer und länger gleich im Anfang zu machen, als das andre, und so einen Arm wie den Andern, und Auge wie Auge; und so die Zähne und die Rippen in höchst genauer Proportion; und dann zu vergröſsern und zu erhalten; und dieſs sind nur grobe Sachen gegen andere bey Insekten.

Demetri. Er ist auch nicht umsonst so fein; und es gelingt nicht immer; die Alkibiaden und Phrynen sind bey jeder Thierart selten.

Ardinghello. Auf einer andern Seite betrachtet, ist's nun wieder gar nichts auſserordentliches und erhabnes; weil er wie ein Affe alles nur nachahmt, wie er's vor sich findet, und gar nichts ändert: so recht im alten Schlendrian der lieben Gewohnheit versunken und verloren. Er gibt sich gar nicht mehr die Mühe, etwas Neues zu denken.

Demetri. Woher wiſst ihr das? Und doch schon genug, wenn er sich so wohl befindet;

er kann nicht mehr, als die Materie auſs beste verarbeiten, in die er kommt. Die Natur geht äuſserst langsam und bedächtig in ihren Fortschritten, sie hat unendliche Jahrtausende vor sich; und wir nur einen Augenblick Lebensdauer in der Composition, sie zu beobachten.

Ardinghello. Mich däucht, ihr hättet schon gesagt, im Anfange wär' alles besser gewesen. Vielleicht sind wir doch von der Höhe des Bogens herunter!

Aber Freund, warum kann der Verstand den Körper nicht umändern, wenn er ungestaltet, häſslich, oder krank ist? warum nicht verjüngen?

Wolken, lieber Demetri, nichts als Wolken und metaphysische Träume! Nehmen wir lieber doch noch die gewöhnliche Meinung an, die ihr kurz vorhin verwarſt. Ich glaube, daſs, so wenig sich der Mensch jetzt selbst hervorbringt, er von Ewigkeit sich nicht selbst hervorgebracht hat. Er ist! aber es muſs allezeit ein mächtiger Wesen ihm den ersten Stoſs und die Bequemlichkeit zum vollen Daseyn verschaffen.

Die vier Aristotelischen Elemente allein werden nie in allen möglichen Zusammensetzungen mehr als die vier Aristotelischen Elemente seyn; es gehört gewiſs noch etwas anders zu meinem Ich und deinem Du.

Wenn wir etwas ohne fernern Grund annehmen, warum sträuben wir uns, alles, was wir nicht anders erklären können, ohne fernern Grund anzunehmen? Jedes Individuum ist von Ewigkeit, der Form nach da in der Natur, und von allem andern unterschieden; und keine Urform läſst sich weder schaffen, noch zerstören. Nur gehört ein höher Wesen dazu, sie in die Bequemlichkeit zu setzen, daſs sie sich in ihre höchste Fülle verbreite. Wie unendlich vieles wird bloſs Blüthe, oder Frucht, ohne zum Baume zu gedeihen?

Auch gibt Aristoteles selbst nicht undeutlich zu verstehen, daſs er derselben Meinung anhange; die menschliche Seele, oder überhaupt der Mensch, dessen Form sie enthält, ist ihm eine von Ewigkeit fertige Vollkommenheit. Und so war jedes lebendige Ding der Form nach, oder in seinem ersten Keime unzerstörbar von Ewigkeit da, und die Sonnenwärme, oder sein Gott, löst es nur von den Banden, und setzt es in freye Wirksamkeit, wo es so lange genieſst und leidet, als es sich mit seinem neuen Umkreis halten kann, oder bis es die umgebenden Kräfte wieder in seinen unzerstörbaren Punkt zurückdrängen. Deſswegen sagt der Weise auch, es gibt nur wenig Menschen, die göttlichen Verstand haben. Und gewiſs, denen, in deren Urkraft er nicht liegt, kann denselben keine Bildung

Allda ward ich mit Heilthum ziert,
Und zu einem Pacem*) gemacht.
Da hielt man mich in Ehr' und Acht;
Denn ich bracht' Opferpfenning' viel,
Mit mir trieb man groſs Affenspiel.
Prangend muſst' stehn am Altar ich,
Jedermann lieſs man küssen mich,
Daſs ich mich gar hartselig**) daucht',
Manch stinkend Athem mich anhaucht'
Von Knoblauch, Zwiebeln und Branntwein.

Kürzlich ein Krieg thät fallen ein,
Da man mich flüchtet in 'ne Stadt,
Darin man mich vermünzet hat;
Ich wurd' zerschroten und zerschlagen,
Geprägt (nicht halb kann ich dir's sagen),
Und wurd' ein Gulden gut und schwer;
Wollt' Gott, daſs ich noch also wär',
Wiewohl ich litt einen Zusatz!
Danach kam ich in's Fürsten Schatz,
Da unser etlich' tausend lagen.
Von 'nem Finanzer***) ward ich abgetragen,
Sammt meiner G'sellen bey vierhundert.
Unser achtzig wurden ausgesundert.

---

*) Ein Schmuckstück, Zierrath, Anhängsel an einem Heiligthum (Reliquie.)

) unglücklich. *) Rentbeamter.

und Erziehung geben. Wer fühlt dieſs nicht durch all sein Wesen, wenn er einen ursprünglichen Laſſen und Thoren vor sich hat? er war von Ewigkeit Thor, und weder Sparta noch Rom wird ihn je zu einem Brutus oder Leonidas umschaffen. Theophrast konnte sich in seinem neun und neunzigsten Jahre noch immer nicht genug verwundern, woher unter demselben Himmelsstriche, und bey derselben Erziehung die Menge von verschiednen Charaktern herkäme. So bald man dieſs annimmt, hört die Verwunderung auf; oder verliert sich in die Unbegreiflichkeit alles Daseyns, dem gröſsten aller Geheimnisse.

Wir sind, was wir sind; und werden nie etwas anders werden. Wohl dem, der edel und herrlich ist! er bleibt es ewig.

Demetri. Erhaben; wenns nur wahr wäre, und nicht dieselben Schwierigkeiten statt fänden! Anaxagoras hätte schon klüger deſswegen in der Verzweiflung alles: Knochen, Haare, Nägel, Klauen für von Ewigkeit fertige Vollkommenheiten gehalten, wenn dem Stagiriten bey der Seele so etwas in Sinn gekommen wäre, als ihr von ihm meint. Schwerlich kann ein Arabischer Hengst je in Dänemark wiedergebohren werden; und ein Epaminondas in einem Groſsmogulischen Serail! Inzwischen wird dieser bezaubernde stolze Glaube an persönliche Unsterblichkeit, die man freylich alsdann auch jedem Wurm wie Alexandern und Cäsarn zuerkennen muſs, noch lange herrschen.

Jedoch es ist Zeit, von diesen Dunkelheiten auf den Aristotelischen Gott zu kommen, den König der Elemente, der alles auflöst, und aus seiner Trägheit in die Freyheit zu handeln setzt.

„Eine Bewegung, sagt der Weise, muſs die erste, oder muſs ewig seyn, die durch keine andre hat können hervorgebracht werden. Sie bedarf der Regung nicht von etwas anderm, sondern ist selbstständig, immer in Wirklichkeit, und nie bloſs in Möglichkeit: sonst würde aller Grund von Leben und andrer Bewegung fehlen. Sie ist schlechterdings nothwendig, und man muſs sie an und für sich annehmen.“

„Wir können uns keine andre Bewegung in sich selbst ewig denken, als die kreisförmige; und kreisförmig ist sie der Vernunft und der That nach.“

„Sie bewegt, von nichts bewegt, für sich das begehrliche und verständliche.“

„In ihr schwebt der Himmel und die Natur. Ihr Leben ist das beste, so wie wir es nur kurze Zeit haben; denn sie bleibt immer dieselbe, welches uns unmöglich ist. Ihre Wirksamkeit ist

Wollust; durch sie ist das Wachen, die Empfindung, das Denken das erfreulichste. Hoffnungen und Erinnerungen stammen davon.»

„Das Denken an und für sich selbst, gehört zum Besten an und für sich selbst; und das abgezogenste zum Vortrefflichsten. Der Verstand denkt sich aber durch Annehmung von Verständlichem; und verständlich wird er berührend und denkend: so daſs Verstand und Verständliches dasselbe; denn das Fassende des Verständlichen und des Wesens ist Verstand. Er wirkt im Haben; so daſs jenes mehr als dieses, was der Verstand Göttliches zu haben scheint, und die Betrachtung ist das Erfreulichste und das Beste."

«Wenn also Vollkommenheit ist, wie wir zuweilen beschaffen sind: so ist Gott immer verehrungswürdig; wenn höheres, noch verehrungswürdiger. Und so verhält es sich.»

„Auch herrscht wahrhaftig Leben in ihm; denn Wirksamkeit des Verstandes ist Leben, und er ist die Wirksamkeit. Die Wirksamkeit aber an und für sich ist sein bestes und immerwährend Leben. Und wir sagen, daſs Gott ein immerwährend bestes lebendiges Wesen sey; so daſs Gott Leben und beständige immerwährende Dauer hat. Denn das ist Gott.» —

„Das Gute und Beste ist aller Natur Zweck. Sie gleicht einer Armee mit ihrem Feldherrn, und das Wohl besteht in der Ordnung. Vögel, Thiere und Pflanzen, und was schwimmt, hat seine gewisse; keins aber scheint für einander, sondern es ist Eins, wofür alles geordnet ist." —

— „Alles in der Natur hat wieder etwas Böses in sich, insofern es nicht das Eins ist, auf welches sich alles bezieht. Wir alle nehmen Antheil an Gott, und er macht das Ganze." —

Kurz, es ist eine allgemeine Bewegung, die alle Elemente zu ihrem Vergnügen in Ordnung erhält, und macht, daſs sie sich ihrer Natur nach zu einzelnen Ganzen formen, und jedem von sich mittheilt, wie ein Hausvater seinen Kindern, Sklaven und Thieren. Jedes ist glückselig nach Art seiner Bestandtheile; und trägt so die Uebel seiner Zusammensetzung. Gott allein ist ewig im Genuſs seines reinen Wesens, wie jedes nur die wenigen Momente seiner höchsten Kraft und Einheit.

Darauf folgert er: „es sind so viel Götter, als selbstständige kreisförmige Bewegungen; der Fixsternhimmel faſst sie; und alle insgesamt machen nur Einen. —

Wenn Wesen verschieden ist: so muſs wohl eine Art davon das beste und mächtigste seyn. —

Die Sonne hatte sich geneigt, und wir stiegen vom Gewölbe der Rotunda wieder hinab.

Ich beschloſs auf der Treppe: jeder versteht sich selbst am besten; und so mag auch Aristoteles am besten verstanden haben, was Wahres und Erträumtes in seiner gestirnten Nacht von Worten liegt. Ueber Wesen, dessen Begierde und Scheu, Ruhe und Bewegung, und Entstehen des Einzelnen werden wir uns noch lange vergebens die Köpfe zerbrechen, und die erhabensten Männer Schwachheiten vorbringen. Wenn alles in der Welt so begreiflich wäre, wie wir verlangen: so würden wir nicht halb so glücklich leben, und vor langer Weile über aller der Klarheit und Deutlichkeit vergehen. Es müssen Wunderdinge für uns seyn! Wir müssen Räthsel haben, wie die Kinder, um das, was in uns denkt, damit zu beschäftigen.

Wir traten wieder in das Pantheon. Und um diese Zeit muſs man es sehen, wenn die stille Dämmerung sich einsenkt! Da fühlt man unaussprechlich die Schönheit des Ganzen: die Masse wird noch einfacher für das Auge, und erquickt es lieblich und heilig. Dann ist es so recht der weite hohe Schönheitsvolle Zauberkreis, worin man von dem Erdgetümmel in die blauen heitern Lüfte oben wegverzückt wird, und schwebt, und in dem unermeſslichen Umfange des Himmels athmet, befreyt von allen Banden.

Wir setzten uns in den süſsesten Punkt und genossen.

Nach langer Stille umschlang mich Demetri zärtlich, und sagte einige Worte über die ehemalige Minerva des Phidias (Tochter aus dem Haupte des Zevs, Verstand aus dem Wesen) und die Griechische Venus hier (Lust der Sinnen, Wonne des Daseyns) — und fuhr gerührt dann weiter fort:

„Gott ist entweder die ganze Natur; oder ein Theil der Natur; oder die Natur besteht für sich aus ewiger nothwendiger Bindung und Lösung verschiedner Wesen, und es ist kein Gott, sondern lauter Schicksal.

Daſs Gott die ganze Natur selbst sey, ist der älteste Glaube.

Daſs er ein Theil der Natur sey, der jüngere; das edelste beste Leben darin, wie Aristoteles sagt; ein Wesen, das sich von selbst in sich. seinen Einheiten, wenn ich mich so ausdrücken darf, immerfort bewegt, ganz aus Thätigkeit besteht. Dessen Charakter gerad es ist, nie gebunden zu werden, es sey von was es wolle; das lieber das Böse freiwillig thäte, als das Gute gezwungen, wenn es ein Böses für dasselbe geben könnte. Das vermöge dieses Charakters alles andre löst, was sich seiner minder regsamen Natur nach bindet; kurz, eine unendliche Unruhe in der unendlichen Uhr der Zeit.

Anaxagoras führte zuerst diesen Glauben ein; Plato verschönerte ihn mit Dichtungen; Aristoteles plagt sich, denselben in ein vernünftig System zu bringen, scheint aber mit sich selbst darüber noch nicht einig.

Verstand dünkt ihm das Göttlichste unter allem, was wir kennen; und dieſs zwar wegen des Denkens, welches keine zufällige Eigenschaft, sondern immer rege Wirksamkeit, selbstständig Leben sey, indem es dem Verstande sonst beschwerlich werden müsse.

Wenn aber der Verstand das Göttlichste, und selbstständige Wirksamkeit seyn solle: so könn' er, dünkt ihm ferner, nichts anders, als sich selbst denken; denn er würde, wenn er etwas anders dächte, zu einer bloſs zufälligen Eigenschaft, und könnte denken, und nicht denken, auſser dem, daſs er sich erniedrigte.

Ich sehe nicht ein, was uns ein solcher Gott hilft, auf was für Art er alles bewegt, wie er sich den Geschöpfen mittheilt. Und was ist dann Materie, was sind Elemente? wo kommen sie her? und wie sind sie mit ihm in Zusam menhang, Ordnung und Schönheit? Wenn die Natur selbst lebt und wirkt und ihre nothwendige Art zu seyn hat, und alles Einzelne aus sich hervorgeht und sich selbst forthilft: wozu brauch' ich einen Gott? und welch ein Gräuel, im andern Fall, das höchste Lebendige, das sich mit dem Tode gattet? Lauter Lücken und Mängel, die nach seinem System nicht auszufüllen sind, und wobey wir wieder von vorn anfangen müssen.

Hypothesen? und Hypothesen? aber es kommt darauf an, welche die denkbarste und vernünftigste ist! einer, der keine Lust hat, auch für sich zu glauben, was man will; oder blinde Fenster der bloſsen Ordnung wegen an einem Gebäude verträgt, wo gerade das beste Licht hereinbrechen und die schönste Aussicht seyn sollte, kann nicht eher Ruhe finden.

Ardinghello (*für sich*). Die Müdigkeit wird's ihn schon endlich lehren!

Demetri. Daſs alles ewig ist, in sich seyn wird, was es war: müssen wir wohl ohne fernern Grund annehmen; denn es ist die Gränze des Nichts.

Wie es aber verschieden ist? sich bindet und scheidet? Was alles will, und nicht will? Darüber hat mir das System noch keines Philosophen Genüge geleistet.

Ruhe und Bewegung! Wer davon die eigentlichen Ursachen entdeckte, würde den Kapitalschlüssel zum Pallaste der Wahrheit und ihrem innersten Kabinette finden.

Bewegung ist Streben nach Genuſs, oder Flucht vor Leiden. Genuſs ist Berührung. Ruhe, deren möglichste Fülle; und Werden eines neuen Ganzen, das wieder nach Berührung trachtet. So fühlt sich das Wesen, und taumelt von Zone zu Zone, durch alle Himmel des Weltalls.

Nehmen wir die einfachste Substanz von Leben, die Einheit von irgend einem Element an: und denken sie uns allein und abgesondert weit auſser der Welt in den leeren Raum hin.

Vorstellen kann sie sich nichts, weil sie nichts um sich hat. Innerliches Leben; Verstand in Ausübung. Gedächtniſs, Einbildung findet nicht statt, weil sie ganz ohne Theile ist, und sich nicht regen kann; ein Etwas wie das Nichts, und der letzte Begriff von Tod; ein Punkt von Selbstbewuſstseyn mag in ihr stecken.

Nun gesellen wir dieser Substanz eine andre zu

Erster Ursprung von Gefühl.

Nehmen wir nach dem Demokrit in beyden Urform an, und denken sie uns zum Exempel vollkommen rund.

Und sie werden nicht satt werden, sich um einander zu bewegen, und sich zu berühren.

Platt oder eckicht:

Und sie werden an einander fest hangen, weil sie nicht herumkönnen.

Eckicht und rund beysammen:

Vermischte Empfindung, Freude und Leid.

Denken wir nun das Weltall als himmelunendliche Menge solcher Substanzen, mit ewigem Streben nach neuem Genuſs, an Stoff und Feinheit und Form Centillionenfach verschieden und ähnlich und gleich: und daraus nothwendiger Weise von selbst die beste Ordnung zur allervollkommensten und mannigfaltigsten Berührung; und wir werden, glaub' ich, uns der Erklärung des Räthsels nähern, und einigermaſsen obenhin begreifen lernen, warum die Gestirne in Flammen sich wälzen, die Winde rasen, die Meere toben, die Erden fest halten, und daſs der Strahl in einen Pulverthurm glücklicher seyn kann, als Herkules bey allen seinen Liebeshändeln.

Man könnte auf diese Weise aber wohl doch noch die sonderbare Meinung des Xenophanes, und seiner Schüler Parmenides und Melissos erklären, daſs Eins Alles, und Alles Eins sey. Nämlich, aller Grundstoff

Die am Gewicht 'nen Ausschlag hätten,
Und lieſs daraus machen ein' Ketten.
Der Goldschmidt auch finanzen*) wollt',
Behielt ihm das gemünzte Gold,
Nahm ander Geld, auch mit Zusatz.

Zwölf Jahr lag ich in seinem Schatz,
Ward danach 'nem Wechsler zu Theil',
Dem ward ich gar sehr theuer feil,
Der wog und auch probirte mich,
Lobt' mich, wie ich viel hielt' am Strich.
Da wechselt' mich ein Alchimist,
Zwar theuer g'nug, der fromme Christ,
Der mich in ein Actzwasser legt',
So bitter herb' und mich erschreckt':
Daſs mir schier all' mein Kraft entging,
Daſs ich wurd' am Gewicht so ring,**)
Blieb' doch schwerer in meiner Acht,***)
Denn man jetzund die Gulden macht.
Einer Bäu'rin er mich zuschub,†)
Dieselb' mich unter die Erde grub,
Und legt' auf mich 'nen groſsen Stein,
In Sorg' um mich, die war nicht klein.
All' Tag' kam sie und schaut' zu mir.
Dreyſsig Jahr lag ich verborgen bey ihr;

---

*) wuchern. **) gering. ***) Achtung, innrer Werth. †) zuschob.

ist sich gleich, nur die Form seines unendlichen Wesens verschieden.

Des Exempels wegen; denn was wissen wir bestimmtes hierüber mit unsern groben Sinnen? in den Sonnen rund, in der Luft rund und halbrund, im Meere platt und eckicht, in der Erde platt. Und Platt käme unserm Gefühle kalt und trocken vor; und Rund in heftiger Bewegung heiſs und trocken, und so weiter. Das Platte werde wieder platt und eckicht, Erde Meer. Wasser durch Ausdünstung zu Wolken und Regen. Und das Runde und Halbrunde endlich ganz rund, wie auf unsrer Erde im Groſsen sich Berg und Thal und Ebne umändert. Das Runde übrigens herrsche wegen seiner leichten Bewegung. Und so mache sich das Wesen in möglichster Lust die Ewigkeit zu kurzer Zeit.

Gewiſs bleibt's allemal, daſs Verschiedenheit und Aenderung, die unsre Sinnen am Wirklichen empfinden, und wir Qualität, Organismus nennen, bloſs in innrer Form besteht; und daſs man ohne Form alles nur einerley, Ein Wesen denken muſs.

Alle Form ist ferner Wirkung, und kann seyn und nicht seyn; das Wesen allein ist nothwendig und ewig.

Wie dieſs Eins aus seiner Formlosigkeit zu Form gekommen wäre, und sich in unendliche

Gestalten verwandelt? Wie gesagt, durch Streben nach Genuſs, um lebendig zu seyn aus Ekel vor Tod, an sonst unendlicher langer Weile; durch Bewegung, Ausdehnung und Anziehung, bis ins Innerste uns freylich unbegreiflich, die wir jedoch durch die ganze Natur wahrnehmen, und Forscher bis auf den Embryon verfolgen, wo sie Sinn und Erfahrung verläſst. Wenn wir Anfang von Zeit annehmen wollen: so ginge sie hier aus der Ewigkeit hervor, und es hätte seine Richtigkeit: Gott schuf die Welt aus Nichts.

Das Problem wäre aufgelöst, wie die Welt Eins sey, und doch verschieden; und Ruhe und Bewegung in ihren ersten Lagerstätten gefunden.

Also sinnlich und jedermann faſslich gesprochen!

Im Anfange war Alles Eins, das Wesen so zart zerflossen, ſein und dünn, wie der Raum schier.

Und es regte sich; da ward Form.

Aus der Unvollkommnen ging die Vollkommnere hervor; und so entstanden die Elemente Wasser, Luft, Erde, Feuer; Pflanzen, Thiere und Mineralien.

Alles wechselt mit einander ab, und geht wieder in das Eins zurück. Vater Aether, aller Lebengeber!

Und so wird und vergeht ewig alles, was ist. Das Holz zum Exempel brennt, und wird Feuer, Rauch und Erde. Feuer und Rauch wird Luft, und Luft wird Wasser; und jedes kehrt wieder zurück, wo es herkam. Erde, Wasser, Luft und Feuer wird Pflanze; Pflanze Thier; Thier und Pflanze das Herz einer Victoria Colonna, der Kopf eines Macchiavell. Form und Wesen, und Wesen und Form! das sind die zwey Pole des Weltalls, um welche sich alles herumdreht.

Die bildende Kraft liegt in dem Wesen, und ist ein Streben nach Genuſs.

Es bleibt wahr, was den Alten ohne Sinn so oft ist nachgesagt worden: Gott der gröſste Geometer.

Wenn Wesen an Wesen sich fühlt, entsteht das reinste Bewuſstseyn.

Wenn es sich zu den ersten Formen bildet, entsteht das abgezogenste Denken. Das Wesen berührt sich, und wird verständig, indem es Verständliches zu sich nimmt; und kann nicht anders als sich selbst denken, wie Aristoteles tiefsinnig sagt. Denken überhaupt ist Verwandlung des Wesens in Formen; und Wesen muſs alles selbst werden, was es denkt.

Wenn Wesen sich zu Idealen formt, entsteht Phantasie.

Wenn es die Ideale in sich, und die Formen auſser sich befestigt, Gedächtniſs. Sonnen und Planeten und Kometen sind nichts anders in der groſsen Welt; Formen in Bewegung, Denkmale von Leben.

Alle Gefühle, alle Arten von Leidenschaften, Schmerzen und Vergnügen sind nur verschiedne Formen in dem Wesen.

Ohne diesen fruchtbarsten aller Grundsätze von reinem Wesen und Form, ohne Continuum, das alle mögliche Formen wird, scheint die ganze Welt, aller Zusammenhang, Erhalten, Wachsen, Zeugen, Vergehen, der Mensch, sein Denken und Empfinden, sein Dichten und Trachten, kurz, alle Art Verwandlung völlig unerklärlich.

Die Vollkommenheit des Weltalls besteht in allen möglichen Arten von Formen.

Alle Geschöpfe sind bloſs Gedanken Gottes, und des höchsten Vergnügens in ihrem Maaſse fähig.

Gott dachte: es werde Licht! und es ward Licht.

Daſs Gott demnach als Griechen gegen sich, die Trojaner, streitet; als Paris sich, die schöne Helena, verführt; Stier, und Hund und Zwiebel, und das Verächtlichste, nach unsern Begriffen, wird, sich selbst iſst und verdaut, darf uns wenig kümmern; denn dieses folgt wohl aus den meisten eingeführten Systemen. Die alten Aegyptier verehrten vielleicht Gott erhabner, als der heutigen Menschen Verstand reicht; und wir sind gegen sie, was unsre Häuslein gegen ihre Obelisken und Pyramiden. Gott ist unendlich Eins, und in jedem Punkt eins, und Eins in jedem angenommenen Maaſse; das dann Verhältniſs in Bewegung und Verbindung nach seiner Realität und Form zu einander hat.

Wie er unendlich wirkt und ist, allgegenwärtig, erhaltend, und über seine Schöpfung erhaben, was weiſs der Mensch! das geht nicht in uns, wie er ein Ganzes sey nichts auſser ihm; solche Gewalt und Schönheit ist der verschwindenden Kleinheit allzu unermeſslich. Wir erliegen; und können nur anbeten, bewundern und erstaunen.

Aber den Grund und die Wahrheit von allem andern Lebendigen haben wir in uns, wovon die Sinnen nur die Oberflächen oder einzelne Aeuſserungen empfinden; oder das Wesen hat die Regeln von allem in sich, wie es Verschiednes wird und ist.

Wesen, als das erste, ohne Form, und Form in Bewegung, gedacht, ist weder Verstand noch

Körper, beyde können nicht ohne Form bestehen, handeln nicht, sondern sind Handlung, Wesen in Form; und Wesen an und für sich in beyden gleich. Jedes kann die Folge von dem andern in dem Wesen seyn, wie ein Gedanke von dem andern; denn beydes, Gedanke und Körper, sammt dessen Bewegung, ist von demselben Wesen That. Wesen vollendet ein zusammengesetztes Ganzes in Folgen von Handlungen, eine Salaminische Schlacht, einen Olympischen Jupiter, wie Geschöpfe. Sein Bewuſstseyn, das auf einmal alle Folgen faſst, gibt die Einheit.

Daſs Gott unendlichen Verstand habe, und unendliche Welten ausmache, scheint ein Widerspruch; denn alle Form ist Schranke. Gewiſs dünkt mir schon, daſs ich, und so jeder andre Mensch, und jedes andre lebendige Geschöpf, nicht immer lauter Wesen in Form sey. Die Freyheit, etwas anzufangen, Ursache von einer Wirkung zu seyn und nicht zu seyn, sich von der Stelle zu bewegen oder nicht zu bewegen, Form anzunehmen und nicht anzunehmen, welche nicht kann geleugnet werden, wenn nicht alles von einem grundlosen Schicksale gepeitscht handeln soll, erfordert ein reines Wesen ohne Form, einen Mittelpunkt der Sammlung.

Und dieſs ist das Heilige (welches einige Alten für Feuer, Ursprung der Lebenswärme hielten, weil Feuer wäre, Wesen in seine gröſste Freyheit verbreitet) wovon alles in jedem lebendigen Eins ausgeht, sinnlich wird und erscheint, und in dessen Liebesschooſs sich alles wieder einsenkt; vor dessen Seyn und wunderbarer Allmacht, Despotismus und allertiefstem Gehorsam jede Philosophie verstummt, nur erkennt: es ist; und ihm seine Art zu handeln ablauert.

Manches in der erhabnen Beschreibung des Aristoteles von Gott scheint hierauf zu passen.

Dieſs ist das unbegreiflich Göttliche, was in allem lebendigen Einzeln verdaut, und Körper wieder zu reinem Wesen auflöst, sich selbst und dieses wieder nach Form seines gegenwärtigen Eins verwandelt, neue derselben Art erzeugt, und auf deren immer gröſsere Vollkommenheit und mehrere Freuden denkt.

Wenn Eins Alles ist: so ist jede Form desselben ursprünglich freye Handlung; denn es läſst sich kein Grund denken, als seine Lust, warum es aus sich so mancherley wird. Und Allgenuſs seiner Kraft ist die höchste Freyheit.

Das Wesen hat also die Welt nach seiner Lust aus sich erschaffen, und in mannigfaltige, für uns unendliche Formen geordnet. Wie? und ob auf einmal, oder nach einander? können wir nicht ergründen. So viel wissen wir, daſs sich die Schöpfung durch immerwährende Erneuerungen immerfort erhält. Genug, die erste Form muſs einen Anfang gehabt haben, weil keine nothwendig und ewig ist. Unendliches läſst sich nur von einem Wesen denken; und der Verstand kann nur in Einem seine Ruhe finden.*)

Durch Wirken und Gegenwirken ist das All in schönem Leben. Das Wesen äussert immer seine Kraft; so wie immer die Sterne leuchten, und um einander durch die Himmel schweben. Auch wenn wir schlafen, bewegen wir unsern Erdball um seine Sonne. Wie vieles Andre mag das Wesen in uns thun, ohne daſs wir uns dessen bewuſst sind, und wofür die Sinne keine Sprache haben! Unsre innige Vereinigung mit dem Ganzen herrscht immer fort, und wir sind nur zum Schein ein Theil davon; und jedes besondre Ding ein Spiel, ein Muthwillen des Wesens, und kann keinen Augenblick ohne das Ganze bestehen.

---

*) Ueber Pro und Contra in diesen Dingen sind wir jetzt durch gründlich denkende Männer, die es sich zum Hauptgeschäfte machten, besser im Klaren. Demetri hat die Idee des Xenophanes (damals in Rom, wie es scheint, noch ziemlich unbekannt), die schon längst vor diesem da war, und in den neuern Zeiten (nach dem Cartesianischen Beweise in Europa, mit bewunderten Systemen darüber, allgemein angenommen wird, auf seine Art behandelt. Ich wollte nichts daran umändern, und den ersten rohen Entwurf lassen; weil es immer wenigstens ein künstlerisches Vergnügen macht, auch des Geringsten eignen Gang wahrzunehmen.

Das ist eine ganz andre Hoffnung, Sicherheit von Unsterblichkeit, wenn ich Stürme durch die Athmosphäre brausen höre, und in mir fühle: bald wirst auch du die Wogen wälzen, und mit dem Meere im Kampfe seyn! Wenn ich den Adler in den Lüften schweben sehe, und denke: bald wirst auch du in mächtigem Fluge so über dem Rund der Erde hangen, als Komet durch die Himmel schweifen, Sonne Welten beglücken! und, stolzer Gedanke! wieder in das Meer des Wesens der Wesen einströmen!

Aber auch das Verächtlichste werden?

Wer weiſs alles, woran das Wesen seine Freude hat? offenbar erscheint es uns in unendlichen Gestalten. Und dann könnten wir noch für so viel Genuſs ein wenig leiden, für so lange Herrschaft kurze Zeit dienen.

Eins zu seyn, und Alles zu werden, was uns in der Natur entzückt, ist doch etwas ganz anders, als das Schlaraffenleben, welches, vernünftiger Weise und aller Erfahrung nach undenkbar, bezauberte Phantasien sich vorstellen.

Und warum sollten wir nicht in der ewigen Natur noch verehren, was wir immer wirksam, schön und gewaltig darin empfinden? Die ersten Ausgesandten, Diener Gottes? uns sinnlich vereinigen mit den höhern Schwestern und Brüdern? Nur Verstand von Wenigen dringt durch all das prächtige Getümmel durch bis zum Throne des Herrn! Warum wollen wir die Welt nicht nehmen, wie sie ist?

Aber wir alle sind über kurz oder lang mit der Gegenwart nicht zufrieden, und das Wesen trachtet immer nach Neuem. —

So viel mögen wir wohl auch bey dem hartnäckigsten Zweifler herausgebracht haben, daſs Etwas auſser uns ist, unermeſslich unsern Sinnen, und da Anfang aus Nichts der Realität nach unmöglich ist, nothwendig und ewig; und daſs dies Wesen, bis auf das alleräusserste aufgelöst, entweder durchaus einerley seyn muſs, oder verschieden.

Da that ich schimmeln und ergrauen,
Denn ich konnt' gar kein' Luſt nicht schauen,
Sammt meinen G'sell'n, verlor mein' Farb'.

Als nun die alte Bäu'rin starb,
Ein Schatzgräber da nach uns grub,
Mit viel Beschwörung uns erhub;
Und eh' ausging ein Vierteljahr,
Unser keiner mehr bey ihm war.
Von 'nem Schuster ward ich gelös't,
Der sich mein wohl freute und tröst't',
Hub mich zwey Jahr lang fleiſsig auf.
Zu groſs war doch der Kinder Hauf',
Dagegen der Gewinn zu klein,
Auch trank er gerne Bier und Wein,
Konnt' mich nicht halten voll und recht,
Gab mich zu wechseln seinem Knecht.
O! wie hatt' der ein' Freud' mit mir!
Er schaut' mich oft ein' Stund', wohl zwier,
Fröhlich er jauchzte, schrie und sang.
Ich dacht': der wird mich b'halten lang.
Jedoch, wenn er kam zu dem Wein,
O so vergaſs er gänzlich mein,
Auch wollt' er oft am Montag feyern,
Im Wirthshaus und beym Spiel umleiern.
In vierzehn Tagen wurd' ich ihm feil,
Dem Meister wiederum zu Theil',
Der sich doch mein gar bald entbrach,
Gab mich 'nem Led'rer am Montag.

Wenn verschieden: so muſs eine Art davon, wo nicht das höchste, beste und mächtigste, doch wenigstens so gut seyn, als die Art Wesen, die in uns (und allem Lebendigen) denkt und Verstand hat. Und wo nicht verschieden: so muſs es wenigstens wieder eben so gut seyn, da es alles ist. Und da wir augenscheinlich nur geringe Kleinigkeiten sind gegen das Universalwesen entweder unsrer Art, oder das Wesen überhaupt: so wär' es arg, wenn wir es nicht als etwas Höheres verehren wollten.

Das letztere wäre denn die allerreinste Weltmonarchie.

Und darauf beruhte vielleicht (denn wer kann die Farbenwechselnden Einbildungen der hohen Priester und Schriftgelehrten darüber bestimmt ansagen?) das Jüdische System, und das geheime Aegyptische, und noch das Christliche. Jesus, der Stifter des letztern, wäre mit seiner göttlichen Natur Symbol des unendlichen Wesens in Formen*); da das unendliche Wesen ganz und vollkommen, ohne Widerspruch, kein Mensch in Person seyn kann. Die alten Aegypter mochten bey Verehrung verschiedener Geschöpfe und Gewächse ähnliches denken. Und noch andre alte morgenländische Religionen scheinen davon auszugehn.

---

*) Das Intelligibile, wie Leibnitz in seiner Vertheidigung der Dreyeinigkeit, per nova reperta logica, sagt; so wie Gott der Vater das Intellectivum; und der heilige Geist, der von beyden ausgeht, die intellectio,

Das erstere wäre entweder reine Weltaristokratie, jedes Element nämlich so göttlich als das andre; wo nach dem Homer Juno, Neptun, und Apollo den Zevs binden könnten. Oder Aristokratische Weltmonarchie; ein Element unter den andern der König. Oder Demokratisch Aristokratische Weltmonarchie; Thiere und Pflanzen schon der Form nach von Ewigkeit da; wie ihr oben selbst meintet.

Aus diesem haben die Griechen ihre reizenden Dichtungen und schönen Göttergestalten geschöpft; und die erhabensten Philosophen dieser gefühlvollen Nation, wie selbst Aristoteles und Plato, konnten sich davon nicht losmachen. Wenn ein großer Haufe zusammen glaubt, kann er leicht einen guten Mann überwältigen! Durch Lesung ihrer Meisterstücke von Poesie und Beredsamkeit, und bezaubernden sinnlichen Vorstellungen, wissen wir aus unserm eignen Glauben nicht mehr recht klug zu werden. Wer ihren Nektar rein und unverfälscht von der athletisch schönen Ursprache gekostet hat, kann sich schwerlich in anderm Getränke berauschen.

Die Namen ihrer Gottheiten ertönen noch immer von den Lippen der Edlern des aufgeklärten Europa, und erheitern die Gesichter der Zuhörenden, auch verhunzt und entstellt.

Gesetzt noch das Allerausschweifendste und Letzte, es gäbe gar kein Universalwesen, die Welt bestände aus lauter *untheilbaren Stäubchen*, gröſser oder kleiner, und verschieden in ihrer Form ohngefähr wie die Buchstaben; die sich gatten und scheiden, und von selbst Sinn oder Unsinn hervorbringen: so müſsten wir doch billig Hochachtung vor der wiewohl komischen und bunten ungeheuern Menge haben; obgleich diese Meinung bey keinem, der den Abgrund des Aethers anschaut, und fühlt und denkt, Ernst seyn kann, sondern ein grillenhaftes Nadelspitzensystem ist.

Und dieſs wäre denn *Weltdemokratie*, oder das eigentliche Atheistische System; welchem nun wohl einige unentschieden anhangen, in der Verzweiflung, sich Gott als ein freywirkendes Ganzes vorzustellen, da sie alles in der Natur verschieden und in nothwendiger Verbindung sehen. Sie selbst aber müssen sich folglich als ein erstaunliches Räthsel vorkommen, und, auch noch so bescheiden, mehr einbilden, als Sonne, Mond und Sterne. —

Sich des Daseyns freuen unter allen Formen und Gestalten, diese dazu vervollkommnen, und sie zernichten, so bald sie nicht mehr dazu taugen, oder in Sklaverey taugen können, und alle Traurigkeit fliehen, predigt die Natur. Und dann, nichts Unnützes heischen und beginnen.

Alles Wesen ist frey, so bald es frey seyn will; das ist, es kann für sich allein handeln, und reiſst sich los, so bald es kein Vergnügen mehr in der Verbindung hat. Tyranney dauert höchstens überall nur bis auf den Grad, wo die letzte Lust wegfällt. Unser kleines Ganzes verliert sich bald mit allen seinen Folgen im Unendlichen; aber Wesen kann von keinem Gott vernichtet werden. Dieſs ist der Grundpfeiler des Adels und der Stärke bey tiefen Gefühlen. Zertrümmre mich tausendmal mit deinen Wetterstrahlen! ich stehe immer jung wieder auf. Aber du verlangst nichts von mir, was ich dir versagen könnte; und ich kann dir nichts zuwider thun. Was ich thue, thu' ich durch dich.

Ardinghello. Ihr seyd auf eine andre Weise zu der göttlichen Sicherheit und Furchtlosigkeit gekommen, weswegen die Lehre des Epikur so geschwind um sich griff; dessen Atomen nach Zufall, und abwechselnder Lust und Unlust alles hervorbringen und wieder zerstören, Menschen, Mücken und Elephanten, Fische und

Sterne; und womit er den beschwerlichen Herrn und Aufſeher, der alles beobachtet, und von allem Rechenschaft verlangt, aus der Natur verbannte; den alberne Philosophen und Physiker, nach seinem Bedünken, zu Auflösung ihrer Knoten herbeyrufen, damit er niederschlage, wenns anziehen, und aufhebe, wenns in die Höhe steigen soll.

Das Beste für den, der Zweifel hat, bleibt immer, sich zur Parthey der edelsten Menschen von allen Nationen zu halten.

Ob diese aber den ältern oder jüngern Glauben gehabt habe, und habe; oder zu welchem von den drey Systemen sich die Vernunft neige, werden wohl allezeit die mehrsten gegenwärtigen Stimmen entscheiden. Denn nothwendige verschiedne Natur, die das Zusammengesetzte bildet, ist nicht schwerer zu begreifen, als Anfang desselben von Einem Wesen.

Wie hat sich euer Eins geregt? vermuthlich verschieden! Vorher war es etwa in der Aristotelessischen Bewegung, da sich Leben nicht wohl ohne Bewegung denken läſst. Und irgendwo! denn ganz konnt' es nicht Form werden. Und welcher Theil Form und Körper geworden wäre, den müſste wahrscheinlich das Loos getroffen haben; denn Verstand war noch nicht da; der kann nur werden, wenn schon mehr Formen da sind, welche das Wesen in seinem Bewuſstseyn vereinigt.

An Gränzenloses will ich gar nicht denken; denn unendliche — Realität — sind ein paar Wörter, die man wohl zusammensprechen und schreiben, aber nicht denken kann. Und euer formloses Wesen, fein wie Aether und Raum schier, müſste schon eine Lücke im Unendlichen machen, wenn es sich nur in einen Zentner Gold zusammenzöge; geschweig' in eine reiche Mine, in ganz Peru, da ging gewiſs ein Sonnensystem Gröſse von Formlosigkeit zu Grunde. Und ich sehe euern Beweis noch nicht ein, daſs keine Form nothwendig und ewig wäre, worauf lediglich euer Eins beruht. Die Frage woher? bleibt so gut bey Einem Wesen, als bey mehrern; und wie ich Eins nothwendig und ewig annehme, kann ich ihrer Centillionen annehmen. Und denn müſst es sich verzweifelt plagen, eh es die mancherley Qualitäten nur für unsre Sinne herausbrächte; wer weiſs, ob es nicht noch Geschöpfe mit andern Sinnen gibt? Mit einem rednerischen Exempel von Holz in Feuer, Rauch und Asche; und, es läſst sich nicht anders erklären, mit täuschender, selbst wahrhafter Schilderung von dem Regenten in uns ist's nicht genug gethan. Was den Verstand, oder das Wesen betrifft, das in uns denkt: so könnte Anaxagoras gar wohl Recht haben, und das feinste Wesen sich nach den andern richten müssen (die, wie ihr selbst bewiesen habt, nichts weniger als todt sind), wenn es dieselben brauchen will, ohne daſs wir eben wissen, wie es zugeht. Man kann freylich das Liebesgeheimniſs nicht bis ins Innerste aufdecken, wie Verschiednes ein lebendiges Eins wird, und so fortdauert, und zusammenhandelt; aber eben so schwer läſst sich das Wesen, welches Gedanke und Verstand, und das, welches Körper wird, als Eins erklären. Qualität ist so etwas sonderbares, daſs es bloſse verschiedne Art von Ausdehnung und Anziehung nicht überall hervorbringen kann. Der Verstand bleibt dabey ein Blindgeborner, trotz aller möglichen Anwendung von Figur und Dauer; und sie ist allein Gegenstand der Empfindung. Jede voll Majestät in ursprünglicher Reinheit eigne Substanz und Vollkommenheit der Natur, welche Völker von lebhaftem Sinn und scharfem Gefühl, deren Vernunft Ursachen für Augen und Ohren mit Einbildungen nie ganz umtauscht, immer als göttlich verehrten; denn Glaube ohne Empfindung ist Grille. Ihr habt oben, um eure Gesinnung auch mir so wie andern zu verbergen, aus Scherz gesagt: Wer beweisen will, daſs aus Einem Alles sey, muſs erst darthun, daſs aus Allem Eins werde. Widerlegt euch nun im Ernste.

Und denn behaupten die Spötter, Vorsehung, Plan von Einer allmächtigen Regierung in der Welt, wäre nicht so auffallend sichtbar; und Propheten, Apostel und Geschichte hätten uns mehr dawider, als dafur hinterlassen. Es stünde mit uns nicht besser, weil sie da gewesen wären, und sie selbst möchten lieber in Athen zu den Zeiten des Perikles leben, und in dem alten Rom, als in dem neuern, wo es auch am frömmsten da zuging.

Ihr sagt, der Verstand könne nur in Einem einzigen nothwendigen unendlichen Wesen, das alles ist, seine Ruhe finden? und ich weiſs nicht, wie es zugeht: mir klopft das Herz vor Angst, und sausen die Ohren, je länger ich darüber nachdenke. Es bleibt immer einerley, es mag werden, was es will (ein Herr ohne Unterthanen, Widerspruch! oder der selbst sich in seinen Geschöpfen lobpreist, oder selbst bestraft) und kann seinem Schicksal der gräſslichen Einöde nicht entrinnen, ist schlimmer daran, als die alten Feen in den Ritterbüchern, die sich bey widrigen Begebenheiten die Augen zerweinen, daſs sie sich nicht ermorden können. Alle Lust und Pracht und Herrlichkeit der Welt wird zum Gaukelspiel, und schwindet zurück, für uns in ein Unding.

Aristoteles ertrug nie ein solches Wesen, und sträubt sich dagegen aus allen Kräften; und mich dünkt, der Hohe, Edle hatte Recht *).

---

*) Das Scharfsinnige gegen das formlose Wesen findet man kräftig dargestellt im ersten Buche des Lucrez; an welchen Demetri und Ardinghello bey ihrer Unterredung nicht gedacht zu haben scheinen. Sein Nihilum ist gerade dasselbe.

Es fällt uns schwer, bey Betrachtung des Weltalls Sinn und Verstand in reiner und keuscher Verbindung zu bewahren. Die einen lassen lediglich und allein nur Verstand gelten, und ziehen, wo möglich, alle Natur aus: und die andern halten sich zu sehr an die sinnlichen Vorstellungen, und taumeln mit ihrer Einbildungskraft herum in Paradiesen und Höllen. Hohe Schönheit ist ein Gewächs auf seltnem Boden, und wird nur Glücklichen zur Beute.

Und glücklich die Gesellschaft, die einen solchen freudenreichen Glauben nach Klima und Verfassung für ihr Daseyn auf diesem Eyenrund bekommen hat, oder selbst erwählt! Sey er auch, um Alle zu befriedigen, eine mystische Composition von Weltmonarchie, Aristokratie, und Demokratie. Ihr werden Männer, die mit der Natur und dem Volke gelind umgehn, und sie den Philosophen hold seyn. Warum sollten wir, wenn das vorige Zeitalter barbarische Begriffe hatte, uns auch damit schleppen? Der Mensch kann nichts Göttlichers als Verstand ergründen, muſs man wohl der Schule des Anaxagoras zugeben; auch bleibt er in ihm mit Sinnen sammt Vernunft die höchste Regel der Wahrheit, und gegen ihre vereinigten Aussprüche gilt weder Verjährung, Wunder, noch Zeugniſs.

Je mehr man das Weltall und seine Verbindung damit kennt: desto vortrefflicher die Religion.

Und wer den reizbarsten, innigsten Sinn für die Schönheit der Natur hat, ihre geheimsten Regungen fühlt, deren Mängel nicht vertragen kann, und denselben abhilft nach seinen Kräften: der übt aller Religionen Wahrstes und Heiligstes aus. Sein Tempel ist das unendliche Gewölbe des Himmels; sein Fest jede schöne Sommernacht, ein herrlicher Aufgang; und er bringt seine Opfer dar an Menschen, an Thieren, die ihrer bedürfen, an alles Lebendige.

Metaphysik hat Gott allein, sie ist sein Ehrenamt! sagte derselbe Dichter Simonides, welcher sich so klug über die Frage: was ist Gott? beym weisen Hieron aufführte. Aristoteles will dieſs zwar nicht zugeben, und meint: Gott wäre nicht so neidisch; sie sey die Glorie des Menschen, und es einem freyen Mann unanständig, sie nicht zu erforschen. Plato aber, sonst so stolz gegen die leichten geflügelten heiligen Wesen, wie er die Dichter nennt, gestand, obgleich bey einer andern Gelegenheit, demüthig: Simonides habe selten Unrecht; er sey ein verständiger und göttlicher Mann.

In den Sonnensystemen des Orion, der Milchstraſse, steigen wir vielleicht zu einer höhern Religion auf.

Demetri. Solch ein Angriff gefällt mir! Das ist eine Gymnastik des Verstandes, und auf

Der Led'rer b'hielt mich auch nicht lang',
Um Schuld that ihm ein Kaufmann bang,
Der ihm doch bösen Kauf gegeben,
Muſs ihm doch zahlen wohl und eben.
Dem wurd' ich unter d' Münz zu Theil'
Und ward ihm in drey Jahr'n nicht feil;
Denn das Gold kam in den Aufschlag.
Viel Goldes sammelt' er all' Tag'.
Als er unser dreytausend hatt',
Auf Leipz'ger Mess' ausreisen that,
Ward er von den Schnapphahnen g'fangen;
Ein' groſs' Schatzung muſs er ihn'n langen,
Ihm ward die Summ' und Zeit genannt.
Da kam ich in der Räuber Hand.
Das war ein' wüste Galgenrott',
Bey ihn'n litt ich auch groſse Noth,
Hielten oft Tag und Nacht im Halt. *)
Bey ihn'n bin ich so hart erkalt't,
Ich konnt' bey ihn'n kein' Ruh' nicht haben.
Bey einem Wirth sie mich ausgaben.

Der hatt' ein' Köchin wohlgethan,
Der gab er mich im Liedlohn an.
Bey der fünf ganzer Jahr ich blieb,
In Seiden ich gewickelt lag,
Sie schaut' oft zwölfmal mich im Tag,

---

*) Hinterhalt.

beyden Seiten Gewinn; entweder geübte nacktere gelenkere Wahrheit, oder Befreyung von dem schädlichen Uebel der Falschheit. Wer weiſs, was Menschen sind, und was er selbst ist, der verwundert sich weder über Ost noch West, sondern untersucht ferner fort getrost, woraus sie beyde bestehen.

Ardinghello. Aber die Säulen hüllen ihre jungfräuliche Schönheit schon ins Dunkel, und oben ist kaum noch Dämmerung. Der Pförtner wartet, die Thür zu schlieſsen. Wer Unrecht hat (drückt' ich ihn zärtlich und traulich bey der Hand) will immer das letzte Wort behalten.

Demetri. Nur die Hauptpunkte' das Uebrige ein andermal; welches überdieſs hauptsächlich auf eines jeden Gefühl beruht, und womit hinüber und herüber Muthwille kann getrieben werden.

Wie ich merke, habt ihr von **Belvedere** noch nicht ganz Abschied genommen! Inzwischen spielt ihr trefflich die Rolle, die ich bey der Pyramide; nur daſs ich schon da zu Hause war, wo ihr vielleicht erst einkehrt.

Ohne Eins, das sich in verschiedne Formen verwandelt, bleibt alles völlig unerklärlich: ich mag darüber nicht wiederholen, was ich schon gesagt habe. Und denn:

Gott ist nicht Mensch, Anthropomorphit! und ihr selbst müſst eure Menschheit ablegen, wenn ihr ihn denken wollt; und eure stolzen republikanischen und Spartanischen Gesinnungen.

Und doch können wir schon in unserm Pünktchen, Plätzchen von Formen nach dem Aristoteles, Ideen groſs und klein, also irgendwo darin, erdenken, umbilden, aufbewahren, und wieder neu beleben. Reines Wesen kann in bloſsem Bewuſstseyn harren, das ist sein Leben; aber auch Formen in sich schaffen und sammeln, das ist sein Geschäft und seine Lust.

Woher es ist, unendlich? Wie es war wüst und leer? wie der erste Gedanke in ihm entstand? und Körper? hier ist's noch immer finster auf der Tiefe; Abgrund, wir versinken, und Abgrund! Ewigkeiten! Ewigkeiten! Kein Untertaucher, nicht die berühmtesten der Schulen von Syme vermochten zu entdecken.

Aristoteles hat nicht zu viel gesagt, wohl Simonides. Aber Freunde werden wir seyn, so lange wir leben; und selige Stunden mit einander haben.

* * *

Inhalt.

Seite

Ueber Kunsturtheile. 5

Von der Schönheit in der Baukunst. . . 9

Ueber Griechische Sprache und Literatur. 17

Ideal einer Staatsverfassung. 24

Das Wesen der bildenden und redenden Künste. 35

Ueber Raphael und seine Gemälde. . . . 75

Die ersten Meisterwerke der Bildhauerkunst. 100

Blitze aus den Wolken der Metaphysik. . 120

Nachricht.

Von der Etui-Bibliothek sind bereits erschienen, und enthalten:

N°. 1. Schiller's Gedichte.
2. Klopstock's Oden.
3. Geſsner's Idyllen.
4. Lessing's Emilia Galotti.
5. Schilller's Maria Stuart.
6. Hölty's Gedichte.
7. Bürger's Gedichte.
8. Mos. Mendelson's Phädon.
9. 10. } Schillers Wallenstein.
11. Götz Gedichte.
12. Engel's Philosophie.
13. Rabner's Satyren.
14. Schiller's Jungfrau.
15. Heidenreich's Gedichte.
16. Seume's Gedichte.
17. 18. } Wieland's Oberon.
19. Herder's Poesien.
20. Schiller's Braut von Messina.
21. — — Wilhelm Tell.
22. Sonnenberg's Gedichte.
23. Kleist's Gedichte.

N°. 24. Collin's Regulus.
25 Gleim's Gedichte.
26. Blumauer's Gedichte.
27. Schiller's Räuber.
28. Lichtenberg's Schriften.
29. Gellert's Fabeln.
30. Schubart's Gedichte.
31. Schiller's Fiesko.
32. Zimmermann's Einsamkeit.
33. Uz's Gedichte.
34. Körner's Gedichte.
35. Schiller's Kabale und Liebe.
36. Die Minnesänger.
37. Hirschfeld's Landleben.
38. Pfeffel's Gedichte. 1tes Bd.
39. Musäus Volksmärchen.
40. Fichte's Vorlesungen.
41. Collin's Gedichte.
42. Boner's Edelstein.
43. Pfeffel's Gedichte. 2tes Bd.
44. 45. Heinse's Ardinghello.
46. Thümmel's Gedichte.
47. 48. Novalis's Schriften.
49. Das Lied der Nibelungen.
50. v. Alxinger's Gedichte.
51. Kästner's Epigramme.

N°. 52. Abbt's Werk vom Verdienste.
53. Reinecke Fuchs.
54. Jacobi's Dichtungen.
55. 56. { Klopstock's Messias.
57. Lanzelet de Lac; romant. Gedicht von Zatzichoven.
58. v. Dalberg's Schriften.
59. Kosegarten's Gedichte.
60. Gotter's Gedichte.
61. Brant's Narrenschiff und Murner's Schelmenzunft.
62. Meisner's Skizzen.
63. Der Brüder Grafen v. Stollberg Gedichte.
64. Hans Sachs Gedichte.
65. Rollenhagen's Froschmäusler.
66. Paul Flemming's Gedichte.
67. A. Apel's Cicaden.
68. G. S. Bürde's Gedichte.
69. St. Clara's Schriften.
70. Logau's, Wernike's und Gryph's Gedichte.
71. Martin Luther's Tischreden und Burkard Waldis Fabeln.
72. Martin Opitz's und Weckherlin's Gedichte.
73. Liskov's auserwählte Satyren.

N°. 74. Brockes irdisches Vergnügen.
75. Canitz's und Bodmer's Gedichte.
76. Haller's Gedichte.
77. Hagedorn's Gedichte.
78. Dusch's moralische Briefe.
79. Winkelmann's Kunst-Abhandlungen.
80. Lichtwer's Satyren.
81. Möser's patriotische Phantasien.
82. Der Karschin Gedichte.
83. Ebert's Episteln.

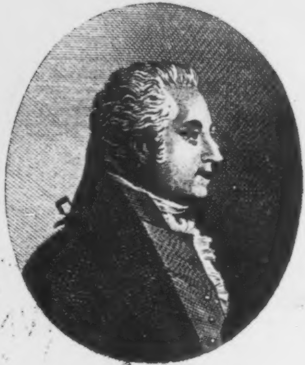
Jedes Bändchen ist, im Durchschnitte, gegen 200 Seiten stark, und mit einem Titelkupfer verziert; es kostet roh 8 gr., broschirt aber 9 gr. im Abonnements-Preise. Blos die Werke verstorbener Schriftsteller, als das Eigenthum der Nation, werden in dieser Ausgabe aufgenommen, und von jedem Schriftsteller wird nur das Vorzüglichste gegeben. Jährlich erscheinen 12 bis 16 Bändchen. Wer sich direct an die Verlagshandlung wendet, und nicht weniger als 48 Bändchen auf einmal nimmt, erhält einen billigen Rabbat.

Johannes von Müller's

Briefe eines jungen Gelehrten

an seinen Freund.

Im Auszuge.



R z 1827

JOH. v. MÜLLER.

Bis sie sich machen lieſs ein' Schauben *)
Da muſst' sie mich auch fürher klauben.
Als mich nun der G'wandschneider hatt',
In ein Reitnetschger **) er mich that
Sammt anderm Gold ein' groſse Meng'.
Sein Herz ward ihm furchtsam und eng';
Ihm ahnt nichts Gut's, in kurzen Tagen
Wurd' er in dem Spessart erschlagen,
Das Geld wurd' zertheilt und zerstreut,
Ein'm Mörder wurd' ich an der Beut',
Derselb' mich in ein'n Ermel nähet;
Weiſs nicht, wie sich das Glück umdrehet.
Er ward gefänglich urtheilt zum Rad;
O, wie stund ich in einem Bad!
Besorgt, der Henker würd' mich stoſsen.
Er aber ihm Wammes und Hosen
Abzog und seinem Knechte gab,
Der wuſst' gar nicht von meiner Hab'
Und mich verkauft' am Tändelmarkt.
Da wurd' ich einem Bettler arg.
Der trug mich mit sich sieben Jahr,
Eh' wann er mein auch inne war.
O wie viel Unlust ich erleid't
Von Spitalläusen in dem Kleid,
Bis ein's Tags, als er laust' sein G'wand,
Er mich vernähet im Ermel fand.

---

*) Schleyermantel. **) Reitgeldbeutel.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Vier und sechzigstes Bändchen.
v. Müller's Briefe eines jungen Gelehrten.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Vorwort.

Johannes von Müller wurde 1752 zu Schafhausen geboren. Schon in früher Jugend berechtigte er zu den schönsten Hoffnungen. Nachdem er zu Göttingen Theologie studirt hatte, erhielt er die Profeſsur der griechischen Sprache am Gymnasium seiner Vaterstadt. Der vertraute Umgang mit Karl Viktor von Bonstetten ſachte seine Neigung, Schweizerurkunden zu studiren, und dann in der Folge die

Geschichte seines Volks zu schreiben, mächtig an. Er hielt sich darauf einige Jahre unter andern beym Naturforscher Bonnet zu Genthod am Genfersee, sowie beym Generalprocurator Robert Tronchin zu Genf auf, an welchem letztern Orte er einigen Engländern Vorlesungen über die Universalhistorie hielt, bis er sich nach Bern begab, nach Berlin reis'te und 1781 als Professor der Geschichte am Carolinum zu Cassel angestellt wurde. Aber schon 1783 nahm er hier seine Entlassung und setzte seine Schweizergeschichte zu Genf und zu Valeires (Bonstettens Gut) fort. Im Jahr 1786 ging er als Hofrath und Bibliothekar nach Mainz, wo er nachher Legationsrath und bald nachher geheimer Conferenzrath, zuletzt geheimer Staatsrath wurde. Der Ausbruch der Französischen Revolution nöthigte ihn, nach Wien zu gehen: hier ward er zuerst K. K. wirklicher Hofrath bey der geheimen Hof- und Staatskanzley, dann erster Kustos bey der K. Bibliothek (ein, seinen Wünschen so ganz zusagender Posten), und auch in den Adelstand erhoben. Indeſs mehrere Verdrieſslichkeiten verleideten ihm die Kaiserstadt; daher er 1804 den Ruf zum wirklichem Mitgliede der Berliner Akademie und Brandenburgischen Historiographen annahm. Die unglückliche Schlacht bey Jena hatte auch auf seine Stellung einen nachtheiligen Einfluſs; und er folgte 1807 einem Rufe als Professor zu Tübingen. Wider Erwarten ging er aber schon gegen Ende des gedachten Jahrs dort wieder ab, und ward zum Kön. Westphälischen Ministerstaatssecretär zu Cassel und 1808 zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts befördert. Allein dieser Posten hatte für ihn wenig Behagliches, da seine Stimme nicht überall durchdringen konnte. Er starb am 29. May 1809.

Müller hat sich vorzüglich durch seine Schweizergeschichte, ein Werk voll classischer Gediegenheit, einen unsterblichen Nachruhm erworben. Der Anfang erschien zuerst mit dem angeblichen Druckort: Boston 1780, betitelt: «Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft», der 4te Band 1805. In seinen, von seinem Bruder Joh. Georg (Prof. zu Schafhausen) in 27 Bänden (Tüb. 1810—19) herausgegebenen „sämmtlichen Werken“ nimmt diese Schweizergeschichte des letzten 9 Theile ein, fortgesetzt von Robert Glutz-Blozheim *). Wir liefern hier einen Auszug aus seinen, an Bonstetten gerichteten „Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund“, welche zuerst von Friederike Brun (Tüb. 1802) herausgegeben wurden, und im 16 — 18. Th. der „sämmtlichen Werke“ befindlich sind. Sie enthalten einen Schatz trefflicher Ansichten und Bemerkungen und eine überströmende Fülle der innigsten Herzlichkeit.

Vergl. über ihn A. H. L. Heeren Joh. von

---

*) Müller kam nur bis zum Jahr 1489.

Müller, der Historiker. Leipz. 1809. K. L. v. Wolfmann, Joh. v. Müller. Berl. 1810. Fr. Roths Lobschrift auf Joh. v. Müller. Sulzb. 1811. Zeitgenossen. H. 8. u. 9. des Conversationslexicon u. s. w.

Brieſe eines jungen Gelehrten

an seinen Freund.

Mit mein's Gleichen mehrt' er mich täglich,
Denn er konnt' sich stellen gar kläglich,
Als hätt' er dies' und jene Plag'.
Doch in ein'm Spital auf ein'n Tag
Ward ich ihm von ein'm Dieb gestohl'n,
Derselbe mich verbarg verhohl'n,
Jetzt unters Dach, dann unter d' Stiegen.
Wie hart muſst' er sich mit mir schmiegen,
Bis er mich verspielt auf ein' Nacht.
Ein Spitzbub' mich zuwege bracht',
Desselben Lockvog'l muſst' ich seyn,
Mit mir macht' er ein'n groſsen Schein;
Wo er spielt' muſst ich vorne dran,
Auf daſs er lustig macht' den Mann,
Jedoch ward ich von ihm zuletzt
Bey einem Landfahrer versetzt,
Der mich hart auf ein Auge drucket,
Daſs ich mich gleich hinwieder bucket.
Der mich in d' Läng' nicht konnt' erhalten,
Er gab mich z'wechseln einer alten
Begin'*), b'hielt mich in groſser Ehr',
Hatt' sonst viel alter Gulden mehr.
In alte Lumpen sie mich bund,
Und trug mich bey sich alle Stund';
Groſs' Hunger, Durst und Frost sie leid't,
So ungern sie sich von mir scheid't.

---

*) Nonnen, die halb weltlich leben.

Schafhausen den 19. May 1773.

Freund!

Da ich mich heut in Ihre Umarmungen werfe, so fühle ich eine Erhöhung meiner Seele, welche ihr nicht gewöhnlich ist, und Sünden über Sünden gegen den Curialstyl gemeiner Freunde, Ergieſsung meiner ganzen Seele in Ihre Seele, Rede des Herzens zum Herzen, einen wahren natürlichen Ausdruck meiner innigsten Empfindung gegen Sie, liebster Freund! mich erwarten läſst. Es ist immer um gute Bekanntschaften eine nützliche Sache, man nennt auch sehr oft diejenigen Freunde, deren Bekanntschaft uns schätzbar ist. Wenn aber die Seelen sich vereinigen, wenn Edle zu edlen Thaten sich verbinden; wenn ich meinem Freund ins Mark seiner Seele sehe, nicht den Edelgebornen, nicht den Gelehrten, sondern den guten und den weisen Menschen aus innerstem Grund meines Herzens liebe, und unserm Jahrhundert zum Vorwurf und zur Lehre, zum Ruhme der menschlichen Natur und unsrer Nation von nun an durch alle Jahre meines Lebens liebe — Dann, edler B.! verdient diese Vereinigung den eigentlichen heiligen Namen der Freundschaft, und wir erheben uns zur Gröſse der vortrefflichsten Menschen, Montaigne's, Lälius, und Heinrichs, der Sully liebte. Zwey Dinge sind sehr wahr: wir können einmal unser Herz, so wenig als es in unsern Gegenden bey der ehelichen Liebe erlaubt ist, Wenigen schenken; ich weiſs auch nicht, ob Vertraulichkeit ohne mündliche, herzliche Unterredung, oder einen offnen, freyen, ungezwungnen Briefwechsel bestehen kann. Ihre Miene, mein lieber Freund, verräth so etwas Weises, Gutes und Hohes, daſs Sie beym ersten Anblick mich frappirten. Ich erkundigte das Maſs Ihres Geistes bey einem sehr vertrauten Züricher Freunde, den auch Sie kennen; hier wurde meine Aufmerksamkeit Hochachtung, und ich suchte Sie. Unsre Unterredungen leitete ich auf Bücher und Gegenstände, welche zur Entdeckung des Characters Ihres Geistes und Herzens mir Hülfe leisten konnten. Es misfiel mir zwar ein wenig, da Sie mir bisweilen Complimente machen wollten, deren Unbegründetes wir beide gleich gewiſs erkennen. Sie wurden aber mit denselben von Tag zu Tag sparsamer; ich fing an, Ihre Seele in Ihren Augen zu lesen und die stolze Bemerkung zu machen, Sie wären nicht ganz gleichgültig gegen mich. Nun erlauben Sie mir das freie Bekenntniſs, daſs ich Sie von ganzem Herzen, mehr als meine übrigen auswärtigen Bekannten und Freunde alle, liebe. Erlauben Sie mir den warmen Wunsch, so vertraut mit Ihnen, als mit meinem eignen Herzen sprechen zu dürfen; Ihr Freund so gut als mein eigner zu heiſsen, vom 10. May 1773 bis an unsern Tod eine neue, groſse, wichtige Epoche meines Lebens von Ihrer Freundschaft anzufangen. Ich nenne viele Freunde, ich gestehe Ihnen, daſs ich an wenige glaube; an Sie aber glaube ich so stark, daſs, wenn Ihr Herz nur unveränderlich ist, ich Ihnen im Vertrauen den allerobersten Platz unter allen meinen auswärtigen Freunden geben und Sie zu meinem Vertrautesten machen möchte. Ich habe lange den Umgang eines Freundes der Weisheit gewünscht, der mir ungefähr gleich an Jahren, die gleiche Bahn des Lebens mit mir durchwanderte und in dessen treuen Schooſs ich meine Entwürfe und Ueberlegungen, Vaterland, Wissenschaften und menschliches Geschlecht betreffend, mit freundschaftlicher Freymüthigkeit ausschütten könnte. So dürstet in der Wüste von Irack ein Beduinischer Araber nach einer erlabenden Quelle, wie ich, o Freund! nach Ihres Gleichen verlangte. Es gibt kein Hinderniſs unserer Freundschaft in der Welt, wir beide können schreiben, Bern und Valeires liegen nicht jenseit des Weltmeers und wir sind Eidsgenossen. Eidsgenossen, theurer B.! im engsten Sinne wollen wir seyn. Es sehe kein Mensch die Briefe, welche das Gemälde unsrer Herzen enthalten; unsre Tugenden und Fehler, unsre guten und unvollkommnen Gedanken und Entwürfe, unsre freundschaftlichen Ahnungen und Zurechtweisungen erzählen. Ich zeige mich

Ihnen, so fehlerhaft ich bin, offen und frey. Soll Freundschaft unter uns seyn, so schlagen Sie ein, so öffnen Sie, so ganz wie ich, Ihr schönes Herz gegen meins, das sein Verdienst darin setzt, ganz Ihnen zu gehören. So gut, besser vielleicht, als Lavater die Physiognomien, unterscheide ich den natürlichen, redlichen Ausdruck der Freundschaft und die erkünstelte, durch Zeit und Herkommen festgesetzte Sprache der groſsen Welt. Der groſsen Welt! Lassen Sie uns beyde, edler Freund, mit Glanz und Ehre auf dem groſsen Schauplatz erscheinen, unsre Freundschaft sey aber altmodisch, nicht wie der groſsen Welt, sondern wie der wenigen Edeln Freundschaft. Ihr groſses Herz mahne mich auf die richtige Straſse zurück, wenn zu viele Lebhaftigkeit mich von derselben entfernen will. Wir wissen beyde mehr als unsre Mitbürger, bey weitem aber nicht alles. Gemeinsame Beobachtungen leiten uns vielleicht weiter, als Arbeit ohne Unterstützung und Beyspiel. Wir wollen die Annalen unsrer Lectüre führen und dieselben uns mittheilen, Urtheile und

Bemerkungen über unsre Verfassungen. Fragen Sie mich über alles, was Sie vergeblich suchen, oder sonst gerne wissen möchten. Soll ich Ihnen bisweilen den Saft der Helvetischen Chroniken, übersetzt in Deutsch, übersenden? Soll ich bey Ihnen in Valeires am Herbst Italienisch und Englisch aussprechen lernen? Schreiben Sie mir was Sie wollen, es sey nur aus Ihrem Herzen und mit Ihrer Hand geschrieben. Wollen Sie mich, wie Sie mir zusagten, den Catalog Ihrer Bücher einsehen lassen, ich gedenke der Erinnerung sehr wohl, welche Sie dabey machten. Seyn Sie überzeugt, daſs Ihre Gelehrsamkeit, so wenig als der Adel Ihres Hauses — daſs allein der Adel Ihrer Gesinnungen Ihnen mein ganzes Herz in einem Grade gewonnen hat, den ich Ihnen nicht beschreiben kann. Der angenehmste Theil Ihrer Briefe wird derjenige seyn, welcher von Ihrer eignen Geschichte handelt. Darf ich Ihnen zusenden, was ich von Zeit zu Zeit drucken lasse, und wollen Sie mich auch ohne Nachsicht richten? Sie vermögen alles über mich. Nichts entzückt mich wie der

Gedanke jener seligen Zeit, die ich mit Ihnen noch einst auf Ihrem Landgute im einsamen Cabinette zubringen will.

Ich küsse Sie, mein theurer B.! indem ich Sie in Gedanken an die Brust drücke, in welcher ein so getreues Herz für Sie schlägt.

Bessinge den 2. Nov. 1774.

Liebster! Ihr Deutscher Brief hat einen niederschlagenden Nachdruck; mein Auge weinet nicht, aber meine Seele. Mein einiger Freund, versprechen Sie mir, ohne mein Vorwissen keinen entscheidenden Entschluſs zu fassen; ich will nichts werden in gleichem Augenblick wie Sie, wenn der Hauch der Gottheit verfleugt; ich will das Universum unter tausend Metamorphosen an Ihrer Seite durchwandeln, wenn sich diese unsre Seelen gleich Schmetterlingen entwickeln; ohne Sie werde ich nie glücklich seyn, bey Ihnen immer des Unglücks Linderung finden. Versprechen Sie mir, Freund, die Bitten in meinem Brief aus Genthod; meine Seele wird alsdann alles mit unabhängiger Gleichgültigkeit ansehen. O wie viel bittrer die trocknen Thränen des Herzens! Vergib! Vergib mir meine Thorheiten! Und sintemal wir aus allen Bürgern des Erdballs uns einander abgesondert; so trennen Sie Ihr Schicksal nie vom meinigen. Ein Ungewitter zieht sich gegen mich auf, denn seit mehr als zween Monaten habe ich keine Briefe. Diese Widerwärtigkeiten werden mir leichter, weil Sie ähnliche tragen. Soll ich Ihnen gestehen, daſs ich meine Schriften auch darum leserlich und systematisch ordne, um ohne Unordnung zurückzuwissen, diese langweilige, verdrieſsliche Welt auf den ersten Wink meines Freundes zu verlassen. Schreiben Sie mir, das ist, gieſsen Sie in meine Seele Balsam.

Ihr Deutsch ist die Schreibart eines beklommenen Herzens, nach der Lesung des rauhen Alfreds: sie flieſst nicht, sie stürzt vom Gotthard herab; hoch ist sie wie er, nicht unnatürlich, aber sie schleppt sich zu schwerfällig durch den Sand unnützer Beywörter. Sie haben unrecht, nicht die Griechen zu lesen und Deutsch genau nach demselben Genius zu schreiben. Die gute Schreibart kommt von selbst aus einem Kopf voll Ideen, Bilder und edeln freyen Wörterfügungen der andern ein- und ausländischen Sprachen.

Sie sollten statt nach Italien nach Deutschland reisen, an der Weser und Elbe würden Sie sich mit der Aar besser versöhnen. Es ist übrigens im ganzen Deutschen Reich eine unbezweifliche Geistergährung, ich weiſs nicht, ob die Organisation die Feinheit der groſsen und schönen Genies hat. Eine ganze Schaar Jünglinge widmet sich mit groſser Hoffnung der Geschichte. Es miſsfällt mir derselben Verachtung gegen die groſsen Ausländer. Präſidenz ist nicht das Gepräge des wahren Personalverdienstes. Einer schrieb mir: „Was soll ich vom *Esprit des Loix* sagen? Montesquieu's Wort ist Marktschreierey gegen dem, was geschehen und gestiftet werden könnte.“ S***r selbst erkannte seine Gröſse nicht. Ich aber finde Montesquieu tiefer, je weiter ich grabe, besonders aber von der groſsen Welt in Nebendingen und im

Ton, mehr als kein Deutscher jemals unterrichtet.

Iselin beurtheilt ihn auch so nachtheilig und empfiehlt mir an seiner Statt die Oeconomisten und eine mir nicht bekannte Physiocratie.

Berenger hat Rousseau's Betragen gegen sein Vaterland durch Briefe desselben gerechtfertigt und beschrieben.

Es wird Sie nicht gereuen, Ferguson aufmerksam durchzulesen; wenigstens vom Anfang der historischen Abschnitte. *S. Foix's Essais* machen Ihnen gewiſs Vergnügen.

Hier gute Nacht, mein B. Schreiben Sie mir oft, ich bitte Sie nicht mehr aus Ihrem Herzen, es ist unsre gegenseitige Art.

Dieser Voltaire in seiner Geschichte unterscheidet niemals, ob ein Geistlicher ein Verbrechen aus Religionsprincipien oder allgemeinen Passionen begangen? Von andern groſsen Männern redet er bisweilen in einem Ton, als wenn er allein gelesen werden müſste.

In einer Wallfahrt hat s' mich verlor'n.
Da ward die Alt schier unsing wor'n; *)
Sie weint' um mich schier ein ganz Jahr.

Endlich ich doch gefunden war
Von einem armen Hirten hie,
Der war so reich gewesen nie.
Er danket Gott und hub mich auf.
Und bracht' mich hin mit starkem Lauf
Zu seinem Freunde in die Stadt,
Der mich ihm abgewechselt hat,
In rechtem Weg' und treuem Muth,
Daſs es dem Hirten kam zu gut.
Also mich der fromm' Mann behielt.
Er war nicht karg und war nicht mild, **)
Er braucht' sein Geld zu Nutz und Noth,
Zu Ehr' und Freud' und danket Gott,
Wie glücklich's ging und was er g'wann,
Er hängt doch sein Herz nicht dran,
Hatt' uns wie andern Hausrath lieb.
Auf dreyzehen Jahr ich bey ihm blieb,
Bis ein's Jahrs ein' groſs' Theurung kam,
Da mich der Mann sammt sieben nahm
Und zu 'nem reichen Wuchrer ging,
Und uns mit groſser Bitt' empfing
Von diesem Wucherer ein Simmer Korn.

---

*) worden. **) verschwenderisch.

Bessinge des Mittwochs.

— — — — Einer der allerbesten Deutschen Schriftsteller ist Winkelmann, hauptsächlich, weil er ohne Studium der Grammatik seine wohlgebildete Seele mit der gesunden Milch der alten Literatur zu der Stärke aufnährte, welche die Nachwelt mehr als die heutige an ihm verehren wird. Zur Bildung der Schreibart ist Plutarch Tacitussen vorzuziehen; denn ein Vater, welcher dem Volk wie seinen Kindern mit einiger angenommenen Weitläuftigkeit die alten Dinge erzählt und Gutes anräth, nimmt ein, und die Räthe und die Bürger lassen sich von ihm leiten; der aber, welcher wie Gott Orakel spricht, entsetzt die blöden Seelen, und sie fliehen vor ihm wie schüchterne Schafe vor dem Wiehern des Pferdes, oder dem Gebrüll des Monarchen der Thiere. — — —

---

*Bessinge, den 1. Dec. 1***.*

— — — Die Encyklopädie sehe ich als eine Quelle des Umsturzes der Französischen

Monarchie an. Alle innerlichen Unruhen, welche Liguen gegen das gemeine Beste veranlassen, kommen von Leuten her, welche die Regierung und Politik zu kennen glauben, aber nur von Fernem ein Ganzes ohne die Lünette eigner Erfahrung in Details gesehen haben; so, daſs ein Minister, welcher nicht neben den groſsen Angelegenheiten der Republik auch die Handwerker alle kann kennen lernen, eine Encyklopädie wohl anwendet, der gemeine Meutmacher aber sich durch solche Lectüre zur Staatsreformation berufen glaubt; es ist daher richtig, daſs der Staatsmann den Fortgang superficieller und bloſs allgemeiner Kenntnisse einschränke, wenn nicht alle Details im Gemeinen- und Privatwesen verderben sollen. Aus Mangel dieser Details über die alten Zeiten halten die **** ihre thörichten Lobreden der alten Einfalt. Aus Mangel der Details über die Berner Verfassung und Historie gedachte Henzi sie zu stürzen, und hätte sie so wenig als Peter Kistler verwalten können. Diese superficiellen Kenntnisse erzeugen bey der Nation, welche sie am Universalsten besizt, die Schaar nichtssagender Declamatoren und das Ding, so sie Chaleure nennen. Und weil sich solches auch unter der tugendhaften Berner Jugend einfindet, als wünsche ich, daſs sie vor Ihrer Empfindlichkeit, vor Ihrer Imagination, vor Ihrer Ueberzeugung selbst auf der Hut seyn und sich nicht durch die Lava beredten Wortgepränges, so die Herzen erwärmen, nicht aber befruchten mag, hinreiſsen lassen; ich wünsche zweytens, daſs Sie vor diesem Ding im Nothfall auch mich warnen, und drittens, daſs wir alle Beyde uns vor dem entgegengesetzten Fehler hüten, in welchen viele Andre fallen und den ich Enthusiasmus für Kaltblütigkeit und steife Gravität nenne.

Genf, den 20. Dec. 1774.

— — — — Wenn ich Stundenlang Schweizerhistorie studirt, so bin ich mehr werth, als wenn ich Stundenlang Machiavell studirt habe. Jene bringt mich in solche Verbindung mit dem Vaterland, daſs ich mich oft freue, daſs Sie anfangen, es besser zu lieben. Dies würde mein Trost und meine Aufmunterung seyn, wenn ich endlich gleichfalls vorzöge, in meiner kleinen Republik der Erste, lieber als in einem Kaiserthum der Tausendste zu seyn. Wenn endlich ich mich entschlöfse, in einem Winkel der Erde durch Verdienste und gute Thaten die Achtung und Aufmerksamkeit der Grofsen, als auf einem glänzenden Schauplatz den Neid derselben auf mich zu ziehen. Wenn ich die Schweiz liebe, so liebe ich für meines Lebens Plan *placidam cum libertate quietem*, liebe die Wissenschaften und häusliche Glückseligkeit. Nach letzterm Plan liebe ich die Wissenschaften, insofern sie mir den Weg zur Gröfse bahnen, im erstern als die Lust meines Lebens, als die Nahrung meiner Seele, als das Gewürz des Umgangs und das Band der Freundschaft. — —

Mein Principium ist, nie zu sagen: diese Regierung ist gut oder schlecht; aber wohl: diese Regierung ist an ihrer Stelle an dem Ort, wo sie ist. Alle schlechten Regierungen sind es geworden nicht durch Verkehrtheit der ersten Einrichtung, sondern durch Ausartung der Gesetzgebung.

Was Sie mir von den Vorzügen eines Staats, wo alles gleich sey, schreiben, ist eine fanatische Schimäre, welche Ihnen Rousseau beygebracht hat. Ein solche[illegible] Staat hat nie existirt. Nirgend ist die Ungleichheit gröſser und chokanter als in den Popularständen. Nie hat eine Demokratie länger als 5 Minuten subsistirt.

Eure Metaphysik ist mir unerträglich. Seit Plinius geht niemand mehr so nahe zum Vesuv, seit Empedokles stürzt sich niemand in den Aetna; aber obwohl selbst Leibnitz in den Abgründen der Metaphysik versunken, und selbst Bonnet in ihren Labyrinthen sich bis zu Recherche verirrt, lassen Sie sich doch bereden, in unsrer sublunarischen Welt zu bleiben und reden und schreiben und handeln zu lernen, wie's Cicero und Machiavell lehren. — Also bekehren Sie sich von Trembley's Cahiers zu meinen.

Genſ, den 26. Dec. 1774.

Ich befinde mich sehr wohl. Alle meine Uebel an Leib und Seele kommen von Ennui, wenn ich mich auſser meiner Stelle befinde. Sie ist der Schooſs der Freundschaft, ein Buch in meiner Hand. Mein Freund, Sie haben wahrlich vollkommen recht. Nichts als diese beyden Puncte können mich glücklich und Andern nützlich machen. Meine Lebhaftigkeit kann Fortunens langsamen Gang nicht auswarten. Meine Tugenden selbst würden mein Unglück machen, weil die Gröſse des Verdienstlosen, weil die Unwürdigkeiten, welche empfehlen, weil manche moralische Schwäche der Hohen mich ärgern und martern würden. Es scheint mir Ruhe und Glück, Vergnügen und innerer Werth durch den Weg der Wissenschaften weit leichter, sicherer und für mich schicklicher zu erreichen. Machiavell und die Ehrsucht hatten mich einige Monate verdorben. Die Historie, die geheime Chronik verschiedner heutigen Höfe, Bonnet, Ihre Freundschaft und die Schottländer und Engländer machen mich wieder tugendhaft und brav. Welche Ruhe, welche Munterkeit, welche Geisteserhebung mir die Philosophie giebt, kann ich Ihnen nicht ausdrücken!

Was mir den Umgang der Welt, aus welcher ich diese Stunde komme, besonders angenehm macht, ist nicht allein, daſs ich dadurch meine Kenntnisse vermehre, es ist besonders auch mein Glück in dieser Welt, und ich erhalte bey Trembley Polyge, bey Bonnet, bey Clason weit süſsere Belohnungen, als mir das Zulächeln der süſsesten Petitmaitressen gewährten. — — —

Was sagen Sie? *avec un bon esprit on a beaucoup de peine à être bon homme.* Sie, der Bonnet kennt? Sagen Sie nicht: *que les études donnent des défauts au caractère,* sondern: „Beredte Sprecher idealischer Philosophie, oder politischer Schimären machen Jünglingen die Welt, so sie viel anders finden, und diese Jünglinge der Welt, die sie nicht brauchen kann, unerträglich. Hievor präservirt das Studium detaillirter Geschichten und die Begierde denen, welche man sich zu Freunden wünscht, zu gefallen." — — —

Genf, am Dienstag 1775.

— — — — Dieser Rousseau lehrt mich eine einige sehr groſse, nicht genug von mir bedachte Wahrheit — die groſse Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt, sind sie nicht Alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füſsen, und lernen — nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt, wie Gott Jupiter seine Donner. So will ich denn dieses groſsen Instruments mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gesammelt, von Erasmus bis auf Leibnitz geschrieben, von Leibnitz und Voltaire bis hieher raisonnirt; so will denn ich — sprechen. In unsern Alpen rollt der Donner und wiederhallt durch ganze Cantone; aus ihren Eingeweiden ergieſsen sich der Rhein und die

Rhone, sie stürzen von den Felsen der Eidgenossen mit majestätischem Brausen in die niedern Flächen der Germanen und Belgen: warum denn, o Freund, gleicht die Sprache selbst unserer schönen Geister nur dem Staubbach, spritzt blos nassen Staub in die Augen, reiſst nicht die Herzen fort? Die Germanen wollen hinreiſsen, aber ihr Strom flieſst durch ein unebnes holprichtes Bett, und wer ihm folgt, bleibt stecken und wird zerfleischt. Unweit meinem Vaterland fällt der Rhein 80 Schuhe vom Felsen herab; wenn die Sonne aufgeht, glänzt der Schaum seiner Wellen wie Iris; keine Gewalt widersteht ihm; Fische, Schiffe, was ihm naht, reiſst er hin: der erstaunte Fremdling verliert Gegenwart des Geistes und nähert sich mit Schauder. Mein Nutzen von S. sey dieser Laufer, der mich lehre, was Cicero und Quintilian im stillen Cabinet, «wie die Beredsamkeit seyn müſste. In der That, ich theile meine Geschäfte in zwey Abschnitte: 4—5 Stunden täglich schreibe ich Historie: weniger nicht, denn wahrlich ich darf nicht schlafen, wenn ich dies Werk zu rechter

Zeit vollenden will. Die übrige Zeit, so ich nicht in Gesellschaft zubringe, wende ich zum Studium der groſsen Redner und der Werke des Geschmacks oder Genies an. Wenn ich Historie lese, so trachte ich besonders nach wohlgeschriebenen Schriftstellern von den Revolutionen der Völker, welche zugleich Staaten und Menschen zu beobachten wuſsten, und deren Originalcharacter dazu beytragen mag, den meinigen zu bilden. Euch beschwöre ich, mir zu sagen, was ich vielleicht versäume oder übertreibe, mit Einem Wort: ich will, daſs alle Welt Gutes von mir sagen soll, ausgenommen Ihr — — —

Gott bewahre unsre Republiken vor Patriotismus. Hamilton fürchtet sich vor der Reflexion, weil sie seinen Nerven weh thut. Alle unsre Republiken haben Nervenkrankheiten, und ihre lange Ruhe hat ihre Muskeln ganz afficirt und das warme Blut, so am Morgarten und vor Murten fürs gemeine Wesen brannte, erkaltet. Tiberius wollte seine Todesstunde verhehlen und aſs mehr als er gewohnt war; hierüber starb er.

Erst*) meynt' ich Armer wär' verlor'n,
Denn unser Gulden etlich' tauset
Dieser Wuchrer zusammen mauset
Und uns gar härtiglich verschloſs
In ein' eisern' Truhe groſs.
Er schund und schabt' wo er nur kunnt'
Ganz unverschämt, dieser Geizschlund.
Zehen Jahr hatt' er mich in Hut,
Hatt' bey uns weder Freud' noch Muth.
O wie hört' ich zu Nacht oft wemmern**)
Den Filz, griesgramen, seufz'n und jämmern,***)
Wie er mehr Gut's zusamm' möcht' scharr'n.
Oft dacht' ich mir: des groſsen Narr'n,
Er hat genug, hat doch kein' Ruh'.
Indem da schlich der Tod herzu;
Er starb und fuhr, weiſs nicht wohin.
Zwey Söhn' hatt' er, die erbten ihn.
Und zwey Eidam', die wurden rechten. †)
Um die groſs' Hab' zanken und fechten.
Da wurd' dem G'richt und den Juristen
Von dem Gut auch g'füllt ihr' Kisten;
Denn sie das G'richt längten und bogen,
Und etlich' Jahr' dehnten und zogen.
Bey'n Söhnen ward ein Banketir'n,
Ein Schlittenfahr'n und Burschir'n.

---

*) Nun erst. **) wimmern. ***) jammern.

†) fingen an zu prozessiren.

So zerstört vielleicht die Debauche der Patrioten unser Vaterland, welches keine Excesse mehr erträgt. — — —

Winkelmann, Lebret, *the Life of Cromwell*, *Historia della casa dei Medici* — senden Sie mir Sulzern nicht. Was will ein Mann zu Berlin über Künste schwatzen? Was sollen wir seine himmelhohen Theorien und kalte, todte Abstractionen! Einen bessern Mann sollten Sie mir senden — Ihren Gray. Ich bin in dies Genie verliebt, seit ich weiſs, was maſsen er, wie ich, Tacitus und Machiavelli allen Geschichtschreibern vorgezogen und den nächsten Rang dem Groſskanzler Clarendon gegeben.

Bonnet findet, daſs Sie ein ganz neuer Mensch sind, von einer Stärke und Nervosität, die er Ihnen nie supponirt hatte. Sie schreiben weit bestimmter und nachdrücklicher, als vor Zeiten; mir aber, befiehlt er Ihnen, sollen Sie Deutsch schreiben, um eine Uebung in dieser Sprache zu haben, ich aber, befiehlt er mir, soll Ihnen keinen einzigen Fehler verzeihen. Von Büffon kann er Ihnen seitenlange Beweise senden, wie unvollkommen seine Schreibart, wie unausgefeilt seine Perioden sind. Ich für meine Person möchte nicht so wie er schreiben, sondern so wie Ich. Um mit Beredsamkeit zu schreiben, rathen mir Bonnet und der Bonsens, aufmerksam Meisterstücke der Beredsamkeit zu lesen und mir weiter keine Mühe zu geben. Was wollen Sie mit Ihrer langen Tirade über diesen Punct? Was wollen Sie denn, daſs ich mache? Soll ich meinen freyen Nacken unter das Joch Sulzerischer Regeln beugen? Regeln folgen, oder solche geben? Muster copiren, oder werden? Der Geist, Freund, ist's, der den Styl lebendig macht, der Buchstabe der Regel ist nichts nütze. Madame Bonnet entschuldigt sich, daſs sie Ihnen den Brief noch nicht beantwortet, welchen Sie ihr schreiben wollen. Sie sind ein unwürdiger Mensch, der, sehe ich aus Ihren Briefen, noch nie mit Nachdenken den *Esprit des loix* studirt hat, und von Gesetzen redet. Ist er nicht der Prophet, der Apollo Pythius der Gesetzgeber?

Sie haben die Geduld nicht, in Ihrem Cabinet 3—4 Monate mit dem einigen Montesquieu, wie ich mit Freund Machiavell zuzubringen, daher Sie nothwendig zu Cologny eine Pension nehmen und mit mir Montesquieu und Schweizer studiren müssen. — — —

Genf, Sonntag Nachts 1774.

— — — — Ich sammle keine Facta, sondern Maximen zu guter Führung meiner eignen und öffentlichen Geschäfte; alles kommt darauf an, daſs wir die Dinge aus ihrem rechten Augpunct ansehen, so werden die Begriffe bestimmt und der Styl simpel und edel werden. Ich schreibe nicht mehr so viele Anmerkungen auf; gemeiniglich machen Collectaneen das Papier weiſser, als dessen Eigenthümer, und bilden Schriftsteller nicht Menschen; unglücklicher Freund, unglückliche Stadt, deren Obrigkeit, dessen Freund in fremdem und eignem Nothfall über seine Excerpte laufen muſs. Warum

Schätze sammlen, welche die Wellen verschlucken, das Feuer verzehren, ein umgeworfenes Dintenfaſs vernichten kann? Warum führen die Philosophen das gemeine Wesen übel? Warum ist das Genie seltner als im Alterthum? Weil Homer und Shakespear nicht *Adversaria* stoppelten, um unsterblich zu werden; weil ihr Genie nicht unter Folianten erstickte. Ich will observiren und die Bemerkungen tiefer in die Seele, seltner auf's Papier schreiben. Die Weisheit, der Werth des freyen Mannes von Genie soll in ihm selbst seyn, und die Tyrannen, welche Europa fesseln und fesseln wollen, sind nicht strengere Unterdrücker, als unsre eignen Vorurtheile und beschwerlichen Gewohnheiten. — — —

Seyn Sie so gut und fragen Sie mich nicht mehr über Deutsche Reichshistorie, bis Sie das beste Buch (in Schreibart und Geist, sagt man) über die Reichsverfassung: **Mosers Geschichte von Osnabrück**, die ich Ihnen nicht zum erstenmal empfehle, gekauft, gelesen und mir gelehnt haben. Unter den guten Stylisten müssen Sie den kräftigen **Friedrich**

Carl von Moser (nicht der gleiche), der Verfaſser des Herrn und Dieners, der Beherzigungen und Reliquien nicht vergessen. Gute Biographien haben die Deutschen, so viel ich weiſs, keine; eine erträgliche hat Schirach geschrieben; in seiner Sammlung stehen viele Leben, die Ihnen merkwürdig seyn müssen. (Schirachs Deutsche Biographie IV. 8.) Lesen Sie auch des Grafen von Bünau Leben Kaiser Friedrichs; der Styl soll nicht schlecht seyn. Gebauer in Göttingen hat König Richards (1253 — 1272) Leben und die Geschichte von Portugall geschrieben; wer kann solches lesen? Ein ſeiner Witz und eine gute Schreibart werden Ihnen die Brieſe über das Mönchswesen (1769. 8) lieb machen.

Cologny, den 21. *März* 1776.

— — — — Ich werde mit vieler Dignität und Simplicität zu schreiben trachten; *Gravitas* gefällt den Alten und Republikanern, und

„Selbst die Bosheit ungezäumter Jugend
Ehrt der Gottheit Bildniſs in der Tugend.“

Zugleich muſs ich durch meine Denkungsart imponiren, da meine Jugend nicht imponiren kann. Durch diese Arbeit muſs ich einen Character als Mensch und Schriftſteller vor dem Publicum und vor der Nachwelt annehmen, und die Art Menschen wählen, denen ich gefallen möchte. Meine Wahl ist getroffen, ich möchte denen gefallen, welchen Sallust und Tacitus, nicht denen, welchen Denina und Millot gefallen. Ich erschrecke, mein Freund, wann ich im 25. Jahr in jene Laufbahn trete, auf welcher im alten Rom, im neuen Italien, in Frankreich und England so groſse Männer ihre unsterblichen Lorbeern gesammelt haben; ich sehe ihre Schatten aufmerken, ob ich würdig sey, unter ihnen meinen Platz einzunehmen; ich stehe vor dem unerbittlichen Gericht der Nachwelt, welche mich mit jenen in Parallele setzen wird, und Infamie und unsterblichen Namen unpartheyisch zuerkennt; ich ſürchte, die Schatten unsrer

Altvordern möchten mich in meiner Nachtruhe verfolgen, wenn ich ihnen nicht Gerechtigkeit widerfahren lasse; ich präsentire mich nicht ohne Furchtsamkeit vor dem ehrwürdigen Publicum der groſsen Männer Europa's in unsren Zeiten, ich möchte alle aufmerksam auf mich machen, interessiren und gefallen; aber einem unbekannten Jüngling ist der Weg zum Geist und Herzen dieser Groſsen schwer zu erlangen.

Genthod, den 19. *May* 1776.

Bonnet läſst neue Beobachtungen über die Insecten drucken; 200 Seiten in 4. Sie sind so schön, wie ein Roman; die über die Spinne werden Euch in Erstaunen setzen.

Der groſse Haller schreibt ihm, er sey so einsam; sein Geist werde dadurch oft verfinstert, sein einiger Trost seyen die Bücher, er durchsehe seine Deutschen Schriften, aber er habe kaum noch Munterkeit genug, einige Phrases zu verbessern. Geht doch öfterer zu ihm, mein Lieber, laſst Euch doch beleuchten durch dieses ausgehende Licht; verlassen Sie das Genie des groſsen Haller nicht, ehe er sich in den Abgrund der Ewigkeit versenkt. Ich bin traurig, mein Freund, daſs ein Haller sterben muſs. Ich möchte für Euch und mich und Europa weinen, wenn ich diesen Verlust bedenke. — —

Genthod, den 6. July 1776.

— — — — Lesen Sie Ramlers Oden, und sagen Sie mir, ob seine Leyer nicht hoch und majestätisch tönt. Sie müssen die Ausgabe mit Lateinischen Buchstaben nehmen. — — —

Ich weiſs nicht, ob ich Recht habe, aber Winkelmann ist so unvergleichlich, so hoch, so tief, so ganz Mann von Genie, von so Griechischem Gefühl, von solcher Energie, so recht wie ein Verfasser nach meinem Sinn seyn soll, daſs ich fürchte, Sulzern nach ihm zu lesen. Er ist ganz Geist, aber Jener ganz Genie; und wo hat Sulzer sehen gelernt? Nicht unter den

Denkmalen alter Kunst, sondern in den Sandwüsten Friedrichs. Also was däucht Sie? Wie, wenn ich nur die Artikel läse, welche die Dichtkunst, die Beredsamkeit betreffen? Würde ich verlieren, wenn ich den Rest überschlüge? Viel verlieren? Sagen Sie mir das? — —
— — — — — — — — — — —

Genthod, den 9. July 1776.

— — — — Ich weiſs nicht, was ich lesen soll. Je aufmerksamer ich lese, desto seltner finde ich wohlgeschriebne Bücher und Werke des Genies. Bolingbroke's Briefe habe ich nicht vollendet. Er wiederholt siebenmal, und sein Styl ist mehr wohlklingend, als schön. Der Inhalt ist nützlich, aber nicht neu. Die Lectüre soll eine Nahrung der Seele seyn, aber eben deswegen soll man lauter kräftige Speisen wählen; Einige überessen sich, und Bonnet selbst bekennt, daſs Haller durch die Unermeſslichkeit des Lesens sein Genie fast erstickt habe. Der

König von Preuſsen liest gewisse Lieblingsautoren alle Jahr einmal. Ich habe nun Thucydidem kommen lassen. Dieser Griechische Tacitus wird mich viel Groſses lehren; er ist's, welchen Demosthenes achtmal copirt hat.

Ich finde, daſs der Schriftsteller, welcher erhaben denken und sprechen will, anheben muſs mit der Veredlung und Erhöhung seines eignen Geistes. Daher nähre ich mich auch von der vortrefflichen Philosophie Zenons und Sokratis, und wende alles auf mich selbst an. Ich halte eine gewisse Ascetik für nothwendig, um sich über die gemeinen Menschen zu erheben. — — —

Genthod, den 18. *July* 1776.

— — — — Ich habe den Homer angefangen. Saladin fragte mich heut', welche Schönheit ich besonders bey ihm bemerke? Ich bat ihn, mich lieber zu fragen, welche Schönheit ich nicht in ihm finde? In der Tasche trage ich den Epiktet. Ich ehre diese

Mit Jagen und mit Federspiel, *)
Ohn' Zahl nährten s' der Heuchler viel.
Bald ward dies groſse Gut verzehrt,
Als hätt' man's mit Besen abkehrt,
Und war in kürz' als Sand zerstreut.
Ein'm Schmarotzer ward ich zur Beut',
Der zog mich stets um in dem Beutel,
Der sonst ohn' Münz' war, leer und eitel.
Wo er ein'n Pfennig ausgab dermaſsen,
Muſst' ich mich allzeit sehen lassen,
Als hätt' er Haus und Scheuer voll.
Bey ihm war mir auch nicht gar wohl.

Ein alter Mann hatt' ihm geliehen,
Der that ihn vor Gericht umziehen,
Derselbe gab ihm an mir 'raus.
Da kam ich in des Alten Haus,
Drey Monat und ein Jahr gerad',
Da lös't er mit mir römisch Gnad'. **)
Also ich in dem Ablaſskram
Hineinkam zu dem Pabst von Rom.
Da wurd' ich einem Curtisan,
Ein'm wunderspitzfindigen Mann.
Er mich auf seinen Tisch oft klänget, ***)
Mit seiner Wag' schnellet und sprenget,
Sperrt' mich ein zu andern Dukaten.

---

*) Falkenjagd. **) Ablaſs. ***) klingen lieſs.

Stoiker sehr hoch, und finde in ihrer Philosophie Regeln und einen Trost, welchen ich lange vermiſst hatte. Ich bekehre mich täglich zur Schule Catons und Brutus. So oft ich mir etwas versage, so erhebt sich mein Geist, und der Mensch darf nur seine Vernunft fühlen, um göttliche Augenblicke zu genieſsen. Mehr aber, als selbst der Weisen Regeln, wirkt auf mich die Betrachtung meiner Bestimmung, und die Begierde, durch die Uebereinstimmung meiner Grundsätze mit meinen Lehren und meiner Lehren mit meinen Handlungen unser Vaterland zu unterrichten und zu ehren, mir selbst aber auf die folgenden Zeiten einen wohlverdienten Namen zu erwerben. — — —

Genthod, den 22. July 1776.

Ich bin traurig, mein Freund, über die Maſsen traurig; es ist nichts rührender, als der Tod eines Mannes von Genie. Dieser Sulzer, dieser liebenswürdige, dieser universelle, dieser tugendhafte Weise, den wir gesehen, mit dem ich vier Tage gelebt, mit dem ich gegangen, gesprochen, gelacht, geseufzt, empfunden, Hrn. Bonnets Freund, die Zierde unsrer Nation, ist nicht mehr. Er ist in seiner unberühmten Vaterstadt, auf seiner Heimreise nach Berlin, gestorben. Sulzers Tod sollte die Materialisten belehren. Wie, Gott sollte ein Genie, das sich so hoch vervollkommnet, auslöschen? Wenn ich an Sulzers Geist, an sein Gesicht, an seine Heiterkeit, an sein Herz, an seine Liebenswürdigkeit zurückdenke, so liebe ich die Wissenschaften und die Tugend zweymal mehr. Theurer B., so wollen wir denn unsre Seelen von dem Pöbel der sinnlichen Menschen absondern, so wollen wir denn in dem Licht der Wissenschaften und unter dem Trost der Freundschaft jenem Tag nahen, der auch mich, der auch Sie endigen wird. Mein gröſstes Glück ist, unter 800 Millionen Menschen Sie gefunden zu haben. Schon lang hab' ich mir nichts mehr übrig gelassen, das ich Ihnen übergeben könnte; so bestrebe ich mich denn, dem, was ich Ihnen gegeben, einen höhern Werth zu geben. Hier in der Einsamkeit der Schattenhütte, von aller Welt abgeschieden, und allein zwischen der Erde und den Sternen, versprich mir und ich verspreche Dir, daſs unsre Seelen, welche sich nie trennen werden, sich auch ohne Unterlaſs wechselseitig vervollkommnen sollen. Es ist uns von Demjenigen, welcher die Dinge dieser Welt verkettet hat, aufgetragen worden, Freunde zu seyn, und uns glücklicher zu machen, das ist, weise und besser. So wollen wir denn nicht wie Jedermann Sulzers Tod mit einander bedauern.

— — — — — — — — — — —

Gestern hab' ich angefangen mit Herrn Bonnet, Sulzers Memoire in den Schriften der Academie zu lesen. Montesquieu schreibt immer als Genie, Sulzer wie einer der alten Weisen aus der Schule Sokrates, welche mit den Lesern sich unterreden; Haller wie ein Mann, der lebenslänglich Auszüge gemacht hat; Leibnitz ohne alle Sorgfalt. Die Abhandlung, welche wir von Sulzer gelesen, ist über das Genie; vortrefflich, reich an Keimen neuer Bemerkungen, welche er selbst nicht immer gemacht hat. Ueberall sieht man den Verfasser des zu „kurzen Inbegriffs der Wissenschaften" und der Theorie, den Kenner der Alten und der Künste, endlich den Professor; die Wendungen des Genies sind selten bey ihm, ich möchte bald sagen nie. So können Sie nicht schreiben, ich auch nicht; unsre Art hat mehr Aehnlichkeit mit Montesquieu's seiner. Ohne es zu wissen, schreiben Sie oft wie er, und die Schriftsteller gefallen Ihnen oft in dem Maſse, in welchem Sie ihm mehr oder weniger gleichen.

Dieser Montesquieu, Tacitus, Livius, Justinian, Blakstone, Machiavell, alles Groſse, was das alte Griechenland, was das ewige Rom, was unser energischer Norden, das freye Britannien, die Französische Monarchie und der Deutsche Fleiſs hervorgebracht haben; alles, was nach den vielen barbarischen Verwüstungen durch den langen Lauf von dritthalb tausend Jahren von den tiefſinnigen und wohlgedachten Arbeiten so vieler groſsen Männer bis auf uns herunter gekommen ist, alles das, mein Freund, ist vor uns ausgebreitet und zu unsrem Unterricht offen. Die ganze alte Welt und alle vergangenen Alter haben für uns gearbeitet, und der, welcher das alles erhalten hat, er sey wer er will, ruft uns zu: Lies und werde klug! — —

Genthod, den 8. *Aug.* 1776.

— — — — Le Kain im Tankred hat mich entzückt; als Zamore hat er mir misfallen; der Letztere fühlt, spricht mit Lebhaftigkeit, hat eine edle offne Miene, ist der liebenswürdigste und gröſste Charakter im ganzen Voltaire; und Le Kain spricht wie ein alter Tyrann, noch dazu langsam, hat ein abscheuliches Gesicht, ist alt, über die Natur, nur weil er nicht anders kann, aber nicht mein Zamore. Aufresne hätte das vielleicht besser gemacht; ich aber möchte Zamore von Niemand spielen sehen, als von Ihnen oder von Kinloch. Das abscheuliche Parterre klatschte, so oft Le Kain schrie, und war mausestill, wenn er in einiger Gelassenheit die gröſsten Gedanken und Gefühle hersagte. Stellen Sie sich vor, man hustete, man schwatzte, als Guſsmann sprach:

„l'Americain farouche est un monstre sauvage,
Il mord en frémissant les fers de l'esclavage."

Wenn das zu London oder zu Charlestown itzt gespielt würde? Ich liebe das Theater erstaunlich, und kann es nicht besuchen, weil ich nicht genug Geld habe. Die Caumont hat sich sehr gebessert; sie wurde bewundert, und Voltaire selbst tönte mit Freuden in seiner Gespensterstimme: *„C'est bien! voila qui est beau!"* Ich betrachte den Voltaire fast nie ohne Rührung und stille Thränen: der Sänger Heinrichs, der Freund Friedrichs, der Geschichtschreiber des Ludwig in seinem ehrwürdigen Greisenalter, umgeben von Bewunderern und sicher der Nachwelt, und erhaben über alle seine Feinde und Neider, entzündet in mir mehr edle Entschlüsse als alle theatralische Kunst. Von den kleinen

Pièces kann ich Ihnen nichts sagen, als daſs ich nie bleibe; wie könnte ich lachen eine Viertelstunde nach dem Tod Tankreds und nach dem Schmerz Alvarez's?

Wann ist Deine Seele einsam, Edelster der Menschen? Meine ist's nie, seit ich Dich liebe. Du, mein B., Du bist mein Apollo, meine Muse, mein Licht, mein Selbst mehr als ich's bin, und was bist Du nicht, da Du mein einziger Freund bist! Was ist entzückender und unschuldiger, als die vertraute Ergieſsung zweyer tugendhafter Herzen? Ohne Zweifel, diese Welt ist die beste, weil Gott den Menschen das Vermögen der Freundschaft gegeben. Liebe mich, meine Seele, so lang' ich die Tugend liebe!

Genthod, den 19. *u.* 20. *Aug.*

W. irrt mit der höchsten Metaphysik, ja Geometrie in der Historie herum. Es ist ein wichtiges Beyspiel für mich, damit ich mich nicht im gleichen Empyräum vertrabe, zu den

Sinnen spreche, populär schreibe und wie die Alten den practischen Nutzen erwäge. Hievon hat W. das Gegentheil gethan; es ahnt mir, die Zeit kömmt, da es in der Historie Scholastiker geben wird, wie vormals in der Philosophie. Diese misbrauchen den groſsen und ehrwürdigen Namen des Stegyriten; jene werden so thun mit dem Namen Montesquieu's. Alle alten Grundsätze werden in ein metaphysisches Gewand gewickelt werden, neu scheinen, alt seyn, und unverdiente Reputationen machen. Es ist fast unmöglich, diese neuen Politiker und Historienschreiber zu beurtheilen; so blenden sie, so subtil ist ihr Spinngewebe, so durchsichtig, so unbegreiflich ist ihr Lehrgebäude. Ich, mein Freund, habe mich zur alten practischen Weise entschlossen: Cäsar und Demosthenes werden Statüen haben, wenn W. und S. vergessen seyn werden. Meine erste Sorge soll allezeit die Einfalt seyn; die andre, die Kraft.

Noch eins, die politische Historie wird ihren Linnäus bekommen, Männer, welche sie vervollkommnet zu haben meinen werden, wenn sie

sie classificirt und wunderbare Nomenclaturen ersonnen haben. Alle diese Vorurtheile kenne ich aus eigner Erfahrung, und in den Schriften der Gelehrten finde ich, daſs Viele diesen, von mir verworfnen Vorurtheilen noch unterworfen sind. Dieser Anblick macht mir Verdruſs; Irrthümer und ihre Folgen machen mir ihn immer. Durch solche Methoden wird das menschliche Geschlecht seines Catechismi der alten Erfahrung beraubt.

Genthod, den 27. Sept. 1776.

— — — — Ueber den Livius urtheilen Sie genau wie ich. Nicht an Genie, sondern an Character sind überhaupt die Alten unsre Meister. Sie schrieben für das gemeine Beste, wir schreiben für die *Après-diners.* Allein Hume nehme ich aus: der schreibt, als wenn es ihm faſt Ernst wäre. Nur zur Zeit Livii verging das gemeine Beste. Daher verliert er allen Vorzug vor uns. Noch viel mehr verliert er ihn, wenn wir seine rhetorische Aengstlichkeit erwägen; denn daſs nicht der Verfall des Staats die Hauptursache seiner Mittelmäſsigkeit sey, beweist in noch verdorbenern Zeiten die groſse Seele Taciti. Wie viel besser ist übrigens der Commentar, als der Text, wenn wir die erste Dekade mit den *Discorsi* darüber vergleichen. — — — — — —

Genthod, den 20. *Oct.* 1776.

— — — — In den jüdischen Capiteln ist viel Ungereimtes, viel Falsches; noch mehr aber Wahres und unrecht Verstandenes. Wir müssen das mit einander lesen; die Historie dieses Volks in einer abendländischen Schreibart wäre sehr merkwürdig. Moses war ein groſser Mann, auch erkennt ihn Machiavell dafür. Die Verfassung zwischen der Einnahme des Landes und Saul ist unerhört. Die Gesetze sind sehr politisch, die Anstalten gut, die Dichter wahrhaft begeistert und die Redner rührend. Aller Ruhm ihrer groſsen Männer ist aber durch der Christen Thorheit und besonders durch die Commenta-

Bald wurd'n wir dem Kriegsvolk verrathen,
Als man Rom stürmet und gewann,
Ward ich zur Beut' einem Hauptmann.
Derselbe acht't das Geld nicht theuer,
Er gab's von sich, als wär' es Spreuer. *)
Eh' er Deutschland erreichet nur,
Da stieſs ihn an die Bräun' und Ruhr,
Eilend und arm starb er dahin.
Wie's Geld herkam, so ging es hin.
Ich, Gulden, wurd' zu Theil' sein'm Arzt.
Derselbe war der allerhart'st'
Und mäſsigst' Mann; derselbe nun,
Der gab mich seinem ältsten Suhn,
Sollt' auf der hohen Schul' studir'n.
Daselbst thät er mich verhoſir'n **)
Bey schönen Frauen frech und geil.
Da wurd' ich einer Hur' zu Theil';
Damit kauft' er sich heimlich Leiden,
Mit: Sehnen, Eifern, Klaffen, Meiden.
Da sah und hört' ich alle Stund'
Wie sie die G'sellen äffen kunnt',
Ihr kein'm war sie treu oder hold,
Denn so weit reicht' sein Geld und Gold.
Wer nicht mehr hätt', den lieſs sie wandern,
Und gab ein'n Narrn um den andern.
Sie bog mich z'sammen an ein' Schnur,

---

*) Spreu. **) verschwenden.

toren vernichtet worden. Es ist ein betrübtes Schauspiel, so viele Thaten einer vormals mächtigen Nation verunstaltet zu sehen. Der Aberglauben und die Unwissenheit haben dies Volk zur Zeit der Macedonier angefangen unter alle Nationen zu erniedrigen. Von dem an verdient es alle Verachtung der groſsen Alten.

Wie wenn man besonders die Geschichte der alten Redekunst, der alten Metaphysik, der alten Historien und Politik schriebe? Es ist wahr, das Mittelalter reizt mich auch, so viele groſse Namen der Vergessenheit zu entreiſsen, auf unserm Boden, unter unsern Vätern Beyspiele der gröſsten Tugenden aufzustellen, welche uns selbst unbekannt waren. Auch habe ich oft gedacht, die Historie der Gesetze zu schreiben. Am meisten reizt mich freylich die Manier Bakons und Leibnitzens, welche nicht Jahre verschwendeten, alles, was über eine Wissenschaft gesagt worden, zu sammeln und zu verdauen, und ein mühseliges System aufzuführen und zu erweisen; sondern sie verbreiteten die Strahlen ihres Genies über viele Zweige der menschlichen Erkenntnisse, beobachteten allenthalben, öffneten überall Aussichten und lieſsen Jahrhunderten Materien zum Nachdenken. Ich liebe sehr diese Manier; so schrieben die Alten: der halbe Plutarch, der halbe Xenophon und Dionysius, der ganze Cicero bestehen aus solchen kleinen Tractaten. — — —

Genthod, den 6. *Jan.* 1777.

— — — — Wir lesen Hume, einen groſsen Geschichtschreiber, z. B. beym Tod der Maria Stuart, des Grafen von Essex, Carls I. und in den Anmerkungen zu jeder Regierung; aber er ist entsetzlich gedehnt. Maria Stuart hat in Schottland unter diesem theologischen Volk lauter Dinge gethan, die ich fähig wäre zu begehen; auf ihren Irrwegen hab' ich mich fast allemal auch gefunden. Ihr aber sahet vor etlichen Jahren, und fast jetzt noch, genau dem Essex gleich; es hat mich so frappirt, daſs ich ihn von Herzen lieben muſste. — — — — —

Genthod, den 3. Febr. 1777.

— — — — Ihr Enthusiasmus für die Historie von Schottland beweist, daſs Sie die groſsen Meister noch nicht ganz studirt haben. Wenn Sie Dalrymple noch nicht gelesen haben, so lesen Sie ihn; er ist so schön, daſs die Grazien seines edlen Characters mich bewegen, ihn sogar dem Hume in diesem vorzuziehn. Ich biete Sie auf, *the ryehouse plot* ohne Thränen zu lesen, oder bey der Revolution nicht bewegt zu werden bis in Ihr Innerstes. Lassen Sie sich sogleich Heilmanns Uebersetzung vom Thucydides geben: lesen Sie diesen groſsen Mann, studiren Sie die Reden; folgen Sie ihm in seiner Kunst, den Griechen in aller Kraft ihres halbwilden, halbgötterähnlichen Characters; seyn Sie aufmerksam auf die *causes de la grandeur et de la decadence d'Athenes*, im ersten Buch, und in Perikles Rede über die Todten bedenken Sie, was Cicero im *Orator* und im Buch *de claris oratoribus* über meinen Thucydides urtheilt, und wie selbst Dionysius, der in der Jugend gegen ihn geschrieben hatte, im Alter ihn nachahmte. Grundsätze sind allenthalben; nehmen Sie sogar die Rede Cleons und die Rede des Syrakusaners. Welches Meisterstück rührender Beredsamkeit ist nicht jene Rede der unglücklichen Plataeenser an ihre Regierer? — — — — — — —

Genthod, den 27. *Febr.* 1777.

— — — — Seit meinem letzten Brief hab' ich Kyburg und die alten Baronen geschildert, Thun, Burgdorf, Winterthur haben nun ihre Historie; bey Rapperschwyl bin ich auf eine Anhöhe gestiegen, habe das schöne Grüninger Land übersehen, bin dann den See hinauf in ein Fräuleinstift gefahren; heut' hab' ich Gaster eingenommen, übermorgen ziehe ich ins Rheinthal, dann schiffe ich auf dem Constanzersee, lande im Thurgau, dann wieder den Untersee herab, den Rhein herunter zu den Rheinfällen, und da kömmt die Historie von Schafhausen. Du, mein allerbester Freund auf der Welt, edler groſsmüthiger, herzlich geliebter Freund meiner Seele, bist mein Hauptmotiv zu allem Guten und Groſsen; wahrhaftig Du sollst Dich unsrer Freundschaft noch freuen. Sporne mich ohne Unterlaſs, rathe mir, warne mich, liebe mich: das, Freund, ist Dein Beruf, und dann wirst Du nicht vergebens gelebt haben. Meine Seele brennt; täglich entwickeln sich neue Aussichten in mir, täglich erhöhen sich meine Gedanken, und ich fühle mich endlich Dein. Wenn ich alles überdenke, was ich beobachtet seit dem Julius 1776, die gränzenlosen Gefilde, die sich mir täglich öffnen, dann freue ich mich herzlich dessen, wodurch ich bey mehreren Jahren und mehrerer Erfahrung vielleicht werde können Völker unterrichten, in der Stille meines Cabinets Trost, und was mehr ist, Rath für die unterdrückte Menschheit erfinden, und in die fernsten Zeiten den Wiederhall der Freyheit und der Geisteserhebung erschallen machen. Gott bewahre mich nur vor Träumen: die Erfahrung der vergangnen Zeit soll mich im Labyrinthe der Politik leiten, ich will für die Europäische Freyheit leben und für die Völker denken. Dieser Enthusiasmus wird Dir kühn scheinen, mein Liebster; aber welchen Samen haben die Griechen und Römer ausgestreut, und wer weiſs aus welcher Idee Cicero's oder Taciti im Geist Mylord Haliſar'en, oder wer weiſs welchen Lords, die Englische Verſassung hervorgekeimt ist? wer zählt die heroischen Tugenden, welche diese ehrwürdigen Genies hervorgebracht haben? und war es nicht Homerus, welcher den groſsen Alexander entflammte? war es nicht Curtius (nur ein Curtius), der durch Carln XII. den ganzen Norden erschütterte? und d'Acila, der Carlu II. fast unumschränkt machte? Wenn wir verschwinden, so will ich arbeiten, damit mein Name so lang bleibe, als möglich, *memoriam nostri quam maxime longam efficere.* Wenn Bonnet Recht hat, desto besser, dann werde ich entweder selbst die Frucht haben, welche ich nun säe, oder ich werde in fernen Gegenden des Firmaments am Glück von Nationen arbeiten. Und wenn es möglich ist, sich nach seinem Tod durch die guten Thaten des verflogenen Lebens etwas zu verdienen, dann will ich bis an meinen Tod denken und nützen, weil ich eine Glückseligkeit verdienen will, die mir lieber wäre als die Monarchie der Erdkugel: das Glück, auch alsdann mit Dir zu leben. Es ist gewiſs, daſs Jemand die Kette in der Hand hält, welche Alles umfaſst: von dem hab' ich Dich zum Geschenk bekommen, nicht für die kurze Lust des Lebens, sondern als einen Lichtstrahl, welcher die todte Masse meiner Fibern in Flammen setzen und alle meine Ideen electrisiren soll. Das ist kein Fanatismus, mein Lieber; denn nicht eigentlich um dieser ungewissen Hoffnungen willen arbeite ich: ich möchte nun und in unserm Leben mich auszeichnen unter allen unsern Zeitgenossen, und durch die edelsten Unternehmungen. Du wirst mich niemals sehen Aufruhr lehren, wie die Franzosen thun; noch die Religion stürmen, noch die unbekannten, stillen, unfruchtbaren Tugenden predigen, sondern zu gleichem Zweck den Irrthum und die Wahrheit dienen machen, und statt der Zärtlichkeit, der Eingezogenheit, der Bescheidenheit; — Ruhmbegierde, Heldenmuth, Freymüthigkeit und Edelmüthigkeit anpreisen. Das, Liebster, ist der Plan Deines Freundes, und wann ich einschlummre, so nimm mir alle Deine Liebe als einem Nichtswürdigen: das Leben lasse mir, denn nach Verlust Deiner Freundschaft wird es mir schrecklicher seyn, als der schmerzhafteste Tod. — — — — —.

Genthod, den 12. Apr. 1777.

— — — — Dank für die Bücher, die Réveries sind weit verschieden vom Folard. Dieser ist lang, einnehmend, grundgelehrt; jener kürzer, voll Aussichten, wie Cäsar. Es ist in der Kriegskunst viele Pedanterey; der Pöbel der Officiers behauptet, ohne eigne Praxis sey sie unverständlich; ja, die mechanischen Details; für das Höhere haben wir die Erfahrung der Jahrhunderte: daher schrieb auch Machiavell, der die Waffen nicht trug, was Algarotti an Friedrichs Hof noch rühmt. Ich antworte immer den Staatsmännern wie Jener: «Ja, mein Herr, jung bin ich, aber ich habe die Alten gelesen!» Lassen Sie sich nie irren durch den Widerspruch der Systeme: Dieser stürzt die Säule um, dieser die Legion; dieser findet Alles bey den Alten, ein Andrer nichts; Folge: ein System der Kriegskunst ist wie die allgemeine Gesetzgebung. Gott! wie kann man Regeln geben über Dinge, welche jeder Hügel, jeder Bach, alle Verschiedenheiten im Clima und Nationalcharacter ohne Unterlaſs abändern. Was sind denn die *Rêveries* etc.? Es sind unschätzbare Sammlungen der Beobachtungen groſser Feldherren und Genies. Wer ein System daraus lernen will, ist nicht im Stande, sie zu verstehen. Sie bilden den Geist: sie lehren ihn eine zahllose Menge Lagen und Probleme kennen, deren erinnert er sich in der Noth. Zugleich lehren sie mich Schlachten beschreiben. Mein Freund, lassen Sie sich das nie nehmen: alles, alles, was die Menschen thun, ist der Allmacht des forschenden Genies unterworfen. — Ich bin nie weniger müssig, als wenn ich reise; ich reise nie als mit ein Paar Dutzend Büchern, und nie ist mein Geist lebendiger, als wann ihn die Kutsche schüttelt. Montesquieu war auch so. Wann er ein Capitel nicht herauskriegen konnte, so lieſs er anspannen. — — —

Genthod, den 20. Dec. 1777.

— — — — Der entscheidende und beissende Ton, welcher in den hiesigen Gesellschaften die Stelle der Urbanität des alten Hofes eingenommen hat, macht sie lebhaft, aber unerträglich; wer sie nicht sieht, verliert vieles Vergnügen: wer sie sieht, aber nicht oft aus derselben zurück in die weise Gesellschaft der alten groſsen Männer eilt, verliert sein Personalverdienst. Wer sich durch Letzteres unterscheidet, wird geehrt, nicht aus Sympathie, aber aus Eitelkeit, oder Eigenliebe. Diese Fehler der hiesigen Gesellschaften sind nicht traurig, sondern eigentlich lächerlich; sie nöthigen uns, den Geist der Unabhängigkeit anzunehmen, wodurch man sich über Alle erhebt. Wahre Gelehrsam-

Hing mich an Hals, dieselbe Hur',
Zu locken in Frau Venus Dienst.
Danach gab sie mich am Hauszinst
'nem alten Weib, das an dem End'
Mich schuf*) in ihrem Testament
Ein'm list'gen Mann, ihr'm Vormund,
Der wohl heucheln und schmeicheln kunnt',
Und hatt' sie oft zu Gast geladen,
Sammt hundert Gulden aus Gnaden,
Ihr' Erben gingen nebenhin.
Wiewohl wir nicht lang' währten ihm;
Denn er fing an ein Haus zu bäuen,**)
Das ihn zwar seit oft hat gereuen.
Die Werkleut' ihn oft sehr betrogen,
Das, und mehr Geldes ihm absogen.
Da ward ich, armer Gulden, feil,
'nem faulen Taglöhner zu Theil',
Der war auch nicht lang' reich bey mir,
Er versoff mich im Sommerbier.
Der Bierbräu'***) mich um Gerste gab
Einem Bauer ganz reicher Hab';
Den machet soviel Geld's und Gold's
Ganz übermüthig, frech und stolz,
Er pocht' und hadert' wo er war;
Am Tanz erschlug er einen gar.
Man nahm ihn um den Todschlag an.†)

---

*) bestimmte. **) bauen. ***) Bierbrauer.
†) zog ihn gefänglich ein.

keit wird seltner, je gemeiner der Schein derselben wird; diesen Schein geben sich **** u. A. durch die Kenntniſs vieler Namen von Gelehrten und Büchern. Es ist gleich nothwendig, die Welt dieser Zeiten zu sehen und ihr nicht gleich zu werden. Dich liebe ich vor allen Menschen auch darum, weil Du mit Deinem Geist so viele Güte, und mit Deinem Witz Vernunft verbindest. — — — —

Virgilius betrügt sich fast immer über die Winde; er war unter den Gesetzen des Rhythmus, er schrieb, was er gehört und gelesen; Homer unterwarf den Rhythmus der Natur, der schrieb, was er gesehen. Griechenland ist die Quelle von Allem; auch ist's der schönste Himmel. Vergleicht Egypten, Indostan u. s. w. und sagt mir, ob Montesquieu nicht Recht hat. In warmen Ländern aber sind Gesetzte und Freyheit am nöthigsten, die Geister aufzuwecken, daher erschlaffen sie in Indostan und Spanien. Warme Climate liebe ich nicht, aus gleichem Grund. Die Seele hat weniger Kraft und Genuſs. Was gab den Griechen solche Originalität? Die Freyheit. Was unterwarf Suraja Dowla den siegreichen Waffen der Britten? Die Furcht des Todes; und Eliver überwand, weil er nichts fürchtete. In der Verachtung des Todes besteht die wahre Personalfreyheit. „Wo du auch seyn magst," sagte Omar, „willst du reich seyn ohne Schätze, Unterthan ohne Herren, Herr ohne Unterthanen: verachte den Tod! Könige werden vor dir zittern, aber du wirst Niemanden fürchten!" Darum weihe ich mich ganz meinen zwey Freunden, und was auch ferner fesseln könnte, will ich verwerfen, *atque metus omnes et inexorabile fatum subjiciam pedibus* — Nur Gesundheit; das Uebrige will ich mir schon verschaffen. Sorge nicht, ich möchte Stellen suchen. —

Warum, mein Freund, sprechen alle Schriftsteller von der Liebe, und so wenig von der Freundschaft, und diese wenigen, aufser dem einigen Montaigne, sprechen nicht, wie sie sollten? Ist's, weil Freundschaft seltner ist und grofse Seelenstärke erfordert? — — — —

Genthod, den 6. Jan. 1778.

— — — — Wenn Du liesest, was ich Dir sende, so beobachte besonders, ob ich noch jetzt rednerisch, oder Raynalisch sey. Verschiedene neuere Schriften, im Styl der neuern Academie, haben mir einen wahrhaften Schauder eingejagt, ob etwa auch ich unglücklich genug sey, mich von der antiken Einfalt in solchem Grade zu entfernen; die heutige Beredsamkeit ermüdet mich wahrhaftig wie der Simpelen. Hingegen hat mir seit Langem keine Schreibart wegen ihrer Klarheit, wegen Adel und Vollkommenheit so viel Vergnügen gemacht (ich rede von den Neueren), als Maupertuis.

Ich sehe eine groſse Laufbahn und gräme mich, daſs ich die Vollkommenheit nie werde erreichen können, ob ich wohl in der ganzen Kraft meiner Jugend bin; denn in meinem Lauf hemmen mich Sorgen und Langeweile. Meinen Geschmack zu befestigen, sollte ich die Alten lesen und mich in einen von ihnen verwandeln; aber ich muſs die Neueren studiren, weil ich werde müssen Vorlesungen halten um Brod. Ich bedarf des Schauspiels der groſsen Politik und des Umgangs mit Officieren und Staatsbedienten; aber in dieser Stadt ist allein Geist, und über dieses die Anmuth nicht, welche den Umgang zu einer Wollust macht. Du sollst sehen, B., ob ich nicht etwas thun werde, wann ich einst meinen wahren Standort gefunden, und wann ich das Glück genieſsen werde, einen Plan befolgen zu können, dictirt von meinem Geist und nicht von meinem Beutel. — — — —

Die Könige von Frankreich hatten in ihren Heeren einen Trupp *Enfans perdus;* so betrachte ich nun dieses Buch, das ich drucken lasse, ob es wohl von dem Ideal, das ich erreichen möchte, weit entfernt ist. Es ist unglaublich, wie schön die Historie ist; aber der Historiker, da er über alle Puncte der Staatsverwaltung schreiben muſs, bedarf aller Kenntnisse, die ein König haben sollte. Burgoyne's Unglück muſs mächtig wirken auf die Manier der Geschichtschreiber; denn da sich Zeiten zubereiten, in welchen unser Welttheil vielleicht nicht mehr das erste Land der Welt seyn wird, so werden die localen Kleinigkeiten, welche allein für besondre Fürsten wichtig sind, aus der Historie verbannt werden, hingegen wird man die ganze Historie der Alten und Neueren mit gleichem Auge und verhältniſsweise zu den bevorstehenden neuen Revolutionen betrachten, als ein Magazin von Staatsregeln, deren keine, wo nicht in dieser, doch in der neuen Welt, ohne Anwendung bleiben wird. Europa spielt vielleicht den letzten Actus, und wir sind also nunmehr geschickter, jeden Umstand in dem groſsen Schauspiel, dessen Entwicklung sich nähert, zu schätzen und ihm in den Annalen die gehörige Stelle anzuweisen, mein edler und inniger Freund. — — — —

Genf, den 10. *Jan.* 1778.

— — — — Ich bin mir selbst unerträglich, ich bin todt vor langer Weile. Oft höre ich einen groſsen Gedanken, oder erblicke eine neue Aussicht; aber mein Geist wird alsobald niedergeschlagen durch die Ungewiſsheit meines Schicksals, und seit ich hier bin, habe ich nichts gethan. Heut' bin ich zum letztenmal in Genf; übermorgen schlieſse ich mich ein für den übrigen Winter mit meiner Historie, mit Cäsar und Friedrich. Ich will siegen oder sterben, wo nicht Beydes.

Ich bin weder für die dummen Völker, noch für die unverständigen und leichtsinnigen. Doch diese sind nicht, wie die Ersten, stillstehenden Wassern gleich; ihre glänzenden Irrlichter bringen wenigstens den Geist in Feuer. Ich möchte mit den Feldherrn Friedrichs sprechen und Heinrich und Ferdinand sehen. Die Staatskunst besteht in der Manier, die Waffen zu führen, und in der Kunst, die Gemüther zu beherrschen; wo kann ich die Ressourcen dieser Wissenschaft lernen?

Ich fürchte die Augenblicke, da Geist und Körper matt sind. Alsdann lacht mir ein ruhiges Leben. Aber in den Augenblicken, wann ich mich fühle, sehe ich wohl, daſs meine Seele groſser Schauspiele bedarf, und daſs mein Glück im Ruhme der Nachwelt ist.

Da ich aber weder schmeicheln noch schmarotzen kann, so werde ich arm bleiben, und alsdann (ich fühle es) bin ich abhängig und muthlos. Glaubst Du nicht, es sey Deines Freundes würdiger, unter den Häuptern eines freyen Volks zu leben und aus dem Umgange der Alten und aus den Fremden, welche Du und unsre Freunde mir zusenden würden, meinen Geist zu nähren, als vom sechsten Stockwerk herab zu politisiren und von Mahlzeit zu Mahlzeit zu laufen. — — — — — —

Wie gefällt Dir dieser Anfang von Friedrichs Betrachtungen über neue Kriegsmanieren: „*qu'importe de vivre si on ne fait que végéter! qu'importe de voir, si ce n'est que pour entasser des faits dans sa memoire! qu'importe en un mot l'expérience, si elle n'est dirigée par la reflexion!*“ Wie gefällt Dir der Anfang seines Gedichts am Tag vor einer der gefährlichsten Schlachten des letzten Krieges:

„*Voltaire dans son hermitage*
Peut suivre sa propre loi,

Mais moi sur les bords du naufrage
Je dois en braver l'orage,
Souffrir, vivre et mourir en Roi."

Es ist nichts, das den Geist mehr erniedrige, noch das Auge mehr verfinstre, als der Fanatismus. Von diesem groſsen Mann darf ich nie sprechen, ohne daſs ich gegen denselben einen gewissen Haſs bemerke. Auch die andern Menschen sind gegen ihn ungerecht, weil die Strenge der Kriegsordonnanz, wodurch Rom die Welt bezwungen, der Sentimentalität und aller Zärtlichkeit widerstreitet. — — — — —

Genthod, den 19. *Jan.* 1778.

— — — — Mit dem Baseler Buchhändler kann ich nicht handeln, besonders wegen der Censur; und dann klagen er, der Ulmer und der Frankfurter, über meinen Preis. Ich könnte nach Leipzig schreiben, aber erst in 6 Wochen würde ich das Manuscript vielleicht senden können; ich würde vor langer Weile sterben.

Wenn ich diesmal auf Geld warten will, so zerstöre ich vielleicht mein Glück; denn ich werde zu Paris, zu Berlin und in der Schweiz weit später bekannt werden. Also habe ich den Zürchern erklärt, wenn sie mich alsobald und sauber drucken wollen, so überlasse ich die Bezahlung ihrer eignen Billigkeit. Es ist hart, von einer so langen Arbeit keinen Heller zu ziehen, ich werde müssen betteln oder Landvogt werden. Aber ich halte die Armuth für keine Unehre, wenn sie nicht aus Liederlichkeit oder Trägheit entspringt. — — —

Büffon hatte einem Buchhändler seine Naturgeschichte ohne Entgeld überlassen; der Mann starb, ehe sie gedruckt war. Die Wittwe behauptete sie als ein Theil des Erbgutes. Sie wurde versteigert. Büffon wollte sie nicht Fremden überlassen; er bot bis auf 180000 Pfd., und so bekam er sie wieder und lieſs sie auf seine Unkosten drucken. Er gewann 50000 Pfd. Da kam Pankouke, erlegte jene 180000 und kaufte so den Rest der Exemplarien an. — — —

Euler ist blind und taub geworden, und sein

Geist nähert sich der Kindheit. Vor kurzem hatte er zwey Russische Fürsten lang in der Geometrie unterrichtet. Am Ende der Lection sagten sie: „Wahrlich, das ist schön, Euklides war ein geistreicher Mann; was müssen wir Ihnen bezahlen, Herr Professor, wenn Sie uns nun in einem andern Collegium das Gegentheil von allen diesen Sätzen beweisen?" — — —

Genthod, den 16. *Jan.* 1778.

— — — — Ich gestehe, daſs mich Cäsar dem Tacitus untreu macht. Zierlicher und reiner zu schreiben ist unmöglich; in ihm ist die wahre Präcision, indem er alles Nöthige und nichts weiter sagt; er schreibt als ein Staatsmann, von allem ohne Eifer. Tacitus, als Philosoph und Redner, und als ein Mann, welcher das menschliche Geschlecht liebte, wird bisweilen eifrig. Wenn ich mich an ihn halte, so kann ich zu Ausschweifungen verführt werden; mein Cäsar kann mich nie verführen. Er wollte sagen,

Zu Theil' ward ich dem Edelmann,
Derselb' ein Loch durch mich thät fretten,[*]
Hing mich an ein' vergold'te Ketten;
Er war gut, edel und blutarm,
Die Schuldner machten ihm oft warm,
Deshalb mich und die Kett' zuletzt
Zu Pfand ein'm reich'n Jud'n versetzt.
Da ich erst groſse Marter leid't!
Der Jud' mich gar ringweis beschneid't,
Und erst ein'n Juden aus mir macht.
Als ich zu leicht ward und veracht't,
Rieb er mich erst mit Ohrenschmalz.
Ich b'sorget' mich noch mehr Gewalts,
Denn der Jud' gab mich ein'm Mordbrenner,
Einem der allerärgsten Männer,
Der brennet sehr viel Zimmer ab,
Und kurzer Zeit sich doch begab,
Daſs er ward g'fangen und verbrennt.
Ich sorgt', es würd' mein letztes End',
Denn ich stack in des Böswichts Latz.
Danach ward ich des Mönches Schatz,
Der mich beichtweis dem Schalk abschrecket,
Mich heimlich in sein' Kutte stecket,
Und b'hielt mich im Kloster verborgen
Drey Jahr, mit heimlich groſsen Sorgen:
Jetzund hie, dann wieder dar,

---

*) stechen.

die tapfersten Gallier wären die Belgen, weil sie in ihren alten Sitten leben und fern von Rom; ein Academist hätte gesagt, von den verdorbenen Sitten, von den Lastern der entnervten, der ausgearteten Römer! — *cultu atque humanitate provinciae; minimeque ad eos mercatores saepe commeant atque ea, quae ad effeminandos animos pertinent, important.* So schreibt auch unser heutiger Cäsar; ausgenommen, wo Voltaire seinen seelenvollen Styl durch Epigrammen und *bon mots* verdorben hat. — — — —

Genthod, den 19. *Jan.* 1778.

— — — — Lies im dritten Theil von Hallers kleinen Schriften seine Vergleichung zwischen Hagedorn und ihm selber. Die Vorrede der *Stirpium* ist sehr gut; nie sagte Haller überhaupt, was nur zum Theil wahr ist, und nie machte er sich ein Bedenken, seine Unwissenheit zu bekennen.

Ich fühle, daſs Cäsar noch itzt Helvetier überwindet; mich hat er unterjocht. Ich will ihn mein Lebenlang nie von mir legen und keinen Tag ohne ihn vorbeygehen lassen. Die ſeinste Eleganz, *verissima scientia consiliorum suorum explicandorum,* die seltne Gabe nicht allein (welches leicht ist) nichts überflüssig zu sagen, sondern auch nie nichts zu vergessen; eine Harmonie, welche dem Ernst der Materie geziemt und überhaupt eine bewundernswürdige Gleichheit und Mäſsigung, diese Eigenschaften erklären mir Taciti Worte: *Summus auctorum Divus Julius.* Noch kenne ich nicht alle seine Grazien, aber durch den täglichen Umgang wird er mir nach und nach alles vertrauen. Ich verstehe nun, was Cicero will: Cäsar habe nicht *veteratoriam rationem dicendi*, seine Reden bestehen aus Thatsachen, welche er in das vortheilhafteste Licht gesetzt hat. Sein Styl ist ein Gemälde seiner Sitten; er wurde von den gewaltigsten Leidenschaften belebt, und in seinem Aeuſserlichen schien er, wie die Götter, über alle Leidenschaften erhaben, und nichts schien groſs genug, um die Seele Cäsars aus ihrer Fassung zu bringen. Eben dieser Feldherr, als er mit seinen Legionen aus der Lombardey nach Frankreich eilte, schrieb zwey Bücher von der Lateinischen Sprache; man hatte von ihm ein Buch über die Gestirne, ein Werk über die *Auspicia*, das Tagebuch, seine *Extraits*, und eine groſse Menge Briefe und Reden; auch sagt Sallustius: *in animum inducerat laborare, vigilare.*

Ich seufze nach Muſse, zwanzig Schriftsteller des Alterthums durchzulesen. Es ist vernünftiger, die neuern politischen Schriften zu versäumen; diese lehren Thatsachen, welche man sich bekannt machen kann im Augenblick, da man sie bedarf; jene geben den Geist, welcher diese Gelegenheit belebt, den Geschmack und die Seele, welche auf das ganze Leben wirken. — —

Genthod, den 21. Jan. 1778.

— — — — Mein Entschluſs wegen Hallers Briefen ist: ich habe mehrere gelesen, er hat nirgend mehr Geist gezeigt, ich habe nie eine gröſsere Mannigfaltigkeit wichtiger Gedanken beysammen gesehen. Aber ich will sie nicht herausgeben. Die Staatswissenschaft ist meine Laufbahn; das Leben ist so kurz, dafs alle Arbeiten und Reisen auf einen einigen Zweck gehen müssen. Andre mögen unternehmen, was ihnen Geld bringen kann; ich will nie suchen, was ich einst verlieren mufs. Was die nothwendigen Summen betrifft, so halte ich dafür, so lang' ich meinen Geist vervollkommne, setze ich hiedurch bey Friedrich oder Firmian und andern grofsen Männern in die Renten; so bald ich durch Schriften oder Umgang mein Recht bewiesen habe, so werden sie mich über kurz oder lang reichlich bezahlen. Im Nothfall habe ich ein Landgut zu Valeires, einen Garten bey Bern, und auf alles das gewinne ich immer mehr Ansprüche, in welchem Mafse ich diejenigen Eigenschaften und diejenige Liebe, wodurch ich diese Rechte bekommen habe, vermehre. — — —

Genthod, den 26. *Jan.* 1778.

— — — — Ich fühle in den Aussichten auf neue Kenntnisse und ein unterscheidendes

Verdienst, eine Wollust, welche ich in den Hoffnungen auf Gold und Aemter nicht fühle; aus welchem Grund ich vielmehr wünsche, mich betrogen zu haben. Ich habe über dieses die Schwachheit, vor den Ideen: Abhängigkeit, Zwang und Langeweile zu zittern, und mir schaudert oft, wenn ich bedenke, *quam facilis descensus Averni*; diese Einbildung hat mich abgehalten, in der Antwort zu versprechen, daſs ich die Landvogtey annehmen würde. Zwey Dinge machen mich fürchten, ich habe nicht wohl gethan: ein zärtlicher Brief meiner Mutter, die mich zurückruft; da ich ihnen in Anderem widerstanden habe, so ist es vielleicht nicht möglich, einen ehrenhaften Anlaſs, wie eine Landvogtey, welche mich zu ihnen führen würde, auch auszuschlagen. Uebrigens weiſs sie von der letztern nichts, und ist noch immer an der Theologie. Zweytens mag die Landvogtey ohngefähr 600 Guineen eintragen, und ich habe in meinem Vermögen keine einige. Vielleicht würde ich mit geringer Delicatesse von meinen Freunden begehren oder annehmen, was ich durch muthigen Widerstand gegen diese Furcht vor Zwang und Langerweile selbst hätte können erwerben. Das Schicksal, welches mir sowohl Geld, als die Biegsamkeit, solches durch Unterthänigkeit zu erwerben, versagt hat, wird mich bey Dir und den Wenigen, welche mich kennen, entschuldigen, wenn ich durch eignen Fleiſs in der Einsamkeit nicht so weit komme, als wenn ich meine Wiſsbegierde zugleich in der besten Gesellschaft des Jahrhunderts hätte sättigen können. Ich bin also geneigt, loosen zu lassen und hierüber zu schreiben.

Ich habe die alte Historie der Welschen Schweiz umgearbeitet, und nun bin ich zufrieden, *omni ornatu orationis tamquam veste detracto.* Wenn ich mir selbst überlassen bin, und von Dir Briefe habe und componire, so bin ich der Glücklichste unter den Menschen. Nicht allein entdecke ich neue Schönheiten in den alten Autoren, und schreibe, wie es ihnen nicht miſsfallen haben würde, sondern mein Geist weidet sich in der Betrachtung vieler schönen Vorstellungen, welche ich auf eine neue Art ausführen könnte. Ein solches Vergnügen genoſs ich, als ich überlegte, was ich von der Manier, wie die Alten ihre Staaten erhalten haben, Merkwürdiges verfassen würde; und wie ich auf die gleiche Art alsdann Italien unternehmen und bis in die gegenwärtigen Geschäfte heruntersteigen könnte, so daſs der Geist der Historie und der Quintessenz, wenn man so sagen kann, der langen Erfahrungen der Staatskunst vor die Augen der Menschen gelegt würden. Und ich schmeichelte mir (erlaube mir dieses Bekenntniſs; unsre Freundschaft vergibt dem Ausdruck meiner geheimen Triebe die Fehler gegen die Grammatik der guten Gesellschaft), durch die Gelehrtheit und Einfalt, womit ich schreiben würde, Ruhm zu verdienen.

Der groſse Haller in seinen Briefen klagt ohne Unterlaſs über den Zeitverlust, welchen er wegen der politischen Geschäfte der Stadt Bern leide. In diesen Briefen ist er liebenswürdiger und geistreicher, als in keiner seiner Schriften, die Gedichte ausgenommen. Allein gegen gewisse groſse Männer sind beyde Correspondenten sehr hart: was sie gegen Friedrich sagen, hat mich beleidigt.

Geſtern iſt der König von Preuſsen in ſein 67ſtes Jahr getreten. Bemerke, daſs derjenige König, welcher mehr als alle andern gearbeitet hat, von allen der älteſte iſt, und es iſt natürlich, weil die Arbeit Genuſs verleiht. — —

Genthod, den 30. Jan. 1778.

Wie kann ich Dich von Deiner Traurigkeit, welche das Herz friſst und welche den Geiſt erniedrigt, zur Freude, von welcher die Stärke des Geiſtes und die Geſundheit abhängt, zurückrufen, da ich Dir nichts geben kann, weil ich mir nichts vorbehalten habe, und da ich Dir nichts vorhalten kann, das Du nicht einſehest. Meer von Verzweiflung, Abgrund von Unglück, Folter des Ennui, Hölle, Martern und andre ſolche erquickende Bilder ſind in einem Luſtſpiel von Mercier, in einer Lobrede bey der Franzöſiſchen Academie und in Marmontels Inca's an ihrer Stelle; aber Dich verhindert dieſe Sprache, das verwirrte Gefühl zu entwickeln, durch welche

Manier es von seiner Schrecklichkeit verlieren würde; und gegen mich sind diese Blumen unnütz. Dein kräftigster Trost soll seyn: auf der Erde zu hoffen; diese Hoffnung ist sehr wahrscheinlich; denn Du kannst auf die Landvogtey oder auf ein Landgut ziehen, und auf mich Dein Lebenlang zählen. — — —

Von Fontenelle sagt man, er philosophire mit den Dichtern, und sey Dichter bey den Philosophen.

Fünf Rathsherren von Genf, unter diesen der Syndicus Saladin, legen ihre Würden ab. Des-Arts, welchen das Volk entsetzt hat, ist von dem Senat und von dem grofsen Rath nach Haus begleitet worden. Unter denen, welche man zu seiner Stelle vorschlagen wollte, war Robin, ein Mann vom Volk, dessen Vater Tanzmeister gewesen war. „Ist's möglich," rief Carl Lüllin aus, „dafs ich vom Vater die Referenzen gelernt habe, welche ich dem Sohn machen mufs." — — — — — — — —

Genthod, den 3. Febr. 1778.

Jeden Deiner Briefe, mein Geliebter, trage ich bey mir, bis der folgende ankömmt, um in keinem Augenblick ohne Dich zu seyn. Aber Dein letzter Brief hat mir wenig Vergnügen gemacht; obwohl Dein Rath, mein Glück von fremden Urtheilen unabhängig zu machen, weise ist, so kann ich doch nicht glücklich seyn, wenn Du, mein Freund, unzufrieden über mich bist. Ich arbeite unaufhörlich an meinem Buch, und nun trinke ich keinen Wein mehr und speise äuſserst wenig, um freyer zu arbeiten, warum habe ich denn keine thätliche Wirksamkeit? Glänzend und paradiesisch stelle ich mir meine Bahn insoferne vor, als mein Paradies in Kenntnissen besteht, und ich sie in der Gesellschaft und in der Einsamkeit zu vermehren hoffe. Für mein Herz bedarf ich keines Vergnügens, als unsrer Freundschaft. Von meiner Unfähigkeit in Sachen, welche nicht meine Wissenschaft betreffen, bin ich so überzeugt, daſs ich mich nie ohne Dich entschlieſsen werde.

An keinem Ort' ich sicher war,
Fürcht't stets, es merk's der Guardian.
Zuletzt sprang er mit mir von dann,
Und mich um einen Rock ausgab.
Diesem Trödler mich wechselt ab
Ein Körner,*) dem g'fiel ich am Korn.
Da wär' ich schier verbrannt wor'n;
Ich war viel zu 'ring an der Wag',
Das war mein Glück. Ueber drey Tag'
Da wurd' er krank und thät mich schenken
Ein'm Pfaffen, seiner Seel' zu denken,
Dieweil er hätt' viel Münz' verbrannt,
Damit berahmet**) sehr die Händ';
Ihm sieben goldne Meſs' zu lesen.
Wie hatt' der Pfaff' mit mir sein Wesen!
Er wand mich in ein Fazilet,***)
Oft griff er, ob er mich noch hätt',
Weil er oft muſst' am Altar stehn.
Ein's Tag's thät er spazieren gehn
Hieher in dieses öd' Gebäu,
Deſs ich mich noch von Herzen freu'.
Den Berg auf war ihm worden heiſs.
Als er abwischen wollt' den Schweiſs,
Mit vorgemeld'tem Fazilet,
Er mich verfället†) und verzett.††)

---

*) der Gold und Silber ausscheidet.
) ruſsig gemacht. *) Schnupftüchlein.
†) fallen lieſs. ††) verzettelt.

Wir müssen bey einander wohnen; denn da wir uns unsre Herzen vertrauen, aber unsre Gedanken über Dinge, welche unsre Freundschaft nicht betreffen, oft abändern, antworten wir einander bisweilen auf Ideen, deren Möglichkeit wir bey Ankunft dieser Antwort schon vergessen haben. — — — —

Genthod, den 6. Febr. 1778.

Du hast mich verwöhnt; ich war ganz betroffen, als man mir Mittwochs keinen Brief brachte. Ich wollte lieber ein Paar Tage kein Morgenessen bekommen; denn mein Geist und Herz hungert heftiger nach Deinen Briefen. — — — —

Ich will nach diesem die Alten alle lesen und besonders die Kriegskunst recht erlernen. Die Diplomatik schläfert die Völker ein, durch die Kriegskunst bestehen sie und werden grofs, und Gold erlangen sie durch das Eisen. Wenn ich weder an — noch an Geld gedenke, fühle ich, daſs ich unsre Hoffnungen zu erfüllen im Stand seyn werde. Mein erster Grundsatz ist: daſs man alles kann, was man im Ernst will; der zweyte: daſs man heut' geboren wird, morgen stirbt, und daſs wenig daran liegt, am Mittag oder am Abend zu sterben. Ich verzweifle, Dich je genugsam lieben zu können; ich bin Dir das Leben schuldig, vorher besaſs ich nur das Daseyn; und nun erfüllst Du mein Herz, welches mich sonst in Thorheiten leiten würde. — — — —

Den 7. Febr. 1778.

Gott, mein Freund, wie bin ich bestürzt! Wieder keinen Brief! Bist Du krank? Wie mag ich verdient haben, von Dir nichts zu bekommen! Vergib mir (siehe Deinen Freund zu Deinen Füſsen), wenn ich zu frey gescherzt habe, oder Deine Lage nicht zu fühlen schien. Ich schwöre Dir bey der Freundschaft, daſs mein Herz immer Dein ist und daſs ich nichts gesagt und gethan habe, das Dir miſsfallen könnte. Meine Einbildung irrt nun umher zwischen Schreckbildern; das Schrecklichste scheint ihr das Wahrscheinlichste. Bist Du krank, oder schreibst Du mir vor Traurigkeit nicht? Ich bin vernichtet, wenn ich ohne Nachricht von Dir bin.

In Eile, Adieu, mein Geliebter und mein Alles. Ich laufe selbst nach der Post und fliehe vor der Einsamkeit.

Genthod, den 12. *Febr.* 1778.

— — — — Es ist ein groſser Unterschied, wenn ich im Unwillen über eine Censur ändere, oder weil ein groſser Mann aus den alten Zeiten mir neue Schönheiten und Vollkommenheiten bekannt gemacht hat. — — —

Wenn Du Dein Leben matt findest, weil Du Deinen Geist nicht beschäftigen kannst, so können wir dem abhelfen, und alsdann wird alles, was die Menschen Vergnügen heiſsen, in der Vergleichung matt scheinen. — — —

Alles, was Du mir von den 200 schreibst, ist vortrefflich. Jene Anmerkung hatte ich; sie beweist die Nothwendigkeit, im Krieg einen Dictator aus der Schweiz, oder einen Prinz, z. E. von Braunschweig oder Brandenburg, zum Stadthouder zu machen. Daſs man etwas Besseres sucht, macht mir mehr Vergnügen, als etwas in der Welt mir hätte machen können. Ich ziehe die militärischen Völker allen vor; die soldatischen Sitten verlieren am spätesten ihre Männlichkeit; der Aberglauben und die politische Tyranney müssen ein Heer respectiren, sonst stürzt es den Tyrannen, oder wirft das Joch ab, welchem man die Naturtriebe unterwerfen will. Daher habe ich beym Titel meines Capitels zum Motto gesetzt: *Hac tibi erunt artes.* (*Tibi*, nämlich der Nation.)

Die Maratten sind Mann für Mann unüberwindlich, denn die tägliche Uebung gibt ihnen eine unerhörte Behendigkeit. Im Frieden ziehen sie in auswärtige Dienste. Nur durch den Mangel der Kriegszucht werden sie überwunden; denn ihre Feldherren, welche sie anführen, verstehen sie nicht. Die Engländer werden gewöhnlich aus gleicher Ursache, weil die Kriegsordnung diesem freyen Volk nicht ansteht, im Anfang überwunden, aber sobald sie die Nothwendigkeit derselben fühlen, ist der Sieg ihr. Im Uebrigen sind die Maratten, wie alle militärischen Völker, in ihren Sitten das Gegentheil von der Strenge. — — — —

Gualtieri, ein Freund von B. und T., ist an einer Lungenkrankheit, von welcher er selbst nichts wufste, gestorben: ein Mann von ungemein vielem Geist. Aber er hat seinen beyden Freunden vom König ein Gemälde gemacht, welches 1) einen Geistlichen, 2) einen Mann, der Nervenkrankheiten hatte, verräth. Eins ist erstaunlich, wie viele Menschen den gröfsten Fürsten nach dem Cäsar zu verurtheilen wagen. Wenn ich zu Berlin wäre, so würde ich sammeln, um einst sein Leben zu beschreiben; andre Lebensbeschreibungen werde ich schwerlich machen. —

Genthod, den 19. Febr.

— — — — Herr von Haller meldet in seinem Briefe: die mancherley Kenntnisse machen ihn so zerstreut, daſs er nicht länger als eine Minute einer Idee folgen könne, daher habe er das Mittel ergriffen, die Ideen, je schwerer sie sind, zu theilen, bis er jede Idee, welche in die Zusammensetzung der Hauptidee gehört, in einer Minute betrachten könne. Hierauf habe er auch in Abſassung seiner Auszüge gesehen.

Gualtieri, der gestorben ist, schrieb einst dem König: „die einige Gnade, welche man von ihm erwarten könne, und die einige, welche er begehre, sey, seine Staaten zu verlassen." Der König antwortete: „Ihr habt mir einen Brief geschrieben, der nicht genugsam überlegt war; ich hoffe, wann Ihr ihn überlegt, so werde es Euch leid seyn. Friedrich."

Du weiſst, was der König 1762 den Neufschatellern antwortete in den Streitigkeiten über die Absetzung eines Predigers, der die ewigen

Höllenstrafen leugnete. Mylord Mareschal hatte dem König Stöſse von Streitschriften übersendet. „Wann meine Unterthanen in dem Fürstenthum Neuſchatel ewig verdammt seyn wollen, so kann ich sie nicht verhindern.“ — — — —

Genthod . . . .

— — — — Die Staatswissenschaft besteht aus den Verhältnissen der Staaten; die Schweiz von 1400 an kömmt mit Italien, Frankreich und dem Reich in neue Verhältnisse, und alle Staaten ändern. Wenn ich diesen ersten Theil vollendet habe, lese ich über Deutschland Leibnitzens *Codex*, die *Mantissa* desselben, und die *Scriptores rerum Brunsvicensium*, nebst ein Paar andern Sammlungen; von Frankreich die Sammlungen des Du Chesne und Bouquet nebst Froissard, de la Marche, des Ursius, Chartieu und andere Schriftsteller des 14. und 15. Jahrhunderts, und über Italien die 25 Bände des Muratori und die nicht geringere Sammlung des

Gräcius. Hiedurch werde ich von dem Zustand dieser Staaten beym Anfang der neuen Historie eine genaue Kenntniſs erwerben, in meinen Gemälden wird nichts unbestimmt noch zweifelhaft seyn, und alsdann werde ich geschickt seyn, die groſsen Thaten unsrer Väter vorzustellen. Die obgedachten Bücher sollen mir dienen, Versuche über Italien, Frankreich und Deutschland von den Römern bis auf den Burgundischen Krieg auszuarbeiten, welches Buch alles, was von diesen Völkern in diesen Zeiten zu wissen ist, enthalten würde. Hierauf käme der andre Theil der Schweizerhistorie bis auf die Reformation. Nach diesem untersuche ich die Kirchenhistorie und erkläre den Fortgang der Kirche und ihres Oberhaupts. Alsdann liefre ich die Reformation der Schweiz und die bürgerlichen Kriege, wodurch die Schwärmerey den alten ewigen Bund geschwächt hat. Alle diese Untersuchungen will ich allezeit mit dem Lesen der Alten und, wenn ich kann, mit guter Gesellschaft verbinden. Den vornehmsten Trost meines Lebens kann mir allein unsre Freundschaft geben.

Warum bin ich genöthigt, Dir zu gestehen, daſs ich glücklich bin, so lange ich ausarbeite, aber daſs die übrige Zeit für Deinen Freund bitter ist. Die Buchhändler von Zürich, Basel und Bern wollen nicht drucken ohne ihre Censoren, von welchen mir keiner von ihnen viel verspricht. Die Buchhändler zu Berlin und zu Genf sind für mehrere Jahre beschäftigt. Zu Genf drucken sie die Encyklopädie und Bernards Buch über die Geometrie. Ueber dieses hält es schwer, das Buch zu verkaufen, wenn ich es hier drucken lasse. — An wen kann ich mich wenden? an die, welchen es verboten ist, dieses Buch zu drucken? an die, welche mich nicht kennen und mir also nicht drucken wollen? Oder was willst Du, daſs ich mache? Soll ich mich der Inquisition unterwerfen, die nur noch zu Bern und in Spanien herrscht? und alles von einem unvernünftigen Censor entstellen und verstümmeln lassen? und wenn ein Buchhändler drucken will, aber nichts bezahlen, womit soll ich mich kleiden? womit Briefwechsel unterhalten? womit Urkunden verschreiben? womit nach

Paris reisen? womit nach Bern zu meinem einigen Freund reisen? Sprich mir nicht von unthätiger Wirksamkeit, wenn ich den ganzen Tag arbeite. Bestrafe mich nicht wegen kleinmüthiger Ungeduld, wenn ich des einigen Mittels, wovon das Glück meines Lebens abhängt, beraubt werde, nur weil ich das Unglück habe, ein Schweizer zu seyn und mich mit den feigen Sclaven unvernünftiger tyrannischer Vorurtheile zu beschäftigen. Das Schicksal hat mir eine solche Natur gegeben, daſs ich keine Arbeit fürchte, um Ruhm und Glück zu verdienen, aber daſs ich weder mich selbst zu rühmen, noch mich zu demüthigen oder Andern zu schmeicheln fähig bin. Adieu, lebe wohl, das ist, vergnügter und glücklicher als ich.

Den 24. *Febr.* 1778.

T. liegt mir hart an, alsobald mein Buch Französisch herauszugeben, weil das Deutsche von keinem Volk gelesen werde, weil man im

Da ducket ich mich gar verhohl'n
Unter die Asche, Staub und Kohl'n,
Auf daſs er mich nicht liegen sach.
Als er heimkommen ist danach,
O, wie soll er sein' Köchin schlag'n,
Vermeynt, sie hab' mich ihm abtrag'n.

Schau, so hab' ich dir kurz bekennt,
Viel meiner Herrn mit Namen g'nennt,
Die ich hatt' seit in achtzig Jahr'n,
Sammt dem Unglück von mir erfahr'n,
Schrecken und Angst; sein ist genug.
Drum laſs mich liegen, bist du klug,
Und nicht mehr Unglücks auf dich lad',
Weil ich möcht' seyn dein eigner Schad';
Viel' ich in Sorg und Angst hab' bracht,
Und ihrer viel zu Schälken g'macht.»

Ich sprach: «Wie bist so furchtsam gar?
Diogenes der sagt noch wahr:
Gold sey bleich, weil es hab' viel Feind',
Die ihm heftig nachstellen seynd;
Sie brauchen dich wohl allesander,
Doch einer anders denn der ander'.
Darum Epimenides spricht,
Von dir der Weis' also bericht't:
Gold ist dem Geizigen ein' Pein,
Dem Milden doch ein' Zier allein
Und dem Verräther ein Todschlag.

Französischen keine Geschichtschreiber habe, weil er endlich dieser Meinung immer gewesen. Gegen das Deutsche spricht er, als wenn es eine falsche Proposition in der Geometrie wäre, und alle *Ressource* vernichtet er mir, ausgenommen wenn ich Französisch schreibe. Hr. B. findet mich von allen Zierrathen allzu bloſs; er wünscht eine gröſsere Anzahl Reflexionen; die Natur, sagt er, hat sich nicht mit den Formen begnügt, sondern Farben hinzugethan; einen groſsen König in einem Rock von wollenem Tuch erkennt man nicht u. s. w.

Ich finde unmöglich, mich zu gleicher Zeit und mit gleichem Glück mit der Wahl der Sachen und mit der Wahl der Ausdrücke in einer fremden Sprache zu beschäftigen, und würde, wann ich Französisch schriebe, weder in dem Einen noch in dem Andern glücklich seyn, weil ich meine Aufmerksamkeit theilen würde. Uebersetzen aus dem Deutschen kann ich eben so wenig, weil ich als Verfasser des Buchs für alles, was in dem Buch ist, allzusehr eingenommen bin, um zu ändern und wegzulassen oder beyzufügen, was das Genie einer fremden Sprache haben will. Ueber dieses besteht die *Elegantia* in der Kürze, in den Verbindungen der Redensarten, in der Klarheit, und besonders in der Wahl des Ausdrucks, welches Letztere besser als die ganze Dissertation von d'Alembert beweiset: «daſs Jeder in seiner eignen Sprache am besten schreibt.» Wann hingegen Du übersetzest, so lieferst Du mein Buch Französisch; Du gibst Allem die weiche Rundung und das Colorit, welches den Französischen Schriftstellern eigen ist, und das Ganze wird vielmehr ein Französisches Werk, als eine Uebersetzung aus dem Deutschen. — — —

Bemerke Folgendes über die Leichtigkeit, welche Du mir vorgeworfen hast, mit welcher ich ändere: Niemand ist unbeweglicher als ich, wenn Jemand meine Einfalt in der Erzählung tadelt, oder meine Urtheile angreift, weil diese Dinge von der Beachtung der Historie und Staatskunst abhangen und weil die einfältige Erzählung nichts Ueberflüssiges enthält. Hingegen bin ich nicht so sicher, wann ich mich entweder

der Einbildung oder dem Gefühl überlassen habe: denn da der Geschmack von keinen unwandelbaren Regeln abhängt, habe ich eine Stimme, und der, welcher mich beurtheilt, hat eine. Wann der Letztere Genie hat, so kann ich ohne Unbescheidenheit meine Stimme seiner Stimme nicht entgegensetzen; dieses ist im ersten Fall ganz anders. Und in der That, wann mir nicht gegeben ist, vollkommen zu seyn, so will ich lieber zu simpel, als zu prächtig seyn; denn letzterer Fehler ist meinem Alter und unsern Zeiten eigen, und macht vermuthen, ich sey überhaupt in dem ganzen Buch jung und habe einem Pariser Academisten nachgeahmt. — —

Bedenke übrigens im Lesen, daſs ich die allerdunkelsten und unfruchtbarsten Materien in diesem Capitel abhandle, und Zweytens, daſs ich nicht für Knechte und Weiber geschrieben habe. — — — —

Eine Beschäftigung, welche Deiner würdig wäre, würde die Ausarbeitung Einer Epoche der Schweizerhistorie seyn, z. B. vom Anfang des Burgunder Krieges bis auf die Schlacht bey

Marignano. In diesem Zeitlauf waren wir groſs. Die Materien würde ich Dir geben. Wo Du anfängst, würde ich aufhören, und fortfahren, wo Du aufhörst, *compulerantque greges Corydon et Thyrsis* Ueberhaupt kann Dich die Uebersetzung im Ausarbeiten üben; sie ist so schön, daſs ich faſt eiferſüchtig werde und Dich nicht ruhen lasse, bis alles vollendet ist. — — —

So eben Dein Brief. Du bist nichts anders als ein Teufel, der mich bezaubert, und ich verwundre mich, daſs man mich nicht verbrennt, weil ich Dir meine Seele verschrieben habe. — — — —

Genthod, den 3. März 1778.

— Dieser groſse Mann, der Chatham, ist abermals zur Errettung des Groſsbrittanischen Reichs berufen worden; er hat erklärt, nur für dieses Geschäft nehme er die Ministerwürde an; er ist im 64. Jahre. Sobald er angenommen hatte, brachte der Lord Weymouth zwischen

Mitternacht und Morgen um ein Uhr der Kammer der Gemeinden die Nachricht: Seine Majestät erwarte von seinem Parlamente Unterstützung in dem unvermeidlichen Krieg mit der Krone Frankreich; worauf die untere Kammer sogleich die Danksagungsadresse durch die Stimmen vermehrt hat. Die gleiche Erklärung mit gleichem Erfolg that Lord North. Lord Schelburne und Marquis Rockingham sind in das Ministerium gekommen. Lord Camden wird vermuthlich die Canzlerwürde, welche er vormals bekleidet und nachmals ausgeschlagen, auf das Neue angeboten werden; er ist ein sehr gelehrter Mann. Man sagt aber, seit Chatham die Gewalt bekommen, sey alles in England mit neuer Freude belebt. Es ist gewiſs, daſs dieser Mann, welchem Georg II. und III. feind waren, welcher nie die Freundschaft eines Groſsen gesucht und als Minister niemals Verwandtschaft oder einige andre Leidenschaft, als die Begierde eines unsterblichen Ruhms gekannt hat, alles nur sich selber schuldig ist. Er war ohne Vermögen geboren, und in das Parlament trat er mit einem andern Anhang, als mit allem Verdienst, welches er durch das Lesen der Alten in seiner Einsamkeit bey Bern erworben hatte. — — —

Voltaire hat entdeckt, daſs Thibautville, der bey dem Vilette wohnt, vier Verse an seiner Irene verändert habe. Er gerieth in Wuth über dieses Verbrechen verletzter poetischer Majestät, so daſs er schwur, nicht länger mit einem solchen Mann unter Einem Dach zu schlafen; hierauf sandte er den Koch, um ein Haus zu suchen, und er selbst fuhr aus. — — —

— — —

— — — Der Marquis von Villette, Du kennst ihn, hatte groſse Summen verschwendet, sein Vater wollte nichts mehr geben. Eines Tages tritt er blaſs und bestürzt in des Vaters Zimmer, und klagt, wie er unglücklicher Weise den Marquis von .... im Zweykampf erschlagen. Der Vater gibt ihm eilends 40000 Franken auf die Flucht. Villette zieht in ein andres

Quartier; die Summe war bald auf; er kömmt zurück mit vielen Koffres; dem Vater gibt er vor, die Sache sey nun verglichen. «Aber durch welches Wunder,» antwortete dieser, «hab' ich neulich den angetroffen, welchen du erschossen hast.» «Es ist wahr,» sprach Villette, «ich habe ihn nicht erschossen; aber gesteht, mein Vater, er war doch sehr blaſs?»

Einst erzählte er zu Ferney die Geschichte eines hingerichteten Uebelthäters; einer, der in's Zimmer getreten, fragte nach dem Anfang der Historie. Voltaire sprach: «*C'est un roué qui fait l'histoire d'un pendu.*» — — —

Von der Boissiere, den 8. Apr. 1778.

— — — — Den Triumph Voltaire's wird vermuthlich eure Zeitung beschreiben. Die jungen Chabot sagen: er sey zum beständigen Director der Academie ernannt worden, welche Ehre, wenn sie ihm widerfahren ist, er wenigstens im 18. Jahrhundert mit keinem Andern theilt, und überhaupt, wenn ich nicht irre, nur mit Racine. Mit den Vestris ist er übel zufrieden; daher, als sie ihn bewillkommten und krönten, er ihnen zur Antwort gab: „Es lohnt sich wohl der Mühe, daſs ich sechsfüſsige Verse mache, damit ihr drey Füſse verschluckt." Und über die vier untergeschobenen Verse sagte er zu Villette: „Ist's nicht genug, daſs ihr mich Blut speyen macht; soll ich auch Dummheiten speyen?" — — — —

Genthod, den 25. Apr. 1778.

— — — — Sowie Du mich auf der Thorberger Alpe bey der Hand nahmst und sagtest: „Aber schau doch, fühle, genieſse!" so nehme ich Dich bey der Hand und rufe Dich: aber schau doch, B., meine schönen Provinzen, Campania, Syrakusen, die sieben Hügel, die Alpen, und meine Freunde: den alten Senat von Rom, das Römische Volk, beyde Afrikanus, meinen Dictator Cäsar, die Senatoren von Venedig, die

Sforza, die Visconti, und dann hinwiederum Rudolfen von Erlach, den Hallwyl, den Bruder Klaus, die Deutschen Bauren — daſs ich alles dieses dem B. schuldig bin und daſs, wenn ich alles betrachte und über dieses den B. dazu rechne, ich der glücklichste M. bin.

In langer Weile und Verdruſs esse und trinke ich nach Wohlgefallen; aber wann ich diese Aussichten betrachte, so trinke ich keinen Wein und esse wenig, weil mir das Leben der Mühe werth scheint. —

Boissiere, den 28. Apr. 1778.

— — — — Uebrigens hat man den Oestreichern alles erleichtert (zum Theil um den Preuſsen ihren Dienst verhaſst zu machen und um die Liebe der Oestreicher zu ihrem Kaiser zu vermehren): die Moustache müssen sie nicht mehr wixen und alle Nacht aufwickeln, sondern sie iſt natürlich geschnitten; frisiren müssen sie sich nicht, alle Haare werden in den Zopf gebunden und sind platt; sie müssen die Musketen nicht ewig und mühsam poliren, sondern es ist ihnen eine Salbe gegeben worden, die den Glanz derselben erhält; vieles Andere, die Guêtres u. s. w. betreffend, habe ich vergessen. Die Bastonnade ist abgeschafft. Der Kaiser ist angebetet; Wien brennt vor Kriegsbegierde. Obwohl Joseph an vielen Orten sehr ungeduldig sich gezeigt, ist er in seinem Land und mit seinen Soldaten über die Maſsen leutselig. Ein junger Graf von der Lippe war bey einem Anlaſs beschäftigt, Frauenzimmern Durchlaſs durch die Menge der Soldaten zu verschaffen; der Kaiser sprach mit Jemanden; der Graf sah nur seine Uniform im Rücken, und gab ihm einen derben Rippenstoſs mit unhöflichen Worten. Der Kaiser wandte sich. Der Graf starrte fast todt. Allein der Kaiser tröstete ihn: „Ich selbst hatte Unrecht, nicht Sie, mein lieber Graf!" Einst in den Maskeraden war der Kaiser im Domino ohne Maske. Oft besucht er unversehens die Bürger von Wien; selbst Unterofficiere müssen sitzen,

Aus dem man schlieſslich merken mag,
Du, Gold, bist weder bös' noch gut,
An dem liegt's der dich brauchen thut,
Einer überkommt dich durch bös' Tück',
Einem andern zu Unglück,
Und thut mit Thorheit dich beschlieſs'n,
Thut doch dein selber nicht genieſs'n,
Oder thut dich unnütz verschwenden,
Den thust an Seel' und Leibe schänden.
Ein andrer überkommt dich recht,
Und du, Gold, bleiben muſst sein Knecht,
Ihm dienen zu Ehr', Noth und Nutz,
Zu Freuden, Tugend, Schild und Schutz.»
Daſs ihm von dir all's Gut's erwachs',
Das wünscht dir von Nürnberg Hans Sachs.

und er spricht, wie kaum ihr Major mit ihnen spricht. — — — —

Man begreift nicht, wie das Volk dem Voltaire seinen Unglauben, und die Groſsen ihm seine Beichte vergeben können. Als er neulich ausfuhr, erhoben sich überall Stimmen des Volks: „Es lebe der Vertheidiger des Calas und Sieven!“

Boissiere, den 26. Juny 1778.

Mein Herzensfreund, wenn an Dich gedenken, dem Umgang mit Andern nicht vorzuziehen wäre, so wäre die Reise nach Freyburg langweilig gewesen. Allein bey meiner Ankunft fand ich einen schönen Brief des Castellaz, und er hatte von seinem Gut Expresse gesendet. Als ich und er endlich zusammenkamen, lernte ich ihn als einen der liebenswürdigsten und einen sehr geistreichen Mann, von vieler Kenntniſs der Welt und seines Staats, und von wahrer Tugend kennen. Stelle ihn Dir vor als einen Mann, der im 48. Jahr noch jung ist, der 20 Jahre lang mit Verlust seines Vermögens die Welt gesehen und genossen; als er in die Republik zurückkam, las er aufmerksam den Montesquieu und schrieb Anmerkungen über alles, was in seinem Vaterland anzuwenden möglich wäre; er hat mehrere Würden ausgeschlagen, als gesucht, aus Liebe der Freyheit, welche ihm über alles ist, und weil ihm seine Gewissenhaftigkeit seine Aemter schwer macht, weil er die Miſsbilligung fürchtet, und z. E. als Landvogt (welches eine gute Regel ist) immer so sprach, daſs in den Appellationen der Senat sein Urtheil ändern konnte, ohne dasselbe im Geringsten miſsbilligen zu scheinen; er hat besonders im Umgang des Hrn. v. Montenach, des geschicktesten Herrn in dem Staat, groſse Kenntniſs in demselben erworben, und auch die Miſsvergnügten haben mir gesagt: es wären im Staat kaum vier Männer dem Castellay zu vergleichen. In diesem Lob hat er sich zu Corbieres als Landvogt behauptet, und zu Neufchatel als Hauptmann des Freyburger Contigents: überhaupt scheint er im Kriegswesen groſse Einsichten zu haben. Als er von Neufchatel zurückkam, belohnte ihn der Staat, nach der Weise der Alten, mit 12 Jucharten Wald. Setze hinzu, daſs er gut erzählt, voll Anmuth und edeln Gesinnungen ist, und verwundre Dich nicht, wenn wir zu Freyburg einander nie ohne Noth verlassen haben, und wenn wir mit einander auf sein kleines Landhaus zu Dompierre gegangen sind; es herrscht in demselben eine gewisse wollüstige Simplicität. Wir haben oft, wie ich zu thun pflege, von dem B. gesprochen. Er wünscht, wenn er die Vogtey Cheire bekommen sollte oder einst nicht mehr Waisendirector wäre, daſs ich eine Zeitlang bey ihm seyn möchte. Ueberhaupt hat mir Freyburg ungemein gefallen, sowohl was die Staatsverfassung anbetrifft, welche in Einigem der vormaligen Verfassung von Bern gleichen dürfte, und in Andern vielleicht besser ist, ihre Miſsbräuche mit den Aristokratien gemein hat, aber das Land wohl nur allzu nachlassend regiert; als in Absicht auf die Sitten, welche den alten in vielen Dingen gleich sind; ich bin immer der verbindlichsten Aufnahme versichert; sowohl von dem Hrn. v. Castellaz, wann er sein kleines artiges Haus vollendet haben wird, an welches Haus er die Früchte seiner Vogtey verwendet, weil er in einem eignen Haus unabhängiger ist. Es ist nicht unmöglich, daſs ich Beystand aus den Archiven bekomme (unter uns), und nun sehe ich bereits eine neue Erndte von Beobachtungen über einen ſast unbekannten Freystaat voraus. Der Staat hat vom Papst erworben, daſs die Karthause Valsainte secularisirt wird. Hingegen das Wiedergedächtniſs der Murtener Schlacht ist in meiner Gegenwart von der ganzen Stadt ſeyerlichst begangen worden. Wenn ich tausend Zungen und eine Brust von Erz hätte, so könnte ich nun Dir nicht alles über Freyburg erzählen; mehr im nächsten. Von diesem an ſolgt erstlich ein harter Kampf des M's mit einem Welschen Unterthan, welcher wider die Regierung redete. Mein Freund, ich sehe, daſs die Freyheit eine göttliche, die Freyheiten eine sehr böse Sache sind; daſs das Welschland Neuerungen liebt, Gehorsam haſst und gern raisonnirt, also daſs eine standhafte Verwaltung einer allzu gelinden vorzuziehen.

Nach diesem bis auf heut' alles Langeweile von Freyburg bis an die groſse eiserne Thür der B., so sehr hatten Du und hierauf der Castellaz mich verwöhnt: ich fand Jedermann dumm und platt. In Ripaille bin ich nur zwo Stunden geblieben, denn von zwey Mönchen war jener ein Esel, dieser ein stinkender Esel, und auch ihre Mönchstheologie konnte ich ihnen nicht vergeben, vor allem den Geruch nicht; hingegen waren des Castellaz Zimmer mit weissem Jasmin und mit den feinsten Blumen angefüllt, welches meine Nase unter die Gaben Gottes zählt. Zu Vivis habe ich den jungen Zingri wieder gesehen, und er ist wahrhaftig von einer uralten Hirtenunschuld. Ich war zu meiner Schande so trunken von Lebensart und Geist, daſs ich diesmal die bloſse Natur nicht reizend genug fand. Auf dem See wurde ich von Gegenwind überfallen, doch sah ich das schöne Challais mit Vergnügen, und bedachte mit Unwillen, daſs, wenn aus einem kleinen

Land ein König drey Millionen zieht und nichts hineinbringt, alle Gaben der Natur unhinreichend sind. — — — —

Genf, den 30. Jun. 1778.

— — — — In den Ländern, aus welchen ich herkomme, habe ich die kunstlose Schönheit so stark empfunden, daſs mir nun der Esprit der Genfer unerträglich ist, und auch der alte Homerus, die groſsen Männer des Kaisers Augustus, Hume und Montesquieu würden in dem Gsteig lieber gelebt haben, als in den *après-diners.* Denn was wir mit einander gehört und gesehen haben, ist, was man fühlen und sagen soll, hingegen wodurch man in den witzigen Gesellschaften der kleinen Städte glänzt, ist eben die Klippe des Geschmacks. Dort ist jenes goldne Jahrhundert. Der Berg Ida mit vielen Gipfeln, Anchises der Hirt, welcher bey der Heerde eine Göttin findet und unterwirft;

aber hier sind alle diejenigen Sophismen, welche den Staat erschüttern, die Gemüther starr machen, die Einbildung auslöschen, das Glück entfernen, und weder den sterblichen Menschen die Freude, noch den Göttern ihren Himmel lassen.

Warum das Leben in mühseliger Trägheit aufzehren! Du hast einen Schatz von Wissenschaften und ich bin Dein. Warum nicht lieber ein Glück genieſsen, welches in Deiner Gewalt und allen andern Bernern unzugänglich ist, als Dein Lebenlang durch unaufhörliche Intriguen, zu welchen wir vor allen Andern ungeschickt sind, Würden suchen, welche von tausend Umständen abhängen, und in welchen Du vor Langerweile verschmachten würdest, um in mehr als 30 Jahren, wann Du und ich vielleicht nicht mehr vorhanden sind, einem Sohn zu helfen, welcher vielleicht nie kömmt, vielleicht jung stirbt, und vermuthlich durch eine Heirath oder durch Verwandtschaft mit einem Sechzehner die ganze dreyſsigjährige Mühseligkeit seines Vaters ganz unnöthig macht; wenn man zumal den

Fortgang der Vernunft betrachtet, so ist äuſserst wahrscheinlich, daſs eben dieser Sohn über das thörichte Leben seines Vaters die Achseln zucken wird. Aber Du, Freund und Kenner der Wissenschaften, Du, B., der Du mein Freund bist, trachtest eifriger, Dich unter der Menge des unwissenden Adels einer kleinen Stadt zu verlieren, als wegen edler Entschlüsse und Arbeiten von Allen, die in der That groſs sind, mit Freundschaft und Hochachtung ausgezeichnet zu werden; Du willst lieber, obwohl Du des groſsen Hallers Mitbürger und Freund warst, eine Rathsherrenkappe, als Thränen Deiner Mitbürger auf Dein Grab und als Ehrendenkmale in der ganzen Welt.

Erwache, B., bedenke unsre Freunde, die groſsen Männer, welche wir gelesen haben und anbeten, das Jahrhundert, unsre Freundschaft, Deine erste Neigung, den Character Deines Geistes, und was für ein Glück Du Dir wünschtest. Wähle; wahrhaftig ich will Dein halbes Leben nicht länger leiden. Willst Du Ihr Rathsherr, Ihr Seckelmeister und Ihr Gnaden von Bern werden, und wie Ihr Gnaden S. vor Langerweile umkommen und jährlich 999mal mortificirt werden? Ewig wird auch alsdann unsre Freundschaft währen, aber einige Andre werde ich zum wenigsten ebenso lieben, weil sie nicht allein diesen Plan weit geschickter ausführen, sondern ihr Personalglück gar wohl damit vereinigen. Wenn Du aber in der Laufbahn des Glücks und Ruhms Dich nicht willst in einem schweren Schultheiſsenhemd mit allem Gefolge der Weibeln an den Wänden fortschleppen, sondern in voller Kraft mit mir *cursu contingere metam*, so schaue nicht, wie bisher, hinter Dich, vor Dich, rechts, links, hinab und herauf, sondern auf den ausgesetzten Preis.

Alle solche Plane werden miſsrathen, so lang' Du sie nur in dieser oder jener Stadt ausführen willst, weil solches vom Weinstock, Reif, Gesundheit und Krankheit, Preisen der Zimmer, Lebensmittel u. s. w. u. s. w. abhängt. Sie werden miſsrathen, bis Du eine Beschäftigung wählst, welche für Deinen Geist schwer genug, für Deine Einbildung unterhaltend, und wichtig für die

Befestigung Deines Entschlusses sey, und so lang' Du Dich dem Gesetz dieser Beschäftigung nicht jeden Tag unterwirfſt und wöchentlich mir davon Rechnung gibst, auf daſs die Gespenster der Intriguenpolitik nicht ihren Augenblick ertappen, um Dich in den Schlamm zurückzuschleudern. Hast Du nie im Schlaf den Chor der neun Musen Dir schmeicheln gesehn, daſs Du einer aus ihnen, als Deiner Göttin, eine ewige Treue schwörst; hat keine Deine Hand ergriffen: „Komm, B., laſs deinem Freund sein Italien, die rauhen Römer, die wilden Alpen, und komm in den Parnassischen Hain; lerne Griechisch, unsre erste Sprache, worin der blinde Mäonische Dichter in der antiken Majestät die unsterblichen Götter und Menschen besang, Lykurgus die ernsten Rhetra sprach, Anakreon scherzte, und wider Philippum der Attische Chatham donnerte; siehe, B., den göttlichen Plato, den scharfſichtigen Geist Aristotelis, den sanften liebreichen Xenophon, den hohen Sophokles, und Pindarum, den brausenden Strom von hohen Gedanken und Bildern; siehe, unser

Sankt Peter mit der Geiss.

Schwank.

Da noch auf Erden ging Christus
Und auch mit ihm wandert' Petrus,
Ein's Tages aus 'nem Dorf mit ihm ging;
Bey einer Wegscheid' Petrus anfing:
„O Herre Gott und Meister mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,
Weil du doch Gott allmächtig bist;
Läſst es doch gehn zu aller Frist
In aller Welt gleich wie es geht.
Wie Habakuk sagt der Prophet:
Frevel und Gewalt geht für Recht;
Der Gottlos' übervortheilt schlecht
Mit Schalkheit den G'rechten und Frommen.
Auch könn' kein Recht zu End' mehr kommen,
Die Lehr'n gehn durcheinander sehr,
Eben gleich wie die Fisch' im Meer,
Da immer einer den andern verschlingt;
Der Bös' den Guten unterdringt.

Griechenland, unsere Jonischen Küsten und Tempel der Grazien, wie reich an Staaten und an Gesetzen! Ueber Unserer Sprache wirst Du alles vergessen, denn ist nicht eben sie die Musik? und meinst Du, der Honig des Homerus sey lieblicher gewesen, oder anmuthiger, als der Umgang unsrer Weisen ist; Du wirst alle lesen, jeden in seinem Rang, nach seinem Alter, und ihre Weisheit in Schriften verfassen; wenn die Europäer nun wieder nach Athen kommen, so wirst Du ihnen das Alterthum auslegen, und Amerika wird begierig horchen, was maſsen Colonien, wie sie entsprungen und verschwunden sind, und einst wird ein Mann in der neuen Welt sagen: die Griechischen und Römischen Schatten haben in ihren stillen Wohnungen über die mühseligen Menschen sich erbarmt; hierauf haben sie zwey von ihnen, die durch einen Freundschaftsbund vereinigt waren, abgesondert und ausgesendet; sie haben zu Schinznach auf der Erde einander gefunden; aber die Nichtswürdigkeiten der Zeit haben sie nicht lang' aufgehalten, der eine habe sich zu den Füſsen

Cäsars niedergelassen und habe die Triumphe und Waffen beschrieben, hingegen Du habest im Thucydideischen Style durch die Attischen Geschichten, als durch Bildnisse, Deine Schweiz und alle nachkommenden Völker vor ihrem Untergange gewarnt.«

Von der Boissiere, an einem schönen Morgen in der Erndte, als die Sonne auf die ganz bethaute Wiese schimmerte, 1778.

Achilles hat mich in dem Tiefsten der Seele für Dich bewegt, als er sprach von seinem geliebten Freund: „Sein will ich nie vergessen, so lang' ich unter den Sterblichen wandle; und wenn gleich die Todten beym Eintritt ihrer stillen Wohnungen alles vergessen, so will ich doch auch dort an meinen geliebten Freund gedenken," und als ihm der Geist seines Freundes erschien: „Wir werden nicht mehr bey einander sitzen, fern von den andern Freunden, und unsre Rathschläge faſsen; denn mich hat schon der bittre Tod ergriffen, dem ich zugetheilt bin von Geburt an. Dieses ist auch dein Schicksal, den Göttern ähnlicher Achilles! Allein etwas will ich dir sagen und einen Befehl geben; meine Gebeine, o Achilles, begrabe nicht entfernt von deinen eignen, sondern beysammen, wie wir in unsern Häusern mit einander erzogen worden sind u. s. w. u. s. w.» Und als Achilles den Scheiterhaufen anzündete: «Sey mir gegrüſst, Patroklus, auch in den Wohnungen der untern Welt; alles will ich nun vollenden, was du mir befohlen hast.» Endlich: «Der Kampf war vorbey; die Völker gingen aus einander und ein Jeder auf sein Schiff; diese besorgten ihre Nachtmahlzeit und genoſsen den süſsen Schlaf; allein der Achilles weinte über dem Angedenken seines geliebten Freundes, der alles bezwingende Schlaf konnte nichts über ihn; er wendete sich hiehin und dahin, er bedachte seine muntre Jugend und seine edle Herzhaftigkeit, und welche Thaten er mit ihm ausgeführt, und welche

Zufälle er mit ihm ausgestanden, die Kriege der Menschen, die grausamen Meere, deren gedachte er, die bittre Thräne floſs herab, dann wendete er sich seitwärts, und dann wieder für sich, und dann rückwärts, dann raffte er sich auf, er irrte betrübt auf der Meerküste, dort erblickte er den Aufgang der Morgenröthe über alle Küsten und Wasser.“ Mein Mitleiden mit ihm erinnerte mich Deiner, denn ich fühlte wohl, daſs auch ich den B. nicht überleben werde.

Nachdem ich die göttliche Ilias zu Ende gebracht, habe ich drey Bücher der Odyssee alsobald gelesen.

Sage mir, ich bitte Dich sehr, ob die Liebe der Alten mich verblende: sie stärken ohne Zweifel den Geist, bey ihnen sieht man die längstverhüllte Natur; soll ich nicht nun das ganze Alterthum ununterbrochen lesen bis auf die Gothen und Longobarden, wo sich die Alten an Muratori schlieſsen, hierauf alle Italiäner in den tausend folgenden Jahren bis auf den Tod Lorenzo de Medicis, alsdann von Machiavell, dem Haupt der Schaar der Neuern, bis auf die Schriftsteller, mit welchen wir nun leben? Antworte mir über diese lange Reise durch acht und zwanzig hundert Jahre. Ist nicht etwas Ruhmwürdiges in derselben? soll nicht auch mich, wie die Götter den Achilles, das ganze Alterthum bewaffnen wider die Feinde des guten Geschmacks, welche vor Zeiten in ihren Zellen und nun beym Frisiren und an den Toiletten die Sachen der Götter und Menschen beschreiben? oder ist es nicht gut, im ersten Jahr beym Eintritt in die Welt über der Gelehrsamkeit auch den Character des Lebens und Geschmacks nicht zu versäumen, sondern sich zu dem, was man sagen oder schreiben soll, und was vielleicht auch zu unternehmen vorkommen möchte in der Schule dieser hochgesinnten Staatsmänner vorzubereiten? Die älteste Stelle von Italien, die so ich gestern aufgezeichnet habe, betraf Ogygia, die Insel der Calypso gegen den Calabrischen Küsten über; und nun soll alles Italiänische bis auf den Doge Mocnigo und Firmian auf diese Stelle folgen; allein was nicht Italien anbetrifft, will ich nicht aufzeichnen, sondern allein lesen; denn sollte auch einst ich Unersättlicher mit Helvetien und Italien mich nicht begnügen wollen, so wird mir immer sehr angenehm seyn, auf der ersten Reise durch das Alterthum etwas vergessen zu haben.

Da die Lorbeern aller Arten Sieg und aller Göttinnen Gunst besonders durch Standhaftigkeit erworben wird, so bitte, flehe, beschwöre ich Dich, sage, befehle, gebiete ich Dir, dem einigen Freund und Gefährten meines Lebens und meiner Arbeiten, Dir, B., meinem Apollo; der Du mich begeisterst, wann die Reize andrer Studien mich von der Bahn, ehe sie vollendet ist, auf andre Pfade locken (ich nehme nichts als Manuscripte aus; derselben Gebrauch, welcher von dem Zufall verstattet wird, kann unmöglich verschoben werden); so sorge für mich, für meine Wünsche und Hoffnungen, warne mich, spotte meiner, beschäme mich, verbiete, zürne, befiehl, nöthige, und nie verschone meiner, wenn Du in der That mich liebst. Und hiemit will ich, wenn Du, mein Liebster, es billigst, meine Segel spannen *farentibus cum bonis Diis.* — — — —

Also auch Rousseau ist gestorben, wie Voltaire, Linneus, Haller und Hume. Ein Brief, den mir Carli gezeigt, sagt ganz gut: nur darum sey die Geistlichkeit so muthig wider den Leichnam des Voltaire, weil sie seinen Spott nicht mehr befürchte. In einer Streitigkeit über einen Kirchhof zu Toulouse trug das Volk einen Esel zu Grab. Hr. Tronchon sagte darüber: man begrabe in Frankreich nur die Esel, darum werde dem Voltaire die geweihte Erde versagt.

Ein Engländer hat mir den Tod Chathams beschrieben. Der König wollte ihn zum Herzog machen, wenn er neben dem Lord Germain hätte Minister seyn wollen; Du weiſst aber wohl, daſs der Germain bey Minden die Ehre verloren hat. Der Zufall begegnete dem Chatham, als er aufstehen und für die Würde seiner Nation reden wollte; er sank schnell und in die Arme Lord Portlands, und seine Augen schienen starr, seine Lippen blaſs und eingefallen. Er soll in der Aussprache und vielen

Zügen dem, bey welchem ich bin, gleich gesehen haben. Zuweilen, wenn sein Geist nicht mit Europa beschäftigt war, wüthete seine Thätigkeit wider ihn selbst, und er gerieth in eine Art übernatürlicher Begeisterung, ja er ist einigemal gefesselt worden. Wenn ich an Demosthenes komme, so werde ich glauben, ihn zu hören. Ich wünschte, die heftige Bewegung meines Gemüths bey der Vorstellung solcher Männer für die Wirkung einiger Sympathie mit ihnen halten zu können. Es kann kein Dichter einen gröſsern Auftritt machen, als den Haller, den Chatham, den Montesquieu, wenn sie in den ewigen Senat eintreten, wo Cicero, Plinius, Cato, Sokrates, der Sänger des Achilles, unser Virgilius, der Aristoteles, der Tacitus, durch die Ehrfurcht aller ankommenden Geschlechter belohnt werden. Dann wollen Du und ich die, so durch Freundschaft berühmt sind, anbeten. — —

Sonntags, Boissiere 1778.

Obwohl ich seit meiner Heimkunft nach Genf jede gelehrte Thorheit sorgfältig vermieden habe, fühle ich eine Schwäche, die mir neu ist, zumal früh Morgens, zumal auch nun, da mich der kurze Weg nach und von der Stadt, wo ich von der Bibliothek einen Folianten geholt habe, mehr erschöpft hat, als Tagreisen in den Alpen; vielleicht weil ich zwar mäſsig arbeite, aber auch äuſserst wenig esse; vielleicht wegen mancherley Sorgen, welche aus Liebe zu den Wissenschaften die Furcht, mich aus Noth von ihnen entfernen zu müssen, verursacht. Uebrigens bin ich sowohl hier, als zu Genthod auf eine angenehme Weise; fühlst aber nicht auch Du gewisses Bedürfniſs, bisweilen allein zu seyn, und wer nicht kann ein eignes Zimmer schlieſsen, ist nie allein. Alles dieses werden mir die Musen einst wohl verschaffen, und ich will auch nun in der Arbeit mich laben und ermuntern.

Ich habe die vortreffliche Odyssee mit gröſstem Vergnügen, ich hoffe mit Nutzen, und nicht ohne Thränen, ganz gelesen, und will weder den ewigen Ruhm noch die hohe Kraft Homeri und Achillis, noch die Geistesgegenwart jenes andern Helden vergessen. In den Hymnen, welche die Alten eben diesem Dichter zuschreiben, sind viele grofse Schönheiten. „Des Phöbus Apollo will ich gedenken, seiner will ich niemals vergessen. Die Götter in dem Hause des Jupiter zittern, wenn der Apollo einhertritt. Ja sie stehen auf bey seiner Ankunft, alle Götter, jeder von seinem Thron, wenn er den weitberühmten Bogen spannt. Allein Latona bleibt still zu der Seite des Zevs, welcher sich der Strahlen freut." Ich kann mich fast nicht enthalten, alles zu übersetzen, ja mehr als einmal gedachte ich dieses zu thun. — — — —

Nun hat Friedrich der Grofse zum viertenmal sein Schwert gezogen; er steht in Böheim; Heinrich mit Achtzigtausenden zu Dresden; unter dem König ist auch der Prinz von Braunschweig. „Da ich gewifs bin" (hat man aus des Königs Mund vernommen), „dafs der Kaiser meinem Neffen, sobald ich meine Augen

Drob steht es übel an allen Enden,
In obern und in niedern Ständen.
Dem siehst du zu und schweigest still,
Als kümmre dich die Sach' nicht viel,
Als möcht's dich eben nichts angehn.
Könnt'st doch allem Uebel widerstehn,
Nähm'st recht in Hand die Herrschaft dein.
O! sollt' ich ein Jahr Herrgott seyn,
Und sollt' Gewalt haben wie du,
Ich wollt' anders schauen dazu,
Führ'n viel ein besser Regiment
Auf Erdreich durch alle Ständ'.
Ich wollt' steuern mit meiner Hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub und Brand;
Ich wollt' anrichten ein ruhig Leben.»

Der Herr sprach: «Petrus, sag' mir eben,
Meinst, du wollt'st je besser regieren,
All' Ding' auf Erd' baſs ordiniren?
Die Frommen schütz'n, die Bösen plagen?»

Sankt Peter thät hinwieder sagen:
«Ja, es müſst' in der Welt baſs stehn,
Nicht also durcheinander gehn;
Ich wollt' viel beſsre Ordnung halten.»

Der Herr sprach: «Nun, so muſst verwalten,
Petrus, die hohe Herrschaft mein;
Heut den Tag sollt du Herrgott seyn.
Schaff' und gebeut all's was du willt:

schlieſse, den Krieg ankündigen würde, nun wohlan, so will ich ihn lieber selber führen." Hessen rückt auch zu dem König. Auch Friedrich wird auf dem Bette der Ehre sterben, wie der Chatham. Du aber, mein B., wenn Du sehen wirst, wegen eines Theils von Bayern ein paarmal hunderttausend Menschen verstümmeln, eine halbe Million in das finstre Grab hinuntersteigen und viele tausend Mütter, Schwestern, Töchter und geliebte Freunde durch das unbarmherzige Erz auf ewig in Trauer gesetzt, alsdann danke den Rittern Erlach, Halwyl, Reding und Winkelried, daſs Du und ich in dieser Stunde nicht auch müssen Einer für den Andern zittern. Wie würde es den guten Landleuten im Sibenthal und in Sanen vorkommen, wenn man den jungen Zingry seiner Mutter aus ihren Armen in ein Heer schleppte, wenn sie ihre glücklichen Heerden in das Lager treiben, wenn sie aus den Hürden weichen müſsten und alles hinterlassen, oder wenn ihre Dörfer in Asche gelegt würden, um Lager zu schlagen. —

— — —

Obwohl ich andre Briefe schreiben sollte, kann ich mich nur mit B. beschäftigen, weil ich in einer ungewohnten Gemüthsbewegung bin. Als ich den Dichter des groſsen Achilles verlassen, mit Erstaunen, so wie den Gotthard, habe ich mich zu dem Sophokles begeben, den Ajax, die Elektra, den Oedipus zu Theben, die Antigone, den Oediopus auf dem Kolonus, dann die Trachinerinnen gelesen, und heute endlich den Philoktetes angefangen. Am Ende der vorletzten Tragödie, da ich den Oediopus auf Kolonus vollendet hatte, stand ich auf; ich empfand ein Gefühl, welches mir ganz ungewöhnlich war; als ich sah, daſs in einer menschlichen Sprache für die Leidenschaften solche Ausdrücke wären, in Menschen diese Stärke sey; und ein groſser Mann, von dem Staat und über die Sitten mit einer solchen erhabnen Einfalt sprechen könne, fühlte auch ich, daſs auch in mir eine Seele wohnt. Die ganze Zeit von den Alten auf uns war in diesem Augenblick vernichtet; ich schwöre

Dir, mein Freund: fast schien mir, Befehle von ihnen zu hören, kaum schien mir noch unmöglich, sie zu umarmen. Durch den schwelgerischen Genuſs von so viel tausend Schönheiten, durch Hunger nach den andern vielen tausenden, dem Pindarus, dem Aeschylus, dem Demosthenes und Plato, wurde ich wahrhaftig bezaubert; alsdann wieder gerührt fast bis zu Thränen. Endlich schien mir unter diesen Führern unter allen groſsen Dingen, die der Mensch jemals ausgeführt hat, nichts weder unmöglich noch schwer. Ich bedachte, welchen Ruhm Rousseau ohngeachtet aller Träumerey seiner Paradoxen besitzt; alsdann glaubte ich, es liege nun mir ob, in der Schule dieser Alten zu leben, sie zu studiren, sie auswendig zu lernen, mit ihnen Tag und Nacht mein Leben zuzubringen. Alsdann betrachtete ich den Staat in ganz Europa, die hereinbrechende Tyranney, das Krachen der umstürzenden Verfassungen und Secten, die letzten Seufzer vieler verschwindenden Tugenden, der Freundschaft, Vaterlandsliebe und Ruhmbegierde; die entfliehenden Künste und Wissenschaften; das Absterben aller groſsen Männer, und Montesquieu, Haller und Chatham ohne Nachfolger!

Mittwochs.

Es war aber auch dieser Sophokles ein groſser Mann, der den Staat liebte, und welcher die Menschheit ungemein ehrte, weil er für die höchste Stärke der Leidenschaft in der schönsten Sprache die geschicktesten Ausdrücke gefunden, und alle groſse Tugenden der Bürger und Staatsmänner in die Tragödie der alten Historie seines Landes eingeflochten hat. Er hat auch die höchsten militärischen Würden und mehrere öffentliche Aemter verwaltet; als er die Antigone gegeben hatte, wurde er durch die Feldherrnstelle auf Samos belohnt; im hohen Alter gab er (vielleicht unter seinen Werken das vortrefflichste) den Oedipus auf dem Kolonus, und als er für sich und für seinen Ruhm genugsam gelebt hatte, ungefähr in seinem 80. Jahr, nahm er sich sein Leben selbst, worauf die Stadt Athen, welche von dem Lysander belagert wurde, von demselben einen Stillstand begehrte, um den Sophokles zu bestatten; „er also ist es," gab ihnen Lysander zur Antwort, „von welchem ich im Traum vernommen, in Athen sey ein Mann gestorben, der den Göttern und auch mir sehr lieb gewesen sey."

Es ist eine nicht gemeine Standhaftigkeit nöthig, diese Männer nur einmal, nicht aber allezeit zu lesen. Es ist mir, als wenn reiche Tempel vor mir geöffnet würden, welche ich schnell wie ein Reisender beschauen müſste. Meine Reise durch das Alterthum leitet mich durch eine unaufhörliche Mannigfaltigkeit lachender Landschaften — ich in meinem unschuldigen Erstaunen rufe alle Tage aus: „Hier ist gut wohnen, ich will hier bleiben." Der Apollo aber will mich immer fortreiſsen. „Du wirst meinen Sohn wohl noch mehr sehen." Und ich habe den Sophokles gelesen, wie man den Abschied eines Freundes hört, mit Ehrfurcht und einem traurigen Gefühl der nothwendigen Trennung. Aber diese Alten haben geschrieben, was nicht in Excerpte zu bringen, sondern im Leben und Gemüth nachzuahmen ist. — —

— — —

— — — — Ich habe den halben Lysias nun gelesen. Er war ein reicher Mann, welcher durch Beredsamkeit in Athen mächtig war. Er flieſst ohne Sturm noch Ungleichheit, vielmehr wie ein Bach durch Wiesen, als wie ein Strom durch Felsen. Die zwo Reden, jene über die, welche im Krieg für Korinthus gefallen, diese wider Eratosthenem, einen von den 30 Tyrannen, und auch eine dritte, wider Agoratus, der unter denselben sich miſsbrauchen lassen, sind wahrhaftige Meisterstücke und über die Zeiten, welche nach Thucydides waren, sehr unterrichtend. In gewöhnlicher Zeit und in allen gewöhnlichen Dingen ist Lysias besser, als Demosthenes. Man lernt auch die Gesetze und Formen, und auch die Sitten.

Ich sehe Smiths *Inquiry upon the wealth of* *nations* für ein andres Auge an zur Einsicht aller Historien. Ich finde ihn erstlich original, und ungemein scharfsichtig und in Allem philosophisch. Und vieles mir vormals Dunkle verstehe ich bisweilen mit einiger und oft weniger Mühe, da ich ihn lese, die Feder in der Hand. Abgekürzt werden kann er, aber überhaupt ist Smith ein Mann, welchen alle politische Verfasser, die gelesen werden wollen, gelesen haben müſsten. — —

— — —

Die wenigsten Regenten hier haben regieren gelernt, also werden die groſsen Geschäfte von wenigen, unter denen alles ist, und die täglichen Geschäfte ohne Regierungskunst nach den Leidenschaften entschieden; das Volk ist unzufrieden, allein durch seine Armuth muthlos. Also werden auch die Verordnungen oft abgeändert, weil auch die Guten der natürlichen Billigkeit, nicht aber der Staatskunst, welche sie nicht wissen, zu folgen pflegen. Ueberhaupt sieht man hier eine Tochter der Unwissenheit; nämlich die Furchtsamkeit: in fremden Geschäften ehrt man sie als eine Säule der Freyheit; in den täglichen Geschäften wird hiedurch der Rath genöthigt, sich mit keiner Anstalt über die Begriffe des gemeinen Mannes zu erheben; alles Auſserordentliche endlich schreckt. Also sind wir in alten Irrthümern wie der Pöbel und behaupten sie mit Strenge. Ich finde, daſs Viele, die ich wegen Wissenschaft lieben zu müssen glaubte, nicht studiren, sondern bloſs lesen; daſs Andre mehr für sich sorgen, als für den Fortgang der Aufklärung, und viel Gemeines für Groſses ausgegeben wird. Wir haben also weder Arbeit, Fleiſs, noch Landwirthschaft, noch Geschäfte, noch Gelehrsamkeit, so daſs ich nicht begreife, wie man hier nicht schon lange beschlossen hat, gar das Reden abzuschaffen; wovon reden?

Du begreifst, wie mich dieses ergötzt, mich, dem eine Viertelstunde Langeweile ein Tod ist, und welches Glück für mich eine Stelle in einem solchen Staat wäre, wo schlechterdings nichts geschieht und Unternehmen Thorheit oder Verbrechen scheinen muſs. — — —

Das hiesige Volk scheint mich wegen meiner natürlichen Leutseligkeit zu lieben; viele Andre, die mich wegen der Wissenschaft zu achten schienen, dürften andrer Meinung werden, wenn sie meine Gesinnungen und ihre so sehr unterschieden finden; ja ich sehe jetzt schon, daſs es in die Länge wohl nicht gleich gut gehen würde. Und wenn auch, so leitet mich dieses zu weiter gar nichts und kostet mir mein Capital, d. i. meine Stunden, welches alles zu Genf ganz anders ist. Mir scheint Genf nun unter allen unsern Städten den alten Freystaaten am ähnlichsten. — — —

Ich finde Smith täglich gröſser und er wird auf mein ganzes Leben wirken; er ist ein Montesquieu, aber auf Englische Manier. Dieses Werk ist, wenn je eins, der Ewigkeit würdig. Es öffnet in mir neue Sinne für die Historie.

Lucretius beredet fast; auf einmal tröstet er und macht roth über die Schwachheit, eines Trostes zu bedürfen. — — — —

Den 9. Jan. 1779.

— — — — Ich weiſs keine angenehmern Bücher für Dich, als Bayle, viele Abhandlungen in *Linnaei Amoenitatibus* (der Styl ist geistreich, die Historie des Thee und Caffee z. E. ist ungemein artig). Schön, doch nichts in Auszügen. Anna Comnena (sie lebte zur Zeit der Kreuzzüge) ist Xenophontisch. Wenn Du etwas Neues und Seltsames machen willst, laſs Dir von Wilhelmi die *gesta Dei per Francos* schicken, und schreibe selbst eine kurze Historie der Kreuzzüge aus denselben Quellen: *Voyages en Asie dans le moyen âge, recueillies par Bergeron.* Tournefort's Reise (ungemein fleiſsig), Chandler's Reise, Kämpfer, der einzige über Japan, lies auch einmal die Schriften des Sarpi,

Sey hart, streng', gütig oder mild,
Gib aus den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst strafen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen;
In Summa: mein ganz Regiment
Sey heut den Tag in deinen Händ'.»
Damit reichet der Herr sein'n Stab
Petro, den in sein' Hände gab.

Petrus war drob gar wohlgemuth,
Däucht' sich der Herrlichkeit sehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Baarfuſs in 'nem zerriss'nen Kleid',
Die trieb ihr' Geiſs hin auf die Weid',
Da sie mit auf die Wegscheid' kam,
Sprach sie: «Geh' hin, in Gottes Nam',
Gott b'hüt und schütz' dich immerdar,
Daſs dir kein Uebel widerfahr'
Von Wölfen oder Ungewitter;
Denn ich kann wahrlich jetzt nicht mit dir,
Ich muſs arbeiten um Taglohn,
Ich habe heut kein Brod derohn'
Daheim mit meinen kleinen Kinden.
Nun geh' hin, wo du Weid' thust finden;
Gott der b'hüt' dich mit seiner Hand.»

Mit dem die Frau sich wieder wandt'
Ins Dorf; so ging die Geiſs ihr' Straſs'.

wenn die Bibliothek *Petri Martyris epistolas* hat (die ältesten Nachrichten von Amerika, der ganze Hof König Ferdinands des Katholischen von 1488—1525), d'Avila (lies ihn ja), und wenn er nicht groſs genug ist: de Thou: *Mémoires du Maréchal de Monthuc* (sehr angenehm). Clarendon von den innerlichen Kriegen in England seit 1640. Botin über Schweden oder Dahlin, welchen Du willst, Pallas, Brantoma (vortrefflich, original, allerliebst, mit Einem Wort, er muſs gelesen werden, sowohl die *hommes illustres* als die *dames galantes*), das Leben Georg von Frunsberg (der Rom erobert 1527, Deutsch, Fol.), *Chardin Mémoires secrettes de Viſſoris* (den Geist davon kenne ich zwar nicht), *Grotii epistolae*, Olnerii Reise nach Ruſsland, Don Ulloa Reise: soll ich Dir die Deutschen Dichter in das Land schicken? In Büschings Magazin sind vortreffliche Stücke; den Lebret sende mir nach; Dionysius von Halikarnassus (er ist nun Deutsch herausgekommen), Seneca, den Hr. Tr. ungemein rühmt; Plutarchi kleine Schriften im Amyot, Lucianus, Ammianus Marcellinus — Griechische — Italiänische. Was die Bibliothek nicht hat, wird Haller wohl haben; was Beyden mangelt, will ich hier kaufen, wenn Du nämlich willst. Mir armen Unglücklichen, dem sein Bibliothecarius in die Alpen zieht, sag' um Gotteswillen, woher ich die übrigen Theile von Büsching bekommen könne, sende Lebret, Schlözers Amerika, Werthes Morlaken, Kantimir (*à propos*, den lies auch) — vor allen Dingen laſs mich wissen, welcher Weg für meine Briefe an Dich der kürzeste sey; denn für keinen von uns Beyden ist Heil ohne den Andern. — — —

Du weiſst, was die Sierra Morena für eine Wüste ist. Hr. Olavides, ein aufgeklärter Herr, hatte sie mit Deutschen Bauern bevölkert. Nun, da es nicht anders möglich war, hat er ihnen Religionsfreyheit gestattet. Olavides ist jetzt vor die Inquisition beschieden worden; ein kränklicher 55jähriger Mann. Die Inquisition hat ihn verurtheilt, gestäupt zu werden; da aber seine Schwäche diese Barbarey unmöglich machte, ist er auf 8 Jahr in ein Kloster gesteckt worden, und muſs ohne Unterlaſs zwey Mönche bey sich haben, die ihm vorbeten und heilige Historien lesen. Im aufgeklärten 18ten Jahrhundert! in Europa! unter dem Haus Bourbon! — — — — —

Im Jänner 1779.

— — — — Mir däucht in der stoischen Philosophie, obwohl Andre sie ungemein rühmen, eine Ursache zu liegen, warum unter den guten Kaisern weder groſse Männer geblüht haben, noch auch der Character wieder gewonnen hat. *Sustine* ist vortreflich, *abstine* aber, oder die Vernichtung der Begierden, vernichtet auch die Seele, als die sich nicht ohne Grund entschlieſsen kann: der Grund unsrer Unternehmungen aber in ist den Leidenschaften, daher die Stille einschläfert, im Freystaat ist sie gefährlich, denn sie unterwirſt sich allem; gefährlicher als die Leidenschaften, als deren Wirkung durch die Leidenschaften der Andern aufgehalten wird; gefährlich unter dem Joch, denn durch diese Philosophie wird es ewig; überall unvernünftig: sind etwa Ruhm und Freyheit der Mühe des Verlangens unwürdig? Ueberhaupt findest Du nicht leicht groſse Männer in dieser Secte, aber groſse Affectation, keinen Cicero, aber einen Seneca, keinen Cäsar noch Trajanus, aber einen Antonius. Die Epikuräer, wie Cäsar zeugt, sind geschickter zu groſsen Thaten, und so viel besser Genuſs ist als das Leiden, die Natur als der Zwang, so viel besser ist Horatii Philosophie als Seneca. — — — — — — — — — — — — —

Den 26. *Jan.* 1779.

— — — — Ich gestehe Dir, daſs die Franzosen mir mehr und mehr miſsfallen, und ich die Deutschen lieb gewinne; jene machen ein gewaltiges Geräusch und alles heiſst Genie, und *quum nihil in medio*, in den auswärtigen Historien haben sie alles verstellt, und wenn man die Quellen liest, glaubt man sich in einer neuen Welt; an der ungelenksamen Schwere vieler Deutschen und an der unglücklichen Schöngeisterey der Andern ist unser Nationalgeist unschuldig, denn weil sie sich von ihm entfernen, fallen sie in diese Fehler; ich halte täglich mehr dafür, daſs die alte Tugend im Süd mit Rom vergangen, und im Norden weniger durch die Knechtschaft, als die fremden Sitten (der Knechtschaft Quell und Wirkung) vermindert, wenn aber irgendwo noch beym Deutschen Volk und in unsern Armeen unterhalten worden ist. Unter dieser Tugend verstehe ich die Standhaftigkeit und eine gewisse Kraft im Gemüth, eine Wirkung des einfachen und beschäftigten Lebens gesunder Leute. — — —

Ein kleines Buch von Abt über Portugal hat mich in der Meinung bestärkt, daſs mit ihm einer der schönsten Deutschen Schriftsteller verloren gegangen ist. Ueberhaupt aber finde ich keinen Deutschen so ernst und harmonisch in der Sprache als Mosheim, dessen Schreibart in diesem Stück über alle andre Deutsche ungemein erhaben ist. — —

Boissiere, den 1. Febr. 1779.

Als Voltaire den Handel des Calas in die Hände bekam, war er gar froh. «Er kann uns nicht entwischen,» sagte er; «entweder ist der Kerl aus Religionshaſs vom Parlament unterdrückt worden, oder er hat aus Religionshaſs den Sohn gehangen; in beyden Fällen ist's vortrefflich.» Als der Sieven kam, sprach er: «Ah, gerädert worden seyd Ihr! und wie?» ««*Mr.*, *par contumace.*»» — «Es ist verdrieſslich, Ihr hättet in der That und lebendig auf das Rad kommen sollen, dann wäre die Sache erst recht gut.» — — — —

— — —

Philibert, ein vertriebner Franzose, der zu Genf lebte, betete: „O Herr, *je ne Vous demande que le nécessaire, mais un peu au large.*“ Lantelme, dessen Sohn itzt Gesetzgeber ist, betete: „*Oh Seigneur, je ne Vous prie point de me donner du bien, montrez moi seulement, où il est.*“ Er zankte einst; sein Freund sprach trotzig: „*Mais, Monsieur, j'ai votre parole.*“ „„*Eh bien, gardez-la.* — — —

Der Herzog von Modena hat nun die Inquisition hergestellt. Auch kömmt sie in Spanien wieder zu Kräften, doch unter diesem König darf sie nicht hinrichten. Sie wüthet wider Männer im Staat, auch Durchsuchungen wegen Bücher werden vorgenommen. — — — — —

Hast Du nicht Gabriels, des vierten Prinzen von Spanien (wenn ich nicht irre) prächtige Uebersetzung und gelehrte Ausgabe von Sallustius gesehen? Er verschenkt sie, und in der That, er soll Geist haben. — — —

Vor 30 Jahren fragte der Hr. Tr. den Voltaire, als er Geschichtschreiber geworden, ob er die Historie des Königs beschreiben wolle: «*Non, par Dieu, le meilleur moyen de perdre la pension d'historiographe, c'est d'écrire l'histoire du Roi.*» — — — — —

Boissiere, den 20. Febr. 1779.

Den 12. Hornung, indessen ich vergnügt studirte, hat mein Vater seine letzte Noth vollendet, und ich habe ihn also nicht wieder gesehen, und meine Pflicht ihm nicht genug erstattet, welches mich grämt. Jeder Tod, welcher mich rührt oder schmerzt, macht mich zweyfach betrübt, weil auſser denen, die ich verloren, Jemand in der Welt ist, mit welchem ich alles verlieren würde, und ohne den der schönste Tag schwarze Nacht für mich seyn würde: wer dieser sey, ist Niemand besser bekannt als dem

B.; also, wenn Du mein Leben willst, halte gute Sorge, das Deinige zu erhalten, und wenn Du nicht mein Leben der Todesnacht ähnlich machen willst, unterlaſs nie, mich unsrer Freundschaft genieſsen zu lassen. Was nun die Mama betrifft, bin ich entschlossen, sie wöchentlich zu trösten, oder zu zerstreuen; wenn es nothwendig ist, will ich sie besuchen; so lang' ich ihr unentbehrlich seyn sollte, will ich sie nicht verlassen, wie denn auch mir nichts Schmerzhafteres widerfahren könnte, als von dem, den ich liebe, verlassen zu werden. Indessen werfe ich mich blindlings in die Arbeit, also daſs den Tag über mein Geist nie müssig ist. Bey Nacht und in Gesellschaft halte ich es nicht gleich Glücklichen. Das Schlimmste hat schon Lucretius bemerkt; wir können uns nicht vorstellen, daſs der Tod kein Leiden, und nach dem Tod Ruhe sey, und meinen immer, die Verstorbenen bedürfen unser. Tausenderley Dunkelheiten umhüllen die Gegend jenseit unsers Grabes, doch was ich zu sehen glaube, ist eher tröstlich. Es ist unmöglich, einen geliebten Freund zu haben und nicht Unsterblichkeit eifrig zu wünschen. Alles, was ich in Quellen und bewährten Schriften finde, sammle ich unter die Jahre jedes Volks, um das Ganze endlich zu übersehen. Meine Untersuchungen haben keine Gränzen, als die, welche meinem Leben gesetzt sind, und was Haller, Bayle und Leibnitz von der Historie gewuſst haben, suche ich auch.

Diese Woche ist mir angetragen worden, Rousseau zu übersetzen, welches ich, wenn Du nicht mir anders rathest, abschlagen werde, weil ich die Zeit besser anzuwenden weiſs, diese Schriften gar nicht liebe, und weil diese dreyjährige Arbeit meiner Freyheit, meiner Begierde, Dich zu sehen, und meiner Pflicht gegen die Mutter zuwider scheint. — — — —

Vor dem Collegium lese ich meinen kleinen Claudianus; er ist noch schön genug, besonders wenn er den Pluto malt. Schreckliche Gegenstände werden am Ende und im Anfang des guten Geschmacks zuletzt und am frühsten

Der Herr zu Petrus sagte das:
«Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört, du muſst dich ihr'r erbarmen.
Weil ja den Tag bist Herrgott du,
So stehet dir auch billig zu,
Daſs du die Geiſs nehmst in dein' Hut,
Wie sie von Herzen bitten thut.
Und behüt' sie den ganzen Tag,
Daſs sie sich nicht verirr' im Hag,
Nicht fall', noch mög' gestohlen wer'n,*)
Noch sie zerreiſsen Wölf' noch Bär'n,
Daſs auf den Abend wiederum
Die Geiſs unbeschädigt heim kumm'
Der armen Frauen in ihr Haus;
Geh' hin und richt' die Sach' wohl aus.»

Petrus nahm nach des Herren Wort
Die Geiſs in sein' Hut an dem Ort',
Und trieb sie an die Weid' hin dann.
Sich fing Sankt Peters Unruh an,
Die Geiſs war muthig, jung und frech,
Und bliebe gar nicht in der Näch,**)
Lief auf der Weide hin und wieder,
Stieg 'nen Berg auf, den andern nieder,
Und schlüpft' hin und her durch die Stauden.
Petrus mit Aechzen, Blasen, Schnauden,***)

---

*) werden. **) Nähe. ***) Schnauben.

mit Glück gemalt; feine und schöne verlieren sich früher. — — — — —

Boissiere, den 4. März 1779.

— — — — Die Studien sind mein Leben, meine Würde, mein Amt, meine Wollust, mein Reichthum und meine Pflicht. Hiezu wird Freyheit erfordert; von allen andern Dingen wenig, sehr wenig; dieses werde ich zum Theil haben, zum Theil ohne übergroſse Mühe bekommen, und am Ende rechne ich auf die Freundschaft. Es ist also an eine Veränderung meines Plans nicht zu gedenken, und ich bin lebenslänglich der neuen Schwestern und meines Sauen-Apollons *en dexteram fidemque!* — — —

Ich lese vor dem Collegium den Epiktet; er ist voll Schönheit und Gröſse in einzelnen Capiteln; im Ganzen war es eine Sclavenweisheit, welche in Ländern ohne Vaterland noch Geist nützlich für Privatmänner seyn mag; denn überall ist nur sein Ich und Apathie, welches den Despotismus verewigt, weil ihm Niemand widerspricht. —

Gewisse Länder verdienen keine Historie, weil sie kein System und keine Freyheit haben; dieses leitet mich in der Wahl meiner Studien. Frankreich und Spanien werden meine letzten Untersuchungen seyn; denn die Spanier sind von Ferdinand und Mendoza getödtet worden, und in Frankreich ist immer die sich von Capetus an beständig ausarbeitende Königsmacht, und beym Volk niemals Absicht nach Standhaftigkeit, sondern verstandlose Anhänglichkeit an Parteynamen und schädliche Gefühllosigkeit gegen alle menschlichen Rechte. Ziehe die Alten in Allem vor, denn die Wirkung des Clima und ihrer Freyheit sind beysammen; daher sind sie gedoppelt merkwürdig, und überall bis auf Caligulam waren Plane, oft vielhundertjährige; und wahrhaftig ist erstaunlich anzusehen, wie dieselben allen Veränderungen der Zeiten und Menschen angepaſst wurden. Dieses macht besonders auch das neue Rom sehr merkwürdig, denn man findet schon tausend Jahre lang einen unsterblichen Geist im Pabstthum, den jeder Pabst annimmt und immer durchsetzt; was wäre merkwürdiger, als wenn die Historie der Jesuiten bekannt würde! So ist Venedig dem gleichen Plan zugethan, und in allen Veränderungen des Italiens der mittlern Zeit ist allezeit ein gewisser freyer Geist sichtbar; wahrhaftig den Muratori muſs ich verschlingen; es ist auch die Alleinherrschaft, welche Cosimo und Lorenzo durch Tugenden und Kunst aufrichten, weit merkwürdiger, als wo Reunionen und Gewalt alles ausrichten. Jedes Volk ist nur, so lang' es Efforts macht und bis es zum Genuſs kommt, merkwürdig, so wie wir bis auf das Ende der Kriege. Wahrhaftig, das Erstaunlichste in der Historie ist — in einem Volk ein gleicher Freyheitsgeist in sechshundertjähriger Unterdrückung und wie derselbe hervorgebrochen ist und endlich gesiegt hat, und hierauf die Geschichte dieses gleichen Volks, welche die von fremden Welten und neuen groſsen Männern wird, und in den Zeiten der Neuern das alte Schauspiel von Groſsthaten erneuert: England; ich muſs durchaus dieses wissen. So ist Schweden äuſserst merkwürdig; bedenke Canutson, Stuve, Wasa, Carln von Südermannland, Gustav Adolf, Oxenstierna, Banier, Torstensohn, Carln Gustav, Carln XII. und endlich die sonderbare Verfassung bis auf 1771. — — — —

— — —

Wie ein Donnerstreich war es mir, als ich gestern hörte, daſs keine Briefe da wären; ich ging heute früh auf die Post verlangensvoll. Diesen Augenblick sagt man mir das Gleiche. Lebst Du, mein Freund, so schreibe mir zwo Linien. Lebst Du nicht mehr, so flehe ich eine empfindliche Seele, die dieses erhält, um

Mitleiden und Nachricht, auf daſs die göttliche Vorsehung auch mit mir Mitleiden trage am Tag der Noth. Lebst Du und habe ich an Dir gefehlt, so wisse, daſs ich in Deiner Gewalt bin. Dem sey wie ihm wolle, so glaube ich Dich todt, wenn ich nicht mit nächster Post eine Zeile von Dir habe. Lebst Du und schreibst mir diese Zeile nicht, erwäge, daſs Du es zu betrauern haben dürftest. Bedenke, daſs ich schon sonst krank bin und in welchem Zustand von jetzt bis zur nächsten Post! Mein einiger Trost im Leben ist noch das «*mon ami*» in Deinem letzten Brief. Bis zur nächsten Post will ich mich übermeistern, aus Furcht zur Unzeit ohne Rettung auf ewig dem Schmerz zu unterliegen. Wann ich in Deinem Letzten lese: «*Vous recevrez Busching*,» schimmert mir noch einige Hoffnung, Du habest einen Brief beygelegt; gleich einem Schiffbrüchigen halte ich mich an jedes Rohr. Nach der Besorgniſs eines Fehlers von meiner Seite bin ich auf den Gedanken gerathen, Du habest einen begangen, wodurch Du Dir einige Verdrieſslichkeiten zugezogen; wenn dieses, denke, daſs ich B. liebe und nicht ein ätherisches unfehlbares Wesen. Wenn Du aber Geld eingebüſst hast, erinnere Dich, daſs Dein Reichthum in Eigenschaften besteht, welche Dir das Glück nicht nehmen kann; wollte Gott, es wäre nur dieses; mein Plan wäre gemacht. Arbeit für Deine und meine Bedürfnisse. Hast Du endlich in der Achtung Deiner Mitbürger durch irgend etwas gelitten, so bedenke, wie wenige würdig sind, Ehre oder Unehre auszutheilen, und alsdann wollen wir diese unseligen Städte ihnen selbst überlassen und wohl ein Vaterland finden. Noch eins: ich gebe Dir die Hand darauf, daſs, wenn der Fehler mein ist, ich mich nicht aufwallender Verzweiflung, sondern Deinem Rath überlassen will. Ueber alles ist Ungewiſsheit Marter.

Boissiere, den 27. März 1779.

— — — — Pondichery und Chandermagor sind erobert. In allen Stücken ist unglaublich, wie elend alles versehen und wie muthlos nun Frankreich ist. Guadelupe und Martinique laufen groſse Gefahr. Aus Allem ist abzunehmen, daſs wir mit unsrem Bundsgenossen so wohl versorgt nicht sind; wenn er auch mächtig wäre, würde ich in dieser Verfassung mich weniger um die Erhaltung derselben, als um die wahre Aufklärung des Volks bekümmern; denn jene zu behaupten, scheint allzuschwer; diese erobert uns Niemand ab, diese wird unser Volk in alle Welten und überall frey hin begleiten. Ich glaube, daſs die Amerikaner, welche nun allem Ansehen nach wieder zu England, aber in eine neue Freyheit werden gebracht werden, von allen Unterdrückten der alten Welt in Kurzem einen unglücklichen Zufluſs erhalten werden. Mit Einem Wort: was Du und ich erwählt *desierunt, satius duco, multa scire, pauca dicere, scrutatorem omnium esse, quam non laudanda commendare, aut rursus cum malignitatis opinione reprehendere.* Auf der andern Seite ist unsre Zeit vortrefflich für die Geschichte, weil nichts merkwürdiger ist, als dieser letzte Kampf der sterbenden und anderswo wiederauflebenden Freyheit, auch haben die groſsen Männer nie in den ruhigen Zeiten gelebt. — — — Albrechts von Bonstetten Schweizerhistorie ist in der That an sich selbst merkwürdig, und als das allerälteste Buch von der Schweiz überhaupt. — — —

Boissiere, den 8. *May* 1779.

— — — — Ich kann mich nicht enthalten, Dir Arthur, des Prinzen von Wales, Heirath mit Catharina von Aragon zu beschreiben. Heinrich VII. gab dieses Fest: ein Castell auf Rädern von zwey verkleideten Löwen, einem goldnen und einem silbernen, von einem Hirsch mit goldnen Hörnern und einem Elke gezogen; zwey Männer in jedem Thier; im Castell acht Jungfrauen und in jeder Ecke ein Thurm mit einem kleinen Kind, alle singend. Hierauf kam auf Rädern ein Schiff mit einer Jungfrau; aus dem Schiff stiegen Hoffnung und Verlangen als Ambassadoren der edlen Ritter vom Berg der Liebe an die Jungfrauen im Castell. Aber diese wollten durchaus nichts davon hören. Da kam auf Rädern ein Berg, der Berg der Liebe, mit acht Rittern, und emblematischen Bannern. Da mufste sich das Castell ergeben. Da tanzten sie zuletzt Alle, wie auch der ganze Hof, Heinrich VIII., Arthurs junger Bruder, konnte seinen Staatsrock nicht leiden und warf ihn ab, tanzte in der Jacket mit Margarethe, seiner Schwester. — — — — Die Engländer beschreiben die meisten Schriftsteller unsrer Zeit gut, mit Einem Wort: *light Summer reading*, wie man für den Sommer flutte Röcke macht.

Muſs immer nachtrollen der Geiſs,
Und schien die Sonn' gar überheiſs,
Der Schweiſs über den Leib abrann.
Mit Unruh verzehrt' der alte Mann
Den Tag, bis auf den Abend spat,
Machtlos,*) ohn' Athem, müd' und matt
Die Geiſs wiederum heim hinbracht'.

Der Herr sah Petrus an und lacht,
Sprach: «Petre, willt mein Regiment
Noch länger b'halten in deinen Händ'?»
Petrus sprach: «Lieber Herre mein,
Nimm wieder nur hin den Stab dein
Und dein' G'walt, ich begehr' mit nichten
Forthin dein Amt mehr auszurichten.
Ich merk', daſs mein Weisheit kaum reicht,
Daſs ich 'ne Geiſs regierte leicht,
Mit groſser Angst, Müh' und Arbeit.
O Herr, vergib mir mein' Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein,
Weil ich leb', nicht mehr reden ein.»
Der Herr sprach: «Petre, dasselb' thu'
So lebst du fort mit stiller Ruh',
Und vertrau' mir in meine Händ'
Das allmächtige Regiment.»

---

*) kraftlos.

* * *

Der Herzog Chartres wüthet mit Graf Artois. Unlängst gaben sie einen Ball, und machten Classen: schöner, mittelmäſsiger und scheuſslicher Damen; die Gräfin Fleury kam. Da rief Chartres laut: „O unter die Scheuſslichen!“ Eine Freundin sagte es ihr; da antwortete sie auch laut: „*Laissez le faire, Mr. le Duc ne connait pas les signaux, mais il fait très-bien les signalements.*“ Er verbarg sich. — —

Boissiere, den 11. *May* 1779

Der ganze Frühling lacht und athmet aus Allem, das Gras ist hoch und schön und stolz, und scheint lebendig, die Lorchenrosen duften ab den Zäunen und alle Spaziergänge zwischen den hohen Spalieren sind Paradiese, vom sanften Jasmin wandelt man zur stärkern Geldernrose, und alle Nelken in ihrer orientalischen Pracht prangen am Rand unsrer Terrassen. Wie schön, daſs alle Fenster offen sind und alles lichte ist bis an den späten Abend. Alle Menschen in allen ihren Kräften frisch, und wer nicht lacht und munter ist, ist eben sowohl eine Lehre, als der Andre eine Erquickung. Komm, Freund, Geliebter, ich kann mich nicht enthalten, mich zu Dir zu setzen an den Fuſs Deiner Alpen, versenkt in hohen Blumen. Da Du mir nicht schreibst, ich weiſs nicht warum, habe ich unternommen, täglich sechs Deiner alten Briefe von Anfang zu lesen; denn im Glück bedarf ich Deiner sowohl, als in andern Zeiten, und wenn ich unsrer Freundschaft von dem hölzernen Saal an durch Italien und manche Reise und manche weise Freude und vergeblichen Verdruſs folge, und immer Dich, Dein edles göttliches Herz, Deine tugendhafte und unveränderte Liebe finde, vergesse ich darüber, daſs Du mich nun vergissest. Es ist kein Tag im Leben, da ich meines Freundes nicht bedürfte, keine kleine Handlung noch Freude, noch Traurigkeit, deren ich ihn nicht gern theilhaftig machte, und ich nicht gern von ihm wissen und mit ihm theilen möchte. Gedenke, nur vier Wochen! wäre ich einsamer, wenn das Weltmeer uns trennte, und wie lange gedenken wir zu leben, um diese Verschwendung zu gestatten. Weiſs ich denn, was Du thust, wie Du lebst, ob Du gesund bist, was Dich freut, was Du gerne ändern möchtest, Plane, Empfindungen, die Du hast. Mein Lieber, die Natur ist in vollem Leben, und warum lebe allein ich nur halb!

Boissiere, den 20. *May* 1779.

— — — — Die ganze Welt scheint mir neu, wenn von Dir ein Brief kommt. Was bekümmerst Du Dich um Bern. Baue im Garten, im Sommer sind wir beysammen, im Winter halte ich meine Collegien. Ich unternehme ein Buch: die neuern Zeiten; über die Welt, von Ludwig XI., dem katholischen Ferdinand, Heinrich VII., Maximilian I., Camoens, den Medicis, den Sforza, Mahomed II., den Scherifs, den Sultan Curi, dem Sophi, dem Babur, dem Christoph Columb, dem Wasiley, Iwanowitsch, dem Wasa, dem Oldenburg und Philipp dem Guten an. Dieses erfordert fünf Jahr. Nach diesem eilf Jahre zu einem Buch: das Mittelalter; vier andre zu einem Buch: die Alten. Hiemit wollen wir bekrönt in das neunzehnte Jahrhundert hinüber. — — — —

Ein Proselyt sollte hier aufgenommen werden. Er antwortete ziemlich gut, bis auf die Frage: „Ist ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, und wer ist es?" Da lächelte er fein und neigte sich höflich: *„C'est vous, Mr. le Modérateur!"*

Boissiere, den 5. Juny 1779.

— — — — Höre eine sonderbare Geschichte. Jeremias Otladmkow schiffte 1743 mit 14 Mann auf Wallfische nach Spitzbergen. Am neunten Tag werden sie ostwärts getrieben. Drey Werste von Ostspitzbergen, wo Niemand hinkömmt, wird ihr Schiff mit Eis umgeben. Alexey Himkof erinnerte sich, daſs andre Mesener hier einst überwintern wollten und eine Hütte gebaut. Diese zu suchen, wird er mit andern Dreyen ausgeschickt, und nahm wenig mit, um leichter die drey Werste auf der gefrornen See zu wandern. Bald fand man die Hütte; sie übernachteten in derselben. Am folgenden Morgen freudig eilen sie den Ihrigen zu berichten. Die See fanden sie offen, kein Eis, kein Schiff: man hat von diesem nie wieder gehört. Aeuſserste Verzweiflung. Zwölf Ladungen Pulver, die sie hatten, verschafften ihnen so viel Rennthiere. Mit Moos, womit alles überwachsen, stopfen sie die Spalten der Hütte;

in Ruſsland, wie bey uns, baut ohnedies jeder Bauer sein Haus. Auf der ganzen Insel ist keine Feurung. Aber sie fanden an der See Holz von gestrandeten Schiffen und ganze Bäume aus unbekannten Ländern. An jenem Holz waren groſse Nägel und anderes Eisen. Sie hatten kein Pulver mehr, sie wollten Lanzen machen, aus Hunger und aus Noth; gewaltige weiſse Bären kamen bis zur Hütte. Aber sie hatten keinen Hammer. Da machten sie ein Stück Eisen glühend und modelten einen Hammer, und mit einem Nagel erweiterten sie eine Höhlung mitten im Eisen; hier machten sie die Handhabe. Hiemit schmiedeten sie Lanzen und schärften sie an Steinen, und banden mit Rennthierhaut ihr Eisen an Holz. Hierauf tödteten sie den ersten weiſsen Bären. Sein Fleisch war wie Rindfleisch. Aus den Muskeln machten sie Bogensehnen und fabricirten Bogen durch mancherley Kunst. Hiemit haben sie 250 Rennthiere getödtet, eine Menge weiſse und blaue Füchse, und mit groſser Gefahr 9 andre weiſse Bären. Im Sommer trockneten sie Fleisch an der Luft und hängten es hierauf in den Rauch, wodurch es allen Saft verlor; dieses war ihr Brod. Ihr anderes Fleisch muſsten sie halb roh essen. Im Sommer floſsen Bäche; im Winter schmelzten sie Eis und Schnee. Iwan Himkof rieth ihnen, rohes gefrornes Fleisch in kleinen Bissen zu verschlingen, warmes Rennthierblut zu trinken, zu laufen und *Cochlearia* zu suchen, alles wider den Scharbock. Drey also blieben gesund, aber Peter Weregin war zu faul, auch konnte er zuletzt vor Scharbock nicht aufſtehen und nicht mehr seine Hand an den Mund bringen. Die Thierhäute weichten sie in frischem Wasser, dann rupften sie die Haare, rieben sie trocken, gossen Rennthierfett auf dieselben, rieben sie wieder, machten sie so geschmeidig und hierauf zu Kleidern. Aus kleinen Stücken Eisen machten sie Nadeln, und mit Hülfe Feuers und ihres Messers gruben sie in jede ein Loch. Also nachdem sie bewiesen, wie erfindrisch Noth macht und was wir vermögen, fürchteten sie nichts mehr, auſser daſs einer den andern überlebe und nach diesem verhungern oder zerrissen werde; auch war Alexey traurig wegen seines verlassenen Weibes und wegen seiner drey Kinder. Endlich starb Weregin; groſse Trauer! weil alle dieses erwarteten. Am 15. August 1749, im sechsten Jahr ihres Aufenthalts in der Wüste, erblickten sie ein Schiff. Es war einem Russen, der verschlagen worden. Da zündeten sie Feuer an auf allen Felsen. Sogleich rannten sie an die See. An einem Balken der Hütte wehte eine Rennthierhaut. Unaussprechliche Freude. Sie versprachen 80 Rubel bey ihrer Heimkunft. Also gingen sie zu Schiff mit allem ihrem Reichthum, nämlich 2000 Pfund Rennthierfett und mancherley Häuten; den Bogen, die Lanzen, das Messer, die Nadeln nahmen sie mit. Am 28. Sept. kamen sie an zu Archangel. Da sie eben in den Hafen einliefen, stand Alexey Himkofs Weib am Ufer. Sogleich erkannte sie ihren lieben Mann und rannte in das Wasser, so daſs sie fast ertrunken wäre. Alle drey waren gesund und stark. Bey Klinstedt, Auditor der Admiralität, gaben sie von Allem Bericht. Le Roy, Professor der Historie zu Petersburg, hat ihre Abentheuer beschrieben und Banks übersetzen lassen.

— — —

Als man in der letzten Krankheit Niemanden, auch lang' der Arzt nicht (bis man sah, daſs es zu spät), auch keinen Notarius, obwohl Voltaire darnach fragte, zu ihm lieſs, und die Denys, die er ein Ungeheuer nannte und vertrieben, hinter einem Vorhang ihn immer belauschte, begehrte der Sterbende vom Kutscher Tinte und Feder, schrieb zitternd vier Linien dem Vanieres, bat den Kutscher faſt weinend, ihm sie zu überschicken; aber die Denys zwang sie ihm durch harte Drohungen aus den Händen. Unglaublich litt Voltaire an Leib und Gemüth; hart, nicht allein unempfindlich, ja nicht nur hart, sondern barbarisch waren gegen ihn diese Neffin, der Villette und das übrige Gesindel. Wie er geweint, als er nur seinen

Hund noch zu sehen bekam; und sagte: »Du allein bist mir treu geblieben.« Der König von Preuſsen glaubt, die Denys habe ihn vergiftet. So stirbt man, Liebster, wenn man keinen Freund hat. — — —

Genf, am Donnerstag.

Je commence à m'ennuyer prodigieusement. Ich sehe liebenswürdige Gesellschaft, verdienstvolle Personen: hinwiederum sind beym Volk keine strenge Sitten. Vergeblich. Ich hasse die halben Leben, und Dein Geschichtschreiber sieht ein, daſs nur Ein Leben und Ein Vergnügen für ihn ist: Geschichtforschung und Beschreibung. Du solltest mein Gemüth sehen, wenn ich eingeladen werde, wohin ich Wohlstandes wegen gehen muſs, obschon ich lieber nicht ginge, oder wenn der Wohlstand mich eine Viertelstunde länger aufhält, als mein

Diese Fabel ist von den Alten
Uns zu Vermahnung fürgehalten,
Daſs der Mensch hie in dieser Zeit
Gott unerforschliche Weisheit
Und sein' allmächtige Gewalt,
Wie er Himmel und Erd' erhalt',
Und die verborgenlich regier',
Nach seinem Willen ordinir'
Alle Geschöpf' und Kreatur,
Als der allmächt'ge Schöpfer pur,
Daſs er dem sag' Lob, Preis und Ehr',
Und forsch' dárnach nie weiter mehr
Aus Fürwitz muthwillig und frech,
Warum dies oder jen's geschech,*)
Warum Gott solch Uebel verhäng',
Sein' Straf' verzieh' sich in die Läng',
Und die Bosheit so ab lass' schweben.
All' solch' Gedanken kommen eben
Geflossen her aus Fleisch und Blut,
Das aus Thorheit urtheilen thut,
Und läſst sich dünken in den Sachen,
Es woll' ein Ding viel besser machen,
Denn Gott selber in seinem Thron.
Und wenn's ihm etwa Noth thät schon,
Sollt' er mit Müh, Noth und Angstschweiſs
Auch hier regieren kaum 'ne Geiſs.

---

*) geschehe.

Plan war; zugleich ist mein Geist oft von allen umliegenden Dingen abwesend, und indessen eine Frau eine Erzählung vollendet, im Schlachtfeld Lissa oder mitten in Unterwalden, wo nicht gar indessen eine Ode repetirt wird. Was die schlechtere Gesellschaft betrifft, bin ich vollends untauglich, jemals in solcher eine Rolle zu spielen; dem Gespräch derselben widerstreitet Geschmack, Anstand und Sittengefühl; Theilnehmung am Genuſs ist noch das Aergste, denn Genuſs ohne Leidenschaft ist mir eben so unmöglich, als die Zurückhaltung einer entflammten Leidenschaft; vielmehr, kein solcher Genuſs ist unvermengt von Furcht, Scham, Reue; dann plötzlich erinnere ich mich meiner, Deiner, deren, welchen ich nacheifre, deren, die ich beschreiben oder belehren sollte, der Würde der Wissenschaften, des Ruhms, der Freundschaft; und alsdann möchte ich des Bewuſstseyns oder dieses Gefühls mich nebst dem Leben berauben. Alles dieses lehre ich mich selbst besser als alle Moralen. — — Künftig etwa einmal wöchentlich in eine Gesellschaft. Kennen muſste ich ihr Leeres, ich würde sie kindischer Weise gewünscht haben; man bedarf aber dieses alles nur zu sehen, um es zu meiden; *nec lusisse pudet, sed non incidere ludum.* — — —

Boissiere, den 27. *Nov.* 1779.

— — — — Als Carthago einen schändlichen Frieden machen muſste, und der ganze Senat in Trauer versank, lachte Hannibal, ohne Zweifel weil ihm ungereimt schien, daſs alles dieses nicht längst erwartet worden. Mit gleichem Gemüth werden einst Verständige den Fall unsrer Städte ansehen. Man kann sagen, was der Preuſsische Gesandte zu Dresden. Der Sächsische Minister suchte ihn zu berauschen, dann fragte er ihn vertraut um seine Verständnisse im Cabinet, weil er alles allezeit wisse. „Lieber Herr, das braucht keinen groſsen Aufwand; unter vielerley Entschlüssen überlege ich, welcher der thörichste sey; ich glaube sodann, daſs ihr diesen ergreifen werdet, und hierin habe ich mich selten betrogen." — — — —

Liebst Du nicht, was Friedrich nach dem Sieg bey Lissa sagte? Einer schrieb ihm: „Ich glaube, Sire, die Feinde werden nicht mehr so groſssprecherisch reden, wie vor 19 Tagen." — „„*Je leur pardonne les sottises qu'ils ont dites, en faveur de celles, qu'ils ont faites.*"" —

„*Dulci libello nemo sodalium*
Forsan meorum charior extitit,
De te merenti quid fidelis
Officium domino rependes?

Te Roma cautum territat ardua,
Depone vanos invidiae metus
Urbisque fidens dignitate
Per plateas animosus audi.

En quo furentes Eumenidum choros
Disjecit almo fulmine Jupiter,

Huic ara stabit, fama cantu
Perpetuo celebranda crescet."

Diese und noch eine Ode hat Caspar Pallavicini, Unterbibliothekarius beym Vatican, auf einem Blatt gefunden, welches aus einer Handschrift Horatii vom Ende des ersten Buchs der Ode ausgerissen worden sey. Meine Nase ist nicht eben kritisch hierin, aber das weiſs ich, daſs wenn beyde Oden im Horaz wären, Niemand an ihrer Authenticität zweifeln würde.

Boissiere, den 7. Dec. 1779.

— — — — Welches Leben, wenn ich diese Kenntnisse, wenn ich einst von einer andern Reise Seekriegskenntnisse, wenn ich in einer groſsen Stadt von hundert Ausländern *multorum mores hominum* einerndten und mit solchen Wissenschaften umgürtet, mich an die

Geschichtschreibung wenden und sie in guter Schreibart verfassen, und Hand in Hand mit B. in die späten Alter künftiger Nationen herabsteigen könnte.

Die schwärmenden Wünsche meiner Seele vertraue ich Deiner Freundschaft; beym Himmel, und unter uns, Andre würden mich toll glauben; meines Erachtens aber ist Genügsamkeit mit Mittelmäſsigem eine leichte und unedle, wo immer eine, Tugend.

Ich bitte Dich sehr, mir sowohl die Blätter, als die Vorrede bald wieder zu senden, auf daſs ich meine kleinen Bären noch lecken könne.

Ich bin nun im 28. Jahr. Gott, wenn mir Jenes glückte und ich bis ins 36ste fortschreiten könnte! und alsdann zu fernen Geschlechtern von Friedrich, von Heinrich, von Chatham u. s. w. zu sprechen wagen dürfte! — — — —

Boissiere, den 12. Dec. 1779.

— — — — Der Paragraph über Friedrich ist mir vom Herzen abgedrungen worden. Ich besorgte, wie es selbst hier (z. E. Hr. Tr. verabscheut den König) angesehen werden möchte; bis ich mir gesagt: 1) Unmöglich sey von ihm zu schweigen, in einem Abriſs der Veränderungen Europa's. 2) Niederträchtig, das groſse Beyspiel eines Mannes, der durch unausgesetzte Anstrengung es unter allen Helden seit Cäsar am weitesten gebracht hat, wegen persönlicher Betrachtungen nicht vorzustellen, und müsse ein Geschichtschreiber nicht ängstlich umherschauen, sondern den geraden Weg der Wahrheit unerschrocken wandeln. So habe ich geschrieben, was Du siehst; ich unterwerfe es Deinem Urtheil.

Boiſsiere, den 22. Dec. 1779.

Vergiſs nie, daſs kein Glied Deines Körpers noch keine Kraft Deiner Seele mehr Dein eigen ist, als ich Dein bin. Stündlich fühle ich die Unvollkommenheit alles gegenwärtigen und Unsicherheit alles künftigen Wohls, ohne Deine Freundschaft. Ich hatte heute das Glück, von Collegien frey zu seyn, ich war allein den ganzen Tag über und studierte; da sah ich ein, wie wohlfeil das Glück ist und wie wenig die Natur bedarf. Warum machen wir uns nicht unabhängig von Allem, als uns selbst? Wenn Dein Leiden durch mich verursacht worden, so sage mir, wie, nicht bestrafend (ich werde mein strengster Strafrichter seyn), sondern beklagend. Was mich anbetrifft, so ziehe ich mich täglich mehr von andern Menschen los, und werfe mich in Deine Arme, fest entschlossen, wenn ich Dich verliere, nicht, oder ganz allein zu seyn. — — — — —

Boissiere, den 23. Dec. 1779.

— — — — Ich habe vor einiger Zeit *Mémoires militaires* des Obersten Q. Icilius gelesen, welcher, wenn er alle Alten wie Arrians Tactik und Vieles aus dem Polybius übersetzt hätte, mich bewogen haben würde, sie in der Uebersetzung zu lesen; so wohl ausgearbeitet ist ſast alles, und er hat eine gewisse Schönheit, welche nie witzelnd wird. Er zeigt groſse Gelehrtheit in Absicht auf die Phalanx und Legion, die ich nie ohne ihn so erlernt hätte.

Ich finde die Staatswissenschaften überhaupt, auſser was Montesquieu angefangen, in ſast gleichem Zustand, wie die natürlichen vor des Cartes; eine Menge ungelehrter Schriftsteller metaphysicirt in den Tag hinein jeder nach *opiniorum commentis quae dies delet;* indessen die Welt alt genug scheint, um daſs man über jeden Zweig Erfahrungen finden und vorstellen, ja, so vollkommen ausgemalte Details vortragen könnte, daſs eine neue Epoche dieser Wissenschaften anders nicht als aufblühen könnte; zu unserer Zeit, welche in beyden Welttheilen an Staatsveränderungen schwanger ist. Je gröſser die Aussicht ist, um so viel mehr betrübt mich der Zeitmangel, besonders aber meine Unfähigkeit, gut genug zu arbeiten, um diese Muſse zu erwerben. — — — —

Boissiere, den 22. März.

Syrakuser will ich Dir bringen, auf daſs Du ihn nicht ohne mich trinkst.

Auf die Landsgemeinde mit Freuden, lieber nach Schwyz. Dieser Flecken und ganze Canton lacht mir vor allen andern; es ist eine unaufhörliche Abwechslung von Gebirgen, Hügeln, Wiesen, schönen Landhäusern, Gärten, Seen, Inseln, Pässen, classischer Grund, und ich weiſs nicht was Antikes aus den Zeiten der ältesten Freyheit, hier die alte Freyheitsmarch zwischen den vier Kreuzen, dort Brunnen, wo der Bund entstanden, dort Stauffachers Heimath, Morgarten, die Schwanau, da ist auch der eisgraue Reding an der Spitze seines Volks, dieses Volk voll Kraft, groſs, schön und, wie alle freye Seelen, gut. Wir sollten dann hinüber nach Buchs und Unterwalden hinauf, da sähest Du Roſsberg und Sarnen, das uralte Wieserlen mitten im Land, Winkelrieds Geschlecht, Niklausen von der Flüe Altäre und Statüen, schöne Seen zwischen lebhaft grünenden Weiden, die Spur des dritten Sees, der oft wiederkömmt, allenthalben Glückseligkeit in uralter Einfalt. Alles binnen vierzehn Tagen, Du und ich. — — — — — — — — — — — —

O Mensch, bedenk' dein Unvermögen,
Daſs Weisheit und Kraft nichts vermögen
Nachzuforschen göttlichen Willen.
Laſs den Glauben dein Herze stillen,
Daſs Gott ohn' Ursach nie was thu,
Sondern auf's Best', und sey zu Ruh.
Dergleich beurtheil' dieser Zeit
Auch nicht die weltlich' Oberkeit,
Als sollt' sie dies thun und jen's lassen,
Derweil sie ist von Gott dermaſsen
Zu regieren hie auserwählt,
Und dem Volk zu gut' vorgestellt,
Daſs sie Gottes Befehl ausricht'.
Und wenn sie gleich dasselb' thut nicht,
Sondern eben das Widerspiel,
So ist es doch aus Gottes Will',
Zu Straf der groſsen Sünde dein;
Sie wird tragend das Urtheil seyn.
Derhalb man s' nicht beurtheilen soll.
Bitten und beten mag man wohl,
Daſs uns Gott woll' die Sünd' verzeihen,
Und seine Gunst und Gnad' verleihen
Der Obrigkeit in Regimenten,
Weil ihr Herz steht in seinen Händen,
Auf daſs Ruh' und Fried' auferwachs'
In christlicher G'mein'; wünscht Hans Sachs.

Anhang.

Einleitung zu einer Geſchichte der Schweiz.

In früher Jugend erweckte in mir die Geſchichte groſser Männer die Begierde, sie nachzuahmen; aber um mich her regierten die Mäſsigung und die stillen Tugenden. In kleinen Staaten ersterben groſse Gedanken aus Mangel groſser Leidenschaften. Wenn sich unter der Menge, welche kleinen Gegenständen nachjagt, Jemand findet, welcher groſse Dinge liebt, so wird ihn seine Einsamkeit kühn machen in seinen Planen, original in der Ausführung derselben, sonderbar in den gewöhnlichen Handlungen des Lebens. Alle groſse Männer wird er lieben, in der Meinung, sie würden seine Bemühungen gebilligt haben; er wird stolz werden auf ihren Ruhm, denn in ihnen erkennt er seine wahrhaften Altvordern. Aber während seiner Bewunderung für alle Gattungen von Gröſse, ungewiſs über die Wahl edler Unternehmungen, wird er zu gleicher Zeit weinen vor der Natur des Cicero, auf dem Grabe Gustav Adolphs, und beym Lesen des Tacitus, er wird mit Winkelmann die Künste lieben, die Leyer des Horatius rühren wollen, und niederfallen vor dem Genie des Montesquieu. Anfangs wird er unglücklich seyn; wenn aber Natur und Erfolg ihn gegen die Urtheile des Volks gestählt haben, wird er ausrufen: „Mögen sie doch reden, sie werden sterben und ich nicht.“ Wenn die Befehle der Menschen die Stimme der Natur in seinem Gemüthe hätten unterdrücken wollen, so würde er sich desto höher erheben; denn da er eingeschränkt auf sich selber war, wird er gelernt haben, sich fühlen. Aber beklagen würde ich ihn und die Gesellschaft, wenn er in eine Laufbahn treten müſste, wo man sich herrschenden Begriffen unterwerfen sollte; auf gewöhnlichen Wegen wird er alle Zeit straucheln; wo man Demuth fordern würde von ihm, den die Begierde eines unsterblichen Namens beseelt; Selbstverleugnung, indeſs er nach Lorbeern trachtet und nach dem Zujauchzen der Welt; Unterwerfung vielmehr als Groſsmuth, mehr Eingezogenheit als Thätigkeit; endlich wo man den heiligen Hieronymus den Discursen über Livius vorziehen sollte und den Cardinal Baronius dem Cardinal von Petz.

Wenn die Natur wieder in ihre Rechte eintreten wollte, so müſste sie ihm einen Mann zusenden, Freund, wie er, des Groſsen, des Guten, des Schönen, scharfsichtig genug, um durch den Schleyer zu dringen, der Geschenke des Himmels verbirgt, mit einem so aufgeklärten Verstande, mit so vielfältigen Kenntnissen, mit einer so schönen Einbildung, mit einer so liebenswürdigen Empfindlichkeit und mit so einnehmenden Grazien, daſs er auf einmal Hochachtung, Zutrauen und Freundschaft verdienen möchte. Ein solcher Mann würde durch seinen Geist uns durch die Gewalt der Freundschaft das böse Werk des Zufalls zerstören. Jener, unterdrückt durch die Umstände, würde sich erheben auf den Ruf seines Freundes. Die, welche Ruhm durch die Tugend suchen, lieben die Freyheit ungemein; aber tugendhaften Männern, die mit Genie begabt sind, widerstehen sie nie; sie sind geborne Sclaven der Freundschaft. Jener Befreyer, zugleich da er für das allgemeine Beste arbeitet, wird einen Schatz erworben haben, den Gold und Würden nicht geben, über den Menschen und Zeiten keine Macht haben: einen Freund.

Die, welche sich auszeichnen wollen, unerschrocken, immer voll Hoffnung, geneigt zur Freudigkeit, weil sie eine Menge Hülfsmittel kennen, vergessen ihre Unfälle bald. In Kurzem sieht man ihren Geist seine Thätigkeit wieder annehmen und ihre Seele entflammt vom vormaligen Feuer; so sieht man in Groſsgriechenland Tempel und Städte, bedeckt mit der Asche der Vulkanen, wieder dargestellt in der antiken Schönheit.

Sobald ich wählen konnte, entschied ich für die Staatskunst. Ich warf meine Blicke über Europa, ich wuſste die Historie freyer Völker, ich sah Veränderungen im Militärwesen, die Herrschsucht einiger Potentaten, die groſse Erschöpfung einiger andern. Ich erinnerte mich der Bevölkerung, der groſsen Männer, der Pracht von Kleinasien, der Macht des Ruhms, des Wohlstandes, der Philosophie, der Künste von Athen, der Spartanischen Tugend, des alten Glanzes von Afrika, der Consuln und Dictatoren, Scipions, Catons, Cicerons, tiefe Geister, groſse Seelen, unsterbliche Dichter, und sah die Revolutionen des Genie's im Verhältniſs zum Schicksal der Freyheit, und sah das Nichts von Afrika, Griechenland, Natolien. Es ist natürlich, daſs man sich nicht ganz auf den

Handel und die Natur des Erdreichs verlasse, daſs man zittre für die Enkel. Europa, noch wild, war voll Nationen, aber frey; Alleinherrschaft würde es seiner Einwohner berauben und des Zepters der Erde. Unter vielen alten Kaisern und Königen, auch unter Carl V., seinem Sohn, seines Bruders Urenkeln und Ludwig dem Groſsen hat die Europäische Freyheit gewacht. Aber diese Könige haben Nebenbuhler gefunden in Nassau, Wilhelm, Heinrich IV., Richelieu, Gustav, Eugenius, Marlborough., Berechnet, ich bitte euch, die Zahl der Soldung unter gewissen Fürsten. Ihre Schätze werden erschöpft werden; dann werden sie herfallen über alle diese erschlafften Staaten, über alle diese erniedrigten, entnervten, unruhigen, ausgesogenen, eingeschlafenen Völker.

Zwietracht hat Griechenland verdorben; die Gracchen waren Vorläufer der Triumvirate; durch den Neid unter edlen Geschlechtern hat Florenz die Aristocratie verloren, durch Partheyen die Democratie, endlich die Freyheit durch ein Uebermaſs von Freyheit, aus gleicher Ursache war Genua bisweilen unterthan, Polen, vereinigt, wäre nicht vertheilt worden. Wenn unsre Altvordern im Norden zu Felde zogen, erwählten sie Heerführer; Ungehorsam gegen diese, war Verrätherey gegen das Vaterland. Die Fürsten und die Häupter der Freystaaten sind die Wächter der Freyheit von Europa. Wie können sie den Adel unterstützen, das Land bevölkern, bereichern, waffnen, ehe sie sicher sind des Schwertes der Edeln, der Herzen des Volks?

Aus Liebe zur Freyheit wünschte ich in allen Ländern die oberste Gewalt zu befestigen, die Volksregierung in Unterwalden, den Senat von Venedig, in Frankreich das Königliche Ansehen, in England die Verfaſsung.

Die Feinde der Verfaſsung möchte ich erinnern, daſs die Athenienser, welche sich unter allen Griechen durch die Eifersucht der Freyheit auszeichneten, lange vor den Spartanern in Knechtschaft verfielen, und daſs in Rom das

Volk nie gewaltiger war, als da dem Cäsar ein Unternehmen gelang, das dem Appius, dem Cassius, dem Manlius das Leben gekostet hatte. Nicht Miltiades, noch der ältre Brutus, noch der Ritter von Erlach, aber die, welche die Freyheit nicht besitzen, und die, welche im Begriff sind, sie zu verlieren, reden am wärmsten von der Freyheit. Die, welche allen Ländern die Verfassung von Appenzell geben möchten, stellen sich vor, daſs die gleiche Kleidung in Rom und Novazembla schicklich seyn möchten. Die, welche mir die Gallier Cäsars entgegensetzen, will ich durch die Siege Cäsars widerlegen.

Die Freyheit besteht darin, daſs man Niemanden gehorcht, als dem Gesetz. Es ist eine politische Freyheit und eine bürgerliche, es ist eine Freyheit im Gesetz und eine Freyheit in der Verwaltung. Ein Landmann von Uri genieſst bürgerliche Freyheit, weil er mit Leib, Ehr' und Gut allein von den Gesetzen des Landes abhängt; politische, wenn er die, welche die Gesetze vortragen und verwalten, erwählen hilft; er hat eine Freyheit nach dem Gesetz; so ist das uralte Herkommen des Landes Uri, wofür seine Ahnen am Morgarten und bey Sempach ihr Blut vergossen haben; es ist eine Freyheit in der Verwaltung: wenn der Landammann ein Tyrann ist, so kann man ihn absetzen. Ein Berner besitzt die gleiche bürgerliche Freyheit; auch eine politische: er gehorcht nur denen, die erwählt sind nach den Gesetzen des obersten Rathes der Republik Bern; Freyheit ist im Gesetz, im Gesetz des Cantons, in den Freyheiten jeder Gegend, auch in der Verwaltung: ohne Mäſsigung erhält sich keine Aristokratie. Die bürgerliche Freyheit eines Franzosen besteht darin, daſs er Niemand unterthan ist, als den Gesetzen der Ehre und den Gesetzen des Königreichs Frankreich; seine politische Freyheit ist, daſs er nicht dem Vicekönig eines ausländischen Eroberers, daſs er Niemanden gehorcht, als dem König, seinem Herrn, Ludwig XVI., von Nation einem Franzosen, aus dem Geblüt Heinrichs IV. und Ludwigs des Heiligen, gesessen auf Chlodowichs Thron, mit dem Zepter Carls des Groſsen; er hat eine Freyheit im Gesetz, er ist ein Franzose und der Thron seines Königs ist verflochten worden durch das Schwert seiner Väter; eine Freyheit durch die Verwaltung, denn über kurz oder lang stürzt Tyranney die Thronen.

Um die Verschiedenheit der Verfassungen zu erklären, müſste ich derselben Geschichte erzählen.

Wenn Uri, Bern und Frankreich erobert würden, so wäre Leben, Ehre und Gut in der Gewalt des Eroberers; der würde sie beherrschen lassen durch Verräther aus dem Lande oder durch Ausländer, Werkzeuge seiner Gewalt; von der Freyheit im Gesetz müſste man nicht sprechen.

Mitten in Europa ist ein freyes Volk ohne König, ohne Statthalter, ohne Generalstaaten, Amphyktionen oder Parlament; so frey als die alten Griechen, so tapfer als die alten Römer,

Sankt Peter mit den Landsknechten.

Schwank.

Neun arme Landsknecht' zogen aus,
Und bettelten von Haus zu Haus,
Dieweil kein Krieg im Lande war.
Ein's Morgens trug ihr' Straſs' sie dar
Hinauf bis vor das Himmelsthor,
Da klopften sie auch an davor,
Wollten auch in den Himmelgarten.
Sankt Peter thät der Pforten warten.
Als er die Landsknecht' davor sah,
Gar bald er zu dem Herrn sprach da:
«Herr, drauſsen steht 'ne arme Rott',
Laſs' sie herein, es thut ihn'n noth.
Gern schweiften sie herum im Garten.»
Der Herr sprach: «Laſs sie länger warten.»
Als nun die Landsknecht' muſsten harren,
Fingen s' an zu fluchen und scharren,

zum Theil so simpel als die Germanier des Tacitus, zum Theil so gesittet und gelehrt als die Franzosen und Engländer. Die Feinde der Griechen waren verdorbene Sclaven; die Römer waren allezeit in Krieg; Venedig wird beherrscht von einem weisen Senat; Franzosen, Engländer, Flotten, Gold und Schleuſsen haben Holland erhalten; die Engländer sehen im Weltmeer zugleich ihr Gebiet und ihr Bollwerk. Das Volk, von welchem ich rede, kennt das Weltmeer nicht; arm, ohne Bundsgenossen, ohne Brod, triumphirte es weiland über die streitbaren Armeen heldenmüthiger Fürsten; es versteht den Krieg, fürchtet ihn nicht und fängt ihn nicht an; viele Könige haben seine Freundschaft gesucht, es hat die Freundschaft von Niemanden gesucht; vormals hatte es keine Bundsgenossen und bedurfte keine; es hält seine Verträge und miſsbraucht sie nicht; die Verträge endigen, das Volk fürchtet Niemanden. Sein Land ist kleiner als Languedoc, in demselben sind bey dreyſsig freye Staaten und unermeſslich viele Verfassungen, dort sieht man acht Republiken in einer Tagesreise; hier reiset man sechs Tage durch das Land einer einigen Republik. Es gibt mancherley Religionen, man redet fünf oder sechs Sprachen, beynahe jedes Dorf hat seine Mundart, ich bedurfte ein Wörterbuch für das Deutsche der Berner; Bauern im Wallis reden drey Sprachen; in den Bergen der Berner verstehen Einige Griechisch; mein Freund kennt einen Bauer, der Mosen und die Propheten in ihrer Muttersprache lies't. An einigen Orten begegne ich Männern, wie sie im vierzehnten Jahrhundert waren, ich glaube Sammiter zu sehen, die Flecken der Sabiner, den Bauernhof des Manius Curius; an andern Orten sehe ich gar wohl das achtzehnte Jahrhundert. Wann würde ich endigen? Unter allen Völkern ist dieses Volk das wunderbarste und weiſs es nicht! —

Zu Cäsars Zeit war die Schweiz zu eng für 263000 Einwohner; lange nach ihm sah man einen Wald vom Gotthard an durch das Reich fast bis an die Ufer der Baltischen See; die

Ufer des Bodensees waren schrecklich; der Genfersee wurde abermals, wie weiland Phileas ihn genannt, ein See der Wilden; man nannte das Land um Bern die Wüste des Jurten.

Ich halte dafür, die Schweiz nähre nun zwölfmal hunderttausend Menschen; vierzig Tausend sind in fremden Armeen; eine gröſsere Zahl ist über die ganze Erdkugel ausgebreitet; ich sehe den Unterwaldner sich der Demokratie freuen, den Berner Bauer mit freyer froher Miene Gott bitten für Ihro Gnaden von Bern.

Mein Werk wird darthun, daſs dem gleichen Volk in verschiedenen Gegenden und mehrern Völkern im gleichen Lande verschiedene Regierungsarten zuträglich sind, und daſs in gewissen Ländern die schönsten politischen Träume sehr übel gelingen würden. Ich habe die Schweiz gewählt, denn sie vereinigt eine Menge Völker, alle Zeiten und alle Himmelsstriche; ich liebe jene stolzen Kriegsnationen in den Gebirgen, den hochgesinnten Geist jenes uralten Adels, die Vaterlandsliebe jener tugendhaften Bürger. Entsprossen aus der Nation Wilhelm Tells, der Winkelriede, des Ritters von Erlach, des Freyherrn von Halwyl, beseelt von der einigen Begierde, noch denen, die tausend Jahre nach mir leben werden, zu dienen, glaubte ich meine Tage der Erhaltung der Freyheit widmen zu dürfen.

Verschiedenen Häuptern der Orte, einigen Fürsten und Prälaten, vielen Rathsherren und Bürgern, wahren Freunden unsrer Bundesrepublik, aufgeklärten Männern voll Freymüthigkeit und edelgesinnten, wie auch mehrern berühmten und tugendhaften Männern in verschiedenen Königreichen und Freystaaten, danke ich für ihre Aufmunterungen. Ohne die Urkunden, die ich vom ältesten Sohne des Hrn. von Haller bekommen, hätte ich dieses Werk niemals vollendet. Glücklich der Schriftsteller, der, wie ich, Freundschaft und Rath finden wird, in den Hürden der Hirten, wie in den Schlössern des Adels, bey der Tagsatzung seines Volks, auf dem öffentlichen Platz, wo die Hirten der Alpen

Gesetze geben, auf den Zünften der Bürger, in den Senaten des Adels, sowohl am Ufer der Katarakten, als auf den Auen und Matten, und zwischen den Waldströmen und Abgründen der Gebirge ein Volk findet, für das er denkt und fühlt, Verfassungen, deren Behauptung sein Ruhm, Glück und Wunsch ist! —

Das Historische ist auf die besten Jahrbücher und einige tausend Urkunden gegründet. Citirt habe ich nicht, damit man sich nicht mit Schriftstellern beschäftige, sondern einig mit der Bundesrepublik. Da ich dieses Werk in zwey Sprachen geschrieben, so fürchte ich, es sey mein Deutsches Buch Französisch, und das Französische Deutsch; noch mehr fürchte ich, Leser zu haben, denen der Inhalt Zeit lasse, die Schreibart zu untersuchen. Den zweyten Theil will ich herausgeben, sobald er diesen übertrifft. Dies Werk ist ein allgemeines Gemälde; die Historie lehrt die Staatsursachen der Veränderungen; wenn ich länger und auf einem gröſsern Schauplatz die Wege der Leidenschaften und die Mischungen der Gemüthsarten betrachtet habe, werde ich umständlichere Geschichten abfassen.

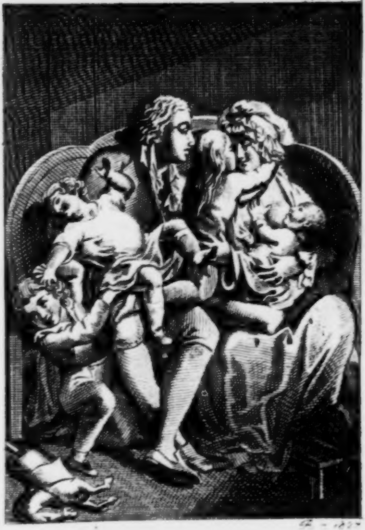
Dies ist der unvollkommne Anfang dessen, was ich thun möchte. Lob, Rath, Unterstützung von Groſsen, von Feldherren oder Gelehrten werde ich als Aufmunterungen annehmen und dafür dankbar seyn, als für Wohlthaten. Ich wünschte meine Nation, verständig, tapfer, glücklich, keiner Nation Nebenbuhlerin, keiner Feindin, möchte frey und gerecht bleiben; kein Europäischer Staat möchte die Hoffnung aufgeben, seine Wunden zu heilen; Niemand möchte die Ordnung und Natur der Pflichten verwirren; und es möchten Fürsten, statt zu erschöpfen und zu unterjochen, Heinrich IV. nachahmen, Vater der Franzosen, Beschützer von Europa.

Es ist den Wissenschaften eigen, daſs sie dem Gemüth jene Hoheit geben, welche ihm Herzhaftigkeit einflöſst, jene Gröſse, mit welcher es Rang und Reichthum verachtet. Sie geben dem Geist jene Unabhängigkeit, mit welcher er die Völker und ihre Vorsteher richtet, und erheben über Schmeicheley und Neid. Herr der Unsterblichkeit, Lehrer der Nachwelt, bringt er den ſolgenden Zeitaltern Zeugniſs von den Lastern der Groſsen, von dem Geheimniſs der Scheinheiligen, von dem unerkannten Verdienst.

von Hippel

über die Ehe.

Im Auszuge.



Marter, Leiden und Sakrament
Sankt Peter diese Flüch' nicht kennt,
Meynt', sie red'ten von geistlichen Dingen,
Gedacht' in Himmel sie zu bringen,
Und sprach: „O lieber Herre mein,
Ich bitte dich, laſs' sie herein.
Ich hab' gesehn nie frömmre Leut'"
Da drauf der Herr wieder entbeut:
„O Petrus, du kennst sie nicht recht;
Ich seh' wohl, daſs es sind Landsknecht',
Sollten wohl mit muthwill'gen Sachen
Den Himmel uns zu enge machen."

Sankt Peter der bat aber mehr:
„Herr, laſs' sie herein durch dein' Ehr'."
Der Herr sprach: „Magst sie lassen 'rein,
Du muſst mit ihn'n behangen seyn;
Schau, wie sie wieder bringst hinaus."
Sankt Peter war froh überaus
Und lieſs die frommen Landsknecht' ein.
Als sie in Himmel kamen 'nein.
Bett'lten sie um bey aller Welt,
Und bald sie zusamm' bracht'n das Geld,
Huckten sie nieder auf 'nen Plan
Und fingen dort zu spielen an.
Und eh' ein' Viertelstund' verging,
Ein Hader sich bey ihn'n anfing
Von wegen was in ihrem Spiel.
So wurden sie entrüstet viel,

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

BIBL. VNIVERS. LIPS.
1906.5752.

Fünf und sechzigstes Bändchen.

v. Hippel, über die Ehe; im Auszuge.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Vorwort.

Theodor Gottlieb von Hippel wurde den 31. Jan. 1741 zu Gerdauen in Ostpreuſsen geboren. Er studirte zu Königsberg anfangs Theologie, dann die Rechtsgelehrsamkeit, und starb daselbst den 23. April 1796 als erster Bürgermeister und Polizeydirector, mit dem Character eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten, ehelos und begütert. Plane mit ungemeiner Leichtigkeit zu entwerfen und standhaft auszuführen, war ein Hauptzug seines, von Sonderbarkeiten nicht ganz freyen Characters.

Seine Schriften haben bey ihrem Erscheinen nicht wenig Aufsehen erregt, besonders das Werk „über die Ehe“ (zuerst Berl. 1774, 5te Aufl. 1825), das wir hier zum Theil geben, und die „Lebensläufe in aufsteigender Linie“

(3 Thle. Eb. 1778—81): beyde überaus reich an Menschenkenntniſs, Witz und Humor. An das erstgenannte Werk schlossen sich nachher zwey andre: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" (Eb. 1792) und sein „Nachlaſs über weibliche Bildung" (1801) an. Einer besondern Empfehlung verdienen auch die „Handzeichnungen nach der Natur" (1790), worin ein recht gemüthlicher, an die idyllische Unschuldswelt oft mahnender Geist weht. Auſser ein Paar Lustspielen und einer Sammlung geistlicher Lieder, verfaſste er noch die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z" (2 Bde. 1793—94).

Das strenge Incognito, unter dem alle diese Schriften erschienen, wurde erst nach des Verfassers Tode von Borowski in einer eignen Piece (Königsb. 1797) enthüllt.

(Vergl. Hippel's Selbstbiographie (Gotha 1801), Jördens a. a. O., das Conversations-Lexicon u. s. w.

Inhalt.

Seite

1. Zum Besten der Jünglinge 3
2. Ueber die Treue in der Ehe . . . 83
3. Der Endzweck der Ehe; eine academische Vorlesung 139

Anhang. Aus Hippel's Handzeichnungen 185

Ueber
die Ehe.

Zum Besten der Jünglinge.

Protagoras, als er gefragt ward, warum er seine Tochter seinem ärgsten Feinde gegeben hätte? antwortete: „weil ich ihm nichts Aergers geben konnte;“ vielleicht hatte er aber eine böse Tochter! Democritus nahm sich eine kleine Frau, obgleich er selbst groſs war: „Ich habe,“ sagte er, „unter den Uebeln das Kleinste gewählt.“ Salomo spricht: „Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes und schöpft Segen vom Herrn.“ Wer hat nun Recht? Protagoras, Democritus, oder Salomo der Weiseste? Es ist schwer, nicht zu heirathen; allein eben so schwer, in der Ehe glücklich zu seyn. Ich glaube nicht, daſs ein einziger Ehemann in der Welt es vollkommen ist: vielleicht mag er es die meiste Zeit seyn; aber es wird gewiſs ein Schalttag kommen, wo er es nicht ist: und wo wäre eine Ehe, die völlig Tact hielte? Heirathen heiſst, sich einen Grund anschaffen und im Kaufcontract sich verbindlich machen, nicht herauszuziehen, wenn gleich der Blitz die eine Hälfte niederrisse, der Sturm das Dach beschädigte, und eine Dachpfanne, die selbst den Kopf halb spaltete; heirathen heiſst, ein Schiff befrachten, ohne daſs Jemand die Assecuranz darauf zeichnen will; heirathen heiſst, eine Erbschaft antreten, ohne den Nachlaſs überrechnet zu haben, oder gutes Geld in Scheidemünze verwandeln; heirathen heiſst, die Steine zerknicken, nachdem die Kirschen schon aufgegessen sind; heirathen heiſst, mondsüchtig seyn und nicht eher aufwachen, als bis man die Sache beym rechten Namen nennt; heirathen heiſst, aus einem freyen Menschen ein *glebae adscriptus* werden. Das Leben eines Ehemanns ist, bis auf den Punct zu sterben, zu Ende; man sollte sich ein Ehebett und ein Erbbegräbniſs an Einem Tage bestellen: selten wird ein Ehemann mehr sein Glück machen, er müſste es denn mit der Tugend seiner Frau erkaufen; und was noch ärger ist, so liegt gleich am Tempel des Hymen der Kirchhof der Liebe. Beynahe alle Romane und Komödien hören damit auf, weil das ewige Einerley des Ehestandes keine Dinge abwirft, die einer Beschreibung werth wären. Man nennt an einigen Orten in Deutschland heirathen: sich verändern; und warlich, man verändert sich. Ist die Frau häſslich, so miſsfällt sie; ist sie schön,

Zuckten von Leder sie allsammen,
Und hauten da mit Kraft zusammen,
Jagten einander hin und wieder,
In dem Himmel da auf und nieder.

Sankt Peter diesen Strauſs vernahm,
Brummt' die Landsknecht' an, als er kam,
Sprach: «Wollt ihr in dem Himmel balgen?
Hebt euch hinaus an lichten Galgen.»
Die Landsknecht' sahn ihn an mit Tück'
Und schlugen so auf Sankt Peters Rück',
Daſs ihn'n Sankt Peter muſst' entlaufen,
Zum Herrn, kam mit Aechzen, Schnaufen,
Und klagt' ihm über die Landsknecht'.
Der Herr sprach: «Dir geschieht ganz Recht;
Hab' ich dir nicht gesaget heut':
Laſs' sie draus, es sind freche Leut'.»
Sankt Peter sprach: «O Herr, der Ding'
Verstand ich nicht, hilf, daſs ich bring'
Sie 'naus, soll mir ein' Witzung seyn,
Daſs ich kein'n Landsknecht lass' herein,
Weil sie sind so muthwill'ge Leut'.»
Der Herr sprach: «Ein'm Engel gebeut,
Daſs er 'ne Trommel nehm' zuhand,
Nehm' vor des Himmels Pfort' den Stand,
Und einen Lärmen davor schlag'.»
Sankt Peter that nach seiner Sag'.
Als der Engel die Trommel schlug,
Liefen die Landsknecht' ohn' Verzug

so gefällt sie Andern; ist sie reich, so ist der Mann arm, und Armuth macht blöde; ist sie arm, so ist sie schwer zu ernähren; ist sie klug, so will sie regieren; ist sie dumm, so versteht sie nicht zu gehorchen; ist sie jung, so befürchtet man ein schlechtes Schicksal, wenn sie ins fünf und zwanzigste Jahr tritt; ist sie alt, so braucht sie Pflege; ist sie — sie sey, was sie wolle, sie ist eine Frau, und das ist genug. Hast du oft einen vernünftigen Mann über die Liebe ernsthaft sprechen hören? Er meldet einem Freunde seine verliebten Umstände kurz vor dem « alter treuer Freund und Diener; » und eben an der Stelle, wo in den christlichen Zeitläuften zum Oster-, Pfingst- und Weihnachtsfeste Glück gewünscht ward, kommen die Worte: noch eins! ich bin Bräutigam. » Belford eröffnet seinem Freunde Lovelace, daſs er sein Leben zu bessern und zu heirathen entschlossen sey; und Lovelace räth ihm in geneigter Antwort an, sein Vorhaben in umgekehrter Ordnung auszuführen, und den Anfang mit der Heirath zu machen, weil er gewiſs seyn könne, daſs auf diese Art die Reue, als das erste Stück der Buſse, nicht ausbleiben werde. Was soll man thun? Thue was du willst, sagt Sokrates, es wird dich gereuen. Was gereuet aber am wenigsten? eine oder keine? Alle Menschen haben Hang zur Bequemlichkeit, und mithin den Beruf, sich einen eignen Heerd anzulegen; und eine Frau ist eigentlich das Feuerzeug, ohne welches kein Licht angeschlagen werden kann. Wenn ein Haus, ein Landgut ausgeboten wird, so sagt man: es ist baufällig, es hat kein Weizenland, trägt nicht landübliche Zinsen, es hat verborgne Fehler; ist es zugeschlagen, so will es Jedermann, und der Käufer könnte gewinnen, wenn er Geld nehmen und nicht das Gut oder Haus behalten wollte. So geht es auch den Mädchen. Ehe sie versagt sind, findet sich kein Licitant; sobald sie es sind, sagen Hundert: das hätte ich wissen sollen! das Adjudicationsdecret ist indessen publicirt, und, um sich zu beruhigen, schlägt man ein anderes Capitel auf: man schändet und lästert. Allein seyd ruhig, junge Eheleute! acht Tage nach der Hochzeit ist alles überwunden; und da es unter dem Monde keine reine Tugend gibt, — darf man sich wundern, daſs hienieden auf kein reines Glück zu rechnen ist? — Was will man mehr, als fürs Haus glücklich seyn? Warum nicht ein abwechselndes Vergnügen? Weil wir vernünftige Menschen sind, und die Seele allererst durch die Erziehung das wird, was sie werden kann. Die H . . . i zieht eine Verachtung des menschlichen Geschlechts nach sich; und von diesem schlecht denken, heiſst, auf dem Wege seyn, ein schlechter Mensch zu werden. Ich kenne einen Staat, der Freuden- oder Leidenhäuser privilegirt; allein, ist es gut, daſs man eine wirkliche Unsittlichkeit zu Ehren kommen läſst und die Fahne der öffentlichen Verstattung über eine Immoralität schwingt? etwas, das sich selbst zur Finsterniſs verurtheilt, ans Licht der bürgerlichen Bewilligung zieht? diese leichtere und bequemere Art, die Geschlechtsneigung zu befriedigen, wird die Ehen mindern, und nicht Hagestolze, sondern Liederliche machen, denen ihre Familie ein solcher Greuel ist, wie sie es der Familie sind. Und wie? auch sogar das Gefühl jener Schande, welches in mancher Unglücklichen die mütterliche Liebe gegen ein um Hülfe und Schutz flehendes Kind zu ersticken im Stande war, will man auslöschen und jene Schamlosigkeit begünstigen, die aller Schande und allen Lastern Thür und Thor öffnet? eine Person setzt man in bürgerliche Achtung, die sich selbst der Gesellschaft ihres Geschlechts für unwürdig hielt? Jetzt heiſst es in diesem Staate nicht mehr: „in Kammern und Unzucht; sondern: „offenbar sind die Werke des Fleisches." Man will durch dergleichen Mittel Weiber und Töchter vor Anfällen in Sicherheit setzen; bedarf es aber mehr als jener Publicität, um die Neugierde rege zu machen? Ich stehe nicht dafür, ob nicht über kurz oder lang fast jedes Haus jenes Privilegium entbehrlich machen wird; wenigstens könnte der Fall eintreten, daſs Mann, Frau, Sohn und Tochter sich in einem solchen ehrbaren Zunfthause zusammenträfen! Gelegenheiten sind nie ohne Gelegenheitsmacherinnen, die in den Diensten der Venuspriesterinnen stehn. Auf der Ehre: keusch und züchtig, beruht der ganze moralische Werth eines Frauenzimmers; wenn sie einmal diesen Vorzug einbüſst, hat sie sich auf immer aufgegeben, und nichts anders als Verachtung zu erwarten. Wir sind zur Gesellschaft geboren; Bedürfniſs und Noth verbinden die Menschen weit leichter und fester, als Wohlstand und Ueberfluſs. Bedürfniſs war die Schöpferin der Gesellschaften, und ist auch ihre Erhälterin; das Original aller Gesellschaften und Verbindungen ist die Ehe. Der Politiker kann aus ihr eben so viel, wie ein wahres Genie aus den Alten, schöpfen. —

Warum nicht eine Concubine? Thomasius eröffnete zu Anfange dieses Jahrhunderts einen Streit über die Rechtmäſsigkeit des Concubinats; der Streit betraf indeſs nur ein bloſses Wort, und ward darum so gelehrt geführt, weil beyde Parteyen sich nicht verstanden. Bey den Römern wurde der Concubinat geduldet, zu neueren Zeiten aber verboten. Redet man vom Zeitconcubinat (*concubinatu temporaneo*), so bin ich ganz dawider, weil man keine Ehen auf Jahre schlieſst, und keine Frauensperson auf einige Zeit verpachtet werden kann. Hätte der Mensch keine andern Kräfte und keine andern Pflichten, als seine Triebe zu befriedigen; wäre dem Staate nur an Menschen, nicht aber an erzognen Menschen gelegen; und wäre die Ehe bloſs Menschenfabrik, nicht aber ein Heiligthum der Sittlichkeit; hätte endlich die Natur durch eine unproportionirte Anzahl von Mädchen diese Winke gegeben: so würde die Polygamie, bey noch immer sehr vielen Zweifeln, Gründe für sich haben. Allein keine Ehe, kein Concubinat, auf Jahre, kein Zeitpacht ist hier erlaubt, weil es natürlicherweise wegen der Kinder, die nicht den Eltern allein, sondern dem gemeinen Wesen mit gehören, von nachtheiligen Folgen begleitet seyn muſs. Was aber den Concubinat auf Lebenslang, die Kebsehe (*concubinatum perpetuum*) anbetrifft, so ist er kein Bubenstück: gibt es doch ein *matrimonium ad legem Salicam;* und damit man diese sonst genannte leichtfertige Beywohnung in eine christliche verwandle, so schicke man zum Geistlichen, und gebe der Concubine die linke, und dem Herrn Pfarrer seine Gebühren mit der rechten Hand.

Um Verzeihung, das war im Schlafe; sobald ich wache, sobald ich die Weiber nehme, wie sie sind, ist zu keiner Concubine zu rathen. Eine Concubine muſs im Tanzen, im Spielen und in andern Dingen unterrichtet werden, die deine Frau schon als Candidatin weiſs. Sie hat keinen andern Hausrath, als sich selbst; und wer steht dir für den Werth desselben? Waaren, die für halbes Geld verkauſt werden, sind gemeiniglich verdorben, oder es geschieht, wenn es Eſswaaren sind — weil es warme Zeit ist. Eine Maitresse ist an kein Gesetz gebunden; denn die ganze Handlung ist gesetzwidrig: hat sie Lust, mit einem andern Manne zu ziehen, so kannst du sie nicht durch Urtheil und Recht vindiciren; sie war nicht die Deinige, und es ist eine Schande, daſs du der Ihrige zu seyn bekennen muſst. Alle Dinge haben eine Form; und wenn du kein Gut und kein Haus kaufen, keinen Contract machen, nichts schenken, nichts auf den Todesfall verheiſsen kannst, ohne eine gewisse vorgezeichnete Regel zu beobachten: wie willst du denn ohne diese Form heirathen? Plinius sagt: der Regent könne keinen gültigern Beweis von seiner Göttlichkeit geben, als einen guten Nachfolger; und wirst du diese göttliche Pflicht auf einem andern als dem Wege der Ordnung und der Anständigkeit erfüllen? du willst die Schwester des Cajus ohne die gesetzlichen Umstände; und wenn Cajus deine Schwester auf eben die Art verlangte? Einige Leute legen es darauf an, Andre zu decliniren wie ein Nomen, und sie zu conjugiren wie ein

Verbum; sie selbst aber wollen die Ehre oder die Schande haben, einer Partikel ähnlich zu seyn, die sich nicht conjugiren und decliniren läſst. Bist du nicht in diesem Partikelfall? Am Ende — wenn du zwanzig Jahre von deinen Anverwandten abgezäunt gewesen; in der Kirche im Winkel gesessen; dich zur Beichte mit niedergeschlagenen Augen geschlichen, weil ein Jeder wuſste, was du beichten würdest; ins Schauspielhaus, aus Furcht, dich getroffen zu finden, nur zu Trauerspielen gegangen bist; am Ende — wenn du mit dem Manne deiner Schwester vier Processe ausgeführt und dich mit deinem leiblichen Bruder geschlagen hast; am Ende — thust du das, wovor du dich scheutest, und muſst noch obenein die Deinigen reichlich beschenken, damit sie bey dir schmausen und wenn sie, wenn sie weggehn, „*ma soeur*" zu deiner Frau sagen. So geht es denn diesen Ehemännern fast wie Tarquin dem Stolzen mit den Sybillinischen Büchern: das Kaufgeld, wofür er anfänglich alle neun haben konnte, ward am Ende der Preis des Restes, der drey Ueberbleibsel. — Hast du Kinder — welch eine Kränkung für dich, wenn Knaben hinter deinem Wagen stehen, die deine Züge haben! Du gibst dein Bildniſs auf den Trödel; die Leute kennen es: der Vater von diesem Burschen, sagen sie, wohnt zur rechten Hand am Markt. Vortrefflich getroffen! Welch eine Herzbeklemmung muſs es dir machen, wenn du deinen Sohn küssen willst und ihn nicht küssen darſst! Gesetzt, du lässest ihn legitimiren: ist er dann in seinen Augen legitimirt? Eben das Verbot des Vorwurſs zieht ihm die gröſsten Vorwürfe zu; und kann wohl, genau genommen, eine nachher erfolgte gesetzmäſsige Handlung eine vorhergegangene unrechtmäſsige gut machen? Der Fürst! ja, wenn er die Gedanken confisciren könnte, und hat sein *fiat* wie gebeten auſser den Grenzen seines Landes eine Bedeutung? Der Vater bleibt immer ein Altflicker, wenn gleich der Sohn drey Ahnen erhält. „Ein schönes Haar!" sagt eine Dame der andern ins Ohr: dein legitimirter Sohn wird roth; denn er hat es von seiner Mutter. Als man noch die Ehe wie ein Joch und eine Last betrachtete, als man sich noch nach einer Ehestandsgehülfin umsah, und die Frau Gemahlin den Ehrennamen Ehegehülfin führte, stand es um diesen Theil der Haustafel wohl, und es fanden sich immer Männer und Weiber, die sich diese leichte Last und dieses sanfte Joch erleichtern zu wollen, mit Hand und Mund verhieſsen und treu Wort hielten. Seitdem man aber durch Hausfräulein und Hausjungfern, durch Hofmeister und Gouvernanten diese Ehestandspflichten verwalten und Miethlinge dieses Geschäft treiben läſst; seitdem man dem armen Säugling den Milchtopf nimmt, den ihm die Natur gab, damit die hochgräfliche Frau Mama den Ball nicht zu versäumen nothgedrungen werde: ist zwar das Lästige des Ehestandes so ziemlich verschwunden, und die Frau Gemahlin führen den Namen Ehegenossin; indeſs scheint die Eheliebhaberey durch diese Standeserniedrigung nicht gewonnen zu haben. — «So hoch bezahl' ich die Reue nicht,» sagte jener Philosoph; und wenn ich gleich nicht Beredsamkeit genug besitze, dich, lieber Jüngling, zur Ehe zu bewegen, so glaub' ich doch Gründe genug angeführt zu haben, dich vor einer Concubine als Civilist zu warnen. Ich habe eine geraume Zeit geglaubt, es sey eine Ehre, wenn ein gemeines Mädchen sich in uns verliebt; «eine vornehme,» dachte ich, «will dich zum Mann.» Allein ich habe mich geirrt; eine gemeine will unsere Maitresse werden. O Zeiten! o Sitten! Man ist nicht mehr im Stande, durch die Wahl seines Weibes Geschmack zu zeigen, und ich muſs es mit einem Seufzer gestehen, daſs in unsern Zeiten nur die Wahl einer Mätresse Geschmack verräth, und wer kann sich entbrechen, mit jenem Engländer auszurufen: «O Tugend, wohin verkriechst du dich!»

Der Unterschied zwischen kirchlichen und bürgerlichen Ehen ist und bleibt allerdings etwas

Willkührliches; und wenn wir die Ehe aus dem rechten, wesentlichen Gesichtspuncte nehmen, da es göttliche Ordnung, weiser Fingerzeig ist, den Menschen über alles Fleisch zu erheben und ihn in den Stand zu setzen, wo er sein menschliches Ich, seine Person und das menschliche Ebenbild fühlt: so kann der Unterschied zwischen kirchlichen und bürgerlichen Ehen höchstens im Gesetzbuche Lücken füllen. — Gott copulirt; die Natur knüpft das Eheband. Es ist göttlihe Ordnung; der Staat, sowohl weltlicher als geistlicher Seits, thut eigentlich nichts zur Sache: er ziehe aus seine Schuhe; diese Stätte ist heilig. Hat man aber zu einer gültigen Ehe wohlgemeint gewisse Feyerlichkeiten vorgeschrieben, die denn doch in allen gesitteten Staaten mit keiner so auſserordentlichen Schwierigkeit verbunden sind; so thut der mannbare Jüngling wohl und weise, wenn er kurz und gut in Holland auf das Rathhaus, und in Deutschland in die Kirche geht und das Amen zu seinem Ja sprechen läſst. Ehe kommt her von dem altdeutschen Worte E, ee, Gesetz, und faſst den Begriff der Gesetzmäſsigkeit in sich; Ewart hieſs ein Priester, der des Gesetzes wartet.

Diejenigen von meinen Lesern, welche nicht Lust haben zu heirathen, können die Fortsezzung dieses Capitels überschlagen; diejenigen aber, welche entschlossen sind, in den heiligen

Eilend aus durch das Himmelsthor,
Meynten, ein Lärmen wär' davor.
Sankt Peter schloſs die Himmelspforten,
Versperrt' die Landsknecht' an den Orten,
Der'n keiner seit hinein kam nie,
Weil Sankt Peter ist brummig auf sie.
Doch nehmt auf schwankweis' dies Gedicht,
Wie Hans Sachs ohn' all Arges spricht.

Stand der Ehe zu treten, belieben eine Tasse Chocolade mit mir zu trinken! Ich sage, Chocolade; denn ich will mir nicht den Vorwurf machen lassen, den man dem Grandison macht, daſs zu viel Thee darin getrunken wird. Die Worte, worüber wir uns erbauen wollen, sind befindlich in den Sprüchen Salomonis Cap. 31. V. 10. bis zu Ende des Capitels, und heiſsen in unsrer Deutschen Uebersetzung also: « Wem ein tugendsam Weib beschert ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Lebenlang. Sie geht mit Wolle und Flachs um und arbeitet gerne mit ihren Händen. Sie ist wie ein Kaufmannsschiff, das seine Nahrung von ferne bringt. Sie steht des Nachts auf und gibt Futter ihrem Hause und Essen ihren Diener. Sie denkt nach einem Acker und kauft ihn, und pflanzt einen Weinberg von den Früchten ihrer Hände. Sie gürtet ihre Lenden fest und stärkt ihre Arme. Sie merkt, wie ihr Handel Frommen bringt; ihre Leuchte verlöscht des Nachts nicht. Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken, und ihre Finger fassen die Spindel. Sie breitet ihre Hände aus zu dem Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen. Sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee; denn ihr ganzes Haus hat zwiefache

Kleider. Sie macht ihr selbst Decken; weiſse Seide und Purpur ist ihr Kleid. Ihr Mann ist berühmt in den Thoren, wenn er sitzt bey den Aeltesten des Landes. Sie macht einen Rock und verkauft ihn; einen Gürtel gibt sie dem Krämer. Ihr Schmuck ist, daſs sie reinlich und fleiſsig ist, und wird hernach lachen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre. Sie schaut, wie es in ihrem Hause zugeht, und iſst ihr Brod nicht mit Faulheit. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig; ihr Mann lobt sie. Viel Töchter bringen Reichthum, du aber übertriffst sie alle. Lieblich und schön seyn ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben. Sie wird gerühmt werden von den Früchten ihrer Hände, und ihre Worte werden sie loben in den Thoren."

Eine so vortreffliche Beschreibung einer Ehefrau sollte man eben so wenig von dem König Salomo erwarten, als daſs *Lex Papia Popaea* den Namen von zwey Leuten führt, die weder Frau noch Kind hatten; allein eben darum ist mir Beydes desto lehrreicher. Wer kann läugnen, daſs Ehen das Regieren von Land und Leuten auſserordentlich erleichtern, da Hausvater und Hausmutter eine Art von Friedensrichteramt bekleiden und dem Staate mehr als alle obrigkeitliche Gewalt frommen! Ehen halten

Menschen zusammen und befördern Ordnung, Fleiſs und Thätigkeit: sie machen den Staat aus; sie sind sein Ebenbild und der Staat im Kleinen. Wer den Staat vertheidigt, thut dies nur mittelbar, indem er seinen eignen Heerd vertheidigt; Liebe für denselben ist die Vaterlandsliebe des gemeinen Mannes. Wie kann der den Staat lieben, den er nicht sieht, der seinen Heerd nicht liebt, den er sieht! Man weiſs in der Ehe, für wen man alles erwirbt, was über sein Bedürfniſs geht; und hat es mit der Ehe nicht dieselbe Bewandtniſs, wie mit der Tugend, die selbst von denen, welche sie äusserlich verachten, innerlich verehrt wird? — Der Anfang dieses Capitels wird Vielen ein Greuel gewesen seyn, und er ist es mir selbst; da es indeſs nichts in der Welt gibt, was nicht, wie Janus, zwey Gesichter hat, so muſs man thun, was man nicht lassen kann. Wäre es möglich, daſs die Stimmen des gesitteten Menschenalls gesammelt würden — die Pluralität würde sichtbarlich für die Ehe seyn, indem jene abwechselnde Liebesvergnügen, jene berauschende Wollust, den Menschen zur Verachtung aller moralischen Pflichten und aller edlen Grundsätze verleitet, und jede Person, die sich diesen Ausschweifungen überläſst, sich derselben schämt. Nimmt nicht an einem wohlgewählten Ehepaar die ganze gesittete Welt Antheil?

Man genieſst hier jene einfachen Freuden, die nur für unverderbte Gemüther Seligkeit sind; man sieht, daſs jene innige Liebe, jene Herzlichkeit, die alle Köstlichkeiten der Leidenschaften hat, ohne sich ihre Ausschweifungen zu Schulden kommen zu lassen, ein Vergnügen ohne Leidenschaft geben kann, welches man, oft ohne die Vielvermögenheit dieses Ausdrucks recht einzusehn, ein himmlisches Vergnügen nennt. Das Eheband erhebt die Seele; und man kann schwerlich erwarten, daſs dem Menschen nach diesem Leben noch so viel bevorstehe, wenn sein Eintritt in diese Welt unfriedlich, unbedeutend und nichtswürdig ist. In der Ehe liegt ein Geheimniſs; sie scheint, mehr als man glauben sollte, die Unsterblichkeit der Seele wahrscheinlich zu machen, da sie, wie die Gottseligkeit, die Verheiſsung hat dieses und des zukünftigen Lebens. Freund, was dem gröſsern Theile der Menschen Vortheil bringt, wird dir zur Pflicht: Geh' ins Ehekloster! — Sieh! du erfreust deine Mutter, die dich mit Schmerzen geboren hat. und dein Vater ist fröhlich, bald den Geburtstag seiner Groſsvaterschaft feyern zu können. Der Schöpfer hat dich zum Schöpfer gebildet, und dir sein Bild angehängt; bedenke, was für ein Glück es für dich seyn wird, dich Vater nennen zu lassen! Ein lautes Bekenntniſs, daſs wir sind, könnte man die Freude nennen. Mache nach diesem Begriff dir einen von dem Gedanken: Freude an seinen Kindern haben. Wenn du lange nicht mehr bist, werden noch vernünftige Seelen seyn, die dem Himmel danken, daſs du warst; und wahrlich! wer Kinder nachläſst, hört nicht auf zu seyn. *Matrimonium sic est honestum, ut humano generi videatur immortalitatem introducere.* (Die Ehe ist so ehrwürdig, daſs ihr das menschliche Geschlecht die Unsterblichkeit zu verdanken scheint). Bedenke das göttliche Vergnügen, deine Kinder allmählich wachsen zu sehen. Ich nenne es göttlich, weil es dem Schöpfer nicht zu klein war, und weil alles, was man davon sagen kann, mir unvollständig vorkommt: die ersten Tage der Schöpfung waren die Erziehungsperiode, worin der Schöpfer jedes seiner Geschöpfe sich entwickeln sah; Blätter, Blüthe und Früchte sind zu schön, als daſs das Auge der Gottheit nicht hätte sehen sollen, daſs jedes gut war. Siehe da, dieses göttliche Vergnügen ist dir bereitet: du siehst keimen, sprossen, blühen und allmählich reif werden; jede Bemerkung ein neues Geschenk! Eine Geburt zieht zehn andre nach sich. Um meine Meinung zu befestigen, ein Wort von dem Deutschen D. Martin Luther, der, so beherzt er auch war, durch den Gedanken, du bist Ehemann, so auſs Haupt geschlagen wurde, daſs er sich verlauten lieſs: diese Demüthigung würde bey den Engeln Freude und bey den Teufeln Verdruſs nach sich ziehen. Ein kleiner Luther aber versöhnte ihn mit ihm selbst, und Crösus war ein Bettler gegen den Deutschen D. Martin Luther! Ich habe bemerkt, daſs auch ein Bösewicht von Mann an dem Tage, da seine Frau ihm ihre Schwangerschaft entdeckt, und an dem Tage, da sie niederkommt, keusch und züchtig ist, und der Name: Vater, den sein Sohn auf seinem Schooſse lallt, hält ihn mehr von aller Entheiligung ab, als alles Andre ... Hast du mit Herz und Sinn geheirathet, so werden sich die schweren Stellen des Weges, den du betrittst, ebnen lassen; dein Weib wird beständig bey der zweyten Violine seyn, und wenn dein Gemüth auch noch so verstimmt ist, es ausstimmen. Den Magen verdirbt man sich ohnedieſs weniger, wenn man mit Frauenzimmern zu Tische sitzt; allein alles gedeiht dir besser. Auch wird eine edle Fröhlichkeit sich um dich eher verbreiten; und da in der Gesellschaft eine Art von Gährung nöthig ist, die wie Champagnerbläschen sprudelt, so sollen alle Gesellschaften von beyderley Geschlecht gemischt seyn. — Deine Gattin empfindet, was dein bester Freund nicht kann, deine Freude eben so wie du und verdoppelt sie; deine Leiden hilft sie dir besiegen, weil du sie erstickst, um sie vor dir zu verbergen;

so oft sie aus den Wochen kommt, tragt ihr wieder ein Nest zusammen und alles ist nun um euch her; euer spätestes Alter ist ein schöner heller Wintertag, der seine groſsen Reize hat.

Ich lobe deinen Entſchluſs, lieber Jüngling, ein Ehepriester zu werden; allein sey behutsam, ehe du dich weihen lässest. Du stirbst für deine Freunde, sobald du auf den Teppich trittst, und thust also wohl, wenn du in Absicht derselben an deinen letzten Willen denkst und dein Herz durch eine wohlgewählte Gattin entschädigst. Ein von Empfindung schwellendes Herz sucht sich einen Freund, wenn es ihm auch auf den Straſsen und an Zäunen finden sollte: daraus sind die guten Männer, die Freywerber entstanden. Ein Verliebter muſs einen haben, dem er sagen kann: ich liebe; seine Empfindungen haben nicht Platz in Einer Seele: er muſs noch eine haben, um sie zu beherbergen, und lieb würde es ihm seyn, wenn er für jedes Glied an seiner Göttin eine besondre Seele haben könnte. Es ist nicht gut, daſs der Mensch allein sey, ist alsdann seine Lösung; und aus der Nothwendigkeit einer Lieben entsteht die Nothwendigkeit eines Treuen. So fängt die Liebe, und zwar die erste Liebe an; allein wie hört sie auf? Mit der Verabschiedun gseines Freundes; die Liebe ist ein verzognes Kind, das Alles haben will. „Freund!"

sagt der Bräutigam am Hochzeittage neben dem Brautbette zu seinem Vertrauten, und schlägt den einen Vorhang auf, « so lang' ich denken kann, werd' ich an Ihre Freundschaft denken. (Der Vorhang fällt zurück.) Täglich müssen wir uns sehen. Ich weiſs, daſs die Geburt der Liebe der Tod der Freundschaft zu seyn pflegt; allein wir denken, Gottlob! anders. » — Ein ſeyerlicher Abschied! Wer sollte es glauben, daſs sie sich nach der Zeit nur alle Jahr einmal sehen, weil sie zum Unglück an Einem Tage geboren sind; zum Unglück! denn sonst würden sie doch wenigstens zweymal im Jahre einen Leichenschmaus ihrer Freundschaft halten können. Die Ursache kann nicht schwer zu finden seyn. Die Menschen sind interessirt, wenn sie für einen ganzen Körper handeln, und dieses Interesse macht einen groſsen Theil des sogenannten Patriotismus aus — bey den Deutschen Gemeingeist, bey den Engländern *common Spirit*, und bey den Franzosen *Esprit de corps;* in ihren eignen Angelegenheiten sind sie es weniger. Ein Cassirer von einer öffentlichen Casse, der ohnedieſs geizig ist, übersteigt die Begriffe, die man sich vom Geize macht: Leute, die den Geiz malen, müssen, um dem Vorwurſe der Uebertreibung auszuweichen, einen Rendanten dieser Art schildern. Man schlieſst von seiner Neigung zum Vorrath auf so viele Neigungen zusammengenommen; man denkt von dem Vorwurfe, den man sich selbst machen würde, auf so viele Vorwürfe hinauf, die uns irgend ein Verlust oder eine unnöthige unüberdachte Ausgabe zuziehen könnte! Dieſs Alles deute auf den Hausstand, wenn er nämlich unverfälscht ist; und du wirst finden: was dort der Patriot that, thut hier der Hausvater! Verzeihe, lieber Jüngling, den Leichensermon; auch mir hat dieser Tod schon so manchen Freund entrissen. Nur gestern habe ich einen zu Grabe gebracht: der Himmel schenke ihm eine sanfte Ruhe! — Die Tugend und die Wollust, welche dem Hercules erschienen, waren Beyde Frauenzimmer, und es ist Eine Sache, die uns glücklich und unglücklich macht; es kommt nur auf uns an, wie wir es haben wollen. Du kannst alles eher los werden, als eine Frau. Zwar ist die Scheidung in vielen Ländern leicht; allein ein geschiedner Ehemann ist einer gröſsern Verachtung ausgesetzt, als man glauben sollte; bey einer abgeschiednen Ehefrau hat es wenig oder nichts zu sagen. Leute, die über Vorurtheile weg sind, denken wie der gemeine Mann; und woher kommt dieses, dem Ansehen nach in nichts gegründete Aergerniſs? Nichts ist für einen Mann unanständiger, als sein Wort zu brechen, und man verlangt von ihm, daſs er eher bis ans Ende seines Lebens unglücklich seyn, als die Befreyung von seinem Weibe suchen soll. — Ein edler Mann lebt wirklich; ein schwacher bildet sich ein zu leben: dieser ist zwischen Furcht und Hoffnung; jener sorgt nicht für den andern Morgen, weil ein jeglicher Tag seine eigne Plage hat. Können wir voraus oder nach schlafen? Können wir vor oder nach wachen? — — Wer alles benutzt, wie es kommt, ist weise; wer jeden Augenblick vortheilhaft berechnet, kann älter werden als Methusalem, der zwar der älteste unter allen Menschen gewesen ist, von dem aber nicht bemerkt wird, was er in neunhundert neun und sechszig Jahren gethan habe. Je länger die Gesetze sich erhalten, je besser werden sie, so wie, nach der Behauptung eines guten Schriftstellers, eine Geschichte desto wahrscheinlicher wird, durch jemehr Zungen und Hände sie geht. — Je länger man Launen erträgt, desto leichter sind sie zu ertragen; und hat irgend ein Uebel ein eigentliches Wesen? Der Mensch legt es ihm bey; er, der unverschämteste Prätendent, hat Mühe zu begreifen, daſs es bloſs Uebel in Rücksicht des Punctes sind, aus dem er sie zu beurtheilen für gut findet. — Ein Müller schläft auch in einer Mühle in stolzer Ruhe, und es ist gleichgefährlich Feuer anlegen, und Feuer! rufen, wenn es nicht brennt. — Ein Mann soll gehen

Der einfältige Müller mit den Spitzbuben.

Schwank.

Vor kurzer Zeit ein Müller saſs
In Sachsen, der einfältig was. *)
Auf einer Einöd' lag sein' Mühl',
An einem Bächlein frisch und kühl.
Der wohnt' in seiner Mühl' allein
Selbander mit dem Weibe sein,
Und mahlte emsig Tag und Nacht,
Ziemliche Baarschaft z'sammen bracht';
Denn er das trieben hatt' viel' Jahr.
Das nahmen etlich' Spitzbuben wahr,
Der'n denn in Sachsen sind gar viel,
Die sich allein mit falschem Spiel
Und andrer Trügerey ernähr'n,

---

*) war.

und sich nicht umkehren; er soll überwinden und nicht weichen: der weibliche Einwand der Furcht müſste jeden Mann unehrlich machen; er soll ein Held seyn und nicht bitten. Die Weiber bewegen nur, wenn sie bitten, so wie sie auch siegen, wenn sie fliehen; ein Mann, der sich durch die Bitte eines Mannes zum Mitleiden bewegen läſst, ist eben so wie dieser zum Bettler geboren. Trotz, Muth, Standhaftigkeit sind die Pfeile, welche ein männliches Herz verwunden, wenn eine männliche Hand sie abschlieſst. Ich gehe sogar nicht gern mit Leuten spazieren, die sich umkehren, sondern weit lieber mit denen, die durch einen andern Weg in ihr Land ziehen. Es ist eine unnatürlich rühmliche That, daſs jene Weiber in Sparta sich für ihre Männer hinrichten lassen wollten; es ist aber das Schlechteste, was ich von unserm Geschlechte weiſs, daſs die Ehemänner sich durch die Kleider ihrer Weiber befreyen lieſsen: es wäre denn die Geschichte, da die Persischen Weiber ihren fliehenden Männern ans Thor entgegengingen, sie in Mutterleib nöthigten und eben hierdurch den Sieg veranlaſsten. Ein weibischer Mann ist unendlich unerträglicher, als ein männliches Weib: es geht ihm wie der Fledermaus; — er ist, wie man im gemeinen Leben sagt, nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht gekocht, nicht gebraten: er ist an keiner Stelle; ein männliches Weib dagegen ist nur nicht an seiner Stelle. Es kann kein traurigerer Anblick für einen Vater seyn, als hiervon schon in der ersten Jugend Proben zu bemerken. Die Mütter selbst sind mit solchen Söhnen unzufrieden, weil sie nach dem Tode ihres Mannes bey ihnen Schutz suchen wollen, und wenig oder nichts erwarten können. Ist der Vater über die Beschaffenheit seines Sohns ungewiſs, so thut er sehr wohl, seinen Sohn etwa im siebenten Jahr an einen Zaun zu bringen, wo er übersteigen und durchkriechen kann: (es versteht sich, daſs er ihm nicht den Weg zeigen, sondern ihn sich selbst überlassen muſs); steigt er über, so wird er ein Mann; kriecht er aber durch, so bedaure der Vater, daſs es sein Sohn ist, und laſs' ihn Garnweber werden oder Schneider, da, nach einem bekannten Englischen Sprichworte, neun Schneider nur Einen Mann ausmachen. — — Auch, ehrsamer Freund, willst du wissen, ob dein fähiger Sohn in Prosa oder in Versen Palmen brechen wird? *Recipe:* ein Glas Medicin, davon alle Stunden sechzig Tropfen in beliebigem Getränk zu nehmen. Laſs ihn selbst dieses auspunctirte Maſs messen: tröpfelt er, so ist er ein flügellahmer Prosaist; läſst er laufen, und zählt während dieses Platzregens eins, zwey, drey bis sechzig, so ist er ein Poet; kann er mit diesem Löffel, dem er sechzig zugezählt hat, gleich essen, so könnte er, wenn es sein Verleger und er wollten, *methodo mathematica* schreiben; kann er aber in vier und zwanzig Stunden diesen Löffel nicht sehen, so ist er ein Liederdichter; kann er in sechs Tagen ohne kalten Schauer keinen solchen Löffel brauchen — zieh' ihn darnach, und, wenn das Glück gut ist, wird er Homer.

Was ferner die Kinder anbetrifft, die in einem zerrissenen Ehebette erzielt worden sind, so werden sie nicht viel besser, als Bastarte angesehen: der Vater selbst hält sie dafür; denn wenn ein Mann einmal seiner Frau wegen zu zweifeln Ursache gehabt, so fällt ihm auch ein, daſs sein kleiner Leopold blaue Augen hat. „blaue Augen," sagt er; „richtig! * * hatte blaue Augen." — Darius lieſs sich, so oft er sich zu Tische setzte, durch einen Knaben dreymal zurufen: „Herr, gedenke an die Athenienser!" und Leopold ruft seinem Vater unzähligemal zu: „Herr, gedenke an den Menschen mit den blauen Augen!" Ganz anders ist es mit den Weibern, weil sie ihrer Sache gewiſs sind; denn, wenn der Mann nur halb und halb Besserung verspricht, und gleich darauf durch ein gutes Werk, nämlich durch —, sein Versprechen besiegelt, so glaubt die Frau es ganz und gar.

In den Hospitälern sind die Aerzte mit ihren Curen glücklicher, als bey Männern und Frauen von Bedeutung: denn dort ist ihre Heilart einfacher; hier wollen sie es erkünsteln und erwitzeln. Bey der Ehe ist es auf Nutzen, Gerechtigkeit, Ehre, Beständigkeit angesehen: sie verschafft ein Vergnügen, das zwar nicht so empfindlich ist, indeſs sich auf wahrhaft reelle Dinge erstreckt; da man hingegen bey der bloſs leidenschaftlichen Liebe auf Vergnügen ausläuft, das man nur selten findet, indem sie gemeiniglich eher ein verzehrendes, als ein wohlthätiges Feuer zu seyn pflegt. Die Wahl hat ihre Qual, und weit seltner gerathen diejenigen Ehen, die mit einer zu groſsen Bedächtlichkeit geknüpft werden, als die, welche fast der Zufall vollendete: — man sagt, rücklings den Berg gehen, erleichtre die Mühe augenscheinlich — zu viel Ueberlegung macht, daſs die Zahl derer, die im Cölibat leben, sich vermehrt, obgleich ihr *Wandel* nur selten *im Himmel* ist. — Wenn der Bräutigam seine Vielgeliebte auf Wegen und Stegen verfolgt, nichts von den Fuſssohlen bis zur Scheitel unbesungen läſst, auf der Redoute in der Maske des Diogenes bey seiner Vielgeliebten seine Laterne, die er vor den Leuten leuchten lieſs, auslöscht: so scheint es die Natur der Sache mit sich zu bringen, daſs ein dergleichen Liebesfeuer nicht lange prasseln kann; und wer weiſs nicht Beyspiele, daſs, wenn nun endlich eine über alles gehende Zärtlichkeit zum Ehestande gedeiht, jene Freude nur von kurzer Dauer ist? Eine bodenlose Lustigkeit macht unfähig, wahren Quellen des Vergnügens nachzuspüren: bey jeder Leidenschaft opfern wir etwas von unsrer Thätigkeit, von unserm Zustand, von unsrer Zeit und von uns selbst auf; und da wir nicht zu Neigungen, sondern zu Grundsätzen berufen sind, so ziehen jene fast jederzeit Unruhen und Beschwerden nach sich. Beynahe wollte ich mich verbürgen, daſs Soldatenehre bey den Engländern, wo der Bräutigam vor der Trommel sich eine andre Hälfte geben läſst, oft besser einschlagen, als jene weit ausgeholten, besungenen und empfindsam angelegten Verbindungen. Ist der Mann sich bewuſst, ein Mann zu seyn; so thut er am besten, wenn er es einem Freunde aufträgt, für ihn auszusuchen, oder wenn er es auf das Loos ankommen läſst. Die weibliche Neigung ist allgemeiner, oder — wie soll ich sie nennen? — unbestimmter, instinctartiger, als die männliche. Man hat dem andern Geschlechte nichts übrig gelassen, als einen leisen, zephyrleisen Wunsch, gewählt zu werden; und auch der wäre ihm genommen, wenn man gekonnt hätte. Weiber sind also indifferenter gegen einzelne Mannspersonen; Männer dagegen fallen leichter auf eins. Es ist den Weibern fast gleich, ob sie diesen oder jenen bekommen: sie lassen sich wählen, und machen sich aus dem Wahlrechte wenig, weil sie sich mit ihrer Assignation auf das männliche Geschlecht begnügen; sollten wir uns denn aber beschämen lassen? — Glaube nicht, lieber Jüngling, daſs du durch etwas weniger Bedenklichkeit die Liebe an die Ehe vertauschst, wenn du anders die vernünftige Liebe meinst: Hang und Neigung sind nichts weiter, als Winke, welche durch die Vernunft gelenkt werden müssen. Aus Liebe heirathen, heiſst gemeiniglich: aus Drang sinnlicher Triebe, ohne Ueberlegung und ohne alle Rücksicht auf das wahre und bleibende Glück einer guten Ehe, sich verbinden; die Liebe sollte nicht mehr, nicht weniger, als ein in Kopf und Herz getretener Naturtrieb seyn. Die Natur legte Leidenschaften in uns, um uns desto geschwinder zum Ziele zu bringen; allein, wer sie anklagen und seine Thorheiten auf ihre Rechnung setzen will, begeht eine Bosheitssünde wider die heilige Natur. Gab sie uns nicht Vernunft, um durch sie den Zügel der Leidenschaften nicht nur in unsre Macht bringen, sondern sie auch, wenn es nöthig ist, zu unsern Bundesgenossen machen zu können? Hang, Trieb, Neigung sind Winke; wer sie höher schätzt, wirft das Hundert ins Tausend und verrechnet sich gröblich. — Man kann lieben, ohne verliebt zu seyn; und ist gleich diese Liebe kaltblütig, so ist sie doch dauerhaft, wie Alles, wobey die Vernunft Herr und Meister ist. Diese Liebe erlaubt den Menschen Ueberlegungen, ob nämlich Befriedigung einer Neigung mit der Summe aller Neigungen übereinstimmen werde; und man kann lieben und sich doch erkundigen: ob Fräulein Elisabeth Verstand und Geld habe? ob sie die Küche dirigiren könne? u. s. w. Laſs, lieber Jüngling, das Auge immerhin den Geschäftsträger, den Machthaber deiner Liebe seyn; die Vernunft aber bleibe der Principal, der Machtgeber. Vernünftig seyn und lieben, soll mehr in sich fassen, als Sterbliche vermögen, und nur den Engeln im Himmel vorbehalten seyn; — nicht also, Freund! denn dort werden wir weder freyen, noch uns freyen lassen, und seyn wie die Engel Gottes. Die Vernunft ist zu allen Dingen nütze; warum soll sie sich denn nicht in dem vornehmsten aller Dinge offenbaren? Es bleibe übrigens ein theologisches Frag- und Wagestück, ob am groſsen Gerichtstage die Weibspersonen nicht erst Mannspersonen werden müssen, weil doch sonst der alte Adam sich regen könnte, und die Engel, wie es heiſst, alle *generis masculini* sind. — Wenn ich nur wüſste, lieber Freund, was es denn eigentlich wäre, das du so ängstlich, und fast hätt' ich Lust hinzuzufügen, im Schweiſse deines Angesichts suchest? Eine Frau? Diese hat die Natur für dich besorgt: und wenn auch die leidige Erziehung Fräulein Lottchen hier und da verderbt hätte — nur von dir und deiner männlichen Art dich zu betragen, wird es abhangen, sie wieder zurück zur Natur zu bringen. Ein Geschlecht, das schwach, in dessen Organisation nur geringe Festigkeit und Stärke ist, kann wenigstens fürs Erste nicht ohne alle Kunst seyn: was wäre es denn auch, wenn gröſsere Maschinen die kleinern in Bewegung brächten? Genau genommen, ist der Mann auch bloſs physisch stärker; sonst aber ist es die Frau fast in allen Hin- und Rücksichten. Siehe! die Weiber bestehn bey ihren Männern auf einen blinden Glauben, und wenn sie des Mannes Groſsmuth hier und da durch ihre Schwäche rege machen, so beweisen sie in weit mehreren, und fast möcht' ich sagen, bedeutenderen Fällen diese Groſsmuth gegen den gestrengen Herrn. Sobald die Vernunft im Volke mächtig wird und wohlthätige Strahlen ihrer Wirkung über das schöne Geschlecht verbreitet, welches nur da, wo die Vernunft wenig oder nichts gilt, unter der Sclaverey der Männer erliegt: wie viel mächtiger und stärker wird das Weib seyn! — freylich nur nicht in Beziehung des Körpers, und mit mehr Gemächlichkeit. — Man sagt, eine schwangere Frau habe besondre Appetite; allein diese sind nichts anders, als Hemmungen der Präscription und Vorbehalte ihrer Ueberlegenheit, welche nicht füglicher als zu einer Zeit angebracht werden können, da sie sich auf diese Opfer bey dem hocherfreuten Vater die sicherste Hoffnung machen kann: und dergleichen Reservationen legt das schöne Geschlecht so oft ein, als es keinen Widerstand befürchten darf. Eben der Abend, da er einen Freund begleiten, in der Academie der Wissenschaften eine Abhandlung lesen, oder Sr. Excellenz zum Geburtstage Glück wünschen will, verlangt Fräulein Doris mit ihrem Vielgeliebten über Feld zu gehen; er soll einen Orden ausschlagen und sich dagegen mit einer Blume begnügen, die sie die unaussprechliche Güte hat, ihm anzustecken. — Wer im Besitze seiner Rechte ist, darf sich nichts vorbehalten; und alle jene Uebertreibungen werden von selbst aufhören, wenn man das schöne Geschlecht nicht länger beeinträchtigt. Ein melancholisches Temperament ist vorzüglich zur Festigkeit in der Freundschaft und zu allem dem aufgelegt, was Beständigkeit ist und heifst; und so wird denn in ächte Zärtlichkeit Melancholie verwebt, und jeder Liebhaber, jede Liebhaberin mufs nach den Vorschriften der Mode melancholisch seyn. Wozu denn aber durchaus dieses wunderbare Ingredienz zum Liebesrecept? — Warum nicht auch die Andacht, die bey Frauenzimmern oft wohl nichts mehr und nichts weniger, als ein dunkles Gefühl eines Bedürfnisses ist, worauf viel gepfropft werden kann, und wo vorzüglich Liebe zu gedeihen scheint? Auch läſst sich der Fall leicht umkehren, und verschmähte Liebe hat dem Orden der Devoten unstreitig die meisten Schwestern geworben. Andacht gibt der Liebe ein sonderbares Colorit: je erhabner der Zweck ist, desto gröſser die Leidenschaft, die hier ein Diplom der Beschönigung erhält. — Mit dem lieben Traurigen muſs es ohnedieſs nie auf klösterlichen Ernst angelegt werden, auch selbst im Schauspiele nicht, wo man zum Vergnügen sterben läſst; sondern auf Schein. Wer wird die Statue anstreichen, um sie natürlicher zu machen? Jene beyden Philosophen, Demokrit und Heraklit, von denen der Eine immer lachte und der Andre immer weinte, waren weiter nichts, als ein Paar Acteurs, wovon der Eine im Lust-, der Andre im Trauerspiel aufzuwarten die Ehre hatte: Garrick war in beyden gleich stark; und so muſs es auch ein Jeder seyn, der es auf einen groſsen Acteur in der Welt anlegt: warum aber ein Acteur? — Der Zuschauer hat das beste Theil erwählt: warum Theaterhelden und geschminkte Gesichter, da gesundes unverfälschtes Blut das herrlichste Roth auf unsere Wangen legt? — Freylich, lieber Jüngling, wenn du alle jene Eigenschaften zusammen haben willst, die man nach allen gestrengen Ehetheorien von einer Frau verlangt, so wirst du Mühe haben, eine zu finden. « Eine

Die Einfältigen Mores lehr'n.
Nun diese hatten erspäht recht,
Daſs gar hatt' weder Magd noch Knecht
Dieser alt' Müller obgemeld't,
Und wär' doch reich an baarem Geld'.
Der'n schlugen sich dreyzehn zusammen,
Ein' seltsame Schalkheit vornahmen.
Ihr'r vier schickten s' bey Nacht hinaus
Zu der Mühl'; da war hinterm Haus
Ein öder Keller, und davor
War auch weder Thur oder Thor.
In den so legten diese vier
Ein' Tonne gutes Torgisch [*]) Bier.
Nach dem schlichen s' hinter die Mühl',
Da stund ein kleiner Wasserpfühl,
Darein warfen sie also frisch
Ein Karpfen vier und andre Fisch.
Nach dem so schlichen sie von dann.

Früh rüst'ten sie sich auf die Bahn.
Die Zwölf baarhaupt [**]) und baarfuſs gingen,
In Mänteln und in allen Dingen
Mit ganz demüthiger Geberd',
Als die zwölf Apostel auf Erd'.
Der dreyzehent', ein langer Mann,
Ein'n schönen braunen Rock hatt' an,

---

[*]) Torgauer. [**]) mit bloſsen Köpfen.

Hausfrau soll seyn, wie eine Schnecke," sagt ein schalkhafter Salbader, „wie eine Schnecke, die ihr Haus liebt, und nicht wie eine Schnekke, die ihr ganzes Vermögen auf Kleider verwendet; sie soll seyn wie ein Echo: wenn man sie fragt, soll sie antworten; und nicht wie ein Echo, um dem Manne das letzte Wort zu lassen, und damit sie nicht wieder erzählt, was der Mann ihr in redseligen Stunden anvertraute; sie soll seyn wie eine Stadtuhr, und sich in die Zeit zu schicken, ihre Zeit wohl einzutheilen und sie wohl anzuwenden verstehen; und nicht wie eine Stadtuhr, um Neuigkeiten in der ganzen Stadt herumzutragen und zu verkündigen: sie soll seyn wie ein Licht, um dem ganzen Hause zum Wegweiser zu dienen und ihm durch gutes Beyspiel vorzuleuchten; und nicht wie ein Licht, damit sie nicht aller Augen auf und an sich ziehe, und bey Illuminationen vor das Feuer gesetzt werde," — und was soll eine Frau nicht Alles seyn und nicht seyn, wenn man die Sache beym Lichte des Witzes oder des Systems besieht! Das Rittersystem hatte sein Gutes; allein wohl dir, ehelustiger Jüngling, daſs auch dieſs nicht mehr gilt! Der Ritterlehrling lernte Gott und Frauenzimmer lieben: Religion und Minne war seine Losung; Tugend und Liebe wurden nicht von einander getrennt, und es war eine Heldenliebe, der man diente, die Ritterdienst mit Minnesold vergalt. Die Dame war so gut Heldin, wie der Ritter Held: Weiber wurden erhaben und theilnehmend, ihre Seelen kamen zu einer Stärke, ohne sich zu verhärten; und — ist die Tapferkeit nicht ein Feuer, das, so wie die Liebe, unterhalten werden muſs? Wenn ich je eine Künsteley bey der Liebe erlauben sollte, so wär' es jene ritterliche Weise. — Es war süſs für ein Weib, sich einem stolzen unbesiegten Manne zu unterwerfen; und eben so schmeichelhaft für den Ritter, die Göttin seines Herzens zur Männin, zur Kennerin seiner Heldenwürde zu erheben. Er huldigte dem Verstande seiner Heldin; sie seinem Muthe und seiner Stärke: und von jeher galt ein nerviger Hercules bey den Damen mehr, als ein stutzerischer Narciſs. Jetzt sehen wir rühmlichst ein, daſs bloſs die Furcht vor Schande tapfer macht; und so gehe denn, Freund, bloſs mit deinem Kopf und deinem Herzen zu Rathe, und heirathe kurz und gut nach deinem besten Wissen und Gewissen, ohne weder dem Stolze, der allen Leidenschaften den Rang abzugewinnen und sich zum Befehlshaber derselben zu machen beabsichtigt, noch dem Geize, der Wurzel alles Uebels, noch der Wollust, dieser Leidenschaft, die läppischer ist, als jede andre, zu fröhnen. Sey von dem Augenblicke, da du es zu werden gedenkst, sey ein

Mann, und glaube (wenn du anders nicht eine der männlichen Lilien bist, die nicht säen, nicht spinnen, sondern, wenn du arbeiten kannst und willst), daſs es dir nicht ermangeln werde an irgend einem Guten. Peter der Groſse brachte einen im Schweiſs seines Angesichts verdienten Rubel und einen Käse der Kaiserin. „Da siehst du," sagte er, „daſs ich dich würde haben ernähren können, wenn ich auch nicht Kaiser wäre!" Ich weiſs nicht, ob je etwas Gröſseres von einem regierenden Herrn gesagt worden ist. Die Ehe bringt alles aus der Genieregion ins Geleise des gemeinen Lebens, und die hier wandeln, sind die wahren Seligen (*beati*); denn nur auf der Mittelstraſse übt man sich, das Leben in allen Puncten und Clauseln zu ertragen und im Frühlinge, Sommer, Herbst und Winter sich gleich zu bleiben. Hast du, ehelustiger Jüngling, dieſs aus dem, was ich ein Paar Seiten hindurch einfältiglich gepredigt habe, noch nicht von selbst abgenommen, so erlaube mir, in einer Nutzanwendung noch näher an dein Herz zu treten und dich zu warnen, daſs du dir nicht gar zu übertriebne Hoffnungen von dem Glücke machst, eine Frau zu haben. Wer nicht hofft, darf auch nicht verzweifeln; die Hoffnung an sich hat keinen sonderlichen innerlichen Werth; sie verliert aber noch die Hälfte davon, wenn man nicht auf sich, sondern auf Andre hofft. Wer hofft, wird öfters hintergangen ; und wenn er es nicht würde, so hat die Ueberraschung so etwas an sich, das sich nicht aussprechen läſst: sie hält uns von allem andern Hoffen ab. Der Genuſs, wenn wir gehofft haben und also nicht überrascht werden , läſst sogleich zur Hinterthür andre Hoffnungen ein, und beschäftigt uns mit neuen Dingen; die Ueberraschung aber zieht uns von allem auf Eins. An Erfüllungen Geschmack finden, macht glücklich, nicht aber das Polster der Hoffnung, welches an Leib und Seele träge macht: der Himmel selbst hat keinen andern Vorzug vor dieser kummervollen Erde. Der Liebhaber wird von der Einbildungskraft übel geplagt : er sieht alles durch das Glas, und seine Vorstellungen sind Schwelgereyen der Freude, welche Kopfschmerzen nach sich zu ziehen pflegen. Die Fliege, die sich auf dem kleinen Finger seiner Geliebten mit den Vorderfüſsen die Augen reibt, thut es bloſs, um die batistene Hand desto besser sehen zu können. Was würde ein Freyer nicht geben, um eine Stunde früher den Gottespfennig, den ersten Kuſs, und Alles eine Stunde früher zu erhalten! Was würd' er nicht geben, eben darum an jenem Orte zu seyn, den diese Eilfertigkeit, allein nicht der Liebe wegen, auszeichnet! Die Göttin aber wird Frau, Adonis ein Rathmann, der Nectar Tischbier , die Seele

Leib, die Rose Hambutte. Ich will dir nicht alle Hoffnungen nehmen; denn dieses wäre eine Plünderung, wobey du zum Sterben arm, ich aber auch nicht im Geringsten gebessert würde: ich rede nur von den übertriebenen Hoffnungen, die wir uns niemals über eine Sache machen müssen, die uns in Kurzem zu Theil wird. Je näher wir einer Sache sind, desto weniger müssen wir uns von ihr vorstellen; es scheint, daſs die Seele sich an dem Gegenstande, der sie so sehr hintergangen hat, rächt, und ihn mit Verachtung straft. — Als Bräutigam ist man gemeiniglich ein Sophocles, als Ehemann Euripides: Jener stellte die Frauenzimmer in seinen Stücken fromm und ehrbar vor, dieser aber boshaft; und oft ist man gedrungen, dem Sophocles als Ehemann Beyfall zuzunicken. „Ich stelle,“ sagt er, „die Weiber so vor, wie sie seyn sollten; Euripides aber, wie sie sind.“ Plato macht die Verordnung, daſs Weiber und Männer bey öffentlichen Leibesübungen nackt erscheinen sollen; und nichts ist geschickter, die Einbildungskraft zu dämpfen und nur auf eine einzige Sache einzuschränken. Es ist nicht gut, daſs Mädchen sich ihre Schönheit verhängen: man muſs ihrer Tugend, und nicht ihrem Tuche trauen; noch ärger aber ist es, daſs sie Reize zeigen, und Schatten dabey anbringen, der die Sache, so wie in der Malerey, erhebt.

So lange ein Wanderer nichts sieht, geht er seinen Schritt; sobald er aber Thürme erblickt, nimmt er seine Kräfte zusammen, und thut Sprünge, oder wenigstens gröſsere Schritte, so müde er auch ist. Die Mädchen sind allerdings übel daran, und wissen oft selbst nicht, wie sie es recht machen sollen. Wählen sollen sie nicht; und wenn sie es nicht äuſserst verstohlen darauf anlegen, gewählt zu werden, so bringen sie sich um ihren Ruf, und Tante Convenienz geräth in Feuer und Flammen. Um Vögel zu fangen, muſs man Vogelleim haben; und es ist zu bewundern, mit wie vielem Anstande junge Mädchen selbst kunsterfahrne Männer fangen. Diese Verschlagenheit gehört zu jenen vielen Ecken, welche noch zu verwischen sind, ehe alles die erwünschte Rundung erhält. Es fehlt nirgends an Leuchtthürmen, und wenn ihr, gute Kinder, erst den Hafen eurer Bestimmung erreicht, wohl euch! — Wenn du, ehelustiger Jüngling, zum Heirathen schreiten willst, so sey es dir eben so, als wenn du über Feld gehen oder sonst eine andere Sache verrichten wolltest, die eben keine so groſse Vorbereitung voraussetzt. Der Brautstandshimmel hängt freylich voller Geigen, und angehende Eheleute athmen Lebenslust und leben in Spanischen Schlössern; ihnen tanzt die Schöpfung ein Ballet, und die Sphären machen die Musik dazu; sie heben sich aus dem wirklichen Zusammenhange der Dinge, und alles geht bey ihnen einen andern Weg, als bey uns unter dem Monde. — — — Indeſs ist jeder Trost an Bedingung zu knüpfen, wenn er nicht Leutebetrug seyn soll; und jeder Mensch muſs sein Glück selbst bauen, wenn er wirklich glücklich seyn will: bauen, sag' ich, um anzudeuten, daſs es ihm Mühe macht und daſs bloſs die Verbindung unsre Sache ist; Stein, Kalk, Holz und andre Materialien sind da — und wie wahr antwortete jener Weise auf die Frage: welches das schönste und beste Haus wäre? „Das am gesundesten und bequemsten ist!“ —

Unter allen Eigenschaften, die ein Frauenzimmer empfehlen, hat die Schönheit den Vorzug. Die Ammen sagen von Töchtern: ein schönes Kind; von Knaben: ein starkes Kind. Das Frauenzimmer schreibt sich aus dem Paradiese her; kein Wunder, daſs es niedlich ist. Ihre Seele und ihr Körper sind sich ähnlich: sie sind beyde nur schön. Lies schön, anstatt nur schön; es ist ein Druckfehler. Ein Frauenzimmer, das diesen Vorzug, womit die Natur es ausgestattet, zu brauchen weiſs, kann groſse Dinge ausrichten. Es überwindet den gröſsten Helden und den stärksten Wucherer, ja sogar den tiefsten Gelehrten — wenn er sein Glas bey sich hat. Wer weiſs es nicht, daſs Hercules, der ganz allein mehr als ein Regiment in Absicht der Köpfe der Hydra mit eigner Hand geschlagen, zuletzt, einem Frauenzimmer zu Gefallen, sich maskirt und gesponnen hat! (Warum hat denn noch kein streitbarer Monarch den Einfall gehabt, ein Regiment Hydernköpfe zu errichten?) Sey hungrig, und finde bey Tafel von ungefähr eine besondre Schönheit — du bist völlig gesättigt. Die Liebe sättigt, sie macht alles; nur den Durst löscht sie nicht, und es scheint, als ob Liebe und Wein zwey gleichstarke Dinge sind, die nichts gegen einander ausrichten können. „Es ist schändlich, Männer zu überwinden, und sich von ihren Weibern und Angehörigen überwinden zu lassen," sagte Alexander in Absicht der Gemahlin und Tochter des Darius; und ich halte dieses für den gröſsten Sieg, den er je erfochten hat. Alle Mädchen wissen, daſs sie schön sind; und auch die es nicht sind, glauben es zu seyn. Kein Mann behält die Züge seines Angesichts: er läſst sich malen, allein er weiſs nie, ob er getroffen ist; ein Frauenzimmer hingegen weiſs es auf ein Haar. Haben wir von ungefähr einen Zug aus unserm Gesichte behalten, ohne es zu wissen, so fühlen wir eine Art von Sympathie für diejenigen, die ihn auch haben, oder nur zu haben scheinen. Dieſs geht

Bis auf die Gesichtszüge derer, die unsre Freunde gewesen sind. Ein Mensch von gutem Herzen bittet alle Leute zum Essen, die von seinem verstorbenen Wohlthäter etwas Aehnliches haben. „Ein allerliebster Mensch! ohne Umstände; mein Haus steht Ihnen offen.“ Der allerliebste Mensch weiſs so wenig, wie der allerliebste Wirth, warum. „Ein fataler Mensch,“ sagt man; und die Ursache hiervon ist eine Miene, die unsre sanft und selig entschlummerte Tante aufblätterte, wenn wir auf ihrem Schooſse keine bleibende Stätte fanden, sondern durch Thränen unsre Mutter suchten. Gemeiniglich lieben wir die Leute, die unsrer Amme ähnlich sehn. Wie viel das Gesicht, das Fenster der Seele, zur Freundschaft und zur Geselligkeit beyträgt, beweisen Leute, deren Gesicht nicht gut ist. Diese haben die wenigsten Bekannten, und die Thüren ihrer Herzen sind gemeiniglich, so wie ihre Fensterladen, beständig zu; desto gründlicher sind sie in ihrer Wahl, desto aufgeräumter in ihrem Zirkel, desto treuer in ihrer Gesinnung. Der Himmel schenke mir lauter Freunde, die ein blödes Gesicht haben, und mache meinen lieben * * noch blinder, als er ist!

Ich sagte oben, das Frauenzimmer sey an Seele und Leib schön; allein hierbey dient zur Nachricht, daſs es nicht auf die Schönheiten der Seele, wohl aber auf die des Leibes neidisch ist: es sieht gern eine schöne Seele; und diese kann das Frauenzimmer bey unserm Geschlechte lieben, bey dem seinigen ertragen; ein Frauenzimmer haſst aber die Mädchen, die ihm ähnlich sind. Ein Stutzer, der in der Kunst, sich selbst zu kennen, und sich auswendig zu behalten, vor dem Spiegel Unterricht nimmt, und eine Ausnahme von der Regel macht, geht einem Mädchen nach, das ihm ähnlich ist, und das Mädchen flieht ihn; einem gesetzten, ihm ähnlichen Manne hingegen kommt es näher, und findet keine Bedenklichkeit, mit ihm zu ziehen. — Es ist ein Glück für einen jungen Menschen, wenn er nicht ein Mädchengesicht hat; denn, wenn er es hat, so wird es ihm schwer, wo nicht unmöglich, eine schöne Frau zu bekommen. Kein Frauenzimmer liebt eine Mannsperson, die wie ein Frauenzimmer aussieht, auch nicht leicht eine schöne Mannsperson; denn zwischen beyden ist ein groſser Unterschied. Ich habe bemerkt, daſs ganz junge Mädchen Bärte nicht leiden können; allein man kann ganz genau die Zeit bestimmen, wenn sie Gefallen daran finden. Die schönsten Mannspersonen haben gemeiniglich häſsliche Weiber, und machen auch sonst nicht sonderlich beym Frauenzimmer ihr Glück, weil sie gemeiniglich in ihre eigne Schönheit

Als ob er unser Herr Gott wär'.
So gingen s' geistlich verstellt her,
Und traten zu der Mühl' hinein,
Darin der Müller war allein.
Der Herr grüfst' sie laut überaus
Und sprach: «Der Fried' sey diesem Haus!
Mein Müller, zu dir kehr' ich ein
Und die lieben zwölf Jünger mein,
Mit dir zu essen, zu haben Ruh.
Darum richt' uns zu essen zu,
Ich will dir's zahlen gar reichlich,
Durch mein'n Segen reich machen dich.»

Der Müller sich der Red' entsetzt,
Fing doch ein Herz und sprach zuletzt:
«Mein Herr, ich hab' nichts Gut's zu essen.»
Er sprach: «Das hab' ich wohl ermessen.
Geh', Petrus, bald hinter der Mühl'
Zu seinem tiefen Wasserpfühl',
Und greif darein in meinem Namen
Mit diesem grofsen Fischhamen,
Und ein gut Essen Fisch' uns fach.»*)
Der Müller zu dem Herrgott sprach:
«O Herre, auf die Treue mein,
Es kam fürwahr kein Fisch nie drein;
Es sind nur lauter Frösch' darin.»

---

*) fahn, fangen.

verliebt sind, und weil, wer sich selbst lieb hat, nichts für Andre übrig behält: es ist in der That eine Art von Eifersucht, welche das Frauenzimmer in Hinsicht eines in sich selbst sterblich Verliebten empfindet. — Auch glauben die Weiber, eine Mannsperson mit einem Jungferngesichte sey kein Mann; und eine schöne Mannsperson ist ihnen vielleicht verhaſst, weil sie schön ist: sie darf, dem Glücke, den Weibern zu gefallen unbeschadet, sogar häſslich seyn; nur muſs sie dieses Privilegium nicht, wie Pelissan, übertreiben. Sie haben in Absicht auf ihr Geschlecht nicht einmal die Idee von Freundschaft: sie hassen sich unter einander; denn sie hassen alles, was schön ist und lebt, weil sie Einspruch befürchten. Den Schönheiten von Marmor oder auf der Leinwand lassen sie Gerechtigkeit widerfahren, wenn die Originale nur nicht in der Nähe sind. Ein recht häſsliches Mädchen können sie leiden: „das Mädchen ist recht schön," sagen sie; „und doch will sich Niemand zu ihm finden!" Warum sie so sagen, fällt in die Augen; denn sie konnten keine feinere Lobrede auf sich selbst machen. Sie haben wider die ganze Mythologie keine Einwendung, auſser wider die Madame Venus, weil diese hübscher ist, als sie. Ich spreche den Weibern, doch so, daſs sie davon im Fuſsstapfen appelliren können, ein gewisses Gefühl für die Schönheiten der Kunst ab. Sie können nur die Natur beurtheilen; und in diesem Urtheile trügen sie sich weniger, als wir. Ein Gefühl von Schildereyen, vom Ausdruck in der Tonkunst, nicht in so ſern es Kunst, sondern Natur verräth, gehört zu ihrem Gebiete. Wir sind für die Nutzanwendung, sie für den ersten Eingang; der erste Gedanke, den man über eine Sache hat, den wir oft, wiewohl zuweilen ohne Ursache, ausstreichen (da er fast immer der richtigste ist und aus einer unbestochenen, starken Seele kommt, die noch durch keinen Zweifel schwankend gemacht worden), ist ihre Sache; sie halten ihn für eine Art von Eingebung, und kennen ihn unter tausend, wenn wir ihn gehabt haben, und sagen: „Artig!" wenn sie ihn lesen. Alles, was zum Gebiet des bloſs Natürlichen gehört, ist ihr Feld. Ueber eine gelehrte Frau, (die der gütige Himmel von allen, die ihn lieben, in Gnaden abwenden wolle!) lächeln, die in einer Entfernung von ihr stehn; denn man weiſs, mit welchen Kälbern sie gepflügt hat. Was diejenigen machen, die sich in ihrem Zirkel befinden, will ich nicht aus der Schule plaudern. Auf Lehren, die in das transcendentale und metaphysische Fach einschlagen, sollte das schöne Geschlecht gern Verzicht thun und sich bloſs auf moralische und die menschliche

Glückseligkeit zunächst treffende Dinge einschränken. Ein Weib wird einen bessern Brief schreiben, als ein Mann; allein zur Dichtkunst, die allemal einen Schöpfer erfordert, scheint die Natur nur wenige berufen zu haben. Die zehnte Muse, *mascula Sappho*, mag ich hier nicht anführen, und wenn es auch nur wäre, weil sie sich Phaons wegen vom Felsen herunter gestürzt hat. Die Weiber selbst sind nur natürlich schön gebaut; der Bau der Mannspersonen ist künstlich schön.

Sonst muſs ich bey dieser Gelegenheit noch bemerken, daſs die Weiber groſse Mannspersonen vorziehen. — Auch eine starke Brust, lange Finger und eine männliche, eine Fechterhand, machen auf sie eine schnelle Wirkung; nicht minder nehmen diejenigen Frauenzimmer, welche hören können, auf die Stimme Rücksicht, und, wie mich dünkt, nicht ohne Grund: man verändert oft seine Stimme in einer Nacht, wenn die Natur reift; Mancher geht im Tenor zu Bette und steht im Basse auf: da die Natur das Frauenzimmer zu gefallen bestimmt hat, so ist es ihm erlaubt, alles dazu anzuwenden: selbst ein schönes Mädchen kann sich also, wenn es will, putzen; warum aber der Ueberfluſs? Dem Mittelschlage gehört der Putz eigenthümlich, und ein häſsliches Mädchen muſs durchaus schlecht und recht einhergehn; es muſs sein Schicksal betrauern, und oft gefällt es, weil man es bemitleidet, da es hingegen verlacht wird, wenn es der Natur durch seinen Putz einen Possen zu spielen glaubt. Die Häſslichen bilden sich ohnedieſs ein, der Schneider habe ihnen mit jedem neuen Kleide ein neues Gesicht mitgebracht. Ich kenne ein Frauenzimmer, welches das Haus nach ihrem Gesichte abputzen lieſs: „so sticht es ab," sagte es, und es that besser, als wenn es sich geschminkt hätte. Die Schminke ist die abscheulichste Erfindung, die man nur nennen kann, weil sie die Schamröthe verdeckt, die nach dem Morgen- und Abendroth das schönste Roth in der Welt ist. Die Weiſsen sind eben darum bey weitem schöner, als die Schwarzen; und, in Wahrheit, wer die Schminke erfand, nahm sich vor, denen einen Dienst zu thun, die Mühe haben, zu erröthen. Die Natur schreibt Männergesichter mit Fractur, Weibergesichter mit Cursivschrift; die Schminke löscht sie aus, und man fragt umsonst: Weſs ist das Bild und die Ueberschrift?" Lieber Freund, ganz kann ich es dir nicht übel nehmen, wenn du auf Schönheit siehst; allein nimm die Lehre an, wie einen groſsen Schatz Silbers, und behalte sie wie einen groſsen Haufen Goldes: heirathe nicht die Schönste in der Stadt. Die schönste Frau nimmt in den Augen ihres Ehemannes ab; allein bey Allen, die sie bewundert haben und noch bewundern, gewinnt sie durch den Zwang, den die Ehe erregt hat, und dieser Umstand zieht Dünste zusammen, welche schreckliche Ungewitter verursachen: ich stehe nicht dafür, daſs es nicht einschlägt. — Eine schöne Person ist nicht gut zur Frau, wohl aber zur Concubine; denn diese läſst sich mit einem Licht unter dem Scheffel vergleichen. Es ist nicht schwer, das zu bekommen, was die ganze Welt haben will; allein es ist schwer, es zu behalten. — Ich will das Leck mit ein Paar Anmerkungen zumachen. Die erste betrifft die Probe der Schönheit. Das Frauenzimmer sucht alles nur Mögliche darauf zu verwenden, seine Schönheit vortheilhaft zu zeigen, und daran thut es recht; wenn es aber Mühe darauf verwendet, Mängel der Natur zu verbergen, dann beleidigt es die Natur und betrügt die Mannspersonen. Allein es betrügt sich auch selbst am allermeisten. Werft eure Schnürbrüste von euch: wir verlangen nicht Wachspuppen; und wie übel sieht es mit euch aus, wenn ihr euren Panzer ablegt! Nehmt, wenn ihr gleich christlich seyd, den Beleg zu dieser Wahrheit von den Türkinnen. Wenn man auf dem Nachttische blaue Adern, Zähne und gesunde rothe Farbe findet, so sollte man zuletzt glauben, man fände auch

Augen, Nasen und Ohren; und was kann hieraus anders als Verachtung entstehen? Die geringste Kunst, die ein Frauenzimmer unmittelbar an seinem Körper anbringt, führt auch uns vom Wege der Natur auf den Weg der Galanterie; wir wechseln seine falsche Münze mit gleicher falschen Münze aus, und glauben, eine Person gleichfalls betrügen zu dürfen, die uns zu betrügen glaubt. Diese Art von falscher Schönheit läſst sich indeſs sehr leicht entdecken; es giebt aber eine andere, bey der es schwerer ist, und zu dieser kann ich dir keinen Probierstein geben. Es kommt unendlich viel darauf an, das Gesicht in seiner Gewalt zu haben. Das Frauenzimmer versteht diese Kunst besser, als wir, und seine Physiognomie ist eine weit unsicherere Hypothese, als die unsrige: es agirt beständig; die Rolle, die es am besten zu spielen glaubt, heiſst sein Umgang. Die Frau Gräfin macht ein niedliches bürgerliches Trauerspiel, die Frau Baronin ein allerliebstes rührendes Lustspiel, ihre Schwester ein Lustspiel schlechtweg u. s. w. Der gewöhnliche Knoten sind Kopfschmerzen; die Hypochondrie ist eine neue Erfindung, und in London hat man *encore* gerufen, in Deutschland *bravo!* Traue nicht ihrem *Negligé!* Das Frauenzimmer verwendet eben deſshalb, weil es weiſs, daſs wir seinen Reiz darnach beurtheilen, die meiste Geschicklichkeit darauf: seinem gröſsten Putz ist eher zu trauen, als dem *Negligé.* Auch traue seiner Krankheit nicht: es weiſs mit Anstand im Bette zu liegen; und ich wette, es sinnt darauf, schön zu sterben. Auf der linken Seite wird Madame liegen, wenn sie stirbt; es läſst ihrem Gesichte am besten. Der Schlaf ist fast eben so unsicher, besonders wenn sie von einer Mannsperson träumt. Sonst muſs ich beiläufig noch anführen, daſs die Seele zwar den ganzen Körper gemiethet hat; allein sie residirt im obersten Stockwerke: man könnte sagen, sie gucke zum Fenster heraus; denn man sage selbst, ob man sie nicht zuweilen im Auge beinahe sieht? «Das Auge ist des Leibes Licht; wenn das Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib lichte seyn; wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster seyn.» — Jeder groſse Mann hat daher einen Blick, den Niemand, als Er, mit seinen Augen machen kann. Dieses Zeichen, das die Natur in sein Gesicht legte, verdunkelt alle körperlichen Vorzüge, und macht einen Sokrates zu einem schönen Mann in besonderem Verstande. Wer dieses Zeichen hat, weiſs, daſs er bezeichnet ist, allein er weiſs selbst nicht, wo; denn nichts ist verschiedner, als dieses Zeichen. Monarchen haben auch Einen Zug; allein diesen haben alle gemein, und man kann behaupten, daſs sie sich alle ähnlich sind: die Würde, die sie bekleiden, drückt sich in ihrem Gesichte aus. Ich rede von Alleinherrschern, von Monarchen, die, ob sie gleich Diener des Staats sind, sich dadurch von andern unterscheiden, daſs sie, wie die Kammerdiener, nicht Livrei tragen dürfen; denn die Könige, die nicht Monarchen sind, haben auch ihr Abzeichen, das sich aber durch den Gang ausdrückt. Ich habe nicht die Ehre gehabt, Friedrich II., König von Preuſsen, zu kennen; allein ich habe von Leuten gehört, die es verstehen, daſs er das Zeichen eines grossen Mannes im Auge, des Königs aber in seinen Gesichtszügen getragen hat.

Die Frauenspersonen haben selten etwas Grosses im Auge, allein gewöhnlich viel Schönes, Liebenswürdiges, ein gewisses Wohlwollen, eine gütige Theilnehmung, Gefälligkeit, Anständigkeit.

Das Gesicht der Frauenspersonen ist übrigens von Tomback: es glänzt, allein es ist nicht dauerhaft. Alles was geschwind wächst, vergeht auch geschwind; kein Wunder, daſs nichts bey ihnen so geschwind baufällig wird, wie ihr Gesicht, da ihre Seele ihrem Körper nichts nachgeben will und Beyde gleich schnell wachsen. Ein einziges Kindbette pflegt oft bey einem Frauenzimmer gräuliche Vrrwüstungen anzurichten und keinen Stein auf dem andern zu lassen. Der Ehemann, wenn er bloſs auf ein schönes Gesicht gesehn hat, wird alsdann Strohwittwer, und was weiſs ich mehr. Wenngleich das Frauenzimmer am Gesichte leidet, hört es dennoch, falls es schlecht und recht denkt, nicht auf schön zu seyn; denn nicht immer ist das Gesicht das Schild der Schönheit: und man kann, nach der ganz richtigen Bemerkung eines versuchten Weisen neuerer Zeit, Frauenzimmer sehen, ohne sie zu lieben; allein man kann sie nicht besitzen, ohne sie anzubeten. So haucht oft ein Weib ihrem Manne einen lebendigen Athem ein; sein Wissen wird lebendig und sein Vorsatz reift zur Vollendung. Da das Frauenzimmer handelt, wenn es spricht, und selbst schon, wenn es denkt; so kann man behaupten, daſs auch hier eine That die andere anzünde. Das Auge behält am längsten seine Kraft; und es ist kein Wunder, wenn der Jüngling den Augen seiner Schönen vorzüglich huldigt: wohl ihm, wenn das Auge seiner Geliebten so wenig, wie die Sonne, unächte Farbe leidet! Die Sonne zieht sie aus, und das Sonnenauge seiner Doris drückt Jeden zu Boden, der sich an ihr auch nur mit einem unsittlichen Gedanken versündigt. Die dauerhaftesten Frauenzimmerreize sind eine niedliche Hand und ein artiger Fuſs. Verliebe dich in eins von beyden, wenn du Schönheit haben willst, und siehe das Gesicht nur als ein Geschenk an, das man nimmt, so wie es gegeben wird. Die Nägel an den Fingern sind mir die feinsten Schönheiten, und es würde mich sehr niederschlagen, wenn ich eine Frau hätte, der während der Ehe ein Nagel verunglückte. Sonst muſs ich noch anmerken, daſs der gröſste Reiz des Frauenzimmers im Busen besteht: ein nacktes Frauenzimmer wird sich, ob es gleich an andern Orten noch nöthiger wäre, den Busen (weil der Blick ihn zuerst erreicht, und sie durch eine Bedeckung der Küste sich vor einer Landung verwahren will) mit den Händen verhalten, welches diejenigen, die es nicht aus eigner Erfahrung wissen, aus der Fabel vom Aktäon und der Diana lernen können. Die Natur selbst hat den Busen für den gröſsten Reiz erklärt und als das beste Brod ans Fenster gelegt; unser Herz hängt daran, und dieser Geschmack ist beynahe allgemein. Die Natur scheint es selbst gerne zu sehn, daſs wir diesen schönen Theil vorzüglich lieben, weil hier der Reiz mit Nutzen verknüpft ist. Verdient aber Schönheit diesen Namen, wenn sie aus dem Nutzen, den sie geradesweges stiftet, so wenig ein Geheimniſs macht? Allerdings; die Natur will nichts für schön ausgeben, hat nichts Schönes gemacht was unabhängig von Nutzen wäre und bloſs als ein Gegenstand eines allgemeinen nothwendigen Wohlgefallens erkannt würde. Gern überläſst sie der Kunst diese unnütze Arbeit — sie will durch nichts das Auge weiden und das Herz erfreuen, das nicht auch seines Vortheils wegen

Der Herr sprach: „Petrus, geh' du hin,
Und du, Müller, gehe auch mit,
Du glaubst doch sonst mein'n Worten nit."
So gingen sie zum Pfühl beydsamen;
Petrus schlug drein seinen Fischhamen,
Fing bald 'nen Karpfen oder drey
Und dergleich andre Fisch' dabey.
Der Müller hoch verwundert gar
Und wuſst nicht wie der Dingen war,
Nahm die Fisch' und trug sie hinein,
Hieſs sie bereiten die Frauen sein;
Die thats bald und sott die Fisch'.
Der Müller setzte sie zu Tisch,
Und legt' ihnen auf weiſses Brod,
Und was sonst zu dem Tisch war noth.
Der Herrgott sprach: „O Müller mein,
Bring' uns Bier aus dem Keller dein."
Der Müller sprach: „O liebe Herrn,
Wein und auch Bier das ist mir fern.
Als ich hier saſs, in vierzig Jahr,
Kein Trank im öden Keller war,
Allein hielt ich in dieser Gruben
Durch den Winter lang Kraut und Ruben."*)
Der Herrgott sprach: du glaubest nicht,
Denn was dein' Hand greift und Auge sicht;
Geh' hin in Keller in mein'm Namen,

---

*) Rüben.

interessirt; ja, sie geht noch weiter: in je grösserer Anzahl das Schöne Ideen von Nutzen enthält und gibt; in je kürzerer Zeit und je mehr auf einmal uns diese Menge von nützlichen Ideen einstrahlt: desto schöner dünkt uns die Sache — die Natur mag keinen Körper ohne Seele — — und will dem Müſsiggange kein böses Beyspiel geben. Es ist in der That schön, in einem allgemeinen Satze Alles zu übersehen und sich an Alles zu erinnern, was er enthält; und auf der Höhe eines Grundprincips gibt es eine so herrliche Seelenaussicht, daſs jeder Ausdruck zu schwach ist, diese Wonne zu beschreiben. — — Und wie? verschönert sich nicht auch selbst der Wollüstling beym Anblick des Busens durch die Vorstellung eines daran liegenden Kleinen? — wenngleich dieser entzückende Busen nie zu dieser Verherrlichung kommen wird. — — An Höfen und in groſsen Städten findet man die schönsten Mädchen; denn Alles, was im ganzen Lande schön ist, zieht dahin, um sich vortheilhafter anzubringen, als in der Provinz. Die Natur hätte, wenn sie eine Bildergallerie anlegen wollen, ihren Schauplatz nirgends anders als an den Höfen wählen können, und man könnte sagen, sie halte an den Höfen eine Musterkarte von ihren schönen Formen, wenn sie nicht Alles einfältig und aufrichtig machte und man dort nicht so viele Künste suchte. — Uebrigens ist der Fall möglich, daſs das Frauenzimmer eines ganzen Landes häſslich, die Mannspersonen dagegen schön seyn können; denn, wenngleich reines gesundes Blut der wahre Grund der körperlichen Schönheit ist, so behaupten doch Seele und Denkart auf die Schönheit einen unverkennbaren Einfluſs, und die Sclaverey ist im Stande, das schöne Geschlecht eines ganzen Staats zum häſslichen zu machen.

Das wäre eine Tasse von der Schönheit; das Uebrige will ich trocken sagen. Vor allen Dingen muſs man von dem Frauenzimmer weder zu gut, noch zu schlecht denken. Menschen, die Erfahrungen sammelten, die sich nicht bloſs mit dem Zuckerwerke der Lectüre und den Brosamen der Bücher abfinden lassen, die sich vielmehr auf die Wanderschaft unter Menschen begeben, und hier moralische Reisen um die Welt machen — solche Menschen wissen, daſs alles unter der Sonne Stückwerk ist; und es rührt und erhebt die Seele, daſs aus diesem Stückwerke doch noch ein solches Ganze zum Vorschein kommt. Wie will man aber von dem andern Geschlechte jene Vollkommenheit verlangen, die überhaupt so wenig die Sache der Menschen ist? Bey der Abstraction verliert jeder Gedanke, der nicht das Gepräge der Wahrheit hat; und Schwachheit — dein natürlichster Abdruck heiſst Mensch. — Weib ist eine freye

Uebersetzung des Mannes: es bemächtigt sich des Originals, ohne sich an dasselbe zu binden, und es wäre zu wünschen, daſs in unsrer Sprache jedes Wort, das lieben und geliebt werden ausdrückt, wenig oder nichts von Sinnlichkeit, wohl aber das feinste Gefühl von Sittsamkeit anzeigte! Dessen das Herz voll ist, geht der Mund über. Die Königin Christina soll, nach der Behauptung eines Schriftstellers, der die Sache sehr witzig übertreibt, sogar im Wechsel des Glaubens eine Art von Wollust zu finden gemeint haben; und wenn wir auch nichts weiter von ihr wüſsten, als daſs man nach ihrem höchst seligen Ableben dreytausend verschiedene Anzüge in ihrer Garderobe gefunden hat: so wäre ihr Leben schon ein Spiegel, Regel und Siegel für dich, guter Jüngling. Doch vergiſs nicht, daſs die Königin Christina zu den Seltenheiten gehörte, und daſs unser Geschlecht sehr oft so unschuldig schien, als das andere Geschlecht es war; daſs Männer sogar die Kunst, durch Wohlredenheit beym Frauenzimmer zu siegen, in Anwendung zu bringen verstehn, obgleich nur der am beredtesten ist, der am wenigsten empfindet; und daſs wir auch Weiber kennen und bewundern, die, von Pythagoras unterrichtet, alle ihre Kostbarkeiten und ihren weiblichen Putz in den Tempel der Juno brachten, um durch diese Hausandacht zu beweisen, daſs Keuschheit und

Häuslichkeit der wahre Schmuck des schönen Geschlechts sey. Zwar verräth es ein nicht geringes Verderbniſs des Volks, wenn das Urtheil der Weiber den Männern gleichgültig ist; denn je tapfrer und gesitteter ein Volk war, desto mehr hat es die Weiber geehrt: doch ist es der einfältigste Stolz von allen, der bloſs auf der wankelmüthigen Huld einer Gebieterin beruht. Es war ein Mysogyn, der uns hoch und theuer versicherte, es sey am Weibe nichts Character, sondern Alles Laune, selbst ihre Liebe sey es, versetzt mit dem Giſte der Gefallsucht; denn gehören Launen nicht auch bey uns zu Hause, und ringen wir nicht recht darnach zu gefallen? Wer gefallen will, strebt nach Herrschaft; und wollen wir nicht die Herren der Schöpfung seyn? scheinen wir nicht in der ersten Lebenshälfte den Weibern gefallen zu wollen, um sie in der andern zu beherrschen? Die Beschuldigung jenes Alten, daſs die Frauenzimmer ehemals liederliche Mannspersonen gewesen wären, kann man mit der strengsten Wahrheit durch die Behauptung umkehren, daſs die Mannspersonen weiland die schlechtesten unter dem andern Geschlechte gewesen seyn müssen. Es war ein groſser Mann des Alterthums, der das Weib ein Ungeheuer der Natur nannte, und doch beirathete. — Auch werden die Weiber eines zu groſsen Geizes beschuldigt, weil sie gemeiniglich Alles, was sie sind, in einem höhern Grade zu seyn pflegen, als die Mannspersonen; hat man aber nicht zu alten und neuen Zeiten die stärksten Züge dieses Lasters bloſs von Männern abgezogen? Karg sind die Weiber noch eher, als geizig; und oft müssen sie es seyn, wenn nicht Alles im Hauswesen untergehn soll. Freund, es kommt nur darauf an, daſs Mann und Frau in das ihnen von der Natur vorgezeichnete Verhältniſs treten; und ich stehe dafür, sie werden Ein Herz und Eine Seele seyn und — durch das Gefühl, das Eins habe was dem Andern fehlt, zum höchsten Gut in der Ehe gelangen, wozu ich von Herzen Glück wünsche. —

Sage nicht, Lieber, daſs selten Jemand galanter gegen das schöne Geschlecht gethan habe, als Homer, indem er seine Penelope so tugendreich schildert, und auch Andre ihres Geschlechts mit recht edlen, herzlichen Gesinnungen ausstattet. Wären auch diese Abbildungen nicht nach dem Leben angelegt und historisch richtige Charactere; sind es nicht poetisch wahrscheinliche Umrisse? und werden wohl viele unsrer Damen und Herren mit diesen Gesichtern zufrieden seyn, da ihnen die Feinheit unsrer Zeit mangelt, wo wir uns vielmehr physische und sittliche Bedürfnisse und Menschensatzungen auferlegt haben, die Homer, welcher weit näher an die Natur grenzte, zu seinem und zu seiner weiblichen und auch männlichen Schildereyen Glück, nicht kannte? Unsere Damen haben die Glorie verloren, allein den Nimbus behalten. Wir lernen den Geschmack von Weibern, die Weiber von andern Weibern, und nicht von uns; sie kleiden sich eigentlich nicht für uns, sondern für das Frauenzimmer. Suche deiner Gattin, Freund, da sie durchaus einen weiblichen Umgang bedarf, einen solchen zuzuwenden, bey dem sie, auſser zu Geschmack und Mode, sich noch zu etwas Besserem gewöhnen kann. Schon uns beurtheilt man aus unsern Gesellschaftern; dieſs ist noch weit mehr der Fall bey dem Frauenzimmer. Hast du deine Frau überzeugt, daſs der der gröſste Thor und Sclav in der Welt ist, der sich mit Bedürfnissen beladet, so hast du das höchste Loos in der Ehelotterie gezogen. — Männlein Adam war älter, als Fräulein Eva; wähle dir keine Gehülfin, die älter ist als du. Weiber verbleichen zeitiger als wir, wenngleich das menschliche Leben überhaupt eine Blume auf dem Felde ist; und Shakespeare, der blumenreiche Menschenkenner und Treffer, sagt weislich: „Weiber sind Rosen; in eben der Stunde, da sie ihre Blüthe entfalten, fallen sie auch schon ab.“ —

Apostel Jacobus ist aber der Meinung, daſs, wenn wir uns im Spiegel beschauen, wir *de facto* vergessen, wie wir gestaltet sind; und wenngleich der Spiegel jede Gestalt verkehrt zeigt, wie Thoren auf die weisesten Fragen antworten, so glaub' ich doch, daſs es nicht ganz unrecht ist, sich eine Lebensgefährtin zu wählen, die von uns ähnliche Züge hat. Eva hatte von Adam eine Rippe. Ein ruhiger, zufriedner Mensch wählt auch gemeiniglich sein eignes Bild und Ueberschrift; ein eigensinniger aber gewöhnlich das gerade Gegentheil: er hat weiſsliches Haar, und seine Frau muſs rabenschwarzes haben. Die Erfahrung lehrt, daſs Mann und Frau in einer glücklichen Ehe sich je länger je ähnlicher werden: wenn Seele und Herz übereinstimmen, wird auch das Aeuſsere sich zu einer Uebereinstimmung bilden. — Gemeiniglich heirathen wir lieber ein ungezogenes Mädchen; ein Frauenzimmer dagegen einen Bösewicht: denn die Weiber glauben ihre Männer während der Ehe zu bekehren; ein Mann aber verzweifelt an aller Besserung des schönen Geschlechts. Mich dünkt, sie haben Beyde nicht völlig Unrecht; indeſs, wenn ich rathen soll, Jünglinge — nehmt Euch kein Mädchen, das sehr eingezogen gehalten worden, oder das vorzüglich still und ehrbar erzogen ist. Mich dünkt immer, daſs die Galanterien in Italien, wo man jetzt nur um ein Haus zu halten heirathet, insbesondere daher entstehen, daſs die Mädchen aus dem Kloster in die groſse Welt kommen; — man muſs die Eitelkeiten der Welt kennen, wenn man sie verachten will. Augustinus dachte in seiner Jugend nicht an seine *Civitatem Dei*, und Leute die weit in der Welt gewesen sind, wohnen ohne Anstand auf dem Lande. Wenn ein Mädchen das nichtswürdige Gaukeln eines stutzerischen Marktschreyers nur einigemale angehört hat, so sehnt es sich nach einem guten Schauspiel; hat es diese Gaukeley zu sehn keine Gelegenheit gehabt, so glaubt es Vielerley bey ihr zu finden, und wird oft aus Neugierde ungetreu: „und wenn es doch nur zur Sache gewesen wäre!" sagt es dann, und kann sich der Thränen nicht enthalten. Schöne Mädchen sind *a vista*, artige *a uso* gestellt. Ein aufrichtiges Mädchen verdient, wenn es halb so schön ist, einen bessern Mann, als ein schöneres, welches gleiſst: ein Mädchen von diesem heuchlerischen Schlage schweift in der Ehe entweder mit der Seele oder mit dem Körper aus: auf eine von beyden Arten muſs es ausschweifen, und entweder eine Buhl- oder Betschwester werden. Die verwünschten Schwestern! Glaube nicht, daſs eine Betschwester eher, als eine Buhlschwester zu ertragen sey. Bey dieser lebt der Mann wenigstens einen guten Tag; bey jener aber wird er nie fett werden. „Mann!" schreyt sie, und wirft ihm wohl gar ein heiliges Buch an den Kopf: „Mann! du Parther und Meder und Elemiter, und die wir wohnen in Mesopotamia und in Judäa und Kappadocia, Ponto und Asia, Phrygia und Pamphylia, Egypten und an den Enden der Libyen, bey Cyrenen, und Ausländer von Rom; du Jude und Judengenosse, Kreter und Araber;" und dann macht sie ein frommes Gesicht, sieht gen Himmel und spricht ganz leise: „Apostelgeschichte, Kap. 2, V. 9 — 11." — So wenig ich dir aber eine Heuchlerin anrathe, eben so wenig kann ich dich zu einer Freydenkerin aufmuntern. Nichts ist abscheulicher, als ein Frauenzimmer, das wider seine Kirche spricht. Ein kleiner Aberglaube kleidet es; geläuterte Begriffe seiner Religion sind die einzige Wissenschaft, die es verehrungswürdig macht. Alle Frauenzimmer haben einen Hang zur Freydenkerey, groſse Geister zur Bigotterie in der Religion, in der sie geboren sind; je gröſser man denkt, desto geneigter ist man, an dem zu zweifeln, was mittelmäſsige Köpfe glauben, und das für wahr zu halten, was der gemeine Mann glaubt. Der Adel geht schlecht, der Landmann gleichfalls; der hohe und der niedere Bürger kleiden sich prächtig, und wollen einander übertreffen: die Pracht bleibt; allein der Bürger wählt Kanten, wenn er Kaufmann, und Broderie, wenn er Gelehrter ist, der Officiant Tressen. Köpfe, die nahe an die groſsen gränzen, sind geheime Spötter; die auf eben dieser Klasse ganz unten sitzen und den mittelmäſsigen Köpfen so nahe sind, wie jene den groſsen, sehn die Religion als ein Paar Stiefel an, das man nur bey schlechtem Wetter braucht. Groſse Köpfe, die wider die Religion geschrieben, haben es gegen ihre Ueberzeugung gethan; nimm es immer als richtig an, daſs groſse Männer Gespenster glauben, oder sich wenigstens vor ihnen fürchten. — Wenn ich zuvor um Verzeihung gebeten habe, will ich noch ein Paar Maschen anknitten. Kein groſser Kopf kann addiren; die andern Species gehn besser; doch ist beständig verrechnet. Wer in seiner Jugend ein Rechenmeister ist, wird sein Lebelang kein Erfinder, kein Newton, kein Kopernikus, kein — Leibnitz werden.

Alles was schön ist, gehört zum Gebiete des Frauenzimmers, und folglich auch der Witz. Ein Einfall ist bey ihnen bare Münze, und das Gelächter an der Tafel bestimmt den Gehalt. Die Weiber pflegen daher sehr leicht zu sitzen, wo die Spötter sitzen; allein welch ein Feld bleibt ihnen noch zum Witze geöffnet, ohne daſs sie der Religion und selbst den Vorhöfen derselben zu nahe treten dürfen? Der Witz ist überhaupt nur ein Sommerkleid; die Wahrheit kann man zu allen Jahrszeiten brauchen, Ein Weib, das keine Religion hat, hat noch weit weniger einen Mann.

Ich glaube, daſs die Weiber in Erlernung

Stich das Bier an uns allzusamen,
Und bring' uns dessen viel und gnug.»
Der Müller nahm bald einen Krug,
Ging in den öden Keller schier,*)
Darin fand er 'ne Tonne Bier,
Entsetzt' sich drob; nun glaubt' erst er,
Daſs dieser unser Herrgott wär',
Stach an das Bier und trug es auf.
Da aſs und trank der Jünger Hauf'.
Müller und Müllerin freut sich sehr,
Daſs ihr Gast war Gott unser Herr,
Mit den zwölf lieben Jüngern sein.
Sie trugen auf und schenkten ein,
Waren gleich in Wunder verstürzt.
Nun, daſs ich es mach' auf das kürzt',
Als sie nun das Mahl gessen hatten,
Das Gratias sie beten thaten;
Das Tischtuch man aufhub darnach.
Der Herrgott zu dem Müller sprach:
«Nun trag' du deinen Schatz herein,
So will ich dir den Segen mein
Darüber sprechen, durch mein' Ehr',
Auf daſs er sich dreyfältig mehr',
Daſs du dabey gedenkest mein.»

Der Müller lief und bracht' herein
Zu dem Herrgott auf seinem Nack'**)

---

*) bald. **) Nacken.

der Sprachen es weiter bringen würden, als wir; sie fangen aber mit ihrem Bruder zu gleicher Zeit an, und das ist beynahe zu spät. Die Weiber reden alle gern; ein groſser Mann ist still: selbst ein Mann, der nur Fähigkeiten hat, lernt in einer Gesellschaft lieber Griechische Vocabeln, als daſs er sich unterhalten sollte. Unter denselben sind einige Hanswürste, welche gute Einfälle haben und die Uebrigen munter machen. Seele und Körper können nicht zu gleicher Zeit verdauen. Man tadelt Leute, die bey Tische lesen; allein wenn sie leichte Sachen lesen, so kann es weniger schaden, als wenn ein Genie zuweilen viel bey Tische spricht: der Wein begeistert es, und es mattet sich unvermerkt ab. Die Seele ist auſser sich, und der Schlaf selbst macht keine Pause; denn eine in Feuer gesetzte Seele läſst den Körper nicht ruhen: sie träumt noch Gedanken; und, schade um ein Genie! Es fällt alles auf ein schlechtes Land und bringt keine Früchte. Das Gedächtniſs ist am schwächsten, wenn Urtheilskraft und Witz ein Wettrennen halten. Ein Genie säet Gedanken; mittelmäſsige Köpfe, die mit zu Tische sitzen, fangen manches Korn auf, bedüngen es und bringen Früchte hervor, die sie für eignes Getreide verkaufen. Einem Genie fehlt, so oft es zum Reden angefeuert wird, ein Buchhalter der Gedanken. — — Kurz und gut, wer viel spricht, kann nicht immer gut sprechen; nimm es aber als richtig an, daſs jedes Weib, das nicht spricht, dumm ist. Kein Frauenzimmer kann einen Brief ohne Postscript schreiben. Es hat sich kurz gefaſst, wenn es mit zweyen abkommt, und lakonisch, wenn nur Eins vorhanden ist. «Gut,» sagte die Frau von * *, in deren Gegenwart ich diese Anmerkung zu machen mir die Freyheit nahm; «mein nächster Brief soll Sie widerlegen.» Ich war neugierig; allein nach ihrer Namensunterschrift kam die Frage: «Ist das nicht wirklich ein Brief ohne Postscript?» und dann noch hinterher: «wer hat nun verloren, ich oder Sie?» Die Ursache dieser Gewohnheit liegt in jenem feinen Postscripte: «Verzeihen Sie, daſs ich so viel geschrieben habe; ich hatte keine Zeit übrig.» Mit der Entschuldigung: «In gröſster Eil,» pflegt man gemeiniglich einen langen Brief zu besiegeln. — —

Wenn du die Osterbeichte ablegen willst und ein poröses Gedächtniſs hast, schimpfe das Apfelweib am Rathskeller, oder, wenn du es noch näher haben willst, frage deine Schwiegermutter, ob es wahr sey, was man von ihr erzähle, daſs sie, ehe sie deinen Schwiegervater seliger geheirathet — ; und alsdann höre, und gehe mühselig und beladen, alles dieses deinem Beichtvater auf eine heilige Art ans Ohr zu geben. Die Leidenschaften, selbst die uns den Mund binden, schei.

nen die Weiber nicht stumm zu machen; ihr Schmerz wenigstens ist beredt. «Bald,» schreibt eine Frau in einer unglücklichen Ehe, «bald werde ich nicht mehr seyn. Ich vergebe es meinem Mörder; möchte es ihm doch Gott vergeben! Ich weine über ihn tausend Thränen; und so viel Ursache ich hatte, ihn zu verachten, so sehr wünschte ich doch — bedauern Sie mich — in seinem Arm zu sterben. Sie werden diesen Brief nicht lesen. Es rinnt alles in einander. Vielleicht der letzte, den ich an Sie schreibe! Wenn Sie mir antworten, so vergessen Sie ja nicht, mir zu berichten, ob ich die Spitzen für den abgemachten Preis erhalten kann. Auch, liebste Schwester, bitte ich, meinen Halsschmuck mitzuschicken; denn ich glaube, der Juwelirer wird den Stein schon eingesetzt haben. Wir haben hier auf dem Lande schlechtes Wetter; Gott sey meiner armen Seele gnädig!» So geht es auch mit ihrem Zorn. Ja, selbst bey den zärtlichsten Empfindungen der Liebe sprechen sie, wiewohl nur einsylbig. Zu seufzen schämen sie sich, und doch ist es ihre Sache; und wir schämen uns zu weinen, und seufzen lieber, obgleich nichts unanständiger ist, als wenn eine Mannsperson seufzt: die Thränen sind, wenn es schon tragisch seyn soll, männlich; Seufzer weiblich. Man wird sich über die Seufzer eines Mannes kaum des Lachens enthalten können, wenn man vernünftig ist; und keine Weiberthräne rührt: sieh aber einen Mann weinen, gleich hast du Thränen in den Augen, als ob das ganze Geschlecht mit weinen sollte. Die Thräne des Mannes ist ein Scherflein, das er dem Gefühle zum Opfer darbringt; wenn Weiber weinen, so erschöpfen sie ihren Vorrath so wenig, daſs sie sich vielmehr bey diesen reichlicheren Gaben gar nicht angreifen dürfen: und was der Verschwender gibt, hat keinen Werth, weil es ihm nichts kostet. — — Sonst pflegen die, welche langsam sprechen, ihre Gedanken scharf im Zaume zu halten, selten zu fallen und noch seltener Schaden zu nehmen. Denken, und dem Gedanken unterliegen, weil man kein Wort finden kann, ihn darzustellen, ob es gleich oft scheint, als zittre er auf der Lippe, ist die Art des Weisen; reden ohne etwas zu sagen, ist Hofmanier; sagen was man weiſs, ist die Art gutherziger Menschen und der Kinder; und mehr zu sagen, als man weiſs, kennt und versteht, ist den Thoren eigen. Der Weise sagt selten, was er gethan hat, und nie was er thun will: er ist immer ohne Vorrede; der Geck sagt, was er gethan hat, auch was er thun will; — man kann nach allem bey ihm fragen: nichts fehlt in seinem Laden; vielmehr ist alles in Quantitäten zu haben, wenn man nur so gut ist, sich über die Qualitäten wegzusetzen.

Floren, ob sie gleich in ihrem Leben eine Erz . . . war, vergötterte ihr Reichthum; und auch noch jetzt machen Floren bloſs darum bey Mannspersonen, die sich nicht schämen und grämen, Glück. Wüſste ich, guter Freund, daſs du, wenn du auch verschuldet wärst, so denken und das Geld zu der Dulcinea deines Herzens vergöttern könntest, ich hätte weiter nichts mit dir zu schaffen.

Wo die Eltern nichts als eine einzige Tochter ersiegt haben, gehe vorbey; denn sie ist gewiſs verzogen. Je mehr Kinder, je besser die Zucht.

Noch ganz geschwind merke dir, daſs du dir keine Frau unterweges heirathest. Constantin der Groſse entband den Ehebruch, wenn er mit einem Mägdlein im Gasthofe vorgefallen war, von aller Strafe. Wir sind unterwegs alle verliebt; und wenn man in gewissen Jahren ist, kann man kaum vor das Thor gehen, ohne sich zu beweiben. Es kann seyn, daſs wir es empfinden, wie wir uns alsdann dem Naturstande nähern und, wenn ich so kühn reden darf, die gesunde freye Luft der Natur einziehn; oder daſs die Munterkeit des Gemüths diesen Einfluſs auf uns hat. Die Mädchen in den Wirthshäusern kommen daher gemeiniglich ohne Priestersegen in andere Umstände, und die Weiber in Gasthöfen müssen eine groſse Tugend haben, wenn sie den Nachstellungen widerstehen wollen. Selten wird ein Reisender krank, und noch seltener stirbt man als Braut und Bräutigam: die Gemüthsbewegungen stützen auch schwache Körper; allein ist die Reise zurückgelegt und das Ehebett beschritten, so kann ich euch keine Stunde weiter retten. Auch, lieben Freunde, will ich euch rathen, daſs ihr nicht zu nahe in die Verwandtschaft heirathet. Im Naturstande kann ich diejenige heirathen, mit der ich Kinder zu zeugen im Stande bin, nur meine Mutter und Groſsmutter nicht, wobey ich nur anmerke, daſs ich die Aeltermutter u. s. w. nicht ausgeschlossen haben will; denn diesen bin ich, wie mich dünkt, zu viel Achtung schuldig, als daſs ich so genau mit ihnen bekannt werden sollte. Warum es aber in allen gesitteten Staaten ein Gräuel ist, seine allernächsten Anverwandten zu heirathen, läſst sich sehr leicht begreifen; denn wenn dieſs nicht wäre, so würde sich die Jungfer Schwester, da sie mit dem Herrn Bruder so vertraut umgeht, sehr bald in weiblichen Umständen befinden. Vielleicht sind diese Umstände, da sie wahr sind, bey uns zur andern Natur geworden; denn wir sehen selten Leute, die sehr nahe verwandt sind, als Eheleute glücklich. Niemand will zu ihrem Glück etwas beytragen, weil sie, nach der gewöhnlichen Art zu denken, sich selbst verwahrlost haben. Gemeiniglich aber geschehen solche Heirathen, weil sie wegen des zu vertrauten Umgangs, in welchem diese Personen schon gewesen, nothwendig sind; und alles, was geschehen muſs, geschieht mit Miſsvergnügen. In dem Lande, wo ich lebe, würde ich diejenigen Personen einander nicht heirathen lassen, die sich ohne Umstände küssen können; in andern Ländern müſste man vielleicht andere Anordnungen treffen. Dieses sind die Cardinalpuncte wegen der verbotenen Heirathen, die zu nahe in die Verwandtschaft einschlagen; ich kann indeſs noch eine Punctation zu einer politischen Erklärung angeben: die Familien nicht gar zu mächtig werden zu lassen; und zu einer philosophischen: um desto bessere Racen zu bewirken. Der kirchenväterliche Grund, der auch bey dieser Gelegenheit angegeben wird: damit die Liebe nicht zu stark werde und bis zum höchsten Grade der Hitze ausschlage, ist nicht tief geschöpft; denn es steht geschrieben: man wird Vater nnd Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und sie werden seyn Ein Fleisch. — Die Ehegesetze Mosis sind heut zu Tage eine Sportultabelle für die theologischen Facultäten, welche die Katholiken wegen der geistlichen Verwandtschaft mit Anhang und Zugabe versehen haben.

Du willst, Freund Jüngling, noch mehr wissen über das schöne Geschlecht. Immerhin —

es soll deinen Eheweg nicht erschweren; — ob erleichtern? das magst du selbst entscheiden. — Unsere Aufmerksamkeit ist verschieden gestimmt: wir verfallen bald auf dieses, bald auf jenes, das uns mehr oder minder interessirt, wenn wir Menschen betrachten; das schöne Geschlecht richtet sein Augenmerk fast immer nur auf den ganzen Umriſs des Menschen Will man aus der Mitte der Weiber Zeugen über diesen oder jenen Gesichtszug und andre Details? diese Kleinigkeiten haben sie übersehen. Will man den Menschen in Lebensgröſse, *ihn ganz*? da ist er. Daſs die Schönen in den Gegenstand, worüber sie ein Zeugniſs ablegen sollen, nicht verliebt seyn müssen, versteht sich von selbst. Unsere Rückerinnerungen an eine und ebendieselbe Sache, sind nach Lage der Zeit und Umstände gleichmäſsig verschieden; Weiber weichen weniger von einander ab, und eine Zeugenzusammenstellung findet weit seltner bey ihnen statt. — — Zu Hypothesen sind sie auſserordentlich geneigt; und wenn Männer über eine Erscheinung sich lieber gar nicht, als unrichtig, erklären, so *thun* sie so wenig verlegen, wie sie es *sind*: sie behalten nichts zurück, was ihnen einfällt, ohne sich zu bekümmern, ob es treffe oder nicht, — durch ihn edle Treuherzigkeit könnten sie auf manche Erklärung bringen, worauf Männer aus bloſser Furchtsamkeit nicht fallen konnten. —

Die Einschiebsel, die sie so gern machen, beleben ihre Erzählungen; wenn sie nicht wirklich anschaulicher darstellen, so zerstreuen sie doch auf eine angenehme Weise. — In vielen Stücken sind sie furchtsamer, in andern aber dreister als das männliche Geschlecht. Ihre Hauptsiege sind aus dem Kabinet, und negociirt, nicht aber in freyem Felde erfochten; — des Todes Bitterkeit vertreiben sie leichter als wir: — sie hören nicht gern Glocken; auch interessirt die andere Welt sie weniger als uns, weil wir vielleicht mehr geistiges Vergnügen kennen oder zu kennen glauben, und weil wir uns die Ehre geben, auf unsre Existenz einen gröſsern Accent zu legen. Vielleicht sterben sie getrost, wenn ihre Reize abgestorben sind? Nein, auch in der Blüthe des Lebens. Da drückt denn eine junge Wöchnerin abwechselnd ihr Kind und seinen Vater an ihre Brust; und in der Regel ist der Tod der Weiber ein Schlaf. Warum soll ich es verhehlen: sie haben weniger auf ihrem Herzen und Gewissen, und wer den Tod zuerst einen Schlaf nannte, nahm dies Bild von einem sterbenden Weibe! — — Verstellung? — Freylich sind sie in dieser freyen Kunst nicht unerfahren; gab es denn aber je so groſse Schauspielerinnen, wie Garrick, Baron und Roscius? Vom Tiberius — wohl gemerkt, vom Tiberius — heiſst es: „Die Kräfte des Körpers verlieſsen ihn, aber nicht die Verstellung." — Wir wissen mehr in eine Schrift hineinzulegen; die Weiber treffen den wahren und ächten Sinn: sie kommen nicht leicht auf eine allegorische Deutung, da wir hingegen zu kabbalistischen Absprüngen nicht ungeneigt sind. Wir bedürfen mehr Unterricht, als das andere Geschlecht, das geschickter ist als wir, sich selbst zu erziehen: wenn wir fast überall eine Art von Offenbarung brauchen, so hält jenes Geschlecht sich weit lieber am Licht der Natur. Gewiſs wird es uns zu seiner Zeit einholen; allein nie werden wir es alsdann zu erreichen im Stande seyn. — Selten thut ein Weib, als wüſste es mehr, als es gesagt hat: es mag keine Gemeinsprüche aus allerley Zungen und Sprachen, keine eleganten Phrases und Floskeln, alles, was es weiſs, hat es auf der Zunge. — Was Plagium ist, weiſs es gar nicht. — Weiber stehlen Herzen, und nichts mehr (von anständigen Entwendungen ist die Rede). — Sie fangen, was sie lernen, von vorn an; wir machen es wie einige Gelehrte, die alles durchblättern, durchlaufen, durchspringen: vielleicht sind wir eben darum leichter auf andere Gedanken gebracht, als die Weiber, bey denen das eisern ist, was sie inne haben. Wir arbeiten mehr, allein wir thun weniger als sie; und wenn wir es mit ihnen dereinst auf Olympische Laufbahnen aussetzen — ich wette, sie

Dreyhundert Gulden in 'nem Sack,
Die schüttet' er aus auf den Tisch,
Er war gar freudenreich und frisch.
Die Müllerin der Herrgott anredt':
Ob sie nicht auch ein Schätzlein hätt'?
Daſs sie dasselb' auch brächt' herein,
Er wollt' ihr auch das segnen fein,
Daſs sein auch würd' noch dreymal mehr.
Die Müllerin mit Freuden sehr
Sprach: „Wart mein Herr;" und trollt' hinaus
Hinter die Mühl', und grub da aus
Einen Topf voll guter Blappart, *)
Die sie erkratzet und erspart
Hinter dem alten Müller hatt',
Den sie auch hinein tragen that,
Und auf den Tisch ihn schütten war,
Bey achtzig Gülden also baar.
Nach dem da stand der Herrgott auf
Vom Tisch, und auf der Jünger Hauf',
Und rüst'ten sich auf die Hinfahrt.
Und der Herrgott sich stellen ward
Zum Tisch, als wollt' er sprech'n den Seg'n
Ueber das Geld, doch gar verweg'n
Sankt Peter hielt auf den Mantel sein.
Der Herrgott streift' ihm's Geld darein
Und lief mit zu der Mühl' hinaus;

---

*) Alte Groschen.

würden überall Vorsprünge behaupten. Wir sind, wie weiland die Pharisäer, geneigt, Mücken zu seigen und Kameele zu verschlucken. — Das andere Geschlecht wird seltner die Mittelstraſse verfehlen: unsre Regeln hinken wie ein Gleichniſs; seine sind gegründeter und fester: wir zünden oft das Licht an beyden Enden an; sie bleiben lieber im Finstern, als daſs sie so unökonomisch verfahren sollten. Wir sind dem Machiavell ähnlich, den selbst Friedrich II., der Seher, in Ernst widerlegte; dem Machiavell, von dem man lange nicht wuſste, ob es sein Ernst oder sein höflicher Scherz sey. — Den Weibern ist das Lachen ein untrüglicher Probierstein der Wahrheit; wir suchen noch diesen Stein der Weisen. — Man sagt, sie wären zu abgezognen Gedanken ungeschickter; ich zweifle: wie manchen Goliath von System trafen sie mit einem Schneeball; und er fiel todt zur Erde! Ihre Bemühungen sind inconcentrirter, ihr Gesicht hält weniger zusammen? Mag wegen ihrer Lage seyn; und unser Geschlecht? — welch eine Verbindung war fest? welch ein Schwur unauflöslich? Judas verrieth und verkaufte seinen Herrn und Meister für dreiſsig Silberlinge, Rousseau den Apoll eines academischen Preises halber. Was hindert mich, noch mehr Beweise zu führen, daſs unser Geschlecht wegen Treu und Glauben sich nicht berühmt gemacht hat. Nie wird ein festes Band zu Stande kommen, wenn nicht Männer und Weiber im Bunde sind; man nehme zum handgreiflichen Beweise die Maurerey und die Brüdergemeinde. —

Jüngling, fürchte nicht den Hang der Mädchen zur Mode! Sollten sie denn etwa hierbey den durch Despotie entnervten Türken gleich seyn? Nur von deiner Weisheit wird es abhangen, daſs sich weder Herz noch Verstand deines Weibes verlaufe; und die Phantasie des Mädchens legt sich, sobald es Gattin ist: so nimmt das Gemisch, vermöge der anziehenden Kraft der Körper gegen einander, oft einen geringern Raum ein, als die zusammengesetzten Körper vorher einzeln einnahmen. Was alle theatralische Dichter an der Liebe geschnitzelt und so viele Romanenschriftsteller an ihr gemeistert haben, ist bey weitem so wichtig nicht, wie die Erfahrungen, die oft in einem einzigen Fall im wirklichen Fache der Liebe, wenn sie auf Ehe geht, gemacht werden. — Stutzer, diese flüssigen Körper, deren Theile mit der allergeringsten Kraft untereinander zusammenhangen, werden fest, wenn man ihre Theile in eine nähere Berührung unter einander selbst, und ein edles gutes Mädchen macht hier Verwandlungen, die schöpferisch, oder besser, die natürlich sind. — Das, was man in der Naturlehre spröde nennt, findet bey der Sprödigkeit des andern Geschlechts eine nicht unrichtige Anwendung. Ist ein Körper spröde, wenn sich, indem man an ihm einige Theile von einander trennt, noch andre Theile zugleich mit trennen, auf die man nicht unmittelbar wirkte; so ist es auch ein Mädchen, das bey dem unschuldigsten Scherz ihre Geberden verstellt, das den wackern edlen Jüngling, der es oft bloſs auf ihre Seele anlegt, so ehrenrührig behandelt, als wenn er ein Vogelsteller ihrer körperlichen Reize wäre. Ueberzeugt, daſs die Sprache entweder ein Ungezogenes oder wohl gar eine Heucheley ist, die, bey einem frischen Kranz, Handel mit saurem Weine treibt, rath' ich dir, guter Jüngling, einer solchen Spröden nicht weiter zu nahe zu kommen; und du magst sie gewinnen oder verlieren, es ist nicht viel daran gelegen. —

Endlich — ich sage nicht endlich, weil ich alles gesagt habe, sondern weil ich nichts mehr sagen will — endlich suche dir eine reine Jungfer. Die Jungferschaft ist der Mai im Jahr, die Blüthe am Baume, der Morgen am Tage; doch alles was schön und frisch ist, vermag noch lange nichts dagegen: die Jungferschaft ist eine so feine Sache, daſs man kaum davon sprechen kann; ein Mädchen ist in Gefahr, in dem Augenblick, da es das Wort nur ausspricht, ihr zu nahe zu treten, und uns kann kein Wort so sehr in Feuer setzen, wie dieses.

Der Hohepriester muſste durchaus eine Jungfer heirathen, und die Popen haben noch dieses hohepriesterliche Privilegium, ich weiſs nicht, ob, bey diesen verderbten Zeiten, Wohl- oder Weheprivilegium, *odiosum* oder *favorabile*. Es gibt zwar Gesetze, die eine H... zu heirathen, für einen Schlüssel zum Himmelreich erklären; allein die Natur ist wider diese Verordnung, und ich weiſs nicht zu begreifen, wie man es billig finden kann, etwas für neu zu bezahlen, daſ doch wirklich schon getragen. Man sagt: Früchte, welche die Vögel gekostet haben, schmecken am süſsesten; allein das gilt nicht von Mädchen. Es ist ohnedieſs jede feine Lust etwas bitter; die subtilste Süſsigkeit hat einen Schmerz bey sich, und ein alter Wein etwas Herbes. „Wer wissentlich eine H... heirathet, ist entweder ein Schelm, oder will es werden," heiſst es in einem viel natürlichern und vernünftigern Sprichworte; und nichts bleibt gewisser, als daſs ein Mann, der sich über diesen Punct wegsetzt, zu allen nur möglichen Niederträchtigkeiten fähig ist. Nichts ist billiger, als daſs die Rechte den Genothzüchtigten keinen Brautkranz verstatten. Auch eine Person heirathen, welche in allgemeinem Verdachte steht, ist schon der gerade Weg ein Schelm zu werden: es kommt überhaupt bey dieser Sache beynahe mehr auf das an, was sie scheint, als was sie ist. Die Subtilitäten bey den Juden in Absicht dieses Umstandes muſsten das Vergnügen sehr einschränken, welches so wenig eine Furcht verträgt, daſs es vielmehr eine zügellose Dreistigkeit zu erfordern scheint. Es ist wahr, daſs nichts so sehr die Keuschheit zu behüten im Stande seyn konnte; allein was hilft Keuschheit, wenn man allererst einen Apfel abzuschälen gezwungen ist, den man anzubeissen Lust hat? Das bekannte Gesetz des Lykurgus, daſs die Eheleute zu Lacedämon nur verstoklen zusammen kommen sollten, erhielt nicht bloſs die Weiber ihren Männern neu, sondern hinderte auch jene Vorbereitungen, die bey dieser Gelegenheit der Wollust den Weg vertreten. — Bey einer Uebersetzung verdampft immer viel vom Urgeiste; und darf ich mir die Erlaubniſs nehmen, den Unterschied von Original und Uebersetzung hier in Anwendung zu bringen? Da ein dergleichen Gesetz, wie dies von Lykurgus, nicht weiter auf unsre Zeiten paſst, so rufe dir vermittelst der Einbildungskraft Dinge zurück, lieber Ehemann! und du wirst dir ein weit innigeres Vergnügen verschaffen, als zuvor. — Jede Beschreibung wirkt angenehmer, als der Zustand selbst; das Unangenehme, das Körperliche, das Schwere fällt weg, und wir stellen es uns mit gesammelter Seele bloſs geistig vor. Das Rührende selbst muſs aus voller Seele kommen, und nicht in überdachten

Gesinnungen bestehen. — Siehe da! erlaubte Mittel, dem Vergnügen neue Reize zu geben, bey denen du, die Sache ganau erwogen, von mehr als Einer Seite gewinnst. Den Cynikern, welche die öffentliche Straſse zur Brautkammer machten, werden es Tausend und abermal Tausend nicht nachthun; ein öffentliches Examen ist bey dieser Gelegenheit eine öffentliche Beschämung: der Geschickteste geräth in Verwirrung und in ein panisches Schrecken. Die Römischen Rechte — so gewiſs es auch ist, daſs sie dem natürlichen Rechte den Dienst gethan haben, den die christliche Religion der Weltweisheit erwiesen — enthalten nichts von den Kennzeichen der Jungferschaft; und wenn man behaupten will, daſs die Morgengabe bey den Deutschen ein Fundgeld, ein Geschenck für die Jungferschaft gewesen sey, so ist dieser Satz allem nur möglichen Zweifel unterworfen, indem man dieselbe auch den Wittwen zuwandte. Unsere Vorfahren hatten nicht nöthig, sich über eine Sache zu ängstigen, die ihnen von selbst kam; und ich sehe nicht ab, warum sie dieselbe hätten bezahlen sollen. Den Ehemännern verstatten die Gesetze keine Morgengabe, und ich setze Hundert gegen Eins, kein angehender Ehemann fragt mich: „warum?“ Es wäre sündlich, nicht einmal, wie Montague, drey zählen zu können, oder zu behaupten, daſs Adam, so wie er für Alle gesündigt, auch für Alle geheirathet habe. Sicher gibt es noch ehrliche Weiber, die mehr gelten, als klingen — die nicht nur den Glanz, sondern auch den Schein meiden, und die, wenn ja noch Schein bey ihnen statt finden kann, weniger scheinen, als sie wirklich sind. — Warum aber Schein? — Und nun, lieber Jüngling, gehabe Dich wohl! Eine groſse Freude ist oft der Vorbote einer Hiobspost, eine gewisse Bangigkeit ein Zeichen einer frohen Begebenheit, wiewohl Furchtsamkeit eigentlich keinem männlichen Herzen geziemt: was nicht mit Muth, Lust und Liebe angefangen wird, geht den Krebsgang; und wenn auch zuweilen zu groſser Muth in der Lehre bleibt, — wagen gewinnt, wagen verliert, und frisch gewagt ist halb gewonnen. — Du bist nicht der erste, der den Eheweg einschlägt, und wirst nicht der letzte seyn: — was hält dich auf? Schlechtdenkende Menschen haben zwey groſse Feinde: Gewissen und eigne Ueberzeugung; gute Menschen genieſsen auch in kritischen Augenblicken die Seligkeit des Bewuſstseyns, den rechten Weg zu wandeln: und siehe da! dein Weg ist von der Natur geheiligt. Aus leicht zu überwindender Unwissenheit fehlen, bey kleinen Schwierigkeiten die Sache aufgeben, ist nicht viel besser, als vorsätzlich Böses thun; und wer nicht ist, was er seyn kann, hat sich selbst zum Besten. Wir wollen uns wie Menschen freuen, und müssen auch als Menschen leiden; Schatten ist zum Gemälde so nöthig wie Licht: denn, welcher nicht gebraucht, was er besitzt, wird es über kurz oder lang an dem fühlen, was er braucht. Ein geliehenes Buch liest man freylich geschwinder; allein eine selbsteigne Bibliothek, die man zu aller Zeit bey der Hand hat, bringt wahren und bleibenden Gewinn; und Morgenstunde hat Gold im Munde. Durch das Heirathen setzt man sich mit der Welt aus der Gemeinschaft, und es heiſst mit Recht: habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. — Ein leidiger Trost, daſs ein guter Schachspieler das Spiel auch dann noch gewinnen könne, wenn schon die Königin gefangen ist, und daſs es schwer sey, den Tulpen anzusehen, ob sie eben diesen Morgen zum erstenmale aufgeblüht, oder ob sie schon aufgeblüht gewesen sind; dagegen leisten aber guter Ruf, vernünftige Erziehung und tugendhafte Mütter mit Begebung der Rechtswohlthaten gültige Bürgschaft für eine glückliche Wahl.

Ueber die Treue in der Ehe.

1) Der Männer.

Du, der du als Richter nicht Geschenke nimmst, weil es wider deinen Amtseid ist, weiſst du, daſs du ein Meineidiger bist, indem du deiner Frau untreu wirst? Wer zwapg dich, ins Ehekloster zu gehen? Warst du nicht lange genug im Noviciat? Da du aber einmal die *Vota* abgelegt hast, warum wirst du niederträchtig? Wenn es keine Sünde wäre, neben dem Ehebette noch eine Ruhebank zu haben, so würde es schon darum unverantwortlich seyn, weil es wider dein einmal gegebenes Wort läuft. Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann! Jeder Vertrag muſs heilig seyn, so wie der freyeste Mann der Ehre der Freyheit sich unwürdig macht, wenn er nicht ein Sclav seines gegebnen Wortes ist. Der Mascopiecontract zieht die Gesellschaftsklage nach sich, und ein Mascopist kann von dem andern dasjenige fordern, was ihm wegen der Gesellschaft gebührt. Du gebührest ganz deiner Frau; und wenn es dir schwer wird, Blumen zu sehen, ohne sie zu brechen, schöne Kinder liebenswürdig zu finden, ohne sie zu lieben: so ziehe in ein Haus ohne Garten, und bemühe dich, zwischen deinem Herzen und deinem Verstande ein so gutes Vernehmen zu knüpfen, daſs dieses Band weder gelöset, noch zerschnitten werde. Ein Frauenzimmer gibt, wenn sie heirathet, ihre Schönheit auf Leibrenten aus; und wie unverantwortlich würde es seyn, einen Contract dieser Art (*contractum vitalitium*) zu schlieſsen, und das arme Kind hernach hungern zu lassen! wie hart, einer Frau die Ehre ihrer Reize, und Alles, worauf sie stolz war und stolz seyn konnte, in falschem Spiel abzugewinnen! Es wäre viel zu deiner Entschuldigung, wenn dich deine Ehefrau mit einem Paſs zu Nebenwegen versehen, oder wohl gar eine Mäklerin in Absicht deiner Ausschweifungen seyn sollte; allein glaubst du dich dadurch rechtfertigen zu können? Der Staat ist hier intervenient; denn die Ehe ist von Staatswegen, oder um des Staats willen. Wer sich abgehägt hat, gibt deutlich zu erkennen, daſs er über sein Gehäge hinaus weiter keinen Anspruch habe; und sobald es ausgemacht ist, daſs nur eben so viele Weiber als Männer geboren werden, so ist es Mord und Raub, sich nicht mit Einer Frau

Nachdem liefen auch alle aus,
Die Jünger sammt ihrem Herrgott.
Der Müller befand sich halb todt,
Stund als ein Pfeifer an der Statt,
Der einen Tanz verderbet hat,
Schrie nach und auch die Müllerin:
»Wo wollt ihr mit unserm Geld hin?»
Der Herrgott schrie zu ihn'n: »Ihr Frommen,
Harrt unser, bis wir wiederkommen;
Dann wird des Geld's dreymal so viel.»
Also stunden sie beyde still,
Wuſsten nicht, was sie sollten thun;
Die Schälk' liefen mit dem Geld fort nun.
Der Müller und die Müllerin
Waren schier beraubt ihrer Sinn',
Hatten zu dem Schaden den Spott.
Meynten, sie hätt' berathen Gott,
Der Teufel hatt' sie überlist't.

* * *

Bey der Geschicht' nunmehr ihr wiſst,
Daſs niemand zu bald solle gläuben,
Mit Fabelwerk sich laſs' betäuben,
Von fremden Leuten unerkannt;
Denn so weit greifen mag sein' Hand,
Und so weit sein' Aug sehen thu.
Sonst schleuſs nur Haus und Beutel zu.

behelfen zu wollen. Ist es aber sogar wahr, daſs mehr Knäbchen als Mädchen zur Welt kommen, so hast du Ursache, dem Himmel zu danken, daſs du eine Frau hast, und die Europäischen Staaten haben Ursache, die Eherechte auf alle nur mögliche Weise in Schutz zu nehmen und Ausschweifungen in diesem Falle, wie auswärtige Lotterien, zu verbieten. Menschen sind das beste Product, das ein Land bringen kann, und die Bevölkerung ist die groſse Achse im Staat, um die sich Alles dreht; denn die Bevölkerung dient zur Festung wider den Nachbar, und zum Magazin für den Bürger, und kein Boden ist so schlecht, daſs er nicht Menschen nähren sollte. Ich sage Menschen; denn wenn ihre Hände nichts ausrichten können, so haben sie noch etwas, welches auch auf felsigem Acker Frucht trägt: Verstand. Der Ehepatron der protestantischen Kirche, das auserwählte Rüstzeug, erlaubte dem Landgrafen Philipp, noch eine Frau zu nehmen; und Einige, die den Melanchthon wider meine Meinung für ein weniger auserwähltes Rüstzeug halten, schreiben es auf die Rechnung dieses frommen Israeliten, in welchem kein Falsch war. Die Sache an sich ist eben so unerhört nicht, wenn ich nur wüſste, wie diese geistlichen Männer zu der Vollmacht gekommen sind, in diesem Falle zu entscheiden, wovon im Amte der Schlüssel auch ein Paar der gesundesten Augen kaum etwas entdecken wird, obgleich auch blöde Augen vermittelst des Vergröſserungsglases der Hermeneutik alles zu finden pflegen, was gefunden werden soll. — —

Wenn ein Landesherr eine unfruchtbare Gemahlin hätte, und das Land deſshalb verlegen wäre, so würde sich alles von selbst ergeben: Der, welcher die Gewalt hat, kann in diesem Falle privilegiren; allein es müſste dabey nicht auf seinen Appetit, sondern auf den Vortheil des Staates gesehen werden. Man reitzt den Appetit durch verschiedene Speisen und durch Solöcismen schwelgerischer Vergnügungen, wie Lucian übertriebne Leckerbissen in Speise und Trank nennt, indem man sie nicht nach dem Wohlgeschmack, sondern nach den Schwierigkeiten, sie zu erjagen schätzt, und vom Carpathischen Gebirge bis an die Gestade des Oceans aufſucht. Es gibt unter den Indiern Classen (Banianen), die nur einerley Speise genieſsen, und von denen die Englischen Matrosen, wenn sie auf Gemüse und Pflanzenspeisen gesetzt werden, dieses Fasten ein Banianenleben, und eine dergleichen Mahlzeit eine Banianenmahlzeit nennen; und diese Menschen sind bey weitem so lüstern und gefräſsig nicht, wie solche, die kein Gastmahl ohne fünf Acte halten, und Zungen, Hirn, Milch, Leber und andre vorzüglich geschätzte Theile von den unzähligen Thieren in ein Ragout zusammenschmelzen, und diese Epigramme noch durch reizende Brühen und Gewürze erhöhen. Wenn Noah, der zum Glück noch nicht so weit in seiner Zungenkenntniſs gediehen war, daſs er sich auf den Wein und seine Kräfte verstanden, einen solchen Gaumenkitzel gekannt hätte; er würde in sechs Mahlzeiten die ganze Thierwelt aufgegessen haben, und wir wären darum gekommen, wir wüſsten nicht wie. Aber nicht allein der Staat, sondern auch das eigne Hauswesen sollte dich zur Treue in der Ehe aufmuntern. Du entziehest deinen Kindern das, was die Gesetze ihnen zuerkannt haben, und schändest dich selbst, da du, anstatt Söhne und Töchter zu Zeugen, Bastarte zur Welt bringen läſst, die du vor aller Welt verbergen muſst, die dein Weib verabscheut, und denen du in jedem deiner rechten Kinder einen Todfeind erziehst. Ein Mann, der seine Frau verachtet, verachtet auch seine Kinder; denn er verwünscht die Gelegenheit, die ihn zum Vater gemacht hat, und gewöhnt sich zu einer Unnatürlichkeit, welches die übelste Gewohnheit in der Welt ist. Die Liebe hat bloſs das Vergnügen zum Endzweck, und ist ein vorbeygehendes Bedürfniſs, ein Spaziergang zur Bewegung; bey der Ehe ist dieses gegen andere wichtigere Obliegenheiten eine Kleinigkeit, und man will, wenn man geht, an Ort und Stelle.

Willst du deine angetraute Frau bloſs als einen Gegenstand der Freundschaft ansehen, so hättest du dazu kein Frauenzimmer nöthig; oder hättest du ein Frauenzimmer zu gewissen Dienstbezeigungen, die besonders auf die Reinlichkeit der Zimmer und deiner Wäsche hinauslaufen, für nothwendig — warum nahmst du nicht deines Vaters alte Schwester ins Haus? Ein groſser Geist muſs sich nur in gewöhnlichen Handlungen zeigen; ungewöhnliche bringen auch den mittelmäſsigen zu einem ungewöhnlichen Schwunge. Treue gegen die Frau und Enthaltsamkeit sind sehr geringe Tugenden; allein groſsen Steinen geht Jedermann aus dem Wege, kleinere dagegen bringen uns gemeiniglich zum Fall: und wenn du eine leichte Tvgend nicht erreichen kannst — was will bey einer schwereren werden! Es beweiset vielen Scharfſinn, wenn man an seiner Frau beständig etwas Neues zu finden versteht. Oft wechselst du, wie Glaukus und Diomedes, Gold gegen Bley, und bekommst Körper, da du auch den Willen zu bekommen dir einbildest. Wer fasten soll, verdient indeſs mehr Entschuldigung, wenn er durch Vogelnester, Rebhühner und Ananas, als durch Pöckelfleisch verleitet wird, sein Gelübde zu brechen; und die Weiber selbst verzeihen es in diesem Falle leichter, als wenn sie mit anbrüchigen Personen gewogen werden. Wie selten aber ist die Verführerin eine Lais, die zu ihrer Zeit den Verstand aller Philosophen und das Herz aller Helden überwand! Und wäre sie es — wie kommst du zu so viel Kenntniſs von ihren vorzüglichen Eigenschaften, da du sie nicht ansehen sollst, um ihrer zu begehren? „Mir verbieten zu lieben," sagst du mit dem Ritter Hudibras, „heiſst, meinem Puls verbieten zu schlagen, und meinem Barte zu wachsen." Allein, hast du denn nicht schon einen Gegenstand, den du lieben kannst? und würde, neben ihm noch eine Geliebte haben, nicht heiſsen, deiner Vernunft verbieten, zu überlegen? Die Liebe ist der Hauptschlüssel, der Alles beym Menschen aufschlieſst. Siehe! diesen Hauptschlüssel besitzest du in deiner Frau, und es ist und bleibt eine weise, göttliche Einrichtung, daſs Mann und Weib sich auf Zeitlebens verbinden, wenn gleich ein Theil, so wie bey jeder Einrichtung, hierbey leiden sollte. — So sind in der besten Welt Hospitäler kein Stein des Anstoſses, und ein Hochgericht kein *argumentum ad hominem.* Freylich, wenn ein Durchlauchtiger Jüngling, der an lauter seltne Kost gewöhnt ist, dessen Gaumen durch Gewürze gekitzelt, dessen Ohr durch Italienische Triller gereizt, und dessen Leib durch köstliche Leinwand und Purpur bedeckt wird, jetzt *ad sacra* geht oder zur heiligen Ehe schreitet — so glaubt er, nicht so fest gebunden zu seyn, wie es die strenge Regel will. Doch ist es nicht von Anbeginn so gewesen; und bist du auf Beyspiele oder auf Gesetze, auf Ausnahmen oder auf Regeln gewiesen? Verliert der Busen nach Jahr und Tag, wie ein Wechsel, seine Kraft; ist Mancherley und Manches so lieblich nicht anzusehen, und so weich und fleischig nicht anzufühlen: immerhin! was soll denn auch Spielwerk bey einem so heiligen, so ehrwürdigen Geschäfte, das es auf nichts Geringeres anlegt, als Menschen zu schaffen und Gott nachzuahmen! Die Römer erlaubten es sich, die Menschen ganz förmlich und gesetzlich in Personen und Sachen einzutheilen; allein kein Mensch ist eine Sache, und es ist sogar unrecht, daſs unser oft sehr gerechter Redegebrauch den Artikel das bey Weib in Anwendung bringt. Die Frau, die Männin. Weib! der herrlichste Ausdruck, dem das Ehrenwort Gemahlin nicht gewachsen ist! Weib sollte *generis foeminini* seyn. Sind Weiber nicht Bein von unserm Bein, Fleisch von unserm Fleisch, und — was mehr als Alles ist — Geist von unserm Geist? Sie können so wenig über ihre Person oder Persönlichkeit nach Gutbefinden schalten und walten, daſs ein dergleichen Contract *ipso jure* null und nichtig ist. Dienste, in so weit sie die Persönlichkeit nicht angreifen, kann der Mensch verschenken, verkaufen, vermiethen; nur sein

Ich nicht; und nicht das kleinste Stücklein Finger oder ein minderes, noch unrichtiger scheinendes Stück von seinem Körper! Es gehört nicht ihm, sondern dem ganzen Geschlechte! Wir sind Eins; wir sind Gottes! — Nie ist der Mensch Mittel, allemal ist er Zweck; nie Instrument, sondern der Spielmann; nie kann er genossen werden, sondern er ist Genieſser! In der Ehe verbinden sich zwey Personen, einander gegenseitig zu genieſsen: das Weib will eine Sache für den Mann seyn, und auch der Ehemann macht sich dagegen in bester Form Rechtens verbindlich, sich dahin zu geben. Da Beyde sich zu Instrumenten herabsetzen, auf denen wechselsweise gespielt wird, so geht Null mit Null auf; und dieser einzige Menschengenuſscontract ist erlaubt, nöthig, göttlichweise. Wie aber, wenn dieser Contract nur auf Jahre wäre? Der Mann verliert durch das Ehegeschäft keine Rippe; er bleibt, wenn er mäſsig ist, oft bis ins hohe Alter Mann im Eheverstande; der Frau Gemahlin hingegen wird bey der ersten besten Gelegenheit so übel mitgespielt, daſs, besonders wenn sie eine Blondine ist, ihre Stäte kaum mehr gefunden wird. — Recht, lieber Ehemann! aber gehe ins Ehechor der Herrenhuter, und du wirst finden, daſs die eheliche Liebe kein wildes Feuer, sondern ein sanftes Flämmchen ist. Hast du keine Kinder, so hast du ein Weib, das sich lange in ihrer Originalität erhält; hast du Kinder, so besitzest du vermittelst derselben dein Weib in der ersten Jugend: du hast die Erinnerung ihrer ersten vollen Blüthe; und hat ein gesunder Apfelbaum mit hängenden Früchten nicht seine Schönheit? muſs er denn immerwährend in der Blüthe stehen, um reizend zu seyn? Hat der Ehestand nicht auch seine Frühlings- und Herbstblumen, wenn es auch nicht Lilien und Rosen sind? Warst du es nicht, der die Rosen und Lilien auf der Wange deines Weibes knickte und brach? und findet nicht bey ihr eine ganz besondere Anwendung dessen statt, was geschrieben steht: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen?“ Gäbe es einen Weibermarkt, oder einen Weibertausch, was würde aus beyden Menschenarten und dem ganzen Geschlechte werden? Das *Votum castitatis* der katholischen Geistlichkeit, wogegen ich doch so herzlich bin, könnte mich übervortheilen, wenn es bloſs aus frömmelnder Einfalt dem Menschengenuſs auszuweichen beabsichtigte. Schon das Fleisch von Thieren zu essen, die eine Menschenähnlichkeit haben, oder von Thieren, mit denen wir umgehen, z. B. von Hunden, scheint barbarisch; und Menschenfleisch zu essen — welch ein Gräuel! Wer kann sich entbrechen, die zu bewundern, welche sich des Fleisches völlig enthalten! und wer ist dem Gerede unhold, daſs unsre Erzväter vor der betrübten Sündfluth, als dem zweyten Sündenfalle, kein Fleisch gegessen haben! Da wir indeſs in- und auswendig überzeugt sind, daſs Niemand, der frisch, munter und gesund ist, das *Votum castitatis* in jenem strickten Sinne zu erreichen vermögend sey, so kommt uns alle affectirte Uebermenschlichkeit wie eine Titularheiligkeit vor. Du aber, lieber Ehemann, kannst ohne viele Umstände das menschenmögliche Gelübde der Enthaltsamkeit in Erfüllung bringen, indem du Eines Weibes Mann bist. Von den Katharern in der Schweiz, einer Sekte, die auf Enthaltsamkeit drang, meldet Elbert in einer seiner Sermonen, daſs sich zwey Männer und zwey Frauenspersonen in Ein Bette zusammen gelegt hätten, damit eines von des andern Keuschheit ein (immer sehr kritisch bleibendes) Zeugniſs ablegen könnte; und hat es nicht groſse Helden in dieser Selbstüberwindung gegeben? Die Minnesänger brachten zu ihrer Zeit eine Nacht in dem Bette ihrer Geliebten zu, nicht um der Minne zu pflegen, sondern um sie zu besingen. Dergleichen zu hoch gespannte Selbstverleugnungen können dich, guter Ehemann, wenigstens auf eine gute Art überführen, wie weit es Menschen zu bringen im Stande sind. Und der erste Mensch? hatte er nicht nur Eine Frau? und sollte sein Beyspiel für seine Nachwelt nicht um so mehr die Kraft des Gesetzes behaupten, da die Natur hierdurch ihren Willen deutlich und zu einer Zeit anzeigte, wo Noth am Menschen war? Liegt nicht in einer jeden feinen Seele, in jedem Sonntagsmenschen, ein Bild von Vollkommenheit, in welchem die Gefährtin seines Lebens getroffen ist, oder seyn sollte? Richtest du deine Begehrungskräfte auf dieses Bild, und hast du nur einen Funken jener schöpferischen Kraft einer glücklichen Phantasie, so bedarfst du nichts mehr, und findest hier, wie in der Ananas, eine jede Frucht, die du dir einbildest. — Montagne sagt: „*C'est une religieuse liaison et dévote; le plaisir qu'on en tire, ce doit être un plaisir rétenu, sérieux et messé, à quelque sévérité ce doit être une volonté aucunement prudente et conscientieuse.*" Kaiser Aelius Verus entschuldigte seine Nebenlieben gegen seine Gemahlin sogar mit seiner Gewissenhaftigkeit, weil die Ehe ein Stand der Ehre, und nicht der Wollust und Ausschweifung sey: eine Entschuldigung, die für eine Schooſssünde einen christlichen Namen erfunden hat; eine Eulenspiegelrechtfertigung, die jenen Grundsätzen sehr ähnlich ist: ich hüte mich vor starkem Getränke und groſsen Gesellschaften; darum trink' ich kein Wasser und gehe in keine Kirche. — Wer kann es läugnen, daſs Weiber sehr oft von ihren Männern selbst zur Untreue

Das alt' Sprichwort sagt wohl den Sinn:
Der Trau' wohl reit't das Roſs dahin.
Auch ist das Sprichwort unerlogen:
Wer nicht traut, der wird nicht betrogen.
Daſs ihm nicht Spott zum Schaden wachs',
Schau um und auf; das räth Hans Sachs.

und zu Ausschweiſungen verleitet werden, wenn diese sich gegen sie in Reden und Handlungen Ueppigkeiten erlauben und ihnen wie Buhlerinnen begegnen? Es kommt in der That nur auſ Vernunſt an, die zwar das Vergnügen des Menschen einschränkt, allein nie verderbt; denn ein weiser Genuſs dieses Erdenlebens ist der wahre Stein der Weisen, den man nirgends anders, als in der Ehe ſindet. Kuren pflegen unangenehm zu seyn; allein du kannst diesen Härten in Absicht des Leibes, so wie der Seele, ausweichen, wenn du mäſsig bist — und wenn du Alles an Speise und Trank vermeidest, was Hunger und Durst erregen kann. Augustus bemühte sich gleich bey dem Antritte seiner Regierung, die ausschweiſenden Römer, durch Androhung harter Straſen und durch Zusicherung nicht unwichtiger Vortheile, zu bessern Bürgern zu machen, indem er sie zu bessern und glücklichern Hausvätern erheben wollte. Indeſs muſste er bey dieser edlen Absicht, Menschen von Irrthum und Thorheit zurückzubringen, ſast dreyſsig Jahre an seinen Ehegesetzen arbeiten, und mildern und verstärken, ehe er nur einigermaſsen zum Ziele kommen konnte. Fasten und leiblich sich bereiten, mag auch hier eine ganz ſeine äuſsere Zucht seyn, obwohl Kasteyungen, wie man versichert, den alten Adam eher erregen, als ihn dämpſen und unterdrücken sollen; dieſs Mittel gehört indeſs zu den künstlichen und heroischen, die nicht bey allen Naturen Dienste thun. Mäſsigkeit hilft ohne alle Prahlerey, und kann wie das tägliche Brod gebraucht werden: sie ist bey weitem probater und dem Menschen angemessener, als alle jene Uebertreibungen, bey denen man vor dem Laster flieht, ohne ihm die Pfeile zu brechen und es durch Muth zu überwältigen. Auch könnten Fleiſs und Geschäfte das Werk der Bekehrung des Menschen heiſsen; und man kann mit Wahrheit behaupten, daſs ein der Enthaltsamkeit und Mäſsigung Beflissener, besonders wenn er Glauben an sich und Zutrauen zu seinen Bestrebungen hat, mit weniger Mühe, als man glauben sollte, sich und die Welt überwinden wird. Eins von diesen Hausmitteln, oder alle zusammen, werden dich sicherlich nicht zu Schanden werden lassen, lieber Ehemann! Willst du aber durch die Erfahrung Andrer — denn unsre eignen sind zwar untrügliche, allein harte Lehrerinnen — weise werden; so nimm dir Zeit, die Kränkungen zu berechnen, denen sich ein Ehemann durch seinen Lustwandel aussetzt. Die Eifersucht muſs unter vielen sich gleichen Weibern, noch mehr aber unter Saren und Hagaren, Brand stiften, Zank und Streit und Mord und Todtschlag anlegen. Werden die Töchter des Landes die Bewahrung der Jungfräulichkeit wohl der Mühe werth-halten, wenn sie den Preis derselben oft so unwürdig zu theilen genöthigt sind? und was ist von der Bevölkerung bey Weibermonopolen und einem so menschenfeindlichen Vorkaufsrechte zu erwarten? Bloſs Vornehme und Reiche werden zu einem Harem gelangen; und wenn sie gleich bey zu vielem Wollen wenig oder nichts zu vollbringen im Stande seyn werden, so wird doch bey einer so auſserordentlichen Preiserhöhung der Weiberwaare bey weitem den Meisten der Weibermarkt verschlossen seyn, und ihnen nichts weiter als grausame Klöster und deren unnatürliche Sünden übrig bleiben. Auch wird jene Stärke an Leib und Seele, die unser Geschlecht zu Männern macht, den Kürzeren ziehen, wenn eine solche Unmäſsigkeit den Geist schwächt, der alsdann nothgedrungen auch den Körper aufgeben muſs, da er ihn nicht halten kann, wenn er auch wollte. Darf ich mehr als die Türken nennen, um dem Fasse den Boden auszustoſsen? Nehmt jedes Volk, wo die Polygamie im Schwange ist — verdient es den Namen Volk? oder ist es nicht vielmehr ein Menschenchaos, aus dem um so weniger etwas werden kann, da die Leute am Ruder der Gesetze schwerlich Herz haben werden, ihren wollüstigen Uebermuth zu überwinden und ein Gesetz abzuändern, dem sie selbst

Thor und Thür geöffnet haben? — Siehe da, ungetreuer Ehemann, dein Weib seuſzt, und deine Tochter lacht über dich. Du buhlst mit Doris, wenn aber Damon mit deiner Tochter es eben so machen sollte! — Du thust etwas, wovon du wünschen muſst, daſs es nirgends, am wenigsten in deiner Familie, geschehen möge. Wo der Hausvater ausschweift, will ich keine Cousine und Niece heirathen; denn er pflegt sich den Anatocismus zu Schulden kommen zu lassen, und von Zinsen Zinsen zu nehmen: und was ist glaublicher, als daſs dieser Bösewicht unter dem Zeichen der Freundschaft seinen Lüsten genug thut, und sein Haus zum B....ll und seine Familie zur Hu...wirthschaft erniedrigt: Man glaubt an Familiengebrechen; ich glaube an Familiensünden, wo nicht mit mehrerem Recht, so doch mit mehrerem Grunde. — — Es ist kein unrichtiger Gedanke, daſs ein Weib ohne Mann es selbst in der Tugend nicht weit bringen könne und werde; denn es entsprieſsen aus der häuslichen Verbindung so viele schöne Tugenden, daſs, wenn das Heirathen nicht so oft vorkäme, dies Schauspiel einer sich so ganz hingebenden Liebe etwas Auſserordentliches wäre. Auch gibt es Gruppen im Ehestande, auf die man geradezu Engel einladen könnte, welche sie mit Entzücken ansehen würden. Der Mensch war in der hohen Person des Adams, glorreichen Andenkens, noch nicht vollendet; vielmehr fehlte noch Eva: und durch dieses Paar kam nur Eine Person zu Stande, und diese Zwey sind Eins. — Ein Geschlecht ist da, um das andre zu erziehen, und zu veredeln. Mann und Frau sind in einer jeden wohlgerathenen Ehe sich wechselseitige Lehrer, und nur ein Paar, Mann und Weib, machen einen vollständigen Menschen aus. Aus dem Freunde erkennt man den Freund; allein aus der Frau ist der Mann, und aus dem Manne die Frau weit richtiger zu berechnen, wenn anders nicht blinde Neigung, bey welcher weder Wahl noch Ueberlegung sichtbar werden kann, die Ehe schloſs. Bey einer bloſs nach Grundsätzen, ohne sonderliche Neigung, getroffenen Ehe, hat die Erfahrung oft gelehrt, daſs sich die Liebe, so wie der Reim, von selbst findet, wenn nur geborne Dichter den Gedanken in Vermögen haben. Die zufriedensten Eheleute spielen Liebhaberrollen am schlechtesten; desto sicherer ist von beyden Seiten ihr Eheband. Schon in den ersten Lebensjahren sollte man zwischen Kindern männlichen und weiblichen Geschlechts keine zu groſse Kluft befestigen; wer aber angeblich von Rechtswegen Männer und Weiber absondert, weiſs nicht, was er will. Alle Völker, die ihre Weiber einsperren, sind ungesellig: öffentliche Lustörter sind in dergleichen Ländern bis auf den Namen unbekannt; und ist es zu läugnen, daſs man entweder ein Gott oder ein Thier seyn muſs, wenn nur die Einsamkeit für einen Reitze hat? — Eine Gesellschaft von bloſsen Mannspersonen ist nur eine halbe Gesellschaft; von bloſsen Weibern ist sie völlig unerträglich. Trennt ihr, Männer, euch etwa aus Eifersucht, so wiſst ihr nicht, daſs die Einsamkeit, die Gemüthsfreundin der Phantasie, die wahre Gelegenheitsmacherin ist, und oft für das Verbot eine so groſse Erbneigung, wie gegen das Gebot einen Erbwiderwillen hegt. Ist es, um eure Zeit desto höher anzuschlagen und keinen Augenblick ohne Staatsgewinn entkommen zu lassen; so wiſst, wer Arbeit und Erholung so in einander mischt, versteht weder zu arbeiten, noch sich zu erholen. Krieger, wenn sie im Felde sind, machen eine Ausnahme, weil sie das Leben verachten und alles verläugnen müssen, was sie an den hohen Werth desselben und an die schöne Natur erinnert. Wären ihre Weiber selbst Amazoninnen im Lager; — Stroh taugt nicht beym Feuer: die Natur würde ihre Rechte geltend machen, und der leidige Feind hätte bey halber Mühe gewonnen Spiel. Der Gedanke, daſs etwas im Unglück unsrer Freunde sey, was uns, wo nicht Vergnügen, so doch kein Miſsvergnügen mache, hat viel Kopfſchütteln verursacht; wenn man ihn in der Art schwächt, daſs etwas im Glücke unsrer Freunde sey, was uns betrübe: so verliert er zwar etwas von seiner schrecklichen Härte, aber — auch von seiner Richtigkeit? Wahrlich, unser Gesicht darf nicht weiter reichen; es wird, aller langweiligen Condolenzen und Glückwünsche ungeachtet, die Schlange bald entdecken. die sich im Grase verborgen hält, und es ist die sicherste Probe einer guten Ehe, wenn das Glück des Einen, das Glück des Andern, und wenn das Unglück des Einen das Unglück des Andern macht. Die Anmerkung jenes angeblichen Franzosen, daſs man in Deutschland sich zu oft malen lasse, gereicht meinem Vaterlande zu einer nicht kleinen Ehre. Dieser Schriftsteller will zwar hieraus die Französische Folge erzwingen, man sey in Deutschland zu eitel und zu stolz; allein mir scheint die Folge weit bündiger, daſs in Deutschland die Liebe unter Eheleuten bis jetzt noch weit treuer und herzlicher sey, als in Frankreich: die meisten Portraits sind wechselsweise für Mann und Frau. Dies beweiset auch die Fluth der Deutschen Romane, in so weit sie mit Tugend und guten Sitten in gutem Vernehmen stehen, und, bey allen ästhetischen Fehlern, wenigstens keinen andern moralischen haben, als daſs sie die edle Zeit vertreiben, oder, was eben so viel ist, verderben. Wie Wenige aber sind, denen die Zeit in dieser Welt nicht lang ward? Fast glaub' ich, daſs hier kein Einziger den ersten Stein aufheben wird. — Ein jedes Privathaus, in welchem Mann und Weib Nebenwege zu Schäferstunden einschlagen, wird wüst und fällt über einander; und auf ganze Staaten, wo die Ehen von der Lauterkeit der ersten Ehekirche abweichen, wartet ein gleicher Verfall. Selbst Völker, die ihre Weiber als Sclaven hielten, fielen über kurz oder lang in Sclaverey; und, was noch mehr ist, die, welche ihre Weiber menschlich behandelten, wurden ihre Sieger. Der Staat, der eine Revolution anfängt, ohne den ersten aller Puncte wegen des andern Geschlechts und wegen der heiligen Ehe in Ordnung zu bringen, wird nie weit kommen. Wie will Der im Groſsen Menschheit, Güte und Gerechtigkeit beweisen, der in seinem Hause unweise, ungütig oder ungerecht ist? „So aber Jemand," schreibt Paulus an den Timotheus, „seinem eignen Hause nicht weiſs vorzustehen, wie wird er die Gemeine Gottes versorgen?" Ein Mann, der seiner Frau nur so lange Schutz und Unterhalt darreicht, als sie Reiz hat; der sie wie einen Kalender ansieht, welcher nur ein Jahr gilt, im Uebrigen aber sie von allen Rechten gegen ihn entblöſst und das Dafürhalten äuſsert, sie sey in seine Gewalt gekommen, und er ihr nichts weniger als Liebe und Treue schuldig: ein solcher Mann verkennt die Rechte der Menschheit, und schadet sich, dem Staat und der Welt! Auch der, welcher das andre Geschlecht aus Verachtung ehrt (so wie etwa die Franzosen uns Deutsche) und die Blumen mit Füſsen tritt, mit denen er sich, wenn er seinen schönen Tag hat, ziert, weiſs so wenig, was er will, oder spielt wenigstens eine so schwere Rolle, wie der, welcher über den Ruhm spottet, um berühmt zu werden, obgleich dieser eigentlich den Ruhm nicht verachtet, sondern ihn nur auf einem andern Wege sucht, wie Aretin und Arouet die Gunst der Fürsten mit der Geiſsel in der Hand: er bettelt um Almosen mit entblöſstem Degen. — Ehre aus Verachtung ist der bitterste Spott, gegen welchen Haſs und Verfolgung Wohlthat sind. — Jener Ungezogene, der, als man es ihm zur Pflicht machte, das Schwerste über Bord zu werfen, „dies ist meine Frau,“ erwiederte, ist mir erträglicher; denn man weiſs sogleich, woran man mit ihm ist.

2) Der Weiber.

Wenn ein Mann ungetreu ist, so ist es unrecht; wenn es aber eine Frau ist, unnatürlich und gottlos. Die Polygynie ist nicht rathsam; die Polyandrie aber eins der schwärzesten Laster in der Welt. Es ist nichts leichter, als Kinder zu erzeugen; allein nichts schwerer, als sie zu erziehen: und welch ein Frevel, einem Manne fremde Kinder aufzubürden! Die Verletzung über die Hälfte hebt einen Kauf auf; die allergeringste Verletzung der ehelichen Treue aber sollte die Ehe aufheben. Bedenke, Ungetreue, daſs dein Mann, da er um dich warb, dich aus der Sclaverey befreyte, in der du dich in dem Hause deiner Eltern befandest. Die Weiber werden durch die Heirath manumittirt, und sind ihrem Befreyer Zeitlebens *operas officiales* (Liebesdienste) schuldig. Es ist sehr unrichtig geredet, wenn das Mädchen von seiner verlornen Freyheit spricht, indem es heirathet; denn es kommt hierdurch zur Freyheit und der Ehemann verliert die seinige. Dieser Begriff ist so natürlich, daſs man bey sehr vielen Völkern den Gebrauch findet, dem Vater die Tochter abzukaufen: wiewohl sie hierdurch bloſs aus einer gröſseren Sclaverey in eine gemäſsigte übergeht. Fünfzig Seckel waren nach dem Gesetze der Hebräer der höchste Preis für einen Sclaven, und soviel

Der schwangre karge Mann,

Schwank.

Als Calandrin dem argen
Unhöflich geizig kargen
Ein Erb' war zugestorben,
Von ihm ward nie erworben*)
Daſs er den G'sellen sein
Hätt' kauſt ein Viertel Wein.
Nun waren drey Spottvögel,
In Schwänken frech und gögel,**)
Die machten einen Bund
Ueber den filz'gen Hund.
Der erst' früh an ein'm Morgen
Erwartet still verborgen
Calandrin vor sein'm Haus,
Als er war gangen aus,

---

*) herauszubringen. **) kühn.

erhielt auch der Vater für seine Tochter. — Die Juden haben noch Ueberbleibsel von dieser alten Sitte, in deren Rücksicht Salomo sagt: «Viel Töchter bringen Reichthum.» — Die Römer hatten eine Art von Heirath *per coëmtionem* (Kauſehe) und die Geschenke, welche aller Orten die Verlobten einander verehren, schreiben sich hiervon her. Ein jedes Frauenzimmer soll unsträflich seyn, Eines Mannes Weib! Es muſs seinem Manne nicht eigentlich darum treu seyn, weil es dieſs versprochen hat, sondern weil es sich von selbst versteht (*ipso jure*). Regeln haben Ausnahmen: Gesetze leiden Privilegia; allein kein Naturgesetz: ein Privilegium vom Naturgesetz ist mehr als ein Wunder; denn ein Wunder kann Gott thun, allein vom Naturgesetze privilegiren kann er nicht. Auch ist es gewiſs, daſs Privilegia nur die Schwäche derer verrathen, welche die Gesetze gegeben haben.

Ein Mann kann in einem Jahre dreyhundert fünf und sechzig Kinder zeugen, und im Schaltjahr noch eins mehr; ein Weib kann nur eins in dieser Zeit zur Welt bringen. Die Ursachen, die ein Mann für sich anführen kann, wenn er ausschweiſt, fallen bey dem Frauenzimmer weg. «Ich kann nicht fasten,» könnte er sagen; «mein Körper verträgt es nicht. In acht Monaten kein

Fleisch!» — Oder in eine andre Allegorie zu kommen: «Ich will einen Nothhafen suchen; mein Weib ist krank;» oder noch in eine andre: «Ich will meinem Nachbar helfen; weil der Mann kein Angespann hat.» Wenn die Pest ins Land käme — man sage mir selbst, ob es nicht Pflicht im Staate seyn würde, mehr als Ein Kind alle Jahre mit patriotischer Freyheit in die Welt zu schaffen, besonders wenn die Pest mehr Männer aufgerieben hätte und viele Felder brach lägen? Hört man nicht auf, eine Arzney zu gebrauchen, wenn sie angeschlagen hat? Und man führe mir *locum* Naturrechts an, der den Mann verbinden sollte, da unzähligemale zu säen, wo er nur Einmal erndten kann!

Das wäre so etwas von dem, was ein Mann sagen könnte; mit welchem Grunde, ist nicht meine Sache zu untersuchen. Indeſs ist es gewiſs, daſs einen Mann vorzüglich der Staat und sein reiflich erwogenes und deutlich von sich gegebenes Wort binden; ein Weib aber bindet die Natur. Dieſs ist auch die Ursache, warum die Gesetze dem Manne *ob justum dolorem* das erschreckliche Criminalhausrecht erlauben, seine Frau und den Ehebrecher, wenn er sie auf der That betrifft, zu ermorden; einem Weibe aber, die ihren Mann ertappt, ist diese Sache nicht nachgegeben. Was ist wohl im Staate schädlicher, als wenn die Weiber ausschweifen? Sie verderben nicht nur ihren eignen, sondern wenigstens noch einen andern Mann, und sind Mörderinnen, die nichts zu ihrer Vertheidigung anführen können. Der Schwabenspiegel nennt eine Ehebrecherin eine Ueberh—; und ein Weib mag Ehebruch treiben oder nur begehen: sie verdient diesen Namen und alle häſslichen Namen obenein. Verachtet ihr nicht selbst jenes alte gnädige Weib, dessen Busen ein übertünchtes Grab ist, und das doch von diesen so baufälligen Wällen Ausfälle wagt? Die ganze Stadt lacht darüber, und auch die, welche über eine kurze Zeit es eben so machen werden, finden es unanständig, daſs jene Frau hinter dem Rücken des Mannes einem Gecken die Hände drückt, und, ohne daſs ihrem Manne die Augen verbunden sind, mit ihm Blindekuh spielt. Es ist eine alte und wohlbetagte Wahrheit, daſs Venus ihre Lieben Getreuen am längsten im Dienste behält: können sie nicht mehr in Reih' und Glied, so lehren sie exerciren. Das Invalidenhaus dieser Göttin ist das possierlichste Ding, das man sich vorstellen kann.

In Wahrheit, ein Weib muſs von der Natur dem Gerichte der Verstockung übergeben seyn, wenn es die Fleischtöpfe Egyptens einem häuslichen Vergnügen vorzieht! und wehe ihm, wenn die Natur sich an ihm rächt! Die Wohnung einer galanten Frau ist ein öffentliches Haus: sie wohnt wie unter freyem Himmel; denn der Zufluſs von Gästen hebt die Gastfreyheit auf: sie macht aus einem guten Hause eine Auberge oder ein galantes Findelhaus; in ihren mehr durch Ungefähr, als durch gute Wahl zusammengebrachten Gesellschaften kommt es aufs Glück an, ob man sich die Zeit angenehm verkürzen oder unangenehm verlängern werde. Die erste Sonne von Dame kann in einem zu groſsen Zirkel nicht jenes Licht und Leben verbreiten, welches erforderlich ist, um so viele Menschen zu Einem Zweck zu vereinigen und zu einer Unbefangenheit zu stimmen, nach welcher uns in einer kleinen, mehr harmonischen Gesellschaft alles so zu sagen entwischt, wo Einbildungskraft, Laune und Charecter sich in unsre Geberden und Worte drücken, wo Gesinnungen, die man selbst in alltägliche Hof- und Stadtgeschichten trägt, aus der Tiefe des selbsteignen Herzens geschöpft sind — und wo, so wie *in vino* (in Wein) Wahrheit ist. Entweder theilen sich gar zu groſse Zirkel in kleinere, und da herrschen denn Eifersucht, Miſstrauen und kleinstädtische Beobachtungssucht; oder alles läuft wild durch einander, und die zu groſse

Freyheit bringt einen Zwang hervor, der dem wohlgezogenen Menschen unausstehlich ist. Ein dergleichen sogenanntes offnes Haus ist im letztern Fall einer wüsten Stätte ähnlich, wo Jeder fahren, reiten und gehen kann, und wo nirgends besätes Land ist. Selbst in der Hofwelt, wo die Charactere mehr durch leichte Tinten, als durch Hauptfarben sich unterscheiden, entsteht eine gewisse Alltäglichkeit, welcher auch der entfernteste Begriff von Gesellschaftston fehlt. — Was meinen Sie, gnädige Frau? kann Gewürz, welches Speisen erhebt, sie nicht auch verderben? O, wie viele Dinge kann man entbehren, wenn man sich selbst zu berechnen gelernt hat! — Die Gemahlin des Ulysses, Penelope, dichterischen Andenkens, wird so vernünftig als keusch gemalt; allein es gefällt mir ein Zug nicht im Bilde, weswegen ich dieses Stück auch in kein Damenkabinet empfehlen werde: man umgibt sie nämlich mit einer Menge Liebhaber, die sie zwar durch ein künstliches Filet hintergeht, die indeſs doch die Erlaubniſs behalten, ihr aufzuwarten. Ein Richter, der Geschenke abweist, ist in meinen Augen bey weitem nicht so erhaben, als einer, dem sie auch nicht einmal angeboten werden; und wenngleich die Damen keinen Liebhaber erhören, so ist es schon unrecht (damit ich die Sache so sehr als möglich Beglimpſe), daſs sie ihn hören und daſs sie Bittschriften annehmen. Eine Festung, welche Vorschläge zur Uebergabe anhört, zeigt schon Lust, sich zu übergeben; es kommt nur auf die Bedingungen an: und ein Weib, das ihr Ohr Preis gibt, wird ihr Herz nur schlecht vertheidigen. Ein Wassertropfen macht sich in dem härtesten Stein eine Höhle, wenn er oft darauf fällt, und ein gutes Wort findet, wo nicht heute, so doch morgen, einen guten Platz. Es ist nicht genug, daſs der Hauptstuhl unverletzt bleibt; sondern auch der letzte Heller von den Zinsen gehört dem Ehemann. Was können Sie sagen, gnädige Frau, da Sie ein ordentliches System über die Gränzen der Weibertreue entworfen und diese Sache bereinet zu haben scheinen? « Mein Mann schweift aus; und warum sollte ich — ? » Warum? weil Sie eine Frau sind, und er ein Mann ist. Glauben Sie dadurch Ihren Mann auf den rechten Weg zu bringen, wenn Sie ihm ausweichen? oder glauben Sie darum zur Linken gehen zu können, weil er zur Rechten geht? Wenn Sie glücklich genug sind, Ihren Mann, der auszuweichen anfängt, ins Ehegeleise zurückzubringen, so verdienen Sie hierdurch gröſsere Bewunderung, als zu jener Zeit, da Sie ihn durch ihm noch unbekannte Reize fesselten, und da Sie seine freye Wahl so lenkten, daſs sie auf Sie fallen muſste. Der Ehrenkranz, den Sie an Ihrem Hochzeittage wegen Ihrer ächten Keuschheit trugen, kommt Ihnen jetzt wegen Ihres ächten Verstandes zu. Wenden Sie die Koketterien, die Sie Ihren Liebhabern widmen, für Ihren Mann an, und überlegen Sie selbst, daſs es Ihnen keine Ehre ist, Liebhaber, sondern einen Mann zu haben. Ein wohlgewählter Anzug und eine beständige Reinlichkeit tragen viel dazu bey, einen Mann eisern zu machen, oder, unjuristisch, beständig zu erhalten. Weiſs ist das Symbol der Unschuld; Reinlichkeit könnte das Symbol der Keuschheit werden: ein reiner Anzug kündigt eine keusche Frau an; Unsäuberlichkeit ist ein Aushängeschild der *Venus Pandemos*. Die Weiber aber unterlassen diese Aufmerksamkeiten, so wie diejenigen, deren Religionspflicht es ist, sich zu waschen, welches Juden und Türken beweisen. Vielleicht trägt der Bart hierzu bey; denn obschon die Polen nur einen Strich vom Barte hegen, so scheint doch eine gewisse Unreinlichkeit verhältniſsmäſsig ihr Fehler zu seyn. — Es ist schwer, einen Mann treu und verliebt zu erhalten, und (um figürlich zu reden) den, der alle Kleider gesehen hat, durch ein anders gestecktes Band zu überraschen, nichts aber ist leichter, als ein ganzes Regiment Liebhaber zu kommandiren: wer wollte sich nicht zur Weiberfahne werben lassen, wo man so gut und sicher dient? wer wollte sich nicht vergnügen, ohne die Zeche bezahlen zu dürfen? Oft bringt die Frau ihren Mann dahin, daſs er ihr den Liebhaber selbst zuführt, und entwendet ihm den Schlüssel, um gemächlicher stehlen zu können. — Sind Sie indeſs, Madame, bey dieser *joyeuse entrée* sicher, daſs nicht über kurz oder lang Ihr Geliebter Bekenntnisse schreibt, wie Hans Jacob, und ihre Liebeshändel sammt und sonders noch vor dem lieben jüngsten Tage unter die Leute bringt? — Auch dürfen die Weiber nicht glauben, daſs wir ihre Kunstgriffe, so fein sie auch immer angelegt seyn mögen, nicht bemerken. Wir wissen sehr wohl, daſs sie bey Unternehmungen, die zu dreist sind, als daſs man sie ihnen zutrauen sollte, sich am sichersten glauben; allein wir finden auch Blössen, wenn sie uns gleich nicht gegeben werden, und halten oft die Stellen für die schwächsten, die man für die stärksten ausgibt. Die Furchtsamkeit ist bey einer jeden Thorheit noch das, was kein ganz verderbtes Gemüth verräth; und jene Gerechten, die der Buſse nicht bedürfen, sind uns die unerträglichsten von allen. Wir wissen, daſs, wenn die Liebe abnimmt, eine gewisse zuvorkommende Höflichkeit in ihre Stelle tritt; allein, da die Liebe ohne alle Künsteley ein reiner Abdruck der Natur ist, so sind die Weiber nirgends leichter, als hier verrathen. Auch kennen wir die Weise, den Liebhaber durch den Mann zu reizen, und wenngleich die Weiber in Deutschland bey weitem noch nicht so galant sind, wie in Italien und Frankreich, so wissen Deutsche Männer doch leichter, als die dortigen, Intriguen zu entwickeln. — Wenn ich bitten darf, Madame, so entfernen Sie jeden Hang zu mystischen Geheimnissen, der Ihrem Geschlecht nicht eigen zu seyn scheint. Die groſse Kaiserin Catharina II., die, anstatt Ihre Majestät und die Majestät der Gesetze zu kompromittiren, Thorheiten, wie sie es verdienen, zum Lande hinausspottet, verlachte die hermetische Weisheit in Lustspielen, und hat dadurch in ihrem Staate die Adoptionslogen gewiſs weit glücklicher erstickt, als wenn sie dieselben durch Gesetze verwiesen hätte. Eine ganz andre Bewandtniſs hat es mit jener Neugier, nach welcher das andre Geschlecht an allem, was vorgeht, Antheil zu nehmen geneigt ist. Von dieser kann der Gemahl zwar nie in seinen Geschäften Gebrauch machen; allein es kann ihn, besonders wenn er von der Welt und dem, was darinnen ist, sich entfernt hält, zuweilen in die Verfassung setzen, daſs er kein Fremdling in seiner Stadt und seinem Lande bleibt, und daſs er von dem, was er sieht, auf das schlieſsen lernt, was er nicht sieht. Ihnen aber, gnädige Frau, die Sie lesen können, ehe man schreibt, und zu verstehn im Stande sind, ehe man zu sprechen angefangen hat, wird es keine Ihrer und Ihres Namens Ehre gefährlich werdende Mühe machen, die Stadt- und Landneuigkeiten zu erfahren. — — —

Das Thier iſst an der *table d'hôte* der Natur; der Mensch empfängt sein Deputat und hält Küche und Tafel für sich. Die Kochkunst ist eine menschliche Kunst und hat zur Absicht, ein thierisches Bedürfniſs in ein menschliches zu verwandeln; die Liebe ist es weniger, indem sie schon bey den Thieren angetroffen wird, die sich paaren. Ob nun gleich freylich das Ingredienz Vernunft eine starke Kälte verursachende Kraft besitzen soll, wie etwa Vitriolnaphta, so ist doch ohne dies Ingredienz kein wahres Vergnügen möglich, und der Mensch verkennt seinen Vorzug vor der Thierwelt, wenn er nicht jede Wollust zu veredeln und jedes Vergnügen durch Vernunft dauerhafter und beliebter zu machen bemüht ist. Dieser Vorzug sey Ihr Studium, Madame, und Ihr Lohn eine Tochter, die Ihnen ähnlich wird! Wahrlich, ich kenne keinen gröſseren Ruhm für Sie, als eine Tochter zu

Trat er zu ihm ich sag',
Wünscht ihm ein'n guten Tag,
Und sprach: „Wie bist erblichen?
All' dein' Farb' ist entwichen,
Vielleicht hast du ein Fieber.“
Calandrin antwort't: „Lieber,
Krank laſs' ich mich bedunken,
Ich fürcht' ich hab's getrunken,
O weh deſs meinem Herzen!“
Die Furcht bracht' ihm den Schmerzen.
Indem da kam der ander',
Grüſset sie beydesander,
Und sprach: „Sag', was dir g'bricht?
Entstellt ist dein Ang'sicht,
Du bist entfärbet sehr.“
Deſs erschrak er noch mehr.
Nach dem kam auch der dritt',
Gesegnet*) sich damit,
Sprach: „Was ist dir geschehen,
Daſs du also thust sehen?
Ey, warum gehst du aus?
Kehr' wieder um zu Haus.“
Als Calandrin das hört'
Erst wurd' er gar bethört.
Die Drey führten ihn wieder
Zu Haus, legten ihn nieder,

---

*) schlug das Kreuz vor sich.

haben, von der man mit Ehrfurcht sagt: sie ist wie ihre Mutter.

„Mein Mann ist mürrisch, und widmet seinen Geschäften mehr Zeit, als mir.“ Undankbare! die Zeit, die er zu seinen Geschäften aussetzt, ist auch Ihnen mit gewidmet: denn nur, um Sie standesmäſsig zu unterhalten, ist er beschäftigt; die Ehre, die er sich durch seinen Fleiſs erwirbt, fällt mit auf Sie zurück: „Dies ist die Frau des geschickten Mannes!“ — Und woher glauben Sie denn, daſs alle Ihre Tage Festtage sind, und daſs Sie in Ihrem eignen Hause nicht zu Hause gehören? Nichts thun, heiſst nichts Gutes thun: wer nichts thut, hat seine Seele zum öffentlichen Hause ausgeboten, wo ein Jeder, der Geld hat, einkehrt. Warum machen Sie es so, daſs Ihr Mann bey überhäufter Arbeit sich noch in die Polizeysachen des Hauswesens mischen muſs! Die Egyptischen Weiber durften nicht anders als mit bloſsen Füſsen ausgehen, um sie durch diese Beschwerlichkeit zu Hause zu halten; und die Schnecke ist das von Apelles angegebene und durch das Alterthum bestätigte Wappen der Weiber. Wissen Sie, damit ich diese Widerlegung mit einem Worte des Unterrichts beschlieſse, daſs Gesellschaften, wo aller Schade auf Einen Theil geht, im Staate verboten, und daſs die Ehen hierüber nicht privilegirt sind, oder es wenigstens nicht seyn sollten! — Es ist schwer, dem Frauenzimmer unangenehme Dinge zu sagen; ich habe dieses sogar an Wittwen bemerkt, die ihren groſsen Töchtern nicht wie Väter, sondern wie Liebhaber zu begegnen pflegen: man lasse mich daher die Scene verändern und über diese Materie den Männern noch ein Paar Worte ins Ohr sagen.

Einige Weiber glauben, weil sie Vermögen zum Manne gebracht, so müſsten sie regieren; und wenn ihre Männer ihnen den Thron nicht einräumen, suchen sie andre Eroberungen zu machen: „Haben wir doch Geld gehabt!" sagen sie. Euer Wort in Gold gefaſst; allein das Geld, das ein Weib zu seinem Manne bringt, ist eine solche Kleinigkeit, daſs es keine Bemerkung verdient: Männer, die selbst daraus eine Sache von Wichtigkeit machen, verdienen Lakaien bey ihren Weibern zu seyn. Ein Mann verkauft seine Freyheit, um seine Frau aus der Sclaverey zu befreyen, und begeht eine eben so groſse Handlung, wie man in der Geschichte des Damon und Pythias bewundert, die aber wegen des dazukommenden dritten Blattes, des Dionysius, nicht völlig auf die Ehe paſst. Man hat die gelehrte juristische Frage aufgeworfen, ob Jungfern, oder eigentlich, unverheirathete Frauenzimmer — denn zwischen beyden ist ein groſser Unterschied — unter *personas miserabiles* zu zählen wären? und ob sie gleich mit einem Deutschen und aufrichtigen: Nein beantwortet zu werden pflegt, so kommt es doch sehr auf den Gesichtspunct an, aus welchem man die Frage ansieht; wenigstens halt' ich dafür, daſs die alten Jungfern die Grundsteine zu den Hospitälern gewesen sind. Was wir nicht selbst erwerben, gehört uns auch nicht; und welch ein Weib hat ihr Kapital selbst erworben? Es erbte, es bekam geschenkt. Alles kommt von einem Manne; und wenn es dasselbe seinem Ehemanne zubringt, so gibt es ihm das, was von seinem Geschlechte kam, und was ihm dieser Verwandtschaft wegen zugehörte. Bey den Juden erbten eigentlich die Söhne: die Töchter nur alsdann; wenn unglücklicherweise keine Söhne vorhanden waren; allein zum Beweise, daſs sie nur damit belehnt wären, muſsten sie einen Mann aus ihrem Stamme heirathen. Oft sind die Weiber aus Ursachen ungetreu, derentwegen sie täglich ihren Mann um Vergebung bitten sollten. Ich habe keine Kinder von ihm, sagen sie. Warum hast du keine Kinder? Lies im Buche der Weisheit: „Es sey besser, keine Kinder zu haben, wenn man fromm ist." Dem Manne kann in solchen Fällen weit seltner etwas zur Last gelegt werden: der Thau hilft keinem felsichten Acker aus. Indeſs ist es ausgemacht, daſs die Weiber gern Kinder haben mögen, weil das Tändeln ihnen angeboren ist. Man wird bemerken, daſs ein Mädchen weit länger mit der Puppe spielt, als ihr kleiner Bruder, so ungleich geschwinder es auch gegen ihn an Seele und Leib wächst. Spielt es mit männlichen Puppen, so darf man nicht die Ehrenlinie unter dem Goldfinger suchen; die Zeit wird's lehren. Dies Kinderspiel muſs auch, wie mich dünkt, gröſsern Reiz für das andre Geschlecht haben, als für das unsrige, weil es für jenes mit gröſserer Schwierigkeit verknüpft ist. Sollte das schöne Geschlecht nicht auch die Kinder darum so sehr lieben, weil kein Geschöpf so sehr zum Zungengebrauch erschaffen ist, wie ein Frauenzimmer? Ehen, die nicht ohne Kinder bleiben, haben unstreitig die beste Anlage gut zu werden. Es sey, daſs der Vater hierdurch der Nothwendigkeit ausgesetzt wird, desto fleiſsiger zu arbeiten und daſs der Fleiſs die bösen Gedanken austreibt, oder daſs es die Veränderung macht, die sich alsdann im Hause zuträgt, wo die Mutter mit jeder Niederkunft auch wiedergeboren wird; es sey, daſs der Vater seine Frau in seinen Töchtern so jung, so frisch wiederfindet, wie sie war, da sie, wie aus seiner Rippe geschaffen, vor ihm stand, — er Adam, sie Eva! — oder daſs die Kinder selbst die Langeweile des Ehestandes unterbrechen. — Groſse Geister müssen indeſs nicht Söhne haben; und Shakespeare, dieser Mann nach dem Herzen der Natur, würde das nicht geworden seyn, was er war, wenn er nicht bloſs zwey Töchter gehabt hätte. Ein groſser Kopf, der einen Sohn hat, läſst mit Fleiſs für ihn Lorbeeren auf dem Wege zur Unsterblichkeit. Es ist mein Fleisch und Blut, und, was noch mehr ist, er führt meinen Namen. Bey Ehen, die mit Kindern begabt sind, ist es ausgemacht, daſs sie im Himmel geschlossen werden und daſs Mann und Frau für einander geschaffen sind. Ueberhaupt aber vermag ein Mann, der sattelfest ist, alles im Hause; dieses ist das Palladium, welches ihn unüberwindlich macht. Die Frau verträgt von einem solchen Manne Alles, auch sogar seine andern Liebesausschweifungen, wenn er nur kein Geld dafür ausgibt. Sonst aber muſs ich bemerken, daſs Leute, die unvermögend sind, gemeiniglich die schönsten Mädchen heirathen; denn was ihnen in der That abgeht, ersetzen sie durch Worte. Wer seiner Frau Schmeicheleyen opfert, pflegt gemeiniglich hierdurch alles zu thun, was er im Vermögen hat, und Kapital und Interessen zu bezahlen: ein Mann, der es weiſs, daſs er ein Mann ist, glaubt, dieser

Kunstgriffe, dieser Tropen und Figuren, entbehren zu können, weil er einen männlichen Vortrag hat. Wittwen greifen nach ihm, auch Mädchen, die etwas versucht haben; unerfahrne Mädchen, die sich durch Schmeichler betäuben lassen, beklagen ihren Irrthum und führen das Regiment, und der Mann sey so klug wie er wolle, er schwingt sich nicht auf den Thron. Eine Schatzkammer von Worten ist überhaupt eine Schatzkammer von Scheidemünze, die keinen innern Werth hat: Handlungen sind Goldgeld. Bey den Worten eines Verliebten ist zwar höchstens nur das zweyte Korn zu berechnen; indeſs ist Niemand verlegen, wenn er lügt und seiner Schönen versichert: „Dieſs alles will ich dir geben.“ Sonst schielt ein jeder Mensch, welcher lügt, oder sieht auf die Nase, als ob er einen Wegweiser nöthig hätte, weil er sich verirrt hat: das Zifferblatt zeigt nicht die rechte Zahl. Rohe Völker handeln; gesittete reden; die polirten singen. — Was bleibt in jenen Fällen des Unvermögens einem baufälligen Manne übrig? Kann der Mann seine Frau in Correspondenz mit dem benachbarten Frauenzimmer setzen, so hat er gewonnen Spiel: man liebt alles, was man geschrieben hat. Es sollte ein groſses Verbrechen seyn, Projecte schriftlich aufzusetzen; denn selten werden sie abgeändert. Man vertheidigt seine schriftlichen Aufſätze; seine Worte weniger, es wäre denn, daſs Wetten mit ihnen verbunden worden, die ein geistiges Duell sind, auf die schicklichste Weise jede unbescheidene Zunge in Zaum halten und mit einer guten Art dem Streit ein Ende machen. Kannst du deine Frau gar zu Versen bringen, so wird Adonis sie nicht verführen, und dir liegt bloſs die kleine Servitut ob, ihre Verse zu hören und sie schön zu finden: das Wenigste, was ein Mann seiner Frau schuldig ist. — Ein Seelenerbe ist einer Poetin lieber, als zehn Leibeserben. „Schaffe mir Kinder," heiſst bey ihr: hilf mir einen Reim finden. Die Poeten nennen einige Reime männlich, andre weiblich; und nichts paſst sich zu der gegenwärtigen Bemerkung besser, als dieser unschuldige Umstand. Findet deine Frau nicht Vergnügen an der Correspondenz, oder hat sie nur Briefe an Mannspersonen schreiben gelernt, so lege dir, armer Mann, der du dich getroffen findest, einen Kasten Noäh im Kleinen mit allerley Thieren an, Schooſshunde nicht zu vergessen — oder kaufe dir einen Garten und suche deine Frau mit der Natur in Verbindung zu bringen. — Unglücklich ist man gern mit Andern, glücklich ist man gern allein; und bist du im Stande, deiner Frau die Natur so reizend zu machen, wie sie wirklich ist, und dies Paar mit einander schwesterlich zu verbinden: so hast du dich weit mehr gesichert, als wenn du durch Ball und Concert deine unzufriedne Ehehälfte zu befriedigen suchst. Zwar sind dies die gewöhnlichen Mittel; allein sie sind auch die schlechtesten und verhalten sich zu dem Uebel, das sie heben sollen, wie Oel zum Feuer. Wenn die Frau eines solchen Mannes eine Tulpe pflanzt, so steht es gut im Hause; sagt sie aber heute Lupercalien, oder, in einer freyen Uebersetzung, Redoute, morgen Ball, übermorgen Concert, Freytag Comödie, so ist sie auf dem Wege, ihre Reize *publica auctionis lege* (unterm Strohwisch) auszubieten, und du, lieber Ehemann, sinne darauf, ihr entweder einen Scheidebrief zu geben, oder ein Sokrates zu werden.

Noch eine Messerspitze voll von der Eifersucht, wodurch man die eheliche Treue, wiewohl gemeiniglich mit schlechtem Erfolge, zu sichern glaubt. Eifersucht macht Scheintreue; ihre Gegenfüſslerin, Gleichgültigkeit, erzeugt Schamlosigkeit, oder, eleganter ausgedrückt, Cicisbeat, Französische Galanterie. — Man paart zwey böse Dinge: Eifer und Sucht; wenn nun gleich die Eifersucht dazu beyträgt, die Schamhaftigkeit zu erhalten, so bewirkt und befestigt doch eine edle Freyheit die Ehetreue mehr, als aller dieser Eifer und alle diese Sucht.

Härte gegen die Weiber macht sie nachgebender, und ihre Männer erhitzter. Je enger man den Weibern die Gränze abzeichnet, je weiter werden sie gehen, wenn ihr Fuſs einmal unrichtige Bahnen betreten hat. Wird ihnen schon der unschuldigste Umgang als Verbrechen ausgelegt; so werden sie sich nichts versagen: kleine Mysterien führen zu gröſseren, und Weiber und Juristen halten alles für gut, bis das Gegentheil handgreiflich wird. Desto übler für die armen Weiber! Wenn indeſs ein Weib in Gesellschaft eben so wie allein ist; wenn sie sogar die Gesellschaft als eine Vorübung zur Einsamkeit zu benutzen weiſs, und es je länger je mehr einsehen lernt, daſs sie nicht durch Schmeicheleyen, sondern durch wahre Achtung gelobt werden kann: wird sie nicht ihr Haus und ihren Mann reizender finden, als Redouten, Bälle, Conversationen und ein ganzes Heer zu Gebet und Dienst verbundner Diener? Sogleich wie eine Orgelpfeife zu schreyen, wenn man ihr zu nahe kommt, ist so wenig ein mathematischer Beweis ihrer Ehrlichkeit, daſs vielmehr eine edle Dreistigkeit sie gleichgültiger gegen Alles machen wird, was ihrem Ehemanne nachtheilig werden kann. Auch bewirkt jene ihr nachgelassene wohlgeordnete Freyheit, daſs sie das Zutrauen zu sich und ihrer Tugend nicht verliert, welches mehr thut, als man sich vorstellen sollte. Zu glauben, man sey tugendhaft, und es wirklich seyn, sind ein Paar sich auſserordentlich nahe Umstände. Da, wo schon der Schein Laster ist, macht man sich aus Lastern wenig oder gar nichts, und wo die Wohlanständigkeit bloſs in Geberden und Worten ihren Sitz hat, da wird sie gemeiniglich durch Werke widerlegt; wo viele Gesetze sind, wird auch viel gesündigt. Die Schrift sagt: das Gesetz macht sündigen; und Zäune bringen auf den Gedanken des Uebersteigens. Wo viele Gesetze sind, erstickt oft eins das andere, und keins wird gehalten; eine Tugend, die einer Wache bedarf, hat entweder schon wirklich aufgehört, eine Tugend zu seyn, oder wird in Kurzem es zu seyn aufhören.— Wer wird der Hüter der Hüter seyn? wer die Wache bewachen? und warum sollte denn auch jene feuerspeyende Orthodoxie eine gewisse Feinheit des Umgangs verdächtig machen, und sich wider die Ehestandstoleranz erklären? Klebt nicht den Männern sowohl als den Weibern eine Schwachheit an, daſs beyde verlangen, man solle sich in sie verlieben, ohne daſs sie etwas dafür erwiedern wollen? Junge unerfahrne Springinsfeld werden durch dergleichen einladende Blicke freylich leicht aus Reih' und Glied gebracht; aber gesetztere Leute, die schon ihre Lehrjahre in der Welt ritterlich überstan-

Deckten ihn zu gar warm;
Der ein' fing seinen Harm *)
Und zu dem Arzt hinging,
Der verwest **) alle Ding',
Und zu dem Kranken lief,
Ihm seinen Puls begriff,
Sagt' ihm danach geschwind:
Er ging' mit einem Kind'.
Der Krank' thät weinend schreyen,
Sich selbst vermaledeyen:
«Ach, ich elender Mann,
O wie soll ich nur than,
Wie soll ich's Kind gebär'n,
Des Todes muſs ich wer'n.» ***)
Der Arzt ein'n Trost ihm gab,
Dem Kind' zu helfen ab;
Doch würd' es kosten viel:
«Ein'n Trank ich machen will,
Dazu muſs ich voran
Drey feist' Kapaunen han,
Und andre köstlich' Ding'.»
Nach dem der Krank' anfing:
«Nehmt hin fünf alter Pfund',
Daſs ich nur werd' gesund.»
Die Vier die nahmen an
Das Geld, schieden davan,

---

*) Urin. **) zuvor wuſste. ***) werden.

den haben, wissen denn wohl, was Flaggen, die in dieser Hinsicht wehen, bedeuten. Da sieht ein gesetzter Mann bloſs Höflichkeitshalber die losen Blumen am Busen sich wiegen, wenn es gleich nicht zu läugnen ist, daſs diese Lässigkeit der Schönheit einen eignen Reiz gibt; und eine kluge Frau des Herrn Raths heftet ihr Auge abwechselnd auf den Ring und die Ziererey mit dem beringten Finger des Herrn Präsidenten, weil sie ihren Gemahl eine sechswöchige Erlaubniſs bewirken will, aufs Land zu gehen, um in seinem treuen Arme froh und glücklich zu seyn. —

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie können Gott in der Natur schauen! Es kommen nur weise Männer und Weiber, und zwar gemeiniglich sehr spät, zu der Einsicht und Ueberzeugung, daſs es besser sey, diese wechselseitigen Ansprüche bloſs auf Achtung und Ergebenheit zu richten; und so entstehen denn, anstatt jener Koketterien, bey denen man übrigens so treu und ehrlich wie möglich seyn kann, und die nur Gaukeleyen und Vorspiegelungen eines thörichten Eigendünkels sind, und mit den Seifenblasen der Kinder viel Aehnliches haben, Freundschaften von einer besondern Art, denen gewisse Annehmlichkeiten eigen sind, welche Freundschaften unter Personen Eines Geschlechts schwerlich leisten können. Darf ich rathen, so widerstehe Jeder dem Hange, Andre in sich verliebt zu machen; Gelegenheit macht Diebe, und Hehlen ist so übel wie Stehlen. Das Auge, welches ein Weib oder einen Mann ansieht, ohne zu begehren und ohne einen Ehebruch im Herzen zu begehn, greift sehr leicht weiter; je feiner die Fäden sind, desto ärger ist man gebunden. — Wer das ehrt, was er liebt, und seine Handlungen nicht nach Leidenschaft, sondern nach der Vernunft einrichtet, wird die Eifersucht bloſs von ihrer vortheilhaften Seite kennen, und durch sie den an sich fast zu einförmigen Geschmack der Liebe mit einem Reiz erhöhen, der nicht süſs ist, sondern dem edlen Rheinwein gleicht. — Wer die Eifersucht als Gewürz und Arzney gebraucht, wird sich wohl dabey befinden. Ist doch die heftige Liebe selbst mit physischem Schmerz verbunden, und die Zärtlichkeit oft so ungestüm und heftig, daſs sie Merkmale und Narben zurückläſst; scheint es nicht, als ob alles bloſs Süſse fade und unerträglich ist? Wer es hingegen darauf anlegt, den oder die eifersüchtig zu machen, der oder die zur Eifersucht Gelegenheit gab, der hat die allerschlechteste Kurart eingeschlagen. — Oft sind es die unbedeutendsten Kleinigkeiten, womit die Weiber uns beglücken; und so wie es überhaupt auf die Art des Gebens und auf das Geschenk ankommt: so weiſs ein edles Weib den unschuldigsten Kuſs, den sie einem Freunde gibt, in einem so hohen Werth anzuschlagen, daſs sie bey der gröſsten Sparsamkeit das Ansehn gewinnt, eine Verschwenderin ihrer Gunst zu seyn. Wollt ihr darum euch entrüsten, Ehemänner, so ist es keine wohlgeordnete Eifersucht, die euch treibt, sondern ein ungezogner Neid, der, so wie der Zorn, nie thut, was recht ist. Der Zorn, sagt Seneca, ist einem einstürzenden Gebäude ähnlich, welches in dem Augenblicke, da es auf etwas Anderes fällt, sich selbst zertrümmert; und dieſs findet auf thörichte Eifersucht Anwendung. Kein Weib hält übrigens ihren Mann für ächt klug, wenn er eifersüchtig ist, er habe dazu Ursache oder nicht. — Ist es bey solchen Umständen Wunder, wenn ein Verliebter, der nicht geliebt wird, seiner Gebieterin aus Eifersucht sogar das Leben raubt, da sein schrecklicher Neid ihn rasend macht? Ist es Wunder, wenn er, der sie keinem Sterblichen gönnt, sie selbst den Engeln anzuvertrauen Bedenken trägt? obgleich der Umstand, daſs die Engel alle zusammen *generis masculini* sind, so ausgemacht nicht ist, wie man glaubt. — Uebrigens ist der Mann bey einem bösen Gemüthe feiger, als das Weib: er gibt gute Worte, wenn er der That überführt ist; das Weib dagegen ist voll Wuth, wenn sie sich nicht mehr durch Auswege helfen und retten kann. Oft ist die Ungewiſsheit das Schrecklichste bey der Sache; und ich habe Menschen gesehen, die sich glücklich faſsten, als sie ihres Schicksals gewiſs waren: sie wurden sogar durch diesen Fluch gesegnet; sie überzeugten sich, daſs sie Verstand und Willen genug hatten, die Liebe zu einer Person aufzugeben, die ihrer Liebe nicht werth war. Nur der, welcher Verdacht hat, den Zweifel quälen, und der bey dem allen vor Liebe brennt, ist zu bedauern; wie kann man aber eine Person lieben, die nicht wieder liebt, und Begierde zum Genuſs empfinden, wo man gegenseitig Ekel bemerkt? — Ist mir bey dieser Gelegenheit noch eine Bemerkung erlaubt, so übertreiben wir unsern Argwohn gegen das schöne Geschlecht, und bringen es vielleicht auf Dinge, die ihm ohne unsre Vorwürfe nicht bekannt gewesen wären, ob es gleich nur zu oft der Fall ist, daſs Männer Engel der Finsterniſs bleiben, und aus ihren Weibern durchaus Engel des Lichts machen wollen. So wüst und leer schon an sich selbst die Behauptung ist, daſs ein Weib eine käufliche Waare sey, sobald sich nur der ächte Käufer finde: so gehört sie doch zu den gewöhnlichen Floskeln der galanten Männerwelt, so daſs der

Behaupter Mühe haben wird, in seinem nicht unbedeutenden Zirkel Jemanden aufzutreiben, der an seiner Statt darüber roth zu werden sich entschlieſsen könnte; und seht! eine einzige Theaterprinzessin schlägt Heere von Männern in die Flucht, macht Fürsten zu Sclaven und hebt Weise aus dem Sattel ihrer Philosophie. Man versichert mit fürchterlicher Dreistigkeit, jede Weiberfestung sey unüberwindlich; und gibt es denn unüberwindliche Männerfestungen? Auf die Frage: welches der beste Regent sey? antwortete ein Weiser des Alterthums: der sich selbst zu beherrschen weiſs; denn es ist, setzte er hinzu, eben so schwer, ein Volk, dessen Oberhaupt sich selbst übel vorsteht, zu bessern, als den Schatten eines Stabs gerade zu machen, wenn der Stab an sich krumm ist. Männer! euer mit dem Krummstabe geführtes Regiment ist in der That ſast an Allem schuld, was man den Weibern zur Last legt. Die Luſt wird nicht gesehen, sondern gefühlt: Weiber sollten ihre Keuschheit nie als Schminke oder Parfüm gebrauchen; es veranlaſst den Argwohn, daſs sie etwas zu verbergen haben. Man sagt von Leuten, die sich selbst preisen: sie hätten böse Nachbarn. Haben Weiber die nicht an uns? Und sagt! ist es ihnen ganz zu verargen, wenn sie sich Gerechtigkeit zu erweisen suchen, und, wie es wohl bey der Gerechtigkeit zu gehen pflegt, das Kleid ihrer Unschuld beflecken? Ein kleiner Ruhm: kein Schelm zu seyn? wenn aber auch dieser bestritten wird? — — «*Je ne sais*, sagt Montagne, *si les exploits de Caesar et d'Alexandre surpassent en rudesse la révolution d'une belle jeune femme nourrie à notre façon, se maintenant entière au milieux de mille continuelles et fortes poursuites.*» — Was in diesen Vorwürfen gerecht seyn könnte, gehört auf die Rechnung unsrer Ungerechtigkeit: warum schlieſst man die Weiber von allen Geschäften aus? warum gestattet die bürgerliche Verfassung ihnen keine Zerstreuung durch Arbeit? keine Anstrengung durch Geschäfte? Das reinste Wasser ist allemal künstlich; in der Natur ist es nie ganz rein, das Regenwasser selbst nicht ausgenommen. Warum eröffnen die Männer durch liebloses Betragen ihren Weibern Gelegenheiten zu Irrwegen? Eriphyle ward Verrätherin ihres Mannes Amphiaraus um eines Geschmeides willen; und wie viele Geizhälse zwingen nicht ihre Weiber, bey dem Nachbar zu borgen, der dann Gelegenheit nimmt, Zinsenwucher zu treiben! Ist es nicht der Geiz der Männer, der die Weiber zur Spielsucht verleitet, um hierdurch in Ermangelung andrer Quellen ihr Putzbedürfniſs zu befriedigen? Ein Weib, das leidenschaftlich und hoch spielt, wird der Versuchung schwerlich widerstehen, und der Tanz, der doch sonst der Liebe hülfreiche Hände zu leisten pflegt, ist bey weitem so gefährlich nicht, wie die Spielsucht, um Weiber zu verleiten. — Bey dem Honig kommt viel auf die Kräuter an, die an dem Orte wachsen, wo er zusammengetragen wird; und schlechte Wartung und Unkenntniſs des Ackers können eben so leicht wie die Witterung Miſswachs befördern. — —

Die Folge von Verletzung der ehelichen Treue pflegt auf Deutschem Grund und Boden, weil wir keinen Spaſs verstehn und das Cicisbeat bey uns noch nicht patentisirt ist, die Ehescheidung zu seyn. Wäre diese Verletzung der einzige Ehescheidungsgrund, ich hätte nichts dagegen; jetzt aber ist die Ehescheidung so gäng und gebe, daſs es nicht undienlich ist, sich über diese Freygebigkeit zu beschweren. Ist es nicht besonders, daſs ein Volk, welches christlich heiſst und es auch mit Hand und Mund seyn will, ein Gebot seines Stifters, das nicht klarer gegeben werden konnte, so geradezu mit Füſsen trift? Ein Gebot, wodurch er, wie alle Gesetzgeber es sollten, bloſs ein Naturgesetz in das gehörige Licht setzte! Moses bewilligte die Scheidebriefe, der Herzenshärtigkeit wegen; und wenn der Mann es nicht für gut fand, sich weiter mit seinem Weibe zu befassen, so war er gesetzlich berechtigt, sie mit einem ehelichen Abschied in die weite Welt zu senden. Schwerlich wird sie sich anders, als durch Almosen, forthelfen, die arme Invalidin! — Der Stifter der christlichen Religion verwarf alle Ehescheidung, auſser die einzige nicht, des Ehebruchs halber; und diese ist eigentlich nicht Scheidung, sondern Verlautbarung derselben, und bloſses Formale, indem der Ehebruch die auffallendste Scheidung an sich selbst ist. Und so bleibt es, dieser anscheinenden Ausnahme ungeachtet, bey der Regel: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. „Hat denn aber Gott es zusammengefügt?“ — Lieber, daran zweifelst du? Entweder muſs das menschliche Geschlecht untergehn, oder die Ehen müssen heilig und das Ehebett unbefleckt gehalten werden. Kinderzeugung ist bey Menschen das Wenigste; denn, sage selbst, können wohl Mann und Weib sich zusammenthun und sprechen: Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey? — Nur die Erziehung macht ein Bild, das uns gleicht; die Zeugung — kann ich es oft genug sagen? — ist der Leib, Erziehung die Seele in der Ehe: und da man nicht erziehen kann, ohne daſs vom Elternpaar, Mutter sowohl als Vater, gemeinschaftlich Hand ans Werk gelegt wird; so bricht der Bruch der Ehe auch das Glück der Kinder: und wo würden wir, ohne die Ehe, Beyspiele des Wandels, des Duldens, des Hoffens, wo den eigentlichen Spiegel des menschlichen Lebens hernehmen? — „Wer kann aber eine Person ertragen, die zu ihm paſst, wie die Faust auſs Auge?“ Und doch wähltest du sie, der du bedenken solltest und konntest, was zu deinem Frieden dient! In ihrem Brautstande und in den ersten sechs Wochen eurer Ehe war sie die Huldin deines Herzens, und ihr waret Ein Herz und Eine Seele. Lieber, sollte jene Leidenschaft bey dir mehr auszurichten im Stande seyn, als die Vernunft? Gefälligkeiten aus Grundsätzen sind vielleicht so reizend nicht, wie die, welche aus brennender Liebe kommen; sie verbreiten aber mehr Ruhm und Glückseligkeit über uns, als Alles, was bloſs leidenschaftlich ist. — Wer der anlockenden Neuheit nicht widerstehen darf, wird auch bey dem Besitze des besten aller Weiber in Kurzem ermüdet werden. Gibt es denn einen Stand in der Welt, der nicht sein Kreuz hätte? Freund; siehe diese Eheleiden als eine Gelegenheit an, die dir nützlich und selig ist, und dir gegeben ward, deine Tugend zu gründen. Vergib, so wird dir vergeben; gib, so wird dir gegeben; übe dich, in deinem Hause das zu seyn und zu werden, was du überall zu seyn und zu werden verbunden bist. Hauskreuz ist schwer, weil es durch Zufälle entsteht, die man auch in den Busen des innigsten Freundes nicht ausschütten will, weil es auch den kleinen Trost versagt, daſs Andre mit dem Leidenden in Einem Falle sind, da Jeder, wenn er ausgeht, sein Hausgesicht zurückläſst, und Acht hat, sich zu Hause nicht überraschen zu lassen. — Allein willst du nur in den untern Classen bleiben? Was nicht zu ändern ist, muſs man ertragen lernen. Müssen wir nicht alle den Tod ertragen? Die Ehe ist eine hohe Schule; zur Vorschrift, sich selbst kennen zu lernen, gehört auch die Kenntniſs eines Weibes, wenn du den Namen eines Menschenkenners verdienen willst! — Ist hierzu besser Zeit, Ort und Gelegenheit, als im Hausstande? Ohne Zweifel fällt dir die Kirche ein, worin die Scheidung nicht erlaubt wird; und wenn du glaubst, daſs in einer dergleichen Kirche die Geistlichen durchaus im Cölibate leben müssen, so versteh' ich dich; allein — versteh' auch mich, wenn ich dir erwiedre, daſs dein Einwand mich nur von Einer Seite, und gewiſs nicht von der bedeutendsten, widerlegt hat. „Was soll aber aus den meisten unsrer miſsrathenen Ehen werden?" Willst du Böses thun, damit Gutes dar-

Lieſsen den Kranken launen, *)
Kauſten drey ſeist' Kapaunen,
Hühner, Vögel und Fisch',
Rüsten zu auf den Tisch,
Fröhlich trunken und aſsen,
All Vier zusammen ſaſsen;
Der Arzt nun schicken thāt
Dem Kranken ein Claret, **)
Das sollt' er auf drey Morgen
Nüchtern trinken verborgen.
Nach dem der Arzt selbst kam
Am dritten Tag', und nahm
Sein'n Puls begreiſen gund, ***)
Und sprach: „Du bist gesund.“
Froh war er auf der Stätt',
Ging aus sein'm Kindelbett,
Und saget Wunder von
Der Krankheit Jedermon,
Und der köstling †) Arzney.

* * *

Hiebey zu merken sey:
Wem etwa fremdes Gut.
Gering' zufallen thut,

---

*) Kalender machen. **) gewürzten Wein.
***) zu begreiſen begann. †) köstliche.

aus entspringe? — Sehr oft gehen in Ländern, wo die Ehescheidung leicht ist, die Geschiedenen wieder zusammen, zum unwiderlegbaren Beweise, dafs sie nicht wufsten, was sie thaten. Wer die Abgeschiedne heirathet, bricht auch die Ehe! Wahr, in Rücksicht der Kinder; wahr, weil die Abwechselungssucht hier ein Laster ist, da sie sonst gemeiniglich nur Thorheit zu seyn pflegt; wahr, in Rücksicht des bösen Beyspiels, und wahr noch aus vielen andern Ursachen. Ehescheidungen erschweren, ist eins der wirksamsten Mittel, Ehebrüche zu verhindern. — Eingehägte Früchte sind so leicht nicht zu brechen, wie die an der Landstrafse, und die Schwierigkeit, sie zu erlangen, schwächt den Appetit, wie die Fabel von dem Fuchs und den Trauben mit Mehrerem besagt. — Das Gesetz, welches die Ehe zwischen denen verbietet, die mit einander die Ehe gebrochen haben, greift das Uebel bey der Wurzel an, wenn es nur nicht mit der lieben ausübenden gesetzlichen Gewalt eine so mifsliche Sache wäre. Du willst dein Gewissen durch den Umstand beruhigen, harter Ehemann, dafs deine unglückliche Frau zur Ehescheidung ein deutliches Ja verlautbarte? Allein, warst du es nicht, der sie durch immerwährenden Hader, durch die leichtsinnigsten Ausschweifungen, durch schimpfliche Verachtung und niederträchtige Kargheit zur Einwilligung brachte? Es würde in protestantischen Staaten ein in Geduld fruchtbringender Umstand seyn, wenn den Getrennten gar nicht erlaubt würde, zu heirathen; allein dieses Mittel ist nicht ohne Steine des Anstoſses und Felsen des Aergernisses, die wirklich nicht gehoben sind, wenn man anordnet, daſs nur der oder die Abgeschiedene die Person, die durch verbotnen Umgang zur Scheidung Gelegenheit gab, nicht ehelichen könne: wenn jenes Mittel zu hart scheint, so ist dieses miſslich. List, Behutsamkeit und Verschlagenheit werden hier den Schuldigen zum Unschuldigen erkünsteln, und die Verführungen sind ohne Zweifel wegen gröſserer Heimlichkeit desto häufiger und in vieler Rücksicht desto gefährlicher. — Ein Hausmittel zur Beförderung der Ehetreue! Es gibt Körper, die in gleicher Zeit gleiche Räume durchlaufen und deren Geschwindigkeit immer gleich ist: ein schönes Beyspiel für Ehemänner! — Euer Leben wird freylich, wie die Bewegung jener Körper, gleichförmig seyn: werdet ihr aber, Freunde! die beneiden, die in der folgenden Zeit immer einen gröſsern Raum, als in der vorhergehenden eben so groſsen Zeit, durchlaufen, deren Geschwindigkeit wächst oder deren Bewegung beschleunigt wird? oder können auch Jene reizen, die in auf einander folgenden gleichgroſsen Zeiten einen immer kleineren Raum beendigen, deren Geschwindigkeit abnimmt und deren Bewegung vermindert wird? — —

Ich habe mein Wort treulich gehalten, und so manche Erinnerung, woran die Damen gewiſs Antheil nehmen konnten, bloſs den Männern ins Ohr gesagt; darf ich indeſs durch den Seneca die Nutzanwendung an die Herzen des schönen Geschlechts gelangen lassen? „Keine Frau," bemerkt er, „erröthet mehr über Ehescheidung, seitdem einige der vornehmsten Weiber ihre Jahre nicht nach der Zahl der Häupter des Raths, sondern ihrer Gatten, zu zählen angefangen haben." — Dafür waren aber auch die weiblichen Gewänder zu Seneca's Zeiten so dünne und durchscheinend, daſs es einer Schönen unmöglich ward, ihrem Liebhaber in den geheimsten Zusammenkünften mehr Reize zu offenbaren, als sie dem ganzen Publico öffentlich gezeigt hatte. Und zu unsrer Zeit? — In England hieſs der Oberrichter, bey Verhandlung einer nicht reinen Ehesache, die Zuhörerinnen abtreten. Der Gerichtsdiener öffnete, der Gewohnheit gemäſs, die Thür und rief mit lauter Stimme: „Die Damen von keuschen Ohren treten ab!" Bey einer solchen Melodie von Aufforderung würde Lucretia selbst nicht abgetreten seyn, wenn sie sich nicht den

Vorwurf von Scheinheiligkeit hätte zuziehn und durch ihre Entfernung mehr verlieren als gewinnen wollen. — Die Zuhörerinnen konnten keinen bessern Entschluſs fassen, als zu bleiben. Da keine ging, so schlug der Gerichtsdiener die Thür mit den Worten zu: „Die Damen von keuschen Ohren sind abgetreten.“ — Guter Oberrichter! den Reinen ist alles rein, und auf reine Herzen, und nicht auf dergleichen Ohren, kommt es an. Wenn ich aber bitten darf, nimm dir einen andern Helfershelfer von Gerichtsdiener, falls man nicht glauben soll, du habest bey deinem Theater eine lustige Person nöthig. — Ich frage noch einmal: und zu unsrer Zeit? In der That, ich getraue mir zu behaupten, daſs die Männer, und nicht die Weiber, an den meisten unglücklichen Ehen schuld sind.

Der Endzweck der Ehe.

Eine academische Vorlesung.

Ein Jurist, meine Herren, unterscheidet sich vom Moralisten, so wie ein Wundarzt von einem Mediciner. Der Jurist, damit ich die Sache mit dem ersten Buchstaben angebe, ist aus Athen, der Moralist aus der Welt, und wenn der güldene Mund Jenen das Stadtorakel (*oraculum totius civitatis*) nennt, so könnte Dieser von einem silbernen Munde das Weltorakel (*oraculum totius mundi*) genannt werden. Zum Juristen gehört, wenn ich so sagen soll, viel Wetterklugheit; zum Moralisten, den man einen Juristen der Welt nennen könnte, viel Verstand: der Jurist lehrt, sich vor Schaden hüten; der Moralist lehrt, wenn nicht glücklich seyn, so doch der Glückseligkeit würdig werden.

Ihre Vorväter, meine Herren, besaſsen, wie Ulpianus sagt, eine wahre Philosophie; die Kraft derselben breitete sich über ihre Rechtsgelehrsamkeit aus, wenn andre unpraktische Weltweisen nur Sack und Bart hatten. Es sey Niemand unter ihnen ein Rabulist, ein Gesetzfischer, wie *Legulejus*, wie ich einen unphilosophischen Juristen zu nennen pflege, sondern suche vielmehr dem Winke zu folgen, den ich ihm, so viel es sich thun läſst, geben werde. Beobachtungen, m. H., sind Arbeiten, die von Unzünftigen verfertigt werden können, welchen aber oft nichts weiter abgeht, als eine Charlatanerie, ein ausgehängtes Schild mit der Beyschrift: Meister und Bürger. Beobachtungen gelüsten oft wider Systeme, und Systeme wider Beobachtungen, wie Fleisch gegen Geist; und doch sollten sie sich, wie Leib und Seele, wie die obern mit den untern Facultäten und Seelenkräften vertragen: denn sie sind beyde aus Einer Sippschaft. Hat man Branntwein, der an sich gut ist, so kann man ihn leicht durch einen Grapen noch einmal abziehen und verstärken; und so gibt es Doppelwitz und Doppelgelehrsamkeit.

Wir haben zwar Vieles nicht mehr, was uns ehemals zugehört hat; indeſs kann uns Niemand das Anlags- oder Nachbarrecht streitig machen, wovon wir im Veräuſserungsfall, der sich in diesen Jahren oft genug zuträgt, Gebrauch machen können; denn in der That, wir bemühen uns, die Goldbarren der Philosophie auszumünzen und im gemeinen Leben auszugeben, und sind die lebendige Logik, da es deren auch einige gibt, die lebendig todt sind. Diejenigen unter meinen Herren, die schon Veterane vorstellen, werden meine Methode kennen und mir diesen hier angebrachten Wegweiser verzeihen; denen aber, die, ich will nicht sagen, *tyrones*, Rekruten, sondern Neulinge *salva venia dupondii* sind, muſs ich zum freundlichen Willkommen anführen, daſs ich meine Stunden *ratione formalis*, weder Pandecten, als wäre Alles darin enthalten, noch *digesta*, als wäre Alles fein symmetrisch eingerichtet, oder besser gesagt, als wäre Alles unter das Prisma gebracht, nennen kann. Es kommen indeſs häufige *Authenticae* vor, wenn man unser Lehrbuch Novellen nennen wollte.

Ueberhaupt, m. H., muſs ein *Antecessor* bey seinem Lehrgebäude eine groſse Pforte für den ersten Anlauf, für Alles was kommt, und eine Hinterthür für einen guten Freund haben, oder bey der Cultur der feinen und gelehrten Vernunft, den gemeinen aber thätigen und gesunden Verstand bilden. Jenes geschieht für das betrachtende, dieses für das thätige, bürgerliche Leben; jenes für die Schule, dieses für das Haus. Wolf, der das Reich der Möglichkeit und Unmöglichkeit unrichtig maſs, war dazu geboren, die Deutschen an Ort und Stelle zu bringen; und wir wären schon da, wo wir seyn sollten, wenn wir seinem Zeitfinger gefolgt wären. Die Deutschen haben alle etwas von mathematischer Methode, und von einer Weitläuftigkeit, die doch auch ihr Gutes hat: sie schlagen alle zur Ordnung ein, und in ihren Originalwerken sind Schiebladen; sie haben ein systematisches Genie, und wenn die Engländer hartes und kleines Geld in Einen Beutel legen, so verfahren wir genauer, und bringen jede Münzsorte zu der andern. Wir sind zu Institutionen, die Engländer zu Pandecten; die Franzosen müssen sich in diese Unterredung gar nicht einlassen, weil sie in diesem Fache eigentlich Alles für das schöne Geschlecht thun, und eben darum groſse Dinge klein, und kleine groſs zu schwarzkünsteln bemüht sind. In den Werken des Geschmacks könnten wir, da die Franzosen die weiſsen, die Engländer die schwarzen Schafe gepachtet haben, immer bey den sprenklichten verbleiben; allein es müſsten dennoch Wörter, die zu Wissenschaften gehören, gesammelt und mit Realdefinitionen begleitet werden: denn hierdurch könnte die Nation allmählich zu einer gewissen Präcision im Ausdruck kommen, und selbst der gemeine Mann würde sich so distinkt ausdrücken, daſs die Sprache sogleich die Deutschen verriethe. Mit der Zeit könnte es selbst von dem gemeinen Manne heiſsen: der Engländer schreibt Zeitungen, der Deutsche ist Philosoph, und ein Französisches Wäschermädchen kann ihrer Lebensart wegen morgen Dauphine werden.

Herr Kant, unser Deutscher Plato und Aristoteles in Einer Person, hat, wie Alexander, den Gordischen Knoten nicht gelöst, sondern zerhauen; gleich gut, das Orakel ist erfüllt. Da seine Philosophie Sachen enthält, welche der Stifter der christlichen Religion nicht so ins Reine brachte (obwohl das neue Testament, recht verstanden und von Menschensatzungen geläutert, Winke der reinen theoretischen und practischen Vernunft in sich faſst); so ist Herr Kant ein solcher Christ, wie selten ein Philosoph vor ihm, und seine reine Lehre wird erst, wenn sie aus den Büchern ins Leben eingegangen, stärken, kräftigen, gründen. — Für uns, m. H., ist es nun eben nicht das Trostreichste, wenn diese christliche Lehre herrschend wird; denn wenn die Kantische und andere philosophische Bergpredigten ins Thal des gemeinen Lebens treten, so wird es schlecht und recht mit uns aussehen. — Auſser dem sogenannten äussern Gottesdienste hat der Stifter der christlichen Religion es vorzüglich auf uns angelegt, und wir werden ohne Zweifel die Ersten seyn, über die jene christliche Philosophie den Meister spielen wird. — Mag doch, wenn es nur für das Ganze nützlich und selig ist, und wenn nicht wieder eine Philosophie aufkommt, von der ein Alter sagt: „Sie vertrage nicht nur selbst kein Licht, sondern steche auch wohlbedächtig ihren Schülern die Augen aus;" welches man (unter uns gesagt) von der Jurisprudenz und der Justiz nur zu oft zu behaupten im Stande ist. Viele Gesetze machen viele Richter, und wenigstens dreymal so viele Rathgeber; und da diese Viele in ihrem Rechtsweinberge nicht ohne ihren Groschen bleiben wollen, so muſs es von Amtswegen viel Hader, Zank und Streit geben, und mit dem lieben Mein und Dein zuletzt so ins Gedränge kommen, daſs keiner recht weiſs, wer Koch oder Kellner ist. Unsre Gerichte sind einem Sprachrohr ähnlich, das zwar einen starken Schall bewirkt, allein die hineingerufenen Worte undeutlich macht. Nicht volle, sondern ledige Fässer tönen, und das Rad, welches nichts taugt, läſst sich am längsten hören. — Damit ich in-

Der soll's nicht gar verschlieſsen,
Sondern lassen genieſsen
Ziemlich den Freunden sein
Ein Kandel*) zwo mit Wein,
Daſs sie sich mit ihm freuen;
Sonst wird es ihn gereuen,
Wenn sie ihn etwa letzen,
Auch in den Stich thun setzen,
Daſs Spott zum Schaden wachs'; —
Spricht von Nürnberg Hans Sachs.

---

*) Kanne.

deſs die Ehre eines juristischen Katheders rette, so mögen die Herren Philosophen, welche die Griechen, so wie wir die Römer, zu Vorfahren haben, nur wissen, daſs sie eigentlich nicht für uns, sondern für die Nachwelt denken und schreiben, und daſs sie nur mittelmäſsige Köpfe sind, wenn sie sich nicht über ihre Zeit erheben können, wogegen wir Juristen durchaus bloſs mit unsern Zeitgenossen Schritt halten wollen. Auch appelliren die Herren Philosophen nur zu oft von der Vernunft an die Einbildungskraft, wonächst sie die Revision bey dem gesunden Menschenverstande einlegen (die Appellationsinstanz heiſst auch die Hypothesen, die Revisionsinstanz, die Orientirinstanz), als bey welcher letztern Instanz, die man auch das Volksgericht nennen könnte, das Wesen, das sie treiben, zur *res judicata* wird. — Wir dagegen haben zu unsrer Kopfunterlage ein Gesetzbuch, worauf die Richter in allen drey Instanzen ruhen und, wenn man seiner Härte durch ein gutes Kissen von Erklärung zu Hülfe kommt, nicht übel — schlafen. — Der Weise thut übrigens, als sähe er bloſs sich (nach dem bekannten Sprichwort: Lerne dich selbst kennen!); allein er beobachtet und beabsichtigt Andre und, wo es nur angeht, die ganze Menschheit. Der Weltkluge dagegen thut, als sähe er bloſs auf Andre; und doch sieht er allein auf sich. Sonst ist Klugheit Pulver, Gelehrsamkeit Schrot; die Augen haben ein Creditiv vom Verstande, die Nase vom Willen. — Doch alle diese zufälligen Gedanken, die, so wie alle Zufälle, nicht in unsrer Gewalt sind, dürfen eben nicht die rechtlichen Begriffe, wozu wir eigentlich berufen sind, verdrängen. So gewonnen, so zerronnen!

Die wenigsten jungen Leute, wenn sie auch auf Academien mehr thun, als wetterleuchten, wissen, was sie bloſs lernen und worüber sie weiter denken sollen. Sie lernen Gedanken, allein sie lernen nicht denken; sie lernen Philosophie, allein nicht philosophiren; sie lernen die Gesetze, allein nicht das Recht. Was ich also oft gebeten habe, das bitte ich, weil wir heute so schönes Wetter haben, wiederholentlich, nämlich: meine Vorlesungen nicht als ein Urbild des Urtheils anzusehen, sondern als eine Veranlassung, über unsern beliebten Autor und über mich, und wider den Autor und wider mich zu urtheilen. Ich will keinen allgemeinen Maſsstab einführen, sondern es brauche ein Jeder den seinigen. Beyläufig will ich noch gestehen, daſs ich vorzüglich in den ersten drey Stunden meinen Herren Zuhörern auf den Dienst laure und mit einer Art von Zuverlässigkeit bestimme, weſs Geistes-Kinder sie sind, und ob der Stamm in dieser Baumschule fortgehen werde, oder nicht. Ein Jeder befolgt meine Bitte und schreibt mir nach; allein ein groſser Kopf schreibt auf einem Zettel, ein mittelmäſsiger auf einem Quartblatte, und ein dummer auf einem ganzen Bogen; welches ich aber um aller Welt willen nicht bis auf unsre Gerichtsstuben ausgedehnt wissen will. Das Schreiben will bey Juristen mehr sagen, als bey andern ehrlichen und gelehrten Leuten; wo ist eine Schrift, in der man nicht finden kann, was man will? oder die mindestens nicht erlaubt, sie, wie ein leeres Zimmer, mit Geräth und Zierrathen zu versehen? Und so kann fast ein jedes Gesetz durch herrliche Mobilien der Auslegung, in unsrer Hand eine Gestalt wie das Wachs gewinnen, und es würde gewiſs keinen Beruf zum Gesetzhandhaber und Richter verrathen, wenn dieser Mann nicht unbedenklich fände, was er suchte: den Stein des Klugen, *alias* Weisen, oder den Strick für den Dieb, und wenn er nicht das Gesetz im Guten oder Bösen auf seine Seite zu bringen verstände. Ein geschriebenes Gesetz ist bey uns ein hoher und vielbedeutender Ausdruck. Ueberhaupt gehört die Schreibseligkeit zu unsern liegenden Gründen, so daſs die Franzosen, welche (*quod bene notandum*) die Geistlichkeit auf baares Geld gesetzt haben, nicht unlöblich handeln, daſs sie die Schreibseligkeit bey ihren rechtlichen Verhandlungen einschränken, als wozu die Engländer ihnen bereits ein Vorbild gaben — wenn sich nur nicht Redseligkeit dagegen einschleicht und das letzte Uebel ärger als das erste wird. — —

Ein gewisses vorläufiges Urtheil ist einem jeden Menschen so natürlich, daſs es gut wäre, hierüber weiter nachzudenken. Dieses ist der Plan, wonach man die künftige Ausführung des Urtheils entwirft: das Interlocut, wonach die Definitivsentenz zugeschnitten wird. Dieser Vorläufer des Urtheils ist nicht peinlich, und oft ist die erste Verbeugung, die Haarfrisur, das Kleid die Vorrede des Menschen; und, sagen Sie selbst, ist nicht ein gutes Buch mit einer schlechten Vorerinnerung (wenn anders Buch und Vorerinnerung von Einem Verfasser sind) etwas Seltenes?

Was man am Geschwindesten vergiſst, hat man am deutlichsten eingesehen: Behalten heiſst seinem Gedächtnisse Wunden schlagen; und auf Gedächtniſsgelehrsamkeit stolz thun, heiſst seine Narben zeigen.

Es bleibt indeſs ein so groſser Unterschied zwischen einem Menschen, der eine ihm bekannt gewesene Sache vergessen, und zwischen einem, der sie nie gewuſst hat, wie zwischen einem Gelehrten und einem Ungelehrten. Täglich ereignen sich hier Auferstehungen der Todten, und oft stehet, was ins Gedächtniſs gesäet wird in Unehren, auf in Herrlichkeit, und was in Schwachheit gesäet wird, stehet auf in Kraft.

Was nun den Mittelpunct oder die gegenwärtige Stunde insbesondere anbetrifft, so sind wir noch immer auf der Hochzeit; denn da ich gefunden, daſs mir der zehnte oder Kreuztitel des ersten Buchs unsrer Institutionen während meines Lehramts sehr viel Beyfall zugezogen, so habe ich bey diesem wohlhergebrachten Gränzzeichen verschiedene Fragen aufgeworfen, an die unser beliebter Autor, den ich durch häufige Biegungen in meinen Weg gelenkt, auch nicht einmal in einer Exclamation gedacht hat. Indeſs hat die Ehe das Prädicat heilig, und also die Befugniſs, den Gerichtsstand in Absicht einer freyen Denkungsart zu verwerfen. *Turpe est jure consulto sine lege loqui* (Wer predigen will, muſs einen Text haben); und ein Rechtsgelehrter drückt sich am besten aus, wenn er wie ein Gesetzbuch spricht. Ich will also, um in dieser Stunde so viel als möglich zu paaren, zwey anführen. Wer das Gelübde des Gehorsams auf sich hat, muſs nichts Eigenes besitzen; und wenn zwey Herren befehlen, so muſs man dem gröſsten gehorchen. Sie wissen, daſs ich bey diesem Titel nach Anzahl der fünfzig Justinianischen Decisionen fünfzig Fragen aufgeworfen; allein Sie wissen auch, daſs wir in Absicht der acht und vierzig abgeurtheilten als am Tage gewandelt, und die Straſse nie verfehlt, die da heiſst die richtige, oder, anders gesagt, daſs wir die *Sauvegarde*, welche diesen Titel bezeichnet, nicht aus den Augen verloren haben. Da hat der Preuſsische Groſskanzler von Carmer Friedrich II., den man den König nennen kann, wie die Vorwelt Rom die Stadt nannte, inspirirt, daſs er Alles, Groſs und Klein, in ein Centrum brachte, wovon die weltberühmte Cabinetsordre vom 14ten April 1780 das Centrum des Centrums enthält; und ich gestehe frey, wenn auf diesen Grund gebauet wäre, so müſste es mit unsern Vorlesungen und mit meinem Kreuztitel ein gar trauriges Ansehn gewinnen, wo nicht gar ein Ende mit Schrecken nehmen. Wir würden uns in diesem Plan verlieren, und unsre Stätte wäre nicht mehr. Doch ist es bey der Ausarbeitung des Gesetzwerks so arg nicht geworden, wie die Cabinetsordre es vorblitzte; und wenn gleich dem Frieden nicht ganz zu trauen ist, so sind wir Gottlob! doch noch, was wir waren; und ein jetziger Jurist, besonders wenn er weit vom *Jove* und seinem *fulmine*, der einen Römisch gearbeiteten Rock mit canonisch gearbeiteten Knöpfen, eine Deutsche Weste, ein Paar Beinkleider seines Vaterlandes trägt, Schuhe und Strümpfe in seiner Stadt, und den Hut endlich bey der Natur arbeiten läſst — ein jetziger Jurist, der Allen allerley ist, kann und muſs noch in dergleichem Fall, wie der gegenwärtige, Christen, Naturalisten, Civilisten, und wie sie mehr heiſsen, da sie doch ohnedieſs alle auf isten ausgehen, zu vergleichen suchen; und eben dieſs bin ich auch in Absicht der 49sten Frage Willens, welche auf die 48ste folgt und vom Endzweck der Ehe handelt. — Was ist der Endzweck der Ehe? Ich will, um diese Frage etwas ordentlich zu fassen, das zweyte Paar aufführen, und zuerst mit gebührender Genauigkeit erwägen, was der Endzweck der Ehe nicht und dann im zweyten Theile, was er sey.

Wenn wir nun zuvörderst beherzigen, was der Endzweck der Ehe nicht sey, so kann ich zwar nicht in Abrede seyn, daſs der Mensch, sich selbst gelassen, wie sich die Geistlichen ausdrücken, oder der Mensch im natürlichen Zustande, wie die Juristen sagen, — was die Mediciner für ein Wort haben, weiſs ich nicht; doch könnten sie sagen: der Mensch, der Natur anheim gestellt; denn die Natur muſs doch überall, besonders aber hier das Beste thun. — Wir Juristen schreiben, die Mediciner verschreiben, und zwar oft in dem Sinne, wie man die Worte verlernen, verachten und verschmerzen braucht. — Man muſs indeſs nicht mit der Fackel gegen den Wind gehen, wenn sie nicht erlöschen soll, und wer sie nicht selbst beurtheilen kann, den wird auch das Urtheil Anderer nicht weit bringen. Doch ich rede nicht von den Herren Medicinern, sondern von dem Nichtendzweck der Ehe, und bekenne gern und willig, daſs, Kinder zu erzeugen und zu erziehen, eine Hauptsache bey der Ehe ist und bleibt, und daſs, wenn Eins zur Erzeugung und — was fast noch mehr sagen will — zur Erziehung untauglich ist, es mit der eingegangenen Ehe nur ein klägliches Ansehn gewinnt. — Die Untüchtigkeit — das wissen meine Herren so gut wie meine Wenigkeit — scheidet noch jetzt; indeſs bedeutet sie, und das mit Recht, eine Untüchtigkeit zur ehelichen Pflicht; und es ist, alles gegen einander abgewogen, gut, daſs man hier die Gränzen nicht zu sehr erweitert, und daſs man den Feigenbaum nicht ausrottet, weil er zwar mit Blättern, aber nicht mit Früchten begabt ist. Voltaire, m. H., war der gröſste Meister in der Ironie, in Scherz und Satyre, und der wizzige König Friedrich II. konnte nicht ermüden und ermatten, den Voltairischen Witz in seinem Gespräch und in seinen Schriften zu bewundern; und doch gerieth diesem witzigen Voltaire kein Lustspiel. Er konnte schildern, allein nicht personificiren; und es paſst auf ihn, was er Jemanden sagte, der nach Italien reisen wollte: „*Vous quittez les hommes pour des tableaux.*“ So gibt es süſse allerliebste junge Herren, die bey Damen äuſserst beliebt sind, und doch nicht Vater werden können; und in Hinsicht der Damen süſse allerliebste junge Weiber, die so wenig zu Müttern taugen, wie Voltaire zu Lustspielen. Um eine Randglosse anzubringen: In dem Worte eheliche Pflicht, welches sprachrichtiger Ehepflicht heiſsen würde, liegt auch der Sinn des Rechts, weil Rechte und Pflichten, wie es sich eignet und gebührt, in einer ordentlichen Ehe leben und zwischen ihnen nie eine Scheidung weder von Tisch noch von Bett statt finden kann: was die Natur zusammengefügt, kann des Staat nicht scheiden; und nach dieser wohlgemeinten Bemerkung den aufrichtigen Rath, es in der Ehe eben so wenig strenge zu nehmen, wie ich es in unserm Kreuztitel genommen habe, und Mancherley und Manches in den Mantelsack zu stekken, den christliche Eheleute bis an ihr Gott gebe! seliges Ende tragen müssen. Was ist gewöhnlicher in diesem Jammerthal, als Rauch und Funken für Flammen, Sonderbarkeit für kräftige Eigenheit zu halten? Und man thut in Wahrheit nicht übel, sich in die Zeit zu schikken und sich mit dem Dichter auszusöhnen und zu begnügen, ob er gleich weniger uns rührt, als selbst gerührt ist; ob er uns gleich nicht zu Gerührten machen kann, sondern nur das Verdienst besitzt, sich uns als einen Hochgerührten zu zeigen; ob er gleich die Sache nicht zu begeistern weiſs, sondern wie ein von ihr Begeisterter auftritt, wenn er, ohne die Sache so lebhaft zu machen, daſs wir selbst sehen und fühlen, sich bloſs Mühe gibt, uns seine selbsteignen Empfindungen anzudichten. — — Wollte man sogar das Kind mit dem Bade ausgieſsen und so weit gehen, daſs man einem pädagogischen Gericht über Taug- und Untauglichkeit zur Erziehung die Entscheidung überlieſse — o! wer könnte da bestehen, wenn dieser Pädagog verlangte, den Kindern schon im

Der Schneider mit dem Panier.

Schwank.

Ein Schneider in der Stadt Straſsburg saſs,
Der ein berühmter Werkmann was,
Der guten Kunden hatt' ohn' Zadel*)
Bey den Domherren und dem Adel,
Denn er konnt' zierlich' Kleider machen
Daſs er wurd' reich, und nach den Sachen
Der eines Tages zuviel trank,
Daſs er sich leget, wurd' todtkrank,
Daſs er ganz Sterbens sich verwag,
Wie viel' Arzney er allda pflag.
Einsmals an einer Pfingsttagsnacht
Kam der Teufel und ihn anfacht,
Erschien kohlschwarz, zottig und rauch
Mit ſeuerglänzenden Augen auch.

---

*) Zahl.

achten Monate durch Bonbons die Buchstaben beyzubringen, und ein andrer darauf bestände, sie ohne Lesen und Schreiben wild und roh zu erziehen, von Sonn' und Mond sie bescheinen zu lassen und sie in Athletenkünsten zu üben, damit oft einer Zwergseele ein marmorner Pallast erbauet werde. Hundert gegen Eins! es ist hier, so wie überall, das Beste, Unkraut und Weizen bis zum Tage der Erndte durch einander wachsen zu lassen, nicht solche Verhältnisse zu wählen, die in die Brüche fallen und Almosen nicht in Rebhühnern zu verlangen. — Soll man fügen? oder in die Lehre gehen und nicht eher, als bis ein Meisterstück vorhanden ist, die Zunft gewinnen? und wenn das Meisterstück miſslingt, mit einem *conditione tua non utar* (die Nase ist zu klein) abziehen? Soll man erst miethen, ehe man kauft? und, wenn das Haus nicht ansteht, den Stab weiter setzen, oder, wenn es gut ist, es sich kurz und gut (*brevi manu*) übergeben lassen? Nein, m. H.; obgleich diese Einrichtung zu mancher *cause très-célèbre* Anlaſs geben könnte, die der Richter ehrenreich benutzen würde, der oft schon die einfachste Sache so interessant zu machen weiſs, daſs man, so wie bey einem künstlich verwickelten Roman, den Hauptendzweck vergiſst und bey Elephantenbeschreibungen Mühe hat, die drey Zingen zu finden, von denen die Rede ist: so läſst sich doch in einem gesitteten Staate nicht wohl fügen. Ach! es gibt Ehen, ohne daſs Kinder erzeugt, und folglich auch ohne daſs etwas erzogen wird. — — Ey, als Leibesmittel wider gewisse Anfechtungen sollte die Ehe nicht nach Gestalt und Gelegenheit der Sache eingeführt seyn, da doch die Schrift sagt: Es ist besser freyen denn Brunst leiden! Auch nicht, m. H., alldieweil das, was als Mittel gilt, als Endzweck verboten seyn kann Wer läugnet es, daſs es bey diesem Gegenstande viele Für und viele Wider gibt, und daſs ein sich selbst gelassener Dritter, im Fall ein Paar geschickte Kämpfer darum streiten, hierbey eben so viel reinen Vortheil ziehen kann, als wenn sich ein Paar Diebe schlagen. — Allein da Ehrenfälle eintreten können, die besonders academische Lehrer nicht auszuschlagen im Stande sind, obgleich das Ehrengericht im Preuſsischen Staat die Duelle mehr wohlmeinend als ausführbar abstellen will; so gestehe ich gern, daſs meine Meinung durch mehr als Ein gelehrtes Duell bestätigt worden ist. — Ich will, nach meiner Gewohnheit, Ihnen nur sieben Groschenbrote und ein wenig Fischlein über diese Sache zum Besten geben: mögen Sie doch Alles mit Danksagung empfahen und viele Körbe voll sammeln.

Euripides heirathete, der Keuschheit halber, und es sind allerdings Viele, die sich durch das Heirathen kasteyen. Unsre Sache scheint es bloſs zu seyn, den Instinct zu stillen, indem die Kindererzeugung über unsern Horizont geht, und wer sich einbildet, ein Kind schaffen zu können, bedenkt nicht, daſs der Mensch aus Leib und Seele besteht. Indeſs, ob wir gleich in der Kirche nicht selbst predigen, so müssen wir doch ehrbar und andächtig seyn. — Wäre es möglich, daſs ein Mensch in einer Champagnerstunde hingeworfen werden könnte, so wär' es in Wahrheit nicht der Mühe werth, mit ihm so viele Umstände zu machen und seinetwegen Himmel und Hölle zu haben. — Es gibt bey der Menschenschöpfung Naturmysterien der allerhöchsten Klasse, und es ist hierbey allerdings etwas Göttliches. — Das Ehebett ist ein Adytum, Eheleute sind Mystagogen; man ziehe hier nicht Vorhänge ohne Noth. — Zähle, Freund, zum Beyspiel Männlein und Fräulein! was meinst du wohl, wenn lauter Männlein oder lauter Weiblein zum Vorschein kämen? — Sie fühlen, m. H., wohin dieſs alles hinauswill, und finden den Faden gewiſs, der diese Ideen zusammenhält, die ich nur hinwerfen und angeben kann, um Ihnen keine Gelegenheit zum Privatnachdenken zu verschneiden. Haben Sie übrigens Lust, in einer Mongolfiere, welche Franklin ein noch unerzogenes Kind zu nennen die Güte hatte, einen Argonautenzug nach dem goldnen Vlieſs zu machen; so würde mein unmaſsgeblicher Rath seyn, Ihren Muschenbroeck, Haller und Blumenbach zu Hause zu lassen und sich nach bessern Piloten umzusehen. Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen uns eben so wenig träumt, wie unsern lieben Alten von der Electricität, wodurch einige Meister der Geschwindkünste uns weniger sättigen, als die Zunge reizen. Sollte nicht Lebensfunken — doch *manum de tabula!* — Ein Mensch, der bloſs seinem Triebe folgt, setzt sich unter das Thier: denn dies hat kein anders Gesetz und keinen andern Wegweiser; wir aber, denen Gott Verstand und Freyheit gab, sollen Herren seyn und nicht nur über Alles, sondern auch über uns selbst herrschen: die sich selbst regieren können, sind geborne Herren. — Wer in Ehevorfällen intolerant ist, verbietet Feuer und Heerd nicht bloſs seinem hinfällgen Leibe, sondern auch seiner unsterblichen Seele; und nur in einer Feenwelt kann man immer gewinnen, und nie eine Niete ziehen. Sich etwas vorenthalten, um es hernach desto geschmackvoller zu genieſsen, ist ein vernünftiger Epicureismus! — — — Das wäre also kürzlich und einfältiglich mein erster Theil, nämlich was der Endzweck der Ehe nicht ist. Ich habe meine Arsin, mein Nicht, nach philosophischer Art eingerichtet; denn wenn die Philosophen zeigen, was ein einfaches Ding nicht ist, so muſs man ihnen doch die Gerechtigkeiit erweisen, daſs sie uns nicht völlig im Bloſsen lassen, so daſs man, nach Anlage ihrer Definition eines einfachen Dinges, die Philosophie eine gründliche Kenntniſs von allem dem, was wir nicht wissen, nennen könnte. Daſs man nichts Negatives beweisen könne, darf ich nicht zum geneigten Andenken empfehlen; und eben so wenig, daſs sich über das, was nicht ist, unendlich mehr, als über das, was ist, sagen läſst. Schon im gemeinen Leben werden Sie finden, daſs man bey dem lieben Nein weit beredter seyn kann, als bey dem lieben Ja. — — Ich hätte zwar Lust, nach väterlicher Weise alles dieses, und was sonst noch ein Jeder auf seinem Herzen und Gewissen hat, an seinen Ort zu stellen; allein ich besorge, dieser Ort möchte mit der Zeit zu voll werden. Deſshalb schreite ich, ohne diese Wendung, zum zweyten Theile, oder zur andern halben Stunde: und was ist denn der Endzweck der Ehe? Die Liebe ist blind von Natur; das Glück hat die Vorsehung, und die Gerechtigkeit haben die Menschen blind gemacht. Von dieser traurigen Wahrheit will ich hier indeſs keinen andern Gebrauch machen, als daſs ich auch bey diesem Abschnitt so Manches im Dunkeln lassen werde, weil bey der Materie der Liebe zu viel Licht alles zu verderben pflegt. Blind seyn, heiſst, wenn von Glück, Liebe und Gerechtigkeit die Rede ist, nicht stockblind, sondern bedeutet bloſs blöde Augen. — Man hat in dieser Rücksicht sogar schon Versuche gemacht, der Gerechtigkeit mit oculistischer Freyheit die Binde ganz abzunehmen: wär' es aber nicht zu früh? Fast würd' ich anrathen, ihr sogar noch obenein Handschuhe anzulegen. — Genug — Mit Einem Worte: der Endzweck der Ehe scheint mir wechselseitige Unterstützung zu seyn. Scheint? In einer Parenthese muſs ich anzeigen, das ich dasjenige, was ich glaube, noch nicht für gewiſs halte, und daſs gewiſs sich auf mich, wahr dagegen auf das Allgemeine bezieht. Gewiſs wissen, könnte man *Contant*, für baares Geld, kaufen glauben, einen Kauf auf Credit nennen. Was die Gelehrten gewiſs wissen, hat auf einem halben Bogen Raum; was sie aber glauben, das können viele Kameele nicht tragen. Mit Fleiſs habe ich diesen juristischen Ausdruck Kameelsfracht (*Multorum camelorum onus*) beybehalten wollen, um einem andern Thiere auszuweichen. Diese wechselseitige Unterstützung kann so enge und so weit genommen werden, wie die genaueste Lebensvereinigung, das sogenannte *arctissimum vitae commercium*, und natürlich auch auf gemeinschaftlichen Tisch und Bett gehen; nur müssen die Ehegelübde bestimmt seyn, und es mit ihnen nicht wie mit den Ordensgelübden einer gewissen Kirche gehalten werden, von denen es heiſst: das Gelübde der Keuschheit halte, wer es kann, das Gelübde der Armuth, wer es muſs, und des Gehorsams, wer die Censur fürchtet. — Wir lieben aus Beständigkeit unsrer Selbstliebe die Veränderung; allein wir sollen unsern Nächsten (und Eheleute sind die eigentlichen Nächsten) lieben als uns selbst. — Ich weiſs, das bey dem Ausdruck: genaueste Lebensvereinigung, dem Philosophen viele Einwendungen übrig bleiben, indem dieser Begriff noch zu viel Poesie in sich faſst. Mag doch; denn in einem gewissen Gesichtspunct ist die Natur der *Positivus*, die Philosophie und alle dahin einschlagende Wissenschaften der *Comparativus*, die Poesie mit ihrem An- und Zubehör der *Superlativus*. Ein Philosoph aber, der kein Dichter ist, wird schwerlich erfinden: die Poesie ist die wahre Algebra, welches wir durch groſse Erfindungen in der Philosophie nachweisen könnten. Der poetische Kopf ward von der

Imagination auf Dinge gebracht, und der philosophische rechnete das Exempel noch einmal über, und machte die Probe dazu. Ein Hülfsmittel zum Erfinden ist, das Gegentheil von dem versuchen, was allgemein gelehrt und gelernt wird. Auch werden meine Herren bey dieser Gelegenheit sich noch erinnern, daſs ich den Geschmack durch die Vernunft *in concreto* definirt habe, und bey allen diesen Erinnerungen, die nicht so füglich hierher gehören, sich einen Umstand merken, der nicht unpassend ist, daſs nämlich derjenige, der den angemessensten Ausdruck zu einer Sache, den Leib, wenn ich so sagen soll, zur Seele findet, ein schöner Geist genannt zu werden verdient. Genaueste Lebensvereinigung, wechselseitige Unterstützung, sage ich — wer hierzu Kinderzeugen rechnet, der rechne es; wer andre Gränzen annimmt, der nehme sie an: dieser Begriff ist so voll Toleranz, daſs nicht nur alle isten, sondern auch alle aner, die weit ärger als Jene sind, dabey ihre freyen Eheübungen exerciren können. Lassen Sie uns bey dem Worte exerciren ein wenig Halt machen, und, da wir die Ehre haben, *milites togati*, Rocksoldaten, zu seyn, zufolge dieses Commandowortes, der juristischen Tactik zu Ehren, erwägen, wie das Naturrecht strikter Observanz von dem natürlichen Rechte, nach der

Meinuug berühmter Lehrer, unterschieden sey, obwohl, die Wahrheit zu sagen, viele fromme Schafe in einem Stalle Raum haben. Nach dem strengen Naturrecht ist — wenn Gott will! — Alles und Jedes verstattet, was einem Dritten und denen Personen, die sich unter einander verbunden haben, nicht zu nahe tritt. Hier ist, den natürlichen Trieb zu befriedigen, das Ende vom Liede. Nun geruhen zwar freylich feine Leute, und das mit allem Recht, es die niedrigste Stufe der Vollkommenheit zu nennen, wenn man unter dem Ende vom Liede bloſs, den natürlichen Trieb *quaestionis* zu befriedigen, verstanden wissen will; ob man gleich denn doch auf der angeblich höchsten Stufe nur ein kleines Licht ist, falls man auf jener niedrigsten nicht in der Wahrheit besteht. Das natürliche Recht, welches mit der Sittenlehre *in arctissimo commercio* (in der genauesten Vereinigung) ist, und die gröſsere Vollkommenheit und das ausgebreitetere Wohl des Menschengeschlechts bezweckt, will nun schon ein höheres Examen von den Ehekandidaten; und da setzt denn endlich die bürgerliche Verfassung diesem beliebten und belobten Gegenstande eine doppelte Krone von Einschränkungen auf, indem sie den Menschen nicht schlechtweg als Bürger, sondern als Christen beherzigt. Hier kann ich nicht spazieren gehen, nicht gehen um zu gehen, sondern ich muſs anzeigen, woher und wohin? Ich kann nicht bloſs säen, sondern muſs auch erndten und in die Scheuren sammeln: — Die Ehe steht unter dem Schutz und Schirme des Gesetzes, und ist eine ausschlieſsende, lebenslang dauernde Verbindung, wodurch zwischen den beyden Ehelustigen und den zu erzielenden Kindern gegenseitige Rechte und Verbindlichkeiten eingeführt sind. Sie wissen, m. H., was ich zu seiner Zeit über eine gesetzliche Definition ins Gelag hinein geredet habe, und die römisch gesetzliche, nach welcher die Ehe eine gesetzliche Verbindung eines Männleins und eines Fräuleins zu einem möglichst genauen ausschlieſslichen Umgang ist; *legitima conjunctio maris et foeminae individuam vitae consuetudinem continens*, bleibt in Wahrheit mit meinen angegebenen Begriffen so übereinstimmend, daſs es eine Lust ist. In dem genauen, ausschlieſslichen Umgange ist, wenn man will, das Kinderzeugen lichterloh begriffen, und was braucht es denn eines besondern Fingerzeiges auf diesen Hauptzweck, da es bekannten Rechtens ist, daſs Mann und Weib Ein Leib sind, und daſs Männlein und Fräulein nicht des Paternosters wegen mit einander liebäugeln — als weſshalb des rechtlichen Ernstes einer Frauenzimmer-Sequestration

Sehr grausamer Gestalt er war,
Bracht' auch ein' Fahne mit ihm dar,
Sehr breit, wohl dreyſsig Ellen lang,
Die er vor dem Kranken 'rum schwang,
Ihm zu einem besondern Schrecken.
Dieselbe war von lauter Flecken,*)
Als Parchent, Atlas und Satin,
Würsat, Zendel und Ormasin,
Von Sammet, Seiden und Daſant,
Von Schamlot und wollnem Gewand,
Löndisch, Lybisch, Mechlisch, Stammet;
Das Panier alle Farb' auch hätt,
Grün, braun, gelb, weiſs, rosenfarb, blau,
Roth, schwarz, veilchenfarb, eselgrau,
Von allen Flecken, die er im Leben
Den Leuten nicht hatt' wieder g'geben.
Als der Krank' nun sah das Panier,
Kennt er's, mit lauter Stimm aufschrie'r,
Er rauft' sein Haar, und rang sein' Händ',
Und kehrt' sich hinum zu der Wänd,
Lebt' als ob er wär' gar unsinnig,
Als wär' er wüthig oder wünnig;
Zuhand sein' G'sellen sammt der Seelnunnen
Sprengeten auf ihn ein'n Weihbrunnen,
Tröstlich man ihm zusprechen kunnt'.
Nach dem der Teufel doch verschwund

---

*) Flicken.

ungeachtet, sogar Heineccius sich doch nicht entbrechen kann, sie eine der artigsten Verwalterschaften (*belissimam sequestrationis speciem*) zu nennen, alldieweil diese Sache immer sehr kitzlich bleibt. — Der Heerführer Moses untersagte, um früher Verführung und daher entstehender Sittenverderbniſs vorzubeugen, die Ehe zwischen Personen, die einander, nach altem Brauche seines Volks, ohne Schleyer sehen durften, und also zwischen Eltern, Kindern, Schwestern und Brüdern, Stief- und Schwiegereltern und deren Kindern, auch der Bruderswittwe, wenn nicht der Bruder ohne Kinder gestorben war; und es ist nicht der Mühe werth, sich weitläuftiger über eine Sache auszulassen, von welcher auch Sie, m. H., lebhaft überzeugt zu seyn nicht ermangeln werden. Nach dem weisen Plato, ist die Liebe nichts anders, als der Wunsch der genauesten Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande; und in der That nicht nur die Natur Allerhöchst selbst, sondern auch das Deutsche und das canonische Recht, das Tridentinische Concilium und die Augsburgische Confession und das daraus abflieſsende protestantische Kirchenrecht, sind hier mit dem Römischen Rechte Ein Herz und Eine Seele, und mein *arctissimum vitae commercium* ist Gleich und Gleich, das sich gerne gesellt. Sobald ein

Paar Eheleute zusammentreten, sollte es von ihnen abhangen, wie sie die Ehegränzen bestimmen wollen; auch müſsten ihnen Modificationen in der Folge der Ehezeit unbenommen bleiben. Kommt Zeit, kommt Rath; und mit der Zeit und mit dem Rath wird es Seelen- und Körperehen geben, wenn eine jede besonders, so wie beyde vereinigt, eine förmliche Ehe ausmachen könnten: doppelte Schnur reiſst nicht; und wenn man auch sonst die Gränze von angelobten wechselseitigen Unterstützungen eher eingeschränkt als erweitert wünschen möchte, so werden doch christliche Ehegatten nichts dagegen haben, wenn sie (sogar selbst unverheiſsen) einander hülfreiche Hand leisten, einen Trieb zu dämpfen, der uns oft mehr neckt, als in Ernst verfolgt. Ich habe in einem handgreiflichen *responso juris* bewiesen, daſs auch Verschnittene heirathen können; und ob ich gleich nicht glaube, daſs irgend Jemand von meinen Herren aus Liebe zur Gerechtigkeit sein Fleisch so sehr gefangen nehmen wird, wie es Origines aus Liebe zur Gottseligkeit gethan hat; so will ich dennoch einen concentrirten kurzweiligen Auszug aus diesem *Responso* machen, wo nicht zur Originalnachfolge in der Jurisprudenz, so doch zur Ausfüllung dieser Stunde.

Im Vorzimmer, das ganz artig gebauet ist, wird dem democratischen Sprichworte: „Viele Augen sehen mehr als Ein Auge,“ eine unverdiente Ehre erwiesen; denn es können fünfhundert Fehlerhafte das Ziel nicht so gut treffen, wie ein Paar gesunde: und wenn man ganz genau sehen will, muſs man noch obendrein das eine zudrücken. Im Vorzimmer nimmt man's indeſs nicht so genau.

Es hatten drey theologische Facultäten schon ein Paraklet für unsern Freund massiv aufgeführt; und wenngleich eine vierte feindselige, doch allemal ehrwürdige Facultät etwas davon zerstört hatte, so durften wir dennoch nur die Tapeten wieder anschlagen, das beschädigte Dach ausbessern und ein Paar Kamine wegen des Zugwindes vermauern lassen.

Beyläufig — die Theologen brauchen beständig Tapeten, die Juristen weiſsen ihre gelehrten Gebäude aus. Eben diese drey theologischen Facultäten wegen zählten wir die meisten Augen, indem drey theologische und eine juristische mehr, als eine vierte theologische sehn müssen. W. z. e.

Im Hauptzimmer unsers *Responsi* untersucht' ich den Zweck der Ehe, und dieses kann ich übergehen, weil meine Herren meine unvorgreifliche Meinung darüber schon vernommen haben. Die ehelustigen Personen waren ein General, der im Felde in die Nothwendigkeit gesetzt worden, ein *Responsum* zu suchen, und ein sehr vernünftiges Fräulein, die aus ihrem Geburtsjahre kein Geheimniſs weiter machte, und an dem Tage der Anfrage ihr sieben und vierzigstes Wiegenfest frisch und gesund, wie die Worte lauteten, erlebt hatte. Sie wurde mit X und Er mit Z bezeichnet, und Beyde wollten weiter nichts, als sich unter einander freuen und betrüben, und, da sie Beyde verwandt waren, einen weitläuftigen Vetter, der einem *Responso* glücklich ausgewichen, nicht weiter als seine Bienen gezogen und schon vom siebzehnten Jahre seines Landlebens ein Ehemann war, so reich an Gütern machen, wie er es an Kindern geworden war. — — Hätte (beyläufig gesagt) der Erzvater einer gewissen Gesellschaft, verschrieenen Andenkens, lieber, wie unser kreuzbrave General, ein *Responsum* als eine Bulle für seine geistliche Familie gesucht, so wäre jetzt ohne Zweifel ein jeder Priester eines Weibes Mann, und weidete seine Schäflein nicht unter Dornen und Disteln der Scholastik oder in Gehägen von Symbolen, sondern auf freyer offner Flur des Evangeliums. — — Ich warf den Zweifel auf, was wir thun würden, wenn fünfzig X und eben so viele Z eine dergleichen Beantwortung verlangt hätten? Allein dieser Einwand schien sich in einen Bewegungsgrund mehr zur Bewilligung zu verwandeln. «Wenn sie alle postfrey einsenden, kein Zweifel.» Aber der Staat verliert fünfzig frische und gesunde X? «und gewinnt durch fünfzig Vettern.» Wie Sie wollen, meine Herren Collegen. — Da wir einmal Lanzen brechen, fand Einer unter ihnen, dessen Verstand, wenn er böse wird, zum Schornsteine, oder auskocht, die canonische Bedenklichkeit: unrichtig, darum Jemanden das Priesterthum zu versagen, weil er dem General Z ähnlich wäre; allein «was für ein Gelübde würde wohl eine solche Keuschheit seyn?» antwortete ich ganz gelassen.

Kein Verschnittener, fuhr ich fort, um Sturm zu laufen, soll in die Gemeine Gottes kommen: nur gesunde Thiere konnten im A. T. geopfert werden; und haut man denn denen, die bey der Kirche dienen, die Hand ab, damit sie nicht den Gotteskasten bestehlen können? Ich weiſs, daſs unter unsern Geistlichen sich kein Origines vorfinden wird; allein ich wollte auch um alles in der Welt willen nicht einen zu meinem Beichtvater haben. Dieses brachte uns auf Herrn Dr. Martin Luther, und unsre vollstimmige Meinung war, daſs er wohlgethan hätte, die Geistlichen zum Geheimnisse der Ehe zuzulassen; nur darüber, daſs er selbst diesen Weg alles Fleisches eingeschlagen, ward etwas Puder verschüttet. Auch sagte ich, indem ich aufsprang: Meine hochgeehrten Herren Collegen, die Thüre können wir aufmachen, nur die Augen nicht ausbrechen; und wenn ich wüſste, daſs einer unter ihnen über Kurz oder Lang ein solches *Responsum* bedürfen sollte — ich versichere auf Ehre: ich verbäte allen Antheil an diesem Gelde, und thäte Verzicht auf diesen Lehrstuhl und auf die neue Tuchdecke, womit unser Sessionstisch aus den Zehnten, die wir von dem verdienten Gelde für ihn abgelegt, angezogen werden soll.

«Aber sollte ein Vater, nicht aus väterlicher Gewalt, um seinen Sohn glücklich zu machen, in der Wiege — ?» Nein, so wenig wie dem Sohn in der Wiege das Leben nehmen.

Bey der Beantwortung selbst, die viel Haltung hatte, kamen die genauesten Eintheilungen vor unter den moralisch und physisch Verschnittenen, unter Spadonen und Eunuchen, unter denen, die um der Seele, und die um des Leibes willen es geworden; wir waren aber so fein, den Herrn von Z. nicht zu klassificiren, sondern ihn bloſs durch die Finger zu sehen, um der Meinung der Rechtslehrer auszuweichen, daſs die Heirath der Spadonen zwar unter einer gewissen, der Kastraten aber unter gar keiner Bedingung nachzulassen sey. Der Schluſsstein war: Weil das Fräulein von X vorher alles genau untersucht, sie hiernächst nicht aus Neugierde oder böser Lust, sondern bloſs des Herrn Vetters wegen sich verheirathen wollte, die *Traditio* auch *symbolica* seyn sollte, und endlich der Brief an die Facultät frankirt gewesen; so könnte sie mit gutem Gewissen, wiewohl ohne Ehebette, als welches heilig zu halten wäre, sich verheirathen: Ihret- und Andrer wegen sollte indeſs des Herrn von Z. Verfassung verborgen bleiben bis an den jüngsten Tag.

Die Herren Theologen, welche zum *Proemio* vom Schneelichte der Vernunft gehandelt, hatten in der Abhandlung selbst, als wenn alle drey Facultäten unter einander Ohrenbeichte gehalten, das Liebesübel, wofür Sanct Franz das Schneebad gebrauchte, zur Ursache angeführt, und ihre *Responsa* aus dieser Quelle abgeleitet; allein wir waren der Meinung, daſs, wo keine Wiege möglich wäre, auch kein Ehebett zu verstatten sey, weſshalb wir bloſs auf die wechselseitige Unterstützung in Handdiensten und die möglichst genaue Vereinigung gingen, die Gränzlinie dieses Ehezwecks auf diese Art rechtlich absteckten, und den herrlichen Spruch, 1. Kor. VII, 29. „haben Weiber, als hätten sie keine," in Segen benutzten. Ein Nothruder ist ein Mittel, dessen man sich bedient, den Verlust des Ruders oder Steuers in der See so gut als möglich zu ersetzen. —

Jene redeten vom Origines, wir vom Abälardus, obgleich Beyde sehr unvermuthete Gäste vorstellten; jene stritten sich über den Propheten Daniel, ob er ein Verschnittener gewesen sey, und führten zum Amen ihrer Abhandlung den frommen Abraham an, dem Gott aus Steinen Kinder erwecket, und den Spruch, daſs, wenn es Gott gefiele, er auch den Einsamen Kinder geben könnte, wonächst sie, nach einem wahren Schneckengange, dem neuen Ehepaar eine angenehme Ruhe wünschten.

Wir nahmen, um eine Brandmauer aufzuführen, auf den Herrn Vetter Rücksicht, dem wir zur Schadloshaltung des Staats annoch eine gesegnete Erndte wünschen, versicherten auch schlieſslich, daſs wir leichter über dieses *Responsum* einig geworden wären, wenn Z. nur um seine vor dem Kriege mit dem Fräulein X gehabten Kinder zu legitimiren, diese Heirath nachgesucht hätte.

Da man kein unbauliches oder notenleeres *Responsum* zu geben gewohnt ist, so bezogen wir uns auf *C. 4. et 5. X. de frigidis et maleficat.*; gossen überhaupt hier und da etwas lateinischen Hefen zu, trugen dem canonischen Rechte die Schleppe nach, und machten Z zum Bruder und X zur Schwester, und erlaubten den Tisch, allein nicht das Bett, brachen darauf ganz kurz ab, und wünschten eine gesegnete Mahlzeit. Wäre zu dieser Zeit das lehrreiche Preuſsische allgemeine Gesetzbuch schon aufgegangen gewesen, so würde uns des 2ten Theils 1ster Titel, von der Ehe, einen nicht geringen Dienst geleistet haben, wo, wenngleich der §. 1. die Erzeugung und Erziehung der Kinder als den Hauptzweck der Ehe angibt, § 2. geradesweges dergleichen Generalfälle entscheidet: „Auch zur wechselseitigen Unterstützung allein kann eine gültige Ehe geschlossen werden.“ Nur Schade, daſs ein dergleichen einziger Paragraph so groſse Dinge thut und allen *Responsis* bis an den jüngsten Tag ein unseliges

Ende macht, die, wie man sagt, im Preuſsischen Staat ohnehin schon seit langer Zeit zu den abgekommenen Moden gehören. Ins Ohr: Sie werden aus meiner Recension des General-*Responsi* des mehreren bemerkt haben, daſs ich den Endzweck der Ehe in der Facultät nicht für so wohlfeilen Preis gelassen, wie hier im Auditorio, wo *Pater inter liberos* (der Vater unter Kindern) testirt. —

Es kommt, damit ich dieses *Responsum* befriede, wie mich dünkt, alles auf Bedingungen an; und einem, der es so will, geschieht kein Unrecht. Kapitulirt man, so darf die Festung nicht mit Sturm übergehen; ist indeſs nichts vor der Ehe verabredet, so müſsten die Ehe und die damit verbundene theure Pflicht, in dieser letzten betrübten Zeit wie Privilegien im engern, und nicht im allerweitesten Verstande interpretirt werden. So viel ist gewiſs, daſs die Aerzte auf diese Art bey Eheverbindungen beynahe mehr, als die Juristen gebraucht werden dürften; indeſs heiſst es auch hier: schreiben und erschreiben, leben und leben lassen; und da schon bey Testamenten in Absicht dieser guten Leute eine Hand die andre wäscht, so kann diese abermalige Zusammenkunft nicht schaden, sondern vielmehr einem Jeden, der das Hand-

Mit dem Panier, nach dem mit Nam'
Der Krank' wieder zu sich selbst kam,
Und richtet' sich auf in dem Bett
Und seinem Gesind' sagen thät,
Wie ihm der Teufel erschienen wär',
Und ihm gedrohet scharf und schwer,
Er wollt' ihn führen mit sich weg,
Hätt' ihm anzeiget alle Fleck'
An ein'm Panier, welche, er redt,
Nach den Mäusen geworfen hätt'.
„Das hat mich g'bracht in solchen Schrecken,
Der mir noch ist im Herzen stecken;
Drum bitt' ich, liebe G'sellen, und
Wenn ich werd' wieder frisch und g'sund
Und daſs ich schneid' an ein'm Gewand,
Alsdann mich an das Panier mahnt,
Daſs ich thu' an die Fahne denken,
Daſs ich nicht tiefer thu' versenken
Mein' Seel' in solches Ungemach."
Nun als er ward gesund hernach,
Und wenn er schnitt an ein'm Gewand,
Ward von sein'n G'sellen er vermahnt,
Er sollt' denken an das Panier,
Dann sprach er ja, Dank habet ihr.
Solcher Brauch währet auf ein'n Monat,
Bis er ein's Tages geschnitten hat
Ein goldnes Stück ein'r edlen Frauen,
Sein' G'sellen thäten darauf schauen,
Sagten, er sollt' ans Panier denken;

werk versteht, Vortheil bringen. Unsre Geheimnisse sind ohnehin verrathen und verkauft, seitdem Caj. Flavius und Sext. Aelius die Formalien öffentlich bekannt machten: und wir bedenken bloſs, was zu unserm Frieden dient, wenn wir mit dem ungerechten Mammon Freunde werden. Ein Jeder, der jetzt Rechtssachen hat, hält sich auch für geschickt, zu rechten und zu richten, und wenn er gleich Beydes, der Ordnung gemäſs, Andern überlassen muſs, so wird er doch übel dabey geplagt. Er spielt es nach, wie Kinder, wenn sie Soldaten gesehen haben, wirft das Hundert ins Tausend, pflügt die Wiesen zum Grasen um, und fährt sich und Andre auf keine ebne Bahn. — — Noch besser können Sie sich die Sache vorstellen, m. H., wenn Sie einige Umstände aus der Lehre von Kauf und Verkauf, welches ein Consensualcontract ist, entlehnen. Man wird uns um desto eher leihen, weil die Ehen mit dem Kauf und Verkauf Geschwisterkinder sind und die ältesten Völker kauften, wenn sie heiratheten; wie denn auch dieser Contract *in dubio* den Vorzug hat, daſs er geglaubt wird. Die Widerruſsklage, *actio redhibitoria*, steht dem Käufer wider den Verkäufer zu, wenn er ihm ein gewisses Hab' und Gut für vollkommen gut und ohne Mangel verkauft, nachher aber sich ein verborgner Schade hervorſindet. Man ſordert das Geld und gibt die Sache. Die *actio quanti minoris*, oder die Geringschätzungsklage, ist vom Käuſer wider den Verkäuſer anzustellen, der ihm ein schadhaſtes Gut verkauſt, damit ihm der Verkäuſer so viel Geld zurückzahle, wie das Gut weniger werth ist. Ich bitte die Zeit nicht zu vergessen, in welcher diese Klagen angestellt werden muſsten, um alles desto besser bey der Ehe anzuwenden: wiewohl ich, auſrichtig zu gestehen, wünschen würde, daſs, da die Sonne nicht über unsern Zorn untergehen soll, alle Klagen in einem halben Jahre verjährt seyn möchten. Wir würden hierdurch weniger Rechtssachen, die Advocaten weniger Kartengeld und überhaupt jeder Actengeyer, *Vultur togatus*, weniger Gelegenheit zum Betrügen haben.

Die ſünfzigste und letzte Frage, die ich vor vielen Jahren eben so langweilig wie die neun und vierzigste zu handhaben die Gewohnheit hatte, erscheint mir seit einiger Zeit so kritisch und in einem so veränderten Lichte, daſs — da ich nicht die Stärke oder Schwäche besitze, in Geſellſchaft über Dinge zu sprechen, vor denen ich mich im Dunkeln ſürchte, oder etwas am Tage dreymal zu verleugnen, was ich des Nachts glaube und wovor ich zittre — ein gewisses und untrügliches Gefühl auf der linken, und festgenommene Grundsätze auf der rechten Seite mich bestimmt haben, diese Frage zu beantworten, ohne sie aufzuwerfen; und in der That, diese einfache Methode kann oft so viel bewirken, daſs es den Anschein gewinnt, als sey die Sache von ungefähr und ohne Veranlassung gekommen. Nicht wahr: diese sanfte Melodie wird dem Herzen und Verstande äuſserst wohlthun? Ein Einfall, welcher eines Commentars bedarf, ist Wein mit Wasser vermischt, und verliert die Hälfte seiner Kraft. Das Gesetz des Lykurgus, daſs Eheleute zu Lacedämon ohne zu fragen antworten und nur verstohlen zusammen kommen sollten, so daſs es ihnen zur Schande gereichte, wenn man sie bey einander antraf, findet hier eine psychologische und ästhetische Anwendung. — Wenn es rathsam ist, selbst jenen Vorhang unaufgezogen zu lassen, den die Natur vor die Triebfedern menschlicher Moralität hängte; und wenn man wohl thut, auch hier die Opfer zu sehen, ohne ihre Maschienen kennen zu lernen, die Schauspieler und Schauspielerinnen an Stell' und Ort zu beklatschen, ohne ihnen unter die Coulissen nachzuschleichen, oder gar ihr gemeines Leben zu untersuchen, weil hierdurch überall Hauptreize verloren gehen würden: so hat die Natur, auſser dieser Metaphysik, noch weit geflissentlicher eine gewisse Physik verschleyert. — Ein ehrwürdiger Schleyer! In der Hoffnung, daſs ein Zitterlicht von Gedanken hier oft mehr ausrichten könne, als die Mittagssonne, werd' ich auch hier in Sprichworten und nicht frey heraus reden. Ist die Saat durch unglückliche Ereignisse kraftlos, so ist der Ackersmann verpflichtet, sein Feld noch einmal zu bearbeiten und zu säen; und wären das Gegenwärtige und die Zukunft nicht ein so ungleiches Paar, daſs, wenn es zum Streite kommt, das Gegenwärtige fast beständig den Sieg erhält — Mann und Weib würden sich in gewissen wechselseitigen Forderungen ohne allen Zweifel mehr einschränken, als jetzt. Indeſs unterdrückt eine lebhafte Empfindung die schwächere; und wir mögen diese Behauptung durch alle fünf Species der Sinne durchrechnen, wir werden sie überall bewährt und richtig finden. Die fünf Sinne zusammennehmen, ist fein und juristisch geredet, und bedeutet ein Collegium von Fünfen, wo Niemand die Präsidentenstimme haben darf. — Wer Hunger hat, iſst; wer müde ist, schläft; und nur der gemeine Mann fühlt, wo nicht allein, so doch wenigstens stärker, die Glückseligkeit, daſs es alle acht Tage einen Ruhetag gibt. Dagegen bedürfen gewisse Vornehme, die immer ruhen, des Sonntags nicht. Vergnügen ist ihr Schweiſs des Angesichts, und durch Genuſs machen sie sich unfähig zum Genuſs; in verdrieſslichen Stunden, wenn sie nach der Ursache des Verdrusses gefragt werden, denken sie im Herzen, was jene Dame sagte: « *Que voulez vous que je dise? Je n'aime pas les plaisirs innocens.* » — Ob ich denn nicht ungefragt zu antworten anfangen werde? Anfangen? ich bin sogleich am Ende; denn eben wollte ich bitten, den vielvermögenden Trost zu Herzen zu nehmen; daſs Werke der Liebe und Werke der Noth auch am Sonntage erlaubt sind. — — Den Gelehrten liegt nach dem Talmud ob, sich nur alle zwey oder drey Jahre an die Hochzeitsnacht lebhaft zu erinnern. — Academische Lehrer verdienen den Namen Gelehrte mehr als andre, weil sie nicht nur gelehrt sind, sondern auch Andre durch Worte und Werke, durch Mund und Schrift gelehrt machen, und in Verhältniſs des unbeträchtlichen Honorariums ihren Schülern, so wie die Erde dem Monde, vierzehnmal mehr Licht geben, als sie erhalten. — Die Gaben des Icti Tiraquelli, der alle Jahre einen Seelen- und Leibeserben zur Welt beförderte, sind nicht Jedermans Ding, und wer sie hat, bedarf freylich keines Talmudsprivilegiums. — Besonders ist es, daſs man, ungeachtet dieser Ehrenmann ganzer dreyſsig Jahre (der Lieblingstermin der Juristen) seine Fabrikenarbeiten fortsetzte, nicht so genau weiſs, wer unter diesen sechzig Tiraquellischen Kindern den Vorzug gehabt: ob die des Leibes, oder der Seele? und noch besonderer, daſs bey diesem nicht gewöhnlichen Leibes- und Seelensegen meines Wissens sich gar nichts von beyden Arten seiner Nachwelt bis zu unsrer Zeit erhalten hat, obgleich, wohl zu merken, das, was geschrieben ist, nicht aus der Welt *geschrieben werden kann*. Wer schreibt, der bleibt. — Nur noch einen Gnadenstoſs wegen der Frauen der Gelehrten. Sehen Sie ihn als ein Wort an, das vom Herzen kommt und das auch zu Herzen gehen sollte; und wenn Ihnen diese Stunde zu lang deuchtet, so denken Sie, was man von einer langen Meile sagt: daſs Verliebte sie genossen haben. Xantippe wird gewöhnlich für die Stammmutter der Frauen der Gelehrten gehalten; aber wenn sie gleich nicht den Pranger verdient hat, an welchem sie steht, so würde ich doch die Hipparchia, die Ehegattin Sr. Klarität und Spectabilität des *Professoris Philosophiae* Krates weit eher empfehlen, welche, ungeachtet des cynischen Gegenvermächtnisses ihres Herrn Bräutigams, ihr Herz an ihn hängte, und im Fall der Noth durch die Brille seiner Secte die öffentliche Straſse für ein Ehebett ansah.

Es wird sich der Mühe verlohnen, bey Gelegenheit der Frauen der Gelehrten unserm Leibnitz, so weit er auch von dem Icto Tiraquello absteht, ein Denkmal zu errichten. Er ward, als er in Leipzig Doctor werden wollte, zur Beruhigung aller deren, denen ein gleiches Schicksal bevorsteht, abgewiesen. Mein Bürge, den man beliebigst in Anspruch nehmen kann, ist der Ritter von Jancourt, der sich auf Fon*tenellen bezieht; und dieser schreibt die Schuld* der Abweisung geradezu auf die Rechuung der Ehegattin von dem Herrn Dechanten der Juristen-Facultät. Der zwanzigjährige Leibnitz kam der guten Frau (ein seltner Fall!) zu jung vor; nichts mehr und nichts weniger als Leibnitzens Jugend vermochte die alte kluge Frau Dechantin, und sie ihren Mann, der ohne Zweifel seine Hände trotz dem Pilatus gewaschen haben wird, zur Verwerfung dieses Steins, der zum Eckstein alle Anlage hatte. Eine denkwürdige Anecdote! Sie erhält noch mehr augengefällige Rundung, wenn man den Umstand aufnimmt, daſs es Leibnitzen weder an den alten fünf Sinnen, noch an dem sechsten Büffonschen gefehlt habe, Kraft dessen er sogar noch in seinem fünfzigsten Jahre Anfechtungen zum Heirathen in sich verspürte. Der Gegenstand seiner damaligen Neigung schlug ihm zwar die verlangte Promotion nicht so wie die Leipziger Facultät ab; doch nahm das Frauenzimmer sich, vielleicht um unsern Leibnitz desto fester zu binden, Bedenkzeit: und Leibnitz? — folgte ihrem Beyspiel. Und was beschloſs der fünfzigjährige Freyer? Sich unter dem Vorwande loszumachen, daſs Heirathen gut sey, der Weltweise und der Gelehrte indeſs während des ganzen Lebens nur darauf denken müſsten. Das *sind die Folgen der Bedenkzeit! — Mancher* Gelehrte von Profession, der nicht allezeit Mehrer ist, hält die Ehe, so wie der gemeine Mann die Andachtsübungen, nicht für Aufmunterungen zur Handlung, sondern für Handlung selbst, und glaubt, was Plinius an seine Gemahlin schreibt, „daſs sie nicht in seine Jugend, in seine Bildung, als ein Paar hinfällige Vorzüge, sondern in seine Ehre verliebt sey." (Güldene Worte in silbernen Schalen!) Ob Viele die Ehre haben werden, ihm in diesem starken Glauben gleich zu kommen, ist eine Frage, die man zwar unbedenklicher, als meine fünfzigste, beantworten könnte, die aber aus andern Gründen im ledigen oder unbeantworteten Stande bleiben mag. Ein ächt probates Hausmittel in diesen Umständen ist, nicht zu neugierig zu seyn und den Geist eines Sylla, eines Pompejus, eines Claudius auf sich ruhen zu lassen. Man singe auf den Straſsen von seiner lieben andern Hälfte; allein der Ehemann hör' es nicht, und verflucht sey die dritte Hand, die es ihm berichtet! Eine solche Zeitung kann man nur, wie Sylla, von seinem Feinde erfahren, da hingegen der Freund wohl thut, jenen sanften Schlaf seines Freundes nicht zu unterbrechen, wenn er nicht bey dem äuſserlichen Dank innerliche Abneigung gegen sich bewirken will. — Aus Glück Vortheil ziehen, kann Jeder; sein Unglück aber benutzen, ist dem Weisen vorbehalten: und wem ist es unbekannt, daſs der Schall in eingeschlossener erwärmter, und in sehr kalter Luft auſserordentlich verstärkt wird? — — Noch weiter haben es Jene gebracht, die es sogar verstehen, sich über dergleichen Kleinigkeiten weg zu philosophiren, welches um so leichter ist, da diejenigen am meisten darüber spotten, die sich unwissend in eben dem Falle befinden. Gelehrte sind in sich selbst verliebt: sie vergessen, wenn sie im Spiegel ihre Schriften sehen, keineswegs, wie sie gestaltet sind; selbst Hans Jacob ward durch seine liebe Gestalt, wie durch ein Gespenst, so sehr verfolgt und geängstigt, daſs er oft dieses Poltergeistes halber nicht aus noch ein wuſste. — Das Hauswesen eines Gelehrten, für welches er fast niemals aufgeräumt seyn kann (ein schönes Wort!), ist zu unbeträchtlich, um ihn, der in der Welt kaum Platz hat, in Ketten und Bande zu legen.

Ich eile zum Schluſs. Es gibt Leute, die mit der Thür ins Haus fallen, wenn sie leise wie Schutzgeister treten, die donnern und blitzen, wenn sie ansäuseln sollten; an ihren Früchten muſs man sie erkennen. Aus Hirten sind Könige geworden; es gab des Lesens und Schreibens unkundige Gesetzgeber; Feldherrn, Minister, oder Favoriten (die Beydes in Einer Person sind) wurden oft durch ein groſsmächtiges: Werde! zur Welt gebracht. So nicht Gelehrte, die durch sich selbst sind, was sie sind. Nie können sie Meister seyn, ehe sie Lehrlinge waren, es sey denn, daſs Jemand geboren werde aus Wasser und Geist! — Heil euch, wenn ihr verkannt werdet! Heil euch! deren das Zeitalter nicht werth war, und die (wie es bey uns Juristen fast immer der Fall ist!) aus Noth an die Kräfte der zukünftigen Welt glauben! Herr, stärke ihnen diesen Nachweltglauben! — Schlieſslich bitte ich meine hochgeehrten Herren, sich nicht fernerhin mit Abendmusiken, meiner Frau zu Ehren, in Kosten zu setzen.

Der Meister antwort't' ihn'n mit Schwänken:
«Ich gedenk' wohl an das Panier,
Von mancher Farb' hatt' es sein' Zier,
Doch sah' ich diese Farb' nicht dran,
Derhalb so will ich sie auch han
Und setzen in die Fahne mein,
Dafs sie mir zier' das Panier mein.»
Nachdem schneid't er vom goldnen Stück
Ein Trumm *) und sprach: «Das walt' als Glück!»
Warf das geschwind hin nach der Maus,
So war sein' Furcht des Paniers aus,
Warf nach der Maus, gleich wie vorhin
Sein Lebenlang und stellt' nach G'winn.
Als ab'r der Schneid'r endlich verdarb
An einer Krankheit, dafs er starb,
Da kam er vor das Himmelsthor,
Allda klopfet er an davor.
Sankt Peter fraget: wer er wär'?
«Ich bin ein Schneider,» saget er.
Sankt Peter sprach: «O in viel'n Jahr'n
Ist kein Schneider gen Himm'l g'fahr'n,
Sondern all' zu Ködersdorf bleiben,
Ihr' Zeit mit den Schustern vertreiben.»
Der Schneider sprach: «Ach lafs mich 'nein!
Ich werd' sonst erfror'n zu ein'm Stein,
Mich friert, dafs mir klappern die Zähn',

---

*) Stück.

Anhang.

Aus
Hippel's Handzeichnungen.

Der Korngang.

Korngang! Allerliebst! Warum denn eben Bäume und Gesträuch? Hat denn ein Halm nicht seine vollständige Mannslänge? Blüht er nicht? Trägt er nicht Früchte, die alle Baumfrüchte an Nuzzen übertreffen? Und auch in seiner Unreife, wie schön ist der Halm! Wie ragt dieser hier über mich hinweg, und schüttelt sein Haupt meinethalben, weil ich nicht so groſs bin wie er! Stolz sey nicht, guter Halm! Der Baum hat es mehr Ursach, der gewöhnlich älter wird, als der, der ihn pflanzte. Schon schärft der Schnitter seine Sichel, ohne dich in der Hälfte deiner Tage zu übereilen. Spiegle dich in dem Thautropfen des benachbarten Grases, und du wirst dein gelbes Gesicht erblicken, das dir zuruft: denke ans Ende! Da wirst du denn sinken auf den Schooſs deiner Mutter. Kein Lüftchen kann dich dann aufſchmeicheln, kein Sturmwind dich erwecken. Wie! du läſst deinen Muth sinken? Auch das muſst du nicht, guter Halm! Du bist nützlich im Leben und im Tode. Ob in die Breite gelebt oder in die Länge, du hast dein Ziel erreicht. So wie dein Leben mir Wonne zuflüsterte, so will ich auch deinen Tod ſeiern, und unter dem Garbentodtenhügel denken, daſs auch ich daran muſs, und mein Leben ein Ziel hat.

Die Aehrenleserin.

Zwar eine Aehrenleserin, und doch reich! Wie ich noch arbeiten konnte, band ich Garben, und beschämt' oft junge Mädchen in der Schnelligkeit. Man sagte von mir, ich griff Glück, wenn ich unter der blinkenden Sichel Getreide griff. Im Alter les' ich Aehren, und freue mich, daſs ich's kann. Lieber würd' ich's sehen, wenn ich mich nicht bücken dürfte. Doch bückt man sich nicht auch, wenn man stirbt? Und mir ist immer so wohl, wenn ich eine Aehre find', als fänd' ich meinen seligen Tod! — Auch der wird kommen, wenn Zeit und Stunde seyn wird, so wie der liebreiche Gott mir meine Schürze voll Aehren bescheert, wenn es Zeit ist. — Da sagen mir oft die Leute, die jung sind, und Aehren lesen kommen: „Mutter, dort steht noch Korn, was les't ihr? Schneidet mit einem Messer Aehren, so habt ihr in einer halben Stunde mehr, als ihr tragen könnt Seht, wie wir es machen.“ — „Schämt euch, Kinder!“ antwortet' ich, „daſs ihr euch mit Aehrenlesen abgebt, und schämt euch doppelt, daſs ihr Gott und Menschen mit dem Messer betrügt. Der liebe Gott, der unser Haar zählt, zählt auch jedes Erdenhaar, jeden Halm. — Glaubt mir, jede Aehre, die ihr abgeschnitten habt, wird euch über kurz oder lang im Gewissen schneiden. Wie kann euch Brod anschlagen, daſs ihr stehlt? — Brod stehlen, das heiſst so viel, wenn es nicht noch mehr heiſst, als vom Altar Gottes nehmen, ohnerachtet die liebe Sonne hell brennt. Ehe Hungers gestorben, als solch gestohlnes Brod gegessen! Seht, wenn ein Halm dem Stahl des Schnitters entkommen, und, wie verwaist, allein unter Stoppeln da steht! — Ich nehm' ihn nicht! Steh', sag' ich zu ihm, bis dich der Nord knickt, wie mich das Alter! — Wenn ihr ehrlich Aehren lesen würdet, ihr Aehrendiebe, wär' es Schand' und Sünde: denn könnt ihr nicht noch arbeiten und Glück greifen, wie ich's gegriffen habe, ohne Aehren zu lesen, oder bey Gottes Thür zu betteln? Ich werde euch nicht lange mehr im Wege seyn! Alle Jahr find' ich weniger Aehren, und immer hab' ich denn auch weniger nöthig. Je älter, je weniger Hunger; je weniger Zähne, je weniger Magen. — Dies Jahr nur wenige Hände voll Aehren. So wenig hab' ich noch kein Jahr gehabt — ich glaub', ich habe dies Jahr zum letztenmal gelesen. O wie gern möcht' ich aus dieser argen, bösen, bösen Welt herausscheiden, wo man sogar Gottes Altar beym hellbrennenden Licht bestiehlt! Lebt wohl, wenn ich euch nicht mehr wiedersehen soll, gütige Felder! Tragt siebenfältig und mehrfältig, so vielfältig, als es eurem Eigenthümer nützlich und selig ist! — Gott vergelte Jedem die Aehren, die mir sein Acker verliehen hat! Lebt wohl, all' ihr mitleidigen Oerter, wo ich mich ausruhte, wenn ich mich nicht mehr bücken konnte, und du vor allen, gütigster Ort, wo mir ein sanfter, spannebreiter Bach Kühlung gab und in süſsen Schlaf rauschte, leb wohl! Da sah ich, wie das neugierige Feldblümchen, welches am Ufer blühte, sich recht mühsam herüberbog, als wollt' es das Ohr ans kleine Wellchen legen und es behorchen. Da sah ich — bis ich sanft einschlief — sanft. O so sanft komme mir auch der Tod, so sanft! — Dann bin ich reicher, als wenn mir all' diese Felder gehörten, und der spannebreite Bach, den die neugierige Feldblume belauschte, und die mitleidigen Oerter, wo ich mich so sanft ausruhte — so sanft!

Die Tanne.

Tanne! warum so stolz unter deines Gleichen? Warum Meuterey wider die königliche Familie der Eiche? Ich, dein Landsmann, aus Norden gebürtig, wie du, finde keine Hoheit an dir vom Fuſs bis zum Scheitel. Wenn sanfte Winde dich und Alles, was um dich ist, mit einer verstehbaren Sprache beleben, rausche mir zu, was dein Vorzug ist, damit ich's durch den Wiederhall deinen Nachbarn, wer sie auch sind, verkündige, auf daſs sie dich ehren, wie die königliche Eiche geehrt wird, und wenn du es verdienst, noch mehr. Sieh an die majestätische dreyhundertjährige Eiche, die die Geschichte des ganzen Waldes weiſs, da steht sie unerschüttert, trotz den Stürmen aller Weltgegenden, trotz Allem — nur Gottes Donner nicht; wenn du dich vor jedem Winde bückst und dich windest, kriechst und wie ein Hofmann schmeichelst, damit jeder Wind dich nicht aushebe und deine Wurzel aufdecke Allen, die vorübergehen. Grün bist du im Winter, wenn die Eiche, von ihrem königlichen Schmuck entkleidet, nach Art wahrer Gröſse, sich nichts vor ihren Unterthanen herausnimmt. Ist aber das Kleid wahre Hoheit? Wo ist dein Werth, wenn auf einem einzigen Eichenblatte sich ganze Geschlechter niederlassen, und du Nadeln statt Blätter zählst? Sieh nicht verächtlich, Tanne, auf die tief unten grünende Waldblume, die, wenn sie im Frühling aufgeht, und rings umher im nächsten Walde Alles öde und leer findet, sich erst im Thau badet, um desto heller und klarer zu dir hinauf zu blicken und das erste Baumgrün zu sehen! Neige dich zu dieser aufgehenden Waldblume, Tanne, die du dich vor jedem nur rauschenden Winde so tief beugst! Blick her auf die Eiche, die keinem Unterthan, der zu ihr flieht, Schutz und Schirm versagt, und wenn der in die Höhe strebende Baum von Buben gebrochen wird, und sich zu ihr wendet, ihm einen Ast reicht, damit er den Streich verwachse, den der Bube an ihm vollführte.

Die abgeschnittenen Reiser.

Ein rührender Anblick! Der Gärtner setzte wilde Kastanien, und sagte wohl zehnmal: Wenn es nur nicht zu spät ist! Die Stämme hatten ſast zu groſse Knospen. Hier und da schnitt der Gärtner Aeste weg, und warf die abgeschnittenen von seinen lieben getrennten zur Erde. Wie bewegt war der neugepflanzte Baum! recht herzliche Zähren hingen an jeder Knospe. Alles jammerte ihrer abgerissenen Brüder halber, und da dachte ich an meinen Bruder Jacob, den Seligen. In seiner zarten Jugend starb er dahin, und wir weinten alle um diesen Lieben. Auch er weinte so, wie der abgerissene Ast Thränen in den Augen hat. « Ich freue mich, » sagte Jacob, « daſs ihr zusammenbleibt. Eltern und Schwestern! denkt an mich, so bin ich in Gedanken bey euch! » Der Arme! So wie die gebliebenen Aeste ihre abgestorbenen Brüder nicht

Ich mag weiter nicht gehn noch stehn;
Ich bitt' hoch, thu' dich mein erbarmen,
Ob ich darinnen möcht' erwarmen,
Ich will nur hinterm Ofen sitzen
Ein' Stund' zwo, ob ich möcht' erschwitzen;
Dann will ich wieder weichen dorten."
Sankt Peter schloſs ihm auf die Pforten,
Denn ihn erbarmt sein' Klag herzleichen,
Und lieſs ihn hintern Ofen schleichen;
Dahinter schmiegt' sich der Schneid'r zahm.
In dem Botschaft gen Himmel kam,
Ein alter frommer Pfaff wollt' sterben,
Läg' schon in Züg'n, thät sich entfärben.
Zuhand der Herr mit Reverenz,
Sammt ganz himmlischem Heer eilends,
Führe herab her auf die Erd',
Gen Himm'l zu b'gleiten die Seele werd'
Des frommen Pfarrherrn von Vilzhofen;
Nach dem der Schneider hinterm Ofen
Kroch hervor den Himmel zu b'sehen.
Als er des Herren Stuhl' thät nähen,
Aus Vorwitz er bald darauf saſs
Und 'rab auf Erden schauen was
Durch die klaren lautern Gewölker,
Und sah da, was durch alle Völker
Auf dem ganzen Erdboden g'schah,
Und endlich er nun auch ersah,
Wie dort ein' arme Frau aufhing
Ihr' Wäsch, an einem Zaun gering,

mehr sehen werden, so sehen wir dich auch nicht mehr, guter Jacob! — Aber wenn Zwey und Drey versammelt sind von den Unsern; o dann bist du mitten unter uns, ewig lieber Bruder!

Die Schwestern.

Komm, Schwesterchen, komm auf den grünen Kirchhof, da liegt mein Mütterchen, dein Mütterchen, wir wollen sie besuchen beym Mondenlicht, wenn gute Geister nachtwandeln, und wenn sie in den Mond sehen, in des lieben Gottes Nachtlämpchen. Vielleicht erscheint sie uns; o möchte sie! vielleicht fragt sie: was wollt ihr, mein Pärchen! was hier? Dich, ach dich, dich wollen wir! Dann kommt sie wohl — mit — und wenn sie nicht vom Kirchhof kann, wenn sie nicht vom grasgrünen Kirchhof will; laſs uns bey ihr bleiben, Schwesterchen, bey ihr! „Hier?“ O wenn wir nur bey dir sind, liebes Mütterchen! „Was werdet ihr essen?“ Grünes Kraut, das steht auf dem Kirchhof über und über. „Was trinken? Seht, kein Wasser des Lebens ist hier!“ Den Thau des Morgens, den Thau des Abends wollen wir trinken, und wenn der Thau sich des Morgens verspätet, wollen wir unsre Thränen trinken, die wir so lange weinen werden, bis das Aug' uns bricht, wie das deine brach. O, wenn wir nur bey dir sind, nur bey dir, liebes Mütterchen! wir, dein Pärchen, deine zwey kleine Töchterchen, die Treuen!

Die Tochter.

Da bin ich überm Wasser und Mütterchen ist jenseits. Es ging schwer ab, wie wir Abschied nahmen, und nun ist mir's noch schwerer, da du jenseits des Wassers bist; am schwersten wird's seyn, wenn ich dich nicht mehr sehen kann. O du liebe, liebe Mutter! — Noch — noch — noch — steh doch — sieh doch nur noch einen Augenblick! Weg ist sie und ich? — O gutes Mütterchen! ich bin in der weiten, lang und breiten Welt, erst bey dir, nun in der weiten pfadlosen Welt. — Es muſs geschieden seyn. — — Nun hör' ich dich nicht mehr beten, nun seh' ich dich nicht mehr weinen, nun rufst du nicht mehr: Lieschen! wenn der Tisch raucht; Lieschen! wenn du reife Beeren findest; Lieschen! wenn du eine Quelle am schwülen Mittag' entdeckest, die von der Sonne nicht gefunden war. Ich armes Lieschen! Dies Wellchen kommt von mir, liebes Mütterchen! und bringt ein Thränchen mit von mir — von mir!

Sieh es an, es wallt zu dir, sey ihm gut, dem Wellchen, es kommt von mir. Da bin ich, arme Waise! allein! ganz allein! Mütterchen weg! Alles weg! Alles! — Das Sternchen dort oben — wie es mich anblitzt! Willkommen! dich hab' ich auch in unserm Dörſchen gesehen, du sollst Muttersternchen heiſsen. Es war das Erste, was ich wieder aus unserm Dorfe sah. Ewig sollst du, ewig Mütterchen heiſsen, so lange ich sehen kann, soll es Mütterchen heiſsen — dies Sternchen, eine Spannelang vom Mond. Nenn' auch du ein Sternchen: Lieschen nenn' es: Töchterchen, o du gute Mutter jenseits des Flusses! — Gottlob, wieder ein Bekannter, der Kukuk, und eine gute Freundin, die Nachtigall! Mütterchen, leb wohl jenseits des Wassers! Dich hab' ich nicht, kein Mütterchen hab' ich, doch bin ich nicht mehr in der Fremde. Ich hab' ein Sternchen dort oben, den Nachbar Kukuk, und die liebe Freundin, die allerſiebste Nachtigall.

Kaspars Tod.

Warum weinst du, Schwägerinn! Du hast einen Mann verloren; allein er hat dir Drey zurückgelassen. Drey Söhne, drey gesunde starke Jungen, die dich auf ihren Händen tragen; drey brave Jungen, die was tragen können. Gönn' ihm die Ruhe; seine Krankheit lieſs ihn nicht viel schlafen, da er älter war, und in der Jugend lieſs es die Arbeit nicht. Er hat in dieser Welt nicht viel geschlafen. Gönn' ihm den tiefen süſsen Schlaf, du hast drey Söhne, laſs ihn ausschlafen, Schwägerin! weine nicht. —

Was weint ihr, Kinder? Ihr habt nur einen Theil verloren, und einen Theil habt ihr noch. Eine gute Mutter — wischt ihr die Thränen. Pfleget sie, damit sie nicht auch krank werde, wie er war, und ihr es nicht am Ende selbst vor Gott bitten müſst: ach, wenn sie doch nur stürbe! Dann müſstet ihr weinen, wenn ihr daran Schuld hättet, daſs ihr so beten müſstet;

jetzt weint nicht! — Mich, mich laſst weinen, liebe Leutlein! laſst mich, mich laſst weinen! Ich habe meinen Bruder verloren, den einzigen, den ich hatte, und was hab' ich von ihm behalten? Zwar auch was — aber was? Einen Baum am väterlichen Hause, den unser guter Vater an dem Tage pflanzte, da unsre Mutter zu ihm sagte: Es geht unter meinem Herzen auf. Der Vater pflanzte den Baum, und Kasper und der Baum waren Jahreskinder. Der Vater nannte sie beyde Kaspar, den Sohn Kaspar, den Baum Kaspar. Der Baum stehet und blüht, und ist immer kerngesund. Sein Milchbruder todt! Das ist nicht tröstlich, ärgerlich ist's! Der Baum Kaspar stehet, der Bruder Kaspar stirbt, aber auch ich finde mich drein, und sollte ich nicht? Der Baum lebte nur im Sommer, und Bruder Kaspar lebte auch im Winter. Zwar schläft der Mensch, doch lebt er drum nicht? Ich möchte einen Traum nicht um drey Tage hingeben, und der Baum, schläft er nicht auch? Läſst er seine Flügel nicht fallen? Seine Blätter genieſsen die sanfte, süſse Ruhe, und werden durch den Sonnenstrahl erweckt, früher wie wir; wären die Bäume im Winter, wo die Störche sind, würden sie innwärts ausschlagen und blühn; o dann wär' es was anders! Ist aber im Winter der Wald nicht eine Einöde, bis auf die Tannen, die nicht aus den Kleidern kommen? Da stehen sie, wie Trabanten, in voller Pracht und Herrlichkeit! Wie eine grüne Russische Wache um den Regenten, so stehen die Tannen um die Eiche herum — und Bruder Kaspar! war er nicht ein Mensch? Das ist viel mehr, als ein ganzer Wald voll Eichen und Tannen. Der Baum ist Baum, und bleibt Baum. Bruder Kaspar ist ein Engel geworden. Baum Kaspar ist Baum, und bleibt Baum. Sey ruhig, lieber Baum, ich werde dich nicht tödten! Ihr, die ihr die Hand nach ihm ausstreckt, lafst ihn, wenn er auch noch so alt und wohlbetagt ist, oben eine Glatze bekommt und blätterlos wird — lafst ihn, er ist mit mir verwandt. Er heifst Kaspar, und wenn ich mit dem rechten Kaspar im Himmel zusammenkomme, will ich es seinem Milchbruder erzählen, dafs der Baum noch vor dem väterlichen Hause steht. Ich weine nicht mehr.

Lieschens Klage über Fritzchens Tod.

Fritzchen, mein Bruder, starb! O wenn er noch lebte! o wenn! wenn!

Welch Lieschen hat nicht ein Fritzchen nöthig, ein Bruder Fritzchen! Für ein anderes Fritzchen dank' ich.

Seliges Fritzchen, warum nahmst du mich nicht mit? warum die Nachtigall? warum? —

Das Vögelchen verschied in Fritzchens Hand. Sie hatten sich sehr lieb — das Vögelchen und Fritzchen. Ich sah sie beyde sterben. Sie lieſsen nicht von einander.

Fritz sieht mich an. „Was siehst du, Fritzchen? Was?" — Ich weinte — sollt' ich nicht?

„Still, Lieschen!" ich hör' es ihn noch sagen, „still, Lieschen! bleib bey Vater und Mütterchen, ich ſinde dort auch ein Lieschen, unser Schwesterchen, dort, wo der liebe Gott seinen Himmel hat, der besser als seine Erde ist, auch wenn Felder und Wiesen voll sind. Hilf ihn bitten, sehr bitten, den lieben Gott, daſs er mich in den Himmel nimmt, und auch mein Vögelchen hereinläſst — uns Beyde für Einen. Du bist ein gutes Mädchen, der liebe Gott thut dir's gewiſs zu Gefallen!»

Fritz sah gen Himmel und seufzte; das Vögelchen sang noch aus; und jedes neigte sein Köpfchen auf die Brust, und jedes starb.

O wenn sie noch lebten! wenn Bruder Fritzchen noch lebte!

Dort leben sie Beyde, Fritzchen, auch sein Nachtigallchen. Was kommt's dem lieben Gott auf ein Plätzchen für ein Nachtigallchen an?

Gar zerrissene Häderlein,
Ihr' und auch ihrer Kinder klein;
Sah danach ein reich Weib zumal
Der Armen ein Wischtüchlein stahl,
Und schlich damit bald davon leider.
Darob erzürnet sich der Schneider,
Und des Herrn Fuſsschemel rucket,
Mit beyden Armen hoch aufzucket,
Und warf ihn herab auf das Weib,
Und zerkrüppelt' ihr'n ganzen Leib,
Daſs sie ihr Lebenlang ward buckelt,
Hinkend auf beyden Beinen huckelt.
Als nun das himmlisch' Heer einzog,
Der Schneider hinter den Ofen kroch.
Als nun der Herr auf sein'm Stuhl saſs,
Sein Fuſsschem'l nicht vorhanden was,
Und fraget Petrum: wo er wär',
Da sagt er von dem Schneider her,
Derselb' würd' ihn haben vertragen,
Thät ihn hervor vom Ofen jagen,
Und stellt' ihn vor den Herren dar,
Der ihn der Sach' halb' fragen war.
Vor Furcht der Schneid'r zittert zumal,
Und saget her von dem Diebstahl
Der Reichen, welche stahl der Armen,
Das hätt' ihn thun so hart erbarmen,
Daſs er den Fuſsschemel zu Rach'
Dem Weib' herab hätt' g'worfen nach,
Bat Gnad', den Frev'l ihm zu vergeben.

Kirschblüthen und Früchte.

„Wohin bringst du mich, Alter?"

„„Zu meinem Vertheidiger, jenem Kirschbaum, der neben den reifenden Kirschen noch Blüthen zeigt, die so abstechen, als meine älteste Tochter zu ihrer neugebornen Schwester, die sie heute zur Taufe trug.""

„Guter Alter, was bedarf's des Kirschbaums zum Vertheidiger ob dem Lachen, das dein Weib dir bereitete! Kinder sind Gottes Gabe, und die Kleine, die meinen Vornamen erhielt, sey mein, dieser Namensverwandtschaft halber. Komm, junger Vater, laſs uns pflücken Kirschblüthen und Kirschen und der Wöchnerin sie bringsn, daſs sie sich freue ihrer ältern Kinder und ihres Säuglings."

Die Marienklage.

Sie ist nicht mehr! Klage laut, was klagen kann, was zu ächzen nur vermag, ächze! Sie ist nicht mehr, sie, der Engel im Menschenanzuge, sie, der Menschenengel! Horcht! horcht! das Echo, wie dumpfig es nachhallt: „nicht mehr!“ wie schrecklich: „nicht mehr!“ O könnt' ich auffassen jenen gräſslichen Ton der hundertjährigen Eiche, wenn sie nach grausam wiederholten Mordschlägen kracht, kracht und nun sinkt, ohne die wurzelleichte Tanne zu stürzen, oder irgend einen benachbarten Baum schwer zu fallen, wenn sie geradezu sinkt, und sich noch im Sinken, im Sterben zeigt als Eiche. Ist Eichentod zu erhaben für ein klagendes Weib, o könnt' ich das Nachtigallenpaar erreichen, wenn ein listiger Dieb ihm die Jungen geraubt, um sie nach seiner Pfeife sklavisch singen zu lehren! Wo der Ton, der durch Mark und Bein geht? Wo der Griffel, der ein bleibendes Bild von Marien ins Herz gräbt, ein bleibendes Bild, das kein Reihentanz zerstört und kein Naturanblick, und das selbst Brautliebe nicht auslöscht! — Gestern noch war sie; heute — nicht mehr. Maria! hinfort wird nicht mehr aufgehen über dir die Sonne, über dir, die untergegangen ist. Wer reicht mir die Hand, wer hilft aus diesem Labyrinth und der todtstillen dicken Finsterniſs, wo die ganze Natur mir ein beflortes Trauerhaus dünkt, wer hilft mir? Marie! Marie, du bist nicht mehr! siehst nicht mehr die herrliche Pfirschblüthe, deine Leibfarbe; nicht den kleinen mäſsigen Kelch der Hyacinthe, deiner Mässigkeit Sinnbild; nicht die Lilie, den Abdruck deiner Seele und deines unschuldigen Lebens; nicht mehr die Rose! ach, auch sie blüht und stirbt! siehst nicht mehr Himmel und Erde, Wasser und seine hüpfende lose Tochter, die Luft; kein gestirntes Silber in den Schneeflocken, das den Sternen am Himmel nachspottet; keinen Eisboden, den nie ein Künstler so herrlich legte; kein Blüthentischtuch, gebreitet zur Vorbedeutung, daſs der Herbst hier reichlich und täglich darreichen werde, was Sinne sättigt und Herzen erquickt, männliche Aepfel, weibliche Birnen, keuschjungfräuliche Pflaumen und jugendliche Kirschen. Wirst nicht mehr fühlen die sammtne Viole, das feine grüne Tuch des Feigenblatts und die Baumwolle der frostigen Pfirsiche; wirst nicht riechen den vereinigten Duft von Blüthen und Blumen, der so ſanft in einander flieſst, als kleine Wasseradern, die alle zum Herzen jenes Brunnens sich wenden; wirst nicht mehr sitzen auf unserm groſsen Stein, mit Moos bepolstert, wohin nur gutmüthiges Landvolk und kein gefühlloser Städter wallt, wo wir Herz und Seele der stillen Empfindung öffneten und die Natur uns segnete! Die Holdselige legte mehr als Einen Segen auf uns! — Wann im benachbarten Fluſs der Fisch das Wasser schlug, wie ein Kind die ihn nährende Brust der Mutter; oder der Fluſs, ergrimmt über den ihn neckenden Stein, der ihn hindern wollte, sich schäumend erboste: o dann faſsten wir den frommen Entschluſs, fern von Leidenschaft, ſanft und geduldig zu seyn und zu wollen, was Gott will. — — Nicht Feigenblätter von Worten, nein, herrliche reife Früchte trug diese Saat von Empfindungen. Marie! Marie! Du bist nicht mehr, doch Alles, Alles blieb zurück, was mich deiner erinnert, und deiner Liebe bis in den Tod. Wo ist jene Zeit, die grausame, da wir Spuren der Wonne und der Unschuld in Allem fanden; da wir genossen, was wir wünschten, hatten, was wir wollten, weil wir thaten, was wir dachten. Laſs ab von mir, Quälerin, grausame Rückerinnerung! Du bist mehr als Tod, denn, ach, ich lebe, und Marie — todt. Ich lebe und denke der Zeit, da Marie hing an meiner Hand mit einer Wangenröthe, die nie Unruhen der Seele oder des Körpers verrieth. Auf ihren Wangen lag Friede Gottes und ein gutes Zeugniſs des Gewissens. Ihr Körper war der Schatten, den ihr Geist warf, ihr guter frommer Geist! — Wie hat jetzt der Tod entstellt dies göttliche Bild! Bleich sind die Rosenwangen, deren Haut zart und sanft war, auch wie ein Rosenblatt! Wo bist du, Marie? wo jene Zeit, die ich nennen will „Marienzeit!“ Beyde seyd ihr dahin! Wenn wir dann Hand in Hand den Morgen erwarten, ihn dann sahen vom Berge herab langsam steigen zum Thal, dünkt' uns der Berg ein Fürst, und das Thal sein Unterthan, dem er nichts entzog, der Gras und Blumen in Ueberfluſs hatte, und der bey Stürmen und Ungewitter glücklicher war, als sein Herrscher, der ihn beschützte. Zuthätig boten Berg und Thal uns von ihrem Ueberflusse die Fülle, ohne sich selbst zu entziehen. Wo ist die Zeit, da wir das Gewässer in seinen Schlafrock, in Nebel, gehüllt, belauschten, an den weiſsen reinen Blüthen uns weideten, die jungen Pflanzen begossen, gern es sahen, wenn der Quell uns darstellte, über den pharisäischen Kukuk uns aufhielten, für gesetzte Bäume uns erklärten und nicht für flatterndes Gesträuch, den Theegeruch des frischen Heues mit Wollust verschluckten! Marie, ach, auch du bist abgemäht, deine Stätte ist nirgend mehr, nirgend — als in meinem Herzen. Hier, hier ist dein Grab, hier, wo mein Leben ist! Wir sind Eins im Leben und im Tode! — Wie aber? ewig Geliebte, soll ich nicht denken deines Erdenendes, deines lehrenden Todes? Dich schreckte der Name Tod nicht! und mich sollte er schrecken? Selig sind die Todten, die sanft sterben wie Marie! Schön ist die Weisheit im Leben, im Tod' ist sie männlich und erhaben. Ohne Aufschrey, ohne Seufzer, im Wonnerausch der Hoffnung wandte Mariens edles groſses Auge (das ich tiefseufzend spät zudrückte) sich gen Himmel; mit schwindenden Sinnen nannte sie meinen Namen noch und den deinigen, Geliebter! neigt' ihr Haupt und starb. Stumm macht' ihr Tod uns, bis ihre Nachtigall diese Stille brach und aus einem ihrer Psalmen ein Halleluja schlug. Da seufzten wir auf, ihre Herzensverwandten; und unsre Seele genas! Unbegreiflich bleibt mir die Theilnehmung ihres Federvolks. Nicht war ein Aufruhr unter ihm, der sonst ihm eigen ist, wenn es verfolgt wird. Rührung war der Ton der Verwaiseten! Der Hahn krähte zwar, doch wie? Kein Geheul der Hunde verdarb diese sanfte Scene. Selbst Cäsar, mit dem Marie scherzend im Leben sich maſs, wandelte mit den Tauben, Mariens Lieblingen, friedlich, wie in Eden, schwieg, schwieg und weinte.

Doch wie? soll ich nicht aufhören zu klagen, wie Jene, die keine Hoffnung haben? soll immer das gefallene Laub rauschen unter meinen Füſsen, und Schauder mich erschüttern für und für? Auf! ich will mich fassen, und an frommen Ahnungen ewiger Dauer mich ergötzen. Marie! ich weine nicht mehr, ich sehe nicht mehr die Sterne wie Brand am Himmel, nicht wie verzehrendes Feuer, nein, wie Feuer, wo ich Licht und Hoffnung anzünden kann, Licht, das meinen Geist erleuchtet, der vom Himmel kam und wieder will gen Himmel. Dort ist der Himmel, wo so viel Sonnen und Erden derer warten, die nach ewigem Leben trachten. So wie der Sonnenstrahl unser Antlitz verklärt zum prachtvollen Glanze, so jene Aussicht die Seele. Hoffnung ist electrisches Feuer; wie geht der Schlag durch die Seele! — Auf dem abgestorbenen Körper eines dürren Baums sitzt eine Taube, den Oelzweig im Munde. Unser Geist ist ein Zögling für ein immerwährendes Leben. Bist du todt, Marie? wirklich todt? Du bist todt und lebst; ich lebe, werde sterben, um wieder zu leben. Der Menschen Wandel ist in Gott, der unsterblich ist. Der Vater des Lebens zieht nicht seinen Athem ab von Menschenkindern, die sein Bild sind. Gott lebt, auch Menschen werden leben. Vater der Geister, du wachst über unsern Geist und er wird sich über seinen Staub im Triumph heben und leben. Ist der unglücklich, der stirbt? Er gewann, da er zu verlieren schien, er starb zum bessern Leben. Jeder ächte Gewinn scheint Verlust, und auch so der Tod. Saure Früchte sind die erquickendsten, und herber Wein der gesundeste. Marie lebt. Sie lebt, und wohl muſs ihr seyn in jener Welt, ob dieser oder jener. Auf schlüpfrigen Wegen wandeln wir hier, wo die Tugend oft strauchelt und schon glücklich ist, wenn sie nicht fällt. Marie, Heil dir! du lebst — lauterer, reiner, glücklicher! Nicht Zypressen streue ich auf dein Grab, und aus flüchtigem Laube wind' ich dir keinen Kranz. Das Erdenleben ist kurz und flüchtig, damit der Geist nicht aufgehalten werde, der so viel noch zu leben hat, so viel!! — Vorwärts! vorwärts! ha! ein Fluſs ohne Brücke, ohne Steig. Getrost! Ein Nachen, der uns hinüber bringt. Klein und leicht ist er, doch still ist auch das Wasser und sanft wie Mariens Seele! sanft wie das Ende dieses

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Todtenliedes, das stürmisch anfing. Getrost! Nur quer über! — Wer hier zittert, ist wasserscheu! Zur Ruhe setzt der Nachen uns über, zur Ruhe. Gute Nacht, Marie, gute Nacht!

Da antwort't ihm der Herre eben:
„O Schneider, Schneider! und sollt' ich
Allmal haben geworfen dich
Mit mein'm Fuſsschemel bey dein'n Tagen,
Wenn du den Leuten ab hast g'tragen,
Die Flick' geworfen nach der Maus;
Meinst nicht, es wär' auf deinem Haus'
Längst kein Ziegel mehr auf dein'm Dach',
Auch hätt'st du längst durch meine Rach'
Auch müssen gehn an zweyen Krücken,
Mit krummen Bein und g'bognem Rücken,
Wärst längst worden zu einem Krüppel.
Warum hast denn du, grober Drüppel,
Mit Rach' angriff'n das Weib so g'wältig,
Das du verdient hätt'st tauſendfältig?

* * *

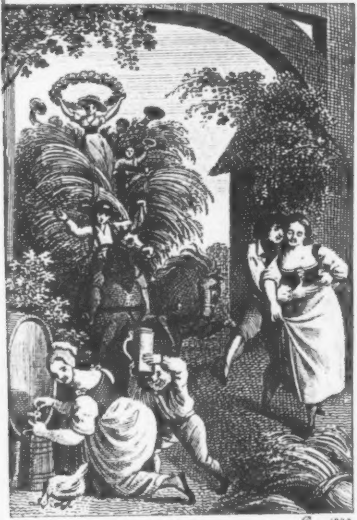
Damit end't sich die schwänklich' Fabel
Zu Unterweisung ein' Parabel,
Bey dem Teufel der erstlich wecket,
Den Schneider mit dem Panier schrecket,
Daſs oft ein Mensch durch Kreuz und Plag'
Zu Reu' und Buſs' kommt etlich' Tag;
Doch bald die Plag' kommt von sein'm Hals,
So lebt er in Sünd' wie vormals,
Und wo er doch sieht andre Leut'
In dergleich' Lastern liegen heut',
Schreyt er über sie Zeter Waffen,

G. S. Bürde's

auserlesene

Gedichte

u Bürde's Gedichten p 55



R. v 1823

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Sechs und sechzigstes Bändchen.

Bürde's Lieder.

BIBL. VNIVE LIPS

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Leben des Dichters.

Samuel Gottlieb Bürde wurde d. 7 December 1753 zu Breslau geboren, kam frühzeitig in das dasige Elisabethen-Gymnasium, wurde aber Anfangs zum Kaufmann bestimmt. Ehe dies geschah, starb der Vater, und Bürde fuhr fort, sich den Wissenschaften zu widmen. Mittelst eines Stipendiums wurde es ihm, bey seiner Armuth, möglich, die Universität Halle zu besuchen, wo er die Rechte studierte. Im Jahr 1776 war er nach Breslau zurückgekehrt und wurde da Lehrer der Freymaurer-Erziehungsanstalt. Dann wurde er Secretär bey dem Grafen von Haugkwiz, damals geh. Kabinetsminister, und reisete mit ihm in der Schweiz und Italien. Er wurde später geh. Secretär bey dem Schlesischen General-Finanzdepartement.

Schon in der Schule versuchte er sich im Versmachen. Utz und Wieland waren seine frühesten Muster. Dann studierte er die englischen Dichter, besonders Pope'n. Seine ersten Gedichte machte Wielands Teutscher Merkur bekannt. Später beschäftigte er sich mit Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen, gab 1787 ein Bändchen geistlicher Poesien, im Jahr 1789 aber Vermischte Gedichte heraus, und im Jahr 1803 Poetische Schriften, in 2

Theilen. Von ausländischen Dichtern verdeutschte er das verlaſsne Dörfchen von Goldsmith, und Milton's verlornes Paradies. —

Er machte einen leichten, wohlklingenden Vers, seine Sprache ist meistens correct; sein Ausdruck ist wahr poetisch, er fällt selten ins Gemeine, entfaltet schöne Gedanken, oft viel Empfindung, aber etwas Hang zur Mystik. Das Lied ist ihm mehr gelungen als die Ode, die Erzählung mehr, als das Drama. Seine Erfindungskraft ist wenig stark, aber er trift oft das Herz. Der gröſsere Theil seiner Schriften ist der Erhaltung nicht unwerth. —

Inhalt.

Seite
Leben des Dichters. V
Uebergänge. 1
An den unfreundlichen May. 4
Reisesucht. 6
Vorboten des Alters. 8
Die neuen Arkadier. 9
Der Spaziergang am Wasser. 12
Die Ueberraschung. 14
Genüsse durch Phantasie. 17
Der Vater. 19
Der Kynast. 23

Die Sterne. 27
Frühlings-Hymne. 29
Theodor und Honoria. 31
Die Fee. 41

Elegien.

Der Frühling. 47
Im Sommer. 51
In der Ernte. 55
Beym Herannahen des Winters. . . 63
Das Nonnenkloster. 69
Der Einsiedler. 76
Der Wandrer. 81
Morgenlied. 107
Die Gebirgsreise. 109
Der Matrose. 111
Der Traum.. 113

Das sollt' man so und also strafen,
Und wenn er in sein eigen Herz
Selbst schaut, in sein' G'wissen einwärts,
So fänd' er hundertfältig mehr,
Darin er wider Treu' und Ehr'
Gehandelt hätt' in solchen Stücken,
Das er doch heimlich thut verdrücken,
Als ob er sey ganz lauter, rein.
Ehrlicher wär', daſs er allein
Vorzög' den Balken aus sein'n Augen;
Dann würd' es ihm auch billig taugen,
Daſs er auch zög' dem Nächsten sein
Aus seinem Aug' den Splitter klein.
Dasselb' ihm Lob und Ehre brächt'
Bey andern Leuten, so er schlecht
Aus gutem Herzen der Lieb' Inbrunst
Ohn' allen Neide und Ungunst,
Freundlich ermahnet zu der Zucht,
Des Nächsten Wohlfahrt darin sucht,
Daſs der abkäm' viel Ungemachs
Durch sein' Zuchtlehr'; so spricht Hans Sachs.

Uebergänge.

Zum Sänger bildete den Knaben
Von klarer Stimme die Natur;
Doch ach, die lieblichste der Gaben
War nicht geschenkt, geliehen nur.
Kaum war das Schwerste überwunden,
So war der Kehle Biegsamkeit,
Der Stimme reiner Klang verschwunden; —
O denket, welch ein Herzeleid!

Wohlthätig mir ihn zu vergüten,
Den unersetzlichen Verlust,
Entsproſste, mit des Maymonds Blüthen,
Die erste Lieb' in meiner Brust.
Sehn, lehrte Amor mich, der Blinde, —
Für Schönheit weckt' er mir den Sinn:
Ich sah die reizende Belinde,
Gewann ihr Herz; welch ein Gewinn!

Doch, leider! Schäferspiele haben
Nur einen Act; so war's auch hier.
Sie lobten meine Dichtergaben, —
Da ward aus Liebe Ruhmbegier:
Rasch klimmt' ich nach des Pindus Höhen;
Steil lief der Pfad, oft über Eis
Und Schnee; oft blieb ich, keichend, stehen,
Und trocknete der Stirne Schweiſs.

Auflaurend lag in den Gebüschen
Ein unsichtbarer Faunen-Trupp,
Geschäftig, jeden auszuzischen,
Gehört' er nicht zu ihrem Clubb;
Sie nannten sich des Pindus Wächter,
Weh dem, der eigne Bahn sich brach,
Ihm schallte höhnendes Gelächter,
Ihm flogen Koth und Steine nach.

Nicht ihrem Spott mich Preis zu geben,
(Von fern schon drohte mir ihr Blick!)
Kehr' ich zum stillen Hausmanns-Leben
Vom Pfad der Dichterey zurück;
Und seh, von Ruhm und Schmach gleich ferne,
Auf meiner Wart' in sichrer Ruh,
Dem Auf- und Untergang der Sterne
Am deutschen Dichterhimmel zu.

Zwar heimlich ſattl' ich noch, und zäume
Mein Pferdchen, wenn mich Unmuth quält;
Sieh da! Stehn hier nicht wieder Reime,
Nicht Sylben, richtig abgezählt?
So gehts! wer einmal Geiſter bannte,
Den ſuchen Geiſter raſtlos heim;
Und wer ins Dichterjoch ſich ſpannte,
Deſs letzter Hauch iſt noch ein Reim.

An den unfreundlichen May.

Freund May! will er, daſs man fortan
Ihn, Wonnemond begrüſse;
So lern' er sanft und lieblich seyn,
Und bring' uns warmen Sonnenschein,
Nicht kalte Regengüsse!

Der Himmel hängt so grau verhüllt,
Wie an Novembertagen,
Man sieht vor Kälte seinen Hauch,
Und muſs, — ist das wohl Frühlingsbrauch? —
Noch Pelz und Mantel tragen!

Vom unbeständigen April
Versieht man sich nichts Gutes;
Von je bey Alt und Jung verschrien,
Braucht man schon längst im Sprichwort ihn,
Als Bild des Wankelmuthes.

Allein der May, an dessen Lob
Sich alles heiser singet, —
Der süſse Mond der Zärtlichkeit,
Der Greisen selbst die goldne Zeit
Der Jugend wiederbringet, —

Wenn der uns solche Streiche spielt,
Die nur dem Hornung ziemen,
Uns aus der freyen Luft verjagt,
Mit Schnupfen und mit Husten plagt,
Kann man ihn da wohl rühmen?

In allen Gärten höret man
Auf seine Rauhheit schelten;
Es flieht die junge schöne Welt,
So gern sie auch zur Schau sich stellt,
Aus Furcht sich zu erkälten.

Scheints doch, als ob der Schwindelgeist
Der Neuerung ihn treibe;
Nein; stell er sich nicht Schwärmern gleich,
Und sorg' er, daſs in seinem Reich
Es ſein beym Alten bleibe!

Reisesucht.

Glücklich, wer im engbegränzten Raume
Seiner Heimath tiefe Wurzeln schlägt,
Und, gleich einem wohlgediehnen Baume,
Fest steht, und die Aeste nur bewegt!

Der die Lebens-Nothdurft nur begehret,
Und, allein auf Gegenwart beschränkt,
Was er heut erworben, heut verzehret,
Und sich weder heftig freut, noch kränkt;

Den die Welt zu sehen nicht gelüstet,
Der mit Besserm Gutes nicht vergleicht,
Und, zur letzten Reise stets gerüstet,
Sich geräuschlos aus dem Leben schleicht! —

Ach, was hilft es, Land und Meer durchstreifen!
Immer spannt die Neugier neuer Reiz;
Ach, was hilfts, des Wissens Schätze häufen!
Wie der Reichthum zunimmt, wächst der Geiz.

Nur umsonst verdoppeln wir die Schritte,
Nie erreichen wir das Ziel der Bahn,
Immer stehn wir in des Zirkels Mitte,
Und der Umkreis weicht, so wie wir nahn! —

Also sprach, aus seinem Reisewagen
Steigend, Kleon mit sich selbst, und pries
Ruh und Heimath; — und stieg, nach drey Tagen,
Wieder ein, und reiste nach Paris.

Vorbothen des Alters.

Wir treten in die Reih der Alten,
Schon finden hie und da sich Falten,
Auch wohl ein graues Härchen ein; —
Mag es so seyn!

Der Abend bringet Ruh' und Kühle,
Der Aufruhr heftiger Gefühle,
Der schmerzlich sonst die Brust bewegt,
Hat sich gelegt.

Der Leib gesund, die Seele heiter,
Frey das Gemüth; — was braucht es weiter?
Selbst der Genuſs, den man entbehrt,
Behält noch Werth.

Man sieht das Bild vergangner Zeiten
Im Hintergrund vorüber gleiten,
Und zaubert durch Erinnerung
Sich wieder jung.

Die neuen Arcadier.

An ein Paar Schwestern.

Ja! der Unschuld Glück zu fühlen,
Ziehn wir, wohlgemuth, aufs Land;
Statt auf glattgebohnten Diehlen,
Wandeln wir auf Gras und Sand,
Trinken Milch und essen Früchte,
Blumen windet ihr, ich dichte!
Schnell entsteht ein Kranz, ein Lied,
Schneller noch sind sie verblüht.

Und so ziehn wir, frey von Sorgen,
Durch die Fluren Tage lang,
Preisen bald den schönen Morgen,
Bald den Sonnenuntergang;
Liegt die Erde dann im Dunkeln,
Sieht man die Gestirne funkeln;
Und so spinnt sich, ohne Plan,
Fort der ländliche Roman.

Ist der Tag zu heiſs; die Laube
Winkt uns in ihr grünes Zelt;
Im Gebüsche girrt die Taube,
Und die Wachtel schlägt im Feld;
Schwalben fliegen um die Wette
Auf der Wies', in langer Kette
Ziehen, einem Kriegsheer gleich,
Wilde Gänse nach dem Teich.

Neuen Vorrath zum Genusse
Liefert jede Tageszeit;
Wie aus Lethe's stillem Flusse,
Schöpfet man Vergessenheit
Aller Wünsche, aller Sorgen; —
Und aus Abend und aus Morgen
Wird hier, ohne Stundenschlag,
Wie in Eden einst, ein Tag.

Aber — welche fremde Kühle!
Welch herabgestimmter Ton!
Des Entzückens Hochgefühle,
Sterben sie im Keime schon?
Lau die Herzen, stumpf die Sinnen! —
Jedes fragt sich: was beginnen?
Gähnend wendet man sich um,
Wird einsylbig, endlich stumm.

Der Bauernknecht mit dem zerschnittenen Kittel.

Schwank.

Hört zu, 'nen visirlichen*) Schwank,
Der ist geschehen nicht vorlang
Zu Erbelting im Bayerland.
Ein Bauernknecht, Heinz Dölp genannt,
Derselbe eines Abends spat
Gen Landshut zu 'nem Schneider trat,
Und ihm 'nen groben Zwillich bracht',
Daſs er ihm einen Kittel macht'.
Als er trat zu dem Schneider ein,
Saſs gleich sein Edelmann darein,
Der auch vom Schneider haben wollt',
'nen Kittel er ihm machen sollt'

---

*) artigen.

Plötzlich lösen sich die Zungen,
Und die Herzen schöpfen Luft.
Leider! nur Erinnerungen
Sinds, die man zu Hülfe ruft.
Nicht von Wiesen, Lauben, Quellen,
Von Concerten, Opern, Bällen
Schwatzt man, und aus jedem Blick
Spricht der Wunsch: wär' ich zurück!

Statt der Schäfchen und der Täubchen,
Säh man gern zum zwölften Mahl
Das beliebte Donauweibchen
In dem alten Rittersaal. — —
Land, Ade! wer wird dich quälen!
Hübsch läſst sichs von dir erzählen,
Besser lebt sichs in der Stadt!
Land, Ade! man ist dein satt!

Der Spaziergang am Wasser.

Ich mag so gern am Ufer stehn,
Den Strom vorübergleiten sehn,
Es fühlt und denkt sich auch dabey
Gar Mancherley.

Sein schlängelnd Band, wie schön verknüpft
Es Volk mit Volk! beflügelt schlüpft
Das Schiff von Handelsgütern schwer,
Strom ab zum Meer.

Wie gern schwämm' ich die blaue Bahn
Hinab, zu schau'n den Ocean!
Doch eine Stimme ruft in mir:
Nein bleibe hier! —

Und schnell ergriffen von dem Drang
Der Sehnsucht, wend' ich meinen Gang
Strom auf; ich seufze; Lieb' und Schmerz
Steigt mir ans Herz.

Ich seh der Schwalben leichten Flug,
Der lauten Dohlen Abendzug,
Sie ziehn, verfolgt von meinem Blick,
Zur Stadt zurück;

Und lagern sich vielleicht aufs Dach,
Nicht fern von Lyda's Schlafgemach; —
Und ich, gebannt an diesen Ort,
Ich darf nicht fort!

So bleib' ich still in Gram verhüllt,
Bis mir der Schlaf ihr holdes Bild,
Sanft lächelnd über mich gebeugt,
Im Traume zeigt.

Die Ueberraschung.

Auf dem Lande, bey der trauten Freundin,
War, ach! eine ewig lange Woche
Schon mein Liebchen. Alle Nachmittage
Ging ich vor das Stadtthor, nach der Gegend,
Dort am Fuſs des südlichen Gebirges,
Sehnsuchtsvoll zu blicken; — hin zu eilen
Wehrten mir die leidigen Geschäfte.
Aerger, als ein junger Dichter, schalt ich
Auf die Stadt, und pries das Glück des Landes.

Heute konnt' ich mit der Abenddämm'rung
Meine Lieblingsaussicht erst besuchen.
Bey der Windmühl' auf der Anhöh' stand ich
Eingewurzelt, wie ein Meilenzeiger,
Ausgestreckt die Arme. — Hätt' ich Flügel! —
Und es schwebten Phantasie und Liebe
Fort mit mir; ich sah das Dorf im Thale,

Und das Haus mit rothem Ziegeldache
Von der Linde Wipfel überraget.
Offen stand der Gartenmauer Pförtchen,
Offen auch die Hinterthür des Hauses,
Glücklich hätt' ich mich hinein gestohlen,
Wollte nun die Treppe schnell ersteigen,
Als ein Zweig, an den ich laufend streife,
Mich aus meinem wachen Traum erweckte. —

Still und einsam lag die Abendlandschaft,
Sternchen zeigten einzeln sich am Himmel,
Lichter da und dort sich in den Fenstern;
Jetzt — wie schlug das Herz mir! kam ein Wagen
Auf dem Fahrdamm angerollt; im Dunkeln
Sah ich nur die schaukelnde Bewegung,
Hinwärts nach der Stadt gerichtet; eilte
Nach dem Thore, dort ihn zu erwarten;
Als ein morsches Rad mit dumpfen Prasseln
Brach. Zum Wagen flieg' ich, unterscheide
Der Gebieterin, der Zofe Stimme.
Beyde stiegen aus. Auf meinen Lippen
Schwebten Worte zärtlicher Begrüſsung;
Die Willkommne an das Herz zu drücken,
Hielt ich schon die Arme ausgebreitet.
Doch im gleichen Nu fuhr mir der Anschlag
In den Sinn, des Wiedersehens Freude
Noch durch Ueberraschung zu erhöhen. —

Tief drück' ich den Hut mir in die Augen,
Decke mit des Ueberrockes Klappen
Kinn und Mund, und mit verstellter Stimme
Redend, glückt mirs unerkannt zu bleiben,
Mein Geleit ward dankbar angenommen;
Ich empfand in ihres Schrittes Eile
Ach, der Liebe süſsen Drang. Wir schlüpften
Durch die engen dunkeln Gassen. Heute
Pries ich die sonst oft verwünschte Kargheit
Der Erleuchtung. Abschied nahm der Führer,
An der Hausthür wird geklingelt; plötzlich
Geht sie auf, der innern Leuchte Schimmer
Fällt auf mein Gesicht, mit ihm der Neugier
Seitenblick. — Ein lauter Schrey der Freude! —
Ungestüm umarmt, und ausgescholten,
Stand ich, schweigend, vor ihr. Des Entzückens
Sprachverwirrung war in Frag' und Antwort.

Welch ein Abend! am gedeckten Tischchen
Welch ein traulich kosend Gegenüber!
Bis die holden Götter, Lieb' und Schlummer,
Uns in süſses Selbstvergessen wiegten.

Genüsse durch Phantasie.

Ach! längst verwelkte Kränze seyd ihr, Scenen
Der Jugend! Seufzend, ruf' ich aus: Auch ich
War in Arcadien! — durchs Thal des Schönen
Geleiteten die Charitinnen mich.
Der Biene gleich, die in bethauten Blüthen
Sich vollsaugt, schlürft' ich zarte Wollust ein;
Und die Natur schien lächelnd zu gebiethen:
Genieſse! Alles ist dem Reinen rein!

Dahin ist sie, die Jahrszeit des Genusses! —
Die Schäferstunde süſser Schwärmerey,
Der Nectarrausch des ersten Liebeskusses —
Dahin! — Das Leben bringt nur einen May. —
Wie? Alles hätte mir die Zeit verschlungen?
Nein! manches Blüthchen ist zur Frucht gereift,
Und für des Lebens Herbst, hat von Erinnerungen
Ein reicher Vorrath sich im Busen angehäuft.

Wohl dem, der männlich, ohne feige Klage,
Zurück gibt, was ihm nur geliehen ward,
Der sich die Bilder frohgenoſsner Tage
In Phantasie und Herzen aufbewahrt!
Führt ihn ein öder Pfad durchs späte Leben,
Er weiſs den Pfad mit Blättern zu bestreu'n;
Und braucht nicht den Begeistrungssaft der Reben,
Der Jugend frohen Sinn sich zu erneu'n.

Was auch das Alter, was der Tod ihm raube;
Er taucht in die Vergangenheit hinab,
Besucht der Kindheit Spielplatz, und die Laube,
Wo die Geliebte, liebend, sich ergab;
Hinunter steigt er in das Reich der Schatten,
Und sieh! es kehrt, errungen vom Geschick,
Eurydice, am Arm des treuen Gatten,
Von Lethens Strand ans goldne Licht zurück.

Der Vater.

Selten nur weih' ich jetzt, euch Musen, ein Stündchen; die Tage
Fliehn einförmig mir hin, unter Geschäften der Pflicht.
Gibt mich der Abend zurück der Pflege der freundlichen *Laren*,
Leg' ich den Dienstmann des Staats ab, wie ein zwängendes Kleid:
Dann erst erwacht mir der Mensch, dann athm' ich Freyheit; und übe
Rechte des Eigenthums, *mein* nenn' ich, was dann mich umgibt.
Niemand betitelt mich dann nach Amt und Würde, der Name
Vater, der herzliche nur, nennt mich nach dem, was ich bin.

Fröhliches Wechselgespräch beginnt, des Tages Geschichte
Liefert den Faden, an den Lehren des Lebens sich reihn.
Bücher auch werden gebracht, und zu des menschlichen Wissens
Untersten Staffeln hinab zieht mich der fragende Kreis;
Was mich die Schule gelehrt, und manches Lustrum verborgen
Mir im Gedächtnisse lag, Lernbegier ruft es hervor:
Latiums Redegesetze, der Wörter wechselnden Umlaut,
Und ihr Geschlecht; — ja, in Rom wandr' ich zum zweyten Mal ein;
Doch nicht, wie ehmahls, voll Angst, als über des stotternden Lehrlings
Haupt ein strenger Orbil, drohend, den Stecken erhob.
Denn, wie die Herde der Hirt, mit schreckender Peitsche bewaffnet,
Treibt zur Weide, so trieb, scheltend, ein mürrischer Greis
Täglich uns Knaben aufs Feld der Wissenschaften, mit Schlägen,
Thränen benetzten und Schweiſs jeglichen Schritt zum Parnaſs. —

Und der fein höflich ihm angab,
Unten 'rum mit Falten durchab,*)
Auch überall zwiefach verbrämt.
Den Bauernknecht dasselbe grämt,
Schwieg still und merket alle Ding'.
Der Edelmann herauſser ging,
Lauscht doch ein klein**) an der Stubthür,
Was der Heinz Dölp wollt' bringen für.
Der zeigt sein Kitteltuch damit,
Sprach: „Meister Schneider, ich euch bitt',
Macht mir mein'n Kittel doch dabey,
Daſs er bis Sonntag fertig sey,
Daſs ich ihn anleg' zu dem Tanz;
Die Gret' mir machen wird ein'n Kranz
Von einem Dutzend Schleifen roth.
Macht mir ihn schön; denn es thut noth,
Auf daſs ich ihr darin gefall'
Vor andern Bauernknechten all.“

Der Schneider sprach: „Zeig' mir nur an,
Wie du willt deinen Kittel ha'n?“
Er sprach: „Das kann ich sagen nicht,
Macht ihn nur eben gleich gericht
Wie mein Jungherr sein'n haben will,
So macht mein'n Kittel und schweigt still',
Ob er gleich noch höflicher***) wär',

---

*) durch und durch. **) wenig.
***) modischer.

Muntere Kinder! ihr sollt des Lernens Drangsal, der Schule
Dumpfe Beklommenheit nie fühlen, wie ich sie gefühlt;
Mühe, ihr sollt sie nicht scheun! zur Ueberwindung des Schweren
Früh euch gewöhnen, zum Fleiſs! denn es erbeutet der Mensch
Keinen Genuſs ohne Müh, und nur, was Kampf ihn gekostet,
Hält er, des sauern Erwerbs eingedenk, sorglich zu Rath. —
Wie sich der Gärtner, entzückt, des fröhlich gedeihenden Wuchses
Junger Pflanzungen freut: also der Vater — doch ach!
Bange Gedanken weckt das Gleichniſs, traurige Bilder! — —
Zweige vom Sturme zerknickt, Knospen vom Wurme zernagt! —
Zuckend fühl' ich den Schmerz vernarbter Wunden; Erinnrung
Zählt mir die Hoffnungen auf, alle, die je mich getäuscht.
Weh mir! sie welkten dahin, die tauben Blüthen der Freuden;
Seys, wenn eine mir nur — Freude des Vaters mir bleibt!

Dann entsprieſst mir aufs Neu in holder Verjüngung das Leben,
Gleich dem Baum, der im Herbst Blüthen zum zweyten Mahl treibt.

Der Kynast.

Also Trümmer krönen deine Scheitel,
Berg der schönen Umsicht! rufst auch du:
Alles ist vergänglich, Alles eitel!
Mir im Rauschen deiner Tannen zu?

Ach! es sind die gleichen Todesloose,
Die das Schicksal allen Wesen zieht!
Früher nur entblättert sich die Rose,
Später nur verwittert der Granit.

Sey's! Zerstörung brütet neues Leben;
Zeit ergänzt, was Zeit dahin gerafft.
Sieh den Kranz, den immergrünen, weben
Epheuranken um den Säulen-Schaft;

Sammtnes Moos bedeckt, statt der Tapete,
Morsche Wände; Gras der Mauern Saum;
Statt der Kerzen Glanz, füllt Abendröthe
Herrlicher des Fensters leeren Raum.

Bienen summen, buhlerische Weste
Haschen sich mit Knaben-Uebermuth;
Tauben schnäbeln sich, vom Sumpf zum Neste
Fliegt der Storch mit Nahrung für die Brut! —

Ueberall, wohin auch den Verwegnen
Neugier lockt, — auf schwindelnd steiler Bahn,
Wo Bewundrung sich und Angst begegnen, —
Schleicht die Liebe still zu mir heran;

Dichterin! — stellt sie, in warmen Zügen,
Mir das Bild der wärmern Vorzeit dar,
Wo die Kunst zu lieben und zu kriegen,
Aller freyen Künste freyste war.

Damals galten tapfrer Muth und Narben
Als Verdienst; selbst vor der Schönen Blick,
Und nur die im Kampfplatz Ruhm erwarben,
Machten auf der Bahn der Liebe Glück.

Tapfre Streiter waren tapfre Zecher,
Fürsten wuſsten häuslich froh zu seyn,
Und die Herzen waren, wie die Becher,
Weit und voll, und feurig wie der Wein.

Offen stand das Burgthor allen Gästen,
Brüderbande knüpfte jeder Schmaus,
Pyladesse zogen mit Oresten,
Durch die Welt, auf Abentheuer aus.

Wort des Mannes stand wie eine Säule,
Und der Handschlag war ein stummer Eid;
Tief ins Herz schoſs Amor seine Pfeile;
Wenn er kam, war Hymen auch nicht weit. —

Bildung hat uns äuſsern Glanz gegeben;
Drang sie auch in unser Innres ein?
Führt sie uns auf sichrerm Pfad durchs Leben,
Lehrt sie weiser, glücklicher uns seyn?

Tausend zarte Freuden des Genusses
Hat die Kunst, geschmackvoll, aufgetischt;
Aber, ach, das Gift des Ueberdrusses
Und der Lust erhöhtem Reiz gemischt!

Berge wählten unsre Väter, Flächen
Wählt sich unsre Weichlichkeit zum Sitz;
Ihnen galts zu thun, uns gilts zu sprechen;
Waffen schliffen sie, wir schleifen Witz.

Schwach und schlau, versteckt sie ihre Blöſse
Unter Flittern, die verarmte Zeit,
Und vertauscht den Felsenthron der Gröſse,
Mit dem Polster der Bequemlichkeit.

Die Sterne.

Hehr und schweigend wandelt ihr,
Sterne! — Welten über mir! —
Wer hat euch in Glanz gekleidet?
Welcher Hirt des Himmels weidet
Sonnen, euer zahllos Heer?
Horch! die Sonnen jauchzen: Er!

Er, der Urquell alles Lichts,
Rief uns aus dem finstern Nichts;
Aus des Chaos Tiefen drangen, —
Goldne Inseln, — wir, und sangen
Ihm, der Licht und Dunkel schied,
Unser erstes Feyerlied.

In des Aethers Ocean
Schrieb sein Finger uns die Bahn;
Strahlend vor Entzücken, stellten
Sterne sich und Sonnenwelten
Um des Allbeherrschers Thron;
Wandelt! sprach er, und wir flohn.

Du, der tief dort unterm Mond,
Zwischen Freud' und Jammer wohnt,
Mensch! dir ward ein Geist gegeben,
Uns im Fluge nachzuschweben,
Zu entflieh'n aus Raum und Zeit,
In die Unermeſslichkeit.

O geneuſs dein höh'res Glück!
Wende himmelwärts den Blick,
Laſs die Nacht dich schweigend lehren:
Rein, wie Harmonie der Sphären,
Sey dein Wollen, still dein Gang,
Und dein Athmen Lobgesang!

Frühlings-Hymne.

O welch ein Schauspiel! welche Fülle
Von Leben, das aus Gräbern dringt!
Es weicht des Winters Todesstille,
Und Alles athmet, jauchzt und singt;
Natur! wie reizend du erwachst!
Du schlägst die Augen auf, und lachst! —

Sey mir gegrüſst! nach tausend Lenzen,
Erscheinst du blühend, hold und jung;
Wer gibt dir Stoff, dich zu ergänzen,
Wer diesen rastlos regen Schwung?
Die Mutterbrust wer schwellt sie dir,
Mit Nahrungs-Fülle für und für?

Antwortend jauchzet ihr, ihr Chöre,
Der auſerstandnen Frühlingswelt:
Anbetung Ihm, und Preis und Ehre,
Ihm, der erschuf, und der erhält! —
Er gibt der Jugend Reiz und Glück
Der alternden Natur zurück!

Auf! nimm' in unsre Jubellieder,
O Sohn der Erde, freudig ein!
Wir waren todt, und leben wieder;
Auch dir wird sich der Lenz erneun!
Auch dich umschimmert, wie ein Kleid,
Die Jugend der Unsterblichkeit!

Das wär' meines Herzens Begehr.«
Damit der Heinz Dölp ging sein' Straſs'.
Als sein Edelmann höret, daſs
Der Schneider diesem Bauernknecht
Sollt' seinen Kittel machen schlecht*)
Eben gleich wie den Kittel sein,
Zum Schneider ging er wieder nein,
Und sprach: »Hör' Meister, nit vermeid',
Mein'n Kittel mir durchaus zerschneid'
Von oben ab bis auf den Saum,
Ein'n Strich nicht breiter denn ein Daum,
Zerfetz' dergleich die Aermel do,**)
Doch zerschneid' eben gleich also
Seinen Kittel dem Bauernknecht.«
Der Schneider sprach: »Ja, ihm g'schieht recht.«
Mit dem der Jungherr ging sein' Straſs'.

Der Schneider gleich sollichermaſs
Die Kittel macht', und sie zerschneid't,
Und hing sie auf zusammen beyd'.
Als nun auf den Sonntag hernach
Der Bauernknecht sein'n Kittel sach,
Also zerfetzet und zerschnitten,
Ein'n solchen Schiffbruch hätt' erlitten,
Fing er zu wein'n und schnuppen an.
Indem kam auch sein Edelmann,

---

*) schlechterdings. **) da.

Theodor und Honoria.

Eine Erzählung, nach Bocaz und Dryden.

Trotz irgend einer Stadt des Alterthumes
War einst Ravenna im Besitz des Ruhmes
Der Waffen, der Gelehrsamkeit, und Kunst:
Die Reichen waren frey von niederm Geize,
Die Groſsen, zart empfänglich für die Reize
Des schönen, gingen, ohne Stolz, mit Gunst
Und milder Spende dem Talent entgegen;
Doch unter allen ragte Theodor,
Der Edle, durch Geburt, Gestalt, Vermögen,
Und selbst erworbnen Ruhm hervor.

Und doch ward seine Brust von stillem Grame
Zernagt. Zu seinem Unglück sah
Er einst die schönste junge Dame; —
Denn dafür galt Honoria, —
Bey Männern — ohne Widerrede.
Allein die schönste war die ärgste Spröde.

Eiskalten Ernst, Verschlossenheit
Und Stolz verriethen ihre Züge;
Und lächelte sie auch von Zeit zu Zeit, —
Ihr Lächeln war nur eine schöne Lüge;
Der heitre Blick, der lispelnd sanfte Ton
Verlarvte Falschheit, Spott und Hohn.

Schon hatten Schaaren von Verehrern sie verlassen,
Nur Theodor hängt standhaft treu an ihr;
Er liebt mit jedem Tag sie brünstiger, dafür
Scheint sie mit jedem Tag ihn feuriger — zu hassen.
Was er auch immer thut und sagt,
Wie muthig er in des Turnieres Schranken
Beym Kampfspiel Ehr' und Leben für sie wagt:
Sie hat nur eine Art es ihm zu danken,
Und diese ist, — daſs sie ihn ärger plagt!
Doch weder Haſs noch Zeit kann seine Liebe schwächen.
Er will sie nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen,
Entfernung ist die beste Arzeney!
Er schwörts, und bleibt dem Schwur zwey Tage treu,
Um an den dritten ihn zu brechen.
Sie sehen war sein einziger Genuſs,
Er stirbt sobald er den entbehren muſs.
So schleicht der Arme, Leben, Gut und Habe

Zugleich erschöpfend, Schritt vor Schritt zum Grabe.
Die Freunde sehn's, bejammern seinen Wahn,
Und leiteten ihn gern auf beſsre Bahn.
Man bittet, warnt, sein Bestes zu bedenken;
Allein, Vernunft und Freundschaft sind zu schwach,
Ein liebend Herz von Thorheit abzulenken.
Nur der Beharrlichkeit gelangs; sie brach
Das Eis, und Theodor, die Guten nicht zu kränken,
Gibt ihren Bitten endlich nach.

Er rüstet sich, nach seiner Weise,
Mit einen Ueberfluſs von Pracht, als reise
Er bis an's Aeuſserste der Welt.
Doch Amor, der ihn straff am Zügel hält,
Läſst ihn nicht weit, nur bis nach Chassi, fliegen.
Auf seiner Villa bleibt der Weltumsegler liegen.
Die Aussicht ist zu reizend; — von den Höh'n
Kann man die Thürme von Ravenna seh'n.

Er bleibt, auch die Begleiter bleiben.
Man wählt, sich Zeit und Grillen zu vertreiben,
Die ritterliche Lustbarkeit der Jagd.
Doch Theodor, an dessen Herzen
Ein zwiefach Uebel, — Lieb' und Trennung, nagt,

Irrt einsam oft tief in den Wald, und klagt
Den Bäumen und dem Echo seine Schmerzen.

Des einen Tags kommt er, mit mattem Schritt,
Die Augen trüber noch, die Wangen blässer
Als sonst, zurück, wie einer, den das Messer
Des Arztes schnell, durch kühngewagten Schritt,
Von lang ertragner Qual befreyte.
Nie sahen ihn die Freunde so wie heute
Verstört. Sie stehn erwartungsvoll; allein
Die Freundschaft lehrt bescheiden seyn,
Den Freund nicht an der wunden Stelle fassen,
Und wenn er schweigen will, ihn schweigen lassen.

Man reicht, mit stillem Drucke, sich die Hand,
Und Theodor sieht starr und unverwandt
Gen Himmel; doch zuletzt, nach langem Schwanken,
Scheint er gefaſst, und findet zu Gedanken
Die Worte wieder; mit erhöhtem Ton,
Und langsam hebt er an: Zu lange schon
Lieſs ich vom ärgsten der Tyrannen,
Von Amorn, mich ins Joch der Knechtschaft spannen.
Nun bin ich, wünscht mir Glück! — von meinem Wahn geheilt;
Die Sclavenfessel liegt, zerfeilt
Und abgestreift, zu meinen Füſsen.

Frey athm' ich, ganz bin ich nun wieder mein,
Aus Trümmern soll mein Glück sich, wie mein
Herz, erneu'n,
Und ihr, (hier drückt' er, unter Küssen,
Die Freunde nach der Reih' an seine Brust,)
Die ihr mein Leid getheilt, theilt meine Lust! —
Ihr staunt, ob dem was ich euch sage;
Vernünftig klingt's! — und Theodor
War leider! nur zu lang ein Thor.
Geduld! nur bis zum nächsten Donnerstage!
Dann sollt ihr sehn, was mir den Sinn
Gewendet hat, wodurch ich von der Plage
Verliebter Raserey genesen bin.

Hier bricht er ab, und läſst (wie wir die Leser)
Die Hörer rathen, was geschehn.
Schnell muſs zur Stadt sein Hausverweser
Mit einem Blatt; und auf dem Blatte stehn
In einer langen Reihe Namen
Von Cavalieren und von Damen,
Wohl über hundert an der Zahl.
Der Bote fliegt, zum Mittagsmahl,
Und zu der glänzendsten der Maskeraden,
Sie für den Donnerstag zu laden.

Die Dienerschaft, mit Aexten, Sägen, Spaden,
Eilt, angeführt vom Hausherrn, in den Wald;
Man hackt und sägt, und gräbt, und säubert bald

Den runden Platz vom hindernden Gesträuche,
Und unterm Laubdach einer alten Eiche,
Wird ein Gezelt errichtet, und geschmückt
Mit Teppichen, Crystallen, Tischgeräthen,
Und all dem Pomp, den man in groſsen Städten,
Bey jedem groſsen Gastgeboth erblickt.

So kam der Donnerstag; die Gäste kamen,
Die eingeladnen Cavalier' und Damen,
Honoria erschien zuletzt.
Man sagt dem Wirth die angenehmsten Sachen,
Bewundert laut, um flüsternd zu verlachen,
Bis man sich nun zur Tafel setzt.

Rasch gehn die Schüsseln in die Runde,
Und als man noch am Nachtisch sich ergötzt,
Schlägt die verhängniſsvolle Stunde.
Es braust der Sturm, der Donner kracht,
Der Mittag wird zur Mitternacht,
Die Eiche biegt, die Fichten splittern,
Die Erde bebt, die Menschen zittern,
Die Wange, selbst der Muthigsten, erblaſst;
Nur Theodor bleibt ruhig und gefaſst.

Dem wilden Lärm folgt tiefe Todesstille;
Doch plötzlich stürzt, mit lautem Ach und Weh,
Ein weibliches Geschöpf, ohn' alle Hülle,
Aus dem Gebüsch, wie ein verjagtes Reh.

Es rieselt Blut aus mehr als einer Wunde,
Die ihr im Flieh'n die Dornenhecke riſs;
Sie flieht, und ach! mit blutigem Gebiſs,
Folgt ihrer Spur ein Paar ergrimmter Hunde,
Und hinterdrein, auf Rabenschwarzem Pferd,
Ein Reiter mit gezücktem Schwert.

Die Tapfersten entblöſsen ihre Degen,
Und stellen sich dem Ungethüm entgegen.
Der Jäger, — Höllenwuth im Blick, —
Sprengt an, und schreyt ergrimmt: Zurück!
Zurück! eh euch mein Hauch wie Spreu verwehet.
Verwegne Sterbliche! ihr sehet
Des Rächers Schwert in Geistes Hand!
Dieſs Weib, das um Erbarmen flehet,
Hat selbst Erbarmen nie gekannt.
Die Stolze lieſs den Liebenden verschmachten,
Den Treuen gab sie der Verzweiflung Preis;
Jetzt ists mein Amt, sie Tag und Nacht zu schlachten;
So will es der, der zu vergelten weiſs!

Er sprichts, und Allen starrt das Blut zu Eis;
Zu Boden sinken die geschwungnen Klingen.
Die Hunde halten den erhaschten Raub.
Der Jäger eilt, dem Schrey'n des Opfers taub,
Das Werk der Rache zu vollbringen.
Tief in den Busen taucht er ihr den Stahl,

Und reiſst, aus lang geschlitzter Wunde,
Das Herz; es raucht; und als ein leckres Mahl,
Erwarten es mit heiſser Gier die Hunde.
Er hält's empor, und ruft mit bittrem Hohn:
Seht, stolze Schönen, seht des Stolzes Lohn!
Wiſst, hier, wo ich mit diesem Schwert durchstochen,
Ein Opfer der Verzweiflung lag,
Wird so wie heut, an jedem Donnerstag,
Mein Selbstmord an der Mörderin gerochen!

Und sieh, indem er spricht, erhebt
Die Leiche sich vom Boden, neu belebt;
Er siehts, und eilt mit seinen Hunden
Ihr nach, und Jagd und Jäger sind verschwunden.
Und die Natur, frey von des Zaubers Macht,
Erheitert sich, den vollen Strahlen
Der Sonne weicht zum zweyten Mahl die Nacht.
Doch Bangigkeit und düstre Sorgen mahlen
Auf den Gesichtern aller Schönen sich.
Honoria, die Stolze, schlich
Beschämt davon. Sie blickt auf Theodoren
Verstohlen hin; es ist um sie gescheh'n!
Er würdigt sie nicht einmal anzuseh'n;
Er ist für sie, ihr sagts das eigne Herz, verloren.

Sie geht, o wie ganz anders als sie kam!

Das Herz zerknirscht von Reu', und Angst und Gram,
Fast sterbend sinkt sie in den Wagen;
Sie lebt nur auf, sich selber anzuklagen;
Vor ihrer Phantasie schwebt die Gestalt
Des Mörders; ihr, ja ihr nur galt
Sein Anruf; ach! und Theodorens Kälte
Bewies, daſs er nun Haſs mit Haſs vergelte.

Sie ringt die Hände, seufzt und weint;
Ihr Busen glüht von Amors stärkster Flamme,
Seit Theodor sie zu verachten scheint.
Sie wirft sich in die Arme ihrer Amme,
Ihr beichtet sie mit Reu und Leid,
Und fleht sie an, mit Trost ihr beyzustehen,
Und zeigt sich, wie noch nie ein Auge sie gesehen,
Zum ersten Mahl in ihrer Weiblichkeit.

Die Alte geht, verspricht, sie bringe
Den besten Trost; und bringt den besten Trost zurück: —
Ihn, Theodoren selbst! der Augenblick
Entschied; gewechselt sind die Herzen und die Ringe.
Die schöne Wilde, jetzt fast allzuzahm,
Vergiſst sogar die jungfräuliche Scham,
Und überläſst sich neuerwachten Trieben

Ein Weib, — ´gleich zügellos im Hassen und im Lieben.
Der letzte Tag des Maymonds sah
Das schönste Fest. Honoria
Ward Frau, und Muster aller Frauen.
Die Spröden ſolgten ihrem Beyspiel nach,
Und lieſsen schaarenweis sich trauen.
Nicht eine war, die ihr Gelübde brach,
Nicht eine, die dem Gatten widersprach,
Ravenna ward, der Neid muſst' es gestehen,
Ein Schauplatz musterhaſter Ehen.

Und leget an den Kittel sein
Und sprach: «Heinz, leg' an auch den dein'n.»
Der Heinz wollt' nit, der Red' erschrack.
Der Jungherr schlug ihn auf den Nack'
Mit der Faust, und ihn dazu nöth't;
So hatt' er zum Schaden das Gespött',
Und leget seinen Kittel an,
Und muſs darin zur Kirche gahn;
Jedermann meynt' er wär' ein Narr.
Also entlief er aus der Pfarr'.

* * *

Also noch heut' zu diesen Tagen,
Wo Bürger, Bauer noch will tragen
Kleidung, sich gleich dem Adel ziert,
Oft ihn'n ein Aug' verhalten wird,
Daraus ihm zum Schaden Spott erwachs'.
Schlecht und g'recht ist gut, spricht Hans Sachs.

Die Fee.

Dumpf, verworren, wüst' und öde
War mir lange Sinn und Herz;
Ueble Laune, inn're Fehde
Peinigt mehr als äuſsrer Schmerz. —

Müſsig gehn macht Uebel schlimmer;
„Könnt' ich mich doch nur zerstreu'n!
Kaum gesagt, so pocht's an's Zimmer,
Heftig ruf' ich: nur herein!

Eine Maske von der Bühne? —
Das Gesicht zur Hälfte Nacht,
Gleich der Braut vom Harlekine,
Buntgescheckt die knappe Tracht;

Im gekrümmten Arm die Zitter,
Trippelt sie herein, und bald
Grüſst sie spöttelnd mich: Herr Ritter,
Von der traurigen Gestalt!

Was soll das Gesicht bedeuten,
Milzsucht, düstre Grämeley?
Soll man hier zu Grabe läuten?
Ward Herzliebchen ungetreu?

Gut; — so hätte zur Romanze
Das Romanchen sich verkürzt!
Doch jetzt komm, mein Freund, und tanze,
Denn zum Tanz bin ich geschürzt!

Und sie tritt vor meinen Sessel,
Wirft die Zitter hinter sich,
Und im Nu die seidne Fessel
Ihres Schwanen-Arms um mich.

Tanzmusik hör' ich erschallen,
Rasch heb' ich mich in die Höh';
Doch sie läſst die Maske fallen,
Und erscheint mir — eine Fee! —

Einer Göttin zu vergleichen,
Stand die Herrliche vor mir;
Sollt' ich bleiben, sollt' ich weichen?
Aengstlich schielt' ich nach der Thür.

Sinken wollt' ich ihr zu Füſsen,
Sie empfahl mir, lächelnd, Ruh,
Und mir Ruh' ins Herz zu gieſsen,
Spielte sie, und sang dazu;

Und die lieblichsten der Scenen,
Aus dem holden Fabel-Land,
Mahlten sich, mit ihren Tönen
Hingezaubert, auſ die Wand.

Ritter, Damen, Riesen, Zwerge,
Sah ich im erhellten Rund,
Und des Vaterlandes Berge
Traten aus dem Hintergrund.

Zauberinnen auſ dem Besen
Sah ich durch die Lüſte ziehn,
Und der Berggeist, der sein Wesen
Auſ der Koppe treibt, erschien.

Die Erscheinungen zu melden,
Hub ich an: „Es war einmahl“ —
Und erkohr zu meinem Helden,
Dich, verschrie'ner Rübenzahl!

I.

Seht! dort hat Rübenzahl sein Gärtchen,
Sein Schloſs verbirgt dort jener Stein;
Zu beyden führt ein Zauber-Pförtchen, —
Nicht um die Welt ging ich hinein.
Er zeigt sich oft als Huckenträger,
Oft auch als Bettler, mit dem Sack,
Und spielt als Fuhrmann, Köhler, Jäger
Dem Wandrer manchen Schabernack.

Er braut ein schrecklich Donnerwetter
Mit Regenguſs im Augenblick;
Lockt in den Sumpf den dreisten Spötter,
Und bricht ihm gar wohl das Genick.
Gar pfiffig äfft er kluge Leute,
Und schickt Gelehrte in April;
Doch hat er seine gute Seite,
Die ich für jetzt enthüllen will.

Durch Staupe, Brand und Hagelwetter
Verarmte Kunz zum Bettler schier;
Er ging, und bat den reichen Vetter,
Hartherzig wies ihm der die Thür;
Betrübt schlich Kunz den Berg hinunter,
Wuſst' sich im Leben keinen Rath,
Als ihm ein Jäger, rasch und munter,
Aus dem Gebüsch entgegen trat.

„Was ist dir, Freund?" Kunz ringt die Hände,
Erzählt — „Da, funfzig Thaler baar!
Spricht Jener, nimm sie, und verpfände
Dein Wort, du zahlst heut über's Jahr."
Kunz nimmt das Geld mit tausend Freuden,
Sein Wort bestätigt den Vertrag,
Er merkt den Ort sich, wo sie scheiden,
Und den bestimmten Zahlungstag.

Kunz hält sich in der Wirthschaft wacker,
Das Glück begünstigt seine Müh;
Zehnfält'ge Frucht bringt ihm der Acker,
Frisch und gesund steht ihm das Vieh;
Still häuft er Geld an einem Platze,
Von dem sein eignes Weib nichts weiſs,
Und macht sich mit gefüllter Katze,
Am Zahltag Morgens früh aufs Gleis.

Der gute Kunz steht wie auf Kohlen,
Da sich bereits die Sonne neigt,
Und immer noch, sein Geld zu holen,
Der fremde Jäger sich nicht zeigt;
Doch als nun Tag und Nacht sich schieden
Da rief's vom Baum: was säumst du hie?
Du hieltest Wort; ich bin zufrieden,
Behalt, was dir der Berggeist lieh!

II.

Hört, was von des Berggeist's Namen
Uns die Chronica erzählt!
Mit der reizendsten der Damen
Hatt' er förmlich sich vermählt;
Doch ihr Stolz war ohne Gränzen,
Sie befahl als Königin,
Und mit tiefen Reverenzen
Kroch er scheu zum Handkuſs hin.

Welchen Unfug sie getrieben,
Wer's nicht sah, der glaubt es nicht.
Carbonad' und Wasserrüben
War der Dame Leibgericht;
Und, um Ruhe nur zu haben,
Muſste selbst der Herr Gemahl,
O der Schmach! die Rüben schaben,
Tag für Tag die gleiche Zahl.

Groſser Herren kleine Schwächen
Kommen bald ins Publicum;
Blitzschnell lief auf allen Zechen
Diese seltne Mähr herum;
Zwar der Tod der stolzen Dame
Macht' ein Ende seiner Qual;
Doch ihm blieb ein Ekelname
Bis auf heute — Rübenzahl.

Elegien.

Nach dem Englischen.

Im Frühling.

Der Winter weicht mit seiner Stürme Schaar,
Der heitre Himmel lächelt Frühlings-Milde;
Es kräuselt sich der Bäume grünes Haar,
Und Florens Kinder schmücken die Gefilde;

Mit jedem Tag enthüllt sich neue Zier,
Bald wird der May in vollem Pomp erscheinen,
Und unter seinem blumichten Panier
Der Freuden Chor, Gesang und Tanz vereinen.

O, mahle nie zu reizend eine Zeit,
Die kommen soll! Wie oft ist, statt im grünen
Gewand, der junge Lenz im weiſsen Kleid,
Das er dem Winter abgeborgt, erschienen!

Doch, sey's, daſs er in seiner vollen Pracht,
Umströmt von Glanz und Balsamduft, erscheinet.
Was hilft es uns, daſs Erd' und Himmel lacht,
Wenn unser Herz, an Schwermuth krankend,
weinet!

Mir ekeln Scenen wilder Leidenschaft,
Wo Wollust schwelgt, sich stolze Dummheit
brüstet,
Und niedre Habsucht Gold zusammenraſſt,
Und Bosheit fromme Unschuld überlistet.

Ein klarer Bach, ein Waldumgränztes Feld,
Ein Hüttchen, überwölbt von hohen Linden,
Läſst mich weit mehr, als das Geräusch der Welt,
Des Daseyns Glück im Schooſs der Ruh empfinden.

Doch selbst dieſs Thal, wo alles ruht und
schweigt,
Kann Ruhe mir und Stille nicht gewähren,
Mir pocht das Herz, der bangen Brust entsteigt
Ein lautes Ach, ins Auge treten Zähren.

Der Mensch, warum vermiſst nur er allein
Das Glück, das die Natur dem Thiere spendet?
Warum verbittern Sorge, Furcht und Pein
Sein Leben, das mit wenig Stunden endet?

O schweige! nicht der Himmel, unser Wahn
Schafft unser Elend, raubt uns Glück und Frieden;
Den Schuldbewuſsten nagt der Schlangenzahn
Der Reu', ihm folgt die Brut der Eumeniden.

Als Kinder, — o wie selig lebten wir!
In Unschuld froh, des Lebens heitren Morgen
Genieſsend, rein von sträflicher Begier,
Von eitlem Dünkel fern, und frey von Sorgen!

O goldne Stunden, viel zu schnell entfloh'n!
Kehrt ihr denn nie dem Sehnsuchtkranken wieder?
Senkt sich an meines Lebens Mittag schon
Der Schwermuth Nacht auf meinen Geist hernieder?

Kein Stern geht auf, der ihm den Pfad erhellt,
Mit neuem Muth den Zagenden belebet,
Und ihn vom Staub zu einer bessern Welt,
Wo Furcht und Schmerz und Tod nicht ist, erhebet! — —

Sie, die von Liebe gegen den entbrannt,
Der ihnen, sterbend, neues Heil errungen,
Sich schon im Geist in jenes beſsre Land,
Wo Schmerz und Tod nicht ist, empor geschwungen;

Sie freu'n sich jeder Gabe der Natur,
Begeistrungsvoll durchwandeln sie die Scenen
Der Schöpfung, tief anbetend jede Spur
Des Schöpfers alles Groſsen, Guten, Schönen.

Durch Hoffen, Glauben, Lieben still
beglückt,
Geh'n sie auf dieses Lebens Dornenwegen,
Dem Tag, der sie ins Reich der Wonn' entrückt,
Mit dem ein ew'ger Lenz beginnt, entgegen.

Eulenspiegels Disputation mit einem Bischof über das Brillenmachen.

Schwank.

Eulenspiegel, weiland vor Jahren
In aller Schalkheit wohl erfahren,
Lief in 'nem Winter über Feld,
Hatt' schlechte Kleider und kein Geld.
Indem da sah er dort vom weiten
Ein'n reis'gen Zug gegen ihn reiten.
Dasselbige ein Bischof war,
Derselbige wollt' gen Worms dar,
Alldo sollt' werden ein Reichstag,
Und mancher Fürste dazu lag.*)
Sollten betrachten g'meinen Nutz,
Römischen Reich' zu Hülf' und Schutz,
Das auf diesmal viel Anstöſs' hätt'.

---

*) sich dazu anschickte.

Im Sommer.

Die Thurmuhr kündiget, mit ehrnem Munde,
Den Mittag an; leer ist der Marktplatz, leer
Sind alle Gassen. Ruhe heischt die Stunde,
Und untersagt geschäftiges Verkehr.

Es stockt die Luft, die regen Winde schlafen;
Kein Zweig, kein Blatt, das flüsternd sich bewegt;
Der Schäfer hat mit allen seinen Schafen
Rings um den Stamm der Buche sich gelegt.

Der Wiese bunter Teppich ist verbleichet,
Der Teich vertrocknet, und der Quell versiegt,
Kaum daſs am Strom, der durch die Ebne schleichet,
Ein Streifen Grün das Auge noch vergnügt.

Hin ist der Schmuck, der in dem Garten blühte,
Der Bienen Kost, der Weste Balsamraub;
Die Rose selbst, die wie der Morgen glühte,
Mischt ihre Blätter mit des Bodens Staub.

Die Pflanzen lassen ihre Häupter sinken;
Nur jene, die der Süd uns zugesandt,
Entfalten freudiger den Kelch, und dünken
Verpflanzt sich wieder in ihr Mutterland.

Statt frohen Jubels herrscht nun bange Stille;
Die Lerche trillert nicht im Flug, es ruft
Der Kukkuck nicht, es schweigt das Lied der
Grille,
Und Echo schläft in ihrer Felsengruft.

Wo ist des Sommers Lust, die wir in Träumen
Uns schufen, — längs dem labyrinth'schen Bach
Zu wandeln, unter schattenreichen Bäumen?
Wo der Genuſs, den Hoffnung uns versprach?

Gern folgt der Geist den regellosen Flögen
Der Phantasie, die in die Ferne schweift,
Und sich der Zukunft Bild mit leichten Zügen
Entwirft, und bunt mit Schimmer überhäuft.

Doch wenn wir jetzt das ferne Ziel erreichen,
Wie anders! plötzlich lös't in Dunst und Schaum
Sich das Gediegne auf, die Farben bleichen;
Und Wirklichkeit zerstört der Hoffnung Traum!—

O, ruht' ich jetzt, umschirmt von hoher Mauer,
In einer alten, mit Gebüsch und Moos
Bewachsnen, Burg! Erquickte mich der Schauer
Feucht-kalter Luſt in einer Grotte Schooſs!

Doch warum seufz' ich? drückt den Sohn der Wüste
Den Araber, im glühend heiſsen Sand,
Den nackten Neger an der Sclaven-Küste,
Nicht heftiger als mich der Sonne Brand?

Mehr leidet noch, wer innre Ruh entbehret,
Wer in sich selbst mit Scham und Reue blickt;
Wen hoffnungsloser Liebe Gluth verzehret,
Wen Neid verfolgt, und Bosheit unterdrückt.

Doch, daſs der Mensch im Mangel nicht verzage,
Im Ueberfluſs nicht allzusicher sey;
Gesellt (so wills der Himmel) jeder Plage
Sich Hoffnung, Sorge jedem Glücke bey.

Bedenke dieſs, o Mensch, und sey zufrieden,
Dein Bestes will die Vorsicht, mehr als du;
Sie miſst, was du bedarfſt, um froh hienieden
Zu leben, dir mit weisem Maſse zu.

Wer weiſs, stürzt nicht in ungehemmten Güssen
Der Regen morgen auf das dürre Land,
Daſs in den seichten, Wasserarmen Flüssen
Die Fluth empor schwellt an des Ufers Rand.

Schon thürmen Wolken, die den Tag verdüstern
In Osten sich, es wankt das Gleichgewicht
Der Lüfte; horch! der Bäume Wipfel flüstern,
Und, kreuzend, zückt der Blitze rothes Licht.

O, mitten in des Sturms erhabnen Scenen,
In der Natur empörtem Kampfgewühl,
Soll mein Gesang zum Preis des Schöpfers tönen,
Sey Ehrfurcht, Dank, Bewundrung mein Gefühl!

In der Ernte.

Kein Veilchen schwängert mehr die Luſt mit Balsamdüften;
Kein Klee bepurpert mehr der Niedrung fette Triften;
Kein helles Saatengrün deckt das gefurchte Land;
Kein Zweig mit Blüthen prangt an der besonnten Wand;
Kein Röschen knospet mehr, verspätet, auf dem Strauche;
Lustwandelnd athmen wir nicht mehr im Abendhauche
Den labenden Geruch von frischgemähtem Heu;
Hin ist des Sommers Reiz! Rings um die Meierey
Verbreitet jetzt der Herbst des Ueberflusses Scenen,
Und Freud' und Hoffnung singt in jubelvollen Tönen.
Wohin das Auge blickt, winkt reizender Genuſs:
Das Jahrwerk der Natur eilt mehr und mehr zum Schluſs;

Schon wallt das Weizenfeld gleich einem goldnen Meere,
Die dichten Halmen beugt der reifen Körner Schwere
Zu Boden; silbern glänzt, mit Purpurmohn durchmengt,
Die bärtge Gerste dort, wo sich der Hügel senkt.

Des Morgens sanfter Strahl erhellt die fernen Höhen,
Und weckt der Schnitter Schaar, ans Tagewerk zu gehen,
Zu ernten was ihr Fleiſs auf Wucher ausgelieh'n.
Mit welchem heitren Blick sie aus dem Dorfe zieh'n!
Schon waffnet jeder sich mit scharfem Feldgeräthe;
Der Schwung der Sense rauscht, und was sie niedermähte,
Raſſt schnell der Rechen weg; die flinke Binderin
Stellt nun in langen Reih'n die goldnen Garben hin;
Die Mandeln thürmen sich zu Hügeln auf, und zieren
Die Ebne Meilen weit; der Zäune Gatterthüren
Stehn offen überall; der Erntewagen faſst
In seinen Leitern kaum die aufgeworfne Last;

Dumpfknarrend rollt er fort, besteckt mit grünen Büschen;
Die Peitsche knallt, den Schritt der Rappen anzufrischen;
Das Stoppelfeld durchirrt der Aehrenleser Schwarm,
Und Kinder tragen selbst ihr Bündlein unterm Arm,
Bis nun, rein aufgesucht, der letzte Halm verschwindet,
Und ein Triumphgesang der Ernte Schluſs verkündet.

Landeigner, ihr, für die der Dorfbewohner fröhnt,
Bedenket, wessen Hand das Jahr mit Segen krönt!
Auf! lasset Preis und Dank empor zum Himmel dringen!
Freywillig zwar vermag das Feld nicht Frucht zu bringen,
Des Vorwerks junges Volk, vom Brand der Sonne braun,
Muſs manchen langen Tag den Acker mühsam bau'n:
Allein, was hilft's mit Sorg' und Müh des Bodens pflegen;

Ersetzt wohl aller Fleiſs den fruchtbar warmen Regen,
Der Lüfte lauen Hauch, den milden Sonnenschein,
Lenkt er die Wetter ab, die euren Saaten dräu'n?

Durch Arbeit soll der Mensch sich jedes Gut des Lebens
Erringen. Also wills die Vorsicht. Doch vergebens
Strengt unser Fleiſs sich an, wenn ihre milde Hand
Den Segen uns versagt. Drum, o mein Vaterland,
Vergib, wenn dich mein Lied strafbaren Undanks zeihet!
Weit häufiger, als Preis und Lobgesang, entweihet
Das wilde Bachanal der Schwelger deine Flur.
Zwar deine Landschaft zeigt des Ueberflusses Spur,
Und fröhliches Gedeih'n; und deines Himmels Milde
Erhöht der Gegend Reiz. Doch wisse, manch Gefilde,
Berühmt im Alterthum ob seiner Fruchtbarkeit,

Liegt jetzt als Wüste da; durch Hunger, Krieg und Zeit,
Entvölkert und verheert, zeigt es dem bangen Blicke
Des Wandrers keine Spur von seinem frühern Glücke.

Geh, ſorsch' im Morgenland nach Palästina's Loos!
Wo sind die üppigen Gefild', aus deren Schooſs
Einst Milch und Honig quoll? wo sind die Herrlichkeiten
Der Städte, welche sich längs dem Gestade reihten? —
Komm, schau, bejammere das tieſgesunkne Land!
Dort, wo der Dörfer Volk sonst goldne Garben band,
Wo manche reiche Stadt, mit Pracht und Kunst gezieret,
Von Tausenden bewohnt, emporstieg, — dort regieret,
Vom aufgethürmten Schutt und nacktem Fels herab,
Verwüstung ihr Gebiet — ein weit gedehntes Grab!
Wo immerſrisches Grün des Jordans Ufer kränzte,

Wo Sarons Blumenthal mit Iris Farben glänzte,
Schreckt jetzt den Reisenden, der — eine Thrän' im Blick,.—
Auf die Verwandlung schaut, ein gift'ger Pfuhl zurück.

Geh, frage Gräcien, das über den Ruinen
Gepries'ner Städte weint, wo jetzt die Auen grünen,
Wo jetzt die Gärten blüh'n, die einst der Schwesterchor
Der holden Musen sich zum Lieblingssitz erkohr?
Wo er nun strömt der Bach, der einst durch Thäler wallte,
Aus deren grünen Schooſs der Freyheit Loblied schallte;
Ein Lied, das nah und fern von Stadt zu Stadt erklang,
Wenn Patrioten-Krieg die hehre Fahne schwang,
Und eine kleine Schaar, des Vaterlandes Gränze
Beherzt vertheidigend, sich ew'ge Lorbeerkränze
Durch edlen Tod errang! Doch jetzt erfüllt dieſs Thal
Nicht mehr der Freyheit Preis; kein Feldherr zückt den Stahl

Als er ihm nun begegnen thät,
Eulenspiegel zog ab sein'n Hut,
Und neigt' sich geg'n den Bischof gut;
Der hielt, sah Eulenspiegel an,
Merkt' wohl, daſs es wär' ein Spaſsmann,
Und dacht', ich hört' bey allen Tagen
Kinder und Narr'n die Wahrheit sagen,
Ich will gleich diesen reden an,
Der wird mir gar bald sagen than,
Was das G'schrey ist von Fürst'n und Herr'n
Bey dem gemein'n Mann, nah und fern.

Der Bischof.

Und sprach: Gut G'sell, woher so g'schwind,
So schlecht bekleid't in Schnee und Wind?
Du sollt'st bleib'n unter dem Obdach.

Eulenspiegel.

Eulenspiegel hinwieder sprach:
Gnädiger Herr, ich muſs wohl wandern
Von einem Lande zu dem andern
Mein'm Handwerk nach durch Pohl'n und Preuſſen,
Durch Ungarn, Böheim, Sachsen und Reuſsen,
Frankreich, Schotten und Engeland,
Durch Niederland, Holland, Brabant,
Den Rheinstrom, Frank'n, Bayern und Schwaben,
Konnt' doch nirgend kein' Arbeit haben,
Nun geht's schon in das dritte Jahr;
So bös' ist jetzt mein Handwerk gar.

Zum Kampf fürs Vaterland; Barbaren fremder Zonen
Beherrschen nun ein Reich, in dem nur Sclaven wohnen.

So stürzte mancher Staat hinab in öde Nacht,
Der stolz auf seinen Ruhm, berauscht von seiner Macht,
Der Thorheit Zauberkelch mit langen Zügen leerte,
Und aller Laster Brut in seinem Schooſse nährte.
Schreckt dich, mein Vaterland dieſs Jammerloos? Wohlan!
Erwach' und rüste dich! und treibe Thorheit, Wahn
Und Laster fern von dir und öffne, statt der Thore,
Die Herzen deines Volks dem schwesterlichen Chore
Der sanften Tugenden! Von dem Olymp gesandt,
Erscheine Wahrheit dir, und an der Göttin Hand
Die Ruhe, deren Blick nie Gram und Unmuth trübet,
Und Liebe, die mit Lust des Wohlthuns Pflichten übet,

Und fest entschloſsner Muth, der, nicht vom Stolz gebläht,
Kühn im Gefühl des Rechts, Gefahr und Tod verschmäht.

Steig, himmlisches Geschlecht, auf Deutschlands Auen nieder!
Gib ihm den schönsten Schmuck — der Sitten Reinheit wieder!
Knüpf' unter seinem Volk der Eintracht festes Band!
Dann wird sein Ruhm und Glück nie welken, und die Hand,
Die alles Gute schenkt, wird seine fruchtbar schönen
Gefilde, Jahr für Jahr, mit reichem Segen krönen!

Beym Herannahen des Winters.

Hinab gen Süden steigt die Sonn'; ihr schräger Strahl
Erwärmt die Luft nur schwach. Der Wald steht schwarz und kahl,
Vom rauhen Nord entlaubt. Der greise Winter steiget
Auf seinen Thron, und herrscht tyrannisch streng. Es schweiget
Der Vögel Lustgesang; nur um die Scheuren zirpt
Ein Spatz, der Futter sucht. Die Pflanzenwelt erstirbt,
Nur Tannen sieht man dort im Hain, dort an Ruinen
Der alten Ritterburg, den finstern Epheu grünen.

Wo ist des Lenzes Reiz? — der Blumen Balsamduft,
Das blühende Gesträuch, das reine Blau der Luft,

Der Lerche Jubellied, das Rieseln klarer Bäche,
Der weiſsen Lämmer Schwarm, zerstreut auf grüner Fläche?
Wo ist des Sommers Volk, — die Millionenzahl
Insecten und Gewürm, im wärmern Sonnenstrahl
Auflebend? wo das Vieh mit tönendem Geläute,
Das, ruhend hingestreckt im Schatten, wiederkäute?
Wo ist der Ernte Lust? wenn sich beym Sternenglanz,
Das junge Volk des Dorſs zum buntgereihten Tanz
Vereinte, jede Brust von Lieb' und Freude wallte,
Und jauchzendes Gelärm die Gegend weit durchschallte!

So wünscht die Phantasie sich ein verschwundnes Glück,
Das in der Gegenwart ihr reizlos schien, zurück:
Im Winter quält der Frost und Hitz' und Staub ermüden
Im Sommer; mit dem Tausch der Jahrszeit unzufrieden,
Versetzt sich unser Geist in ein beglücktres Land,
Wo Grün, das nie verwelkt, der Silberbäche Rand

Umsäumt, und Wolken nie den heitren Tag verschleyern,
Und Blumen jeden Mond und Früchte sich erneuern.
Doch dieſs beglückte Land, wo stets der Frühling blüht,
Erscheint, wenn Wahrheit nun es in der Nähe sieht,
Mit Schrecknissen erfüllt: in wilden Strömen gieſset
Der Regen sich auf's Land; die heiſsre Sonne schieſset
Stets senkrecht ihren Strahl hernieder; die Natur
Ermattet in der Gluth des Tags; auf dürrer Flur
Herrscht ein versengtes Braun, und Quell und Bach versieget.
Oft, wenn der Landmann, der sein hartes Feld gepflüget,
Auf schattenlosem Pfad zur fernen Heimath kehrt,
Sinkt er ohnmächtig hin, und stirbt, von Durst verzehrt;
Bald tödtet ihn der Biſs der Schlange, bald begräbet
Der Sand ihn, der im Sturm sich, Wogen gleich, erhebet.

Wer träumt sich die Natur von innrer Zwietracht frey,
Wer hofft ein Erdenglück, das ohne Wechsel sey? —

Das Kind, der Neuling nur, den süſser Wahn bethörte,
Und noch Erfahrung nicht im Glück Besorgniſs lehrte.
Ich, der auf langer Bahn schon manchen Kampf bestand,
Den falsche Hoffnung oft irrführte, — nirgends fand
Ich eine Freystatt hier, die gegen rauhe Stürme
Der Widerwärtigkeit den armen Pilger schirme.
Drum sey der Winter mir des Erdenlebens Bild;
Wie er in Wettern tobt, in wilden Stürmen brüllt,
Und Luft und Land durchwühlt; so toben, so durchwühlen
Furcht, Sorg' und Gram das Herz mit marternden Gefühlen.

O Räthsel unsrer Brust, wer ist's, der dich erklärt!
Was Jahrszeit oder Ort dem Sterblichen gewährt,
Genügt ihm nie, und doch, wiewohl er ob den Leiden
Des Daseyns murrt, erschreckt ihn der Gedank' ans Scheiden.
Woher dieſs Schaudern sonst, das mein Gebein durchbebt,

Wenn still und feyerlich der Abend niederschwebt,
Und bey dem Glockenklang, der dumpf die Flur durchschallet,
Der schwarze Leichenzug bey mir vorüber wallet.
Vernunft ists, die mir sagt: dein harrt ein gleiches Loos!
Einst fodert deinen Staub der Erde Mutterſchooſs
Zurück, dann öffnest du, den Luftstrom einzusaugen,
Das Tageslicht zu schau'n, nicht länger Mund und Augen!

Erheb', o Winter, dich auf deinem Schrekkensthron,
Verhülle dich in Nacht, laſs deine Wetter droh'n,
Und deiner Stürme Wuth der Schöpfung Reiz verheeren:
Ich will kein Paradies für einen Gast begehren,
Der nur vorüber zieht. Der Vorsicht weise Hand
Gab Freud' und Glücks genug, um hier im fremden Land
Gern zu verweilen, gab der Leiden und der Thränen
Genug, um uns hinauf ins beſsre Land zu sehnen.

Nur sie, in deren Brust Begierde nie entbren
Sie, die mit Dank genieſst was ihr das Schi
sal gönnt, —
Zufriedenheit! — sie ist's, die eitle Sorg
höhnet,
Und jede Jahrszeit sich, und jeden Ort
schönet.
Ihr zeigt der Winter selbst manch Schauspi
das entzückt,
Wenn zarter Silberreif die Morgenlandsch
schmückt,
Der Mittagssonne Glanz die heitre Luft dur
strahlet,
Und purpurnes Gewölk den Abendhimmel mahl
Sie weiſs, es reinige der Winterstürme Hau
Die Luft, der Wassermann entschüttle sein
Schlauch',
In Regen oder Schnee, heilsame Feuchtigkeit
Die einen reichen Schatz der Ernte vorbereit
Für alles danket sie dem Geber, dessen Ha
Den Weltbau ſchuf; Ihm, der das bu
Prachtgewand
Dem Lenz zur Zierde gab, und dichtes La
zum Schirme
Dem Sommer, Obst und Wein dem Herb
dem Winter Stürme

Das Nonnenkloster.

Die Sterne funkeln hell, die kühle Nachtluft weht,
Und Stille hat die Welt in tiefen Schlaf gewieget,
Nur nicht das Kloster, wo, in brünstiges Gebeth
Versunken, am Altar die blasse Nonne lieget;

Dort wo Gesträuch und Moos auf alten Mauern grünt,
Wo Unschuld oder Gram, dem Weltgeräusch entronnen,
Sich ganz dem Himmel weiht, und strenger Andacht dient,
Dort schläft bis Mitternacht ein Völkchen frommer Nonnen.

Dort ist der laute Rausch der Fröhlichkeit verbannt,
Dort singt die Wollust nicht in Lydisch weichen Tönen,
Entfaltet Hoffart nie ihr schimmerndes Gewand,
Und lockt das junge Herz, der Eitelkeit zu fröhnen;

Der Liebe sanftes Glück wird ihnen nimmer blüh'n,
Noch in ihr fernes Ohr der Freundschaft Stimme dringen;
Noch Mutterzärtlichkeit in ihrem Busen glühn,
Und sie mit frohem Lärm der Kinder Kreis umringen.

In Kränze winden sie der Blumen Ueberfluſs,
An Festen zierlich sie um den Altar zu hängen;
Auf Todtenbeine drückt ihr Mund den frommen Kuſs,
Des Tempels Wölbung dröhnt von ihren Chorgesängen.

Laſst nicht mit frechem Witz den Stolz ein Leben schmäh'n,
Das sich im tiefſten Schooſs der Einsamkeit begräbet,
Welt-Schönen nicht mit Hohn auf die Vestalin sehn,
Die ihre Klosterpflicht treu zu erfüllen strebet.

Die Brust, die halb enthüllt, die Lilie überscheint,
Das rosichte Gesicht, geziert mit jeder Gabe

Der Bischof.

Der Bischof fraget wieder her,
Was Eulenspiegels Handwerk wär',
Das so unwerth wär' in der Welt?

Eulenspiegel.

Eulenspiegel dagegen meld't:
Gnädiger Herr, ein Brillenmacher,
Das ist mein's Laufens ein Ursacher,
Drum ich kein' Arbeit überkumm'.

Der Bischof.

Der Bischof antwort't wiederum:
Wie kann das seyn? Und thät sein lachen.
Ich denk' fürwahr, das Brillenmachen
Sey jetzt viel besser, denn vor Jahr'n,
Weil wir im täglichen Erfahr'n
Haben, daſs ganz' menschlich' Natur
Wird schwächer und g'brechlicher nur,
Und nimmt an allen Kräften ab;
Deshalb bedarf's wohl Stütz' und Lab'
Voraus das blöd' menschlich' Gesicht,
Welch's alles durch die Brill'n geschicht.
Deshalb ist Brillenmachen werth,
Weil auch jetzund auf ganzer Erd'
Die Laien lesen also viel,
Fast jeder Doktor werden will,
Und in der Schrift umphantasiren,

Der Grazien, bedroht ein nie versöhnter Feind;
Der Freude Blumenpfad ſührt immer nur zum Grabe.

Wie manches ſanfte Herz, in dem die Liebe wallt,
Mag diesen Schreckensort mit seinen Seuſzern füllen
Wie manche liebliche, bezaubernde Gestalt
Mag klösterliche Tracht, gleich einer Wolk' umhüllen!

Wohl manches Bächlein rollt, eh es ins Meer hinein
Sich gieſst, mit stiller Fluth, durch grause Felsenklüſte;
Wohl manche Lampe brennt mit unbemerktem Schein,
Und wirſt ihr nächtlich Licht auf heil'ge Todtengrüſte.

Manch Mädchen, Julien und Lauren gleich, verblüht
Hier ruhmlos; manche, die schon mit der Morgenröthe
Zum kleinen Garten eilt, und Blumen auferzieht,
Erzög' in einem Sohn uns einen andern Göthe. —

Zwar, aus der Falschheit Mund das Gift der Schmeicheley, —
Der Gifte süſsestes, — begierig einzusaugen,
Zu üben jede Kunst verfeinter Buhlerey,
Zu schau'n, wie schön sie sind, in der Bewundrer Augen,

Verwehrt ihr Loos: hier, wo die Ruhmsucht nichts gewinnt,
Hält jeden Lastertrieb die strenge Zucht im Zügel;
Begier durchirrt hier nicht der Thorheit Labyrinth,
Und Eitelkeit begafft sich lächelnd nicht im Spiegel.

Hier keimt aus Hymens Bund kein häusliches Gezänk,
Hier wird durch Umgang nie ein weiblich Herz verführet,
Der Tugend, und des Schwurs der Treu uneingedenk,
Zu spenden Manchem, was dem Einzigen gebühret.

Und doch — wenn Engel gleich die keusche Himmelsbraut
Mit Amarantenlaub und Edens Rosen krönen,

Wenn gleich ihr Blick den Glanz des offnen Himmels schaut,
Und Seraphs Harfen sanft zu ihrem Hymnus tönen; —

Doch stellt Erinn'rung oft dem Andachttrunknen Blick
Reizvolle Scenen dar, aus frühern Jugendzeiten;
Ins väterliche Haus fliegt dann das Herz zurück,
Und Sehnsuchts-Thränen sinds, die still dem Aug' entgleiten.

Wohl keine schwur, dem Chor der Nonnen zugesellt,
Den feyerlichen Eid an Gottgeweihter Stätte,
Die nicht, mit leisem Gram ausscheidend von der Welt,
Dort ein ihr theures Herz zurückgelassen hätte! —

Du, dessen Trauerlied der armen Nonnen denkt,
Und ihrer Einsamkeit harmvolles Loos beklaget;
Wenn Mitleid einst ein Herz zu diesem Tempel lenkt,
Das, nah verwandt mit dir, nach deinem Schicksal fraget:

Dann sagt die Aelteste der Schwestern ihm vielleicht:
Oſt hörten wir ihn hier, wenn kaum auf Purpurschwingen
Der Morgen sich erhob, und, noch vom Thaue ſeucht,
Die Wiese schimmerte, mit uns die Mette singen;

Dort, wo nach langem Kampf Adele Ruhe ſand,
Lehnt' er an's Grabmahl sich, ihr Unglück zu beweinen,
Und sah, von dem Gefühl der Wehmuth übermannt,
Den unbeſleckten Geist der Dulderin erscheinen.

„Es müsse ſanſte Ruh in meines Edmunds Herz
(So schien die Lichtgestalt zu lispeln) wiederkehren!
„Ich ſolgte deinem Tritt, belauschte deinen Schmerz;
Empſange meinen Dank ſür treuer Liebe Zähren! — “

Einst miſst' ich Abends ihn, Als unsre Schwestern Schaar

Die Vesper sang; ich sah ihn nicht im
Kreuzgang stehen;
Ein zweyter Abend kam, doch weder am Altar,
Noch dort am Leichenstein lieſs er sich, betend, sehen;

Am dritten leuchtete der Kerzen matter Strahl,
Die Todtenglock' erklang; da eilten wir, und
blieben
Am Grabe trauernd stehn. — Komm lies —
dieſs ist sein Mahl! —
Die Zeilen, von der Hand der Freundschaft
d'rauf geschrieben;

Grabschrift.

Weil' an des Jünglings Gruft, o Wand'rer!
Sein Geschick
War einfach, wie er selbst: auf ländlichen
Gefilden,
Sucht' er, im stillen Schooſs der Einsamkeit,
das Glück;
Das Mitleid gab den Stoff, sein weiches Herz
zu bilden.

Der Einsiedler.

Erloschen war der Tag; mit ihrem einfach grauen
Gewand umwickelte die Dämm'rung Dorf und Auen;
Das Schweigen schlich umher, mit unhörbarem Tritt,
Und brachte Ruh' und Schlaf — des Kummers Balsam mit;
Im Hain ertönte nur das Lied der Philomele.
Ein frommer Greis verlieſs, stillwandelnd, jetzt die Höhle
Des Felsens. Längst hatt' er sich aus der Welt verbannt,
In reinem Einklang war sein Herz und sein Verstand;
Von den Begierden frey, die uns in Fesseln schmieden,
Lebt' er mit der Natur, und mit sich selbst in Frieden.

Warum vertrauest du der stummen Nacht dein Leid,
Begann er, Sängerin der Liebe! Bald erneut
Der Frühling sich, und giebt dir einen Gatten wieder.
Doch, sollt' es Mitleid seyn, was diese Trauerlieder
Dir auspreſst, jammert dich das menschliche Geschlecht;
Dann, holde Sängerin, wehklagest du mit Recht!
Ja, laſs den Erdensohn des Mitleids Trost empfinden!
Ihm, dessen Freuden, gleich den deinen, schnell verschwinden,
Ihm blüht des Daseyns Reiz nur einen Augenblick;
Ihm kehrt, einmahl entflohn, der Frühling nie zurück. —

Sieh! wie der halbe Mond in Sichelform gekrümmet,
Gleich einem goldnen Kahn im Blau des Aethers schwimmet!
Nur Stundenlang erhellt sein blasser Schein die Nacht;
Jüngst aber sah ich ihn in seiner vollen Pracht,
Mit sanfter Majestät, am hohen Himmel funkeln,

Und der Gestirne Licht durch seinen Glanz verdunkeln.
Verfolge, schöner Stern, frohlockend deine Bahn,
Bald füllt dein Dunkles sich mit gleicher Klarheit an;
Doch unser Glanz erlischt, nie wieder aufzuleben.
Wie thöricht, eitlen Ruhms sich stolz zu überheben!

Verschwunden ist dem Blick der Schöpfung reizend Bild;
Ich klage; doch nicht euch, ihr holden Fluren, gilt
Mein Ach; der Morgen eilt die Schatten zu verscheuchen,
Und neuen Schmuck von Gold und Perlen euch zu reichen.
Nicht klag' ich, Pflanzenwelt, das schreckensvolle Loos
Mit dem der Winter dich bedroht; im Mutterschooſs
Wird, pflegend, die Natur, den zarten Keim erhalten.
Doch welche Kraft vermag der Gräber Schooſs zu spalten?
Dringt je ein Lebensstrahl in der Verwesung Nacht?

Tönt je den Schlafenden der Morgenruf: Erwacht? — —

So schwankte sonst, vom Pfad der Wahrheit abgewendet,
Zur falschen Wissenschaft, die statt zu leuchten, blendet,
Mein unruhvoller Geist, von einem Schattenbild
Zum andern, ohne Trost, mit Zweifeln angefüllt.
Vor meinen Augen lag, in aufgehäuften Leichen,
Vernichtung, neben mir sah ich Verzweiflung schleichen;
Da rief ich: Vater, nimm dich des Verirrten an!
Dein Licht erleuchte mich, und zeige mir die Bahn
Der Wahrheit! Demuthsvoll werf ich vor dir mich nieder,
Gib mir Geängstetem der Seelen Ruhe wieder! —

Ich riefs, und sieh, da ward's in meiner Seele Licht;
Der Unschuld Frieden kam, des Glaubens Zuversicht
In mein erneutes Herz; kühn, auf dem sichern Pfade

Der Wahrheit stieg mein Geist zum Quell der Lieb' und Gnade.
Verherrlicht glänzt mir jetzt der Schauplatz der Natur,
Ihr kleinstes Werk verräth mir ihres Schöpfers Spur;
Im Hauch des Todes weht, wie in des Frühlings Lüften.
Belebung; Schönheit steigt unsterblich aus den Grüften.

Viel mit den Geistlichen disputiren,
Und sie auch in die Bücher jagen;
Deshalb darf ich für Wahrheit sagen,
Daſs man jetzt mehr liest, denn vor Jahren,
Weil die Laien einfältig waren,
Mit den G'lehrten nicht conversirten,
Die auch dest' weniger studirten,
Lieſsen die Bücher auch mit Ruh;
Das sind merklicher Ursachen zwu,
Daſs Brillenmachen werther ist
Als vor Jahren zu keiner Frist.
Ich glaub' noch, die Schuld wird dein wer'n,
Du seyst faul, und arbeit'st nicht gern,
Streichst lieber um so weit und ferr.

Eulenspiegel.

Nein, bey mein'm Eid', gnädiger Herr,
Ich will euch die Sach' baſs erklär'n,
Daſs ihr mir werdet glauben gern.
Sollt' mein Handwerk nicht seyn verdorben?
Fromm' geistlich' Leut' sind fast all' g'storben,
Die viel lasen in heil'ger Schrift,
Und löschten aus der Ketzer Gift,
Suchten allein die Gottesehr'
Und die Lieb' ihres Nächsten mehr,
Als ihren eignen Ruhm und Nutz,
Ohn' allen Neid und Zorn und Trutz.
Die sind fast all' gen Himmel g'fahr'n,
Und jetzund viel Brillen erspar'n.

Der Wandrer.

Ein Fremdling, ohne Freund, das Herz zum Gram bestimmt,
Irr' ich mit mattem Schritt, bald wo, der Po sich krümmt,
Bald, wo die Schelde schleicht; jetzt, in ein Dorf verschlagen,
Wo sie dem Bittenden ein Obdach rauh versagen,
Jetzt auf Campaniens Trift, — ein todtes Meer von Sand! —
Doch, wo ich immer bin, in welch entferntes Land
Mich auch die Neugier lockt, mein Herz kehrt immer wieder
Zurück, zurück zu ihm, dem theuersten der Brüder,
Und fühlt, indem es, krank, nach Heimaths-Ruh sich sehnt,
Der Kette Druck, die Schritt um Schritt sich länger dehnt.

Ihn, meinen Kindheitsfreund, krönt himmlische Belohnung,
Schutzengel lagern sich um seine stille Wohnung.
Heil dir, du Lieblingssitz am traulichen Kamin,
Nach dem, zur Abendrast, vergnügte Gäste zieh'n!
Heil dir, o Tisch, wo Noth und Gram und Hunger schwindet,
Und jeder Kommende noch einen Sessel findet!
Heil euch, ihr Feste! wo einfacher Ueberfluſs
In wenig Schüsseln reizt zum fröhlichen Genuſs,
Wo in der bunten Reih der braunen Söhn' und Töchter
Zwanglose Freude herrscht mit schallendem Gelächter;
Doch, bey Erzählungen was Der und Jener litt,
Die Thräne des Gefühls in jedes Auge tritt;
Wo man dem blöden Gast, um Speise d'rauf zu häufen,
Den Teller wegstiehlt, froh, im Wohlthun auszuschweifen!

Doch mir, dem solche Lust das Schicksal nicht beschied,
Ist unter Sorg' und Müh des Lebens May verblüht.
Ein täuschungsvolles Gut winkt mir von fern; ich reise
Ihm eifrig nach; doch stets entweicht es, gleich dem Kreise

Der Erd' und Luft begränzt; — denn ach! der Wandrer fand
Noch auf der weiten Welt kein Fleckchen eignes Land!

Jetzt eben lagr' ich mich, mit ernstgestimmtem Sinne,
Hoch über dem Gebiet des Sturms, auf einer Zinne
Der Alpen. Welch ein Blick hinab! Weit ausgespannt,
Wie ein Gemälde, liegt vor mir ein ganzes Land,
Gebirg' und Wälder hier, dort Ebnen, dort Gewässer
Der Demuth Hütten hier, und dort des Stolzes Schlösser!

Und sollt' ich ungerührt der Schöpfung Reize sehn,
Umringt von Ueberfluſs, nach kleinen Mängeln spähn?
Was den beschränkten Sinn der Einfalt aufzublähen
Vermag, dieſs Gut sollt' ich mit kaltem Stolz verschmähen? —
Nicht schulgelehrter Witz, der eigne Maſstab bloſs
Entscheidet über reich und arm, und klein und groſs! —

D'rum weise, wer so eng dem Ganzen sich verbindet,
Daſs er das kleinste Glück der Menschheit mit empfindet.

Ihr Städte, wo sich Pracht und Kunst und Reichthum häuſt,
Ihr Felder, wo der Schatz der goldnen Ernten reiſt,
Ihr Ström', auf deren Fluth das Schiff des Handels gleitet,
Ihr sammelt bloſs für mich den reichen Vorrath ein,
Für mich, der Schöpfung Herrn, — die Welt, die Welt ist mein!

So wie der Geizige, der seinen Goldschatz zählet,
Vor Freude bebt; doch bald, vom Durst nach Mehr gequälet,
Erseuſzt; so wechseln mir im Busen Wonn' und Harm;
Wie reich erscheint er mir, der Mensch! — und ach, wie arm!
Dann seufzt mein Herz: o laſs mich irgendwo auf Erden,
Die Menschen glücklich seh'n, um glücklich selbst zu werden.

Doch ach! wer leitet uns in dieſs gelobte Land? —
Zwar Jeder kündigt an, ihm sey es wohl bekannt:
Zähnklappernd, brüstet sich der Zwerg der kalten Zone,
Der Erde schönster Strich sey der, den er bewohne;
Er preis't sein stürmisch Meer, das reichen Fang ihm beut,
Und seine lange Nacht, dem Schmaus' und Schlaf geweiht.
Der nackte Neger wähnt am besten sich begabet,
Er, der in Goldsand wühlt, am Palmwein sich erlabet,
Er nährt, wenn auch die Gluth der Sonn' ihn sengt, den Wahn,
Daſs sich die Götter ihn zum Schooſskind ausersah'n.

So wird, wenn wir die Welt von Land zu Land umreisen,
Uns jedes Volkes Stolz der Heimath Vorzug preisen;
Und gleichwohl, wenn Vernunft, mit unbefangnem Blick,
Land gegen Land vergleicht, und der Bewohner Glück
Partheylos schätzt, erscheint kein Mehr hier, dort kein Minder;

Auf gleicher Wage schwebt das Loos der Menschenkinder,
Natur macht dieses Volk, und Kunstfleiſs jenes reich,
Verschieden ist der Stoff, der Werth der Güter gleich.

Nie zögert die Natur, wenn Fleiſs mit rüst'gen Händen
Um ihre Gaben fleht, sie mütterlich zu spenden;
An Idra's Klippen wie am Arnostrand, gebricht
Dem Ackerbauenden der Nahrung Nothdurft nicht.
Mag auch der jähe Fels das enge Thal bedräuen,
Mit der Gefahr vertraut, verlernt man sie zu scheuen.

Indeſs, so viel Natur dem Menschen auch beschert,
Mehr sind der Güter noch, die Kunst und Fleiſs gewährt:
Reichthümer, Handel, Ruhm, und Freyheit, und Vergnügen;
Doch diese Güter sinds, die rastlos sich bekriegen,
Wo Gold und Freyheit herrscht, da weicht die Fröhlichkeit,
Und Ehrgefühl erstirbt, wo Handelsstolz gebeut.

Nach einem Lieblingsgut pflegt jeder Staat zu streben,
Für dieses bildet sich die Meynung, und das Leben;
Bis endlich, wenn der Trieb die Schranken übersteigt,
Das allbegehrte Gut sein eignes Uebel zeugt.

Wohlan! erforschen wir, wie Gut und Bös sich gatten;
Und seh'n in jedem Volk ein Bild mit Licht und Schatten!
Der eignen Sorgen Drang vergessend, weih' ich dir,
O Menschheit, meinen Gram, und sitze, trauernd, hier,
Wie jener Strauch, der dort, vom Zufall hingesäet,
Am Felsen klebt, — er seufzt, so oft ein Lüftchen wehet.

Dort, an der Alpen Fuſs, im schimmernden Gewand
Des Sommers, zeiget sich Italien: — das Land
Senkt vom Gebirge sich in weitgedehnter Fläche
Herab; das heitre Grün durchschlängeln Silberbäche,
Der Wiesen Teppich glänzt von tausend Blumen bunt,

Halb blickt aus dem Gesträuch des alten Tempels Rund,
Romantisch paaret sich, in reichverzierten Scenen,
Der zauberische Reiz des Groſsen und des Schönen.

Natur! befriedigte dein Reichthum schon allein
Die Sterblichen, dieſs Volk wie glücklich müſst' es seyn!
Was jeder Himmelsstrich an eignen Pflanzen heget,
Was Staude, Rebe, Baum an edlen Früchten träget,
Was wechselnd Mond für Mond in Florens Reich erscheint,
Und heller Farben Glanz mit Wohlgeruch vereint,
Verziert hier, ungepflegt, die Gärten und Gefilde,
Und dankt sein fröhliches Gedeih'n des Himmels Milde;
Manch Lüftchen, auf dem Schooſs des Meers geboren, spannt
Die feuchten Schwingen aus, und kühlt das matte Land.

Doch bloſse Sinnenlust muſs bald in Nichts zerflieſsen,
Und dieses Volk versteht bloſs sinnlich zu genieſsen.
Gebüsch und Wiese prangt in frischer Schönheit Zier,

Das Pflanzen-Volk gedeiht, der Mensch verkrüppelt hier.
In ihm vereinet sich fremdart'ger Laster Menge:
Er kriecht, und bläht sich auf; liebt, dürftig, das Gepränge
Der Ueppigkeit; ist ernst, und possenhaft dabey;
Im Glauben eifrig streng, bey Trug und Heucheley;
Und in dem Augenblick, da er mit Leid und Reue
Begangne Sünden büſst, sinnt er, mit Lust, auf neue.

Entnervt durch Laster, krankt das Herz und der Verstand
Des Volks, wiewohl der Stoff der Krankheit — Reichthum schwand;
Denn Schätze hatten sich durch glückliche Gewinnste
Des Handels hier gehäuft. Den Chor der schönen Künste
Rief Ueberfluſs herbey. Pallast wuchs an Pallast;
Empor gen Himmel stieg die längst versunkne Last
Der Säulen; die Natur erschien, in höhrer Schöne,
Auf Leinwand, es gebar der Marmor Göttersöhne;
Bis, unstät, wie der Wind, der Handel seine Bahn
Verlieſs, und Flotten kühn den fremden Ocean
Durchsegelten; da schwand das schimmernde Gepränge

Des Reichthums, keine Spur blieb übrig, als die Menge
Von Städten ohne Volk, von Herren ohne Knecht. —
In seinem Innersten zerrüttet, und geschwächt,
Empfand dieſs Volk, — zu spät, um wieder zu genesen, —
Vollblütigkeit sey bloſs; was Kraft ihm schien, gewesen.

Zwar Kunstsinn nähret jetzt mit buntem Flittertand,
Den Stolz der Nation, seitdem ihr Reichthum schwand;
Durch Schimmer sucht das Volk, an kindisches Ergötzen
Gewöhnt, sich den Verlust des Wohlstands zu ersetzen.
In lächerlichem Pomp, geschmacklos, zeigt sich hier
Der Römische Triumph von Papp', und das Turnier; —
Die Wallfahrt, halb geweiht der Andacht, halb den Sinnen,
Und der Madonna Bild, umkniet von Buhlerinnen.

Bey Spielen dieser Art vergiſst man Sorg' und Leid;

Die alten Pfaffen, so noch leben,
Und die alten Mönche daneben
Haben ihre Horas und Gebet
So lang' getrieben früh und spät,
Daſs sie es All's können auswendig,
Dürfen keiner Brillen beyhändig.
Desgleich'n der jungen Mönche Haufen,
Die jetzt aus den Klöstern laufen
Und hin und wieder Handwerk' lern'n,
Sich gleich wie andre Laien nähr'n,
Bedürfen auch der Brillen nicht;
Deshalb mein Handwerk ist entwicht. *)
Desgleichen auch Fürsten und Herrn
In Deutschland weit und fern
Nutzen jetzt auch die Brillen nicht.

Der Bischof.

Der Bischof sprach: Mich deſs bericht',
Warum b'dürfen sie der Brillen nit?

Eulenspiegel.

Er antwort't': Sie haben die Sitt',
Daſs sie nur durch die Finger sehen.

Der Bischof.

Der Bischof sprach: Wie mag das g'schehen?
Die Fürsten haben groſs Hofgesind',

---

*) entwichen.

Des Kindes Unmuth wird durch Kinderspiel zerstreut.
Nie reift, durch strengen Zwang erstickt im ersten Keime,
Ein edler Trieb zur That; versenkt in süſse Träume,
Scheut angestrengten Fleiſs der Körper und der Geist;
Bequeme Trägheit ist das Glück, das Jeder preiſst.

So zeigt die stolze Burg, aus deren Marmor-Zimmern
August der Welt gebot, jetzt einen Berg von Trümmern,
Worauf der Bettler, wenns an Herberg' ihm gebricht,
Sich in die Säulenreih von Schilf ein Obdach flicht;
Erstaunt, wozu der Mensch der ungeheuren Stützen
Bedurfte, jauchzt er, stolz, ein Hüttchen zu besitzen. —

Weg wendet sich mein Geist von dem Geschlecht, und schwebt
Dahin, wo arm und frey, ein edles Bergvolk lebt;
In rauher Thäler Schooſs, bewohnen reine Sitten

Und fester Biedersinn der Schweizer enge Hütten.
Hier, — wo der harte Grund nur karges Brod gewährt,
Nichts bringt, als Volk und Stahl, — den Krieger und sein Schwert, —
Wo nie den todten Fels ein Frühlingsblümchen schmücket,
Des Winters Eisthron, noch im May, die Thäler drücket,
Und Schnee von jähen Höh'n, wenn ihn der Südwind schmelzt, —
Ein ungeheurer Ball — sich, donnernd, niederwälzt,
Und Nebel und Gewölk ein düstres Graun verbreiten; —
Hier schmeckt zufriedner Sinn das Glück der goldnen Zeiten!

Arm ist der Alpenhirt; allein er blickt umher,
Und findet, Keiner ist begüterter als er.
Kein marmorner Pallast steigt hier mit kühnem Stolze
Zum Himmel, und beschämt des Nachbars Haus von Holze;
Kein auserlesnes Mahl, das Kunst und Schwelgerey
Erfand, verleidet ihm den ungewürzten Brey.
Still von der Einfalt Hand erzogen, an Beschwerden

Gewöhnet, wünschet er nicht glücklicher zu werden.
Des Tages erster Strahl weckt ihn nach kurzer Ruh';
Er trotzt der scharfen Luft, geht rasch, und singt dazu.
Die Angel in der Hand, lauscht er bald am Gestade
Des Sees, oder klimmt, auf schwindelnd jähem Pfade,
Die schroffe Wand hinan, den Gemsen nach zu späh'n;
Und springt von Fels zu Fels, ein Häuſchen Gras zu mäh'n.
Kehrt er des Abends heim, dann fühlt er in der Mitte
Der Seinen Ruh' und Glück. — Monarch von einer Hütte!
Er lacht, indeſs er sich am hellen Feuer wärmt,
Den Kreis der Kinder an, der, spielend, um ihn lärmt;
Die Gattin eilt und trägt, in reinlichem Geräthe,
Gesunde Speisen auf; oft spricht auch, in der Späte
Verirrt, der Pilger ein; Gastfreundschaft nimmt ihn auf,
Und, statt der Zech', erzählt er seinen Lebenslauf.

So wird durch Freuden, die sein rauhes Land gewähret,
Der Heimathsliebe Trieb in seiner Brust genähret;
Selbst jedes Ungemach, das er daheim erfährt,
Macht ihm sein ärmliches Besitzthum doppelt werth;
Er liebt das kleine Haus, in dem er stets gelebet,
Den Berg, zu dessen Höh' er oft den Blick erhebet;
Und wie das Kind, geschreckt durch einen rauhen Ton,
Sich an die Mutter schmiegt, so eilt der Alpensohn,
Umbraus't von wilder Fluth, umheult von Wirbelwinden,
Dem Heimaths-Felsen zu, gewiſs, dort Schutz zu finden.

Durch solchen Reiz ersetzt Natur die Fruchtbarkeit;
Und wo's an Ueberfluſs gebricht, herrscht Nüchternheit.
Doch laſst an diesem Volk' uns auch die Mängel rügen! —
Ist sein Bedürfniſs klein, so ist's auch sein Vergnügen;
Denn, jedes heftige Verlangen in der Brust
Gewährt, befriediget, um desto süſsre Lust,

Dem Menschen, der nur ringt sein Daseyn zu erhalten,
Wird Kunst und Wissenschaft nie ihren Reiz entfalten;
Ihm, wenn Befriedigung der Sinnlichkeit gebricht,
Füllt Phantasie den Raum mit zartern Freuden nicht.
Fremd ist ihm jene Kraft, die Geist und Herz erhebet,
Und jede Fiber spannt, und Mark und Bein durchbebet.
Sein einfach Leben ist ein Feuer, das nur glimmt.
Nie flammt's zur heftigen Begier empor, nie stimmt
Sich höher sein Gefühl, nie klopft mit raschem Schlage
Sein Puls; und reiſst ihn ja, bey einem Festgelage,
Der Freude Taumel hin, so schweift er über's Ziel,
Und bald erstirbt die Lust im tobenden Gewühl.

Nicht ihre Freuden nur sind plump, auch ihre Sitten;
Denn Bildung fand noch nicht den Weg zu ihren Hütten.
Gefühle, Meynungen sind hier unwandelbar,
Des Ahnherrn Ebenbild stellt sich im Enkel dar,

Der Freundschaft sanftes Glück, der Liebe süſse Schmerzen
Durchdringen, viel zu zart, nicht diese rohe Herzen;
Nur strenge Tugenden bewohnen dieses Land; —
So wählen Falken sich zum Nest der Klippe Rand.
Doch all die ſeineren Gefühle, die ins Leben
Durch Bildung übergehn, den Sitten Milde geben,
Verlassen dieses Land mit banger Flucht, und ziehn
In mildre Gegenden, wo sanftre Sitten blühn.

In mildre Gegenden, wo sanftre Sitten blühen,
Laſs uns, so ruft mein Herz, nach Frankreich laſs uns ziehen!
O holdes Land! wo Witz zum Frohsinn sich gesellt,
Stets mit dir selbst vergnügt, und mit der ganzen Welt!
Wie oft versammelt' ich, beym Glanz der Abendröthe,
Dein muntres Volk zum Tanz, mit einer heisern Flöte!
Wie reizend war der Platz an der Loire Strand,
Längs dem die hohe Reih bejahrter Ulmen stand,
Wo kühlender der West vom Strom herüber wehte! —

Wenn dann sich Jung und Alt in raschen Wirbeln drehte,
Dann ward vom ganzen Dorf, so falsch und regellos
Ich Ungeübter blies, der seltne Virtuos
Bewundert und gelobt; — um Enkelinnen schlangen
Groſsmütter ihren Arm zum Walzer, Greise sprangen, —
Ein schweres Bund von Klee den Schultern aufgepackt, —
Mit raschen Jünglingen, wetteiferud, nach dem Tact.

Solch Glück gewährt dieſs Land des Leichtsinns; so verfliegen
Die Stunden unbenutzt, geweiht nur dem Vergnügen;
Hier, wo Empfindung, Witz, Geschmack und Anmuth blühn,
Ist Ehre das Idol, vor dem sie alle knien.
Die Ehre, — bald als Lohn Verdiensten ausgespendet,
Bald leerem Schein verliehn, bald als ein Gut verpfändet,
Umlaufend wie das Geld, — geht hier aus Hand in Hand;
Vom Mittelpunkt des Staats bis an den äussern Rand,

Vom Sonnenglanz des Throns, bis zu der dunkeln Sphäre
Des Landmanns, kämpft man, lebt und stirbt hier für die Ehre;
Man freut sich, und erfreut, ehrt, um geehrt zu seyn,
Scheint glücklich, und ersetzt die Wirklichkeit durch Schein.

Doch dieser Trieb, er ist's, der neben mancher Zierde
Auch manche Fehler zeugt: zu heiſse Ruhmbegierde
Schwächt das Gemüth, und hemmt des Denkens freyen Schwung;
Es sucht der schwache Geist nur die Bewunderung
Der Menge, und, zu arm, sich selber zu genügen,
Muſs an des Andern Brust das matte Herz sich schmiegen.
Darum stellt Prunksucht hier zur Schau des Reichthums Schein,
Und schlürft der Thoren Lob mit geiz'gen Zügen ein;
Und Eitelkeit tritt auf, geputzt wie eine Docke,
In geckenhafter Tracht, den Saum am friesnen Rocke
Mit falschem Lahn verbrämt; und Bettlerstolz kasteyt

Mit Fasten täglich sich, um zur bestimmten Zeit
Des Jahrs ein einziges prachtvolles Mahl zu geben.
Stets ordnet das Gesetz der Mode hier das Leben;
Der irrgelenkte Mensch verfolgt ein Schattenbild
Und fragt nie, was er sich, — nur, was er Andern gilt.

Ein Volk, ganz andern Sinns, erscheint vor meinen Blicken;
Dort wo der Ocean den breitgewölbten Rücken
Ans flache Ufer lehnt, liegt Holland. Mühsam thürmt
Das rege Volk den Damm, der vor der Fluth es schirmt;
Weit greift der Riesenarm des Bollwerks in die Wogen.
Und eine neue Welt, dem Reich Neptuns entzogen,
Blüht auf; es sieht der Gott, wenn er sein Haupt erhebt,
Ein Volk das bald im Meer, bald auf dem Trocknen lebt.
Der künstliche Canal schleicht durch der Niedrung Weiden,
Es prangt das Dorf, geschmückt mit zierlichen Gebäuden,

Und der durch strengen Fleiſs entwässerte Morast,
Trägt nun, statt leichten Schilfs, der Ernten goldne Last.

So zwingt der Boden hier, den Fluthen stets bedräuen
Das Volk von Jahr zu Jahr die Arbeit zu erneuen;
Und während des Erwerbs ein jeder sich befleiſst,
Entfaltet Habsucht sich und schnöder Wucher-Geist.
Hier mischt sich jedem Gut, das mit dem Wohlstand blühet,
Auch jedes Uebel bey, das Ueberfluſs erziehet;
Gold nur bestimmt den Werth des Daseyns; Gold verleiht
Macht, Einfluſs, Würde, Glanz, Geschmack, Bequemlichkeit.
Tritt näher, und du siehst im Innern, Ränk' und Lügen;
Dem Geize muſs hier selbst die Freyheit unterliegen;
Dem Geldbedürftigen ist sie als Waare feil;
Der Reiche kaufet sie; so herrscht der eine Theil,
Indeſs — ein todter Sumpf, von keinem Sturm' erreget, —

Auch sind ihr' Amtleut' fein und g'schwind,
Durchtrieben, aller Schalkheit voll,
Bedürften der scharfen Brillen wohl,
Daſs sie besser darauf säh'n, glaub' ich,
Eh' die Katz' würd' ihr bestes Viech.
Drum thu' mir Solches bess'r erklär'n!

Eulenspiegel.

Eulenspiegel antwort't' Gar gern.
Gnädiger Herr, seht, in Deutschland
Geht Raub, Gefangniſs, Mord und Brand
Wider all Recht und Billigkeit
Jetzund im Schwang' ein' lange Zeit,
Durch heimlich' Praktik und bös' Tück,
Gar mancher tyrannischer Stück',
Welches den meisten Theil auch geht
Ueber die Bürger und Reichsstätt'.
Solch Unrecht sollt'n die Fürsten wehr'n,
Und unterstehn bey ihren Ehr'n,
Und dem römischen Reich' beystehn,
Es nicht lassen zu Trümmern gehn.
So sitzen die Fürsten still mit Ruh,
Und sehen durch die Finger zu.
Deshalb b'dürfen sie der Brillen nicht,
Zu behalten ein gut Gesicht,
Wie sonst die alten Fürsten hätten,
Die ihr Land sauber halten thäten,
Und schauten scharf auf alle Straſs',
Und wo ein Landfriedbrecher saſs,

Der andre Theil das Joch der Knechtschaft schläfrig träget.

Wie anders war dieſs Volk, als es nach Freyheit rang!
Rauh, arm, genügsam, froh, kühntrotzend allem Zwang,
Im Busen tapfern Muth, und Einfalt in den Sitten, —
Wie anders zeiget sich noch heut das Volk der Britten!

Schnell lenkt mein Genius, von diesem Laut entzückt,
Gen Westen seinen Flug, wo, königlich geschmückt,
Als Meerbeherrscherin, Britannia sich erhebet.
Ein neu Arcadien, das auf den Wogen schwebet,
Erscheint das Land; es lacht in hellerm Grün die Au,
Die Fluth der Ströme gleicht dem reinsten Aetherblau,
Stets flüstert das Gebüsch, umschwärmt von jungen Westen,
Die lieblichste Musik ertönt von allen Aesten; —
Denn hier, wo die Natur in stiller Anmuth blüht,

Erschüttern Stürme nur das menschliche Gemüth.
Kalt prüfende Vernunft beherrscht hier die Gefühle,
Und strebt mit Riesenkraft hinan zum kühnsten Ziele;
Ich seh die Edelsten der Menschen, — Himmelsgluth
Im Busen; Stolz im Gang', im Blicke festen Muth,
Voll Tiefsinns wandeln sie auf selbstgebahntem Wege,
Denn, roh, wie die Natur es schuf, durch kleine Pflege
Der Kunst gebildet, bleibt dieſs kräftige Geschlecht
Sich selber standhaft gleich. Gemeinsam ist ihm Recht
Und Freyheit; jeder gilt hier gleich vor den Gesetzen,
Und selbst der Bauer lernt in sich den Menschen schätzen.

Ja, Freyheit, dir verdankt dieſs Volk sein Glück allein:
Wie neidenswerth, wär' es von allen Schlacken rein!
Doch, Freyheit selbst erzeugt Gebrechen! sie, dem Britten

Das höchste Gut, — zerstört die Blüthe zarter Sitten,
Den Menschen sondert sie vom Menschen; jeder steht
Allein, ein kleiner Fürst, von Selbstsucht aufgebläht.
Kalt ist die Freundschaft hier, und laulicht sind die Triebe
Des Blutes, selbst das Band geschwisterlicher Liebe
Schwächt Stolz und Eigennutz; der Vortheil überwiegt
Die Neigung; jeder kämpft, bald siegend, bald besiegt,
Mit andern um den Preis; die Zwietracht gährt im Stillen,
Partheyen bilden sich, bestochne Rotten brüllen
Dem Beyfall, den die Gunst des blinden Volks erhebt!
Das überlastete Gebäu des Staats erbebt,
Sein innres Uhrwerk stockt, zerbrochen ist die Feder,
Und wilde Raserey greift blindlings in die Räder.

Erloschen ohne Spur, ist Pflicht und Ehrgefühl,
Kein Mittel ist zu schlecht, führt es nur rasch an's Ziel.

So lös't sich jedes Band, und, statt der Sitten, schalten
Der Reichthum, das Gesetz; — tyrannische Gewalten! —
Sie sind es, sie allein, vor denen, tiefgebeugt,
Verdienst und Kunst erscheint, und Wahrheit schüchtern schweigt;
Bis dermahleinst dieſs Land, des mütterlicher Busen
So manchen Lieblingssohn Bellonens und der Musen
Genährt, wo Könige, beseelt vom edlen Trieb,
Sich mühten um den Preis, um welchen Milton schrieb,
Mit Freveln überhäuft, beraubt all seines Reizes,
Verödet liegt, — ein Pfuhl, erfüllt vom Schlamm des Geizes.

Doch wenn ich ohne Scheu der Freyheit Miſsbrauch schalt,
Meynt' ich der Tyranney zu fröhnen, der Gewalt
Zu schmeicheln? — Heil'ge Macht der Wahrheit! o vernichte
In meiner Brust, was, scheu vor deinem Sonnenlichte,
Das Dunkel sucht! und du, o Freyheit! theures Gut,
Du zartes Kleinod! — hier, zerstört durch Volkeswuth,

Dort, durch Despotendruck! — mögst du in diesem Lande
Zur reiſen Frucht gedeihn, trotz allem Unbestande
Der Witt'rung! mögest du, durch weises Maaſs beschränkt,
Um desto dauernder bestehn! — Das Haupt nur lenkt
Die Glieder; und so muſs in jedem Staat auf Erden
Vom kleinern Theil, der denkt, das Volk geleitet werden. —
Der Freyheit Höchstes ist: bey Leistung gleicher Pflicht,
Genuſs des gleichen Rechts; vollkommnes Gleichgewicht
Der Lasten; daſs sich Glied an Glied, harmonisch, füget,
Und keines unterdrückt, und keines unterlieget.

O ich Verblendeter! mit thörichter Begier
Rennt' ich nach einem Gut, das weder dort noch hier
Geſunden wird, das nur in eigner Brust gedeihet;
Der Ruh hab' ich entsagt, und keine Müh' gescheuet,
Ein Kleinod auszuſpähn, das jedes Land gewährt;
Denn, welche Form sich auch ein Staat gibt, mag das Schwert

Des Schreckens, mag das Volk, mag ein Tyrann regieren;
Was kann dabey das Herz gewinnen, was verlieren? —
Nicht Ort noch Regiment, kein äuſseres Geschick, —
Das innre Selbstgefühl macht einzig unser Glück.
Sanft flieſst der klare Bach von häuslich stiller Freude,
Dem Manne, der, entfernt von Hoheit und von Neide,
Verborgen lebt, selbst, wenn in drangsalvoller Zeit
Die Bosheit ihn verfolgt, das Mordschwert ihn bedräut,
Selbst dann fühlt er sich frey! — Vernunft, Erfahrung, Glauben,
Gewissensruh', — wer kann dieſs Eigenthum uns rauben?

Morgenlied.

Auf! den neuen Tag zu grüſsen,
Stimmt das Lied der Hoffnung an!
Wenig bleibt dem zu geniesen,
Der nicht freudig hoffen kann.
Wer auf seinen Pfad hienieden
Nicht der Dichtung Blumen streut;
O wie bald wird der ermüden,
In der flachen Wirklichkeit.

Doch, — kein Ach und O der Klage!
Wie es ist, so mag es seyn;
Das Gemisch von Lust und Plage
Macht des Lebens bunten Reihn,
Wie im raschen Wagespiele
Folgt Verlust sich und Gewinn:
Schwächer tönen die Gefühle;
Fester gründet sich der Sinn.

Vorwärts, auf das weite Leben,
Richte Jeder froh den Blick!
Nur durch Ahnden, Bilden, Streben,
Schafft der Mensch sich eignes Glück.
Nach der Heimath geht die Reise;
Und wenns Abend werden will,
Kommt ein Freund, und sagt uns leise:
Müder Wandrer! stehe still.

Die Gebirgs-Reise.

Berge sind der Lieblingssitz der Musen,
Sind der Erde schönster Theil, — ihr Busen,
Voller Reiz, an Lebenssäften reich;
O, wie sehnt' ich, Berge, mich nach euch!

Wohl mir! tief hinunter sank die Fläche. —
Rauschender begrüſsen mich die Bäche,
Und der Heerde klingelndes Getön
Schwebt herab von Waldbewachsnen Höh'n.

Droben stand ich, ein entzückter Seher,
Fühlte mich der bessern Heimath näher,
Und mein Herz, das sanft im Gleichmaaſs schlug,
Wünschte nichts, war sich allein genug.

Doch, das Herz — an welchem Ort hienieden
Bleibt es lange mit sich selbst in Frieden?
Wie ein Kind, das eingeschlummert scheint,
Wacht es auf vom kleinsten Laut, und weint.

Der sich frey und glücklich kaum gepriesen
Fühlt sich plötzlich darbend und verwiesen,
Nach der Heymathsgegend starrt sein Blick,
Und, erseufzend, wünscht er sich zurück.

Ihm erklingt der holden Freundin Bitte:
Denke mein! — Schnell wendet er die Schritte
Eilt hinab; und, was er reizlos fand,
O wie reizend findet er — das Land.

Der aufrührisch ward in dem Land,
Den thäten s' mit g'walt'ger Hand
Vertreiben, und thäten ihn stillen.
Da war'n im hohen Werth die Brillen;
Gar köstlich da mein Handwerk was,
Weil Jedermann noch nützte das.
Jetzt ist es worden gar unwerth
Bey Geistlichen und Weltlich'n auf Erd',
Daſs mir wär' bey mein'm Handwerk noth,
Daſs ich wohl äſs' das Bettelbrod.

Beschluſs.

Der Bischof lachte, fröhlich sprach:
Gut G'sell, komm gen Wormes hernach,
Und iſs zu Hof', sey unbeschwert,
So lange dieser Reichstag währt;
Denn es wird drauf von Fürst'n und Herrn,
Hoff' ich, etwas Gut's beschlossen wer'n,
Auf daſs's in Deutschland besser steh',
Und dein Handwerk von statten geh',
Daſs du auch kommst zu Ehr' und Gut.

Der Bischof mit fröhlichem Muth
Rückte mit seinem Zug dahin,
Und dacht' heimlich in seinem Sinn:
Weiſs der g'mein' Mann von diesen Tücken,
Daſs wir heimlich thun unterdrücken
All's mit gefärbtem guten Schein,

Der Matrose.

Im Hafen lag, zur Fahrt bereit, die Flotte,
Die bunten Wimpel flatterten im Winde;
An Bord des Schiffs kam Roberts braune Lotte:
„O sagt mir an, wo ich den Liebsten finde!
«Habt Mitleid, gute Schiffer, wenn ihr's wiſst,
«So sagt mir, wo mein trauter Robert ist!»

Und Robert, der am Mastbaum oben klebet,
Gewiegt von jeder Welle hin und wieder,
Hört die bekannte Stimme kaum, so schwebet
Am Seil' er pfeilschnell auſs Verdeck hernieder,
Umschlingt, und drückt ans Herz die holde Braut,
Und, Abschied nehmend, weinen Beyde laut.

O Lotte! Lotte, hemme deine Zähren!
Du weiſst ja, daſs ichs redlich mit dir meyne.
So, wie ich scheide, werd' ich wiederkehren,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17860/042

Daſs Lieb' und Treu auf ewig uns vereine!
Wie der Magnet zum Nordpol für und für,
So wendet standhaft sich mein Herz zu dir.

Zwar werden sie dein gutes Herz zu kränken,
Des Bösen viel vom Schiffsvolk dir erzählen:
Daſs wir nie heimwärts in der Fremde denken,
An jedem Strand ein neues Liebchen wählen; —
Nein, Roberts Sinn verändert nicht der Ort,
Was Lotte hier ihm war, bleibt sie ihm dort.

Rings um die Welt wird mich dein Bild begleiten;
Wenn wir die Sohlen uns entgegen drehen,
Wird mir es seyn, als ständst du mir zur Seiten,
Seh' ich was Schönes, glaub' ich dich zu sehen,
Und ach, bey jedem labenden Genuſs,
Seufz' ich, noch süſser labte mich ihr Kuſs!

Der Wind erwacht; die schlaffen Segel schwellen,
Das Schiffsvolk tanzt auf Stangen und auf Seilen,
Der Botsmann ruft; auch Robert muſs sich stellen,
Und Lotte darf an Bord nicht länger weilen!
„Leb' wohl! Leb' wohl! Getreu bis in den Tod!"
Er klettert auf den Mast, sie steigt ins Boot.

Der Traum.

Ermüdet von des Tages Last und Hitze
Irrt' ich (so träumte mir) umher,
Und hatte weder Stab noch Stütze,
Und trug an Sorg' und Kummer doch so schwer.
Wie sehnt' ich mich nach einem Ruhesitze!
Ich sah mich um; doch alles öd' und leer,
Auf kahler Haide weder Baum noch Hütte,
Im Sande keine Spur von Menschentritte.

Wohin? soll ich rechts oder links mich drehen? —
Ich stand und sann, und fand mir keinen Rath.
Und sieh, ein Weib, wie ich noch nie gesehen,
Ganz zarte Huld, und Würd', und Anmuth, trat

Mir vor die Augen plötzlich, so, wie Feen
Erscheinen; und, eh ich um Hülfe bat,
Begann sie: komm, ich will dich führen!
Und schlang um meinen Arm den ihren.

Du siehst, ich will dirs nicht verhehlen,
(Fuhr sie mit sanfter Engelsstimme fort,)
Du siehst vor dir die Göttin schöner Seelen;
Zwar ist mein Nahm' ein oft entweihtes Wort.
Nicht Mann und Weib — Gemüther zu vermählen,
Ist mein Geschäft; der Ruhe sichrer Port
Mein Tempel, wo die Schiffe, deren Masten
Der Sturm zerbrach, geborgen rasten.

So ward mein Flehen endlich doch erhöret!
Du bist es, die zu mir vom Himmel nieder steigt,
Dich seh' ich, die ich glaubensvoll verehret,
Zu der mein Herz sich je und je geneigt!
Von deinem Werthe hat die Vorwelt mich belehret,
Von deinem Daseyn nie die Mitwelt überzeugt.
O reiche dann dem einzig dir geweihten
Die Hand, ihn sanft den Lebenspfad zu leiten!

Ich riefs; sie reichte mir die Hand,
Indem ich, ehrfurchtsvoll, mich tief zur Erde bückte;
Doch, als ich aufrecht wieder vor ihr stand,
War die Gestalt, die mich so rein entzückte,
Verwandelt: üppigflatternd, schmückte
Den zarten Gliederbau ein coisches Gewand,
Ich sah die reizendste der Nymphen,
Gemacht, der Liebe Gift dem Herzen einzuimpfen.

Bewegungslos wie eine Säule,
Stand ich, bezweifelnd, was mein Auge sah;
Auf einmahl war ein nackter Knabe da,
Um seine Schultern hing ein Köcher voller Pfeile.
Du armer Tropf, so sprach er, gehst mir nah;
Du wähltest Freundschaft dir zum besten Theile,
Und machtest, halb ein Geck, und halb ein Philosoph,
Gleichwohl der Schönheit insgeheim den Hof.

Doch wisse, Amor lacht, wenn Erdensöhne,
Von Fleisch und Blut, zu Platons Schwärmerey'n
Sich neigen; wenn der Jüngling mit der Schöne
Von Freundschaft schwatzt, schleich ich, verkappt, mich ein,

Und wandle das Geſpräch in eine Schäferſcene.
So haſcht' ich dich; du biſt und bleibſt nun mein;
Hier, dieſen Pfeil! — er legt ihn auf die
Sehn' und lachte;
Ein lauter Schrey entfuhr mir; ich erwachte.

Nachricht.

Als Pendant, oder Fortsetzung dieser Etui-Bibliothek, genau in demselben Format und aus derselben Schrift, ist erschienen und durch die Buchhandlungen zu haben:

Tasche[illegible]-Bibliothek der ausländischen Klassiker, in neuen Verdeutschungen. Mit Kupfern. (Preis für jedes Bändchen, roh 8., br. 9 gr.) — Sie enthalten:

Alfieri, Vitt., Von der Tyranney. 2 Thle. übers. von W. Schweizer.

Byron, Lord, Poesien; übers. v. Jul. Körner, W. Reinhold, H. Döring, C. C. Meisner, Theod. Hell, A. Schumann und J. L. Witthaus. 12 Bändchen.

Delille's Landmann; übers. von Dr. Georg Döring. 2 Thle.

Guarini's treuer Schäfer; übers. von H. Müller. 2 Thle.

Moliere's Tartüff: übers. v. Dr. Langenbeck. 1 Bdchen.

Moore's, Thom., Lalla Rookh; übers. von M. Witthaus. 2 Thle.

Tasso, Torq., Amynt. Ein Schäferspiel; übers. von H. L. v. Danford.

— Lyrische Gedichte; übers. von. K. Förster. 2 Bdchen.

Thomson's Jahreszeiten; übers. von Dr. Schmitthenner. 2 Thle.

Scott's, W., Jungfrau vom See; uebers. von **Willibald Alexis.** 2 Thle.

Dessen Romane. 1—41' Bändchen. Guy Mannering; übers. v. W. Gerhard. 5 Thle.
Der schwarze Zwerg; v. E. Berthold. 2 Thle.
Ivanhoe; v. Elise v. Hohenhenhausen. 4 Thle.
Der Seeräuber; v. Heinrich Döring. 5 Thle.
Das Herz Mid-Lothians; Sophie May. 5 Thle.
Das Kloster; v. Dr. Friedrich Diez. 4 Thle.
Der Abt; von Heinrich Müller. 4 Thle.
Waverley; von Karl Richter. 4 Thle.
Die Presbyterianer; v. E. Berthold. 4 Thle.
Der Alterthümler; v. H. Döring. 4 Thle

Shakespeare, W. Timon von Athem. Uebers. von **Regis.** 1 Bdchen.

Virgil's Aeneide; übers. von Dr. J. **Nürnberger.** 4 Bdchen.

Voltaire's Candide. Uebers. von **Sigismund.** 2 Bdchen.

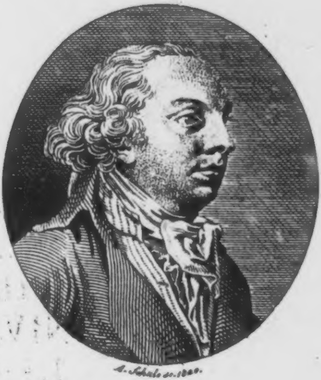
— Karl der XII. übers. von. H. **Stein.** 3 Bdchen.

Man kann jeden dieser Autoren apart erhalten.

J. B. v. Alxingers

Gedichte.

Vermeynen, es sollt' heimlich seyn;
So ist es wahrlich hohe Zeit,
Daſs wir Unschuld und Gerechtigkeit
Im unterdrückten deutschen Land'
Hülf' reichen mit gerechter Hand,
Daſs uns kein Unrath draus erwachs'; —
Gott woll', daſs 's bald g'schäh'! wünscht Hans
Sachs.


A. Schule sc. 1800.

JOHANN von ALXINGER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Sieben und sechzigstes Bändchen.

v. Alxinger's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Biographie des Dichters.

Johann Baptist v. Alxinger wurde zu Wien am 24. Januar 1755 geboren. Sein Vater lebte da als Doctor der Rechte und Fürstl. Passauischer Consistorialrath. Der Sohn genoſs einer guten Erziehung und zeigte schon in früher Jugend glückliche Talente. Unter seine spätern Lehrer gehörte der bekannte Numismatiker Eckhel, dem er besonders seinen Sinn für die alte klassische Literatur verdankte. Alxinger widmete sich der Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit und erhielt die Doctorwürde seiner Vaterstadt. Er verlor seine Eltern zwar frühzeitig, wurde aber durch deren Beerbung in eine glückliche Sorglosigkeit und unabhängige Lage versetzt. Später wurde ihm das Diplom eines Kaiserl. Hofagenten zu Theil, von dem er jedoch keinen Gewinn zog. Im J. 1794 wurde er zum Secretar bey der Direction des Kaiserl. Hoftheaters ernannt; aber er starb bereits am 1. Mai 1797.

Das Studium der alten Klassiker machte von jeher Alxingers vornehmste Beschäftigung aus; unter ihnen waren Homer und Virgil seine Lieblinge, auch mit den besten Dichtern der

Neuern war er innig vertraut; seine Muttersprache studierte er mit gröſster Anstrengung und bestand mit der Sprachverderbniſs seines Vaterlands den glücklichsten Kampf; er bestrebte sich stets, so correkt als möglich zu seyn, obschon ihm dies nicht immer gelang. Er hatte eine ausgebreitete gelehrte Verbindung, und zählte besonders Wieland, Geſsner, Uz, Gleim, Göcking, Reinhold, Nicolai, Heyne, und mehrere unter seine literarischen Freunde. Seine Freundschaft war bieder; sein Character war dem Edeln, der Gröſse, der Treue geöffnet. Sein glückliches, stets jovialisches Naturel machte ihn zu einem angenehmen Gesellschafter; er behielt die Munterkeit seiner Laune bis zum lezten Krankenlager. Schade daſs er, hingerissen durch seinen Humor, der Festigkeit seines Körpers zu viel trauete, und im Genusse des Lebens nicht immer Maſs und Ziel hielt.

Alxinger hat sich als lyrischer und romantischer Dichter, auch als glücklicher Uebersetzer oder Nachbildner ausgezeichnet, und galt in seiner Zeit, neben Blumauer, für einen der besten in den österreichischen Staaten, denn man fand in seinen Gedichten eine lebhafte Einbildungskraft, feines Gefühl und gefällige Leichtigkeit. Die erste Sammlung seiner Gedichte erschien im J. 1784. zu Leipzig; eine vollständigere, in 2 Bänden, wurde im J. 1788 zu Klagenfurt gedruckt; eine neue aber ziemlich gehaltlose Sammlung erschien zu Wien im J. 1794. Ein groſser Theil des Inhalts besteht aus Gelegenheitsgedichten, aus Uebersetzungen und Nachbildungen, und ihr Inhalt verliert sich meistens zu sehr in's Prosaische, als daſs man sie gelungen nennen könnte. Die bessern Erzeugnisse, die ihm, wo nicht den ersten, doch den zweyten Rang unter den deutschen Dichtern erwarben, sind von uns ausgewählt und in diese Etui-Ausgabe aufgenommen worden. — Besondere Werke bilden seine epischromantischen Gedichte, der Doolin von Mainz (1787. 1797.) und der Bliomberis (1791 u. 1802.); beyde sind Nachahmungen des Französischen, sie wurden zu ihrer Zeit mit Beyfall aufgenommen, stehen aber den ähnlichen frühern Schöpfungen **Wielands** und **Nicolay's** um vieles nach. — Ausführlichere Nachrichten von Alxingers Leben und Schriften findet man unter andern: 1) in **Jördens** Lexikon. I. S. 36 — 45. u. Suppl. I. S. 552, S. 53. 2) in **Grubers** ästhet. Wörterb. I. S. 183. etc. 3) im Intell. Blatte der Allg. Lit. Zt. 1797. N°. 126. S. 1050 — 54.

Inhalt.

Seite
Das Glück. 1
Die Verlaſsne. 5
Der Unglückliche an seinen Hund. . . . 7
Der Fächer. 9
An den Unbestand. 13
Abendgebeth. 16
Sehnsucht nach dem Geliebten. 18
Der Morgenbesuch. 20
Lied einer Nonne. 24
An Selinde. 28
Lied eines Hagestolzen. 31
Lied eines alten Juden. 33
Auf einer Donaufahrt. 36
Die Freyheit. 38
An meine Leyer. 41
Mein Entschluſs. 44
Die Entbehrlichkeit des Putzes. 48

Der Buhler mit der rothen Thür.

Erzählung.

Es beschreibet Agricola
In den deutschen Sprichwörtern da,
Wie ein jung Kaufmann thät anschauen
Zu Straſsburg gar ein' schöne Frauen,
Da sprach er zu sein'n G'sellen laut:
„Würd' mir ein' Nacht zu Theil die Traut',
Drum wollt' ich zwanzig Gulden geb'n."
Die Frau hört die Wort', merkt sie eb'n,
Sprach: „O es stehn zwo Säulen grön *)
Bey einer rothen Thüre schön,
Und kömmst du zu der rothen Thür,
Wer weiſs was Gut's dir widerführ'."
Mit dem die Frau prangt hin ihr' Straſsen,

---

*) grün.

Liebeslieder.

An eine ungetreue Geliebte. 53
Das Geständniſs. 56
An einen Ring. 59
Die Würde des Dichters. 61

Freymaurergedichte.

Lied der Lehrlinge. 65
Lied der Gesellen. 67
Lied der Meister. 69
Die Schicksale der Freymauerey. 71

Briefe, Straf- und Lehrgedichte.

Gottes Güte. 83
Antiplatonismus. 88
An ein Brautpaar. 99
Prophezeihung. 101
An Fräulein Gabriele von Baumberg. . . 106

Uebersetzungen und Nachahmungen.

Hero und Leander. 113
Pygmalion. 137
Lucretia. 143
Arion. 157
Die Küsse. 162

Das Glück.

Fortuna nulli plus quam consilium valet.
Publius Syrus.

Bist du, o Glück, in schimmernden Pallästen
Zu Hause? führst du auf dem Ball
Den Reigen? schenkest du bey theuren Festen
Den Kapwein in Krystall?

Ruhst du, ermüdet von Cupidos Lüsten,
In holder Phrynen weichem Schooſs?
Wie? oder gar vielleicht in Harpaxkisten,
Versperrt mit manchem Schloſs?

Zwar sucht der Mensch dich dort und findet
Plagen,
Statt deiner, findet Ueberdruſs
Und Ekel; darf ich, Göttinn, darf ich sagen,
Wo man dich suchen muſs?

Ihr Sterblichen wohl nicht in solchen Freuden,
Die nichts sind als ein Selbstbetrug,
Dem Ekel nachhinkt, wisset, Noth nicht leiden
Ist schon zum Glück genug.

So eilt der Landmann seinem niedern Dache
Und braunem Weib am Abend zu:
Mit ihr theilt er sein Brod, trinkt aus dem Bache
Und pflegt der Lieb' und Ruh.

Doch müſste, was mit athemlosem Munde
Der Uebermuth vom Glück begehrt,
Ihm werden, o so wär in einer Stunde
Das Füllhorn ganz geleert.

Drum macht nicht mehr Fortunen auszuplündern
Den eitlen, lächerlichen Plan;
Sucht lieber Scheinbedürfnisse zu mindern,
Sucht der Natur zu nahn.

Reiſst euch entschloſsnen Muthes aus den Klauen
Des Vorurtheils und, nicht mehr blind
Für innern Werth, sucht Gaben anzubauen,
Die in euch selber sind.

Besonders ihr, durch Adel, Macht und Schätze
Emporgehobne, gebet mehr
Der warnenden Vernunft, als dem Geschwätze
Der groſsen Welt Gehör;

Spart von dem Gold, das ihr dem Prunk, den Spielen,
Dem Kitzel jeder Art geweiht,
Das Zehntheil nur euch ab und lernet fühlen
Des Wohlthuns Seligkeit.

Anstatt nach eitler Puppen Herz zu angeln
Durch geckenmäſs'ge Schmeicheleyn,
Lernt Freundschaft; nie wirds dem an Freunden mangeln,
Der weiſs, ein Freund zu seyn;

Und habt ihr viel der Muſse, seht, es winket
Euch freundlich manche Wissenschaft
Und bietet ihren Wonnekelch; o trinket
Euch in die Seele Kraft!

Forscht, sind zu diesem eures Geistes Federn
Genug gespannt, auf Newtons Spur
Und Bergmanns Weg nach den geheimen Rädern
Der heiligen Natur.

Seht, doch von niedrer Goldgier nicht gekörnet,
Wie sie des einen Wesens Grab
Zu andrer Wesen Wiege macht und lernet
Ihr dieſs Geheimniſs ab.

Doch habt ihr eine weich geschaffne Seele,
Die rasch ist, kraftvoll, leicht empört,
Und lieber eine Nachtigallenkehle
Als Roms Castraten hört;

O so ersticket ja das heilge Feuer
Des Genius, erstickt es nicht!
Weiht euch Apollen, greifet nach der Leyer
Mit glühendem Gesicht.

Doch ist euch Scharfsinn, ist zu Trockenheiten
Euch eiserne Geduld verliehn,
So geht und wagt, wie Schmidt, von Ahnenzeiten
Den Vorhang wegzuziehn.

Denn dieser, dessen Geist in ernsten Stunden
Der Einsamkeit sich selbst genügt,
Nur dieser hat des Glückes Quell gefunden,
Der ewig nicht versiegt.

Die Verlaſsne.

Endlich bin ich ihm entgangen,
Diesem Schwarm, der mich umgab.
Legt nun, heuchlerische Wangen,
Ein erzwungnes Lächeln ab.

Heiterkeit und Ruhe lügen
Macht die Welt zur Mädchenpflicht.
Denn wir dürfen wohl betrügen,
Nur betrogen werden nicht.

Dennoch ward ichs; Himmel richte
Diesen Mann, der mich berückt,
Und doch schon die Erstlingsfrüchte
Von der Liebe Baum gepflückt!

Weh mir! was ist Männerliebe?
Nicht der Seele Hochgefühl:
Grober Kitzel thierscher Triebe,
Sinnenweide, Fibernspiel.

Wollt ihr sie von langer Dauer,
So beruhiget sie nie;
Gegenliebe macht sie lauer,
Sicherheit ersticket sie.

Eine herrische Cokette,
Die sich nur anbeten läſst,
Hält an ihrer Eisenkette
Zwanzig Männerherzen fest.

Alle dienen ihren Launen;
Jeder zittert, jeder flieht,
Wenn auf ihren Augenbraunen
Unmuth sich zusammenzieht.

Aber wenn sie je gerühret,
Redlich Lieb' um Liebe giebt;
Dann wird sie tyrannisiret
Und erniedrigt und betrübt.

Drum, ihr Mädchen, lernt die Tücke
Kriechender Verräther scheun;
Gebet jedem süſse Blicke;
Aber liebt nur euch allein.

Der Unglückliche an seinen Hund.

Diffugiunt cadis
Cum faece siccatis amici,
Ferre jugum pariter dolosi.
Hor.

Hier, wo vor kürzem erst ein Schwarm
Erkaufter Sclaven mich umschwebte,
Wo meinem Winke jeder Arm
Geschäftig vorzukommen strebte;

Wo Tokays Nectar aus Krystall
Dem Tafelfreund entgegen glänzte,
Der mich dafür bey Schmaus und Ball
Mit früh verwelkten Rosen kränzte;

Hier sitz' ich Armer, den Verdruſs
Und lange Weil' und Mangel quälen;
Nun rauscht des Tanzes leichter Fuſs
Nicht mehr in diesen öden Sälen.

Denn wehe mir! urplötzlich flog
Das Glück von der gewohnten Stätte,
Und alle meine Trauten zog
Es mit an seiner goldnen Kette.

Sie sehen starr mir ins Gesicht,
So starr, als ob sie mich nicht kennten.
Nur du, mein Hund, berechnest nicht
Den Werth der Freundschaft nach Procenten.

Du wartest noch allein mir auf,
Du wedelst dankbar mit dem Schweife,
Beutst mir dein Köpfchen, daſs ich drauf
Dir mit gefällgen Händen greife.

Der Menschen böser Undank trübt
Mir jeden meiner Lebenstage;
Du bists allein noch, der mich liebt,
Und dem ich meine Leiden klage.

So laſs mich denn von dir allein
Begleitet, durch das Leben eilen;
Laſs mich, und solls das letzte seyn,
Mein Brod mit dir, du Liebling theilen.

Der Fächer.

Der Fächer, den die Mode
Den Mädchenhänden gab,
Der mehr gilt, als ein Zepter
Und ein Commandostab,

Ist ein Vasall der Schönheit,
Den sie mit Undank lohnt,
Und leider oft so wenig,
Als Männerherzen, schont.

Doch sonder ihn wie stünd' es
Um unsre schöne Welt,
Worin er Recht und Ordnung
So lange schon erhält?

Der Kaufmann dacht' nicht abzulassen,
Und späht' die grünen Säulen aus
Neben der rothen Thür am Haus.
Da ihn die schöne Frau erblicket,
Winkt ihm, bald er sich zu ihr schicket;
Da pflagen sie der süſsen Lieb',
Deſs er zwey Monat lang antrieb,
Daſs ihn im Haus merket niemand,
So lang' ihr Herr war in Wälschland.
Als sie besorgt' sein' Wiederkehrung,
Gab sie dem G'sell'n ein' gute Zehrung,
Damit er fröhlich schied von ihr.
Gen Venedig stund sein' Begier,
Da er einzog ins deutsche Haus,
Lebt' mit den Kaufleuten im Saus.
Nun lag auch da der Frauen Mann
Sprach in einer Collatian:
« Laſst sagen uns einander frey,
Wie es unser ein'm jeden sey
Auf der Buhlschaft sein Lebtag g'gangen, »
Und er selbst thät zuerst anfangen.
Jeder sein' Buhlerey sagt ohn' Scham.
Als es an jungen Kaufmann kam,
Sagt er her von der rothen Thür
Und den zwey grün'n Säulen dafür,
Von dieser Frauen Lieb' und Gunst,
Auch was sich hätt' begeben sunst.
Daran verstund der Kaufmann klar,
Daſs es sein Weib gewesen war.

Zwar wähnt der rohe Pöbel,
Ein Fächeramt besteh
Nur darin, daſs er schirme,
Und darin, daſs er weh:

Allein das Wehn und Schirmen
Ist eine Kleinigkeit,
Erhabnerer Verrichtung
Hat Amor ihn geweiht.

So oft die lange Weile
Um groſse Zirkel schwebt,
Bevor als die Spadille
Die Mohrenstirn erhebt;

Dreht ihn die Nymph', entfaltet
Und breitet ihn auſs Knie,
Mit so viel Ernst und Würde,
Gerad' als dächte sie.

Bey süſser Herrchen Zoten
Verhüllt er ihr Gesicht;
Da kann sie nach Gefallen
Erröthen, oder nicht.

Durch ihn ergeht auf Schaaren
Verehrer ihr Geboth;
Er billigt, straft, ermahnet,
Bringt Leben oder Tod.

Und du, der Fächer König,
Du, den mein Mädchen trägt,
O Stern, nach dessen Leitung
Mein Nachen sich bewegt;

Ich fleh voll Ehrfurcht, rausche
Mir niemals fürchterlich;
Sey stets ein Friedensbothe,
Lob' und ermuntre mich.

Sitz' ich bey meiner Lina
Und les' ihr Verse vor;
So hebe sie zum Zeichen
Des Beyfalls dich empor.

Und wann ihr meine Rechte
Um Hals und Wange spielt,
Ja selbst in der Trompeuse*)
Mit kühnen Fingern wühlt;

---

*) Eine Gattung Busentuches.

Dann laſs sie ja nicht zürnen,
Dann, Fächer, sage du
Mir durch gelinde Schläge
Ein tröstliches: Nur zu!

Für diese Liebesdienste
Soll Venus hold dir.seyn,
Soll eines ihrer Söhnchen
Zu deinem Schutze weihn,

Und bey der Göttin Mode,
Die unumschränkt regiert,
Bewirken, daſs mein Mädchen
Noch lange Zeit dich führt.

Und einst, weil doch das Schicksal
Kein dauernd Glück gewährt,
Und streng' itzt einen Fächer,
Itzt einen Thron zerstört;

So werd' aus allen Toden
Der wünschenswerthste dir,
Stirb unter Linas Händen
Und stirb, beweint von ihr.

An den Unbestand.

Sunt quoque translato gaudia servitio.
Propertius.

Wohlthätigster der Götter,
O weiser Unbestand;
Dich hat uns zum Erretter
Der gute Zeus gesandt.
Denn wider Mädchentücke,
Die oft den Edlen trifft,
Hast du zu unserm Glücke
Doch noch ein Gegengift.

Giebt Doris meinen Klagen
Und Versen kein Gehör,
Ey! wer wird drum verzagen?
Der Mädchen giebts ja mehr.

Nur Muth und friſch gewählet!
Räthſt du mir väterlich;
Ein Narr iſt, der ſich quälet,
Der Weiſe tröſtet ſich.

Kaum rauſchet wo der Flügel,
Den Zephir dir geliehn,
So deckt ſich jeder Hügel
Mit einem friſchen Grün,
Und manches Lied erklinget
Im freyen, leichten Ton,
Wie Hagedorn uns ſinget,
Gleim und Anakreon.

Elegiſches Gewinſel
Beleidigt dort kein Ohr,
Und kein petrarchſcher Pinſel
Heult ſein Gefühl uns vor;
Dort liegt auf keinem Grabe
Ein Capuziner todt;
Noch weinen um Combabe
Sich Nonnenaugen roth.

Du bringſt beklemmten Herzen
Zufriedenheit und Ruh,
Du linderſt ihre Schmerzen,
Heilſt ihre Wunden zu.

Oft hast du Giftphiolen
Verschüttet und den Hahn
Auf Werthrischen Pistolen
Oft in die Ruh gethan.

Ihr Sterblichen entsaget
Der ew'gen Treue nur;
Glaubt ihr nicht mir, so fraget
Die weisere Natur.
Sie heiſst das Herz entwöhnen
All' dem romantschen Schwung,
Und zeigt in ihren Scenen
Selbst nur Veränderung.

Drum folgt, wohin sie winket,
Und lernet billig seyn,
Nur einen Gecken dünket
Sein Mädchen schön allein.
Eſst nicht an Einer Speise
Euch satt, wie Bauern; küſst
Auf kurzer Lebensreise,
Was nur zu küssen ist.

Abendgebeth.

Herr so manches Herz voll Kummers
Wiegst du nun in süſser Ruh,
Deckst mit Fittichen des Schlummers
Manch bethräntes Auge zu.

Doch eh meins der Schlaf erfrischet,
Sieht es noch zu dir empor;
Meines Dankes Stimme mischet
Sich in deiner Engel Chor.

Gutes kam an diesem Tage
Mir so viel aus deiner Hand,
Manche Sorge, manche Plage
Hast du schonend abgewandt.

Aber that auch ich an Andern,
So wie du an mir gethan?
Die mit mir durchs Leben wandern;
Sah ich sie für Brüder an?

War ich allen, die mich hassen,
Herzlich zu verzeihn bereit?
War ich in dem Glück gelassen,
Stark in Widerwärtigkeit?

Nie in eitlen Stolz versunken,
Nie aus Eigenliebe blind,
Noch von Erdefreuden trunken,
Die wie Rauch vergänglich sind?

Wehe mir! statt edler Thaten
Bring' ich dir nur Reue dar,
Fühl' es, daſs ich ungerathen,
Dein Feind und mein eigner war.

Doch ich wars zum letzten Male;
Greif' in deine Wage nicht,
Oder wirf in meine Schale
Deiner Vaterhuld Gewicht.

Sehnsucht nach dem Geliebten.

Mein Geliebter, bittres Scheiden!
Muſste ziehn; ich floh die Stadt,
Die für treuer Liebe Leiden
Keine Mitempfinder hat.

Aber ihr, verschwiegne Haine,
Biethet eure Nacht mir dar,
Daſs ich hier auch einsam weine,
Wo ich einst so glücklich war.

Hier, wo ich in Wonnestunden
Auf dem blumenreichen Gras,
Von des Theuren Arm umwunden
Und berauscht von Küssen, ſaſs;

Wenn er dann mir in die Ohren
Gern geglaubte Schmeichelein
Sanft geflüstert und geschworen,
Niemals wandelbar zu seyn;

Hatt' ich unter Händedrücken
Leis' erwiedert seinen Schwur,
Und der liebenden Entzücken
Feyertest du selbst, Natur!

Abendwind und Silberquelle
Schwatzten Zärtlichkeit uns vor,
Grüner ward die Rasenstelle,
Blumen sprosseten empor.

Aber jetzo klagt die Quelle,
Seufzt der Abendwind um ihn,
Auf der welken Rasenstelle
Schrumpfen Blumen und verblühn.

Ueber Felder über Klippen
Walle schnell hieher dein Fuſs!
Fühl', es lechzen diese Lippen
Nach dem lang' entbehrten Kuſs!

Thät doch dergleich nit, fragt mit G'fährden :
Ob der Jung' wollt' sein Diener werden?
Drey Jahr er sich zu ihm versprach.
Als sie beyd' heimritten hernach,
Folgt nach der Knecht des Herren Spür,
Der reit't ein zu der rothen Thür.
Vor Angst dem Knecht grüselt sein Blut,
Die Frau sah ihn, war ungemuth,
In Sorg' ihr beyder Herze brennt,
Keins thät als ob's das andre kennt'.
Spat lud der Herr ein'n Tisch mit Gäst',
Mit den'n er fröhlich lebt' aufs best';
Da muſst' sein Knecht ihm sagen her,
Wie's auf der Buhlschaft g'gangen wär'.
Der fing ein Herz, von Wort zu Wort
Sagt' er all' Ding', «doch an dem Ort,»
Sprach er, «als ich die Ding' verbracht,
Bin ich gleich aus dem Schlaf erwacht,»
Thät als wär's nur ein Traum gewesen.
Durch diesen Rank thät er genesen,
Also blieb auch die Frau bey Ehr',
Und hatt' der Mann kein'n Eifer mehr.
Auch ward der Knecht erlöst aus Sorgen,
Der Herr ihm auf den nächsten Morgen
Schenkt' zehen Gulden, lieſs ihn fahren;
Also all' drey erfreuet waren,
Von des Knechts sinnreichem Gemüth.

* * *

Der Morgenbesuch.

Wenn ich noch vor Titans Strahl
Mich nach meiner Lina Garten,
Unbelauscht von Neugier, stahl;
Fand ich schon am Thor sie warten.

Neidisch sah das Morgenroth,
Das nun eben aufgegangen,
Auf den Mund, den sie mir both,
Auf die jugendlichen Wangen.

Flatternd war ihr Nachtgewand,
Leicht bedeckt der Busen schönster,
Durch das Halstuch von Brabant
Guckt' er wie durch tausend Fenster.

Eine Bänderleiter hing
Vorn an dem batistnen Leibchen,
Weit ging sie hinab, sie ging
Bis zum Nest für Venus Täubchen.

Deine Leiter gönnt' ich dir,
Groſser Patriarch und Ringer!
Reizender war diese hier
Und behüpſt von meinem Finger.

Bey verliebter Vögel Sang,
Bey der leisen Winde Wehen,
Schlenderten wir stundenlang
Arm in Arm durch die Alleen.

Haschten Schmetterlinge viel
Von der breiten Blumenstätte,
Hüpſten, trieben unser Spiel
Wohl mit ihnen in die Wette;

Bis uns Milch so weiſs, wie Schnee,
Zuckernüsse, Mandelbogen
Und die Kanne voll Kaſſe
In die finstre Laube zogen.

Dann, o wie ein König groſs,
Saſs ich bey dem kleinen Mahle,
Hatte sie auf meinem Schooſs,
Trank mit ihr ans Einer Schale.

Jeder Seufzer ward erhört,
Jede Freyheit ward gelitten,
Alles, was ich bath, gewährt,
Und ich wagte viel zu bitten.

Manchmal zankten wir uns auch,
Sie entfloh um mich zu necken;
Aber selbst im dicksten Strauch
Half mir Amor sie entdecken.

Still, gebücket ſaſs sie da,
Ganz mit Blüthen überschneiet;
Doch so bald die Lose sah,
Daſs nun nichts mehr sie befreyet;

Lächelte sie ängstlich, bath,
Wollte gern mit Küssen büſsen;
Doch so eine Frevelthat
Tilgt man nicht mit leichten Küssen.

Das Gebüsch war groſs und traut,
Amor hielt am Eingang Wache,
Und er selbst rief überlaut:
Räche dich! süſs ist die Rache.

Lied einer Nonne.

Bittre Thränen, deren Quelle
Nie versieget, flieſset hin,
Ueberschwemmt die öde Zelle.
Wo ich eingekerkert bin.

Thränennaſs, mit blassem Munde,
Welker Wange, fleh ich hier
In der grausen Geisterstunde,
Mein Gekreuzigter, zu dir.

Ach ersticke dieses Feuer,
Das mein Innerstes verzehrt,
Dem kein Scapulier, kein Schleyer,
Kein geweihtes Wasser wehrt!

Sieh! an meinen hagern Lenden
Naget das Cilicium, *)
Und, den Psalter in den Händen,
Irr' ich durch dein Heiligthum.

Säe mir, wie Adelheide **)
Spitze Dornen in mein Bett;
Geiſsle, von dem Büſserkleide
So schon wund, mich zum Skelett.

Aber alle diese Schmerzen,
Frömmigkeit und Ordenspflicht
Bannen doch aus meinem Herzen
Selmars Angedenken nicht.

---

*) Cilicium heiſst bey den Mönchen ein Gürtel, der entweder haren, oder von Messingdrath und mit stumpfen Stiftchen versehen ist. Diesen tragen sie, besonders an Buſstagen. Psalter ist ein langer Rosenkranz.

**) Adelheide Aebtissin erst in Villach dann in Cöln. Sie lebte sehr strenge, und wirkte Wunder. Ihre Maulschellen gaben heiseren Nonnen die helle Stimme wieder.

Wenn ich meine Horas bethe,
Nenn' ich statt der Heilgen ihn,
Wenn ich zum Altare trete,
Seh ich statt des Priesters ihn.

Wenn ich auf dem Antlitz liege,
Hebet er mich tröstend auf,
Knie' ich auf der heilgen Stiege *),
Knieet er vor mir hinauf.

Selbst aus blassen Leichensteinen
Tönt mir seine Stimm' ins Ohr,
Zwischen modernden Gebeinen
Steigt sein Zauberbild empor.

Von Gedanke zu Gedanke
Fortgerissen, steh ich hier,
Herr, vor deinem Kreuz und wanke
Zwischen ihm und zwischen dir.

---

*) Die heilige Stiege ist eine Treppe, in deren Stufen Reliquien eingegraben sind, und die man hinauf knieet.

Ja in diesem schweren Streite
O verzeih mir Sünderinn!
Zieht mich oft auf Selmars Seite
Meine bange Sehnsucht hin.

Drum so tilge du dieſs Sehnen,
Das mein Herz nicht selbst sich gab,
Oder trockne meine Thränen
Durch die Hand des Todes ab.

An Selinde.

Es ist geschehn! verschenkt ist diese Hand,
Auf der mein Mund oft ganze Stunden schwebte.
Zerrissen ist, was Liebe selber webte,
Und um uns schlang, das goldne Freudenband.
Selinde schwört den fürchterlichsten Eid,
Und wirft sich weg um Tand und Eitelkeit.

Geh, Falsche, geh in eines Greises Arm;
Verschwend' an ihn dein lüsternes Entzücken
Und trunkne Blick' und Küss' und Händedrücken;
Er wird doch nie von deinen Flammen warm.
Du aber fühlst, was einst am Tiberstrand,
Die so Mezenz an kalte Leichen band *).

---

*) Virgil singt von diesem Wütheriche:
Ja wohl band er sogar auf Todte der Lebenden Körper,
Fugete Hand' auf Hand' und Antlitz auf Antlitz.

Die Welt ist dann so kahl um dich, so leer;
Du siehest dich geäfft von falschem Schimmer,
Bemerkst das Gold der ungeheuren Zimmer,
Juwelenglanz und Prunkgeräth nicht mehr,
Und sagst dir selbst, muſst' ich die Lieb' entweihn!
Ich war geliebt und wars nicht werth zu seyn.

Itzt rollst du, voll von deinem Hoheitstraum,
Den Prater durch in goldener Carosse,
Die Albion mit vier der schönsten Rosse
Bespannen muſs, und siehst die Büsche kaum,
Wo einst dein Haupt, wenn lange schon der Tag
Entschlüpft war, noch auf meiner Schulter lag.

Und steigst du ab beym Schauspielhaus, so greift
Schnell ein Lakey um deine lange Schleppe,
Ein andrer eilt vor dir hinan die Treppe,
Ein dritter ruft, der Logenmeister läuft,
Eröffnet dir die eigne Loge, bückt
Sich tief vor dir, die mit dem Kopfe nickt.

Einst saſsest du dem letzten Platze nah,
Doch so vergnügt, so fest an meiner Seite,
Und unterdeſs ein Haufen müſsger Leute
Mit starrem Blick auf das Theater sah,
Hat deine Hand bald um mein Knie gespielt,
Und bald die Stirn durch Fächern mir gekühlt.

Aus dem merk' erstlich, daſs sich hüt'
Ein Buhler, von seiner Lieb' nichts sag',
Auf daſs er sie nicht bring' an Tag,
Durch ein'n Weg worauf er nicht denkt.
Wird denn an Ehren er gekränkt,
So brauch' er Ränk' und g'schwinde List,
Daſs er deck' sein' Lieb' alle Frist,
Daſs ihm aus Lieb' kein Schad' erwachs'
Durch Offenbarung, spricht Hans Sachs.

Doch still! nie soll ein Seufzer deinem Mund
Nach jenem Glück, das du verscherzt, entzittern,
Er würde nur dein jetzig Glück verbittern;
Und dieses ruht ja so auf schwachem Grund:
Denn mag das Glück erschöpfen seinen Schatz;
Nie hat es doch für wahre Lieb' Ersatz.

Lied eines Hagestolzen.

Wagt auf Amors Koſten nicht
Seinen Bruder mir zu rühmen!
Amor iſt ein Böſewicht,
Doch ein gröſsrer noch iſt Hymen.

Amor herrſcht durch die Natur,
Hymen durch Conventionen;
Jener ſchlägt mit Ruthen nur,
Dieſer peitſcht mit Skorpionen.

Amor miſcht doch Süſsigkeit
Zu der Qual; aus ſeinen Ketten
Kann man durch Vernunft und Zeit
Und Zerſtreuung ſich erretten;

Doch beym bösen Hymen droht
Nach den ersten Flitterwochen
Gram und Knechtschaft, bis der To
Endlich kommt, uns zu entjochen.

Thoren, die ihr Amors Weh
Länger nicht ertragen könnet,
Doch dafür dem Gott der Eh
In die Molochsarme rennet.

Nicht bedenket, wie er meist
Seine besten Freunde narret,
Und aufs Glück, das er verheiſst,
Mit getäuschter Seele harret.

Schmiedet nur euch selber an;
Rudert an der Ehgaleere:
Unterdeſs ich freyer Mann
Eure Ketten klirren höre.

Lied eines alten Juden.

Wer bist du denn, der Meer und Land
Despotisch sein nennt, dessen Hand
In Ketten unsre Hände schlieſst?
Wer bist du denn, du stolzer Christ?

Gehört der Jude nicht, wie du,
Dem groſsen, weisen Gärtner zu,
Der will, daſs Blumen gleich, um ihn
Religionen keimen, blühn?

Nicht mich beklag' ich: wessen Haar
So silbern ist, dem winkt die Schaar
Der Väter schon, sein nahes Loos
Ist, sanft zu ruhn in Abrams Schoos.

Nur unsrer Jugend jammerts mich;
O niemals, niemals drängt sie sich
Bis zu der Weisheit Altar vor:
Ihr schlieſst ihr ja des Tempels Thor.

Zwar tadelt ihr den Julian, *)
Doch thut ihr mehr, als er gethan;
Ihr hebet euch zu stolzen Höhn,
Wir müssen in dem Thale stehn.

Zum Rechnen habt ihr uns verdammt;
Von dem, was Tugenden entflammt,
Wodurch der Geist sich schwingen lernt,
Von dem habt ihr uns stets entfernt.

Und wenn der Jude, wie der Christ,
Vom Geiz verführet, sich vergiſst,
Dann schimpfet ihr und spuckt uns an:
Das schmerzt mich so, mich alten Mann!

---

*) Ammianus Marcellinus wirſt dem Julian vor, es sey ungütig von ihm gewesen, den Lehrern der Philosophie und Redekunst die Annehmung christlicher Schüler zu untersagen. Lib XXV. Cap. IV. Dieser Vorwurſ ist höchst ungerecht, denn das Gegentheil erhellet aus dem 42 Briefe dieses groſsen Kaisers.

Den ihr als einen Gott verehrt,
Der hat euch das wohl nicht gelehrt,
Denn Liebe nur war sein Geboth,
Die war sein Leben und sein Tod.

Auf einer Donaufahrt.

Gefährte zittre nicht, wenn auch die dunklen Wellen,
Von Aeols bösem Volk empört,
An der Kajüte sich mit wildem Lärm zerschellen,
Und selbst der Schiffer schwört,

Er woll' am nächsten Strand zwey Lämmchen sammt der Mutter
Dem alten Stromgott, Ister, weihn,
Wenn er nicht in die Tief' uns reiſset, dort ein Futter
Des Schuppenvolks zu seyn.

Freund die Olympier erbiethen sich zu Leitern
Dem Dichter, lenken seinen Kahn,
Und finden dicht am Fels, wo Andrer Schiffe scheitern,
Ihm eine sichre Bahn.

Schwamm nicht das erste Schiff durch manche kahle Klippe
Die es umtanzt', und Wogendrang,
Indeſs von Orpheus Leyer und von Orpheus Lippe
Ein lauter Päan klang?

Both dem Arion nicht, (das böse Schiffvolk dachte,
Er sey begraben in der Fluth,)
Ein gütiger Delphin den Rücken dar, und machte
Der Menschen Frevel gut.

Vergebens drohen uns lauttobende Charybden
Und öffnen ihren Schlund zum Raub,
Nie ward die Tochter Zeus, Athene, den Gelübden
Der Muſenfreunde taub.

Sie faſst mit starker Hand das schwanke Schiff am Kiele
Und hebt es über Wogen hin;
Kleingläubger zage du; auf hohem Saitenſpiele
Preis ich die Retterin.

Die Freyheit.

Wohl dreymal selig ist der Mann,
Der, frey zu seyn, sich rühmen kann,
Den Tyranney nicht hudelt,
Der unbelauschet von Verrath,
Doch nie durch eine niedre That
Sein edles Herz besudelt.

Ihn blendet nicht der Höfe Tand;
Ein Sternchen, ein Paar Ellen Band,
Und ein Commandotittel;
Nur Tugend ist es, was er ehrt,
Die bleibt ihm gleich verehrenswerth
Im Purpur und im Kittel.

Der Edle wird die Wahrheit nicht
Mit sclavisch fürchtendem Gesicht
Ins Ohr der Freunde raunen;

Er kann zu seiner Brüder Heil,
Fern von Gefahr und Vorurtheil,
Sie in die Welt posaunen.

Er darf nicht fremden Uebermuth
Mit seiner Habe, seinem Blut
Befördern oder büſsen,
Darf nicht, der niedern Politik
Getreu bis an den Tod, den Strick,
Der bald ihn würget, küssen.

Er steht auf seinem Aehrenfeld,
Das eigne Hände wohlbestellt,
Den Geber fromm erhöhend;
Hat hinterm Pflug für sich geschwitzt;
Kein Amtmann und kein Pfarrer spitzt
Auf Ungeld sich und Zehend.

Wohl jedem, der sein Lob erhält,
Es ehret bey der Enkelwelt,
Denn er kann Thaten wägen,
Er dringet in der Dinge Mark;
Was ist Panegyristenquark
Und Schranzenlob dagegen?

Drum nur wenn er sie pflanzt, gedeiht
Die Blum' Erkenntniſs, sproſst und streut
Geruch in alle Lande;

Des Königssohn mit den Teufeln.

Erzählung.

Astipulus thut schreiben das,
Wie in Schweden ein König saſs,
Welcher Haldanus war genennt,
Der hielt weislich sein Regiment,
War auch ein streitbar Helde kühn,
Der hatt' ein G'mahel überschön,
Mit der er lang kein' Erben hätt;
Des sich der König betrüben thät.
Jedoch endlich sie schwanger war
Und ihm ein'n schönen Sohn gebar;
Deſs ward der König hoch erfreut,
Und dazu mit ihm Land und Leut',
Und lieſsen Freudenfeuer brennen,
Dabey die groſs' Freud' zu erkennen.
Jedoch wurd' dem König zerstört
Sein' Freud' zum Theil, dieweil er hört
Von den Weisen, die am Gestirn
Hätten erforscht durch Spekulir'n,

Hingegen legt, sagt, was ihr wollt,
Tyrannendrohn, Tyrannengold
So Geist als Leib in Bande.

O hoch beglücktes Albion,
So des beschränkten Königs Thron
Nicht drücket, sondern zieret!
Aus dir ist Sclaverey verbannt,
Und du bist jetzt das Eine Land,
Wo das Gesetz regieret.

An meine Leyer.

Trost in allen meinen Leiden,
Geberinn der besten Freuden,
Goldne Leyer, höre du
Deinem Freund gefällig zu!

Jener Weg, den wir gegangen,
Leitet irre, wir gelangen
Darauf nimmermehr zum Glück;
Drum so wandern wir zurück.

Als wir Ruhm und Nachruhm suchten,
Wahrheit lehrten, Pfaffen fluchten;
Sage selbst, was nützte sie,
Diese Don Quixotterie?

Ruhm ist eine Seifenblase,
Mancher Geck mit hoher Nase
Denket sich ein groſser Mann;
Denn ihn räuchert Alles an;

Doch dafür bleibt ungeschätzet
Manch Verdienst, tyrannisch setzet
Die partheyliche Critik
Ihm die Fers' in das Genick.

Zwar die weise Nachwelt sichtet
Recensentenlob und richtet
Billiger, doch in das Grab
Tönt ihr Ausspruch nicht hinab.

Wahrheit lehren ist gefährlich;
Meine man es noch so ehrlich,
Kreutz' und Schierlingsbecher sind
Alles, was man hier gewinnt.

Ja, der Weg, den wir gegangen,
Leitet irre, wir gelangen
Hierauf nimmermehr zum Glück;
Drum so wandern wir zurück.

In den ersten Jugendzeiten
Seufzt' um deine goldnen Saiten
Ganze Sommertage lang,
Nur ein zärtlicher Gesang.

Diesen, Leyer, töne wieder,
O vielleicht, daſs auf die Lieder,
Welche Liebe dich gelehrt,
Meine stolze Lina hört.

Sanft gerührt dir Beyfall nicket
Mir die Hand theilnehmend drücket
Und mit Engelsgüte spricht:
Armer Jüngling, weine nicht!

Mein Entschluſs.

Ja Hofmann, zittre du bey jedem Tone
Von meinem Lied, das Hochverrath dich dünkt,
Und schüttelt ihr das Haupt, o Fürsten, daſs die Krone
Von eurer Scheitel sinkt;

Straft mich, (zwar straft ihr mich mit sanften Worten,)
Ihr Freunde selbst; fest stehet mein Entschluſs
Und unerschüttert, wie die diamantnen Pforten
Des strengen Erebus,

Mein heiliger Entschluſs, die goldnen Saiten
Nie zu entweihn, die Pierinnen nie
Zu einem stolzen Zepterschwinger zu geleiten,
Der niederblickt auf sie.

Und wer, beym Himmel! wer darf niederblicken
Auf Deutschlands Musen? Hohn dem Stolzen, Hohn
Und wenn auch Oehlzweig' ihm die Stirn und Lorbeer schmücken,
Wenn auch von seinem Thron

Sich auf den ganzen Erdball Glanz verbreitet;
Hohn ihm! kein Griff ins deutsche Saitenspiel
Verherrliche sein Leben, nicht vom Lied begleitet
Erreich' er dessen Ziel,

Wie? sollen Zeus Kronions edle Töchter,
Stets ausgesetzt der Hofluft falschem Wehn,
Beschämt im Vorgemach durchlauchtigster Verächter
Beym Ordenspöbel stehn,

Und lauschen, ob mit wolkenloser Stirne
Der, so sie nicht verstehet, ihnen nickt,
Und lächeln, wenn er sie gleich einer feilen Dirne
Mit Schmach zurücke schickt.

Halt ein, o Ramler, Mitgenoſs der Schwäne
Von Thebe Lesbos und von Latium, *)
Halt ein! nein, wälze fort die unerreichten Töne,
Doch nur zu deinem Ruhm.

Wann des Besungnen Schloſs (mein Lied beflecke
Des deutschen Schlosses fremder Nahme nicht,
Aus meiner Sprach' entlehnt, die halb mit Schafsgeblöke
Halb mit Gegrunze spricht)

Wann Friedrichs Schloſs, itzt mit dem Gold gezieret,
Das ach! für ihn der Schemnitzer gewann,
In Schutt zerfiel, den Grund die Pflugschar ritzt, geführet
Vom thät'gen Ackersmann;

Dann wird, wie jetzo deine Zeitgenossen,
Bey deinem Lied der Enkel glühn
Und fragen: «viel that er für Friederich des Groſsen,
«Doch was that der für ihn?»

---

*) Pindar, Alcäus, Horaz.

Und wenn er hört — doch laſs uns nicht vollenden! —
O groſser König, ſchlaf in ſichrer Ruh!
Denn deine Blöſse deckt, wie Sem, mit frommen Händen
Dein edler Neffe zu.

Die Entbehrlichkeit des Putzes.

Nach dem Properz. I. 2.

Warum, o Liebchen hüllt in gallische Dormeusen
Dein Haar sich, oder prangt mit theurem Schmuck besteckt?
Warum verbaust du mir mit neidischen Trompeusen,
Und riesenhaftem Strauſs den lieblichsten Prospect?
Vertauschest, welch ein Tausch! dein Selbst um fremde Waaren,
Den angebornen Reiz, der göttlich dich umwallt,
Um feilen? laſs den Tand, (denn er verschönt nicht,) fahren!
Cupid ist nackt und haſst erkünstelte Gestalt.

Sieh, wie der Boden sich mit eignen Blumen schmücket,
Wie ohne Gärtnerhand der Epheu weiter kreucht;
Wie ungepflegt sich mehr der Hagedorn verdicket,
Wie ungelehrt der Bach durch grüne Wiesen schleicht,
Sieh, wie die Muschel prangt, von der Natur gemahlet,
Ununterwiesen uns die Biene Honig bringt,
Hellglänzendes Gestein an fernen Felsen strahlet,
Und ohn' *Ut re mi fa* der Vogel süſser singt.
Wars Sarais Frisur, was tief den Liebesstachel
Ins Herz des Groſspapas der Gläubigen gedrückt?
Wars Putz, was Israeln an seiner schönen Rachel
In harter Dienstbarkeit durch vierzehn Jahr' entzückt?
Nein! beyde borgten nie sich Reiz von Edelsteinen
Und wünschten, frey von Putz- und von Erobrungssucht,
Mit keinem Buhlerschwarm umringet zu erscheinen;
Natur war ihr Geschmeid', ihr gröſster Schmuck war Zucht

Wo dieses Jungen Augen ganz
Ansehen würd'n der Sonne Glanz,
In zwölf Jahren, so würd das' Kind
An beyden Augen werden blind.
Den König das betrübet hat,
Jedoch fand endlich einen Rath
Von den Weisen, daſs er ihm hieſs
In ein'm hohlen Berg machen lieſs
Eine Wohnung, darin man mit Fug
Den jungen König auferzug,
In dem Berg an der Dunkel fein
Mit brennenden Kerzen allein,
Da das Kind aufwuchs und zunahm.
Als es nun zu acht Jahren kam,
Fing der Knab zu studiren an,
Hatt' bey sich nur zwey alte Mann,
Die lehrten es schreiben und lesen
In aller Still', ohn' all's Hofwesen.
Da kam kein Rennen noch Turnieren,
Kein Tanzen, oder Bankettiren,
Kein Waidwerk, oder Saitenspiel.
Da sah der Jung' und hört' nicht viel,
Denn sein' zwey alte weise Herren
Die fraget der Jung' oft von ferren:
»Ist sonst kein Mensch denn ich und ihr,
Wie sind denn nur herkommen wir?
Sind wir aus dem Felsen entsprungen?
Da hörtens Wunder von dem Jungen,
Von seinen wunderklugen Sinnen;

Und doch gefielen sie; der Reiz von ihren Küssen
Hat durch Genuſs und Zeit sich niemals abgenutzt.
Komm, Liebchen, laſs auch uns ein solches Bündniſs schlieſsen!
Die Einem Mann gefällt, die ist genug geputzt.

Liebeslieder.

Nach dem Ovid,

An eine ungetreue Geliebte.

Nicht daſs dein Herz für keinen Andern lodre,
Behutsamkeit ist alles, was ich fodre.
Zu schön zur Treu, brich sie bey Andrer Kuſs,
Nur so nicht, daſs ichs immer wissen muſs.
Das Weib, das ihren Fehler schlau verhehlet,
Das läugnen kann, das hat auch nie gefehlet.
Doch welche Tollheit treibt dich das Vergehn
Der stillen Nacht bey Tage zu gestehn?
Da die selbst, die den ersten besten küsset,
Die Buhlerinn vorher die Thür verschlieſset.
Muthwillig giebst du dich dem Schimpfe Preis,
Und dein Mund ist's, durch den man alles weiſs.
O gieb dir nur den Anschein einer Spröden,
Ich will mich gern, du seyst es, überreden.
Thu was du thust, nur läugnen sey dir Pflicht,
Nur schäme dich ehrbarer Reden nicht.
Es ist ein Ort, bestimmt zu süſsen Kriegen,

Den fliehe Scham, den fülle nur Vergnügen;
Doch auſser ihm sey nie verbuhlt dein Blick,
Stets bleib' im Bett die Lüsternheit zurück.
Dort magst du jedes Röckchen von dir werfen,
Durch hundert Gruppen Amors Stachel schärfen,
Magst deinem Purpurmund zum Zungenspiel
Dem Buhler biethen, süſser Wörtchen viel
Und dann ihm, unter wonnigem Erbeben
Des lauen Betts, der Freuden Fülle geben;
Doch ists geschehn, und langst du nach dem Kleid;
So kleid' auch dein Gesicht in Ehrbarkeit.
Die Welt und mich betrügst du leicht, nur wolle!
Ich spiele gern des gläub'gen Thoren Rolle:
Was störst du mich hierin? was siegelst du
Vor mir verliebte Briefchen auf und zu?
Dein Hals ist zähnewund, zerwühlt dein Bette,
Dein Haar zerzaust, wies nicht zerzauset hätte
Der Schlaf allein; fast mir im Angesicht .....
O schone mich, schonst du die Ehre nicht!
Ach! wenn du oft mit nicht gefärbtern Wangen
Die Untreu, welche du an mir begangen,
Mir selbst gestehst, dann starret, kalt wie Eis,
Mein ganzer Leib, bedeckt mit Todesschweiſs.
O daſs mich dann, mich, der so gern dich haſste
Und lieben muſs, die Hand des Todes faſste!
Doch dich zugleich, o du Verrätherinn,
Mit der und ohne die ich elend bin.
Verbirg dein Laster, nie soll mich verlangen
Ihm nachzuspähn, es sey wie unbegangen.

Nur läugne, wenn dich gleich auf frischer That
Mein Aug' ergriff, nur läugne den Verrath;
Gern will ich dann mich einen Träumer schelten,
Mehr als mein Auge soll dein Wort mir gelten;
Ich weiſs es, Lügen kosten dich nicht viel,
Und Eine macht dir schon gewonnen Spiel;
Denn ist gleich nicht das Recht in diesem Streite,
So ist der Richter doch auf deiner Seite.

Das Geständniſs.

Ja Freund, mein Herz läſst sich zu leicht entflammen!
Du klagst mich an, ich selbst muſs mich verdammen,
Beschönung wär' hier nicht am rechten Ort,
Ich weiſs ich fehl', und dennoch fehl' ich fort.
Gleich einem Schiff, wann wilde Stürme wüthen,
Irr' ich umher und kann mir nicht gebiethen.
Es reizet mich nicht Ein Gesicht allein;
Von Hunderten nimmt mich ein jedes ein.
Wenn eine keusch nur auf den Boden blicket,
So ist es Scham, was mich an ihr entzücket.
Wenn eine frey liebäugelt, tändelt, lacht;
So denk' ich, ha! du bist zur Lust gemacht!
Die ist gelehrt, wer schätzt nicht groſse Geister?
Die ist es nicht, ich würde gern ihr Meister.
Bey der, die schmollt und immer spröde thut,

Lächl' ich und denk': o sie verstellt sich gut!
Will jene nichts von meinen Versen hören,
So möcht' ich ihr in Prosa Liebe schwören:
Doch preiset die mein muntres Saitenspiel,
O so gefällt mir sie, der ich gefiel.
Die macht mein Herz durch Sanftmuth ganz sich eigen.
Die ist voll Stolz, süſs wär' es, ihn zu beugen.
Die s[illegible]gt ein Lied zu der Theorbe Klang,
Ich küſste gern die Lippen voll Gesang;
Die spielt Clavier, schnell wird mein Herz entzündet,
Kunstreicher Arm! ruf' ich, und schön geründet!
Die schwebet leicht im Reihentanz daher,
Ich taumle nach und kenne mich nicht mehr;
Wie sollt' ich auch auf Bällen mich bewahren?
Schmilzt hier doch oft das Eis von sechzig Jahren;
Das Sprichwort, daſs, was klein ist, artig sey,
Das fällt mir, seh ich kleine Schönen, bey;
Den groſsen kommt Andromache zu statten,
An Gröſs' und Geist nicht ungleich ihrem Gatten.
Ich finde schön die von der hohlen Hand
Deckbare Brust, wie sie der Grieche fand;
Groſsbusige darf das doch nicht verdrieſsen;
Oft wünscht mein Haupt sich zwey so sanfte Küssen,
Die Junge lockt mich durch Naivetät;

Die Reifere, weil sie den Spaſs versteht;
Wo blondes Haar um Lilienschultern spielet,
Dort fühl' ich das, was Cephalus gefühlet;
Schwarzhaarige seh ich für Leden an,
Und, unter uns, wär allzu gern ihr Schwan!
Weh mir, der schon durch tausendfache Ketten
Gefesselt ist und nimmermehr zu retten!
Weil wie man mir ein artig Mädchen nennt,
Sogleich in sie mein zündend Herz entbrennt.

An einen Ring.

Ring ohne Werth, als den die Liebe leiht,
Auf! mache jetzt zur Reise dich bereit;
O möchte dich mein Mädchen artig finden,
Und alsogleich ums Fingerchen dich winden!
Schneid es nicht ein, sey keine läst'ge Zier;
Steh gut wie ich bey Linen, sie bey mir.
Beglückter Ring! stets darfſt du sie befühlen,
Oft wird mit dir ihr schönes Händchen spielen.
Verwandelt' doch durch Circisches Getränk,
Und Proteus Kunst mich selbst in mein Geschenk!
Wird Liebchen dann, wenn Halsstreif oder Schleifen
Verbogen sind, sich nach dem Busen greifen,
So mach' ich mich, so eng' ich bin, doch los,
Und gleite sanft vom Busen in den Schoos.
O welche Lust auf diesen Liljenhügeln!
Doch gröſsre noch, will sie ein Briefchen siegeln

Da muſsten sie ihn halten innen,
Und ihm mit Fleiſs in Ohren lagen
Nichts von auswendig Ding zu sagen,
Bis sein' Zeit gar verschienen war.
Und da erging das zwölfte Jahr,
Da lieſs der König holen eilends
Sein'n Sohn mit Freud' und Reverenz,
Mit groſser Pracht, Pfeifen und Flöten,
Mit Harfen, Posaun' und Drommeten,
Aus dem Berge, hinein die Stadt
Kopenhagen, da er Hof hatt',
Auf seinem königlichen Saal
Lieſs er ihn schauen überall,
All' seine Schätz', Silber und Gold,
All' sein Kleinod, was er hätt' hold.
Der Knab' stand drob verwundert gar,
Wuſst' nicht was dies noch jenes war,
Weil er der Ding' vor nie hatt' g'sehen.
Der Vater führt ihn in der Nähen
Hinab in sein'n schönen Roſsstall,
Drin standen schöne Ross' zumal,
Und führet' ihn hinauf danach
In dem Schloſs in alle Gemach',
Die war'n gezieret also mild
Mit Täfelwerk, manch schönem Bild,
Und nach dem führet' er ihn immer
In das köstliche Frauenzimmer,
Darin manch schöne Jungfrau saſs
Wohl geschmücket über all' Maſs'.

Weil, ehe sie aufs Siegellack mich setzt,
Mich allemal ihr Purpurmündchen netzt.
Doch sollte sie verdächtge Briefe schreiben,
So werd' ich mich herab zu gehen sträuben:
Das werd' ich auch, so oft als ich hinein
Ins Kästchen soll, und immer enger seyn.
Was sollt' ich auch die schöne Hand entbehren?
Ich bin ja leicht, ich kann sie nicht beschweren:
Nein Liebchen zieh mich ja nicht mehr herab,
Selbst nicht im Bad . . . ich sterbe drin nicht ab.
Doch gnug geschwärmt! . . . geh, ich muſs dich beneiden,
Geh, kleiner Ring, zu nahmenlosen Freuden!
Nur sag' ihr ja, du seyest ihr geweiht,
Als Pfand der Treu, als Bild der Ewigkeit.

Die Würde des Dichters.

Was lästerst du den heiligen Gesang,
O Neid, nennst ihn geschäft'gen Müſsiggang,
Und tadelst mich, daſs ich in Jünglingstagen
Bestäubten Heldenlorbeer nicht getragen,
Noch als ein Rechtsgelehrter Kiel und Zung'
Unredlichem Cliententroſs verdung?
Kann all der Tand solch einen Lohn mir geben,
Als Dichtkunst giebt, Ruhm in und nach dem
Leben?
So lang' in Menschenbusen Andacht glüht,
Flammt sie empor bey Klopstocks Engellied.
Gallottis Dolch macht Fürsten sich entfärben.
So lang' als Schmeichler sie noch mehr verderben.
Die Flöte Geſsners, Kleistens Lied entzückt,
So lang' ein Lenz noch unsre Thäler schmückt;
So lange heuchlerisch sich Bräute sträuben,
Wird Rostens Pinsel unerreichbar bleiben.

Erst wenn der Jüngling Lieb' und Wein verschwört,
Wird Gerstenberg, Gleim, Weiſse nicht geehrt.
Erst wenn Philosophie zum Himmel wieder
Auf ewig kehrt; verhallen Uzens Lieder.
Unmöglich! daſs man Agathons vergiſst,
So lange Menschenkenntniſs nützlich ist:
Das stolze Sanssouci liegt eh zertrümmert,
Als Ramlers goldne Leyer ausgeschimmert.
Drum weich dem Dichter, Kronenträger, weich!
Ein Fürstenstab wiegt nicht der Leyer gleich.
Der Pöbel jage nach vergoldten Schellen,
Mich führ' Apoll zu den castal'schen Quellen
Und winde jenen Lorbeer um mein Haupt,
Der Ariosts und Wielands Stirn umlaubt.
Der Neid, der geifernd Lebende beschmitzet,
Ruht nach dem Tod, wenn ächt' Verdienst uns schützet.
O süſse Hoffnung! modre mein Gebein!
Ein Theil von mir wird nicht vergänglich seyn.

Freymaurergedichte.

Lied der Lehrlinge.

Ihr Brüder geht ins Heiligthum
Mit ehrfurchtsvollem Schritt,
Nehmt nicht den Durst nach Gold und Ruhm,
Nach Gröſs' und Wollust mit;
Denn unser Herz muſs engelrein,
Muſs weiſs wie unsre Schürze seyn.

Die Herzen zu verwahren ist,
Ihr Brüder, unsre Pflicht.
Weh jedem Lehrling, ders vergiſst,
Er dringet weiter nicht;
Denn wer da klebt am Erdenstaub,
Für den ist unsre Gottheit taub.

Doch wer sein Herz mit Tugend ziert,
Die nicht um Gold vertauscht,
Im Unglück nicht den Muth verliert,
Im Glück sich nicht berauscht;
Dem winket sie gefällig zu,
Und führt durch Dornen ihn zur Ruh.

Dann wird er das voll Klarheit sehn,
Was Nebel einst umfieng,
Wird da mit sichren Schritten gehn,
Wo er einst wankend ging,
Und, lächelnd bey Profaner Spott,
Im Stillen wohlthun, wie ein Gott.

Ja herrlich ist des Maurers Lohn,
Und mehr als königlich;
Doch trägt ihn jener nur davon,
Der schweigt, gehüllt in sich:
Drum schweigt und hofft, vom Morgenthor
Bricht bald ein gröſsers Licht hervor.

Lied der Gesellen.

Hin zur Arbeit wetzt die Kellen
Auf dem würfelgleichen Stein:
Laſst den schwarzen Heuchler bellen
Und beym Pöbel uns verschreyn;
Ruhig in dem Heiligthum,
Kümmern wir uns nicht darum.

Lange suchten wir den Frieden,
Den die groſse Welt nicht giebt,
Hier sind wir von ihr geschieden,
Wo man stille Weisheit liebt,
Wo in Brudereinigkeit
Sich des Edlen Seele freut.

Freude, die so wohl der Jugend,
Die so wohl dem Alter steht,
Der ist auch kein Freund der Tugend,
Der auf dich, du Holde schmäht.
Ruh und sanfter Friede spricht
Von des Weisen Angesicht.

Dankbarfroh wird er empfinden,
Was sein Gott ihm Gutes gab,
Wird mit Blumen sich umwinden
Seines Lebens Pilgerstab,
Und, so bald sein Schicksal ruft,
Ruhig wandern in die Gruft.

Lied der Meiſter.

O trocknet, ihr Meister vom Auge die Thränen,
Laſst nicht mehr die Klagen Verwaister ertönen
An diesem noch finstern, noch schrecklichen Ort.
Lobsinget dem Meister, sein Geist überschattet
Noch immer die Seinen; die Leich' ist bestattet
Und wieder gefunden das heilige Wort.

Bey dem mit dem Dornzweig bezeichneten Hügel,
Da lernet, ihr Meister wie heilig das Siegel
Der dreymal gelobten Verschwiegenheit sey:
Hier lernet zum Heile der Brüder das Leben
Verachten und böser Gewalt widerstreben,
Man zwinget nur Sclaven, der Maurer bleibt frey.

Der Sohn ward zu dem Vater gehen:
«Was sind das wir hie vor uns sehen?
Zeigt auf die Jungfrauen mit Fleiſs;
Da antwort't der König schwanksweis':
«Mein Sohn, dieses die Teufel send,
Dadurch die ganz' Welt wird geblend't;»
Führt ihn hernach in sein Zeughaus
Voll Büchsen, Harnisch' überaus,
Damit zu b'schützen Land und Städt,
Die Kornboden und Vorräth'.
Und als er ihm nun um und um
Hatt' angezeiget all' sein'n Reichthum,
Thät ihn danach der Vater fragen:
«Mein lieber Sohn, thu' mir ansagen,
Was hat am besten g'fallen dir,
In allen Schätzen, das sag' mir.»
Der Sohn gar schnelle Antwort:
«Herr Vat'r, in den Schätzen durchab
So haben mir in diesen allen
Die Teufel am besten gefallen.»
Da lachet alles Hofgesind'.

* * *

Aus der Geschicht' sich klar erfind't
Und wird vermerket klar und pur
Die groſse Stärk' in der Natur,
Welche mit G'walt durchdringet stark

Drum kann es nicht argen Gesellen gelingen,
(Und trügen sie Kronen;) das Wort zu erzwingen,
Das selber der Weise nur mühsam erräth.
Kann den wohl das Drohen der Sterblichen beugen,
Der Gott sich vertrauet, und Sterben und Schweigen
Ist das nicht die Kunst, die der Meister versteht?

Die Schicksale der Freymaurerey.

Eine Cantate.

Wen heut der Vorrang nicht entzücket,
Womit der Orden ihn beehrt,
Der ist der Schürze, die ihn schmücket,
Der ist nicht unsers Bundes werth.
Die Maurerey ruft ihre Söhne
Zum Jubel auf: o höret sie!
Die Harmonie der Lieder töne
Zu unsrer Herzen Harmonie.

Ihr Brüder horcht! ich will an diesem grossen Tag
Euch durch der Vorzeit Dunkel führen,
Es ist des Edlen Pflicht, so weit als ers vermag,
Dem Gang des Ordens nachzuspüren.

Als Gott das Licht von Finsternissen schied,
Die Welt und Adam ward, als jede Kunst hernieder
Zu Gottes Liebling stieg, da stieg, ihr Brüder,
Auch unsre Kunst, begrüſset von dem Lied
Der neuen Engel zu ihm nieder.
Noch nicht verschleyert, noch ihr himmelblau Gewand
Mit fremden Zeichen nicht bemahlend,
Trat sie einher, die Fackel in der Hand,
Die Sonne Gottes überstrahlend.
Denn dazumal war Adam noch gerecht,
Sein Auge, von dem Laster ungeschwächt,
Durſt' einen ſesten Blick auf die Erhabne wagen,
Konnt' einen solchen Glanz mit Adlerstärk' ertragen.
Mit ihr durchwandert' er die Werkstatt der Natur,
Mit ihr das Geisterreich: er sah daſs alle Mängel
Der Welt nur scheinbar sind, er sah im Engel
Und im Insekt, Allweiser, deine Spur.
Vor allem fühlt' er ganz der Menschheit hohe Würde,
Staunt' als ein Meisterstück und als des Erdballs Zierde
Sich selber an, bis Dank- und Liebe voll
Sein Herz in die Gebethe quoll.

Jehova, du bist unermessen,
Und was du thust, ist wohlgethan;
Du hast des Knechtes nicht vergessen,
Hier knieet er und bethet an.
Ihr Winde braust in meine Lieder,
Du Erde jauchze, rausche Meer!
Das ganze Weltall schalle wieder:
Groſs ist der Schöpfer, groſs und hehr!

Dieſs war das heilige Gefühl,
Das unsre Wissenschaft in Adams Busen weckte,
Von ihr gelehrt, sang er zum Saitenspiel
Der Engel Gottes Lob; selbst da noch, als er
fiel,
Als ihm das Laster schon mit Scham das Antlitz
deckte,
Und er der Höllenschlange Spott
Geworden war, so fleht' er noch zu Gott
Nur sie, das letzte Bret im Schiffbruch, ihm zu
lassen;
Und Er, deſs Güte selber nicht die Himmel
fassen,
Der auch im Zorne schont, und reuig nur,
nicht todt
Den Sünder will, Er hat sie ihm gelassen.
Durch sie trug Adam nun standhafter seinen
Schmerz

Und brachte sie auf alle seine Kinder;
Sie schmückte den Verstand, sie adelte das Herz,
Und kam bis auf den Weinerfinder,
Den Gott die Arche bauen hieſs,
Der, als ein Weiser, um die Tiefen,
Der groſsen Wasserfluth zu prüfen,
Den schwarzen Raben fliegen lieſs.
Doch als der Herr, daſs er den Hochmuth bräche,
Der Babels Thurm erbaut, zur Erde niederstieg!
Zerstreueten sich zwar auf deren Oberfläche
Die Bauenden, doch so daſs Spaltung, Zwietracht, Krieg,
Der mit der Tyranney des Nimrod schon begonnte,
Und Sprachverwirrung selbst nicht ganz sie trennen konnte.
Auch hatte bald die Kunst zum steten Heiligthum
Die Sonnenstadt am Nilus sich erlesen;
Durch sie nur ist an Macht und Ruhm
Der Eidam Jethros groſs gewesen;
Er hat durch sie aus Horebs Felsenwand
Den Quell gelockt, durch sie das goldne Kalb verbrannt.
Doch eile mein Gesang, o eile
Bis zu dem brüderlichen Thron
Des weisen Meisters Salomon,
Bis in den Tempel selbst und hier, ja hier verweile.

Ihr Maurer, erwählt aus den Sterblichen allen,
Ha! seht ihr den Nebel vom Himmel her
wallen,
O lasset uns bethend auf'ſs Angesicht fallen
Und reinigen uns in dem ehrnen Meer!
Dann nahet, daſs uns auch die Nebel umschweben,
Doch nicht ohne Schauder- und heiliges
Beben,
Nicht ohne die Hände zur Stirne zu heben,
Die Herrlichkeit Gottes ist rings um uns her.

Doch tranken aus der Weisheitsquell
Nicht Jacobs Söhne nur den trüben Geist sich hell:
Zu ihrem Urborn nach Egyptens Säulen
Sicht man die Edelsten aus allen Zonen eilen.
Sie scheun die schwere Prüfung nicht
Und kaufen mit Gefahr erhabnen Unterricht.
Selbst Orpheus, dessen starke Leyer
Ein ungebildet Volk bezwang,
Der mit der Dichtkunst heilgem Feuer
Geselligkeit und Tugend sang,
Selbst Orpheus brachte hier so manche Lehrlingsstunde
Wiſsgierig hin; in diesen Hallen saſs,
Der Zahlen tief verborgner Kunde
Nachforschend, mit dem Finger und dem Munde
Euphorb-Pythagoras.

Er brachte dann nach Griechenland
Die höchste Wissenschaft hinüber;
Bis durch die Griechen auch die aufmerksame Tyber
Die heiligen Mysterien gekannt
Ach! aber da durch wiederhohlte Stürme
Dem hohen Rom die Herrscherkron' entsank,
Der Gothen Schwert das Blut all seiner Kinder trank,
Die Flamme seine stolzen Thürme
Durchwehete, ward unsre Kunst verwaist
Nur daſs noch hier und da verborgner Forscher Geist
Im Stillen ihren Gang durchdachte,
Und so sie auf den Enkel brachte.
Doch sieh! durch Artus Ritterchor
Hebt sie verjüngt ihr schönes Haupt empor.
Sein Cramalot war lange Zeit die Schule
Der Weisheit, Tapferkeit, Galanterie und Treu;
Dort spann die weise Feerey
Die goldene geheimniſsvolle Spule
Voll Fäden, durch die oft ein wackrer Rittersmann
Aus einem Labyrinth von Fährlichkeit entrann;
Doch auch zum Schrecken deſs, der noch beschmutzt vom Pfuhle
Des Lasters, sich dem Rittertisch genaht,
Befestigt' ihre Hand mit klug verstecktem Draht
Den furchtbar'n Talismann im unbesetzten Stuhle.

Auch blühten in dem Morgenland
Die heil'gen Wissenschaften, hier verband
Sich wider wilde Saracenen
Die ganze Christenheit:
Hier schien der Held in manchem blutgen Streit
Sich nach dem Martertod zu sehnen.
Hier schlossen sich, o der beglückten Zeit!
Hier schlossen sich die edlen Ordensglieder
Von Rhodus fest an unsre tapfern Brüder,
Ein Bund zu dem der heilge Täufer sie
Selbst weihete, selbst Schutz und Nahmen lieh.

Doch laſst uns an die trüben Tage
Der Unsern auch gedenken: seht ihr Blut
Verspritzet durch erlauchter Henker Wuth!
Sanft tön' um sie der Freundschaft heilge Klage!

Laſst uns Mitleidsthränen weinen,
Wo die Erde den Gebeinen
Der Gerechten Ruhe gab.
Ihnen fromme Lieder weihen,
Weiſs' und rothe Rosen streuen,
Kreutze pflanzen auf ihr Grab.
Daſs ihr Schatten uns begegne,
Und vom Himmel noch herab
Ihre Bruderhand uns segne.

Auch waren sie's, die der verwaisten Erde
Das lange schon entbehrte Licht
Nun wiederum erflehet, seht! es bricht
So schön, als einst bey Gottes groſsem Werde,
Und laut begrüſst von aller Weisen Mund,
In dir hervor, o glückliches Burgund!
Glänzt bald der Sonne gleich, erhellt, erwärmet, stärket
Und schenket Götterglück
Dem edlen Mann; doch bleibts dem Blick
Des Pöbels ewig unbemerket.

Ihr aber, die ihr uns noch immer haſst und scheut,
O Fürsten, uns, die Gott, euch und die Tugend ehren
Die Menschen Menschenliebe lehren,
Für eurer Staaten Sicherheit,
Für euer hohes Wohlergehen
Oft wachen, stets zum Himmel flehen,
O Fürsten, könntet ihr's verstehen
Daſs, wann in blindem Zorn ihr unsern Orden schlagt,
Ihr oft zu gleicher Zeit mit Stolz sein Zeichen tragt,
Und daſs derselbe Stern, der uns zur Ruhe führet,

Nicht unsre Loge nur, auch euern Busen zieret.
Doch Muse weiter nicht!
Du weiſst es, heilig ist der Schleyer,
Mit dem ihr blendend Angesicht,
(Tritt sie einher in königlicher Feyer,)
Die Göttin unsers Tempels deckt.
Schleuſs deine stürmenden Gefühle
In deinem Busen ein, und deinem Saitenspiele
Entfahre nie ein Ton, der böse Schläfer weckt.
Man steiget nur, man springt nicht auf den Stufen;
Erwählt sind wenige, sind viele gleich berufen.

Jetzt aber hebt den Geist empor
Hoch über Erdetand, und preist in lautem Chor
Den Unermeſslichen, der sich in seinem Bilde,
Dem Menschen, ehrt, und dessen Vaterhand
Den Orden deckt mit diamantnem Schilde,
So daſs er sich auf manchem heiſsen Sand
In manchem dornigen Gefilde
Erst Blumen, dann auch Lorbeer fand,
Die schön geflochten sich um seine Schläfe ziehen
Und bey dem Hydrahauch des Neides nicht verblühen,
Zu diesem guten Gott hebt euern Geist empor
Und preiset ihn, vereint in einem lauten Chor.

Vernunft, Herz, Sinn, Gebein und Mark,
Weil die göttliche Majestat
Menschlichem G'schlecht einpflanzet hat,
Von wegen menschlicher Gebärung
Die dadurch hat ein' stete Währung,
Mit einem so gewalt'gen Trieb,
Daſs man trägt zu dem Weibsbild Lieb',
Das menschlich' G'schlecht sich mehr' und wachs'
Bis zu End' der Welt; spricht Hans Sachs.

Brauset Saiten, frohe Brüder singet,
Saget, was der Herr an uns gethan!
Opfer, so die Bruderliebe bringet,
Nehme gnädig unser Vater an.
Jetzt und Ewigkeiten lang
Tön' ihm unser Lobgesang!

Briefe,

Straf- und Lehrgedichte.

Gottes Güte.

An Haschka.

Mit Himmelswissenschaft laſs böse Mönche prahlen,
Und unsern guten Gott als einen Wüthrich mahlen!
Der Heid' und Muselmann, der Jude wie der Christ
Denkt seine Gottheit sich so, wie er selber ist.
Der Böse schreyt sie aus für hastig im Verdammen,
Und zittert, wie ein Knecht, vor ew'gen Höllenflammen,
Denn weil sein böses Herz nicht duldet, nicht verzeiht,
So sieht er auch an Gott nur Rach' und Grausamkeit.

Er greift ihm vor, er weiſs genau der Sünden Schwere,
Berechnet auf ein Gran, wie viel dazu gehöre,
Daſs Gott nicht schonen dürf' und uns vom Richterstuhl
Zudonnern müsse: Fort zum ew'gen Feuerpfuhl!
Und, Freund, was sind es wohl für himmelschrey'nde Sünden,
Die diesen guten Gott zum Rächeramt verbinden?
Ein freytägliches Huhn, so lehret Mönchsbetrug,
Ist zu der ewigen Verwerfung schon genug.
Wer kennt in diesem Bild nicht eh den Ketzerbrater
Iberiens, als dich, o Gott! Gott heiſset Vater;
Und wenn mein frommer Mund den heil'gen Nahmen nennt;
Wird meine Seele froh, mein liebend Herz entbrennt.
Drum auf, o Harfe, laſs, wenn auch von Dankesthränen
Erschlaffet, doch von ihm all dein Gesait' ertönen!
Entwarf er, ehe wir noch seine Sonne sahn,
Zu unserm Erdenglück nicht väterlich den Plan?
War er's nicht, der das Herz der Mutter Liebe lehrte,

Milch in die Brust ihr goſs, daſs sie uns pflegt' und nährte,
Der unbeschädigt uns als Kinder tändeln hieſs,
Von manches Abgrunds Rand durch Engel ziehen lieſs;
Mit unschuldsvollem Scherz die lange Muſs' uns kürzte,
Und durch ein Spielwerk oft den Kelch der Krankheit würzte?
Nicht er, der auf der Fahrt durchs Leben in das Schiff,
Das oft der wilde Sturm der Leidenschaft ergriff,
Zum sichern Steuermann die Lieb' uns gab; den Klippen
Der Wollust zu entgehn, und der auf keuschen Lippen
Uns Honig finden lieſs, daſs unser Herz, berauscht,
Den Sinnenkitzel gern um Schwärmerey vertauscht?
War seine Kraft es nicht, die unsern Geist belebte,
Daſs er voll Wiſsbegier nach ferner Wahrheit strebte,
Und wenn gleich Vorurtheil wie Bley ihn niederzog,
Doch wieder sich ermannt' und neue Flüge flog?

Wars seine Güte nicht, die unsre Schwesternseelen,
(Auf dieser weiten Welt kann man sich leicht verfehlen)
Einander nah gebracht? und stützt bis an das Grab
Auf diesem Lebenspfad uns fester Freundschaft Stab;
Wem danken wir's, als ihm? Und gab es denn auch Thränen
Mit unter, bittern Schmerz und ungestilltes Sehnen;
So wissen wir es doch, daſs er uns zärtlich liebt,
Am zärtlichsten vielleicht da, wann er uns betrübt.
Von immer Glücklichen läſst sich nicht viel erwarten;
Der Tugend schönste Frucht keimt in der Trübsal Garten;
Die, die muſs unsern Werth bewähren und erhöhn;
Sonst sind wir Kriegern gleich, die keinen Feind gesehn.
Drum wenn in unsrer Brust auch oft, wie scharfe Messer,
Der Schmerz herumgewühlt; Freund wurden wir nicht besser?

Und sprich, ist besser Seyn, nicht selbst hienieden schon,
Für eine kurze Qual ein übergroſser Lohn?
Auch muſs man doppelt süſs des Glückes beste Gaben
Zu finden, seinen Zorn zuerst empfunden haben.
Nur darum, darum nur sät Gott die Pilgerbahn
Uns nicht mit Blumen nur, oft auch mit Dornen an:
Wir sind das Meisterwerk von seinen Schöpferhänden;
Was er so schön begann, wird er auch schön vollenden.
Drum laſs uns hoffen, Freund, auf eine beſsre Zeit
Doch froh genieſsen auch, was diese Gutes heut,
Und wann die Stunde schlägt, vom Gastmahl aufzustehen,
Mit heiterm Angesicht und satt von hinnen gehen.

Antiplatonismus.

Soll denn erhabner Wörter Schwall
Stets mehr als Recht und Wahrheit gelten?
Ha! mag man auch ein häſslich Thier mich schelten,
Ein Thier aus Epicurs so sehr verschrienem Stall.
Ich will mich itzo doch entblöden,
O Wollust, dir das Wort zu reden:
Denn dieses feste Zauberband,
Das unsers weisen Schöpfers Hand
Zum Wohlseyn einer Welt gewebet,
Der Trieb, der Erde, Luft und Meer mit Bürgern füllt,
Der aus dem Tauber girrt, der aus dem Löwen brüllt,
Durch den selbst das Insekt, wiewohl nur halb belebet,

Mit mächtiger Begier zu seinem Weibchen strebet,
Das Hauptrad an der groſsen Wunderuhr
Ist — Liebe? nein, ist Wollust nur.

Ihr Schüler Platos, so verwegen,
Daſs ihr, dem Schöpfer selbst zu trotzen, euern Leib
Entbehren wollt, um euch zu widerlegen,
Ist das genug: ihr liebt ein Weib.
Denn wäre, was ihr fühlt, ein Trieb der edle Seelen
Nur bloſs zu edlen Seelen zieht,
Nicht rasch die Pulse hebt, nicht in den Adern glüht,
Warum müſst ihr ein Weib so, wie wir Andern, wählen
Und immer nur ein Weib? warum bey Männerseelen
Vorüber gehn? ihr guten Leute sprecht
Euch euer Urtheil selbst; ihr suchet das Geschlecht,
Ihr eilt ans Ziel, wie wir, nur daſs vor lauter Schimmer,
Von angemaſster Heiligkeit,
Ihr selbst es oft nicht merkt, bis ihr am Ziele seyd,
Und dieses ist nur desto schlimmer.
Daſs euer Traum auf eine kurze Zeit

Die füchsische Gesellschaft.

Fabel

Ein's Tag's in einem alten Fuchs
Groſs' Reu' von seiner Sünd' erwuchs;
Auf daſs er möcht' dieselben büſsen,
So wollt' er mit barfuſsen Füſsen
Gen Rom und gen St. Jakob fort.
Als diese neue Zeitung dort
Für all' Thier im Wald kam besunder, *)
Hatten sie darob groſses Wunder.
Zu dem Fuchs kam auf Waldes Platz
Erstlichen gar 'ne alte Katz',
Und sprach mit heuchlerischer Stimm':
„Heiliger Fuchs, mich mit dir nimm,
Ich will dir dienen auf der Fahrt."
Der Fuchs sprach: „Dein' schmeichelnde Art

---

*) besonders.

Behagen macht, oft in den Schranken
Den feuervollsten Jüngling hält,
Ihn warnet er, ihm aufhilft, wann er fällt;
Darüber wollen wir nicht zanken.
Die Schwärmerey, die so viel Böses thut,
Ist, wie der Schierlingssaft, doch auch zu etwas gut.
Nur müsset ihr von euern Höhen
Nicht gar so stolz auf uns hernieder sehen,
Denn dieſs, verzeiht, ist Uebermuth.
Gebt mir einmal zwey Platonistenseelen,
Die sich aus einer Welt Unheiliger erwählen,
Ein Pärchen, ganz auf Siegwarts Ton gestimmt,
Und wider Sinnlichkeit ergrimmt,
Das, wenn ein Abendwind es kühlet,
Das ſanfte Wehn der Himmelslüfte fühlet,
Und wenn es sich den Eid der Treue schwört,
Auch etwa Mund an Mund ihn zu versiegeln drücket,
In eine beſsre Welt entzücket,
Das seelenschmelzende Concert
Seraphischer Gesäng' und Himmelsharfen hört;
Gebt mir dieſs Paar und macht's von lästiger Verbindung
Mit Müttern, Onclen, Tanten frey,
Daſs es der seligsten Empfindung,
Der Liebe reinstem Glück ganz überlassen sey:
Und dann will ich sie weg von uns vermenschten Thieren

In einen Geſsnerischen Hain
Und in romant'sche Thäler führen;
An Schwärmereygeräth soll dort kein Mangel seyn,
Kein Mangel an Geliſpel sanfter Quellen,
An Rosen, an Vergiſsmeinnicht,
Auch soll des Mondes Silberlicht
Die ganze Gegend sanft, wie sichs gebührt, erhellen,
Zumal der keusch verliebten Haus,
Und kommen sie mit Einem Mond nicht aus,
So eil' ich noch ein Paar bey Wutky zu bestellen.
Und wenn sie dort nur vierzehn Tage lang
Bey deiner schmalen Kost, o Platonismus, bleiben,
Nicht immer näher, anfangs zwar mit Sträuben,
Doch näher rücken, und ergriffen von dem Drang
Der Menschheit, doch Trotz all den englischen Gefühlen,
Zuletzt nicht Abelard und Heloise spielen,
So brechet, ohne Mitleid brecht den Stab
Dem guten Epicur; ich selber schwör' ihn ab.
Ich weiſs es wohl, im Lande der Romane
Da schwimmt der Held in einem lecken Kahne,
So weit ihr wollt, doch auf dem wahren Meer
Da, wie Erfahrung lehrt, da hält es etwas schwer,

Und kann die Liebe sich im Glücke nicht gebieten,
Wie wird sie erst im Unglück wüthen!
O sehet hin, und bebt zurück!
Sie giebt der Phyllis einen Strick,
Der Dido einen Dolch, die volle Giftphiole
Dem Freunde Juliens, und Werthern die Pistole.
Noch glücklich, wen sie nicht mit eines Wüthrichs Hand
Ans Leben, wie an eine Kette schlieſset,
In Wüsteneyn, in öde Klöster bannt,
Wo nie versiegend ihre Thräne flieſset!

Doch thu ich auch vielleicht der Liebe hier zu viel,
Mit sycophantschem Gaukelspiel;
Red' ich allein von ihrem Leiden,
Und schweige von dem seligsten Gefühl,
Das sie gewährt, und ihren süſsen Freuden.
Wie aber, wenn (und wer geliebt,
Der strafet mich gewiſs nicht Lügen,)
Wenn sie Entzückungen uns tropfenweise giebt
Und eimerweise Miſsvergnügen?
Wie, wenn ihr allerhöchstes Glück
Das immer stürmisch ist, gleich einem Sturm verschwindet,
Und ihr euch wiederum zurück
Ans Ufer der Natur geworfen findet?

Wo es euch dann, wie einem Seemann geht,
Der in dem wilden Meer an das Geschaukelt werden
Gewöhnt ist und auf feſter Erden
Nun nicht mehr feſten Fuſses steht.
Drum lasset uns mit Maaſs genieſsen,
Doch viel verſeinern nicht; zwar zieht die Schwärmerinn,
Die Phantasie, herbey ansehnlichen Gewinn;
Doch laſst Vernunft die Rechnung schlieſsen,
So zeigt sich der Verlust: auch muſs ja die Natur,
Daſs nicht des Ganzen Wohl sammt dem Privatwohl leide,
Von jeder überspannten Freude
Zurück uns ziehn, zurück auf ihre Spur.
Denn sehet zwey Verliebte nur
In ihrer ersten Fieberhitze!
Sie sind der Welt, sie sind sich selbst nichts nütze;
Sagt ihnen, daſs ein Brand ihr schönes Haus ergriff,
Daſs ihr Bedienter mit Juwelen
Zum Teufel, daſs ihr reich beladnes Schiff
Zu Grunde ging; sie hörens auch erzehlen,
Als sprächt ihr von America,
Denn ihre Seelen sind nicht da.
Auch müſst ihr etwas selbst an ihrer Statt beschlieſsen;

Sie haben keine Zeit; sie müssen ja — sich küssen.
So rasen sie denn fort; erschlafft
Liegt Thätigkeit und angeborne Kraft;
Versunken in sich selbst, sind sie die ersten Pflichten,
Der menschlichen Gesellschaft zu entrichten
Unfähig, oft so gar vor Liebesüberfluſs
Unfähig selber zum Genuſs.
Doch läſst sie die Natur nicht zu viel Zeit verschwenden,
Sie macht mit ihren Meisterhänden
Die Pfuscherey der Liebe wieder gut,
Und weiſs die schwärmerische Wuth
Erst zu befriedigen, dann dadurch selbst zu enden.
Denn saht ihr jemals wohl ein siebzigjährig Paar
Mit runzelvoller Stirn und silberweiſsem Haar
Noch schmachten? sahet ihr je einen grauen Gecken
Mit nie ersättigter Begier
Die dürre Hand der alten Chloe lecken,
Und bang' und seufzend neben ihr
Aus ihren triefenden, mit Roth verbrämten Augen,
Stets neue Liebeswonne saugen;
Sie aber bald in süſser Schwärmerey,
Und überseligem Entzücken
Dahin, wo ihre Brust gewesen war, ihn drücken,

Und bald mit süſser Tändeley
In gelbe, tiefgefurchte Backen
Ihn kneipen? saht ihr dieſs? Gewiſs ihr saht es nicht;
Denn, was man auch sich selbst und anderen verspricht,
Die Liebe geht doch in die Schlacken,
Der Wollust und der Freundschaft Glück
Bleibt auf dem Boden dann als echtes Gold zurück.

Wie, Thor von Epicurs Gesindel,
Die Wollust wär ein Glück? so rufen Platos Mündel;
Sie, die von ihrer Herrlichkeit
Zum Vieh herab den Menschen setzet:
Bleibt eine Pflicht wohl unverletzet,
Ein Recht wohl ungekränkt, wo sie gebeut?
Das Handeln mit dem Mädchenpächter,
Gefallner Unschuld Angstgeschrey,
Des teuflischen Verführers Hohngelächter
Ist Wohllaut ihrem Ohr; sie trotzet ohne Scheu
Gewissen und Gesetz, weiſs alles zu benutzen,
Kein Frevel ist zu groſs, kein Streich
Zu kühn für sie; sie wird, Harpyjen gleich,
Das, was sie nicht verzehrt, zum wenigsten beschmutzen.
Wenn ihre böse Wuth sie faſst,
Dann ist Bordell und heil'ge Stätte,

Das strohbedeckte Haus, der marmorne Pallast
Lucretiens und Phrynens Bette,
Ihr völlig gleich, und stürzt' ein Weltall drüber ein.
Sie will, sie muſs befriedigt seyn,
An ihrer Seite keicht schon durch drey hundert Jahre
Bleich wie der Tod, ansteckend wie die Pest,
Ein Ungeheuer ohne Haare,
Das sein heimtückisch Gift verstohlen wüthen läſst,
Ein Gift, das erst im Nervensafte gähret,
Dann, wenn nicht schnelle Hülfe wehret,
Wie Höllenstein die Unglücksel'gen brennt,
Das Fleisch zerfriſst; Gelenke trennt,
Ja das Gebein zermalmt und selbst am Marke zehret.
Und dennoch drängt sich eine groſse Schaar,
(So sehr kann uns die Wollust blenden!)
Zu ihrem schmutzigen Altar,
Mit Glut im Angesicht und Gold in beyden Händen;
Die Thoren! ihnen folgt ins geile Schlafgemach,
Wo unter buhlerischen Spielen
Sie jetzund eine Dirn' auf weichen seidnen Pfühlen
Umfasset, nur zu bald Reu und Chirurgus nach.

Hier schweigen sie und sehn mit ungerechtem Stolze
Auf mich herab, so triumphirt
Ein Knabe, der mit neu beschwertem Bolze
Zum ersten Mal der Scheibe Rand berührt.
Ihr Herrn, ich will euch nicht in dem Triumphe stören,
Doch könnt ihr wohl noch eine Warnung hören,
Ein kluger Mann schimpft auf das Messer nicht,
Mit dem ein böses Kind sich sticht.
Von Gottes Hand zu Sterblichen geleitet,
War uns die Wollust stets, und bleibt ein wahres Gut;
Wenn ihr nur nicht zu viel dem Guten thut,
Und sie nur nicht die Gränzen überschreitet,
So die Natur ihr setzt; denn deren lauter Ruf
Ist hörbar jedem Trieb, den sie in uns erschuf.
Doch Liebe, für die ihr mit so viel Eifer streitet,
Ist ihr Kind nicht; sie ist ein Kind der Phantasey,
In dichterischem Rausch gezeuget,
Von regelloser Schwärmerey,
Der schlimmsten Amme, groſs gesäuget;
Sie schweift umher, wie's ihr gelüstet, frey,
Gebändiget durch keinen Zügel;
O thut mit ihr wie der, der einem bösen Pferd
Sich nicht gewachsen fühlt, dem Bügel
Mit kluger Sorgsamkeit entfährt.

Dann von dem Sattel sich in blitzgeschwinder Eile
Herunterwirft, beglückt, wenn er mit einer Beule
Davon kommt, eh der Gaul auf einen Felsen läuft;
Den Reiter, der vor Angst an jedem Sinn zerrüttet,
Sich nicht mehr kennet, hebt und in den Abgrund schüttet,
Wo sein verspritzt Gehirn von schroffen Steinen träuft.

An ein Brautpaar.

Den Tag vor eurem Hochzeitfeste
Erschienen alle Tugenden, als Gäste,
In Jupiters Pallast, bey einem groſsen Schmaus:
Der Gott ſaſs da, voll Freuden und voll Sorgen,
Mit nichts beschäftiget, als mit dem nächsten Morgen,
Und theilte schon die Rollen aus.
Du Liebe, scholls zuerst, du übergieb den Händen
Des Bräutigams die Braut; du, Klugheit geh
Dicht neben her; du fahr' in seine Lenden
O Stärke, daſs er bald ein Häufchen Kinder seh,
Und Kinder, denen er das Leben
Nicht, wie es Andern geht, den Namen nur gegeben.
Du Schönheit .... doch die ist schon bey der Braut.

Läſst nicht sein' böse Hintertück',
Vor Augen gut, falsch hinter Rück';
Du bist eine der falschen Katzen,
Die vorne lecken, hinten kratzen,
Red'st alles, was der Mann gern höret;
Damit da würd' ich auch bethöret,
Weich', du gehörst nicht in mein'n Bund.“
Nach dem kam auch der bellend' Hund
Und wollt' auch mit dem Fuchse traben.
Der Fuchs sprach: „Ich mag dein nicht haben,
Weil du die Leut' stets thust anbellen,
Hängst ihnen an viel Narrenschellen,
Mit Hinterreden, Ehr' abschneiden,
Des Spottens kannst auch nicht vermeiden,
Gen Jedermann dein' Zähn' thust blecken.
Du würd'st viel Feindschaft mir erwecken.“
Mit dem abzog der Hund mit Scham.
Nach dem auch der Waldesel kam
Und sprach: „O Fuchs, laſs mich mit dir.“
Der Fuchs antwort't hinwieder schier:
„Esel, mit dir so geh' ich nicht,
Weil du trauerst in klarem Licht,
In der Dunkel so freust du dich.
Dabey gar wohl kann merken ich,
Daſs gar voll Neides steckt dein Herz,
Weil du hast ob dem Guten Schmerz,
Und fröhlich ob dem Bösen bist;
Derhalb dein' Art feindselig ist,
Dein Neid brächt' mich in Angst und Nöth.“

Vorsichtigkeit, du, die mit Seheröhren,
Wogegen ihren Werth Dollandische verlören,
Bis in die fernste Zukunft schaut,
Begleite sie auf allen ihren Wegen:
Du Freude, spring dem jungen Paar entgegen;
Auch du, o Tugend alter Zeit,
Ernsthafte, strenge Häuslichkeit,
Hilf ihnen jährlich Rechnung legen.
Du Treu' so gar verlaſs, trotz des *Toujours Perdrix*,
Ihr Bett und ihre Herzen nie.
Er sprach es, als mit froher Seele
Die Tugenden auch schon an ihren Posten gehn;
Nur blieb die Jungfrauschaft, wiewohl er auch Befehle
Ihr in das Ohr geraunt, stumm und verdrieſslich stehn.
Verläſst, so denket sie, auch Doris meine Fahne!
Der Gott bemerkts, ihr Zaudern ärgert ihn.
Nun wirst du, sagt er, denn ich mahne
Dich jetzt zum letzten Mal, wirst du von hinnen ziehn?
Fort, fort! und störe nicht rechtmäſs'ger Liebe Küsse!
Du gleichst dem Gelde, Zauberinn;
Dein ganzer Werth besteht darin,
Daſs man zu rechter Zeit dich wegzugeben wisse.

Prophezeihung.

Bey meines Ratschky Abreise.

O Freund, der du als Mensch und Dichter gleich correct,
Der Tugenden und Verse Stümper hassest,
So muſste denn das Glück, das stets die Guten neckt,
Uns trennen! ach! dein Kleid ist schon geschürzt; du fassest
Den Wanderstab und eil'st mit Clärchen Hand in Hand
Zwey hundert Stadien hinauf am Donaustrand.
Ich folge dir — in der Kalesche
Der Phantasie, (denn die leiht mir Apoll,
Ja zahlt noch, reis' ich so, Post, Trinkgeld, Mauth und Zoll,)

Und kürze dir mit dichtrischem Gewäsche
Den langen Weg; und weil den Römern, wie
du weiſst,
Der Dichter auch ein Seher heiſst;
So soll dein Alxinger trotz der Zigeunerinnen,
Trotz Macbeths Hexen, trotz der Pythonissa
Sauls,
Des Bileamschen Thiers und eines weisen Gauls
Des göttlichen Achill ein Seherlied beginnen;
Schon sitzt er auf dem Dreyfuſs, du
Hör' ehrfurchtsvoll mit beyden Ohren zu.

Das erste Huhn verzehrst du in Sanct Pölten,
Der frommen Templer altem Sitz;
Doch unbekannt ist hier dein feiner Witz,
Und wenig wird dein Maurerschürzchen gelten;
Obgleich die Maurerey, wie **Hund** die Welt
belehrt,
Dem Tempelorden angehört:
Drum hoffe nicht, daſs aus Verehrung
Für deinen Meistergrad der Wirth
Dich weniger als Ungeweihte schnürt,
Auch rechne nicht auf eine' Ritterzehrung.
Bezahl' und trolle dich; und ehe das Gewölk
Der letzte Strahl von Titans Feuerwagen
Vergoldet, siehest du das königliche Melk *)

---

*) Ein prächtiges Canonicat-Stift.

Gleich einer Felsenburg hoch in die Lüfte ragen.
Dein Petrark *), auch von Ordinarius
Pieriens geweiht, wird hier zu frohem Kuſs
Dem theuren Freund entgegen eilen,
Ins Speisezimmer einen Paſs,
Und aus dem acht und vierz'ger Faſs
Vollkommnen Ablaſs dir ertheilen.
Nun schwelgest du bey dem Prälatenwein
So brav, als wärst du selbst ein Mitglied von dem Orden
Sanct Benedicts, trinkst schnell zwölf groſse Stutzer rein,
Schläfst dann an Clärchens Brust mit dem Bedeuten ein,
Heut seyst du so genug zerschüttelt worden.
Den andern Tag, nachdem das Frühstück dich erquickt,
Und dir das Mittagsmahl in Strennberg wohl geschmeckt,
(Obgleich die Tafel dort kein schöner Aufsatz schmückt,
Ja deren Hälfte kaum ein grobes Leinen deckt,)
Langst du vom schwarzen Domino
Der Nacht bedeckt, gesund und froh
Am Linzer Stadthor an, der Mauthner fraget trocken:

---

*) Der würdige Prior des Stiftes.

Wer ist der Herr? Nichts Mauthbars? aber hört
Er deinen Nahmen nur, so greift er ganz erschrocken
Nach seinem Hut, verneigt sich, kehrt
Mit weit hinaus gestreiftem Fuſse
Den Sand vom Boden weg, und rufet laut: passirt!
Ihr eilt nach euerm Haus; mit einem derben Kusse
Wird Clärchen hier als Hausfrau investirt.
Der niedre Zins, die groſsen Zimmer
Gefallen ihr recht sehr: sie ordnet das Geräth;
Doch Himmel! was erblickt sie nun! die Trümmer
Von einem Milchtopf; seht, o seht,
Wie jammernd gleich dem Faun bey dem zerbrochnen Kruge *)
Bey dieses Topfs Fragmenten nun das kluge,
Haushälterische Weibchen steht! —
Noch könnt' ich manches dir von jenen frohen Tagen,
Die dich in Wien erwarten, prophezeyn.
Doch wer wird so geschwätzig seyn?
Nur Eines will ich dir doch im Vertrauen sagen:
Bevor zum fünften Mal der Lenz die Blumen mahlt;

---

*) S. Geſsners Idyllen.

Der Sommer Ceres Halm, der Herbst die Traube zeitigt,
Und, weil des Winters Schnee auf allen Fluren strahlt,
Dein holdes Weibchen sich mit Muff und Pelz vertheidigt,
Eh alles dieſs zum fünften Mal geschieht,
Wirst du, gedenk' an mein prophetisch Lied,
Wirst du, o Freund, mit neuen Ehren
Und doppeltem Gehalt nach Wien zurücke kehren.

An Fräulein Gabriele von Baumberg.

Man sagt mir, theure Gabriele,
Daſs unsrer Fräulein Schaar auf manches süſse Lied,
Worin sich deine schöne Seele
Gemahlet, mit Verdruſs und Naserümpfen sieht.
«Hat sie sonst nichts zu thun, als Dichten?
«Fürwahr, ein Weib hat andre Pflichten,
«Gelehrsamkeit steht ihr nicht an.
«Wir haben uns in unserm Leben
«Mit diesem Zeug nicht abgegeben,
«Und kriegen doch wohl auch, so Gott will, einen Mann.»
Erlaube mir in deiner Freunde Nahmen
Das Wort für dich zu führen: Meine Damen,

Sie haben Recht, doch Fräulein Baumberg auch.
Zwar ist es hier nicht Landsgebrauch,
Daſs man durch Wissenschaft, die angenehm und milde
Die Sitten macht, den Theil des Menschen bilde,
Der Seele heiſst; Sie haben keine Zeit
Zu dieser Bildung, auch wär's Unbescheidenheit,
Ja Raserey, es Ihnen zuzumuthen;
Bey Ihnen wird ein just nicht feiner Scherz,
Wird Schminke, Kleid, Frisur zu mächtgen Zauberruthen,
Wodurch sie das galante Herz
Von Jünglingen, die Ihnen gleichen,
So schnell, als Titans Strahl ein Stückchen Wachs erweichen
Kaum reicht der Morgen hin, um ihr Toppeh zu baun,
Und das vollkommneste der menschlichen Geschöpfe,
Sich selbst, nach Herzenslust im Spiegel zu beschaun;
Und wären wirklich Ihre Köpfe
Mit Babels Thurm besetzt und mit gefärbter Luft
Des Dünntuchs *) überdeckt, eh man zur Tafel ruft;

---

*) Eine hiesige sehr schickliche Benennung der Gaze.

So wüſsten sie die Zeit doch besser zu benützen,
Als über einem Vers zu sitzen.
Sie hüpften zum Flügel, übten da
Das tändelnde *Si dice qua et la*,
Das *Pace caro mio Sposo*, *)
Um wenn nicht durch Gesang, doch durch Minauderien
In ihrem Netz den alten Amoroso
Zu halten und vielleicht noch neue drein zu ziehn;
Denn dieses ist von ihrem frühsten Morgen,
(Das heiſst von zehn Uhr an,) bis in die späte Nacht
Der Gegenstand von allen Ihren Sorgen,
Das ist es, was Sie leben macht.
Wie anders denkt und handelt Gabriele;
Sie schmückt zuerst mit Sorgfalt ihre Seele,
Dann auch den Leib, doch einfach, mit Geschmack;
Sie fabricirt (ein groſser Schabernack,
Für Putz- und Modehändlerinnen,
Die wenig oder nichts in ihrem Haus gewinnen,)
Sie fabricirt den Putz sich selber, wie sie auch

---

*) Arien aus beliebten Opern.

Zum Trotz der schönen Welt und wider deren Brauch
Die Sorge für das Haus mit ihrer Mutter theilet,
Und ohne Poltern, ohne Schrein
Auf das Gesinde sieht, im Speisekämmerlein,
Ja in der Küche selbst verweilet.
Und wenn ein Stündchen dann und wann
Von ihren weiblichen Geschäften übrig bleibet,
Worin sie Verse liest und schreibet,
So zweifl' ich, ob man sie mit Rechte tadeln kann;
Scheint Ihnen ein Concert auf dem Clavier zu klimpern,
Ein wälsches Lied, das unsre Nachtigall
Die Morichelli singt, mit heisrer Krähen Schall
Und mit Verlust von Noten nachzustümpern,
Schon eine neideswerthe Kunst;
So darf wohl auch, wenn Sie's nicht übel nehmen,
Ein Geisteswerk und einer Muse Gunst
Die holde Baumberg nicht beschämen.
Dieſs, meine Damen, war an Sie.
Und hiermit endet auch sich die Apologie.
Nun sey es mir vergönnt, daſs ich mit einer Lehre
O Gabriele noch zu dir zurücke kehre.
Es ist, das glaube mir, nicht klug,
Den Thoren immer nachzugehen,
Denn sie sind so verwöhnt genug
Die Dichtkunst pflanzt dir in dein Leben
Die schönsten Blumen, laſs sie blühn!

Nachdem watschelt daher die Kröt',
Und wollt' auch mit dem Fuchs von dann.
Der sprach: «Niemand dich füllen kann,
Du glaubst, das Erdreich wird zerrinnen,
Du wucherst mit Hand, Herz und Sinnen,
Du bist so geizig, g'nau und karg,
Du sparst das Gut' und friſst das Arg'.
Weich', du brächt'st nur Gefahr mir mehr.»
Nach dem zum Fuchse kam der Bär,
Wollt' auch mit ihm durch groſse Bitt',
Der Fuchs sprach: «Ich will dein auch nit,
Denn du steckest voll grimmen Zorn,
Dein' Art ist nur stets zu rumor'n;
Du bist kühn, grimmig und zu jäch,*)
Rachgierig, verwegen und frech,
Du richtest an viel Haders mir,
Wär' auch selbst nicht sicher vor dir,
Darum dich nur bald von mir heb'.»
Nach dem kam auch der gewalt'ge Löw',
Und wollt' auch mit dem Fuchse wallen.
Der sprach: «Du bist König ob allen
Thier'n, und thust dein Ding mit G'walt,
Beschädigst beyde, Jung und Alt.
So Jemand dich darob will dämpfen,
Thust du mit Gewalt durchhin kämpfen,
Und lieſs'st mich in der Patsche stecken;

---

*) jach.

Und würden sie und du vom Pöbel auch verschrien;
So werden dich darum doch edle Menschen schätzen
Und dankbar sich an ihrem Duft ergötzen.

Uebersetzungen

und

Nachahmungen.

Hero und Leander.

Nach dem Musäus.

An Wieland.

1.

O du, die herrlichste von allen Wundergaben,
Womit ein guter Gott und durch ihn die Natur
Zum Herrscher jeder Creatur
Den Menschen ausgerüstet haben,
Erinnrung, komm, o komm, in deiner Weisen Hand
Die magische Latern', und mahl' an jene Wand
Mir meine Fernen hin, sie, die in sel'gen Stunden
Und fremden Gegenden mein suchend Herz gefunden.

2.

Sie kommt; vor vielen Bildern steigt
Dein Bild, o Wieland, auf und neigt
Freundschaftlich sich zu mir; ich sehe dich im Kreise
Geliebter Kinder stehn; es schwatzt und spielet leise
Das kleine Volk, indeſs die sanftere Sophie
Am Flügel sitzt und das, was ihr Herz fühlet,
Durch Stimm' und Saiten - Melodie
In unser Herz hinüber spielet.

3.

Mein edler Freund, dich nennet Fama zwar,
Wo nur den Grazien, den Musen ein Altar
Gebaut ist, ihren Hochgeweihten;
Doch was ist Famens Tubaschall,
Verstärkte gleich ihn jeder Wiederhall,
Was gegen dein Gefühl, wenn von den kleinen Leuten
Sich jedes lächelnd naht und laut Papa dich grüſst?
Was gegen einen Kuſs, mit dem Sophie dich küſst.

4.

Beglückte Tage, da ich mich
Mit dir, du guter Mann, du guter Vater freute,
An deines edlen Weibs, an deiner Kinder Seite:
Und doch, verzeih, auch Gram beschlich
Mein Herz dabey, es fühlte seine Leere
Noch peinlicher als sonst: mir war, indem ich mich
Mit dir, du Seliger, verglich,
Als ob ich ganz allein in einem Weltall wäre.

5.

Doch tröste dich, mein Herz! denn bot aus ihrem Schatz
Die Freundschaft mir nicht reichlichen Ersatz?
Entstiegen nicht die heiligen Camönen,
Mit ihrem Lorbeer mich zu krönen,
Dem Doppelberg und lehrten mich den Gang
Der alten Weisen gehn und hauchten Götterfeuer
In meine trunkne Seel' und stimmten mir die Leyer,
Daſs sie mir Wielands Herz ersang?

6.

Drum schweiget, Klagen schweigt! doch weil Melancholie
Der Gründe Damm zu überschreiten
Gewöhnet ist, so will ich sie
Von meinem Schicksal weg auf fremdes Schicksal leiten.
Freund, setze dich, indeſs ich Griech'sche Saiten
Zu sanfter Wehmuth Lied auf meine Leyer zieh.
Vielleicht daſs deine frommen Thränen
Den Geist der Liebenden, der mich umschwebt, versöhnen.

1.

Sing, Göttin, mir die Fackel, die Vertraute
Verstohlner Freuden, sing, wie von Abydus her
Leander durch das stille Meer
Nach Küssen schwamm, die nie Aurora schaute.
Sing von dem Eiland, wo dem holden Paar
Durch Liebe sanft gebettet war.
Mich däucht, ich seh schon dieser Fackel Schimmer,
Seh am Gestade schon den liebevollen Schwimmer!

2.

O hätte Jupiter die Leucht' ans Firmament
Versetzet und den Stern der Liebenden genennt!
Sie, Aphroditens Botinn, die Gesandte
Der Hero, sie, die oft in schlummerloser Nacht,
Eh jener wilde Sturm erwacht,
Vor der Verliebten Bett, ein Sinnbild Amors brannte.
Doch bald, ach bald erlosch mit einem Mal
Leanders Leben und ihr Strahl!

3.

Von Sestus über krümmt Abydus in die Wogen
Des Hellesponts den nachbarlichen Port:
Cytherens Knabe spannet seinen Bogen,
Und sieh! in beyde Städt' ist Ein Pfeil schon geflogen.
Leander brennet hier, die Jungfrau Hero dort.
Sie glichen beyde sich, sie glänzten an dem Ort,
Den sie bewohnten, beyde, wie im Dunkeln
Zwey überschöne Sterne funkeln.

4.

Du kannst, führt dich dein Weg in diese Gegend hin,
Vom Thurme, dessen Fuſs der Hellespont befeuchtet,
Und wo die schöne Sesterinn
Leanders nasse Bahn erleuchtet,
Auch kannst du von dem Meeresstrand,
Der noch um beyde klagt, die Trau'rgeschicht' erfragen;
Doch wo zuerst der Jüngling Lieb' empfand
Und Gegenlieb' erhielt, soll dieses Lied dir sagen.

5.

Die Jungfrau Hero stammt' aus einem edlen Blut
Und war, wiewohl sie noch kein Liebeskuſs erfreute,
Cytherens Priesterin; selbst eine zweyte
Cythere, wohnte sie nah an der Meeresflut,
Von ihren Aeltern fern, in einem Thurm; sie scheute
Der Weiber Lästerzunge, die nicht ruht,
Wo Andrer Schönheit glänzt; drum wollte sich beym Reigen
Und in Versammlungen die Kluge niemals zeigen.

6.

Wohl aber goſs sie oft nach priesterlicher Pflicht
Uranien und ihrem Sohn, deſs Köcher
Sie fürchtete, den heilgen Söhnungsbecher,
Doch sie entfloh darum den Flammenpfeilen nicht.
In Sestus feyert man ein Freudenfest Adonen
Und Venus jedes Jahr; nun kehrte dieses Fest,
Zu dem der Mädchen keins zu wallen unterläſst,
Die in Cyther und rings in allen Inseln wohnen

7.

Auch in des Libanus süſs düftendem Gesträuch
Bleibt mancher Reigen unvollendet;
Das Eiland Cypern auch, der Phryger Königreich,
Hämonien, Abydus sendet
Nach Sestus Schaar auf Schaar; darunter wallen hin
Viel Jünglinge von mädchenholdem Sinn,
Weit minder um das Fest mitopfernd zu begehen,
Als vieler Mädchen Reiz an einem Ort zu sehen

Bey dir nähm' ich ein gar viel Schrecken.
Darum zeuch gütlich von mir fort.»
Der spieglicht' Pfau kam auch zum Ort',
Wollt' auch zur Wallfahrt mit von dann.
Der Fuchs sprach: «Ich nehm' dich nicht an,»
Weil du durch dein'n vergüld'ten Schwanz
Dich stellst ruhmreich und prächtig ganz;
Hoffart und Hochmuth stets nachtrachtst,
All' andre neben dir veracht'st.
Drob thätst mich und dich überladen
Mit Neid und verderblichem Schaden.
Drum, stolzer Pfau, weich' von mir ab.»
Nach dem kam auch der schwarze Rab',
Und wollt sich auch zu ihm gesellen.
Der Fuchs thät ihn mit Worten schnellen
Und sprach: «Ich geh' mit keinem Dieb;
Grappeln und Mausen ist dir lieb,
Du bist berüchtigt, verunehret,
Deiner Freundschaft niemand begehret,
Du nährest dich von Schelmenstück
Und dazu aller bösen Tück',
Deshalben flieht dich Jedermann;
Du brächt'st an Galgen mich hinan,
Dafür kein Panzer mir nicht holf.»*)
Indem kam auch getrollt der Wolf,

---

*) hülfe.

8.

Hold, wie der Silbermond, ein ganzes Rosenbeet
Auf ihrer Wangen Wölbung, geht
Die Jungfrau Hero durch die Hallen
Des Tempels; milder Glanz umstrahlt sie; ihr Gewand
Sieht man, so weiſs wie Schnee, zum Fuſse niederwallen.
Die Alten haben nur drey Grazien genannt,
Doch irrten sie; es schaute ſüſs verwundert,
Wer Hero lächeln sah, in jedem Auge hundert.

9.

Schön war sie, wie kein Weib, so schön, daſs sie der Ehre
Die Nebenbuhlerinn der reizenden Cythere,
Nicht ihre Priestrinn nur, zu heiſsen würdig schien.
Sie war durchs Haus der Göttin nie gegangen,
Ohn' aller Männer Herz und Auge mitzuziehn;
In jedem Busen pochte das Verlangen:
O schmückte die mein Brautgemach!
Und einer aus der Schaar, wollüstig staunend sprach:

12.

Die Augen sind der Weg; von hier aus schleicht
Das Weh zum Herzen: dieſs erfuhr Leander.
Furcht, Staunen, Kühnheit, Scham bestürmten nach einander
Den armen Jüngling; endlich weicht
Der Liebe Furcht und Scham; mit schlauen Seitenblicken,
Mit stummen Winken, leisem Schritt
Und liebendem Vertrauen tritt
Er vor sein Mädchen hin, die Holde zu bestricken.

13.

Sie, diese List, bemerkend, freut
Ob seiner Schönheit sich, vergilt mit Gegenwinken
Die seinen, läſst voll Sittsamkeit
Ihr liebliches Gesicht in ihre Rechte sinken,
Und hebts erröthend wieder auf.
Er sieht es, jauchzt und wünscht das bald vom Meer herauf
Mit Rabenfittichen die dunkle Nacht sich schwinge
Und heimlich ihn mit ihr zusammen bringe.

14.

Auch sieht er Hespern kaum durch graue Wolken glühn;
So fleugt er schon zu seiner Schönen;
Er drücket ihr, vertraut und liebekühn
Die Rosenfingerchen, nicht ohne zärtlich Stöhnen;
Sie zieht die Hand, als wie erzürnt, zurück
Und schweigt; doch er bemerkt mit schlauer Freude
Der Liebe ganzen Sieg im unentſchloſsnen Blick
Und faſst sie dringender beym schön gewebten Kleide.

15.

Sie sträubet sich und — folgt, ins innerste Gemach
Des Tempels folget sie dem kühnen Jüngling nach,
Doch endlich droht sie ihm mit weiblich sanfter Stimme:
Wie Fremdling? rasest du? legst du die freche Hand
An mich, mich Jungfrau? weg! laſs fahren mein Gewand.
Reich ist mein Vater, reiz', o reiz' ihn nicht zum Grimme!
Auch Venus zürnte dir ob dieser Frevelthat;
Zu einer Jungfrau Bett führt kein so ebner Pfad.

16.

So droht ihm Hero mädchenhaft;
Er nimmt es weise für Gewährung,
Denn Drohn erschöpft der Mädchen letzte Kraft,
Denn Drohn verkündiget die Stunde der Erhörung.
Er waget, schon verwegener und ganz
Von Amors Wonne hingerissen,
Des Mädchens Hals, dem Elfenbein an Glanz,
An Duft den Rosen gleich, mit heiſsem Mund zu küssen.

17.

O du, mit gröſserm Reiz als Irdische geschmückt,
So rufet er, du gleich Cytheren, gleich Athenen,
Beglückt sind sie, die dich erzeuget, hochbeglückt!
O wolltest du doch meine Wünsche krönen!
Unwiderstehlich reiſst mich Liebe zu dir hin.
Erbarme dich des Zärtlichen, erhöre
Sein Bitten, fliehe nicht die Freuden der Cythere,
Du kannst, du darfst es nicht, als ihre Priesterinn.

18.

An dem Altar der Liebenden zu dienen
Ziemt einer Jungfrau nicht; sie kann sich nimmer freun
Ob einer Jungfrau Dienst; o dürft' ich mich erkühnen,
Zu ihren Orgien dich einzuweihn!
Die, willst du's wissen, die bestehen in den Freuden
Des hochzeitlichen Betts; selbst deine Priesterpflicht
Verstattet dir in Zukunft nicht,
Die Herzenschmelzerinn, die Liebe zu vermeiden.

19.

Drum nimm mich zum Gemahl, nimm mich zum Diener nur;
Ich bin ja deine Beut', erjagt mit Amors Pfeilen.
So hieſs vor dem der Gott mit goldnem Stab, Mercur,
Alciden zu dem Dienst der Tochter Jardans eilen;
Doch mich schickt Venus dir nicht Hermes; flieh, o flieh
Der Göttinn Zorn, durch den bestrafet Atalante
Bald heftig in Milanion entbrannte,
Den sie erst stolz verschmäht; flieh ihn und fürchte sie.

20.

So lenkt mit Lieb' erregenden Gesprächen
Leander Heros Sinn, so sehr sie widerstrebt,
Sie wagt nicht, ihn zu unterbrechen,
Berührt den Boden kaum mit leichtem Fuſse, bebt,
Verbirgt die rothe Wang' und schweiget: doch wer hätte
Dieſs Schweigen nicht verstanden? deutlich zeigt
Des Herzens leisen Wunsch ein Mädchen, wenn es schweigt;
Ihr Schweigen selber ruft den Jüngling in ihr Bette.

21.

Nun fühlet Hero ganz die bittre Süſsigkeit
Der Liebe, staunet hoch erfreut
Des Jünglings Schönheit an und senkt nun wieder
Ihr Augenpaar verschämt zum Boden nieder.
Indeſs betrachtet er mit Amors süſser Wuth
Der Jungfrau zarten Hals: fest kleben seine Blicke,
Nie satt, daran; sie schweigt, doch endlich kehret Muth
Und Stimm' in ihre Brust zurücke.

22.

Sanft sagt sie ihm und, während daſs sie spricht,
Träuft Scham ein Purpurroth ihr auf das Angesicht:
O Jüngling, deſs Gespräch auch selber Steine rührte,
Wer wies dir jeden Gang der schlauen Redekunst?
Wer wars, der dich, weh mir! in unsre Mauern führte?
Du strebst umsonst nach meiner Gunst;
Nie würden Heros Eltern einen Gatten,
Der fremd und unstät ist, zu wählen ihr verstatten.

23.

Auch irrest du, dafern du je gehofft,
Als Gast in Sestus zu verweilen
Und in geheim mein keusches Bett zu theilen,
Spitz ist der Menschenzung' und liebt Verläumdung, oft
Hört man erstaunt auf allen Gassen,
Was man im Stillen that; doch, Jüngling, unbekannt
Ist mir dein Nahme noch, ist mir dein Vaterland;
Willst du mich die nicht wissen lassen?

24.

Mein Nahme, so wie du, wie jeder Fremdling weiſs,
Ist Hero; meiner Aeltern streng Geheiſs
Gab einen hohen Thurm mir auſser Sestus Mauern
Am Meer zur Wohnung; dort, mit einer Magd allein,
Muſs ich von den Gespielen, von den Reih'n
Der muntern Jugend fern, des Lebens Lenz vertrauern;
Denn Tag und Nacht umrauschet meinen Thurm
Die Meereswog', umsauset ihn der Sturm.

25.

So sagt sie, schämt sich wieder, hüllt
Die purpurfarbne Wang' in das Gewand und schilt
Sich selbst ob dem Gespräch; Leander aber sinnet,
Wie er den süſsen Kampf der Liebe kämpfen kann;
Denn Amor ist verschmitzt, er heilet auch den Mann,
Den er verwundet hat; weſs Herrschaft er gewinnet,
(Und welches Herz ist nicht des Listigen Gewinn?)
Dem giebt er klugen Rath und Weisheit in den Sinn.

26

Leander, welcher auch durch ihn sich weiser fühlte,
Antwortet schlau: Geliebteste zu dir
Eilt' ich durchs Meer, wenn's auch ein Sturm durchwühlte,
Wenn's auch von Feuer sprühte; was ist mir,
Der hineilt, daſs er Heros Gürtel löse,
Des Sturmes Heulen und des Meers Getöse?
Ja von Abydus aus, wo ich zu seyn begonnt',
Durchschwimm' ich in der Nacht den wilden Hellespont.

27.

Nur halte von dem Thurm ins Meer mir eine Leuchte,
Mit diesem Lei[illegible]tern steur' ich durch die feuchte,
Nachtvolle Bahn, ein Schiff der Liebe, fort
Und morgens wiederum nach meiner Heimath Port.
Mag Arctos auch, die nie ins Meer sich tauchet,
Mag mir Orion drohn, Bootes untergehn;
Nur, Theure, daſs kein Wind in deine Fackel hauchet!
Wenn dieser Führer lischt, so ist's um mich geschehn.

Und wollt' ihm ein'n Gefährten geben.
Der Fuchs sprach: «Du bist mir nicht eben,
Du thust lügen, trügen und rauben,
Du hältst weder Treuen noch Glauben,
Müſsig nährst du im Stegreif*) dich,
Auf den Rabenstein brächt'st du mich.
Darum mag ich dein G'fährt nicht seyn.»
Nach dem kam auch das feiste Schwein
Und sprach zum Fuchs: «Mich mit dir laſs.»
Der Fuchs sprach: «Zeuch nur hin dein' Straſs',
Denn du bist ein rechter Unlust,
Du sühlest dich in allem Wust,
In Saufen, Fressen und Unkeusch,
In Faulheit und dergleich Gemeusch,
Thätst mir Leib, Ehr' und Gut ertränken,
In alle Laster tief versenken.
Troll' dich! du bist gefräſsig, faul.»
Nach dem zum Fuchse kam das Maul,
Und wollt' auch mit dem Fuchse laufen.
Der Fuchs sprach: «Bleib' nur bey dem Haufen;
Denn du bist an Sinn und Vernunft
Aus grober eselischer Zunft,
Und kannst auch weder Scherz noch Schimpf,
Verstehst auch weder Recht noch Glimpf.
Wo ich mit dir hinkäm' im Land,
Würd' ich mit dir zu Spott und Schand',

---

*) vom Raube.

28.

Noch wisse dieſs: Leander nenn' ich mich,
Der schön gekränzten Hero Gatten.
Mit Recht nannt er sich so; denn sie verbanden sich,
Zu küssen Hymens Kuſs, wenn wieder sich die Schatten
Vom Himmel senkten; sie verspricht das Meer
Zu hellen, durchzuschwimmen schwöret er;
Sie fühlen schlaflos schon den Vorschmack süſser Freuden,
Doch ach! der Morgen kommt und zwinget sie zu scheiden.

29.

Sie schleicht nach ihrem Thurm, er aber schifft zurück;
Doch als ein Merkmal legt er Stein' an das Gestade,
Daſs sie in dunkler Nacht zum Thurme seine Pfade
Hinleiten: beydesehn mit sehnsuchtsvollem Blick
Der Nacht entgegen, die das süſse
Geschwätz der Liebe berg' und Hymenäens Küsse.
Sie kommt auch mit dem schwarz verschleyerten Gesicht;
Bringt allen Menschen Schlaf, nur dem Leander nicht.

30.

Der stand schon, seit der Abend graute,
Am hallenden Gestad' und schaut' und schaute,
Ob nicht die Fackel ihm der Liebe Bothschaft bringt.
Auch, wie die Schatten dichter werden, schwingt
Sein Mädchen sie empor: mit ihr zur Wette brannte
Des Jünglings Herz, durch das nun doch ein Schauder fährt,
Wie er die Wogen laut aufrauschen hört,
Bis daſs er endlich sich mit diesem Trost ermannte:

31.

Zwar grausam ist das Meer, doch grimmer ist die Liebe,
Denn die ist Feuer, jenes Wasser nur.
Schwor ich nicht einen heil'gen Schwur?
Winkt mir nicht Hero? und ich bliebe?
Ha Wellen raset fort! du flammst auch fort mein Herz!
Was fürcht' ich? von der See geboren ist Cythere?
Und so wie über Liebesschmerz,
So waltet sie auch über Meere.

32.

Sprachs, riſs mit beyden Händen das Gewand
Vom schön gebauten Leibe, band
Es über'm Haupte feſt und warf sich in die Wellen,
Die sich von Heros Fackel hellen.
Hier, selber Ruderer und Schiff und Steuermann,
Schwimmt er der Leuchte nach, die sie entgegen strecket
Und vor feindſel'gem Wind oft mit dem Kleide decket,
Auch kommt er endlich matt im Golf von Sestus an.

33.

Sie führt ihn in den Thurm, umfaſst schon an der Thür
Den Keichenden, dem noch von Meerestropfen
Die Locken träufeln, läſst ihr Herz an seinem klopfen
Und öffnet ihm die Hochzeitkammer, hier
Wäscht, trocknet, salbt sie ihn mit Oehl, gepreſst aus Rosen,
Nimmt in ihr Bett, das sie von Fellen hoch erbaut,
Den Keichenden, schmiegt dann vertraut
An ihn sich an und spricht mit süſsem Kosen:

34.

„Schwer, o mein Bräutigam, ist's dir geworden, schwer,
Wie keinem Bräutigam: komm laſs in diesen Armen
Den lästigen Geruch vom fischevollen Meer
Verduften, laſs den starren Leib erwarmen.
Sie sagt's, indem sie sich den Gürtel rauben läſst;
Nun lehret er sie schnell der holden Aphrodite
Geheimniſs, ohne daſs bey ihrem Hochzeitfest
Ein Dichter Jugen*) rief, die Fackel Flammen sprühte.

35.

Kein Tänzer schwebete durch muntre Reih'n:
Kein Hymenäus scholl von froher Aeltern Munde;
Das ernste Schweigen hat allein
Den neu Vermählten in der Liebesstunde
Gebettet, Finsterniſs und Nacht die Braut geschmückt,
Aurora nie bey ihr den Bräutigam erblickt.
Der schwamm schon früh zurück mit küsseheissen Wangen
Und nie gesättigtem Verlangen.

---

*) Juga oder Zygia, ein Beynahme der Juno, als Stifterinn der Ehen.

36.

So denn bey Tage Jungfrau, Weib bey Nacht,
O Hero, täuschest du das Paar, das dich gezeuget,
Und weil der Liebe Glück dir nur im Dunkel lacht,
Klagst du den Tag oft an, der sich zu langsam neiget.
Doch selber dieses Glück, so theu'r gekauft es war
Und so verstohlen, hat das arme Paar,
Nur eine kurze Zeit genossen;
Denn vom Verhängniſs ward sein früher Tod beschlossen.

37.

Der Winter kommt, der WirbelwindeSchaar
Erregt das Meer vom Grund auf, bange fliehet
Das Schiffervolk die dräuende Gefahr,
Indem's auf trocknen Sand die wunden Schiffe ziehet.
Leander aber stürzt mit allzu kühnem Muth,
So bald verrätherisch ihm von dem hohen Thurme
Die Hochzeitfackel winkt, dem Sturme
Hohn sprechend, in die wilde Fluth.

38.

Unglücklich Mädchen, miſse deinen Lieben
Den Winter durch! o zeige nicht
Ein allzu bald verlöschend Licht!
Umsonst! sie zeigt's, sie zeigt's, getrieben
Von Lieb' und Schicksal; weh dir, weh!
Der Parzen Fackel ist's, was deine Hand erhoben,
Nicht Amors Fackel! sieh! die Winterstürme toben
An das Gestad', und Nacht bedeckt die See.

39.

Auf ihrem lauten Rücken schwebt Leander
Voll süſser Hoffnungen, doch das Gewässer schwillt,
Schwillt himmelan, wälzt ihn von Wog' auf Wog', es brüllt
Der Winde grimme Schaar, sie rücken auf einander
Laut heulend zu dem furchtbar'n Streit.
Vom Weste wird der Ost, vom Nord der Süd bedräut:
Leander, eingedreht in fürchterliche Kreise,
Fleht den Unsterblichen: O schirmet meine Reise!

40.

Zur seegebohrnen Venus bethet er;
Er bethet zum Neptun, dem Herrscher auf dem Meer,
Beschwöret Boreas bey Orythyjens Küssen:
Vergebens! Amor hat den Parzen weichen müssen.
Von allen Seiten stürmts, des Jünglings Stärk' erschlafft,
Schon sinkt matt Hand und Fuſs, schon wird er fortgerafft,
Schon läuft verderblich ihm viel Wassers in die Kehle,
Die Fackel lischt, mit ihr Leanders Lieb' und Seele.

41.

Doch Hero schlaflos blickt stets auf des Meeres Rücken;
In ihrer Seel' auch stürmts; sie kann ihn nicht erblicken,
Obgleich das Morgenroth die Gegend schon erhellt:
Doch itzt, itzt sieht sie ihn am Fuſs des Thurms zerschellt
Und todt, sie sieht's, zerreiſset die Gewänder
Um ihre Brust, und wirft vom hohen Thurmgeländer
Sich mit Geräusch herab auf ihren todten Freund:
So starb das arme Paar im Tode noch vereint.

Pygmalion.

Nach dem Ovid.

An Lina.

O Lina, schlage du nicht dieses Blümchen aus,
Im Garten des Ovid hab'ich's für dich gepflücket;
Trügt mich die Ahndung nicht, so werd' ich einen Strauſs,
An dessen Duft sich Welt und Afterwelt erquicket,
Dir bald aus meinem Garten weihn:
Denn meine Liebe soll nicht sterben,
Sie muſs, wenn deines Freund's Gebein
Schon lange modern wird, noch auf den Enkel erben.

1.

Pygmalion durch all die Laster scheu gemacht,
So die Natur nicht karg dem Weibe zugemessen,
Lebt einsam und vertraut so manche lange Nacht
Im ehelosen Bett; doch formet er indessen
Mit meisterlicher Hand aus weiſsem Elfenbein
Das schönste Mädchenbild: kein Weib kann schöner seyn;
Erblicket ihr's, ihr wähntet, daſs es lebe
Und bloſs aus Zucht sich nicht von seinem Platz erhebe.

2.

Kein Wunder: er verbarg mit so viel Kunst die Kunst,
Daſs er sich selbst getäuscht; er brennt, o seltne Brunst!
Für seiner Hände Werk, kann nie genug es sehen,
Befühlts oft, was es sey, ob Fleisch, ob Elfenbein,
Und will auch dann die Wahrheit nicht gestehen,
Ja überredet sich, die Finger dringen ein,
Besorgt, es drück' ein Mahl sich in die schönen Glieder,
Spricht mit dem Bilde, küſs' und wähnt, es küss' ihn wieder.

3.

Bald bringt er Schmeicheleyn, und bald Geschenk' ihm dar,
Nach welchen sich die Mädchen sehnen:
Juwelen, Muscheln und dem Baum entfallne Thränen
Der Heliaden, Blumen in das Haar
Und Lilien und Vögelchen: er drehet
Ihm an die Finger Ring', ein goldnes Stirnband wehet
Zur Brust des Bilds herab, den Hals ziert ein Geschmeid',
Ein Perlenschmuck das Ohr, den Leib ein köstlich Kleid.

4.

Das Bild ist immer schön, schön, wenn es Kleider decken,
Und nackt nicht minder schön, der Künstler läſst es ruhn
Auf Teppichen, gefärbt mit Sidons Purpurschnecken,
Nennts Bettgenossin, stützt, um ihm nicht weh zu thun,
Den schön gedrehten Hals nur mit dem weichsten Flaume
Und weidet sich am wonnevollen Traume,
Bis der berühmte Tag erschien,
Der Venus heilig war; ganz Cypern feyert' ihn.

Man hielt' uns alle beyd' für Narren;
Drum will ich beſs'rer G'sellschaft harren,
Oder will allein gehen dar."
Als das Maul abgewiesen war,
Da erwählt' ihm der Fuchs schier
Ein' Gesellschaft von Vogelthier,
Guter und tugendsamer Art,
Mit dem verbracht' er sein' Wallfahrt;
Wie der natürlichen Weisheit
Das erste Buch nach Läng' bescheid't.

* * *

Aus der Fabel ein junger Mann
Lern' weislich, auch zu nehmen an
Nicht jeden zum Freund' und Gesellen,
Der sich freundlich zu ihm thu' stellen,
Erörtre vor sein' G'schäft und Handel,
Sein Leben, Art, Gewohnheit, Wandel,
Und thu' zu einer G'sellschaft meiden
Heuchler, Klaffer und die Neiden,*)
Wer geizig, zänkisch und unsauber,
Hoffärtig, Dieb', Trüger und Rauber,
Spieler, Schlemmer, Hurer voll Schanden,
Auch alle Grob' und Unverstanden;**)
Mit den allen käm' er in Noth,

---

*) Neider. **) Unverständigen.

5.

Schon sanken weisse Küh', umgoldet die krummen Hörner,
Schon stieg der Duft unzähliger Weihrauchkörner:
Pygmalion steht opfernd am Altar
Und bethet furchtsam: Götter, ist es wahr,
Daſs ihr allmächtig seyd, o so erweiche
Mein Flehen euer Ohr, so gebet, gebet mir
Zur Gattin (ach der Arme hätte schier
Mein Bild gesagt,) ein Weib, das meinem Bilde gleiche!

6.

Die goldne Venus war von ihrem Göttersitze
Zum Fest geeilt, sie liest in seiner Seel', es fährt
Ein Zeichen, das der Göttin Huld bewährt,
Die Flamme dreymal auf und schlägt mit goldner Spitze
Des Tempels Wölbungen: der Künstler fleugt zurück
Zu seinem Bilde, streckt sich ihm zur Seite nieder
Und küſst es: sieh! das Bild, o nie gehofftes Glück!
Das Bild scheint zu erlaun: begierig küſst er's wieder.

7.

Befühlt die Brust, da giebt das Elfenbein
Erweicht dem Drucke nach; so schmilzt am Sonnenschein
Hymettisch Wachs, das klug behandelt,
Durch Künstlerfinger sich in manche Form verwandelt;
Denn nur durch den Gebrauch erlangt es Brauchbarkeit;
Der Jüngling staunt und macht, nicht ohne Furcht erfreut,
Gleich wieder den Versuch, sieht wieder ihn gelingen
Und fühlt des Mädchens Puls an seinen Daumen springen.

8.

Doch itzt, itzt thut er laut den Dank der Göttin kund,
Den diese Wohlthat heischt, dann drückt er seinen Mund
Auf den nun wahren Mund der Jungfrau, und o süſse
Verwirrung! sie auch fühlt, fühlt die gegebnen Küsse:
Das hohe Roth bezeugts, das ihre Wang' umzieht;
Ihr Auge hebet sich, (Scham und Verwirrung hatten
Es erst hinab gesenkt,) zu seinem Aug' und sieht
Zugleich den Himmel und den Gatten.

9.

Jetzt aber eilete die Allbeglückerinn
Cythere, zu dem Haus des neu Beschenkten hin,
Der Liebenden Entzücken selbst zu sehen,
Und, als des Bundes Stifterinn,
Das Hochzeitſest mit ihnen zu begehen:
Sie segnete die Braut, aus deren Schoos nach zehen
Durchküſsten Monden sich das Söhnchen Paphus wand,
Nach dessen Nahmen man die Insel umgenannt.

Lucretia.

Nach dem Ovid.

An Uz.

Mein Uz, dir kann's bey deinem hohen Geist,
Der sich so kühn der niedern Erd' entreiſst,
Und durch die sonnigen Gebiethe
Der Wissenschaften bis zum Thron der Gottheit fleugt,
Dir kanns bey deiner Herzengüte,
Die dein Gesang uns wie ein Spiegel zeigt,
Nie an Bewunderern und nie an Freunden ſehlen:
Doch magst du noch so viel und noch so warme zhälen,
Nicht Einen zählest du, der deinen ganzen Werth
Mehr fühlt, als ich, dich zärtlicher verehrt.

Bewunderung eines Mann's, der hohe Lieder singet,
Sproſst nie allein in meiner Seel' empor;
Stets keimen Lieb' und Freundschaft mit hervor,
Und wie der Epheu sich um einen Ulmbaum schlinget
Und ewig grünt; so schlingen sich auch die
Um die Bewunderung, und ewig grünen sie.

Oft wenn ich in dem Lied des alten, blinden Weisen
Der Gatten treuesten, den göttlichen Ulyſs,
Der sich so gar dem Arm der hehren Nymph' entriſs,
Im Schoos Penelopens, am Ende seiner Reisen
Erblicke, wenn ich, voll von edlem Seelenweh,
Mit Priamus vor dem Peliden steh,
Den unglucksel'gen Greis dem Mörder seiner Söhne
Mit herzerschütterndem Gestöne
Die Hand fuſsfällig küssen seh,
Und das geliebte Buch, die bitterſüſsen Schmerzen
Verweinend, sinken lass': o dann, dann flüsterts mir
In diesem tief gerührten Herzen:
O mein Homer, warum bin ich von dir,
Wie durch so viele Scheidewände,
Durch die Jahrhunderte getrennt!

Warum ist's deinem Freund vom Schicksal nicht vergönnt,
Dich wie ein Sohn zu pflegen; diese Hände,
Die wären Tag und Nacht zu deinem Dienst bereit,
Sie sollten dir mit reger Zärtlichkeit
Auf deinen Mittagstisch das Mark des Landes setzen,
In den Pokal der goldnen Reben Blut,
Die Tokays edle Kelter netzen,
Dir pressen, und wenn sanft dein Haupt entschlummert ruht,
Dem kühnen Mückenvolke wehren,
Aus heil'gen Träumen dich, Geliebter, aufzustören.

So flüstert's mir in meinem Herzen oft:
Doch dieſs, was selber nicht der kühnste Wünscher hofft,
Verschmerz' ich leichter noch, als daſs ich Zeitverwandte,
Bey deren Schriften früh mein Dichterfeuer brannte,
Auch die nicht sehen kann, auch denen liebevoll
Der Dankbarkeit verdienten Zoll
Nicht weihen, noch aus ihrem weisen Munde
Vernehmen, daſs sie nicht der Muse Lied verschmähn,
Die mich in der Begeisterung Stunde

Durchs Dunkel ihrer Haine gehn,
Die Stirn mit eignem Lorbeer krönen,
Mit eignem Lorbeer mich das Spiel bekränzen hieſs,
Und Heldenlieder tönen lieſs,
Wie von der Austrier stets karg gelobten Söhnen
Nur wenige, höchst wenige nur tönen.

Ja die Entfernung, Freund, von groſsen Geistern mischt
Nicht selten Bitterkeit in meine schönsten Tage:
Doch schweigt auch wieder meine Klage,
Denn wie ein Abendwind den Wanderer erfrischt,
Der lange Zeit, gedrückt vom Sonnenstrahl, geschmachtet,
So hat auch mich schon oft ein theures Blatt erquickt,
Das mir mit Lieb' und Freundschaft schön befrachtet,
So mancher Enkeln noch ehrwürd'ge Mann geschickt.
Glaub' edler Uz, daſs unter allen Blättern
Mir keines werther war, als das, durch welches du
Mir Beyfall zugeklatscht; o jetzt seh ich in Ruh
Neid, Haſs, Partheylichkeit mit allen bösen Göttern
Des Erebus mein mühsam Lied verschreyn!
Was meinem Uz gefällt, kann nicht vergänglich seyn.

Dürſt' ich, Verehrtester, zum Dank für das Entzücken,
Das in mein Haus mit deinen Zeilen kam,
Nicht einen Edelstein dir schicken,
Den ich aus Nasos Schatze nahm.
Und findest du, den noch nach rühmlicher Entlassung*)
Der Pierinnen heilig Chor
Verehret, findest du, daſs durch die deutsche Fassung
Der Edelstein nicht viel von seinem Glanz verlor:
Dann sag' ich's laut, daſs ich zu deinen Jüngern
Drey Lustren schon gehör', an meinen kleinen Fingern,
Schon dazumal von Dichtergeist beseelt,
Dir jede Sylbe nachgezählt:
Und meine Liebe (Freund! sie flammt ununterbrochen
Noch jetzt in dieser Brust!) als Opfer dir zu weihn
Schon dazumal begonnt und es mir selbst versprochen,
Einst deiner Liebe werth zu seyn.

---

*) Missio honesta hieſs bey den Römern der Abschied. den tapfere Krieger nach geleisteten Diensten erhielten.

Umlagert war schon längst die Stadt der Ardeaten:
Doch spielten müſsig noch die römischen Soldaten
In ihren Zelten, denn es scheut
Der feige Feind den Kampf; in dieser Zwischenzeit,
Die lange dauert, lädt der König seiner Krieger
Versuchteste zu einem Freudenfest.
Wer weiſs, beginnt sein Sohn, wann endlich uns als Sieger
Mars in das Capitol die Waffen tragen läſst.
Ist wohl, (was dünket euch?) ist unser Bild indessen
In unsrer Weiber Brust noch immer unvergessen
Und lohnt uns Gegenzärtlichkeit?
Er spricht es, jeder lobt die Seine,
Partheilichkeit befeuert diesen Streit,
Und Zung' und Herz ist ganz durchglüht von Weine.
Der von Collatia den Ehrennahmen führt,
Held Collatin steht auf und rufet: was verliert
Ihr Worte? glaubt der That; benützt die Nacht! in Eile
Auf's Pferd, dann fort nach Rom! gesagt gethan;
Man sattelt sich die Gäule,
Sitzt auf, ist da: vor allem flieget man
In's Schloſs Tarquins; die Thür ist ohne Wächter,

Die Schnur des Königs zecht, wie eine Priesterinn
Des Comus, unter Lärm und polderndem Gelächter;
Ein halb zerriſsner Kranz fleuſst ihr zur Schulter hin,
Und im geräumigen Pokale glänzt ein echter
Falernerwein: die Helden gehn
Von dieser Geberinn des Schmauses
Schnell zu Lucretien; im Innern ihres Hauses
Saſs die, beschäftiget mit Nähn,
An ihrem Bett stand Woll' in weidnen Körben;
Bey einem matten Schein, den eine Lampe gab,
Spann ihrer Mägde Schaar vertheilte Rocken ab,
Mit einem leisen Ton, daſs fast die Worte sterben,
Sagt die Gebieterinn: ihr Mägde, fördert euch,
Denn wiſst, wie nur aus unsern Händen
Die Arbeit ist, muſs ich sogleich,
(Der Herr bedarf des Kleids,) sie in das Lager senden.
Doch sagt, was hörtet ihr vom Kriege? (denn ihr hört
Gewöhnlich mehr als ich,) wird er nicht bald sich enden?
O Ardea, von eitlem Stolz empört,
Kämpfst du mit Mächtigern, zwar wirst du einst zerstört,
Doch, Böse, jetzt, jetzt hältst du die Gemahle

Er würd' zu Schanden und zu Spott,
Weil man acht't einen Mann allein
Gleich wie seine Gesellen seyn.
Denn bey den Bösen wird man bös',
Muſs bey ihn'n leiden viel Anstöſs',
Auch wird man bey den Frommen frumm *)
Durch ihre Jugend. Und darum
Auswähl' er sich zu Gesellschaft
Getreue Freund', still und wahrhaft,
Holdselig, mild, gütig, sein's gleich
Demüthig, Gerüchts ehrenreich,
Arbeitsam, mäſsig, ehrbar und züchtig,
Verständig, zu den Leuten tüchtig.
Einer solchen G'sellschaft hat er Ehr'
Mit den er hie sein' Zeit verzehr'.
Dadurch sein Lob grün', blüh' und wachs'
Bey treuer G'sellschaft; spricht Hans Sachs.

---

*) fromm.

So lange fern von uns, störst unser häuslich
Glück!
Es sey denn! kehren sie nur unverletzt zurück.
Doch ach der meine rast, stürzt mit gezücktem
Stahle
In jede Kriegsgefahr: vor Schrecken starrt mein
Blut,
Ich kann nicht, ohne fast mich in das Grab
zu kränken,
An seinen allzu raschen Muth
Und an den Sturm der Wälle denken.» —
Mit Seufzen endigt sie und läſst den Faden los,
Sie senkt die Augen auf den Schoos,
Und netzet ihn mit mancher Zähre.
Ihr Antlitz, (Zucht und Wehmuth schmückten sie,)
War würdig ihrer Seel' und war so schön als die.
Verbanne deine Furcht, ich kehre
Zurück mein theures Weib, ruft plötzlich Collatin,
Sie lebet auf, sie stürzt auf ihn
Mit hellem Blick, mit röthern Wangen,
Mit offnem Arm und, eine süſse Last,
Bleibt sie, umfassend und umfaſst
Am Hals des Vielgeliebten hangen.

Indessen wüthet wilde Brunst
Im Königssohn; der Bau der schlanken Glieder,
Entflammt ihn, und das Goldhaar, so danieder

Zum Schwanenbusen floſs, und der nicht durch die Kunst
Erzwungne Reiz, ihr Sinn, so treu und bieder,
Was sie, und selbst der Ton, mit welchem sie es sprach
Ja desto heftiger hängt er dem Wunsche nach,
Je minder Hoffnung ist, schon grüſst durch muntre Lieder
Der Hahn den Tag, die Helden kehren wieder
Ins Lager, Sextus mit: doch ihr Bild nur erblicket
Der Jüngling überall, je länger er's betrachtet,
Je enger fühlt er sich bestrickt.
„So saſs sie, so war sie geschmückt,
„So hat ihr Auge sanft dem Gatten zugeschmachtet,
„So nähte sie, so lag ihr Haar
„Nachlässig auf dem Hals, so voll von Reizen war
„Ihr Antlitz, so klang ihre Stimme.
Wie wenn ein Sturm mit wildem Grimme
Die See durchpeitschet und durchbrüllt,
Auch dann noch ihr Gewässer schwillt,
Wenn er schon längst zu rasen aufgehöret:
So bleibet Sextus Herz, der dich, Lucretia,
Im Schimmer deiner Schönheit sah,
Obgleich er jetzt dich nicht mehr sieht, empöre.
Er will, mag nun Gewalt hier frommen oder List,
Die Wünsche, die sein Herz durchwühlen,
Befriedigen, die heiſsen Flammen kühlen.

So zweifelhaft der Ausgang ist,
Ruft Sextus, so sey doch das Aeusserste gewaget!
Vielleicht beschirmt die Wagenden das Glück,
Vielleicht ein Gott: ich selbst nahm durch ein
Wagestück
Den Gabiern die Stadt: kaum hat er dieſs gesaget,
So schwingt er schon sich auf das Roſs
Und reitet, mit dem Schwert umgürtet,
Schnell nach Collatia; bevor der Tag sich schloſs,
Erreicht er Collatins Penaten; man bewirthet
Den Feind, der als ein Freund und Blutsverwandter kam;
Lucretia, (wie blind für eignes Wohl durchschreitet
Der Mensch die Lebensbahn!) sorgt für den
Gast, er nahm
Das Mahl ein, das sie selbst ihm, ihrem Feind,
bereitet,
Nun kommt die Zeit des Schlaſs, die späte Mitternacht,
Kein Lämpchen brennt im Haus, und keine
Seele wacht.
Er stehet auf, entreiſst das goldne Schwert der
Scheide,
Eilt zu der Wirthin Bett und ruft, da er's besteigt:
Befühle dieses Schwert! ich bin Tarquin; sie
schweigt,
Besinnungskraft und Stimme fehlen beyde

Der Armen, sie erbebt, wie ein auf ferner Weide
Vom Wolf ergriffnes Lamm; weh ihr! was sollte sie!
Was? kämpfen? o ein Weib besiegt man ohne Müh:
Schreyn? droht ihr nicht das Schwert? Entfliehen! es belastet
Die Linke des Tarquin den Busen, den noch nie
Nie eine fremde Hand betastet.
Er, der verliebte Feind, fleht, drohet und verspricht,
Doch Flehen, Drohungen, Versprechen nützen nicht.
Vergeblich, ruft er nun, ist all dein Widerstreben;
Statt deiner Gunst entreiſs' ich dir das Leben,
Tödt' einen Knecht, streu in die Welt den Wahn,
Ich hätt' euch überrascht, als du dich ihm ergeben,
Selbst Ehebrecher, klag' ich dich des Ehbruchs an.
Hier giebt die Arme nach, um nicht entehrt zu sterben.
O Sieger jauchze nicht! der Sieg bringt dir Verderben,
Um Eine Nacht, o lasterhafter Sohn!
Verkaufest du den väterlichen Thron.
Nun ward es Tag: sie sitzt, wie bey des Sohnes Bahre
Die Mutter sitzt, mit wild zerstreutem Haare.

Sie heiſset einen Knecht schnell in das Lager fliehn:
Ihr treuer Gatte Collatin,
Ihr grauer Vater soll zurücke;
So gleich enteilen sie den Zelten, kommen an,
Und fragen, da sie tief die Arme trauern sahn,
Wer ihr denn starb, was für ein Gram sie drücke:
Sie schweiget lange, deckt verschämt
Ihr Antlitz mit dem Kleid; wie eine Quelle strömt
Ihr Schmerz vom Aug; voller Schrecken,
Die Ungewiſsheit noch erhöht,
Bebt Vater und Gemahl und tröstet sie und fleht,
Frey, was sie kränket, zu entdecken.
Sie hebet dreymal an, und dreymal stocket sie,
Doch nun zum vierten Mal, wiewohl mit bittrer Müh
Und ohne je die Augen aufzuschlagen,
Beginnt sie: dieses auch, Tarquin, verdank' ich dir?
Ich selbst soll meine Schmach . . . ich selber soll es sagen?
Erzählt dann, was sie kann; allein noch übrigt ihr
Das Schrecklichste, sie weint, mit Purpur überstreuet
Ist ihr Matronengesicht. *)

---

*) Ich weiſs nicht, wie es kam, daſs wir mit dem Wort Matrone den Begriff eines reifen Alters ver-

Der Vater, der Gemahl verzeiht
Ihr die erzwungne That, ich selbst verzeih mir nicht,
Wenn ihr mir auch verzeiht, ruſt's, durchsticht
Mit dem im Kleid verborgnen Stahle
Sich schnell die Brust, wankt, fällt vor dem Gemahle
Und vor dem Vater blutend hin,
Und ist, o noch im Tode keuscher Sinn!
Besorget, daſs sie nur nicht unanständig falle.
Sieh! beyde stürzen itzt wie rasend auf sie hin,
Bejammern den Verlust; es donnert durch die Halle,
Es tönet auf dem Platz ihr schreckliches Geschrey;
Viel Volks und Brutus eilt herbey:
Er zeiget, wer es ist, in dieser Schreckenstunde,
Zeigt, daſs der Nahme, den er führt,
Aus allen Römern ihm am wenigsten gebührt.
Er reiſst aus der schon halb entseelten Heldinn Wunde

---

bunden haben, wie Herr Adelung ganz richtig bemerkt: Zachariä versteht gar die letzte Stufe des weiblichen Alters darunter. Nicht so die Römer, von denen wir es entlehnt haben. Sie bezeichneten damit eine Ehefrau von unbescholtenem Wandel. Es war also ein Ehrenwort. Ich glaube, daſs es zum Costume gehöre, es in eben dem Sinne beyzubehalten.

Das Messer, hält's empor, die kühnen Wort'
im Munde:
Bey diesem heiligen, bey diesem tapfern Blut,
Bey deinen Manen, die ich ehre,
Wie man die Götter ehrt, schwör' ich dir zu,
ich schwöre,
Tarquin soll aus der Stadt, hinaus soll seine Brut!
Zu lange schon verhüllt' ich meinen Muth.
Sie hebt ihr Aug' empor, starrt mit verloschnen
Blicken
Noch auf den Rächer, auf den Freund,
Beweget sanft ihr Haar und scheint,
Dem Edlen Beyfall zuzunicken.

Arion.

Nach dem Ovid.

An Klopstock.

So wie die Nachtigall; nachdem ihr Lied verhallt,
(In heiliger, ununterbrochner Stille
Horcht' ihr entzückt der ganze weite Wald,)
Den heisern Ton der kleinen Grille
Nicht stolz verschmäht; so, Klopstock, riefest du,
Du Einziger, dem Lied das ich von Ritterzeiten
Flandrinens Schmerz und Doolins Fährlichkeiten
Gesungen, deinen Beyfall zu.
Wer bin ich, daſs du mein gedenkest
Und Nachsicht mir und Lob und Achtung schenkest?
Der Griechen und der Römer Hand

Führt mich, mich ew'ges Kind, am goldnen Gängelband;
Indessen du hoch trotzend aufgetreten
Und sie samt Fingals Sohn zum Ehrenkampf gebeten.
Mich trägt der Hippogriph nach einem fernen Ort,
Wie's ihm, nicht mir gefällt, gleich Rüdigern mit fort.
Du aber stehst, wie in der Cholcher Gründen
Der Halbgott Jason, weiſst durch mächtige Magie
Das flammenhauchende Gespann der Phantasie
An den demantnen Pflug des Urtheils fest zu binden.
Hier glüht es, stampfet, schnaubt, nicht ohne Heldenmüh
Von deiner starken Hand gebändigt,
Bis du damit das Tagewerk geendigt.
Wer bin ich, daſs du mein gedenkst
Und Nachsicht mir und Lob und Beyfall schenkst?
So lange Lebensgeist in dieser Hülle wohnet,
Sey dir, du Einziger, mit Lieb' und Dank gelohnet,
Und itzo dieses Lied vom Klopstock alter Zeit
Aus Nasos Vorrath dir geweiht.

In welchem Meer, in welchem Land
Ist wohl der Nahm' Arion unbekannt?
Sein göttlich Lied hielt oft die gähen
Ström' auf; oft blieb der Wolf, der nach dem
Lamm gerannt,
Oft blieb das Lamm, dem Wolf entfliehend,
stehen.
Oft streckten Löw' und Hirsch, oft Hund und
Hase sich,
In Einen Schatten hin, vergnügt und nachbarlich,
Die Eule safs bey Krähn friedfertig, und der
Geyer
Auf Einem Baum mit banger Tauben Schaar.
Ja süfs getäuschet wähnt' oft Cynthia sogar,
Es tön' in ihrem Ohr die brüderliche Leyer:
Bald breitete sein Ruhm durch Trinacris sich aus
Und an Ausoniens Gestäden,
Er zog von dort in einem Schiff nach Haus,
Das seine Kunst mit Schätzen ihm beladen.
Elender, der vielleicht Orcan und Woge scheut,
Im Schiffe nicht, im Meer ist Sicherheit!
Denn Steuermann und Schiffvolk stehn verschworen
Mit blofsem Schwert vor ihm und drohen ihm
den Tod.
Was machst du mit dem Schwert? zum Ruder
greif, Pilot!
Arion, der auch hier die Gleichmuth nicht verloren,

Das Zipperlein und die Spinne.

Fabel.

Als ich spazieret auf 'nem Tag'
Vor einem Wald an grünem Hag',
In dem erhört' ich ein Gespräch
Jenseits des Hages in der Näch.
Ich schlich hinein, wollt' ungefähr
Hören, wer jenseits Hages wär'.
Als ich gewachsam horcht' darin,
Da war es gar ein' alte Spinn',
Mit der redet das Zipperlein;
Das sprach zu ihr: „Gespiele mein,
Wie zeuchst so elend über Feld,
Trägst weder Kleider oder Geld?“

Die Spinn' sprach: „Da trieb man mich aus,
Aus eines reichen Bürgers Haus,
Darin ich länger konnt' nicht bleiben.“
Zipperlein sprach: „Wer thät dich vertreiben?“

Sagt zu den Rasenden: erfüllet, was ihr droht,
Nur laſst, ein wenig nur, laſst mich die Cyther rühren!
Man gönnt ihm's und belachet den Verzug
Er setzt die Kron' aufſs Haupt, die Krone, schön genug,
Dein Haar, o Phöbus selbst, zu zieren:
Er hüllt den Leib in purpurnes Gewand,
Das Tyrus zweymal sott, und unter seiner Hand
Erſeufzt das Saitenspiel in kläglichen Accorden.
So stimmt der tönereiche Schwan,
Wenn ihm vom harten Pfeil der Schlaf durchbohret worden,
Die letzten Trauerlieder an.
In diesem Schmucke stürzt, zum Tode schon bereitet,
Arion in die Flut; das Meereswasser spritzt
Ins Schiff zurück, und, was den Glauben überschreitet,
Ein freundlicher Delphin schwimmt schnell herbey und stützt
Die neue Last mit seinem krummen Rücken;
Der Dichter singt und zahlt, indem er ruhig sitzt,
Und seine Cyther hält, das Fuhrlohn durch's Entzücken,
Das jedes Herz bey seinem Lied durchschleicht,
Ein Lied, das nun so gar der Wogen Grimm erweicht.

Die Götter sind gerecht; nie bleiben unverrathen,
Noch unbelohnet gute Thaten;
In den Olymp versetzt der Donnrer den Delphin
Und reihet dort neun schöne Stern' um ihn.

Die Küsse.

Nach dem Lateinischen des Joannes Secundus.

An Herrn von Nicolai.

Dank, Nicolai, Dank dir, der zu Deutschlands Ehre
Bey den Rutheniern Apollen Opfer bringt;
In mancher Elegie, in mancher Rittermähre,
Wiewohl dem Nordpol nah, mit reinem Feuer singt;
Der, Meister in der Kunst und kundig aller Töne,
Bald Liebeslieder seufzt, bald Schlachtgetümmel rauscht.
Schon lange freu ich mich, daſs einem unsrer Schwäne,

Nun auch der Newa Fluth und Obys Welle lauscht.
Ach! wie du Wien besucht mit deinem Fürstenpaare,
Sah ich dich flüchtig nur und nannte dich nicht Freund;
Der Pöbel gafft' auf dich, als eine fremde Waare,
Ich ward verdränget, du vom Hofgepräng' umzäunt.
Und doch ein Bund mit dir, (o könnt' ich noch ihn stiften!)
Wär' eine Perle mehr in meinem Freundschaftsschmuck:
Drum fleugt die Muse nun nach Moscaus weiſsen Triſten
Und bringt auf Abschlag schon dir meinen Händedruck:
Auch bringt sie Lieder mit voll Liebeständeleyen,
Vom Dichter, der sich müd' und doch nicht satt geküſst,
Sie wird, indem sie wagt, die Lieder dir zu weihen,
Urkunden, daſs mein Herz dir auch geweihet ist.
Und weil ich schon die Bahn, die schöne Bahn beschritten,
Die du mit Wieland tratst, ihr beyde lang' allein;

So denk': auf dieser Bahn sey auch für einen dritten
Noch Raums genug [*]) und mich laſs diesen dritten seyn.

---

[*]) S. den 5. Ges. von Reinhold und Angelika.

I.

Als Venus den Ascan nach ihrer Insel brachte,
Und er im Arm ihr schlief, lockt sie Violenduft:
Die legt den Knaben drauf und überschneyt ihn sachte
Mit weiſsen Rosen, rings fleuſst Balsam in die Luft.
Bald fühlt sie an ihr Herz der Vorzeit Bilder dringen,
Sie wähnt, Adon ruh hier, sie will den Enkel schon
Mit heiſsen Armen mehr als mütterlich umschlingen
Und rufet süſs getäuscht: das ist ja mein Adon!
Doch nun besorget sie, des Knaben Ruh zu stören,
Und küſst die Rosen rings; in diesem Augenblick
Erwarmen deren Kelch' und laue Lüftchen kehren
Sanft lispelnd zu dem Mund der küssenden zurück.
Vervielfacht siehet sie nun ihre Freuden, siehet,
So vielen Blumen sie die Lippen aufgedrückt,
So viele Küss' entstehn, besteigt den Wagen, ziehet
In alle Länder hin und macht sie hochbeglückt:

Denn wie Triptolemus, dem wir die Aehren danken,
Korn säte, säet sie Küss' in den fruchtbarn Grund.
Bald wuchs die holde Saat zum Trost der Liebeskranken,
Durch sie ward manches Herz, auch dieses hier gesund.
Ihr, die mit süſsem Naſs die Flammen Amors lindern,
O Küsse, seht, ich will die Leyer neu beziehn.
Und bring' euch meinen Dank, euch, kühler Rosen Kindern,
Begeistert euern Freund und dann belohnet ihn.

II.

Siehst du, an des Ulmbaums Rinde
Wie verliebt die Rebe hängt,
Wie des Epheus lang Gewinde
Jenen Eichenstamm umfängt!

Könntest du zum Hochgenusse
So um mich die Arme drehn,
Ich um dich, und in dem Kusse,
In dem langen Kuſs vergehn!

Ja vergehen! weg mit Schlafe,
Weg mit Speis', und süſsem Wein!
Ach! mir wär es Höllenstrafe
Deinem Mund entrissen seyn.

Küssend laſs die Reis' uns machen
Zu des Orcus dunklem Strand!
Küssend schweben wir im Nachen,
Küssend steigen wir aus Land,

Wo die Helden mit Heldinnen
Stets ein Liebesfest begehn,
Bald bey Freudetrunknen Sinnen
Sich in leichten Tänzen drehn:

Bald am Busen ihrer Trauten,
Schön verstreut im Myrtenhain,
Zu dem Klange froher Lauten
Amorn Wechsellieder weihn.

Wo in kühlen Finsternissen,
Unter dunkler Lorbeer Grün,
Gelbgelockete Narcissen,
Rosen und Violen blühn:

Wo die schön bemahlten Matten
Ewig Zephyrs Fuſs durchschleicht,
Und vor ihm der Tulpen Schatten
Wankend hin und wieder weicht.

Wo, durch Eggen, und durch Pflüge
Unverwundet, Tellus ruht,
Aber ruhend doch Genüge,
Selbst dem kühnsten Fodrer, thut.

Dort, wann sie uns kommen sehen,
Wird der frommen sel'ge Schaar
Schnell vom Rasensitz erſtehen;
Sey willkommen, treues Paar!

Werden sie von weiten ruſen,
Steige zu der Dichter Chor,
Steig' auf diesen grünen Stuſen
Zu dem Ehrenplatz empor!

Niemand wird darum dich neiden,
Alles weicht, Neära, dir
Helena wird selbst entscheiden
Du verdienest ihn vor ihr.

Die Spinne sprach : „Ich hatt' viel Fried' nit,
ehr groſsen Hunger ich erlitt,
enn darin waren wenig Mücken,
ie ich in mein Netz mochte zücken, *)
Veil man so sauber hielt das Haus.
ie Mücken trieb man auch oft aus,
lit Mückenwedel und mit Schwammen **)
hät man sie täglich auch verdammen.
och waren im Haus viel Hundsmücken, ***)
ie thäten mir mein Netz zerrücken,
er'n ich gar keine konnt' erhalten;
rum muſst' ich groſses Hungers walten. †)
uch stellte mir nach meinem Leib'
er Herr und dazu auch sein Weib,
Vo sie mich etwan thäten sehen,
meinem Gespinnst in der Nähen
hen hangen in einer Ecken;
it Scheltwort thäten s' beyd' aufwecken
en Hausknecht und auch die Hausmagd,
on denen wurd' ich hart gejagt,
ehrten im Haus die ganzen Wochen,
aben mein Spinnweb' oft zerbrochen,
aſs ich kaum in ein' Kluft entrann.
fing ich denn ein anders an,
nd eh' ich dasselbe ausspann,

---

*) ziehen. **) Fliegenschwämmen.
***) Schmeiſsfliegen. †) leiden.

III.

Gieb mir ein Mäulchen, bath ich jüngst, doch sieh! kaum schwebet
Auf meiner Lippen Saum dein süſser Mund; so strebet
Er wieder schnell zurück, wie der, so Rosen pflückt
Und plötzlich eine Schlang' im hohen Gras erblickt.
Heiſst das ein Mäulchen, nein! das heiſset, o mein Leben,
Nur schmachtende Begier nach einem Mäulchen geben.

IV.

Dir strömen nicht Küsse, dir strömet Lavendel
Vom Munde, Neära, wohlriechender Zimmt,
Süſsdüftender Seelenthau, lieblicher Quendel
Und Nectar, sonst einzig für Götter bestimmt,

Und Honig, wie Honig Hybläischer Heiden,
Die ewig die Wolle der Bienen umhüllt,
Und das, so, Hymettischen Rosengeständen
Geraubet, viellöchrige Zellen erfüllt.

Giebst du mir, Neära, zu viele der Küsse;
So werd' ich Unsterblicher Tischgenoſs seyn.
Und ach! wo bliebst du dann? o schöne, du Süſse!
Ich mag nicht zur Tafel der Götter allein.

Ja wollten, entthronend den groſsen Kroniden,
Sie mich auf den Thron des Olympus erhöhn,
Und wärest nicht du mir zur Juno beschieden;
So würd' ich den Thron des Olympus verschmähn.

V.

Wenn du dich, Neära, über mich her neigest
Hals und Brust und Antlitz zu den meinen
beugest,
Mir so liebetrunken an den Schultern hängst
Und mit weichen Armen meinen Hals umfängst,

Lipp' an Lippe fügest du den langen Küssen,
Wollustvoll mich beiſsest, wollustvoll gebissen,
Seufzest, auf die meine deine Zunge legst,
Gierig jene saugest, diese schnell bewegst,

Deinen süſsen Athem, der dieſs sieche Leben
Einzig noch mir fristet, sanft herüber schweben
Und mich laben läſsest, daſs, o Lustgefühl!
Mein entflammter Busen ruhig wird und kühl;

O dann ruf' ich: Amor, meine Qual, mein
Retter
Ist der Wesen höchstes, ist der Gott der Götter!
Und wenn eine Gottheit ja noch gröſser wär',
Wärst mir du, Neära, groſser noch als er.

VI.

Du hast zwey tausend Küss' und von den besten Küssen
Mir zugesagt, auch gabst du tausend, nahmst so viel;
Wir sind am Ziele nun, allein (das wirst du wissen,
Wenn du dein Herz befragst,) die Liebe hat kein Ziel.
Wer lobt die Wiese wohl, die nur gezählte Gräser,
Den Acker, welcher nur gezählte Halmen trägt?
Für tausend Bienen wird vom Landmann, von dem Leser
Für tausend Trauben nichts auf den Altar gelegt.
Wenn Regen vom Olymp ein lechzend Feld erquicket;
So rechnete kein Wolf die Zahl der Tropfen aus,
So wie der Schloſsen nicht, die Zeus im Zorne schicket:
Das Bös' und Gute kommt unzählbar von dem Haus

Der Götter über uns: zu himmlischen Geschenken
Gehören auch die Küss' und du zum Götterchor,
Warum, o Göttin, sie durch eine Zahl beschränken?
Stieg meiner Seufzer Heer, von dir gezählt, empor?
Entflohn, gezählt von dir, die Thränen meinen Wangen?
Drum da du die nicht zählst, so gieb, Gebieterinn,
Auch hier den Einen Trost dem schmachtenden Verlangen,
Für Thränen ohne Zahl unzähl'ge Küsse hin.

VII.

Gerne küſst' ich dich, mein Kind,
Gern zu zeheutausend Malen,
Gern zu Millionen Malen,
Zu so wiederhohlten Malen,
In so unermeſsnen Zahlen,
Als auf Himmel Sterne sind,
Als es Blätter giebt und Aehren,
Tropfen Wassers in den Meeren,
Körner Sandes auf dem Grund;
Gerne nützt' ich meinen Mund,
Dieser Lippen frische Rosen
Diese Wangen liebzukosen
Und dieſs Auge, das beredt
Zürnt und lächelt, droht und fleht.

Doch du muſst dem Vielgetreuen,
Küſst er säumender, verzeihen,
Wiss', er säumt aus gutem Grund.
Denn benütz' ich meinen Mund,
Dieser Lippen frische Rosen,
Diese Wangen liebzukosen
Und dieſs Auge, das beredt
Zürnt und lächelt, droht und fleht;
Kann ich dann wohl diese Wangen,
Diese Lippen, die so schön

Mit Aurorens Farbe prangen,
Und dein sprechend Auge sehn,
Und dein Lächeln, das die Wunden,
Die der Gram in finstern Stunden
In die Seele mir gedrückt,
Wieder heilet, sie erquickt
Und des Erdelebens Sorgen,
Alle Sorgen d'raus verscheucht,
Wie vor dem erwachten Morgen
Nacht und Finsterniſs entweicht?
O ich kann's nicht! drum entscheide,
Was ich soll? der Augenweide
Mäulchen opfern, oder blind
Deiner Küsse Honig saugen?
Sprich, weil doch, geliebtes Kind
Meine Lippen meiner Augen
Ew'ge Nebenbuhler sind.

VIII.

O welche Wuth, Neära!
Wer hieſs dich, kleine Thörinn,
So meine Zunge fassen
Und so durch wilde Bisse
Mit Wunden sie befurchen?
Ist's nicht genug, Barbarinn,
Daſs ich allein, ich Armer,
So viele tausend Pfeile,
Die deine Reize schossen,
In meinem Busen trage?
Muſst du mit bösen Zähnen
Auch dieses Glied verwunden,
Das vor der Morgensonne,
Das nach der Abendsonne,
Durch schwüle Sommertage,
Durch kalte Winternächte,
Nichts als dein Lob getönet?
Ja, weiſst du's Ungerechte?
Das ist dieselbe Zunge,
Die dieſs gelockte Haupthaar
Und dieses Schelmenäuglein
Und dieses Liljenbrüstchen,
Und dieses runde Hälschen
Hoch über jede Schönheit,
Die Jupitern entzückte,

Hoch über sie erhoben,
So daſs der ganze Himmel
Dich, Glückliche, beneidet.
Sie ist's, die dich, mein Leben,
Dich, Seele meiner Seele,
Dich, alle meine Liebe,
Dich, alle mein Vergnügen,
Dich, meine Turteltaube,
Mein Himmel, meine Venus
Geſeyert und gepriesen;
So daſs die andre Venus,
Die minder schöne Venus
Dich Glückliche beneidet.
Ha! oder schmeichelt dieses,
Selbst dieses deinem Hochmuth
Und reizt dich zur Verwundung,
Daſs du es weiſst, du Schelminn,
Daſs meine gute Zunge
Doch immer diese Wangen,
Dieſs Brüstchen, diese Lippen,
Dieſs Aeug'lein, diese Zähne,
Die lüstern ihr geschadet,
Daſs meine gute Zunge,
Wiewohl so sehr miſshandelt,
Wiewohl besät mit Wunden,
Doch diese Götterreize
Auch stammelnd noch besänge?
O stolze Macht der Schönheit!

IX.

Gieb nicht stets mir nasse Mäulchen, mische
Süſsem Lächeln lüsternes Gezische
Stets nicht bey, nicht immer schlinge dich,
O Geliebte, halb entseelt um mich.

Hüte dich das Maſs zu überschreiten!
Denn je himmlischer die Süſsigkeiten,
Desto schneller hinket Ueberdruſs
Nach und schüttet Gall in den Genuſs.

Wenn ich guter Küsse neun begehre,
So brich du mir sieben ab, gewähre
Mir nur zwey und laſs von diesen zweyn
Keinen lang, noch naſs, noch feurig seyn.

Sondern jenen Küssen laſs sie gleichen,
Welche Töchter ihrem Vater reichen,
Die in Cypripors verbothne Frucht
Niemals noch den kleinsten Biſs versucht.

Oder jenen, welche Phöbus Wangen
Von Dianens Schwestermund empfangen,
Eh Cupid die Göttinn dorthin rief,
Wo Endymion auf Blumen schlief:

Kam etwa Tochter oder Sohn
Und mir dasselbig' auch zerstört.
Ich hab' im Haus schier alle Oert'
Versucht. In solchem Herzenleid
Spann ich doch mehr denn beyde Maid.
Ich bin erstlich 'ne Jungfrau g'wesen,
Thut man in Ovidio lesen;
Arachne so war sonst mein Nam',
Meiner Kunst war die Pallas gram,
Die mich in eine Spinn' verkehret.
Also hab' ich mein' Zeit verzehret
Bey den höflichen Bürgersleuten,
Von edler Kunst mich abzuleiten.
Weil Jedermann mir setzet zu
So streng', ohn' alle Rast und Ruh'
Muſs ich die Bürgerschaft verlassen,
Und bin gleich jetzund auf der Straſsen.»

Zipperlein sprach: «Wo willt nun 'naus?»
Die Spinn' sprach: «In ein's Bauern Haus,
Will mich in einen Winkel schmücken,*)
Der hat wohl hunderttausend Mücken;
Da will ich mich wohl reichlich nähren,
Forthin mein' Tag' in Ruh' verzehren,
Weil wohl ein ganzes Jahr hinfähret,
Eh' man die Spinneweb' abkehret;

---

*) schmiegen.

So küss' und dann fleug aus dem Gesichte
Mir auf keuscher Engel Schwingen, flüchte,
Flüchte dich ins ferneste Gemach;
Auf den Schwingen Amors flieg' ich nach.

Und wie Geyer schwache Tauben packen,
Schling' ich meinen Arm um deinen Nacken,
Bis du deinem Ueberwinder fröhnst,
Bittend dich auf diese Schulter lehnst.

Und als ein Versöhnungsgeld mir zehen
Mäulchen biethest, die doch ich verschmähen,
Stolz verschmähen will; denn deine That
War nicht Frevel bloſs, war Hochverrath:

Drum sollst du zehntausend mir verehren,
Und bey allen deinen Reizen schwören,
Heilig schwören, für ein gleich Vergehn
Gleiche Straf' auch künftig auszustehen.

X.

Mich letzen Küsse jeder Art, mich letzt
Ein Kuſs, der angenehm die Lippen netzt:
Nicht minder lab' ich mich an trocknen Küssen,
Wobey oft Flammen mein Gebein durchflieſsen;
Gern bring' ich diesem marmornen Altar
Der runden Brust ein Mäulchenopfer dar;
Gern deiner Schultern, deines Halses Schnee,
In dem ich jedes Aederchen erspähe;
Gern zeichnet dir der Rächer meiner Qualen,
Mein Zahn, das Wangenpaar mit Mundenmahlen;
Gern, wenn dein liebeschmachtend Auge lockt,
Dein Mund sich öffnet, und dein Athem stockt;
Vertausch' ich unsre Zungen und vertausche
Die Seelen mit in diesem Wonnerausche.
Gleich viel, ob wir aufs weiche Canapee
Uns hingegossen, ob auf weichen Klee;
Gleich viel, ob deine Lipp' im Küssen eilet,
Ob sie sich stundenlang dabey verweilet,
Ob sie die meine streifet oder drücket;
Ist's nur ein Kuſs, so bin ich schon entzücket:
Entzücket, giebst mir du ihn, o mein Leben!
Und auch entzückt, wenn ich ihn dir darf geben.
Nur Eines merke! die Veränderung
Erhält uns alle Freuden ewig jung,

Und Wechsel nur entflieht dem Ueberdrusse.
Drum laſs die Kuſsart uns nach jedem Kusse
Verändern, wer sie nicht mehr ändern kann,
Der höre mit gesenkten Augen an,
Welch Urtheil über ihn nach den Novellen
Gott Cypripors die Amoretten fällen.
Er werd' als einer, der das Recht verletzt,
Zum Canapee geschleppt, dort eingesetzt
Und gebe seinem Sieger dann auf's neue
Der abgeküſsten Küsse ganze Reihe.

XI.

„Man flüstert sich ins Ohr, daſs ich zu schwelgend küsse,
„Und daſs die Vorzeit nie sich solche Küss' erlaubt;
„Wie wenn ich Lechzender dich in die Arme schlieſse,
„Und heiſse Kuſsbegier mir fast das Leben raubt:
„So soll ich ängstlich erst nach Andrer Urtheil fragen,
„Da ich kaum selber weiſs, wer oder wo ich bin?"
Neära höret mich und nickt bey meinen Klagen,
Sie lächelt mich zum Gott, sie stürzet auf mich hin
Und küſst mich; Venus küſst den Mars nicht halb so lüstern.
Da, ruft sie endlich auf, da sehet mir einmal
Die Thoren! laſs, mein Freund, laſs ihre Miſsgunst flüstern;
Denn dieser Fall gehört zu meinem Tribunal.

XII.

Ey! was thut ihr gar so wichtig,
Sittenlehrer! predigt nicht!
Meine Damen, nicht so züchtig!
Nehmt den Fächer vom Gesicht.

Hab' ich denn die frechen Truppe
Geilheitssänger hier vermehrt?
Lehrt' ich auch nur eine Gruppe,
Wie Sabellus *) viel gelehrt?

Nein ich sing', ein keuscher Dichter,
Unverdächt'ge Tändeley,
Mäulchen sing' ich, und als Richter
Spräche Cato selbst mich frey.

Jüngst sprach Liebchen: sey und bleibe
Unwollüstig im Gedicht:
Aber, guter Freund, bey Leibe
Hier in meinem Bette nicht.

---

*) S. den Martial XII. B. 43 Epig.

XIII.

Ich lag von süſsem Kampf ermattet; deinen Locken.
(Sie flossen lang herab,) drückt' ich die Lippen auf,
Von Flammenhitze fühlt' ich Kehl' und Gaumen trocken,
Stets hemmete sich mehr des Athems freyer Lauf.
Ich sahe schon den Styx, ich sahe Charons Nachen,
Da netzet mir dein tief herauf gehohlter Kuſs
Den dürren Mund und macht vom Tode mich erwachen;
Der Nachen Charons schwimmt leer auf dem Höllenfluſs.
Doch nein! es wankt darin mein Seelchen; mich belebet
Ein Theil des deinen nur, der hält die Glieder fest;
Doch weil er heimlich stets zu seinem Ganzen strebet:
So hilf, eh etwann er die Glieder auch verläſst.

Ist dir mein Leben lieb, so zieh die feuchte Lippe
Nie von den meinen weg, die unaufhörlich glühn;
Dann müsse, (schwingt der Tod einst wider uns die Hippe,)
Der Eine Geist zugleich aus beyder Leib entfliehn.

XIV.

Fort! fort! mit den ewigen Küssen!
Sie sind nur ein elender Trost:
Schon Jahre lang hungern zu müssen
Bey einer so kärglichen Kost!

Weg wend' es dieſs purpurne Mündchen,
Dieſs Aeug'lein voll himmlischen Licht!
Es schlägt doch das wonnige Stündchen,
Das wonnige Stündchen mir nicht.

Das, wo den beglückten Versucher
Die Krone Cytherens umstrahlt,
Und welches auf Einmal mit Wucher
Die Schulden der Liebe bezahlt.

Doch wie? du begiebst dich von hinnen?
Ha! hierin gehorchest du mir!
Ich sprach mit zerrütteten Sinnen;
Geliebteste, bleibe doch hier!

Und wend' es zu mir her dieſs Mündchen,
Dieſs Aeug'lein voll himmlischen Lichts!
Vielleicht schlägt just heute mein Stündchen:
Und besser ist etwas als nichts.

XV.

Einst hielt Cupidos Hand
Zu deinem Untergange
Den Bogen schon gespannt,
Da sieht er deine Wange
Aurorenmäſsig glühn,
Die Augen Funken sprühn
Und niemals stille stehn;
Er sieht des Busens Schnee
Rein, wie bey Cytheren,
Sieht Haare schwarz, wie Schleh,
Um deine Stirne schweben
Und deren Elfenbein
Schattiren und erheben.
Der Anblick nimmt ihn ein,
Weg wirft er seine Pfeile
Und fleugt in deinen Arm
Mit kindisch froher Eile,
Er küſst den Mund dir warm,
Küſst alle Zaubersäfte,
Küſst alle Liebeskräfte,
Dir in den Mund hinein;
Er schwört, dir hold zu seyn
Und nimmermehr zu schaden,
Da du mit seinen Gnaden

So überhäufet biſt,
Wer kann es ſeltſam finden,
Daſs deine Küſs' entzünden,
So kalt dein Herz auch iſt?

Magd und Knecht anders g'schaffen haben.
Schau, bey dem will ich mich eingraben,
Bey dem da bleib' ich unvertrieben,
Dieweil die Bauern mich auch lieben,
Da die Alten bey ihn'n sagen,
Ich thu' die bösen Dämpf' einnagen.
Drum bleib' ich ungeirret henken,
Vor einem dunkeln Fenster schwenken,
Von Mückendrecke übersponnen.
Daſs ich mich hab' so lang' besonnen
In der Stadt, das thut mich noch dauern.»

Das Zipperlein sprach: «Schweig' der Bauern,
Ich komm' erst flüchtig von ihn'n her;
Sie sind mir grob und gar gefähr. *)
Wo ich zog zu 'nem Bauern ein,
That er gar nicht verschonen mein,
Er schleppte mich durch Dreck und Koth.
Macht' ich ihm schon 'nen Fuſs gar roth,
So meynt', er hätt' ihn nur verrenkt;
Mit Arbeit er mich oft bekränkt,
Lud mit mir Mist, ackert und sät,
Er fuhr gen Holz, er drosch und mäht'.
Damit da thät er sich erhitzen,
Daſs er fast dünsten ward und schwitzen.
Derselbig' Schweiſs macht mich gar krank,

---

*) feind.

XVI.

O Mädchen, schön, wie kaum die Himmelslichter
Der Venus und der Cynthia,
Gieb mir so viele Küss', als ihrem gier'gen Dichter
Die holde Lesbia;

Als um die Wange dir Cupide schweben,
Als du im Busch der Locken hegst,
Im Spalt des Busens birgst, so viele Tod' und Leben
Du in den Augen trägst;

So viel als deine Kleider Reize decken,
(O selig, wer auch die erblickt!)
So viel als Liebespfeil' in meinem Busen stecken,
Die du hinein gedrückt.

So viele Küsse gieb mir, doch die Küsse
Belebe noch durch Tändeley,
Durch Lächeln, Zungenspiel und wiederhohlter Bisse
Wollüst'ge Raserey:

Laſs jeden Kuſs dem Kuſs der Tauben gleichen,
Wann durch die wieder grünen Aun
Ver und Favonius mit leichten Füſsen schleichen,
Und Erd' und Luft erlaun,

Und wälze dein von mancher Wollustthräne
Umwölktes Augenpaar hierher
Und lehne dich auf mich und flehe mit Gestöne;
„Halt mich! ich kann nicht mehr!»

Schnell wird mein Arm zum süſsen Dienst gebrauchet,
Mein heiſser Busen wärmet dich,
Indeſs mein Kuſs in dich ein neues Leben hauchet,
Bis wonnetodt auch ich

Dahinsink', und nun du um mich die Arme weben,
Du an der flammenvollen Brust
Mich wärmen und in mich ein neues bessers Leben
Durch Küsse hauchen muſst.

So schlüpfe froh die Jugend uns vorüber!
Das Alter schleicht ja doch heran,
Mit ihm ein Sorgenschwarm und Podagra und Fieber,
Ja gar der Knochenmann.

XVII.

Schön wie vom Thau der Nacht nie Morgenrosen glühten,
O Liebchen glüht dein Mund, benetzt vom Kuſs der Nacht;
Rings glänzen Lilien, wie wenn ein Kirschbaum Blüthen
Zugleich und Früchte trägt, voll Herbst und Sommerpracht.
Doch weh mir! wann dein Mund gerad' am schönsten pranget,
Des Morgens schiebst du mich hinaus zur Hinterthür.
O daſs dieſs Roth so kurz auf deinen Lippen hanget,
Und weg ist, kehr' ich Nachts nun wiederum zu dir!
Doch wenn sich unter Tags, wo ich durch Haine schleiche
Und dich nur denke, je dein süſser Mund erkeckt
Und andre küsset; dann deck' ihn die Todesbleiche,
Die jetzo das Gesicht mir Liebeskranken deckt.

XVIII.

Cythere sah einst deinen rothen Mund,
Um den ein weiſser Cirkel rund
Herum sich zieht; wie wenn des Künstlers Hand Corallen
Mit weiſsem Elfenbein umgiebt,
Sie sah ihn und rief schnell die flatternden Vasallen,
Die Liebesgötter her, was hilft's, sagt sie betrübt,
Daſs einst auf Idas Höhn mein Purpurmund gefallen,
Daſs ich dadurch zwey Göttinnen besiegt
Und aus der Hand des schäferlichen Richters
Den Preis erhielt, wenn nun durch dieses Dichters
Vermeſsnes Saitenspiel mein Ruhm danieder liegt?
Er singet, daſs der Mund Neärens, (o ich glühe
Vor Rachbegier und Scham!) den meinen überblühe.
Drum auf ihr Kinderchen! wenn eurer Mutter Schmerz,
Wenn ihre Schmach euch rührt; so werdet meine Rächer

Und leeret jenen ganzen Köcher
Der spitze Pfeile trägt, den leeret in sein Herz!
Doch in das Herz Neärens schieſset
Nur Pfeile, deren Bley es vor der Liebe schliesset.*)
Ach! allzu wohl ward Cypriens Geboth
Befolget! ich bin jetzt beynahe wonnentodt,
Du aber lachst mit kaltem Herzen,
Grausames Mädchen, meiner Schmerzen.
Doch wenn ein Fünkchen Billigkeit
In deiner Seele wohnt; so heile
Die Wunden rächerischer Pfeile
Mit dem besungnen Mund; der Quell von meinem Leid
Werd' auch der Quell von meinem Glücke!
Er küsse, was ich hiebevor
In reichem Maſsgenoſs und nun durch ihn verlor,
Gesundheit, Frieden, Ruh in dieses Herz zurücke.

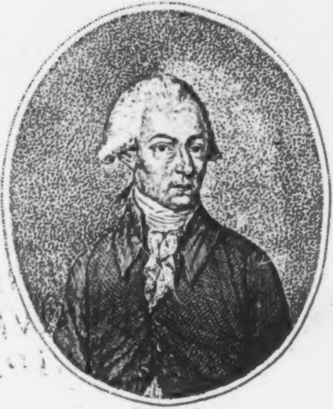
---

*) Eine Anspielung auf die zwey Arten Pfeile, die Ovid im I Buch der Verwandlungen beschreibt. Die Verse sind nach meines Freundes Prandstetter Uebersetzung folgende:

Des Einen Rohr ist dick, mit stumpfem Bley
Beschlagen, wo er trifft, macht er die Lieb entweichen;
Der andere vergoldet, scharf gespitzt,
Giebt Liebe jeder Brust, die seine Spitze ritzt.

XIX.

Ihr Bienen, trinkt nicht mehr den Honig aus Violen,
Noch aus der Frühlingsros' und grauem Thymian.
Ihr könnt von Liebchens Mund ihn zehnmal reiner hohlen,
Dort trefft ihr das Gedüft von allen Blumen an.
Nur laſst mich ungestört, mit euch mein Kuſsrecht üben,
Auch schlürft nicht alles Naſs von ihren Lippen ein,
Denn wiſst, daſs ich und sie den trocknen Kuſs nicht lieben,
Uns nöthigen hierzu würd' arger Undank seyn.
Auch sucht den Honig ja bescheiden wegzusaugen
Und zeigt den Stachel nicht, mit dem ihr nichts gewinnt:
Sie hat der Stacheln auch, die Stacheln ihrer Augen
Die viel gefährlicher als Bienenstacheln sind.



A. BLUMAUER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Acht und sechzigstes Bändchen.

Blumauer's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von J. *Engelmann.*

Alois Blumauer, der eifrigste Freund der Aufklärung und der unversöhnlichste Feind des Obscurantismus, ist ein geborner Oesterreicher. Steyer, im Lande ob der Ens, ist seine Geburtsstadt, wo er am 21. Dez. 1755 in's Leben trat. Er vollendete seine Studien

Wenn er mir in die Nasen stank.
Stieſs mich auch auf Wurzel und Stein,
Auch war mein' Nahrung bey ihm klein,
Er aſs nur Milch und Rüben und Kraut,
Gersten und Erbsen, was er baut',
Trank auch nur Wasser, Milch und Schotten,*)
That mich Zipperlein gar verspotten.
Drob wurd' ich gar hungrig und matt,
Konnt' nicht mehr bleiben an der Statt;
Der Aerzt' halb wollt' ich wohl seyn blieben.
Mit Hunger hat er mich austrieben;
Denn bey solch gering Trank und Speis'
Ist gar nicht zu bleiben mein' Weis',
Dieweil Bachus mein Vater ist,
Der mich gebar vor langer Frist
Durch gute Biſslein, starken Trank,
Alle Wollust und Müſsiggang.
Wie das denn lehrt die täglich' Prob'.
Dazu die Bauern sind zu grob,
Drum ich von ihnen g'zogen bin.“

Die Spinn' sprach: „Wo willt du denn hin?
Dein' Zeit forthin im Land vertreiben?“

Das Zipperlein sprach: „Nun will ich bleiben
Bey Bürgern, Adel oder Pfaffen.
Die haben jetzt nicht mehr zu schaffen,

---

*) Molken.

in seiner Vaterstadt, wurde im Jahr 1772 zu Wien bey St. Anna in die Gesellschaft Jesu aufgenommen, privatisirte dort nach deren Auflösung und wurde dann bey der Büchercensur als Censor angestellt. Diese Stelle legte er aber im Jahr 1793 wieder nieder und übernahm die Rudolph Gräffersche Buchhandlung, an welcher er schon seit 1786 einigen Antheil gehabt hatte. Wenn er früher fast ausschlieſslich dem Literarischen lebte, so gab er sich nun dem Merkantilischen hin, erfreute sich aber keiner ergiebigen Ausbeute. Er starb am 16. Merz 1798. Auf ihn wurde folgende Grabschrift gemacht: „Hier ruhet A. Bl., Censor, Dichter, Epikuräer, Freigeist, Genie, Hagestolz, Jesuit, Kenner Latiums, Maurer, Nato Oesterreichs, Pfaffenfeind; er quälte Roms Satelliten, travestirte unsterblich Virgils Werke u. s. w." Dieses Epigramm ist die richtigste Karakteristik des Dichters.

Blumauer trat im Jahr 1782 zuerst durch eine Sammlung seiner Gedichte auf, und schon durch diese erwarb er sich poetischen Ruf, den er später durch die Herausgabe seiner travestirten Aeneis ungemein erhöhte. Die letztere erschien zuerst im Jahr 1784 — 1788. Was die Gedichte betrifft, so athmen viele darunter Feuer und Leben, und sind in einer schönen, korrecten und männlichen Sprache vorgetragen; andere sind voll der drolligsten Laune, der treffendsten Satyre, des bittersten Spottes. Unerbittlich schwingt er die Geiſsel über die Gebrechen, Albernheiten und den Obscurantismus seiner Zeit. Unter den deutschen Dichtern behauptet Blumauer keinen unbedeutenden Rang, den man ihm um so lieber einräumen wird, wenn man weiſs, welche Schwierigkeiten, die seine Bildung hemmten, er zu besiegen hatte. Diesem Umstande muſs man auch die Flecken, von denen mehrere seiner Poesien nicht frey sind, zuschreiben; denn wirklich fällt zuweilen sein Witz ins Gemeine, der Wohlklang und die Sprachgesetze werden verletzt, die Sittlichkeit und die Regeln der feinern Welt werden mit Füſsen getreten. —

Diejenigen Gedichte, welche gegenwärtige Etui-Ausgabe liefert, sind mit Sorgfalt und steter Berücksichtigung der eben geahndeten Mängel aus der Sammlung von Blumauers sämmtlichen Gedichten in 4 Oktav-Bänden (Leipzig 1801 — 3) ausgewählt worden, und dürften etwa den dritten Theil der sämmtlichen Poesien des Dichters ausmachen. Die übrigen, (wenn man einige seiner bessern Freymaurerlieder ausnimmt) werden gebildete Leser wohl nicht vermissen. — Urtheile über Blumauers dichterischen Werth findet man 1) in der literarischen Reise durch Deutschland Heft 4. S. 1 — 13 und 2) in Pölitz's praktischem Handbuche zur Lectüre der deutschen Klassiker. II. S. 385 etc. Nachrichten von seinem Leben stehen: 1) im Allgemeinen literarischen Anzeiger 1798. Nro. 125 und 126. 2) in Meusel's Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. I. S. 430 etc.

Inhalt.

I. Lyrische Gedichte.

Seite
Glaubensbekenntniſs eines nach Wahrheit Ringenden 3
Die Buchdruckerkunst 15
Eile des Lebens 20
Aufmunterung zur Liebe und Lebensfreude. An Lilla 22
Lied der Freyheit 25
Lied eines Landmanns über den Fluch: Im Schweiſs seines Angesichts sein Brod zu essen 27
An die Donau 31
Meine Wünsche 33
Sehnsucht eines Liebenden 35

II. Satyren und Epigramme.

Dad Mädchen und der Vogel 39
Der Rechenmeister Amor 41
An das neue Jahr 43

Seite
An die Sonne 49
An den Mond 56
An den Magen 59
An die Langeweile 63
An den Wind 66
An den Teufel 71
Stutzerlied 76
Die beiden Menſchengröſsen 79
Der Zephyr und die Rose 81
Der politiſche Kannengieſser 86
Amors Waffen 89
Wundersame Klage eines Landmädchens . 91
Lob des Ochsen 96
Lob des Esels 99
Lob des Schweins 102
Lob des Hahns 105
Ode an den Leibstuhl 108
Der reiche Mann 112
Lob der Gans 115
Lob des Flohs 118
Dem Fräulein M. von B. 121

III. Erzählungen.

Graf Lauzun 125

I.

Lyrische Gedichte.

Glaubensbekenntniſs

eines

nach Wahrheit Ringenden.

Zwo Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie leiten ihn bald süd-, bald nordenwärts;
Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken,
Um recht zu handeln gab sie ihm das Herz.

Und zwey so schwachen Kräften unterthänig,
Wie schwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
O der Verstand hienieden weiſs so wenig,
Und ach, das Herz wünscht, ahnet, glaubt so viel!

Denn müſsig gehn und Wollust treiben,
Mit Baden, Spiel'n, Schlaf'n und Weiben,*)
Essen und trinken auch das Best'.
Bey denen werd' ich wohl gemäst't.
Da legt man mich auf sanfte Bett',
Trotz, der mich da anrühren thät;
Man wickelt mich ein und hält mich warm.
Ob mich die Aerzt' mit groſsem Schwarm
Mit ihrer Kunst wollen vertreiben,
So thu' ich dennoch länger bleiben.
Sobald ich nur ein wenig nachlaſs',
So lebt der Krank' voriger Maſs',
Und thut mich selbst locken und hegen,
Mit starker Kost und Tranke pflegen.
So thu' ich ihn denn wieder drucken,
So thut der Krank' sich wieder ducken,**)
Und hält 'ne Zeit sich still und mäſsig.
Laſs' ich nach, wird er wieder g'fräſsig.
Alsdann so vexir' ich ihn wieder,
Und nehm' ihm alle seine Glieder
Je eines nach dem andern ein.
Von ersten***) bin ich kurz und klein,
Thu' ihm an Einer Zehe weh';
Danach ich immer weiter geh',
Werd' mit der Zeit länger und gröſser,
Ein Gast, herber, bitterer und böser,
Endlich gar nicht zu treiben aus."

---

*) [illegible]oire. **) nachgeben. ***) Anfangs.

Im Wahn, der Wahrheit selber nachzufliegen,
Jagt oft der Geist nach einer Wolke bloſs:
Im Wahn, der Tugend selbst im Arm zu liegen,
Liegt oft das Herz dem Laster in dem Schoos.

Und sind nicht diese Führer auf den Wegen
Des Glücks oft mit sich selbst im Widerspruch?
Ist nicht oft das, was die Vernunft als Segen
Erkennt und billigt, der Empfindung Fluch?

Glaubt nicht das Herz oft Tugend da zu finden,
Wo der Verstand nur Irrthum, Täuschung sieht?
Beweist nicht die Vernunft mit ihren Gründen
Oft Rechte, die das Herz als Laster flieht?

Kann uns ein Licht, das jedes Wölkchen trübet,
Wohl zeigen, wo die helle Wahrheit sey?
Bleibt ein Gefühl, das auch den Irrthum liebet,
Wohl stets der reinen wahren Tugend treu?

Drum meinen viele, die's bequemer finden,
Sich einer fremden Hülfe zu vertraun:
Man müsse, wo die Wahrheit zu ergründen
So schwer ist, nur auf fremden Glauben baun.

Allein ist glauben sicherer als wissen?
Gehorsam besser als das Selbstgefühl?
Und bringt ein Licht, das wir entlehnen müssen,
Uns leichter als das Eigene zum Ziel?

Ist nicht der Funke, der im Menschen flimmert,
Ein Licht, so gleich vertheilt als allgemein?
Und wird die Sonne, die hier Lands uns schimmert,
In andern Zonen ohne Flecken seyn?

Ist's sichrer, sich die Augen zu verbinden,
Um an des andern Stab' einherzugehn?
Gab die Natur uns Augen zum Erblinden,
Und Füſse, um nicht selbst darauf zu stehn?

Und dennoch ist in manchen Prüfungsstunden
Das Herz so gern dem Glauben unterthan,
Und oft schlägt ihm die strenge Wahrheit Wunden,
Die nur allein der Glaube heilen kann.

Ja, auch dem Glauben ist sein Reich beschieden,
So gut wie der Vernunft; allein wer kennt
Die Linie, die sein Gebiet hienieden
Von dem Gebiete des Verstandes trennt?

Nur da, wo die Vernunft mit ihren Blöſsen
Nicht hinreicht, fängt das Reich des Glaubens an.
Doch wer hat des Verstandes Arm gemessen,
Und wer bestimmt, wie weit er reichen kann?

Muſs nicht der Glaube bloſs zum Mantel dienen,
Den stets der Geist um seine Blöſsen warf?
Und darf der Sterbliche sich auch erkühnen,
Noch mehr zu denken, als er wissen darf? —

O du, der mir den Geist voll Durst nach Wahrheit
Und ein so weiches Herz zum Glauben gab,
Dir leg' ich hier am Throne deiner Klarheit
Ein frey Bekenntniſs meines Glaubens ab.

Nur dir, Unendlicher! weil meine Seele
Vor deinem Blick' allein sich nicht verschlieſst,
Nur dir, weil du allein nur, wenn ich fehle,
Und nicht der Mensch in Rom, mein Richter bist.

Nur dir, weil du nicht so wie Menschen strafen,
Nicht unduldsam wie Menschen zürnen kannst

Und einen Geist, den du selbst frey geschaffen,
Nicht so wie sie an's Joch des Glaubens spannst.

Und leuchtet nicht mein Geist mit deinem Lichte?
Haſt du nicht jeden Strahl ihm zugezählt?
Geht mit dem Mond die Sonne zu Gerichte,
Wenn er nicht so wie sie die Nacht erhellt?

So höre denn, und zünde, wenn ich fehle,
Nur einen Strahl von deinem Licht mir an:
Ein Strahl aus deiner Hand in meiner Seele,
Ein Strahl des Heils, kein Strahl vom Vatikan. —

Ich glaube, daſs du manchen Lebensmüden
Mit Glauben an die beſsre Zukunft labst,
Allein ich weiſs auch, daſs du mir hienieden
Den regen Geist nicht bloſs zum Glauben gabst.

Ich glaube, daſs der Glaub' in allen Zeiten
Den schwachen Geist des Menschen aufrecht hielt,
Daſs er ihn stärkt in Widerwärtigkeiten,
Und ihn mit süſsen Hoffnungen erfüllt;

Allein ich weiſs — die Welt hat es erfahren —
Daſs selbst der Glaub' in deiner Priester Hand
Mehr Böses that in siebzehn hundert Jahren,
Als in sechs tausend Jahren der Verstand.

Ich glaube, daſs der Mensch in einer Zone
Dem Licht sich mehr als in der andern naht,
Allein ich weiſs, er hat kein Recht zum Lohne,
Weil Rom, nicht Japan, ihn erzeuget hat.

Ich weiſs, daſs ich den Himmel nicht verdiene,
Und daſs du wenig Dank mir schuldig bist,
Weil ich dir, Herr! in einem Tempel diene,
Der meines Vaters Haus' am nächsten ist.

Ich glaube, daſs dir eine Art zu dienen
Mehr als die andere gefallen kann;
Allein ich weiſs du hörest den Braminen
So gut als wie den frommen Christen an.

Ich glaube, daſs du das Gesetz der Liebe
Auf harten Stein einst für die Menschen schriebst;
Allein ich fühl' es, daſs es kraftlos bliebe,
Wenn du's nicht auch in's weiche Herz uns grübst.

Ich glaube, daſs du uns ein Buch gegeben,
Das manche Spur von deiner Hand verräth,
Daſs du darin für unser Erdenleben
Manch Samenkorn des Guten ausgesä't;

Allein ich kenn' ein Buch, von dir geschrieben,
Und leserlich für jede Kreatur,
Ein Buch, das einzig unverfälscht geblieben,
Das groſse Buch der heiligen Natur.

Ich glaube, daſs du Menschen ohn' Erbarmen
Mit eignem Mund ein gleiches Maſs gedroht;
Allein mein Herz hört aus dem Mund des Armen
Viel dringender und lauter dein Gebot.

Ich glaube, daſs Geheimnisse dich ehren,
Die nur ein Geist von deiner Gröſse faſst;
Allein ich weiſs, daſs du für diese Lehren
Uns keine Geisteskraft gegeben hast.

Ich glaube, daſs du auf geweihte Tempel
Und auf Altäre gnädig niedersiehst;
Allein ich weiſs, daſs nur die Welt dein Tempel,
Und unser Herz dein liebster Altar ist.

Ich glaube, daſs du uns zu allen Zeiten
Durch Wunder kund gethan, wie stark du bist;
Allein ich seh's, daſs dieser Bau der weiten
Und schönen Welt dein gröſstes Wunder ist.

Ich glaube, daſs die schon verklärten Seelen
Dir werth sind, die der Mensch sonst heilig nennt,
Und daſs wir gern auf ihren Beystand zählen,
Weil sie von uns kein solcher Abstand trennt:

Allein ich weiſs, daſs um des Menschen Bitte
Zu prüfen, deine Weisheit keinen Rath,
Und um sie zu gewähren, deine Güte
Nie einen fremden Antrieb nöthig hat.

Ich glaube, Herr, daſs meiner Seele Schwächen
Mich manchmal ab von deinen Wegen ziehn,
Und daſs ich durch beständige Verbrechen
Werth deines Zorns und deiner Rache bin;

Allein ich weiſs, daſs meine Bosheit alle
So wenig je dein Herz verbittern kann,
So wenig, als ein kleiner Tropfen Galle
Den unermeſsnen weiten Ozean.

Ich glaube, daſs uns Menschen zu erlösen
Ein Werk von drey und dreyſsig Jahren war;
Doch weiſs ich, daſs es nur ein Wort gewesen,
Daſs Millionen uns gebahr.

Ich glaube, Herr! daſs meines Geistes Kräften
Ein ew'ger Wirkungskreis dort oben winkt;
Allein ich weiſs, daſs er von den Geschäften
Nur eines Tags schon matt in Schlummer sinkt.

Ich glaube, daſs du nur auf einer Bahne
Den Geist des Menschen zur Erkenntniſs rufst;
Allein ich weiſs, daſs du im Oceane
Des Sternenlichts auch manchen Irrstern schufst.

Ich glaube, daſs du Sinnen mir gegeben,
Auf die allein mein Geist sein Wissen baut,
Ja, daſs du diesen Führern selbst mein Leben,
Und alle meine Kenntniſs anvertraut;

Allein ich weiſs, daſs meine beyden Augen,
Durch die geführt, mein Geist so willig geht,
Mir nicht einmal zu unterscheiden taugen,
Ob deine Sonne gehet oder steht.

Ich glaube, daſs mein Herz, trotz seinen Schwächen,
Der Tugend nur zum Sitz bestimmet ist;
Allein ich weiſs, daſs Tugend und Verbrechen
Unmerklich oft in eins zusammenflieſst.

Ich glaub', es kann mein Leiden hier auf Erden
In deinen Augen mir verdienstlich seyn;
Allein ich weiſs, der Kinder Leiden werden
Nie eines guten Vaters Herz erfreun.

Und so, o Herr! dem Widerspruch zum Raube,
Gibt sich mein Geist der Ungewiſsheit preis:
So stürzt Vernunft das nieder, was ich glaube,
Und so verdammt der Glaube, was ich weiſs.

Und ach! in diesen dichten Finsternissen,
Worin mein Geist stets mit sich selber ringt,
Wer sagt mir, ob mein Glauben oder Wissen
Hienieden mich der Wahrheit näher bringt?

Soll ich, o Herr! dem Glauben ganz entsagen,
Weil er den freyen Geist tyrannisirt!
Sag', oder soll ich den Verstand verklagen,
Daſs er zum Mörder meines Glaubens wird?

Ist's Sünde, nicht auf einen Führer bauen,
Den die Vernunft als einen Irrwisch haſst?
Ist es Verdienst, dem Lichte nicht zu trauen,
Das du mir selber angezündet hast?

Kann ich dein Wort nur in der Bibel lesen,
Steht dein Gebot auf zweyen Tafeln nur?
Sprachst du nur dort, und ist's ein ander Wesen
Als du, das mit mir spricht durch die Natur?

Ist das nur Tugend, was ich darum übe,
Weil mich der Glaub' allein es üben lehrt?
Und ist all das, was der Natur zu Liebe
Geschieht, von dir nicht eines Blickes werth?

Hast du allein an jenem Guten Freude,
Was einem deiner Gläubigen entsprieſst?
Und ist dir's völlig Eins nur, ob der Heide
Ein Titus oder ein Thersites ist? —

O du, der mir den regen Trieb nach Wahrheit,
Und dieses Herz voll Treu' und Glauben gab,
O sende von dem Sitze deiner Klarheit
Nur einen Strahl auf meinen Geist herab!

Die Spinn' sprach: «Ich komm' in ein Haus
Erstlich einig und ganz allein,
Gleich wie du, unachtsam und klein.
Im Winter mich etwan verkreuch;
Im Lenz ich wieder hervor zeuch.
Ich lege Eyer und thu' nisten,
Zeuch aus meine Jung'n in kurzen Fristen;
Derselben ist ohn' Maſs und Zahl. –
Umzieh' das ganz' Haus überall,
In Stuben, Kammer und allen Gäden, *)
Vor allen Löchern, Fenstern und Läden,
Mit meinem jungen Web' und Netzen.
Da thu' in Freuden mich ergötzen;
Drum bitt' ich, komm nach kurzer Zeit
Aufs Dorf, beschau' mein' Herrlichkeit,
In meines armen Bauern Haus.» —

«Ich komm' nicht mehr aufs Dorf hinaus,»
Sprach das Zipperlein mit Verlangen:
«In der Stadt werd' ich schön empfangen.
Da weiſs ich einen Bürger reich,
Denselben ich noch heint erschleich',
Weil er gleich sitzt in ein'm Banket,
Der mich lang' zu ihm locken thät,
Mit starker Speise und mit Trank.
Der wird aufnehmen mich zu Dank,

---

*) Stockwerken.

Sieh diesen schweren Kampf, den mein Gewissen
Mit dem Verstande kämpft, mitleidig an;
Und lehre mich ein Mittel, wie mein Wissen
Mit meinem Glauben sich vereinen kann. —

Und hast du denn von dieser meiner Bitte
Dein gütig Ohr auf immer weggewandt,
So nimm — ich fleh's, o Herr! zu deiner Güte —
Nimm mir den Glauben — oder den Verstand.

Die Buchdruckerkunst *).

Der stolze Mensch, an seines Lebens Ziele
Noch immer lüstern nach Vergötterung,
Erfand von je der schlauen Künste viele
Zu ſeines kurzen Seyns Verewigung.

Zum Himmel hebt sich Marmor, schwingt sich Ode,
Wenn in ihr Nichts der Fürsten Gröſse sinkt,
Und mancher Fürstenleib hüllt nach dem Tode
In Ambra sich, indeſs sein Name stinkt.

---

*) Bey Gelegenheit einer durch Herrn von Kurzbeck und Mansfeld in Wien neu errichteten Schriftgiesserey.

Noch ſtolzer pflanzt die menſchlichen Gerippe
Der Aberglaub' auf Hochaltäre hin,
Und eine Welt berührt mit frommer Lippe
Den Leib, vor dem ſie vorher ausgeſpie'n.

So wird Labrè, der einſt im Gaſſenmiſte
Sich ſeine Nahrung ſuchte, gleich dem Schwein *),
Nun bald, verklärt auf hohem Schaugerüſte,
Ein Gegenſtand der Volksverehrung ſeyn.

So ward die Hülle, die als ihrem Meiſter
Der Seele dient, von Menſchen ſtets geehrt;
Doch die Reliquien der groſsen Geiſter
Fand nie die Welt ſo vieler Achtung werth.

Sie ätzte mit ſtiefmütterlichen Händen
Der Weisheit Schätze nur in rohen Stein,
Und hüllte, daſs nur wenige ſie fänden,
Sie noch ſogar in Hieroglyphen ein.

---

*) Die Lebensbeſchreiber dieſes angehenden neuen Heiligen erzählen, daſs er ſich mitunter auch von den aus den Häuſern weggeworfenen Schalen der Pomeranzen und Zitronen nährte.

Selbst dann, als sie dem edleren Erfinder
Der Schreibekunst dies Kleinod anvertraut,
Da kleideten der Weisheit schönste Kinder
Demüthig sich in eine Eselshaut.

Oft nur gehüllt in Blätter, Bast und Rinde,
Oft auch geätzt in Holz und Wachs und Bley,
Ward doch die Weisheit bald ein Spiel der
Winde,
Und bald ein Spiel der Menschentyranney.

Sie war's, die ein Tyrann einst so verkannte,
Daſs er befahl den Flammen sie zu weihn *);
Sie war's, die einst ein groſser Papst verbrannte,
Um groſs, so wie Herostratus, zu seyn **).

Nur kümmerlich im gothischen Gewande
Erhielt sie sich durch ihrer Feinde Hand †),
Bis endlich ihr in unserm Vaterlande
Die deutsche Kunst ein besser Kleid erfand ††).

---

*) Omar, der zweyte Kalife nach Mohamed.

**) Gregor der Groſse.

†) Der Mönche.

††) Johann Guttenberg, Johann Faust und Peter Schöffer, die Erfinder der Buchdruckerkunst.

Rein, einfach, so wie sie und ihre Lehre,
War nun das Kleid, das man für sie erdacht,
Seitdem gieng auch dem Vaterland zur Ehre
Die Wahrheit stets in einer deutschen Tracht.

Allein der Deutsche blieb bey dem Gewande,
Das er zur Nothdurft ihr gegeben, stehn,
Und überlieſs nun einem fremden Lande
Den Ruhm, auch schön gekleidet sie zu sehn.

Der Alde, der Stephan und Baskerville,
Und der Didots, und der Bodoni's Hand *)
Verschönerte der Weisheit deutsche Hülle,
Und weit zurück blieb unser Vaterland;

Denn eine deutsche Lotterbubenrotte
Vergriff sich hier am Geisteseigenthum,
Und hieng der Weisheit Kinder nun zum Spotte
Die Lumpen ihres eignen Schmutzes um.

---

*) Jeder Kenner der Kunstgeschichte wird sich hier die älteren Namen eines Plantin und Elzevir und die neuern eines Ibarra, Breitkopf, Göschen und Unger hinzu denken.

Piraten gleich, die fremde Habe plündern,
Nahm diese Bande mit dem Ruhm vorlieb,
Daſs sie ein ganzes Heer von Geisteskindern,
Den Sklaven gleich herum zu Markte trieb.

Ein Deutscher war der schönsten Kunst Erfinder,
Die für die Weisheit je der Geist ersann,
Und seine goldbegier'gen Kindeskinder
Vernichteten, was er für sie gethan.

Wie lange wird zur Schande unsrer Väter
Noch deutscher Schmutz die deutsche Kunst entweihn;
Und wird der Schritt, den hier ein Ehrenretter
Der Weisheit wagt, ganz ohne Folgen seyn?

Eile des Lebens.

An Minna.

Liebe: unser lang gepries'nes Leben
  Ist ein einz'ger Augenblick,
O genieſs ihn! Götterkräfte geben
  Dir ihn nimmermehr zurück.

Unaufhaltsam rollt die Zeit, und führet
  Vor und nach sich keine Spur,
Und von ihrem groſsen Rad berühret
  Uns ein einzig Pünktchen nur.

Von drey kurzen Lebensaugenblicken
  Ist der eine Wunsch, der andre Traum,
Und den dritten, der uns zu beglücken
  Da ist, fühlen wir oft kaum.

Darum laſs uns nichts von allem wissen,
  Weder vor- noch rückwärts sehn,
Selbst den Augenblick noch halb genieſsen,
  Wo wir beyde einst vergehn.

Aufmunterung
zur
Lieb' und Lebensfreude.

An Lilla.

Keine bange Sorge, liebes Mädchen,
  Kränke dein mich liebend Herz,
Nur am ſanften bunten Freudenfädchen
  Gängle dich der Liebe Scherz!

Wie ein Zephyrlüftchen, ſanft und leiſe,
  Weh der Liebe Hauch aus dir!
Lerchenſang, nicht Nachtigallenweiſe,
  Tön' aus deiner Kehle mir!

Nur mit leichtem ſtillen Wonnebeben
Poche ſanft dein Herz mir zu,
Nur der Liebe Luſtgefühle beben
Deinen Buſen aus der Ruh!

Aus dem ſanften Zauberauge blinke
Dir die Luſt der Liebe nur,
Und wenn draus ich deine Thränen trinke,
Sey'n es Freudenthränen nur.

Deiner Tag- und Nachtgedanken Reihe
Sey ein Roſenkettchen dir;
Wachend oder träumend immer freue,
Freue, Mädchen, dich mit mir!

Jede deiner Morgenſtunden glänze
Roſig, wie dein Angeſicht,
Hehr und heiter ſey des Tages Gränze,
Wie dein reines Augenlicht.

Und auf jedem deiner Tritte ſprieſse
Dir ein Freudenblümchen auf,
Und du, liebes holdes Mädchen, gieſse
Nur des Dankes Thränen drauf.

Mich auf ein seiden Kissen legen.
Mein' Schwester Spinn', laſs dich bewegen,
In die Stadt wieder mit mir kehr'
Und schau' mein' Herrlichkeit und Ehr',
Wie mich der Bürger hält so wohl.»

Die Spinn' sprach: «Müſst' ich doch seyn voll,*)
Daſs ich mein Leben wagt' dahin;
Froh bin ich, daſs ich ledig bin!
Ich zeuch dahin ins Bauernhaus
Und komm' auch nimmermehr heraus.
Bleib' bey dein'm Bürger in der Stadt,
Da man dich auch in Ehren hat,
So sind wir all' beyd' wohl versehen.»

Das Zipperlein sprach: «Das soll geschehen;
Zeuch hin, ich wünsch' dir Glück und Heil.»

* * *

Also zog hin ein jeder Theil;
Die Spinn' auf's Dorf hin zu den Bauern,
Das Zipperlein in die Stadtmauern,
Das Fuſs für Fuſs gar langsam ging.
Zu laufen ich alsbald anfing

---

*) betrunken.

Von den Bäumen, Wiesen, Blumen, Flüſsen
Lächle dir Vergnügen zu,
Und den Wonnebecher der Natur, den süſsen
Wonnebecher, leere du.

Wandle in der Sonne hellem Auge
Mit verklärtem Angesicht,
Und in stil'er Abenddämmrung sauge
Wonne nur aus Lunens Licht.

Selten, Mädchen, girre mit dem Täubchen,
Klage mit der Nachtigall;
Denn du hast ja, liebes Herzensweibchen,
Mich und deine Lieben all.

Diesen Kranz von Lebensfreuden winde
Stets dir Herz und Phantasie!
Leiden — unser Wiegenangebinde —
Trage, Liebchen, — such' es nie!

Lied der Freyheit.

Wer unter eines Mädchens Hand
  Sich als ein Sklave schmiegt,
Und von der Liebe fest gebannt,
  In schnöden Fesseln liegt,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freyheit nicht.

Wer sich um Fürstengunst und Rang
  Mit saurem Schweiſs bemüht,
Und eingespannt sein lebelang,
  Am Pflug des Staates zieht,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freyheit nicht.

Wer ihm ein schimmerndes Metall
Dem bösen Mammon dient,
Und seiner vollen Säcke Zahl
Nur zu vermehren sinnt,
Weh dem! der ist ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freyheit nicht.

Doch wer dieſs alles leicht entbehrt,
Wornach der Thor nur strebt,
Und froh bey seinem eignen Heerd
Nur sich, nie Andern, lebt,
Der ist's allein, der sagen kann:
Wohl mir, ich bin ein freyer Mann!

Lied eines Landmanns

über den Fluch:

Im Schweiſs seines Angesichts sein Brod zu essen.

Bey meinem Eid! mir schmecket nichts,
Als was im Schweiſs des Angesichts
  Ich selbst gepflanzet habe;
Zwar iſst sich auch der Reiche satt;
Allein das Brod heiſst in der Stadt
  Gar selten Gottes Gabe.

Drum schlägt es auch dem reichen Mann
Daselbst so wunderselten an;
  Er mag sein Mahl mir preiſsen,
Ich dank'. Er sitzt dabey, und flucht
Der Unverdaulichkeit, und sucht
  Den Hunger in den Speisen.

Der Narr! er wird ihn nimmermehr,
Und sucht er ihn auch noch so sehr,
In seiner Schüssel finden;
Und seufzt er denn nach Appetit,
So komm' er her und helfe mit
Im Feld die Garben binden.

Und so das nicht den Eckel bannt,
So nehm' er noch die Axt zur Hand,
Und haue mit uns Buchen,
Drauf setz' er sich zum Milchtopf hin,
Und traun! es wird der Hunger ihn,
Nicht er den Hunger suchen.

Und nach gestilltem Appetit
Da braucht es wohl kein Wiegenlied,
Den Herrn auch einzuwiegen:
Es wird sich dann auf hartem Brett
Viel besser als im Himmelbett
Auf weichen Flaumen liegen.

Weiſs Gott, was all' für Weh und Leid
Im Magen und im Eingeweid
Die Müſsiggänger klagen:
Nur zu Mittags- und Abendszeit,
Wenn er nach Trank und Speise schreyt,
Empfind' ich meinen Magen.

Die Arbeit ist zu jeder Zeit
Zu Appetit und Munterkeit
Der ächte Wunderschlüssel;
So voll auch Topf und Teller ist,
Ich leere sie; kein Eckel friſst,
Mit mir aus meiner Schüssel.

Die Bäume, die ich pflanze, sind
So lieb mir, als mein eigen Kind;
Und so sie Frucht ansetzen,
So führ' ich meine Buben hin,
Und lasse sie mit frohem Sinn
Daran die Gaumen letzen.

Und so sie dann mit frohem Muth
Mir zuschreyn: Vater, das ist gut!
So sag' ich ihnen: Sehet,
So ist die Frucht der Arbeit hold!
Doch Kinder, wenn ihr ernten wollt,
So gehet hin, und säet!

Mein Gärtchen ist beständig voll,
Ich darf mit Geld um Kraut und Kohl
Nicht erst zu Markte laufen:
Mein Zugemüſs schmeckt doppelt ſüſs;
O wüſsten groſse Herren dies,
Sie würden es nicht kaufen.

Mein Kapital ist Arbeit bloſs,
Das leg' ich in der Erde Schoos'
Auf hohe Zinsen nieder;
Und diese giebt mir allemal
Die Zinsen sammt dem Kapital
Wohl hundertfältig wieder.

Und fühl' ich oft der Arbeit Druck,
Und will vom schwergehaltnen Pflug
Die matte Hand mir sinken,
So denk' ich meiner Mühe Lohn,
Und seh voraus im Geiste schon
Die vollen Aehren winken.

Ich bin vergnügt, und tauschte nicht,
Was auch davon die Bibel spricht,
Mit Adams Paradiese:
Er wuſste nicht, was Arbeit war,
Und lag das liebe lange Jahr
Auf seiner grünen Wiese.

Und war ihm, wenn er müſsig lag,
Wie mir an einem Feyertag,
So hab' ich nichts dagegen,
Und denke mir: du lieber Gott!
Mit deinem Fluch hat's keine Noth,
Mir ist er lauter Segen!

An die Donau.

O wohl mir, daſs ich, deutscher Strom,
Dich unser nennen kann!
Ist wer, der's läugnen will, der komm,
Er komm, und seh dich an.

Er seh die deutsche Gröſse, die
Du an der Stirne trägst,
Den deutschen Muth, wenn du, wie sie
Empöret, Wellen schlägst.

Den deutschen Riesenschritt seh er
In deinem Heldengang,
Und nenn' ein Volk, das ähnlicher
Sich seiner Quell' entschwang.

Er seh, wie brünstig du dem Meer
Die sieben Arme reichst,
Und sage, welchem Volk du mehr
Im Freundschaftsbunde gleichst!

In deinem stillbescheidnen Lauf,
Der mehr enthält, als weist,
Da deck' er deine Tiefen auf,
Und rufe: — Deutscher Geist!

Drum wohl mir, deutscher Vaterstrom,
Daſs ich dich preisen kann,
Und wer ein Deutscher ist, der komm,
Und seh sein Urbild an.

Meine Wünsche.

Die Erde ist so groſs und hehr,
Man sieht mit Lust sie an,
Und wer sie ganz besäſse, wär'
Ein überreicher Mann:
Doch hätt' ich gnug für meinen Sinn
An einem kleinen Fleckchen drinn.

Und dieses Fleckchen wählet' ich
Auf einem Hügelchen,
Von dem ich könnte rund um mich
So recht in's Freye sehn,
Um von der lieben Erde Plan
So viel zu sehen, als ich kann.

Auf diesem Fleckchen stünde dann
Ein Häuschen nett und klein;
Da nistet' ich, zufriedner Mann,
Mit Weib und Kind mich ein:
Denn leben ohne Weib und Kind,
Heiſst — mühsam segeln ohne Wind.

In die Stadt, die Bürger zu warnen
Vor des argen Zipperleins Garnen.
Das wird heint auf den Abend kommen,
Und zu Gast werden aufgenommen.
Drum, wer ihm nicht woll' Herberg' geben,
Derselb' verzehren soll sein Leben
Mit harter Arbeit, geringer Kost.
Wie denn Petrarcha giebt 'nen Trost:
Armuth das Zipperlein treibt aus,
Das nur wohnt in der Reichen Haus;
Doch welcher Reicher ärmlich leb',
Das Zipperlein die Flucht auch geb'.
Derhalb so flieh', wer fliehen mag,
Daſs das Zipperlein auf den Tag
Nicht bey ihm einkehr' und aufwachs'
Durch Ueberfluſs; das räth Hans Sachs.

Und hätt' ich noch ein Gärtchen dran,
So baut' ich es mit Fleiſs;
Das gäbe Kraut und Kohl mir dann
Für meinen baaren Schweiſs,
Auch legt' ich manchen Pfirsichkern;
Denn Weib und Kinder naschen gern.

Und hätt' ich auch so nebenbey
Mein gutes Fäſschen Wein,
So reiste wohl kein Freund vorbey,
Er spräche bey mir ein:
Wir sähen froh ihm ins Gesicht,
Und zählten ihm die Gläser nicht.

Nur sey, um mich deſs all zu freu'n,
Mir noch ein Gut beschert,
Ein Gut — o mehr, als Freund und Wein
Und Haus und Gärtchen werth! —
Die Freyheit! — wenn mir die gebricht, —
So brauch' ich alles andre nicht!

Sehnsucht eines Liebenden.

Immerdar mit leisem Weben
Schwebt dein süſses Bild vor mir,
Und ein liebesehnend Beben
Zittert durch die Seele mir.

Weg aus deinem Zauberkreise,
Wo du mich so fest gebannt,
Zog durch eine weite Reise
Mich die Freundschaft auf das Land.

Hier im Mutterarm der schönen,
Allerfreuenden Natur,
Fehlt zum Allgenuſs der Schönen,
Herrliche, dein Kuſs mir nur.

Halbgenossen glitscht die Freude
Ueber meinem Herzen hin,
Die Natur im Frühlingskleide
Seh' ich nur mit halbem Sinn.

Todt sind ohne dich die Fluren,
  Eine Wüste die Natur,
An den Bäumen find' ich Spuren
  Meiner heiſsen Sehnsucht nur.

Wenn ein liebesehnend Drücken
  Mich hinaus in's Freye zieht,
Such' ich oft des Berges Rücken,
  Der dich meinem Aug' entzieht;

Bleibe dann, wie eine Büste,
  Starr nach dir hinsehend stehn,
Seh' und seh', und mein', ich müſste
  Dich zu mir heruber sehn.

Aber, still heraufgegangen
  Kommt der Mond statt deiner dann,
Und ein inniger Verlangen
  Flammt in meiner Brust sich an.

Hin, ach, hin zu seinen Höhen
  Möcht' ich fliegen, und auf dich,
Ach, auf dich herniedersehen,
  Und herniederschwingen mich.

II.

Satyren und Epigramme.

Das Mädchen und der Vogel.

Ein Vogel kam geflogen
  Jüngst in mein Kämmerchen
Auf Flügeln, wie der Bogen
  Der Iris, bunt und schön.
Er flog um mich im Kreise,
  Und sang ohn' Unterlaſs
So rührend sanft und leise,
  Als bät' er mich um was.

Er machte da sich immer
  Um mich etwas zu thun,
Und lieſs mich Arme nimmer,
  Wenn ich allein war, ruhn.
Bald tippt' er mir die Wangen,
  Bald sang er mir in's Ohr,
Bald hatt' er mit den Spangen
  Am Mieder etwas vor.

Mir war sein Spiel behäglich,
Und unterhielt mich sehr;
Der Vogel wurde täglich
Mir unentbehrlicher;
Und daſs ich sicher wäre,
Ihn stets um mich zu sehn,
Stutzt' ich mit einer Scheere
Ihm beyde Flügelchen.

Nun war er nur noch zahmer,
Und glücklicher sein Loos:
So oft ich rief, so kam er,
Und schlief in meinem Schoos.
Er spielte manche Stunde
Um meines Mieders Band;
Er trank mir aus dem Munde,
Und aſs mir aus der Hand.

Doch während ich ihn pflegte,
Wuchs ihm sein Flügelpaar:
Und ach! zu spät entdeckte
Ich, daſs er flücke war.
Er flog vor meinem Blicke
Davon, und sang im Fliehn:
Ich kehre nicht zurücke,
So wahr ich Amor bin!

Der Rechenmeister Amor.

Der Tausendkünstler Amor lieſs
Sich bey der jungen Dorilis
  Zum Rechenmeister dingen,
Und wuſst' in einer Stunde da
Die ganze Arithmetika
  Ihr spielend beyzubringen.

Im Rechnen und im Lieben sind
Fünf Species, mein schönes Kind,
  Die will ich dich dozieren:
Ich küsse dich — ein — zwey — dreymal,
Du zählest diese Küſschen all,
  Und daſs heiſst Numeriren.

Zu meinen Küssen setzest du
Dann auch die deinigen hinzu,
So lernest du Addiren:
Zählst du mir deine Küſschen her,
Und findest dann um Einen mehr:
So kannst du Subtrahiren.

Die vierte Species, mein Kind,
Könnt' ich zwar eben so geschwind
Dir praktisch expliciren;
Allein das Einmaleins ist lang,
Und jungen Mädchen wird oft bang
Vor dem Multipliciren.

Dies, Mädchen, merke dir nun an:
Wo eins der Faktor ist, da kann
Man nicht Multipliciren.
Doch käm' ein Nüllchen noch hinzu —
Auch noch so klein — so würdest du
Gar bald das Faktum spüren.

Drum laſs in dieser Specie
Nicht früher dich, als in der Eh',
Durch Hymen instruiren;
Denn auf's Multipliciren kömmt,
Was man sich auch dagegen stemmt,
Von selbst das Dividiren.

An das neue Jahr.

1785.

Warum, o neues Jahr, soll ich
Mich deiner Ankunft freuen?
Man weiſs ja niemahls, soll man dich
Mehr wünschen, oder scheuen.

Du trittst, ohn' anzuklopfen, ein,
Und setzest fest dich nieder,
Und trollst dich, um recht grob zu seyn,
Auch ohne Urlaub wieder.

Man heiſst mit freudigem Gesicht
Dich überall willkommen,
Und doch verräth dein Anblick nicht,
Ob du als Freund gekommen.

Der Waldbruder mit dem Esel.

Fabel.

Vor Jahren wohnt' in einem Wald'
Ein Waldbruder an Jahren alt,
Der sich von Wurzeln nähren thät.
Derselb' ein'n jungen Sohne hätt,
In dem Alter von zwanzig Jahr'n,
Der war einfältig, unerfahr'n,
Der fragt den Alten: «Sag' doch mir,
Sind in dem Wald' gewachsen wir?»
Denn er nie Menschen hatt' gesehen.
Der Alt' thät zu dem Jungen jehen:*)
«Mein Sohn, da du noch warest klein,
Hab' ich dich geflüchtet hie 'rein
Aus der arglist'gen bösen Welt,
Daſs sie uns nicht schmäh', spott' und schelt',
Weil ihr gar niemand recht kann thun,

---

*) sagen.

Was hilft es uns, wird gleich von dir
  Ein eigen Buch geschrieben,
Wir wissen doch nicht, sollen wir
  Dich hassen, oder lieben.

Gleich bey dem ersten Kompliment
  Fängst du schon an zu blasen,
Und machst zugleich uns ein Präsent
  Mit Frost und rothen Nasen.

Da kommt Lakey, Friseur, Barbier
  Mit dir in's Haus gelaufen,
Die uns den kleinsten Wunsch von dir
  Um baares Geld verkaufen.

Kaum bist du da, so figurirt
  Dein Nam' auf allen Thüren,
Und was gedruckt, geschrieben wird
  Muſs deinen Namen führen.

Ja, mache dich nur breit damit:
  Die nomina Stultorum
Schreibt man, damit sie jeder sieht,
  In quolibet locorum.

Du läſsest dich das neue Jahr
  Von Menschen tituliren,
Und kannst doch weder graues Haar,
  Noch Jungfern renoviren.

Du machst die Damen und die Herr'n
  In ihrem Ehstand kälter,
Auch sieht dich nie ein Mädchen gern:
  Du machst es ja nur älter.

Nein, unser eins ist nicht so toll,
  Dich vor der Hand zu preisen:
Verdienst du es, so wird sich's wohl
  Am Ende schon noch weisen.

Und jückt's dich denn nach Lob so sehr,
  So laſs dich's nicht verdrieſsen,
Uns deinen ganzen Kram vorher
  Ein Bischen aufzuschlieſsen.

Sag' an, wird heuer Korn und Wein,
  Und Kraut und Kohl gedeihen?
Wird uns dein Lenz mit Sonnenschein
  Zu rechter Zeit erfreuen?

Wird man nicht über deine Pflicht
  Dich hageln sehn, und blitzen?
Und werden wir im Sommer nicht
  Wie Kälberbraten schwitzen?

Wirst du dich weigern, dann und wann
  Die Felder zu begieſsen,
Und werden wir um Regen dann
  Dich wieder bitten müssen?

Und wenn du regnest, wird dirs da
  Nicht etwa jäh behagen
Die Herren all', en Chapeau bas,
  Vom Graben wegzujagen?

Wirst du mit uns am Ende, wie
  Dein toller Bruder spaſsen,
Und uns mit Blitz und Donner, wie
  Der Grobian, verlassen?

Und was an dir politisch ist,
  Sprich, wird uns das auch frommen?
Es wird ja wohl der Antichrist
  Mit dir nicht etwa kommen?

Wird heuer, wie die Sage geht,
Ein Hirt und Schafstall werden?
Sag', oder ist der Herr Prophet
Das einz'ge Schaf auf Erden?

Wird Aberglaube die Vernunft
In Wien noch lang bekriegen,
Und wird die Wahrheit bald die Zunft
Die Eiferer besiegen?

Sag' an, wird's bey den wenigen
Apostelbriefen bleiben,
Und wird kein Bischof mehr so schön
An seine Schäflein schreiben?

Wird Pater Fast denn hier fortan
Im Amt der Sendung schmieren,
Und wird man den geplagten Mann
Nicht einmal jubiliren?

Wird Pater Pochlin, um in Eil
Die Gegner zu verjagen,
Noch ferner mit dem Fleischerbeil
Nach ihren Stirnen schlagen?

Wird unser Pöbel, groſs und klein,
  Noch immerfort in Haufen
Mit gleicher Lust zum Rabenstein,
  Und in die Hetze laufen?

Wird er noch stets in's Schauspiel gehn,
  Um da mit allen Vieren
Dem Purzelbaum des Sterbenden
  Im Stück zu applaudiren?

Sag' an, wird unsre Skriblerschaar
  Das Sudeln nicht verdrieſsen,
Und werd' ich länger, als dies Jahr,
  Sie rezensiren müssen?

Erfüllest du dies alles hier
  Nach Wunsch vor deinem Ende,
So preis' ich dich, und klopfe dir
  Mit Freuden in die Hände.

An die Sonne.

Frau Sonne, diesmal trifft sie's nicht,
Wenn sie von meinem Liede
Sich nichts, als Schmeicheley, verspricht;
Ich bin des Lobens müde.
Drum höre sie: — Trotz ihrem Glanz
Und Strahlenrock und Sternenkranz
Trotz ihrer goldnen Scheitel,
Ist sie ein Weib — und eitel.

Bespiegelt und begäffelt sie
Sich nicht in jedem Teiche?
Begeht sie nicht, so spät als früh,
Die tollsten Weiberstreiche?
Ein wunderschöner Lebenslauf!
Geschminkt steht sie des Morgens auf,
Geschminkt geht sie zu Bette,
Wie eine Erzkokette.

D

Sie prätendirt, die ganze Welt
Soll sich in sie vergaffen;
Sobald ihr's aufzustehn gefällt,
Da soll kein Thier mehr schlafen:
Der Hahn muſs auf zum Morgengruſs,
Sogar die Sonnenblume muſs
Den Seladon ihr spielen,
Und stets nach ihr nur schielen.

Sie glaubt, die Vögel übeten
Für sie nur ihre Kehlen,
Und schämt sich nicht, uns Schlafenden
Die Frühmusik zu stehlen?
Und können Abends die nicht mehr,
So müssen Frösch' und Grillen her,
Und ihr ein Tutti singen,
Um sie in Schlaf zu bringen.

Auch ist sie gar zu sehr erpicht,
Mit ihrem Reiz zu prahlen,
Stets soll er uns in's Angesicht
Ganz ohne Schleyer strahlen;
Schley'rt ihn ein Sommerwölkchen ein,
So blitzt und donnert sie darein
Bey hellen Thränengüssen,
Bis sie den Schley'r zerrissen.

Da schwimmt nun ihre Majestät
  In einem Meer von Glanze,
Und wo sie nur vorübergeht,
  Da huldigt Strauch und Pflanze.
Die armen Blümchen dauern mich,
Sie bücken bis zur Erde sich,
  Kein's darf das Köpfchen heben,
  Bis sie sich wegbegeben.

Doch, daſs sie niemand drum besieht,
  Wie ihr die Runzeln lassen,
So pflastert sie sich täglich mit
  Demanten und Topassen:
Das treibt sie bis zum Augenweh;
Doch pflegte sie im Negligé
  Nur einmal auszugehen,
  Wir würden Wunder sehen.

Mit schönen Mädchen treibt sie gar
  Ein jämmerlich Spektakel:
Nimmt sie nur eins vom weiten wahr,
  Husch schüttelt sie die Fackel,
Und brennt die feinste Lilienhaut
So kohlpechschwarz, daſs einem graut:
  Und könnte sie, ich glaube,
  Sie brennte sie zu Staube.

Doch wissen ihr auch ritterlich
Die Schönen Trotz zu bieten,
Und kämpfen gegen ihren Stich
Mit Fächer, Schirm und Hüthen:
Drum hat Madam wohl hundertmal
Gewünscht: Ha! daſs die Dirnen all
Von Schmalz und Butter wären,
Wie wollt' ich sie zerstören! —

Zwar, daſs sie gern sich trägt zur Schau,
Lieſs sich noch übersehen;
Doch ihre Neugier, gnäd'ge Frau,
Ist gar nicht auszustehen.
Denn, weil sie groſse Augen hat,
So meint sie, darf in Feld und Stadt
Nichts unbegafft geschehen,
Sie müsse alles sehen.

Da guckt, wenn man im Bett noch liegt,
Sie durch die Fensterscheiben,
Kein Mädchen will, so angeblickt,
Dann mehr im Bette bleiben:
Das thut sie bloſs aus Eifersucht:
In Grotten und in Lauben sucht
Sie sich hineinzustehlen,
Die Liebenden zu quälen.

Ey pfui, Madam, so kurios
  Ist wohl kein Weib auf Erden.
So muſs denn alles, klein und groſs,
  Von ihr beglasaugt werden?
Was hilft's? verkröche man sich auch
Selbst in der Mutter Erde Bauch,
  Sie ist im Stand der Alten
  Den Bauch entzwey zu spalten.

Sie selbst giebt doch den Frauen kein
  Gar sonderlich Exempel.
Wo sie ist, trollt Herr Mondenschein
  Sich flugs hinaus zum Tempel.
Man weiſs ja wohl, Frau Ueberall,
Warum sie diesen zum Gemahl
  Vor allen auserlesen —
  Weil er stockblind gewesen.

Kein so verbuhltes Weib gibt's nicht
  Im Himmel und auf Erden;
Bekäm' Herr Mond sein Augenlicht,
  Er müſste rasend werden.
Bis mit den Sternen sie nicht satt
Gebuhlt und liebgeäugelt hat,
  Eh' pflegt sie ihren Grauen
  Nicht einmal anzuschauen.

Sie schlag' ihm doch ein Plächlein an.» **)
Still schwieg der Sohn, doch Tag und Nacht
Des Vaters Red' er stets nachdacht',
Was doch die Welt nur möchte seyn;
Zuletzt da wollt' er je darein,
Legt' an den Vater groſse Bitt',
Der es doch lang' Zeit widerrieth,
Endlich er überredet ward
Und macht' sich mit ihm auf die Fahrt,
Und führten ihren Esel mit
Ledig, ihr'r keiner darauf ritt.
Im Wald' bekam ihn'n ein Kriegsmann,
Der sprach: «Wie laſst ihr ledig gahn
Den faulen Esel hie allein?
Ihr dünkt mich nicht fast witzig seyn,
Daſs euer keiner darauf reit't.»
Als sie nun von ihm kamen weit,
Der Vater sprach: «Mein Sohn, schau zu,
Wie uns die Welt empfangen thu!"
Der Sohn sprach: «Laſs mich darauf reit'n,»
Das geschah; da kam zu ihn'n vom weit'n
Ein altes Weib neben die Aecker,
Die sprach: «Seht an den jungen Lecker!
Der reit't, und der alt' schwache Mann
Muſs hinten nach zu Fuſse gahn.»

**) beschmutzt den guten Ruf mit übler Nachrede.

Sie kann, so oft es ihr gefällt,
Ein Schnippchen ihm versetzen,
Drum trägt er auch vor aller Welt
Zwey Hörner zum Entsetzen;
Und will der Hahnrey seinem Weib
Zuweilen näher auf den Leib,
So kriegt er finstre Blicke,
Und muſs beschämt zurücke.

Sie läſst sich zwar die Königin
Des Sternenhimmels schelten;
Allein den königlichen Sinn
Muſs man genug entgelten:
Sie sengt und brennt ja mörderlich,
Und weiſs dabey — recht königlich —
Für ihre Handvoll Weizen
Des Pflügers Haut zu beizen.

Giebt sie die eine Hand uns voll,
So nimmt sie mit der andern;
Sie geht ja um mit Kraut und Kohl,
Als wie mit Salamandern:
Mit ächter Königspolitik
Versenget sie oft, Stück für Stück,
Die Felder und die Saaten,
Läſst Trauben nur gerathen.

Ey, für ein königliches Haupt
Heiſst das sich sehr vergessen,
Wenn man von Unterthanen glaubt,
Sie könnten Kohlen fressen.
Nicht wahr, Frau Klug, ihr fiel nicht ein,
Daſs man beym allerbesten Wein,
Und einer leeren Tenne
Fein hübsch verhungern könne.

Man nennt mit recht sie das Modell
Von königlichen Geistern,
Die mit dem ersten Blicke schnell
Ein ganzes Weltall meistern:
Denn auch Madam mit ihrem Licht
Sieht alles — nur sich selber nicht,
Und wird an sich die Flecken
Wohl nimmermehr entdecken.

Ich aber bin nicht undankbar,
Daſs ich von ihr gebeichtet,
Was lang mir auf dem Herzen war,
Indeſs sie mir geleuchtet;
Denn, um für ihren Sonnenschein
Ihr gar nicht obligirt zu seyn,
Schreib ich an dem Gedichte
Nur Nachts — beym Kerzenlichte.

An den Mond.

Herr Mond, von mir erwart' er nicht,
  Daſs ich nach Dichterweise
Nun auch sein Alletagsgesicht
  Aus vollen Backen preise.
Ich habe lang ihn observirt,
Und wahrlich wenig ausgespürt,
  Was ihm gedich zur Ehre,
  Und lobenswürdig wäre.

Da pflegt er, wie ein kleines Kind,
  Mit seinem Licht zu prahlen;
Allein man weiſs ja wohl, es sind
  Nur seines Weibes Strahlen.
Wär' nicht sein Weib, es ging ihm dann
Gewiſs wie manchem Ehemann,
  Den Niemand regardirte,
  Wenn nicht sein Weib brillirte.

Und glaub' er ja nicht, daſs dies Licht
Ihn so besonders kleide;
Er hat darin ein bleich Gesicht,
Als wär's gemahlt mit Kreide,
Und gleichet dann bald einem Stier,
Bald einem Becken vom Barbier,
Und wird er voll und heller,
Gar einem Suppenteller.

Mit seinem Weib führt' er von je
Ein skandaloses Leben;
Kann man den Männern in der Eh,
Ein schlechter Beyspiel geben?
Kaum kömmt Madam nach Haus, so rennt
Er fort, und geht am Firmament
Die ganze Nacht spazieren,
Um sie nicht zu geniren.

Kein Hahnrey noch auf Erden war
So ein publiker Lappe.
Oft steckt er seinen Hauptschmuck zwar
In eine Nebelkappe;
Allein vergiſst er die zu Haus,
So geht er euch mit Hörnern aus,
Daſs manchen, die ihn sehen,
Die Augen drob vergehen.

Und macht Madam ihm dann und wann
  Zu Haus zu viele Schwänke,
So geht er, wie so mancher Mann,
  In der Frau Thetis Schenke,
Ersäuft im Meere seinen Groll,
Und kömmt nicht selten toll und voll
  Zurück vom vollen Glase
  Mit einer Kupfernase.

Bey all dem Hauskreuz sucht er doch
  Stets Herzen zu erweichen,
Und ist nebst allem diesem noch
  Ein Kuppler ohne gleichen:
Er hält dem liebenden Gezücht
Bey dunkler Nacht so lang das Licht,
  Bis oft die guten Lappen
  Aus Inbrunst sich verschnappen.

Und dieser Liebeshehlerey
  Geheimer Liebsgeschichtchen
Verdankt er manche Reimerey,
  Und manches Lobgedichtchen;
Allein bey mir trägt's ihm nichts ein;
Denn auch ohn' allen Hörnerschein
  Verstehen unsre Schönen
  Sich gut genug aufs Krönen.

An den Magen.

Groſsmächtigster der irdischen Despoten,
Tyrann, vor welchem man
En Galla nur gebraten und gesotten,
Sich präsentiren kann!

Du bist — und dies macht unsern Groſsen Ehre —
Ihr wahres Ebenbild;
Denn du entvölkerst Länder, Flüsse, Meere,
Damit dein Schlund sich füllt.

Allmächtig, wie des weisen Schöpfers Werde!
Ist stets dein Machtgebot;
Denn was nur eſsbar ist auf dieser Erde
Verwandelst du in Koth.

Es ist kein Fleckchen unter allen Zonen,
Das dir nicht zinsbar ist:
Du bist es, der den Schweiſs von Millionen
Geschäft'ger Hände friſst.

Ein Heer geübter Mörder, Spieſser, Würger
Hältst du dir für und für,
Je mürber die nun beizen deine Bürger,
Je besser schmeckt es dir.

Du bist der Gott, den alle Völker lieben,
Den alles venerirt,
Nur unter dir ist — wie es steht geschrieben —
Ein Schafstall und ein Hirt.

Dir dienet alles — Juden, Heiden, Christen —
Dich ehrt die ganze Welt:
Du bist's allein, der weder Atheisten,
Noch Glaubenszweiſler zählt.

Dir zollen Berg und Thal und Wies' und Triften
So manches Opferthier,
Und hunderttausend Wohlgerüche düften
Aus jedem Schornstein dir.

In jedem Hause baut man ungefodert
Dir einen Altar auf,
Und täglich zweymal, wo nicht öfter, lodert
Die Opferflamme drauf.

Und Priesterinnen mit schneeweifsen Schürzen,
Sonst Köchinnen genannt,
Bemühen sich, das Opfer dir zu würzen,
Das ihre Kunst erfand.

Doch will man dich, der Allmacht Stellvertreter,
In deinem Glanze schau'n,
So mufs man dich, wie unsre Erdengötter,
Betrachten im Verdau'n.

Da flieht vor dir, wie ein geschreckter Hase,
Selbst die Philosophie:
Kaum so viel Luft, als eine Seifenblase
Enthält, verscheuchet sie.

Dir huldigt selbst das edle Gottheitstheilchen,
Das uns im Kopf logirt,
So bald dich nur in deinem Amt ein Weilchen,
Das mindeste genirt.

Ja, du gebeutst den mächtigsten der Triebe,
  Denn auf dein Machtgebot
Vergiſst der Seladon auch seine Liebe,
  Und herzet ein Stück Brod.

Die Menschheit selbst verstummt ob deiner Stimme,
  Wenn oft dein Zorn erwacht,
Und Menschen dann in seinem höchsten Grimme
  Zu Kannibalen macht.

Doch Niemand war aus allen, so dir dienen,
  Dein Scepter je so schwer,
Als den Poeten: drum besang von ihnen
  Auch keiner dich bisher.

Auch ich will dir dies Lied nicht dediziren,
  Weil deine Majestät
Bekanntlich nichts geruhet zu goutiren,
  Was nicht für Hunger geht.

An die Langeweile.

Unsterbliche, geliebte Schöne,
Bey deren Lob ich itzt schon gähne,
Dich preise heute mein Gesang:
Was uns kein Aeskulap kann geben,
Giebst du uns: denn du machst das Leben
Uns bis zum Ueberdrusse lang.

In deinem Arm allein verweilet
Die Göttin, die so schnell sonst eilet,
Die gold'ne, ach! so flücht'ge Zeit:
Und wenn du auch im Himmel wohnest,
Und dort die Sterblichen belohnest,
Wie freun wir uns der Ewigkeit!

«Sohn,» sprach der Alt', «glaubst du nun mir,
Was von der Welt ich sagte dir.
Er sprach: «Laſs uns versuchen baſs,»
Der Jung' b'hend' von dem Esel saſs,
Und saſs der Alt' bald auf für ihn,
Reit't also Fuſs für Fuſs dahin,
Indem begegnet ihn'n ein Bauer,
Der red't sie an mit Worten sauer:
«Seht an den alten groben Lappen,
Läſst den Jungen im Koth hersappen,*)
Dem's nöth'ger wär' zu reit'n denn ihm.»
Der Alte sprach: «Mein Sohn, vernimm,
Daſs man der Welt nicht recht mag thun.»
Der Sohn sprach: «Vater, laſs mich nun
Aufſitzen, daſs wir reiten bed',
Schau, ob die Welt dazu auch red',»
Aufſaſs er und ritten dahin,
Da kam ein Bettelmann zu ihn'n,
Thät an ein'r Wegscheid' auf sie harr'n,
Und sprach: «Seht an die groſsen Narr'n,
Wollen den Esel gar erdrücken.»
Der Vater sprach: «In allen Stücken
Thut uns die Welt mit Höhnwort' b'schmitzen.»
Der Sohn sprach: «Laſs uns beyd' absitzen,
So wollen wir den Esel tragen,
Was nun die Welt dazu will sagen.»
Absaſsen sie, den Esel trugen,

---

*) waten.

Du lehrst des Lebens uns genieſsen,
Zu deinen bleybeschwerten Füſsen
Gähnt seufzend eine halbe Welt:
Die göttlichste aus allen Gaben,
Die Ruhe, kann selbst Gott nicht haben,
Wenn er sie nicht durch dich erhält.

Du lehrst Sultane Bilder schnitzen,
Die Damen ihre Zungen spitzen,
Und auf des Nächsten Leumund schmähn.
Ja, deine schönen Siegstrophäen
Kann man in allen Assembleen
An hundert offnen Mäulern sehn.

Der Mönch auf seinem harten Brette,
Der Abt auf seinem Flaumenbette
Umarmen gleich inbrünstig dich,
Und manche Prediger ereifern
Auf unsern Kanzeln bis zum Geifern
Allein für deine Ehre sich.

Du thronst auf groſsen Folianten:
Ein ungeheures Heer Pedanten
Steht immerdar in deinem Sold
Und ach, du lieber Gott! was thäten
Romanenschreiber und Poeten,
Wärst du nicht auch den Schluckern hold?

Du wohnst in prächtigen Palästen,
Du präsidirst bey allen Festen,
Die man an Fürstenhofen hält;
Und o! die Groſsen dieser Erde,
Was hätten sie wohl für Beschwerde,
Wärst du's nicht, was sie manchmal quält!

Von dir begeistert, weist die Schöne
Dem Stutzer ihre weiſsen Zähne,
Und gähnet ihn extasisch an:
Du hüllst dich in die reichsten Kleider,
Und nur zu oft trifft man dich, leider!
Auf schönen Mädchenlippen an.

Um deine Freundin Zeit zu tödten
Erfand man zwar in groſsen Städten
Spektakel, Feuerwerk und Spiel;
Allein man gähnet bey Raketten,
Bey Trauerspielen, Operetten,
So wie beym L'hombre und Quadrill.

Ja selbst in diesem Augenblicke
Beweist zu meiner Leyer Glücke
Sich deine groſse Macht an mir:
Denn dieses Loblied, das ich singe,
Und das ich dir zum Opfer bringe,
Sing' ich aus Langerweile dir.

An den Wind.

Er, pleno titulo, Regent
  Von unsrer Atmosphäre!
Macht wahrlich seinem Regiment
  Am Himmel wenig Ehre.
Drum, Herr Spavento! hör' er mich:
Frisch von der Leber weg will ich
  Ihm für sein tolles Wesen
  Jetzt die Leviten lesen.

Er ist ein wahrer Erztyrann:
  Es bückt in seinem Reiche
Vor ihm sich jeder Unterthan,
  Sey's Gräschen oder Eiche:
Ja, wenn's ihm einfällt, müssen gar
Mit augenscheinlicher Gefahr,
  Trotz ihrem steifen Rücken,
  Sich Thurm und Schornstein bücken.

Und ziehet er als Feind heran
In einem Donnerwetter,
So kündigt er den Krieg uns an,
Wie unsre Erdengötter;
Da nimmt er beyde Backen voll,
Und streut, als wär' er noch so toll,
Von Rechten, die nichts taugen,
Brav Staub uns in die Augen.

Er pflegt hienieden weit und breit
In alles sich zu mischen,
Und sucht, wie seine Heiligkeit,
Im Trüben nur zu fischen;
Und ist dann die Konfusion
Recht groſs, so macht er sich davon,
Und läſst die Welt in Kriegen,
Die er erst anblies, liegen.

Es soll nach seinem Eigensinn
Hienieden alles gehen;
Wir Menschen sollen nur, wohin
Es ihm beliebt, uns drehen;
Allein wir kehren seinem Grimm
Den Rücken zu, und zeigen ihm,
(Mag er auch noch so rasen)
Wohin er uns soll blasen.

Er handhabt die Gerechtigkeit
  Just so wie manche Richter:
Statt daſs er Wolken oft zerstreut,
  Macht er sie nur noch dichter:
Die kleinen Lichter bläst er aus,
Die groſsen aber, die uns Haus
  Und Hof verheeren können,
  Macht er noch stärker brennen.

Von seiner Raubsucht hat man auch
  Manch greuliches Exempel;
Er fegt oft Nachts mit seinem Hauch
  Rein Kirchen aus und Tempel;
Drum haben auch die Menschen ihn
Verdammt, daſs er muſs Schiffe ziehn,
  Ja Mores ihn zu lehren,
  Läſst man ihn Gassen kehren.

An Sitten und Manier ist er
  Ein wahrer Engelländer:
Denn, wenn's ihm einfällt, geht er her,
  Zerreiſst uns die Gewänder,
Wirft uns mit Schloſsen, pfeift uns aus,
Als wenn die Welt dies Narrenhaus,
  Nur ein Theater wäre,
  Und wir für ihn Akteure.

Und wird nicht gleich ihm aufgethan,
So macht er ein Getümmel,
Schlägt uns an Thür und Fenster an
Und poltert wie ein Lümmel,
Läſst keine Fahne ungetrillt,
Und machet jeden Aushängschild,
Sey's Kaiser oder Engel,
Zu einem Galgenschwengel.

Auch wollen ihn, er geiler Bock,
Die Mädchen gar nicht loben:
Es ist ja fast kein Unterrock,
Den er nicht aufgehoben:
Geht das nicht an, so legt er sich
Auf sie, und weiſs dann meisterlich,
Trotz allem Protestiren,
Sie abzumodelliren.

Nichts ist ihm, wenn er saust und braust,
Auf Erden zu vergleichen:
Allein am allerärgsten haust
Er noch in unsern Bäuchen:
Da brummt und keift und zwickt und quält
Er uns, so lang es ihm gefällt,
Und neckt dann durch sein Blasen
Sogar noch unsre Nasen.

Allein da ſing' ich armer Narr,
  Mich athemlos und müde:
Und er bläſt fort, und brummt wohl gar
  Den Baſs zu meinem Liede,
Drum Punktum! und kein Wörtchen mehr:
Denn alle die Moral, mit der
  Man ihm kommt angeſtochen,
  Iſt in den Wind geſprochen.

An den Teufel.

Man will dir, Armer, jetzt den Abschied geben,
Und leugnet deine Macht,
Man führt bey Tag ein teufelloses Leben,
Und scheut dich nur bey Nacht.

Dir geht's, wie einem König auf der Bühne,
Man spottet deiner keck,
Seit Jahren schon schreibt wider dich die kühne
Berlinerbibliothek.

Ein jeder Knabe neckt dich zum Vergnügen,
Und dünkt dabey sich klug,
Du gleichst dem Löwen, den in letzten Zügen
Sogar der Esel schlug.

Doch all die Neckerey ist — wo nicht Sünde —
  Doch ohne Konsequenz,
Wir haben leider! noch zu viele Gründe
  Von deiner Existenz.

Die schwarzen Buben treiben ja noch immer
  Mit Menschen ihren Hohn;
Nur thun sie, was sie sonst verübten, nimmer
  In eigener Person.

Sie dürfen keinen Hexentanz zwar halten;
  Doch sieht man sie das nun
In männlichen und weiblichen Gestalten
  Auf der Redoute thun.

Die wilde Jagd mit gräſslichem Gebelle
  Hast du zwar eingestellt;
Doch machest du, daſs sie an deiner Stelle
  Der Junker selber hält.

Und schreckst du gleich die fromme Dame nimmer
  In schwarzer Liverey,
So kommst du Nachts doch oft noch in ihr Zimmer
  Als Läufer und Lakey.

Zwar lässest du, gleich allen bösen Geistern,
Nicht mehr Gestank zum Lohn;
Doch riecht man dich in unsern kleinen Meistern
Auf funfzig Schritte schon.

Dein Hörnerdiadem hat, wie ich höre,
Zwar noch kein Mensch gesehn?
Doch unsre Männer rechnen sich's zur Ehre
In diesem Schmuck zu gehn.

Du gehst nicht mehr, um Jungen zu verstricken,
Als Weib zu ihnen hin;
Doch fährst du jetzt, sie sichrer zu berücken,
In eine Kupplerin.

Der schwarze Bock, der oft zu Lustgelagen
So manche Hexe trug,
Ist abgeschafft, doch giebts in unsern Tagen
Noch graue Böcke gnug.

Aus Spiegeln guckt, die Schönen zu bestrafen,
Zwar itzt kein Satan mehr;
Doch sind gar viele, die sich drinn begaffen,
Noch häſslicher, als er.

Und mit ihm über: Feld hinzugen,
Daſs von ihn'n beyden rann der Schweiſs.
Ein Edelmann kam zu der Reis',
Thät sie all' beyd' mit Worten strafen:
Woher, woher, ihr Schlaraffen,
Daſs ihr das Hintre kehrt herfür?«
Der Vater sprach: »Mein Sohn, hie spür',
Daſs an der Welt ist gar verlor'n.«
Da sprach der Sohn in groſsem Zorn:
»Den Esel wollen wir erschlagen;
Dann hat die Welt nicht mehr zu klagen.«
Den Esel schlugen sie zu Haufen;
Da kam ein Jäger zugelaufen,
Der schrie: »O ihr groſsen Fantasten!
Des Esels g'neuſset ihr am basten *)
Lebend, todt ist er euch nicht nütz.«
Zuhand der Junge ward verdrütz **)
Der Welt, die sie mit Spott und Straf
Sogar an allen Orten traf,
Sprach: »Hat die Welt auf einen Tag
Ueber uns bald soviel der Klag',
Sollt'n wir denn all' Tag' darin bleiben,
Was Wunders würd' sie mit uns treiben!«
Und kehret mit dem alten dar
In Wald, daraus er kommen war.

---

*) besten. **) verdrüſslich.

Du wagst dich zwar nicht mehr in Menschenleiber,
Seit Gaſsner dir gedroht;
Allein du fährst noch stets in unsre Weiber,
Und quälest uns zu todt.

Du unterschiebst dem kaum entbundnen Weibe
Zwar nun nicht mehr ein Kind,
Doch sieht man Kinder, die im Mutterleibe
Schon unterschoben sind.

Zu Kohlen wird das Geld, wenn Filze sterben,
Nicht mehr auf dein Geheiſs;
Doch machst du's in den Händen ihrer Erben
Noch immer glühend heiſs.

Du kommst zwar, wenn man dich exorzisiret,
Nicht mehr, und bleibst in Ruh;
Doch machen's Schuldner, wenn man sie citiret,
Gerade so, wie du.

Man sieht dich zwar nicht Seelenhandel treiben,
Nicht Pakte machen mehr;
Allein Verschwender ohne Zahl verschreiben
Sich nun dem Wucherer.

Zwar marterst du die armen Menschenseelen
Mit List, Gewalt und Trug
Nicht mehr, wie vor, allein die Narren quälen
Einander selbst genug.

Und braucht man gleich itzt keine Lukaszettel,
Noch Amulette mehr,
So rühmt uns doch den schon vergeſsnen Bettel
Ein Pater Fast noch sehr.

Und hebet alles dies nicht jeden Zweifel
An deines Reichs Gewalt;
So sieht man ja noch täglich viele Teufel
In menschlicher Gestalt.

Stutzerlied.

Närrchen, sey nicht spröde,
Komm, und küsse mich!
Jünger, warst du blöde,
Aelter, zierst du dich.

Wisse, nur ein Weilchen
Sind die Mädchen schön,
Müssen, wie die Veilchen,
Welken und vergehn.

Jetzt nur sind, wie Seide,
Deine Händchen weich;
Aber bald sind beyde
Deinem Handschuh gleich.

Itzt nur zeigt dein Schmunzeln
Holde Grübchen mir:
Bald umziehen Runzeln
Mund und Wange dir.

Itzt nur, kleines Närrchen,
Ist dein Busen voll,
Und in wenig Jährchen
Ist er schlapp und hohl.

Itzt nur sieht dein Leibchen
Zirkelförmig aus;
Bist du einst ein Weibchen,
Wird ein Viereck draus.

Deine Augen funkeln
Itzt nur, weiſst du das?
Wisse, bald verdunkeln
Sie, wie trübes Glas.

Itzt nur dir zu Füſsen
Siehst du Herrchen flehn;
Aelter wirst du müssen
Liebebetteln gehn.

Itzo gieb, und labe
Freundlich jeden Gast,
Spar nicht deine Habe,
Bis du nichts mehr hast.

Küsse, weil dein Mündchen
Roth und küſslich ist;
Denk', es kommt ein Stündchen,
Wo dir's Niemand küſst.

Die beyden Menschengröſsen.

Menschengröſsen giebt es zwey hienieden,
Eine jede kleidet ihren Mann.
Das Verdienst webt beyde, doch verschieden
Sind die Fäden, und die Farben dran.
Eine hüllet sich in eitel Licht,
Wo die andre sanfte Farben bricht.

Wie die Sonne glänzt und strahlt die eine,
Welten wärmt und brennet ihre Glut;
Und die andre gleicht dem Mondenscheine,
Der nur Nachts im Stillen Gutes thut.
Jene blendet mit zu vielem Licht,
Diese leuchtet, aber blendet nicht.

Wie ein Bergstrom über Felsenstücke,
Rauschet jene, laut und fürchterlich;
Diese windet, unbemerkt dem Blicke,
Wie ein Bach durch die Gesträuche sich.
Jene brauset und verheert die Flur,
Diese tränket und erquickt sie nur.

Jene baut sich Ehrenmausoläen
Aus den Trümmern einer halben Welt;
Diese fühlt sich reicher an Trophäen,
Wenn sie Thränen regen Dankes zählt.
Jene hauet ihren Ruhm in Stein,
Diese gräbt ihn in die Herzen ein.

Jene läſst mit lautem Ruhm sich lohnen,
Und ihr Aufenthalt sind Thronen nur;
Diese sieht man auch in Hütten wohnen,
Und ihr Lohn ist Segen der Natur.
Jene kann ein Kind des Glückes seyn,
Diese dankt ihr Daseyn sich allein.

Gröſse lauten Ruhmes! deiner Schwingen
Breite gleicht dem Himmelsfirmament;
Aber deinen Standort zu erringen
Ist nur wenig Sterblichen vergönnt;
Stille Gröſse! dich nur bet' ich an,
Dich nur, denn du bist für jedermann.

Die Zephyr und die Rose.

Um volle Rosenbeetchen
Schwärmt' einst zum Zeitvertreib
Ein junges Zephyrettchen,
Und suchte sich ein Weib.

Der Königin der Rosen
Ergab der Freyer sich,
Zu lieben und zu kosen
Verstund er meisterlich.

Die besten Frühlingsdüfte
Bracht' er zum Morgengruſs,
Die lau'sten Sommerlüfte
Nahm er zu seinem Kuſs.

Und Seufzer stahl und kräuselt'
Er hin zu ihrem Ohr,
Und ganze Tage säuselt'
Er ihr von Liebe vor.

Bald hüpft' er auf dem Teiche,
Und amüsirte sie,
Bald schuf er kleine Sträuche
Zu Lauben um für sie.

Der Nachtigallen Töne
Hohlt' er vom Wald herzu,
Und lullte seine Schöne
Des Nachts damit in Ruh.

Und schlief sie nun, so wühlte
Er kühn in ihrer Brust;
Die Rose träumt und fühlte
Die nahe Götterlust.

Und ihre süſsen Düfte
Verschlang und sammelt' er,
Und trug sie durch die Lüfte
Stolzirend weit umher.

Die Morgentropfen küſste
Er ihr vom Busen früh,
Und keine Freude miſste
Bey seiner Liebe sie.

Umbuhlt von ihrem Freyer,
Wähnt sie sich hoch beglückt,
Indeſs die Trauungsfeyer
Tagtäglich näher rückt.

Den letzten Tag im Lenzen,
Da ward er Mann, sie Frau!
Von Sang und Freudentänzen
Ertönte Feld und Au.

Der Ehe Sommer glühte
Zwar manchmal heiſs, doch schön,
Und seine Gattin blühte
Nun noch einmal so schön,

Der Herbst kam, und was keimte,
Stand nun in voller Frucht,
Das Eh'paar sprach und träumte
Von schöner Rosenzucht.

* * *

Nun merk' bey dieser alten Fabel,
Gedicht't uns zu einer Parabel,
Daſs, wer in dieser Welt will leben,
Der muſs sich ganz und gar ergeben
Daſs er der Welt nicht recht kann than,
In allem was er fahet an,
Wie er dazu sich immer stell',
Er sey dazu auch wer er wöll',
Wie hoch von Adel, G'schlecht und Stamm,
Wie würdig von Geburt und Nam',
Wie reich, wie weis' und wohlgelehrt,
Wie g'waltig, groſs und hochgeehrt,
Wie nütz, wie lieblich und fürsichtig,
Wie wahrhaft, standhaft und aufrichtig,
Wie tugendhaft, treu und gerecht,
Wie bescheiden, wie fromm und schlecht,
Wie züchtig, still, sittlich, demüthig,
Wie freundlich, leutselig und gütig,
Wie mild, barmherzig und gutwillig,
Wie kunstlich, glückhaft und wie billig,
Wie tapfer, glimpflich und kurzweilig,
Wie mäſsig, geistlich und wie heilig,
Und wär' ganz engelisch sein Wandel,
Und wär' so christlich all' sein Handel,
Und hätt' ihn Gott selber geadelt,
Dennoch blieb' er nicht ungetadelt
Von dieser unverschämten Welt.

Doch kälter ward das Wehen
Des Gatten um sie her,
Auf Auen und auf Seen
Gab's keine Freuden mehr.

Es rückte täglich kälter
Der Winter nun heran:
Die gute Frau ward älter,
Und frostiger der Mann.

Sein Hauch, der sonst sie kühlte,
Ward nun wie schneidend Eis,
In seinem Säuseln fühlte
Sie sich dem Sturme preis.

Und sprach er nun, so nahm er
Stets beyde Backen voll;
Im Sturmgeheule kam er,
Und hauste bittervoll.

Und in des Winters Arme
Fiel Reiz auf Reiz von ihr;
Im kurzen sah die Arme
Sich blätterlos und dürr.

Doch ward darum nicht milder
  Des Mannes Winterhauch,
Er stürmte desto wilder
  In seinen Dornenstrauch.

Der politiſche Kannengieſser.

Stax weiſs alle Neuigkeiten,
Weiſs, was man zu allen Zeiten,
  Und in allen Ländern spricht;
Doch was inner seinen Pfählen
Laut sich Knecht und Magd erzählen,
  Dies allein nur weiſs er nicht.

Der Minister Konferenzen,
Jedes Hoſs Korrespondenzen
  Sieht er wie bey hellem Licht;
Aber was sein Weibchen treibet,
Und an wen es Briefe schreibet,
  Dieſs allein nur weiſs er nicht.

Stax weiſs, was in Kabinetten
Man bey nahen Kriegesnöthen
Sich nur in die Ohren spricht;
Aber seines Kutschers Sprache
In dem nahen Schlafgemache
Seiner Gattin hört er nicht.

Von der Groſsen Anverwandten,
Ihren Schwägern, Basen, Tanten
Giebt er Jedermann Bericht;
Doch die vielen Schwägerschaften
Die drey Weiber ihm verschafften,
Kennt er noch bis dato nicht.

Ueber jedes Staats Bilanzen,
Dessen Schulden und Finanzen,
Hält Stax Rechnung und Gericht;
Aber die Laus Deo Flecken,
Die an seinen Fenstern stecken,
Ueberzählt und liest er nicht.

Jedes Hofes Staatsintriguen,
Allianzen oder Liguen,
Hält er auszuspähn für Pflicht;
Aber die Koketterien,
Und geheimen Galantrien
Seiner Tochter kennt er nicht.

Von der Fürſten Teſtamenten,
Erbverträgen, Dokumenten
  Giebt Stax jedem Unterricht;
Aber was bey ſeinem Sterben
Seine Kinder werden erben,
  Darum kümmert er ſich nicht.

Amors Waffen.

Traut, Mädchen, Amorn nicht, er zieht
Zwar auf als wie ein Krieger;
Doch wenn man näher ihn besieht,
Ist er nur ein Betrüger.

An seinen Waffen, die er führt,
Hat manche sich betrogen:
Zu einer Angelruthe wird
Nur allzuleicht sein Bogen.

Der Köcher, den ihr gern begafft,
Ist nichts als eine Falle
Für's liebe Mäuschen Jungfrauschaft
Darin fängt er euch alle.

Und wie, wenn man den Teufel bannt,
Das Gold oft wird zu Kohlen,
So wird der Pfeil in Amors Hand
Zu Dolchen und Pistolen.

Rupft ihr ihm dann die Flügel aus,
So will ich mit euch wetten,
Es werden eitle Flaumen draus
Für euch zu Federbetten.

Und aus der Binde des Gesichts,
Die Venus ihm geliehen,
Wird sicherlich am Ende nichts
Als — Windeln und Charpien.

Wundersame Klage

eines

Landmädchens in der Stadt.

Du lieber Gott, bald dankt' ich dir
Wohl nicht für deine Gabe:
Noch nie war mir's so ärgerlich,
Als in der groſsen Stadt, daſs ich
Ein hübsch Gesichtchen habe.

Schon sechzehn Sommer trug ich es
Zu Haus, doch niemand nannte
So engelschön mein Angesicht,
Auch hatt' ich all die Plagen nicht,
Als hier bey meiner Tante.

Kaum steh' ich auf, so bin ich schon
  An's Putztischlein gebunden,
Der Tante Jungfer pudert, schmiert,
Und glättet, nadelt, faltet, schnürt
  Zwo lange, lange Stunden.

Die Tante will, es soll mein Kopf
  Den Damenköpfen gleichen:
Da läſst sie meiner Wangen Roth,
Das du mir gabst, du lieber Gott,
  Mit Mennig überstreichen.

Ich durfte sonst von Bauch hinein!
  Und Brust heraus! nichts wissen:
Doch hier gehn Mädchen ja so schwer;
So steif und schnurgerad' einher,
  Als steckten sie an Spieſsen.

Wie frey konnt' ich zu Haus herum
  Auf Feld und Anger gehen!
Hier gafft und schielet man nach mir,
Als wie nach einem Wunderthier,
  Das man für Geld läſst sehen. —

Die Herren in Geſellschaft sind
Gar unverschämt im Scherzen,
Betheuern zuversichtlich mir,
Kupido süſs' im Auge hier,
Und ziele nach dem Herzen.

Ich wüſste nicht, daſs so ein Ding
Mir je in's Aug' gekrochen,
Und doch behaupten alle kühn,
Mit Pfeil und Bogen süſs' er drin
Und habe sie gestochen.

Oft sehn sie gar — Gott weiſs, woraus
Sie solche Lügen saugen —
Auf meinen Wangen Rosen stehn,
Auf meiner Stirne Lilien,
Und Sonnen in den Augen.

Da werd' ich kurios, beseh'
Im Spiegel mich, und finde
Von allem diesem keine Spur:
Gewiſs, die Herren lügen nur,
Und lügen ist doch Sünde.

In allen Stücken obgemeld't,
Die Welt ihr Maul doch mit ihm bert,*)
Und All's in Arges ihm verkehrt,
Sie lästert, schmäht, schänd't und veracht't,
Rechtfertigt, spottet und verlacht,
Und urtheilt als sey sie unsinnig,
Thöricht, tobend, wüthig und winnig,**)
Und läſst nichts ungetadelt bleiben;
Wer sein' Zeit muſs darin vertreiben,
Der muſs sich nicht anfechten lan,
Daſs er der Welt nicht recht kann than,
Sondern geh' immer für sich hin
Den nächsten Weg, und bleib' darin,
Und thu' jedem, wie er dann wollt'
Daſs ihm von jen'm geschehen sollt',
Daſs sein Gewissen ihn nicht nag',
Gott geb' was die Welt dazu sag',
Ihr' schnöde Art behält sie doch,
Wie sie vor war, so bleibt sie noch,
So spitzig bleiben ihre Werk'; —
So spricht Hans Sachs von Nürnberg.

---

*) abgiebt. **) strittig.

Gar unausstehlich ist's, wenn sie —
Sie nennen's, glaub' ich — schmachten;
Da thun sie so erbärmlich klein
Ohrhängen, wie die Eselein,
Daſs man sie muſs verachten.

Da schneiden sie vor Liebeskram
Gesichter zum Erschrecken;
Und sind doch weiſs und roth, wie ich,
Und lassen Trank und Speise sich,
Wie andre Menschen schmecken.

Oft kommen sie herangehüpft,
So recht, als wie die Hasen,
Und seufzen eins von Liebesqual,
Und wischen sich wohl hundertmal
An meiner Hand die Nasen.

Doch kehret oft im Augenblick
Ihr Muthwill' unvermuthet:
Dann spitzen sie das Züngelchen,
Und schimpfen auf die Häſslichen,
Daſs mir die Seele blutet.

Ist etwa mein Gesichtchen Schuld
An allen diesen Sünden,
Du lieber Gott, so mache! daſs
Ich häſslich werde, oder laſs
Die Herren all erblinden.

Lob des Ochsen.

Du edles Thier, von dessen Fleisch wir essen,
  Auf dessen Haut wir gehn,
Du, den die Dichter, ach, so ganz vergessen!
  Dich soll mein Lied erhöhn.

Man kann Orest und Pilades nicht trennen,
  Wenn man von einem spricht,
Den Esel pflegt man hundertmal zu nennen,
  Und dein gedenkt man nicht.

Das träge Thier bekömmt die fettsten Pfründen,
  Dich spannt man an den Pflug;
Du bist, um unter uns dein Glück zu finden,
  Nicht unbrauchbar genug.

Arbeitsamkeit ist immer zu bedauern,
Damit bringt's keiner hoch,
Wärst du nicht stark, man spannte mit dem Bauern
Dich niemahls an ein Joch.

Du bist sowohl gesotten als gebraten
Bey jedermann beliebt,
Du bist das Magazin, das ganzen Staaten
Zur Hälfte Nahrung giebt.

Was für ein Thier hat sich im Nahrungsstande
Wie du signalisirt?
Und dennoch hat man dich in keinem Lande
Dafür nobilitirt.

Du giebst mit deinem Fett bey schlechtem Futter
Der halben Erde Licht;
Ein Domherrnbauch, gefüllt mit eitel Butter,
Stinkt nur und leuchtet nicht.

Der Esel ward berühmt, weil er vor Zeiten
Sein Ohr dem Midas lieh:
Du leihst dein Horn so vielen groſsen Leuten,
Und davon spricht man nie.

So viel durch dich auch groſse Häupter prangen,
So schön dein Horn sie ziert,
So werden doch daraus zum Läusefangen
Nur Kämme fabrizirt.

Doch besser denkt von deiner Hörner Stärke
Der Dialektiker;
Die höchste Kraft zum Ueberzeugungswerke
Nimmt er von ihnen her.

Dein Doppelhorn hat eine übergroſse
Gewalt in seiner Hand,
Es stöſst dem Gegenpart bey jedem Stoſse
Ein Loch in den Verstand.

Ja, Freund, so lang die Welt Juristen, Pfaffen,
Und Theologen hat,
Beschützest du allein mit diesen Waffen
Religion und Staat.

Drum haben auch die guten Götter immer
Dein Doppelhorn geschätzt,
Und es verklärt mit hellem Silberschimmer
In unsern Mond versetzt.

Lob des Esels.

Du gutes Thier, auf dessen Haut wir schreiben,
Das uns bald trägt, bald führt,
Nein! länger will ich dir nicht schuldig bleiben
Das Lob, das dir gebührt.

Man spottet deiner Ohren widerrechtlich,
Und höhnt dich, armer Tropf!
Doch tröste dich, sie wurden nur verächtlich
An eines Königskopf.

Und wer es dir verargen könnte,
Daſs du so langsam bist,
Der denke, daſs der Spruch: Festina lente,
Der Weisen Losung ist.

Du bist aus allen Thieren, die wir reiten,
  Allein ein Sonntagskind;
Du sahst dereinst den Engel schon von weitem,
  Und Bileam war blind.

Du bist das Bild der nun in unsern Tagen
  Gepries'nen Duldsamkeit;
Dir gilt es gleich, Gold oder Mist zu tragen,
  Und hältst, wenn man dich bläut.

Du bist das Thier, das seinem Herrn zur Speise
  Mehl trägt, und Disteln frist:
Wer leugnet nun, daſs du auf diese Weise
  Der beste Bürger bist?

Auch ist kein Thier an Freunden und Bekannten
  So reich, als du es bist,
Obgleich von deinen Brüdern und Verwandten
  Nicht jeder Disteln frist.

Und singst du gleich nicht so wie Nachtigallen,
  So ist doch laut dein Ton:
Drum braucht man auf dem Weg des Ruhms vor allen
  Dich nun zum Postillon.

Bey alle dem ist dir kein Thier auf Erden
Gleich an Genügsamkeit;
Du trägst trotz all den Plagen und Beschwerden,
Ein simples graues Kleid.

Du lebst mit deinen Disteln hier zufrieden,
Die dir dein Fleiſs gewinnt,
Und mancher, ach! frist Ananas hienieden,
Der Disteln nicht verdient.

Lob des Schweins.

Du nützlich Thier, das man mit Ekel nennet,
Und doch so gierig ist,
Mein Lied soll nun die Welt, die dich verkennet,
Belehren, was du bist.

Wenn dich der Mensch, weil du im Koth
und Schlamme
Herumwühlst, garstig nennt,
So frag' ihn: ob er denn von seinem Stamme
Den Urstoff nicht mehr kennt?

Dir dankt (weiſs man das Sprichwort recht
zu deuten)
Selbst Pallas ihr Latein *):
Drum hüllte sich die Weisheit aller Zeiten
Stets in dein Leder ein.

---

*) Sus Minervam.

Das Menschenvolk verachtet dich vergebens!
Der weise Epikur
Verspricht uns ja das höchste Glück des Lebens,
Wenn wir dir gleichen, nur *).

Der stolze Mensch in seinem Hoheitstraume
Vergaſs schon ganz und gar
Der Eichelkost, die unter einem Baume
Dein und sein Futter war.

Ja, die Gemeinschaft wäre ganz verschwunden,
Die dich zu uns gesellt,
Hätt' nicht ein groſser Heil'ger mit fünf Wunden
Sie wieder hergestellt.

Und hält dich gleich das Volk, das durch sein Stinken
Berühmt ist, nicht für rein,
So weiht man doch um Ostern deine Schinken
Für Christenmägen ein

Und sind gleich deine groben Borsten nimmer
Von Schmutz und Koth befreyt,
So danken wir doch diesen Borsten immer
All unsre Reinlichkeit.

---

*) Epicuri de grege porcus.

Die holen Krapfen. *)

Fastnachtsspiel.

Personen:

Ein Bürger.
Ein Bauer.
Ein Edelmann.

Der ***Bürger*** *geht in die Stube, sieht sich um und spricht:*

Ihr ehrbar'n Herr'n in einer Summ',
Seyd mir zu tausendmal willkumm; **)
Ich hab' euch heint zu mir geladen,
Zu holen Krapfen und die Fladen, ***)
Und Fastnacht heint mit mir zu halten,
Der G'wohnheit nach, wie bey den Alten,
Zu haben einen guten Muth,
Bitt', wollt mit mir haben vorgut.

---

*) Eine Art Gebackenes. **) willkommen.
***) Kuchen.

Dein köstlich Fleisch nimmt ohne viel Beschwerde
Beym schlecht'sten Futter zu:
Der Mensch verschlingt den Fünftelsaft der Erde:
Und nützt er so, wie du?

Sogar dein Speck kann uns in manchem Stücke
Von groſsem Nutzen seyn:
O würde doch so mancher, der vom Glücke
Sich mästen läſst — ein Schwein!

Lob des Hahns.

Verleihe mir nun auch, du aller Hühner
Erlauchter Groſssultan,
Ein gütig Ohr, und höre deinen Diener
In hohen Gnaden an!

In deinen starken ungeschwächten Lenden
Zeigt noch die Mannheit sich,
Die, ach, entnervt von buhlerischen Händen,
Von Herrmanns Enkeln wich.

Drum sieht auch manches Weibchen, dessen Gatte
Im Bett nur schlafen kann,
Der stolzen Henne Glück auf ihrer Latte
Mit neid'schen Augen an.

Selbst die Natur hat schon dich, wie ich glaube,
Zum Ritter auserkohr'n;
Sie gab dir einen Kamm als Böckelhaube,
Und Federbusch und Sporn.

Du kündigst Muth und echte Rittersitte
In jeder Miene an,
Dein Gang ist stolz, und jeder deiner Schritte
Verräth den braven Mann.

Du scheust, wenn du ergrimmst, im Duelliren
Nicht Wunden und nicht Blut:
Ganz Engelland bewundert in Turnieren
Noch immer deinen Muth.

Allein die groſsen Herrn der Schöpfung schämen
Ob deiner Mannheit sich:
Sie suchen dir den Ritterschmuck zu nehmen,
Und degradiren dich;

Damit du so, wie sie, dich auf der Bühne
Der Welt nur mästen läſst,
Und so, wie sie, früh hinter der Gardine
Kastratenartig krähst.

Drum denket, hört er dich den Tag verkünden,
Itzt mancher Ehemann,
Wie Petrus einst, an seine Jugendsünden,
Und seufzt: Wär' ich ein Hahn!

Ode an den Leibstuhl.

Du kleiner Sitz, von dessen eignem Namen
Man mit Respekt nur spricht,
Den täglich doch die ekelste der Damen
Besieht und fühlt und riecht.

Du bist der gröſste aller Opferherde,
Auf deinem Altar nur
Zollt täglich der galantre Theil der Erde
Sein Opfer der Natur.

Du bist der Götze, der selbst Majestäten
Ihr Hinterhaupt entblöſst,
Der Freund, vor dem sogar sich ohn Erröthen
Die Nonne sehen läſst.

Erhaben setzt, wie auf den Sitz der Götter,
Der Weise sich auf dich,
Sieht stolz herab, und läſst das Donnerwetter
Laut krachen unter sich.

Du bist das wahre Ebenbild der Thronen
Auf diesem Erdrevier;
Denn immer sitzt von Millionen
Ein Einziger auf dir.

Du bist's allein, den Prunk und Etikette
Selbst mehr als Thronen ziert,
Denn sag', bey welchem Thron wird so zur Wette,
Als wie bey dir, hofirt?

Worin jedoch aus allen Sorgenstühlen
Kein einziger dir gleicht,
Ist dies: auf Thronen sitzt man oft sich Schwühlen,
Auf dir sitzt man sich leicht.

Du beutst als Freund den Menschen hier auf Erden
Gefällig deinen Schoos,
Und machest von den drückendsten Beschwerden
Der Menschlichkeit sie los.

Zu dir wallfahrten groſs und kleine
  Wenn Milzsucht sie befällt,
Du nimmst von ihnen weg den Seelen
  Der sie umnebelt hält.

Man sieht dich täglich viele Wunder
  Du bist der Ort, wohin
(So wie nach Mekka die bedrängten
  Die armen Kranken ziehn.

Du bist der Heilthumsstuhl, an dem der
  Nie fruchtlos Opfer zollt,
Weil er dafür gewiſs mit regem Dank
  Sich die Genesung holt.

Du bist der Chef, für den auf seinen
  So mancher H** schwitzt,
Der Gott, für den so manche Federsp
  Des Autors ab sich nützt;

Der Richterstuhl, wo über die Gehir
  Man streng Gerichte hält,
Der Schlund, worein, gebrandmarkt
            Stirne,
  So manches Wischchen fällt.

Drum, daſs du mich dereinſt nicht auch als Richter
Verſchlingſt mit Haut und Haar,
So bring ich dir, du Erbfeind aller Dichter,
Dies Lied zum Opfer dar.

Der reiche Mann.

Wer immer hier auf dieser Welt
Zu faul zur Arbeit ist,
Und thun nur will, was ihm gefällt,
Und andere verdrieſst;
Der werde reich; ein reicher Mann
Darf alles, was er will und kann!

Er spricht in der gelehrten Welt
Den Wissenschaften Hohn,
Und kauft sich für sein baares Geld,
Soviel er braucht, davon;
Denn nur der Reiche kann allein
Mit guter Art ein Dummkopf seyn!

Den Wohlstand und die Höflichkeit,
Bon-ton und Schmeicheley,
Die überläſst er ungescheut
Nur seinem Leiblakey;
Denn nur der Reiche kann allein
Ein Grobian mit Ehren seyn.

Er sieht der Menschen Arbeit zu,
Und nennt es Spielerey,
Dehnt auf dem Sopha sich in Ruh,
Und gähnt und schnarcht dabey;
Denn nur der reiche Mann allein
Darf ungestört ein Tagdieb seyn.

Er spottet der Religion,
Heiſst nur den Pöbel fromm,
Und kauft für eine Million
Sich einen Schein zu Rom;
Denn nur der reiche Mann allein
Darf für sein Geld ein Freygeist seyn.

Er macht aus Schuldnerthränen Gold,
Raubt andrer Leute Gut,
Hält die Gerechtigkeit im Sold,
Die nur, was er will, thut;
Denn nur der Reiche darf allein
Ein Schurke von Rechtswegen seyn.

Und hat er seinen Lebenslauf
In Müſsiggang vollbracht,
So nimmt er einen Dichter auf,
Der ihn unsterblich macht;
Denn nur der reiche Mann allein
Kann ohne Ruhm unsterblich seyn.

Der **Bauer** *tritt in die Stube und spricht:*

Ein'n guten Abend, ihr Biederleut'.
Ich hab' mir fürgenommen heut'
Heint Fastnacht in der Stadt zu halten,
Sehn, was sie für Kurzweil walten;
Will gleich ein sieben Grosch' dran wag'n.
Nun hat mein Weg mich herein trag'n
Zu euch, weil ich hört' soviel Gäst'
So fröhlich seyn, däucht' mich das Best',
Beym nächsten Wirth zu kehren ein.
Drum traget auf den kühlen Wein,
So will ich die Nacht bey euch hausen,
Euch helfen leeren Becher und Krausen.*)
Da habt ihr Eyer zu den Sachen,
Laſst uns ein' Metzen Krapfen bachen.**)

Der **Bürger** *stöst den Bauer zornig hinweg, und spricht:*

Bauer, wer hat dich 'rein beschied'n?
Troll' dich hinaus, laſs uns zufried'n,
Heb' dich hinaus zu deines Gleich'n,
Was darfſt du in die Häuser schleich'n,
Als wollt'st du stehl'n oder Feuer einleg'n.

Bauer.

Mein Herr, was thut euch hie beweg'n,
Daſs ihr mich also grob thut schänden?

---

*) Trinkgefäſse. **) backen.

Nur ein Gut ist, das in der Welt
  Der Bettler oft genieſst,
Und das bey allem seinem Geld
  Der reiche Mann vermiſst:
Mit sich zufrieden kann allein
Der reiche Mann für Geld nicht seyn!

Lob der Gans.

Groſsmächtige, zu Wasser und zu Lande
Gleich wohlbehauste Frau!
Dir bring' ich hier im festlichen Gewande
Mein Lobgedicht zur Schau.

Man stellt uns in der eselfarbnen Eule
Der Weisheit Sinnbild dar,
Und dir ward dieser Vorzug nicht zu Theile,
Die zehnmal weiſser war.

Nur du lehrst wahre Weisheit uns auf Erden;
Denn wo sonst lernten wir
Die Kunst, mit leichter Mühe fett zu werden,
So gut, als wie von dir?

Du warst so glücklich Rom einst zu salviren
Durch deine Schnatterey'n,
Und führtest auch dadurch das Denunziren
In unsern Staaten ein.

Und seit der Mutter Gans, so reich an Worten *),
Vermehrt die Gänsenschaar
Bey unserm Fräuleinvolk sich allerorten
Mit jedem neuen Jahr.

Ist gleich dein Kopf dumm wie ein Steyrerstückel,
So gleicht im Hintergrund
Dein Schweif doch auf ein Haar dem Perpendickel
In vieler Weiber Mund.

Dein langer Hals hat uns das Glück verliehen,
Daſs der geplagte Mann
Sein Haupt nach eines schweren Tages Mühen
Sanft niederlegen kann.

Und ohne deine weisheitsvollen Spulen,
Wo wäre Wissenschaft,
Wo unsre Canzeleyen, hohe Schulen,
Und unsre Autorschaft?

Man macht sogar aus deinen Beinen Flöten,
Und zeiget damit an,
Daſs oft auch einem Hohlkopf von Poeten
Ein Lied gelingen kann.

---

*) Der Leser erinnere sich an die Contes de ma Mère l'Oye.

Doch schlecht wirst du für alle diese groſsen
Verdienste regalirt,
Am Martinstag zur Martyrin geschossen
Und nicht kanonisirt!

Lob des Flohs.

Du kleiner Nero, Compagnon der Läuse,
Blutgieriger Tyrann!
Für dich stimm ich: nach Meister Linguets Weise,
Nun auch ein Loblied an.

Dein ganz brünetter Teint, so sehr verschieden
Vom Teint der blonden Laus,
Erkohr gleich anfangs dein Geschlecht hienieden
Zu groſsen Thaten aus.

Nur deinen Stamm, der stets in ganzen Schaaren
Bey Mädchen Wache hält,
Hat die Natur zu tapfern Leibhusaren
Der Jungferschaft erwählt.

Und darum patroulliren auch Schwadronen
Von diesem leichten Heer
Beständig in den dunkeln Regionen
Des Unterrocks umher.

Nichts schützt die Mädchen, die sich dir verschlieſsen,
Vor deiner Blutbegier:
Die Erstlinge von ihrem Blute flieſsen
O glücklicher, nur dir!

Du Springinsfeld bist überall gelitten,
Wo nie ein Mann hin soll,
Und schwelgst dich, gleich der Biene, an den Blüthen
Geheimer Schönheit voll.

Kein Fleck im ganzen weiblichen Gebiete,
Auch noch so heilig, ist,
Auf dem du nicht schon mit verwegnem Tritte
Herumspazieret bist.

Da ist kein Strauch, wo du dich nicht verstecktest:
Kein Plan, wo du nicht lieſst,
Kein Hügelchen, wohin du dich nicht legtest,
Kein Thal, wo du nicht schlieſst.

Ja wollte man einst auch rektifiziren
Der Schönheit Lustrevier,
So brauchte man, um recht es zu mappiren,
Nur dich zum Ingenieur.

Nur dieſs verzeihen dir die Schönen nimmer,
Daſs stets von jedem Kuſs,
Den ingeheim du ihnen aufdrückst, immer
Ein Fleckchen zeugen muſs.

Drum lauern auch stets auf dich losen Näscher,
Enthüpfst du nicht geschwind,
Bey Tag und Nacht so viele hundert Häscher
Als Mädchenfinger sind.

Doch hascht ein Mädchen auch dich kleinen Springer
Zuletzt in ihrem Schoos,
So ist doch unter einem schönen Finger
Noch neidenswerth dein Loos.

Dem

Fräulein M*** von B*.

Im Namen eines Freundes, der ihr für einen Kapaun mit Austern ein Exemplar des Meiſsnerischen Alcibiades verehrt hatte.

Der Freundin, die mir jüngst durch einen köstlichen
Und mit besondrer Kunst bereiteten
Kapaun bewiesen, daſs die Ehre
Von einem Thiere, das die Hühnerwelt
Für unschmackhaft und ungenieſsbar hält,
Bey Menschen noch zu retten wäre,
Wenn man ihm nur mit guter Art den Saft,
Den es verlor, durch Austern wieder schafft,
Der schick' ich für das köstliche Gerichte —
Für den Kapaun aus ihrer Hand —
Hier einen Hahn aus Griechenland,

Der (wie zum mindsten die Geschichte
Von ihm erzählt) so tapfer als galant
In ganz Athen nicht seines gleichen fand,
Der stets den schönsten Kamm getragen,
Mit jedem Hahn zur Wette sich geschlagen,
Und darum bey Athens gesammter Hühnerschaar
Beliebt, und überall — der Hahn im Korbe war,
Kurz, den die ekelste der griech'schen Damen,
Die sich um ihn oft in die Haare kamen,
In seiner Art gewiſs so schmackhaft fand,
Als ich jüngst den Kapaun aus meiner Freundin Hand;
Den aber, weil er seit so manchem Jahr
Ein Bischen alt und zäh geworden war,
Ein deutcher Koch, von dem baut Gout geleitet,
Für unseren Geschmack von Neuem zubereitet;
Den schick' ich hier, und gebe dann
Für einen deutschen, gallisch appretirten Hahn
(Zum Dank für die gehabte Mühe)
Ihr einen griech'schen Hahn in einer deutschen Brühe.

III.

Erzählungen.

Bürger.

Ich weiſs nicht, wer dein' Gäns' noch Enten
Sind, drum räum' mir's Haus, du grober Bauer.

Bauer.

Ach, lieber Herr, seht nicht so sauer,
Dieweil ich mich noch wohl darf nennen:
Die ganze Dorfmeng' thut mich kennen.
Darum, mein Herr, vernehmt mich recht:
Ich bin von einem groben G'schlecht,
Die man bey uns die Tölpen *) nennt.
Habt ihr nicht den Fritz Tölpen kennt?
War mein Ahnherr, nach mein'm Bedunken,
Ist in 'nem hänfnen Weiher ertrunken. **)
Heinz Tölp, mein Vater, der ist mir
Erdrückt worden in 'nem Turnier,
Da man einsmals ein' Spend' ausgab.
Ein'n Bruder ich verloren hab',
Den haben die Zigeuner hin.
Von meiner Mutter G'schlecht ich bin
Ein Götz, ***) derhalben, wer mich kennt,
Mich den Götz Tölpen Fritzen nennt.
Jetzund wiſst ihr auch, wer ich bin,
Darum laſst mich zu 'n Gästen hin,
Wie andre Herr'n zu Tisch auch sitzen.

---

*) groben Kerls. **) gehängt worden.
***) Klotz.

Graf Lauzun.

Ein edler Mann aus Frankenland,
Lauzun war er genannt,
Der einst den Lohn der Tapferkeit,
Verfolgt von Fürstengunst und Neid,
Im tiefen Kerker fand.

Lag nun darin mit seinem Gram
Sich nährend, wie im Grab:
Nur kärglich lieſs ein Fensterlein
Der lieben Sonne milden Schein
Mittags zu ihm hinab.

Der tiefſten Todtenstille Graun
Vermehrte seine Noth:
Es schien ihm, hätten manche Nacht
Nicht Uhu's schaudern ihn gemacht,
Die ganze Schöpfung todt.

Kein sanfter Freundeszuspruch hob
  Sein leidend Herz empor,
Nur seiner Ketten wild Geklirr,
Und Knarren seiner Kerkerthür
  Drang täglich in sein Ohr.

Des Kerkerwärters Tiegerblick
  Und Henkermiene gab
Des Armen mitleidfleh'ndem Blick
Nur Trotz und kalten Spott zurück,
  Und schlug ihm alles ab.

Er fleht' um Feder und Papier,
  Damit er schreiben könnt':
Umsonst. Es wurde nicht einmal
Sich seiner Jammertage Zahl
  Zu merken, ihm vergönnt.

Es drückte langer Weile Last
  Schwer, wie der Alp, sein Herz:
Die Geist- und Herzenshungersnoth,
Viel ärger oft, als selbst der Tod,
  War nun sein gröſster Schmerz.

Einst, als ihm die Verlaſsenheit
Tief in die Seele gieng,
Er auf von seinem Lager sprang,
Und in des Herzens Ueberdrang
Die Kerkerwand umfieng.

Da nahm er eine Spinne tief
In einer Ecke wahr,
Das erste Thierchen, das so nah'
Er leben und sich regen sah
Seit manchem langen Jahr.

Er freute dieses Thierchens sich
In seiner Einsamkeit;
Er kannte Menschen, liebte sie;
Doch hatten Freunde selber nie
So sehr sein Herz erfreut.

Oft sah er ihrer Arbeit zu
Wohl ganze Stunden lang,
Wie sie bebend und fleiſsig an
Dem feinen Wundernetzchen spann
Zu schlauem Mückenfang.

Bald wie die kleine Lauscherin
  In ihrem Häuschen, klug,
Auf Mückchen lau'rte, wenn eins kam,
Herausfuhr, blitzgeschwind es nahm,
  Und in ihr Zellchen trug.

Bald wie sie sich zum Zeitvertreib
  Von Fäden, fein wie Haar,
Ein luftig schwebend Scheiblein spann,
In dessen Mittelpunkte dann
  Ihr kleiner Lustsitz war.

Er sprach mit ihr, als hätte sie
  Für seine Worte Sinn:
So oft sie neue Arbeit spann,
Besah er sie, und lobte dann
  Die kleine Weberin.

Besorgt für ihren Unterhalt
  Der gute Mann auch war;
Denn schlüpft' ein Mückchen in sein Grab
Oft auf der Sonne Strahl hinab,
  Bracht' er's zur Speis' ihr dar.

Vertraut und heimlich hatte sie
  Ein Fädchen sich gespannt
Bis hin, wo ihr Ernährer lag,
Drauf holte sie sich jeden Tag
  Die Speis' aus seiner Hand.

So lebt' er nun in Freude, die
  Der Spinne Fleiſs ihm bot;
Sein Trost, sein Zeitvertreib, sein Freund,
Sein alles war in ihr vereint,
  Und er vergaſs der Noth.

Den Kerkermeister wunderte
  Des Grafen froher Sinn,
Er sah den Jammerblick nicht mehr,
Drob sann er oft wohl hin und her,
  Es wurmt' und ärgert' ihn.

Und als ihm einst das Schlüsselloch
  Des Grafen Lust verrieth,
Da dachte sich der Schadenfroh:
Vergnügt dies Fratzenspiel dich so?
  Ha, bald ist's aus damit!

Und nun trat er hinein zu ihm
  Mit halb verbiſsnem Spott:
Sieh, rief er, eine Spinne da,
Und trat, eh' sich's der Graf versah,
  Das arme Thierchen todt.

Wie Dolchstich fuhr die Mörderthat
  Dem Grafen tief ins Herz,
Er sah mit schmerzbetäubtem Sinn
Auf das zertretne Thierchen hin,
  Und rang mit wildem Schmerz.

Wie wüthig fuhr mit Rachbegier
  Er auf den Mörder hin;
Allein die Kette, die ihn band,
War stärker, als die schwache Hand,
  Und zog aufs Lager ihn.

Der Mörder gieng, gesättigt war
  Von Teufelslust sein Herz:
Sein Hohngelächter schallte noch
Hinein zu ihm durchs Schlüsselloch,
  Und schärfte seinen Schmerz.

Mein Glück, mein Alles, rief er, war's,
Was hier dein Fuſs zertrat!
Zwar linderte die Zeit sein Weh!
Doch wer es hörte, schauderte
Zurück vor dieser That.

Th.

Aug. Gottlieb Meiſsner's

auserlesene

Skizzen.

Bürger.

Wir dürfen keines Tölpen Fritzen,
Ich halt' zu Gast' nur ehrbar' Leut'.

Bauer.

Potz Leichnam Angst! vernehmt mich, heut'
Hab' ich ein' Teiding*) helfen machen;
Mein G'vatter hat ein'm gestohl'n 'ne Bachen, **)
Den haben wir all' beyd' vertragen,
Daſs kein fromm Mensch davon darf sagen;
Drum dürft ihr mich nicht so g'ring halten,
Ich bin auch einer aus den Alten,
Ich sitz' nicht allmal unten an,
Ich seh' viel gleicher 'nem Biedermann,
Denn kein'm Weib in der ganzen Pfarr'.

Bürger.

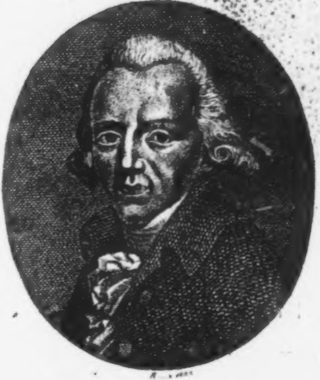
Ey, heb' dich 'naus, du voller Narr!
Siehst nit, ein Edelmann kommt nun,
Was wollt'st du bey uns hinnen thun?

Der Edelmann *geht hinein, und spricht zum Bauer.*

Sieh, Tölpen Fritz, was thust du hinnen?
Kannst auf dem Dorf kein Wirthshaus finnen,***)
Daſs du zu den Bürgern einkehrst?

---

*) gerichtliche Entscheidung. **) Speckseite.
***) finden.



A.G.MEISSNER.

Deutſche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

908.3452

Neun und sechzigstes Bändchen.

Meiſsner's Skizzen; Auswahl.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Meiſsner's kurze Biographie.

Er wurde zu Bautzen in der Oberlausitz den 4. Nov. 1753 geboren, wo sein Vater als Senator lebte und starb, worauf die Wittwe mit ihren Kindern nach Löbau zog. Meiſsner besuchte die Schule letzterer Stadt, und dann die Universitäten Leipzig und Wittenberg (von 1773 — 76.) Er wurde bey seiner Rückkehr geheimer

Archivs-Registrator zu Dresden, dann im Jahr 1785 Professor der Aesthetik in Prag und 1805 Consistorialrath und Schuldirector zu Fulda, wo er aber schon am 20. Febr. 1807 starb. Den Ruf nach Prag verdankte er einer seiner frühern Reisen in's Oesterreichische.

Meiſsner zeigte sich während seines ganzen Lebens als einen sehr fruchtbaren Schriftsteller im schönwissenschaftlichen, so wie im Fache der Geschichte. Seine Skitzen, 14 Bände stark, erschienen vom J. 1778 an und erwarben ihm bey dem Publikum besondere Gunst, so daſs seine Erzählungen zur Modelectüre wurden. Blühende Einbildungskraft, schöne, oft aber gemiſshandelte Sprache, Anmuth und Witz sind ihm nicht abzusprechen· doch verfiel er oft auch in gezierten Ausdruck und in geschraubte Wendungen. Ausser den Skizzen, die das gröſste Aufſehn machten, (und von denen wir hier einige der bessern geben) schrieb er noch, oder übersetzte mehrere Theaterstücke und Operetten, Romane, gab einen Anfang der Werke Moliere's deutsch heraus, dann Fabeln, die als gelungen betrachtet wurden, und endlich historische Schriften (zum Theil freylich romantisirt) wie Masaniello, Spartakus, Epaminondas, und Jul. Cäsar's Biographie, auch Bruchstücke aus Kapellmeister Naumanns

Leben. Seine Bianca Capello ist bloser Roman. Ausserdem gab er mit heraus: die Monatsschrift: Für ältere und neuere Literatur. (1783—85.) und Apollo: eine Monatsschrift. (1793—97.) So wie er auch in mehrere andere Journale fleissig Beyträge lieferte. — Ueber sein Leben kann man vergleichen: 1) Otto's Lexikon der Laus. Schriftſt. II. 559—65.; 2.) in Jörden's Lexikon, Art. Meiſsner; und 3.) im Convers. Lexikon, unter demselben Artikel.

Inhalt.

Seite
1.) Diego de Colmenares. 1
2.) Zeuxis. 42
3.) Deutsches Schauspiel zu Venedig. . . 45
4.) Die Pyramide. 59
5.) Herodias. 79
6.) Anekdoten zu Nushirvan's Leben. . . 97
7.) Brief der Lais an Aristipp. 184

Diego de Colmenares.

Nichts ist gewöhnlicher, als daſs junge, kühne oder leichtsinnige Spanier, nach verschwelgtem Vermögen, oder bey kargem Erbtheil einheimischer Güter, in der neuen Welt Entschädigung für die alte suchen; und sich in Mexiko, Chili und Perü ein Paradies träumen, das sich eigentlich nirgends als in den fabelhaften Erzählungen geschwätziger Reiseschreiber finden läſst!

Don Diego de Colmenares war ein Abendtheurer dieses Schlags. Jung, arm, stolz, und kühn floh er nach Lima. Doch ihm folgte sein widriges Geschick auch übers Meer nach. Zwey reiche Vettern, auf deren Unterstützung er gerechnet hatte, fand er todt und schon beerbt. Den mühsamen Gewinn dreyer Jahre verschlang der Schiffbruch einer kleinen Barke, auf welcher sein gan-

Bürger.

Junker, ich hab's gesaget erst,
Er soll hinaus zu'n Bauern gehn.

Bauer.

Sollt' ich euch anreden all' zwen,
Was ich in meinem Sinne hab'?

Edelmann.

Ey, sag's, es stöſst dir's Herz sonst ab,
Du Tölp, du hast gar bäurisch' Sitten.

Bauer.

Wär'n euch die Bau'rnadern abg'schnitten,
All' beyd' würd't ihr euch zu Tod' bluten.

Edelmann.

Hör' einer zu der groben Stuten,
Flugs werft den Bau'rn die Stiegen ab.

Bauer.

Höret, wie ich's gemeinet hab'.
Adam, thut unser Pfarrherr lesen,
Iſt unser aller Vater g'wesen,
So sind wir je all' seine Kinder.

Edelmann.

Doch einer mehr, der andre minder;
Noah hatt' drey Söhn', der ein', ein Lauer, *)

---

*) Laurer, hinterlistiger Mensch.

zes Vermögen sich befand; und der Unglückliche sah sich nun ohne Freund und Güter in einem Lande, wo Ueberfluſs die Herzen verhärtet, und die Seelen eines ohnedem unempfindlichen Volks noch unempfindlicher macht. Alles war ihm untreu geworden, nur sein einziger und letzter Sclave nicht.

Einst, als Diego, sorgenvoll auf seine Rechte gestützt, murrend gegen Vorsicht, Mitmenschen und sich selbst, in seinem einsamen Zimmer saſs, trat Tlaquiqua, so hieſs dieser Sclave, herein, und fiel vor ihm nieder.

Tlaquiqua (*halb leise.*) Don Diego! — (*Für sich.*) Er hört mich nicht; wie tief muſs sein Kummer seyn! (*Lauter*) Don Diego! — Ist es deinem Knecht wohl vergönnt, dir in dem Grame, der dich aufzehrt, einige Worte und zwar vielleicht Worte des Trostes, zuzuflüstern?

Diego (*auffahrend*). Du mir? — Was hast du? — Rede!

Tlaquiqua. Ich stamme — das weiſst du — vom Volke der Haloguas ab; ein ruhiges, aber noch unbezwungnes Geschlecht; durch seine Wälder, Gebirg' und Muth, noch mehr aber durch seine glückliche Dürftigkeit, vor deinen

Landsleuten gesichert. — Blos eine unbesonnene Jagdstreiferey brachte mich in diese Gefangenschaft hier, die mir deine Milde — nimm meinen tausendfachen Dank dafür! — so erträglich gemacht hat, als Knechtschaft nur immer seyn kann. — Jetzt, ich seh's nur mehr als zu deutlich, jetzt stürzen eine Menge Unglücksfälle über dich her; verzeih'es also dem glühenden Diensteifer deines dankbaren Knechts, wenn er sich erkühnt, dir einen der sonderbarsten Vorschläge zu thun.

Diego. Thu jeden — der mich rettet!

Tlaquiqua. Nur eine Frage vergönne mir zuvor, mein Gebieter! — Hast du hier noch irgend eine Aussicht des Glücks übrig?

Diego. Des Glücks? — Nicht einmal des Lebens, wofern ich nicht selbst Sclave werden will.

Tlaquiqua. Nun wohl, Don Diego! So höre mich! — Mein Vater ist eines der Häupter unsers Volks, begütert, geehrt, schier angebetet in seinem Lande, und ich — ach! ich war sein Liebling. — Wenn alles dich hier verläſst, edler Gebieter, so komm' mit mir! — Mein Volk wird dich mit offnen Armen empfangen, wird dir gern geben, was es besitzt, und dir willig dienen.

Diego (*erstaunt*). Schwärmst du? — Wie fern ist dein Vaterland von hier?

Tlaquiqua. Fern zwar, sehr fern; doch dem nicht allzufern, der seinen Vater wiederzufinden geht; auch dem nicht, der hier nichts zu verlieren, und dort doch etwas zu finden hat. — Ich kenne die Wege bis dorthin, kenne Wurzeln und Kräuter, die unterwegens unser Leben fristen sollen; folge mir nur getrost, Don Diego! Ich weiſs die Fährlichkeiten alle, die auf uns warten; auch sind ihrer mehr als genug. Aber von Jugend auf zu den Beschwerden der Jagd abgehärtet, wird dieser Arm stark genug seyn, die Thiere des Waldes von uns abzuhalten, und dieser Kopf sinnreich genug, um Pfad und Nahrung auszuspüren.

Diego (*der nachdenkend wird*). Laſs mich jetzt!

Tlaquiqua. Nur noch eins, mein Gebieter! — Sollte mein Rath dir misfallen, so laſs wenigstens meine Kühnheit dich nicht beleidigen. — Ich bin ein armer Sclave, unerfahren in Handwerken und Künsten, aber treu und willig, für denjenigen zu sterben, dem ich dien' und ergeben bin. — Sey daher nicht zornig, guter Don Diego!

Diego (*aufstehend, ihn aufhebend und umhalsend*). Ich zornig auf dich? Auf dich, treuste Menschenseele, die ich jemals kannte? — Aber laſs mich anjetzt, daſs ich dem Gedanken nachdenke, den du in mir rege gemacht hast. —

Tlaquiqua ging, und in Diego's Brust blieb die quälendste Unruhe zurück. — Wohin er nur blickte, sah er einen Wirbel von Schrecknissen. Dort Gefahr des Todes von tausend Seiten; hier Verschmachten im Mangel und Elend! — Zu fliehn von Religionsverwandten, von Landesvolk und Landessitten; sich preis zu geben den rohsten und unbekanntesten Nationen, die vielleicht grausam, oder wenigstens doch gegen Spanier feindlich waren; zu wallen durch öde Wüsten und unwegsame Wälder, von einem einzigen Elenden begleitet! Welches Wagniſs, wenn er floh! — Aber auch welches noch gröſsere, wenn er blieb ohne irgend einen Schutz, ausser in sich selbst; ohne Lebensunterhalt; ohne Gold, ihn zu kaufen; ohne Freund' und Blutsverwandten. — Dort war Unterliegen wahrscheinlich; aber hier war solches gewiſs.

Die ganze Nacht hindurch schwankte so der Unglückliche; am Morgen entschloſs er sich, und rief mit dem Muthe der Verzweiflung seinen Tlaquiqua zu sich:

«Ich folge dir, treuer Sklave,» sprach er; «aber noch einmal überleg' es dir, ob du dem Werke gewachsen bist, zu dem du dich mir anbeutst.“

«Ich hoff' es, wenn anders der Gott meiner Väter, ein mächtiger Gott (denn noch hat er mein Volk vor dem deinigen geschützt) mir beysteht. — Wenigstens weiſs ich, daſs jeder Blutstropfen mir vorher abgezapft seyn muſs, eh ich müde werden sollte, für dich den Weg zur Rettung zu suchen. — Ich kenne die ganze Gegend umher; ein Fluſs, an dem wir wandeln müssen, wird uns zur untrüglichen Richtschnur dienen; und eine einzige sandige Wüste, die ich aber in Tagesfrist zu durchreisen hoffe, ist die ganze, etwas beträchtliche, Beschwerde.»

Diego erbebte von neuem, aber bald erholt' er sich wieder, und mit Anbruch des kommenden Tages brachen sie auf. Der Weg nach den gewünschten Gegenden ging durch lange öde Waldungen, wohin nur selten der Fuſstritt eines Menschen sich verirrte; wo bey jedem kleinen Rauschen ganze Heerden von wildem Geflügel aufstiegen, und bey einbrechender Nacht das ferne Gebrüll der Thiere des Waldes die Finsterniſs noch doppelt schrecklicher machte. Oft sank Diego's Muth, aber stets belebte Tlaquiqua's Zuspruch ihn von neuem. Durch Feuer hielten sie zur Nachtzeit die Raubthiere, die ohnedem in der neuen Welt denen in der alten an Muth und Blutdurst weit nachstehen, von sich ab, und durch wechselseitiges Wachen schützte bald der Diener seines Herrn, bald der Herr seines Dieners Leben und Schlaf. Immer blieb der Fluſs treulich an ihrer Seite; Wurzeln, die der Wilde kannte, fristeten ihr Leben von Tagreise zu Tagreise, und versehn mit Pfeil und Bogen, erlegten sie manches Wildpret. — So verstrichen zehn mühvolle Tage, und am eilften verkündete Tlaquiqua seinem Gebieter, daſs sie nun, wenn nicht die Gegend ihn täusche, morgen zu einer Sandwüste kommen würden, die das Land der Hologuas von den Spanischen Besitzungen trenne, und die sich an einigen Orten kaum zwölf bis funfzehn Französische Meilen in die Breite erstrecke.

Auch jetzt hatte der Indianer wahr geredet, und die Wüste erschien am nächsten Mittag, fürchterlich eben, unübersehbar; hin und wieder ragte blos ein einzelnes Gesträuch empor, aber auch dies verschwand tiefer hinein bald gänzlich; nirgends ein Quell, nirgends ein Kraut! — Lange starrte des Spaniers ungewisser Blick hinein, eh' er den ersten Schritt wagte; aber er war nun zu weit vorwärts gegangen, um umkehren zu können. — Sein treuer Sclave hatte sich mit einem

Vorrath Wurzeln auf wenigstens zwey Tage versehn, und sie litten also auch in diesem Punkte den ersten Tag hindurch keine Noth. Aber als bereits der zweyte sich neigte, und sie noch nirgends fruchtbares Land, sondern rund herum lauter verbrännte Gefilde des Todes erblickten, da ward mit jedem vergeblich gethanen Tritte auch Diego's ängstliche Besorgniſs gröſser, und er fing an seinem armen unglücklichen Wegweiser manchen bittern Vorwurf zu machen, den dieser nur immer durch Vertröstung auf eine baldige Vollendung ihrer Pilgrimschaft abzulehnen suchte. Sie theilten daher ihre noch übrigen Lebensmittel in sparsamere Theile, und setzten wieder ihre Reise fort.

Auch der dritte Abend brach an, aber immer noch keine Rettung; denn es war nun offenbar, Tlaquiqua hatte des rechten Wegs verfehlt. — Mit dem Morgen des vierten Tags verzehrte Diego seine wenigen noch übrigen Wurzeln, und die traurige Wanderung begann abermals, und zwar eben so unfruchtbar, wie vorher. Hitze, Weg und Hunger erschöpften jede Kraft der beyden Bedauernswürdigen, und voll der bängsten Ahndung legte Diego mitten in diesem entsetzlichen Sandhaufen sich nieder, um wenigstens einige Stunden zu schlummern.

Er mochte vielleicht zwey Stunden lang es gethan haben, als er sich einigemal ganz sanft geschüttelt fühlte; er sprang auf, und sah seinen Tlaquigua kraftlos auf dem Boden liegen.

»Wach auf, Don Diego!« sprach er, »und höre nur noch wenig Worte von deinem Sclaven; die letzten, die dich jemals von ihm belästigen werden. Ich hab' allerdings aus Unvorsichtigkeit, ohne Schuld, dich nah ans Verderben gebracht, mich ganz hinein gestürzt. Billig, daſs ich dafür zuerst in die Grube fahre! — Seit acht und vierzig Stunden hab' ich keinen Bissen zu mir genommen, sondern die wenigen Wurzeln, die auf mich kamen, für dich zur letzten Rettung aufgespart. Doppelt traf mich also auch indeſs Müh' und Entkräftung, und jetzt, jetzt ergreift mich die kalte Hand des Todes. — Sie schmerzt, aber doch bleib' ich dem Vorsatz getreu, durch Dahingebung meines Lebens das deinige, und wär' es auch nur um wenige Stunden, zu fristen. — Nimm diese Wurzeln, und setze dann deine Wanderung, die nicht mehr lange dauern kann, fort. — Ich hab' einst von meinem Vater gehört, daſs diese Wüste, selbst da, wo sie am breitesten wäre, nicht über funf Tagereisen betrage. Vielleicht erhält dich dieser wenige Vorrath bis an's Ende derselben, wo alsdann sofort meine Heimath sich anfängt. — Hier sind einige

Quipos;*) zeige solche dem ersten Wilden, der dir aufstöſst; er wird sofort erkennen, daſs sein Landsmann, ein Freund von dir, sie knüpfte, und wird um meinetwillen deiner schonen. Frag' ihn nach Xintekal, meinem Vater; er wird dich zu ihm führen, und auch dieser muſs sogleich sehen, daſs nur sein Sohn diese Knoten knüpfen, sie nur für einen Mann knüpfen konnte, den er mehr als sich selbst liebte. — Mehr braucht es zu deiner Rettung nicht, und ein mehreres vermöcht' ich auch nicht. Mein Auge wird dunkel! — Meine Zunge — kaum hebt sie sich noch. — Ich sterbe! — Verzeih' mir, damit ich ruhig sterbe! —

Diego müſst' ein Unthier gewesen seyn, hätte nicht diese unerwartete Rede sein innerstes Mark durchbebt. Erstarrt, als ob auch ihn das Schrecken des Todes ergriffe, stand er da, so lang Tlaquiqua mühsam sprach; dann warf er sich auf den nur zu treuen Sklaven, umarmte, beschwor ihn, den noch übrigen Vorrath selbst zu genieſsen; betheuerte, daſs er so eines grausamen Opfers zur Lebensfristung nicht nöthig habe, und vergoſs mehr Thränen, als er vielleicht die ganze lange Zeit seines bisherigen Lebens geweint hatte. — Aber die Kräfte des Wilden waren dahin; zweymal versucht' er umsonst sich aufzurichten, griff nach der Hand seines Herrn, drückte sie herzlich, holte noch zweymal aus tiefster Brust Athem, und verlosch, wie die letzte Kohle eines sterbenden Feuers.

---

*) Quipos sind gewisse Riemen, woran die Indianer verschiedene Knoten knüpfen, und dadurch halb und halb die Schrift ersetzen.

Diego lag noch lange neben ihm hingeworfen, und rief ihn vergebens in's Leben zurück. Sein Jammer drang nicht mehr in's Ohr des Ausgeduldeten, und das Gefühl eigner Noth machte, daſs der Spanier endlich sich wieder empor richtete, das traurige Erbtheil der wenigen zurückgelassenen Wurzeln zu sich nahm, und dann mit dem letzten Muth der Verzweiflung seinen Weg fortsetzte. Auch diesmal neigte sich die Sonne bereits, als Diego ohnweit von sich einige einzelne Stauden, bald darauf hie und da einen Baum, und dann endlich in der Ferne den Schatten eines Hains erblickte. — Mit grenzenloser Freude warf er sich jetzt zur Erde nieder, sah einige Minuten lang mit stummem, umsonst Worte suchenden und endlich nur in einige wenige Sylben ausbrechendem Dank empor; dann sprang er auf, und eilte mit verjüngten Kräften dem Walde zu, in welchem er so eben mit Tages Ende eintraf. Mühsam fand er allda einige saftige Beeren und nährende Wurzeln; und warf sich endlich, zwar noch sehr entkräf-

Hieſs Hamm, derselb'ge war ein Bauer,
Sem und Japhet, von den mit Namen
Kömmt Bürgerschaft und Adels Stammen.

Bauer.

Junker, ich hab' anders vernommen:
Der Adel sey von Tugend kommen,
Daſs sie schützen Wittwen und Waisen,
Die Armen schirmen in den Reisen.
Junker, habt ihr noch diesen Brauch?

Edelmann.

Sag', war't ihr nit vor Jahren auch,
Ihr Bauern, all' in einer Summ',
Einfältig, schlicht, gerecht und frumm?*)
Jetzt habt ihr die dreyfalt'ge Sucht:
Verschalkt, durchtrieben und verrucht,
Hartmäulig, ung'horsam dabey.

Bauer.

Gott weiſs wohl, wer der Beſs're sey!

Edelmann.

Ich bin von meinem Stamm gut, edel,
So bist du gar ein grober Wedel
Kannst weder gatzen**), noch Eyer legen;
Ich aber bin höflich dagegen.

---

*) fromm.

**) gachsen, wie die Hühner schreyen.

tet, doch schon wieder einigermaſsen gestärkt, unter einen Baum hin, wo er einschlief.

Die Sonne stand schon hoch, als er wieder erwachte, und, begierig einige Mitmenschen aufzufinden, sich sofort auf den Weg machte; aber noch war er nicht über hundert Schritte weiter gekommen, als aus einem dichten Gesträuche zwey Wilde hervor sprangen, ihn von hintenzu überfielen, seine Hände banden, und ihn so mit sich fortrissen. Umsonst redete er sie in der Sprache des Landes, die er ein wenig verstand, an; vergebens bat er durch Geberden um Schonung; sie blieben bey ihrem feindlichen Eifer. — Jetzt fielen ihm die Quipos des Tlaquiqua wieder ein; er nannte den Namen Xintekal, und sie stuzten: — er bat sie, seine Taschen zu durchsuchen; sie thaten es, fanden die Quipos, und staunten noch mehr.

„Das sind friedliche Zeichen,“ brach endlich der eine aus: „das sind Quipos, die nur einer unsrer Brüder gemacht haben kann, und die für dich um Schonung bitten. — Aber wie kommen diese und ein Spanier zusammen?“

Diego bat nochmals um Linderung seiner Bande, und sie wurden ihm nun sogleich abgenommen. — Er erzählt' ihnen, so viel es sich thun lieſs, sein Schicksal; sie hörten ernst zu, schienen Mitleid zu fühlen, und endeten zuletzt mit diesen Worten:

„Du sprichst gut; doch das soll jeder Spanier können. — Laſs erst sehn, ob du auch wahr sprichst, und dann bist du ein Wunder unter diesen Söhnen der Lügen. — Wir wollen dich zum Xintekal führen! Erkennt er diese Quipos für seines Sohnes Arbeit, und in dir seines Sohnes Freund; wohl! so bist du unser Bruder, so unmöglich es uns auch bis jetzt dünkte, einen aus diesem Geschlechte von Wüthrichen Bruder zu nennen.“

Er folgt' ihnen, und sie kamen in einen Flekken, erbaut nach gewöhnlicher Sitte der Wilden, wo alles Armuth und Unwissenheit verrieth; aber jene reizende Unwissenheit, in die so oft die höchste menschliche Weisheit sich vergebens zurückwünscht, die aber auch mit allen übrigen menschlichen Gütern dies gemein hat, daſs der Besitzer sie nie nach Würden zu schätzen pflegt, und daſs nur immer erst die Entbehrung sie in ihr wahres Licht setzen muſs. — Diego hingegen, der so manche schimmernde Pracht mit Verachtung und Ekel betrachtet hatte, brauchte diese Einfalt nur zu sehen, um sie lieb zu gewinnen.

Man bracht' ihn zum Xintekal. Ein alter würdiger Greis, der sogleich in den Knüpfungen der Quipos seinen Sohn erkannte, sein Schicksal erfuhr: ihm einige wenige Thränen schenkte, und dann den Spanier rasch bey der Hand ergriff. — „Fremdling," sprach er, „du warst bis jetzt sein milder Herr, das erkenn' ich aus diesem Ueberbrachten. Mein Sohn starb für dich; das verzeih' ich dir gern: aber doch bist du mir einen Sohn schuldig, denn es war mein Einziger! — Willst du solcher von nun an seyn?"

„Ich will es, Vater!"

„Wohl! so lege sofort diese Kleider ab! Es sind die Hüllen des Trugs. — Ich hoff' ein Herz der Hologuas in dir zu finden: sey auch im Aeusserlichen einer von uns, so gut als du seyn kannst!"

Diego that, was man ihm gebot. — Er blieb bey Xintekal; von ihm geliebt als Sohn, von allen Bewohnern der Gegend geehrt, wie der Greis selbst, lebt' er hier frey von der Europäer Listen und Schimmer, aber auch frey von ihrer Qual und Sorge. Bald ward sein Körper der Landesart gewohnt; nur selten dacht' er nach Spanien zurück, und noch seltner wünscht' er sich wieder hin.

Aber auch bald erwachte noch ein anderer Trieb in ihm, wenn man anders erwachen von einem Trieb sagen kann, der bey den meisten Menschen vom sechszehnten bis zum sechzigsten Jahre nie ganz einschlummert — der Trieb der Liebe. Nicht weit von Xintekals Hütte stand eine andre, die ein Greis mit seiner einzigen Tochter bewohnte. — Ihr gebührte vor allen andern jungen Mädchen des Fleckens der Preis der Schönheit. Einen edlen Wuchs, Augen voll Feuer, einen Busen, so schön, daſs die Liebesgöttin selbst ihn nicht schöner haben konnte; kurz, jeden Vorzug des Körpers verband sie noch mit so mancher Seelengabe. Ihr Name, Holnara, bezeichnete in der Sprach' ihres Landes eine Standhafte, und niemand war es auch mehr, als sie: alle Jünglinge hatten zur Zeit vergebens um sie gekämpft; sie war freundlich gegen jeden, doch willfährig gegen keinen. — Da kam Diego; das Gerücht seiner Aufnahme durchlief bald den Flekken; die Mädchen drängten sich, den Spanier zu sehen; denn eben so verhaſst bey den männlichen Wilden dies Volk zu seyn pflegt, eben so beliebt ist es meistentheils bey ihren Töchtern und Weibern, die stärkre Gluth, stärkre Mannskraft und — was ja immer Frauenzimmer lockt und blendet — auch schönern äuſserlichen Schein bey ihnen finden. — Holnara, neugierig wie die andern, drängte sich mit herbey. Mit freyem Herzen trat sie hinzu, mit gefesseltem ging sie hinweg.

Auch Diego hatte das Mädchen gesehn, und gleich bey seinem ersten Blick Liebe gegen sie empfunden. — Von dieser Minut' an war sie sein einziger Gedanke, und ihr Besitz sein erster Wunsch. — Er fand bald einen Weg in ihr Haus, und sah eben so bald, daſs er auch den

Weg zu ihrem Herzen gefunden habe. Sein Betragen, sein Witz und seine Gestalt unterschieden ihn zu vortheilhaft; dies fühlte die junge Wilde gar wohl, und fand keinen Grund es zu verbergen. Auch der Vater Holnarens ward ihm in kurzem so geneigt, daſs es vielleicht nur Eines Worts bedurft hätte, um mit Freuden seine Einwilligung zur genauesten Verbindung zu erhalten. Aber leider! hielten andere Gründe den Diego noch ab, dies Eine Wort zu sprechen.

Xintekal nämlich und Amatsu (so hieſs der Dirne Vater,) waren schon seit langer Zeit einander abgeneigt. In ihren männlichen Jahren hatten sie beyde verschiednemal um die Anführerstelle im Kriege gewetteifert; dreymal hatte sie Amatsu, einmal nur Xintekal erlangt; denn man hielt ihn zwar für erfahrner in Friedenskünsten, doch für minder tollkühn im Gefecht. — Stoff genug für Grundlage des Neides, der bald darauf durch eine andere Gelegenheit sich in Unwillen und heimlichen Groll verwandelte.

Denn als Tlaquiqua verloren ging, und durch keine Nachforschung wieder aufzufinden war, da warf der damals noch nicht allzualte Vater, voll Begier nach einem neuen Sohn und Erhalter seines Stammes, seine Augen rund umher auf die Töchter des Landes, ob er vielleicht eine fände, die ihn wieder entzündete mit dem Feuer seiner Jugend; und er fand Holnaren, die so eben im ersten Aufblühen war; sein Herz entglühte für sie; er trug ihr dasselbe an, und ward — verschmäht.

Der Wilde ist unerschütterlich als Freund, unversöhnlich als Feind. Was war also natürlicher, als daſs Xintekal, sobald nur Diego einige flüchtige Worte von seiner Liebe zu Holnaren fliegen lieſs, alle mögliche Gründe erschöpfte, um diese Neigung ihm zu widerrathen. Und als auch dies wenig fruchtete, und er wohl wuſste, daſs in dem Stande der Freyheit, in welchem jeder Hologua sich befand, kein ernstliches Verbot den erwachsenen Sohn, zumal den angenommenen, wie Diego war, zu binden vermöge, da nahm er zu dem weit sichern Mittel von Bitten und zärtlicher Vorstellung seine Zuflucht, und erhielt wirklich einst vom Diego, im ersten Augenblick der Rührung, das heiligste Versprechen: nie, so lange Xintekal lebe, eine Heyrath mit diesem ihm verhaſsten Mädchen zu treffen, auch wo möglich, sie künftig ganz zu meiden. — Den ersten Punkt war der Spanier fest zu halten entschlossen, den letzten blos wörtlich. Fünf bis sechs Tage lang zwang er sich, sie nicht zu sehen, und dann, überzeugt, daſs er nicht länger sich zu zwingen vermöge, schlich er wieder verstohlen in der Dämmerung hin zu Holnaren. Mit offnen Armen empfing sie ihn, den sie so lang' und so ungern vermiſst hatte; zum erstenmal drückte sie ihn freudig an Mund und Brust, und nicht weiter zwang er sich, sondern gestand ihr sein ganzes trauriges Schicksal, seine brennende Liebe und das Hinderniſs derselben; erhielt gar bald von ihr das Bekenntniſs der Zärtlichkeit und die Zusage der Ausdaurung.

Von diesem Augenblicke an war Diego der erklärte Günstling Holnarens. Amatsu schwieg bey der Liebe seiner einzigen Tochter, und Xintekal, mit der Achtung zufrieden, welche Diego wenigstens äuſserlich seinen Geboten erwies, stellte sich auch, als übersäh' er das Fortglimmen dieses Brandes. — Wenn alles ruhte, ruhten doch unsre Beyde nicht. Oft fand sie noch die Morgenröth' in süſsen Gesprächen, und schneller, als je die Stunden in den sogenannten feinen Gesprächen der groſsen Welt hinschwinden, schwanden diesen glücklichen Wilden ganze Nächte hin. — Auch unterwies Diego seine Geliebte, wenn sie oft matt von Küssen ausruhten, in den Wissenschaften seines Vaterlandes, so viel er selbst sie kannte. Mit behendem Eifer faſste sie jede seiner Lehren, Baumblätter waren ihr Papier, und spitzige hölzerne Griffel ihre Schreibfedern. Mit jedem Tage wuchs ihre Kenntniſs; jedes Gespräch entwickelte die Gabe ihres Witzes, und bald besaſs sie jeden Vorzug der Europäerinnen, ohne einen ihrer gewöhnlichsten Fehler, das heiſst, ohne Falschheit, Wankelmuth und Eitelkeit zu besitzen.

Nichts schmeichelt dem Stolz einer Mannsperson von etwas mehr als gewöhnlicher Gattung stärker, als das Bewuſstseyn, die Seele der Geliebten gebildet zu haben. — Freudig sah daher auch Diego auf sein Werk, und seine Liebe wuchs mit der Dauer. — Aber auch er wuſst' ihrer Eigenliebe zu schmeicheln — Wenn irgend etwas uns zum Dichter macht, (das sagt nicht Franz im Götz allein, das lehrt beynah auch jeden Dichter die Erfahrung) so thut es die Liebe. — Was Wunder also, daſs Diego, kaum der Hologuas Sprache kundig, doch schon Dichter ward! — Und mit jenem Vorsprunge von der Kenntniſs vaterländischer Poesie, mit dem mächtigen Uebergewicht von innrer Gluth und Thätigkeit — was Wunder, wenn er bald der beste Liebesdichter im ganzen Lande ward, und seine Gesänge schnell von einem zum andern übergingen! — Sich so überall auch unter fremdem Namen besungen zu sehn, o! wie freute dies die stolze Holnara! Wie hing sie, auch dadurch gereizt,* fest und immer fester an ihrem Diego!

Aber auch lange hing sie eben so fest an der strengsten Tugend. So brünstig ihn auch ihr Arm umfing, wenn sie im Schimmer des Monds ihm entgegen floh; so wetteifernd ihre Lippen mit den seinigen Küsse tauschten, so oft auch, wenn er sie nun wieder verlieſs, und sie noch Stundenlang auf schlaflosem einsamen Lager an ihn dachte, der Menschheit innrer Trieb und der heiſse Wunsch in ihr aufſtieg, ihn bald ganz zu besitzen, den ſüſsen, warmen, unübertrefflichen Jüngling: — so hielt doch die Furcht, ob er dann auch bleiben dürfte, was er bisher gewesen sey; ob er dann auch ihr Gatte noch werden wolle, wenn ihm mit ihrer nähern Verbindung kein neues Glück zu erkaufen übrig wäre? diese Furcht und diese Ungewiſsheit hielten sie kräftiger, als eine strenge mürrische Zucht von der Gewährung seiner öftern heiſsen Bitten ab. —

Aber einst, es war der Tag ihrer Geburt; und der Schlaue wuſst ihn; und das Liedchen, das er ihr brachte, war so süſs; und die sternenvolle Nacht so mild und schön; und seine Umarmung so glühend, seine Worte so überredend, seine Liebe so thätig und kühn; — o! Holnara vermocht es nicht länger, gegen ihn, gegen Natur rund um sich, und auch gegen Natur in sich selbst zu kämpfen: und hier ist das Fragment ihres Gesprächs in dieser für ihr künftiges Geschick so wichtigen Stunde.

Holnara (*schwach sich zurückbeugend*). Halt' ein, Gefährlicher! o halt' ein mit Bitten!

Diego. Nicht eher, liebe schöne Grausame, bevor du mit Widerstand eingehalten hast.

Holnara (*gen Himmel deutend*). Blick' auf, Diego! Sieh diesen Stern, und sage mir, wie nennt er sich?

Diego. Der Abendstern.

Holnara. Nein! nein! er hat einen weit süſsern Namen; oder du betrogst mich ehmals, als du mir ihn anders nanntest. — Nach seinem jetztgenannten kannt' ich ihn schon längst, auch eh du hieher kamst, Störer meiner Ruhe! lange war er ehmals schon mein auserwählter Liebling, wenn er dem milden Heere der übrigen glühenden Punkte voranging, oder wenn die Morgenröth' ihm nachfolgte mit ihren schimmernden Wolken. — Aber seitdem du mir ihn einst den Stern der Liebe nanntest, seitdem ist er mir unendlich theurer; seitdem seh' ich ihn nie, ohne feyerlich ihn zu begrüſsen, und wenn diese Sterne anders, wie wir glauben, die Wohnungen der Götter sind, so muſs sicher auf ihm einer der mächtigsten wohnen.

Diego. Alles recht gut! recht möglich! Aber wie kömmst du jetzt darauf, Schwärmerin? Umsonst, umsonst, wenn du mich dadurch abbringen willst!

Holnara. O wenn der Himmel wollte, daſs ich's könnte! — Aber länger vermag ich dir es nicht zu verhehlen: du hast mich in's Netz verwickelt, du listigster unter unsern listigen Jägern! Lange widerstand ich, länger vermag ich es nicht. — Aber sieh, diesen Stern, Diego, und diesen Gott, der auf ihm thront, ruf' ich heute zum

Wo ich zu Hof' der Fürsten reit',
Hab' ich Provision allzeit,
Ohn' Arbeit, dazu Rent' und Zinst. *)

Bauer.

Dennoch bin ich auch nicht der minnst'; **)
Mein' Höflichkeit ist ackern und säen,
Schneiden, dresch'n, heuen und mähen,
Reuten ***) und andre Arbeit mehr,
Damit ich euch all' beyd' ernähr'.

Bürger.

Dergleich ich besser bin denn du,
Mein' Nahrung g'winn' ich in der Ruh,
Greif' nicht solch grobe Arbeit an;
Ich bin ein bürgerlicher Mann,
Derhalb besser denn du in Ehren.

Bauer.

O! ihr thut euch all' beyd' ernähren,
Gott weiſs wohl wie, ich darf's nicht nennen,
Ein's Theils mit Stechen und mit Rennen.
Junker, hat euer Roſs mit Wissen
Kein'm Kaufmann nie kein' Tasch' abbissen?
Ich hab' für euch all' beyd' das Lob.

Edelmann.

Götz Tölpen Fritz, wir liegen ob,

---

*) Zins. **) mindeste, schlechteste.
***) Unkraut ausjäten.

Zeugen deiner Schwüre sonder Zahl an. — Könntest du je mich trügen, könntest du einst, wenn Xintekal nun erbleicht, diejenige verlassen, die jetzt — o Junge, lieber Junge, nicht wahr, das wirst Du nicht? — Sieh nicht so starr, nicht so ganz wie ein Mann, den Liebe noch nicht gemildert hat, mir in's Auge! — Aber wenn du's könntest, o dann müsse von jedem dieser Sterne, die jetzt Zeugen unsrer Liebe sind, Tod auf dich herabströmen!

Diego. Zehnfacher! hundertfältiger Tod! Ich nehme die Zeugen an! die Zeugen und die Rächer! — Aber komm in meinen Arm!

Holnara. Bin ich es denn nicht schon? — An eben dem Tage, da ich Mädchen ward, will ich auch Gattin werden. — Du höre nie auf der Meinige zu seyn, als am Tage meines Todes.

Diego. Still jetzt mit diesem Worte! Der denkt sich Leben ohn' Ende, der fühlt Seligkeit ohne Maas, der so dich hält! — — Hinweg, hinweg, Gewänder! — Bald bist du mein! bist mein auf immer! (*Lächelnd.*) Hüpfe nicht so hoch anjetzt schon, Busen! Dann wirst du noch höher hüpfen, wenn Holnara weint und lacht in einem Augenblicke des flüchtigen Schmerzes und der daurenden Wonne. — —

Sie waren nun so fest mit einander vereint, als nur immer menschliche Liebe sich vereinigen kann. — Freuden des Genusses hatten nun ziemlich jede noch übrige Freude der Hoffnung verdrängt; aber Diego fand wirklich, was doch so selten geschieht, diejenige Wonne ganz in Holnarens Armen, die er sich versprochen hatte. Nur bey ihr stieg, so wie sie ihn nun besaſs, und so wie sie nun wuſste, daſs nichts, nichts mehr an ihr ihm fremd seyn könne, die Besorgniſs für die Zukunft täglich stärker empor, und der Eifersucht verderblicher Funke glimmte tief, sehr tief in ihrer Brust. — Unglückliche Menschennatur! wie unendlich selten lindert der Elende seinen Jammer durch Hoffnung künftiger Freude; und wie treulich folgt hingegen jeder sparsamen frohen Stunde die Besorgniſs baldiger Endschaft und künftiger Trauer nach!

Doch ich vergesse, daſs Sentenzen so langweilig zu seyn pflegen! Lieber will ich noch eines von den Gesprächen der beyden Neuverbundnen mittheilen; mag es doch überschlagen, wer es überschlagen will! Unsre Liebenden hielten dasselbe in der siebenten Nacht ihrer Ehe.

Holnara. Genug, Diego, genug der Wollust für diese Nacht! Du schwelgst, und Schwelgen erzeugt Ueberdruſs.

Diego (*lächelnd*). Bey dir vielleicht, Liebe?

Holnara (*zärtlich*). Nie bey mir, so lang, es Diego's Arm ist, der mich umschlingt! — so lang' es Diego's Lippen sind, welchen ich diesen und diesen Kuſs aufdrücke!

Diego (*mit neckendem Tone*). Wirst du's je einer andern Lippe?

Holnara. Einer andern? (*Ihn wegstoſsend.*) Weg von mir, Bösewicht! Schon der Gedanke verdient Strafe.

Diego (*wie oben*). Und der vorige vom Schwelgen und Ueberdruſs? was verdiente der?

Holnara (*ihn wieder fest umschlingend*). Verzeihung! wenn anders Wahrheit der Verzeihung bedarf. — Männer, Männer! habt ihr wohl Ursache zu zürnen, wenn man mistrauisch gegen euch ist? — Seyd ihr nicht immer die Wärmsten im Anfang, die Lauen im Fortgang, und die Kältesten in der Ausdauer?

Diego. Kennst du unser Geschlecht so gut?

Holnara. Ich sollt' es doch; denn ich bin über zwanzig Jahr.

Diego (*lachend*). Hahaha! Erst zwanzig, Herzchen? Und hast schon ausgelernt? Sieh, wie unverstellt wir in unsern Handlungen seyn müssen, weil man so bald uns ergründet! Euch auszuforschen, ihr ewigen Chamäleons, reicht kein Menschenalter zu.

Holnara (*ihn küssend*). Schweig, Wortverdreher, eh'ich den Mund dir versiegle! Wer sprach von Auslernung eurer Tücke? nur daſs ihr der Tücken so unzählich viele an euch habt, daſs man kaum Monate lang mit euch umgegangen zu seyn braucht, um euch fürchten zu müssen.

Diego. Ist das wirklich der Fall bey deinen Landsleuten?

Holnara. Leider!

Diego. Und doch prahlt dein Volk hier mit Unschuld!

Holnara. Und hat sie auch, im Vergleich mit dem deinigen; nur daſs hier und dort dein Geschlecht an Fehlern eben so wie an körperlicher Stärke uns überlegen ist!

Diego (*lächelnd*). Und doch hier und dort von euch geliebt wird.

Holnara (*ihre glühende Wange an seine Brust schmiegend*). Leider! leider! — Mann! böser Mann! in allen meinen Adern rollt kein Blutstropfen, der nicht dir zugehörte; hier im Busen schlägt kein Puls, der für dich nicht schlüge; und hier oben in meinem Kopfe lebt und webt kein Gedanke, der nicht dich sich dächte! — — Aber! (*mit drohendem Finger.*) Aber! Aber!

Diego (*ernst*). Nun? Was aber?

Holnara. Wenn du dies könntest! — Weh, weh dir! wenn du es könntest!

Diego. Was denn?

Holnara. Mir untreu werden!

Diego. Liebe Thörin! — Schon wieder Furcht? — Gab ich dir je noch Ursache dazu?

Holnara (*mit innigster Wärme*). Nein, Diego, nein! — Glühender, lieber Junge! nein, noch thatest du's nicht! — Es ist vielleicht Grille blos, ist vielleicht ungegründete Furcht! Doch könntest du die Quelle dieser Furcht verkennen? Verkennen, daſs es Liebe sey? — Sieh! ich drücke mich so fest an dich, und doch, doch nicht fest genug! — Fast sind wir eins. — Aber daſs ich dies fast nicht auch noch vertilgen kann, schon das quält mich genug. — Sieh! wenn ich dich so starr anblicke, dann dächt' ich jeden deiner verborgensten Gedanken lesen zu können; und wohl mir! denn mich dünkt, ich les' auch in dir wahre Liebe; Liebe, die der meinigen gleicht. — Aber, wenn nur der kleinste dieser jetzt so heitern Züge sich verändert; wenn nur ein leichter Traum dich aus dem Schlaf gestört, oder nur ein geringes Insekt dir Schmerz verursacht hat: o! dann find' ich den Eindruck, den es hinterlassen, sogleich; und so würd' ich es auch in deiner Seele lesen, wenn du mich nicht mehr so liebtest, wie du sollst, und wie ich's fodre. Die kleinste Neigung für eine meiner Schwestern würd' ich entdecken, im Lächeln der Augen, im kleinsten Fältchen der Stirn, im Druck der Hand, in der Gluth der Umarmung; — da, da wollt' ich die Untreue schon finden, die vielleicht deine Worte geschickt genug zu verbergen wissen würden.

Diego (*spottend*). Bald dürft' ich dich auf die Probe stellen, du vielversprechende Schwärmerin.

Holnara (*halb bittend, halb drohend*). O thu's nicht, Diego! — Eifersucht ist ein Feuer im dürren Gesträuche; zu entflammen ist es leicht, zu löschen sehr schwer, und todte Asche ist fast immer das Einzige, was von einer solchen Entzündung übrig bleibt. — Und wenn ich zumal dich fände, treulos gegen mich, bundbrüchig gegen deine Schwüre; — o! bey allem, was im Himmel, auf Erden und in den Klüften der Erde heilig seyn kann, ich würde diese brennende Lieb' umwandeln in brennenden Haſs. Der Tiger unsrer Wildnisse würde weniger blutbegierig, die Schlang' in unsern Wäldern weniger trügerisch und gifterfüllt seyn, als ich. — (*Mit innigem Schmeichelton.*) O Mann, liebster, bester, einziger Mann! ich bitte dich, sey nicht treulos! Oder wenn du fühlst, daſs du nicht länger mich lieben kannst, o! so bohre mir unversehens, indem ich noch, nicht davon träumend, an deinem Halse hänge, indem du den letzten wahrhaft ſeurigen Kuſs mir aufdrückst; — bohre mir dann den tödtenden Dolch in's Herz, daſs ich hinschlummre in dem ſüſsen betrüglichen Traum, noch von dir geliebt, allein geliebt zu seyn.

Diego. O, einer solchen wilden Grausamkeit wird es nie bedürſen!

Holnara. Nicht? Hast du Eide für dies Versprechen, so laſs mich sie hören.

Diego. Mein Auge werde dunkel, wenn ihm je ein andres Mädchen gefällt! Meine Zunge vertrockne, wenn sie je einer deiner Schwestern liebkoset! Meine Lippe glühe wie Feuer der Hölle, wenn sie je eine andre auſser dich küſst! und Verzehrung entnerve meinen Arm, wenn er einen andern Mädchen-Nacken liebevoll umschlingt! — Ist dir das grausend und ſest genug geschworen, du Ungläubige?

Holnara. Grausend genug und ſest! doch auch ich vermag noch dir nachzueifern. Sieh! mein ganzes künſtiges Leben sey ein Hinsterben ohn' Ende! Mein Athem die nie gekühlte Empfindung eines glühenden Durstes in wasserleeren Wüsten! Schlaf fliehe mein Auge, Kost meinen Mund, Ruhe meine Seele; und Pein, die kein Wort zu ſassen, kein Gedank' auszudenken vermag, sey mein alltägliches Loos, wenn ich dich,

dich Treubleibenden, nicht immer so liebe, wie ich's jetzt thue! Einziger, bester, liebster Diego! mein Stolz! mein Alles! —

Wer hätte nicht einer solchen wechselseitigen Liebe ewige Dauer gegeben? Zumal da keins mehr beschwur, als es wirklich fühlte! — Und doch rauschten bereits von fern die Fittige des Jammers und der Klage über Holnarens Haupt.

Xintekal starb; ein andrer Wilde, Yedemka, trat an seine Stelle. Er war der zweyte im Volk nach Amatsu; aller Augen sahen Diego für den Dritten an. Er war nun frey, aber als der Sohn Xintekals ziemt' es ihm nach Sitte der Hologuas nicht, Holnaren unter dreyer Mondenfrist seine Hand zu bieten. Sie zählt' im Stillen jede Minute; auch er glich ihr anfangs an Eifer und Sehnsucht, aber bald ward seine Gluth gemäſsigter. — Er hatte nach dem Tode seines Vaters, einiger kleinen Staatsangelegenheiten wegen, (denn jeder noch so rohe Staat hat deren,) Eintritt und Freundschaft in Yedemkas Hause gefunden, und allda zwey Mädchen gesehn, schön wie eine jungbeblümte Frühlingsaue, und lockend, wie eine Obstfrucht für den Durstigen, sowohl durch Neuheit und Reiz im Umgang, als auch durch ihr ansehnliches Vermögen; denn Yedemka galt für den reichsten Mann im ganzen Lande. Vom ersten Augenblick an fühlte Diego sich erschüttert; aber der immer wieder rückkehrenden Tugend Stimme unterstützt' ihn noch eine geraume Zeit. Er hoffte nicht mehr so sehnlich auf Holnarens Hand, aber nur sich selbst gestand er diese anhebende Kälte; und blieb trotz derselben fest entschlossen, Wort zu halten. Kurze zwey Tage waren noch übrig, dann wollt' er sie öffentlich als seine Gattin erklären, da — ach! da blieb Amatsu in einer kleinen Streiferey gegen ein benachbartes Volk.

Die Religion dieses Landes verbeut verwaisten Töchtern zwanzig Tage lang das Angesicht irgend eines Mannes zu sehen Abwechselnde Schwesterchöre umringen sie dann bey Tag' und Nacht, singen Klaggesänge mit den Trauernden, und suchen sie zu trösten. — Ein leidiger Trost für Holnaren, die so lang' ihres Diego's entbehren muſste, und gern bey einem Gespräche mit ihm zehn Väter vergessen hätte! — Aber Sitte war nun einmal Sitte, und langsam, wie das dunkle halbe Jahr der immerfortwährenden Grönländischen Winternacht, schlichen ihr diese Tage dahin. — Endlich waren sie überstanden; und nun, als sie wieder hervortrat aus ihrem Kerker, da war ihre erste Frage nach Diego; — Gott! da war die erste Antwort, die sie empfing: Er sey Alavens (so hieſs Yedeinkas älteste Tochter) erklärter Bräutigam.

Athemlos sank sie nieder, kalt und starr wie ein Wanderer hinsinkt, den, indem er sorgenleer seinen Weg fortwallt, aus hellem Himmel ein Blitzstrahl faſst und todt zu Boden streckt. — Aber als sie sich wieder ermannte, als sie wieder zum Leben, oder um wahrhafter zu reden, zur Qual erwachte, da entschlüpfte kein klagendes Wort ihrem Munde; da rollten blos drey groſse Thränen die Wangen herab, und keine einzige folgte weiter ihnen nach. — Mit anscheinender Kälte, mit dem Lächeln des Spottes, mit dem einsylbigsten Wörtchen: So? und wahrhaftig? und Das wäre? forschte sie weiter nach ihrem Schicksale, und erfuhr alles so umständlich, so sicher, daſs sie nicht, auch nur einen Augenblick noch, an ihrem Unglücke zweifeln konnte.

Wirklich geschah dem Diego — es dauert mich als Mann, das von einem andern Manne sagen zu müssen — in keinem Punkte Unrecht. Er war wirklich der ganze strafbare meineidige Bösewicht, unwerth, daſs die Erd' ihn trug, und unwerth ein Mann zu seyn. — Getrennt von Holnaren waren acht kurze Tage hinlänglich gewesen, sein ganzes Herz von Holnaren abwendig zu machen; Alavens Reiz, Alavens Reichthum und Alavens Lockungen rissen ihn, sobald er ihre Gegnerin nicht mehr sah, nun doppelt stärker hin, und er, der schon so lange geschwankt hatte, war jetzt zum Meineid fest entschlossen.

Wir halten ihn'n das Regiment,
Aller G'walt steht in unser Händ',
Du muſst uns liegen untern Füſsen.

Bauer.

Das hab' ich ja wohl leiden müssen,
Ihr wärt mir lieber nit so g'waltig,
So wär' die Steu'r nit so mannigfaltig,
Ich aber hab' viel besser Ruh,
Wenn ich mein'n Hof erbauen thu',
So hab' ich's denn versorget all's,
Euch liegt ein' groſs' Sorg' auf dem Hals,
Deſs bin ich viel freyer denn ihr.

Bürger.

In Rath und Gericht sitzen wir,
Da unser Nam' noch gröſser wird.

Bauer.

Mein Herr, da hab' ich nit g'stulirt,*)
Wir b'sitzen das G'richt unter Linden,
Doch etwan kurz ein Urtheil finden,
Das ihr oft langsam könnt errathen.

Edelmann.

Wir lieg'n dir ob mit kühnen Thaten,
Im Harnisch wir reisen und reiten
Und in dem Krieg' die Feind' bestreiten,
Mit ritterlichem Lob gesieg'n.

---

*) da habe ich keinen Stuhl.

Aber gewiſs nicht entschloſsner, als es Holnara ihrer Seits zur Haltung ihres Schwurs und zur Sättigung ihrer Rache war. — Zwar wag' ich es nicht, in ihr einsames Gemach ihr nachzufolgen, auf ihre Verwünschungen in den Stunden der Mitternacht zu hören, und den langsam sich immer mehr und mehr entwickelnden Gang ihrer Entwürfe zu beschreiben. Aber auch ungeschildert wird sich dies alles leicht aus dem, was sie nachher sagte, schrieb und that, entziffern lassen.

Genug, daſs die schlauste Italienerin, unterwiesen in der Verstellung und der künstlichsten Schule gemiſsbrauchter Liebe, nicht mehr Meisterin über Sprache, Geberden und Betragen seyn kann, als diese halbe Wilde; daſs sie gegen keine von ihren Gespielinnen nur ein besorgliches Wort fallen lieſs, und daſs sie gegen den Meineidigen selbst, als sie ihm einst begegnete, und er schon auf einen ganzen Orkan von Vorwürfen sich gefaſst machte, sich so leichten muntern Tones betrug, daſs er selbst sein Erstaunen kaum zu zwingen vermochte. So verflossen acht Tage, als Diego einst ruhig in seiner Hütte lag, und mit Entwürfen, sich bald als das Haupt dieser Völkerschaft verehrt zu sehn, schmeichelte, bracht' eine jüngere Schwester Alavens ihm folgendes Palmblatt.

Unbeständiger, nur allzuliebenswürdiger Diego!

„Nicht weiter ist mir es also vergönnt, dich *meinen* Diego zu nennen? Verschwunden ist meine Herrschaft? Vergessen hast du meiner Liebe? — O daſs ich ein gleiches könnte, reizender Bösewicht! — Alavens frischre Blüte und ihre gröſsre Habe verdrängten meine mindre Schönheit; und ich, ich fühle meine Wunde bluten, ohne auf den Thäter zürnen zu können, der mir so nah an's Herz traf. — O vergib, Diego, vergib mir, wenn ich jetzt zum letztenmale von einer Kunſt Gebrauch mache, die mir selbst dadurch unendlich theuer wird, daſs *du* mich sie lehrtest! vergib mir, wenn ich dich mitten im Taumel deiner neuen Liebe durch mein Schreiben störe! — ich will dich nicht mit Vorwürfen bestürmen; denn noch ist mir der Apfel meines Auges minder werth als du. Ich will dich nicht um erneute Liebe bitten; denn die einmal ausgelöschte Kohle wird doch nie wieder so hell, wie ehmals, flammen; wird höchstens einige wenige Augenblicke glimmen, und dann erlöschen auf immer. — Aber um eines will ich dich noch bitten, und bey unsrer ehemaligen Liebe beschwör' ich dich, schlag mir dies Eine nicht auch ab. — Werd' immerhin — weil es doch

„nun nicht anders seyn kann — werde der Mann
„einer Andern, beneidenswerthen Glücklichen!
„Ich Arme, ich zu Leichtgläubige will büſsen,
„will — was ich sonst nie versprechen zu können
„glaubte, — will büſsen, dulden und schweigen.
„Aber sey wenigstens so lange noch der Meinige,
„als du nicht ganz erklärt der Gatte von einer
„Andern bist! — Noch ist Alave nicht dein; noch
„schläfst du auf einsamem Lager. — Ich bin nicht
„Alave, bin nicht so schön, nicht so neu für
„dich; aber doch glaub' ich es ohne Stolz sagen
„zu können, noch bin ich reizend genug, dir
„eine ohnedem ledige Nacht versüſsen zu helfen.
„— O Mann, Mann! wie tief bin ich gesunken! —
„Ich, sonst der Neid meiner Gespielinnen, ich,
„deren Stolz der Gedanke war, deine Gattin zu
„werden, ich — ha! wie meine Wange vor Scham
„brennt, und doch muſs ich den Grund dieser
„Scham bekennen — ich begnüge mich jetzt
„mit dem Wunsch, auch nur noch einige
„Nächte länger deine Beyschläferin zu bleiben.
„— Und das solltest du mir versagen? Nein, lieber
„Jüngling, das wirst, das kannst du nicht! —
„Sieh! bey allem, was heilig ist, schwör' ich
„dir noch einmal, kein Vorwurf soll dich kränken,
„kein Blick dich strafen. — Fest will ich
„an dir hängen, weich soll mein Lager, heiſs
„meine Umarmung, und süſser als jemals mein
„Kuſs seyn. — Nur komm! Komm heute noch!

„Nur heute noch, wenn dir es bey mir miſsfällt.
„— Sieh, das ist der erste ernstliche Gebrauch,
„den ich von der durch dich erlernten
„Kunst des Schreibens mache. Wahrscheinlich
„ist es auch mein letzter. Und doch seyd mir
„gesegnet, ihr Stunden, wo ich mich mühte,
„Züge bilden zu lernen! Seyd mir gesegnet, wenn
„ihr mir nur auf Augenblicke den wieder gebt,
„den meine Seele so einzig liebt."

Es war die ganze Unvorsichtigkeit und der ganze Stolz des Spaniers nöthig, um unter diesen schmeichelnden Worten keinen heimlichen Anschlag zu muthmaſsen. — Doch besorgte wirklich der Tollkühne, vielleicht von der Rache des Rächers geblendet, nichts. Er las hin und her, überlegte lang und viel; und endlich? — Er hatte Holnaren so lange nicht gesehn; hatte sie sonst wirklich geliebt; dachte immer noch mit Vergnügen an die in ihren Armen zugebrachten Stunden; und jetzt — jetzt war Alave ja noch nicht seine Gattin: Das Bedürfniſs von Wollust, seine geschmeichelte Eigenliebe, und Gott weiſs, ob nicht gar eine komische Maske von Groſsmuth; — kurz, alles dies bewog ihn zum Entschlusse, Holnaren wenigstens noch eine Nacht zu besuchen.

Er kam, und fand sie seiner warten. — Gekränkte Liebe lehrt auch der Unschuld selbst Verstellung und Pläne zur Vergeltung. Wer hätte sonst jetzt in Holnarens glühendem Kusse, in ihrem feſten Umschlingen, in der stillen Ergebenheit ihrer Blick' und Worte, diejenige gesucht, die sie bald werden wollte? — Was nur ihre Armuth vermochte, trug sie ihm auf, von ihren besten Speisen, von ihrem besten Trank; und mit der freundlichſten Miene des Entzükkens. — Diego selbst schien zu vergessen, wer und wo er sey; er ward wieder so frey und froh, so gut und heiſs, daſs die Wilde, entflammt vom letzten Funken der übrig gebliebenen Liebe, noch einmal versuchte, noch einmal hoffte, ihn wieder zu rühren.

»Du bist also,« hub sie mitten in ihren Liebkosungen mit dem thränenden Auge der Wehmuth an, »du bist also wirklich und unauflöslich Alavens Bräutigam?»

»Ich vermag es nicht zu läugnen.«

»Und doch, doch, Diego, muſs ich noch eins dir sagen, wodurch du vielleicht erschüttert werden könntest, wenigstens solltest. Deine Liebe zu mir ist leider! nicht nur werkthätig genug, sie ist auch fruchtbar gewesen. — Hier unter meinem Herzen, Mann, lebt bereits der Zeuge davon.»

»Gewiſs?»

»Und das kannst du so kalt sagen, Diego? Kannst nicht achten des Absprößlings von dir? Nicht achten des Mädchens, das durch dich eine mit Schande bedeckte Mutter werden soll? —

Wenn jetzt in den Schmerzen der Geburt sie der doppelt schmerzliche Gedanke von ihrer künftigen Schmach und vom Geschick ihres unglücklichen Sohnes ergreift, kannst du dann nicht die Qual des Mädchens lindern wollen, das sonst tausendmal ihr Leben für dich hingegeben hätte? Kannst du in den Armen deiner neuen Braut . . .»

«Was soll das jetzt, gute Holnara? Laſs uns ein andermal davon sprechen. — Ich habe ja dein schriftliches Wort, heute keinen Vorwurf von dir zu hören.»

Holnarens ganzes Antlitz ward Gluth. Sie schwieg zwey Sekunden lang; schnell stieg und sank ihr Busen; dann vermochte sie wieder ihre Thränen zu verbergen. «Nicht ein andermal, Diego,» sprach sie und wandte von ihm ihr Auge weg; «nie, nie will ich wieder so mit dir sprechen. Es war mein letzter Versuch, meine letzte Bitte. — (*Nach der Pause von einer Minute.*) So trinke doch, lieber Spanier! O was siehst du mich so starr an? Du sollst ja die Thräne nicht sehn, die mit Gewalt sich hervorzwingt. Sey ruhig, es ist die letzte! — Willst du nicht mehr trinken? nicht mehr blos küssen? — Komm, komm, du liebenswürdigster aller Bösewichter! Ich weiſs ja doch wohl, was du vielleicht begehrst; hab' dich ja selbst dazu eingeladen.»

Sie stand auf — und der Bube folgt' ihr nach, folgt' ihr zu dem längst bekannten Lager; — und sie schwelgten bis tief in die Nacht; schwelgten, bis nach erschlafften Nerven Ohnmacht und Schlaf auf seine Augenlieder herabsank.

Dies eben war es, worauf die Wilde mit ängstlicher Sehnsucht harrte. Als sie ihn nun tief entschlafen sah, da riſs sie sich wild von ihrem Lager auf; da war keine Spur jenes liebevollen Geschöpfes, kein Zug des reizenden schwachen Mädchens mehr übrig; da war sie ganz eine Löwin, aus anscheinender Ruhe zur grausamsten Wuth aufgeweckt. Bereit gelegte Bande umschlangen die Arme des Verräthers, und dann, als jede Kraft der Gegenwehr ihm benommen war, da weckte sie ihn mit dem Donnerton: „Wach' auf, Verführer! wach' auf zum Tode!" Da sah der Erschrockne beym ersten Aufschlagen der Augen sie mit seinem eignen blinkenden Dolch bewaffnet vor sich stehen. Eiskalter Schauder band seine Zunge, und als er nun sprechen wollte, da betäubte sein Ohr und Herz Holnarens abermaliger Schreckensruf:

„Es ist voll, voll das Maas deiner Bubenstücke! Dies Lager deiner Wollust werde nun das Lager deines Todes. Gedenke der Nacht, da wir ewige Treue uns schwuren! Gedenke meines Eides, dir schrecklicher, als unsrer Wälder schrecklichstes Raubthier, zu seyn, wenn du untreu würdest! Du bist es, wardst noch vor wenigen

Augenblicken umsonst von mir gewarnt, bist jetzt — ha! der Wonne! — bist in meinen Händen, und der Donner des Himmels zerschmettre mich, wenn du ihnen entrinnst!"

„Liebste Holnara! —"

„Hahaha! — Jetzt liebste Holnara? — Liebster Diego: wie thut dieser Stahl? — Willst du dies Gespräch nicht auch so abbrechen, wie das vorige? — Da! da! rief ich sonst, wenn ich dich küſste; da! da! ruf' ich auch jetzt, indem ich dich würge!" — —

Und mit der freudigen, überdachten Wuth eines Satans, der in langsamen Qualen einen Bösewicht sterben sieht, und ihm, seinem ehmaligen Bundsgenossen, jetzt schon alle die Flammen der Hölle einzeln zumiſst, damit er jede von ihnen in möglichster Stärk' empfinde, fiel jetzt und jetzt, und hier und da ihr Dolch nieder. Gelächter mischte sie in sein Winseln, wählte weislich die Stellen, die zwiefach schmerzten, und verzog lange, eh sie sein Herz durchstieſs.

Dann aber als sein letztes Aechzen, das letzte Zucken des Todes vorbey war, dann riſs sie aus dem zerfleischten Busen eben dieses blutige Herz, eilte zu Alavens Wohnung, und weckte mit dem Geschrey des tobenden Wahnsinns die Bestürzte von ihrem Schlaf auf. „Kennst du dieses Herz?" rief sie, und warf es ihr zu Füſsen. „Mein war es einst; mir hast du es geraubt! Aber sieh, doch wuſst' ich dasselbe wieder zu erbeuten, und geb' es nun dir freywillig hin. — So, dünkt mich, ist es deiner würdig! — Willst du noch mehr sehn, so komm mit mir!"

Ha! welch ein entsetzliches Schauspiel für die Unglückliche, die halbtodt ihr folgte, und im Blut schwimmend ihren entleibten Bräutigam fand! — „Gefällt er dir so, Alave? — Bey Gott! mir gefällt er nun erst doppelt! Und diese Hände voll Blut? Noch nie sah ich etwas Schöners. — Aber wisse, um ganz dein Elend zu vollenden, er, der hier liegt, ist nicht ermordet allein; er war noch vor wenig Stunden auch treulos gegen dich! kam willig her zu mir, genoſs und ward nachher erst geopfert. — Was weinst du, Mädchen? Ich hab' ja auch nicht geweint, als du mir ihn raubtest. Räche dich, und durchstoſse nun mich, wie ich ihn durchstieſs. Hier liegt der Stahl. — Du schweigst? Du starrst? — Wohl! so will ich zu deinem Vater eilen. Er ist Cacique, und strafe mich! — Freu dich, Diego, wenn ich hinabkomme; auch noch in jene Welt nehm' ich meine Rache mit, um dort, eine Ewigkeit durch, dich zu quälen."

Sie eilte hinweg, gab sich an, und starb mit eben der Gelassenheit, mit der nur immer ein Märtyrer sterben kann.

Diese Geschichte ging in die Volkslieder der Hologuas über. Als ohngefähr zwanzig oder dreyſsig Jahr später die Spanier doch auch noch in diese, lange verschont gebliebnen, Gegenden eindrangen, erfuhren sie solche bald, und es erinnerten sich Einige noch, den Diego gekannt zu haben. Aber alle dachten auch, wie wahrscheinlich viele unter meinen Lesern denken werden: Untreue und falscher Schwur der Liebe! wie gut, daſs Europäische Mädchen dich nicht eben so wüthend zu strafen pflegen!

Bauer.

Ich hab' in mein'm Haus g'nug zu krieg'n,
Denn ich hab' mich bey dreyen Tagen
Wohl viermal mit mein'm Weib geschlagen,
Hab' dennoch nicht viel dran gewonnen;
Es wär' mir schier der Kunst zerronnen:
Sie gab mir ein'n Schlag mit dem Rocken
Da vorne eben auf den Knocken,
Daſs mir sogleich das Licht erlosch,
Dieweil sie immer auf mich drosch.
So hab' ich auch sonst g'nug zu ſechten
Im Haus', mit Mädchen und mit Knechten,
Und mit mein'm Nachbaren dergleich.
Ich war nun *) auf einer Kirchweich', **)
Da wurden ihr'r wohl drey erschlag'n.
Ich meyn', ich weiſs vom Krieg zu sag'n,
Drum euer Krieg mich nit anſicht.

Bürger.

Ich meyn', der Krieg ſehl' dein ***) auch nicht,
So nimmt man dir Ross', Küh' und Hennen,
Thut Haus und Scheunen dir abbrennen;
Da sind wir zween versorgt für das.

Bauer.

Der Krieg verderbt euch beyd' viel baſs,

---

*) vor kurzem. **) Kirchweihe.
***) verſehle, verschone dich.

Zeuxis.

„Mal' uns, lieber Zeuxis," sprachen die Vornehmsten zu Crotona: „mal uns doch einmal eine Venus, und liefre zugleich in ihr das Ideal weiblicher Schönheit."

„Ich übernehme den Auftrag:" erwiederte der Künstler: „doch unter der Bedingung, daſs ihr die schönsten Töchter eurer Stadt mir herbringt, und ich von jeder für mein Bild entlehne, was mir gut däucht."

Sie brachten ihm deren sieben an der Zahl; alle so schön, daſs der Maler selbst beym ersten Anblick vor der Schwierigkeit seines Unternehmens erbebte, und jede von ihnen lieber geehlicht als abgemalt hätte.

Endlich erwacht er aus seinem Entzücken. — „Fürwahr, ihr seyd schön!" rief er: „liebe Mädchen. Jede Einzelne könnte Venus selbst seyn. Aber um mich ganz zu unterrichten, wie schön ihr seyd; um mich in Stand zu setzen, ein Götterbildniſs hervor zu bringen, wie es vielleicht der Olymp selbst nicht besitzt, und wie es wenigstens noch keinem meiner Mitbrüder gelang, müſst ihr noch eine Bedingung euch gefallen lassen.»

«Welche?»

«So viel Schönes ich bereits an euch sehe; so viel und mehr noch verdecken diese neidischen Gewänder. Ich male Venus, wie sie dem Meere so eben entstiegen ist; um sie zu treffen, muſs ich daher euch — nackend sehen dürfen.»

«Nackend!» riefen alle ganz betreten. — «Nackend!» wiederholte jede bey sich selbst, und zweifelte, was da zu thun sey. Endlich siegte Ehrgeiz und Zureden über sechs unter ihnen; nur die Siebente sprach schamroth: «Venus selbst möcht' ich für diesen Preis nicht werden, geschweige ihr Modell!» — Vergebens war bey ihr Bitten und Vorstellen; sie floh aus der Werkstätte des Künstlers, immer noch erröthend.

Zeuxis ergriff nun Palette und Pinsel. Nachdem oft seine Augen geblendet worden, seine Hand zitterte, und selbst seine Hoffnung fast verschwinden wollte, stand doch endlich sein Gemälde, der Stolz seines Zeitalters, fertig da. Als er zum erstenmal es ausstellte, da umgaben es Gaffer und Neider und Anstauner und Herolde, und Gecken und Weise; Alle bewunderten, alle priesen laut.

Aber bescheiden stand Zeuxis von weitem, und raunte einem seiner Freunde in's Ohr: „So sehr ihr mein Götterbildniſs rühmt, noch fehlt ihm ein Vorzug; ein Vorzug, stets von mir gedacht, und nie erreicht; unentbehrlich zum Ideal weiblicher Schönheit, aber leider so selten anzutreffen, und so schwer zu erreichen.“

„Und welcher denn?“

„Die Schamröthe der Siebenten, die da hinwegging.“

Deutsches Schauspiel zu Venedig.

Eine wahre Anekdote.

Alexander, Erbprinz von W., hatte den Einfall, den schon mancher Deutsche Prinz gehabt, Italien zu durchreisen; ob aus Begierde sich umzusehn, oder gesehn zu werden; ob um die väterlichen Schätze allda auszustreuen, oder neue Kenntnisse einzusammeln, das weiſs ich nicht, und er selbst wuſst' es vielleicht eben so wenig. Genug! er reiste; und das einzige, was ihn vom gröſsten Theil seiner Vorgänger auszeichnete, war die Gesellschaft eines der einsichtvollsten Deutschen, des Kammerherrn von E—l.

Man erräth leicht, daſs auch Venedig auf dieser Reise nicht unbesehen blieb; und diese prächtige, in mancherley Betracht einzige Stadt gefiel dem Prinzen so wohl, daſs er weit über die bestimmte Zeit in ihr verweilte. Freygebigkeit und Sanftmuth machten ihn überall beliebt, sein Rang überall geehrt, und bald befand er sich mit dem vornehmsten Adel in einem gesellschaftlichen Zirkel, der gleich anständig und unterhaltend war.

Nur etwas war kränkend für ihn! So oft er sich zu einem der ersten Nobili eingeladen sah, so oft ward auch das Fest durch ein kleines Italienisches Schauspiel beschlossen, in welchem man bald dieser, bald jener Deutschen Sitte, und oft bitter spottete. — Der Prinz, der freylich hier nichts zu gebieten hatte, ertrug eine solche Begegnung unwillig, aber doch stillschweigend, und alle seine Begleiter, bis auf den einzigen Kammerherrn, folgten dem Beyspiele.

Dieser Letztere hingegen, im Gefühl seiner innern Würde und der Würde seines Volks, betheuerte oft gegen seine Freunde, daſs er diesen Schimpf zu rächen gedenke, und daſs blos der Gedank' an die rachsüchtige Gemüthsart der Landesbewohner ihn bis jetzt von einem Anschlag, der schon zur Reife gediehen sey, zurück gehalten habe.

Indeſs nahte sich der Augenblick des Abschieds, und der Prinz lud noch den Tag vor der Abreise alle seine bisherigen Gesellschafter zu sich, um ihnen den Dank für ihre Gastfreyheit abzustatten. — Sie fanden sich zahlreich ein; der ganze Tag verfloſs in Wohlleben; die Abendtafel war schon geendigt, und man wollte eben sich zum Spieltische lagern, als der Kammerherr von E—L die ganze Gesellschaft auf's höflichste anredete.

„Sie hätten," sagt' er, „so oft das Aug' und Ohr des Prinzen, seines Herrn, mit Schauspielen ergötzt, die nicht anders als gut ausfallen können, da sie Italienisch gewesen wären. Zwar sey es ihm unmöglich mit gleich guter Münze Zahlung zu leisten; doch würd' es ihm schmeicheln, wenn sie heut ein Deutsches Stück, so gut es hier möglich zu machen gewesen wäre, auf einige Augenblick' ihrer Aufmerksamkeit würdigten."

Alle, selbst der Prinz, staunten. Zwar errieth dieser etwas von dem, was folgen könnte; aber wenigstens folgt' er, mit nicht minderer Neugier, seinem Kammerherrn nach, der die Gesellschaft in den Hof des Hauses herunter führte.

Ganz in dessen Vertiefung sahen sie eine Art von elender Breterbude zusammen gefügt, vor welcher rings umher Stühle standen. Man lieſs sich höhnisch lächelnd nieder; der Vorhang ging auf, und das spöttische Flüstern mehrte sich; denn der Schauplatz stellte eine ziemlich enge Straſse vor, in welcher einige hin und wieder zerstreute Lampen das Düster der Nacht fast mehr zeigten, als erleuchteten.

Endlich erschien ein Deutscher Reisender, einfach, doch gut gekleidet, mit einem Gurt umschnallt, in welchem zwey Pistolen steckten; er sah sich überall neugiervoll um, einem Manne gleich, der an einem fremden Ort auftritt; auch bewieſs ein kleiner Monolog, daſs dies wirklich sein Fall sey.

„Er komme,“ sagt' er, „in tiefer Nacht hier zu Siena an, ungewiſs, ob er noch irgendwo Einlaſs finden würde. Müde von der weiten Reise verlang' er freylich nach Ruhe, doch wäre sie mehr zu wünschen als zu hoffen. Je nun! besser sey freylich besser; doch laſs ein kleines Uebel sich leicht erdulden; zumal von einem Deutschen. — Denn was wäre wohl diesem Volk' unerträglich.“

„Ha! geirrt! (straft' er sich selbst:) Zwar ertragen wir ziemlich viel; Hunger und Durst; Hitz' und Kälte; Gefährlichkeit des Kriegs und der Reise; nur etwas nicht, was doch sonst die Wollust mancher weibischen Völkerschaft ausmacht; — ein Leben ohne Beschäftigung! — Sey doch diese Nacht noch einmal so lang, drücke der Schlaf mein Auge noch einmal so schwer! Beschäftigung her! und ich wache gern. — — Aber hätt' ich denn gar keine? Ist hier nicht Licht? Hab' ich nicht ein Buch? Freylich ist der Ort nicht der bequemste; doch was thut das zur Sache!“

Sogleich zog er ein Buch aus der Tasche, trat unter die nächste Laterne und las. — Er hatte kaum angefangen, so zog ein andres aus einem Quergäſschen hervorschleichendes Wesen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich. Es war eine lange. weiſse, gleichsam schwebende Figur, die den Deutschen sorgfältig von allen Seiten betrachtete, noch sorgfältiger vermied, von ihm gesehn zu werden, sich endlich, da sie sein emsiges Lesen wahrnahm, so nah als möglich zu ihm wagte, über seine Achsel mit in's Buch schaute, und ihr Erstaunen über solches durch Mienen deutlich an Tag legte.

Der Deutsche hingegen fand bald, daſs Lesen eine Beschäftigung sey, die unter freyem Himmel, in so schwüler Nacht, und nach so weiter Reise nur noch mehr ermüde; seine Augen würden immer schlaftrunkner, und er steckte misvergnügt sein Buch wieder ein.

„Ist es denn aber wirklich so spät, daſs niemand mehr zu ermuntern seyn sollte!“ brach er etwas ungeduldig aus, zog seine Repetiruhr hervor, lieſs sie schlagen, und es schlug zwölf Uhr.

Mit jedem Schlage wuchs das Erstaunen des dahinterstehenden Geschöpfs, und in seinen Blikken sprach die dringendste Neubegier.

„Zwölf Uhr erst?“ murmelte der Deutsche: „das ist ja eben so spät noch nicht in einem Lande, wo man nur allzugern die Nacht zum Tage macht. — Vielleicht erweck' ich doch irgendwo eine mitleidige oder eigennüzzige Seele!“ Er schlug an alle Hausthüren; aber vergebens!

„Nun denn!“ rief er zornig: „Weckt Klopfen euch nicht, vielleicht thut's dies!“ — Hier zog er eine Pistole heraus, und drückte sie ab. Die Todtenstille der Nacht verstärkte den Schall; das arme weiſse Ding bebte zurück, und sein lauter Schrey machte, daſs der Reisende sich umsah.

Zwar zeigte dessen erste Miene, daſs eine Figur, wie diese da, ihm kein ganz alltäglicher Anblick sey; doch faſst' er sich bald, winkt' ihr näher zu kommen und fragte: wer sie wäre?

„Laſs das jetzt noch!“ erwiederte sie, und nahte sich: „Du sollst es bald hören; genug, wenn ich dir nichts zu thun verspreche.“

„Und wer befürchtet das?“ antwortete der Deutsche lächelnd. „Dein erschrockner Ausruf hat deine Zaghaftigkeit deutlich genug characterisirt, und ich wette, du bist nicht weit von hier zu Hause.“

„Getroffen, wenn du von ehmals, und gefehlt wenn du von jetzt sprichst! — Aber wofern du anders mit mir reden und erfahren willst, wer ich sey, so beantworte zuvor mir einige Fragen.“

„Warum das nicht? Frage!

„Du lasest vorhin in einem Hefte voll so krauser, sonderbarer, kleiner, sauberer Figuren, als ich noch niemals sie sah; Geschrieben konnte das doch nicht seyn!"

Das war's auch nicht. — Du wirst doch Gedrucktes kennen?

„Gedrucktes? — Gedrucktes? — Nein! der Begriff ist mir ganz fremd. Sage mir doch, wodurch unterscheidet es sich denn vom Geschriebenen?"

Dadurch, das hundertfunfzig Menschen kaum die Hälfte von dem schreiben, was ein einziger in gleicher Zeit druckt; daſs es netter, sich gleicher, und dauerhafter, als jenes, und doch im Preis wenigstens sechsmal wohlfeiler wird.

„Wichtige Vortheile! in der That sehr wichtige!" rief das fragende Ding, und legte bedächtig den Spitzfinger seiner linken Hand über die gebogne Nase. — „Eine Erfindung, durch welche Litteratur und Kunst an Mittheilbarkeit mächtig gewonnen haben müssen!"

Allerdings!

„Wodurch auch den Minder-Bemittelten die Erlernung nützlicher Wissenschaften leicht geworden, die Zahl der Bibliotheken sich gemehrt, und der Geist der Aufklärung selbst unterm Volk sich ausgebreitet haben muſs! — Und der Erfinder dieser nützlichen Sache — ich habe die möglichste Hochachtung für ihn — wer war er?"

Ein Landsmann von mir, ein Deutscher.

„Du ein Deutscher? Er dein Landsmann?

Wenn man Dörfer und Städt' gewinnt,
All' eure Hab' raubt und verbrinnt.*)
Mein baar Geld hab' ich eingraben,
Und kommen gleich die Kriegsknaben,
Brennen mir ab mein' alte Scheuern,
Mein'n Hausrath thut mir's nit vertheuern.
So bleib'n mir Acker und Wiesen lieg'n,
Wie bald will ich ein andres krieg'n,
Ross', Küh' und sitz' dann wohl befriedet.

Edelmann.

Zum Waidwerk bin ich wohl gewiedet,**)
Jag'n Bär'n, Hirsch', Reh' und Hasen,
Das wird dir auch nit zugelassen,
Drob seyen wir weit über dich.

Bauer.

Wenn ich mich gleich stell' jägerlich,
Fah' ich eh' ein' Laus, denn ein'n Hasen,
Ich muſs mich dran begnügen lassen,
Schlag' all' Jahr ein' Sau oder zwu,
Etwan ein' alte Kuh dazu,
Das ist mein Wildpret für das Jahr.
Ihr dürſt mit eurem Waidwerk zwar
Den G'winn nicht allmal mit mir theil'n.

Bürger.

Wie gern' wollt'st du dich an uns heil'n.***)

---

*) verbrennt. **) gewidmet ***) bergen.

Fürwahr! er macht dir Ehre; muſs ein trefflicher Kopf gewesen seyn! Ich wollte viel darum schuldig seyn, wär' er mein Mitbürger gewesen. — Doch hiermit ist freylich meine Neugier noch nicht gestillt. Du hattest da auch ein andres Ding, das zum Erstaunen richtig die Stund' angab; was ist denn das?"

Was sonst, als eine Taschenuhr!

„Taschenuhr? Hm! zu meiner Zeit kannte man nur Sonnen- Sand- und Wasseruhren; allzugroſs, allzukostbar und unbequem, waren sie noch überdies wandelbar und ungewiſs. — Ich dächte, ein Ding so in der Tasche tragbar, und so zuverlässig in seiner Anzeige müſst' ein herrliches Hülfsmittel auf weiten Reisen abgeben; müſste manche Unbequemlichkeiten der Nacht und der Einsamkeit verringern, und dem Wanderer und Gelehrten, dem Krieger und Handelsmann gleich nützlich seyn."

Allerdings! Es freut mich, daſs du so schnell den Nutzen von Dingen erräthst, die dir zu meinem Erstaunen noch ganz unbekannt sind. — Wer bist du denn? Du sagtest vorhin: zu deiner Zeit: Was ist denn das für eine Zeit?

„Ey was! Neugier steht einem Mann übel an! — Sag' mir lieber, wer erfand das?"

Auch ein Deutscher.

„Das brave Volk! Es verdient mein Lob. — Wer sollte dies jemals in euch blauäugichten

Barbaren gesucht haben! — Doch es sey! — Nun da ich einmal nachzuforschen begonnen, besinn' ich mich auf meinen alten Wahlspruch: Nie in halbem Wege wieder umzukehren. — Eine Frage beantworte mir daher noch, und mein Wort darauf: es soll die letzte seyn vorjetzt. Du hattest da auch ein drittes Ding, das den Donner und Blitz im Kleinen nachmachte, und der Himmel weiſs, wie? sogar in jene Thür, trotz der weiten Entfernung, eingeschlagen hat; wie nennt ihr denn das?"

Eine Pistole.

„Und seine Natur? Die Art, wie es so heftige Wirkungen hervorbringt?"

Der Deutsche, der einmal zur Sprache gekommen war, nahm hier das zweyte Pistol hervor; wieſs ihm solches; drückte dasselbe, wie das erste ab; erklärte dessen Structur, die Bestandtheile des Pulvers, seine Macht im Groſsen und Kleinen, und kurz — verschaffte ihm, so viel sich's mit wenigen Worten thun lieſs, einen hinlänglichen Begriff davon.

Das Erstaunen des forschenden Wesens stieg hier auf's höchste.

„Wie nützlich," rief es aus, „dies Gewehr im Kriege seyn muſs! Wie dienlich zur Eroberung fester Städte! Wie schnell entscheidend in Schlachten! Welch furchtbares Uebergewicht gegen Schwerter und Pfeile, gegen Ballisten und

Katapulten! — O, ich beschwöre dich, wer erfand das?“

Wer sonst als ein Deutscher!

Der Geist — denn was verschweigen wir länger, daſs es ein Geist war? — bebte hier drey Schritte zurück.

„Immer Deutscher, und wieder Deutscher! Woher in aller Welt ist euch Barbaren diese Weisheit zu Theil worden! Wisse, so wie ich hier vor dir stehe, war ich einst, ohne Selbstruhm gesprochen, der Geist des Cicero, des weisesten Mannes seiner Zeit, des Vaters seines Vaterlandes, des Besiegers der Parther, des Beredtesten unter den Sterblichen, des — doch wer kennte mich nicht? Erlaube lieber, daſs ich auch als Geist noch die Bescheidenheit beybehalte, die mich im Leben zierte. — Aber zu meiner Zeit waren, aufrichtig zu reden, deine Landsleute eines der dümmsten Völker, das je die Sonne beschienen: rauh, wild, ohne Städte, Ackerbau und Viehzucht, ganz den Wissenschaften und Künsten fremd, ewige Jäger, ewige Krieger, in Thierhäut' eingenäht und selbst beynah unbezähmbare Thiere. Doch allem Ansehn nach müſst ihr Euch indeſs trefflich geändert haben. — Wenn ich mir nun vollends meine damaligen Mitbürger denke, nach dem groſsen Vorsprunge, den sie vor euch hatten: im Krieg und Frieden unerreichbar, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Beherrscher der halben Welt, das erste Volk unter der Sonne. — O gewiſs! sie müssen jetzt nah an die Gottheit gränzen! — Daſs ich sie sehen, mich weiden könnte an ihrem Anblick!"

Nun, wirst du denn das nicht?

„O nein! Wenige Minuten noch, und der Eintritt der ersten Stunde nöthigt mich wieder zur Unterwelt hinab, von der ich vielleicht in den nächsten achtzehnhundert Jahren mich nun nicht entfernen, und in weiten Einöden nur mit mir selbst schwatzen darf, weil es dem Murrkopf Minos scheint, als hätt' ich hier oben ehmals dann und wann ein wenig zu viel gesprochen."

Der Deutsche lächelte: „So," sagt' er, „wie ich bin, sind alle meine Landsleute, oder könnten's wenigstens seyn. — Also gefallen wir dir doch, wenn wir so zu euch kommen?"

Allerdings.

„Und du möchtest gern sehen, wie die deinigen, oder wenigstens ein groſser Theil bey uns sich einstellen?"

O für mein Leben gern!

„Nun so wart' einige Augenblicke! Ich versteh ein wenig von der Magie. Dir zu gefallen, will ich sie nützen."

Er winkte, und sogleich erschien auf jeder Seite der Gasse ein Savojard:

„Kauft Hecheln, kauft!" — Schön Schattenspiel an der Wand! Schöne Margaritha! Wer schaut!“ — so scholl's aus beyder Munde.

„Sieh!“ fuhr der Deutsche fort: „Sieh, Cicero, so kommen deine Nachkommen, die ehmaligen Beherrscher der Welt, die ersten unter den Menschen, das Volk mit dem mächtigen Vorsprunge, so kommen sie gröſstentheils zu uns. — Gefallen sie dir?“

Der Geist verstummte. Denn eben schlug es ein Uhr, und er schien mit Unwillen von dannen zu fliehn.

Aber mit noch gröſserm standen die edlen Venetianer auf; beurlaubten sich mit kaltem Lächeln; und hätten vielleicht bald sich thätig gerächt, wären nicht Prinz und Kammerherr schon des nächsten Tages verschwunden. *)

---

*) Diese Erzählung — die ich einer mündlichen Ueberlieferung zu danken habe, und der ich nur hier und da bey Uebergängen und Verbindung der Ideen nachzuhelfen brauchte — stand zuerst im Julius des Deutschen Museums 1777 und ward hernach im Februar 1779 eben dieses Journals vom Hrn. Hofrath Kästner eines kleinen Aufſatzes gewürdigt, der mir zu schmeichelhaft war, als daſs ich seiner nicht mit einigen Worten erwähnen sollte. Herr K. glaubt nämlich, der Kammerherr von E. habe die Idee seines satyrischen Schauspiels aus des Frischlins wieder aufge-

lebtem Julius genommen. In diesem haben Cäsar und Cicero von Pluto Urlaub zu einem Besuch in Deutschland erhalten. Ein Deutscher Officier scheint dem Römischen Diktator, vermöge seines Schieſsgewehrs, ein Jupiter zu seyn; und der gröſste, weiseste aller Lateinischen Redner staunt über die Trefflichkeit einer Druckerey. Bey dem Anblick eines Zeughauses gesteht Cäsar, daſs alle ihre mächtigen Maschinen dagegen Tand gewesen wären, und freut sich ungemein, als er hört, daſs noch jetzt die Römischen Kaiser nach seinem Namen genennt würden. Eine Freude, die bald verfliegt, da er hört, daſs von Deutschen die Rede sey, und daſs eben diese Deutsche sein Rom bezwungen hätten. Eben so wundern sie sich, an den Deutschen Männer zu finden, die so zierlich Cicero's Muttersprache reden, und staunen noch mehr, als sie zum Contrast einen ihrer Mitbürger kennen lernen. Es ist dies ein Schornsteinfeger; sie halten ihn erst für einen Abgesandten des Pluto; hören aber daſs es ein Italiener sey; verstehen seine Sprache nicht, rathen auf Aetna und Vesuv, und siehe da, es ist ein Mailänder, Cäsars Landsmann.

Ich danke dem Hrn. Hofr. K., daſs er mich mit diesem Stücke bekannt gemacht, welches ich nachher mit Vergnügen gelesen, und worinnen mir gleichfalls die erste Quelle von E - l Erfindung zu liegen scheint. Seine witzige Erinnerung: daſs die Kammerherren zu Prinz Alexanders Zeiten die Lateinischen

Arbeiten ihrer Landsleute vielleicht gekannt hätten, und einige andre Einschränkungen suche man an dem angezognen Orte selbst. Nur wiederhol' ich eben dieser Einschränkungen wegen meine ehmalige Anmerkung: daſs man diese ganze Geschichte nicht als eine Volkssatyre, sondern blos als eine witzige abgedrungne Selbstrache betrachten, und über die drey Deutsche hier angeführten Erfindungen nicht allzusehr kriteln möge; weil man sonst vielleicht bey zweyen finden könnte, daſs nur ihre Vervollkommnung, und nicht der erste Einfall davon, den Deutschen zuzuschreiben sey.

Die Pyramide.

Geburt, Reichthum und Seelenkräfte gaben dem Lord Cherborough Anspruch auf die höchsten Ehrenstellen im Staat; dennoch sucht' er sie nicht; er vermied sie sogar; denn Liebe zur Freyheit und Durst nach Wissenschaft lieſsen ihn ein ungebundnes Privatleben jeder noch so glänzenden Sklaverey vorziehn. Weltweisheit, Geschicht' und Sprachen beschäftigten ihn bis in's dreyſsigste Jahr, und dann erst ging er aus, um in fernen Ländern jedes Sehenswürdige als Augenzeuge kennen zu lernen. Ueberall fand sein Geist Nahrung, aber auch überall wuchs seine Wiſsbegierde. — Ganz gegen Englische Sitte gefiel ihm Deutschland vorzüglich unter den durchreisten Ländern. Zwar fand er hier nicht die Französische Höflichkeit, nicht die welschen Schönheiten und Alterthümer, nicht die Brittische allgemein ausgebreitete Liebe zur Litteratur und Kunst; aber er fand ein gutes biedres Volk, viel Gelehrsamkeit, manchen verborgnen guten Kopf, und noch manche Spur der alten Lauterkeit. Was überdies freylich zufällig war, was ihn aber noch mehr für's ganze Land einnahm, war, daſs er hier auch einen Mann antraf, der ihm an Lieb' und Kenntniſs der Wissenschaften glich; der, um den Kreis seiner Einsicht zu erweitern, Gefahr und Mühe verlachte; den bis jetzt nur der Vermögensmangel an seine Vatererde angekettet hatte, und der bald des Lords vertrautester Freund und Reisegefährte ward.

Nach fünf bey Europens Durchwanderung vollbrachten Jahren, bereitete sich Cherborough, auch die übrigen Welttheile, so weit sie durchreisbar wären, zu besuchen; und weil er, trotz persönlicher Entfernung, nicht gern ganz vom gelehrten Europa getrennt seyn wollte; weil er bey jedem seiner Wünsche Unbequemlichkeit selten und Unkosten nie scheute; so gab er einigen seiner Bekannten in England, Deutschland, Frankreich und Italien den Auftrag, ihm ein jedes neuerscheinendes Werk, das in Dichtkunst, Geschichte, Naturkund' und Weltweisheit Aufsehn mache, so gut und so bald es sich nur thun lasse, zu übersenden; setzte Oerter der Bestimmung fest, und segelte dann mit seinem Freunde nach Afrika ab.

Sie hatten sich verschiedene Monate mit Durchreisung der barbarischen Küsten beschäftigt, und fanden daher, als sie zu Alexandrien eintrafen, bereits einige Paquete gelehrter Lieferungen, über welche sie sich mit einem Eifer herwarfen, wie etwa Tantalus ihn zeigen würde, wenn endlich einmal sein Apfelbaum Stand hielte.

Das Deutsche Paquet überstieg die andern alle, wo nicht an innerm Werth, wenigstens an äuſsrer Stärke. — Es traf eben in den Zeitpunkt, wo unsre Landsleute auf einmal, von ungewöhnlichem Enthusiasmus erhitzt, anfingen, ihre bisherige Schreibart zu verlassen; mit verächtlichem Blick auf alles, was jenseit 1770 lag, herabzusehen; Deutlichkeit im Vortrag für das sicherste Merkmal eines seichten Kopſs zu halten; ihren Perioden-Bau um die Hälfte zu verkürzen, und der Prosa sowohl als der Dichtkunst einen gewissen Anstrich von Rauhigkeit zu geben, den sie Männlichkeit nannten. Vorzüglich schlugen einige philosophische Schriften von sonst unbezweifeltem Werth in Ansehung ihres Styls einen ganz neuen Weg ein. Ihr berühmter Verfasser dachte wirklich viel, aber er gab sich gern die Miene noch mehr gedacht zu haben. An je dem Griechischen oder Morgenländischen Grabe klopfte er an, um Weisheit für seine Landsleute heraus zu holen; und was er fand, kleidete er in einen Vortrag ein — völlige Verstehung und

Wir thun dir's vor mit köstling Schauben, *)
Mit Marderröcken, goldnen Hauben;
So gehst du her und bist besch'eppt,
Geschmutzt, geflicket und bestrept; **)
Derhalb magst du nit bey uns seyn.

Bauer.

Nun bin ich auf's schönst' gangen 'rein.
Der Kittel ist mein Ostertag, ***)
Den ich auf alle Hochzeit trag'.
Habt ihr viel Kleider sammt den Weiben,
Hab'n die Mägd' dest' mehr auszureiben,
Und die Schab'n dest' mehr zu fressen.

Bürger.

Ich meyn', du seyst mit 'nem Unflat b'sessen;
Pfui! wie stinkst du nach Roſsmist!

Bauer.

Mein lieber Herr, dasselbig' ist,
Ich geh' um unter Säu' und Rindern,
Schafen, Geiſsen, beschmutzten Kindern,
Ich hab' kein' ander Apotheken,
Wie könnt' ich denn nach Bisam schmecken? †)
Nehmt die Fastnacht mit mir für gut;
Wer weiſs, wenn sich's verkehren thut,

---

*) köstlichen Mänteln.
**) mit straubichtem Haar.
***) vielleicht Ostertracht? †) riechen.

Entzifferung desselben wog die Entzifferung der Hieroglyphen auf. Schon deshalb vielleicht hielt man, was er schrieb, für wichtig genug, bis nach Aegypten zu wandern.

Mylord, dem diese Werke zuerst in die Hände fielen, las sie mit Bedacht, und gab sie, ohne nur mit einem einzigen Worte sein Urtheil zu verrathen, seinem Reisegefährten; dieser hingegen, der selbst etwas Dunkelheit in seinen Schriften liebte, und den Verfasser erwähnter philosophischen Werke (dessen Namen sich derweilen mit einem H. anfangen mag) persönlich kannte, warf sich mit doppelter Freude über sie her, legte jede andre Lectüre indeſs bey Seite, und brach, als ihn Mylord um seine Meynung befragte, in einen groſsen Strom von Lobeserhebungen aus, den jener ungestört verbrausen lieſs.

«Ich bin in manchem Punkt,» erwiederte Cherborough endlich mit abstechender Gelassenheit, «ebenfalls Ihrer Meynung, aber freylich, wie es gewöhnlich hergeht, nicht in allen. Reden Sie von den Gegenständen der Untersuchung und ihrer weislichen Wahl; reden sie vom Geist des Philosophen und seiner Eindringungskraft, so unterschreib' ich willig. Aber was sagen Sie vom Tone der Schrift, von der Ordnung des Vortrags, und vom Ganzen des Styls?»

Daſs die Schreibart schön, gedrungen; fast immer neu sey; daſs nur ein Mann von H** Geist so schreiben könne.

„Worüber ich mich innigst freue, Lieber! — Denn sollt' es zumal einem faden Kopf einfallen, sein Geschwätz' in solche Räthsel zu verhüllen, wer hätte Geduld zur Entzifferung? Aber auch H** selbst entgeht deshalb meinem Tadel nicht. Was Sie gedrungen nennen, nennen andre dunkel; durch erzwungne Kürze verliert sein Vortrag das Fortschreitende, welches doch so unentbehrlich in Beweisen und Schluſsfolgen guter philosophischer Abhandlungen ist, und eine Menge Leser, die ungewohnt der Sprünge sind, lesen ihn ohne Nutzen.“

Ist das seine Schuld? Mylord? — Ein Geist, der tiefer eindringt, als der Alltagshaufen, überhüpft oft im Denken eine Menge ihm längst bekannter Kleinigkeiten, um desto eher zum Hauptentzweck zu gelangen, und behält dann den nämlichen Gang, bey Aufzeichnung seiner Gedanken, weil er mit Köpfen, dem seinigen gleich, zu reden glaubt; und weil ihm die Besorgniſs nicht einfällt, daſs Andre da Dämmerung haben könnten, wo ihm ein heller Tag glänzt.

„Gut! das wär' also eine Schutzschrift der Lücken im Vortrage; aber — denn es ist billig, Sie ganz auszuhören, eh' ich widerstreite; — was sagen Sie denn von der gekünstelten blumichten Sprache?“

O, kein Fehler ist verzeihlicher, keiner ist einem fruchtbaren Genie gewöhnlicher! — Im Niederschreiben seiner Gedanken, fallen ihm bey jedem Worte, von jeder Seite her, eine Menge Aehnlichkeiten und bildlicher Ausdrücke ein. Seine Seele, von dieser Mannigfaltigkeit ergötzt, glaubt auch unsre Aufmerksamkeit desto stärker zu fesseln, wenn sie Nachdenken und Einbildungskraft zugleich beschäftigt, und verursacht abermals, indem sie das Gute allzusehr häuft, einige Dunkelheit.

„Also doch Dunkelheit? und zwar durch seine eigne Schuld?"

Freylich wohl. Aber kann man auch von einem Schriftsteller fodern, daſs er sich nur immer nach der Schwäche seiner Leser richte?

„Ich sollt' es doch fast glauben, denn er schreibt ja für sie. Denken kann er, was und wie er will, denn das ist seine Sach' allein; aber jeder Unterricht ist für Andre bestimmt. — Sagen Sie selbst, was ist ein philosophischer Schriftsteller anders, als ein Mann, der das Resultat seines Nachdenkens seinen Brüdern mittheilen und es gemeinnütziger machen will? — Wenn nun Mittheilung sein Zweck ist, so ist es ja wohl auch seine Pflicht, denjenigen Weg zu wählen, wo er den meisten Lesern nützt; und welcher Weg ist ihm dazu übrig, als Deutlichkeit in Begriffen, Leichtigkeit in der Uebersicht, und Ordnung im Vortrage? — Hab' ich selbst bey mir noch nicht alles überdacht; hab' ich Sprünge gemacht, wo ich langsam fortschreiten sollte; so ist es nicht mehr als billig, mit Schreiben noch anzustehn. — Oder hat meine flüchtige Feder, um die belebende Hitze des ersten Entwurſs nicht zu unterbrechen, noch hier und da Lücken gelassen; hatte sie mehr skizzirt, als vollendet; wohlan! so schäme sich ein späteres Nachdenken der wiederholten Ausarbeitung und der Feile nicht; und mache gut gesagt, was Anfangs nur groſs gedacht war. — Der Mann in Geschäften reise seine Straſse meinetwegen mit fliegender Post; aber der, welcher reist, um sich umzusehen, und uns eine deutliche Beschreibung des Gesehenen zu liefern, muſs sich billig mehr Zeit nehmen."

Gut, Mylord, ich nehm' es an; der Schriftsteller, zumal der philosophische, sey Lehrer der Nation; oder bestrebe sich wenigstens es zu seyn! Aber gibt es nicht tausend Sachen, die, ihrer Natur nach, nicht jedem deutlich gemacht werden können, und also nur immer das Erbtheil einiger wenigen denkenden Köpfe bleiben?

„Zugegeben! Zugegeben, Freund! Aber nur ein Beweis mehr für mich, wie nöthig es sey, den möglichst einfachen Vortrag zu wählen. — Dunkelheit der Sache selbst noch durch

Dunkelheit der Sprache, durch Lücken im Raisonnement zu vermehren; — wie nennen Sie das? Wenn bildliche Ausdrücke, wenn ein ungewöhnlicher Periodenbau schon Alltagssachen oft unverständlich machen, wie viel mehr Gegenstände von höherer Art! — Sie kennen ja doch den Cajus Caligula, den theuren Römischen Monarchen; sagen Sie mir, was that er wohl dann Nützliches, als er neue wichtige Gesetze mit kleiner Schrift an hocherhöhten Orten anschlagen lieſs?"

Nichts; denn er machte sie unlesbar.

„Also . ."

Zu schnell geschlossen, Mylord! Denn Sie überblicken einen wichtigen Unterschied. Caligulas Schrift erkannte kein Auge; unter uns hingegen sind gewiſs noch mehr als tausend Augen übrig, die selbst dunkel geschriebne Bücher durchschauen, und die kleine Mühe des Nachdenkens, die dabey erforderlich ist, sich nicht reuen lassen werden: so bald sie nur wissen, daſs der innere Werth ihr Lesen und Forschen belohne. — Sehen Sie also wohl, daſs Ihr Gleichniſs hinkt?

„Das muſs es, denn sonst wär' es kein Gleichniſs. Schon genug, wenn es dies Privilegium nicht misbraucht; und das thut es, meiner Einsicht nach, nicht. — Auch Caligula's Gesetze mochten vielleicht einige Scharfſichtige im Volk erkennen; aber daſs nicht alle, nicht auch die gewöhnlichen Menschen sie lesen konnten, eben darinnen lag ihr Fehler. — Ueberhaupt gibt es allerdings mancherley in der Reihe der Dinge, was uns ganz unverständlich ist, und auch ewig bleiben wird; aber bey noch zehnfach mehreren erschweren wir uns selbst die Einsicht. — Wie mancher wird, zum Beyspiel, (*indem er auf die vor ihm liegenden Schriften zeigte*) mit ungestilltem Hunger von diesen künstlichen Gerichten weggehn, die er bey etwas einfacherer Zurichtung in Saft und Blut verwandelt haben würde!"

Der Deutsche stockte zwey Sekunden lang; nur Schade, faſst' er sich endlich, daſs, wie ich schon vorhin erinnerte, das Genie beym Schreiben so selten daran denkt, daſs es mit Lesern zu thun habe, die ihm an Einsicht untergeordnet sind!

„Daran dächte das Genie wirklich nicht? Je, warum schreibt es denn? Was bedürfen Geister, ihm gleich, seines Unterrichts? Warum spricht eben diese Klasse von Schriftstellern immer zu dem Publikum, wie zu einem Haufen im Thale herab? — Gewiſs, Freund, Sie thun dem Genie hier Unrecht. Es ist sich meistens seiner Stärke sowohl, als der Schwäche seiner Nebenmenschen bewuſst, und bequemt sich daher, sobald es billig denkt, nach letzterer, um desto ausgebreiteter nützen zu können?"

War unser Leibnitz, war Ihr Neuton Genie?

„Ich habe noch niemanden d'ran zweifeln gehört."

Und doch werden sie so selten gelesen, werden von so Wenigen gefaſst!

„Nicht, mein Lieber, weil sie schwer, sondern weil sie von schweren Sachen schrieben. Auf sie paſst, was Sie vorhin von Dingen sagten, deren Erkenntniſs immer das Erbtheil einiger wenigen Köpfe erster Gröſse bleiben wird. Hätte Leibnitz und Ihr H** sich einen und eben denselben Gegenstand zur Untersuchung gewählt, so würden jenen, von den zwanzig Millionen Menschen in Deutschland, freylich vielleicht nur funfzig, aber diesen sicher kaum fünf ganz verstehen, und das Bewuſstseyn, mit seinem Pfunde gewuchert zu haben, würde doch bey jenem zehnfach stärker, als bey diesem seyn. — Setzen Sie nun vollends, daſs ein solcher Schriftsteller, der doch immer Cosmopolit zu seyn sich bemüht, Materien abhandelt, die nicht sein Vaterland allein, sondern auch jedes wiſsbegierige Volk interessiren; wie sehr schadet er alsdann der Ausbreitung seines eignen Ruhms? — Wer soll denjenigen, welchen die Heimath kaum faſst, in der Fremde verstehen?"

Ja freylich, unsre Deutsche philosophische Sprach' ist schwer.

»O das war und bleibt sie bey jedem Volke, aber dunkel ist sie nur immer bey einigen einzelnen Schriftſtellern. — Warum versteh' ich Baumgarten, über den doch seine eigene Landsleute klagten? Seine Trockenheit ermüdet, aber sie umnebelt und verführt mich doch nicht! Es ist meine eigne Trägheit Schuld, wenn ich nicht mehr bey ihm nachdenken mag; aber sein gesuchter Styl macht nie, daſs ich falsch denke, und bey Verspürung dieses Irrthums miſsmuthig ganz umkehre.«

Sie fechten so tapfer, daſs ich zu einem Grunde meine Zuflucht nehmen muſs, den ich mit Vorbedacht so lang' im Hinterhalte liegen lieſs, weil er allein schon Entschuldigung genug gibt. — H** ist, wie Sie wissen, einer der ersten unter uns, der vom gewöhnlichen trocknen und doch gewiſs auch tadelhaften Ton' in philosophischen Schriften abging. Der persifflirende unsrer nächsten witzigen Nachbarn gefiel ihm eben so wenig; er suchte sich daher einen neuen Weg, und dieser — wann wär' er wohl Anfangs gleich von allen Steinen des Anſtoſses befreyt? — Einem Reformator vergibt man viel; auf seinen Grund bauen die Nachfolger erst, und vervollkommen, was er angefangen hat. Ihm gehört daher die Zurechnung mancher spätern Verdienste, und auch die Abrechnung mancher frühen Schwächen.

«Reformator also wär' Ihr H** ? — Ein schöner Titel! Nur jetzt ſast ein wenig allzufreygebig ausgespendet! — In Ihrem Vaterlande, Freund, so sehr ich dasselbe sonst liebe, hab' ich doch schon seit einigen Jahren den sonderbaren Grundsatz wahrgenommen, jeden als ein Original-Genie anzupreisen, der von der gangbaren Hauptstraſse abfährt: ob er es ohne Noth thut; die schönsten Ebenen mit Sümpfen verwechselt; unter tausend Versuchen kaum zehnmal zum Zwecke gelangt; und zwanzigmal sein Wäglein umwirft; auf alles das sieht man nicht. Genug, hier ist Leben und Thatkraft, denn er fährt auf nie befahrnen Gleisen. — Kaum werden unter dreyſsig Journalisten drey auftreten, die ihn — —»

Hier unterbrach ein Besuch den Streit; Mylord schien seiner zu vergessen, und auch der Deutsche zur Erneuerung desselben keinen hinlänglichen Trieb zu fühlen. — Sie blieben beyde noch einige Tag' in Alexandrien, und setzten dann ihre Reise zu jenen berühmten pyramidalischen Steinhaufen, den Denkmälern alter Egyptischen Pracht und Thorheit, fort. Nach tausend überstandnen Gefahren gelangten sie zu ihrem Zweck und kamen in eine weite, übrigens traurige Sandebne, wo ihr herumschweifender Blick sich lange Zeit nicht zu sammeln vermochte, so sehr befremdete sie die groſse Menge dieser überall zerstreuten und überall im Ganzen sich ähnlichen Gebäude, die wegen ihrer Steinmassen zwar bewundrungswerth, aber sonst bis zum Ueberdruſs einfach waren. Endlich jedoch richteten beyde ihre ganze Aufmerksamkeit auf eine dieser Pyramiden, die nicht nur an und für sich selbst schon zur fürchterlichsten Höh' empor stieg; sondern auch noch desto mehr das Auge täuschte, weil der Felsen, auf dem sie stand, der einzige in der ganzen umliegenden Gegend war, und weit über die Ebne hervorragte. Diese Pyramide zu besteigen, und von ihrer Spitze herab die ganze Ruinen- und Gebäudenvolle Gegend zu übersehen, war daher Beyder innigster Wunsch, und sie hofften desto eher ihn gewährt zu finden, da sie an der Pyramide selbst Stufen oder vielmehr Absätze bis zum obersten Gipfel ausgehauen erblickten.

Sogleich fingen sie daher an, den Berg hinauf zu klettern, verlachten manchen vergoſsnen Tropfen Schweiſs, und sahen sich endlich auf dessen Spitze. Aber wie staunten sie, als sie dort oben die Beschaffenheit der ihnen von unten herauf ganz mäſsig scheinenden Stufen näher betrachteten. — Es waren nämlich ungeheure, breite, mehr als zwey Ellen hohe Steine, auf die man,

Daſs ich möcht' etwan Schultheiſs wer'n,*)
Wollt's bey mein'm Eid all's wieder ehr'n.

Edelmann.

Ey, Bauer, troll' dich nur von dann',
Unsre Fastnacht geht dich nichts an,
Wir müssen scharf rennen und stechen,
Viel ritterlicher Speer' zerbrechen,
Von den Ding'n kannst du nit sag'n.

Bauer.

Junker, wir haben vor acht Tag'n
Daheimen auch mit Kolben g'stochen,
Da hat mein Sohn ein Bein abbrochen,
War zwar**) ein' schlechte Freud' dabey.

Bürger.

Auch müssen wir auf zwo Parthey
Noch herum fahren auf dem Schlitt'n.

Bauer.

Des Fahr'ns muſs ich mich täglich niet'n
Auf Schlitten, Wagen und auf Kärr'n;***)
Wenn ich die Güld' †) bring' meinem Herrn',
Bin ich des Fahr'ns verdrossen ganz.

Edelmann.

Heint müss'n wir haben noch 'nen Tanz,
Der wird köstlich mit groſs Gepräng',

---

*) werden. **) fürwahr. ***) Karren.
†) Jahrsabgabe.

ohne die geringste Anhaltung, sich schwingen muſste, und an welchen Wetter und Zeit, um ihnen den möglichsten Grad der Beschwerlichkeit zu geben, hier und da groſse Lücken ausgewittert hatten. Der arme Deutsche, von Natur klein und schwächlich, hätt' eben so leicht zum Monde herauf, als nur drey dieser Stufen hinanklettern können. Der Engländer hingegen, langgewachsen, im Voltigiren erfahren, im Klettern geübt, und kühn genug, sein Leben zur Befriedigung seiner Neugier d'ran zu wagen, lieſs sich nichts abhalten, schwang sich mit unglaublicher Mühe von einer Stufe zur andern, und gelangte endlich nach der Arbeit von einer Stunde auf die Spitze der Pyramide.

Ein peinlicher Zwischenraum für seinen verlaſsnen Begleiter! In seinem ganzen Leben hatte er sich vielleicht noch nie so einsam, verlassen und traurig gefühlt, als in dieser einzigen, ewig langen Stunde. So sehr er auch den Lord sonst liebte, so konnt' er jetzt doch nicht ganz einige Regung innerer Misgunst unterdrücken. So schön auch bereits die Aussicht vom bloſsen Felsen herab war, so wenig nützt' er sie, aus dem verdrüſslichen Bewuſstseyn, daſs ein Anderer noch einer bessern genösse. Längst bey sich einig, daſs der Mann oder der König, welcher diese ungeheure Last aufführen lassen, ein trefflicher Narr gewesen seyn müsse, brach er von Zeit zu Zeit gegen ihn und gegen den noch gröſsern Thoren, den Baumeister dieses Werks, in halblaute Schimpfreden aus, und verwandte kein Auge von jener obersten Stufe, auf der er sich, seiner Meynung nach, so herrlich ausnehmen würde, — wenn er nur erst droben wäre.

Endlich gefiel es dem Lord wieder herabzusteigen, und seinem Freunde tausenderley von der ausnehmend schönen Aussicht, von einem ungeheuern oben liegenden Steine, dessen Heraufschaffung seine Einsicht übersteige, und noch von einer Menge anderer Sachen zu erzählen, die nothwendig die Neugier seines Freundes minder befriedigen, als reizen muſsten. Gleichwohl hielt der Deutsche auch jetzt eine lange Zeit an sich; als aber der Britte, vielleicht aus einer kleinen Bosheit, die Bedaurung, daſs sein Reisegefährte dies nicht mit genieſsen können, hinzufügte, dann vermocht' er nicht länger sich zu zwingen.

Gestehen Sie mir aber wenigstens, Mylord, brach er mit einer Heftigkeit aus, die jenem ein Lächeln abzwang, gestehn Sie mir, daſs der Baumeister dieses ungeheuren Klumpens ein vorzüglicher Thor gewesen seyn müsse.

„Warum das, Freund? Pflegt man öffentliche Baue, zumal von solcher Wichtigkeit, leicht Thoren anzuvertrauen?“

Man muſs doch, wie hier der Augenschein lehret. Ich dächte, diese Stufen da wären redende

Zeugen. — Wozu scheinen sie Ihnen wohl erbaut worden zu seyn?

„Zum Heraufsteigen, sonder Zweifel.“

Nun gut, so ist Sir Gullivers Land der Brobdrindrags keine Geburt aus Swifts Gehirn. Dieser Egyptier muſs es nothwendig in eigner hoher Person besucht, und nachher stets Leute von ähnlicher Art vor sich zu sehen geglaubt haben. Wie hätte der Narr sonst sich einbilden können, daſs diese Stufen jedem besteigbar wären, der sie besteigen wollte?

„Jedem nun freylich wohl nicht,“ erwiederte der Lord und lächelte von neuem; „aber doch auch noch manchem, der kein Brobdrindrager ist. — Mir selbst, zum Beweis, sind sie zwar allerdings ein wenig schwer geworden; da ich aber doch endlich heraufkam, so verzeih' ich ihnen einige Zoll von Höhe mehr oder minder herzlich gern.“

Sehr groſsmüthig! — Gleichwohl würden sie wenigstens auch Ihnen manchen Schweiſstropfen erspart haben; würden manchem kleinern und doch deshalb nicht minder neugierigen Reisenden werth und dienlich, kurz, in jedem Betracht gemeinnütziger seyn, wenn ihre Entfernung unter einander minder ungeheuer wäre.

☞ „Ganz gewiſs! Nur daſs wahrscheinlich der Baumeister, selbst groſs und im Klettern geübt gewesen, und daher wenig d'ran gedacht haben mag, daſs es Leute gäbe, die in beyden Gaben ihm nachständen.»

Sie scherzen, Mylord, aus Lust zum Widerspruch. — Sah denn der Mann nicht täglich Leute von gewöhnlicher Gröſse rund um sich herum? — Oder glauben Sie, daſs damals alle Egyptier entweder in der Wirklichkeit, oder blos in dieses Sonderlings Augen Riesen gewesen sind?

«Unmöglich wäre dies immer nicht, obgleich, die Wahrheit zu gestehn, ziemlich unwahrscheinlich. Wiewohl, was braucht der Vertheidiger dieses Künstlers zu dergleichen Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen? — Woher lag dem Architekt die Verbindlichkeit ob, eben für das Vergnügen solcher kleinen Leute zu sorgen?»

Gerechter Himmel! Wenn er diese Verbindlichkeit nicht gehabt hätte! — Als Baumeister eines öffentlichen Werks, als Anleger von Stufen, die man besteigen sollte!

«Ja, ja, mein Herr, als Anleger solcher Stufen, die aber auch in ihrer jetzigen Kolossalgestalt sich sehr schön, sehr majestätisch ausnehmen, vielleicht gar die einzigen auf der Welt in ihrer Art seyn mögen.»

Das wolle der Himmel! Denn fürwahr, Schönheit und Pracht auf so groſse Kosten der Nutzbarkeit erkauft, sind mein Geschmack nicht, und wenn dieser Künstler keine Nachahmer fand, so bewundr' ich weit weniger seine

Originalität, als vielmehr den Verstand seiner Zeitgenossen.

Der Deutsche sprach alles dies mit so innigem Eifer und mit so ungewöhnlicher Theilnehmung, daſs er Zeit, Ort, ja sich selbst zu vergessen schien. Um desto gröſser ward natürlich sein Erstaunen, als plötzlich der Lord Cherborough in ein Gelächter ausbrach, dessen Stärke, beynah möcht' ich sagen, dessen Unmäſsigkeit seinem sonst ernsthaften Character gar nicht angemessen schien.

«Endlich hab' ich Sie doch gefangen!» rief er, und faſst' ihn schüttelnd bey der Hand. «Ist es nicht sonderbar, mein streitbarer Sohn Ismaels, daſs Sie mir heute faſt alle dieselbigen Einwürfe, machen, die ich vor wenig Tagen Ihnen ebenfalls, obgleich freylich bey einer ganz andern Gelegenheit, entgegenstellte?»

Mir? Und bey welcher, Mylord?

«Bey dem Gespräche von H** Schriften.»

H** Schriften? — Was haben diese mit gegenwärtiger Pyramide gemein?

«O mehr Aehnlichkeit, als Sie vielleicht glauben! Mehrere sogar als ich je hoffte unter Werken eines Schriftstellers und eines Baukünstlers zu finden! — Dort Entfernung in Stellung der Ideen, Lücken im Vortrag, die das Fortschreiten hindern. Hier Entfernung der Stufen, die zur Besteigung unumgänglich näher seyn sollten! Hier und dort einfache, ächte Schönheit dem Schimmer des Ungewöhnlichen aufgeopfert! Hier und dort selbstgeschaffne Unmöglichkeit, tausend und aber tausend Nebenmenschen zu nützen, denen man doch nützen sollt' und könnte! — Und endlich noch eine Hauptähnlichkeit, die ich mit Fleiſs verschwieg. — Glauben Sie mir, Freund, so groſs auch in gewisser Maſse das Vergnügen war, das ich empfand, als ich nun oben war, so belohnte dasselbe doch die Gröſse der Müh' und Gefahr bey weitem nicht, welcher ich deshalb mich unterzogen hatte; so war es doch vielleicht mehr Freude wegen der überstandnen Arbeit, als wegen des nun daseyenden Genusses: und wahrscheinlicher Weise unterzög' ich mich morgen für gleichen Lohn kaum einer gleichen Mühe. Vielleicht, daſs dies auch bey Lesung ähnlicher Schriften gilt? Man erweitert allerdings seine Einsichten; ob aber in dem Grade, als es die Anstrengung verdiente, die man anwenden muſste, um durchzukommen, das mag ich nicht entscheiden. — Doch genug, Freund! der Tag sinkt, und der Ausgang unsers Streites, — es sey auch, welcher er wolle, dürfte kaum die Mühseligkeiten einer in dieser Einöde zugebrachten Nacht vergelten.»

Lord Cherborough schwieg hier, und stieg, ohn' eine Antwort zu erwarten, den Felsen herab. — Ob er ganz recht hatte, das wag' ich nicht zu bestimmen. Es dürfte das Ansehn haben, über allzugroſse Namen richten zu wollen. Aber wenigstens war unser Deutscher Gelehrte etwas betreten; sprach wenig auf der Rückfahrt; und erwähnte niemals in der Folge dieser Pyramiden, ohn' ein wenig zu lächeln, ob er gleich nie gestand, weswegen. Alles dieses waren schon keine üble Zeichen! Doch was mir noch zehnmal mehr für Cherborough zu beweisen scheint, ist: daſs der Styl seines Freundes, der sich bereits ziemlich dem H**rischen näherte, nach und nach so leicht und ungekünstelt ward, daſs seiner auch ein Schüler des Plato und Xenophon sich nicht zu schämen bedurft hätte.

Herodias.

Eine wahre Anekdote,

in einem Schreiben an Herrn L**.

Hier, mein Theuerster, haben Sie ihren Aufsatz *) zurück, den ich mit Vergnügen gelesen, und aus welchem ich – wie das wohl der Fall mit jedem Aufsatz eines denkenden Kopfes seyn wird — mancherley erlernt habe. Ihre Grundsätze in der Wahl der Bücher, die Ihr Wilhelm lesen soll; die Entfernung der Grecourts, Boccaz, Crebillons, Wielands und aller

---

*) Um den Anfang dieses Briefs ganz zu verstehn, muſs man wissen, daſs Herr L** dem Verfasser desselben einen Plan von Erziehung seines Sohnes mitgetheilt, und sich über die Einschränkung der ihm zu verstattenden Lectüre weitläufig erklärt hatte.

der Schriftſteller, die einen ohnedem schon oft hell genug auflodernden Trieb des Jünglings nur noch mehr anfachen, ſind' ich billig, und überhaupt hat die Strenge ihrer moralischen Denkungsart meinen völligen Beyfall. Aber desto weniger gefällt mir die Selbstzufriedenheit, mit der Sie Ihr Gebäude betrachten, und die Sicherheit, worin sie sich nach so mühsam gewählten Maasregeln träumen. — Freund, Freund! Sicherheit und Fall sind zwey leibliche, faſt nie getrennte Schwestern; Vermeidung Einer Klippe sichert den Schiffer nicht auf seiner ganzen künftigen Reise; und man denkt viel zu nachsichtig vom menschlichen Herzen, wenn man glaubt, daſs es nur da Stoff zur Wollust sammeln sollte, wo ihn ein üppiger Dichter mit Vorsatz hingelegt hat. — Verschiedenheit der Seele des Lesers bringt natürlich auch Verschiedenheit in den Wirkungen des Lesens hervor; und ich habe Personen gekannt, die, nachdem sie Schaumlöffel, Sophas und komische Erzählungen ohne Sittenverschlimmerung durchlesen hatten, endlich aus der gutgemeynten Erzählung eines tugendbelobten Romandichters, aus den Maximen eines Moralisten, ja selbst aus dem heiligsten aller Bücher Gift zu saugen wuſsten, ohne noch etwa deshalb Bösewichter von Profession gewesen zu seyn. — O des unglücklichen Ungefährs einer wollüstigen Minute!

Durch die unbedeutendste äusserliche Veranlassung stürzt oft der sorgfältige Bau manches vorhergegangnen Jahres über'n Haufen! Selbst diejenigen, welche sich Beförderer der Tugend nennen, sind oft Untergraber derselben; und weil in solchen Behauptungen Beyspiele immer mehr, als alle Gründe *a priori* überzeugen, so will ich Ihnen von verschiednen über diesen Punkt mir bekannten Geschichten heute nur diejenige, die mir am auffallendsten dünkt, erzählen.

Wenige, vielleicht keiner unsrer Schriftsteller, haben mit so innigem Wunsche, Gutes zu stiften, geschrieben, als Gellert. Alle seine Schriften athmen strenge Gottesfurcht und Begierde nach Ausbreitung der Tugend; immer ist dies sein erster, und Beyfall nur sein zweyter Entzweck. Aber wie? wenn nun selbst er, der Tausenden in ihrem Elende Trost und Liebe zur Rechtschaffenheit einflöste, doch durch eine seiner Erzählungen zwey Personen aus dem kleinen Kreise meiner Bekannten unglücklich gemacht, und zur Verführung eines Mädchens und zur wollüstigen, von langer Reue begleiteten, Ausschweifung eines Jünglings Anlaſs gegeben hätte? — Sie staunen? — Wie viel mehr werden Sie dies dann noch thun, wenn ich Ihnen die Erzählung selbst nenne, die keine andre, als — die Geschichte vom Herodes und der Herodias

Da mit dem Dank und mit der Schenk *)
Der beste Stecher wird begabt.

Bauer.

Wir hab'n auch 'nen Hahnentanz g'habt
In unserm Dorf, um unsern Mayen, **)
Zween Sackpfeifer pfiffen uns den Reihen,
Da lieſen wir so g'schwind hinum.
Oft warf einer ein Mädchen um,
Daſs man ihr, nit weiſs wohin, sach. ***)

Bürger.

Dann halt'n wir ein Banket hernach.

Bauer.

Lieber, sag' was dasselb'ge sey?

Bürger.

Da halt'n wir heint ein' Gasterey,
Hecht', Ferren †) wir bereiten lassen,
Vög'l, Kapaun, Rebhühner und Hasen,
Und trinken Rheinfall und Malvasier.

Bauer,

O, viel köstlicher leben wir,
Essen gut' eingemacht' Kuttelfleck, ††)

---

*) Geschenk. **) Mayenbaum. ***) sah.
†) Forellen. ††) In Stücken geschnittene Eingeweide von Rindern.

ist. „Wie? (rufen Sie aus,) durch eben diejenige, wo er so ernstlich vor dem kleinsten Schritt zum Laster warnt; wo er so innig jedem Jüngling und Mädchen den geringsten Anfang des Vergehns als das erste Glied einer unermeſslich fortlaufenden Kette darstellt? Welcher Endzweck könnte edler, welche Moral wahrhafter seyn? Wie oft sind nicht die drey vortrefflichen Zeilen:

Erzittre vor dem ersten Tritte;
Mit ihm sind schon die andern Schritte
Zu einem nahen Fall gethan.

angeführt und sicher auch empfunden worden?" —

Ja wohl empfunden! denn eben dieselben — Kurz, ich bitte sie mein Geschichtchen zu durchlesen, von dem ich Ihnen auf Ehre Bürge bin, daſs es wenigstens unter die wahren *) Anekdoten gehört.

Ich hatt' einen Freund — mag er indeſſen Bogner heiſsen! — jung, feurig, verliebt brav in der Freundschaft, schüchtern in der Liebe,

---

*) Versteht sich hier im Druck mit einigen Aenderungen im Punkt der Katastrophe, um nicht Personen kenntlich zu machen.

wollüstig, wo es ihm nur irgend erlaubt zu seyn dünkte, voll Launen, (von denen wenigstens die Hälfte gut war,) ein Liebhaber des Lesens, und zuweilen auch ein Nachdenker über das Gelesene. — Unter seine mannichfaltigen Besonderheiten gehört auch die, daſs er den damals beynah angebeteten Gellert nicht liebte. Nicht zwar, als ob er den Mann selbst gehaſst, oder seine Schriften verachtet hätte! O nein, er gestand ihm manches Verdienst um Deutschlands Litteratur zu; lobte seinen Eifer für Geschmack und Tugend; ja fand sogar manche seiner Erbauungs-Gedichte schön. Aber das Lobgetöne rings um ihn herum, so lang' er lebte; das Singen der Groſs- und Kleinmänner als er starb; und das oft übertriebene Rühmen von Leuten, deren Stimme niemand aufgefordert hatte; alles dies ärgerte Bognern; er las nun die Schriften des so vergötterten Mannes selbst mit Vorurtheil und entdeckte seiner Meynung nach eben allda manchen Fehler, wo Andre Schönheiten fanden. Er stritt sich oft mit seinen Freunden darüber, und sie blieben — ein Beweis, daſs sie nicht Schriftsteller waren — doch gute Freunde.

Bogner hatte sich schon früh nach einer Geliebten umgesehen; denn sein Temperament foderte sie; hatt' auch zwischen seinem funfzehnten und achtzehnten Jahre wenigstens sechsmal gewechselt; nicht sowohl aus Flatterhaftigkeit, sondern weil er immer in der Nähe dasjenige nicht sah und fand, was er in der Ferne zu sehn glaubte, und zu finden verlangte. Mädchen, Frauen, und Wittwen hatten ihn verstrickt, aber keine hatt' ihn gehalten; endlich traf seine letzte mir bekannte Liebe auf ein Mädchen, Namens Charlotte. — Sie war artig, ohne schön zu seyn, reizend ohne zu blenden, begabt mit der einnehmend-stillsten Miene, vom besten Ruf, für wenige im Gespräch unterhaltend, aber für eben diese wenigen desto reizender. — Bogner hatte sie oft gesehn, ohne sich's einfallen zu lassen, in sie verliebt zu werden; aber eben diese Unbefangenheit stand ihm in der Folge bey: denn jeder, der Absichten von dieser Art gleich Anfangs bey ihr verrathen hätte, würde abschlägige Antwort bekommen haben, und wär' er schön wie Nireus gewesen. — Doch was ein Augenblick nicht vermochte, vermochten mehrere, und nach und nach entglomm in beyder Herzen ein Feuer, das mit jedem Tage zunahm. Schon waren heimliche Gespräche verabredet und veranstaltet worden, ohne dafs Charlotte nur sich selbst gestand, dafs sie liebe; und als sie endlich über diesen Punkt sich nicht länger täuschen konnte, dann hatte sie zwar nicht zur Rückkehr Kraft genug, aber sie beschlofs doch sich zu mäfsigen, und schwur muthig einen heimlichen Eid, nie auch nur ein Haarbreit von der Tugend zu wanken.

Da sie sich oft, und, nach Sitte der Jugend, ziemlich unvorsichtig sahen und suchten, so ward ihre Liebe bald das Kaffeegespräch des ganzen kleinen Städtchens, und Charlottens Eltern, gleichfalls durch gewöhnliche gute Freunde im Vertrauen davon unterrichtet, untersagten ihrer Tochter sehr ernsthaft den ganzen Umgang mit Bognern. — Wann wird endlich die Zeit kommen, daſs Väter und Mütter klug genug seyn werden, die alte Wahrheit einzusehn: daſs nichts so scharf reize als ein Verbot; daſs kein Amt fruchtloser sey, als das Amt eines Mädchenhüters! — Zwey Tage lang zwang sich Charlotte; am dritten widerstand sie Bogners Vorschlage, einander des Nachts zu sehn, nicht länger, und jedes unsrer Liebenden darbte sich gern zwey Stunden Schlaf ab, um dann, oft mit der gröſsten Gefahr, zusammen zu kommen.

In diesen glücklichen, von niemanden belauschten, Stunden waren Hand und Lippe dem trunknen Entzücken des immer gleich feurig bleibenden Jünglings freygegeben; aber so oft sein Taumel sich weiter wagen wollte, so oft ward jede Bemühung mit ernster Strenge vereitelt; und da Bogner an Charlotten wirklich mehr die schöne Seele als den reizenden Körper liebte, so stieg durch dies Betragen seine Hochachtung auf einen so hohen Grad, daſs er endlich selbst von diesen ihrer Ehre gefährlichen Lockungen ablieſs, und, überzeugt von der Unmöglichkeit seines Siegs, sie eben deshalb noch stärker liebte.

So ging es ganze sechs Monate hindurch. Oft hat nachher mein Freund mit thränenden Augen mir zugeschworen, daſs das Andenken dieser für ihn so seligen Zeit jedes etwa noch übrig gebliebene Glück durch den Abstand vermindre, und daſs er Jahre der Folgezeit für einzelne Tage jener verschwundnen freudig hingegeben haben würde. Aber leider schäzzen wir nur immer das Entflohne, und verschwenden das Gegenwärtige!

Einst an einem müſsigen Nachmittage war er und seine Schwester allein.

„Lies mir doch etwas vor, lieber Karl!" bat Luise; „meine Arbeit geräth dann zehnmal besser."

„Ich habe nichts bey der Hand."

„Da!" indem sie ihm ein Buch hinreichte.

„Hm! Schon wieder Gellerts Fabeln? Kannst du denn die noch nicht auswendig?"

„Noch nicht, wie du siehst! Und wenn's auch wäre; selbst bekannte Sachen hör' ich gern von dir: du deklamirst so gut und richtig."

„Diese gewiſs nicht; denn ich liebe sie nicht sonderlich."

„Und doch — was gilt die Wette? — kennst du sie vielleicht nicht einmal alle."

«Eine Wette, die du leicht gewännest! Denn kaum las' ich jemals im zweyten Theil ihrer sieben.»

«Um desto eher nimm die erste, die du aufschlägst.»

Er that's, und es war die von der Herodias — Weiſs der Himmel wie eben die Seele des Jünglings gestimmt seyn mochte; nur so viel weiſs ich, daſs er kaum die Erzählung geendigt hatte, als er, trotz Luisens Bitte, weiter fortzulesen, das Buch zumachte, und voll tiefen Nachdenkens in sein einsames Kabinet ging. — Die Moral, die er jetzt gelesen, konnte zwar einem Menschen von Bogners Kopf unmöglich neu seyn; gleichwohl hatt' er solche noch nie so lebhaft sich gedacht, als eben jetzt, obschon leider! ganz von einer andern Seite, als er sollte.

«Ist jeder Fehltritt, (so sprach er zu sich selbst,) die Stufe zu einem nahen gröſsern, so kann auch Charlottens Tugend gewiſs nicht so unbezwinglich seyn, als ich bisher wähnte — Ist sie nicht ungehorsam gegen das Verbot der Eltern? Ist sie nicht Heuchlerin? Wagt sie sich nicht allzukühn in Gefahren, wo Straucheln so leicht möglich ist? — Hat sie mir nicht schon so viel erlaubt? — Ha! Weiter, Bogner, weiter! — Die Festung selbst ist nicht unüberwindlich; nur am Angreifer liegt die Schuld. — Zwar hab' ich allerdings manchen Sturm schon versucht; — aber aushalten,

aushalten, Bogner! — Das nur fehlte! und soll künftig nicht mehr fehlen. Schwierigkeit ist noch lange keine Unmöglichkeit!

So ungefähr dacht' er, bot von diesem Augenblick jede Erfindsamkeit, jede Kraft der Ueberredung, jede Stetigkeit auf, und drang so neugerüstet mit frischem Muth, auf Charlottens Tugend ein. — Auch jetzt widerstand sie lang und ernstlich: aber freylich hatte die lange warme Dauer seiner Liebe ihr den Jüngling immer werther gemacht; seine Schwüre, sein Flehn, und — o! wer fühlte das nicht? — auch ihre eigne Weiblichkeit — — Hier wird Forterzählung schwer und schlüpfrig. Kurz, noch dreyzehn Tage blieb Charlotte rein, wie Venus Urania, am vierzehnten — fiel sie.

Bogner hatte nun gesiegt; aber er fand in seinem Siege jenes Vergnügen bey weitem nicht, auf welches er so zuversichtlich gerechnet hatte. Sinnliche Wollust ersetzt nie den Verlust geistiger Wonne. Der süſse Gedanke, sich vom tugendhaftesten Mädchen geliebt zu sehn, war verschwunden; Charlotte schien ihm nicht mehr die Göttin, die er vor kurzem noch anbetete; kaum war der Ungerechte billig genug, ihr die Eigenschaften eines guten Mädchens zuzugestehen; seine Liebkosungen minderten sich, wenn auch nicht an Zahl, doch an Wärme, und Charlottens scharfer Blick ward diesen

Unterschied gar bald nur mehr als zu deutlich gewahr.

Allein auch jetzt verwickelte sie sich in einen neuen Fehler, der freylich ihr nur halb zum Vorwurf gereichen kann, weil er unter die gewöhnlichen Vorurtheile des Frauenzimmers gehört. Sie wollte die vorige Wärme ihres Geliebten wieder erwerben; und argwohnte sehr richtig, irgend etwas bey ihrer Zärtlichkeit versehn zu haben; aber weit entfernt, auf's Uebermaaſs zu rathen, rieth sie auf Mangel der Liebe. Sie verdoppelte daher ihre Liebkosungen, kam jedem seiner nur muthmaſslichen Wünsche zuvor, und hing so ganz und fest an ihm, daſs schon die Abwesenheit weniger Stunden ihr ein Jahr zu seyn dünkte: — Maasregeln, die nothwendig das Gegentheil von dem bewirken muſsten, was sie bewirken sollten. Bogner, der, so wie jeder Schatten des Widerstands verschwand, auch die Lust zur Sünde täglich lauer fühlte, blieb seinem einmal angenommenen Grundsatz: Daſs der Begeher Eines Fehlers auch aller übrigen fähig sey, getreu; verwechselte bald das Wörtchen fähig, ohn' es selbst zu wissen, mit dem Begriff geneigt; und indem er nicht einmal daran dachte, daſs man mit eben den Waffen auch gegen ihn streiten, und ihn, den Mädchenverführer und Wankelmüthigen, auch für Giftmischer, Mörder, Räuber, und, Gott weiſs selbst, für was alles, erklären könne, hielt er Charlotten nun gänzlich für eine Person, der zur Begehung jeder Sünde blos die Gelegenheit mangle.

Sie werden es vielleicht für Uebertreibung halten, und doch ist es ungeschminkte Wahrheit, wenn ich Sie versichre: daſs nicht nur in diesem Punkte, sondern auch im ganzen übrigen Leben, dieser unglückliche, aus der Herodias hergeleitete Grundsatz für Bognern die schädlichsten Folgen äusserte. Denn da er unter allen seinen Bekannten keinen hatte noch haben konnte, der nicht diesen oder jenen Fehler beging; da er mit äusserster Spitzfindigkeit sich jede Schwäche auszuforschen bemühte; so kam es bald dahin, daſs er sich in eine Welt voll Bösewichter versetzt zu sehn glaubte; umsonst Freude suchte; und ohne Ahndung, daſs er selbst die alleinige Ursache seiner tausendfachen Unruhen sey, ein Leben führte, das unglücklicher als der Tod selbst, und eine Kettenreihe von Miſstrauen und Unzufriedenheit war.

Doch zurück zu Charlotten! — Mehr das Bedürfniſs körperlicher Freuden, als zurückgebliebene Liebe, erhielt dieser Unglücklichen noch eine geraume Zeit den ihr beynah' unentbehrlich gewordnen Geliebten. Oft weinte sie im Stillen über seine Kälte; wagte gegen ihn selbst manche rührende liebevolle Vorwürfe; aber jede dieser

Klagen war umsonst; ihr Umgang blieb völlig der Umgang zweyer Eheleute von gewöhnlichem Schlage; und da die Zeit erschien, die Bognern auf eine höhere Schule berief, trennt' er sich nach der Umarmung der letzten Nacht zwar mit erkünstelten Thränen, aber auch mit so kaltem Herzen von ihr, daſs er schon in den ersten Wochen ihrer ganz vergessen haben würde, wenn nicht ein unvorhergesehener, obgleich sehr natürlicher, Zufall ihn wider Willen nur zu deutlich an sie erinnert hätte.

Denn als er einst ruhig in seinem Zimmer saſs und schrieb, öffnete sich plötzlich die Thüre, und eine junge männlich-gekleidete Person trat mit schüchterner Miene herein. Man stelle sich Bogners Staunen vor, als er beym ersten Augenaufschlagen und beym ersten Worte Charlotten in dieser Verkleidung fand!

„Träum' ich, oder wach' ich? — Du hier? Du, Charlotte? — — Und warum? — Und warum so?“ — das war ungefähr alles, was er stotterte. — Aber mit sprachloser Hastigkeit fiel sie in seine Arme, verbarg ihr Gesicht an seinem Busen, harrte da drey Minuten, und dann war ein stammelndes: „Bogner! — Bogner! — du hast mich für gränzenlose Liebe elend, unaussprechlich elend gemacht!“ alles, was sie herauszustoſsen vermochte.

„Ich? — dich? — Gott! Und wie das?

Gut wohlgewürzet Bauerndreck,
Feist' Leberwürst' und groſs' Rottseck,*)
Ein'n gelben Brey, gut' Semmel und Weck,**)
Semmel und Milch, gut' Schweinebraten,
Darauf mag ein'm ein Trunk gerathen.

Edelmann.

Danach wir in die Pursch†) gehn.

Bauer.

Sagt mir's, daſs ich's auch thu' verstehn.

Edelmann.

Wir gehn halt auf ein'n Schlaftrunk.

Bauer.

Schweigt Junker, ich hab' sein genung,
Wir Bauern holen heint auch Krapfen,
Da ſind't man manchen vollen Zapfen,
Der oft kaum die Stub'nthür kann treffen,
Oft nimmt ihm überhand die Heffen,
Ihr sehet eure Lust daran.

Edelmann.

Wenn wir ein' Weil' getanzet ha'n,
Danach umträgt man das Konfekt.

Bauer.

Junker, was ist das für ein G'schleck?††)

---

*) Schweinemagen. **) Weiſsbrod.
†) Abendgesellschaft. ††) Naschwerk.

«Fragst du noch, Grausamer? — Durch dich bin ich schon längst nicht mehr, was ich seyn sollte! — und bald . . bald wird zur Stimme meines Gewissens auch die Stimme der Welt sich gesellen; bald werd' ich mehr seyn, als ich seyn darf!»

«Ha, Charlotte! versteh' ich? — Arme Unglückliche . . .»

«Ja wohl, unglücklich! — Mutter! Mutter!» — Hier riſs sie sich los, auf den nächsten Stuhl sank die Bedauernswürdige und bedeckt' ihr Angesicht mit beyden vorgehaltnen Händen. — Fest war der Jüngling an ihr, küſst' ihre brennende Wange, umschlang ihren Leib, bat und flehte; — endlich sprach sie wieder:

«Kaum warst du fort von mir, so ahndete ich mein Unglück, und nur zu schnell wuſst' ich dasselbe gewiſs. — Der Zorn meiner Eltern, der Hohn meines Geschlechts, die Schmach — — Bogner! Bogner! ich vermocht' nicht sie auszuhalten, floh — floh zu dir! — Du bist der erste, der meine Schande kennt, so wie der einzige, dem ich sie verdanke! — O hilf mir! hilf mir! — wenn du je dereinst bey Gott Erbarmen finden willst, so hab' auch jetzt solches mit mir — — Auf den Knieen fleh' ich dich — verschmäh' die Gefallne nicht!»

Jetzt zuerst in seinem ganzen Leben fühlte Bogner sein Allerinnerstes erschüttert. Die kleine

Trennung, die männliche Tracht, die Gluth ihrer Rede, und noch mehr ihre traurige Lage gaben Charlotten in seinen Augen neue Reize; die Stimme seines Herzens sprach mit lauten Vorwürfen; Reue durchdrang ihn, und er schwur alles zu thun, was ihm zu thun möglich sey.

Er erfüllte seinen Eid, wenigstens nach dem Maas seiner Kräfte; das heiſst, er verschaffte dem armen Mädchen, nach zwey oder drey mit ihr im Verborgnen auf seiner Stube zugebrachten Tagen, auf dem nächsten Dorf' ein einsames Stübchen, wo sie bey einer guten alten Mutter die Zeit ihrer Entbindung abwarten sollte. — Was nachher anfangen? das wuſsten beyde selbst noch nicht; weiter Blick in die Zukunft war nie ihre Tugend gewesen, und jetzt bebten sie dafür mehr als jemals, auch bedurften sie leider weiter Entwürfe jetzt nicht.

Denn kaum hatte Charlotte diesen Aufenthalt bezogen, als eine gefährliche Krankheit sie befiel. Die erlittne Angst, die Beschwerden ihrer weiten Reise, die Furcht vor dem, was da bald kommen könnte, kommen müsse, und die Besorgniſs, daſs Bogner auch jetzt nicht aus Liebe, sondern aus blosem Mitleid gegen sie so handle, wie er wirklich gehandelt hatte; dies alles vereint, zog ihr ein heftiges hitziges Fieber zu, von dem sie kaum aufstand, als eine unzeitige Niederkunft, gleichfalls aus nur gedachten

Quellen erzeugt, sie von neuem auf's Lager warf, und eine sich hart daran anschlieſsende, sogenannte eilende Verzehrung sie dahinriſs.

Bogners Empfindungen bey allen diesen Schlägen übersteigen die Gränzen der Sprache. Mit jedem neuen Unfall war ihm Charlotte wieder theurer geworden. Die Liebe, mit der sie bis an den letzten Lebenshauch an ihm hing, überführt' ihn, wie sehr er sich in ihrem Character geirrt habe; und die Furcht, daſs sein auch jetzt noch zuweilen rückkehrender Kaltsinn den Tod dieses Engels beschleunigt haben könnte, macht' ihm jeden ihrer letzten Augenblicke zur peinlichsten Folter. — Als nun endlich ihr Leben auf immer dahin floh, dann warf er sich, voll der schrecklichsten Verzweiflung, auf ihren erstarrenden Körper hin, klagte sich laut als ihren Mörder an, und bat die Umstehenden, ihm den Tod zur Linderung seiner Qual zu geben.

Schon einige Zeit her war diese Geschichte verschiednen seiner vertrauten Freunde, wenigstens den Hauptumständen nach, bekannt gewesen; jetzt erzählt' er sie jedem, der ihm aufstieſs; setzte sich dann nieder zu seinem Schreibtisch', und benachrichtigte seine und Charlottens Eltern vom Tode seiner Gattin, (wie er sie nannte); erklärte sich selbst aller Sünde schuldig, und schloſs beyde Briefe mit diesen Worten:

«Morgen geb' ich die Hülle dieses Seraphs der
«Erde wieder, und dann will ich unstät und
«flüchtig die Welt durchirren, um ein Unding
«zu suchen; — Ruhe, Ruhe für mich,
«die doch auf ewig dahin ist! Mehr als den
«ersten Brudermörder belastet mich das Blut
«der Unschuldigen. — Verzeihn Sie Ihrem
«reuigen Sohne! — Er hat des Fluchs genug;
«sprechen Sie nicht auch den Ihrigen über
«ihn aus! Und wenn Sie nie wieder eine Zeile
«von seiner Hand, und noch weniger ihn selbst
«jemals wieder persönlich sehen, so beten
«Sie mindestens für das Loos seiner Seele
«jenseits.»

Er hielt den Vorsatz seiner Flucht. — Sein Vater, der sogleich zur Akademie hineilte, fand ihn nicht mehr; alle Nachsuchungen waren lange vergebens. Endlich erfuhr man, daſs er K. Kön. Kriegsdienste genommen habe; und vor wenigen Monaten kam er auf einige Tage wieder her. Unruhe herrschte noch immer auf seinem Gesicht und in seiner Seele. Er hatte stets alle Pflichten seines neuen Standes erfüllt; seine Obern waren mit ihm zufrieden; er nie mit sich selber. Er suchte mich auf. Wie so ganz verändert! wie so ganz nicht mehr der muntre Freund meiner Jugend! Nie, glaub' ich, wird er den Frieden mit sich selbst wieder erlangen, und auch er — o! auch er hat die Hoffnung dazu längst aufgegeben, oder vielmehr nie gehabt.

Der Reflexionen über das alles überheben Sie mich heute! Was bedürft' es auch ihrer? — Redet die Geschichte nicht selbst genug? Ich bin

Ihr

B

Anekdoten zu Nushirvans Leben.

Vorbericht.

Zwar zweifl' ich keineswegs, daſs den meisten Lesern meiner Skizzen der Name Nushirvan oder Noushirvan eben so bekannt, als der Name eines der jetztlebenden Fürsten im heiligen Deutschen Reiche seyn wird; da aber doch unter hundert Personen sich jezuweilen zwey befinden, die in der Regententafel eben so unbewandert, als ich im Hebräischen, sind; mir hingegen der Beyfall jeder meiner Leser zu nah am Herzen liegt, als daſs ich ihn durch irgend eine Unachtsamkeit zu verscherzen wünschte: so will ich hiermit kurz und vernehmlich jedem, der es vernehmen will, zu wissen gethan haben: daſs Nushirvan ein berühmter Persischer König, ein Muster der Regenten im Orient*) gewesen ist, den Saadi in seinem Rosenthal, oder Gulistan, verschiedentlich lobt; der im sechsten Jahrhundert nach Christi Geburt geherrscht, und einen Sohn, Namens Nusschirvad, hinterlassen hat. Mehr jetzt von ihm zu sagen, wäre unnöthig, und eben so unnöthig, dünkt mich, ist jedes Wort, von der Art, wie ich zu diesen Anekdoten gekommen bin: denn meine Erzählung, wenn ich sie auch noch so wahrhaft abfaſste, dürfte doch blos für eine Nachahmung von jener ohnedem schon tausendmal — ja selbst von Herrn Hofrath Wieland**) trotz seiner übrigen Originalität — nachgeahmten Cervantischen Erfindung***) scheinen. Genug, daſs ich sie aus einem alten Dokumente — leicht so authentisch, als manches, auf wolches doch ein Publicist das Wohl und Wehe, die Ruh' und Unruhe ganzer Völker gründet, — abgeschrieben habe. Sollt' es indessen Frevler geben, die mich für den Verfaſser, und nicht für den blosen Abschreiber halten wollten; je nun, so werd' ich dies mit derjenigen Geduld tragen, zu der ohnedem ein Schriftsteller in diesen partheysüchtigen Zeiten sich gewöhnen muſs. Ist doch unter allen Dichtern der einzige Macpherson derjenige, der lieber Kopist, als Erfinder seyn will!

---

*) Ich sage mit Bedacht: der Regenten im Orient. Denn in unserm mildern Occident dürfte leicht seine Gerechtigkeit noch hie und da blos eine zu nahe mit Despotismus verwandte Strenge zu seyn scheinen.

**) In dem Vorbericht zum Diogenes von Sinope, und an andern Orten.

***) Im neunten Kapitel seines ersten Theils, bey dem abgebrochenen Kampfe des Biskaiers.

I.

Von seiner ersten Jugend an liebte Nushirvan Gesang und Tonkunst. Seine von Natur helle, liebliche Stimme ward durch öftere Uebung vortrefflich, und jeden Abend widmet' er einsam seiner Laute einige Stunden, wodurch er es bald zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit brachte. — Zwar, so lang sein Vater noch lebte, der, nach Art der Morgenländischen Monarchen, in jeder noch so unschuldigen Tugend seines Nachfolgers einen Beruf zur Meuterey zu sehn befürchtete, und ohnedem auf manchen Vorzug seines Sohnes eiferſüchtig genug war, verbarg Nushirvan auch diese Kenntnisse sorgfältig; aber jetzt, da er nun selbstherrschender König ward, vermocht' er der kleinen Eitelkeit, Lob für seine Fertigkeit einzuernten, nicht länger zu widerstehen, und lieſs oft vor dem ganzen Hofe seine Stimme hören. Es bedarf keiner Erzählung, wie laut ihm Beyfall zugejauchzt wurde; wie viel Dichter ihn besangen, und wie oft Minister ihn vergötterten. Des Hofes Schmeichlerluft ist ja in Europa, in Asien, und selbst am Hofe halbnackender Barbaren, bis auf einige wenige Abweichungen, immer eben dieselbe, und dort, wie hier, sieht man sogleich den Gott im Fürsten, wenn es ihm nur jezuweilen beliebt, ein nicht ganz mittelmäſsiger Mensch zu seyn. — Einst, als Nushirvan wieder, wie gewöhnlich, nach einem freudigen Concert rings um sich herum seine Herolde stehn hatte, und zufolge seines richtigen Gefühls selbst empfand, daſs man ihm nicht Lob allein, sondern auch Schmeicheleyen sage, bemerkt' er von weitem seinen ehmaligen Lehrmeister, Mahobed-Kan. Stumm stand dieser da, mischte sich nicht unter den Haufen, und verrieth in seiner Miene mehr ein ernstes Nachdenken, als eine beyfällige Freude. Nushirvan nahte sich ihm.

Nushirvan. Und nur du allein, lieber Mahobed-Kan, hast kein Wort für mich übrig, da diese hier ihrer tausend haben? — Dein Blick sagt, daſs du nicht so nachsichtsvoll, wie sie, denken magst. — Aber warum sprichst du nicht wenigstens? Ich fodre ja keinen Ruhm, und du gabst mir sonst selbst das Zeugniſs, daſs ich Lehre gern annehme.

Mahobed-Kan. Deren bedarfst du jetzt von mir nicht mehr, groſser König. — Ueberhaupt sprech' ich wenig, und unterweise noch weniger, so oft man von Sachen spricht, die ich selbst nicht verstehe. Die Last meiner Jahre hat mich bey manchem Vergnügen ernsthafter, als ich es selbst wünsche, gemacht, und die lieblichen Töne der Musik sind oft nicht mehr lieblich für mich.

Nushirvan. Umsonst weichst du aus! Dein inneres Gefühl muſs wenigstens: Gut oder Nicht gut! gesagt haben, und diese Anzeige wünscht' ich aufrichtig von dir zu vernehmen.

Mahobed-Kan. Aber auch diese, du Liebling des höchsten Wesens, vermag ich vielleicht

Edelmann.

Zucker, Rosin, Mandel und Feig'n.

Bauer.

Junker, des Kinderwerks thut schweig'n;
Wir essen gut' Aepfel und Birn,
Und thun uns in den Krapfen thiern *)

Bürger.

Auch kommen etlich' Mummerey.

Bauer.

Mein Herr, sagt, was dasselb'ge sey?

Bürger.

Das sind jung' Männer und jung' G'sell'n,
Die sich verlarven und verstell'n,
Die treiben etlich' Fastnachtspiel',
Und ohn' Zahl andrer Kurzweil' viel;
Da wird Jedermann freudenvoll.

Bauer.

Ja, ihr' Unart versteh' ich wohl,
Ist gleich wie unsre Rockenstub'n,
Da ess'n wir Hutzel,**) und höhlen Rub'n,
Die Mägd' in die Sackpfeifen singen,
Da unsre Knecht' ölpern †) und ringen,
Ein's Theils Karten in die Nüss',

---

*) thun uns etwas zu gute. **) getrocknete Birnen. †) albern thun.

nicht so ganz richtig anzugeben; denn mein Gefühl — nur vergib meiner Offenherzigkeit — war nicht ganz ausschlieſsend bey dir. Ich hatte heute früh im Leben des groſsen Alexanders, deines Vorfahren auf der Perser Thron, einige Blätter nachgelesen, und eine mir aus seinen Jünglingsjahren aufgestoſsne Geschichte beschäftigte mich — ich sag' es zu meiner Beschämung — seitdem so oft und so stark, daſs nachher bey deinem Gesang und deiner Laute mehr mein Körper, als mein Geist gegenwärtig war.

Nushirvan (*mit einiger Empfindlichkeit, die er umsonst ganz zu verbergen sucht*). Ich bedaure den Verlust, den ich hiedurch erlitt, und wünschte doch zur Schadloshaltung dies wichtige Geschichtchen selbst zu vernehmen.

Mahobed=Kan. Herzlich gern, nur, daſs du nicht zürnest, wenn es vielleicht dir miſsfallen sollte.

Nushirvan. Ist es von der Art? — Doch ich zürne ja nie auf diejenigen, die es redlich mit mir meynen; und daſs du das thust, davon hab' ich Proben.

Mahobed=Kan. Und sollst sie haben, so lang' ich athme; sollst sie vielleicht auch eben jetzt erhalten. — Als Alexander noch Kronprinz war, da liebt' er, wie du, Musik und Singkunst; übte, wie du, sie aus. Einst bey'm offnen fröhlichen Male sang er; der ganze um ihn her versammelte Hof jauchzte; nur der ernste Philippus, sein Vater, zog die Stirne noch ernster. — „Königserbe;" fragt' er ihn, schämst du dich nicht, daſs du so gut singst?"

Mahobed-Kan schwieg; Nushirvan senkte seinen Blick ernst zur Erde; der ganze Hof war erstaunt über die Verwegenheit des Erzählers. — Welcher Fürst Europens ertrüg' eine solche Sprache? Und nun denke man sich erst Asien, wo man den König nicht zu verehren, sondern anzubeten pflegt. — Gleichwohl dauerte auch diese Stille nur wenige Sekunden, und dann hing Nushirvan an des Greises Halse.

„Wohl mir, daſs ich dich habe! Wohl mir, daſs ich dich zu schätzen weiſs! Das Eisen des Wundarztes schmerzt, indem es in die Wunde dringt, aber es ist auch die Ursache künftiger Heilung. — Von nun an soll keine Laute mehr ..."

„Zu viel, zu viel Monarch!" fiel Mahobed-Kan ihm ein. „Uebertreibung im Genuſs und Uebertreibung in Enthaltsamkeit, beydes ist Uebertreibung, und also auch beydes ein Fehler. Immerhin sey Tonkunst je zuweilen die Zerstreuerin deiner königlichen Sorgen, das Vergnügen müſsiger Minuten, nur nie deine Beschäftigung und noch minder dein Stolz! — Hast du nicht der edlern Quellen zu diesen letztern tausendfach? Ein Volk, das dich anbetet, und das du zu beglücken vermagst; neidische Nachbarn, die du beschämen, tückische Feinde, die du strafen muſst, und tausend unterdrückte Unschuldige, die du retten sollst. Nicht wahr, Monarch, gesteh mir selbst, der Name Vater des Vaterlandes, Held im Krieg' und Antonin auf dem Throne, ist schöner noch, als der Ruhm des gröſsten Tonkünstlers?“

„Das sollen Thaten, nicht Worte dir beantworten!“ erwiederte Nushirvan, und sang seitdem nie wieder in dreyer Zeugen Gegenwart.

II.

Einst, als Nushirvan, ganz allein, und durch fremde Kleidung unkenntlich gemacht, in eines von den vielen öffentlichen Spiel- und Speise-Häusern zu Ispahan eintrat, sah er im hintersten Winkel des Saals einen jungen Perser sitzen, dessen Turban eine ansehnliche Kriegswürde bezeichnete, und auf dessen Gesichte eine tiefe Traurigkeit herrschte. — Schwermuth auf dem Antlitz eines seiner Unterthanen sehn, und den heimlichen Wunsch empfinden, sie schon zerstreut zu haben, das waren nach Nushirvans Character zwey untrennbare Dinge. Er nahte sich daher sogleich dem Jüngling, sprach zu ihm mit der Miene des Zutrauens, die immer wieder Gegenzutrauen erweckt, fand jede seiner Antworten edel und gut, und fragt' ihn endlich um die Ursache seiner Schwermuth.

Der Jüngling stockte lange, doch sprach er endlich: Ich kenne dich zwar nur seit wenig Augenblicken; aber du hast etwas in deinen Mienen und im Ton deiner Worte, was das Herz mir öffnet. Hör' also meine Geschichte! — Ich liebt' ein Mädchen, schön wie die Sonn' am Morgen, roth wie die Abendwolke, und weiſs, wie die weiſse siebenfach gebleichte Seide. — Mit mir warb ein anderer Jüngling zugleich um sie: er war vielleicht schöner als ich; aber — ohne Eigenliebe kann ich es sagen — mein Herz war besser, als das seinige. — Sie war Herr über ihre Hand, und wählte lange; bald sank das Zünglein in der Wage zur rechten, und bald zur linken Seite; doch endlich schien alles zu meinem Vortheil entschieden; der Tag unsrer Verbindung war schon anberaumt, und ich hielt mich bereits für den Glücklichsten unter meinen Brüdern, als der Ruf zum Kriege tönte. — Ich und mein Nebenbuhler verlieſsen die Stadt, eilten zum Heer, und kämpften beyde dicht neben einander in der letzten Schlacht. Der Streit war da, wo wir standen, am heftigsten; der Weichling floh zuerst; mit ihm flohn einige seiner Nachbarn; diesen folgten mehrere, und immer noch mehrere; ja binnen wenig Augenblicken wichen schon an die Hundert von unsern Brüdern, als ich und vier andere Jünglinge, so rasch als möglich, uns in die Lücke warfen, durch Zuruf und eignes Beyspiel den weichenden Gliedern wieder Muth einflösten, und endlich die Ordnung neu herstellten, welcher bald nachher ein völliger Sieg folgte. — In diesem Getümmel entfiel mir mein Turban, und eine tiefe Wunde, von der du noch hier an der Stirne die Narbe sehn kannst, streckte mich bewuſstlos zu Boden; nur die Sorgfalt meiner Kameraden rettete mein Leben.

Wir kamen zurück; — meinen feigen Nebenbuhler befreyten mächtige Freunde von der wohlverdienten Strafe. — Freudig eilt' ich Wiedergenesener zu meiner Geliebten; glaubte sie noch zu finden wie ehmals; glaubte mich fester um sie schlingen zu können, als um den Ulmenbaum die Weinranke. — Aber Himmel! welcher Wechsel! Eben dieses Denkmal meines Muths machte mich häſslich in ihren Augen; ich ward verschmäht, und er — er, dieser Niederträchtige, mit Freuden angenommen. — Ha! nicht sowohl der Verlust meiner Geliebten, nur die Ursache dieser Verschmähung, die Unwürdigkeit derjenigen, für die ich tausendmal mein Leben aufgeopfert hätte, und das unverdiente Glück des mir vorgezognen Elenden schlägt mich darnieder.»

«Und soll gerächt werden!» rief Nushirvan, indem er voll Hitze sich empor hob, und der Jüngling ihn staunend anblickte.

«Wie? Was? Wer bist . . .

«Folge mir, und du sollst drauſsen, wo keine Zeugen uns stören können, mehr erfahren.» — Sie gingen. — «Ich bin Nushirvan;» sprach der Monarch, und hielt den Krieger, der niederfallen und anbeten wollte. — „Wie heissest du?»

«Ali.»

«Hast du wahr gesprochen, so erscheine nach Verlauf dreyer Stunden vor meinem Thron, und sieh dich belohnt durch eignes Glück und gerächt durch fremde Strafe.»

Seiner guten Sache bewuſst, erschien der Jüngling in der bestimmten Zeit, und fand bereits den Feigen und die Treulose knieend vor dem

Throne Nushirvans, der ihn gar nicht zu bemerken schien.

„Ich habe dich rufen lassen, Mädchen;" sprach der König. „Dein Vater diente mir ehmals treu, und starb, eh ich ihn gehörig belohnen konnte. Ein Zufall machte, daſs ich deine Neigung für den Mann, der neben dir kniet, erfuhr; liebst du ihn wirklich, so gesteh' es hier laut, und gib ihm alsdann bey einem festlichen Mahle meines Hofes, das ich so eben anzustellen willens bin, als Gattin deine Hand!"

„Erster unter den Königen —

„Keine Lobeserhebungen! Ich möchte sie nicht von dir verdienen. Antworte mir sonder Umschweife! — Liebst du diesen Mann?"

„Ja!"

„Liebst du keinen ausser ihm?"

„Keinen."

„Hat auch nie ein Würdigerer, als er, um deine Hand geworben?"

„Es haben's viele Männer, und unter solchen manche sehr würdige. — Aber keiner, der edler und mir werther als dieser wäre."

„Wohlan! so geh und verbinde dich sofort mit ihm; die Priester meines Hofes mögen dieses Bündniſs schlieſsen, und euch sodann wieder hieher zu meinem Throne führen."

Man führte sie ab; auf Nushirvans Gesichte glüht' eine Hitze, die alle befremdete, welche ihn genauer kannten. Es war nicht der Ton des Wohlthäters, sondern des Monarchen allein in seinen Worten. — Ernst blickt' er unter dem Haufen umher, der seinen Thron umringte, erkannte den Jüngling, und winkt' ihm näher.

„Staunst du vielleicht über diese Rache?"

„O nein! Zwar ergründ' ich dein Vorhaben noch nicht, gröſster aller Könige; aber gewiſs muſs es gerecht und weise seyn, weil Du es hegest."

„Meynst du? — Vielleicht! Vielleicht auch nicht! Bleib' hier stehn."

Das Geflüster der Höflinge mehrte sich; wenige Minuten nachher kamen die Neuverbundnen zurück. Das Angesicht der Braut flammte von der Farbe der Freude, und sie warfen sich nieder an dem Fuſse des Throns, um ihren Dank zu stammeln.

„Spart eure Worte!" rief der König mit einem Zorne, den er nicht länger verbergen konnte. — „Blick auf, Weib, und sprich: Kennst du diesen Mann da?"

Die Roſenrothe ward bleich. — „Ja, Groſsmächtigſter, es iſt Ali, meines Nachbars Sohn.“

„Warb er nicht ehmals auch um dich? Sagteſt du nicht auch ihm bereits Hand und Treue zu?“

„Das that ich — aber —

„Und warum nahmſt du, Treuloſe, dein Verſprechen zurück?“

„Weil — Weil —

„Ha, Unwürdige! weil er mehr Mann, mehr treuer Unterthan, mehr tapfrer Soldat, als dieſer elende, weibiſche, ſchwurvergeſsne Flüchtling war, weil eine Narbe, des Kriegers ſchönſter Schmuck, die Glätte ſeiner Stirn entſtellte. — Wohl! Du haſt jenen gewählt, und ſollſt ihn auch beſitzen. — Dein Band, du haſt es ſelbſt geknüpft und es ſey unauflöslich! Ich gab dir Raum zur Buſse; büſse jetzt! — Kannſt du rühmliche Narben auf der Stirne deines Gatten nicht dulden, laſs einmal ſehn, ob die Narbe des Schimpfs vielleicht ihn beſſer kleide! — Hinweg mit dieſem Elenden, der ſeinen Poſten in der Schlacht verlieſs, die Glieder meines Heers in Unordnung brachte, und aus Feigheit beynahe ſein Vaterland in's Verderben ſtürzte! — Man brandmarke ſein Geſicht mit dem Zeichen der Landesverräther; bringe dann beyde in die Brautkammer, und führe des andern Morgens das glückliche Paar durch alle Straſsen dieser Stadt, unter dem Ausruf des Herolds: So müsse jedes Mädchen gestraft werden, das den redlichen Mann verschmäht, weil äuſseres Flitterwerk ihm fehlt, und den Nichtswürdigen ehlicht, weil er schön, oder reich, oder vornehm ist!“

Weinend, halbtodt warf die Unglückliche sich zu den Füſsen des Monarchen; zitternd flehte der Verbrecher um Schonung; groſsmüthig bat Ali selbst für Beyde: aber Nushirvan winkte, und die Diener vollzogen buchstäblich den Befehl.

Gnädig hingegen wandte der strenge Richter sich zu Ali: „Dir ist der Staat,“ sprach er, „ein besseres Weib für das reizende, seinethalben verlorne, schuldig Wähl' unter den Schönen meines Hofes, und nimm die nächste erledigte Statthalterschaft zum Lohn deiner Tapferkeit und Treue.“

Ein's Theils des Rüpfleins auf dem Küſs,*)
Des Stocks Blindmäus', und Oel ausschlagen,
Ein's Theils den Mägd'n abschütt'n die Agen.**)
Ist das nit ein fröhliches Leben?
In Summa Summarum gleich eben
Bin ich gleich über euch all' zween.

Bürger.

Bauer, womit? laſs mich's verstehn.

Bauer.

Ich ess' nur eitel g'ringe Speis',
Die schmeckt mir für Mandel und Reiſs;
So ist mir die Arbeit gesund,
Macht mich lustig, munter und rund,
All' Krankheit arbeit' ich von mir,
Deſs bin ich nicht so krank wie ihr,
Am Stein, Zipperlein und Kontrakt,
Das Bürger und den Adel plagt.
Weil ihr habt ob der Arbeit Scheuch,***)
Wohnt mancherley Krankheit bey euch,
Langweil', Verdruſs und Schwermüthigkeit,
Der Ding' mir keins zu schaffen geit; †)
Deſs bin ich je über euch gar.

Edelmann.

Potz Marter, der Bauer hat wahr;
Komm, ich will Fastnacht mit dir halten.

---

*) dies und die folgenden sind Spiele.
**) Abgang beym Hecheln und Spinnen.
***) Scheu. †) gibt.

III.

Nichts konnte kläglicher seyn, als der Wehrstand Persiens, eh Nushirvan den Thron bestieg; Verbesserung desselben war daher eine seiner ersten Sorgen, und durch unermüdeten Fleiſs macht' er wirklich auch von dieser Seite bald sein Reich ehrfurchtswerth, ob er gleich nicht alle, oft tief eingewurzelte Fehler, sofort zu heben vermochte.

Einst, als er seine Truppen musterte, erblickt' er einen ansehnlichen ſeinen Mann, der von weitem aufmerksam den Uebungen der Soldaten, zusahe; jetzt ihnen freundlich Beyfall zulächelte, und jetzt wieder fast unmerklich den Kopf schüttelte. Des Königs scharfen Augen entging keine dieser Mienen, und kaum war er im Pallast zurück, so lieſs er jenen Zuschauer ganz allein zu sich rufen.

Der Fremdling (denn das war er) erschien. Der Monarch fragt' ihn um seine Meynung von dem Heere; er lobte viel, und lobte mit Verstand.

„Aber du schienst mir doch einigemal Minutenlang unzufrieden; nothwendig waren daran

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

Fehler Schuld; und die wär' ich näher zu erſahren begierig.»

Nach der Ueberlegung von wenigen Sekunden gestand der Fremdling, daſs er allerdings hier und da verschiednes bemerkt habe, was er nicht zu fassen vermöge, und was ihm unpassend ſür's Ganze scheine. — Nushirvans heitre Miene und ferneres Forschen machte jenen noch dreister, und er rechnete mit eben so viel Einsicht als Muth eines und das andre her, was er anscheinende Schwächen nannte, und was die ungezwungene Sprache der Natur Fehler genannt haben würde.

Nushirvan gab ihm faſt durchgängig Recht, merkte jede Beobachtung sich ſorgfältig an, und lieſs ihn reich beschenkt von sich. — Schon war der Fremdling an der Thüre des königlichen Gemachs, als der Fürst ihn zurück rief.

«Ueber dem Gegenstand des Gesprächs,» sagt' er, «hab' ich den Sprecher vergessen. Wie nennst du dich?»

«Mirsa.»

«Und dein Vaterland —

«Ist Makeran.»*)

---

*) Eine der entlegensten Persischen Provinzen, ehemals Gedrosien genannt.

„Makeran? — Ich will meines Throns verlustig seyn, wenn ich dies nicht vorher schon vermuthete, eh' ich dich noch fragte.“

„Und warum das, Unüberwindlicher? wofern du anders deinem Knecht erlaubst, darnach forschen zu dürfen.“

„Weil du weit, sehr weit vom Hofe geboren und erzogen seyn muſst, um unangesteckt von der Pest der Heucheley zu bleiben; um es wagen zu können, einem Herrn über Leben und Tod Wahrheit zu sagen, und mir da Fehler aufzudecken, wo schon wohl Hunderttausende meine Weisheit sternenhoch erhoben haben. — Wie gern behielt ich dich hier an meinem Hofe! Aber höchstens wär' es Gewinnst auf wenig Wochen, und dann hätte die Welt wahrscheinlicher Weise einen redlichen Mann weniger. — Doch noch ein Mittel, dich zu nützen, bleibt mir übrig. Geh zwar zurück in deine väterlichen Gebirge; aber alle Jahre begib dich auf acht oder zehn Tage hieher, ohne Aufſehn, ohne Titel, ohne irgend jemand Kundschaft von deinem Auftrage zu geben; besieh dann alles, was dir aufſtöſst, und von diesem allen entschütte dich aufrichtig deiner Meynung gegen mich. Nie wird deine Freymüthigkeit mich beleidigen, und ein ansehnliches Jahrgeld soll deine Müh' und deine Reisekosten dir zu vergüten suchen. Suchen, sag' ich, denn sie dir wirklich zu vergüten, wenn du anders ein ehrlicher Mann bleibst, dazu dürft' ich und jeder Fürst wohl zu arm seyn."

Der Fremdling ging dies ein; erst nach dem Tode desselben, der funfzehn Jahr später sich ereignete, erzählte Nushirvan selbst diese Anekdote seinen Höflingen, bedauerte den Mirsa stets, und versicherte: Zehn Räthe hätten ihm minder als dieser unbestechbare Fremdling genützt.

IV.

Eben so sehr, als Nushirvan von jedem seiner Unterthanen geliebt und fast angebetet wurde, eben so gefürchtet und gehaſst ward er von den benachbarten Fürsten. — Was konnt' auch wohl natürlicher seyn? Die einmüthige Stimme von fast ganz Asien, die immer einen und ebendenselben Mann als das Muster eines vollkommnen Herrschers anpries, muſste wohl endlich auf diejenigen, die so gut wie er Fürsten, und vielleicht noch zehnmal begieriger nach Ruhm waren, ohne den hundertsten Theil seiner Talente zu besitzen, einen höchstwidrigen Eindruck machen. Ihn erreichen konnten sie nicht; übertreffen noch weniger; sie versuchten es daher, ihn zu überwinden.

Einer der mächtigsten Tartar-Kane machte den Anfang; sein unvermutheter Einfall, die Stärke seines Heeres und die Rauheit seines Betragens erschreckten ganz Persien. Nur eine schleunige Gegenwehr konnte noch den Strom dämmen; nur Nushirvans Gegenwart konnte noch ein in aller Eil' zusammengerafftes Kriegsheer mit Muth bewaffnen — Der Monarch verzog daher auch keinen Augenblick, sich an die Spitze seiner Völker zu stellen und dem Feind entgegen zu gehen; nur ein einziger Gedanke macht' ihm einigen Kummer. — Nothwendig muſst' er in seiner Abwesenheit einem seiner Minister die Statthalterschaft über die Hauptstadt und über die Regierung des Staates auftragen, und die Wahl war um desto schwerer, da er, bekannt mit dem neidischen Hasse der übrigen Nachbarn, auch von dorther feindlicher Einfälle sich versehn muſste.

Zwey unter seinen Vezieren besaſsen seine Gunst in vorzüglichem Grade; Machmud und Omar. Vielleicht hätt' er beyde zugleich gewählt;

aber ein heimlicher Groll, der seiner Aufmerksamkeit nicht entschlüpft war, entzweyte solche, und er fürchtete von ihm die übelsten Folgen für sein Reich. Einer also muſste weichen! Nur welcher? Darüber war Nushirvan selbst noch unschlüssig.

Beyde waren jung, beyde, wie er sicher wuſste, liebten; und von dieser Leidenschaft beschloſs er endlich die Probe herzunehmen, durch welche der Bessere bewährt werden sollte.

Machmud ward zuerst herbey gerufen. — «Du weiſst,» sprach der König, «wie vorzüglich ich dich achte, und wüſstest du auch dies noch nicht, so sollte der heutige Tag es dir unwidersprechlich beweisen. — Uebermorgen, mit erster Morgenröthe, brech' ich und mein ganzes Heer auf, um den Stolz eines ungerechten barbarischen Feindes zu demüthigen. — Doch auch Ispahan bedarf in meiner Abwesenheit eines Oberhauptes, und noch ruht meine Wahl auf dir, wenn du anders Herr genug über dich bist, dein Glück durch ein Opfer zu erkaufen."

«Und durch welches, Weisester unter den Königen?»

«Du liebst Fatimen; man rühmt ihren Reiz; und was noch mehr ist, man rühmt auch ihr Herz. — Deine Neigung selbst tadl' ich keinesweges; nur will ich nicht, daſs der Mann, der indeſs meinen Thron einnehmen soll, sich selbst von einer Leidenschaft beherrschen lasse, die ihn oft manche andre Pflicht vergessen machen könnte; von der er hingerissen, oft am Busen seiner Freundin schlummern dürfte, indeſs das Wohl meiner Unterthanen Wachsamkeit und Thätigkeit erfodert. — Kurz, um den ersten Platz nach mir im ganzen Reich' einzunehmen, muſst du Fatimen aufopfern. — Wähle daher, und gib mir Antwort; aber nicht jetzt sogleich, damit dein Entschluſs nicht übereilt scheine. Geh' hier in dies Gemach, da wirst du einsam seyn, und nach Verlauf einer Stunde will ich dich rufen lassen."

Stumm ging Machmud, und war kaum von dannen, als auch Omar herbeygerufen und ihm ein gleicher Vorschlag gethan ward, nur daſs hier Zaidens Name stand, wo dort Fatimens Namen gestanden hatte.

Kummervoll brachte Machmud seine Zeit, schnell entschlossen brachte sie Omar zu. Gerufen zur bestimmten Stunde erschienen Beyde vor dem Monarchen, und sein Wink befahl Machmuden zuerst zu sprechen.

„Des ewigen Segen," hub dieser mit halblauter, aber nach und nach immer fester werdender Stimme an, „ergieſse sich tausendfältig über

Nushirvans Thron; aber eben so mild verzeihe der Monarch auch seinem Knechte, wenn er miſsfällig sprechen sollte. Dir zu dienen, für dich nicht Gut und Freyheit, Müh' und Blut, auch das Leben selbst nicht zu schonen, das war mein ernstlicher Grundsatz von dem Tag' an, da ich deinen Hof betrat; war mein einziges Bestreben von meiner Jugend auf. Wäre von einem unter diesen Stücken anjetzt die Rede, willig wollt' ich das Opfer bringen. — Aber, verzeih' mir, du, der du die Güte selbst bist, wenn ich in einem einzigen Punkte nicht Unterthan allein, wenn ich auch Mensch und Mann bin. — Noch war ich weit von dem glänzenden Posten entfernt, auf den deine Huld mich erhoben hat, als ich Fatimen schon liebte, und auch ihr Herz schon besaſs. — Des Vaters Stolz schied uns damals, aber sie selbst schwur mir Treue, und hielt sie. — Und jetzt, jetzt sollt' ich ihr entfallen? — König, wie könntest du fürderhin dem Manne trauen, der um eines glänzenden Postens willen tausend heilige Eide zu brechen vermöchte? — Wär' es Wohl des Vaterlandes, oder wär' ich der Einzige, der diese Last zu tragen vermöchte — dann vielleicht würd' ich schwanken. Aber jetzt, da noch Tausende sind, mir am Werth gleich; jetzt, da auch überdies sicher Lieb' und Vaterlandseifer friedlich sich vertragen; jetzt würd' es jedem meiner Brüder nur Stimme des Ehrgeizes dünken, was mich schwurvergessen machte. — Fatimen Mondenlang nicht zu sehn, das will ich schwören und dulden, bis ich dem schrecklichen Gewicht' erliege; — aber gänzliche Entsagung ist mehr als meine Gedanken fassen.»

«Und das ist dein fester Entschluſs?»

«Mein fester. Das Wort aus dem Munde des Todesengels kann nicht unumstöſslicher seyn.»

«Und wie dann, wenn ich dich in den Staub zurück erniedrige, aus dem ich dich erhob?»

«Das kannst du, Monarch, aber das wirst du kaum; du bemitleidest Schwäche, aber du strafſt sie nicht. Solltest du aber dies letztere wollen, hier bin ich! Thue mit deinem Knechte, wie deine Weisheit gebeut.»

«Und du, Omar?»

«Ich, — nahm dieser mit der Miene der Selbstzufriedenheit das Wort — ich will mich bestreben, meinem König uneigennütziger zu dienen. Nicht Machmud allein liebt, und wird wieder geliebt. Auch ich bete meine Zaide an, und bin ihr wieder werth; werth wie ihre eigne Seele. Mehr als zwanzig der reichsten und schönsten Perser hat sie mir zu Liebe verworfen; aber dir, groſser Monarch, opfr' ich sie jetzt willig auf.»

Nushirvan schwieg; rings um ihn schwieg der ganze Hof; da war kein Blick, in dem nicht Ungewiſsheit sich zeigte; mitleidig sah manches Auge bereits auf Machmud, aber ein noch gröſserer Theil blickt' ihn verächtlich an. — Er allein blieb getrost.

„Bist du noch unerschüttert durch dieses Beyspiel?“ frug ihn der König.

„Ich bin's.“

„Und was wird dir Ersatz seyn, wenn ich dir meine Gunst, deine Würde, dein Vermögen — kurz alles, was dich hebt und schmückt, entziehe? Wird das deine schwärmerische Lieb' allein ersetzen?“

„Nicht sie allein.“

„Was sonst also?“

„Die Stimme meines Herzens.“

„Nun, so komm denn, und empfange von meinen Händen den Regentenstab in meiner Abwesenheit! — Du bist ein Mann von festem Entschluſs, von stäter Seele; du wirst auch ein treuer Verwalter, ein treuer Unterthan seyn. Ich bin nicht eitel genug, zu fodern, daſs der Diener meinetwegen den Menschen vergesse. — Ein gröſserer Herr als ich, der Schöpfer dieses Weltalls, legt euch des innern Gefühls

Bauer.

Ey, das müss' alles Glücke walten;
Ich hab' gehöret all' mein Tag',
Es fall' ein Baum nit von ein'm Schlag;
Man mufs noch öfter daran klöpfen.

Edelmann.

Komm' mit mir gen Hof allers Tropfen, *)
Da will ich heint dein Wirth seyn,
Da woll'n wir tapfer schenken ein,
Trinken und spiel'n, was einer mag,
Und woll'n bis an den lichten Tag
Mit anderm Adel halten Haus.

Bauer.

Fester Junker, ich bleib' nicht aus.
Ein' gute Nacht.

Der *Bürger* beschleusst:

Ihr frommen Herr'n es ist mein' Bitt',
Dafs ihr uns wollt verargen nit,
Ob wir ihm hätt'n zu viel gethan
Mit diesem groben Bauersmann,
Der ung'fähr kommen ist herein,
Der konnt' je nit subtiler seyn;
Wie denn das alt' Sprichwort vermag:
Wenn man ein'n Bauer stiefs' in Sack,

---

*) Tropf aller Tröpfe.

Verbindlichkeit auf. Ihm steh'ich an Macht und Werth bey weitem nach; und seine Gebote sollten den meinigen nachstehn? O nein! freudig vertrau' ich mich demjenigen an, der ihm getreu geblieben. — Hier Machmud, ist das Zeichen deines Postens: eben so standhaft, als du der Menschheit erste Pflicht erfülltest, erfüll' nun auch die Pflichten der bürgerlichen Gesetze!"

Laut jauchzte der Hof dem edelmüthigen Fürsten seinen Beyfall zu. — Tief beugte sich Machmud, küſste die Stufe des Throns, und empfing den Stab der Regierung.

„Und du, Omar, wandte sich Nushirvan, zur andern Seite: du schmeicheltest meiner Eitelkeit umsonst. — Wer der Liebe allmächtige Gesetze einem glänzenden Ehrenamt aufopfert, dürfte noch leichter ein gleiches mit den weit geringern Geboten eines Königs thun, wenn ein stärkrer Feind ihn bedroht, oder ein schimmernderes Glück ihm winkt. — Vielleicht ist mein Miſstrauen ungegründet, aber Klugheit gebeut dasselbe. Geh daher zurück in die Ruhe des Privatstandes, und nimm zur Belohnung bisheriger Dienste ein ansehnliches Jahrgehalt auf Lebenslang mit."

V.

Zwar war Nushirvans Gemach einem jeden, der Hülfe suchte, zu jeder Zeit offen; aber drey Tage in der Woche blieben vorzüglich der Gerechtigkeit geweiht. Dann saſs er öffentlich auf seinem Thron, strafte den Bösen, schützte den unterdrückten Redlichen und entschied die verwickeltsten Händel mit der Weisheit eines Salomo. — Einst ſiel eben das Fest seiner Geburt auf einen dieser Tage, und ein Gelübde, heute wo möglich jedem wohlzuthun, jedem Verbrecher zu verzeihen, und wenigstens über keinen das Todesurtheil auszusprechen, band ihm diesmal die Hände. Man führt' einen Mann zu ihm, der die ihm anvertrauten Kassen angegriffen und wichtige königliche Einkünfte verpraſst hatte; Nushirvan verzieh ihm.

Man brachte gleich d'rauf einen andern Mann, der sein schönes Weib in falscher Eiferhitze erschlagen hatte. Nushirvan verurtheilt' ihn blos, Lebenslang ihr Bild an seinem Halse zu tragen, und täglich, zum Andenken seines Verlusts, ein Loblied laut herzulesen, das er, von Liebe glühend, in den ersten Tagen seines Ehstands auf sie gemacht hatte.

Man schleppt' einen Räuber daher, längst des bittersten Todes würdig, und der Monarch verurtheilt' ihn blos zu ewiger Arbeit. — Kurz, von einer groſsen Menge Verbrecher erhielt jeder Erlaſs, oder wenigstens Lindrung, der verdienten Strafe; und schon wollte Nushirvan sich wieder vom Thron erheben, als am Stabe gebückt ein alter Greis herbeyschlich, sich mühsam durchs Gedränge hindurchwand, und laut: O Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, gütigster und gerechtester unter den Königen! ausrief.

«Und worinnen?» erwiederte der Monarch, der sogleich sich wieder auf seinen Stuhl herablieſs.

«O König — nur zwey Minuten Zeit — ich kann nicht — mein Athem —

«Schöpfe solchen mit Muſse, guter Alter! ich verziehe gern so lange.»

Der Greis schwieg ein Weilchen, und begann dann:

«Ich war ein Kaufmann in Ispahan, war reich und hatt' ein einziges Kind, Ahesa, das reizendste Mädchen weit umher. In meinem Haus' erzog ich den Sohn eines meiner Freunde. Sein Vater hinterlieſs ihn unmündig, und er selbst war arm; immer hielt ich ihn als meinen eignen Sohn; gab ihm Lehrmeister zur Erlernung der Weisheit, und Geld zum Genuſs des Vergnügens; sah mit

Freuden, daſs er meine heranwachsende Tochter, und diese wieder ihn heimlich liebte. — In seinem vierundzwanzigsten Jahre bracht' ich ihn an deinen Hof; sah mit jedem Tage sein Glück höher steigen; erblickt' ihn endlich auf einem ehrenvollen Posten, und übergab ihm dann mit meiner Tochter mein ganzes Vermögen; mir bedung ich nichts als Ruh und Unterhalt aus — Ha! wie er mir dankte, tausendmal ewige Erkenntlichkeit mir zuschwur, und — o der Undankbare! — nichts von alle dem hielt: sondern dann, als er nun alles besaſs, was sonst mein war, mich verächtlich übersah; das Herz meiner Tochter mir entwandte; mich endlich, um durch mein Klaggeschrey nicht länger in seiner Ruhe gestört zu werden, in eine abgelegne Kammer seines Hinterhauses verschloſs, und mir dort kaum den dürftigsten Unterhalt zu Fristung meines elenden Lebens reichen lieſs. — So hab' ich zwey Jahre geschmachtet; — heut', als alles in Ispahan sich freute, verlieſs mich mein Wächter auf wenig Augenblicke; ein mir treu gebliebner Sclave nützte diese Gelegenheit; erbrach die Thüre meines Gemachs; trug mich auf seinen Schultern drey Straſsen hindurch, und brachte mich bis an den Rand des Kreises, der deinen Thron umgibt — den Thron, wo du mich hoffentlich nicht vergebens wirst lassen um Rache flehen.»

Da stand Nushirvan voll edlen Eifers auf, blickte mit thränendem Aug' empor zum Himmel, und betete laut also: „Ewiges Wesen, vergib mir, wenn ich jetzt meinen Eid breche, den feyerlichen Eid, kein Bluturtheil am Tage, der mir das Leben gab, zu sprechen! Nicht jeder Eidesbruch ist Sünde; denn jetzt würd' es die Haltung desselben seyn. — Ich habe dem ungetreuen Unterthan, ich habe dem Mörder und Räuber verziehen; aber dem gröſsten aller Verbrechen, dem Undank, nachzusehn, das hieſse den Zepter miſsbrauchen, den du meiner Hand anvertrautest. — Vezier Ali, eile sogleich mit hinlänglicher Mannschaft dahin, wo dieser Greis dich hinführen wird; findest du alles seiner Angabe gemäſs, so büſse der pflichtvergeſsne Sohn durch die Schnur, und das Schicksal seiner Gattin, der ungerathnen Tochter, hänge ganz von der Willkühr des beleidigten und in seine Güter wieder eingesetzten Vaters ab.

VI.

Dreyſsig Jahre lang hatte Nushirvan geherrscht, und noch war er angethan mit Jugendkraft, noch geliebt, wie am ersten Tage seiner Regierung. Den letzten Tag dieser dreyſsig Jahre versammelte er alle seine Groſsen zu einem feyerlichen Mahle, und freute sich mit ihnen, wie ein Vater unter seinen Kindern.

Noch hatte kein Gesetz den Gebrauch des Weins eingeschränkt, und die Freude strömte aus den weiten Bechern. Da warf Nushirvan die Frage auf: Welchen Augenblick seiner Regierung man wohl für den glücklichsten halte?

Es begreift sich von selbst, daſs die Meinungen über einen so willkührlichen Punkt sehr getheilt seyn muſsten. Einige riethen auf den Tag, wo er den mächtigen Tartar-Kan besiegte; Andre auf den, wo ihm sein erster Sohn geboren ward; noch Andre auf jenen, wo drey ansehnliche Provinzen sich ihm freywillig unterwarfen. — Kurz, so viel Köpfe, so viel verschiedene Meinungen auch!

Nushirvan lächelte, als er ihr Nachsinnen und ihres Nachsinnens Mannichfaltigkeit sah. „Ihr irrt euch insgesammt, meine Lieben," sprach er endlich; „aber euer Irrthum ist sehr verzeihlich; ist sogar unumgänglich, so lang' ihr das kleine Geschichtchen nicht wiſst, das mir in einem der merkwürdigsten Augenblicke meines Lebens widerfuhr.

„Euch allen wird noch jene fürchterliche Nacht im Gedächtniſs schweben, in welcher einst bey'm Feldzuge gegen Schach Akiba ein unvermutheter feindlicher Ueberfall die Ruh' unsers Lagers auf's schrecklichste störte. — — Die Treulosigkeit eines meiner Generale vergröſserte den Verlust; die eine Hälfte meines Heeres blieb auf der Wahlstatt, die andre ward zerstreut; und ich, ohne Begleiter, ohne Waffen zur Vertheidigung, und ohne Mittel zur Lebensfristung, floh betäubt in einen nahen Wald, wo ich auf einem der dichtesten Bäume mich bis zu Tages Anbruch verbarg. Endlich ward es Licht, und ich sah einen Bauer hart bey mir vorübergehen. Sein Gesicht bürgte für die Redlichkeit seines Herzens; ich stieg herab, gab mich ihm zu erkennen, und bat ihn, mir den Weg zur Rettung zu weisen.

Er fiel nieder. „Du bist verloren, König, sprach er, „wenn du nur noch wenig Schritt weiter in diesem Kleide dich wagst; der ganze Wald ist von Feinden umringt. Alles verräth dich, sobald sie dich erblicken. Wirf daher dies königliche Gewand ab! Hier ist das meinige! Besser, daſs ich nackend uud blos in meine Hütte znrückkehre, als daſs die Hoffnung von ganz Persien verloren gehe.»

„„Vergebens weigert' ich mich seine Groſsmuth anzunehmen; er reichte mir seinen Rock; versenkte den meinigen mühsam in einen nahgelegnen Sumpf; führte mich glücklich durch den Wald, und verlieſs mich endlich, nachdem ich ihm fest eingebunden hatte, sich, sobald er hörte, daſs ich wieder in Ispahan angekommen sey; den Lohn seiner Treue zu holen.

Ich wanderte fort, mitten durch ein Land von meinen Todfeinden überschwemmt, die diesmal meine Uuterthanen, wider ihre Gewohnheit, noch mit ziemlicher Menschlichkeit behandelten, weil Akiba meine Provinzen bereits als die seinigen ansah; und kam wohlbehalten gegen Abend in ein Dorf, wo ich in einer der ansehnlichsten Hütten um Herberge bat, und sie erhielt.

Hier befand ich mich nun mitten unter einem Schwarm halbtrunkner Bauern, und man kann leicht ermessen, in welcher schrecklichen Ungewiſsheit meine Seele sich umher wand. Eben wollt' ich demungeachtet einschlummern, als ein Trupp von dem Mogulischen Heere anpochte;

man macht' ihm auf, und der Anführer rief rief mit lauter Stimme:

«Akiba, der groſsmüthigste Sieger und mächtigste Monarch, läſst hierdurch bekannt machen, daſs er jeden, der ihm Nachricht von dem entflohenen und, wie man sagt, herumirrenden Nushirvan geben, oder ihn selbst, es sey lebendig oder todt, überliefern könne, zum Statthalter über die gröſsten Provinzen seines Reichs, und zum Herrn von unermeſslichen Schätzen machen wolle.»

Die Rotte ritt weiter, und lieſs mich in einer Angst zurück, die unbeschreiblich war.

«Hum!» fing nach einer ziemlichen Pause der Aelteste am Tisch an, «habt ihr den Vorschlag gehört? Und was haltet ihr davon?»

«Daſs er allerdings blendend sey.»

«Und wäre wohl einer hier unter uns, der ihm Gehör gäbe? der den König, wenn es in seiner Gewalt stünde, dem Mogulen übergeben würde?»

«Keiner! — Keiner! — Ich wenigstens nicht! — Ich auch nicht! — Keiner!» so scholls aus aller Munde einige Augenblicke lang.

«Mich dünkt,» hub, als es nun wieder ruhig geworden, einer der Aeltern, der dem ersten Anfrager faſt gleich war, an: «mich dünkt überhaupt, daſs Herr Schach Akiba wohl das Land, das er schon völlig, wie sein Eigenthum betrachtet, noch sehr wenig kennen mag, weil er sich's einfallen läſst, einen solchen Ausruf vorzunehmen. Es ist zwar wahr, es mag so manchen Schurken unter uns geben, und ich selbst kenne verschiedene, denen ich nur auf zehn oder zwölf Schritte weit traue; aber daſs einer unter uns sich finden sollte, der einen König, der uns so zärtlich liebt, und so viel für uns gethan hat, verrathen könne, das glaub' ich doch nicht »

«Ich habe von der Plünderung nichts gerettet,» sprach ein anderer, «als diese fünf Goldstücke; aber wenn mir Akiba auf einer Seite deren zehntausend böte, und Nushirvan auf der andern diese fünf zu seiner Rettung mir abfordete, ich würde sie freudig hingeben, und jene nie annehmen."

«Und Ich » hub ein Dritter an, «hab' ein schönes Gut; aber wollt' er's haben, er, der jetzt so viel verloren, es wäre sogleich sein, und ich ginge mit dem weiſsen Stabe durch's Land um Brod bitten »

Ein junger Kerl, der in der Ecke der Stube

Würd'n doch die Stiefel herausragen.
Auch will ich noch ein Sprüchwort sagen:
Ein jeder Vogel sing' all' Frist,
Wie ihm sein Schnabel g'wachsen ist.
Auch wird man bey den Groben grob,
Bey dem Höfling*) erlangt man Lob;
Drum soll ein junger Mann sich halten
Zu den züchtigen weisen Alten,
Und nehm' ihr' Zucht und Lehre an,
So wird aus ihm ein tapfrer Mann.
Drum thu' er die groben Tölpel fliehn,
Denn all's was grobe Leut' aufziehn,
Muſs auch werden deswegen grob,
Und lebt hernach ohn' Ruhm und Lob,
Zuchtlos mit Worten und mit Thaten,
Eigensinnig und ungerathen.
Ohn' all' höflich' Sitten und Tugend,
Dieweil es in blühender Jugend
Aufwuchs wie ein ung'schneiter**) Baum.
Derhalb ein Jüngling sich nicht saum',***)
Halt' sich zu Ehrbar'n, wie obgemeld't,
Auf daſs er auch in dieser Welt
In dem Alter leb' tugendsam,
Und überkomm' ein'n guten Nam',
Daſs Lob bey Jedermann erwachs'; —
Ein' gute Nacht wünscht euch Hans Sachs.

---

*) Höflichen. **) unbeschnittener. ***) säume.

ſaſs, seinen Arm um ein reizendes junges Bauernweib geschlungen und zeither noch kein Wort gesprochen hatte, stand hier auf und trat nahe zum Tische. — „So wie ihr mich hier seht, sprach er, bin ich mit dem blosen Leben davon gekommen. Alles, was ich noch mein nennen kann, besteht in diesem Rock' und in diesem Weibe. — Als mein Haus brannte, und ich floh, da rettete ich noch einen Geldbeutel, groſs und schwer; euer halbes Dörfchen könnt' ich bezahlen, hätt' ich ihn noch. — Meine Füſse, geübt im Laufen, trugen mich schnell; aber bald hielt mich dies Weibchen zurück, das athemlos an meinem Arme nebenherkeuchte. — Ein wollüstiger feindlicher Reiter erblickte uns beyde, sprengte nach, ergriff sie, schwang sie auf sein Pferd, und wollte fort mit ihr; aber ich mit Flügeln der Luft ihm nach! — Nimm mein Leben, sprach ich, und hielt seine Zügel an; nimm mein Leben, wenn du ein wüthendes Thier bist! oder bist du ein Mensch, so nimm hier diesen Beutel, und gib mir dafür mein Weib zurück, das einzige, was mir auf Erden theuer ist! — und er nahm ihn, und gab mir das Weib."

Brav, brav! rief die ganze Gesellschaft; brav von dir und ihm!

„Ihr könnt daraus schlieſsen, fuhr er fort, wie unendlich werth, werther als mein Leben, mir solche seyn muſs! Aber nur jemand auf Erden ist mir noch werther; und dieser Jemand ist Nushirvan. Käm' er hieher und spräche: Du hast ein schönes Weib; mich gelüstet nach ihr, gib sie mir! — bey dem Feuer des Sonnenlichts sey's geschworen! mit der einen Hand wischt' ich mir die Thräne vom Auge, mit der andern reicht' ich sie ihm dar, und spräche: Da! schlaf' bey ihr! — Denn immer halt' ich's für billig, daſs wir dem, der uns so gern alle glücklich machen möchte, und auch so manchen wirklich schon glücklich gemacht hat, unsrer Leidenschaften liebste zur Befriedigung der seinigen aufopfern.»

Ein lautes Gelächter erscholl. — «Das nennen wir Treue!» sprach einer der jüngern Männer: «Fremdling, du hast uns all' überboten! — Aber was sagst du dazu, junges Weibchen? Wärst du mit dem Tausche zufrieden?»

«Ich werde,» sprach sie und erröthete, «nie einen Tausch wünschen; denn ich liebe meinen Mann so heiſs, daſs selbst ein Gott mir minder gefallen würde: aber müſst' ich ihm, als meinem Herrn, bey einem solchen Vorfalle gehorchen, so wär' allerdings die Hoffnung, von einem Manne, wie ich mir Nushirvan denke, einen

Sohn zu empfangen, das einzige, was mich in etwas tröstete.«

Ein neues Gelächter tönte; nur ich verbarg mein Angesicht mit der hohlen Hand, und eine Freudenthräne stieg in mein Auge. — Aber nun stellt euch vollends, Freunde, mein Erstaunen vor, als jetzt der Aelteste am Tische, der zuerst jene mich treffende Frage an die Versammlung gethan hatte, aufstand, und sich ehrerbietig so zu mir wandte:

»Und du willst noch länger verzögern, Monarch? noch nicht dich denen zu erkennen geben, die so heiſs dich lieben? — Vom ersten Augenblick an erkannt' ich dich, trotz dieses unwürdigen Gewandes, das dich verhehlen soll; aber ich schwieg, um meine Brüder auszuforschen. — Jetzt, da ich es gethan, vor deinen Augen gethan habe, jetzt vergönne mir und ihnen, deine Knie zu umfassen.«

O daſs ich euch hier meine Betretung, die anfängliche Bestürzung der Menge, ihre nachfolgende Freude, so wie überhaupt das ganze Gewühl meiner Empfindungen schildern könnte! Damals blickt' ich, — gewiſs mit dem reinsten Dank[illegible] — auf zum Himmel; damals fühlt' ich das [illegible] Glück der Tugend und eben diese Nach[illegible], die manche meiner Geschichtschreiber für die bedrängteste meines Lebens halten dürften, ward durch diesen Umstand, durch die Wonne, sich so geliebt zu sehen, zur glücklichsten, deren ich mich jemals entsinnen kann.

Alles war nun heiter um mich; nur das junge Weibchen saſs beschämt: aber auch sie winkt' ich mir näher. — „Es wär' unbillig, wenn ich foderte, was mir dein Mann kurz vorher zuzugestehn so theuer angelobte. — Aber wenigstens wird er und du mir diesen Kuſs vergönnen; und du kannst dich dann, wenn es dir der Rede würdig dünkt, rühmen, daſs selbst ein königlicher Mund dich zärtlich geküſst habe."

Mit Anbruch des Tags begab ich mich zu Fuſs weiter hinweg; ein getreuer Wegweiser führte mich durch unbesuchte Gebüsche, und endlich nach drey Tagen sah ich mich wieder in Sicherheit, und bald auch, wie ihr alle wiſst, durch ein neugesammeltes Heer unterstützt und mit Sieg beglückt.

VII.

Bey den weiten unermeſslichen Staaten, über die Nushirvans Zepter herrschte, war es unmöglich, daſs alle diese Millionen nur zu einer Religion sich bekennen, nur einen Gott, als den wahren, hätten anbeten sollen. Nushirvan selbst hielt sich zwar zu dem Glauben seiner Vorfahren, aber mit einer Duldung, die ihn in unsern jetzigen Zeiten unter Naturalisten und Indifferentisten gleich oben an setzen würde. — Die christliche Lehre hatte sich damals zwar längst bereits bis auf den Stuhl des Römischen Kaiserthums geschwungen; aber eine Menge Sekten zerrütteten die Kirche: Arrianer, Nestorianer, Pelagianer, und Gott weiſs, was für Aner mehr, haſsten sich so brüderlich, verfolgten sich so grausam, als es nur je ein Nero, Domitian, und wie die andern berühmten Christen-Feinde heiſsen mögen, gethan hatten, und erstreckten ihre Zwistigkeiten durch das ganze Römische Reich. — Nushirvan nützte diese auswärtigen Zänkereyen, um sich gleich groſs, als Menschenfreund und als staatskundiger Monarch, zu zeigen. So wie wieder eine Rotte am Hofe zu Constantinopel die andre überwog, und den Schwarm ihrer Gegner austrieb, nahm er die Flüchtigen willig in sein Land auf, wo ohnedem der christliche Glaube schon festen Fuſs gewonnen hatte. *Verträglichkeit* war alles, was sie angeloben muſsten, und was sie auch noch so ziemlich treu erfüllten, nicht, weil sie *Christen* waren, sondern weil sie sich hier als die *Schwächern* sahen. — Ihm war der redliche Mann schon als ein redlicher Mann lieb genug, ohne daſs er sich genau erkundigte, ob er die Sonne, oder Jupitern, den Brama oder den Messiam verehre; und unter seinen drey obersten Ministern war der eine ein Gueber, der andre ein Götzendiener, und der dritte ein Christ, ohne daſs man mit Gewiſsheit unterscheiden konnte, welchen von ihnen Nushirvan am meisten liebe.

Der müſste *Priester* nicht kennen, der glauben wollte, daſs die Priester der *herrschenden Religion* dies lange geduldig hätten mit ansehn können. Zwar in den ersten Jahren, als Nushirvans Herrschaft noch durch auswärtige Kriege beunruhigt und erschüttert ward, schwiegen sie, und lieſsen sich willig durch die Säbel seiner Krieger beschützen, ohne darnach zu fragen: ob es ketzerische oder rechtgläubige Säbel wären? Aber kaum war Persien von *aussen her* ruhig, als sie heilig betheuerten; ihr *zartes Gewissen* verbinde sie, es von *innen* zu zerwühlen.

Nushirvans Adlerauge sah ihren Entwurf, und beschloſs, ihn im Entstehen zu zernichten. Einige kleine Tumulte, in welchen das Volk von seinen Bonzen — im weitläuftigen Verstande des Wortes Bonze — ermuntert, ein Paar Häuser niederriſs, deren Besitzer am Montage fasteten, da ihre Nachbarn es erst am Dienstage thaten, wurden mit einer sonst ungewöhnlichen Strenge bestraft; und ein Paar Priester, auf welchen die ganze Schuld offenbar beharrte, muſsten, trotz ihres Standes, im Gefängniſs mit dem Strange büſsen, indem Nushirvan wohlbedächtig am Tage ihrer halb verheimlichten Hinrichtung Korn und Geld an das Volk ausspenden lieſs, das dann gern an keinen Aufruhr gedachte.

Ein so ausserordentliches Unterfangen, das keinen Fürsten, ausser einem so geliebten, wie Nushirvan war, ungestraft hingehen konnte, erbitterte die Priesterschaft noch mehr: aber sie wagte nicht, ein neues öffentliches Zeichen zum Aufruhr zu geben, weil das stehende Heer des Monarchen sie schreckte. Vielmehr beschloſs ihr Oberpriester, zu etwas seine Zuflucht zu nehmen, wozu Oberpriester sie sonst selten zu nehmen pflegen — zu Beweisen.

An einem von Persiens festlichen Tagen, als Nushirvan auf öffentlichem Markte seinen Thron aufgeschlagen hatte, und den Feierlichkeiten seines Volks zusah, trat dieser Eiferer auf, und ermahnte den Monarchen, es zu überdenken, daſs er der Staatsverweser eines Gottes sey, der Wahrheit liebe, Wahrheit ausgebreitet wissen wolle, und der es nicht anders als mit Miſsfallen ansehn könne, daſs sein erwählter Sohn Irrgläubige schütze, und in den höchsten Ehrenposten Männer um sich dulde, deren Beyspiel andre zu gleichen Irrthümern verleiten könnte. — Die Rede selbst war mit möglichster Kunst und Wärme — ein gewisser Schriftsteller würde Salbung sagen — verfertigt, der Redner lieſs keine Gelegenheit, seine Geschicklichkeit bey ihrer Haltung zu zeigen, vorbey, und sowohl das Unerwartete in der Sache selbst, als auch der Anstrich von einer alles verläugnenden Freymüthigkeit, machten sie immer noch wichtiger.

Nushirvan allein hört' ihr mit einer sich stets gleichbleibenden Kälte vom Anfang bis zum Ende zu, und dann warf er einen forschenden Blick auf die Menge, die seinen Thron umfloſs. Wohin er sah, malte sich in jedem Gesichte die ängstlichste Begier nach seiner Antwort; aber diese Begierde theilte sich in sehr verschiedne Gattungen. Bey den sogenannten Rechtgläubigen war es Wunsch nach Nushirvans kleinstem Winke, um dann im Namen Gottes zu würgen und zu morden: bey den vermeynten Irrgläubigen war es Furcht und Miſstrauen gegen ihre nächsten Nachbarn; als die minder Mächtigen sehnten sie sich nach Frieden, und wagten doch kaum ihn zu hoffen; denn sie prüften sich, was sie im ähnlichen Falle thun würden. — Nushirvan sah es, schwieg noch einige Sekunden, und lächelte dann so heiter, wie ein Weiser lächelt, der nach Wahrheit strebt, und nun fühlt, daſs er Wahrheit gefunden habe.

„Priester," sprach er, „du hast eine Rede gehalten, die deinen Fähigkeiten Ehre macht; „auch hoff' ich dich gefaſst zu haben. Aber „die Sache ist zu wichtig, als daſs ich sie heute „mit Gewiſsheit entscheiden könnte. Zudem „ist der heutige Tag ein Freudenfest; ihn müsse „kein Zwiespalt entweihen! Aber morgen um „die zehnte Stund' versammle sich diese ganze „Menge vor meinem Palaste, und höre meine „Entscheidung."

Man befolgte seinen Befehl; er traf im Geheim seine Anstalten, und als die zehnte Stunde erschien, zeigt' er sich zu Pferde vor dem Thore seines königlichen Palastes und rief: „Wer mich „liebt, der folge mir nach vor die Stadt!" Alles folgte. Es war ein Schauspiel sonder Gleichen; die ängstliche und doch ruhige Erwartung so vieler Tausende; das Gewimmel der Menge, die ihm folgte; der starre Blick, den alle auf ihn hefteten; die Ungewiſsheit der Priester, und die Ruh' in seinem Antlitz. — Nahe bey der Stadt stand ein treffliches Stück Weizen; hier verweilte der Monarch, und winkte dem Oberpriester, näher zu kommen.

„Sieh, heiliger Mann," sprach er, „dies gesegnete Feld gehört zwey Besitzern; der eine davon bekennt sich mit der äussersten Strenge zu eben der Religion, die du und ich als wahr erkennen; der zweyte ist ein Christ. Sage mir einmal, wo trennt sich dieser Beyden Eigenthum? — Du schweigst? Wohl! Wenn dir dies vielleicht zu spitzfindig scheint: sieh hieher! Hier sind zwey Geschwister, beyde schön; ihr Vater und ihre Mutter waren von zweyerley Glauben; der Sohn ward im väterlichen, die Tochter im mütterlichen erzogen. Sag an, welches von ihnen hat den wahren, und welches den falschen Glauben?"

Der Priester stutzte. — „Wie kann ich das sagen, Beherrscher der Gläubigen? Welchen Einfluſs kann Religion auf das Aeusserliche des Menschen, und was zumal auf die Fruchtbarkeit der Felder haben?"

„Nicht? meynst du also wirklich nicht, daſs der Gott, von dem der Segen der Felder, von dem die Schönheit des Menschen herstammt, einen Unterschied unter dem mache, der ihm

Das Narrenschneiden.

Fastnachtsspiel.

Personen:

Der Arzt.
Der Knecht.
Der Kranke.

Der **Arzt** *tritt ein mit seinem Knecht und spricht:*

Ein'n guten Abend! ich bin dort nieden*)
Von einem worden 'rauf beschieden,
Wie etlich' Krank' hieroben wär'n,
Die hätten einen Arzt gar gern.
Nun, sind sie hie? Frau oder Mann,
Die mögen sich mir zeigen an,
Sie hab'n faul Fleisch, oder den Stein,
Husten, oder das Zipperlein,

---

*) unten.

redlich, und dem, der ihm falsch dient? Gestehest du, daſs er, dem eine Aenderung des ganzen Weltalls nur einen Wink kosten würde, in Ausspendung seiner Güter gleich gnädig gegen den sich bezeigt, der ihn im Bilde eines Gekreuzigten, oder im Bilde der Sonne anbetet; o! so erlaube auch mir, daſs ich, als Statthalter dieses Gottes, die Maasregeln meines Oberherrn befolge. Mir ward die Sorge für die Ruhe und für das Glück meiner Unterthanen, und nicht für ihren Glauben verliehn. Ich kann ihre körperlichen Handlungen, aber ich kann nicht ihre Seele beherrschen. Fehler in jenen kann und werd' ich bestrafen; in diesen strafe sie derjenige, der allein ihr Herz zu durchschauen und würdigen vermag, und der mitleidig auf mich herabblicken würde, wenn ich ihm ein heuchlerisches Gebet erzwänge."

Eine Todtenstille herrschte noch einige Sekundenlang, als Nushirvan schon geendet hatte. Dann scholl aus Aller Munde ein freudiges: „Heil sey Nushirvans Güte und Weisheit!" Nur die Priester schlichen stumm nach ihren Häusern, und wagten es nicht wieder, das Volk zur Empörung und Unduldsamkeit zu ermahnen.*)

---

*) Die Schicksale der Schriften sind oft so seltsam, als die Schicksale der Menschen. Als ich 1778 diese

Kleinigkeiten niedergeschrieben hatte, widerriethen einige Freunde, die solche in der Handschrift sahen, mir angelegentlich den Druck derselben. Die Wahrheit, die darinnen enthalten, sey (glaubten sie) selbst für das aufgeklärte Land, wo ich damals lebte, allzustark. Ich konnte mich von diesem Allzustark nicht überzeugen, und wagte den Druck. Aber unter hundert Lesern schüttelten wenigstens fünf und neunzig bedenklich den Kopf; in Wien wurden meine Skizzen verboten; und ich kenne in den K. K. Staaten selbst Personen, welchen sie damals in Briefen zu einzelnen Bogen hineingeschickt wurden.

Doch als Joseph der II., bey'm Antritt seiner Regierung, der Toleranz in seinen Staaten einen Tempel widmete, ward nicht nur jenes Verbot zurück genommen; sondern da auch verschiedne Schriftsteller durch ihre Geistes-Producte zur Beförderung jener wohlthätigen Absichten etwas beyzutragen wünschten, so fiel es einem derselben ein, gegenwärtige Erzählung einzeln abdrucken zu lassen; sie auf dem Titel allen weisen Priestern, guten Christen, und rechtschaffnen Unterthanen zu widmen; auch eine kleine (sehr unbedeutende) Erinnerung voranzusenden. Daſs dies eine Art von Nachdruck war, ist unleugbar; aber ich verzieh ihn, der guten Absicht halber.

Ganz anders dachte einer meiner Obern, der M. und Frh. v. ** darüber. Dieser Mann, vor dessen

Geist sich sonst der meinige willig beugt; der aber eben damals durch ein Podagra, das ihm in den Leib zu treten drohte, äusserst fromm gemacht ward; und der überhaupt, — Gott und Sr. E. nur wissen: warum? — es sich zur Pflicht machte, bey jeder Gelegenheit seine schwere Hand gegen mich aufzuheben, — dieser edle Mann fand jetzt erst meine unschuldige Erzählung äusserst irreligiös, diesen neuen Abdruck, den er mir zuschrieb, äusserst frevelhaft; und ich lief Gefahr wegen einer Erzählung, die ich schon vor fünf bis sechs Jahren, und wegen einer Vorrede, die ich gar nicht geschrieben hatte, einen legalen Verweis, und die gnädige Ermahnung des Künftig-Nicht-mehr-Schreibens zu erhalten. — Noch verzog sich das Wetter, das ich durch eine Note bey der zweyten Auflage abzuleiten suchte; und jetzt darf ich freylich jene Verweise nicht mehr fürchten. Aber heilige Göttin Gesundheit halte doch stets das Zipperlein fern von seinem Körper, damit nicht Andre etwa wirklich erdulden müssen, womit sein Elias-Eifer mich bedrohte.

VIII.

Das Herz des Nushirvan liebte auch im Aeusserlichen, in Kleidung, in Umgang und Gebräuchen jene lautre Einfalt, welche die Lieblings-Sitte fast aller wahrhaft groſsen Männer zu seyn pflegt. Aber die Art des Landes verlangte doch einen Zwang von ihm. Der Orient hat sich von jeher d'ran gewöhnt, seine Regenten im Glanze zu sehn. Die schwachen Prinzen haben sich wohl dabey befunden, die Starken hierinnen nachgegeben. Wenn Nushirvan daher an öffentlichen Festen sich seinem Volke zeigte, so geschah es stets in gröſster Pracht; seine Gewänder starrten von Perlen und von Edelsteinen, und seine Binde war oft so viel als eine ganze Provinz werth. Was aber mehr als aller Schimmer die Menge in Erstaunen setzte, worüber mancher lange genug nachgrübelte, und was doch keiner errieth; das war die Abweichung von jeder Pracht in einem einzigen Kleidungsstücke, und noch dazu in demjenigen, worauf die Morgenländer vorzüglich halten, in seinem Turban. Vergebens, daſs seine Kämmerer ihm beym Ankleiden oft die schönsten mit Juwelen reich besetzten Turbans anboten; er foderte dann, ihnen gleichsam zum Trotz, gewöhnlich einen, den er immer in seinem Zimmer selbst aufzuhängen pflegte, und der — was der Neugier vollends Nachsinnen und Kopfschmerz machte — der g'rad oben einen tiefen, jedermann sichtbaren Hieb hatte.

Wo man bey andern Menschen Laune argwohnt, da, wuſste man, lag bey Nushirvan überdachte Ursache verborgen; ein Höfling daher, der nicht länger seine Begierde im Zaum halten konnte, wandte sich einst an den Prinz Nuschirvad, der eben damals vom Knaben zum Jüngling heran zu wachsen begann, und bat ihn, mit seinem Vater über diesen Punkt zu sprechen; der Prinz war willig dazu, und bey der ersten Gelegenheit fragt' er lächelnd: „Warum, mein Vater, einen so unfestlichen Turban bey einem so festlichen Mahle, bey einer so königlichen Pracht? Wir sind gewohnt, daſs nichts ohne Grund bey dir geschieht, und doch vermag ich nicht diesen zu errathen.“

„Das glaub' ich gern, mein Sohn; es liegt eine Geschichte hier zum Grunde, die ich dir zu entdecken bereit bin; denn vielleicht bringt Erzählung bey dir die nämliche Wirkung hervor, welche Erfahrung bey mir erzeugte. Wisse, eben diesen Turban hatt' ich in jener Schlacht auf, in der ich endlich den Schach Akiba, meinen bisherigen Ueberwinder, besiegte. Als ich mitten im Treffen, an der Spitze eines tapfern Haufens, focht; mit der Verzweiflung eines Mannes focht, der alles gewinnen oder alles verlieren muſste; als schon alle vor mir flohen, da überraschte mich ein feindlicher Reiter von der Seite her, und sein Schwert — sieh hier selbst: — kaum fehlen noch einige Haar breit, so ward der Turban durchhauen und deines Vaters Schädel zerspalten. Geschwindigkeit und mein Arm retteten mich zwar von dieser Todesgefahr noch; aber von Stund' an beschloſs ich eben diesen Turban bey jeder öffentlichen Feyer als ein Andenken dieser Fährlichkeit auf meinem Haupte zu tragen.»

»Gesegnet sey er, weil er mir den besten aller Väter erhielt, aber warum eben deswegen bey jedem Festtage» . .

»Das siehst du nicht ein? — O Sohn, wenn bey solchen Gelegenheiten knechtisch die Menge vor den Beherrschern der Erde hinstürzt; wenn sie, wohin sie auch blicken, nichts als Sclaven-Nakken und Stirnen, die den Staub berühren, sehn; wenn ihren Worten ganze Tausende gehorchen, andre tausende selbst ihren Winken zuvorzueilen suchen; wie leicht bemächtigt sich alsdann der Stolz ihrer Seele. Wie bald können die Eitlen verleitet werden, sich selbst für Wesen höhrer Abkunft, als der Troſs ihrer Unterthanen ist, zu achten! Und dann, dann ist es ganz gewiſs erſprieſslich für sie, nahe um oder an sich einen Gegenstand zu haben, der sie erinnert: daſs sie nichts weiter sind, als Fleisch und Blut; daſs Schwerter für sie Schneiden, Pfeile Spitzen und der Tod selbst noch Waffen tausendfach habe. Dann . . . kurz, Prinz, du verdienst nicht mein Thronfolger zu seyn, wenn nun der Hieb in diesem Turban dir nicht köstlicher zu seyn dünkt, als alle Juwelen Persiens und als alles Gold, welches mir Irack zollt."

IX.

Nie hatte die Persische Dichtkunst eine so glänzende Höhe erreicht, als unter Nushirvans Regierung. Da an seinem Hofe keine andre Sprache, als die Sprache des Landes gebräuchlich war; da der Monarch selbst die Demuth besaſs, zu glauben, daſs die Mundart seiner Väter und Unterthanen keineswegs seine königliche Zunge entweihe; so hatten seine guten Dichter auch das für Deutsche Sänger beynah unglaubliche Glück, von ihrem Monarchen geschätzt, gelesen und — verstanden zu werden.

Man kann leicht ermessen, daſs sie dies durch manche Lob-Ode, durch manchen ruhmvollen Prolog*), durch manches allegorische Schauspiel, und durch andre dergleichen ſeine Schmeicheleyen zu vergelten suchten. Aber der kannte Nushirvans edles von Eitelkeit freyes Herz wenig, der sich einbildete, daſs er durch bloſe Schmeicheley einen Anspruch auf des Monarchen Gunst sich erwerbe.

„Ich bestrebe mich,“ sprach er oft, „zur Schonung meiner Zeit nur gute Schriften zu lesen. Jedes schlechte Gedicht, es sey nun an den geringsten meiner Unterthanen, oder an mich gerichtet, entfällt mir daher gleich bey der fünften, sechsten Zeile aus den Händen. Aber auch bey den guten werd' ich oft unwillig, wenn sie blos mein Lob enthalten. Mich freut es, wenn ich nicht den Vortrag allein, wenn ich auch den Stoff eines Liedes loben, oder gar vielleicht etwas Neues aus ihm erlernen kann. Wie selten kann ich das, wenn der Dichter blos von mir oder mit mir spricht! Sein Dank vergnügt mich zuweilen; aber noch öfter misfällt mir seine Schmeicheley. Er dankt mir ja dann schon genug für meine Wohlthaten, wenn er sie anwendet, um würdige Gegenstände würdig zu besingen, und ich werde mit Vergnügen sein Schuldner, wenn er mit Einsicht mein Lehrer wird.«

---

*) Eine Art von Schmeicheley, die nachmals die Söldlinge Ludwigs XIV. oft nachahmten.

So dachte Nushirvan, und nur ein einzigesmal in seinem ganzen Leben machte er eine scheinbare Ausnahme von dieser Denkungsart.

Myrsa Ebn Bakir nämlich war bey weitem der vorzüglichste unter allen Persischen Dichtern. Jedes seiner Lieder war Wohlklang, jedes seiner Worte Gedanke, jeder seiner Gegenstände entweder an und für sich schon der Ewigkeit werth, oder zu solcher durch sein Lied eingeweiht. Er hatte nie geschmeichelt; aber auch selten einen verdienten Mann ganz ungerühmt gelassen. Seiner Werke waren wenig; aber was er schrieb, war in Aller Munde. — Und dieser würdige Mann, nur von geringern Mitbrüdern im Apoll, oder von Verläumdern gehaſst; er, der von Nushirvan schon manche vortheilhafte Auszeichnung und manches Geschenk erhalten, war doch der einzige Persische

Dichter von Bedeutung, der nie ein Gedicht seinem Monarchen geweiht hatte.

Niemand merkt mehr auf andrer Menschen wirkliche oder anscheinende Fehler, als derjenige, welcher sich selbst heimlich recht viel Schulden vorzuwerfen hat. Einer von Nushirvans Höflingen, der unter andern Thorheiten auch die an sich hatte, dann und wann schlechte Verse zu machen, und sie nachher für schön zu halten; der den Mirsa von Herzensgrund haſste, weil er glaubte, einst von ihm mit einem satyrischen Einfall beehrt worden zu seyn; dies Geschöpfchen war einer der ersten, der Mirsa's Unterlassungssünde bemerkte, und solche zu rügen beschloſs. — Was konnt' ihm auch leichter fallen? Er sprach in des Monarchen Beyseyn von des Dichters neuestem Werke. Nushirvan lobt' es, und das Insekt wuſste durch manche Wendung endlich sein zweydeutiges Lob bis zur Aeusserung der Besorgniſs zu bringen: „daſs Ihre Majestät leicht Ihre mannichfaltige „Güte an einem heimlichen Feinde verschwenden „dürfte.“ Die Einkleidung war fein, der Vortrag gut; Nushirvan ward zwar nicht bewegt, aber doch aufmerksam. — „Laſst mir den Mirsa herkommen!“ erging sein Befehl; und Mirsa erschien.

„Die Frage,“ sprach Nushirvan, „die ich an

Das Fieber, getrunken zu viel,
Sind grimmig worden ob dem Spiel,
Eifersucht, oder das Sehnen,
Den Durchlauf, Krampf, mit bösen Zähnen,
Auch sonst für Krankheit, was es sey,
Dem helf' ich durch mein' Arzeney
Um g'ringe Soldung, unbeschwert,
Weil ich dazu ein Arzt bewährt,
Wie ihr's an Brief und Siegel ſind't.

(Er zeigt Brief und Siegel.)

Der Knecht *sieht hin und her und spricht:*

O Herr, wir falsch gegangen sind,
Ich seh kein'n Kranken an dem Ort.
Seht ihr die Leut' nicht sitzen dort,
All' fröhlich, frisch, gesund und frey,
Sie bedürfen keiner Arzney;
Hätten sie 'nen Possenreiſser dafür,
Und wär'n wir drauſsen vor der Thür,
Das däucht uns beyden sey am besten.

Der Arzt *neigt sich und spricht:*

Gott g'segn' den Wirth mit seinen Gästen,
Weil wir haben verfehlt das Haus,
Bitt'n wir, legt's zum Besten aus,
Das nehm'n wir an zu groſsem Dank.

(Indem kommt der grossbauchige Kranke an zwey Krücken)

Der Knecht.

Mein Herr, schaut zu, hie kommt der Krank'.

dich zu thun bereit bin, hat, das läugne ich nicht, ihre sonderbar scheinende Seite. Tausend Dichter hab'ich schon gefragt, warum sie mich, eben mich zum Gegenstande ihres Liedes machten; dich steh' ich im Begriff zu fragen, warum unter deinen mannichfaltigen Helden, eben ich nie das Glück hatte mit zu glänzen? — Halte das nicht für Aufwallung meiner Eitelkeit! Eine so laut sich beschwerende Eitelkeit wäre von der schlechtesten, von der lächerlichsten Gattung. Aber es gab vorhin Leutchen hier, die dich beschuldigten, daſs du mir abgeneigt wärest, und ich kenne dich als einen redlichen Mann, der nie log, nie schmeichelte. Bist du mir wirklich abgeneigt, so muſst du Gründe dazu haben; und dann fodr'ich dich im Angesicht des ganzen Hofes auf, sie mir mitzutheilen. Ich liebe den Dichter, wenn er den Sittenrichter macht. Loben kann ein jeder; aber mit Gründen, und — was du auch unerinnert nie vergessen wirst — mit Bescheidenheit tadeln, ist ein gutes Theil schwerer.«

Erstaunt beugte Mirsa sein Haupt zur Erde und sprach: „Wer bin ich, Monarch, daſs du mich würdigest, mit dieser Herablassung zu mir zu sprechen? Ich schäme mich meiner Nachlässigkeit, und bin bereit . . .“

»Du bist bereit, mich falsch zu verstehen;

das für verstellte Bescheidenheit aufzunehmen, was ich von Grund des Herzens sprach. Nicht um dich zu meiner Besingung aufzufodern, hab' ich dich vor aller Antlitz rufen lassen; dann hätte ja mein Schloſs der abgelegnen Zimmer übrig genug; auch laſs mich nicht erst wiederholen, daſs diese Ruhmbegier meiner Seele unwerth sey. Ich verlange Wahrheit von dir; verlange dein freyes Geständniſs, ob es ein Ungefähr, oder eine überdachte Ursache war, die dich von mir zu schweigen bewog? Ist es die letztere, so sage sie heraus ohne Furcht und Scheu. Du beugst dann nur einem zehnfach schlimmern Argwohn meines Hofes vor, der künftig allenthalben Fehler an mir zu finden sich bestreben würde, weil du dergleichen irgendwo zu finden scheinst."

„Deine Befehle, gröſster Monarch," sprach Mirsa, „würden selbst meines Herzens tiefste Geheimnisse dir darstellen, wie ein freyes Bild; und ich rede sonder Besorgniſs, da dein königliches Wort mich sichert. — Du hast, dessen bin ich gewiſs, in deinem weiten Reiche keinen getreuern Unterthan als mich; keinen, der deine Verdienste um ganz Persien mit so tiefer Ehrfurcht bewundert; keinen, der so oft den Griffel faſste, um dein Lob zu erhöhen. Das ist — bey meinem Leben, bey deinem Haupte geschworen! — nicht Schmeicheley, sondern Wahrheit. Aber eine einzige Erinnerung, eine wahre Schwachheit von mir, machte, daſs ich eben so oft die Anfänge meiner Schrift wieder verwischte; und diese Schwachheit will ich jetzt frey gestehn. Ich bin aus Baktriana; Merwa ist meine Vaterstadt. Die Unbesonnene fiel in deinem ersten Kriege gegen Akiba von dir ab. Du vermahntest sie zur Reue; aber sie hörte nicht. Du lagertest dich mit einem mächtigen Heere vor ihre Mauern; aber sie trotzte dir. Du botest ihr zweymal Verzeihung an, und sie verschmähte dieselbe. — Noch wolltest du ihrer schonen; aber die Besorgniſs, durch Eine Nachsicht zehn Schuldige zu machen, die sonst nicht schuldig geworden wären, überwog deine Milde, und die Gerechtigkeit siegte. Du stürmtest; Merwa widerstand lange; aber endlich ward sie eingenommen, und ist jetzt ein Schutthaufen. Ich gehörte unter die Zahl derer, die am meisten dabey verloren. Mein Vater hatte mir zwey Häuser hinterlassen; und auch mein übriges Vermögen gab mir einen ansehnlichen Rang unter meinen Mitbrüdern. Nie hatt' ich den geringsten Antheil an ihrem Aufruhr genommen; doch traf mich freylich jetzt ihre Strafe mit, und dies elende Leben war alles, was ich kaum noch als Beute davon trug. Ich kam hieher; die Wissenschaften, die mich sonst in einsamen Stunden vergnügt hatten, nährten mich jetzt; ich hatte das Glück, bemerkt zu werden; du gönntest mir eine rühmliche Unterscheidung, und oft eilt' ich gerührt meinem einsamen Zimmer zu, um dir zu danken. Jedoch — vergib meiner Aufrichtigkeit! — so oft ich's thun wollte, so oft glaubt' ich auch die Flamme knistern zu hören, von welcher ehemals meine Häuser aufloderten; glaubte die Waffen zu sehn, durch welche einst meine Brüder fielen, und ich zum Bettler ward. Zitternd entsank dann meiner Hand der Griffel, und ich erblickte in dem weisen menschenfreundlichen gütigen Nushirvan nur den Monarchen, der Empörer züchtigte, und der Merwa zertrat."

Mirza schwieg hier. Wie manches Seelchen der Hofmänner rings herum erbebte vor der Kühnheit des Dichters, so zu einem Fürsten; — ha! zu einem Fürsten so zu reden. Nushirvan allein schenkt' ihm den verdienten Beyfall. — „Du hast wie ein Mann gesprochen; ich will mich bestreben, dir wie ein König zu antworten. — Daſs ich Merwa zerstören lieſs, reut noch jetzt mich nicht; denn wie du selbst eingestandest, wär für ähnlichen, schon da und dort anglimmenden Frevel ein abschreckendes Beyspiel nöthig. Doch daſs Unschuldige zuweilen mit den Schuldigen leiden müssen, dies beklag' ich allerdings, und danke jedem, der mir Gelegenheit verschafft, den fruchttragenden Baum zu erhalten, wenn man das dürre Gesträuch dem Feuer

Preis gibt. — Sage, wie hoch schätzest du dein verlornes väterliches Erbgut?“

„Zehntausend Goldstücke ungefähr.“

„Fodre sie morgen in meiner Schatzkammer, und noch fünftausend, als die Zinsen, dazu.“

Mirsa dankt' ihm mit der Wärme, die eine solche Groſsmuth verdiente, und ging hinweg; aber nach zweien Monaten kam er wieder, und warf sich nieder zu den Füſsen des Monarchen.

„Gröſster der Sterblichen! Vergib meiner Bewunderung und meiner Dankbegierde, wenn ich es wage, dies schwache Loblied dir zu überreichen.“

Nushirvan lächelte, und nahm die ihm dargebotne Rolle an. — „Ich habe,“ erwiederte er, „einen etwas sonderbaren Ehrgeiz. Ihm zu folge wünscht' ich jedes gute Gedicht, wenn auch nicht ausschluſsweise, doch zuerst zu besitzen. Haben ihrer mehrere vielleicht schon Abschrift davon?“

„Ich selbst nicht einmal; wenn ich meinen ersten Entwurf ausnehme.“

„Und dieser erste Entwurf? — Verzeih, guter Mirsa, wenn es dir nicht allzu unbequem wäre, so wollt' ich dich wohl auch ihn mir zu weisen bitten. Das Entstehn, Abändern, und Reifen der Gedanken und Wendungen in einem guten Gedichte recht zu bemerken, führt viel Angenehmes bey sich; und nur durch Vergleich von Entwurf und Ausführung ist diese Bemerkung möglich."

Mirsa, entzückt über so viel Unterscheidung, flog nach Hause; suchte zusammen, was er nur hatte; kam und überreicht' es dem Nushirvan.

„Da wär' also alles, was je von deinem Gedichte aufgeschrieben worden?"

„Alles!"

„Vortrefflich! das wünscht' ich eben!" so sprach der Monarch, und warf gelassen die ganze Rolle in ein nahes Feuer.

„Gröſster König . . ."

„Glaube nicht, daſs dies ein Zeichen des Miſsfallens sey! Ich danke dir für deine Mühe, und erkenne deinen Willen; aber die jetzige That ist blos eine Folge meines Vorsatzes, kein Lobgedicht auf mich hinführo zu durchlesen. Vielleicht, daſs meine Unterthanen nun aufhören, mir zu schmeicheln, und dann säh' ich einen meiner sehnlichsten Wünsche erfüllt.“

„Bey Gott!“ rief der arme Mirsa: „nie noch hab' ich es sehr bedauert; wenn auch irgend eine meiner Arbeiten unbemerkt und ungelesen blieb; aber jetzt beynah möcht' ich eine Ausnahme machen. Auf diesem Palmblatt, das hier in Asche zerfallen ist, stand, wenn ich meinem Gefühl trauen kann, — die beste Ode, die ich jemals wagte.“

„So beklag' ich deinen Vaterschmerz, und mein Geschichtschreiber zeichne wenigstens unser beyder Gespräch auf, um doch etwas von diesem Gedicht' auf die Nachwelt zu bringen — Mir aber vergib! Wäre dein Lied auch wirklich das beste deiner Lieder gewesen; hätte der bekannte Wohlklang deines Versbaues sich doppelt schön in ihm gezeigt: ich hätte doch nur geglaubt, die Goldstücke klingen zu hören, die dir neulich mein Schatzmeister aufzählte.“

X.

Nushirvan — auch dies brachte die Landesart so mit sich! — hatte der Gemahlinnen mehrere; auch auf sie erstreckte sich seine Güte und seine von Eifersucht freye Seelengröſse; denn er milderte die Sklaverey, zu der fast das ganze Morgenland seine Schönen verdammt, zog sie oft in die Gesellschaft seines Hofes; erlaubt' ihnen Ausgang und Entschleyerung, und traute dem Geflüster der Scheelsucht und Verläumdung selten oder nie. Eine von diesen Gemahlinnen, Atame mit Namen, liebt' er mit der vorzüglichsten entschiedensten Liebe. Bey ihr bracht' er die gröſsre Hälfte seiner Nächte, und nur die kleinere bey den übrigen zwanzigen hin. Ihren erstgebornen Sohn erklärt' er zu seinem Nachfolger. Sie war die einzige, die ihn auf allen seinen Feldzügen, selbst auf der Jagd, begleitete; die einzige, die er jezuweilen in eines dritten Zeugen Gegenwart auf den Mund zu küssen pflegte. Sie hielt er in ihrem vierzigsten Jahre noch so werth, als in ihrem sechzehnten; und doch war eben dieselbe, was alle befremdete, an Reiz und Seelenkräften, zwar niemals die letzte, doch auch bey weitem nie die erste von seinen Weibern gewesen; doch hatte sie, durch die Menge von Söhnen und von Töchtern, die sie ihm geboren, weit früher als ihre meisten Nebenbuhlerinnen gealtert, und war, (was im Morgenlande zwar minder als bey uns ein wichtiger Anstoſs ist, aber doch wenigstens ein kleiner bleibt) war aus des Volkes allerletzter Klasse entsprossen, und plötzlich aus solcher durch eine unbegreifliche Wahl des Monarchen ausgehoben worden.

So wie immer mehr und mehr mit dem herannahenden höhern Alter die blos körperlichen Freuden den Nushirvan zu verlassen drohten, desto mehr schien Atamens Gunst vor allen andern sich einzuwurzeln; schien ihre Gesellschaft dem König immer unumgänglicher zu werden; und als einst ein neuer Statthalter, um sich beliebt zu machen, zwey der schönsten Cirkasserinnen zum Geschenk' einschickte, verschenkte sofort Nushirvan alle beyde, nachdem er sie wenige Minuten mit Wohlgefallen angeblickt hatte; wandte sich dann zu Atamen, die ihm zur Seite saſs, küſste sie und sprach: Sie kömmt zu spät, diese Versuchung! Laſs alle Furcht schwinden, daſs derjenige als Greis dir nicht ergeben bleiben sollte, der als junger Mann dir so manche seiner seligsten Stunden, und noch jetzt seine frohste Erinnerung dir verdankt. — Ihr aber, die ihr hier mir zuseht und euch vielleicht wundert, daſs ich eine Wange, deren Rosen im Abblühen sind, den frischknospenden und so eben sich entfaltenden vorziehe, erinnert mich beym heutigen Nachtmal d'ran, daſs ich euch den Aufschluſs davon gebe; ich könnt' es jetzt schon thun, wollt' ich nicht Atamens Bescheidenheit schonen.

Wie neugierig die Köpfe der Höflinge sich zusammen stieſsen; wie manche kaum den Abend erwarten konnten; wie einsichtsvoll im Rathen einige sich übten, und nichts erriethen, das bedarf keiner Erzählung, denn jede nicht ganz beschränkte Einbildungskraft erzählt sich das selbst. Kurz, kaum schien Nushirvan sein Mahl vollendet zu haben, als in tiefster Demuth sein erster Vezier ihn an das heutige Versprechen erinnerte; als seine vornehmsten Hofbedienten im dichten Kreis sich um ihn engten, und der leutselige Monarch also anfing:

„Man weiſs nun längst bereits — denn sonst würd' ich mich wohl hüten, mein eignes Geheimniſs zu verrathen — man weiſs die Gewohnheit, die ich von Anfang meiner Regierung her gehabt habe, dann und wann in unscheinbarer Kleidung auszugehn, und mich mit eignen Augen von dem Zustand meines Volks, von dessen Zufriedenheit oder Unwillen, von seinem Tadeln oder seiner Billigung zu überzeugen. Eine solche

Der Kranke.

O, Herr Doktor, seyd ihr der Mann,
Von dem ich lang' schon Kund' gewann,
Weil ihr helft Jedermann so fein.
So komm' ich auch zu euch herein,
Weil groſs geschwollen ist mein Leib,
Als sey ich ein groſsbauchigt Weib,
Und rührt sich Tag und Nacht in mir.
O, mein Herr Doktor, schauet ihr,
Ob's etwa sey die Wassersucht,
Oder was ich trag' für 'ne Frucht;
Und schaut, ob mir zu helfen sey
Durch eure heilsam' Arzeney,
Weil euch der Kunst nie ist zerronnen.

Der Arzt.

Hast du g'fangen deinen Bronnen? *)
Gib her, und laſs mich den besehen.

Der Kranke gibt ihm das Harnglas und spricht:

Ja, lieber Herr, das soll geschehen.
Nehmt hin, und schaut den Brunnen selb.

Der Arzt besieht den Brunnen:

Gesell, dein Brunn ist trüb' und gelb,
Es liegt dir wahrlich in dem Magen.

---

*) deinen Urin aufgefangen.

Verkleidung ist ein so leichtes, bey tausend Monarchen schon da gewesenes, und doch stets an Kraft sich gleichbleibendes Mittel; ein Mittel, wobey dem fürstlichen Günstling das Herz, wenn solches nicht rein ist, erzittern, jeder ungerechte Groſse sich scheuen muſs! Ein Mittel, wo der Fürst selbst oft seiner Seele ganze Kräfte aufzubieten nöthig hat, um seinen Unwillen bey getäuschter Erwartung, seine gekränkte Eigenliebe bey unvermuthetem Tadel zu verbergen.

«Einst wollt' ich von einem dieser nächtlichen Spaziergänge heimkehren und hatte den Vezier Machmud, der mich begleitete, schon vorangesendet, mir das Hinterpförtchen meines Schlosses, wodurch wir ausgegangen waren, wieder aufzuschlieſsen, als ich in der Entfernung von sechs bis acht Schritten eine Mädchenstimme und die deutlichen Worte vernahm: Gott vergeb' es mir, und wenn er sterben sollte, ich kann ihm nicht helfen; kann nichts als mit ihm sterben.»

«Da dies so offenbar ein Ton der bängsten Klage war, so hätten zehn Machmuds fruchtlos auf mich warten mögen, ich muſste hin zu dem Mädchen und von ihrem Jammer mich unterrichten. Ich fand sie leicht, und hatte mich ihre Stimme schon gerührt, so that es noch stärker ihr Anblick. Ein liebenswürdiges Geschöpf war niedergesunken auf einen Stein, halb zerrissen ihr Gewand, sie selbst der Ohnmacht nahe. Doch wollte sie, als sie so dicht bey sich einen Fuſstritt hörte, aufspringen und fliehn. Ich rief ihr nach, daſs sie nichts zu besorgen habe; ich fügt' eine Betheurung hinzu, und sie hielt ein.

«Euch ganz meine Fragen, ihre Antworten, meine Hülfserbietungen, ihres wachsenden Zutrauens Aeusserungen wieder zu erzählen, würde Unrath seyn. Noch weiſs ich zwar fast jedes Wort, das wir damals wechselten, aber manches würde für euch sehr unwichtig seyn, was mir ganz anders scheint. Kurz, ich erfuhr, daſs sie die Tochter eines armen Handwerksmanns sey, den ihrer Mutter langes Siechthum um alles Vermögen und sogar tief in Schulden gebracht habe; daſs er ein nahes hartes Gefängniſs und selbst den Hungertod vor sich gesehn, und beydes von sich abwenden wollen, indem er seiner einzigen Tochter Jungfrauschaft dem Hauptschuldner zugesagt habe; daſs sie zwar geduldig, wie ein Opferthier, sich in's Haus dieses Elenden führen lassen, aber in ihm ein so schändliches, einäugichtes, bucklichtes Ungeheuer gefunden habe, daſs sie eher sterben, als solch ein Geschöpf umarmen wollen, und daſs sie daher ihm entsprungen sey, ohne nun zu wissen: wohin? und was anzufangen?»

«Die Geschichte dieser Unglücklichen

rührte mich; auch schon bey mindern Trübsalen würd' es ihr Ton gethan haben. Ich sagt' ihr Hülfe zu, fragte nach ihres Vaters Behausung, und lieſs mich zu ihm hinführen. Halbtodt war er, als er seine Tochter sah und von ihrer Entweichung hörte; meine Tröstung gab ihm das Leben wieder. Zwar verschwieg ich ihnen beyden, wer ich sey; aber ich gab mich für einen mittlern Kaufmann aus, der wenigstens Vermögen genug besäſse, eine so kleine, eigentlich ganz unbedeutende Schuldenlast auf sich zu nehmen. Ihr freudiges Erstaunen stieg auf den höchsten Grad, als ich dem Vater meine Börse hinreichte. Von ihrem freudigsten Dank begleitet, ging ich hinweg, und versprach bald wieder hinzukommen.

„Nicht dieses mein Versprechen allein, auch ein noch mächtigerer Beweggrund trieb mich bald wieder hin; der Anblick des Mädchens beym Lichte hatte die Rührung vollendet, die ihr Ton im Halbdunkel angefangen hatte; ohne äusserst schön zu seyn, fand ich sie doch äusserst reizend. Von Stund' an begehrte mein Herz nach ihr. Doch da es Liebe, nicht thierische Begierde war, so strebt' ich nicht nach Genuſs sowohl, als nach Gegenzärtlichkeit; und wünschte einer wahren aufrichtigen Neigung das auch einmal zu verdanken, was bisher nur immer aus Rücksicht auf meinen Rang und zeitliche Hoheit mir gewährt, oder vielmehr angetragen worden war. — Ich beschloſs daher noch lange den König vor ihr zu verbergen, und blos die Kaufmanns-Rolle fortzuspielen. Es gelang mir. In dem schönsten weiblichen Auge, wo ich beym diesmaligen Weggehn, den innigsten Dank glühen sahe, ſand ich bey der nächsten Widerkehr schon den Blick der Zärtlichkeit; und als ich beym dritten Besuch in des Vaters Gegenwart ihr meine Neigung gestand und um ihre Gewogenheit bat, ward mir aus beyder Munde Erhörung zugesagt.

«O ihr, die ihr so oft mit neidischem Auge den Ueberfluſs der Könige im eingebildeten Glück betrachtet, und darüber auf ihren mannichfaltigen Mangel an wirklichen Gütern zu achten vergeſst; ihr könnt' euch die Empſindung nicht denken, die bey dieser holdseligen Versicherung mich durchströmte. Feurig nahm ich jetzt von ihrer Lippe den ersten Kuſs und rief: Dank dir, schöne Atame, du beseelst mich von neuem! Aber wie dann, holde Seele, wenn meine Umstände nicht ganz so wären, wie du glaubst? Wenn derjenige, den du für einen nicht unbemittelten Kaufmann hältst, selbst der Dürſtigkeit sehr nahe wäre?

«Sey, wer und was du willst! antwortete mir die Holde: Genug, du bist als Mann mir reizend und als Befreyer meines Vaters mir ehrwürdig; für ein Paar, das sich liebt, zur Arbeit Kraft und Lust hat, wird der Himmel schon sorgen.»

«Edles Mädchen,» riſs ich froh mich empor, «hab' ich endlich in dir den Schatz gefunden, den bisher mein ganzes Reich, und aller Nachbarn Reiche mir nicht zu liefern vermochten? —»

«Schatz? Dein Reich?» stammelte Vater und Tochter bestürzt.

«Ja, mein Reich!» nahm ich wieder das Wort. «Vortrefflichste deines Geschlechts, die du so entschlossen dem Geringen treu zu bleiben versprichst, um wie viel mehr kann der Mann, erhabner dann du, von deiner Liebe sich versprechen? — Wisse demnach, daſs Nushirvans Arm um deinen Nacken sich schlingt! Daſs Nushirvan selbst es ist, der mit dir sein Lager und den Glanz seines Throns zu theilen verspricht.»

Ihr könnt euch das erstaunensvolle Aufschreyen und das demüthige Niederfallen des Vaters wohl denken, aber schwerlich die gemischte Empfindung der Tochter. Auch sie wollte anfangs zu meinen Füſsen sinken, und als ich dies hinderte, entfernte sie sich bald d'rauf unter einem kleinen Vorwande in ihr Gemach. Das lange

Verweilen in demselben befremdete mich; ich folgt' ihr nach; und seht! eben diejenige, die ich durch meine Entdeckung zu belohnen und zu entzücken gehofft hatte, fand ich in Thränen faſt zerflieſsend; in Thränen, deren Menge deutlich verrieth, daſs nicht Uebermaas der Freude, sondern wahrer Schmerz sie erzeuge.

Bestürzt fragt' ich nach derselben Quelle; sie schwieg ein paar Augenblicke, dann umfaſste sie so schnell, daſs ich es nicht zu hindern vermochte, meine Knie, und sprach: „Vergieb, Monarch, daſs das, was Hunderttausenden Wonne machen würde, mir Kummer macht! Ach, ich liebte den unbemittelten Othmar mehr als mich selbst, aber ich befürchte für Schach Nushirvan nur Ehrerbietung empfinden zu können. — Ich schmeichelte mir in Stunden der Schwärmerey sonst oft meinem Gatten einst alles zu seyn, und werde leider nun seine Gunst mit hundert schönern Mädchen gemein haben. Zehnmal theurer wäre mir ein ungetheiltes Lager von Stroh, als ein so zertheilter Thron gewesen. Vergieb, Monarch, vergieb der Thörin! Entzieh ihr deine Liebe und überlasse sie ihrem Elende."

„Eh meinem Todfeinde die Hälfte meines Reichs! Eh mein Leben selbst dem Säbel des Tartar Chans!" rief ich und hob sie zärtlich empor. — „Zage nicht, schönste Atame, für dein künftiges Loos! Wenn du wirklich so ganz in mir den König vergiſst, und den Mann nur liebst, so wird dieser ewiglich dich wieder lieben, und jener dich nie vergessen; wird dich höher halten, als sein edelstes Juwel; wird in deinem Gemach stets Nushirvan allein bleiben, und niemals Schach Nushirvan werden. Jede fremde Schönheit hingegen . . . Sorge nicht! Ein einziger Gedank' an den heutigen Auftritt wird sicher mehr Reiz für mich, als das ganze Geschlecht Cirkassiens haben; wird im Alter noch dir die völlige Schönheit deiner Jugend wieder geben."

„Mühsam überredete ich sie; aber von Stund' an hat sie nur in mir gelebt. Seyd mir Zeuge, daſs ich gehalten habe, was ich versprach! Und sagt mir: ob ich mehr versprach, als sie verdiente?"

Man kann leicht denken, was der ganze Haufe dem Nushirvan zurief: aber freylich mochte das Herz manches Wollüstlings himmelweit von seiner Lippe unterschieden seyn.

XI.

Auch Nushirvan nahte sich endlich jener Stunde, der wir einst uns alle nahen werden und die für Fürsten den sichersten Beweis abgibt, daſs sie nichts mehr und minder als Menschen sind, — der Stunde des Todes. Er blickt' ihr mit unerschütterter Ruhe, ganz Persien sah ihr mit Zittern entgegen. Er war grau geworden unter abwechselndem Glück und Sorgen. Man hoffte von seinem Alter noch Seegen und langen Frieden; aber ein Fall auf der Jagd beschädigte seinen Fuſs; die Kunst der Aerzte bot zu dessen Heilung vergebens alles auf; der Schaden ward mit jedem Tage gefährlicher, und man fing an für sein Leben zu zittern.

Seit diesem Augenblick ward seine blühende Königsstadt ein Sitz des Trauerns; weinende Schaaren knieten in den Tempeln und auf den Straſsen; verliebte Junglinge schoben ihre Hochzeitfeyer auf; Schwelger fasteten, und Kranke vergaſsen ihrer eignen Schmerzen. — Eine Stadt, vor deren Thoren ein erbitterter Feind liegt, und die bey'm ersten Sturme seiner Wuth und seinem Morden sich Preis geben zu werden fürchtet, kann nicht banger zagen als Ispahan; und das sonderbarste war, daſs Prinz Nusschirvad selbst aufrichtige Thränen weinte, und mehr fühlte, daſs er einen Vater, als daſs er einen Oberherrn verlöre.

Nushirvan, als er die Gefahr seiner Krankheit zu fühlen begann, hatte seine Aerzte oft um ihre Meynung befragt; man nahm diese Sorgfalt für Furcht auf, und verbarg ihm lange die Wahrheit; aber endlich konnte Hafi, der oberste unter ihnen, nicht länger den gütigsten Herrn durch eine Unwahrheit, so gutgemeynt sie immer seyn mochte, täuschen, und kündigte zitternd ihm das schreckliche Urtheil des Todes an. Der Monarch hört' ihm gelassen zu. — „Du sagst mir nichts, was nicht mein Herz mir schon gesagt hätte. Doch wie viel Zeit bleibt mir wohl noch mit Gewiſsheit übrig?"

„Fünf bis sechs Stunden höchstens."

„Böser Mann, wofern du das gestern schon wuſstest, und mich beynah um einen der süssesten Augenblicke meines Lebens, wenigstens um einen der wichtigsten gebracht hättest!" — Er befahl sogleich, durch Trompeter die Einwohner Ispahans vor sein Schloſs zu berufen, und in minder als einer Stunde Zeit war der weite Platz mit vielen Tausenden angefüllt.

Bringt mich," war dann sein zweyter Befehl, "bringt mich auf den Altan, von welchem ich sonst oft mit dem Volke zu reden pflegte; und du Nusschirvad, steh mir zur Seite. Die Stunde der ersten Rechenschaft ist da: besteh' ich in solcher, dann geh' ich der zweyten und ernstern mit heitrer Seele entgegen." — Umsonst that man ihm Vorstellungen: daſs eine so heftige Bewegung sein Ende schmerzhafter machen würde; er bestand d'rauf, und seine Diener muſsten ihn schwebend aufrecht halten, indem er also zur Menge redete:

"Meine Kinder! Fünf und vierzig Jahre hab' ich über Persien geherrscht; der Umfang meiner Staaten hat sich mittlerweile nicht verengt; zwanzig Tagereisen Landes mehr hinterlaſs' ich meinem Nachfolger, als mein Vorfahr mir hinterlieſs. Aber nicht Vergröſserung meines Gebietes, gerechte Verwaltung desselben war meine Pflicht, mein Wunsch und mein Augengenmerk. Die Stunde der Trennung rückt heran. Meiner gezählten Minuten sind noch wenig, und diese wenige sind kostbar. — Hört mich daher! Gibt es noch einige unter euch, für die ich weniger war, als ich seyn sollte; die ich nicht hörte, als sie um Gerechtigkeit riefen; denen ich nicht vergalt, als sie mir redlich dienten; so sey ihnen diese kurze theure Frist ge-

Der Kranke greift den Bauch:

Es thut mich in dem Bauch sehr nagen,
Und ist mir mächtig hart geschwollen.

Der Arzt.

Gesell, wenn wir dir helfen sollen,
So muſst du wahrlich für den Tod
Ein Tränklein trinken über Noth;
Das will ich dir selber zurichten.

Der Kranke.

Ja, lieber Herr, sorgt nur mit nichten;
Ich hab' oft vier Maſs ausgetrunken,
Daſs ich an Wänden heim gehunken.*)
Wollt ihr mir erst ein Tränklein lassen?

Der Arzt.

Gesell, dasselb' wird gar nicht passen.
Du hast vorhin in vielen Tagen
Gesammelt ein in deinen Magen,
Das ist dir all's darin verlegen;
Drum muſs ich deinen Magen fegen.

Der Kranke setzt sich und spricht:

Ja, Herr, und soll das seyn gethan,
So heiſst hinaus gehn Jedermann,
Es würd' gar mächtig übel stinken.

---

*) gehinkt.

weiht. — Auf! naht euch! Euer liebevoller, euer sterbender König redet mit euch; bittet euch, ihm noch abzufodern, was er übersehn oder überhört hat.“

Eine Stille, wie die Stille der Mitternacht, oder die Oede des Grabes ist, war lange die ganze Antwort auf Nushirvans Frage. — Unterdrückte Thränen, schluchzende Angst unterbrachen sie endlich. — „Keiner da?“ rief der Monarch noch einmal mit einer Stärke der Stimme, die seine erlöschenden Kräfte weit überstieg; „keiner da, der Anspruch an mir hätte? Er komme! Er komme! Er komme!“ — Ein Soldat drang sich hindurch, kam dicht bis zu Nushirvans Söller, fiel nieder, betete an, und sprach dann also:

„Du willst es, Herr, und ich rede. — Mein Nam' ist Nakir. Ich war Hauptmann unter deinem Heere; mein Muth blieb dir nicht fremd, und bey einem deiner letzten Feldzüge traf mich das Loos, dein Serail zu begleiten und zu bedecken. — Ich weiſs selbst nicht, durch welches Ungefähr Nahun-Nihar, die vorzüglichste deiner Frauen, seit Atamens Tode, mich zu sehn bekam, und noch minder begreif' ich, wie derjenigen ein Knecht gefallen konnte, die der allgemein beneideten Liebe ihres Herrn genoſs. Dennoch geschah beydes. Eine Sclavin berief

mich insgeheim des Abends in ihr Gezelt; sie erschien in ihrer ganzen Schönheit, und trug mir Lieb' und Seligkeit in ihren Armen an. So unendlich mich ihr Reiz entzückte, so standhaft blieb ich doch in der Treue gegen meinen Monarchen. Ich entriſs mich ihrer Umarmung, floh, und sah noch im Fliehn auf eben dem Gesichte, wo bisher die Liebe zu thronen schien, alle Wuth eines beleidigten Weibes hervorbrechen. — Des andern Tages ward ich zu dir gerufen; ich fand dich ernster, als je ein Feind im Treffen dich finden konnte. — „Nahir!“ riefst du mir entgegen; „du hast mich bitter
„beleidigt. Jeder Fürst an meinem Platze würde
„sich an deinem Leben rächen: aber ich will
„d'ran denken, daſs ein Mann dann nicht ein
„Mann bleibt, wenn Liebe ihn mit sich dahin
„reiſst. Nur hättest du überlegen sollen, wem
„das Weib angehöre, das du begehrtest; daſs
„sie dir anvertraut worden, und daſs mein
„Zutrauen deine Schuld erschwere: ich ent-
„lasse dich daher meiner Dienste.“ — Mein Entsetzen war einige Augenblicke starr und stumm;
„Monarch,“ hub ich endlich an: „erlaube mir
„einige Worte zu meiner Vertheidigung!“ —
„Hab' ich nicht schon alles gesagt, was dich ver-
„theidigen könnte? Oder bist du kühn genug,
„die ganze That zu läugnen?“ „Und welche
„That?“ fragt' ich? — „Bist du nicht gestern

„Abends mit Gewalt ins Zelt der Nahun-Nihar „eingedrungen?" — „Ich bin in Nahun-Nihars „Zelte gewesen, aber nicht . . ." „Entferne „dich, und reize meinen Zorn nicht noch mehr!" — Ich ging, und mein bisheriges Leben war unverdienter Gram. Nicht, Monarch, um mich zu rechtfertigen, nicht um deine letzte Stunde — möge sie doch noch weit entfernt seyn! — zu verbittern, sondern um dich zu verhindern, mit einem falschen Argwohn in jene Welt zu gehen, erschein' ich jetzt hier; erschein' auf dein zwiefaches Gebot."

„Man rufe Nahun-Nihar!" erging Nushirvans Befehl. Sie kam und gestand — wer hätt' auch einen so ehrwürdigen Sterbenden belügen können? — gestand ihr Vergehn. — „Ich liebte dich einst," war des Monarchen Ausspruch, „wie meine eigne Seele; liebte dich desto mehr, weil Atame dich mir empfahl. Treulose! und beynahe hättest du mich verleitet, meine Hände mit dem Blute eines Unschuldigen zu beflecken? Sey von nun an dieses Mannes Sclavin, und das groſse Vermögen, das du mit meinem Vorwissen sammeltest, sey seine Vergütung!"

Ein freudiger Jubel dankte Nushirvan für seinen Ausspruch. — „Ist noch einer unter dieser Menge, dessen Zähre mich drücke, dessen Herz mich verklage? Er rede! Er eile! denn meine

Kräfte schwinden!« Alles schwieg. — Er wiederholte seine Frage: aber kein Mund, der sich aufthat; kein Fuſs, der sich nahte.

»Wohlan, so sey noch eins mir vergönnt! Ich habe mich nach meinen Schulden erkundigt, nun darf ich ja wohl auch nach meinem Ausgeliehnen fragen. Ist irgend jemand hier, dem mein Wohlwollen nützlich, meine Vaterliebe heilsam war? der erkannte, wie nah die Pflichten des Regenten mir am Herzen lagen? der bereit ist, mir an jenem Tage, wo wir uns wieder finden werden, zu zeigen, daſs ich nicht ganz unwürdig diesen königlichen Stuhl besessen habe? — Ist einer hier, so geb' er mir ein Zeugniſs davon, es sey nun durch Thränen oder Zuruf!«

Welch ein herrlicher Anblick, als jetzt die ganze Menge niederstürzte! als das Auge eines jeden von Zähren überfloſs, und aus Aller Munde die Worte: Vater! Erhalter! Gröſster aller Könige! Unser Retter im Mangel! Unser Schützer im Kriege! Unser Gott auf Erden! erschollen. — Kleine, kaum lallende Kinder streckten ihre Händchen empor; Mütter zerrissen im Schmerz ihren Busen, unbesorgt für den Säugling, der zu Hause ihrer harrte; Greise warfen den Stab weg, und knieten nieder. — »Gott erhalt' unsers Vaters Leben, und nehme dafür das unsrige hin!«

so rief eine Stimm' im Volk, und eben so schnell riefen alle Tausende mit: „Gott erhalt' unsers Vaters Leben, und nehme dafür das unsrige hin!" — Nushirvans Auge ward hell, wie ein Stern; er winkte mit der Hand, aber er muſste dreymal winken, eh das Getümmel schwieg; dann kehrt' er sich mühsam gegen Nusschirvad hin.

„Mein Sohn, die letzten Reden eines Menschen haben mit seinen ersten gemeiniglich die Aehnlichkeit, daſs sie die ungekünstelten wahrhaften Ausdrücke seiner Empfindung sind. — Hoffentlich wirst du mir daher Glauben beymessen, wenn ich dich versichre: daſs ich diese letzte Frage, die mir so rührend beantwortet ward, mehr deinetwegen, als meinethalben that. In wenig Minuten steh' ich vor einem Richterstuhl, wo mir ohnedem gewiſslich kund gemacht werden wird, ob ich gut oder übel hausgehalten habe. Aber für dich sey dieser Anblick eine Lehre, wie du künftig zu herrschen habest. Der Schmerz dieses Volkes bey unsrer Trennung verringert mein körperliches Leiden; sein dankender Zuruf ist der schönste Lohn meiner durchwachten Nächte; er sey auch das Ziel, nach dem du künftig ringen müssest."

„Vergiſs nie, daſs es die Unterthanen sind, denen ein Fürst seine Krone zu verdanken hat.

Sie sind die Wurzeln, der König ist der Baum. Verletze daher ihre Herzen nie; da, wo diese sich ängstigen, müss' auch für dich keine Freude seyn.**)

Er wollte noch mehr sagen, aber seine Kräfte waren erschöpft; seine Zunge stockte, seine Augen schlossen sich, und ihr Licht schien auszulöschen. Die Sorgfalt seiner Diener rief noch auf wenige Sekunden seine fliehende Seele zurück. — Sein schon gebrochner Blick ward noch einmal sonnenklar; er hob ihn empor und rief: „Das ist mehr, als ich verdient' und hoffte! Ich zittre vor Freuden, wo Andre vor Angst und Schmerzen zittern. Gott der Güte, mein letzter Odem danke dir!" — Hier neigte er zum zweytenmal sein Haupt und verschied.

---

*) Die letzten fünf Zeilen legt Sadi in seinem Baumgarten wörtlich dem sterbenden Nushirvan in den Mund.

XII.

Nusschirvad übersah die Erinnerungen seines sterbenden Vaters nicht so gleichgültig, wie man gewöhnlich den letzten Willen der Monarchen zu übersehn pflegt. — Der Anblick jener Freudigkeit im Tode wirkte so kräftig auf ihn, daſs er alles that, was er nur vermochte, um ihrer auch einst theilhaftig zu werden. Wirklich gelang es ihm, Persien durch seine Sorgfalt auf der Staffel des glücklichsten Reichs in ganz Asien, worauf es sein Vater erhoben, zu erhalten. Wirklich gelang es ihm, Nushirvans würdiger Nachfolger zu werden. — Wenn er auch ja zuweilen etwas hinter seinem Vorbilde zurückblieb, so geschah es nicht, weil es ihm an löblichem Eifer gebrach, sondern weil die Natur ihn mit mindern Kräften ausgerüstet hatte. — Man verstehe dies nicht, als ob sie gering gewesen wären! Auch sein Auge sah hell, aber freylich nicht so hell und schnell zugleich, wie ehmals Nushirvans Auge. Auch seine Entschlüsse waren Entschlüsse der Weisheit, aber jener langsamern Weisheit, die erst Müh' anwenden muſs, die Nebel zu zertheilen, da

Nushirvans Geiſt ſie blitzschnell zertheilte; und eben dasjenige Volk, das ihn, und zwar mit Recht angebetet haben würde, wenn er unmittelbar auf ſeinen Groſsvater gefolgt wäre, war unbillig genug, jetzt jezuweilen über ihn zu murren, wenn es ihn mit ſeinem Vater verglich. Er wuſst' es, und war edel genug diese Unbilligkeit zu verzeihen.

Einst, als er bey Nushirvans Begräbniſsstätte mit einem groſsen Gefolge vorbey ritt, ſah er auf dessen Leichensteine einen Mann in anständiger Kleidung hingeworfen; er ritt näher herzu, befahl ihm aufzustehen, und fand, daſs es ein Mann von ehrwürdigem Ansehen war.

Nusschirrad. Was machst du hier, guter Vater?

Greis. Ich weine um den Vater unser aller.

Nusschirrad. Liebtest du ihn denn so ausserordentlich?

Greis. Nur so, wie das ganze Land ihn lieben ſollte, lieben muſste.

Nusschirrad. Du würdest also wohl viel darum geben, wenn du ihn wieder ins Leben zurückrufen könntest?

Greis. Drey Viertheile meines noch übrigen Lebens.

Nusschirvad. Erduldest du irgend ein Drangsal unter meiner Regierung, das du dieser Regierung selbst zuschreiben könntest?

Greis. Keines.

Nusschirvad. Warum wünschest du aber so sehnlich meinen Vater von einem Posten zurück, der noch glanzvoller vermuthlich ist, als sein hiesiger war, da ich, sein Sohn, auf keine Weise dir Stoff zu Klagen oder Beschwerden gebe?

Greis. Vergib meiner Kühnheit, Monarch! Die Nelke ist eine schöne Blume; aber wenn ich auch an ihrem Geruch mich labe, kann ich doch nie ohne Rührung daran denken, daſs die Zeit der Rosen vorbey ist, kann nie unterlassen, sie mir zurück zu wünschen.

Nusschirvad (indem er sich zu seinen Begleitern wendet). Bey dem ewigen einigen Gott, diese Lobrede, trotz ihrer Kürze, ist mehr werth, als die tausende, mit welchen ich meines Vaters Tod durch ganz Persien feyern lieſs, und mehr als die Menge Trauergedichte, mit denen ich den Tigris zu dämmen vermöchte! — *(Sich gegen den Greis wendend.)* Ehrwürdiger Alter, deine Rede gefällt mir; komm morgen zu meinem Schatzmeister, und empfange von ihm tausend Goldstücke! Auch bringe mir deinen ältesten Sohn mit; ich will ihn erziehen lassen, und mit Gütern so mild überhäuſen, daſs er einst auf meinem Grabe eben so weinen soll, wie du es auf meines Vaters Grabe thust.

Greis. *(sich ihm zu Füſsen werfend).* Gröſster unter deinen Mitlebenden! Ich bin so begütert, daſs ich keines Geschenkes bedarf, und habe leider' meinen einzigen Sohn schon überlebt; aber doch dank' ich dir für deine angebotne Gnade eben so aufrichtig, als ob ich sie annehmen könnte. Du hast meine Thränen um Nushirvan getrocknet, und hast zu gleicher Zeit dich ganz des Glückes würdig bewiesen, der Sohn eines solchen Vaters und der Herr über ein solches Volk zu seyn. Wisse, an diesem Tage und durch diese Handlung empfängst du zum zweytenmale den Segen Nushirvans; empfängst ihn eben so kräftig, als ob

Der Knecht.

Ey, merk', du muſst ein Tränklein trinken,
Das wird ſegen den Magen dein.

Der Kranke.

Was wird es für ein Tränklein seyn?
Ist es Wein, Meth oder weiſs Bier?
Kein lieber Herr, und thät't ihr's schier,
Jetzt hätt' ich eben gleich 'nen Durst.

Der Arzt.

Du muſst vor essen 'ne Rösselwurst.
Danach nimmst du den Trunk erst billig,
Nemlich: ein Viertheil Buttermillich,
Temperirt mit 'nem Viert'l Sommerbier.
Das muſst einnehmen des Tag's zwier,
Dasselb' wird dir den Magen raumen. *)

Der Kranke.

Herr, nun fraſs ich zweyhundert Pflaumen,
Trank Bier und Buttermilch dazu,
Das macht mir im Bauch 'ne Unruh',
Und rumpelt mir in meinem Bauch,
Und räumt mir wohl den Magen auch,
Trieb mich wohl zwölfmal auf den Kübel, **)
Und riſs mich in dem Leib so übel;
Noch ist mir jetzund nicht was baſs.

---

*) Aufräumen **) Abtritt.

er noch einmal seine absterbende Hand auf dich legte.

Nusschirvad. Wie das?

Greis. Ich bin Mehezim, einer seiner ehmaligen geliebtesten Diener. Wenig Tage vor seinem Tode rief er mich zu sich und sprach: „Ich fühl' es, was auch der Arzt mich trösten mag, daſs ich bald versammelt seyn dürfte zu meinen Vätern. Versprich mir daher, wenn ich nun todt seyn werde, und mein Sohn schon einige Monden hindurch das Zepter geführt haben wird, ihn zu prüfen, ob sein Herz sich noch mit kindlichem Danke meiner erinnere! versprich mir zu thun . . ." Hier schrieb er mir pünktlich vor, was ich so eben gethan habe. — „Hört er nun," fuhr er fort, „gütig deine Rede an, tritt eine Thräne in sein Auge; dann ist er der Sorgfalt würdig, mit der ich ihn erzog; dann sag' ihm, daſs mein Geist, wenn er noch hernieder zur Erde blicken darf, eben jetzt es thue, und Segen auf ihn und seine Herrschaft herab lächle." — Nushirvan verlangte schon viel, aber du, o Monarch, du hast noch mehr gethan! Derjenige, der das Lob seines Vorfahren im Munde des Unterthanen für wahr erkennt und belohnt, der ist gleichen Lobes werth: ist entweder bereits, was jener war, oder wird es wenigstens eben so gewiſs werden, als diese Sonne leuchtet.»

Brief der Lais an den Aristipp.

Nachstehender Brief ist das Bruchstück von einer meiner ersten jugendlichen Arbeiten. Sie sollte unter dem Titel: Leben und Briefe des Aristipp und der Lais, erscheinen, und ich hatte nun eben die Hälfte, ohngefähr so viel, als ein mäſsiges Bändchen betragen würde, zum Druck ausgefeilt, als Laidion von Heinse erschien.

Zwar hatt' ich und Herr Heinse einen sehr verschiedenen Plan. Er hatte da Speculation hineingelegt, wo ich blos Unterhaltung zu verschaffen suchte. Aber doch bewog mich sein Zuvorkommen, mein Manuscript in einen Winkel zu werfen, wo es wahrscheinlich, ein Paar einzelne Briefe ausgenommen, ruhig vermodern wird. — Vielleicht auch eben so gut, daſs ich damals an dessen Ausgabe gehindert ward! Wenige Schriftsteller kann die Auslegesucht ihrer Nachbarn mehr gequält haben, als sie mich quält; und in diesem Büchlein war allerdings manches, was der junge ein oder zwey und zwanzigjährige Mann sich erlauben zu dürfen glaubte, und was man ihn nachher schwer genug würde haben fühlen lassen.

Gleichwohl muſs ich hier meine Verwunderung gestehn, daſs Aristipp *) bisher so ziemlich ruhig in seiner Asche gelassen worden. Es wäre ein vortrefflicher Mann, wenn eine kühne, kräftige Feder ihn darzustellen wagte. Er hat eine so einleuchtende, und doch noch so ungenützt gebliebene, gute Seite. Diogen von Laert und Andre haben uns so manche Anekdote von ihm aufgehoben; auch nach Heinsen und Wieland ist uns, trotz der meisterhaften Dar-

---

*) Dies bisher war nur bey der ersten Auflage richtig: denn einige Jahre darauf erschien, unter Beziehung auf meine Skizzen, allerdings ein Aristipp, der aber freylich meinem Wunsche bey weitem nicht entsprach.

stellung dieses Letzten, noch eine so reiche Nachlese übrig geblieben; seine Tugend und seine Fehler machen ihn zu einem so freundlichen und uns unphilosophischen Mitmenschen so nahverwandten Weltweisen, daſs er — wenn nur keine Stümperhand sich an ihm vergreift — äusserst interessant für jeden Leser von einigem Geschmack werden müſste.

Uebrigens ist von ihm bekannt, daſs er mit der berühmten Lais lang' in der genausten Freundschaft gestanden. Auf diese Voraussetzung bezieht sich mein Brief; und daſs meine feinern Leser wissen werden, welcher Unterschied unter Griechenlands Buhlerinnen erster Gröſse und unsern heutigen gewesen, will ich gleichfalls hoffen; denn ich nehme mit Zuversicht an, daſs jeder Deutsche Mann von Kopf, und jede Deutsche Frau, die einen hat, oder zu haben glaubt, den Agathon gelesen habe.

Lais entbietet dem Aristipp ihren Gruſs.

Nein! unerschütterlich steht von heut an bey mir der Grundsatz: Eh wird die Sonne ihre Kraft des Leuchtens und unser Geschlecht die Gabe der Redseligkeit, als ein Weltweiser die Unart des Selbstruhms ablegen. — Zwar glaubt' ich Thörin dich ehmals von diesem Fehler frey; aber Dank sey deinem letztern Briefe! er hat meinen Irrthum geheilt.

Wer zweifelte wohl jemals d'ran, daſs du, mit denjenigen Fähigkeiten, die dir Göttin Natur, obschon ganz ohne dein Verschulden, gab, am Hofe des Dionis, als Günstling dieses Monarchen, mächtig viel Gelegenheit habest Gutes zu thun? Aber dich dessen gegen mich zu überheben; die höhnische Frage anzuhängen: ob ich mir es wohl zu denken vermöge, wie ſüſs das Vergnügen nach Vollbringung einer guten Handlung sey? fürwahr, das verdient Ahndung! Schrieb das der Mann, der sonst mein tiefgebeugter Liebhaber war? Wärst du nur hier; zehn Tage lang solltest du fern von meinem Kuſs und von meiner Umarmung bleiben; mit den fadesten schöngelockten Stutzern wollt' ich plaudern, lachen, tändeln — so weit es sich nur tändeln läſst; und du solltest indeſs vor knirschendem Verdruſs — Strafpredigten gegen die Wollust schreiben, und ungelesen bleiben.

Aber jetzt, zu entfernt von dir, als diese Rache nehmen zu können, will ich — was mir ja auch Strafe genug für einen so stolzen Weltweisen zu seyn dünkt, — deines Irrthums dich überführen. Denkst du deshalb, weil ich eine Buhlerin bin, vermög' ich nie etwas Gutes zu thun? Auswege tausendfach, wo ich mit List dich fangen könnte; aber meiner guten Sache gewiſs, will ich die gerade Straſse wandeln. — Zwar ist Lais so oft nur das weichherzige, freygebige, von dir und selbst von ihren Feinden als gefühlvoll gepriesnes Weib; eine treue Freundin, und eine leichtversöhnte Gegnerin; aber: weg mit allen diesen ihren Nebenrollen! Auch Lais, die Buhlerin, kann sich um das Glück ihrer Mitmenschen verdient machen; so wie jeder — schreib dir hurtig dies Paradoxon in deine Schreibtafel — so wie jeder es kann, der die gute Seite seines Gewerbes, es sey so niedrig als es wolle, nur nicht widernatürlich, hervorzusuchen weiſs. — Hui! bald hätte ich mich in moralisches Geschwätz vertieft, da ich jetzt blos Geschichtschreiberin, eigne Geschichtschreiberin seyn will. Hör' also!

Du kennst Lisandern, den obersten Richter zu Korinth; kennst ihn wenigstens dem Namen, und also ganz gewiſs seinem besten Theile nach. Unter dem Schein einer strengen Tugend verbirgt er, so gut es sich verbergen lassen will, den niedrigsten Geiz, Eigensinn, Stolz und unersättliche Wollust. Nichts in seinem ganzen Hause war gut, ausser, Naidion, seine einzige Tochter; ein Mädchen, schön, daſs ich sie beneiden könnte, wenn Neid mein Fehler wäre; schön, wie die halbnackende Hebe in Herkules Armen, die auf meinem Gartensaale hängt, und die du sonst oft Stundenlang mit gierigen Augen anblicktest, wenn du dich auf eine fröhliche Nacht vorbereiten wolltest. — Auch Naidions Seele glich ihrem Körper; ein einziger Fehler, der bey tausend fleischernen Statuen eine Tugend seyn würde, machte ihr Unglück; sie war zu empfindsam. Klinias, der reizendste junge Korinthier, betete sie an, und gewann ihr Herz. Ihm gebrach der kleinste aller wahren Vorzüge, Reichthum; sein ganzes Vermögen betrug kaum hundert Drachmen; und Lisander staunte daher nicht wenig, als Klinias eine Anwerbung wagte. Mit verächtlichem Lächeln führte der Wucherer den Jüngling zu einer mit Gold angefüllten Kiste. „Fünſe dergleichen besitz' ich, meine ansehnlichen Landgüter ungerechnet. Drey davon sollen der Brautschatz meiner Tochter werden. Zeige mir nur eine dergleichen, und ich will sofort das Opfer zu bestellen gehn." Beschämt entfloh der arme Jüngling; floh zu einem andern, nicht so unerbittlichen Knie. Naidion . . . O gähnen muſst du jetzt noch nicht, Aristipp! Ich will mich ja gern bestreben, kürzer zu seyn.

Du entsinnst dich doch, in welcher verdächtigen Stellung einst der Kriegsgott bey der Venus ertappt ward? Verändre die Namen, und du wirst meinem Griffel manchen Zug ersparen! Aber nun stelle dir auch die Wuth des Vaters, die Angst seiner gestrauchelten Tochter vor! Umsonst flehte sie zu seinen Füſsen; er verstieſs sie so kaltblütig, als wenn er noch eine Menge Töchter zu verstoſsen übrig hätte; und hülflos, verspottet von ihren Gespielen, die mit Hohnlachen eine so schöne Nebenbuhlerin gedemüthigt sahen, ein Raub des Mangels und der Schande, floh sie zu unsrer gemeinschaftlichen Freundin, der Lisistrata.

Unwissend von dem allen besucht' ich eines Tages diese letztere. — „Warum so traurig, Schwesterchen?" ſragt' ich lächelnd, als ich sie mit nassen Augen ſand. „Ward ein Adonis dir untreu? Oder verstellt eine neugewordne Sommersprosse, ein Hitzblätterchen, ein haarbreites Rizchen deinen Alabaster?"

„Nichts von allem dem, Spötterin! Mein Gram ist diesmal ernstlicher. Naidion bekümmert mich."

„Als Nebenbuhlerin, oder als Freundin?" [illegible]hr ich mit Fragen ſort: und Lisistrata erzählte mir alles, was ich dir so eben hergekrizzelt habe. Bey den letzten Worten ihrer Erzählung ergriff sie meine Hand, ſührte mich in ein entlegnes Zimmer, und ich — ich erblickte eine Scene, die gewiſs Apellens Pinsel noch würdiger, als Phrinens badende Schönheit war.

Denke dir ein nachlässiges, in kummervollster Stellung, hingeworſnes Mädchen, mit unbedeckter Brust, deren Form und Weisse einen Greis entzückt haben würde; mit Armen, die Juno selbst — mit aller Ehrſurcht gesprochen! — nicht schöner haben kann; mit einem Fuſs, neben dem der meinige, den du sonst

Der Arzt.

Knecht, lang' mir her das Harnglas,
Laſs mich der Krankheit baſs nachsehen.
(*Er schaut den Harn an.*)
Soll ich's nicht für ein Wunder g'stehen:
Der Mensch steckt gänzlich voller Narr'n.

Der Knecht.

Mein Freund, so ist gar nicht zu harr'n,
So muſs man dir die Narr'n schneiden.

Der Kranke.

Dasselbig' mag ich gar nicht leiden.
Der Arzt der hat nicht wahr gesprochen:
Wo wollt'n die Narr'n in mich seyn krochen?
Das wüſst ich, armer Kranker, gern.

Der Arzt.

Die Ding' will ich dir baſs bewähr'n.
Sich hin und trink' dein'n eignen Harn,
Dieweil er noch ist also warm;
So werd'n die Narr'n in dir zappeln,
Wie Ameis' durch einander krabbeln.

Der Kranke trinkt den Harn und spricht:

O Herr Doktor, jetzt prüf' ich wohl,
Und daſs ich steck' der Narren voll;
Sie haben in mir ein Gezösch, *)

---

*) Gezisch, Lärm.

immer mit der schon erwähnten Hebe ihrem verglichst, kaum sich zeigen dürfte; mit . . . o! ich muſs deiner Empfindlichkeit schonen, deine Augen blinzeln schon. Kurz, denke dir, was du dir immer Schönes denken kannst, und du denkst dir doch noch einen schwachen Schatten von dem, was ich wirklich sah. Ihre hellblauen, noch durch den rothgeweinten Rand und durch die Thräne schön schimmernden, Augen blickten mit dem unnachahmlichsten Gemisch von Lieb' und Wehmuth auf den Jüngling, der vor ihr kniete; der, unaufmerksam bey den tausend reizenden Lockungen ihrer ganzen Gestalt, nur ihre Hand mit seinen Küssen netzte; und für den die ganze übrige Natur ein unbemerktes Sandkorn war.

Schon vierzig, funfzig Augenblicke befand ich mich dicht an Naidion, als sie mich erst gewahr ward und aufsprang. Vergebens schlug sie ihr luſtiges zerriſsnes Gewand um sich; immer noch blieb viel zu viel unverhüllt, als daſs du, ätherischer Schwärmer, bey diesem Anblick an die achte Sphäre hättest denken können.

„Ich bringe dir eine Freundin," redete Lisistrata sie an, „die Theil an deinem Unglück nimmt, und deren Namen ich dir nicht erst zu nennen bedarf.»

Sie wollte antworten; meine Umarmung verhinderte sie. — «Theuerstes Mädchen,» rief ich, «ich komme, mit dir zu weinen, und, wo möglich, dich zu trösten. Schütte dein Herz vor mir aus, ob ich gleich bereits alles weiſs, was dich bekümmert.»

«Alles?» indem sie ihr Gesicht verhüllte. — «Unmöglich! Wuſst' ich selbst doch noch vor wenig Stunden nicht alles!»

«Wie das, liebes Mädchen?»

«Dacht' ich's doch, daſs du nichts — nichts noch wüſstest! Deine Benennung schon verräth deine Unwissenheit! — Ha! ich Elende! Verruchter Klinias!» Sie sank auf das Polster zurück. Ihr Gewand schlug sich von der heftigen Bewegung zurück; ein einziger Blick bestärkte mich in dem, was ihre Worte nur zu deutlich vermuthen lieſsen.

«Arme Freundin!» seufzt' ich, und trat näher; «schmähe nicht auf deinen Geliebten. Euer Fehler, wenn es ja einer ist, war ein Fehler der Menschheit, der euer Herz nicht schändet.

Nicht als Buhlerin, nicht als Lais, als eine Schwester sprech' ich jetzt mit dir. — Du bist schuldig vielleicht, aber nicht strafbar.“

„Ich nicht strafbar? Ich, die ich ungehorsam, entehrt . . “

„Nicht entehrt, Liebe!“

„Leider! leider! ich bins. Verdammt sey der Augenblick, wo ich es ward!“ — Sie stiefs, indem sie dies rief, wüthend den immer vor ihr knieenden Klinias weg.

„Erbarmen! Erbarmen! Naidion!“ rief der Wankende, und legte von neuem sein Haupt auf sein entblöfstes Knie.

„Ha! wo nähm' ich Erbarmen her, da solches wahrscheinlich im Himmel und auf Erden kein Wesen für mich mehr fühlt!“

Meine bisher mühsam zurückgehaltne Thränen fingen jetzt an häufig zu strömen, und im stillen Nachdenken stand ich eine lange Weile in mich selbst verloren da. — „Naidion,“ brach ich endlich aus, „sage mir aufrichtig, glaubst du wohl, dafs dein Vater auch in seinem Alter noch ein Freund von weiblichen Reizen seyn dürfte?»

Sie schwieg, und ich wiederholte meine Anrede wörtlich.

«Wozu diese Frage, Lais?»

«Weil ich dann hingehn und ihn zu besänftigen suchen wollte.»

«Du?» stotterte sie zweifelhaft; «kaum! er ist der strengste Mann in Korinth. — Er ist — Zwar vielleicht . . .»

«Und was vielleicht, liebes Mädchen?»

«Ach! ich weiſs nichts; nichts, als daſs ich jetzt einen Dolch zu haben wünschte; dann wollt' ich dir diesen Gang, mir diese Angst und diesem verführerischen Buben die Rache, die seiner wartet, ersparen.»

Ich ergriff liebevoll ihre rothgerungne Hand. — «Schwesterchen,» sprach ich, «noch nicht so rasch alles verloren gegeben! Dein Vater wäre nicht der erste strenge Mann, den mein ziemlich leidliches Gesichtchen milder machte Ich eile sofort zu ihm, und sey versichert, ich thue, was er auch fodert; wenn er mir nur dagegen gewährt, was ich in deinem Namen ihn bitte. — Harre in möglichster Ruhe nur noch drey Stunden hier; bringt dir mittlerweile ein Sclav oder eine Sclavin diesen Ring, den ich hier am Finger trage, als ein Merkzeichen, so folge mir mit deinem Klinias nach, und du sollst dann gewiſslich einen versöhnten Vater finden.»

Mit diesen Worten schlüpft' ich fort, und nach meiner Behausung. Ich warf ein leichtes Pfirsichblüthfarbnes Gewand um mich; halb verdeckt' es den Busen, nur bis zur Hälfte verbarg es den Fuſs. Mein Gesicht bedurfte keiner Kunst, denn das Mitleid gab meiner Miene einen Anstrich, der beym flüchtigen Blick im Spiegel mir selbst nicht misfiel. Ein Band, von gleicher Farbe mit meinem Gewande, rollte ganz leicht meine braunen Locken empor, meine Wange glühte, und noch nie hab' ich sehnlicher zu siegen gewünscht; selbst da nicht, als du sokratischer Schüler, schön wie der delische Apoll, nach Aegina kamst, und mit einem Stolz, der mich zu gleicher Zeit reizt' und kränkte, an meiner Tafel zu erscheinen wagtest.

Ich ward, so wie man ihm meinen Namen sagte, sogleich vorgelassen, und trat mit ungewohnter Furcht in sein Zimmer; aber noch jetzt bin ich ungewiſs, ob er zuerst auf mein Gesicht, oder auf den Pulsschlag meines Busens blickte. — „Es donnert links!“ dacht' ich heimlich und ward muthiger. Mein ganzer Besuch schien ihn in Verwunderung, aber nicht in Miſsvergnügen zu setzen: eh ich selbst noch sprechen konnte, redete er mich an.

„Ist es möglich? Du kömmst zu mir, gefährliche Lais? — Womit kann ich dir dienen?“

„Ich komme nicht in eigner Angelegenheit,“ antwortete ich und schlug bescheiden die Augen nieder. „Die Noth einer Freundin führt mich hieher, und kaum weiſs ich, ob ich es wagen darf, dir . . .“

„Ohne Umschweife, Lais! So wenig sonst ein Richter ein Freund von deiner Schwesterschaft seyn soll, so bin ich doch bereit, dir in jeder billigen Sache zu dienen; zumal da du so sehr Ausnahme von der Regel machst.“

„Ich wünsche dir Beharrung in dieser guten Meynung! Hör' also mein Anliegen. Nicia . . .“

„Setz' dich erst! Hieher! hieher! Näher, wenn ich dich bitten darf!“ unterbrach er mich, nöthigte mich mit der Höflichkeit eines Stutzers zum Niederlassen, rückte dann so dicht an mich, als ob er schwer höre, und seiner rechten Hand konnte man es leicht ansehn, daſs sie oft ein Lüstchen hatte, sich mit meiner linken bekannt zu machen.

„Nicia,“ hob ich von neuem an, „eine meiner vertrautesten Freundinnen, läuft Gefahr, wegen eines kleinen, heimlich gehaltnen, aber leider! nicht ganz heimlich gebliebenen Liebeshandels die Unterstützung und die Zärtlichkeit ihres Vaters zu verscherzen. Ein würdiger Mann betete sie an; sie that alles Mögliche, um das Herz ihres Vaters zu lenken, aber er verstieſs sie mit Erbitterung und mit Fluch; und sie floh zu mir. Die Gesetze Koriniths sind wider sie, und geben ihrem Vater völlige Freyheit, sie zu enterben; aber die weit sanftern Gesetze der Natur und Menschlichkeit sprechen ihr ein gelinderes Urtheil. — Welchen von beyden wird sie sich unterwerfen müssen?“

„Ich fürchte, schöne Lais, denen von Korinth.“

„Und soll also dies unglückliche Mädchen für den einzigen Fehler ihres ganzen Lebens so hart büſsen? Können siebenzehn Jahre voll Unschuld nicht eine Nacht der Schwachheit versöhnen! Soll sie in Mangel und Blöſse untergehn, weil ihre Augen und ihr Herz anders wählten, als die Augen und das Herz ihres strengen Vaters? Ist kein Mittel, sie zu retten?»

«Es möchte schwer halten!»

«Aber ich beschwöre dich, sind denn die Richter in Korinth lauter alte fühllose Männer, jeder geselligen Freude des Lebens abgestorben? Waren sie nicht wenigstens einst Jünglinge? Fühlten, liebten, schwärmten sie nie? Hat keiner von ihnen ein Mädchen zum Straucheln gebracht? Waren sie Steine, ehe sie zu Weisen wurden? Und können sie ein Vergehn unverzeihlich finden, das gewiſs die Götter verzeihen?»

Er zuckte die Achsel, schien etwas sagen zu wollen, und blickte von ungefähr zur Erde nieder. Schnell stockt' er; eine Kleinigkeit, mein durch einen Zufall halb entblöſstes Knie setzt' ihn so ausser Fassung, und hätte mich beynah zum Lächeln gebracht.

„Vielleicht, gute Lais," erwiederte er endlich, „vielleicht könnt'ich deiner Freundin doch noch, um deinetwillllen, nützen. Wo die Gesetze selbst nicht helfen, könnte künstliche Auslegung derselben, könnte mein Ansehn, mein Zureden, meine wenige Klugheit ihr helfen. Ist deine Freundin noch ledig?"

„Das ist sie, weil Mangel sie zwingt; aber sie wünscht es nicht lange mehr zu bleiben. Eine unverheurathete Mutter zu seyn, ist immer eine verdrüſsliche Sache."

Er lächelte und schwieg wieder einige Augenblicke. In seinen Mienen herrschte Unruh' und Ungewiſsheit: jetzt überlieſsen mich seine Augen schnell vom Wirbel bis zur Ferse; jetzt schlug er sie seufzend nieder; jetzt nahmen sie alle die Freundlichkeit eines verliebten Jünglings an; aber ihr Lächeln ward Grinsen; und — o, ein verliebter Greis ist das lächerlichste Geschöpf unter der Sonne! — „Ist sie auch schön?" fuhr er fort; „obgleich ein Richter nicht nach Schönheit fragen sollte."

„Schöner, als ich je ein Mädchen sah."

„Wie? auch dann nicht, wenn du vor deinem Spiegel standest?“

„Da am wenigsten, guter Lisander;“ Hier fiel mein Blick mit doppelter Gewalt auf ihn, und dies sowohl, als auch das Wörtchen: „Guter Lisander!“ thaten mehr, als ich selbst hoffen konnte.

„Schöner, als du?“ rief er, und alles an ihm gerieth in zitternde Bewegung. „Ihre Hand wäre weiſser, weicher, kleiner, als diese da? (Er ergriff die meinige.) Ihre Lippen anlockender zum Kuſs, als die deinigen.“ (Ich wandte mich ein wenig, und er traf meine Wange.) „Ihre Brust schöner, wallender, als . . .“ Hier schlang sich sein Arm um meinen Nacken; seine Augen blinzelten, seine Knie bebten, und ich sprang auf.

„Lisander,“ sprach ich im halbzornigen Tone, „ich glaubte nicht, daſs du ein so unruhiger Nachbar wärest.“

„Lais! liebste Lais!“ stammelte er und zog mich wieder neben sich; „welch ein Schicksal führt dich hieher? Dich! schon so lange meiner Bewunderung, und — laſs mich's gestehn — auch meiner Begierde Ziel!“

Als ob es wären lauter Frösch';
Ich glaub', es werd'n Würmer seyn.

Der Knecht reicht ihm den Spiegel und spricht:

Schau' du in diesen Spiegel 'nein,
Du glaubst doch sonst dem Arzte nicht.

Der Kranke schaut in den Spiegel, greiſt sich selbst an die Narrenohren und spricht:

Nun seh' ich wohl, was mir gebricht;
Helft mir, es g'scheh' gleich wie es woll'.

Der Knecht.

Gesell', wenn man dich schneiden soll,
So muſst du dich dem Arzt voran
Ergeben für 'nen todten Mann,
Dieweil das Schneiden ist gefährlich.

Der Kranke.

Für'n todten Mann geb' ich mich schwerlich;
Das wär' mein'r Frauen lieb, stürb' ich.
Für kein'n todten Mann geb' ich mich.

Der Knecht.

Wo du denn würd'st zu lang verharr'n,
Daſs üb'rhand nähmen in dir die Narr'n,
Würden sie dir den Bauch aufreiſsen.

Der Kranke.

Da würd' mich erst der Teufel beiſsen.
Weil es nun mag nicht anders seyn,
So fangt nur an und schneidet drein.

„Deiner Begierde? Du, ein Richter . . .“

„Auch der Richter ist ein Mensch! Wenn du deine Freundin liebst; wenn ich dir zu dienen vermag; so befiehl über mich: aber erhöre dafür auch meine Bitte! Ich will gern vergessen, daſs ich Richter bin; nur vergiſs auch du ein Stündchen hindurch, daſs ich ein nahe funfzigjähriger Mann sey, und halte mich für einen unsrer jungen, schöngesalbten, schön gepuderten Rathsherren!“

„Du scherzest, Lisander! — Wie könnt' ich', ich Lais, einen Mann rühren, dessen Tugend zum Sprüchwort von Korinth geworden?“

„O laſs sie jetzt, Zauberin, laſs sie jetzt beyseite, diese schwermüthige Tugend! Es ist so süſs, zuweilen ganz Mensch zu seyn. Willst du?“ — Hier küſst' er mich mit allem dem Feuer, dessen seine entkräfteten Nerven fähig waren; und ich entwand mich ihm nicht. — „Willst du?“ rief er noch einmal mit entzückender halb heisrer Stimme; und ein neuer Kuſs beschmutzte meine Wange. — Ich schwieg, in anscheinender Ungewiſsheit. Hastig sprang er auf, verschloſs seine Thüre, und lag zu meinen Füssen. Ein Schauder überfiel mich; der erste, höchstens der zweyte, den ich bey einem solchen Antrag je gefühlt habe.

„Steh auſ, Lisander," sprach ich, „und schwöre mir beym Vater der Götter und der Menschen, alles, was in deinen Kräften steht, anzuwenden: um meine Freundin zu erretten, den Zorn ihres Vaters zu besänftigen, guten Namen, Ruh und Vermögen ihr wieder zu sichern, und ihr wiederzugeben den Geliebten ihrer Seele. — Schwöre mir das alles zu fördern, so viel du vermagst, und dann will ich mich auſ deine vorige Bitte erklären."

Er schwur bey wenigstens zwanzig Gottheiten. — Was hätt' er auch in diesem Augenblick nicht beschworen?

„Gut! — Kennst du den Namen Naidion?"

Medeens Zaubersprüche konnten kaum ſurchtbarer wirken, als auſ ihn diese einzige Frage. Er starrte mich, ſast eine Minute lang, sprachlos an. „Naidion!" rief er endlich: „Naidion, meine Tochter? Du ihre Vorsprecherin? Dein Haus ihre Zuflucht?" — Er sprang hier auſ, ging mit groſsen Schritten zweymal sein Zimmer auſ und ab, und wandte sich wieder hastig zu mir: „Vergib mir! aber mein

Schwur, Lais, bindet mich nicht; du hintergingst mich. Ich würde nie der Naidion das zugeschworen haben, was ich der Nicia zuzusichern glaubte.»

Ich erhob mich beym Ende dieser Periode gelassen. «Schlieſs doch auf, Lisander!» sprach ich mit einem etwas höhnischen Lächeln: «mein Verstummen versprach noch weniger.»

Er ergriff meine Gewänder, und sein starres Auge schien durch sie alle dringen zu wollen. «Schönste Griechin,» schrie er, «bey allem, was heilig ist, verlaſs mich noch nicht! Wie leicht ist dir's, mich frey von meinem Eide zu sprechen!»

„Und wie viel leichter und wichtiger ist dir die Pflicht, ihn zu halten! Schäme dich, Lisander! Wie erkühnst du dich mir etwas von Neigung und von Liebe vorzuschwatzen, da du die Bekanntschaft zwischen uns mit Bundbrüchigkeit anfängst? Ein desto schändlicheres Laster, da ich für Gewährung aller deiner Wünsche nur etwas von dir verlange, was auch ohne mich Billigkeit, Vaterliebe, Menschlichkeit fodern!"

„O sprich nicht mehr davon! Viertausend Sestertien sollen morgen dein seyn, und dir die Stärke meiner Neigung beweisen."

Hier fühlt' ich, wie vom wahren Verdruſs meine Wange sich färbte; mit stolzem Ernst sah ich auf ihn herab, und im Ton des bittern Spottes lispelte ich: „Fürwahr, nun zeigst du erst, wie wenig du mich kennst, wenn du glaubst, daſs ich für jeden und allzeit feil sey? Wenn ich je zuweilen die Freundin eines Mannes war, oder zu seyn schien, dann war ich es fast immer aus Liebe; und aus Gewinnsucht wenigstens sicher nie — für eine solche Kleinigkeit. Viertausend Sestertien waren der Preiſs nicht, den ich dem Demosthenes setzte; und Demosthenes war jung, sein Name schon geltend durch ganz Griechenland. — Aber wisse, nicht als Verkäuferin meiner Reize, als Vorsprecherin einer Unschuldigen kam ch hieher; und ich schwöre dir bey der Ceres Heiligthume: wenn nicht Naidion ihren vorigen Platz bey dir wieder einnimmt; wenn du, der du so gern noch Buhler seyn möchtest, nicht zuvor Mensch und Vater bist; dann sollst du mir vergebens alle deine Kisten Gold, alle deine Ländereyen bieten; dann will ich zu den erworfensten Sträuſsermädchen, die ein Obolus erkauft, herabsinken, wenn ich je auf dein Flehen höre."

Er saſs starr und stumm; seine Hand hielt mich noch fest; sein Auge thränte. Ich schwieg einige Sekunden; dann glaubt' ich, jetzt oder nie sey der Zeitpunkt zu ernsten Vorstellungen.

„Wie?" fuhr ich fort: „Und du zauderst noch? Und du schämst dich nicht, Lisander, eben dasjenige deiner leiblichen, deiner einzigen Tochter als ein unversöhnbares Verbrechen anzurechnen, was du selbst dich zu begehn nicht scheust? Du bist ein Mann, dem Alter näher als der Jugend; Jahre, Weisheit, Amt und Sorgen müssen deine Leidenschaften um ein Groſses herabgestimmt haben; aber noch bist du den Vergnügungen der Liebe nicht ganz abgestorben. — Gute Götter, und du rechnest es einem armen, liebevollen, unerfahrnen Mädchen so hoch an, daſs sie strauchelte? Du willst dein Blut verläugnen, weil sie unentgeldlich und in ihrem siebenzehnten Jahre an einen Jüngling eine frohe Stunde verschenkte, die du mit viertausend Sestertien in deinem funfzigsten noch zu erkaufen bereit bist? Sind alle deine Reichthümer, wenn du Naidion verstöſset, fähig, dir eine ähnliche Tochter zu verschaffen? Ist Klinias nicht der edelste, tapferste, schönste und bravste Jüngling? Macht nicht das Drittheil deines Vermögens ihn reich, ohne dich arm zu machen? — O höre, höre mich, Lisander! Ich will dein, dein mit der aufrichtigsten Willfährigkeit seyn; nur sey Mensch und Vater! — Sey es, und laſs dir erst diesen Kuſs sagen, ob ich's vermag, dich zu beglücken!"

Der Gedanke an diejenige, für die ich jetzt sprach, erfüllte mich ganz; ich vergaſs Ekel und Haſs; küſste Lisander's welke Lippen so feurig, als ob es meines Aristipps Lippen wären, und der trunkne Thor sank halb sinnlos in meine Arme. — „Gnade! Gnade, „Lais!" lallte er, „ich sterbe des süſsesten Todes."

Ich lieſs ihn gehen, und stieſs, als wär' es aus Versehn, an mein Kleid. Es fuhr zurück; rasch blickte Lisander auf den Theil, den es entblöſste, und so schnell ich mich wieder verhüllte, so sicher war ich doch, daſs kein Reiz seinen Blicken entgangen sey. Dieser Kunstgriff, den ich allerdings Phrinens Betragen vor Gericht abborgte, versicherte mich meines Siegs.

„Bey'm Jupiter!" rief er, „das ist mehr, als ich zu überwinden vermag. — Naidion sey wieder aufgenommen! Bey allen Göttern Korinths schwör' ich dir dieses zu."

„Und Klinias, der schon so viel von deiner Tochter erhielt, sollte nun nicht auch von dir selbst ihre Hand dazu erhalten?"

Er schwur abermals, und wollte mich in ein Nebengemach ziehn; ich stand fest. „Verzeih mir, Lisander," sprach ich, „wenn ich miſstrauisch geworden bin; die Leichtigkeit, womit du dich kurz vorher von deinem Eide befreyt zu seyn wähntest, gibt mir Grund dazu. Thatest du das damals, da du mich noch nicht besaſsest, was würdest du nach erhaltnem Besitz thun? — Ich bin dein! Aber nicht für diesen Nachmittag, für diese Nacht erst; und der Abend zwischen diesen beyden sey Naidions Hochzeitabend!" Ein neuer Kuſs bethörte den greisen Wollüstling. — „Es sey!" rief er; und ich sandte sofort einen seiner Sclaven mit meinem Ringe zu Naidion.

Sie kamen. Alles ward vergeben und verglichen. Freundliche Gespräche kürzten den Zwischenraum. Zwar saſs Lisander immer mit der raschen Ungeduld eines Knabens da, der einen schönen Apfel nahe vor sich stehn sieht, und des Augenblicks harrt, wo er endlich zugreifen darf; aber meine Zurückhaltung zwang ihn. — Und nun denke dir den freudigen Auftritt, als Naidion und Klinias wechselsweise zu meinen und zu seinen Füſsen lagen; als Lisander mir vor allen das Zeugniſs gab: ich allein habe sein Herz erweicht. Denke dir den freundschaftlichen Neid, mit dem Lisistrata mir Glück zum Siege wünschte, und alle Liebkosungen, die der Vater sowohl, als die beglückten Neuverbundnen mir erwiesen.

Freylich war die Nacht, die auf das reizende Mahl folgte, minder reizend für mich; aber dafür bin ich auch nie von einem Lager mit leichterm Muthe aufgestanden. — Ich hatte ein unschuldiges Paar beglückt, den Hausfrieden einer ansehnlichen Familie hergestellt, einem verzweiflungsvollen Mädchen Ruh der Seele und guten Namen wieder gegeben, und dem Staate im Klinias einen edlen Bürger erhalten, der nun sicher, von seinem Schwiegervater unterstützt, mit starken Schritten den höchsten Ehrenposten entgegeneilt. — Sage mir, stolzer Weiser, hättest du das vermocht? Wären deine moralischen Gründe eben so kräf-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17861/043

tig als meine Reize gewesen? Daſs du der Gelegenheiten mehrere hast, dem Staate zu dienen, wer läugnet das? — Aber sie ganz mir abzuläugnen; bekenne nur immer, daſs das Frevel oder Uebereilung war.

Doch müſst ihr mich vorhin bescheiden:
Was gibt man euch für's Narrenschneiden?

Der Arzt.

Umsonst will ich dich schneiden hier,
Bewähren diese Kunst an dir;
Mich dünkt, du seyst ein armer Mann.
Knecht, schick dich nur,*) so woll'n wir dran.

Der Knecht legt sein Zeug aus und spricht:

Herr, hie liegt's Werkzeug allzusammen;
Zangen, Scheermesser und Blutschwammen,
Zu Labung Säft' und köstlich' Würz'.

Der Kranke.

Mein Herr, daſs man mich nicht verkürz',
Gebt mir doch vor zuletzt zu trinken.

Der Arzt.

Knecht, schau, sobald ich dir thu' winken,
So schleich'**) ihm's Handtuch um den Hals,
So will ich anfahen nachmals.

Der Knecht bindet den Kranken mit dem Handtuch um den Hals und spricht:

Gehab' dich wohl, jetzt wird es gehn;
Beiſs' auf einander fest die Zähn',
So magst du es dest' baſs erleiden.

Der Arzt.

Halt' vor das Beck', so will ich schneiden.

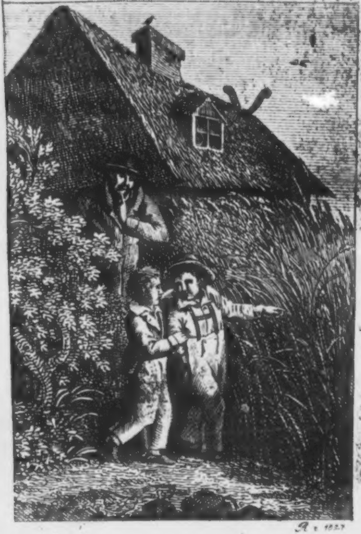
---

*) mache hurtig. **) schlinge.

Meiſsners

Fabeln.

Meissners Fab. pag 67



Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann

Siebenzigstes Bändchen.

Meiſsner's Fabeln.

BIBL.
VNIVER
PS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Inhalt.

Seite
1. Der Wassertropfen. 3
2. Die zwey Freunde und der Bär. . . 5
3. Der Igel und der Maulwurf. 7
4. Der lügenhafte Hirt. 9
5. Die Taube und die Biene. 11
6. Der Wolf im Schafspelze und die Hirten. 12
7. Die Rose und der Schmetterling. . . 15
8. Der Marder und die Tauben. . . . 17
9. Die beyden Frösche. 19
10. Das Krokodil, der Tiger und der Wandersmann. 21
11. Die wilde Ziege und der Weinstock. 23
12. Die zwey Pflugschaare. 25
13. Die Aehren. 27

Seite
14. Der Pfau und der Kranich. 29
15. Der zu früh ausgeflogne Sperling . . 31
16. Der Löwe und der Fuchs. 33
17. Die Hasen und die Frösche. 34
18. Der Widder und der Stier. 37
19. Der Stier und der Hund. 39
20. Der Palmbaum und die Kürbispflanze. 41
21. Der Löwe und die Ziege. 43
22. Der Luchs und der Maulwurf. . . . 45
23. Der Leopard und das Eichhorn. . . 47
24. Der Hirsch am Bache. 49
25. Die zwey Reisenden und der Geldbeutel. 51
26. Der Storch unter anderm Geflügel. . 53
27. Der Hase und der Sperling. 55
28. Die zwey Sperlinge. 57
29. Die Taube und die Krähe. 60
30. Das Kaninchen und der Jäger. . . . 62
31. Die Schwalbe und die andern Vögel. 64
32. Der Löwe und die Maus. 67
33. Der Frosch und der Aal. 69

Seite
34. Der Greis und seine Söhne; zwey Fabeln. 70
35. Der Haushahn und die Mägde. . . . 74
36. Der Sperling und der Habicht. . . . 76
37. Sonne und Wind. 78
38. Der Fuchs, die Katze und der Wolf. 80
39. Der Haushahn und der Diamant. . . 82
40. Der Bär und die Bärin. 83
41. Die Krähen und der Wasserkrug. . . 85
42. Der Bauer, sein Hund und die Schlange. 87
43 Der Greis und der Tod 90
44. Der Löwe, den der Fuchs überlistet. 92
45. Der Geyer und der Landmann. . . . 96
46. Der Adler und der Käfer. 97
47. Der Schlehdorn und der Feigenbaum. 100
48. Die Mücke im Pallaste. 101
49. Der fliegende Fisch. 103
50. Das Wachs und der Dachziegel. . . 105
51. Die Mücke und der Löwe; zwey Fabeln. 106
52. Der Affe und die Nuſs. 108
53. Der Adler und die Dohle. 110

Seite
54. Der ſterbende Pfau. 112
55. Der Eſel, der Rabe und der Hirt. . 113
56. Das Pferd und der beladne Eſel. . . 115
57. Die Schildkröte und der Adler. . . 117
58. Der Fuchs und der Storch. 119
59. Ein Eſel, der zu Markte geführt wird. . 121
60. Der Wolf und der Kranich. 124
61. Die beyden Krebſe. 125
62. Der Hund mit dem Stücke Fleiſch. . 126
63. Die Weſpen im Honigtopfe. 127
64. Der Lahme und der Blinde. 129
65. Der Haſe und die Schildkröte. . . . 131
66. Das unvorſichtige Gelübde. 133
67. Der Eber und der Wolf. 135

Meiſsners Fabeln.

Er schneidet, der Kranke *schreyt:*
Halt! halt! Potz Angst, du thust mir weh!

Der Knecht.

Das hat man dir gesaget eh',
Es werd' nicht seyn wie Küchlein essen.
Willt dich die Narren lassen fressen?

Der Arzt *greift mit der Zange in den Bauch, zieht den ersten Narren heraus und spricht:*

Schau', mein G'sell, wie ein groſser Tropf;
Wie hat er so 'nen g'schwoll'nen Kopf.

Der Kranke *greift seinen Bauch und spricht:*

Jetzt dünkt mich gleich es sey mir baſs.

Der Arzt.

Wie wohl will ich dir glauben das;
Der Narr hat dich hart aufgebläht,
Er übte dich in Hoffart stät.
Wie hat er dich so groſs aufblasen!
Hochmüthig gemacht übermaſsen,
Stolz, üppig, eigensinnig und prächtig,
Rühmisch,*) geudisch,**) als seyst du mächtig.
Nicht Wunder wär's, willt du es wissen,
Er hätt' dir längst den Bauch zerrissen.

Der Knecht.

Mein lieber Herr, schaut baſs hinein,
Ob nicht mehr Narren drinnen seyn;
Mich dünkt, sein Bauch sey noch nichts kleiner.

---

*) ruhmredig. **) verschwenderisch.

Der Wassertropfen.

Ein Tropfen Wasser fiel aus einer Wolke herab in's Weltmeer.

«Ach,» rief er aus, «was bin ich hier unter dieser zahllosen, unübersehlichen Menge? Ein Nichts; ja, fast noch weniger als Nichts.»

Eine Muschel hörte diese Worte; that sich auf, und verschlang den bescheidnen Tropfen. In ihr ward er zur unschätzbaren Perle, und prangt jetzt in der Krone der Persischen Monarchen, schöner als alle übrige Juwelen des Morgenlandes.

* * *

Denjenigen, der seine Niedrigkeit fühlt und gesteht, pflegt das Schicksal oft hoch zu erhöhen..

Die zwey Freunde.

Zwey Freunde reiseten zusammen, und hatten sich fest verbunden: in allen Fällen einander treulichen Beystand zu leisten. Plötzlich stieſs ein Bär ihnen auf; ihm zu entlaufen war unmöglich; doch mit vereinten Kräften wären sie vielleicht seiner Meister geworden.

Aber kaum erblickte ihn der Eine, so kletterte er, so schnell er konnte, auf einen nahen hohen Baum. Der Zweyte hingegen, der sich im Stiche gelassen sah, warf sich mit dem Gesichte platt auf den Erdboden hin, und hielt sorgfältig den Odem an, weil er oft gehört hatte, daſs der Bär keine schon todte Körper verzehre.

Auf ihn kam auch jetzt das furchtbare Thier geradenwegs zu; beroch und beleckte ihn lange Zeit; hielt ihm die Nase an Mund und Ohren, lieſs ihn aber gleichwohl endlich unverletzt liegen, weil er gar kein Leben in ihm verspürte.

Kaum war der Bär im Walde zurück und die Gefahr vorüber, als jener Flüchtling vom Baum herunter stieg und mit höhnischem Lächeln seinen Gefährten fragte: Was das Thier ihm Gutes in's Ohr gewispert habe?

«Wahrlich, eine sehr gute Lehre,» antwortete dieser, «die ich wohl früher schon gewuſst zu haben wünschte, denn er rieth mir: Laſs dich nie mit Leuten ein, die ihre Freunde zur Zeit der Noth verlassen!»

Der Igel und der Maulwurf.

Der Igel, als er spürte, daſs der Winter sich nahe, bat den Maulwurf, ihm ein Plätzchen in seiner Höhle einzuräumen, damit er hier gegen die Kälte geschützt sey.

Der Maulwurf war es zufrieden; doch kaum hatte der Igel den Einlaſs erhalten, so machte er es sich bequem, spreitete sich aus; und sein Wirth stach sich alle Augenblicke, bald hier, bald da, an des neuen Gastes Stacheln.

Jetzt erst erkannte der arme Maulwurf seine Uebereilung; schwur hoch und theuer: daſs dies ihm unerträglich sey; und bat den Igel wieder hinaus zu gehn, weil seine kleine Wohnung unmöglich sie beyde fassen könne.

Aber der Igel lachte und sprach: „Wem es hier nicht gefällt, der weiche! Ich für meine Person, bin wohl zufrieden und bleibe.“

* * *

Ueberlege ja erst mit Bedacht, **wen** du in deine genauere Gesellschaft aufnehmen willst; du könntest, wenn es ein Unerträglicher wäre, sonst bald mit deinem Schaden ihm Platz machen müssen.

Der lügenhafte Hirt.

Ein junger Hirt hatte die Unart, seine Mitgenossen oft unnöthig in Angst zu versetzen. — «Ein Wolf! ein Wolf!» rief er dann überlaut, und wenn die Freunde nun herbeyeilten, stand er ruhig mit verschränkten Armen da, und — lachte.

Einigemal gelang es ihm; aber bald kam es dahin, daſs niemand mehr auf ihn hörte; und siehe, grade dann brach wirklich ein Wolf in seine Hürden ein.

«Zu Hülfe! meine Brüder, zu Hülfe! Ein Wolf, wahrhaftig ein Wolf!» schrie er ängstlich seinen Nachbarn zu. Sie vernahmen es, aber sie blieben ruhig in ihren Hütten, und ungeſtört konnte der Wolf die Hälfte ſeiner Schaafe würgen.

* * *

Flieh Lügen ſorgfältiger als Feuer! Der Lohn der Lügner iſt (ſagte ſchon im Alterthum ein weiſer Mann), daſs man ihnen ſelbst dann nicht glaubt, wenn ſie die Wahrheit ſprechen.

Die Taube und die Biene.

Eine durstige Biene wollte an einem Bache trinken; versah es, glitt hinein, und stand eben in Gefahr unter zu gehen, als ein Taube, die vom nächsten Gesträuche zugesehn hatte, mitleidig ein Zweiglein ins Wasser warf, woran jene sich anhielt und rettete.

Bald darauf spannte ein Schütze seinen Bogen auf die Taube, die seiner nicht wahrnahm. Eben wollte er losdrücken, als die Biene sah, in welcher Todesgefahr sich ihre Retterin befinde. Sie flog hurtig herbey, und stach den Schützen in den Fuſs. Durch den unvermutheten Schmerz übermannt, machte er ein Geräusch, verzog mit dem Schuſs, und — die gewarnte Taube entfloh.

* * *

Sey für Andre, auch ungebeten, zur Hülfe bereit! Du machst dann, daſs sie dir einst wieder helfen. Schon manchen rettete sein eignes Leben, indem er das Leben eines Andern erhielt.

Der ***Arzt*** *schaut ihm in den Bauch und ſpricht:*

Ja freylich, hierin sitzt noch einer;
Halt, Lieber, halt, jetzt kommt er auch.

Der Kranke.

Du thust mir weh' an meinem Bauch.

Der Knecht.

Potz Leichnam! halt, und thu' doch harr'n,
Schau', wie ein'n viereckichten Narr'n.
Sag', hat er dich nicht hart gedrücket?

Der Kranke.

Ja freylich, nun bin ich erquicket.
Nun wüſste ich auch gerne, wer
Der groſs' viereckte Narr' doch wär'?

Der ***Arzt*** *reckt ihn in der Zange und ſpricht:*

Das ist der Narr der Geizigkeit,
Die dich gedrücket lange Zeit
Mit Aufkauf, Arbeit, Reiten, Laufen,
Mit Sparen, Kratzen, all's zu Haufen,
Das noch ein andrer wird verzehr'n,
Der dir gönnt weder Gut's noch Ehr'n.
Ist das denn nicht ein bitter Leiden,
So laſs dir keinen Narr'n mehr schneiden.

Der ***Kranke*** *greift in die Seite und ſpricht:*

Herr Doktor, hie thut mich noch nagen
Ein Narr, den hab' ich lang getragen.

Der Knecht.

Hört! hört! der nagt gleich wie 'ne Maus.

Der Wolf im Schafsfelle und die Hirten.

Ein Wolf hatte sich so gut als möglich in ein Schafsfell versteckt, durch diese Verkleidung in eine groſse Heerde gemischt, und ein Paar Tage hindurch alle Abende richtig ein Schaf verzehrt.

Doch der Hirt merkte bald diesen Verlust, durchsuchte seine Heerde sorgfältig, ertappte den saubern Gast und erschlug ihn.

Dieser Hirt hatte einen Sohn, der auch schon hüten half, aber grade damals abwesend war, als dieses vorging, und sich daher nicht wenig wunderte, als er bey seiner Rückkehr den Leichnam liegen sag, und den Verlauf erfuhr. —

„Wer hätte unter diesem Kleide,“ rief er aus, „den Wolf suchen sollen!“

* * *

„Zieh dir die Lehre daraus,“ erwiederte der Vater: „daſs man bey Menschen und bey Thieren auf ihre Handlungen und nicht auf ihr Kleid sehen muſs.“

Die Rose und der Schmetterling.

Eine Rose, die in einem etwas versteckten Winkel des Gartens blühte, beneidete ihre Schwestern, die sie in der Mitte desselben von fern erblickte.

„Sie ziehn," seufzte sie, „Aller Augen auf sich, werden bewundert und gelobt. Ich hingegen lebe und sterbe unbemerkt."

„So stirbst du wenigstens um ein gutes Theil später," erwiederte ein Schmetterling, der ihrer Klage zugehört hatte: „denn jene trifft die stärkste Hitze des Tages, der vollste Strahl der Sonne; ja oft reiſst sie ein Vorübergehender ganz ab, indeſs du hier im Kühlen stehst, und in Entfernung und Schatten dein Leben wenigſtens zwiefach genieſseſt.“

* * *

Beneide Diejenigen nicht, die vornehmer sind als du; gewöhnlich ist das Leben, das von Ferne glänzt, in der Nähe betrachtet, kurz und drückend.

Der Marder und die Tauben.

Ein Marder hatte sich im Falleisen gefangen, und litt unsägliche Schmerzen; litt noch mehr durch die Furcht des gewissen Todes, der ihm dann bevorstand, sobald der Hausherr seiner gewahr werden würde.

Eine junge Taube sah ihn in diesem trostlosen Zustande, flog zu ihrer Mutter, und rief: «Freude! Freude! unser Todfeind ist seinem Untergange nahe. Komm, laſs uns seine Qual mit ansehen und durch unsern Spott verstärken.»

«Nein, bleib und schäme dich!» erwiederte die ältre Taube. «Spott über einen Unglücklichen, — und wenn es auch unser Todfeind wäre — verräth ein böses Herz, dem Andre billig wieder ein gleiches Unglück gönnen.»

* * *

Selbst gegen deine Hasser sey mitleidig! Wenn du sie im Elend siehst, dann denke nur daran, daſs sie Menschen sind; und nicht, daſs sie deine Feinde waren.

Die beyden Frösche.

Ein übermäſsig heiſser Sommer hatte einst einen tiefen Sumpf ausgetrocknet, und die Frösche, dessen bisherige Bewohner, muſsten nunmehr nach andern Wohnorten sich umsehn.

Zwey von ihnen kamen zu einem sehr tiefen Brunnen, wo es des Wassers noch genug gab. — „Ach, sieh da,“ rief der Eine, „was brauchen wir weiter zu gehen? Laſs uns hier hinunterhüpfen!“

„Nicht so schnell!“ erwiederte der Andre. Hinunterspringen ist leicht; doch wenn auch dieser Brunnen vertrocknete, würde das Verschmachten in ihm desto gewisser und qualvoller seyn."

* * *

Bey jeder Unternehmung denk' an die Zukunft! Was dir für heute nützlich war, kann dir gar leicht für morgen verderblich werden.

Das Krokodil, der Tiger und der Wandersmann.

Auf einem schmalen Wege, wo zur rechten Hand ein hohes Gebirge emporstieg, und zur linken der Ganges floſs, ging ein Wanderer.

Plötzlich sah er vom Berge herab einen grimmigen Tiger auf sich zueilen; um ihm zu entgehn, wollte er gradezu in den Strom sich stürzen, und durch Schwimmen sich retten, so gut er könne, als auch aus diesem ein Krokodil emporfuhr.

»O ich Elender!« rief der arme Wanderer: »wohin ich blicke ist der gewisse Tod.« — Voll unaussprechlicher Angst sank er bey diesen Worten zu Boden. Der Tiger, schon hart an ihm, that einen jähen Sprung, und — fiel dem Krokodil in den Rachen.

Zufrieden mit seiner Beute fuhr dieses wieder in die Tiefe hinab. Erhalten und unbeschädigt ging der Wandersmann von dannen.

* * *

Auch in höchster Gefahr verzweifle noch nicht! Oft dient zu deiner Erhaltung, was im ersten Augenblick deines Untergangs Vollendung schien.

Der **Arzt** *greift hinein, zieht ihn heraus und spricht:*
Schau! ich hab' diesen auch heraus.

Der Kranke.

Mein lieber Herr, wer ist derselb'
Narr, so dürr, mager, bleich und gelb?

Der Arzt.

Schau, dieser ist der neidig' Narr,
Der machte dich so untreu gar,
Dich freute des Nächsten Unglück,
Und brauchtest viel hämischer Tück';
Des Nächsten Glück, das macht' dir Schmerz.
Also nagt'st du dein eigen Herz.
Mich wundert, daſs der gelb' Unflat
Dein Herz dir nicht abg'fressen hat.

Der Kranke.

Herr Doktor, es ist endlich wahr,
Er hat mich g'fressen lange Jahr.

Der Knecht.

Mein G'sell, schau' selbst und prüf' dich sehr:
Ob du nicht hast der Narren mehr?
Es ist dir stets dein Bauch noch groſs.

Der **Kranke** *greift sich und spricht:*

Da gibt mir einer noch 'nen Stoſs.
Was mag das für ein Narr' wohl seyn?
Nur her, greift mit der Zang' hinein.

Die wilde Ziege und der Weinstock.

Eine wilde Ziege, von den Jägern verfolgt, flüchtete sich in einen Weinberg, und verbarg sich allda unter den breiten Blättern eines Weinstocks. Wirklich entging sie auch dadurch der Aufmerksamkeit ihrer Verfolger, und kaum glaubte sie auſser Gefahr zu seyn, als sie über die Reben sich hermachte, und eben diejenigen Blätter abfraſs, die vor kurzem noch so treulich ihre Hörner versteckt hatten.

Doch von ohngefähr war einer von den Jägern etwas zurückgeblieben. Er vernahm das Geräusch; entdeckte die Ursache gar bald; rief seine Gefährten herbey, und die Ziege ward erlegt.

„Ach!“ stöhnte sie zwey Augenblicke, bevor sie verschied, „ich selbst muſs meinen Tod als eine gerechte Strafe erkennen, weil ich meinen Beschützer so undankbar zu behandeln vermochte.“

*
* *

Merke es sich jeder auf Lebenslang! Jedes Laster zwar ist schändlich; aber schändlicher als der Undank ist keines.

Die zwey Pflugschaare.

Von einerley Gattung Eisen, und auf eben derselben Werkstätte wurden zwey Pflugschaare verfertigt. Einer davon kam in die Hand eines Landmanns, der andre ward in den Winkel des Schuppens geworfen, lag allda ruhig acht oder neun Monate lang, und ward mit Rost überdeckt. Jetzt erst erinnerte man sich seiner, und zog ihn auch wieder hervor.

Wie staunte derselbe, als er seinen ehemaligen Bruder erblickte und mit sich selbst verglich! denn er fand ihn hell und spiegelglatt, ja, fast glänzender noch, als er Anfangs war.

„Ist das möglich?“ rief der Verrostete aus. „Einst waren wir einander gleich. Was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin?“

„Eben diese Ruhe,“ erwiederte Jener, „war dir verderblich. Mich hat Uebung und Arbeit erhalten. Ihr nur verdank' ich es, daſs ich dich jetzt übertreffe.“

* * *

Auf seinem Sopha hingestreckt, von Krankheit und Miſsmuth gefoltert, seufzt oft der reiche, träge Orgon: „So möcht' ich nur wissen, warum meine Bauern so gesund sind, und ich so krank bin?“

„Arbeite, guter Orgon! Und auch du wirst gesund werden. Wenigstens gesunder, als im unthätigen Müſsiggange. Beschäftigung ist des Menschen Pflicht; sie verlängert und verbessert sein Daseyn.“

Die Aehren.

Zwey muntre Knaben, die Söhne eines Landmanns, gingen an einem Kornfelde ihres Vaters auf und ab.

«Ey sieh doch,» rief der Eine, «welcher Unterschied bey diesen Halmen hier sich zeigt! Sieh nur, wie häſslich diese sich neigen, und wie schön und gerade dagegen jene stehn!

«Allerdings!» erwiederte altklug der Andre. «Wenn ich wie unser Vater wäre, alle diese hier, die sich so beugen, risse ich aus und würfe sie weg.»

«Eine herrliche Wirthschaft, wenn ich dies thäte! — belehrte sie der Vater, der unbemerkt ihnen zugehört hatte. «Wiſst, junge Thoren, eben die Aehren, die euch so miſsfallen, sind die besten. Sie neigen sich, weil sie schwer an Körnern sind. Jene geraden hingegen sind — leeres Stroh. Ueberhaupt merkt euch das: Auch unter den Menschen geht es gemeiniglich zu, wie auf meinem Kornfelde. Der leere Kopf trägt sich immer höher als die übrigen."

Der Pfau und der Kranich.

Der Pfau stritt sich einst mit dem Kranich: Wer von ihnen der vorzüglichere Vogel sey?

„Dein Eigendünkel," brach endlich der Pfau aus, „ist doch unbegreiflich. Vergleiche nur meine Federn und die deinigen zusammen; und ich hoffe, die Gröſse, die Farbe, der Glanz der meinigen wird dich belehren" —

„Alles gut!" unterbrach ihn der Kranich: „nur Schade, daſs diese herrlichen Federn zu einer einzigen Sache viel weniger als die meinigen taugen!"

„Und zu welcher?

„Zum Fluge! Oder folge mir, wenn du kannſt, bis zu den Wolken nach!“ — Der Kranich ſtieg empor; der Pfau ſchämte ſich, und blieb zurück, weil er — mufste.

* * *

Dafs doch Niemand ſtolz auf kleinere Vorzüge ſey, ſo lange noch die gröſsern ihm gebrechen!

Der zu früh ausgeflogne Sperling.

In einem verlaſsnen Schwalbenneste brüteten Sperlinge ihre Jungen. Einer dieser letztern, wiewohl die Federn noch nicht hinlänglich ihm gewachsen waren, konnte die Zeit des Ausflugs kaum erwarten. Vergebens warnten ihn die Alten; in ihrer Abwesenheit wagte er sich doch aus dem Neste.

Die Folge war, wie ihm verkündet worden. Seine zarten Schwingen trugen ihn einige Spannen weit; dann fiel er zu Boden. Ein Paar Knaben fanden ihn, bauden einen Faden an seinen Fuſs, und schleppten ihn spottend hin und her.

Einige Tage später wuchsen seine Fittiche. Jetzt hätten sie sicher ihn getragen, aber der böse Faden verbot es. Endlich gelang's ihm doch, sich loszureiſsen; allein ein Theil seines Fuſses ging verloren; er blieb gebrechlich; nur das Mitleid einiger Brüder ernährte ihn kärglich in einem niedern Strauche. Nie konnt' er die Uebrigen fliegen sehn, ohne zu seufzen: O hätte ich gewartet wie ihr, bis es Zeit war!

⁂

Wünsche dir nicht allzufrüh dein eigner Herr zu werden! Wirst du es, bevor deines Geistes Kräfte gereift sind; so könntest du es leicht miſsbrauchen, und dann eben dadurch unmündig für dein ganzes Leben bleiben.

Der ***Arzt*** *greift hinein und reiſst, der* ***Kranke*** *schreyt:*

O weh, laſs mir den länger drinnen!

Der ***Arzt*** *reckt den Narren auf und spricht:*

Ey, halt! Du kommst von deinen Sinnen!
Schau', wie kommt so ein groſses Thier!
Das ist der unkeusch' Narre hier,
Mit Tanzen, Buhlen und Hofir'n,
Maiden und Söhnen,*) thät dich vexir'n.
Meint'st dein' Sach' wär' best heimlich hier,
So's all' Menschen wuſsten von dir.
Drob müſst'st noch Schand' und Schaden leiden,
Thät ich den Narr'n nicht von dir schneiden.

Der Kranke.

Ich meyn', du ein Zigeuner seyst,
Weil all' mein' Heimlichkeit du weiſst.
Noch dünkt mich, es steck' einer hinten.
Mein Herr, schaut, ob ihr ihn mögt finden.

Der ***Arzt*** *greift hinein und spricht:*

Potz Angst, wie ist der Narr so feucht!
Er wehret sich und von mir fleucht;
Ich muſs ihn mit Gewalt 'raus zück'n.

Der Kranke.

O weh! du thust mir weh' am Rück'n.
Laſs mir'n, er hat mich lang' ernährt.

---

*) Mädchen und Buben.

Der Löwe und der Fuchs.

Der Löwe hatte ſich hinter einen Baum auf die Lauer gelegt, und ein Fuchs, der vorbeygehn wollte, ſah gerade noch zur rechten Zeit von weitem die Spitze ſeines Schweifs.

Er ſtand ein Paar Augenblicke ſtill und überlegte, denn noch war er ungewiſs, ob es nicht der Schweif eines Stieres ſeyn könne. Doch bald floh er ſchnell davon und ſprach:

„Beſſer, daſs meine Feinde über meine Flüchtigkeit lachen, als daſs meine Freunde meinen Unfall beklagen müſſen.

* * *

Uebermaſs in der Vorſicht iſt verzeihlicher, als gänzlicher Mangel derſelben.

Die Hasen und die Frösche.

Die Hasen wurden einst über ihre miſsliche Lage äusserst unzufrieden. — „Leben wir nicht," sprach einer von ihnen, „in unaufhörlicher Furcht vor Menschen, Hunden, Raubthieren und Raubvögeln? Sind wir nicht eine Beute von allen diesen, sobald und so oft es ihnen beliebt? Und ist es nicht besser, einmal für allemal zu sterben, als in einer steten Angst zu leben, die ärger quält, als selbst der Tod."

Die Worte des Redners fanden Eingang; es ward beschlossen: daſs sie sich alle sogleich und zusammen ersäufen wollten. Ein naher Teich sollte ihr Kirchhof werden, und sie eilten alsbald spornstreichs darauf zu. Das groſse Geräusch ihres Laufens, und auch ihre Gestalt selbst erschreckte eine Menge Frösche, die am Ufer ſaſsen, und jetzt auf's Schnellste in's Wasser sprangen.

„Ha! was war das?“ rief einer der ansehnlichsten Hasen aus. „Wie ich sehe, gibt es doch noch Geschöpfe, die sich vor uns eben so stark, als wir vor unsern Feinden fürchten. Noch sind also unsre Umstände so ganz verzweiſelt nicht! Noch könnten wir, dächt' ich, diesen Wassertod ein wenig aufschieben!“

Ein Vorschlag, der befolgt ward, und der das Geschlecht der Hasen bis auf diesen Tag erhielt!

* * *

Auch in schweren Trübsalen laſs Unzufriedenheit dich nicht hinreiſsen! Blicke dann unter deinen Nebenmenschen umher, und du wirst gewiſs Einige finden, mit deren Schicksale du nicht tauschen möchtest. Mit diesen vergleiche, durch diese tröste dich!

Der Widder und der Stier.

Ein Widder war von der Natur mit vorzüglicher Stärke begabt worden. Keiner von seinen Brüdern widerstand desselben gewaltigen Hörnern. Aber eben dieser Stärke überhob sich bald der Thor, hielt sich für unüberwindlich, und bot einem Stier, der ihm aufstieſs, den Kampf an.

Sie rannten zusammen; halb bewuſstlos und mit zerschmettertem Horne sank der **Widder** zu Boden; sein Gegner ging siegreich von dannen. Lange lag der Ueberwundne gleichsam leblos da; als er aber von seiner Betäubung wieder erwachte, kam einer seiner Freunde vorbey, sah ihn liegen, und fragte: „Was machst du denn hier?“

„Ich lerne mich selbst kennen!“ war des Widders demüthige Antwort.

* * *

Nur durch Unfälle dieser Art erhält freylich der Trotzige die Ueberzeugung, daſs es auſser ihm noch Stärkre gibt. — Aber der Klügere hüte sich: daſs er nie erst dieser Schule bedürfe: denn sie ist schimpflich und schmerzend zugleich.

Der Stier und der Hund.

Ein Stier und ein Hund entzweyten sich; der Letztere forderte sogar den Ersten zum Kampfe auf. Verächtlich nahm der Stier die Ausforderung an, und glaubte, ein Geschöpf, das ihm an Kräften so ungleich sey, beym ersten Gange sogleich entweder mit seinen Hörnern zu spieſsen, oder mit seinem Hufe zu zermalmen.

Doch jetzt, indem er seinen Kopf zur Erde beugte, wich der schlaue Hund seinen Stöſsen aus, und faſste das stärkere Thier beym Ohre. Vergebens schüttelte der Stier sein Haupt, brüllte und stampfte vergebens; vom wüthenden Schmerz übermannt, muſste er zuletzt demüthig und mit zerfleischtem Ohre um Frieden bitten.

* * *

Verlaſs dich nicht auf körperliche Stärke allein. Geschicklichkeit weiſs sie zehnfach zu ersetzen, und zu überwinden.

Der Palmbaum und die Kürbispflanze.

An einem Palmbaum schlang sich eine Kürbispflanze empor und erreichte in wenigen Wochen dessen Wipfel.

«Sonderbar!» rief sie einst: «du bist, wie ich höre, schon hundert Jahre alt, und in weniger noch als hundert Tagen habe ich dich eingeholt.»

«Nur daſs du auch,» erwiederte der Palmbaum, «eben so schnell wieder welken wirst, wie du wuchsest! Bevor der Winter sich einstellt, bist du schon fahl und vertrocknest.»

«Und woher weiſst du das, Unglücksprophet!»

«Aus der Erfahrung! denn ich, ich langsam Wachsender, sah nun schon manchen Winter;

und in den Sommern vorher kletterte schon manche Ranke deiner Art an mir empor; so eitel wie du, und wie du vergänglich.»

* * *

Wünsche dir nicht allzurasches Glück; denn was schnell steigt, fällt gemeiniglich noch schneller.

Der ***Arzt*** *reckt den Narren auf und ſpricht:*

Der hat dir schier dein Gut verzehrt.
Es ist der Narr der Völlerey,
Der dir lang' hat gewohnet bey,
Und dich gemachet hat unmäſsig,
Vernascht, versoffen und gefräſsig,
Den Leib gekränkt, den Sinn beschwert,
Den Magen g'füllt, den Beutel g'leert,
Bracht' dir Armuth und viel Unraths.
Was wollt'st du länger des Unflats?

Der Kranke.

O, dieser Narr reut mich erst sehr!

Der Knecht.

Meinst, du hast keinen Narren mehr?

Der Kranke

Ich hoff', sie sind nun all' heraus,
Heft't mich zu, laſst mich heim zu Haus.

Der ***Knecht*** *lauscht:*

Mich dünkt, ich hör' noch brummen ein'n;
Herr Doktor, nicht dürft ihr schonen sein,
Er ist noch stark und mag's wohl leiden,
Thut ihm den Narr'n auch 'rausschneiden.

Der ***Arzt*** *greift hinein:*

Halt' her, laſs mich den auch 'raus brechen,
Der thut mir in die Zangen stechen.
Knecht! hilf mir festhalten die Zangen,
Laſs uns den Narren heraus fangen.

Der Löwe und die Ziege.

Auf einem hohen steilen Felsen erblickte der Löwe einst eine Ziege, und ihn gelüstete nach ihr.

„Was machst du aber,“ sprach er freundlich, „auf diesem unfruchtbaren Steine? Komm doch lieber auf die Wiese herab, wo es Gras, Gesträuche und die trefflichste Weide im Ueberflusse gibt.“

„Erspare dir deinen Rath!“ antwortete lachend die Ziege. „Nicht für meine Weide, für deinen eignen Fraſs bist du besorgt; weil du dort auf der Ebene mich zu würgen hoffest, was dir hier der steile Fels verbietet.“

* * *

Auch dem scheinbaren, freundlich klingenden Rath eines Arglistigen traue nie, oder nur nach sorgfältigster Prüfung! Er räth dir nur nach seinem Nutzen und nicht nach dem deinigen.

Der Luchs und der Maulwurf.

Der scharfsehende Luchs beklagte einst den blinden*) Maulwurf. — «Kaum kann ich es begreifen,» sprach er, «wie du noch so gelassen dein Elend ertragen kannst. Ein Leben ohne Augen würde mir noch härter dünken, als selbst der Tod.»

«Ich danke dir für dein Mitleid,» antwortete der Maulwurf: «aber vielleicht verdiene ich es nicht einmal ganz. Was die Natur auf einer Seite mir entzog, das hat sie mir gütig auf der andern eingebracht. Mein Ohr ist scharf, und warnt mich vor jedem, noch ziemlich entfernten Feinde. Selbst jetzt — ich kann mich irren; aber mich dünkt: ich höre den Tritt eines Menschen, der sich herbeyschleicht. Ich bitte dich, lieber Luchs, nimm dich in Acht!«

---

*) Das heifst blind nach dem gemeinen Wahn. Die kleinen Augen des Maulwurfs machten, dafs man sonst glaubte, er habe gar keine.

Eben wollte der Luchs den Maulwurf höhnisch auslachen, da zischte schon der Pfeil eines Jägers, und dieses auf seine Gesichtsschärſe so stolze Thier ſiel, weil es den guten Rath des blinden Maulwurſs verschmäht hatte.

⁂

Die Hand der Natur theilt ihre Gaben billig aus, und oft ist gerade der glücklich, der bedaurungswürdig dünkt.

Der Leopard und das Eichhorn.

Der Leopard schlief unter einem Eichbaum seinen unruhigen Mittagsschlummer; auf dem Baume selbst jagten sich ein Paar muntre Eichhörner in sorglosester Fröhlichkeit herum. Aber unvermuthet war eins derselben so unglücklich oder so unvorsichtig, herab und auf den Leoparden zu fallen.

Mit Brüllen sprang er auf, faſste mit der Tatze das zitternde Thier und war im Begriff, es zu zerreisen. Doch plötzlich besann er sich wieder.

«Nein! du bist mir doch allzuklein. Ich schenke dir das Leben. Aber sage mir: wie kömmst du und deines Gleichen zu der neidenswürdigen Gabe immer heiter und vergnügt zu seyn? Mir dient der ganze Wald, und gleichwohl verfolgt mich Miſsmuth im Wachen und im Traume.»

«Diese Beantwortung, mächtiger Leopard, ist leicht; nur erlaube mir, daſs ich zuvor auf einen Ast wieder steige. Im Freyen spricht es sich besser.»

Die furchtbare Klaue ward geöffnet; mit drey oder vier Sätzen war das Eichhörnchen wieder in Sicherheit, und rief:

«Leopard, wie kannst du auf Freude und Heiterkeit hoffen, da täglich das Blut deiner Mitgeschöpfe dich befleckt? da du die Kraft miſsbrauchst, die dir verliehen ward, und dein eignes Gewissen der Grausamkeit dich anklagen muſs? Lebe schuldlos wie ich! Laſs keinen Fluch und Jammer dich verfolgen. Denn nur in einer unbefleckten Seele wohnt Ruhe und Freude.»

Der Hirsch am Bache.

Ein Hirsch trank aus einem klaren Gewässer, und erblickte in demselben sein Bild. — „Fürwahr," rief er aus, „die Natur meinte es nicht böse mit mir; wenigstens mit meinem Kopfe nicht! Wie prächtig ist das Geweihe, das ihn schmückt! Nur meine Schenkel könnten etwas besser seyn, und ich würde dann an vortrefflicher Gestalt allen Thieren Trotz bieten."

Indem er noch dieses sprach, hörte er Jagdhörner in der Ferne tönen, und sah die Hunde schon, die mit Bellen auf ihn zueilten. Er flog über die Felder hinweg, und lieſs seine Verfolger weit hinter sich zurück. Jetzt kam er in den Wald. Doch indem er sich in's Dickicht retten wollte, blieb er mit dem Geweihe an den Aesten eines Baumes hangen; die Hunde kamen herbey, und rissen ihn nieder.

«Ach!» seufzte er kurz vor seinem Verscheiden: «ich Unglücklicher habe thörichter Weise meine Freunde für Feinde, und meinen Feind für einen Freund gehalten. Die Schenkel, die ich tadelte, hatten mich beynahe schon gerettet; aber das Geweihe, das ich pries, hat mich in's Verderben gestürzt.

* * *

Nur selten wissen wir von uns selbst, was uns zum Heil, und was uns zum Unglück gereichen kann.

Die zwey Reisenden und der Geldbeutel.

Zwey Reisende gingen eines Weges mit einander. Plötzlich bückte sich der Eine und hob etwas auf.

„Ey sieh doch,“ sprach er, „da hab ich einen Geldbeutel gefunden, voll und schwer!“

„Wenn zwey Freunde zusammen wandern,“ fiel der Andre ein, „so mufs es nicht heifsen: ich habe, sondern wir haben gefunden.

„Um Verzeihung!“ erwiederte Jener: „allerdings hab ich ihn gefunden, und ich will ihn auch behalten.“

Kaum hatte er dies ausgeredet, als sie hinter sich ein Geschrey vernahmen, und zwar nach Dieben, die auf der Straſse einen Beutel gestohlen hätten.

«Ach Bruder,» rief der Finder desselben ganz erschrocken, «hörst du wohl dieses Geschrey. Siehst du Jene, die uns verfolgen? Man wird den Beutel finden; wird nicht glauben, daſs es ehrlich damit zuging, und wir sind verloren!»

«O pfuy,» erwiederte der Andre spöttelnd: «du muſst nicht sagen: wir sind, sondern nur, du bist verloren. Denn da ich kurz vorher den Fund mit dir nicht theilen sollte, so bin ich wahrlich auch nicht gesonnen, Kerker und Galgen mit dir zu theilen.»

* * *

Wenn du willst, daſs ein Freund dir treu bleiben und im Unglück dich nicht verlassen soll, so muſst du auch an deinem Glücke ihn Theil nehmen lassen.

Der Kranke.

O weh! der sticht mich in die Seiten,
Reiſst ihn heraus, helft mir bey Zeiten!

Der Arzt.

Halt' still, sey guter Ding' und harr',
Das ist der streitend zorn'ge Narr,
Daſs du mocht'st niemand was nachsehen;
Viel Hader und Zank thatst du andrehen, *)
In G'sellschaft machtest Aufruhr hart,
Dein' Haut dir oft zerbläuet ward.
Was wollt'st du mit dem groben Finken?

Der Kranke.

Ey, Lieber, laſst mich heimhin hinken,
Es ist jetzt gut, heft' mich nur zu.

Der Knecht.

Mein guter Freund, hast du jetzt Ruh,
Daſs dich jetzund gar keiner zwick'?

Der Kranke.

Mir thut noch einer weh' im Rück',
Der ist wohl als ein groſs Backscheit; **)
Helft mir von ab, es ist groſs' Zeit. ***)

Der Arzt greift hinein.

So halt' nur still, und sey auch keck.
Schaut zu, wohl wehret sich der Geck.

Er zieht ihn heraus.

---

*) anzetteln. **) Scheit Holz, zum Backen.
***) hohe Zeit.

Der Storch unter anderm Geflügel.

Ein groſser Schwarm wilder Gänse und Kraniche hatte sich auf dem Felde eines Landmanns niedergelassen, und sie trieben da üble Wirthschaft. Dem Besitzer des Grundstücks ward es kund gemacht. Schnell bewaffnete er sich, seinen Sohn und noch ein Paar Knechte mit Flinten; leise schlichen sie herbey; in Einer Sekunde drückten sie ihre Gewehre gegen den dichtesten Haufen ab. Erschrocken stieg der Schwarm in die Höhe; aber vom Schrote getroffen blieb auch mancher liegen.

«O sieh da, Vater,» rief der Sohn des Landmanns, der nun genauer die Wahlstatt sich besah, «sieh da, was wir gemacht haben. Dieser Storch, das unschuldige Thier, das nie den

Feldfrüchten Schaden zufügt, und manches schädliche Ungeziefer vertilgt, hat auch sein Leben verlieren müssen. Fürwahr, er dauert mich!»

«Und mich nicht minder!» erwiederte der Vater. «Gleichwohl hat er seinen Tod nur sich selbst, nicht uns zuzuschreiben. Denn wer hieſs es ihm, unter diese sich zu mischen? Lerne daraus, mein Sohn: Der Unschuldige hüte sich stets vor der Gesellschaft der Schuldigen! Sonst ergreift nicht selten die Strafe Beyde zusammen.»

Der Hase und der Sperling.

Ein Sperling saſs ganz sorgenfrey auf einem Gesträuche, als dicht neben demselben ein Adler auf einen Hasen herabschoſs. Kaum fühlte sich das arme Thier in so gewaltigen Klauen, als es erbärmlich um Hülfe schrie; aber vergebens. Seine Reise ging zum Tode in den Lüften davon.

„Schon recht!“ rief ihm lachend der boshafte Sperling nach: „Warum lieſst du nicht davon? Deine geschwinde Läufte hätten dich doch wohl noch in's Gebüsch hinein retten können.“

Er sprach es noch, da flog ein Habicht herab, und bemächtigte sich des Spatzes. Auch er rief nun eben so kläglich, wie vorhin der Hase, und eben so vergebens um Erbarmen.

* * *

Daſs doch Keiner über das Unglück seines Nächsten spotte! Ach, allzubald kann Jeder selbst an diese traurige Reihe kommen.

Die zwey Sperlinge.

In einem trocknen Miſsjahre quälte der Hunger zwey Sperlinge hart; beyde fühlten sich schon dem Verschmachten nahe.

„Sammle noch einmal alle deine Kräfte, lieber Bruder!" sprach der Schwächste von ihnen: „fleuch umher und sieh, ob du nicht irgendwo einige Nahrung entdeckst! Ich flöge gern mit; aber ich kann nicht mehr. Findest du Speise, so bringe auch mir etwas davon! Aber nur bald! denn sonst hat der Hunger mich umgebracht."

Der Stärkere versprach es, und flog aus. Das Glück war ihm günstig. Er sah einen Kirschbaum voll reifer Früchte. „O,“ rief er, „geborgen ist nun mein Freund und ich!“ Er flog hinzu, kostete, ſand die Kirschen vortrefflich; und stillte seinen Hunger bis zum Uebermaſs.

Eine Stunde verflieſst; die Sonne senkt sich zum Untergange. Er will jetzt mit einigen Kirschen beladen zu seinem Freunde fliegen. Doch nein, nein! denkt er wieder: noch bin ich selbst zu matt; noch will ich diese Kirsche verzehren, und dann jene!

So fährt er fort; so flattert er vom Aste zu Aste, bis die Dunkelheit ihn überrascht, und er einschläft. Erst am Morgen erwacht er wieder und eilt nun wirklich zu seinem verlaſsnen Bruder. Er findet ihn — auf dem Rücken liegend und todt.

* * *

Nichts sey dir heiliger als die Erfüllung eines Versprechens, zumal wenn es dem Nothdürftigen ertheilt worden ist. Es vergiſst sich im eignen Glück des Andern Unglück nur allzuleicht.

Die Taube und die Krähe.

Das Gefieder einer schönen, schneeweiſsen Taube ward kothig und beynahe ganz schwarz gemacht, weil ein muthwilliger Knabe mit einer Handvoll nasser Erde sie beworfen hatte.

«Du bist geworden, wie unser einer!» rief ihr hohnlachend eine alte Krähe zu.

«Nur mit dem Unterschiede,» erwiederte die sich schüttelnde Taube, «daſs ich nicht so bleiben muſs. Sich, schon mindert sich der Schmutz. Ein kleines Bad, und ich bin — vollkommen gesäubert. Du hingegen bade dich Jahre lang, und du wirst gleichwohl nie weiſs zu werden vermögen.»

* * *

Durch Arglist und Verläumdung kann die Unschuld selbst auf einige Zeit dem Laster beygesellt werden. Doch ihr Glanz kehrt wieder, und beschämt dann ihre Neider.

Das Kaninchen und der Jäger.

Ein Kaninchen lag, nachdem es sich satt gefressen hatte, im Grase und sonnte sich. Plötzlich vernahm es Pferdegalopp und Menschenstimmen. „Das ist eine Jagd!" dachte es, und verkroch sich schnell in einem seiner Schlupfwinkel; doch unbekümmert ritten die Reiter vorüber, und das Kaninchen wagte sich wieder hervor an's Tageslicht.

Bald darauf erblickte es auf eben diesem Felde einen einzelnen Menschen. Leise und gleichsam furchtvoll schlich er sich herbey.

„O der thut mir nichts!" rief das nun sicher gewordene Thier. „Scheint es doch gar, als ob er sich vor mir scheute! Wahrlich, dem weiche ich nicht!"

Der Knecht.

Schau zu, wie hängt der Narr den Kopf.

Der Arzt.

Es ist der allerfaulste Tropf;
Hat dich gemacht in alle Weg'
Hinlässig, werklos, faul und träg',
Langweilig, unnütz und schläfrig,
Verdrossen stets und unwillig.
Hätt' ich ihn nicht geschnitten ab,
Er hätt' dich g'bracht an Bettelstab.
Mein guter Mann, nun sag' an mir:
Empfind'st kein's Narren mehr in dir?

Der Kranke greift sich an.

Kein Narr mehr in dem Bauch verkehrt,
Doch ist mein Bauch groſs, hart beschwert.
Was das bedeut', ist mir verborgen.

Der Arzt greift den Bauch:

Sey guter Ding' und laſs mich sorgen.
In dir steckt noch das Narrennest;
Sey keck und halt' dich an gar fest,
Du muſst noch etwas hartes leiden:
Ich will das Nest auch von dir schneiden.

Der Kranke.

O! langt mir her 'nen Rebensaft,
Mir ist entgangen all' mein' Kraft,

Indem es noch so sprach, drückte der Jäger seine Flinte los, hatte nur allzugut gezielt, und überführte, wiewohl zu spät, das sterbende Kaninchen: Es sey keine Gefahr gröſser, als diejenige, die sich, dem Scheine nach, ganz unschädlich herbeyschleicht.

Die Schwalbe und die andern Vögel.

Eine Schwalbe, die schon manches Land gesehen, und überhaupt mit der Denkungsart der Menschen sich ziemlich bekannt gemacht hatte, sah einst, daſs ein Landmann Hanf auf seinem Felde aussäete.

Sogleich versammelte sie eine Menge kleiner Vögel durch ihr Gezwitscher um sich her; sagte ihnen: was der Mann hier thue; und daſs aus dem Hanfe, der allda aufwachsen würde, die Vogelsteller ihre Schlingen und Netze zu verfertigen pflegten. Sie schloſs daher auch ihre Rede mit dem wohlmeinenden Rathe: diesen Samen, seiner übeln Folgen wegen, bey Zeiten auszuhacken.

Die Vögel kehrten sich an diese Warnung nicht. Alle diese Körner auszupicken, schien ihnen viel zu mühsam; sie flogen anderm Futter nach, das sich leichter sammeln lieſs. Der Hanf faſste Wurzel und schoſs bald empor.

Zum zweytenmal verkündete die Schwalbe ihren Gespielen das Unheil, das ihnen bevorstehe. Noch, sagte sie, sey es Zeit, demselben vorzubeugen; noch lieſsen auch die zarten Halme sich vertilgen. — Aber wiederum verachtete man ihre Rede. Unwillig verlieſs die Schwalbe ihre Genossen im Walde, flog nach der Stadt, lebte blos von der Vertilgung schädlicher Jnsekten, und ward seitdem eine Freundin der Menschen.

Indessen ward der Hanf reif, ward eingeerndtet, verarbeitet, und wie die Schwalbe vorhergesagt hatte, zu Netzen angewandt. Eine grosse Menge jener vergeblich gewarnten Vögel wurde jetzt eine Beute des Vogelstellers, und bereuten es, aber allzuspät, im letzten Augenblick noch, jenen heilsamen Rath vernachlässigt zu haben.

* * *

Suche künftigem Unheil in seiner Entstehung vorzubeugen! Tausend Unfälle sind im Anfange leicht abzuwenden, und unüberwindlich im Verfolge. Selbst Könige stürzten oft von ihren Thronen, weil sie die ersten kleinen Spuren des Miſsvergnügens oder der Empörungen bey ihren Unterthanen, oder auch bey ihren Gegnern vernachlässigten.

Der Löwe und die Maus.

Eine kleine Maus wagte es einst über einen schlafenden Löwen hinweg zu laufen; er erwachte und haschte sie.

„O schone meiner!“ bat die Zitternde: „denn welche Ehre könnt' es wohl dem starken tapfern Löwen bringen, wenn er mich ohnmächtiges Geschöpf zermalmte?“ — Die Wendung gefiel ihm; groſsmüthig gab er ihr die Freyheit wieder.

Wenige Tage nachher gerieth er in die Nezze eines Jägers. So sehr er sich sie zu zerreissen bemühte, verwickelte er sich doch immer stärker darinnen. Sein Brüllen war fürchterlich; der ganze Wald erbebte; alle übrigen Thiere flohen; nur die Maus eilte herbey, sah ihren Wohlthäter in Gefahr, machte sich stracks an das Garn, zernagte die Knoten desselben, und befreyte in kurzer Frist ihren edelmüthigen Erhalter.

* * *

Auch gegen den geringsten deiner Mitmenschen sey wohlthätig und brav! Mit Wucher kann er dir es vergelten. — Ein Bettelbube kann oft der Erretter eines königlichen Prinzen werden.

Der Frosch und der Aal.

Ein junger Frosch, der seit wenigen Tagen erst seine Stimme bekommnn hatte, und sie weidlich nützte, spottete eines Aales; den er im nassen Grase fand: weil er so stumm sey.

„Du hättest allerdings einen Grund," antwortete dieser, „mich zwar nicht zu verspotten, jedoch zu bedauern, wenn eine jede Stimme, sie klinge auch wie sie wolle, ein Vorzug zu nennen wäre. Aber wahrlich, man braucht nur dich zu hören, um zu fühlen: daſs ein bescheidenes Schweigen oft besser sey, als ein lautes, lästiges Geschwätz."

Der Greis und seine Söhne.

Zwey Fabeln.

1.

Die Stiere und der Löwe.

Ein redlicher Greis hatte mehrere Söhne; aber leider war immer Zank und Streit unter ihnen. Er ermahnte sie oft, doch stets vergebens, zum Frieden; und um ihnen recht anschaulich zu machen, wie schädlich Uneinigkeit sey, erzählte er ihnen folgende Fabel:

„Vier Stiere verbanden sich, stets mit einander zu weiden, und jede Gefahr, die sich ihnen nahen würde, mit vereinten Kräften abzutreiben. Alle übrigen einzelnen Thiere, selbst den Löwen mit eingeschlossen, wagten es eine geraume Zeit nicht, sie anzutasten. Aber eben diese ihre Furchtbarkeit grollte den Löwen gewaltig. Er versuchte es mit List, und strebte sie in Geheim mißtrauisch und uneinig unter sich selbst zu machen. Es gelang ihm; sie trennten sich von einander; und bald ersah er dann seinen Vortheil; bald, ehe noch acht Tage verliefen, war einer nach dem andern einzeln überfallen und — zerrissen worden.

So — fuhr der Greis fort — wird es auch euch ergehen! Verbindet eure Kräfte in brüderlicher Freundschaft, und ihr werdet geachtet und sicher seyn! Entzweyt euch unter einander, und ihr werdet die Beute des ersten besten Feindes."

2.

Die Ruthenbündel.

Die Söhne versprachen Besserung; aber sie hielten ihr Versprechen nicht. Der Greis kam endlich aufſs Sterbelager, und diese Bekümmerniſs erschwerte ihm auch seine Augenblicke beträchtlich, Als er jetzt seine Kinder um sich herum stehen sah, da versuchte er noch Ein Mittel.

Er lieſs ein Bündel Stäbe herbeybringen, und befahl den Jünglingen, zu versuchen, ob sie mit aller ihrer Stärke das Bündel zerbrechen könnten. Sie versuchten es alle, aber vergebens.

„Lös't nun die Stäbe," sprach er, „und zerbrecht sie einzeln!" Auch dem Schwächsten von ihnen war dies ein Spielwerk.

„Ihr habt meine Fabel vergessen," fuhr der Greis fort, „laſst dieses Sinnbild euch

Ich sitz in einem kalten Schweiſs,
Zu halten ich mich nicht mehr weiſs;
O, laſst zufrieden nur das Nest.

Der Knecht.

Mein Freund, du verstehst nicht das Best';
Schnitt' man das Nest dir nicht heraus,
So brütest du jung' Narren aus;
So würd' dein' Sach' dann wieder bös'.

Der Kranke.

So schneid' mir nur nicht in's Gekrös',*)
So will ich gleich die Martern leiden,
Das Nest auch von, mir lassen schneiden.

Der **Arzt** *greift mit der Zange hinein:*

Halt' fest, halt' fest, Lieber, halt' fest!
Es ist so groſs bis zur Ungebühr,
Und ist im Leib' angewachsen dir.
Schau, jetzund kommt das Unthier 'rauf!
Schau, wie ein wilder, wüster Hauf'!
Schau, wie thut es voll Narren wimmeln,
Oben und unten ganz voll krümmeln,**)
Die hätt'st du gebor'n alle noch.

Der Kranke.

Was wär'n das für Narr'n worden doch?

---

*) Gedärm. **) krabeln, wie Würmer kribbeln.

tiefer eingeprägt seyn! Nehmt als mein letztes Vermächtniſs die Lehre an: daſs Eintracht Sicherheit und Stärke gibt, Trennung aber Schwäche und Untergang verursacht.»

Da umarmten sich gerührt die Brüder, schwuren dem sterbenden Vater Gewährung seines Wunsches, und erfüllten diesen Eid auch spät nach seinem Hinscheiden.

Der Haushahn und die Mägde.

Eine gute alte Hausmutter hatte die Gewohnheit, alle Morgen ihre Mägde zu wecken, sobald der Haushahn krähte.

Dieses zeitige Aufſtehn verdroſs die Faulen gar sehr. — „Wenn der verzweifelte Haushahn nicht wäre," sagten sie oft, „und wenn er die Frau durch sein Krähen nicht weckte, so dürften auch wir länger schlafen."

Das Ende von diesen Beschwerden war, daſs man dem armen Hahn einst heimlich den Hals umdrehte. Doch da die gute Alte auf diese Art um ihre Hausuhr gekommen war, und ihres Alters halber selbst nur wenig schlief, so geschah es hinfort nicht selten, daſs sie in der Stunde sich irrte und die Mägde schon bald nach Mitternacht aus den Betten jagte.

O wie sehnlich und wie oft wünschten dann diese den unschuldig ermordeten Hahn in's Leben zurück.

* * *

Wenn du kleiner Unbequemlichkeiten dich zu entledigen strebst, so überdenke es ja erst wohl, ob du nicht vielleicht in gröſsere dadurch dich stürzen könntest.

Der Sperling und der Habicht.

In einem ziemlich tiefen Mauerloche hatte ein Sperling sich sein Nest erbaut. Ein hungriger Habicht hegte ein gewaltiges Lüstchen nach ihm; aber er konnte weder mit dem Schnabel, noch mit den Krallen den Vogel erlangen, der sich vorsichtiger Weise, so weit er nur konnte, zurückzog.

Jetzt, indem der Habicht noch einmal hinein kuckte, übermannte den Spatzen der Zorn. — „Soll ich so gelassen zusehn,“ rief er, „daſs du Mörder mich mitten in meinem Neste zu erwürgen trachtest? Warte, dein Auge wenigstens soll es mir entgelten!“

Der Spatz hackte darnach; der Habicht, als fürchte er seinen Feind, zog sich liſtig zurück.

Unvorsichtig verfolgte ihn der Sperling bis an des Loches Oeffnung, und ward — ach! ward da die Beute seines Feindes, der schneller zufuhr, als jener sich wieder rückwärts zu flüchten vermochte.

⁂

Vertrage von Mächtigen lieber eine kleine Beleidigung, als daſs du auf Vergeltung denken solltest. Gewöhnlich bist du, wenn du mit ihnen in Streit dich einlässest, derjenige, der verspielt.

Sonne und Wind.

Einst stritten sich Sonne und Wind: wer von ihnen beyden der Stärkere sey? und man ward einig: derjenige solle dafür gelten, der einen Wanderer; den sie eben vor sich sahen, am ersten nöthigen würde, seinen Mantel abzulegen.

Sogleich begann der Wind zu stürmen; Regen und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer jammerte und zagte; aber auch immer fester und fester wickelte er sich in seinen Mantel ein, und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte.

Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Senkrecht und kraftvoll lieſs sie ihre Strahlen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter; die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte nicht

Der Fuchs, die Katze und der Wolf.

Ein Fuchs und eine Katze gingen einst eine beträchtliche Strecke mit einander, und besprachen sich über Recht und Billigkeit. Beyde äusserten Grundsätze; die unverbesserlich waren; Beyde schmähten auf Raub und Mord, als die zwey schändlichsten Laster.

Indem sie so gingen, erblickten sie den Wolf, der ein Schaf zerrifs. Immer höher stieg bey diesem Anblick ihr Eifer, und sie verfluchten wohl tausendmal den Bösewicht, der mit dem Fleische eines so unschuldigen Thieres, als das Schaf sey, sich nähren könne.

Aber immer näher kamen sie, während dieses Gesprächs, einem Dorfe, und erblickten hier eine Gluckhenne mit ihren Jungen. Rasch ſprang der Fuchs hinzu, und erwürgte die Henne, raſch folgte die Katze ſeinem Beyſpiel und verzehrte zwey oder drey Küchlein. Jetzt war ihr Mitleid, ihre Sittenlehre und ihre Tugend verſchwunden.

⁂

Nur zu gern tadeln wir, als ein Vergehn, ja wohl gar als ein Laſter an Andern, was wir uns ungeſcheut doch ſelbſt erlauben.

Der Haushahn und der Diamant.

Ein hungriger Hahn scharrte lange Zeit auf einem Misthaufen, und fand einen köstlichen Diamant, den ein Mensch verloren haben mochte.

„Wie sehr würde ein Juwelier,“ sprach er, „über dieses glänzende Spielwerk sich freuen; und doch wäre mir jetzt ein einziges Gerstenkorn viel lieber, als tausend Diamanten.

* * *

Was zur Nothdurft gehört, das kann, wenn es dir mangelt, durch kein Gut und kein Spielwerk der Eitelkeit ersetzt werden.

Der Knecht.

Allerley Gattung, als falsch' Juristen,
Schwarzkünstler und die Alchimisten,
Finanzer, *) Alefanzer und Trüger, **)
Schmeichler, Spötter und auch Lügner,
Wunderer, Bauernschinder flämisch,
Grob, Tölpel, unzüchtig und hämisch,
Undankbar', Stocknarr'n, jachzornig,
Leichtfertig, frech und fürwitzig,
Winselnd und grämlich, die allzeit sorgen,
Bös' Zahler, die doch gerne borgen,
Eifrer, so hüten ihrer Frauen,
Die ohn' Noth rechten, ohn' Nutz bauen,
Spieler, Bogenschützen, Waidleut',
Die viel verthun nach kleiner Beut':
Summa Summarum, wie sie nannt'
Doktor Sebastianus Brant,
In seinem Narrenschiff zu fahr'n.

Der Arzt.

Vor solchen Narr'n uns zu bewahr'n,
Mein Knecht, so wirf das Ungeziefer
In die Pegnitz hinein, je tiefer
Je besser 's ist, und laſs sie baden.

Der Kranke.

Mein Herr, heft't mir zu meinen Schaden;
Mich dünkt, ich hab' jetzt gute Ruh'.

---

*) Wucherer. **) Listige und Betrüger.

Der Bär und die Bärin.

Mit seiner Bärin wollte der Bär einst auf's Zärtlichste liebkosen, und benahm sich so ungeschickt dabey, daſs er ein Auge ihr auskratzte.

Höchst betrübt darüber, höchst unwillig auf sich selbst, ging er so weit in seiner Reue, daſs er sogar die Krallen sich auszureiſsen strebte, die ein solches Unheil angerichtet hatten.

„Was beginnst du nun wieder?“ strafte ihn mitten in ihren Schmerzen die Bärin. „Eine solche Beraubung hätte mir allerdings, wenn sie früher geschehen wäre, einen groſsen Verdruſs ersparen können. Aber nun gereicht sie bloſs zum Schaden für dich, ohne für mich den kleinsten Nutzen zu bewirken.

⁂

Auch in der Reue, zumal wenn sie fruchtlos ist, muſs man das Uebermaſs vermeiden.

Die Krähen und der Wasserkrug.

Zwey durstige Krähen flogen umher und fanden ein Gefäſs, auf dessen Boden zwar ein gutes Theil mit Wasser sich befand; doch das Gefäſs selbst war allzuhoch und allzuenge. Sie versuchten dasselbe umzustoſsen, oder zu zerbrechen, alle Mühe war vergeblich; eine der Krähen flog miſsmuthig weiter.

Aber die Andre blieb, sann weiter nach und versuchte es zuletzt auf eine neue Art. Ohnweit von diesem Wasserkruge lagen häufig kleine Kieselsteine hier und da verstreut. Sie holte viele derselben herbey; und warf sie nach und nach ins Wasser. Jmmer höher und höher stieg nun dasselbige im Kruge. Ehe noch eine halbe Stunde verging, konnte die Krähe ihren Durst bequem und reichlich stillen.

* * *

Klügliche Maſsregeln machen oft möglich, was beym ersten Anblick unausführbar schien. Nur der Träge oder der Schwachkopf geben ihre Hoffnung alsbald auf.

Der Bauer, sein Hund und die Schlange.

Ein Bauer, der auf den Markt gehen muſste, lieſs sein kleines Kind ganz allein daheim in der Wiege liegen, und übertrug einem treuen Hunde die Bewachung desselben.

Kaum war der Bauer fort, so schlich sich eine Schlange an die Wiege, umflocht den Knaben und wollte ihn tödten, als schnell der Hund herbeysprang und den giftigen Wurm mitten entzwey biſs.

Aber bey eben diesem Kampfe schlug die Wiege um, und der Landmann, als er heimkam, sah beym ersten Tritt ins Zimmer diese Zerstörung, die umgestürzte Wiege, und ohnweit davon den Hund mit noch blutigem Munde.

Ein jäher Zorn übermannte ihn bey diesem Anblick. — «Elender,» rief er dem Hunde zu, «du solltest der Hüter seyn, und bist der Mörder geworden!» — Eine Axt fiel ihm von ohngefähr in die Augen; er griff nach ihr, und erschlug mit Einem Streiche den Unschuldigen.

Doch wie erstaunt' er nicht, als er nun auch die Wiege aufhob, und unter ihr sein schon beweintes Kind unbeschädigt, wohl aber neben ihm die getödtete Schlange fand! Jetzt erst sah er ein, was indeſs vorgegangen seyn könne; jetzt bereuete er zu tausendmalen, aber vergebens, den raschen Mord, den er an seinem treusten Freund und Diener begangen hatte. Mit eignen Händen grub er ihm in seinem Garten ein Grab; doch ihn lebendig zu machen, vermocht' er nicht wieder.

* * *

Hüte dich vor Jähzorn! Er lodert, wie Feuer der Hölle. Was du im Zorn verübst, kann dir oft äusserst gerecht und äusserst nützlich dünken; aber deſsungeachtet wird e[illegible]öſstentheils unbillig und schädlich seyn.

Der Greis und der Tod.

Ein armer, alter Mann trug eine schwere Last von zusammengelesenem Reiserholze aus dem Walde nach seiner Hütte hin, um sich im nahen Winter dadurch gegen die Kälte zu schützen.

Der Weg war lang, seine Kraft äusserst geringe und beynahe ganz erschöpft; müde und sehr verdrüſslich warf er endlich seine Bürde nieder, und flehte zum Tode: daſs er von einem so kümmerlichen Leben ihn befreyen möge.

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so stand der Tod wirklich vor ihm, und fragte ihn noch einmal: was er verlange.

„O ich bitte, lieber, gnädiger Herr," antwortete der erschrockene Greis, „ich bitte dich, habe die Güte und hebe mir diese Reisigbündel wieder auf den Rücken!»

* * *

Auch in harten Trübsalen wünsche dir nicht zu hastig den Tod! Zehnmal gegen einmal würdest du sehr unzufrieden seyn, wenn er dich erhörte.

Der Löwe, den der Fuchs überlistet.

In einem groſsen, weiten, von Thieren mancher Art bewohnten Walde schlug einst ein Löwe seinen Königssitz auf und lieſs das Gebot ergehn: Ihm sollte jeden Tag ein Thier von ansehnlicher Gröſse zum Fraſse eingeliefert werden; sonst werde er Krieg gegen sie alle führen, und zerreiſsen was ihm in den Weg komme.

Zitternd unterwarfen sich die Schwächern dieser harten Forderung Alltäglich ward gelost, und wer das Loos des Todes zog, ward vom Fuchse in die Höhle des Löwen geführt und stracks in ihr zerrissen.

Wohl einen Monat hindurch dauerte diese schmähliche Knechtschaft; da beklagten sich einst bey einer neuen Verlosung die Thiere, *Der Arzt heftet ihn zu.*

So halt', ich will dich heften zu.
Nun magst du wohl fröhlich aufſtehn.
Schau, kannst du ohne Krücken gehn?

Der Kranke steht auf:

Mein Herr, ich bin gesund und ring,*)
Vor Freuden ich gleich hüpf' und spring'.
Wie haben mich die Narr'n b'sessen,
Sagt, hab' ich sie trunken, gegessen?
Fort wollt' ich meiden solche Speis'.

Der Arzt.

Weiſst nicht, man spricht von alter Weis',
Daſs jedem g'fällt sein' Weis' so wohl,
Drum ist das Land der Narr'n so voll.
Von dem kamen die Narren dein,
Daſs dir gefiel dein Sinn allein,
Und lieſs'st dem Eigenwillen Raum,
Hielt'st dich selber gar nicht im Zaum';
Was dir gefiel, das that'st du gleich.

Der Kranke.

O! Herr Doktor, Künste reich,
Ich merk', eure Kunst, die ist subtil;
Ich that je all's was mir gefiel,

---

*) leicht.

die ſämmtlich ihren Untergang vor Augen ſahen.

Da bracht' ein Eber in Vorſchlag: „Wagen wir Alle einen gemeinſchaftlichen Anfall auf dieſen Wüthrich! Sey es auch, daſs Einige noch dabey zu Grunde gehen: dem vereinten Angriff unterliegt er doch ohneZweifel, und die Uebrigen ſind gerettet.“

Ein allgemeiner Beyfall erſcholl. Man rüſtete ſich zum Aufbruch; nur der Fuchs ſchüttelte zweifelnd ſein Haupt. „Dieſer Entſchluſs,“ ſprach er, „iſt miſslich; denn er iſt Entſchluſs der Verzweiflung. Laſst mich vorher noch eine Liſt verſuchen; miſslingt ſie, dann thut was euch gut däucht!“

Er ging dieſen Tag unbegleitet und merklich ſpäter als ſonſt. Schon harrte ſeiner der Löwe mit zorniger Ungeduld, und brüllte ihm furchtbar entgegen: „Warum kömmſt du ſo langſam und allein?“

„An mir, glorreicher Gebieter," antwortete schmeichelnd der Fuchs, „liegt wahrlich nicht die Schuld. Ich brachte die schönste, wohlgenährteste Hinde für dich zur Mittagstafel. Aber ein andrer Löwe hielt auf halbem Wege mich an. Er glich dir ſast an Gestalt und Gröſse, nur nicht am Feuer der Augen und Hoheit des Blicks. Ihm, behauptete er, gehöre die Herrschaft des Waldes und dieser tägliche Zins. Vor meinen Augen zerriſs er die Hinde; mühsam entfloh ich selbst; nur durch Umwege kam ich hieher. Noch von weitem hört' ich sein Schmähen gegen dich."

„Ha! wo ist er, dieser Frevler?" tobte grimmig der Leu. „Führe mich hin zu ihm! Ich will ihm zeigen, wer der Gebieter dieses Haines sey."

Willig war der Fuchs zum Wegweisen. Er kannte einen Brunnen von unergründlicher Tiefe; zu ihm führt' er den Schnaubenden. — „Aus dieser Höhe," sprach er, „ſuhr dein Feind empor. Sieh hinein, ob du ihn vielleicht erspähest!« — Der Löwe that es, und sah im hellen Wasser sein eignes Bild. Es hatte ganz die gleiche Wuth in jedem Gesichtszuge.

»Ha! fürwahr, der Frevler dräut mir noch!« rief er, und sprang blindlings hinein; das Wasser schlug über ihn zusammen. Der Wald war seines Tyrannen ledig. Denn ein blinder Zorn wird von der Klugheit leicht überlistet.

Der Geyer und der Landmann.

Ein Geyer verfolgte eine Taube und gerieth bey der Hitze des Verfolgens in die Schlingen, die ein Landmann aufgestellt hatte.

„O schone meiner!“ rief er, indem dieser ihn tödten wollte. „Ich habe dich ja, meines Wissens, nie beleidigt.“

„Auch die Taube, die du so hastig verfolgtest,“ antwortete dieser, „hatte dich nie gekränkt. Warum standest du im Begriff sie zu erwürgen? Leide nun ein gleiches Geschick!“ — Und das Genick war ihm gebrochen.

* * *

Hüte dich der Unschuld Leid zu thun! Du gibst den Andern gleichsam auch ein Recht, so gegen dich zu verfahren.

Der Adler und der Käfer.

»König der Vögel,» sprach ein Käfer zum Adler, «wenn du wieder einmal empor zur Sonne dich schwingest, dann erlaube mir auf deinem Hals oder Rücken zu sitzen, und so auf deiner groſsen Reise dich zu begleiten. Beschwerde werd' ich dir hoffentlich nicht machen, aber ungefährdet könnt' ich dann Gegenden kennen lernen, die noch kein Käfer sah.»

Der Adler war so eben gut gelaunt; der Einfall des Käfers belustigte ihn. — «Hast du auch überdacht,» fragte er denselben, «ob dort oben gar keine Gefahren dir drohen?»

«Wo könnten sie herkommen, wenn ich die einzige leichte Kunst mich fest anzuhalten ausübe?»

„So sitze gleich jetzt auf! denn gerade in dieser Minute wollte ich meinen Schwung beginnen."

Er begann ihn, und der Käfer ſaſs auf dem Rücken des Adlers. O wie freute den Kleinen eine geraume Zeit hindurch dieses Aufsteigen, diese Schnelligkeit, dieser Blick auf einen unbeschreiblich weiten Umkreis!" Doch jetzt — je höher sie kamen, je ſeiner und immer noch ſeiner wurden die Lüſte. Mühsam holte der Käfer noch Athem; schwindelnd war sein Blick; angstvoll wünscht' er sich wieder in's niedre Thal zurück.

„Jetzt — jetzt" dachte er bey sich selbst, „wird der unselige Adler doch wieder sich senken!" Aber er senkte sich nicht! Ganz desjenigen vergessend, den er zwar trug, doch nicht fühlte, stieg er immer noch höher die glänzende Bahn empor. Da ſiel der erstickte Käfer herab, und konnte keinem seiner Brüder wieder erzählen was er gesehen hatte.

* * *

Wünsche sich Niemand allzuhohe, allzurasche Erhöhung, der von Jugend auf in der Niedrigkeit lebte. Sie könnte nur allzubald für ihn verderblich werden.

Der Schlehdorn und der Feigenbaum.

Der Schlehdorn spottete des Feigenbaums, weil ihm die Blüthe mangle.

„Um desto gröſsere Ehre bringt es mir,“ erwiederte derselbe, „indem ich mehr leiste, als ich verspreche. Denn honigsüſs, das wird ein Jeder mir bezeugen, sind meine Früchte. Du hingegen, mit deiner prahlenden Blüthe, was hast du jemals anders noch hervorgebracht, auſser höchst mittelmäſsige Schlehen?“

* * *

Je mehr dein Aeuſseres verspricht, um desto mehr muſst du auch leisten.

Die Mücke im Pallaste.

Eine Mücke nahm im Spätherbste, da es in der freyen Luft kühl zu werden anfing, zu einer menschlichen Wohnung ihre Zuflucht. Zuerst kam sie in's Haus eines Bauers; doch da sie hier fast in jeder Ecke ein Spinngewebe erblickte, und gar wohl wuſste, wie verderblich dieses Thier ihrem Geschlechte sey; flog sie erschrocken wieder hinweg, und kam in einen Pallast, der dem reichen Gebieter des Dorfes gehörte.

«Ha!» rief sie freudig: «wie sicher bin ich hier! Nirgends seh' ich hier jenes mördrische Gespinnste. Wie behaglich ist mir die laue Wärme dieses Gemachs! Hier will ich leben, bis der Sommer zurückkehrt.»

Des Abends zündete man in eben diesem

Saale wohl acht bis zehn Kerzen an. Der ungewohnte Glanz gefiel der Mücke nicht wenig; sie flog bald da- bald dorthin, stets um die Lichter rund herum. In wenigen Augenblicken waren ihre kleinen Flügel versengt. Sie fiel herab, und starb. Nicht den nächsten Tag, geschweige den nächsten Sommer, sah sie wieder.

⁂

Glaube deshalb nicht aller Gefahr entgangen zu seyn, wenn du einer entfliehst! Durch's ganze Leben lauschen, aus jedem Winkel her, Unfälle auf denjenigen, der seiner selbst vergiſst.

Es bracht' mir gleich Nutz oder Schaden.
Nun ich der Narren bin entladen,
So will ich fürbaſs weislich handeln,
Fürsichtiglich leben und wandeln,
Und folgen guter Lehr' und Rath.
O! wie ohn' Zahl in dieser Stadt
Weiſs ich armer und reicher Knaben,
Die auch mein' schwere Krankheit haben,
Sie doch selber empfinden nicht,
Nicht wissen, was ihnen gebricht.
Die will ich all' zu euch bescheiden,
Daſs ihr ihnen müſst die Narr'n schneiden,
Da werd't ihr Geld's g'nug überkommen.
Weil ihr von mir nichts habt genommen,
Sag' ich euch Dank eurer milden Gab'.
Ade, ich scheid' mit Wissen ab.

Er geht ab. Der **Knecht** *schreyt aus:*

Nun hört, ob irgend einer wär',
Der dieser Arzeney begehr',
Der such' uns in der Herberg' hie
Bey einem, heiſst, ich weiſs nicht wie,
Dem woll'n wir unsre Kunst mittheil'n,
Und von der Narrensucht ihn heil'n.

Der **Arzt** *beschliest:*

Ihr Herr'n, weil ihr jetzt habt vernommen,
Viel Narr'n von dem Kranken kommen,
Die bey ihm wuchsen vor viel Jahr'n;

Der fliegende Fisch.

Ein junger fliegender Fisch erhob sich zum erstenmal in seinem Leben ein wenig höher aus dem Gewässer.

«Ha!» rief er freudig, «jetzt fühl' ich es, daſs ich ein Vogel bin. Nicht länger will ich im dunkeln Meeresgrunde bey den stummen Fischen bleiben. Auf ein glückliches Eyland will ich mich schwingen. In den Wäldern dort, bey den Schaaren der gefiederten Sänger will ich leben, oder oft dreist bis zu den Wolken — —»

Hier waren so eben seine zweydeutigen Schwingen getrocknet, und er sank in sein salziges Wasser zurück.

* * *

Nichts verräth Schwäche und Unerfahrenheit so sicher, als wenn man gleich beym ersten glücklichen Erfolge sich für groſs und vollendet hält.

Das Wachs und der Dachziegel.

Ein groſses Stück Wachs beneidete einen Dachziegel, neben dem es von ohngefähr zu liegen kam, seiner Härte und Festigkeit halber.

«Wie hast du denn dieselbige erhalten?» fragte es ihn einst. — «Durch's Feuer,» antwortete der Ziegel, der Wahrheit nach.

«Je nun, so kann ich es ja auch mit diesem Feuer versuchen,» dachte das Wachs, sprang in einen nahen Kamin, — und zerschmolz da gänzlich.

* * *

Was Einem heilsam ist, kann oft der Tod des Andern seyn.

Die Mücke und der Löwe.

Zwey Fabeln.

1.

Als der Löwe einst den Wald durchtobte, und alle Thiere vor ihm erschrocken flohen, forderte eine kühne Mücke ihn zum Zweykampfe heraus.

Mit Hohngelächter nahm der Löwe denselben an; aber rasch flog die Mücke in seine Nasenlöcher, und zerstach ihn allda dergestalt, daſs er voller Wuth mit seiner eignen Klaue sich zerfleischte; und nach langem fruchtlosen Sträuben doch endlich gestehen muſste: er sey überwunden!

* * *

Denn auch Schwäche besiegt durch Geschicklichkeit oder List zuweilen den Starken; darum poche dieser nie auf seine Kraft.

2.

Nicht wenig stolz auf ihren Sieg schwang sich nun die Mücke empor, und eilte diesen Triumph ihren Gespielen, oder, wo möglich, dem ganzen Walde zu verkündigen.

Doch in dieser Eile sah sie das Gewebe einer nahen Spinne nicht; ward verstrickt, und muſste nun einen Tod erleiden, der ihr desto schmerzlicher war, je verächtlicher dieser zweyte Feind gegen den ersten Ueberwundnen war.

* * *

Darum überhebe dich nie deines Glücks! Stolz und Unvorsichtigkeit sind des Untergangs gewöhnliche Vorboten.

Der Affe und die Nuſs.

Ein Affe fand im Grase eine welsche Nuſs, noch überzogen mit ihrer grünen Hülle. Er gab sich viele Mühe sie aufzumachen, und es gelang ihm nur langsam, nur nach und nach. Einer seiner Mitbrüder sah ihm von weitem zu, und lachte ihn aus.

Aber der Finder sprach: „Lache nicht allzufrüh und allzustark. Ich kenne die Natur dieser Frucht; ihre Schale ist allerdings hart, doch der Kern wird nachher desto süſser seyn.“

* * *

Wie oft verspotteten die Gespielen den fleiſsigen Theodor, wenn sie ihn über den Büchern sitzen sahen, indeſs sie faulenzten und lärmten!

Sie spotteten nicht mehr, als sie nach einiger Zeit sahen, daſs alle Aeltern und Gröſsern ihn seiner Kenntnisse wegen liebten und schätzten. Denn die Schale der Wissenschaft ist zwar oft rauh und bitter, aber ihr Innerstes ist süſs und labend.

Der Adler und die Dohle.

Ein Adler schoſs auf ein Lamm herab, faſste dasselbe mit seinen Klauen und führt' es in Lüften davon. Eine Dohle sah diese That, und sie gefiel ihr.

Sollt' ich denn das nicht auch vermögen? sprach sie bey sich selbst, und flog herab auf einen feisten Widder. Doch indem sie ihn aufzuheben suchte, verwickelten sich ihre Krallen so fest in seiner Wolle, daſs sie umsonst wieder fortzufliegen strebte. Der Schäfer kam herbey: haschte sie mit leichter Mühe, verschnitt ihr die Flügel, und brachte sie seinen Kindern als ein Spielwerk mit.

„Ey, ey, Vater!" riefen die Knaben: „wie nennt man denn diesen seltsamen Vogel?"

»Vor einer Stunde noch,« antwortete der Schäfer lachend, »glaubt' er den Adler spielen zu können. Doch nun fühlt er sich überzeugt, daſs er nur eine alberne Dohle sey.«

* * *

Nichts bringt uns so leicht in Schimpf und Schaden, als wenn wir uns an Dinge wagen, die unsre Kräfte übersteigen.

Der sterbende Pfau.

Ein sterbender Pfau vermachte wenige Augenblicke vor dem Tode seinen schönen Schweif dankbar dem Hausherrn, der ihn ernährt hatte.

Seine Kinder beschwerten sich darüber, weil nun das vorzüglichste Stück ihrer Erbschaft verloren gehe.

„O!“ rief der Vater ihnen zu: „ihr seyd nicht meine Söhne, wenn ihr nicht, auch unbeschenkt, einst ähnliche Schweife tragt.“

* * *

Söhne berühmter oder verdienstvoller Männer, ihr müſst Ruhm und Verdienst euch selbst erwerben, wenn ihr euren Vätern würdig seyn wollt!

Vor solcher Krankheit zu bewahr'n,
Laſs' ich zuletzt ein gut Rezept:
Ein jeglicher, dieweil' er lebt,
Laſs' seine Vernunft Meister seyn,
Und halt' sich selbst im Zaum' allein,
Und thu' sich fleiſsiglich umschauen
Bey Reich und Arm, Mann und Frauen,
Und wem ein Ding übel ansteh',
Daſs er desselben müſsig geh',
Richt' die Gedanken, Wort' und That
Nach weiser Leute Lehr' und Rath.
Zu Pfand setz' ich ihm Treu' und Ehr',
Daſs alsdann bey ihm nimmermehr
Gemeld'ter Narren keiner wachs';
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs.

Der Esel, der Rabe und der Hirt.

Ein Esel weidete auf der Wiese; ein Rabe, der ihn allda erblickte, flog ihm auf den Rücken, und weil er hier eine wundgeriebene Stelle ſand, hackte er mit seinem Schnabel in das rohe Fleisch.

Der arme Esel, den dieses natürlich schmerzte, gab sich alle mögliche Mühe, den ungezognen Gast los zu werden; aber vergebens.

Unfern von ihm lag der Hüter. Es hätte diesen zwey Schritte und einen Schlag gekostet, so war der Rabe verjagt. Doch des Leidenden Sprünge und Geberden dünkten ihn so drollig, daſs er mit lautem Lachen diesem Auftritte zusah.

„O," rief der Esel endlich: „jetzt fühl' ich doppelt meine Schmerzen, da Derjenige mich auslacht, der billig mir helfen sollte!»

* * *

Nichts schmerzt so tief, als zum Schaden noch Spott erleiden zu müssen. Aber nichts ist auch so sicher das Kennzeichen einer unedlen Seele, als die Ausstofsung eines solchen Spottes.

Das Pferd und der beladne Esel.

Ein lediges Pferd und ein schwer belasteter Esel, beyde Einem Herrn dienstbar, muſsten neben einander über Land gehn.

„Nimm mir doch, liebes Roſs," bat stöhnend der Esel, „nimm mir nur einen kleinen Theil meiner Bürde ab; denn ich sinke sonst unter ihr zu Boden."

Das Pferd weigerte sich; seufzend schlich der arme Lastträger noch einige hundert Schritt weiter, strauchelte dann und sank, wirklich todt, zur Erde nieder.

Der Treiber, der zu spät sein Unrecht einsah, that alles mögliche sein Thier wieder zu ermuntern; als er aber sah, daſs alle Mühe vergebens sey, zog er — um doch etwas zu behalten — dem todten Esel die Haut ab und legte die ganze Ladung, nebst dieser Haut, auf des Pferdes Rücken.

„Schon recht!“ sprach dieses bey sich selbst: „dieſs ist verdiente Strafe für meine Unbarmherzigkeit! Hätte ich mich vorhin nicht geweigert, meinem Gefährten beyzustehen; so lebt' er noch, und dieses Drangsal würde mich nicht treffen.“

* * *

Hartherzigkeit bestraft sich gemeiniglich am Ende selbst. Auch geben wir durch dieselbe Andern den Maſsstab, wie sie uns selbst messen sollen.

Die Schildkröte und der Adler.

Die Schildkröte kam auf den sonderbaren Einfall: den Flug erlernen zu wollen, und bat sich vom Adler Unterricht darin aus. Vergebens stellte dieser ihr vor, daſs ein solcher Vorsatz widersinnig sey und daſs ihr jedes Erforderniſs dazu gebreche. Je mehr er Schwierigkeiten machte, je hartnäckiger bestand sie darauf, es wenigstens einmal zu versuchen.

Endlich, ihres Ungestüms müde — nachdem er ihr wirklich alles gezeigt, was sich nur zeigen lieſs, aber sie auch nochmals gewarnt hatte, das Unmögliche nicht zu wagen — führte er sie einst mit sich in die Luft, und lieſs sie fallen, als er ohngefähr die Höhe eines Thurmes erreicht hatte.

Der Erfolg bestätigte seine Vorhersagung: die Unglückliche zerschmetterte, als sie herab zur Erde kam.

* * *

Strebe nicht nach Dingen, welche die Natur selbst dir verweigerte! Bemühungen dieser Art sind sträfliche Eitelkeit, die stets zur Schmach — ja, nicht selten zum Verderben führt.

Der Fuchs und der Storch.

Der Fuchs lud einst den Storch zu Gaste, und dieser erschien; aber das Mahl bestand in verschiedenen Suppen, die in flachen Schüsseln aufgetragen wurden.

Begierig schlürfte der Fuchs sie auf, und nöthigte mehrmals seinen Gast, es sich doch auch hier wohl schmecken zu lassen. Der Storch, der nichts von allen dem genieſsen konnte, sah freylich, daſs er angeführt sey; behielt aber eine heitre Miene, lobte die Bewirthung ungemein, und bat seinen Freund nun auch auf den andern Tag zu sich.

Der Fuchs machte verschiedene Entschuldigungen; doch da der Storch darauf beharrte, nahm er es an, und stellte sich ein. Was nur von Leckereyen zu bekommen war, das hatte der Storch auch herbeygeschafft; aber alles ward in Gläsern mit langen engen Hälsen aufgetragen. «Nun, Lieber,» sprach der Wirth, «thu als ob du zu Hause wärst, und folge meinem Beyspiel!» — Fröhlich machte er sich über die Speisen her, zog mit seinem langen Schnabel bald diese, bald jene in sich, indeſs der Fuchs vergeblich nur das Aeuſsere der Flaschen beguckte und beroch. Hungrig schlich er sich bald darauf von dannen, und gestand: sein gestriger Muthwillen sey ihm mit gleicher Münze vergolten worden.

* * *

Treibe nicht Spott mit deinem Nächsten! Er möchte ihn sonst bey ehester Gelegenheit wieder mit dir treiben.

Ein Esel, der zu Markte geführt wird.

Ein alter Mann und sein zehn- oder zwölfjähriger Knabe trieben einen Esel, zum Verkauf im nächsten Städtchen, ganz gelassen vor sich her.

«Aber sagt mir nur, Alter!» fragte von den Vorübergehenden einer: «wie könnt ihr doch so alber seyn? Ihr und euer Sohn zu Fuſse? Und der unbeladene Esel geht ganz gemächlich voran!» — Der Alte fand, daſs der Fremde Grund zum Spotte habe, setzte seinen Knaben auf den Esel, und ging nebenher.

«O über den Jungen!» rief bald darauf ein Zweyter. «Muſst du fauler Schlingel denn reiten, und deinen armen alten Vater zu Fuſse gehn lassen? — Der Alte nahm schweigend den

Knaben herab, und setzte sich selbst auf den Esel.

«So seht mir nur den alten faulen Dieb!» schrie wenige Schritte weiter ein Dritter. «Sich selbst thut er gütlich auf dem Esel; und das kleine schwache Kind mufs neben ihm herschleichen! Kaum, dafs es noch fortkann!» — «Auch dem ist noch abzuhelfen,» dachte der Alte, und nahm den Sohn hinter sich auf's Thier.

«Ist der Esel euer?» fragte einen Büchsenschufs weiter abermals ein Fremder. — «Ja wohl, Herr!» — «Nun, das hätt' ich doch wahrlich nicht gedacht! Sein eignes, armes Vieh so zu überladen.» — Der Alte stieg herab, und schüttelte den Kopf.

«Weifs ich doch fast nicht mehr,» sprach er bey sich selbst, «was ich thun soll! Wie ich auch immer es anstelle, gleichwohl erhalt' ich Verweise. Wohlan, ich will das Letzte

Der fahrende Schüler mit dem Teufelbannen.

Fastnachtsspiel.

Personen:

Der hinkende bucklige Pfaff.
Der fahrende Schüler.
Der Bauer.
Die Bäuerin.

Die ***Bäuerin*** *geht ein, redet mit sich selbst und spricht:*

Es ist mein Mann heut' in den Wald
Gefahren, und kommt nicht so bald,
Denn er hat heut' schon Suppen g'gessen,
Ein'n Brey und kalte Milch gefressen,
Auch ein Stück Brod's mit sich genommen,
Er wird vor Nachts nicht wieder kommen;
O, daſs es unser Pfarrer weſst, *)

---

*) wüſste.

versuchen!" — Sie banden dem Esel die Füſse mit Stricken zusammen, steckten eine Stange durch, und trugen ihn so auf ihren Schultern zu Markte.

Waren sie vorher von Einzelnen ausgelacht worden, so geschah es jetzt im Allgemeinen. Ein Jeder, der ihnen begegnete, spottete laut; bis endlich der alte Mann so aufgebracht ward, daſs er den Esel in den nächsten Fluſs warf, und ohne Thier und ohne Geld, aber wohl voll Verdruſs nach Hause kehrte; denn er vergaſs die alte weisliche Bemerkung: daſs, wer es Allen recht machen will, es gewöhnlich bey Keinem trifft.

Der Wolf und der Kranich.

Dem Wolfe war bey einem gierigen Fraſse ein scharfes Bein im Schlunde stecken geblieben, und machte ihm groſse Beschwerden. Er versprach demjenigen reichliche Belohnung, der es herausziehen werde; und der Kranich leistete ihm diesen wichtigen Dienst.

Jetzt forderte der Wundarzt seine Belohnung; doch der Genesene wies ihm die Thür und rief: „Unverschämter, du bringst deinen Kopf unversehrt aus dem Rachen eines Wolfes, und kannst noch überdieſs von Belohnung sprechen? Geh und verdanke es dem Uebermaſs meiner Milde, daſs du noch lebst!“

* * *

Mit offenbaren Bösewichtern enthalte dich jeder Gemeinschaft! Schon dann ist man glücklich, wenn man im Verkehr mit ihnen nur keinen Schaden erleidet.

Die beyden Krebse.

„Geh doch nicht so krumm, sondern fein in gerader Linie!“ rief ein älterer Krebs einem jüngern zu.

„Von ganzem Herzen gern,“ erwiederte dieser: „nur bitt' ich mir voran zu gehn!“

* * *

Tadle an Niemand einen Fehler; den du selbst besitzest.

Der Hund mit dem Stücke Fleisch.

Ein Hund ging über ein schmales, doch tiefes Flüſschen auf einem Steg hin, und trug ein Stück Fleisch im Munde. Indem er von ohngefähr ins nahe Wasser blickte, ward er, so däuchte es ihm, noch eines Hundes gewahr, der gleiche Speise trug.

Alsbald wandelte ihn die Begier an, auch diese zu besitzen. Ohne daran zu denken, daſs dieses nur sein Bildniſs sey, sprang er ins Wasser, schnappte nach jenem Schatten, und lieſs darüber das wirkliche Stück Fleisch fallen, das nun auf immer für ihn verloren ging.

* * *

Schau erst zu, wonach du strebst, damit dich nicht ein Trugbild täusche! Und vergiſs nicht, daſs der Unersättliche, indem er immer noch mehr erwerben will, oft selbst das verliert, was er schon wirklich besaſs.

Die Wespen im Honigtopfe.

Ein ziemlich beträchtlicher Schwarm Wespen war in einen Honigtopf gekrochen, und lieſs es sich allda vortrefflich schmecken.

Doch jetzt, als sie wieder fortwollten, konnten sie sich nicht losreiſsen; denn die zähe Süssigkeit hatte Flügel und Füſse ihnen unbrauchbar gemacht. Nichts war gewisser, als ihr baldiges Ende; kläglich jammerten sie demselben entgegen.

Eine einzige hatte sich stets vorsichtig am Rande aufgehalten, hatte weniger genossen, aber auch nicht sich angeleimt. — „Ihr dauert mich, Schwestern," sprach sie, indem sie fortflog: „aber euch zu helfen geht über meine Kraft. Wahrlich, ihr hättet die Schwierigkeit des Herauskommens bedenken ſollen, bevor ihr ſo tief und ſo kühn hinein euch wagtet.«

* * *

Der Weg zum wollüſtigen Vergnügen iſt leicht; doch deſto ſchwerer fällt es, von ihm ſich loszureiſsen. Daran denke man vorher; denn nachher iſt es zu ſpät und fruchtlos.

Der Lahme und der Blinde.

Ein Lahmer und ein Blinder gingen zusammen über Land und kamen an einen tiefen Fluſs.

„Hier ist zwar, wie ich sehe," sprach der Erstere, „eine Fuhrt, aber auch in derselben ist das Wasser noch ziemlich hoch. Meine Kräfte sind zu schwach; ich wage mich nicht hindurch."

„Hätt' ich nur deine Augen," seufzte der Blinde, „meine Füſse wären wohl stark genug. Auch ein mäſsiges Wasser sollte mich nicht umwerfen. Aber ich fürchte mich seitwärts und auf Untiefen zu kommen."

„Weiſst du was?" rief freudig der Lahme: „nimm mich auf deine Schultern! Mein Auge soll dann dich leiten, wenn mich nur dafür deine Füſse tragen."

Der Blinde schlug ein, und sie kamen Beyde wohlbehalten an das jenseitige Ufer.

* * *

Nie hat ein Mensch Alles in sich vereint! — Aber suche die guten Eigenschaften deines Nächsten zu nutzen, und sey auch mit den deinigen dienstfertig gegen ihn; so ist oft Beyden geholfen.

Der Hase und die Schildkröte.

Der Hase verspottete einst die Schildkröte, ihrer Langsamkeit wegen. — „Die Natur," erwiederte diese, „hat mir freylich keinen schnellen Schritt verliehen; dennoch getraue ich mir wohl mit dir um die Wette zu laufen."

Mit Hohn und Scherz ward von dem Hasen dieser Vorschlag angenommen. Man bestimmte ein Ziel. Beyde machten sich zu gleicher Zeit auf den Weg. Und unermüdet kroch auf schnurgeradem Pfade die Schildkröte fort.

Ganz anders machte es der Hase! Um zu zeigen, wie sehr er seinen Mitwerber verachte, hüpfte er, bald rechts, bald links, und kam deſsungeachtet viel früher bis auf die Mitte des Wegs. Ermüdet von den vielen Ausschweiſungen legt' er allda sich nieder, um ein wenig zu schlummern. — „Ich kann ja doch," dacht' er bey sich selbst, „die Schildkröte mit drey oder vier Sprüngen wieder einholen!"

So schlief er ruhig, bis er von einem lauten Gelächter der Zuschauer erwachte. Jetzt wollte er sich hurtig aufraffen und an's Ziel eilen, als er — ó Schande! — die Schildkröte bereits an demselben erblickte.

* * *

Auch der Jüngling mit schwachen Geisteskräften verzage deſshalb nicht! Auch der Jüngling mit dem fähigsten Kopf trotze nicht bloſs auf ihn! -- Sobald Jener fleiſsig, und dieser leichtsinnig ist, ändert es sich im Verfolge gewaltig.

Der Allerliebst' vor alle Gäst',
Ich weiſs, daſs er mir eilends käm'.
Nun darf ich's ja nicht sagen dem,
Uns sieht ohn' dies der Nachbarn Hauf
Im ganzen Dorf gar spitzig d'rauf,
Und treiben mit uns ihr Geschrey,
Als trieben wir Buhlerey all' zwey,
Wiewohl 's wahr ist, und thut mir Zorn.
Ich hab's oft aus den Augen g'schwor'n
Mein'm Mann, noch will ihm der Argwohn,
Und die Eifersucht nicht vergohn,*)
Sieht mich oft sauer an, und spricht:
Der Hund geht mir um vor dem Licht,**)
Komm' ich einmal auf wahre That,
Ich will dein'n Balg dir striegeln glatt. —
Potz Tropf, er schleicht gleich selbst daher. —
Seyd mir willkomm'n, mein Herr Pfarrherr,
Wie seyd ihr hinten herein g'kommen?

Der bucklige ***Pfarrer*** *hinket hinein, und spricht:*

Ich hab' mir einen Umschweif g'nommen,
Bin übern Zaun gestiegen beym Stadel,***)
Denn du weiſst wohl, mein' liebe Madel,
Die laus'gen Bauern sehn uns d'rauf.
Als ich heut' früh vor Tag' stand auf,
Sah' ich ins Holz fahren dein'n Mann.

Die Bäuerin.

O mein Herr, wie recht habt ihr g'than,

---

*) vergehn. **) stellt sich mir ins Licht, hintergeht mich. ***) Scheune.

Das unvorsichtige Gelübde.

Einem Hirten war von der Trift, ohne daſs er recht begreifen konnte, wie? sein bestes Kalb verloren gegangen. Ueberall hatte er schon vergebens darnach gesucht; endlich wandte er sich zum Jupiter.

„Zeige mir den Dieb!“ rief er: „schicke mir ihn her, und ich will eine junge Ziege dir opfern.“

In eben dem Augenblicke stand der begehrte Dieb wirklich schon vor ihm, und war — ein Löwe mit noch blutigem Rachen.

Erschrocken, zitternd an allen Gliedern, warf der Hirte noch einmal vor dem Altare des Gottes sich nieder. — „Du hast mir den

Räuber herbeygeschafft," flehte er: „aber die Ziege soll sich in einen Stier verwandeln, wenn du ihn jetzt wieder von mir entfernst."

* * *

Ueberdenke ja, was du wünschest und bittest! Gewährung desselben dürfte oft für dich eine Strafe seyn.

Der Eber und der Wolf.

Der Eber wetzte seine Hauer an einer Eiche. — „Was machst du da?“ fragte ihn der Wolf, der vorüberging.

„Ich setze mich in Vertheidigungsstand,“ antwortete er, „wenn irgend ein Feind mich anfallen sollte.“

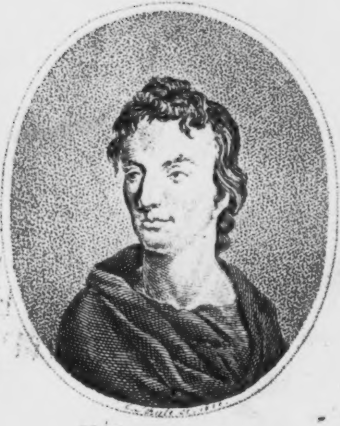
„Aber das, dünkt mich, hast du gerade jetzt nicht nöthig. Denn ich sehe ja nirgends etwas Besorgliches für dich.“

„Eben deſswegen,“ grunzte der Eber, „thu ich es jetzt; denn wenn der Feind schon da seyn sollte, dann ist es nicht mehr zum Wezzeu, sondern zum Fechten Zeit.“

* * *

In den Tagen der Ruhe bereite sich der Kluge stets auf die Tage der Widerwärtigkeit. Den Entschluſs erst in der Noth zu fassen, ist äusserst schwer und selten hinreichend.

So gibt es Völker, wo sie Söhne der Reichen und Adelichen dennoch ein Handwerk lernen, um, wenn ja ein Mangel sie treffen sollte, vor der Noth geborgen zu seyn.



F. SCHILLER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Ein und siebenzigstes Bändchen.
v. Schiller's auserlesene Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Schiller als Dichter.

Schillers Muse ist sehr reich an Mannichfaltigkeit. Bald sind seine Dichtungen mythologisch, bald didaktisch, bald lyrisch, bald epigrammatisch, bald gehören sie zur erzählenden Gattung. Doch bey aller Verschiedenheit des Stoffs, der Form und der Darstellung beherrscht ein eigenthümlicher, kräftiger, gehaltschwerer Geist das Ganze. — So selten auch die Erscheinung eines Dichters ist, welcher philosophischen Leichtsinn mit poetischer Darstellungskraft vereinigt, so finden wir uns doch oft in diesen Gedichten überrascht, einen scheinbar spröden und unfruchtbaren Stoff von der reichsten Fülle poetischen Lebens durchdrungen zu sehen. Denn nicht blos mit dem Gewande der Dichtkunst bekleidet, sondern wirklich durchdrungen und beseelt ist es hier. Der Tiefsinn hat auf dem Boden der Einbildungskraft Wurzel gefaſst und eine andere Natur angenommen.

Zwey Gegenstände sind es hauptsächlich, die den Dichter auf das lebhafteste beschäfti-

Denn mein Mann hat jetzt vor acht Tagen
Ein' feiste Sau ins Haus geschlagen,
Da müſst' ihr essen meine Würst'.
Auf daſs ihr dazu nicht erdürst't,
Will ich holen ein Viertel Wein',
Und wollen gutes Muthes seyn;
Mein Herr, setzt euch derweilen nieder.

Der Pfarrer.

Ja, du komm' aber eilends wieder,
Daſs nicht dein Mann komm' in das Haus,
Und dresch' mir den Hundshafer aus,
Denn er sieht mich so sauer an,
Wo er einmal thut bey mir gahn,
Trägt all'mal ein' verbotne Wehr',
Deshalben trau' ich ihm nicht mehr;
Er stecket voll tückischer List,
Sollt' mich wohl bläuen auf sein'm Mist.
Er hat mir das gar hart gedroht
Nächst da er mir das Haus verbot.

Die Bäuerin.

Herr, laſst euch die Zeit nicht lang seyn,
Ich bring' bald Semmel, Würst' und Wein.

Die Bäuerin geht ab.

Der Pfarrer redet mit sich selbst, und spricht:

Und wenn halt jetzt der Bauer käm',
Und mich etwa beym Halse nähm',
Und setzet mir ein' alte Schmurrn, *)

---

*) Schmarre.

gen: das Wunderbare des menschlichen Lebens, und das Weben der Kunst. Oft paart er beydes und eröffnet uns in der Betrachtung des letztern weite, erhebende Aussichten in die Gesetze, welche das Leben, ja die Welt überhaupt, regieren. Zuverlässig ist nie über das Wesen der Künste etwas tiefer Gedachtes in beseelteren Worten gesungen, nie sind die tiefsten Geheimnisse der Poesie durch sie selbst auf eine glänzendere Weise dargestellt worden. Ein Commentar über diese Gedichte würde eine Theorie der Kunst seyn, und man würde mit Bewunderung entdecken, daſs die Gesetze, welche sie aufstellen, dieselben sind, denen sie ihre Entstehung verdanken.

Die Sprache in Schillers Gedichten ist, in den kleinsten wie in den gröſsten, gewählt, edel, bilderreich und von einem unnachahmlichen Wohlklange. In einigen ist sie so durchsichtig und klar, daſs man Schillers Character in ihnen verkennen würde, wenn er sich nicht durch die Tiefe und Gröſse seiner Ideen kundbar machte. Die Versification ist in den mehresten Stücken leicht und fortreiſsend, und in den gröſsern Gedichten von einer Fülle, Stärke und Vollendung, die nicht übertroffen werden dürften. So wirkt hier alles zusammen, um das Gefühl einer vollkommnen Freyheit des Gemüths zu wecken. Leicht und willig scheint sich der Stoff der Ueberlegenheit des Genius zu fügen, und die schöpferische Kraft seines Willens allein scheint die wundersamsten Gebäude der Poesie hervorgezaubert, geordnet und mit dem Zauber eines idealischen Glanzes bekleidet zu haben. —

Diese Taschenausgabe enthält fast die Hälfte aller Schillerschen Gedichte. Man darf annehmen, daſs sie lauter Meisterstücke in sich faſst. Der Herausgeber hat sie chronologisch geordnet und dadurch den Leser in den Stand gesetzt, dem Genius des Dichters besser folgen zu können. Der Abdruck ist correct, und das vorgesetzte Inhaltsverzeichniſs wird das Auffinden sehr erleichtern. Wenn diese Ausgabe dazu beyträgt, daſs Schillers Gedichte jedem Deutschen Herzen sich immer mehr einprägen, daſs man sie öfter in dem Munde des Volkes hört, so ist die Hauptabsicht der Unternehmer vollkommen erreicht.

Die Biographie des Dichters befindet sich in N°. 5. unsrer Etui-Bibliothek. —

Inhalt.

Seite
An Minna, 1782. 135
Die Bürgschaft, 1798. 189
Die Entzückung, an Laura, 1782. . . . 129
Die Erwartung, 1796. 176
Phantasie an Laura, 1782. 9
Die berühmte Frau, 1788. 146
An die Freude, 1785. 13
Der Gang nach dem Eisenhammer, 1797. 70
Das Geheimniſs der Reminiscenz, 1782. 131
Die Götter Griechenlands, 1788. . . . 19
Die Gröſse der Welt, 1782. 7
Der Handschuh, 1797. 185
Die Ideale, 1795. 154

Seite
Das Ideal und das Leben, 1795. 159
Der Kampf mit dem Drachen, 1798. . 98
Die Kindesmörderin, 1782. 1
Die Kraniche des Ibycus, 1797. . . . 90
Die Künstler, 1789. 28
Das Lied von der Glocke, 1799. . . . 111
Pegasus im Joche, 1795. 167
Pompeji und Herculanum, 1796. . . . 180
Resignation, 1786. 141
Die Schlacht, 1782. 137
Der Spaziergang, 1795. 49
Der Tanz, 1795. 173
Der Taucher, 1797. 81
Die Worte des Glaubens, 1797. . . . 68
Würde der Frauen, 1795. 84

Die Kindesmörderin.

Horch — die Glocken hallen dumpf zusammen,
  Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf.
Nun, so sey's denn! — Nun, in Gottes Namen!
  Grabgefährten brecht zum Richtplatz auf!
Nimm, o Welt, die letzten Abschiedsküsse!
  Diese Thränen nimm, o Welt, noch hin!
Deine Gifte — o sie schmeckten süsse! —
  Wir sind quitt, du Herzvergifterin!

Fahret wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
  Gegen schwarzen Moder umgetauscht!
Fahre wohl, du Rosenzeit voll Wonne,
  Die so oft das Mädchen lustberauscht;
Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume,
  Paradieseskinder, Phantasie'n!
Weh! sie starben schon im Morgenkeime,
  Ewig nimmer an das Licht zu blühn.

Schön geschmückt mit rosenrothen Schleifen
  Deckte mich der Unschuld Schwanenkleid;
In der blonden Locken loses Schweifen
  Waren junge Rosen eingestreut.
Wehe! — die Geopferte der Hölle
  Schmückt noch jetzt das weiſsliche Gewand;
Aber ach! — der Rosenschleifen Stelle
  Nahm ein schwarzes Todtenband.

Weinet um mich, die ihr nie gefallen,
  Denen noch der Unschuld Lilien blühn,
Denen zu dem weichen Busenwallen
  Heldenstärke die Natur verliehn!
Wehe! — menschlich hat dies Herz empfunden.
  Und Empfindung soll mein Richtschwert seyn?
Weh! vom Arm des falschen Manns umwunden
  Schlief Louisens Tugend ein.

Ach, vielleicht umflattert eine and're,
  Mein vergessen, dieses Schlangenherz,
Ueberflieſst, wenn ich zum Grabe wand're,
  An dem Putztisch in verliebtem Scherz!
Spielt vielleicht mit seines Mädchens Locke,
  Schlingt den Kuſs, den sie entgegenbringt,
Wenn verspritzt auf diesem Todesblocke
  Hoch mein Blut vom Rumpfe springt.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
  Folge dir Louisens Todtenchor,
Und des Glockenthurmes dumpfes Heulen
  Schlage schrecklichmahnend an dein Ohr! —
Wenn von eines Mädchens weichem Munde
  Dir der Liebe sanft Gelispel quillt,
Bohr' es plötzlich eine Höllenwunde
  In der Wollust Rosenbild!

Ha, Verräther! Nicht Louisens Schmerzen?
  Nicht des Weibes Schande, harter Mann?
Nicht das Knäblein unter meinem Herzen?
  Nicht was Löw' und Tiger schmelzen kann?
Seine Segel fliegen stolz vom Lande.
  Meine Augen zittern dunkel nach;
Um die Mädchen an der Seine Strande
  Winselt er sein falsches Ach!

Und das Kindlein — in der Mutter Schooſse
  Lag es da in süſser, gold'ner Ruh,
In dem Reiz der jungen Morgenrose
  Lachte mir der holde Kleine zu,
Tödtlichlieblich sprach aus allen Zügen
  Sein geliebtes, theures Bild mich an,
Den beklomm'nen Mutterbusen wiegen
  Liebe und — Verzweiflungswahn.

Weib, wo ist mein Vater? lallte
Seiner Unschuld stumme Donnersprach';
Weib, wo ist dein Gatte? hallte
Jede Saite meines Herzens nach —
Weh', umsonst wirst Waise du ihn suchen,
Der vielleicht schon andre Kinder herzt;
Wirst der Stunde uns'res Glückes fluchen,
Wenn dich einst der Name Bastard schwärzt.

Deine Mutter — o im Busen Hölle!
Einsam sitzt sie in dem All der Welt,
Durstet ewig an der Freudenquelle,
Die dein Anblick fürchterlich vergällt!
Ach, mit jedem Laut von dir erklingen
Schmerzgefühle des vergang'nen Glücks,
Und des Todes bittre Pfeile dringen
Aus dem Lächeln deines Kinderblicks.

Hölle, Hölle, wo ich dich vermisse;
Hölle, wo mein Auge dich erblickt;
Eumenidenruthen deine Küsse,
Die von seinen Lippen mich entzückt.
Seine Eide donnern aus dem Grabe wieder,
Ewig, ewig würgt sein Meineid fort,
Ewig — hier umstrickte mich die Hyder —
Und vollendet war der Mord.

Dürſt' ich dennoch darum nicht murr'n,
Dürſt' ihn beym Pfleger nicht verklagen,
Und müſst' gleich diese Schmarre tragen,
Und müſst's stillschweigend in mich ſressen.
Ich bin zwar mit ein'm Narren besessen,
Daſs ich weit lauf' nach Huren aus,
Hab' doch selbst eine in dem Haus'.

Die ***Bäuerin*** *bringt Würste, Semmel und Wein, und spricht:*

Nun eſst und trinkt, seyd guter Ding',
Und sorgt nicht, daſs uns misseling',
Vor Nachtes kommet nicht mein Mann.

Der Pfaff.

Hör', wer thut durch den Garten gahn?
Ich hör' klingen ein' Kühglocken.

Die ***Bäuerin*** *geht, schaut, und spricht:*

Mein Herr, seyd nicht so gar erschrocken,
Es geht ein Bettelmann herein,
Es wird ein ſahrender Schüler seyn.

Der Pfaff.

So gib ihm rasch, und laſs ihn gehn,
Daſs er nicht lang' thu' hinnen stehn.

Der ***fahrende Schüler*** *kommt, und spricht:*

O Mutter, gib dein' milde Steu'r
Mir armen ſahrenden Schüler heu'r,
Denn ich sammle mit diesen Dingen,
Daſs ich mein' erste Mess' mög' singen.

Joseph! Joseph! auf entfernte Meilen
Jage dir der grimme Schatten nach,
Mög' mit kalten Armen dich ereilen,
Donn're dich aus Wonneträumen wach!
Im Geflimmer sanfter Sterne zucke
Dir des Kindes grasser Sterbeblick,
Es begegne dir im blut'gen Schmucke,
Geisle dich vom Paradies zurück!

Seht! da lag's entseelt zu meinen Füſsen; —
Kalt hinstarrend, mit verworr'nem Sinn
Sah ich seines Blutes Ströme flieſsen,
Und mein Leben floſs mit ihm dahin: —
Schrecklich pocht schon des Gerichtes Bote,
Schrecklicher mein Herz!
Freudig eil' ich, in dem kalten Tode
Auszulöschen meinen Flammenschmerz.

Joseph! Gott im Himmel kann verzeihen;
Dir verzeiht die Sünderin!
Meinen Groll will ich der Erde weihen:
Schlage, Flamme, durch den Holzstoſs hin! —
Glücklich! Glücklich! Seine Briefe lodern,
Seine Eide friſst ein siegend Feu'r;
Seine Küsse! wie sie hochauf lodern! —
Was auf Erden war mir einst so theu'r?

Trauet nicht den Rosen eurer Jugend!
  Trauet, Schwestern, Männerschwüren nie!
Schönheit war die Falle meiner Tugend:
  Auf der Richtstatt hier verfluch' ich sie!—
Zähren? Zähren in des Würgers Blicken?
  Schnell die Binde um mein Angesicht!
Henker, kannst du keine Lilie knicken?
  Bleicher Henker, zittre nicht!

Die Gröſse der Welt.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug, —
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf', wo kein Hauch mehr weht',
Und der Markstein der Schöpfung steht.

Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehn,
Sah sie spielen
Nach den lockenden Zielen;
Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon — sternenleer.

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur' ich muthiger fort, nehme den Flug des Lichts
Neblicht trüber
Himmel an mir vorüber;
Weltsysteme, Fluthen im Bach,
Strudeln dem Sonnenwanderer nach.

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen — „Halt an! Waller, was suchst du hier?
„„Zum Gestade
Seiner Welt meine Pfade!
Segle hin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.““

„Steh! du segelst umsonst; — vor dir Unendlichkeit!“
„„Steh! du segelst umsonst — Pilger auch hinter mir! —
Senke nieder
Adlergedank', dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein muthloses Anker hie!““

Phantasie an Laura.

Meine Laura! Nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reiſst,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und gleich Kindern um die Mutter hüpfend,
Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den gold'nen Strahlenregen
Jedes rollende Gestirn,
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung,
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie.
Sphären in einander lenkt die Liebe;
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Urwerk der Naturen, —
Trümmernd aus einander springt das All;
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Tilg' die Göttin aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod;
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küsset,
Purpurflammen auf die Wangen geuſst?
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Fiebrisch wild mein Blut von hinnen reiſst?

Aus den Schranken schwellen alle Sehnen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper überstürzen,
Lodern Seelen in vereinter Gluth:

Gleich allmächtig, wie dort in der todten
  Schöpfung ew'gem Federtrieb,
Herrscht im arachneischen Gewebe
  Der empfindenden Natur die Lieb'.

Siehe Laura, Fröhlichkeit umarmet
  Wilder Schmerzen Ueberschwung;
An der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
  Starrende Verzweifelung.

Schwesterliche Wollust mildert
  Düstrer Schwermuth Schauernacht,
Und, entbunden von den gold'nen Kindern,
  Stralt des Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
  Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlen unsre Laster;
  Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
  Scham und Reu', das Eumenidenpaar;
Um der Gröſse Adlerflügel windet
  Sich verräth'risch die Gefahr;

Mit dem Stolze pflegt der Sturz zu tändeln,
Um das Glück zu klammern sich der Neid,
Ihrem Bruder Tode beyzuspringen,
Off'nen Armes, Schwester Lüsternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit;
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hör' ich das Orakel sprechen,
Einstens hascht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut,

Eine schönere Aurora röthet,
Laura, dann auch uns'rer Liebe sich,
Die so lang' als jener Brautnacht dauert:
Laura! Laura! freue dich!

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
  Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
  Himmlische, dein Heiligthum!
Deine Zauber binden wieder,
  Was die Mode streng getheilt:
Alle Menschen werden Brüder,
  Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seyd umschlungen Millionen!
  Diesen Kuſs der ganzen Welt!
  Brüder — überm Sternenzelt
Muſs ein lieber Vater wohnen!

Wem der groſse Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund; —
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

Chor.

Was den groſsen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod:
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Der Pfaff.

Du sammelst leicht zu einem Schalk:
Heb' dich hinaus, du Lasterbalg.

Der fahrende Schüler.

Mein Herr, von wegen aller Buhler,
Steuert mir armen fahrenden Schuler,
Der ich im Land' hin und her fahr'.

Der Pfaff.

Du wirst so lang' fahren fürwahr,
Bis du zuletzt fährst an den Galgen.

Der fahrende Schüler.

Mein Herr, ich kann mit euch nicht balgen,
Sondern mir ein paar Kreuzer leiht;
Und wenn ich einmal werd' geweiht,
Möcht' ich euer Kapelan wer'n.

Der Pfarrer.

Man muſs dir vor ein' Platte scheer'n
Da drauſsen auf dem Rabenstein;
Du stür'st um auf dem Land' gemein,
Thust nichts, denn die Bau'rn beſcheiſsen,
Mit Lüg'n und list'gem Maulaufreiſsen,
Und stiehlst ein wenig auch dazu,
Was nicht will gehn, das trägest du,
Als Flachs, Eyer, Schmalz und auch Käs'.

Der fahrende Schüler.

Ach, mein Herr, seyd mir nicht so bös',
Ich bin ja auch ein guter Schlucker.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahndest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn überm Sternenzelt!
Ueber Sternen muſs er wohnen.

Freude heiſst die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der groſsen Weltenuhr:
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen!

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an;
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.

Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn;
Durch den Riſs gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beſsre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein groſser Gott belohnen!

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's ihnen gleich zu seyn!
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreu'n!
Groll und Rache sey vergessen,
Unserm Todfeind sey verziehn;
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn!

Chor.

Unser Schuldbuch sey vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kanibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist!
Laſst den Schaum zum Himmel spritzen!
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwor'nen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen, —
Brüder, gält es Gut und Blut. —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schlieſst den heil'gen Zirkel dichter!
Schwört bey dieſem gold'nen Wein
Dem Gelübde treu zu ſeyn;
Schwört es bey dem Sternenrichter!

Die Götter Griechenlands.

Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
An der Freude leichtem Gängelband
Glücklichere Menschenalter führtet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland,
Ach! da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtkunst malerische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,
Durch die Schöpfung floſs da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
Un der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur:
Alles wies den eingeweihten Blicken
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen,
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät.
Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas starb mit jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wand sich einst um Hilfe;
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein;
Syrinx Klage tönt' aus jenem Schilfe
Philomelens Schmerz in diesem Hayn.
Jener Bach empfing Demeters Zähre,
Die sie um Persephonen geweint,
Und von diesem Hügel rief Cythere,
Ach, vergebens! ihrem schönen Freund.

Zu Deukalions Geschlechte stiegen
Damals noch die Himmlischen herab;
Pyrrha's schöne Tochter zu besiegen,
Nahm Hyperion den Hirtenstab.
Zwischen Menschen, Göttern und Heroën
Knüpfte Amor einen schönen Bund:
Sterbliche mit Göttern und Heroën
Huldigten in Amathunt.

Betend an der Grazien Altären
Kniete da die holde Priesterin,
Sandte stille Wünsche an Cytheren
Und Gelübde an die Charitinn.
Hoher Stolz, auch droben zu gebieten,
Lehrte sie den göttergleichen Rang,
Und des Reizes heil'gen Gürtel hüten,
Der den Donn'rer selbst bezwang.

Himmlisch und unsterblich war das Feuer,
Das in Pindars stolzen Hymnen floſs,
Niederströmte in Arions Leyer,
In den Stein des Phidias sich goſs.
Beſsre Wesen, edlere Gestalten
Kündigten die hohe Abkunft an.
Götter, die vom Himmel niederwallten,
Sahen hier ihn wieder aufgethan.

Werther war von eines Gottes Güte,
Theurer jede Gabe der Natur,
Unter Iris schönem Bogen blühte
Reizender die perlenvolle Flur.
Prangender erschien die Morgenröthe
In Himerens rosigtem Gewand,
Schmelzender erklang die Flöte
In des Hirten Gottes Hand.

Liebenswerther mahlte sich die Jugend,
Blühender in Ganymeda's Bild,
Heldenkühner, göttlicher die Tugend
Mit Tritoniens Medusenschild.
Sanfter war, da Hymen es noch knüpfte,
Heiliger der Herzen ew'ges Band,
Selbst des Lebens zarter Faden schlüpfte
Weicher durch der Parzen Hand.

Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger,
Und der Panther prächtiges Gespann
Meldeten den groſsen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn springen rasende Mänaden,
Ihre Tänze loben seinen Wein,
Und die Wangen des Bewirthers laden
Lustig zu dem Becher ein.

Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoſs,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das ihm Busen des Geschöpfes floſs,
Nennt der Meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt.

Eure Tempel lachten gleich Palästen,
Euch verherrlichte das Heldenspiel
An des Isthmus kronenreichen Festen,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geschlung'ne seelenvolle Tänze
Kreisten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe schmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Seiner Güter schenkte man das Beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudentaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhabnen Wirth.
Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein entsagen — was ihn feyern kann.

Damals trat kein gräſsliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuſs
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Still und traurig senkt' ein Genius
Seine Fackel. Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Nothwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleyer sanfter Menschlichkeit.

Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar.
Selbst des Orcus strenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers seelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiens Haynen wieder an;
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker seine Bahn:
Orpheus Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Waffen Philoktet.

Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verlieſs,
Jeder Wonne hab ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken,
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.

Der Pſarrer.

Du biſt ein rechter Beutelrucker, *)
Heb' dich 'naus, hab' dir Drüs' und Beul'n!

Der ſahrende Schüler.

Mein Herr, thut nicht ſo auf mich mäul'n, **)
Gebt mir armen Schüler eure Steu'r.

Die Bäuerin stöst ihn, und ſpricht:

Heb' dich 'naus, hab' dir das blau Feu'r,
Du unverständ'ger grober Büſſel,
Du ſauler Streicher und du Schlüſſel,
Und laſs mich friedsam in mein'm Haus'.

Der ſahrende Schüler.

Nun, ich will ja gern gehn hinaus,
Doch, ſag' ich euch bey meinen Treuen,
Der Hochmuth wird euch beyde reuen.
(für ſich.)
Ich will mich in dem Haus' verſtell'n, ***)
Und ſehen, was ſie machen wöll'n
Heimlich, in ein'm Winkel verborgen,
Kommt der Bauer heut' oder morgen,
Ich will anrichten ein ſeines Spiel,
Mich redlich an ihn'n rächen will.
Der ſahrende Schüler geht ab.

Der Pſarrer.

Geh', ſperr' die Hausthür' eben zu,

---

*) Beutelſchneider, Spitzbube. **) brummen, ſchmählen. ***) heimlich wohin ſtellen.

Höh're Preiſe ſtärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvollen Bahn:
Groſser Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan;
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte ſich der Götter ſtille Schaar;
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo biſt du? — Kehre wieder,
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine goldne Spur.
Ausgeſtorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt ſich meinem Blick,
Ach! von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb nur das Gerippe mir zurück.

Alle jene Blüthen ſind gefallen
Von des Nordes winterlichem Wehn.
Einen zu bereichern, unter allen,
Muſste dieſe Götterwelt vergehn.
Traurig ſuch' ich an dem Sternenbogen,
Dich, Selene, find' ich dort nicht mehr:
Durch die Wälder ruf' ich, durch die Wogen,
Ach! ſie wiederhallen leer!

Unbewuſst der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Trefflichkeit,
Nie gewahr des Armes, der sie lenket,
Reicher nie durch meine Dankbarkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eignes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müſsig kehrten zu dem Dichterlande
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die entwachsen ihrem Gängelbande
Sich durch eignes Schweben hält.

Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh sich Wesen um ihn freuten,
Selig, im entvölkerten Gefild,
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen,
Jenem Gotte, den sein Marmor preist,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben Dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich danieder schlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! dir
Nachzuringen, gib mir Flügel, Waagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält,
Ihre sanft're Schwester sende nieder,
Spare jene für die andre Welt!

Der Künstler.

Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
In edler stolzer Männlichkeit,
Mit aufgeschloſsnem Sinn, mit Geistesfülle,
Voll milden Ernsts, in thatenreicher Stille,
Der reiſste Sohn der Zeit;
Frey durch Vernunft, stark durch Gesetze,
Durch Sanftmuth groſs, und reich durch Schätze,
Die lange Zeit dein Busen dir verschwieg;
Herr der Natur, die deine Fesseln liebet,
Die deine Kraft in tausend Kämpfen übet,
Und prangend unter dir aus der Verwild'rung stieg!

Berauscht von dem errung'nen Sieg,
Verlerne nicht die Hand zu preisen,
Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden verlaſs'nen Waisen
Des wilden Zufalls Beute fand,
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im Stillen zugekehrt,
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt;
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies,
Und das Geheimniſs der erhab'nen Tugend
In leichten Räthseln dich errathen lieſs;
Die, reifer nur ihn wieder zu empfangen,
In fremde Arme ihren Liebling gab:
O falle nicht mit ausgeartetem Verlangen
Zu ihren niedern Dienerinnen ab!
Im Fleiſs kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer seyn,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern;
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniſs Land:
An höhern Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reitze der Verstand.

Was bey dem Saitenklang der Musen
Mit süſsem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Groſsen
Voraus geoffenbart dem kindischen Verstand.
Ihr holdes Bild hieſs uns die Tugend lieben;
Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch ein Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüthen langsam treibt;
Eh' vor des Denkers Geist der kühne
Begriff des ew'gen Raumes stand,
Wer sah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend schon empfand?

Die, eine Glorie von Orionen
Um's Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Gefloh'n auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone,
Steht sie — als Schönheit vor uns da.

Der Anmuth Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, daſs Kinder sie verstehn;
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst alt Wahrheit uns entgegen gehn.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieſs;
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm
wandten,
Schloſs sie, die Menschliche, allein
Mit dem Verlassenen, Verbannten
Groſsmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie, mit gesenktem Fluge,
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und mahlt mit lieblichem Betruge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Als in den weichen Armen dieser Amme
Die zarte Menschheit noch geruht,
Da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
Da rauchte kein unschuldig Blut.
Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit.

Die ihrem keuschen Dienste leben
Versucht kein nied're Trieb, bleicht kein Geschick;
Wie unter heilige Gewalt gegeben
Empfangen sie das reine Geisterleben,
Der Freyheit süſses Recht, zurück.

Glückselige, die sie — aus Millionen
Die reinsten — ihrem Dienst geweiht,
In deren Brust sie würdigte zu thronen,
Durch deren Mund die Mächtige gebeut,
Die sie auf ewig flammenden Altären
Erkohr, das heil'ge Feuer ihr zu nähren,
Vor deren Aug' allein sie hüllenlos erscheint,
Die sie in sanftem Bund um sich vereint!
Freut euch der ehrenvollen Stufe,
Worauf die hohe Ordnung euch gestellt!
In die erhab'ne Geisterwelt
War't ihr der Menschheit erste Stufe!

Eh' ihr das Gleichmaſs in die Welt gebracht,
Dem alle Wesen freudig dienen —
Ein unermeſs'ner Bau, im schwarzen Flor der Nacht,
Nächst um ihn her, mit mattem Strahl beschienen,
Ein streitendes Gestaltenheer,
Die seinen Sinn in Sclavenbanden hielten,

Und ungesellig, rauh wie er,
Mit tausend Kräften auf ihn zielten,
— So stand die Schöpfung vor dem Wilden.
Durch der Begierde blinde Fessel nur
An die Erscheinungen gebunden,
Entfloh ihm, ungenossen, unempfunden,
Die schöne Seele der Natur.

Und wie sie fliehend jetzt vorüberfuhr,
Ergriffet ihr die nachbarlichen Schatten
Mit zartem Sinn, mit stiller Hand,
Und lerntet in harmon'schem Band
Gesellig sie zusammen gatten.
Leichtschwebend fühlte sich der Blick
Vom schlanken Wuchs der Ceder aufgezogen,
Gefällig strahlte der Kristall der Wogen
Die hüpfende Gestalt zurück.
Wie konntet ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hülfreich entgegen kam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.
Von ihrem Wesen abgeschieden,
Ihr eignes liebliches Phantom,
Warf sie sich in den Silberstrom,
Sich ihrem Räuber anzubieten.
Die schöne Bildkraft ward in eurem Busen wach.

Zu edel schon, nicht müssig zu empfangen,
Schuft ihr im Sand — im Thon den holden
Schatten nach,
Im Umriſs ward sein Daseyn aufgefangen.
Lebendig regte sich des Wirkens süſse Lust —
Die erste Schöpfung trat aus eurer Brust.

Von der Betrachtung angehalten,
Von eurem Späheraug' umstrickt,
Verriethen die vertraulichen Gestalten
Den Talisman, wodurch sie euch entzückt.
Die wunderwirkenden Gesetze,
Des Reizes ausgeforschte Schätze
Verknüpfte der erfindende Verstand
Im leichten Bund in Werken eurer Hand.
Der Obeliske stieg, die Pyramide,
Die Herme stand, die Säule sprang empor,
Des Waldes Melodie floſs aus dem Haberrohr,
Und Siegesthaten lebten in dem Liede.

Das schönste einer Blumenflur
Mit weiser Wahl in einen Straus gebunden,
So trat die erste Kunst aus der Natur;
Jetzt werden Sträuſse schon in einen Kranz
gewunden,
Und eine zweyte höh're Kunst erstand
Aus Schöpfungen der Menschenhand.

Daſs nicht ein jeder Bettler thu'
Uns überlaufen in der Stuben.

Die Bäuerin.

Habt ihr nicht gehört von dem Buben,
Wie er die Hausthür' hat eing'schlagen?

Der Pfarrer.

Ey, das wär' recht; nun wollen wir's wagen,
Essen, trinken, und fröhlich seyn.
Mein Mäd'l! es gilt dir so viel Wein.

Der Pfaff will trinken; der Bauer klopft an.

Der Pfaff hört auf, und spricht:

Potz Leichnam, Mäd'l, wer klopſt d'raus
So ungestüm an deinem Haus'?

Die Bäuerin geht, schaut, und spricht

Potz Leichnam Angst, es ist mein Mann,
Wie soll'n wir unsern Dingen thun?

Der Pfaff.

Potz Quirin Marter, wo soll ich hin?

Die Bäuerin.

Mein lieber Herr, bald schleifet in
Den Ofen, so will unterm Parn
Den Wein, Semmel und Würst' bewahr'n.
Und sobald heut' entschläſt mein Monn,*)
Will ich euch helfen wohl davon.

Der Pfaff läuft hinaus, die Frau thut auf

---

*) Mann.

Das Kind der Schönheit, sich allein genug,
Vollendet schon aus eurer Hand gegangen,
Verliert die Krone, die es trug,
Sobald es Wirklichkeit empfangen.
Die Säule muſs, dem Gleichmaſs unterthan,
An ihre Schwestern nachbarlich sich schlieſsen,
Der Held im Heldenheer zerflieſsen;
Des Mäoniden Harfe stimmt voran.

Bald drängten sich die staunenden Barbaren
Zu diesen neuen Schöpfungen heran.
Seht, riefen die erfreuten Schaaren,
Seht an, das hat der Mensch gethan!
In lustigen geselligeren Paaren
Riſs sie des Sängers Leyer nach,
Der von Titanen sang und Riesenschlachten,
Und Löwentödtern, die, so lang der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum erstenmal genieſst der Geist,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reiſst,
Die im Genusse nicht verscheiden.

Jetzt wand sich von dem Sinnenschlafe
Die freye schöne Seele los,

Durch euch entfesselt sprang der Sklave
Der Sorge in der Freude Schoos.
Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.
Jetzt stand der Mensch, und wieſs den Sternen
Das königliche Angesicht,
Schon dankte nach erhab'nen Fernen
Sein sprechend Aug' dem Sonnenlicht.
Das Lächeln blühte auf der Wange,
Der Stimme seelenvolles Spiel
Entfaltete sich zum Gesange,
Im feuchten Auge schwamm Gefühl,
Und Scherz mit Huld in anmuthsvollem Bunde
Entquollen dem beseelten Munde.

Begraben in des Wurmes Triebe,
Umschlungen von des Sinnes Lust,
Erkanntet ihr in seiner Brust
Den edlen Keim der Geisterliebe,
Daſs von des Sinnes niederm Triebe
Der Liebe beſsrer Keim sich schied,
Dankt er dem ersten Hirtenlied.
Geadelt zur Gedankenwürde
Floſs die verschämtere Begierde
Melodisch aus des Sängers Mund.

Sanft glühten die bethauten Wangen,
Das überlebende Verlangen
Verkündigte der Seelen Bund.

Der Weisen Weisestes, der Milden Milde,
Der Starken Kraft, der Edlen Grazie,
Vermähltet ihr in Einem Bilde
Und stelltet es in eine Glorie.
Der Mensch erbebte vor dem Unbekannten,
Er liebte seinen Wiederschein;
Und herrliche Heroen brannten
Dem groſsen Wesen gleich zu seyn.
Den ersten Klang vom Urbild alles Schönen
Ihr lieſset ihn in der Natur ertönen.

Der Leidenschaften wilden Drang,
Des Glückes regellose Spiele,
Der Pflichten und Instincte Zwang
Stellt ihr mit prüfendem Gefühle,
Mit strengem Richtscheid nach dem Ziele.
Was die Natur auf ihrem groſsen Gange
In weiten Fernen auseinander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Gesange
Der Ordnung leicht gefaſstes Glied.
Vom Eumenidenchor geschrecket,
Zieht sich der Mord, auch nie entdecket,
Das Loos des Todes aus dem Lied.

Lang, eh die Weisen ihren Ausspruch wagen,
Löst eine Ilias des Schicksals Räthselfragen
Der jugendlichen Vorwelt auf;
Still wandelte von Thespis Wagen
Die Vorsicht in den Weltenlauf.

Doch in den groſsen Weltenlauf
Ward euer Ebenmas zu früh getragen
Als des Geschickes dunkle Hand,
Was sie vor eurem Auge schnürte,
Vor eurem Aug' nicht auseinander band,
Das Leben in die Tiefe schwand
Eh es den schönen Kreis vollführte —
Da führtet ihr aus kühner Eigenmacht
Den Bogen weiter durch der Zukunft Nacht:
Da stürztet ihr euch ohne Beben
In des Avernus schwarzen Ocean,
Und trafet das entfloh'ne Leben
Jenseits der Urne wieder an:
Da zeigte sich mit umgestürztem Lichte,
An Castor angelehnt, ein blühend Polluxbild;
Der Schatten in des Mondes Angesichte,
Eh sich der schöne Silberkreis erfüllt.

Doch höher stets, zu immer höhern Höhen
Schwang sich das schaffende Genie.

Schon sieht man Schöpfungen aus Schöpfungen
erstehen,
Aus Harmonien Harmonie.
Was hier allein das trunkne Aug' entzückt,
Dient unterwürfig dort der höhern Schöne:
Der Reiz, der diese Nymphe schmückt,
Schmilzt sanft in eine göttliche Athene;
Die Kraft, die in des Ringers Muskel schwillt,
Muſs in des Gottes Schönheit lieblich schweigen;
Das Staunen seiner Zeit, das stolze Jovisbild
Im Tempel zu Olympia sich neigen.

Die Welt, verwandelt durch den Fleiſs,
Das Menschenherz, bewegt von neuen Trieben,
Die sich in heiſsen Kämpfen üben,
Erweitern euren Schöpfungskreis;
Der fortgeschrittne Mensch trägt auf erhob'nen
Schwingen
Dankbar die Kunst mit sich empor,
Und neue Schönheitswelten springen
Aus der bereicherten Natur hervor.
Des Wissens Schranken gehen auf,
Der Geist, in euren leichten Siegen
Geübt, mit schnell gezeitigtem Vergnügen
Ein künstlich All von Reizen zu durcheilen,
Stellt der Natur entlegenere Säulen,
Ereilet sie auf ihrem dunkeln Lauf.

Jetzt wägt er sie mit menschlichen Gewichten,
Miſst sie mit Masen, die sie ihm geliehn;
Verständlicher in seiner Schönheit Pflichten
Muſs sie an seinem Aug' vorüber ziehn,
In selbstgefäll'ger jugendlicher Freude
Leiht er den Sphären seine Hormonie
Und preiset er das Weltgebäude,
So prangt es durch die Symmetrie.

In allem, was ihn jetzt umlebet,
Spricht ihn das holde Gleichmas an,
Der Schönheit goldner Gürtel webet
Sich mild in seine Lebensbahn;
Die selige Vollendung schwebet
In euren Werken siegend ihm voran.
Wohin die laute Freude eilet,
Wohin der stille Kummer flieht,
Wo die Betrachtung denkend weilet,
Wo er des Elends Thränen sieht,
Wo tausend Schrecken auf ihn zielen,
Folgt ihm ein Harmonienbach,
Sieht er die Huldgöttinnen spielen
Und ringt in still verfeinerten Gefühlen
Der lieblichen Begleitung nach.
Sanft, wie des Reizes Linien sich winden,
Wie die Erscheinungen um ihn
In weichem Umriſs in einander schwinden,

Flieht seines Lebens leichter Hauch dahin.
Sein Geist zerrinnt im Harmonieenmeere,
Das seine Sinne wollustreich umflieſst.
Und der hinschmelzende Gedanke schlieſst
Sich still an die allgegenwärtige Cythere.
Mit dem Geschick in hoher Einigkeit,
Gelassen hingestürzt auf Grazien und Musen,
Empfängt er das Geschoſs, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Busen
Vom sanften Bogen der Nothwendigkeit.

Vertraute Lieblinge der sel'gen Harmonie,
Erfreuende Begleiter durch das Leben,
Das edelste, das Theuerste, was sie,
Die Leben gab, zum Leben uns gegeben!
Daſs der entjochte Mensch jetzt seine Pflichten denkt;
Die Fessel liebet, die ihn lenkt,
Kein Zufall mehr mit eh'rnem Zepter ihm gebeut,
Dies dankt euch — eure Ewigkeit,
Und ein erhab'ner Lohn in eurem Herzen.
Daſs um den Kelch, worinn uns Freyheit rinnt,
Der Freude Götter lustig scherzen,
Der holde Traum sich lieblich spinnt,
Dafür seyd liebevoll umfangen!

Dem prangenden, dem heitern Geist,
Der die Nothwendigkeit mit Grazie umzogen,
Der seinen Aether, seinen Sternenbogen
Mit Anmuth uns bedienen heiſst,
Der, wo er schreckt, noch durch Erhabenheit entzücket,
Und zum Verheeren selbst sich schmücket,
Dem groſsen Künstler ahmt ihr nach.
Wie auf dem spiegelhellen Bach
Die bunten Ufer tanzend schweben,
Das Abendroth, das Blüthenfeld,
So schimmert auf dem dürſt'gen Leben
Der Dichtung muntre Schattenwelt.
Ihr führet uns im Brautgewande
Die fürchterliche Unbekannte,
Die unerweichte Parze vor,
Wie eure Urnen die Gebeine,
Deckt ihr mit holdem Zauberscheine
Der Sorgen schauervollen Chor.
Jahrtausende hab' ich durcheilet,
Der Vorwelt unabsehlich Reich;
Wie lacht die Menschheit, wo ihr weilet,
Wie traurig liegt sie hinter euch!

Die einst mit flüchtigem Gefieder
Voll Kraft aus euren Schöpferhänden stieg,
In eurem Arm fand sie sich wieder,

Als durch der Zeiten stillen Sieg
Des Lebens Blüthe von der Wange,
Die Stärke von den Gliedern wich,
Und traurig, mit entnervtem Gange,
Der Greis an seinem Stabe schlich.
Da reichtet ihr aus friſcher Quelle
Dem Lechzenden die Lebenswelle.
Zweymal verjüngte sich die Zeit,
Zweymal von Saamen, die ihr ausgestreut.

Vertrieben von Barbarenheeren,
Entrisset ihr den letzten Opferbrand
Des Orients entheiligten Altären,
Und brachtet ihn dem Abendland.
Da stieg der schöne Flüchtling aus dem Osten,
Der junge Tag, im Westen neu empor,
Und auf Hesperiens Gefilden sproſsten,
Verjüngte Blüthen Joniens hervor.
Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanft spiegelnd einen schönen Wiederschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes groſse Göttin ein.
Da sah man Millionen Ketten fallen
Und über Sclaven sprach jetzt Menschenrecht,
Wie Brüder friedlich mit einander wallen,
So mild erwuchs das jüngere Geschlecht.
Mit inn'rer hoher Freudenfulle

Genieſst ihr das gegeb'ne Glück,
Und tretet in der Demuth Hülle
Mit schweigendem Verdienst zurück.

Wenn auf des Denkens frey gegeb'nen Bahnen
Der Forscher jetzt mit kühnem Glücke schweift,
Und, trunken von siegrufenden Päanen,
Mit rascher Hand schon nach der Krone greift;
Wenn er mit niederm Söldnerslohne
Den edlen Führer zu entlassen glaubt,
Und neben dem geträumten Throne
Der Kunst den ersten Sclavenplatz erlaubt; —
Verzeiht ihm — der Vollendung Krone
Schwebt glänzend über eurem Haupt.
Mit euch, des Frühlings erster Pflanze,
Begann die seelenbildende Natur,
Mit euch, dem freud'gen Aerntekranze,
Schlieſst die vollendende Natur.

Die von dem Thon, dem Stein bescheiden aufgestiegen,
Die schöpferische Kunst umschlieſst mit stillen Siegen
Des Geistes unermeſsnes Reich.
Was in des Wissens Land Entdecker nur ersiegen,

Der **Bauer** *kommt, und spricht:*

Wie? daſs du das Haus sperrest zu?

Die Bäuerin.

Mein Mann, wiss', daſs ich's darum thu',
Daſs unsers Nachbars Säu' mit Hauſen
Mir täglich an die Tenne lauſen,
Und thun mir Schaden. Wie, daſs so bald,
Mein Mann, heut' kommest aus dem Wald?

Der Bauer.

Soll ich dir nicht von Unglück sagen,
Wir haben beyde Hacken zerschlagen,
Nun konnten wir fällen mehr kein' Bäum',
Da muſst' ich wohl wieder heim;
Der Hunger trieb mich auch dazu;
Mein', brat' mir ein' Wurst oder zwu,
Gieb mir'n Säusack mit feist'n Grieben,*)
Der nächste Nacht ist übrig blieben,
Und laſs mich weidlich darin schroten.

Die Bäuerin.

Ich geb' dir für die Wurst ein'n Knoten,**)
Hab'n erst vor acht Tag'n die Sau g'schlag'n,
Und hast die Würst' fast all' vertrag'n,***)
Wir müssen auch auffressen die Knocken.†)

---

*) Speckschnittchen. **) Knotenstock.
***) umhergetragen, an die Nachbarn verschenkt. †) Knochen.

Entdecken sie, ersiegen sie, für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erst sich freun,
Wenn seine Wissenschaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunstwerk wird geadelt seyn —
Wenn er auf einen Hügel mit euch steiget,
Und seinem Auge sich, in mildem Abendschein,
Das malerische Thal — auf einmal zeiget.
Je reicher ihr den schnellen Blick vergnüget,
Je höh're schön're Ordnungen der Geist
In einem Zauberbund durchflieget,
In seinem schwelgenden Genuſs umkreist;
Je weiter sich Gedanken und Gefühle
Dem üppigeren Harmonieenspiele,
dem reichern Strom der Schönheit aufgethan —
Je schön're Glieder aus dem Weltenplan,
Die jetzt verstümmelt seine Schöpfung schänden,
Sieht er die hohen Formen dann vollenden,
Je schön're Räthsel treten aus der Nacht,
Je reicher wird die Welt, die er umschlieſset,
Je breiter strömt das Meer, mit dem er flieſset,
Je schwächer wird des Schicksals blinde Macht,
Je höher streben seine Triebe,
Je kleiner wird er selbst, je gröſser seine Liebe.
So führt ihn, in verborgnem Lauf,

Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höhn und immer schön'r Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf —
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten.

Sie selbst, die sanfte Cypria,
Umleuchtet von der Feuerkrone
Steht dann vor ihrem münd'gen Sohne
Entschleyert — als Urania;
So schneller nur von ihm erhaschet,
Je schöner er von ihr geflohn!
So süſs, so selig überraschet
Stand einst Ulyssens edler Sohn,
Da seiner Jugend himmlischer Gefährte
Zu Jovis Tochter sich verklärte.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,

Still lenke sie zum Oceane
Der groſsen Harmonie!

Von ihrer Zeit verstoſsen flüchte
Die ernste Wahrheit zum Gedichte,
Und finde Schutz in der Camönen Chor.
In ihres Glanzes höchster Fülle,
Furchtbarer in des Reizes Hülle,
Erstehe sie in dem Gesange
Und räche sich mit Siegesklange
An des Verfolgers feigem Ohr.

Der freysten Mutter freye Söhne,
Schwingt euch mit festem Angesicht
Zum Strahlensitz der höchsten Schöne,
Um andre Kronen buhlet nicht!
Die Schwester, die euch hier verschwunden,
Holt ihr im Schoos der Mutter ein;
Was schöne Seelen schön empfunden,
Muſs trefflich und vollkommen seyn.
Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf;
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.
Auf tausendfach verschlungnen Wegen
Der reichen Mannigfaltigkeit
Kommt dann umarmend euch entgegen.

Am Thron der hohen Einigkeit,
Wie sich in sieben milden Strahlen
Der weiſse Schimmer lieblich bricht,
Wie sieben Regenbogenstrahlen
Zerrinnen in das weiſse Licht,
So spielt in tausendfacher Klarheit,
Bezaubernd um den trunknen Blick,
So flieſst in Einen Bund der Wahrheit,
In einen Strom des Lichts zurück!

Der Spaziergang.

Sey mir gegrüſst mein Berg mit dem röthlich strahlenden Gipfel,
Sey mir Sonne gegrüſst, die ihn so lieblich bescheint,
Dich auch grüſs' ich, belebte Flur, euch säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt,
Ruhige Bläue dich auch, die unermeſslich sich ausgieſst
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohen des Zimmers Gefängniſs
Und dem engen Gespräch freudig sich rettet zu dir,

Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend
Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Anmuth sich auf,
Frey empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras,
Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,

In des Waldes Geheimniſs entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreiſst der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergieſst sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt,
Tief an des Berges Fuſs, der jählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms flieſsender Spiegel vorbey.
Endlos unter mir seh' ich den Aether; über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.

Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
  Und den fröhlichen Fleiſs rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
  In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt,
Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschenerhaltenden Gottes,
  Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand.
Aber in freyeren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
  Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
Klimmend, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straſse.
  Auf dem ebenen Strom gleiten die Flöſse dahin,
Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde
  Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.
Muntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
  Andre, vom Rücken des Bergs stürzen sie jäh dort herab.

Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freyheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das Gleiche nur ist's was an das Gleiche sich reiht.
Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.

Regel wird alles, und alles wird Wahl und alles Bedeutung.
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an
Prangend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniſs hinaus sind des Waldes Faunen verſtoſsen,
Aber die Andacht leiht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt,
Sieh, da entbrennen im feurigen Kampf die eifernden Kräfte,
Groſses wirket ihr Streit, gröſseres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von Einem Gefühl glühend, ein Einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.

Der Bauer.

ich hör' klingen die Kühglocken;
chau, wer geht durch den Garten h'rein?

Die Bäuerin läuſt, und ſpricht:

s wird ein ſahrender Schüler seyn,
ch will ihn bald ſertigen ab,
icht gern solch' Leut' im Haus' ich hab'.

Die Bäuerin läuſt, will ihm geben.

Schüler tritt zum Bauer, und ſpricht:

n'n guten Abend, lieber Vater,
ngefähr, so stand offen dein Gatter,
ging ich ſahrender Schüler herein;
tt', vergönn' mir die Scheune dein,
Heu zu schlaſen diese Nacht.

Die Bäuerin.

t dich der Teuſl wieder h'rein g'bracht?

Der ſahrende Schüler.

utter, schweig', so schweige ich auch.

Der Bauer.

in Schüler, sag', was ist eu'r Brauch,
ſs ihr also umſahrt im Land'?

Der ſahrende Schüler.

ist uns auſgesetzt all'ſammt,
ſs wir stätigs im Land' umwandern
n ein'r hohen Schul' zu der andern,

Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein,
Herrliche Gaben bescheerend erscheinen sie: Ceres vor allen
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbey,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch des kriegrische Roſs führt Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerin ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaden heraus,
Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.

Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
  Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
  Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
«Wandrer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
  «Uns hier liegen gesehen, wie das Gesez es befahl.»
Ruhet sanft, ihr Geliebten! Von eurem Blute begossen
  Grünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
Munter entbrennt, des Eigenthums froh, das freye Gewerbe,
  Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
  Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt.
  In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab,

Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigten Faust spritzen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, er warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiſs,
Andre ziehen frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz,
Siehe da wimmeln die Märkte, der Kram von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
Was dem glühenden Strahl Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äuſserste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.

Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freyheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meisel beseelt redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen,
Und den ganzen Olymp schlieſset ein Pantheon ein,
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Sonne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.

Körper und Stimme leiht die Schriſt dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes,
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriſs er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Scham!
Freyheit ruſt die Vernunſt, Freyheit die wilde Begierde,
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reiſsen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten; ihn faſst mächtig der fluthende Strom;
Ins Unendliche reiſst er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluthen Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniſs
Drängt sich der Sykophant, reiſst von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biſs tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der Geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freyen Gefühls göttlichen Adel hinweg;
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemas't, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet,
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund,
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.

Jahrelang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Wald's plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öffnet euch Mauren, und gebt den Gefangenen ledig,
Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad, abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.

Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand.
Brausend stürzt der Gieſsbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler; und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!

Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um,
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne,
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nährest an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
Und die Sonne Homers, siehe sie lächelt auch uns.

Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band,
Und in der Grazie züchtigem Schleyer,
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Unstät treiben die Gedanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt,
Rastlos durch entleg'ne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

Daſs wir lernen die schwarze Kunst,
Und dergleichen andre Künste sunst.
Wo man Ein'm etwas hat gestohl'n,
Das können wir ihm wieder hol'n;
Wen Augenweh und Zahnweh kränken,
Dem könn'n wir ein'n Segen an Hals henken,
Für's G'schoſs-Wund Segen wir auch haben;*)
Wir könn'n Wahrsag'n und Schätze graben,
Auch zu Nacht auf dem Bock ausfahr'n.

Der Bauer.

Hab' ich doch wohl gehört vor Jahr'n,
Ihr Schüler könnt't den Teufel bannen.

Der fahrende Schüler.

Ich wollt' ihn wohl beschwör'n und spannen,
Daſs er uns alles das müſst' sagen,
Was wir ihn nur möchten fragen,
Dazu Bratwürst', Semmel und Wein
Leibhaftig uns müſst' bringen h'rein
In diese Stube in ein'n Kreis.

Der Bauer.

Mein Mann, kein Ding auf Erd'n ich weiſs,
Daſs ich wollt' lieber, kann ich g'stehen,
Als den Teufel leibhaftig sehen.

Der fahrende Schüler.

Ey, so schau nur dein' Frauen an!

---

*) Zur Unverwundbarkeit gegen Geschosse, zum Festemachen.

Aber mit zaub'risch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur.
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiſs,
Freyer in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Streng und stolz sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götterlust,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht in Thränen schmilzt er hin,
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Härter seinen harten Sinn.

Aber, wie leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die aeolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen vom himmlischem Thau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke trotzig Recht.
Mit dem Schwert beweist der Scythe
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber, mit sanft überredender Bitte,
Führen die Frauen den Scepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Die Worte des Glaubens.

Drey Worte nenn' ich euch, inhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von Auſsen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde,
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drey Worte glaubt.

Der Mensch ist frey geschaffen, ist frey,
Und würd' er in Ketten geboren;
Laſst euch nicht irren des Pöbels Geschrey,
Nicht den Miſsbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menschen erzittert nicht!

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der Göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke,
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob alles im ewigen Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.

Die drey Worte bewahret euch, inhaltschwer,
Sie pflanzet von Munde zu Munde!
Und stammen sie gleich nicht von Auſsen her,
Eu'r Inn'res gibt davon Kunde,
Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drey Worte glaubt.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

Ballade.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt' er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: mach dir's leicht!
Da wurd' ihm gleich das Auge feucht,
Und meynte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

D'rum vor dem ganzen Dienertroſs
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floſs
Sein unerschöpftes Lob;
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgestalten Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll.
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut' ihm ins Herz des Argwohns Samen:

»Wie seyd ihr glücklich, edler Graf,
Hub er voll Arglist an,
Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels gift'ger Zahn.
Denn ihr besitzt ein edles Weib,
Es gürtet Scham den keuschen Leib,
Die fromme Treue zu berücken
Wird nimmer dem Versucher glücken.«

Da rollt der Graf die finstern Braun'n:
Was red'st du mir Gesell?
Werd' ich auf Weibertugend bau'n,
Beweglich wie die Well'?
Leicht locket sie des Schmeichlers Mund,
Mein Glaube steht auf festerm Grund,
Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff' ich, der Versucher ferne.

Der Andre spricht: „So denkt ihr recht,
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der ein geborner Knecht,
Ein solches sich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut,
Erhebt der Wünsche Lüsternheit" —
Was? fällt ihm jener ein und bebet,
Red'st du von Einem der da lebet?

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg' sich meinem Herrn!
Doch, weil ihr's denn mit Fleiſs verhüllt,
So unterdrück' ich's gern" —
Du bist des Todes, Bube, sprich!
Ruft jener streng und fürchterlich,
Wer hebt das Aug' zu Kunigonden?
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden."

»Er ist nicht häſslich von Gestalt,«
Fährt er mit Arglist fort,
Indem's den Grafen heiſs und kalt
Durchrieselt bey dem Wort.
»Ist's möglich, Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bey Tafel eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet«?

»Seht da die Verse, die er schrieb
Und seine Gluth gesteht« —
Gesteht! — »Und sie um Gegenlieb',
Der freche Bube, fleht.
Die gnäd'ge Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sie's euch,
Mich reuet jetzt, daſs mir's entfahren,
Denn, Herr, was habt ihr zu befahren?«

Da ritt in seines Zornes Wuth
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Gluth
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten früh und spät den Brand
Die Knechte mit geschäft'ger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen
Als gält' es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier.
Das Mühlrad von der Fluth gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muſs selbst das Eisen sich erweichen.

Und zweyen Knechten winket er,
Bedeutet sie und sagt:
Den ersten, den ich sende her,
Und der euch also fragt:
«Habt ihr befolgt des Herren Wort?»
Den werft mir in die Hölle dort,
Daſs er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug' nicht weiter sehe.

Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust,
Denn fühllos, wie das Eisen, war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und schicken sich mit Mordverlangen
Das Todtenopfer zu empfangen.

Der Bauer.

Laſs Scherzen fahren, lieber Mann,
Kannst, so bring' uns den Teufel her!

Der fahrende Schüler.

Ja, wenn es nicht so g'fährlich wär'!
Denn, wo ich ihn brächt' an den Ort,
Und Euer Eines redt' ein Wort,
So dürft' er uns wohl all' zerreiſsen.

Die Bäuerin.

Es sollt' uns wohl der Teufel b'scheiſsen.*)
Laſst den Teufel drauſs'n, das ist mein Rath.

Der Bauer.

Was schad't's? Es ist in d'r Nacht gar spat.
Lieber, bring' ihn her in das Haus.

Der fahrende Schüler.

So geht beyde rücklings hinaus,
Und steiget auch rückligs auf die Dillen,**)
So will ich b'schwer'n durch die Brillen
Den Teufel. So ich schrey': kommt wieder!
So steiget rücklings herab nieder,
Alsdann ich euch zu bringen weiſs
Den Teufel herein in den Kreis.

Bauer und Bäuerin gehen rücklings hinaus.

Der fahrende Schüler bringt den Pfaffen, und spricht:

Pfaff, Pfaff, soll ich dein voriges Schelten

---

*) hintergehen. ** (Dielen) Estrich, Tenne, hier. Boden.

D'rauf Robert zum Gesellen spricht
Mit falschem Heuchelschein:
Frisch auf Gesell und säume nicht,
Der Herr begehret dein.
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
Muſst gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?

Und jener spricht: es soll geschehn,
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
«Ob sie mir nichts gebeut?»
Und vor die Gräfin stellt er sich:
«Hinaus zum Hammer schickt man mich,
So sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.»

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn.
So gehe denn mein Kind und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laſs auch mich die Gnade finden.

Und froh der vielwillkommnen Pflicht,
Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht im schnellen Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich' nicht aus,
Find'st du ihn auf dem Weg'" —
Er spricht's und tritt ins Gotteshaus,
Kein Laut ist hier noch reg'.
Denn um die Ernte war's, und heiſs,
Im Felde glüht der Schnitter Fleiſs,
Kein Chorgehülfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald,
Und macht den Sacristan;
Das, spricht er, ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.
Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäſse,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dies mit Fleiſs gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meſsbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links,
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt' er dreymal bey dem Namen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärt'gen, zeigt,
In hocherhab'ner Hand,
Da kündet es der Sacristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn'.
Und wird nicht müde bis zum Schluſs,
Bis beym Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein sich wendet,
Die heil'ge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,
Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ist's geschehn?
Und grinzend zerren sie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben."

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick:
Unglücklicher! wo kommst du her?
„Vom Eisenhammer." Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?
„Herr, nur so lang, bis ich gebetet.

»Denn als von eurem Angesicht
Ich heute ging, verzeiht!
Da fragt' ich erst, nach meiner Pflicht,
Bey der, die mir gebeut.
Die Messe, Herr, befahl sie mir
Zu hören, gern gehorcht ich ihr,
Und sprach der Rosenkränze viere
Für euer Heil und für das ihre.

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich.
Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? Sprich!
»Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.«

Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Es überläuft ihn kalt,
Sollt' er dir nicht begegnet seyn?
Ich sandt' ihn doch zum Wald.
»Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur« —
Nun, ruft der Graf und steht vernichtet,
Gott selbst im Himmel hat gerichtet.

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
Dieſs Kind, kein Engel ist so rein,
Laſst's eurer Huld empfohlen seyn!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren.

Der Taucher.

Ballade.

Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'
Zu tauchen in diesen Schlund?
Einen goldnen Becher werf' ich hinab,
Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund,
Wer mir den Becher kann wieder zeigen,
Er mag ihn behalten, er ist sein eigen.

Der König spricht es und wirft von der Höh
Der Klippe, die schroff und steil
Hinaushängt in die unendliche See,
Den Becher in der Charybde Geheul.
Wer ist der Beherzte, ich frage wieder
Zu tauchen in diese Tiefe nieder?

Und die Ritter, die Knappen um ihn her,
Vernehmens und schweigen still,
Sehen hinab in das wilde Meer,
Und keiner den Becher gewinnen will.
Und der König zum drittenmal wieder fraget:
Ist keiner, der sich hinunter waget?

Doch alles noch stumm bleibt wie zuvor,
Und ein Edelknecht, sanft und keck,
Tritt aus der Knappen zagendem Chor,
Und den Gürtel wirft er, den Mantel weg,
Und alle die Männer umher und Frauen,
Auf den herrlichen Jüngling verwundert schauen.

Und wie er tritt an des Felsens Hang,
Und blickt in den Schlund hinab,
Die Wasser, die sie hinunter schlang,
Die Charybde jetzt brüllend wiedergab,
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzen sie schäumend dem finstern Schooſse.

Und es wallet, und siedet, und brauset, und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel sprützet der dampfende Gischt,

Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weiſsen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos als gings in den Höllenraum,
Und reissend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen.

Jetzt schnell, eh die Brandung wiederkehret,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrey des Entsetzens wird rings
gehöret —
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespühlt;
Und geheimniſsvoll über den kühnen Schwimmer
Schlieſst sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wird's über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört mans heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem
Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König seyn,
Mich gelüstet nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaſst,
Schoſs jäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab —
Und heller und heller wie Sturmes Sausen
Hört man's näher und immer näher brausen.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn' Ende drängt.
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoose.

Und sieh! aus dem finster fluthenden Schoos
Da hebet sich's schwanenweis,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloſs

Dir jetzt auf deinen Kopf vergelten?
Sobald ich ruf' den Bau'r herab,
Der wird dich weidlich kehren ab.
Nun ich will gehn zum Bauer schreyen.

Der Pfaff zittert, und spricht:

Ach, mein Freund, weſs wollst du mich zeihen?
Ich bitt' dich sehr, hilf mir davon,
Ich geb' zwölf Thaler dir zum Lohn,
Und bleib' den Afterwinter*) bey mir;
Ich will gut' Herberg' geben dir.

Der fahrende Schüler.

Pfaff, so gib die zwölf Thaler her,
So helf' ich dir aus der Gefähr.

Der Pfaff gibt ihm die Thaler, spricht:

Sich, ich will dir daheim mehr schenken.

Der fahrende Schüler.

Pfaff, so thu' dich nicht lang' bedenken,
Geh', zieh' dich mutternackend ab,
Beruſs' dich kohlenschwarz, wie ein Rab',
Und schick' dich eilends in den Handel,
Nimm unter der Kripp' Würst', Semmel und Kandel,**)
Nimm an der Tenne die Roſshaut,
Da wickl' dich ein, und wenn ich laut
Schrey' zum drittenmal: Teufel, komm!

---

*) Nachwinter. **) Weinkanne.

Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiſs,
Und er ist's, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüſste das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief:
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht.
Aus dem Grab', aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar,
Zu des Königs Füſsen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Es riſs mich hinunter blitzesschnell,
Da stürzt' mir aus felsigtem Schacht,
Wildfluthend entgegen ein reissender Quell,
Mich packte des Doppelstroms wüthende Macht,
Und wie einen Kreisel mit schwindelndem
Drehen
Trieb michs um, ich konnte nicht widerstehen.

Da zeigte mir Gott, zu dem' ich rief,
In der höchsten schrecklichen Noth,
Aus der Tiefe ragend ein Felsenriff,
Das erfaſst' ich bebend und entrann dem Tod,
Und da hing auch der Becher an spitzen Korallen,
Sonst wär' er ins Bodenlose gefallen.

Denn unter mir lags noch, Bergetief,
In purpurner Finsterniſs da,
Und ob's hier dem Ohre gleich ewig schlief,
Das Auge mit Schaudern hinunter sah,
Wie's von Salamandern und Molchen und Drachen
Sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.

Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch,
Zum scheuſslichen Klumpen geballt,
Der stachlichte Roche, der Klippenfisch,

Des Hammers gräuliche Ungestalt,
Und dräuend wies mir die grimmigen Zähne
Der entsetzliche Hay, des Meeres Hyäne.

Und da hing ich, und war's mir mit Grauen bewuſst,
Von der menschlichen Hülfe so weit,
Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräſslichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede,
Bey den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht ich's, da kroch's heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laſs ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faſst mich der Strudel mit rasendem Toben,
Doch es war mir zum Heil, er riſs mich nach oben.

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,

Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tief unterstem Grunde.

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Laſst Vater genug seyn das grausame Spiel,
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

D'rauf der König greift nach dem Becher schnell,
In den Strudel ihn schleudert hinein:
Und schaffst du den Becher mir wieder zur Stell',
So sollst du der trefflichste Ritter mir seyn.
Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.'

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin,

Da treibts ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Die Kraniche des Ibycus.

Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süssen Mund Apoll,
So wandert' er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichtem Geschwader ziehn.

Seyd mir gegrüſst, befreund'te Schaaren!
Die mir zur See Begleiter waren,
Zum guten Zeichen nehm ich euch,
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach.
„Sey uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach.“

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte,
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwey Mörder plötzlich seinen Weg,
Zum Kampfe muſs er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leyer zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,
Wie weit er auch die Stimme schickt,
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muſs ich hier verlassen sterben,
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder!
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch, ihr Kraniche dort oben,
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sey meines Mordes Klag' erhoben!"
Er ruft es und sein Auge bricht.

Der nackte Leichnam wird gefunden,
Und bald, obgleich entstellt von Wunden,
Erkennt der Gastfreund in Korinth
Die Züge, die ihm theuer sind.
„Und muſs ich so dich wieder finden,
Und hoffte mit der Fichte Kranz
Des Sängers Schläfe zu umwinden,
Bestrahlt von seines Ruhmes Glanz!"

Und jammernd hören's alle Gäste,
Versammelt bey Poseidons Feste;
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz,
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fordert seine Wuth
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge
Der Völker fluthendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sind's Räuber, die ihn feig erschlagen,
That's neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermags zu sagen,
Der alles Irdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genieſst er seines Frevels Frucht.
Auf ihres eignen Tempels Schwelle
Trotzt er vielleicht den Göttern, mengt
Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeygeströmt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen,
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchten von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie.

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeſsnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine ird'schen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus;
Es steigt das Riesenmas der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrothe Glut,
In ihren Wangen flieſst kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

So komm' bald gelaufen, und bromm',*)
Gleich eben wie ein wilder Bär.
Setz' Semmel, Würst' und Kanne her
In d'n Kreis, und wenn ich dich heiſs' gohn,
So nimm dein Gewand und schleich' davon
In der Roſshaut hinten hinaus,
So kommst mit Frieden aus dem Haus'.

Der Pfaff.

Ich will mich rüsten aller G'stalt,
Hilf mir nur hinaus schnell und bald.

Der Pfaff geht ab.

Der fahrende Schüler schreyt:

Nun steiget beyde rücklings h'rab,
Den Geist ich schon beschworen hab'.

Sie gehen beyde rücklings ein.

Der fahrende Schüler spricht:

Nun setzt euch nieder, und euch nicht rührt.
Kein Wort zu reden euch gebührt.
Doch wo Eu'r Eines reden wollt',
Mit Fingern ihr das deuten sollt.

Sie setzen sich. Der fahrende Schüler macht mit dem Schwerdt einen Kreis, stellt sich darein, und spricht:

Nun ruf ich dich zum erstenmal,
Komm her aus dem höllischen Saal,
Bring' mir in d'n Kreis ein' Kanne mit Wein,

---

*) brumme.

Und schauerlich gedreht im Kreise,
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreiſsend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungsraubend, herzbethörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leyer Klang:

„Wohl dem, der frey von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
Er wandelt frey des Lebens Bahn.
Doch wehe, wehe, wer verstohlen,
Des Mordes schwere That vollbracht,
Wir heften uns an seine Sohlen,
Das furchtbare Geschlecht der Nacht!

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flücht'gen Fuſs,
Daſs er zu Boden fallen muſs.
So jagen wir ihn, ohn' Ermatten,
Versühnen kann uns keine Reu',
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frey."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feyerlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeſsnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!“
Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin,
Sieht man im schwärzlichten Gewimmel
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibycus!“ — Der theure Name
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und wie im Meere Well' auf Well',
So läuſts von Mund zu Munde schnell:
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug,
Was ist's mit dem? Was kann er meinen?
Was ist's mit diesem Kranichzug?“ —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen. „Gebet Acht!
Das ist der Eumenidenmacht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar!
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war.“

Doch dem war kaum das Wort entfahren.
Möcht' er's im Busen gern bewahren,
Umsonst, der schreckenbleiche Mund
Macht schnell die Schuldbewuſsten kund,
Man reiſst und schleppt sie vor den Richter,
Die Scene wird zum Tribunal.
Und es gestehn die Bösewichter,
Getroffen von der Rache Strahl.

Der Kampf mit dem Drachen

Romanze.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort,
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roſs,
Gewahr' ich aus dem Menschentroſs,
Und hinter ihm, welch Abentheuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer,
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen;
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut,
Das ist der Lindwurm, kommt und schaut,
Der Hirt und Heerden uns verschlungen,
Das ist der Held, der ihn bezwungen,
Viel andre zogen vor ihm aus
Zu wagen den gewalt'gen Strauſs,
Doch keinen sah man wiederkehren,
Den kühnen Ritter soll man ehren!
Und nach dem Kloster geht der Zug,
Wo Sankt Johann's des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
Der Jüngling mit bescheidnem Schritt,
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stufen,
Und jener nimmt das Wort und spricht:
Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht,
Der Drache, der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet,
Frey ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilger zu dem Gnadenbilde.

Doch strenge blickt der Fürst ihn an,
Und spricht: du hast als Held gethan,
Der Muth ist's, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret,
Doch sprich: Was ist die erste Pflicht
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und alle rings herum erbleichen.
Doch er, mit edelm Anstand, spricht,
Indem er sich erröthend neiget:
Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

Und diese Pflicht, mein Sohn, versetzt
Der Meister, hast du frech verletzt,
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Muth gewaget! —
Herr, richte, wenn du alles weiſst,
Spricht jener mit gesetztem Geist,
Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint' ich treulich zu erfüllen,
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen,
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht' ich's, in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden,
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte
Fand ich mich keuchend im Gefechte,
Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faſste mich ein wilder Gram,
Und ich beschloſs, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden,
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm,
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abentheuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n,
Und rangen mit den Minotauren,
Die armen Opfer zu befreyn,
Und lieſsen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Saracen es werth,
Daſs ihn bekämpft des Christen Schwert?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreyen muſs sein starker Arm,
Doch seinen Muth muſs Weisheit leiten
Und List muſs mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden
Da flöſste mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus, ich hab's gefunden.

Und trat zu dir und sprach dies Wort:
„Mich zieht es nach der Heimath fort.“
Du Herr willfahrtest meinen Bitten,
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heim'schen Strand,
Gleich lieſs ich durch des Künstlers Hand,
Getreu den wohlbemerkten Zügen
Ein Drachenbild zusammen fügen.
Auf kurzen Füſsen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet,
Ein schuppicht Panzerhemd umfaſst
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräſslich wie ein Höllenthor,
Als schnappt' es gierig nach der Beute,
Eröffnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stacheligte Reihn.
Die Zunge gleicht des Schwertes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In eine Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge,
Rollt um sich selber fürchterlich,
Daſs es um Mann und Roſs sich schlänge.

Und alles bild' ich nach genau;
Und kleid' es in ein scheuſslich Grau,
Halb Wurm erschien's, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der gift'gen Lache;
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Doggenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt den wilden Ur zu greifen,
Die hetz' ich auf den Lindwurm an,
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vlies
Den scharfen Bissen Blöſse lieſs,
Da reiz' ich sie, den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoſs,
Besteige mein Arabisch Roſs,
Von adelicher Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng' ich los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoſs,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roſs sich grauend bäumt,
Und knirscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Doggen ängstlich stöhnen,
Nicht rast' ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb' ich's aus mit Emsigkeit,
Bis dreymal sich der Mond erneut,
Und als sie jedes recht begriffen,
Führ' ich sie her auf schnellen Schiffen,
Der dritte Morgen ist es nun,
Daſs mir's gelungen, hier zu landen,
Den Gliedern gönnt ich kaum zu ruhn,
Bis ich das groſse Werk bestanden.

Würſt' und neubackene Semmelein.
Zum anderumal ſo ruf' ich dir,
Daſs du kommſt in den Kreis zu mir.
Zum drittenmal beſchwör' ich dich,
Du wollſt nicht länger ſäumen mich,
Und komm' in den Kreis zu mir her,
Und bring' mir, was ich hab' begehrt.

Der Teufel läuft hinkend und bucklig ein, brummt, stellt Weinkanne, Semmel und Würſte in den Kreis.

Der fahrende Schüler.

Nun, Teufel, laſs von dein'm Rumor'n,
Laſs dich wohl ſchau'n hinten und vorn.

Der Teufel geht im Kreis' herum.

Der fahrende Schüler.

Teufel, nun hab'n wir dein genung,
Thu' nur bald aus dem Kreis' ein'n Sprung,
Und fahr' dann hinten aus dem Haus',
Oder zu dem Giebel hinaus,
Oder im Kühſtall durch's Kühloch,
Thu's Jedermann ohn' Schaden doch!

Der Teufel ſpringt aus dem Kreiſe.

Der Bauer.

Mir geht vor Aengſten aus der Schweiſs.
Ach, Lieber, wiſch' bald ab den Kreis,
Daſs nur der Teuf'l nicht wieder kumm'.

Der fahrende Schüler.

Mein lieber Sohn, ſag' mir, warum
Thät'ſt du doch ſein ſo ſtark begehr'n?

Denn heiſs erregte mir das Herz
Des guten Lands erneuter Schmerz,
Zerrissen fand man jüngst die Hirten,
Die nach dem Sumpfe sich verirrten,
Und ich beschlieſse rasch die That.
Nur von dem Herzen nehm ich Rath,
Flugs unterricht' ich meine Knappen,
Besteige den versuchten Rappen,
Und von dem edeln Doggenpaar
Begleitet, auf geheimen Wegen,
Wo meiner That kein Zeuge war,
Reit' ich dem Feinde frisch entgegen.

Das Kirchlein kennst du Herr, das hoch
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein,
Doch ein Mirakel schlieſst es ein,
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drey Könige begraben.
Auf dreymal dreiſsig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe,
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet,
Hier hausete der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag,
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuſs des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt,
Und lenkte in die Unglücksſtraſse,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraſse.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauſs begann,
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde,
Und reinigte mein Herz von Sünde,
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieſs die Rechte,
Und nieder stieg ich zum Gefechte,
Zurücke bleibt der Knappen Troſs,
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend aufs Roſs,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Kaum seh' ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roſs zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen,
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheuſsliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den gift'gen Wind
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende,
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt es vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roſs und scheuet
An seinem Basiliskenblick,
Und seines Athems gift'gem Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen —

Da schwing' ich mich behend vom Roſs,
Schnell ist des Schwertes Scheide bloſs,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweiſes Kraft
Hat es zur Erde mich gerafft,
Schon seh ich seinen Rachen gähnen,
Es haut nach mir mit grimmen Zähnen,
Als meine Hunde wuthentbrannt
An seinen Bauch mit grimm'gen Bissen
Sich warfen, daſs es heulend stand,
Von ungeheurem Schmerz zerrissen.

Und eh' es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb' ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöſse,
Und stoſse tief ihm ins Gekröse
Nachbohrend bis an's Heft den Stahl,
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daſs schnell die Sinne mir vergehn,
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh' ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache.«

Des Beyfalls lang gehemmte Lust
Befreyt jetzt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dies gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb' gebrochen
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall,
Laut fordern selbst des Ordens Söhne,
Daſs man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng
Will ihn das Volk dem Volke zeigen,
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: Den Drachen, der dies Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand,
Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenst'ge Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreiſst,
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck:
Denn wo der Herr in seiner Gröſse,
Gewandelt hat in Knechtes Blöſse,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meihen Blicken,
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder.
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand,
Und küſst des Meisters strenge Hand,
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz, es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.

Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muſs die Glocke werden,
Frisch, Gesellen! seyd zur Hand!
   Von der Stirne heiſs
   Rinnen muſs der Schweiſs,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann flieſst die Arbeit munter fort.
So laſst uns jetzt mit Fleiſs betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt.

Den schlechten Mann muſs man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daſs er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme.
Doch recht trocken laſst es seyn,
Daſs die eingepreſste Flamme
Schlage zu dem Schwalch hinein.
Kocht des Kupfers Brey,
Schnell das Zinn herbey,
Daſs die zähe Glockenspeise
Flieſse nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in späten Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr,
Und wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniſs bringt,

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Das schlägt an die metallne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weise Blasen seh ich springen,
Wohl! die Massen sind im Fluſs.
Laſst's mit Aschensalz durchdringen,
Das befördert schnell den Guſs.
Auch von Schaume rein
Muſs die Mischung seyn,
Daſs vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feyerklange
Begrüſst sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooſse
Die schwarzen und die heitern Loose,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen Pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reiſst sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmiſst die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus
Und herrlich, in der Jugend Prangen

Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faſst ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Rhein.
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruſs beglückt,
Das schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt,
O! zarte Sehnsucht, süſses Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daſs sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen tauch' ich ein:
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig seyn.
  Jetzt, Gesellen! frisch!
  Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Der Bauer.

Ich dacht' nicht, daſs die Teufel wär'n
So schwarz, zottig und ungeschaffen.
Er war gleich bucklig unserm Pfaffen,
Hinkt' auch also auf einem Bein.
Ja, wär' ich gewesen hier allein,
Ich glaub', ich wär' von Sinnen gekommen
Mit seinem Scharr'n, Grunzen und Brommen.
Mich däucht', er hätt' gleich Eberzähn',
Die thäten ihm zum Maul ausgehn.

Die Bäuerin.

Soll aber ich die Wahrheit g'stehen,
Den Teufl möcht' ich wohl öfter sehen
In unserm Haus' ohn' alle Scheu.

Der fahrende Schüler.

Ich glaub' dir's gar wohl auf mein' Treu'.
Ey, frisch auf, frisch auf, lieber Mann!
Willst du, so woll'n wir schlafen gahn.

Der Bauer.

Ich fürcht' mich wahrlich insgeheim,
Mir komm' der Teufel vor im Traum,
Ich hab' mir'n eingebild't so stark.

Der fahrende Schüler.

Mein Mann, die Sach' ist nicht so arg,
So häng' den Segen an den Hals,
So versprech' ich dir g'wiſs nochmals,

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüſe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang.
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.
Ach! des Lebens schönste Feyer
Endigt auch den Lebens-May,
Mit dem Gürtel, mit dem Schleyer
Reiſst der schöne Wahn entzwey.
Die Leidenschaft flieht!
Die Liebe muſs bleiben,
Die Blume verblüht,
Die Frucht muſs treiben,
Der Mann muſs hinaus
Ins feindliche Leben,
Muſs wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muſs wetten und wagen,
Daſs Glück zu erjagen,
Da strömt herbey die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,

Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleifsigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnarrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,

Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guſs beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoſst den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schieſst's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freye Tochter der Natur.

Wehe, wenn sie losgelassen
Wachsend ohne Widerstand
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen,
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihrs wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth wie Blut
Ist der Himmel,
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straſsen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern

Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eymer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht,
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reiſsen, in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Rieſengroſs!
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,
Müſsig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette,
In den öden Fensterhöhlen

Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe,
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süſser Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt,
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daſs es Fleiſs und Kunst vergilt?
Wenn der Guſs miſslang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooſs der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,

Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daſs sie entkeimen werde,
Zum Segen nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Saamen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoos,
Und hoffen, daſs er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,

Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet
Laſst die strenge Arbeit ruhn,
Wie im Laub der Vogel spielet
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen
Meister muſs sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blöckend ziehen heim die Schaafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen,

Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz,
Markt und Straſsen werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schlieſst sich knarrend.
Schwarz bedecket sich die Erde,
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräſslich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung! Segenreiche
immelstochter, die das Gleiche
rey und leicht und freudig bindet,
ie der Städte Bau gegründet,
ie herein von den Gefilden
ief den ungesell'gen Wilden,
ntrat in der Menschen Hütten,
e gewöhnt zu sanften Sitten,
d das theuerste der Bande
ocht, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiſs'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund
Und im feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freyheit heil'gem Schutz,
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis,
Ehrt den König ſeine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiſs.

Holder Friede,
Süſse Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des Krieges rauhe Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends ſanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Der Teuſel kommt nicht in dein Haus,
Es sey denn Sach', daſs du seyst d'raus.
Er war ſroh, daſs ich ihn lieſs hin,
Er ſürcht't dich übler, denn du ihn.

Der Bauer.

Ey, Lieber, ſürcht't der Teuſel mich?

Die Bäuerin.

Komm, mein Mann, und leg' schlaſen dich,
Laſs ſahr'n den Teuſel, lieber G'sell,
Er sitzt längst wieder in der Höll'.

Der Bauer hängt den Segen an den Hals, und spricht:

Ich will den Segen an Hals henken,
Und dir zum Lohn den Gulden schenken,
Daſs ich ſorthin ſicher und ſrey
Vor dem hinkenden Teuſel sey.
Ein' gute Nacht, ich geh' dahin!

Der Bauer geht ab.

Die Bäuerin.

In Aengsten ich gewesen bin,
Hatt' immer Sorg', ihr würd't was sagen.
Mein Mann den Pſaffen hätt' erschlagen.
Er ist ihm wohl so spinnenſeind.

Der ſahrende Schüler.

Ja, Frau, der Pſaff verhieſs mir heint,
Ihr würd't mir zum Lohn ſünf Gulden geben,
Daſs ich ihm ſristen hülſ' das Leben,
Derselben wart' ich jetzt von euch.

Nun zerbrecht mir das Gebäude,
Seine Absicht hat's erfüllt,
Daſs sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt,
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muſs die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreyt!
Blindwüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten,
Wenn sich die Völker selbst befreyn,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schoos der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreiſsend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!

Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daſs sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freyheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straſsen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher,
Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entsetzen Scherz,
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreiſsen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu.
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frey.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiegers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz,
Spielt's wie Sonnenglanz,
Auch des Wappens neue Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! herein!
Gesellen alle, schlieſst den Reihen,
Daſs wir die Glocke taufend weihen,
Concordia soll ihr Name seyn,
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sey fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch über'm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.

Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit,
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daſs nichts bestehet,
Daſs alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daſs sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt,
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute.

Die Entzückung. An Laura.

Laura, über diese Welt zu flüchten
Wähn' ich — mich in Himmelmayenglanz zu lichten,
Wenn dein Blick in meine Blicke flimmt,
Aetherlüfte träum' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leyerklang aus Paradieses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Ras' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn.
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von deinem wollustheiſsen Munde
Silbertöne ungern fliehn —

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten springen
Wie von Orpheus Saitenruf belebt;
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sole
Flüchtig wie die Welle schwebt —

Deine Blicke — wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leih'n!
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in deinen Augen lesen;
Laura, Laura, mein!

Das Geheimniſs der Reminiscenz.

An Laura.

Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Wer enthüllt mir dieses Gluthverlangen?
Wer die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken?

Fliehen nicht, wie ohne Widerstreben
Sclaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke?

Sprich! Warum entlauſen sie dem Meister!
Suchen dort die Heimath meine Geister,
Oder ſinden sich getrennte Brüder
Losgerissen von dem Band der Glieder
Dort bey dir sich wieder?

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daſs die Herzen pochten?
Waren wir im Strahl erloschner Sonnen,
In den Tagen lang verrauschter Wonnen
Schon in eins zerronnen?

Ja wir warens! — Innig mir verbunden
Warst du in Aeonen, die verschwunden,
Meine Muse sah es auf der trüben
Tafel der Vergangenheit geschrieben,
Eins mit deinem Lieben!

Und in innig ſestverbundnem Wesen,
Also hab' ich's staunend dort gelesen,
Waren wir ein Gott, ein schaffend Leben,
Und uns ward, sie herrschend zu durchweben,
Frey die Welt gegeben.

Uns entgegen gossen Nektarquellen
Ewig strömend ihre Wollustwellen,
Mächtig lösten wir der Dinge Siegel,
Zu der Wahrheit lichtem Sonnenhügel
Schwang sich unser Flügel.

Weine, Laura! Dieser Gott ist nimmer,
Du und ich des Gottes schöne Trümmer,
Und in uns ein unersättlich Dringen,
Das verlorne Wesen einzuschlingen,
Gottheit zu erschwingen.

Darum, Laura, dieses Gluthverlangen
Ewig starr an deinem Mund zu hangen,
Und die Wollust, deinen Hauch zu trinken,
In dein Wesen, wenn sich Blicke winken,
Sterbend zu versinken.

Darum fliehn, wie ohne Widerstreben
Sclaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke.

Darum nur entlaufen sie dem Meister,
Ihre Heimath suchen meine Geister,
Losgerafft vom Kettenband der Glieder
Küssen sich die langgetrennten Brüder
Wiederkennend wieder.

Und auch du — da mich dein Auge spähte,
Was verrieth der Wangen Purpurröthe?
Floh'n wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimath ein Verbannter,
Glühend an einander?

Die Bäuerin.

Mein Mann, nur diese Nacht verzeuch,
Morgen früh sollst du sie g'wiſs haben,
Ich hab's Geld hinterm Haus' eing'graben.
Ein' gute Nacht! Ich leg' mich nieder.

Die Bäuerin geht ab.

Der fahrende Schüler nimmt Semmel, Würste und Kanne, und spricht:

Würst', Semmel, Wein, die nehm' ich wieder,
Will mit hinausgehn auf das Heu,
Essen und trinken. O ich freu'
Mich zu der Kirchweih'; ich bring' davon
Achtzehn Gulden. Mehr G'winns ich hon,*)
Denn Pfaff, Bauer, Bäu'rin, all' drey;
Wenn ich gedenk' mir auch dabey,
Der Pfaff hab' auch ums Geld nicht g'droschen,
So hab' die Bäu'rin die alten Groschen
Dem Bauer auch heimlich weggetragen.
Was soll ich von 's Bau'rn Gulden sagen?
Behält mein Segen den Teufel d'raus,
Daſs er ihm nicht mehr komm' ins Haus,
So käm' er ab viel Ungemach's.
Träger Markt wird oft gut; **) spricht Hans Sachs.

---

*) habe. **) Uebel nimmt oft guten Ausgang.

An Minna.

Träum' ich? Ist mein Auge trüber?
Nebelts mir um's Angesicht?
Meine Minna geht vorüber?
Meine Minna kennt mich nicht?
Die am Arme seichter Thoren
Blähend mit dem Fächer ficht,
Eitel in sich selbst verloren —
Meine Minna ist es nicht.

Von dem Sommerhute nicken
Stolze Federn, mein Geschenk,
Schleifen, die den Busen schmücken,
Rufen: Minna, sey gedenk!
Blumen, die ich selbst erzogen,
Zieren Brust und Locken noch —
Ach die Brust, die mir gelogen!
Und die Blumen blühen doch!

Geh! umhüpſt von leeren Schmeichlern!
  Geh! vergiſs auf ewig mich!
Ueberliefert feilen Heuchlern,
  Eitles Weib, veracht' ich dich.
Geh! Dir hat ein Herz geschlagen,
  Dir ein Herz, das edel schlug,
Groſs genug, den Schmerz zu tragen,
  Daſs es einer Thörin schlug.

In den Trümmern deiner Schöne
  Seh ich dich verlassen stehn,
Weinend in die Blumenscene
  Deines Mays zurücke sehn.
Schwalben, die im Lenze minnen,
  Fliehen, wenn der Nordsturm weht,
Buhler scheucht dein Herbst von hinnen,
  Einen Freund hast du verschmäht.

Die mit heiſsem Liebesgeize
  Deinem Kuſs entgegen flohn,
Zischen dem erloschnen Reize,
  Lachen deinem Winter Hohn.
Ha! wie will ich dann dich höhnen! —
  Höhnen? Gott bewahre mich!
Weinen will ich bittre Thränen,
  Weinen, Minna! über dich.

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Eb'ne schwankt der Marsch.
Zum wilden eisernen Würfelspiel
Streckt sich unabsehlich das Gefilde,
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen pocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major,
Halt!
Und die Regimenter fesselt das starre Kommando,
Lautlos steht die Front.

Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blitzet dorther vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?

Wir sehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder!
Lustig, hört ihr den Gesang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder,
Wie braust es fort im schönen wilden Takt!
Und braust durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder,

Schon fleucht es fort wie Wetterleucht,
Dumpf brüllt der Donner schon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht es laut,
Die Losung braust von Heer zu Heer,
Laſst brausen in Gottes Namen fort,
Freyer schon athmet die Brust.

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf,
Eisern im wolkigten Pulverdampf,
Eisern fallen die Würfel.

Nah umarmen die Heere sich,
Fertig! heult's von Ploton zu Ploton,
Auf die Knie geworfen
Feur'n die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,

icken reiſst die streiſende Kartätsche,
uf Vormanns Rumpſe springt der Hintermann,
erwüstung rechts und links und um und um,
taillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus — heiſs brennt die Schlacht,
hwarz brütet auf dem Meer die Nacht —
ott befohlen, Brüder!
einer andern Welt wieder.
och sprützt an den Nacken das Blut,
ebende wechseln mit Todten, der Fuſs
rauchelt über den Leichnam —
Und auch du Franz?» — «grüſse mein Lottchen, Freund;»
Vilder immer wüthet der Streit,
Grüſsen will ich» — Gott! Kameraden! seht
nter uns wie die Kartätsche springt!
Grüſsen will ich dein Lottchen, Freund!
chlummre sanft! wo die Kugelsaat
egnet, stürz' ich Verlaſsner hinein.»

Hieher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Horch, was stampft im Galopp vorbey?
  Die Adjutanten fliegen,
Dragoner rasseln in den Feind,
  Und seine Donner ruhen.
Victoria, Brüder!
Schrecken reiſst die feigen Glieder,
  Und seine Fahne sinkt —

Entschieden ist die scharfe Schlacht
Der Tag blickt siegend durch die Nacht!
  Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
  Stimmen schon Triumphgesang!
Lebt wohl ihr gebliebenen Brüder,
In einer andern Welt wieder.

Resignation.

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freuden zugeschworen,
Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Thränen gab der kurze Lenz mir nur.

Des Lebens May blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht.
Der stille Gott — o weinet meine Brüder —
Der stille Gott taucht meine Fackel nieder,
Und die Erscheinung flieht.

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit,
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiſs nichts von Glückseligkeit.

Vor deinem Thron erheb' ich meine Klage,
Verhüllte Richterin,
Auf jenem Stern ging eine frohe Sage,
Du thronest hier mit des Gerichtes Wage
Und nennest dich Vergelterin.

Hier, spricht man, warten Schrecken auf den Bösen,
Und Freuden auf den Redlichen.
Des Herzens Krümmen werdest du entblößen,
Der Vorsicht Räthsel werdest du mir lösen,
Und Rechnung halten mit dem Leidenden.

Hier öffne sich die Heimath der Verbannten,
Hier endige des Dulders Dornenbahn.
Ein Götterkind, das sie mir. Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir,
Nichts kann ich dir als diese Weisung geben.“
Ich nahm die Weisung auf das andre Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.

«Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen»—
Ich riſs sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut, und gab sie ihr.

«Die Schuldverschreibung lautet an die Todten.»
Hohn lächelte die Welt,
«Die Lügnerin, gedungen von Despoten,
Hat für die Wahrheit Schatten dir geboten,
Du bist nicht mehr, wenn dieser Schein
verfällt.»

Frech witzelte das Schlangenheer der Spötter:
«Vor einem Wahn, den nur Verjährung weiht,
Erzitterst du? Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlau erdachte Retter,
Die Menschenwitz des Menschen Nothdurft
leiht?

«Was heiſst die Zukunft, die uns Gräber decken?
Die Ewigkeit, mit der du eitel prangst?
Ehrwürdig nur, weil Hüllen sie verstecken,
Der Riesenschatten unsrer eignen Schrecken
Im hohlen Spiegel der Gewissensangst;»

«Ein Lügenbild lebendiger Gestalten,
Die Mumie der Zeit,
Vom Balsamgeist der Hoffnung in den kalten
Behausungen des Grabes hingehalten,
Das nennt dein Fieberwahn Unsterblichkeit?»

«Für Hoffnungen — Verwesung straft sie Lügen —
Gabst du gewisse Güter hin?
Sechstausend Jahre hat der Tod geschwiegen,
Kam je ein Leichnam aus der Gruft gestiegen,
Der Meldung that von der Vergelterin?» —

Ich sah die Zeit nach deinen Ufern fliegen,
Die blühende Natur
Blieb hinter ihr, ein welker Leichnam, liegen,
Kein Todter kam aus seiner Gruft gestiegen,
Und fest vertraut' ich auf den Götterschwur.

All' meine Freuden hab' ich dir geschlachtet,
Jetzt werf' ich mich vor deinen Richterthron.
Der Menge Spott hab' ich beherzt verachtet,
Nur deine Güter hab' ich groſs geachtet,
Vergelterin, ich fodre meinen Lohn.

Der Karge und Milde,

oder

der Vater mit zwey Söhnen.

Lustspiel.

*Der **Vater** tritt mit dem einen Sohn ein und spricht:*

Seyd mir willkomm', ihr ehrbar'n Herrn.
Ich hab' euch günstiglich von fern
Zusammen bracht her in mein Haus,
'nen Handel heint zu richten aus.
Weil mir nahet mein letztes End',
Will machen ich mein Testament,
Bestät'gen meinen letzten Willen,
Viel Haders nach mein'm Tod zu stillen,

»Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder,
Rief unsichtbar ein Genius
Zwey Blumen, rief er — hört es Menschenkinder —
Zwey Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heiſsen Hoffnung und Genuſs.

Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieſse, wer nicht glauben kann! Die Lehre
st ewig wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre!
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
u konntest deine Weisen fragen,
Vas man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück.«

Die berühmte Frau.

Epistel eines Ehemanns an einen andern.

Beklagen soll ich dich? Mit Thränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von dir verflucht?
Warum? Weil deine Ungetreue
Im Arme eines andern sucht,
Was ihr die deinigen versagen?
Freund, höre fremde Leiden an,
Und lerne Deine leichter tragen.

Dich schmerzt, daſs sich in deine Rechte
Ein zweyter theilt? — Beneidenswerther Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.

Vom Belt bis zu der Mosel Strand,
Bis an die Apenninenwand,
Bis in die Vaterstadt der Moden,
Wird sie in allen Buden feil geboten;
Muſs sie auf Diligenzen, Packetboten
Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
Kunstrichterlich sich mustern lassen,
Muſs sie der Brille des Philisters stehn,
Und wie's ein schmutz'ger Aristarch befohlen,
Auf Blumen oder heiſsen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daſs Gott ihn strafen wollte!
Nimmt topographisch sie wie eine Vestung auf,
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur sprechen
sollte.

Dein Weib — Dank den kanonischen Gesetzen!
Weiſs deiner Gattin Titel doch zu schätzen,
Sie weiſs warum? und thut sehr wohl daran.
Mich kennt man nur als Ninos Mann.

Du klagst, daſs im Parterr' und an den
Pharotischen,
Erscheinst du, alle Zungen zischen?
O Mann des Glücks! Wer einmal das von sich

Zu rühmen hätte! — Mich, Herr Bruder, mich,
Beschert mir endlich eine Molkenkur
Das rare Glück — den Platz an ihrer Linken,
Mich merkt kein Aug', und alle Blicke winken
Auf meine stolze Hälfte nur.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken,
Mit Briefen, Ballen, unfrankirten Päcken,
Signirt: an die berühmte Frau.
Sie schläft so süſs! — Doch darf ich sie nicht schonen.
«Die Zeitungen, Madam, aus Jena und Berlin!»
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin,
Ihr erster Blick fällt auf Recensionen.
Das schöne blaue Auge — Mir
Nicht einen Blick? — durchirrt ein elendes Papier,
(Laut hört man in der Kinderstube weinen)
Sie legt es endlich weg, und frägt nach ihren Kleinen.

Die Toilette wartet schon,
Doch halbe Blicke nur beglücken ihren Spiegel,
Ein mürrisch ungeduldig Drohn
Gibt der erschrocknen Zofe Flügel.

Von ihrem Putztisch sind die Grazien entflohn,
Und an der Stelle holder Amorinen
Sieht man Erinnyen den Lockenbau bedienen.

Karossen rasseln jetzt heran,
Und Miethlakayen springen von den Tritten,
Dem duftenden Abbé, dem Reichsbaron, dem Britten,
Der — nur nichts Deutsches lesen kann,
Grossing und Compagnie, dem Z** Wundermann
Gehör bey der Berühmten zu erbitten.
Ein Ding, das demuthsvoll sich in die Erde drückt,
Und Ehmann heiſst, wird vornehm angeblickt.
Hier darf ihr — wird' Dein Hausfreund so viel wagen?
Der dümmste Fat, der ärmste Wicht,
Wie sehr er sie bewundre, sagen;
Und darfs vor meinem Angesicht!
Ich steh dabey, und, will ich artig heiſsen,
Muſs ich ihn bitten, mitzuspeisen.

Bey Tafel, Freund, beginnt erst meine Noth,
Da geht es über meine Flaschen,
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muſs ich die Kehlen ihrer Lober waschen.

Mein schwer verdienter Bissen Brod
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige, vermaledeyte
Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meynst du, sey mein Dank? Ein Achselzucken,
Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen;
Erräth'st du's nicht? O ich versteh's genau!
Daſs diesen Brilliant von einer Frau
Ein solcher Pavian davon getragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
— Ihr ist der Frühling wonneleer.
Die Sängerin der süſsesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigallen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.
Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.

Doch nein! Die Jahrszeit ist so schön — zum reisen,
Wie drängend voll mag's jetzt in Pyrmont seyn!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch ist sie dort — in jenem bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doctorenkragen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich, wie in Charons Kahn gepaart,
Zur Schau sich geben und zu Markte tragen,
Wo eingeschickt von fernen Meilen,
Zerriſsne Tugenden von ihren Wunden heilen,
Dort Freund — o lerne dein Verhängniſs preisen!
Dort wandelt meine Frau, und läſst mir sieben Waisen.

O meiner Liebe erstes Flitterjahr!
Wie schnell — ach wie so schnell bist du entflogen!
Ein Weib, wie keines ist, und keines war,
Mir von des Reizes Göttinnen erzogen,
Mit hellem Geist, mit aufgethanem Sinn,
Und weichen leicht beweglichen Gefühlen,
So sah ich sie, die Herzensfeſslerin,
Gleich einem Maytag mir zur Seite spielen.
Das süſse Wort: Ich liebe dich!
Sprach aus dem holden Augenpaare,
So führt' ich sie zum Traualtare,

O wer war glücklicher als ich!
Ein Blüthenfeld beneidenswerther Jahre
Sah lachend mich aus diesem Spiegel an.
Mein Himmel war mir aufgethan,
Schon sah ich schöne Kinder um mich scherzen,
In ihrem Kreis die schönste sie,
Und mein, durch Seelenharmonie,
Durch ewig festen Bund der Herzen.
Und nun erscheint — o mög' ihn Gott verdammen!
Ein groſser Mann — ein schöner Geist.
Der groſse Mann thut eine That! — und reiſst
Mein Kartenhaus von Himmelreich zusammen.

Wen hab' ich nun? — Beneidenswerther Tausch!
Erwacht aus diesem Wonnerausch,
Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben,
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
Dem schöneren Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,

Des Reizes heiligen Myſterien entwichen,
Aus Cythereas goldnem Buch[*]) geſtrichen
Für — einer Zeitung Gnadenlohn.

---

[*]) Goldnes Buch; ſo wurde in einigen Italieniſchen Republiken das Verzeichniſs genannt, in welchem die adelichen Familien eingeſchrieben ſtehen.

Die Ideale.

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasie'n,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende, verweilen,
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Weil eben gleich mein' Söhn' beydsant *)
Sind kommen, aus dem Wälschland
Und der andre her aus Frankreich.
Doch sind sie etwas sich ungleich
Mit Sinnen gewes'n vor viel Jahr'n.
Nun will ich heint sammt euch erfahr'n,
Was G'müths jetzund ein jeder sey,
Daſs ich abnehmen mög' dabey,
Was jedem dien' zu seinem Wandel: **)
Baarschaft, Zins, oder Kaufmannshandel;
Das will ich im Geschäft verleiben, ***)
Und jedem seinen Theil beschreiben;
Deſs sollt ihr alle Zeugen seyn.
Geh', Karges, heiſs' dein'n Bruder 'rein,
Daſs wir den Handel nun anfangen.

Der Karges.

Nach Essens ist er heut ausgangen;
Was weiſs ich, wo er noch läuft um.

Der Vater.

Wie ist's ein Ding, ihr Freunde, d'rum?
Wo gehet heut' ſaullenzen er?
Geh', lauf', such' ihn, daſs er komm' her.
Soll'n die ehrbar'n Leut' auf ihn harr'n?

---

*) beyde zusammen. **) Lebensart.
***) in das Testament bringen.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt,
Er ist dahin, der süſse Glaube,
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloſs,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoſs,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust.

Und theilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuſs der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Herauszutreten in das Leben,
In That und Wort, in Bild und Schall,
Wie groſs war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg,
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dies wenige, wie klein und karg.

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch, und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die luſtige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süſsen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüſsig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht,
Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit,
Und immer stiller ward's und immer
Verlaſsner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bey mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie, der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der groſsen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Das Ideal und das Leben.

Ewigklar und spiegelrein und eben
Flieſst das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin;
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frey seyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,

Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift sie und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frey von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmahlen
Frey, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem stygschen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild',

Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Sieges duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten
Reiſst das Leben euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz,
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bey der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Mögen da im Sturmgeheul die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,

Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluſs
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt:
Da, da spanne sich des Fleiſses Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meisels scharfem Zahn erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück,
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick,
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoſsen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöſse
Steht vor des Gesetzes Gröſse,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,

Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen:
Nehmt die Gottheit auf in eurem Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sclavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Mejestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz:
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiſse euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heil'gen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,

Der Karges.

Jetzt kommt er selbst, thu' mit ihm schnarr'n*).

Der andere Sohn kommt und spricht:

Ein'n guten Abend, seyd willkomm'n mir,
Ihr ehrbar'n Herren sämmtlich hier.

Der Vater.

Mein Martin, wie kommst so spat heim?
Sagt ich dir nicht heut früh in G'heim:
Ich wollt' heut' mein Geschäft kopiren.

Martin.

Vater ich ging nach Tisch spazieren,
Da fand ich meiner G'sellen ein',
Den führet ich zum wälschen Wein,
Hat mir zu Lion zahlt manch G'lag.
Zeit hab'n wir zum Handel danach;
Weil ist versammelt Jedermann,
Mein lieber Vater, fang' nur an.

Der Vater.

Ihr lieben Söhne, nun hört zu:
Karges mein erster Sohn bist du,
Du hast die Wahl, was ist dein Wandel?
Soll ich dir schaffen Kaufmannshandel,

---

*) zanken.

Keine Thräne flieſst hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleyer
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Ging in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.
Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaſsten,
Bis sein Lauf geendigt ist —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fliegt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.

Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Pegasus im Joche.

Auf einen Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roſs, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph,
Und bäumte sich in prächtiger Parade,
Erstaunt blieb jeder stehn, und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur schade,
Daſs seinen schlanken Wuchs ein häſslich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.

Die Race, sagen sie, sey rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner wird sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faſste Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen,
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl d'ran wagen;
Der Täuscher, hoch vergnügt, die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort!“
Und Hanns trabt frisch mit seiner Beute fort.

Das edle Thier wird eingespannt.
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirſt, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hanns. Allein ich darf dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertrau'n. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr' ich Passagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.

Die muntre Krabbe soll zwey Pferde mir ersparen,
Der Koller gibt sich mit den Jahren.

Der Anfang ging ganz gut. Das leicht beschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit ſestem Huf zu schlagen,
Verläſst es bald der Räder sichre Spur,
Und treu der stärkeren Natur
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken;
Der gleiche Taumel faſst das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilſt, kein Zügel hält es an,
Bis endlich zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen, wohl gerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.

Das geht nicht zu mit rechten Dingen,
Spricht Hanns mit sehr bedenklichem Gesicht,
So wird es nimmermehr gelingen;

Laſs sehn, ob wir den Tollwurm nicht
Durch magre Kost und Arbeit zwingen.
Die Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
Eh noch drey Tage hingeschwunden,
Zum Schatten abgezehrt. Ich hab's, ich hab's geſunden,
Ruſt Hanns. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier!
Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif, und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus stolzes Roſs muſs sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt,
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Vom Gram gebeugt, das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.

Verwünschtes Thier! bricht endlich Hannsens Grimm
Laut scheltend aus, indem die Hiebe flogen,

So bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
Mich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wuth
Die Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
Ein lustiger Gesell die Straſse hergezogen,
Die Zitter klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertrau'n,
Gib acht, du sollst dein Wunder schau'n!

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken.
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten Blicken,

Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einemmal in Sturmes Wehen
Der Schwingen Pracht, schieſst brausend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Entschwebt es zu den blauen Höhen.

Der Tanz.

Siehe! wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen, den Boden berührt kaum der beflügelte Fuſs.
Seh ich flüchtige Schatten, befreyt von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luſtigen Reihn?
Wie, vom Zephir gewiegt, der leichte Rauch in die Luſt flieſst,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth,
Hüpſt der gelehrige Fuſs auf des Takts melodischer Woge,
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.

Jetzt, als wollt' es mit Macht durchreiſsen die Kette des Tanzes
Schwingt sich ein muthiges Paar dort in den dichtesten Reihn.
Schnell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet,
Wie durch magische Hand öffnet und schlieſst sich der Weg.
Sieh! Jetzt schwand es dem Blick, in wildem Gewirr durch einander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
Nein, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirret sich,
Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.
Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich, wie geschieht's, daſs rastlos erneut die Bildungen schwanken,
Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder ein Herrscher, frey, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?

Oder willt du Häuser, Rent' und Zins,
Darin du jährlich Nutzung ſind'st?
Nun, antwort', welchen Theil du willt?

Der Karges.

Vater, mein Bruder ist zu mild;
Vermerk' drum, was ich ſinde gut:
Ich wollt', daſs du mir all dein Gut
Liegend's und Fahrend's macht'st unterthänig
Und gäbest dem Martin ein wenig;
Durch ihn würd' doch sein Erb' verthan.

Der Vater zornig:

Ey, daſs geh' dich das Herzleid an,
Daſs du ein solcher Geizwurm bist!
In solch'm Geschäft gar kein' Form ist,
Er ist mein Sohn so wohl als du.

Der Karges.

Die Ursach, Vater, hör' doch zu:
Das Geld das lieb' stets also ich,
Daſs eh' ich ausgeb einen Pfennig,
So schau' ich ihn wohl dreymal an;
Noth ich dabey wohl leiden kann.
Ich weiſs es ſein zusamm' zu halten.

Der Vater zornig.

Ey, nun muſs dein bös' Fieber walten!
Der weis' Mann spricht: Wer Geld lieb hat,

Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt:
Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls,
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhab'nen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundnen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maas.

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollſt die Anmuthſtrahlende empfangen:
Ihr Zweige! baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,
Und all ihr Schmeichellüſte werdet wach,
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuſs zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Rasselnd mit eilendem Lauf?
  Nein, es scheuchte nur der Schrecken
  Aus dem Busch den Vogel auf.

O! lösche deine Fackel Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht, mit deinem holden Schweigen,
Breit' um uns her den purpurrothen Flor;
Umspinn' uns mit geheimniſsvollen Zweigen,
Der Liebe Wonne flieht des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheidnen Zeugen!
Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf still herblickend ihr Vatrauter seyn.

Rief es von fern nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
  Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
  Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluſs,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bey des Westes Kuſs,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen

Die Traube winkt; die Pfirsche zum Genuſs,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen,
Die Luſt, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heiſsen Wange mir die Gluth.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süſsem Tod und seine Farben blassen,
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluthen hassen.
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig groſse Massen,
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst.
Und Alles Schöne zeigt sich mir entblöſst.

Seh' ich nichts Weiſses dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O! sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr,
Mit süſsen Bildern wesenlos zu spielen,
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen.
O! führe mir die Lebende daher,
Laſs ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum!
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Pompeji und Herculanum.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde! dich an, und was sendet dein Schooſs uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, auf's neue bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt, ihn zu beleben, herbey!

Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
Sieben Mündungen sich fluthend die Menge herein!
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folgt der grausende Chor!
Wohin führet der Bogen des Siegs? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Traget, Lictoren, die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn!
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reihn um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lang verschütteten Thüren,
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag.

Siehe, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von breiter brennenden Farben,
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsig Genien dort keltern den purpurnen Wein.
Hoch auf springt die Bacchantin im Tanz, dort ruht sie schlummernd,
Und der lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
Flüchtig tummelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
Knie nur schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
Knaben! Was säumt ihr? Herbey! Da stehn noch die schönen Geschirre,
Frisch, ihr Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug!

Steht nicht der Dreyfuſs hier auf schön geflügelten Sphynxen,
Schüret das Feuer! Geschwind, Sclaven! Bestellet den Heerd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Wage liegt hier, sehet es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an!
Was bewahret dies Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad! Hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Crystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? Im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln,
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.

Auch die Penaden sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder, warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen schon da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

Der wird des Geldes nimmer satt.
Derhalb wer nur den Reichthum liebt,
Dem er niemalen Nutzung gibt.
Epimenides sagt gar ſein:
Das Geld dem Geiz'gen sey 'ne Pein,
Dem Milden aber ist's ein' Zier.

Martin.

O Vater, so gebührt es mir;
Schaff' mir's baar Geld, ob anders willt,
Denn ich bin ehrenreich und mild;
Mit meinem Theil will ich mich halten
Kostfrey bey Jungen und bey Alten,
Das Geld soll gar mein Herr nicht seyn.

Der Vater.

Das taugt auch nicht, o Sohn du mein,
Weil Salomon spricht: Gutes viel
Wird wen'g wo man's verschwenden will,
Wie man das täglich gar wohl sieht,
Wie manchem Strausgütlein *) wohl g'schieht;
Ein Mittelmaſs ist recht und gut.

Der Karges.

Vater, ich hab' ein'n kargen Muth
Mit meinem Zehr'n in meinem Haus,

---

*) Verschwender.

Der Handschuh.

Erzählung.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saſs König Franz,
Und um ihn die Groſsen der Krone
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Aufthut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,

Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder,
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öffnet sich behend
Ein zweytes Thor,
Daraus rennt
Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor.
Wie er den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend;
D'rauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöffnete Haus
Zwey Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier,

Das packt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiſs,
Lagern sich die greulichen Katzen.

Da fällt von des Altans Rand
Ein Handschuh von schöner Hand
Zwischen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Und zu Ritter Delorge spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund:
«Herr Ritter, ist eure Lieb' so heiſs
Wie ihr mir's schwört zu jeder Stund',
Ey, so hebt mir den Handschuh auf!»

Und der Ritter mit schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbar'n Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehen's die Ritter und Edelfrauen,

Und gelassen bringt er den Handschuh zurück.
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheiſst ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und er wirſt ihr den Handschuh in's Gesicht:
„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht,"
Und verläſst sie zur selben Stunde.

Die Bürgschaft.

Ballade.

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreyen."
Das sollst du am Kreuze bereuen.

„Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit,
„Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drey Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreyt,
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen."

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
Drey Tage will ich dir schenken.
Doch wisse! wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muſs er statt deiner erblassen,
Und dir ist die Strafe erlassen.

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daſs ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drey Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreyt,
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gieſst unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche die Ströme schwellen,
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem
Stab.
Da reiſst die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand,
Wie weit er auch spähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stöſst kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
»O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muſs der Freund mir erbleichen.«

Doch wachsend erneut sich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet,
Da treibt ihn die Angst, da faſst er sich Muth,
Und wirſt sich hinein in die brausende Fluth,
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte,
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt' ihr? ruſt er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muſs ich dem Könige geben!“
Und entriſs die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes Willen erbarmet euch!“
Und drey, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee:
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachten, verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig,
schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige
Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten:
Und zwey Wandrer sieht er die Straſse ziehn,
Will eilenden Lauſes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuſs,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da schimmern in Abendroths Strahlen,
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter!

Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Deſs rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daſs der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweye,
Und glaube an Liebe und Treue."

Nichts laſs' ich zu unnütz daraus,
Halt' mich gering in Speis' und Trank,
Wie es denn lehrt Doktor Freidank,
Der spricht: Mit viel hält man oft Haus,
Mit wenig kommt man auch wohl aus.
Dein Gut will ich dir nicht zerstreuen,
In jener Welt wirst dich mein freuen,
Daſs ich's also zusammen spar'.

Martin.

Ecclesiasticus sagt wahr:
Daſs Gott gibt manchem groſses Gut,
Und dabey so 'nen kargen Muth,
Daſs er sein's Gut's selbst darf nicht g'nieſsen.
Das wird mit Tantalus bewiesen,
Dem Aepfel hingen vor dem Mund',
Und sie doch nicht genieſsen kunnt'.
So bist auch filzig, g'nau und karg,
Du sparst das Gut' und friſst das Arg';
Dergleich dein eigen Weib und Kind,
Knecht, Maid und alles Hausgesind',
Das muſs am Hungertuch dir nagen.
Umsonst thut Salomon nicht sagen:
Der Geiz sein eigen Haus verwirrt;
Also die Kargheit dich vexirt.
Du bist und bleibst ein Nagenranft, *)

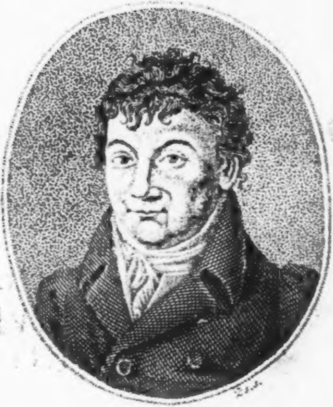
---

*) der aus Geiz an einer Brodkruste (Ranft) nagt.

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet,
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
»Mich, Henker! ruſt er, erwürget,
Da bin ich, für den er gebürget!«

Und Erstaunen ergreiſet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beyde,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läſst schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.



FICHTE.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Zwey und siebenzigstes Bändchen.
Fichte's Vorlesungen; Auswahl.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Johann Gottlieb Fichte

wurde am 19. Mai 1762 zu Rammenau bei Bischoffswerda, also in der Oberlausitz geboren. Sein Vater war daselbst Bandmacher, deren es mehrere in diesem Orte giebt. Fichte erhielt seine erste Erziehung durch einen Herrn von **Miltiz**, bildete sich in der Schulpforte zum Gelehrten und studierte dann auf den Universitäten zu Jena, Leipzig und Wittenberg. Nach beendigten Universitätsjahren lebte er theils in der Schweiz, theils zu Königsberg, wo er den Umgang des Philosophen Kant genoſs. Hier schrieb er seinen Versuch einer Kritik aller Offenbarung (1792), welches Werk ihm im J. 1793, nach Reinhold's Abgange von Jena, den Ruf als ordentlicher Profeſsor der Philosophie an die dasige Universität verschaffte. Er lebte zu Jena bis zum J. 1800, aber wegen einer Abhandlung im Niethhammerschen philosoph. Journal über den Grund des Glaubens an eine göttliche Weltregierung fiel er in den Verdacht einer irreligiösen Denkart, und die deshalb verhängte Untersuchung bestimmte ihn, seine Stelle niederzulegen. Er wandte sich nach Preuſsen und lebte einige Zeit zu Berlin. Im Sommer 1805 wurde er Professor der Philosophie zu Erlangen. Während der preuſsischen Unglücksperiode 1806 — 8 begab er sich nach Königsberg, und wurde endlich im Jahr 1809 bei der neuen Universität zu Berlin als Professor der Philosophie angestellt. Hier raffte ihn am 29. Jan. 1814 das verheerende Nervenfieber im 51. Jahre seines Alters weg.

Fichte war ein Mann von groſsem Scharfsinn, und hohe Beredsamkeit zeichnete seinen Vortrag aus. In seinen weniger strengwissenschaftlichen Werken ist ein Muster deutscher

Prosa aufgestellt. Sein Streben war nicht irdisch, sondern immer auf das Ewige und Höchste gerichtet. Mit einer beispiellosen Kraft des Geistes durchdrang er die Tiefen des menschlichen Wissens; und gründete ein neues philosophisches System, das er aber freilich selbst späterhin einigen Abänderungen unterwarf. Dieses System ist ein strenger Idealismus, indem das Reale oder das Wirkliche, was wir ausser uns setzen, nach demselben nur ein Geschöpf unsrer eignen innern Thätigkeit ist. Er hat es vollständig entwickelt in dem Werke: Die Wissenschaftslehre in ihrem allgemeinen Umrisse (1810. 8.).

— Fichte's Herz war rein und ohne Falsch, empfänglich für alles Schöne und Gute, für Freundschaft wie für Liebe; ihn beseelte eine unerschütterliche Rechtschaffenheit, und Wahrheitsliebe war die einzige Richtschnur seines Lebens. So wie er lebte für das Gute, so starb er auch dafür; denn auf seine Veranlassung unterzog sich seine Gattin der Sorge für die berliner Militärhospitäler, sie wurde angesteckt und brachte dadurch für ihn den Tod. Er hinterlieſs einen einzigen Sohn, der zugleich sein einziges Kind ist, und eine Gattin, die mit warmer Zuneigung an ihm hieng. — Die Werke Fichte's, aus welchen wir einiges für unsere Taschen-Ausgabe wählen, sind: 1) Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. 1794. 8. 2) Die Anweisung zum seligen Leben. 1806. 8. und 3) Reden an die deutsche Nation. 1808. 8.

Ich aber leb' gütlich und sanft,
Denn ich kauf' ein mit vollem Rath,
Daſs Jedermann g'nug um mich hat,
Weil ich auf Erd' nichts bring' von dann,
Denn Essen, Trinken um und an;
Wie uns der weise Mann thut sagen.

Der Karges.

Dürft' ich die Faust ins Maul dir schlagen,
Du voller Zapf! Ich weiſs gleichwohl,
Daſs du schier alle Nacht bist voll,
Fürwahr wer Wein liebt wird nicht reich,
Spricht Salomon, dem bist du gleich:
Ein Streuſsgut, *) der sein Gut verthu',
Schaffst dir selbst Krankheit und Unruh.
Ich hab' mein Ruh' allein darin,
Daſs' ich spar' und viel's Geld gewinn',
Und meinen Erbtheil kann vermehr'n.

Martin.

Weiſst nicht, daſs Salomon läſst hör'n:
Einer theilt aus und wird doch reich,
Ein andrer karget dir ganz gleich,
Welcher doch immer ärmer wird,
Deshalb die Sorg' dich hart vexirt.
Und wo dir denn ein Schad' zusteht,

---

*) Verschwender.

Inhalt.

Seite

1) Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten

Erste Vorlesung: Ueber die Bestimmung des Menschen an sich 3

Zweite Vorlesung: Ueber die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. 19

Dritte Vorlesung: Ueber die Verschiedenheit der Stände in der Gesellschaft 39

Vierte Vorlesung: Ueber die Bestimmung des Gelehrten 59

Fünſte Vorlesung: Prüſung der Rousseauschen Behauptungen über den Einfluſs der Künste und Wissenschaften auf das Wohl der Menschheit. 81

2) Anweisung zum seligen Leben.

Erste Vorlesung 105
Vierte Vorlesung. 133

3) Rede an die deutsche Nation.

Achte Rede: Was ein Volk sey, in der höhern Bedeutung des Worts, und was Vaterlandsliebe. 163

Vorlesungen und Reden

von

Joh. Gottlieb Fichte.

Vorlesungen

über die

Bestimmung des Gelehrten.

Erste Vorlesung.

Ueber die Bestimmung des Menschen an sich.

Die Absicht der Vorlesungen, welche ich heute eröffne, ist Ihnen zum Theil bekannt. Ich möchte beantworten, oder vielmehr, ich möchte Sie, m. H., veranlassen, sich zu beantworten folgende Fragen: Welches ist die Bestimmung des Gelehrten? welches sein Verhältniſs zu der gesammten Menschheit sowohl, als zu den einzelnen Ständen in derselben? durch welche Mittel kann er seine erhabene Bestimmung am sichersten erreichen?

Der Gelehrte ist nur insofern ein Gelehrter, inwieſern er andern Menschen entgegengesetzt wird, die das nicht sind; sein Begriff entsteht durch Vergleichung durch Beziehung auf die Gesellschaft: unter der nicht etwa blos der Staat, sondern überhaupt jede Aggregation vernünftiger Menschen verstanden wird, die im Raume bei einander leben und dadurch in gegenseitige Beziehungen versetzt werden.

Die Bestimmung des Gelehrten, insofern er das ist, ist demnach nur in der Gesellschaft denkbar; und also setzt die Beantwortung der Frage: welches ist die Bestimmung des Gelehrten? die Beantwortung einer andern voraus; der folgenden: welches ist die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft?

Die Beantwortung dieser Frage setzt wiederum die Beantwortung einer andern noch höhern voraus — der: welches ist die Bestimmung des Menschen an sich, d. h. des Menschen, insofern er bloſs als Mensch, bloſs nach dem Begriffe des Menschen überhaupt gedacht wird; — isolirt, und ausser aller Verbindung, die nicht in seinem Begriffe nothwendig enthalten ist?

Ich darf Ihnen wohl jetzt ohne Beweis sagen, was mehrern unter Ihnen ohne Zweifel schon längst bewiesen ist, und was andre dunkel, aber darum nicht weniger stark fühlen, daſs die ganze Philosophie, daſs alles menschliche Denken und Lehren, daſs Ihr ganzes Studieren, daſs alles, was ich insbesondere Ihnen je werde vortragen können, auf nichts anders abzwecken kann, als auf die Beantwortung der aufgeworfenen Fragen, und ganz besonders der letzten höchsten: Welches ist die Bestimmung des Menschen überhaupt, und durch welche Mittel kann er sie am sichersten erreichen?

Zwar nicht für die Möglichkeit des Gefühls dieser Bestimmung, wohl aber für die deutliche, klare, und vollständige Einsicht in dieselbe wird die ganze Philosophie, und zwar eine gründliche und erschöpfende Philosophie vorausgesetzt. — Diese Bestimmung des Menschen an sich ist zugleich der Gegenstand meiner heutigen Vorlesung. Sie sehen, m. H., daſs ich das, was ich darüber zu sagen habe, in dieser Stunde nicht vollständig aus seinen Gründen ableiten kann, wenn ich nicht in dieser Stunde die ganze Philosophie abhandeln will. Aber ich kann es auf Ihr Gefühl aufbauen. — Sie sehen zugleich, daſs die Frage, welche ich in meinen öffentlichen Vorlesungen beantworten will: welches ist die Bestimmung des Gelehrten, — oder was eben soviel heiſst, wie sich zu seiner Zeit ergeben wird — die Bestimmung des höchsten wahrsten Menschen, die letzte Aufgabe für alles philosophische Forschen; — so wie die: welches ist die Bestimmung des Menschen überhaupt, deren Beantwortung ich in meinen Privatvorlesungen zu begründen, heute aber nur kurz anzudeuten gedenke. — die erste Aufgabe für dasselbe ist. Ich gehe jetzt an die Beantwortung der aufgegebenen Frage.

Was das eigentlich geistige im Menschen, das reine Ich, — schlechthin an sich — isolirt — und ausser aller Beziehung auf etwas ausser demselben — seyn würde? — diese Frage ist unbeantwortlich — und genau genommen enthält sie einen Widerspruch mit sich selbst. Es ist zwar nicht wahr, daſs das reine Ich ein Product des Nicht-Ich — so nenne ich alles, was als ausser dem Ich befindlich gedacht, was von dem Ich unterschieden und ihm entgegengesetzt wird — daſs das reine Ich, sage ich, ein Product des Nicht-Ich sey: — ein solcher Satz würde einen transcendentalen Materialismus ausdrücken, der völlig vernunftwidrig ist — aber es ist sicher wahr, und wird an seinem Orte streng erwiesen werden, daſs das Ich sich seiner selbst nie bewuſst wird, noch bewuſst werden kann, als in seinen empirischen Bestimmungen, und daſs diese empirischen Bestimmungen nothwendig ein Etwas ausser dem Ich voraussetzen. Schon der Kör-

Etwa ein Pfennig dir entgeht,
Da liegst du denn 'ne Nacht zu wimmern,
Ohn' Ruh' zu seufzen und zu kümmern,
Du wirſst dich um im Bett' allein,
Als ob dich riss' der Harmenstein. *)
Wer viel hat, der muſs viel versorgen.
Ich schlaf' bis an den hellen Morgen,
Ein kleiner Schad' ſicht mich nicht an;
Vorab wo ich's nicht wenden kann,
Laſs ich es gehn gleich wie es geht.

Der Vater zum Martin.

Mein Martin, dabey man versteht:
Ich meynt' ein Adler hab' ihn erzogen;
So bist ein Wüstling abgeflogen,
Nachlässig, unachtsam, verwegen.

Der Karges zum Martin.

Ich will den Harnisch dir baſs ſegen, **)
Weil gar nachlässig ist dein Wandel
Im Haushalten und Kaufmannshandel.
Weiſst nicht, Aesopus schreibt 'ne Fabel
Und lobt die Ameis im Parabel,
Die arbeitsam war und fürsichtig,
Verachtet Grillen faul und nichtig.
Ich müh' mich mit Reiten und Laufen,

---

*) Blasenstein. **) den Text noch besser lesen.

per des Menschen, den er seinen Körper nennt, ist etwas ausser dem Ich. Ausser dieser Verbindung wäre er auch nicht einmal ein Mensch, sondern etwas für uns schlechthin ungedenkbares; wenn man ein solches, das nicht einmal ein Gedankending ist, noch ein Etwas nennen kann. — Den Menschen an sich, und isolirt betrachten, heiſst demnach weder hier, noch irgendwo: ihn bloſs als reines Ich, ohne alle Beziehung auf irgend etwas ausser seinem reinen Ich betrachten: sondern bloſs, ihn ausser aller Beziehung auf vernünftige Wesen seines gleichen denken.

Und, wenn er so gedacht wird, was ist seine Bestimmung? was kommt ihm als Menschen, seinem Begriffe nach, zu, das unter den uns bekannten Wesen dem Nicht-Menschen nicht zukommt? wodurch unterscheidet er sich von allem, was wir unter den uns bekannten Wesen nicht Mensch nennen? —

Von etwas positiven muſs ich ausgehen, und da ich hier nicht von dem absoluten positiven, dem Satze: Ich bin, ausgehen kann, so muſs ich indessen einen Satz als Hypothese aufstellen, der im Menschengefühl unaustilgbar liegt — der das Resultat der gesammten Philosophie ist, der sich streng erweisen läſst

— und den ich in meinen Privatvorlesungen streng erweisen werde: den Satz: So gewiſs der Mensch Vernunft hat, ist er sein eigner Zweck, d. h. er ist nicht, weil etwas anderes seyn soll, — sondern er ist schlechthin, weil Er seyn soll: sein bloſses Seyn ist der letzte Zweck seines Seyns, oder, welches eben soviel heiſst, man kann ohne Widerspruch nach keinem Zwecke seines Seyns fragen. Er ist, weil er ist. Dieser Charakter des absoluten Seyns, des Seyns um sein selbst willen, ist sein Charakter oder seine Bestimmung, insofern er blos und lediglich als vernünftiges Wesen betrachtet wird.

Aber dem Menschen kommt nicht bloſs das absolute Seyn, das Seyn schlechthin; es kommen ihm auch noch besondere Bestimmungen dieses Seyns zu; er ist nicht bloſs, sondern er ist auch irgend etwas; er sagt nicht bloſs: ich bin; sondern er setzt auch hinzu: ich bin dieses oder jenes. Insofern er überhaupt ist, ist er vernünftiges Wesen; insofern er irgend etwas ist; was ist er dann? — Diese Frage haben wir zu beantworten. —

Das, was er ist, ist er zunächst nicht darum, weil er ist; sondern darum, weil etwas ausser ihm ist. — Das empirische

Selbstbewuſstseyn, d. i. das Bewuſstseyn irgend einer Bestimmung in uns, ist nicht möglich, ausser unter der Voraussetzung eines Nicht-Ich, wie wir schon oben gesagt haben und an seinem Orte beweisen werden. Dieses Nicht-Ich muſs auf seine leidende Fähigkeit, welche wir Sinnlichkeit nennen, einwirken. Insofern also der Mensch etwas ist, ist er sinnliches Wesen. Nun aber ist er nach dem obigen zugleich vernünftiges Wesen, und seine Vernunft soll durch seine Sinnlichkeit nicht aufgehoben werden, sondern beide sollen neben einander bestehen. In dieser Verbindung verwandelt sich der obige Satz: Der Mensch ist, weil er ist — in den folgenden: Der Mensch soll seyn, was er ist, schlechthin darum, weil er ist, d. h. alles was er ist, soll auf sein reines Ich, auf seine bloſse Ichheit bezogen werden; alles, was er ist, soll er schlechthin darum seyn, weil er ein Ich ist; und was er nicht seyn kann, weil er ein Ich ist, soll er überhaupt gar nicht seyn. Diese, bis jetzt noch dunkle Formel wird sich sogleich aufklären.

Das reine Ich läſst sich nur negativ vorstellen; als das Gegentheil des Nicht-Ich, dessen Charakter Mannichfaltigkeit ist — mithin als völlige absolute Einerleiheit; es ist immer Ein und Ebendasselbe und nie ein anderes. Mithin läſst die obige Formel sich auch so ausdrücken: Der Mensch soll stets einig mit sich selbst seyn; er soll sich nie widersprechen. — Nämlich das reine Ich kann nie in Widerspruche mit sich selbst stehen, denn es ist in ihm gar keine Verschiedenheit, sondern es ist stets Ein und Ebendasselbe: aber das empirische, durch äuſsere Dinge bestimmte, und bestimmbare Ich kann sich widersprechen; — und so oft es sich widerspricht, so ist das ein sicheres Merkmahl, daſs es nicht nach der Form des reinen Ich, nicht durch sich selbst, sondern durch äuſsere Dinge bestimmt ist. Und so soll es nicht seyn; denn der Mensch ist selbst Zweck; er soll sich selbst bestimmen und nie durch etwas fremdes sich bestimmen lassen; er soll seyn, was er ist, weil er es seyn will, und wollen soll. Das empirische Ich soll so gestimmt werden, wie es ewig gestimmt seyn könnte. Ich würde daher, — was ich bloſs im Vorbeigehen und zur Erläuterung hinzufüge, — den Grundsatz der Sittenlehre in folgender Formel ausdrücken: Handle so, daſs du die Maxime deines Willens als ewiges Gesetz für dich denken könnest. —

Die letzte Bestimmung aller endlichen vernünftigen Wesen ist demnach absolute Einigkeit, stete Identität, völlige Uebereinstimmung mit sich selbst. Diese absolute Identität ist die Form des reinen Ich und die einzige wahre Form desselben; oder vielmehr: an der Denkbarkeit der Identität wird der Ausdruck jener Form erkannt. Welche Bestimmung aber ewig dauernd gedacht werden kann, dieselbe ist der reinen Form des Ich gemäfs. — Man verstehe dieses nicht halb, und nicht einseitig. Nicht etwa blos der Wille soll stets einig mit sich selbst seyn, — von diesem ist nur in der Sittenlehre die Rede — sondern alle Kräfte des Menschen, welche an sich nur Eine Kraft sind, und blofs in ihrer Anwendung auf verschiedne Gegenstände unterschieden werden — sie alle sollen zu vollkommener Identität übereinstimmen, und unter sich zusammenstimmen.

Nun aber hängen die empirischen Bestimmungen unsers Ich, wenigstens ihrem gröfsten Theil nach, nicht von uns selbst, sondern von etwas ausser uns ab. Zwar ist der Wille in seinem Kreise, d. i. in dem Umfange der Gegenstände, auf welche er sich beziehen kann, nachdem sie dem Menschen bekannt worden, absolut frei, wie zu seiner Zeit streng wird erwiesen werden. Aber das Gefühl und die dasselbe voraussetzende Vorstellung ist nicht frei, sondern hängt von den Dingen ausser dem Ich ab, deren Charakter gar nicht Identität, sondern Mannichfaltigkeit ist. Soll nun dennoch das Ich auch in dieser Rücksicht stets einig mit sich selbst seyn, so muſs es unmittelbar auf die Dinge selbst, von denen das Gefühl und die Vorstellung des Menschen abhängig ist, zu wirken streben; der Mensch muſs suchen, dieselben zu modificiren, und sie selbst zur Uebereinstimmung mit der reinen Form seines Ich zu bringen, damit nun auch die Vorstellung von ihnen, insofern sie von ihrer Beschaffenheit abhängt, mit jener Form übereinstimme. — Diese Modification der Dinge nun wie sie nach unsern nothwendigen Begriffen von ihnen seyn sollen, ist nicht durch den bloſsen Willen möglich, sondern es bedarf dazu auch einer gewissen Geschicklichkeit, die durch Uebung erworben und erhöht wird.

Ferner, was noch wichtiger ist, unser empirisch bestimmbares Ich selbst nimmt durch den ungehinderten Einfluſs der Dinge auf dasselbe, dem wir uns unbefangen überlassen, so lange unsre Vernunft noch nicht erwacht ist, gewisse Biegungen an, die mit der Form unsers reinen Ich unmöglich übereinstimmen können, da sie von den Dingen ausser uns herkommen. Um diese auszutilgen und uns die ursprüngliche reine Gestalt wieder zu geben — dazu reicht gleichfalls der bloſse Wille nicht hin, sondern wir bedürfen auch dazu jener Geschicklichkeit, die durch Uebung erworben und erhöht wird.

Die Erwerbung dieser Geschicklichkeit, theils unsre eigenen vor dem Erwachen unsrer Vernunft und des Gefühls unsrer Selbstthätigkeit entstandenen fehlerhaften Neigungen zu unterdrücken und auszutilgen; theils die Dinge ausser uns zu modificiren und sie nach unsern Begriffen umzuändern, — die Erwerbung dieser Geschicklichkeit, sage ich, heiſst Kultur; und der erworbene bestimmte Grad dieser Geschicklichkeit wird gleichfalls so genannt. Die Kultur ist nur nach Graden verschieden; aber sie ist unendlich vieler Grade fähig. Sie ist das letzte und höchste Mittel für den Endzweck des Menschen, die völlige Uebereinstimmung mit sich selbst, — wenn der Mensch als vernünftig sinnliches Wesen; — sie ist selbst letzter Zweck, wenn er als blos sinnliches Wesen betrachtet wird. Die Sinnlichkeit soll kultivirt werden: das ist das höchste und letzte, was sich mit ihr vornehmen läſst. —

Das endliche Resultat aus allem Gesagten ist folgendes: Die vollkommene Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst, und — damit er mit sich selbst übereinstimmen könne — die Uebereinstimmung aller Dinge ausser ihm mit seinen nothwendigen praktischen Begriffen von ihnen, — den Begriffen, welche bestimmen, wie sie seyn sollen, — ist das letzte höchste Ziel des Menschen. Diese Uebereinstimmung überhaupt ist, daſs ich in die Terminologie der kritischen Philosophie eingreife, dasjenige, was Kant das höchste Gut nennt: welches höchste Gut an sich, wie aus dem obigen hervorgeht, gar nicht zwei Theile hat, sondern völlig einfach ist: es ist — die vollkommene Uebereinstimmung eines vernünftigen Wesens mit sich selbst. In Beziehung auf ein vernünftiges Wesen, das von den Dingen ausser sich abhängig ist, läſst dasselbe sich als zweifach betrachten — als Uebereinstimmung des Willens mit der Idee eines ewig geltenden Willens, oder — sittliche Güte — und als Uebereinstimmung der Dinge ausser uns mit unserm Willen (es versteht sich mit unserm vernünftigen Willen) oder Glückseligkeit — Es ist also — im Vorbeigehen sey dies erinnert — so wenig wahr, daſs der Mensch durch die Begierde nach Glückseligkeit zur sittlichen Güte bestimmt werde; daſs vielmehr der Begriff der Glückseligkeit selbst, und die Begierde nach ihr, erst aus der sittlichen Natur des Menschen entsteht. — Nicht — das ist gut, was glückselig macht; sondern — nur das macht glückselig, was gut ist. Ohne Sittlichkeit ist keine Glückseligkeit möglich. Angenehme Gefühle zwar sind ohne sie, und selbst im Gegenstreite gegen sie möglich und wir werden an seinem Orte sehen, warum? aber diese sind nicht Glückseligkeit, sondern oft widersprechen sie ihr sogar.

Alles Vernunftlose sich zu unterwerfen, frei und nach seinem eignen Gesetze es zu beherrschen, ist letzter Endzweck des Menschen; welcher letzte Endzweck völlig unerreichbar ist und ewig unerreichbar bleiben muſs, wenn der Mensch nicht aufhören soll, Mensch zu seyn, und wenn er nicht Gott werden soll. Es liegt im Begriffe des Menschen, daſs sein letztes Ziel unerreichbar, sein Weg zu demselben unendlich seyn muſs. Mithin ist es nicht die Bestimmung des Menschen, dieses Ziel zu erreichen. Aber er kann und soll diesem Ziele immer näher kommen, und daher ist die Annäherung ins Unendliche zu diesem Ziele seine wahre Bestimmung als Mensch, d. i. als vernünftiges aber endliches, als sinnliches aber freies Wesen. — Nennt man nun jene völlige Uebereinstimmung mit sich selbst Vollkommenheit, in der höchsten Bedeutung des Worts, wie man sie allerdings nennen kann: so ist Vollkommenheit das höchste unerreichbare Ziel des Menschen; Vervollkommnung ins Unendliche aber ist seine Bestimmung. Er ist da, um selbst immer sittlich besser zu werden, und alles rund um sich herum sinnlich, und wenn er in der Gesellschaft betrachtet wird, auch sittlich besser, und dadurh sich selbst immer glückseliger zu machen.

Das ist die Bestimmung des Menschen, insofern er isolirt, d. h ausser Beziehung auf vernünftige Wesen seines Gleichen betrachtet wird. — Wir sind nicht isolirt, und ob ich gleich heute meine Betrachtungen nicht auf die allgemeine Verbindung vernünftiger Wesen untereinander richten kann, so muſs ich doch einen Blick auf diejenige Verbindung werfen, in die ich heute mit Ihnen, m. H., trete. Jene erhabene Bestimmung, die ich Ihnen heute kurz angedeutet habe, ist es, die ich in vie-

Mit Tauschen, Kaufen und Verkaufen,
Ich laſs' mich keiner Müh' verdrieſsen,
Wo ich ein's G'winns hoff' zu genieſsen,
So sitz'st du wartend, träg' und faul,
Bis dir ein Brathuhn fleugt ins Maul;
Merk' und erfahr's, du wirst nicht reich.

Martin.

Ich glaub', dir wär' ein jedes gleich,
Daſs du nur mehr Geld überkämst;
Du reiſs'st und scharrst, dich gar nicht schämst,
Du arbeit'st die Nacht zu dem Tag;
Jedoch dir nicht mehr werden mag,
Denn was Gott gibt, sagt der Psalmist,
Einem andern Gott gebend ist
Schlafend groſs Reichthum durch sein'n Segen.
Drum hoff' und trau' ich Gott allwegen,
Er werd' auf Erd' mich nicht verlassen.

Der Karges.

Gesell, ich weiſs ein' ander' Straſsen,
Auf's wohlfeilstkaufen und theuerst geben,
Und andre G'schicklichkeit daneben,
Das füllt mir Truhen, Säck' und Kasten.

Der Vater zum Karges.

Sohn, du gefällst mir nicht am basten.[*]

---

[*] besten.

len hoffnungsvollen jungen Männern zur deutlichen Einsicht erheben soll; die ich Ihnen zum überlegtesten Zwecke und zum beständigen Leitfaden Ihres ganzen Lebens zu machen wünsche — in jungen Männern, die bestimmt sind, wieder an ihrem Theile kräftigst auf die Menschheit zu wirken, einst im engern oder weitern Umkreise durch Lehren, oder durch Handeln, oder durch beides, die Bildung, die sie selbst erhalten haben, weiter zu verbreiten, und an allen Enden unser gemeinsames Brudergeschlecht auf eine höhere Stufe der Kultur wohlthätig heraufzuheben — in jungen Männern, bei deren Bildung ich höchstwahrscheinlich an noch ungebornen Millionen von Menschen bilde. Wenn einige unter Ihnen das gütige Vorurtheil für mich haben sollten, daſs ich die Würde dieser meiner besondern Bestimmung fühle, daſs ich es mir bei meinem Nachdenken und Lehren zum höchsten Zwecke machen werde, zur Förderung der Kultur und Erhöhung der Humanität in Ihnen, m. H., und in allen, mit denen Sie je einen Berührungspunkt gemein haben werden, beizutragen; und daſs ich alle Philosophie und alle Wissenschaft für nichtig halte, die nicht auf dieses Ziel ausgeht — wenn Sie so von mir urtheilen, so urtheilen Sie — ich darf das vielleicht sagen — ganz richtig von meinem Willen. Inwiefern meine Kräfte diesem Wunsche entsprechen sollen, hängt nicht ganz von mir selbst ab; es hängt zum Theil von Umständen ab, die nicht in unsrer Macht stehen. Es hängt zum Theil auch mit von Ihnen ab, m. H., von Ihrer Aufmerksamkeit, die ich mir erbitte, von Ihrem Privatfleiſse, auf den ich mit froher voller Zuversicht rechne, von Ihrem Vertrauen zu mir, dem ich mich empfehle, und durch Handeln zu empfehlen suchen werde.

Zweite Vorlesung.

Ueber
die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft.

Es giebt eine Menge Fragen, welche die Philosophie erst zu beantworten hat, ehe sie Wissenschaft und Wissenschaftslehre werden kann: — Fragen, welche die alles entscheidenden Dogmatiker vergaſsen und welche der Skeptiker nur auf die Gefahr hin der Unvernunft oder der Bosheit oder beider zugleich bezüchtigt zu werden — anzudeuten wagt.

Es ist, wofern ich nicht oberflächlich seyn, und seicht behandeln will, worüber ich etwas gründlicheres zu wissen glaube — wofern ich nicht Schwierigkeiten verbergen und in der Stille übergehen will, die ich recht wohl sehe — es ist, sage ich, mein Schicksal in diesen öffentlichen Vorlesungen, mehrere dieser fast noch ganz unberührten Fragen berühren zu müssen, ohne sie doch völlig erschöpfen zu können — auf die Gefahr hin miſsverstanden oder miſsgedeutet zu werden, nur *Winke* zum weitern Nachdenken, nur *Weisungen* auf weitere Belehrung geben zu können, wo ich lieber die Sache aus dem Grunde erschöpfen möchte. Vermuthete ich unter Ihnen, m. H., viele Popular-Philosophen, die ohne alle Mühe und ohne alles Nachdenken, blos durch die Hülfe ihres Menschenverstandes, den sie gesund nennen, alle Schwierigkeiten gar leicht lösen, so würde ich diesen Lehrstuhl oft nicht ohne Zagen betreten.

Unter diese Fragen gehören besonders folgende zwei, vor deren Beantwortung unter andern auch kein gründliches Naturrecht möglich seyn dürfte; zuförderst die: mit welcher Befugniſs nennt der Mensch einen bestimmten Theil der Körperwelt *seinen* Körper? wie kömmt er dazu, diesen seinen Körper zu betrachten, als seinem Ich angehörig, da er doch demselben gerade entgegengesetzt ist? und dann die zweite: wie kömmt der Mensch dazu, vernünftige Wesen seines Gleichen ausser sich anzunehmen, und anzuerkennen, da doch dergleichen Wesen in seinem reinen Selbstbewuſstseyn unmittelbar gar nicht gegeben sind?

Ich habe heute die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft festzusetzen und die Lösung dieser Aufgabe setzt die Beantwortung der letztern Frage voraus. — Gesellschaft nenne ich die Beziehung der vernünftigen Wesen aufeinander. Der Begriff der Gesellschaft ist nicht möglich, ohne die Voraussetzung, daſs es vernünftige Wesen ausser uns wirklich gebe, und ohne charakteristische Merkmahle, wodurch wir dieselben von allen andern Wesen unterscheiden können, die nicht vernünftig sind, und demnach nicht mit zur Gesellschaft gehören. Wie kommen wir zu jener Voraussetzung? und welches sind diese Merkmahle? Dies ist die Frage, die ich zuförderst zu beantworten habe.

»Wir haben beides, sowohl daſs es vernünftige Wesen unsers Gleichen ausser uns gebe, »als auch die Unterscheidungszeichen derselben »von vernunftlosen Wesen aus der Erfahrung »geschöpft;« so dürften wohl diejenigen antworten, die sich noch nicht an strenge philosophische Untersuchung gewöhnt haben; aber eine solche Antwort würde seicht und unbefriedigend, es würde gar keine Antwort auf unsre Frage seyn, sondern sie würde zu einer ganz andern gehören. Die Erfahrungen, auf welche sie sich berufen würden, machten ja wohl auch die Egoisten, die darum noch immer nicht gründlich widerlegt sind. Die Erfahrung lehrt nur das, daſs die Vorstellung von vernünftigen Wesen ausser uns in unserm empirischen Bewuſstseyn enthalten sey; und darüber ist kein Streit, und kein Egoist hat es noch geläugnet. Die Frage ist; ob dieser Vorstellung etwas ausser derselben entspreche; ob es unabhängig von unserer Vorstellung und wenn wir es uns auch nicht vorstellten — vernünftige Wesen ausser uns gebe; und hierüber kann die Erfahrung nichts lehren, so gewiſs als sie Erfahrung, d. i. das System unserer Vorstellungen ist.

Die Erfahrung kann höchstens lehren, daſs Wirkungen gegeben sind, die den Wirkungen vernünftiger Ursachen ähnlich sind; aber nimmermehr kann sie lehren, daſs die Ursachen derselben als vernünftige Wesen an sich wirklich vorhanden seyen; denn ein Wesen an sich selbst ist kein Gegenstand der Erfahrung.

Wir selbst tragen dergleichen Wesen erst in die Erſahrung hinein; Wir sind es, die gewisse Erſahrungen aus dem Daseyn vernünſtiger Wesen ausser uns erklären. Aber — mit welcher Beſugniſs erklären wir so? diese Beſugniſs muſs vor dem Gebrauch derselben näher erwiesen werden, weil die Gültigkeit derselben sich darauſ gründet, und kann nicht etwa bloſs auſ den wirklichen Gebrauch gegründet werden: und so wären wir denn um keinen Schritt weiter; und stünden gerade wieder bei der Frage, die wir oben auſwarſen: Wie kommen wir dazu, vernünſtige Wesen ausser uns anzunehmen und anzuerkennen?

Das theoretische Gebiet der Philosophie ist unstreitig durch die gründlichen Untersuchungen der Kritiker erschöpſt; alle bis jetzt noch unbeantwortete Fragen müssen aus praktischen Principien beantwortet werden, wie ich indeſs nur historisch anſühre. Wir müssen versuchen, ob wir die auſgeworſene Frage aus dergleichen Principien wirklich beantworten können. —

Der höchste Trieb im Menschen ist, laut unserer letzten Vorlesung, der Trieb nach Identität, nach vollkommener Uebereinstimmung mit sich selbst; und damit er stets mit sich übereinstimmen könne, nach Uebereinstimmung alles dessen, was ausser ihm ist, mit seinen nothwendigen Begriffen davon. Es soll seinen Begriffen nicht nur nicht widersprochen werden, so daſs ihm übrigens die Existenz oder Nicht-Existenz eines demselben entsprechenden Objects gleichgültig wäre, sondern es soll auch wirklich etwas demselben entsprechendes gegeben werden. Allen Begriffen, die in seinem Ich liegen, soll im Nicht-Ich ein Ausdruck, ein Gegenbild gegeben werden. So ist sein Trieb bestimmt.

Im Menschen ist auch der Begriff der Vernunft und des vernunftmäſsigen Handelns und Denkens gegeben, und er will nothwendig diesen Begriff nicht nur in sich selbst realisiren, sondern auch ausser sich realisirt sehen. Es gehört unter seine Bedürfnisse, daſs vernünftige Wesen seines gleichen ausser ihm gegeben seyen.

Er kann dergleichen Wesen nicht hervorbringen; aber er legt den Begriff derselben seiner Beobachtung des Nicht-Ich zum Grunde, und erwartet, etwas demselben entsprechendes zu finden. — Der erste, zunächst sich anbietende, aber bloſs negative Charakter der Vernünftigkeit ist Wirksamkeit nach Begriffen, Thätigkeit nach Zwecken. Was den Charakter der Zweckmäſsigkeit trägt, kann einen vernünfſigen Urheber haben; das, worauf sich der Begriff der Zweckmäſsigkeit gar nicht anwenden läſst, hat gewiſs keinen vernünftigen Urheber. — Aber dieses Merkmahl ist zweideutig; Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zur Einheit ist der Charakter der Zweckmäſsigkeit; aber es gibt mehrere Arten dieser Uebereinstimmung, die sich aus bloſsen Naturgesetzen, — eben nicht aus mechanischen, aber doch aus organischen — erklären lassen; mithin bedürfen wir noch eines Merkmahls, um aus einer gewissen Erfahrung mit Ueberzeugung auf eine vernünftige Ursache derselben schlieſsen zu können — Die Natur wirkt auch da, wo sie zweckmäſsig wirkt, nach nothwendigen Gesetzen; die Vernunft wirkt immer mit Freiheit. Mithin würde Uebereinstimmung des Mannichfaltigen zur Einheit, die durch Freiheit gewirkt wäre, der sichere und untrügliche Charakter der Vernünftigkeit in der Erscheinung seyn. Es fragt sich nur: wie soll man eine in der Erfahrung gegebene Wirkung durch Nothwendigkeit, von einer gleichfalls in der Erfahrung gegebenen Wirkung durch Freiheit unterscheiden?

Einer Freiheit ausser mir kann ich mir überhaupt gar nicht unmittelbar bewuſst seyn;

nicht einmal einer Freiheit in mir oder meiner eigenen Freiheit kann ich mir bewuſst werden; denn die Freiheit an sich ist der letzte Erklärungsgrund alles Bewuſstseyns und kann daher gar nicht in das Gebiet des Bewuſstseyns gehören. Aber — ich kann mir bewuſst werden, daſs ich mir bei einer gewissen Bestimmung meines empirischen Ich durch meinen Willen einer andern Ursache nicht bewuſst bin, als dieses Willens selbst! und dieses Nichtbewuſstseyn der Ursache könnte man wohl auch ein Bewuſstseyn der Freiheit nennen, wenn man sich nur vorher gehörig erklärt hat; und wir wollen es hier so nennen. In diesem Sinne kann man sich selbst einer eigenen Handlung durch Freiheit bewuſst werden.

Wird nun durch unsere freie Handlung, der wir uns in dem angezeigten Sinne bewuſst sind, die Wirkungsart der Substanz, die uns in der Erscheinung gegeben ist, so verändert, daſs diese Wirkungsart gar nicht mehr aus dem Gesetze, nach welchem sie vorher sich richtete, sondern blos aus demjenigen zu erklären ist; das wir unserer freien Handlung zu Grunde gelegt haben, und welches dem vorherigen entgegengesetzt ist; so können

meynt' ich thät einen Sammt weben;
hat's 'nen lautern Filz gegeben;
r Geiz der hat dich gar verblend't.

Martin.

er, setz' mich ins Testament,
geb' gute Waar', gute El'n,
treu im Rechnen und im Zähl'n,
im Geldlösen schlecht und gerecht,
ll Gott, es mir wohl erſprieſsen möcht',
n die so eilen reich zu werden,
ben nicht unschuldig auf Erden,
cht der Weis'. Und Paulus verkünd't:
sey ein' Wurzel aller Sünd';
wer sucht Reichthum groſs und dick,*)
fällt in Versuchung und Strick'.
alb treibt dich des Geizes Tück'
ohn' Zahl tausend böser Stück',
Wucher, Fürkauf und Finanz,
Arglist, Ränk' und Alefanz, **)
Praktik steckest du voll.
elbes Ringlein stünd' dir wohl,
ähmst es Gott von Fuſsen ab,
du nur kämst zu groſser Hab'
nähmst dir darum kein Gewissen.

---

viel. **) schlimme Streiche

wir eine solche veränderte Bestimmung nicht anders erklären, als durch die Voraussetzung, daſs die Ursache jener Wirkung gleichfalls vernünftig und frei sey. Hieraus entsteht, daſs ich in die Kantische Terminologie eingreife, eine *Wechſelwirkung nach Begriffen*; eine zweckmäſsige Gemeinschaft; und diese ist es, die ich Gesellschaft nenne. Der Begriff der Gesellschaft ist nun vollständig bestimmt.

Es gehört unter die Grundtriebe des Menschen, vernünftige Wesen, seines gleichen ausser sich annehmen zu dürfen; diese kann er nur unter der Bedingung annehmen, daſs er mit ihnen, nach der oben bestimmten Bedeutung des Wortes in Gesellschaft tritt. — Der gesellschaftliche Trieb gehört demnach unter die Grundtriebe des Menschen. Der Mensch *ist bestimmt*, in der Gesellschaft zu leben; er *soll* in der Gesellschaft leben; er ist kein ganzer vollendeter Mensch und widerspricht sich selbst, wenn er isolirt lebt.

Sie sehen, m. H., wie wichtig es ist, die Gesellschaft überhaupt, nicht mit der besondern empirisch bedingten Art von Gesellschaft, die man den Staat nennt, zu verwechseln. Das Leben im Staate gehört nicht unter die absoluten Zwecke des Menschen, was auch ein sehr groſser Mann darüber sage; sondern es ist ein nur unter gewissen Bedingungen statt findendes *Mittel zur Gründung einer vollkommenen Gesellschaft*. Der Staat geht, eben so wie alle menschliche Institute, die bloſse Mittel sind, auf seine eigene Vernichtung aus: *es ist der Zweck aller Regierung, die Regierung überflüssig zu machen*. Jetzt ist der Zeitpunkt sicher noch nicht — und ich weiſs nicht, wie viele Myriaden Jahre oder Myriaden von Myriaden Jahren bis dahin seyn mögen — und es ist überhaupt hier nicht von einer Anwendung im Leben, sondern von Berichtigung eines speculativen Satzes die Rede — jetzt ist der Zeitpunkt nicht; aber es ist sicher, daſs auf der a *priori* vorgezeichneten Laufbahn des Menschengeschlechts ein solcher Punkt liegt, wo alle Staatsverbindungen überflüssig seyn werden. Es ist derjenige Punkt, wo statt der Stärke oder der Schlauheit die bloſse Vernunft als höchster Richter allgemein anerkannt seyn wird. *Anerkannt seyn*, sage ich, denn irren, und aus Irrthum ihren Mitmenschen verletzen mögen die Menschen auch dann noch; aber sie müssen nur alle den guten Willen haben, sich ihres Irrthums überführen zu lassen, und so, wie sie desselben überführt sind, ihn zurück zu nehmen und den Schaden zu ersetzen. — Ehe dieser Zeitpunkt eintritt, sind wir im Allgemeinen noch nicht einmal wahre Menschen.

Nach dem Gesagten ist Wechselwirkung durch Freiheit der positive Charakter der Gesellschaft. — Diese — ist selbst Zweck; und es wird demnach gewirkt, blos und schlechthin darum, damit gewirkt werde. — Durch die Behauptung aber, daſs die Gesellschaft ihr eigener Zweck sey, wird gar nicht geläugnet, daſs die Art des Einwirkens noch ein besonderes Gesetz haben könne, welches der Einwirkung ein noch bestimmteres Ziel aufstellt.

Der Grundtrieb war, vernünftige Wesen unseres gleichen, oder Menschen zu finden. — Der Begriff vom Menschen ist ein idealischer Begriff, weil der Zweck des Menschen, insofern er das ist, unerreichbar ist. Jedes Individuum hat sein besonderes Ideal vom Menschen überhaupt, welche Ideale zwar nicht in der Materie, aber doch in den Graden verschieden sind; jeder prüft nach seinem eigenen Ideale denjenigen, den er für einen Menschen anerkennt. Jeder wünscht vermöge jenes Grundtriebes, jeden andern demselben ähnlich zu finden; er versucht, er beobachtet ihn auf alle Weise, und wenn er ihn unter demselben findet, so sucht er ihn dazu empor zu heben. In diesem Ringen der Geister mit Geistern siegt stets derjenige, der der höhere, bessere Mensch ist; so entsteht durch Gesellschaft Vervollkommnung der Gattung, und wir haben denn auch zugleich die Bestimmung der ganzen Gesellschaft, als solcher, gefunden. Wenn es scheint, als ob der höhere und bessere Mensch keinen Einfluſs auf den niedern und ungebildeten habe, so täuscht uns hiebei theils unser Urtheil, da wir oft die Frucht auf der Stelle erwarten, ehe das Saamenkorn keimen und sich entwickeln kann; theils kommt es daher, daſs der bessere vielleicht um zu viele Stufen höher steht, als der ungebildete; daſs sie zu wenig Berührungspunkte miteinander gemein haben; zu wenig aufeinander wirken können — ein Umstand, der die Kultur auf eine unglaubliche Art aufhält, und dessen Gegenmittel wir zu seiner Zeit aufzeigen werden. Aber im Ganzen siegt der bessere gewiſs; ein beruhigender Trost für den Freund der Menschen und der Wahrheit, wenn er dem offenen Kriege des Lichts mit der Finsterniſs zusieht. Das Licht siegt endlich gewiſs — die Zeit kann man freilich nicht bestimmen, aber es ist schon ein Unterpfand des Sieges, und des nahen Sieges, wenn die Finsterniſs genöthigt ist, sich in einen öffentlichen Kampf einzulassen. Sie liebt das Dunkel; sie hat schon verloren, wenn sie gezwungen ist, an das Licht zu treten.

Also — das ist das Resultat unsrer ganzen bisherigen Betrachtung — der Mensch ist für die Gesellschaft bestimmt; unter diejenigen Geschicklichkeiten, welche er seiner In der vorigen Vorlesung entwickelten Bestimmung nach in sich vervollkommnen soll, gehört auch die Gesellschaftlichkeit.

Diese Bestimmung für die Gesellschaft überhaupt ist, so sehr sie auch aus dem Innersten, Reinsten des menschlichen Wesens entsprungen ist, dennoch als bloſser Trieb, dem höchsten Gesetze der steten Uebereinstimmung mit uns selbst, oder dem Sittengesetze untergeordnet; und muſs durch dasselbe weiter bestimmt und unter eine feste Regel gebracht werden; und so wie wir diese Regel auffinden, finden wir die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft, die der Zweck unserer gegenwärtigen Untersuchung und aller bis jetzt angestellten Betrachtungen ist.*

Zuforderst wird durch jenes Gesetz der absoluten Uebereinstimmung der gesellschaftliche Trieb negativ bestimmt; er darf sich selbst nicht widersprechen. Der Trieb geht auf Wechselwirkung, gegenseitige Einwirkung, gegenseitiges Geben und Nehmen, gegenseitiges Leiden und Thun: nicht auf bloſse Kausalität, nicht auf bloſse Thätigkeit, wogegen der andere sich nur leidend zu verhalten hätte. Der Trieb geht darauf aus, freie vernünftige Wesen ausser uns zu finden, und mit ihnen in Gemeinschaft zu treten; er geht nicht auf Subordination, wie in der Körperwelt, sondern er geht auf Koordination aus. Will man die gesuchten vernünftigen Wesen ausser sich nicht frei seyn lassen, so rechnet man etwa blos auf ihre theoretische Geschicklichkeit, nicht auf ihre freie praktische Vernünftigkeit: man will nicht in Gesellschaft mit ihnen treten, sondern man will sie, als geschicktere Thiere, beherrschen, und dann versetzt man seinen gesellschaftlichen Trieb mit sich selbst in Widerspruch. — Doch was sage ich: man versetzt ihn mit sich selbst in Widerspruch? man hat ihn vielmehr noch gar nicht — jenen höhern Trieb; die Menschheit hat sich dann in uns noch gar nicht so weit ausgebildet; wir stehen selbst noch auf der niedern Stufe der halben Menschheit, oder der Sklaverei. Wir sind selbst noch nicht zum Gefühl unsrer Freiheit und Selbstthätigkeit gereift; denn sonst müſsten wir nothwendig um uns herum uns ähnliche, d. i. freie Wesen sehen wollen. Wir sind Sklaven und wollen Sklaven halten. Rousseau sagt: Mancher hält sich für einen Herrn anderer, der doch mehr Sklav ist, als sie: er hätte noch weit richtiger sagen können: Jeder, der sich für einen Herrn anderer hält, ist selbst ein Sklav. Ist er es auch nicht immer wirklich, so hat er doch sicher eine Sklavenseele und vor dem ersten Stärkern, der ihn unterjocht, wird er niederträchtig kriechen. — Nur derjenige ist frei, der alles um sich herum frei machen will, und durch einen gewissen Einfluſs, dessen Ursache man nicht immer bemerkt hat, wirklich frei macht. Unter seinem Auge athmen wir freier; wir fühlen uns durch nichts gepreſst und zurückgehalten und eingeengt; wir fühlen eine ungewohnte Lust, alles zu seyn und zu thun, was nicht die Achtung für uns selbst uns verbietet.

Der Mensch darf vernunftlose Dinge als Mittel für seine Zwecke gebrauchen, nicht aber vernünftige Wesen: er darf dieselben nicht einmal als Mittel für ihre eigene Zwecke brauchen; er darf nicht auf sie wirken, wie auf todte Materie oder auf das Thier, so daſs er blos seinen Zweck mit ihnen durchsetze, ohne auf ihre Freiheit gerechnet zu haben. — Er darf kein vernünftiges Wesen wider seinen Willen tugendhaft, oder weise, oder glücklich machen. Abgerechnet, daſs diese Bemühung vergeblich seyn würde, und, daſs keiner tugendhaft, oder weise, oder glücklich werden kann, ausser durch seine eigene Arbeit und Mühe — abgerechnet also, daſs das der Mensch nicht kann, soll er — wenn er es auch könnte oder zu können glaubte — es nicht einmal wollen, denn es ist unrecht und er versetzt sich dadurch in Widerspruch mit sich selbst.

Durch das Gesetz der völligen formalen Uebereinstimmung mit sich selbst, wird der gesellschaftliche Trieb auch positiv bestimmt, und so bekommen wir die eigentliche Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. — Alle Individuen, die zum Menschengeschlechte gehören, sind unter sich verschieden; es ist nur Eins, worin sie völlig übereinkommen, ihr letztes Ziel, die Vollkommenheit. Die Vollkommenheit ist nur auf eine Art bestimmt;

sie ist sich selbst völlig gleich, könnten alle Menschen vollkommen werden, könnten sie ihr höchstes und letztes Ziel erreichen, so wären sie alle einander völlig gleich; sie wären nur Eins; ein einziges Subjekt. Nun aber strebt jeder in der Gesellschaft den andern, wenigstens seinen Begriffen nach, vollkommener zu machen; ihn zu seinem Ideale, das er sich von dem Menschen gemacht hat, emporzuheben. — Mithin ist das letzte höchste Ziel der Gesellschaft völlige Einigkeit und Einmüthigkeit mit allen möglichen Gliedern derselben. Da aber die Erreichung dieses Ziels die Erreichung der Bestimmung des Menschen überhaupt — die Erreichung der absoluten Vollkommenheit voraussetzt: so ist es eben so unerreichbar, als jenes — ist unerreichbar, so lange der Mensch nicht aufhören soll, Mensch zu seyn, und nicht Gott werden soll. Völlige Einigkeit mit allen Individuen ist mithin zwar das letzte Ziel, aber nicht die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft.

Aber annähern und ins Unendliche sich annähern an dieses Ziel — das kann er und das soll er. Dieses Annähern zur völligen Einigkeit und Einmüthigkeit mit allen Individuen können wir Vereinigung nennen. Also Vereinigung, die der Innigkeit nach stets fester, dem Umfange nach stets ausgebreiteter werde, ist die wahre Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft: diese Vereinigung aber ist, da nur über ihre letzte Bestimmung die Menschen einig sind und einig werden können — nur durch Vervollkommnung möglich. Wir können demnach eben so gut sagen: gemeinschaftliche Vervollkommnung. Vervollkommnung seiner selbst durch die frei benutzte Einwirkung andrer auf uns: und Vervollkommnung andrer durch Rückwirkung auf sie, als auf freie Wesen, ist unsere Bestimmung in der Gesellschaft.

Um diese Bestimmung zu erreichen, und sie immer mehr zu erreichen, dazu bedürfen wir einer Geschicklichkeit, die nur durch Kultur erworben und erhöht wird, und zwar einer Geschicklichkeit von zweierlei Art: eine Geschicklichkeit zugeben, oder auf andere, als auf freie Wesen zu wirken, und einer Empfänglichkeit zu nehmen, oder aus den Wirkungen anderer auf uns den besten Vortheil zu ziehen. Von beiden werden wir an seinem Orte besonders reden. Besonders die letztere muſs man sich auch neben einem hohen Grade der erstern zu erhalten suchen; oder man bleibt stehen und geht dadurch zurück. Selten ist

Der Karges.

Wie ist der G'sell der Frömmigkeit g'flissen!
Sag', wenn du dein's Handels nicht acht'st,
Dem G'winn fürsichtiglich nachtracht'st,
Und thust dein Erbtheil gar verschwenden,
Verkümmern, verkaufen und verpfänden;
Meynst, böse Tück' werd'n dir dann fehl'n?
Als Lügen, Trugen, Rauben und Stehl'n,
Wenn dir zuletzt die Armuth dräut.
Von der aber bin ich gefreyt,
Ich hab' ein groſs gewonnen Gut.

Martin.

Wenn mich gleich drücket Frau Armuth,
Bleib' ich dennoch redlich und frumm,*)
Weil mein Herz nicht hängt am Reichthum;
Denn ich laſs' mich an dem begnügen,
Was mir Gott täglich thut zufügen,
Und häng' den Mantel nach dem Wind',
Den Sack zu halbem Theil zubind'.
Hab' ich nicht Vögel, so ess' ich Kraut,
Auch ist das Spital für Gäns' nicht g'baut.
Ob ich gleich würd' in Armuth krank,
Doch tröstet mich Doktor Freidank,
Spricht: Kein recht Milder nie verdarb,
Kein Karger auch nie Lob erwarb;

---

*) fromm, gut.

jemand so vollkommen, daſs er nicht fast durch jeden andern wenigstens von irgend einer, vielleicht unwichtig scheinenden, oder übersehenen Seite sollte ausgebildet werden können.

Ich kenne wenig erhabnere Ideen, m. H., als die Idee dieses allgemeinen Einwirkens des ganzen Menschengeschlechts auf sich selbst, dieses unaufhörlichen Lebens und Strebens, dieses eifrigen Wettstreites zu geben und zu nehmen, das Edelste, was dem Menschen zu Theil werden kann, dieses allgemeinen Eingreifens zahlloser Räder in einander, deren gemeinsame Triebfeder die Freiheit ist, und der schönen Harmonie, die daraus entsteht. Wer du auch seyst, so kann jeder sagen, du, der du nur Menschen Antlitz trägst, du bist doch ein Mitglied dieser groſsen Gemeine; durch welch unzählige Mittelglieder die Wirkung auch fortgepflanzt werde — ich wirke darum doch auch auf dich, und du wirkst darum doch auch auf mich; keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, sey es auch noch so roh ausgedrückt, auf seinem Gesicht trägt, ist vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht, noch kennst du mich. — O, so gewiſs wir den gemeinschaftlichen Ruf haben, gut zu seyn, und immer besser zu werden — so gewiſs — und daure es Millionen und Billionen Jahre — was ist die Zeit? — so gewiſs wird einst eine Zeit kommen, da ich auch dich in meinen Wirkungskreis mit fortreiſsen werde, da ich auch dir werde wohlthun, und von dir Wohlthaten empfangen können, da auch an dein Herz das meinige durch das schönste Band des gegenseitigen freien Gebens und Nehmens geknüpft seyn wird.

Dritte Vorlesung.

Ueber
die Verschiedenheit der Stände in der Gesellschaft.

Die Bestimmung des Menschen **an sich**, so wie die Bestimmung des Menschen **in der Gesellschaft** sind entwickelt. Der Gelehrte ist nur insofern ein Gelehrter, inwiefern er in der Gesellschaft betrachtet wird. Wir könnten demnach jetzt zu der Untersuchung übergehen; welches ist insbesondere die Bestimmung des Gelehrten in der Gesellschaft? — Aber der Gelehrte ist nicht blos ein Mitglied in der Gesellschaft; er ist zugleich ein Glied eines besondern Standes in derselben. Wenigstens redet man von einem Gelehrtenstande, mit welchem Recht oder Unrecht wird sich zu seiner Zeit zeigen.

Unsere Hauptuntersuchung — die über die Bestimmung des Gelehrten — setzt demnach ausser den beiden schon vollendeten — noch eine dritte voraus, die Untersuchung der wichtigen Frage: woher kommt überhaupt die Verschiedenheit der Stände unter den Menschen? oder auch, woher ist die Ungleichheit unter den Menschen entstanden?

Auch ohne vorhergegangene Untersuchung hört man es dem Worte: Stand schon an, daſs es nicht Etwas von ohngefähr und ohne unser Zuthun entsprungenes, sondern Etwas durch freie Wahl nach einem Begriffe vom Zwecke festgesetztes und angeordnetes bedeuten möge. Ungleichheit, die von ohngefähr und ohne unser Zuthun entstanden sey, physische Ungleichheit mag die Natur verantworten: Ungleichheit der Stände scheint eine moralische Ungleichheit zu seyn; über sie entsteht demnach ganz natürlich die Frage: mit welchem Recht giebt es verschiedene Stände?

Man hat schon oft versucht, diese Frage zu beantworten: man ist von Erfahrungsgrundsätzen ausgegangen; hat die mancherlei Zwecke, die durch eine solche Verschiedenheit sich erreichen — die mancherlei Vortheile, die dadurch sich gewinnen lassen — rhapsodisch aufgezählt, so wie man sie aufgriff; — aber dadurch wurde eher jede andere Frage, als die aufgegebene beantwortet. Der Vortheil einer gewissen Einrichtung für diesen oder jenen, beweist nicht ihre Rechtmäſsigkeit; und es war gar nicht die historische Frage aufgegeben, welchen Zweck man wohl bei jener Einrichtung gehabt haben möge, sondern die moralische, ob es erlaubt gewesen sey, eine solche Einrichtung zu treffen, was auch immer ihr Zweck gewesen seyn möchte. Die Frage hätte aus reinen Vernunftprinzipien, und zwar aus praktischen beantwortet werden müssen, und eine solche Beantwortung ist, soviel ich weiſs, noch nie, auch nur versucht worden. — Ich muſs derselben einige allgemeine Sätze aus der Wissenschaftslehre vorausschicken.

Alle Vernunftgesetze sind in dem Wesen unsers Geistes begründet; aber erst durch eine Erfahrung, auf welche sie anwendbar sind, gelangen sie zum empirischen Bewuſstseyn, und je öfter der Fall ihrer Anwendung eintritt, desto inniger verweben sie sich mit diesem Bewuſstseyn. So verhält es sich mit allen Vernunftgesetzen; — so verhält es sich insbesondere auch mit den praktischen — die nicht auf ein bloſses Urtheil, wie die theoretischen, sondern die auf eine Wirksamkeit ausser uns ausgehen, und sich dem Bewuſstseyn unter der Gestalt von Trieben ankündigen. — Die Grundlage zu allen Trieben liegt in unserm

Wesen; aber weiter auch nichts als eine Grundlage. Jeder Trieb muſs durch die Erfahrung geweckt werden, wenn er zum Bewuſstseyn gelangen; und durch häufige Erfahrungen von dergleichen Art entwickelt werden, wenn er zur Neigung — und die Befriedigung desselben zum Bedürfnisse werden soll. Die Erfahrung aber hängt nicht von uns selbst ab, mithin auch nicht das Erwachen und die Entwickelung unserer Triebe überhaupt.

Das unabhängige Nicht-Ich, als Grund der Erfahrung, oder die Natur ist mannichfaltig; kein Theil derselben ist dem andern vollkommen gleich, welcher Satz sich auch in der Kantischen Philosophie behauptet und sich eben in ihr streng erweisen läſst; es folgt daraus, daſs sie auch auf den menschlichen Geist sehr verschieden einwirke, die Fähigkeiten und Anlagen desselben nirgends auf die gleiche Art entwickle. Durch diese verschiedene Handlungsart der Natur werden die Individuen, und das, was man ihre besondre empirische individuelle Natur nennt, bestimmt, und wir können in dieser Rücksicht sagen: kein Individuum ist dem andern in Absicht seiner erwachten und entwickelten Fähigkeiten vollkommen gleich. — Hieraus entsteht eine physische Ungleichheit, zu der wir nicht nur nichts beigetragen haben, sondern die wir auch durch unsre Freiheit nicht heben konnten: denn — ehe wir durch Freiheit dem Einflusse der Natur auf uns widerstehen können, müssen wir zum Bewuſstseyn und zum Gebrauche dieser Freiheit gelangt seyn; wir können aber nicht anders dazu gelangen, als vermittelst jener Erwekkung und Entwickelung unserer Triebe, die nicht von uns selbst abhängt.

Aber das höchste Gesetz der Menschheit und aller vernünftigen Wesen, das Gesetz der völligen Uebereinstimmung mit uns selbst, der absoluten Identität, inwiefern es durch Anwendung auf eine Natur positiv und material wird, fordert, daſs in dem Individuum alle Anlagen gleichförmig entwickelt, alle Fähigkeiten zur höchstmöglichen Vollkommenheit ausgebildet werden — eine Forderung, deren Gegenstand das bloſse Gesetz nicht realisiren kann, weil die Erfüllung derselben, nach dem eben jetzt Gesagten, nicht vom bloſsen Gesetze, noch von unserm dadurch allerdings bestimmbaren Willen, sondern von der freyen Naturwirkung abhängt.

Bezieht man dieses Gesetz auf die Gesellschaft; setzt man voraus, daſs mehrere vernünftige Wesen vorhanden sind, so ist in der Forderung, daſs in jedem alle seine Anlagen gleichförmig ausgebildet werden sollen, zugleich die Forderung enthalten, daſs alle die verschiedenen vernünftigen Wesen auch unter sich gleichförmig gebildet werden sollen. — Sind die Anlagen aller an sich gleich, wie sie es sind, da sie sich blos auf die reine Vernunft gründen, sollen sie in allen auf die gleiche Art ausgebildet werden, welches der Inhalt jener Forderung ist; so muſs das Resultat einer gleichen Ausbildung gleicher Anlagen allenthalben sich selbst gleich seyn; und wir kommen hier auf einem andern Wege wieder zu dem in der vorigen Vorlesung aufgestellten letzten Zwecke aller Gesellschaft: der völligen Gleichheit aller ihrer Mitglieder.

Das bloſse Gesetz kann, wie schon in der vorigen Vorlesung auf einem andern Wege gezeigt worden, den Gegenstand dieser Forderung eben so wenig realisiren, als den der obigen, auf welche die jetzige sich gründet. Aber die Freiheit des Willens soll und kann streben, um jenem Zwecke sich immer mehr zu nähern.

Und hier tritt denn die Wirksamkeit des gesellschaftlichen Triebes ein, der auf den gleichen Zweck ausgeht, und der das Mittel wird zu der geforderten Annäherung ins Unendliche. Der gesellschaftliche Trieb, oder der Trieb sich in Wechselwirkung mit freien vernünftigen Wesen — als solchen — zu setzen, faſst unter sich folgende beiden Triebe: den Mittheilungstrieb, d. i. den Trieb, Jemanden von derjenigen Seite auszubilden, von der wir vorzüglich ausgebildet sind, den Trieb, jeden andern Uns selbst, dem bessern Selbst in uns, soviel als möglich, gleich zu machen; und dann den Trieb zu empfangen, d. i. den Trieb, sich von jedem von derjenigen Seite ausbilden zu lassen, von welcher er vorzüglich ausgebildet und wir vorzüglich ungebildet sind. — So wird durch Vernunft und Freiheit der Fehler, den die Natur gemacht hat, verbessert; die einseitige Ausbildung, die die Natur dem Individuum gab, wird Eigenthum des ganzen Geschlechts; und das ganze Geschlecht giebt dagegen dem Individuum die seinige; es giebt ihm, wenn wir voraussetzen, dafs alle unter den bestimmten Naturbedingungen mögliche Individuen vorhanden sind, alle unter diesen Bedingungen mögliche Bildung. Die Natur bildete Jeden nur einseitig, aber sie bildete dennoch in allen Punkten, in denen sie sich mit vernünftigen Wesen berührte. Die Vernunft vereinigt diese Punkte, bietet der Natur eine fest zusammengedrängte und ausgedehnte Seite dar, und nöthigt dieselbe, wenigstens das Geschlecht in allen seinen einzelnen Anlagen auszubilden, da sie das Individuum so nicht bilden wollte. Für gleichmäſsige Vertheilung der erlangten Bildung unter die einzelnen Glieder der Gesellschaft hat die Vernunft durch jene Triebe schon selbst gesorgt, und sie wird weiter dafür sorgen; denn bis hieher geht das Gebiet der Natur nicht.

Sie wird sorgen, daſs jedes Individuum mittelbar aus den Händen der Gesellschaft die ganze vollständige Bildung erhalte, die es unmittelbar der Natur nicht abgewinnen konnte. Die Gesellschaft wird die Vortheile aller Einzelnen, als ein Gemeingut, zum freien Gebrauche aller aufhäufen, und sie dadurch um die Zahl der Individuen vervielfältigen; sie wird den Mangel der Einzelnen gemeinschaftlich tragen, und ihn dadurch auf eine unendlich kleine Summe zurückbringen. — Oder, daſs ich das in der andern Formel ausdrücke, die für die Anwendung auf manche Gegenstände bequemer ist, — der Zweck aller Bildung der Geschicklichkeit ist der, die Natur, so wie ich diesen Ausdruck eben bestimmt habe, der Vernunft zu unterwerfen, die Erfahrung, insofern sie nicht von den Gesetzen unseres Vorstellungsvermögens abhängig ist, übereinstimmend mit unsern nothwendigen praktischen Begriffen von ihr zu machen. Also, die Vernunft liegt mit der Natur in einem

Die Milden auch nicht all' verderben,
Die Kargen nicht all' Schätz' erwerben.
Hast auch kein'n Bürgen vor Armuth!
Viel Unraths dir nachstellen thut,
Als: Dieb', Mörder, Landskrieg und Rauber,
Lüger, Trüger und Federklauber, *)
Schiffbruch, Brunst, Geldschuld — enttragen,
Was du verkargst in langen Tagen,
Geht oft in einer Stund' an Galgen;
Dann thut die Armuth mit dir balgen,
Und liegt dein' Hoffnung gar danieder.

Der Karges.

Leid' ich 'nen Schaden, so spar' ich wieder;
Ich schind' und schab', ich krümm' und kratz',
Bis daſs ich groſs mach' meinen Schatz;
Dann kauf' ich Häuser, Rent' und Zins.

Martin.

Wem ist es nütz, daſs du viel g'winnst?
Weil du es selber nicht geneuſs'st.
Auch andre Leut' davon abschleuſs'st.
Mir arbeit't man gern, man dient mir gern;
Dich fleucht man, kann man dein entbehr'n,
Weil du kein's Guten gönnst niemand;
Du trügst die Leut', wo dir bekannt,

---

*) Schmeichler.

stets dauernden Kampfe; dieser Krieg kann nie enden, wenn wir nicht Götter werden sollen; aber es soll und kann der Einfluſs der Natur immer schwächer, die Herrschaft der Vernunft immer mächtiger werden; die letztere soll über die erstere einen Sieg nach dem andern davon tragen. Nun mag Ein Individuum vielleicht in seinen besondern Berührungspunkten die Natur mit Vortheil bekämpfen, dagegen aber wird es vielleicht in allen andern von derselben unwiderstehlich beherrscht. Jetzt steht die Gesellschaft zusammen, und steht für Einen Mann; was der Einzelne nicht konnte, werden durch vereinte Kräfte Alle vermögen. Jeder zwar kämpft einzeln, aber die Schwächung der Natur durch den gemeinschaftlichen Kampf, und den Sieg, den jeder an seinem Theile einzeln davon trägt, kommt Allen zu statten. — So entsteht demnach eben durch die physische Ungleichheit der Individuen eine neue Festigkeit für das Band, das Alle zu Einem Körper vereint; der Drang des Bedürfnisses und der noch viel süſsere Drang, den Bedürfnissen abzuhelfen, schlieſst sie inniger aneinander, und die Natur hat die Macht der Vernunft verstärket, indem sie dieselbe schwächen wollte.

Bis hieher geht alles seinen natürlichen Gang: wir haben höchst verschiedene Charaktere, männichfaltig der Art und dem Grade ihrer Ausbildung nach; aber wir haben noch keine verschiedene Stände; denn wir haben noch keine besondere Bestimmung durch Freiheit, keine willkührliche Wahl einer besondern Art der Bildung, — aufweisen können. — Ich sagte: wir haben noch keine besondre Bestimmung durch Freiheit aufweisen können und man verstehe dieses nicht unrecht, und nicht halb. — Der gesellschaftliche Trieb überhaupt bezieht sich allerdings auf die Freiheit; er treibt blos, aber er nöthigt nicht. Man kann demselben widerstreben und ihn unterdrücken. Man kann aus menschenfeindlichem Egoismus sich überhaupt absondern, sich weigern, etwas von der Gesellschaft anzunehmen, um ihr nichts geben zu müssen; man kann aus roher Thierheit die Freiheit derselben vergessen und sie betrachten, als etwas, das unsrer bloſsen Willkühr unterworfen ist; weil man sich selbst nicht anders betrachtet, als unterworfen der Willkühr der Natur. — Aber davon ist hier nicht die Rede. Vorausgesetzt, daſs man nur überhaupt dem gesellschaftlichen Triebe gehorche, so ist es unter der Leitung desselben nothwendig, mitzutheilen, was man Gutes hat, an den, der dessen bedarf, — und anzunehmen das was uns mangelt, von dem, der es hat. — Und es bedarf dazu keiner besondern Bestimmung oder Modifikation des gesellschaftlichen Triebes durch einen neuen Akt der Freiheit: und blos dieses wollte ich sagen.

Der charakteristische Unterschied ist der: unter den bis jetzt entwickelten Bedingungen gebe ich; als Individuum, mich der Natur zur einseitigen Entwickelung irgend einer besondern Anlage in mir hin, weil ich muſs; ich habe dabei keine Wahl, sondern ich folge unwillkührlich ihrer Leitung; ich nehme alles was sie mir giebt, aber ich kann nicht nehmen, was sie nicht geben will; ich vernachläſsige keine Gelegenheit, mich so vielseitig auszubilden, als ich kann; ich erschaffe blos keine Gelegenheit, weil ich das nicht vermag. — Wähle ich im Gegentheil einen Stand — wenn nur ein Stand etwas durch freie Willkühr Gewähltes seyn soll, wie er es doch wohl dem Sprachgebrauche nach seyn soll — wähle ich einen Stand, so muſs ich freilich, um auch nur wählen zu können, vorher der Natur mich hingegeben haben — denn es müssen schon verschiedene Triebe in mir geweckt, verschiedene Anlagen in mir zum Bewuſstseyn erhoben seyn: aber in der Wahl selbst beschlieſse ich doch von nun an, auf gewisse Veranlassungen, die mir die Natur etwa geben möchte, gar keine Rücksicht zu nehmen, um alle meine Kräfte und alle Begünstigungen der Natur zu Entwickelung einer einzigen oder auch mehrerer bestimmten Fertigkeiten ausschlieſsend anzuwenden: und durch die besondere Fertigkeit, zu deren Entwickelung ich mich durch freie Wahl widme, wird mein Stand bestimmt.

Es entsteht die Frage: soll ich einen bestimmten Stand wählen; oder, wenn ich nicht soll, darf ich ausschlieſsend einem bestimmten Stande, d. i. einer einseitigen Ausbildung mich widmen? Wenn ich soll, wenn es unbedingte Pflicht ist, einen bestimmten Stand zu wählen, so muſs sich aus dem höchsten Vernunftgesetze ein Trieb, der auf die Wahl eines Standes geht, ableiten lassen; wie sich in Absicht der Gesellschaft überhaupt ein solcher Trieb ableiten lieſs; wenn ich blos darf, so wird sich aus diesem Gesetze kein solcher Trieb, aber wohl eine Erlaubniſs ableiten lassen; und für die Bestimmung des Willens zu der wirklichen Wahl des durch das Gesetz blos erlaubten, muſs sich ein empirisches Datum aufzeigen lassen, durch welches kein Gesetz, sondern blos eine Regel der Klugheit bestimmt wird. Wie es sich damit verhalte, wird sich aus der Untersuchung ergeben.

Das Gesetz sagt: bilde alle deine Anlagen vollständig und gleichförmig aus, so weit du nur kannst; aber es bestimmt darüber nichts, ob ich sie unmittelbar an der Natur, oder mittelbar, durch Gemeinschaft mit andern üben soll. Hierüber ist demnach die Wahl völlig meiner eigenen Klugheit überlassen. Das Gesetz sagt: unterwirf die Natur deinen Zwecken; aber es sagt nicht, daſs ich, wenn ich sie auch für gewisse meiner Zwecke schon durch andre sattsam gebildet antreffen sollte, sie dennoch weiter für alle mögliche Zwecke der Menschheit bilden soll. Mithin verbietet das Gesetz nicht, einen besondern Stand zu wählen; — aber es gebietet es auch nicht, eben darum, weil es dasselbe nicht verbietet. Ich bin auf dem Felde der freien Willkühr; ich darf einen Stand wählen, und habe bei dem Entschlusse, nicht ob ich diesen oder jenen bestimmten Stand — davon werden wir ein andermal reden — sondern, ob ich überhaupt einen Stand wählen soll oder nicht, mich nach ganz andern Bestimmungsgründen, als solchen, die unmittelbar aus dem Gesetze abgeleitet sind, umzusehen.

Der Mensch wird, so wie die Sachen gegenwärtig stehen, in der Gesellschaft geboren; er findet die Natur nicht mehr roh, sondern auf mannichfaltige Art schon für seine möglichen Zwecke vorbereitet. Er findet eine Menge Menschen beschäftiget, in verschiedenen Zweigen dieselbe für den Gebrauch vernünftiger Wesen nach allen ihren Seiten zu bearbeiten. Schon vieles findet er gethan, das er ausserdem selbst hätte thun müssen. Er könnte vielleicht ein sehr angenehmes Daseyn haben, ohne überhaupt seine Kräfte selbst unmittelbar auf die Natur zu wenden, er könnte unter dem bloſsen Genusse dessen, was die Gesellschaft schon gethan hat, und was sie insbesondere zu seiner eigenen Ausbildung thut, vielleicht eine gewisse Vollkommenheit erhalten. Aber das darf er nicht: er muſs seine Schuld an die Gesellschaft abzutragen wenigstens suchen; er muſs seinen Platz besetzen; er muſs die Vollkommenheit des Geschlechts, das so vieles für ihn gethan hat, auf irgend eine Art höher zu bringen sich wenigstens bestreben.

Hierzu hat er zwei Wege: entweder er setzt sich vor, die Natur nach allen Seiten zu bearbeiten; aber dann würde er vielleicht sein ganzes Leben, und mehrere Leben, wenn er mehrere hätte, anwenden müssen, um sich auch nur davon die Kenntniſs zu erwerben, was vor ihm schon durch andere geschehen und was zu thun übrig sey; und so wäre sein Leben, zwar nicht durch die Schuld seines bösen Willens, aber doch durch die Schuld seiner Unklugheit, für das Menschengeschlecht verloren. Oder er ergreift irgend ein besonderes Fach, dessen vorläufige völlige Erschöpfung ihm etwa am nächsten liegt: für dessen Bearbeitung er etwa durch Natur und Gesellschaft schon vorher am meisten ausgebildet war, und widmet sich demselben ausschlieſsend. Seine eigene Kultur für die übrigen Anlagen überläſst er der Gesellschaft, die er in seinem gewählten Fache zu kultiviren den Vorsatz, das Bestreben, den Willen hat: und so hat er sich einen Stand gewählt, und diese Wahl ist an sich völlig rechtmäſsig. Doch steht auch dieser Akt der Freiheit, so wie alle unter dem Sittengesetz überhaupt, insofern dasselbe Regulativ unsrer Handlungen ist, oder unter dem kategorischen Imperativ, den ich so ausdrücke: sey, in Absicht deiner Willensbestimmungen, nie in Widerspruch mit dir selbst: ein Gesetz, welchem, in dieser Formel ausgedrückt, jeder Genüge leisten kann, da die Bestimmung unsers Willens gar nicht von der Natur, sondern lediglich von uns selbst abhängt.

Die Wahl eines Standes ist eine Wahl durch Freiheit; mithin darf kein Mensch irgend zu einem Stande gezwungen, oder von irgend einem Stande ausgeschlossen werden. Jede einzelne Handlung, so wie jede allgemeine Veranstaltung, die auf einen solchen Zwang ausgeht, ist unrechtmäſsig; abgerechnet, daſs es unklug ist, einen Menschen zu diesem Stande zu zwingen oder von einem andern abzuhalten, weil keiner die besondern Talente des andern vollkommen kennen kann, und dadurch oft ein Glied für die Gesellschaft völlig verloren geht, daſs es an den unrechten Platz gestellt wird. — Dies abgerechnet, ist es an sich ungerecht; denn es setzt unsere Handlung in Widerspruch mit unserm praktischen Begriffe von ihr. Wir wollten ein Glied der Gesellschaft, und wir machen ein Werkzeug derselben; wir wollten einen freien Mitarbeiter an unserm groſsen Plan, und wir machen ein gezwungenes leidendes Instrument desselben: wir tödten durch unsre Einrichtung den Menschen in ihm soviel es an uns liegt, und vergehen uns an ihm und an der Gesellschaft.

Es wurde ein bestimmter Stand, die weitere Ausbildung eines bestimmten Talents gewählt, um der Gesellschaft dasjenige, was sie für uns gethan hat, wiedergeben zu können; demnach ist jeder verbunden, seine Bildung auch wirklich anzuwenden zum Vortheil der Gesellschaft. Keiner hat das Recht, blos für den eigenen Selbstgenuſs zu arbeiten, sich vor seinen Mitmenschen zu verschlieſsen, und seine Bildung ihnen unnütz zu machen; denn eben durch die Arbeit der Gesellschaft ist er in den Stand gesetzt worden, sie sich zu erwerben, sie ist in einem gewissen Sinne ihr Produkt, ihr Eigenthum; und er beraubt sie ihres Eigenthums, wenn er ihnen dadurch nicht nützen will. Jeder hat die Pflicht, nicht nur überhaupt der Gesellschaft nützlich seyn zu wollen; sondern auch seinem besten Wissen nach alle seine Bemühungen auf den letzten Zweck der Gesellschaft zu richten, auf den — das Menschengeschlecht immer mehr zu veredeln, d. i. es immer freier von dem Zwange der Natur, immer selbstständiger und selbstthätiger zu machen — und so entsteht denn durch diese neue Ungleichheit eine neue Gleichheit, nemlich ein gleichförmiger Fortgang der Kultur in allen Individuen.

Ich sage nicht, daſs es immer so ist, wie ich es jetzt geschildert habe; aber so sollte es nach unsern praktischen Begriffen von der Gesellschaft und den verschiedenen Ständen in derselben seyn, und wir können, und sollen arbeiten, um zu machen, daſs es so werde. — Wie kräftig besonders der gelehrte Stand für diesen Zweck wirken könne, und wie viel Mittel dazu in seiner Macht seyen, werden wir zu seiner Zeit sehen.

Wenn wir die entwickelte Idee auch nur ohne alle Beziehung auf uns selbst betrachten, so erblicken wir doch wenigstens ausser uns eine Verbindung, in der keiner für sich selbst arbeiten kann, ohne für alle andere zu arbeiten, oder für den andern arbeiten, ohne zugleich für sich selbst zu arbeiten — indem der glückliche Fortgang Eines Mitgliedes glücklicher Fortgang für Alle, und der Verlust des Einen Verlust für Alle ist: ein Anblick, der schon durch die Harmonie, die wir in dem allermannichfaltigsten erblicken, uns innig wohlthut und unsern Geist mächtig emporhebt.

Das Interesse steigt, wenn man einen Blick auf sich selbst thut und sich als Mitglied dieser groſsen innigen Verbindung betrachtet. Das Gefühl unserer Würde und unserer Kraft steigt, wenn wir uns sagen, was jeder unter uns sich sagen kann: mein Daseyn ist nicht vergebens

Daſs niemand gerne ist um dich.
Ich aber bin frey mildiglich
Mit Kaufen, Zahl'n, Borgen, Leihen,
Mit Schenken, Geben, Schuld verzeihen,*)
Arm und Reich mein genieſsen kann;
Drum hat mich auch lieb Jedermann,
Dir aber ist Jedermann gram,
Feindselig ist dein karger Nam'.
Den Leuten du ein Sprichwort wirst,
Weil du so scharf und heftig schierst,
Als ob du ganz Bodenlos seyst.

Der Karges.

Du närrisch Schaf, sag' an und weiſst
Du nicht, daſs Glück hat all'weg Neid?
Ob ich gleich heimlich Feindschaft leid',
Das kümmert mich nicht gar ein Deutel,
Mein' beste Freund' hab' ich im Beutel,
Damit kauf' ich mir Freundschaft viel,
Was nur mein Herz begehrt und will;
Aber sobald du wirst ausprassen,
Werd'n dich deine Freund' verlassen,
Dein' Andenk' schlagen in die Weit'.

Martin zornig.

Schweig deſs, und hab' dir das Herzleid.

---

*) erlassen.

und zwecklos; ich bin ein nothwendiges Glied der groſsen Kette, die von Entwickelung des ersten Menschen zum vollen Bewuſstseyn seiner Existenz bis in die Ewigkeit hinausgeht; alles, was jemals groſs und weise und edel unter den Menschen war, — diejenigen Wohlthäter des Menschengeschlechts, deren Namen ich in der Weltgeschichte aufgezeichnet lese, und die mehrern, deren Verdienste ohne ihre Namen vorhanden sind, — sie alle haben für mich gearbeitet; — ich bin in ihre Erndte gekommen; ich betrete auf der Erde, die sie bewohnten, ihre Segen verbreitenden Fuſsstapfen. Ich kann, sobald ich will, die erhabene Aufgabe, die sie sich aufgegeben hatten, ergreifen, unser gemeinsames Brudergeschlecht immer weiser und glücklicher zu machen, ich kann da fortbauen, wo sie aufhören muſsten; ich kann den herrlichen Tempel, den sie unvollendet lassen muſsten, seiner Vollendung näher bringen.

« Aber ich werde aufhören müssen wie sie; » dürfte sich Jemand sagen. — O! es ist der erhabenste Gedanke unter allen: ich werde, wenn ich jene erhabene Aufgabe übernehme, nie vollendet haben; ich kann also, so gewiſs die Uebernehmung derselben meine Bestimmung ist, ich kann nie aufhören zu wirken und mithin nie aufhören zu seyn. Das, was man Tod nennt, kann mein Werk nicht abbrechen; denn mein Werk soll vollendet werden, und es kann in keiner Zeit vollendet werden, mithin ist meinem Daseyn keine Zeit bestimmt, — und ich bin ewig. Ich habe zugleich mit der Uebernehmung jener groſsen Aufgabe die Ewigkeit an mich gerissen. Ich hebe mein Haupt kühn empor zu dem drohenden Felsengebirge, und zu dem tobenden Wassersturz, und zu den krachenden in einem Feuermeere schwimmenden Wolken, und sage: ich bin ewig, und ich trotze eurer Macht! Brecht alle herab auf mich, und du Erde und du Himmel, vermischt euch im wilden Tumulte und ihr Elemente alle, — schäumet und tobet, und zerreibet im wilden Kampfe das letzte Sonnenstäubchen des Körpers, den ich mein nenne; — mein Wille allein mit seinem ſesten Plane soll kühn und kalt über den Trümmern des Welltalls schweben; denn ich habe meine Bestimmung ergriffen, und die ist dauernder, als ihr; sie ist ewig, und ich bin ewig, wie sie.

Vierte Vorlesung.

Ueber
die Bestimmung des Gelehrten.

Ich habe heute von der Bestimmung des Gelehrten zu reden.

Ich befinde mich mit diesem Gegenstande in einer besondern Lage. Sie alle, m. H., oder doch die meisten unter ihnen haben die Wissenschaften zur Beschäftigung ihres Lebens gewählt, und ich — so wie Sie; Sie alle — so läſst sich annehmen — wenden Ihre ganze Kraft an, um mit Ehre zum Gelehrtenstande gezählt werden zu können; und ich habe gethan und thue das gleiche. Ich soll als Gelehrter vor angehenden Gelehrten von der Bestimmung des Gelehrten reden. Ich soll den

Gegenstand gründlich untersuchen; ihn, wenn ichs vermag, erschöpfen; ich soll in der Darstellung der Wahrheit nichts vergeben. Und wie, wenn ich eine sehr ehrwürdige, sehr erhabene, vor allen übrigen Ständen sehr ausgezeichnete Bestimmung für diesen Stand auffinde: werde ich sie aufstellen können, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, die übrigen Stände herabzuwürdigen, von Eigendünkel geblendet zu scheinen? —— Aber ich rede als Philosoph, dem es obliegt, jeden Begriff scharf zu bestimmen. Was kann ich dagegen, daſs eben dieser Begriff im System an der Reihe ist? Ich darf der erkannten Wahrheit nichts vergeben. Sie ist immer Wahrheit und auch die Bescheidenheit ist ihr untergeordnet, und ist eine falsche Bescheidenheit, wo sie ihr Eintrag thut. Lassen Sie uns unsern Gegenstand vors erste kalt und so untersuchen, als ob er keine Beziehung auf uns hätte, ihn untersuchen als einen Begriff aus einer uns völlig fremden Welt. Lassen Sie uns unsre Beweise desto mehr schärfen. Lassen Sie uns nicht vergessen, was ich zu seiner Zeit gar nicht mit geringerer Kraft darzustellen denke; daſs jeder Stand nothwendig ist; jeder unsre Achtung verdient; daſs nicht der Stand, sondern die würdige

Behauptung desselben das Individuum ehrt; und daſs jeder nur insofern ehrwürdiger ist, inwiefern er der vollkommenen Erfüllung seines Platzes in der Reihe am nächsten kommt; — daſs eben darum der Gelehrte Ursache hat, am allerbescheidensten zu seyn, weil ihm ein Ziel aufgesteckt ist, von dem er stets gar weit entfernt bleiben wird, — weil er ein sehr erhabnes Ideal zu erreichen hat, dem er gewöhnlich nur in einer groſsen Entfernung sich annähert. —

«Im Menschen sind mancherlei Triebe und Anlagen, und es ist die Bestimmung jedes Einzelnen, alle seine Anlagen, so weit er nur irgend kann, auszubilden. Unter andern ist in ihm der Trieb zur Gesellschaft; diese bietet ihm eine neue besondere Bildung dar, — die für die Gesellschaft — und eine ungemeine Leichtigkeit der Bildung überhaupt. Es ist dem Menschen darüber nichts vorgeschrieben — ob er alle seine Anlagen insgesammt unmittelbar an der Natur, oder ob er sie mittelbar durch die Gesellschaft ausbilden wolle. Das erstere ist schwer, und bringt die Gesellschaft nicht weiter; daher erwählt mit Recht jedes Individuum in der Gesellschaft sich seinen bestimmten Zweig von der allgemeinen Ausbildung, überläſst die übrigen den Mitgliedern der Gesellschaft und erwartet, daſs sie an dem Vortheil ihrer Bildung ihn werden Antheil nehmen lassen, so wie er an der seinigen sie Antheil nehmen läſst; und das ist der Ursprung und der Rechtsgrund der Verschiedenheit der Stände in der Gesellschaft.*

Dieses sind die Resultate meiner bisherigen Vorlesungen. Einer Eintheilung der verschiedenen Stände nach reinen Vernunftbegriffen, welche recht wohl möglich ist, müſste eine erschöpfte Aufzählung aller natürlichen Anlagen und Bedürfnisse des Menschen, (nicht etwa seiner blos erkünstelten Bedürfnisse) zum Grunde gelegt werden. — Der Kultur jeder Anlage — oder was das gleiche heiſst — der Befriedigung jedes natürlichen, auf einen im Menschen ursprünglich liegenden Trieb gegründeten Bedürfnisses, kann ein besonderer Stand gewidmet werden. Wir behalten uns diese Untersuchung bis zu einer andern Zeit vor, um in gegenwärtiger Stunde eine uns näher liegende zu unternehmen.

Wenn die Frage über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer nach obigen Grundsätzen eingerichteten Gesellschaft entstünde — und jede Gesellschaft richtet sich durch die natürlichen Triebe des Menschen ohne alle Leitung und völlig von selbst gerade so ein, wie aus unserer Untersuchung über den Ursprung der Gesellschaft erhellet — wenn, sage ich, jene Frage entstünde, so würde die Beantwortung derselben die Untersuchung folgender Frage voraussetzen: ist in der gegebenen Gesellschaft für die Entwickelung und Befriedigung aller Bedürfnisse, und zwar für die gleichförmige Entwickelung und Befriedigung aller, gesorgt? Wäre dafür gesorgt, so wäre die Gesellschaft, als Gesellschaft, vollkommen, das heiſst nicht, sie erreichte ihr Ziel, welches nach unsern ehemaligen Betrachtungen unmöglich ist; sondern sie wäre so eingerichtet, daſs sie ihrem Ziele sich nothwendig immer mehr annähern müſste; wäre dafür nicht gesorgt, so könnte sie zwar wohl durch ein glückliches Ohngefähr auf dem Wege der Kultur weiter vorrücken; aber man könnte nie sicher darauf rechnen; sie könnte eben sowohl durch ein unglückliches Ohngefähr zurückkommen. —

Die Sorge für diese gleichförmige Entwikkelung aller Anlagen des Menschen setzt zuvörderst die Kenntniſs seiner sämmtlichen Anlagen, die Wissenschaft aller seiner Triebe und Bedürfnisse, die geschehene Ausmessung seines ganzen Wesens voraus. Aber diese vollständige Kenntniſs des ganzen Menschen gründet sich selbst auf eine Anlage, welche entwickelt werden muſs; denn es giebt allerdings einen Trieb im Menschen, zu wissen, und insbesondere dasjenige zu wissen, was ihm Noth thut. Die Entwickelung dieser Anlage aber erfordert alle Zeit und alle Kräfte eines Menschen; giebt es irgend ein gemeinsames Bedürfniſs, welches dringend fordert, daſs ein besonderer Stand seiner Befriedigung sich widme, so ist es dieses. —

Nun aber würde die bloſse Kenntniſs der Anlagen und Bedürfnisse des Menschen, ohne die Wissenschaft sie zu entwickeln und zu befriedigen, nicht nur eine höchst traurige und niederschlagende; sie würde zugleich eine leere und völlig unnütze Kenntniſs seyn. — Derjenige handelt sehr unfreundschaftlich gegen mich, der mir meinen Mangel zeigt, ohne mir zugleich die Mittel zu zeigen, wie ich meinen Mangel ersetzen könne; der mich zum Gefühl meiner Bedürfnisse bringt, ohne mich in den Stand zu setzen, sie zu befriedigen. Hätte er mich lieber in meiner thierischen Unwissenheit gelassen; — Kurz, jene Kenntniſs würde nicht diejenige Kenntniſs seyn, die die Gesellschaft verlangte, und um deren willen sie einen besondern Stand, der in dem Besitze von Kenntnissen wäre, haben muſste; denn sie zweckte nicht ab auf Vervollkommnung des Geschlechts, und vermittelst dieser Vervollkommnung auf Vereinigung, wie sie doch sollte. — Mit jener Kenntniſs der Bedürfnisse muſs demnach zugleich die Kenntniſs der Mittel vereinigt seyn, wie sie befriedigt werden können; und diese Kenntniſs fällt mit Recht dem gleichen Stande anheim, weil keine ohne die andere vollständig, noch weniger thätig und lebendig werden kann. Die Kenntniſs der erstern Art gründet sich auf reine Vernunftsätze, und ist philosophisch; die von der zweiten zum Theil auf Erfahrung, und ist insofern philosophisch-historisch; (nicht blos historisch; denn ich muſs ja die Zwecke, die sich nur philosophisch erkennen lassen, auf die in der Erfahrung gegebenen Gegenstände beziehen, um die letztern als Mittel zur Erreichung der erstern beurtheilen zu können) — Diese Kenntniſs soll der Gesellschaft nützlich werden; es ist demnach nicht blos darum zu thun, überhaupt zu wissen, welche Anlagen der

Mensch an sich habe, und durch welche Mittel überhaupt man dieselben entwickeln könne; eine solche Kenntniſs würde noch immer gänzlich unfruchtbar bleiben. Sie muſs noch einen Schritt weiter gehen, um den erwünschten Nutzen wirklich zu gewähren. Man muſs wissen, auf welcher bestimmten Stufe der Kultur diejenige Gesellschaft, deren Mitglied man ist, in einem bestimmten Zeitpunkte stehe, — welche bestimmte Stufe sie von dieser aus zu ersteigen und welcher Mittel sie sich dafür zu bedienen habe. Nun kann man allerdings aus Vernunftgründen, unter Voraussetzung einer Erfahrung überhaupt, vor aller bestimmten Erfahrung vorher, den Gang des Menschengeschlechts berechnen; man kann die einzelnen Stufen ohngefähr angeben, über welche es schreiten muſs, um bei einem bestimmten Grade der Bildung anzulangen; aber die Stufe angeben, auf welcher es in einem bestimmten Zeitpunkte wirklich stehe, das kann man schlechterdings nicht aus bloſsen Vernunftgründen; darüber muſs man die Erfahrung befragen; man muſs die Begebenheiten der Vorwelt — aber mit einem durch Philosophie geläuterten Blicke — erforschen; man muſs seine Augen rund um sich herum richten, und seine Zeitgenossen

Der Vater.

Sohn! hat man dir das Herz getroffen?

Martin.

Mein Beutel steht mir allzeit offen,
Zu Kurzweil', Freud', Schimpf und Scherz:
Ich bin ein mild, fröhlich Lebherz,
Mit Singen, Springen und Hofier'n,[*]
Mit Mummerey und Banketir'n,
Mit Schlittenfahr'n, Schieſsen und Spiel'n,
Jagen, nach schönen Frauen ziel'n,
Leutselig Fremden, Nachbarn dazu.
In Sorg' und Trauern aber liegst du,
Weil dein Reichthum sind scharfe Dorn',
Die dir dein G'müth und Herz durchbohr'n.
Du neid'st und wirst wieder genieden,[**]
Deshalb du selten kommst zu Frieden;
Du liegst lebendig in dem Grab',
Ein Hüter deiner Schätz' und Hab',
Gleich wie ein Hund, den die Kette hält.

Der Karges.

Du Fantast, was darſst mir geben Schelt'?
Wenn all' mein Geld ist angelegt,
Und ein Pfenning den andern trägt,
Thut mich mein Sammeln baſs erfreuen,

---

[*] Wohlleben. [**] beneidet.

beobachten. Dieser letzte Theil der für die Gesellschaft nothwendigen Kenntniſs ist demnach blos historisch.

Die drei angezeigten Arten der Erkenntniſs, vereinigt gedacht — und ausser der Vereinigung stiften sie nur geringen Nutzen — machen das aus, was man Gelehrsamkeit nennt, oder wenigstens ausschlieſsend nennen sollte; und derjenige, der sein Leben der Erwerbung dieser Kenntnisse widmet, heiſst ein Gelehrter.

Eben nicht jeder einzelne muſs, nach jenen drei Arten der Erkenntniſs, den ganzen Umfang des menschlichen Wissens umfassen — das würde gröſstentheils unmöglich, und eben darum, weil es unmöglich ist, würde das Bestreben darnach fruchtlos seyn und das ganze Leben eines Mitgliedes — das der Gesellschaft nützlich hätte werden können — ohne Gewinn für selbige verschwenden. Einzelne mögen sich einzelne Theile jenes Gebiets abstecken; aber jeder sollte seinen Theil nach jenen drei Ansichten, philosophisch, philosophisch-historisch und blos historisch bearbeiten. — Ich deute dadurch nur vorläufig an, was ich zu einer andern Zeit weiter ausführen werde; um vor der Hand wenigstens durch mein Zeugniſs zu betheuern, daſs das Studium einer gründlichen

Philosophie die Erwerbung empirischer Kenntnisse, wenn sie nur gründlich sind, gar nicht überflüssig macht, sondern daſs sie vielmehr die Unentbehrlichkeit derselben am überzeugendsten darthut. — Der Zweck aller dieser Kenntnisse nun ist der oben angezeigte: vermittelst derselben zu sorgen, daſs alle Anlagen der Menschheit gleichförmig, stets aber fortschreitend, sich entwickeln: und hieraus ergiebt sich denn die wahre Bestimmung des Gelehrtenstandes: es ist die oberste Aufſicht über den wirklichen Fortgang des Menschengeschlechts im allgemeinen, und die stete Beförderung dieses Fortgangs. — Ich thue mir Gewalt an, m. H., um von der erhabenen Idee, die jetzt aufgestellt ist, meine Empfindung noch nicht fortreiſsen zu lassen: der Weg der kalten Untersuchung ist noch nicht geendigt. Aber das muſs ich doch im Vorbeigehen bemerklich machen, was diejenigen eigentlich thun würden, die den freien Fortgang der Wissenschaften zu hemmen suchten. Ich sage: thun würden; denn wie kann ich wissen, ob es dergleichen Leute giebt oder nicht? Von dem Fortgange der Wissenschaften hängt unmittelbar der ganze Fortgang des Menschengeschlechts ab. Wer jenen aufhält, hält diesen auf. — Und wer diesen aufhält, — welchen Charakter stellt derselbe öffentlich vor sein Zeitalter und vor die Nachwelt hin! Lauter als durch tausend Stimmen, durch Handlungen, ruft er der Welt und der Nachwelt in die betäubten Ohren: die Menschen um mich herum sollen, wenigstens so lange ich lebe, nicht weiser und besser werden; denn in ihrem gewaltsamen Fortgange würde auch ich, trotz alles Widerstrebens, wenigstens in etwas mit fortgerissen werden; und dies verabscheue ich; ich will nicht erleuchteter, ich will nicht edler werden: Finſterniſs und Verkehrtheit ist mein Element, und ich werde meine letzten Kräfte aufbieten, um mich nicht aus demselben verrücken zu lassen. — Alles kann die Menschheit entbehren; alles kann man ihr rauben, ohne ihrer wahren Würde zu nahe zu treten; nur nicht die Möglichkeit der Vervollkommnung. Kalt und schlauer als das menschenfeindliche Wesen, das uns die Bibel schildert, haben diese Menschenfeinde überlegt und berechnet, und aus der heiligsten Tiefe herausgesucht, wo sie die Menschheit angreifen müſsten, um dieselbe im Keime zu zerdrücken — und sie haben es gefunden. — Die Menschheit wendet unwillig von ihrem Bilde sich weg. — Wir gehen zu unsrer Untersuchung zurück. —

Die Wissenschaft ist selbst ein Zweig der menschlichen Bildung; jeder Zweig derselben muſs weiter gebracht werden, wenn alle Anlagen der Menschheit weiter ausgebildet werden sollen; es kommt demnach jedem Gelehrten, so wie jedem Menschen, der einen besondern Stand gewählt hat, zu, daſs er strebe, die Wissenschaft, und insbesondere den von ihm gewählten Theil der Wissenschaft weiter zu bringen; es kömmt ihm zu wie jedem Menschen in seinem Fache; ja es kömmt ihm weit mehr zu. Er soll über die Fortschritte der übrigen Stände wachen, sie befördern; und er selbst wollte nicht fortschreiten? Von seinem Fortschritte hängen die Fortschritte in allen übrigen Fächern der menschlichen Bildung ab; er muſs ihnen immer zuvor seyn, um für sie den Weg zu bahnen, und ihn zu untersuchen, und sie auf denselben zu leiten; und er wollte zurückbleiben? Von dem Augenblicke an hörte er auf zu seyn, was er seyn sollte; und da er nichts anders wäre, so wäre er gar nichts. — Ich sage nicht, daſs jeder Gelehrter sein Fach *wirklich weiter bringen* müsse; wenn er nun nicht kann? aber ich sage, daſs er streben müsse, es weiter zu bringen; daſs er nicht ruhen, — nicht glauben müsse, seiner Pflicht Genüge gethan zu haben, bis er es weiter gebracht hat. So lange er lebt, könnte er doch immer noch es weiter bringen; übereilt ihn der Tod, ehe er seinen Zweck erreicht hat — nun wohl, so ist er für diese Welt der Erscheinungen seiner Pflichten entbunden und sein ernster Wille wird ihm für Erfüllung angerechnet. Gilt folgende Regel für alle Menschen, so gilt sie ganz besonders für den Gelehrten: der Gelehrte vergesse, was er gethan hat, sobald es gethan ist, und denke stets nur auf das, was er noch zu thun hat. Der ist noch nicht weit gekommen, für den sich sein Feld nicht bei jedem Schritte, den er in demselben thut, erweitert.

Der Gelehrte ist ganz vorzüglich für die Gesellschaft bestimmt: er ist, insofern er Gelehrter ist, mehr als irgend ein Stand, ganz eigentlich nur durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft da; er hat demnach ganz besonders die Pflicht, die gesellschaftlichen Talente, Empfänglichkeit und Mittheilungsfertigkeit, vorzüglich und in dem höchstmöglichen Grade in sich auszubilden. Die Empfänglichkeit sollte in ihm, wenn er auf die gehörige Art sich die gehörigen empirischen Kenntnisse erworben hat, schon vorzüglich ausgebildet seyn. Er soll bekannt seyn mit demjenigen in seiner Wissenschaft, was schon vor ihm da war: das kann er nicht anders als durch Unterricht — sey es nun mündlicher oder Bücherunterricht, — gelernt, nicht aber durch Nachdenken aus bloſsen Vernunftgründen entwickelt haben. Aber er soll durch stetes Hinzulernen sich diese Empfänglichkeit erhalten; und sich vor der oft, und bisweilen bei vorzüglichen Selbstdenkern, vorkommenden gänzlichen Verschlossenheit vor fremden Meinungen und Darstellungsarten zu verwahren suchen; denn niemand ist so unterrichtet, daſs er nicht immer noch hinzulernen könnte, und bisweilen noch etwas sehr Nöthiges zu lernen hätte; und selten ist jemand so unwissend, daſs er nicht selbst dem Gelehrtesten etwas sollte sagen können, was derselbe nicht weiſs. Der Mittheilungsfertigkeit bedarf der Gelehrte immer; denn er besitzt seine Kenntniſs nicht für sich selbst, sondern für die Gesellschaft. Diese hat er von Jugend an zu üben, sie hat er in steter Thätigkeit zu erhalten; — durch welche Mittel, werden wir zu seiner Zeit untersuchen.

Seine für die Gesellschaft erworbene Kenntniſs soll er nun wirklich zum Nutzen der Gesellschaft anwenden; er soll die Menschen zum Gefühl ihrer wahren Bedürfnisse bringen, und sie mit den Mitteln ihrer Befriedigung bekannt machen. Das heiſst nun aber nicht, er soll sich mit ihnen in die tiefen Untersuchungen einlassen, die er selbst unternehmen muſste, um etwas Gewisses und Sicheres zu finden. Dann gienge er darauf aus, alle Menschen zu so groſsen Gelehrten zu machen, als er etwa selbst seyn mag; und das ist unmöglich und zweckwidrig. Das übrige muſs auch gethan werden; und dazu sind andere Stände; und wenn diese ihre Zeit gelehrten Untersuchungen widmen sollten, so würden auch die Gelehrten bald aufhören müssen, Gelehrte zu seyn. Wie kann und soll er denn aber seine Kenntnisse verbreiten? Die Gesellschaft könnte ohne Zutrauen auf die Redlichkeit und Geschicklichkeit anderer nicht bestehen und dieses Zutrauen ist demnach tief in unser Herz geprägt; und wir haben es durch eine besondere Wohlthat der Natur nie in einem höhern Grade, als da wo wir der Redlichkeit und Geschicklichkeit des andern am dringendsten bedürfen. Er darf auf dieses Vertrauen zu seiner Redlichkeit und

Geschicklichkeit rechnen, wenn er es sich erworben hat, wie er soll. — Ferner ist in allen Menschen ein Gefühl des Wahren, welches freilich allein nicht hinreicht, sondern entwikkelt, geprüft, geläutert werden muſs; und das eben ist die Aufgabe des Gelehrten. Es würde dem Ungelehrten nicht hinreichen, um ihn auf alle Wahrheiten zu führen, deren er bedürfte; aber wenn es nur sonst — und das geschieht oft gerade durch Leute, die sich zu den Gelehrten zählen — wenn es nur sonst nicht etwa künstlich verfälscht worden ist — wird es immer hinreichen, daſs er die Wahrheit, wenn ein anderer ihn darauf hinführt, auch ohne tiefe Gründe für Wahrheit anerkenne. — Auf dieses Wahrheitsgefühl darf der Gelehrte gleichfalls rechnen. — Also der Gelehrte ist insoweit wir den Begriff desselben bis jetzt entwickelt haben, seiner Bestimmung nach der Lehrer des Menschengeschlechts.

Aber er hat die Menschen nicht nur im Allgemeinen mit ihren Bedürfnissen und den Mitteln, dieselben zu befriedigen, bekannt zu machen: er hat sie insbesondere zu jeder Zeit und an jedem Ort auf die eben jetzt, unter diesen bestimmten Umständen eintretenden Bedürfnisse und auf die bestimmten Mittel, die jetzt aufgegebenen Zwecke zu erreichen, zu leiten. Er sieht nicht blos das Gegenwärtige, er sieht auch das Künftige; er sieht nicht blos den jetzigen Standpunkt, er sieht auch, wohin das Menschengeschlecht nunmehr schreiten muſs, wenn es auf dem Wege zu seinem letzten Ziele bleiben und nicht von demselben abirren, oder auf ihm zurückgehen soll. Er kann nicht verlangen, es auf einmal bis zu dem Punkte fortzureiſsen, der etwa ihm in die Augen strahlt; es kann seinen Weg nicht überspringen: er hat nur zu sorgen, daſs es nicht stille stehe und daſs es nicht zurückgehe. In dieser Rücksicht ist der Gelehrte der Erzieher der Menschheit. — Ich merke hierbei ausdrücklich an, daſs der Gelehrte bei diesem Geschäft, so wie bei allen seinen Geschäften unter dem Gebiete des Sittengesetzes, der gebotenen Uebereinstimmung mit sich selbst, stehe. Er wirkt auf die Gesellschaft; diese gründet sich auf den Begriff der Freiheit; sie und jedes Mitglied derselben ist frei; und er darf sie nicht anders behandeln als durch moralische Mittel. Der Gelehrte wird nicht in die Versuchung kommen, die Menschen durch Zwangsmittel, durch Gebrauch physischer Gewalt, zur Annahme seiner Ueberzeugungen zu bringen;

gegen diese Thorheit sollte man doch in unserm Zeitalter kein Wort mehr zu verlieren haben; aber er soll sie auch nicht täuschen. Abgerechnet, daſs er dadurch sich an sich selbst vergeht, und daſs die Pflichten des Menschen in jedem Falle höher seyn würden, als die Pflichten des Gelehrten; vergeht er dadurch sich zugleich gegen die Gesellschaft. Jedes Individuum in derselben soll aus freier Wahl und aus einer von ihm selbst als hinlänglich beurtheilten Ueberzeugung handeln; es soll sich selbst bei jeder seiner Handlungen als Mitzweck betrachten können: und als solcher von jedem Mitglied behandelt werden. Wer getäuscht wird, wird als bloſses Mittel behandelt.

Der letzte Zweck jedes einzelnen Menschen sowohl, als der ganzen Gesellschaft, mithin auch aller Arbeiten des Gelehrten an der Gesellschaft, ist sittliche Veredlung des ganzen Menschen. Es ist die Pflicht des Gelehrten, diesen letzten Zweck immer aufzustellen, und ihn bei allem, was er in der Gesellschaft thut, vor Augen zu haben. Niemand aber kann mit Glück an sittlicher Veredlung arbeiten, der nicht selbst ein guter Mensch ist. Wir lehren nicht blos durch Worte; wir lehren auch weit

Denn dich Verschwenden und Ausstreuen;
Du streust umher wie der Stadtfarr'.*)

Martin.

Schweig', du viereckigter Geldnarr'!
Allein zu Geld hast Lieb' und Gunst,
Du acht'st weder Weisheit noch Kunst;
Der Geiz hat dich gar überwunden,
Am Narrenseil' liegst angebunden:
Als König Midas war worden reich,
Gewann er zwey Eselsohr'n gleich;
Sokrates warf sein Geld ins Meer,
Da es ihn irrt' an Weisheit, Lehr';
Bias hielt sein' Kunst und Weisheit
Für alle Güter dieser Zeit.
Derhalb ich auch kein's Gutes acht',
Sondern nach Kunst und Weisheit tracht',
Nach guten Sitten und der Tugend;
Derhalb mich das Alter in der Jugend
Gar scheinbarlich und ehrlich hält.

Der Karges.

Schaut, wie der G'sell nach Ehren stellt!
Wie die Katz' nach dem Wasserbad.
Der Weisheit, Kunst, hab' ich kein' Gnad',**)
Es g'hört nur den Gelehrten zu;

---

*) Zuchtochse einer Stadt. **) achte ich nicht.

eindringender durch unser Beispiel; und jeder, der in der Gesellschaft lebt, ist ihr ein gutes Beispiel schuldig, weil die Kraft des Beispiels erst durch unser Leben in der Gesellschaft entsteht. Wie vielmehr ist der Gelehrte dies schuldig, der in allen Stücken der Kultur den übrigen Ständen zuvor seyn soll? Ist er in dem Ersten und Höchsten, demjenigen, was auf alle Kultur abzweckt, zurück, wie kann er Muster seyn, das er doch seyn soll; und wie kann er glauben, daſs die andern seinen Lehren folgen werden, denen er vor aller Augen durch jede Handlung seines Lebens widerspricht? (Die Worte, die der Stifter der christlichen Religion an seine Schüler richtete, gelten ganz eigentlich für den Gelehrten: Ihr seyd das Salz der Erde; wenn das Salz seine Kraft verliert, womit soll man salzen? wenn die Auswahl unter den Menschen verdorben ist, wo soll man noch sittliche Güte suchen? —) Also der Gelehrte in der letzten Rücksicht betrachtet, soll der sittlich beste Mensch seines Zeitalters seyn; er soll die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung in sich darstellen.

Dies ist unsre gemeinschaftliche Bestimmung, m. H., dies unser gemeinschaftliches Schicksal.

Ein glückliches Schicksal noch durch seinen besondern Beruf bestimmt zu seyn, dasjenige zu thun, was man schon um seines allgemeinen Berufs willen, als Mensch, thun müſste — seine Zeit und seine Kräfte auf nichts wenden zu sollen, als darauf, wozu man sich sonst Zeit und Kraft mit kluger Kargheit absparen müſste — zur Arbeit, zum Geschäfte, zum einzigen Tagewerk seines Lebens zu haben, was andern süſse Erholung von der Arbeit seyn würde! — Es ist ein stärkender seelenerhebender Gedanke, den jeder unter Ihnen haben kann, welcher seiner Bestimmung werth ist: auch mir an meinem Theile ist die Kultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut; auch aus meinen Arbeiten wird sich der Gang der künftigen Geschlechter, die Weltgeschichte der Nationen, die noch werden sollen, entwickeln. Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugniſs zu geben; an meinem Leben, und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaſst werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte — was thät ich dann sonderliches, was thät ich dann weiter, als das, was ich schlechthin thun müſste? —

Ich weiſs es, m. H., wie viel ich jetzt gesagt habe; ich weiſs eben so gut, daſs ein entmanntes und nervenloses Zeitalter diese Empfindung und diesen Ausdruck derselben nicht erträgt; daſs es alles dasjenige, wozu es sich nicht selbst zu erheben vermag, mit schüchterner Stimme, durch welche die innere Scham sich verräth, Schwärmerei nennt, daſs es mit Angst seine Augen von einem Gemälde zurückreiſst, in welchem es nichts sieht, als seine Entnervung und seine Schande; daſs alles Starke und Erhebende einen solchen Eindruck auf dasselbe macht, wie jede Berührung auf den an allen Gliedern Gelähmten; ich weiſs das alles; aber ich weiſs auch, wo ich rede. Ich rede vor jungen Männern, die schon durch ihre Jahre vor dieser gänzlichen Nervenlosigkeit gesichert sind, und ich mögte neben und vermittelst einer männlichen Sittenlehre zugleich Empfindungen in ihre Seele senken, die sie auch in Zukunft vor derselben verwahren könnten. Ich gestehe es freimüthig, daſs ich eben von diesem Punkte aus, auf den die Vorsehung mich stellte, etwas beitragen mögte, um eine männlichere Denkungsart, ein stärkeres Gefühl für Erhabenheit und Würde, einen feurigern Eifer seine Bestimmung auf jede Gefahr zu erfüllen, nach allen Richtungen hin, soweit die deutsche Sprache reicht, und weiter, wenn ich könnte, zu verbreiten, damit ich einst, wenn Sie diese Gegenden werden verlassen und sich nach allen Enden werden verstreuet haben, in Ihnen an allen Enden, wo Sie leben werden, Männer wüſste, deren auserwählte Freundin die Wahrheit ist: die an ihr hangen im Leben und im Tode, die sie aufnehmen, wenn sie von aller Welt ausgestoſsen ist, die sie öffentlich in Schutz nehmen, wenn sie verläumdet und verlästert wird, die für sie den schlau versteckten Haſs des Groſsen, das fade Lächeln des Aberwitzes und das bemitleidende Achselzucken des Kleinsinns freudig ertragen. In dieser Absicht habe ich gesagt, was ich gesagt habe, und in dieser Endabsicht werde ich alles sagen, was ich unter Ihnen sagen werde.

Fünfte Vorlesung.

Prüfung der Rousseauischen Behauptungen über den Einfluss der Künste und Wissenschaften auf das Wohl der Menschheit.

Für Entdeckung der Wahrheit ist die Bestreitung der entgegengesetzten Irrthümer von keinem beträchtlichen Gewinn. Ist nur einmal die Wahrheit von ihrem eigenthümlichen Grundsatze durch richtige Folgerungen abgeleitet: so muſs alles, was derselben widerstreitet, nothwendig, auch ohne ausdrückliche Widerlegung, falsch seyn; und so wie man den ganzen Weg übersieht, den man gehen muſste, um zu einer gewissen Kenntniſs zu kommen; so erblickt man auch leicht die Nebenwege, die von ihm ab auf irrige Meinungen führen, und wird gar leicht im Stande seyn, jedem Irrenden ganz bestimmt den Punkt anzugeben, von welchem aus er sich verirrte. Denn jede Wahrheit kann nur aus Einem Grundsatze abgeleitet werden. Welches dieser Grundsatz für jede bestimmte Aufgabe sey, hat eine gründliche Wissenschaftslehre darzulegen. Wie aus jenem Grundsatze nun weiter gefolgert werden solle, wird durch die allgemeine Logik vorgeschrieben, und so läſst denn der wahre Weg sowohl als der Irrweg sich leicht entdecken.

Aber die Anführung entgegengesetzter Meinungen ist von groſsem Gewinn für die deutliche und klare Darstellung der gefundenen Wahrheit. Durch Vergleichung der Wahrheit mit den Irrthümern wird man genöthigt, besser auf die unterscheidenden Merkmahle beider aufzumerken und sie sich mit schärferer Bestimmtheit und in gröſserer Klarheit zu denken. — Ich bediene mich dieser Methode, um Ihnen heute eine kurze und klare Uebersicht dessen zu geben, was ich Ihnen bisher in diesen Vorlesungen vorgetragen habe.

Ich habe die Bestimmung der Menschheit gesetzt in den beständigen Fortgang der Kultur und die gleichförmige fortgesetzte Entwicklung aller ihrer Anlagen und Bedürfnisse; und ich habe dem Stande, der über den Fortgang und die Gleichförmigkeit dieser Entwicklung zu wachen hat, einen sehr ehrenvollen Platz in der menschlichen Gesellschaft angewiesen.

Dieser Wahrheit hat niemand bestimmter und mit scheinbarern Gründen und kräftigerer Beredsamkeit widersprochen, als Rousseau. Ihm ist das Fortrücken der Kultur die einzige Ursache alles menschlichen Verderbens. Nach ihm ist kein Heil für den Menschen als in dem Naturstande: und — was denn in seinen Grundsätzen ganz richtig folgt — derjenige Stand, der den Fortgang der Kultur am meisten befördert, der Gelehrtenstand, ist nach ihm die Quelle sowohl, als auch der Mittelpunkt alles menschlichen Elends und Verderbens. —

Einen solchen Lehrsatz trägt ein Mann vor, der seine geistigen Anlagen selbst bis zu einem sehr hohen Grade ausgebildet hatte. Mit aller Uebermacht, die diese seine vorzügliche Bildung ihm gab, arbeitet er, um wo möglich die gesammte Menschheit von der Richtigkeit seiner Behauptung zu überzeugen, um sie zu überreden, in jenen von ihm angepriesenen Naturstand zurück zu kehren. — Ihm ist Rückkehr Fortgang; ihm ist jener verlassene Naturstand das letzte Ziel, zu welchem die jetzt verdorbene und verbildete Menschheit endlich gelangen muſs.

Er thut demnach gerade das, was wir thun; er arbeitet, um die Menschheit nach seiner Art weiter zu bringen, und ihr Fortschreiten gegen ihr letztes, höchstes Ziel zu befördern. Er thut demnach gerade das, was er selbst so bitter tadelt; seine Handlungen stehen mit seinen Grundsätzen in Widerspruch.

Dieser Widerspruch ist eben derselbe, der auch in seinen Grundsätzen an sich herrscht. Was bewegte ihn doch zum Handeln als irgend ein Trieb in seinem Herzen? Hätte er diesem Triebe nachgeforscht und ihn neben den, der ihn zu seinem Irrthum führte, gestellt, so wäre Einheit und Uebereinstimmung in seiner Handlungsart und in seiner Folgerungsart zugleich. — Lösen wir den ersten Widerspruch, so haben wir zugleich den zweiten gelöset; der Vereinigungspunkt des einen ist zugleich der Vereinigungspunkt des zweiten. — Wir werden diesen Punkt finden; wir werden den Widerspruch lösen; wir werden Rousseau besser verstehen, als er selbst sich verstand, und wir werden ihn in vollkommener Uebereinstimmung mit sich selbst und mit uns antreffen.

Was mogte Rousseau wohl auf jenen sonderbaren, theilweise zwar auch vor ihm von andern behaupteten, in seiner Allgemeinheit aber der gemeinen Meinung völlig widerstreitenden Satz gebracht haben? Hatte er ihn etwa durch bloſses Raisonnement aus einem höhern Grundsatze gefolgert? O nein! Rousseau ist von keiner Seite aus bis zu den Gründen alles menschlichen Wissens vorgedrungen; er scheint sich niemals auch nur die Frage über dieselben aufgeworfen zu haben. Was Rousseau Wahres hat, gründet sich unmittelbar auf sein Gefühl; und seine Kenntniſs hat daher den Fehler aller auf bloſses unentwickeltes Gefühl gegründeten Kenntniſs, daſs sie theils unsicher ist, weil man sich über sein Gefühl nicht vollständige Rechenschaft ablegen kann; theils das Wahre mit dem Unwahren vermischt, weil ein auf ein unentwickeltes Gefühl gegründetes Urtheil immer als gleichbedeutend aufstellt, was doch nicht gleichbedeutend ist. Nämlich das Gefühl irrt nie, aber die Urtheilskraft irrt, indem sie das Gefühl unrichtig deutet und ein gemischtes Gefühl für ein reines aufnimmt. — Von den unentwickelten Gefühlen aus, die Rousseau seinen Reflexionen zu Grunde legt, folgert er stets richtig; einmal in der Region des Vernunftschlusses angelangt, ist er mit sich selbst einig und reiſst darum die Leser, die mit ihm denken können, so unwiderstehlich fort. Hätte er auch auf dem Wege der Folgerung dem Gefühle einen Einfluſs verstatten können, so würde dasselbe ihn auf den richtigen Weg zurückgebracht haben, von dem es selbst ihn erst abführte. Um weniger zu irren, hätte **Rousseau** ein noch schärferer, oder ein minder scharfer Denker seyn müssen; und eben so muſs man, um durch ihn sich nicht irre leiten zu lassen, entweder einen sehr hohen, oder einen sehr geringen Grad des Scharfſinns besitzen, entweder ganz Denker seyn, oder es gar nicht seyn. —

Abgesondert von der gröſsern Welt, von seinem reinen Gefühl und von seiner lebhaften Einbildungskraft geleitet, hatte **Rousseau** sich ein Bild von der Welt und besonders von dem gelehrten Stande, dessen Arbeiten ihn vorzüglich beschäftigten, entworfen, wie sie seyn sollten, und wie sie, wenn sie jenem gemeinsamen Gefühle folgten, nothwendig seyn müſsten und würden. Er kam in die gröſsere Welt; er richtete sein Auge rund um sich herum; und wie ward ihm, als er Welt und Gelehrte sah, wie sie wirklich waren! Er sah zu einer fürchterlichen Höhe gestiegen, was jeder, der

Hab' ich nur Geld, darauf merk' du,
Man neigt mir und greift an den Hut,
Man steht auf und mir weichen thut,
Mich ehrt des ganzen Volkes Hauf'.

Martin.

Das g'schicht nach der tollen Welt Lauf;
Die Ehr' dem Pfennig wird gethan,
Dich säh' man durch 'nen Zaun nicht an.
Ecclesiasticus sagt frey:
Nichts Schändlicher's auf Erden sey,
Denn ein Geiziger. Dabey meld't:
Nichts Böser's denn lieb haben Geld.
Cicero lobt den Milden mehr,
Spricht: der Mensch hab' kein gröſser' Ehr',
Denn Geld verschmähn in seinem Leben
Und das frey mildiglich ausgeben.
Crassus wird durch sein'n Geiz veracht't,
Büsa die Kön'gin hoch geacht't,
Da sie aus Mild' speist die Ausländer,
Zehentausend flüchtiger Männer.
Fabius Quintus wird getröst't,
Der um sein Erb' die G'fangnen lös't.
Drum ist ihr mildes Lob beschrieben
Und bis auf unsre Zeit geblieben.
Deshalb gebuhrt mir Ehren mehr,
Deiner Kargheit hast du klein' Ehr',
Du wirst viel eh' veracht't darob.

seine Augen zum Sehen anwendet, allenthalben sehen kann. — Menschen ohne Ahnung ihrer hohen Würde und des Gottesfunkens in ihnen, zur Erde niedergebeugt, wie die Thiere und an den Staub gefesselt, sah ihre Freuden und ihre Leiden und ihr ganzes Schicksal, abhängig von der Befriedigung ihrer niedern Sinnlichkeit, deren Bedürfniſs doch durch jede Befriedigung zu einem schmerzhaftern Grade stieg, sah, wie sie in Befriedigung dieser niedern Sinnlichkeit nicht Recht noch Unrecht, nicht Heiliges noch Unheiliges achteten, wie sie stets bereit waren, dem ersten Einfalle die gesammte Menschheit aufzuopfern; sah, wie sie endlich allen Sinn für Recht und Unrecht verloren, und die Weisheit in die Geschicklichkeit, seinen Vortheil zu erreichen, und die Pflicht in die Befriedigung ihrer Lüste setzten; — sah zuletzt, wie sie in dieser Erniedrigung ihre Erhabenheit, und in dieser Schande ihre Ehre suchten; wie sie verachtend auf die herabsahen, die nicht so weise und nicht so tugendhaft waren, als sie: — — sah — ein Anblick, den man nun endlich in Deutschland auch haben kann — sah diejenigen, welche die Lehrer und Erzieher der Nation seyn sollten, herabgesunken zu den gefälligen Sklaven ihres

Verderbens, diejenigen, die für das Zeitalter den Ton der Weisheit und des Ernstes angeben sollten, sorgfältig horchen auf den Ton, den die herrschendste Thorheit und das herrschendste Laster angab — hörte sie bei Richtung ihrer Untersuchungen fragen: nicht — ist das wahr und macht es gut und edel? — sondern: wird man es gern hören? nicht: was wird die Menschheit dadurch gewinnen? sondern: was werde ich dadurch gewinnen? wie viel Geld, oder welches Prinzen gnädiges Kopfnicken, oder welcher schönen Frau Lächeln? — sah auch sie in diese Denkungsart ihre Ehre setzen; sah sie mitleidig Achselzucken über den Blödsinnigen, der nicht eben sowohl zu ahnen verstunde den Geist der Zeiten, als sie — sah Talent und Kunst und Wissen vereinigt zu dem elenden Zwecke, durch alle Genüsse abgenutzten Nerven noch einen feinern Genuſs zu erzwingen; oder zu dem verabscheuungswürdigen Zwecke, das menschliche Verderben zu entschuldigen, zu rechtfertigen, zur Tugend zu erheben, alles vollends niederzureiſsen, was demselben noch einen Damm in den Weg stellte — sah endlich — und erfuhr es durch eigene unangenehme Erfahrung — jene Unwürdigen so tief gesunken, daſs sie die letzten Funken der Ahnung, daſs es noch irgend eine Wahrheit gäbe, und die letzte Scheu davor verloren, daſs sie gänzlich unfähig wurden, sich auf Gründe auch nur einzulassen, daſs sie, indem man ihnen diese Forderung noch in die Ohren schrie, sagten: genug, es ist nicht wahr, und wir wollen nicht, daſs es wahr sey — denn es ist dabei nichts für uns zu gewinnen. — Das alles sah er, und sein hochgespanntes und so getäuschtes Gefühl empörte sich. Mit tiefem Unwillen strafte er sein Zeitalter.

Verargen wir ihm diese Empfindlichkeit nicht! sie ist das Zeichen einer edlen Seele: wer das Göttliche in sich fühlt — oft wird er zur ewigen Vorsicht emporseufzen: dies sind also meine Brüder! dies die Gesellschafter, die du mir auf den Weg des Erdenlebens gegeben hast! Ja! sie haben meine Gestalt, aber unsere Geister und unsere Herzen sind nicht verwandt; meine Worte sind ihnen Worte aus einer fremden Sprache und mir die ihrigen; ich höre den Schall ihrer Töne, aber da ist nichts in meinem Herzen, was denselben einen Sinn geben könnte! O, ewige Vorsicht, warum lieſseſt du mich unter solchen Menschen geboren werden? oder wenn ich unter ihnen geboren werden sollte, warum gabst du mir dieses Gefühl und diese treibende Ahnung von etwas Besserm und Höherm? warum machtest du mich ihnen nicht gleich? warum machtest du mich nicht zu einem niedrigen Menschen, wie sie es sind? Ich würde dann vergnügt mit ihnen leben können. — Ihr habt gut seinen Gram schelten und sein Miſsvergnügen tadeln, — ihr andern, die ihr alles gut seyn laſst, ihr habt gut jene Zufriedenheit ihm anpreisen, mit der ihr euch alles gefallen laſst, und die Bescheidenheit, mit der ihr die Menschen nehmt, wie sie sind! Er würde so bescheiden seyn, wie ihr, wenn er so wenig edle Bedürfnisse hätte. Ihr könnt euch auch nicht zu der Vorstellung eines bessern Zustands emporheben und für euch ist wirklich alles gut genug.

In dieser Fülle der bittern Empfindung nun war Rousseau nicht fähig, irgend etwas zu sehen, als den Gegenstand, der sie erregt hatte. Die Sinnlichkeit herrschte; das war die Quelle des Uebels; nur diese Herrschaft der Sinnlichkeit wollte er aufgehoben wissen, auf jede Gefahr, koste es, was es wolle. — Was Wunder, daſs er auf das entgegengesetzte Aeuſserste verfiel? — Die Sinnlichkeit soll nicht herrschen; sie herrscht sicher nicht, wenn sie überhaupt getödtet wird, wenn sie gar nicht da ist, oder gar nicht entwickelt, gar nicht zu Kräften gekommen ist. — Daher Rousseau's Naturstand.

In seinem Naturstande sollen die eigenthümlichen Anlagen der Menschheit noch nicht ausgebildet, sie sollen nicht einmal angedeutet seyn. Der Mensch soll keine andern Bedürfnisse haben, als die seiner animalischen Natur; er soll leben wie das Thier auf der Weide neben ihm. — Es ist wahr, daſs in diesem Zustande keins der Laster statt finden würde, die Rousseau's Gefühl so sehr empörten; der Mensch wird essen, wenn ihn hungert und trinken, wenn ihn dürstet, was er zuerst vor sich finden wird; und wenn er gesättiget ist, wird er kein Interesse haben, den andern derjenigen Nahrung zu berauben, die er selbst nicht brauchen kann. Wenn er satt ist, so wird vor ihm jedweder ruhig essen und trinken können, was und wie viel er will; denn er bedarf jetzt eben Ruhe, und hat nicht Zeit, den andern zu stören. In der Aussicht in die Zukunft liegt der wahre Charakter der Menschheit; sie ist zugleich die Quelle aller menschlichen Laster. Leitet die Quelle ab, und es ist kein Laster mehr da; und Rousseau leitet sie durch seinen Naturstand wirklich ab.

Aber zugleich ist es wahr, daſs der Mensch so gewiſs er ein Mensch und kein Thier ist, — nicht bestimmt ist, in diesem Zustande zu bleiben. Das Laster wird durch ihn freilich aufgehoben, aber mit ihm auch die Tugend und überhaupt die Vernunft. Der Mensch wird ein vernunftloses Thier; es giebt eine neue Thiergattung: Menschen giebt es dann gar nicht mehr.

Ohne Zweifel handelt Rousseau ehrlich mit den Menschen, und sehnte sich selbst in diesem Naturstande zu leben, den er andern mit so groſser Wärme anpries, — und allerdings zeigt diese Sehnsucht sich durch alle seine Aeusserungen hindurch. Wir könnten ihm die Frage vorlegen: was war es doch eigentlich, was Rousseau in diesem Naturstande suchte? — Er fühlte sich selbst durch mannichfaltige Bedürfnisse eingeschränkt, niedergedrückt, und — was den gewöhnlichen Menschen freilich das kleinste Uebel ist, aber ein Mann, wie er war, am bittersten drückte — er war durch diese Bedürfnisse selbst so oft von der Bahn der Rechtschaffenheit und der Tugend abgeleitet worden. Lebte er im Naturstande, dachte er, so hätte er alle diese Bedürfnisse nicht, und so mancher Schmerz über Nichtbefriedigung, und so mancher noch bittrer Schmerz über Befriedigung derselben durch Unehre, wäre ihm erspart worden. Er wäre vor sich selbst in Ruhe geblieben. — Er fand durch andere in allen Stellen sich gedrückt, weil er der Befriedigung ihrer Bedürfnisse im Wege stand. Die Menschheit ist nicht umsonst und vergebens böse, glaubte Rousseau und wir mit ihm: keiner von allen, die ihn beleidigten, würde ihn beleidigt haben, wenn er nicht jene Bedürfnisse gefühlt hätte. Hätte alles um ihn herum im Naturstande gelebt, so würde er vor andern in Ruhe geblieben seyn. — Also Rousseau wollte ungestörte Ruhe von innen und von auſsen? — Wohl! aber nun fragen wir ihn weiter, wozu wollte er doch diese ungestörte Ruhe anwenden? — Ohne Zweifel dazu, wozu er diejenige, die ihm dennoch zu Theil wurde, wirklich anwandte: zum Nachdenken über seine Bestimmung und seine Pflichten, um dadurch sich selbst und seine Mitbrüder zu veredeln? Aber wie hätte er dieses doch in jenem Zustande der Thierheit, den er annahm, — wie hätte er es ohne die vorhergegangene Ausbildung, die er nur im Stande der Kultur erhalten konnte, vermogt? Also er versetzte unvermerkt sich und die ganze Gesellschaft mit der ganzen Ausbildung, die sie nur durch das Herausschreiten aus dem Stande der Natur erhalten konnte, in denselben; er nahm unvermerkt an, daſs sie schon aus demselben herausgetreten seyn und den ganzen Weg der Bildung durchlauſen haben sollte; und doch nicht herausgetreten seyn und nicht ausgebildet seyn sollte: und so sind wir denn unvermerkt bei Rousseau's Fehlschlusse angekommen und können jetzt sein Paradoxon völlig und mit leichter Mühe lösen.

Rousseau wollte nicht in Absicht der geistigen Ausbildung, sondern blos in Absicht der Unabhängigkeit von den Bedürfnissen der Sinnlichkeit den Menschen in den Naturstand zurückversetzen. Und es ist allerdings wahr, daſs so wie der Mensch seinem höchsten Ziele sich mehr nähert, es ihm immer leichter werden muſs, seine sinnlichen Bedürfnisse zu befriedigen; daſs es stets weniger Mühe und Sorge machen muſs, sein Leben durch die Welt hinzubringen; daſs die Fruchtbarkeit des Bodens sich vermehren, das Klima stets milder werden, eine unzählige Menge neuer Entdeckungen und Erfindungen gemacht werden müssen, um den Unterhalt zu vervielfältigen und zu erleichtern; daſs ferner, so wie die Vernunft ihre Herrschaft verbreiten wird, der Mensch stets weniger bedürfen wird, nicht — wie im rohen Naturstande, weil er die Annehmlichkeit desselben nicht kennt, sondern, weil er sie entbehren kann; er wird immer gleich bereit seyn, das Beste mit Geschmack zu genieſsen, wenn er es ohne Verletzung seiner Pflichten haben kann, und alles zu entbehren, was er nicht mit Ehren haben kann. Wird dieser Zustand als idealisch gedacht, — in welcher Absicht er unerreichbar ist, wie alles Idealische, so ist er das goldene Zeitalter des Sinnengenusses ohne körperliche Arbeit, den die alten Dichter beschreiben. Vor uns also liegt, was Rousseau unter dem Namen des Naturstandes, und jene Dichter unter der Benennung des goldenen Zeitalters, hinter uns setzen. (Es ist — im Vorbeigehen sey dies erinnert — überhaupt eine besonders in der Vorwelt häufig vorkommende Erscheinung, daſs das, was wir werden sollen, geschildert wird, als etwas, das wir schon gewesen sind, und daſs das, was wir zu erreichen haben, vorgestellt wird als etwas Verlornes; eine Erscheinung, die ihren guten Grund in der menschlichen Natur hat, und die ich einst bei einer schicklichen Gelegenheit aus ihr erklären werde.)

Rousseau vergiſst, daſs die Menschheit diesem Zustande nur durch Sorge, Mühe und Arbeit sich nähern kann und nähern soll. Die Natur ist roh und wild ohne Menschenhand, und sie sollte so seyn, damit der Mensch gezwungen würde aus dem unthätigen Naturstande herauszugehen, und sie zu bearbeiten, — damit er selbst aus einem bloſsen Naturprodukte ein freies vernünftiges Wesen würde. — Er geht gewiſs heraus; er bricht auf jede Gefahr den Apfel der Erkenntniſs; denn unvertilgbar ist ihm der Trieb eingepflanzt, Gott gleich zu seyn. Der erste Schritt aus diesem Zustande führt in zu Jammer und Mühseligkeit. Seine Bedürfnisse werden entwickelt; sie heischen stechend ihre Befriedigung; aber der Mensch ist von Natur faul und träge; nach Art der Materie, aus der er entstanden ist. Da entsteht der harte Kampf zwischen Bedürfniſs und Trägheit; das erstere siegt, aber die letztere klagt bitterlich. Da bauet er im Schweiſse des Angesichts das Feld, und zürnt, daſs es auch Dornen und Disteln trägt, welche er ausreuten muſs. — Nicht das Bedürfniſs ist die Quelle des Lasters; es ist Antrieb zur Thätigkeit und zur Tugend; die Faulheit ist die Quelle aller Laster. Soviel als immer

Der Vater.

Ey, wie seyd ihr all' beyd' so grob,
Daſs ihr einander hie vexirt.
Wer weiſs, was einem schaden wird?
Thu's an anderem Ort austragen.

Der Karges.

Vater, ich muſs ihm noch eins sagen.
Hör' Martin, durch dein geudisch *) Leben
Thust du verzehren und vergeben,
Du wirst vervortheilt und betrogen,
Und all' dein' Hab' dir abgesogen,
Drum bleibest du dein Lebenlang
Hinter der Thür', unter der Bank.
Ich aber weiſs noch hie auf Erden
Gewaltig und mächtig zu werden,
Ich komm' zu hohem Amt und Ständen,
Zu Räthen und zu Regimenten,
Gewinn' ein'n hoh'n ehrlichen Nam',
Ein'n groſsen Titel, ganz edeln Stamm.
Heiſst das nicht kommen zu hohen Ehren?

Martin.

Da thut sich erst dein' Unruh' mehren.
In Gewalt und Macht liegt verborgen
Ein immerwährend Furcht und Sorgen.

---

*) verschwenderisch.

möglich, zu genieſsen, und so wenig als immer möglich, zu thun — das ist die Aufgabe der verdorbenen Natur; und die mancherlei Versuche, welche gemacht werden, um sie zu lösen, sind die Laster derselben. Es ist kein Heil für den Menschen, ehe nicht diese natürliche Trägheit mit Glück bekämpft ist, und ehe nicht der Mensch in der Thätigkeit, und allein in der Thätigkeit seine Freuden und all seinen Genuſs findet. Dazu ist das schmerzhafte, das mit dem Gefühl des Bedürfnisses verbunden ist. Es soll uns zur Thätigkeit reizen.

Das ist die Absicht alles Schmerzes; das ist insbesondere auch die Absicht desjenigen Schmerzes, der uns bei jenem Anblick der Unvollkommenheit, der Verdorbenheit und des Elendes unserer Mitmenschen überfällt. Wer diesen Schmerz und jenen bittern Unwillen nicht fühlt, ist ein gemeiner Mensch. Wer ihn fühlt, soll suchen, sich desselben zu entledigen dadurch, daſs er alle seine Kraft anwendet, und in seiner Sphäre und rund um sich herum zu bessern, so viel er kann. Und gesetzt, seine Arbeit fruchtete gar nichts; er sähe keinen Nutzen davon, so macht doch schon das Gefühl seiner Thätigkeit, der Anblick seiner eigenen Kraft, die er im Kampfe gegen das allgemeine Verderben aufbietet, ihn jenen Schmerz vergessen. — Hierin fehlte Rousseau. Er hatte Energie; aber mehr Energie des Leidens als der Thätigkeit; er fühlte stark das Elend der Menschen; aber er fühlte weit weniger seine eigene Kraft, demselben abzuhelfen; und so, wie er sich fühlte, so beurtheilte er andere; wie er sich zu diesem seinen besondern Leiden verhielt, so verhielt nach ihm die ganze Menschheit sich zu ihrem gemeinsamen Leiden. Er berechnete das Leiden, aber er berechnete nicht die Kraft, welche das Menschengeschlecht in sich hat, sich zu helfen.

Friede sey über seiner Asche und Segen über seinem Andenken! — Er hat gewirkt. Er hat Feuer in manche Seele gegossen, die weiter führte, was er anfieng. Aber er wirkte, fast ohne seiner Selbstthätigkeit sich selbst bewuſst zu seyn. Er wirkte, ohne andre zum Wirken aufzurufen; ohne ihr Wirken gegen die Summe des gemeinsamen Uebels und Verderbens zu berechnen. Dieser Mangel des Strebens zur Selbstthätigkeit herrscht durch sein ganzes Ideensystem. Er ist der Mann der leidenden Empfindlichkeit, nicht zugleich des eigenen thätigen Widerstrebens gegen ihren Eindruck. — Seine durch Leidenschaft irre geführten Liebenden werden tugendhaft, aber sie werden es auch blos, ohne daſs wir recht sehen, wie? Den Kampf der Vernunft gegen die Leidenschaft, den allmähligen, langsamen mit Anstrengung und Mühe und Arbeit errungenen Sieg, — das Interessanteste und Lehrreichste, was wir sehen könnten — verbirgt er vor unsern Augen. — Sein Zögling entwickelt sich von sich selbst. Der Führer desselben thut nicht viel mehr, als daſs er die Hindernisse seiner Bildung entfernt, und läſst übrigens die gütige Natur walten. Sie wird auch immerfort ihn unter ihrer Vormundschaft erhalten müssen. Denn Thatkraft, Feuer, festen Entschluſs gegen sie zu kriegen und sie zu unterjochen, hat er ihm nicht beigebracht. Er wird unter guten Menschen gut seyn; aber unter bösen — und wo sind nicht die meisten böse? — wird er unsäglich leiden. — So schildert Rousseau durchgängig die Vernunft in der Ruhe, aber nicht im Kampfe; er schwächt die Sinnlichkeit, statt die Vernunft zu stärken.

Ich habe gegenwärtige Untersuchung übernommen, um jenes berüchtigte Paradoxon, das unserm Grundsatze gerade gegenüber steht, zu lösen, aber nicht darum allein. Ich wollte Ihnen zugleich an dem Beispiele eines der gröſsten Männer unsers Jahrhunderts zeigen, wie Sie nicht seyn sollten; ich wollte Ihnen aus seinem Beispiele eine für Ihr ganzes Leben richtige Lehre entwickeln. — Sie unterrichten sich jetzt durch philosophische Untersuchungen, wie die Menschen seyn sollen, mit denen sie überhaupt noch in keiner sehr nahen, engen, unzertrennlichen Beziehung stehen. Sie werden in diese nähern Beziehungen mit ihnen kommen. Sie werden sie ganz anders finden, als Ihre Sittenlehre sie haben will. Je edler und besser Sie selbst sind, desto schmerzhafter werden Ihnen die Erfahrungen seyn, die Ihnen bevorstehen: aber lassen Sie sich durch diesen Schmerz nicht überwinden, sondern überwinden Sie ihn durch Thaten. Auf ihn ist gerechnet, er ist in dem Plane für die Verbesserung des Menschengeschlechts mit in Anschlag gebracht. Hinstehen nnd klagen über das Verderben der Menschen, ohne eine Hand zu regen, um es zu verringern, ist weibisch. Strafen und bitter höhnen, ohne den Menschen zu sagen, wie sie besser werden sollen, ist unfreundlich. Handeln! Handeln, das ist es, wozu wir da sind. Wollten wir zürnen darüber, daſs andere nicht so vollkommen sind, als wir, wenn wir nur vollkommener sind? Ist nicht eben diese unsre gröſsere Vollkommenheit, der an uns ergangene Ruf, daſs wir es sind, die für die Vervollkommnung anderer zu arbeiten haben? Lassen Sie uns froh seyn über den Anblick des weiten Feldes, das wir zu bearbeiten haben! Lassen Sie uns froh seyn, daſs wir Kraft in uns fühlen, und daſs unsere Aufgabe unendlich ist!

Anweisung
zum
# seligen Leben,
oder auch
# die Religionslehre.

Erste Vorlesung.

Leben ist Liebe, und daher ist Leben und Seligkeit an und für sich Eins und Ebendasselbe. Unterscheidung des wahrhaftigen Lebens vom bloſsen Scheinleben. — Leben und *Seyn* ist auch wieder dasselbe. Das wahrhaftige Seyn aber ist ewig mit sich selbst einig, und unveränderlich, der Schein hingegen veränderlich. Das wahrhaftige Leben liebt jenes Eine, oder Gott; das Scheinleben das Veränderliche, oder die Welt. Der Schein selbst wird nur durch die Sehnsucht nach dem Ewigen getragen, und im Daseyn erhalten, diese Sehnsucht wird nun im bloſsen Scheinleben nie befriedigt, und d'rum ist dasselbe unselig; dagegen die Liebe des wahrhaftigen Lebens immerfort befriedigt wird, und d'rum dieses Leben selig ist. Das Element des wahrhaftigen Lebens ist der Gedanke.

Ehrwürdige Versammlung,

Die Vorlesungen, welche ich hiermit eröffne, haben sich angekündigt, als die Anweisung zu einem seligen Leben. Und fügend der gemeinen und gewöhnlichen Ansicht, welche man nicht berichtigen kann, ohne fürs erste an dieselbe anzuknüpfen, konnten wir nicht umhin, uns *also* auszudrücken; ohnerachtet, der wahren Ansicht nach, in dem Ausdrucke: *seliges Leben*, etwas Ueberflüssigesliegt. Nämlich, das Leben ist nothwendig selig, denn es ist die Seligkeit; der Gedanke eines unseligen Lebens hingegen enthält einen Widerspruch. Unselig ist nur der Tod. Ich hätte darum, *streng* mich ausdrückend, die Vorlesungen, welche zu halten ich mir vorgesetzt hatte, nennen sollen, die Anweisung zum Leben, oder die Lebenslehre — oder auch, den Begriff von der andern Seite genommen, die Anweisung zur Seligkeit; oder die Seligkeitslehre. Daſs inzwischen bei weitem nicht alles, was da als lebendig erscheint, selig ist, beruht darauf, daſs dieses Unselige in der That und Wahrheit auch nicht *lebet*, sondern, nach

Proverbiorum uns ermahnt:
Ein geiz'ger König verderb' das Land,
Reichthum und G'walt hat manchen eben
Bracht um Ehr', Gut, Seel', Leib und Leben,
Daſs du gewarten muſst all'mal.
Drum ist dein' Höh' ein tiefer Fall,
Den Julius und Nero litten.
D'rum sitz viel sichrer ich hernieden,
In einem ganz geringen Stand.

Der Karges.

Dein Red' ist mir ein lauter Tand.
Meinst du denn, ich sitz' auch nicht wohl?
Ich hab' Kisten und Keller voll,
Versichert und versorgt auf's Best',
Ein Haus erbauet schön und fest,
Ein Pferd zur Kripp', gut' Zob'l Schauben,*)
Kleinod', Silbergeschirr, Marderhauben,**)
Wie könnt' ein Mann seyn baſs gesessen?

Martin.

O Karges, du hast eins vergessen:
Merk', Bruder, und schau' auf das Land,
Was heut' Gras, morgen Heu man fand;
Also wird's dir auch endlich gehn.

---

*) lange Mäntel mit Zobel verbrämt.

**) Mützen von Marderpelz.

seinen mehrsten Bestandtheilen, in den Tod versenket ist, und in das Nichtseyn.

Das Leben ist selber die Seligkeit, sagte ich. Anders kann es nicht seyn: denn das Leben ist Liebe, und die ganze Form und Kraft des Lebens besteht in der Liebe, und entsteht aus der Liebe. — Ich habe durch das so eben Gesagte einen der tiefsten Sätze der Erkenntniſs ausgesprochen, der jedoch, meines Erachtens, jeder, nur wahrhaft zusammengefaſsten und angestrengten Aufmerksamkeit, auf der Stelle klar und einleuchtend werden kann. Die Liebe theilet das, an sich todte Seyn, gleichsam in ein zweimaliges Seyn, dasselbe vor sich selbst hinstellend, — und macht es dadurch zu einem Ich oder Selbst, das sich anschaut, und von sich weiſs; in welcher Ichheit die Wurzel alles Lebens ruhet. Wiederum vereinigt und verbindet innigst die Liebe das getheilte Ich, das ohne Liebe nur kalt, und ohne alles Interesse, sich anschauen würde. Diese letztere Einheit, in der dadurch nicht aufgehobenen, sondern ewig bleibenden Zweiheit, ist nun eben das Leben; wie jedem, der die aufgegebenen Begriffe nur scharf denken, und an einander halten will, auf der Stelle einleuchten muſs. Nun ist die Liebe ferner

Zufriedenheit mit sich selbst, Freude an sich selbst, Genuſs ihrer selbst, und also Seligkeit; und so ist klar, daſs Leben, Liebe und Seligkeit, schlechthin Eins sind und Dasselbe.

Nicht alles, was als lebendig erscheine, sey lebendig in der That und Wahrheit, sagte ich ferner. Es gehet daraus hervor, daſs, meines Erachtens, das Leben aus einem doppelten Gesichtspunkte angesehen werden kann, und von mir angesehen wird; nämlich, theils aus dem Gesichtspunkte der Wahrheit, theils aus dem des Scheins. Nun ist vor allem voraus klar, daſs das letztere blos scheinbare Leben nicht einmal zu erscheinen vermöchte, sondern völlig und durchaus in dem Nichts bleiben würde, wenn es nicht doch, auſ irgend eine Weise, von dem wahrhaſtigen Seyn gehalten und getragen würde; und wenn nicht, da nichts wahrhaſtig da ist, als das Leben, das wahrhaſtige Leben auſ irgend eine Weise in das nur erscheinende Leben einträte, und mit demselben sich vermischte. Es kann keinen reinen Tod geben, noch eine reine Unseligkeit; denn indem angenommen wird, daſs es dergleichen gebe, wird ihnen das Daseyn zugestanden; aber nur das wahrhaſtige Seyn und Leben vermag dazuseyn. Darum ist alles unvollkommene Seyn lediglich eine Vermischung des Todten mit dem Lebendigen. Auf welche Weise im Allgemeinen diese Vermischung geschehe, und welches, sogar in den niedrigsten Stufen des Lebens, der unaustilgbare Stellvertreter des wahrhaftigen Lebens sey, werden wir bald tiefer unten angeben. — Sodann ist anzumerken, daſs auch dieses, nur scheinbaren Lebens, jedesmaliger Sitz und Mittelpunkt die Liebe ist. Verstehen Sie mich also: Der Schein kann auf mannichfaltige, und ins Unendliche verschiedene Weisen, sich gestalten, wie wir dieses bald näher ersehen werden. Diese verschiedenen Gestaltungen des erscheinenden Lebens insgesammt nun leben überhaupt, wenn man nach der Ansicht des Scheines redet, oder sie erscheinen als lebend überhaupt, wenn man sich strenge nach der Wahrheit ausdrückt. Wenn aber nun weiterhin die Frage entsteht: wodurch ist denn das, allen gemeinsame Leben, in den besondern Gestaltungen desselben verschieden, und was ist es denn, das jedem Individuum den ausschlieſsenden Charakter seines besondern Lebens giebt, so antworte ich darauf; es ist die Liebe dieses besondern und individuellen Lebens. — Offenbare mir, was du wahrhaftig liebst, was du mit deinem ganzen

Sehnen suchest und anstrebest, wenn du den wahren Genuſs deiner selbst zu finden hoffest — und du hast mir dadurch dein Leben gedeutet. Was du liebest, das lebest du. Diese angegebene Liebe eben ist dein Leben, und die Wurzel, der Sitz, und der Mittelpunkt deines Lebens. Alle übrigen Regungen in dir sind Leben, nur, inwiefern sie sich nach diesem einzigen Mittelpunkte hinrichten. Daſs vielen Menschen es nicht leicht werden dürfte auf die vorgelegte Frage zu antworten, indem sie gar nicht wissen, was sie lieben, beweiset nur, daſs diese eigentlich nichts lieben, und eben darum auch nicht leben, weil sie nicht lieben.

Soviel im Allgemeinen über die Einerleiheit des Lebens, der Liebe, und der Seligkeit. Jetzt zur scharfen Unterscheidung des wahrhaftigen Lebens von dem bloſsen Scheinleben.

Seyn, — Seyn, sage ich, und Leben, ist abermals Eins und Dasselbige. Nur das Leben vermag selbstständig, von sich und durch sich selber, dazuseyn; und wiederum das Leben, so gewiſs es nur Leben ist, führt das Daseyn bei sich. Gewöhnlich denkt man sich das Seyn, als ein stehendes, starres und todtes; selbst die Philosophen, fast ohne Ausnahme, haben es also gedacht, sogar indem sie dasselbe als Absolutes aussprachen. Dies kommt lediglich daher, weil man keinen lebendigen, sondern nur einen todten Begriff, zum Denken des Seyns mit sich brachte. Nicht im Seyn, an und für sich, liegt der Tod, sondern im ertödtenden Blicke des todten Beschauers. Daſs in diesem Irrthume der Grundquell aller übrigen Irrthümer liege, und durch ihn die Welt der Wahrheit, und das Geisterreich, für immer dem Blicke sich verschlieſse, haben wir wenigstens denen, die es zu fassen fähig sind, an einem andern Orte dargethan; hier ist die bloſse historische Anführung jenes Satzes hinreichend.

Zum Gegensatze, — so wie Seyn und Leben Eins ist und Dasselbe, eben so ist Tod und Nichtseyn Eins und Dasselbe. Einen reinen Tod aber, und reines Nichtseyn giebt es nicht, wie schon oben erinnert worden. Wohl aber giebt es einen Schein, und dieser ist die Mischung des Lebens und des Todes, des Seyns und des Nichtseyns. Es folgt daraus, daſs der Schein, in Rücksicht desjenigen in ihm, was ihn zum Scheine macht, und was in ihm dem wahrhaftigen Seyn und Leben entgegengesetzt ist, Tod ist, und Nichtseyn.

Sodann und ferner: Das Seyn ist durchaus einfach, nicht mannichfaltig; es giebt nicht mehrere Seyn, sondern nur Ein Seyn. Dieser Satz, eben so wie der vorige, enthält eine Einsicht, die gewöhnlich verkannt, oder gar nicht gekannt wird, von deren einleuchtenden Richtigkeit sich aber jeder, der nur einen Augenblick ernsthaft über die Aufgabe nachdenken will, überzeugen kann. Wir haben hier weder die Zeit, noch den Vorsatz, mit den Anwesenden diejenigen Vorbereitungen, und gleichsam Einweihungen, vorzunehmen, deren es für die Möglichkeit jenes ernsthaften Nachdenkens bei den meisten Menschen bedarf.

Wir wollen hier nur die Resultate dieser Prämissen gebrauchen und vortragen, welche Resultate wohl schon durch sich selbst sich dem natürlichen Wahrheitssinne empfehlen werden. In Absicht ihrer tiefern Prämissen müssen wir uns begnügen, dieselben nur deutlich, bestimmt, und gegen allen Miſsverstand gesichert, auszusprechen. So ist denn nun, in Absicht des zuletzt vorgetragenen Satzes, unsere Meinung diese: Nur das Seyn ist, keinesweges aber ist noch etwas anderes, das kein Seyn wäre, und über das Seyn hinausläge, welche letztere Annahme jedem, der nur unsre Worte versteht, als eine handgreifliche Ungereimtheit einleuchten muſs: ohnerachtet gerade diese Ungereimtheit der gewöhnlichen Ansicht des Seyns, dunkel und unerkannt, zu Grunde liegt. Nach dieser gewöhnlichen Ansicht nämlich, soll zu irgend einem Etwas, das, durch sich selber, weder ist, noch seyn kann, das Daseyn, das wiederum das Daseyn von Nichts ist, von auſsen her zugesetzt werden; und aus der Vereinigung dieser beiden Ungereimtheiten soll alles Wahre und Wirkliche entstehen. Dieser gewöhnlichen Meinung wird durch den ausgesprochenen Satz: nur das Seyn, — nur dasjenige, was durch und von sich selber ist, ist, — widersprochen. Ferner sagen wir: dieses Seyn ist einfach, sich selbst gleich, unwandelbar und unveränderlich: es ist in ihm kein Entstehen, noch Untergehen, kein Wandel, und Spiel der Gestaltungen, sondern immer nur das gleiche ruhige Seyn und Bestehen.

Die Richtigkeit dieser Behauptung läſst sich in kurzem darthun: Was durch sich selbst ist, das ist eben, und ist ganz, mit Einemmale dastehend, ohne irgend einen Abbruch, und eben so wenig kann ihm etwas zugefügt werden.

Und hierdurch haben wir uns denn den

Weg zur Einsicht in den charakteristischen Unterschied des wahrhaftigen Lebens, welches Eins ist mit dem Seyn, von dem bloſsen Scheinleben, welches, inwiefern es bloſser Schein ist, Eins ist mit dem Nichtseyn, gebahnt und eröffnet. Das Seyn ist einfach, unveränderlich, und bleibt ewig sich selbst gleich; darum ist auch das wahrhaftige Leben einfach, unveränderlich, ewig sich gleichbleibend. Der Schein ist ein unaufhörlicher Wechsel, ein stetes Schweben zwischen Werden und Vergehen; darum ist auch das bloſse Scheinleben ein unaufhörlicher Wechsel, immerfort zwischen Werden und Vergehen schwebend, und durch unaufhörliche Veränderungen hindurchgerissen. Der Mittelpunkt des Lebens ist allemal die Liebe. Das wahrhaftige Leben liebet das Eine, Unveränderliche und Ewige; das bloſse Scheinleben versucht zu lieben, — wenn nur geliebt zu werden fähig wäre, und wenn seiner Liebe nur Stand halten wollte, — das Vergängliche in seiner Vergänglichkeit.

Jener geliebte Gegenstand des wahrhaftigen Lebens ist dasjenige, was wir mit der Benennung Gott meinen, oder wenigstens meinen sollten; der Gegenstand der Liebe des nur scheinbaren Lebens, das Veränderliche, ist dasjenige, was uns als Welt erscheint, und was wir also nennen. Das wahrhaftige Leben lebet also in Gott, und liebet Gott; das nur scheinbare Leben lebet in der Welt, und versucht es, die Welt zu lieben. Von welcher besondern Seite nun eben es die Welt erfasse, darauf kommt nichts an; das was die gemeine Ansicht moralisches Verderben, Sünde und Laster heiſst, mag wohl für die menschliche Gesellschaft schädlicher seyn, und verderblicher, als manches andere, was diese gemeine Ansicht gelten läſst, und wohl sogar löblich findet: vor dem Blicke der Wahrheit aber ist alles Leben, welches seine Liebe auf das Zufällige richtet, und in irgend einem andern Gegenstande seinen Genuſs sucht, ausser in dem ewigen und unvergänglichen, lediglich darum, und dadurch; daſs es seinen Genuſs in einem andern Gegenstande sucht, auf die gleiche Weise nichtig, elend und unselig.

Das wahrhaftige Leben lebet in dem Unveränderlichen; es ist daher weder eines Abbruches noch eines Zuwachses fähig, eben so wenig, als das Unveränderliche selber, in welchem es lebet, eines solchen Abbruches oder Zuwachses fähig ist. Es ist in jedem Augenblicke ganz; — das höchste Leben, welches überhaupt möglich ist; — und bleibt nothwendig in aller Ewigkeit, was es in jedem Augenblick ist. Das Scheinleben lebet nur in dem Veränderlichen, und bleibet darum in keinen zwei sich folgenden Augenblicken sich selber gleich; jeder künftige Moment verschlinget und verzehrt den vorhergegangenen; und so wird das Scheinleben zu einem ununterbrochenen Sterben, und lebt nur sterbend, und im Sterben.

Das wahrhaftige Leben ist durch sich selber selig, haben wir gesagt, das Scheinleben ist nothwendig elend und unselig. — Die Möglichkeit alles — Genusses, Freude, Seligkeit, oder mit welchem Worte Sie das allgemeine Bewuſstseyn des Wohlseyns fassen wollen, — gründet sich auf Liebe, Streben, Trieb. Vereinigt seyn mit dem Geliebten, und innigst mit ihm verschmolzen, ist Seligkeit: getrennt von ihm seyn, und ausgestoſsen, indeſs man es doch nie lassen kann, sich sehnend nach ihm hinzuwenden, ist Unseligkeit.

Folgendes ist überhaupt das Verhältniſs der Erscheinung, oder des Wirklichen und Endlichen, zum absoluten Seyn, oder zum Unendlichen und Ewigen. Das schon oben erwähnte, welches die Erscheinung tragen, und

Wenn du am Besten meynst zu stehn,
So wird man dir den Kerab pfeifen, *)
Der grimm'ge Tod wird nach dir greifen.
Dann wirst bloſs, nackend hingenommen —
Spricht Job — wie auf die Welt bist kommen.
Am Tag' der Rach' nicht helfen thut —
Spricht Joel — all' dein Hab' und Gut.
Wie schwerlich wird es dir dann seyn,
So schnell zu scheiden von dem dein'n?
Daran dein Herz ist lang gehangen.
Ob mich auch gleich der Tod ist fangen,
So macht er mir doch nicht Beschwerd'.
Sag', wenn du scheidest von der Erd',
Wem nutzt dein groſs erkargtes Gut?

Der Karges.

Wenn sich mein Leben enden thut,
So erbt es dann auf meine Kinder,
Die leben danach desto linder, **)
Und werden groſse Herrn und Frauen;
Bey den'n mag Jedermann wohl schauen,
Wie groſs Reichthum ich hab' besessen.
Drob wird ihn'n Ehre zugemessen,
Zu löblicher Gedächtniſs mir.

---

*) den Keraus, das Todtenlied anstimmen.

**) bequemer.

im Daseyn erhalten müsse, wenn sie auch nur als Erscheinung daseyn solle, und welches wir bald näher zu charakterisiren versprechen, ist *die Sehnsucht nach dem Ewigen.* Dieser Trieb, mit dem Unvergänglichen vereinigt zu werden, und zu verschmelzen, ist die innigste Wurzel alles endlichen Daseyns, und ist in keinem Zweige dieses Daseyns ganz auszutilgen, falls nicht dieser Zweig verwelken soll in völliges Nichtseyn. Ueber dieser Sehnsucht nun, worauf alles endliche Daseyn ruht, und von ihr aus, kommt es entweder zum wahrhaftigen Leben, oder es kommt nicht dazu. Wo es zum Leben kommt, und dasselbe durchbricht, wird jene geheime Sehnsucht gedeutet und verstanden, als Liebe zu dem Ewigen; der Mensch erfährt, was er eigentlich wolle, liebe und bedürfe. Dieses Bedürfniſs ist nun immer, und unter jeder Bedingung zu befriedigen: unaufhörlich umgiebt uns das Ewige, und bietet sich uns dar, und wir haben nichts weiter zu thun, als dasselbe zu ergreifen. Einmal aber ergriffen, kann es nie wieder verloren werden. Der wahrhaftig Lebende hat es ergriffen, und besitzt es nun immerfort, in jedem Momente seines Daseyns ganz und ungetheilt, in aller seiner Fülle, und ist darum selig in der Vereinigung mit dem Geliebten; unerschütterlich fest überzeugt, daſs er es in alle Ewigkeit also genieſsen werde, — und dadurch gesichert gegen allen Zweifel, Besorgniſs oder Furcht. Wo es zum wahrhaftigen Leben noch nicht gekommen ist, wird jene Sehnsucht nicht minder gefühlt; aber sie wird nicht verstanden. Glückselig, ruhig, von ihrem Zustande befriedigt, möchten alle gern seyn, aber worin sie diese Glückseligkeit finden werden, wissen sie nicht; was eigentlich sie lieben, und anstreben, verstehen sie nicht. In dem, was ihren Sinnen unmittelbar entgegenkommt, und sich ihnen darbietet, — in der Welt, meinen sie, müsse es gefunden werden, indem für diejenige Geistesstimmung, in der sie sich nun einmal befinden, allerdings nichts anderes vorhanden ist, als die Welt. Muthig begeben sie sich auf diese Jagd der Glückseligkeit, innig sich aneignend und liebend sich hingebend dem ersten besten Gegenstande, der ihnen gefällt, und der ihr Streben zu befriedigen verspricht. Aber sobald sie einkehren in sich selbst, und sich fragen: bin ich nun glücklich? wird es aus dem Innersten ihres Gemüths vernehmlich ihnen entgegentönen: o nein, du bist noch eben so leer und bedürftig als vorher. Hierüber mit sich im Reinen, meinen sie, daſs sie nur in der Wahl des Gegenstandes gefehlt haben, und werfen sich in einen andern. Auch dieser wird sie eben so wenig befriedigen, als der erste: kein Gegenstand wird sie befriedigen, der unter Sonne oder Mond ist. Wollten wir, daſs irgend einer sie befriedigte? Gerade das ja, daſs nichts Endliches und Hinfälliges sie befriedigen kann, das ja gerade ist das einzige Band, wodurch sie noch mit dem Ewigen zusammenhängen, und im Daseyn verbleiben; fänden sie einmal ein endliches Objekt, daſs sie völlig zufrieden stellte, so wären sie eben dadurch, unwiederbringlich ausgestoſsen von der Gottheit, und hingeworfen, in den ewigen Tod des Nichtseyns. So sehnen sie, und ängstigen ihr Leben hin; in jeder Lage, in der sie sich befinden, denkend, wenn es nur anders mit ihnen werden möchte, so würde ihnen besser werden, und nachdem es anders geworden ist, sich doch nicht besser befindend; an jeder Stelle, an der sie stehen, meinend, wenn sie nur dort, auf der Anhöhe, die ihr Auge faſst, angelangt seyn würden, würde ihre Beängstigung weichen; — treu jedoch wieder findend, auch auf der Anhöhe, ihren alten Kummer. Gehen sie etwa, bei reifern Jahren, nachdem der frische Muth und die fröhliche Hoffnung der Jugend geschwunden sind, mit sich zu Rathe; überblicken sie etwa ihr ganzes bisheriges Leben, und wagen eine entscheidende Lehre daraus zu ziehen; wagen es etwa, sich zu gestehen, daſs durchaus kein irdisches Gut zu befriedigen vermöge: was thun sie nun? Sie leisten vielleicht entschlossen Verzicht auf alle Glückseligkeit und allen Frieden; — das denn doch fortdauernde unaustilgbare Sehnen ertödtend und abstumpfend, so viel sie vermögen, und nennen nun diese Dumpfheit die einzige wahre Weisheit, dieses Verzweifeln am Heile das einzige wahre Heil, und die vermeinte Erkenntniſs, daſs der Mensch gar nicht zur Glückseligkeit, sondern nur zu diesem Treiben im Nichts, um das Nichts, bestimmt sey, den wahren Verstand. Vielleicht auch leisten sie Verzicht auf Befriedigung nur für dieses irdische Leben; lassen sich aber dagegen eine gewisse, durch Tradition auf uns gekommene Anweisung auf eine Seligkeit jenseits des Grabes gefallen. In welcher bejammernswerthen Täuschung befinden sie sich! Ganz gewiſs zwar liegt die Seligkeit auch jenseits des Grabes, für denjenigen, für welchen sie schon diesseit desselben begonnen hat, und in keiner andern Weise und Art, als sie diesseits in jedem Augenblicke beginnen kann; durch das bloſse Sichbegrabenlassen aber kommt man nicht in die Seligkeit; und sie werden, im künftigen Leben, und in der unendlichen Reihe aller künftigen Leben, die Seligkeit eben so vergebens suchen, als sie dieselbe in dem gegenwärtigen Leben vergebens gesucht haben, wenn sie dieselbe in etwas anderm suchen, als in dem, was sie schon hier so nahe umgiebt, daſs es denselben in der ganzen Unendlichkeit nie näher gebracht werden kann, in dem Ewigen. — Und so irret denn der arme Abkömmling der Ewigkeit, verstoſsen aus seiner väterlichen Wohnung, immer umgeben von seinem himmlischen Erbtheile, nach welchem seine schüchterne Hand zu greifen, blos sich fürchtet, unstät und flüchtig in der Wüste umher, allenthalben bemüht, sich anzubauen, zum Glück durch den baldigen Einsturz jeder seiner Hütten erinnert, daſs er nirgends Ruhe finden wird, als in seines Vaters Hause.

So, E. V., ist das wahrhaftige Leben nothwendig die Seligkeit selber, und das Scheinleben nothwendig unselig.

Und von nun an überlegen Sie mit mir folgendes: Ich sage: das Element, der Aether, die substantielle Form, so jemand den letztern Ausdruck besser versteht — das Element, der Aether, die substantielle Form des wahrhaftigen Lebens, ist der Gedanke.

Zuförderst dürfte wohl niemand geneigt seyn, im Ernste, und in der eigentlichen Bedeutung des Worts, Leben und Seligkeit einem andern zuzuschreiben, ausser demjenigen, das seiner selber sich bewuſst ist. Alles Leben setzt daher Selbstbewuſstseyn voraus, und das Selbstbewuſstseyn allein ist es, was das Leben zu ergreifen, und es zu einem Gegenstande des Genusses zu machen, vermag.

Sodann: das wahrhaftige Leben, und die Seligkeit desselben, besteht in der Vereinigung mit dem Unveränderlichen und Ewigen; das Ewige aber kann lediglich und allein durch den Gedanken ergriffen werden, und ist, als solches, auf keine andere Weise uns zugänglich. Das Eine und Unveränderliche wird begriffen, als der Erklärungsgrund, unsrer selbst, und der Welt, als Erklärungsgrund in doppelter Rücksicht: theils nämlich, daſs in ihm gegründet sey, daſs es überhaupt da sey, und nicht im Nichtseyn verblieben; theils, daſs in ihm und seinem inneren, nur auf diese Weise begreiflichen und auf jede andere Weise schlechthin unbegreiflichen, Wesen, begründet sey, daſs es also und auf keine andere Weise da sey, als es daseyend sich vorfindet. Und so besteht das wahrhaftige Leben, und seine Seligkeit, im Gedanken, d. h. in einer gewissen bestimmten Ansicht unserer selber und der Welt, als hervorgegangen aus dem innern und in sich verborgenen göttlichen Wesen: und auch eine Seligkeitslehre kann nichts anderes seyn, denn eine Wissenslehre, indem es überhaupt gar keine andere Lehre giebt, ausser der Wissenslehre. Im Geiste, in der in sich selber gegründeten Lebendigkeit des Gedankens ruhet das Leben, denn es ist ausser dem Geiste gar nichts wahrhaftig da. Wahrhaftig leben, heiſst wahrhaftig denken, und die Wahrheit erkennen.

So ist es: lasse Keiner sich irre machen, durch die Schmähungen, welche in diesen letzten, ungöttlichen und geistlosen Zeiten, über das, was sie Spekulation nannten, ergangen sind. Zum offenbar vorliegenden Wahrzeichen dieser Schmähungen, sind sie nur von solchen hergekommen, welche von der Spekulation nichts wuſsten; keiner aber hat dieselbe geschmäht, der sie kannte. Nur an den höchsten Aufschwung des Denkens kommt die Gottheit, und sie ist mit keinem andern Sinne zu fassen: diesen Aufschwung des Denkens den Menschen verdächtig machen wollen, heiſst: sie auf immer von Gott und dem Genusse der Seligkeit scheiden wollen.

Worin sollte denn das Leben, und seine Seligkeit, sonst sein Element haben, wenn es dieselbe nicht im Denken hätte? Etwa in gewissen Empfindungen und Gefühlen, in Rücksicht welcher es uns gar nichts verschlägt, ob es die gröbsten sinnlichen Genüsse seyen, oder die feinsten übersinnlichen Entzückungen? Wie könnte ein Gefühl, das als Gefühl in seinem Wesen vom Ohngefähr abhängt, seine ewige und unveränderliche Fortdauer verkürzen; und wie könnten wir bei der Dunkelheit, welche aus eben demselben Grunde das Gefühl nothwendig bei sich führt, diese unveränderliche Fortdauer innerlich anschauen und genieſsen? Nein: nur die sich selbst durchaus durchsichtige und ihr ganzes Innere frei besitzende Flamme der klaren Erkenntniſs verbürgt, vermittelst dieser Klarheit, ihre unveränderliche Fortdauer.

Oder soll das selige Leben etwa in tugendhaften Thaten und Handlungen bestehen? Was diese Profanen Tugend nennen, daſs man sein Amt und seinen Beruf regelmäſsig verwalte, einem jeden das Seinige lasse, wohl noch überdies dem Dürftigen etwas schenke: — diese Tugend werden fernerhin, so wie bisher, die Gesetze erzwingen, und das natürliche Mitleid dazu bewegen. Aber zu der wahrhaftigen Tugend, zu dem ächt göttlichen, das wahre und gute in der Welt aus Nichts erschaffenden Handeln, wird sich nie einer erheben, der nicht im klaren Begriffe, die Gottheit liebend umfaſst; wer sie aber also erfaſst, wird, ohne allen seinen Dank und Wollen, anders handeln gar nicht können, denn also.

Auch stellen wir an unsrer Behauptung keinesweges eine neue Lehre über das Geisterreich auf, sondern dies ist die alte, von aller Zeit her also vorgetragene Lehre. So macht z. B. das Christenthum den Glauben zur ausschlieſsenden Bedingung des wahrhaftigen Lebens und der Seligkeit, und verwirft alles ohne Ausnahme als nichtig und todt, was nicht aus diesem Glauben hervorgehe. Dieser Glaube aber ist ihm ganz dasselbe, was wir den Gedanken genannt haben: die einzig wahre Ansicht unsrer selbst, und der Welt, in dem unveränderlichen göttlichen Wesen. Nur nachdem dieser Glaube, d. h. das klare und lebendige Denken aus der Welt verschwunden, hat man die Bedingung des seligen Lebens in die Tugend gesetzt, und so auf wildem Holze edle Früchte gesucht.

Zu diesem, vorläufig im Allgemeinen charakterisirten Leben, ist nun hier insbesondere die Anweisung versprochen: ich habe mich anheischig gemacht, die Mittel und Wege anzugeben, wie man in dieses selige Leben hineinkomme, und es an sich bringe. Diese Anweisung läſst sich nun in eine einzige Bemerkung zusammenfassen: Es ist nämlich dem Menschen keineswegs angemuthet, sich das Ewige zu erschaffen, welches er auch niemals vermögen würde; dasselbe ist in ihm, und umgiebt ihn unaufhörlich: der Mensch soll nur das Hinfällige und Nichtige, mit welchem das wahrhaftige Leben nimmer sich zu vereinigen vermag, fahren lassen, worauf sogleich das Ewige mit aller seiner Seligkeit zu ihm kommen wird. Die Seligkeit erwerben können wir nicht, unser Elend aber abzuwerfen vermögen wir, worauf sogleich durch sich selber die Seligkeit an desselben Stelle treten wird. Seligkeit ist, wie wir gesehen haben, Ruhen und Beharren in

Martin.

O Bruder Karges, wie, wenn dir
Dein' Kinder deines Gut's nicht danken?
Sondern darum hadern und zanken,
Rechten, fechten und Eid' schwör'n,
Oder es unnützlich verzehr'n?
Wie ein Sprichwort hat Jedermann:
„'nem Sparer folgt ein Zehrer dann,
Alsdann geht dein Gut gar zu Scherben," *)
Oder dein' Kinder alle sterben,
Daſs dein Gut kommt in fremde Hand,
Denn hast du deines Gut's ein' Schand'.
Man spricht: Er konnt' nie werden voll,
Er hat mich auch betrogen wohl;
Jetzt hat ihn auch der Teufel hin.
Ob ich so reich am Gut nicht bin,
So spricht man doch nach meinem Tod':
Ein milder Mann, genad' ihm Gott,
Er hat mir auch viel Gut's gethan
Im Leb'n und Tod. Bruder, schau' an,
Bin ich viel ehrlicher, denn du?
Mir steht das Erb' wohl billig zu,
Durch mich wird mancher Mensch erfreut.

Der Vater.

Mich reuen nur die ehrbar'n Leut';

---

*) zu Grunde.

dem Einen; Elend ist: Zerstreutseyn über dem Mannichfaltigen und Verschiedenen; sonach ist der Zustand des Seligwerdens die Zurückziehung unsrer Liebe aus dem Mannichfaltigen auf das Eine.

Das über das Mannichfaltige zerstreute ist zerflossen und ausgegossen und umhergegossen wie Wasser; ob der Lüsternheit, dieses und jenes und gar mancherlei zu lieben, liebt es nichts, und weil es allenthalben zu Hause seyn möchte, ist es nirgends zu Hause. Diese Zerstreutheit ist unsre eigentliche Natur, und in ihr werden wir geboren. Aus diesem Grunde nun erscheint die Zurückziehung des Gemüths auf das Eine, welches der natürlichen Ansicht nimmer kommt, sondern mit Austrengung hervorgebracht werden muſs, als Sammlung des Gemüthes, und Einkehr desselben in sich selber: und als Ernst, im Gegensatze des scherzenden Spiels, welches das Mannichfaltige des Lebens mit uns treibt, und als Tiefſinn, im Gegensatze des leichten Sinns, der, indem er vieles zu ſassen hat, nichts ſestiglich faſst. Dieser tiefſinnende Ernst, diese strenge Sammlung des Gemüths, und Einkehr zu sich selber, ist die einzige Bedingung, unter welcher das selige Leben an uns kommen kann;

unter dieser Bedingung kommt es aber auch gewiſs und unfehlbar an uns.

Allerdings ist es wahr, daſs, durch diese Zurückziehung unsers Gemüths von dem sichtbaren, die Gegenstände unsrer bisherigen Liebe uns verbleichen, und allmählig schwinden, so lange, bis wir sie in dem Aether der neuen Welt, die uns aufgeht, verschönert wieder erhalten; und daſs unser ganzes altes Leben abstirbt, so lange, bis wir es als eine leichte Zugabe des neuen Lebens, das in uns beginnen wird, wieder bekommen. Doch ist dies das, der Endlichkeit nie abzunehmende Schicksal, nur durch den Tod hindurch dringt sie zum Leben. Das Sterbliche muſs sterben, und nichts befreit es von der Gewalt seines Wesens; es stirbt in dem Scheinleben immerfort; wo das wahre Leben beginnt, stirbt es, in dem Einen Tode, für immer, und für alle die Tode in die Unendlichkeit hinaus, die im Scheinleben seiner erwarten.

Eine Anweisung zum seligen Leben habe ich zu ertheilen versprochen! Aber in welchen Wendungen und unter welchen Bildern, Formeln und Begriffen, soll man diese, an dieses Zeitalter und in diese Umgebungen bringen? Die Bilder und Formeln der hergebrachten

Religion, die dasselbe sagen, was allein auch wir sagen können, und welche es überdies mit derselben Bezeichnung sagen, mit welcher allein auch wir es sagen können, weil dies die passendste Bezeichnung ist, — diese Bilder und Formeln sind zuerst ausgeleert, sodann laut verhöhnt, und zuletzt, der stillschweigenden und höflichen Verachtung, hingegeben worden. Die Begriffe und Schluſsreihen des Philosophen sind, als verderblich für Land und Leute, und als zerrüttend die gesunde Besinnung angeklagt — vor einem Richterstuhle, wo weder Kläger noch Richter an's Licht tritt, was zu ertragen wäre: was schlimmer ist, — von denselben Begriffen und Schluſsreihen wird jedem, der es glauben will, gesagt, er werde sie nimmer verstehen, — zu dem Zwecke, damit er die Worte nicht in ihrem natürlichen Sinne, und so wie sie vorliegen, nehme, sondern noch irgend etwas Besonderes und Verborgenes hinter ihnen suche, auf welche Weise denn auch das Miſsverständniſs und die Verwirrung sicher erfolgen wird.

Oder, falls etwa auch Eingang findende Formeln und Wendungen für eine solche Anweisung zu entdecken wären, wie sollte man die Begierde, auf dieselbe nur einzugehen, erweckken, da, wo mit gröſserem Beifalle, denn jemals, die Verzweiflung am Heil als das einzig mögliche Heil, und die Einsicht, daſs die Menschen nichts seyen, als das Spiel eines muthwilligen und launigen Gottes, als die einzige Weisheit, herumgeboten wird; und wo derjenige, der noch an Seyn, Wahrheit, Feststehen und Seligkeit in diesen glaubt, als ein unreifer und mit der Welt durchaus nicht bekannter Knabe, verspottet wird?

Verhalte dies sich inzwischen wie es wolle; wir haben Vorrath am Muthe; und, für einen löblichen Zweck, sey es sogar vergebens, sich angestrengt zu haben, ist auch der Mühe werth. — Ich sehe vor mir, und hoffe auch ferner also zu sehen, Personen, denen die beste Bildung, welche unser Zeitalter zu geben vermag, zu Theil wurde: zuerst des weiblichen Geschlechts, welchem Geschlechte die menschliche Einrichtung zunächst die Sorgfalt für die äuſserlichen kleinen Bedürfnisse, oder auch die Dekorationen des menschlichen Lebens anheim gab; — eine Sorgfalt, welche mehr zerstreut, und vom klaren und ernsten Nachdenken mehr abzieht, als irgend etwas anderes; indeſs ihnen zum Ersatze die vernünftige Natur ein heiſseres Sehnen nach dem Ewigen, und einen feineren

Sinn dafür, ertheilte. Sodann sehe ich vor mir Geschäftsmänner, welche ihr Beruf durch das mannichfaltigste und verschiedenste Geringfügige, alle die Tage ihres Lebens, hindurch reiſst, welches Geringfügige zwar freilich mit dem Ewigen und Unvergänglichen zusammenhängt, aber also, daſs nicht jeder auf den ersten Blick das Glied des Zusammenhanges entdecken dürfte. Endlich sehe ich vor mir jüngere Gelehrte, in denen die Gestalt, welche das Ewige in ihnen zu ergreifen bestimmt ist, noch arbeitet, an ihrer Ausbildung. Indem, in Rücksicht der letztern, ich mir vielleicht schmeicheln dürfte, daſs einige meiner Winke einen Beitrag zu jener Ausbildung liefern könnten, mache ich, in Absicht der beiden ersten Klassen, weit bescheidenere Ansprüche. Ich ersuche sie blos, von mir anzunehmen, was sie, ohne Zweifel auch ohne meine Hülfe, eben sowohl würden haben können, was aber mir nur mit leichterer Mühe zu Theil wird.

Indeſs diese insgesammt durch die mannichfaltigen Gegenstände, über welchen sie ihr Denken hin und her bewegen müssen, zerstreut und zersplittert werden, geht der Philosoph, in einsamer Stille, und in ungestörter Sammlung des Gemüthes allein nach dem Guten, Wahren und Schönen, und ihm wird zum Tagewerke, wohin jene nur zur Ruhe und Erquikkung einkehren können. Dieses günstige Loos fiel unter andern auch mir, und so trage ich denn Ihnen an, das gemein Verständliche, zum Guten und Schönen und Ewigen Führende, was bei meinen spekulativen Arbeiten abfallen wird, hier Ihnen mitzutheilen, so gut ich es habe, und es mitzutheilen verstehe.

Vierte Vorlesung.

Was unentbehrlich sey zu einem seligen Leben: was dagegen nur unter Bedingungen nothwendig? So sey die Beantwortung der Frage: wie, da das Seyn eben so da sey, wie es in sich selbst sey, — als Eines, — in dieses sein Daseyn, oder das Bewuſstseyn, die Mannichfaltigkeit eintreten könne; — nur unter Bedingung nothwendig. — Beantwortung dieser Frage. Das aus der lediglich im Daseyn vorkommenden Unterscheidung folgende Als, oder die Charakteristik durch den Gegensatz, sey der absolute Gegensatz, und das Prinzip aller andern Trennung. Es setze dieses Als ein stehendes Seyn des Charakterisirten, wodurch das, was an sich inneres göttliches Leben sey, in eine ruhende Welt verwandelt werde. Diese Welt werde charakterisirt, oder gestalstaltet durch das Faktum jenes Als, welches Faktum sey eine absolut freie Selbstständigkeit, — in's unbedingte und unendliche fort.

Ehrwürdige Versammlung,

Lassen Sie uns unsere heutige Betrachtung beginnen mit einem Ueberblicke unsrer eigentlichen Absicht sowohl, als des bisher für diese Absicht Geleisteten.

Meine Meinung ist: der Mensch sey nicht zum Elend bestimmt, sondern es könne Friede, Ruhe und Seligkeit ihm zu Theil werden, — schon hienieden, überall und immer, wenn er nur selbst es wolle; doch könne diese Seligkeit durch keine äuſsere Macht, noch durch eine Wunderthat dieser äuſsern Macht, ihm angefügt werden, sondern er müsse sie selber mit seinen eigenen Händen in Empfang nehmen. Der Grund alles Elendes unter den Menschen, sey ihre Zerstreutheit in dem Mannichfaltigen und Wandelbaren; die einzige und absolute Bedingung des seligen Lebens sey die Erfassung des Einen und Ewigen mit inniger Liebe und Genusse: wiewohl dieſes Eine, freilich nur im Bilde erfaſst, keinesweges aber Wir selber, in der Wirklichkeit, zu dem Einen werden, noch in dasselbe uns verwandeln können.

Diesen so eben ausgesprochenen Satz selbst nun wollte ich für's erste an Ihre klare Einsicht bringen, und Sie von der Wahrheit desselben überzeugen. — Wir beabsichtigen hier Belehrung und Erleuchtung, welche allein auch dauernden Werth hat, keinesweges eine flüchtige Rührung und Erweckung der Phantasie, welche gröſstentheils spurlos vergeht. Zu Erzeugung dieser beabsichtigten klaren Erkenntniſs gehören nun folgende Stücke: zuerst, daſs man das Seyn begreife, als schlechthin von und durch sich selber seyend; als Eins, und als in sich unwandelbar und unveränderlich. Diese Erkenntniſs des Seyns ist nun keinesweges ein ausschlieſsendes Eigenthum der Schule, sondern jedweder Christ, der nur in seiner Kindheit eines gründlichen Religionsunterrichts genossen, hat schon damals bei der Erklärung des göttlichen Wesens — unsern Begriff vom Seyn erhalten. Zweitens, gehörte zu dieser Einsicht die Erkenntniſs, daſs wir, die verständigen Wesen, in Rücksicht dessen, was wir an uns selbst sind, keinesweges jenes absolute Seyn sind, aber denn doch in der innersten Wurzel unsers Daseyns mit ihm zusammenhingen, indem wir ausserdem gar nicht vermöchten da zu seyn. Diese letztere Erkenntniſs kann nun, besonders in Rücksicht des Wie dieses unsers Zusammenhanges mit der Gottheit, mehr oder minder klar seyn. Wir haben dieselbe in der höchsten Klarheit, in welcher sie unsers Erachtens populär gemacht werden kann, also hingestellt: — Es ist, ausser Gott, gar nichts wahrhaftig, und in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, da, denn — das Wissen: und dieses Wissen ist das göttliche Daseyn selber, schlechthin und unmittelbar, und inwiefern wir das Wissen sind, sind wir selber in unserer tiefsten Wurzel das göttliche Daseyn. Alles andere, was noch als Daseyn uns erscheint, — die Dinge, die Körper, die Seelen, wir selber, inwiefern wir uns ein selbstständiges und unabhängiges Seyn zuschreiben, — ist gar nicht wahrhaftig, und an sich da, sondern, es ist nur da, im Bewuſstseyn und Denken, als Bewuſstes und Gedachtes, und durchaus auf keine andere Weise. Dies, sage ich, ist der klärste Ausdruck, in welchem, meines Erachtens, jene Erkenntniſs populär an die Menschen gebracht werden kann. Falls nun aber etwa jemand selbst dies nicht begreifen könnte; ja, falls er etwa über das Wie jenes Zusammenhanges gar nichts zu denken, oder zu begreifen vermöchte, so würde ihn dies noch gar

Daſs ich sie bemüht' in den Sachen;
Kein' Einigung weiſs ich hier zu machen.
Ich denk', sie all' beyd' zu enterben.

Der Karges.

Vater, warum wollt'st mich verderben?
Ich bin geschlagen in dein' Art,
Du hast dein' Tag' auch viel gespart;
Warum hast du mir's denn vor übel?

Der Vater zornig.

Du leugst, hab' dir das ſallend' Uebel!
Ich hab' frey aufrichtig gehandelt,
Gleich einem Ehrenmann gewandelt,
War nicht wie du ein solcher Filz.

Martin.

Schau' zu, du Winnenwolf, *) was gilt's,
Ich bin noch der liebst' Sohn im Haus.
Ich geb' mein Geld ſein leichtlich aus,
Gleichwie ein milder Vater thut.

Der Vater.

Martin, dein Sinn ist auch nicht gut,
Du bist zu geudisch und verthan, **)
Dein Gut die Läng' nicht währen kann.

---

*) eigennütziger Wolf. **) verthust zu leicht.

nicht vom seligen Leben ausschlieſsen, oder daran ihm Abbruch thun. Dagegen aber gehört, meiner absoluten Ueberzeugung nach, zum seligen Leben nothwendig folgendes: 1) Daſs man überhaupt stehende Grundsätze und Annahmen über Gott und unser Verhältniſs zu ihm habe, die nicht blos als ein auswendig Gelerntes, ohne unsere Theilnahme, im Gedächtnisse schweben, sondern die da für uns selber wahr und in uns selber lebendig und thätig sind. Denn darin eben besteht die Religion: und wer nicht solche Grundsätze auf eine solche Weise hat, der hat eben keine Religion, und eben darum auch kein Seyn noch Daseyn, — noch wahrhaftiges Selbst in sich, sondern er flieſset nur ab, wie ein Schatten am Mannichfaltigen und Vergänglichen. 2) Gehöret zum seligen Leben, daſs diese lebendige Religion wenigstens so weit gehe, daſs man von seinem eignen Nichtsseyn, und von seinem Seyn lediglich — in Gott, und durch Gott — innigst überzeugt sey, daſs man diesen Zusammenhang stets und ununterbrochen, wenigstens fühle, und daſs derselbe, falls er auch etwa nicht deutlich gedacht und ausgesprochen würde, dennoch die verborgene Quelle und der geheime Bestimmungsgrund aller unserer Gedanken, Gefühle, Regungen und Bewegungen sey. — Daſs dies zu einem seligen Leben unerlaſslich erfordert werde, ist unsere absolute Ueberzeugung, sage ich; und diese Ueberzeugung sprechen wir aus für solche, welche die Möglichkeit eines seligen Lebens schon voraussetzen, welche seiner, oder der Bestärkung in ihm, bedürfen, und darum eine Anweisung dazu zu vernehmen begehren. Dessen ohnerachtet können wir nicht nur sehr wohl leiden, daſs jemand ohne Religion und ohne wahres Daseyn, ohne innere Ruhe und Seligkeit sich behelfe, und ohne sie vortrefflich durchzukommen versichere, wie wahr seyn kann: sondern wir sind auch erbötig, einem solchen alle mögliche Ehre und Würdigkeit, welche er ohne die Religion an sich zu bringen vermag, zuzugestehen, zu gönnen und zu lassen. Wir bekennen bei jeder Gelegenheit freimüthig, daſs wir weder in der spekulativen Form, noch auch in der populären, irgend Einen zu zwingen, und unsere Erkenntniſs ihm aufzunöthigen vermögen; noch würden wir das wollen, wenn wir es auch könnten.

Das bestimmteste Resultat unserer vorigen Vorlesung, an welches wir heute anzuknüpfen gedenken, war dieses: Gott ist nicht nur innerlich und in sich verborgen; sondern er ist auch da, und äuſsert sich; sein Daseyn aber unmittelbar ist nothwendig Wissen, welche letztere Nothwendigkeit im Wissen selber sich einsehen läſst. In diesem seinem Daseyn, ist er nun — wie gleichfalls nothwendig ist, und einzusehen ist, als nothwendig. — Also da, wie er schlechthin in sich selber ist, ohne irgend sich zu verwandeln, auf dem Uebergange vom Seyn, zum Daseyn, ohne eine zwischen beiden liegende Kluft, oder Trennung, oder des Etwas. Gott ist innerlich in sich selbst Eins, nicht mehrere; er ist in sich selbst Einerlei, ohne Veränderung, noch Wandel; da er nun da ist, gerade also, wie er in sich selber ist, so ist er auch da als Eins, ohne Veränderung noch Wandel, und da das Wissen, oder — Wir, — dieses göttliche Daseyn selbst sind, so kann auch in uns, inwiefern wir dieses Daseyn sind, keine Veränderung, oder Wandel, kein Mehreres und Mannichfaltiges, keine Trennung, Unterscheidung noch Zerspaltung, statt finden. — So muſs es seyn, und es kann nicht anders seyn: drum ist es also.

Nun aber findet sich dennoch jenes Mannichfaltige, jene Trennungen, Unterscheidungen und Zerspaltungen des Seyns, und in dem

Seyn, in der Wirklichkeit, welche im Denken als schlechthin unmöglich einleuchten, und hierdurch entsteht denn die Aufgabe, diesen Widerspruch zwischen der Wahrnehmung der Wirklichkeit und dem reinen Denken zu vereinigen, zu zeigen, wie die widerstreitenden Aussprüche beider dennoch neben einander bestehen, und so, beide wahr seyn können, und diese Aufgabe besonders dadurch zu lösen, daſs man nachweise, woher denn nun eigentlich, und aus welchem Prinzip jene Mannichfaltigkeit in das an sich einfache Seyn komme? —

Zuförderst und vor allen Dingen: Wer ist es, der diese Frage nach dem Grunde des Mannichfaltigen erhebt, und eine solche Einsicht in diesen Grund begehrt, daſs er das Mannichfaltige, aus demselben hervorgehend, erblicke, und so eine Einsicht in das Wie der Verwandlung und des Ueberganges erhalte. Keinesweges ist es der unerschütterliche und feſte Glaube. Dieser faſst sich kurz also: es ist schlechthin nur das Eine, Unwandelbare, und Ewige, und nichts ausser ihm; alles Wandelbare und Veränderliche ist darum ganz gewiſs nicht, und seine Erscheinung ist ganz gewiſs leerer Schein; dieſs weiſs ich; ob ich nun diesen Schein zu erklären vermöge, oder nicht zu erklären, so wird durch das erstere meine Gewiſsheit eben so wenig ſester, als sie durch das letztere wankender wird. Dieser Glaube ruht unerschütterlich in dem Daſs seiner Einsicht, ohne des Wie zu bedürfen. So beantwortet z. B. das Christenthum, in dem Evangelium Johannis, diese Frage in der That nicht; es berührt dieselbe nicht einmal, oder wundert sich auch nur über das Vorhandenseyn des Vergänglichen, indem es eben jenen ſesten Glauben hat und voraussetzt, daſs nur das Eine sey, und das Vergängliche durchaus nicht sey. So nun jemand auch unter uns dieses ſesten Glaubens theilhaftig ist, so erhebt auch Er nicht diese Frage; er bedarf daher auch nicht unserer Beantwortung derselben, und es kann ihm zuletzt, in Beziehung auf das selige Leben, gleichgültig seyn, ob er unsere Beantwortung derselben ſasse, oder sie nicht ſasse.

Wohl aber erhebt diese Frage, und muſs durch eine Beantwortung derselben zu den Einsichten, die die Erzeugung eines seligen Lebens bedingen, hindurch gehen, — derjenige, welcher entweder bisher nur an das Mannichfaltige geglaubt, und sich zur Ahnung des Einen noch gar nicht erhoben, oder zwischen den beiden Ansichten, und der Unentschiedenheit, in welcher von beiden er ſest fuſsen, und die entgegengesetzte aufgeben solle, herumgeworſen worden. Für solche muſs ich die aufgegebene Frage beantworten; und ihnen ist es nöthig, daſs sie meine Beantwortung derselben ſassen.

Die Sache steht so: inwieſern das göttliche Daseyn unmittelbar sein lebendiges und kräftiges Daseyen ist, — Daseyen sage ich, gleichsam einen Akt des Daseyns bezeichnend, — ist es dem innern Seyn gleich, und ist drum eine unveränderliche, unwandelbare, und der Mannichſaltigkeit durchaus unſähige Eins. Darum kann — ich habe hier die doppelte Absicht, theils, auſ eine populäre Weise die vorliegenden Erkenntnisse an einige erst zu bringen, theils, für andere unter den Anwesenden, welche diese Erkenntnisse anderwärts auf dem scientiſischen Wege schon erhalten haben, in einen einzigen Strahl und Lichtpunkt zusammenzuſassen, was sie ehemals vereinzelt erblickt haben, darum drücke ich mich mit der strengsten Präcision aus — darum kann, wollte ich sagen, das Prinzip der Spaltung nicht unmittelbar, in jenen Akt des göttlichen Daseyns ſallen, sondern es muſs ausser denselben ſallen; jedoch also, daſs dieses Ausser einleuchte, als unmittelbar, mit jenem lebendigen Akte verknüpft, und aus ihm nothwendig folgend; keinesweges aber etwa in diesem Punkte die Kluft zwischen uns und der Gottheit, und unsere unwiederbringliche Ausstoſsung von ihr, befestigt werde. Ich leite Sie zur Einsicht in dieses Prinzip der Mannichfaltigkeit also:

1. Was das absolute Seyn, oder Gott ist, das ist er schlechthin, und unmittelbar durch und von sich: nun ist er uuter andern auch da, äuſsert und offenbaret sich: dieses Daseyn — dies ist der Punkt, auf den es ankommt — dieses Daseyn ist er daher auch von sich, und nur — im Vonsichseyn unmittelbar, das ist im unmittelbaren Leben und Werden. Er ist in seinem Existiren, mit seiner ganzen Kraft zu existiren, dabei, und nur in diesem seinem kräftigen und lebendigen Existiren besteht seine unmittelbare Existenz: und in dieser Rücksicht ist sie Ganz, Eins, unveränderlich.

2. Hierin nun ist Seyn und Daseyn völlig ineinander aufgegangen, und miteinander verschmolzen, und vermischt; denn zu seinem Seyn von sich und durch sich gehört sein Daseyn, und einen andern Grund kann dieses Daseyn nicht haben: wiederum zu Seinem Daseyn gehört alles dasjenige, was er innerlich

und durch sein Wesen ist. Der ganze in der vorigen Stunde aufgezeigte Unterschied zwischen Seyn und Daseyn, und der Nichtzusammenhang zwischen beiden zeigt sich hier als nur für *Uns*, und nur als eine Folge unserer Beschränkung, *seyend*: keinesweges aber als an sich, und unmittelbar in dem göttlichen Daseyn, seyend.

3. Ferner sagte ich in der vorigen Vorlesung: das Seyn darf *in dem bloſsen Daseyn* mit dem Daseyn nicht vermischt, sondern beides muſs von einander unterschieden werden, damit das Seyn, *als* Seyn, und das Absolute, *als* Absolutes, heraustrete. Diese Unterscheidung und dieses — *Als* der beiden zu Unterscheidenden ist zunächst — in sich selber absolute Trennung, und — das *Princip* Aller nachmaligen Trennung und Manichfaltigkeit, wie Sie auf folgende Weise in Kurzem sich klar machen können.

a) Zuförderst das *Als* der beiden liefert nicht unmittelbar ihr Seyn, sondern es liefert nur, *was* sie sind, ihre Beschreibung und Charakteristik: es liefert sie im Bilde, und zwar liefert es — ein gemischtes sich durchdringendes und gegenseitig sich bestimmendes Bild Beider, indem jedes von den Beiden zu begreifen und zu charakterisiren ist, nur durch das zweite, daſs es Nicht sey, was das andere ist, und umgekehrt, daſs das andere Nicht sey, was Dieses ist. — Mit dieser Unterscheidung hebt nun das eigentliche Wissen und Bewuſstseyn — wenn Sie wollen, und was dasselbe heiſst: das Bilden, Beschreiben und Charakterisiren, mittelbare Erkennen und Anerkennen, eben durch den Charakter und das Merkmal an und in diesem Unterscheiden liegt das eigentliche Grundprinzip des Wissens. (Es ist reine Relation; die Relation zweier liegt aber durchaus nicht weder in dem Einen, noch in dem Andern, sondern zwischen beiden, und als ein Drittes, welches die eigentliche Natur des Wissens, als ein vom Seyn durchaus verschiedenes, anzeigt.

b) Dieses Unterscheiden geschieht nun im Daseyn selber, und gehet von ihm aus; da nun das Unterscheiden sein Objekt nicht unmittelbar, sondern nur das Was desselben, und seinen Charakter fasset, so fasset auch das Daseyn im Unterscheiden, d. i. im Bewuſstseyn, nicht unmittelbar sich selbst, sondern es fasset sich nur im Bilde und Repräsentanten. Es begreiſt sich nicht unmittelbar wie es ist, sondern es begreiſt sich nur innerhalb der im absoluten Wesen des Begreiſens liegenden Grenzen. Dies populär ausgedrückt: wir begreiſen zu allernächst uns selber nicht, wie wir an sich sind: und daſs wir das Absolute nicht begreiſen, davon liegt der Grund nicht in dem Absoluten, sondern er liegt in dem Begriſſe selber, der sogar sich nicht begreiſt. Vermöchte er nur sich zu begreiſen, so vermöchte er eben sowohl das Absolute zu begreiſen; denn in seinem Seyn jenseit des Begriſſes ist er das Absolute selber.

c) Also das Bewuſstseyn, als ein Unterscheiden, ist es, in welchem das ursprüngliche Wesen des göttlichen Seyns, und Daseyns — eine Verwandlung erfährt. Welches ist nun der absolut Eine und unveränderliche Grundcharakter dieser Verwandlung. —

Bedenken Sie ſolgendes: Das Wissen, als ein Unterscheiden, ist ein Charakterisiren der Unterschiedenen; alle Charakteristik aber setzt durch sich selbst das stehende und ruhende Seyn und Vorhandenseyn des charakterisirt werdenden voraus.

Ich aber hab' bey meinen Tagen
An rechten Orten eingeschlagen,
Ich wär' sonst zu der Hab' nicht kommen.

Martin.

Hab' ich doch wohl von dir vernommen,
Daſs du in deiner Jugend viel
Gewesen seyst in allem Spiel.
Warum willt mich denn jetzt enterben?

Der Vater.

Du thät'st wohl ein ganz G'schlecht verderben.

Der Karges.

Schaff' mir's, ich bin der Best' noch je.

Der Vater.

Ja, wenn ich deine Tück' nicht säh':
Geizig und karg ist Sünd' und Schand'.

Martin.

Schaff' mir's, ich hab' 'ne milde Hand.

Der Vater.

Du b'hältst sein nicht, drum will ich heut'
Zu Erben setzen fremde Leut'.

Also durch den Begriff wird zu einem — stehenden und vorhandenen Seyn (die Schule würde hinzusetzen, zu einem Objectiven, welches aber selbst aus dem ersten folgt, und nicht umgekehrt) dasjenige, was an sich unmittelbar das göttliche Leben im Leben ist, und oben auch also beschrieben wurde. Also: das lebendige Leben ist es, was da verwandelt wird: und ein stehendes und ruhendes Seyn ist die Gestalt, welche es in dieser Verwandlung annimmt, oder: die Verwandlung des unmittelbaren Lebens in ein stehendes und todtes Seyn ist der gesuchte Grund-Charakter derjenigen Verwandlung, welche der Begriff mit dem Daseyn vornimmt. — Jenes stehende Vorhandenseyn ist der Charakter desjenigen, was wir die Welt nennen; der Begriff daher ist der eigentliche Weltschöpfer, vermittelst der, aus seinem innern Charakter erfolgenden Verwandlung des göttlichen Lebens in ein stehendes Seyn, und nur für den Begriff, und im Begriffe ist eine Welt, als die nothwendige Erscheinung des Lebens im Begriffe; jenseit des Begriffes aber, d. h. wahrhaftig und an sich, ist nichts und wird in alle Ewigkeit nichts, denn der lebendige Gott in seiner Lebendigkeit.

d) Die Welt hat in ihrem Grund-Charakter sich gezeigt, als hervorgehend aus dem Begriffe; welcher Begriff wiederum nichts ist, denn das Als zum göttlichen Seyn, und Daseyn. Wird nun etwa diese Welt im Begriffe und der Begriff an ihr noch eine neue Form annehmen? — es versteht sich mit Nothwendigkeit, und also, daſs die Nothwendigkeit einleuchte.

Um diese Frage zu beantworten, überlegen Sie mit mir folgendes: Das Daseyn erfasset sich selber, sagte ich oben, im Bilde, und mit einem dasselbe vom Seyn unterscheidenden Charakter. Dies thut es nun schlechthin durch und von sich selbst, und durch seine eigne Kraft; auch erscheint diese Kraft der gewöhnlichen Selbstbeobachtung, in allem sich Zusammennehmen, Aufmerken, und seine Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand richten (mit dem Kunstausdrucke nennt man diese selbstständige Sich-Erfassung des Begriffs, die Reflexion, und so wollen auch wir es fernerhin nennen). Diese Kraftanwendung des Daseyns und Bewuſstseyns folgt daraus, daſs ein Als des Daseyns seyn soll: dieses Soll selbst aber ist gegründet unmittelbar in dem lebendigen — Daseyen Gottes. Der Grund der Selbstständigkeit und Freiheit des Bewuſstseyns liegt freilich in Gott; aber eben darum und deswegen, weil er in Gott liegt, ist die Selbstständigkeit und Freiheit wahrhaftig da, und keinesweges ein leerer Schein. Durch sein eigenes — Daseyn, und zufolge des innern Wesens desselben, stöſst Gott zum Theil, d. h. inwiefern es Selbstbewuſstseyn wird, sein Daseyn aus von sich, und stellt es hin, wahrhaft selbstständig und frei, welchen Punkt, als denjenigen, der das letzte und tiefste Miſsverständniſs der Spekulation löst, ich hier nicht übergehen wollte.

Das Daseyn erfasset sich mit eigner und selbstständiger Kraft: dies war das Erste, was ich Ihnen hiebei bemerkbar machen wollte. Was entsteht ihm denn nun in diesem Erfassen? Dies ist das Zweite, worauf ich Ihr Nachdenken zu richten wünsche. Indem es für's erste nur schlechtweg auf sich hinsieht, in seinem Vorhandenseyn, so entsteht ihm unmittelbar in dieser kräftigen Richtung auf sich selbst die Ansicht, daſs es das und das sey, den und den Charakter trage; also — dies ist der allgemeine Ausdruck, den ich sie wohl zu ſassen bitte — also, in der Reflexion auf sich selbst spaltet sich das Wissen durch sich selber, und seine eigene Natur, indem es nicht nur überhaupt — sich einleuchtet, welches Eins wäre, sondern zugleich auch sich einleuchtet, als das und das, welches zum ersten das zweite giebt; — ein aus dem ersten gleichsam Herausspringendes, so daſs die eigentliche Grundlage der Reflexion gleichsam in zwei Stücke zerfällt. Dies ist das wesentliche Grundgesetz der Reflexion.

c) Nun ist der erste und unmittelbare Gegenstand der absoluten Reflexion das Daseyn selber, welches, durch die schon oben erklärte Form des Wissens, aus einem lebendigen Leben sich in ein stehendes Seyn oder in eine Welt verwandelt hat: also, der erste Gegenstand der absoluten Reflexion ist die Welt. Diese Welt muſs, zufolge der so eben abgeleiteten innern Form der Reflexion, in dieser Reflexion zerspringen, und sich zerspalten, also, daſs die

Welt oder das stehende Daseyn überhaupt, und im Allgemeinen, mit einem bestimmten Charakter heraustrete, und die allgemeine Welt, in der Reflexion, zu einer besondern Gestalt sich gebähre. Dies liegt, wie gesagt, in der Reflexion, als solcher; die Reflexion aber ist, wie gleichfalls gesagt worden, in sich selber absolut frei und selbstständig. Wird daher nicht reflectirt, wie es denn, zufolge der Freiheit wohl unterlassen werden kann, so erscheint nichts: wird aber in's Unendliche fort von Reflexion auf Reflexion reflectirt, wie zufolge derselben Freiheit wohl geschehen kann, so muſs jeder neuen Reflexion die Welt in einer neuen Gestalt heraustreten, und so, in einer unendlichen Zeit, welche gleichfalls nur durch die absolute Freiheit der Reflexion erzeugt wird, in's Unendliche fort sich verändern und gestalten, und hinflieſsen, als ein unendliches Mannichfaltige. — So wie der Begriff überhaupt sich zeigte, als Welterzeuger, so zeigt hier das freie Faktum der Reflexion sich als Erzeuger der Mannichfaltigkeit und einer unendlichen Mannichfaltigkeit in der Welt, welche Welt jedoch, ohngeachtet jener Mannichfaltigkeit, dieselbe bleibt, darum, weil der Begriff überhaupt in seinem Grund-Charakter Einer und derselbe bleibt.

f) Und nun fassen Sie das Gesagte also in einen Blick zusammen: das Bewuſstseyn, oder auch *wir* selber — ist das göttliche Daseyn selber, und schlechthin Eins mit ihm. In diesem Seyn faſst es sich nun, und wird dadurch Bewuſstseyn, und sein eignes, oder auch das göttliche wahrhaftige Seyn, wird ihm zur Welt. Was ist denn nun in diesem Zustande in seinem Bewuſstseyn? Ich denke jeder wird antworworten: die Welt, und nichts denn die Welt. Oder, ist etwa in diesem Bewuſstseyn auch das unmittelbare göttliche Leben? Ich denke, jeder wird antworten: Nein! denn das Bewuſstseyn kann schlechthin nichts anders, als jenes unmittelbare Leben in eine Welt verwandeln, und so, wie Bewuſstseyn gesetzt ist, ist diese Verwandlung, als geschehen, gesetzt, und das absolute Bewuſstseyn ist eben durch sich selbst die unmittelbare und darum nicht wieder bewuſste Vollziehung dieser Verwandlung. Nun aber, — wo ist denn jenes unmittelbare göttliche Leben, welches in seiner Unmittelbarkeit das Bewuſstseyn ja seyn soll, — wo ist es denn hingeschwunden, da es, laut unserm eignen durch unsere Sätze durchaus nothwendig gewordenen Geständnisse — im Bewuſstseyn seiner Unmittelbarkeit nach unwiederbringlich ausgetilgt ist? Wir antworten: es ist nicht verschwunden, sondern es ist und bleibt da, wo es allein seyn kann, im verborgenen und dem Begriffe unzugänglichen — Seyn des Bewuſstseyns, in dem, was allein das Bewuſstseyn trägt, und es im Daseyn erhält, und es im Daseyn möglich macht. Im Bewuſstseyn verwandelt das göttliche Leben sich unwiderbringlich in eine stehende Welt: ferner aber ist jedes wirkliche Bewuſstseyn ein Reflexionsakt; der Reflexionsakt aber spaltet unwiederbringlich die Eine Welt in unendliche Gestalten, deren Auffassung nie vollendet werden kann, von denen daher immer nur eine endliche Reihe in's Bewuſstseyn eintritt. Ich frage: wo bleibt denn also die Eine in sich geschlossene und vollendete Welt, als das eben abgeleitete Gegenbild des in sich selber geschlossenen göttlichen Lebens? Ich antworte: sie bleibt da, wo allein sie ist — nicht in einer einzelnen Reflexion, sondern in der absoluten und Einen Grundform des Begriffes, welche du niemals im wirklichen unmittelbaren Bewuſstseyn, wohl aber in dem darüber sich erhebenden Denken wiederherstellen kannst, eben so, wie du in demselben Denken das noch weiter zurückliegende und noch tiefer verborgene göttliche Leben wiederherstellen kannst. Wo bleibt denn nun in diesem durch unaufhörliche Veränderungen ablaufenden Strome der wirklichen Reflexion und ihrer Weltgestaltung das Eine ewige und unveränderliche in dem göttlichen Daseyn aufgehende Seyn des Bewuſstseyns? Es tritt in diesen Wechsel gar nicht ein, sondern nur sein Repräsentant, das Bild, tritt darin ein.

So wie schon dein sinnliches Auge ein Prisma ist, in welchem der an sich durchaus sich gleiche reine und farblose Aether der sinnlichen Welt auf den Oberflächen der Dinge in mannichfaltige Farben sich bricht, — du aber darum keinesweges behaupten wirst, daſs der Aether an und für sich farbig sey, sondern nur, daſs er in und an deinem Auge und mit diesem in Wechselwirkung stehend zu Farben sich breche: und du nun zwar nicht vermagst den Aether farblos zu — sehen, wohl aber ihn farblos zu — denken, welchem Denken du, nachdem dir die Natur deines stehenden Auges bekannt worden, allein Glauben beimissest: — so verfahre auch in Sachen der geistigen Welt und mit der Ansicht deines geistigen Auges. Was du siehst, bist ewig du selbst, aber du bist es nicht, wie du es siehst, noch siehest du es, wie du es bist. Du bist es, unveränderlich, rein, farben- und gestaltlos. Nur die Reflexion, welche gleichfalls du selber bist, und du darum nie von ihr dich trennen kannst; — nur diese bricht es dir in unendliche Strahlen und Gestalten. Wisse darum doch, daſs es nicht an sich, sondern, daſs es nur in dieser deiner Reflexion, als deinem geistigen Auge, wodurch allein du zu sehen vermagst, und in Wechselwirkung mit dieser Reflexion, gebrochen und gestaltet, und wie ein Mannichfaltiges gestaltet ist; erhebe über diesen Schein, — der in der Wirklichkeit eben so unaustilgbar ist, als die Farben es in deinem sinnlichen Auge sind — erhebe über diesen Schein dich zum Denken, laſs von diesem dich ergreifen, und du wirst von nun an nur ihm Glauben beimessen.

So viel als ich eben gesagt, soll meines Erachtens, ein populärer Vortrag beibringen, zur Beantwortung der Frage: woher denn, da das Seyn an sich doch schlechthin nur Eines, und unwandelbar und unveränderlich seyn müsse, und als solches dem Denken auch einleuchte, dennoch, die Veränderlichkeit und Wandelbarkeit, in dasselbe komme, die das wirkliche Bewuſstseyn darin antrifft? Das Seyn ist an sich allerdings Eins, das einige göttliche Seyn: und dieses allein ist das wahrhaftige Reale in allem Daseyn, und bleibt es in Ewigkeit. Dieses Eine Seyn wird durch die Reflexion, welche im wirklichen Bewuſstseyn mit jenem unabtrennlich vereinigt ist, in einen unendlichen Wechsel von Gestalten zerspaltet. Diese Spaltung ist, wie gesagt, eine schlechthin ursprüngliche und im wirklichen Bewuſstseyn niemals aufzuhebende, oder durch etwas anderes zu ersetzende: die wirklichen Gestalten somit, welche durch diese Zerspaltung das an sich

Martin.

Ey, lieber Vater, sag' uns doch,
Wie sollten wir uns halten noch?
Ich bin zu mild', mein Bruder zu karg;
Sind wir denn alle beyd' so arg?
Ist kein' Gnad' mehr bey dir zu finden?

Der Vater.

Weſs Gnad' soll ich mich unterwinden?
Eu'r Wesen ist mir im Herzen leid,
Des rechten Weg's fehlt ihr all' beyd',
Weil Stapolensis saget frey:
Die Mildigkeit im Mittel sey.
Du bist zu mild' und der zu karg,
Drum steckt ihr beyd' im Laster arg.
Du brauchst zween Sporn und der 'nen Zaum;
Dem Eigennutz gibst zu viel Raum.
Mein Karges hast das Geld zu lieb;
Du solltest thun, wie David schrieb:
Hast du Reichthum von Gott empfangen,
Sollst du dein Herz nicht daran hangen,
Sondern g'neuſs das zu aller Zeit
Mit Gottes Ehr' und Dankbarkeit;
Gott sorgt für dich, wie er selbst spricht.
Dergleich Petrarka dich bericht't:
Dein' Zeit sey kurz, dein' Lieb' sey klein,
Drum laſs dein Gut dein'n Herrn nicht seyn,

Reale erhalten hat, lassen sich nur im wirklichen Bewuſstseyn, und so, daſs man sich demselben beobachtend hingebe — Leben, und Erleben, keinesweges aber Erdenken und a priori ableiten. Sie sind reine und absolute Erfahrung, die nichts ist, denn Erfahrung, welche aufheben zu wollen, wohl keiner Spekulation, die nur sich selber versteht, jemals einfallen wird: und zwar ist der Stoff dieser Erfahrung an jedem Dinge, das — absolut ihm allein zukommende und es individuell charakterisirende, das in dem unendlichen Ablaufe der Zeiten nie wieder kommen, auch niemals vorhero da gewesen seyn kann. Wohl aber lassen sich, — gerade so durch die Untersuchung der verschiedenen Gesetze der Reflexion, wie wir so eben das Eine Grundgesetz davon aufgestellt haben, — die allgemeinen Eigenschaften jener durch die Spaltung entstandenen Gestalten des Einen Realen — in Rücksicht welcher Eigenschaften übereinstimmende Klassen und Arten entstehen — a priori ableiten, und eine systematische Philosophie soll und muſs das absolut erschöpfend und vollständig thun. So läſst sich die Materie im Raume, so läſst sich die Zeit, so lassen sich geschlossene Systeme von Welten, so läſst sich, wie die das Bewuſstseyn tragende Substanz, welche an sich doch auch nur Eine seyn kann, in ein System von verschiedenen auch als selbstständig erscheinenden Individuen sich zerspalte, — und, alles von dieser Art, — aus dem Reflexionsgesetze völlig einleuchtend ableiten. Doch bedarf es dieser Ableitungen mehr, um eine gründliche Einsicht in die besonderen Wissenschaften hervorzubringen, als zur Erweckung eines gottseligen Lebens. Sie fallen darum dem scientifischen Vortrage der Philosophie als ausschlieſsendes Eigenthum anheim, und sind der Popularität weder fähig noch bedürftig. Hier sonach, in dem erwähnten Punkte, liegt die Grenze zwischen strenger Scienz und Popularität. Wir sind, wie Sie sehen, an dieser Grenze angekommen, und es läſst sich darum wohl erwarten, daſs von nun unsere Betrachtung allmählig sich zu denjenigen Regionen herablassen werde, welche, wenigstens in Absicht der Gegenstände, uns auch schon vorher bekannt waren, und die wir mit unserm Denken schon zuweilen berührt haben.

Ausser der heute abgeleiteten Spaltung der im Bewuſstseyn aus dem göttlichen Leben entstandenen Welt, in eine in Absicht ihrer Gestaltung ins unendliche veränderlichen Welt, vermittelst der Grundform der Reflexion, — giebt es noch eine andere mit der ersten Spaltung unabtrennlich verbundenen Spaltung derselben Welt, nicht in eine unendliche, sondern in eine fünffache Form, ihrer möglichen Ansicht. Wir müssen auch diese zweite Spaltung — wenigstens historisch aufstellen, und Ihnen bekannt machen, welches in der nächsten Stunde geschehen wird. Erst nach diesen Vorbereitungen werden wir fähig seyn, das innere Wesen sowohl, als die äuſsern Erscheinungen des wahrhaft seligen Lebens, fürs erste zu fassen, und, nachdem wir es also gefaſst haben, einzusehen, daſs es der Seligkeit, und welcher Seligkeit es theilhaftig sey.

d

Rede
an
# ie deutsche Nation.

Achte Rede.

Was ein Volk sey, in der höhern Bedeutung des Worts, und was Vaterlandsliebe.

Die vier letzten Reden haben die Frage beantwortet: was ist der Deutsche, im Gegensatze mit andern Völkern Germanischer Abkunft? Der Beweis, der durch dieses alles für das Ganze unsrer Untersuchung geführt werden soll, wird vollendet, wenn wir noch die Untersuchung der Frage hinzufügen: was ist ein Volk: welche letztere Frage gleich ist einer andern, und zugleich mit beantwortet diese andere, oft aufgeworfene, und auf sehr verschiedene Weisen beantwortete Frage, diese was ist Vaterlandsliebe; oder, wie man sich richtiger ausdrücken würde, was ist Liebe des Einzelnen zu seiner Nation?

Sind wir bisher im Gange unsrer Untersuchung richtig verfahren, so muſs hiebei zugleich erhellen, daſs nur der Deutsche — der ursprüngliche, und nicht in einer willkührlichen Satzung erstorbene Mensch, wahrhaft ein Volk hat, und auf eins zu rechnen befugt ist, und daſs nur er der eigentlichen und vernunftgemäſsen Liebe zu seiner Nation fähig ist.

Wir bahnen uns den Weg zur Lösung der gestellten Aufgabe durch folgende, für's erste ausser dem Zusammenhange des bisherigen zu liegen scheinende Bemerkung.

Die Religion, wie wir dies schon in unsrer dritten Rede angemerkt haben, vermag durchaus hinweg zu versetzen über alle Zeit, und über das ganze gegenwärtige und sinnliche Leben, ohne darum der Rechtlichkeit, Sittlichkeit und Heiligkeit des von diesem Glauben ergriffenen Lebens den mindesten Abbruch zu thun. Man kann, auch bei der sichern Ueberzeugung, daſs alles unser Wirken auf dieser Erde nicht die mindeste Spur hinter sich lassen, und nicht die mindeste Frucht bringen werde, ja, daſs das Göttliche sogar verkehrt und zu einem Werkzeuge des Bösen und noch tieferer sittlicher Verderbniſs werde gebraucht werden, dennoch fortfahren in diesem Wirken, lediglich, um das in uns ausgebrochene göttliche Leben aufrecht zu erhalten, und in Beziehung auf eine höhere Ordnung der Dinge in einer künftigen Welt, in welcher nichts in Gott Geschehenes zu Grunde geht. So waren z. B. die Apostel, und überhaupt die ersten Christen, durch ihren Glauben an den Himmel, schon im Leben gänzlich über die Erde hinweggesetzt, und die Angelegenheiten derselben, der Staat, irdisches Vaterland und Nation, waren von ihnen so gänzlich aufgegeben, daſs sie dieselben auch sogar ihrer Beachtung nicht mehr würdigten. So möglich dieses nun auch ist, und so leicht auch, dem Glauben, und so freudig auch man sich darein ergeben muſs, wenn es einmal unabänderlich der Wille Gottes ist, daſs wir kein irdisches Vaterland mehr haben, und hienieden Ausgestoſsene und Knechte seyen: so ist dies dennoch nicht der natürliche Zustand und die Regel des Weltganges, sondern es ist eine seltne Ausnahme; auch ist es ein sehr verkehrter Gebrauch der Religion, der unter andern auch sehr häufig vom Christenthume gemacht worden, wenn dieselbe gleich von vorn herein, und ohne Rücksicht auf die vorhandenen Umstände, darauf ausgeht, diese Zurückziehung von den Angelegenheiten des Staates und der Nation, als wahre religiöse Gesinnung zu empfehlen. In einer solchen Lage, wenn sie wahr und wirklich ist, und nicht etwa blos durch religiöse Schwärmerei herbeigeführt, verliert das zeitliche Leben alle Selbstbeständigkeit, und es wird lediglich zu einem Vorhofe des wahren Lebens, und zu einer schweren Prüfung, die man blos aus Gehorsam und Ergebung in den Willen Gottes erträgt, und dann ist es wahr, daſs, wie es von vielen vorgestellt worden, unsterbliche Geister nur zu ihrer Strafe in irdische Leiber, als in Gefängnisse eingetaucht sind. In der regelmäſsigen Ordnung der Dinge hingegen soll das irdische Leben selber wahrhaftig Leben seyn, dessen man sich erfreuen, und daſs man, freilich in Erwartung eines höheren, dankbar genieſsen könne; und obwohl es wahr ist, daſs die Religion auch der Trost ist des widerrechtlich zerdrückten Sklaven, so ist dennoch vor allen Dingen dies religiöser Sinn, daſs man sich gegen die Sklaverei stemme, und, so man es verhindern kann, die Religion nicht bis zum bloſsen Troste der Gefangenen herabsinken lasse. Dem Tyrannen steht es wohl an, religiöse Ergebung zu predigen, und die, denen

Sondern gib aus mit milder Hand,
Zu Ehr' und Nutz nach deinem Stand',
Und handle mit Jedermann aufrichtig,
So wird dein Nam' ehrbar und wichtig.
Und, Martin, du bist gar zu mild',
Wenn du also verschwenden willt,
Ohn' Noth, ohn' Nutz, zu Ueberfluſs,
So sagt dir Markus Tullius:
Es sey kein rechte Mildigkeit,
Sondern ein' lautre Verwegenheit,
Erschöpf' den Schatz und bring' Armuth.
Du aber sollt brauchen dein Gut
Fürsichtiglich, orndtlich, milder Maſs;
Schau', wie, warum und um was
Du dein Gut geb'st, dann mag sich mehr'n
Dein Gut in Wohlfahrt und in Ehr'n.
Wollt ihr euch halten nach dem B'scheid,
So gebt mir drauf eure Hand' all' beyd'.

Karges, *der rührt an und spricht:*

Ja, Vater, ich will folgen dir.

Martin, *der rührt auch an:*

Und ich, hab' dir mein Treu' von mir.

Der Vater steht auf und beschliesst:

Ihr ehrbar'n Herrn, es wär' mein Begehr, er auf Erden kein Plätzchen verſtatten will, an den Himmel zu verweiſen; wir andern müſſen weniger eilen, dieſe von ihm empfohlne Anſicht der Religion uns anzueignen, und, falls wir können, verhindern, daſs man die Erde zur Hölle mache, um eine deſto gröſsere Sehnſucht nach dem Himmel zu erregen.

Der natürliche, nur im wahren Falle der Noth aufzugebende Trieb des Menſchen iſt der, den Himmel ſchon auf dieſer Erde zu finden, und ewig Dauerndes zu verflöſsen in ſein irdiſches Tagewerk; das Unvergängliche im Zeitlichen ſelbſt zu pflanzen und zu erziehen, — nicht blos auf eine unbegreifliche Weiſe, und allein durch die ſterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem Ewigen zuſammenhängend, ſondern auf eine dem ſterblichen Auge ſelbſt ſichtbare Weiſe.

Daſs ich bei dieſem gemeinfaſslichen Beiſpiel anhebe: Welcher Edeldenkende will nicht und wünſcht nicht, in ſeinen Kindern und wiederum in den Kindern dieſer, ſein eigenes Leben von neuem auf eine verbeſſerte Weiſe zu wiederholen, und in dem Leben derſelben veredelt und vervollkommnet auch auf dieſer Erde noch fortzuleben, nachdem er längſt geſtorben iſt; den Geiſt, den Sinn und die Sitte, mit denen er vielleicht in seinen Tagen abschreckend war für die Verkehrtheit und das Verderben, befestigend die Rechtschaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeschlagenheit, der Sterblichkeit zu entreiſsen, und sie, als sein bestes Vermächtniſs an die Nachwelt, niederzulegen in den Gemüthern seiner Hinterlassenen, damit auch diese sie einst eben also, verschönert und vermehrt, wieder niederlegen? Welcher Edeldenkende will nicht durch Thun oder Denken, ein Samenkorn streuen zu unendlicher immerfortgehender Vollkommnung seines Geschlechts, etwas Neues, und vorher nie da Gewesenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe, und nie versiegende Quelle werde neuer Schöpfungen; seinen Platz auf dieser Erde und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit einem auch hienieden ewig Dauernden, so, daſs er, als dieser Einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geschichte, (denn Durst nach Nachruhm ist eine verächtliche Eitelkeit) dennoch in seinem eignen Bewuſstseyn und seinem Glauben offenbare, Denkmale-hinterlasse, daſs auch Er da gewesen sey? Welcher Edeldenkende will das nicht, sagte ich; aber nur nach den Bedürfnissen der also Denkenden, als der Regel, wie alle seyn sollten, ist die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer willen allein ist eine Welt da. Sie sind der Kern derselben, und die anders Denkenden sind, als selbst nur ein Theil der vergänglichen Welt, so lange sie also denken, auch nur um ihrer willen da, und müssen sich nach ihnen bequemen, so lange, bis sie geworden sind, wie sie.

Was könnte es nun seyn, das dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edeln an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes, die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für selbst ewig, und für fähig, Ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die, freilich in keinem Begriffe zu erfassende, aber dennoch wahrhaft vorhandne, besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinen Denken und Thun, und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt, und unter welchem er gebildet wurde, und zu dem, was er jetzt ist, heraufwuchs. Denn so unbezweifelt es auch wahr ist, daſs sein Werk, wenn er mit Recht Anspruch macht auf dessen Ewigkeit, keinesweges der bloſse Erfolg des geistigen Naturgesetzes seiner Nation ist, und mit diesem Erfolge rein aufgeht, sondern daſs es ein Mehreres ist, denn das, und insofern unmittelbar ausströmt aus dem ursprünglichen und göttlichen Leben; so ist es dennoch eben so wahr, daſs jenes Mehrere, sogleich bei seiner ersten Gestaltung zu einer sichtbaren Erscheinung, unter jenes besondere geistige Naturgesetz sich gefügt, und nur nach demselben sich einen sinnlichen Ausdruck gebildet hat. Unter dasselbe Naturgesetz nun werden, so lange dieses Volk besteht, auch alle fernere Offenbarungen des Göttlichen in demselben eintreten, und in ihm sich gestalten. Dadurch aber, daſs auch er da war, und so wirkte, ist selbst dieses Gesetz weiter bestimmt, und seine Wirksamkeit ist ein stehender Bestandtheil desselben geworden. Auch hiernach wird alles Folgende sich fügen, und an dasselbe sich anschlieſsen müssen. Und so ist er denn sicher, daſs die durch ihn errungene Ausbildung bleibt in seinem Volke, so lange dieses selbst bleibt, und fortdauernder Bestimmungsgrund wird aller fernern Entwicklung desselben.

Dies nun ist in höherer vom Standpunkte

der Ansicht einer geistigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Worts, ein Volk: das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesammt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besondern Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt, und eben darum auch in der zeitlichen, diese Menge zu einem natürlichen und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet. Dieses Gesetz selbst seinem Inhalte nach, kann wohl im Ganzen erfaſst werden, so wie wir es an den Deutschen, als einem Urvolke, erfaſst haben; es kann sogar durch Erwägung der Erscheinungen eines solchen Volkes noch näher in manchen seiner weitern Bestimmungen begriffen werden; aber es kann niemals von irgend einem, der ja selbst immerfort unter desselben ihm unbewuſsten Einflusse bleibt, ganz mit dem Begriffe durchdrungen werden; obwohl im Allgemeinen klar eingesehen werden kann, daſs es ein solches Gesetz gebe. Es ist dieses Gesetz ein Mehr der Bildlichkeit, daſs mit dem Mehr der unbildlichen Ursprünglichkeit in der Erscheinung unmittelbar verschmilzt; und so sind denn, in der Erscheinung eben, beide nicht wieder zu trennen. Jenes Gesetz bestimmt durchaus und vollendet das, was man den National-Charakter eines Volks genannt hat; jenes Gesetz der Entwicklung des Ursprünglichen und Göttlichen. Es ist aus dem letztern klar, daſs Menschen, welche so wie wir bisher die Ausländerei beschrieben haben, an ein Ursprüngliches, und an eine Fortentwicklung desselben gar nicht glauben, sondern blos an einen ewigen Kreislauf des scheinbaren Lebens, und welche durch ihren Glauben werden, wie sie glauben, im höhern Sinne gar kein Volk sind, und da sie in der That eigentlich auch nicht da sind, eben so wenig einen Nationalcharakter zu haben vermögen.

Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze, ohne Einmischung und Verderbung durch irgend ein Fremdes, und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht Gehöriges. Diese Eigenthümlichkeit ist das Ewige, dem er die

Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein Ewiges legt; ihre Fortdauer muſs er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Sein Glaube und sein Streben, Unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in welchem er sein eignes Leben als ein ewiges Leben erfaſst, ist das Band, welches zunächst seine Nation, und vermittelst ihrer das ganze Menschengeschlecht, innigst mit ihm selber verknüpft, und ihrer aller Bedürfnisse, bis an's Ende der Tage einführt in sein erweitertes Herz. Dies ist seine Liebe zu seinem Volke, zuförderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist Göttliches in ihm erschienen, und das Ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle, und zu seinem unmittelbaren Verflöſsungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann thätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben, blos als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseyns, hat für ihn ja ohnedies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des Dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbstständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muſs er sogar sterben wollen, damit diese lebe, und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So ist es. Die Liebe, die wahrhaftige Liebe sey, und nicht blos eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf Vergänglichem, sondern sie erwacht, und entzündet sich, und ruht allein in dem Ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sey denn, daſs er sich als Ewiges erſasse; ausserdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas ausser sich zu lieben, ausser also daſs er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens, und seines Gemüths, und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuförderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe, und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht giebt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem

Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keins überliefert worden; so ist er zu beklagen; wem Eins überliefert worden ist, und in wessen Gemüthe Himmel und Erde, Unsichtbares und Sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So ist es auch von jeher gewesen, ohnerachtet es nicht von jeher mit dieser Allgemeinheit, und mit dieser Klarheit ausgesprochen worden. Was begeisterte die Edlen unter den Römern, deren Gesinnungen und Denkweise noch in ihren Denkmalen unter uns leben und athmen, zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen für's Vaterland? Sie sprechen es selbst oft und deutlich aus. Ihr fester Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma, und ihre zuversichtliche Aussicht, in dieser Ewigkeit selber ewig mit fortzuleben, im Strome der Zeit. Inwiefern dieser Glaube Grund hatte, und sie selbst, wenn sie in sich selber vollkommen klar gewesen wären, denselben gefaſst haben würden, hat er sie auch nicht getäuscht. Bis auf diesen Tag lebet das, was wirklich ewig war in ihrer ewigen Roma, und sie mit demselben in unsrer Mitte fort, und wird in seinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage.

Volk und Vaterland in dieser Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit, und als dasjenige, was hinieden ewig seyn kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Worts, — über die gesellschaftliche Ordnung, wie dieselbe im bloſsen klaren Begriffe erfaſst, und nach Anleitung dieses Begriffs errichtet und erhalten wird. Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden, und daſs jeder durch Fleiſs seinen Unterhalt, und die Fristung seines sinnlichen Daseyns finde, so lange Gott sie ihm gewähren will. Dieses alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Ausblühens des Ewigen und Göttlichen in der Welt, immer reiner, vollkommner und getroffener im unendlichen Fortgange. Eben darum muſs diese Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren, als durchaus oberste, letzte und unabhängige Behörde, zuförderst, indem sie ihn beschränkt in der Wahl der

Ihr käm't morg'n zu Nacht wieder her,
Da wir das Geschäft schlieſsen woll'n,
Denn ich hoff' je, mein' Söhn' die soll'n
Mir ſolgen, daſs ihn'n Heil erwachs';
Wünscht euch mit guter Nacht Hans Sachs.

Mittel für seinen nächsten Zweck, den innerlichen Frieden. Für diesen Zweck mufs freilich die natürliche Freiheit des Einzelnen auf mancherlei Weise beschränkt werden, und wenn man gar keine andere Rücksicht und Absicht mit ihnen hätte, denn diese, so würde man wohl thun, dieselbe so eng, als immer möglich, zu beschränken, alle ihre Regungen unter eine einförmige Regel zu bringen, und sie unter immerwährender Aufsicht zu erhalten. Gesetzt diese Strenge wäre nicht nöthig, so könnte sie wenigstens für diesen alleinigen Zweck nicht schaden. Nur die höhere Ansicht des Menschengeschlechts und der Völker erweitert diese beschränkte Berechnung. Freiheit, auch in den Regungen des äufserlichen Lebens, ist der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt; eine Gesetzgebung, welche diese letztere im Auge behält, wird der ersteren einen möglichst ausgebreiteten Kreis lassen, selber auf die Gefahr hin, dafs ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Stille erfolge, und dafs das Regieren ein wenig schwerer und mühsamer werde.

Um dies an einem Beispiele zu erläutern: man hat erlebt, dafs Nationen ins Angesicht gesagt worden, sie bedürften nicht so vieler

Freiheit, als etwa manche andere Nation. Diese Rede kann sogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich sagen wollte, sie könnte so viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daſs sie sich nicht unter einander selber aufrieben. Wenn aber die Worte also genommen werden, wie sie gesagt sind, so sind sie wahr unter der Voraussetzung, daſs eine solche Nation des ursprünglichen Lebens und des Triebes nach solchem, durchaus unfähig sey. Eine solche Nation, falls eine solche, in der auch nicht wenige edlere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich seyn sollte, bedürfte in der That gar keiner Freiheit, denn diese ist nur für die höheren über den Staat hinaus liegenden Zwecke; sie bedarf blos der Bezähmung und Abrichtung, damit die Einzelnen friedlich neben einander bestehen, und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkührlich zu setzende ausser ihr liegende Zwecke zubereitet werde. Wir können unentschieden lassen, ob man irgend einer Nation dies mit Wahrheit sagen könne; so viel ist klar, daſs ein ursprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daſs diese das Unterpfand ist seines Beharrens als ursprünglich, und daſs es in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies ist das erste Stück, in Rücksicht dessen die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren muſs.

Sodann muſs sie es seyn, die den Staat darin regiert, daſs sie ihm selbst einen höhern Zweck setzt, denn den gewöhnlichen der Erhaltung des innern Friedens, des Eigenthums der persönlichen Freiheit, des Lebens und des Wohlseyns aller. Für diesen höhern Zweck allein, und in keiner andern Absicht bringt der Staat eine bewaffnete Macht zusammen. Wenn von der Anwendung dieser die Rede entsteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloſsen Begriffe, Eigenthum, persönliche Freiheit, Leben und Wohlseyn, ja die Fortdauer des Staats selbst, auf das Spiel zu setzen; ohne einen klaren Verstandesbegriff von der sichern Erreichung des Beabsichtigten, dergleichen in Dingen dieser Art nie möglich ist, ursprünglich und Gott allein verantwortlich, zu entscheiden: dann lebt am Ruder des Staates erst ein wahrhaft ursprüngliches und erstes Leben, und an dieser Stelle erst treten ein die wahren Majestätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebens willen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes, ist gar kein rechtes eigentliches Leben, und kein ursprünglicher Entschluſs. Umstände und Lage, längst vielleicht verstorbene Gesetzgeber haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn, und leben so in der That nicht ein eignes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäſsige Fortgang in Gefahr geräth, und es nun gilt, über neue, nie also da gewesene Fälle zu entscheiden: dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe. Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen sich an das Ruder stellen dürfe, der mit eigner Sicherheit und Gewiſsheit und ohne unruhiges Hin- und Herschwanken zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuthen, und den Widerstrebenden zu zwingen, daſs er alles, bis auf sein Leben, in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsiebe, die die Nation als Hülle des Ewigen umfaſst, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfassung ist es; diese vermag dies gar nicht, wenn sie bei Verstand bleibt. Wie es auch ergehen möge, da nicht umsonst regiert wird, so wird sich immer ein Regent für sie finden. Lasset den neuen Regenten sogar die Sklaverei wollen, (und wo ist Sklaverei, ausser in der Nichtachtung, und Unterdrückung der Eigenthümlichkeit eines ursprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden ist?) — Lasset ihn auch die Sklaverei wollen, — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, sogar ihrem Wohlstande sich Nutzung ziehen läſst, so wird, wenn er nur einigermaſsen ein Rechner ist, die Sklaverei, unter ihm, erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigstens werden sie immer finden. Wofür sollten sie denn also kämpfen? Nach jenen beiden ist es die Ruhe, die ihnen über alles geht. Diese wird durch die Fortdauer des Kampfes nur gestört. Sie werden darum alles anwenden, daſs dieser nur recht bald ein Ende nehme, sie werden sich fügen, sie werden nachgeben, und warum sollten sie nicht? Es ist ihnen ja nie um mehr zu thun gewesen, und sie haben vom Leben nie etwas weiteres gehofft, denn die Fortsetzung der Gewohnheit da zu seyn unter erleidlichen Bedingungen. Die Verheiſsung eines Lebens auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, — allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann.

So ist est auch bisher gewesen. Wo da wirklich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand, da ist es jene Verheiſsung ewigen Lebens gewesen, die da regierte und kämpfte, und siegte. Im Glauben an diese Verheiſsung kämpften die in diesen Reden früher erwähnten deutschen Protestanten. Wuſsten sie etwa nicht, daſs auch mit dem alten Glauben Völker regiert, und in rechtlicher Ordnung zusammengehalten werden könnten, und daſs man auch bei diesem Glauben seinen guten Lebensunterhalt finden könne? Warum beschlossen denn also ihre Fürsten bewaffneten Widerstand, und warum leisteten ihn mit Begeisterung die Völker? — Der Himmel war es, und die ewige Seligkeit, für welche sie willig ihr Blut vergossen. — Aber welche irdische Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligthum ihres Gemüths eindringen, und den Glauben, der ihnen ja nun einmal aufgegangen war, und auf welchen allein sie ihrer

Seligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Also, auch ihre eigne Seligkeit war es nicht, für die sie kämpften; dieser waren sie schon versichert: die Seligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungebornen Enkel und aller noch ungebornen Nachkommenschaft war es; auch diese sollten auferzogen werden in derselben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erschienen war, auch diese sollten theilhaftig werden des Heiles, das für sie angebrochen war; diese Hoffnung allein war es, die durch den Feind bedroht wurde, für sie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen sollte, verspritzten sie mit dieser Freudigkeit ihr Blut. Geben wir zu, daſs sie sich selbst nicht ganz klar waren, daſs sie in der Bezeichnung des edelsten, was in ihnen war, mit Worten sich vergriffen, und mit dem Munde ihrem Gemüthe unrecht thaten; bekennen wir gern, daſs ihr Glaubensbekenntniſs nicht das einige und ausschlieſsende Mittel war, des Himmels jenseits des Grabes theilhaftig zu werden: so ist doch dies ewig wahr, daſs mehr Himmel diesseits des Grabes, ein muthigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde, und eine freiere Regung des Geistes, durch ihre Aufopferung, in alles Leben der Folgezeit gekommen ist, und die Nachkommen ihrer Gegner eben ſowohl, als wir selbst, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf diesen Tag genieſsen.

In diesem Glauben setzten unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandringenden Weltherrschaft der Römer muthig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höhern Flor der römischen Provinzen neben sich, die ſeinern Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Ruthenbündel und Beile in Ueberfluſs? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen Theil nehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehrern ihrer eigenen Fürsten, die sich nur bedeuten lieſsen, daſs der Krieg gegen solche Wohlthäter der Menschheit Rebellion sey, Beweise der gepriesenen römischen Klemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten, oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurücken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, in wie weit es ohne Verlust ihrer Eigenthümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein römischer Schriftsteller läſst es ihre Anführer also aussprechen: „ob ihnen denn etwas anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden." Freiheit war ihnen, daſs sie eben Deutsche blieben, daſs sie fortführen ihre Angelegenheiten selbstständig, und ursprünglich, ihrem eignen Geiste gemäſs, zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäſs auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daſs sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten: Sklaverei hieſsen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müſsten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, daſs jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daſs ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu seyn und zu bleiben, und die Seinigen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daſs sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen, und, wie dies der Römer allenthalben that, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwicklung der Menschheit eine andere, und man kann nicht glauben, erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daſs wir noch Deutsche sind, daſs der Strom ursprünglichen und selbstständigen Lebens uns noch trägt, ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jetzo mit uns zu Ende ist, und der letzte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken, alles, was wir noch ferner seyn werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen, und jetzt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsre Brüder, ihr Daseyn; als jene die ewige Ro-

Paul Flemmings

Gedichte.

ma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft.

Diese und alle andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft. Wer ein begrenztes Ziel sich setzt seiner Aufopferungen, und sich nicht weiter wagen mag, als bis zu einem gewissen Punkte, der giebt den Widerstand auf, sobald die Gefahr ihm an diesen durchaus nicht aufzugebenden noch zu entbehrenden Punkt kommt. Wer gar kein Ziel sich gesetzt hat, sondern alles und das höchste, was man hienieden verlieren kann, das Leben, daran setzt, giebt den Wiederstand nie auf, und siegt, so der Gegner ein begrenzteres Ziel hat, ohne Zweifel. Ein Volk, das da fähig ist, sey es auch nur in seinen höchsten Stellvertretern, und Anführern, das Gesicht aus der Geisterwelt, Selbstständigkeit, fest ins Auge zu fassen, und von der Liebe dafür ergriffen zu werden, wie unsre ältesten Vorfahren, siegt gewiſs über ein solches, das nur zum Werkzeuge fremder Herrschsucht, und zu Unterjochung selbstständiger Völker gebraucht wird, wie die römischen Heere; denn die erstern haben alles zu verlieren, die letztern blos einiges zu gewinnen. Ueber die Denkart aber, die den Krieg als ein Glücksspiel ansieht, um zeitlichen Gewinn oder Verlust, und bei der schon, ehe sie das Spiel anfängt, fest steht, bis zu welcher Summe sie auf die Charten setzen wolle, siegt sogar eine Grille. Denken sie sich z. B. einen Mahomet, — nicht den wirklichen der Geschichte, über welchen ich kein Urtheil zu haben bekenne, sondern den eines bekannten französischen Dichters, — der sich einmal fest in den Kopf gesetzt habe, er sey eine der ungemeinen Naturen, die da berufen sind, das dunkle, das gemeine Erdenvolk zu leiten, und dem, zufolge dieser ersten Voraussetzung, alle seine Einfälle, so dürftig und so beschränkt sie auch in der That seyn mögen, dieweil es die seinigen sind, nothwendig erscheinen müssen, als groſse und erhabene und beseligende Ideen, und alles, was denselben sich widersetzt, als dunkles gemeines Volk, Feinde ihres eignen Wohls, Uebelgesinnte und Hassenswürdige; der nun, um diesen seinen Eigendünkel vor sich selbst als göttlichen Ruf zu rechtfertigen, und ganz aufgegangen in diesem Gedanken mit all seinem Leben, alles daran setzen muſs, und nicht ruhen kann, bis er alles, das nicht eben so groſs von ihm denken will, denn er selbst, zertreten hat, und bis aus der ganzen Mitwelt sein eigner Glaube an seine göttliche Sendung ihm zurückstrahle; ich will nicht sagen, wie es ihm ergehen würde, falls wirklich ein geistiges Gesicht, das da wahr ist und klar in sich selbst, gegen ihn in die Kampfbahn träte, aber jenen beschränkten Glücksspielern gewinnt er es sicher ab, denn er setzt alles, gegen sie, die nicht alles, setzen; sie treibt kein Geist, ihn aber treibt allerdings ein schwärmerischer Geist, — der, seines gewaltigen und kräftigen Eigendünkels.

Aus allem gehet hervor, daſs der Staat, als bloſses Regiment des im gewöhnlichen friedlichen Gange fortschreitenden menschlichen Lebens, nichts Erstes, und für sich selbst Seyendes, sondern daſs er blos das Mittel ist für den höhern Zweck der ewig gleichmäſsig fortgehenden Ausbildung des rein Menschlichen in dieser Nation; daſs es allein das Gesicht, und die Liebe dieser ewigen Fortbildung ist, welche immerfort auch in ruhigen Zeitläuften die höhere Aufſicht über die Staatsverwaltung führen soll, und welche, wo die Selbstständigkeit des

Volks in Gefahr ist, allein dieselbe zu retten vermag. Bei den Deutschen, unter denen, als einem ursprünglichen Volke, diese Vaterlandsliebe möglich, und, wie wir fest zu wissen glauben, bis jetzt auch wirklich war, konnte dieselbe bis jetzt mit einer hohen Zuversicht auf die Sicherheit ihrer wichtigsten Angelegenheit rechnen. Wie nur bei den Griechen in der alten Zeit, war bei ihnen der Staat und die Nation sogar von einander gesondert, und jedes für sich dargestellt, der erste in den besondern deutschen Reichen, und Fürstenthümern, die letzte sichtbar im Reichsverbande, unsichtbar, nicht zufolge eines niedergeschriebenen aber eines in aller Gemüther lebenden Rechtes geltend, und in ihren Folgen allenthalben in das Auge springend, in einer Menge von Gewohnheiten und Einrichtungen. So weit die deutsche Zunge reichte, konnte jeder, dem im Bezirke derselben das Licht anbrach, sich doppelt betrachten als Bürger, theils seines Geburtsstaates, dessen Fürsorge er zunächst empfohlen war, theils des ganzen gemeinsamen Vaterlandes deutscher Nation. Jedem war es verstattet, über die ganze Oberfläche dieses Vaterlandes hin sich diejenige Bildung, die am meisten Verwandschaft zu seinem Geiste hatte, oder den demselben angemessensten Wirkungskreis aufzusuchen, und das Talent wuchs nicht hinein in seine Stelle, wie ein Baum, sondern es war ihm erlaubt, dieselbe zu suchen. Wer durch die Richtung, die seine Bildung nahm, mit seiner nächsten Umgebung entzweit wurde, fand leicht anderwärts willige Aufnahme, fand neue Freunde statt der verlornen, fand Zeit und Ruhe, um sich näher zu erklären, vielleicht die erzürnten selbst zu gewinnen und zu versöhnen, und so das Ganze zu einigen. Kein deutschgeborner Fürst hat es je über sich vermocht, seinen Unterthanen das Vaterland innerhalb der Berge, oder Flüsse, wo er regierte, abzustecken, und dieselben zu betrachten, als gebunden an die Erdscholle. Eine Wahrheit, die an einem Orte nicht laut werden durfte, durfte es an einem andern, an welchem vielleicht im Gegentheile diejenigen verboten waren, die dort erlaubt wurden; und so fand denn, bei manchen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten der besondern Staaten, dennoch in Deutschland, dieses als ein Ganzes genommen, die höchste Freiheit der Erforschung und der Mitheilung statt, die jemals ein Volk besessen, und die höhere Bildung war und blieb allenthalben der Erfolg aus der Wechselwirkung der Bürger aller deutschen Staaten, und diese höhere Bildung kam denn in dieser

Gestalt auch allmählig herab zum gröſsern Volke, das somit immer fortfuhr, sich selber durch sich selbst im Groſsen und Ganzen zu erziehen. Dieses wesentliche Unterpfand der Fortdauer einer deutschen Nation, schmälerte, wie gesagt, kein am Ruder der Regierung sitzendes deutsches Gemüth; und wenn auch in Absicht andrer ursprünglichen Entscheidungen nicht immer geschehen seyn sollte, was die höhere deutsche Vaterlandsliebe wünschen muſste, so ist wenigstens der Angelegenheit derselben nicht geradezu entgegengehandelt worden, man hat nicht gesucht, jene Liebe zu untergraben, sie auszurotten, und eine entgegengesetzte Liebe an ihre Stelle zu bringen.

Wenn nun aber etwa die ursprüngliche Leitung sowohl jener höhern Bildung, als der Nationalmacht, die allein für jene und ihre Fortdauer als Zweck gebraucht werden darf, die Verwendung deutschen Gutes und deutschen Blutes, aus der Botmäſsigkeit deutschen Gemüths in eine andere kommen sollte, was würde sodann nothwendig erfolgen müſsen?

Hier ist der Ort, wo es der in unsrer ersten Rede in Anspruch genommenen Geneigtheit, sich über die eignen Angelegenheiten nicht täuschen zu wollen, und des Muthes, die Wahrheit sehen zu wollen, und sie sich zu gestehen, vorzüglich bedarf; auch ist es, so viel mir bekannt, noch immer erlaubt, in deutscher Sprache mit einander vom Vaterlande zu reden, wenigstens zu seufzen, und wir würden, glaube ich, nicht wohl thun, wenn wir aus unsrer eignen Mitte heraus ein solches Verbot verfrühten, und dem Muthe, der ohne Zweifel über das Wagniſs schon vorher mit sich zu Rathe gegangen seyn wird, die Fessel der Zaghaftigkeit Einzelner anlegen wollten.

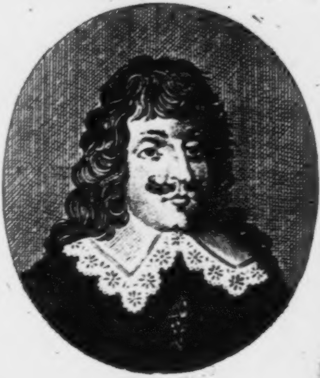
Malen Sie sich also die vorausgesetzte neue Gewalt so gütig und so wohlwollend vor, als Sie irgend wollen, machen Sie sie gut, wie Gott; werden Sie ihr auch göttlichen Verstand einsetzen können? Mag sie alles Ernstes das höchste Glück und Wohlseyn aller wollen, wird das höchste Wohlseyn, das sie zu fassen vermag, wohl auch deutsches Wohlseyn seyn? So hoffe ich über den Hauptpunkt, den ich Ihnen heute vorgetragen, von Ihnen recht wohl verstanden worden zu seyn, ich hoffe, daſs mehrere hiebei gedacht und gefühlt haben: ich drücke nur deutlich aus und spreche aus mit Worten, wie es ihnen von jeher im Gemüthe gelegen; ich hoffe, daſs es auch mit den übrigen Deutschen, die einst dieses lesen werden, sich also verhalten werde; auch haben vor mir mehrere Deutsche ohngefähr dasselbe gesagt; und dem immerfort bezeugten Widerstreben gegen eine bloſs mechanische Einrichtung und Berechnung des Staats, hat dunkel jene Gesinnung zum Grunde gelegen. Und nun fordre ich alle, die mit der neuen Literatur des Auslandes bekannt sind, auf, mir nachzuweisen, welcher neuere Weise, Dichter. Gesetzgeber derselben eine diesem ähnliche Ahnung, die das Menschengeschlecht als ein ewig fortschreitendes betrachte, und alles sein Regen in der Zeit nur auf diesen Fortschritt beziehe, jemals verrathen habe; ob irgend einer, selbst in dem Zeitpunkte, als sie am kühnsten zu politischer Schöpfung sich emporschwangen, mehr, als nur nicht Ungleichheit, inneren Frieden, äussern Nationalruhm, und, wo es auſs höchste getrieben wurde, häusliche Glückseligkeit vom Staate gefordert habe? Ist, wie man aus allen diesen Anzeigen schlieſsen muſs, dieses ihr höchstes, so werden sie auch uns keine höheren Bedürfnisse, und keine höheren Forderungen an das Leben beimessen, und, immer jene wohlthätigen Gesinnungen gegen uns und die Abwesenheit alles Eigennutzes, und aller Sucht mehr seyn zu wollen denn wir, vorausgesetzt, trefflich für uns gesorgt zu haben glau-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

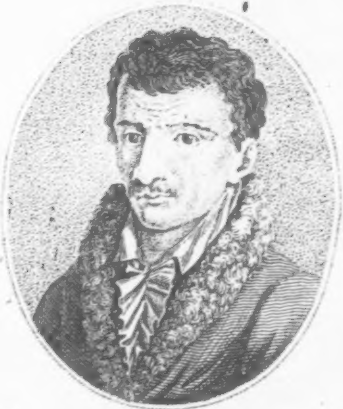
ben, wenn wir alles das finden, was sie allein als begehrungswürdig kennen; dasjenige aber, warum der Edlere unter uns allein leben mag, ist sodann ausgetilgt aus dem öffentlichen Leben, und das Volk, das für die Anregungen des Edleren sich stets empfänglich gezeigt hat, und welches man sogar nach seiner Mehrheit zu jenem Adel emporzuheben hoffen durfte, ist, so wie es behandelt wird, wie jene behandelt seyn wollen, herabgesetzt unter seinen Rang, entwürdigt, ausgetilgt aus der Reihe der Dinge, indem es zusammenflieſst mit dem von niederer Art.

In wem nun jene höheren Anforderungen an das Leben, nebst dem Gefühle ihres göttlichen Rechts, dennoch lebendig und kräftig bleiben, der fühlt mit tiefem Unwillen sich zurückgedrängt in jene ersten Zeiten des Christenthums, zu denen gesagt ist: »Ihr sollt »nicht widerstreben dem Uebel, sondern, so »dir jemand einen Streich giebt auf den rechten »Backen, dem biete den andern auch dar, und »so jemand deinen Rock nehmen will, dem »laſs auch den Mantel;« mit Recht das letzte, denn so lange er noch einen Mantel an dir sieht, sucht er einen Handel an dich, um dir auch diesen zu nehmen, erst wie du ganz nackend bist, entgehst du seiner Aufmerksamkeit und hast vor ihm Ruhe. Eben sein höherer Sinn, der ihn ehrt, macht ihm die Erde zur Hölle, und zum Eckel, er wünscht, nicht geboren zu seyn, er wünscht, daſs sein Auge je eher je lieber sich dem Anblicke des Tages verschlieſse, unversiegbare Trauer bis an das Grab erfaſst seine Tage, dem, was ihm lieb ist, kann er keine bessere Gabe wünschen, denn einen dumpfen und genügsamen Sinn, damit es mit weniger Schmerz einem ewigen Leben jenseits des Grabes entgegen lebe.

Diese Vernichtung jeder etwa ins künftige unter uns ausbrechenden edlern Regung, und diese Heruntersetzung unsrer ganzen Nation, durch das einzige, nachdem die andern vergeblich angewendet worden sind, noch übrig bleibende Mittel zu verhindern, tragen Ihnen diese Reden an. Sie tragen Ihnen an die wahre und allmächtige Vaterlandsliebe, in der Erfassung unsers Volks als eines ewigen, und als Bürgen unsrer eignen Ewigkeit, durch die Erziehung in aller Gemüther recht tief, und unauslöschlich zu begründen. Welche Erziehung dies vermöge, und auf welche Weise, werden wir in den folgenden Reden ersehen.



PAUL FLEMMING.



I. G. SEUME.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1902.3452

BIBL.
VNIVER
LIPS

Drey und siebenzigstes Bändchen.

Seume's Gedichte.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann*.

Biographie des Dichters.

Seume iſt der Sohn eines ſchlichten Landmanns. Er wurde zu Posern, einem öſtlich von Weiſsenfels gelegenen Dorfe, am 29. Januar 1763 geboren. Er bemerkt in ſeinem eigenen biographiſchen Fragment: daſs er in einer entſetzlich kalten Periode geboren, mit Kuhmilch aufgezogen wurde, und daſs er zweymal in ſeiner früheſten Jugend nahe daran war, im Waſſer zu ertrinken. Späterhin zog der Vater nach Knaut-Kleeberg, wo er eine Wirthſchaft pachtete; und im J. 1775 erſt 37 Jahre alt, starb. Der junge Seume genoſs bis hierher den Unterricht der Dorfschulmeister zu Posern und Knauthayn; er war jetzt 12 Jahre alt und der älteste von noch 4 Geschwistern. Des Vaters Vermögen kam zum Concurse; der armen Mutter blieb nichts, als ein kleines Häuschen. Da trat der Graf von Hohenthal-Knauthayn hervor, und versprach für den Knaben zu sorgen. Der Pastor des Orts, M. Schmidt, übernahm den fernern Unterricht desselben. Seume war erst willens ein Grobschmidt zu werden; dann ein Dorfschulmeister. Man brachte ihn zum Rector Korbinsky nach Borna. „Hier kam ich denn — sagt er selbst — wie ein halber Hurone, moralisch gut gebildet, wenigstens ganz unverdorben, aber wissenschaftlich ganz roh und wild an. Der alte Herr nahm mich freundlich väterlich auf, und ist von allen meinen vielen

Lehrern derjenige, dem ich am meisten verdanke; — der Aufenthalt bey ihm ist mir immer die schönste, reinste Erinnrung gewesen, und wird es immer bleiben. Segen seiner Asche!» —

Nachdem er einige Jahre wissenschaftlichen Vorunterricht bey dem guten Korbinsky genossen und zum Studiren sich entschlossen hatte, brachte man ihn nach Leipzig auf die Nicolaischule, zum Rector Martini, dessen Gelehrsamkeit er alle Gerechtigkeit wiederfahren läſst, von dem er aber behauptet, daſs er zum Schulmann ganz verdorben gewesen sey.

Schon in Borna hatte Seume die ersten poetischen Versuche gemacht; der Hasenschwanz, eine satyrische Fabel war es, mit welcher er debütirte. In Leipzig fuhr er fort Verse zu machen; auch lateinische, ja selbst gücchische. Er war 16 Jahre alt, als er den ersten Roman, den Siegwart las, oder vielmehr in einer einzigen Nacht ihn verschlang. Seine Phantasie wurde von dieser Lectüre aber keineswegs verführt; etwas anders hatte für seinen Geist weit gröſsern Reiz, dies war die Geschichte, die er immer fleiſsig studirte. Auch die Philologie wurde von ihm cultivirt; sogar in der hebräischen Sprache hatte er gute Fortschritte gemacht. Nach kurzer Zeit vertauschte er die Schule mit der Unizersität. Morus und Wolf waren unter andern seine Lehrer. Er sollte und muſste Theologie studiren. Sie sprach ihn aber wenig an; er gerieth bald genug in den Ruf der Ketzerey, und dadurch bey seinem Protector, dem Grafen v. Hohenthal, in Miſskredit. Durch eine Predigt in Knauthayn glaubte er alles wieder gut gemacht zu haben. Sein ärgster Feind war jedoch seine eigene Ueberzeugung. Er unterlag dem Kampfe mit sich selbst und entschloſs sich, durch einen Gewaltstreich seiner peinlichen Lage ein Ende zu machen. Er verabschiedete die Theologie, und entfernte sich heimlich von Leipzig, in der Absicht, nach Frankreich zu gehen, und als Militär sich eine andere Laufbahn zu eröffnen. Sein Schicksal wollte es aber anders. Er gerieth auf seiner Reise unter die Menschenmäkler des Landgrafen von Hessen - Cassel und wurde gewaltsam nach Nordamerika verschifft.

In Nordamerika war es, wo der Dichter die Bekanntschaft des trefflichen Münchhausen machte, den er in einigen seiner Gedichte feyert. Er brachte es im Dienste, unter tausend Beschwerden, zum Unteroffizier; seine Hauptamtsbeschäftigung in Nordamerika war die Regimentsschreiberey, die ihn fast um's Leben brachte und nur wenige Minuten zur Contemplation und zum Poetisiren übrig lies. Mit dem Feinde kam er nie zusammen, und ohne ihn gesehen zu haben, kehrte er mit den Truppen nach Deutschland zurück. Da er hier befürchtete, nebst seinen Waffengefährten an die Preussen verkauft zu werden, so suchte er durch Desertion diesem Schicksale zu entgehen. Er wurde als Deserteur nach Emden geschleppt und muſste da als gemeiner Soldat dienen. Von Emden aus flüchtete er zweymal und wurde zweymal zurück gebracht. Endlich machte ein Edler unter den Einwohnern dieser Stadt Caution für ihn; er ging in sein Vaterland und kehrte nicht zurück.

Zu Leipzig, wo er sich ganz den Wissenschaften zu widmen beschloſs, machte er unter andern auch die Bekanntschaft des trefflichen

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Rassmann.

Achtes Bändchen.

Flemming's Gedichte.

Zwickau, 1822.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Weise. Dieser verschaffte ihm die Mittel, dem Emdener Freunde seine Schuld abzutragen. Er verwendete dazu sein erstes schriftstellerisches Honorar. Durch Schriftstellisiren und Unterrichtgeben in den neuen Sprachen erwarb er sich die Bedürfnisse des Lebens. Im J. 1792 wurde er Magister. Er erhielt die Hofmeisterstelle des Sohns des russischen Grafen Igelström. Dieser brachte ihn 1793 zu seinem Bruder, dem Gen. Igelström zu Warschau, als Sekretär; später erhielt er von demselben, des Avancements wegen, eine Offizierstelle. Er überstand glücklich die grausenvolle Katastrophe des J. 1794 in Warschau, und kam wohlbehalten nach Leipzig zurück.

Von jetzt an ergab er sich, ohne es eigentlich zu wollen, dem Privatleben. Ihm verlangte weder nach einer Militärstelle, noch nach einem

Amte. Göschen lud ihn zu sich nach Grimma, wo er den Corrector und Erzieher machte. Nur zwey Jahre hielt er bey demselben aus, dann trat er seinen Spaziergang nach Syrakus an. Er reiste ab im December 1801, und kehrte nach 9 Monaten wieder nach Grimma zurück. Die Veranlassung zu dieser Reise war keine andere, als der Wunsch, den classischen Boden zu durchwandeln und in den Trümmern des schönen Alterthums anschaulich zu leben. Späterhin machte er auch eine Reise durch Ruſsland, Finnland und Schweden, die er in dem Buche: Mein Sommer, beschrieb. Nach seiner Wiederkehr in Leipzigs Mauern lebte er ganz dem Wissenschaftlichen und der Schriftstellerey. Im J. 1808 fingen seine körperlichen Leiden an. Die schreckliche Krankheit des Blasenkartars brachte ihn ſast zur Verzweiflung. Er wurde etwas wieder hergestellt;

aber der Saame des Todes wucherte bereits in seinem Körper. Ungeachtet seiner sehr geschwächten Gesundheit wagte er im Frühling 1810 eine Reise nach Weimar zu seinem Freunde **Wieland**. Einen Monat später veranlaſsten ihn die Frau v. d. **Recke** und **Tiedge**, sie nach Töplitz zu begleiten. Er that es in der Hoffnung zu genesen, und fand da seinen Tod, am 13. Juni 1810. Seine Freunde setzten ihm einen kleinen Denkstein; ein daurenderes Denkmahl stiftete er sich durch seine Schriften, unter denen seine Gedichte nicht die letzte Stelle behaupten. Die erste Auflage derselben erschien im J. 1800, die dritte im J. 1810. Etwa der dritte Treil derselben ziert unsere Etui-Ausgabe.

Einer seiner Freunde zeichnete des Dichters Charakter also; „Groſse Sorgfalt für sein Inneres, wenige für sein Aeuſseres; ernstes Denken, ruhiges Erwägen und Tiefe des Gemüths; Mangel an Nachgiebigkeit und Reichthum an Nachsicht; Bewuſstseyn seines Werthes, und Bescheidenheit eines gebildeten Menschen; Freundlichkeit und Liebe im Herzen, oft finster um Stirn und Auge; empfänglich für das Schöne und Erhabene; flammender Eifer für Gerechtigkeit und eine gesetzmäſsige Freyheit; selbstständig ohne Furcht; bitter gegen Falschheit und Unterdrückung; Haſs gegen schlechte Menschen, aus Liebe zur Menschheit; — so war Seume. (S. Mein Leben; von J. G. Seume. 8. Leipz. 1813.)

Inhalt.

Seite

Abschiedschreiben an Münchhausen. . . 1

Gebet. 11

Schwermuth. 19

Weibliche Unschuld. 24

Minna an der Harfe. 33

An Klopstock. 38

Der Opferstein. 40

Ein Lied im gewöhnlichen Ton. . . . 42

Das Opfer. 48

Einsame Wandlung. 54

Der Maymorgen. 59

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17862/044

Seite
Das scheidende Jahrhundert. 64
Parentation dem Könige Stanislaus Augustus Poniatowsky. 71
Apotheose. 79
Der Mayabend. 85
Die Gesänge. 91
Faustin. 96
Das Herabkommen vom Gotthardt. . . 103
Der Tag der Heuerndte. 110

Abschieds-Schreiben.

An Münchhausen.

Nimm meinen Kuſs im Geist an deinem Rheine,
Und denke bey den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele lieb gewann.

Erinnre dich, wie bey dem kleinen Mahle
Wir auf dem Steine lagen, und, die Schale
Des Kieselbaches in der Hand,
Uns über Stolbergs Liede Freundschaft schwuren,
Und wie uns Schauer durch die Seele fuhren
Bey Freundschaft und bey Vaterland.

Erinnre dich, wie Arm in Arm wir gingen,
Und an dem Blick der Abendsonne hingen,
Die bey Neufundland nieder sank,
Und wie wir dann auf Adlerbergen saſsen,
Und in der Dämmrung Klopstocks Hermann lasen
Auf einer grauen Felsenbank.

Erinnre dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns, in ächter Urbewohner Sitte,
Mit Ungestüm in die berauchte Hütte
Und brüderlich zu Tische nahm.

Kannst du es je, das Patriarchenessen,
Und unsers Wirthes Jubellied vergessen,
Der froh wie Gott uns Gutes gab;
So führe mit dem Gängelband der Mode
Der Parze Hand nach einem Stutzertode
Dich rächend in ein Marmorgrab.

Nein, Freund! gewiſs durchirrst du noch im Bilde
Die Berge, wo der gute wackre Wilde
So oft uns auf dem Felsen fand,
Wo, trotz den Männern von Minervens Hügel
Und von dem Kapitol, der Gröſse Siegel
Auf seiner freyen Stirne stand.

Erinnre dich wie in des Nordlichts Gluthen
Oft unsre kleine Barke durch die Fluthen
Mit zittern an das Ufer stieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen
drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen sangen,
Von Geistern, Harfen, Schlacht und Sieg.

Hier sitz' ich, Freund, im meiner Jugend Haine,
Und schreibe dir auf einem alten Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort:
Zum zweytenmale greif' ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Nunmehr vielleicht auf ewig fort.

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Und hat genug der Männer für Geschäfte,
Und schenkt mir gerne meine Pflicht.
Ich habe von den vielen fetten Gauen
Nicht einen Fuſs mir meinen Kohl zu bauen
Zu einem ländlichen Geſicht.

Obgleich auf keinem Acker eine Aehre
Mit ihres Segens schöner goldner Schwere
Mir dankbar in die Sichel sinkt;
Obgleich von keinem jungen Zöglingsbaume
Mit ihrem Purpur eine Mohrenpflaume
Mir Durstigen zum brechen winkt:

So sitz' ich doch mit schaurigem Gefühle
Und sehe traurig hier dem Wellenspiele
Am Ufer unsrer Elster zu,
Und wende langsam meine düstern Blicke
Noch einmal auf die Knabenwelt zurücke
Und ihrer Jahre stille Ruh.

Bald gellt vielleicht mit schwerem Eisentone.
Bellone von des Nordens rauher Zone
Auch mir noch einen Schlachtgesang,
Der jüngst vom Felsenfuſs der Pyrenäen
Bis an des Samogeten Winterseen
In grellen Noten wiederklang.

Dann, Freund, wenn ich in dem beeisten Norden
Vielleicht mit Schaaren unbekannter Horden
In fremde wilde Kriege zieh,
Und wenn ich am kaukasischen Gebirge
Mich auf den Tod mit Ghenkis Enkeln würge,
Vergiſs des Busenbruders nie.

Und wenn, von einem Männerarm geschwungen,
Ein Türkenstahl mir durch das Hirn gedrungen,
Und du den Todesboten hörst:
So setze dich zu einem Trauermahle,
Und singe mir bey unsrer Bundesschale
Ein Lied, mit dem du Helden ehrst.

Jetzt lebe wohl! und höre von dem Freunde,
Als ob er scheidend dir im Arme weinte,
Ein Wort, das seine Seele spricht:
Nicht ob ich deiner Seele Werth verkennte;
Nimm nur mein Herz in meinem Testamente;
Denn Gold und Silber hab' ich nicht.

Sey immer Mann und groſs durch eigne Kräfte,
Und nie laſs andern Händen die Geſchäfte,
Die du noch selbst zu thun vermagst;
Sey Harmonie in Wort und That, und weiche
Kein Haar breit, stark wie eine Königseiche;
Und felsenfest sey, was du sagst.

Sey wie ein Gott im Wohlthun auf der Erde,
Und gib dem Armen froh von deinem Herde,
Und tröste warm des Kummers Sohn:
So wird man mit Entzücken dir begegnen,
Und dich, wie Kinder ihren Vater, segnen;
Und dieses ist der schönste Lohn.

Sey Freund von allen; aber lange sichte
Und prüfe scharf und faſs' in jedem Lichte,
Und blicke tief bis auf den Grund
Dem Manne, dem du in die Arme sinkest;
Denn wisse, wenn du Gift statt Heilung trinkest,
So bleibt dein Herz auf ewig wund.

Trau nicht dem Menschen; dicker Firniſs decket
Die wahre Farbe, welche sich verstecket
Und in der Leidenschaft nur zeigt:
Verachte stolz den stolzen goldnen Thoren,
Doch mehr noch jenen, der mit leisen Ohren
Sich bis zum Gürtel schmeichelnd beugt.

Stets handle feſt nach männlichen Gesetzen,
Die du dir schriebst, und Eines zu verletzen
Sey Hochverrath an der Vernunft.
Trägst du Zufriedenheit in deiner Seele,
So hast du Glück für dich genug, so quäle
Dich nicht um Beyfall einer Zunft.

Miſstraue jedem Lobe, jedem Tadel,
Und prüfe strenge jeder Handlung Adel,
Für die man ein Diplom begehrt;
Doch wag' es nie, mit alten Ketzerflammen
Den Mann, den man verdammet, zu verdammen;
Denn Gott nur kennet seinen Werth.

Durchwandle froh mit deinem Freund die Auen;
Nur wag' es nicht, auf ihn dein Glück zu bauen:
Wer ist der Mensch, für den du bürgst?

Steh selbst, und suche die Vernunft zu rächen,
Damit du nicht, wenn fremde Säulen brechen,
Des Lebens Ruh auf immer würgst.

Flieh vor dem Weibe, Freund; in ihren Netzen
Ist erst Berauschung und sodann Entsetzen:
Und in der ganzen Schöpfung blickt
Kein Wesen, das mit allen Engelgaben,
An denen sich die blinden Opfer laben,
Am Ende schrecklicher berückt.

Und wenn ein Weib dir mit verklärten Blicken
Ein hohes paradiesisches Entzücken
In deine trunkne Seele bebt;
Und wenn sie dich aus deiner Erdenhülle
Mit ihres Zaubers ganzer Nektarfülle
Zur Wonne des Olymps erhebt;

Freund, wehe dir, wenn du im Hochgenusse
Der Schönheit blind zu einem Götterkusse
Dich in des Engels Arme wirfst,
Und tief, gleich Libers schwer berauschten Zechern,
Der Wollust Taumel aus gekrönten Bechern
Zum himmlischen Geheimniſs schlürfst.

Das Feuer, das dein Wesen heute nähret,
Wird morgen Gluth, und wüthet, und verzehret
Die kleine Stütze deines Glücks;
Es quält dich Angst, und jagt dich auf und nieder;
Du siehst Verrath in jedem deiner Brüder
Und in der Richtung jedes Blicks.

Du irrest nicht: des Mädchens Flamme währet,
Bis Lunens Hochlicht zweymal wiederkehret;
Dann sucht sie neuen Zeitvertreib;
Und kann mit deinen heiligsten Gefühlen,
Mit deinem Leben wie mit Würfeln spielen.
Gebrechlichkeit, dein Nahm' ist Weib!

Verzeih mir, Freund, wenn ich mit bittrer Klage
Der Schöpfung Meisterstück zu richten wage:
Gib nie, gib nie dein ganzes Herz;
Laſs nie es kühn in lauter Liebe weben,
Versuche nie zum Gott dich zu erheben,
Und du entgehst der Folter Schmerz.

Freund! hoffe nichts und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und du wirst glücklich werden,
So glücklich als der Mensch es kann:

Denn Glück, unwandelbar und ungestöret
Das selbst der Neid mit stummer Achtung ehret,
Erwirbt sich auf der Welt kein Mann.

Durchblicke kühn die alte graue Decke
Der Vorurtheile; rufe laut und wecke
Den Nebenwandler aus dem Traum:
Doch störtest du ihm seine gute Reise,
Und rücktest ihn gewaltsam aus dem Gleise,
So gib der alten Weise Raum.

Durchstöre nicht der Schulen alte Kriege
Um aufgeblähter Weisheit Federsiege,
Die schnell die Skepse dir verwischt:
Erforsche nur, um gut und froh zu leben,
Und deiner Muse Geist und Salz zu geben;
Und lache, wenn der Tadler zischt.

Freund, lebe wohl! und ruf' in deine Seele
Oft See und Fluſs und Wald und Fels und Höhle
Zurück, durch die wir Arm in Arm
Oft zu dem freundlichen Huronen schlichen;
Und ist das schöne Bild von dir gewichen,
So strafe dich der Thoren Schwarm.

Freund, hoffe, daſs des Weltenhalters Wage
Uns noch am Abend unsern Rest der Tage

In Einer Hütte wägen wird;
Daſs noch der Schatten Eines Baums uns decken,
Noch ein Gesang der Nachtigall wird wecken,
Wenn wir genug umhergeirrt.

Nimm meinen Kuſs im Geist an deinem Rheine
Und denke bey den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele lieb gewann.

Gebet.

Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet,
Und weder Mönch noch Bonze kennet,
Den man von Nation zu Nation,
Durch schleichenden Betrug geblendet,
In frömmelnder Verehrung schändet,
Hier bet' auch ich, des Staubes Sohn.

Des Weisen forschender Gedanke
Bebt ehrfurchtsvoll in seiner Schranke,
Und blickt mit Ahndung in dein Heiligthum,
Und stehet, wenn in ihren Kreisen
Dich Myriaden Welten preisen,
Anbetend still zu deinem Ruhm.

Du säest Welten aus wie Saaten,
Und das Geheimniſs deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder,
Und eine Erde nur ein Wurm.

Und ich, was mag ich Pünktchen wollen?
Die Sphären deiner Ordnung rollen
Nach deinem Maſs in ihren Kreisen hin;
Ob unter Jubel oder Wimmern,
Auf Rosenwegen oder Trümmern
Ich glücklich oder elend bin.

Du hast gerecht zu meinem Leben
Mein Theil mir von Vernunft gegeben;
Genug zum Segen und genug zum Fluch:
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ruhig ohne Murren dulde,
Mit dir und mir in Widerspruch.

Das Urverhängniſs aller Dinge
Liegt weislich in dem groſsen Ringe
Durch lange Folgen an Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich bis zur Folter quälen,
Im Schicksal anders angereiht.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals groſse Rolle lesen,
Auf welche du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem du die Sphären treibst?

Man legt dir, Weisester, wenn Thoren
Durch Unverstand ihr Glück verloren,
In lauten Klagen den Verlust zur Last;
Und niemand miſst genug die Mittel,
Die du im Purpur und im Kittel
Den Sterblichen beschieden hast.

Nur wenn des Lebens Riesenplagen
Der Freude letzten Keim zernagen,
Erliegt dem heiſsen menschlichen Gefühl
Die schwankende Vernunft und fluchet,
Wenn sie umsonst nach Rettung suchet,
Frech sich und dir in dem Gewühl.

Wenn übertünchte Bösewichter
Das Recht durch den erkauften Richter
Der Unschuld rauben, und in hohem Spott
Das Mark der Wimmernden verschwenden,
Verzweifelt in des Henkers Händen
Die Tugend selbst an ihrem Gott.

Wenn heuchlerische schwarze Seelen
In ihrem Kleid ihr Gift verhehlen,
Und Völker an dem Gängelbande drehn,
Und desto blutiger zu zehren
Mit Finſterniſs die Dummheit nähren,
Wagts der Gequälte dich zu schmähn.

Vorwort.

Paul Flemming wurde am 17. Okt. 1609 zu Hartenstein im Voigtlande geboren. Auf der Fürstenschule zu Meiſsen vorbereitet, bezog er die Universität Leipzig, um Arzneykunde zu studiren, der klassischen Literatur, der Philosophie und Dichtkunst nicht minder ergeben. Nachdem er hier die Magisterwürde erlangt hatte, bestimmten ihn bald die damaligen Kriegsunruhen, sein Vaterland zu verlassen.

Die Zwietracht schwingt mit Schlangenarmen
Die Todeſfackel ohn' Erbarmen,
Und würgt mit Wuth in einem Augenblick,
Der göttlichen Vernunſt zu Schande,
Die ganze Hoffnung ganzer Lande,
Und mancher Jahre schönes Glück:

Der Ocean durchbricht die Dämme
Und greiſt im Sturme ganze Stämme
Von Glücklichen mit ungeheurer Fluth;
Die Erde wirſt mit giſt'gem Hauche
Verderben aus dem Naphtabauche,
Und friſst Provinzen in der Gluth:

Wenn rund, wohin das Auge fliehet,
Wo nur der Strahl der Sonne glühet,
Die Menschheit unter ihren Geiſseln weint,
Wenn in unendlichen Gestalten
Harpyen ihre Mahlzeit halten,
So knirscht vor Grimm der Menschenfreund.

Wenn in dem stürmischen Gewühle
Sich qualvoll kreuzender Gefühle
Die schwache Lampe der Vernunſt erlischt;
Wenn hinter ihm Verwüstung gähnet,
Und vor ihm, furchtbar ausgedehnet,
Sich Finsterniſs mit Schrecken mischt;

Wenn er umsonst nach Lichte spähet,
Und zweifelnd an dem Abgrund stehet,
Wagt er die groſse fromme Frevelthat,
Voll hoher Gluth in seinen Adern,
Mit dir, Gott, seinem Gott zu hadern,
Und lästert dich und deinen Rath.

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,
Gott, dessen Hauch das Weltall füllet,
An dessen Kleid die Sonnen funkelnd stehn;
Auf dessen Wink die Welten fallen,
Und aus den Trümmern neue wallen,
Und jubelnd sich in Sphären drehn:

Gott, Vater, Schöpfer, Ordner, Walter,
Des Cherubs und des Wurms Erhalter,
Laſs nichts mir, wenn die Bosheit teuflisch glotzt,
Laſs nichts mir meinen Kinderglauben
An deine Vatergüte rauben,
Der aller Bosheit Giften trotzt.

Ich bin, kann ich in Hypothesen
Gleich nicht das groſse Räthsel lösen,
Jch bin ein Funke deiner Ewigkeit;
Und mein Gefühl mit Feuerschwingen
Kann auf zu deiner Gröſse dringen
In seines Werthes Trunkenheit.

Laſs mich nicht, wenn mein Busen wüthet,
Und Lästerung und Wahnsinn brütet,
Im hohen Wahnsinn deine Weisheit schmähn;
Ich stehe blind am groſsen Spiele,
Und kann hinab zum fernen Ziele
Nicht mit dem schwachen Auge sehn.

Laſs mich nicht, wenn in ihren Rotten
Verführer frech der Unschuld spotten,
Und jeden Tag ein neues Opfer fällt,
Laſs mich, wenn sie mit Molochsaugen
Aus ihren Thränen Nahrung saugen,
Nicht richten über deine Welt.

Laſs mich nicht, wenn mit Hochgelächter
Des Rechtes rechtliche Verächter
Der Tugend kaum den Götterwerth verzeihn,
Laſs mich nicht, wenn des Elends Knaben
Umsonst nach Futter schreyn, wie Raben,
Durch Lästerung die Zung' entweihn.

Laſs mich nicht, wenn Hyänenhorden
Provinzen zur Verwüstung morden,
Und jubelnd über Menschentrümmern gehn,
Laſs mich nicht unter Menschenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln,
Wenn Höllengeister mich umwehn.

Laſs nie mich in der Angst es wagen,
Dich hochvermessen anzuklagen,
Da Dunkel noch das groſse Jenseits deckt,
Nicht fluchen, wenn das Laster sieget,
Und Tugend, die im Schlummer lieget,
Zu ihrem Untergange weckt.

Wenn jenseits noch zur Qual gerottet,
Der Tugend frech die Bosheit spottet,
Die hier das Blut der Unschuld gierig sog;
So ist es, Herr, dein Himmelsfunken,
Der, waren wir hier wonnetrunken,
Uns göttliche Verwandtschaft log.

Wenn du uns hier in unserm Staube,
Trotz der Verheiſsung, die ich glaube,
Zum todten Stoff der fremden Wesen legst,
So sinkt die Hälfte meiner Brüder
In namenloses Elend nieder,
Womit du zwecklos sie zerschlägst.

Wenn Angst und Zweifel in mir stürmet,
Und Nacht auf Nacht sich um mich thürmet,
Und alle Sinne sich im Schwindel drehn,
So will ich meine Hände falten,
Und mich an dich im Sinken halten;
Und sinkend werd' ich nicht vergehn.

Ich will, wie an dem Helm im Schiffe,
Am alles tröstenden Begriffe
Von dir und deiner weisen Güte stehn,
Und wenn des Weltbaus Angel sinken,
Der Hoffnung vollen Becher trinken,
Und ruhig in die Trümmer sehn.

Es sollen mich nicht Widersprüche,
Nicht infulierter Männer Flüche,
Nicht Edda, Vedam, und nicht Alkoran,
Nicht Bibel und nicht irre Weisen
Von meiner Felsenwarte reiſsen,
Auf der ich sicher harren kann.

Aus deiner Hand gehn Orionen,
Du hauchst der Geister Millionen
Mit Götterkräften hin in ihre Bahn,
Und zündest, wenn die Geister zagen,
Aus Mitternacht zu Sonnentagen
Gewiſs die Fackel wieder an.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken
Dann unter himmlischem Entzücken
Gewiſs der Ordnung Morgenlicht zuletzt:
Dann tauch' ich mich in jene Kreise
Der Welten, wenn zur Weltenreise
Aurore mir die Füſse netzt.

Schwermuth.

Führe mich zu deiner Abendfeyer,
Göttin mit dem tiefgesenkten Schleyer,
Göttin der Gedanken und der Ruh,
Führe mich, zum Freunde dir geboren,
Fern von dem Geräusch der goldnen Thoren,
Deinem dunklen Ulmenwalde zu.

Auf der Felsengrotte grauem Steine,
Wo ich einsam oft, im tiefſten Haine,
Von der Erde losgekettet ſaſs,
Will ich mich in deine Arme schmiegen
Zu dem süſsen traurigen Vergnügen,
Welches nie des Weltlings Seele maſs.

Rund umher kann ich mit tiefem Grauen
Monumententrümmer überschauen
Aus der alten alten Fehdezeit;
Rund umher verkünden schwarze Mauern,
Die dem Auge morsch entgegen schauern,
Wie die Bosheit Gift in Wehmuth streut.

Dort von jenem eingestürzten Schlosse
Wieherten zum Straſsenraub die Rosse
Unter braven Rittern in das Thal;
Und die Enkel schwelgen jetzt im Gute,
Das der Urahnherr mit Löwenmuthe
Einst vor grauer Zeit dem Pilger stahl.

Dort hat in des Faustrechts blut'gen Tagen
Einen Greis des Sohnes Schwert erschlagen,
Bey der alten moosbedeckten Gruft;
Dort floh von dem blutgefärbten Herde
Der Verruchte vor des Rächers Schwerte
In die Hölle durch die Felsenkluft.

Dort, wo man die Weizengarben bindet,
Rauchte, von dem Satan angezündet,
Todesfeuer in die Luft empor;
Und die Gegend scholl von Kriegesrufe
Und die Erde bebte von dem Hufe,
Und die Buche zitterte wie Rohr.

Unsre alten guten Väter haben,
Tausende Erschlagner hier begraben,
Die der blinde Ehrgeiz hingewürgt;
Und der hochgeworfne Knochenhügel
Liegt Jahrhunderten zum schwarzen Siegel,
Das den Menschen Menschenelend bürgt.

Unter jenes Kirchhofs dunkeln Hallen
Scheinen bleiche Gruppen hin zu wallen,
Und mit Grimme blickt vom Leichenstein
Noch, wie einst im alten Aktensaale,
Der Erfinder teuflischer Kabale,
Seine Qual und seiner Brüder Pein.

Liebenswürdig wie die jungen Horen,
Zu der Schöpfung Meisterstück geboren,
Stürzte dort als Opfer feiler Brut,
Die mit süſsem Gift ihr Herz belogen,
Minna, um ihr Erdenglück betrogen,
Sich mit holdem Wahnsinn in die Fluth.

Dort von jenem alten Klosterthurme
Funkelt' einst im kleinen Feuerwurme
Dickes Aberglaubens Gaukeley.
Und des Unsinns drohender Pagode
Gängelte die klägliche Synode
An dem Leiteseil der Möncherey.

An den umgeworfnen Leichensteinen
Sah man Waisen voll Verzweiflung weinen,
Die Gerechtigkeit zu Waisen schuf;
Thränen grüſsten dort die Morgenröthe,
Und des lauen Westes Flügel wehte
Laut zu Gott empor des Jammers Ruf.

Jene Gärten, wo der Schwelger singet,
Hat der Armen Kummerschweiſs gedünget,
Der von heiſsgebrannter Stirne floſs,
Und die Despotie, in Blut geschrieben,
Treibt der Gottheit Bild mit Geiſselhieben
Durch die lange Sklaverey wie Troſs.

Göttin, Freundin, ach wer kann die Plagen
Unsrer armen Menschheit alle klagen?
Elend deckt die Wiege, deckt das Grab:
Elend lagert sich um uns und lauschet,
Wenn der Freude schönster Becher rauschet,
Sitzt am Scepter und am Bettelstab.

Aus der Urne rinnt der Freude wenig,
Für den Sohn der Armuth und den König;
Und den Tropfen, der uns trösten soll,
Macht die schele Bosheit schon im Falle
Mit der Hölle Schlangenhauch zu Galle,
Und die Liebe selbst gebiert den Groll.

Göttin, führe du mit deiner Trauer
Mich zur Weihe längs der alten Mauer,
Deren Firsten wilder Epheu deckt;
Laſs mich unter kalten Leichensteinen
Eine Thräne bey den Brüdern weinen,
Welche nun nicht mehr der Kummer weckt.

Helte mich mit deinen Seelenblicken,
Wenn ich Tugend in der Bosheit Stricken,
Und die Bosheit im Triumphe seh;
Mache du mich ſest in meinem Wandel,
Wenn ich neben einem Bubenhandel
Und dem Elend, seinem Sohne, steh.

Leite mich, Geliebte, wenn ich sinke,
Daſs ich Kraft aus deinem Auge trinke,
Wenn der Zweifel wühlend auf mich rückt,
Wenn ich vor dem groſsen Vorhang stehe,
Und mit Zittern in die Tiefe sehe,
Daſs mich nicht der Zweifel nieder drückt.

Er ging nach Holstein, und wurde in das Gefolge der feierlichen Gesandtschaft aufgenommen, welche der Herzog Friedrich an seinen Schwager, den russischen Zaar, Michael Fedeorowitsch, zu schicken im Begriff war, ihn um freyen Durchzug für eine zweyte Gesandtschaft an den Schach Sefi von Persien, zur Bewirkung gewisser Handelsvortheile für das Holsteinische Land, zu bitten. Die Gesandtschaft, unter Philipp Crusius und Otto Brügmann, ging, mit einem Gefolge von 34 Personen, im Nov. 1633 zu Lübeck zur See, und langte, nach glücklich erreichtem Zweck, im April 1635 wieder in Gottorp an. Im October desselben Jahrs ging die Gesandtschaft, deren Gefolge jetzt über 100 Personen *) aus-

---

*) Flemming hatte das Amt eines Truchseſs.

Weibliche Unschuld.

Without the graces, innocence imparts,
You never win others nor secure your hearts.

Die Allgewalt des lieblichen Geschlechtes
Beherrscht mit schöner Zauberey,
Der Stolze trägt nur härtre Sklaverey
Im Traume des verlornen Rechtes,
Beherrscht den Geist des Königs wie desKnechtes:
Der Edelste bleibt nicht der Fesseln frey.

Es schäme sich der unsichtbaren Ketten
Kein Mann, so groſs er immer war.
Die Parce webt Uranien ihr Jahr,
Und webet es von Blumenbetten:
Nur wer nicht fühlt, vermag es sich zu retten,
Und lächelt kalt und spottet der Gefahr.

Der Weise lebt beglückt in sanften Banden,
Die süſse Herzenssympathie
Und leiser Hauch der Seelenharmonie
Zum Heil des Lebens um ihn wanden,
Dankt für sein Glück den Göttern, die es sandten
Küſst frey und froh die Kett' und segnet sie.

DieSchönheit rührt, doch nur dieAnmuth sieget,
Und Unschuld nur behält den Preis,
Die Unschuld, die von keiner Schminke weiſs
Und überwindet und nicht krieget,
Und mehr allein durch ihre Reize wieget,
Als aller Kunst gemeſsner Modelleiſs.

Das Herrlichste, was wir auf Erden schauen,
Was magisch oft Barbaren zähmt,
Und selbst die Hand des Bluttyrannen lähmt,
Ist, bleibt ein Weib, das voll Vertrauen,
Sich kaum bewuſst, den Rest gemeiner Frauen
Durch Tugenden von hohem Werth beschämt.

Die Anmuth thront von ihrer heitern Stirne,
Und ihre schöne Seele mahlt
Sich in dem Blick, den sanft ihr Auge strahlt:
Sie dreht als Phöbus Lieblingsdirne
Nicht ein System mit Aufwand von Gehirne,
Dem Schmeicheley nur kalten Beyfall zahlt.

Mit ihrem Ton haucht ihre Harmonieen
Sie wilden Unholdsseelen ein.
Wenn sie es reicht, wird Wasser Chier-Wein;
Sie kommt, und Zorn und Zwietracht fliehen,
Und selbst der Knecht der stygischen Harpyen
Hört einmal auf ein Bösewicht zu seyn.

Die Unschuld blickt, und selbst der Wüstling schweiget,
Und sein verworfnes Herz wird rein,
Als kehrt' ein Gott zu seiner Rettung ein:
Kein Funke seiner Sünde steiget
Entflammend auf, wo sie ihr Antlitz zeiget,
Und tief fühlt er sich nur verächtlich klein.

Mit Lieblichkeit spielt an der Mutter Händen
Die kleine Schmeichlerin, und blickt
Mit Unschuld auf, in der sie schon entzückt;
Wer kann den Blick einst von ihr wenden,
Wird die Natur ihr schönes Werk vollenden,
Das sie schon jetzt mit Zauberzügen schmückt?

Mit Lust entschlüpft sie ihrem Flügelkleide
In froher Unbefangenheit.
Und jeder Tag, der sie zum Liebling weiht,
Ziert sie mit mehr als funkelndem Geschmeide.
DieUschuld schmückt mehr als Gewand von Seide,
Und Frohsinn mehr, als Glanz der Eitelkeit.

Die Jungfrau geht, mit Glorie umgeben,
Und alle Herzen folgen nach;
Und manches Wort, das ihre Lippe sprach,
Erweckt ein schwerverborgnes Beben,
In welchem sich die leisen Seufzer heben,
Und leise wird der Liebe Sehnsucht wach.

Die Sittsamkeit glänzt sanft in ihren Blicken;
Wie ungleich jenem Angesicht,
Wo jeder Zug nur Aphroditen spricht,
Wo in der Lockung frechem Nicken,
Und jedem Wort Begierden sich verstricken,
Wo jeder Wink der Tugend Schranken bricht!

Ihr trägt ein Mann sein ganzes Herz entgegen,
Sieht sie wie eine Gottheit an,
Und rühmet sich mit Stolz, daſs er[illegible] gethan,
Und hält sie froh für einen Segen
Aus Eden noch auf seinen Pilgerwegen;
Und was er glaubt, ist kein erträumter Wahn.

Der Gatte geht mit Zuversicht und Liebe,
Wohin ihn das vereinte Glück
Oft ruft, und sieht mit Miſstraun nicht zurück;
Als ob den Bund ein Engel schriebe,
Für ihn allein das Paradies noch bliebe:
Die Unschuld bürgt mit ihrem Seelenblick.

Wer spricht es aus, wenn er auf ihrem Schoose
Die kleinen Gaukler scherzen sieht,
Und sie ihn sanft in diese Gruppe zieht?
Ein Krösus ist mit seinem Loose
Ein Bettler dann, und klein der erste Groſse,
Der hoch entflammt um Dunst der Ehre glüht.

Die Unschuld ist die Grazie der Schönen,
Die lieblich jede Freude würzt,
Genuſs vermehrt und Kummerstunden kürzt,
Kein Frevler wagt es, sie zu höhnen;
Um sich vielleicht der Tugend auszusöhnen,
Wenn rund um ihn die Hoffnung nieder stürzt.

Sie lächelt frey, wenn, wie am Königsthrone,
Ein Sklavenheer sich um sie drückt,
Und schmeichlerisch im Glanz der Schönheit
bückt,
Dem Mädchen reichet sie die Krone;
Bringt Heiterkeit und Ehrfurcht der Matrone,
Wenn sich das Haupt mit Silberlocken schmückt.

Sie denket froh an jeden Tag von gestern,
Der ohne Tadel ihr verstrich;
Ergötzet schon des nächsten Morgens sich,
Und Freud', und Ruh sind ihre Schwestern:
Und wagts der Neid, die Göttliche zu lästern,
Der Skorpion stirbt an dem eignen Stich.

Wenn stille Schuld der Wangen Blüthe tödtet,
Den schönen Schmelz der Augen dämpft,
Und in dem Mark mit Feuergifte kämpft;
Wenn sich umsonst der Frühling röthet,
Verzweiflung kocht, wenn Philomele flötet,
Und Marterangst das Herz zusammen kämpft;

Wenn in den Kreis der schwachen kranken Kinder
Der Mutter scheues Auge fällt,
Und jeder Blick Gewissenspein enthält,
Wenn stets geschwinder und geschwinder
Im Fieberpuls der hingelebten Sünder
Ein Rächer sich mit seiner Rechnung stellt:

Dann sieht verklärt die Tugend ihre Knaben,
Die in dem buntesten Gewühl
Mit Jugendkraft und hohem Frohgefühl
Sich um sie her versammelt haben:
Die Seele kann sich an dem Anblick laben,
Und Engel sehn mit Lust ein solches Spiel.

Wenn zauberisch im jungen Ebenbilde
Die muntre kleine Tochter fliegt,
Und lauschend sich an ihre Mutter schmiegt,
Und ihre Mutter dann mit Milde

Sie ſanfter drückt und hinblickt ins Gefilde;
Hat Dichtung je so schönen Traum gewiegt?

Kühn blickt der Mann und muthig in Gefahren,
Den seiner Seele Würde hebt;
Er schreitet fest, wenn feig der Weichling bebt:
Die Tugend stählt in Winterjahren
Ihn noch mit Kraft auch unter grauen Haaren,
Wenn keiner mehr der Zeitgenossen lebt.

Die Unschuld bringt der guten frohen Alten
Den Schwarm der Enkel um das Knie:
Sie zieht und küſst und lehrt und segnet sie,
Wenn sie sich fester an sie halten;
Und Freude glänzt aus allen ihren Falten
Und jedes Wort ist reine Sympathie.

Hoch ehret sie in ihrer Tugend Lohne,
Bey eurer Hoffnung ehret sie,
Ihr Mädchen; sonst erreichet ihr sie nie.
Der Vater lebt in seinem Sohne,
Und Enkel sind die Zierde der Matrone:
Ein solches Stück ist Seelenharmonie.

Geht, opfert ihr, der Unschuld, die euch schützet,
Die euch mit jedem Reize ziert,

Durch die allein ihr edle Herzen rührt,
Was ihr besitzt, durch sie besitzet,
Und ohne die euch alles wenig nützet;
Geht, opfert ihr, die euch zum Heile führt.

Durch sie nur wird und ihren hehren Schleyer
Die Schönheit göttlichen Geschlechts;
Nur sie allein gibt das Diplom des Rechts
Und macht Vollkommenheiten theuer,
Veredelt Lieb' und macht allein sie freyer
Als Dienstbarkeit des nur gemeinen Knechts.

Nur sie allein schafft Segen auf der Erde,
Und sichert euer Paradies,
Das einst ihr Hauch aus Wüsten werden lieſs,
Verbannet Kummer und Beschw[illegible]de,
Baut den Olymp an Baucis kleinem Heerde,
Und wehet sanft, wenn hoch der Sturmwind
blies.

Sie mischt den Kelch, den euch der Gram
verbittert,
Mit Trost aus ihrem Vaterland,
Führt in dem Glück, reicht im Orkan die Hand,
Und hauchet, wenn der Sünder zittert,
Weil schwarz heran die Donnerwolke wittert,
Euch Frieden zu, von Gott herab gesandt.

Sie reicht mit Huld, wenn einst die Saat der Halmen
Zur groſsen Erndte niedersinkt,
Und ernst und hehr des Schnitters Sichel blinkt,
Den Kindern ihren Kranz von Palmen,
Wenn zu dem Chor der neuen Jubelpsalmen
Ihr Angesicht im Strahlenkreise winkt.

Minna an der Harfe.

Elastisch fliegt
Ihr Finger durch die Silbersaiten,
Und Engelharmonieen gleiten,
Aus ihrer Seele Harmonie gewiegt,
In mein entzücktes Ohr,
Und tragen mich zu Gottes Chor
Auf Fittigen des Hochgefühls empor.

Von ihrem Mund
Sinkt aus des frommen Herzens Fülle
In meine Brust geweihte Stille,
Und um mich her ruht tief das Erdenrund:
Die trunkne Seele lauscht,
Wenn sie durchs Tongewebe rauscht,
Und um Empfindung sanft Empfindung tauscht.

Wenn ihr Gesang,
Wie junger West am Rosenstrauche,
Der Harfe froh mit Flötenhauche,

machte, von Travemünde zu Schiffe, und kehrte erst im Juli 1639 zurück. Zu Flemmings vertrautesten Freunden auf dieser Reise gehörten vorzüglich der Leibmedikus Grahmann, Der russische Dolmetscher Oerpenbeck, und der Holsteinische Rath und Gesandtschaftssekretär Adam Olearius (Vf. der persischen Reisebeschreibung, in welcher viele Gedichte Flemmings mitgetheilt werden); auch stand er mit dem Stallmeister von Mandelsloh (der gleichfalls eine Reisebeschreibung geliefert hat) und vielen andern angesehenen Männern in freundschaftlichen Verhältnissen. Auf der Rückreise verlobte er sich zu Reval mit der Tochter eines dasigen Kaufmanns, nahm in Leyden die medicinische Doktorwürde an, und wollte sich nun in Hamburg als Arzt niederlassen. Kaum aber war

Wie nach des Mayes schönster Nacht,
Wenn Florens Hauch durch ihre Harfe wacht.

Sie führet mich
Mit Zauber fort in ihrem Spiele
Durch Labyrinthe der Gefühle,
Und meine Seele kettet freundlich sich
Auf ihrer Zauberbahn,
Jetzt sanft hinab, jetzt wolkenhoch hinan,
Mit leisem Zug an ihre Seele an.

Mit starker Hand
Läſst sie in langen Feuerbächen
Den Donner aus den Saiten brechen,
Und webet dann ein glühend[illegible] Gewand
Gebietend um die Flur:
Es schmelzen ihre Töne nur
Und Ruhe sinkt herab auf die Natur.

Melancholie
Zieht durch der Leidenschaften Stille
Um meinen Geist die Trauerhülle,
Wenn feyerlich die Klagemelodie
Ihr von der Lippe sinkt,
Und ihrer süſsen Schwermuth winkt,
Die dann mein Herz zum Götterfrieden trinkt.

Die Liebe spricht,
Wenn sie mit holder Freude lächelt,
Wie Zephir um die Blumen fächelt,
Mit allem Reiz von ihrem Angesicht;
Und schweigend nah' ich mich,
Und schwöre still und feyerlich
Dem Göttermädchen: Ja, ich liebe dich!

Und wenn erfreut
Mein Geist sich an ihr Antlitz hänget,
Und auf Gefühl Gefühl sich dränget,
So lehret mich ihr Blick Unsterblichkeit,
Und Ueberzeugung schau,
Hell wie den Glanz im Morgenthau,
Ich fest in ihres Auges Himmelblau.

Die Freude quillt
Durch lange tiefgegrabne Schmerzen
Bey ihrem Ton in wunde Herzen,
Wenn er in Gluth zu hoher Andacht schwillt;
Die Klagen werden stumm,
Und zauberisch wird rund herum,
Wo ihre Lieder wehn, Elysium.

Ruf du mir zu,
Gieſs du mir, Minna, mit Gesange
In meine wogende und bange

Und öde Seele deines Himmels'Ruh,
Wenn über Gott und Welt,
Wo Laster steigt und Tugend fällt,
Der Zweifel mich mit Angst gefangen hält.

Von deiner Hand
Strömt durch der Weisen Irrgewimmel
Mir Glaube zu an Gott und Himmel,
Mir Glaube zu ans beſsre Vaterland:
Die Dunkelheit wird Licht,
Wenn deine Seele Hymnen spricht;
Dann bet' ich mit, und bet' und zweifle nicht.

An Klopstock.

Wenn in dem Dunkel heiliger Eichen ich
Verloren sitze, Nacht auf den Bergen ist,
Des Todes Bilder mich umwallen,
Einsam die Sterne durch Wolken blicken;

Wenn Lunens Antlitz bleicher und trauriger
Den Leichenacker, Saaten der Ewigkeit,
Und dort die Felsenwand erleuchtet,
Wo noch die Trümmer der Räuber stehen;

Wenn aus den Trümmern Raben und Eulen sich
Zur Ruhe klagen, tief in der Seele mir
Die Schlangenzweifel giftig kochen,
Mörder des Schlafes auf Dunenkissen:

Dann bet' ich zitternd, zitternd den Vater an,
Den du uns singest, Sturmwind und Säuseln ist
Mir deines Liedes Götterfunke,
Wie des Allmächtigen Sturm und Säuseln.

Ich höre gläubig Sphären in Harmonie;
Von deinen Saiten rauschet ihr Chor herab:
Und ruhig sink' ich auf mein Lager,
Küsse die Hände des Patriarchen.

Der Opferstein.

Der letzten einer, Sänger des Vaterlandes,
Wag' ich zu reden; Phöbus Apollo will:
Nehmt heiligend mich in die Mitte,
Daſs ihr die Worte des Sprechers höret.

Will keiner bauen, Sänger des Vaterlands,
Auf deren Stimme zwischen dem Rhein und Belt
Thuiskons Enkel lauschend horchen?
Keiner den Altar mit Blumen kränzen?

Die Pieriden lieben Thuiskons Hain;
Die Quelle rauschet ihrer Begeisterung voll,
Zurück, wer hier nicht reines Herzens
Vor dem Gedanken der Weihe stehn kann.

Dione nennet Tochter Musarion;
Der weise Tejer küsset den Silbergreis,
Und Flakkus schwebt in Friedrichs Hallen
Väterlich über dem Lieblingssohne.

Aglajens Schwestern winden im Morgenthau
Aus jungen Veilchen, die mit Auroren sie
Am Fuſse des Himettus pflückten,
Kränze den Schläfen des Kinderfreundes.

Der Mann des Rachschwerts, der Legionen Roms
Groſser Vertilger, Hermann der Deutsche, staunt,
Wie in dem Liede seines Barden
Furchtbar die blutige Feldschlacht forttönt.

Will keiner bauen, Sänger des Vaterlands?
Mit schwachen Händen richt' ich den Stein empor,
Um meine Blumen drauf zu streuen,
Daſs er mir ländlich ein Altar stehe.

Zurück, wem nicht von Tropfen die Wimper glüht!
Utz ist gestorben, wie man zum Leben stirbt:
In Flammenſchrift ſeh ich hier Wieland,
Klopstock und Ramler und Gleim und Weiſse.

Wer nicht der Väter Glorie kindlich ehrt,
Der ſind' in Bav den Sänger des Heldenzorns,
Und lese mit des bley'rnen Stumpfsinns
Schwerer Entzückung die Magelone.

Ein Lied

im gewöhnlichen Ton.

Varium et mutabile semper —

Ich sahe sie, wo Zollikofer dachte,
Und leise zog mein Herz ihr zu;
Doch wars, als ob in dem Verlust der Ruh
Mir neu gehaucht die Schöpfung schöner lachte.

Sie sprach zu mir, da floſs von ihren Lippen
Der Seele süſse Harmonie;
So lieblich tönt, so magisch flieſset sie
Geweihten nicht herab von Aganippen.

Ich stand verstummt; nur jede Saite bebte,
Wenn sie die Harmonieen sprach,
Mit Einklang in des Wesens Tiefe nach,
Daſs ich durch sie ein neues Leben lebte.

Mein Auge hing mit Angst an ihrer Miene;
Der Blick nur sprach, die Zunge schwieg,
Bis kühn empor die stolze Hoffnung stieg,
Daſs ich vielleicht des Himmels Glück verdiene.

Das Siegel brach; nun war mein Herz ihr offen:
Mit schöner hoher Schwärmerey
Gestand sie bald, daſs sie gewonnen sey;
Befahl mir selbst das herrlichste zu hoffen.

Gerührt sank ich mit Dank zu ihren Füſsen;
Gerührt zog sie mich auf zu sich;
Und taumelnd warf ich wonnetrunken mich
Ihr um den Hals, und schwor mit Flammenküssen.

Als wollte sie den ganzen Himmel leeren,
Als wollte sie, so hielt sie mich,
Den Trunknen, fest, hochglühend fest an sich,
Mit einem Kuſs die Ewigkeit verzehren.

Sie schwor mir ernst und feyerlich die Treue.
Ich rief voll Angst ihr: schwöre nicht!
Entsetzlich ist's, wenn man die Schwüre bricht!
Entsetzlich, ja; sprach sie, und schwor auf's neue.

er hier angekommen, als seinen von den Mühseligkeiten des Zuges, dem Wechsel des Klima's und der Nahrung zerrütteten Körper eine heftige Krankheit befiel, die ihn am 2. April 1640 in der Blüthe seiner Jahre dahinriſs.

Flemming hatte sich ganz nach Opitz gebildet. Unter seinen Gedichten, die freylich vielen Wust und so manche Farbe eines, der damaligen Zeit anklebenden, spielenden, kalten Witzes bey sich führen, ſinden sich nicht wenige, die den Ausspruch A. W. Schlegels: «sie werden ewig leben,» durch ächte Deutschheit, innige Herzlichkeit und ergreifende Sprache bewähren. Dieſs gilt besonders von den Liedern (zumal den erotischen) und den Sonetten; aber auch die in Alexandrinern verfaſsten Stücke bieten manche kräftige Schilderung und didaktische Schönheit dar.

Von lieblichem bethörendem Geschwätze
Troff nun beredt ihr Zaubermund,
Als wäre wie. Orion unser Bund,
Und ewig fest, wie Gottes Weltgesetze.

Wie Heiligthum mit Strahlenglanz umflossen,
Sank sie voll Ruh mir in den Arm,
Und sicher ward das Herz am Herzen warm;
Der Tugend nur ward dieser Bund geschlossen.

Ich hing entzückt an allen ihren Reizen,
Als könnt' ich in der Sympathie,
Wenn flüsternd sie sich wiegt auf meinem
Knie,
Das Paradies zurück zur Erde geizen.

Sie rief mir zu, dafs nur durch meine Liebe
Jn ihrem Leben Leben sey;
Und elend wärs und eine Wüsteney,
Wofern mein Herz nicht ihrem Herzen bliebe.

Die hohe Fluth durchbrach mir fast den
Busen
Im Ungestüm der Seligkeit:
Empfindung ist stets Unaussprechlichkeit;
Sie sagt selbst nie der Liebling aller Musen.

Ich lebte wie vor Gott ein Auserkohrner
In jenes Lebens Rosenlenz;
Für sie nur fühlt' ich meine Existenz,
Froh, froh wie einst der Schöpfung Erstgeborner.

Gluth war die Schrift, die sie mir täglich schickte,
Und jedes Wort ein Feuerzug,
Der doppelt heiſs in meine Seele schlug;
Und Himmel war ihr Auge, wenn sie blickte.

Ha, hätt' ich je im Traum nur freveln können,
Da mir bey ihrem hohen Schwur
Ein Wonnestrahl durch alle Sehnen fuhr,
Es werde je die Flamme niederbrennen!

Doch glänzten kaum mir hundert Morgenröthen,
So rief sie mit der Stoa Ruh,
Mit kaltem Ernst, zum Lebewohl mir zu:
Geh' an den Pol zu deinen Samojeten!

Als wäre mir von Gottes Wolkenfunken
Das Mark gedörrt, so stand ich da;
Und als ich sie sich schnell entfernen sah,
Als hätt' ich schon des Todes Kelch getrunken.

So stand ich da, mit Folter im Gesichte,
Und glühend quoll mir Zorn und Schmerz
Vom Augenlied herab wie siedend Erz:
Ein Sünder steht einst so am Weltgerichte.

Schon mancher Mond ist nun vorbey geflossen;
Noch glüht mir täglich neu der Schmerz,
Und wühlet tief, tief in das wunde Herz:
Die Rechnung ist nun mit dem Glück geschlossen.

Ich kann, ich will, ich werde nicht vergessen;
Denn mein Gefühl ist Ewigkeit:
Und sollte mir zu meiner Lebenszeit
Der Himmel wie den Patriarchen messen.

Verrätherin, geh, opfre stolz der Mode;
Und bey dem Opfer spotte mein;
Mein Leben wird, soll deine Strafe seyn;
Das Schicksal straft vielleicht mit meinem Tode.

Wie konnt' ich mich so knabenhaft verlieren?
Ich Thor, ich hatte ja kein Gold.
Mit Seckeln nur kauft man der Liebe Sold:
Und man gewinnt nur sicher durch Summiren.

Mag mich der Troſs der Alltagswelt verkennen;
Für Herz um Herz vermöcht' ich kühn
Am Lebensjoch mit Kraft und Muth zu ziehn:
Der Rest ist kaum mir werth, ihn nur zu nennen.

Mit Wehmuth füllt mich einsam der Gedanke,
Mit Wehmuth die Empfindung mich;
Und dieser Ton, so bebt es innerlich,
Verhallt selbst nicht dort vor der groſsen Schranke.

Ich darf und will als Mann nicht weibisch klagen:
Geh, Mädchen, du zerstörtest mir
Des Segens viel, und ich verzeihe dir.
Was ich jetzt war, kann einst der Greis nur sagen.

Das Opfer.

Lo, thy country calls!

GLOVER.

Noch strömte von den Thermopylen
Der Perser Blut herab ins Meer,
Die durch das Schwert der Griechen ſielen,
Als Spartas Held sein kleines Heer
Entschlummern hieſs, und um die zweyte Wache
Gewaffnet seyn zu heiſser Rache.

Die Würger ruhn am Fels im Thale:
Der Herold weckt zur Mitternacht
Zum ſeyerlichen Todtenmahle.
Sie stehn; das Opſer wird gebracht;
Der König ſolgt, den Lorbeer in dem Haare
Und schweigend, ihm zu dem Altare.

Der Priester schlägt: das heil'ge Feuer
Erhellt den Berg; Megist besprengt
Mit einem grünen Loberweiher

Der Kämpfer Haupt, die dich gedrängt
Mit hohem Muth sich um die Flamme reihen,
Zum Tod im Kampf sich einzuweihen.

Leonidas sah, wie Alcide,
Sein Ahnherr, als er Riesen zwang,
Mit Götterblick von Glied zu Gliede
Die Krieger an, und plötzlich drang
Ein Flammenstrahl, als käm' er von dem Gotte,
In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König sprach: Gefährten, Brüder,
Eſst jetzt der Freyheit letztes Mahl,
Und trinkt den Wein! denn wenn wir wieder
Zusammen kommen, ist's im Thal
Elysiums, wo glühend vor Verlangen
Die Väter stehn, uns zu empfangen

Denkt an die Männer, die im Streite
Des Vaterlandes starben! Denkt,
Ihr Heldengeist schwebt euch zur Seite,
Und wägt der Enkel Werth, und lenkt
Des Schwertes Stahl, den östlichen Barbaren
Mit tieferm Druck ins Herz zu fahren.

Das Weib mit ihren kleinen Knaben
Beym Abschiedskuſs, und jedes Pfand.

Der Liebe und der Freundschaft haben
Sich uns vertraut. Das Vaterland,
Die Freyheit ruft; wir sind der Freyheit Erben!
Brauchts mehr zum Siegen oder Sterben!

Er sprachs und aſs: die Krieger zehrten
Das Mahl, auf Schild und Speer gelehnt,
In stiller Feyer auf, und leerten,
Des Hades Göttern ausgesöhnt,
Die Schaalen aus bey des Altares Dampfe,
Und stärkten sich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,
Der vom Olymp die Rache trägt,
Und wie vereinte Donnerwetter
Der Erde Brut zu Trümmern schlägt,
So trägt ihr Schwert der Tyranney zu lohnen,
Den Tod in Xerxes Millionen.

Tief ist die Nacht; aus Wolken blicket
Selene mit dem jüngsten Strahl,
Und von des Helmes Spitze nicket
Die Feder durch das Felsenthal,
Indeſs im Schlaf mit tiefen Athemzügen
Die Sklaven und Despoten liegen.

Durch stumme Nationen schreitet
Der kleine Heldenzug, zum Zelt
Des groſsen Königs, und bereitet
Verderben für die Morgenwelt.
Schon glaubt im Traum mit taumelndem Vergnügen
Der Stolz sich im Triumph zu wiegen.

Stracks donnert ihn aus den Gefühlen
Der Vorhof wach, wo schon im Blut
Der Herakliden Dolche wühlen,
Wo mit gereizter Löwen Wuth
Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen
Und ihn mit Rächerstahle suchen.

Der Droher flieht durch dunkle Gänge
Vor seinem Tod; der Griechen Schwert
Friſst hungrig in die reiche Menge
Der goldnen Sklaven, und zerstört
Den Schmuck des Jochs, dem sich mit krummen Rücken
Die Schmeichler bis zum Staube bücken.

Die Flamme steigt, wie Nebelwolke,
Vom Lager zu dem Himmel auf;
Der Schrecken wälzt von Volk zu Volke
Laut heulend seinen Schlangenlauf;

Die Opfer mähn die zitternden Barbaren,
Zum Styx hinab bey langen Schaaren.

Verwüstung deckt das Feld mit Leichen:
Der Grieche würgt, der Perser dolcht
Den Freund im Irrthum; Heere weichen
Vor wenig Lanzen; Grimm verfolgt
Die Fliehenden und schlachtet ohne Schonen
Des hohen Stolzes Legionen.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwirrung herrscht, bis Titans Licht
Die todtenvolle Nacht enthüllet,
Und durch den dunkeln Schleyer bricht.
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammen
Sein göttergleiches Heer zusammen.

Des Orients Entflohne schauen
Mit Scham nunmehr ihr Lager an:
Der Anblick füllt mit Furcht und Grauen.
Doch des Tyrannen Busen kann
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern
Noch nicht in seinem Stolz erschüttern.

Die Sparter ruhn in Oetas Grotten,
Mit Herzen, die nach heiſser Sch[illegible]ht
Des nahen Todes kühner spotten

Als schnell, wie mit Gewittermacht,
Das ganze Heer in Stürmen auf sie dringet
Und sie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Rossen
Schwoll rund wie Meeresfluth heran:
Die Sparter standen, und beschlossen,
Der Freyheit heilig, Mann für Mann,
Den Todeskampf, im Stolz gerechter Rache,
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide,
Leonidas, mit Schwert und Speer,
Gleich einer Felsenpyramide,
Und gab Verderben um sich her,
Bis Mann auf Mann die Seinen, ohne Wanken,
Mit ihm im Wogenschwall versanken.

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel!
Bewundrung jeder Nation,
Und holdes Lob und Ehrentempel
Sind durch Aeonen euer Lohn;
Und, was euch mehr als alle Lorbeer kröne,
Ihr seyd der Freyheit Lieblingssöhne.

Flemmings Gedichte, welche 5 Bücher poetischer Wälder, 5 Bücher Oden (Lieder), 4 Bücher Sonette (nah an 200) und 1 Buch (im Ganzen unbedeutender) Ueberschriften (Sinngedichte) umfassen, wurden zuerst 1642 von dem Vater seiner Braut, Niehusen, herausgegeben. Darauf erschienen in den Jahren 1651, 1660, 1666 und 1685 zu Jena 4 andere Ausgaben, die, wie die frühere, durch Druckfehler sehr entstellt sind. In der Folge lieferte Zachariä im zweyten Bande seiner «auserlesenen Stücke der besten deutschen Dichter»*) (Braunschw. 1771) eine Auswahl, die aber die didaktischen Gedichte fast ausschlieſslich berücksichtigte und besonders die Oden vernachlässigte. Die jüngste,

---

*) jetzt vergriffen.

Einsame Wandlung.

Bin ich denn todt, daſs unbegrüſst die Horen
Im Tanz vor mir vorüber glühn?
Daſs ohne Balsam mir die Blumen blühn,
Als wäre Flur und Lenz verloren?
Hat die Natur, die mich geboren,
Die unerschöpfliche Vergeuderin,
Mir keine Freude zugeschworen?

Fährt mir allein in Gottes Opferhaine,
Wenn feyernd ihm die Schöpfung singt,
Daſs lauter Jubel durch die Felsen dringt,
Kein Feuerstrahl durch die Gebeine?
Hier sitz' ich auf dem grauen Steine,
Um den sich rund der Gegend Zauber schlingt,
Und, spottet meiner nicht, und weine.

Wie ein Verdammter vor der Rosenthüre
Der Seligkeiten Edens steht,

Und schauernd links in seine Wüste geht,
Als ob der Cherub ihn berühre;
So hör' ich durch gebrochne Schwüre,
Wenn warm umher des Lebens Odem weht,
Dafs nichts vom Leben mir gebühre.

Ist auf des Weltmeers hochgethürmten Wogen,
Als schwindelnd mich ihr schwarzer Flug
Im Ungewitter auf und nieder schlug,
Mein kleines Glück davon geflogen?
Hat mich der Krieg, der mich erzogen,
Als er das Land umher zu Grabe trug,
Um meine Menschlichkeit betrogen?

Ich steh allein, wie gänzlich losgeschlagen
Von allem, was den Mensch[illegible] hält,
Und in mir liegt in Trümmern meine Welt
Die Nacht von den geschiednen Tagen.
Wer wagt es: Werde Licht! zu sagen,
Wenn alles tief und immer tiefer fällt,
Und mich zu mir zurück zu tragen?

Man schwor mir Freundschaft und man schwor mir Liebe,
Und ich ein Zögling der Natur,
Hing fest mit Zutraun an dem schönen Schwur,
Als ob ihn Gott mit Feuer schriebe.

Ha, wer mir jetzt den Tand vertriebe!
Die ganze schöne Gleiſsnerey war nur
Wie Regenwasser in dem Siebe.

Ich schlürfte tief, wie seinen Sorgenbrecher
Ein Sohn Lyäens, meinen Trank,
Bis mir der Nektar von der Lippe sank,
Und Schierling war im goldnen Becher.
Da blickte starr der blinde Zecher,
Und für die Täuschung zahle meinen Dank
Der weggeschlagnen Hoffnung Rächer.

Nun lauscht schon längst, als Brut der Menschenkunde,
Wenn mich ein helles Maygesicht
Zum Proselyten seines Glaubens spricht,
Der Argwohn in dem Hintergrunde,
Und stürzt in einer Giftsekunde,
Wenn plötzlich er sich in die Seele flicht,
Das Werk von mancher guten Stunde.

Mit Golde kauft man immer feile Seelen;
Das Herz nur ist dem Herzen Lohn:
Der wahre Werth spricht allem Schimmer Hohn,
Und läſst sich nie nach Tafeln zählen.
Mir mögen Rock und Mantel fehlen,

Noch bin ich reich; allein ein Bettler schon,
Will man mir mein Gefühl bestehlen.

Ach gäbt ihr mir nur meinen Glauben wieder,
Den schöne Heucheley mir nahm,
Die im Gewand der Wahrheit zu mir kam!
Ihr sangt mir nur Sirenenlieder:
Gebt mir mein Herz für meine Brüder,
Gebt mir Vertrauen, entreiſst mich meinem Gram
Durch Zuversicht an Menschen wieder!

Die Welt um mich trägt meines Schicksals Farben,
Die ihr mit euern Künsten schuft;
Mit jedem Fuſstritt find' ich eine Gruft,
Wo ehmals Menschenfreuden starben,
Wo Narren Segen sich erwarben,
Um an der Bosheit angesteckten Luft
Dann arm und hoffnungslos zu darben.

Hängt noch der Fluch am menschlichen Geschlechte,
Den zürnend einst der Dämon rief?
Gräbt ihn die Macht der Leidenschaft noch tief
In Könige und Ruderknechte?
Daſs eines Thoren fromme Rechte,

Der die Besinnung gläubig längst verschlief,
Mir einen Trank aus Lethe brächte!

Was soll der Wunsch? Ein Wunsch ist schon für Thoren;
Und für die Weiber Elegie:
Ich lege trotzig mich ans Joch und zieh,
Bis Hirn und Herz hat ausgegohren.
Vielleicht wird noch die Zeit geboren,
Wo ich mit Ruh in eine Klause flieh,
Und sag', ich habe nichts verloren.

Der Maymorgen.

Ich jauchze dir, ich jauchze dir entgegen,
Der du in deine Fluth mich tauchst,
Dir, Genius des Tags, der du auf meinen Wegen
Jetzt Paradiese hauchst.

Sie ist verglüht die Weltensaat der Sterne
Vor deines Goldes erstem Glanz.
Und aus dem Feuermeer ziehs[illegible]n der Berge Ferne
Du deinen Strahlenkranz.

Was schlief erwacht, wie sich die Spitzen röthen,
Und in dem Hain wird alles Chor
Zu deinem Feuergruſs, und Philomelen flöten
Begeisterter empor.

Dein Balsam weht in lieblichem Gemische
Mit Lebenskraft von Thal zu Thal

Auf Blumenteppichen, und deines Odems Frische
Gibt allen Nerven Stahl.

Erhebt den Herrn! tönts rund von jedem Hügel,
Wo eines Pflanzers Hütte steht;
Und aus der Bergschlucht hallt's, und jedes Lüftchens Flügel
Empfängt ein Dankgebet.

Dort gieſst die Gluth sich von dem Felsen nieder,
Ein Lichtstaub, der von Gott sich schwingt:
Wir trinken von dem Quell, und sammeln nur die Lieder,
Die kaum der Seraph singt.

Das Weizenfeld ist deiner Wohlthat trunken
Und badet sich im Perlenthau;
Und alle Farben blitzt in diamantnen Funken
Das Feyerkleid der Au.

Am Hügel hin wogt Hygieens Weben
Der Apfelbäume Blüthenduft,
Und alles haucht mit Kraft das neugeschaffne Leben
In der gewürzten Luft.

In Gruppen steigt die Gegend auf und nieder;
Der Fluſs rollt rauchend durch das Thal,
Verbirgt sich hier im Wald, und dort erscheint
er wieder,
Und glüht im Sonnenstrahl.

Die Dorfschalmey ruft laut schon Muth und
Freude,
Von Herdenglocken tönt der Zug;
Und mit dem Morgenlied hebt an dem Saum
der Heide
Der Pflüger seinen Pflug.

Verschlaft in Flaum, ihr modischen Gerippe,
Der jungen Horen Reihentanz!
Euch reicht kein Felsenquell die Fluth der
Aganippe,
Kein Lenz den Blüthenkranz.

Ich reiſse mich aus meinem dumpfen Kerker
Auf in die Arme der Natur,
Und werde fröhlicher, lebendiger und stärker
In der erwachten Flur.

Elastisch hebt der Fuſs, wie eine Feder,
Den Körper, den er rythmisch trägt,

Indeſs das leichte Blut zum Tanz durch das Geäder
Noch wie dem Knaben schlägt.

Ich will mich freun, will in den Strom mich stürzen,
Der unter mir zur Woge schwillt;
Und keine Bitterkeit soll mir die Kost verwürzen,
Aus der Genesung quillt.

Ich will mit Geiz in deinen Reichthum sinken,
Natur! nimm deinen Zögling hin!
Will bis zum Taumel froh aus deinen Kelchen trinken,
Du Heilvergeuderin!

Wer grollend nur in deinem Tempe schleichet,
Wird Feind von Menschen und von Licht;
Wem aber deine Hand des Lebens Freuden reichet,
Ist nie ein Bösewicht.

Nur du allein kannst Menschen rein beglücken,
Und hauchest Seelenadel ein.

Ha, könnt' ich eine Welt jetzt an den Busen drücken,
Sie sollte selig seyn!

Ich breche mir von dem bethauten Stocke
Die erste Rose dieser Flur,
Und weihe mich im Flug der leſzten Blüthenflocke
Zum Priester der Natur.

Gewährtest du, was du mir einst verhieſsest,
Vollenderin Urania;
Ich stände jetzt beglückt, wie du mich hoffen lieſsest,
Zum Neid der Geister da.

mit einer Lebensbeschreibung begleitete Auswahl besorgte Gust. Schwab (Stuttg. und Tüb. 1820); aus dieser, sich sehr empſehlenden Sammlung haben wir unsere Auszüge, gröſstentheils unverändert, genommen, und noch einige dort ſehlende Gedichte mit eingereiht.

Das scheidende Jahrhundert.

Wer wird der Menschheit noch ihr Heiligthum verbürgen?
Bey jedem Tritt ist Skorpion.
Der holde Wahnsinn schwelgt, wo die Hyänen würgen,
Und spricht rund um sich Hohn.

Hier hält die Tyranney mit ihrer Eisenruthe
Noch blutig alte Büttelzucht,
Indeſs geplündert dort ein Volk dem Aftergute
Der Frevelfreyheit flucht.

Ich las das groſse Buch, in welchem die Verbrecher
Auf Marmor an dem Schandpfahl stehn:

Auf jedem Blatte schlägt die schuldigen ein Rächer
Für irgend ein Vergehn.

Noch trifft des Persers Hand, der Sklavenvater lächelt,
Im Trunk den Knaben in das Herz;
Und Sulla, wenn um ihn die Stadt Verwüstung röchelt,
Schreibt Todesschrift zum Scherz.

Man baut mit Riesenkraft am Zeltenkapitole
Und donnert von dem Tempel her;
Und Molochsopfer glühn dem steigenden Idole
Vom Meere bis ans Meer.

Die alte Hyder zischt mit allen ihren Giften
Den Neuling an, und Blitz und Dolch
Schlägt, wo sie kämpfen flieht der Segen von den Triften,
Wächst Schierling nur und Lolch.

Von jeder Alpe bricht der Tod aus Feuerschlünden,
Und in dem Waldstrom rauschet Blut;
Der Herdenhüter blickt mit Angst aus Felsengründen
Nach seiner Hütte Gluth:

Sieht seinen Friedenshayn von Aexten niederstürzen,
Sieht, wie das Roſs die Saat zerstampft,
Wie sich die Wüthenden zu der Zerstörung schürzen,
Und wie die Gegend dampft;

Sieht sprachlos auf, und bebt, und kalte Tropfen zittern
Dem Bebenden die Stirn herab.
Indeſs sinkt unter der Verheerung Ungewittern
Ein ganzer Gau in's Grab.

Mit unverwandtem Blick und der Vergeltung Miene
Spricht Nemesis ihr Flammenwort;
Der milde Genius weint über der Ruine
Und geht voll Wehmuth fort.

Hat endlich schrecklich uns das Heer der Blasphemieen
Dort vor dem Richter angeklagt,
Daſs nun die Geyerwuth der stygischen Harpyen
Uns an der Seele nagt?

Durch Leichen schreiten kalt, mit ihrer wilden Horde,
Die Tylly und die Attila,
Als wäre wieder nun mit ihrem alten Morde
Die Zeit des Faustrechts da.

Wir harreten noch jüngst, den Blick in Morgenröthe,
Asträa, deiner Wiederkunft:
Die Morgenröthe schwand und auf der neuen Oede
Bleibt kaum ein Strahl Vernunft.

Mit Ruthen peitschte man und nun mit Skorpionen.
Der Areopagitenspruch
Hielt seine Spenden aus für die in Hütten wohnen;
Sprach Segen, und gibt Fluch.

Was ist der Unterschied, wer Länder ausgesogen?
Ob der Satrap, ob der Prälat?
Ob Fürstenschwelgerey, ob freche Demagogen?
Die That bleibt stets die That.

Sonst fabelte der Mönch der Dummheit Heiligkeiten
Mit breitem Wolkenangesicht,
Wo mit dem Schild des Lichts jetzt Grimm nach allen Seiten
Der neue Schwindler spricht.

Rühmt, wie ihr wollt, das Recht, die Freyheit und die Siege
Der alten groſsen Tiberstadt,
Wo Spartakus, der Knecht, vor allen in dem Kriege
Die Ehrenrolle hat;

Wo man den Bürger peitscht, vor dem Karthago zittert,
Wo Kato Sklavenhandel treibt,
Wo man mit Menschenfleisch zum Schmaus Muränen füttert,
Die sich Lukull verschreibt.

Der Himmel schütze mich und meine bessern Brüder
Vor dieser Freyheit Tyranney!
Erzeugt durch Unvernunft, ernährte sich die Hyder
Von Andrer Sklaverey.

Wenn hier der Celte Karl den orthodoxen Glauben
Mit Dolchen von Bayonne lehrt,
Dort Phalaris-Anton mit Morden und mit Rauben
Die Vaterstadt verheert;

Wenn Nero Rom verbrennt und Robespierre Bürgern
Durch Mienen Todesurtheil spricht,
Sie würgten alle kühn; wer war von allen Würgern
Der gröſste Bösewicht?

Vernunft, wann wirst du einst die wahre Freyheit setzen,
Vor welcher Recht und Ordnung geht?
Die kein Tribun, kein Fürst, kein Bonze zu verletzen
Sich frevelnd untersteht?

Erwärme du mein Herz, des Lebens Götterflamme,
Die tief durch meine Seele glüht,
Daſs nicht mein Auge kalt rund um sich her verdamme,
Wenn es die Gräuel sieht;

Daſs Kleinmuth nicht und Angst zuletzt mich nieder ziehen,
Wenn höhnend Druck und Willkühr siegt,
Wenn weit, weit aufgerollt, wohin die Blicke fliehen,
Die Sündenmappe liegt.

Bleib, Genius, damit uns nicht die Hoffnung schwinde,
Die über der Ruine schwebt,
Daſs bald die Menschheit sich aus der Geburtsangst winde,
In der sie jetzo bebt.

Hilf du uns, Göttlicher, ihr Heiligthum bewahren,
Das im Orkan sich fast verlor,
Und trag' es herrlicher aus tödtlichen Gefahren
Und heiliger empor.

Parentation.

Dem Könige
Stanislaus Augustus Poniatowsky.

— Flectuntur Achivi.

Wer bauet uns die richtige Bussole
Für die Geschichten dieser Zeit?
Der Gallier spricht von dem Kapitole,
Und an der Newa stirbt der Pole,
Nachdem der König sich entweiht,
Dem Despotie nur noch den Mantel leiht.

Der König starb, verkündiget im Fluge
Das tausendzüngige Gerücht:
Das Ungethüm nährt oft sich vom Betruge.
Verkündigt das Gerücht mit Fuge,
Der König starb? Es ist Gedicht!
Wie konnt' er das? Der König lebte nicht.

Er hört nur auf zu essen und zu trinken,
Und winkt nicht mehr dem Kämmerling,
Der biegsam schnell auf das erlauchte Winken
Den Sklaven, die zu Boden sinken,
Das Frühstück zu befehlen ging:
Wer so nur lebt, der ist ein todtes Ding.

Steig an den Sarg des königlichen Todten,
Durch ihn gefall'ne Nation,
Und rufe laut und in den grellsten Noten,
Da wo man einst dich feil geboten,
Ein heiliges Threnodion
Um seine Gruft, und stirbt am letzten Ton.

Er trug sein Bild, es war an ihm das Beste,
Einst durch des Welttheils Mummerey.
Seht, sein Gesicht trägt noch die Ueberreste!
Er war der Schönste bey dem Feste;
Und in Versaillens Feerey
Kam kein Narziſs ihm, dem Sarmaten, bey.

Sie kannt' ihn schnell in seiner ganzen Stärke,
Die ihn mit einem Blick durchsah,
Und nahm ihn fest zu ihrem Augenmerke,
Macht' ihn zum Hauptstück ihrer Werke,
Semiramis Ruthenia:
Sie winkte nur, so stand der König da.

Das Heilkraut stirbt in einem Wald von Lolche,
Unglückliches, zerstörtes Reich,
Zerrüttung grub an euerm Thron, wie Molche,
Und fern und nahe blitzten Dolche,
Sogleich bereit zum Stoſs nach euch.
Die Newa rauscht, stracks wird das Wahlfeld
bleich.

Ihr zittertet in Ohnmacht, ihr Despoten,
Und stieſst verbiſsne Wuth in Sand;
Ihr bücktet euch, wie euch sich die Heloten,
Wenn ihnen Stock und Geiſsel drohten;
Der Sklave hat kein Vaterland:
So schwurt ihr Treu' in des Adonis Hand.

Der Nachbar sah, was er euch aufgedrungen:
Er that mit Klugheit, was er that.
Ihr kochtet Grimm, daſs ihm der Streich gelungen;
Doch Zwietracht zischte von den Zungen;
Und Eigennutz saſs in dem Rath,
So nah ihr auch des Landes Parze naht.

Hätt' euch nur jetzt noch Einigkeit verbunden!
Selbst der entartete Piast
Hätt' aus der Nacht, die euer Haupt umwunden,
Vielleicht den Faden noch gefunden!
Allein nur hassend und gehaſst
Sank alles schnell im Druck der Riesenlast.

Inhalt.

Lieder und Sonette.

Seite

1. Nach des sechsten Psalms Weise. . . 3
2. Neujahrsode 1633. Nach Gustav Adolphs Tode. 7
3. Danklied. Nach der Schlacht bey Lützen. 10
4. Tugend. 13
5. An eine Tugendliche. 15
6. Klage. 16
7. Boten. 18
8. Echo. 19
9. Trost bey verschmähter Liebe. . . . 21
10. Wollte sie nur! 23
11. Sieg. 25
12. Auf die italienische Weise: *O fronte serena.* 27

Der König sprach in schönen leeren Reden,
Und Nepotismus war sein Schwert;
Und Pöbelgeiz und Schwindel spornte jeden,
Den Geist der Nation zu tödten,
Den man so lange schon entehrt.
Ein solches Volk war dieses Königs werth.

Hätt' ihn die Treu' des Dieners nicht gerettet!
Die Hand des Schicksals hätte doch
Noch einmal euch vielleicht noch losgekettet
Mit seinem Tode, und ihr hättet,
Sarmaten, euer fremdes Joch
Vom kühnen Hals gestürzt und lebtet noch.

Das Glück schützt' ihn zum Unglück seines Landes:
Und fester zog mit neuer Schmach,
Als wäre man zertrümmerten Verstandes,
Der Knoten des verhaſsten Bandes,
Bis der Orkan mit Schrecken brach:
Und nun ward man, doch bald zum Tode, wach.

Man kaufte die erbärmlichen Magnaten
Mit Schmeicheley und Bändern ein:
Für Mädchen und batavische Dukaten
Wurd' Ehre, Freund und Vaterland verrathen;
Und mancher gab, ein Sklav zu seyn,
Sein schlechtes Wort für eine Flasche Wein.

Mit Einigkeit, wie selten Fürsten zeigen,
Als ständ' es alles im Diplom,
Harpunte man, und alles muſste schweigen.
Wer will Cyklopennacken beugen;
Denn ihre Red' ist Lavastrom!
Man nahm und gab vom Schicksal den Prodrom.

Der König weint'. Die Thränen wären Ehre,
Hätt' er sie als ein Mann geweint
Ein König steht nur würdig vor dem Heere,
Und wenn auch Tod die Antwort wäre,
Spricht er nur dort mit seinem Feind,
Was er gerecht und was er menschlich meynt.

Noch einmal fuhr der Feuergeist der Väter
In die erwachte Nation;
Das Volk rief laut durch seine Stellvertreter,
Und zeichnete die Missethäter
Zum nahen längst verdienten Lohn,
Und sprach berauscht dem Zorn der Feinde Hohn.

Noch lächelte die Hoffnung, da der Riese
Mit Stambuls Macht des Todes Spiel
Um Schedel warf, als ob zum Paradiese
Das neue Vaterland sich schlieſse:
Der Riese stand und Stambul fiel;
Und Polen that zu wenig und zu viel.

Noch war es Zeit, die Pflichten zu bezahlen,
Die längst der König schuldig blieb.
Mit welchem Strich soll ich die Scene malen,
Als ihn zu den Sardanapalen
Des Vaterlandes Engel schrieb,
Und weinete, daſs er ihn von sich trieb?

Der Sybarit hat endlich sich entschlossen,
Und ziehet langsam in das Feld;
Die Frauen, die vor ihm in Thränen flossen,
Ziehn nach und halten den Genossen.
Zwey Stadien, da steht der Held,
Bis weinend er in ihre Arme fällt.

Er eilt zurück auf seine Flaumenbetten:
Hochzürnend floh vor ihm der Fluſs.
Mag, wer nun will, das Vaterland erretten;
Der König liegt in Weiberketten.
Laut libellierte der Verdruſs;
Verachtung war nunmehr sein Morgengruſs.

Das Gegentheil von Friederich, dem Brennen,
Straft ihn des Irrthums der Sarmat.
Verbrechen ist's, hier deine Manen nennen
Die sich wie Licht vom Dunkel trennen.
Verzeihe Geist von Wort und That,
Du sprachst zu viel, als er den Platz betrat.

Er war so schön, und drehte Antithesen;
Sein Leben war nur Zeitvertreib.
Es mögen die Gardinenrichter lesen,
Ob er bey Weibern Mann gewesen;
Bey Männern war er immer Weib.
Nun setze dich, Geschichte, hin und schreib!

Schreib, was er that! Er weinte wie ein Knabe,
Und sollte handeln wie ein Mann;
Der Adler ward des alten Reiches Rabe,
Und sang die Nation zu Grabe,
Die noch im Kampf auf Rettung sann:
So viel hat er, und das durch Nichts, gethan.

Die Nachwelt schreibt den Männern ihre Nahmen.
Sie gibt den Edeln ihren Lohn,
Die noch zuletzt zum heil'gen Kampfe kamen,
Faſst gleich ihr Bild kein goldner Rahmen.
Vor ihnen steht Kosciusko Phocion,
Des Vaterlandes letzter Sohn.

Wer einmal sinkt, wird immer tiefer sinken;
Der Königsschatten wandert noch,
Den Bodensatz der Hefen auszutrinken,
Nach seines neuen Herrschers Winken,
Bis an die Werkstatt zu dem Joch,
Wo mancher Knecht sich zum Tyrannen kroch.

Im schönen Wort erstarben schöne Thaten,
Und jeder Keim von Kraft verdarb.
Was half es euch, unglückliche Sarmaten,
Daſs er sich in den fremden Staaten
Den Ruhm der Zungenkunst erwarb?
Jetzt weinet ihr, daſs er nicht früher starb.

Hier sehet her, hier liegt euch ein Exempel,
Ihr Yvetoter Königlein!
Ein solcher Schlag entsteht aus solchem Stempel,
Und wie der Gott ist, ist der Tempel:
Nur Wunder macht aus Wasser Wein.
Erst muſs der Mann, dann mag der König seyn.

Begleitet ihn zum Stix, ihr seine Scharen,
Die seine Schwachheit umgebracht,
Er soll mit euch, die alle besser waren,
Zu dem Gericht hinüber fahren:
Und Sobieskys Blick voll Nacht
Bring' ihm den Spruch, den dort der Richter macht.

Apotheose.

Singt, Infernale, den Mann, der aus dem Geklüft der Hölle,
Aus den Schwefelbezirken der Nacht, dämonisch empor stieg,
Und, von dem Geist Adramelechs beseelt, mit blutiger Klugheit
Einem der Fürsten zuerst das Kreuzige, Kreuzige! zurief.

Als, verstoſsen von Gott, der in ihm Verpestung der Erde
Und des noch übrigen Glücks sah, kalt der Embryo dort lag
In der Schöpfungen Stoff, nahm Satan das künftige Wesen,
Es mit teuflischer Plastik zu formen zu seinem Geweihten,
Und durch ihn zu schaffen das schneidende Gift der Akzise.

Staaten entstanden und Staaten vergingen von
Sklaven und Freyen,
Rechts und links den Säulen Herkuls, und Nero
verbrannte
Zum Vergnügen die Stadt, und Phalaris warf in
das Glühthier,
Und der gallische Karl schoſs bey der blutigen
Hochzeit;
Und die Zöllner nannte die Sprache des heiligen
Mythus
Sündergesellen: doch keiner verstand das politische Saugwerk
So in das Mark der Völker zu setzen, als er, der
es wagte,
Aus dem kleinsten Geäder des Lebens die Kräfte
zu ziehen,
Der in die Penetralen der leisesten Häuslichkeit
eindrang,
Und die Mächtigen speiste bis zu der Schwindsucht des Lendes.
Was der Staat bedarf, nicht was die Fürsten verschwelgen,
Oder in eiserne Kasten verschlieſsen, und nicht
was das Hofheer,
Goldbeblecht und ohne Seele mit Dumpfſinn
vergeudet,
Fordert des Städters Fleiſs und fordert die
Schweiſse des Pflügers.

Wenn uns der Künstler ein Werk von groſser und herrlicher Wirkung
Nur aus wenigen Rädern erbaut, verdienet er Beyfall:
An den Staatsmaschinen wird alles unendlich vervielfacht,
Daſs kein schlichterer Sinn sich aus den Verwirrungen findet.
Keiner vermochte das Labyrinth so dädalisch zu flechten,
Als der Blutgeist der neuen Mauthe mit täglicher Schröpfung,
Die so viel Säfte verzehrt und dabey so wenig Gewinn gibt.
Keine der Taxen stempelt den Bürger sichrer zur Knechtschaft,
Oder wecket ihn sichrer zur Wuth, den Dolchen entgegen:
Schreckliches Alternativ für Völker und Völkerbeherrscher.

*

Spürer lauern in Horden am Thor, und lauern am Herweg,
Daſs der einsame Wandler dem Auge den Sack nicht berge,
In dem er auf Morgen den hungrigen Kleinen die Handvoll

Linsen und Erbsen zum Mittagsbrote verboten zur Stadt trägt.
Wächst an der Mauer ein Baum und trägt er erfrischende Früchte,
Wage der Pflanzer es nicht, im Durste sich Labung zu brechen,
Bey dem Zorne der Afterthemis wag' er die That nicht,
Eh der Beschauer mit Molochsgesicht für sich decimirt hat.

Jeder Bissen Brots und jede Erquickung von Gerste
Wird in dem Egelsystem durch viele Instanzen verzinset;
Jede Sandale, die ein halbnackter Wandrer am Fuſs trägt,
Jedes Stadion kommt als Spion der lauschende Mauthner;
Und der Strumpf der benachbarten Stadt wird doppelt bezahlet,
Oder der Dörfer geht zitternd barfuſs im Froste des Spätjahrs.
Hier hat der Hüttner mit Disteln in seiner sparsamen Wirthschaft
Für den künftigen Winter ein borstiges Thierchen gefüttert;

Aber der Arme darf es nicht schlachten; er kann die Erlaubniſs,
Seines Schweiſses Frucht zu genieſsen, mit Silber nicht lösen.
Das heiſst doch mit Gewinn die Tugend der Sparsamkeit lehren;
Daſs der Kärrner nur Brot iſst, und von dem Brote noch abgibt.

Heere von Lungrern begucken das Leben mit hungriger Neugier
Kraft ihres Amtes, und sehen nach dem Gewichte der Spende
Rechts und links, und quälen mit Angst den Handelgenossen,
Oder betrügen den Staat; und ihre vollendeten Künstler
Wissen beherzt das ein' und das andere klug zu verbinden.
Und wer will sie verdammen? Sie müſsten zum Anhange hungern.
So legt man die Schell' an den Fuſs, den Stock an den Daumen,
Wie den Ring in die Nasen hyperboreischer Thiere,
Füttert Harpyen des Landes, die Sitten und Ehre verderben,

Seite
13. Der Tanz (aus dem Ital.). 29
14. Wie er wolle geküsset seyn. 31
15. Mein Himmel. 33
16. Verstellung. 34
17. Treue. 36
18. Beständige Liebe. 38
19. An Anemonen. 40
20. Nachwehen. 42
21. Liebespein. 44
22. Abschied. 51
23. An Anemonen, nachdem er von ihr gereiset war. 53
24. Sehnsucht nach der Fernen. 55
25. Trost bey Abwesenheit der Geliebten. 57
26. Ein ähnliches Lied. 60
27. An die entfernten Schönen. 62
28. Für eine Jungfrau 68
29. Bey der Verbindung eines jungen Brautpaars. An die anwesende Gesellschaft. 70
30. Auf Herrn Joh. Weinmanns und Frau Magdalenen Wasserführers, geb. Plankin Hochzeit. 76

Und den offnen Charakter des deutschen Volkes zerstören,
Daſs ein nur ärmliches Scherflein des Staats Bedürfnissen komme
Was die Gesellschaft verlangt zu ihrem geheiligten Endzweck,
Bleibet heilige Pflicht; und Murren und Argwohn begleiten
Alles, was nur Betrug und Bedrückung zur Ordnung des Tags macht.
Lange Verwünschung der Völker folget dem Manne zum Styx nach,
Seinem Geburtsland, daſs er das Krebsgeschwür uns herauf trug.
Nein, nie werde sein Nahme genannt, in Dunkel begraben;
Und spricht einer ihn aus, so seys mit Herostratus Nahmen.
Unten sitz' er im Rathe bey Adramelech und Moloch,
Theile die gräſsliche Freude mit ihnen und ihre Verzweiflung;
Und mit Hohngelächter bringe die Hölle dem Geiste
Zu der Belohnung stinkendes Räuchwerk qualibet ex re.

Der Mayabend.

Ich fühle sie, die Wohlthat deiner Wonne,
Wie sie durch alle Nerven lebt:
Jetzt, jetzt gib mir ein Lied, du groſser Geist
der Sonne,
Die dort am Saum der Saaten schwebt.

Sie wog hinab, und ihre Ströme gieſsen
Noch Purpur durch das Blumenthal;
Des Berges Schädel glänzt, die Schatten werden
Riesen
In ihres Goldes letztem Strahl.

Ich geize noch um ihre letzten Blicke
Und klimme kühn hinauf die Höhn;
Und sehe hier auf einem Felsenstücke
Zum drittenmal sie untergehn.

Mit Jubel ruft das Chor der kleinen Sänger
Der scheidenden noch lauten Dank
Auf jedem Zweige nach, und feuriger und länger,
Als sie in Lichtfluth nieder sank.

Rund tönt umher aus den geschmückten
Fluren,
Tief aus dem seelenvollen Hain,
Des Mayes Feuergeist durch alle Kreaturen,
Die sich des neuen Lebens freun.

Erquickend steigt der Balsam aus der Nische,
Die Florens schönste Kinder deckt,
Empor zum Hügel, wo das Nachtigallgebüsche
Den Wiederhall der Grotten weckt.

Ein leiser West, der nur den Zweig durchbebet,
Trägt labend einen Blüthenguſs;
Und auf der Wange glüht, daſs weit die Brust
sich hebet,
Des jungen Lenzes Heilungskuſs.

Ein Mädchenreihn schlingt dort, geschmückt
mit Kränzen,
Sich durch die Ulmengänge hin;
Und laute Fröhlichkeit ist unter leichten Tänzen
Der Wandelnden Begleiterin.

Der Frühling malt in seiner Abendröthe
Mit reinern Farben ihr Gesicht,
Indeſs vom Felsensitz des Jünglings Silberflöte
Nur jetzt verstandnen Zauber spricht.

Das Labyrinth der Quellen und der Bäche
Ist des erwachten Lebens voll,
Und überall berauscht im Hain und auf der Fläche,
Die Freude, die von neuem quoll.

Tief aus der Schlucht kommt unter alten Buchen,
Die viel Geschlechter leben sahn,
Der Heerden Glockenspiel, die die Gefährten suchen,
Den Weg zur Meyerey heran.

Der Städter grüſst den Mann mit grauen Haaren,
Der froh ins Meer der Saten blickt
Und seine Hoffnung zählt, und wallt zu seinen Laaren,
Durch Gottes Odem neu erquickt.

Der Tod hat sich dem Mann ins Herz gegossen,
Vor dem des Jahres schönster Tag
Mit seinem ganzen Schatz heut schwer und ungenossen,
Wie eine Leichendecke lag.

Dort flocht sich schwach das letzte Licht zusammen,
Und netzt mit seinem Strahlenfluſs

Noch sanft des Abends Rand, und schon blickt milde Flammen
Und Luna dort und Hesperus.

Mit freudiger und ehrfurchtsvoller Feyer
Betretet jetzt die junge Flur,
Und betet heilig an vor dem geweihten Schleyer;
Es ist die Brautnacht der Natur.

Begrüſst den May mit einem höhern Liede,
Und mit des Jubels Reihentanz:
Auf unser Vaterland blickt wieder goldner Friede,
Mit Oelzweig und mit Weizenkranz.

Der Schwefelhauch, der wie die Pest verzehrte,
Verliert sich wie ein Fiebertraum:
Der Eisenzug des Kriegs, der Hain und Flur verheerte,
Macht nun dem Pfluge wieder Raum.

Schon pflügt das Roſs, das sonst am Feuerschlunde
Laut brausend zum Verderben zog:
Und Fleiſs und Eintracht gehn nun freundlich in dem Grunde,
Wo jüngst des Kampfes Donner flog.

Verlaſs uns nicht, wohlthätiger und bester
Der Genien, verlaſs uns nicht,
Und zieh das schöne Band mit jedem Tage feſter,
Das Brüder ſanft an Brüder ſlicht:

Daſs nicht mit Spott der Willkühr blinde Schergen
Die Saaten vor der Blüthe mähn,
Und mit der Schanzaxt nicht auf unsern Traubenbergen
Verwüstend auf- und niedergehn,

Daſs die Vernunft der Gottheit Tempel ziere,
Und Weisheit, die zum Glücke lenkt.
Und nur Gerechtigkeit und Menschlichkeit regiere,
Bey Freyheit, die mit Segen tränkt. —

Dort glühn sie auf die Myriaden Sonnen:
Wer zählt die Zahl und miſst den Lauf?
Wer zeigt uns rhythmisch an, wie sie die Bahn begonnen,
Und löst den Labyrinthgang auf?

Ich möchte jetzt die Schranke niederschlagen,
Die die Natur für mich noch zieht,

Mich mit vermeſsnem Schritt in die Gestade wagen,
Wo man die Welt im Urlicht sieht.

Mein Auge stürzt durch Herschels tiefſte Ferne,
Wo kaum noch unsre Sonne graut;
Und ſindet dort durch alle Nebelsterne
Das Unermeſsliche bebaut.

Und trunken sinkt das Ohr mit Philomelen
Zurück in eine süſse Ruh,
Und hört in ihrem Lied der Harmonie der Seelen
Im groſsen May der Geister zu.

Die Gesänge.

Wo man singet, laſs dich ruhig nieder,
Ohne Furcht, was man im Lande glaubt;
Wo man singet, wird kein Mensch beraubt;
Bösewichter haben keine Lieder.

Wenn die Seele tief in Gram und Kummer,
Ohne Freunde, stumm, verlassen, liegt,
Weckt ein Ton, der sich elastisch wiegt,
Magisch sie aus ihrem Todesschlummer.

Wer sich nicht auf Melodienwogen
Von dem Trosse des Planeten hebt
Und hinüber zu den Geistern lebt,
Ist um seine Seligkeit betrogen.

Männer gibt es, die den Geist verhöhnen,
Sich hinab zu den Polypen ziehn;
Und dort stehn sie, wenn sie nicht entglühn
In des Seelenliedes Silbertönen.

Göttliche Begeisterer, Gesänge,
Weckt in euerm Labyrinthenlauf
Oft in mir mir meinen Himmel auf,
Gern verlier' ich dann mich in der Menge.

Mit Gesange weiht dem schönen Leben
Jede Mutter ihren Liebling ein,
Trägt ihn lächelnd durch den Mayenhain,
Ihm das schönste Wiegenlied zu geben.

Mit Gesängen eilet in dem Lenze
Rasch der Knabe von des Meisters Hand,
Und die Schwester flicht am Wiesenrand
Mit Gesang dem Gaukler Blumenkränze.

Mit Gesange spricht des Jünglings Liebe,
Was in Worten unaussprechlich war;
Und der Freundin Herz wird offenbar
Im Gesange, den kein Dichter schriebe.

Männer hangen an der Jungfrau Blicken;
Aber wenn ein himmlischer Gesang
Seelenvoll der Zauberin gelang,
Strömt aus ihrem Strahlenkreis Entzücken.

Orpheus alte Zauberlieder machten
Wilde milde; durch Amphions Laut
Wurden Kadmus Mauern aufgebaut;
Mit Gesang gewann Tyrtäus Schlachten.

Mit dem Liede, das die Weisen sannen,
Sitzen Greise froh vor ihrer Thür,
Fürchten weder Bonze noch Vezier;
Vor dem Liede beben die Tyrannen.

Mit dem Liede greiſt der Mann zum Schwerte,
Wenn es Freyheit gilt, und Fug, und Recht,
Steht und trotzt dem eisernen Geschlecht,
Und begräbt sich dann im eignen Werthe.

Wenn der Becher mit dem Traubenblute
Unter Rosen unsre Stunden kürzt,
Und die Weisheit unsre Freuden würzt,
Macht ein Lied den Wein zum Göttergute.

Harmonie ist aller Welten Jugend:
Dem berauschten Weisheitsforscher heiſst
Harmonie des Menschen hehrer Geist,
Harmonie dem Samier die Tugend.

Das Geheimniſs, daſs sie alle Geister
Mächtig fort auf ihren Schwingen trägt
Und in Gottes Schooſse niederlegt,
Löset nur der groſse Weltenmeister.

Stürmend fliegt der Blick im hohen Liede
Durch der Orione Feuerbahn;
Sanfte Laute wehn uns lieblich an,
Und um unsre Stirne säuselt Friede.

Seite
31. Auf Herrn Timothei Poli Namenstag. 76
32. Aus einem Liede auf den Namenstag des Gesandten Otto Brügmann. . . . 80
33. Bey dem Aufbruch der Gesandtschaft von Moskau nach Persien. Im Juni 1636. 81
34. Auf der kaspischen See. In ein Stammbuch. 84
35. An Herrn Grahmann, als er in Astrachan 1638 von einer hitzigen Krank- Krankheit genas. 86
36. Auf den Tod eines neugebornen Kindes. 89
37. Auf den Tod eines erstgebornen Söhnleins. 93

38. An meinen Erlöser. 96
39. Bekenntniſs. 97
40. Er hat Alles wohl gemacht. 98
41. An uns Deutsche. 100
42. Auf Ihr Bündniſs. 101
43. Der Frommen. 102
44. Er betrachtet Ihre Schönheit und Treue. 103
45. Als er vergeblich auf sie wartete. . . 104

Des Gesanges Seelenleitung bringet
Jede Last der Arbeit schneller heim,
Mächtig vorwärts jeder Tugend Keim;
Weh dem Lande, wo man nicht mehr singet!

Selbst die Rotte schrecklicher Dämonen,
Die im Sturme von dem Himmel fiel,
Glaubt bey Abadonnas Saitenspiel,
Fromm getäuscht, noch in dem Licht zu wohnen.

Männer des Gesanges, eure Seelen
Ziehn den Himmel oft zu uns herab:
Wer, wem Gott nicht seinen Funken gab,
Kann den Segen eurer Schöpfung zählen?

Höher wird des Urgeist's Macht und Ehre,
Die den Welten ihre Bahnen schmückt,
In dem Endlichen nicht ausgedrückt,
Als in euerm Harmonienmeere.

Männer, nehmt den Dank, den ihr erworben,
Fur die Seligkeiten, die ihr schuft;
Wen nicht ihr zu seiner Würde ruft,
Ist für alle Tugenden erstorben.

Lieder spielen, wie mit Wachs, mit Herzen;
Rührt der Sänger nur den rechten Ton,
Schnell ist alle Seelenangst entflohn,
SchweigenStürme und entschlummernSchmerzen.

Lieder sind in jeder Strahlenwohnung,
Wo der Blick ins Empireum taucht
Und das Licht der Geister Leben haucht,
Der verklärten Heiligen Belohnung.

Wenn die Sprache stirbt von meinem Munde
Und der Schauer mein Gebein durchläuft,
Und mit Eisenarm der Tod mich greift;
Singt ein Lied zu meiner schönen Stunde!

Mit geprüfter Seelenweisheit haben
Unsre Väter längst für uns gedacht,
Lassen mit Gesang zur guten Nacht
Für den bessern Morgen uns begraben.

Täuscht uns nicht ein Ton aus jenen Chören,
Werden wir dann unter Sphärentanz
Mit dem Lichtblick durch die Sonnen ganz
Dort den groſsen Musageten hören.

Faustin.

Du wagst, in Bedlam noch, dich mit Vernunſt zu brüsten,
Tief, tief verworfenes Geschlecht?
Pygmäisch stehst du da auf deinen Schaugerüsten,
Nur als Tyrann und Knecht.

Der Unsinn gängelt dich am Zaum der Vorurtheile,
An dem du hemionisch gehst,
Daſs nicht die schwere Hand des Geiſslers dich ereile,
Wenn du den Schedel drehst.

Du kniest, vor Angst verstummt, vor jedem Nebelgötzen,
Den dir Dalai Lama gab,
Und ſolgest allem blind, was deine Gaukler setzten,
Zur Unvernunſt hinab.

Du irrst, Insekten gleich, um eine Feuerflamme,
Verbrennst die Schwingen, fällst und fluchst
Dem göttlichen Geschenk in deines Unwerths Schlamme,
In dem du Rettung suchst.

Vom ältsten Nimrod an bis auf die neuste Krone
Bestimmt der Dolch was Recht soll seyn,
Und schreibet es in Blut; und weh dem Unglückssohne,
Fällt ihm ein Zweifel ein.

Der eine zieht am Joch, damit der andre schwelge:
Und wagts der Sklav und blickt empor
Um Trost und Licht, zerbricht des Herrschers Eisenfelge
Ihn, wie der Hagel Rohr.

Wo lebten je bey euch des Himmels Lieblingskinder,
Sie, Freyheit und Gerechtigkeit?
Sie blickten nur herab auf eine Welt voll Sünder,
Und flohn mit Traurigkeit.

Kaum blieb ihr Bild zurück in diesen Regionen,
Das man nur selten ehrt und liebt.

Selbst Aristides muſs die Bösewichter schonen,
Damit man ihm vergibt.

Und endlich treibt das Volk, ein Bild der Weltgeschichte,
Aus seinem Kreis den reinen Mann;
Weil es das Strafgericht von seinem Angesichte
Nicht mehr ertragen kann.

Man stellt mit feilem Hohn in der Zerstörer Ehre
Des Menschensinnes Brandmark auf;
Und eilt verrückt, als ob der Frevel Wohlthat wäre,
Zu dem Idol hinauf.

Die Zwingherrnkunst und Herrschbegier gewannen
Nur durch der Andern Schändlichkeit:
Die Sklaven werden erst, dann werden die Tyrannen;
Und schnell zu gleicher Zeit.

Despoten spotten hoch, und dann Oligokraten,
Und dann des Pöbels Hefensatz:
Dann kommt ein Demagog und setzt mit Frevelthaten
Sich auf den alten Platz.

Viel Gräuel hatte schon mit seines Liktors Beilen
Des Sulla Würgerblick gethan;
Doch schmeichelnd giftiger schlug Wunden, die nicht heilen,
Der Knab' Oktavian.

Der Bonzen Gaunerey erzwang das Austernleben,
Und stempelte den Mann zum Schaaf,
Und schuf oft Sünde, nur um Sünde zu vergeben,
Und Ruh zu Todesschlaf.

Ihr waret stolz und kühn mit euern Meteoren,
Und prunktet mit Philosophie:
Wie hat das neue Licht sich wieder schnell verloren
In alte Phrenesie!

Man köderte die Welt mit reiner Freyheit Golde,
Und dolchte sie in Sklaverey;
Und hier hält Despotie des Helfers Faust im Solde,
Und hier die Klerisey.

Wir können also nicht das Tagelicht ertragen,
Da man uns in die Nacht verstöſst;

Und ewig müssen wir das groſse Räthsel wagen,
Das ewig sich nicht löst!

Vom Erdengott herab bis zu dem Dorftyrannen
Spricht Willkühr ungleich nur nach Gunst,
Und webt das feine Garn, das ihre Söldner spannen,
Mit tief gelegter Kunst.

Die groſse Schickung lag in Eines Mannes Händen:
Der sollte wie ein Heiland seyn.
Er fing es göttlich an; doch göttlich zu vollenden
War noch sein Geist zu klein.

Noch nie schien das Geschlecht, von seinem Werthe trunken,
So hoch im Strahlenkreis zu stehn:
Und nie ist es so tief in Kriechsucht hingesunken,
Um tiefer noch zu gehn.

Des Menschen Leidenschaft ist, hat sie nur erst Nahrung,
Des Krebsgeschwüres Prototyp.
Was sich dem Arme naht, das lehret die Erfahrung,
Verzehret der Polyp.

Lest die Annalen durch von Cyrus bis auf gestern,
Und sprecht dann von Gerechtigkeit.
Man stellt ihr Bildniſs auf; und eilet es zu lästern,
Wo man es eingeweiht.

Man ehrt die Göttin laut, und höhnt sie dann mit Thaten,
Die Ariman nicht schwärzer sinnt:
Man spricht von Menschenrecht, und hat es schon verrathen,
Eh noch der Ton zerrinnt!

Mit Mäklergeiste schreyn die Afterpatrioten,
Als bauten sie des Welttheils Glück,
Und sinken in den Staub, verächtliche Heloten,
Um einen Gnadenblick.

Wer in dem Knechtsgefühl des Jammers seiner Sünde
Zuerst ans Licht die Gnade trug,
Verdient, daſs ihm der Geist das Schrecklichste verkünde,
Wenn seine Stunde schlug.

Hier würgte man am Fluſs mit einer Freyheitsfahne,
Und focht ergrimmt um gleiches Recht,
Und schleppt, mit Schande schwer, dort durch die Oceane
Das Negervolk als Knecht.

Wenn uns ein Funke blickt von Gottes Flammensonne,
Erstickt ihn plötzlich eine Zunft;
Und wem kein Heerszug folgt mit Waffen von Bayonne,
Der spricht umsonst Vernunft.

Was bleibet uns zum Trost? Nur noch die holde Schöne,
Die uns der alte Mythus zeigt:
Vielleicht daſs Harmonie noch aus demMiſsgetöne
Des groſsen Chaos steigt.

Mit Schwermuth geh' ich bald hinab zu meinen Vätern,
Vielleicht daſs ein Centraljahr kommt,
Wo endlich noch der Kampf mit Narr'n und Missethätern
Den Guten besser frommt.

Das Herabkommen vom Gotthardt.

Dumpf donnert durch die Alpenwand
Tief unter meinem Tritt
Der Waldstrom in das Heldenland,
Und nimmt die Felsen mit.

Der Berg, der in die Wolken taucht,
Verbirgt des Jägers Bahn;
Und aus der Gletscher Schluchten haucht
Im Sommer Frost mich an.

Hoch mit der Gemse stiegen dort
Die Männer jener Zeit
An ihren Alpenschädeln fort
Mit kühner Sicherheit.

Der thatgewisse Jüngling schwang
Sich über Klippen hin,
Und lernte stolz am Felsenhang
Des Mannes hohen Sinn

Seite
46. An den Ort, da er Sie zuerst umfangen. 106
47. An Ihren Mund; als er Sie umfangen hatte. 107
48. Er redet den Mund seiner Freundin an. 109
49. An die Bienen. 111
50. Als er Sie schlafend fand. 112
51. An Ihren Spiegel. 113
52. Auf Ihr Bildniſs. 115
53. Auf eine ihm von drey Jungfrauen übersendete Krone. 117
54. An Anemonen. 119
55. An Oskulanen. 121
56. An seinen Ring. 122
57. An einen andern. 123
58. An das agtsteinerne Armband. . . . 124
59. Von sich selber. 125
60. An Kandoren. 126
61. Zum Abschiede (nach dem Französ.) . 127
62. An Ihren Garten. 128
63. An einen Baum. 129
64. An ein Brautpaar. 130
65. Auf eine Hochzeit. 131
66. An den Mond. 132
67. An das Jahr. 133

Und stählte seinen Sehnenarm,
Indem er Waffen schliff,
Daſs er, von edlem Zorne warm,
Wenns galt, zum Bogen griff.

Dort, wo die Schneelawine droht,
Saſs er am Wolkenbach,
Und dachte stumm dem Machtgebot,
Des Zwingherrn ahndend nach.

Dort stand die alte Burg im Thal,
Wo nun der Waldstrom ruht;
Und vor der Burg gepflanzt der Pfahl,
Und auf dem Pfahl der Hut.

Und Flüche betend bückte sich
Der Haufe vor dem Bild:
Und allen gohr es innerlich
Tief fürchterlich und wild.

Da schritt ein Mann voll Ernst vorbey,
Gerad' und fest und schnell,
Bemerkte kaum das Konterfey;
Und dieser Mann war Tell.

Der Söldner braust, der Vogt eilt hin
Zum Urthel, und erblickt
Den Frevler, dessen kühner Sinn
Sich nicht vor Unsinn bückt.

Dort stand der Knabe mit dem Ziel,
Nach dem der Vater schoſs.
Laut jauchzt', als nur der Apfel fiel,
Das Volk, trotz Geſslers Troſs.

„Den zweyten Pfeil?“ — Mit Schergenton
Fragt' ihn der Wütherich.
„Der zweyte, Geſsler, fiel mein Sohn,
„Der zweyte war für dich.

„Mit Vaterangst im Herzen kann
„Das Ziel, das er gewählt,
„Auch fehlen ein erfahrner Mann:
„Dich hätt' ich nicht gefehlt.“

Mit Wuth befiehlt der Blutdespot;
Die Buben fesseln ihn,
Mit ihm, wo ihm der Henker droht,
Nach Küſsnacht hinzuziehn.

Dort stach die Rotte durch die Fluth
Mit dem gefangnen Mann;
Dort packte sie des Windes Wuth
Und warf sie himmelan.

Dort wo der See sich weiter macht
Und sich der Felsen thürmt,
Dort wurde durch die Wetternacht
Das Bot hinabgestürmt.

Dort wars, wo ihn der Würger bat,
Den Retter in dem Schiff,
Daſs er befreyt ans Ruder trat
Und kühn das Ruder griff.

Und muthig, mächtig mächtig zog,
Als man ihn walten lieſs:
Er, bis er dort ans Ufer flog,
Und sie vom Ufer stieſs.

Mit heiſser Andacht dankt er Gott,
Wo die Kapelle steht;
Und Geſsler war der Wogen Spott,
Vom Sturm umher gedreht.

Der Blitz fährt tief, und hoch die Fluth,
Die durch die Felsen reiſst.
Und plötzlich wechselt Eis und Gluth
In des Tyrannen Geist.

Gleich Gemsen schoſs des Freyen Fuſs
Auf Alpenrücken fort:
Er hörte seiner Freunde Gruſs,
Und gab sein Losungswort.

Und längs den Schluchten weit hinab
Trug er den Löwenzorn,
Mit Tod im Köcher, auf und ab
Durch Klipp' und Hagedorn.

Des Grabes Stille herrscht im Thal,
Der Freyheit Auferstehn:
Man sah der Männer kleine Zahl
Mit Thaten schwanger gehn.

Kaum war der Vogt dem Wogensturz
Des Elements entflohn,
So sprach er wieder stolz und kurz
Dem Recht des Landmanns Hohn.

Dort zog er hin, wo rechts die Schlucht
Des Sees ins Land sich dehnt,
Und Küſsnacht tiefer in der Bucht
Mit Burgverlieſsen gähnt.

Ergrimmt betrat er und mit Fluch
Des Ufers ersten Stein,
Und steckte schon in Pestgeruch
Im Geist die Frevler ein.

Schon hörte träumend der Despot
Den Schergen, dem er rief,
Als nah und näher ihm der Tod
Nicht mehr im Köcher schlief.

Tell sah des Knaben Angesicht,
Den man zum Ziele zwang,
Und hegte plötzlich Hochgericht
Vom schroffen Felsenhang.

Der Schänder des Gesetzes stand
Und ging und kochte Wuth;
Da taufte Tell sein Vaterland
Zur Freyheit durch sein Blut.

Und laut und hoch brach durch die Luft
Der Rettung groſses Wort
Von Felsenkluft zu Felsenkluft
Weit durch die Alpen fort.

Mit Axt und Speer und Pfeil und Schwert
Begann der schöne Krieg
Für Freyheit, Recht und Haus und Heerd,
Und endete mit Sieg.

Sey klassisch, Boden, sey es mehr,
Als Roma's Kapitol:
Dort wards dem Geiste lastend schwer;
Hier wirds ihm leicht und wohl.

Tell, lebe mit Leonidas
Im eigenen Geschlecht;
Wer dich zu schänden sich vermaſs,
Bleib' ein Tyrannenknecht.

Wenn der gesittete Barbar
Die rauhe Tugend höhnt,
Hat dich sein Kreuzchen und Talar
Schon mit ihm ausgesöhnt.

Jetzt hauche deinen Heldengeist
Den Alpenkindern ein,
Daſs sie, wenn sie Gefahr umkreist,
Vereint die Alten seyn.

Wägt man den Nahmen ihren Lohn,
Nennt man auch deinen hell:
Die Knechte sagen Philipps Sohn;
Die Freyen sagen Tell.

Der Tag der Heuerndte.

«Hört, es hallen Herdenglocken,
«Auf der Trift am hohen Rocken,
«Und der Tag wird heiſs;
«Drauſsen könnt ihr weiter sprechen,
«Rasch, ergreift den langen Rechen:
«Arbeit gilt es heut und Fleiſs!»

Keine Wolke steht am Himmel:
Summend ziehet das Getümmel
Nach der groſsen Au,
Ernst und heiter, still und tosend,
Singend hier, dort leiser kosend,
Durch den letzten Morgenthau.

Voll und hoch bis an die Waden
Gehen dieses Jahr die Schwaden;
Auseinander fliegt
Schnell das Gras von zwanzig Händen,
Daſs Geflockt an allen Enden
Alles in der Sonne liegt.

Heiſser brennt es von dem Himmel,
Ruhiger wird das Getümmel,
Bildet sich zum Zug,
Schwinget rasch den langen Rechen,
Wendet flink die vollen Zechen,
Und es rauscht der Halm im Flug.

Immer wieder, immer wieder
Wechseln rüstig Reihn und Glieder
Emsig ab und auf,
Unter Lachen, unter Plaudern,
Rechts und links und ohne Zaudern,
Künstlich ihren Ringellauf.

Neckend gehn sie manche Stunde
Wiederholt die heiſse Runde;
Und die junge Welt
Weiſs es listig so zu spielen,
Daſs sich jedes von den Vielen
An das liebste Plätzchen stellt.

Glühend wird die Mittagshitze;
Alles eilt dem Schattensitze
An dem Walde zu;
Oder lagert mit dem Kober
Hungrig sich am gröſsten Schober,
Erst zum Mahl und dann zur Ruh.

Besser schmeckt aus groſsen Töpfen
Frische Milch als Herrenschnepfen,
Wenn man sich gerührt;
Wasser besser als die Weine,
Die der Fuhrmann von dem Rheine
Nur für Gold herüber führt

Leise schlummern nun die Alten,
Und die jungen Wichter halten
Ihre gute Zeit,
Spielen, spotten, necken, kosen,
Werfen sich mit wilden Rosen
Bis zu wilder Fröhlichkeit.

„Hollah, endet euer Flüstern,
„Höret, wie die Halme knistern!“
Ruft der Altpapa;
„Jungen, Mädchen, zugegriffen!
„Morgen wird zum Tanz gepfiffen;
„Jetzo ist noch Arbeit da.“

Alles kommt herangestürmet,
Schober werden aufgethürmet,
Vor dem Abendthau;
Michel schwingt die groſse Gabel,
Hebet schwitzend, wie zu Babel,
Mächtig seinen Riesenbau.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Alles jauchzet ausgelassen
Durch des Heues lange Gassen;
Und der Alte singt
Einsam schmunzelnd und zufrieden,
Daſs er seine Pyramiden
Glücklich noch zusammen bringt.

Schwer geladen werden Wagen,
Hohe Berge heimzutragen
Für das lange Jahr.
Mögen nicht mit wildem Trosse
Stolz verzehren fremde Rosse,
Was des Friedens Gabe war.

Wie aus einem Paradiese
Duftet Balsam von der Wiese,
Und die Krankheit weicht;
Städter wallen rasch nach Hause,
Die in ihrer engen Klause
Bange gestern noch gekeucht.

Grillen zirpen, Wachteln schlagen,
Späte Nachtigallen klagen
Ihren Abschied sich;
Und der Sperling in dem Rohre
Zanket mit dem ganzen Chore
Unermüdet ritterlich.

Seite
68. An Dulkamaren. 135
69. An Amönen, als Sie sich mit Angeln erlustigte. 136
70. An die Nacht. 137
71. An den Westwind. 138
72. An die Stadt Moskau; als er ihre vergüldeten Thürme von weitem sah. 140
73. Auf seinen Namenstag, während der Reise auf Ocke begangen. . . . 142
74. In ein Stammbuch; am kaspischen Strande; nach einer Rettung. . . . 144
75. An den anmuthigen Flecken Rubar; bey der Rückkehr aus Persien. . . . 146
76. Lob der deutschen Musen. 148
77. An Deutschland. 150
78. An sich. 171
79. An die Frauen; wider die Verächter der deutschen Poesie. 152
80. An den Obrist Dietrich von dem Werder, Uebersetzer von Tasso's befreytem Jerusalem. 154
81. Ueber Martin Opitzens Ableben. . . 156
82. Auf unsers Kammerdieners Jakob Merziers Ermordung. 157

Fliegen summen, Käfer schwirren;
Neugeschärfte Sensen klirren
In dem Grase schon:
Fernher in der Abendröthe
Hallt des Waldhorns und der Flöte
Sanft gemischter Zauberton.

Neben dem Forellenbache
Zieht mit Singsang und Gelache
Alles freundlich heim,
Findet Abends bey der Mutter
Milch und Brot und frische Butter,
Köstlich süſs wie Honigseim.

Morgen ist ein Fest für Knaben,
Die Johanniskronen haben:
Fort noch, in das Feld!
Wer die schönste Krone windet
Und die schönsten Bänder bindet,
Ist beym Tanz des Tages Held.

Hört, es hallen Herdenglocken
Von der Trift am hohen Rocken
Dort am Dorfe zu;
Dirnen, eilet und versehet
Stall und Keller schnell, und gehet
Dann zum Mahl und dann zur Ruh.

Anmerkungen.

Zu Seite 11. Dieses Gebet wurde geschrieben an dem Morgen, wo Suwarow die Prager Linien vor Warschau nahm, und wo in einer Zeit von zwey Stunden fast achtzehn tausend Menschen im Sturm umkamen. Ich war damals in Warschau Gefangener als russischer Offizier, und fast alles geschah unter unsern Augen, da wir nur durch den Fluſs getrennt waren. Die Katastrophe drohete uns und der Stadt den Untergang, und nur die Weichsel war unsre Rettung. Ismail und Prag sind des schrecklichen Suwarow schrecklichste Tage; ich habe mich an einem andern Orte darüber erklärt. Der Gedanke, daſs jetzt ein Reich in Trümmern fiel, war mir nicht sehr gegenwärtig in dem physischen und moralischen Sturme, der um mich und in mir war. Die nächste Veranlassung zu diesem Stücke war die entsetzliche Seelenstimmung eines verwundeten polnischen Offiziers, der auf seiner Flucht von Prag durch Warschau, Gott weiſs wohin, uns noch besuchte. „Die Ihrigen haben wieder gesiegt, knirschte der unglückliche Mann mit den Zähnen und hob den zerschossenen Arm halb in die Höhe; wenn mir künftig noch jemand etwas von Gott und Tugend und Vorsehung sagt, will ich ihm die Antwort ins Gesicht speyen." So stürzte er aus dem Zimmer, und ich sahe ihn nicht wieder.

Zu S. 48. Dieses Gedicht über die Freyheit wurde im Arrest gemacht, in welchem mich meine naturrechtliche Ungeduld durch eine sogenannte militärische Todsünde gebracht hatte. Ich muſs es der Menschlichkeit meiner damaligen Richter zum Ruhme nachsagen, daſs sie meine Vertheidigung so viel Statt finden liessen, als es nur die strengen willkührlichen Kriegsgesetze erlaubten. Glovers Leonidas, eines meiner Lieblingsbücher, war in dieser Periode mein vorzüglichster Genuſs. Man sieht es gegenwärtigem Stück an, daſs es durch jenes Gedicht veranlaſst worden ist. Glover, den man vielleicht nicht genug kennt und schätzt, hat gezeigt, was man mit tiefem Wahrheitsgefühl, Kraft und Sprache, ohne Maschinerie von Göttern und Geistern thun könne. Was in dem Gebiet unsrer Erfahrung und in der nahen Berührung unsrer Herzen liegt, wirkt immer am mächtigsten auf unsere Seele, und ist der geschickteste Gegenstand für das Talent. Daher ist Hektors Abschied von Weib und Sohn, Aeneas Aufenthalt in Karthago, Oberons Schiffarth und Leben auf der Insel, nach meinem Gefühl, das Schönste, was uns Homer, Virgil und Wieland gegeben haben. Die Kunst mag ihre übrige Gröſse anstaunen, so lange sie will; hier fühlen wir unser ganzes Wesen kongenialisch mit ins Gewebe gezogen. Der nehmliche Fall ist es bey jedem groſsen Interesse der Menschheit. Die Geisterwelt läſst uns leer, oder gibt uns nicht mehr als ein angenehmes Spielwerk. Eine der lieblichsten und rührendsten Episoden, die ich je gefunden habe, ist in Glovers Gedicht die Geschichte Arianens und ihres Geliebten am Tage der Schlacht.

Zu S. 64. Der Herausgeber des deutschen Merkurs hat schon bey der ersten Erscheinung dieses Gedichts angemerkt, daſs es durch Matthissons Sarkophag des Jahrhunderts veranlaſst wurde. Der Inhalt zeigt, daſs ich nicht ganz

Matthissons politischer Glaubensgenosse bin, und also nicht alles unterschreibe, was er dort gesagt hat. Jeder sieht die Sache auf seine eigene Weise, und jeder mag diese Weise vor sich und andern durch Gründe rechtfertigen. Dadurch, daſs ich den Gegenstand anders sahe und behandelte, ist mir auf keine Weise eingefallen, mich gegen Matthisson als Dichter aufzustellen.

Zu S. 71. Bey allen Kennern und unbefangnen Beurtheilern der Geschichte unsrer Tage ist, hoffe ich, dieses Stück durch sich selbst gerechtfertigt; gegen die Uebrigen Beweise zu führen, würde freylich schwer werden. Ich glaube an einem andern Orte deutlich gezeigt zu haben, daſs sich Katharinens ganze politische Laufbahn, seit ihrer Thronbesteigung, an die Wahl Poniatowsky's zum König von Polen knüpfte; weil aus diesem Schritt alle ihre, oder doch die meisten äuſserlichen Verhältnisse, vorzüglich alle Kriege mit der Pforte entsprangen. Niemand wird zweifeln, daſs die Kaiserin ihren Kandidaten hinlänglich gekannt habe, da sie ihn mit ihrem Ansehn und ihrer Macht unterstützte. Man muſs jeden, und vorzüglich alle öffentliche

Personen, nach den Regeln und Pflichten ihrer Verhältnisse beurtheilen, und auf diese Weise müssen wir gestehen, daſs Katharina die Zweyte eben so weise, konsequent und standhaft als Kaiserin von Ruſsland handelte, als Poniatowsky kurzsichtig, unzusammenhängend und kleinmüthig sich als König von Polen benahm. Man mag über die Harmonie, in welcher die Politik und die Moral stehen sollten, sagen so viel man will, so wird doch niemand behaupten, daſs nicht in der Verwaltunng der Rechte einer Nation und der Verwaltung der Rechte einer Dorfgemeine ein groſser wesentlicher Unterschied sey. Diesen wesentlichen Unterschied bestimmt schon die einzige Betrachtung, daſs alle Mitglieder des Staats und der Gemeinen durch Gesetze und öffentliche Gewalt, durch Zwang in Ordnung erhalten werden; sie haben keine Selbsthülfe als nur in Nothfällen: aber Staaten unter einander haben nichts als Selbsthülfe, und ihre Sicherheit fordert oft, daſs sie damit nicht zaudern. Es sollte mir leicht werden, zu beweisen, wenn die Polen in einer gewissen Periode, nehmlich kurz vor dem Kongreſs zu Reichenbach, die Energie gehabt hätten, die sie einige Jahre nachher zu ihrem Untergange zeigten, daſs sie vielleicht die nehmliche Rolle in Moskau hätten spielen können, welche die Russen unter Repnin, Kochowsky, Igelström und Suwarow in Warschau spielten. Den Moment zu treffen ist überall die Hauptsache; sie hatten ihn verfehlt. Man sieht aus diesem Glaubensbekenntnisse, daſs ich den König für die vornehmste Ursache der Vernichtung des Reichs halte. Die Polen kannten ihn recht gut, die so heftig gegen seine Wahl arbeiteten. «Mein Gott!» sagte einer seiner alten angesehenen Anverwandten, «ich werde doch meinen Vetter kennen! Wenn er der Mann zu unserm König wäre, ich wollte der erste seyn, der ihm huldigte.» Und als dennoch mit russischen Bayonetten die Sache durchging, sagte eben derselbe: «Nun, ihr werdet bald sehen, was ihr habt.» Bis dahin konnte man, nach den alten Miſsbräuchen, dem Kandidaten es vielleicht nicht verdenken, daſs er seine Verbindung mit der Kaiserin benutzte, um seine Absicht zu erreichen. Aber nunmehr war er König von Polen, und es fing für ihn ein neues Leben an, wo er selbstständig für sich und sein Vaterland seyn sollte. Die Klientschaft aber, anstatt hier zu endigen, fing nun erst recht an. Es würde hier zu weitläufig seyn, alle Momente aufzuzählen, wo er — nicht als Mann gehandelt hat. Zeigte er sich nicht in einem traurigen Lichte, daſs man in Petersburg es zum Vorwande nehmen konnte, zu seinem Schutze Truppen in das Reich zu senden, und sie fast ununterbrochen bis zur Vernichtung dort zu lassen? Konnte er die Herzen der Nation nicht gewinnen, so war er eigentlich nicht ihr König. Er war bekanntlich sehr schön, sehr gelehrt, sehr beredt, sehr wohlthätig, sehr groſsmüthig; überhaupt ein liebenswürdiger Privatmann. Der König, der bloſs Krieger und Eroberer ist, ist eine Geiſsel der Menschheit, und seiner Nation vorzüglich; der König, der in erforderlichen Fällen durchaus nicht Krieger ist, wird bald ihr sicherer Untergang. Poniatowsky übte den Nepotismus mehr, als irgend ein Römling mit der dreyfachen Tiare; wahrlich keine Maſsregel, die gute Meynung und Zuneigung der Familien zu gewinnen, an denen ihm gelegen seyn muſste. Seine Unentschlossenheit vermehrte beständig die Verwirrungen, die in einem Staate, wie Polen war, häufig ausbrechen muſsten. Was auch Pulawskys und seiner Gefährten Anschlag war, Polens Schicksal wäre wahrscheinlich noch aufgehalten worden, wenn er durchgegangen wäre. Das Reich brauchte in den traurigen Konjunkturen einen der muthigsten, entschlossensten und standhaftesten Könige, und zum Unglück war Poniatowsky ganz das Gegentheil. Ein Mann, der seinen Werth und seine Pflichten mächtig genug gefühlt hätte, würde auch damals, als, wie Pfeffel sagt, Therese, Käthe, Friedrich die Feder und die Lanzen wetzen, noch Mittel zur Rettung gefunden haben. Aber der König las den Boëthius und lieſs die neue Gränze berichtigen. In solchen Fällen ist bloſse schöne Bücherphilosophie Verrath an der Würde und Heiligkeit der Menschheit. Sein letztes Leben ist zu neu, als daſs darüber kommentiert werden dürfte. Er stellte seinen Neffen, einen jungen Mann, allerdings von groſsen Hoffnungen, aber doch nur einen jungen Mann, an die Spitze der Armee; aber er selbst entschloſs sich nur, als es zu spät war, in Person dahin abzugehen. Wenn er auch kein Held war, so konnte doch schon seine Gegenwart und seine Theilnahme an der Gefahr Helden machen. Mein poetischer Aufsatz enthält keine Tiraden, sondern lautere Geschichte. Endlich wollte er ins Feld gehen, zu einer Zeit, wo man von seiner Gegenwart freylich nicht viel mehr hoffen konnte, wenn er auch Hannibals und Skanderbegs Geist vereint gehabt hätte. Er kam bis an die Barrieren von Prag, wo Suwarow zwey Jahre nachher an einem einzigen Morgen das Reich zertrümmerte, und vor den Barrieren fand er einige seiner Damen, die vorgeblich von ihm Abschied nehmen wollten und die ihn, weil er ihnen blaſs und bedenklich aussah, wieder mit sich zurück in den Pallast führten. Hier blieb er, links und rechts unsichtbar von Russen umgeben, bis er nachher nach Grodno ging; und der geringste Verdacht während der Reise hätte auf den leisesten Wink des ihn begleitenden ersten russischen Offiziers in einigen Stunden ein Korps Moskowiten um ihn versammelt. Von nun an war er mehr als in seinem übrigen Leben ganz passiv; und, von seinem Charakter ausgegangen, ist ihm nun wohl weiter nichts zuzurechnen, als seine letzte Reise nach Petersburg, wo er seine Jeremiaden schloſs. Der alte kaustische Oborsky vermochte nicht, ihn aus seiner Lethargie zu wecken, und dessen Prophezeihungen wurden in sehr reichlichem Maaſse und sehr bald erfüllt.

Seite
83. Als der Uhrmacher Rudolph Stadeler aus der Schweiz zu Ispahan jämmerlich nieder gesäbelt ward. . . . 159
84. Auf eine Hochzeit. 161
85. Auf seiner Stiefmutter Absterben, welches er in fremden Landen erfuhr. 163
86. Paul Flemmings Grabschrift, die er sich selbst gemacht in Hamburg, den 22. März 1640, auf seinem Todtenbette, drey Tage vor seinem Absterben. . 145

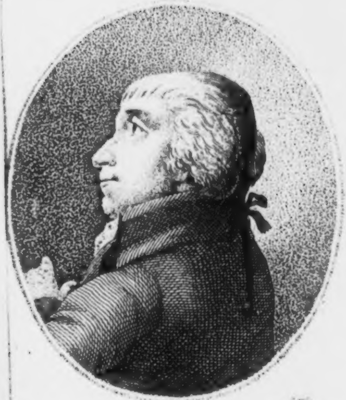
Anhang.

1. Christum lieben ist besser, als alles Wissen. 169
2. Gedanken über die Zeit. 172
3. Bey der Doktorpromotion eines Freundes. 174
4. Auf Herrn Georg Glogers Disputation von den Nachtwanderern. 176
5. Lob eines Soldaten zu Rosse. 178
6. Neben dem Konterfey der Stadt Stralsund. 183
7. In der Stadt Nowgorod 1634. 184
8. Auf Herrn Olearius Rede über den erlittenen Schiffbruch auf Hoheland im Nov. 1635. 186
9. Elegie; an sein Vaterland. 196
10. An Herrn Grahmann. Astrachan 1638. (In welchem Gedicht der Verlauf der Reise nach Moskau und Persien meistentheils angeführt wird.). . . . 209

Zu S. 76. letzte Zeile. Man sehe den Brief Friedrichs des Zweyten an den König Stanislaus Poniatowsky, bey dessen Thronbesteigung geschrieben.

Zu S 79. In einem heiſsen Anlauf von Patriotismus war ich willens, ein recht gelehrtes politische Werk über die Akzise zu schreiben; aber die Zeit gebrach, und die Lust verflog. Der Enthusiasmus, von dem etwas in dieses Gedicht übergegangen ist, wäre auch vielleicht für eine kalte Untersuchung zu groſs gewesen. Mich däucht, die Sache bedarf ſast keiner weitern Untersuchung, daſs die Akzise eine der drückendsten Einrichtungen für den Staat ist, und daſs es nicht an Mitteln fehlen kann, mit weniger Gehässigkeit mehr reinen Gewinn für die Staatsbedürfnisse zu schaffen. Die Einrichtung ist wirklich eine Schule des Betrugs und der Sittenverderbniſs für viele; denn Zahlende sowohl als Einnehmende begehen, ſast nothwendig, täglich Sünden gegen die Verordnungen. Die Zahlenden suchen sich dem furchtbaren Druck zu entziehen, die Einnehmenden sich für ihre kärgliche Besoldung durch Nachsicht und daraus entspringenden Vortheil schadlos zu halten. Daraus entsteht ein commercium im probitatis, das dem Charakter des Volks durchaus nachtheilig werden muſs. Daſs die Esculenta und Potulenta des gemeinen Mannes ohne alle Rücksicht so sehr beschwert werden, ist doch wahrlich wider alle Humanität und Popularität. Ein armer Bürger kauft sich einen Scheffel Korn auf dem Markte, den der einbringende Landmann schon verakziset hat; nunmehr muſs der Käufer noch etwas Ansehnliches bezahlen, ehe er ihn in die Mühle fahren darf. So ist es mit allen Artikeln; und ein Neugieriger hat mich versichert, daſs in Chursachsen ein paar Schuhsolen, wenn alles gesetzlich zugeht, elfmal verakziset werden müssen, ehe sie der Altreiſs auf die Schuhe nähen kann. Wem fällt hier nicht des Römers Bonus lucri odor ex re qualibet! ein? Das Personale der Akzise in Sachsen kostet, nach der Berechnung eines Mannes, dem ich Kenntnisse zutraue, monatlich gegen vierzig tausend Thaler, ohne das Nefas. Ob alles gesetzlich ist, weiſs ich freylich nicht, denn der Gesetze sind so ungeheuer viele, und wir haben leider keine Sammlung zum Unterricht und zur Sicherheit des Bürgers; aber wahrhafte Leute haben mich versichert, daſs von keinem Obstbaum in einem Garten eher gebrochen werden dürfe, bis der Visitator taxirt und also decimiert hat, und daſs kein Bürger einen Sack mit Kartoffeln von seinem Stückchen Feld vor dem Thore hereintragen darf, von dem er nicht bezahlt. Quae, qualis, quanta! Es ist keine Floskel; sondern sehr oft recht traurige Thatsache, daſs ein Häusler das Schweinchen, das er sich mit vieler Mühe und Anstrengung aufgefüttert hat, nicht schlachten darf, weil er den Schlachtzettel nicht lösen kann. In der Verwirrung wird Zoll und Akzise fast immer in eine Rubrik gesetzt; und es heiſst von fremden Weinen und allen fremden Luxusartikeln, sie geben Akzise, eben sowohl wie von Linsen und Erbsen, die zwanzig Schritte vor dem Thore erbauet werden. In Ruſsland hat man nur Gränzzoll; und wenn dieser berichtiget ist, geht man von Polangin bis nach Jakutzk ungehindert fort, und von Abgaben auf die Früchte des Landes zur Nahrung in dem Lande weiſs man keine Sylbe: dafür sind sie aber dort auch in der Kultur unendlich weit zurück. Der Churfürst von Sachsen, als einer der humansten und gerechtesten Männer, die das Europäische Publikum kennt, ist ohne Zweifel nicht hinlänglich von allem

Druck und allen Malversationen, die dabey vorgehen, unterrichtet: sonst würde es gewiſs seine erste Sorge sey, diese Abgabe, wenn sie durchaus nothwendig ist, in eine zweckmäſsigere zu verwandeln. Es ist gar kein Zweifel, daſs sie sehr leicht mit zur Steuer gezogen und ihre Hebung von dem gewöhnlichen Steueroffisianten mit besorgt werden könnte, daſs durch die Abänderung dem Staate ungeheure Summen erspart, eigenmächtiger Druck und Unterschleif verhindert und doch ein gröſserer Vortheil gewonnen werden würde. Vielleicht könnte durch eine kleine Erhöhung der allgemeinen Personensteuer, durch eine fixe Summe wie in einigen preuſsischen Städten, oder durch einen Beytrag von den Kapitalien laut der Konsensbücher das Nöthige gewonnen werden, anderer Mittel nicht zu erwähnen. Das letzte wäre durchaus gerecht und zweckmäſsig; wenn es nur einen festen Fuſs haben könnte, da diese Art des Vermögenbestandes der Natur der Sache nach sehr unbestimmt und veränderlich ist.



C.H.Heidenreich.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Vier und siebenzigstes Bändchen.

Heydenreich's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Biographie des Dichters.

Karl Heinrich Heydenreich ist von Geburt ein Sachse. Er wurde am 19. Febr. 1764 zu Stolpen im Meiſsnischen Kreise, folglich in der sächsischen Schweiz, geboren, wo sein Vater Oberpfarrer war. Seltene Fähigkeiten des Geistes strahlten schon aus den Tagen seiner Kindheit hervor, und er genoſs eine recht gute und sorgfältige älterliche Erziehung. Kaum hatte er das achte Jahr erreicht, so kam er, mit seinem Geschwister, unter die Aufſicht eines eigenen Hauslehrers. Dies war ein gelehrter, gebildeter, sittlich guter Mann.

Der junge Heydenreich wurde bald der Liebling desselben; er wufste unter andern auch das dichterische Talent in ihm zu wecken; auch früh schon erhielt er Unterricht in der Musik. Witz, Gutmüthigkeit, Freygebigkeit zeichneten bald seinen Karakter aus. Nach dem Abgange des Lehrers kam der junge Heydenreich im J. 1778, also 14 Jahre alt, auf die Thomasschule nach Leipzig. Hier fing er an, deutsche Verse zu fertigen, wobey er freylich mehr die lateinischen und griechischen, als die deutschen Dichter las. Im J. 1782 bezog er wohl ausgerüstet die Universität dieser Stadt. Er widmete sich in den ersten Jahren seines akademischen Lebens besonders der Geschichte; da er jedoch mehr ein poetisches, als ein historisches Genie war, so blieb er meist nur am Romantischen hängen. Dies suchte er, als er schon das Studium der Geschichte selbst aufgegeben hatte, noch zu dramatischen Erzeugnissen zu benutzen, brachte aber nie etwas zu Stande. Dagegen studierte er nun um so anhaltender Philosophie in ihren verschiedenen Theilen; er blieb bey der kritischen stehen und wählte nun die Weltweisheit zu seinem Hauptstudium. Im J. 1785 wurde er Magister dieser Wissenschaft; erst nach 10 Jahren erhielt er eine Professur der Philosophie, neuer Stiftung, und nur jährlich 200 Thaler landesherrl. Pension. Seine Bedürfnisse hatte er also durch Privatvorlesungen und besonders durchs Schriftstellisiren befriedigen müssen; da er aber, hingerissen durch die Lebhaftigkeit seines Geistes

Paul Flemmings

Lieder und Sonette.

und durch die Uebergewalt seiner Leidenschaften, weit mehr brauchte, als er einnahm, so gerieth er bald in Schulden und in tausend finanzielle Verlegenheiten. Er kam in Wechselarrest, der erst nach 4 Wochen durch die Unterstützung seiner Freunde gehoben werden konnte. Da ihn aber die Wiederkehr dieses Schicksals bedrohte, so trat er aus, hielt sich erst in Köthen und dann zu Hubertusburg auf, wo er mit literarischen Arbeiten sich beschäftigte. Als endlich seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht waren, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er aufs neue seine Vorlesungen begann.

Wiewohl jetzt seine Lage weit ruhiger und mehr gesichert war, als vorhin, so konnte er sich doch in einer Stadt, wo er so empfindliche Demüthigungen erfahren hatte, nicht glücklich, nicht zufrieden mit seinem Zustande fühlen. Er glaubte in einer freyern Lage sich selbst mehr wiedergegeben zu werden; in ihr glaubte er seine zerrüttete Gesundheit zugleich wieder herstellen zu können. Daher bat er um seine Entlassung. Er suchte das Land, und Burgwerben bey Weiſsenfels war der Ort, auf den seine Wahl fiel. Man hätte glauben sollen, alles, was er sich vorgenommen, müsse hier trefflich von statten gehen; aber man irrte. Er war hier nicht genug Mann von Wort gegen sich selbst. Er hatte früher das Opium als Reizmittel nur zu häufig gebraucht; auch im Genusse des Weins hatte er sich dermaſsen übernommen; weder jenes, noch dieser brachten jetzt die ihm nöthige Anspannung der Nerven hervor. Er nahm also jetzt seine Zuflucht zum Brantwein, den er aber, um die verlangte Wirkung davon zu erhalten, auch in gröſseren Quantitäten nehmen muſste. Mehrere Veranlassungen thaten diesem schrecklichen Genusse noch Vorschub. Seine ökonomische Lage verschlimmerte sich mit seiner physischen. Der Brantwein hörte auf, Reizmittel zu seyn, er wurde Betäubungsmittel. Dem ungeachtet kam sein Tod schneller, als man dachte. Er hatte sich bisher nach Maſsgabe seiner Umstände ziemlich wohl befunden, und auch nur wenig körperliche Schmerzen gehabt. Ein heftiger Aerger aber verursachte, daſs er die Nacht darauf schlaflos zubrachte und Blut auswarf. Doch hielt er dies für so unbedeutend, daſs er von einem Arzte gar nichts hören wollte. Sein Zustand aber verschlimmerte sich schnell, und am 26. April 1801 machte ein Nervenschlag seinem Leben, nachdem er nur seit zwey Monaten in's 33ste Jahr getreten war, ein frühes Ende. Schon ein halbes Jahr schien er ein Vorgefühl seines nahen Todes gehabt zu haben. Das Gedicht: Der erfrorne Weinstock, arbeitete er mit vielem Interesse aus. Mit groſser Rührung, unter häufig rollenden Thränen, las er es gleich nach dessen Vollendung einem Freunde vor. Die Stelle: „So, wie du, erstirbt der junge Dichter!" erschütterte ihn besonders. Sein Freund machte es ihm bemerklich, mit einem Händedruck und mit gerührter Stimme sagte Heydenreich: laissons:

und entfernte sich sogleich. Sein Begräbniſs wurde von seinen Freunden und Verehrern sehr feyerlich begangen. Bey ihm selbst hatte man keine Obole gefunden.

Heydenreich schrieb die mehresten seiner Schriften unter Sorgen und Druck; aus ihrer Lektüre ergiebt es sich, daſs er ein wahrhaft philosophischer Geist war. Fast alle Theile der Weltweisheit wurden von ihm bearbeitet: vieles trug zu seiner Vielseitigkeit als Schriftsteller bey, das er ein philosophisch-poetischer Kopf war. Hier beschränken wir uns auf seine Beurtheilung als Dichter. Obschon Heydenreich nicht unter die gröſsern Originaldichter zu zählen ist, so gehört er dennoch keineswegs unter die gemeinen. Ihn charakterisirt als Dichter freylich kein starkes, wohl aber ein inniges Gefühl; deshalb haben manche seiner Gedichte viel Aehnliches mit den Schillerschen, es fehlt ihnen aber an Stärke, um sie zu erreichen. Mehrere derselben haben eine philosophische Tendenz. Das Erotische und Scherzhafte ist ihm weniger gelungen, als das Erhabene, Ernste, Tragische. Die Gedichte: die Wollust, an den Gott des Schlafs, der Bund des Gefühls, die Geduld, die letzte Stunde, die Zeit, die Einsamkeit dienen zum Beweise. Die erste Sammlung von Heydenreichs Gedichten erschien zu Leipzig im J. 1792, nach dem Tode des Dichters, nämlich im J. 1802, fügte der Bruder desselben ein zweytes Bändchen hinzu, worin freylich manches Gedicht befindlich ist, das der Verfasser zurück gelegt oder verändert haben würde. Früher hatte er viele derselben in Zeitschriften, Almanachen und in seiner Vesta abdrucken lassen. Unsere Etui-Ausgabe enthält blos die vorzüglichern Stücke des Dichters. —

Ausführlichere Nachrichten über Heydenreichs Leben und Schriften liefern: 1) K. H. Heydenreichs Charakteristik als Mensch und Schriftsteller. Von K. G. Schelle. 8. Leipzig, 1802. 2) Die letzten Lebensjahre K. H. Heydenreichs; als Beytrag zu Schelle's Schrift; vom Cantor Wolfarth. 8. Altenb. 1802. 3) K. H. Jörden's Lexikon der deutschen Dichter etc. 6r Bd. gr. 8. Leips. 1811.

Inhalt.

Seite
Die Verläumdung 1
Menschenfreuden 4
An den Gott des Schlafs 6
Der Bund des Gefühls 13
Die Geduld 15
Die Stille 17
Das schöne Denkmal 19
Die Vernunft 20
Gebet um den Weinstock 23
Die Frühlingsnacht 25
Die Einsamkeit 28
Thränen der Reue 30
Der Maysturm 32
Die letzte Stunde 34
Der Knabentanz auf dem Kirchhofe . . 38
Trinklied 42
Ruhe im Grabe. 45

Seite
Die Freyheit des Menschen 47
Trennungsphantasie 54
Die Zeit 57
Gefühl der Schönheit 60
Täuschung und Wirklichkeit 65
Die Wollust 67
Das Schicksal 73
Elegie 75
Das Selbstbewuſstseyn 78
Die Tage der Kindheit 84
Der Lebensmüde 87
Rosa's Verwandlung 89
Warnung vor der Liebe 93
Brautnachtgesang 97
Trinklied für Jünglinge 100
Die Freundschaft 104
Das Moos 109
Geſsner und der Todesengel 112
Tischlerlied 119
Der Frühling 123
Der Tausch 125
Die Hoffnung 131
Das letzte Abendlauten des alten Schulmeisters von Krondorf 136
Der erfrorne Weinstock 141

Die Verläumdung.

Bleiche Schreckengestalt, die du mit Hohngekrächz
Und mit Schlangengezisch lauschend im Dunkeln schleichst,
Ew'ge Feindin der Wahrheit,
Und des leuchtenden Sonnenstrahls,

Kehrst du nimmer zurück, Tochter des Erebus,
In dein Muttergefild? Hast du noch nicht genug
Deines giftigen Odems
Um die Kränze des Ruhms verhaucht?

Deiner Fittige Spiel, gaukelt es ewig denn
Auf der Unschuld Gewand Flecken und Dämmerung?
Scheuchet dich nimmer die Sonne
In den Abgrund der Nacht zurück? —

Nein, Unholdin, du weilst herrschend im Erdenrund,
Denn es lieben dich ja, feyern in Tempeln dich
Myriaden der Menschen
Mit Gesängen und Opferduft.

Ha! dein Schlangengezisch tönet der schwarzen Zunft
Süſs wie Nachtigallied, freudig wie Becherklang,
Höher schlagen die Herzen,
Wenn dein höllisches Lied ertönt. —

Bleiche Schreckengestalt, wisse, nur Ohnmacht bebt
Zitternd vor dir zurück; wer in geweihter Brust
Stärk' und Weisheit vereint,
Fürchtet dich und die Deinen nicht.

Dreyfach fühlt er sich groſs, wenn dein Gezisch ertönt,
Fühlt den Adel in sich, welchen die Welt nicht kennt,
Flügel stiller Begeistrung
Heben mächtig sein Herz empor.

Welkt sein irdischer Kranz, niedergeweht
von dir
Mit vergiftendem Hauch; darum seufzet er nicht,
Denn er buhlte um Kränze
Von verblüheten Rosen nie.

Seine Krone erreicht nimmer dein gift'ger
Hauch
Und dein Schlangengezisch störet den Richter
nicht,
Der auf heiliger Wage
Einst die Thaten der Menschen wägt.

Menschenfreuden.

Wer fesselt Menschenfreuden? Ihr Flug ist schnell,
Wie leichter Winde, flüchtig nur küssen sie
Des Pilgers Wangen, spielen gaukelnd
Um ihn ein Weilchen und fliehn auf ewig.

Nicht bange Seufzer aus der getäuschten Brust,
Nicht unsrer Laute schmachtender Klaggesang,
Und nicht Gelübd' und Opfergaben
Führen die Flüchtigen uns zurücke.

Laſst uns dann rasch im kurzen Genusse seyn,
Wie sie im Fluge, nahen sie scherzend uns,
So laſst uns blitzschnell sie umarmen,
Und unter Küssen sich uns entwinden!

Doch lausche stets des frohen Genieſsers Ohr
Der Weisheit Stimme, opfere den Grazien,
Daſs nie, der holden Freuden eine
Schwelgerisch wüthend sein Mund entheil'ge!

Dann werden einst die Kinder des Himmels noch
Den Greis umspielen, freundlich die Dämmerung
Um ihn erleuchten und mit Rosen
Streuen den schaurigen Pfad zum Grabe.

An den Gott des Schlaſs.

Endlich müde deiner blinden Launen,
Muſs ich, stummer Gott, in's Ohr dir raunen,
Daſs dein Walten keinem Gotte ziemt;
Muſs für diesen Rest von Lebenstagen,
Heil'ger Gaukler, mich mit dir vertragen;
Höre meinen Sang und zürne nicht!

Ich gesteh' es, Angesichts der Rotte
Deiner Neider, keinem andern Gotte
Weichst an Majestät und Würde du;
Ruh und Tröstung ist in deinen Händen.
Und dein Zepter reicht bis zu den Enden
Dieser Welt, wo ew'ger Schlummer thront;

Wolltest du auf Erden alles gleichen,
Jeder dumpfe Miſslaut würde weichen,
Der das Saitenspiel der Wesen stört;
Mildern könntest du des Elends Ketten
Und das Laster von dem Abgrund retten,
Dem's im Taumel blind entgegen rast.

Aber, wie das Glück mit seinen Schätzen,
Wie mit Würden die gekrönten Götzen,
Spielest du mit deiner Balsamruh;
Wer mag's ohne tiefe Trauer denken,
Wie du bübisch tändelst mit Geschenken,
Die zu spenden dir der Vater gab?

Wenn der Schwelger, der des Lebens Blüthe
Grausam bricht, vom Wollustrausche müde,
Nach dem Lager sinnlos taumelnd wankt,
Und erschöpft von zehrenden Genüssen,
Leises Odems auf dem Schwanenküssen
Neue Kraft zum Schwelgen von dir fleht;

Ha! dann kömmst du, feiler Gott, vom Himmel,
Und der Wollustträume Luftgewimmel
Flattert lächelnd deinem Fluge nach;
Schlummer hauchst du zu des Mannes Haupte,
Der dem Mädchen seinen Schlummer raubte,
Und dem Jüngling seine Träume stahl!

Ueppig wachsen nun die wilden Kräfte,
Zu der Wollust frevelndem Geschäfte,
Wie im Treibehaus der junge Baum,
Und am Morgen, ach so sanft gekitzelt
Von den jungen Kräften, ha da witzelt
Seine Seele Gott und Tugend hin.

Und dem Manne, der beym Lebensmahle
Ewig vor sich nur die leere Schale
Und den Becher — leer für Thränen — sieht;
Der mit stummer Sprache banger Blicke,
Von dem stummen schweigenden Geschicke
Lindrung oder doch Vollendung fleht,

O dem Manne sollt'st du niederschweben,
Daſs entschlummert von dem bittern Leben
Er ein Weilchen, wie im Grabe ruh',
Daſs es ihm im süſsen Traume dünke,
Als ob ihm der milde Retter winke!
Und den Edlen — ach verschmähst du doch!

Aber jenen Harpax, der bey seinen vollen
Kästen darbt, und die gepreſsten Rollen
Schweiſsbetrieft mit ehrnen Händen hält,
Der, wie all' verarmt durch Fluth und Feuer,
Klage winselt um den Kupferdreyer,
Den er, Gott zu Lieb', am Altar gab. —

Ja, den labst du mit Entzückungsträumen,
Daſs gelüstend seine Lippen schäumen,
Und er laut ein dreyfach: Eia! ruft;
Froh erwacht er, stolzer Hoffnung trunken,
Und des Seelenadels letzte Funken
Glimmen im erstarrten Herzen hin. —

Recht und Gnade, fleh' ich, laſs mir werden,
Bis dein letzter Traum in beſs're Erden
Ueber diese Flitterwelt mich schwingt!
Meines Lebens Spiegel sey mein Schlummer,
Jetzt voll Wonne, jetzt voll Angst und Kummer,
Und des Wachens Lohn, es sey mein Traum!

Säumt' am Tag ich heil'ge Menschenpflichten
Gegen Gott und Brüder zu entrichten,
Vom Getös der leichten Welt betäubt,
Blickt' ich nicht mit feurigem Gefühle
Und mit Thatendurste hin zum Ziele,
Das der Schöpfer meinem Daseyn gab;

Laſs dann lang' umsonst mich deiner harren,
Lang' vergebens meine Blicke starren
Auf zum fernen Himmel, wo du wohnst;
Und dann endlich nach der langen Wache
Laſs in Schlummer sinken meine schwache
Seele, — aber, Gott! ich fleh' noch mehr:

Laſs mich schreckenvolle Bilder schauen,
Oft erwachen wild in Furcht und Grauen,
Wieder schlummern und sie wieder schau'n!
Zeige mir den schrecklichen Vernichter
Meines Lebens und den ernsten Richter,
Der die Thaten meiner Seele wägt!

Muſst am Tag' oft ohne meine Verschulden
Meine Seele bittre Schmach erdulden
Durch verworf'ner Menschen Bubenspiel,
Hatt' ich's tiefes banges Sinns empfunden,
Daſs Vergifter unsrer Lebensstunden
Auſser uns, nur unsre Brüder sind;

Wiege dann mich Gott in sanften Schlummer,
Daſs ich frey sey von dem schweren Kummer
Wenigstens die lange Nacht hindurch!
Laſs im Traum mich gute Menschen sehen,
Die so öfters meine Augen spähen,
Ach umsonst, umsonst auf weiter Welt!

Hauche dann mit deines Odems Milde
Sanftmuth und Geduld in's racherfüllte
Herz, und lehre göttlich mich verzeihn,
Daſs erhaben über seine Streiche
Meinem Feind' ich gern die Rechte reiche,
Und ihm sage: Mensch, ich zürne nicht.

Blickt' ich lüstern nach der Wollust Becher,
Hielt mich schon der Tugend Spannkraft schwächer
Kämpfend mit der Riesin Leidenschaft;
Faſst ich zitternd ihrer Blicke Funken,
Von des Busens Wellenschlage trunken,
Und den Lautentönen ihres Munds;

Zeige dann im nächtlichen Geſichte,
Mir das Mädchen, das im Morgenlichte
Oft ſo blühend vor mein Lager tritt,
Das zum Bunde für die Ewigkeiten —
Muthig lächelnd in den Strom der Zeiten —
Mir die ſanften Roſenhände beut!

Daſs mich ihre ſtille Thräne ſtrafe
Für den Keim der Sünde, und im Schlafe
Röthe über meine Wangen zieh',
Daſs getäuſcht ich ihre Hände faſſe,
Und mit Dank die Fliehende verlaſſe,
Bis am Altar ich ſie wieder seh!

Flog ich raſch die rauhe Bahn der Tugend,
Trotz dem Flattersinn der leichten Jugend,
Und den Reizungen der loſen Welt;
Trug ich willig meiner Brüder Bürden,
War ich Freund und Führer dem Verirrten
Aus des Laſters ew'gem Labyrinth!

Lohne du mich dann mit ſüſsem Frieden,
Zeige mir den Kranz aus Edens Blüthen,
Den ein Engel mir am Throne wand,
Laſs mich athmen in des Himmels Lüften,
Wo umweht von ew'ger Lenze Düften,
Sanfter Ruhe ſanft Vergeſſen ſchwebt!

Nach des sechsten Psalms Weise.

Jn allen meinen Thaten
Lass' ich den Höchsten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er mufs zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spät und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst.
Er mag's mit seinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen,
Und was mir selig ist;
Ich nehm' es, wie er's giebet,
Was ihm von mir beliebet,
Das hab' auch ich erkies't.

Wirst du so mich, stummer Gott! erhören,
O so hoff' ich's freyer, in den Chören
Der gestorbnen Edeln auch zu seyn;
Pflücke dann aus der Verklärten Krone,
Drey der schönsten Rosen dir zum Lohne,
Netze mit des Himmels Thränen dich.

Der Bund des Gefühls.

Den ferne, Gott der Liebe, von meinem Pfad,
Des Herz nur träg im frostigen Busen bebt,
Dem nur Gefühle, matt wie Thauluft,
Aus der umnebelten Seele schleichen.

Er sey mein Freund nicht; denn das Unsterbliche
Gilt ihm für Thorheit, edler Empfindung Drang
Und der Begeistrung Wollustthränen
Höhnet mit Frevel sein Spottgelächter.

Der sey mein Bruder, welchem ein fühlend Herz
Für Wonn' und Kummer feurig im Busen schlägt,
Den in den Höhen der Empfindung
Schwindel nicht fassen, nicht Sonnen blenden.

Der zu den Scenen hoher Begeisterung
Mit Pilgers Andacht wallet, und hochentzückt
An der Natur geweihtem Altar
Himmlischer Weisheit und Schönheit opfert.

Er sey mein Bruder! Denn das Unsterblichste
Ist ihm kein Räthsel, keine Begeistrung Tand;
Ihm will ich andachtsvoll erglühend
Bieten die Rechte zu trautem Handschlag.

Und tief im Haine, wo uns die Einsamkeit
Vor dem Getös der taumelnden Welt beschirmt,
Dort unter hundertjähr'gen Eichen
Will ich ihm schwören den Schwur der Treue.

Der deutschen Vorwelt heil'ges Gesicht wird dann
Uns ferner dämmern; Schauer der Gottheit wird
Uns leis umflattern, und die Wipfel
Werden sich neigen mit lindem Lispel.

Die Geduld.

Flieh mir von der Schwachen Seite nimmer,
Sanfter Engel, bis in Staub und Trümmer
  Dieses irdene Gebäu zerfällt;
Tröste mich mit deinen milden Blicken,
Mit dem Friedenskuſs und Händedrücken,
  Wenn der Harm das Leben mir vergällt!

Flohst ja nimmer von des Wandrers Seite,
Wenn in mitternächtlich dunkelm Kleide
  Ein Gewitter seine Schläf' umzog,
Muthig schwang dann zu der Wolken Schwärze
Himmelauf sein Arm der Hoffnung Kerze,
  Wenn der Sturm die Eichen um ihn bog.

Brach zuweilen, wenn zu lang' ich irrte
Ohne Tröstung, von der Leiden Bürde
  Ach! die schwache Menschenseele mir,
Huben Unmuthsseufzer sich, entquollen
Bittre Thränen meinen kummervollen
  Augen, trostlos weggekehrt von dir.

Dann entlispelten dir freundlichlinde
Worte, Gleich dem Frühlingsabendwinde,
  Der die mattgesenkte Blume kühlt,
Tröstung drang von deinem Händedrücken,
Ruh aus deinen silberhellen Blicken
  In dies Herz, von Harme wild durchwühlt.

„Gieb mir, Dulder, deine welke Rechte,
Sprachst du: — Im Gewand der Nächte
  Spricht verborgen Gott mit dir;
Winkt er; ha! mit rascher Wetterschnelle
Bricht durch's Dunkel frohe Sonnenhelle;
  Sey ein Mann, und folge mir!"

Sanfter Engel, meine Bahn geht weiter,
Und noch manche Stufe hat die Leiter,
  Die mich auf zum fernen Ziele trägt,
Noch auf manchen dornumschlung'nen Sprossen
Wird vom Wandrer Blut und Schweiſs vergossen,
  Bis des Lebens Vesperglocke schlägt.

Wenn vom Klimmen mir die Füſs' ermüden,
Und voll Sehnsucht hin nach Grab und Frieden
  Ich mit thränennassen Blicken seh;
Flüstre dann mir deine Himmelsworte,
Sanfter Engel, daſs dem fernen Porte
  Muthig harrend ich entgegen geh!

Die Stille.

Wiege mich ein, du Mutter süſsen Trostes,
Gieb mir Friede, du traulich sanfte Stille!
Laſs beym Ruhgesäusel der jungen Zweige
Sanft mich entschlummern!

Geister des Unmuths düstern mir den Schauplatz
Meines Lebens, und wilde Bluteswogen
Stürmen feindlich Glauben und Hoffnung aus dem
Zitternden Herzen.

Wiege mich denn dein sanftes Ruhegesäusel,
Wie ein mütterlich Lied, in Balsamschlummer,
Daſs ich schauernd koste des schönen Lebens
Erste Gefühle!

Das schöne Denkmal.

Hold ist der Rose schimmerndes Angesicht,
Wenn sie, geweckt von Lüften des jungen Tags,
Dem Blick der Sonne sich entschleyert,
Schimmernd im Purpur und hellem Thaue.

Gern weil' ich bey ihr, und der beseelte Blick
Hängt, sanfte Wonne lächelnd, am Unschuldskleid
Der Neugebornen, die mit leisem
Athem balsamischen Duft verhauchet.

Doch mit des Blickes Wenden entflieht der Rausch,
Kaum daſs in todten Bildern Erinnerung
Noch die Erscheinung wiederspiegelt,
Matte Gefühle das Herz noch nachhallt.

Es sind nur Blätter, Spiele der Frühlingsluft!
Des Lebens Pulsschlag regt sich in ihnen nie,
Die Sonne mahlte ihren Purpur,
Blendende Schminke des todten Staubes.

Der wahren Schönheit bildende Schöpferin
Ist nur die Seele, läſst sie den Wiederstrahl
Von ihrem innern heil'gen Leben
Hell auf das spiegelnde Antlitz leuchten.

Die Schönheit segn' ich, sonne das trunkne Herz
An ihrer Hoheit lachendem Frühlingsstrahl,
Daſs Blumen schönerer Empfindung
Glühend sich drängen aus reichen Knospen.

„O Holde, schöne Seele," so fleh' ich dann:
„In deinem Himmel nur eine Spur von mir!
„Laſs ein Gefühl von meinen Saiten
„Sanft in dein Wesen hinüber schweben!"

Den Glockenhall des Ruhmes erfleht ich nie,
Und buhlte nie um Cynthius Lorbeerkranz. —
Nur lebe meines Daseyns Nachhall
Einst in Empfindungen schöner Seelen!

Die Vernunft.

An Cäsar.

Des Trugs Enthüller, Hasser des blinden Wahns!
Sprich, warum säumt des Lichtes ersehnter Tag?
Muſs die Vernunft, der Geister Sonne,
Ewig durch nächtliche Wolken schimmern?

Wer mag sie denken, daſs des Entzückens Schwung
Ihn nicht entreiſse, heiliger Liebe Gluth
Im andachtsvollen Busen flamme,
Und eine Thräne der Inbrunst rinne?

Gab sie zum Leitstern einsamen Wallern nicht
Der Weltenvater? Sollte des Irrlichts Spiel
Sie nicht verdunkeln, jedes Trugbild
Wandelnder Schatten vom Pfade scheuchen?

Mit ſanftem Strahl nicht Ahndung des Ewigen
Im Menschengeiste wecken! der Zukunft Nacht
In Morgen wandeln, und der Seele
Schweifende Kräfte harmonisch leiten! —

Warum verbirgt der Königin Strahlenhaupt
Ein düstrer Schleyer? Wird sie der Erde nie
In vollem reinen Glanze leuchten,
Wecken den schlummernden Geisterfrühling? —

Ihn ruft umsonst in grausender Mitternacht
Des Weisen Seufzer, Schwermuth umdüstert ihn —
Kaum daſs der Sterne Harmonieen
Ihn aus den Irren des Zweifels retten.

Sein Blick durchschweift entschlaf'ne Jahrhunderte;
Er sieht und schaudert. Schaaren von Träumenden
Empören zu Gigantenstürmen
Wider die Sonne des Geist's den Erdkreis!

Der Pfeile Schwarm verdunkelt den matten Glanz,
Der durch der Wolke nächtlichen Flor noch bricht;
Nur Wen'ge wagen's, in den Schatten
Männlich zu fechten, und sinken glorreich;

Ich traue seiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen,
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Sein Segen wird mich lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bey Christen,
Und Christus ist bey mir;
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, so auch hier.

Von der Erschlagnen strömendem Blute dampft
Die heil'ge Erde; Aechzen der Sterbenden
Wallt mit der Gottgeweihten Priester
Jubelgesängen empor zum Himmel. — —

Des Trugs Enthüller, Hasser des blinden Wahns!
Dies Bild hat oft den Schlummer dir weggescheucht,
Und deine Thräne um die Menschheit
Sahen der Mitternacht Sterne flieſsen!

Doch sahst du hier auch tief in der Finsterniſs
Des Ew'gen Finger, betetest schaudernd an,
Und Hoffnung sonnenvoller Tage
Scheuche die Schatten der edlen Schwermuth.

Laſs ihrer still uns harren! Der Riesenkampf
Der Elemente leitet zur Harmonie,
Und nur nach wilder Stürme Ringen
Nahet der segnende Geiſterfrühling!

Gebet um den Weinstock.

Wehe linder, Sturm aus Norden, linder!
Denn des Kummers und der Freude Kinder
  Zittern um des Weinstocks Leben schon.
Wüthe lieber in des Thales Moose!
Tödt' im Schlummer Veilchen oder Rose!
  Nur den holden Weinstock tödte nicht!

Sieh! In dieser kleinen Ranken Herzen
Ruht ein Schatz von Freuden und von Scherzen,
  Ruhet Balsam für Melancholie;
Ach! du mordetest mit deinen kleinen Reben
Tausend wonnevoller Stunden Leben,
  Unsrer Jugend raubst du Tanz und Spiel.

Ruhe noch ein halbes Dutzend Monde,
Und dem Gotte, der der Rebe schonte,
  Feyern wir ein lautes frohes Fest.

Magst du dann den nackten Berg umschwärmen,
Um des kleinen Hauses Fenster lärmen,
Und die Wetterfahne wüthend drehn.

Dir zu Ehren in dem lauten Saale
Kreisen dann die schäumenden Pokale,
Voll von jungem flammenreichem Most;
Selbst der tapferste bewährte Zecher
Taumelt und erliegt der Kraft der Becher,
Die er muthig dir zum Opfer trank.

Die Frühlingsnacht.

Lieblich wehte mir sonst, schweigende Nacht,
dein Hauch;
Wenn von Wölkchen umwallt freundlich der
holde Mond
Seinen goldenen Schimmer
Auf die Blüthen des Frühlings goſs.

Labend hauchte der Nacht flüsternde Winde mir,
Und die Zweige des Baums nickten mir Friede zu
Und der Nachtigall Stimme
Wiegt' in träumende Wollust mich.

Um mich blickte im Thau ruhig die schöne Flur,
Und mein schwärmender Geist sank zu den
Blüthen hin,
Labt im netzenden Thaue
Mit den Kindern des Frühlings sich.

O, da sah ich umher Leben und Labung nur,
Wenn ein Flüstern sich hob, träumt' ich das Flüstern mir
Von den Schöpfungen Gottes
In der Erde geweihtem Schooſs.

Wehmuth wehet mir jetzt, schweigende Nacht, den Hauch,
Wehmuth säuseln des Baumes bebende Blätter mir,
Wehmuth girret vom Wipfel
Mir die einsame Nachtigall.

Bang ist deine Gestalt, schaurige Mitternacht!
Deinem Lispel entweh'n dämmernde Ahndungen,
Und Gesichte des Todes
Weckt dein wandelndes Schattenspiel.

Hier beschimmert dein Licht, stiller Gefährt' der Nacht,
Junge Rosen der Flur, blinkend in Gottes Thau,
Dort beleuchtest du Gräber
Und die Schlummernden schlummern fort.

Bald versilbert dein Strahl, Holder, mein enges Haus,
Ringsum duftet der Lenz, säuselt der Nachtwind sanft,
Klagt der Nachtigall Stimme,
Und der Schlummernde schlummert fort.

Die Einsamkeit.

O wirf oft die schöne ernste Hülle,
Schwester du der öden Grabesstille,
Traute Einsamkeit, um mich!
Nimm mich oft, entflohn dem Weltgetöse,
In die Arme, wo man falsche Gröſse,
Niedre Spiele für das Herz vergiſst!

Kaum geworfen auf des Lebens Wogen
Fühlt ich sanft von dir mich angezogen,
Nahte voll von stummer Ahndung dir,
Floh der Jugend rasche Freudenfeyer,
Athmete in deinen Grotten freyer
Und dein stiller Segen folgte mir.

Wenn sich um mich deine Schatten düstern,
Leisen Lispel nur die Blätter flüstern,
Dann begrüſsen heil'ge Schauer mich,

Dann erwachen heiſs zum Flammenspiele
Meiner Seele göttlichste Gefühle,
  Wünsche, werth des Himmels, lodern auf.

Dir verbirgt sich niedriges Verlangen,
Stürzen Thränen auf erblaſste Wangen,
  Die dem Laster in der Welt geglüh't,
Träume täuschendsüſser Wollust scheitern,
Herzen, tief entweihter Würde, läutern
  Für den groſsen Tag der Zukunft sich. —

O wirf oft die schöne ernste Hülle,
Schwester du der öden Grabesstille,
  Traute Einsamkeit, um mich!
Dann, dann blick ich an der Weisheit Stabe
Heiter in die Fluren überm Grabe,
  Und der Todesengel schreckt mich nicht.

Thränen der Reue.

Thränen der Reue, o der edlen Wehmuth!
Thränen, Thränen, ihr sinkt, wie Thau des Himmels,
Auf des stummen Büſsenden bleiche Wangen,
Labend und trostvoll.

Einsam und schauernd wankt er in des Haines
Tiefster Finsterniſs, seufzt nach holdem Frieden,
Fleht die frischen säuselnden Abendwinde
Lechzend um Kühlung.

Aber die Flamme seines Busens lodert,
Furchtbar über ihm rauschen hohe Wipfel,
Um ihn flattern zürnende Geister in den
Rauschenden Lüften.

„Kehre mir wieder, seufzt der bange Dulder:
Unschuld, Würde des kurzen flücht'gen Lebens!
Rettet, gute Genien sanfter Tugend,
Euern Verirrten!"

Thränen, da stürzt ihr auf des Armen Wange,
Freyer athmet er nun des Haines Lüfte,
Blickt gen Himmel, stammelt mit heiſser Inbrunst
Heilige Schwüre.

Thränen der Reue! der Verirrten Zierde!
Thränen, Thränen, ihr stammt von oben; wenn ihr
Flieſset, winken Engel dem edlen Traurer
Sanfte Versöhnung.

Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfen hin und her;
Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und Alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie;
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen,
Und wissen fast nicht, wie?

Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg', oder zieh' ich fort;
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stoſst zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniſs geh'n;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen;
Ich werd' ihn übersteh'n!

Der Maysturm.

Blüthen des Mayes, grausam peitscht der Nordsturm
Eure duftenden Kränze, feindlich schlagen
Seine düstern Fittige eure Häupter,
Kinder des Frühlings!

Blüthen, ihr seufzt; es goſs so milden Schimmer
Gottes Sonne herab, da ihr erwachtet,
Freundlich spielten schmeichelnde Strahlen um die
Brechenden Knospen.

Lächelnd in Hoffnung blicket ihr gen Himmel,
Hauchtet lieblich umher der Düfte Fülle,
Wandrer weilten, segneten euer frische
Athmendes Leben.

Blüthen, ihr sinkt, des Frühlings Zauberlüfte
Retten nimmer vom Tode die Gesunknen;
Daſs ihr welkt im blühenden Lebensmorgen,
Wollen die Götter.

Seufzet denn nicht! Es schlagen wilde Stürme
Auch das lockige Haupt des frohen Jünglings,
Wenn im holden Traume des jungen Daseyns
Muthig er wandelt.

Segen den Blüthen, Segen auch dem Jüngling,
Wenn nur Spuren des flücht'gen Lebens bleiben,
Und an edlen Früchten mit stillem Danke
Wandrer sich laben!

Die letzte Stunde.

Nur leise Lüfte säuseln, die Erde ruht
Im Schleyer tiefer, schweigender Finsterniſs,
Fern über ihr in stiller Eintracht
Wandeln die schimmernden Sterne Gottes.

Und horch! vom Thurme tönet sie schon herab,
Die zwölfte Stunde; — schauerlich wallt ihr
Klang
Dem Herzen zu, und weckt zu bangen
Liedern vom Grabe das Spiel der Saiten.

Dein sey das Lied der einsamen Mitternacht,
O heil'ge Stunde, letzte des Lebens, dein!
Schwarz ist der Schleyer um dein Antlitz,
Bang, wie des Grabes, ist deine Stille.

Denk' ich dein Nahn, dann flattern der Schauer viel'
Um meine Wangen, beben die Sprossen all'
Des jungen Lebens, dafs im Innern
Selbst die unsterbliche Seel' erzittert.

O sey mir freundlich, wenn du mir nun erscheinst:
Leg' ab die Trauer, die sich so fürchterlich
Um deine Glieder faltet! Komm als
Bote des Friedens im weifsen Kleide!

Hat doch des Lebens froher Genosse dein
Noch nie vergessen, oft den schüchternen Blick
Zu dir gekehrt, und durch den Schleyer
Kühner verweilet bey deinen Zügen.

Warf deiner Schwester scherzende leichte Schaar
Mich dann mit Rosen, spotteten lachend sie
Der Schwester in der Trauerhülle,
Lockend zu Tänzen und wilder Freude;

„O Stunden, sprach ich: spottet der Schwester nicht,
Wenn ihr in leichten Tänzen euch schalkhaft dreht,
Und läfst bey euren frohen Spielen
Denkend mich weilen an ihrem Schleyer.

In ew'ge Trauer hüllte der Vater sie
Vor unsern Blicken, aber er gab auch ihr
Den Flug zu seinen goldnen Sternen
Und für die Thore des Himmels Schlüssel." —

Und — trog mein Blick mich, oder war's Wirklichkeit —
Einst da ich sehnend nach der Verhüllten sah,
Vergaſs des Lebens Zauberreize
Und die bekränzeten Rosenbecher;

Da hobst du mir den nächtlichen Schleyer auf,
Dein Antlitz sah ich, schön wie das Morgenroth,
In deinen Blicken Gottes Milde,
Schmachtendes Lächeln auf deinen Wangen.

Schnell sank der Schleyer, aber dein Bildniſs blieb
Vor meinen Blicken, rosige Phantasien
Umringten es und stille Ahnung
Schauerte friedlich durch meine Seele. — —

Willst du dem Jüngling schon mit dem Schauerkuſs
Und deiner kalten grausen Umarmung nahn,
Willst du noch harren, bis am Stabe
Müde des Lebens der Greis einst wanket;

So nah' nur freundlich, nicht mit dem Feuerblick
Der wilden Rache, die nach Vernichtung lechzt,
Nicht mit des Hohnes bitterm Lächeln,
Spottend des armen verlaſsnen Opfers:

Als Friedensbote nahe dem Schlummernden
Im Schooſs der Ruhe! Löse mit flücht'gem Kuſs
Den Geist vom Staube, daſs erwacht ich
Athme die reineren Himmelslüfte.

Der
Knabentanz auf dem Kirchhofe.

Fröhlich, Knaben, hüpft und springt
Um die moos'gen Grüfte!
Wirbelt euren Reihn und singt
In die stillen Lüfte!
Schwingt bekränzte Hüth' empor!
Tanzt, und tönt ein Jubelchor!

Lieblich weht der Abendwind,
Spielt in euren Locken,
Bringt euch Düfte süſs und lind
Aus des Frühlings Glocken;
Bräutlich glänzt euch diese Flur,
Tanzt und feyert die Natur!

Ha, genieſst die schöne Frist
  Ungeschreckter Freude!
Weil ihr nichts von morgen wiſst,
  Lebt und freut euch heute!
Ach, bald wiſst ihr, was ihr seyd,
All' dem Tod wie wir geweiht. — —

Horch, was klingt so dumpf und hohl,
  Schätze ruhn da drunten;
Knaben; Knaben schirmt euch wohl,
  Vor den Feuerhunden!
Reiſst der Höhlen keine auf!
Zauberflüche ruhen drauf. — —

Nein, ihr Knaben, zittert nicht.
  Doppelt eure Sätze!
Wenn auch dieser Boden bricht,
  'S ruhn da sichre Schätze,
Beine längst zu Staub gedorrt!
  Tanzt ihr Knaben, Tanzt nur fort!

Wisset, wen das Grab bedeckt,
  Dem ist Ruh beschieden,
Der schläft, nimmer aufgeschreckt,
  Ew'ge Nacht im Frieden.
Tanzt nur, tanzt im Dämmrungslicht!
Diese Schlummrer stört ihr nicht.

Ha, da schweben um euch schon
Graues Staubes Wogen!
Von der trauten Mutter, Sohn,
Kommt hier Staub geflogen!
Bruder, 's naht ein Wölkchen sich,
Schwesterasche spielt um dich! — —

Schreckt die dumpfe Moderluft
Nicht die frischen Glieder?
Weht doch nur Verwesungsduft
Um euch hin und wieder;
Sagt euch nicht ein stiller Graus:
Hier ist Seyn und Leben aus?

Nein, kein banges Vorgefühl.
Seufzt in eure Lieder,
In das frohe Tanzgewühl
Fällt kein Thränlein nieder,
Nur der Jüngling ächzt euch zu,
Weint ob der zerstörten Ruh. —

Frohe Tänzer, einst war ich
Auch ein leichter Knabe,
Flog, wie ihr, so jugendlich
Auch von Grab zu Grabe;
Meiner Wonne Liederschall
Tönte rück der Kirchhofwall.

Weh, die Blüthezeit ist hin,
Hin der goldne Friede;
Schwermuth trübt des Jünglings Sinn,
Seuſzt in jedem Liede,
Und die schwarze Phantasie
Weicht von Tod und Gräbern nie.

Ha! mich dünkt, er schwebt schon her
Mir der Gott der Trauer!
Blut, was rollst du bang und schwer?
Weg ihr Todesschauer!
Fliehe, Fuſs, von dieser Flur!
Hier ist schreckliche Natur.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut.
Es sey heut' oder morgen,
Dafür lass' ich ihn sorgen,
Er weiſs die rechte Zeit.

Gefällt es seiner Güte,
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was Vergeblich's zu,
So werd' ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen,
Daheim in meiner Ruh'.

Indeſs wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, seyn;
Wird beyderseits gewähren,
Was unsre Wünsch' und Zähren
Ihn bitten überein.*)

So sey nun, Seele! deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat;
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater in der Höhe,
Weiſs allen Sachen Rath!

---

*) gemeinschaftlich.

Trinklied.

Glücklich, wer im holden Bunde
Mit der Göttin Freude lebt,
Dem sich friedlich Stund' an Stunde,
Wie ein Kranz von Rosen, webt!
Glücklich, wer in seiner Brüder
Trauliche Gesänge stimmt,
Und beym Klang der Evanslieder,
Feurig seinen Becher nimmt!

Ohne Wein und Lieder lebe,
Werde nimmer süſs berauscht,
Wer in seinem Selbstgewebe,
Wie die düstre Spinne lauscht!
Bey der vollen Gläser Schimmer
Glühe seine Wange nie,
Und sein Anblick störe nimmer
Froher Freunde Harmonie!

Seelen, gastfrey aufgeschlossen
  Edlem feurigen Gefühl,
Wählt zu ihren Bundsgenossen
  Freude gern bey Saitenspiel.
Wenn sich ihre Lieder heben,
  Schwindet Harm und Dämmerung,
Und dem vollen Glas entschweben
  Liebe und Begeisterung.

Auf! von jedes Bruders Munde
  Töne Hochgesang empor!
Lauscht uns doch in trauter Runde
  Rings umher kein feindlich Ohr.
Singt und trinkt! Die Stunden gleiten
  Leicht, wie Silberwellen hin,
Und der graue Gott der Zeiten
  Segnet unsern frohen Sinn!

Trauer herrscht bey vollen Schaalen,
  Wenn der Weingott kärglich säumt,
Freude bey den kleinsten Mahlen,
  Wenn das volle Glas nur schäumt.
Friede mit der milden Rebe,
  Die uns diesen Balsam giebt!
Jeder brave Weinberg lebe,
  Nie vom wilden Frost betrübt!

Mühevolles Felsenklimmen
Wär' ein Daseyn ohne Wein,
Wo in labyrinth'schen Krümmen
Keine Rosen uns erfreun.
Evan nur beseelt das Leben
Seiner trauten Brüderschaft,
Und im Fliegen und im Schweben
Endet ihre Pilgerschaft.

Glücklich, wer im holden Bunde
Mit der Göttin Freude lebt,
Dem sich friedlich Stund' an Stunde,
Wie ein Kranz von Rosen, webt!
Glücklich, wer in seiner Brüder
Trauliche Gesänge stimmt,
Und beym Klang der Evanslieder
Feurig seinen Becher nimmt!

Ruhe im Grabe.

Tiefste der Ruhen, Ruh' im stillen Grabe!
Traum voll Trostes für kummermüde Waller!
Aller holden Hoffnungen dieses Lebens
Einzige sichre!

Schlieſsen dem Dulder sich der Freude Quellen,
Letzten nimmer ihn Rosenduft und Kühlung,
Liegen jeder Seligkeit Frühlingskeime
Welkend im Staube!

Bietet vergebens ihm die Menschheit Balsam,
Ist der Busen des Freundes ihm nicht mehr
Freystatt,
Tönt der Liebe schmeichelndes Trostgeflüster
Nimmer ihm Friede;

Tiefste der Ruhen! dann umfängt er freudig
Dich im nächtlichen Traume seines Schlummers,
Fühlt in süſsen Ahndungen deines Fittigs
Sanfte Umschirmung.

Einsam besucht er dann im Abendgrauen
Der Vollendeten Gräber, sinket nieder,
Seufzt und küſst die Erde, des ew'gen Friedens
Kühlende Wohnung.

Die Freyheit des Menschen.

Ha, so wärs denn? Sklaven einer Kette,
Vom Polypen in des Stromes Bette
  Bis zum freysten Denker, wären wir?
All' geschmiedet in die Eisenringe,
Seit die Zeit die nimmer müde Schwinge
  Ueber Gottes junge Erd' erhob?

Ja, die Hülle sinkt vor meinem Blicke;
Vor mir liegt die Kette der Geschicke,
  Eine schreckliche Unendlichkeit;
Wie vom Blitz geknickt des Baumes Wipfel,
Sinkt mein Stolz von seiner Höhe Gipfel
  Hin zum Staub, in dem der Wurm sich krümmt.

Nichts denn mein von meines Lebens Thaten?
Mein kein Tritt von dieser Reise Pfaden?
  Und kein Trieb des Herzens also mein?

Mehr ich nicht, denn eine stumme Pflanze,
Die dem Schnitter zu dem Aerndtekranze
Unbewuſst die schöne Blüthe beut?

Bubenthorheit meiner blinden Jugend,
Wenn ich brennend dürstete nach Tugend
Und nach groſser heiſser Sympathie!
Wenn entflammt vom schwärm'rischen Verlangen,
Seine Erde liebend zu empfangen,
Feurig dieses Herz im Busen schlug!

Knabentraum, wenn dieser Hütt' entronnen
Ich im Geiste schon zu fernen Sonnen
Meinen schönen Siegesflug begann!
Wenn ich dann mit friedlichem Gewissen,
Rein genug die Gottheit zu begrüſsen,
Hohes Muths zum Throne wandelte!

So verzeih' denn dem gestürzten Gotte,
Schwester Milbe, der mit bitterm Spotte
Einst von seinem Throne zu dir sah!
Zürne nicht dem Bruder, kleine Mücke,
Daſs er einst mit der Verachtung Blicke
Dich um seine Schläfe tanzen sah!

Nicht mehr will ich deinen Schatten hassen,
Mann, von dem die gier'gen Raben prassen,
Rings gelagert um das grause Rad;
Trieb dich doch der Räderschwung der Dinge,
Riſs dich doch in deinem Eisenringe,
Armer, eine fremde Laune fort.

Zittert, Frevler, nicht, vor eurem Lohne!
Wandelt freyes Blicks zu Gottes Throne,
Mit des Edlen Schatten einen Pfad!
Tretet vor ihn, alle seine Puppen,
Und gesellt euch, wunderbare Gruppen,
Horia und Qvelfe Leopold!

Und so reiche dann nach ew'gem Zürnen
Lieblichste von Gottes schönsten Dirnen,
Du dem Laster, Tugend, deine Hand!
Laſs, Religion, die nicht'ge Grille,
Komm und trau in eines Tempels Stille
Ohne Weigern das versöhnte Paar.

Fahre wohl, du labender Gedanke,
Der, wie ihren Stab die junge Ranke,
Meine Seele fest und treu umschlang!

Hingebleicht ist deine schöne Blüthe,
Die so jugendlich gen Himmel glühte,
All dein Reiz ist hin, Unsterblichkeit!

Ew'ges Daseyn, nimmer los vom Zwange
Stets gequält vom regen Freyheitsdrange
Und Gefühle seiner Thatenkraft;
O Entsetzen! Ewigkeit in Ketten!
Ha, Vernichtung, du nur kannst mich retten
Vor der gränzenlosen Sklaverey.

Wer erstaunt noch ob der schönen Erde?
Nur ein Uhrwerk schlug das mächt'ge: Werde!
Aus dem todten Weltenstoff hervor.
Starre Puppen ziehen seine Bande,
Wo er hinwinkt. Weltenbilder, Schande!
Kettenzwang ist keine Harmonie.

Und doch, horch! des Elends grause Stimmen!
Sieh die Myriaden, die sich krümmen
Unter ihrer Schmerzen ew'ger Qual;
Tausend schweigen bey des Lebens Mahlen;
Tausend, Tausend flehn bey leeren Schaalen
Um den Retter in die Rasengruft. — —

Denkerin, halt ein! die Glieder beben
Deinem Schüler; Schrecken Gottes schweben
Fürchterlich um deine Wohnung her:
Halt, Verwegne! deine Worte Dolche!
Lästre Gott nicht! Denkerin, ich folge
Nimmer dir auf diesem Frevelpfad.

Nein, nicht also; los vom blinden Wahne
Seh' ich, Freyheit, deine stolze Fahne
Vor der Menschheit groſsem Tempel wehn.
Heil! Gerettet aus des Truges Irren
Hör' ich um mich keine Ketten klirren,
Rufe siegend: Seele, du bist frey!

Wie aus schreckenvollem Nachtgesichte
Aufgelockt vom sanften Morgenlichte,
Sieht mein Auge heiter um sich her;
Sey gegrüſst mir, Welt, in deiner Schöne!
Sey gegrüſst mir wieder, freyer Söhne,
Freyer Töchter Vater, nicht Tyrann!

Muſsten Ketten deine Plane halten,
O, so konnt'st du leichter dir aus kalten
Felsen deine Menschenwesen haun;

Neujahrsode 1633.

Nach Gustav Adolphs Tode.

O du zweymal wüstes Land
Von der Feinde böser Hand,
Ach du liebes Meiſsen du,
Wie bist du gerichtet zu!

Deine Felder liegen bloſs,
Deine Flüsse werden groſs,
Groſs von Thränen, die man geuſst,
Und als Ströme flieſsen heiſst.

Deine Dörfer sind verbrannt,
Deine Mauern umgerannt,
Deine Bürger sind verzagt,
Deine Bauern ausgejagt.

Aller Vorrath ist verzehrt,
Alle Kammern sind geleert,
Alle Kasſen sind besucht,
Unsre Schätze hat die Flucht.

Gottheit brauchte nicht in uns zu lodern,
Eine Weile Daseyn, dann vermodern,
War des seelenlosen Menschen Ziel.

Lenk' am Seil mechanisch todte Puppen!
Und sie kämpfen — wunderkühne Truppen! —
Wie Leonidas für's Vaterland.
Leite sie an feingeschlungnen Ketten
In des Stromes Höhe, und sie retten
Muthig, wie der deutsche Leopold.

Aber nein! im gröſsten aller Staaten
Sollte jeder Bürger seiner Thaten
Schöpfer und Vollender selber seyn;
Durch der Wege tausendfache Krümmen
Sollten alle jenen Fels erklimmen,
Wo die Palme der Vollendung weht.

Jedem gab er Kraft zu seiner Reise,
Und zur Dauer auf dem rauhen Gleise,
Zeigt' er ihm das ferne groſse Ziel.
Zittre, Wandrer, nicht vor einem Falle!
Dort am Ziele treffen sie sich alle,
Der Gefallne und der nimmer fiel.

Aber schändlich! Wer mit Schneckenschliche,
Trotz des innern Dranges Sporenstiche,
Die Vollendungspfade wandelte!
Schändlich! Die mit ihm den Pfad betraten,
Ruhten längst von ihrer Reise Pfaden,
Wenn er noch Aeonen träumend schleicht.

Heil! Verflogen sind um mich die Nächte,
All' gerettet, Tugend, deine Rechte!
Deine Blüthe lebt, Unsterblichkeit!
Freyheit, meine Loosung! keine Bande!
Rüstig, Waller, fort zum fernen Lande,
Wo Vollendung dein und Ruhe harrt!

Trennungsphantasie.

An Volkhard.

Eine Nacht ist's ohne Stern und Schimmer! —
Diese Trennung trennt auf immer,
Diesem Kusse folgt kein zweyter nach! —
Noch drey seufzervolle Augenblicke,
Und im Labyrinthe der Geschicke
Treffen nimmer diese Wandrer sich.

Nimmer! Nimmer! Miſs in deinen Schranken,
Armer, den unendlichen Gedanken,
Miſs dieſs nimmer, armer banger Geist!
Steure durch die wüsten Ewigkeiten,
Und vielleicht im Kreise dieser Zeiten
Für das Wiedersehen kein Moment!

Blindes Glücksſpiel, daſs wir hier uns fanden,
Daſs Empfindung mit bethränten Banden
  Am Altar der Dichtkunst uns umwand!
Möcht' ein Stäubchen anders niederfallen,
Stärker nur ein Abendlüftchen wallen,
  Und ich kannte, sah dich ewig nicht!

Ha, wer bürgt mir für die ew'ge Ferne!
Bürgt ein Engel für den Sturz der Sterne,
  Die ſo ſtolz durch ihre Kreiſe fliehn?
Sinkt ein Stern zum Glück der fernen Sonne,
Ha! vielleicht für eines Fremden Wonne
  Wird auf ewig dieſes Band zerſtört.

Jamm're dann beym Untergehn die Liebe,
Daſs ein Sandkorn und der göttlichſte der Triebe
  Eins in dieſer Weſenkette gilt;
Darum wird kein Staub ſich nieder neigen,
Todtenſtill wird alles um ſie ſchweigen,
  Stumm die Zeit nach ihrem Ziele fliehn:

Gräſslich prallt der Blick des Geiſt's vom Grabe,
Und die Hoffnung, mit geſenktem Stabe,
  Starrt und zaubert keine Bilder mehr;

Drunten liegt der Mensch zertrümmert;
Welche Kraft im Schooſs der Erde kümmert,
Was dem Menschen vormals heilig war?

Und vielleicht ist alles dann verschwunden,
Jeder Schatten von genoſs'nen Stunden,
Jede lockende Erinnerung,
Weggebadet in des Lethe Fluthen
Alle Bilder, die im Geiste ruhten,
Hin der Vorzeit heil'ger Ueberrest.

Darf die Zeit so schändlich Geister plündern,
O, so neidet ihr Geschick den Sündern!
Weinet Mitleid um des Edlen Loos!
Jauchzend flieht der Mörder von den Schatten
Der Erwürgten, während treue Gatten
Freunde, Brüder die Verzweiflung faſst!

Schrecklich mahlst du, Phantasie, die Ferne;
Leuchte, gleich des Morgens goldnem Sterne,
Hoffnung, in die Schatten dieser Nacht!
Weisheit, strahle deine milden Schimmer!
Wandle der Melancholie Gewimmer
In Entzücken hoher Zuversicht!

Die Zeit.

Woher, woher, du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden tosenden Fluth, woher?
Aus welchem Quelle sprangst du einst mit
Rasendem Wüthen zur Erde nieder?

Wild schmettert an mein zitterndes scheues Ohr
Dein Wogensturz! — die ewige Seele bebt;
Und wo ich wandle, hör' ich immer
Immer das Tosen von deinem Sturze.

Der Frühlingslüfte lindes Gesäusel stirbt
Von dem Gebraus'; ich sehe der Nachtigall
Gesängevolle Kehle zittern,
Aber mich fliehen die süſsen Lieder.

„In meinen Schlünden modern Jahrhunderte;
„Brüllst du mit wildem schrecklichen Rauschen mir,

„Die ersten Pulse der Naturen
„Schlugen — da stürzt' ich vom Quelle nieder.

„Sieh! Zahlenlose Schaaren Gerippe schleift
„Mein Strom von dannen; Trümmer von Städten ruh'n
„In meinen Tiefen, und zerstörte
„Felsen und Berge der heil'gen Erde.

„An Gottes Sonnen schlag' ich die wilde Fluth,
„Und sieh, ihr ew'ger blendender Glanz verlischt;
„Und ihre Sphären — gleich gefall'nen
„Helden entstürzen sie mattes Lebens." —

Wohin, wohin du brausender Strom der Zeit
Mit deiner wilden reiſsenden Fluth, wohin?
Wann wird der Felsensturz von deinen
Rasenden Wogen sich einmal enden?

Ha! Spotte stolzer brausender Strom du nicht!
Auch sie versiegt einst, deine gewalt'ge Fluth;
Dann wirst du nimmer Gottes Sonnen,
Nimmer die Felsen und Berge stürzen.

Welch ein Comet, mit schrecklichen Gluthen,
rollt
Dir schon entgegen? Taumle zurück, o Strom!
Denn wisse: Ewigkeit heiſst jener
Wilde Verzehrer von deinen Wogen.

Er senkt im Grimm den glühenden Feuerschweif,
Und es versiegt die ewige Fluth vor ihm;
Ich seh' den Schauplatz deiner Tiefen,
Schaaren von Trümmer und Moderbeinen.

Und Sieg! es leben alle Gerippe auf,
Die deines Meeres gieriger Schlund begrub,
Und über deinen trocknen Tiefen
Weht der Unsterblichkeit milder Athem.

Gefühl der Schönheit.

An Blümner.

Der kalten Denkkraft schleichender Gang vermag's
Nicht zu erreichen, aber, Empfindung, du,
Du feyerst's mit der Gluth der Wange,
Und mit dem schwärmenden Thränenblicke;

Daſs hoher Schönheit himmlische Liebeskraft
Um Gottes Erde schwebt, und Erscheinungen
Aus Edens wollustreichen Fluren
Ueber des Staubes Gefilde zaubert.

Denn, da die Allmacht einst in der Zeit Beginn
Aus todter Ruh die Schaaren der Möglichkeit
Zum Daseyn weckte, und umkörpert
Alle Gedanken des Ew'gen lebten,

Da hatte ihre Schwester, die Schönheit, längst
Mit ihren Reizen jeglichen ausgeschmückt,
Denn sie schwebt' immer um sie in den
Kreisenden Pfaden der Ewigkeiten.

In ihrer Bildung Liebreizen prangen nun
Geweihte Wesen, pranget der edle Stein
Mit seiner Blitze sanftem Spiele,
Pranget des Menschen beseeltes Antlitz.

Sanft leitet sie in schimmernden Wallungen
Des Baches Wogen, leitet ihn durch die Flur
In holder Windung, dafs das Aug' in
Stummen Entzückungen mit ihm hinschwimmt.

Sie schuf des Thales prangendes Lenzgewand
Aus tausend Farben, stickte den edlen Schmuck
Dem stolzen Berge, der die reinern
Heiligern Lüfte des Himmels kostet.

Dem Haine flocht die schöne Belaubung sie,
Und weihte seine schwankenden Dämmrungen
Zur Ruhstadt für den Kummer, und zu
Labenden Grotten für heifse Liebe.

Du, vor Aller Güter reich,
Bist jetzt einer Wittwen gleich,
Wir, die Waisen sind erschreckt
Und mit Kummer ganz bedeckt.

Unser Heiland, unser Held,
Dem wir Alles heimgestellt,
Der uns zweymal frey gemacht,
Den reibt auf die wilde Schlacht.

Unser Feind ist froh und lacht,
Daſs er uns hat Schaden bracht,
Zweymal mehr wächst ihm der Muth
Durch des edeln Helden Blut.

Glaublich ist's, und fast schon wahr,
Daſs er seiner Räuber Schaar,
Wie er immer kann und weiſs,
Ueber uns wird geben preiſs.

Groſses Kind Immanuel,
Wende du dies Ungefäll,
Komm doch du dem Schaden für,
Der schon wartet vor der Thür.

Um ein Lächeln ist's geschehn,
Um ein liebes Freundlichsehn,
Daſs dein Vater sich bedenkt,
Und uns unsre Strafen schenkt.

Mit hellem Grün umwand sie den schwarzen Fels, —
Zum Bild des Lebens, welches den Tod umarmt, —
Lieſs über seine Schauergrotten
Fluthen in spielenden Farben stürzen.

Selbst was aus Trümmern modernder Wesen dampft,
Läſst ihrer Bildung himmlische Form noch nicht!
Entflohen der Zerstörung schimmern
Ueber uns Gruppen geschmückter Dünste. —

All das zu schauen, und mit der vollen Kraft
Des trunknen Geist's die hohen Erscheinungen
In sich zu fassen, und mit langem
Stummen Verweilen entzückt zu feyern,

Wer das vermag, den weihte der Schaffende
Mit Segensblick zu höheren Freuden ein,
Ihm dämmern schon auf niedrer Erde
Holde Gesichte aus schönern Welten.

Mit seines Sinns beflügeltem Blicke späht
Er täglich neue Reize der Schöpfung aus,
Wo tausend blind vorüberflattern,
Weilet voll Seele sein helles Auge.

Und mit dem Re[illegible] der ewigen Bildnerin
So tief vertraut durchwandelt sein leichter Blick
Auch all das Schöne, das der groſsen
Mutter die fühlende Kunst entlauschte.

Der Farben Leben, und die Beseelungen
Des todten Felsen fordern zum Richter ihn,
Und jede Welle der Bewegung
Schlägt an die Saiten der schönen Seele.

Die Tonkunst reiſst in stürmender Leidenschaft
Sprachlose Wirbel seinem entzückten Geist,
Und ihre heiligsten Gefühle
Tönet ihm freundlich die hohe Dichtkunst.

Und sie, die mit unsterblicher Schöne Gott
Nach seinem Bilde schmückte, die lieblichste
Von seinen Töchtern, sie die Tugend
Zieht ihn mit Banden der Liebe an sich.

Ihn trifft der Miſslaut, welcher die Harmonie
Der Wesen störet, tief in sein weiches Herz,
Und wild aufschauernd sieht er bleiche
Wangen gemarterter Brüder welken.

Und wenn ſein Looſ zum Richter des Frevels ihn
Und zum Erretter ſinkender Unſchuld weiht:
Dann werden ſeine Red' und Thaten
Schön wie Geſtalten des Himmels ſchimmern.

Freund! dem für jede Schönheit die bildende
Natur ein warmes fühlendes Herz verlieh,
Glanz wird umher dein Leben ſtrahlen,
Friede dir tönen der inn're Richter.

Täuschung und Wirklichkeit.

An R. G. Löbel.

Hold ist der Täuschung lachende Zauberwelt
Des Jünglings Blicken, wenn die Begeisterung
Mit schöpferischem Flügelschlage
Rauscht durch die schlummernden Seelenbilder!

Schnell hüpfen, gleich erwachenden Genien,
Empor die Bilder, Liebe durchirrt für sie
Die weite Flur und jede Blume
Opfert der brechenden Knospen schönste.

Schön ist der Täuschung lachende Zauberwelt;
Des Jünglings heller, fühlender Blick durchschweift
Die schönen Fluren; Berg und Thäler
Hallen von Liedern des sel'gen Träumers.

Kein Zauber schmückt die Fluren der Wirklichkeit;
Nur sparsam pflanzte Flora die Blumen hier;
Oft winden sich die rauhen Pfade,
Hundertfach krümmend durch steile Felsen, —

Zur dürft'gen Wüste! Pflanze nun Rosen hin,
Betrogner Jüngling, hier wo der heiſse Sand
Der kleinsten Wurzel Leben dorret,
Darbend nur Moose ihr Daseyn retten,

Hier, wo die Stunden, hungernden Bettlern gleich,
Sich schleichend folgen, nimmer dem Morgenstrahl
Ein Auge lächelt, wo die Tage
Trauernd verstummen wie Mitternächte!

Süſs ist der Täuschung lachende Zauberwelt!
Beglückt der Jüngling, welchem Begeisterung
Mit schöpferischem Flügelschlage
Rauscht durch die schlummernden Seelenbilder!

Die Wollust.

Die du so wild den siegenden Feuerblick
Umher verstrahlst, Verlangen und Lockung auf
Die Wangen zauberst, und zu holden
Küssen den purpurnen Mund schon öffnest;

Wer bist du, Dirne! Mächtige Wallungen
Erbeben durch dein luftiges Florgewand,
Aufwogen deine wilden Adern,
Stürmisch erhebt sich dein Schwanenbusen;

Du bist die Wollust; Dirne, ich kenne dich
Am lüstern Blicke, der dir vom Auge zuckt,
Am Lächeln, das der Unschuld spottet,
Kenn' ich dich, Dirne, und fliehe schaudernd.

Du saugst das Mark der blühenden Menschheit aus,
Von deinem Athem welken die Rosen hin,
Die schönsten Rosen, die Gott pflanzte,
Senken vom giftigen Hauch sich nieder.

Seht jenen Jüngling! Schön wie die Lilie
War unter seinen blühenden Brüdern er;
Wie Sonnenschimmer rein die Hülle,
Und wie ein Engel die edle Seele.

Aus grauer Ferne schien ihm die Lebenszeit
Hold wie ein Maytag; goldene Hoffnungen
Umhüpften seine wache Seele,
Tanzten im Traum um des Schläfers Lager.

Wo ist es nun, das liebliche Rosenroth
Der frohen Wange? Lippen, wo ist er hin,
Der sanfte Purpur, der euch mahlte?
Flamme des muthigen Blicks, wo bist du?

Ha, Todtenbleiche hüllet des Rosenroths
Verstörte Stätte; aschgrau, wie Todtenstaub
Sind jene Lippen; und der Augen
Muthige Blicke sind all' erloschen!

O, weilt doch bey ihm, Brüder! Ihr floht ja nicht,
Als er der Freundschaft schäumenden Kelch euch bot:
Nun, da er leert den Kelch des Todes;
Fliehet ihr treulos von seinem Lager?

Ja, flieht und schaudert! Denn der Verwesung Duft
Umschwebt des armen Lebenden Glieder schon,
Und der entehrte Funke Gottes
Muſs noch in faulender Hülle weilen.

Horch, Wollust, von den zitternden Lippen noch
Welch' grauses Murmeln! Horch, wie die todte Wand
Ihn wiedermurmelt deinen Hymnus
Von des Vergifteten dumpfer Stimme! —

Und wer ist jener, welchem am sanften Arm
Des schönsten Weibs die blühende Wange welkt,
Der von dem Kreise seiner Kinder
Ekelnd sich wendet und weint und seufzet?

Auch der ihr Opfer! Gatte, wer weint dir nicht?
Dort wanken kraftlos deine Geschöpfe hin:
Gott, welche Traumgestalten schlichen,
Armer, aus deinen entnervten Lenden!

Quält nun der Schatten elendes Daseyn dich,
Das kaum ein Funke Seelengefühls erhellt?
Ha, peinigt dich ihr mattes Auge
Flimmernd aus welkenden, bleichen Wangen?

Wohl quält dich's, Vater, wenn dich der Sonnenstrahl
Zum Anblick Gottes herrlicher Erde weckt;
Wohl quält dich's, wenn zu Traum und Schlummer
Dämmernd der Abend den Edlen ladet!

Und einst noch, wenn der letzte der Abende
Von deinen Erdentagen vom Himmel sinkt,
Und dich auf deinem Sterbelager
Mächtig die Schauder des Todes fassen,

Dann wird der Schatten elendes Daseyn noch
Den Vater quälen, quälen den Vater noch
Ihr mattes feuerloses Auge,
Flimmernd aus welkenden Todtenwangen.

Und vor ihm werden ferne Geschlechter stehn,
Kraftloses Lebens, dämmernden Schatten gleich;
Und wehe! die Geschlechter werden
Fliehend sein brechendes Auge grüſsen. —

O du im Himmel! Vater des Sonnenlichts,
Und auch des Stäubleins, welches im Strahl sich wiegt!
Darf von des Elends grausen Bildern
Klagend die Seele zu dir sich wenden?

Stolz ragt' in deinem irdischen Garten einst
Empor die Menschheit; öfters erschienst du ihr
In deinem Glanze; deine Engel
Schwebten auf Westen um ihre Zweige.

O, klagt sie, Engel! Weint wenn ihr weinen könnt,
Des Jammers Thränen! Sehet, der stolze Baum
Glänzt euch nun nimmer; Zweig und Blätter
Dorren vom giftigen Hauche nieder.

Lenke du der Feinde Muth,
Daſs sie uns einst werden gut.
Wo sie dieses wollen nicht,
So nimm uns in deine Pflicht.

Zeuch vor unsern Rittern aus,
Und beschütz' des Sachsen Haus,
Der für deinen Ruhm und sich
Alles waget williglich.

Kann es seyn, so gib uns Rast,
Der du Alles kannst und hast,
Friedensfürst bist du genannt,
Bring' du uns in Friedensstand!

Dieser Helm wird nütze seyn,
Daſs die Schwalben nisten drein,
Daſs man, wann der Frühling kümmt,
Junge Vögel da vernimmt.

Und der brachen Erden Bauch
Darf der Spieſs' und Degen auch;
Doch, daſs sie sehn anders aus,
Pflug und Spaten werden d'raus.

Tritt, was schädlich ist, bey Seit'!
Hin, verdammte Pest und Streit!
Weg ihr Sorgen, weg Gefahr,
Jetzo kommt ein neues Jahr!

Bald wird der Affe grinzend am Baume stehn
Und seiner spotten, brüstend das Meisterstück
Der Welt sich nennen — und Pygmäen
Werden die Fabel vom Menschen plaudern.

Das Schicksal.

Nach Mercier.

Welcher Koloſs wiegt sich feyerlich schwebend
Im Raum der Gestirne? —
Feuersäulen seine Arme,
Fürchterlich starr sein Blick,
Vor seinem Nahen
Zittern die Welten. —

Seine Stimm' ertönt,
Und im Innern
Schaudert die Natur, —
Und die Gräber bersten,
Und verschlingen die Lebenden, —
Und der Komet löst sein Flammenhaar,
Fluthen von Feuer stürzen
Ueber den Erdkreis;
Und, gerüttelt aus ihrer Bahn,

Verlöscht die Sonne;
Und die Sterne sinken,
Oder irren wie Flüchtlinge
In der Wüste des Baums, —
Und der Tod mit den Flügeln der Nacht
Schweift umher, und ärndtet seine Opfer;
Besä't sind die Wüsten
Und die Feuerstätten erlosch'ner Sonnen
Mit gebleichtem Gebein. —

Siegend schwebt der Koloſs
Ueber den Trümmern, —
Und es flammt von der Stirne
Fürchterlich mir entgegen
Sein Name: Schicksal.

Elegie.

Wenn des Morgens goldner Schimmer nun herauf
Durch die Finsternisse schwebt, und die Höhen,
Und die Tiefen, und die Haine,
Und die Bäche umwallt.

Wenn der Schlaf mir dann entsäuselt, und den Tag,
Der Aurorens Winken folgt, froh ich begrüſse,
Und des Lebens groſse Landschaft
Hell bestrahlt um mich liegt;

Vor den Blicken des Erwachten ziehen dann
Die Gestalten seiner Freunde vorüber,
Die mir nah sind, die mir fern sind,
Die das Grab schon verbirgt.

Und ich segne die Erscheinung, und mein Herz
Schlägt mit Inbrunst, und mein Gruſs ruft die Edlen
In der Nähe, in der Ferne,
Unterm Moose der Gruft:

„Liebt mich immer, ihr Gefährten meines Pfads!
Unsre Seelen weilen gern bey einander,
Flüstern gern sich die Gefühle
In dem Schooſs der Natur.

„Liebt mich immer, die ihr fern seyd! Wenn der Tag
Um euch dämmert, wenn der Mondstrahl euch leuchtet,
Denkt dann meiner, betet hoffend,
Daſs wir wieder uns sehn. —

„Liebt auch ihr noch, o ihr Edlen, die das Grab
Schon umschattet? — Ja ihr liebt, seht mich wieder
Mit der Freude süſsen Thränen
In dem Schooſs der Natur." —

Und die Bilder der Geschiednen weilen dann
Um die Stätte, wo mein Seufzer ertönte,
Die Gestorbnen leben wieder
Vor des Sehnenden Blick.

Und ich streckt' im süſsen Traume meine Hand
Nach den Lieben zitternd aus; ach! und fasse
Leere Lüfte, und vergebens
Bebt die Thräne herab.

Das Selbstbewuſstseyn.

O Selbstbewuſstseyn, meiner Unsterblichkeit
Trugloser Bürge! Urquell der Hoffnungen,
Die durch des Staubes Moderhülle
In die umdämmerte Seele leuchten!

Du bist mir heilig, weil noch wie Epheu sich
Um meine Glieder Leben und Jugend schlingt,
Dich werd' ich einst im Todeskampſe
Noch mit den starrenden Lippen segnen. —

Kaum frag' ich sehnend, heiliger Ahnung voll,
Nach jenem Land, das jenseit des Lebens liegt,
(Viel hatt' ich von ihm durch die Sage,
Viel durch die Lieder des Volks vernommen):

Wird, fragt' ich selbst mich, wenn in den ängstenden
Entbindungsqualen sterbend dein Wesen seufzt,
Wird in des Todes Schweiſs die Seele
Hin mit der Flamme des Lebens sterben?

Wie, oder wird sie, wenn nun die Flamm' erlischt
Des matten Lebens, siegend der Asch' entfliehn,
Und wird sie dann ein Zephyr Gottes
Säuselnd in schönere Welten tragen?

Da traten zu mir, Treue im Angesicht,
Der Bürgen viele, die in der Ewigkeit
Nachtvollen Thälern meiner Seele
Schon ihre lachende Stätte wiesen.

Doch Heuchler waren's, Heuchler mit Freundes Blick,
Trug ihre Rede, schimmernd im Fabelschmuck,
Und eh' ich's wähnte, war die ganze
Täuschende Rotte von mir geflohen.

Da nahtest du dich, schuldlosen Angesichts,
Der ungeschminkten göttlichen Wahrheit gleich,
O Selbstbewuſstseyn, ewig treuer
Bürge der Hoffnungen meiner Seele.

Du lispelt'st leise, aber dem Dürstenden
Nach sichrer Kunde lispelt'st du laut genug;
Und süſs, wie Abendthau den Blüthen,
Waren dem Dürstenden deine Laute.

In dieser Hülle, künstlich von Staub gewebt,
Zur Nahvertrauten eines Unsterblichen,
In dieser Hülle lehrtest du mich,
Welch' ein unsterblicher Fremdling wohne.

Mich selbst, mir Fremdling, lehrtest du kennen mich,
Der vor der Hülle immer sich selbst nicht sieht,
Und schwurst mir, auch die Gottheit könne
Selber im Grimme mich nicht vertilgen.

Hin, in die ferne schattende Dämmerung
Verlebter Leben, zogst du den Staunenden,
Ich sah im Geist mein ew'ges Daseyn
Wandern durch mancherley Erdenhüllen.

Und leise Laute tiefer Erinnerung
Aus grauer Vorzeit lispelten wieder auf,
Dich kannt' ich wieder, meines Daseyns
Treusten Gefährten vom ersten Keim an. —

Ha, daſs vom Schlummer, welcher dich fesselte,
Da du begannest, durch der Erwachungen
Zahllose Grade, bis zum hellen
Traumlosen Mittage deines Daseyns,

O Selbstbewuſstseyn, ich dich verfolgte, daſs
Von irgend einem schwindelnden Hügel her
Mein Blick ihn schaute, deinen Lichtstrom,
Wie er allmählig begann zu wogen,

Jetzt dunkel dämmernd sich durch die Nächte wand,
Jetzt immer heller, heller sich bereitete,
Und jetzt zu vollem Glanz ergossen
Hell wie der Mittag sich auf mich senkte!

Doch nimmer, nimmer zaubert der Anblick mich;
Nur halbe Strahlen todter Erinnerung
Durchflimmern meine ew'ge Seele,
Flatternd wie Mondlicht im Tannenwalde.

Danklied.

Nach der Schlacht bey Lützen.

Billig ist's, daſs wir uns freuen,
Und mit lautem Jubel schreyen:
Lob sey Gott und seiner Macht!
Der die stolzen Feinde beuget,
Und mit seiner Allmacht zeuget,
Daſs er uns noch nimmt in Acht.

Zweymal kamen sie gezogen,
Zweymal sind sie auch geflogen
Nicht ohn' mächtigen Verlust.
Ruft, ihr Jungen, schreyt, ihr Alten:
Zweymal hat das Feld behalten
Gott, und unser Held August.*)

Held August, du kühner Krieger,
O du glückesvoller Sieger,
Vor und in und nach dem Fall,

---

*) Gustav.

Dich gab der Vater, da er mich wandern hieſs,
Mir zum Geleiter meiner Unsterblichkeit;
Dich mit dem Staube nicht verwandten
Kann die Zerstörung mir nicht entreiſsen.

Von Jahr zu Jahre wandelt die Hülle sich,
Staub mit dem Staube wechselt und wechselt stets,
Und doch im Wandeln meiner Hülle
Stehst du mir fest, wie im Sturm die Eiche.

Und, o Triumpf, Triumpf! Wenn die morsche fällt,
Dann folgst du sicher deiner Unsterblichen;
Wenn ihre Trümmer Sturm verwehet,
Folgst du ihr traulich in ferne Welten.

O Selbstbewuſstseyn, meiner Unsterblichkeit
Trugloser Bürge, Urquell der Hoffnungen,
Die durch des Staubes Moderhülle
In die umdämmerte Seele leuchten!

Du bist mir heilig, weil noch wie Epheu sich
Um meine Glieder Leben und Jugend schlingt;
Dich werd' ich einst im Todeskampfe
Noch mit den starrenden Lippen segnen.

Die Tage der Kindheit.

Säuselt mir zurück, ihr goldnen Sonnenkinder!
  Tage meiner Kindheit, säuselt mir zurück!
Mit des Lenzes Hauchen, auf den Flügeln linder
  Morgenlüfte säuselt, Tage, mir zurück!
Oft noch fühl' ich's, eingewiegt in süſsen Träumen,
  Wie von euch bestrahlt ich glücklich war,
O da drängten noch aus tausend Keimen
  Blumen sich zum Kranze um mein Haar,
Sorglos flog der Knabe von Gefilde zu Gefilde,
  Angeschmeichelt von der sanften Himmelsluft,
Ihm entgegen wehten freundlich milde
  Weste, junger Rosen frischgeraubten Duft.
Nirgends auf der Erde sah er Mängel,
  Wonn' und Seligkeit nur rings herum,

Seine Brüder waren all' ihm Engel,
Und die ganze Welt ihm ein Elyzium.
Welche Zukunft sein in dunkler Ferne harre,
Späh'te seine heitre Seele nie,
Und der Nachtgedanke an das ewig starre
Fatum füllte nie mit Schauder sie,
Ha! die Stunden tanzen um ihn ihre Reigen,
Und des Knaben Ohr vernahm ihr Säuseln nicht,
Aufgegangne Sonnen sah er niedersteigen,
Hüpfte fröhlich noch im bangen Dämm'rungslicht.
Wenn dann Herbstes Hand das Laub der Haine mäh'te,
Und das schöne Thal verödete,
Gott, wie da noch mitten in der Trauerstätte,
Ahndungslos der Knabe flatterte! — —
Wie ich da im holden Nichtbewuſstseyns-Traume,
Vater meiner Tage, wie ich da so glücklich war!
Vater, Vater, wie in deiner Schöpfung Raume
Alles, alles um mich glücklich war! — —
Doch des Lebens schöner Frühling blüh'te
Kaum bemerkt den trunknen Blicken ab,
Mit ihm welkte hin der goldne Friede,
Welkte hin die hohe Wonne, die er gab.
In der Seele sonst besonnte Fluren
Sanken Schatten tiefer Mitternacht,

Hüllten Gottes herrlichste Naturen
Mir in grausenvolle Todtentracht.
Leichter stimmt das Herz sich zu Melancholieen
Denn in holder Freude Zauberton,
Und indeſs die raschen Jahre fliehen,
Säumt es im Genuſs, und ächzt dann, daſs sie flohn.
Oeſters wehet mir mit schauerkaltem Flügel
Bang der Stunden letzte aus der Zukunſt Nacht,
Winkt mir gräſslich Sarg und Rasenhügel
Mitten in der schönen Erde Pracht. —
Süſser Traum der Kindheit, kehre wieder!
Flattre kühlend um des Jünglings heiſses Herz!
Sieh, vom Himmel schwebt der Lenz uns nieder;
Sinke mit ihm, holder Traum, in's Jünglingsherz!

Der Lebensmüde.

Gräber, grabe mir ein Grab,
Denn mich drängt's hinab, hinab!
Ruh'n möcht' ich drey Ellen tief,
Wie im Mutterschooſs ich schlief.
Bang' ist dieses Lebens Schwüle;
Bringe, Gräber, mich in's Kühle!
Sieh', ich breche meinen Stab,
Gräber, grabe mir ein Grab!

Sieh des Lebens Strecke an!
Eitel, eitel rauhe Bahn!
Schau nur um dich, fern und nah,
Ist wohl wo ein Blümchen da?
In so dichten Dornenhecken
Kann kein Röschen sich verstecken,
Jede Flur ist Wüsteney,
Wie im Jenner, so im May.

Tummle, Gräber, tummle dich,
Grabe tief das Grab für mich!
Will nur wenig weiter gehn
Und von jener Höhe sehn;
Dann sollst du den kalten starren
Leichnam in die Tiefe scharren.
Grabe frisch das Grab für mich!
Augenblicklich stell' ich mich. —

Gräber, halt! Ein Weilchen Frist!
Dort blinkt was im Dorngenist.
Halt mit deinem Spaden ein!
Dort muſs noch ein Röschen seyn.
Ich will zu den Dornen eilen
Und beym letzten Blümchen weilen,
Ach! so lang' es mich erfreut,
Hat es mit dem Grabe Zeit.

Rosa's Verwandlung.

Warum bleichen Rosa's Wangen,
Warum ruht ihr Blick so matt?
Starb ihr jegliches Verlangen?
Ist sie aller Freuden satt? —

Purpurschimmer sanfter Wonne
Schwebte sonst um ihren Mund,
Und ihr Blick — ein Strahl der Sonne —
That der Liebe Fülle kund;

Mit der Unschuld holder Freyheit
Flog er durch der Männer Reihn;
Wiegte sich im Reiz der Neuheit,
Und der Schönheit Zauberschein,

Ihres Lebens Flammen glühten
  Kaum bewuſst dem Jüngling zu,
Funken, die sie schuldlos sprühten,
  Raubten ringsum Schlaf und Ruh;

Hingegeben alle Sinne,
  Spiel beglückter Dämmerung,
Träumte sie vom Dienst der Minne,
  Dürstete nach Huldigung. —

Mädchen, wer hat diese Hülle
  Ueber deinen Blick gedeckt?
Welcher Frost des Lebens Fülle
  In dich selbst zurückgeschreckt?

Todesschlummer holder Triebe
  Brütet um dein Augenpaar,
Und den Mund, der sonst der Liebe
  Heil'ger Opferaltar war.

Deine Wangen sind verödet,
  All verglüht ist dein Gefühl,
Jeder Feuerzug getödtet,
  Hin der Mienen Zauberspiel. —

Hast auch du dich denn verloren,
Mädchen, von der Unschuld Spur?
Hast du still ihn abgeschworen
Deinen Bund mit der Natur?

Ekelt dir vor ihrem Gleise?
Schämst du dich der Leidenschaft,
Und begräbst im kalten Kreise
Deines Selbst die schönste Kraft?

Ja, nach gräſslichem Betruge
Trägst du nun des Frevels Spur,
Und in jedem matten Zuge
Brandmarkt schon dich Unnatur.

Ueber deinem Antlitz brüten
Selbstsucht und Geheimniſs nur;
Frost umstarrt die todten Blüthen
Dieser öden Winterflur.

Andacht heuchlerischer Mienen
Schützt dich nicht vor Menschenspott;
Kraftlos, der Natur zu dienen,
Dient kein Wesen redlich Gott. —

Auf was Arten, auf was Weisen
Soll man deine Thaten preisen,
Hier und da und überall?

Held, du kamest her vom weiten,
Daſs du für uns möchtest streiten,
Held, du kamest, Held, du stritt'st,
Held, du siegtest auch im Sterben;
Held, wir können nicht verderben,
Weil du itzt noch vor uns tritt'st!

Deine Ruthe, deine Werke,
Deine ritterliche Stärke
Ruft aus, was nur rufen kann;
Die bezwungnen Ströme brausen,
Die verbundnen Lüfte sausen,
Was du, Helfer, hast gethan!

Elbe, Fürstin unsrer Flüsse,
Mach' dich auf die feuchten Füſse
Eile, laufe Nacht und Tag;
Meld' es mit beredten Wellen,
Daſs die Ufer wiederschellen,
Wie der Feind vor dir erschrak!

Die erblasseten Illyrer
Wichen mitsammt ihrem Führer
Hinter sich, und fielen hin,

Rosa, Gottes Engel trauern
Um erstorbne Sympathie,
Ihre reinen Wesen schauern
Bey zerriſsner Harmonie.

Weh! Du hast den Bund gebrochen
Mit Natur und Menschlichkeit.
Weh dir, Arme! — Ungerochen
Ward Natur noch nie entweiht.

Warnung vor der Liebe.

Nach dem Französischen.

Ist Amors Pfeil dir furchtbar, so wandle nie
Am blumenvollen Ufer des Silberbachs,
Und lausche nimmer seinem sanften
Rieseln und nimmer dem Sang der Vögel!

Flieh vor den heil'gen Schatten der Einsamkeit,
Vertraue nie dem Schweigen der Haine dich!
Oft im geheimniſsvollen Dunkel
Schwirren verstohlen des Gottes Pfeile.

Fern von dir hauchen zaubrischen Balsamduft
Des Mayes Blume, Rosen und Blüthendorn!
Fern lasse die beblümte Wiese
Tausendfach schimmern der Farben Strahlen!

Nie spiegl' auf deiner Wange der Feuerstrom
Der Abendsonne, sinkend zum Meere, sich!
Und aus dem Schlummer zum Entzücken
Küssen dich nimmer Aurorens Lippen!

In ferner Himmel blendendem Azurblau
Verliere nie dein schweifendes Auge sich!
Verfolge nimmer goldne Wölkchen,
Nimmer die schreckenden Meteore:

Nie feſsle deine Blicke das sanfte Licht
Der stillen Nächte, nimmer der milde Thau,
Die Myriaden Sterne . . . Fliehe,
Fliehe die Wunder der ganzen Schöpfung!

Dem Staub' entrissen schwinge dein Geist sich nie
Empor zum Himmel, heil'ger Entzückung voll!
Und nie erglühen dir Gedanken
Von der Empfindungen sanften Flammen!

Sey wachsam, daſs sich nimmer die Phantasie
In Wehmuthsträumen wollüstig schwärmend
wiegt!
Denn in der Schwermuth Armen, Jüngling,
Sehnest und dürstest du bald nach Liebe.

Sey nie allein! Doch fliehe den Liebenden,
Der gern von seinen seligen Stunden kos't,
Verschlieſs ihm deines Herzens Pforte!
Bilder des Glücks entflammen Wünsche.

Entflieh der Freude Tänzen! Belausche nicht
Der Flöten sanft verhallenden Klageton!
Weich' aus den holden Schäferinnen
Und ihren lockenden sanften Stimmen!

Flieh' vor den Blitzen, welche der Feuerblick
Des braungelockten Mädchens umher verstrahlt!
Und keiner Blonden sanftes Auge
Schmachte dir Sehnsucht und Lieb' entgegen.

Flieh' unsre Spiele, fliehe den leichten Scherz,
Der gaukelnd durch die fröhlichen Reihen hüpft,
Und Jüngling! Daſs dein Blick sich nimmer
Ueber albasternen Busen wiege!

Verschlieſs dein Auge, wenn ein geraubter Kuſs
Entzückung durch des Liebenden Seele strömt,
Und wenn von treuer Gatten Wangen
Thränen der zärtlichsten Freude rinnen!

Und nimmer hör' ihn tönen von Kindesmund
Den süſsen Namen: Vater, und nimmer sieh
Im Liebgekose milde Mütter
Netzen den Säugling mit Freudenthränen,

Und nimmer — — — doch, was schwärm' ich!
Zur Liebe rief
Aus öder Nacht dich freundlich des Lebens Gott;
Fliehst du ihr Scepter, o so flehe,
Fleh' um Vernichtung den Gott des Lebens!

Brautnachtgesang.

Nach einer arabischen Handschrift.

Komm nun, Trautchen, von den ew'gen Tänzen!
Laſs die Mädchen mit den Blüthenkränzen
Laſs die Jünglinge sich wirbelnd drehn!
Still und dämm'rig harrt uns eine Klause;
Laſs uns eilen vor des Tanzes Pause,
Daſs die Necker uns nicht fliehen sehn!

Laſs sie rasen in der Kerzen Glanze,
Weil ich pflücke von dem schönsten Kranze,
O, die schönste, liebste Blüthe mir!
Unter tausendfachem Liebgekose
Fällt entblättert die geweihte Rose;
Lauscht doch niemand zwischen mir und dir.

Oft gezittert hat die keusche Blume,
Wenn zu feurig nach dem Siegerruhme
Dieses Herz im engen Busen schlug;
Dennoch vor der schönsten schöner Nächte
Zuckte nie nach ihr die scheue Rechte,
Nicht einmal beym Dämmerungsbesuch.

Nun nicht länger, Trautchen, nun nicht länger!
Bänger klopft mein dürstend Herz und bänger,
Denn das ist die lang ersehnte Nacht!
Still und dämmrig ist die kleine Klause,
Friedlich ruhn wir von dem wilden Sause;
Und der Eisenriegel hält uns Wacht.

Auf denn! Losgeschlungen alle Bänder!
Weggeworfen Tücher und Gewänder!
Birg mir nicht dein glühend Angesicht!
Laſs das Wehren und das wilde Ringen!
Kuſs auf Kuſs, will ich dich doch bezwingen;
Kämpfe, sanfte Friedensgöttin, nicht!

Wie des Busens Wogen sich erheben!
Rings umher die braunen Haare schweben,
Wie um Lilien die Mitternacht!
Aufgethan ist hoher Schönheit Himmel!
Holder Geister liebliches Gewimmel
Lockt zum Vollgenusse seiner Pracht!

Wär' ich Epheu, hätte tausend Reben,
O wie wollt' ich treu und sanft umweben
Jedes milde, liebeheiſse Glied !
Tausend Arme wollt' ich um dich schmiegen,
Auf dem stillen Lebenshauch mich wiegen,
Der der schwanenweiſsen Brust entflieht !

Ha ! Verlöscht, verlöscht, ihr hellen Kerzen !
Lipp' an Lippe schwebend, Herz am Herzen
Freut die Liebe nur das Sternenlicht.
Küsse nun mit deinem sanften Strahle,
Keuscher Mond, zum letzten, letztenmale
Meiner Jungfrau holdes Angesicht !

Wie zwo Flammen auf einander zücken,
Unter Küssen an einander rücken,
Also zücken, küssen, rücken wir;
Stürmisch feurig lodern wir zusammen,
Eine Gluth aus zwey vermählten Flammen,
Eine Gluth aus mir und dir !

Trinklied für Jünglinge.

Brüder, auf! die Freude winkt uns,
Und der Wein im Glase blinkt uns:
Kommt zur Freude, kommt zum Wein!
Laſst die Freud' umsonst nicht winken,
Nicht umsonst die Gläser blinken:
Kommt zur Freude, kommt zum Wein!

Seht, noch rinnt dem silberhellen
Bache gleich, in leichten Wellen,
Durch die Adern uns das Blut.
Kummer wühlt nicht im Gehirne,
Heiter ist die frohe Stirne,
Und ein Fels ist unser Muth.

Aber bald umstarrt, wie Disteln,
Uns ein Bart, und Sorgen nisteln
  Sich in unsre Herzen ein.
Kinder kreischen — Ach umsummt uns,
Und ein böses Weib umbrummt uns,
  Knurrt um jeden Tropfen Wein.

Ach! dann wird um einen Batzen,
Sich Papa die Ohren kratzen,
  Und den Mund gar schlimm verziehn:
O! dann wird ob alten Sünden
Podagra gar bald ihn finden,
  Bannt ihn auf den Sessel hin.

Brüder! nein, das wolle Gott nicht!
Treibt indessen euern Spott nicht,
  Seht die guten Alten an:
Sehet, wie daheim sie kauern,
Und auf Kutsch' und Pferde lauern,
  Die sie sonst mit Lachen sah'n.

Aber laſst uns das nicht kümmern,
Wer wird schon im voraus wimmern?
  Heute laſst uns Heute seyn!
Und darneben noch auf morgen
Hoffnung uns und Freude borgen — —
  Mag uns doch ein Wölkchen dräu'n.

Wie vor Jovis Donnerkeilen,
Wie vor Herkuls heil'gen Säulen,
Die man nicht soll überziehn.

Schöne Stadt! der fromme Himmel,
Der verschuf ein solch Getümmel,
Ein solch Schrecken in den Feind,
Daſs der schändlich muſste fliehen,
Der dich grimmig auszuziehen,
Und zu plündern war gemeynt.

Seyd nun froh, ihr frommen Bürger,
Er ist todt, der wilde Würger,
Er ist todt, und ihr seyd frey.
Ihr, und wir, und Alle sagen,
Daſs sich Gott für uns geschlagen,
Daſs die Ehre seine sey.

Ist schon unser Heiland blieben,
Gott hat einen schon verschrieben,
Der ihn rächen kann und soll,
Ihn, und uns, und alle Frommen.
Kömmt er? Ja, er ist schon kommen.
Gläubige, gehabt euch wohl!

Faſst die Gläser, Trotz dem Spötter!
Seht, es baden Liebesgötter
Drinnen sich im losen Scherz.
Laſst das Glas hinunterschlüpfen,
Und die kleinen Götter hüpfen
All' in euer frohes Herz;

Alle Mädchen, lieb und niedlich,
Sollen leben, sanft und friedlich
Angeweht vom Hauch der Zeit!
Wie den Sanften, so den Wilden;
Wie den Spröden, so den Milden,
Sey ein schäumend Glas geweiht!

Jedes Bruders Traute lebe!
Hang' an ihm, gleich einer Rebe,
Lasse seine Arme nie!
All', die Amors Pfeile trafen,
Leuchte Hymen in den Hafen,
Heile von den Wunden sie!

Alle guten Väter leben,
Die ihr Jawort lächelnd geben,
Wenn die Liebenden d'rum flehn:
Die an ihre Brautnacht denken,
Und den Segen gerne schenken,
Wenn sie Lieb' nnd Treue sehn!

Endlich, Brüder! singt dies alle
Laut bey froher Gläser Schalle:
Wer ein Freund ist, sey beglückt:
Er durchhüpf' im frohen Bunde
Seiner kurzen Tage Runde,
Bis der Tod ihm Ruhe nickt!

Die Freundschaft.

An Eschenbach.

Wenn längst in seine schweigende Mitternacht
Des hohen Menschen Hülle das Grab empfing,
Und weit umher im Wettersturme
Unsre zerstäubten Gebeine flattern;

Wenn der Vergessung brausender Odem nun
Von Myriaden jegliche Spur verweht,
Und Moos und Distel von der Kön'ge
Schimmernden Malen die Trümmer bergen;

Dann — dann noch leben, leben und würken noch
Bey seinen Brüdern, schwingen die himmlische,
Von Gott entflammte Weisheitsfackel
Ueber den staunenden Kreis der Erde;

Welch ein Gedanke! Leuchtendem Blitze gleich
Durchfliegt der Seele tiefste Gefilde er,
Und wonnezitternd eilt die edle
Ihrer Unsterblichkeit froh entgegen. —

Doch schöner ist's noch, schöner und himmlischer,
Durch seines Herzens Reize unsterblich seyn,
Und — längst in Erde rückgewandelt
Immer noch Segen der Enkel ärndten.

Mit voller Seele hangen am liebenden,
Truglosen Freunde, tragen getreu mit ihm
Des Lebens Bürden, pflücken mit ihm
Duftende Blumen des Lebenspfades.

Dies, dies gebiert die schön're Unsterblichkeit,
Die edlen Seelen später Jahrhunderte
Wallfahrten zu der Freunde Hügeln,
Netzen mit Thränen die bange Stätte. —

Dich, Edler, weihte früh schon der Welten Gott
Zu seiner Werke ernster Betrachtung ein,
Gab dir den Blick, der durch die Schaale
Tief in das Wesen der Dinge dringet.

Hieſs dich belauschen seine Geheimnisse.
Durchschaun das Dunkel, welches die Werkstätt' hüllt,
Wo seine Bilder Leben werden,
Schlafende Keime zum Seyn erwachen;

Nachmessen ihm, dem groſsen Allschaffenden,
Der jedes Staubes werdende Kräfte maſs,
Und alle väterlich vermählte,
Alle zum groſsen erhab'nen Zwecke,

Mit jener Denkkraft — Schneckenschlich gegen sie
Ist, Blitz des Himmels, deiner Gefieder Flug; —
Mit jener ew'gen Gottesdenkkraft,
Endlichen Seelen ein nächtlich Räthsel;

Ihr nachzudenken, winken vom Grabe her
Die groſsen Weisen voriger Jahre dir.
Und Newtons Schatten steht mit Lächeln
Oefters im Traume an deinem Lager. —

Doch mehr denn Schätze glänzender Wissenschaft
Reizt dich die Wonne, Freunden ein Freund zu seyn,
Sie, die des Himmels schönste Freuden
Ueber die Fluren der Menschheit zaubert;

Und wenn, des langen Forschens nun müde, du
In deiner Freunde offene Arme eilst,
Dann flieſst von keiner hohen Weisheit
Deine bescheidene Lippe über;

Dann schatten nimmer Falten die Stirne dir,
Kein lauschend Schweigen tödtet den muntern Scherz,
Kein lächelnd Wangezucken kündet
Bitter verweilend den Hochgelehrten; —

Drum schlägt mit Inbrunst, Bruder, dir unser Herz,
Vor vielen andern, Bruder, mit Inbrunst dir;
Denn wen'ge sind's, die bey der Weisheit
Emsigem Forschen auch Brüder lieben.

Heil dir, Geliebter! Heil dir! Die Weisheit krönt
Mit heil'gem Kranze weihendes Blickes dich
Für jene Mitternächt' und Tage,
Die dir im Rausche des Forschens schwanden.

Fern steht die Freundschaft, schön mit erröthendem,
Beseeltem Antlitz, freuet des Jünglings sich,
Dem nun die heitre Jünglingsstirne
Segnend die Göttin den Kranz itzt windet:

Auch ſie hat Kränze mit der geſchäft'gen Hand
Für dich geflochten; ſiehe! ſie nahet dir;
  O nimm ſie, Theurer! Ihre Kränze
    Blühn der Unſterblichkeit auch entgegen.

Das Moos.

Auf Rosen schlumm're friedlich der Glückliche,
Den nur auf sanften Wellen das Leben trug;
Auf stillem Moose lagert einsam
Traurend sein Haupt der Sohn des Kummers.

Ihn lockt das Thal im Blumengewande nicht,
Und nicht der Jugend rauschender Reihentanz;
Der Wehmuth Wonne naht ihm freundlich,
Ueber ihm rauscht der Eiche Wipfel.

Mit dürft'gem Kleide hüllte dich, stilles Moos,
Die Mutter Aller, fesselte ewig dich
An bange Gräber und Ruinen,
Und an den düstern Stamm der Eiche.

Doch, wie das Veilchen liebliche Demuth spricht,
Und silberschimmernd Unschuld die Lilie,
So weht aus deinem sanften Schooſse
Tröstung und Ruh dem stillen Dulder.

Er athmet Friede, sieht er dich angeschmiegt
An öde Trümmer grauer Vergangenheit;
Es tagt vor ihm die ferne Vorwelt,
Sonnen erstehen, die längst gesunken.

Und wenn er dich in schimmernder Mondnacht sieht,
Der stillen Todten einsamer, treuer Freund,
Wenn du mit dämmerndem Gewande
Ueber dem Grabe des Edlen wachest:

Dann hebt ihn Andacht mächtig zu Gott empor,
Der Ruhe Stille schwebt ihm vom Grabe her,
Der Trauer eh'rne Bande brechen,
Selige Strahlen versendet Luna.

„Der du aus niederm Moose dem Leidenden
„So süſse Ruhe sendest, und über Sternen
wohnst,
„Du bist der Ruhe ew'ger Urquell;
„Dank für dein Leiden, ich will dulden?"

Tugend.

Tugend ist mein Leben,
Der ich mich ergeben,
Den ganzen Mich.
Tugend will ich ehren,
Tugend wird mich lehren,
Was sie selbst kann mehren.
Sie wächst durch sich.

Nicht des Weges Länge,
Noch des Pfades Enge
Schreckt mich davon.
Laſs die Dornen stechen,
Füſs' und Kleider brechen,
Sie wird alles rächen,
Durch ihren Lohn.

Weil die Andern karten,
Lust und Schlafes warten,
So säum' ich nicht.

Geſsner und der Todesengel.

Eine Dichtung.

Dem Schatten des groſsen Dichters
und Künstlers gewidmet.

(Der Verfaſser denkt ſich Geſsner, wie er eben eine ſchöne landſchaftliche Zeichnung vollendet hat.)

Feyernd ruhte die Hand; reizende Bildungen
Schwebten jugendlich hold auf dem beseelten Blatt,
Unschuld athmeten lächelnd
Die Gestalten der Phantasie:

Drohend starrte der Fels nieder ins sanfte Thal,
Das im friedlichen Schooſs Hirten und Lämmer trägt,
Und vom stürzenden Bergstrom
Sprühten Funken des Lichts zurück.

Von Entzückung beseelt hüpfte des Zeichners Blick
Auf den Fluren des Blatts, schwebte dann denkender
Durch die friedliche Landschaft
Und die Schöpfungen der Natur;

„Ach, wie dämmert ihr matt, Züge von Menschenhand!
„Kindlich stammelt ihr nur, was die Natur erfand,
„Seufzt im engen Bezirke:
Wir sind Tropfen vom Ocean!

„Erde, welch ein Gewand gab dir am Schöpfungstag,
„Der die Welten erschuf! Glühend erbebt mein Herz,
„Wenn vom schimmernden Saume
„Nur ein flüchtiger Strahl mich trifft;

„Sage, mütterlich Land, sind die unendlichen
„Welten über dir auch alle so schön, wie du?
„Strahlt mit Hoheit und Einfalt
„Dort auch zauberisch die Natur?

„Ahndung flüstert mir's zu, oder ein Genius,
„Die Unendlichkeit durchwandert des Menschen Geist,
„Alle Schöpfungen Gottes
„Spiegelt wieder die Phantasie.

„Wen erschrecktest du noch, du der Enthüllung Nacht!
„Unterirdischen Pfads führst du die Harrenden
„In die Fluren der Zukunft,
„In die Thäler Elysiums.

„Dann, von Engeln gelehrt, bilden wir würdiger
„Gottes Schöpfungen nach; heil'ge Begeisterung
„Führt die wallenden Züge,
„Und sie athmen Unsterblichkeit. —

So von Ahndung durchbebt wallte sein heiſses Herz
Schon der Ewigkeit zu, vor des Entzückten Blick
Schwanden Thäler und Haine,
Berg' und Felsen in Dämmrung.

Plötzlich weckten ihn jetzt Schauder vom süſsen Traum;
Schüchtern blickt er umher; siehe, ein Genius
Stand im nächtlichen Schleyer
Vor ihm, starrte auf's Blatt, und schwieg. —

„Sprich wer sendet dich her, Schatten der Mitternacht?
„Sanft begeisterten mich Schönheit, Natur, und Gott;
„Warum wehn deine Schauder
„Mir die friedlichen Bilder weg?"

„Unschuldsänger, rief jetzt freundlich der Schatten ihm:
(Seine Hülle verschwand, wie ein Gewölk der Nacht.
Himmlisch schön war der Jüngling,
Gleich dem Gotte des Saitenspiels;)

„Unschuldsänger! Dein Lied hörten die Himmlischen,
„Lieblich wallt es empor durch der Gesänge Schwarm,
„Wie die Düfte des Opfers
„Von des friedlichen Abels Heerd.

„Oft belauschten sie dich, wenn dein beseelter Blick
„Auf der reizenden Flur schwebte, der Schöpferhand
„Keine Welten entſproſsten,
„Schattenbildungen der Natur.

„Schönheitsdürstender Geist; diese Gestalten hier
„Sind, die lieblichsten selbst, dämmernde Ahndung nur
„Jener heil'gen Gefilde,
„Die die Ferne der Zukunft birgt:

„Laſs die Erde! Du bist himmlischer Schönheit werth;
„Zwar umhüllet den Pfad, den ich dich leite, Nacht;
„Aber schön ist der Morgen,
„Der den Wanderer bald umstrahlt." —

„Fluren! Erde! Lebt wohl!" Sprach er und gleitete,
Seliger Ahndung voll, über den Schauerpfad,
Und ein traulicher Führer
War der Engel des Todes ihm.

Nehmt in Frieden ihn auf, Thäler Elysiums!
Himmel, wölke dich schön, wenn sich sein Schatten naht:
Laſs die lieblichsten Strahlen
Auf den Bergen und Ebnen ruhn!

Bäche, rieselt ihm sanft, rieselt melodisch ihm!
Blumenknospen erwacht! Oeffnet die Blüthen schnell!
Haucht im Purpur der Jugend
Ihm die labenden Düfte zu!

Unschuld, Tugend, Natur tönte sein frommes Lied
Der entarteten Welt, floſs, wie ein lauter Quell,
Der die spiegelnden Wellen
Durch vergiftete Blumen treibt.

Wenn sein Saitenspiel klang, kehrte die Jugendzeit
Unsrer Erde zurück; seufzte beschämt der Mensch,
Und es regten im Herzen
Sich gestorbene Tugenden. —

Stürze, strömende Zeit, deine Jahrhunderte
In der Ewigkeit Meer, sinke, getäuschte Welt,
Immer tiefer und tiefer —
Ach vom Engel zum Thier hinab!

Geſsners frommer Gesang leuchtet — ein Meteor —
Die Jahrhunderte durch, sicher der Ewigkeit;
Die verlassene Unschuld
Kränzt mit Veilchen sein Saitenspiel.

Tischlerlied.

Saſs einst, von Tages Lasten satt,
Ein Tischler in der Werkelstatt,
Die Buben alle, matt und müd'.
Die sagten: Meister, singt ein Lied!
Da sah der Meister rings um sich
Und sang ein Lied gar wunderlich:

Ihr Knaben, was kein Andrer kann,
Das macht ein wackrer Tischlermann;
Der Mensch kommt nackt aus Mutterschoos,
Und geht von hinnen nackt und blos;
Wer will sein ganzes Leben seh'n,
Der muſs in Tischlers Werkstatt geh'n.

Im Wieglein dort — welch kleiner Raum!
Da schläft er seinen ersten Traum;
Der Durst nur und ein Fliegenschwarm
Sind seines Herzens ganzer Harm;
Es wechseln um ihn Nacht und Licht;
Er schläft gar sanft, es rührt ihn nicht.

Nicht weit davon steht ohne Graus
Von Eichenholz das enge Haus;
Da schläft der Bettler, wie der Graf,
In ew'ger Ruh, den letzten Schlaf:
Ein Häuflein kühler Erde drauf
Beschlieſst den ganzen Lebenslauf.

„Ach lieber Meister, nur gemach!"
Der Buben einer lächelnd sprach:
„Meſst nicht zu schnell das Leben aus,
„Da steht ja noch ein breiter Haus;
„Das enge Haus kommt nie zu spät!"
Der Knabe that ein Stoſsgebet.

Das breite Haus ist nicht für dich;
So sprach der Meister zorniglich:
Was lachst du drob, du junge Brut?

Zu früh gereift, thut nimmer gut!
Einst war ich auch so kleiner Wicht,
Doch that ich solche Fragen nicht.

Ein Bräutigam hat es bestellt,
Und läſst dafür die ganze Welt;
Er suchte Ruh und Glück und sah
Europa und Amerika;
Bis daſs er, was er suchte, fand
In einem Werk von Tischlers Hand.

Dies Hausgeräth', so schmuck und nett,
Ihr Buben, ist ein Ehebett;
In solchem schlief gar süſsen Schlaf
Einst Adam, als er Even traf:
Zum Ueberfluſs in erster Nacht
Sind Feigenblätter angebracht.

Dies Bette stand von Anbeginn
Bey Wieg' und Sarge mitten inn';
Der Greis am Ende seiner Bahn
Siehts noch mit froher Wehmuth an;
Drum bete, daſs du Schönheit einst
Und Treu' und Tugend hier vereinst!

Jetzt ist Zeit zu eilen,
Dem wird alles feilen,
Der sich wird verweilen
Und jetzt verbricht.

Alles Andre, Alles
Hat die Art des Balles,
Der steigt und fällt.
Schätze haben Flügel,
Ehre läſst den Zügel,
Lust kommt aus dem Bügel:
Die Tugend hält.

Hab' ich Gott und Tugend,
So hat meine Jugend
Was sie macht werth.
Diese schönen Beyde
Wehren allem Leide,
Lieben alle Freude,
So man begehrt.

Nun fragt nicht, Knaben, wohlgemuth!
Wo doch der Mensch am besten ruht?
Der Wiege Ruh genieſst er nicht,
Das Grab macht allen Freuden Schicht;
Am Ende wünscht er nichts zurück,
Als seines Lebens Mittelstück.

Ihr fragt mich, wie ein Tischlermann
Solch' Bett so künstlich machen kann?
Der Tischler und der Bräut'gam, wiſst,
Fährt wohl, wenn er gut sieht und miſst;
Und — wenn die Messung richtig war,
Ruht himmelsanft das treue Paar.

So war des alten Meisters Sang;
Die Knaben sagten frohen Dank,
Und sangen: „Was kein Andrer kann,
„Das macht ein wackrer Tischlermann;
„Es leb' ein jeder Tischlermann,
„Der singen, seh'n und messen kann!"

Der Frühling.

Sey mir gegrüſst, des Lebens und der Hoffnung
Heil'ge Jahrszeit! frohes Allerwachen
Der Natur! der Schöpfungen Gottes
Schöne Verjüngung!

Glücklicher! eile, wecke deine Blumen
Auf den grünenden Thälern! gieb dem Hayne
Seine traute Finſterniſs; ihre Lauben
Liebenden wieder!

Aber, vor allem — laſs den Geist des Friedens
Niedersäuseln! des Krieges Dämon weiche,
Bade nicht die Kinder des holden Mays in
Wellen des Blutes!

Ruhe geleite ſanft den Tritt des Weiſen,
Wenn er einſam dich feyert, und dein Zauber
Ihm mit mächtigen Ahndungen Gott und
Zukunft verkündigt!

Der Tausch.

Eine Idylle.

Tauschhandel liebten von der Welt Beginn
Die Mädchen und die Jünglinge, — mit mehr
Und wen'ger Schaden, wie's der Zufall gab!
Die Mädchen haben einen Schatz, der nie
Versiegt, den küssereichen, ſüſsen Mund,
Und wüſsten sie nur immer schlau genug
Damit zu tauschen und zu handeln,
Leibeigen würde bald die ganze Welt! —
Die ganze Welt — und Milons Schäferstab —
Ein kleiner Sprung! Doch nein! Ein leichtes Band
Von einem lieben Busen weggeraubt,
Gilt wahrer Liebe mehr, denn eine Welt,

Und daſs Rosette nicht den Jüngling ob
Dem Stab, den Stab nur ob dem Jüngling
liebte,
Und keinen Hayn Arkadiens,
Europens Wälder alle nicht für ihn
Genommen hätte; glaubt mir jeder gern,
Der Schäferinnen und
Der Schäferinnen Wünsche kennt. —

Den ganzen schönen Maytag hatten schon
Die Blicke hin und her geäugelt; doch
Den ersten Schritt zu thun,
Den ersten kühnen Kuſs,
Vielleicht von tausend folgenden
Den ersten, aber auch vielleicht
Den ersten und den letzten, — den
Zu rauben oder zu erpressen; das,
Das war die schwere Sache, die das Herz
Mit Furcht und Hoffnung wiegte! Doch
Die Sonne sank, und Dämmerung
Macht kühn; die Liebenden verloren sich
Von ungefähr zusammen; Milon sprach
Gar viel, und mancherley verworrne Sachen
Vom Sonnenuntergang' und Abendroth'
Und von der sanften Ruhe, und
Rosette sah nur immer unverwandt

Auf seinen Stab; den Schäfer sah
Das spröde Mädchen gar nicht an!
„Welch schöner Stab! so rief sie endlich aus:
„Ich kann ihn nimmer, nimmer g'nug besehn;
„Wie schlank gewachsen, lieber Schäfer, sag',
„In welchem Hayne wuchs er?

Milon.

„Weit von hier,
„Im Hayn am Wasserfalle.

Rosette.

„O da muſs
„Ich morgen gleich . . .

Milon.

„Nein, Schäferinn!
„Der Wald hegt Schlangen; mit dem leichten Fuſs,
„Wie bald berührst du eine! Mich laſs hin,
„Ein Stab, noch schöner, als der meine,
„Ist morgen dein!

Rosette.

„Der wunderschöne Stab!

„Wer weiſs, ob wohl im ganzen Hayne noch
„Ein solcher sproſste, und gerade dieser
„Ist mir so lieb, so lieb; das Auge weilt
„Entzückt an ihm, und darf nicht wieder weg!
„Wie, Schäfer, wenn wir tauschten?

Milon.

„Tauschten? — Ja!
„Der Stäbe sind ja viele!

Rosette.

„Nimm das Lamm
„Mit schwarzen Flecken! Sieh, es ist
„Mein liebstes bey der Heerde;

Milon.

„Und ich soll
„Das liebste Lamm dir nehmen? Hirtin! Nein,
„So grausam bin ich nicht;

Rosette.

„So nimm
„Da schönste weiſse da; mein Bruder gab
„Das Lämmchen mir, da ich zum ersten Mal
„Die Heerde weidete;

Milon.

„Und dieses sollt'
„Ich rauben, ich der Schwester das Geschenk
„Des Bruders?

Rosette.

„Nun so nimm,
„Wenn von den Lämmern keines dir gefällt,
„Den treuen Hund, der meine Heerde schützt.

Milon.

„Den treuen Hund? das wäre vollends fein!
„Nein, Schäferinnen brauchen Wächter!

Rosette.

„So sag, was willst du denn für deinen Stab?
„Was sonst, als Lämmer, kann die Schäferinn
„Dem Schäfer geben?

Milon.

„Darf ich's fordern? —
„O etwas, das der Jüngling gern
„Um alle Lämmer seiner Heerde tauscht, —
„Nur einen Kuſs von deinem Rosenmund! —

„Verwegen!“ rief Rosette: „Grausame!“
Rief Milon, kämpft’, und raubte ritterlich
Den schönsten Kuſs, und gab den Stab, und mit
Dem Stab zugleich sein Herz ihr hin.

Die Hoffnung.

Schöne Himmelsgestalt, treue Begleiterinn
Durch Gefilde der Nacht, welche kein Stern erhellt,
Holde Freundinn des Jünglings!
Trost des Greises am Rand der Gruft!

Freundlich flogst du mir zu, als in der Dämmerung
Meines Lebens mich schon grausam das Schicksal schlug,
Mit den Stürmen der Erde
Der verlassene Knabe rang.

Wenn du, Göttinn, erschienst, wallte mir Ruhgefühl
In das bebende Herz; schwieg mir des Sturmes Wuth;
Am umnachteten Himmel
Lösten freundlich die Wolken sich.

An eine Tugendliche.

Ja, Leben, ich bin angezündet
Von deiner Liebe keuscher Brunst;
Was meine freyen Sinne bindet,
Das sind die Ketten deiner Gunst.

Wie selten sind sie sonst beysammen,
Ein Leib und Geist, an Zier gleich reich.
Dieſs doppelt meiner Liebe Flammen:
Bey dir ist Schmuck und Zucht zugleich.

Der Glanz, die Schönheit, die Geberden
Sind, dich zu lieben, übrig satt.
Doch muſs dieſs vorgerühmet werden,
Daſs deine Jugend Tugend hat.

So kann und laſs mich werden innen
Der schönen Freuden süſse Frucht.
Denn dich allein besitzen können
Ist's einig, was mein Herze sucht!

Deinen Trauten entschlüpft nimmer ein Seufzer mehr,
Ihre eherne Brust kennet den Schauder nicht,
Auf den Wogen des Meeres
Wandelt muthig dein Liebling fort.

Mir auch schwindest du nie, lächelst den Segensgruſs
Mir im Morgenroth zu, lächelst im Graun der Nacht
Meinen Blicken entgegen,
Wenn mich Schlummer und Träume flieh'n.

Traurig wandelt' ich einst unter den Blüthen hin,
Die der freundliche Lenz jugendlich aufgeweckt,
Meine Thräne benetzte
Manches Veilchen der jungen Flur.

„Seyd ihr wieder erwacht, rief ich den Blumen zu:
„Vom befruchtenden Strahl wieder hervorgelockt?
„Ich, ihr Kinder des Frühlings,
„Falle bald und erwache nie."

Schwärmend sank ich, und barg weinend mein sinkend Haupt
In dem Blüthengeweb', siehe, da weckte mich
Eine himmlische Stimme,
Und ich sahe die Lichtgestalt.

Zaubrisch blühten um sie schlummernde Rosen auf,
Und die Himmlische brach schweigend die lieblichste,
Gab sie schweigend und lächelnd
Ihrem Trauernden, und verschwand.

Freudig wandelt' ich fort, während die Sonne sank,
Zum Gefilde der Ruh', welches die Todten deckt,
Um die Gräber schon Dämm'rung,
Graun und Schweigen des langen Schlafs;

„Weilst du, Hoffnung, auch hier? oder umschwebst du nur
„Junge Rosen der Flur? Himmlische, hast du mir
„Unter Rosen gelächelt,
„O so lächle mir hier auch Trost!"

Sieh, da breitete sich sanfte Beleuchtung aus,
Vor mir stand sie so schön, als ich sie nimmer sah,
Feuerblicke voll Zukunft
Strahlten über die Gräber hin.

So erscheine mir stets, rief ich dem Engel zu:
Schöne Himmelsgestalt, so mir am Rand der Gruft! —
Da enteilte sie lächelnd,
Und die sanfte Beleuchtung schwand.

Das letzte Abendlauten
des alten
Schulmeisters von Krondorf.

Alter belastete schwer den Lehrer der Kinder
von Krondorf,
Silbernes Haar umfloſs sein schon zitterndes
Haupt;
Doch verlieh ihm noch Gott den Blick in die
herrliche Schöpfung.
Und der treue Stab stützte den wankenden
Gang.
Dreiſsig Jahre voll Schweiſs und menschenfreundlicher Mühen
Waren dem Greise hier schnell, wie ein
Traumbild, entflohn;
So entschwinden sie ja, von redlichem Eifer
beflügelt,
Jedem Edlen, der sich Gott und der Menschheit geweiht.

Feurig schlagend das Herz für's Glück der liebenden Brüder,
  Voll Vertrauen auf Gott, hatt' er gesäet die Saat.
Auf gut Land fiel sie, er sah an dem Rande des Lebens
  Froh auf die Aerndte zurück, froh in die Zukunft hinaus.
Segen tönte ihm zu aus allen Hütten des Dorfes:
  „Spät umfang' ihn das Grab!" flehten der Knab' und der Greis.
Gerne noch hätt' er lange der Jugend Schritte geleitet,
  Und mit Jünglingskraft feurig in Alter gewirkt;
Aber der Menschlichkeit Loos, die Grenzen des endlichen Geistes
  Setzten auch ihm sein Ziel, winkten ihm, stille zu stehn.
Sehnlich harrt' er des Mannes, der ihm zu folgen bestimmt war,
  Von dem Gebieter des Dorfs hatt' er schon lange den Ruf;
Aber der Ankunft Tag hielt man dem Guten verborgen,
  Die Bewohner des Dorfs täuschten liebend den Greis.

Längst schon konnt' er nicht mehr des Tages Sterbelied läuten,
Nicht mit zitternder Hand rührte die Glokken er mehr;
Muntre Knaben des Dorfes versehn mit freudigem Eifer
Abends des Lehrers Amt, lockten zur Heymath das Lamm.
Er safs ruhig und ernst, und wachsam über die Ordnung
Auf der Gattin Gruft während des Abendgeläuts,
Dacht' in die Vorzeit zurück, und dacht' in die nahende Zukunft,
Dachte: „bald tönt von dem Thurme dein Grabegeläut."
Einst entschwebte dem Himmel der mildeste herbstliche Abend
Und des Untergangs Licht mahlte die Gräber des Dorfs;
Nie so hatte der Greis des Abends Rührung empfunden,
Thränend vernahm er den Ruf hallender Glocken zur Ruh.
Jetzt verhallt' in der Ferne der letzte der Töne der Glocken,
„Ruhige, gute Nacht!" riefen die Knaben ihm zu.

Einsam ſaſs er nun da, umringt von schweigenden Gräbern,
Viele Gebeine darinn hat er noch lebend gekannt.
„Gräber, ihr schreckt mich nicht; so sprach der redliche Alte:
„Todte, wo ihr auch seyd, Todte, ihr klagt mich nicht an.
„Bald verkünden die Glocken die Nacht des entschlummerten Greises,
„Gott, die Nacht, der sich schnell röthet der schönere Tag.
„Nahe, du selige Nacht! jenseits des irdischen Grabes
„Harret Segen auch mein, manches Geretteten Dank."
Schweigend verlor sich der Greis in der Zukunft heiliger Ahndung,
Schmeckte zum voraus schon Freuden der schöneren Welt.

Horch, da ertönt ein Gesang, der in der Stille des Abends
Feyerlich sich verlor; staunend erbebte der Greis;
Es eröffnete sich des Friedhofs schaurige Pforte
Und mit Saitenspiel nahten die Kinder des Dorfs,

Mitten unter der Schaar der künftige, würdige Lehrer,
Und dem Zuge nach folgten die Väter des Dorfs;
Sanfter Thränenstrom benetzte die Wangen des Greises.
Als er die kommenden sah; Freude durchschauerte ihn.
„Kinder, was wollt ihr denn?" da naht' ein blühendes Mägdlein,
Und bekränzte sein Haupt lächelnd und weinend zugleich;
Heiter, doch tiefgerührt bot ihm die Rechte der Fremdling:
„Daſs ich, würdiger Greis! o daſs ich wirkte, wie du!"
Und die Väter des Dorfs umarmten mit feurigem Danke
Ihn, der väterlich stets über den Kindern gewacht.
„Welch ein Abend! so rief der Redliche: Himmlischer Vater,
„O wie herrlich, wie schön muſs es dort oben erst seyn!
„Vater, nimm mich zu dir in dieser seligen Stunde!
„Seliger nahet mir nie eine der irdischen mehr!" —

Sprach's, und sank ermattet hin auf den Hügel der Gattinn:
Wo er so oft geweint, starb er, von Freude berauscht.

Dämmert' uns allen doch einst so schön der Abend des Lebens!
Stürben wir alle, wie er, süſser Beruhigung voll;
Nähmen mit uns hinab der Lebenden Segen und Thränen,
Ach, und der Liebe Wunsch: „Ruhe, du Redlicher, sanft!"

Der erfrorne Weinstock.

Hat auch dich der Nordwind schon getödtet,
Weinstock, der mit Früchten, schön geröthet,
Nachbarlich sich um mein Fenster wand? —
O so früh dahin! — und deinen Reben
Ach, entquoll so seelenvolles Leben;
Jeder träumte sich ins beſsre Land.

Junger Weinstock, deine Freunde trauern,
Sehn mit Wehmuth nach den öden Mauern,
Wo du starbst, und wo dein Stamm vergeht.
O bey deiner Trauben ſüſsem Feuer
Tönte Hochgesang bey Harf' und Leyer; —
Und dies alles hat der Wind verweht!

Klage.

Erbarme du dich meiner Qualen,
Du dicker, wüster Hain,
Dem Titans allerhellste Strahlen
Doch geben keinen Schein!
Wie dunkel hier ist deine schwarze Höhle,
So finster auch ist meine kranke Seele.

Laſs unter deinem stillen Schatten
Mein Klagen sicher gehn,
Und höre meinen Sinn, den matten,
Sein Leidlied recht erhöhn:
Den armen Sinn, der seinen Haſs auch liebet,
Den nichts erfreut, als, daſs er ist betrübet.

So muſs ich Todter dennoch leben?
Ach, kann dieſs möglich seyn?
Was meiner Seele Trost soll geben,
Das selbst ist ihre Pein.
Ach mir, was ist's für ein verkehrtes Wesen:
Das mich bringt um, von dem will ich genesen!

Bäume leben noch, bey deren Früchten
Unsre edlern Geister schamvoll flüchten,
Und der grobe Körper üppig siegt,
Bäume, die den kalten Schwachkopf laben,
Während dich bey deinen Göttergaben
Jedes edle Herz in Wonne wiegt.

Muſs, geweiht zum heil'gen Dichterkranze,
Der Begeistrung schöpferische Pflanze,
Muſs sie frühes Todes Opfer seyn? —
Hebt sie Sänger unter Sturm und Wettern
Hoch empor zu ihren Lieblingsgöttern,
Soll man ihr kein dankbar Opfer weih'n? —

Lebe wohl! dein wollustvoller Segen
Komm in andern Welten uns entgegen!
Selig sey der Ewigkeiten Rausch!
Nichts erstirbt in Gottes Weltenmeere!
Zahllos wechseln seiner Wesen Heere;
Leben — Tod — es ist ja nur ein Tausch. —

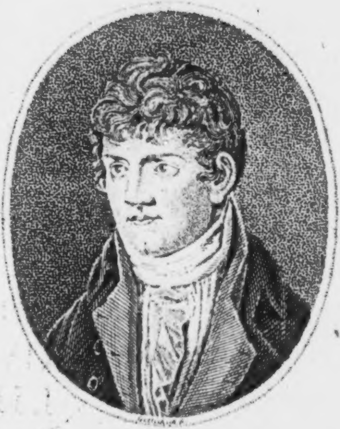
So, wie du, erſtirbt der junge Dichter,
Der der Zukunft zauberiſche Lichter
  In erhabner Ahndung vorgenoſs;
Ihm entſtrömten feurige Gefühle,
Früh verſinkt er in des Grabes Kühle,
  Fühlt die Thräne nimmer, die ihm floſs.

Auserlesene

Gedichte

von

J. H. v. Collin.



COLLIN.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klaſsikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Fünf und siebenzigstes Bändchen.
v. Collin's Gedichte

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Vorbericht.

Collin's sämmtliche Gedichte erschienen zuerst, Wien 1812, in einem groſsoctav Bande von 288 Seiten. Der noch lebende Bruder des Verstorbenen besorgte das, was lezterer selbst zur Herausgabe gewidmet hatte, zum Drucke. Der Dichter starb während des Druckes, hatte aber eine so groſse Vorliebe für diese Sammlung, daſs er sich von seiner Krankheit nicht abhalten lieſs, die Correctur, bis auf wenige Bogen, selbst zu besorgen.

In der Auswahl für unsere Etui-Bibliothek sind von Collin's poetischen Erzeugnissen blos folgende nicht aufgenommen:

- Macht der Liebe.
- Prometheus.
- Aristoteles.
- Dichterloos.
- Akademien.
- Leben und Kunst.
- Widerstand.
- Wortbrüchigkeit.
- Schlachtruf.
- Zuversicht des Siegs.
- Oestreich über Alles.
- Täuschung.
- Mutterliebe.
- Maria H.
- Maria's Erwachen.
- An den Künstler.
- An Joseph Passy.
- An Achaz v. Stiebar.
- An Caroline Pichler.
- Und der Anhang.

Diese sind theils ganz kurze, oder lokale Stücke, theils vermiſst man in ihnen die Gröſse, die sich in den übrigen Schöpfungen dieses zu früh hingegangenen Dichters, ausspricht.

Das Leben desselben enthält das 24te Bändchen unserer Taschen-Ausgabe.

Inhalt.

Seite
Einsamkeit und Welt. 1
Höchster Trost. 6
Die Elemente. 8
An meinen Bruder. 9
Künstlerentzückung. 11
Preis der Standhaftigkeit. 19
Das Heiligthum. 21
Leiden der Trennung. 23
Heimath. 24
Die Laufbahn. 25
Verdienst des Künstlers. 28
An Max Korn. 31
An M***. 47
Der homerische Esel. 54
Die Nachtigall. 55
Ruf an den Feind. 56
Oestreichs Landwehr. 59
Kriegseid. 62
Gebeth. 65

Glaubt's, wo ihr's anders könnt verstehen,
Ihr Blätter insgesammt;
Der Pein mufs eure Zahl nachgehen,
In die ich bin verdammt;
Die Wolga hier hat nicht so viel der Tropfen,
Als Aengste mir an meine Seele klopfen.

Es möchte möglich seyn, zu messen
Die Fluth der Kaspersee,
Zu zählen, wie viel Bienen essen
Von Hybla's süfsem Klee:
Nur meine Pein, Ein Ding auf aller Erden
Kann nicht gezählt, kann nicht gemessen werden.

Natürlich ist's, dafs stetig's Klagen
Uns endlich alte macht:
h werd' erquickt durch ew'ges Plagen,
nd will seyn umgebracht! —
afs sehn, ob ich durch Freude denn kann sterben,
ieweil kein Leid mich doch nicht kann verderben!

Seite
Wehrmannslust. 68
Marsch. 72
Trinklied. 74
Angegriffen. 77
Ausgehalten. 79
Wachfeuer. 81
Meine Freunde. 83
An die Staatspiloten. 87
Lebensweisheit. 88
Horaz. 92
Schicksal und Freyheit. 94
Vertrauen. 102
Die Spartanische Mutter. 104
Nouseuls Schatten. 108
Haydns Jubelfeyer. 118
An Joseph Haydn. 124
Kinderspiele. 126
Lycas und Theone. 129
Blumenstrauſs. 143
Rudolph Vater und Sohn. 147
Rudolph und Lobkowitz. 156
Kaiser Albrechts Hund. 166
Herzog Leupold vor Solothurn. 175
Max auf der Martinswand. 184
An Haschka. 198

Einsamkeit der Welt.

Ach, was soll der Welt das Feuer,
Das mir hell im Busen brennt?
Nur den Freunden ist es theuer,
Die der Feind nun von mir trennt!
Weicht hinweg unheil'ge Schaaren!
Will das Feuer rein bewahren,
Will's, im Busen tief verborgen,
Still und priesterlich besorgen.

Also klagt' ich, und entflohen
Jedem menschlichen Verein,
Lieſs die Dränger ich nun drohen,
Träumte schon ein Gott zu seyn.
Doch in abgeschiedner Stille
Schwand mir bald des Herzens Fülle;
Und der Flamme mattes Blinken,
Wollt' in Asche schon versinken.

Und die Welt, so feindlich wüste,
Wehte kalt mir Schauer zu,
Daſs den Tod ich jubelnd grüſste
Als Geleiter zu der Ruh!
Daſs ich rief: Ihr Himmelsmächte,
Reicht mir freundlich eure Rechte!
Dort bey euren lichten Thronen,
Nicht im Chaos laſst mich wohnen!

Durch die goldnen Aetherwogen
Drang mein Sehnsuchtsruf empor:
Meine Muse kam geflogen
Leuchtend wie ein Meteor.
Ihre Augen strahlten Feuer!
Zürnend scholl die goldne Leyer!
Doch sie zürnt' in Harmonien —
Und ich konnte nicht entfliehen.

Staubvermählte Götterfunken,
— Rief die Göttin mich nun an —
Nicht in Weichlichkeit versunken
Flieht des Lebenskampfes Bahn!
Erst vom Stahl heraus geschlagen
Fängt der Funke an zu tagen!
Soll er seine Macht bewähren,
Muſs er feindlich Stoff verzehren.

Ruht auch Zeus, umtanzt von Horen,
Ewig unbeweglich still:
Blitzt er doch zu Staub den Thoren,
Der sich frech empören will.
Als im Wahnsinn die Giganten
Bergeschleudernd auf ihn rannten,
Hob er höher sich im Kriege,
Sich allmächtig in dem Siege.

Nicht für sich der goldnen Sonne
Freuet sich Hyperion,
Wetterleuchten ist ihm Wonne,
Und er eilt vom Strahlenthron,
Lenket seine Flügelpferde
Unermüdlich um die Erde,
In dem Kampf mit Finsternissen
Seiner Gottheit zu genieſsen.

Wenn im grausen Schlachtgewirre
Ares wilden Kampf erhebt:
Ha wie sich beym Schwertgeklirre
Seine Götterkraft belebt!
Strömt sein Blut in Purpurwellen,
Fühlt der Gott die Adern schwellen,
Heiſser seine Gottheit glühen,
Scheint das Leben ihm zu fliehen.

Mit gesenktem goldnem Speere
Läſst sich Pallas himmelab;
Dummheit stellt sich ihr zur Wehre,
Rohheit hebt den Knotenstab,
Trägheit will sich feig verkriechen,
Böser Wille kommt geschlichen:
Sieh im Kampf mit Orkusheeren
Ihre Schimmer sich verklären!

Nicht zum selbstischen Ergötzen
Stimm' ich meiner Lyra Klang;
Menschenaugen sanft zu netzen,
Tönt mein schmeichelnder Gesang;
Ring' ich Stoffumfangne Seelen
Mit der Schönheit zu vermählen,
Fühl' ich selbst dann, freudetrunken,
In dem Lichtquell mich versunken.

Also schlieſst ein Promethide,
Seiner Götterabkunft werth,
Nicht die Flamme kampfesmüde
In des Herzens Opferherd.
Läſst hinaus ins freye Leben
Frey die Himmelsflamme schweben,
Daſs sie wärmend um sich greiſe,
Holde Götterfrüchte reiſe.

Daſs des Chaos dunkle Masse
Licht verkläre, schön zur Welt,
Geist den rohen Stoff umfasse,
Bis er liebend ihn beseelt.
Lodernd zeiget nur die Flamme,
Daſs sie vom Olympus stamme,
Hebt sich aus dem Erdgetümmel
Liebelodernd nur zum Himmel.

Ewig muſs das Ew'ge währen,
Darum sinke nicht dein Muth,
Will der Altar selbst verzehren
Deines Herzens Flammengluth.
Denn gelös't vom Sclavenbande
Fliegt sie auf zum Vaterlande,
An des Lichtes ew'gen Quellen
Sich den Göttern zu gesellen.

Höchster Trost.

An Johann Nepomuk Grafen v. Maylath.

Hüllt dir die Nacht das Herz der Grimm des Feindes:
Freund, so flieh' zur Natur! Nur ihrem Strahle
Weicht die Nacht. Ihr liebender Balsamanhauch
Theilt dir die Wolken.

Lachet die Flur und dampft in Ambradüften
Auf zum Himmel, der liebend herab sich neiget,
Tönt der Nachtigallen Gesang, umschwirrt dich
Lebendes Weben:

Findest du Gott, und magst der Welt nicht achten,
Willst nur lieben. — Versenkt in Dank und Wonne,
Ach im All — so selig, was kann Beglückter
Dich wohl betrüben?

Liebe ja hält das All! Und Gott ist Liebe!
Wüthe grimmiger Haſs! — Du wirkst zum Ganzen;
Muſst im hohen Sphärengesang, unwillig,
Liebe doch tönen.

Die Elemente.

„Was brauset der Strom so mächtig einher?“
Ihn treibet die Sehnsucht, sie treibt ihn zum Meer.
„Was senkt sich der Berg in die Tiefe hinab?“
Will finden im Schooſse der Mutter sein Grab.
„Was rauschet der Sturm durch Wald und durch Flur?“
Möcht' liebend durchdringen die ganze Natur.
„Was prasseln empor die zerstörenden Flammen?“
Sie suchen den Himmel, von welchem sie stammen.

Wohl flieht sich die Seele,
Sucht, die sie erwähle,
Verbinde, vermähle. —
Zur ewigen Liebe
Strebt irdische Liebe,
Daſs ewig sie lebe, sie liebe!

An meinen Bruder Matthias Casimir.

Laſs, mein Bruder, die Frösch' im Sumpfe quacken,
Neigst du ihnen dein Ohr: die Thoren wähnten,
In das leere Geschrey
Denke man Sinn glücklich hinein;

Frecher lärmen sie dann. — Uns strebt die Seele
Hin zur sonnigen Höh', wo Adler horsten. —
Gib mir freundlich die Hand;
Also vereint klimmen wir auf.

Steiler hebt sich der Fels und immer steiler. —
Einzeln wandeln wir nun. Uns schreckt die Kluft nicht!
Muthig wage den Sprung!
Traue der Kraft! Wagen gewinnt!

Kühnheit sichert vor Fall. Die Furcht nur strauchelt.
Bruder, halte nun an! Dem Himmel näher
Athme volleren Zugs!
Ha wie verjüngt schnell sich die Kraft!

Boten.

Geht, ihr meine Thränen, geht,
Und erweichet der ihr Herze,
Die wie eine Klippe steht
Unbewegt von meinem Schmerze,
Die das, was mein Herze bricht,
Sieht, und will doch sehen nicht.

Fliegt, ihr meine Seufzer ihr,
Nehmet eure Kraft zusammen,
Blaset, wie ihr thut bey mir,
Auf bey ihr die Liebesflammen,
Daſs sie, wenn sie sieht auf mich,
Lichterloher brenn', als ich!

Meine Boten, so fahrt hin,
Schafft mir Rath, soviel ihr könnet,
Und vergnüget meinen Sinn,
Der sich selbsten kaum besinnet;
Bringt nicht ihr mir ihre Gunst,
Ist vergebens alle Kunst.

Strebst du wieder empor zum Sonnengipfel
Rastlos?—Fasse den Strauch! Nicht achtet Dornen
Der, dem Himmelsgenuſs
Ahnung verheiſst! Schwing dich hinauf!

Ha! nun glücklich am Ziel! Schau in die Tiefe!
Nebel schaffen dort Nacht. Doch unsern Häuptern
Lacht das goldene Licht,
Webet die Luft, schmeichelnd und leicht.

Lieblich winket uns Moos. Wir ruh'n wie Götter
Auf dem heitern Olymp. — Frey hebt die Brust sich,
Der entbundene Geist,
Selig im Schau'n, bebet vor Lust!

Künstlerentzückung.

Kunst ist das Höchste!
Sieh, es verblüht die Blume der Schönheit
Mit dem Traume der Jugend;
Es zerfällt das Gebäude der Macht;
Und des Reichthums leuchtende Fülle
Woget im falschen Wechsel umher. —
Herzerhebend, ewig, ist nichts,
Was täuschendes Glück aus goldnem Horne
Thöricht lechzender Habsucht verleiht. —
Mir hat die Kunst
Der Menschheit strahlendes Siegel
Auf die heitere Stirne gedrückt;
In die getreuen, die liebenden Arme
Mich schützend gefaßt:
So schreit' ich fest durch's Leben,
Und frey noch in das Grab. —
Wohlan, begeisterte Seele!
— Und wären die Völker auch taub! —
Hör' es du, Hain und du, Fels!

Nachhall tön' es dem Enkel
In das empfängliche Herz: —
Kunst ist das Höchste!

Die Lyra, die Lyra herab!
Reicht mir die Lyra!
Denn nicht länger vermag
Die vor Entzückung wirbelnde Seele
Sich zu verschlieſsen.
Begeisterung! ha! treibt sie mit Herrschergewalt,
In des Rhythmus freyesten Stürmen
Auszubrausen die Fülle;
Sich mit Kühnheit zu stürzen
In der Dichtung unendliches Glanzmeer.

Bilder, wie sie selig die Geweiheten ersah'n
In den beglücktesten Stunden,
Ha sie wogen vor mir
Riesengestalten!
Durch die Lüfte den Sternen zu
Zieht mich ihr magischer Glanz, und ich schwebe
Schon auf den Höhen der Menschheit!

* * *

Hammergetöse durchschallt
Wald und Felskluft. Ach dort schmiedet Hephästos

Mit dem Stahlgurt grausam Prometheus hin
An den Rücken der felsigen Wand.
Ihn doch stören die Qualen nicht, und er sinnet
Der Erdumwandlung zum Himmel
Froh nach im schaffenden Geist.
Schlag auf Schlag zerreiſst ihm den Leib; der Heros
Denkt das gelungene Werk.
Keine Klage tönet sein Mund; verachtend
Straft des Gefesselten Blick die Gewalt: —
Die schleichet murrend weg,
Verläſst ihn unbezwungen.

Schon des erlittenen Unrechts theilnehmende Zeugen
Ruft er, menschlich, der Menschenbefreyer,
An die heilige Gäa,
Und Okeanos auch den liebenden Erdumgürter
Mächtiger Ruf des Gerechten!
Er dringt durch die Tiefen der Erde!
Jetzt tönt Olympos ihn wieder:
Jetzt brüllt ihn Tartaros nach.

Sieh' den Horizont umzieht der Donnrer; —
Flammen fahren herauf vom Orkus; —
Die Erde bebt; noch rufet er laut,
Siegend ruft er empor.

Und es rollt, schmettert, kracht,
Näher und immer näher
Tausendstimmiger Donnerhall.
Rings aus flammenden Wolken geschlängelt zischt
Blitz auf Blitz!
Sturmwind heult laut!
Ha wie schäumet und siedet und woget und brüllt
Hochaufstrudelnd die Fluth am steilen Gestäd!

Weh! in der weiten Natur der Lebendigen,
Gibt es kein Ohr für dich Prometheus,
So hinhorchte deinem gewaltigen Ruf!
Der durch Donnergebrüll, durch Stürmegeheul,
Durch der wogenden Fluth betäubend Gebrüll,
Vortönend, den Welterschütterer Zeus
Anklagt unrecht verübter Gewalt.

Doch aus des Meeres tiefestem Grunde
Woget empor, hebet sich schon
Am wildumbrausten Gestade
Der Nereiden göttliche Schaar.
Schläft ja nie das heilige Mitleid
In der weiblichen Brust!
Und sie nahen dem Dulder Prometheus,
Mit melodischer Laute Silbergelispel,
Süſseindringend ins Ohr, warnen sie ihn:

„Nicht zu Lästern den im Olymp!
„Mächtiger sey ja Zeus!“
Von Prometheus Felsenbrust flieſst leis' ab
Der lockenden Stimmen Getön.
Ungebändigt zürnet er fort:

„Schleudre Zeus den sengenden Strahl!
„In die Graunkluſt ewiger Nacht,
„In des Phlegetons Flammengestrudel
„Stürz' mich hinab!
„Laſs gethürmeter Felsen Gewicht
„Mir belasten die Brust!
„Elende Macht!
„Kannst du den Willen mir beugen,
„Daſs ich verläugne Wahrheit und Recht? —
„Nimmer! Nimmer!
„Vollbracht bleibt Menschenbeglückung doch,
„Durch Prometheus vollbracht.
„Höre mich, Donnerer Zeus!
„Mächtiger wohl bist du,
„Aber gröſser bin ich!“

Und der Nereiden zärtliche Schaar
Ob des Heros Frevelwort
Zittert, schaudert, verstummt;
Aber es hängt der Staunenden Blick
Mitleidschimmernd, Mitleidthauend

An des gefesselten Dulders Gestalt.
Der Berge Haupt, der Wolkenbekrönten,
Wankt, ha, stürzt, rollt,
Eichenzerschmetternd, Tempelzerstörend
In des Meeres Tiefen hinab;
Und himmelan bäumt sich die Fluth.
Weh das Gestade versinkt!
Aus des Abgrunds gluthrothwirbelndem Pfuhl,
Durch des aufdampfenden Qualmes Gewölk
Steigen die schlangenbehaarten Töchter der Nacht
Langsam empor,
Fackelschwingend, dumpfaufheulend:

„Qual, Thor, dir, der Recht anruft,
„Wo Gewalt vorherrscht mit eisernem Stab,
„Qual und Entsetzen!
„Tief engt Frevel dich bald,
„Kluft ein in graunvoller Nacht.
„Heul', Ohnmächtiger, dort,
„Wo nicht aufdringt, des Gefolterten Schrey
„Zu dem ewig heiteren Mahle des Zeus.

Schwer nun hebt Prometheus die Heldenbrust,
Aber die letzte, die sterbende Kraft
Rafft er noch auf zum Entscheidungsruf:
„Stürzt mich hinab!
„Mächtiger preis' ich Zeus,

„Aber — gröſser bin ich!
Hochempörend prasselnde Fackelgluth
In grimmig geschwungener Faust,
Winken dräuend die Töchter der Nacht
Den Nereiden zu flieh'n,
Eh noch einstürze der Fels, sie begrab'
In der rauchenden Tiefen Geklüft.

Aber die rufen einstimmigen Lauts:
„Wo der Gerechte weilt, weilen wir auch,
„Wo die Gewalt herrscht, lasset uns fliehn!
„Abgrund thue dich weit auf!
„Alle verschling' uns mit!"

Jetzt vom Gipfel zum Fuſse reiſst
Weitaufgähnend die Felsenwand,
Ach, entfesselt Prometheus! — Er stürzt!
Die Nereiden sie folgen!
Und ich allein, weh mir, ich bliebe? —
Nein, verschlinge mich auch
Düstere Nacht, Heldenbegräberin;
O wie haſs' ich das Licht! —

* * *

Verschwunden? Verschwunden!
War es ein luſtiges Bild,

Das zum Gott mich erhob?
Das in empörter Brust gewaltig mir weckte
Nie gefühlte schlummernde Kraft? —
Rief ich das Schicksal nicht
Trotzend heraus zum Kampf,
Festumarmend Wahrheit und Recht?
Schauernd ergreift mich Jubelgefühl!
Ich thats, ich thats! —
Grofs ist der Mensch!
O sey gepriesen göttliche Kunst,
Du bist das Höchste!

Preis der Standhaftigkeit.

Hin auf dornigen Wegen
Wandelt der Mensch!
Schreckengestalten
Heben sich dräuend!
Leiden auf Leiden
Stürmen herbey!
Wolken verhüllen
Nächtlich den Ausgang!

Nie doch wähne der Mensch
Sich von Göttern verlassen! —
Faſst er nur Muth,
Zu wandeln die Pfade,
Sieht er den Laren
Kühn in das Auge;
Klimmt er auf Klippen,
Dringt er durch Dunkel
Strebend empor: —
O dann reichen ihm Götter
Helfend den Arm;

Echo.

Als Echo ward zu einem Schalle,
Zu einer unbeleibten Luft,
Die durch das Thal mit halbem Halle,
Die, so sie rufen, wieder ruft;
Da ward der hohle Wald voll Klage,
Das feige Wild stund als bethört,
Die Nymphen riefen Nacht und Tage:
Wo bist du, Lust, die man nur hört?

Narcissus, dir ist recht geschehen,
Vor sahst du sie, und wollt'st sie nicht:
Itzt willt du, die du nicht kannst sehen,
Und hörst nur, was sie dir nachspricht.
Der Brunnen, der dich dich lieſs schauen,
Der strafte deinen stolzen Muth,
Daſs nun nicht Eine von den Frauen
Dir bis auf diesen Tag ist gut.

Nicht, nicht so ist mein Sinn gesinnet,
Bey mir ist alles umgewandt,
Ich liebe, die mir böses gönnet,
Ich folge der, die nicht hält Stand.

Und er findet entzücket
Auf der seligen Insel
Unter Heroen sich wieder, —
Ruhe durchströmet sein Herz!

Jedem wohnet die Kraft
In der Tiefe der Brust,
Dem nur gehorcht sie,
Der oft und herrschend ihr ruft.
Weichlingen schwindet die Kraft
Bald im Schlummer dahin;
Dann im Kampfe. —
Sinken sie, heben sich nicht!
Und es irren die Schatten,
Von den Heroen gesondert,
Traurig und öd' am düsteren Strom.

Das Heiligthum.

Mich preis' ich selig, weil mir das Herz befahl,
Den Kampf zu singen, welchen der Edle kämpft,
Als Held kämpft und besteht — ein Sieger
Ueber die malmende Kraft des Schicksals!

Zwar was hiernieden sterblicher Kurzweil oft
Wähnt Glück und Leben, raub ihm o Schicksal nur;
Der Fall ja zeigt den Sieg, und Tugend
Hebt triumphirend sich dann vom Grabe.

Wer diesen Kampf besinget und diesen Sieg,
Aus tiefer Brust, entflammt von Begeisterung,
Wird plötzlich selbst als Held sich fühlen,
Staunen und weinen, vor Wonne schauern,

Daſs in ihm lodert, was zu Heroen einst
Den Regulus, den Cocles verklärete! —
Mit ihnen schwingt entzückt der Sänger
Weg von der Erde sich hoch zu Göttern;

Ruft laut aufjauchzend, ruft es zertretenen,
Ha Sklavenbande schleppenden Völkern zu;
— Sie horchen, heben sich und fühlen
Auch in den Banden nun ihre Würde —

Ruft: — „Heil der Menschheit! Funke der Gottheit strahlt
„Sie ewig! — Wüthe Dämon, du feindlicher!
„Umzieh mit Wolken ihre Klarheit: —
„Siegend doch blitzt sie durch Nacht und Wolken.

„In deiner Brust, o Mensch! in dem Innersten
„Flammt auf das reine Feuer, dein Heiligthum!
„Bewahr' es! Keine Macht der Hölle
„Löschet es aus auf des Herzens Altar.

„Was auch die Bosheit sinnet, was Tyranney
„Auch wüthet — Ketten, Hohn und das Todesbeil:
„Dem Beile beugt den Nacken Egmont —
„Ha wie vom Himmel die Flamme leuchtet!"

Leiden der Trennung.

Nach Metastasio.

Vom Meere trennt sich die Welle,
Und seufzet durch Blumen im Thal,
Und fühlet gewiegt in der Quelle,
Gebannt in dem Brunnen nur — Qual!

Sie sehnt sich, die Welle,
In lispelnder Quelle,
Im murmelnden Bache,
Im Brunnengemache

Zum Meer; von dem sie kam,
Aus dem sie Leben nahm,
Von dem, des Irrens matt und müde,
Sie süſse Ruh' verhofft und Friede.

Heimath.

Aus sich heraus ins Weltall strebt der Geist;
Am Rhein, am Nil, und an der Donau Ufern,
Nach einem Ausblick auf den Ocean,
Den unbegränzten — Ha! da staunt die Seele,
Die wunderbar sich nun erweitert fühlt.
Der stille Bach hält unsern Blick nicht fest,
So auch die Flamme, die der Stahl erweckt,
Erhebt uns nicht. Allein des Himmels Lichter,
Die staunen wir mit leisem Schauer an. —
Zu weit um sich wohl greift der Geist, um ewig
Im engbekränzten Raum gehemmt zu wirken.
Das Weltall möcht' er liebend stets umfangen,
Und die Natur im Innersten durchdringen;
Der arme Mensch ist ein gefangner Geist!
Das deutet ihm des Herzens Sehnsucht an,
Die bey des Groſsen Anblick ihn ergreift.

Die Laufbahn.

Auch ich wills wagen! Will nicht in träger Nacht,
Ein Namenloser altern. — Ich schreite kühn
Zum Wettlauf vor! Für ihn ja stärkt' ich
Lange die Sehnen! Nun schlägt die Stunde!

Mir auf die Schranken! Hoffnung bethört mich nicht,
Den Kranz zu fassen! Sieget — Beglücktere!
Mit Edeln kühn die Laufbahn messen
Ihrer nicht unwerth, nur *der sey mein* Stolz!

Trompeten schmettern! Schmettern vom Ziele her!
Wie klopft mein Herz! Es schlägt mir den Busen durch!
Mein Odem fleucht; — ha, welche Männer
Seh' ich gereihet zum Ehrenkampfe!

Her stürzt der Britte feurigen Ungestüms,
Des Kühnen Blick verschlingt die Unendlichkeit,
Und was die Menschenbrust bewegt,
Rauscht ihm lebendig von trunkner Lippe.

Mit des Bewuſstſeyns Sicherheit brüstet sich
Im Tanzpomp hochherschwebend der Gallier;
Sein Fuſs verfehlt, wenn auch zum Sturmschritt
Treibet die Muse, des Hofes Tact nicht.

Zwar fesselfreyer, aber nicht regellos,
Die Flamm' im Busen, aber des Ausbruchs Herr,
Und unverwandten Blicks zum Ziele,
Ernst der Entschlossenheit auf der Stirne,

So nah'n die Männer, welche das Vaterland
Vom Nord und Süden auf zu dem Kampfe ruft,
Bewundernd grüſst den Zug der Britte,
Lächelnd der Gallier, gnädig nickend.

Der Deutsche schätzt gerecht und besonnen stets
Natur am Britten, Glanz an dem Gallier:
Doch denkt er sehnsuchtsvoll des Griechen,
Der auf der Wirklichkeit festem Boden

Der Menschheit höchste Blüthe sich spielend brach,
Und unbewuſst ein Sieger am Ziele stand,
Wohin ihm, durch der Ideale
Reich, in Entfernung der Neue nachkeucht.

Wer wagt, gewinnt! Den Strauchelnden adelt doch
Sein Muth. Des Muthes darf ich, o Muse, mich
Berühmen; rücke du mit jedem
Neuen Versuch mich dem Ziele näher.

Sie winket, Heil mir! lächelnd Gewährung zu.
Ha, Gottbegeistert stürm' ich die Bahn hinauf!
Ermunternd hallt's von Freundes Lippen,
Götter! schon hör' ich den Lorber rauschen!

Der Richter ehret redliches Streben auch:
Hemmt mich im Laufe menschliche Schwächlichkeit,
Der stehet nah, der steht entfernter: —
Wagt es doch Keiner, und faſst die Krone!

Verdienst des Künstlers.

Verdienst des Künstlers, eigenes, einziges,
Ist Groſses wollen! — Wollen mit Manneskraft!
Daſs Werke sich auf Werke drängen,
Wollen des Jünglinges nicht, das aufflammt,

Und schnell verlodert. — Was du gebildet, strahlts
Der Mitwelt werth, und werther dem Enkel einst,
Sprich nicht in deinem Stolze, Künstler:
„Göttergestalt! ja ich bin dein Schöpfer.“

Der bist du nicht, und wärest du Phidias!
Winkt auch dein Donnrer Welten aus ihrer Bahn:
Dir ist dein Zeus doch nur gelungen!
Schäme dich, Prahler! Auch jenem Groſsen

Entsank der Meiſsel oft aus der lassen Hand,
Sein Blick ward trübe, muthlos erstarrete
Sein volles Herz, bis einst er plötzlich
Innig erschüttert von heil'gem Schauer

Ausrief: — „Wie Blitze zückt mir's die Seele
durch!
„Ich seh', ich sehe! Welch ein Gebilde hebt
„Sich majestätisch aus dem Dunkel!
„Heller und heller! Gestalt, wer bist du?

„O Zeus! Du selbst! — Ha gröſser, als Sterbliche
„Dich denken, ahnen! Halte! Verdüstre nicht!
„Verschwunden! Ach! — Du, Kunst, verzweifle!
„Aber mir brennet das Herz im Busen.

So rief der Künstler, sank dann wie leblos hin,
Doch ihn umwehte stärkend der Muse Flug,
Sie hob ihn auf, sie führt' ihn leise
Tief in des schattenden Haines Dunkel;

Weit von der Städte summendem Bienenschwarm,
Daſs ihn des Lebens schwindelnder Wirbeltanz
Nicht aufhasch'; aufjoch' ihm, dem Freyen,
Fittigumklammernden Tagwerks Bleylast!

Und hielt den Gaffer fern, und den Krittler fern;
Nur einen Schatten bannt sie mit Silberton
Von Götterfreuden in die Weihnacht,
Des Mäoniden geliebtern Schatten.

Ich lauf', ich ruf', ich bitt', ich weine,
Sie weicht, und schweigt, und stellt sich taub;
Sie läügnet's, und ist's doch alleine,
Die mir mein Herze nimmt in Raub.

Ach, Freundin, scheu der Götter Rache,
Daſs du dir nicht zu sehr gefällst,
Daſs Amor nicht einst deiner lache,
Den du itzt höhnst und spöttlich hältst.
Daſs, weil du nichts von mir willst wissen,
Ich nicht mit Echo lasse *) mich,
Und du denn müssest mit Narcissen
Selbst lieben, und doch hassen dich!

---

*) einlasse.

Gespräche tönten! — Der aus Elysion
Weckt Bild zu Bild. Auf reiſst sich nun Phidias!
Sein Meiſsel wüthet: „Schwinde Marmor!
„Hülle den Göttlichen mir nicht länger!

An Max Korn.

Ueber die Schauspielkunst.

Wenn zart ein Mahler uns die Liebesgöttin
Auf Elfenbein, in hellem Goldgrund mahlte;
Ein Bildchen, nur vier Zolle hoch und breit,
Und dieser Mahler hinge nun sein Bild
Im Pantheon hoch in der Kuppel auf,
Daſs jene Venus dann zur Mucke schwände:
Wie würde nicht der Arme ausgelacht!

Wie? Lispeling lacht mit? — Er sehe zu,
Daſs er am Ende sich nicht selbst belache.
Ein Mahler, der sein zartes Taschenbild
In hoher Kuppel unserm Blick entzieht,
Und Lispeling, der auf der weiten Bühne
So leise wie im engen Zimmer lispelt,
Sind wohl an Thorheit sich so ziemlich gleich.
Bey jenem sieht, bey diesem hört man nicht.
Ich soll mit dir jetzt lachen und jetzt weinen;
Recht gerne Freund! Nur sag mir erst — worüber?
„Der Reiz, die Leichtigkeit, die Wahrheit selbst

„Entflieht erschrocken vor dem grellen Schall,
„Der schneidend das Gehör verletzt," — Mag seyn! —
Wenn ihr wie Stentor ganz unbändig schreyt.
Es gibt auch hier, wie überall, ein Maſs.
Des Künstlers ſeiner Sinn für Schicklichkeit
Vermeidet das zu Wenig, das zu Viel.

Dich Max läſst noch die volle Jugendkraft,
Dein Eifer für die Kunst der Brust nicht schonen.
Nur sorge, daſs dir bey erhöhter Stimme
Für jeden Stufengang der Leidenschaft,
Ein reicher Wechsel noch an Tönen bleibe;
Daſs dich selbst auf der höchsten Stufe nie
Des Wohllauts ſüſser Zauber ganz verlasse.
Die schwere Kunst magst du von Iffland lernen,
Streng hauszuhalten mit der Töne Reichthum;
Im sanften Wechsel eines Sylbentanzes
Dahinzuschweben, durch der Pausen Kraft
Den leisern Ton zum stärksten aufzusteigern.
Dann — hätt' auch deine Stimme keinen Umfang,
Wird man sie doch im ganzen Haus vernehmen.

Der Geist der Rolle, die du geben sollst,
Heiſst dich den Ton nun zähmen, nun verstärken.
Wie wankt und bebt des schwachen Greises Stimme;

Wie klingt des Jünglings Jagdruf durch den Wald!
Wie braus't der Zorn von schaumerfüllter Lippe;
Wie haucht sich süſse Liebe schmelzend aus!
Auch selbst der Stand verdienet hier Erwägung —
Ein Staatsmann, der in stiller Einsamkeit
Der Völker Wohl und Weh im Busen wälzt,
Spricht leise, sanft, und fährt nur selten auf.
Der Feldherr doch, gewohnt, in freyer Luft
Muth und Befehl den Kriegern zuzurufen,
Spricht mit Gewalt aus offner voller Brust;
Und weckest du Alcidens Kraft zum Leben:
Dann sey dein Wort ein Donnerschlag, der trifft.

Ein weites Feld eröffnet sich vor dir,
Wo tausendfach die Pfade sich durchkreuzen,
Wo tausend Ziele winken Willst du, Freund,
Dein frohes Haupt mit Lorbern einst umkränzen,
Beschränk' auf einen Pfad nicht deinen Lauf,
Und in der Wahl bestimme dich für jenen,
Der mühsam dir vor allen scheint. — Gewiſs!
Am Schweren nur kann sich die Kunst versuchen.

Wohl mancher dünkt ein Künstler sich zu
seyn,
Der ohne Müh' getreu nur wiedergibt,
Was die Natur ihm gab. Den eignet schon
Ein sanfter Ton, der Herzensgüte Künder,

Und frohe Laune, die im Auge schimmert,
Beweglichkeit und reizende Gestalt
Zur Sohnesrolle in Terenzens Brüdern. —
Nun wohl; ich will ihn mit Vergnügen seh'n,
Und auch im Leben gern die Hand ihm reichen.
Allein er wage sich in andre Kreise;
Wie Brockmann wank' er heut' als König Lear,
Verjünge sich als Klingsberg morgen wieder,
Wenn ich als Meister ihn bewundern soll.

Was du auch immer darzustellen ringst:
Es sey in allen Theilen ein's und ganz.
Nie wird es deinem Bild' an Einheit fehlen,
Willst du nur jedes Denk-und Handlungsart,
Aus letzten Gründen, sorgsam dir entwickeln.
„Was ist des Mannes Wunsch, was seine Furcht?
„Welch ein Gedanke drängt sich herrschend vor,
„Und zieht wie Diener all' die andern nach?
„Durch welche Mittel strebt er nach dem Ziel?
„Mit welchem Maſs von Feigheit oder Muth?" —
Wenn solche Fragen du dir deutlich lösest,
Bald springt ein lebend Bild vor deinen Geist,
Das du sogleich mit glüh'nder Seele fassest,
Das unbewuſst dich dann im Spiele leitet,
Und Ton und Gang, und jede Regung lenkt.
Wer also sich beseelet, wird im Spiel
Uns immer wechselnd, immer neu erscheinen.

Flink wähnt als Hofmann Dank sich zu verdienen,
Wenn er sich jetzt auf seinen Zehen wiegt,
Die Damen jetzt durch seine Gläser mustert,
Jetzt tief sich bückt, jetzt stolz sich wieder hebt.
Nur leider fehlt dem allen noch der Halt,
Es fehlt der Lebenspunkt. Und alles liegt
Noch todt und unbelebt, ein Stückwerk da.
Erst muſs die kleine Furcht, die kleine Freude
Sich des beengten Herzens ganz bemeistern,
Und dann verengen sich von selbst die Schritte,
Die so ein Wicht auf heiſsen Estrich setzt.

Wer seiner Rolle durchaus mächtig ist,
Zeigt meistens schon bey seinem ersten Auftritt,
Was wir den Abend durch erwarten dürfen.
An Maske, Blick und Ton, und Gang und Haltung
Drückt schnell sein innerstes Gemüth sich aus.
Dann tönt ein freudiges Gemurmel auf,
Das schöner lohnt als wildes Händeklatschen.
So, wenn in Ifflands Spieler unser Koch
Als General erscheint, raunt man sich zu:
„Sieh' da, ein alter Degen, rauh und gut.
„Wie rasch er sich bewegt! Sein Auge glüht!
„Sein kurzes Wort befiehlt! Und doch aus allem
„Strahlt seine Güte siegend durch." — Ja wahrlich:

So muſste der sich künden, der sodann
Gewaltsam, feurig, kräftig, liebevoll
An seine Brust den alten Kriegsfreund reiſst,
Und dem auch noch, in der Umarmung selbst,
In jedem Finger eignes Leben zuckt.

Sey ja besorgt, daſs nicht statt Glanz und Licht
Dein Feuer wild nur Dampf und Rauch erzeuge;
Zu schnell aufprasselnd sich zu früh verzehre.
Ein Herkules, der, eh' er noch erschien,
Heraus die Keule auf den Spielraum warf,
Ward einst von Jung und Alt mit Recht verlacht.
Was will der Prahler in der Folge zeigen,
Der sich beym Anfang schon so tönend kündet?
Es kreist ein Berg, und eine Maus erscheint.
Vergiſs nicht Freund, daſs dich dieselbe Kraft
Das ganze Stück hindurch beleben muſs;
Daſs wenn sie nicht von Akt zu Akte steigt,
Der Hörer sich entfernet oder gähnt.

Nur dann verdient dein Eifer Lob und Dank,
Wenn ihn die kältre Einsicht weise zügelt.
Ein Gaukler drängt sich oft in Nebenrollen
Unzeitig vor, — soll ich dafür ihm danken,
Daſs er anmaſsend uns die Harmonie
Des schönen Ganzen frevelhaft zerstört?

Bis zu dem Winkel zischet ihn zurück,
Aus dem er frech sein leeres Haupt erhob!
Wie in der Welt kein Miſslaut hörbar ist,
Sich alles stimmet zum Zusammenklang,
Der den Geweihten überrascht, entzückt:
So öffnet uns die Bühne eine Schöpfung,
In der ein jeder noch so schwache Laut
Harmonisch in das Ganze klingen muſs.

Es nützt jedoch die tiefste Wissenschaft,
Die hellste Einsicht jenem Künstler nicht;
Dem noch der träge Körper widerstrebt,
Der, ungerufen, immer wie von selbst
In Mienen, Gang, in Haltung und Bewegung,
Sich nach des Spielers Absicht fügen soll.
Wer ängstlich auf der Bühne selbst noch sinnt,
Im Wellenschwung den Arm emporzuheben;
Jetzt mahlerisch den Körper hinzustellen;
Verloren ist er! — Wahrheit und Natur,
Und Grazie — entflieht. Sein Spiel wird steif,
Wir wenden miſsvergnügt den Blick hinweg.

Darum, mein lieber Freund, verschmähe nicht,
Durch Fechten deinen Körper dir gewandt,
Durch höhern Tanz geschmeidig ihn zu machen.
Oft übe dich nach Art der Pantomimen,
Die Leidenschaften alle auszudrücken,

Wie sie entstehen, wachsen und verlöschen.
Und findest du den gleichgestimmten Freund,
So nehmt bald diesen, und bald jenen Stoff,
Um aus dem Stegreif frey ihn durchzuführen.
Das lehrt dich schnell den Augenblick erfassen,
Was man dir gibt, im Nu zurückzugeben,
Die Leichtigkeit, die Harmonie des Spiels;
Und zeigst du dich auch nur im Lebenskreise
Gefällig, artig, fein: als Mann von Welt:
So wird, wenn du die Bühne dann besteigest,
Dich Anstand nie, dich Schönheit nie verlassen.

An der Jaquet hat man es laut gerühmt:
„Sie wäre vor der Gruppe Niobe's
„Entzückt, begeistert, lange dagestanden,
„Um dann in Ayrenhof's Cleopatra
„Als Königin zu sterben." Gut! Sie that's,
Um ihre Phantasie mit jener Würde,
Mit jenem hohen Adel zu entflammen,
Der selbst im Tod die starke Seele hebt, –
Gewiſs doch nicht der bloſsen Stellung willen.
Dem Künstler kann ein Zeitpunkt nicht genügen,
Der Bild auf Bild in sanftem Flusse zeigen,
Bey keinem stockend sich verweilen soll. —
Denn einzeln, unverbunden und zerstreut
Verrathen diese Bilder nur Gefallsucht,

Die ungeschickt der Täuschung uns entreiſst.
Wie viele Klippen beut die Kunst hier dar!
Doch wer sie klug und fest wie Lange meidet,
Dem schielt der Neid vergebens nach dem Kranze,
Der unverwelklich ihm die Stirne kühlt.

Nur gar zu oft versinkt in gröſsre Fehler,
Wer allzuängstlich die geringern meidet.
Der will natürlich spielen, wird gemein:
Der strebt nach Zierlichkeit, vergiſst die Wahrheit,
Der, dem Natur ein Ohr für Wohllaut gab,
Behorcht sich selbst, verfällt in Kanzelton,
Der überläſst sich sorglos der Empfindung,
Und seine Reue kreischt, es brüllt sein Zorn,
Der, um sein Spiel mit Feuer zu beleben,
Mahlt mit geschäft'ger Hand uns Berg und Thal,
Und unbarmherzig klopft er im Affect
Sich Kopf und Brust, oft auch — die Schenkel wund.
Der endlich nur auf hohe Würde sinnend,
Schwimmt wie ein Gast im Bade langsam her,
Und senkt, und hebt sich doch sein Arm zuweilen,
Es ist, man sieht's, ein Uhrwerk, das ihn treibt.

Trost bey verschmähter Liebe.

Will sie nicht, so mag sie's lassen,
Cynthia, die stolze, die!
Was betrüb' ich mich um sie?
Eins ist mir ihr' Huld und Hassen.
Cynthia sey, wer sie sey;
Ich bin froh, daſs ich bin frey!

Vorhin thät' ich, was sie thäte;
Lieb' ist Gegenliebe werth.
Jetzund, weil sie sich verkehrt,
Bin auch ich auf andrer Stätte.
Cynthia sey, wer sie sey;
Ich bin froh, daſs ich bin frey!

Zahlt mir dieſs nur meine Treue,
Meinen unbewegten Sinn?
Doch, wer achtet's? Immerhin!
Es kommt doch wohl noch zur Reue
Cynthia sey, wer sie sey;
Ich bin froh, daſs ich bin frey!

Zur Bühne glaubt ein Jeder sich berufen;
Doch ach! — wie Wenige sind auserwählt!

Ob die Natur den groſsen Mimen schaffe,
Ob er durch Kunst sich bilde, wird gefragt.
Viel schenkt Natur, mehr noch erwirbt die Kunst.
Die Wohlgestalt, die schöne Mittelgröſse,
Und edle Züge, die sich stärker heben,
Sich aus der Ferne noch bedeutend zeichnen;
Ein sprechend Auge, das nun fröhlich glänzt,
Nun feurig rollt, nun düster sich versenkt;
Ein biegsames, helltönendes Organ,
Das rein die ganze Scala hören läſst;
Beweglichkeit und Kraft der Muskeln: — Freylich,
Das alles dankt ein Mime der Natur,
Die eigensinnig ihren vollen Reichthum,
So, wie an Brockmann, selten nur erschöpft,

Allein die Kunst siegt über die Natur,
Der hohle Ton, die hagere Gestalt,
Hat uns an Schröder's Helden nicht beleidigt.
Und als der Adamberger Reitze schon verblühten,
War sie darum als Gurli und Chatinka

Dem edlen Wiener etwa minder werth?
Die Kunst verhüllet liebend die Gebrechen;
Wo nicht, umstrickt sie uns mit ihrem Zauber,
Daſs wir des kleinern Mangels ganz vergessen.

Weit schlimmer wär's, wenn in des Künstlers Geist
Nicht alles sich harmonisch wirksam fände,
Wodurch der Mimen Werk zum Leben kommt.—
Ein helles Auge, so das frische Leben
Im schnellen Fluge sicher doch erhascht;
Die Phantasie, die all' den schönen Reichthum
Vor ihren klaren Zauberspiegel ruſt,
Von Bild zu Bild auf freyen Schwingen gaukelt;
Die Dichtungskraft, die Bilder zu verschmelzen,
Was abgerissen, mager uns erscheint,
Als voll, als ganz, als lebend vorzuführen,
Zum Ideal die Einzelnheit zu heben,
Das Ideal zur Einzelnheit zu steigern;
Und ein Gefühl, das jedem Hauche klingt,
In jedem Ton sich leicht und zwanglos stimmt;
Und dann der strenge richtende Verstand,
Der sich bewuſst das Unbewuſste lenkt,
Der Drang nicht nur, der ach, so viele täuscht,
Nein, auch das immer rüstige Vermögen,
Was vor des Mimen Geist lebendig wogt,

Im Bilde, jedem sichtbar, darzustellen: —
Wer zählte wohl die Himmelsgaben alle,
Durch die ein Mime zaubernd auf uns wirkt?

O dreymal glücklich, wer mit reinem Sinn,
Mit ganzer Seele sich Thalien weiht?
Sie bildet liebend ihn zum Menschen aus.
Die goldne Zeit ist lange schon vorbey,
Wo in des Lebens vielgeschäft'gem Kreise
Der Mensch für jede Kraft den Spielraum fand,
Und alle übend alle auch genoſs.
Von Eisen scharfe Zeiten sind gekommen,
Und sie zerstückten frech das Götterbild.
Von jenem heischt das Leben Körperkraft,
Von diesem nur Verstand, von keinem alles.
Da lieſs die Kunst erbarmend sich hernieder!
Nur der, den sanft ihr Odem neu belebt,
Hebt wieder sich verjüngt als Mensch empor.

So segne deinen guten Genius,
Der, in der hellsten deiner Lebensstunden,
Dir Lust und Muth, und Kraft zur Bühne gab.
Bewahre rein dein Herz! Laſs diese Gluth,
Die dir für alles Groſse, alles Schöne
Im Herzen heilig flammt, ja nie erlöschen!
Dem Tod ist jedes Menschenhaupt geweiht:
Wohl dem, der an so reiner Himmelsflamme

Sein Leben, sich und andern froh, verzehrt!
Was Göttliches im Menschenbusen lebt,
Was um die Welt den Sonnenglanz verbreitet,
An's Licht die sonst wohl dunkeln Stellen fördert,
Daſs hell und leicht der Lebensweg erscheine;
Was gegen ein anstürmend Unglücksheer
Dem Menschen Muth und Kraft zum Kampfe beut;
Was selbst im Tod ihn frey noch sinken läſst:
Das ruft, im Bilde, mächtig deine Kunst
Aus jeder Zeit, aus jedem Stande vor;
Und sey's ein König, sey's ein Bauersmann,
Der nun in dir vor unsern Augen handelt,
Er zeige sich in allem uns — als Mensch!

„Schon mancher, der als Held uns hoch erhob,
„War in dem Leben ein gemeiner Wicht.“
Es sey: allein wie tief er sinken mochte,
Er fühlte doch den Gott in seiner Brust,
Es flammte schön in ihm die Sehnsucht auf:
Was seiner Phantasie so groſs erschien,
Aus sich heraus in Wirklichkeit zu bringen;
Und weil die Kraft zum Handeln ihm versagte,
Wollt' er als Bildner liebend es erreichen. —

Der Unglückselige! Ihm schwanden trüb
Im ew'gen Widerstreit die Tage hin;
In Lust und Rausch blieb doch das Herz ihm leer.
Du Max, du gleiche jenem Roscius,
Den auch ein Ehrenmann wie Cicero
Vor dem gesammten Volk als Freund erkennt.
Wie auf der Bühne sey im Leben groſs.

„Nicht Helden nur erscheinen auf den Bretern,
„Oft hüpft ein Geck uns zum Gelächter hin;
„Oft schleichet leis' ein Bösewicht daher.
„Wie holt auch hier der Mime sich die Kraft
„Aus seinem reichen, liebevollen Herzen?"
Was zweifelst du? Dadurch allein erhält
Zu solchem Spiel er Anlaſs und den Reiz.
Nur, wer ein Ideal der höchsten Schönheit
Tief in dem ernsten Geiste mit sich trägt,
Er sieht mit ſeinem Sinn, was unvermerkt
Aus ihren Kreisen sich hinaus verliert;
Und stellt das Feingefaſste ſein uns dar.
Nur der mit Liebe an der Tugend hangt,
Entdeckt an ihrem Strahl in voller Schwärze
Den Bösewicht, durchblickt ihm scharf das Herz;
Und wie er ihn aus voller Seele haſst,

Stellt er ihn hassenswürdig Allen vor. —
Zeigt Scherz und Haſs sich in der schönen Kunst,
Wird Scherz vom Ernst' und Haſs von Lieb' erzeugt.
Denn um das Zwerchfell zwecklos zu erschüttern,
Und zum Gefühl den Stumpfen aufzureizen:
Bedarf man wahrlich nicht der Kunst.

Wenn so dasselbe höhere Gefühl
Dich jede deiner Masken wählen heiſst,
Wird dich der Bühne Wechsel nicht zerstreuen;
Und wenn du gleich von einer Leidenschaft
Zur andern stürmst, dich jetzt in diese Denkart,
Und nun in jene, wie ein Proteus fügst,
Dich auf der Bühne tausendfach verwandelst,
Verbleibest du im Leben doch ein Mann,
Gerade, fest, und ohne Trug und Falsch.
Wie sich Natur im stäten Wechsel zeigt,
Und ewig doch ein und dieselbe bleibt,
Weil sie nach ewigen Gesetzen wirkt.

Noch eines, Edler, und dann lebe wohl!
Soll dich dein neuer Priesterstand beglücken,
So lerne früh den Ueberfluſs entbehren.
Dir quillt ein reicher Born von Seligkeit

Im Herzen auf, den Tausende nicht kennen.
Bey diesem Reichthum miſst man leicht den Tand,
Mit dem sich Armuth selbstgefällig schmückt.
Stets soll sich frey und stolz ein Künstler fühlen!
Drum, bläht vor dir ein reicher Geck sich auf,
Und miſst er dich mit seinem dummen Blick,
Will er wohl gar als Gönner sich bezeugen,
So ruf' ihm froh aus voller Brust entgegen:
„Behalt' dein Gold! die Kunst belohnt sich selbst.“

An M***.

Zürne nicht ungerecht, noch sollst du mich, Trefflicher, lieben,
Weil es die Muse befahl, las ich dein spottendes Lied.
Jüngst in schweigender Nacht, versunken in peinliche Traumangst,
Saſs ich, beweinte die Zeit, welche nur Knechte gebiert.
Knechtisch lebt ja der Mensch, und bildet, und singet nur knechtisch,
Schallnachhallend so schwer schleppet sich fort Poesie.
Pflanzt vom Hämus, vom Ebro, vom Po, vom Indus und Oxus
Blüthen der Dichtungen um, doch sie gedeihen ihr nicht.

Denn auftreibende Kraft, ihr fehlet die Gluth der Begeistrung,
Die auf heimischem Grund Leben der Blüthe verlieh.
Was der Vorwelt Mann entflammte mit heiligem Feuer,
Was in Leben und Kunst Riesengestalten erhob,
Vaterland, der Ehre Gefühl, zum Himmel die Sehnsucht,
Siehe Benennungen sind's; hohler verklingender Schall.
Klinget den Namen auch noch ein feiner besaitetes Herz nach,
Klingt's ein sterbender Hauch, seufzendes Schilfgetön.
Kraftlos weckt es nicht auf zur That, nicht auf zu Gesängen,
Stiller und stiller ins Grab sinket die Freyheit dahin.
Also klagt' ich und weinte; — da scholl empöreter Saiten
Furchtbarbrausender Sturm fern wie Gewitter einher.
Und ich erkannte der Muse Ruf, die einst den Tyrtäus
Hob zu Schlachtengesang, ach und zu Siegesgesang!

Plötzlich fuhr sie herab, wie ein Blitz, vom nächtlichen Himmel,
Und mit verzehrendem Blick stand sie nun dräuend vor mir.
Thörichter, ja, so zürnte sie laut, Muthloser und Eitler
Wähnst du den einzigen Mann dich im Orcane der Zeit?
Nicht zur Klage vertraut' ich dir wohl die schallenden Saiten;
Mächtig stürme darein, stachle mit Pfeilen des Sangs
Männersinn und Heldengefühl, und Liebe zur Freyheit
Auf in des Hörers Brust! – Weithin erschalle dein Ruf:
Daſs, wer einsam sich wähnt, froh einen Gefährten erblicke,
Und ein männlicher Bund männlicher Seelen entsteh
Suche du selbst den Edlen dir auf, der dem Gaſſer verborgen
Still für bessere Zeit herrliche Kräfte bewahrt.
Sieh, der Donnerer barg des Lichtes göttlichen Funken
Tief in den Kies, mit Gewalt schlägt ihn der Stahl nur heraus.

Sie bekömmt wohl meines Gleichen,
Und auch ihres Gleichen ich,
Weil sie ja verdränget mich,
So will ich ihr gerne weichen.
Cynthia sey, wer sie sey;
Ich bin froh, daſs ich bin frey!

Sie mag lachen, oder klagen,
Oder etwas andres thun,
Mich vergnüget dieses nun,
Daſs ich kann in Wahrheit sagen:
Cynthia sey, wer sie sey;
Ich bin froh, daſs ich bin frey!

Also hält bescheidene Furcht, die Höhen ermessend,
Göttlichen Bildungssinn scheu in dem Herzen zurück,
Und da bleibt er gebannt, wenn nicht ein freundlicher Machtruf
Plötzlich den Zauber löst, rasch ihn zum Leben erweckt.
Solchen Mann erkennest du leicht an folgenden Zeichen;
Nimmer trügen sie dich, darum bewahre sie wohl:
Schweigend wandelt er gern in des Volkes buntem Gewühle,
Still, ein Beschauer nur, mengt er sich nicht in die Welt,
Schreckt einsylbig und stolz den lästigen Frager von sich weg,
Unzugänglich und schroff, wie auf den Wogen ein Fels.
Kalt wohl möcht er dir scheinen, und stumpf, ein Hasser der Menschheit;
Aber ein anderes zeigt bald der gesunkene Blick,
Welchem die Thrän' entstürzt, die Thräne des heiligen Mitleids,
Zeigt die schwellende Brust, und die geballete Faust,

Wenn die Lyra besingt gesunkener Völker Entartung! —
Doch so kündet sich Schmerz, nicht die verschlossene Kraft.
Darum stimme Sänger mit Muth nun höhern Gesang an,
Singe bezwungen die Welt, sinkend vor Cäsars Geboth.
In der bezwungenen Welt den unbezwungenen Cato,
Der als ein Römer gelebt, frey als ein Römer noch stirbt.
Sieh', dir fällt begeistert der Mann an's Herz mit dem Aufruf.
Thatraum gönnt mir, und mag Tod mir auch bringen die That!
Auch den Sänger behorche, der fern in hallender Grotte
Sinnend die Lyra rührt, sich, und der Echo allein.
Klaget sie trauervoll vom Sturze der göttlichen Menschheit,
Siehe dich vor, vielleicht brach ihm die Kraft, wie sein Herz.
Aber wenn dem Ernsten vom Spott die Saiten erklingen,
Wenn sein gebrochenes Herz lachet im leichten Gesang:

Fasse den Mann, und laſs' ihn nicht los, und zieh' ihn gewaltsam
Hin zu der Edlen Verein, was er sich windet und sträubt.
Nimm auch die Lyra mit, die zeugende! — Rühre die Saiten,
Wie der Echo vorher tändelnd und spottend sie klang.
Also beschwör' ihn dann: du drangst in die Hallen der Kunst ein,
Hast bewährt das Gemüth, welches den Sänger beseelt.
Bebet dir auch die Hand, wohl bebet sie jeglichem Sänger,
Fasse dir Muth, es gelingt, will's und du hast es vollbracht.
Ungeprüfet die Kraft im Sturme der Zeiten verschlieſsen,
Ist unrühmlich fürwahr, ziemet den Edlen ja nicht.
Auch um Sänger seufzet nun auf die traurende Menschheit,
Nur der Begeisterung Macht hebt sie empor aus dem Staub.
Heldengesang nun wecke vom Schlaf das starrende Volk auf,
Daſs es sich hebet und siegt, oder sich rühmlich begräbt. —

Zürne nicht ungerecht, noch sollst du mich,
Trefflicher lieben,
Bald dich vereinen mit mir männlich zum
Wechselgesang.

Der homerische Esel.

Wie laut Homerus oft den Esel rühmt,
Den nun die Welt nur mit Verachtung nennt.
Ich wag's und preis' ihn auch, ein edles Thier!
Nur in der Knechtschaft wird er dumm und träge,
Was selbst der hohen Menschheit widerfährt;
Doch frey hüpft er, wie muthig, Wälder durch: —
Er hat Gemüth, ist melancholisch worden.

Die Nachtigall.

Die Schwingen regt nur in der Luft der Freyheit
Der ſüſsen Liebe göttliches Gefühl!
Die Nachtigall, ein Wesen, ganz nur Liebe,
Verschmäht der Liebe heiligen Verein
In der Gefangenschaft, als wollte sie
Mit Sclaven nicht vermehren ihr Geschlecht;
Und schmelzender noch klingen ihre Klagen! —
O Nachtigall! Vergieb mir, edle Seele!
Bald auf der Praterinsel schenk' ich dir
Im Wonnemond der Freyheit Wonne wieder.

Ruf an den Feind.

Feind, ha du wagst es, und dräu'st uns verwegen?
Siedend empört sich mein feuriges Blut!
Nieder gebeutst du die Waffen zu legen? —
Also nicht, Stolzer! Noch hebet uns Muth!
Wenn bald der Feldruf schallet,
Ringsum der Donner hallet,
Zahlst du die Frechheit mit strömendem Blut!

Wähnest du Männer in Fessel zu schmieden?
Thörichte Hoffnung! Wir steh'n dir im Krieg;
Kaufen nicht schimpflich mit Freyheit den Frieden,
Hoffen nur Rettung von Waffen und Sieg.
Der Stahl in unsern Händen
Soll Oestreichs Schicksal wenden!
Sieg oder Tod! Mit dem Ruf in den Krieg!

Träumst du, wir würden uns beugen und kriechen,
Küssen die schwere, die eiserne Hand?
Knechtschaft verknirschen in heimlichen Flüchen,
Schalten dich lassen im köstlichen Land?
Du sollst bey uns nicht wüthen,
Du sollst uns nicht gebieten!
Schüttelt die Waffen in tapferer Hand!

Besser als Held nun fechten und sterben,
Lösen im Tode die heilige Pflicht,
Als in dem Joche des Feindes verderben,
Fühlen sich Knecht — ein erbärmlich Gezücht!
Wenn wir dem Tod nicht beben,
Dann werden frey wir leben:
Kämpfet und sterbet, und löset die Pflicht!

Trommeln gerühret und Fahnen geschwungen,
Muthig gestürmet! — So endet die Noth!
Immer gekämpfet, gefochten, gerungen,
Jagt in die Feinde nun Schrecken und Tod!
Ihr Feinde sollt erliegen,
Bey Gott! Wir werden siegen!
Sieg nur befreyet! Sieg endet die Noth!

Jenseits der himmelan stürmenden Berge
Suchet euch Rettung in schimpflicher Flucht;
Wo euch die dräuende Feste verberge,
Wo euch der rächende Donner noch sucht.
Hinein, ihr wackern Brüder!
Bald singt ihr Siegeslieder;
Nieder mit ihnen! Ha! jagt sie in Flucht!

Oestreichs Landwehr.

„Habsburgs Thron soll dauernd stehen,
„Oestreich soll nicht untergehen!
„Auf, ihr Völker! bildet Heere!
„An die Grenze! fort zur Wehre!“
Solchen Ruf lieſs Franz erschallen
Aus der Ahnen Kaiserhallen.

„Stolze Fahnen, die euch führen,
„Sorgte meine Hand zu zieren,
„Wo nur Feindeswaffen blinken,
„Laſst zum Siege sie euch winken!“
Rief Ludwige, hieſs dann fliegen
Stolz die Fahnen vor den Zügen.

Franzens und Ludwigens Brüder
Sanken vor dem Throne nieder;
Schworen: „In des Kampfes Hitze
„Stehn wir an der Völker Spitze.“
Schnell zur That sieht man sie eilen,
In die Völker sich vertheilen.

Wollte sie nur!

Wollte sie nur, wie sie sollte,
Und sollt' ich nur, wie ich wollte,
So wär' ich und sie vergnügt.
Ach, wie wär' es wohl gefügt,
Wenn wir nicht so widerstrebten,
Sondern itzt und für und für
Ich bey ihr, und sie bey mir
In verglichner Liebe lebten!

O, wie würden unsre Heerden
So geschwinde feiſter werden,
Feld und Thal und Berg und Hain
Würde mit uns fröhlich seyn.
Alle Nymphen würden lachen,
Und uns manchen schönen Tanz,
Manchen schönen, lieben Kranz
In den bunten Wiesen machen.

Ich auch würd' auf meiner Pfeiſen
Ein erfreutes Liedlein greiſen,
Wenn ich in der Liebsten Schooſs
Alles Kummers würde los.

Helden, reichbedeckt mit Wunden,
Haben willig sich gefunden,
Ordnen rastlos, kriegserfahren,
Froher Völker tapfre Schaaren!
  Wissen ihre Kraft zu stärken,
  Bilden sie zu Kriegeswerken.

Ihres Muthes Adlerflügen
Will nicht kaltes Wort genügen;
Froh entflammen sich die Brüder
An dem Klange stolzer Lieder;
  Was aus tapfrer Brust sie singen,
  Tapfer werden sie's vollbringen.

West und Ost und Süd und Norden
Send' auf uns nun Feindeshorden;
Ha des Reiches weite Grenzen
Werden Bürger rings bekränzen,
  Mit den aufgepflanzten Speeren
  Tyranney den Eingang wehren!

Welches Volk sich selbst empfunden,
Ward vom Feind nie überwunden;
Welches Volk dem Tod sich weihet,
Wird vom Siege stets erfreuet. —
  Alles opfert hohem Streben:
  In dem Tode liegt das Leben!

Habsburgs Thron wird dauernd stehen,
Oestreich wird nicht untergehen.
Auf, ihr Völker! bildet Heere!
An die Grenze! fort zur Wehre!
  Daſs dem Kaiser in den Hallen
  Siegesjubel einst erschallen.

Kriegseid.

Wir steh'n vor Gott,
Der des Meineids Frevel rächt,
Weis' und gerecht:
O hör' uns Gott!
Wir schwören:
Zu lösen die theure Wehrmannspflicht;
Wir bedenken den Eid, und beben nicht;
Und schwören!

Wir steh'n vor Gott,
Der des Urahnherren Thron
Schützet dem Sohn.
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Zu folgen des Kaisers Herrschermacht
Auf den Feind, in den Tod, zum Sturm, zur Schlacht;
Wir schwören!

Wir steh'n vor Gott,
Der uns heil'ger Obrigkeit
Folgen gebeut:
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Zu folgen der Helden Wink und Ruf,
Die des Kaisers Geboth zu Führern schuf;
Wir schwören.

Wir steh'n vor Gott,
Der die Treu' in Obhut hat,
Straft den Verrath:
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Auch gefangen in Qual und Feindeshand
Nie verrathen wir treulos Heer und Land;
Wir schwören!

Wir steh'n vor Gott,
Der die Tapfern mächtig hält,
Feige zerschellt:
O hör' uns Gott,
Wir schwören!
Nie wählen für Tod wir Schmach und Flucht:
Uns besiege nie feige Lebenssucht;
Wir schwören!

Wir ſtehn vor Gott!
In der Schlacht, in Noth und Tod
Steh'n wir vor Gott!
O hör' uns Gott,
Wir ſchwören!
Wir halten zur Fahn' in heiſser Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht;
Wir ſchwören!

Gebeth.

Allmächt'ger Gott!
Du hauchst, und neue Sonnen flammen,
Du winkst, der Weltbau stürzt zusammen!
O wende hold dein Angesicht
Auf uns, die für das Vaterland
Ein heil'ger Eid zum Kampf verband;
Geh mit den Feinden in's Gericht!
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
Frech dringt der Feind in unsre Lande,
Hält schon für uns bereit die Bande,
Doch du hast uns mit Muth beseelt;
Dein Werk ist unsers Wehrbunds Macht!
Stärk' uns, daſs auch in heiſser Schlacht
Sich Jeder Tod für Knechtschaft wählt:
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
Was auch des Feindes Wuth nun dräuet,
Wie er voraus des Siegs sich freuet,
Erhören wirst du mein Gebeth!

Und drängt des Stolzen grimmig Heer
Zahllos heran, wie Sand im Meer,
Ein Hauch von dir: — es ist verweht!
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
Belohnen wirst du mein Vertrauen,
Mein froher Muth darf auf dich bauen;
Du hältst uns: — wir verzagen nicht!
Uns schenke, Herr, uns schenke Sieg:
Gerecht ist unser Nothwehrkrieg!
Sie treibt der Stolz, uns führt die Pflicht!
Erhör' uns Gott!

Allmächt'ger Gott!
In wilder Schlacht, im Kriegsgetümmel
Fleh' ich mit frommem Blick zum Himmel;
O sende Sieg mir oder Tod!
Wenn Oesterreich nur glorreich siegt,
Der stolze Feind nur unterliegt,
Preis' ich noch sterbend, preis' im Tod,
Dich, groſsen Gott!

Allmächt'ger Gott!
Bewahr' mein Herz vor Schuld und Sünden,
Dann darf mein Muth auf dich sich gründen!
O Gott, o meine Zuversicht!

Und wenn auch plötzlich Erd' und Welt
Einbrechend auf mich niederfällt:
Noch lebt mein Muth, noch wank' ich nicht,
Und hoff' auf Gott!

Und hoff' auf Gott,
Und wenn zur Rechten und zur Linken
Auch tausend Brüder niedersinken;
Ich hoff' auf Gott, und fechte noch! —
Und fallend hoff' ich, daſs mein Blut
Dem Enkel sichre Thron und Gut;
Ihn rette vor der Feinde Joch —
Erhör' uns Gott!

Wehrmannslust.

Seit ich ein Wehrmann bin,
Häg' ich viel frohern Sinn;
Nie sonst gekannte Lust
Schwellt mir die Brust!

Singe durch Feld und Wald,
Daſs es von Bergen hallt:
„Herrliches Oesterreich,
„Was kommt dir gleich?"

Als ob das ganze Land
Läg' nun in meiner Hand,
G'hörte mir eigen an,
Freu' ich mich dann.

Fällt mir der Feind herein,
Will ich nicht müſsig seyn;
Denk' ichs — mein Blut erbraus't,
Zuckt mir die Faust!

Nachbarn von nah und fern
Grüſs' ich nun doppelt gern:
Alle für einen Mann
Steh'n wir zur Fahn'!

Lad' sie zu meinem Mahl;
Wär' es auch noch so schmal,
Würden bey Brod und Wein
Fröhlich doch seyn.

Reden von Haus und Herd,
Wie sich das Land bewehrt,
Stark sich durch eigne Kraft
Frieden verschafft.

Wie uns wohl Weib und Kind
So recht am Herzen sind,
Daſs man für sie mit Muth
Opfert sein Blut.

Klingen mit Krügen dann
Hurtig und munter an;
Erst wird es wohlbedacht
Franz dir gebracht!

Dann wollt' ich anstatt der Klagen,
Die mich kaum vor ihrer Pein
Lassen mich und meine seyn,
Nur von lauter Wonne sagen.

O du schöne Salibene,
Salibene, o du schöne!
Schau doch, wie sich Alles liebt,
Und in süſsen Freuden übt.
Alles wird durch Lust gerühret,
Wir nur gönnen unsre Zeit
Der verstoſs'nen Einsamkeit.
Denk', ob dieſs sich auch gebühret?

Wie wir auf dich gebaut,
Hast du auf uns vertraut:
Winke, so sterben wir
Froh dir dafür!

Jetzt gilt's der Kaiserin!
Möge sie lange blüh'n;
Ist gar ein liebes Bild,
Lächelnd und mild.

Oesterreichs Heldenhaus
Bringt's nun mit Jubel aus!
Theilt ja die Heldenschaar
Mit uns Gefahr;

Eilt auf der Ehrenbahn
Immer dem Heer' voran;
Sieht man sie vorwärts zieh'n,
Wer könnte flieh'n?

Wüthe nun immer Krieg!
Sicher ist uns der Sieg!
Weil wir mit Kraft gewollt,
Was wir gesollt.

Oestreich wohl bist du mein!
Oestreich wohl bin ich dein!
Trennt mich von dir nicht Noth,
Nichts als der Tod!

Marsch.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn die Schanzen, die wir schirmen,
Tollkühn einst die Frechen stürmen;
Stürzend von den hohen Wällen,
Sie die Köpfe sich zerschellen;
Und die hochgethürmten Leichen
Bis herauf zum Brustbett reichen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht sich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn umpflanzet von Kanonen,
Sie auf sichern Höhen thronen,
Wie's auch hagelt, wie's auch knallet,
Was auch sinket, was auch fallet,
Auf zur Höhe wir uns schwingen,
An den Leib dem Feinde dringen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Macht sich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald den Feinden kund!
Wenn im wilden Schlachtgetümmel
Aus dem dichtesten Gewimmel
Ihre Fahnen wir uns suchen;
Unter Heulen, unter Fluchen,
Sie nun weichen, sie nun fliehen,
Immer vorwärts wir dann ziehen: —
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund,
Macht sich dann dem Feinde kund.

Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Werde bald dem Lande kund!
Wenn des Feindes Stolz nun schweiget,
Tief vor Oestreichs Kraft sich neiget;
Wir geschmückt mit Siegeskränzen
Heim dann kehren von den Grenzen;
In der Tempel heil'gen Hallen,
Lobgesänge hoch erschallen:
Wehrmannsmuth und Wehrmannsbund
Ward dann auch dem Lande kund.

Trinklied.

Nach Tageshitze, Tageslast
Kommt, Brüder! schenkt euch ein!
Es gönnt der Feind uns heute Rast;
So trinket froh nun Wein!
Wer fühlt sich Mann?
Der kling' mir an;
Ihr alle? alle? Nun wohlan!

Wohl weckt der Wein die Manneskraft
Bey dem der Mann sich fühlt,
Man schwingt dann leicht den Flintenschaft,
Und sichrer wird gezielt.
Wer fühlt sich Mann?
Der kling' mir an;
Ihr alle? alle? Nun wohlan!

Hier sitzet unter uns kein Thor,
Der bloſs von Mannskraft träumt,
Und rückt der Feind dann stürmend vor,
Das Feld in Eile räumt.

Wer fühlt sich Mann?
Der kling' mir an?
Ihr alle? alle? Nun, wohlan!

Wer in der Schanze tapfer hält,
Herr bleibt auf seinem Wall',
Wenn jeder Stürmer weicht und fällt,
Daſs er nie kehrt vom Fall';
Der ist ein Mann,
Der kling' mir an!
Ihr alle? alle? Nun, wohlan!

Wer bey dem Ausfall', wer im Kampf
Nur Thron und Staat bedenkt,
Für Thron und Staat im Pulverdampf
Rastlos den Kolben schwenkt;
Der ist ein Mann,
Der kling' mir an!
Ihr alle? alle? Nun, wohlan!

Wer frey sich stellet vor den Riſs,
Wo nur Gefahr sich zeigt,
Und seines Sieges bleibt gewiſs,
Weil nur der Tod ihn beugt;
Der ist ein Mann,
Der kling' mir an!
Ihr alle? alle? Nun, wohlan!

Ruſt, wenn der freche Feind entflieht;
Wir zieh'n zum Siegesfest,
Wie einer dann den andern sieht,
Ruſt froh und stolz und fest:
Ich bin ein Mann,
Drum klingt mir an!
Ihr alle? alle? Nun, wohlan!

Angegriffen.

Flintenknall!
Trommelschall!
Fliegt zur Reih'
Fliegt herbey!
Ha nun Freunde
Auf die Feinde!
Mann an Mann
Schlieſst euch an:
Fort in Pulverdampf und Nacht!
Jetzo gilt's! Zur Schlacht! zur Schlacht!

Stürmt hinvor!
Flinte vor;
Doch zum Gruſs
Spart den Schuſs!
Nicht verweilet,
Nur geeilet!
Wir sind nah!
Feuer! — ha! —
Seht, sie wanken, sinken, fallen,
Siegesruf laſst nun erschallen!

Kalten Bluts,
Festen Muths,
Stürmet an!
Faſst den Mann!
Zugestritten!
Vorgeschritten!
Unverzagt
Nachgejagt!
Wer am längsten kämpfend hält,
Der gewinnt zuletzt das Feld!

Ausgehalten.

Wenn auch in diesen Gründen
Aus tausend ehr'nen Schlünden
Auf uns der Tod nun brüllt:
Wir steh'n und halten aus!

Und bebt auch schon die Erde
Vor dem Galopp der Pferde,
Und sprengt der Reiter an: —
Wir steh'n und halten aus!

Uns ehrt des Heer's Vertrauen;
So laſst uns furchtlos schauen
Hinab ins offne Grab: —
Wir steh'n, und halten aus!

In dicht geschloſs'nen Reihen
Dem Tode sich zu weihen,
Das ist des Wehrmanns Art: —
Wir stehn, und halten aus!

Sieg.

Das Herze von Demant
Hat sich in Fleisch gewandt!
Die unverwandten Sinnen
Der harten Charitinnen
Hab' ich in meiner Hand!

Bis hieher war ich todt,
Nun hat es keine Noth!
Sie, meines Lebens Leben,
Hat mir dieſs wiedergeben,
Was uns den Mund macht roth.

Du schönes Zimmer du,
Das du mich bringst in Ruh!
Violen und Narcissen,
Die müssen aus dir sprieſsen,
Und Dich ganz decken zu!

Der Aeuglein milder Blitz,
Des Liebesgott's Geschütz,
Und die Korallenlippen
Sind meine feſten Klippen,
Und starker Rittersitz.

Wenn bald die Brüder siegen,
Und uns zur Rettung fliegen;
Sagt dann die ihr noch lebt: —
Sie fielen, hielten aus!

Wachfeuer.

Weib und Kind, schlaft wohl zu Haus!
Daſs ihr schlafet, rückt' ich aus;
Wache hier in kalter Nacht;
Denk' an Euch, ruf' ich mit Macht:
Tod oder Freyheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
Tief in's Herz dem Krieger dringt
Brudergruſs, den in der Nacht
Mann dem Manne ruft mit Macht: —
Tod oder Freyheit!

Wo die Wachenfeuer glüh'n,
Steht der Feind, und trotzt uns kühn!
Ruft hinüber durch die Nacht,
Wach' für Wache ruft mit Macht:
Tod oder Freyheit!

Wenn ihn Schauer dann befällt,
Bänger seine Brust sich schwellt,
Schiebt er's auf die kalte Nacht,
Doch, ihn schreckt des Rufes Macht:
Tod oder Freyheit!

Wenn bald Schlachttumult erbraust,
Kugelhagel zischend saust,
Dann hinab in finstre Nacht
Stürz' ihn unsres Rufes Macht: —
Tod oder Freyheit!

Meine Freunde.

Unter den Helden, welche, Todverachtend,
Ehrenkämpfe bestehn im Donnerfelde,
Zählst du Freunde, männliche Lyra, wahrlich,
Herrliche Seelen!

Rüste dich bald im hohen Feyerklange
Heldensiege zu tönen, Freundessiege!
Bebe nicht! Dir wird das Entzücken würd'ge
Töne verleihen.

Zweige von meiner Mutter Heldenstamme,
Fichtel! Fabiern gleich, zogt ihr zur Schlacht aus,
Prangt ein leuchtend Siebengestirn einst hell im
Tempel des Ruhmes.

Alle wohl preis' ich hohe Freyheitskämpfer,
Alle Sieger, entscheidend Völkerlose,
Dir doch Franz weicht jeder zurück, dir tapferm
Manne von Stockach.

Jugendgefährte, Mann von hellem Geiste,
Klarem heiterm Gemüthe, treue Seele,
Görg Waldstäten! Dich zu besingen dürst' ich: —
Eile dann, siege!

Lago dich auch! Mit heiſser Bruderliebe
Schlieſs ich fest dich ans Herz, es kennt das deine! —
Ob dich Jugend blühend umgrünt, doch hältst du
Männlich die Fahne;

Gleich am Gemüth dem starken Catinelli,
Der, verstümmelt vom Sieg bey Caldiero,
Auf das Schlachtroſs steigt, und als Führer muthig
Stürzt in die Feinde.

Hebt mich Begeistrung, dann erst, mein Serdagna,
Sing ich wonneberauscht, in Jubelklängen,
Wie beym ersten Kampfe du dein Gelübde
Männlich gelöset,

Muthig vom ersten Kampfe hervor dich stürzend,
Jn dem Dickicht des Walds, ha! Mann mit Manne
Fechtend, zwangst den Feind in den Donaufluthen
Rettung zu suchen.

Aber nun töne stolzer, lauter Lyra! —
Aufſtehn soll dir der Adel, horchen, staunen
Ahnenthaten denken, um Waffen, Waffen
Stürmen und aufſchreyn!

Kündest du Breuners Vorzeitmuth und Treue,
Ritterliches Gemüth, und Rittertugend;
Wie er selbst im Kampfe sich hebt, auführend
Treue Vasallen,

Ahndet er gleich, daſs einst der Feind aus Rache
Seine Speicher beraubet, seine Burgen,
Reiſst er gleich, wie Regulus, sich von seinen
Blühenden Kindern.

Sanftmuth vereint mit tiefem Blick und Muthe
Carl Cerrini! Besingst du seine Thaten;
Muſst du Lyra lieblich zu starken Tönen
Sanfte gesellen.

Tändle sogar wenn du vom narbenreichen
Immer heiteren Steigentesch erklingest:
Doch verrathe männlichen Geist des Tapfern
Selbst im Getändel!

Jetzt wie ein Bergstrom ab die Felsenklippe
Brauset, töne mein Lied der Odonelle,
Feuereifer glühend für Oestreich, Thaten-
Dürstende Seelen;

Feyerlich schreite Lied Kothurnenschrittes,
Wie mein Rothkirch es liebt, mein Kunstgenosse!
Jener Eid, den Hannibal schwur! er lebt ihm
Flammend im Herzen.

Deutscher Gesänge Freund und deutscher Sitte,
Seckendorf, in der Weise der Nibelungen,
Freundschaft stärket, wag' ichs, besinge froh dich
Enkelgeschlechtern!

Singen! ich will nun singen! Ach? Nur singen!
Weh, Beschämung entreiſst der Hand die Lyra!
Ihr nun kämpft den Kampf der Entscheidung, Edle!
Kann ich nur singen?

An die Staatspiloten.

Schämt euch des Klagens über die böse Zeit,
Ihr Staatspiloten! — Können sich Männer doch
In That, und Kampf, und Sieg nur fühlen,
Fühlen als Männer! — Beglückte Stunde,

Die Thatraum gönnt, Kraft fordert und Heldenmuth!
Bey glatter See mag schlafen der Steuermann;
Wenn günst'ger Wind die Segel blähet,
Lenket das Ruder wohl auch ein Botsknecht;

Doch brüllt die Woge über den Bord herein,
Stürzt nun der Mast erkrachend, und treibet schon
Zum Felsenriff der Kiel: — dann hebet
Tell, wie ein Gott, sich empor am Steuer!

Lebensweisheit.

Ob das Menschengeschlecht göttlicher Abkunft ist,
Wie es fiel, und vom Fall wieder zu Gott sich hebt,
Hoher Liebe Geheimniſs
Forschest du liebend und sinnend nach,

Bis in tiefester Brust labend Beruhigung
Wie ein Quell sich ergieſst, Blüthen auf Blüthen treibt,
Wenn in eigener Liebe
Dir sich die Liebe geoffenbart.

Und schon dränget es dich, schaffend in Wort und Bild,
Jetzt in Vaterlandsschlacht suchend den Opfertod,
Zu befreyen die Liebe,
Liebe, die Leben du einzig nennst. —

Schwärmer schilt dich das Volk. Weise belehren dich:
Wolkenwandeler! steig endlich zur Erde herab,
All dein Wissen ist Dunst,
Taumle dich aus, und ernüchtert horch!

Ob der Schafe Geschlecht, oder das Rindervolk
Reicher Sterbliche macht, reicher und glücklicher,
Wie sich Gold aus dem Dünger
Klug ein verständiger Hauswirth kratzt!

Ob aus eigener Hand, oder durch Pächtersold
Sich erwucherter Grund reicher dem Eigner zinst:
Wer die Fragen dir löset,
Lebensweisheit verdankst du ihm.

Essen muſs doch der Mensch, wenn er ja leben will;
Darum bücket euch tief, Lebensbegierige,
Wenn noch duftend vom Stalle
Düngerpropheten vorüberziehn.

Der Mund, der Kuſs, die Hand
Sind meiner Treue Pfand.
Eins deiner güldnen Haare,
Das du mir giebst, o Klare!
Ist mir ein feſtes Band.

Ihr Götter, die ihr liebt,
Gebt ihr, was sie mir giebt!
Das allerliebste Herze
Soll ganz von keinem Schmerze
Des Unglücks seyn betrübt!

Nimm, Schönste, dieses Lied,
Und schreib' es ins Gemüth,
Und denk', daſs deine Tugend
Und ausgezierte Jugend
In meinem Herzen blüht!

So bleib' nun, wie du thust,
Du zarte Venusbrust,
Versöhnte Charitinne,
Auf diesem guten Sinne
Zu meiner Seelen Lust!

Der nur rühme sich frey, welcher den Grund besitzt,
Sieh', ihn rühret es nicht, wenn auch dem Kriegesblitz
Schon das Staatengebäude
Bricht, und erkrachend darniederstürzt.

Bleibt der Boden ihm doch. Klebe dich fest ihm an!
Brauchst du deinen Verstand, nährt er dich immerfort;
Zahlen müssen die Zehrer,
Was ein Tyrann auf die Scholle legt.

Und versinket die Welt unter Despotendruck,
Du verwilderst doch nie, übest die Geisteskraft
In Besorgung der Scholle,
Witz und Verstand zum Verwundern aus.

Mit dem kräftigen Fuſs ruhend auf festem Grund,
Irrt den nüchternen Geist lockende Phantasie
Nie in Zaubergefilde,
Oder wohl gar ins Elysium,

Weg vom Leben, das fett nur auf den Gräbern kreucht,
Unter Freuden des Mahls, wenn uns bey Pfeifenklang
Vor der Hitze die Grotte,
Weisse vor Kälte der Sparherd schützt.

Horaz.

An Freyherrn v. Steigentesch.

Hebet mir Niemand weg die Last vom Busen?
Schweigt ihr Lebenden, schweigt! — Horaz, du Sänger
Frohern Sinnes, begeistert von Lieb und Weine
Stimme dein Lied an!

Stille! dein Lied macht nur das Herz mir schwerer!
Ach du spielst mit der Welt, weil sie für ernste
Thaten zu verächtlich dir scheint! Entschlüpfen
Heimliche Seufzer

Ueber gesunkenen Römerstamm und Mannswerth
Unaufhaltsam dir nicht bey Scherz und Lachen?—
Sprich, was rühmst du diesem August noch Catos
Römischen Selbsttod?

Dich zu betäuben sangst du, armer Sänger!
Dein elegisches Lachen, nun begreif' ich's,
Langverkannter! — Wahrlich dein Herz verglühte
Still für die Freyheit.

Schicksal und Freyheit.

Den Vater im Himmel
Preiset als Herrscher! — All ihr andern
Purpurbehangene Zepterschwinger,
Drückt ihr gleich — hat himmelanstrebende Riesen!
Völkern des Aufgangs im Nacken
Eine der eisernen rothgeglüheten Sohlen, die andre
Völkern des Unterganges:
Seyd doch des leitenden Vaters
Gekrönete Diener! — Ha werfet die Kronen
Nieder vor ihm, euch selbst zum Boden in
Staub hin! — Er donnert! Versinket!
Ihm nur gehöret die Kraft! — —
Gröſserem Herrscher staunte die Welt,
— Kinder des Tags, sie staunen wie leicht, —
In Jahrtausenden nicht,
Wird nie gröſserem Staunen,
Als Alexandern;

Der kühn sich empor hob
Hellas zu stürzen. Tausendmahltausend
Persische Söldner bestand sie siegend
Glorreich einst in Marathons Feldern — die Starke! —
Aber es schnitt ihr Philippos
Alle die Nerven der Kraft entzwey durch Parteyung. — So sank sie,
Völkern ein Warnungsdenkmahl! —
Wie die Lawine vom Fels schlägt,
Abstürzte sein Heer nun. Und Völker auf Völker
Fielen dahin. Die — Lorbern pflückend
Im Fall! — Wie traurig, — Die — fliehend
Schon vor dem Blitze des Stahls.
Persien! Volkszahl schirmet dich nicht!
— Ha nur Begeistrung hätt' es vermocht! —
Sklaven weichen wie schnell
Siegestrunkener Heerschaar; —
Ach du zerfällst!

Wie des Erobrers Stolz aufschwillt, wildträumend
Weltherrschaft! Jetzt! Sieh im bacchischen Zug.
— Wahnsinn erfaſst am Gipfel des Glücks
Schwindelnde Träumer! —

Dünkend sich Gott, durch Indias Flur
Zieht er einher, umwimmelt von Opferern,
Räucherern, Rufern des Nahmens. —
Menschheit, göttliche, freye, wie schnell
Sinkst du hinab in den schmählichen Pfuhl
Entadelnder Knechtschaft! —
Aber es winkte der Donnerer
In Staub die irdene Gottheit;
Und sie zerfiel! — Und winkte wieder: —
Und es zerfiel des Eroberers Bau! —
Die geretteten Völker
Sich näher gerückt erhielten gesellig
Frohen Verkehr. — Das wollte der Vater!

Abrollt er den Weltlauf
Ewig ihn ändernd. Aber im Wechsel
Waltet die Liebe. — Nicht täuscht uns Glaube!
Schwacher Kurzblick sterblicher Menschen! Wie dräng' er
Aus durch Aeonen und Welten?
Plane der Vorsicht erforschen wollen ist Thorheit! Hochschreitend
Hüllt sie den Gang in Wolken:
Andres Gesetz in das Herz tief
Uns legte die Gottheit! Leonidas horchte

Diesem Gesetz. Und ob der Feind auch nun
Andrang, wie Meerfluth, doch focht er
— Pfeile verdunkeln den Tag —
Sicher des Todes. — Pflicht ja gebots!
— Folget der Pflicht! nie leitet sie falsch! —
Nun Jahrtausende durch
Leuchtet Völkern die Hochthat
Wie an dem Himmel.

Hellstrahlender Vollmond.
Wenige folgten. — Nicht in die Speichen
Rollenden Zeitengeschicks zu greifen,
Rathen Viele. Denn es verkünde der Zeitgang
Deutlich den Finger der Gottheit. —
Guanahani der Wilde dachte wie diese. Selbst
kroch er
Willig ins Joch. Doch seine
Enkel sie fluchen ins Grab laut
Entarteten Vätern. — Nun will sich die Menschheit
Heben auch dort. So zieht Veredlung von
Lande zu Lande hin, von einem
Welttheil zum andern aus.
Darum — Europa! — wenn du versinkst,
— Sey es doch nimmer Ahnungsgesang! —

Blüht dort neues Asyl
Freyheitliebenden Enkeln! —
Das nicht Kolombos

Hast du geahnt! Dir fiel des Vorwurfs Felsenlast schwer
Aufs Herz hin! Auch schon am Rande des Grabs,
— Glücklich doch preise Niemand sich eh
Als er ins Grab sinkt —
Wild in Verwünschung brach er noch aus.
Wagend die Seefahrt pries er sich selig; schon
Träumt er sich Völkerbeglücker!
Grausam weckt ihn wie plötzlich vom Traum,
Heulender Indier Fesselgeklirr;
Bis edel sein Herz brach —
Jerzt ein erhabnerer Lichtgeist
Belacht er sterblichen Kurzblick,
Wie er so blind, ins Ferne starrend,
Ha wie so blind sich verirret in Nacht! —
Das Getriebe des Weltlaufs
Durchblicket kein Mensch. Selbst einzelne Räder
Siehet er nur halb. Vom wirbelnden Zuge

Unmerklich ergriffen
Folget doch jeder. Ewiger Allmacht
Dienen die Thaten. Der Will' ist unser! —
Heuchelfurcht kraftlediger Menschen! Sie sorget:
Tugend empört sich der Gottheit.
Sorgst du zu stören den Weltgeist? Wahnsinn und
Lästrung! — Dein Wille
Eh du noch warst, lag Gott vor.
Nichts ist dein Wollen, du Stolzer!
Vor waltender Allkraft! Der spanische Philipp
Fühlt' es gebeugt einst. Albion sah, wie her-
Anschwamm die Meerburg Armada,
Tausend Gewitter im Schooſs;
Unüberwindlich ward sie gerühmt!
Doch ein Ocean! Wo dräut sie die Burg? — — —
Jetzt ringsdonnernd beherrscht
Unermeſsliches Weltmeer
Einzig der Britte;

So lenkt nach Gefallen
Alles Allweisheit. — Beugt euch Heroen!
Sieg und Triumph nach Rettungskämpfen
Dankt dem Herrn! Ihn feyert mit Duft und
mit Sange!
Was ihr gewollt das erheb' euch,

Auf die italienische Weise:

O fronte serena.

O liebliche Wangen
Ihr macht mir Verlangen,
Dies Rothe, dies Weiſse
Zu schauen mit Fleiſse.
Und dieſs nur alleine
Ist's nicht, was ich meyne;
Zu schauen, zu grüſsen,
Zu rühren, zu küssen!
Ihr macht mir Verlangen,
O liebliche Wangen.

O Sonne der Wonne!
O Wonne der Sonne!
O Augen, so saugen
Das Licht meiner Augen!
O englische Sinnen,
O himmlisch Beginnen!
O Himmel auf Erden,
Magst du mir nicht werden?
O Wonne der Sonne!
O Sonne der Wonne!

Nicht was gelang! Mithridates hob sich so sterbend. Aufflammend
Sah er sein Reich in Trümmern,
Selbst in der Feinde Gewalt sich;
Anklirrten ihn Ketten. — Einbrechenden Römern
Rief er noch Hohn, Wortschleudernd wie Donner im
Tod schon! — „Zurück ihr! ich sterbe!
„Dem ihr gebebet, den ehrt!
„Nicht weil Gevögel kündenden Flugs,
„— Angst des Bewuſstseyns hebt euch den Blick —
„Weil es Muth mir geboth,
„Heiſ entflammend den Busen,
„Stand ich im Kampf euch!“

„Mich nun im Tod hör' Rom! Schwill auf, weltschlingend,
„Giftdrache! Nur Werkzeug höh'rer Macht
„Tilgst du hinweg heiſshungrigen Grimms —
„Feiges Geschlecht erst
„Selbst dich zuletzt! — Schon bebt dir die Welt;
„Schlage die Krall' tief in der entwürdigten
„Menschheit Genick! — Ich verlach' dich!
„Frey mich zu heben geboth mir mein Stolz,

«König zu seyn, und zur Freyheit mein Reich
«Aufreissend, zu kämpfen.
«Weh dir entnervetem Pontus!
«Vom Schlafe hob dich mein Muth nicht,
«Wie er auch rang. — So schlepp' die Bande!
«Weil er miſsrieth, nicht bereu' ich den Kampf;
«Ha noch sterb' ich als König! —
«Was soll mir die Welt? Ein Sklave des Römers
«Lebe wer will! — Empfanget mich Schatten!“

Vertrauen.

Fern und tief verborgen
Vor den irdischen Blicken
Schwebet die heilige Nacht;
Wo in hochaufwallenden Wogen
Sich nach Ordnung der Götter
Menschenschicksal bewegt,
Wechselnd und wechselnd,
Trauriges jetzt;
Daſs aus tiefester Brust
Schreyet der Mensch auf;
Er die Olympier selbst
Grausam nennet und ungerecht.

Wie des Blitzes flammender Strahl
An dem Aether die Wolken zerreiſst,
Oeffnet des Sehers forschende Seele
Die heilige Nacht,
Auf Augenblicke!
Sieht — o Wunder! —
Sieht: das furchtbare Unglück
War des kommenden Glückes

Liebende Mutter;
Und der Götter Zorn
Flammt nun als Liebe!

Und wenn nun wieder
Wolken sich thürmen,
Ihn Donner umbrüllen;
Hebet er aus Fluthen des Unglücks
Den Göttern entgegen
Vertrauend die Arme! —
Nennt die Hohen nicht grausam,
Nimmer sie ungerecht.
Wenn ihn die Wogen verschlingen,
Flehet er noch
Den Göttern vertrauend.

Allwaltender Zeus!
Herrscher der Götter und Menschen!
Und auch ihr Vater!
Wer dir vertrauet,
Der hebt sich furchtlos
In Lebensstürmen,
Schauet selbst dem finsteren Hades
Furchtlos in's Auge.

Die spartanische Mutter.

Der Fremde.

Wer ist das Weib am Grabmahl dort?
Sie sitzet ohne Regung da,
Und blickt auf einen Schild.

Der Spartaner.

Das ist des Lycomedes Weib.
Sie sitzt am Grabmahl ihres Sohns,
Wie ein gehau'nes Marmorbild,
Und starrt auf seinen Schild.

Der Fremde.

Sprich! warum starrt sie so leblos hin
Auf ihres Sohnes Schild?

Der Spartaner.

Man trug den Sohn auf diesem Schild
Der Mutter in das Haus.

Der Fremde.

Wohl ihm, daſs er so rühmlich fiel!
Schön ist der Tod für's Vaterland!
Das tröstet Sparta's Frau'n.

Der Spartaner.

Doch diese trauert tiefgebeugt.
Die Morgensonne sieht ihr Leid
Die Abendsonne auch.

Der Fremde.

Dann ist sie Sparta's Tochter nicht,
Ist ein gemeines Weib.

Der Spartaner.

O Fremder nimm dein Wort zurück!
Sie ist ein groſses Weib.

Der Fremde.

Zeig' erst die That! Selbst folgt der Ruhm!

Der Spartaner.

Ihr Gatte fiel auf diesem Schild;
Auf diesem Schild ward er gebracht,

Der Gattin in das Haus;
Sie weinte nicht!
Sie zog den Sohn zum Helden auf;
Und als der Knabe Jüngling ward;
Und als der Feind erschien:
Da gab sie ihm mit trocknem Blick
Des Vaters Schild, und sprach:
„Komm nur mit ihm zurück,
„Wo nicht, auf ihm!

Der Fremde.

Tritt näher Freund! Ich will sie seh'n,
Die dieses hohe Wort einst sprach.

Der Spartaner.

Sie sprach's zu einem Heldensohn,
Auf ihm! so dacht' er sich,
Flog wüthend in die heiſse Schlacht,
Und flehte fallend auf den Schild:
„Eh ich noch sterbe, traget mich
„In meiner Mutter Haus!"
Und auf dem Schilde trugen sie
Zur Mutter still den Sohn.
Und als der Sohn die Mutter sah:
„Auf ihm!" so rief er — starb.

Der Fremde.

Ach armes Weib, dir brach das Herz!

Der Spartaner.

Still sah sie seinen Tod;
Und still die Leichenfeyer an;
Sie weinte nicht!
Doch täglich, wenn der Morgen graut,
Flieht sie das kinderleere Haus,
Und fragt ein Bürger sie, wohin? —
So sagt sie hoch, und ernst und kalt:
„Dem Sohne bring ich seinen Schild,
„Er fiel auf ihm für's Vaterland.“

Nouseuls Schatten.

Wehe! wie stille wird's in Melpomenens hallendem Tempel;
  In dem Reigengesang schweiget nun wieder ein Ton!
Nouseul! Dein Ton, der herrschend sich hob im Flug der Empfindung;
  Ach! mit Lessing schon wandelst du, Göttergestalt!
Wo zu der Sphären Gesang dein Hymnus harmonisch emporsteigt,
  Aus der entflammten Brust, stark und melodisch zugleich. —
Mir doch lebest du fort. Mir hallet im innersten Herzen
  Noch das Echo des Tons, den ich mit Liebe gehört.
Horch' ich dem Schall; umgeben mich bald erhabene Bilder,
  Die dein Genius einst zauberisch waltend erschuf. — —

Ha! wie du drohst, weit vorgebeugt, mit erhobenem Arme;
Felsen spaltet dein Ruf, auch, Marinelli, dein Herz!
Also klagt sie dich einst, Marinelli, vor Gottes Gericht an,
Mörder! dich an vor Gericht! Ahndung ergreift dich, du bebst,
Lächelst vergebens! — Und nun! — die beängstigte liebende Mutter,
Wie die Löwin brüllt, der man die Jungen geraubt;
Also ruft sie, Emilia, dich, daſs die Säulen erzittern;
Bis in das innre Gemach dringet ihr siegender Ruf.
Ja! sie hörte dich schon, sie hört dich, deine Geliebte;
O so beflügle den Schritt! stürze lautschreyend hinein!
Lange noch hören wir dich, versunken in stille Betrachtung:
Welche Liebe, Natur, Müttern im Busen ernährt. —
Seh' ich dich auch, erhabne Gestalt; Maria Paulowna? —
Immer hat dich mein Geist liebend vor allen bewahrt.

O schönste der Schönen,
Benimm mir dies Sehnen!
Komm, eile; komm, komme,
Du Süſse, du Fromme!
Ach, Schwester, ich sterbe,
Ich sterb', ich verderbe!
Komm, eile; komm, eile!
Komm, tröste; komm, heile!
Benimm mir dies Sehnen,
O schönste der Schönen!

Tod erwartest du dir. Dich schrecket der nahende Tod nicht,
Sagst noch dem mächtigen Czar Wahrheit mit edelem Stolz.
Groſs ist der Czar; ihm bewegt des Weibes Gröſse den Busen,
Und mit schnellem Entschluſs kündigt er Freyheit dir an.
„Frey!“ so schreyest du laut mit schnellgehobenen Armen,
„Frey!“ es reiſst dich das Wort heftig die Knieende auf!
Doch was kehrst du langsam zurück mit gesunkenem Blicke?
Freue, Paulowna, dich! Feyre den hohen Triumph!
Deines Herrschers gewaltigen Sinn, den hast du gewendet!
Sprich! was quälet so sehr, Starke, dein königlich Herz? —
„Grausam hielt ich den Czar, blutdürstig, und nimmer versöhnlich,
Also klagst du dich an, furchtsam mit bebendem Laut.
Doch wie funkelt dein Blick, wie hallt es sich aus dein Entzücken?
„Wahrlich, er ist es nicht!“ sagt dein gefühltester Ton:

„Wahrlich, er ist es nicht!" entgegnet erschüttert der Czar dir,
Und es jauchzet dem Paar brausend die Menge herauf —
Herrlich ist es gedacht, und herrlich hast du's vollendet;
Ja, dich beseelte der Geist, welcher den Dichter geweiht. —
Muſs ich immer dich seh'n mit wild zerstreueten Haaren,
Wahnsinn im starren Blick, dich, o Atilia seh'n?
Immer hören dein «Heil!» mit dem schneidenden Ton der Verzweiflung!
„Heil dem Regulus, Heil! Höret, ich ruſe nicht Weh!"
Sag' es nicht aus, was nicht dir, der Dichter deutend gebothen!
Besser sagt es dein Ton, saget dein gräſsliches, Heil!"
Daſs dir Wehe dröhnt in jeglicher Nerve des Körpers!
Wandle schneller hinweg, mir zu verwandte Gestalt!
Folgst du Veturia nach den Stolz des Herzens bekämpfend
Für des Vaterlands Wohl, vor dem unbändigen Sohn?

Wankest du Hekabe her, am trügenden Stabe der Hoffnung,
  Zitternd mit bebendem Haupt, stürmend von Freude zu Leid?
Schneller ziehet vorbey mir viel zu theure Gestalten!
  O mir blutet das Herz, und es verdüstert mein Blick!
Kaum noch dringt er hindurch, und sieht aus neblichter Ferne
  Hoch mit glühendem Aug', Geniusbildungen zieh'n.
Dich Medea den Dolch in der Hand, und den Dolch in dem Busen;
  Welchen Rache nicht nur, welchen auch Liebe dir gab,
Sieh! dort ras't sie einher die wüthendliebende Marwood;
  Selbst im Orkan der Wuth zeigt sie ein menschliches Herz.
Lady Macbeth, du waschest umsonst das Blut von der Hand ab;
  Dir aus der Seele strömt's immer doch gräſslich darauf,
Nein! es bezähmt des Zepters Gewalt kein empörtes Gewissen!"
  Taumelnd wähntest du's einst, fühlest dich schrecklich getäuscht.

Weit entfernt schon schweben sie hin die Riesengestalten,
Doch aus der Ferne tönt brausender Beyfall noch her! —
Ha! nun schreitet Elisabeth vor mit nächtlichem Tiefsinn;
Königlich birgt sie dein Blick siegender Liebe Gewalt.
Doch die umwölkte Stirn, die ernstgemessenen Schritte,
Dieser geschlossene Mund, diese sich hebende Brust,
Die wie zum Widerstand unmerklich aufstrebenden Schultern,
O sie verrathen den Kampf, der dir im Innersten wühlt!
Armes, duldendes Weib, auf strahlender Höhe der Herrschaft!
Menschlich fühlet dein Herz; wagst es nicht menschlich zu seyn.
Kostbar erkauftes Bild! — Ach, in der Schule des Leidens
Schwang sie zum Altar der Kunst, Nouseul, die Dulderin, auf!
Heldin der Bühne nicht nur, auch Heldin im drängenden Leben!

Wo sie der Beyfall nicht, wo sie Bewuſstseyn erhob! —
Vieles dank ich der Kunst, womit dich die Muse beglückte;
Mächtig wirket ihr Stab auf das noch biegsame Herz,
Als dem Jüngling erwachte die Welt im glühenden Busen;
Heimlich gekehret in sich, stieſs er die Wirklichkeit weg,
Nur nach dem, was schön, und was gut, was groſs und erhaben
Ihm die Ahnung verhieſs, forscht er im wachenden Traum.
Plötzlich erklang ihm harmonisch dein Ton zu des Herzens Gefühlen;
Zog ihn aus sich heraus leise mit sanfter Gewalt,
Daſs er nicht peinlich fort in des Innern neblichter Tiefe
Still in Sehnsucht verglomm, daſs er die Herrschaft errang,
Durch die Gestalt zu bannen dem Geist unendliche Gröſse,
Welche der Sterbliche nur in der Begränzung erblickt.

Also wurde die Bühne mir lieb, die Himmelentstiegne,
  Wo man die Gröſse fühlt, welche dem Forscher entflieht.
Jetzt, als Mann, da rollt' ich sie auf die Blätter der Vorwelt,
  Todte nur wiesen sie mir; Leben verleihet die Kunst!
Viele schon sah ich wandeln durch dich, du Todtenerweckerin!
  Doch der neidische Tod raffte dich grausam hinweg.
Aber in heiliger Nacht, von funkelnder Wölbung des Himmels
  Strahlet der Sternenkranz uns und den Enkeln herab,
Welcher dir nun den Scheitel umflicht in Gefilden der Ruhe.
  Seh' ich das holde Gestirn, winkt es mir Wehmuth in's Herz!
O du theure Gestalt, o mir zu schmerzlich Entriſsne,
  Wandle nochmals vorbey, langsam, mit zögerndem Schritt!
Immer will ich dich seh'n, dich immer weinend beklagen,

Immer dich rufen vom Grab, trauernde hohe Gestalt! —
Ha, dort wandelt sie noch! Sie ist's! Was seh' ich? O Himmel!
Nicht mit umwölktem Blick! Lächeln die Seligen so?
Strahlet ihr Auge so die unaussprechliche Wonne? —
Höher schwebt sie einher! Schimmer umglänzet ihr Haupt
Wie melodisch ihr Gang ertönt! Ein zartes Gedüfte
Wehet schmeichelnd voran! Sprich! o ich sinke dahin!
Weck' mir die sterbende Kraft mit einem freundlichen Laute!
„Freund!" so rufe mir zu; lächle verschwindend mir dann!
„Deine Sehnsucht zog mich herab aus schönern Gefilden!
„Warum weinest du, Freund? trockne die Thränen dir schnell!
„Gönnest du Ruhe mir nicht nach schweren Kämpfen des Lebens?
„Nicht mir himmlisches Glück? Hör' es, und freue dich dann:

„Ungebunden schwing' ich mich auf zur Quelle des Lichtes!
„Nicht mehr hemmt mich im Flug irdischer Sorgen Gewicht!
„Lebe du wohl! Oft schweb' ich vor dir mit sanftem Geflüster;
„Leise berührend dein Haupt, flamm' ich zur Dichtung dich an!“

Haydn's Jubelfeyer.

Es war ein Tag, an dem Wiens Musenhalle,
Die herrliche, der froh ich Bildung danke,
Ertönte von der Schöpfung Feyerschalle,
Und ob ich gleich, ein Mann, nicht leichtlich wanke,
Befiel mich plötzlich doch ein starkes Bangen,
Denn mich durchfuhr mit Schauer der Gedanke:
„Wird Alter mich entnervend auch um[illegible]ngen?“
Als sie den Meister hin zum Sitze trugen,
Den auch die Kraft zum Ziel einst lieſs gelangen.
Doch, ob die Jahr' ihn grausam niederschlugen,
Noch sah man Geist ihm aus den Augen blitzen; —
So kam's, daſs leichter wir den Anblick trugen.
Emporgerichtet, auf der Füſse Spitzen
Stand jeder, in die Hände freudig schlagend,
Bis man den Alten sah im Kreise sitzen.

Doch er, des Jubels Brausen nicht ertragend,
Der Pauken Wirbel, der Trompeten Dröhnen,
Verhüllte sich die Augen, gleichsam sagend:
„Nicht kann ich solcher Ehren werth mich wähnen!“
Schnell wird die Menge tieferseufzend stille,
Gewährt ihm Zeit, des Orts sich zu gewöhnen.
O Frauen-Zartheit, holde Mitleids-Fülle!
Sie sah man nun des Greises Bein umwinden
Mit ihres Nackens ätherleichter Hülle,
Und Mäntel, köstliche, zum Schämel ründen,
Der, weich und warm des Greises Füſse bette,
Und Stärkungsdüfte für den Schwachen finden.
Wie drängte sich so jung, als alt, zur Wette,
So Fürst als Künstler an des Meisters Seite,
Als ob er Heil von seinem Blicke hätte.
Auch Salieri kam mit im Geleite;
Wohl ist der Greis ihm lange her gewogen,
Weil er sich seiner gar so herzlich freute.

Der Tanz.

(Aus dem Italienischen.)

Laſst uns tanzen, laſst uns springen!
Denn die wollustvolle Heerde
Tanzt zum Klange der Schalmeyen,
Hirt und Heerde muſs sich freuen,
Wenn im Tanz auf grüner Erde
Böck' und Lämmer lieblich ringen.

Laſst uns tanzen, laſst uns springen!
Denn die Sterne, gleich den Freyern,
Prangen in den lichten Schleyern;
Was die lauten Zirkel klingen,
Nach dem tanzen sie im Himmel
Mit unsäglichem Getümmel.

Laſst uns tanzen, laſst uns springen!
Denn der Wolken trüber Lauf
Steht mit dunklem Morgen auf:
Ob sie gleich sind schwarz und trübe,
Dennoch tanzen sie mit Liebe
Nach der Regenwinde Singen.

Mich hat mein spähend Auge nicht betrogen,
Kein Ende nahm der Greis ihn zu liebkosen,
Als er nun leiten ging des Tonmeers Wogen.
Schon hörte man der Kräfte dumpfes Tosen,
Wie Elemente feindlich sich verwirren,
Nach Formen ringend in dem Formenlosen.
Doch leise lispelt aus des Chaos Irren
Ein ſanfter Geist empor, wie Hauch der Liebe,
Die wild verschlungnen freundlich zu entwirren.
Und mählig schweigen die empörten Triebe,
Und nur noch hört man auf den Wassern schweben,
Wie Frühlingsluft, dahin, den Hauch der Liebe.
„Licht werd' es," scholl's! Licht ward's! Dem Rufe beben
Die dunkeln Schatten, reiſsen, schwinden, fliehen! —
Ein Jubelruf: „Hoch soll der Meister leben!"
Da weint der Greis, und seine Wangen glühen;
Begeistert streckt zum Himmel, er die Hände:
„Nicht ist es Frucht vom menschlichen Bemühen,

„Gott gab mir's ein, daſs ich es recht vollende!"
Das sagt der Blick, die Hand, des Kopfes Sinken.
Doch Frauenengel eilten stets behende,
— Ihm saſs zur Rechten einer, zwey zur Linken —
Ihn aufzuheitern, freundlich, mit Gespräche,
Sobald ihm Thränen in den Augen blinken,
Daſs nicht das Herz ihm noch vor Wonne breche,
Daſs nicht der Wehmuth Gluten ihn verzehren,
Daſs Tod sich nicht am Neuverjüngten räche. —
Nun sehen wir die Welt sich neu gebähren.
Wild braust der Sturm, der Blitz entfährt den Lüften,
Und Donner soll uns Gottes Allmacht lehren.
Auf ihren Wink versinkt in tiefen Grüften
Der Ocean, muſs so dem Lande weichen,
Und Ströme rauschen her aus Bergesklüften.
Gott läſst den Bach durch Thale rieselnd schleichen,
Beblümtes Grün sich über Matten breiten,
Der Cedern Pracht bis an die Wolken reichen.

Jetzt steigt herauf in unermeſsnen Weiten
Die Sonn' im hellen Glanze goldner Strahlen,
Den Lauf der Jahre froh und stolz zu leiten.
Leisathmend schaut Gewölke, magisch mahlen
Die stille Nacht den Mond mit Silberscheine! —
Und Sterne funkeln — Ha! wer zählt die Zahlen?
Der Engelchöre leuchtende Gemeine
Grüſst jeden Schöpfungstag mit Lobgesange: —
Wer ist so hart, daſs er vor Lust nicht weine?
Der Greis erliegt so vieler Wonnen Drange.
Drum zart besorgt beschlieſsen klug die Frauen:
Genug hab' er gehorcht dem Zauberklange.
O hätt' ich tausend Augen nun zu schauen!
Seht, winkend will der Vater Küsse spenden
Den Künstlern, die er läſst in finstern Auen,
Indeſs er bald sich wird zum Lichte wenden.
Doch diese, von des Tongerüstes Höhen,
Sieht weinend man ihm Gegenküsse senden.

Beethovens Kraft denkt liebend zu vergehen,
So Haupt als Hand küſst glühend er dem Greise; —
Da wogte hoch mein Herz vor Lust und Wehen.
So fühlten Tausend auf die gleiche Weise,
Als sie den Meister mit dem Sitze hoben,
Und weg ihn trugen aus der Freunde Kreise.
Laut hörte man des Lebewohles Toben,
Geklatsch' und Mitleidsruf zum Himmel dringen:
Er aber wandte seinen Blick nach oben,
Und dachte so sein volles Herz zu zwingen;
Doch aufgeregt will sich der Sturm nicht legen,
Und reiſst ihn fort. Umsonst ist all sein Ringen.
Rasch sieht man vorwärts sich den Greis bewegen;
Und als er nun der Pforte nah gekommen: —
Aus streckt er seine Hand zum Vatersegen
Und alles weint! — — Wohl wird er nie mehr kommen.

An Joseph Haidn.

Bey Aufführung der Schöpfung zu Wien.

Du hast die Welt in deiner Brust getragen —
Der Hölle düstre Pforten stark bezwingen,
Den freyen Flug in Himmelsräume wagen
Hört man dich auf der Töne kräft'gen Schwingen:
Drum sollst du, theurer Greis, nicht traurend klagen,
Daſs mit dem Alter deine Kräfte ringen:
Zwar weicht der Leib den düstern Zeitgewalten
Was du gewirkt, wird ewig nie veralten.

Wie nun in dieses Musentempels Hallen
Erwartungsvoll sich frohe Schaaren drängen;
So sieht man einst die späten Enkel wallen
Zu deiner Schöpfung hohen Himmelsklängen;
So hört man noch der Enkel Jubel hallen
Bey deiner Engel Hallelujasängen;
Was rein der Mensch aus reiner Brust gesungen,
Ist wohl nie leicht in Menschenbrust verklungen.

O lausche lang' entzückt den eignen Tönen,
In deiner Freunde dicht gedrängtem Kreise,
So wirst du sanft der Erde dich entwöhnen,
So froh dich rüsten zu der groſsen Reise.
Die Erde mit dem Himmel zu versöhnen
War deiner Kunst erhabne Lebensweise.
Noch schallt dir Dank tief von der Erde Klüften,
Empfängt dich Hallelujah in den Lüften.

Kinderspiele.

Ein Knabe war ich, sah im Garten
Sich Blumenkränze Meta binden;
Ich flocht sie mit, und frohe Spiele
Begannen, wahrlich süſse Spiele!
Ein Hüpfen, Tändeln, Lachen, Küssen,
Das nimmer nimmer enden wollte.
Mit leisem Druck der Kinderhändchen,
Mit sanfter Blicke holder Wechsel
Verstand zum süſsen Tausch der Liebe
Sich Kinderunschuld!

Bald faſste mich mit Riesenarmen
Die ernste Zeit, riſs mich von Meta;
Und ach die schönen Blumenmatten
Vertauscht' ich mit der Bücherstube,
Und später gar die Blütendüfte
Mit mir verhaſstem Aktenstaube.
Beynahe wär' ich ganz verblindet!
Sah nur aus weiter Nebelferne
Die Augensterne meiner Meta
Zuweilen blinken.

Doch eines Tages auf den Fluren
Bey Hietzing, dem mir vielgeliebten,
Am Wiesenhange unter Blumen,
Sah ich nun wieder Meta sitzen,
Und sinnend Blumenkränze flechten.
Ich flocht sie mit, und süſse Spiele,
Der frohen Kindheit süſse Spiele
Erneut' ich wieder mit der Theuern.
Da ward mir Geist und Herz geöffnet,
Daſs ich mich sah am Liebensziele,
Und schnell mit raschem Druck der Hände,
Mit glüh'nder Blicke Feuerwechsel
Bekannten wir uns heiſse Liebe,
Die treubewahrte.

Und wo die Kindheit mich mit Meta
In frohen Spielen sanft vereinte,
In Leupoldsdorf, wo schön der Ruſsbach
Sich windet durch die Laubengänge,
Ward nun mit sanften Blumenketten
Des Lebens Bund von uns geschlossen.
Und sieben schöne Lebensjahre
Wie auch des Krieges Donner brüllte,
Wie auch die Zukunft uns sich trübte,
Verschönten wir durch süſse Spiele.
Sie wollen auch noch jetzt nicht enden;

Wir spielen fort wie in den Tagen
Der frohen Kindheit!

Bedeckt einst Schnee auch unsre Scheitel,
Doch bleib' ich treu der alten Sitte.
Will sitzen noch auf Blumenmatten
Mit meiner alterlebten Meta,
Und deutungsvoll ihr Kränze binden,
Zur Heymath in die Sterne blickend;
Und spielen wundersüſse Spiele
Wie sie von Kindheit uns gefielen;
Denn also kündet's ein Orakel,
Das gern ich frommem Ohr vertraue: —
„Wen auf des Lebens steilem Pfade,
„Die Kunst begleitet und die Liebe,
„Dem blüht, wie sich auch Stirn und Wange
furchen,
„Aus freyem Geiste, vollem Herzen,
„Mit immer frischem Glanz und Dufte
„Die Jugendrose."

Lycas und Theone.

Lycas.

Sieh nun blicket aus Nebelflor die hehre Selene,
Auf dem wogenden Meer funkelt ihr silberner Schein.
Tröstet mich doch ihr freundliches Licht, wie dein Auge Theone,
Wenn auf den Gatten herab lächelnd und zärtlich du siehst,
Komm' ich leer an Beute zurück vom einsamen Fischfang,
Und beklemmt mir das Herz düsterer Sorgen Gewicht,
Weil du mit mir die Dürftigkeit theilst aus inniger Liebe. —
Horch, da weckt mich von fern freundlich dein munterer Gruſs,
Traurig ruf ich dir zu: „Nichts bring ich in unsere Hütte!"
„Auch nicht ein liebendes Herz?" fragest du munter und schnell.

Laſst uns tanzen, laſst uns springen!
Denn die Wellen, so die Winde
Lieblich in einander schlingen,
Die verwirren sich geschwinde;
Wenn die buhlerische Luft
Sie verschläget an die Kluft,
Tanzt der Fluthen Fuſs zu Sprunge
Zu der Nymphen glatter Zunge.

Laſst uns tanzen, laſst uns springen!
Denn der bunten Blumen Schaar,
Wenn auf ihr bethautes Haar
Die verliebten Weste dringen,
Geben einen lieben Schein,
Gleich als sollten's Tänze seyn.

Laſst uns tanzen, laſst uns springen,
Laſst uns laufen für und für:
Denn durch Tanzen lernen wir
Eine Kunst von schönen Dingen.

Wieder faſs' ich den Muth in dein holdes Auge zu schauen;
Wieder schwindet mein Gram. Heiter ja strahlet dein Blick.
Ach, so wenig bedarf der Mensch, den Liebe beseligt;
Bis in die Hütte dringt, Liebe, dein goldener Schein!
Halt nun das Ruder mir an! ich will die trügenden Reusen —
Sey mir gnädig Neptun! — tauchen in lebende Fluth.
Wahrlich! du hast, Geliebte, mit Kunst die Weiden geflochten:
Schön sie mit Schilfe bekränzt, zart auch die Farben gewählt.
Nur nach Nützlichem strebet der Mann, es ruhet das Weib nicht,
Bis sie das Nützliche sich auch zu dem Zierlichen schafft;
Also verstärkt den kurzen Genuſs des flüchtigen Lebens. —
Gib mir das Ruder zurück. Frisch nun! wir stoſsen vom Land!
Schmiege dich fester an mich, ey wie? du zitterst, Theone?
Ja, was hab' ich gesagt? „bleib in der Hütte mein Weib!

„Denn nicht leicht erträgest du wohl die nächtliche Seeluft!"
Doch nicht hörtest du mich, hörtest die Liebe nur an.
Dulde nun! Sieh schon schwindet sie hin, die trauliche Hütte.
Wo auf duftendem Schilf, dir sich ein Lager erhebt.
Weiter, weiter hinein in die hohe tragende Meerfluth!
Ha, was zuckest du mir, plötzlich im haltenden Arm?
Seht die Heldin! Du fürchtest doch nicht die freundliche Welle,
Die mit leisem Geräusch unsern Nachen begrüſst,
Nimmer hat es Gefahr. Ich sah die heiligen Vögel,
Halcyones Geschlecht, rudern auf ebener Fluth.
Aeolus zähmt in der Felsenkluft die rasenden Winde,
Wenn Halcyone das Fest ehelicher Liebe beginnt.
Singen wir nun den Wechselgesang von den liebenden Vögeln;
Singen löset die Furcht, Singen erleichtert die Brust.

Blässer leuchtet der Mond, und stärker rauschen die Wogen:
Schauerlich tönt der Gesang aus durch die düstere Nacht.

(singt)

Halcyone was suchst du
Hier am steilen Meerfels?
Ha wie die Blitze
Zischen vom Himmel!
Ha wie vom Donner
Bebet der Felsen!
Meeresfluth
Erhebt sich
Höher und höher!
Verschlingt dich!
Fliehe, fliehe Gebieterin,
Fort von dem gräſslichen Meerfels!

Theone.

O du Treuer, was suchst du
Hier am steilen Meerfels? —
Mir sind die Blitze
Leuchtende Fackeln!
Mir sind die Donner
Schreckliche Bothen:

Meeresfluth
Erhob sich,
Höher und höher!
Verschlang ihn!
Fliehe, fliehe du Treuer!
Fort vor dem gräſslichen Meerfels!

Lycas.

Wehe! wehe! was willst du
Hier an brandender Fluth?
Stürme, sie wehen
Wild dir im Haar;
Fluthend erhebt sich,
Tobend die Brust;
Fürchterlich rollst du
Schrecklich das Auge —
Sag' mir, was sinnst du? —
Sag' es, ich flehe!

Theone.

Hörst du, hörst du? — wie brüllet
Wild die brandende Fluth!
Stürme — sie schleudern
Cäyx ins Meer,
Flehend zu Göttern
Hebt er die Arme,

Sterbend noch sieht er
Auf zu dem Himmel!
Cäyx, du hörst mich!
Cäyx, ich folge!

Lycas.

Halt' o halte, was träumst du?
Opfre den Göttern getrost,
Und sie führen
An deine Brust
Ihn bald zurück,
Zurück, zurück!

Theone.

Laſs mich, laſs mich, was träumst du?
Goſs ich den Göttern nicht Trank?
Und sie rissen
Von meiner Brust
Ihn tief hinab,
Hinab! hinab!

Lycas.

Wahrlich es kehret dein Cäyx
Bald vom Gotte zurück.
Vor Sehnsucht glühet
Sein treues Herz,
Wohl pocht es bange,
Um dich sich quälend,

Und glüht!
Und pocht!
Nimmer findet es Ruhe,
Bis er wieder dich sieht.

Theone.

Wahrlich mir kehrte der Treue
Zu dem Lager zurück.
So leisen Schrittes,
Die Lippe bleich,
Und hohl sein Auge!
Sein Haar so naſs!!
Es trieft!!!
Warum?
Siehst du, siehst du, er zeiget
Auf das triefende Haar!

Lycas.

Halcyone, dich täuschte
Trügend im Dunkel,
Luftig, vergänglich
Ein Traumgesicht!

Theone.

Stille Sklave, nun stille!
Schweigend erhebt sich,
Traurig der Schatten
Und winket, winkt!

Lycas.

Wehe, wehe was thust du?
O mich tödtet die Angst!
Hör' Unglückliche! höre!
Kehret dein Cäyx zurück,
Halcyone, dich sucht er,
Halcyone, dir ruft er,
Klaget und jammert,
Schreyet sein Lied!
Halcyone!
Suchet dich immer, —
Findet dich nimmer:
Ihm bricht das Herz!

Theone.

Laſs mich, laſs mich, ich reiſse
In die Fluth dich nach.
Hört mich mächtige Götter!
Nimmer erfreut mich das Licht.
Cäyx! Cäyx, dich such' ich!
Cäyx! Cäyx, dir ruf' ich.
Wimmre und stöhne,
Heule mein Lied!
Cäyx! Cäyx!
Laſs mich ihn suchen,
Will ihn doch finden,
— Im nassen Grab.

Lycas.

Folge! Eile! Nahe schon schleudert
Uns um das Haupt
Zeus die sengenden Blitze!
Folge!
Der Aether glühet!
Eile!
Wehe, das traf!
Ha wie flammen die Buchen
Durch die Finſterniſs her!

Theone.

Flammet! Leuchtet! Ha schon entzündet
Zeus um uns her
Mir zur Hochzeit die Fackeln!
Flammet
Zum neuen Bunde!
Leuchtet!
Gräſsliches Fest!
Ha was schleudern die Wogen
An den glühenden Fels?

Lycas.

Blicke nicht hin, o du Theure!
Heb' zum Aether den Blick!
Folge! Folge!

Theone.

Trümmer seh' ich von Schiffen —
Ha der Bräutigam kömmt!
Cäyx! Cäyx!

Lycas.

Glaube mir, Arme, dich täuschet
Nur ein trügendes Bild!

Theone.

Nein bey den Göttern, mich täuschet
Nicht ein trügendes Bild!

Lycas.

Denk' ihn riefen die Götter!
Sanft nun ruht er und schläft.

Theone.

O so ruft mich ihr Götter!
Möchte ruhen mit ihm!

Lycas.

Ha! du ringest vergebens!
Nun entscheide Gewalt!
Weh mir!

Theone.

Schenkt mir Flügel ihr Götter!
Lohnet die Treue des Weib's!
Wohl mir!

Lycas.

Wehe! Wehe!
Wahrlich auf Flügeln
Schwebt sie hinab!
Wahrlich auf Flügeln
Schwebt er herauf!
Ha sie umflattern
Tönenden Fluges mein Haupt!
Halcyone, mein Cäyx!
Was lispelt ihr lieblich?
Lispelt ihr Vögel mir Dank?
Ihr fühlet noch Liebe,
Und Liebe beseligt!
Wohl euch!
Weilet, o weilet!
Wehe, sie senken sich nun
In das tobende Meer!
Wehe!
Doch es bahnt sich die Woge,
Der Donner schweiget —
Hinfliehen die Wolken —

Wie er wolle geküsset seyn.

Nirgends hin, als auf den Mund,
Da sinkt's in des Herzens Grund.
Nicht zu frey, nicht zu gezwungen,
Nicht mit gar zu fauler Zungen.

Nicht zu wenig? nicht zu viel,
Beydes wird sonst Kinderspiel.
Nicht zu laut, und nicht zu leise:
Bey der Maſs' ist rechte Weise.

Nicht zu nahe, nicht zu weit,
Dieſs macht Kummer, jenes Leid.
Nicht zu trocken, nicht zu feuchte;
Wie Adonis Venus reichte.

Nicht zu harte, nicht zu weich:
Bald zugleich, bald nicht zugleich.
Nicht zu langsam, nicht zu schnelle,
Nicht ohn' Unterschied der Stelle.

Heiter lächelt Selene herab!
Ruhig mein Herz!
Nah ist die Hülfe der Götter!
Nie doch murre der Mensch!

Theone.

O mein Lycas, mir hallet das Lied in der Tiefe der Brust nach!
Furchtbar tönt der Gesang aus durch die düstere Nacht.

Lycas.

Oft schon sangst du mit mir das Lied dem horchenden Echo,
Und nun perlet dir Thau über die Wangen hinab.

Theone.

Furcht und Angst erfüllet mir tief die bebende Seele!
Lycas, du wagest dich oft kühn in die stürmende Fluth.

Lycas.

Nicht mehr trotz ich wie sonst, Theone dem brausenden Eurus!
Seit du, o Theure! mich liebst, wurde das Leben mir werth!

Theone.

Lycas, es hat mein Leben sich schon in das deine verschlungen;
Lycas denke daran, raube das Leben mir nicht!

Lycas.

Auf dem Meere begleitet dein Bild, Geliebte, mich immer,
Wenn es sorgend mich warnt, eil' ich zum Ufer zurück.

Theone.

Fändest du Theurer dein Grab im Schlunde der grausamen Wogen:
Weh! ich theilte das Grab, so wie das Lager mit dir.

Lycas.

Gnädig wird es Neptun, der mächtige Herrscher, verhindern;
Wer den Göttern vertraut, ist ja der Hülſe gewiſs.

Also mit Liebesgespräch erreichten beyde das Uſer,
Hoben vom Kahn heraus die schwerbeladenen Reusen,
Leerten in Tonnen sie um mit schöngeschnittenen Henkeln;
Zogen die Riemen hindurch, und schwangen die Last auf den Rücken;
Des gewonnenen Reichthums froh, nicht drückte die Last sie.
Und so nahten sie dann der kleinen traulichen Hütte,
Wo der Hitze des Tags und der düsteren Sorgen vergessend,
Sie der Ruhe sich ſreuten, gelagert auf duftendem Schilfgras.

Blumenstrauſs.

Nicht Kleinode weihen wir kühn dir, Ludwige, zum Brautschmuck!
  Wo ein Glanzmeer wogt, zählen die Funken ja nicht.
Blumen bieten wir an, den Schmuck der liebenden Erde;
  Und ihr duftender Strauſs deute der Tugenden Bund.
Prange du leuchtend hervor, o Lilie, Blume der Unschuld,
  Deinem Lichte gebührt, Lilie vor allen der Preis.
Unter dem Himmel des Throns, wie unter dem ärmlichen Strohdach,
  Unschuld, wo du dich zeigst, wallet dir Huldigung auf.
Ha wie verströmt ihr Wesen in Duft die süſse Viole,
  Also verhaucht Andacht liebend und selig den Geist.
Rose, du glühst, jungfräulich und sanft, den Busen verschlossen,
  Weil die heilige Scheu, schüchtern, dein Innres bewacht.

Veilchen, ihr dränget euch noch zur Pracht der funkelnden Rose,
Auf das bescheidene Blau strahlet ihr purpurner Schein.
Also, wenn die Liebe sich hold gesellet zur Freundschaft,
Mit erhöhterem Glanz lebt sie freudiger fort.
Schling' um Veilchen und Rose dich hin, und binde sie Myrthe;
Freundschaft und Liebe vereint glücklich das ehliche Band.
Duftender Glocken Reichthum bewegt Hyacinthen gefällig;
Fülle der Freuden winkt froh in die Stürme der Zeit.
Nicht an häuslicher Wonne gebrichts: ha wie die Reseda
Anspruchslos den Duft aller Genossen versüſst.
Wie du auch wankst, doch sey uns gegrüſst, empfindliches Fühlkraut!
Herzen, die Liebe gestimmt, beben dem leisesten Hauch.
Immer hänge dein Haupt, Maſslieb, sanft-traurende Blume;
Selbst die Wehmuth ist süſs, wenn sie der Liebende theilt.

Dornen ritzen wie Sorgen. Auch Dornen dürfen nicht fehlen,
Süſse Sorgen euch nährt, willig ein liebendes Herz.
Liebende Seelen, ihr tauschet die Sorgen, sie finden sich wieder
Bald in der Aeltern Brust heiſs für die Kinder vereint.
Nelke du wandelst die Farbe nicht eh', als der Tod dich entblättert;
Ehlicher Treue Symbol füge dich duftend zum Strauſs.
Rosmarin, du Blume der Ehen und Blume der Gräber,
Nicht erschreckt uns dein Ernst. Siehe wir binden dich bey.
Denn der Liebe heilige Gluth, die freudige, reine,
Ewig flammet sie fort, über die Gräber hinaus.
Kaiserlich hebst du das Haupt, vielblättrige Sonnenblume,
Und es neiget sich dir weithin das Blumengeschlecht.
Pfirsichblüthen umkränzen dich süſs an Farb' und Gedüfte,
Und der schmeichelnde Hauch hebt die Gesunkenen auf.

Ehrfurcht gebühret der Gröſse, der Sanftmuth weihen wir Liebe;
Ehrfurcht und Liebe gepaart zolle dem Herrscher das Volk,
Selig fühlt es sich dann. — Wir nahen vom heiſseren Aufgang,
Unter dem glücklichen Volk glücklich den Herrscher zu sehn.
Wandelt das Glück von dem Throne zum Volk, von dem Volke zum Throné,
Wahrlich ein Anblick ist's, der auch die Gottheit erfreut.
Durch den Trompetenschall und den Klang der wirbelnden Pauken
Dringet zum Sternenzelt lüftezerreissender Ruf:
Lang erhalt uns, o Gott, du Beglücker gütiger Fürsten!
Hier auf Erden den Bund, welchen die Tugend verband!
Franz und Ludwige, aufblüht euch das Heil, in der Liebe der Völker;
In der Gütigen Herz, blüht euch ihr Völker das Heil!

Rudolph Vater und Sohn.

Wo zum Fuſse des Kahlenbergs sich Wellen von Hügeln
Dehnen, in's Weingebirge bey Nuſsdorf begab sich am Abend
Täglich Rudolph der Sohn, und suchte den äuſsersten Hügel;
Sah, wie zur Rechten hin majestätisch die Donau vorbeyströmt,
Unter ihm friedlich ein Dörfchen vom Bache kühlig umspület,
Vor sich Neuburgs Stadt mit der Kette hoher Gebirge;
Und es ergötzt ihn da zu weilen, einsam und stille
Anzuschauen des Stromes Lauf; und die Züge der Wolken
Jetzt am Himmel, und jetzt am Fluge der flüchtigen Schatten,
Die unruhig hinauf und hinab den umgrüneten Rücken
Zogen am Kahlenberg — es ergriff ihn unendliche Wehmuth! —

Schnell oft faſst' er die Lyra, verhauchend seine Gefühle
Im wehmüthigen Sang, dem rings die Gegend erschallte; —
Seine Seele war trüb, und sein Gemüth beklommen.

Nicht gefiel es dem Vater, daſs also der Jüngling sich trennte
Von dem Lagergewirr, in den Tagen erhabener Thaten;
Und er sucht' ihn auf von keinem Gefolge begleitet. —
Als nun der Jüngling ersah des Vaters Herrlichkeit nahen:
Mächtig erschrocken entfiel ihm die Leyer aus bebenden Händen.
Dieser jedoch, als gewahrt' er nicht des Jünglinges Schrecken,
Reicht ihm die Hand zum Kuſs', und sagt mit heiterer Miene:

Sieh, du hast dir den Platz, mein Sohn, mit Gefühle gewählet;
Oesterreich, herrliches Land! Wie liegt es vor unseren Blicken

Paradiesisch im Abendlicht! — Nun, wahrlich mein Rudolph,
Schade doch wär's um das Land, wenn wieder grimmig der Böhme
Wüthen sollte darin, und verheeren die blühenden Fluren!
Kämpfen heiſst es mein Sohn! Der Preis ist würdig des Kampfes!
Dann wohl sitzen wir einst glorreich in friedlicher Stille
Hier gelagert, und freuen uns hoch des glücklichen Landes,
All des Segens von uns, mit unserm Blut, erstritten.
Aber der Jüngling entgegnet kein Wort, und blicket zur Erde.
Jetzo gewahrt der Kaiser die Leyer, und hebt sie vom Boden,
Fährt nun fort in der Rede, die goldne Leyer betrachtend: —
Auch des Sängers bedarf die Zeit! Er wecke zu Thaten
Schlummernde Kraft, und stähle die weichgeschaffenen Seelen.
Also die Väter — ein löblicher Brauch! Und möchten doch wieder
Heldensänger im Land' erstehn! Ich wollte sie lohnen

Halb gebiſsen, halb gehaucht,
Halb die Lippen eingetaucht.
Nicht ohn' Unterschied der Zeiten,
Mehr alleine, denn bey Leuten.

Küsse nun ein Jedermann,
Wie er weiſs, will, soll und kann:
Ich nur, und die Liebste wissen,
Wie wir uns recht sollen küssen!

Kaiserlich, so wie Carolus einst, mein Vorfahrer im Reiche.
Aber vom Groſsen schweiget der Sang, und tändelt nur Liebe.
Als ich jetzt das Gebirg durch die Rebenstöcke heraufstieg,
Hört ich weichlichen Klang, ein süſsausathmend Geflüster.

Lieb' ist göttlich! flüsterte leis und erröthend der Jüngling —
Wahr gesagt, entgegnet darauf mit Ernste der Vater,
Lieb' ist göttlich — Doch Liebe bewährt sich einzig durch Opfer.
Nur durch Liebe hebt sich der Krieger in seinem Berufe;
Denn aus Liebe zum Vaterland, zum Wohle des Ganzen,
Reiſst sich los der Mann von schönaufblühenden Kindern,
Los vom geliebten Weib, und der Jüngling los von dem Mädchen.
Nicht das Leben allein, die Güter höher als Leben
Opfert sich selbst bezwingend ein Held aus göttlicher Liebe.

Das ist unser Beruf, und unser Lohn — das Bewuſstseyn. —
Aber mir scheint, die Leyer klang von anderen Tönen.

Hast du's gehört, mein Vater? entgegnet edel der Sohn ihm —
Läugnen will ich es nicht — Ich sang erseufzend von Liebe —
Agnes lieb' ich, du Vater hast selbst mir gütig den Engel
Zugeführt — ich sah sie und liebte, und muſste sie lieben.
Zwar nun trennt uns der Krieg, doch ewig werd ich sie lieben.
Hast du doch auch die Mutter geliebt, und preisest dich selig,
Wenn nach längerer Trennung du wieder kehrest nach Hause,
Du ein mächtiger Herr, der ganzen Christenheit Erster!
Deine Seligkeit, Vater, wird nie dem Sohne zu Theile;
Grausam schloſs die liebende Braut in düstere Zelle
Ottokar, ha der Barbar! — die schöne Hoffnung des Lebens

Hat in erster Blüthe mir schon der Unhold zertreten.
Nein, du zürnest mir nicht, wenn ich tief trauernd erklage;
Sieh, das volle Herz will mir im Busen zerspringen! —
Hörst du der Nachtigall Schlag herüber vom Ufer der Donau?
Ach, im Wirbel klagenden Sanges flötet sie, schmetternd
Aus den Schmerzen der Liebe, daſs hier die Hügel ertönen.
Was die Natur dem Thierchen verlieh, Organ und die Stimme
Für das Gefühl das übermächtige, gab sie dem Jüngling.
Laſs aushallen den Schmerz mich im Lied — wenn schluchzende Klage
Sich ergieſst in der Töne sanfthinflieſsende Wogen,
Wenn mein wüthender Schmerz ein wildfortreissender Bergstrom
Braust dahin im Gesang: — dann guter, mitfühlender Vater,
Hebt sich erleichtert mein Herz — ich kehre stiller nach Hause.
Darum zürne mir nicht, und laſs mich Vater gewähren!

Also der Jüngling, und fiel um den Hals dem liebenden Vater!
Reichliche Thränen strömten herab von der bleichenden Wange
Auf des Vaters Brust: der drückte das Haupt des Geliebten
Sanft mit der Hand an das Vaterherz, sah auf zu dem Himmel,
Bethete leis, und die Thräne fiel dem Jüngling auf's Haupt hin!
Dieser blickt' nun empor, und drückt ihn fester am Busen,
Küſst ihm die Hand, nun das Haupt — und saget ängstlich beklommen:

Vater mach' ich dir Gram? Das sey dem Himmel geklaget,
Lohnt' ich dir Liebe mit Schmerz — Sprich nur, ich will mich bezwingen!
Sieh, ich weine nicht mehr! Doch hilf, und rathe mir Vater;
Was du väterlich räthst, das will ich kindlich vollbringen.

Und mit sanfter Gewalt trennt sich vom Jüngling der Vater:
Winkt mit der Hand ihm stille zu seyn, und rückwärts gelehnet

Schaut er hinaus in die Flur, versenkt in tiefe Gedanken.
Jetzt am Himmel hob sich der Mond — Sanftduftende Kühlung
Hauchte der Abendwind — Da fanden zum innigen Drucke
Ihre Hände sich ein; sie ſaſsen im Schauen entzücket. —
Aber nun schnell hebt auf sich der Vater, und rufet begeistert:

Traue du Gott, mein Sohn, wie ihm dein Vater vertraute!
Der die Nacht uns erhellt mit dem Silberlichte des Mondes,
Sterne ringen mit Finsterniſs heiſst, wird dir auch die Seele
Einst erleuchten, so nächtlich sie nun der Kummer umziehet.

Siehe, mein Sohn, du sprachst vorhin vom Glücke des Vaters
An der Mutter Hand, — im Kreise liebender Kinder, —
Ach mein Sohn, nicht alle die Frauen gleichen der Mutter,
Der vortrefflichen Frau — Zwar Agnes rühmet ein Jeder;

Aber wie schnell kehrt oft das Gemüth sich vom Guten zum Bösen.
Und nicht alle Pflänzchen gedeih'n dem sorgenden Vater,
Wie mein Rudolph du, wie deine Brüder und Schwestern,
Deren Gedeihen mich freut den alterlebeten Gärtner,
Als mein Trost im Alter, mein Stolz, mein einziges Leben!

So viel Liebe brach nun das Herz dem fühlenden Jüngling.
Hin zu den Füſsen des Vaters sinkend schluchzt er wie laut auf!
Aber der Kaiser gerührt legt segnend die Vaterhände
Hin auf des Sohnes Haupt, und blickt zum gestirneten Himmel.
Schweigend erhoben sich beyde, sie gingen schweigend nach Hause.

Rudolph und Lobkowitz.

Weit vom Lager entfernt trabt schon der stattliche Ritter;
Düstrer Gedanken voll, und nagenden Grams in dem Herzen;
Doch drey Ritter sprengten ihm nach, als sie ihn erreichten,
Hielten die Rosse sie an, und grüſsten mit blinkendem Schwerte
Zierlich — einer dann nahm das Wort, und sagte wie folget:
„Lobkowitz, biederer Ritter, dich grüſst der Kaiser der Deutschen
„Rudolph, ladet dich ein nochmals zu ihm zurücke zu kehren;
„Denn vertrauliches Wort, freundschaftliches, woll' er noch wechseln,
„Eh die Sonne sinkt; glüht auf am Himmel der Vollmond,
„Läſst er dich ziehn, nicht einsam, nein, mit Ehrengeleite.

Ihm entgegnet darauf der biedere Lobkowitz ſeufzend:
«Wahrlich zu jeder Zeit folgt' ich dem Rufe mit Freuden;
«Aber nun theilt sich mein Geist zweyfach in düstere Zweifel,
«Ob dem Ruf' ich folg', ob weiter ziehe von dannen.»

Zürnend fuhr ihn nun an Rudolphens muthiger Bothe:
«Wahrlich die Zweifel ehren dich nicht, so ehrbar du ſcheineſt!
«Wer nicht Rudolph vertraut, mag fliehen aus der Menſchen Geſellſchaft!
«Darum fürchte dich nicht, dir wird kein Unheil begegnen.

Feuer fuhr nun dem Greiſe hervor aus blizzenden Augen;
«Ruft: Nie kennet ein Lobkowitz Furcht, du thörichter Ritter!
«Auch kein Miſstrau'n wohnt mir heimlich im offenen Buſen;

„Andere Sorge nun quält mein Herz; du magst sie erwägen!
„Ob wohl dieser Besuch nicht schmälert die Rechte des Herren
„Ottokars, dessen Person ich hier vorstelle, des Königs!

Milder sagte darauf Rudolphens verständiger Bothe:
„Weiſst du auch wohl, ob nicht der Böhmen Könige frommet,
„Was nun Rudolph beschlieſst mit dem Freunde Lobkowitz freundlich:
„Manches gewährt er dem Freund; was streng er dem Bothen versagte.

Länger nicht säumet der Greis, und wendet den Rappen behende,
Spornt mit beyden Füſsen das Roſs, es bäumt sich, und flieget
Feld und Wald vorbey im sausenden Donnergaloppe
Immer dem Lager zu, bald lag's den Rittern vor Augen. —

Aber nun hielt er an, und ritt gemessen im Schritte,
Lieſs ausschnauben das Roſs, und streichelt den Hals ihm gelinde.
Als sie nun kamen zum Lagerthor, zur stattlichen Brücke,
Hielt den Zügel er kurz, und lieſs auf tönenden Bretern,
Stolz und hoch hertanzen das Pferd zur Rechten, zur Linken;
Freudig wiehert es auf, und nagt den Schaum vom Gebisse.

Hoch am Hügel stand erwartend Rudolph der Kaiser,
Denn ihn zog das Herz, er liebte den Jugendgefährten.
Als er nun sah auf der Brück' ihn nahn den stattlichen Ritter,
Schlug er die Hände verwundernd zusammen, und sagt zum Gefolge:

Schauet den Greis, wie zähmt er das Roſs so zierlich und sicher!
Wahrlich ein jüngerer Mann im vollesten Blüthen der Kräfte

Mein Himmel.

Mein gestirntes Paradeis,
Mein Licht, mein Mond, meine Sonne,
Mein ganz Himmelreich voll Wonne,
Und von was ein Gott sonst weiſs:
Das ist Philyrille mir,
Mir, der Erden unter ihr.

Ich vergeſsner Erdenkreis
Heute tagt's zum drittenmale,
Daſs ich ganz von keinem Strahle
Meiner lieben Sonne weiſs.
Das betrübte Land, das weint,
Weil sein Himmel ihm nicht scheint.

Du, o aller Künste Kunst!
Himmel wird durch dich zur Erden:
Daſs wir Ird'schen himmlisch werden,
Das schafft, Laute, deine Gunst!
Gib doch, daſs mein Himmel sich
Bald neig' auf sein' Erde, mich!

Ringen müſst' er, das Pferd so kunstgerecht zu beherrschen.
Daran erkennt' ich ihn wohl und brauchte kein anderes Zeichen,
Bräche dem Alten auch selbst ein Bein, beym Himmel! ich glaube,
Fest noch säſs' er im Sattel, und lenkte noch sicher du Zügel.

Als nun Lobkowitz kam in die Nähe des prangenden Hofes,
Hielt er still, und hob das Schwert, und senkt es zum Boden
Tief, und eröffnet sogleich das blendende Gitter am Helme.
Schnell die Knappe eilten heran, und hielten die Bügel,
Und im kreisenden Schwung sprang ab der Ritter vom Pferde
Auf der Spitze des Fuſses, nicht klirrte die stählerne Rüstung.
Gab den Knappen die Zügel, und schritt enthelmt zum Kaiser.
Diesen trieb nun die Lust ihm schnell entgegen zu gehen,,
Heiſs an die klopfende Brust den Freund zu drücken und küssen:

Aber es schreckt ihn der Ernst zurück, und der fey'rliche Anstand,
Womit Lobkowitz naht, als Freund nicht, sondern als Bothe,
Stille nun harrt erwartend mit Ruh des Kaisers Befehle.

Sieh, nun lächelt Rudolph mit Huld und saget zum Ritter:
Zürne mir nicht, daſs ich dir noch die Reis verspäte.
Hör', es verlangte mein Herz mit dir am Mahle zu sitzen,
Anzuklingen den Becher, der alten Zeiten gedenkend,
Als an Ottokars Hof wir ſaſsen in fröhlicher Eintracht!
Damals dachten wir nicht uns also wieder zu sehen!

Und es erwiedert der Ritter im tieſsten Herzen gerühret:
Wahrlich, es zieret dich sehr in deines Glanzes Umgebung
Noch an jene Zeit, und deinen Freund zu gedenken.

Freylich dachten wir nicht uns also wieder zu sehn! —
Aber ein anderes fügt des Himmels gewaltiger Wille,
Ihm sich zu sträuben ist Thorheit — Und jeder vollbringe nur muthvoll
Recht und ganz, wozu ihn hart sein Schicksal bestimmte.
Darum, laſs mich gnädig nun ziehen, nicht darf ich des Mahles
Mich erfreuen mit dir, noch klingen mit tönenden Bechern
Zu des Kaisers Wohl — Es würde schlecht mir geziemen!
Denn von Lobkowitz hofft vertrauend der König der Böhmen
Seines Feindes Verderben, und solls vergeblich nicht hoffen!
Kaiser, ich kenne die Pflicht, und werde gewiſslich sie üben;
Murret gleich das fühlende Herz, und will's mir auch brechen.

Jetzt erfassend mit beyden Händen die Rechte des Greises
Tritt ihm nahe der Kaiser, und sagt ihm blickend in's Auge:

Treuer Geselle, du Biedermann, du Blitz in dem Kampſe!
Wahrlich du irrst, wähnst du von mir so trotzend zu gehen,
Ohn' Umarmung und Kuſs und ohne die Labung des Bechers.
Mir zwar trinkst du nicht zu, so sehr auch mein Herz es erfreute,
Aber dich ehrt die Weig'rung, sie zeigt dein hohes Gemüth an!
Laſs uns trinken auf Ottokars Wohl! — Was staunest du, Alter?
Sieh, ich weiſs es ja doch, wer ihn zum Kriege getrieben,
Kunegunde — Fürwahr! sonst säſsen wir ruhig zu Hause.
Redlich hat ers gemeynt, als auf der Insel der Donau
Er im Arme mir lag, und süſse Thränen vergossen,
Fest mich drückend ans Herz — man wird mich nie anders bereden,
Darum, wo man ihn trifft, im Felde, oder im Kampſe
Sey geheiligt sein Haupt, er ziehe sicher von dannen!
Das geboth ich ja schon und werd' es noch ernstlich gebiethen. —

Knappen, füllt mir die Becher, wir wollen die Becher nun leeren.

Sieh, nun nahmen die Mondeskelche behende die Knappen,
Füllten sie bis zum Rand' mit altem duftenden Rheinwein,
Stellten auf Tragen sie dann, und faſsten die goldenen Henkel,
Eilten fort zu dem Kaiser, der gab nun lächelnd den einen,
Lobkowitz huldvoll hin, sprach dann ergreiſend den andern:
„Angeklungen, — Ottokar gilts, dem König der Böhmen,
„Lange leb' er und hoch, bald walte zwischen uns Friede!“ —
Und sie leerten nun um die breiten goldenen Kelche. —
Aber rückwärts gebeuget das Haupt, ehrwürdig zu schauen,
Stand der Greis, und drückt den ausgeleereten Becher
Lang ans Gesicht, es deckt ihm die Augen der schimmernde Vollmond.
Siehe, da zog ihm der Kaiser den Arm mit ſanfter Gewalt weg,

Und gewahrte die Thränen im Auge des biederen Greises.
Nicht mehr hielten sie sich! Nun flogen voll inniger Liebe
Auseinander die Arme, sie lagen sich selig am Herzen!

Kaiser Albrechts Hund.

Voll Unmuths, und ergriffen vom finstern Menschenhaſs,
Zu Wien in seiner Hofburg der Kaiser Albrecht saſs,
Ihm durfte niemand nahen, er wollte niemand sehn,
Er lieſs die Weltgeschäfte, so wie sie wollten, gehn,

Die nahmen für ihn freylich wohl ärgerlichen Lauf;
Unruhig war der Deutsche, der Schweizer stand schon auf,
Der Schwabe wollte Hansen, doch Hansens Uebermuth,
Der machte ja vor allem dem Kaiser böses Blut.

Oft rief er seinem Hunde — der Hund war ihm getreu —
„Steh du mir treuer Packan vor falschen Menschen bey!“
Da kroch der Bullenbeiſser sogleich an seinen Ort,
Hielt an der Thüre Wache und jagte Jeden fort.

Die Schranzen nahten leise: da hob er nur den Kopf,
Und knurrte — hey! sie flohen, als hielt er sie am Schopf.
Der Marschall einstolzieret, den springt er grimmig an,
Und schnell hinaus zur Pforte treibt er den stolzen Mann.

Nun Herzog Leupold nahet, mit leichtem Jünglingsschritt,
Es kennt der Hund von weitem des Kaisersohnes Tritt,
Und eilet ihm entgegen, und wedelt mit dem Schwanz,
Umhüpft ihn auf zwey Beinen im freundelichen Tanz.

Die Tatzen auf den Schultern gibt er ihm manchen Kuſs,
Der Herzog sanft erwiedert durch Streicheln seinen Gruſs,
Jetzt schiebt er ihn zur Seite, rasch wandelnd hin zur Schwell;
Da springt der Hund inzwischen mit Winseln und Gebell;

Und faſst mit Kraft den Mantel, und zerrt den Herrn zurück,
Und schmeichelt ihm nun wieder mit flehentlichem Blick.
Schon ward der Herr unwillig, und gab ihm einen Stoſs, —
Und ging mit Doppelschritte rasch auf die Thüre los.

Der Hund kennt seine Pflichten, und setzet nach in Hast,
Am Halse schnell den Kragen er fest dem Herzog faſst;
Da ballt die Faust Herr Leupold, und gibt ihm einen Schlag; —
Der Hund hielt nie mehr Wache. Wohl war's sein letzter Tag.

Wie klug nun auch der Herzog die Flucht in Eile nahm;
Denn allzubald die Mähre vor Albrechts Ohren kam:
Man habe vor der Thüre den Hund gefunden todt,
Erschlagen ohne Zweifel. — Der Boden sey noch roth.

Der Herr unmaſsen grimmig, berief den ganzen Hof,
Den Ritter und die Frauen, den Knappen und die Zof',
Die Söhne mit Herrn Hansen, dem ward er nimmer gut,
Ihn zieh' er schon im Stillen des treuen Packans Blut.

Der Hof war nun versammelt, der Herr im Thronstuhl sitzt;
Sein vorgetretnes Auge ganz blutdurchströmet blitzt;
Es bebet ihm die Lippe, ha! furchtbar anzuschaun,
Darum wohl fühlet Leupold im Herzen heimlich Graun.

Verstellung.

Muſs sie gleich sich jetzo stellen,
Als wär' ich ihr unbekannt,
Meynt drum nicht, ihr Mitgesellen,
Daſs ihr Sinn sey umgewandt!
Ihre Treu' in unserm Handel,
Die weiſs ganz von keinem Wandel.

Amor liebet solche Herzen,
Die des Mundes Meister seyn,
Die bey Trauern können scherzen,
Und erfreuet seyn in Pein.
Wer will haſsfrey seyn im Lieben,
Der muſs sich im Bergen üben.

Dennoch hat sie mich im Sinne,
Hat sie mich im Auge nicht.
Nicht ist's auſsen, sondern drinne,
Was mir ihre Gunst verspricht.
Müssen schon die Lippen schweigen;
Sie denkt doch: der bleibt mein eigen!

Nun donnert Kaiser Albrecht: „Der Hund war meine Lust,
„Das war von euch wohl Jedem seit Jahren her bewuſst,
„Recht mich ins Herz zu kränken, traf ihn der Todesschlag,
„Doch zittern mag der Mörder. Die That muſs mir an Tag."

„Wer mir den Thäter kündet und sey's ein schlechter Knecht,
„Belehn ich reich mit Gütern aus vollem Kaiserrecht.
„Weh aber ihm, dem Mörder! Er soll von meinem Thron
„Entfliehen als ein Bettler, und wär's — mein eigner Sohn."

Da siehet Leupold beben der schöne Friederich;
Schnell zu des Vaters Füſsen erwirft er flehend sich,
Und ruft, „Verzeihung Vater! ich schlug den Packan todt,
„Er fiel mich an so wüthend — es that mir wahrlich Noth."

Und Albrecht sich vergessend, die Hand
empor schon schwingt;
Als schneller aus den Schaaren vorfliegend Leupold dringt,
Und fängt die Hand des Kaisers, und rufet:
„Vater! halt,
„Mich trifft ja nur nach Rechten nun deines Zorns Gewalt.»

„Mein Friederich nicht lüge! Wie bist
du gar so gut!
„Für mich, zu sterben, wahrlich, deſs hättest
du wohl Muth!
„Doch solchen Hund zu tödten, hast du wohl
nicht die Kraft;
„Hab' ich ja selbst zum Schlage mich ganz
empor gerafft.»

Schnell Friederich entgegnet: «Nicht traue
seinem Wort,
„Er will mich retten, Vater, will in die Welt
nun fort.
„Stets strebt zum heil'gen Lande sein ehrbegier'ger Sinn,
„Doch hätt' wohl Oestreich nimmer von
diesem Zug Gewinn.

„Durch Gott! aufbrauset Leupold — Wohl zeigt es meine Hand,
„Noch ist vom Schlag sie blutig, und auch des Wamses Rand.
„Jetzt magst du Herr mich bannen aus deinem Angesicht,
„Es sey! Nur Herr entziehe mir deinen Segen nicht!“

Dem guten biedern Friedrich das Aug' in Thränen schwellt,
Schnell um den Hals des Bruders er nun laut schluchzend fällt,
Der Kaiser beyde Augen sich mit den Händen drückt,
Dann schnell zu seinen Söhnen sich liebvoll niederbückt,

Und leget ihre Häupter wohl sanft an seine Brust,
Sie küssend und sie herzend mit wahrer Vaterlust.
Es sieht der Hof mit Staunen: der strenge Kaiser — weint;
Deſs hätten sie ihn fähig wohl nimmermehr gemeynt.

Anjetzt der Kaiser saget zum edeln Bruderpaar:
„Zwey Dinge werden plötzlich nun meinem Geiste klar:
„Der Mensch ist doch nicht böse, kommt gut aus Gottes Hand,
„Gelobet sey der Höchste, daſs ich euch gut erfand.“

„Und Habsburg kann nicht sinken, wenn seine Söhne sich
„So brüderlich stets lieben, so fest, so inniglich.
„Und wie die Feinde drängen, und wie der Meuter bellt;
„Ihr Brüder stellt euch siegend entgegen einer Welt!“

Die Mähr' hat mir erzählet ein glaubenswerther Mann,
Der Hortenburger Hormayr: und lag mir dringend an,
Sie ohne Schmuck zu bringen in Reime deutscher Art;
Ich that es recht von Herzen. Es fiel mir gar nicht hart.

Wohl würd' es baſs mich freuen, hätt' euch die Mähr' ergetzt,
Hätt' ich mit süſsen Thränen die Augen euch genetzt.
Landsmänner auf nun rüstig! Erzählt's von Ort zu Ort,
Von Gratz bis Brünn und Prag hin, von Linz bis Oſen fort.

Herzog Leupold vor Solothurn.

1318.

An Solothurns Mauern ein Herold naht,
Trommetet; dann ruft er die Worte:
„Nahmt Ludwig ihr ein in die Pforte,
„So büſset, Verräther, dem Kaiser die That!
„Von Mittag und von Mitternacht
„Rückt Leupold an mit Heeresmacht,
„Entschlossen die Wälle zu stürmen,
„Und sollt er zum Himmel sie thürmen!“

Noch scholl es, das stolze, dräuende Wort:
Schon fluthen der Reisigen Glieder,
Ein Lanzenwald, von den Bergen nieder,
Und Fähnlein drängen die Fähnlein fort.
Wie Herzog Leupold, siegsgewohnt,
Stolz auf dem bäumenden Rappen thront!
Jetzt vorn, jetzt mitten, und jetzt im Rücken,
Blitzt er umher mit wildem Entzücken.

An den Ufern der Aar mit lärmender Hast
Entschaaren sich vielgeschäftig die Heere,
Und zimmern die Flöſse und bauen die Wehre.
Nicht eher gönnen die Mannen sich Rast,
Bis wohlgefügt die Brücke steht,
Und jauchzend Heer zum Heere geht.
Bald ruſt die Trommete mit weckendem Halle:
Auf zu den Waffen! hin zu dem Walle!

Ob sich die Luſt von Pfeilen schwärzt,
Steinlasten die Kämpfer bedecken: —
Der Tod kann Helden nicht schrecken!
Wie Schlangen klug, wie Löwen beherzt,
Stehn sie im Graben auf Leichengrund,
Stoſsen mit Widdern das Bollwerk wund;
Und krachend, rastlos, nimmer müde,
Schleudert den Fels die wüthende Blyde.

Wo schützend hoch die Zinne dräut,
Trotzt höher ein Thurm ihr entgegen;
Wer's wagt auf dem Wall sich zu regen,
Der hat sich dem Tode geweiht.
Weh, rings Verwüstung, Mord und Graus!
Doch steht der Bürger, hält noch aus!
Aber vom Gipfel der Thürme behende
Schwingt der Belagerer flammende Brände;

Auflodern die Dächer, und stürzen in Gluth! —
Da faſst Verzweiflung den Bürger.
Soll er die Wälle lassen dem Würger,
Und dämpfen des Feuers empörte Wuth?
Schwarz qualmt der Rauch in Wolken auf;
Ha, weithin mäht der Tod im Lauf!
Geschrey, Geheul, an dem Wall, in den Straſsen —
Daſs auch die Tapfersten selbst erblassen!

Ernst blickt Graf Hugo zum Himmel empor,
Vertrauend den ewigen Mächten.
Ihn preiset die Stadt den Gerechten,
Und weise stehet der Greis ihr vor.
„Du Gott, so ruft er, beugst uns sehr;
„Uns kleine Schaar umbraus't ein Meer,
„Hier würden sich Helden nicht Sieg erwerben;
„Eins bleibt uns nur: — *als Männer zu sterben.*"

„Ein Freyer, hab' ich in Ehren gelebt;
„Vor Schmach und Kerker und Ketten
„Wird dieser Stahl mich retten:
„Nie hab' ich dem Tode gebebt!
„Der Kinder, Greise, Weiber Loos,
„Das leg' ich, Herr, in deinen Schooſs!
„Willst unserem Fleh'n dich gnädig erzeigen,
„Muſs endlich der Stolze sich dennoch beugen!"

Als gläubig der Greis empor noch ſchaut,
Kommt. Wolk' an Wolke geflogen,
Daher ein Gewitter gezogen —
Daſs jeder ſich kreuzt, daſs jedem graut.
Hoch flattert die Saat, der Windsbraut Raub;
Und dunkel wirbelt vom Grund auf Staub,
Als wär' in Empörung Erd' und Himmel,
Blitzt es und kracht es in's Sturmgetümmel.

Und ehe der Krieger es ſich verſieht:
Da wanken die Thürme; — ſie ſinken, ſie fallen.
Zertrümmert, zerſplittert, mit Donnerknallen.
Vergebens iſt Leupold zu retten bemüht.
Er ruft und ruft: — des Herrſchers Willen
Verhallet vor des Nordwinds Brüllen;
Als hätten die Mannen nicht Augen nicht Ohren,
So ſteh'n ſie geblendet, betäubt und verloren.

Die Wolken brechen, und Fluth auf Fluth
Platzt nieder mit ſauſendem Falle,
Brauſt ab mit reiſſendem Schwalle;
Hoch hebt's der Belagerten Muth!
Die Brunſt erliſcht dem Waſſerfall,
Das Lager reiſst mit der Wogen Schwall;
Und Ritter ſelbſt auf hohen Roſſen
Fallen wie Rohr den gewichtigen Schloſſen.

„Schickſal, zürnt Leupold, du triffſt mich hart!
„Trotz biet' ich dir, doch, die Stadt zu befreyen;
„Laut will ich einst der Ohnmacht dich zeihen.
„Nicht laſs ich mir kürzen Haar und Bart,
„Bis die Verfluchten ich hingestreckt,
„In Trümmer und Schutt ihr Nest gelegt!
„Tod und Verderben soll sie ereilen,
„Und müſst ich hier mein Leben verweilen!“

Nun erbrüllet die Aar in der engenden Kluft!
Wie sie ringt, die Dämme zu sprengen,
Wie die Wogen auf Wogen sich drängen,
Und der Schaum zerstäubt in die Luft! —
Die neue, dringende höchste Gefahr
Nimmt Leupold mit Entsetzen wahr:
Denn Bäume, Lasten, Felsenstücke
Schleudert die Fluth an die wankende Brücke.

Er aber mit klugem Feldherrnsinn
Läſst schnell sie mit Steinen beschweren:
Dem Andrang mit Stangen zu wehren,
Reiht an's Geländer die Mannen er hin.
Doch immer höher schwillt der Fluſs,
Und pfeilschnell fährt des Wassers Guſs,
Jetzt, jetzt zerberstet die Brück' in Trümmer —
Aufschallt der Armen Geheul und Gewimmer.

Recht so, Schwester! Laſs nicht merken,
Was dich heimlich labt und kränkt.
Man verräth sich mit den Werken,
Der ist sicher, der viel denkt.
Laſs sie sagen, was sie wollen,
Wir nur wissen, was wir sollen.

Sey dir ähnlich und verbleibe,
Wie du vor warst, und noch bist.
Denke nicht, weil ich nichts schreibe,
Daſs mein Denken dich vergiſst:
So gedenk' ich stetig deiner,
Daſs ich auch vergesse meiner!

Abstürzt sich Leupold vom hohen Roſs;
In die Fluth hinab stracks will er springen,
Mit dem Schwall um die Seinigen ringen:
Ihn läſst der Treuen Gefolge nicht los.
Da starrt er hinaus mit grausem Schmerz,
Und schlägt verzweifelnd an Stirn und Herz;
Fleht: „Gott, mein Gott! o laſs dich's erbarmen;
„Mich strafe, mich! Nur rette die Armen!"

Und sich aus der Stadt schon Kahn auf Kahn
Beherzt in den Strudel sich wagen,
Mit Wogen und Scheitern sich schlagen;
Graf Hugo rudert wacker voran.
Er schwanket her, er schwanket hin!
Ihm glückt's, den Ersten empor zu zieh'n.
Durch Feindeskraft, durch Feindessorgen
Sind alle gerettet, sind alle geborgen.

An den Ufern tönt auf ein Freudengeschrey! —
Doch Leupold blickt dankend nach oben;
Stimmt an: „Herr Gott, dich wollen wir loben!"
Gleich fällt ihm das Heer mit Rührung bey.
Kaum war der Jubelchor vollbracht,
Ist schon der Lösung er bedacht:
Knechtschaft von den Seinen zu wendſen
Will er zum Feinde Rüdigern senden.

Befiehlt: „Wenn sich röthend der Tag erneut,
„Magst du am Thor als Herold erscheinen,
„Und fodern sogleich vom Feinde die Meinen,
„Die später doch sonst mein Arm befreyt.
„Er selbst bestimme das Lösegeld;
„Wie hoch es kommt, wie schwer mir's fällt:
„Sie früher zu retten vor Schmach und Qualen,
„Will ich es gern' und redlich bezahlen."

„Nur, daſs sich die Stadt nicht etwan vermiſst,
„Will Freyheit für Freyheit bedingen;
„Ha, dazu lieſse sich Leupold nicht zwingen,
„Der nie geschworener Rache vergiſst!
„Wenn sie mit Unsrer Tode dräu'n,
„Sag dann, ich könnt' auch grausam seyn.
„Für der Gefangenen Leben und Leiber
„Bürgen mir Greise, Kinder und Weiber!"

Als kaum noch der Morgen [illegible]
Da, horch, von der Stadt die Trommet' erklinget,
Und Leupold im Flug' auf's Pferd sich schwinget;
Und alles erwacht, und eilet und schaut:
Graf Hugo naht, der edle Greis,
Der Retter in der Geretteten Kreis;
Die stürzen hervor, umarmen die Brüder,
Und jubeln: „O Glück! wir sehen uns wieder!"

Fest spricht der Graf den Herzog an:
„Ich segne die heilige Stunde!
„Wir stehn nicht mit Wogen im Bunde;
„Wehrlose fesselt kein Ehrenmann.
„Sie alle zu retten genoſs ich das Glück:
„Drum nehmt auch frey sie alle zurück!
„Was zwischen uns bleibet zu rechten,
„Laſst fürder uns Mann an Mann verfechten.“

Und mit den Worten wandt' er sich um,
Und ohne Zögern und Weilen
Sieht man ihn rasch zu den Masern eilen.
Lang bleibt Leupold wie ein Marmorbild — stamm.
Jetzt wird er endlich wieder wach,
Und spornt sein Roſs, und jagt ihm nach:
„Halt, ruſt er, ein Wörtchen laſs mich noch sprechen;
„Ich muſs mich an dir, du Stolzer, rächen.“

„Du wagst mir zu trotzen in Uebermuth,
„Willst mich durch Groſsmuth bezwingen?
„Das soll dir bey Gott, nicht gelingen:
„In mir wallt Rudolphs erlauchtes Blut!

„Der eignen Rache künd' ich Krieg;
„Und schon gewonnen ist der Sieg!
„Ich ziehe nach Hause mit all den Meinen;
„Du bringe Frieden und Freyheit den Deinen."

Kaiser Max.

Auf der Martinswand in Tyrol.

1493.

„Hinauf! hinauf!
„In Sprung und Lauf!
„Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
„Nur die Gemse springt, nur horstet der Aar;
„Wo das Menschengewühl zu Füſsen mir rollt,
„Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
„Das ist der Ort, wo die Majestät
„Sich herrlich den Herrscherthron erhöht!
„Lie steile Bahn
„Hinan! hinan!
„Dort pfeifet die Gemse! Ha springe nur vor;
„Nachsetzt der Jäger, und fliegt empor!

„Gähnt auch die Kluft
„Schwarz wie die Gruft;
„Nur hinüber, hinüber im leichten Schwung!
„Wer setzet mir nach? S war ein Kaiser-Sprung!
„Klimm Gemse nur auf die Felsenwand!
„In die luſtige Höh, an des Abgrunds Rand,
„Mach ich mit Eisen mir doch die Bahn.
„Nur muthig hinauf, nur muthig hinan!
„Jetzt ohne Rast
„Den Strauch erfaſst!
„Wenn tückisch der Zweig vom Gesteine läſst,
„So hält mich im Fall die Klippe noch fest.“

Der Stein nicht hält,
Der Kaiser fällt
In die Tiefen hinab zwey Klafter lang;
Da ward Herrn Maxen doch gleichsam bang.
Ein Felsen hervor ein wenig ragt,
Das nennet er Glück — Gott sey's geklagt!
Einbrachen die Kniee, doch blieb er steh'n,
Und taumelt sich aus; da muſst er nun seh'n;
Hier half kein Sprung
Kein Adlerschwung;
Denn unter ihm senkt sich die Martinswand:
Der steilste Felsen im ganzen Land.

Er starrt hinab
In's Wolkengrab,
Und starrt hinauf in's Wolkenmeer,
Und schaut zurück und schaut umher.
Da zeigt sich kein Fleck zum Sprung handbreit,
Kein Strauch, der den Zweig dem Klimmer beut,
Aus hartem Felsen wölbt sich ein Loch
Schroff hinter ihm, wie ein Dom so hoch!
Der Kaiser ruft
In taube Luft;
„Ey doch wie hat mich die Gemse verführt!
„Kein Weg zu den Lebenden niederführt."

Er war's gewillt,
Es ist erfüllt!
Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar,
Wo das Menschengewühl zu Füſsen ihm rollt;
Wo das Donnergebrüll tief unten grollt:
Da steht des Kaisers Majestät
Doch nicht zur Wonne hoch erhöht.
Ein Jammersohn
Auf luft'gem Thron,
Findet sich Max nun plötzlich allein,
Und fühlt sich schaudernd, verlassen und klein.

Im Thalgrund
Ein Hirte stand,
Und sieht auf der Platte sich's regen,
Und bücken und heben und schreitend bewegen.
«Den bannt wohl hinauf des Satans Gewalt?
«Das ist bey Gott eine Menschengestalt!»
So ruft er, und winkt die Hirten herbey,
Daſs jeder ihm staunend das Wunder zeih'!
«Gott sey mit ihm!»
«Ist's eine Stimm':
«Der stehet dort oben in groſser Noth,
«Muſs arg wohl erleiden den Hungertod.»

Auf leichtem Roſs
Ein Jägertroſs
Kommt nun das Thal hereingesprengt,
Wo sich die Menge schon gaffend drängt,
Und rufet den nächsten Hirten an:
«Nahm wohl der Kaiser anher die Bahn?
«Hoch auf den Alpen klomm er empor,
«Daſs ihn des Jägers Blick verlor.»
Der Hirte blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Hindeutend sagt er zum Jägerschwarm:
«Dann schaut ihn dort oben! daſs Gott erbarm'!»

Der Jäger blickt
Auf die Wand, erschrickt,
Und hebet nun schnell sein Sprecherrohr,
Und ruft, was Menschenbrust mag, empor.
„Herr Kaiser seyd ihr's, der steht in der Blend,
„So werft herab einen Stein behend!"
Und vorwärts nun weget das Menschengewühl,
Und plötzlich ward es nun todtenstill.
Da fällt der Stein,
Senkrecht hinein,
Wo unter dem Felsen ein Hüter wacht,
Daſs zerschmettert das Dach zusammenkracht.

Des Volks Geheul',
Auf eine Meil'
Im ganzen Umkreis zu hören,
Macht rings das Echo empören.
Und zum Kaiser auf dringet der Jammerlaut,
Der kaum mehr menschlicher Hülfe vertraut.
Er spannet das Aug', er strecket das Ohr:
„Was wühlet dort unten? Was rauscht empor?"
Er sieht und lauscht!
Fort wühlt's und rauscht —
So harret er aus, ohne Murren und Klag,
Der edle Herr bis zu Mittag.

Doch Sonnenbrand,
Die Felsenwand
Zurück mit glühenden Strahlen prallt;
Da wird unleidlich der Hitze Gewalt.
Erschöpft von der mattenden Gemsenjagd,
Von Durst gequält, von dem Hunger geplagt,
Fühlet sich Max ganz matt und schwach; —
War's Wunder, daſs endlich die Kraft ihm brach?
Das wünscht er allein,
Gewiſs zu seyn;
Eh' die Besinnung ihm verflieſst,
Ob Hülfe bey Menschen noch möglich ist?

Bald wuſst' er Rath,
Und schritt zur That,
Und schrieb mit Stiften auf Pergament
Die Frag' ans Volk, und wickelt behend
Mit goldenem Bande das Täfelein
Auf einen gewicht'gen Marmorstein,
Lieſs fallen die Last in die Tiefe hinab; —
Und horcht — kein Laut, der ihm Antwort gab.
Ach Gott und Herr!
Man liebt ihn so sehr,
Drum findet vom Volke sich niemand ein,
Dem Herrn ein Bothe des Todes zu seyn.

Treue.

Ein getreues Herze wiſsen
Hat des höchsten Schatzes Preis.
Der ist selig zu begrüſsen,
Der ein treues Herze weiſs.
Mir ist wohl bey höchstem Schmerze,
Denn ich weiſs ein treues Herze!

Läuft das Glücke gleich zu Zeiten
Anders, als man will und meynt,
Ein getreues Herz hilft streiten
Wider Alles, was ist feind.
Mir ist wohl bey höchstem Schmerze,
Denn ich weiſs ein treues Herze!

Sein Vergnügen steht alleine
In des Andern Redlichkeit;
Hält des Andern Noth für seine,
Weicht nicht, auch bey böser Zeit.
Mir ist wohl bey höchstem Schmerze,
Denn ich weiſs ein treues Herze!

Der Kaiser wie hart
Auf Antwort harrt,
Und sendet den dritten und vierten Stein,
Doch immer woll't es vergeblich seyn.
Bis schon am Himmel die Sonne sich senkt,
Und nun erseufzend der Herr sich denkt:
„Wär' Hülfe möglich, sie riefen es mir,
„So harr' ich nun sicher des Tod's allhier."
Da hob sein Sinn
Zu Gott sich hin;
Ihm entflammet das Herz der heilige Geist,
Daſs er sich schnell von dem Irdischen reiſst;

Wegstöſst die Welt,
Zum Ew'gen hält!
Jetzt wieder ein Täflein nimmt zur Hand,
Beschreibt es eifrig. — Weil fehlte das Band,
So band er's am Stein mit dem goldenen Vlieſs;
Was sollt's ihm? Er war ja des Todes gewiſs!
Und aus dem erhöheten luftigen Grab
Wirft er den Stein in das Leben hinab.
Wohl peinlicher Schmerz,
Durchwühlet das Herz
Jedem, der nun, was der Kaiser begehrt,
Weinend vom weinenden Leser hört.

Der Leser rief:
„So heiſst der Brief.
„Viel Dank Tyrol für deine Lieb,
„Die treu in jeder Noth mir blieb.
„Doch Gott versucht' ich mit Uebermuth,
„Das soll ich nun büſsen durch Leib und Blut.
„Bey Menschen ist keine Rettung mehr;
„Gott's Wille geschehe' Gerecht ist der Herr!
„Will büſ[illegible] ie Schuld,
„Mit Mu[illegible] Geduld.
„Mit ein[illegible], wohl könnt ihr mein Herz erfreu'n,
„Ich will euch den Dank im Tode noch weih'n.

„Nach Zierlein eilt
„Nun unverweilt
„Ein Both' um das heilige Sacrament,
„Nach dem mir dürstend die Seele brennt.
„Und wenn der Priester steht am Fluſs,
„So kündet's mir Schützen durch einen Schuſs.
„Und wenn ich den Segen nun soll empfahn,
„So deut' es ein zweyter mir wieder an.
„Sehr bitt ich euch,
„Fleht dann zugleich
„Mit mir zum Helfer in aller Noth,
„Daſs er mich stärk' in dem Hungertod."

Der Bothe fleugt,
Der Prieſter keucht.
Nun schon herbey, nun steht er am Fluſs,
Schnell kündet's dem Kaiser der Schützen Schuſs.
Der schaut hinab, erblickt die Monstranz,
Denn blitzend erglänzt ihr ein Demantkranz.
Und wirft sich vor ihr auf die Kniee hin,
Mit zerknirschtem Herzen, mit gläubigem Sinn.
Die Menschheit ringt,
Und siegt, und schwingt
Auf entfesselten Flügeln empor sich schnell
Zu der ewigen Liebe hochheiligem Quell!

Und o wie fleht
Sein heiſses Gebeth!
„O Gott, du Vater allmächtig am Himmelsthron,
„Du Lieb' aus Lieb' entquollener Gottessohn,
„Und du hochheiliger Gottesgeist,
„Der beyde vereint, das Heil uns weis't;
„O Gott, deſs Lieb' auf jeder Spur
„Verkündet laut die weite Natur!
„O tauchte sich schnell
„Im Liebesquell
„Mein liebender Geist, umfaſste die Welt,
„Die liebend am Herzen dein Arm erhält."

„Vor meinem Tod,
„Dein Himmelsbrot,
„Wünsch ich unwürdiger, o wie sehr!
„O sieh auf mich erbarmend her!
„O Christus Lieb' tritt bey mir ein,
„Und führ' mich zurück in der Gläub'gen Verein,
„Die deine Lieb' so feurig beseelt,
„Daſs eines sie werden mit Gott und Welt.
„Und weil ich nicht werth,
„Was ich begehrt,
„Ein einzig Wort aus deinem Mund
„Macht deinen Knecht auch wieder gesund."

So will er im Fleh'n
Vor Liebe vergeh'n.
Da kündet ein zweyter Schuſs ihm an,
Daſs er den Segen nun soll empfahn.
Der Herr sogleich auf Felsengrund,
Wirft sich die Stirn' und die Hände wund.
Und der Jäger mit lautem Sprecherrohr
Sagt ihm des Priesters Worte vor:
„Dich segnet Gott,
„In deiner Noth,
„Der Vater, der Sohn, und der heilige Geist,
„Den Himmel und Erd' ohn' Ende preist."

Nun allzumahl
Im ganzen Thal
Das Volk auf den Knien harrt im Gebeth,
Und laut für das Heil des Herren fleht.
Den Kaiser rührt's, der Bethenden Schall
Bringt ihm zu Ohren der Wiederhall.
Auch er bleibt knieen im Gebeth,
Und Gott für das Wohl der Völker fleht,
Schon flammt der Mond
Am Horizont,
Und herrlich das grünliche Firmament
Von funkelnden Sternenheeren brennt.

Des Himmels Pracht
Erweckt mit Macht
Die Sehnsucht zum himmlischen Vaterland,
Ihm löset sich jedes irdische Band.
Wo der Seraphim Harfe Jubel erklingt,
Der Seligen Chor das Heilig singt,
Wo das Leiden schweigt, die Begierde sich bricht,
Zur ewigen Liebe, zum ewigen Licht,
Dahin, dahin
Schwingt sich sein Sinn,
Und mit hoch empor gehobenen Händen
Denkt er entfliehend sein Leben zu enden;

Als schlank und fein
Ein Bäuerlein,
Wie der Blitz ihn blendend, nun vor ihm stund,
Und grüſst ihn mit lieblich ertönendem Mund:
„Herr Max, zum Sterben hat's wohl noch Zeit,
„Doch folget mir schnell. Der Weg ist weit."
Der Kaiser entsetzt sich ob dem Gesicht,
Und trauet den Augen und Ohren nicht.
Und wie er schaut,
Ihm heimlich graut;
Denn es wall't um den Knaben gar sonderlich
Ein dämmernder Schein, der nichts Irdischem
glich.

Doch der Kaiser in Hast
Sich wieder faſst,
Und fragt das Knäblein: „Wer bist du? — Sprich!"
„ „Ein Bothe, gesandt um zu retten dich." "
„Wer zeigte dir an zur Klippe den Weg?"
„ „Wohl kenn' ich den Berg und jeglichen Steg." "
„So hat dich der Himmel zu mir geschickt?"
„ „Wohl hat er dein reuiges Herz erblickt." "
Drauf es sich dreht,
Zur Höhlung geht,
Und gleitet nun leicht durch den Riſs in die Wand,
Den vorher sein forschendes Auge nicht fand.

Durch den Riſs gebückt,
Der Kaiser sich drückt!
Sieh da hüpfet das Knäblein leuchtend voran,
Durch steile Schluchten tief ab die Bahn.
Wo funkelnd das Erz an den Wänden glimmt
In der Tiefe der Schwaden aufblitzend schwimmt,
Am Gewölb ertönt der Schritte Hall,
Fern donnert des Bergstromes brausender Fall,
Tiefer noch ab,
Meilen hinab:
Da gleitet das Knäblein in eine Schlucht,
Die Fackel erlosch. — Mit den Händen bange
nun sucht

Max sich den Weg hinvor,
Und dringt empor;
Und schaut aufathmend der Sterne Licht,
Und sucht den Knaben — und findet ihn nicht.
Da faſst ihn ein Schauer. Nicht hat er geirrt.
Wohl war es ein Engel, der ihn geführt.
Und schon erkennt er Zierleins Thal,
Hört brausen der Menge verworrenen Schall.
Mit bebendem Tritt
Er weiter schritt,
Wie oft, ermattet, er weilen muſs,
Bis er naht dem weit erglänzenden Fluſs.

Noch stand er weit,
Doch hoch erfreut
Schaut er den Priester bey Fackelglanz
Stehn, unermüdlich mit der Monstranz.
Und noch die treuen Gemeinden knien,
Und heiſs im Gebethe für ihn glüh'n.
Sein Auge ward naſs, sein Herz hoch schwoll,
— 'S war ja von tausend Gefühlen voll.
Schnell tritt er vor,
Ruft laut empor:
„Lobet den Herrn und seine Macht!
„Seht, mich hat sein Engel zurück gebracht.»

An Haschka.

An Cumas Meerstrand, bald in die Wasserwelt,
Bald auf zum Himmel, wendend den Seherblick,
Saſs die Sybille, Gegenwart und
Zukunft erwägend vor ihrer Grotte;

Sang ganzen Reichen, Völkern und Königen
In Bildersprüchen Schicksal, und ritzte sie
In loses Laub, und schloſs die Blätter
Dann in die Höhle je Blatt für Blatt ein.

Doch dreht ein Fremder leis' in der Angel nur
Die Pforte, sieh! da flattern sie allzumahl
Verwehet durch die Höhle, nimmer
Achtet die Seherin sie zu sammeln.

Wo sind die Blätter, Haschka, begeisterter,
Von dir beseelet? heilige Liebesgluth
Hieſs jeden Zeitpunkt deines Lebens
Worte prophetischen Sinn's dich künden.

Ein gift'ger Dämon hat sie hinweggestürmt,
Zerstreuet — schüttelt grinsend nun über dich
Sein Schlangenhaupt, und höhnt und zischet:
Sucht nun die Blättlein! Ha singt sie Thoren!

Und doch wie herrlich reihten die Lieder sich
Ein Götterzug, und zeigten im Bildertanz,
Was durch die Hälfte des Jahrhunderts
Häufte nun Freude, nun Leid auf Oestreich;

Und träfen sicher — herrliches Liederziel! —
Tyrann! dich träfe schmetternd ihr Feuerstrahl,
Daſs dir vom Antlitz jede Larve
Wie du sie wechselst, als Asche wegstirbt.

Fand dich ihr Blitz nicht Tausendgestaltiger,
In jeder Hülle, selbst in dem Priesterrock,
Im blutgetauchten Purpurmantel,
Oder wie täuschend! in Bettlerlumpen!

Das hascht Verleumdung, zeihet dich Widerspruchs,
Ihr hallet nach die Menge gedankenlos
O Freund mir glüht vor Scham die Wange,
Aber Bekenntniſs erleichtert Schuld nur.

Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke;
Geld und Reichthum, das zerstäubt;
Schönheit läſst uns bald zurücke:
Ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl bey höchstem Schmerze,
Denn ich weiſs ein treues Herze!

Eins ist, da seyn, und geschieden;
Ein getreues Herze hält,
Gibt sich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es niederfällt.
Ich bin froh bey höchstem Schmerze,
Denn ich weiſs ein treues Herze!

Nichts ist Süſsers, als zwey Treue,
Wenn sie Eines worden sind;
Dieſs ist's, deſs ich mich erfreue,
Und dazu spricht Ja mein Kind.
Mir ist wohl bey höchstem Schmerze,
Denn ich weiſs ein treues Herze!

Auch mich, auch mich hat Schlangengezisch
bethört! —
Du lächelst Edler? Drückest mich zärtlich doch
An deine Brust so voll von Liebe?
Anwald der Menschheit! O hör' mich Haschka!

Nicht nur der Mitwelt; spätester Nachwelt lebt
Ein heil'ger Barde. — Kurz ist das Leben, Freund!
Was säumst du noch? O binde kräftig
Alle die Blitze zum Donnerkeile

Für beſsre Nachwelt, Haschka, für Enkelwohl!
Verstorbne Klarheit reisset die Nebel durch,
Und strahlet siegend. Enkelherzen
Preisen dich jubelnd den Freyheitsänger.

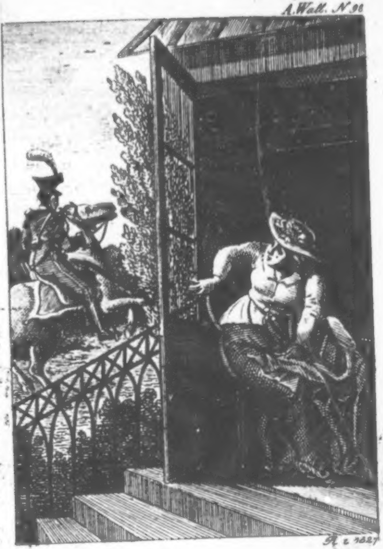
Auserlesene

Bagatellen

von

Anton Wall.

A.Wall. N.98



Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Sechs und siebenzigstes Bändchen.

Ant. Wall's Schriften

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Inhalt.

Seite.

Antonie. Aus der geheimen Geschichte einer Residenz 1

Vom Ursprung der Küsse. Eine Vorlesung. 31

Der Traum in der Mainacht 49

Omar. Eine Erzählung in sieben Kapiteln. 65

Julie. Bruchstück einer Erzählung . . . 89

Der Maulwurf. Eine Standrede 174

Anekdote 181

Antonie.

Aus der geheimen Geſchichte einer Reſidenz.

»Antonie,« ſagte der Oberkammerherr, Graf von O***, zu ſeiner Tochter, als er eines Mittags von Hofe kam, »ſo viel ich weiſs, iſt Dein Herz noch frey. — Oder ſollt' ich mich irren?«

»Gnädiger Papa,« ſtotterte das erröthende Mädchen von ſiebzehn Jahren, »Ihre Frage — ich begreiſe nicht — Ihre Frage . . .«

»Hat ihre Urſachen, ſo wie — ſetze Dich her zu mir, liebe Tochter — meine Frage hat ihre Urſachen, ſo wie von jeher mein ganzes Betragen gegen Dich. — Du weiſst, Antonie, daſs Du das Unglück haſt, die einzige Erbin eines

Vaters zu seyn, der einer von den ersten Groſsen des Hofs und ein Günstling des Monarchen ist.»

«Unglück, gnädiger Papa?»

«Mich däucht. Wenigstens gibt es einen wichtigen Punkt, in welchem die Erbin eines Privatmanns immer glücklicher ist, als Du. — Wenn Du nun zum Exempel Dich einmal vermählen müſstest, ohne Dein Herz um Rath fragen zu dürfen?»

Antonie blickte in die Höhe, sah, daſs er eine Antwort erwartete, machte eine stillschweigende Verbeugung, und zupfte an einer Rose, die sie in der Hand hielt.

«Liebe Tochter,» fuhr er fort, «ich sah voraus, daſs dieses ganz gewiſs einmal Dein Fall seyn würde. Meine Pflicht war, dafür zu sorgen, daſs Du dann wenigstens keinen Geliebten aufopfern müſstest. Deine Mutter starb, da Du acht Jahr alt warst; und sogleich entfernte ich Dich von der Residenz, und lieſs Dich auf einem entlegenen Landgute von einer Freundin erziehn, deren Klugheit mir bekannt war. Ich hoffe, daſs Du noch keine männliche Bekanntschaft gemacht hast, die Dir Deinen Gehorsam erschweren könnte. — Oder hast Du? — Sprich mit Deinem Vater offenherzig.»

„Gnädiger Papa, ich — mir ist Niemand bekannt — ich kenne Keinen."

„Ganz gewiſs, Antonie?"

„Gewiſs, liebster Papa!"

„Desto besser! — So wird Dir das, was Du bald thun sollst, um so viel leichter fallen, und ich selbst habe einen Jammer in der Welt weniger."

„Was ich bald thun soll?" wiederholte sie, eh' er noch ganz ausgeredet hatte, und sah ihm mit den hellen, klaren, blauen Augen betroffen in's Gesicht.

„Sieh nur, liebe Antonie," sagte der Oberkammerherr, „daſs ich Dich vor vier Wochen aus Deiner Einsiedeley an den Hof berufen habe, ist nicht ohne Absichten geschehn. Ein Vicepräsident in dem ersten Collegium einer entfernten Provinz hat sich durch Talente und Diensteifer dem Monarchen so sehr empfohlen, daſs dieser vor Kurzem geruht hat, ihn seiner Person näher zu bringen und ihn in den Staatsrath zu ziehen. Du wirst ihn heute sehn, und ihm als einem Manne begegnen, den der Monarch schätzt, den ich ehre, und dem Du bestimmt bist."

„Ich?" fragte sie mit einiger Freude, und schlug den Augenblick darauf die Augen nieder, daſs sie das Ich nicht langsamer gesagt hatte.

Beständige Liebe.

Es ist unverwandt, mein Herze,
Das ich trage gegen dir,
Es ist unverwandt in mir,
Du mein Trost und auch mein Schmerze!
Was sich regt in meinem Blute,
Weiſs von keinem Wankelmuthe.

Lasse dich es nicht betrüben,
Daſs ich dir ohn' Unterlaſs
Von der Pein, die mich macht blaſs,
Seither habe nicht geschrieben:
Das Gemüthe red't die Fülle,
Schweigt gleich Mund und Feder stille.

Siehst du, wie die festen Eichen
Vor den Stürmen sicher sind?
Wie der schwache Nordenwind
Von den Felsen ab muſs weichen?
Mein stark Herze, das dich meynt,
Bleibt, so lang' die Sonne scheint.

„Der Monarch selbst ist zuerst auf diese Verbindung gefallen, er hat seine Gedanken dem Minister mitgetheilt, dieser hat mit mir gesprochen, und ich habe Dich ihm zugesagt. — Die Sache ist dem Interesse unsres Hauses gemäſs, und gleichsam vom Monarchen selbst projectirt. — Also in vier Wochen, Antonie, änderst Du Deinen Namen."

Antonie saſs da, wollte reden, und konnte nicht.

„Bilde Dir nicht ein, liebe Tochter," fing der Oberkammerherr wieder an, „daſs wir etwas von Dir fordern werden, das nicht in Deinem Vermögen steht. Der Monarch, der Minister und ich setzen voraus, daſs Du blos Deine Hand vergibst. Kann das Herz der Hand nicht folgen, so steht Dir frey, es zurück zu behalten. Man wird sich nie ein Recht anmaſsen, Dir Vorwürfe zu machen, wenn Du einmal darüber nach Deinem Wohlgefallen disponiren solltest. Du wirst in diesem Punkte völlig Dir selbst überlassen seyn."

„Und dennoch seine Gemahlin?" fragte Antonie staunend.

„Dennoch!"

„Versteh' ich Sie auch, gnädiger Papa?"

„Lebe ein halbes Jahr unter uns, und Du verstehst mich. — Gutes Mädchen, die Männer, die Deine moralischen Bücher gemacht haben, passen meistens den Zirkel auf das Dreyeck, schreiben den Groſsen vor, was sie thun sollen, und wissen nicht, was sie thun können; nennen uns sittenlos, wo wir blos unglücklich sind, und schmähen, wo sie weinen sollten. — Deine Hand, Antonie, daſs Du Dich ohne Widerstreben nach dem Willen des Monarchen, nach den Wünschen Deines Vaters und nach der Convenienz Deines Hauses fügen willst."

Antonie hatte den Minister nie gesehn, aber sie hatte auch nie geliebt. Ueberrascht von dem väterlichen Ansehn, gab sie die Hand, daſs sie gehorchen wollte.

Einige Stunden darauf erschien der Minister: ein kleiner, zusammengewachsner Mann, der ein gläsernes Auge und eine hohe Seite hatte. Antonie trat herein, und wollte in Ohnmacht sinken. Sie muſste sich auf einige Augenblicke entfernen, um sich zu sammeln. — An einem Mädchen, das in der Einsamkeit erzogen war, das die groſse Welt erst seit vier Wochen sah, und itzt ein Ja von sich geben sollte, von dem sie gestern kein Wort gewuſst hatte, war das zu entschuldigen. Der Minister hielt ihr Erschrekken für eine Wirkung der Blödigkeit, und fand sich durch ihr Betragen nicht beleidigt. — Sie kam wieder; der Minister berief sich auf das, was ihr Vater ihr gesagt hätte, ergriff ihre zitternde Hand, und fragte. — Mit einem eiskalten Schauer sagte Antonie Ja; aber sogleich ging sie hinaus, und keine Vorstellungen konnten sie bewegen, wieder zu kommen.

Tags darauf fiel sie ihrem Vater zu Füſsen, und beschwor ihn, sie ihres Worts zu entlaſsen. — „Soll ich befehlen, Antonie?“ sagte er, und verlieſs sie mit einem Blicke, in welchem der Zorn funkelte. — Sie ergab sich in ihr Schicksal.

Vater und Bräutigam haſsten das Ceremoniel. Um ihm zu entgehen, hatten sie verabredet, daſs, auſser dem Monarchen und zwey Zeugen von jedem Theile, Niemand etwas von der Sache erfahren sollte, als bis sie vorüber wäre. Auf einem Landgute des Vaters, einige Meilen von der Residenz, wurde die Trauung vollzogen, ohne daſs selbst die Bedienten wuſsten, was gegeschähe.

Nach der Ceremonie stand Antonie mit ihrem Gemahle in einem Fenster, bat ihn, das Billet zu lesen, das sie ihm gab, und ging hinaus. — Er las:

„Herr Graf, ich habe meinem Vater gehorcht, und bin nun Ihre Gemahlin. Nehmen Sie hiermit meine Versicherung an, daſs mir die Rechte, die Sie auf mich erhalten haben, beſtändig heilig seyn werden. Aber zugleich bitt' ich Sie mit dem gepreſstesten Herzen um die Gnade, daſs Sie meinen Vater bewegen, mich noch heute mit meiner bisherigen Gesellschafterin, die hier als Zeugin zugegen ist, in meine Einsamkeit zurückkehren zu lassen. Durch eine abschlägliche Antwort werden Sie nichts bewirken, als daſs Sie mein Elend vergröſsern. Die Willfahrung meiner Bitte aber wird die Ehrfurcht noch vermehren, die ich für Ihre Verdienste habe, und deren ich Sie hiermit ausdrücklich versichere."

Der Minister stutzte und überlegte. Er ging zu Antoniens Vater, zeigte ihm das Billet, legte selbst für sie eine Fürbitte ein, und betheuerte, daſs durch diese Trennung das gute Verständniſs beyder Häuser nicht gestört werden sollte. Der Vater wollte toben, gestand sich, daſs Antonie überrascht worden wäre, gab seine Einwilligung zu ihrer Entfernung, und nahm mit Allen, die um das Vorgefallene wuſsten, die Abrede, daſs man von dem, was geschehn war, so lange schweigen wollte, bis Zeit und Umstände einmal Antoniens Gesinnung änderten.

Antonie reiste mit ihrer Freundin nach ihrem einsamen Landgute, während die Uebrigen zur Residenz zurückkehrten. Alles blieb verschwiegen, und der Monarch tröstete seine Lieblinge mit der Zukunft. — Man machte zwar einige Versuche, Antonien zur Rückkehr zu bereden: aber jeder vergröſserte ihren Abscheu vor der Person ihres Gemahls.

Sie befand sich in ihrer Einsamkeit weder wohl, noch übel. Die wenigen Wochen, die sie im Getümmel der Residenz zugebracht hatte, waren nicht hinreichend gewesen, ihr den Geschmack an ihrer bisherigen Stille zu verleiden. Ihre alte Freundin, einige Bücher, die Spaziergänge in einer ziemlich angenehmen Gegend, und überdem die weiblichen Künste, in denen sie durchgängig Meisterin war, vertrieben ihr die Zeit. Die letztern waren ihre liebsten Beschäftigungen, und nahmen ihr die meisten Stunden weg. Sie hatte in einem ihrer Bücher gelesen: der Anblick einer schönen Figur in einem gutgewählten Gewande mache auf eine gewisse Art glücklich. Antonie sah Niemanden um sich, als Bediente, Pachter und Pachterinnen; aber auch diesen zu Gefallen glaubte sie sich gut kleiden zu müssen. Ihr Anzug ward ihr Studium; ihr Negligée war immer neu und immer natürlich; man hatte ihr gestern nachgesehn, heute sah man ihr wieder nach. Der Städter, der sie in ihrem allernachlässigsten Morgenhabit traf, muſste glauben, sie ginge einem Liebhaber entgegen, der sie bestellt hätte.

Antonie hatte keinen bestellt, aber bisweilen kommt etwas ungerufen. — Ihr Lieblingsort in den heiſsen Sommertagen war ein Lusthaus an der Gartenmauer, dessen Fenster nach Mitternacht gingen. Eines Abends, in der Rosenblüthe, saſs sie da am offnen Fenster, und garnirte sich ein Kleid.

Sie hörte den Trott eines Pferdes, sah hinaus, um sich etwa von einem Landmanne grüſsen zu lassen, der vom Felde käme, und war wie versteinert, als ein Officier vor ihr den Hut abzog — der erste, den sie jemals in dieser Gegend gesehn hatte. Sein Pferd war so wild, daſs ihr angst und bange darüber ward. Sie sah ihm nach, so weit sie konnte, und machte am Ende bey sich selbst die Anmerkung, daſs ein guter Reiter auf einem muthigen Pferde eine bessere Figur mache, als auf einem gelassenen. Sie hätte gewünscht, ihm länger nachsehn zu können.

Sie setzte sich wieder zu ihrer Arbeit, aber ihr Blut war von dem Schrecken über das wilde Pferd noch so sehr in Wallung, daſs die Nadel keinen Stich recht machte. Sie warf das widerspenstige Werkzeug hin, und spazierte im Garten herum. Mit Eins bemerkte sie, daſs es finster geworden war, und ihre Uhr repetirte Dreyviertel auf Zehn. Sie eilte noch zur Frau von F**, ihrer Gesellschafterin, die seit einiger Zeit von ihren Augenschmerzen in ein halbdunkles Zimmer eingesperrt war, wünschte ihr eine gute Nacht, und ging in ihr Cabinet. — Die zwey folgenden Tage regnete es fast beständig. Antonie war sehr miſsvergnügt, daſs sie um zwey Tage Rosenblüthe käme.

Den dritten Tag war das Wetter schön. Unterdessen ward ihr der Morgen unausstehlich lang, obgleich die Tauben, die sie an sich gewöhnt hatte, vergessen worden wären, wenn sie nicht endlich ziemlich grob um ihr Futter gemahnt hätte. Gleich nach Tische ging sie auf ihr Lusthaus, und nahm ein Buch mit, das sie beym ersten Durchlesen sehr unterhaltend gefunden hatte. — Sie las einige Seiten, und bemerkte, daſs der Verfasser wirklich sehr langweilig wäre. Sie warf es hin und trat an's Fenster. — In der Länge war auch da nichts zu sehn. Sie ging herunter, und hatte eben den Riegel von der Thüre aufgezogen, die in's Feld ging, als sie ein Pferd hörte. Sie flog hinauf an's Fenster, und hätte beynahe einen Schrey gethan, als sie das wilde Pferd mit seinem Officier wiedersah.

Sie wäre gern weggelaufen, aber die Kniee zitterten ihr zu sehr. Er grüſste, und sie machte ihren Knixs so ungeschickt, daſs ein weiſses Tuch, das sie in's Fenster gebreitet hatte, herunter in den Weg fiel. Der Herr in der rothen goldgeſtickten Uniform war mit Einem Sprunge vom Pferde, hob das Tuch auf, hing sein Pferd an die Thür, und stand im Garten. Antonie ging ihm entgegen, und dankte ihm mit so vieler Verlegenheit, daſs er beynahe selbst nicht wuſste, was er sagen sollte. Er bat um die Erlaubniſs, den Garten zu besehn. Sie führte ihn herum, und erfuhr von ihm, daſs er der Baron von A**, Rittmeister von der Garde, wäre, und vor Kurzem das benachbarte Rittergut gekauft hätte, wo er wegen der Nachlässigkeit der vorigen Besitzer viele Austalten machen müſste, die ihn noch einige Zeit hier aufhalten würden. Der Garten gefiel ihm: er nannte ihn bezaubernd; unterdessen sah er öfter in Antoniens Augen, als auf den Garten. Man kam wieder zur Thür; er bat sich die Erlaubniſs aus, Antonien und der Frau von F** aufzuwarten, und erhielt sie. Da er ihr die Hand küſste, versicherte er noch, das Gerücht habe ihm gesagt, daſs eine Gräfin Antonie von O** diesen Aufenthalt verschönere, aber itzt habe das Gerücht zum ersten Male zu wenig geſagt. Er schwang sich auf sein Roſs, und war fort.

Antonie ging wieder hinauf, nahm ihr Buch, las ein Paar Zeilen, und warf es hin. Sie kam herunter in's Freye, ging durch die Alleen, ritzte sich an einem Rosenstrauche, trat dort in den Buxbaum, setzte sich aus einer Laube in die andre, und ging endlich zur Frau von F**. Diese war heute so langweilig, als sie nie gewesen war. Antonie verlieſs sie, ging zu Bette, und träumte sich endlich ein.

Den Tag darauf kam der Rittmeister von A**, um als neuer Nachbar seine Visite zu machen. Die Frau von F** nahm ihn mit vieler Artigkeit, und Antonie mit einiger Kälte auf. Er hatte etwas Edles in Miene, Figur und Betragen, das beym ersten Anblicke für ihn einnahm. Da er fort war, sagte die Frau von F** etwas zu seinem Vortheile. Antonie hatte es gestern für zu zeitig gehalten, ihr etwas von ihm zu sagen, und heute hielt sie es für zu spät. Die Frau von F** sah es gern, daſs man ihrer Meinung war. Der kalte Beyfall, den ihr Antonie wegen der Vorzüge des Rittmeisters gab, reizte die gute Frau zu einer Apologie ihrer Lobeserhebungen, und Antoniens Zweifel gegen die Apologie brachten die Sache so weit, daſs der Rittmeister endlich zu einem der vollkommensten Männer erklärt wurde. Man sprach zwey Stunden lang von dem neuen Nachbar, und Antonie schien ihre Freundin heute noch nicht so langweilig zu finden, als gestern.

Zufälligerweise brachte itzt Antonie selbst in Regentagen ihren Nachmittag auf dem Lusthause zu. Sie hatte theils ein Buch zu lesen, das sich in der Stille am besten lesen lieſs, theils an einem Anzuge zu arbeiten, der von einer ganz neuen Erfindung war, und den Niemand eher sehn sollte, als bis sie ihn trüge. — Zufälligerweise traf sich's auch, daſs der Baron alle Tage zu einer gewissen Stunde vorbeyritt. Sein Pferd war kein so widerspenstiges Thier, als es Anfangs geschienen hatte; denn es stand oft eine Viertelstunde lang unter dem Fenster, und lieſs seinen Reiter ungestört sich mit Antonien unterhalten.

Der neue Habit war endlich fertig und angelegt; das Buch war — so gut als gelesen, wenigstens für heute. Antonie hatte lange Weile. Sie sah in's Feld hinaus. Aber Menschen und Thiere hatten sich verschworen, heute diese ganze Gegend zu meiden. Weder ein Bauer, noch eine Bäuerin, noch Jemand zu Pferde war zu hören oder zu sehn. Sie rufte endlich ihr kleines Windspiel, ging heraus in's freye Feld, folgte dem ersten Fuſssteige, auf den sie der Zufall führte, versank in tiefe Gedanken, ging so immer ziemlich emsig vor sich hin, und wachte endlich über das Anschlagen ihres Hündchens auf, das einem Hasen nachsetzte.

Geuſs die Strahlen deiner lieben,
Deiner süſsen Trefflichkeit,
In mein Herze, das sich freut,
Sich um dich auch zu betrüben.
Deine keusche Schönheit macht,
Daſs mein Mund auch weinend lacht.

Eben dieſs ist mir ein Zeichen
Deiner ungefärbten Gunst,
Wenn du mich in dieser Brunst
Nicht ganz hülflos läſs'st erbleichen,
Und, weil du mich nicht kannst küssen,
Mich doch lässest noch begrüſsen.

Nun, erfreue mich, o Schöne,
Daſs ich, wie ich vorgethan,
So auch ferner sagen kann:
Die getreue Basilene,
Basilene, die getreue,
Thut stets, deſs ich mich stets freue!

Ein Jäger sprang aus einem Gebüsche, und legte auf den Hund an. Ein langer Herr, in einem grünen Kleide, hielt ihn zurück, und lockte das Windspiel an sich. Man haschte das Hündchen: der Herr nahm es unter den Arm, kam auf das Fräulein zu, und legte den Verbrecher, der in seinem Reviere hatte jagen wollen, zu ihren Füſsen. Antonie that einen Schrey, als sie unter dem Jagdkleide den Rittmeister erkannte. Die Nachricht, daſs sie auf einem schmalen Streifen von seinem Grunde und Boden wäre, setzte sie auſser sich. Konnte der Mann nicht denken, sie hätte ihn aufgesucht, weil er nicht zu der gewöhnlichen Stunde vorbeygeritten wäre? — Unterdessen war ihr Gewissen unschuldig. Aber Herz und Gewissen treiben bisweilen jedes seine besondere Wirthschaft.

Man folgte dem Rittmeister mit einem Pferde; er befahl, es nach Hause zu führen, und bat Antonien, die bald blaſs, bald roth ward, um die Erlaubniſs, sie auf einem angenehmern Wege zurück zu begleiten. Er gratulirte sich zu dem Glücke, das er so unerwartet fände, war entzückt, daſs er sich heute zur Jagd hatte verführen lassen, und sagte so viel schöne Sachen mit so vieler Innigkeit, daſs Antonie nicht wuſste, ob es Tag oder Nacht wäre, und daſs der Ritter sich am Ende selbst auf einem falschen Wege fand. Man half sich wieder zurecht; allein vielleicht meinte der Baron nicht, daſs man den kürzesten Weg gehn müſste, wenn man den angenehmsten gehn wollte. Die Sonne ging unter, und man war noch einige hundert Schritte vom Garten. In der Gartenthüre küſste er Antoniens Hand und nahm Abschied.

Erst als man einander gegenüber saſs, bemerkte man, daſs man über der Herzlichkeit des Abschiednehmens sich in eine dichte, duftende Jelängerjelieber-Laube geführt hatte. Antonie konnte die Augen nicht in die Höhe heben: der Baron stand auf und warf sich zu ihren Füſsen.

„Antonie!“ sagte er, und ergriff ihre duldende Hand, „Antonie, könnten Sie mich lieben?“

Das Feuer seiner Augen war entzündend, die schöne Biegung seines Körpers war bezaubernd. In dem rothen Kleide, mit dem prahlenden Golde, war der Rittmeister blos blendend gewesen, das einfache, bescheidene Grün machte ihn schön.

„Könnten Sie mich lieben, Antonie?“ fragte er nochmal, und schlug einen Arm um sie.

„Ferdinand!“ sagte sie mit einer unbeschreiblichen Grazie, und — bekam einen Kuſs auf ihre Wangen. — Sie wuſste den Namen Ferdinand aus einer Erzählung, die er ihr gemacht hatte; und vielleicht war ihr im Stillen der Name geläufig geworden.

«Verlassen Sie mich!» fing sie mit erstickter Stimme wieder an; «verlassen Sie mich, wenn Sie mich lieben!»

Er hatte Ehrfurcht für Antonien. Noch einen Kuſs auf ihre Hand, und er taumelte fort. — Sie träumte sich in ihr Cabinet zurück, und schlief den Schlaf der Liebenden.

Sie erwachte, als der Tag graute. Der Morgen war schön; der Gesang der Vögel hatte heute etwas ganz Neues. Das Zimmer war ihr zu enge; sie schlich leise hinunter und in den Garten. Sie näherte sich der Laube, in der sie gestern gesagt hatte: «Ferdinand!» Ein heimlicher Schauer bebte durch alle ihre Glieder, als sie hinan kam. Sie wendete sich, um hinein zu gehn, und fuhr plötzlich mit Entsetzen zurück. Ferdinands Gestalt, mit halbverschloſsnen Augen, mit verschlungnen Armen, und in tiefen Betrachtungen versunken, saſs in der Laube, an das duftende Gesträuch gelehnt; und einige Blüthen des Jelängerjeliebers beugten sich über die glatte Stirn und über die glühenden Wangen. Die Gestalt erseufzte, sah auf, sprang in die Höhe, und lag zu ihren Füſsen.

„Verzeihung, Antonie!" rief er, „Verzeihung! Seit gestern bin ich unstät."

Sie reichte ihm die Hand, daſs er aufstehn sollte. Ein Kuſs, den er auf diese Hand drückte, setzte das erschrockne Mädchen ganz auſser Stand, zu fliehn. Sie muſste bleiben, und endlich wollte sie auch.

„Noch vor Tage muſst' ich in's Feld," sagte er, während er einen Arm in ihren Nacken legte, und mit dem andern ihre Hand an seinen Mund hielt: „Ich fand mich endlich an diesem Garten. — Sie hatten die Thür nicht verschlossen — und hier bin ich — hier in der Laube, die nun auf ewig Ferdinands Laube ist. — Komm, Antonie, laſs mich sie an Deinem Arme in Besitz nehmen!"

„Ferdinand," sagte sie, „ich denke, daſs Sie ein edler Mann sind." — Und so lieſs sie sich von ihm hineinführen. Sie saſsen neben einander.

Antonie wuſste nicht, das ihr Gewand das Gewand einer Verführerin wäre. Die lieblichen, zarten Formen, an die es sich anschmiegte, um sie nicht zu verbergen — das jungfräuliche Athmen des Busenschleyers — die errothenden Wangen — der schüchterne Blick des schwimmenden Auges — das blonde, unbestäubte Haar, das sich vorn verschnitten über die Stirn herabbog und hinten unversehrt auf die Schultern niederfloſs, um in zwey Zöpfen wieder hinauf unter das schwarze, runde Hütchen zu steigen, das zu seinem ganzen Schmucke eine bescheidne Perlenschnur hatte. — Der Maler, der diese Figur hätte in dem Augenblicke copiren sollen, als sie so auf den Sitz in der Laube hingegossen war, unter dem Gesange von allen Nachtigallen der Gegend, bey dem Morgendufte des blühenden Gesträuchs — der Ruf des Malers wäre auf immer verloren gewesen.

Ferdinand schlang beyde Arme um Antonien, und beugte sich, um seinen Mund auf den ihrigen zu drücken. Sie machte sich los, und ein ernsthafter Blick, voll des höchsten Adels und der innigsten Liebe, sagte ihm, daſs man Ferdinanden liebte, so lange er bescheiden wäre.

„Vergib, Antonie!" sagte er, „die Ehrfurcht selbst möchte sich bey Dir vergessen, Verführerin. — Aber ich entsage diesem Kusse, bis Ihr Vater mir geantwortet hat, an den ich heute schreibe."

„An meinen Vater? — Ferdinand! Ferdinand! um Gottes willen nicht!"

„Und warum nicht?"

„Ach, um eines Geheimnisses willen!"

„Geheimniſs?"

„Das Niemand weiſs, als einige Freunde.“

„Und das ich nicht wissen darf, Antonie?“

„Ja,“ sagte sie, nach einigem Besinnen, „Sie sollen es wissen; Sie müssen es wissen — — Ferdinand, ich bin vermählt.“

„Vermählt? — Sie vermählt, Antonie?“

Sie erzählte ihm die Umstände ihrer Vermählung und die Ursache ihres hiesigen Aufenthalts. Sie verschwieg nichts, als den Namen ihres Gemahls.

„Gut, Antonie!“ sagte er endlich, nach einem langen Nachdenken, „könnten Sie mich lieben, wenn Sie dürften?“

Ein unwillkührlicher Seufzer, und ein Paar Augen, die zur Erde niederfielen, waren sein ganzer Bescheid.

„Nun, so sollst Du dürfen, himmlisches Mädchen. Sind die Richter nicht gerecht, so ist es der Monarch. Ich wende mich an ihn: er kennt mich, er hört mich, und wir sind glücklich.“

„Der Monarch? Gott, der hört Sie nicht. Mein Gemahl ist sein Liebling.“

„Liebling? — Welcher Liebling? — Seinen Namen, Antonie!“

Sie nannte ihn, und der Baron war wie von einem Blitze getroffen. Er überlegte einen Augenblick, ergriff dann seinen Hut, fiel vor ihr auf ein Knie, ruhte lange mit dem Munde auf ihrer Hand, sagte: „Nachmittags komm' ich wieder!" und eilte fort.

Sie saſs mit vorwärts gesenktem Haupte, den Blick auf die Erde geheftet. Ein tiefer Seufzer erleichterte ihr das Herz. Sie überlegte, ob sie diese geheimen Unterredungen fortsetzen dürſte, fürchtete ihre Schwäche, und verbot sich, künftig mit dem Baron ohne Zeugen zu sprechen. — Unterdessen, er konnte sich von seiner Leidenschaft verführen lassen, einen unvorsichtigen Schritt beym Monarchen zu wagen: sie muſste ihn also noch einmal beschwören, für ihr Geheimniſs Ehrfurcht zu haben. Sie beschloſs, ihn dasmal noch zu erwarten.

Er kam, und überreichte ihr etwas Geschriebenes. Dann band er ihr ein Portrait um den Hals, drückte sie an seinen Busen, preſste einen erſtickenden Kuſs auf ihren Mund, sagte: „Lebewohl!", sprang auf sein Pferd und jagte davon. Sie erschrack über dieses sonderbare Betragen, nahm zitternd das Blatt, und las:

„Ich war dreyzehn Jahre alt, Ihr Gemahl zwanzig: unsre Aeltern sahen sich oft. Ihr Gemahl war Officier von der Garde: sein ſeiner Wuchs zeichnete ihn unter dem Corps aus, und das Feuer, das seine Augen hatten, war bey meinen Schwestern ein Sprichwort. — Mir waren die Armbrüste weggenommen, weil ich Schaden gestiftet hatte: aber ich beſaſs noch eine wider Befehl. Eines Nachmittags war ich allein zu Hause: ich wollte aus meinem Zimmer im Hofe nach einem Sperlinge schieſsen; der Polzen fuhr durch ein Fenster an der Treppe; Ihr Gemahl kam just herauf; ein Splitter von dem zerschmetterten Glase flog ihm in's Auge. Ich lief ihm zu Füſsen. — 'Seyn Sie ruhig, Ferdinand!' war alles, was er sagte. Er wuſste eine glaubwürdige Geschichte zu erzählen, in der meiner nicht gedacht wurde, verlor nach einer schmerzlichen Kur das Auge, und nahm seinen Abschied. Um sich von einer andern Seite geltend zu machen, ging er auf die Akademie, vermied die Gesellschaft, weil er als Einäugiger ihr gleichgültig zu seyn glaubte, arbeitete Tag und Nacht an seinem Schreibpulte, erwarb sich Kenntnisse, die Wenige im Reiche haben, und — bekam am Pulte die hohe Seite, die, wo nicht Ehrfurcht, wenigstens keine Verabscheuung verdient.

Ich war auf dem Punkte, ohne mein Wissen ein Verbrecher zu werden; aber der Augenblick, in dem Sie mir sagten, Antonie, wessen Gemahlin Sie wären, löschte auf einmal die Flammen des Liebhabers aus, und machte meine Geliebte zu meiner Schwester, zu einer liebenswürdigen Schwester, die ich bey Allem, was groſs und edel ist, beschwöre, einen Mann nicht zu fliehen, welcher verdient, von ihr gekannt zu werden. Wüſsten Sie die vielen vortreflichen Züge, die mir von der Güte seines Herzens bekannt sind, Sie würden ihn lieben können, würden ihn lieben müssen. — Ein Portrait von ihm, das kurz vor jenem unglücklichen Zufalle gemacht war, hab' ich bisher als ein Heiligthum aufgehoben. Lassen Sie mich es um Ihren Hals hängen; betrachten Sie es, und gestehn Sie, daſs die Natur das Original in einem hohen Grade geadelt hatte.

Wagen Sie es, ihn kennen zu lernen; und in kurzer Zeit werden Sie sagen: Man kann einäugig, man kann schief gewachsen, und doch der Liebenswürdigste unter allen Menschen seyn. Das sagt Ihnen ein Mann, Antonie, ein Mann, der Ihren Besitz einem Monarchen streitig gemacht hätte, der aber sich die Rechtschaffenheit nicht streitig gemacht haben will.«

Antonie saſs ohne Bewegung; ihr Busen schien so viel Gröſse fassen zu wollen: er schwoll hoch empor. Ein tiefer Seufzer muſste ihn endlich entledigen. Sie warf einen schüchternen Blick auf das Portrait an ihrem Halse, und erschrack vor dem Funkeln der groſsen, vollen, freundlichen Augen, wie man vor einem abgeschiedenen Geiste erschrickt.

Bewunderung, Scham, Erstaunen, Unwille, Mitleiden durchkreuzten einander in ihrer Seele; sie wuſste nicht, wie ihr war, wie ihr geschah — wuſste nicht, was sie thun oder lassen sollte. Ihre Gedanken konnten zu keiner Richtung kommen; sie fragte sich bisweilen, ob sie wirklich wachte.

Sie saſs eine halbe Stunde so da, sammelte sich dann ein wenig, kehrte zu dem Blatte zurück, und las es mit etwas mehr Bedacht, als das erste Mal. — Itzt kam ihr der Baron als ein Wesen von einer höhern Classe vor: es war ein Halbgott, den sie bewundern und verehren muſste, aber zu dessen Besitze sie ihre Wünsche nicht erheben durfte. Die Ehrfurcht bemächtigte sich ihrer, und die Liebe fing an, sich zurückzuziehn.

Antonie verlieſs den Garten, befahl, daſs man sie allein lassen sollte, und verschloſs sich in ihr Cabinet. Es war Nacht geworden, als sie von einem tiefen Nachdenken erwachte, das sich in eine gedankenlose Stille verloren hatte. Sie fand sich noch in dem nämlichen Sessel, in

An Anemonen.

Anemone, meine Wonne,
Meines Herzens stete Zier,
Meine Klarheit, meine Sonne,
Kannst du dieſs denn gläuben dir,
Daſs, was dir mein Mund verspricht,
Meyne mein Gemüthe nicht?

Nicht so, Liebste! laſs dir sagen:
Es ist ein betrogner Wahn,
Der dich heiſst um etwas klagen,
Das dir doch nicht fehlen kann.
Was betrübt dich Zeit und Ort?
Wahre Liebe hält ihr Wort.

Nacht und Tag, und alle Blicke
Gehn auf dein Gedächtniſs hin.
Was von Seufzen ich verschicke,
Heiſs' ich alles zu dir ziehn;
Und die Thränen meiner Pein
Send' ich, Herz, zu dir allein!

den sie sich beym Hereintreten geworfen hatte, wuſste kaum deutlich mehr, was sie eigentlich hatte überlegen wollen, fühlte sich unbeschreiblich müde, und ging schlafen.

Am Morgen schlug sie die Augen auf, und das Erste, was sie erblickte, war das Bildniſs ihres Gemahls, das sich auf ihrem Busen wiegte, und das sie gestern Abend vergessen hatte, abzunehmen. Sie zog plötzlich die Augen zurück, heftete sie ein Weilchen auf die Erde, und richtete sie dann langsam wieder nach dem Portrait. Sie betrachtete es schüchtern, und sie bekannte, daſs es eins der schönsten männlichen Gesichter darstellte. Sie stand auf, band es ab, und verwahrte es neben ihren Juwelen.

Des Nachmittags fiel ihr der Brief des Rittmeisters wieder in die Hände. Sie las ihn, ging einige Male im Garten auf und nieder, kehrte zurück in ihr Zimmer, nahm das Portrait heraus, betrachtete es, und legte es wieder an seinen Ort. Sie konnte weder essen, noch trinken, und hatte nirgends eine bleibende Stätte. Die Liebe entfernte sich allgemach aus ihrem Herzen: aber Antonie schied von ihr, wie man von einem theuren Freunde scheidet, den das unerbittliche Schicksal von uns losreiſst. Man ruft diesen Freund immer wieder zurück, man drückt ihn in die Arme, man küſst ihn und hält ihn fest;

endlich muſs man ihn loslassen, und sieht ihm mit blutendem Herzen nach.

Einige Tage darauf war Antonie ruhiger geworden. Sie trug den Brief des Barons in ihrem Busen, aber sie trug ihn, damit sie sich vor jedem Rückfalle sicherte. Sie wuſste alle Worte des Briefs auswendig, aber ein einziger Blick in denselben hatte mehr Kraft, als Alles. Sie ging an das Schränkchen, in welchem sie ihre Kostbarkeiten hatte, stand einige Augenblicke unentschlossen, öffnete es endlich, und nahm das Portrait ihres Gemahls heraus. Sie setzte sich auf ihren Sopha, und untersuchte die Züge des Bildnisses mit der gesetzten Gelassenheit, mit welcher man das Bildniſs eines Bekannten untersucht, um zu entscheiden, ob es getroffen ist. Der Anblick fing an, sie zu rühren; sie seufzte einige Male, und endlich flossen ihr helle Thränen aus den Augen.

« Armer Graf! » sagte sie wehmüthig, « ein solches Auge auf eine solche Art zu verlieren! »

Und mit diesem Augenblicke verwandelte sich der Ekel, den sie vor ihrem Gemahl hatte, in das zärtlichste Mitleiden. Sie saſs noch lange mit nassen Augen, und betrachtete das Gemälde.

„Und," fing sie wieder an, „nicht einmal demjenigen ein Scheltwort zuzuziehn, der Dich um das Auge brachte!"

Sie zog den Brief des Barons aus ihrem Busen, las ihn noch einmal, stand auf und legte ihn zu ihren Juwelen. Das Portrait des Grafen nahm sie und hängte es um den Hals.

Antonie trug es von nun an Tag und Nacht auf ihrem Busen, und wurde nach und nach vertrauter mit demselben. Bisweilen, wenn sie sich die unbeschreibliche Güte des Herzens überdachte, mit welcher das Urbild einst gehandelt hatte, widerfuhr ihr sogar, daſs sie das Portrait an ihren Mund zog und es küſste.

Gegen das Ende des Herbstes kam der Oberkammerherr, um seine Tochter auf einige Tage zu besuchen. Er fragte die Frau von F**, ob sich Antoniens Gesinnungen änderten; er hörte, daſs vor der Hand noch nichts zu hoffen wäre. Er zuckte die Achseln, und lieſs während seines Aufenthalts nicht ein Wort vom Minister fallen. Erst an dem Nachmittage, den er zu seiner Abreise bestimmt hatte, fragte er seine Tochter scherzweise, ob sie ihm etwa Gesellschaft leisten wollte.

„Ich bin nicht im Stande, die Gemahlin des Grafen zu seyn," sagte Antonie; „aber wenn mich der Graf als eine vertraute Freundin in sein Haus aufnehmen will, so begleit' ich Sie.»

Der Vater sah das Mädchen erstaunt an, umarmte es, verlängerte seinen Aufenthalt um ein Paar Tage, und nahm es mit sich in die Residenz. — Die Vermählung des Grafen mit Antonien wurde declarirt, und Antonie wohnte von nun an in des Grafen Hause. Er war ihr Gemahl, wenn sie Zuschauer hatten, und er war ihr Bruder, wenn sie allein waren.

Aber nach und nach wurde die Schwester dem Bruder gefährlich. Antoniens reizende Bescheidenheit, ihr sittsames Betragen gegen Alle, die sich ihr näherten, ihre Aufmerksamkeit auf alle Winke ihres Gemahls, ihre Ordnung, ihr guter Geschmack, ihr bezauberndes Wohlwollen gegen Jedermann, machten in kurzer Zeit aus dem Gemahle zum Scheine, einen Liebhaber im Ernste. Aber er hatte als Gemahl geschwiegen, um so viel mehr schwieg er, da er Liebhaber war.

Antonie fand an dem Grafen einen Mann, der von Hohen und Niedrigen geliebt wurde, der Minister war, und dennoch Freunde hatte, der trotzig die Rechte eines Gemahls verlangen konnte, und dennoch bescheiden mit den Rechten eines Bruders zufrieden war, der sie beobachtete, ohne sie zu bewachen und der ihr

Zärtlichkeit bezeigte, ohne ihr beschwerlich zu fallen. Sie fing an, zu bedauern, daſs der Mann keine Gemahlin hätte, die ihn liebte; sie gewöhnte sich an das gläserne Auge und an die hohe Schulter, und liebte endlich den Grafen selbst.

Der Graf blieb, wie immer, bescheiden und ehrerbietig. Antonie glaubte, daſs sie verachtet würde, und hielt diese Verachtung für gerecht. Sie zog sich in ihre Einsamkeit zurück, und sah den Grafen nur in den Augenblicken, da sie ihn sehen muſste. Er wurde unruhiger und aufmerksamer, als er jemals gewesen war, und bemerkte eines Tages, daſs Antonie ein Portrait zu verstecken suchte, das sie an ihrem Halse trug, und das ihr aus dem Busen entfallen war.

„Ich liebe Antonien,“ sagte der Graf, als er allein war, „aber sie ist unglücklich. Ich liebe sie, aber ich muſs sie glücklich zu machen suchen.“

Des Morgens darauf ging er auf ihr Zimmer, welches er nie gethan hatte. Sie saſs an der Toilette. Er befahl der Kammerfrau, daſs sie sich auf einige Augenblicke entfernen sollte, und küſste Antonien die Hand. Sie war so erschrocken, das sie nicht wuſste, was sie that.

Sie präsentirte endlich einen Sessel, und der Graf setzte sich neben sie.

«Theure Gräfin,» fing er an, «Sie lieben: ich weiſs es gewiſs, daſs Sie lieben, und ich mache Ihnen deswegen diesen Besuch.»

Antonie saſs und rang die Hände.

«Lieben Sie den Mann, Gräfin, dessen Portrait sie tragen?»

«Ja!» sagte sie leise, und schlug die Augen nieder.

«Gut!» sagte er. «Ich kann Ihren stillen Leiden nicht länger zusehn, und es ist mir wichtig, daſs Sie glücklich sind. — Seyn Sie von diesem Augenblicke an frey. Ich gehe jetzt zu Ihrem Vater, und dann zum Monarchen; und die Erlaubniſs zu unsrer Trennung soll morgen unterzeichnet seyn. — Nehmen Sie hiermit das Geständniſs meiner Liebe und die Aufopferung derselben zu gleicher Zeit an. Leben Sie wohl, Gräfin, und denken Sie in den Armen des Glücklichen, den Sie lieben, bisweilen an einen Freund, der Sie beständig verehren wird.»

Er stand auf, und wollte sich entfernen, als ihm Antonie mit Eins um den Hals fiel.

„Graf," sagte sie, „ich verlasse Sie nicht. Hier ist das Portrait."

Er sah es, und warf sich zu ihren Füſsen. Sie erzählte ihm ihre Geschichte; und ich muſs es meinen Lesern überlassen, sich den Erfolg hinzu zu denken. Ich merke weiter nichts an, als daſs der Monarch, als er den Rittmeister von A** zum ersten Male wieder sah, ihn vor der ganzen Parade umarmte und zu ihm sagte: „Obrister, Sie sind ein sehr edler Mann!"

Vom Ursprung der Küsse.

Eine Vorlesung.

Sie haben einstimmig votirt, meine Damen und meine Herren, daſs der Besitzer des und des Pfandes hinter einen Stuhl treten, und funfzehn Minuten lang eine Vorlesung über den wahren Ursprung der Küsse halten soll. Sie haben ihm nur eine Viertelstunde zur Vorbereitung gegeben, und diese Viertelstunde ist verflossen. Ich fühle die ganze Bosheit dieser Aufgabe, aber ich zweifle nicht, daſs sie, wie jede andre Bosheit, auf ihres Urhebers Kopf kommen wird. Durch die Angst, die Sie mir auf eine halbe Stunde machen, bereiten Sie sich funfzehn Minuten Langeweile. Und da man mit der Angst gemächlicher lebt, als mit der Langenweile, so ist Ihre Strafe wirklich hart, und ich möchte fast gutherzig genug seyn, um Sie allenfalls an meine Stelle, und mich an die Ihrige zu wünschen. Unterdessen, ich unterwerfe mich demüthig den Gesetzen des Spiels, und überlasse Sie sämmtlich Ihrem Schicksale.

Es gehört zwar eigentlich nicht zu einer guten Vorlesung, daſs man die Sache erklärt, von der man spricht; allein, da ich lauter Zuhörer vor mir habe, die nicht gelehrter von mir gehn werden, als sie gekommen sind, so darf ich diese Regel übertreten, und mir erlauben, Ihnen vor allen Dingen zu sagen, daſs ein Kuſs, um mich kurz zu fassen, weder ein Hieb, noch ein Schlag, sondern eigentlich ein Druck, oder, mit Einem Worte, ein Kuſs ist. Sollte aber eine von gegenwärtigen Damen diese Erklärung noch etwas unverständlich finden, so bitt' ich sie, sich nach geendigter Vorlesung von einem dieser Herren nähern Unterricht geben zu lassen; und allenfalls erbietet sich der Redner selbst mit Vergnügen zu dieser kleinen Bemühung.

Die Cousine eines meiner Freunde hat vor einigen Wochen die Entdeckung gemacht, daſs die Wörter Mäulchen und Kuſs von einander unterschieden wären, wie Festtag und Tag schlechtweg. Sie merkte an, daſs jeder Festtag ein Tag, aber nicht jeder Tag ein Festtag wäre. Und ich muſs gestehen, meine Damen, daſs man einen Kuſs auch auf Ihren Handschuh drückt:

aber ein Mäulchen drückt man blos auf Ihren schönen Mund. Freylich wird jeder ehrliche Mann Ihnen mit Vergnügen seine Verehrung durch den erstern bezeigen: aber Sie können ihm auch nicht verdenken, wenn er sich tausendmal mehr nach dem letztern sehnt.

Bey dieser Gelegenheit muſs ich erinnern, daſs man zwar mit den Deutschen Bücherschreibern vor der Hand völlig zufrieden seyn muſs, und daſs in allen ihren Schriften eine Kraft und ein Nachdruck herrscht, über den man erstaunt. Allein ich nehme mir doch die Freyheit, an ihnen zu tadeln, daſs sie den Reichthum ihrer Sprache nicht durchgängig gleich benutzen. Die Deutsche Sprache ist zwar, wie bekannt, an und für sich die schönste und vollkommenste, weil sie die Sprache der Deutschen ist; aber sie hat doch noch das ganz Besondere, daſs sie den schönsten Kuſs, den man gibt und nimmt, durch zwey eigne Namen von allen andern Küssen absondert. Desungeachtet ist noch kein einziger unsrer Schriftsteller darauf gefallen, diese beyden Wörter durch sein Ansehn zu adeln, und sie in die höhere Büchersprache aufzunehmen. Es ist diesen Herren dasmal gegangen, wie den jungen Hühnchen, die das unscheinbarste Gerstenkorn nicht verachten, und den schönsten Edelstein im Staube liegen lassen. Ich

Ach nun, Anemone, glaube,
Was du selber dir sagst zu:
Der ich eigen bin und bleibe,
Anemone, das bist du,
Anemone, meine Zier,
Du nur bist die Liebste mir!

nehme hiermit die ganze Gesellschaft zu Zeugen, daſs ich in dem ersten Schauspiele, das ich drucken lasse, meine Helden, statt der Ribbenstöſse, geballten Fäuste und Donnerwetter, die sie itzt austheilen, lauter Mäulchen, oder, da dieses Wort für den Ton des neuen Deutschen Schauspiels zu matt ist, lauter Schmatze austheilen lassen will.

Eh' ich weiter gehe, muſs ich Ihnen, meine Damen, noch zwey andre Bemerkungen jener Cousine mittheilen, von welcher ich gesprochen habe. Sie glaubt, das Wort Mäulchen komme von Maul her, und zeige an, daſs bey einem rechtschaffenen Kusse der Mund etwas gespitzt werden müsse. — Die Wörter Kuſs und Schmatz leitet sie hingegen von dem Schalle her, den in der Regel ein Kuſs zu verursachen pflege, wenn es nicht besonderer Gründe wegen ganz still dabey zugehen müsse. — Ich überlasse Ihnen selbst die mancherley Lehren, die daraus gezogen werden können, und bitte Ihren Beobachtungsgeist um Verzeihung, wenn Sie diese Bemerkung etwa schon selbst gemacht haben.

Was nun die Geschichte der Küsse überhaupt anbetrifft, so findet man Spuren, daſs man schon zu Homers Zeiten geküſst hat; und wenn man den gelehrten Muthmaſsungen des berühmten Eselius in seinem unsterblichen Werke von den

Schuhriemen der Alten trauen darf, so ist schon bey den alten Chaldäern geküſst worden. Da der gelehrte Eselius so ungeheuer viel wuſste, daſs er allein von den Schuhriemen der Alten vier dicke Quartanten schreiben konnte; so wird er vermuthlich von den Küssen der Alten noch weit mehr gewuſst haben, und ich wünschte, daſs ich ihm heute meine Stelle überlassen könnte. Allein er berührt in seinem Werke diese Materie blos gelegentlich.

Der unsterbliche Mann kommt nämlich von einem seiner Schuhriemen im Vorbeygehn auf einen Fixstern, den die alten Chaldäer Kuſs der Nacht nannten, und merkt an, daſs wahrscheinlicherweise das Küssen von den Chaldäern auf die Phönizier, von diesen auf die Aegypter, dann auf die Griechen, Hetrurier und Römer, und endlich weiter bis auf uns gekommen sey. Aber ob die Erfindung den alten Chaldäern selbst, oder einem noch ältern Volke gehöre? diese Frage läſst der berühmte Mann ganz unberührt, und ich bin nicht im Stande, sie Ihnen, meine Damen, zu beantworten, selbst wenn Sie mich deswegen in Person zu Tode küssen wollten.

Julchen — so heiſst die Cousine meines Freundes — lebt bey einer Groſstante, die seit ihrem funfzigsten Jahre von früh bis Abends in einem dicken Buche liest, das Julchen kaum erschleppen kann. Ich habe, Julchen zum Trotze, diese Groſstante beständig für eine heimliche Gelehrte gehalten, und ich gestehe, ohne Ruhm zu melden, daſs ich meine Meinung noch bis heute nicht aufgebe. Diese Matrone bleibt steif und fest dabey, daſs der Kuſs von zwey Menschenfressern erfunden worden ist, die auf einander losgezogen sind, um sich zu verschlingen. Und da es ehedem Mode war, einem Staatsbedienten Ordre zu geben, daſs er einen andern Staatsbedienten küssen und während des Kusses erstechen sollte, und da es noch heutzutage Excellenzen geben soll, die sich alle Augenblicke küssen und sich alle Augenblicke gern mit Gift vergäben, so weiſs ich wirklich nicht, was ich zu der Meinung der Groſstante denken soll.

Freylich spricht die Cousine, die Groſstante sey nicht wohl gescheit, und der erste Kuſs sey von zwey Liebenden gegeben worden. Und wenn ich sie dann frage, wie denn das Küssen von dem Munde einer Person, die man liebt, bis zum Fuſse eines Menschen, den man haſst, gekommen sey, so spricht sie: nach der Zeit hätten die Kinder aus Liebe ihren Vater küssen wollen, hätten seinen Mund nicht erreichen können, und hätten seine Hand geküſst — der Vater hätte sich nicht zu tief bücken wollen, und hätte die Kinder auf die Stirn geküſst — der Kuſs auf die Hand wäre nach und nach ein Zeichen der Ehrfurcht und Unterthänigkeit geworden, und endlich bis auf den Fuſs herabgesunken — allein die ersten Liebenden hätten sich durchaus auf den Mund geküſst. — Ich bekenne, daſs ich mir aus diesem Mischmasch von Küssen nie etwas habe nehmen können. Ich erzähle Ihnen also Julchens Meinung blos als ein Mährchen, weil Sie allerseits wissen werden, daſs in einer guten Vorlesung die Mährchen das Beste sind.

Es ist wahr, daſs auf diesem allerwichtigsten Wassertropfen der Schöpfung, den man Erde nennt, und von dessen Existenz der nächste Fixstern kein Wort weiſs, manche Sachen ein wenig der Veränderung unterworfen sind. Ich gestehe zum Exempel, daſs bey einigen Völkern, die ich aber mit Fleiſs vergessen haben will, weil ich um des unsterblichen Eselius willen schon so viele Völker genannt habe — ich gestehe, sag' ich, daſs bey einigen Völkern die einfachen Gewänder der Damen, aus denen weiter nichts als die schöne Form ihres Körpers hervorblickte, sich mit der Zeit in reizende Vertügaden und Vertügadans, in verführerische Reifröcke und Reifchen, in allerliebste Wülste und Commoden, in niedliche Considerationen und Poschen, und endlich zuletzt in erhabne Buffanten verwandelt haben. Es wäre also nicht unmöglich, daſs man das Küssen mit dem rosenfarbigen Munde eines liebehauchenden Mädchens angefangen und mit den safranfarbigen Pantoffeln eines alten, grämlichen Schachs beschlossen hätte. — Allein, da es der Natur gemäſser ist, mit dem Munde Jemanden zu berühren, den man, mit Ehren zu melden, fressen will, als Jemanden, den man am Leben lassen will, so bleibt die Sache zwischen den Menschenfressern und den Liebenden immer noch gewaltig zweifelhaft.

Um also endlich auf den wahren Ursprung der Küsse zu kommen, wovon ich eigentlich die Ehre haben soll, mit Ihnen zu sprechen, so muſs ich Ihnen vor allen Dingen offenherzig betheuern, daſs ich von demselben gerade so wenig weiſs, als der Spitz, der hier zu meinen Füſsen liegt, von dem Ursprunge des Corpus Juris, das er mir vor acht Tagen zerkaut hat. Aber eine Urkunde will ich Ihnen mittheilen, die nur vor Kurzem entdeckt worden ist, und die ein Paar flüchtige Worte davon enthält. Ich gestehe, daſs ich der Urkunde nicht glaube; aber es wird Ihnen bekannt seyn, daſs man oft zum Beweise einer Sache Urkunden mittheilt, über die man im Herzen lacht.

Im nördlichen Asien, nahe an den Gränzen von Schina, wohnt ein kleines Volk, das sich die Massakuten nennt. Es lebt von allen andern Völkern abgesondert in den hohen Kandamurischen Gebirgen; weiſs nichts von Kaffee, Pocken und Vierundzwanzigpfündern, und ist niemals bezwungen worden. Ein einziger Schinesischer Kaiser, der sich Allmächtig und Unübertrefflich schrieb, machte einmal Ansprüche auf das Reich der Massakuten, weil eine Cousine seines Stiefgroſsvaters mit dem Bruder der Stiefgroſsmutter des itzigen unmündigen Königs der Massakuten vermählt gewesen war. Der allmächtige Kaiser zog wider die Massakuten zu Felde, verlor gleich das erste Treffen, wurde gefangen genommen, und billigermaſsen ohne Nase und Ohren in seine Residenz zurückgeschickt. Seit dieser Zeit hat sich Niemand wieder in die Gebirge der Massakuten gewagt, und wir wüſsten nichts von ihnen, wenn sich nicht neulich ein Russischer Gelehrter zu ihnen verirrt hätte, aus dessen Handschriften diese Nachrichten gezogen worden sind.

Dieses sonderbare Volk, das nie aus seinen Gränzen gewandert ist, aber auch nie Fremde in denselbigen aufgenommen hat, ist äuſserst unwissend, und lebt ohne Universitäten und ohne Akademien von Wissenschaften. Es besitzt zwar Beobachtungen der Sonnenfinsternisse, die über fünftausend Jahre gehn, und Geschichtsbücher, die zehntausend Jahre übersteigen. Aber da es Auswürfe von feuerspeyenden Bergen gibt, die erst siebentausend Jahre alt sind, und da, wie Jedermann weiſs, die Welt noch nicht sechstausend Jahre steht, so ist es natürlich, daſs die astronomischen Berechnungen und die Geschichtsbücher der Massakuten falsch sind.

Unsre Spaziergänge, meine Damen und Herren, und die Geschichte der Völker haben das mit einander gemein, daſs beyde vom Himmel begränzt werden. Ich bitte also im Voraus um Verzeihung, wenn in dem, was ich Ihnen aus den Massakutischen Jahrbüchern erzählen werde, im Anfange etwas vorkommt, das mehr in die Geschichte des Himmels, als in die Geschichte der Erde gehört.

„Die Welt," sagen ungefähr diese fabelhaften Jahrbücher, „hatte seit achtzehntausend Millionen Jahren bestanden, als der ungeheure Elephant Puff, der die Erde beherrschte, und die ungeheure Katze Murr, welche den Mond regierte, mit einander in einen Krieg ausbrachen. Der Elephant Puff brauchte Geld zu den Lustbarkeiten, die er bey der Ankunft des ungeheuren Affen Matz anstellen wollte, welcher König in der Sonne war, und einmal zum Zeitvertreibe die Planeten, seine Vasallen, revidiren wollte. Die Minister des Elephanten, welches lauter gescheite Leute waren, hielten Conferenz, und man beschloſs endlich, daſs die Katze Murr auf Einem Brete die neunmalhunderttausend Millionen Centner Sonnenstrahlen vergolden sollte, die sie seit Erschaffung der Welt auf die Erde verschickt hätte. Ueberdem wurden ihr noch einige Oxhofte Dinte, und ich weiſs nicht, wieviel Papier und Federn, angeschrieben, die man zur Berechnung der Defraude verbraucht hatte.

Die Katze Murr war freylich der schwächere Theil, aber sie kannte ihr Recht. Sie antwortete, daſs es dumm wäre, für Sonnenstrahlen Zoll zu fordern, und daſs sie im Nothfalle Krallen hätte. Der Elephant Puff hielt durch diese kategorische Antwort seine Würde beleidigt, lieſs unter Trompeten- und Paukenschall declariren, daſs die Katze Murr das Völkerrecht gebrochen habe, und fing so gewaltig an, zu brüllen, daſs der Mond schwankte. Die Katze Murr, welche den Krieg nicht in ihr Eigenthum wollte kommen lassen, sprang mit Einem Sprunge auf die Erde herab, fiel auf ihre vier Pfoten, besann sich ein Paar Augenblicke, und fuhr dann auf den Elephanten los. Dieser gab ihr einen Schlag mit seinem Rüssel, und schleuderte sie auf einen feuerspeyenden Berg, dessen Schlund achtzehn Meilen im Umfange hatte.

Zum Unglück kam die linke Hinterpfote der Katze Murr dreyzehnhundert Fuſs tief in den Schlund und verbrannte. Die Katze wurde vor Schmerzen rasend, sprang dem Elephanten auf den Kopf, krallte ihn zwischen die Ohren, und setzte in der Tollheit mit einem einzigen Satze zurück in den Mond.

Der Elephant konnte ihr nicht nachspringen, lief an das Weltmeer, soff es in zwanzig Schlükken aus, und wollte den Mond ersäufen. Er spie das Weltmeer von sich, und ersäufte die Erde, sich selbst, und den ungeheuren Affen Matz, welcher eben angekommen war, um die Erde zu revidiren."

Ich nehme mir die Erlaubniſs, die Geschichte zu unterbrechen, und gestehe Ihnen, daſs mich der ehrliche Affe Matz fast mehr dauert, als der Elephant Puff. Sie werden gehört haben, daſs man im nördlichen Asien ungeheure Gebeine von Thieren ausgräbt, die kein Naturforscher kennt. Die Massakuten beweisen damit die Wahrheit ihrer Geschichtsbücher, und sagen, es wären die Gebeine des Affen und des Elephanten.

„Uebrigens, weil die Katze Murr der schwächere Theil gewesen war, und dennoch sich gewehrt hatte, so wurde ihr höhern Orts zuerkannt, daſs dieselbe, ob sie gleich völliges Recht gehabt hätte, sich zu wehren, dennoch und desungeachtet, weil sich der Elephant Puff ersäuft hätte, theils die sämmtlichen Inquisitionskosten zu bezahlen schuldig, theils im Monde auf ewig anzubinden, und zum Andenken ihres Frevels die Erde auf immer anzusehn gehalten wäre, wie denn auch der Mond zum Gedächtniſs der Sache sein Schwanken ewig behalten sollte.»

Ich muſs die Geschichte noch einmal unterbrechen, meine Damen, um Sie zu erinnern, daſs die Katze Murr noch bis auf den heutigen Tag aus dem Monde auf die Erde sieht, daſs der Mond noch nicht aufgehört hat, ein wenig zu schwanken, und daſs dieses den Jahrbüchern der Massakuten wirklich einige Glaubwürdigkeit gibt. — Allein ich kehre zu meiner Erzählung zurück, und verspreche Ihnen, daſs der Schauplatz der Geschichte nur auf unsrem lieben Erdboden bleiben soll.

«Das Wasser, das der ungeheure Elephant Puff ausspie, und das den ganzen Erdboden überschwemmt und fast alle lebendige Bewohner desselben ersäuft hatte,» war nach sechs Jahren zum Theil wieder abgelaufen, als auf den Kandamurischen Gebirgen ein junger Mensch von

Nachwehen.

Ist dieses nun das süſse Wesen,
Nach dem mich so verlanget hat?
Ist dieses der gesunde Rath,
Ohn' den ich konnte nicht genesen?
Und ist dieſs meiner Wehmuth Frucht,
Die ich so emsig aufgesucht?

O Feind, o Falscher, o Tyranne,
Kupido, das ist deine List!
Der bist du, der du allzeit bist!
Du hast mich nun in deinem Banne!
Der Dienst der falschen Ledigkeit
Hat meiner Freyheit mich entfreyt.

Wie unverwirrt ist doch ein Herze,
Das nicht mehr als sich selbsten kennt,
Von keiner fremden Flamme brennt,
Selbst seine Lust, und selbst sein Schmerze.
Seit, daſs ich nicht mehr meine bin,
So ist mein ganzes Glücke hin.

achtzehn Jahren herumlief, der sich seit seinem zwölften Jahre von Kräutern und Wurzeln genährt hatte, und endlich ganz wild geworden war.

Sein Reichthum bestand in einem Bogen, den er eines Tages in einer Höhle ſand, und den ihn die Noth gebrauchen lehrte; und wegen der kalten Luft des Gebirges trug er ein Fell, das er einst einem Bären abnahm, den er durch List fing. Er konnte nicht sprechen, sondern blos empfinden und denken. Er hatte sich einen jungen Wolf gebändigt, der ihn allenthalben begleitete, und bald ihn schützte, bald ihm Wild zum Schieſsen auftrieb. Der Jüngling fühlte nicht mehr, daſs er einsam war; denn er besann sich nicht mehr, daſs er seinesgleichen gekannt hatte. Er war finser und grausam; aber er war zufrieden.

Eines Abends saſs er neben seinem Wolfe auf dem Felsen, der nah' an seiner Höhle war. Der Wind ging über den Strom herüber, der unten floſs. Sein Wolf, den die Unterthänigkeit schon bald zum Hunde gemacht hatte, fuhr mit Eins auf, roch in den Wind, und fing an, laut zu werden. Der Wilde ergriff seinen Bogen, stand auf und sah über den Strom. Nach langem Suchen mit den Augen sah er endlich noch den letzten Schritt, mit welchem eine Gestalt in den Busch gleitete, die eben so aufrecht zu gehn schien, als er.

Bis diesen Augenblick hatte der Jüngling es nur für einen Traum gehalten, daſs es seinesgleichen gäbe. Er ward unruhig, schärfte seine Pfeile, füllte seinen Köcher, und konnte nicht schlafen. Des Morgens darauf band er seinen Wolf in der Hütte an, versteckte sich an einem geheimen Orte des Felsens, und wartete auf die Gestalt. Noch ehe die Sonne am höchsten stand, kam sie wieder. Sie hatte sich mit geflochtner Baumrinde bedeckt, trug einen langen Spieſs, stieſs auf einen Baum am Ufer und brach Früchte.

Ich weiſs nicht — dachte der Wilde — daſs ich nicht träume, sondern, daſs ich wache. — Das ist ein Ich, wie ich selber. Aber es ist kleiner, als ich — und zu fürchten brauch' ich mich wohl nicht vor ihm — ich muſs das Ich näher sehn.

Er hatte bemerkt, daſs der Strom Holzstämme fortführte, ohne daſs sie untersänken. Er fällte mit einem scharfen Steine zwey Bäume am Ufer, befestigte sie an einander, so gut er konnte, versuchte das Schiff, bemerkte, daſs er noch etwas zum Lenken desselben haben müſste, machte sich eine Art von Ruderstange, und legte alles in Bereitschaft.

Des Tages darauf, mit Aufgange der Sonne, trat er in Gesellschaft seines Wolfs die Reise an, und kam nach einigen Ungemächlichkeiten glücklich über den Strom. Das Ufer hatte hier Bäume, die er nicht kannte und die schöne Frucht trugen; allein er setzte sich hin, hatte seinen Bogen gespannt, und wartete. Plötzlich fuhr der Wolf durch das Gebüsche fort, und die Gestalt rettete sich auf einen hohen Baum. Sie erblickte den Wilden, zielte mit dem Wurfſpieſse, sagte: Ach! — und lieſs den Wurfſpieſs herabfallen. Der Wilde lief zu, nahm den Wurfſpieſs weg, sah zu der Gestalt hinauf, sagte Ah! — und der Wurfſpieſs fiel ihm aus den Händen.

Sie schlug die Hände zusammen, sie jammerte, sie bat, sie winkte dem Wilden, daſs er sie verlassen möchte. Er stand unentschlossen, und sah zu ihr hinauf. Endlich nahm er seinen Wolf, schleppte ihn an's Ufer und fuhr mit ihm zurück.

Das Ich gefällt mir besser, als ich mir selber gefalle — dacht' er unterwegs verworren bey sich selbst — ich will meinen Wolf nicht wieder zu dem Ich nehmen.

Er vergaſs Kräuter, Wurzeln und Schlaf; aber er vergaſs nicht, den andern Tag wieder über den Strom zu fahren. — Die Gestalt erschien in kurzer Zeit, und er gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daſs er sein wildes Thier nicht bey sich hätte. Sie sprang fort, kam in einem Weilchen wieder, und legte ihm schüchtern eine Menge Früchte hin, die sie in zwey groſsen Baumblättern brachte. Aber sie entfernte sich wieder einige Schritte, und deutete ihm an, daſs sie den Augenblick entlaufen würde, wenn er ihr näher käme. — Er aſs von den Früchten, und fand, daſs sie vortrefflich schmeckten. — Er winkte ihr, ob es noch andre Ichs in der Gegend gäbe; sie winkte, sie wäre das einzige. — Der Wolf heulte drüben; es nahte sich ein Ungewitter, und sie muſsten scheiden.

Des Morgens darauf hatte sich der Sturm noch nicht gelegt, aber der Wilde konnte nicht bleiben; er muſste zu dem Ich. Sie stand am Ufer und harrte seiner. Er kam auf dem unruhigen Wasser, und war noch kaum zehn Schritte vom Ufer, als sein zerbrechliches Fahrzeug aus einander ging. Sie that einen Schrey, und sprang ihm entgegen in den Strom, um ihm zu helfen. Er brachte sie glücklich wieder an's Ufer.

Sie standen da und sahen sich an. Das Auge des Jünglings funkelte, und das Auge des Mädchens lächelte. Er wollte ihr sagen, daſs er nicht ohne sie — und sie, daſs sie nicht ohne ihn seyn könnte: aber sie hatten keine Sprache. Plötzlich streckten Beyde zugleich die Arme aus, schlugen sie eins um das andere, begegneten sich Mund auf Mund . . . "

Aber, wie ich sehe, sind meine funfzehn Minuten vorbey, meine Damen und meine Herren, und ich kann mein Massakutisches Mährchen wahrhaftig nicht eher auserzählen, als bis es mir von den Damen allerseits abgekauft wird.

Der Traum in der Mainacht.

»Der Gerechte also und der Ungerechte — das treue Weib und die Verbrecherin — der Bischof, der seiner Gemeinde den Segen des Himmels mittheilte, und der Bischof, der seiner Gemeinde den Segen des Himmels nahm — Alle sind sie gleich behandelt — Alle ohne Unterschied in ihren Wohnungen verschüttet — oder, als sie fliehen wollten, von den geöffneten Feuerschlünden verschlungen — oder, wenn sie noch ihr Daseyn retteten, ihres Eigenthums beraubt!«

So sagte ich, legte die Zeitung, die von Messina's und Calabriens Unglück handelte, auf das Schreibepult, und stieſs das Fenster nach dem Garten auf.

Die Sterne funkelten; die Nachtigallen sangen; ein warmes Lüftchen säuselte durch die Blüthen der Bäume; es war die schönste Mainacht, die es geben kann. Aber ich wurde trauriger und trauriger.

Vielleicht saſs itzt an einer Felsenspitze im öden Calabrien ein jammerndes Weib, vergaſs den Hunger, der an ihr nagte, dachte blos an den zerschmetterten unschuldigen Säugling, und rang die Hände zu den nämlichen Sternen empor, zu denen ich hinaufblickte — vielleicht während itzt von den Bäumen vor mir im leisen Wehen des Windes ein Regen von Blüthen träufelte, schwoll von Neuem das tobende Meer, erstieg die Küste, und schwemmte die, so sich aus den Trümmern der Städte gerettet und in breterne Hütten geflüchtet hatten, mit sich fort in den geöffneten Abgrund: den Gerechten mit dem Ungerechten, den redlichen Anbeter mit dem heuchelnden Spötter.

Ich war miſsmuthig gewesen, ich fing an zu murren, und ich ward endlich bitter.

„Oder," sagte ich, „wäre es wirklich wahr, daſs Alle die, so das Schwert, oder der Hunger, oder die Pest, oder das Erdbeben träfe, um ihrer Verbrechen willen umkämen?"

Mir schauerte, ich sann nach, und mir ward nach einigen Augenblicken, als sollt' ich sagen: «Bube!» — Ich zog das Fenster herein, und warf mich hin, um zu schlafen.

Ich schlief, und es näherte sich mir im Dunkeln. Es war nicht zu sehn, ich hörte seine Schritte nicht, aber es näherte sich mir. Es war nicht, wie das Rauschen eines seidnen Gewandes, auch nicht, wie das Rauschen des Windes in Tannenzweigen; aber es war wie beydes.

Ich ward berührt. Es war ein leiser elektrischer Schlag, und mein Blut floſs geschwinder und leichter. Mir ward wohl, als wenn ich eine gute Handlung begangen hätte, und ich faſste Muth, als wenn das, was kam, meines Gleichen wäre.

«Sprich, und frage ohne Scheu,» sagte es. Die Stimme war flüsternd und der Ton war liebkosend.

«Verzeihe mir,» sagte ich, «wer Du auch seyst. — Aber kamen sie sämmtlich um ihrer Verbrechen willen um?»

«Sey barmherzig, Sohn des Staubes! denn der Allmächtige ist barmherzig.»

«Also waren sie nicht sämmtlich Verbrecher?»

„Sie waren sämmtlich unvollkommen. Denn nur der Allmächtige ist vollkommen. Aber nur ein Theil von ihnen waren Verbrecher, Viele waren tugendhaft.“

„Der Allmächtige ist barmherzig, wie Du sagst. — Aber verzeihe mir, der Allmächtige ist auch unerforschlich.“

„Hast Du Dich selbst schon erforschen können? — Weiſst Du, warum Dein Auge das Veilchen am Bache sieht, oder wie Dein Ohr den Schlag des Amboses hört, oder wie auf Dein Wollen sich Deine Hand nach der Frucht des Baumes bewegt, oder wie Du Dir bewuſst wirst, daſs Du siehst und hörst, und die Hand ausstreckst, oder was und wo das ist, das in Dir sagt: „Ich bin da!“ und das Dich auſser Stand setzt, zu denken, ein Dreyeck habe vier Seiten? — Hast Du Alles das schon erforscht?“

„Nein, ich habe das nie ergründen können.“

„Du kannst Dich selbst nicht erforschen, und Du wunderst Dich, daſs der Allmächtige unerforschlich ist?“

„Aber verzeihe mir, wer barmherzig ist, sollte der nicht auch gerecht seyn?“

„Niemand ist gerecht, als der Allmächtige.“

«Darf ich fragen, wenn ich zweifle?»

«Frage ohne Scheu.»

«Die Gerechten wurden also hingerafft, damit die Ungerechten bestraft werden könnten?»

«Irre Dich nicht, Kurzsichtiger. — Die Ungerechten kamen nicht wegen ihrer Verbrechen, sondern in ihren Verbrechen um; und die Gerechten starben zwar ungeachtet ihrer Tugend, aber doch mit ihrer Tugend.»

«Verzeihe mir; aber diese Unterscheidungen sind mir etwas schwer zu fassen.»

«Du wirst sie sehr bald verstehn. — Sage mir, schlägt der Blitz in jedes Gebäude, das er bey seiner Entladung im Wege findet, oder trifft er blos die Wohnung des Bösewichts?»

«Er trifft auch die Wohnung des rechtschaffenen Mannes.»

«Und verwüstet die Ueberschwemmung des ausgetretenen Stromes blos die Gärten der Missethäter?»

«Sie verwüstet jeden Garten, den sie erreichen kann.»

«Kannst Du also den Blitz, der durch das Dach des Ungerechten herabfährt, und die Fluth,

Ich schlaf', ich träume bey dem Wachen,
Ich ruh' und habe keine Ruh'.
Ich thu', und weiſs nicht, was ich thu',
Ich weine mitten in dem Lachen;
Ich denk'. Ich mache dieſs und das,
Ich schweig', ich red', und weiſs nicht, was?

Die Sonne scheint für mich nicht helle,
Mich kühlt die Glut, mich brennt das Eis.
Ich weiſs, und weiſs nicht, was ich weiſs,
Die Nacht tritt an des Tages Stelle.
Itzt bin ich dort, itzt da, itzt hier,
Ich folg', und fliehe selbst vor mir.

Bald billig' ich mir einen Handel,
Bald d'rauf verklag' ich mich bey mir.
Ich bin verändert für und für,
Und standhaft nur in stetem Wandel.
Ich selbst bin mit mir selbst nicht eins.
Bald will ich Alles, bald gar Keins.

Wie wird mir's doch noch endlich gehen?
Ich wohne nunmehr nicht in mir.
Mein Schein nur ist es, den ihr hier
In meinem Bilde sehet stehen.
Ich bin nun nicht mehr selber Ich.
Ach, Liebe, wozu bringst du mich?

die seinen Garten verheert, eine Bestrafung seiner Ungerechtigkeit nennen?»

«Ich will weiter hören.»

«Oder wenn das Erdbeben die Kerker zu Messina über den Haufen warf, und zehn zum Tode verurtheilte Gefangene befreyte, wovon neun den Tod verdient hatten, und der Zehnte ein unschuldiges Opfer der Gerechtigkeit war, willst Du sagen, das Erdbeben habe hundert Städte zerstören, die Erde habe zehntausend Menschen verschlingen müssen, damit Eine Unschuld gerettet würde?»

«Ich würde anstehn, das zu sagen. — Desungeachtet hab' ich oft den Blitz, und die Wasserfluth, und das Erdbeben für Strafen der Verbrechen erklären hören, und ich habe es bisweilen an Orten gehört, wo nur Einer allein reden durfte.»

«Arme Sterbliche, die Ihr alle Augenblicke die Wege des Allmächtigen unerforschlich nennt, und alle Augenblicke ihre Spur vom Anfange bis an's Ende gefunden haben wollt! — Glaube Du an die Güte, an die Gerechtigkeit und an die Weisheit des Allmächtigen — glaube an seine Vorsehung, bete sie an, aber hülle Dich in Deinen Staub und schweige.»

«Ich frage Dich nicht, ob das Loos der Gerechten und der Ungerechten jenseits des Grabes verschieden seyn wird; denn Alles sagt mir, daſs der Allmächtige gerecht sey, und Du hast es mir selbst gesagt.»

«Der Allmächtige ist gerecht, und Niemand ist gerecht, als der Allmächtige.»

«Aber warum ist diesseits so wenig Unterschied?»

«Und wenn gar keiner wäre, was kann Dir Anspruch geben, diesseits einen Unterschied zu fordern, wenn er Dir jenseits gewiſs ist? — Und wie lange dauert denn dieses Diesseits?»

«Achtzig, neunzig, oder hundert Umläufe der Erde um die Sonne.»

«Und das Jenseits dauert?»

«Sprich Du es aus.»

«Meinst Du, daſs das irgend ein Wesen kann?»

Das Herz pochte mir; ich streckte die Hand aus, um das, was mit mir sprach, zu umarmen: meine Arme kehrten leer an meinen Busen zurück, aber mir war, als wenn ich mir das Loos der Gerechten von Calabrien wünschen sollte.

„Sage nicht,“ fing das, was ich nicht sahe, wiederum an, „es gibt auch diesseits einen Unterschied.“

„Spotte meiner nicht, wer Du auch seyst,“ antwortete ich. — „Du kannst mich Alles überreden: denn Du hast mein Zutrauen gewonnen.“

„Du hast Vernunft?“

„Man hat mir gesagt, die Geschöpfe meiner Art gehörten unter die vernünftigen.“

„So verlang' ich Deine Vernunft, und nicht Dein Zutrauen.“

„Rede!“

„Meinst Du, daſs der Allmächtige, den Du für gerecht hältst, keine Leiden an gute Handlungen, keine Freuden an schlechte Handlungen geknüpft habe?“

„Du ſesselst Vernunft und Zutrauen. Rede weiter, ich höre.“

„Wenn der vergiftete Wollüstling in der Blüthe seiner Jahre keuchend durch die Straſsen der Stadt schleicht; wenn der bübische Gerichtshalter sich kaum getrauen darf, aus den tückischen Augen einen Blick auf den armen Bauer zu werfen, der nach göttlichen Rechten ihn in Fesseln legen lassen könnte, und der nach menschlichem Rechte dem Buben das Brod hingeben muſs, das für fünf unschuldige Kinder bestimmt war, die nun hungern, betteln oder sterben müssen; wenn der Geizige zum Mährchen der Stadt, und der räuberische Sultan zum schüchternen Sclaven einer andern Menge von Sclaven wird, die er seine Leibwache nennt — das kannst Du Strafe des Lasters nennen. Denn es gibt diesseits keine Strafe des Lasters, als die entweder eine unmittelbare Folge desselben ist, oder die durch eine fortgesetzte Reihe von Folgen damit verknüpft ist."

„Rede weiter; ich wünsche weise zu werden."

„Aber der Mann, der nie unredlich handelte, der nie weniger gab, als er zu geben hatte, nie mehr nahm, als er nehmen sollte, der seine Freunde herzlich liebte und seinen Feinden herzlich verzieh, der nie in den Armen einer Buhlerin versank, und einer Schwester nie gelobte, was er ihr nicht zu halten gedachte — sollte dieser Gerechte nicht auch diesseits etwas vor dem Ungerechten voraus haben? — und wenn es auch blos das Bewuſstseyn seiner Gerechtigkeit, blos der freudige Blick wäre, mit welchem er in den Häusern der andern Gerechten empfangen wird, blos das sorglose Zutrauen, mit dem sich sogar die ihm überlassen, die selbst nicht Gerechte sind?"

„Ich kann Dich nicht küssen, aber Du hast mich überwunden. — Allein könnten dem Gerechten nicht alle Leiden auch diesseits erspart werden?"

„Vernichte den Körper des Gerechten, oder vernichte alle Körper um ihn her, so kannst Du ihm ersparen, was Du ihm erspart haben willst."

„Ich fasse Dich nicht."

„Du forderst, daſs der Hebel auf einem Punkte, und nicht auf einem Punkte fest sey; daſs die schiefliegende Fläche schief liege, und nicht schief liege; daſs der Körper undurchdringlich, und nicht undurchdringlich sey; daſs es Bewegung geben könne, und nicht geben könne; daſs die ganze Körperwelt sey, und nicht sey."

„Wie hätte ich so was gefordert?"

„Du hast es. — Der Körper, der von Einem Körper gedrängt werden kann, muſs von allen Körpern gedrängt werden können, die in seine Bahn kommen — vom Gifte der Klapperschlange sowohl, als vom Honig des Bienenstocks — vom Strahle des Herbstabendroths sowohl, als von der Explosion des Orkans."

jedem Punkte desselben zurück. — Alles ist ein einziger Plan, Alles drängt und drückt und greift in einander. — Kurzsichtiger, der Du zufrieden seyn könntest, daſs Du zu der Klasse der Wesen erhoben worden bist, welche den ungeheuren Gedanken denken können: «Wie, wenn das Alles, was ist, einen Plan hätte?» — Kurzsichtiger, der Du in einem so unermeſslich kleinen Raume eingeschränkt bist, daſs Du Zehntausende von Sonnen, um deren jede sich ganze Erden, Monde und Kometen wälzen, einen Namen geben muſst, als wenn eine Milchbäuerin ihren Krug zerbrochen hätte, daſs die Milch ausgeflossen wäre. — Kurzsichtiger, der Du, wenn es hoch kommt, kaum eine Gröſse von vier Zahlenklassen quadriren kannst, ohne der Einbildungskraft durch den Griffel beyzustehn — Du willst in diesem ungeheuren Kreislaufe der Dinge, die unaufhörlich kommen und gehen, sich zerstören und zusammensetzen, in diesem Wirbel, wo beständig Eins in Tausend zerstiebt, und unter tausend Gestalten an tausend Orten wieder erscheint — in diesem Triebwerke, wo jedes zugleich Ruhepunkt und Kraft und Last seyn kann — Du willst in diesem Strudel, wie er Dir scheinen muſs, erforschen, was Mittel oder Zweck, was Erstes oder was Letztes sey. — Komm, siehe zu Deinen Füſsen, wie es auf die

Richtung von dem letzten Flügelschlage einer sterbenden Biene ankommt, ob eine Stadt verwüstet wird, die viele tausend Einwohner hat, und wie es zu gleicher Zeit darauf ankommt, ob ein Morden unter den Nationen der vier Welttheile verhindert wird, das viele Jahre hätte dauern können.»

Das Blut in meinen Adern erstarrte.

«Der letzte Flügelschlag einer sterbenden Biene?» stammelte ich, kaum daſs ich mich selbst hören konnte.

«Komm und siehe: die Zeit ist eben gekommen. — Du hast mich gefragt; wenn Du gesehn hast, will ich Dich fragen.»

Ein Nebel umhüllte mich; mein Körper ward leichter, als Luft. Ich ward entrückt; es rauschte um mich, wie ferne Wasserströme; Feuerfunken knisterten auf meine Wangen.

«Oeffne die Augen, und siehe um Dich her!» sagte der Geist; und wie man einen Mantel abwirft, so fiel der Nebel von mir.

Meine Augen waren gestärkt; aber ich sah, und wollte versinken. Die Sonne stand in der Mitte des Himmels; der unermeſsliche Teppich über mir war schwarz, wie der Marmor der Grabsteine; hinter mir gebot, hoch über ein wüstes Schneegefilde, ein ungeheurer Kegel von gediegenem Eise, welcher Wasserstrahlen und Feuergluthen an der Sonne ausströmte; ich sah vor meinen Füſsen hinab in unermeſsliche Klüfte. Gebirg war unter mir auf Gebirg gethürmt; am Fuſse des untersten lag eine Stadt; ihre Thürme flimmerten in leichtem Nebel.

„Auf der kolbigten Spitze dieses Felsens wird die verirrte Biene sterben,“ sagte die Stimme; „der Felsen ist mit Staubschnee bedeckt: schlägt die Sterbende das wankende Schneestäubchen rechts in die Kluft zu Deiner Rechten, so ist die Stadt gerettet, und die Erdkugel von Mord und Brand erfüllt. — Oder noch zwey Deiner Athemzüge, so ist das Stäubchen an der Sonne geschmolzen, und sickert in den Felsen ein.“

Ich holte nicht Athem — aber die Biene kam: ein Luftzug führte sie aus der Kluft zur Linken herauf; sie ermattete und sank hin auf die Felsenspitze; sie schlug in der Verzuckung des Todes das Schneestäubchen ab; das Stäubchen rollte in die Kluft zu meiner Linken; es nahm im Fallen noch eins, dann noch eins, dann wieder eins: es ward Ball, er ward Klumpen, er ward Lawine — Kiesel, Steine, Felsen, Gebirge rollten über einander — Wasserströme stürzten sich in das Gemisch — der Staub stieg auf, wo die Thürme gestanden hatten — der Donner rollte tausendfach durch die Klüfte herauf — der Eiskegel erbebte in seiner Grundveste, und goſs neue Wasserströme und neue Feuermeere aus neuen Spalten und aus neuen Spiegeln.

«Wende Deine Augen nach dem übergetretenen Strome in jener Tiefe!» sagte die Stimme.

«Ich sehe ein Maulthier schwimmen!» sagte ich zitternd.

«Zwey Fürsten hatten sich verbunden, in zwölf Monden ihren Nachbar zu überfallen, und sich in sein Erbe zu theilen. Der auf dem Thiere saſs, überbrachte den versiegelten Bund. Die Lawine begrub ihn; das Thier stürzte vom Felsen hinab in den Strom. Das Thier schwimmt an dem Ufer des Nachbars an, der überfallen werden sollte. Die Papiere, die es trägt, erregen Verdacht. Sie werden erbrochen und entziffert. Der heimliche Plan wird verrathen und zerstört.»

«Wer Du auch seyst, ich danke Dir; aber ich will nicht mehr fragen. Verlaſs mich: denn meine Gebeine zittern.»

«Starb die Biene also, damit die Stadt zerstört würde?«

Liebespein.

Mein Unglück ist zu groſs,
Zu schwer die Noth,
So mancher Herzensstoſs
Dräut mir den Tod.
Mein Schmerze weiſs von keiner Zahl,
Vor, nach und allemal
Häuft sich die Qual.

Ein Weib hat alle Schuld,
Die mich doch liebt,
Die, weil sie mir ist huld,
Mich so betrübt.
Von Liebe kommt mir alles Leid,
Ich weiſs von keiner Zeit,
Die mich erfreut!

Preist Jemand ihre Pracht,
So wird mir weh'.
Wer ihr gedenkt, der macht,
Daſs ich vergeh'.
Erinner' ich mich denn der Pflicht:
Was Wunder ist's, daſs nicht
Mein Herze bricht?

„Ich weiſs es nicht.“

„Wurde die Stadt zerstört, damit das unschuldige Weib des Boten, den die Lawine begrub, zur Wittwe würde?“

„Thue tausend Fragen: ich kann keine beantworten. Aber verlaſs mich, denn meine Gebeine zittern.“

„Kinder des achtzehnten Jahrhunderts! es ist keine Schande, ein Kind zu seyn; aber es ist eine Schande, kein liebenswürdiges Kind zu seyn.“

Ich erwachte, und murrte nicht mehr.

Omar.

Eine Erzählung in sieben Kapiteln.

Erstes Kapitel.

Omar geht zu einem weisen Manne.

Zu den Zeiten, da die Mahomedanischen Araber Ackerbau, Wissenschaften und Handlung trieben, während die christlichen Europäer ihre Zeit zwischen Theologie und Räuberey theilten, lebte nicht weit von Bagdad ein Mann, der im Rufe der Weisheit war. Er hatte ehemals einige Staatsbedienungen am Hofe des Kalifen bekleidet, hatte der Favoritmaitresse eine Anweisung auf den öffentlichen Schatz zurückgeschickt, hatte seine Aemter niedergelegt, war zu den Persern und Indiern gereist, hatte sich in der Weisheit ihrer Väter unterrichten lassen, war von seinen Reisen zurückgekommen, und brachte nun seine Tage in der Stille auf einem Landhause zu, welches Aecker, Wiesen und Gärten hatte. Er führte selbst die Aufsicht über seine Arbeiter, nannte sie Kinder, und gab ihnen Feste. Er beobachtete die Sterne, die Winde, die Kräfte der Kräuter und das Schicksal der Menschen. Er gab Brod denen, die es brauchten, und Rath denen, die ihn verlangten. Selbst der Kalife und seine Staatsbedienten fragten ihn oft um Rath, und folgten ihm sogar bisweilen. Seinen Namen hat die Geschichte nicht aufgezeichnet; aber die Geschichte nennt oft, was sie vergessen sollte, und vergiſst, was sie nennen sollte.

Eines Morgens fragte ein Unbekannter nach ihm; er lieſs den Fremdling hereinführen. Es war ein Jüngling in der schönsten Blüthe — ein stolzer Wuchs, eine gewölbte Brust, funkelnde Augen, hochgewölbte, schwarze Augenbraunen, eine offne Stirne, und Wangen, die von Gesundheit glühten.

„Wer bist Du, Jüngling? und woher kommst Du?“ fragte ihn der Weise freundlich.

„Ich heiſse Omar, weiser Mann, und bin aus Bagdad. Ich komme, Dich um Unterricht und um Rath zu bitten.“

„Setze Dich, Omar.“

„Ich habe gehört, weiser Mann,“ fing Omar an, als er sich neben ihm auf einem Persischen Teppiche niedergelassen hatte, „daſs Du mehr weiſst, als andre Menschen, die man Weise nennt.“

„So hast Du etwas Unwahres gehört, Omar; denn ich weiſs gerade weniger, als Andere, die man Weise nennt. Und leb' ich länger, so weiſs ich vielleicht künftig einmal noch weniger, als ich itzt weiſs.“

„Ich verstehe Dich nicht.“

„Das glaub' ich. — Aber was willst Du denn von mir wissen, Omar?“

„Sage mir, welches ist denn der Plan von dieser ganzen Schöpfung?“

„Omar, bist Du im Fixsterne Scham gewesen?“

„Nein.“

„Oder im Fixsterne Nahar?“

„Nein.“

„Oder im Fixsterne Dschesirah?“

„Auch nicht.“

„Oder in einem andern Fixsterne?“

„Deine Fragen sind sonderbar.“

«Unser Kalife, dem Gott Segen gebe, hält achtmalhunderttausend bewaffnete Männer, die sein Reich beschützen — und die Schwerter für diese Männer läſst er in Damask schmieden.»

«Das weiſs ich recht gut, und ich habe welche schmieden sehn.»

«Das hast Du, Omar?»

«Ja, weiser Mann.»

«Desto besser! — Also, da Du so ein Schwert schmieden sahst, was wuſstest Du?»

«Ich wuſste: das ist ein Schwert für die Armee des Kalifen.»

«Aber wuſstest Du auch: das und das ist der Operationsplan, den der Kalife gemacht hat?»

«Wie hätt' ich denn in aller Welt darauf kommen sollen?»

«Also, Omar, ich weiſs nicht, welches der Plan dieser Schöpfung ist.»

«Aber sage mir, sind denn die Menschen geschaffen, um auf diesem Erdboden glücklich zu seyn?»

«Das weiſs ich nicht.»

«Das weiſst Du nicht?»

«Der Ewige weiſs es. Gebenedeit sey der Ewige!»

«Aber wozu sind denn die Menschen geschaffen?»

«Damit sie leben und recht thun.»

«Aber Viele, welche leben und recht thun, schmachten im Elende. Warum geschieht das?»

«Der Ewige weiſs es. Gebenedeit sey der Ewige!»

«Ich darf Dich also wohl nicht fragen, woran es liegt, daſs es mir nicht wohlgeht?»

«Sage mir Deine Umstände, Omar, und ich will Dir sagen, ob es an Dir liegt.»

«Ich bin reich, weiser Mann; ich habe Freunde am Hofe des Kalifen; ich werde von dem schönsten Mädchen in Bagdad geliebt; aber das Leben ist mir zur Last.»

«Das ist sehr möglich. Dir fehlt Alles, weil Dir Nichts fehlt.»

«Meinst Du wohl, daſs sich mein Zustand verbessern lieſse?»

«Die Schuld liegt blos an Dir, Omar.»

«An mir?»

«Entbehre und genieſse.»

«Ist das Dein ganzer Rath?»

«Weiter kann ich Dir nichts sagen. — Folge mir, und die Schuld wird wenigstens nicht mehr an Dir liegen.»

„Du bist ein sonderbarer weiser Mann.“

„Entbehre und genieſse.“ — Mit diesen Worten stand der Weise auf, ging davon und lieſs Omar sitzen.

Zweytes Kapitel.

Omar hört, wie man weise wird.

Omar schüttelte den Kopf und ging nach Bagdad zurück. Er sann über die Worte des Weisen nach, und ſand keinen Sinn darin. In der Stadt begegnete ihm Ali, einer seiner besten Freunde.

„Wo kommst Du denn so schwermüthig her?“ fragte ihn Ali. „Ist Dir eins von Deinen Mädchen untreu geworden?“

„Ich komme von dem weisen Manne da drauſsen.“

„Was hast Du denn mit einem weisen Manne zu thun? — Du bist ja erst einige zwanzig Jahre alt, Bursche!“

„Ich hab' ihn um Rath gefragt.“

„Darf man denn wissen, weswegen?“

„Ich will Dir's einmal offenherzig gestehn, Ali. — Ich bin mit meinem Schicksale nicht zufrieden.“

„Nimm was zu niesen ein, Omar. Es fehlt Dir oben. — Und was hat Dir denn der weise Mann gesagt?“

„Etwas, das ich nicht verstehe.“

„Hahaha! So wahr der Prophet lebt, das hätt' ich Dir voraussagen wollen. — Armer Omar, ich hätte Dich wahrlich für klüger gehalten. Was gilt die Wette? und in Einem Jahre bin ich für den weisesten Mann in Bagdad ausgeschrieen.“

„Du, Ali? Du? — Ich glaube, Du hast wieder Wein getrunken.“

„St!“

„Aber wie wolltest Du denn das anfangen?“

„Ich wollte nur gerade das Gegentheil von andern ehrlichen Leuten thun, wollte zu essen haben, und nicht essen, zu trinken, und nicht trinken, zu lieben, und nicht lieben — und wenn ich mit Jemand spräche, wollt' ich mich so kurz und so dunkel ausdrücken, daſs mich kein Mensch verstehn könnte. Omar, ich will nicht in's Paradies des Propheten kommen, wenn ich damit nicht Jung und Alt betrüge.“

„Weiſst Du, Ali, was er zu mir sagte?“

«Nun, so laſs doch die Weisheit hören.»

«Mir fehlte Alles, weil mir Nichts fehlte; und ich sollte entbehren und genieſsen.»

«Leb' wohl, Omar. — Der Prophet erhalte Dich und Deine fünf Sinne!»

Ali ging fort, pries sich glücklich, daſs er kein solcher Thor wäre, wie Omar und wie der weise Mann, besuchte eine seiner Freundinnen, und kam den Morgen d'rauf krank nach Hause. Omar ging langsam heim, verdammte sein Schicksal, und stand gesund und frisch auf.

Drittes Kapitel.

Omar bringt sein Weib um's Leben.

Omar war einer von den Menschen, deren Glück man vollkommen nennen könnte, wenn es etwas Vollkommenes gäbe, auſser dem Ewigen. Er war jung und schön, und die Mädchen von Bagdad nannten ihn in ihren Gesängen die Rose des Verlangens, die Nelke der Wonne und das Veilchen des Morgentraums. Er war unermeſslich reich. Sein Palast war kleiner, als der Palast des Kalifen, aber unendlich schöner;

denn die Paläste der Kalifen sind bisweilen groſs und ohne Geschmack. Omar war gesund und stark, und, was mehr als Alles ist, er wurde von dem Mädchen, das er liebte, angebetet. — Kein Wunder, daſs Omar nicht zufrieden war.

„Ali ist für einen Thoren bekannt," sagte Omar endlich; „aber der weise Mann ist vielleicht auch nicht, wofür man ihn hält. Ich will zusehn, ob ich in Fatimens Armen glücklich bin."

Omar ging hin, holte Fatimen heim, athmete fast blos an ihrem Munde, genoſs in vollem Maſse die Wonne der Liebe, kostete alle Reize Fatimens aus, und rufte tausendmal in ihren Armen: „Ich bin glücklich, Fatime! Ich habe in Deinen Armen Alles gefunden, was mir fehlte."

Omar schwelgte drey Monate so fort, und schwelgte sich satt. Ganz Bagdad beneidete ihn um den Besitz der schönen Fatime, und er beneidete ganz Bagdad um dieses Beneiden. Die Greise erheiterten sich in Fatimens Gegenwart, Omar schlug traurig die Augen nieder. Die Jünglinge errötheten, wenn sie einen Saum von ihrem Gewande berühren konnten: Omar erblaſste, wenn sie ihn küſste.

Fatime bemerkte sehr bald dieses Erkalten, und härmte sich. Das Gesetz des Propheten erlaubte ihm, seinen Ueberdruſs in den Armen einer Andern zu vergraben. Allein er dachte

Licht ist ihr Augenglanz,
Klar ihre Zier.
Das macht, daſs ich mich ganz
Verlier' in ihr.
Sie hat es, was mein Herze sucht,
Scham, Schönheit, Jugend, Zucht,
Der Tugend Frucht.

An Ihr liegt Alles mir,
Was acht' ich mich?
Mein Sinn ist freund mit ihr,
Und hasset sich!
Was ich beginne spat und früh,
Was ich gedenk', ist Sie,
Die Werthe, die!

Sie hat mich ganz bey sich,
Das schöne Kind.
Ihr auch zu lassen mich
Bin ich gesinnt.
Die Treue, die sie mir verspricht,
Find' ich in solcher Pflicht
Sonst nirgends nicht.

Und leb' ich mich gleich todt
In solcher Pein,
Noch hat es keine Noth,
Sie, Sie kann's seyn,
Die mir das Leben wiedergibt, —
Die mich so sehr betrübt,
Als sie mich liebt!

zu gut, als daſs er Fatimen noch diese Kränkung hätte anthun sollen. Er beſchloſs, sich ihrem Anblicke auf ein oder zwey Jahre zu entziehen. — „Sie wird mich nicht sehn," sagte er, „sie wird meiner entwohnen, und ich werde ihr so entbehrlich werden, als sie mir es ist."

Omar hatte zwey Faktoreyen; eine auf Ormus im Persischen Meerbusen, die andre zu Haleb in Syrien. Er hatte die Aufſicht über seine Faktoren niemals vernachlässigt, aber itzt wollte er sie einmal in Person besuchen. Er ging mit der Karavane nach Ormus, forderte Rechnung, und fand, daſs er in drey Jahren zweyhundert auf hundert gewonnen hatte. Er ging nach Haleb, und fand hundert auf hundert gewonnen.

„Der Ewige segnet mich, wo ich mein Auge hinwende," rufte Omar aus, „und ich schmachte im Elende."

Nach zwey Jahren kehrte Omar zurück, und eine Tagreise von Bagdad begegnete ihm ein Bote mit der Nachricht, daſs Fatime morgen begraben würde. — Der geheime Kummer hatte ihr während der Abwesenheit ihres Mannes das Herz gefressen: denn damals gab es in Bagdad noch bisweilen so ein Weib. Omar stand und sah zur Erde.

„Groſser Prophet," rief er endlich aus, als er von der Betäubung zu sich gekommen war, „ich bin ein Mann, der keinem seiner Sclaven weh thut, und ich habe das schönste Geschöpf ermorden müssen! — Fatime athmete nichts als Liebe und Wohlwollen, und sie hat sich in der Blüthe ihres Lebens zu Tode grämen müssen! — Der weise Mann hat doch in Einem Stücke Recht. Die Menschen sind geschaffen, damit sie leben und recht thun; aber der Ewige weiſs es, ob sie geschaffen sind, damit sie glücklich leben.»

Viertes Kapitel.

Omar bringt einen wackern Mann um's Leben.

Omar begrub Fatimen, und baute ihr ein kostbares Denkmal. Nach einiger Zeit kam Ali zu ihm, und suchte ihn zu trösten.

«Immer so einsam, Omar?» sagte Ali; «Du thust, beym Himmel! alles Mögliche, um recht unglücklich zu seyn.»

«Bist denn Du glücklich, Ali?»

«Wenn die verdammte Gicht und das Husten nicht wäre, so tauscht' ich nicht mit dem Kalifen.»

«Aber wie bist Du denn zu der Gicht und zu dem Husten gekommen?»

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17863/045

„Davon wollen wir itzt nicht reden. — Komm her, Omar! willst Du einmal meinem Rathe folgen? — Du weiſst, ich menge mich wenig in fremde Sachen. Aber ich kann Dich nicht länger so mit ansehn. Willst Du nur eine einzige Probe machen?"

„Ob ich auch zur Gicht kommen kann?"

„Närrchen, die Gicht hat immer ihr Gutes. — Die Tage, da man sie los ist, werden einem noch einmal so angenehm. — Komm mit, Omar, komm!"

Ali lieſs Omarn nicht Zeit, zu antworten, nahm ihn beym Arme, und führte ihn fort in eine Gesellschaft, in welcher sich Alles versammelt hatte, was in Bagdad von gutem Tone war und viele müssige Stunden hatte. Man lachte, man scherzte, man sang, man hörte singen, man war zufrieden, oder vergaſs wenigstens unter dem Schwarme, daſs man es nicht war.

Omars Herz erwärmte sich ein wenig an diesen Strahlen von Vergnügen, die in Aller Augen funkelten. Er kehrte nach Hause, und gestand seinem Freunde, daſs die Geselligkeit ihre Freuden haben könnte. Er lieſs sich bereden, den muntern, fröhlichen Zirkel mehrmals zu besuchen, und als er ihn ungefähr zum zehnten Male verlieſs, umarmte er seinen Freund Ali.

„Habe Dank, Ali, für Deinen Rath!“ sagte er. „Nun weiſs ich, wie ich die Güter dieses Lebens genieſsen werde. Ich will mich in der Gesellschaft zerstreuen, und mein Haus soll Jeden offen stehn, der sich vergnügen will.“

Die Köche aus dem Reiche der Ostfranken hatten damals noch nicht das ausschlieſsende Vorrecht, zu vergiften. Omar lieſs Köche vom Hoſe des Griechischen Kaisers verschreiben, und kurze Zeit darauf speiste man bey ihm nie unter zwanzig Couverts. Ein Fest wechselte mit dem andern, und sein Haus war der Tempel der Gastfreyheit, des guten Geschmacks und des Vergnügens.

„Nun werd' ich beständig glücklich seyn,“ sagte Omar; „denn ich komme nunmehr kaum zu mir selbst.“

Er hatte Köche, folglich muſste er auch bald Aerzte haben. Er bemerkte nach und nach, daſs er nicht so sanft mehr schlieſe, als ehedem; er klagte, daſs er oft mit schwerem Kopſe erwachte; er gestand sich, daſs er sich sogar bisweilen mitten unter seiner guten Gesellschaft über langer Weile überraschte. Mit der Zeit ſastete Omar, wenn Alle speisten, und gähnte, wenn Alle lachten.

Einmal hatte Omar, einigen Kammerherren des Kalifen zu Gefallen, das Gesetz des Propheten gebrochen, und eine ganze Nacht bey Griechiſchem Weine durchwacht. — Er war ſo kraftlos, daſs er am folgenden Abend bey der Tafel in eine Ohnmacht fiel. Der oberſte Kadi von Bagdad, der ihm gegenüber ſaſs, bemerkte es zuerſt, wollte reden, verſchluckte eine Fiſchgräte, und muſste drey Tage darauf ſterben. Ganz Bagdad bedauerte ihn; denn er war ein Richter, der nie Geſchenke nahm, und nie die Armen unterdrückte.

Fünftes Kapitel.

Omar will wiſſen, warum er zwey Mordthaten begangen hat, und wird an ein Mädchen gewieſen.

«Ich martere keinen Wurm,» ſagte Omar in der tiefſten Traurigkeit, «und ich habe ſchon das beſte Weib und den rechtſchaffenſten Mann um's Leben gebracht.»

Er ſchützte ſeine Geſundheit vor, verſchloſs ſeinen Palaſt in Bagdad, und ging auf's Land. Er brachte hier Augenblicke zu, in denen er ſich tauſendmal das Leben genommen hätte, wenn es damals in Bagdad eingeführt geweſen wäre, ſich ſelbſt umzubringen, wie es itzt an der Themſe und am Genfer See eingeführt iſt.

Omar wohnte nunmehr kaum eine Stunde vom Landhause des weisen Mannes; und verlief sich eines Morgens in die Nähe desselben. — Er ging hinein, traf den Alten, erinnerte ihn an den Omar, der ihn ehedem um Rath gefragt hätte, und erzählte ihm sein Schicksal. Der weise Mann hörte aufmerksam zu, seufzte, legte den Finger an die Stirn und sann ein Weilchen.

«Omar,» sagte er endlich, «Du wohnst in der Nähe: komm morgen um diese Zeit wieder.»

Omar ging nach Hause, und ſand einen Boten, der ihn erwartete. Ali hatte sich bey einem groſsen Feste in Bagdad erhitzt, hatte sich durch kühlende Früchte laben wollen, war in ein Fieber gefallen, und hatte den Fluch von funfzig Gläubigern, unter denen Wittwen und Waisen waren, mit sich in's Grab genommen. — Omar setzte sich, schrieb, daſs er Ali's Schulden auf sich nähme, dankte dem Ewigen, daſs er seines Freundes Unrecht gut machen könnte, und kam des Morgens darauf wieder zum weisen Manne.

«Aber, Omar,» fragte ihn dieser, «wie richtest Du denn Dein Leben eigentlich ein?»

«Ich bete den Unsterblichen an; ich krümme mich, wenn ich meine Sclaven leiden sehe; ich leihe und schenke denen, die in Noth sind: aber ich verabscheue mein Daseyn.»

„Der Ewige hat Dich geschaffen, Omar, und Deine Handlungen sind in seinem Buche aufgezeichnet.“

„Aber warum haben um meinetwillen ein Weib und ein Mann sterben müssen, die tausendmal mehr werth waren, als ich?“

„Wir sind des Ewigen Geschöpfe. Gebenedeit sey der Ewige!“

„Aber was soll ich thun, damit ich mein Daseyn nicht verfluche?“

„Entbehren und genieſsen.“

„Das hast Du mir ehedem gesagt, aber ich hab' es nie verstanden.“

„Ich will meine Enkelin rufen, Omar. — Bleib hier, ich habe mit meinen Arbeitern zu sprechen.“

Der Alte rufte Zemiren, und lieſs Omar allein.

Sechstes Kapitel.

Omar muſs graben.

„Ich bin heute nicht aufgelegt, einem Mädchen Gesellschaft zu leisten,“ sagte Omar; „aber ich muſs sie doch erwarten.“

Zemire kam. Sie hatte ein niedliches Strohhütchen auf dem Kopfe, und ihr langes, einfaches Gewand war wie zur Arbeit aufgeschürzt.

„Lieber Omar," sagte sie mit einer bescheidenen Treuherzigkeit, „mein Groſsvater will haben, daſs Du zum Mittagsessen bey uns bleibst."

„So werdet Ihr einen stillen Gesellschafter haben," antwortete Omar mit einem tiefen Seufzer.

„Aber Du muſst mir zuvor ein Paar Blumenbeete graben helfen, Omar."

„Das will ich mit Vergnügen."

Zemire ging voran, und Omar folgte ihr in ein kleines Gärtchen, das Zemire, wie sie sagte, mit eignen Händen baute, und dessen Ordnung und niedliche Anlage er bewunderte.

Sie wies Omarn an, und Beyde standen und gruben. Die Sonne fiel senkrecht auf Omars Haupt: er fragte, als das erste Beet gegraben war, ob eine frische Quelle in der Nähe wäre.

„Du darfst mir nicht eher trinken, lieber Omar," sagte sie, „als bis wir mit dem zweyten Beete auch fertig sind."

Omar bat; Zemire war nicht zu erbitten. Omar muſste dursten und graben. — Endlich war das zweyte Beet fertig; Zemire ging an die Quelle, schöpfte und gab ihm zu trinken.

„Hat Dir der Trunk geschmeckt, lieber Omar?" fragte Zemire mit einem schalkhaften Lächeln.

„Liebes Mädchen, als mir nie ein Trunk geschmeckt hat, seit ich lebe. — Aber dort seh' ich drey schöne Palmbäume. Wir wollen uns in ihren Schatten setzen, Zemire, und uns abkühlen."

„Hernach, Omar! Aber itzt wollen wir erst noch eine Weile durch das Gärtchen auf und ab gehn."

Omar begriff nicht, was Zemire für ein Vergnügen an der brennenden Sonnenhitze finden könnte; aber wollt' er nicht unartig seyn, so muſste er gehorchen. Sie unterhielt ihn mit der Geschichte der Blumen, die sie sich gezogen hatte, und sagte, einige darunter wären ihr unbeschreiblich sauer geworden; aber sie hätte auch nunmehr ein desto gröſseres Vergnügen darüber. — Endlich, als Omar vor Mattigkeit kaum fortgehn konnte, führte sie ihn zu den Palmbäumen, und man setzte sich in ihren Schatten.

„Thut Dir der Schatten wohl, lieber Omar?" fragte Zemire wieder.

„O, so wohl, schönes Mädchen, das ich glaube, dieses Plätzchen ist ein Vorschmack vom Paradiese des groſsen Propheten."

Ach, daſs ich ihr mein Leid
Nicht klagen kann!
Ich bin von ihr so weit
Jetzt abgethan! *)
Von Scheiden kömmt mir alle Noth;
Dieſs macht mich blaſs für roth,
Für lebend todt.

Läuft nun mein Glücke so?
Ach, wehe mir!
O warum ward ich froh
Von ihrer Zier?
Für jene kurze Fröhlichkeit
Hab' ich ein langes Leid
Auf alle Zeit!

Bekenne selbst auf dich, **)
Mein kranker Sinn!
Hast du nicht Schuld, daſs ich
So elend bin?
Warum bewegte dich die Gunst?
Es war ja gar umsonst
Mit deiner Brunst!

Leid' ich für jene Lust,
So geht mir's recht!

---

*) entfernt. **) gegen dich.

«Glaubst Du wohl, daſs man den Schatten so genösse, wenn man sich ihn nie versagte?»

«Das ist unmöglich, Zemire.»

«Und hätte Dir der Trunk Wasser wohl so gut geschmeckt, wenn ich Dir ihn den Augenblick gegeben hätte?»

«Beym Propheten, das hätt' er nicht!»

Zemirens Groſsvater kam diesen Augenblick, schickte das Mädchen in's Haus, um das Mittagsmahl zu bereiten, und setzte sich neben Omarn in den Schatten.

«Ist Dir ein wenig besser, Omar?» fragte der Alte.

«Mir ist diesen Augenblick so wohl, als jemals. Ich habe mich müde gemacht, und genieſse hier der Ruhe.»

«Fahre so fort, Omar, und Du wirst bald genieſsen lernen.»

«Auch meiner Reichthümer? — Auch der Reize eines Weibes? — Auch der Freuden der Gesellschaft?»

«Ich vermuth' es, Omar, wenn Du Lehre annimmst. — Deine Krankheit ist bey den Reichen nicht selten, aber sie ist zu heilen.»

«Aber wenn Du meiner nicht spotten willst, weiser Mann, so sage mir die Art, wie ich das Alles genieſsen soll.»

„Wie Du itzt diesen Schatten genieſsest. — Denn, Omar — merke Dir das — wer genieſsen will, muſs erst entbehren lernen. Das hat der Ewige zu einem Grundgesetze unsers Daseyns gemacht. Und die höchste Wollust besteht darin, daſs man diesem Gesetze gehorcht. — Lerne Dich sehnen, Omar, so wirst Du zufrieden seyn; lerne entbehren, und Du wirst genieſsen.“

Siebentes Kapitel.

Omar wird glücklich.

Zemire rufte, und man ging in's Haus und setzte sich zu Tische. Omar hatte Hunger; das Geschirr und das Tafelzeug waren einfach, aber bis zum Uebermaſse reinlich; der Speisen waren wenig, aber sie schickten sich zusammen, waren schmackhaft, und wurden durch die Unterhaltung des Alten und seiner Enkelin gewürzt. Man stand auf, und Omar bekannte, daſs es ihm an der Tafel des Kalifen nicht besser geschmeckt hätte. Er muſste versprechen, bisweilen wieder zu kommen, und er hielt Wort.

Bisher hatten Omar und Zemire einander gesehn, wie ein Freund den andern sieht. Man hatte sich frey in die Augen geblickt, man hatte ohne Rückhalt mit einander gesprochen, man hatte sich vertraulich die Hände gedrückt. Nachgerade bemerkte der Alte, daſs Zemire in Omars Gegenwart weniger sprach, und daſs Omar in Zemirens Gegenwart die Augen niederschlug. Der weise Mann lieſs eines Tages Beyde allein in einer Rosenlaube.

Omar hatte eine Stunde lang mit Zemiren gesprochen, als er plötzlich vor ihr auf ein Knie fiel und ihre Hand ergriff.

„Eräthst Du, Zemire," fragte er zitternd, „was ich Dir sagen will?"

Zemire ward roth, befahl ihm, aufzustehn, und lieſs ihre Hand willig in der seinigen liegen. Omar stand nicht eher auf, als bis ihm Zemire bekannt hatte, daſs sie nicht auf ihn zürne. Omar verlangte einen Kuſs, zum Beweise, daſs er ihr glauben dürfte. Sie wollte sich ihn schon nehmen lassen, als sie plötzlich die Wange zurückzog, und ihm den Kuſs versagte. Er bat und flehte; sie blieb standhaft. Er wurde endlich unwillig, und beschuldigte sie des Eigensinns.

„Du thust mir weh, Omar," sagte sie; „aber ich darf Dich nicht küssen."

„Und warum nicht, Zemire?"

„Weil ich Dich kenne, und weil ich — weil ich Dich liebe."

Der Groſsvater, der im Garten in der Nähe geblieben war, lieſs sich itzt sehn, und Omar muſste sein Gespräch mit Zemiren abbrechen.

„Das Schicksal treibt seinen Spott mit mir," sagte Omar bey sich selbst. „Hat man jemals erlebt, daſs ein Mädchen einen Mann nicht küſste, weil sie ihn liebte?"

Man sprach bey Tische von verschiedenen Sachen, und man kam auch auf die Straſsen von Bagdad. Es ist bekannt, daſs die Kaliſen bisweilen Dinge thun, die nicht recht begreiflich sind, und der weise Mann bemerkte, daſs die Fremden die Rasenplätze und die Alleen bewunderten, die der Kaliſe auſsen vor Bagdad angelegt hatte, und daſs sie über das Pflaster fluchten, welches er drinnen in Bagdad hegte.

„Zum Exempel," fuhr der Alte fort, „in der Straſse, wo Dein Palast ist, „hab' ich mir am hellen Tage zweymal den Fuſs verrenkt."

Omar saſs in Gedanken, und gab eine Antwort, die gar nicht paſste.

„Was fehlt Dir, Omar?" fragte der Alte.

Omar seufzte, sah zur Erde, besann sich ein Weilchen, und gestand dann Alles offenherzig. — Der Alte lächelte, sah Zemiren an, sah Omarn an, drohte ihm mit dem Finger, und streichelte Zemiren die Wange.

„Ich danke Dir, Zemire," sagte er, „daſs Du meinen lieben kranken Omar so lieb hast."

Omar flehte von Neuem, und bat um den Beystand des weisen Mannes. Der weise Mann überlieſs Alles seiner Enkelin, und diese versprach endlich Omarn den ersten Kuſs, sobald er die Straſse in Bagdad hätte pflastern lassen, in welcher sein Palast läge. — Omar eilte den Tag darauf nach Bagdad, erhielt die Erlaubniſs des Kalifen und den Beyfall der ganzen Stadt, nahm Steinsetzer an, führte selbst die oberste Aufsicht, beschäftigte sich, vergaſs seine Unzufriedenheit, und zählte Tage und Stunden. Er kam nach zwey Monaten zurück, erhielt Zemirens ersten Kuſs, und sagte, so viel Wonne hätte ihm noch kein Kuſs gemacht.

Er forderte den zweyten, und muſste von Neuem d'rum bitten. So um den dritten, so um den vierten, und so immer weiter. — Erst drey Jahre nach dem ersten Geständnisse ihrer Liebe lag Zemire als Weib in seinen Armen.

Omar lernte unter Zemirens Aufsicht nach und nach die Güter des Lebens genieſsen. Er segnete den Ewigen, pries sein Schicksal, forschte nicht nach Dingen, die den Sterblichen unerforschlich sind, und war zufrieden. — Zemire war ſchon zehn Jahre seine Gattin, und Omar kannte noch nicht alle ihre Reize. Er wollte oft mehr haben, als sie ihm gab, ward bisweilen dringend, ward sogar unwillig; aber Zemire sagte: „Entbehre und genieſse!" und Omar küſste ihr die Hand und schwieg.

Omar entbehrte und genoſs, und war zufrieden.

Julie.

Bruchstück einer Erzählung.

Der Erbprinz von *** war ein liebenswürdiger Jüngling von sechs und zwanzig Jahren. Seine Physiognomie hatte einen Zug von Glückseligkeit, der ihn gleich beym ersten Anblicke empfahl. Sein Betragen widerlegte seine Miene nicht, und selbst wenn man wuſste, daſs es der Erbprinz war, so hatte man ihm das Herz geöffnet, ehe man sich's versah.

Der verstorbene Graf von S** hatte die Aufsicht über seine Bildung geführt, und der Zögling machte dem Erzieher Ehre. Der Prinz war kein Gelehrter, aber er hatte Einsichten; der Prinz sprach nicht viel von edeln Gesinnungen, aber er besaſs welche. Man zog bisweilen im

Stillen eine Parallele zwischen ihm und seinem Vater, dem regierenden Herrn; und diese Parallele fiel allenthalben zum Nachtheile des Letztern aus.

Der Prinz scheute die Zirkel nicht, in welchen sich Damen befanden. Er begegnete den Damen mit Achtung, er war in ihrer Gesellschaft munter, und er neckte sich sogar mit ihnen, wenn er aufgelegt war. Allein einige der Scharfſichtigsten unter ihnen wollten dennoch bemerken, daſs dieses ganze Betragen nichts mehr und nichts weniger zum Grunde hätte, als eine entschiedene Kälte gegen das ganze Geschlecht.

„Er lacht mit uns," sagte man, „weil er nichts für uns empfinden kann, und er neckt sich mit uns, weil er uns nicht fürchtet."

„Wenigstens," sagte dann immer die Hofmarschallin von A** mit niedergeschlagnen Augen, „wenigstens muſs er seine Verständnisse sehr geheim zu halten wissen."

Die Hofmarschallin von A** wäre gern mit dem Prinzen in Verdacht gezogen gewesen. Man wuſste das, und man nahm sich der Unschuld des Prinzen nur desto feuriger an. Der Prinz war auch wirklich unschuldig: denn er hatte nie geliebt. Aber wer heute Abend noch sein Herz besitzt, kann morgen Mittag es verloren haben.

Der Vater des Prinzen lieſs sich und das Land von einem Günstlinge regieren, der das Geheimniſs beſaſs, dem Volke jährlich eine neue Last aufzubürden, und sich selbst jährlich eine neue Herrschaft anzukaufen. Der Prinz war von dem Murren des Volks unterrichtet; er bedauerte seinen Vater, und war unwillig auf den Minister. Allein er kannte die Unbiegsamkeit seines Vaters; er begrub seinen Unwillen in seinem Herzen, und schwieg. Der Minister wuſste, daſs er verdiente, vom Erbprinzen gehaſst zu werden, und haſste ihn folglich desto herzlicher. Eine Folge von diesem Hasse war, daſs seit einigen Jahren in dem Betragen des Fürsten gegen den Prinzen eine gewisse Art von Kälte herrschte, von deren Ursache man sich in der Residenz schon tausend widersprechende Anekdoten erzählt hatte, und daſs sich der Prinz itzt meistens auf einem Lustschlosse aufhielt, das zehn Meilen von der Residenz entfernt war, und das er nur an gewissen feyerlichen Tagen mit dieser verwechselte. Er vergaſs auf diesem Lustschlosse sein Miſsvergnügen und seinen Gram; er durchdachte die Plane, die er bey seiner künftigen Regierung ausführen wollte; er legte sich eine kleine Einsiedeley an, und er schämte sich nicht, in derselben oft mit einem Deutschen Buche in der Hand gefunden zu werden. Er hatte sich nach und nach so sehr mit der Einsamkeit vertraut gemacht, daſs ihm endlich sogar der kleine Hofſtaat, den er noch um sich hatte, beschwerlich fiel.

Das Geburtsfest des regierenden Herrn nahte heran; der Prinz begab sich nach der Residenz, um seine Glückwünsche persönlich abzustatten. Er hörte hier von so vielen neuerlichen Ungerechtigkeiten des Ministers; er fand Hohe und Niedrige so gegen denselben erbittert, und wurde von so lauten Klagen betäubt, daſs er es für Pflicht gegen seinen Vater hielt, ihn von dem allgemeinen Miſsvergnügen über den Minister zu unterrichten.

Er suchte um geheimes Gehör bey seinem Vater an; er bekam es und machte ihm ein treues Gemälde von der Lage der Sachen. Er sprach lange und mit Wärme, aber er sprach in dem ehrerbietigsten Tone und mit der zärtlichsten Schonung. Der Vater. saſs gelassen, hörte zu, ohne eine Miene zu verziehn, und lieſs ihn ungestört ausreden.

„Es soll Resolution erfolgen," sagte der Fürst, als der Prinz geendigt hatte, und gab ihm mit der Hand das Zeichen, daſs er sich entfernen könnte.

Einige Stunden darauf trat ein Page in das Cabinet des Prinzen, und überbrachte ein versiegeltes Handschreiben vom Fürsten. Der In-

Mir war nicht unbewuſst,
Was Frucht sie brächt'.
Und gleichwohl konnt' ich ganz nicht ruhn,
Was mich betrübet nun,
Das muſst' ich thun!

Euch klag' ich erstlich an,
Ihr Augen, ihr!
Wie habt ihr doch gethan
So falsch an mir.
Verräther war't ihr meiner Pein!
Drum müſst ihr ohne Schein
Und dunkel seyn!

Flieſst — denn dieſs sollet ihr
Zur Buſse thun —
Hinfürder für und für,
Wie vor und nun.
Quellt ewig, wie mein Schmerze quillt,
So wird mein Leid gestillt,
Doch nie erfüllt! *)

Nicht aber läſst mein Muth
Sie je aus sich.
Das junge, treue Blut
Beherrschet mich,
So daſs ich ganz nicht anders kann,

---

*) vollkommen geheilt.

halt war: es würde gern gesehn werden, wenn sich der Prinz bis auf Weiteres auf das Lustschloſs R. begäbe, und sich deswegen morgen früh bey der Cour beurlaubte. Der Prinz seufzte, und unterwarf sich ehrerbietig dem Befehl. Er beurlaubte sich Tags darauf in Gegenwart eines zahlreichen Hoſs, wurde vom Fürsten sehr gnädig entlassen, und reiste noch den nämlichen Mittag ab. Er hatte, um sich der Bürde der Hoheit so viel als möglich zu entledigen, Niemand mit sich genommen, als die allernothwendigste Bedienung, und er nahm noch obendrein, sobald er aus dem Thore der Residenz kam, den Namen eines Grafen von R** an, den das fürstliche Haus ehedem mit im Titel geführt hatte.

Das Lustschloſs R. lag dreyſsig Meilen von der Residenz, nahe an der Gränze. Es war meistens der Sitz der fürstlichen Wittwen, und stand seit einiger Zeit leer, weil keine vorhanden war. Es hatte einen schönen Park, der sich beynahe auf eine Deutsche Meile in der Länge erstreckte, und in welchem Natur und Kunst einander schwesterlich küſsten.

Der Prinz kam an einem der schönsten Tage des Mai's auf dem Lustschlosse an. Er ruhte ein wenig aus, setzte sich zur Mittagstafel, und ging sogleich in den Park, um sich mit diesem künftigen Vertrauten seiner stillen Beschäftigungen recht bald bekannt zu machen.

Die Luft war so rein und so leicht, das leise Wehen des buhlenden Ostwinds war so schmeichelnd, die Anlage des Parks zog den Prinzen so sehr an, und die Abwechselungen in demselben waren oft so überraschend, daſs dem Prinzen recht wohl ward, und daſs er sehr bald die ganze Residenz mit ihren Stürmen und Kabalen vergessen hatte. Er folgte den Fuſssteigen, so wie sie sich darboten, und seine Beschäftigung war, daſs er sich alle zehn Schritte ein Lieblingsplätzchen wählte, das er wenige Augenblicke darauf wieder absetzte, um ein andres zu dieser Würde zu erheben.

Er war auf den sich schlängelnden Fuſssteigen ungefähr eine Stunde lang gegangen, als er plötzlich jämmerlich schreyen hörte. Er eilte dem Orte zu, von welchem das Geschrey kam, und blieb plötzlich stehn, als er jenseits eines schmalen, über glatte Kiesel rieselnden, Bachs einen kleinen Bauerbuben erblickte, dessen ganze Hand von Blut bedeckt war, und mit dem sich recht emsig eine schlanke weibliche Gestalt beschäftigte, die in ein allerliebstes weiſses Negligée, mit blaſsgrünem Bande, gekleidet war, und ein rundes Hütchen, mit einem schönen wehenden Federbusche aufhatte. — Sie schien von einem

Hügel herabgeeilt zu seyn, der sich von dem Bache an erhob, und auf dessen Gipfel einige Tannen gepflanzt waren. Wenigstens lehnte sich an diese Tannen, in Form eines halben Mondes, eine Rasenbank, auf der ein Buch, ein Arbeitsbeutel und ein Sonnenschirm lagen. Das Gesicht der Dame konnte der Prinz nicht sehen, weil sie von ihm abgewendet stand. — Er trat sogleich hinter einen Busch, um sie durch seine Erscheinung nicht in Verlegenheit zu setzen.

Aus den Antworten, die der kleine Bube, von ungefähr sechs Jahren, heulend und weinend auf die Fragen der Dame that, erfuhr der Prinz, daſs der arme Junge Maiblümchen gepflückt hatte, daſs er einem Wespenneste zu nahe gekommen war, daſs er hatte entlaufen wollen, daſs er im Laufen über etwas gestolpert war, und daſs er sich durch den Fall in einen Dornstrauch die ganze Hand wund gemacht hatte.

Die gute Dame war in tausend Aengsten. Sie zog einen kleinen Flacon heraus, und goſs dem schreyenden Kinde etwas auf die verwundete Hand; sie nahm dann ein schönes weiſses Tuch aus der Tasche, und machte damit einen Verband; sie wollte den Verband befestigen, und konnte vor lauter Eil nicht eine einzige Stecknadel losbringen; sie kehrte sich vom Buben ab, nach dem Prinzen zu, und der Prinz bekam einen allerliebsten weiſsseidnen Strumpf zu sehn, in welchem der schönste Fuſs stand, den je ein Prinz gesehn haben mag.

Der Prinz konnte sich nicht entfernen, weil er befürchten muſste, Geräusch zu machen und entdeckt zu werden; allein aus Ehrfurcht für den schönen Fuſs wendete er die Augen von ihm weg. Er blickte darauf wieder hin, um zu sehn, ob die Dame fertig wäre; allein sie hatte zu allem Unglücke in der Angst die Schleife zu einem Knoten gezogen, und knüpfte und knüpfte, und konnte nicht zu Ende kommen. Seine Augen verweilten sich itzt länger, als das erste Mal; allein er besann sich wieder und zog sie zurück. Er sah zum dritten Male nach dem schönen Fuſse, und besann sich nicht wieder. Die Dame knüpfte noch lange. Der kleine Bube schrie, aber der Prinz hörte ihn nicht schreyen.

Endlich war das Band los. Die Dame kehrte sich wieder um, stellte den Verband her, der unterdessen wieder aufgegangen war, und befestigte ihn mit dem flimmernden gestickten Strumpfbande. Sie fragte das Kind, wem es angehöre, und befahl ihm, nach Hause zur Mutter zu eilen. Das Kind lief fort, und während sie wieder den Hügel hinauf zur Rasenbank stieg, ersah sich der Prinz seine Zeit, um sich ungesehn zu entfernen.

Er war kaum einige hundert Schritte gegangen, als sich ihm ein freyer Platz öffnete, an dessen Rande das Kind hinlief. Der Spiritus mochte erst recht anfangen, zu wirken: das Kind schrie immer ärger, blieb endlich stehn, riſs den ganzen Verband auf, lieſs das Tuch sammt dem schönen Strumpfbande liegen, und lief davon.

Das Band konnte doch nicht so liegen bleiben — es konnte in schlechte Hände kommen — irgend ein Prahler konnte einmal Miſsbrauch davon machen — es war Pflicht, der Sache vorzubeugen — der Prinz ging auf den Ort zu. Das arme Band, das noch vor wenig Augenblicken um den schönsten Fuſs geschlungen gewesen war, lag da zu seinen Füſsen auf einem Maulwurfshaufen. Der Prinz stand einige Augenblicke, als wenn ihn schauerte, das schöne, untadelhafte Band anzurühren. Endlich bückte er sich und hob es langsam mit beyden Händen auf, wie man eine Sache aufhebt, die leicht zerbrechen oder aus ihrer Form gebracht werden kann.

Er besah die Stickerey, und er fand sie vortrefflich. Es war ein Rosenzweig, der Knospen und halbaufgeblühte Rosen trug; auf beyden Seiten blühten bescheidne Vergiſsmeinnicht. — Er hatte das Band einige Zeit besehn, als die Vergiſsmeinnicht beynahe anfingen, ihn zu verdrieſsen. — Er gab sich wegen des Bandes die Mühe, und wer wuſste denn, ob es nicht etwa das Geschenk eines geheimen Liebhabers war, und ob es dieser geheime Liebhaber nicht vielleicht gar zuerst um den schönen Fuſs gewunden hatte, oder auch wohl ein öffentlich erklärter Geliebter, oder wohl gar ein Gemahl. — — Der Prinz beschloſs, das Band Band seyn zu lassen, und streckte die Hand aus, um es an den nächsten Fichtenzweig zu hängen.

Aber — der Zug, daſs sich die Dame von einem sechsjährigen Knaben abwendete, um das Band von ihrem Fuſse loszuknüpfen — und von einem Fuſse, dessen sich eine Prinzessin nicht zu schämen brauchte — der Zug war doch so gar jungfräulich. — — Der Prinz besah das Band noch einmal, legte es zusammen, fuhr mit der Hand nach der Tasche und steckte es in den Busen.

Er ging weiter, und konnte nicht recht mit sich einig werden, ob er das Band behalten dürfte, oder ob er es der Dame wieder in die Hände spielen müſste. Die Vergiſsmeinnicht waren dennoch widerliche Blumen, und er wünschte, aus purer Neugierde, daſs er während des Bindens der Dame von ihrem Hute nicht wäre verhindert worden, ihr Gesicht zu sehen.

Das Band wurde noch verschiedene Male aus dem Busen gezogen, und das bloſse Ungefähr brachte den Prinzen mit Untergang der Sonne auf das Schloſs zurück.

Er war zum ersten Male in der Gegend: es konnte also nicht auffallen, wenn er ein wenig neugierig nach den Nachbarn des Lustschlosses fragte. Er that es, und er hörte unter andern, eine kleine halbe Stunde davon, dicht am Park, läge der Sitz der verwittweten Gräfin von S**, welche seit dem Tode ihres Gemahls in Gesellschaft ihrer einzigen Tochter, einer Comtesse von ungefähr achtzehn Jahren, hier ganz in der Stille ihr sieches Leben hinbrächte. — Der Prinz erröthete bey dieser Nachricht, ohne zu wissen, warum, und er erröthete so sehr, daſs er das Gesicht wegwenden muſste.

Die Gräfin war die Wittwe des nämlichen Grafen von S**, der ihn erzogen hatte. Schon vor zehn Jahren hatte sie das Unglück gehabt, von einem Schlagflusse getroffen zu werden, der ihr die ganze Seite lähmte. Sie brachte seitdem ihre meiste Zeit auf dem Krankenlager zu, und wartete mit Schmerzen auf das Ende ihrer Leiden.

Der Prinz erkundigte sich in einem gleichgültigen Tone, ob die Gräfin viel Gesellschaft hielte, und man wiederholte ihm einige Male, daſs sie, nebst ihrer Tochter, in der tieſsten Einsamkeit lebte. Die Vergiſsmeinnicht hörten auf, ihn verdrieſslich zu machen, und er lobte in seinem Herzen die verwittwete Gräfin wegen ihrer Stille.

Er war müde von der Reise und vom Spazierengehn, und legte sich zeitiger nieder, als sonst. Allein nicht Alle schlafen, welche sich schlafen legen. Dre Prinz verschloſs die Augen, und im Winkel des Zimmers stand deutlich der schöne, seidne Fuſs, sammt dem schlanken, weiſsgekleideten Mädchen, und zwey kleine, zarte, runde Hände suchten das gestickte Band loszuknüpfen. Das Herz des Prinzen war rein, und seine Gedanken waren unsträflich: aber sein Schlaf war gestört. Die Luftgestalt verschwand nach einigen Augenblicken, und er bemühte sich vergeblich, sie zwischen den verschloſsnen Augen wieder herzustellen. Er stand auf, und trat in's Fenster. Das Strumpfband lag da, und flimmerte in der Sternenhelle. Er sah es lange gedankenvoll an.

„Mancher besäſse Dich vielleicht lieber mit Einwilligung Deiner Herrschaft,“ sagte er endlich halblaut zu dem Bande.

„Ich glaube gar, daſs Mancher dich in so einem Falle küſste,“ setzte er ein Weilchen darauf hinzu.

Wenige Augenblicke darnach war das Band mit einem Kusse gestreift, und der Fensterflügel wurde aufgerissen, damit man vor sich selbst verbürge, was man gethan hätte.

„Aber,“ fing der Prinz mit Eins spöttisch an, „wer weiſs, wie sprachlos das todte Auge ist! — — Und der Verstand? — — Und das Herz?“

Er warf das arme Band ärgerlich in's Fenster, legte sich wieder zu Bette, und träumte vom Minister und von einem Hofballe.

Des andern Morgens früh um acht Uhr war der Prinz schon im Park. Allein er war heute ein wenig unmuthig. Er fand sich glücklich auf den Tannenhügel, und warf sich unzufrieden in die Rasenbank. Er sah umher, und fand den Ort wirklich schöner, als alle die Lieblingsplätze, die er sich gestern ausgesucht hatte; allein es war ihm doch, als wenn noch etwas fehlte, ob er sich gleich dieses Etwas nicht zu benamen wuſste.

Er hatte ein Weilchen gesessen, und war nach und nach tief in seine Gedanken versunken, als mit Eins die Gräfin „Ha!“ sagte, und ihr Buch aus der Hand fallen lieſs. — Sie kam von der Seite, der er den Rücken zukehrte, und ſie hatte ihn nicht eher bemerken können, weil er ſich an eine der Tannen lehnte, und weil ſie noch obendrein in einem Buche las. Sie war bey dem unvermutheten Anblicke eines jungen, ſchönen Cavaliers an dieſem einſamen Orte ſo zuſammengefahren, daſs ihr die Kniee den Dienſt verſagten. Der Prinz hatte vor Betroffenheit kaum ſo viel Kraft, daſs er aufſtehn und ihr den Arm reichen konnte, um ſie in die Raſenbank zu führen.

Die Gräfin kannte den Prinzen nicht, weil ſie ſeit ihrem achten Jahre nie ihre kranke Mutter verlaſſen hatte, die ſeit ihrem Unglücke nicht von ihren Gütern gekommen war; und der Prinz wuſste weiter nichts von der Gräfin, als daſs ſie das einzige Kind war, und, wie er ſich noch aus den Reden ihres Vaters erinnerte, Julie heiſsen muſste. Julie hatte zwar geſtern Abend gehört, es wäre ein fremder Herr auf dem Luſtſchloſſe angekommen; aber der Prinz, welcher dem benachbarten Adel zu verſtehen geben wollte, daſs er alle Aufwartungen verbitten müſste, hatte ſogleich bey ſeiner Ankunft ſolche Maſsregeln genommen, daſs er wenigſtens in den erſten Tagen nicht verrathen werden konnte.

Ich muſs, ihr um und an
Seyn unterthan.

Liebt Einer so, wie ich,
Der sage mir,
Wie er gehabe sich
Bey Liebsbegier.
Ich fühle wohl, was mich versehrt;
Noch, gleichwohl, halt' ich werth,
Was mich gefährt.

Jetzt ist es Mitternacht,
Da Alles ruht;
Mein munter Herze wacht,
Thut, was es thut.
Es denkt, von müden Thränen naſs,
Von Ihr ohn' Unterlaſs,
Und weiſs nicht, was.

Erbarmens bin ich werth;
Doch klagt mich nicht,
Bis daſs Sie von mir kehrt
Der Liebe Pflicht.
Doch eher wird der Sonne Schein
Am Himmel gehen ein,
Als dieses seyn!

Mit Gott und mit der Zeit
Muſs Alles seyn.
Ein Wechsel kehrt mein Leid

„Aergern Sie sich nicht, mein Herr," sagte die Gräfin mit einem reizenden Lächeln, „daſs schwache Mädchen ein wenig schreckhaft sind."

„Schöne Gräfin," sagte der Prinz, machte eine Verbeugung, vergaſs, was er hatte sagen wollen, und verstummte.

Julie stutzte, und sah ihn forschend an. — Er konnte den Blick ihres Auges unmöglich ertragen, und sah zur Erde.

„Ich weiſs nicht," sagte sie langsam, „mit wem ich die Ehre habe, bekannt zu werden."

„Der Graf von R**," antwortete er mit einem Blicke, der Juliens Augen blos streifte, „ist gestern hier auf dem fürstlichen Lustschlosse angekommen — und hat — nach der Nachbarschaft dieses Platzes zu urtheilen — vermuthlich heute das Glück — Gräfin Julie von S** zum zweyten Male zu sehn."

Dieses „zum zweyten Male" entwischte dem Prinzen wider Willen; seine Farbe erhöhte sich sehr merklich, als er es herausgesagt hatte.

„Zum zweyten Male?" fragte die Gräfin freundlich, aber in einem Tone, als wenn sich der Graf nothwendig irrte.

„Gestern zum ersten Male, schöne Gräfin. — Aber Sie waren mit einem Werke der Liebe beschäftigt, und ich entfernte mich aus Ehrfurcht, um Sie nicht zu stören.“

Juliens Wangen fingen an, zu glühen, und ihr blaues Auge sank verschämt zur Erde nieder. Sie stand auf, warf dem Prinzen einen halben Blick zu, und machte ihm eine Verbeugung.

„Ich vergesse, daſs ich heute Sie gestört habe, Herr Graf.“

Sie entfernte sich, und der Prinz war so betroffen, daſs er nicht antworten konnte, um sie zurückzuhalten.

Es hatte Julien gestern gereut, daſs sie in der Angst ihr Strumpfband weggegeben hatte. Sie war nach Hause geeilt, und hatte zu den Aeltern des Kindes geschickt, um das Band zurückfordern zu lassen. Das Kind hatte Alles gestanden: die Mutter war gelaufen, und hatte zwar das weiſse Tuch gefunden, aber kein Strumpfband. Julie wollte es diesen Vormittag selbst suchen, weil das Weib dennoch vorübergegangen seyn konnte.

Sie war auſser sich, als sie hörte, daſs sie belauscht worden wäre, und sie verlieſs den Grafen mit einer Art von Empfindlichkeit. Sie verfolgte den Weg, den das Kind genommen haben müſste; sie suchte und suchte, und fand nichts. Aber vielleicht hätte sie auch nichts gefunden, wenn das Band gleich wirklich noch im Wege gelegen hätte.

Die gute Gräfin wurde von Schritt zu Schritt verstörter. — Wenn nun etwa der Graf selbst das Band gefunden hätte? — Und wenn er nun Miſsbrauch davon machte? — Doch nein! — der Graf hatte ja ein so offnes, edles Ansehn — und er hatte ja ganz von freyen Stücken gestanden, daſs er ihr gestern zugesehn hätte. — Unterdessen war es doch nicht hübsch von ihm, daſs er ihr so nahe gewesen war. — Zwar er konnte ja nichts dafür — und er hatte ja Augen, und bey alledem schöne Augen — und der Fuſs, den er höchstens gesehn hatte, war doch auch nicht so ganz miſsgewachsen. — Unterdessen das Band konnte er auch wohl nicht haben. — Freylich, wenn er's hatte, so war es doch besser, als wenn es in schlechte Hände gekommen war. — Aber, pfui! wenn er's verläugnete, so war's doch wirklich nicht hübsch — nein, das war wirklich nicht hübsch. — So schön gebaut zu seyn, solche anziehende Gesichtszüge zu haben, und so ungroſsmüthig zu handeln!

Der Prinz saſs unterdessen noch in der Rasenbank, und war sich selbst gram, daſs er vor lauter Verlegenheit die Gräfin von ihrem Lieblingsplatze vertrieben hatte. — Vielleicht kam sie nie wieder zu diesem Tannenhügel — vielleicht mied sie künftig gar den ganzen Park. — Und vielleicht war dieser Park das einzige Vergnügen, daſ Julie hatte! — Aber wirklich, Juliens Mund — Juliens Wangen — ihre Stirn — ihre Augen — vor allen Dingen ihre Augen, waren der schönen Formen werth, in welche die Natur den ganzen übrigen Körper gegossen hatte.

Er hatte Julien das Buch aufgehoben, das ihr entfallen war, und sie hatte es neben sich auf die Bank gelegt. Sie war schon lange weg, als er erst bemerkte, daſs sie es vergessen hatte. Er schlug es auf: es waren Geſsners Idyllen. Es wäre unartig gewesen, das Buch so liegen zu lassen: er nahm es zu sich, um es ihr einzuhändigen, wenn er sie unterwegs träfe. Wo nicht, so konnte sie ja vermuthen, wer es hätte, und vielleicht lieſs sie sich wieder einmal sehn. Kam sie gar nicht wieder in den Park, so konnte man ja endlich durch einen Bedienten anfragen lassen, ob das und das Buch der Gräfin von S** gehöre. — Er ging fort, er suchte, aber er fand Niemand.

Nicht, um Julien zu sehn, nicht, um wenigstens unter Juliens Lieblingstannen zu sitzen, sondern blos um der unerträglichen Langenweile zu entgehn, die ihm Geſsners Idyllen machten, begab sich der Prinz nach der Tafel wieder in den Park. Nicht, um vielleicht den Grafen von R** zu treffen, nicht, um sich wenigstens im Stillen seine Gestalt vorzustellen, sondern blos, um ihr vergeſsnes Buch wieder zu holen, saſs die Gräfin schon seit einer halben Stunde auf dem Tannenhügel, als der Prinz sie vom Fuſse desselben erblickte. Sie hatte mit dem rechten Arme den Kopf gestützt, und der linke lag nachlässig auf dem Schooſse. Der Prinz kam herauf. Julie ward ihn gewahr, und ihr Herz pochte in lauten Schlägen. Es war ihr, als wenn ihre Wangen in hellen Flammen stünden.

Der Prinz sah Julien oben sitzen, und es fehlte ihm beynahe an Luft, um den kleinen sanft abhängigen Hügel zu ersteigen. Er gestand sich, daſs ihm das beym Anblick einer Dame noch nicht begegnet wäre; allein er sagte sich auch, daſs er sich nie gegen eine Dame so unartig betragen hätte.

Er bat vor allen Dingen um Verzeihung wegen dieses Betragens, und er bezeigte seine Freude, daſs Julie dessenungeachtet ihrem Lieblingsplätzchen nicht gram geworden wäre. Er sagte ihr, daſs ihr Buch in seinen Händen wäre, und er bedauerte, daſs er es nicht zu sich gesteckt hätte. Er wünschte sich, es ihr zu eignen Händen zu übergeben, und bat um Befehle, welchen Tag es geschehn sollte. Er declarirte, daſs er untröstlich seyn würde, wenn die Gräfin um seinetwillen den Park vermiede, und er gelobte endlich sogar, daſs er sich nie wieder bis in diese Gegend desselben verirren wollte.

Julie sah plötzlich zum Prinzen auf. Ihr Blick traf sein Auge, haftete da ein Weilchen, und sank dann langsam am Prinzen herab auf die demantnen Schuhschnallen. Der Prinz fühlte sich wie betroffen, und es war ihm, als wenn ihn sein Versprechen reute. Allein noch war er mit seiner Reue so unschuldig, als Julie mit ihrem Blicke.

Julie war so schön und so voll Zutrauen; der Prinz war so schön und so voll Bescheidenheit. Man setzte sich neben einander; man sprach unversehens von Wetter, Sonne, Baumblüthe, summenden Bienen und klagenden Nachtigallen, als plötzlich — die Sonne wenigstens einige Stunden eher unterging, als sonst. Man nahm Abschied, man trennte sich zu verschiedenen Malen, und bey der letzten Trennung erhielt Julie einen Handkuſs, und versicherte noch ganz gewiſs: daſs sie morgen Nachmittag die Zurückgabe ihres Buchs erwarten wollte.

Julie ging langsam nach Hause, mit zur Erde gesenktem Blicke, und zog im Gehn mit dem Stabe ihres Sonnenschirms Figuren in den Sand. — Der Prinz hatte sich wieder umgekehrt, und stand mit verschlungenen Armen, um ihr nachzusehen. — Sie verschwand endlich hinter dem Gebüsche, und der Prinz entfernte sich.

Diese Nacht lieſs sich der schöne Fuſs nicht wieder sehn: aber wie Hamlet aus allen Winkeln seines Vaters Geist rufen hört, so sah der Prinz aus allen Winkeln ein Paar blaue Augen blicken. Es war just der Blick, mit dem ihn diese Augen angesehn hatten, als er Julien angelobte, nie wieder zum Tannenhügel zu kommen. Die Augen schienen itzt um etwas freundlich zu fragen, und wiederum um etwas zu bitten, und dann wieder sich über etwas zu beschweren. Der Blick drang tief zum Herzen, aber der ganze Geist desselben war nicht so leicht in eine Sprache zu übersetzen.

Julie stand noch bis Mitternacht in ihrem Schlafgemache am Fenster, und sah nach den blinkenden Sternen. Sie wuſste gar nicht, warum ihr das Herz so beklommen war, und warum ihr dieses Beklommenseyn zugleich so weh und so wohl that. In dem Einen Augenblicke fürchtete sie sich vor dem morgenden Tage, in dem zweyten freute sie sich darauf. — Freylich sollte sie wohl eigentlich ihrer Mutter etwas von der neuen Bekanntschaft sagen — aber diese Bekanntschaft war ja so unschuldig. — Und wer wuſste auch wunder, was sich dann ihre Mutter für sonderbare Begriffe davon machen konnte? —

Kurz, Julie beschloſs, dem Grafen Wort zu halten, und schlief, wie man schläft, wenn man sich müde gesonnen hat.

Des Morgens darauf setzte sich der Prinz, und schrieb Folgendes:

„Schöne Gräfin!"

Ich bin so glücklich gewesen, dieses kostbare Band zu finden. Ohne Ihr Wissen, aber auf die unschuldigste Weise, hab' ich zwey der schönsten Hände es zum letzten Male von einem der bezauberndsten Füſse losknüpfen sehn. — Sie können also errathen, daſs ich weiſs, wem es zugehört.

Eine kleine Schamröthe auf Ihren Wangen, schöne Gräfin, muſs zwar dem Zuschauer das innigste Vergnügen machen. Allein, um Ihnen jene Schamröthe zu ersparen, versag' ich mir dieses Vergnügen. Ich lege also das Band zu dem Buche, das ich Ihnen zurückzugeben habe, und nehme mir die Freyheit, Beyden dieses Billet beyzufügen.

Sie wissen, was derjenige für ein Recht hat, der auf eine solche Weise, wie ich, in den Besitz des Strumpfbandes einer schönen Dame kommt. Man ist natürlicherweise befugt, das hübsche Band entweder zu behalten, oder es wieder an Ort und Stelle anzuknüpfen. Allein auch dieses Rechts begeb' ich mich, theils weil ich nicht wünschte, daſs ein so neuer Bekannter, als ich bin, bey Ihnen in irgend einigen Verdacht [illegible], theils, weil ich nicht gern den geringsten Eingriff in die Ansprüche des Glücklichen thun möchte, der von Ihnen die Erlaubniſs erhalten hat, Ihnen dieses Band mit seinen Vergiſsmeinnicht zu überliefern.

Ich wäre auſser mir, wenn Sie künftig den stillen Ort mieden, der Ihrem Wohnsitze, schöne Gräfin, so nahe liegt, und der, wie ich vermuthen kann, Ihnen bisher so lieb gewesen ist.

Ich werde es für ein Verbot halten, mich jemals wieder in diesem Parke blicken zu lassen, wenn ich Sie nicht morgen, oder an dem nächsten schönen Nachmittage, auf Ihrer Rasenbank — wenigstens von weitem sitzen sehn.

„Karl, Graf von R**.“

Nach der Tafel nahm der Prinz langsam Juliens Buch, viel geschwinder sein Billet, und viel langsamer Juliens Strumpfband. Er schlug einen Bogen Papier um alles, stand dann noch ein Weilchen und sann — und siegelte endlich. — Er riſs einige Minuten darauf das Paket noch einmal auf, besah alle Stücke, legte sie wieder zusammen, siegelte noch einmal, und ging fort.

Er wartete eine Stunde auf der Rasenbank, Julie kam nicht. Er wartete noch eine Stunde, Julie kam noch nicht. Er war verdrieſslich, stand auf, ging einige Male hin und wieder, und ergriff eben sein Paket, das Siegel noch einmal abzureiſsen, als er tief in einer langen Allee von hohen Eichen Julien erblickte. Sie strickte sich langsam her nach dem Tannenhügel zu, und getraute sich nicht, in die Höhe zu sehn. Er sprang hinab, um ihr entgegen zu eilen.

Und ganze Pein.
Hat nichts, als Unbestand Bestand;
So wird mein Ach zur Hand
In Lust verwandt.

Habt Achtung auf mein Leid,
Auf meine Qual,
Ihr, die ihr Wächter seyd
In Amors Saal.
Hebt alle meine Thränen auf,
Und schafft mir Freude drauf,
Für guten Kauf.

Ihr Sternen auch, die ihr
Vor habt geliebt,
Und oftmals, wie jetzt wir,
Auch war't betrübt:
Thut, wie man hat an euch gethan,*)
Schreibt meine Seufzer an
An Jovis Plan!

Vergeſs' ich meiner Pflicht,
Ja, säum' ich nur,
Und halt' ich dieses nicht,
Was ich ihr schwur;

---

*) Wie ihr selbst ans Himmelsgewölbe geheftet seyd.

Julie war heute, wo möglich, noch bezaubernder, als gestern, und dem Prinzen kam es sogar vor, als wenn in ihrer Kieldung und in ihrem ganzen Putze noch nicht so viel Wahl geherrscht hätte.

Man grüſste sich. — Julie zitterte, der Prinz stotterte etwas, das nicht zu verstehn war. Beyde waren in sichtbaren Aengsten. Der Prinz reichte ihr endlich stillschweigend den Arm, und führte sie so zum Hügel.

Man saſs einige Augenblicke stumm neben einander. Der Prinz zupfte seinen Busenstreif aus dem Gleise, und die Gräfin verwirrte ihr Garn.

Endlich fing der Prinz an, zu sprechen.

„Wir haben wirklich einen schönen Tag, Prinzessin."

Sie fuhr auf.

„Herr Graf?" sagte sie — „Prinzessin? — Herr Graf?"

Der Prinz erschrack, daſs er zusammenfuhr. Julie war von ihm weggerückt, und starrte ihn an. Sie wuſste gar nicht, was sie von dem Manne denken sollte. Der Prinz sammelte sich, so viel ihm möglich war.

„O, Gräfin, verzeihn Sie heute," fing er wieder an, und rieb die Hände. „Sie sehn — ich habe heute — ich bin heute — ich war diesen Augenblick nicht bey mir selbst. — Haben Sie die Güte, schöne Gräfin — Ihr Buch zurückzunehmen. — Es wäre unartig — wirklich, es wäre unartig — wenn ich Ihnen mit meinem zerstreuten Wesen heute länger zur Last fallen wollte."

Er stand auf, machte eine Verbeugung, und entfernte sich, ohne sich ein einziges Mal umzusehn.

Julie wuſste gar nicht, wie ihr geschah. Sie sah ihm betroffen nach, so lange er ihr im Gesichte blieb. — Sollte sie auf den Mann böse seyn — oder sollte sie Mitleiden mit ihm haben? — So plötzlich fortzurennen, ohne einmal eine Gegenverbeugung abzuwarten? — Und da er gestern wegging, küſste er doch sogar die Hand. — Wenn der Mann etwa gar zu Zeiten unreimisch würde? — Und wie er auf eine Prinzessin kam, war ja ganz und gar nicht einzusehn — —

Julie saſs lange, und überlegte schwermüthig, wie sie Alles zusammenreimen könnte. — Endlich errieth sie die ganze Lebensgeschichte des

Grafen. — Er hatte sich unglücklicherweise in eine fürstliche Person verliebt — seine Leidenschaft hatte seinen Verstand in Unordnung gebracht — er hatte endlich der Gesellschaft entsagt, und war auf das Lustschloſs gekommen, um in diesem romantischen Parke seinen süſsen Träumen recht ungestört nachzuhängen.

„Der arme Graf!“ sagte Julie überlaut, und ein tiefer Seufzer entschlüpfte ihrem bedrängten Busen.

„Sich in eine hoffnungslose Liebe zu verirren!“ setzte sie ein Weilchen darauf hinzu. — Sie saſs an den Rücken der Rasenbank gelehnt; ihre eine Hand stützte den Kopf, die andre spielte mit dem Siegel des Pakets, das der Prinz zurückgelassen hatte.

Das Siegel ging endlich los. Juliens Hand wickelte zum Zeitvertreib auch den Umschlag auf, und Julie that einen lauten Schrey, als Geſsner, ihr Strumpfband und ein Billet von ihrem Schooſse herab auf die abgefallnen Tannennadeln sanken. — Sie muſste erst zu Athem kommen, ehe sie nach etwas greifen konnte. — Sie überlegte — beschloſs zu allererst das Band in sichre Verwahrung zu bringen, streckte die Hand aus und hob zu allererst den Brief auf.

Julie besah ihn von allen Seiten; ihre Hand zitterte; endlich fing sie an, zu lesen. Aber sie war fertig mit Lesen, und sie wuſste kein Wort von Allem, was sie gelesen hatte. — Sie las zum zweyten Male, sie las zum dritten Male, und sie wuſste doch wenigstens etwas.

Das Strumpfband und Geſsner lagen unterdessen da zu ihren Füſsen, und dem schönen Strumpfbande schien recht wohl zu seyn, daſs es seine Fittige über die Idyllen schwingen und im leisen Frühlingslüftchen d'rüber her flattern dürfte.

Julie konnte nicht einsehn — konnte nicht begreifen — sie hatte gar kein Bleibens mehr. — Sie wäre beynahe nach Hause gegangen, ohne etwas mitzunehmen, auſser das Billet.

Sie blieb noch unterwegs einige Male stehen, zog den Brief aus dem Filethalstuche hervor, und durchflog ihn mit den Augen vom Anfange bis zu Ende. — Aber es ging ihr wie Trunkenen. Sie fassen itzt, was vor ihnen ist, und zwey Augenblicke darauf ist es wieder verschwunden.

Das Herz war der armen Gräfin so voll — sie hätte so sehr gewünscht, daſs irgend eine Buche, oder eine Haselstaude, oder ein wilder Rosenstrauch aus der langen Allee sie verstehn könnte —

es war ihr gar nicht anders möglich, sie muſste — ja, sie muſste ihr Geheimniſs Jemanden entdecken — muſste fragen, was und wie ihr wäre — muſste einen freundschaftlichen Rath haben — oder wenigstens Jemanden, der Theil an ihren Empfindungen nähme. — Sie beschloſs, noch diesen Abend ihr Herz auf dem Busen ihrer Kammerfrau auszuschütten.

Juliens kranke Mutter war streng, nicht, weil sie Julien beneidete, sondern, weil sie Julien liebte. Die Gesellschaft der jungen Gräfin bestand drey Monate des Jahres über in einer Cousine, die gewöhnlich zu Ende des Sommers kam und zu Anfang des Winters fortging. Auſser dieser Zeit hatte Julie Niemanden um sich, als die Mädchen vom Dorfe, die noch nicht nähen oder stricken konnten. Aber itzt herrschten die Blattern in der Gegend, und Niemand lieſs seine Kinder gern aus dem Hause. Julie, ihre Kammerfrau, und die Kammerfrau ihrer Mutter hatten wechselsweise die Nachtwache bey der Kranken. Wollte itzt Julie frische Luft schöpfen, so muſste sie allein gehn. Ihre Mutter erlaubte ihr das, oder vielmehr, sie befahl es ihr sogar.

Aber dasmal kam Julie einige Stunden später zurück, als sie versprochen hatte. Die alte

Gräfin war heute etwas unleidlich; Julie bekam einen Verweis, und sollte noch obendrein diese Nacht nicht wachen, ungeachtet die Reihe an ihr war.

Dieser Empfang schlug die Begeisterung ein wenig nieder, mit der Julie zurückgekommen war. Sie verlor den Muth, ihr Geheimniſs zu offenbaren, und sie beschloſs, es noch zu verheimlichen.

Sie bat ihre Mutter demüthig um Verzeihung; sie versprach, künftig aufmerksamer zu seyn, und sie erhielt endlich die Erlaubniſs, ihre Wache zu thun. Und nun hatte sie diese Nacht über Zeit genug, ihren Brief zu lesen, wieder zu lesen, zu studiren und auswendig zu lernen.

Allein, sie war itzt in einer andern Stimmung. Der Verweis ihrer Mutter warf auf alle Gegenstände ein trübes Licht, und Julie mochte den Brief so vielmal durchlesen, als sie wollte, so hatte sie der Graf zum Besten, oder wenigstens war das, was er von ihren Reizen sagte, eine bloſse platte alltägliche Galanterie. — Denn warum übergab er denn das Band auf eine so sonderbare Art? — Und wenn der Fuſs wirklich so bezaubernd war, als er sagte, warum gerieth der Graf denn nicht in Versuchung, sich des unschuldigen Rechts zu bedienen, von dem er sprach? — Und nun vollends die Wendung, die er nahm, um sich seines Rechts mit Ehren zu begeben — war sie nicht so unaussprechlich gezwungen? — — Zwar freylich! er wollte sich keiner Untreue gegen die Prinzessin schuldig machen.

Julie hatte noch einige Zeit überlegt, als sie über jene Wendung beynahe im Ernste bös wurde. Sie hatte dieses Paar Strumpfbänder an ihrem letzten Geburtstage von ihrer Cousine erhalten, und die Cousine hatte die Bänder mit eignen Händen gestickt. — Der Graf schrieb, daſs er nicht in fremde Rechte greifen wollte, und nahm vorzüglich Notiz von den Vergiſsmeinnicht. Julie fand endlich, daſs er die Bänder wohl gar für das Geschenk eines Geliebten hielt; und es fehlte wenig, daſs sie sich nicht angelobte, den Grafen nie wieder zu sehen.

Die Sonne ging eben in ihrer ganzen Pracht aus dem Osten hervor, als Julie zum Beschluſs der Sache mit sich einig ward, erstlich, dem Grafen auf irgend eine Art seinen Irrthum zu benehmen, und zweytens, ihn hernach auf immer zu vermeiden. — Sie legte sich mit diesem

Entschlusse zur Ruhe, und stand mit ihm wieder auf.

Der Prinz hatte gestern Julien seit einer Viertelstunde verlassen, als er in einer von den Grotten des Parks auf einer Felsenbank saſs. Er war hereingetreten, ohne es zu wissen, und er sah einer Quelle zu, die aus dem Felsen rieſelte, ohne sie zu sehn.

Der Genius des Parks hatte hier aus dem Felsen einen Tempel für die Göttin der Schwermuth gewoben. Am Eingange standen zwey Cypressen. Ueber der Kuppel wanden sich Ranken von Epheu und von wildem Hopfen an einem kleinen Walde von Schwarzdornsträuchen empor.

„Das ist mehr, als bloſses Wohlgefallen an ihr," fing der Prinz endlich zu sich an, und stützte die Stirne mit der Hand.

„Wahrlich, das ist mehr!" fuhr er nach einigem Stillschweigen fort; „das ist Liebe — bey Gott, das ist Liebe!"

Er nahm den Hut mit dem Knopfe von Brillanten, setzte ihn vor sich auf den Schooſs, und besah ihn.

„Und ich Prinz! — und sie schuldlos! — Und ich Erbprinz! und sie nie meine Gemahlin!"

Er seufzte, und erblickte die klare, reine, sanftmurmelnde Quelle. Sie war klar, wie Juliens Auge, rein, wie Juliens Blicke, und unverfälscht, wie Juliens Unschuld.

« Bey Gott! » ſing er wieder an, « ein Bösewicht, der diese Quelle trübt! »

Er nahm seinen Hut, setzte ihn auf, und trat in die Höhe, um herauszugehn. Die Quelle kehrte sich an den Erbprinzen nicht: sie murmelte und rauschte und trieb ihr Geschäft.

« Und du so fleiſsig! » blieb er stehn, « und ich ein Müssiggänger! — ein Müssiggänger, der ein Fürstenthum regieren soll — ein Müssiggänger, der schöne, unschuldige Geschöpfe verführt? »

Er ging heraus, und die beyden Cypressen fielen ihm in die Augen. Er lehnte sich an und sann.

« Bin ich unter euch? » ſing er langsam an, eilte fort, und kam zurück in's Schloſs.

Sein alter, eisgrauer Leibjäger — nicht sein Vertrauter, aber beynahe sein Liebling — stand eben im Vorhofe.

« Zwey Büchsen! » sagte der Prinz zu ihm. « Wir wollen noch jagen. »

Der Prinz hatte nie gejagt, als aus Gehorsam, oder aus Gefälligkeit. Der alte Mann sah ihn an, und antwortete nicht.

„Zwey Büchsen!“ wiederholte der Prinz. „Ich will jagen.“

„Auf was, Durchlauchten?“ fragte der ehrliche Jäger.

„Auf was ihr wollt.“

„Es ist, gnädigster Herr — ich möchte nur wissen — es ist nur wegen der Ladung.“

„Auf Stoſsvögel!“

Man ging auf die Jagd, man durchstrich Berg und Thal, Feld, Haide und Forst, man kam um Ein Uhr nach Mitternacht zurück, und man brachte natürlich nicht Eine Klaue nach Hause. — Der Prinz sagte seinem Diener gute Nacht, und verschloſs sich in sein Cabinet; der alte Mann schüttelte den Kopf und ging zu Bette.

Der Prinz warf sich in eine Bergere. — Auf Raubvögel war er ausgegangen — und was war er selbst? — Der Mann, von dem er mit so vieler Sorgfalt gebildet worden war — der Mann, dem er alle seine Gesinnungen, alle seine Kenntnisse, und alle seine Plane für das künftige Glück seines Volks zu danken hatte — der Mann,

So sey mir Venus nimmer gut,
So quäle sich mein Muth,
Wie er itzt thut!

Nein, ich will feſte stehn!
Sie, wie sie mir verspricht,
Wird auch mir gleiche gehn,
Und wanken nicht.
Des Herzens, das sich selbst nicht schont,
Mit Treue lohnt,
Bin ich gewohnt!

So steht mein feſter Schluſs
Unwiderruft,
Drauf*) schick' ich diesen Kuſs
Ihr durch die Luft.
Dies Lied auch sey von meiner Hand,
Als meiner Liebe Pfand
Ihr zugesandt.

Glückt mir's, und sagt nicht Nein,
Der Alles fügt,
So soll Sie's einig seyn,
Die mich vergnügt.
Mein letztes Wort ist: Treuepflicht.
Treu ist er, der es spricht;
Mehr kann er nicht!

---

*) zur Versiegelung.

der rechtschaffen und freymüthig genug gewesen war, ihm tausendmal zu wiederholen: „Prinz! fürchten Sie die Liebe! Ein Erbprinz ist zu unglücklich, um lieben zu dürfen; und er muſs zu edel seyn, um mit Willen eine Unglückliche zu machen!“ — Dieses nämlichen Mannes einzige Tochter — einzige, unschuldige, unaussprechlich liebenswürdige Tochter — diese unterstand er sich, in dieser tiefen Einsamkeit zu sehn — sich ihr unter einem falschen Namen darzustellen — ihr zu schmeicheln — ihr vielleicht Gegenliebe einzuflöſsen — und sie dann — entweder zu einem Mädchen ohne Ehre — oder wenigstens zu einem Mädchen ohne Ruhe zu machen — — diese Betrachtungen setzten den Prinzen auſser sich.

„Erbprinz! — und Verführer! — künftig Richter über die Betrüger, und itzt selbst einer von ihnen!“

So sagte er, nahm die Wildschur und warf sich in den Sopha. Er sann, er überlegte, und er schlief endlich ein. Aber sein Schlaf war, wie der Schlaf der Könige, die keinen ersten Minister haben.

Der Prinz erwachte, bekam seine Schocolade, und hielt mit sich Rath. — „Julien sein Geheimniſs offenbaren?" — das war Schwachheit, wenigstens Unvorsichtigkeit. — „Juliens Anblick meiden?" das war Härte, und vielleicht gar Ungezogenheit. — Er beschloſs am Ende, Julien wieder zu sehn, und mehr als Einmal zu sehn; aber er beschloſs auch, gleich beym ersten Male ihr zu sagen, daſs er auf immer gebunden wäre. — Der Prinz beschloſs das; aber nicht alle Entschlüsse der Prinzen werden ausgeführt.

Der Tag wurde stürmisch; es regnete. Der Prinz schweifte einige Stunden im Parke herum, und sprach viel mit sich selbst. Aber Julie war nicht im Park.

Der ſolgende Tag war heiter. Der Prinz ſand ihn trübe: Julie war nicht im Park.

Am dritten Tage war der Prinz schon lange auf dem Hügel. Er saſs in sich selbst gekehrt, und war unzufrieden mit sich, mit seiner Unthätigkeit, mit seinen Planen und mit seinen Träumen. — Eine Wespe summte um seine Haarlocken herum. Er zog das Tuch heraus, um sie zu Boden zu schleudern. Der Wind, den das Tuch machte, wiegelte ein Papier auf, das nicht weit vom Prinzen auf der Bank gelegen hatte, und das nun herab zu seinen Füſsen ſiel. Er hob es unschuldigerweise auf, und ſand folgendes Billet:

„Tausend Küsse zuvor!

Ich war eben mit der Stickerey dieser armen Strumpfbänder fertig, liebes Cousinchen, als mir unversehens mein kleines goldpapiernes Taschenkalenderchen in die Hände ſiel. Mit einem herzlich derben Schlage, der mir bey jeder andern Gelegenheit herzlich weh gethan hätte, schlug ich beyde Hände zusammen, da ich ſand, daſs wir übermorgen gerade den ersten August hätten.

Ich berief sogleich geheimes Cabinet, zog alle meine zehn gebornen wirklichen Rechnungsräthe in die Conferenz, dividirte mit ihnen, multiplicirte, addirte, subtrahirte — und ſand endlich mit ihrer allerunterthänigsten Beyhülſe zu meiner allerhöchsten Freude, daſs die fünf und zwanzig Meilen Wegs in sechs und dreyſsig Stunden Zeit von einer Staffette recht gut zurückgelegt, und also die quästionirten Strumpfbänder auf den nächstkünftigen ersten August, nah' vor Gräſin Juliens Lever, auf Gräſin Juliens Putztische untergeschoben werden könnte. Nimm das kleine Geschenk willig an, liebe Julie —

halte die Rosen für das Sinnbild meiner Wünsche für Dich — und die armen Vergiſsmeinnicht für das Sinnbild meiner Hoffnungen für mich — sey beständig recht sehr glücklich — und glaube, daſs ich erst dann vollkommen zufrieden seyn werde, wenn ich weiſs, daſs alle, auch die geheimsten Wünsche Deines Herzens in Erfüllung gegangen sind.

Caroline, Gräfin von G**.

Der Prinz hatte das Billet gelesen, und legte es langsam neben sich — aber das Billet hatte ihn traurig gemacht. Dieser herzliche Ton der unschuldigsten Freundschaft, dieses Bestreben, einander zu gefallen, diese treuherzige Schalkheit, die ein Etwas für ein Nichts gibt, und die im Stande wäre, ein Nichts zu einem Etwas zu machen — schlugen ihn unbeschreiblich nieder. — Er war Prinz: er muſste der Liebe entsagen. Er war Erbprinz: er durfte nicht einmal Freunde haben. — Ein Kranker fühlt sein Elend dann am meisten, wenn er die Gesunden ihrer Kräfte genieſsen sieht.

Er stand auf und durchstrich die Gegenden des Parks, die Juliens Wohnsitze am nächsten lagen. Er sah an allen offnen Plätzen rund umher: aber Julie war nirgends zu sehn.

Er kehrte zurück zum Hügel, um das Billet, das noch da lag, wenigstens vor Wind und Regen in Sicherheit zu bringen. — Aber das Billet war weg.

Erst in diesem Augenblicke stutzte der Prinz, und wie mit einem Blitzstrahle schoſs ihm durch den Sinn, was er Julien geschrieben hatte. — Das Ende seines Briefs war beleidigend: Julie war gekränkt. Um sich wegen seines Verdachts zu rechtfertigen, hatte sie ihm das Billet ihrer Freundin in die Hände gespielt, und in der Ferne hatte sie ohne Zweifel ihn beobachtet, um es wieder zu sich zu nehmen, wenn er fort wäre.

Das alles setzte sich der Prinz aus den Umständen zusammen, und seine Vermuthungen trogen ihn nicht. Julie hatte wirklich von weitem gestanden und gewartet. — Aber itzt war sie schon lange wieder nach Hause, saſs mit gesenktem Haupte in ihrem Cabinete, und überlegte, ob ihr Betragen nicht etwa ein wenig unbesonnen, oder wohl gar unbescheiden gewesen wäre. Sie konnte nicht mit sich einig werden, aber sie stand endlich auf, nahm durch einen Kuſs von den unglücklichen Strumpfbändern Abschied, legte das Billet von ihrer Cousine und das vom Prinzen dazu, und verschloſs alles auf immer. Noch diesen Abend schnitt sie ein Paar neue Strumpfbänder zu, spannte sie in den Rahmen, fing an, die Stickerey vorzuzeichnen, die gleichfalls in Rosen und Vergiſsmeinnicht bestehn sollte, und beschloſs, nicht eher etwas andres vorzunehmen, als bis sie mit dieser Arbeit zu Ende wäre. Warum Julie das alles that, wuſste sie selbst nicht. Bey Zorn oder bey Liebe weiſs man selten, was man thut: bey Zorn und Liebe zugleich, weiſs man es noch seltner.

Der Prinz war nicht eifersüchtig, allein er war stolz. Er war nie fähig gewesen, Verachtung zu ertragen; allein er hatte sich auch beständig gehütet, Verachtung zu verdienen. Dasmal schien ihm Alles zu sagen, daſs er verachtet würde, und er selbst sagte sich, daſs er es diesmal vielleicht verdiente. — Er hatte sich gegen Julien unartig betragen, wie konnte er verlangen, daſs sie ihn noch obendrein aufsuchen sollte? — Julie gab sich zwar die Mühe, sich gegen ihn zu rechtfertigen: aber theils war die Art der Rechtfertigung doch so hingeworfen, so sorglos, so beynahe spöttisch — und theils war doch wohl einzusehn, daſs sich Julie überhaupt nicht um seinetwillen, sondern blos um ihretwillen zu rechtfertigen hatte.

Der Prinz verirrte sich auf dem Heimwege, und kam sehr spät und sehr miſsmüthig nach Hause. Der alte, ehrliche Leibjäger bekam schon diesen Abend auf seine Fragen einige Antworten, deren er bisher gar nicht gewohnt gewesen war.

Am folgenden Morgen stand der Entschluſs fest, daſs der Prinz Julien nie wieder sehen wollte; und träfe sein Weg ja einmal mit dem ihrigen zusammen, so wollte er sie grüſsen, wollte sie um Verzeihung bitten, wollte sich rechtfertigen und dann auf ewig von ihr Abschied nehmen. — Aber hundert Niewiedersehn sind leichter, als ein einziges Abschiednehmen.

Der Prinz sann sich nunmehr aus, daſs man sich beschäftigen müſste, wenn man ein ruhiges Herz haben wollte. Er hatte Recht: denn um nicht zu lieben, muſs man handeln. Er hatte nicht Recht: denn um handeln zu können, muſs man nicht lieben.

Er fing an, seinen Entschluſs auszuführen. Er botanisirte, wenn er im Park war; und er saſs bey seinen Reformeplanen, wenn er im Schlosse war. — Allein diese Plane, die Jahre lang durchdacht worden waren, auf die sich so viele seiner schönsten Hoffnungen gründeten, durch die er sich so manche trübe Stunde aufgeheitert hatte, kamen ihm nun auf einmal wie lauter schönfarbige Seifenblasen vor, die ein Paar Augenblicke dem spielenden Knaben Herz und Sinn erquicken, und die im dritten Augenblicke plötzlich in ihr Nichts zurückkehren. — Wer krank ist, hat keinen Muth; und wer keinen Muth hat, sieht Steine für Felsen, und Hügel für Alpengebirge an. — Der Prinz verwarf seine alten Entwürfe, und beschäftigte sich mit neuen.

Allein der erste von dieſen neuen erforderte eine Armee von Aufſehern; der zweyte schuf ein Volk von heimlichen Denuncianten; der dritte unterwarf die innerste Kammer des Bürgers verhaſsten Durchsuchungen; der vierte machte alles Eigenthum unsicher; der fünfte, sechste, siebente, hatte jeder seine anderen Fehler.

Der Prinz war alle Tage im Park; aber Julie begegnete ihm nie. Er wagte es jedesmal, von weitem nach Juliens Hügel zu blicken: aber der Hügel war einsam, die Rasenbank stand verlassen, Julie war nicht da. Die melancholistehen Tannen schienen sich in ein dunkleres Grün gehüllt zu haben, und ihre traurenden Zweige schienen tiefer über das öde Plätzchen herabzuhängen.

Von Tage zu Tage wurde der Prinz unmuthiger, und es gab Augenblicke, in denen er sogar unfreundlich war. Sein alter Diener, der sonst nie die Erfahrung gemacht hatte, daſs sein Herr unbillig seyn könnte, seufzte itzt oft im Stillen, und fing nachgerade an, für die Gesundheit des Prinzen zu fürchten. — Es war freylich nicht unmöglich, daſs die Unterdrükkungen, die der Prinz von jeher erdulden muſste, die unverschuldete Verbannung, in der er lebte, diese Einsamkeit, die ihn beynahe von dem ganzen menschlichen Geschlechte absonderte, und vorzüglich dieser Mangel an irgend einem Freunde, in dessen Busen er seinen Kummer ausschütten konnte — es war nicht unmöglich, daſs Alles das im Stande war, endlich auf seinen Körper, und vielleicht auch gar auf noch etwas mehr, einen nachtheiligen Einfluſs zu haben. — Der ehrliche Mann beschloſs, auf seinen Herrn ein scharfes Auge zu haben; aber der gute alte geschickte Jäger schweifte dasmal auf einer falschen Fährte.

Vierzehn Tage waren so vorüber gegangen, Julie hatte sich an keinem sehn lassen, und der Tannenhügel war sicher. Der Prinz wagte es heute, hinauf zu steigen, um von einer weiten botanischen Excursion ein wenig auszuruhen. Er saſs so in tiefen Gedanken da, und seine Hand spielte mit dem kleinen Botanisirmesser. Er wachte nach einem Weilchen aus seinen Gedanken auf, und sprang plötzlich in die Höhe, als er in der Rinde der Tanne, neben der er saſs, deutlich den Namen Julie stehn sah. Es waren schöne, groſse, Römische Buchstaben, und die Hand des Prinzen hatte sie diesen Augenblick eingeschnitten.

Er fuhr hastig nach dem Baume, um den armen Namen sogleich zu vertilgen. Er wollte eben den ersten Schnitt thun, als die Hand mit dem mörderischen Werkzeuge langsam wieder zurücksank. Er stand ein Weilchen unentschlossen, und sah verdrieſslich die Buchstaben an.

„Nein!“ sagte er endlich gelassen. „So lange ich Dich sonstwo nicht vertilgen kann, theurer Name, so lange sollst Du auch hier nicht vertilgt werden.“

Abschied.

Was säumest du, o Seele, zu zerspringen,
Vor Angst, vor Qual, die dich und mich umringen?
Und bist noch du, mein Herze, nicht entzwey?
Thu's doch, thu's bald, und mach' uns beyde frey!

O daſs ich doch den Tag erleben müssen,
Der mir verbeut, das schöne Kind zu küssen!
Der mir versagt, das liebe Bild zu sehn.
Ach mir! was mehr? es ist um mich geschehn!

Anstatt daſs ich nicht eine Viertelstunde
Vor konnte seyn von ihrem süſsen Munde,
Da muſs ich nun seyn ewig ohne Sie.
Wo, ach, wo ist sie nun, die Werthe, die?

Sagt's sicher nach, ihr stummen Wasserschaaren,
Wie herzlich oft wir beyde bey euch waren;
Bringt's kühnlich aus, ihr Lüfte, was ihr wiſst,
Wie vielmal wir uns haben laſs geküſst!

Er kehrte langsam zurück in's Schloſs, und legte das verrätherische Messer bey, um nie wieder damit zu botanisiren.

Zwey Tage darauf stand Julie, kurz nach Sonnenaufgange, an einem Fenster, das nach dem Park zuging. Der Morgen war so schön! die Luft war so erquickend! Julie fühlte sich heute so frisch und so muthig! Sie besann sich diesen Augenblick, daſs ihr Gelübde ja blos den Grafen beträfe, und nicht auch den Park. Sie beschloſs, wieder einmal in den Park zu gehn: allein ihrem Lieblingsplätzchen wollte sie sich nicht nähern.

Sie hielt sich eine ziemliche Zeit lang Wort, und hatte wirklich schon verschiedene Gänge durchstrichen, als sich ihr endlich ein Weg öffnete, der geradezu auf den Hügel führte. Sie besann sich geschwind eines Andern, that gegen sich selbst, als wenn sie den Hügel nicht sähe, schlug den Weg ein, bückte sich alle Augenblicke, pflückte eine Blume oder ein Moosfäserchen ab, besah recht emsig die Blätterchen und die Büschelchen und die Glöckchen — und saſs in Kurzem geruhig auf der Rasenbank. Julie machte es wie die Kinder:

sie singen im Dunkeln, oder machen ein Getöse, damit sie vor lauter Arbeit nicht wissen, daſs sie sich fürchten.

Julie hatte nicht die geringste Ursache, den Prinzen in dieser Frühe zu vermuthen; aber sie horchte alle Augenblicke, sah alle Augenblicke schüchtern um sich her, ob irgend etwas käme. Plötzlich fiel ihr der Baum mit dem Namen Julie in die Augen, und der Schrecken machte sie unbeweglich. — Sie sammelte sich nach einem Weilchen, sie sann, sie dachte hin und her. Sie betrachtete den Namen mit unverwandten Augen. — Es war wirklich keine Erscheinung; der Name stand da, und er hieſs Julie.

Aus dem Schrecken wurde nach und nach Verwunderung, aus der Verwunderung freudiges Erstaunen, und dieses Erstaunen verwandelte sich endlich in eine beklemmende, süſse Wehmuth.

„O, er ist unschuldig!“ rief sie laut, mit dem Tone der innigsten Rührung, und breitete beyde Arme aus, als wenn sie den freundschaftlichen Baum umarmen wollte.

«Ich muſs ihm Abbitte thun — ja, ich muſs ihm Abbitte thun,» fing sie wieder an und rang die Hände.

Nach einer Ueberlegung, die sehr lange dauerte, griff sie plötzlich nach ihrem Etui, zog ein kleines Trennmesserchen heraus, und fing an, gerade über den Namen Julie den theuren Namen Karl einzuschneiden. Aber die Hand zitterte ihr so sehr, daſs ihr das Messer etliche Male entfiel. Das Herz pochte ihr vor Angst und vor Freude: vor Angst, daſs sie etwa auf der That ertappt würde, und vor Freude, daſs sie ihr Unrecht gut machen konnte.

Ein einziges Mal fiel ihr bey der Arbeit plötzlich bey, daſs ihre Handlung wohl ein wenig unbesonnen wäre. — Aber hatte sie sich nicht schon verrathen? Und wenn sie auch die fertigen Buchstaben wieder wegschnitt, war nicht selbst die leere Stelle ein Beweis wider sie? — Und wer wuſste denn, ob das der arme Graf nicht gar für eine neue Beleidigung halten konnte?

Julie fuhr fort, und schnitt itzt den letzten Zug des letzten Buchstabens, als der Prinz, der unschuldigerweise dazugekommen war, der seinen Namen gelesen hatte, und sich nun nicht länger halten konnte — im Tone der höchsten Entzückung „Julie!“ ausrief, und auſser sich zu ihren Füſsen stürzte.

„Julie!“ rief er noch einmal, und umfaſste die schwankenden Kniee des betäubten Mädchens, das vor Scham hätte in die Erde sinken mögen.

„Julie!“ wiederholte er; und schlug beyde Arme um den schlanken, bebenden Körper, um die arme Gräfin zum Sitzen zu bringen.

Julie ſaſs da, und der Prinz ſaſs an ihrer Seite. Das klopfende Herz wollte ihr den Busen zersprengen. Der Prinz schwieg einige Augenblicke, um sie zu sich kommen zu lassen.

„Wäre das wahr, theure Julie?“ fragte er endlich. „Wäre das wirklich wahr?“

Julie konnte weder einen Arm regen, um sich los zu machen, noch ein Auge aufheben, um dem Prinzen einen verweisenden Blick zu geben.

«Lassen Sie mich, Herr Graf!» stammelte sie so leise, daſs der Prinz die Worte kaum verstehen konnte.

«Nur eine einzige Sylbe zur Antwort, schöne Gräfin! und ich gehorche den Augenblick! — Nur ein einziges kleines Ja!»

«Sie ängstigen mich, Herr Graf! Lassen Sie mich!»

«Ich gehorche, theure Julie. — Aber werd' ich Sie wieder hier sehen?»

«Wenn Sie die Güte haben, mich itzt allein zu lassen.»

Der Prinz stand auf, küſste Julien die Hand, und entfernte sich.

Alle die Bedenklichkeiten, die bisher der Verstand seinem Betragen entgegengestellt hatte, waren nun mit einem Male entschlafen; und wenn sie ja bisweilen wieder ein wenig erwachten, so wurden sie von dem Herzen bald wieder zur Ruhe gewiegt. Der Prinz war gar nicht mehr Er selbst. So heiter, so gesprächig, so zufrieden hatte man ihn noch nie gesehn. Dem alten Jäger, dem bisher die üble Laune des Prinzen nicht gefallen hatte, gefiel nun die plötzliche Munterkeit desselben noch weniger.

Aber wer kann beschreiben, in welchem Zustande Julie nach Hause kam? Die beyden schönsten Tage in der Liebe sind der Tag der ersten Erklärung und der Tag des ersten Kusses. Jener übertrifft diesen noch, und jenen hatte Julie heute erlebt. Sie träumte von dem Namen Karl, wo sie ging und stand; sie war stumm, wenn sie gefragt wurde, und gab Antworten, wenn sie nicht gefragt wurde; sie streute ihrer kleinen Diane das Kanarienfutter vor, und schnitt ihren Kanarienvögeln das Butterbrod ein; sie suchte mit der rechten Hand das Filetzeug, das sie fest in der linken Hand hielt, und sie legte es nach langem Suchen vor sich hin, um beyde Hände frey zu haben, und suchte weiter; sie setzte sich an den Putztisch, wenn sie sich zu Bette legen wollte; und sie übergab ihrer Mutter eine Scheere, wenn sie ihr ein Glas Wasser bringen sollte. — Wer noch nicht geliebt hat, wird über Julien lächeln; wer geliebt hat, wird über sich selbst lächeln.

Julie überlieſs sich itzt willig dem Strome ihrer Empfindungen. Aber diese Empfindungen waren die unschuldigsten, die der Himmel den Menschen gegeben hat. Den Grafen zu sehn, mit ihm zu sprechen, aus seinem Munde zu hören, daſs er ihr vor allen andern Mädchen einen gewissen Vorzug gäbe, daſs er sich in ihrer Gesellschaft gefiele, daſs er ungern von ihr Abschied nähme, einen solchen Händedruck von ihm wieder zu fühlen, und höchstens einmal von seinen Lippen einen Kuſs zu bekommen — das war die oberste Stufe von Wonne und Glückseligkeit, die sie sich dachte. Wer die Gefahr nicht kennt, scheut sie am wenigsten; und wer von seinem Herzen noch nicht hintergangen worden ist, bewacht es am wenigsten.

Ein gewisses Etwas sagte jedoch der Gräfin, daſs sie sich bey ihrem Freunde Schaden thun könnte, wenn sie gar zu oft im Parke erschien; unterdessen sagte ihr wieder ein andres Etwas, daſs sie ihren Freund kränken könnte, wenn sie sich gar zu selten vor ihm sehn lieſse.

So sprach man einander von nun an die Woche wenigstens ein Paarmal, und man fing nachgerade an, einander jedesmal Tag und Stunde vorher zu bestimmen. Man sprach bey diesen Zusammenkünften von gleichgültigen Dingen; man spazierte in den einsameren Gegenden des Parks herum; man hörte den kleinen Waldsängern zu; man fand hier ein Pärchen, das zu Neste trug, und dort eins, das seine kleine Familie ausführte; man suchte wilde Blümchen zusammen, die der Prinz alle mit Namen zu nennen, und die Julie artig zusammen zu binden wuſste; man nannte sich „lieber Freund“ und „liebe Freundin“; man drückte sich beym Abschiednehmen leiser oder stärker die Hand; man wurde bey jedem Male zutraulicher, und fand bey jedem Male diese Freundschaft unschuldiger.

Der Prinz hatte gar keine Ursache, sich weiter den geringsten Vorwurf zu machen; denn er sprach ja blos von Freundschaft, er lieſs sich ja mit seinem Willen nicht einmal das Wort „schöne Gräfin“ oder „schöne Freundin“ entwischen, und er hatte ja noch nie, nur blos mit einem Blicke, einen Kuſs von Julien verlangt. — Welches Betragen konnte untadelhafter, welche Freundschaft reiner und geistiger seyn? Der Prinz überlegte jedesmal, wenn er nach Hause kam, alle Worte, die er gesagt hatte, und er war jedesmal mit sich zufriedner.

Eines Tages kam Julie etliche Stunden eher, als man sich bestellt hatte. Sie war gestern bey der Tochter eines benachbarten Geistlichen gewesen, die ihr mit einer Art von Begeisterung ein kleines, neues Büchelchen angepriesen hatte, daſs unter andern einen sehr rührenden, kleinen Roman enthielt. Julie hatte sich das Büchelchen ausgebeten, und wollte es heute auf dem Tannenhügel, noch ehe der Graf käme, recht in der Stille durchlesen.

Julie wurde von dem kleinen Romane so sehr angezogen, sie fand ihn so wahr, so natürlich, so für's Herz geschrieben, daſs sie ihn zweymal hinter einander durchlas; und ungeachtet sie beym zweyten Male noch inniger hatte weinen müssen, als beym ersten Male, ihn dennoch schon zum dritten Male angefangen hatte, als sie von fern den Grafen kommen sah. Sie versteckte das Buch, trocknete sich so gut als möglich die Thränen ab, und ging dem Grafen einige Schritte entgegen.

Er küſste ihr, wie gewöhnlich, die Hand, und wollte über ein Tannenreischen scherzen, das sich in eine ihrer Halslocken verwickelt hatte, als er plötzlich ihre nassen Augen bemerkte. Er erschrack, änderte mit einem Male den Ton, und fragte, was ihr wäre.

„O, mir ist nichts, Herr Graf! wirklich nichts!" sagte sie, und wollte lächeln.

„Ihr Lächeln hilft Ihnen nicht los, liebe Julie!" sagte er, und ergriff ihre Hand.

„Regen bleibt Regen, wenn gleich die Sonne drein scheint — und Sie haben dennoch geweint."

„Nun wenn auch! lieber Graf. Wissen Sie nicht, daſs wir schwachen Geschöpfe sehr bald in Thränen zu setzen sind?"

„Also darf Ihr Freund nicht wissen, was Ihnen begegnet ist, damit er Theil daran nehmen kann?"

„Mir ist nichts begegnet, Herr Graf — als, mit Einem Worte, daſs ich eben einen kleinen Roman gelesen habe, der Sie wenig interessiren wird. Sie wissen, wie leicht wir armen Mädchen uns in so etwas vertiefen können."

Du blasser Mund, was ist's nunmehr gewesen,
Daſs du so oft von ihrem bist genesen?
Wo ist dein Geist, ihr süſser Athem hin,
Von dessen Kraft ich noch verzaubert bin?

Ich ruf' euch an, o Sonn', o Mond, o Sterne,
Und was uns sonst das Glücke winkt von ferne,
Ich ruf' euch an, seyd Zeugen über mir,
Was ich für Angst hier leide wegen ihr!

Ade, du Platz von Göttern selbst begehret,
Der du sie mir so vielmal hast gewähret,
Sey tausendmal, sey tausend-tausendmal
Gegrüſst! du bleibst in Lust, ich leb' in Qual.

Ihr Bäch', ihr Büsch', ihr Gärten und Gefilder,
Und was ihr hegt; ihr schönen Lenzesbilder,
Du Sommerlust, du Herbst, du Winterzier!
Zu guter Nacht! Ich scheid'; ihr bleibt bey Ihr!

«Solche Thränen machen Ehre, liebe Freundin, und ich habe immer die Damen höher geschätzt, welche bey einem rührenden Romane weinen können, als die, welche ihn mit trocknen Augen hinlegen. — Aber wollen Sie mich nicht Theil nehmen lassen, Julie? Oder glauben Sie, daſs sich ein Mann von keinem Romane rühren lassen darf?»

Die Gräfin zog das Buch aus dem Arbeitsbeutel, und suchte die Erzählung auf.

«Es sind blos wenig Bogen, Herr Graf!» sagte sie, und reichte ihm das Buch.

«O, ich habe bisweilen in wenig Bogen mehr gefunden, als in vielen. — Aber die Erzählung würde noch anziehender für mich werden, wenn ich sie aus Ihrem Munde hörte.»

«Das ist Spott, Herr Graf! — Aber dessenungeachtet! — Hat wohl die Freundin so viel Recht, als der Freund?»

«Wie so?»

«Sie werden heute ohnedies mit der Stimmung vorlieb nehmen müssen, die mir das

Büchelchen gegeben hat. Wie? wenn ich einem Complimente eine Wahrheit entgegensetzte? Wie? wenn Sie sich und mir den kleinen Roman vorläsen? Wenigstens gewönnen wir beyde dabey.»

«Liebe Gräfin,» sagte der Prinz und küſste Julien die Hand, «bey Hofe glaubt man den Schmeichlern alles. Ich will heute thun, als wenn ich bey Hofe wäre.»

Man setzte sich; der Prinz fing an, zu lesen, Julie fing an, zu knüpfen. — Es ist bekannt, daſs es sich nicht gut knüpfen läſst, wenn man gut vorlesen hört. Der Prinz hatte noch nicht zwey Seiten gelesen, als Julie langsam ihr Knüpfzeug in den Beutel legte.

Bey einer Stelle gegen das Ende des zweyten Bogens hielt der Prinz plötzlich inne, und sah mit einem starren Blicke die Gräfin an. Sie haftete auf seinem Gesichte. Das blaue, schuldlose Auge, die ungefaltne, spiegelglatte Stirn, der freundliche Zug um den Mund, und die schüchterne Thräne, welche von der linken Wange herabrollte, widerlegten seinen Argwohn den Augenblick. — Ueberdies war es unmöglich, daſs Julie mit dem Buche eine gewisse Absicht haben konnte; denn aus den ersten Depeschen, die er nach seiner Ankunft aus der Residenz erhalten hatte, wuſste er, daſs gleich den Tag nach seiner Abreise beym Lever declarirt worden war: der Erbprinz wäre gestern im strengsten Incognito nach den Italienischen Höfen abgegangen. — Er fuhr fort, zu lesen, und Julie fuhr fort, jedes Wort, das er las, zu verschlingen.

Nachgerade fing der Prinz an, schlechter zu lesen. Er stockte sogar hier und da, wiederhölte die Zeilen, lieſs bey Stellen, wo es nicht geschehn sollte, die Stimme sinken, und machte endlich, als er nur noch einige Seiten zu lesen hatte, das Buch zu. Er gab es der Gräfin zurück, fing geschwind etwas mit seinem Schnupftuche auf, sagte, das Buch wäre sehr angreifend, und bat um Erlaubniſs, sich auf einige Augenblicke zu entfernen.

«Aber, lieber Graf,» sagte Julie mit nassen Augen, «das gute Mädchen ist hernach noch in ihrem Jammer gestorben. Das müssen Sie ja auch noch lesen.»

«Ich komme zurück, liebe Julie — ich komme zurück.» Er entfernte sich. Julie nahm geruhig das Buch auf den Schooſs, und las ohne Sorgen die traurige Geschichte für sich zu Ende.

Ein Schottischer Herzog, der einzige Erbe seines Hauses, hatte sich in die schöne Tochter eines seiner Pachter verliebt. Der König und die Pairs hatten sich der ungleichen Verbindung widersetzt. Der junge Herzog hatte sich mit einer reichen Lady vermählt. Das arme Mädchen hatte sich krank gegrämt, und war endlich nach fünf traurigen Jahren, die sie auf ihrem Siechbette zugebracht hatte, ihrer Leiden entledigt worden.

Das war die Geschichte, die der Prinz vorgelesen hatte, und über die sich itzt Julie zum dritten Male satt weinte. — Aber das Skelett einer Geschichte stellt eben so wenig die Geschichte selbst dar, als das Skelett eines schönen Weibes das schöne Weib.

Der Prinz blieb ziemlich lange aus; allein er kam völlig aufgeheitert zurück. Er hatte mit seinem Verstande und mit seinem Herzen

Rath gehalten. Sein Betragen gegen Julien war so untadelhaft, als es seyn konnte. Der Schottische Herzog hatte mit der schönen Tochter des Pachters von Ehe gesprochen: der Prinz hatte gegen die schöne Gräfin nicht einmal der Liebe erwähnt. Der Herzog hatte die arme Fanny wegen des Gerüchts von ihrer Schönheit aufgesucht: der Prinz hatte Julien durch das unschuldigste Ungefähr kennen lernen. Fanny hatte vom Herzoge viele Tausend Küsse bekommen: Julie von dem Prinzen noch nicht einen einzigen. Welcher gewaltige Unterschied in den Umständen, und wie wenig hatte der Prinz Ursache, den Roman auf sich anzuwenden! — Man sieht aus diesem Resultate, ob der Verstand, oder ob das Herz bey der Berathschlagung den Vorsitz gehabt hatte.

Julie bat ihren zurückkommenden Freund um Verzeihung, daſs sie ihm eine traurige halbe Stunde gemacht hätte. Er dankte ihr vielmehr dafür, bezeigte sein Mitleiden mit der armen Fanny, und seine Unzufriedenheit über den unvorsichtigen Lord, suchte aber Julien von dem traurigen Gegenstande abzuführen, und das Gespräch nach und nach auf andre Dinge zu bringen. Es gelang ihm; man stand auf, um einen Spaziergang zu machen, und in kurzer Zeit war der Roman von beyden Seiten so gut, als vergessen.

Man ging so vor sich hin, man erzählte sich, man sah sich beständig in die Augen, um sich desto besser zu verstehn, man verlor eines von dem andern kein Wort, aber man verlor beyderseits den Weg. Man bemerkte das nicht im Geringsten, man führte sich bergauf und bergnieder, man half sich durch das Gebüsche und über das Gestein, und man wuſste von Gebüsche und Gestein nicht eher ein Wort, als bis der Prinz plötzlich stehn blieb, und zu seiner groſsen Verwunderung den Weg vorwärts und rückwärts und zu beyden Seiten verschlossen fand.

„Aber um des Himmels willen, liebe Julie,“ fragte er betroffen, „wo sind wir hingerathen? Wie sind wir in diese Wüsteney gekommen? Diese Gegend kenne ich noch gar nicht.“

Julie erwachte, wie aus einem Traume, und sah um sich her. Sie muſste sich selbst ein Weilchen besinnen.

„Wie wir hergekommen sind, Herr Graf,“ sagte sie mit einem allerliebsten Lächeln, „das begreife ich selbst nicht; denn wir müssen uns wirklich durch Dornen und Gebüsche durchgewunden haben. — Aber die Gegend ist mir recht gut bekannt. Diese Kluft ist der Weg zur Solitüde.

Der Prinz bezeigte Lust, weiter zu gehn; Julie sah nach ihrer Uhr, und Beyde erschraken, daſs es so spät geworden war. Man beschloſs für dasmal, umzukehren, und mit Juliens Hülfe fand man den rechten Fuſssteg.

Julie erzählte, daſs vor beynahe hundert Jahren eine fürſtliche Wittwe hier residirt hatte, daſs diese eine groſse Freundin von Sinnbildern gewesen war, daſs sie sich den Weg zur Ruhe hatte recht anschauend darstellen wollen, und daſs zu dieser Darstellung einer der wildesten Winkel des Parks erwählt worden war. — Mit groſsen Kosten waren zehn Jahre lang Felsen auf einander gethürmt, Ruinen gemacht, Dornen gepflanzt und Kiesel gewälzt worden. Auf einem hohen, rund umher steil abgeschnittenen Felsen, dessen oberster Rand mit wilden Rosen umsäumt, und dessen Ebene mit Veilchenrasen bedeckt worden war, hatte man ein kleines Gebäude errichtet, das von äuſserst schlechtem Ansehn, mit Stroh bedeckt und von hohen Bäumen beschattet war.

Der regierende Fürst hatte die besondre Gnade gehabt, Juliens Mutter zu allen Lusthäusern des Parks die Schlüssel einhändigen zu lassen. — Julie hatte eine Cousine, ein gutes, herzlich lebhaftes Mädchen, von der sie allemal den Herbst über besucht wurde. — Diese hatte sich gleich beym ersten Anblicke in die Solitüde verliebt, und hatte Julien nicht eher Ruhe gelassen, als bis ein Sopha, ein Tischchen und eine kleine Bibliothek hinaufgeschafft worden war. — Uebrigens konnte man nicht an den Felsen kommen, als wenn man einige Geheimnisse wuſste; und wer am Felsen selbst nicht die ächten Steine kannte, lieſ Lebensgefahr.

Das alles erzählte Julie, während man zurückging, und versprach dem Prinzen, welcher die Solitüde zu sehn wünschte, daſs sie seine Wegweiserin seyn wollte.

„Also Mittwochs um Ein Uhr am Hügel!“ sagte der Prinz, als man von einander schied, „und dann zur Solitüde.“

„Und dann zur Solitüde!“ antwortete die Gräfin, und der Prinz küſste ihr die Hand.

Die Mittwoche kam: es war der erste August. Julie fand den Prinzen zur bestimmten Zeit. — Am Rande des kleinen Bachs, der am Fuſse des Hügels hinrieselte, blühten gelbe Blumen. Die Blümchen schienen noch nie ein so frisches Ansehn gehabt zu haben, als heute. Der Prinz bückte sich und pflückte einige ab.

„Liebe Freundin,“ sagte er, „die Feste meiner Freunde sind auch die meinigen. — Und meinen besten Freunden geb' ich immer die unbedeutendsten Geschenke.“

Er küſste die Blümchen, und gab sie Julien. Julie dankte, [illegible] das Sträuſschen, und steckte es an ihren [illegible].

„Aber zu welchem Feste nehmen Sie heute Glückwünsche an?“ fragte Julie, ohne an etwas Arges zu denken.

„Zu dem Feste einer schönen Freundin, liebe Gräfin. Sie wissen doch, daſs wir den ersten August haben? — Und von diesem ersten August hab' ich vor Kurzem etwas in einem Briefe gelesen, den ich unschuldigerweise neben jener Rasenbank gefunden habe."

Juliens Wangen glühten. Sie sagte ein Paar Worte, aber ohne Verbindung. Sie war verlegen, beschämt, entzückt, gerührt; aber sie gestand nichts. Der Graf drang nicht weiter in sie.

Arm in Arm ging man nun nach der Wüsteney zu, und Julie prophezeite ihrem Gesellschafter, daſs er heute noch recht müde werden würde. Sie verdoppelte, ohne es selbst zu wissen, die Schritte, je weiter man kam, und nach einer halben Viertelstunde war man schon am Eingange der Kluft.

Die Gräfin ging nun voran, und bat den Prinzen, daſs er ja recht pünktlich in ihre Fuſsstapfen treten sollte. Die Kluft schlängelte sich auf die grillenhafteste Art zwischen hochaufgethürmten Felsen hin. Zur Seite des Wegs,

An Anemonen,

nachdem er von ihr gereiset war.

Ach, einig dieß war übrig noch
Von allen meinen Plagen,
Daß ich das schwere Liebesjoch
Muß abgeschieden tragen.
Die mir das größte Leid anthut,
Die tröstet meine Sinnen;
Ich brenn', und meines Brandes Glut
Ist, ach, wie weit von hinnen!

Nicht gläub' ich, daß die letzte Noth
Mir größre Qual kann machen;
An mir lebt nichts mehr, als der Tod,
Der stark ist in mir Schwachen.
Das kranke Herze windet sich,
Die matten Augen brechen.
Nichts denk' ich, Liebste, denn an dich:
Doch kann mein Mund nichts sprechen.

Nach dir zu warten ist umsunst,
O Aerztin meiner Seelen!
Ich bin zu weit von dieser Gunst,
Und muß mich nur so quälen.

im Grunde, rauschte ein wilder Bach, der sich mit Mühe durch die Steine arbeiten muſste. In der Höhe drohten hier ein loses Felsenstück, dort eine vom - Blitz gespaltene Eiche, dort wieder das schwebende Gemäuer eines verfallenen Thurmes, diesen Augenblick herabzustürzen. Der Weg führte über Baumwurzeln, über Kiesel, über Ruinen, durch Dornen und durch Sträuche; und wenn er ja einmal ein wenig bequem wurde, so war es gewiſs, daſs er nach wenig Schritten nur desto unbequemer werden würde. An einigen Stellen schien sich die Kluft plötzlich zu verschlieſsen, und öffnete sich plötzlich wieder zur Rechten oder zur Linken; an andern wurde sie gar zu einem unterirdischen Gange.

Der Prinz folgte geduldig seiner besorgten Vorgängerin, und die Grille seiner Urgroſsmutter zog ihn immermehr an, je gröſser die Beschwerlichkeiten wurden. Freylich ist es möglich, daſs die Gesellschafterin, die diese Beschwerlichkeiten theilte, das Interesse ein wenig vermehrte.

»Sind Sie bald müde, Herr Graf?« fragte endlich die Gräfin.

Er sah auf, und vor ihm und neben ihm waren Felsen. Nur da war das Gebirge offen, wo er hergekommen war. Julie stand vor ihm in einem Winkel, und lehnte sich an den Sturz einer alten Eiche, als wenn sie ausruhen wollte.

„Aber liebe Julie, wo wollen Sie hin?“ fragte der Prinz. „Wir haben uns so gut verirrt, als neulich.“

„Sorgen Sie nicht, Herr Graf. — Allein hier schöpft meine Cousine allemal ein wenig Athem.“

Aus dem Sturze der alten Eiche lief eine Wurzel in den Felsen hinein. Julie trat auf einen Zweig dieser Wurzel, und ein ungeheures Stück Sandstein, das den Felsen auf ewig zu gründen schien, sank allmählig in die Tiefe. Aus der hohen, weiten Oeffnung dämmerten einige Strahlen des Tageslichts.

„Wollen Sie mir die Hand geben?“ sagte Julie.

Der Prinz stand wie verzaubert, gab der allmächtigen Fee die Hand, und folgte ihr gehorsam nach. Man ging über den versunkenen Felsen hinweg, man hielt sich ſest bey der Hand, und man sagte sich kein Wort. Julie schob im Felsengewölbe einen groſsen, hervorragenden Stein zurück, und mit einem hohlen, rollenden Schalle stieg der versunkene Felsen langsam wieder herauſ, um die bezauberte Oeſſnung zu verschlieſsen.

„Aber sagen Sie mir, sind wir im Feenlande?“ fragte der Prinz.

„O, Herr Graf!“ antwortete sie, und drückte ihm die Hand, „machen Sie mich nicht zu fürchten. Es ist mir ohnedies in dem finstern Gange noch nie so bange gewesen. — Kommen Sie, kommen Sie, daſs wir ſreye Luſt schöpfen.“

Der Graf hing ſest an Juliens Hand, und Juliens Hand hing ſest an der seinigen. Aber es war ihm dieses Händedrückens wegen beynahe verdrieſslich, daſs das finstre Felsengewölbe kaum einige hundert Schritte lang war. Der helle Tag prallte plötzlich von der Seite herein, und Julie schlug auf das bebende Herz und sagte, mit ihrer Cousine wäre sie noch nie so müde geworden.

Der Prinz trat heraus in den Ausgang, und im vollen Sonnenscheine stellte sich ihm ein rauhes, prächtiges Felsengebirge dar, dessen Spitze von einem majestätischen Gewölbe grüner Eichenwipfel gekrönt wurde.

„Dort oben ist die Solitüde, Herr Graf," sagte Julie, die sich auf einen Stein gesetzt hatte.

„Aber wie ist es möglich, hinauf zu kommen?" fragte der Prinz.

„Sorgen Sie nicht, Herr Graf."

„Aber dieses stille, tiefe Gewässer, das uns von dem Felsen scheidet?"

„Dieses Wasser umgibt den ganzen Felsen. — Aber sorgen Sie nicht, und folgen Sie mir."

„Aber man sieht ja kein Gebäude?"

„Sie werden es sehn. Folgen Sie mir."

Man ging am Rande des Abgrundes hin, und an einem hohlen Weidenstamme, der quer über dem Wege lag, blieb Julie stehn. Sie richtete den alten Stamm schüchtern auf, und trat ein Paar Schritte zurück. Eine schwarzbraune, ungeheure Schlange, mit feuerrothen Augen, lag in einem Loche zusammengerollt, und streckte den drohenden Kopf empor. Der Prinz wollte Julien den Sonnenschirm nehmen. Julie fiel ihm in die Arme.

«Es ist nichts, Herr Graf,» sagte sie; «aber bleiben Sie ja auf Ihrer Stelle stehn. — Ich erschrecke allemal vor dem bösen Thiere.»

«Aber Julie!»

«Um des Himmels willen, Sie können Schaden nehmen! — Bleiben Sie auf Ihrer Stelle!»

Julie faſste sich ein Herz, hielt mit der einen Hand den Grafen ab, und schlug mit der andern den Stab des Sonnenschirms auf den Kopf der Schlange. Der Weidenstamm fiel wieder zurück, ein dumpfer Schall erfolgte, und während eines Gerassels, wie von hundert Ketten, schoben sich allgemach die Felsen am Rande in einander, und lieſsen eine Stiege zurück, die bis an den Fuſs des Abgrundes führte.

Der Prinz wäre vor Betroffenheit stehn geblieben, wenn die schöne Zauberin ihn nicht ausdrücklich erinnert hätte, daſs er ihr nun ohne Gefahr folgen könnte.

Sie stieg voran in die Tiefe hinab, und der Prinz folgte ihr. Am Ende der Felsentreppe lag, unter dem Schutze des herüberhängenden Gesteins, ein kleiner, niedlicher Nachen. Julie machte die Kette los, zog den Nachen hervor, trat hinein und ergriff ein leichtes, artiges Ruder. Sie war wieder ganz muthig geworden, weil nun das finstre Felsengewölbe und die ungeheure Schlange vorüber waren.

„Nun, Herr Graf," fing sie lächelnd an, „nun müssen Sie sich vorstellen, als wenn ich eine Urenkelin des alten Charon wäre."

Sie stand in einer allerliebsten Stellung auf ihr kleines Ruder gestützt, und wartete auf das Hereintreten des Prinzen. — Der Prinz stand wie gefesselt am Gestade, und weidete sich an dem neuen, reizenden Anblicke der schönen Schifferin.

„Sie stehn in Gedanken, Herr Graf," sagte sie wieder. „Sie trauen mir doch nicht zu, daſs ich meinen Freund werde scheitern lassen?"

„Ja, schöne Zauberin, ich stand in Gedanken," antwortete der Prinz, der sich lieber sogleich zu ihren Füſsen geworfen hätte.

Er bedurfte einige Augenblicke, um sich zu sammeln, und sah zum Glück eine Menge schöner, frischer Vergiſsmeinnicht neben sich stehn. Sie beugten sich bescheiden vom Ufer hinab über das Wasser, um sich in dem stillen Strome der Vergessenheit zu spiegeln, der um Elysium floſs. Der Prinz pflückte ein Sträuſschen und trat in den Nachen; er besah die Blümchen, küſste sie und reichte sie stillschweigend Julien. Die Gräfin nahm sie, dankte mit einem Blicke, steckte das Sträuſschen an den Busen, und stieſs, ohne ein Wort zu sagen, den Nachen ab.

Das Gewässer war ganz ruhig, das Plätschern des Ruders war kaum zu hören. Des Prinzen

Auge haftete unverwandt auf Julien: Julie regierte langsam den Nachen. Jede Stellung Juliens war schön, jede ihrer Bewegungen war reizend. Das Ufer kam den schweigenden Schifffahrern allmählig entgegen. — Julie machte den Nachen fest und führte den Prinzen an's Land.

« Aber nun, Herr Graf, » sagte sie, « geben Sie ja auf jeden Stein Achtung, den ich betrete. » — Sie sagte das halbleise, wie wenn man Nachts an einem unsichern Orte reist.

Der Prinz machte eine stille Verbeugung und gehorchte. Der Pfad führte die beyden Pilgrimme auf die sonderbarste Art bald rechts, bald links, itzt aufwärts, und dann gar wieder niederwärts. Aber weder die Gräfin, noch der Prinz fühlten die Beschwerlichkeiten der rauhen Wallfahrt. Julie war entzückt, daſs die Einöde ihrem Freunde gefiele; der Prinz betrat mit Vergnügen die Stellen, die einen Augenblick vorher Julie betreten hatte; und Beyde freuten sich auf die Wonne des Ausruhens im Elysium.

Man hatte die Felsengruppe beynahe erstiegen, als Julie neben der untersten Stufe eines breiten Auftritts von groſsen Feldsteinen stehen blieb. Julie wollte ein wenig ausruhen, aber der Prinz glaubte, sie wartete seiner, um mit ihm vollends Arm in Arm hinauf zu steigen. Er trat auf die Stufe, der verrätherische Stein drehte sich um seine Achse, und der Prinz hätte beynahe das Gleichgewicht verloren.

«Karl!» schrie das reizende Mädchen plötzlich, schlang erschrocken den schönen Arm um ihn, und wäre faſt selbst d'rüber gefallen.

«Julie!» rufte der Prinz, und umfaſste sie, um sie feſt zu halten.

«Und Sie können mich so ängstigen?» sagte Julie nach einem Weilchen, schlug auf das pochende Herz, und sah mit einem Blicke voll himmlisch reiner Liebe zu dem Prinzen auf. — Sie standen noch Beyde, er den Arm um sie geschlungen, sie den Arm um ihn, und sein Mund beugte sich über ihre Stirne herab.

«Verzeihung, Julie!» sagte der Prinz, als sie völlig zu sich gekommen war, und zog ihre Hand neben ihrer Wange vorbey an seinen

Mund. Julie schwieg, und hielt sich fester an ihn an.

«Hab' ich Verzeihung?» fragte er. — Sein Mund sank auf ihre Hand, und seine Wange begegnete der ihrigen.

«Lassen Sie uns weiter gehn!» sagte Julie mit erstickter Stimme, «lassen Sie uns weiter gehn!» — Sie kehrte sich ab, um die Gluth zu verbergen, die sie auf ihren Wangen fühlte, und stützte sich auf den Stab ihres Sonnenschirms, um den Felsen vollends zu ersteigen. Aber das Wanken ihrer Schritte und das Zittern ihrer Kniee war sichtlich. — Der Prinz folgte sehr langsam, und fast wie schwermüthig.

Ein dichtes Gebüsch von alten, in einander gewachsenen Dornsträuchen versteckte das Ende des Wegs. — Wer sich zu geschwind von Dornen losmachen will, verwickelt sich meistens nur noch mehr d'rein. Julie wollte eben die allerletzte Stufe aus dem Dorngebüsche hinaufsteigen, als ihr einer von den stachlichten Sträuchen das Kleid festhielt. Sie setzte kraftlos den Fuſs wieder zurück, und ein andres Gesträuch faſste die Schleife des Strumpfbandes.

Doch freu' ich mich der höchsten Pein,
Und setze dieſs entgegen:
Muſs ich gleich der Betrübt'ste seyn;
Es ist der Werthen wegen!

Ach, Anemone, meine Lust!
Bleib' unverwandt im Herzen;
Ich thu' dasselbe, wie du thust,
Und fühle gleiche Schmerzen.
Ist's wahr, daſs alle Fröhlichkeit
Wird süſser nach dem Leiden,
So schicke, Herz, dich in die Zeit!
Wir sehen uns mit Freuden!

Sie wendete sich eilig, um sich zu befreyen, ehe der Prinz nachkäme, und sie wurde noch mit Locke und Halstuch gefangen. — Am Rande von Elysium stand Julie von Dornen gefesselt.

Sie hatte just noch Zeit genug, den Fuſs zu befreyen, und der Prinz half ihr scherzend aus der übrigen Verlegenheit. Allein sie hatte in der Eil die Schleife des Strumpfbandes aufgezogen. Das Strumpfband entfiel ihr beym ersten Schritte; der Prinz hob es unbemerkt auf und steckte es zu sich.

Und der Sitz der Ruhe empfing die beyden Pilgrimme.

Der Prinz war ein Paar Minuten vorher im Begriff gewesen, Betrachtungen über die Erbauerin der Einöde, über den itzigen Herrn, über den künftigen Herrn derselben, anzustellen. Aber der erste Blick aus Juliens schmachtendem, schüchternem, liebevollem Auge, schlug alle diese Betrachtungen nieder. Julie hatte sich um seinetwillen so ermüdet, war so zärtlich für ihn besorgt gewesen, hatte jeden seiner

Schritte bewacht, hatte sich seinetwegen so geängstigt, hatte ihn schlechtweg Karl genannt — o, Lieben ist Lieben, aber Lieben und Philosophiren ist weiter nichts, als Philosophiren.

Julie, die nicht im Stande gewesen wäre, weder gegen sich selbst, noch gegen den Prinzen den geringsten Argwohn zu hegen, gab ihrem Freunde sorglos die Hand, sagte ihm, daſs sie herzlich müde wäre, und wandelte mit ihm nach der hölzernen, mit Stroh gedeckten Bauerhütte zu, die in einer kleinen Vertiefung, in der Mitte eines dreyfachen Kreises ehrwürdiger, hoher Bäume, stand.

Sie öffnete Thür und Fenster der Hütte, und hieſs den Prinzen freundlich willkommen. Der Prinz setzte sich neben sie auf ihren Sopha.

„Aber," fing er an und ergriff ihre Hand, „ich bin strafbar, schöne Gräfin, und wirklich recht sehr strafbar."

„Sie, Herr Graf? Sie strafbar?" fragte Julie, und wollte ihre Hand zurückziehen.

«Wessen Neugierde ist wohl schuld, daſs Sie sich so ermüdet haben?»

«Ich besinne mich, Herr Graf; Sie haben Recht.»

«Allein ich unterwerfe mich auch willig der Strafe, die Sie mir auflegen werden.»

«Richtig, Sie müssen Ihre Strafe haben. — Aber lassen Sie mich erst überlegen.»

«Ich erwarte mein Schicksal.»

«Gut, ich hab's. — Sie sollen ein Sprüchelchen auswendig lernen, und das Sprüchelchen sollen Sie mir das nächste Mal, da Sie mir im Park begegnen, ohne Anstoſs auswendig hersagen.»

«Und das Sprüchelchen heiſst?»

«Geben Sie genau Achtung! — «Beschwerlichkeiten um eines Freundes willen, sind Vergnügungen.» — Julie hatte dem Prinzen unwillkührlich die Hand gedrückt, und erröthete, da sie es bemerkte. Der Prinz preſste Juliens Hand stillschweigend an seinen Busen.

„Aber, Herr Graf," fing Julie an, damit das Gespräch auf etwas Anderes käme, „wie finden Sie dieses Wallfahrtsplätzchen?"

„Etwas romantisch, schöne Gräfin — aber in solcher Gesellschaft, liebe Zauberin — in solcher Gesellschaft — reizender, als alle Feenpaläste."

„Richtig, Herr Graf, die Feenpaläste sind Nichts, und diese Strohhütte ist doch Etwas."

„Julie, das war unfreundlich. — Das könnt' ich sogar für Beleidigung nehmen."

Der Prinz vergaſs, daſs er blos Graf war. Er lieſs ihre Hand los, und forschte in ihren Augen. Julie sah freundlich zu ihm auf, und ihr schüchterner Blick flehte um Erklärung.

„Beym Himmel! Julie, das konnten Sie nicht so meinen. Sagen Sie, kam das aus Ihrem Herzen?"

«Und was, Herr Graf? Sie könnten mich beynahe ängstigen. Was hab' ich Arges gedacht? oder was hab' ich Arges sagen können?»

«Daſs ich mich in diesem Augenblicke hier besser befände, als in einem Feenpalaste, blos weil solche Paläste Nichts, und dieses Hüttchen von Stroh doch Etwas wäre. Julie! — Julie!»

«Und dadurch hab' ich Sie beleidigen wollen, Herr Graf?»

«Seyn Sie aufrichtig, liebe Julie!» sagte der Prinz, und schlug den Arm um sie. — Meinen Sie wirklich: blos weil dieses Hüttchen von Stroh doch Etwas wäre?»

«Ich werde mich vor Ihnen fürchten, Herr Graf. Sie wiegen die Worte, wie man Gold wiegt.»

«Sie kommen nicht los, liebe Julie!» sagte der Prinz feuriger, und umschlang Julien fester. «Können Sie sich wirklich kein anderes Weil denken? Können Sie nicht einmal auf ein anderes Weil rathen?»

«Aber, Herr Graf, Sie haben mir ja selbst die Erlaubniſs gegeben, ein wenig auszuruhen.»

«Und wenn dem so wäre?»

«Rathen kostet Anstrengen, Herr Graf,» stammelte das müde Mädchen, das an dem pochenden Busen des Prinzen kaum Athem holen konnte.

«Und Beleidigung kostet Strafe,» sagte der Prinz, und griff hastig nach dem Strumpfbande, das er in Verwahrung hatte.

«Und wenn dem so wäre?» fragte Julie gefaſst.

Der Prinz erschrack. Je näher das Licht dem Verlöschen ist, je höher fackelt es auf: und Juliens voller, himmlischreiner, einladender und entzündender Blick verwies den Prinzen zugleich *eventualiter* so ernsthaft in's Exilium, daſs er Julien plötzlich frey lieſs, das Band stillschweigend in ihren Schooſs legte und nach dem Fenster ging.

Er wendete sich um, da er sich ein wenig gesammelt hatte. Das Band lag nicht mehr auf

Juliens Schooſse; aber die volle Gluth lag noch auf ihren Wangen.

«Und nun, liebe Gräfin?» fing der Prinz an.

«Ich danke Ihnen recht sehr, Herr Graf,» sagte Julie, die nicht im Stande gewesen wäre, die Augen zu ihm aufzuheben.

«Bey einer Freundin, von deren Zutrauen ich versichert gewesen wäre, hätte ich aus Achtung für diese Freundin einen Preis auf die Auslieferung setzen müssen: bey Gräfin Julien muſs ich leider aus Achtung für mich selbst ohne Preis ausliefern.»

Der Prinz hatte nicht die Absicht gehabt, zum Sopha zurückzukehren: er ſaſs aber itzt schon wieder neben Julien, und hatte ihre Hand an seinen Mund gezogen.

«Beruhigen Sie mich, liebe Julie!» fing er wieder an. «Wenn ich Ihnen betheuerte, daſs blos Ihre Gegenwart mir jede Einöde zur reizendsten Landschaft machen würde: — sagen Sie mir aufrichtig, könnten Sie mir glauben? — wollten Sie mir glauben?»

«Ich würde Ihnen sagen, daſs Ihre Freundschaft für mich Sie verleitete, auf meine Gegenwart einen bey weitem zu hohen Werth zu setzen.»

«Aber Sie würden meinen Worten glauben?»

«Sie haben die Antwort schon, Herr Graf.»

Der Friede war geschlossen; tausend Küsse auf Juliens Hände versiegelten ihn. — Ein Flügel des Strumpfbandes, das Julie versteckt hatte, war auſserhalb der Posche zurückgeblieben; der Verräther fiel dem Prinzen in's Auge. Es entstand eine neue Miſshelligkeit.

Der Prinz erklärte, bey geänderten Umständen wäre das Band so gut, als nicht zurückgegeben, und er forderte die Auslieferung desselben. Julie berief sich darauf, daſs sie nicht allein die Eigenthümerin, sondern auch die Besitzerin des Bandes wäre. Der Prinz nahm das nicht für gültig an, und berief sich auf seine legale Acquisition. Er ward dringend; es fielen Ausdrücke von Miſstrauen, von beleidigter Freundschaft.

Julien thaten diese Ausdrücke herzlich weh; allein sie konnten weiter nichts thun, als die Proposition machen, daſs sie das Band als ein Geschenk des Prinzen betrachten, und es künftig noch einmal so werth halten wollte. Der Prinz lieſs sich das gefallen; allein er forderte ein Gegengeschenk, und er fing sogar an, dieses Gegengeschenk zu bestimmen.

Nach einer langen, fruchtlosen Weigerung Juliens, war das Ultimatum des Prinzen: Entweder die Zurückgabe des Bandes, oder statt dessen, zum Aequivalente, ein Kuſs auf Juliens Lippen, oder die Erlaubniſs, das Band anzuknüpfen!" — Der Prinz drohte mit Zweifeln an Juliens Freundschaft, die arme Julie war ohnedies mit heimlicher Verrätherey umgeben, und der Prinz bekam die streitige Sache in seine Gewalt, während Julie zum Scheine etwas an einer ihrer Haarlocken ausbesserte.

Er besaſs das Band wenige Augenblicke, als er sich erinnerte, daſs es Julie von einer Freundin bekommen hätte. Er gestand Julien Alles, was er von der Geschichte wuſste, und machte es ihr zur Pflicht gegen ihre Freundin, sich wieder in den Besitz des Bandes zu setzen.

Julie behauptete, das Geschenk ihrer Freundin wäre in der sichersten Verwahrung, und was der Graf beſäſse, wäre blos eine Copie davon, die sich Julie zur Uebung selbst verfertigt hätte.

Der Prinz küſste das Band, das ihm nun noch einmal so schön gearbeitet vorkam, weil er hörte, daſs es ein Werk von Juliens eignen Händen wäre. Allein er bat nunmehr, daſs sie es nun von ihm an ihren Fuſs zurücknehmen, und sich künftig bey Gelegenheit desselben seiner erinnern möchte.

Er bat so lange und so rührend, daſs die kraftlose Julie ihm endlich kein Wort mehr entgegen zu setzen wuſste. Der Prinz setzte ein Knie auf die Erde, um sein Geschenk anzuknüpfen; und er benahm sich eben so ehrerbietig, als ungeschickt: das ist, er benahm sich höchst ehrerbietig. Julie wollte, weil er nicht zu Ende kam, ihn der Mühe überheben, die Schleife zu vollenden, und beugte sich über sein Gesicht. Der Prinz fühlte an seinen Wangen den Hauch des Rosenmundes: er konnte sich nicht länger halten, umfaſste das zitternde Mädchen mit beyden Armen, drückte sie an

Sehnsucht nach der Fernen.

Aurora, schlummre noch an deines Liebsten Brust!
Es ist der tieſen Nacht kein Morgen noch bewuſst!
Diana führt die Sternen
Noch höher in die Luſt,
Will weiter von mir lernen,
Was ich ihr vorgeruſt.

Neun Stunden sind nun gleich von Nächten durchgebracht,
Neun Stunden hab' ich nun an Korile gedacht:
An Korile, die schöne,
Von der ich bin so weit;
Drum klinget mein Getöne
Nach nichts, denn Traurigkeit.

Nehmt Korilen in Acht, ihr Wächter aller Welt,
Für ihren treuen Sinn, den sie mir vorbehält.
Ich will nicht müde werden
In ihrer festen Pflicht,
Bis daſs der Feind der Erden
Auch mir mein Urtheil spricht.

seinen Busen und preſste einen glühenden Kuſs auf ihre Lippen.

« Einen Blick, Julie! — einen Blick der Liebe aus Deinem Auge!» rufte der Prinz in der Trunkenheit der Wonne des ersten Kusses.

Juliens Gesicht sank an seine Wange. Die Lippen des Prinzen ruhten an Juliens stürmendem Busen. Das Licht des Tages und Elysium, Himmel und Erde waren Beyden verschwunden und versunken.

Der Maulwurf.

Eine Standrede.

Da liegst du nun zu meinen Füſsen, ehrlicher Maulwurf, und ich stütze mich auf mein Grabscheit und betrachte dich! — Du hast mir diesen Sommer über mit deinem kleinen Rüssel und mit deinen vier unansehnlichen Pfoten so viel Sorge gemacht; und itzt ist zwischen dir und einem Feldherrn, der funfzig Städte verwüstet hat, und der nun auf dem Paradebette liegt, nicht der geringste Unterschied: ich müſste denn das für einen Unterschied rechnen, daſs du ein todter Maulwurf bist, und er ein todter Feldherr.

Du bist in deinem Berufe gestorben; denn ich erschlug dich in dem Augenblicke, da du wühltest. Aber die Bergleute, die uns das Gold suchen, für welches wir unsern Thee, unsern Kaffee und unsre Nervenkrankheiten kaufen, und die bewaffneten Tagelöhner, die dem Schach von Persien, den sie nie gesehn haben, ein Dorf erobern, das ihm nach keinem Rechte gehört, sterben auch in ihrem Berufe. Unterdessen kenn' ich unter meinen Brüdern einige Könige der Völker, die ihr Leben beym Becher aufgaben, und einige Priester der Völker, die in den Armen einer Dirne starben. Wenn du also ja in die Unterwelt kommst, so hast du einen Trost mehr, als diese.

Warum es aber in der unermeſslichen Reihe der Dinge einen solchen Beruf gibt, wie der deinige — warum ich nicht leben kann, ohne daſs mir mein Garten seine Früchte bringt, und warum du nicht leben kannt, ohne daſs du meinen Garten verwüstest — daſs weiſs ich nicht. Einige meiner Brüder, die man Weltweise nennt, wissen es: aber sie erklären sich darüber in Worten, die wir andern Brüder nicht verstehen, und man gibt ihnen schuld, sie verständen diese Worte selbst nicht. Ich kenne nur den hunderttausendsten Theil von einem Pünktchen der Schöpfung, und sein Zusammenhang mit den übrigen Theilen ist mir so unbekannt, als dir der Plan von einem Brittischen Linienschiffe, oder von dem Speisesaale eines Domherrn.

Ich weiſs recht wohl, ehrlicher Maulwurf, daſs du nicht nach den Wurzeln meiner Blumen und meiner Kräuter wühltest, sondern nach den Regenwürmern, die mir diese Wurzeln abfraſsen. Du führtest Krieg mit meinen Feinden, und ich hätte dir eigentlich danken sollen. Aber du kommst mir vor, wie meine Brüder, die Richter und Sachwalter. Sie bringen uns um unser Hab' und Gut, während sie uns dasselbe vertheidigen. Ich konnte dich unmöglich länger wühlen lassen.

Deine kleinen Augen konnten zwar vielleicht nicht so viel Licht vertragen, als die meinigen, und du sahst vielleicht nicht so weit, als ich. Dein kleiner Verstand war zwar nicht fähig, zusammenzurechnen, daſs vier und zwey plus zwey, einander gleich sind, noch zu untersuchen, was für ein Unterschied zwischen einer Hofgalla und einem Leichensteine ist, oder was ein Mädchenkuſs und ein Mühlrad mit einander Aehnliches haben.

Allein du hattest viel ſeinere Geruchsnerven, als ich, und du besaſsest ein viel leiseres Gehör. Dein Rüssel war künstlicher gebaut, als die schönste Flötenuhr des reichsten Finanzpachters, und wenn die Maschinen unsrer ökonomischen Gesellschaften wären, was in ihrer Art deine Pfoten waren, so hätten wir längst keine ökonomischen Gesellschaften mehr. Ueberdies besaſsest du Empfindung und Leben, so gut, als ich; du liebtest dein Daseyn, und verabscheutest Deine Zerstörung.

Ich würde denjenigen von meinen Brüdern schelten, der in meinem Angesichte eine Flötenuhr zerstörte, wenn sie auch meinem Feinde gehörte. Desungeachtet hab' ich dich erschlagen, armer Maulwurf! Aber wie du nach den Gesetzen deines Daseyns Regenwürmer zerstörtest, welche auch lebten und ihr Leben liebten: so hab' ich nach den Gesetzen meines Daseyns dich zerstört. Der dich, den Regenwurm und mich geschaffen hat, ist der Urheber dieser Gesetze, und weiſs allein, warum die empfindenden Geschöpfe seines Erdbodens so beschaffen seyn sollten, daſs immer eins der Mörder des Andern seyn muſste. Unterdessen, ich habe dich erschlagen, aber ich habe dich nicht gemartert. In dem Augenblicke, da die Schmerzen deiner Zerstörung anfingen, verlorst du das Vermögen, sie zu empfinden. Ich habe die Gesetze als ein barmherziger Richter an dir vollzogen.

Du hast ein schönes, glattes, weiches Fell, und wer dich nicht kennt, sollte denken, du wärst eher zur Zierde meines Gartens, als zu seiner Verwüstung geschaffen: aber man hat schon die Erfahrung, daſs auf unserm kleinen Erdboden die äuſserlichen Gestalten bisweilen trügen. Du hast in deinem Leben nichts als schmutzige Erdhaufen aufgeworfen, und du wühltest in dem Augenblicke deines Todes. Dennoch sieht man deinem reinlichen Felle dein Handwerk so wenig an, als du es meinen Brüdern, den Maurern, angesehen hättest, daſs sie unsre schönen Paläste errichten, oder meinen Brüdern, den Haarkräuslern, daſs sie unsre schönen Damenköpfe bauen.

Die Dinge in der Welt hängen so wunderbar zusammen, ehrlicher Maulwurf, daſs ich itzt zum Exempel aus Neugierde wissen möchte, was der Schlag, mit dem ich dich tödtete, vielleicht für eine Veränderung in der Geschichte des Erdbodens machen wird. — Dort auf jenem Beete sind Nelken gesät; sie gingen künftigen Frühling auf, und ein Stock darunter trug einige vorzüglich prächtige Blumen. Ein blühender Jüngling bat mich um eine derselben, und gab sie einem blühenden Mädchen. Das Mädchen liebte den Jüngling lange heimlich, und hielt diese Blume für die erste Erklärung desselben. Sie setzte sich des Abends einsam in ihr Kämmerchen, träumte sich neben ihrem Clavier in die Arme des Jünglings und entschlief. Der Sturm, der des Abends war, schlug das Fenster auf, das sie in der Trunkenheit der Liebe vergessen hatte, zuzuwirbeln. — Das Fenster stiefs den Vorhang in das noch brennende Licht — der Vorhang brannte an und entzündete das Haus, und im Sturme fielen einige Strafsen und das Archiv des Staats in die Asche — hundert Jahre darauf entstand ein Krieg wegen einer wichtigen Urkunde, die mit verbrannt war, und zwanzig Provinzen wurden während dieses Krieges verwüstet. — Dieses ganze Unheil ist nun verhindert. Denn du hättest in acht Tagen den Regenwurm gefressen, der auf's Frühjahr eines Morgens aus seinem Loche gekrochen wäre, und der Stock, der die schöne Blume trug, als ein kleines Pflänzchen mit der Wurzel ausgerissen, und zu sich in die Erde hinabgezogen hätte. Die Nelke wächst nun nicht, und das schöne Mädchen träumt sich nicht ihretwegen ein.

Komm her, ehrlicher Maulwurf, ich will dich hier neben meinem schönsten Rosenstocke begraben. Vielleicht duften über's Jahr einige Theilchen von dir am Busen eines Mädchens, und wer weiſs, treffen sich in tausend Jahren Theilchen von dir und von deinem Mörder brüderlich neben einander, es sey nun in dem Brautkranze einer Bäuerin, oder in dem Demantdegen eines Monarchen.

Anekdote.

Ein regierender Deutscher Fürst wollte die Oper einer benachbarten Residenz besuchen, und sprengte mit seiner Suite von zwölf Personen in vollem Galopp vor einem Platze vorbey, auf welchem zwanzig Kühe weideten. — Das Vieh wurde scheu und sprang in einen Sumpf. Der Hirt schrie, und sprang nach, um sein Vieh zu retten.

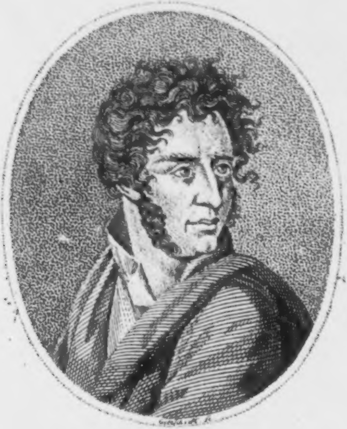
Einer von der Suite bemerkte es, spornte sein Pferd, und bat Seine königliche Hoheit, den armen Hirten zu entschädigen.

Der Fürst erschrack, sah sich um, und sprang vom Pferde.

«Erst helfen, und dann geben!» sagte er, warf seine Oberkleider ab, und sprang in den Sumpf. Seine Suite that es nach, der Fürst gab die Ordres, und in einer halben Viertelstunde war das Vieh gerettet, und der Hirt besaſs eine schwere Börse.

«Erst helfen, und dann geben!» sagte der Fürst noch einmal, als er sich wieder auſsetzte, und jagte fort zur Oper.

Aurora, lege nun um dich den Purpurflör!
Der junge Tag thut auf der Eos goldnes Thor.
Wirst du mein Lieb ersehen,
So gib ihr einen Wink,
Wie mir von ihr geschehen,
Indem ich von ihr ging.



F. v. SONNENBERG.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1980.3452

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Sieben- und siebenzigstes Bändchen.
v. Sonnenberg's Gedichte.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Biographische Skizze.

Franz Anton Joseph Ignaz Maria, Freyherr von Sonnenberg wurde zu Münster am 5. Sept. 1779 geboren. Er genoſs von seinem Vater, damals Hauptmann in Münsterschen Diensten, die trefflichste Erziehung. Schon frühzeitig äuſserte der Knabe tiefes Gefühl und seltenen Sinn für Freyheit und Recht. Da er zum Soldaten gebildet werden sollte, so nahm man groſse Rücksicht auf die Abhärtung seines Körpers, und der Knabe bewegte sich gern im Freyen und haſste schon früh allen Zwang. Erst wurde er von Hauslehrern unterrichtet, dann auf dem Gymnasio seiner Vaterstadt. Sinn für Poesie und Hinneigung für Schwärmerey, besonders zur religiösen, strahlten mächtig in ihm empor. Schon in seinem 15ten Jahre arbeitete er, als Schulpreisgedicht, eine Ode: Der jüngste Tag betitelt, aus. Nun trat er erst mit den Werken deutscher Dichter in Bekanntschaft. Unter allen wurde Klopstock sein Liebling;

in ihm schien er nicht so wohl ein Vorbild, als ein zweytes Ich zu finden. Das Gedicht: Mein Genius, ein Erzeugniſs der Vertrautheit mit dem Sänger des Messias, dichtete er in seinem 17ten Jahre. In dieser Epoche neigte sich sein ganzes Wesen zur religiösen Poesie; aber späterhin bemächtigten sich seiner Phantasie die platonische Liebe und das Vaterland.

Bey alledem vernachlässigte der Jüngling sein Berufsstudium, die Jurisprudenz, keinesweges. Schon im 19ten Jahre hatte er seinen Cursus auf der vaterländischen Universität vollendet. Lieber, als die Rechtsgelehrsamkeit, hatte er die Mathematik, die Geschichte, Staatswissenschaft und Philosophie; am liebsten lebte er der Poesie und sein ganzes Thun und Wirken war nur dieser geweiht. — Er verlieſs Münster im J. 1800, um auf Reisen zu gehen; er reiste nach Wien, wo er in den Jahren 1801 bis 1802 verweilte. Von hier begab er sich in die Schweiz, wo sein Sinn für Freyheit und Vaterland neue Stärke erhielt. In Tell's Kapelle dichtete er sein Frankreich und Deutschland, das er später zu Paris vollendete. Von da kehrte er nach Münster zurück, hielt sich einige Zeit zu Osnabrück auf, suchte in Preuſsen angestellt zu werden, trat deshalb mit Haugwitz, Müchler und andern in Correspondenz, verfehlte aber seinen Zweck. Es boten sich ihm günstige Aussichten in Hannover dar, aber er wollte in einem kleinen Lande nicht angestellt seyn, auch haſste er es, weil's von England abhing. In dieser Zeit hing seine Seele sich an ein weibliches Wesen, die er der Nachwelt unter dem Namen Fanny vorführt. Seine Liebe war zu schwärmerisch, als daſs sie ihn hätte glücklich machen können; sie legte vorzüglich den Grund zu seinem frühen Tode. Im J. 1804 ging er nach Göttingen, und nicht lange darauf nach Jena. Er lebte anfänglich in dem altenburgischen Dorſe Drakendorf, bey dem Prediger Schlosser. Die Stille der Gegend reizte ihn zur Vollendung seiner poetischen Arbeiten, vorzüglich seiner Donatos. Bey seiner einfachen Lebensweise muſste das Landleben doppelte Reize für ihn haben. Brod und Obst war sein ganzes Bedürfniſs. Er trank weder Bier, noch Wein, noch Likör, Kaffe, Punsch, Chocolat; Milch und Wasser gingen ihm über

Trost bey Abwesenheit der Geliebten.

Laſs es seyn, mein Sinn, und schweige,
Stelle deine Seufzer ein!
Schlechte Seelen, die sind feige,
Die nur von der Erden seyn.
Denke, denke, was du denkst,
Daſs du dich so abekränkst.

Ein beherzetes Gemüthe
Weichet keinem Glücke nicht,
Es erfrischet sein Geblüte,
Wenn den andern ihres bricht;
acht und weinet nicht zuviel,
Will stets, was sein Glücke will.

Wenn der Stahl den Stein bestreichet,
o wird er erst rein und scharf:
u, mein Sinn, bist's, der ihm gleichet,
er auch Glanz und Schärfe darf!
nfall ist's, der auf uns wacht,
nd die Männer männlich macht.

alles. Sein ganzes Wesen war einmal excentrisch. Im Winter auf 1805 war er nach Jena gezogen, wo er Bekanntschaft mit seinem innigsten Freund, J. G. Gruber, dem nachherigen Herausgeber seiner Werke und seiner biographischen Aphorismen machte. Das Verhältniſs seiner unglücklichen Liebe dauerte fort. Er verfiel in wahre Schwermuth, wozu vielleicht sein anhaltendes, angestrengtes Arbeiten, und seine ganze Lebensweise vieles beytragen mochten. Verloren in seinen Ideen, dachte er des äuſsern Lebens wenig, und vernachläſsigte sich selbst in Hinsicht auf äuſsere

Gestalt so sehr, daſs er eine auffallende, ja fast abschreckende Erscheinung machte. Aber im Innern war er ein herrlicher Mensch; nie schlug er einen Dienst ab, er kam mit seinen Gefälligkeiten stets zuvor, beförderte alles Gute, und freute sich immer der Freude anderer. — Die Anstrengung, die ihm die Vollendung des Gedichts Donatoa kostete, seine unglückliche Liebe und das Schicksal seines deutschen Vaterlands streckten ihn auf's Krankenlager. Er litt sehr; sein Fieberkampf war schrecklich, und er endete in der neunten Abendstunde des 22. Novembers 1805. —

Aus seinen Gedichten, die sein Freund Gruber im J. 1808 in einem starken Groſsoktavbande herausgab, sind hier die bessern herausgehoben; sein Leben ist dem zweyten Theile der Donatoa angehängt, auch wurde es unter dem Titel: Etwas über Franz von Sonnenbergs Leben und Charakter, von J. G. Gruber (Halle 1807. gr. 8.) besonders gedruckt.

Inhalt

Seite

Mein Genius 3

Die Grabesblume auf Ida's Hügel . . . 6

Der Todtenhain 8

Der Abend 10

Des Knaben Vaterlandsgefühl 12

Das Vaterland 15

Die Phantasie 20

Erinnerung und Nachempfindung . . . 23

Ryno und Alina 26

Angedenken 89

Milda 42

Seite
Das Fest in der Hauptstadt 45
An die hinterbliebenen Freunde 58
Frankreich und Teutschland 60
Teutschlands Auferstehungstag 82
Geburtstagsfeyer 112
Die Erwählte 136

Franz von Sonnenbergs

Gedichte.

Mein Genius.

Der Du in heitern Sommernächten oftmals
Die Begist'rung aus Pindus Silberfluthen
Wo, gleich mildem Harfengelispel, sie durch
Blüthen sich gieſsen,

Eilend mir erschöpftest, wann am Abendhügel
Linde Kühl' um mich strömte, wann im Lenzthal
Vor mir, auf des Haines Gewässern, Luna
Freundlich dahinschwamm:

Nahe zu mir Du jetzt im Westgesäusel;
Hier, wo heilige Eichenschatten kühlvoll
Diesen grünen Hügel herunterflieſsen,
Hier, wo der Abend

Röthlich ins hohe Blumengras verschimmert!
O dämonischer Jüngling, sieh, der Mond glänzt
Auf des Aethers wallenden Rosenfluthen
Dämmernd hernieder!

War nicht des Mäoniden Götterseele
Lange Deine Gespielin! War nicht Miltons
Kühner Geist in dicht'rischen Eichenlauben
Auch Dein Vertrauter?

Sahest Du nicht bey öden Haidefelsen
Auch die Geister der Väter niederwallen
Zu den hehren Träumen des Celtenbarden,
Welcher der Vorzeit

Stürmische Todesschlachten mit der Harfe
Wehmuthstönen besang, und zarter Liebe
Einsam Grab, wo liebliche Frühlingsblüthen
Ueber sie wehten; *)

O, so gebar am blumenvollen Pindus
Die Natur Dich nicht, o, so trankest Du auch
Nicht an ihren Brüsten der wahren Schönheit
Ewige Jugend!

Findest Du bey des Stromes wildem Brausen
Ernst, mit glühender Stirn, und Flamm' im Blicke,
Tiefaufathmend, Albions Bardenseele, **)
Wie sie im Sturme

---

*) Ossian.

**) Shakespear.

Ein bewehreter Soldate,
Der vor keinem Tode zagt,
Suchet sich zu früh und spate
Einen Feind, mit dem er's wagt:
Ein frisch Herze bricht heraus,
Fordert stets sein Unglück aus.

Drum, was nützet doch das Klagen,
Daſs die Liebste nicht ist hier?
Miſstreu' ist's, so wir verzagen,
Sie ist allzeit ähnlich ihr.
Wahrer Liebe treue Pflicht
Wendet sich durch Abseyn nicht.

Dennoch ist sie in dem Herzen,
Ist sie aus den Augen schon.
Dieses, was du nennest Schmerzen,
Ist der wahren Liebe Lohn,
Die sie fühlet, gleich, wie du,
Und noch doppelt mehr dazu.

Philyrene, die du liebest,
Liebet dich noch, wie vorhin;
Um die du dich so betrübest,
Wirst du wieder sehn, mein Sinn:
Und das wird dir lieber seyn,
Als auf Regen Sonnenschein.

Geniuskühn sich hebt, und wieder mit ihm
Sinkt, und jetzo der Menschen Seelenfluthen,
Jeder Klippe kundig, beschiffet: — folg' ihr!
Wenn auch von fern nur!

Und wenn Du dann an kühlen Lorberhügeln
Von Petrarca die sanfte Engelmilde,
Du von Tasso stürmende Adler-Urkraft,
Beyde erkanntest:

O, dann entfalten früh der Lieder Blumen
Zur Unsterblichkeit sich, die sie dich lehrten,
Und die Du in heiligen Mitternächten
Oefter mir vorsingst!

Ha! wie Dir hoch die Wang' aufglüht, o Jüngling!
Stürmisch klopfet das Herz von Ehrbegierde!
Ob mir Lorbern sprossen am Pindus? — Laſs die
Nachwelt entscheiden!

Die Grabesblume auf Ida's Hügel.

Im Todtenhain hier, wo die Cypresse weht
Und Herbst vom Wipfel über dies Grabmal streut,
Hier ström', und sey, du Erstlingsthräne,
Ida ein feyerlich Todtenopfer!

Ins welke Laub hin, das ein verirrter West,
Wie eine Sargkron', wirbelnd im Spätroth dreht,
Dort blink' ihr hin, die nicht im Leben
Sich mit dem Jüngling vereinen wollte.

Dort blink' ihr nieder! . . Ach, wann der Lenz nun kommt
Auf diesen Hügel, welcher die Zähre trank,
Vielleicht weht mit der Todten Staube
Dann sie in einer der Gräberblumen.

Ihr Nicken kenn' ich! . . Ha, in der Thräne floſs
Mein ganzes Herz! . . So blüh' ich denn doch vereint
Mit ihres Herzens kalter Asche
Kalt in der wiegenden Grabesblume!

Der Todtenhain.

Ida, Ida, umkränz' die blonden Locken
Mit Cypressen, daſs kühl um deine Wangen
Sie Dir schatten . . in ihnen
Schauerlich säusle der West!

Schauerlich düstern hier graubemooste Wipfel
Tausendjähriger Eichen die verfallne
Aschenhügel herunter,
Gelblich von Dornen umrankt.

Ha! wie blutig verlischt die Abendröthe
Durch das finstre verflecht'ne Laub der Ulmen,
Dumpf zum Liede des Todes
Wird mir ihr feyerlich Wehn!

Sieh, wie aus den vermoosten alten Hügeln
Gräberblüthen uns fern entgegen nicken!
Keimt in ihnen die Asche
Unsrer Geliebten vielleicht?

Meine Ida, in dieser Leichenblume
Pflück' ich zitternd . . vielleicht den eig'nen Vater!
Unsrer Kindheit Gespielen
Wehn hier im Grase vielleicht!

Werden einstens in diesem Todtenhaine
Wir in Einer Blume, o Ida, blühen,
Und um unserer Enkel
Stirnen im Morgenroth wehn?

Wann einst röthlich der Mai den Hain beblüthet,
Und unwissend die Sterbeflur sie wandeln,
Und im schimmernden Frühglanz
Blumen zu Kränzen sich reihn:

Dann, o brech' uns ein liebend Alpenmädchen,
Brech' uns lächelnd am Tag des ersten Kusses!
Sieh, am Busen der Unschuld
Schmücken die Liebe wir noch!

Eine heilige tiefe Stille faltet
Mir zu Geistergebet die frommen Hände.
Geister unsrer Geliebten
Wehet ihr um uns herum?

Der Abend.

Leis säuselnd weht die Ficht' am Felsenquelle,
Im Wipfellaub erlöscht das Dämmerlicht,
Und Luna's Silberboot beschifft die Welle,
Die schäumend sich am Klippen-Ahorn bricht.

Im Lenzgesträuch des Blüthenthales flüstert
Ein Hügellüftchen nur; dem Weidenmoor
Entwindet sich ein Nebelschley'r, umdüstert
Mit tiefem Blau sein Binsenrohr.

Hier lagr' ich mich im kühlen Abendschatten
An dieses Wiesenflusses Ufergrün,
Wo unter schilfumkränzten Erlenmatten
Die Wellen lauter Silberfunken sprühn.

Hier athmet von dem Hügel Frühlingskühle,
Im Mondenschimmer weht Erinnerung;
Der Kindheit Thränen, süſse Hochgefühle,
Umströmen hier mich mit Begeisterung.

Mir wird so wohl! Auch in der kleinsten Blume,
In jedem Gräschen, das ein Zephyr küſst,
Fühl' ich ein Wesen, das im Heiligthume
Der Schöpfung auch mit mir verbrüdert ist.

Es lebt wie ich! Am halbvermoosten Bäumchen
Nickt freundlich mir ein kleines Aestchen zu,
Als freu' sich's, daſs in seinem Schattenräumchen
Ein mit Ihm auch verschwistert Wesen ruh!

Durch Felsgesträuch und Ranken stürzt im Schaume
Der Wasserfall auf Moosgesteine sich,
Und wiegt, umkränzt von Mondes Silbersaume,
In süſse Jünglings-Phantasien mich.

Des Knaben Vaterlandsgefühl.

1793.

Dir wollt' ich singen, Mutter des Vaterlands!
Mein erstes Liedchen, als ich ein Knabe war;
Mir glühte schon die Seel' im Innern,
Glühte, und tönend erscholl die Saite.

Ich fuhr in hohem, glühendem Ungestüm
Mit Aufgangröthe, fuhr mit dem Abendroth,
In Vollmondnächten auf vom Lager,
Dich zu besingen im ersten Liede;

Zu jubeln fuhr ich auf mit dem Morgenroth,
Zu jubeln, — ach! und Thränen entstürzten nur,
Des Herzens heiſse Thränen stürzten
Ueber die glühende Wange nieder!

O, — rief ich, — hehre Mutter des Vaterlands!
Warum denn Thränen? — Sollen Triumphe nicht
Dir jauchzen? — Ja, Triumphe, rief ich,
Sollen Dir jauchzen! und — Thränen flossen!

Des Knaben Seele war noch zu kindlich da;
Des Lebens Bilder sah ich im Reihentanz,
Wie junge Amorn lächelnd tändeln,
Also mir scherzend vorüber flattern.

Dich, Groſse, war zu singen mir da zu groſs!
Jetzt, da der Kindheit Träume verflattert sind,
Weih' bald, o Mutter, ich mein erstes
Kühneres Lied Dir aus heiſser Seele!

Als Deine Kindheit noch um den Mutterhals
Das Liliengleiche Aermchen geschmieget hielt,
Als noch mit junger Engel Lächeln
Zärtlichen Blickes Du ihr liebkostest;

Da nahm die holdaufblühende die Natur
An ihren Busen, säugte Dich selber auf,
Und gab der Seele ihre Hoheit,
Schönheit undUnschuld dem zarten Herzen.

Und zog Dich auf zur Mutter des Vaterlands!
Der schönen Jugend gab zu Gespielin
Den stillen Ernst sie, daſs der Musen
Fröhlich bekränzte Schaar sich freute.

Und als ins Unschuldslächeln des Mädchens nun
Die erste Morgenröthe der Liebe stieg,
Und vor dem groſsen Hochgedanken
Mutter zu werden des Vaterlandes,

Du schön erröthend glühen die Wange fühlt'st;
Wie hob den Busen hohe Begeisterung!
Von Helden, stiller Kraft voll, flogen
Selige Träume Dir um die Seele!

Von ihren Thaten sangen die Musen Dir:
„Sind Deine Helden, sind sie nicht schön im Blut?
Des Nachruhms Lorbeer sieh zum Kranze
Blühn der Unsterblichkeit Deinen Söhnen!

Zu holder Einfalt häuslichen Tugenden
Blühn keusch die Töchter Dir an dem Busen auf,
Der Helden Lohn! Zu kühnen Thaten
Stürmt nun begeistert des Jünglings Muth fort!"

Welch Lächeln, Mutter, spielt um die Wange Dir?
O zürne nicht! — Ich weihe, statt Lied, Dir That!
Auf! daſs am ersten Schlachtentage
Donner begeistern im ehrnen Felde!

Kommet bald, ihr schönen Tage,
Komme bald, du süſse Zeit,
Daſs ich frey und fröhlich sage:
Weg, erblaſste Traurigkeit!
Philyrene, meine Zier,
Ist und bleibet stets bey mir.

Das Vaterland.

An die Wiener Universität, beym Aufgebot für's Vaterland zu streiten.

1801.

Des Krieges Nacht umschleyert Dein Strahlenhaupt,
O Donaufürstin! Flammengesäugete
Verderben werfen an der Ens schon
Eherne Donnergebärerinnen.

Die hohe tausendjährige weinet nicht
Jetzt ihre Todten, furchtbar im Blute noch;
Sie fühlt's! — und junges Heldenlächeln
Schrecket hervor in der Wange Schaamroth;

Ha! glühen fühlt sie, glüh'n sie vom Edelstolz
Der alten Gröfse; wölkt auf der Stirne Schlacht!
O, schön' im Blut, in Deinem Schaamroth
Schönere, schreckende Kränze wehn Dir!

Euch, Junggelockte, ruft sie mit Mutterlaut,
An eure Lieben brüderlich euch zu reihn!
Ins dunkle Kriegsgewühl mit hohem
Waffengesange zu Vorweltthat Euch!

Schön glüht von edler, feuriger Ruhmbegier
Mein Vaterland! Die Seele der Jünglinge,
Und ihres Athems enge Schwüle
Kündet die Wetter in ihrem Innern!

Wild fliegt die Jugendlock' um die heiſse Stirn,
Wo Schlachten drohen! — Traure nicht, Vaterland!
Nach Herrmanns Thaten schwillt ihr Busen
Auf in dem Sturme der Ehrbegierde.

Sie strömt empor, empor in der Stirn, die Gluth,
Zu Todesschlacht lustbebender Ungestüm,
Und sieh, ein Morgenroth Walhalla's
Schimmert hervor auf der Blüthenwange!

Ihr Adler schattet schon um der Reihen Stolz, . .
Cheruska's Jugend stand so im Winnfeld einst! . .*)

---

*) Winnfeld, verewigt als Wahlstatt der groſsen Vaterlandsschlacht der alten Teut-

O, Brüder Einer Mutterheldin,
Winket! Mir zittert des Herzens Seele!

Dem Tod für's Vaterland, dem erhabnen,
Dem wollustvollen, jauchz' ich! — Für's Vaterland
Mein Jünglingsblut mit Euch zu bluten,
Beb' ich mit schauernder Lust entgegen!

Und rauscht es nun hinab in die Todesschlacht,
Nicht Thränen rieseln dann in des Jünglings Blut,
In bleicher Sterbeschöne lächl' ich;
Weine nicht; — weint ja das Vaterland nicht!

Auf, Jugend Wiens, es zürnt ja dein Auge schon
Zum schönen Tanz, zu welchem der Donner spielt!
Zu ihm herangewogt! Zur Schlachten-
Gröſse, da noch uns die Mailock' wehet!

---

schen unter Herrmann wider die Römerlegionen unter Varus. — S. — Winnfeld, so viel als Siegesfeld; der Platz war zwischen Paderborn und Detmold in Westphalen, also in der Nähe von des Dichters Jugendaufenthalte.

Ein Unbezwungner, Jüngling wie wir, und — Held!
Der Löwe Stockachs *) schüttelt der Mähnen Zorn,
Dein Herrmann, Wien! der Edelgroſse
Ruft in den Kampf uns, — die Schlacht ist unser!

Sie kommt, den Tod, ihr Kind, an der Hand daher,
Der Wüth'rin Stockachs schreckliche Enkelin!
Herauf, Du Hehre! . . ha, wie rauschet,
Flieget Dein Blitz mit der Waffen Sturm fort!

Gewittersturm! — Wie drängt sich's! Wie trübt die Flucht
Staub himmelan! Wie stürzet der Tod ihr nach! —
Sie kommt! Wie weht ihr Blitz! Sie röthet
Rings mit geärnteter Flucht die Felder!

Im Strahl des Spatlichts wallen auf Nebeln uns
Walhalla's Groſse wolkenbekleidet zu,
Und ihrer hohen Schlachtbardiete
Genien tanzen des Siegs Triumphe!

---

*) Erzherzog Karl, der bey Stockach siegte

Und Nachweltlorbeer krönt uns die Heldenstirn!
Und Thatgefühl im Busen! . . Es thürme sich
Kein Marmor; blüht uns doch ein Denkmahl
Schon in der Thräne des Vaterlandes! — —

Ich hub mein Auge über die Zukunft auf,
Die Hand am Herzen; bebte! . . Mein heiſses Herz!
Dem Vätertag ein Heldenkind nie? —
Warum erstarb denn die Thrän' im Auge? —

Hoch weht der Adler! Wehe den Schlachtenflug!
Die Seele strömt uns über! Wir Jünglinge,
O Vaterland, wir Brüder lernten
Für Dich zu bluten der Tode schönsten!

Die Phantasie.

Phantasie, schöner Traum der ersten Unschuld
Unterm Baume des Lebens, der in Eden
Mit des Wipfels Säuseln in mondenheller
Lenznacht herabsank!

Und nun eröffnest du den groſsen Tempel
Der Natur; an der Sonnen Feu'rgestaden
Hallt Dein Flug; verweht in den Sternenwelten,
Welche dort glänzen!

Träumest an Edens stillen Blumenhügeln
Nicht blos, hörest in tiefer, blauer Ferne
Auch den ernsten Baum der Erkenntniſs fey'rlich
Rauschen im Winde!

Phantasie, ja Dich schuf in ihrer schönsten
Stunde fröhlich die Gottheit, die Natur wand
Einen Regenbogen zum Kranze Dir um's
Blüthengelock her;

Gab Dir der Schönheit reine Schwanenflügel,
Adlereile dann ihrem Silbersturme,
Kleidete hell Dich in der Morgenröthe
Rosengewande!

Ewige Jugend trankest Du, o Göttin,
Aus dem Strome des Lebens, und der Liljen
Silberschnee umglänzete Deines Busens
Wallende Reize!

Grazienkönigin! auch über Gräbern
Blühst Du; siehe, Dir dampfet aus den Thälern
Das Gebirg, vom ganzen Altar der Erde,
Nebel zum Opfer!

Tief in des Haines dichten Laubgewölben
Wallst Du, lächelnd im wilden Sturm des Abends,
Sieh, er bringt nur duftende Blüthenopfer
Hin Dir zu Füſsen!

Dir auch erbrauset des empörten Meeres
Stürmisch Donnern, denn seine Schaumgebirge
Thürmt es nur zum würdigen Götterthrone
Dir in die Wolken.

Sieh, wie den Thron itzt Wetterflammen röthen,
Jene Kinder der Lüfte wirbelnd knieend um ihn,
Denn sie feyern, Königin, Dich im groſsen
Tempel der Höhe.

Deinen Altären dampft der erste Weihrauch
Durch die ganze Natur, und ihrer Kinder
Jubelchöre huld'gen Dir in dem schönen
Frühe- und Spätroth!

Einst, wenn Du auch im leisen Abendlüftchen,
Unter säuselnder Eichen Schattenkühle,
Mir am mondbeschimmerten Blumenhügel
Rosig erscheinest;

Sollen der Saiten reinste Silbertöne
Mit dem Säuseln der Eichen Dank Dir schallen,
Bis ich endlich unter dem Blumengrase
Ruhiger schlummre!

Erinnerung und Nachempfindung.

Wo vom Felsenabhang, fernen Gewittern
gleich,
Sich durch Tannen der Strom schäumend herunter goſs,
Und zum grünlichen Waldsee
Bäum' und Klippe danieder riſs;

Saſs als Jüngling ich oft einsam im Abendroth,
Sah die Fluth, wie sie wild gegen das Ufer
schwoll,
Auch so drängten der Schwermuth
Trübe Wogen in meinem Geist.

Hell schwamm damals der Mond, hell auf des
Stroms Gewühl,
Hell im Wogengeschäum über dem Felsenriff;
Doch kein Wanderer erschöpfte
Sich die Kühle des Stromes hier.

Still vom Ufer hinab sah er der kommenden
Fluth entgegen; bald hob ungestüm sich die Fluth,
Und bald sanfter: so hob sich
Seine Seele mit ihr empor. . .

Sank die Fluth, und war still wieder des Stromes Stirn,
O so war es auch still wieder in seiner Brust. . .
Und verblühete Freuden
Sproſsten in der Erinnerung auf.

Wie ein glänzendes Meer rollten sie vor ihm hin;
Seine Seele befuhr heiter des Stromes Höh;
Und die Stürme des Lebens
Schwiegen jetzt dem Verlassenen.

Aber, wenn nun der Strom wilder aus felsigte
Ufer brauste und fern Bäume daniederriſs,
Ach dann stürmt' es auf einmal
Wieder in ihm; — und wüthender.

Jetzt auch lächelst Du so mir, o Erinnerung,
Mit des sinkenden Tages sterbendem Rosenlicht,
Und in selige Träume
Meiner Kindheit verlier' ich mich.

Ein ähnliches Lied.

Es ist umsonst, das Klagen,
Das du um mich,
Und ich um dich,
Wir um einander tragen.
Sie ist umsonst, die harte Pein,
Mit der wir itzt umfangen seyn.

Laſs das Verhängniſs walten!
Was dich dort ziert,
Und mich hier führt,
Das wird uns doch erhalten.
Dieſs, was uns itzt so sehr betrübt,
Ist's dennoch, das uns Freude gibt.

Sey unterdessen meine,
Mein mehr als ich,
Und schau auf mich,
Daſs ich bin ewig deine.
Vertraute Liebe weichet nicht,
Hält allzeit, was sie einmal spricht.

Jede Wolke des Grams zieht mit dem Strom hinweg,
Seelenschlummer umfängt traulich den Einsamen,
Jammermüden, des Hügels
Lüftchen säuseln da Ruhe mir.

Seyd ihr, seyd ihr es selbst meiner Entschlafenen
Geister, kommt ihr zu mir meiner noch heiteren
Kindheit traute Gespielen,
Kommt ihr tröstend zu mir herab?

Auch ihr wall'tet hier oft, wann der Zufriedenheit
Frühlingsblüthen der Gram alle euch weggepflückt,
Und im Lüftchen des Hügels
Nicht mehr Ruhe euch säuselte.

Ach, dann sahet ihr auch, wie sich der Strom erhob,
In der Ferne hinab wieder die Woge sank,
Mit ihr legte der öde
Seelensturm der Verlaſsnen sich.

Ryno und Alina.

Sage der Vorzeit.

Hörst Du, Minona, das Sausen der Eich', es rauschet der Väter
Eine Sage mir zu, von Alina die schaurige Sage.

Schön, wie der Mond, war Alina, wenn klar er am Himmel dahinwallt,
Ihre Augen den Funkeln der Stern' im See vergleichbar,
Rosig glühend die Wange vom Morgenrothe der Unschuld.

Oftmal saſs sie allein im Schatten der alternden Eichen,
Mild von des Abends Schimmer bestrahlt; und Gedanken der Schwermuth
Drängten im Geiste sich ihr, und hoben den Busen mit Seufzern.

Ihrer Mutter brachte sie selbst den Tod in ihrer Geburt schon.
Ihren Vater raubte die mordende Schlacht, und der Bruder
Fiel im heiligen Land, und schlummert am Ufer des Jordan.
Einsam wär' und verlassen im feindlichen Leben die Holde,
Wäre nicht Vater und Mutter und Bruder ihr Ryno geworden,
Ryno der wackere Held, und schön wie ein Morgen des Frühlings.
Alle das dachte sie sinnend, bewegt in der Tiefe des Herzens,
Und in der Zärtlichkeit Lied ergoſs sich die Stimme der Jungfrau.
Ryno nahte sich dann, der Geliebte, dem liebenden Mägdlein.

Einstmal saſs sie auch so im Rauschen der wipflichten Eichen
Oben am Hügel, es brauste der Sturm im entlegenen Waldthal,
Regenwolken versammelten sich um die fernen Gebirge,
Und an ihnen hing trüb der Abend vom Himmel hernieder.

Sieh, da rauschet' es auch vom nahen Hügel, doch war es,
Nicht der Geliebte des Mädchens, es naht' in dunkeler Rüstung,
Ihr ein Krieger; es goſs ihr der Anblick Graun in die Glieder;
Ernsthaft schritt er daher mit finsterblickenden Augen,
Und erblickte das liebliche Mädchen; in seltener Verwirrung
Starrt' er sie an mit dem düsteren Blick, der Bebenden nahend.
Will die Tochter von Thulin, begann er, im Wetter, hier weilen?
Schwarz stürzt über die fernen Gebirge der Regen schon nieder,
Reiche die Hand du mir, o zarte Jungfrau, es ruhen
Sanft die Zarten bey mir, bin wild nicht, schone das Zarte,
Habe der Bettlein manche, worauf die schlummernde Braut ruht.
Willst nicht? Wenigstens gieb du mir das zitternde Brustband. —
Ryno kam, es schwieg der Düsterblickende, fernte
Sich hinweg; noch blickt' er sich um, und sah noch Alina's

Busenband wehn im schon verdüsterten Schimmer des Abends.
Bist du es, meine Geliebte? rief laut ihr Ryno entgegen,
Sieh wie der Hagel am fernen Gesteinfels dunkel herabschlägt,
Und im Walde der Nachtsturm saust; komm, meine Alina!
Komm in die Höhl' am Berge, bevor uns das Wetter ereilt hat.

Und sie gingen im süſsen Gefühl noch glücklicher Liebe; —
Eng umschlangen die Arme des Jünglings seine Geliebte,
Aber Thränen umzitterten bald sein glänzendes Auge.
Weinst du, Geliebter? sprach das liebende Mädchen, hat Schwermuth
Deine Seele verfinstert! . . . Ach, sind die Blicke Alina's
Trüb dir? sprich, mein Ryno, was hat dir die Seele verdüstert? —

Sie erreichten die Höhle, laut brauste der Sturm durch das Feld hin,
Lauter rauschten am Berge die Fluthen . . . hier sind wir nun sicher,

Sagte mit bebender Stimme das Mädchen . . . . du schweigst, was trübet
Deine Seele? was stürmet wie Wogen in ihr? Soll dein Mädchen,
Nicht die Schmerzen theilen, die dir die Seele bewegen?
„Sey es, so will ich denn reden," sprach weinend der Jüngling, und drückte
Seine Geliebte fest an den bebenden Busen, „Alina,
Hinter die fernesten Felsen dorthin die düstere Waldhöh,
Dort, dort wird mein Schild sich erheben; mich dürstet nach Thaten,
Drängt es im Busen, zu seyn, was unsere Väter einst waren;
Schon als Jünglinge Helden, mit Todesflammen im Auge,
Und mit glühender Seel', und der Freyheitslieb' in dem Busen
Zogen in Kampf und Schlacht sie aus, der Schrekken der Feinde,
Sehnend für Freund' und Geliebte, für Weib und Kinder zu bluten.
Freund' und Vaterland rufen mich itzt; mit heiſser Begierde
Stürb' ich der Helden erhabenen Tod: — doch eine Erscheinung

Stieg zu mir nieder im Traum an Linda's moosigem Steinfels;
Nicht dem Tod in der Schlacht erzittr' ich, doch dieser Erscheinung.
Sieh! ich sah' dich dort am Gestade des wogenden Waldstroms,
Einen Krieger umschlingend mit liebender Inbrunst, liegen!"

Sichtbar wallte der Busen des zärtlichen Mädchens; o Byno!
Treu bis zum Tode soll nur mein Arm den deinen umschlingen,
Dir will ich folgen im Schatten der Schlacht, und in aller Gefahr dort!

Nein, bleib, meine Geliebte! so sprach er, sie innig umfassend,
Bleib, bis sich im Gefild der Sturmwind legt mit den Fluthen!
Meine Schritte sind dir im Dunkel des Kampfes nur schrecklich.
Aber, wenn dort sich der Mond im Wogenguſs an der Felshöh
Gegen Mitternacht senkt, dann kehrt dein Byno dir wieder!
Dort den Waldstrom, hörst du sein fern und dumpfes Gebrause?

Neben ihm windet mein Pfad sich herauf, und gegen des Strom's Lauf, —
Wo er sich endet, wird stürmen die Schlacht an der düsteren Waldhöh;
Doch, wenn der Mond im Felsenbach schimmert, dann kehret dein Ryno!

Ach! so geh' denn! schluchzte das liebende Mädchen, und sahe
Noch mit einem Blicke voll weinender Zärtlichkeit auf ihn, . . .
Dieses Busenband schlinge zum Denkmal deiner Alina
Deinen Arm sich herum! — — Doch kehre mein Ryno bald wieder!

Und der Jüngling ging und kam zu der düsteren Waldhöh,
Wo sich die finstere Schlacht in Waffengewitter schon kreiste,
Und das Lanzengesplitter die nahen Gebirge hinabscholl.
Dunkler schwoll immer die Schlacht um die Höh, und der Rosse Gestampf scholl
Donnernd, es wetterten über die Hügel die Schilde herunter,

Dumpf durch das nächtliche Grauen; der rauschenden Panzer Getöse
Krachte weit umher am bebenden Ufer des Stromes.

Einsam ging Alina hinaus vor die Höhle, der Sturm war
Still; leis säuselte nur bisweilen ein westliches Lüftchen.
Lieblich stand der Mond umsäuselt vom Silbergewölk da,
Nach dem Waldstrom lenkte sie sinnig den Schritt, dort sollte
Ryno kehren, es schwoll und sank der zärtliche Busen.
Ryno, Ryno! so rief mit zitternder Stimme das Mädchen,
Sieh, schon sinket die Nacht, schon schwimmet der Mond in dem Felsbach,
Glänzend schäumen die Wogen im silbernen Dämmerungslichte,
Ueber die Klippen; du wolltest ja wiederkehren am Strom hier,
Eil', o Jüngling, zurück in Alina's harrende Arme!

Rief's, und eine Wog', erhellt vom blässeren Nachtschein,

Wälzte sich blutig heran, und trug auf schaumigtem Rücken
Einen Leichnam an's Ufer zu ihren Füſsen herüber.

Starr sah sie hinab . . . ihr Busen stieg mit der Woge, . . .
Sank mit ihr, . . . die Woge wälzte sich weiter . . . zerschlug sich;
Sieh! es hemmt' ein Ast die Wog', und hob des Leichnams
Einen Arm empor, . . . ihr Brustband erblickte die Jungfrau.

Kaltes Grausen ergriff ihr Herz, und schauderte zitternd
Bis ins Gebein ihr hinab; dann flog ihr Busen wie Sturm auf,
Ueber dem Haupte zerrang sie die Hände; zerstörter irrten
Ihre Blick', und schrecklich umher, und wilde Verzweiflung
Goſs sich in ihre Gebärd', und zitterte über ihr Antlitz
In schnell wechselnden Röthen und Todesbläſsen hernieder
Ha! bist du es, Geliebter! rief sie mit dumpfem Gestöhn aus,

Auf alle meine Treue
Sag' ich dir's zu:
Du bist es, du,
Der ich mich einig freue.
Mein Herze, das sich itzt so quält,
Hat dich, und keine sonst erwählt.

Bleib', wie ich dich verlassen,
Daſs ich dich einst,
Die du itzt weinst,
Mit Lachen mag umfassen.
Dieſs soll für diese kurze Pein
Uns ewig unsre Freude seyn.

Eilt, lauft, ihr trüben Tage,
Eilt, lauft, vorbey,
Eilt, macht mich frey
Von aller meiner Plage!
Eilt, kommt, ihr hellen Stunden ihr,
Die mir gewähren alle Zier!

Ja du bist wiedergekommen, doch kalt, mein Ryno!. . hier schwieg sie . .
Thränenlos flammten die Augen nun wieder herab zu dem Leichnam;
Flammten, und schreckliche Seelengefühle durchwühlten ihr Innres.
Auch dein Mädchen zu dir, mein Ryno! — . . . sie rief's und stürzte
Ueber den Leichnam mit offenen Armen herab in die Fluth sich.

Friedlich badete noch sich der Mond auf dem Felsen im Stromfall,
Glänzend blinkten die Stein' am dämmernden Wolkengebirge,
Siehe, da rauscht' ein Jüngling des Waldstroms Ufer herunter
Durch die Gebüschnacht, . . Ryno war es, Alina's Geliebter.

Und er kam zur Höhle; still war's wie die Nacht im Thal dort.
Wo ist meine Geliebte? Trieb Furcht, mein Mädchen, heraus Dich?
Ach, wo bist du, Alina! wo bist du? Komm in die Arme
Deines Jünglings, komm in Ryno's sehnende Arme!

Doch unerwiedert verscholl die Stimm', . . . er stürzte durch's Feld hin,
Hin durch's Feld zu den Eichen, wo noch sie am Abend gesessen;
Rief: wo bist du Alina? — wo bist du Alina? erschollen
Weit die Gebirge zurück; die Fernen erschollen: Alina!

Wieder herum durchs Geſild riſs stürmend der Jüngling zur Höhle,
Rief: wo bist du Alina? . . . Hinab nun eilend zum Waldstrom,
Trat an sein buschig Gestad er hin zu Linda's Gesteinfels . . .

Siehe, da lag Alina, den Leichnam eng umschlungen,
Ihr goldlockiges Haar um seine Schulter ergossen;
Und die Arme, womit sie ihn eng am Busen umrankt hielt.
Zeigten sie hielt ihn mit liebender Inbrunst. Ryno erbebte.
Todt lag sie da, sie hatten die Wellen an's Ufer getragen.

„Bist es nicht, Alina!" . . . Da sah er im Mondlicht das Brustband
Um des Leichnams Arm, das ihm sie gegeben, gewunden,
Und er schauerte, denn nicht fand er's um seinen gewunden,
In der Gebüschnacht hatt' ein Ast es dem Jüngling entrissen,
Und es fand es ein Ritter, und fiel in der Schlacht an dem Waldstrom.

Ha! das war die Erscheinung! so stammelte Ryno, das war sie!
Kalt ist dein Busen, wie Schnee auf diesem Felsen! — hier hemmten
Thränen des Jünglings Wort'; er zittert', . . erbleichte, . . das Herz schlug
Ungestüm dem Verzweifelten auf, . . nun lächelt' er plötzlich, und blickte
Aengstlich sich um, . . . und lächelte wieder mit schrecklicher Ruhe:
Treu auch meine Alina! Dir treu bis zum Tode! . . . . da sank er
Wie vom Hügel die Fluthen, wie Schaum auf den Fluthen, vom Hügel,
Blutig und bleich und entseelt an den kalten Busen Alina's . . . . .

Ach Minona! im wehenden Gras des bemooseten Hügels,
Der die Liebenden deckt, umschattet vom alternden Ahorn,
Sitzen wir jetzt; Minona, wie tönt dir das: Treu bis zum Tode?

Bebend umschlang sie den Trauten, und stammelte: Treu bis zum Tode!

Angedenken.

Ida! Ida! wo hier der Grotte Kühl' uns umwehte,
Wo im dichten Jasmin luftiges Säuseln erklang,
Schwuren den Bund wir uns, den über den Zeiten der Erde
Edens Frühlinge noch jugendlich sollten umblühn.
Heilig war mir der Abend und dieses Abends Erinnerung
Weckt mir im Mondenschein wieder die ruhige Nacht.
Freundlich strömten der Dämmrung Rosen im Pappelgeländer,
Lichtschön goſs sich der Mond traut in die Grotte herein;
Sanft von den zärtlichen Armen der reizenden Ida umschlungen,

Hingegossen ins Grün schwärmte die Liebe um uns;
Glänzend in Ringeln floſs des Mädchens seidenes Haupthaar,
Ueber den Rücken herab, fesselnd des Liebenden Arm;
Alle Grazien lachten aus ihren erheiterten Zügen

Unschuld, Schönheit und Reiz liebender Traulichkeit voll;
Und die Liebe bettete sich auf rosigen Wangen in Grübchen
Die mit Verklärungsglanz silbern umflorte der Mond;
Süſses Lächeln umfloſs die liebeglühenden Lippen;
Liebe strahlte der Blick, bebte das sehnende Herz.
Lieblich tönte der Nachtigall Lied im Blüthengebüsche,
Und vom Abendgeläut hallte die Ferne umher.

Jetzt auch tönet der Nachtigall Lied im Blüthengebüsche,
Und vom Abendgeläut' hallet die Ferne umher;

Freundlich schimmern der Dämmrung Rosen im Pappelgeländer,

"Lichtschön gieſst sich der Mond, traut in die Grotte herein;
Doch mein Mädchen, du wohnst im Moos des Hügels, und weinend
Brech' ich dort Blumen im Gras; Blumen, sie blühet in euch!
Stilles Blümchen des Hügels, wenn bald der liebende Jüngling
Auch aufblühet in dir, und dann ein Wanderer kömmt,
Sieht auf der Höhe das Blümchen im düstern Strahle des Mondes,
Stumm dich bricht; o dann schaur' ihm die Ahnung ins Herz:
In dem trauernden Blümchen verweht' ein liebendes Paar hier;
Ihre Hüllen; . . . sie selbst blühen in Eden empor.

Milda.

Elegie.

Im Ulmgehölze schweift des Irrlichts Flamme,
Des Hainbachs Murmeln schwärmt die Elf' entlang.
Still lauscht's umher, im alten hohlen Stamme
Zirpt nur ein Grillchen seinen Sterbgesang.

Und längst erstorbne Jugendfreuden sprossen
Wie junge Blüthen lieblich mir empor.
Milda, wie von bleichem Sternenlicht umflossen,
Reiht sie in Kränzen Phantasie mir vor.

Hier, wo im mondbeglänzten Pappelhaine,
Vergangenheit an ihrer Hand mich führt,
Und in dem bleichgewirkten Dämmerscheine
Den Irrgehegen meiner Jugend spürt;

Hier sah ich, Milda, dich zum erstenmale
In deiner Schönheit Jugendreizen gehn,

Dein bräunlich Lockenhaar im Abendstrahle,
Dir flatternd um den Liljennacken wehn.

Im Antlitz sanfte Engelmilde, glühte
Im Blick dir schöne Hoheit wie von Gott,
Die Wange zarte Frühlingsrosenblüthe,
Die Lippe junges Sommermorgenroth.

Im lichten Schneegewand der Unschuld wallte
Sie so dahin am mondbeglänzten Hain,
Auf den der Abendstern hernieder strahlte;
Doch lieblicher war ihrer Augen Schein.

Hier sah ich sie, und ihres Busens Beben,
Ihr hold Erröthen, ihrer Blicke Gluth,
Umwogte hoch mein Herz mit Jubelleben,
Ich sank in uferloser Liebe Fluth.

Von ihren Rosenarmen eng umschlungen,
War ich, der ich nun nimmer wieder bin!
Nur ihr beglückt mich jetzt, Erinnerungen,
Und heitert freundlich mir den trüben Sinn.

Schon sah ich zweymal hier den Lenz verblühen,
Und seiner Jugendblüthen Erdenloos,
Schon zweymal hier den Rosenhügel glühen,
Wann jungen Maies Feuer in ihn floſs.

Der frühen Hoffnung junge Freudensprossen
Die mit im Lebensgrün der Gegenwart noch stehn,
Vom fernen Morgenstrahl des Wiedersehns umflossen;
Ach, werden schnell, wie Ros' und Lenz, vergehn.

Ich schaue sehnend in die dunkle Ferne
Von gold umflammten Bergen rings umthürmt,
Und grüſse euch, ihr ewig heitern Sterne,
Wo Stille wohnt, und nicht das Herz mehr stürmt.

An die entfernten Schönen.

Auf alle meine Lust und Freud',
Auf alle meine Wonne,
Empfind' ich nun die trübe Zeit,
Daſs mir scheint keine Sonne.
Blitz, Regen, Nebel, Sturm und Wind
Sind mich zu tödten ganz gesinnt;
Das Wetter schlägt zusammen
In Güssen und in Flammen.

Seit daſs ich eurer bin beraubt,
Ihr Schönsten auf der Erden,
Ist mir ganz keine Lust erlaubt,
Ich kann nicht fröhlich werden.
Ich weiſs es, wie und was es sey
Um ewige Melancholey,
Weil nichts in meinem Herzen
Regiert, als bittre Schmerzen.

Leg' ich mich, oder steh' ich auf,
Wach' oder schlaf' ich wieder,
So schläget Pein und Angst vollauf
Mein mattes Herze nieder.

Das Fest in der Hauptstadt.

Keine Idylle.

Sieh, es fluthet' unzählige Meng' aus den fernesten Ländern,
Alles heran zu dem groſsen Fest, und drang in die Prachtstadt;
Fuhren itzt ein durchs Thor weit öffnete da sich der Schauplatz
Prangender Gassen, durch Meilen herabgelängt; zu den Seiten
Hohe römische Säulengänge, voll strömenden Volksschwalls,
Brausend stampften die Roſs' an dem Marmorpflaster, sie rollten
Rasch hinaus und hinein in die Gassen, die, strozzender Pracht voll
Tausendfach schwindend und kommend, sich labyrinthisch durchkreuzten.

Alle Gassen herauf und alle Gassen herunter,
Fluthete Volksheer, wirbelt' auf Märkten, wie Wälder im Sturme,
Schlug wie die Meerfluth brausend voran, und brausend zurück izt,
Strudelt' auf Königsplätzen, und trieb sich wie Strom an den Seiten
Unter den Bogenhallen daher; wild lärmte des Festes
Bachanal; von den Wällen umher scholl nieder mit Nachhall
Donnergejubel der Feuerschlünd'; und hoch von den Thürmen
Bommete Glockengetön, stieg Leberuf in die Lüft' auf;
Rings hervor aus den Fensterräumen vom Thore zum Thore
Blond- und braungelockete Köpfe, voll Lust in jeder Gebäude
Unten am springenden Weinborn läuft's im Gewirbel heran itzt,
Stürzt sich's, wälzet sich bunt durch einander von Weibern und Kindern;
Werfen sich kommende Haufen herüber, mit Krügen und Becken
Neue Horden hinzu, rollt's unter und über einander;

Springen die Krüg', und Fluch und Geschrey und Geprügel itzt rund um.
Trommelgetös, Trompetengeschmetter mit einmal, und Festzug
Wallt vorbey in stattlicher Reihe, mit fliegenden Fahnen,
All ehrwürdige Räthe der Stadt, zu Tempeln des Schmauses
Dort auf dem Markt strömt itzt ein Gewühl von Wägen und Rossen,
Wirrt sich; und Raub schleicht her im Gewirr'; fortschlendert ein Hauf' itzt,
Fort zu dem Königsplatz; Gedräng hier taumelt vom Rausche,
Zanket sich hier, umarmt sich dort, schwört Brüderschaft, flucht sich.
Herzieht Orgelmusik dem Zug nach kreiset ein Volksschwarm
Eilt' auf den Schloſsmarkt; Kriegerchör' im Blitze der Waffen
Schwenkend die Reihn, schon zielt's aufeinander, die heimliche Rache
Träfe den Gegner hier gern; Gebot schallt, donnernder Knall fliegt
Gauner itzt treiben den Bärentanz an der Seite vorüber,
Rings um ihn streut sich die Kriegesschaar, streift fort mit dem Tanzbär.

Stürzt ein Gewühl von Tausenden; wogt das Gewühl in die breite
Königsgaſs' hier; rund um Triumphesbögen gelagert,
Schillt spitzbübisch Gesindel, und sieh' zerrissene Horden
Einen zum Raube sich brüderlich dort; entirren der Gaſs' itzt.
Weitester Schauplatz nimmt sie nun auf, Volk brauset im Umkreis;
Schnell ausspreitet die Horde sich, hier das Geschmeide der Frauen
Haschend, das Gold aus prangender Weste des dort in Gesprächen
Ueber des Staats Ereignisse alles vergeſsnen Geheimraths;
Ueberall drängt es sich; Meng' itzt hier, darlanget ihr Silber;
Glücksrad schnurrt, nur Kupferling fliegt, froh lacht der Glücksmann
Ueber die Schulter zur Frau, angrinzen einander Betrogne.
Links Guckkasten, und hinter ihm hochvorschielender Gaukler,
Leyernd sein bleyernes Einerley; auf bunten Gebilden,
Lustiger Todschlag, rund ihm herum frohgaffender Pöbel;

Rechts, von Knaben umschwärmt, wollüstiges Puppengespiele.
Dort Marktschreyer, aus Buden hervor, anpreisend den Hülfstrank,
Wider der Lust annagenden Zahn, und Stärkung zu neuer
Spendend rings in der Menge den wild zugreifenden Händen.
Fern am dem Schenktisch trunkenes Pfäffchen, die Predigt des Morgens
Wiederum schreyend, mit wilder Gebärde, dem taumelnden Haufen.
Zitter brummet vorbey; Wildjäger von Kaukasus treiben
Wunderthiere die Straſs' herab, mitschlängelt ein Streifzug;
Tritt's auf ferneren Markt, itzt unter den kreisenden Volksschwall.
Dichter schwillt es um Speisehütten, hinein aus dem Umkreis
Drängt es sich hier, schwankt nieder zum Polstergericht um die Tafeln;
Hastig Verschlingen herum; Gezänk dort; schlägt's auf einander,
Schleudert's mit Krug und Pokal um sich her; in anderem Schmauskreis

Schwatzt das Geheimniſs sich aus mit dem Rausch: wild prassende Schaar ruft,
Mahl auf den Tisch! schreyt wiederum: Mahl! und von rauchendem Heerd itzt
Wallen heran, bloſsbuſsig heran, rothwangige Dirnchen,
Hier zutragend den dampfenden Schmaus, auf zierlicher Schüssel
Täubchen, verstricket zum Paar, als gatteten traut sich die Schnäbler,
Allen Schmaus in unzücht'gen Gebilden, zum Reize der Gäste.
Heimlich ins Schürzchen verstecken die Dirnchen das Drittel der Speise,
Kommen heran mit den überschäumenden Krügen und Gläſern;
Schlüpfen die Tafeln hinab; vergnügliche Schmauser, sich wendend,
Ziehen sie hin und her aufs Knie, und, liebelnd mit ihnen,
Springt mit Gelächter der Jungfraungürtel vor schauenden Zechern.
Schaar hebt sich itzt empor, schluckt Pillen nach Sitte des Tages,
Wieder hinaus zu zwingen die Speis', um von neuem zu praſsen.

Fernher tobt ein Gewühl, Fruchtläden stürmend; den Raub itzt
Raubt es einander, und sammelt sich wiederum Chor, zu Eroberung
Anderen Schmausgezelts an dem Tempel; hin durch das Gedränge
Brechen Krieger sich Pfad, der Wuth zu steuern, die Horde
Lockt sie mit fort; herzieht's im Triumph, an der Spitze die Krieger.
Seitwärts, scheltende Weiber am Obstgehäuse, beym Pfeiler
Kuchentafeln, von lüsternen Knaben umkreist; aus der Näh' itzt
Hüpfen Schaaren heran, spielt's Treffen; trügender Sturm nun,
Wild, daſs wanken die Tafeln, und jeder sich Beute davon trägt;
Klagend Geschrey der Beraubten im Fall, Hohnklatschen der Knaben
Rollen der Karren daher, stürzt ab vor dem Haufen das Weinfaſs,
Gierige Menge mit einmal darüber; itzt kommend Gewimmel,
Reiſset die Vordern hinweg, Gepolter über einander;

Loch bricht jeder sich ein, laut kracht das Faſs, und die Fluth gieſst;
Alles bespritzt, und lästern den Nachbar, schwinget den Prügel.
Da vor der Bud' ein listiger Käufer, den Kauf in der Hand itzt,
Springend davon: halt! schreyt auf den Flüchtling der Mann aus der Bude,
Dränget sich, eilt durch die Furch' im Gedräng, bis er fern ihm entwischet,
Kehrt itzt murrend zurück, flucht neuen Raubes Entdeckung.
„Schachert ihr Herrn!" schnarrt's pfeifend empor, herwatschelt ein Trödler,
Jagt Gesindel ihm nach; hinweg von dem Markt, durch die Gassen
Schweift es dichtem Gedräng vorbey, das um hohes Gezelt schlägt,
Zwerg und Ries' und den Wundermann aus dem Monde zu schauen,
Weiter voran, sieh, dort und hier, an den Ecken der Gasse,
Bärtige Harfner gestreckt, in die Schellentrommel und Harfe
Rauhe Lieder des Fest's einschreyend aus heiserer Kehle.

Lärmend hervor aus dem Wirthshaus bröckelt der *Zug*, um den Harfner
Streut er sich, greifts einander, und dreht sich in sausende Wirbel!
Tanz, daſs kreisen die Hüte davon, die Mütz' und das Brusttuch,
Wild, daſs den Weiblein fliegen die Röckchen wie Schirme des Regens;
Kugelt's dahin; faſst jeder sein Liebchen; und Knabe und Mädchen
Ringen, wie Dirn' und Knecht, gelehrig das lüsterne Spiel nach.
Zote zischt; Seiltänzer und bunt bemalete Springer
Schreiten vorüber zur Rennbahn: weit, von Pallästen umzirket,
Rauscht es vom Volk, Heerlagergeräusch gleich; Karren herunter
Steigt's, von Wagen herab, in allen Trachten und Farben;
Gruſs hier, raufendes Paar daneben; vom Laden des Krämers
Eilenden Schritts, Schulmeister und Lehrling, vertraut in der Mitte,
Arm in Arm ihr erhandeltes Nymphchen der Lust mit sich führend.
Hundert dort, zum Genuſs sich bietend mit üppigem Busen;

Jetzt die Braune gefaſst, jetzt weg die Blonde geschleudert!
Da von dem Trinkgelag an der Pyramide, mit Siegslied
Taumelt ein Krieger heran, hällt still vor prunkender Bud' itzt,
Tastet umher auf das Prachtgeschirr, wegſtöſst ihn der Händler,
Lästrung und Scheltwort kreischen sich zu, der ertollende Krieger
Zücket das Schwert, und mit Wuth um sich alles zerschlägt er zu Scheiben.
Dort an dem Bogengang, wie geheim es den Pfeiler herumschleicht!
Winkt, wie geheim! zwey Männer, itzt vier; itzt Rotte, wie schielt es
Hin und her, fällt sparsames Wort seitwärts von der Lippe;
Horch! Verschwörung im Keim, dann: Meuchelmord im Gewühl spät.
Weiter hinab, vor dem Winkelgewölb, um wackelnden Spieltisch
Jubel und Fluch; rings krücket ein Trupp frechblickender Bettler,
Schüttelt den Mann beym Arm, und faſst die Frau bey dem Schlepp dort,

Ich schaffe, was ich immer kann,
Bald greif' ich dieſs, bald Jenes an;
Doch kann ich meiner Plagen
Mich nimmermehr entschlagen.

Habt ihr mich auch recht froh gesehn,
Ihr baltischen Sirenen?
Ist mir von Herzen wohl geschehn
Bey eurer Lust, ihr Schönen?
Zwar, eure Gottheit nahm mich ein,
Daſs ich euch muſste günstig seyn;
Doch war ich nie ohn' Schmerzen
Um meines Herzens Herzen.

Apollo, der du Alles weiſst,
Apollo, sey mein Zeuge,
Daſs mir mein hochbetrübter Geist
Nicht zuläſst, daſs ich schweige!
Ich singe meiner Angst Begier
Den Wäldern und den Vögeln für;
Die Vögel und die Wälder
Die schreyen's durch die Felder.

Cythere, Mutter meiner Pein,
Ach, sey doch einmal milde!
Soll allzeit ich entnommen seyn
So manchem schönen Bilde?

Züngelt verstohlen zurück auf die Geber, und lachet des Trugs nun.
Vogelsang Nachäffender lockt; fern irrt an dem Ballhaus
Rosenwangiger Jüngling, ein wild herjubelnd Geschwader
Schwärmender Weiber itzt stürzt auf ihn her, schleppt fort im Tumult ihn;
Wallt's, hinwallt's nach dem Schauspieltempel, es wächst die Versammlung;
Schiebt's sich herum, fragt, lautet's: „das Lustspiel: Gott, wie er seyn soll!"
Strömen Tausend zum düsteren Wachthof; bereits Gewühl hier
Harrt der steigenden Feuerfigur; loszischt es; der Umkreis
Leuchtet wie Mond, Lichtregen von Sternen zerplatzt, und spritzet
Ueber die furchtsam entfliehende Meng'; enthüllet die Flucht nun
Gruppen von Männern, von Weibern, im Bund, wie ihn Musen nicht nennen.

Tobender wimmelt mit einmal das Leben, es fliegen die Gaſs' her
Rufende Herold', hier im Gallop auf dem brausenden Rosse,

Läufer nun dort, aufschwingend den Stab mit Geschrey: „der Beherrscher
Kommt, der Beherrscher!" der Herr da! brüllt's itzt auf durch die Gassen,
Brüllt's von Markt zu Markt; her stürzt es zu Roſs; und die Wägen,
Reiſsen an Wägen heran, hier hält sich Gedränge; Gedränge
Fliehet davon; hinstolpert's von Fliehenden; reiſst wie im Sturmwind
Ueber sie weg das gewirbelte Rad; knarrt izt in der Ferne
Ueber zertrümmerte Läden und Tisch', und schleudert nun seitwärts
Tafeln und Sitze zu Boden, und überall wirret sich Chaos.
Tausend Wägen umglänzen ihn golden, und Krieger, in Silber
Alle gepanzert, umrollen ihn tief; aus Tiefen und Höhen
Tönet Musik, und donnert es her aus tausend ehernen Schlünden,
Prasselt und hallt es aus tausendmal tausend Gewehren im Umkreis.
Mengen brausen an Mengen herzu, herstürmt's aus den Nähen,

Stürmt aus den Fernen heran; rings kniet's; wird höher und höher
Drängt sich, presset sich an; auf Wägen, Gezelten und Buden,
Klimmt es empor, zu Tausenden stürzt es herunter, und klettert's
Wieder hinauf; aus Fenstern, von Dächern und Thurmen herunter,
Ragt itzt Kopf an Kopf zu unzähligen Heeren, und streckt ihn,
Hoch ihn, und höher, und alles umher tritt vor auf die Zehen,
Schreyt, mit betäubendem Schall den Leberuf nach dem Thron zu.
„Thräne hervor," laut spricht es der Herr: „mich freuet die Freude
Meiner Völker!" dann wendet er so zu dem Wirbel des Volks sich:
„Jeder Verbrecher sey frey, zertrümmert jedes Gefängnifs!
Heut schweig' alles Gesetz, dafs Jeder lebe nach Lust heut!"

Schleyer herab, zu grell wird mir das wahre Gemälde!

An die hinterbliebenen Freunde.

Wann einst der Todtenhügel den Jüngling deckt;
Ihr meines Lebens treue Gefährten! o,
Dann pflanzt zum letzten Freundesdenkmahl
Eine Cypresse auf meinem Grabe!

An ihren Zweigen hänget die Harfe auf,
Die sonst im Myrthenhaine der Musen klang,
Und ihrem Dienste stets geweihet,
Wahrheit und Schönheit von ihnen lernte!

Mit Trauerlaub umwindet die Saiten ihr!
So oft ein Lenz im Moose des Hügels welkt:
Und wann der Mond mit bleichen Strahlen
Wie in ein Leichenkleid sie nun hüllet;

Dann tönt ein jedes Lüftchen der Mitternacht
In ihren Saiten leise wie Trauerlied,
Bis eure kühlbemoosten Mahle
Weinend die Enkelin auch umkränzet . . .

Und wann der groſse Morgen der Aernte kömmt,
Ins Harfenlaub sich röthlich heruntergieſst,
Vielleicht, daſs dann der Auferstehung
Lieder auch eins mir am Hügel tönet.

Ich wache auf, und höre den Jubelklang,
In den der Sterne lauter Triumph sich mischt,
Versäuseln mit den Lüften Edens,
Lieblich im hohen Cypressenwipfel.

Sieh! eine Palme, wo die Cypresse stand!
Das Trauerlaub der Harfe nicht mehr zu sehn!
Es wehn des neuen Lebens Lorbeern
Schimmernd im Golde der lichten Frühe!

Frankreich und Teutschland.

Ein Basrelief an der Wiege des Jahrhunderts.

1802.

Frankreich, welches der Dichter in dieser ersten Ode Galla, in der folgenden Frankonia nennt, kommt als Siegestrunkene, Blutgewohnte, in Schlachten erwachsene Heroin aus den Gefilden ihres Streits, noch bedeckt mit dem Blut der Schlachten. In allen ihren Zügen noch ganz die Jugend einer Nation, sind die Tode ihrer Feinde ihre Heldenhimmel; und so sich selbst gefallend im Blute der Völker, die gegen sie zum Untergang kamen, stolz durch Hohenlindens und Marengo's Siege, tritt sie, im Jubel erster Freyheit, mit dem Helm der Siegerin vor das stillere Teutschland (Teuta, Germania), das schon als werdende Mannheit einer Nation bezeichnet wird, hin, und brauset ihr Herz aus.

Mit lautem Ungestüm der Jugend erhebt sie ihre Thaten zu den Göttern, und führt schon über Jahrhunderte hinaus den Enkel ins Heiligthum ihres Pantheons. Alles Groſse der fränkischen Vorwelt dringt heiſs in des Enkels Seele, sein Herz geht über. Weinen kann er nicht, denn — er sieht nicht Thaten von Menschen, er fühlt sich zu ohnmächtig, ihnen nachzukommen. Das Zeitalter der Nationalleidenschaft, das Zeitalter der gespanntesten Nationalkraft ist vorüber; der Enkel blickt auf die Thaten der vaterländischen Vorwelt, auf die Siege der Väter, Siege leidenschaftlicher Kraft, und von ihnen auf sich; alles Groſse in seiner Seele wird niedergeschlagen; er — knieet, denn — er fühlt Götter.

Dies ist der tiefe Sinn der bedeutungsvollen vierzehnten Strophe — Einst bebt der Enkel still in das Heiligthum: — wo die Frage am Ende: Verstehst Du's, Teuta? sehr an ihrer Stelle ist. Der Dichter that hier einen tiefen und wahren Blick in die menschliche Natur, und wuſste meisterhaft durch Gedankenkürze zu charakterisiren.

Die jugendlich brausende Frankonia sieht alles dies als einen Triumph unerreichbarer Grosse ihres jetzigen Zeitalters an. Teuta hat ihr nicht Thaten wie Lodi's oder Marengo's entgegen zu stellen, erinnert sich aber doch still der Siege Stockachs und Novi's. Sie fühlt alles, aber sie kennt auch das Warum. Teutschland ist zerrissen, entzweyt, und darum überall Tode ihrer Kinder und Gräber ihrer Schlachten, nicht Triumphmahle. Einigkeit ist der Nationen Veste, Teutschland hat sie nicht: vereinigt aber wird es den Stürmen des Auslands stehen. Daſs hier der Dichter (Strophe 16 17.) symbolisch zur Mythologie der alten Teutschen seine Zuflucht nimmt, ist ein Meisterzug, denn — Teuta redet.

Teuta hat Erfahrung, und die Vergangenheit hellt ihr die Zukunft auf. (str. 18.) Frankreich riſs zwar von Germanien Volk und Land ab, die Siegestrunkne wird noch weiter wollen, noch weiter reizen, wird aber die Enkel Cheruska's aufschrecken, aufschrecken zur Einigung, unter deren Aegide ihre Enkel kommen von den Söhnen der fränkischen Vorzeit, was ihre Väter nahmen, wiedernehmen, und ein zweytes Winnfeld zeigen mochten.

Nun sucht Frankreich sich zu rechtfertigen, und Manches, was es gegen Teutschland sagt, ist freylich nur allzu gegründet. Trefflich ist hier der veränderte Ton, den der Dichter seine Frankonia anstimmen läſst. Zwar noch Stolz, aber nicht Hohn; sie erkennt schweigend die ruhige Gröſse teutscher Vorwelt, schätzt aber ihre Freyheit natürlich höher.

Freyheit? — Volksgebraus einer zügellosen Demokratie war die Freyheit, die in Frankreichs Innerm wüthete, die, von den Schädeln ihrer Kinder her, die Ordnung der Welt umzukehren, und das eiserne, selbstmörderische Zeitalters des Atheismus im Triumph einzuführen drohte! Wider diese Freyheit sagt Teuta, (wahrscheinlich hier selbst getäuscht) sey sie aufgestanden.

Nachdrücklich wiederholt nun Teuta, daſs Frankonia sie nicht kenne. Teutschland konnte durch verlorne Schlachten auf einige Zeit einschlummern, entschlummern aber wird es hoffentlich nicht, sondern vielmehr erwachen zu einem groſsen Tage. Hinweg von der unheroischen Gegenwart blickt Teuta, und in männlicher, still-erhabner Begeisterung sieht sie einen groſsen Tag der Auferstehung. Den Halbgöttern dieses Tages weiht sie ein erhabneres Pantheon, als Frankreich seinen Helden heiligte:

Das groſse Herz des Vaterlandes!

Strophe 31. — *Nachwelten seh' ich fern schon vorübergrauen* — steht in Beziehung mit Strophe 14, und ist der gänzliche Gegensatz. Was von jener Strophe galt, gilt auch von dieser.

Der *Barde* (der Dichter knüpft hiemit die Nachwelt Teutoniens an die Vorwelt an) der *Barde* also späterer Nachwelt kann die Heroen jenes Tages nicht singen; er verstummt; aber der Enkel (des Barden nämlich) fühlt *das höhere Lied seines Schweigens*; er kniet *nicht*, denn — noch ist das Zeitalter der Nationalkraft, und die Thaten der Teutschen sind nicht Thaten der Leidenschaft, des Jugendalters, sondern Thaten ruhiger Gröſse, Thaten der Mannheit. Das Gefühl der Gröſse dieser Thaten schreckt auch den Bardenenkel nicht zurück, obschon die groſse Rede des Verstummens erschütternd ihn ergriffen hat.

Ich flehe deinen Wagen an;
Will Jupiter: ich werd' ein Schwan,
Ich werd' ein güldner Regen
Von meiner Liebsten wegen.

Und du, o Stifter dieser Noth,
Kupido, dem ich flehe;
Bist du des Himmels stärkster Gott,
So wehre diesem Wehe!
O Kind, o Knabe groſs von Macht,
Nimm deinen Diener doch in Acht,
Der sich erbeut, sein Leben
In deinen Tod zu geben.

Reiſst aus, ihr Ströme meiner Qual
Reiſst aus, ihr Thränenbäche,
Befeuchtet meiner Wangen Thal,
Weil ich ſast mehr nicht sprechet
Brecht, meine Seufzer, durch die Luft,
Weil ich mich ganz hab' abgeruft;
Sagt's, daſs ich bin verloren,
In ihre leisen Ohren!

Leander war des Glückes Kind
Vor mir und meines Gleichen;
Ihn hat verschlungen See und Wind
Vor seiner Liebe Zeichen.

Alles schlummernde Grofse in seiner Seele erwacht, sein Gefühl nähert sich einen Schritt der That, er weint, — er will den Heroen nach.

„Wer sich auf Symptome der Seele versteht, — sagte der Rec. in der A. L. Z. J. 1805 N. 314 S. 394 – welche Tiefe findet er in dieser contrastirenden Charakteristik! Frankreich, — die Seele lodert, stürmt; Teutschland — verstummt, fühlt! Dort Erblassen, hier Erröthen; dort kein Weinen, hier die stille, erste Thräne; und — Schweigen!" Gewifs ist der Sinn des Dichters hier ganz getroffen.

Da des Barden Enkel der Stellvertreter jenes später noch zu hoffenden National-Jugendgeschlechts ist, wie viel hat da nicht der Dichter durch ihn zu denken gegeben, der uns zeigt, dafs Teutschland solcher Thaten leidenschaftlos fähig war. Dort der Triumph der Leidenschaft, hier der Triumph ruhiger Kraft.

Weissagend verkündet Teuta den grofsen Tag; er kommt
Beugt greis sein Haupt dies junge Jahrhundert einst,

er kommt, wenn Teuta
seine Fürsten schüttelt wie welkes Laub.

Das Zeitalter wird sich wieder finden, und erst dann, wann die Siegerin Frankreich Teutschland in Einigkeit sehen wird, und dann fühlen kann, daſs ihr eigener (Frankreich's) Gang in der Staatsumwälzung nicht Freyheit, nicht Wahrheit war, erst dann wird sie das höhere Nationalziel, das, nach dem Lauf der Natur, nicht in der Jugend, nur in der Mannheit erreicht werden kann, — In Teutschland erkennen, und — wird Teutonia's Schwester seyn.

Dies ist der Sinn der letzten, wieder durch Gedankenkürze ausgezeichneten, Orakel ähnlich, und gewiſs mit Absicht so, gebildeten Strophe.

Es versteht sich, daſs der Dichter für alles seinen eignen Gesichtspunkt hat, und daſs aus diesem das Ganze betrachtet werden muſs. Nicht also aus dem, was ist, oder war, oder wird, sondern aus dem, was, nach ihm, seyn sollte, ist er zu beurtheilen.

Diese Ode hat Sonnenberg in Tell's Kapelle gedichtet.

Gallia.

Am Lorbeerhügel schlummert mein Donner itzt;
Wohl, Teuta, eile, hebe zur Donau Dich,
Und wasche Dir die Todeswunde
Dort, wo sie wirbelt; und wein' erst später! [1])

Auf, eil', es möcht' erwachen der Schlummernde,
An meine Todten wieder erinnern mich!
Das stille Heldenlächeln meiner
Jünglinge zürnt ja nicht mehr, es stürmet

Der Hohenlinden [2]) furchtbares Lied nicht mehr!
Ich jauchz' am Ziele, kröne mit Lorbeer mich!

---

[1]) Wenn der Schrecken vorüber ist, dann wirst du erst finden, wie sehr zu weinen du Ursache hast.

[2]) Bey Hohenlinden, einem von Waldungen benachbarten Dörfchen, zwischem Braunau und München, fiel die (damals) letzte Haupt-

Du kränzest mit Cypressentrauer
  Jetzt Dir die blutige Lock', und jammerst!

Teuta.

Nicht traur' ich, Galla! trag' ich dieGräber gleich
Von meinen Schlachten immer im Busen mit:
  Und grau'n sie mir auch nah am Herzen,
    Nah, und wie Kinder, am Mutterhezen;

5. In Herrmanns Enkeln lächelt ja Teutona noch,
  Der Thräne spottend, die sie um Mitternacht
    Als Mutter — Einmal weinte! Einmal
      War wohldie Tiegerin Sparta—Mutter! 3)

Gallia.

In Herrmanns Enkeln? — Sieh es, ihr Jünglingsblut

---

schlacht der Oestreicher wider die Franken unter Moreau, zum Nachtheil derErstern vor. — S. — ImJahr 1800, den 3. Decbr.

3) Teuta vergleicht sich hier mit Sparta. Konnte jene Tiegerin weinen, um wie viel mehr nicht Teuta, die Mutter ihrer Kinder. Und dennoch that sie es nur — Einmal.

Verschönt mir itzt die Röthe der Heldenwang', *)
Ihr Moos ergelbt schon in Italiens
Fernsten, verwüsteten Paradiesen.

Dich neckten, Müde! lächelnde Täuschungen. —
Wie Morgentraum! — Marengo verstäubte sie!
Tritt hin zum öden Donnerfelde!
Bebst Du? — Es schläft ja die Todesschlacht
jetzt.

Tritt hin, und siehe (trockne des Herzens Blut!)
Mich hier umlorbeert, schrecklich und schön!
Mich hier
Im Hochtriumphe meiner Gröſse
Jubelnd am Sarge von Deinen Kindern!

Früh waren Schlachten, früh schon mein Wiegenlied,
Die alte Rom durchglühte den Busen mir,
Da stand ich auf, und meine Thaten
Wurden, Du sahst es, Gewitterstürme. **)

---

*) A. L. A. — — Sahst Du die die Morgenröth'
Auf meiner Wang' einst, Teuta, und
kennst Du sie?

**) A. L. A. Vulkane wurden meine Seele,
Ihre Gebilde Gewitterstürme.

Zwar schlief ich sorglos flüchtigen Schlummer einst,
Da triumphirt'st, unedelen Lächelns, Du,
Und thürmtest deine Donnerschlünde
Wider mich auf zu Todtenglocken. 4)

Allein schon zürnend sahst Du (ein Satyr! 5) mich
Bald auferwacht, bis schwül, an dem Abendroth
Marengo's, nun die hehre groſse
Hoffnung des Vaterlands blutig reifte.

---

4) Beziehung auf das erste Manifest des Herzogs von Braunschweig, und auf den Feldzug der Oesterreicher und Russen in Italien.

5) Es ist gewiſs bekannt, wie man im — r Hofkriegsrath sich über die herannahende Papierarmee (so nannte man sie) von Dijon lustig machte. — S.

Marengo, die groſse, den Krieg entscheidende Vaterlandsschlacht der Franken, verherrlicht durch die groſse Aufopferung des Desaix. — S.

An jenem Tag, der dort, wie ein Fest, aufgieng,
Und deine Siege alle zu Grabe trug;
Da sahst du meine groſsen Söhne
Alle durchflammt von der Vorweltseele!

Doch ihnen weiſs das dankende Vaterland
Zu lohnen auch, hoch wölbt sich ein Pantheon, [6]
In ihm Denkmähler ihrer Groſsthat;
Späten Jahrtausenden Rednerinnen.

Einst bebt der Enkel still in das Heiligthum;
Die Seele lodert; stürmt ihm wie Ebb' und Fluth;
Die Wang' ist bleich, . . . er kann nicht weinen, . . .
Aber er knieet! — Verstehst Du's, Teuta?" [7]

Teuta.

15. „Warum so keck doch zeigst Du den Lorbeerkranz

---

[6] Dieser erhabene Tempel, eins von den Wunderwerken der Kunst neuerer Zeiten, wurde zu Paris während der Staatsumwälzung erbaut, und allen groſsen Menschen der Nation geweiht. — S.

[7] S. die Einleitung.

Von allen Höh'n mir, wo Du zu Throne stiegst!
Das Groſse lärmt nicht! Tönte Stockachs Lied Dir denn nicht wie ein Winfeldsecho? 8)

Das Blut Marengo's, ja, es verklärte Dich, 9)
Doch spült es einst die Woge der Zeit mir weg;
Nicht ewig reizest Du; — Mein Zwillings-Genius Alces war lang' entschwistert: 10)

---

[8] Stockach — wo Karl die Franken schlug, im J. 1799. — Winfeld, s. d. Anm. zur vorigen Ode. — Winfeldsecho nur, nicht Winfeld selbst.

[9] Es verklärte Dich. — Teuta ist gerecht, und gesteht Frankonien selbst die Glorie zu.

[10] Alces, eine Zwillingsgottheit unserer Väterwelt, worin der Römer seinen Castor und Pollux wiederfand. — Da keine Stimme ihrer Thaten auf die Nachwelt gekommen ist, so scheint mir der Teutsche der Vorwelt darin vielleicht auch nur die Einigkeit oder den Brudergeist einer kleinern oder grössern Gesellschaft, eines Volks, einer Nation, als Gottheit personificirt zu haben.

Wie aber, wenn nun wieder das Bruderherz
Nur Einen Schlag schlägt? Galla, er könnte dann
Walhalla's hohe Winfelditin
Zürnend umarmen mit Herrmannsliebe!

Brudergeist ist eine Erscheinung, die nicht am isolirten Individuo, sondern nur aus einer Mehrheit durch Zusammentretung hervorgeht; deshalb muſst' er, sollt' er unter die Anschauung der Sinne fallen, auch durch eine zusammentretende Mehrheit dargestellt werden Diese aber sollte gleichsam zu einer groſsen Einheit werden; und welche Form, welche Versinnbildlichung dieses Hervorgehns, dieses Einswerden einer Mehrheit scheint hiefür besser zu passen, als — eine Zwillingsgestalt; hier der Schutzgott Teutschlands. — S.

„Bey den Naharvallen — sagt Tacitus — zeigt man einen heiligen Hain; ein Priester in weiblicher Tracht steht ihm vor; die darin verehrten Götter sind, nach römischer Erklärung, Kastor und Pollux; sie selbst nennen sie Alces. Bilder von ihnen haben sie nicht; keine Spur ausländischen Aberglaubens. Als Brüder aber

Wenn Stockach ihm und Novi das Brautlied dann [11]
Um Mitternacht zudonnern, so könnt' er sie
Mit heiſser Herrmannslust umarmen,
Und Dir im Zorne die Tochter zeugen! [12]

---

und als Jünglinge verehren sie dieselben." De situ, moribus et populis Germ. C. 43.

[11] Novi, Wahlstatt der lange zweifelhaften Schlacht der Russen in Italien, verewigt durch die groſse Aufopferung Jouberts, wo die Teutschen den Sieg enschieden — S. — Schlacht bey Novi den 15. Aug. 1799.

[12] Die Schlacht bey Winfeld nennt der Dichter die Windfelditin, die er sich in Walhalla, dem Heldenhimmel der alten Teutschen, als Göttin ewiglebend denkt. Sie soll der Brudergenius Teutschlands, Alces, umarmen, und die Schlacht, welche nachher wüthen wird, wird eine Tochter jener Vergötterten seyn. Indem der Dichter diese Combination wagte, winkte er auf das Verhältniſs Teutschlands zu Frankreich hin, ähnlich dem zu den Römern, als Herrmann die Legionen des Varus schlug.

Ich walle durch das wilde Meer,
Itzt hier, itzt da, bald hin, bald her.
Mein Leitstern, eure Liebe,
Verlischt mir durch das Trübe.

Laſs alle diese Klagen seyn,
O mein Geist, o mein Wille!
Auf Regen folget Sonnenschein,
Auf Sturmwind sanfte Stille.
„Tritt unter dich, hüll' dich in dich,
Bis daſs das Wetter lege sich:
Was man nicht kann vermeiden,
Das muſs man tapfer leiden.

Die ihr den Himmel, Schönste, liebt,
Und was den Himmel kennet:
Erfreut mich, wie ihr mich betrübt,
Löscht, wie ihr mich verbrennet.
Ein einiges Gedenken macht,
Daſs dieser Mund auch weinend lacht.
Wollt ihr dem Schaden schaden,
So laſst mich seyn in Gnaden.

Merkt: was euch dieser Mund verspricht,
Das schwört sein Herze drinne;
Aus meinem Sinne kommt ihr nicht,
So lang' ich mich besinne.

Gallia.

Nicht Stolz verschminkt die Narbe Marengo's
Dir!
Du tratst heran, als lockte nur Siegestanz; [13]
In ruhig stiller Vorweltgröſse
Kam ich, — und sah nun in Deinem Blute

---

[13] Ein gewisser Kongreſs hielt den Krieg wider Frankreich nur für einen militärischen Spaziergang — nach Paris. — S.

Man kann übrigens auch hier bemerken, daſs der Dichter so einseitig nicht war, weder die Fehler des Vaterlandes zu verkennen, noch die erkannten zu verschweigen — Daſs die Berufung und das Pochen auf alten teutschen Heldenruhm eben kein günstiges *Zeichen* für die Gegenwart sey deutet Frankonia's Spott deutlich genug an. Wer daher bey dem Dichter nichts anders heraus lieset, als bloſs ein solches Pochen, der — hat ihn nicht verstanden, hat nicht einmal geahnet, was er wollte.

20. Mein Bild! — Und holderröthend lächelt' ich sanft Dich an,
Und rief zu Schwesterkuſs und zu Handschlag Dich,
Mit Hochgesang Dich in des Friedens
Götterhesperjen zur Frühlingsfeyer:

„Laſs rings die Welt Ein Tempel der Freyheit seyn,
„Und dann in ihm den Aufgang und Niedergang,
„Die Schläf' umweht von Oellaubskühle,
„Schwören zum ewigen Brüderbunde!

„Sie ist es, der vom Werthe der Ewigkeit
„Die Wange glüht, vom Auge die Flamme weht,
„Mittag strahlt zum Pfad der Wahrheit,
„Und zu ihr führet der Völker Kindheit!" *)

---

*) A. L. A.

— vom Auge die Flammen weh'n,
Die der Erkenntniſs Fackeln zünden,
Welche zum Pfade der Wahrheit leuchten.

So sang ich, Teuta! wieſs zu der Ewigen!
Warum da rief dein Donner ins Feuerfeld?
Du kamst, von Schlacht umwogt, Cheruska's[14]
Glühende Jugend der Leichenwange *)

Zurück zu zaubern, weh Dir! mit Jünglingsblut
Von meinen Kindern, daſs Dir der Enkelwelt
Erzürnte Thrän' im Nesselngrabe
Später zur Thräne des Fluches werde!

25. Doch tanz' ich jetzo, wo, wie ein Beingehäus,
Der Riesin Stockachs blutiger Schädel moost,
Den schönen, groſsen Freyheitstanz, den
Furchtbar gebornen am Tag Marengo's!

---

[14] Cheruska, hier die heroische Vorwelt, die Jugendschöne Teutschlands; da die Cherusker die erste teutsche Heldennation unserer Väterwelt waren — S.

Ihre Sitze hatten sie diesseits der Elbe, im Braunschweigischen, Lüneburgischen, Hildesheimischen, Halberstädtischen und Magdeburgischen.

*) A. L. A. — — der blassen Wange des Alters Cheruskajugend zurückzuzaubern.

Teuta.

Nur Freyheitslarve schmückte die Tiegerin,
Die deine Eden alle zu Höllen trat,
Und trunken von der Kinder Blute,
Die sie Dir würgte, die Welt angrinzte.

Ja, Der empört' ich Schlachten aus Ost und West!
Der schönen Hohen zürnte mein Donner nicht,
Nur jener, die der leichenvolle
Sarg des Jahrhunderts erst mit ins Grab riſs,

Der zürnte Teuta. — Brach in der Waldschlacht nicht
Die Römerkett' ich? — Galla, Du kennst mich nicht!
Der Freyheit Tag, als Säugling spielt er
Jtzt schon am Busen der Winfelditin:

Hoch triumphirst Du, weil Dir Cheruska fiel!
Der Donauadler täuschte aus Nebeln Dich;
Nicht Herrmanns Sohn ist Hohenlindens
Flüchtling, ich kenne des Fremdlings Grab nicht!

30. Mit deinen Schlachten töntest Du Schlummerlaut
Dem Heldenkind nur: feyert dem Greise dereinst [15]
Die Enkelwelt ihr höchstes Fest noch;
Galla, — Du siehst mich an diesem Tage!

Dann weiſs auch Ich zu lohnen den Göttlichen,
Am Abend dieses Tages der Thaten, — dann!
Das groſse Herz des Vaterlands ist
Ihnen geewigt zum Pantheone!

---

[15] Das Heldenkind ist eben jene Schlacht, die der Genius Teutschlands mit der Winfelditin zeugen — ohne Bild, die teutscher Verstand, der Alten Kraft und des verlornen Heldenruhmes gedenk, liefern — wird. Er wird sie liefern, aber — nicht jetzt, nein, sondern wann dieses Kind ein Greis seyn wird. Also etwa gegen das Ende des jetzigen Jahrhunderts: so ergiebt sich aus dem Folgenden. — Der Dichter hegte nicht eitle Hoffnungen von seiner Zeit; was er von der Zukunft sagt, waren — seine Wünsche.

Nachwelten seh' Ich fern schon vorübergrauen, —
Ein alter Barde sitzet auf ihrem Grab,
— Verstummt! — der Enkel fühlt's — Erröthet —
Schweiget! — und weinet zum Erstenmale! [16]

Er wandelt her der furchtbare Thatentag,
Beugt greis sein Haupt dies junge Jahrhundert einst!
Wie glüht des Ruhmes Aufgangsröthe
Blutig und hehr von der Strahlenwang' ihm!

Wann, gleich Erdbeben, donnernd daher ich geh'
Und meine Fürsten schüttle wie welkes Laub:

---

[16] Der Erröthende eilt immer schneller zur That als der Erdbleichende. — Dieser Erröthende aber — schweigt auch; nicht bloſs flüchtige, schnell verlodernde Gluth hat ihn entzündet. Er weinet — so weinte Cäsar dem Andenken Alexanders, aus Drang ihm gleichen zu wollen, und aus Schaam, ihm noch nicht zu gleichen.

Dann wirst Du, Herrmann, allen Enkeln,
Athme in Alles nun — Eine Seele!

35. Ha, schön und furchtbar kommt er der groſse Tag
Des Vaterlands! — Wie stürmet, wie flammt Dir bald
Des Herzens stiller Ungestüm zu!
Trauter! wie glühst Du in meiner Seele!

Die Nacht versinkt; — es knieen die Kinder Teuts
Einst vor der Wahrheit! — Kannst Du von deinen Hohn
Herab dann schaun, und stumm erröthen — 17)
Schwester! — dann hast Du mich erst verstanden!

---

17) Schwester Teutschlands ist Frankonia nur, wann sie erröthet, aber — stumm. Die vorige Anmerkung wird Licht auch über diese Stelle verbreiten.

Teutschlands Auferstehung.

Seitenstück zu dem Basrelief: Frankreich und Teutschland. 1804.

Diese Ode steht mit der vorigen im genauesten und so innigem Zusammenhange. daſs sie ohne jene kaum zu verstehen ist; sie kann daher nur in steter Beziehung auf jene gelesen und beurtheilt werden.

Der Dichter ist hier Prophet geworden; der Vorhang der Zukunft ist vor ihm aufgerollt, und es wird sich nun zeigen, ob Frankreich Teutschland verstehen wird. Wir sind mit dem Dichter an das Ende des jetzigen Jahrhunderts versetzt.

Teutschland erblickt er in Sklaverey, ins Joch gekrümmt; die Vorwelt Teutschlands entrüstet sich über diese Nachwelt; in Teutschland aber herrscht tiefes, vorbedeutendes Schweigen umher, während Frankreich aus ihren Lorbeeren herab blickt, und mit triumphirendem Lächeln Teutschland höhnt. (Strophe 9. bis 11.)

Aber die im vorigen Basrelief angedeuteten Zeichen des groſsen Tages kommen. Hermanns Geist erscheint, und die Genien Teutschlands versöhnen sich (Strophe 12. bis 14.), indeſs Frankreich, jetzt wilder als je, auf Teutschland herab höhnt, denn in dessen Auferstehungsmorgen sieht es nichts, als die Abendröthe seines völligen Untergangs. (Str. 15.)

Alles geräth nun in die lebhafteste Bewegung, doch so, daſs Germania (hier als Mutter Teutschlands aufgestellt) in ihrer ruhigen Gröſse, in der tiefen Stille der Vorwelt bleibt, ungeachtet sie die Schlachten heraufruft (Str. 16. bis 21.)

Alle Völkerdrücker heben sich wüthend und dürstend nach dem Untergang der Nationen, wider sie her, sie eilen mit groſsen, Schlachten gewohnten Heeren zu ihrem Ruin heran. Doch auch jetzt bleibt Germania in erhabener Ruhe; mit ihren Söhnen, ihren Tapfern steigt sie zur Freyheitsschlacht herab, bey welcher Walhalla selbst ihr zuschaut. (Str. 22. bis 29.)

Erschreckend die Heere der Sklavensöhne ruft sie jetzt noch einmal mit Schmerz der Mutterliebe ihre untreuen Kinder zurück, denn auch deren standen gegen sie in Schlachtreihen. Einige dieser Untreuen kehren, durch sie erschüttert, zurück; die Völker des Auslands aber, und solche von ihren Kindern, die gezwungen noch gegen sie stehen, rasen auf sie heran. (Str. 30. bis 35.)

Nun steht sie auf in hohem Götterzorn; doch auch jetzt, als Würgerin, auch jetzt noch menschlich, denn ihre Thräne bebt, und erst, da sie sich den Gedanken der Knechtschaft in seiner ganzen Schmählichkeit denkt, (Str. 39.) da erst läſst sie den Sturm der Schlacht los, und nun brauset die Schlacht umher.

Von Strophe 41. an schildert der Dichter die Schlacht, in welcher Schilderung besonders die individuellen Züge eines Heldenjünglings, der

Ihr Büsch', ihr Bäche, höret zu!
Du ungeneigter Himmel du!
Sag' ich es nicht von Herzen,
So dopple mir die Schmerzen!

Klagt mit mir mein Verhängniſs an,
Ihr adelichen Damen,
Und weil ich selbst nicht kommen kann,
So nehmet meinen Namen!
Vergieſst ihr dann ein Thränlein nur
Um mich verlaſsne Kreatur,
Ach, wohl mir, wohl mir Schwachen!
Dieſs wird mich stärker machen.

Säumt nicht, ihr trüben Zeiten, ihr,
Säumt nicht, verlauſt geschwinde,
Daſs ich des Himmels schönste Zier
In ihrer Schönheit finde!
O Menschentrost, o Götterzier,
Ach Phöbus, scheine balde mir!
Laſs mir nach diesen Plagen
Es fröhlich wieder tagen.

Sey tausend-, tausendmal gegrüſst,
Ihr Sonnen meiner Freuden,
Seyd durch die hohle Luſt geküſst,
Ich muſs und soll mich scheiden!

aber doch zugleich als Repräsentant einer Allgemeinheit dient, von groſser Wirkung sind, indem wir den Geist der teutschen Streiter im Allgemeinen in ihm erblicken, und doch auch bey seiner Individualität gern verweilen. Es ist vielleicht nicht überflüssig, hierbey zu bemerken, daſs der Dichter hier sich selbst gemalt hat: der Tod kam ihm nur zuvor, sonst wäre er vielleicht auch, wie dieser Jüngling, gefallen. (Str. 40. bis 49.)

Tausende sind gefallen, aber der Sieg ist erkämpft. Sieg und dessen Folgen. (Str. 50. 51.)

Germania ist Siegerin, aber als Siegerin auch die hohe Germania, jetzt noch edle Menschlichkeit. Hier kommen (Str. 52. bis 54.) mehrere Beziehungen auf die vorige Ode, die in den Anmerkungen näher angedeutet sind.

Frankreich tanzte wilden Freyheitstanz; Teutschland lohnt inniger dankend seinen Helden: die Freyheit der mündigen Nation beginnt; ihr stilles Fest.

Hier hält sich der Dichter nicht mehr, sein eignes Gefühl bricht hervor, (Str. 55. 56.) aber nur auf einen Augenblick, denn die Bilder der Zukunft drängen sich schnell wieder vor seine Seele.

Der Barde der Nachwelt aus dem vorigen Basrelief stellt sich dem Dichter zuerst dar (Str. 57. 58.) Die Stelle, wo von ihm gesprochen wird, ist wieder nur durch die Rückblicke auf das vorige verständlich, wenn sie nicht vielleicht ein tieferes Gefühl von selbst verständlich findet. S. die Anmerkungen.

Frankreich erbebt in wilder Verwirrung; aber — man urtheile hier; ob der Dichter zu den sinnlosen Patrioten gehörte, und ob die Menschheit ihm nicht höher stand, als das doch so glühend geliebte Vaterland — herab tritt Frankreich auch von seinen Höhen, und steht neben Teutschland, voll Ernst, schweigend, und sich selbst jetzt richtig erkennend. (Str. 59. bis 61.) Dafs auch hier die Gedankenkürze statt fand, machte schon die Beziehung nothwendig.

Mit einem Opfer dem Vaterlande, dem gröfsten, das er bringen konnte, schliefst der

Dichter würdig seinen Gesang, zu welchem die Muse der Propheten ihn begeisterte.

Der Nachwelt Pforten waren mir aufgethan,
Thuiskon sah ich, aber ins Joch gekrümmt,
Die Eumenid' an seiner Seite, 1)
Und mit ihm spotten der Fremde Völker.

Walhalla staunt' ihm, alles Enherion 2)
Stand auf, und rief: Cheruska! Cheruska! wo
Bist Du? — Fort schleppt's, — und ganz Walhalla
Wandte sich um da mit Vorweltwürde.

Ha! wie so stumm itzt, Mutter der Herrmannsschlacht!

---

1) Die Eumenide, Furie, als die Gottheit einer diesem Stück fremden Mythologie sollte, nach des Dichters Willen, noch bestimmter auf Sklaverey hindeuten. — Furie, als Plagegöttin überhaupt.

2) Enherion, die Heldenversammlung im Himmel der altteutschen Mythologie. — S.

Und siehst dein Kind noch, trägst es, und nennst es noch
Beym Namen laut, und — keine Rothe
Schreckt Dir hervor in die Wang? — Cheruska!

Wie Grab verstummst Du, krümmst dich, — und blickest nicht
Zur Erd', — und wagst noch, wagst nach Walhalla den Blick, —
Und schweigst, — und ohne Blut der Thräne,
Beugst Dich, und schleppest dein Joch? — Cheruska!

5. Und mit dem Auge gar nach des Donners Sitz!
Und bebst nicht? — Ha, dein Auge verstand er doch,
Und deines Schweigens kühne Stille,
Stille, wie Götter vor Thaten still sind,

Als er sein letztes flüchtiges Umschaun noch
Auf Dich hinzürnte, Wodan's Olymp; [3] verstand's,

---

[3] Wodan's Olymp, Walhalla. — Wodan,

Und wandte jetzt mit groſsem Hoffen
Wieder sich um, und nun schwieg er mit Dir!

So schwieg die Heldenvorwelt Cheruska's einst,
Eh' mit dem Tod ins Winfeld herab sie trat,
Eh' ihre Söhne Pantheone
Selber sich wurden und Ewigkeiten.

Allein in ihren Lorbeern erahndete
Nicht diese Stille, nicht sie Frankonia,
Und blickte nicht vom Aug' ihr Ernst her. [4]
Laut mit unedlem Triumpheslächeln,

Marengo vor sich, rief sie: „ha, Teutscher, nun!
Wo ist dein Vaterland? — In Marengo liegt's
Hier unter mir im Todesschlummer,
Wische die Nacht Dir vom Aug', und sieh' es!

Givodan, Odin, Gott aller Götter in dieser Mythologie. — S.

[4] Ernst setzte noch Achtung voraus und Rücksicht. Beyde hat Frankreich, wie es glaubt, gegen Teutschland nicht mehr nöthig.

10. Nicht Schlachtgeheule; meine Triumphe nicht;
Der Schwachen Kinder, die mit Dir spotten, nicht; 5)
Dein Winfeld nicht; kein Völkerröcheln
Schrecken es auf: — wie die Leiche da liegt!

Ein Fremdling schleichst Du unter Europa's Volk,
Und klirrst vor Knechtschaft! Siehst es, und hörst es laut,
Ha, und Dich wirft um Nacht kein höhres
Edles Erschrecken in schwüle Unruh!"

Voll Siegeskühne rief sie's, und lächelte,
Und freute wilder ihrer Triumphe sich,
Und sah nicht schon wie Lenzfrühröthe
Glühen Germania's Strahlenwange.

Da sieh, herab zum Lande der Helden strömt'
(Und ein Walhall ging auf in Thuiskon's Aug',)

---

5) Der Schwachen Kinder, d. i. die Söhne der einst bey Roſsbach besiegten und fliehenden Franken.

Die Abendröthe des Jahrhunderts,
Strahlte herab wie aus Wodans Himmel;

Und, gleich Erdbeben, athmete Winfeld auf,
Hoch schlug das darunter ruhende Vorweltherz;
Und „Herrmann kommt! (so scholl's) und Alces
Liegen sich weinend umarmt am Herzen!“ [6]

15. „Dies ist dein Abend, — höhnte Frankonia,

---

[6] In Verbindung mit dem Seitenstück: Einigkeit ist die Veste der Nation, Einigkeit nur hält die Nation der Teutschen wider die Stürme des Auslands, zertrennt in Völkerzweige erliegt sie; Einigkeit ist ihr Schutzgeist; Einigkeit symbolisirt eine Mehrheit im Hinübergange zur Einheit, eine Zwillingsgestalt, hier die Zwillingsgottheit Alces; Alces ihr Schutzgeist. — Aber Germanien war zertheilt, Alces hatten sich entzweyt! — Vereinigen sich diese wieder, kehrt Einigkeit zurück unter die Nation, dann steht sie auf in Gröſse ihrer Vorwelt. — S.

Die Römerschütt'rin, düsterem Lächelns her, —
Dein Abend ist's, der Nacht Verkünder;
Ha, und der ewigen Nacht Verkünder!"

Doch Teuta rief jetzt, freudigen Ungestüms:
„Die Nacht ist hin! Walhalla steht auf, dies ist
Des neuen Walhalls Morgenröthe!"
Rief's, und ihr stürzte die Gluth der Thräne.

Schlachtathmend rief sie's, rief's durch das Herrmannsland,
Mit Donnerruf; nun wurde die Thräne Lied,
Und ganz Walhalla kam auf Erden,
Kam in Thuiskon, und ganz Thuiskon

Ward Winfeld rings; und rings durch das Winfeld scholl's
Gebirg' herunter, Thäler herauf; erscholls
Mit Wiederhall und Wiederhallen,
Scholl es herum durch die Höhln und Tiefen!

Wie Wettersturz rief's, donnert's: „Heran, heran
Zum Auferstehungstage des Vaterlands!"
Und meergleich brauste rings Thuiskon,
Brauste von Völkern in Waffenstürmen.

20. Da ging sie jetzt den hehren und schrecklichen
Erdbebengang die hohe Germania,
Da stürzten Thron' und Fürstenstühle,
Stürzten zu Trümmer die Herrscherhöh'n hin;

Auf ihrem Chaos stand sie mit Majestät;
Der Wangen Aufgang wurde nicht blutiger,
Nicht Sturm ihr Aug'; ihr Blick war Himmel,
Schweigen der Götter war ihre Sprache.

Allein, herabgeschmettert ins Trümmergraus,
Wie Sturz der Hölle, schäumten aus ihrer Tief',
Mit dunkler Hela'swuth, 7) Empörung
Gegen sie her nun die Völkerquäler;

Und sprühten Flamme, griffen nach Blut herum;
Die Adler um sie streckten die Klau dann aus,

---

7) **Hela** wurde von der Riesin Angerbode mit andern Ungeheuern geboren, und thronte in den Oeden, wo alle, die nicht für das Vaterland starben, nach dem Tode hinkamen. — S.

Und brausten auf, in ihrem Grimm sich
Wild in entjochete Völkernacken

Nun würgend einzukrallen zum Untergang,
Und, schlachtenheiſs, zu schwelgen in Völkerblut;
Doch spät mit ihrer Häupter Stacheln [8]
Spielten noch lächelnd der Starken Kinder.

25. Mit raſsten hier die Fürsten des Bluts [9] empor,
Und peitschten alle ihre Verderben auf,
Und schleppten so, das Herz voll
Untergang, donnernde Heer an Heeren

Mit sich ins Streitfeld, ha, und in schrecklicher,

---

[8] Die Stacheln der Häupter, nämlich der Völkerquäler, sind die Kronen.

[9] Vaterländische Fürsten, bey denen sich nach dem obigen Ausdruck vielleicht aber auch an Tyrannen denken lieſse. Der Doppelsinn könnte absichtlich seyn!

Ade, zu guter Nacht, Ade!
Mein Herze bricht mir vor dem Weh!
Ade, ihr Menschgöttinnen!
Damit bin ich von hinnen.

In grauser Ordnung, schlachtengewohnt, herab.
Da trat Cheruska, erderschütternd,
Ruhig und kühn zu der Todesschlacht her.

Walhalla saſs zum Winfeld die Wolk' herab;
Wie weht, wie weht die Fahne des Vaterlands!
Wie wogt's ihr nach von Heldenvölkern!
Flammet's ihr nach von der Schwerter Blizzen!

Weit rauscht's umher! Laut donnert das Väterlied
Der Freyheitsschlacht. Jetzt, Herrmann! Dein Volk, wie strömt's,
Wie strömt's heran, und fordert Winfeld,
Winfeld! Germania kommt; zujauchz' ihr! [10]

a, wie die Vorwelt kam sie, der Locke Gold
Flog von der Morgenröthe der Wang' hinweg,

---

[10] Germania hier nicht bloſs Teutschland, sondern dessen Mutter und Schutzgöttin.

Ihr Antlitz ein Olymp, ihr Auge
Voll von des Vaterlands Auferstehung.

30. Sie hub's empor mit Gottheit, dem Aufgang gleich
Ihr Blick. — Ihr Blick! — hinstürzt' er, ein Wetter, itzt,
Hinblitzt' er, flammt' ins Heer der Knechtschaft,
Schreckt ihm zu Leiche das düstre Antlitz.

„Wie, meine Kinder, — rief sie, — an diesem Tag
Hier wider mich, die Mutter! — das Vaterland, —
Ha, Herrmann, hörst Du's? Vaterwelt, Du? —
Wider das Vaterland! — Herrmann, hör's nicht! —

Zurück zu mir!" . . . Da riſs sie das Brustgewand,
Weit riſs sie's auf, ich sah nicht auf ihrer Brust
Marengo's Donnernarbe glühen,
Hub sich jungfräulich ihr Heiligthum noch.

Mit Mutterbeben warf sie die Arm' empor,
Weit auseinander, Alles Thuiskon jetzt
Am heiſsen Ungestüm des Busens
Hier zu umarmen mit groſsem Einmal.

Da stürzt' ein hohes Volk an ihr groſses Herz,
Rief: Mutter! — rief's erschütternd, und Schauer bebt'
Herab durch's Heldenheer, und alles
Reichte die Hand hin zum Brüderbunde.

35. Doch Auslandsvölker wälzten mit Todeslied,
Mit Todeslied teutonische Heere selbst,
Gepeitscht vom Grimm der Völkerquäler,
Fürchterlich auf sie die Fluth der Schlacht her.

Jetzt zuckt' ihr Blitz, und wölkte sie Finsterniſs
Um's Aug' herauf; jetzt zürnet' und wüthete
Aus ihrem Auge ganz Walhalla,
Trieb sie Erdbeben mit jedem Schritt auf,

Und rief dem Donner! — Doch in des Wetteraug's
Verderben glänzt' es. — Thronerin Südens, nun

Warum dein Antlitz um? — Die Thräne! —
Sahst Du's? — Und fühltest Du Dich erröthen? — [11]

Sie glänzte! — Blieb die Würgerin Mutter doch! [12]
Du sahest nicht sie, Enkel! drum kommt Dir nicht
Die stumme Stunde, die sie nachfühlt,
Schauert zu weinen, und — doch nicht nachweint! [13]

---

[11] Daſs hier der Beziehungen auf die vorige Ode mehrere vorhanden sind, ist bereits in der Einleitung bemerkt. — Vorzüglich muſs man Rücksicht nehmen auf Strophe 3. 8. 25. 36 der vorigen Ode. — Das Erröthen ist hier Wirkung der Schaam bey erster Selbsterkenntniſs.

[12] Germanien glüht von edelm Zorne, schon denkt sie Kampf, aber die Thräne fällt, denn — auch gegen eigne Kinder soll sie kämpfen.

[13] Du sahest nicht sie, — die Thräne nämlich, welche Germania damals weinte,

Sie war es, Enkel! aber sie war es auch,
Worin ihr Bild die eiserne Knechtschaft sah,
Von Kett' umklirrt; im Wiederscheine
Grinzen es sah, und — sich nicht entsetzte! [14]

40. Drum Schlacht! — und Schlacht war! Schlacht es und Todesnacht!
Und alles ward ringsher in ihr Hingestürzt,

(der Dichter ruft den Enkel jener Enkelwelt an,) denn sonst würden seltsame Gefühle deine Brust zerreiſsen. Eine stumme Stunde würde Dir kommen, d. h. eine solche, wo Du ganz verloren wärest in jene Gefühle, die Dich drängen zu weinen, weil die Mutter des Vaterlands die eignen Kinder würgen muſste, und wo Du doch nicht weinest, weil diese Kinder der Thräne unwerth waren.

[14] Sie war es — nämlich die Thräne, welche zu bitter, zu schmerzlich war, als

Und von den Wolken rief Walhalla,
Sang es, und donnert' es: hier ist Winfeld!

Und Vorweltthaten strahlten, und ewigten
Thuiskon hier! Des brausenden Jünglings Brust,
Die ihm sein eigner Scheiterhaufen
Lange schon war, und mit Wuth aufflammte,

---

daſs der theilnehmende Dichter sie so leicht hätte vergessen können, — sie war es, in der die Knechtschaft — der teutonischen Völker, die auch jetzt noch, nach diesem Aufruf der Mutter noch, die Liebende mit Tod und Untergang bedräuen muſsten — ihr Bild sah; sah, wie abscheulich es war, ohne sich zu entsetzen. Wie gewohnt der Knechtschaft, wie tief gesunken muſsten sie seyn! – Der schnelle Entschluſs zur Schlacht begreift sich nun ganz.

Hier brach mit einmal, wie ein Vesuv, sie los,
Warf Schlacht um sich, und Tode, und Wogen Bluts,
Er ward ein Heer dem Vaterlande,
Ward ein Jahrhundert voll Heldenthaten.

Gluth haucht's herum! Wie ebbt' und wie fluthete
Der Streit durchs Dunkle! Thürmte sich Tod auf Tod!
Ein groſser Mensch trat her; dein Auge,
Herrmann! so glänzte Dir's nur in Thaten!

Ein groſser Mensch! Er kam, und Walhall stand auf,
Und Herrmanns Brust erhub sich! Er kam, nach zwey
Jahrtausenden sein Erstgeborner!
Trat mit der Fahne des Vaterlandes,

45. Der Nachzeit Geist in sich und der Vorzeit Herz,

Dorthin, wo's mitternachtete, siegt' heran,
Wie eine Nation allein Er,
Herrschet', und riſs mit sich fort Cheruska.

Im Pantheon der Vorwelt erwuchs der Held
Vom Mann zum Menschen, 15) weinte vor Herrmanns Bild

---

15) Vom Mann zum Menschen. — Wenn irgend etwas beweisen kann, daſs der Dichter nicht zu den, Bardenbombast nur hinbrausenden, und dadurch sich Patrioten wähnenden, Schwätzern gehörte; so ist es diese Stelle, in welcher er so offen bekennt, um wie viel höher ihm der Mensch, als der Mann, der blos Starke, Tapfre oder Kühne stehe. Reine Humanität sollte vorwalten in der Welt. Der Dichter hätte nie sein Vaterland so hochgeachtet, als er es achtete, hätte er nicht dieses Streben nach reiner Humanität in demselben als charakteristische Eigenthüm-

Als Knabe schon, und früh in Nächten
Rief schon mit glühender edler Unruh

Des Heldenkindes Seele: mein Vaterland!
Im Frühschein rief sie's, rief's in die Späte Röth'.
Und Sehnsucht nach der Väter Zeiten
Hub ihm die Brust, und zu Purpur glühte

Die Wang'; aufriſs er, streckte, voll Ungestüm,
Den kleinen Arm aus; bebt', und des Vaters Stimm'

---

lichkeit in ihm erkannt. Seine Helden wagen also nicht für Schatten der Schatten ihr edles Leben, kämpfen nicht für Vorurtheil und armseliges, die Humanität wohl gar unterdrückendes Herkommen aus einer rohen Zeit.

Umscholl ihn hell: wohin? — Nach Winfeld!
Schluchzte der Knabe mit Sturm des Herzens.

Und nun als Mann, nun stand er im Winfeld da,
Wie Herrmann stand! Und stand für das Vaterland,
Wie ein Jahrhundert voller Thaten; —
Sieger! — und sank, wie der Groſse Sempachs. 16)

50. Vom Herzen stürzten Dir noch, Germania!

---

16) Winkelried, der in der berühmten helvetischen Freyheitsschlacht gegen Herzog Leopold III. von Oestreich, bey Sempach (1386) sich mit der Groſsmuth eines Leonidas dem Vaterlande opferte. — Mit diesem Beyspiel deutet der Dichter auf den Geist der teutschen Freyheitsschlacht.

Für eine Jungfrau.

Der May, der kömmt gegangen,
Und hat die schönen Wangen
Mit Blumen ausgemalt.
Das Leid der langen Fröste
Wird durch die warmen Weste
Mit Wollust reich bezahlt.

Auch euer Tag, der liebe,
Will ganz nicht sehen trübe,
Stellt sich erfreuter ein.
Und alles was wir fragen,
Das sagt in Einem Sagen:
Ihr sollt gebunden seyn.

Drum will's auch mir gebühren,
Dafs ich euch helfe zieren;
Nehmt dieses schlechte Band!
Ihr Wünsche, die ich schicke,
Ihr habt, als ich, mehr Glücke,
O schlingt ihr's um die Hand!

Viel Heldentode; spritzt' es von Blut Dir noch
Wie Abendroth' ins Mutterauge;
Aber auch Winfeld ist dein![17] — nun spritz' es! —

Nicht mehr! Schon stürmt' und brauste die Fluth daher,
Durch Nacht und Gluth, durch Weiten voll Völkertod;
Und tief herab durch graue Ferne
Heulte sie fort wie Orkangewirbel.

Olymp genug, schwieg itzt, wie das Meer, wenn's ruht,
Die Majestät der hohen Germania,

---

[17] Winfeld, d. h. hier eine neue, unter den gleichen Verhältnissen, wie einst jene im Winfeld gewonnene, Schlacht; eine Schlacht also, welche die Tyranney des Auslands brach, und dem Vaterland die Freyheit ersiegte.

Und würgte nicht die Flucht, und lieſs nicht
Ihre Triumphe ins Ausland wüthen.

Kein Donner sang zu lärmendem Siegestanz;
Der Kinder Tode hub sie an's Mutterherz,
Und ward ihr Pantheon, — und Mal war
Ihren Unsterblichen jeder Blick schon! [18]

Aufgieng die Morgenröthe der Freyheit itzt,

---

[18] Steht in Beziehung auf Strophe 13, 25 u. 31. der vorigen Ode. Germania hatte dort schon gesagt (Str. 14): *Das Groſse lärmt nicht*; und was sie dort gesagt hat, beweist sie hier. Stille Gröſse, ruhiges Bewuſstseyn, innige Herzlichkeit sind ihr Charakter. — Der Dichter hat auch nicht ganz Unrecht, und wird noch mehr Recht haben, wenn Teutschland erst die falsche Gröſse verachten, und das Verdienst den ihm gebührenden Platz behaupten wir.

Ihr mündig war das heilige Heldenland; 19)
Und ganz Cheruska weint', und wurde
Eine Umarmung! — O Götterwollust!

55. Da mit zu weinen! Söhne der Nachwelt, da
Mit zu umarmen! Rufen: mein Vaterland!
In dieser Thrän' es rufen, ach! in
Dieser Umarmung mit ganz Thuiskon!

An diesem Tag 's am Herzen des Vaterlands! — —
Ha, daſs dann über mir des Jahrhunderts Moos
Schon herweht, das zu wissen, gräbt mir
Grab in die Seele, wird Nacht ums Herz mir! —

---

[19] Wie sehr die in voriger Anm. gemachte Behauptung im Sinn des Dichters sey, zeigt der Umstand, daſs er zu Ende des Jahrhunderts sein Vaterland erst für mündig zur Freyheit hielt. Daſs übrigens dies auch von Frankreich gelte, ist aus allem, was er darüber sagte, klar.

Was sangst Du, Barde? [20] ward ja dein Auge Gluth!
„Thuiskons Fest!" — Ha, Kühner, das wagtest Du?
Und lauten Jauchzens? — Nein, Du sangst's nicht! —
Barde, Du sangst nicht das Fest Thuiskons! —

---

[20] In Beziehung auf Strophe 32. der vorigen Ode — Das Gesicht der Zukunft, welches dort nur schnell vor dem Dichter vorüber ging, enthüllt sich ihm hier deutlicher und bestimmter. — Es ist hier so lebhaft, daſs der Dichter sogar das Gesicht für Wirklichkeit hält, und mit dem Barden spricht. Er tadelt ihn, daſs er lauten Jauchzens das Fest Thuiskons singen wolle. Der Grund, der ihn zu diesem Tadel antreibt, ist eine Besorgniſs für die Zukunft jener Zukunft, denn immer steht es fest in seiner Seele: das Groſse lärmt nicht! — Und kann man auch das Gröſste würdig singen?

Dir bebt die Stimm' itzt, Barde! — Du weinst, und kannst
Nicht weiter singen? — Aber Du wagst es nun,
Und schauerst, — und verstummst für ewig? —
Barde, Du sangest das Fest Thuiskons! — [21]

Hinauf den Blick, Urenkel! — War's Schrecken wohl,
Und welcher Schrecken, was so verwirret itzt

---

[21] Es giebt, will der Dichter sagen, nur eine Art, jenen groſsen Tag des Vaterlands und dessen groſse Thaten würdig zu singen, — durch Verstummen. Dies setzt ein tiefes Gefühl jener Thaten voraus, eine richtige Anerkennung ihrer Gröſse, und das stille Bekenntniſs, daſs man nicht glaube, durch Prahlerey jenen Groſsen gleichen zu können, ohne in der That etwas von ihrer Gröſse zu besitzen.

Ans Herz der Donnrerin Marengo's
Riſs, und im Auge so wild ihr zuckte?

60. Auffuhr sie; rauscht' herab von den Lorbeerhöhn;
Wie himmelher itzt, kam sie im Wolkenkleid [22]
Voll Sturm die Brust, die Wange Morgen,
Stürzt' an Germania's Brust herunter;

Und stand voll Ernst, und reicht ihr die Hand, und schwieg! —
Doch, stiller Enkel! — Still'rer! verstehst Du auch
Die Röth' in ihrem Antlitz? — Enkel!
Und das zum Busen gesenkte Auge? — [23]

---

[22] Das Wolkenkleid, womit man allenfalls die Luftgeister umhüllen kann, könnte vielleicht eine Anspielung auf die Republik Wolkenkukuksheim in den Vögeln des Aristophanes seyn.

[23] In Beziehung auf Str. 14. der vorigen Ode. —

Wie glüht, wie glüht mein Herz Dir, o Vaterland!
Dich leugnet laut und ernst zwar der Mitwelt Geist,
Du aber warst, und bist, und wirst seyn,
Vaterland Herrmanns! — drum schweig', o Harfe! [24]

---

[24] Ich wollte vollenden mit einem göttlichen Opfer dem Vaterlande, mit dem Bekenntniſs seines ewigen Daseyns. — S.

Geburtstagsfeyer.

Eine Idylle.

Dämmerung nahte sich itzt, die schöne, die häusliche Herkla
Eilt', und bereitet' ein ländliches Mahl im Schatten der Hütte;
Uebergoſs die moosigen Sitze mit schneeiger Maiflur,
Und die epheuumschlängelte Tafel mit Blüte des Fruchtbaums.
Trat hinein in die Hütt', und trug hervor aus der Hütte,
Jetzo die kühlende Milch, und dann der warmen Gemüse
Niedlichste Kost, des Frühjahrs Erstlinge, setzt' auf die Tafel

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Junges Geflügel, gedörrt an der Flamme des wirthlichen Heerdes;
Dann, auf räumlicher Schüssel erhöht, den von ihr mit der Angel
Ueberlisteten Aal, um den Auerhahn labyrinthisch
Hergeringelt, und festlich bewunden mit sprossendem Weinlaub.
Kam mit dem flüssigen Gold der jugendlich heiternden Traube,
Perlend im hellen durchsichtigen Kelch, und den blumigbekränzten,
Blinkenden Muscheln heran; hüpft' itzt an den sprudelnden Gieſsbach,
Neigte sich, schöpfte das Silber des Quells in krystallne Schaalen;
Fügte sie jetzt, warf weiſse Narciſs' in das wellende Silber,
Und aus dem Kelch in die rundlichen Muscheln den Nektar gieſsend,
Dann, zu schönerem Zauber, in jed' ein Röschen des Frühlings.

Sieh, und sie häuft' in zierlichen Körbchen, aus Zweigen voll Blüthen
Künstlich, mit lustigem Mädchengeschmack, von Herkla geflochten,
Reichlich empor des Spätjahrs mildeste, süſseste Früchte;
Hier den röthlichen Apfel, den weiſsen dort, in der Mitte
Falbgesprengten, den Herbst im buntesten Spiele der Farben;
Spitzt' in der Laune des Augenblickes die purpurne Frucht nun
Hoch aufs silberne, sieh, und die weiſs' aufs röthliche Häuflein.
Herkla lächelte hier, und thürmte die saftigen Birnen
Pyramidisch nun auf die andern Blüthengewinde,
Schüttet' üppig hervor aus der rosigen Schürze die Wallnuſs,
Vollerer Hände die kleinere dañ hoch auf in der Körbchen

Ich bitt' um ihretwegen
Von Gott ihm *) soviel Segen,
Als Stern' am Himmel stehn;
Als Zweige sind in Wäldern,
Als Kräuter auf den Feldern,
Als Fisch' im Meere gehn!

---

*) dem Tage.

Blumengeflecht, und baut' ein Dach von Kuchen herüber.
Jetzo überblickte das wirthliche Mädchen die Tafel,
Ordnete liebliche Wechsel umher, und verschönend den Wechsel
Wieder zu Einfalt, fügte sie alles in niedlichster Zierde,
Alles in lachenden Schmuck, zu süfs einladendem Vorschmack;
Nahm das freundliche Vaterbild, liebkost' es, und schmückt' es
Rundum mit Kranz von Rosen, und stellt's auf den festlichen Ahnsitz.

Heiter schaut' Heroal ihm zu: ja, Schönheit, Dich seh ich,
Rief er, Dich seh ich auch hier! Dann sah er auf Herkla, die Schönheit
Ward sie ihm selbst, und lockender immer der friedliche Heerd ihm.
Liebender wallte sein glühendes Herz: o könnt' ich des Helden

Höheres Leben, o könnt' ich es leben im Reiche der Hirten!

Solchen Gedanken ergab sich sein Geist, die gemüthliche Herkla
Löst' ihr Schürzchen nun ab, und eilt', einladend Heroal,
Und die Freunde, von ihnen zur Wärterin, rief zu dem Mahle!
Zog Heroal, den Zögernden, traut herbey an der Hand itzt;
Sieh, und da kamen die lüsternen Gäst', und lagerten weich sich
Auf die blumenbegoſsenen Sitz' im Kreis um das Festmahl.
Herkla saſs bey Heroal, sie hob das heitere Knäblein
Jetzt auf den Schoos, hegt's mütterlich, reicht' ihm die süſseste Frucht hin,
Spendete rings vor sich aus; oft schlug mit den Fäustchen der Kleine
Freudig den Tisch, und lächelte froh, und streckte das Aermchen

Aus nach der prunkenden Frucht, weit aus nach dem lachenden Kuchen.
Muntres Geschwätz, und lieblicher Scherz hob an, nur der Weltmann
Schmaust' in stillem Behagen, und trank der Freude des Daseyns.
Immer den neu sich Meldenden häufend aus mittlerer Schüssel,
Ihnen noch traut zulangend ein Häufchen mit launigem Liebreiz,
Lief oft her die geschäftige Herkla, die Schaalen zu wechseln!
Füllt' aus dem Kelch die Muscheln der Gäste mit Safte der Reben,
Heiterte dann mit kosenden Wörtchen sie an, ihn zu kosten,
Herzlich mahnend Heroal, und kindlicher Zeton; und lächelnd
Mit nachschüttend dem Trinker den Becher, und vollere Züge
Ihm abzwingend, daſs über die Brust ihm der goldene Saft floſs,

Freute das Mädchen sich oft, wie allen das Mahl so gelüste.
Gleich Hausmütterchen, sorgte sie überall, nippt' an Heroals
Muschel mit Zeton zugleich; itzt traut zugleich mit Heroal
Nippten mit einmal die Drey, und lachten des tändelnden Spieles.
Alle gedachten des heute Gebornen, und wünschten sein Wohlseyn;
Herkla sang, und es schmeichelten alle der reizenden Wirthin.

Nie noch wie heut, rief hochentzückt Heroal, erblickt' ich,
Ahnete nie, wie ich heut es sehe, das häusliche Leben!

Egol entfernte sich jetzt nach dem Mahl, Heroal und Herkla
Irrten umher; ihr hing um den Marmornacken das Knäblein.

Stiller wurde sie dann, und Wehmuth hob ihr den Busen;
Herkla gedachte des Muttertodes, doch, Morgen des Frühlings
Ihre Natur, strich lächelnd sie bald mit den seidenen Locken,
Weg von dem liebebestrahlenden Auge die bebende Thräne;
Nickte Zeten dann zu, und sagte: die holdeste Mutter
Hast du kleiner Unschuldiger mir und dem Vater getödtet;
Aber Schwesterchen liebt dich doch, und küsset die Mutter,
Wenn sie dich herzt, so schön gleichst du, so freundlich der Mutter!
Junger Engel, sie siehts, wie wir uns herzen, und freut sich,
Dafs ich dich liebe, wie sie, und lächelt unserer Küsse!

Jetzo lagerten beyd' am See sich nieder ins Lenzgrün;

Vor den Liebenden lag, mit jedem Zauber gekrönet,
Rings der Gegend Elysium da, wie ein blumenumhüllter,
Und in der Blumenwindel dem Schlummer lächelnder Säugling.
Fern in dem West, auf strombeschäumeten Gipfeln der Alpen
Bildete licht die Abendröthe den Frühling des Jenseits,
Und bepflanzte mit Rosen den Himmel, und unter die Rosen
Jugendlich schön und voll Pracht, den Stern der Liebe, als Lilje.
Aus nordöstlicher Fernentief' erhob sich des Vollmonds
Freundliche Herrlichkeit, purpurglänzend am blauen, entwölkten
Sternengewölb' empor, und Erd' und Himmel im Umkreis
Schienen in Jugendröthe der Kindheit wieder zu lächeln.

Blüthenduft aushauchende Kühl' umfächelte
lispelnd,
Unter dem süſsen Geflöte der Nachtigall, Mutter
Natur, dich!
Und des Unendlichen Geist schien nun auf Erden
zu wandeln.
Liebetrunkene Wehmuth drängt ins Herz der
Geliebten,
Und Heroal umschlang sein schwanenbusiges
Mägdlein,
Drückte den Kleinen mit ihr an die Brust, in
Einer Umarmung
Beyde, sie beyde zugleich, mit Einem Kuſs
an sich fesselnd;
Und von dem hochbeglänzeten Aug', aus dem
Himmel des Auges
Perlt' in den Blüthenschnee der Wangen die
Thräne der Jungfrau;
Ihre Grazienblicke, wie junge Frühlinge,
irrten
Trunken von ihrem Geliebten, zur Abendröthe,
und trunkner

Auf den Geliebten und Kleinen zurück, und mit höherer Wolluſt,
Wie durch Elyſium her, zum mondbeſtrahleten Aufgang.
Wonn'entzückungen, ſüſs, wie die Erſtlingswehen der Liebe
Schauerten ihr durch die ſchwellende Bruſt, ſie ſank dem Geliebten
Stumm ans Herz, und ruhete ſelig, wie er, an der Bruſt ihm.

Als die Sonn' aus dem Mittag ſank nach den weſtlichen Fluthen,
Eilte Heroal zum See, an der Hand das liebende Mägdlein,
Heute vom munterſten Scherz zu der Grazien ſchönſter verſchönert.
Jetzt trug fort ſie der plätſchernde Kahn. Im üppigſten Reize
Lachte Natur; und das Mägdlein glühte vor Jugend des Lebens;
Ueberall funkelt' ihr Blick, flog her durch Nähe und Ferne.

Singend nahm sie dem Jüngling das Ruder, und schaukelt' ihr Schifflein
Oft so wild auf der Fluth, daſs Heroal: Herkla! empor rief;
Herkla lächelte dann, und sagt': heut bin ich Heroal,
Herkla du heut! Heroal'n entzückt' ihr liebender Frohsinn;
Ihr rollt' itzo der Kahn zu träg, arbeitend am Ruder,
Stand sie, den Nacken umweht von den Locken, und zwang's durch die Fluth her,
Bis ihr in Rosengluth der Wangen Lilienschnee schmolz.
Und sie nahten dem Ufer, und sah'n des Festes Gewühl schon:
Herkla frohlockte, ihr Herz war Fest, war Feyer des Frühlings;
Jauchzend sprang sie zuerst ans Gestad, entzückt von der Gegend
Reines Elysium; und im trunkensten Rausche von deiner

Schöne, Natur, küſst sie in zu mächt'gem Entzücken Heroal;
Nun jungfräulich verwirrt, stand hold erröthend vor Schaam sie,
Bis Heroal sie wilder umschlang: dann faſst an der Hand ihn
Herkla so traut, wies überall hin, wo schön die Natur war,
Wies ihm überall hin, wo Leben und Liebe frohlockte.
Süſse Reden entflossen der Lipp', in hellestem Aufruf
Jauchzte sie so, ausstreckend den schneeigen Arm in die Fernen:
Hügel an Hügel, von Blumen wie weiſs! hier alles voll Rosen;
Golden der blühende Fruchthain dort bey dem Silber der Bäche!
Grün das ganze Gebirg, dort alles voll lächender Dörfchen!
O, wie zu Hunderten, alle wie Kränz' um uns her! wie aus jedem

Bey der Verbindung eines jungen Brautpaars.

An die anwesende Gesellschaft.

Heute sind der Götter Schaaren
Ausspaziret allzumal;
Haben sich verfügt bey Paaren
In den weiten Sternensaal,
Pflocken Blumen, winden Kränze,
Führen liebe Lobetänze.

Venus herzet ihren Buhlen,
Mars vertauscht den rohen Streit,
Cynthius die blaſsen Schulen
Mit der süſsen Müdigkeit,
Pflocken Blumen, winden Kränze,
Führen liebe Lobetänze.

Ceres springt auf allen Rainen
Mit der frohen Bauernwelt
Um die Tennen, um die Scheunen,
Um das abgethane Feld;
Pflocket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze!

Wallet, und wallet es her zu dem Fest, wie
tönen am See dort
Alle Glöckchen umher, sie rufen: zur Wiege
des Frühlings!
Trüppchen an Trüppchen! wie läuft es noch
immer! die hüpfenden Kleinen!
Sieh, o sieh, wie alle mit Blumen gekrönet,
mit Blumen
All' in den Händen, wie alles sich kränzt, wie
alles gekränzt wird!

Jetzo traten sie unter das frohe Gewühl an
den Ufern;
Alles war festlich geschmückt, sie irrten umher
durch die Mengen,
Weit hinauf und hinab an dem See, von Dörf-
chen zu Dörfchen.
Tänz' an den Ufern umwirbelten alle die dörf-
lichen Linden,
Oder im Gipfel sie hoch, wo Saal herüberge-
schooſst war;
Lied und Gejauchz' tönt' überall her, das lie-
bende Paar trat

Unter die Linden, itzt hier, itzt dort; Hausväterchen saſsen,
Kreise von Enkeln um sich, rings her, und ergötzten sich weidlich
Ueber die Tänz'; und wieder verjüngt durch der Leyer Gejubel,
Schwangen sie hoch den Pokal den Zeiten lustiger Jugend.
Bunter ward das Gewühl; und gleich dem Geriesel der Bäche,
Murmelt' überall fröhlich Geschwätz; bald wimmelt' ein Volkchen,
Bald lustirrt' ein liebendes Pärchen vorüber; es liefen
Weiſsbebänderte Kinder umher, die Unschuld der Hütten,
Spielend in grünender Aue, und dort auf sonnigen Hügeln;
Saſsen, um Wasserfäll' hier gereiht, erzählend einander
Mährchen, in Abendstunden von Mütterchen schön sich erbeten.

Herkla führt' Heroal umher, erzählte den Kindern
Schönere Mährchen; mit einmal itzt zog sie den heitern Geliebten
Lachend hinein in den Tanz, noch liefen die Kinder; sie schwangen,
Rings von der Hirtenunschuld umhüpft, sich in traulichem Kreistanz.
Froh gelaunet in aller Natur, enteilten die beyden
Jetzt dem Gewirbel, und mischten sich fern in die Reigen der Hirten,
Bald in der Jünglinge Reih'n, und bald in der Hirtinnen Chöre;
Irrten durch Wiesen, voll abendbeglänzeter Höhn, von des Malers
Freuden umlacht, zu Tempeln der Lieb' und Hütten der Unschuld;
Alles war mit Kränzen bestreut, und alle Gebirge
Winkten, von Blüthen bedeckt, sich auf ihnen des Frühlings zu freuen.

Und sie wallten hinunter den See, bald wieder hinauf ihn;
Reiheweis saſsen hinab durch beblümte Akaziengäng' hier,
Mütter mit Kleinen im Schoos, rund um sie trippelten Kinder.
Herkla zog an der Hand Heroal von Mutter zu Mutter,
Drückt' an ihr Herz die herzlichen Kleinen, und gab sie Heroal,
All' zu umarmen, wie sie; das Mäglein jubelte in sich.
Traut itzt zog sie sich nach den Geliebten, und lief an die Quellen,
Irrt', und voll Lied, durch Auen umher, Lenzblüthe zu lesen,
Alle Unschuld im Mutterschooſse mit ihr zu bekrönen.
Hüpfend kam sie zurück, ganz Leben in jeglichem Liebreiz;
Schaut' um sich her durch Thal und Gebirg, und gen Himmel, vom Himmel

Wieder zur Erd'; und überall um sich sah sie die Mutter
Kosen, die Wiegenliebling' am Herzen, sich kosen die Unschuld;
Sieh! rief süſs entzückt hier das Mädchen, und sank dem Geliebten
Jüngferlich bebend an's Herz, jauchzt' auf: o siehe, Geliebter,
Ueberall Blumen und Abendröthe! und überall um uns
Mutterkuſs und Kinderumarmung, wie alles voll Liebe! —
Erde, wie schön bist du! . . . Heroal! wie liebet dich Herkla!
Herkla! sagte Heroal, du bist mir der Himmel auf Erden! . . .
Schön ist es hier, ja, Eden ist hier! doch fühl' ich mich höher,
Näher dem Ewigen mich in der einsamen Nacht der Gestirne!
Gott ist auch hier! erwiedert' ihm Herkla; da preſste Heroal
Glühender sie an die Brust, da sagt' ihm lächelnd die Jungfrau:

Mit mir lebst du am Tage der Erd', ich lebe dem Himmel,
Mit dir wiederum Nacht, so wollen wir beyd' in uns einen!
„Göttliches Mädchen! du bist durch dich als Olymp mir die Erde!
Sprach aus glühendem Herzen Heroal, o Herkla! du wirst mir
Göttlicher immer, erscheinst mir ja hier als Göttin der Kinder!
Herkla drückt' an den schlagenden Busen die Hand des Geliebten,
Schwieg, zu voll war ihr Herz, und lang verstummten die Beyden.
Jetzo setzte sie sich, zu trautem Geschwätz mit den Kindern,
Unter die Linden; da hüpften herzu die kleineren Mägdlein,
Spielten ihr froh um den Schoos, sie lächelt', und nahm an ihr Herz sie,
Plauderte traut mit dem Häuflein, und schmückte mit röthlicher Blüthe
Ihnen die Brust, mit schneeiger ihnen das lockige Köpfchen.

Beyde Liebenden flochten vereint die Kränze; und Herkla
Lehrte den Kleinen das Schöne darin, und den künstlichen Wechsel;
Schmiegt' itzt, alle umarmt, mit allen Heroal ans Herz sich,
Blickend ihn an mit trunkenem Auge; „wie bin ich so ganz dein!"
Sagte der Blick; Heroal umschlang sie in stummem Entzücken.
Blumen umher ins rosige Schürzchen sammelnde Mägdlein
Liefen noch immer herbey, und schütteten ihr in den Schoos sie;
Alle zum Kranze für dich! sprach Herkla zu dem Geliebten;
Sah ihn liebenden Ernstes nun an, und sagte: zur Krone!
„Göttliche! . . . Nein, von Herkla's Händen, von Herkla ist Kranz mir
Krone genug! erwiedert Heroal mit Wärme, mit Gluth ihr.
Knaben auch sprangen herbey, Heroal hob auf das Knie sie,

Spielte wie sie, traut drängten sich nach die andern Gespielen;
Alle sie nahm er zwischen die Knie, die spätere Schaar dann
Klettert' an ihm empor, bis er ganz mit Kindern umringt war.
Herkla sah's, laut jauchzte sie auf, Heroal, nie sah dich
Herkla schöner, als hier! sie lehnt' ihr Haupt an die Brust ihm.
Und mit der Meng' itzt irrten vorbey hochbusige Jungfraun,
Alle schielten zurück auf den schwarzgelockten Heroal;
Herkla erhascht' es: wie werden nun bald die Mädchen mir neiden!
Sprach sie mit Lächeln im Herzen, wenn nun, ach nun ich sein Weib bin!
Neidet nur Mädchen, ja keine von euch kann würdig ihn lieben!
Herkla nur weiſs ihn zu lieben, nur Herkla ist für Heroal!
Kränze trugen die Knaben ihm zu, er sammelte alle,

Sagt' entzückt itzt: werdet ihr Kränze, o werdet für Herkla
All' ein Kranz! und die Jungfrau glühte, mit Wörtchen der Liebe
Ihm zu danken, ... sie schwieg; doch ihr Blick, wie glänzt' ihn ihr Blick an!
Sieh, und es schlangen sich Mädchen und Knaben vereinet, die Unschuld
Schlang mit Blumenketten sich rund um Heroal und Herkla;
Und so ruhten sie hier, als Zwillingsgottheit der Unschuld.
O, wär' ewig dies Fest! rief Herkla empor, ... ist die Erde,
Ist Heroal, die Erde nicht schön! sie sank in die Arm' ihm.
Ja, rief jener, so reizend wie heut, war nie mir die Erde!
Nie noch die Kindheit! ... Göttlichkindliche! möchte mit dir ja
Wiederum werden zum Kind! mit dir in Liebe zu leben,
Alles Leben hinter uns wieder voran, so das ganze! ...

Lange schwieg er, dann irrte sein Aug' in trunkener Wonne
Von der Geliebten umher zu allen Spielen der Unschuld.
Herkla spielt' itzt mit, wie die Mutterliebe in Eden;
Und wie der Jüngling Adam spielte Heroal mit ihnen.
Knaben schlichen mit Knaben hinweg, und Mädchen mit Mädchen,
Knaben und Mädchen itzt unter einander, in Pärchen entschlüpfend;
Saſsen in Lauben, in Blüthengebüsch, in Rosengeländern,
All' umarmten sich traut; itzt tanzte Herkla vorüber,
Sah sie; und hocherröthend entflohen die Knaben und Mädchen:
Holde, vertrauliche Unschuld! so rief sie, o liebet und spielet!
Schämet euch nicht, ihr Traulichen, Kinder zu seyn! warum flieht ihr?
Freut euch in Spiel und Natur! nehmt Herkla mit in das Spiel auf!

Ihr auch, Götter und Göttinnen,
Nur nicht ohne Sterblichkeit,
Lebet nach des Himmels Sinnen,
Dem ihr sonst ganz ähnlich seyd.
Pflocket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze!

Hier steht riechender Lavendel,
Da gesunde Saturey,
Eiswig, Polei, Narde, Quendel,
Tausendschön und allerley.
Pflocket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze!

Münze, Rosmarin, Zypressen,
Nelken, Scharlach, Amarant
Bleiben gleichfalls unvergessen,
Und was noch nicht ist genannt.
Pflocket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze!

Pflocket, windet, streuet, springet,
Tanzet, jauchzet was ihr könnt,
Aller Himmel hat's gedinget,
Alle Welt ist so gesinnt!
Pflocket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze!

Herkla! rief im Entzücken Heroal, o Schöpferin Herkla!
Durch dich wird mir die Welt der Kinder zum Reiche der Götter!
Führend mit Herkla den Reigen der Unschuld, und in dem Umkreis
Freude, nur überall Freud' erblickend, erhob er die Stimme:
O ihr seligen Thäler, und eure biedern Bewohner!
Paradies um uns her! auf deinen Hügeln und Bergen,
Hier, an deinem heiligen See, hier leb' ich der Jugend
Seligste Tag', hier find' ich die Thäler und alles Geliebte
Meiner Kindheit zurück, hier werd' ich wieder zum Kinde! . . .
Glühend preſst' er der Jungfrau Hand an die Brust: o Geliebte!
Rief er auf, sprach, blickend gen Himmel, noch einmal: Geliebte!

Die Erwählte.

Du bist! ... und bist das glühend ersehnte Herz,
Durch stumme Mitternächte so heiſs ersehnt,
Das von des Lebens erstem Hauch an
Alles mir Werthe geeint in sich faſst;

Worin ich jedes Götterarkadien
Der Knabenträume, jede verlorne Schweiz,
Und alles, was mir je am Herzen
Ruhte, zurück an das Herz mir drücke,

Der Wiegenjahre erste umschlungene,
Die trauten Mitgespielen der Unschuldswelt,
Die jetzt im Hügelgrase wehen,
Oder ich brech' in des Kirchhofs Blumen;

All deine stillen, wie aus dem Abendroth
Hinabgesunknen Eden, o Genfer-See!
Worin ich jeden Traumolymp fand,
Ach, aus den Tagen des Rosenalters!

Worin ich froh die Kindheit und Knabenzeit
Mit deiner Ufer Grazienjugend einst,
Wie eine Paradies - Idylle, —
O, wie beglückt, wie die Brust voll Himmel! —

Zurück mir spielte; Knabe, nun Jüngling ward,
Und jeden durch den Jüngling verstreuten Ton
Zur Melodie der reinsten Liebe
Wieder das Herz mir durchzittern fühlte!

Du bist's, die einst, süſs schauernd am Busen mir,
In langem Tiefverstummen, . . in bebenden
Gebrochnen Ach's, . . verwirrt, mit holdem
Jungfraunesröthen ins Herz mir lispelt':

„Ich bin das Ach, das, Jüngling, die Brust dir eng
„Zusammenpreſst', und wieder zu Weltraum hob,
„Das frühe schon des Erstgefühles
„Thränen im Liede dir sanft entlockte!

„Ich sprach in deinem brausenden Gluthgefühl
„Der ersten Freundschaft, die zum Elysium
„Das Schul-Syberien dir umschuf!
„Mich in dem Trauten umschlang dein Innres!

„Dein erster Seufzer rief schon unwissend mich,
„In jeder wildauflodernden Andachtsgluth
„War ich's in dir, dem du die Hände
„Faltetest, dem du an's Herz dich sehntest!

„In allem Ich, wornach du im Leben nur
„Bey hoher Brust die Arm' auseinander warfst,
„Was still in jeder Trennung weinte,
„Und im Verstummen des Wiedersehens!

„Ich bin die Lina, die in Gesänge du
„Aushauchtest, bin dein Zittern um Mitternacht,
„Der Ruf in deinen Knabenträumen,
„Und die Beklemmung im Jünglingsherzen!

„Dein Jugendland dir, bin dir dein Vaterland,
„Bins, was in jedem Zucken des Heimweh's schlug,
„In stillen hehren Vollmondnächten
„Dir, wie unendlich, die Brust aufschwellte!

„Bey Sternenanblick in dir mit Schauern sprach,
„In jeder Ahnung bebte! Ich bin dein All',
„Und, Eins mit dir, wirst, Ewigkeit, du!
„Zeit mir, und Raum, die Unendlichkeit mir!'

„Die Liebe nur umarmet am Herzen sie,
„Die haucht in uns, drum fassen wir beyde ja,
„Verstehn im Schau'r des Augenblickes,
„Was nicht Aeonen der Erde lehren!

„Warum die Sprache! Todte, hinweg von uns
„Nur ohne Sprache reden wir göttlicher,
„Die Welt erfühlt es nicht, . . Verstummen!
„Götter und Liebende reden durch dich!

„Nicht heiſs' ich Herkla; nicht wie die Welt dich nennt,
„Und selbst um Mitternacht dich der Freund auch, du;
„Dir sag' ich's nicht, und du mir auch nicht,
„O, und doch nennst du mich, nenn' ich dich ja

„Im Aufruf ſüſser Schrecken der Liebe laut,
„In jedem wollustschmerzlichen Ach dich laut,
„In jeder plötzlichen Beklemmung
„Tief in der Seele voll Wonne in mir!

„Dich nenn' ich heiſs in jedem Erröthen nun,
„In jedem schnellen Wiedererblassen itzt,
„Dich, wenn ich bang dich faſs', und . . zittre,
„Oder im Seufzer anblick', und schweiget"—

Du bist, du Wunderbare, vor mir nur licht
Im Wunderbaren, und der allmächtige
Hindrang in deine Schauernähe
Rief, o wie rief er mit Ahnung in mir:

„Die du in allem Göttlichen um dich sahst,
„In jeder Harmonie um dich höretest,
„Die zu dir will, dir heiſs entgegen
„Athmet aus aller Natur, sie ist es!

„Die du vom Schicksal heiſs dir erflehetest,
„Um Mitternacht dir stürmisch erwüthetest,
„Im Mondlicht mädchenhaft erweintest,
„Läugnetest auch, wie dein Vaterland einst." —

Mein ganzes Daseyn! o wie von Hoffnungen,
Von Thränenstürmen einsamer Nächte voll,
Wie rief's nur ewig dich; wie rief es
Dich in dem Knaben, und dich Jüngling!

Dich heilig groſses Herz, an der Vorwelt Brust
Gesäugt, gewärmt, Heroin genug, in dir
Mir Vaterland zurückzugeben,
Das in das Grab, in das Grab schon hinsinkt;

Das hohe Namenlose; wovor ich einst
Vor Winkelried's Bild, schwülester Unruh,
schwieg,
Wornach ich bang den Arm ausstreckte,
Thränenlos weint', und in mir es Nacht ward!

Du warst, du bist das groſse Unnennbare,
Wornach in Götterstunden mein Herz sich hebt,
Sich hebt, o wann die ganze Menschheit
An mich zu drücken, ich wollustbebe!

Dann, Herkla! stehst als Menschengeschlecht
ja du,
Als Bild des Weltalls, als die Natur vor mir!
Als Diesseit vor mir und als Jenseit,
Herkla, o sey, mir am Herzen, ganz mein!

Mit Blick, mit Kuſs, mit schlagendem Herzen
mein,
Mit jeder ew'gen Seelenumarmung mein,
Sey ganz mein mit dem Diesseit um dich!
Herkla, und mein mit dem Jenseit in dir!

In jedem holden Mägdleinerröthen. mein,
In jeder ſüſsen Mägdleinverwirrung mein,
Mein im Aglajalächeln; koſst es
Nun von der Stirne den stillen Ernst dir!

In jedem liebeängstlichen Zittern mein,
Wann deiner Weibheit schüchterne Seele von
Zusammenklange mit der Mannheit
Weiblicher bebet, und tiefer athmet.

Hier ist die Brust, die ganz dich umfafst und fühlt,
Ein unentheiligt Delphi der Liebe sie,
Voll Hymne dir, du ihr Entzücken,
Ihre Begeisterung, ihre Andacht.

In deinen Reizen, deinen Empfindungen,
In deiner mildjungfräulichen Göttlichkeit,
In deiner süfsen Weibheit schwelgend,
Um dich geranket mit tausend Armen;

Wann beb' ich mit dir, Herkla, wann schlägt dein Herz
In deines Auges Himmel nun sichtbar mir,
Wann kommt die stumme Stunde, wann denn
Kann ich nur Herkla! nur . . Herkla! sagen!

Wo enganfathmend sie in gedrängten Ach's,
Was in ihr redet; wieder mir lispeln will,
Mit hundert Sprachen heifs zu strömen,
Glühet und bebt, und . . nicht kann, und . . . weinet;

Ans Herz mir sinket; ich an das Herz ihr sink',
Und uns Natur umschlinget, Natur mit Uns
Dreyeinig wird in Einer Liebe,
Einer Unsterblichkeit, Einer Gottheit.

Einander fassen! zweyte Unsterblichkeit!
Des Wonneschauers aller Natur in mir!
Des Augenblickes, Herkla, wenn wir
Zitternd und stumm nun einander fassen!

Bis der Gott der goldnen Gluthen,
Der die braunen Mohren brennt,
In die Hesperischen Fluthen,
Freygelaſsnes Zügels rennt.
Pflocket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze!

Bis die silberne Diane
Zu dem leichten Wagen kehrt,
Und am blanken Himmelsplane
Ihr gestirntes Haupt empört,
Pflocket Blumen, windet Kränze,
Führet liebe Lobetänze!

Gleiches Glücke wartet Eurer,
Geb' es Gott noch dieses Jahr,
Da man wird um neue Freyer,
Hier und da und dort ein Paar,
Blumen pflocken, Kränze zieren,
Und so Lobetänze führen.

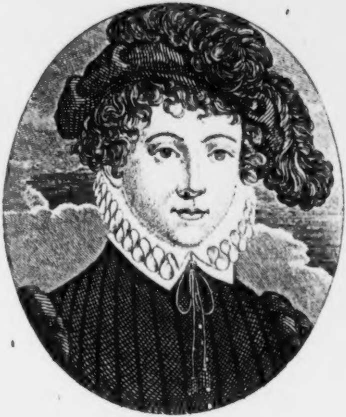
Acht Kapitel

aus dem

Leben des Ofterdingen

von

Novalis.



HEINR von OFTERDINGEN.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann

Acht und siebenzigstes Bändchen.

Novalis Poesien. . I. Theil.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Biographie.

Friedrich von Hardenberg (oder Novalis) ist der Sohn des Baron von Hardenberg, sonst Director der Sächsischen Salinen. Er wurde am 2. May 1772 auf einem Familiengute in der Grafschaft Mannsfeld geboren. Er war der zweyte von eilf Geschwistern, oder der Erstgeborne von sieben Söhnen. Obwohl sehr schwächlich in den frühesten Kinderjahren, litt doch unser Novalis da an keiner Krankheit; er war träumerisch still, entfernte sich von andern Knaben, verrieth nicht viel Geist. Er schloſs sich aber mit inniger Liebe an seine Mutter, an die ältere Schwester und an zwey jüngere Brüder. Nachdem er im neunten Jahre eine schwere Ruhr überstanden hatte, schien sein Geist auf einmal wie aus einem Schlafe zu erwachen. Er wurde munter, thätig, geistreich. Seine Erziehung war besonders in die Hände der Mutter und der Hauslehrer gegeben. Die sanfte Ruhe, die schöne Religiosität der Mutter, so wie die fromme Stimmung beyder (zur Brüdergemeinde gehörigen) Eltern, machten auf sein empfängliches Gemüth Eindrücke, welche sein ganzes Leben hindurch ihm blieben. Er war sehr fleiſsig im Lateinischen und Griechischen, und Gedichte machten die Erholung seiner müssigen Stunden aus. Schon im dreyzehnten Jahre machte er eigene Versuche darin. Er ergab sich einem vielleicht übertriebenen Fleiſse, und las mit besonderer Aufmerksamkeit die Geschichte. Im J. 1789 wurde er auf ein Gymnasium, und schon im Jahre darauf nach Jena gebracht, wo er bis zum J. 1792 studierte, und dann nach Leipzig ging. Aber auch hier noch nicht, sondern zu Wittenberg, endete er seine Studien. Nun ging er nach Rennstädt *), um da unter dem bekannten Kreisamtmann Just sich in practischen Geschäften zu üben. Just wurde bald sein Freund, so wie es früher Fichte und Fr. Schlegel geworden waren. In der Nachbarschaft von Arnstadt lernte er Sophie von Kühn kennen. Der erste Anblick dieses lieblichen weiblichen Wesens entschied für sein ganzes Leben; er wurde die Basis seiner Schwärmereyen. Novalis wurde zum Dichter, so oft er von ihr sprach. Der Frühling und der Sommer

---

*) Nicht Arnstadt, wie Tieks Biographie sagt.

1795 waren die Blüthenzeit seines Lebens; denn jede Stunde, die er seinen Geschäften abgewinnen konnte, brachte er in Grüningen zu, und im Spätherbste desselben Jahres erhielt er von Sophiens Eltern das Jawort für die Zukunft.

Aber die schöne Zukunft, die er sich geträumt hatte, wurde ihm nicht zu Theil. Sophie verfiel in eine abzehrende Krankheit, und wurde ihm am 19. März 1797 auf immer entrissen. Dieser groſse Verlust, zu welchem in demselben Jahre auch der Tod eines geliebten Bruders kam, scheint den Keim des Todes in ihn selbst gepflanzt zu haben. — Er ging zu Ende des gedachten Jahres nach Freyberg, wo er eifrig dem Studium der Physik und des Bergbaues oblag. Er kehrte im J. 1799 zu seinem Vater nach Weissenfels zurück, und wurde unter diesem als Assessor und Amtshauptmann angestellt. Er kam von da aus häufig nach Jena, wo er auch A. W. Schlegels und L. Tieks Bekanntschaft machte.

In dieser Zeit war bey ihm der erste Gedanke zum Ofterdingen, einem Gedichte, welches er leider unvollendet lassen muſste, entstanden. In der Folge arbeitete er einen groſsen Theil desselben an einem einsamen Orte am Fuſse des Kyfhäuser Berges aus. Das Ganze sollte zwey Bände füllen und eine Apotheose der Poesie seyn. Im ersten Theile sollte Heinrich von Ofterdingen zum Dichter reif, im zweyten als Dichter verklärt werden. Es ist bey'm Torso geblieben; denn schon am 25. Merz 1801 raffte ihn ein früher Tod dahin; er starb, noch nicht volle 29 Jahre alt, an der Auszehrung.

Novalis war groſs, schlank und von edeln Verhältnissen. Sein braunes Auge war hell und glänzend, und die Farbe des Gesichts, besonders der geistreichen Stirn, fast durchsichtig. Seine Miene war stets heiter und wohlwollend. Der Umriſs und der Ausdruck seines Gesichts kam sehr dem Evangelisten Johannes nahe, wie Albr. Dürer ihn uns dargestellt. Sein Gespräch war lebhaft und laut und seine Geberde groſsartig. Seine Freundlichkeit, seine offene Mittheilung schlossen ihm die Herzen Aller auf. Wenn er auch am liebsten die Tiefen des Gemüths im Gespräch enthüllt, und als begeistert von den Regionen unbekannter Welten sprach, so war er doch fröhlich, wie ein Kind, scherzte in unbefangner Heiterkeit und gab sich selbst den Scherzen der Gesellschaft hin. Seine eigentlichen Studien waren später besonders Philosophie und Physik. In der Poesie war er mehr Fremdling als man glauben sollte. Göthe's

Auf Herrn Joh. Weinmanns und Frau Magdalenen Wasserführers, geb. Plankin, Hochzeit.

Recht so, liebe, traute Beyde!
Ihr bequemt euch nach der Zeit,
Und geht an die süſse Freude,
Welcher itzt sich Alles freut.
Alles freyet in dem Mayen:
Sollte denn der Mensch nicht freyen?

Der verliebte Himmel lächelt
In die gleicherwärmte Luft,
Welche gleichsam Küsse fächelt
Auf der schwangern Erde Kluft,
Die bald beyden, so sie liebet,
Tausend schöner Kinder gibet.

Die demantenen Gewässer
Fliegen durch das junge Moos,
Und die Wellen flechten besser
Einen in den andern Stoſs,
Daſs es an den Ufern klinget;
Als wenn Mund mit Munde ringet.

Wilhelm Meister machte lange einen Gegenstand seiner Studien aus; aber über alles lieb waren ihm jene Erzählungen, die in neuerer Zeit den Namen Märchen führen. Er sah in ihren tiefern Sinn und suchte ihn auf die mannichfaltigste Art in seinen eignen Dichtungen auszusprechen. Ihm war es zur natürlichsten Ansicht geworden, das Gewöhnlichste und Nächste als ein Wunder, und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Märchen, und so flechtet sich sein Leben in jede seiner Dichtungen. Darin, dafs ein einziger grofser Lebensmoment und ein tiefer Schmerz und Verlust das Wesen seiner Poesie und Anschauung wurden, gleicht er besonders dem Dante, und singt uns wie dieser, einen unergründlichen mystischen Gesang. — Was Novalis an Schriften früher drucken ließ, in Journale gegeben, oder im Manuſcripte hinterlaſſen hatte, das ſammelten **Ludw. Tiek** und **Friedr. Schlegel** und gaben es zu Berlin im J. 1802 zuerſt, in einer zweyten Aufl. im J. 1805, und dann wieder 1815 in einer dritten in zwey ſtarken Octav-Bänden heraus. Die Etui-Bibliothek enthält den gröſsern Theil des Oſterdingen und eine Aehrenleſe aus den übrigen Dichtungen und Fragmenten.

Heinrich von Oſterdingen.

In acht Kapiteln.

Zueignung.

Du hast in mir den edlen Trieb erregt
Tief ins Gemüth der weiten Welt zu schauen;
Mit deiner Hand ergriff mich ein Vertrauen,
Das sicher mich durch alle Stürme trägt.

Mit Ahnungen hast du das Kind gepflegt,
Und zogst mit ihm durch fabelhafte Auen;
Hast, als das Urbild zartgesinnter Frauen,
Des Jünglings Herz zum höchsten Schwung bewegt.

Was fesselt mich an irdische Beschwerden?
Ist nicht mein Herz und Leben ewig Dein?
Und schirmt mich deine Liebe nicht auf Erden?

Ich darf für Dich der edlen Kunst mich weihn;
Denn Du, Geliebte, willst die Muse werden,
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung seyn.

In ewigen Verwandlungen begrüſst
Uns des Gesangs geheime Macht hienieden;
Dort segnet sie das Land als ew'ger Frieden,
Indeſs sie hie als Jugend uns umflieſst.

Sie ist's die Licht in unsre Augen gieſst,
Die uns den Sinn für jede Kunst beschieden,
Und die das Herz der Frohen und der Müden
In trunkner Andacht wunderbar genieſst.

An ihrem vollen Busen trank ich Leben;
Ich ward durch sie zu allem, was ich bin,
Und durfte froh mein Angesicht erheben.

Noch schlummerte mein allerhöchster Sinn:
Da sah ich sie als Engel zu mir schweben,
Und flog, erwacht, in ihrem Arm dahin.

Erstes Kapitel.

Die Eltern lagen schon und schliefen, die Wanduhr schlug ihren einförmigen Takt, vor den klappernden Fenstern sauste der Wind: abwechselnd wurde die Stube hell von dem Schimmer des Mondes. Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager, und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst; fern ab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehn' ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken. So ist mir noch nie so zu Muthe gewesen: es ist als hätt' ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinüber geschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebe, wer hätte da sich um

Blumen bekümmert; und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume hab' ich damals nie gehört. Wo eigentlich nur der Fremde herkam? Keiner von uns hat je einen ähnlichen Menschen gesehen; doch weiſs ich nicht, warum nur ich von seinen Reden so ergriffen worden bin; die Anderen haben ja das Nämliche gehört, und Keinem ist so etwas begegnet. Daſs ich auch nicht einmal von meinem wunderlichen Zustand reden kann! Es ist mir oft so entzückend wohl, und nur dann, wenn ich die Blume nicht recht gegenwärtig habe, befällt mich so ein tiefes, inniges Treiben; das kann und wird Keiner verstehn. Ich glaubte, ich wäre wahnsinnig, wenn ich nicht so klar und hell sähe und dächte; mir ist seitdem alles viel bekannter. Ich hörte einst von alten Zeiten reden; wie da die Thiere und Bäume und Felsen mit den Menschen gesprochen hätten. Mir ist gerade so, als wollten sie allaugenblicklich anfangen, und als könnte ich es ihnen ansehen, was sie mir sagen wollten Es muſs noch viel Worte geben, die ich nicht weiſs: wüſste ich mehr, so könnte ich viel besser alles begreifen. Sonst tanzte ich gern, jetzt denke ich lieber nach der Musik. — Der Jüngling verlor sich allmählich in süſsen Phantasien und entschlummerte. Da träumte ihm erst von unabsehlichen Fernen, und wilden, unbekannten Gegenden.

Er wanderte über Meere mit unbegreiflicher Leichtigkeit; wunderliche Thiere sah er; er lebte mit mannigfaltigen Menschen, bald im Kriege, im wilden Getümmel, in stillen Hütten. Er gerieth in Gefangenschaft und in die schmählichste Noth. Alle Empfindungen stiegen bis zu einer nie gekannten Höhe in ihm. Er durchlebte ein unendlich buntes Leben; starb und kam wieder, liebte bis zur höchsten Leidenschaft, und war dann wieder auf ewig von seiner Geliebten getrennt. Endlich gegen Morgen, wie drauſsen die Dämmerung anbrach, wurde es stiller in seiner Seele, klarer und bleibender wurden die Bilder. Es kam ihm vor, als ginge er in einem dunkeln Walde allein. Nur selten schimmerte der Tag durch das grüne Netz. Bald kam er vor eine Felsenschlucht, die bergan stieg. Er muſste über bemooste Steine klettern, die ein ehemaliger Strom herunter gerissen hatte. Je höher er kam, desto lichter wurde der Wald Endlich gelangte er zu einer kleinen Wiese die am Hange des Berges lag. Hinter der Wiese erhob sich eine hohe Klippe, an deren Fuſs er eine Oeffnung erblickte, die der Anfang eines in den Felsen gehauenen Ganges zu seyn schien. Der Gang führte ihn gemächlich eine Zeitlang eben fort, bis zu einer groſsen Weitung, aus der ihm schon von fern ein helles Licht entgegen glänzte. Wie er hineintrat, ward er einen mächtigen Strahl gewahr, der wie aus einem Springquell bis an die Decke des Gewölbs stieg, und oben in unzählige Funken zerstäubte, die sich unten in einem groſsen Becken sammelten; der Strahl glänzte wie entzündetes Gold: nicht das mindeste Geräusch war zu hören, eine heilige Stille umgab das herrliche Schauspiel. Er näherte sich dem Becken, das mit unendlichen Farben wogte und zitterte. Die Wände der Höhle waren mit dieser Flüssigkeit überzogen, die nicht heiſs, sondern kühl war, und an den Wänden nur ein mattes, bläuliches Licht von sich warf. Er tauchte seine Hand in das Becken, und benetzte seine Lippen. Es war, als durchdränge ihn ein geistiger Hauch, und er fühlte sich innigst gestärkt und erfrischt. Ein unwiderstehliches Verlangen ergriff ihn sich zu baden, er entkleidete sich und stieg in das Becken. Es dünkte ihn, als umflösse ihn eine Wolke des Abendroths; eine himmlische Empfindung überströmte sein Inneres; mit inniger Wollust strebten unzählbare Gedanken in ihm sich zu vermischen; neue nie gesehene Bilder entstanden, die auch in einander flossen, und zu sichtbaren Wesen um ihm wurden, und jede Welle des lieblichen Elements schmiegte sich wie ein zarter Busen ihm an. Die Flut schien eine Auflösung reizender Mädchen, die an dem Jünglinge sich augenblicklich verkörperten.

Diese Tropfen, die wir schauen,
Wann der Tag noch ist ein Kind,
Auf den aufgedeckten Auen:
Glaubt es, daſs es Küsse sind,
Die die buhlerischen Sterne
Lassen sinken her von ferne.

Sey gegrüſst, du Fürst der Zeiten,
Du, des Jahrs Apell, o May!
Wer wird mich wohl überstreiten,
Daſs jetzt nicht gut freyen sey?
Da doch alles, was sonst liebet,
Uns befugten Anlaſs giebet.

Wann die Tage länger werden,
Und der güldne Sonnenschein
Noch zur Zeit der muntern Erden
Nicht gelernt beschwerlich seyn,
Wann sich Alles, was wir sehen,
Lässet billig wohl geschehen.

Das sind deine schönen Stunden,
O du Herzog aller Zier!
Alles hast du dir verbunden,
Und dies liebe Paar allhier
Gibet dir den Preis der Ehren:
Daſs du wohl kannst freyen lehren.

Berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewuſst, schwamm er gemach dem leuchtenden Strome nach, der aus dem Becken in den Felsen hineinfloſs. Eine Art von süſsem Schlummer befiel ihn, in welchem er unbeschreibliche Begebenheiten träumte, und woraus ihn eine andere Erleuchtung weckte. Er fand sich auf einem weichen Rasen am Rande einer Quelle, die in die Luft hinausquoll, und sich darin zu verzehren schien. Dunkelblaue Felsen mit bunten Adern erhoben sich in einiger Entfernung; das Tageslicht, das ihn umgab, war heller und milder als das gewöhnliche, der Himmel war schwarzblau und völlig rein. Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand, und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie her standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume, und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit. Endlich wollte er sich ihr nähern, als sie auf einmal sich zu bewegen und zu verändern anfing: die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süſses Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung, als ihn plötzlich die Stimme seiner Mutter weckte, und er sich in der elterlichen Stube fand, die schon die Morgensonne vergoldete. Er war zu entzückt, um unwillig über diese Störung zu seyn; vielmehr bot er seiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiederte ihre herzliche Umarmung.

Du Langschläfer, sagte der Vater, wie lange sitze ich schon hier und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn schlafen lassen. Auf's Frühstück habe ich auch warten müssen. Klüglich hast du den Lehrstand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indeſs ein tüchtiger Gelehrter, wie ich mir habe sagen lassen, muſs auch Nächte zu Hülfe nehmen, um die groſsen Werke der weisen Vorfahren zu studiren. Lieber Vater, antwortete Heinrich, werdet nicht unwillig über meinen langen Schlaf, den ihr sonst nicht an mir gewohnt seyd. Ich schlief erst spät ein, und habe viele unruhige Träume gehabt, bis zuletzt ein anmuthiger Traum mir erschien, den ich lange nicht vergessen werde, und von dem mich dünkt, als sey er mehr als bloſser Traum gewesen. Lieber Heinrich, sprach die Mutter, du hast dich gewiſs auf den Rücken gelegt, oder beym Abendsegen fremde Gedanken gehabt. Du siehst auch noch ganz wunderlich aus. Iſs und trink, daſs du munter wirst.

Die Mutter ging hinaus, der Vater arbeitete emsig fort, und sagte: Träume sind Schäume, mögen auch die hochgelehrten Herren davon denken, was sie wollen, und du thust wohl, wenn du dein Gemüth von dergleichen unnützen und schädlichen Betrachtungen abwendest. Die Zeiten sind nicht mehr, wo zu den Träumen göttliche Gesichte sich gesellten, und wir können und werden es nicht begreifen, wie es jenen auserwählten Männern, von denen die Bibel erzählt, zu Muthe gewesen ist. Damals muſs es eine andere Beschaffenheit mit den Träumen gehabt haben, so wie mit den menschlichen Dingen.

In dem Alter der Welt, wo wir leben, findet der unmittelbare Verkehr mit dem Himmel nicht mehr Statt. Die alten Geschichten und Schriften sind jetzt die einzigen Quellen, durch die uns eine Kenntniſs von der überirdischen Welt, so weit wir sie nöthig haben, zu Theil wird; und statt jener ausdrücklichen Offenbarungen redet jetzt der heilige Geist mittelbar durch den Verstand kluger und wohlgesinnter Männer und durch die Lebensweise und die Schicksale frommer Menschen zu uns. Unsre heutigen Wunderbilder haben mich nie sonderlich erbaut, und ich habe nie jene groſsen Thaten geglaubt, die unsere Geistlichen davon erzählen. Indeſs mag sich daran erbauen, wer will, und ich hüte mich wohl jemand in seinem Vertrauen irre zu machen. — Aber lieber Vater, aus welchem Grunde seyd Ihr so den Träumen entgegen, deren seltsame Verwandlungen und leichte, zarte Natur doch unser Nachdenken gewiſslich rege machen müssen? Ist nicht jeder, auch der verworrenste Traum, eine sonderliche Erscheinung, die auch, ohne noch an göttliche Schickung dabey zu denken, ein bedeutsamer Riſs in den geheimniſsvollsten Vorhang ist, der mit tausend Falten, in unser Inneres hereinfällt? In den weisesten Büchern findet man unzählige Traumgeschichten von glaubhaften Menschen, und erinnert Euch nur noch des Traumes, den uns neulich der ehrwürdige Hofkaplan erzählte, und der Euch selbst so merkwürdig vorkam.

Aber, auch ohne diese Geschichten, wenn Ihr zuerst in Eurem Leben einen Traum hättet, wie würdet Ihr nicht erstaunen, und Euch die Wunderbarkeit dieser, uns nur alltäglich gewordenen Begebenheit gewiſs nicht abstreiten lassen! Mich dünkt der Traum eine Schutzwehr gegen die Regelmäſsigkeit und Gewöhnlichkeit des Lebens, eine freye Erholung der gebundenen Phantasie, wo sie alle Bilder des Lebens durcheinander wirft, und die beständige Ernsthaftigkeit des erwachsenen Menschen durch ein fröhliches Kinderspiel unterbricht. Ohne die Träume würden wir gewiſs früher alten, und so kann man den Traum, wenn auch nicht als unmittelbar von oben gegeben, doch als eine göttliche Mitgabe, einen freundlichen Begleiter auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe betrachten. Gewiſs ist der Traum, den ich heute Nacht träumte, kein unwirksamer Zufall in meinem Leben gewesen, denn ich fühle es, daſs er in meine Seele wie ein weites Rad hineingreift, und sie in mächtigem Schwunge forttreibt.

Der Vater lächelte freundlich und sagte, indem er die Mutter, die eben hereintrat, ansah: Mutter, Heinrich kann die Stunde nicht verläugnen, durch die er in der Welt ist. In seinen Reden kocht der feurige wälsche Wein, den ich damals von Rom mitgebracht hatte, und der unsern Hochzeitabend verherrlichte. Damals war ich auch noch ein andrer Kerl. Die südliche Luft hatte mich aufgethaut, von Muth und Lust floſs ich [illegible]er, und du warst auch ein heiſses köstliches Mädchen. Bey deinem Vater gings damals herrlich zu; Spielleute und Sänger waren weit und breit hergekommen, und lange war in Augsburg keine lustigere Hochzeit gefeiert worden.

Ihr spracht vorhin von Träumen, sagte die Mutter, weiſst du wohl, daſs du mir damals auch von einem Traume erzähltest, den du in Rom gehabt hattest, und der dich zuerst auf den Gedanken gebracht, zu uns nach Augsburg zu kommen, und um mich zu werben? Du erinnerst mich eben zur rechten Zeit, sagte der Alte; ich hatte diesen seltsamen Traum ganz vergessen, der mich damals lange genug beschäftigte; aber grade er ist mir eben ein Beweis dessen, was ich von den Träumen gesagt habe. Es ist unmöglich einen geordneteren und helleren zu haben; noch jetzt entsinne ich mich jedes Umstandes ganz genau; und doch, was hat er bedeutet? Daſs ich von dir träumte, und mich bald darauf von Sehnsucht ergriffen fühlte, dich zu besitzen, war ganz natürlich: denn ich kannte dich schon. Dein freundliches holdes Wesen hatte mich gleich anfangs lebhaft gerührt, und nur die Lust nach der Fremde hielt damals meinen Wunsch nach deinem Besitz noch zurück. Um die Zeit des Traumes war meine Neugierde schon ziemlich gestillt, und nun konnte die Neigung leichter durchdringen.

Erzählt uns doch jenen seltsamen Traum, sagte der Sohn. Ich war eines Abends, fing der Vater an, umhergestreift. Der Himmel war rein, und der Mond bekleidete die alten Säulen und Mauern mit seinem bleichen schauerlichen Lichte. Meine Gesellen gingen den Mädchen nach, und mich trieb das Heimweh und die Liebe ins Freie. Endlich ward ich durstig und ging ins erste beste Landhaus hinein, um einen Trunk Wein oder Milch zu fordern. Ein alter Mann kam heraus, der mich wohl für einen verdächtigen Besuch halten mochte. Ich trug ihm mein Anliegen vor; und als er erfuhr, daſs ich ein Ausländer und ein Deutscher sey, lud er mich freundlich in die Stube, und brachte eine Flasche Wein. Er hieſs mich niedersitzen, und fragte mich nach meinem Gewerbe. Die Stube war voller Bücher und Alterthümer. Wir geriethen in ein weitläuftiges Gespräch; er erzählte mir viel von alten Zeiten, von Mahlern, Bildhauern und Dichtern. Noch nie hatte ich so davon reden hören. Es war mir, als sey ich in einer neuen Welt ans Land gestiegen. Er wies mir Siegelsteine und andre alte Kunstarbeiten; dann las er mir mit lebendigem Feuer herrliche Gedichte vor, und so verging die Zeit, wie ein Augenblick. Noch jetzt heitert mein Herz sich auf, wenn ich mich des bunten Gewühls der wunderlichen Gedanken und Empfindungen erinnere, die mich in dieser Nacht erfüllten. In den heidnischen Zeiten war er wie zu Hause, und sehnte sich mit unglaublicher Inbrunst in dies graue Altesthum zurück. Endlich wies er mir eine Kammer an, wo ich den Rest der Nacht zubringen könnte, weil es schon zu spät sey, um noch zurück zu kehren. Ich entschlief bald, und da dünkte michs, ich sey in meiner Vaterstadt und wanderte aus dem Thore. Es war als müſste ich irgend wo hin gehen, um etwas zu bestellen, doch wuſste ich nicht wohin, und was ich verrichten solle. Ich ging nach dem Harze mit überaus schnellen Schritten, und wohl war mir, als sey es zur Hochzeit. Ich hielt mich nicht auf dem Wege, sondern immer feldein durch Thal und Wald, und bald kam ich an einen hohen Berg. Als ich oben war, sah ich die goldne Aue vor mir, und überschaute Thüringen weit und breit, also, daſs kein Berg in der Nähe umher mir die Aussicht wehrte. Gegenüber lag der Harz mit seinen dunkeln Bergen, und ich sah unzählige Schlösser, Klöster und Ortschaften. Wie mir nun da recht wohl erinnerlich ward, fiel mir der alte Mann ein, bey dem ich schlief, und es gedäuchte mir, als sey das vor grauer Zeit geschehn, daſs ich bey ihm gewesen sey. Bald gewahrte ich eine Stiege, die in den Berg hinein ging, und ich machte mich hinunter. Nach langer Zeit kam ich in eine groſse Höhle, da saſs ein Greis in einem langen Kleide vor einem eisernen Tische, und schaute unverwandt nach einem wunderschönen Mädchen, das in Mamor gehauen vor ihm stand. Sein Bart war durch den eisernen Tisch gewachsen, und bedeckte seine Füſse. Er sah ernst und freundlich aus, und gemahnte mich wie ein alter Kopf, den ich am Abend bey dem Manne gesehen hatte. Ein glänzendes Licht war in der Höhle verbreitet. Wie ich so stand und den Greis ansah, klopfte mir plötzlich mein Wirth auf die Schulter, nahm mich bey der Hand, und führte mich durch lange Gänge mit sich fort. Nach einer Weile sah ich von weitem eine Dämmerung, als wollte das Tageslicht einbrechen. Ich eilte darauf zu, und befand mich bald auf einem grünen Plane; aber es schien mir alles ganz anders, als in Thüringen. Ungeheuere Bäume mit groſsen glänzenden Blättern verbreiteten weit umher Schatten. Die Luft war sehr heiſs, und doch nicht drückend. Ueberall Quellen und Blumen, und unter allen Blumen gefiel mir Eine ganz besonders, und es kam mir vor, als neigten sich die Andern gegen sie.

Ach! liebster Vater, sagt mir doch, welche Farbe sie hatte, rief der Sohn mit heftiger Bewegung.

Dessen entsinne ich mich nicht mehr, so genau ich mir auch sonst alles eingeprägt habe.

War sie nicht blau?

Es kann seyn, fuhr der Alte fort, ohne auf Heinrichs seltsame Heftigkeit Achtung zu geben. Soviel weiſs ich nur noch, daſs mir ganz unaussprechlich zu Muthe war, und ich mich lange nicht nach meinem Begleiter umsah. Wie ich mich endlich zu ihm wandte, bemerkte ich, daſs er mich aufmerksam betrachtete, und mir mit inniger Freude zulächelte. Auf welche Art ich von diesem Orte wegkam, erinnere ich mich nicht mehr. Ich war wieder oben auf dem Berge. Mein Begleiter stand bey mir, und sagte: du hast das Wunder der Welt gesehn. Es steht bey dir, das glücklichste Wesen auf der Welt und noch über das ein berühmter Mann zu werden. Nimm wohl in Acht, was ich dir sage: wenn du am Tage Johannis gegen Abend wieder hieher kommst, und Gott herzlich um das Verständniſs dieses Traumes bittest, so wird dir das höchste irdische Loos zu Theil werden; dann gib nur Acht auf ein blaues Blümchen, was du hier oben finden wirst, brich es ab, und überlaſs dich dann demüthig der himmlischen Führung. Ich war darauf im Traume unter den herrlichsten Gestalten und Menschen und unendliche Zeiten gaukelten mit mannigfaltigen Veränderungen vor meinen Augen vorüber. Wie gelöst war meine Zunge, und was ich sprach, klang wie Musik. Darauf ward alles wieder dunkel und eng wie gewöhnlich; ich sah deine Mutter mit freundlichem, verschämten Blick vor mir: sie hielt ein glänzendes Kind in dem Arm, und reichte mir es hin, als auf einmal das Kind zusehends wuchs, immer heller und glänzender ward, und sich endlich mit blendendweiſsen Flügeln über uns erhob, uns beyde in seinen Arm nahm, und so hoch mit uns flog, daſs die Erde nur wie eine goldene

Schöne Braut gedenkt zurücke,
Und erwägt des Himmels Gunst,
Der euch, helfe Gott zu Glücke,
Einen Weinmann, eure Brunst,
Einen Weinmann, der euch liebet,
Für den Wasserführer giebet.

Gehet nun, umfangt den Lieben,
Herzt ihn, wie ihr vor gethan,
Setzet fort, was vor verblieben,
Weiset euren Weinmann an,
Daſs er eurer Planken Netze
Wohl um seinen Weinberg setze.

Ich verhoff' es zu erleben,
Daſs, wenn uns der warme Wein
Pflegt am meisten Lust zu geben,
Dort, wenn es muſs kalt noch seyn,
Zu dem Trunk ein süſses Lachen
Euch das liebe Kind wird machen.

Schüssel mit dem saubersten Schnitzwerk aussah. Dann erinnere ich mich nur, daſs wieder jene Blume und der Berg und der Greis vorkamen; aber ich erwachte bald darauf, und fühlte mich von heftiger Liebe bewegt. Ich nahm Abschied von meinem gastfreyen Wirth, der mich bat, ihn oft wieder zu besuchen, was ich ihm zusagte und auch Wort gehalten haben würde, wenn ich nicht bald darauf Rom verlassen hätte, und ungestüm nach Augsburg gereist wäre.

Zweytes Kapitel.

Johannis war vorbey; die Mutter hatte längst einmal nach Augsburg ins väterliche Haus kommen und dem Groſsvater den noch unbekannten lieben Enkel mitbringen sollen. Einige gute Freunde des alten Oſterdingen, ein Paar Kaufleute, muſsten in Handelsgeschäften dahin reisen. Da faſste die Mutter den Entschluſs, bey dieser Gelegenheit jenen Wunsch auszuführen, und es lag ihr dieſs um so mehr am Herzen, weil sie seit einiger Zeit merkte, daſs Heinrich weit stiller und in sich gekehrter war, als sonst. Sie glaubte, er sey miſsmüthig oder krank, und eine weite Reise, der Anblick neuer Menschen und Länder, und wie sie verstohlen ahnete, die Reize einer jungen Landsmännin, würden die trübe Laune ihres Sohnes vertreiben, und wieder einen so theilnehmenden und lebensfrohen Menschen aus ihm machen, wie er sonst gewesen. Der Alte willigte in den Plan der Mutter, und Heinrich war über die Maſsen erfreut, in ein Land zu kommen, was er schon lange, nach den Erzählungen seiner Mutter und mancher Reisenden, wie ein irdisches Paradies sich gedacht, und wohin er oft vergeblich sich gewünscht hatte.

Heinrich war eben zwanzig Jahr alt geworden. Er war nie über die umliegenden Gegenden seiner Vaterstadt hinausgekommen; die Welt war ihm nur aus Erzählungen bekannt. Wenig Bücher waren ihm zu Gesichte gekommen. Bey der Hofhaltung des Landgrafen ging es nach der Sitte der damaligen Zeiten einfach und still zu, und die Pracht und Bequemlichkeit des fürstlichen Lebens dürfte sich schwerlich mit den Annehmlichkeiten messen, die in spätern Zeiten ein bemittelter Privatmann sich und den Seinigen ohne Verschwendung verschaffen konnte. Dafür war aber der Sinn für die Geräthschaften und Habseligkeiten, die der Mensch zum mannigfachen Dienst seines Lebens um sich her versammelt, desto zarter und tiefer. Sie waren den Menschen werther und merkwürdiger. Zog schon das Geheimniſs der Natur und die Entstehung ihrer Körper den ahnenden Geist an: so erhöhte die seltnere Kunst ihrer Bearbeitung die romantische Ferne, aus der man sie erhielt, und die Heiligkeit ihres Alterthums, da sie sorgfältiger bewahrt, oft das Besitzthum mehrerer Nachkommenschaften wurden, die Neigung zu diesen stummen Gefährten des Lebens. Oft wurden sie zu dem Rang von geweihten Pfändern eines besondern Segens und Schicksals erhoben, und das Wohl ganzer Reiche und weitverbreiteter Familien hing an ihrer Erhaltung. Eine liebliche Armuth schmückte diese Zeit mit einer eigenthümlichen ernsten und unschuldigen Einfalt, und die sparsam vertheilten Kleinodien glänzten desto bedeutender in dieser Dämmerung, und erfüllten ein sinniges Gemüth mit wunderbaren Erwartungen. Wenn es wahr ist, daſs erst eine geschickte Vertheilung von Licht, Farbe und Schatten die verborgene Herrlichkeit der sichtbaren Welt offenbart, und sich hier ein neues höheres Auge aufzuthun scheint, so war damals überall eine ähnliche Vertheilung und Wirthschaftlichkeit wahrzunehmen; da hingegen die neuere wohlhabendere Zeit das einförmige und unbedeutendere Bild eines allgemeinen Tages darbietet. In allen Uebergängen scheint, wie in einem Zwischenreiche, eine höhere, geistige Macht durchbrechen zu wollen; und wie auf der Oberfläche unsers Wohnplazzes, die an unterirdischen und überirdischen Schätzen reichsten Gegenden in der Mitte zwischen den wilden, unwirthlichen Urgebürgen und den unermeſslichen Ebenen liegen, so hat sich auch zwischen den rohen Zeiten der Barbarey und dem kunstreichen, vielwissenden und begüterten Weltalter eine tieſsinnige und romantische Zeit niedergelassen, die unter schlichtem Kleide eine höhere Gestalt verbirgt. Wer wandelt nicht gern im Zwielichte, wenn die Nacht am Lichte und das Licht an der Nacht in höhere Schatten und Farben zerbricht; und also vertiefen wir uns willig in die Jahre, wo Heinrich lebte, und itzt neuen Begebenheiten mit vollem Herzen entgegenging. Er nahm Abschied von seinen Gespielen und seinem Lehrer, dem alten weisen Hofkaplan, der Heinrichs fruchtbare Anlagen kannte, und ihn mit gerührtem Herzen und einem stillen Gebete entlieſs. Die Landgräfin war seine Pathin; er war oft auf der Wartburg bey ihr gewesen. Auch jetzt beurlaubte er sich bey seiner Beschützerin, die ihm gute Lehren und eine goldene Halskette verehrte, und mit freundlichen Aeusserungen von ihm schied.

In wehmüthiger Stimmung verlieſs Heinrich seinen Vater und seine Geburtsstadt. Es ward ihm jetzt erst deutlich, was Trennung sey; die Vorstellungen von der Reise waren nicht von dem sonderbaren Gefühle begleitet gewesen, was er jetzt empfand, als zuerst seine bisherige Welt von ihm gerissen, und er wie auf ein fremdes Ufer gespült ward. Unendlich ist die jugendliche Trauer bey dieser ersten Erfahrung der Vergänglichkeit der irdischen Dinge, die dem unerfahrnen Gemüth so nothwendig und unentbehrlich, so ſest verwachsen mit dem eigenthümlichsten Daseyn, und so unveränderlich wie dieses, vorkommen müssen. Eine erste Ankündigung des Todes bleibt die erste Trennung unvergeſslich, und wird, nachdem sie lange wie ein nächtliches Gesicht den Menschen beängstigt hat, endlich bey abnehmender Freude an den Erscheinungen des Tages, und zunehmender Sehnsucht nach einer bleibenden sichern Welt, zu einem freundlichen Wegweiser und einer tröstenden Bekanntschaft. Die Nähe seiner Mutter tröstete den Jüngling sehr. Die alte Welt schien noch nicht ganz verloren, und er umfaſste sie mit verdoppelter Innigkeit. Es war früh am Tage, als die Reisenden aus den Thoren von Eisenach fortritten, und die Dämmerung begünstige Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, desto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekannten Gegenden; und als auf einer Anhöhe die verlassene Landschaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, so fielen dem überraschten Jüngling alte Melodien seines Innern in den trüben Wechsel seiner Gedanken ein. Er sah sich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen

Bergen geschaut, und die er oft sich mit sonderbaren Farben ausgemahlt hatte. Er war im Begriff, sich in ihre blaue Fluth zu tauchen. Die Wunderblume stand vor ihm, und er sah nach Thüringen, welches er jetzt hinter sich lieſs, mit der seltsamen Ahnung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher sie itzt reisten, in sein Vaterland zurückkommen, und als reise er daher diesem eigentlich zu. Die Gesellschaft, die anfänglich aus ähnlichen Ursachen still gewesen war, fing nach gerade an aufzuwachen, und sich mit allerhand Gesprächen und Erzählungen die Zeit zu verkürzen. Heinrichs Mutter glaubte ihren Sohn aus den Träumereyen reiſsen zu müssen, in denen sie ihn versunken sah, und fing an ihm von ihrem Vaterlande zu erzählen, von dem Hause ihres Vaters und dem fröhlichen Leben in Schwaben. Die Kaufleute stimmten mit ein, und bekräftigten die mütterlichen Erzählungen, rühmten die Gastfreyheit des alten Schwaning, und konnten nicht aufhören, die schönen Landsmänninnen ihrer Reisegefährtin zu preisen. Ihr thut wohl, sagten sie, daſs ihr euern Sohn dorthin führt. Die Sitten eures Vaterlandes sind milder und gefälliger. Die Menschen wissen das Nützliche zu befördern, ohne das Angenehme zu verachten. Jedermann sucht seine Bedürfnisse auf eine gesellige und reizende Art zu befriedigen. Der Kaufmann befindet sich wohl dabey, und wird geehrt. Die Künste und Handwerker vermehren und veredeln sich, dem Fleiſsigen dünkt die Arbeit leichter, weil sie ihm zu mannichfachen Annehmlichkeiten verhilft, und er, indem er eine einförmige Mühe übernimmt, sicher ist, die bunten Früchte mannichfacher und belohnender Beschäftigungen dafür mitzugenieſsen; Geld, Thätigkeit und Waaren erzeugen sich gegenseitig, und treiben sich in raschen Kreisen, und das Land und die Städte blühen auf. Je eifriger der Erwerbsfleiſs die Tage benutzt, desto ausschlieſslicher ist der Abend den reizenden Vergnügungen der schönen Künste und des geselligen Umgangs gewidmet. Das Gemüth sehnt sich nach Erholung und Abwechslung, und wo sollte es diese auf eine anständigere und reizendere Art finden, als in der Beschäftigung mit den freyen Spielen und Erzeugnissen seiner edelsten Kraft, des bildenden Tiefsinnes. Nirgends hört man so anmuthige Sänger, findet so herrliche Mahler, und nirgends sieht man auf den Tanzsälen leichtere Bewegungen und lieblichere Gestalten. Die Nachbarschaft von Welschland zeigt sich in dem ungezwungenen Betragen und den einnehmenden Gesprächen. Euer Geschlecht darf die Gesellschaft schmücken, und ohne Furcht vor Nachrede mit holdseligem Be-

zeigen einen lebhaften Wetteifer, die Aufmerk-
samkeit zu fesseln, erregen. Die rauhe Ernst-
haftigkeit und die wilde Ausgelassenheit der Män-
ner machte einer milden Lebendigkeit und sanfter
bescheidener Freude Platz, und die Liebe wird
in tausendfachen Gestalten der leitende Geist
der glücklichen Gesellschaften. Weit entfernt,
dafs Ausschweifungen und unziemende Grund-
sätze dadurch sollten herbeygelockt werden,
scheint es, als flöhen die bösen Geister die Nähe
der Anmuth, und gewifs sind in ganz Deutsch-
land keine unbescholtenere Mädchen und keine
treuere Frauen, als in Schwaben.

Ja, junger Freund. in der klaren warmen
Luft des südlichen Deutschlands werdet ihr eure
ernste Schüchternheit wohl ablegen; die fröhli-
chen Mädchen werden euch wohl geschmeidig
und gesprächig machen. Schon euer Name, als
Fremder, und eure nahe Verwandtschaft mit dem
alten Schwaning, der die Freude jeder fröhli-
chen Gesellschaft ist, werden die reizenden Au-
gen der Mädchen auf euch ziehen; und wenn ihr
eurem Grofsvater folgt, so werdet ihr gewifs
unsrer Vaterstadt eine ähnliche Zierde in einer
holdseligen Frau mitbringen, wie euer Vater.
Mit freundlichem Erröthen dankte Heinrichs
Mutter für das schöne Lob ihres Vaterlandes,
und die gute Meinung von ihren Landsmännin-
nen, und der gedankenvolle Heinrich hatte nicht

umhin gekonnt, aufmerksam und mit innigem Wohlgefallen der Schilderung des Landes, dessen Anblick ihm bevorstand, zuzuhören. Wenn ihr auch, fuhren die Kaufleute fort, die Kunst eures Vaters nicht ergreifen, und lieber, wie wir gehört haben, euch mit gelehrten Dingen befassen wollt: so braucht ihr nicht Geistlicher zu werden, und Verzicht auf die schönsten Genüsse diesses Lebens zu leisten. Es ist eben schlimm genug, daſs die Wissenschaften in den Händen eines so von dem weltlichen Leben abgesonderten Standes, und die Fürsten von so ungeselligen und wahrhaft unerfahrnen Männern berathen sind. In der Einsamkeit, in welcher sie nicht selbst Theil an den Weltgeschäften nehmen, müssen ihre Gedanken eine unnütze Wendung erhalten, und können nicht auf die wirklichen Vorfälle passen. In Schwaben trefft ihr auch wahrhaft kluge und erfahrene Männer unter den Layen, und ihr mögt nun wählen, welchen Zweig menschlicher Kenntnisse ihr wollt: so wird es euch nicht an den besten Lehrern und Rathgebern fehlen. Nach einer Weile sagte Heinrich, dem bey dieser Rede sein Freund, der Hofkaplan, in den Sinn gekommen war: Wenn ich bey meiner Unkunde von der Beschaffenheit der Welt Euch auch eben nicht abfällig seyn kann in dem was ihr von der Unfähigkeit der Geistlichen zur Führung und Beurtheilung welt-

Auf Herrn Timothei Poli Namenstag.

Ja, er hat es weit gebracht,
Unsrer Sprache werther Meister!
Durch den Witz der klugen Geister
Hat er uns den Weg gemacht,
Daſs wir nun den höchsten Sinnen
Vieler Völker trutzen können.

Unser wird, was andrer war.
Lass' Torquat, Petrarcha weichen,
Unsern Deutschen mag nicht gleichen
Bartas, Sidney, Sannazar.
Wenn uns Heins' und Opitz singen,
Kann das Fremde nicht mehr klingen.

Auch das Alte wird verjüngt:
Der Pelasger schönes Wesen,
Und was Rom zuvor gelesen,
Hört man, wie man's bey uns singt.
Venus und ihr ganzer Orden
Ist nun kurz auch hochdeutsch worden.

licher Angelegenheiten behauptet, so ist mir's doch wohl erlaubt, euch an unsern trefflichen Hofkaplan zu erinnern, der gewiſs ein Muster eines weisen Mannes ist, und dessen Lehren und Rathschläge mir unvergeſslich seyn werden.

Wir ehren, erwiederten die Kaufleute, diesen trefflichen Mann von ganzem Herzen, aber dennoch können wir nur insofern eurer Meinung Beyfall geben, daſs er ein weiser Mann sey, wenn ihr von jener Weisheit sprecht, die einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel angeht. Haltet ihr ihn für eben so weltklug, als er in den Sachen des Heils geübt und unterrichtet ist: so erlaubt uns, daſs wir euch nicht beystimmen. Doch glauben wir, daſs dadurch der heilige Mann nichts von seinem verdienten Lobe verliert; da er viel zu vertieft in der Kunde der überirdischen Welt ist, als daſs er nach Einsicht und Ansehn in irdischen Dingen streben sollte.

Aber, sagte Heinrich, sollte nicht jene höhere Kunde ebenfalls geschickt machen, recht unpartheyisch den Zügel menschlicher Angelegenheiten zu führen? sollte nicht jene kindliche unbefangene Einfalt sicherer den richtigen Weg durch das Labyrinth der hiesigen Begebenheiten treffen, als die durch Rücksicht auf eigenen Vortheil irregeleitete und gehemmte von der unerschöpflichen Zahl neuer Zufälle und Verwikkelungen geblendete Klugheit? Ich weiſs nicht, aber mich dünkt, ich sehe zwey Wege, um zur Wissenschaft der menschlichen Geschichte zu gelangen. Der eine mühsam und unabsehlich, mit unzähligen Krümmungen, der Weg der Erfahrung; der andere fast Ein Sprung nur, der Weg der innern Betrachtung. Der Wanderer des ersten muſs eins aus dem andern in einer langwierigen Rechnung finden; wenn der andere die Natur jeder Begebenheit und jeder Sache gleich unmittelbar anschaut, und sie in ihrem lebendigen, mannichfaltigen Zusammenhange betrachten, und leicht mit allen übrigen wie Figuren auf einer Tafel, vergleichen kann. Ihr müſst verzeihen, wenn ich wie aus kindischen Träumen vor euch rede; nur das Zutrauen zu eurer Güte und das Andenken meines Lehrers, der den zweyten Weg mir als seinen eignen von weitem gezeigt hat, machte mich so dreist.

Wir gestehen euch gern, sagten die gutmüthigen Kaufleute, daſs wir eurem Gedankengange nicht zu folgen vermögen: doch freut es uns, daſs ihr so warm euch des trefflichen Lehrers erinnert, und seinen Unterricht wohl gefaſst zu haben scheint.

Es dünkt uns, ihr habt Anlage zum Dichter. Ihr sprecht so geläufig von den Erscheinungen eures Gemüths, und es fehlt Euch nicht an gewählten Ausdrücken und passenden Vergleichungen. Auch neigt Ihr Euch zum Wunderbaren, als dem Elemente der Dichter.

Ich weiſs nicht, sagte Heinrich, wie es kommt. Schon oft habe ich von Dichtern und Sängern sprechen gehört, und habe noch nie einen gesehen. Ja, ich kann mir nicht einmal einen Begriff von ihrer sonderbaren Kunst machen, und doch habe ich eine groſse Sehnsucht davon zu hören. Es ist mir, als würde ich manches besser verstehen, was jetzt nur dunkle Ahnung in mir ist. Von Gedichten ist oft erzählt worden, aber nie habe ich eins zu sehen bekommen, und mein Lehrer hat nie Gelegenheit gehabt, Kenntnisse von dieser Kunst einzuziehn. Alles, was er mir davon sagte, habe ich nicht deutlich begreifen können. Doch meinte er immer, es sey eine edle Kunst, der ich mich ganz ergeben würde, wenn ich sie einmal kennen lernte. In alten Zeiten sey sie weit gemeiner gewesen, und habe jedermann einige Wissenschaft davon gehabt, jedoch Einer vor dem Andern. Sie sey noch mit andern verloren gegangenen, herrlichen Künsten verschwistert gewesen. Die Sänger hätte göttliche Gunst hoch geehrt, so daſs sie, begeistert durch unsichtbaren Umgang, himmlische Weisheit auf Erden in lieblichen Tönen verkündigen können.

Die Kaufleute sagten darauf: Wir haben uns freylich nie um die Geheimnisse der Dichter bekümmert, wenn wir gleich mit Vergnügen ihrem Gesange oft zuhörten. Es mag wohl wahr seyn, dafs eine besondere Gestirnung dazu gehört, wenn ein Dichter zur Welt kommen soll: denn es ist gewifs eine recht wunderbare Sache mit dieser Kunst. Auch sind die andern Künste gar sehr davon unterschieden, und lassen sich weit eher begreifen. Bey den Mahlern und Tonkünstlern kann man leicht einsehen, wie es zugeht, und mit Fleifs und Geduld läfst sich beydes lernen. Die Töne liegen schon in den Saiten, und es gehört nur eine Fertigkeit dazu, diese zu bewegen, und jene in einer reizenden Folge aufzuwecken. Bey den Bildern ist die Natur die herrlichste Lehrmeisterin. Sie erzeugt unzählige schöne und wunderliche Figuren, giebt die Farben, das Licht und den Schatten, und so kann eine geübte Hand, ein richtiges Auge, und die Kenntnifs von der Bereitung und Vermischung der Farben, die Natur auf das vollkommenste nachahmen. Wie natürlich ist daher auch die Wirkung dieser Künste, das Wohlgefallen an ihren Werken, zu begreifen. Der Gesang der Nachtigall, das Sausen des Windes, und die herrlichen Lichter, Farben und Gestalten gefallen uns, weil sie unsere Sinne angenehm beschäftigen; und da unsere Sinne dazu von der Natur, die auch jenes hervorbringt, so eingerichtet sind, so mufs uns auch die künstliche Nachahmung der Natur gefallen. Die Natur will selbst auch einen Genuſs von ihrer groſsen Künstlichkeit haben, und darum hat sie sich in Menschen verwandelt, wo sie nun selber sich über ihre Herrlichkeit freut, das Angenehme und Liebliche von den Dingen absondert, und es auf solche Art allein hervorbringt, daſs sie es auf mannigfaltigere Weise und zu allen Zeiten und aller Orten haben und genieſsen kann. Dagegen ist von der Dichtkunst sonst nirgends äuſserlich etwas anzutreffen. Auch schafft sie nichts mit Werkzeugen und Händen; das Auge und das Ohr vernehmen nichts davon: denn das bloſse Hören der Worte ist nicht die eigentliche Wirkung dieser geheimen Kunst. Es ist alles innerlich und wie jene Künstler die äuſsern Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen, so erfüllt der Dichter das inwendige Heiligthum des Gemüths mit neuen, wunderbaren und gefälligen Gedanken. Er weiſs jene geheimen Kräfte in uns nach Belieben zu erregen, und giebt uns durch Worte eine unbekannte herrliche Welt zu vernehmen. Wie aus tiefen Höhlen steigen alte und künftige Zeiten, unzählige Menschen, wunderbare Gegenden, und die seltsamsten Begebenheiten in uns herauf, und entreiſsen uns der bekannten Gegenwart. Man hört fremde

Worte, und weiſs doch was sie bedeuten sollen. Eine magische Gewalt üben die Sprüche des Dichters aus; auch die gewöhnlichen Worte kommen in reizenden Klängen vor, und berauschen die festgebannten Zuhörer.

Ihr verwandelt meine Neugierde in heiſse Ungeduld, sagte Heinrich. Ich bitte euch, erzählt mir von allen Sängern, die ihr gehört habt. Ich kann nicht genug von diesen besonderen Menschen hören. Mir ist auf einmal, als hätte ich irgend wo schon davon in meiner tieſsten Jugend reden hören, doch kann ich mich schlechterdings nichts mehr davon entsinnen. Aber mir ist das, was ihr sagt, so klar, so bekannt, und ihr macht mir ein auſserordentliches Vergnügen mit euren schönen Beschreibungen.

Wir erinnern uns selbst gern, fuhren die Kaufleute fort, mancher frohen Stunde, die wir in Welschland, Frankreich und Schwaben in der Gesellschaft von Sängern zugebracht haben, und freuen uns, daſs ihr so lebhaften Antheil an unsern Reden nehmt. Wenn man so in Gebirgen reist, spricht es sich mit doppelter Annehmlichkeit, und die Zeit vergeht spielend. Vielleicht ergötzt es euch, einige artige Geschichten von Dichtern zu hören, die wir auf unsern Reisen erfuhren. Von den Gesängen selbst, die wir gehört haben, können wir wenig sagen, da die Freude und der Rausch des Augenblicks das Gedächtniſs hindert, viel zu behalten, und die unaufhörlichen Handelsgeschäfte manches Andenken auch wieder verwischt haben.

In alten Zeiten muſs die ganze Natur lebendiger und sinnvoller gewesen seyn, als heut zu Tage. Wirkungen, die jetzt kaum noch die Thiere zu bemerken scheinen, und die Menschen eigentlich allein noch empfinden und genieſsen, bewegten damals leblose Körper; und so war es möglich, daſs kunstreiche Menschen allein Dinge verrichteten und Erscheinungen hervorbrachten, die uns jetzt völlig unglaublich und fabelhaft dünken. So sollen vor uralten Zeiten in den Ländern des jetzigen Griechischen Kaiserthums, wie uns Reisende berichten, die diese Sagen noch dort unter dem gemeinen Volke angetroffen haben, Dichter gewesen seyn, die durch den seltsamen Klang wunderbarer Werkzeuge das geheime Leben der Wälder, die in den Stämmen verborgenen Geister aufgeweckt, in wüsten, verödeten Gegenden den todten Pflanzensaamen erregt, und blühende Gärten hervorgerufen, grausame Thiere gezähmt und verwilderte Menschen zu Ordnung und Sitte gewöhnt, sanfte Neigungen und Künste des Friedens in ihnen rege gemacht, reissende Flüsse in milde Gewässer verwandelt, und selbst die todtesten Steine in regelmäſsige tanzende Bewegungen hingerissen haben. Sie sollen zugleich

Wahrsager und Priester, Gesetzgeber und Aerzte gewesen seyn, indem selbst die höhern Wesen durch ihre zauberische Kunst herabgezogen worden sind, und sie in den Geheimnissen der Zukunft unterrichtet, das Ebenmaſs und die natürliche Einrichtung aller Dinge, auch die innern Tugenden und Heilkräfte der Zahlen, Gewächse und aller Kreaturen ihnen offenbart haben. Seitdem sollen, wie die Sage lautet, erst die mannigfaltigen Töne und die sonderbaren Sympathien und Ordnungen in die Natur gekommen seyn, indem vorher alles wild, unordentlich und feindselig gewesen ist. Seltsam ist nur hierbey, daſs zwar diese schönen Spuren zum Andenken der Gegenwart jener wohlthätigen Menschen geblieben sind, aber entweder ihre Kunst, oder jene zarte Gefühligkeit der Natur verloren gegangen ist. In jenen Zeiten hat es sich unter andern einmal zugetragen, daſs einer jener sonderbaren Dichter oder mehr Tonkünstler — wiewohl die Musik und Poesie wohl ziemlich eins seyn mögen und vielleicht eben so zusammen gehören, wie Mund und Ohr, da der erste nur ein bewegliches und antwortendes Ohr ist — daſs also dieser Tonkünstler übers Meer in ein fremdes Land reisen wollte. Er war reich an schönen Kleinodien und köstlichen Dingen, die ihm aus Dankbarkeit verehrt worden waren. Er fand ein Schiff am Ufer, und die Leute darin schienen bereitwillig, ihn für den verheissenen Lohn nach der verlangten Gegend zu fahren. Der Glanz und die Zierlichkeit seiner Schätze reizten aber bald ihre Habsucht so sehr, daſs sie unter einander verabredeten, sich seiner zu bemächtigen, ihn ins Meer zu werfen, und nachher seine Habe unter einander zu vertheilen. Wie sie also mitten im Meere waren, fielen sie über ihn her, und sagten ihm, daſs er sterben müsse, weil sie beschlossen hätten, ihn ins Meer zu werfen. Er bat sie auf die rührendste Weise um sein Leben, bot ihnen seine Schätze zum Lösegeld an, und prophezeihte ihnen groſses Unglück, wenn sie ihren Vorsatz ausführen würden. Aber weder das eine, noch das andere konnte sie bewegen: denn sie fürchteten sich, daſs er ihre bösliche That einmal verrathen möchte. Da er sie nun einmal so fest entschlossen sah, bat er sie, ihm wenigstens zu erlauben, daſs er noch vor seinem Ende seinen Schwanengesang spielen dürfe, dann wollte er mit seinem schlichten hölzernen Instrumente, vor ihren Augen freywillig ins Meer springen. Sie wuſsten recht wohl, daſs wenn sie seinen Zaubergesang hörten, ihre Herzen erweicht und sie von Reue ergriffen werden würden; daher nahmen sie sich vor, ihm zwar diese letzte Bitte zu gewähren, während des Gesanges aber sich die Ohren fest zu verstopfen, daſs sie nichts davon vernähmen, und so bey ihrem Vorhaben bleiben könnten. Dies geschah. Der Sänger stimmte einen herrlichen, unendlich rührenden Gesang an. Das ganze Schiff tönte mit, die Wellen klangen, die Sonnen und die Gestirne erschienen zugleich am Himmel, und aus den grünen Fluthen tauchten tanzende Schaaren von Fischen und Meerungeheuern hervor. Die Schiffer standen feindselig allein, mit festverstopften Ohren, und warteten voll Ungeduld auf das Ende des Liedes. Bald war es vorüber. Da sprang der Sänger mit heitrer Stirn in den dunkeln Abgrund hin, sein wunderthätiges Werkzeug im Arm. Er hatte kaum die glänzenden Wogen berührt, so hob sich der breite Rücken eines dankbaren Unthiers unter ihm hervor, und es schwamm schnell mit dem erstaunten Sänger davon. Nach kurzer Zeit hatte es mit ihm die Küste erreicht, nach der er hingewollt hatte, und setzte ihn sanft im Schilfe nieder. Der Dichter sang seinem Retter ein frohes Lied, und ging dankbar von dannen. Nach einiger Zeit ging er einmal am Ufer des Meers allein, und klagte in süſsen Tönen über seine verlornen Kleinode, die ihm, als Erinnerungen glücklicher Stunden, und als Zeichen der Liebe und Dankbarkeit, so werth gewesen waren. Indem er so sang, kam plötzlich sein alter Freund im Meere fröhlich daher gerauscht, und lieſs aus

Du durchrennst des Lobes Bahn,
Freund, mit abgeschoſsnem Zügel!
Ich auch setz' in vollem Bügel
Auf das schöne Wesen an,
Von dem Daphne's edle Sprossen
Um mein braunes Haar geflossen.

Kastalis! dein theurer Fluſs
Soll durch mich auch sich ergieſsen,
Und mit vollen Ufern flieſsen
Um Cythärons grünen Fuſs.
Cirrha*) soll mir Anlaſs geben,
Was mein Meiſsen kann erheben.

Heute laſs uns unser seyn!
Der Tag, dein Tag, der so schöne,
Ruft uns treue Musensöhne
Von uns aus, und zu dir ein.
Der Tag, dein Tag, den wir ehren,
Soll uns neue Freude lehren.

Drum so laſs uns alles Leid,
Allen Kummer in die Gaben
Des gesunden Evans graben.
Denn gedenk' an keinen Neid,
Der, indem er uns verletzet,
An sich selbst das Messer setzet!

---

*) Stadt bey Delphi. Sinn: Apollo soll mir Anleitung geben.

seinem Rachen die geraubten Schätze auf den Sand fallen. Die Schiffer hatten, nach des Sängers Sprunge sich sogleich in seine Hinterlassenschaft zu theilen angefangen. Bey dieser Theilung war Streit unter ihnen entstanden, und hatte sich in einem mörderischen Kampfe geendigt, der den meisten das Leben gekostet; die wenigen, die übrig geblieben, hatten allein das Schiff nicht regieren können, und es war bald auf den Strand gerathen, wo es scheiterte und unterging. Sie brachten mit genauer Noth das Leben davon, und kamen mit leeren Händen und zerrissenen Kleidern ans Land, und so kehrten durch die Hülfe des dankbaren Meerthiers, das die Schätze im Meer aufsuchte, dieselben in die Hände ihres alten Besitzers zurück.

Drittes Kapitel.

Eine andere Geschichte, fuhren die Kaufleute nach einer Pause fort, die freylich nicht so wunderbar und auch aus spätern Zeiten ist, wird euch vielleicht doch gefallen, und euch mit den Wirkungen jener wunderbaren Kunst noch bekannter machen. Ein alter König hielt einen glänzenden Hof. Weit und breit strömten Menschen herzu, um Theil an der Herrlichkeit seines Lebens zu haben, und es gebrach weder den täglichen Festen an Ueberfluſs köstlicher Waaren des Gaumens, noch an Musik, prächtigen Verzierungen und Trachten, und tausend abwechselnden Schauspielen und Zeitvertreiben, noch endlich an sinnreicher Anordnung, an klugen, gefälligen und unterrichteten Männern zur Unterhaltung und Beseelung der Gespräche, und an schöner, anmuthiger Jugend von beyden Geschlechtern, die die eigentliche Seele reizender

Feste ausmachen. Der alte König, der sonst ein strenger und ernster Mann war, hatte zwey Neigungen, die der wahre Anlaſs dieser prächtigen Hofhaltung waren, und denen sie ihre schöne Einrichtung zu danken hatte. Eine war die Zärtlichkeit für seine Tochter, die ihm als Andenken seiner früh verstorbenen Gemahlin und als ein unaussprechlich liebenswürdiges Mädchen unendlich theuer war, und für die er gern alle Schätze der Natur und alle Macht des menschlichen Geistes aufgeboten hätte, um ihr einen Himmel auf Erden zu verschaffen. Die andere war eine wahre Leidenschaft für die Dichtkunst und ihre Meister. Er hatte von Jugend auf die Werke der Dichter mit innigem Vergnügen gelesen; an ihre Sammlung aus allen Sprachen grossen Fleiſs und groſse Summen gewendet, und von jeher den Umgang der Sänger über alles geschätzt. Von allen Enden zog er sie an seinen Hof, und überhäufte sie mit Ehren. Er ward nicht müde ihren Gesängen zuzuhören, und vergaſs oft die wichtigsten Angelegenheiten, ja die Bedürfnisse des Lebens über einen neuen, hinreiſsenden Gesang. Seine Tochter war unter Gesängen aufgewachsen, und ihre ganze Seele war ein zartes Lied geworden, ein einfacher Ausdruck der Wehmuth und Sehnsucht. Der wohlthätige Einfluſs der beschützten und geehrten Dichter zeigte sich im ganzen Lande, besonders aber am Hofe.

Man genoſs das Leben mit langsamen, kleinen Zügen wie einen köstlichen Trank, und mit desto reinerem Wohlbehagen, da alle niedrige, gehässige Leidenschaften, wie Miſstöne von der sanften harmonischen Stimmung verscheucht wurden, die in allen Gemüthern herrschend war. Frieden der Seele und innres seliges Anschauen einer selbst geschaffenen, glücklichen Welt war das Eigenthum dieser wunderbaren Zeit geworden, und die Zwietracht erschien nur in den alten Sagen der Dichter, als eine ehemalige Feindin der Menschen. Es schien als hätten die Geister des Gesanges ihrem Beschützer kein lieblicheres Zeichen der Dankbarkeit geben können, als seine Tochter, die alles besaſs, was die süſseste Einbildungskraft nur in der zarten Gestalt eines Mädchens vereinigen konnte. Wenn man sie an den schönen Festen unter einer Schaar reizender Gespielen, im weiſsen glänzenden Gewande erblickte, wie sie den Wettgesängen der begeisterten Sänger mit tiefem Lauschen zuhörte, und erröthend einen duftenden Kranz auf die Locken des Glücklichen drückte, dessen Lied den Preis gewonnen hatte: so hielt man sie für die sichtbare Seele dieser herrlichen Kunst, die jene Zaubersprüche beschworen hätte, und hörte auf, sich über die Entzückungen und Melodien der Dichter zu wundern.

Mitten in diesem irdischen Paradiese schien jedoch ein geheimniſsvolles Schicksal zu schweben. Die einzige Sorge der Bewohner dieser Gegenden betraf die Vermählung der aufblühenden Prinzessin, von der die Fortdauer dieser seligen Zeiten und das Verhängniſs des ganzen Landes abhing. Der König ward immer älter. Ihm selbst schien diese Sorge lebhaft am Herzen zu liegen, und doch zeigte sich keine Aussicht zu einer Vermählung für sie, die Aller Wünschen angemessen gewesen wäre. Die heilige Ehrfurcht für das königliche Haus erlaubte keinem Unterthan, an die Möglichkeit zu denken, die Prinzessin zu besitzen. Man betrachtete sie wie ein überirdisches Wesen, und alle Prinzen aus andern Ländern, die sich mit Ansprüchen auf sie am Hofe gezeigt hatten, schienen so tief unter ihr zu seyn, daſs kein Mensch auf den Einfall kam, die Prinzessin oder der König werde die Augen auf einen unter ihnen richten. Das Gefühl des Abstandes hatte sie auch allmählig alle verscheucht, und das ausgesprengte Gerücht des ausschweifenden Stolzes dieser königlichen Familie schien Andern alle Lust zu benehmen, sich ebenfalls gedemüthigt zu sehen. Ganz ungegründet war auch dieses Gerücht nicht. Der König war bey aller Milde beynah unwillkührlich in ein Gefühl der Erhabenheit gerathen, was ihm jeden Gedanken an die Verbindung seiner Tochter mit einem Manne von niedrigerem Stande und dunklerer Herkunft unmöglich oder unerträglich machte. Ihr hoher, einziger Werth hatte jenes Gefühl in ihm immer mehr bestätigt. Er war aus einer uralten morgenländischen Königsfamilie entsprossen. Seine Gemahlin war der letzte Zweig der Nachkommenschaft des berühmten Helden Rustan gewesen. Seine Dichter hatten ihm unaufhörlich von seiner Verwandtschaft mit den ehemaligen übermenschlichen Beherrschern der Welt vorgesungen, und in dem Zauberspiegel ihrer Kunst war ihm der Abstand seiner Herkunft von dem Ursprunge der andern Menschen, die Herrlichkeit seines Stammes noch heller erschienen, so daſs es ihn dünkte, nur durch die edlere Klasse der Dichter mit dem übrigen Menschengeschlechte zusammenzuhängen. Vergebens sah er sich mit voller Sehnsucht nach einem zweyten Rustan um, indem er fühlte, daſs das Herz seiner aufblühenden Tochter, der Zustand seines Reichs, und sein zunehmendes Alter ihre Vermählung in aller Absicht sehr wünschenswerth machten.

Nicht weit von der Hauptstadt lebte auf einem abgelegenen Landgute ein alter Mann, der sich ausschlieſslich mit der Erziehung seines einzigen Sohnes beschäftigte, und nebenher den Landleuten in wichtigen Krankheiten Rath ertheilte. Der junge Mensch war ernst, und ergab sich einzig der Wissenschaft der Natur, in welcher ihn sein Vater von Kindheit auf unterrichtete. Aus fernen Gegenden war der Alte vor mehreren Jahren in dies friedliche und blühende Land gezogen, und begnügte sich, den wohlthätigen Frieden, den der König um sich her verbreitete, in der Stille zu genieſsen. Er benutzte sie, die Kräfte der Natur zu erforschen, und diese hinreiſsenden Kenntnisse seinem Sohne mitzutheilen, der viel Sinn dafür verrieth, und dessen tiefem Gemüth die Natur bereitwillig ihre Geheimnisse anvertraute. Die Gestalt des jungen Menschen schien gewöhnlich und unbedeutend, wenn man nicht einen höhern Sinn für die geheimere Bildung seines edlen Gesichts und die ungewöhnliche Klarheit seiner Augen mitbrachte. Je länger man ihn ansah, desto anziehender ward er, und man konnte sich kaum wieder von ihm trennen, wenn man seine sanfte, eindringende Stimme und seine anmuthige Gabe zu sprechen hörte. Eines Tages hatte die Prinzessin, deren Lustgärten an den Wald stieſsen, der das Landgut des Alten in einem kleinen Thale verbarg, sich allein zu Pferde in den Wald begeben, um desto ungestörter ihren Phantasien nachhängen, und einige schöne Gesänge sich wiederholen zu können. Die Frische des hohen Waldes lockte sie immer tiefer in seine Schatten, und so kam sie endlich an das Landgut, wo der Alte mit seinem Sohne lebte. Es kam ihr die Lust an Milch zu trinken, sie stieg ab, band ihr Pferd an einen Baum, und trat ins Haus, um sich einen Trunk Milch auszubitten. Der Sohn war gegenwärtig, und erschrack beynah über diese zauberhafte Erscheinung eines majestätischen weiblichen Wesens, das mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, und von einer unbeschreiblich anziehenden Durchsichtigkeit der zartesten, unschuldigsten und edelsten Seele beynah vergöttlicht wurde. Während er eilte, ihre wie Geistergesang tönende Bitte zu erfüllen, trat ihr der Alte mit bescheidener Ehrfurcht entgegen, und lud sie ein, an dem einfachen Heerde, der mitten im Hause stand, und auf welchem eine licht blaue Flamme ohne Geräusch emporspielte, Platz zu nehmen. Es fiel ihr, gleich beym Eintritt, der mit tausend seltenen Sachen gezierte Hausraum, die Ordnung und Reinlichkeit des Ganzen, und eine seltsame Heiligkeit des Orts auf, welcher Eindruck noch durch den schlichtgekleideten ehrwürdigen Greis und den bescheidenen Anstand des Sohnes erhöhet wurde. Der Alte hielt sie gleich für eine zum Hof gehorige Person, wozu ihre kostbare Tracht und ihr edles Betragen ihm Anlaſs genug gab. Während der Abwesenheit des Sohnes befragte sie ihn um einige Merkwürdigkeiten, die ihr vorzüglich in die Augen fielen, worunter besonders einige alte, sonderbare Bilder waren, die neben ihrem Sitze auf dem Heerde standen, und er war bereitwilig, sie auf eine anmuthige Art damit bekannt zu machen. Der Sohn kam bald mit einem Kruge voll frischer Milch zurück, und reichte ihr denselben mit ungekünsteltem und ehrfurchtsvollem Wesen. Nach einigen anziehenden Gesprächen mit beyden, dankte sie auf die lieblichste Weise für die freundliche Bewirthung, bat erröthend den Alten um die Erlaubniſs wieder kommen, und seine lehrreichen Gespräche über die vielen wunderbaren Sachen, genieſsen zu dürfen, und ritt zurück, ohne ihren Stand verrathen zu haben, da sie merkte, daſs Vater und Sohn sie nicht kannten. Ohnerachtet die Hauptstadt so nahe lag, hatten beyde, in ihre Forschung vertieft, das Gewühl der Menschen zu vermeiden gesucht, und es war dem Jüngling nie eine Lust angewandelt, den Festen des Hofes beyzuwohnen; besonders da er seinen Vater höchstens auf eine Stunde zu verlassen pflegte, und zuweilen im Walde nach Schmetterlingen, Käfern und Pflanzen umher zu gehen, und die Eingebungen des stillen Naturgeistes durch den Einfluſs seiner mannigfaltigen äuſseren Lieblichkeiten zu vernehmen. Dem Alten, der Prinzessin und dem Jüngling war die einfache Begebenheit des Tages gleich wichtig. Der Alte hatte leicht den neuen tiefen Eindruck bemerkt, den die Unbekannte auf seinen Sohn machte. Er kannte diesen genau, um zu wissen, daſs jeder tiefe Eindruck bey ihm ein lebenslanglicher seyn würde. Seine Jugend und die Natur seines Herzens muſsten die erste Empfindung dieser Art zur unüberwindlichen Neigung machen. Der Alte hatte lange eine solche Begebenheit herannahen sehen. Die hohe Liebenswürdigkeit der Erscheinung flöſste ihm unwillkührlich eine innige Theilnahme ein, und sein zuversichtliches Gemüth entfernte alle Besorgnisse über die Entwicklung dieses sonderbaren Zufalls. Die Prinzessin hatte sich nie in einem ähnlichen Zustande befunden, wie der war, in welchem sie langsam nach Hause ritt. Es konnte vor der einzigen helldunkeln, wunderbar beweglichen Empfindung einer neuen Welt, kein eigentlicher Gedanke in ihr entstehen. Ein magischer Schleier dehnte sich in weiten Falten um ihr klares Bewuſstseyn. Es war ihr, als würde sie sich, wenn er aufgeschlagen würde, in einer überirdischen Welt befinden. Die Erinnerung an die Dichtkunst, die bisher ihre ganze Seele beschäftigt hatte, war zu einem fernen Gesange geworden, der ihren seltsam lieblichen Traum mit den ehemaligen Zeiten verband. Wie sie zurück in den Palast kam, erschrack sie beynah über seine Pracht und sein buntes Leben, noch mehr aber bey der Bewillkommung ihres Vaters, dessen Gesicht zum erstenmale in ihrem Leben, eine scheue Ehrfurcht in ihr erregte. Es schien ihr eine unabänderliche Nothwendigkeit, nichts von

Was bekümmert dich ein Maul,
Das nichts anders kann, als Klaffen,
Und aus Gutem Böses schaffen,
Schnell auf Schmach, auf Loben faul?
Laſs sie sagen, was sie wollen,
Wenn nur wir thun, was wir sollen!

Wenn der Reben güldner Saft
In den lichten Römern springet,
Und uns in die Stirne dringet
Seiner Stärke heiſse Kraft:
Da vergessen wir der Sachen,
Die die Herzen irdisch machen.

Das ist unser Pegasus,
Der uns von dem schweren Volke
Hoch setzt über eine Wolke,
Da uns Niemand schaden muſs.
Ehren uns Apollo's Schwestern,
So laſs jene sicher lästern!

Recht so, Polus! Rufe laut!
Her die Hand, dieweil ich trinke:
Doch von Herzen geht die Linke
(Wie man jetzt will seyn getraut!)
Wer uns heute wird betrüben,
Den soll Phöbus nimmer lieben!

ihrem Abendtheuer zu erwähnen. Man war ihre schwärmerische Ernsthaftigkeit, ihren in Phantasien und tiefes Sinnen verlornen Blick schon zu gewohnt, um etwas auſserordentliches darin zu bemerken. Es war ihr jetzt nicht mehr so lieblich zu Muthe; sie schien sich unter lauter Fremden, und eine sonderbare Bänglichkeit begleitete sie bis an den Abend, wo das frohe Lied eines Dichters, der die Hoffnung pries, und von den Wundern des Glaubens an die Erfüllung unsrer Wünsche mit hinreissender Begeisterung sang, sie mit süſsem Trost erfüllte, und in die angenehmsten Träume wiegte. Der Jüngling hatte sich gleich nach ihrem Abschiede in den Wald verloren. An der Seite des Weges war er in Gebüschen bis an die Pforten des Gartens ihr gefolgt, und dann auf dem Wege zurückgegangen. Wie er so ging, sah er vor seinen Füſsen einen hellen Glanz. Er bückte sich darnach und hob einen dunkelrothen Stein auf, der auf einer Seite ausserordentlich funkelte, und auf der andern eingegrabene unverständliche Chiffern zeigte. Er erkannte ihn für einen kostbaren Karfunkel, und glaubte ihn in der Mitte des Halsbandes an der Unbekannten bemerkt zu haben. Er eilte mit beflügelten Schritten nach Hause, als wäre sie noch dort, und brachte den Stein seinem Vater. Sie wurden einig, daſs der Sohn den andern Morgen auf den Weg zurückgehen und warten sollte, ob der Stein gesucht würde, wo er ihn dann zurückgeben könnte; sonst wollten sie ihn bis zu einem zweyten Besuche der Unbekannten aufheben, um ihr selbst ihn zu überreichen. Der Jüngling betrachtete fast die ganze Nacht den Karfunkel, und fühlte gegen Morgen ein unwiderstehliches Verlangen, einige Worte auf den Zettel zu schreiben, in welchen er den Stein einwickelte. Er wuſste selbst nicht genau, was er sich bey den Worten dachte, die er hinschrieb:

Es ist dem Stein ein räthselhaftes Zeichen
Tief eingegraben in sein glühend Blut,
Er ist mit einem Herzen zu vergleichen,
In dem das Bild der Unbekannten ruht.
Man sieht um jenen tausend Funken streichen,
Um dieses woget eine lichte Flut.
In jenem liegt des Glanzes Licht begraben,
Wird dieses auch das Herz des Herzens haben?

Kaum daſs der Morgen anbrach, so begab er sich schon auf den Weg, und eilte der Pforte des Gartens zu.

Unterdessen hatte die Prinzessin Abends beym Auskleiden den theuren Stein in ihrem Halsbande vermiſst, der ein Andenken ihrer Mutter und noch dazu ein Talisman war, dessen Besitz ihr die Freyheit ihrer Person sicherte, indem sie damit nie in fremde Gewalt, ohne ihren Willen, gerathen konnte.

Dieser Verlust befremdete sie mehr, als daſs er sie erschreckt hätte. Sie erinnerte sich, ihn gestern bey dem Spazierritt noch gehabt zu haben, und glaubte ſest. daſs er entweder im Hause des Alten oder auf dem Rückwege im Walde verloren gegangen seyn müsse; der Weg war ihr noch in ſrischem Andenken, und so beschloſs sie gleich früh den Stein aufzusuchen, und ward bey diesem Gedanken so heiter, daſs es fast das Ansehen gewann, als sey sie gar nicht unzufrieden mit dem Verluste, weil er Anlaſs gäbe, jenen Weg sogleich noch einmal zu machen. Mit dem Tage ging sie durch den Garten nach dem Walde, und weil sie eilfertiger ging als gewöhnlich, so fand sie es ganz natürlich, daſs ihr das Herz lebhaft schlug, und ihr die Brust beklomm. Die Sonne ſing eben an die Wipfel der alten Bäume zu vergolden, die sich mit ſanftem Flüstern bewegten, als wollten sie sich gegenseitig aus nächtlichen Gesichten erwecken, um die Sonne gemeinschaftlich zu begrüſsen, als die Prinzessin, durch ein fernes Geräusch veranlaſst, den Weg hinunter und den Jüngling auf sich zueilen sah, der in demselben Augenblick ebensfalls sie bemerkte.

Wie angefesselt blieb er eine Weile stehen, und blickte unverwandt sie an, gleichsam um sich zu überzeugen, daſs ihre Erscheinung wirklich und keine Täuschung sey. Sie begrüſsten sich mit einem zurückgehaltenen Ausdruck von Freude, als hätten sie sich schon lange gekannt und geliebt. Noch ehe die Prinzessin die Ursache ihres frühen Spaziergangs ihm entdecken konnte, überreichte er ihr mit Erröthen und Herzklopfen den Stein, in dem beschriebenen Zettel. Es war, als ahnete die Prinzessin den Inhalt der Zeilen. Sie nahm ihn stillschweigend mit zitternder Hand, und hing ihm, zur Belohnung für seinen glücklichen Fund, beynah unwillkührlich, eine goldene Kette um, die sie um den Hals trug. Beschämt kniete er vor ihr, und konnte, da sie sich nach seinem Vater erkundigte, einige Zeit keine Worte finden. Sie sagte ihm halbleise, und mit niedergeschlagenen Augen, daſs sie bald wieder zu ihnen kommen, und die Zusage des Vaters, sie mit seinen Seltenheiten bekannt zu machen, mit vieler Freude benutzen würde.

Sie dankte dem Jünglinge noch einmal mit ungewöhnlicher Innigkeit, und ging hierauf langsam, ohne sich umzusehen, zurück. der Jüngling konnte kein Wort vorbringen. Er neigte sich ehrfurchtsvoll, und sah ihr lange nach, bis sie hinter den Bäumen verschwand. Nach dieser Zeit vergingen wenig Tage bis zu ihrem zweyten Besuche, dem bald mehrere folgten. Der Jüngling ward unvermerkt ihr Begleiter bey diesen

Spaziergängen. Er holte sie zu bestimmten Stunden am Garten ab, und brachte sie dahin zurück. Sie beobachtete ein unverbrüchliches Stillschweigen über ihren Stand, so zutraulich sie auch sonst gegen ihren Begleiter wurde, dem bald kein Gedanke in ihrer himmlischen Seele verborgen blieb. Es war, als flöſste ihr die Erhabenheit ihrer Herkunft eine geheime Furcht ein. Der Jüngling gab ihr ebenfalls seine ganze Seele. Vater und Sohn hielten sie für ein vornehmes Mädchen von Hofe. Sie hing an dem Alten mit der Zärtlichkeit einer Tochter. Ihre Liebkosungen gegen ihn waren die entzückenden Vorboten ihrer Zärtlichkeit gegen den Jüngling. Sie ward bald einheimisch in dem wunderbaren Hause, und wenn sie dem Alten und dem Sohne, der zu ihren Füſsen saſs, zu ihrer Laute reizende Lieder mit einer überirdischen Stimme versang, und letzteren in dieser lieblichen Kunst unterrichtete: so erfuhr sie dagegen von seinen begeisterten Lippen die Enträthselung der überall verbreiteten Naturgeheimnisse. Er lehrte sie: wie durch wundervolle Sympathie die Welt entstanden sey, und die Gestirne sich zu melodischen Reigen vereinigt hätten. Die Geschichte der Vorwelt ging durch seine heiligen Erzählungen in ihrem Gemüth auf; und wie entzückt war sie, wenn ihr Schüler, in der Fülle seiner Eingebungen, die Laute ergriff, und mit unglaublicher

Gelehrigkeit in die wundervollsten Gesänge ausbrach. Eines Tages, wo ein besonders kühner Schwung sich seiner Seele in ihrer Gesellschaft bemächtigt hatte, und die mächtige Liebe auf dem Rückwege ihre jungfräuliche Zurückhaltung mehr als gewöhnlich überwand, so daſs sie beyde, ohne selbst zu wissen wie, einander in die Arme sanken, und der erste glühende Kuſs sie auf ewig zusammenschmelzte, fing mit einbrechender Dämmerung ein gewaltiger Sturm in den Gipfeln der Bäume plötzlich zu toben an. Drohende Wetterwolken zogen mit tiefem, nächtlichem Dunkel über sie her. Er eilte, sie in Sicherheit vor dem fürchterlichen Ungewitter und den brechenden Bäumen zu bringen; aber er verfehlte in der Nacht und voll Angst wegen seiner Geliebten den Weg, und gerieth immer tiefer in den Wald hinein. Seine Angst wuchs, wie er seinen Irrthum bemerkte. Die Prinzessin dachte an das Schrecken des Königs und des Hofes; eine unnennbare Aengstlichkeit fuhr zuweilen, wie ein zerstörender Strahl, durch ihre Seele, und nur die Stimme ihres Geliebten, der ihr unaufhörlich Trost zusprach, gab ihr Muth und Zutrauen zurück, und erleichterte ihre beklommene Brust. Der Sturm wüthete fort; alle Bemühungen, den Weg zu finden, waren vergeblich, und sie priesen sich beyde glücklich, bey der Erleuchtung eines Blitzes eine nahe Höhle an dem steilen Abhange eines waldigen Hügels zu entdecken, wo sie eine sichere Zuflucht gegen die Gefahren des Ungewitters zu finden hofften, und eine Ruhestätte für ihre erschöpften Kräfte. Das Glück begünstigte ihre Wünsche. Die Höhle war trokken und mit reinlichem Moose bewachsen. Der Jüngling zündete schnell ein Feuer von Reisern und Moos an, woran sie sich trocknen konnten, und die beyden Liebenden sahen sich nun auf eine wunderbare Weise von der Welt entfernt, aus einem gefahrvollen Zustande gerettet, und auf einem bequemen, warmen Lager allein neben einander.

Ein wilder Mandelstrauch hing mit Früchten beladen in die Höhle hinein, und ein nahes Rieseln lieſs sie frisches Wasser zur Stillung ihres Durstes finden. Die Laute hatte der Jüngling mitgenommen, und sie gewährte ihnen jetzt eine aufheiternde und beruhigende Unterhaltung bey dem knisternden Feuer. Eine höhere Macht schien den Knoten schneller lösen zu wollen, und brachte sie unter sonderbaren Umständen in diese romantische Lage. Die Unschuld ihrer Herzen, die zauberhafte Stimmung ihrer Gemüther, und die verbundene, unwiderstehliche Macht ihrer süſsen Leidenschaft und ihrer Jugend lieſs sie bald die Welt und ihre Verhältnisse vergessen, und wiegte sie unter dem Brautgesange des Sturmes und den Hochzeitfackeln der Blitze in den süſsesten Rausch ein, der je ein sterbliches Paar beseligt haben mag. Der Anbruch des lichten blauen Morgens war für sie das Erwachen in einer neuen seligen Welt. Ein Strom heiſser Thränen, der jedoch bald aus den Augen der Prinzessin hervorbrach, verrieth ihrem Geliebten die erwachenden tausendfachen Bekümmernisse ihres Herzens. Er war in dieser Nacht um mehrere Jahre älter, aus einem Jünglinge zum Manne geworden. Mit überschwenglicher Begeisterung tröstete er seine Geliebte, erinnerte sie an die Heiligkeit der wahrhaften Liebe, und an den hohen Glauben, den sie einflöſse, und bat sie, die heiterste Zukunft von dem Schutzgeist ihres Herzens mit Zuversicht zu erwarten. Die Prinzessin fühlte die Wahrheit seines Trostes, und entdeckte ihm, sie sey die Tochter des Königs, und nur bange wegen des Stolzes und der Bekümmernisse ihres Vaters. Nach langen reiflichen Ueberlegungen wurden sie über die zu fassende Entschlieſsung einig, und der Jüngling machte sich sofort auf den Weg, um seinen Vater aufzusuchen, und diesen mit ihrem Plane bekannt zu machen. Er versprach in kurzem wieder bey ihr zu seyn, und verlieſs sie beruhigt und in süſsen Vorstellungen der künftigen Entwicklung dieser Begebenheiten. Der Jüngling hatte bald seines Vaters Wohnung erreicht, und der Alte war sehr erfreut, ihn unverletzt ankommen zu sehen. Er erfuhr nun die Geschichte und den Plan der Liebenden, und bezeigte sich nach einigem Nachdenken bereitwillig ihn zu unterstützen. Sein Haus lag ziemlich versteckt, und hatte einige unterirdische Zimmer, die nicht leicht aufzufinden waren. Hier sollte die Wohnung der Prinzessin seyn. Sie ward also in der Dämmerung abgeholt, und mit tiefer Rührung von dem Alten empfangen. Sie weinte nachher oft in der Einsamkeit, wenn sie ihres traurigen Vaters gedachte, doch verbarg sie ihren Kummer vor ihrem Geliebten, und sagte es nur dem Alten, der sie freundlich tröstete, und ihr die nahe Rückkehr zu ihrem Vater vorstellte.

Unterdessen war man am Hofe in groſse Bestürzung gerathen, als Abends die Prinzessin vermiſst wurde. Der König war ganz auſser sich, und schickte überall Leute aus, sie zu suchen. Kein Mensch wuſste sich ihr Verschwinden zu erklären. Keinem kam ein heimliches Liebesverständniſs in die Gedanken, und so ahnete man keine Entführung, da ohne dies kein Mensch weiter fehlte. Auch nicht zu der entferntesten Vermuthung war Grund da. Die ausgeschickten Boten kamen unverrichteter Sache zurück, und der König fiel in tiefe Traurigkeit. Nur wenn Abends seine Sänger vor ihn kamen und schöne Lieder mitbrachten, war es, als lieſse sich die alte Freude wieder vor ihm blicken; seine Tochter dünkte ihm nah, und er schöpfte Hoffnung, sie bald wieder zu sehen. War er aber wieder allein, so zerriſs es ihm von neuem das Herz, und er weinte laut. Dann gedachte er bey sich selbst: Was hilft mir nun alle die Herrlichkeit, und meine hohe Geburt. Nun bin ich doch elender als die andern Menschen. Meine Tochter kann mir nichts ersetzen. Ohne sie sind auch die Gesänge nichts, als leere Worte und Blendwerk. Sie war der Zauber, der ihnen Leben und Freude, Macht und Gestalt gab. Wollt' ich doch lieber, ich wäre der geringste meiner Diener, dann hätte ich meine Tochter noch; auch wohl einen Eidam dazu und Enkel, die mir auf den Knien säſsen: dann wäre ich ein anderer König als jetzt. Es ist nicht die Krone und das Reich, was einen König macht, es ist jenes volle überflieſsende Gefühl der Glückseligkeit, der Sättigung mit irdischen Gütern, jenes Gefühl der überschwänglichen Gnüge. So werd' ich nun für meinen Uebermuth bestraft. Der Verlust meiner Gattin hat mich noch nicht genug erschüttert; nun hab' ich auch ein gränzenloses Elend. So klagte der König in den Stunden der heiſsesten Sehnsucht. Zuweilen brach auch seine alte Strenge und sein Stolz wieder hervor. Er zürnte über seine Klagen, wie ein König wollte er dulden und schweigen. Er meinte dann, er leide mehr als alle Andern, und gehöre ein grosser Schmerz zum Königthum; aber wenn es dann

Grahmann wird nicht ferne seyn,
Grahmann, unser dritter Treuer,
Der sich um das Schornsteinfeuer
Wohl läſst schmecken deinen Wein.
Was du schenkest deinen Gästen,
Das kommt dennoch dir zum Besten!

Sind der Freunde mehr noch hier?
Wohl, so laſs sie alle kommen.
Keiner muſs seyn ausgenommen,
Der dich also liebt, wie wir.
Du und er und ich und alle
Wollen fröhlich seyn mit Schalle!

Sa, ihr Freunde, macht's, wie ich!
Leeret die gefüllten Schalen;
Polus mag das Mahl bezahlen,
Sa, ihr Brüder, seht auf mich.
Thut mir's nach, wie ich's euch weise.
Auf die Wohlfahrt unsrer Reise!

dämmerte und er in die Zimmer seiner Tochter trat, und sah ihre Kleider hängen, und ihre kleinern Habseligkeiten stehen, als habe sie eben das Zimmer verlassen: so vergaſs er seine Vorsätze, gebehrdete sich wie ein trübseliger Mensch, und rief seine geringsten Diener um Mitleid an. Die ganze Stadt und das ganze Land weinten und klagten von ganzem Herzen mit ihm. Sonderlich war es, daſs eine Sage umherging, die Prinzessin lebe noch, und werde bald mit einem Gemahl wiederkommen. Kein Mensch wuſste, woher die Sage kam: aber alles hing sich mit frohem Glauben daran, und sah mit ungeduldiger Erwartung ihrer baldigen Wiederkunft entgegen. So vergingen mehrere Monden, bis das Frühjahr wieder herkam. Was gilts, sagten einige in wunderlichem Muthe, nun kommt auch die Prinzessin wieder. Selbst der König ward heiter und hoffnungsvoller. Die Sage dünkte ihn wie die Verheiſsung einer gütigen Macht. Die ehemaligen Feste fingen wieder an, und es schien zum völligen Aufblühen der alten Herrlichkeit nur noch die Prinzessin zu fehlen. Eines Abends, da es gerade jährig wurde, daſs sie verschwand, war der ganze Hof im Garten versammelt. Die Luft war warm und heiter; ein leiser Wind tönte nur oben in den alten Wipfeln, wie die Ankündigung eines fernen fröhlichen Zuges. Ein mächtiger Springquell stieg zwischen den vielen Fackeln mit zahllosen Lichtern hinauf in die Dunkelheit der tönenden Wipfel, und begleitete mit melodischem Plätschern die mannigfaltigen Gesänge, die unter den Bäumen hervorklangen. Der König saſs auf einem köstlichen Teppich, und um ihn her war der Hof in festlichen Kleidern versammelt. Eine zahlreiche Menge erfüllte den Garten, und umgab das prachtvolle Schauspiel. Der König saſs eben in tiefen Gedanken. Das Bild seiner verlornen Tochter stand mit ungewöhnlicher Klarheit vor ihm; er gedachte der glücklichen Tage, die um diese Zeit im vergangenen Jahre ein plötzliches Ende nahmen. Eine heiſse Sehnsucht übermannte ihn, und es flossen häufige Thränen von seinen ehrwürdigen Wangen; doch empfand er eine ungewöhnliche Heiterkeit. Es dünkte ihm das traurige Jahr nur ein schwerer Traum zu seyn, und er hob die Augen auf, gleichsam um ihre hohe, heilige entzückende Gestalt unter den Menschen und den Bäumen aufzusuchen. Eben hatten die Dichter geendigt, und eine tiefe Stille schien das Zeichen der allgemeinen Rührung zu seyn, denn die Dichter hatten die Freuden des Wiedersehens, den Frühling und die Zukunft besungen, wie sie die Hoffnung zu schmücken pflegt.

Plötzlich wurde die Stille durch leise Laute einer unbekannten schönen Stimme unterbrochen, die von einer uralten Eiche herzukommen schienen. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah einen Jüngling in einfacher, aber fremder Tracht stehen, der eine Laute im Arm hielt, und ruhig in seinem Gesange fortfuhr, indem er jedoch, wie der König seinen Blick nach ihm wandte, eine tiefe Verbeugung machte. Die Stimme war ausserordentlich schön, und der Gesang trug ein fremdes wunderbares Gepräge. Er handelte von dem Ursprung der Welt, von der Entstehung der Gestirne, der Pflanzen, Thiere und Menschen, von der uralten mächtigen Sympathie der Natur, von der uralten goldenen Zeit und ihren Beherrscherinnen, der Liebe und Poesie, von der Erscheinung des Hasses und der Babarey und ihren Kämpfen mit jenen wohlthätigen Göttinnen, und endlich von dem zukünftigen Triumph der letzteren, dem Ende der Trübsale, der Verjüngung der Natur und der Wiederkehr eines ewigen goldenen Zeitalters. Die alten Dichter traten, selbst von Begeisterung hingerissen, während des Gesanges näher um den seltsamen Fremdling her. Ein niegefühltes Entzücken ergriff die Zuschauer, und der König selbst fühlte sich wie auf einem Strom des Himmels fortgetragen Ein solcher Gesang war nie vernommen worden; und alle glaubten, ein himmlisches Wesen sey unter ihnen erschienen, besonders da der Jüngling unterm Singen immer schöner, immer herrlicher, und seine Stimme immer gewaltiger zu werden schien. Die Luft spielte mit seinen goldenen Locken. Die Laute schien sich unter seinen Händen zu beseelen, und sein Blick schien trunken in eine geheimere Welt hinüber zu schauen. Auch die Kindesunschuld und Einfallt seines Gesichts schien allen übernatürlich. Nun war der herrliche Gesang geendigt. Die bejahrten Dichter drückten den Jüngling mit Freudenthränen an ihre Brust. Ein stilles inniges Jauchzen ging durch die Versammlung. Der König kam gerührt auf ihn zu. Der Jüngling warf sich ihm bescheiden zu Füſsen. Der König hob ihn auf, umarmte ihn herzlich, und hieſs ihn sich eine Gabe ausbitten. Da bat er mit glühenden Wangen den König, noch ein Lied gnädig anzuhören, und dann über seine Bitte zu entscheiden. Der König trat einige Schritte zurück, und der Fremdling fing an:

Der Sänger geht auf rauhen Pfaden,
Zerreiſst in Dornen sein Gewand:
Er muſs durch Fluſs und Sümpfe baden,
Und keins reicht hülfreich ihm die Hand.
Einsam und pfadlos flieſst in Klagen
Jetzt über sein ermattet Herz;
Er kann die Laute kaum noch tragen,
Ihn übermannt ein tiefer Schmerz.

Ein traurig Loos ward mir beschieden,
Ich irre ganz verlassen hier,
Ich brachte Allen Lust und Frieden,
Doch keiner theilte sie mit mir.
Es wird ein jeder seiner Habe
Und seines Lebens froh durch mich;
Doch weisen sie mit karger Gabe
Des Herzens Forderung von sich.

Man läſst mich ruhig Abschied nehmen,
Wie man den Frühling wandern sieht,
Es wird sich keiner um ihn grämen,
Wenn er betrübt von dannen zieht.
Verlangend sehn sie nach den Früchten,
Und wissen nicht, daſs er sie sät;
Ich kann den Himmel für sie dichten,
Doch meiner denkt nicht ein Gebet.

Ich fühle dankbar Zaubermächte
An diese Lippen festgebannt.
O! knüpfte nur an meine Rechte
Sich auch der Liebe Zauberband.
Es kümmert keine sich des Armen,
Der dürftig aus der Ferne kam;
Welch Herz wird sein sich noch erbarmen
Und lösen seinen tiefen Gram?

Er sinkt im hohen Grase nieder,
Und schläft mit nassen Wangen ein:
Da schwebt der hohe Geist der Lieder
In die beklemmte Brust hinein:
Vergiſs anjetzt was du gelitten,
In Kurzem schwindet deine Last,
Was du umsonst gesucht in Hütten,
Das wirst du finden im Pallast.

Du nahst dem höchsten Erdenlohne;
Bald endigt der verschlungne Lauf:
Der Myrtenkranz wird eine Krone,
Dir setzt die treu'ste Hand sie auf.
Ein Herz voll Einklang ist berufen
Zur Glorie um einen Thron;
Der Dichter steigt auf rauhen Stufen
Hinan, und wird des Königs Sohn.

So weit war er in seinem Gesange gekommen, und ein sonderbares Erstaunen hatte sich der Versammlung bemächtigt, als während dieser Strophen ein alter Mann nebst einer verschleyerten weiblichen Gestalt von edlem Wuchse, die ein wunderschönes Kind auf dem Arme trug, das freundlich in der fremden Versammlung umhersah, und lächelnd nach dem blitzenden Diadem des Königs die kleinen Händchen ausstreckte, zum Vorschein kamen, und sich hinter den Sänger stellten; aber das Staunen wuchs, als plötzlich aus den Gipfeln der alten Bäume, der Lieblingsadler des Königs, den er immer um sich hatte, mit einer goldenen Stirnbinde, die er aus seinem Zimmer entwandt haben muſste, herabflog, und sich auf das Haupt des Jünglings niederlieſs, so daſs die Binde sich um seine Locken schlang. Der Fremdling erschrack einen Augenblick; der Adler flog an die Seite des Königs, und lieſs die Binde zurück. Der Jüngling reichte sie dem Kinde, das darnach verlangte, lieſs sich auf ein Knie gegen den König nieder, und fuhr in seinem Gesange mit bewegter Stimme fort:

Der Sänger fährt aus schönen Träumen
Mit froher Ungeduld empor;
Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Pallastes ehrnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen,
Doch sie erklimmt sein Lied geschwind,
Es steigt von Lieb' und Weh ergriffen
Zu ihm hinab des Königs Kind.

Die Liebe drückt sie fest zusammen,
Der Klang der Panzer treibt sie fort;
Sie lodern auf in süſsen Flammen,
Im nächtlich stillen Zufluchtsort.

Sie halten furchtsam sich verborgen;
Weil sie der Zorn des Königs schreckt;
Und werden nun von jedem Morgen
Zu Schmerz und Lust zugleich erweckt.

Der Sänger spricht mit sanften Klängen
Der neuen Mutter Hoffnung ein;
Da tritt gelockt von den Gesängen,
Der König in die Kluft hinein.
Die Tochter reicht in goldnen Locken
Den Enkel von der Brust ihm hin;
Sie sinken reuig und erschrocken,
Und mild zergeht sein strenger Sinn.

Der Liebe weicht, und dem Gesange,
Auch auf dem Thron ein Vaterherz,
Und wandelt bald in süſsem Drange
Zu ew'ger Lust den tiefen Schmerz,
Die Liebe gibt, was sie entrissen,
Mit reichem Wucher bald zurück,
Und unter den Versöhnungsküssen
Entfaltet sich ein himmlisch Glück.

Geist des Gesangs, komm du hernieder,
Und steh' auch jetzt der Liebe bey,
Bring die verlorne Tochter wieder,
Daſs ihr der König Vater sey! —
Daſs er mit Freuden sie umschlieſset,
Und seines Enkels sich erbarmt,

Und wenn das Herz ihm überflieſset,
Den Sänger auch als Sohn umarmt.

Der Jüngling hob mit bebender Hand bey diesen Worten, die sanft in den dunkeln Gängen verhallten, den Schleier. Die Prinzessin fiel mit einem Strom von Thränen zu den Füssen des Königs, und hielt ihm das schöne Kind hin. Der Sänger kniete mit gebeugtem Haupte an ihre Seite. Eine ängstliche Stille schien jeden Athem festzuhalten. Der König war einige Augenblicke sprachlos und ernst; dann zog er die Prinzessin an seine Brust, drückte sie lange fest an sich, und weinte laut. Er hob nun auch den Jüngling zu sich auf, und umschloſs ihn mit herzlicher Zärtlichkeit. Ein helles Jauchzen flog durch die Versammlung, die sich dicht zudrängte. Der König nahm das Kind, und reichte es mit rührender Andacht gen Himmel; dann begrüſste er freundlich den Alten. Unendliche Freudenthränen flossen. In Gesänge brachen die Dichter aus, und der Abend ward ein heiliger Vorabend dem ganzen Land, dessen Leben fortan nur ein schönes Fest war. Kein Mensch weiſs wo das Land hingekommen ist. Nur in Sagen heiſst es, daſs Atlantis von mächtigen Fluthen den Augen entzogen worden sey.

Viertes Kapitel.

Einige Tagereisen waren ohne die mindeste Unterbrechung geendigt. Der Weg war fest und trocken, die Witterung erquickend und heiter, und die Gegenden, durch die sie kamen, fruchtbar, bewohnt und mannigfaltig. Der furchtbare Thüringer Wald lag im Rücken; die Kaufleute hatten den Weg öfter gemacht, waren überall mit den Leuten bekannt, und erfuhren die gastfreiste Aufnahme. Sie vermieden die abgelegenen und durch Räubereyen bekannten Gegenden, und nahmen, wenn sie ja gezwungen waren, solche zu durchreisen, ein hinlängliches Geleite mit. Einige Besitzer benachbarter Bergschlösser standen mit den Kaufleuten in gutem Vernehmen. Sie wurden besucht, und bey ihnen nachgefragt, ob sie Bestellungen nach Augsburg zu machen hätten. Eine freundliche Bewirthung ward ihnen zu Theil, und die Frauen und Töch-

Aus einem Liede auf den Namenstag des Gesandten Otto Brügmann.

Tugend ist das höchste Gut;
Miſsgunst, deine tausend Rachen
Sollen Niemand irre machen,
Der was Redlichs denkt und thut.
Nichts steht ehrlicher auf Erden,
Als umsonst getadelt werden.

Blut, das regt und legt sich bald;
Welches wohnt in edlen Adern.
Schlechtes Volk hat Lust zu hadern,
Pöbel miſsbraucht der Gewalt.
Fürsten nur und groſsen Sinnen
Kömmt es zu, verzeihen können.

ter drängten sich mit herzlicher Neugier um die Fremdlinge. Heinrichs Mutter gewann sie bald durch ihre gutmüthige Bereitwilligkeit und Theilnahme. Man war erfreut, eine Frau aus der Residenzstadt zu sehen, die eben so willig die Neuigkeiten der Mode, als die Zubereitung einiger schmackhaften Schüsseln mittheilte. Der junge Ofterdingen ward von Rittern und Frauen wegen seiner Bescheidenheit und seines ungezwungenen milden Betragens gepriesen, und die letzteren verweilten gern auf seiner einnehmenden Gestalt, die wie das einfache Wort eines Unbekannten war, das man fast überhört, bis längst nach seinem Abschiede es seine tiefe unscheinbare Knospe immer mehr aufthut, und endlich eine herrliche Blume in allem Farbenglanze dichtverschlungener Blätter zeigt; so daſs man es nie vergiſst, nicht müde wird, es zu wiederholen, und einen unversieglichen immer gegenwärtigen Schatz daran hat. Man besinnt sich nun genauer auf den Unbekannten, und ahnet und ahnet, bis es auf einmal klar wird, daſs er ein Bewohner der höhern Welt gewesen sey. — Die Kaufleute erhielten eine groſse Menge Bestellungen, und man trennte sich gegenseitig, mit herzlichen Wünschen, einander bald wieder zu sehen. Auf einem dieser Schlösser, wo sie gegen Abend hinkamen, ging es fröhlich zu. Der Herr des Schlosses war ein alter Kriegsmann, der die Muſse des

Friedens und die Einsamkeit seines Aufenthalts mit öfteren Gelagen feierte und unterbrach, und ausser dem Kriegsgetümmel und der Jagd keinen andern Zeitvertreib kannte, als den gefüllten Becher.

Er empfing die Ankommenden mit brüderlicher Herzlichkeit, mitten unter lärmenden Genossen. Die Mutter ward zur Hausfrau geführt. Die Kaufleute und Heinrich muſsten sich an die lustige Tafel setzen, wo der Becher tapfer umherging. Heinrich ward auf vieles Bitten in Rücksicht seiner Jugend das jedesmalige Bescheidthun erlassen, dagegen die Kaufleute sich nicht faul finden, sondern sich den alten Frankenwein tapfer schmecken lieſsen. Das Gespräch lief über ehemalige Kriegsabentheuer hin. Heinrich hörte mit groſser Aufmerksamkeit den neuen Erzählungen zu. Die Ritter sprachen vom heiligen Lande, von den Wundern des heiligen Grabes, von den Abentheuern ihres Zuges, und ihrer Seefahrt, von den Sarazenen, in deren Gewalt einige gerathen gewesen waren, und dem fröhlichen und wunderbaren Leben im Felde und im Lager. Sie äuſserten mit groſser Lebhaftigkeit ihren Unwillen, jene himmlische Geburtsstätte der Christenheit noch im frevelhaften Besitz der Ungläubigen zu wissen. Sie erhoben die groſsen Helden, die sich eine ewige Krone durch ihr tapfres, unermüdliches Bezeigen gegen dieses ruchlose Volk erworben hätten. Der Schloſsherr zeigte das kostbare Schwert, was er einem Anführer desselben mit eigner Hand abgenommen, nachdem er sein Castell erobert, ihn getödtet, und seine Frau und Kinder zu Gefangenen gemacht, welches ihm der Kaiser in seinem Wappen zu führen vergönnt hatte. Alle besahen das prächtige Schwert; auch Heinrich nahm es in seine Hand, und fühlte sich von einer kriegerischen Begeisterung ergriffen. Er küſste es mit inbrünstiger Andacht. Die Ritter freuten sich über seinen Antheil. Der Alte umarmte ihn, und munterte ihn auf, auch seine Hand auf ewig der Befreyung des heiligen Grabes zu widmen, und das wunderthätige Kreuz auf seine Schultern befestigen zu lassen. Er war überrascht, und seine Hand schien sich nicht von dem Schwerte losmachen zu können. Besinne dich, mein Sohn, rief der alte Ritter. Ein neuer Kreuzzug ist vor der Thür. Der Kaiser selbst wird unsere Schaaren in das Morgenland führen. Durch ganz Europa schallt von neuem der Ruf des Kreuzes, und heldenmüthige Andacht regt sich aller Orten. Wer weiſs, ob wir nicht übers Jahr in der grossen weltherrlichen Stadt Jerusalem als frohe Sieger bey einander sitzen, und uns bey vaterländischem Wein an unsere Heimath erinnern. Du kannst auch bey mir ein morgenländisches Mädchen sehn. Sie dünken uns Abendländern gar anmuthig, und wenn du das Schwert gut zu führen verstehst, so kann es dir an schönen Gefangenen nicht fehlen. Die Ritter sangen mit lauter Stimme den Kreuzgesang, der damals in ganz Europa gesungen wurde:

Das Grab steht unter wilden Heiden;
Das Grab, worin der Heiland lag,
Muſs Frevel und Verspottung leiden
Und wird entheiligt jeden Tag.
Es klagt heraus mit dumpfer Stimme;
Wer rettet mich von diesem Grimme!

Wo bleiben seine Heldenjünger?
Verschwunden ist die Christenheit!
Wer ist der Glaubens Wiederbringer?
Wer nimmt das Kreuz in dieser Zeit?
Wer bricht die schimpflichsten der Ketten,
Und wird das heil'ge Grab erretten?

Gewaltig geht auf Land und Meeren
In tiefer Nacht ein heil'ger Sturm;
Die trägen Schläfer aufzustören,
Umbraust er Lager, Stadt und Thurm,
Ein Klaggeschrey um alle Zinnen:
Auf, träge Christen, zieht von hinnen.

Es lassen Engel aller Orten
Mit ernstem Antlitz stumm sich sehn,
Und Pilger sieht man vor den Pforten
Mit kummervollen Wangen stehn;
Sie klagen mit den bängsten Tönen
Die Grausamkeit der Sarazenen.

Es bricht ein Morgen, roth und trübe,
Im weiten Land der Christen an.
Der Schmerz der Wehmuth und der Liebe
Verkündet sich bey Jedermann.
Ein jedes greift nach Kreuz und Schwerte
Und zieht entflammt von seinem Heerde.

Ein Feuereifer tobt im Heere,
Das Grab des Heilands zu befreyn.
Sie eilen fröhlich nach dem Meere,
Um bald auf heil'gem Grund zu seyn,
Auch Kinder kommen noch gelaufen
Und mehren den geweihten Haufen.

Hoch weht das Kreuz im Siegspaniere,
Und alte Helden stehn vornan.
Des Paradieses sel'ge Thüre
Wird frommen Kriegern aufgethan;
Ein jeder will das Glück genieſsen
Sein Blut für Christus zu vergieſsen.

Zum Kampf ihr Christen! Gottes Schaaren
Ziehn mit in das gelobte Land,
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand.
Wir waschen bald im frohen Muthe
Das heilige Grab mit Heidenblute.

Die heil'ge Jungfrau schwebt, getragen
Von Engeln, ob der wilden Schlacht,
Wo jeder, den des Schwert geschlagen,
In ihrem Mutterarm erwacht.
Sie neigt sich mit verklärter Wange
Herunter zu dem Waffenklange.

Hinüber zu der heil'gen Stätte!
Des Grabes dumpfe Stimme tönt!
Bald wird mit Sieg und mit Gebete
Die Schuld der Christenheit versöhnt!
Das Reich der Heiden wird sich enden,
Ist erst das Grab in unsern Händen.

Heinrichs ganze Seele war in Aufruhr, das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Gestalt vor, die auf einem groſsen Stein, mitten unter wildem Pöbel säſse, und auf eine entsetzliche Weise gemiſshandelt würde; als wenn sie mit kummervollem Gesichte nach einem

Kreuz blicke, was im Hintergrunde mit lichten Zügen schimmerte, und sich in den bewegten Wellen eines Meeres unendlich vervielfältigte.

Seine Mutter schickte eben herüber, um ihn zu holen, und der Hausfrau des Ritters vorzustellen. Die Ritter waren in ihr Gelag, und ihre Vorstellungen des bevorstehenden Zuges vertieft, und bemerkten nicht, daſs Heinrich sich entfernte. Er fand seine Mutter in traulichem Gespräch mit der alten, gutmüthigen Frau des Schlosses, die ihn freundlich bewillkommte. Der Abend war heiter: die Sonne begann sich zu neigen, und Heinrich, der sich nach Einsamkeit sehnte, und von der goldenen Ferne gelockt wurde, die durch die engen, tiefen Bogenfenster in das düstre Gemach hineintrat, erhielt leicht die Erlaubniſs, sich ausserhalb des Schlosses besehen zu dürfen. Er eilte ins Freie; sein ganzes Gemüth war rege. Er sah von der Höhe des alten Felsens zunächst in das waldige Thal, durch das ein Bach herunterstürzte und einige Mühlen trieb, deren Geräusch man kaum aus der gewaltigen Tiefe vernehmen konnte; und dann in eine unabsehliche Ferne von Bergen, Wäldern und Niederungen, und seine innere Unruhe wurde besänftigt. Das kriegerische Getümmel verlor sich, und es blieb nur eine klare bilderreiche Sehnsucht zurück. Er fühlte, daſs ihm eine Laute mangelte, so wenig er auch wuſste, wie sie eigentlich gebaut sey, und welche Wirkung sie hervorbringe. Das heitere Schauspiel des herrlichen Abends wiegte ihn in sanfte Phantasien, die Blume seines Herzens lieſs sich zuweilen, wie ein Wetterleuchen, in ihm sehen. — Er schweifte durch das wilde Gebüsch und kletterte über bemooste Felsenstücke, als auf einmal aus einer nahen Tiefe ein zarter eindringender Gesang einer weiblichen Stimme, von wunderbaren Tönen begleitet, erwachte. Es war ihm gewiſs, daſs es eine Laute sey; er blieb verwundrungsvoll stehen, und hörte in gebrochener Deutscher Aussprache folgendes Lied:

Bricht das matte Herz noch immer
Unter fremdem Himmel nicht?
Kommt der Hoffnung bleicher Schimmer
Immer mir noch zu Gesicht?
Kann ich wohl noch Rückkehr wähnen?
Stromweis stürzen meine Thränen,
Bis mein Herz in Kummer bricht.

Könnt' ich dir die Myrte zeigen
Und der Zeder dunkles Haar!
Führen dich zum frohen Reigen
Der geschwisterlichen Schaar!
Sähst du im gestickten Kleide,
Stolz im köstlichen Geschmeide,
Deine Freundin wie sie war.

Edle Jünglinge verneigen
Sich mit heiſsem Blick vor ihr;
Zärtliche Gesänge steigen
Mit dem Abendstern zu mir.
Dem Geliebten darf man trauen;
Ew'ge Lieb' und Treu' den Frauen,
Ist der Männer Losung hier.

Hier, wo um krystallne Quellen
Liebend sich der Himmel legt,
Und mit heiſsen Balsamwellen
Um den Hain zusammenschlägt,
Der in seinen Lustgebieten,
Unter Früchten, unter Blüthen
Tausend bunte Sänger hegt.

Fern sind jene Jugendträume!
Abwärts liegt das Vaterland!
Längst gefällt sind jene Bäume,
Und das alte Schloſs verbrannt.
Fürchterlich wie Meereswogen
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verschwand.

Fürchterliche Gluthen flossen
In die blaue Luft empor,
Und es drang auf stolzen Rossen
Eine wilde Schaar ins Thor.

Säbel klirren, unsre Brüder,
Unser Vater kam nicht wieder,
Und man riſs uns wild hervor.

Meine Augen wurden trübe;
Fernes mütterliches Land,
Ach! sie bleiben dir voll Liebe
Und voll Sehnsucht zugewandt!
Wäre nicht dies Kind vorhanden,
Längst hätt' ich des Lebens Banden
Aufgelöst mit kühner Hand.

Heinrich hörte das Schluchzen eines Kindes und eine tröstende Stimme. Er stieg tiefer durch das Gebüsch hinab, und ſand ein bleiches, abgehärmtes Mädchen unter einer alten Eiche sitzen. Ein schönes Kind hing weinend an ihrem Halse: auch ihre Thränen floſsen, und eine Laute lag neben ihr auf dem Rasen. Sie erschrack ein wenig, als sie den fremden Jüngling erblickte, der mit wehmüthigem Gesichte sich ihr näherte.

Ihr habt wohl meinen Gesang gehört, sagte sie freundlich Euer Gesicht dünkt mir bekannt; laſst mich besinnen. — Mein Gedächtniſs ist schwach geworden, aber euer Anblick erweckt in mir eine sonderbare Erinnerung aus frohen Zeiten. O! mir ist, als glichet ihr einem meiner Brüder, der noch vor unserm Unglück von uns schied, und nach Persien zu einem berühmten

Bey dem Aufbruch der Geſandtſchaft von Moskau nach Perſien.

Im Juni 1636.

Steh' auf, steh' auf aus Thetis feuchten Armen,
O goldner Phaeton!
Steh' auf, und laſs von deiner Glut erwarmen
Olympens ganzen Thron!
Verhalt' uns nicht
Dein Lebenslicht,
Laſs Sturm und Wind und Regen vor dir fallen,
Indem wir dir,
O unsre Zier,
Ein Ehrenlied zu Lobe lassen schallen.

Dies ist der Tag nach so viel hundert Tagen,
Die uns beschwerlich sind,
Zu dem wir einst mit Jauchzen können sagen:
Willkommen, edles Kind!
Dein süſser Glanz
Erfreut uns ganz,
Durch dich steht uns der ganze Himmel offen!

Dichter zog. Vielleicht lebt er noch, und besingt traurig das Unglück seiner Geschwister. Wüſste ich nur noch einige seiner herrlichen Lieder, die er uns hinterlieſs! Er war edel und zärtlich, und kannte kein gröſseres Glück als seine Laute. Das Kind war ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, das den fremden Jüngling aufmerksam betrachtete, und sich fest an den Busen der unglücklichen Zulima schmiegte. Heinrichs Herz war von Mitleid durchdrungen; er tröstete die Sängerin mit freundlichen Worten, und bat sie, ihm umständlicher ihre Geschichte zu erzählen. Sie schien es nicht ungern zu thun. Heinrich setzte sich ihr gegenüber und vernahm ihre von häufigen Thränen unterbrochene Erzählung. Vorzüglich hielt sie sich bey dem Lobe ihrer Landsleute und ihres Vaterlandes auf. Sie schilderte den Edelmuth derselben, und ihre reine starke Empfänglichkeit für die Poesie des Lebens und die wunderbare geheimniſsvolle Anmuth der Natur. Sie beschrieb die romantischen Schönheiten der fruchtbaren, Arabischen Gegenden, die wie glückliche Inseln in unwegsamen Sandwüsteneien lägen, wie Zufluchtsstätten der Bedrängten und Ruhebedürftigen, wie Kolonien des Paradieses voll frischer Quellen, die über dichten Rasen und funkelnde Steine durch alte ehrwürdige Haine rieselten, voll bunter Vögel mit melodischen Kehlen, und anziehend durch mannichfaltige Ueberbleibsel ehemaliger denkwürdiger Zeiten. Ihr würdet mit Verwunderung, sagte sie, die buntfarbigen, hellen, seltsamen Züge und Bilder auf den alten Steinplatten sehn. Sie scheinen so bekannt und nicht ohne Ursache so wohl erhalten zu seyn. Man sinnt und sinnt, einzelne Bedeutungen ahnet man, und wird um so begieriger, den tiefsinnigen Zusammenhang dieser uralten Schrift zu errathen. Der unbekannte Geist derselben erregt ein ungewöhnliches Nachdenken, und wenn man auch ohne den gewünschten Fund von dannen geht, so hat man doch tausend merkwürdige Entdeckungen in sich selbst gemacht, die dem Leben einen neuen Glanz, und dem Gemüth eine lange, belohnende Beschäftigung geben. Das Leben auf einem längst bewohnten und ehemals schon durch Fleiſs, Thätigkeit und Neigung verherrlichten Boden hat einen besondern Reiz. Die Natur scheint dort menschlicher und verständlicher geworden; eine dunkle Erinnerung unter der durchsichtigen Gegenwart wirft die Bilder der Welt mit scharfen Umrissen zurück, und so genieſst man eine doppelte Welt, die eben dadurch das Schwere und Gewaltsame verliert und die zauberische Dichtung und Fabel unsrer Sinne wird. Wer weiſs, ob nicht auch ein unbegreiflicher Einfluſs der ehemaligen, jetzt unsichtbaren Bewohner mit ins Spiel kommt, und vielleicht ist es dieser dunkle Zug, der die Menschen aus neuen Gegenden, sobald eine gewisse Zeit ihres Erwachens kommt, mit so zerstörender Ungeduld nach der alten Heimath ihres Geschlechts treibt, und sie Gut und Blut an den Besitz dieser Länder zu wagen anregt. Nach einer Pause fuhr sie fort: glaubt ja nicht, was man euch von den Grausamkeiten meiner Landsleute erzählt hat. Nirgends werden Gefangene groſsmüthiger behandelt, und auch eure Pilger nach Jerusalem wurden mit Gastfreundschaft aufgenommen, nur daſs sie selten derselben werth waren. Die meisten waren nichtsnutzige, böse Menschen, die ihre Wallfahrten mit Bubenstücken bezeichneten, und dadurch freylich oft gerechter Rache in die Hände fielen. Wie ruhig hätten die Christen das heilige Grab besuchen können, ohne nöthig zu haben, einen fürchterlichen, unnützen Krieg anzufangen, der alles erbittert, unendliches Elend verbreitet, und auf immer das Morgenland von Europa getrennt hat. Was lag an dem Namen des Besitzers? Unsere Fürsten ehrten andachtsvoll das Grab eures heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten; und wie schön hätte sein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverständnisses, der Anlaſs ewiger wohlthätiger Bündnisse werden können.

Der Abend war unter ihren Gesprächen herbeygekommen. Es fing an Nacht zu werden, und der Mond hob sich aus dem feuchten Walde mit beruhigendem Glanze herauf. Sie stiegen langsam nach dem Schlosse, Heinrich war voll Gedanken, die kriegerische Begeisterung war gänzlich verschwunden. Er merkte eine wunderliche Verwirrung in der Welt; der Mond zeigte ihm das Bild eines tröstenden Zuschauers, und erhob ihn über die Unebenheiten der Erdoberfläche, die in der Höhe so unbeträchtlich erschienen, so wild und unersteiglich sie auch dem Wanderer vorkamen. Zulima ging still neben ihm her, und führte das Kind. Heinrich trug die Laute. Er suchte die sinkende Hoffnung seiner Begleiterin, ihr Vaterland dereinst wieder zu sehn, zu beleben, indem er innerlich einen heftigen Beruf fühlte, ihr Retter zu seyn, ohne zu wissen, auf welche Art es geschehen könne. Eine besondere Kraft schien in seinen einfachen Worten zu liegen, denn Zulima empfand eine ungewohnte Beruhigung und dankte ihm für seine Zusprache auf die rührendste Weise.

Die Ritter waren noch bey ihren Bechern, und die Mutter in häuslichen Gesprächen. Heinrich hatte keine Lust, in den lärmenden Saal zurückzugehen. Er fühlte sich müde, und begab sich bald mit seiner Mutter in das angewiesene Schlafgemach. Er erzählte ihr vor dem Schlafengehn, was ihm begegnet sey, und schlief bald zu unterhaltenden Träumen ein. Die Kaufleute hatten sich auch zeitig fortbegeben, und waren früh wieder munter. Die Ritter lagen in tiefer Ruhe, als sie abreisten; die Hausfrau aber nahm zärtlichen Abschied. Zulima hatte wenig geschlafen, eine innere Freude hatte sie wach erhalten; sie erschien beym Abschiede, und bediente die Reisenden demüthig und emsig. Als sie Abschied nahmen, brachte sie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, sie zu Zulimas Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders Laute, sagte sie, der sie mir beym Abschied schenkte; es ist das einzige Besitzthum, was ich gerettet habe. Sie schien euch gestern zu gefallen, und ihr laſst mir ein unschätzbares Geschenk zurück: süſse Hoffnung. Nehmt dieses geringe Zeichen meiner Dankbarkeit, und laſst es ein Pfand eures Andenkens an die arme Zulima seyn. Wir werden uns gewiſs wiedersehen, und dann bin ich vielleicht glücklicher. Heinrich weinte; er weigerte sich, diese ihr so unentbehrliche Laute anzunehmen: gebt mir, sagte er, das goldne Band mit den unbekannten Buchstaben aus euren Haaren, wenn es nicht ein Andenken eurer Eltern oder Geschwister ist, und nehmt dagegen einen Schleier an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich seinem Zureden und gab ihm das Band, indem sie sagte: es ist mein Name in den Buchstaben meiner Muttersprache, den ich in bessern Zeiten selbst in dieses Band gestickt habe. Betrachtet es gern, und denkt, daſs es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare festgehalten hat, und mit seiner Besitzerin verbleicht ist. Heinrichs Mutter zog den Schleier hervor, und reichte ihn ihr hin, indem sie sie an sich zog, und weinend umarmte.

Fünftes Kapitel.

Nach einigen Tagereisen kamen sie an ein Dorf, am Fuſse einiger spitzigen Hügel, die von tiefen Schluchten unterbrochen waren. Die Gegend war übrigens fruchtbar und angenehm, ohngeachtet die Rücken der Hügel ein todtes, abschreckendes Ansehen hatten. Das Wirthshaus war reinlich, die Leute bereitwillig, und eine Menge Menschen, theils Reisende, theils blose Trinkgäste, saſsen in der Stube, und unterhielten sich von allerhand Dingen.

Unsere Reisenden gesellten sich zu ihnen, und mischten sich in die Gespräche. Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft war vorzüglich auf einen alten Mann gerichtet, der in fremder Tracht an einem Tische saſs, und freundlich die neugierigen Fragen beantwortete, die an ihn geschahen. Er kam aus fremden Landen, hatte sich heute früh die Gegend umher genau betrachtet, und erzählte nun von seinem Gewerbe und seinen heutigen Entdeckungen. Die Leute nannten ihn einen Schatzgräber. Er sprach aber sehr bescheiden von seinen Kenntnissen und seiner Macht, doch trugen seine Erzählungen das Gepräge der Seltsamkeit und Neuheit. Er erzählte, daſs er aus Böhmen gebürtig sey. Von Jugend auf habe er eine heftige Neugierde gehabt, zu wissen, was in den Bergen verborgen seyn müsse, wo das Wasser in den Quellen herkomme, und wo das Gold und Silber und die köstlichen Steine gefunden würden, die den Menschen so unwiderstehlich an sich zögen. Er habe in der nahen Klosterkirche oft diese festen Lichter an den Bildern und Reliquien betrachtet, und nur gewünscht, daſs sie zu ihm reden könnten, um ihm von ihrer geheimniſsvollen Herkunft zu erzählen. Er habe wohl zuweilen gehört, daſs sie aus weit entlegenen Ländern kämen; doch habe er immer gedacht, warum es nicht auch in diesen Gegenden solche Schätze und Kleinodien geben könne. Die Berge seyen doch nicht umsonst so weit im Umfange, und erhaben, und so fest verwahrt; auch habe es ihm gedünkt, wie wenn er zuweilen auf den Gebirgen glänzende und flimmernde Steine gefunden hätte. Er sey fleiſsig in den Felsenritzen und Höhlen umhergeklettert, und habe sich mit unaussprechlichem Vergnügen in diesen uralten Hallen und Gewölben umgesehen. — Endlich sey ihm einmal ein Reisender begegnet, der zu ihm gesagt, er müsse ein Bergmann werden, da könne er die Befriedigung seiner Neugier finden. In Böhmen gäbe es Bergwerke. Er solle nur immer an dem Flusse hinuntergehen, nach zehn bis zwölf Tagen werde er in Eula seyn, und dort dürfe er nur sprechen, daſs er gern ein Bergmann werden wolle. Es habe sich dies nicht zweymal sagen lassen, und sich gleich den andern Tag auf den Weg gemacht. Nach einem beschwerlichen Gange von mehreren Tagen, fuhr er fort, kam ich nach Eula. Ich kann euch nicht sagen, wie herrlich mir zu Muthe ward, als ich von einem Hügel die Haufen von Steinen erblickte, die mit grünen Gebüschen durchwachsen waren, auf denen bretterne Hütten standen, und als ich aus dem Thale unten die Rauchwolken über den Wald heraufziehen sah. Ein fernes Getöse vermehrte meine Erwartungen, und mit unglaublicher Neugierde und voll stiller Andacht stand ich bald auf einem solchen Haufen, den man Halde nennt, vor den dunkeln Tiefen, die im Innern der Hütten steil in den Berg hinein führten. Ich eilte nach dem Thale, und begegnete bald einigen schwarzgekleideten Männern mit Lampen, die ich nicht mit Unrecht für Bergleute hielt, und mit schüchterner Aengstlichkeit ihnen mein Anliegen vortrug. Sie hörten mich freundlich an, und sagten mir, daſs ich nur hinunter nach den Schmelzhütten gehn, und nach dem Steiger fragen sollte, welcher den Anführer und Meister unter ihnen vorstellt; dieser werde mir Bescheid geben, ob ich angenommen werden möge. Sie meinten, daſs ich meinen Wunsch wohl erreichen würde, und lehrten mich den üblichen Gruſs: „Glück auf," womit ich den Steiger anreden sollte. Voll fröhlicher Erwartungen setzte ich meinen Weg fort, und konnte nicht aufhören, den neuen bedeutungsvollen Gruſs mir beständig zu wiederholen. Ich fand einen alten, ehrwürdigen Mann, der mich mit vieler Freundlichkeit empfing, und nachdem ich ihm meine Geschichte erzählt, und ihm meine groſse Lust, seine seltne, geheimniſsvolle Kunst zu lernen, bezeugt hatte, bereitwillig versprach, mir meinen Wunsch zu gewähren. Ich schien ihm zu gefallen, und er behielt mich in seinem Hause. Den Augenblick konnte ich kaum erwarten, wo ich in die Grube fahren, und mich in der reizenden Tracht sehen würde. Noch denselben Abend brachte er mir ein Grubenkleid, und erklärte mir den Gebrauch einiger Werkzeuge, die in einer Kammer aufbewahrt lagen.

Abends kamen Bergleute zu ihm, und ich verfehlte kein Wort von ihren Gesprächen, so unverständlich und fremd mir sowohl die Sprache, als der gröſste Theil des Inhalts ihrer Erzählun-

Das schöne Thun
Gewährst du nun,
Auf welches wir so manch Jahr hoffen!

Apollo, laſs dein gnädig's Antlitz schauen
Auf uns und unsern Pfad,
Erwäge wohl, was für ein hoch Vertrauen
Ganz Holstein in dich hat!
Dies edle Paar
Und seine Schaar
Hat deiner Gunst, o Gunst, sich untergeben,
Kein Fall verrückt's,
Willst du, so glückt's,
So hat's nicht Noth um unser kühnes Leben.

Lauf, Moskau, lauf und sag es deiner Wolgen
Mit schnellen Wellen an,
Daſs wir alsbald ihr sind bereit zu folgen
Bis über den Hyrkan.
Indessen sprich,
Daſs alles sich,
Was Schaden bringt, von ihren Ufern mache;
Laſs unsern Lauf
Nichts halten auf.
Der Alles sieht, hält über uns selbst Wache.

Und nun Ade, ihr Reuſsischen Najaden,
Du wohlbekannte Schaar!
Kein trüber Quell soll euren Flüssen schaden,

gen auch vorkam. Das Wenige jedoch, was ich zu begreifen glaubte, erhöhte die Lebhaftigkeit meiner Neugierde, und beschäftigte mich des Nachts in seltsamen Träumen. Ich erwachte bey Zeiten, und fand mich bey meinem neuen Wirthe ein, bey dem sich allmählig die Bergleute versammelten, um seine Verordnungen zu vernehmen. Eine Nebenstube war zu einer kleinen Kapelle vorgerichtet. Ein Mönch erschien und las eine Messe, nachher sprach er ein feierliches Gebet, worin er den Himmel anrief, die Bergleute in seine heilige Obhut zu nehmen, sie bey ihren gefährlichen Arbeiten zu unterstüzzen, vor Anfechtungen und Tücken böser Geister sie zu schützen, und ihnen reiche Anbrüche zu bescheeren. Ich hatte nie mit mehr Inbrunst gebetet, und nie die hohe Bedeutung der Messe lebhafter empfunden. Meine künftige Genossen kamen mir wie unterirdische Helden vor, die tausend Gefahren zu überwinden hätten, aber auch ein beneidenswerthes Glück an ihren wunderbaren Kenntnissen besäſsen, und in dem ernsten, stillen Umgange mit den uralten Felsensöhnen der Natur, in ihren dunkeln, wunderbaren Kammern, zum Empfängniſs himmlischer Gaben und zur freudigen Erhebung über die Welt und ihre Bedrängnisse ausgerüstet würden. Der Steiger gab mir nach geendigtem Gottesdienst eine Lampe und ein kleines hölzernes Krucifix, und ging mit mir nach dem Schachte, wie wir die schroffen Eingänge in die unterirdischen Gebäude zu nennen pflegen. Er lehrte mich die Art des Hinabsteigens, machte mich mit den nothwendigen Vorsichtigkeitsregeln, so wie mit den Namen der mannigfaltigen Gegenstände und Theile bekannt. Er fuhr voraus, und schurrte auf den runden Balken hinunter, indem er sich mit der einen Hand an einem Seil anhielt, das in einem Knoten an einer Seitenstange fortglitschte, und mit der andern die brennende Lampe trug; ich folgte seinem Beyspiel, und wir gelangten so mit ziemlicher Schnelle bald in eine beträchtliche Tiefe. Mir war seltsam feyerlich zu Muthe, und das vordere Licht funkelte wie ein glücklicher Stern, der mir den Weg zu den verborgenen Schatzkammern der Natur zeigte. Wir kamen unten in einen Irrgarten von Gängen, und mein freundlicher Meister ward nicht müde, meine neugierigen Fragen zu beantworten, und mich über seine Kunst zu belehren. Das Rauschen des Wassers, die Entfernung von der bewohnten Oberfläche, die Dunkelheit und Verschlungenheit der Gänge, und das entfernte Geräusch der arbeitenden Bergleute ergötzte mich ungemein, und ich fühlte nun mit Freuden mich im vollen Besitz dessen, was von jeher mein sehnlichster Wunsch gewesen war. Es läſst sich auch diese volle Befriedigung eines angebornen Wunsches, diese wundersame Freude an Dingen, die ein näheres Verhältniſs zu unserm geheimen Daseyn haben mögen, zu Beschäftigungen, für die man von der Wiege an bestimmt und ausgerüstet ist, nicht erklären und beschreiben. Vielleicht daſs sie jedem Andern gemein, unbedeutend und abschreckend vorgekommen wären; aber mir schienen sie so unentbehrlich zu seyn, wie die Luſt der Brust und die Speise dem Magen. Mein alter Meister freute sich über meine innige Lust, und verhieſs mir, daſs ich bey diesem Fleiſse und dieser Aufmerksamkeit es weit bringen, und ein tüchtiger Bergmann werden würde. Mit welcher Andacht sah ich zum erstenmal in meinem Leben am sechszehnten März, vor nunmehr fünf und vierzig Jahren, den König der Metalle in zarten Blättchen zwischen den Spalten des Gesteins. Es kam mir vor, als sey er hier wie in festen Gefängnissen eingesperrt, und glänze freundlich dem Bergmann entgegen, der mit so viel Gefahren und Mühseligkeiten sich den Weg zu ihm durch die starken Mauern gebrochen, um ihn an das Licht des Tages zu fördern, damit er an königlichen Kronen und Gefäſsen und heiligen Reliquien zu Ehren gelangen, und in geachteten und wohlverwahrten Münzen, mit Bildnissen geziert, die Welt beherrschen und leiten möge. Von der Zeit an blieb ich in Eula, und stieg allmählig bis zum Häuer, welches der eigentliche Bergmann ist, der die Arbeiten auf dem Gestein betreibt, nachdem ich anfänglich bey der Ausförderung der losgehauenen Stufen in Körben angestellt gewesen war.

Der alte Bergmann ruhte ein wenig von seinen Erzählungen aus, und trank, indem ihm seine aufmerksamen Zuhörer ein fröhliches Glückauf zubrachten. Heinrich erfreuten die Reden des alten Mannes ungemein, und er war sehr geneigt noch mehr von ihm zu hören.

Die Zuhörer unterhielten sich von den Gefahren und Seltsamkeiten des Bergbaues, und erzählten wunderbare Sagen, über die der Alte oft lächelte, und freundlich ihre sonderbaren Vorstellungen zu berichtigen bemüht war.

Nach einer Weile sagte Heinrich: Ihr mögt seitdem viel seltsame Dinge gesehen und erfahren haben; hoffentlich hat euch nie eure gewählte Lebensart gereut? Wärt ihr nicht so gefällig und erzähltet uns, wie es Euch seitdem ergangen ist, und auf welcher Reise ihr jetzt begriffen seyd? Es scheint, als hättet ihr Euch weiter in der Welt umgesehen, und gewiſs darf ich vermuthen, daſs ihr jetzt mehr, als einen gemeinen Bergmann vorstellt. Es ist mir selber lieb, sagte der Alte, mich der verflossenen Zeiten zu erinnern, in denen ich Anlässe finde, mich der göttlichen Barmherzigkeit und Güte zu erfreuen. Das Geschick hat mich durch ein frohes und heiteres Leben geführt, und es ist kein Tag vorübergegangen, an welchem ich mich nicht mit dankbarem Herzen zur Ruhe gelegt hätte. Ich bin immer glücklich in meinen Verrichtungen gewesen, und unser aller Vater im Himmel hat mich vor dem Bösen behütet, und in Ehren grau werden lassen. Nächst ihm habe ich alles meinem alten Meister zu verdanken, der nun lange zu seinen Vätern versammelt ist, und an den ich nie ohne Thränen denken kann. Er war ein Mann aus der alten Zeit, nach dem Herzen Gottes. Mit tiefen Einsichten war er begabt, und doch kindlich und demüthig in seinem Thun. Durch ihn ist das Bergwerk in groſsen Flor gekommen, und hat dem Herzog von Böhmen zu ungeheuren Schätzen verholfen. Die ganze Gegend ist dadurch bevölkert und wohlhabend, und ein blühendes Land geworden. Alle Bergleute verehrten ihren Vater in ihm, und so lange Eula steht, wird auch sein Name mit Rührung und Dankbarkeit genannt werden. Er war seiner Geburt nach ein Lausitzer, und hieſs Werner. Seine einzige Tochter war noch ein Kind, wie ich zu ihm ins Haus kam. Meine Aemsigkeit, meine Treue, und meine leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihn, gewannen mir seine Liebe mit jedem Tage mehr. Er gab mir seinen Namen und machte mich zu seinem Sohne. Das kleine Mädchen ward nach gerade ein wackres, muntres Geschöpf, deren Gesicht so freundlich glatt und weiſs war, wie ihr Gemüth. Der Alte sagte mir oft, wenn er sah, daſs sie mir zugethan war, daſs ich gern mit ihr schäkerte, und kein Auge von den ihrigen verwandte, die so blau und offen wie der Himmel waren, und wie die Krystalle glänzten: wenn ich ein rechtlicher Bergmann werden würde, wolle er sie mir nicht versagen; und er hielt Wort. — Den Tag, wie ich Häuer wurde, legte er seine Hände auf uns, und segnete uns als Braut und Bräutigam ein, und wenig Wochen darauf führte ich sie als meine Frau auf meine Kammer. Denselben Tag hieb ich in der Frühschicht, noch als Lehrhäuer, eben wie die Sonne oben aufging, eine reiche Ader an. Der Herzog schickte mir eine goldene Kette mit seinem Bildniſs auf einer groſsen Münze, und versprach mir den Dienst meines Schwiegervaters. Wie glücklich war ich, als ich sie am Hochzeitstage meiner Braut um den Hals hängen konnte, und Aller Augen auf sie gerichtet waren. Unser alter Vater erlebte noch einige muntere Enkel, und die Anbrüche seines Herbstes waren reicher, als er gedacht hatte. Er konnte mit Freudigkeit seine Schicht beschlieſsen, und aus der dunkeln Grube dieser Welt fahren, um in Frieden auszuruhen, und den groſsen Lohntag zu erwarten.

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrich wandte, und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muſs von Gott gesegnet werden! denn es gibt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte geſunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen, und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheiſsenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sich lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daſs er ihrem Rufe in der Welt folgen, und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch, und seinen Sinn wacker; er genieſst seinen kärglichen Lohn mit inniglichem Danke, und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunkeln Grüſten seines Beruſes. Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freyen Luſt und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen groſsen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen, tiefsinnigen Dinge, und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigenthümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschlieſsliche Besitz eines Einzigen seyn. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, was die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeylockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wiſsbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läſst nicht zu, daſs sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiſs und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzähligemal habe ich nicht vor Ort gesessen, und bey dem Schein meiner Lampe das schlichte Krucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaſst, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: Wahrhaftig, das muſs ein göttlicher Mann gewesen seyn, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaues gelehrt, und in dem Schooſse der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andere Gänge verunedeln ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schaart, und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern:,aber der Geduldige läſst sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg, und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg, und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daſs Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

Es fehlt euch gewiſs nicht, sagte Heinrich, an ermunternden Liedern. Ich sollte meinen, daſs Euch euer Beruf unwillkührlich zu Gesängen begeistern und die Musik eine willkommne Begleiterin der Bergleute seyn müſste.

Da habt ihr wahr gesprochen, erwiederte der Alte; Gesang und Zitherspiel gehört zum Leben

Durch dieses lange Jahr!
Bleibt ihr uns Freund,
So wagt's kein Feind!
Und du, o Stadt, o groſse, bleib' bey Glücke!
Nun gute Nacht!
Hat's Gott bedacht,
So scheiden wir und kommen wohl zurücke.

des Bergmanns, und kein Stand kann mit mehr Vergnügen die Reize derselben genieſsen, als der unsrige. Musik und Tanz sind eigentliche Freuden des Bergmanns; sie sind wie ein fröhliches Gebet, und die Erinnerungen und Hoffnungen desselben helfen die mühsame Arbeit erleichtern und die lange Einsamkeit verkürzen.

Wenn es euch gefällt, so will ich euch gleich einen Gesang zum Besten geben, der fleiſsig in meiner Jugend gesungen wurde.

Der ist der Herr der Erde,
Wer ihre Tiefen miſst,
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schooſs vergiſst.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unverdrossen nieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet,
Und inniglich vertraut,
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
Mit neuer Liebe zu,
Und scheut nicht Fleiſs noch Plage,
Sie läſst ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verfloſsnen Zeit,
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
Umwehn sein Angesicht,
Und in die Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trift auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hülfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser,
Thun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
Den glückbegabten Arm,
Doch frägt er nach ihm wenig
Und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
Am Fuſs um Gut und Geld,
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.

Heinrich gefiel das Lied ungemein, und er bat den Alten, ihm noch eins mitzutheilen. Der Alte war auch gern bereit und sagte: Ich weiſs gleich noch ein wunderliches Lied, von dem wir selbst nicht wissen, wo es her ist.

Ein reisender Bergmann brachte es mit, der weit herkam, und ein sonderlicher Ruthengänger war. Das Lied fand groſsen Beyfall, weil es so seltsamlich klang, beynah so dunkel und unverständlich, wie die Musik selbst, aber eben darum auch so unbegreiflich anzog, und im wachenden Zustande wie ein Traum unterhielt.

Ich kenne wo ein festes Schloſs,
Ein stiller König wohnt darinnen,
Mit einem wunderlichen Troſs;
Doch steigt er nie auf seine Zinnen.
Verborgen ist sein Lustgemach
Und unsichtbare Wächter lauschen;
Nur wohlbekannte Quellen rauschen
Zu ihm herab vom bunten Dach.

Was ihre hellen Augen sahn,
In der Gestirne weiten Sälen,
Das sagen sie ihm treulich an,
Und können sich nicht satt erzählen.
Er badet sich in ihrer Flut,
Wäscht sauber seine zarten Glieder
Und seine Strahlen blinken wieder
Aus seiner Mutter weissem Blut.

Sein Schloſs ist alt und wunderbar,
Es sank herab aus tiefen Meeren,
Stand fest, und steht noch immerdar,
Die Flucht zum Himmel zu verwehren.
Von innen schlingt ein heimlich Band
Sich um des Reiches Unterthanen
Und Wolken wehn wie Siegesfahnen
Herunter von der Felsenwand.

Ein unermeſsliches Geschlecht
Umgibt die ſestverschloſsnen Pforten,
Ein jeder spielt den treuen Knecht
Und ruſt den Herrn mit ſüſsen Worten.
Sie fühlen sich durch ihn beglückt,
Und ahnen nicht, daſs sie geſangen;
Berauscht von trüglichem Verlangen
Weiſs keiner, wo der Schuh ihn drückt.

Nur Wenige sind schlau und wach,
Und dürsten nicht nach seinen Gaben:
Sie trachten unablässig nach,
Das alte Schloſs zu untergraben,
Der Heimlichkeit urmächt'gen Bann,
Kann nur die Hand der Einsicht lösen;
Gelingts das Innere zu entblöſsen:
So bricht der Tag der Freyheit an.

Dem Fleiſs ist keine Wand zu ſest,
Dem Muth kein Abgrund unzugänglich;
Wer sich auſ Herz und Hand verläſst,
Spürt nach dem König unbedenklich.
Aus seinen Kammern holt er ihn,
Vertreibt die Geister durch die Geister,
Macht sich der wilden Fluten Meister,
Und heiſst sie selbst heraus sich ziehn.

Je mehr er nun zum Vorschein kömmt
Und wild umher sich treibt auf Erden,
Je mehr wird seine Macht gedämmt,
Je mehr die Zahl der Freyen werden.
Am Ende wird von Banden los,
Das Meer die leere Burg durchdringen
Und trägt auf weichen grünen Schwingen
Zurück uns in der Heimath Schooſs.

Es dünkte Heinrich, wie der Alte geendigt hatte, als habe er das Lied schon irgend wo gehört. Er lieſs es sich wiederholen und schrieb es sich auf. Der Alte ging nachher hinaus und die Kaufleute sprachen unterdessen mit den andern Gästen über die Vortheile des Bergbaues und seine Mühseligkeiten. Einer sagte: der Alte ist gewiſs nicht umsonst hier. Er ist heute zwischen den Hügeln umhergeklettert und hat gegewiſs gute Anzeichen gefunden. Wir wollen ihn doch fragen, wenn er wieder herein kömmt. Wiſst ihr wohl, sagte ein Andrer, daſs wir ihn bitten könnten, eine Quelle für unser Dorf zu suchen? Das Wasser ist weit, und ein guter Brunnen wäre uns sehr willkommen. Mir fällt ein, sagte ein dritter, daſs ich ihn fragen möchte, ob er einen von meinen Söhnen mit sich nehmen will, der mir schon das ganze Haus voll Steine getragen hat. Der Junge wird gewiſs ein tüchtiger Bergmann, und der Alte scheint ein guter Mann zu seyn, der wird schon was Rechts aus ihm ziehen. Die Kaufleute meinten, ob sie vielleicht durch den Bergmann ein vortheilhaftes Verkehr mit Böhmen anspinnen und Metalle daher zu guten Preisen erhalten möchten. Der Alte trat wieder in die Stube, und alle wünschten seine Bekanntschaft zu benutzen. Er fing an und sagte: Wie dumpf und ängstlich ist es doch hier in der engen Stube. Der Mond steht drauſsen in voller Herrlichkeit, und ich hätte groſse Lust noch einen Spaziergang zu machen. Ich habe heute bey Tage einige merkwürdige Höhlen hier in der Nähe gesehen. Vielleicht entschlieſsen sich Einige mitzugehen; und wenn wir nur Licht mitnehmen, so werden wir ohne Schwierigkeiten uns darin umsehen können.

Den Leuten aus dem Dorfe waren diese Höhlen schon bekannt, aber bis jetzt hatte keiner gewagt hineinzusteigen; vielmehr trugen sie sich mit fürchterlichen Sagen von Drachen und andern Unthieren, die darin hausen sollten. Einige wollten sie selbst gesehen haben, und behaupteten, daſs man Knochen an ihrem Eingange von geraubten und verzehrten Menschen und Thieren fände. Einige andere vermeinten, daſs ein Geist dieselben bewohne, wie sie denn einigemal aus der Ferne eine seltsame menschliche Gestalt gesehen, auch zur Nachtzeit Gesänge von dort herüber gehört haben wollten.

Der Alte schien ihnen keinen groſsen Glauben beyzumessen, und versicherte lachend, daſs sie unter dem Schutze eines Bergmanns getrost mitgehen könnten, indem die Ungeheuer sich vor ihm scheuen müſsten, ein singender Geist aber gewiſs ein wohlthätiges Wesen sey. Die Neugier machte viele beherzt genug, seinen Vorschlag einzugehen; auch Heinrich wünschte ihn zu begleiten, und seine Mutter gab endlich auf das Zureden und Versprechen des Alten, genaue Acht auf Heinrichs Sicherheit zu haben, seinen Bitten nach. Die Kaufleute waren eben so entschlossen. Es wurden lange Kienspäne zu Fakkeln zusammengeholt; ein Theil der Gesellschaft versah sich noch zum Ueberfluſs mit Leitern, Stangen, Stricken und allerhand Vertheidigungswerkzeugen, und so begann endlich die Wallfahrt nach den nahen Hügeln. Der Alte ging mit Heinrich und den Kaufleuten voran. Jener Bauer hatte seinen wiſsbegierigen Sohn herbeygeholt, der voller Freuden sich einer Fackel bemächtigte und den Weg zu den Höhlen zeigte. Der Abend war heiter und warm. Der Mond stand in mildem Glanze über den Hügeln, und lieſs wunderliche Träume in allen Kreaturen aufsteigen. Selbst wie ein Traum der Sonne, lag er über der in sich gekehrten Traumwelt, und führte die in unzählige Gränzen getheilte Natur in jene fabelhafte Urzeit zurück, wo jeder Keim noch für sich schlummerte, und einsam und unberührt sich vergeblich sehnte, die dunkle Fülle seines unermeſslichen Daseyns zu entfalten. In Heinrichs Gemüth spiegelte sich das Mährchen des Abends. Es war ihm, als ruhte die Welt aufgeschlossen in ihm, und zeigte ihm, wie einem Gastfreunde, alle ihre Schätze und verborgenen Lieblichkeiten. Ihm dünkte die groſse einfache Erscheinung um ihn so verständlich. Die Natur schien ihm nur deswegen so unbegreiflich, weil sie das Nächste und Traulichste mit einer solchen Verschwendung von mannichfachen Ausdrücken um den Menschen her thürmte. Die Worte des Alten hatten eine versteckte Tapetenthür in ihm geöffnet. Er sah sein kleines Wohnzimmer dicht an einem erhabenen Münster gebaut, an dessen steinernem Boden die ernste Vorwelt emporstieg, während von der Kuppel die klare fröhliche Zukunft in goldenen Engelskindern ihr singend entgegenschwebte. Gewaltige Klänge bebten in den silbernen Gesang, und zu den weiten Thoren traten alle Kreaturen herein, von denen jede ihre innere Natur in einer einfachen Bitte und in einer eigenthümlichen Mundart vernehmlich aussprach. Wie wunderte er sich, daſs ihm diese klare, seinem Daseyn schon unentbehrliche Ansicht so lange fremd geblieben war. Nun übersah er auf einmal alle seine Verhältnisse mit der weiten Welt um ihn her; fühlte was er durch sie geworden, und was sie ihm werden würde, und begriff alle die seltsamen Vorstellungen und Anregungen, die er schon oft in ihrem Anschauen gespürt hatte. Die Erzählung der Kaufleute von dem Jünglinge, der die Natur so emsig betrachtete, und der Eidam des Königs wurde, kam ihm wieder zu Gedanken, und tausend andere Erinnerungen seines Lebens knüpften sich von selbst an einen zauberischen Faden. Während der Zeit, daſs Heinrich seinen Betrachtungen nachhing, hatte sich die Gesellschaft der Höhle genähert. Der Eingang war niedrig, und der Alte nahm eine Fackel und kletterte über einige Steine zuerst hinein. Ein ziemlich fühlbarer Luftstrom kam ihm entgegen, und der Alte versicherte, daſs sie getrost folgen könnten. Die Furchtsamsten gingen zuletzt, und hielten ihre Waffen in Bereitschaft. Heinrich und die Kaufleute waren hinter dem Alten, und der Knabe wanderte munter an seiner Seite. Der Weg lief anfänglich in einem ziemlich schmalen Gange, welcher sich aber bald in eine sehr weite und hohe Höhle endigte, die der Fackelglanz nicht völlig zu erleuchten vermochte; doch sah man im Hintergrunde einige Oeffnungen sich in die Felsenwand verlieren. Der Boden war weich und

Auf der Kaspischen See.

In ein Stammbuch.

Auf, Schönste von der Zahl der Asischen Sirenen!
Auf, Doris, Doris auf! und zeig' uns deinen Pfad.
Auf, Kastor, Pollux auf, ihr Brüder der Helenen,
Die noch kein Deutsches Schiff hier angerufen hat!
Scheint unserm Laufe vor, o ihr zwey schöne Sterne,
Daſs auch die blinde Nacht durch euch uns sehen lerne!

Hier habt ihr nun das Schiff, das edle, das gerühmte,
Von dem ihr nun so viel, so manches habt gehört,
Dem Mars die Ehre gönnt, die selber ihm geziemte,
Dem Venus günstig ist, das Juno liebt und ehrt:

ziemlich eben; die Wände, so wie die Decke, waren ebenfalls nicht rauh und unregelmäſsig; aber was die Aufmerksamkeit Aller vorzüglich beschäftigte war die unzählige Menge von Knochen und Zähnen, die den Boden bedeckten. Viele waren völlig erhalten, an andern sah man Spuren der Verwesung, und die, welche aus den Wänden hin und wieder hervorragten, schienen steinartig geworden zu seyn. Die meisten waren von ungewöhnlicher Gröſse und Stärke. Der Alte freute sich über diese Ueberbleibsel einer uralten Zeit, nur den Bauern war nicht wohl dabey zu Muthe, denn sie hielten sie für deutliche Spuren naher Raubthiere, so überzeugend ihnen auch der Alte die Zeichen eines undenklichen Alterthums daran aufwies, und sie fragte, ob sie je etwas von Verwüstungen unter ihren Heerden und vom Raube benachbarter Menschen gespürt hätten, und ob sie jene Knochen für Knochen bekannter Thiere oder Menschen halten könnten? Der Alte wollte nun weiter in den Berg, aber die Bauern fanden für rathsam sich vor die Höhle zurückzuziehen, und dort seine Rückkunft abzuwarten. Heinrich, die Kaufleute und der Knabe blieben bey dem Alten, und versahen sich mit Stricken und Fackeln. Sie gelangten bald in eine zweyte Höhle, wobey der Alte nicht vergaſs, den Gang, aus dem sie hereingekommen waren, durch eine Figur von Knochen, die er davor hinlegte, zu bezeichnen. Die Höhle glich der vorigen und war eben so reich an thierischen Resten. Heinrich war schauerlich und wunderbar zu Muthe; es gemahnte ihn, als wandle er durch die Vorhöfe des innern Erdenpalastes. Himmel und Erde lag ihm auf einmal weit entfernt, und diese dunkeln weiten Hallen schienen zu einem unterirdischen seltsamen Reiche zu gehören. Wie, dachte er bey sich selbst, wäre es möglich, daſs unter unsern Füſsen eine eigene Welt in einem ungeheuern Leben sich bewegte? daſs unerhörte Geburten in den Vesten der Erde ihr Wesen trieben, die das innere Feuer des dunkeln Schooses zu riesenmäſsigen und geistesgewaltigen Gestalten auftriebe? könnten dereinst diese schauerlichen Fremden, von der eindringenden Kälte hervorgetrieben, unter uns erscheinen, während vielleicht zu gleicher Zeit himmlische Gäste, lebendige, redende Kräfte der Gestirne, über unsern Häuptern sichtbar würden? Sind diese Knochen Ueberreste ihrer Wanderungen nach der Oberfläche, oder Zeichen einer Flucht in die Tiefe?

Auf einmal rief der Alte die andern herbey, und zeigte ihnen eine ziemlich frische Menschenspur auf dem Boden. Mehrere konnten sie nicht finden, und so glaubte der Alte, ohne fürchten zu müssen, auf Räuber zu stoſsen, der Spur nachgehen zu können. Sie waren eben im Begriff dies auszuführen, als auf einmal, wie unter ihren Füſsen, aus einer fernen Tiefe ein ziemlich vernehmlicher Gesang anfing. Sie erstaunten nicht wenig, doch horchten sie genau auf:

Gern verweil' ich noch im Thale
Lächelnd in der tiefen Nacht,
Denn der Liebe volle Schaale
Wird mir täglich dargebracht.

Ihre heil'gen Tropfen heben
Meine Seele hoch empor,
Und ich steh in diesem Leben
Trunken an des Himmels Thor.

Eingewiegt in sel'ges Schauen
Aengstigt mein Gemüth kein Schmerz.
O! die Königin der Frauen
Gibt mir ihr getreues Herz.

Bangverweinte Jahre haben
Diesen schlechten Thon verklärt,
Und ein Bild ihm eingegraben,
Das ihm Ewigkeit gewährt.

Jene lange Zahl von Tagen
Dünkt mir nur ein Augenblick;
Werd' ich einst von hier getragen,
Schau ich dankbar noch zurück.

Alle waren auf das angenehmste überrascht, und wünschten sehnlichst den Sänger zu entdecken.

Nach einigem Suchen trafen sie in einem Winkel der rechten Seitenwand, einen abwärts gesenkten Gang, in welchen die Fuſsstapfen zu führen schienen. Bald dünkte es ihnen, eine Hellung zu bemerken, die stärker wurde, je näher sie kamen. Es that sich ein neues Gewölbe, von noch gröſserem Umfange, als die vorherigen, auf, in dessen Hintergrunde sie bey einer Lampe eine menschliche Gestalt sitzen sahen, die vor sich auf einer steinernen Platte ein groſses Buch liegen hatte, in welchem sie zu lesen schien.

Sie drehte sich nach ihnen zu, stand auf und ging ihnen entgegen. Es war ein Mann, dessen Alter man nicht errathen konnte. Er sah weder alt noch jung aus, keine Spuren der Zeit merkte man an ihm, als schlichte silberne Haare, die auf der Stirne gescheitelt waren. In seinen Augen lag eine unaussprechliche Heiterkeit, als sähe er von einem hellen Berge in einen unendlichen Frühling hinein. Er hatte Sohlen an die Füſse gebunden, und schien keine andere Kleidung zu haben, als einen weiten Mantel, der um ihn her geschlungen war, und seine edle groſse Gestalt noch mehr heraus hob. Ueber ihre unvermuthete Ankunft schien er nicht im mindesten verwundert; wie ein Bekannter begrüſste er sie. Es war, als empfing er erwartete Gäste in seinem Wohnhause. Es ist doch schön, daſs ihr mich besucht, sagte er; Ihr seyd die ersten Freunde, die ich hier sehe, so lange ich auch schon hier wohne. Scheint es doch, als finge man an, unser groſses wunderbares Haus genauer zu betrachten. Der Alte erwiederte: Wir haben nicht vermuthet, einen so freundlichen Wirth hier zu finden. Von wilden Thieren und Geistern war uns erzählt, und nun sehen wir uns auf das anmuthigste getäuscht. Wenn wir euch in eurer Andacht und in euren tiefsinnigen Betrachtungen gestört haben, so verzeiht es unserer Neugierde. — Könnte eine Betrachtung erfreulicher seyn, sagte der Unbekannte, als die, froher und zusagender Menschengesichter? Haltet mich nicht für einen Menschenfeind, weil ihr mich in dieser Einöde trefft. Ich habe die Welt nicht geflohen, sondern ich habe nur eine Ruhestätte gesucht, wo ich ungestört meinen Betrachtungen nachhängen könnte. — Hat Euch euer Entschluſs nie gereut, und kommen nicht zuweilen Stunden, wo euch bange wird, und euer Herz nach einer Menschenstimme verlangt? — Jetzt nicht mehr. Es war eine Zeit in meiner Jugend, wo eine heiſse Schwärmerey mich veranlaſste, Einsiedler zu werden. Dunkle Ahnungen beschäftigten meine jugendliche Phantasie. Ich hoffte volle Nahrung meines Herzens in der Einsamkeit zu finden. Unerschöflich dünkte mir die Quelle meines innern Lebens. Aber ich merkte bald, daſs man eine Fülle von Erfahrung dahin mitbringen muſs, daſs ein junges Herz nicht allein seyn kann, ja daſs der Mensch erst durch vielfachen Umgang mit seinem Geschlecht eine gewisse Selbstständigkeit erlangt.

Ich glaube selbst, erwiederte der Alte, daſs es einen gewissen natürlichen Beruf zu jeder Lebensart gibt, und vielleicht, daſs die Erfahrungen eines zunehmenden Alters von selbst auf eine Zurückziehung aus der menschlichen Gesellschaft führen. Scheint es doch, als sey dieselbe der Thätigkeit, sowohl zum Gewinnst als zur Erhaltung gewidmet. Eine groſse Hoffnung, ein gemeinschaftlicher Zweck treibt sie mit Macht, und Kinder und Alte scheinen nicht dazu zu gehören. Unbehülflichkeit und Unwissenheit schlieſsen die ersten davon aus; während die ietztern jene Hoffnung erfüllt, jenen Zweck erreicht sehen, und nun nicht mehr von ihnen in den Kreis jener Gesellschaft verflochten, in sich selbst zurückkehren, und genug zu thun finden, sich auf eine höhere Gemeinschaft würdig vorzubereiten. Indeſs scheinen bey euch noch besondere Ursachen statt gefunden zu haben, um euch so gänzlich von den Menschen abzusondern und Verzicht auf alle Bequemlichkeiten der Gesellschaft zu leisten, Mich dünkt, daſs die Spannung eures Gemüths doch oft nachlassen, und euch dann unbehaglich zu Muthe werden müſste.

Ich fühlte das wohl, indeſs habe ich es glücklich durch eine strenge Regelmäſsigkeit meines Lebens zu vermeiden gewuſst. Dabey suchte ich mich durch Bewegung gesund zu erhalten, und dann hat es keine Noth. Jeden Tag gehe ich mehrere Stunden umher, und genieſse den Tag und die Luft so viel ich kann. Sonst halte ich mich in dieſsen Hallen auf, und beschäftige mich zu gewissen Stunden mit Korbflechten und Schnizzen. Für meine Waaren tausche ich mir in entlegenen Ortschaften Lebensmittel ein, Bücher habe ich mir mitgebracht, und so vergeht die Zeit, wie ein Augenblick. In jenen Gegenden habe ich einige Bekannte, die um meinen Aufenthalt wissen, und von denen ich erfahre, was in der Welt geschieht. Diese werden mich begraben, wenn ich todt bin, und meine Bücher zu sich nehmen.

Er führte sie näher an seinen Sitz, der nahe an der Höhlenwand war. Sie sahen mehrere Bücher auf der Erde liegen, auch eine Zither, und an der Wand hing eine völlige Rüstung, die ziemlich kostbar zu seyn schien. Der Tisch bestand aus fünf groſsen steinernen Platten, die wie ein Kasten zusammengesetzt waren. Auf der obersten lagen eine männliche und eine weibliche

Figur in Lebensgröſse eingehauen, die einen Kranz von Lilien und Rosen angefaſst hielten; an den Seiten stand:

Friedrich und Maria von Hohenzollern kehrten auf dieser Selle in ihr Vaterland zurück.

Der Einsiedler fragte seine Gäste nach ihrem Vaterlande und wie sie in diese Gegend gekommen wären. Er war sehr freundlich und offen, und verrieth eine groſse Bekanntschaft mit der Welt. Der Alte sagte: Ich sehe, ihr seyd ein Kriegsmann gewesen, die Rüstung verräth euch. — Die Gefahren und Wechsel des Krieges, der hohe poetische Geist, der ein Kriegsheer begleitet, rissen mich aus meiner jugendlichen Einsamkeit und bestimmten die Schicksale meines Lebens. Vielleicht, daſs das lange Getümmel, die unzähligen Begebenheiten, denen ich beywohnte, mir den Sinn für die Einsamkeit noch mehr geöffnet haben: die zahllosen Erinnerungen sind eine unterhaltende Gesellschaft, und dies um so mehr, je veränderter der Blick ist, mit dem wir sie überschauen, und der nun erst ihren wahren Zusammenhang, den Tiefsinn ihrer Folge, und die Bedeutung ihrer Erscheinungen entdeckt. Der eigentliche Sinn für die Geschichten der Menschen entwickelt sich erst spät, und mehr unter den stillen Einflüssen der Erinnerung, als unter den gewaltsameren Eindrücken der Gegenwart. Die nächsten Ereignisse scheinen nur locker verknüpft, aber sie sympathisiren desto wunderbarer mit entfernteren; und nur dann, wenn man im Stande ist, eine lange Reihe zu übersehen und weder alles buchstäblich zu nehmen, noch auch mit muthwilligen Träumen die eigentliche Ordnung zu verwirren, bemerkt man die geheimen Verkettungen des Ehemaligen und Künftigen, und lernt die Geschichte aus Hoffnung und Erinnerung zusammensetzen. Indeſs nur dem, welchem die ganze Vorzeit gegenwärtig ist, mag es gelingen, die einfache Regel der Geschichte zu entdecken. Wir kommen nur zu unvollständigen und beschwerlichen Formeln, und können froh seyn, nur für uns selbst eine brauchbare Vorschrift zu finden, die uns hinlängliche Aufschlüsse über unser eigenes kurzes Leben verschafft. Ich darf aber wohl sagen, daſs jede sorgfältige Betrachtung der Schicksale des Lebens einen tiefen, unerschöpflichen Genuſs gewährt, und unter allen Gedanken uns am meisten über die irdischen Uebel erhebt. Die Jugend liest die Geschichte nur aus Neugier, wie ein unterhaltendes Mährchen; dem reiferen Alter wird sie eine himmlische tröstende und erbauende Freundin, die ihn durch ihre weisen Gespräche sanft zu einer höheren, umfassenden Laufbahn vorbereitet, und mit der unbekannten Welt ihn in faſslichen Bildern bekannt macht. Die Kirche ist das Wohnhaus der Geschichte, und der stille Hof ihr sinnbildlicher Blumengarten. Von der Geschichte sollten nur alte, gottesfürchtige Leute schreiben, deren Geschichte selbst zu Ende ist, und die nichts mehr zu hoffen haben, als die Verpflanzung in den Garten. Nicht finster und trübe wird ihre Beschreibung seyn; vielmehr wird ein Strahl aus der Kuppel alles in der richtigsten und schönsten Erleuchtung zeigen, und heiliger Geist wird über diesen seltsam bewegten Gewässern schweben.

Wie wahr und einleuchtend ist eure Rede, setzte der Alte hinzu. Man sollte gewiſs mehr Fleiſs darauf wenden, das Wissenswürdige seiner Zeit treulich aufzuzeichnen, und es als ein andächtiges Vermächtniſs den künftigen Menschen zu hinterlassen. Es gibt tausend entferntere Dinge, denen Sorgfalt und Mühe gewidmet wird, und gerade um das Nächste und Wichtigste, um die Schicksale unsers eigenen Lebens, unserer Angehörigen, unsers Geschlechts, deren leise Planmäſsigkeit wir in den Gedanken einer Vorsehung aufgefaſst haben, bekümmern wir uns so wenig, und lassen sorglos alle Spuren in unserm Gedächtnisse verwischen. Wie Heiligthümer wird eine weisere Nachkommenschaft jede Nachricht, die von den Begebenheiten der Vergangenheit handelt, aufsuchen, und selbst das Leben eines einzelnen unbedeutenden Mannes wird ihr nicht gleichgültig seyn, da gewiſs sich

Das Schiff und auch das Volk, das beydes euch zu frommen
Aus seinem Abend ist in euren Morgen kommen.

Geh, Amphitrite, geh, und sag' es deinem Manne,
Daſs er die strenge Pracht der frechen Wellen schilt;
Sprich auch, daſs Aeol stracks sein leichtes Volk verbanne,
Damit es nicht auf uns mit Sturm und Wetter billt.
Auf, Doris, Doris auf, mit tausend Najadinnen!
Der günstige Nordwest wird unsers Aufbruchs innen.

das groſse Leben seiner Zeitgenossenschaft darin mehr oder weniger spiegelt.

Es ist nur so schlimm, sagte der Graf von Hohenzollern, daſs selbst die Wenigen, die sich der Aufzeichnung der Thaten und Vorfälle ihrer Zeit unterzogen, nicht über ihr Geschäft nachdachten, und ihren Beobachtungen keine Vollständigkeit und Ordnung zu geben suchten, sondern nur auſs Gerathewohl bey der Auswahl und Sammlung ihrer Nachrichten verfuhren. Ein jeder wird leicht an sich bemerken, daſs er nur dasjenige deutlich und vollkommen beschreiben kann, was er genau kennt, dessen Theile, dessen Entstehung und Folge, dessen Zweck und Gebrauch ihm gegenwärtig sind, denn sonst wird keine Beschreibung, sondern ein verwirrtes Gemisch von unvollständigen Bemerkungen entstehen. Man lasse ein Kind eine Maschine, einen Landmann ein Schiff beschreiben, und gewiſs wird kein Mensch aus ihren Worten einigen Nutzen und Unterricht schöpfen können, und so ist es mit den meisten Geschichtschreibern, die vielleicht fertig genug im Erzählen, und bis zum Ueberdruſs weitschweifig sind, aber doch gerade das Wissenswürdigste vergessen, dasjenige, was erst die Geschichte zur Geschichte macht, und die mancherley Zufälle zu einem angenehmen und lehrreichen Ganzen verbindet. Wenn ich das alles recht bedenke, so scheint es mir, als wenn ein Geschichtschreiber nothwendig auch ein Dichter seyn müſste, denn nur die Dichter mögen sich auf jene Kunst, Begebenheiten schicklich zu verknüpfen, verstehen. In ihren Erzählungen und Fabeln habe ich mit stillem Vergnügen ihr zartes Gefühl für den geheimniſsvollen Geist des Lebens bemerkt. Es ist mehr Wahrheit in ihren Märchen als in gelehrten Chroniken. Sind auch ihre Personen und deren Schicksale erfunden; so ist doch der Sinn, in dem sie erfunden sind, wahrhaft und natürlich. Es ist für unsern Genuſs und unsere Belehrung gewissermaſsen einerley, ob die Personen, in deren Schicksalen wir den unsrigen nachspüren, wirklich einmal lebten, oder nicht. Wir verlangen nach der Anschauung der groſsen einfachen Seele der Zeiterscheinung, und finden wir diesen Wunsch gewährt, so kümmern wir uns nicht um die zufällige Existenz ihrer äussern Figuren.

Auch ich bin den Dichtern, sagte der Alte, von jeher deshalb zugethan gewesen. Das Leben und die Welt ist mir klarer und anschaulicher durch sie geworden. Es dünkte mich, sie müſsten befreundet mit den scharfen Geistern des Lichts seyn, die alle Naturen durchdringen und sondern, und einen eigenthümlichen, zartgefärbten Schleyer über jede verbreiten. Meine eigene Natur fühlte ich bey ihren Liedern leicht entfaltet, und es war, als könnte sie sich nun freyer bewegen, ihrer Geselligkeit und ihres Verlangens froh werden, mit stiller Lust ihre Glieder gegen einander schwingen, und tausenderley anmuthige Wirkungen hervorrufen

Wart ihr so glücklich, in eurer Gegend einige Dichter zu haben? fragte der Einsiedler.

Es haben sich wohl zuweilen einige bey uns eingefunden: aber sie schienen Gefallen am Reisen zu haben, und so hielten sie sich meist nicht lange auf. Indeſs habe ich auf meinen Wanderungen nach Illirien, nach Sachsen und Schwedenland nicht selten welche gefunden, deren Andenken mich immer erfreuen wird.

So seyd ihr ja weit umhergekommen, und müſst viele denkwürdige Dinge erlebt haben.

Unsere Kunst macht es fast nöthig, daſs man sich weit auf dem Erdboden umsieht, und es ist als triebe den Bergmann ein unterirdisches Feuer umher. Ein Berg schickt ihn dem andern. Er wird nie mit Sehen fertig, und hat seine ganze Lebenszeit an jener wunderlichen Baukunst zu lernen, die unsern Fuſsboden so seltsam gegründet und ausgetäfelt hat. Unsere Kunst ist uralt und weit verbreitet. Sie mag wohl aus Morgen, mit der Sonne, wie unser Geschlecht, nach Abend gewandert seyn, und von der Mitte nach den Enden zu. Sie hat überall mit andern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, und da immer das

Bedürfniſs den menschlichen Geist zu klugen Erfindungen reizt, so kann der Bergmann überall seine Einsichten und seine Geschicklichkeit vermehren, und mit nützlichen Erfahrungen seine Heimath bereichern.

Ihr seyd beynah verkehrte Astrologen, sagte der Einsiedler. Wenn diese den Himmel unverwandt betrachten, und seine unermeſslichen Räume durchirren: so wendet ihr euren Blick auf den Erdboden, und erforscht seinen Bau. Jene studiren die Kräfte und Einflüsse der Gestirne, und ihr untersucht die Kräfte der Felsen und Berge, und die mannichfaltigen Wirkungen der Erd- und Steinschichten. Jenen ist der Himmel das Buch der Zukunft, während euch die Erde Denkmale der Urwelt zeigt.

Es ist dieser Zusammenhang nicht ohne Bedeutung, sagte der Alte lächelnd. Die leuchtenden Propheten spielen vielleicht eine Hauptrolle in jener alten Geschichte des wunderlichen Erdbaus. Man wird vielleicht sie aus ihren Werken, und ihre Werke aus ihnen mit der Zeit besser kennen und erklären lernen. Vielleicht zeigen die groſsen Gebirgsketten die Spuren ihrer ehemaligen Straſsen, und hatten selbst Lust, sich auf ihre eigene Hand zu nähren, und ihren eigenen Gang am Himmel zu gehen. Manche hoben sich kühn genug, um auch Sterne zu werden, und müssen nun dafür die schöne grüne

Bekleidung der niedrigern Gegenden entbehren. Sie haben dafür nichts erhalten, als daſs sie ihren Vätern das Wetter machen helfen, und Propheten fur das tiefere Land sind, daſs sie bald schützen, bald mit Ungewittern überschwemmen.

Seitdem ich in dieser Höhle wohne, fuhr der Einsiedler fort, habe ich mehr über die alte Zeit nachdenken gelernt. Es ist unbeschreiblich, wie diese Betrachtung anzieht, und ich kann mir die Liebe vorstellen, die ein Bergmann für sein Handwerk hegen muſs. Wenn ich die seltsamen alten Knochen ansehe, die hier in so gewaltiger Menge versammelt sind; wenn ich mir die wilde Zeit denke, wo diese fremdartigen, ungeheuren Thiere in dichten Schaaren sich in diese Höhlen hereindrängten, von Furcht und Angst vielleicht getrieben, und hier ihren Tod fanden; wenn ich dann wieder bis zu den Zeiten hinaufsteige, wo diese Höhlen zusammenwuchsen und ungeheure Fluthen das Land bedeckten; so komme ich mir selbst wie ein Traum der Zukunft, wie ein Kind des ewigen Friedens vor. Wie ruhig und friedfertig, wie mild und klar ist gegen diese gewaltsamen, riesenmäſsigen Zeiten, die heutige Natur! und das furchtbarste Gewitter, das entsetzlichste Erdbeben in unsern Tagen ist nur ein schwacher Nachhall jener grausenvollen Geburtswehen. Vielleicht daſs auch die Pflanzen- und Thierwelt, ja die damaligen Menschen selbst, wenn es auf einzelnen Eilanden in diesem Ozean welche gab, eine andere festere und rauhere Bauart hatten, — wenigstens dürfte man die alten Sagen von einem Riesenvolke dann keiner Erdichtung zeihen.

Es ist erfreulich, sagte der Alte, jene allmählige Beruhigung der Natur zu bemerken. Ein immer innigeres Einverständniſs, eine friedlichere Gemeinschaft, eine gegenseitige Unterstützung und Belebung, scheint sich allmählig gebildet zu haben, und wir können immer besseren Zeiten entgegensehen. Es wäre vielleicht möglich, daſs hin und wieder noch alter Sauerteig gährte, und noch einige heftige Erschütterungen erfolgten; indeſs sieht man doch das allmächtige Streben nach freyer, einträchtiger Verfaſsung, und in diesem Geiste wird jede Erschütterung vorübergehen und dem groſsen Ziele näher führen. Mag es seyn, daſs die Natur nicht mehr so fruchtbar ist, daſs heut zu Tage keine Metalle und Edelsteine, keine Felsen und Berge mehr entstehen, daſs Pflanzen und Thiere nicht mehr zu so erstaunlichen Gröſsen und Kräften aufquellen; je mehr sich ihre erzeugende Kraft erschöpft hat, desto mehr haben ihre bildenden, veredelnden und geselligen Kräfte zugenommen; ihr Gemüth ist empfänglicher und zarter, ihre Phantasie mannichfaltiger und sinnbildlicher, ihre Hand leichter und kunstreicher geworden. Sie nähert sich dem Menschen, und wenn sie ehemals ein wildgebährender Fels war, so ist sie jetzt eine stille, treibende Pflanze, eine stumme menschliche Künstlerin. Wozu wäre auch eine Vermehrung jener Schätze nöthig, deren Ueberfluſs auf undenkliche Zeiten ausreicht. Wie klein ist der Raum, den ich durchwandert bin, und welche mächtige Vorräthe habe ich nicht gleich auf den ersten Blick gefunden, deren Benuzzung der Nachwelt überlassen bleibt. Welche Reichthümer verschlieſsen nicht die Gebürge nach Norden, welche günstige Anzeigen fand ich nicht in meinem Vaterlande überall, in Ungarn, am Fuſse der Carpatischen Gebürge, und in den Felsenthälern von Tyrol, Oesterreich und Bayern. Ich könnte ein reicher Mann seyn, wenn ich das hätte mit mir nehmen können, was ich nur aufzuheben, nur abzuschlagen brauchte. An manchen Orten sah ich mich, wie in einem Zaubergarten. Was ich ansah, war von köstlichen Metallen, und auf das kunstreichste gebildet. In den zierlichen Locken und Aesten des Silbers hingen glänzende, rubinrothe, durchsichtige Früchte, und die schweren Bäumchen standen auf krystallenem Grunde, der ganz unnachahmlich ausgearbeitet war. Man traute kaum seinen Sinnen an diesen wunderbaren Orten, und ward nicht müde, diese reizenden Wildnisse zu durchstreifen, und sich an ihren Kleinodien zu ergötzen. Auch auf meiner jetzigen Reise habe ich viele Merkwürdigkeiten gesehen, und gewiſs ist in andern Ländern die Erde eben so ergiebig und verschwenderisch.

Wenn man, sagte der Unbekannte, die Schäzze bedenkt, die im Orient zu Hause sind, so ist daran kein Zweifel; und ist das ferne Indien, Afrika und Spanien nicht schon im Alterthum durch die Reichthümer seines Bodens bekannt gewesen? Als Kriegsmann gibt man freylich nicht so genau auf die Adern und Klüfte der Berge Acht, indeſs habe ich doch zuweilen meine Betrachtungen über diese glänzenden Streifen gehabt, die wie seltsame Knospen auf eine unerwartete Blüthe und Frucht deuten. Wie hätte ich damals denken können, wenn ich froh über das Licht des Tages an diesen dunkeln Behausungen vorbeyzog, daſs ich noch im Schooſse eines Berges mein Leben beschlieſsen würde! Meine Liebe trug mich stolz über den Erdboden, und in ihrer Umarmung hoffte ich in späten Jahren zu entschlafen. Der Krieg endigte, und ich zog nach Hause, voll froher Erwartungen eines erquicklichen Herbstes. Aber der Geist des Krieges schien der Geist meines Glücks zu seyn. Meine Marie hatte mir zwey Kinder im Orient geboren. Sie waren die Freude unsers Lebens. Die Seefahrt und die rauhere abendländische Luft zerstörte ihre Blüthe. Ich begrub sie wenig Tage nach meiner Ankunft in Europa. Kummervoll führte ich meine trostlose Gattin nach meiner Heimath. Ein stiller Gram mochte den Faden ihres Lebens mürbe gemacht haben. Auf einer Reise, die ich bald darauf unternehmen muſste, und auf der sie mich wie immer begleitete, verschied sie sanft und plötzlich in meinen Armen. Es war hier nahe bey, wo unsere irdische Wallfahrt zu Ende ging. Mein Entschluſs war im Augenblick reif. Ich fand, was ich nie erwartet hatte; eine göttliche Erleuchtung kam über mich, und seit dem Tage, da ich sie hier selbst begrub, nahm eine himmlische Hand allen Kummer von meinem Herzen. Das Grabmal habe ich nachher errichten lassen. Oft scheint eine Begebenheit sich zu endigen, wenn sie erst eigentlich beginnt, und dies hat bey meinem Leben statt gefunden. Gott verleihe euch allen ein seliges Alter, und ein so ruhiges Gemüth wie mir.

Heinrich und die Kaufleute hatten aufmerksam dem Gespräche zugehört, und der erstere fühlte besonders neue Entwickelungen seines ahnungsvollen Innern. Manche Worte, manche Gedanken fielen wie belebender Fruchtstaub in seinen Schooſs, und rückten ihn schnell aus dem engen Kreise seiner Jugend auf die Höhe der Welt. Wie lange Jahre lagen die eben vergangenen Stunden hinter ihm, und er glaubte nie anders gedacht und empfunden zu haben.

Der Einsiedler zeigte ihnen seine Bücher. Es waren alte Historien und Gedichte. Heinrich blätterte in den groſsen schöngemalten Schriften; die kurzen Zeilen der Verse, die Ueberschriften, einzelne Stellen und die saubern Bilder, die hier und da, wie verkörperte Worte, zum Vorschein kamen, um die Einbildungskraft des Lesers zu unterstützen, reizten mächtig seine Neugierde. Der Einsiedler bemerkte seine innere Lust, und erklärte ihm die sonderbaren Vorstellungen. Die mannichfaltigsten Lebensscenen waren abgebildet. Kämpfe, Leichenbegängnisse, Hochzeitsfeyerlichkeiten, Schiffbrüche, Höhlen und Paläste, Könige, Helden, Priester, alte und junge Leute, Menschen in fremden Trachten, und seltsame Thiere, kamen in verschiedenen Abwechselungen und Verbindungen vor. Heinrich konnte sich nicht satt sehen, und hätte nichts mehr gewünscht, als bey dem Einsiedler, der ihn unwiderstehlich anzog, zu bleiben, und von ihm über diese Bücher unterrichtet zu werden. Der Alte fragte unterdeſs, ob es noch mehr Höhlen gäbe, und der Einsiedler sagte ihm, daſs noch einige sehr

An Herrn Grahmann,

als er in Astrachan 1638 von einer hitzigen Krankheit genas.

Vertrauter meines Herzen,
Nun ist das fünfte Jahr
In Ernsten und in Scherzen,
In Freuden und Gefahr,
In Mangel und in Fülle,
Und wie's auf Reisen fällt,
Mein Wunsch und letzter Wille
Durch, in und aus der Welt:

Ergänze dein Gemüthe,
Das halb gestorben lebt,
Und kühl' dir das Geblüte,
Das so vor Hitze klebt;
Auch diesen Stoſs, den herben,
Verrückst du aus dem Ziel:
Es läſst sich nicht so sterben,
Als wie der Würger will.

groſse in der Nähe lägen, wohin er ihn begleiten wolle. Der Alte war dazu bereit, und der Einsiedler, der die Freude merkte, die Heinrich an seinen Büchern hatte, veranlaſste ihn, zurückzubleiben, und sich während dieser Zeit weiter unter denselben umzusehen. Heinrich blieb mit Freuden bey den Büchern, und dankte Ihm innig für seine Erlaubniſs. Er blätterte mit unendlicher Lust umher. Endlich fiel ihm ein Buch in die Hände, das in einer fremden Sprache geschrieben war, die ihm einige Aehnlichkeit mit der Lateinischen und Italienischen zu haben schien. Er hätte sehnlichst gewünscht, die Sprache zu kennen, denn das Buch gefiel ihm vorzüglich, ohne daſs er eine Sylbe davon verstand. Es hatte keinen Titel, doch fand er noch beym Suchen einige Bilder. Sie dünkten ihm ganz wunderbar bekannt, und wie er recht zusah, entdeckte er seine eigene Gestalt ziemlich kenntlich unter den Figuren. Er erschrack und glaubte zu träumen, aber beym wiederholten Ansehen konnte er nicht mehr an der vollkommenen Aehnlichkeit zweifeln. Er traute kaum seinen Sinnen, als er bald auf einem Bilde die Höhle, den Einsiedler, und den Alten neben sich entdeckte. Allmählig fand er auf den andern Bildern die Morgenländerin, seine Eltern, den Landgrafen und die Landgräfin von Thüringen, seinen Freund den Hofkaplan, und manche andere seiner Bekannten; doch waren ihre Kleidungen verändert, und schienen aus einer andern Zeit zu seyn. Eine groſse Menge Figuren wuſste er nicht zu nennen, doch däuchten sie ihm bekannt. Er sah sein Ebenbild in verschiedenen Lagen. Gegen das Ende kam er sich gröſser und edler vor. Die Guitarre ruhte in seinen Armen, und die Landgräfin reichte ihm einen Kranz. Er sah sich am kaiserlichen Hofe, zu Schiffe, in trauter Umarmung mit einem schlanken lieblichen Mädchen, in einem Kampfe mit wild aussehenden Männern, und in freundlichen Gesprächen mit Sarazenen und Mohren. Ein Mann von ernstem Ansehen kam häufig in seiner Gesellschaft vor. Er fühlte tiefe Ehrfurcht vor dieser hohen Gestalt; und war froh sich Arm in Arm mit ihm zu sehen. Die letzten Bilder waren dunkel und unverständlich; doch überraschten ihn einige Gestalten seines Traumes mit dem innigsten Entzücken; der Schluſs des Buches schien zu fehlen. Heinrich war sehr bekümmert, und wünschte nichts sehnlicher, als das Buch lesen zu können, und vollständig zu besitzen. Er betrachtete die Bilder zu wiederholten Malen, und war bestürzt, wie er die Gesellschaft zurückkommen hörte. Eine wunderliche Schaam befiel ihn. Er getraute sich nicht, seine Entdeckung merken zu lassen, machte das Buch zu, und fragte den Einsiedler nur obenhin nach Titel und Sprache desselben, wo er denn erfuhr, daſs es in Provenzalischer Sprache geschrieben sey. Es ist lange her, seit ich es gelesen habe, sagte der Einsiedler. Ich kann mich nicht genau mehr des Inhalts entsinnen. Soviel ich weiſs, ist es ein Roman von den wunderbaren Schicksalen eines Dichters, worin die Dichtkunst in ihren mannichfachen Verhältnissen dargestellt, und gepriesen wird. Der Schluſs fehlt an dieser Handschrift, die ich aus Jerusalem mitgebracht habe, wo ich sie in der Verlassenschaft eines Freundes fand, und zu seinem Andenken aufhob.

Sie nahmen nun von einander Abschied, und Heinrich war bis zu Thränen gerührt. Die Höhle war ihm so merkwürdig, der Einsiedler so lieb geworden.

Alle umarmten diesen herzlich, und er selbst schien sie lieb gewonnen zu haben. Heinrich glaubte zu bemerken, daſs er ihn mit einem freundlichen durchdringenden Blick ansehe. Seine Abschiedsworte gegen ihn waren sonderbar bedeutend. Er schien von seiner Entdeckung zu wissen, und darauf anzuspielen. Bis zum Eingang der Höhle begleitete er sie, nachdem er sie und besonders den Knaben gebeten hatte, seiner nicht gegen die Bauern zu erwähnen, weil er sonst ihren Zudringlichkeiten ausgesetzt seyn würde.

Sie versprachen es alle. Wie sie von ihm schieden, und sich seinem Gebete empfahlen, sagte er: Wie lange wird es währen, so sehen wir uns wieder, und werden über unsere heutigen Reden lächeln. Ein himmlischer Tag wird uns umgeben, und wir werden uns freuen, daſs wir einander in diesen Thälern der Prüfung freundlich begrüſsten, und von gleichen Gesinnungen und Ahnungen beseelt waren. Sie sind die Engel, die uns hier sicher geleiten. Wenn euer Auge fest am Himmel haftet, so werdet ihr nie den Weg zu eurer Heimath verlieren. — Sie trennten sich mit stiller Andacht, fanden bald ihre zaghaften Gefährten, und erreichten unter allerley Erzählungen in kurzem das Dorf, wo Heinrichs Mutter, die in Sorgen gewesen war, sie mit tausend Freuden empfing.

Sechstes Kapitel.

Menschen, die zum Handeln, zur Geschäftigkeit geboren sind, können nicht früh genug alles selbst betrachten und beleben. Sie müssen überall selbst Hand anlegen und viele Verhältnisse durchlaufen, ihr Gemüth gegen die Eindrücke einer neuen Lage, gegen die Zerstreuung vieler und mannigfaltiger Gegenstände gewissermaſsen abhärten, und sich gewöhnen, selbst im Drange groſser Begebenheiten, den Faden ihres Zwecks festzuhalten, und ihn gewandt hindurch zu führen. Sie dürfen nicht den Einladungen einer stillen Betrachtung nachgeben. Ihre Seele darf keine in sich gekehrte Zuschauerin, sie muſs unablässig nach Aussen gerichtet, und eine emsige, schnell entschiedene Dienerin des Verstandes seyn. Sie sind Helden, und um sie her drängen sich die Begebenheiten, die geleitet und gelöst seyn wollen. Alle Zufälle werden zu Geschichten unter ihrem Einfluſs, und ihr Leben ist eine ununterbrochene Kette merkwürdiger und glänzender, verwickelter und seltsamer Ereignisse.

Anders ist es mit jenen ruhigen, unbekannten Menschen, deren Welt ihr Gemüth, deren Thätigkeit die Betrachtung, deren Leben ein leises Bilden ihrer innern Kräfte ist. Keine Unruhe treibt sie nach Aussen. Ein stiller Besitz genügt ihnen, und das unermeſsliche Schauspiel ausser ihnen reizt sie nicht, selbst darin aufzutreten, sondern kommt ihnen bedeutend und wunderbar genug vor, um seiner Betrachtung ihre Muſse zu widmen. Verlangen nach dem Geiste desselben hält sie in der Ferne, und er ist es, der sie zu der geheimniſsvollen Rolle des Gemüths in dieser menschlichen Welt bestimmte, während jene die äussern Gliedmaſsen und Sinne, und die ausgehenden Kräfte derselben vorstellen.

Groſse und vielfache Begebenheiten würden sie stören. Ein einfaches Leben ist ihr Loos, und nur aus Erzählungen und Schriften müssen sie mit dem reichen Inhalt, und den zahllosen Erscheinungen der Welt bekannt werden. Nur selten darf im Verlauf ihres Lebens ein Vorfall sie auf einige Zeit in seine raschen Wirbel mit hineinziehen, um durch einige Erfahrungen sie von der Lage und dem Charakter der handelnden Menschen genauer zu unterrichten. Dagegen wird ihr empfindlicher Sinn schon genug von nahen unbedeutenden Erscheinungen beschäftigt, die ihm jene groſse Welt verjüngt darstellen, und sie werden keinen Schritt thun, ohne die überraschendsten Entdeckungen in sich selbst über das Wesen und die Bedeutung derselben zu machen. Es sind die Dichter, diese seltenen Zugmenschen, die zuweilen durch unsere Wohnsitze wandeln, und überall den alten ehrwürdigen Dienst der Menschen und ihrer ersten Götter, der Gestirne, des Frühlings, der Liebe, des Glücks, der Fruchtbarkeit, der Gesundheit, und des Frohsinns erneuern; sie, die schon hier im Besitz der himmlischen Ruhe sind, und von keinen thörichten Begierden umhergetrieben, nur den Duft der irdischen Früchte einathmen, ohne sie zu verzehren, und dann unwiderruflich an die Unterwelt gekettet zu seyn. Freye Gäste sind sie, deren goldener Fuſs nur leise auftritt, und deren Gegenwart in Allen unwillkürlich die Flügel ausbreitet. Ein Dichter läſst sich, wie ein guter König, frohen und klaren Gesichtern nach aufsuchen, und er ist es, der allein den Namen eines Weisen mit Recht führt. Wenn man ihn mit dem Helden vergleicht, so findet man, daſs die Gesänge der Dichter nicht selten den Heldenmuth in jugendlichen Herzen erweckt, Heldenthaten aber wohl nie den Geist der Poesie in irgend ein Gemüth gerufen haben.

Heinrich war von Natur zum Dichter geboren. Mannigfaltige Zufälle schienen sich zu seiner Bildung zu vereinigen, und noch hatte nichts seine innere Regsamkeit gestört. Alles was er sah und hörte, schien nur neue Riegel in ihm wegzuschieben, und neue Fenster ihm zu öffnen. Er sah die Welt in ihren groſsen und abwechselnden Verhältnissen vor sich liegen. Noch war sie aber stumm, und ihre Seele, das Gespräch, noch nicht erwacht. Schon nahte sich ein Dichter, ein liebliches Mädchen an der Hand, um durch Laute der Muttersprache und durch Berührung eines süſsen zärtlichen Mundes, die blöden Lippen aufzuschlieſsen, und den einfachen Accord in unendliche Melodien zu entfalten.

Die Reise war nun geendigt. Es war gegen Abend, als unsere Reisenden wohlbehalten und fröhlich in der weltberühmten Stadt Augsburg anlangten, und voller Erwartung durch die hohen Gassen nach dem ansehnlichen Hause des alten Schwaning ritten.

Heinrich war schon die Gegend sehr reizend vorgekommen. Das lebhafte Getümmel der Stadt und die groſsen, steinernen Häuser befremdeten ihn angenehm. Er freute sich inniglich über seinen künftigen Aufenthalt. Seine Mutter war sehr vergnügt nach der langen mühseligen Reise sich hier in ihrer geliebten Vaterstadt zu sehen, bald ihren Vater und ihre alten Bekannten wieder zu umarmen, ihren Heinrich ihnen vorstellen, und einmal alle Sorgen des Hauswesens bey den traulichen Erinnerungen ihrer Jugend ruhig vergessen zu können. Die Kaufleute hofften, sich bey den dortigen Lustbarkeiten für die Unbequemlichkeiten des Weges zu entschädigen, und einträgliche Geschäfte zu machen.

Das Haus des alten Schwaning fanden sie erleuchtet, und eine lustige Musik tönte ihnen entgegen. Was gilt's, sagten die Kaufleute, euer Groſsvater gibt ein fröhliches Fest. Wir kommen wie gerufen. Wie wird er über die ungeladenen Gäste erstaunen. Er läſst es sich wohl nicht träumen, daſs das wahre Fest nun erst angehen wird. Heinrich fühlte sich verlegen, und seine Mutter war nur wegen ihres Anzugs in Sorgen. Sie stiegen ab, die Kaufleute blieben bey den Pferden, und Heinrich und seine Mutter traten in das prächtige Haus. Unten war kein Hausgenosse zu sehen. Sie muſsten die breite Wendeltreppe hinauf. Einige Diener liefen vorüber; sie baten diese, dem alten Schwaning die Ankunft einiger Fremden anzusagen, die ihn zu sprechen wünschten. Die Diener machten Anfangs einige Schwierigkeiten; die Reisenden sahen nicht zum besten aus; doch meldeten sie es dem Herrn des Hauses. Der alte Schwaning kam heraus. Er kannte sie nicht gleich, und fragte nach ihrem Namen und Anliegen. Heinrichs Mutter weinte, und fiel ihm um den Hals. Kennt ihr eure Tochter nicht mehr? rief sie weinend. Ich bringe euch meinen Sohn. Der alte Vater war äusserst gerührt. Er drückte sie lange an seine Brust; Heinrich sank auf ein Knie, und küſste ihm zärtlich die Hand. Er hob ihn zu sich, und hielt Mutter und Sohn umarmt. Geschwind herein, sagte Schwaning, ich habe lauter Freunde und Bekannte bey mir, die sich herzlich mit mir freuen werden. Heinrichs Mutter schien einigen Zweifel zu haben. Sie hatte keine Zeit sich zu besinnen. Der Vater führte beyde in den hohen erleuchteten Saal. Da bringe ich meine Tochter und meinen Enkel aus Eisenach, rief Schwaning in das frohe Getümmel glänzend gekleideter Menschen. Aller Augen kehrten sich nach der Thür; alles lief herzu, die Musik schwieg, und die beyden Reisenden standen verwirrt und geblendet, in ihren staubigen Kleidern, mitten in der bunten Schaar. Tausend freudige Ausrufungen gingen von Mund zu Mund. Alte Bekannte drängten sich um die Mutter. Es gab unzählige Fragen. Jedes wollte zuerst gekannt und bewillkommet seyn. Während der ältere Theil der Gesellschaft sich mit der Mutter beschäftigte, heftete sich die Aufmerksamkeit des jüngeren Theils auf den fremden Jüngling, der mit gesenktem Blick da stand, und nicht das Herz hatte, die unbekannten Ge-

Dem heiſsen Perserlande
Gefalle seine Glut,
Der Tartareyen Sande
Sey seine Dürre gut.
Ich lobe deine Felder,
Europa, deine Luft,
Dein Wasser, deine Wälder,
Die wir so oft geruft.

Komm! laſs uns alle Mühen,
Und was uns hat gekränkt,
Mit Zucker überziehen,
Im Weine seyn ertränkt.
Kein Wermuth ist so bitter,
Der nicht auch Honig hält;
So steht sich's, wie ein Ritter,
So fällt sich's, wie ein Held.

Da lebt, da stirbt sich's süſse,
Wo Lust kein' Unlust hat.
Komm! mach' dich auf die Füſse,
Dieſs schafft dir deine Stadt.
Behalt' dich deinen Freuden
Und deinen Freunden vor,
Und weise deinen Leiden
Das aufgesperrte Thor.

sichter wieder zu betrachten. Sein Groſsvater machte ihn mit der Gesellschaft bekannt, und erkundigte sich nach seinem Vater und den Vorfällen ihrer Reise.

Die Mutter gedachte der Kaufleute, die unten aus Gefälligkeit bey den Pferden geblieben waren. Sie sagte es ihrem Vater, welcher sogleich hinunter schickte, und sie einladen lieſs, heraufzukommen. Die Pferde wurden in die Ställe gebracht, und die Kaufleute erschienen.

Schwaning dankte ihnen herzlich für die freundschaftliche Geleitung seiner Tochter. Sie waren mit vielen Anwesenden bekannt, und begrüſsten sich freundlich mit ihnen. Die Mutter wünschte sich reinlich ankleiden zu dürfen. Schwaning nahm sie auf sein Zimmer, und Heinrich folgte ihnen in gleicher Absicht.

Unter der Gesellschaft war Heinrich ein Mann aufgefallen, den er in jenem Buche oft an seiner Seite gesehen zu haben glaubte. Sein edles Ansehen zeichnete ihn vor allen aus. Ein heitrer Ernst war der Geist seines Gesichts; eine offene schöne gewölbte Stirn, groſse, schwarze, durchdringende und feste Augen, ein schalkhafter Zug um den fröhlichen Mund und durchaus klare, männliche Verhältnisse machten es bedeutend und anziehend. Er war stark gebaut, seine Bewegungen waren ruhig und ausdrucksvoll, und wo er stand, schien er ewig stehen zu wollen.

Heinrich fragte seinen Groſsvater nach ihm. Es ist mir lieb, sagte der Alte, daſs du ihn gleich bemerkt hast. Es ist mein trefflicher Freund Klingsohr, der Dichter. Auf seine Bekanntschaft und Freundschaft kannst du stolzer seyn, als auf die des Kaisers. Aber wie stehts mit deinem Herzen? Er hat eine schöne Tochter; vielleicht daſs diese den Vater bey dir aussticht. Es sollte mich wundern, wenn du sie nicht bemerkt hättest. Heinrich erröthtete. Ich war zerstreut, lieber Groſsvater. Die Gesellschaft war zahlreich, und ich betrachtete nur euren Freund. Man merkt es, daſs du aus Norden kömmst, erwiederte Schwaning. Wir wollen dich hier schon aufthauen. Du sollst schon lernen nach hübschen Augen sehn.

Sie waren nun fertig, und begaben sich zurück in den Saal, wo indeſs die Zurüstungen zum Abendessen gemacht worden waren. Der alte Schwaning führte Heinrich auf Klingsohr zu, und erzählte ihm, daſs Heinrich ihn gleich bemerkt und den lebhaftesten Wunsch habe, mit ihm bekannt zu seyn.

Heinrich war beschämt. Klingsohr redete freundlich zu ihm von seinem Vaterlande und seiner Reise. Es lag so viel Zutrauliches in seiner Stimme, daſs Heinrich bald ein Herz faſste, und sich freymüthig mit ihm unterhielt. Nach einiger Zeit kam Schwaning wieder zu ihnen, und brachte die schöne Mathilde. Nehmt euch meines schüchternen Enkels freundlich an, und verzeiht es ihm, daſs er eh'r euren Vater, als euch gesehen hat. Eure glänzenden Augen werden schon die schlummernde Jugend in ihm wecken. In seinem Vaterlande kommt der Frühling spät.

Heinrich und Mathilde wurden roth. Sie sahen sich einander mit Verwunderung an. Sie fragte ihn mit kaum hörbaren leisen Worten: ob er gern tanze. Eben als er die Frage bejahte, fing eine fröhliche Tanzmusik an. Er bot ihr schweigend seine Hand; sie gab ihm die ihrige, und sie mischten sich in die Reihe der walzenden Paare. Schwaning und Klingsohr sahen zu. Die Mutter und die Kaufleute freuten sich über Heinrichs Behendigkeit, und seine liebliche Tänzerin. Die Mutter hatte genug mit ihren Jugendfreundinnen zu sprechen, die ihr zu einem so wohlgebildeten und so hoffnungsvollen Sohn Glück wünschten. Klingsohr sagte zu Schwaning: Euer Enkel hat ein anziehendes Gesicht. Es zeigt ein klares und umfassendes Gemüth, und seine Stimme kommt tief aus dem Herzen. Ich hoffe, erwiederte Schwaning, daſs er euer gelehriger Schüler seyn wird. Mir däucht er ist zum Dichter geboren. Euer Geist komme über ihn. Er sieht seinem Vater ähnlich; nur scheint er weniger heftig und eigensinnig. Jener war in seiner Jugend voll glücklicher Anlagen. Eine gewisse Freysinnigkeit fehlte ihm. Es hätte mehr aus ihm werden können, als ein fleiſsiger und fertiger Künstler. — Heinrich wünschte den Tanz nie zu endigen. Mit innigem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf den Rosen seiner Tänzerin. Ihr unschuldiges Auge vermied ihn nicht. Sie schien der Geist ihres Vaters in der lieblichsten Verkleidung. Aus ihren groſsen ruhigen Augen sprach ewige Jugend. Auf einem lichthimmelblauen Grunde lag der milde Glanz der braunen Sterne. Stirn und Nase senkten sich zierlich um sie her. Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr Gesicht, und von dem schlanken, weiſsen Halſe schlängelten sich blaue Adern in reizenden Windungen um die zarten Wangen. Ihre Stimme war wie ein fernes Echo, und das braune lockige Köpfchen schien über der leichten Gestalt nur zu schweben.

Die Schüsseln kamen herein, und der Tanz war aus. Die ältern Leute setzten sich auf die eine Seite, und die jüngern nahmen die andere ein.

Heinrich blieb bey Mathilden. Eine junge Verwandte setzte sich zu seiner Linken, und Klingsohr saſs ihm gerade gegenüber. So wenig Mathilde sprach, so gesprächig war Veronika, seine andere Nachbarin. Sie that gleich mit ihm vertraut, und machte ihn in kurzem mit allen Anwesenden bekannt. Heinrich verhörte manches. Er war noch bey seiner Tänzerin, und hätte sich gern öfters rechts gewandt. Klingsohr machte ihrem Plaudern ein Ende. Er fragte ihn nach dem Bande mit sonderbaren Figuren, welches Heinrich an seinem Leibrocke befestigt hatte. Heinrich erzählte von der Morgenländerin mit vieler Rührung. Mathilde weinte, und Heinrich konnte nun seine Thränen kaum verbergen. Er gerieth darüber mit ihr ins Gespräch. Alle unterhielten sich; Veronika lachte und scherzte mit ihren Bekannten. Mathilde erzählte ihm von Ungarn, wo ihr Vater sich oft aufhielt, und von dem Leben in Augsburg. Alle waren vergnügt. Die Musik verscheuchte die Zurückhaltung, und reizte alle Neigungen zu einem muntern Spiel. Blumenkörbe dufteten in voller Pracht auf dem Tische, und der Wein schlich zwischen den Schüsseln und Blumen umher, schüttelte seine goldenen Flügel und stellte bunte Tapeten zwischen die Welt und die Gäste. Heinrich begriff erst jetzt, was ein Fest sey. Tausend frohe Geister schienen ihm um den Tisch zu gaukeln, und in stiller Sympathie mit den fröhlichen Menschen von ihren Freuden zu leben, und mit ihren Genüssen sich zu berauschen. Der Lebensgenuſs stand wie ein klingender Baum voll goldener Früchte vor ihm. Das Uebel lieſs sich nicht sehen, und es dünkte ihm unmöglich, daſs je die menschliche Neigung von diesem Baume zu der gefährlichen Frucht des Erkenntnisses, zu dem Baume des Krieges, sich gewendet haben sollte. Er verstand nun den Wein und die Speisen. Sie schmeckten ihm überaus köstlich. Ein himmlisches Oehl würzte sie ihm, und aus dem Becher funkelte die Herrlichkeit des irdischen Lebens. Einige Mädchen brachten dem alten Schwaning einen frischen Kranz. Er setzte ihn auf, küſste sie und sagte: Auch unserm Freund Klingsohr müſst ihr einen bringen; wir wollen *beyde zum Dank euch ein Paar neue Lieder* lehren. Das meinige sollt ihr gleich haben. Er gab der Musik ein Zeichen, und sang mit lauter Stimme:

Sind wir nicht geplagte Wesen?
Ist nicht unser Loos betrübt?
Nur zu Zwang und Noth erlesen
In Verstellung nur geübt,
Dürfen selbst nicht unsre Klagen —
Sich aus unserm Busen wagen.

Allem was die Aeltern sprechen,
Widerspricht das volle Herz.
Die verbotne Frucht zu brechen
Fühlen wir der Sehnsucht Schmerz;
Möchten gern die süſsen Knaben
Fest an unsern Herzen haben.

Wäre dies zu denken Sünde?
Zollfrey sind Gedanken doch.
Was bleibt einem armen Kinde
Auſser süſsen Träumen noch?
Will man sie auch gern verbannen,
Nimmer ziehen sie von dannen.

Wenn wir auch des Abends beten,
Schreckt uns doch die Einsamkeit,
Und zu unsern Kissen treten
Sehnsucht und Gefälligkeit.
Konnten wir wohl widerstreben
Alles, Alles hinzugeben?

Unsre Reize zu verhüllen
Schreibt die strenge Mutter vor.
Ach! was hilft der gute Willen,
Quellen sie nicht ganz empor?
Bey der Sehnsucht innerm Beben
Muſs das beste Band sich geben.

Jede Neigung zu verschlieſsen,
Hart und kalt zu seyn wie Stein,
Schöne Augen nicht zu grüſsen,
Fleiſsig und allein zu seyn,
Keiner Bitte nachzugeben:
Heiſst das wohl ein Jugendleben?

Groſs sind eines Mädchens Plagen,
Ihre Brust ist krank und wund,
Und zum Lohn für stille Klagen
Küſst sie noch ein welker Mund.
Wird denn nie das Blatt sich wenden,
Und das Reich der Alten enden?

Die alten Leute und die Jünglinge lachten. Die Mädchen errötheten und lächelten abwärts. Unter tausend Neckereyen wurde ein zweyter Kranz geholt, und Klingsohr aufgesetzt. Sie baten aber inständig um keinen so leichtfertigen Gesang. Nein, sagte Klingsohr, ich werde mich wohl hüten, so frevelhaft von euren Geheimnissen zu reden. Sagt selbst, was ihr für ein Lied haben wollt. Nur nichts von Liebe, riefen die Mädchen, ein Weinlied wenn es euch ansteht. Klingsohr sang:

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt.
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daſs sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooſs quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
In's unterirdische Geſchoſs.
Er träumt von Festen und von Siegen
Und baut sich manches luft'ge Schloſs.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt.
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen
So lang er träumt sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'ge Schwellen
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läſst er die lichten Augen sehn.
Läſst ruhig seine Priester schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooſse
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Es sprützt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daſs es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

Ein schöner Prophet! riefen die Mädchen. Schwaning freute sich herzlich. Sie machten noch einige Einwendungen, aber es half nichts. Sie muſsten ihm die süſsen Lippen hinreichen. Heinrich schämte sich nur vor seiner ernsten Nach-

Komm, Bruder, laſs uns eilen,
Wir haben hohe Zeit;
Zerreiſse dies Verweilen,
Und tödte selbst dein Leid.
Der Donner ist verschwunden,
Der Regen ist vorbey,
Apollo wird empfunden,
Und du bist frisch und frey!

darin, sonst hätte er sich laut über das Vorrecht der Dichter gefreut. Veronika war unter den Kranzträgerinnen. Sie kam fröhlich zurück und sagte zu Heinrich: nicht wahr, es ist hübsch, wenn man ein Dichter ist? Heinrich getraute sich nicht, diese Frage zu benutzen. Der Uebermuth der Freude und der Ernst der ersten Liebe kämpften in seinem Gemüth. Die reizende Veronika scherzte mit den Andern, und so gewann er Zeit, den ersten etwas zu dämpfen. Mathilde erzählte ihm, daſs sie die Guitarre spiele. Ach! sagte Heinrich, von euch möchte ich sie lernen. Ich habe mich lange darnach gesehnt. — Mein Vater hat mich unterrichtet. Er spielt sie unvergleichlich, sagte sie erröthend. — Ich glaube doch, erwiederte Heinrich, daſs ich sie schneller bey euch lerne. Wie freue ich mich euren Gesang zu hören. — Stellt euch nur nicht zu viel vor. — O! sagte Heinrich, was sollte ich nicht erwarten können, da euere bloſse Rede schon Gesang ist, und eure Gestalt eine himmlische Musik verkündigt.

Mathilde schwieg. Ihr Vater fing ein Gespräch mit ihm an, in welchem Heinrich mit der lebhaftesten Begeisterung sprach. Die Nächsten wunderten sich über des Jünglings Beredsamkeit, über die Fülle seiner bildlichen Gedanken. Mathilde sah ihn mit stiller Aufmerksamkeit an. Sie schien sich über seine Reden zu freuen, die sein Gesicht mit den sprechendsten Mienen noch mehr erklärte. Seine Augen glänzten ungewöhnlich. Er sah sich zuweilen nach Mathilden um, die über den Ausdruck seines Gesichts erstaunte. Im Feuer des Gesprächs ergriff er unvermerkt ihre Hand, und sie konnte nicht umhin, manches, was er sagte, mit einem leisen Druck zu bestätigen. Klingsohr wuſste seinen Enthusiasmus zu unterhalten, und lockte allmählig seine ganze Seele auf die Lippen. Endlich stand alles auf. Alles schwärmte durcheinander. Heinrich war an Mathildens Seite geblieben. Sie standen unbemerkt abwärts. Er hielt ihre Hand, und küſste sie zärtlich. Sie lieſs sie ihm, und blickte ihn mit unbeschreiblicher Freundlichkeit an. Er konnte sich nicht halten, neigte sich zu ihr, und küſste ihre Lippen. Sie war überrascht, und erwiederte unwillkührlich seinen heiſsen Kuſs. Gute Mathilde — lieber Heinrich — das war alles, was sie einander sagen konnten. Sie drückte seine Hand, und ging unter die Andern. Heinrich stand wie im Himmel. Seine Mutter kam auf ihn zu. Er lieſs seine ganze Zärtlichkeit an ihr aus. Sie sagte: Ist es nicht gut, daſs wir nach Augsburg gereist sind? Nicht wahr, es gefällt dir? Liebe Mutter, sagte Heinrich, so habe ich mir es doch nicht vorgestellt. Es ist ganz herrlich.

Der Rest des Abends verging in unendlicher Fröhlichkeit. Die Alten spielten, plauderten, und sahen den Tänzen zu. Die Musik wogte wie ein Lustmeer im Saale, und hob die berauschte Jugend.

Heinrich fühlte die entzückenden Weissagungen der ersten Lust und Liebe zugleich. Auch Mathilde lieſs sich willig von den schmeichelnden Wellen tragen, und verbarg ihr zärtliches Zutrauen, ihre aufkeimende Neigung zu ihm nur hinter einem leichten Flor. Der alte Schwaning bemerkte das kommende Verständniſs, und neckte beyde.

Klingsohr hatte Heinrich lieb gewonnen, und freute sich seiner Zärtlichkeit. Die andern Jünglinge und Mädchen hatten es bald bemerkt. Sie zogen die ernste Mathilde mit dem jungen Thüringer auf, und verhehlten nicht, daſs es ihnen lieb sey, Mathildens Aufmerksamkeit nicht mehr bey ihren Herzensgeschäften scheuen zu dürfen.

Es war tief in der Nacht, als die Gesellschaft auseinander ging. Das erste und einzige Fest meines Lebens! sagte Heinrich zu sich selbst, als er allein war, und seine Mutter sich ermüdet zur Ruhe gelegt hatte. Ist mir nicht zu Muthe, wie in jenem Thurme, beym Anblick der blauen Blume? Welcher sonderbare Zusammenhang ist zwischen Mathilde und dieser Blume? Jenes Gesicht, das aus dem Kelche sich mir entgegenneigte, es war Mathildens himmlisches Gesicht, und nun erinnere ich mich auch, es in jenem

Buche gesehen zu haben. Aber warum hat es dort mein Herz nicht so bewegt? O! sie ist der sichtbare Geist des Gesanges, eine würdige Tochter ihres Vaters. Sie wird mich in Musik auflösen. Sie wird meine innerste Seele, die Hüterin meines heiligen Feuers seyn. Welche Ewigkeit von Treue fühle ich in mir! Ich ward nur geboren, um sie zu verehren, um ihr ewig zu dienen, um sie zu denken und zu empfinden. Gehört nicht ein eigenes ungetheiltes Daseyn zu ihrer Anschauung und Anbetung? und bin ich der Glückliche, dessen Wesen das Echo, der Spiegel des ihrigen seyn darf? Es war kein Zufall, daſs ich sie am Ende meiner Reise sah, daſs ein seliges Fest den höchsten Augenblick meines Lebens umgab. Es konnte nichts anders seyn, macht ihre Gegenwart nicht alles festlich?

Er trat ans Fenster. Das Chor der Gestirne stand am dunklen Himmel, und im Morgen kündigte ein weiſser Schein den kommenden Tag an.

Mit vollem Entzücken rief Heinrich aus: Euch, ihr ewigen Gestirne, ihr stillen Wanderer, euch rufe ich zum Zeugen meines heiligen Schwurs an. Für Mathilden will ich leben, und ewige Treue soll mein Herz an das ihrige knüpfen. Auch mir bricht der Morgen eines ewigen Tages an. Die Nacht ist vorüber. Ich zünde der aufgehenden Sonne mich selbst zum nie verglühenden Opfer an.

Heinrich war erhitzt, und nur spät gegen Morgen schlief er ein. In wunderliche Träume flossen die Gedanken seiner Seele zusammen. Ein tiefer blauer Strom schimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche schwamm ein Kahn. Mathilde saſs und ruderte. Sie war mit Kränzen geschmückt, sang ein einfaches Lied, und sah nach ihm mit süsser Wehmuth herüber. Seine Brust war beklommen. Er wuſste nicht warum. Der Himmel war heiter, die Fluth ruhig. Ihr himmlisches Gesicht spiegelte sich in den Wellen. Auf einmal fing der Kahn an sich umzudrehen. Er rief ihr ängstlich zu. Sie lächelte und legte das Ruder in den Kahn, der sich immerwährend drehte. Eine ungeheure Bangigkeit ergriff ihn. Er stürzte sich in den Strom, aber er konnte nicht fort, das Wasser trug ihn. Sie winkte, sie schien ihm etwas sagen zu wollen, der Kahn schöpfte schon Wasser; doch lächelte sie mit einer unsäglichen Innigkeit, und sah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es sie hinunter. Eine leise Luft strich über den Strom, der eben so ruhig und glänzend floſs, wie vorher. Die entsetzliche Angst raubte ihm das Bewuſstseyn. Das Herz schlug nicht mehr. Er kam erst zu sich, als er sich auf trocknem Boden fühlte. Er mochte weit geschwommen seyn. Es war eine fremde Gegend. Er wuſste nicht wie ihm geschehen war. Sein Gemüth war verschwunden. Gedankenlos ging er tiefer ins Land. Entsetzlich matt fühlte er sich. Eine kleine Quelle kam aus einem Hügel, sie tönte wie lauter Glocken. Mit der Hand schöpfte er einige Tropfen, und netzte seine dürren Lippen. Wie ein banger Traum lag die schreckliche Begebenheit hinter ihm. Immer weiter und weiter ging er, Blumen und Bäume redeten ihn an. Ihm wurde so wohl und heimathlich zu Sinne. Da hörte er jenes einfache Lied wieder. Er lief den Tönen nach. Auf einmal hielt ihn jemand am Gewande zurück. Lieber Heinrich, rief eine bekannte Stimme. Er sah sich um, und Mathilde schloſs ihn in ihre Arme. Warum liefst du vor mir, liebes Herz, sagte sie tiefathmend. Kaum konnte ich dich einholen. Heinrich weinte. Er drückte sie an sich. — Wo ist der Strom, rief er mit Thränen. Siehst du nicht seine blauen Wellen über uns? Er sah hinauf, und der blaue Strom floſs leise über ihrem Haupte. Wo sind wir, liebe Mathilde? Bey unsern Eltern. Bleiben wir zusammen? Ewig, versetzte sie, indem sie ihre Lippen an die seinigen drückte, und ihn so umschloſs, daſs sie nicht wieder von ihm konnte. Sie sagte ihm ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, was sein ganzes Wesen durchklang. Er wollte es wiederholen, als sein Groſsvater rief und er aufwachte. Er hätte sein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wissen.

Siebentes Kapitel.

Klingsohr stand vor seinem Bette, und bot ihm freundlich guten Morgen. Er ward munter, und fiel Klingsohr um den Hals. Das gilt euch nicht, sagte Schwaning. Heinrich lächelte, und verbarg sein Erröthen an den Wangen seiner Mutter.

Habt ihr Lust mit mir vor der Stadt auf einer schönen Anhöhe zu frühstücken? sagte Klingsohr. Der herrliche Morgen wird euch erfrischen. Kleidet euch an. Mathilde wartet schon auf uns.

Heinrich dankte mit tausend Freuden für diese willkommene Einladung. In einem Augenblick war er fertig, und küſste Klingsohr mit vieler Inbrunst die Hand.

Sie gingen zu Mathilden, die in ihrem einfachen Morgenkleide wunderlieblich aussah, und ihn freundlich grüſste. Sie hatte schon das Frühstück in ein Körbchen gepackt, das sie an den Arm hing, und die andere Hand unbefangen

Heinrich reichte. Klingsohr folgte ihnen, und so wandelten sie durch die Stadt, die schon voller Lebendigkeit war, nach einem kleinen Hügel am Flusse, wo sich unter einigen hohen Bäumen eine weite und volle Aussicht öffnete.

Habe ich doch schon oft, rief Heinrich aus, mich an den Aufgang der bunten Natur, an der friedlichen Nachbarschaft ihres mannichfaltigen Eigenthums ergötzt; aber eine so schöpferische und gediegene Heiterkeit hat mich noch nie erfüllt, wie heute. Jene Fernen sind mir so nah, und die reiche Landschaft ist mir wie eine innere Phantasie. Wie veränderlich ist die Natur, so unwandelbar auch ihre Oberfläche zu seyn scheint. Wie anders ist sie, wenn ein Engel, wenn ein kräftigerer Geist neben uns ist, als wenn ein Nothleidender vor uns klagt, oder ein Bauer uns erzählt, wie ungünstig die Witterung ihm sey, und wie nöthig er düstere Regentage für seine Saat brauche. Euch, theuerster Meister, bin ich dieses Vergnügen schuldig; ja dieses Vergnügen, denn es gibt kein anderes Wort, was wahrhafter den Zustand meines Herzens ausdrückte. Freude, Lust und Entzücken sind nur die Glieder des Vergnügens, das sie zu einem höhern Leben verknüpft. Er drückte Mathildens Hand an sein Herz, und versank mit einem feurigen Blick in ihr mildes, empfängliches Auge.

Die Natur, versetzte Klingsohr, ist für unser

Gemüth, was ein Körper für das Licht ist. Er hält es zurück; er bricht es in eigenthümliche Farben; er zündet auf seiner Oberfläche oder in seinem Innern ein Licht an, das, wenn es seiner Dunkelheit gleich kommt, ihn klar und durchsichtig macht, wenn es sie überwiegt, von ihm ausgeht, um andere Körper zu erleuchten. Aber selbst der dunkelste Körper kann durch Wasser, Feuer und Luft dahin gebracht werden, daſs er hell und glänzend wird.

Ich verstehe euch, lieber Meister. Die Menschen sind Krystalle für unser Gemüth. Sie sind die durchsichtige Natur. Liebe Mathilde, ich möchte euch einen köstlichen lautern Sapphir nennen. Ihr seyd klar und durchsichtig wie der Himmel, ihr erleuchtet mit dem mildesten Lichte. Aber sagt mir, lieber Meister, ob ich recht habe: mich dünkt, daſs man gerade, wenn man am innigsten mit der Natur vertraut ist, am wenigsten von ihr sagen könnte und möchte.

Wie man das nimmt, versetzte Klingsohr, ein anderes ist es mit der Natur für unsern Genuſs und unser Gemüth, ein anderes mit der Natur für unsern Verstand, für das leitende Vermögen unserer Weltkräfte. Man muſs sich wohl hüten, nicht eins über das andere zu vergessen. Es gibt viele, die nur die eine Seite kennen, und die andere geringschätzen. Aber beyde kann man vereinigen, und man wird sich wohl dabey

Auf den Tod eines neugebornen Kindes.

Ist's denn wieder schon verloren?
War es doch kaum recht geboren,
Das geliebte, schöne Kind!
Ja! Sobald es vor ist kommen,
Sobald ist es auch genommen.
Schaut doch, was wir Menschen sind!

Etwan, wie ein Tausendschönlein,
Das gemalte Lenzessöhnlein,
Mit dem frühen Tag entsteht;
Welches, wie es mit ihm wachet,
Mit ihm scheinet, mit ihm lachet,
So auch mit ihm untergeht;

Also hast du dich verborgen,
Blümlein um den sechsten Morgen;
Liegest todt nun hingestreckt;
Und hast durch das schnelle Scheiden
Deinen frommen Eltern beyden
Ein sehr langes Leid erweckt.

befinden. Schade, daſs so wenige darauf denken, sich in ihrem Innern frey und geschickt bewegen zu können, und durch eine gehörige Trennung sich den zweckmäſsigsten und natürlichsten Gebrauch ihrer Gemüthskräfte zu sichern. Gewöhnlich hindert eine die andere, und so entsteht allmählig eine unbehülfliche Trägheit, daſs wenn nun solche Menschen einmal mit gesammten Kräften aufstehen wollen, eine gewaltige Verwirrung und Streit beginnt, und alles über einander ungeschickt herstolpert. Ich kann euch nicht genug anrühmen, euren Verstand, euren natürlichen Trieb, zu wissen wie alles sich begibt und untereinander nach Gesetzen der Folge zusammenhängt, mit Fleiſs und Mühe zu unterstützen. Nichts ist dem Dichter unentbehrlicher, als Einsicht in die Natur jedes Geschäfts, Bekanntschaft mit den Mitteln jeden Zweck zu erreichen, und Gegenwart des Geistes, nach Zeit und Umständen, die schicklichsten zu wählen. Begeisterung ohne Verstand ist unnütz und gefährlich, und der Dichter wird wenig Wunder thun können, wenn er selbst über Wunder erstaunt.

Ist aber dem Dichter nicht ein inniger Glaube an die menschliche Regierung des Schicksals unentbehrlich?

Unentbehrlich allerdings, weil er sich das Schicksal nicht anders vorstellen kann, wenn er reiflich darüber nachdenkt; aber wie entfernt ist diese heitere Gewiſsheit, von jener ängstlichen Ungewiſsheit, von jener blinden Furcht des Aberglaubens. Und so ist auch die kühle, belebende Wärme eines dichterischen Gemüths gerade das Widerspiel von jener wilden Hitze eines kränklichen Herzens. Diese ist arm, betäubend und vorübergehend; jene sondert alle Gestalten rein ab, begünstigt die Ausbildung der mannigfaltigsten Verhältnisse, und ist ewig durch sich selbst. Der junge Dichter kann nicht kühl, nicht besonnen genug seyn. Zur wahren, melodischen Gesprächigkeit gehört ein weiter, aufmerksamer und ruhiger Sinn. Es wird ein verworrnes Geschwätz, wenn ein reiſsender Sturm in der Brust tobt, und die Aufmerksamkeit in eine zitternde Gedankenlosigkeit auflöst. Nochmals wiederhole ich, das ächte Gemüth ist wie das Licht, eben so ruhig und empfindlich, eben so elastisch und durchdringlich, eben so mächtig und eben so unmerklich wirksam, wie dieses köstliche Element, das auf alle Gegenstände sich mit ſeiner Abgemessenheit vertheilt, und sie alle in reizender Mannichfaltigkeit erscheinen läſst. Der Dichter ist reiner Stahl, eben so empfindlich, wie ein zerbrechlicher Glasfaden, und eben so hart, wie ein ungeschmeidiger Kiesel.

Ich habe das schon zuweilen gefühlt, sagte Heinrich, daſs ich in den innigsten Minuten weniger lebendig war als zu andern Zeiten, wo ich frey umhergehen und alle Beſchäftigungen mit Luſt treiben könnte. Ein geiſtiges ſcharfes Weſen durchdrang mich dann, und ich durfte jeden Sinn nach Gefallen brauchen, jeden Gedanken, wie einen wirklichen Körper, umwenden, und von allen Seiten betrachten. Ich ſtand mit ſtillem Antheil an der Werkſtatt meines Vaters, und freute mich, wenn ich ihm helfen und etwas geſchickt zu Stande bringen konnte; Geſchicklichkeit hat einen ganz beſondern ſtärkenden Reiz, und es iſt wahr, ihr Bewuſstſeyn verſchafft einen dauerhafteren und deutlicheren Genuſs, als jenes überflieſsende Gefühl einer unbegreiflichen, überſchwenglichen Herrlichkeit.

Glaubt nicht, ſagte Klingsohr, daſs ich das letztere tadle; aber es muſs von ſelbſt kommen, und nicht geſucht werden. Seine ſparſame Erſcheinung iſt wohlthätig, öfterer wird ſie ermüdend und ſchwächend. Man kann nicht ſchnell genug ſich aus der ſüſsen Betäubung reiſsen, die es hinterläſst, und zu einer regelmäſsigen und mühſamen Beſchäftigung zurückkehren. Es iſt wie mit den anmuthigen Morgenträumen, aus deren einſchläferndem Wirbel man nur mit Gewalt ſich herausziehen kann, wenn man nicht in immer drückendere Müdigkeit gerathen, und ſo in krankhafter Erſchöpfung nachher den ganzen Tag hinſchleppen will.

Die Poesie will vorzüglich, fuhr Klingsohr fort, als strenge Kunst getrieben werden. Als bloser Genuſs hört sie auf Poesie zu seyn. Ein Dichter muſs nicht den ganzen Tag müſsig umherlaufen, und auf Bilder und Gefühle Jagd machen. Das ist ganz der verkehrte Weg. Ein reines offenes Gemüth, Gewandtheit im Nachdenken und Betrachten, und Geschicklichkeit alle seine Fähigkeiten in eine gegenseitige belebende Thätigkeit zu versetzen und darin zu erhalten, das sind die Erfordernisse unserer Kunst. Wenn ihr euch mir überlassen wollt, so soll kein Tag euch vergehen, wo ihr nicht eure Kenntnisse bereichert, und einige nützliche Einsichten erlangt habt. Die Stadt ist reich an Künstlern aller Art. Es gibt einige erfahrene Staatsmänner, einige gebildete Kaufleute hier. Man kann ohne groſse Umstände mit allen Ständen, mit allen Gewerben, mit allen Verhältnissen und Erfordernissen der menschlichen Gesellschaft sich bekannt machen. Ich will euch mit Freuden in dem Handwerksmäſsigen unserer Kunst unterrichten, und die merkwürdigsten Schriften mit euch lesen. Ihr könnt Mathildens Lehrstunden theilen, und sie wird euch gern die Guitarre spielen lehren. Jede Beschäftigung wird die übrigen vorbereiten, und wenn ihr so euren Tag gut angelegt habt, so werden euch das Gespräch und die Freuden des gesellschaftlichen Abends, und die Ansichten der schönen Landschaft umher mit den heitersten Genüssen immer wieder überraschen.

Welches herrliche Leben schliefst ihr mir auf, liebster Meister. Unter eurer Leitung werde ich erst merken, welches edle Ziel vor mir steht, und wie ich es nur durch euren Rath zu erreichen hoffen darf.

Klingsohr umarmte ihn zärtlich. Mathilde brachte ihnen das Frühstück, und Heinrich fragte sie mit zärtlicher Stimme, ob sie ihn gern zum Begleiter ihres Unterrichts, und zum Schüler annehmen wollte. Ich werde wohl ewig euer Schüler bleiben, sagte er, indem sich Klingsohr nach einer andern Seite wandte. Sie neigte sich unmerklich zu ihm hin. Er umschlang sie, und küfste den weichen Mund des erröthenden Mädchens. Nur sanft bog sie sich von ihm weg, doch reichte sie ihm mit der kindlichsten Anmuth eine Rose, die sie am Busen trug. Sie machte sich mit ihrem Körbchen zu thun. Heinrich sah ihr mit stillem Entzücken nach, küfste die Rose, heftete sie an seine Brust, und ging auf Klingsohrs Seite, der nach der Stadt hinüber sah.

Wo seyd ihr hergekommen? fragte Klingsohr, Ueber jenen Hügel herunter, erwiederte Heinrich. In jene Ferne verliert sich unser Weg. — Ihr müfst schöne Gegenden gesehen haben. —

Fast ununterbrochen sind wir durch reizende Landschaften gereiset. — Auch eure Vaterstadt hat wohl eine anmuthige Lage? — Die Gegend ist abwechselnd genug; doch ist sie noch wild, und ein groſser Fluſs fehlt ihr. Die Ströme sind die Augen einer Landschaft. — Die Erzählung eurer Reise, sagte Klingsohr, hat mir gestern Abend eine angenehme Unterhaltung gewährt. Ich habe wohl gemerkt, daſs der Geist der Dichtkunst euer freundlicher Begleiter ist. Eure Gefährten sind unbemerkt seine Stimmen geworden. In der Nähe des Dichters bricht die Poesie überall aus. Das Land der Poesie, das romantische Morgenland, hat euch mit seiner süſsen Wehmuth begrüſst, der Krieg hat euch in seiner wilden Herrlichkeit angeredet, und die Natur und Geschichte sind euch unter der Gestalt eines Bergmanns und eines Einsiedlers begegnet.

Ihr vergeſst das Beste, lieber Meister, die himmlische Erscheinung der Liebe. Es hängt nur von euch ab, diese Erscheinung mir auf ewig festzuhalten. Was meinst du, rief Klingsohr, indem er sich zu Mathilden wandte, die eben auf ihn zukam; hast du Lust Heinrichs unzertrennliche Gefährtin zu seyn? Wo du bleibst, bleibe ich auch. Mathilde erschrack; sie flog in die Arme ihres Vaters. Heinrich zitterte in unendlicher Freude. Wird er mich denn ewig geleiten wollen? lieber Vater. Frage ihn selbst, sagte Klingsohr gerührt. Sie sah Heinrich mit der innigsten Zärtlichkeit an. Meine Ewigkeit ist ja dein Werk, rief Heinrich, indem ihm die Thränen über die blühenden Wangen stürzten. Sie umschlangen sich zugleich. Klingsohr faſste sie in seine Arme. Meine Kinder, rief er, seyd einander treu bis in den Tod! Liebe und Treue werden euer Leben zur ewigen Poesie machen.

Achtes Kapitel.

Nachmittags führte Klingsohr seinen neuen Sohn, an dessen Glück seine Mutter und Groſsvater den zärtlichsten Antheil nahmen, und Mathilden wie seinen Schutzgeist verehrten, in seine Stube und machte ihn mit den Büchern bekannt. Sie sprachen nachher von Poesie.

Ich weiſs nicht, sagte Klingsohr, warum man es für Poesie nach gemeiner Weise hält, wenn man die Natur für einen Poeten ausgibt. Sie ist es nicht zu allen Zeiten. Es ist in ihr, wie in dem Menschen, ein entgegengesetztes Wesen, die dumpfe Begierde und die stumpfe Gefühllosigkeit und Trägheit, die einen rastlosen Streit mit der Poesie führen. Es wäre ein schöner Stoff zu einem Gedicht, dieser gewaltige Kampf. Manche Länder und Zeiten scheinen, wie die meisten Menschen, ganz unter der Botmäſsigkeit dieser Feindin der Poesie zu stehen, dagegen in andern die Poesie einheimisch und überall sichtbar ist. Für den Geschichtschreiber sind die Zeiten dieses Kampfes äusserst merkwürdig, ihre Darstellung ein reizendes und belohnendes Geschäft. Es sind gewöhnlich die Geburtszeiten der Dichter. Der Widersacherin ist nichts unangenehmer, als daſs sie der Poesie gegenüber selbst zu einer poetischen Person wird, und nicht selten in der Hitze die Waffen mit ihr tauscht, und von ihrem eigenen heimtückischen Geschosse heftig getroffen wird, dahingegen die Wunden der Poesie, die sie von ihren eigenen Waffen erhält, leicht heilen, und sie nur noch reizender und gewaltig machen.

Der Krieg überhaupt, sagte Heinrich, scheint mir eine poetische Wirkung. Die Leute glauben sich für irgend einen armseligen Besitz schlagen zu müssen, und merken nicht, daſs sie der romantische Geist aufregt, um die unnützen Schlechtigkeiten durch sich selbst zu vernichten. Sie führen die Waffen für die Sache der Poesie, und beyde Heere folgen Einer unsichtbaren Fahne.

Im Kriege, versetzte Klingsohr, regt sich das Urgewässer. Neue Welttheile sollen entstehen, neue Geschlechter sollen aus der groſsen Auflösung anschieſsen. Der wahre Krieg ist der Religionskrieg; der geht gerade zu auf Untergang, und der Wahnsinn der Menschen erscheint in seiner völligen Gestalt. Viele Kriege, besonders die vom Nationalhaſs entspringen, gehören in diese Klasse mit, und sie sind ächte Dichtungen. Hier sind die wahren Helden zu Hause, die, das edelste Gegenbild der Dichter, nichts anders, als unwillkürlich von Poesie durchdrungene Weltkräfte sind. Ein Dichter, der zugleich Held wäre, ist schon ein göttlicher Gesandter, aber seiner Darstellung ist unsere Poesie nicht gewachsen.

Wie versteht ihr das, lieber Vater, sagte Heinrich. Kann ein Gegenstand zu überschwenglich für die Poesie seyn?

Allerdings. Nur kann man im Grunde nicht sagen, für die Poesie, sondern nur für unsere irdischen Mittel und Werkzeuge. Wenn es schon für einen einzelnen Dichter nur ein eigenthümliches Gebiet gibt, innerhalb dessen er bleiben muſs, um nicht alle Haltung und den Athem zu verlieren: so gibt es auch für die ganze Summe menschlicher Kräfte eine bestimmte Gränze der Darstellbarkeit, über welche hinaus die Darstellung die nöthige Dichtigkeit und Gestaltung nicht behalten kann, und in ein leeres täuschendes Unding sich verliert. Besonders als Lehrling kann man nicht genug sich vor diesen Ausschweifungen hüten, da eine lebhafte Phantasie nur gar zu gern nach den Gränzen sich begibt, und übermüthig das Unsinnliche, Uebermäſsige zu ergreifen und auszusprechen sucht. Reifere Erfahrung lehrt erst, jene Unverhältniſsmäſsigkeit der Ge-

Klagt, Betrübte, wie ihr sollet,
Sie ist doch, wohin ihr wollet;
Uns ist übel, ihr ist wohl.
Ihr Geist, der ist voller Prangen,
Nur ihr Leib ist hingegangen,
Wohin Alles ist und soll.

Wohin die Natur selbst stehet,
Wo die grofse Welt hingehet,
Dem eilt auch die kleine zu.
Sterben und geboren werden,
Ist das stete Thun der Erden,
Nur, ihr Tod ist ihre Ruh!

Babels Mauern sind versunken,
Rhodus sein Kolofs ertrunken,
Nilus Werke gingen ein,
Sterblich waren alle Wunder,
Wie die Meister; wie jetzunder
Wir und alle werden seyn.

Assur wird zu Theil den Persen;
Die dem Griechen; dessen Fersen
Folgte Rom, die ew'ge Stadt.
Doch? wie ewig sie gewesen,
Kann man hören, sehn und lesen;
Schein ist's, was sie Ew'ges hat!

genstände zu vermeiden, und die Aufſpürung des Einfachsten und Höchsten der Weltweisheit zu überlassen. Der ältere Dichter steigt nicht höher, als er es gerade nöthig hat, um seinen mannichfaltigen Vorrath in eine leichtfaſsliche Ordnung zu stellen, und hütet sich wohl, die Mannichfaltigkeit zu verlassen, die ihm Stoff genug und auch die nöthigen Vergleichungspunkte darbietet. Ich möchte fast sagen, das Chaos muſs in jeder Dichtung durch den regelmäſsigen Flor der Ordnung schimmern. Den Reichthum der Erfindung macht nur eine leichte Zusammenstellung faſslich und anmuthig, dagegen auch das bloſse Ebenmaſs die unangenehme Dürre einer Zahlenfigur hat. Die beste Poesie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff. Für den Dichter ist die Poesie an beschränkte Werkzeuge gebunden, und eben dadurch wird sie zur Kunst. Die Sprache überhaupt hat ihren bestimmten Kreis. Noch enger ist der Umfang einer besondern Volkssprache. Durch Uebung und Nachdenken lernt der Dichter seine Sprache kennen. Er weiſs genau, was er mit ihr leisten kann, und wird keinen thörichten Versuch machen, sie über ihre Kräfte anzuspannen. Nur selten wird er alle ihre Kräfte in Einen Punkt zusammen drängen, denn sonst wird er ermüdend, und vernichtet selbst die kostbare Wirkung einer gutangebrachten Kraftäusserung. Auf seltsame Sprünge richtet sie nur ein Gaukler, kein Dichter ab. Ueberhaupt können die Dichter nicht genug von den Musikern und Mahlern lernen. In diesen Künsten wird es recht auffallend, wie nöthig es ist, wirthschaftlich mit den Hülfsmitteln der Kunst umzugehn, und wie viel auf geschickte Verhältnisse ankommt. Dagegen könnten freilich jene Künstler auch von uns die poetische Unabhängigkeit, und den innern Geist jener Dichtung und Erfindung, jedes ächten Kunstwerks überhaupt, dankbar annehmen. Sie sollten poetischer und wir musikalischer und mahlerischer seyn — beydes nach der Art und Weise unserer Kunst. Der Stoff ist nicht der Zweck der Kunst, aber die Ausführung ist es. Du wirst selbst sehen, welche Gesänge dir am besten gerathen, gewifs die, deren Gegenstände dir am geläufigsten und gegenwärtigsten sind. Daher kann man sagen, dafs die Poesie ganz auf Erfahrung beruht. Ich weifs selbst, dafs mir in jungen Jahren ein Gegenstand nicht leicht zu entfernt und zu unbekannt seyn konnte, den ich nicht am liebsten besungen hätte. Was wurde es? ein leeres, armseliges Wortgeräusch, ohne einen Funken wahrer Poesie. Daher ist auch ein Mährchen eine sehr schwierige Aufgabe, und selten wird ein junger Dichter sie gut lösen.

Ich möchte gern eins von Dir hören, sagte

Heinrich. Die wenigen, die ich gehört habe, haben mich unbeschreiblich ergötzt, so unbedeutend sie auch seyn mochten.

Ich will heute Abend deinen Wunsch befriedigen. Es ist mir eines erinnerlich, was ich noch in ziemlich jungen Jahren machte, wovon es auch noch deutliche Spuren an sich trägt; indeſs wird es dich vielleicht desto lehrreicher unterhalten, und dich an manches erinnern, was ich dir gesagt habe.

Die Sprache, sagte Heinrich, ist wirklich eine kleine Welt in Zeichen und Tönen. Wie der Mensch sie beherrscht, so möchte er gern die groſse Welt beherrschen, und sich frey darin ausdrücken können. Und eben in dieser Freude, das, was auſser der Welt ist, in ihr zu offenbaren, das thun zu können, was eigentlich der ursprüngliche Trieb unsers Daseyns ist, liegt der Ursprung der Poesie.

Es ist recht übel, sagte Klingsohr, daſs die Poesie einen besondern Namen hat, und die Dichter eine besondere Zunft ausmachen. Es ist gar nichts besonderes. Es ist die eigenthümliche Handlungsweise des menschlichen Geistes. Dichtet und trachtet nicht jeder Mensch in jeder Minute? — Eben trat Mathilde ins Zimmer, als Klingsohr noch sagte: Man betrachte nur die Liebe. Nirgends wird wohl die Nothwendigkeit der Poesie zum Bestand der Menschheit so klar, als in ihr. Die Liebe ist stumm, nur die Poesie kann für sie sprechen. Oder die Liebe ist selbst nichts, als die höchste Naturpoesie. Doch ich will dir nicht Dinge sagen, die du besser weiſst, als ich

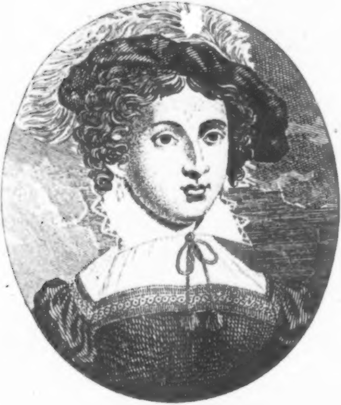
Du bist ja der Vater der Liebe, sagte Heinrich, indem er Mathilden umschlang, und beyde seine Hand küſsten.

Klingsohr umarmte sie, und ging hinaus. Liebe Mathilde, sagte Heinrich nach einem langen Kusse, es ist mir wie ein Traum, daſs du mein bist; aber noch wunderbarer ist es mir, daſs du es nicht immer gewesen bist. Mich dünkt, sagte Mathilde, ich kennte dich seit undenklichen Zeiten. — Kannst du mich denn lieben? — Ich weiſs nicht, was Liebe ist, aber das kann ich dir sagen, daſs mir ist, als finge ich erst jetzt zu leben an, und daſs ich dir so gut bin, daſs ich gleich für dich sterben wollte. — Meine Mathilde, erst jetzt fühle ich, was es heiſst unsterblich zu seyn. — Lieber Heinrich, wie unendlich gut bist du, welcher herrliche Geist spricht aus dir. Ich bin ein armes, unbedeutendes Mädchen. — Wie du mich tief beschämst! bin ich doch nur durch dich was ich bin. Ohne dich wäre ich nichts. Was ist ein Geist ohne Himmel, und du bist der Himmel, der mich trägt und erhält. — Welches selige Geschöpf wär' ich, wenn du so treu wärst, wie mein Vater. Meine Mutter starb kurz nach meiner Geburt; mein Vater weint fast alle Tage noch um sie. — Ich verdiene es nicht, aber möchte ich glücklicher seyn, als er. — Ich lebte gern recht lange an deiner Seite, lieber Heinrich. Ich werde durch dich gewiſs viel besser. — Ach! Mathilde, auch der Tod wird uns nicht trennen. — Nein Heinrich, wo ich bin, wirst du seyn. — Ja wo du bist, Mathilde, werd' ich ewig seyn. — Ich begreife nichts von der Ewigkeit, aber ich dächte, das müſste die Ewigkeit seyn, was ich empfinde, wenn ich an dich denke. — Ja Mathilde, wir sind ewig, weil wir uns lieben. — Du glaubst nicht, Lieber, wie inbrünstig ich heute früh, wie wir nach Hause kamen, vor dem Bilde der himmlischen Mutter niederkniete, wie unsäglich ich zu ihr gebetet habe. Ich glaubte in Thränen zu zerflieſsen. Es kam mir vor, als lächelte sie mir zu. Nun weiſs ich erst was Dankbarkeit ist. — O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an. Du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er sich mir offenbart, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kund thut. Was ist die Religion, als ein unendliches Einverständniſs, eine ewige Vereinigung liebender Herzen? Wo zwey versammelt sind, ist Er ja unter ihnen. Ich habe ewig an dir zu athmen; meine Brust wird nie aufhören dich in sich zu ziehn. Du bist die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichsten Hülle. — Ach! Heinrich, du weiſst das Schicksal der Rosen; wirst du auch die welken Lippen, die bleichen Wangen mit Zärtlichkeit an deine Lippen drücken? Werden die Spuren des Alters nicht die Spuren der vorübergangenen Liebe seyn? — O! könntest du durch meine Augen in mein Gemüth sehen! aber du liebst mich und so glaubst du mir auch. Ich begreife das nicht, was man von der Vergänglichkeit der Reize sagt. O! sie sind unverwelklich. Was mich so unzertrennlich zu dir zieht, was ein ewiges Verlangen in mir geweckt hat, das ist nicht aus dieser Zeit. Könntest du nur sehen, wie du mir erscheinst, welches wunderbare Bild deine Gestalt durchdringt, und mir überall entgegen leuchtet, du würdest kein Alter fürchten. Deine irdische Gestalt ist nur ein Schatten dieses Bildes. Die irdischen Kräfte ringen und quellen, um es festzuhalten, aber die Natur ist noch unreif; das Bild ist ein ewiges Urbild, ein Theil der unbekannten heiligen Welt. — Ich verstehe dich, lieber Heinrich, denn ich sehe etwas Aehnliches, wenn ich dich anschaue. — Ja Mathilde, die höhere Welt ist uns näher, als wir gewöhnlich denken. Schon hier leben wir in ihr, und wir erblicken sie auf das Innigste mit der irdischen Natur verwebt. — Du wirst mir noch viel herrliche Sachen offenbaren, Geliebtester. — O! Mathilde, von dir allein kommt mir die Gabe der Weissagung. Alles ist ja dein, was ich habe; deine Liebe wird mich in die Heiligthümer des Lebens, in das Allerheiligste des Gemüths führen; du wirst mich zu den höchsten Anschauungen begeistern. Wer weiſs, ob unsere Liebe nicht dereinst noch zu Flammenfittichen wird, die uns aufheben, und uns in unsere himmlische Heimath tragen, ehe das Alter und der Tod uns erreichen. Ist es nicht schon ein Wunder, daſs du mein bist, daſs ich dich in meinen Armen halte, daſs du mich liebst, und ewig mein seyn willst? — Auch mir ist jetzt alles glaublich, und ich fühle ja so deutlich eine stille Flamme in mir lodern, wer weiſs ob sie uns nicht verklärt, und die irdischen Bande allmählig auflöst. Sage mir nur, Heinrich, ob du auch schon das grenzenlose Vertrauen zu mir hast, was ich zu dir habe. Noch nie hab' ich so etwas gefühlt, selbst nicht gegen meinen Vater, den ich doch so unendlich liebe. — Liebe Mathilde, es peinigt mich ordentlich, daſs ich dir nicht alles auf einmal sagen, daſs ich dir nicht gleich mein ganzes Herz auf einmal hingeben kann. Es ist auch zum erstenmal in meinem Leben, daſs ich ganz offen bin. Keinen Gedanken, keine Empfindung kann ich vor dir mehr geheim haben; du muſst alles wissen. Mein ganzes Wesen soll sich mit dem deinigen vermischen. Nur die grenzenloseste Hingebung kann meiner Liebe genügen. In ihr besteht sie ja. Sie ist ja ein geheimniſsvolles Zusammenflieſsen unsers geheimsten und eigenthümlichsten Daseyns. — Heinrich, so können sich noch nie zwey Menschen geliebt haben. — Ich kanns nicht glauben. Es gab ja noch keine Mathilde. — Auch keinen Heinrich. — Ach! schwöre es mir noch einmal, daſs du ewig mein bist; die Liebe ist eine endlose Wiederholung. — Ja, Heinrich, ich schwöre ewig dein zu seyn, bey der unsichtbaren Gegenwart meiner guten Mutter. — Ich schwöre ewig dein zu seyn, Mathilde, so wahr die Liebe, die Gegenwart Gottes bey uns ist. Eine lange Umarmung, unzählige Küsse besiegelten den ewigen Bund des seligen Paars.

Poesien und Fragmente

von

Novalis.



MATHILDE.

Alles wird darum geboren,
Daſs es wieder sey verloren,
Nichts bleibt allzeit, was es ist.
Alles, was sich angefangen,
Gehet stets in dem Verlangen,
Daſs es seinen Tod erkiest.

Sterben ist der Weg zum Leben.
Phönix wird es Zeugniſs geben,
Selbst sein Vater, selbst sein Kind.
Soll es morgen wieder tagen,
So wird Heute hingetragen,
Wo viel tausend Gestern sind.

Es ist Alles Gottes Gabe.
Alles, was ich jetzo habe,
Hab' ich vormals nicht gehabt;
Der irrt, der es ewig gläubet;
Wucher ist's, so lang' es bleibet,
Was uns unsern Sinn erlabt.

Als Gott sie euch überreichet,
Habt ihr euch mit ihm vergleichet,
Daſs sie dennoch seine sey.
Daſs er, wenn er auch nur wollte,
Sie hinwieder nehmen sollte,
Muſstet ihr ihm stellen frey.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Neun und siebenzigstes Bändchen.

Novalis Poesien. II. Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von J. *Engelmann.*

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit seinen Farben, seinen Strahlen und Wogen, seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Fluth; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche

Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimniſsvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken, und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen. und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich, froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied! — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die blässesten jener zahllosen Heere; unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüthes, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach' ich, denn ich bin Dein und Mein: du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht. Zehre mit Geistergluth meinen Leib, daſs ich luftig mit dir inniger mich mische, und dann ewig die Brautnacht währe.

2.

Muſs immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? Unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf! beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich, und wissen von keinem Schlafe, als dem Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Fluth der Trauben, in des Mandelbaums Wunderöhl, und dem braunen Safte des Mohns. Sie wissen nicht, daſs du es bist, der des zarten Mädchens Busen umschwebt, und zum Himmel den Schooſs macht; ahnen nicht, daſs aus alten Geschichten du himmelöffnend entgegentrittst, und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote.

3.

Einst, da ich bittre Thränen vergoſs, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg; einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verloschnen Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer, und mit einemmale riſs das Band der Geburt des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit, und meine Trauer mit ihr, zusammen floſs die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt; du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels, kamst über mich; die Gegend hob sich sacht empor, über der Gegend schwebte mein entbundener, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit; ich faſste ihre Hände und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreiſsliches Band. Jahrtausende zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An ihrem Halse weint' ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum, und erst seitdem fühl' ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte,

4.

Nun weiſs ich, wann der letzte Morgen seyn wird: wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht, wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Müdigkeit fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die krystallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunkelm Schooſse quillt, an dessen Fuſs die irdische Fluth bricht, wer sie gekostet hat, wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz: wahrlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Oben baut er sich Hütten — Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, muntres Licht, den Müden zur Arbeit, flöſsest fröhliches Leben mir ein:

aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleissigen Hände rühren, überall umschauen, wo du mich brauchst; rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdrossen verfolgen deines künstlichen Werks schönen Zusammenhang: gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaaſs und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben sie mir wieder den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriſs sie geziert? Oder war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuſs bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen! Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich, und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögest in dir selbst, im endlosen Raum zergingest du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daſs du warm würdest und flammend die Welt zeugtest. Wahrlich, ich war, eh du warest: die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daſs sie ein ewig angeschautes Denkmal werde, zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften sie nicht, diese göttlichen Gedanken; noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig. Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unser einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl' ich deiner Geschäftigkeit Ende, himmlische Freiheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unsrer Heimath, deinen Widerstand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreuz, eine Siegesfahne unsres Geschlechts.

Hinüber wall' ich,
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust seyn.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooſs.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich schaue von oben
Herunter nach dir,

Und die Wahrheit laut zu sagen:
Neid ist's, daſs wir sie beklagen;
Wohl dir, o du kurzer Gast!
Wohl dir, die du in sechs Tagen
Eines jeden Alters Plagen
Gänzlich überstanden hast!

Kleine Tochter, sey nun selig,
Und zeuch uns auch stets allmählig
Nach dir auf und himmelan;
Daſs auch wir der Zahl der Frommen,
In die du bist aufgenommen,
Balde werden zugethan!

Diesen Korb voll Anemonen,
Die der Frost stets soll verschonen,
Streuen wir auf deine Gruft,
Schlafe ruhsam in dem Kühlen,
Um dich her soll ewig spielen
Die gesunde Mayenluft.

An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz,
Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
O! sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daſs ich entschlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Fluth,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bey Tage
Voll Glauben und Muth,
Und sterbe die Nächte
In heiliger Gluth.

5.

Ueber der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele; unendlich war die Erde; der Götter Aufenthalt, und ihre Heimath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimniſsvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooſs wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ursöhne der Mutter Erde, ohnmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die fröhlichen Menschen. Des Meeres dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooſs. In den krystallenen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süſser schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt; ein Gott in den Trauben; eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachsend in vollen goldenen Garben; der Liebe heiliger Rausch, ein süſser Dienst der schönsten Götterfrau. Ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin. Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme, als das Höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es. Ein entsetzliches Traumbild:

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat,
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wuſsten selbst die Götter keinen Rath,
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimniſsvoll war dieses Unholds Pfad,
Deſs Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod, der dieses Lustgelag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschieden,
Was hier das Herz in süſser Wollust regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnsucht, langes Weh bewegt,
Schien matter Traum dem Todten nur beschieden,
Ohnmächtig's Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnengluth
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,
Ein sanfter Jüngling löscht das Licht und ruht;
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erinn'rung schmilzt in kühler Schattenfluth:
So sang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträthselt blieb die ew'ge Nacht,
Das ernste Zeichen einer fernen Macht.

Zu Ende neigte die alte Welt sich. Des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte, hinauf in den freieren, wüsten Raum strebten die unkindlichen wachsenden Menschen. Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge. Einsam und leblos stand die Natur. Mit eisernen Ketten band sie die dürre Zahl und das strenge Maaſs. Wie in Staub und Lüfte zerfiel in dunkle Worte die unermeſsliche Blüthe des Lebens. Entflohn war der beschwörende Glaube, und die allverwandelnde, allverschwisternde Himmelsgenossin, die Phantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheimath verflog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. Ins tiefere Heiligthum, in des Gemüths höheren Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt, zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmlisches Zeichen: den Schleyer der Nacht warfen sie über sich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schooſs, in ihn kehrten die Götter zurück, schlummerten ein, um in neuen herrlichern Gestalten auszugehen über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet, zu früh reif, und der seligen Unschuld der Jugend trotzig fremd geworden war, erschien mit niegesehenem Angesicht die neue Welt. In der Armuth dichterischer Hütte, ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter, geheimniſsvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahnende, blüthenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Welt Beginn; zu des Königs demüthiger Wiege wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtiger Liebe, des Vaters hohem Antlitz zugewandt, und ruhend an dem ahnungsseligen Busen der lieblich ernsten Mutter. Mit vergötterter Inbrunst schaute das weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines Götterstamms, unbekümmert über seiner Tage irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten Gemüther, von inniger Liebe wundersam ergriffen, sich um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes Leben in seiner Nähe. Unerschöpfliche Worte und der Bothschaften fröhlichste fielen wie Funken eines göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren, kam ein Sänger nach Palästina, und ergab sein ganzes Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefem Sinnen;
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit,
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen;
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit
Zieht uns mit süfser Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ew'ge Leben kund:
Du bist der Tod, und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan, das Herz von süſser Liebe trunken, und schüttete in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel aus, daſs tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröhliche Botschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des tiefen menschlichen Verfalls: er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen zagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebliche Mund. In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken, schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter, da kam der ewigen Liebe lösende Hand, und er entschlief. Nur wenige Tage hing ein tiefer Schleier über das brausende Meer, über das bebende Land; unzählige Thränen weinten die Geliebten; entsiegelt ward das Geheimniſs: himmlische Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel saſsen bey dem Schlummernden, aus seinen Träumen zart gebildet; erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugebornen Welt, begrub mit eigner Hand den alten Leichnam in die verlaſsne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Rührung und des unendlichen Danks an deinem Grabe; sehen dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn, und sich mit dir; sehen dich weinen mit süſser Inbrunst an der Mutter seligem Busen, ernst mit den Freunden wandeln, Worte sagen, wie vom Baum des Lebens gebrochen; sehen dich eilen mit voller Sehnsucht in des Vaters Arm, bringend die junge Menschheit, und der goldnen Zukunft unversieglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir nach in himmlischem Triumphe; sie war die Erſte in der neuen Heimath bey dir. Lange Zeiten entflossen seitdem, und in immer höherem Glanz regte deine neue Schöpfung sich, und Tausende zogen aus Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnsucht und Treue dir nach, wallen mit dir und der himmlischen Jungfrau im Reiche der Liebe, dienen im Tempel des himmlischen Todes, und sind in Ewigkeit dein.

Gehoben ist der Stein,
Die Menschheit ist erstanden:
Wir alle bleiben dein,
Und fühlen keine Banden.

Der herbste Kummer fleucht
Vor deiner goldnen Schaale,
Wenn Erd' und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruſt der Tod,
Die Lampen brennen helle.
Die Jungfraun sind zur Stelle,
Um Oel ist keine Noth.
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge schon,
Und ruſten uns die Sterne
Mit Menschenzung' und Ton!

Nach dir, Maria, heben
Schon tausend Herzen sich;
In diesem Schattenleben
Verlangten sie nur dich;
Sie hoffen zu genesen
Mit ahnungsvoller Lust,
Drückst du sie, heil'ges Wesen,
An deine treue Brust.

So Manche, die sich glühend
In bittrer Qual verzehrt,
Und dieser Welt entfliehend
Nach dir sich hingekehrt;

Die hülfreich uns erschienen,
In mancher Noth und Pein;
Wir kommen nun zu ihnen
Um ewig da zu seyn.

Nun weint an keinem Grabe,
Vor Schmerz, wer liebend glaubt.
Der Liebe süſse Habe
Wird keinem nicht geraubt.
Die Sehnsucht ihm zu lindern,
Begeistert ihn die Nacht;
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm sein Herz bewacht.

Getrost, das Leben schreitet
Zum ew'gen Leben hin;
Von inn'rer Gluth geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerflieſsen
Zum gold'nen Lebenswein,
Wir werden sie genieſsen,
Und lichte Sterne seyn.

Die Lieb' ist frey gegeben,
Und keine Trennung mehr,
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.

Nur Eine Nacht der Wonne,
Ein ewiges Gedicht!
Und unser aller Sonne
Ist Gottes Angesicht.

6.

Sehnsucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooſs,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoſs
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.

Gelobt sey uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer,
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit uns'rer Lieb' und Treue?
Das Alte wird hintangestellt:
Was soll uns denn das Neue?
O! einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiſs und fromm die Vorzeit liebt.

Auf den Tod eines erstgebornen Söhnleins.

Himmelauf, und zu den Engeln,
Wo man weiſs von keinen Mängeln,
Himmelauf, und selbst zu Gott
Ist der reine Geist geflogen;
Da, da wird er aufgezogen,
Da, da iſst er Engelsbrod.

Süſse Seele! soll ich klagen,
Und mit deinen Eltern sagen:
Allzu zeitlich kurzer Gast!
Nein! selbst sie auch müssen sprechen,
Doch mit reichen Thränenbächen:
Wohl dir, daſs du Ruhe hast!

Edle Eltern, seyd's geständig:
Nichts ist unser eigenhändig,
Alles ist uns nur geborgt;
Bevoraus die süſsen Erben
Heiſst der Höchste zeitig sterben,
Daſs sie besser seyn versorgt.

Die Vorzeit, wo die Sinne licht
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten,
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild glich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Qual und Tod verlangten,
Und wenn auch Lust und Leben sprach,
Doch manches Herz vor Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendgluth
Gott selbst sich kund gegeben,
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süſses Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiſse Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heimath gehn,
Um diese heil'ge Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange,
Ihr Grab schlieſst unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.

Unendlich und geheimniſsvoll
Durchströmt uns süſser Schauer;
Mir deucht aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süſsen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! die Abenddämmrung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los,
Und senkt uns in des Vaters Schooſs.

Die Lehrlinge zu Sais.

1.

Der Lehrling.

Mannichfache Wege gehen die Menschen. Wer sie verfolgt und vergleicht, wird wunderliche Figuren entstehen sehn; Figuren, die zu jener groſsen Chiffernschrift zu gehören scheinen, die man überall, auf Flügeln, Eierschalen, in Wolken, im Schnee, in Krystallen und in Steinbildungen, auf gefrierenden Wassern, im Innern und Aeuſsern der Gebirge, der Pflanzen, der Thiere, der Menschen, in den Lichtern des Himmels, auf berührten und gestrichenen Scheiben von Pech und Glas, in den Feilspänen um den Magnet her, und sonderbaren Conjuncturen des Zufalls, erblickt. In ihnen ahnet man den Schlüssel dieser Wunderschrift, die Sprachlehre derselben; allein die Ahnung will sich selbst in keine feste Formen fügen, und scheint kein höherer Schlüssel werden zu wollen. Ein Alcahest scheint über die Sinne der Menschen ausgegossen zu seyn. Nur augenblicklich scheinen ihre Wünsche, ihre Gedanken sich zu verdichten. So entstehen ihre Ahnungen, aber nach kurzen Zeiten schwimmt alles wieder, wie vorher, vor ihren Blicken.

Von weitem hört' ich sagen: die Unverständlichkeit sey Folge nur des Unverstandes; dieser suche, was er habe, und also niemals weiter finden könne. Man verstehe die Sprache nicht, weil sich die Sprache selber nicht verstehe, nicht verstehen wolle; die ächte Sanscrit spräche, um zu sprechen, weil Sprechen ihre Lust und ihr Wesen sey.

Nicht lange darauf sprach einer: Keiner Erklärung bedarf die heilige Schrift. Wer wahrhaft spricht, ist des ewigen Lebens voll, und wunderbar verwandt mit ächten Geheimnissen dünkt uns seine Schrift, denn sie ist ein Accord aus des Weltalls Symphonie.

Von unserm Lehrer sprach gewiſs die Stimme, denn er versteht die Züge zu versammeln, die überall zerstreut sind. Ein eignes Licht entzündet sich in seinen Blicken, wenn vor uns nun die hohe Rune liegt, und er in unsern Augen späht, ob auch in uns aufgegangen ist das

Gestirn, das die Figur sichtbar und verständlich macht. Sieht er uns traurig, daſs die Nacht nicht weicht, so tröstet er uns, und verheiſst dem emsigen, treuen Seher, künftiges Glück. Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb, die Sinne zu üben, zu beschäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe lieſs. Den Sternen sah er zu, und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im Sande nach. Ins Luftmeer sah er ohne Rast, und ward nicht müde, seine Klarheit, seine Bewegungen, seine Wolken, seine Lichter zu betrachten. Er sammelte sich Steine, Blumen, Käfer aller Art, und legte sie auf mannichfache Weise sich in Reihen. Auf Menschen und auf Thiere gab er Acht, am Strand des Meeres saſs er, suchte Muscheln. Auf sein Gemüth und seine Gedanken lauschte er sorgsam. Er wuſste nicht, wohin ihn seine Sehnsucht trieb. Wie er gröſser ward, strich er umher, besah sich andre Länder, andre Meere, neue Lüfte, fremde Steine, unbekannte Pflanzen, Thiere, Menschen; stieg in Höhlen, sah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drückte Thon in sonderbare Felsenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemischt, gepaart, und also ordneten sich selbst in ihm oft seltsame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zusammentreffungen. Nun sah er bald nichts mehr allein. — In groſse, bunte Bilder drängten sich die Wahrnehmungen seiner Sinne: er hörte, sah, tastete und dachte zugleich. Er freute sich, Fremdlinge zusammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne, die Steine Thiere, die Wolken Pflanzen, er spielte mit den Kräften und Erscheinungen, er wuſste wo und wie er dies und jenes finden, und erscheinen lassen konnte, und griff so selbst in den Saiten nach Tönen und Gängen umher.

Was nun seitdem aus ihm geworden ist, thut er nicht kund. Er sagte uns, daſs wir selbst, von ihm und eigner Lust geführt, entdecken würden, was mit ihm vorgegangen sey. Mehrere von uns sind von ihm gewichen. Sie kehrten zu ihren Eltern zurück, und lernten ein Gewerbe treiben. Einige sind von ihm ausgesendet worden, wir wissen nicht wohin; er suchte sie aus. Von ihnen waren Einige nur kurze Zeit erst da, die Andern länger. Eins war ein Kind noch, es war kaum da, so wollte er ihm den Unterricht übergeben. Es hatte groſse dunkle Augen mit himmelblauem Grunde, wie Lilien glänzte seine Haut, und seine Locken wie lichte Wölkchen, wenn der Abend kommt. Die Stimme drang uns allen durch das Herz, wir hätten gern ihm unsere Blumen, Steine, Federn, alles gern geschenkt. Es lächelte unendlich ernst, und uns ward seltsam wohl mit ihm zu Muthe. Einst wird er wiederkommen, sagte der Lehrer, und unter uns wohnen, dann hören die Lehrstunden auf. — Einen schickte er mit ihm fort, der hat uns oft gedauert. Immer traurig sah er aus, lange Jahre war er hier, ihm glückte nichts, er fand nicht leicht, wenn wir Krystalle suchten oder Blumen. In die Ferne sah er schlecht, bunte Reihen gut zu legen wuſste er nicht. Er zerbrach alles so leicht. Doch hatte keiner einen solchen Trieb und solche Lust am Sehen und Hören, seit einer Zeit, — vorher eh' jenes Kind in unsern Kreis trat, — ward er auf einmal heiter und geschickt. Eines Tages war er traurig ausgegangen, er kam nicht wieder und die Nacht brach ein. Wir waren seinetwegen sehr in Sorgen; auf einmal, wie des Morgens Dämmrung kam, hörten wir in einem nahen Haine seine Stimme. Er sang ein hohes, frohes Lied; wir wunderten uns alle; der Lehrer sah mit einem Blick nach Morgen, wie ich ihn wohl nie wieder sehen werde. In unsere Mitte trat er bald, und brachte, mit unaussprechlicher Seligkeit im Antlitz, ein unscheinbares Steinchen von seltsamer Gestalt. Der Lehrer nahm es in die Hand, und küſste ihn lange, dann sah er uns mit nassen Augen an, und legte dieses Steinchen auf einen leeren Platz, der mitten unter andern Steinen lag, gerade wo wie Strahlen viele Reihen sich berührten.

Ich werde dieser Augenblicke nie fortan vergessen. Uns war, als hätten wir im Vorübergehen eine helle Ahnung dieser wunderbaren Welt in unsern Seelen gehabt.

Auch ich bin ungeschickter als die Andern, und minder gern scheinen sich die Schätze der Natur von mir finden zu lassen. Doch ist der Lehrer mir gewogen, und läſst mich in Gedanken sitzen, wenn die Andern suchen gehen. So wie dem Lehrer ist mir nie gewesen. Mich führt alles in mich selbst zurück. Was einmal die zweyte Stimme sagte, habe ich wohl verstanden. Mich freuen die wunderlichen Haufen und Figuren in den Sälen, allein mir ist, als wären sie nur Bilder, Hüllen, Zierden, versammelt um ein göttlich Wunderbild, und dieses liegt mir immer in Gedanken. Sie such' ich nicht, in ihnen such' ich oft. Es ist, als sollten sie den Weg mir zeigen, wo in tiefem Schlaf die Jungfrau steht, nach der mein Geist sich sehnt. Mir hat der Lehrer nie davon gesagt, auch ich kann ihm nichts anvertrauen: ein unverbrüchliches Geheimniſs dünkt es mir. Gern hätt' ich jenes Kind gefragt, in seinen

Zügen fand ich Verwandtschaft; auch schien in seiner Nähe mir alles heller innerlich zu werden. Wäre es länger geblieben, sicherlich hätte ich mehr in mir erfahren. Auch wäre mir am Ende vielleicht der Busen offen, die Zunge frey geworden. Gern wär' ich auch mit ihm gegangen. Es kam nicht so. Wie lang' ich hier noch bleibe, weiſs ich nicht. Mir scheint es, als blieb' ich immer hier. Kaum wag' ich es mir selber zu gestehen, allein zu innig dringt sich mir der Glaube auf: einst find' ich hier, was mich beständig rührt; sie ist zugegen. Wenn ich mit diesem Glauben hier umher gehe, so tritt mir alles in ein höher Bild, in eine neue Ordnung mir zusammen, und alle sind nach einer Gegend hin gerichtet. Mir wird dann jedes so bekannt, so lieb; und was mir seltsam noch erschien und fremd, wird nun auf einmal wie ein Hausgeräth.

Gerade diese Fremdheit ist mir fremd, und darum hat mich immer diese Sammlung zugleich entfernt und angezogen. Den Lehrer kann und mag ich nicht begreifen. Er ist mir just so unbegreiflich lieb. Ich weiſs es, er versteht mich, er hat nie gegen mein Gefühl und meinen Wunsch gesprochen. Vielmehr will er, daſs wir den eignen Weg vorfolgen, weil jeder neue Weg durch neue Länder geht, und jeder endlich zu diesen Wohnungen, zu dieser heiligen Heimath wieder führet. Auch ich will also meine Figur beschreiben, und wenn kein Sterblicher, nach jener Jnschrift dort, den Schleier hebt, so müſsen wir Unsterbliche zu werden suchen; wer ihn nicht heben will, ist kein ächter Lehrling zu Sais.

Wiege wechselt Gott mit Grabe,
Untermenget Raub und Gabe,
Schenket, was er nehmen kann.
Klaget, was ihr könnet klagen;
Dennoch müſst ihr endlich sagen:
Es ist alles wohl gethan.

Laſst den höchsten Vater walten!
Der so lang hat hausgehalten,
Der wird nun verderben nichts;
Christen, lasset Christum handeln,
Folgen, wie er vor will wandeln,
Nur ein Heide der verspricht's. *)

Vorgeschickt ist unverloren!
Er hat einen Ort erkoren,
Wo er bleibt und ihr sollt hin.
Lasset denn nach eurem Schatze
Und nach seinem edeln Platze
Euren Muth und Herzen ziehn.

Tausend sind ihr, die dem Leben
Gerne möchten Urlaub geben,
Tausend Andre stehn in Noth,
Daſs sie nicht zu früh verderben:
Euer Sohn hat sollen sterben,
Eh' er wünscht und scheut den Tod.

---

*) widerspricht, weigert sich.

2.

Die Natur.

Es mag lange gedauert haben, ehe die Menschen darauf dachten, die mannichfachen Gegenstände ihrer Sinne mit einem gemeinschaftlichen Namen zu bezeichnen, und sich entgegen zu setzen. Durch Uebung werden Entwikkelungen befördert, und in allen Entwickelungen gehen Theilungen, Zergliederungen vor, die man bequem mit den Berechnungen des Lichtstrahls vergleichen kann. So hat sich auch nur allmählig unser Innres in so mannigfaltige Kräfte zerspaltet, und mit fortdauernder Uebung wird auch diese Zerspaltung zunehmen. Vielleicht ist es nur krankhafte Anlage der spätern Menschen, wenn sie das Vermögen verlieren, diese zerstreuten Farben ihres Geistes wieder zu mischen und nach Belieben den alten einfachen Naturstand herzustellen, oder neue, mannichfaltige Verbindungen unter ihnen zu bewirken. Je vereinigter sie sind, desto vereinigter, desto vollständiger und persönlicher flieſst jeder Naturkörper, jede Erscheinung in sie ein: denn der Natur des Sinnes entspricht die Natur des Eindrucks, und daher muſste jenen früheren Menschen alles menschlich, bekannt und gesellig vorkommen; die frischeste Eigenthümlichkeit muſste in ihren Ansichten sichtbar werden; jede ihrer Aeuſserungen war ein wahrer Naturzug, und ihre Vorstellungen muſsten mit der sie umgebenden Welt übereinstimmen, und einen treuen Ausdruck derselben darstellen. Wir können daher die Gedanken unserer Altväter von den Dingen in der Welt als ein nothwendiges Erzeugniſs, als eine Selbstabbildung des damaligen Zustandes der irdischen Natur betrachten, und besonders an ihnen, als den schicklichsten Werkzeugen der Beobachtung des Weltalls, das Hauptverhältniſs desselben, das damalige Verhältniſs zu seinen Bewohnern, und seiner Bewohner zu ihm, bestimmt abnehmen. Wir finden, daſs gerade die erhabensten Fragen zuerst ihre Aufmerksamkeit beschäftigten, und daſs sie den Schlüssel dieses wundervollen Gebäudes bald in einer Hauptmasse der wirklichen Dinge, bald in dem erdichteten Gegenſtande eines unbekannten Sinns aufſuchten. Bemerklich iſt hier die gemeinſchaftliche Ahnung deſſelben im Flüſſigen, im Dünnen, Geſtaltloſen. Es mochte wohl die Trägheit und Unbehülflichkeit der feſten Körper den Glauben an ihre Abhängigkeit und Niedrigkeit nicht ohne Bedeutung veranlaſſen. Früh genug ſtieſs jedoch ein grübelnder Kopf auf die Schwierigkeit der Geſtalten-Erklärung aus jenen geſtaltloſen Kräften und Meeren. Er verſuchte den Knoten durch eine Art von Vereinigung zu löſen, indem er die erſten Anfänge zu feſten, geſtalteten Körperchen machte, die er jedoch über allen Begriff klein annahm, und nun aus dieſem Staubmeere, aber freylich nicht ohne Beyhülfe mitwirkender Gedankenweſen, anziehender und abſtoſsender Kräfte, den ungeheuern Bau vollführen zu können meinte. Noch früher findet man ſtatt wiſſenſchaftlicher Erklärungen, Mährchen und Gedichte voll merkwürdiger bildlicher Züge, Menſchen, Götter und Thiere als gemeinſchaftliche Werkmeiſter, und hört auf die natürlichſte Art die Entſtehung der Welt beſchreiben. Man erfährt wenigſtens die Gewiſsheit eines zufälligen, werkzeuglichen Urſprungs derſelben, und auch für den Verächter der regelloſen Erzeugniſſe der Einbildungskraft iſt dieſe Vorſtellung bedeutend genug. Die Geſchichte der Welt als

Menschengeschichte zu behandeln, überall nur menschliche Begebenheiten und Verhältnisse zu finden, ist eine fortwandernde, in den verschiedensten Zeiten wieder mit neuer Bildung hervortretende Idee geworden, und scheint an wunderbarer Wirkung, und leichter Ueberzeugung beständig den Vorrang gehabt zu haben. Auch scheint die Zufälligkeit der Natur sich wie von selbst auf die Idee menschlicher Persönlichkeit anzuschlieſsen, und letztere am willigsten, als menschliches Wesen verständlich zu werden. Daher ist auch wohl die Dichtkunst das liebste Werkzeug der eigentlichen Naturfreunde gewesen, und am hellsten ist in Gedichten der Naturgeist erschienen. Wenn man ächte Gedichte liest und hört, so fühlt man einen innern Verstand der Natur sich bewegen, und schwebt, wie der himmlische Leib derselben, in ihr und über ihr zugleich. Naturforscher und Dichter haben durch Eine Sprache sich immer wie Ein Volk gezeigt. Was jene im Ganzen sammelten und in groſsen, geordneten Massen aufstellten, haben diese für menschliche Herzen zur täglichen Nahrung und Nothdurft verarbeitet, und jene unermeſsliche Natur zu mannigfaltigen, kleinen, gefälligen Naturen zersplittert und gebildet. Wenn diese mehr das Flüssige und Flüchtige mit leichtem Sinn verfolgten, suchten jene mit scharfen Meszerschnitten den innern Bau und die Verhältnisse der Glieder zu erforschen. Unter ihren Händen starb die freundliche Natur, und lieſs nur todte, zuckende Reste zurück; dagegen sie vom Dichter, wie durch geistvollen Wein, noch mehr beseelt, die göttlichsten und muntersten Einfälle hören lieſs, und über ihr Alltagsleben erhoben, zum Himmel stieg, tanzte und weissagte, jeden Gast willkommen hieſs, und ihre Schätze frohen Muths verschwendete. So genoſs sie himmlische Stunden mit dem Dichter, und lud den Naturforscher nur dann ein, wenn sie krank und gewissenhaft war. Dann gab sie ihm Bescheid auf jede Frage; und ehrte gern den ernsten, strengen Mann. Wer also ihr Gemüth recht kennen lernen will, muſs sie in der Gesellschaft der Dichter suchen, dort ist sie offen und ergieſst ihr wundersames Herz. Wer sie aber nicht aus Herzensgrunde liebt, und dies und jenes nur an ihr bewundert, und zu erfahren strebt, muſs ihre Krankenstube, ihr Beinhaus fleiſsig besuchen.

Man steht mit der Natur gerade in so unbegreiflich verschiedenen Verhältnissen, wie mit den Menschen; und wie sie sich dem Kinde kindlich zeigt, und sich gefällig seinem kindlichen Herzen anschmiegt, so zeigt sie sich dem Gotte göttlich, und stimmt zu dessen hohem Geiste. Mann kann nicht sagen, daſs es eine

Natur gebe, ohne etwas Ueberschwengliches zu sagen, und alles Bestreben nach Wahrheit in den Reden und Gesprächen von der Natur entfernt nur immer mehr von der Natürlichkeit. Es ist schon viel gewonnen, wenn das Streben, die Natur vollständig zu begreifen, zur Sehnsucht sich veredelt, zur zarten, bescheidenen Sehnsucht, die sich das fremde, kalte Wesen gern gefallen läſst; wenn sie nur einst auf vertrauteren Umgang rechnen kann. Es ist ein geheimniſsvoller Zug nach allen Seiten in unserm Innern, aus einem unendlich tiefen Mittelpunkt sich rings verbreitend. Liegt nun die wundersame sinnliche und unsinnliche Natur rund um uns her, so glauben wir, es sey jener Zug ein Anziehn der Natur, eine Aeuſserung unsrer Sympathie mit ihr: nur sucht der eine hinter diesen blauen, fernen Gestalten noch eine Heimath, die sie ihm verhüllen, eine Geliebte seiner Jugend, Aeltern und Geschwister, alte Freunde, liebe Vergangenheiten; der Andre meint, da jenseits warteten unbekannte Herrlichkeiten seiner, eine lebensvolle Zukunft glaubt er dahinter versteckt, und streckt verlangend seine Hände einer neuen Welt entgegen. Wenige bleiben bey dieser herrlichen Umgebung ruhig stehen, und suchen sie nur selbst in ihrer Fülle und ihrer Verkettung zu erfassen, vergessen über der Vereinzelung den blitzenden

Faden nicht, der reihenweise die Glieder knüpft und den heiligen Kronleuchter bildet, und finden sich beseligt in der Beschauung dieses lebendigen, über nächtlichen Tiefen schwebenden Schmucks. So entstehen mannigfache Naturbetrachtungen, und wenn an einem Ende die Naturempfindung ein lustiger Einfall, eine Mahlzeit wird, so sieht man sie dort, zur andächtigsten Religion verwandelt, einem ganzen Leben Richtung, Haltung und Bedeutung geben. Schon unter den kindlichen Völkern gabs solche ernste Gemüther, denen die Natur das Antlitz einer Gottheit war, indessen andre fröhliche Herzen sich nur auf sie zu Tische baten; die Luft war ihnen ein erquickender Trank, die Gestirne Lichter zum nächtlichen Tanz, und Pflanzen und Thiere nur köstliche Speisen, und so kam ihnen die Natur nicht wie ein stiller, wundervoller Tempel, sondern wie eine lustige Küche und Speisekammer vor. Dazwischen waren andere sinnigere Seelen, die in der gegenwärtigen Natur nur groſse, aber verwilderte Anlagen bemerkten, und Tag und Nacht beschäftigt waren, Vorbilder einer edleren Natur zu schaffen. — Sie theilten sich gesellig in das groſse Werk; die einen suchten die verstummten und verlornen Töne in Luft und Wäldern zu erwecken, andere legten ihre Ahnungen und Bilder schönerer Geschlechter in Erz und Steine nieder, bauten schönere Felsen zu Wohnungen wieder, brachten die verborgenen Schätze aus den Grüften der Erde wieder ans Licht; zähmten die ausgelassenen Ströme, bevölkerten das unwirthliche Meer, führten in öde Zonen, alte, herrliche Pflanzen und Thiere zurück, hemmten die Waldüberschwemmungen, und pflegten die edlern Blumen und Kräuter, öffneten die Erde den belebenden Berührungen der zeugenden Luft und des zündenden Lichts; lehrten die Farben zu reizenden Bildungen sich mischen und ordnen, und Wald und Wiese, Quellen und Felsen wieder zu lieblichen Gärten zusammen zu treten; hauchten in die lebendigen Glieder Töne, um sie zu entfalten, und in heiteren Schwingungen zu bewegen; nahmen sich der armen, verlaſsnen, für Menschensitte empfänglichen Thiere an, und säuberten die Wälder von den schädlichen Ungeheuern, diesen Miſsgeburten einer entarteten Phantasie. Bald lernte die Natur wieder freundlichere Sitten, sie ward sanfter und erquicklicher, und lieſs sich willig zur Beförderung der menschlichen Wünsche finden. Allmählig fing ihr Herz wieder an, menschlich sich zu regen, ihre Phantasien wurden heitrer, sie ward wieder umgänglich, und antwortete dem freundlichen Frager gern, und so scheint allmählig die alte goldne Zeit zurückzukommen, in der sie den Menschen Freundin, Trösterin, Priesterin und Wunderthäterin war, als sie unter ihnen wohnte, und ein himmlischer Umgang die Menschen zu Unsterblichen machte. Dann werden die Gestirne die Erde wieder besuchen, der sie gram geworden waren in jenen Zeiten der Verfinsterung: dann legt die Sonne ihren strengen Scepter nieder, und wird wieder Stern unter Sternen, und alle Geschlechter der Welt kommen dann nach langer Trennung wieder zusammen. Dann finden sich die alten verwaisten Familien, und jeder Tag sieht neue Begrüſsungen, neue Umarmungen; dann kommen die ehemaligen Bewohner der Erde zu ihr zurück, in jedem Hügel regt sich neu erglimmende Asche, überall lodern Flammen des Lebens empor, alte Wohnstätten werden neu erbaut, alte Zeiten erneuert, und die Geschichte wird zum Traum einer unendlichen, unabsehlichen Gegenwart.

Wer dieses Stamms und dieses Glaubens ist, und gern auch das Seinige zu dieser Entwilderung der Natur beytragen will, geht in den Werkstätten der Künstler umher, belauscht überall die unvermuthet in allen Ständen hervorbrechende Dichtkunst, wird nimmer müde, die Natur zu betrachten und mit ihr umzugehen, geht überall ihren Fingerzeigen nach, verschmäht keinen mühseligen Gang, wenn sie ihm winkt, und sollte er auch durch Modergrüfte gehen: er findet sicher unsägliche Schätze, das Grubenlichtchen steht am Ende still, und wer weiſs, in welche himmlische Geheimnisse ihn dann eine reizende Bewohnerin des unterirdischen Reichs einweiht. Keiner irrt gewiſs weiter ab vom Ziele, als wer sich selbst einbildet, er kenne schon das seltsame Reich, und wisse mit wenig Worten eine Verfassung zu ergründen, und überall den rechten Weg zu finden. Von selbst geht keinem, der los sich riſs und sich zur Insel machte, das Verständniſs auf, auch ohne Mühe nicht. Nur Kindern, oder kindlichen Menschen, die nicht wissen, was sie thun, kann dies begegnen. Langer, unablässiger Umgang, freye und künstliche Betrachtung, Aufmerksamkeit auf leise Winke und Züge; ein inneres Dichterleben, geübte Sinne, ein einfaches und gottesfürchtiges Gemüth, das sind die wesentlichen Erfordernisse eines ächten Naturfreundes, ohne welche keinem sein Wunsch gedeihen wird. Nicht weise scheint es, eine Menschenwelt ohne volle aufgeblühte Menschheit begreifen und verstehen zu wollen. Kein Sinn muſs schlummern, und wenn auch nicht alle gleich wach sind, so müssen sie doch alle angeregt, und nicht unterdrückt und erschlafft seyn. So wie man einen künftigen Mahler in dem Knaben sieht, der alle Wände und jeden ebenen Sand mit Zeichnungen füllt, und Far-

Uebel uns betagten Sündern!
O wie wohl geschieht den Kindern,
Die bald sagen: gute Nacht!
Und sind unbesorgt der Sachen,
Die uns Alten bange machen
Vor des letzten Richters Macht.

Wenn das Wesen aller Sachen
In der letzten Glut wird krachen,
Alles todt und nichts mehr seyn;
Dann, so soll ein neues Leben
In verjüngter Erden weben,
Da uns Gott will setzen ein.

Rücket zu, ihr lieben Sterne!
Zeigt es, zeigt es uns von ferne,
Zeigt uns stets das edle Bild!
Sein Gebeinlein soll hienieden
Um sich haben eitel Frieden,
Ganz in Blumen eingehüllt.

ben zu Figuren bunt verknüpft, so sieht man einen künftigen Weltweisen in jenem, der allen natürlichen Dingen ohne Rast nachspürt, nachfrägt, auf alles achtet, jedes Merkwürdige zusammenträgt, und froh ist, wenn er einer neuen Erscheinung, einer neuen Kraft und Kenntniſs Meister und Besitzer geworden ist.

Nun dünkt es Einigen, es sey der Mühe gar nicht werth, den endlosen Zerspaltungen der Natur nachzugeben, und überdem ein gefährliches Unternehmen, ohne Frucht und Ausgang. So wie man nie das kleinste Korn der festen Körper, nie die einfachste Faser finden werde, weil alle Gröſse vor und rückwärts sich ins Unendliche verliert, so sey es auch mit den Arten der Körper und Kräfte; auch hier gerathe man auf neue Arten, neue Zusammensetzungen, neue Erscheinungen bis ins Unendliche. Sie schienen dann nur still zu stehn, wenn unser Fleiſs ermatte, und so verschwende man die edle Zeit mit müſsigen Betrachtungen und langweiligem Zählen, und werde dies zuletzt ein wahrer Wahnsinn, ein fester Schwindel an der entsetzlichen Tiefe. Auch bleibe die Natur, so weit man käme, immer eine furchtbare Mühle des Todes: überall ungeheurer Umschwung, unauflösliche Wirbelkette, ein Reich der Gefrässigkeit, des tollsten Uebermuths, eine unglücksschwangere Unermeſslichkeit; die wenigen lichten Punkte beleuchteten nur eine desto grausendere Nacht, und Schrecken aller Art müſsten jeden Beobachter zur Gefühllosigkeit ängstigen. Wie ein Heiland stehe dem armen Menschengeschlechte der Tod zur Seite, denn ohne Tod wäre der Wahnsinnige am glücklichsten. Gerade jenes Streben nach Ergründung dieses riesenmäſsigen Triebwerks sey schon ein Zug in die Tiefe, ein beginnender Schwindel: denn jeder Reiz scheine ein wachsender Wirbel, der bald sich des Unglücklichen ganz bemächtige, und ihn dann durch eine schrekkenvolle Nacht mit sich fortreiſse. Hier sey die listige Fallgrube des menschlichen Verstandes; den die Natur überall als ihren gröſsten Feind zu vernichten suche. Heil der kindlichen Unwissenheit und Schuldlosigkeit der Menschen, welche sie die entsetzlichen Gefahren nicht gewahr werden lieſse, die überall wie furchtbare Wetterwolken um ihre friedlichen Wohnsitze herlägen, und jeden Augenblick über sie hereinzubrechen bereit wären. Nur innere Uneinigkeit der Naturkräfte habe die Menschen bis jetzo erhalten, indeſs könne jener groſse Zeitpunkt nicht ausbleiben, wo sich die sämmtlichen Menschen durch einen groſsen gemeinschaftlichen Entschluſs aus dieser peinlichen Lage, aus diesem furchtbaren Gefängnisse reiſsen, und durch eine freywillige Entsagung ihrer hiesigen Besitzthümer auf ewig ihr Geschlecht aus diesem Jammer erlösen, und in eine glücklichere Welt, zu ihrem alten Vater retten würden. So endeten sie doch ihrer würdig, und kämen ihrer nothwendigen, gewaltsamen Vertilgung, oder einer noch entsetzlicheren Ausartung in Thiere, durch stufenweise Zerstörung der Denkorgane, durch Wahnsinn, zuvor. Umgang mit Naturkräften, mit Thieren, Pflanzen, Felsen, Stürmen und Wogen müsse nothwendig die Menschen diesen Gegenständen verähnlichen, und diese Verähnlichung, Verwandlung und Auflösung des Göttlichen und Menschlichen in unbändige Kräfte sey der Geist der Natur, dieser fürchterlich verschlingenden Macht: und sey nicht alles, was man sehe, schon ein Raub des Himmels, eine groſse Ruine ehemaliger Herrlichkeiten, Ueberbleibsel eines schrecklichen Mahls?

Wohl, sagen Muthigere, laſst unser Geschlecht einen langsamen, wohldurchdachten Zerstörungskrieg mit dieser Natur führen. Mit schleichenden Giften müssen wir ihr beyzukommen suchen. Der Naturforscher sey ein edler Held, der sich in den geöffneten Abgrund stürze, um seine Mitbürger zu erretten. Die Künstler haben ihr schon manchen geheimen Streich beygebracht, fahrt nur so fort, bemächtigt euch der heimlichen Fäden, und macht sie lüstern nach sich selbst. Benutzt jene Zwiste, um sie, wie jenen feuerspeyenden Stier, nach eurer Willkühr lenken zu können. Euch unterthänig muſs sie werden. Geduld und Glauben ziemt den Menschenkindern. Entfernte Brüder sind zu einem Zweck mit uns vereint: das Sternenrad wird das Spinnrad unsers Lebens werden, und dann können wir durch unsere Sklaven ein neues Dschinnistan uns bauen. Mit innerm Triumph laſst uns ihren Verwüstungen, ihren Tumulten zusehen, sie soll an uns sich selbst verkaufen, und jede Gewaltthat soll ihr zur schweren Buſse werden. In den begeisternden Gefühlen unserer Freyheit laſst uns leben und sterben, hier quillt der Strom, der sie einst überschwemmen und zähmen wird, und in ihm laſst uns baden und mit neuem Muth zu Heldenthaten uns erfrischen. Bis hieher reicht die Wuth des Ungeheuers nicht, ein Tropfen Freyheit ist genug, sie auf immer zu lähmen, und ihren Verheerungen Maaſs und Ziel zu setzen.

Sie haben recht, sprechen Mehrere; hier oder nirgends liegt der Talisman. Am Quell der Freyheit sitzen wir und spähn; er ist der groſse Zauberspiegel, in dem rein und klar die ganze Schöpfung sich enthüllt, in ihm baden die zarten Geister und Abbilder aller Naturen, und alle Kammern sehn wir hier aufgeschlossen. Was brauchen wir die trübe Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Quell. Hier offenbart sich der wahre Sinn des groſsen, bunten, verwirrten Schauspiels: und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohlbekannt, und sicher kennen wir jede Gestalt. Wir brauchen nicht erst lange nachzuforschen; eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen. So ist uns alles eine groſse Schrift, wozu wir den Schlüssel haben, und nichts kommt uns unerwartet, weil wir voraus den Gang des groſsen Uhrwerks wissen. Nur wir genieſsen die Natur mit vollen Sinnen, weil sie uns nicht von Sinnen bringt, weil keine Fieberträume uns ängstigen, und helle Besonnenheit uns zuversichtlich und ruhig macht.

Die Andern reden irre, sagt ein ernster Mann zu diesen. Erkennen sie in der Natur nicht den treuen Abdruck ihrer selbst? Sie selbst verzehren sich in ihrer Gedankenlosigkeit. Sie wissen nicht, daſs ihre Natur ein Gedankenspiegel, eine wüste Phantasie ihres Traumes ist. Ja wohl ist sie ihnen ein entsetzliches Thier, eine seltsame abentheuerliche Larve ihrer Begierden. Der wachende Mensch sieht ohne Schaudern diese Brut seiner regellosen Einbildungskraft, denn er weiſs, daſs es nichtige

Gespenster seiner Schwäche sind. Er fühlt sich Herr der Welt, sein Ich schwebt mächtig über diesem Abgrund, und wird in Ewigkeiten über diesem endlosen Wechsel erhaben schweben. Einklang strebt sein Inneres zu verkünden, zu verbreiten. Er wird in die Unendlichkeit hinaus stets einiger mit sich selbst und seiner Schöpfung um sich her seyn, und mit jedem Schritte die ewige Allwirksamkeit einer hohen sittlichen Weltordnung, der Veste seines Ichs, immer heller hervortreten sehen. Der Sinn der Welt ist die Vernunft: um derentwillen ist sie da, und wenn sie erst der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft ist, so wird sie einst zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre sie der Mensch, als Sinnbild seines Gemüths, das sich mit ihm in unbestimmbare Stufen veredelt. Wer also zur Kenntniſs der Natur gelangen will, übe seinen sittlichen Sinn, handle und bilde dem edlen Kerne seines Innern gemäſs, und wie von selbst wird die Natur sich vor ihm öffnen. Sittliches Handeln ist jener groſse und einzige Versuch, in welchem alle Räthsel der mannichfaltigsten Erscheinungen sich lösen. Wer ihn versteht, und in strengen Gedankenfolgen ihn zu zerlegen weiſs, ist ewiger Meister der Natur.

Der Lehrling hört mit Bangigkeit die sich kreuzenden Stimmen. Es scheint ihm jede Recht zu haben, und eine sonderbare Verwirrung bemächtigt sich seines Gemüths. Allmählig legt sich der innere Aufruhr, und über die dunkeln sich an einander brechenden Wogen scheint ein Geist des Friedens heraufzuschweben, dessen Ankunft sich durch neuen Muth und überschauende Heiterkeit in der Seele des Jünglings ankündigt.

Ein munterer Gespiele, dem Rosen und Winden die Schläfe zierten, kam herbeygesprungen; und sah ihn in sich gesenkt sitzen. Du Grübler, rief er, bist auf ganz verkehrtem Wege. So wirst du keine groſsen Fortschritte machen. Das Beste ist überall die Stimmung. Ist das wohl eine Stimmung der Natur? Du bist noch jung, und fühlst du nicht das Gebot der Jugend in allen Adern? nicht Liebe und Sehnsucht deine Brust erfüllen? Wie kannst du nur in der Einsamkeit sitzen? Sitzt die Natur einsam? Den Einsamen flieht Freude und Verlangen: und ohne Verlangen, was nützt dir die Natur? Nur unter Menschen wird er einheimisch, der Geist, der sich mit tausend bunten Farben in alle deine Sinne drängt, der wie eine unsichtbare Geliebte dich umgibt. Bey unsern Festen löst sich seine Zunge, er sitzt oben an und stimmt Lieder des fröhlichsten

Lebens an. Du hast noch nicht geliebt, du Armer; beim ersten Kuſs wird eine neue Welt dir aufgethan, mit ihm fährt Leben in tausend Strahlen in dein entzücktes Herz. Ein Mährchen will ich dir erzählen; horche wohl.

Vor langen Zeiten lebte weit gegen Abend ein blutjunger Mensch. Er war sehr gut, aber auch über die Maſsen wunderlich. Er grämte sich unaufhörlich um nichts und wieder nichts, ging immer still vor sich hin, setzte sich einsam, wenn die Andern spielten und fröhlich waren, und hing seltsamen Dingen nach. Höhlen und Wälder waren sein liebster Aufenthalt, und dann sprach er immer fort mit Thieren und Vögeln, mit Bäumen und Felsen, natürlich kein vernünftiges Wort, lauter närrisches Zeug zum Todtlachen. Er blieb aber immer mürrisch und ernsthaft, ungeachtet sich das Eichhörnchen, die Meerkatze, der Papagey und der Gimpel alle Mühe gaben, ihn zu zerstreuen, und ihn auf den richtigen Weg zu weisen. Die Gans erzählte Mährchen, der Bach klimperte eine Ballade dazwischen, ein groſser dicker Stein machte lächerliche Bocksprünge, die Rose schlich sich freundlich hinter ihm herum, kroch durch seine Locken, und der Epheu streichelte ihm die sorgenvolle Stirn. Allein der Miſsmuth und Ernst waren hartnäckig. Seine Aeltern waren sehr betrübt, sie wuſsten nicht, was sie anfangen sollten. Er war gesund und aſs, nie hatten sie ihn beleidigt, er war auch bis vor wenig Jahren fröhlich und lustig gewesen, wie keiner; bey allen Spielen voran, von allen Mädchen gern gesehen. Er war recht bildschön, sah aus wie gemahlt, tanzte wie ein Schatz. Unter den Mädchen war Eine, ein köstliches, bildschönes Kind, sah aus wie Wachs, Haare wie goldne Seide, kirschrothe Lippen, wie ein Püppchen gewachsen, brandrabenschwarze Augen. Wer sie sah, hätte mögen vergehen, so lieblich war sie. Damals war Rosenblüthe, so hieſs sie, dem bildschönen Hyacinth, so hieſs er, von Herzen gut, und er hatte sie lieb zum Sterben. Die andern Kinder wuſstens nicht. Ein Veilchen hatte es ihnen zuerst gesagt, die Hauskätzchen hatten es wohl gemerkt. Die Häuser ihrer Eltern lagen nahe beysammen. Wenn nun Hyacinth die Nacht an seinem Fenster stand und Rosenblüthe an ihrem, und die Kätzchen auf den Mäusefang da vorbeyliefen, da sahen sie die beyden stehen, und lachten und kicherten oft so laut, daſs sie es hörten und böse wurden. Das Veilchen hatte es der Erdbeere im Vertrauen gesagt, die sagte es ihrer Freundin, der Stachelbeere, die lieſs nun das Sticheln nicht, wenn Hyacinth gegangen kam; so erfuhrs denn bald der ganze Garten und der Wald, und wenn Hyacinth ausging, so riefs von allen Seiten: Rosenblüthchen ist mein Schätzchen! Nun ärgerte sich Hyacinth, und muſste doch auch wieder aus Herzensgrunde lachen, wenn das Eydexchen geschlüpft kam, sich auf einen warmen Stein setzte, mit dem Schwänzchen wedelte und sang:

Rosenblüthchen, das gute Kind,
Ist geworden auf einmal blind,
Denkt, die Mutter sey Hyacinth,
Fällt ihm um den Hals geschwind;
Merkt sie aber das fremde Gesicht,
Denkt nur an, da erschrickt sie nicht,
Fährt, als merkte sie kein Wort,
Immer nur mit Küssen fort.

Ach! wie bald war die Herrlichkeit vorbey. Es kam ein Mann aus fremden Landen gegangen, der war erstaunlich weit gereist, hatte einen langen Bart, tiefe Augen, entsetzliche Augenbraunen, ein wunderliches Kleid mit vielen Falten und seltsamen Figuren hineingewebt. Er setzte sich vor das Haus, das Hyacinths Eltern gehörte. Nun war Hyacinth sehr neugierig, und setzte sich zu ihm, und holte ihm Brod und Wein. Da that er seinen weiſsen Bart von einander, und erzählte bis tief in die Nacht, und Hyacinth wich und wankte nicht, und wurde auch nicht müde zuzuhören. So viel man nachher vernahm, so hat er viel von fremden Ländern, unbekannten Gegenden, von erstaunlich wunderbaren Sachen erzählt, und ist drey Tage dageblieben, und mit Hyacinth in tiefe Schachten hinuntergekrochen. Rosenblüthchen hat genug den alten Hexenmeister verwünscht, denn Hyacinth ist ganz versessen auf seine Gespräche gewesen, und hat sich um nichts bekümmert; kaum daſs er ein wenig Speise zu sich genommen. Endlich hat jener sich fortgemacht, doch dem Hyacinth ein Büchelchen dagelassen, das kein Mensch lesen konnte. Dieser hat ihm noch Früchte, Brod und Wein mitgegeben, und ihn weit weg begleitet. Und dann ist er tieſsinnig zurückgekommen, und hat einen ganz neuen Lebenswandel begonnen. Rosenblüthchen hat recht zum Erbarmen um ihn gethan, denn von der Zeit an hat er sich wenig aus ihr gemacht, und ist immer für sich geblieben. Nun begab sichs, daſs er einmal nach Hause kam, und war wie neu geboren. Er fiel seinen Eltern um den Hals, und weinte. Ich muſs fort in fremde Lande, sagte er, die alte wunderliche Frau im Walde hat mir erzählt, wie ich gesund werden müſste; das Buch hat sie ins Feuer geworfen und hat mich getrieben, zu euch zu gehn, und euch um euern Segen zu bitten. Vielleicht komme ich bald, vielleicht nie wieder. Grüſst Rosenblüthchen. - Ich hätte sie gern gesprochen, ich weiſs nicht, wie mir ist, es drängt mich fort; wenn ich an die alten Zeiten zurück denken will, so kommen gleich mächtigere Gedanken dazwischen; die Ruhe ist fort, Herz und Liebe mit, ich muſs sie suchen gehn. Ich wollt' euch gerne sagen, wohin, ich weiſs selbst nicht: dahin wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleyerte Jungfrau. Nach der ist mein Gemüth entzündet. Lebt wohl. Er riſs sich los und ging fort. Seine Eltern wehklagten und vergossen Thränen. Rosenblüthchen blieb in ihrer Kammer und weinte bitterlich. Hyacinth lief nun was er konnte, durch Thäler und Wildnisse, über Berge und Ströme, dem geheimniſsvollen Lande zu. Er fragte überall nach der heiligen Göttin (Isis): Menschen und Thiere, Felsen und Bäume. Manche lachten, manche schwiegen, nirgends erhielt er Bescheid. Im Anfange kam er durch rauhes, wildes Land, Nebel und Wolken warfen sich ihm in den Weg, er stürmte immerfort; dann fand er unabsehliche Sandwüsten, glühenden Staub, und wie er wandelte, so veränderte sich auch sein Gemüth, die Zeit wurde ihm lang und die innere Unruhe legte sich, er wurde sanfter und das gewaltige Treiben in ihm allgemach zu einem leisen, aber starken Zuge, in den sein ganzes Gemüth sich auflöste. Es lag wie viele

Jahre hinter ihm. Nun wurde die Gegend auch wieder reicher und mannichfaltiger, die Luft lau und blau, der Weg ebener. Grüne Büsche lockten ihn mit anmuthigem Schatten, aber er verstand ihre Sprache nicht, sie schienen auch nicht zu sprechen, und doch erfüllten sie auch sein Herz mit grünen Farben und kühlem stillen Wesen. Immer höher wuchs jene süſse Sehnsucht in ihm, und immer breiter und saftiger wurden die Blätter, immer lauter und lustiger die Vögel und Thiere, balsamischer die Früchte, dunkler der Himmel, wärmer die Luft, und heiſser seine Liebe. Die Zeit ging immer schneller, als sähe sie sich nah am Ziele. Eines Tages begegnete er einem krystallenen Quell und einer Menge Blumen, die kamen in ein Thal herunter zwischen schwarzen himmelhohen Säulen. Sie grüſsten ihn freundlich mit bekannten Worten. Liebe Landsleute, sagte er, wo find' ich wohl den geheiligten Wohnsitz der Isis? Hier herum muſs er seyn, und ihr seyd vielleicht hier bekannter, als ich. Wir gehn auch nur hier durch, antworteten die Blumen; eine Geisterfamilie ist auf der Reise und wir bereiten ihr Weg und Quartier, indeſs sind wir vor kurzem durch eine Gegend gekommen, da hörten wir ihren Namen nennen. Gehe nur aufwärts, wo wir herkommen, so wirst du schon mehr erfahren. Die Blumen und die

Quelle lächelten, wie sie das sagten, boten ihm einen frischen Trunk und gingen weiter. Hyacinth folgte ihrem Rath, frug und frug, und kam endlich zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und andern köstlichen Gewächsen versteckt lag. Sein Herz klopfte in unendlicher Sehnsucht, und die süſseste Bangigkeit durchdrang ihn in dieser Behausung der ewigen Jahreszeiten. Unter himmlischen Wohlgedüften entschlummerte er, weil ihn nur der Traum in das Allerheiligste führen durfte. Wunderlich führte ihn der Traum durch unendliche Gemächer voll seltsamer Sachen auf lauter reizenden Klängen und in abwechselnden Accorden. Es dünkte ihm alles so bekannt, und doch in nie gesehener Herrlichkeit, da schwand auch der letzte irdische Anflug, wie in Luft verzehrt, und er stand vor der himmlischen Jungfrau. Da hob er den leichten, glänzenden Schleyer, und — Rosenblüthchen sank in seine Arme. Eine ferne Musik umgab die Geheimnisse des liebenden Wiedersehns, die Ergieſsungen der Sehnsucht, und schloſs alles Fremde von diesem entzückenden Orte aus. Hyacinth lebte nachher noch lange mit Rosenblüthchen unter seinen frohen Eltern und Gespielen, und unzählige Enkel dankten der alten wunderlichen Frau für ihren Rath, und ihr

Feuer; denn damals bekamen die Menschen so viel Kinder, als sie wollten. —

Die Lehrlinge umarmten sich und gingen fort. Die weiten hallenden Säle standen leer und hell da, und das wunderbare Gespräch in zahllosen Sprachen unter den tausendfaltigen Naturen, die in diesen Sälen zusammengebracht und in mannichfaltigen Ordnungen aufgestellt waren, dauerte fort. Ihre innern Kräfte spielten gegen einander. Sie strebten in ihre Freyheit, in ihre alten Verhältnisse zurück. Wenige standen auf ihrem eigentlichen Platze, und sahen in Ruhe dem mannichfaltigen Treiben um sich her zu. Die Uebrigen klagten über entsetzliche Qualen und Schmerzen, und bejammerten das alte herrliche Leben im Schooſse der Natur, wo sie eine gemeinschaftliche Freyheit vereinigte, und jedes von selbst erhielt, was es bedurfte. O! daſs der Mensch, sagten sie, die innere Musik der Natur verstände, und einen Sinn für äuſsere Harmonie hätte. Aber er weiſs ja kaum, daſs wir zusammen gehören, und keins ohne das andere bestehen kann. Er kann nichts liegen lassen, tyrannisch trennt er uns und greift in lauter Dissonanzen umher. Wie glücklich könnte er seyn, wenn er mit uns freundlich umginge, und auch in unsern groſsen Bund träte, wie ehemals in der goldnen Zeit, wie er sie mit Recht nennt. In jener Zeit verstand er uns, wie wir ihn verstanden. Seine Begierde, Gott zu werden, hat ihn von uns getrennt, er sucht, was wir nicht wissen und ahnen können, und seitdem ist er keine begleitende Stimme, keine Mitbewegung mehr. Er ahnet wohl die unendliche Wollust, den ewigen Genuſs in uns, und darum hat er eine so wunderbare Liebe zu einigen unter uns. Der Zauber des Goldes, die Geheimnisse der Farben, die Freuden des Wassers sind ihm nicht fremd; in den Antiken ahnet er die Wunderbarkeit der Steine, und dennoch fehlt ihm noch die süſse Leidenschaft für das Weben der Natur, das Auge für unsere entzückenden Mysterien. Lernte er nur einmal fühlen! Diesen himmlischen, diesen natürlichsten aller Sinne kennt er noch wenig: durch das Gefühl würde die alte, ersehnte Zeit zurückkommen; das Element des Gefühls ist ein inneres Licht, was sich in schönern, kräftigen Farben bricht. Dann gingen die Gestirne in ihm auf, er lernte die ganze Welt fühlen, klarer und mannichfaltiger, als ihm das Auge jetzt Grenzen und Flächen zeigt. Er würde Meister eines unendlichen Spiels und vergäſse alle thörichten Bestrebungen in einem ewigen, sich selbst nährenden und immer wachsenden Genusse. Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen, ein blaſsgraues, schwaches Leben.

Wie sie so sprachen, strahlte die Sonne durch die hohen Fenster, und in ein sanftes Säuseln verlor sich der Lärm des Gesprächs; eine unendliche Ahnung durchdrang alle Gestalten, die lieblichste Wärme verbreitete sich über alle, und der wunderbarste Naturgesang erhob sich aus der tiefsten Stille. Man hörte Menschenstimmen in der Nähe, die groſsen Flügelthüren nach dem Garten zu wurden geöffnet, und einige Reisende setzten sich auf die Stufen der breiten Treppe, in den Schatten des Gebäudes. Die reizende Landschaft lag in schöner Erleuchtung vor ihnen, und im Hintergrunde verlor sich der Blick an blauen Gebirgen hinauf. Freundliche Kinder brachten mannigfaltige Speisen und Getränke, und bald begann ein lebhaftes Gespräch unter ihnen.

Auf alles, was der Mensch vornimmt, muſs er seine ungetheilte Aufmerksamkeit oder sein Ich richten, sagte endlich der Eine, und wenn er dieses gethan hat, so entstehn bald Gedanken, oder eine neue Art von Wahrnehmungen, die nichts als zarte Bewegungen eines färbenden oder klappernden Stifts, oder wunderliche Zusammenziehungen und Figurationen einer elastischen Flüssigkeit zu seyn scheinen, auf eine wunderbare Weise in ihm. Sie verbreiten sich von dem Punkte, wo er den Eindruck fest steckte, nach allen Seiten mit lebendiger Be weglichkeit, und nehmen sein Ich mit fort. Er kann dieses Spiel oft gleich wieder vernichten, indem er seine Aufmerksamkeit wieder theilt, oder nach Willkühr herumschweifen läſst, denn sie scheinen nichts als Strahlen und Wirkungen, die jenes Ich nach allen Seiten hin in jenem elastischen Medium erregt, oder seine Brechungen in demselben, oder überhaupt ein seltsames Spiel der Wellen dieses Meers mit der starren Aufmerksamkeit zu seyn. Höchst merkwürdig ist es, daſs der Mensch erst in diesem Spiele seine Eigenthümlichkeit, seine specifiſche Freyheit recht gewahr wird, und daſs es ihm vorkommt, als erwache er aus einem tiefen Schlafe, als sey er nun erst in der Welt zu Hause, und verbreite jetzt erst das Licht des Tages sich über seine innere Welt. Er glaubt es am höchsten gebracht zu haben, wenn er, ohne jenes Spiel zu stören, zugleich die gewöhnlichen Geschäfte der Sinne vornehmen, und empfinden und denken zugleich kann. Dadurch gewinnen beyde Wahrnehmungen: die Auſsenwelt wird durchsichtig und die Innenwelt mannigfaltig und bedeutungsvoll, und so befindet sich der Mensch in einem innig lebendigen Zustande zwischen zwey Welten in der vollkommensten Freyheit und dem freudigsten Machtgefühl. Es ist natürlich, daſs der Mensch diesen Zustand zu verewigen und ihn über die ganze Summe seiner Eindrücke zu verbreiten sucht; daſs er nicht müde wird, diese Associationen beyder Welten zu verfolgen, und ihren Gesetzen und ihren Sympathien und Antipathieen nachzuspüren. Den Inbegriff dessen, was uns rührt, nennt man die Natur, und also steht die Natur in einer unmittelbaren Beziehung auf die Gliedmaſsen unsers Körpers, die wir Sinne nennen. Unbekannte und geheimniſsvolle Beziehungen unsers Körpers lassen unbekannte und geheimniſsvolle Verhältnisse der Natur vermuthen, und so ist die Natur jene wunderbare Gemeinschaft, in die unser Körper uns einführt, und die wir nach dem Maaſse seiner Einrichtungen und Fähigkeiten kennen lernen. Es frägt sich, ob wir die Natur der Naturen durch diese specielle Natur wahrhaft begreifen lernen können, und in wiefern unsere Gedanken und die Intensität unsrer Aufmerksamkeit durch dieselbe bestimmt werden, oder sie bestimmen, und dadurch von der Natur losreiſsen und vielleicht ihre zarte Nachgiebigkeit verderben. Man sieht wohl, daſs diese innern Verhältnisse und Einrichtungen unsers Körpers vor allen Dingen erforscht werden müssen, ehe wir diese Frage zu beantworten und in die Natur der Dinge zu dringen hoffen können. Es lieſse sich jedoch auch denken, daſs wir überhaupt erst uns mannichfach im Denken müſsten geübt haben, ehe wir uns an dem innern Zusammenhang unsers Körpers versuchen, und seinen Verstand zum Verständniſs der Natur gebrauchen könnten, und da wäre freylich nichts natürlicher, als alle mögliche Bewegungen des Denkens hervorzubringen, und eine Fertigkeit in diesem Geschäft, so wie eine Leichtigkeit zu erwerben, von Einer zur Andern überzugehen und sie mannichfach zu verbinden und zu zerlegen. Zu dem Ende müſste man alle Eindrücke aufmerksam betrachten, das dadurch entstehende Gedankenspiel ebenfalls genau bemerken, und sollten dadurch abermals neue Gedanken entstehn, auch diesen zusehn, um so allmählig ihren Mechanismus zu erfahren, und durch eine oftmalige Wiederholung, die mit jedem Eindruck beständig verbundnen Bewegungen von den übrigen unterscheiden und behalten zu lernen. Hätte man dann nur erst einige Bewegungen, als Buchstaben der Natur, herausgebracht, so würde das Dechiffriren immer leichter von statten gehn, und die Macht über die Gedankenerzeugung und Bewegung den Beobachter in Stand setzen, auch ohne vorhergegangenen wirklichen Eindruck, Naturgedanken hervorzubringen und Naturcompositionen zu entwerfen, und dann wäre der Endzweck erreicht.

Es ist wohl viel gewagt, sagte ein Anderer, so aus den äuſserlichen Kräften und Erschei-

Bekenntniss.

Mehr böse noch als bös' hab' ich bisher gelebet,
Bey kalter Gottesfurcht mich brennend angestellt,
Den Himmel oft getäuscht, mehr mein Freund und der Welt;
Bin selten über mich, und wolkenan geschwebet;

Der schnöden Eitelkeit der Erden angeklebet;
Ich habe das gethan, was mir selbst nicht gefällt,
Ein Schuldner alles deſs, was Moses Rechnung hält,
Der ich mit Eifer auch hab' oftmals widerstrebet.

Ich muſs, will ich schon nicht, bekennen wider mich,
Mein Urtheil, meine Straf' und Todesart sprech' ich:
Ich hab' es so und so, und ärger noch getrieben

Und, was erzähl' ich viel die ungezählte Zahl
Von meinen Sünden her? Gott liest sie allzumal
Von meiner Stirnen ab, auf der sie sind geschrieben.

nungen der Natur sie zusammensetzen zu wollen, und sie bald für ein ungeheures Feuer, bald für einen wunderbar gestalteten Fall, bald für eine Zweyheit oder Dreyheit, oder für irgend eine andere seltsamliche Kraft auszugeben. Es wäre denkbarer, daſs sie das Erzeugniſs eines unbegreiflichen Einverständnisses unendlich verschiedener Wesen wäre, das wunderbare Band der Geisterwelt, der Vereinigungs- und Berührungspunkt unzähliger Welten.

Laſst es gewagt seyn, sprach ein Dritter; je willkührlicher das Netz gewebt ist, das der kühne Fischer auswirft, desto glücklicher ist der Fang. Man ermuntre nur jeden, seinen Gang so weit als möglich fortzusetzen, und jeder sey willkommen, der mit einer neuen Phantasie die Dinge überspinnt. Glaubst du nicht, daſs es gerade die gut ausgeführten Systeme seyn werden, aus denen der künftige Geograph der Natur die Data zu seiner groſsen Naturkarte nimmt? Sie wird er vergleichen, und diese Vergleichung wird uns das sonderbare Land erst kennen lehren. Die Erkenntniſs der Natur wird aber noch himmelweit von ihrer Auslegung verschieden seyn. Der eigentliche Chiffrirer wird vielleicht dahin kommen, mehrere Naturkräfte zugleich zu Hervorbringung herrlicher und nützlicher Erscheinungen in Bewegung zu setzen, er wird auf der Natur, wie auf einem groſsen Instrument phantasiren können, und doch wird er die Natur nicht verstehen. Dies ist die Gabe des Naturhistorikers, des Zeitensehers, der vertraut mit der Geschichte der Natur, und bekannt mit der Welt, diesem höhern Schauplatz der Naturgeschichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt, und weissagend verkündigt. Noch ist dieses Gebiet ein unbekanntes, ein heiliges Feld. Nur göttliche Gesandte haben einzelne Worte dieser höchsten Wissenschaft fallen lassen, und es ist nur zu verwundern, daſs die ahnungsvollen Geister sich diese Ahnung haben entgehn lassen, und die Natur zur einförmigen Maschine, ohne Vorzeit und Zukunft, erniedrigt haben. Alles Göttliche hat eine Geschichte, und die Natur, dieses einzige Ganze, womit der Mensch sich vergleichen kann, sollte nicht so gut wie der Mensch in einer Geschichte begriffen seyn, oder welches eins ist, einen Geist haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn sie keinen Geist hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menschheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieser geheimniſsvollen Frage, oder die Frage zu dieser unendlichen Antwort.

Nur die Dichter haben es gefühlt, was die Natur dem Menschen seyn kann, begann ein schöner Jüngling, und man kann auch hier von ihnen sagen, daſs sich die Menschheit in ihnen in der vollkommensten Auflösung befindet, und daher jeder Eindruck durch ihre Spiegelhelle und Beweglichkeit rein in allen seinen unendlichen Veränderungen nach allen Seiten fortgepflanzt wird. Alles finden sie in der Natur. Ihnen allein bleibt die Seele derselben nicht fremd, und sie suchen in ihrem Umgang alle Seligkeiten der goldnen Zeit nicht umsonst. Für sie hat die Natur alle Abwechslungen eines unendlichen Gemüths, und mehr als der geistvollste, lebendigste Mensch überrascht sie durch sinnreiche Wendungen und Einfälle, Begegnungen und Abweichungen, groſse Ideen und Bizarrerieen. Der unerschöpfliche Reichthum ihrer Phantasie läſst keinen vergebens ihren Umgang aufsuchen. Alles weiſs sie zu verschönern, zu beleben, zu bethätigen, und wenn auch im Einzelnen ein bewuſstloser, nichtsbedeutender Mechanismus allein zu herrschen scheint, so sieht doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menschlichen Herzen im Zusammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Der Wind ist eine Luftbewegung, die manche äuſsere Ursachen haben kann, aber ist er dem einsamen, sehnsuchtsvollen Herzen nichts mehr, wenn er vorübersauſst, von geliebten Gegenden herweht und mit tausend dunkeln, wehmüthigen Lauten den stillen Schmerz in einen tiefen melodischen Seufzer der ganzen Natur aufzulösen scheint? Fühlt nicht so auch im jungen bescheidnen Grün der Frühlingswiesen der junge Liebende seine ganze blumenschwangere Seele mit entzükkender Wahrheit ausgesprochen, und ist je die Ueppigkeit einer nach süſser Auflösung in goldnen Wein lüsternen Seele köstlicher und erwecklicher erschienen, als in einer vollen, glänzenden Traube, die sich unter den breiten Blättern halb versteckt? Man beschuldigt die Dichter der Uebertreibung, und hält ihnen ihre bildliche uneigentliche Sprache gleichsam nur zu gute, ja man begnügt sich ohne tiefere Untersuchung, ihrer Phantasie jene wunderliche Natur zuzuschreiben, die manches sieht und hört, was andere nicht sehen und hören, und die in einem lieblichen Wahnsinn mit der wirklichen Welt nach ihrem Belieben schaltet und waltet; aber mir scheinen die Dichter noch bey weitem nicht genug zu übertreiben, nur dunkel den Zauber jener Sprache zu ahnen und mit der Phantasie nur so zu spielen, wie ein Kind mit dem Zauberstabe seines Vaters spielt. Sie wissen nicht, welche Kräfte ihnen unterthan sind, welche Welten ihnen gehorchen müssen. Ist es denn nicht wahr, daſs Steine und Wälder der Musik gehorchen, und von ihr gezähmt, sich jedem Willen wie Hausthiere fügen? — Blühen nicht wirklich die schönsten Blumen um die Geliebte, und freuen sich sie zu schmücken? Wird für sie der Himmel nicht heiter und das Meer nicht eben? — Drückt nicht die ganze Natur, so gut wie das Gesicht und die Geberden, der Puls und die Farben, den Zustand eines jeden der höheren, wunderbaren Wesen aus, die wir Menschen nennen? Wird nicht der Fels ein eigenthümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders, als der Strom, wenn ich wehmüthig in seine Wellen hinabschaue, und die Gedanken in seinem Gleiten verliere? Nur ein ruhiges, genuſsvolles Gemüth wird die Pflanzenwelt, nur ein lustiges Kind oder ein Wilder die Thiere verstehn. — Ob jemand die Steine und Gestirne schon verstand, weiſs ich nicht, aber gewiſs muſs dieser ein erhabenes Wesen gewesen seyn. In jenen Statuen, die aus einer untergangenen Zeit der Herrlichkeit des Menschengeschlechts übrig geblieben sind, leuchtet allein so ein tiefer Geist, so ein seltsames Verständniſs der Steinwelt hervor, und überzieht den sinnvollen Betrachter mit einer Steinrinde, die nach innen zu wachsen scheint. Das Erhabene wirkt versteinernd, und so dürften wir uns nicht über das Erhabene der Natur und seine Wirkungen wundern, oder nicht wissen, wo es zu suchen sey. Könnte die Natur nicht über den Anblick Gottes zu Stein geworden seyn? Oder vor Schrecken über die Ankunft des Menschen?

Ueber diese Rede war der, welcher zuerst gesprochen hatte, in tiefe Betrachtung gesunken, die fernen Berge wurden buntgefärbt, und der Abend legte sich mit süſser Vertraulichkeit über die Gegend. Nach einer langen Stille hörte man ihn sagen: Um die Natur zu begreifen, muſs man die Natur innerlich in ihrer ganzen Folge entstehen lassen. Bey dieser Unternehmung muſs man sich blos von der göttlichen Sehnsucht nach Wesen, die uns gleich sind, und den nothwendigen Bedingungen, dieselben zu vernehmen, bestimmen lassen, denn wahrhaftig, die ganze Natur ist nur als Werkzeug und Medium des Einverständnisses vernünftiger Wesen begreiflich. Der denkende Mensch kehrt zur ursprünglichen Function seines Daseyns, zur schaffenden Betrachtung, zu jenem Punkt zurück, wo Hervorbringen und Wissen in der wundervollsten Wechselverbindung standen, zu jenem schöpferischen Moment des eigentlichen Genusses, des innern Selbstempfängnisses. Wenn er nun ganz in die Beschauung dieser Urerscheinung versinkt, so entfaltet sich vor ihm in neu entstehenden Zeiten und Räumen, wie ein unermeſsliches Schauspiel, die Erzeugungsgeschichte der Natur, und jeder feste Punkt, der sich in der unendlichen Flüssigkeit ansetzt, wird ihm eine neue Offenbarung des Genius der Liebe, ein neues Band des Du und des Ich. Die sorgfältige Beschreibung dieser innern Weltgeschichte ist die wahre Theorie der Natur; durch den Zusammenhang seiner Gedankenwelt in sich, und ihre Harmonie mit dem Universum, bildet sich von selbst ein Gedankensystem zur getreuen Abbildung und Formel des Universums. Aber die Kunst des ruhigen Beschauens, der schöpferischen Weltbetrachtung ist schwer, unaufhörliches ernstes Nachdenken und strenge Nüchternheit fordert die Ausführung, und die Belohnung wird kein Beyfall der mühescheuenden Zeitgenossen, sondern nur eine Freude des Wissens und Wachens, eine innigere Berührung des Universums seyn.

Ja, sagte der Zweyte, nichts ist so bemerkenswerth, als das groſse Zugleich in der Natur. Ueberall scheint die Natur ganz gegenwärtig. In der Flamme eines Lichts sind alle Naturkräfte thätig, und so repräsentirt und verwandelt sie sich überall und unaufhörlich, treibt Blätter, Blüthen und Früchte zusammen, und ist, mitten in der Zeit, gegenwärtig, vergangen und zukünftig zugleich; und wer weiſs, in welche eigene Art von Ferne sie ebenfalls wirkt, und ob nicht dieses Natursystem nur eine Sonne ist im Universo, die durch Bande an dasselbe geknüpft ist, durch ein Licht, und einen Zug, und Einflüsse, die zunächst in unserm Geiste sich deutlicher vernehmen lassen, und aus ihm heraus den Geist des Universums über diese Natur ausgieſsen, und den Geist dieser Natur an andere Natursysteme vertheilen.

Wenn der Denker, sprach der Dritte, mit Recht als Künstler den thätigen Weg betritt, und durch eine geschickte Anwendung seiner geistigen Bewegungen das Weltall auf eine einfache, räthselhaft scheinende Figur zu reduciren sucht — ja man möchte sagen die Natur tanzt — und mit Worten die Linien der Bewegungen nachschreibt, so muſs der Liebhaber der Natur dieses kühne Unternehmen bewundern, und sich auch über das Gedeihen dieser menschlichen Anlage freuen. Billig stellt der Künstler die Thätigkeit oben an, denn sein Wesen ist Thun und Hervorbringen mit Wissen und Willen, und seine Kunst ist, sein Werkzeug zu allem gebrauchen, die Welt auf seine Art nachbilden zu können, und darum wird das Princip seiner Welt Thätigkeit, und seine Welt seine Kunst. Auch hier wird die Natur in neuer Herrlichkeit sichtbar, und nur der gedankenlose Mensch wirft die unleserlichen, wunderlich gemischten Worte mit Verachtung weg. Dankbar legt der Priester diese neue, erhabene Meſskunst auf den Altar zu der magnetischen

Nadel, die sich nie verirrt, und zahllose Schiffe auf dem pfadlosen Ocean zu bewohnten Küsten und den Häfen des Vaterlandes zurück führte. Auſser dem Denker gibt es aber noch andere Freunde des Wissens, die dem Hervorbringen durch Denken nicht vorzüglich zugethan, und also, ohne Beruf zu dieser Kunst, lieber Schüler der Natur werden, ihre Freude im Lernen, nicht im Lehren, im Erfahren, nicht im Machen, im Empfangen, nicht im Geben finden. Einige sind geschäftig, und nehmen im Vertrauen auf die Allgegenwart und die innige Verwandtschaft der Natur, mithin auch im Voraus von der Unvollständigkeit und der Continuität alles Einzelnen überzeugt, irgend eine Erscheinung mit Sorgfalt auf, und halten den in tausend Gestalten sich verwandelnden Geist derselben mit stetem Blicke fest, und gehn dann an diesem Faden durch alle Schlupfwinkel der geheimen Werkstätte, um eine vollständige Verzeichnung dieser labyrinthischen Gänge entwerfen zu können. Sind sie mit dieser mühseligen Arbeit fertig, so ist auch unvermerkt ein höherer Geist über sie gekommen, und es wird ihnen dann leicht, über die vorliegende Karte zu reden, und jedem Suchenden seinen Weg vorzuschreiben. Unermeſslicher Nutzen segnet ihre mühsame Arbeit, und der Grundriſs ihrer Karte wird auf eine überraschende Weise mit dem Systeme des Denkers übereinstimmen, und sie werden, diesem zum Trost, gleichsam den lebendigen Beweis seiner abstrakten Sätze unwillkührlich geführt haben. Die Müſsigsten unter ihnen erwarten kindlich, von liebevoller Mittheilung höherer, von ihnen mit Inbrunst verehrter Wesen, die ihnen nützliche Kenntniſs der Natur. Sie mögen Zeit und Aufmerksamkeit in diesem kurzen Leben nicht Geschäften widmen, und dem Dienste der Liebe entziehn. Durch frommes Betragen suchen sie nur Liebe zu gewinnen, nur Liebe mitzutheilen, unbekümmert um das groſse Schauspiel der Kräfte, ruhig ihrem Schicksale in diesem Reiche der Macht ergeben, weil das innige Bewuſstseyn ihrer Unzertrennlichkeit von den geliebten Wesen sie erfüllt, und die Natur sie nur als Abbild und Eigenthum derselben rührt. Was brauchen diese glücklichen Seelen zu wissen, die das beste Theil erwählt haben, und als reine Flammen der Liebe in dieser irdischen Welt nur auf den Spitzen der Tempel oder auf umhergetriebenen Schiffen, als Zeichen des überströmenden himmlischen Feuers lodern? Oft erfahren diese liebenden Kinder in seligen Stunden herrliche Dinge aus den Geheimnissen der Natur, und thun sie in unbewuſster Einfalt kund. Ihren Tritten folgt der Forscher, um jedes Kleinod zu sammeln, was sie in ihrer Unschuld

Er hat alles wohl gemacht.

Ja mehr als wohl gemacht! nicht Tauben nur und Blinden,
Und was ein kranker Leib für Mangel haben kann,
Hilft dieser Wunderarzt. Er trifft ein Höher's an,
Als ein natürlich's Weh, die Glieder zu entbinden,

Ja mehr auch als den Tod. Der Staar der blinden Sünden,
Das Band der tauben Lust, der Hoffart stummen Wahn,
Wird sonst durch keinen nicht, als diesen abgethan.
Kein Leibarzt wird sich so zu heilen unterwinden.

Die Seele, die ist krank: dem Geiste wird vergeben.
Er trinkt den Kelch für uns, stirbt selbst für unser Leben,
Zerbricht der Höllen Burg, und was den Tod verwacht;

und Freude haben fallen lassen, ihrer Liebe huldigt der mitfühlende Dichter, und sucht durch seine Gesänge diese Liebe, diesen Keim des goldnen Alters, in andere Zeiten und Länder zu verpflanzen.

Wem regt sich nicht, rief der Jüngling mit funkelndem Auge, das Herz in hüpfender Lust, wenn ihm das innerste Leben der Natur in seiner ganzen Fülle in das Gemüth kommt, wenn dann jenes mächtige Gefühl, wofür die Sprache keine andere Namen hat, als Liebe und Wollust, sich in ihm ausdehnt, wie ein gewaltiger, alles auflösender Dunst, und er bebend in süsser Angst in den dunkeln lockenden Schooſs der Natur versinkt, wie arme Persönlichkeit in den überschlagenden Wogen der Lust sich verzehrt, und nichts als ein Brennpunkt der unermeſslichen Zeugungskraft, ein verschluckender Wirbel im groſsen Ocean übrig bleibt! Was ist die überall erscheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren süſse Frucht in wollüstigen Tropfen herunterthaut. Das Wasser, dieses erstgeborne Kind luſtiger Verschmelzungen, kann seinen wollüstigen Ursprung nicht verläugnen, und zeigt sich als Element der Liebe und der Mischung mit himmlischer Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weisen im Wasser den Ursprung der Dinge gesucht, und wahrlich, sie haben von einem höhern Wasser, als dem Meer- und Quellwasser gesprochen. In jenem offenbaret sich nur das Urflüssige, wie es im flüssigen Metall zum Vorschein kommt, und darum mögen die Menschen es immer auch nur göttlich verehren. Wie wenige haben sich noch in die Geheimnisse des Flüssigen vertieſt, und manchem ist diese Ahnung des höchsten Genusses und Lebens wohl nie in der trunkenen Seele aufgegangen. Im Durste offenbaret sich diese Weltseele, diese gewaltige Sehnsucht nach dem Zerflieſsen. Die Berauschten fühlen nur zu gut diese überirdische Wonne des Flüssigen, und am Ende sind alle angenehme Empfindungen in uns mannichfache Zerflieſsungen, Regungen jener Urgewässer in uns. Selbst der Schlaf ist nichts als die Fluth jenes unsichtbaren Weltmeers, und das Erwachen das Eintreten der Ebbe. Wie viele Menschen stehen an den berauschenden Flüssen, und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer, und genieſsen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen! Wie diese Wellen, lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, diesen schwimmenden Meeren und Urquellen des Lebendigen auf Erden; liebten und erzeugten sich die Geschlechter der Menschen in ewigen Spielen, wurden besucht von den Kindern des Himmels, und erst in jener groſsen Begebenheit, welche beilige Sagen die Sündfluth nennen, ging diese blühende Welt unter; ein feindliches Wesen schlug die Erde nieder, und einige Menschen blieben, geschwemmt auf die Klippen der neuen Gebirge, in der fremden Welt zurück. Wie seltsam, daſs gerade die heiligsten und reizendsten Erscheinungen der Natur in den Händen so todter Menschen sind, als die Scheidekünstler zu seyn pflegen! Sie, die den schöpferischen Sinn der Natur mit Macht erwecken, nur ein Geheimniſs der Liebenden, Mysterien der höhern Menschheit seyn sollten, werden mit Schamlosigkeit und sinnlos von rohen Geistern hervorgerufen, die nie wissen werden, welche Wunder ihre Gläser umschlieſsen. Nur Dichter sollten mit dem Flüssigen umgehn, und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkstätten wären Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menschen ihre Flamme und ihre Flüsse verehren, und sich ihrer rühmen. Wie glücklich würden die Stätte sich wieder dünken, die das Meer oder ein groſser Strom bespült, und jede Quelle würde wieder die Freystätte der Liebe und der Aufenthalt der erfahrnen und geistreichen Menschen. Darum lockt auch die Kinder nichts mehr als Feuer und Wasser, und jeder Strom verspricht ihnen, in die bunte Ferne, in schönere Gegenden sie zu führen. Es ist nicht bloſs Wiederschein, daſs der Himmel im Wasser liegt, es ist eine zarte Befreundung, ein Zeichen der Nachbarschaft, und wenn der unerfüllte Trieb in die unermeſsliche Höhe will, so versinkt die glückliche Liebe gern in die endlose Tiefe. Aber es ist umsonst, die Natur lehren und predigen zu wollen. Ein Blindgeborner lernt nicht sehen, und wenn man ihm noch so viel von Farben und Lichtern und fernen Gestalten erzählen wollte. So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein innres naturerzeugendes und absonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von selbst, überall die Natur an allem erkennt und unterscheidet und mit angeborner Zeugungslust, in inniger mannigfaltiger Verwandtschaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt. Wer aber einen richtigen und geübten Natursinn hat, der genieſst die Natur, indem er sie studirt, und freut sich ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit, ihrer Unerschöpflichkeit im Genusse, und bedarf nicht, daſs man ihn mit unnützen Worten in seinen Genüssen störe. Ihm dünkt vielmehr, daſs man nicht heimlich genug mit der Natur umgehen, nicht zart genug von ihr reden, nicht ungestört und aufmerksam genug sie beschauen könne. Er fühlt sich in ihr, wie am Busen seiner züchtigen Braut, und vertraut auch nur dieser seine erlangten Einsichten in süſsen vertraulichen Stunden. Glücklich preis' ich diesen Sohn, diesen Liebling der Natur, dem sie verstattet, sie in ihrer Zweyheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewig dauernde Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüsse, eine Kette der Wollust, und seine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus seyn.

Unter dieser Rede hatte sich der Lehrer mit seinen Lehrlingen der Gesellschaft genähert. Die Reisenden standen auf, und begrüſsten ihn ehrfurchtsvoll. Eine erfrischende Kühlung verbreitete sich aus den dunkeln Laubgängen über den Platz und die Stufen. Der Lehrer lieſs einen jener seltnen leuchtenden Steine bringen, die man Karfunkel nennt, und ein hellrothes, kräftiges Licht goſs sich über die verschiednen Gestalten und Kleidungen aus. Es entspann sich bald eine freundliche Mittheilung unter ihnen. Während eine Musik aus der Ferne sich hören lieſs, und eine kühlende Flamme aus Krystallschaalen in die Lippen der Sprechenden hineinloderte, erzählten die Fremden merkwürdige Erinnerungen ihrer weiten Reisen. Voll Sehnsucht und Wiſsbegierde hatten sie sich aufgemacht, um die Spuren jenes verloren gegangenen Urvolks zu suchen, dessen entartete unverwilderte Reste die heutige Menschheit zu seyn schiene, dessen hoher Bildung sie noch die wichtigsten und unentbehrlichsten Kenntnisse und Werkzeuge zu danken hat. Vorzüglich hatte sie jene heilige Sprache gelockt, die das glänzende Band jener königlichen Menschen mit überirdischen Gegenden und Bewohnern gewesen war, und von der einige Worte, nach dem Verlaut mannichfaltiger Sagen, noch im Besitz einiger glücklichen Weisen unter unsern Vorfahren gewesen seyn mögen. Ihre Aussprache war ein wunderbarer Gesang, dessen unwiderstehliche Töne tief in das Innere jeder Natur eindrangen, und sie zerlegten. Jeder ihrer Namen schien das Loosungswort für die Seele jedes Naturkörpers. Mit schöpferischer Gewalt erregten diese Schwingungen alle Bilder der Welterscheinungen, und von ihnen konnte man mit Recht sagen, daſs das Leben des Universums ein ewiges, tausendstimmiges Gespräch sey; denn in ihrem Sprechen schienen alle Kräfte, alle Arten der Thätigkeit auf das Unbegreiflichste vereinigt zu seyn. Die Trümmer dieser Sprache, wenigstens alle Nachrichten von ihr, aufzusuchen, war ein Hauptzweck ihrer Reise gewesen, und der Ruf des Alterthums hatte sie auch nach Sais gezogen. Sie hofften hier von den erfahrnen Vorstehern des Tempelarchivs wichtige Nachrichten zu erhalten, und vielleicht in den groſsen Sammlungen aller Art selbst Aufschlüsse zu finden. Sie baten den Lehrer um die Erlaubniſs, eine Nacht im Tempel schlafen, und seinen Lehrstunden einige Tage beywohnen zu dürfen. Sie erhielten was sie wünschten, und freuten sich innig, wie der Lehrer aus dem Schatze seiner Erfahrungen ihre Erzählungen mit mannichfaltigen Bemerkungen begleitete, und eine Reihe lehrreicher und anmuthiger Geschichten und Beschreibungen vor ihnen entwickelte. Endlich kam er auch auf das Geschäft seines Alters, den unterschiednen Natursinn in jungen Gemüthern zu erwecken, zu üben, zu schärfen, und ihn mit den andern Anlagen zu höheren Blüthen und Früchten zu verknüpfen.

Ein Verkündiger der Natur zu seyn, ist ein schönes und heiliges Amt, sagte der Lehrer. Nicht der bloſse Umfang und Zusammenhang der Kenntnisse, nicht die Gabe, diese Kenntnisse leicht und rein an bekannte Begriffe und Erfahrungen anzuknüpfen, und die eigenthümlichen fremd klingenden Worte mit gewöhnlichen Ausdrücken zu vertauschen, selbst nicht die Geschicklichkeit einer reichen Einbildungskraft, die Naturerscheinnungen in leicht faſsliche und treffend beleuchtete Gemählde zu ordnen, die entweder durch den Reiz der Zusammenstellung und den Reichthum des Inhalts die Sinne spannen und befriedigen, oder den Geist durch eine tiefe Bedeutung entzücken, alles dies macht noch nicht das ächte Erfordernifs eines Naturkündigers aus. Wem es um etwas anders zu thun ist, als um die Natur, dem ist es vielleicht genug, aber wer eine innige Sehnsucht nach der Natur spürt, wer in ihr alles sucht und gleichsam ein empfindliches Werkzeug ihres geheimen Thuns ist, der wird nur den für seinen Lehrer und für den Vertrauten der Natur erkennen, der mit Andacht und Glauben von ihr spricht, dessen Reden die wunderbar unnachahmliche Eindringlichkeit und Unzertrennlichkeit haben, durch die sich wahre Evangelia, wahre Eingebungen ankündigen. Die ursprünglich günstige Anlage eines solchen natürlichen Gemüths mufs durch unablässigen Fleifs von Jugend auf, durch Einsamkeit und Stillschweigen, weil vieles Reden sich nicht mit der steten Aufmerksamkeit verträgt, die ein solcher anwenden mufs, durch kindliches, bescheidnes Wesen und unermüdliche Geduld unterstützt und ausgebildet seyn. Die Zeit läfst sich nicht bestimmen, wie bald einer ihrer Geheimnisse theilhaftig wird. Manche Beglückte gelangten früher, manche erst im hohen Alter dazu. Ein wahrer Forscher wird nie alt, jeder ewige Trieb ist aufser dem Gebiete der Lebenszeit, und jemehr die äufsere Hülle verwittert, desto heller und glänzender und mächtiger wird der Kern.

Auch haftet diese Gabe nicht an äuſserer Schönheit, oder Kraft, oder Einsicht, oder irgend einem menschlichen Vorzug. In allen Ständen, unter jedem Alter und Geschlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsstriche hat es Menschen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen ausersehen und durch inneres Empfängniſs beglückt waren. Oft schienen diese Menschen einfältiger und ungeschickter zu seyn, als Andere, und blieben ihr ganzes Leben hindurch in der Dunkelheit des groſsen Haufens. Es ist sogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverständniſs bey groſser Beredsamkeit, Klugheit, und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn, und ein schlichtes Wesen hervorbringt oder begleitet. In den Werkstätten der Handwerker und Künstler, und da, wo die Menschen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur sind, als da ist beym Ackerbau, bey der Schiffahrt, bey der Viehzucht, bey den Erzgruben, und so bey vielen andern Gewerben, scheint die Entwickelung dieses Sinns am leichtesten und öftersten statt zu finden Wenn jede Kunst in der Erkenntniſs der Mittel, einen gesuchten Zweck zu erreichen, eine bestimmte Wirkung und Erscheinung hervorzubringen, und in der

Fertigkeit, diese Mittel zu wählen und anzuwenden, besteht, so muſs derjenige, der den innern Beruf fühlt, das Naturverständniſs mehreren Menschen gemein zu machen, diese Anlage in den Menschen vorzüglich zu entwickeln und zu pflegen, zuerst auf die natürlichen Anlässe dieser Entwicklung sorgfältig zu achten, und die Grundzüge dieser Kunst der Natur abzulernen suchen. Mit Hülfe dieser erlangten Einsichten wird er sich ein System der Anwendung dieser Mittel bey jedem gegebenen Individuum, auf Versuche, Zergliederung und Vergleichung gegründet, bilden, sich dieses System bis zur andern Natur aneignen, und dann mit Enthusiasmus sein belohnendes Geschäft anfangen. Nur diesen wird man mit Recht einen Lehrer der Natur nennen können, da jeder andre bloſse Naturalist nur zufällig und sympathetisch, wie ein Naturerzeugniſs selbst, den Sinn für die Natur erwecken wird.

Schleuſst unsre Gräber auf, wird selbst die Himmelsleiter,
Ja selbst der Himmel gar. Ruſt lauter, rufet weiter:
Er, Er hat Alles wohl, und mehr als wohl gemacht.

Phantasien im Gebiete der Philosophie und Physik.

Alles, was man denkt, denkt selbst: ist ein Denkproblem. —

Die abstrakten Wörter sind die Gasarten unter den Wörtern: das Unsichtbare. —

Geistvoll ist das, worin sich der Geist unaufhörlich offenbart, wenigstens oft von neuem in veränderter Gestalt wieder erscheint. Nicht bloſs etwa nur Einmal, so im Anfang, wie bey vielen philosophischen Systemen. —

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloſs zum Denken dieses oder jenes Gedankens, herrschend ist, da ist auch Progressivität. Sehr viele Gelehrte besitzen diesen Hang nicht. Sie haben schlieſsen und folgern gelernt, wie ein Schuster das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder sich zu bemühen, den

Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bey vielen währt dieser Hang nur eine Zeitlang. Er wächst und nimmt ab, sehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Systems, das sie nur suchten, um der Mühe des Nachdenkens überhoben zu seyn.

Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transcendentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu seyn. Um so weniger befremdlich ist der Mangel an vollständigem Sinn und Verstand für Andere. Ohne vollendetes Selbstverständniſs wird man nie andre wahrhaft verstehen lernen. —

Vor der Abstraktion ist alles eins, aber ein Chaos; nach der Abstraktion ist wieder alles vereinigt, aber diese Vereinigung ist eine freye Verbindung selbstständiger, selbstbestimmter Wesen. Aus einem Haufen ist eine Gesellschaft geworden, das Chaos ist in eine mannichfaltige Welt verwandelt. —

Die Erfahrung ist die Probe des Rationalen, und so umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der blosen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet sich gegenseitig in der rationalen Anwendung der blosen Erfahrung, und wird von den ächten Philosophen, jedoch mit Selbstbescheidung der Nothwendigkeit dieses Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die blose Theorie ganz, ohne zu ahnen, wie problematisch die Beantwortung der Frage seyn dürfte: «Ob die Theorie für die Anwendung, oder die Anwendung um der Theorie willen sey?» —

Je bornirter ein System ist, desto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das System der Materialisten, die Lehre des Helvetius und auch Locke's, den meisten Beyfall unter dieser Klasse erhalten. So wird Kant jetzt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden. —

In den ersten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieses Fundes stieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieses Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt sehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein ungewöhnlicher Grad von Leben des Verstandes. Man muſste Genie und Scharfsinn aufbieten, um mittelst des neuen Werkzeuges neue Verhältnisse zu finden. Die Anwendung desselben auf die eigenthümlichsten, interessantesten und allgemeinsten Seiten der Menschheit muſste vorzügliche Bewunderung erregen, und die Aufmerksamkeit aller guten Köpfe auf sich ziehen. So entstanden die gnomischen Massen, die man zu allen Zeiten und bey allen Völkern so hoch geschätzt hat. Es wäre leicht möglich, daſs unsere jetzigen genialischen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schicksal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles so gemein wäre, wie jetzt Sittensprüche, und neue, erhabnere Entdeckungen den rastlosen Geist der Menschen beschäftigten. —

Der ächte Gewinnst bey Fichte und Kant ist in der Methode in der Regularisation des Genies.

Aus Fichte's Voraussetzung der Logik, und seiner Annahme eines allgemein geltenden Gedankens, folgt seine ganze Philosophie nothwendig. Angewandte Logik ist die Wissenschaftslehre. Daſs die Philosophie mit einem trivialen Gedanken anfängt, gehört zu ihrem Wesen, sie nimmt mit einem Hauch ihren Anfang. Die Wissenschafts-Lehre ist nichts anders, als ein Beweis der Realität der Logik, ihrer Zusammenstimmung mit der übrigen Natur, und völlig der Mathematik analogen Rücksicht, ihrer Entdeckungen und Berichtigungen, und dessen, was sie leisten kann. —

Der Geist ist die sanctionirende, aussprechende, rechtskräftig machende Macht. Das sprechende Glied ist das klügste, und dünkt es sich zu seyn; so der Geist. —

Der Wissenstrieb ist aus Geheimniſs und Wissen wunderbar gemischt oder zusammengesetzt. —

Die gewöhnliche Logik ist die Grammatik der höhern Sprache, oder des Denkens; sie enthält bloſs die Verhältnisse der Begriffe unter einander, die Mechanik des Denkens, die reine Physiologie der Begriffe. Die logischen Begriffe verhalten sich aber zu einander, wie die Wor- e ohne Gedanken. — Die Logik beschäftigt ich blos mit dem todten Körper der Denk- ehre. — Die Metaphysik ist die reine Dyna- nik des Denkens, sie handelt von den ursprüng- ichen Denkkräften, sie beschäftigt sich mit der bloſsen Seele der Denklehre. Die metaphysi- chen Begriffe verhalten sich zu einander, wie Gedanken ohne Worte. Oft wunderte man sich über die beharrliche Unvollendung beyder Wis- enschaften, jede trieb ihr Wesen für sich, und es fehlte überall, es wollte nie recht in keiner passen. Gleich von Anfang suchte man sie zu vereinigen, da alles in ihnen auf Verwandtschaft deutete; aber jeder Versuch miſslang, da eine von beyden immer dabey litt, und ihren we- entlichen Charakter einbüſste. Es blieb bey metaphysischer Logik und logischer Metaphy- ik, aber keine war, was sie seyn sollte. Der Physiologie und Psychologie, der Mechanik und Chemie erging es nicht besser. In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts entstand hier eine neue heftigere Entzündung als je; die feindli- chen Massen thürmten sich stärker als zeither gegen einander auf, die Gährung war übermässig, es erfolgten mächtige Explosionen. Jetzt behaupten einige, es habe sich irgendwo eine wahrhafte Durchdringung ereignet, es sey ein Keim der Vereinigung entstanden, der allmählig wachsen, und alles zu einer untheilbaren Gestalt assimiliren werde; dieses Princip des ewigen Friedens dringe unwiderstehlich nach allen Seiten, und bald werde nur Eine Wissenschaft und Ein Geist, wie Ein Prophet und Ein Gott seyn. —

Der rohe, discursive Denker ist der Scholastiker. Der ächte Scholastiker ist ein mystischer Subtilist; aus logischen Atomen baut er sein Weltall; er vernichtet alle lebendige Natur, um ein Gedankenkunststück an ihre Stelle zu setzen. Sein Ziel ist ein unendliches Automat. Ihm entgegengesetzt ist der rohe, intuitive Dichter: dieser ist ein mystischer Makrolog; er haſst Regel und feste Gestalt; ein wildes, gewaltthätiges Leben herrscht statt ihrer in der Natur; alles ist belebt, kein Gesetz; Willkühr und Wunder überall. Er ist blos dynamisch. So regt sich der philosophische Geist zuerst in völlig getrennten Massen. Auf der zweyten Stufe der Kultur fangen diese Massen an sich zu berühren, mannichfaltig genug; so wie in der Vereinigung unendlicher Extreme überhaupt das Endliche, Beschränkte entsteht, so entstehen auch hier Eklektiker ohne Zahl: die Zeit der Miſsverständnisse beginnt. Der Beschränkteste ist auf dieser Stufe der bedeutendste, der reinste Philosoph der zweyten Stufe. Diese Klasse ist ganz auf die wirkliche, gegenwärtige Welt, im strengsten Sinne, eingeschränkt. Die Philosophen der ersten Klasse sehen mit Verachtung auf die zweyte herab, sie sagen, sie sey alles nur ein wenig, und mithin nichts; sie halten ihre Ansichten für Folgen der Schwäche, für Inconsequentismus. Im Gegentheil bemitleidet die zweyte Klasse wiederum die erste, und gibt ihr Schwärmerey Schuld, die bis zum Wahnwitz absurd sey. Wenn von einer Seite Scholastiker und Alchymisten gänzlich gespalten, die Eklektiker hingegen Eins zu seyn scheinen, so ist doch auf dem Revers alles gerade umgekehrt. Jene sind im Wesentlichen indirekt eines Sinnes, nemlich über die absolute Unabhängigkeit und unendliche Tendenz der Meditation, sie gehen beyde vom Absoluten aus; dagegen die Bornirten im Wesentlichen mit sich selbst uneins, und nur im Abgeleiteten übereinstimmend sind. Jene sind unendlich, aber einförmig, diese beschränkt, aber mannichfaltig; jene haben das Genie, diese das Talent; jene die Ideen, diese die Handgriffe; jene sind Köpfe ohne Hände, diese Hände ohne Köpfe. Die dritte Stufe ersteigt der Künstler, der Werkzeug und Genie zugleich ist. Er findet, daſs jene ursprüngliche Trennung der absoluten philosophischen Thätigkeiten eine tiefer liegende Trennung seines eignen Wesens sey, deren Bestehen auf der Möglichkeit ihrer Vermittelung, ihrer Verbindung beruht; er findet, daſs, so heterogen auch diese Thätigkeiten sind, sich doch ein Vermögen in ihm vorfindet, von einer zur andern überzugehen, nach Gefallen seine Polarität zu verändern. Er entdeckt also in ihnen nothwendige Glieder seines Geistes; er merkt, daſs beyde in einem gemeinsamen Princip vereinigt seyn müssen. Er schlieſst daraus, daſs der Eklekticismus nichts als das Resultat des unvollständigen, mangelhaften Gebrauchs dieses Vermögens sey. Es wird ihm mehr als wahrscheinlich, daſs der Grund dieser Unvollständigkeit die Schwäche der productiven Imagination sey, die es nicht vermöge, sich im Moment des Uebergehens von einem Gliede zum andern schwebend zu erhalten und anzuschauen. Die vollständige Darstellung des durch diese Handlung zum Bewuſstseyn erhobenen ächt geistigen Lebens ist die Philosophie κατ' ἐξοχήν: hier entsteht jene lebendige Reflexion, die sich bey sorgfältiger Pflege nachher zu einem unendlich gestalteten geistigen Universo von selbst ausdehnt: der Kern und der Keim einer alles befassenden Organisation. Es ist der Anfang einer wahrhaften Selbstdurchdringung des Geistes, die nie endigt. —

Sophisten sind Leute, die aufmerksam auf die Schwächen der Philosophen und die Kunstfehler, dieselben zu ihrem Vortheil, oder überhaupt zu gewissen unphilosophischen, unwürdigen Zwecken zu benutzen suchen. Diese haben also eigentlich nichts mit der Phliosophie zu thun. Sind sie aus Grundsatz unphilosophisch, so sind sie als Feinde der Philosophie zu betrachten und als Feinde zu behandeln. Die gefährlichste Klasse derselben sind die Skeptiker aus reinem Haſs der Philosophie. Die übrigen Skeptiker sind zum Theil sehr achtungswerth, sie sind die Vorläufer der dritten Periode. Sie haben ächt philosophische Unterscheidungsgabe, und es fehlt ihnen nur an geistiger Potenz; sie haben die gehörige Capacität, aber nicht die selbst incitirende Kraft; sie fühlen das Unzugängliche der bisherigen Systeme, keins vivificirt sie ganz; sie haben ächten Geschmack, aber es mangelt die nöthige Energie der productiven Imagination. Sie müssen polemisch seyn. Alle Eklektiker sind Skeptiker im Grunde, je mehr sie umfassen, desto skeptischer; diese letztere Bemerkung wird durch die Thatsache bestätigt, daſs die gröſsten und besten zeitherigen Gelehrten am Ende ihres Lebens am wenigsten zu wissen bekannten. —

Philosophiren ist dephlegmatisiren, vivificiren. Man hat bisher in der Untersuchung der Philosophie die Philosophie erst todt geschlagen, und dann zergliedert und aufgelöst. Man glaubte, die Bestandtheile des *caput mortuum* wären die Bestandtheile der Philosophie. Aber immer schlug jeder Versuch der Reduction, oder der Wiederzusammensetzung, fehl. Erst in den neuesten Zeiten hat man die Philosophie lebendig zu beobachten angefangen, und es könnte wohl kommen, daſs man so die Kunst erhielte, Philosophieen zu machen.

Das Kriterium der Anwendbarkeit ist das Merkmal der logischen Nützlichkeit. Es gibt logische Philister und logische Künstler. Ein anderes Kriterium der Art ist das Merkmal der Mittheilbarkeit; die Philosophie muſs sich lernen lassen. Noch ein solches Kriterium schlieſst das Axiom in sich: die Philosophie muſs nichts anticonventionelles enthalten, sie muſs mit der herrschenden Religion, den herrschenden Sitten, Meinungen u. s. w. übereinkommen. Ein ähnliches Axiom verlangt: die Philosophie darf schlechterdings nicht die Grenzen der sinnlichen Erkenntniſs überschreiten. Ein anderes: sie darf sich nicht mit der Poesie gemein machen; noch ein anderes: sie muſs

An uns Deutsche.

Jetzt ſällt man uns ins Mahl, in unsre vollen Schalen,
Wie man uns jüngst gedräut. Wo ist nun unser Muth?
Der ausgestählte Sinn? das kriegerische Blut?
Es ſällt kein Ungar nicht von unserm eitlen Prahlen!

Kein Busch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmalen
Schreckt den Kroaten ab. Das Ansehn ist sehr gut,
Das Ansehn meyn' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir ſeigsten Krieger, wir, die Phöbus kann bestrahlen!

Was ängsten wir uns doch und legen Rüstung an,
Die doch der weiche Leib nicht um sich leiden kann?
Des groſsen Vaters Helm ist viel zu weit dem Sohne.

Der Degen schändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir starken auf den Schein, so ist's um uns gethan,
Uns Namensdeutsche nur! Ich sag's auch mir zum Hohne!

nicht *à la portée* von gewöhnlichen Menschen seyn, eine eigene Sprache führen, blos in Hörsälen zu Hause seyn. Nein, sagt ein anderes, umgekehrt, sie muſs amüsant, beym Handwerker und Bauer zu Hause, recht gemein und bequem, immer bey der Hand, zu allen Dingen zu brauchen seyn, sie muſs keine Religion haben und über die Moralisten die Achsel zucken, zu allem Ja sagen, und noch dazu ein recht umständliches Ja, von allem etwas verstehn u. s. w. So prägt jeder in seine Bestellung den liebsten Wunsch seines Herzens, die Forderungen seiner Natur, seinen eigenen Charakter, und man braucht nur jemandes Philosophie zu wissen, um ihn hinlänglich kennen zu lernen. Manche verändern ihre Philosophie wie ihre Dienstboten und Wünsche. Am Ende hassen sie alle Art davon, und wählen zum letztenmal, aber auf immer. Nun glauben sie von der Philosophie los zu seyn, und sind mehr, als je, in den Händen dieses Dämons, der sie nun gut füttert und pflegt, um sie zu einem schmackhaften Bissen für sich zuzurichten. Eine andre gutmüthige Heerde bleibt vor diesen Anfechtungen bewahrt. Sie wagen es nie, diesen Proteus zu fassen und festzuhalten, weil sie ihn ignoriren. Die Klügeren darunter meinen, Proteus sey eine Fabel müſsiger Köpfe, sie haben ihn nie gesehen und empfunden, und läugnen ihn bestimmt: desto bessere Unterthanen sind sie für ihn. —

Der ächte philosophische Akt ist Selbsttödtung, dies ist der reale Anfang aller Philosophie, dahin geht alles Bedürfniſs des philosophischen Jüngers, und nur dieser Akt entspricht allen Bedingungen und Merkmalen der transcendentalen Handlung. —

Die Philosophie ist, wie alle synthetische Wissenschaften, wie die Mathematik, willkührlich. Sie ist eine ideale, selbsterfundene Methode, das Innere zu beobachten, zu ordnen, u. s. w. —

Fichte's Ausführung seiner Idee ist wohl der beste Beweis des Idealismus. Was ich will, das kann ich. Bey dem Menschen ist kein Ding unmöglich. —

Die Philosophie ist eine Selbstscheidungs- und Verbindungs-Kunst, eine Selbstspecifications- und Generations-Kunst. —

Die Analysis ist die Divinations- oder die Erfindungs-Kunst auf Regeln gebracht. —

Alle Ideen sind verwandt. *Air de famille* nennt man Analogie. Durch Vergleichung mehrerer Kinder würde man die Eltern-Individuen diviniren können. Jede Familie entsteht aus zwey Principien, die Eins sind, durch ihre und wider ihre Natur zugleich. Jede Familie ist eine Anlage zu einer unendlichen individuellen Menschheit. —

Die Philosophie ist von Grund aus antihistorisch, sie geht vom Zukünftigen und Nothwendigen nach dem Wirklichen, sie ist die Wissenschaft des allgemeinen Divinations-Sinns, sie erklärt die Vergangenheit aus der Zukunft, welches bey der Geschichte umgekehrt der Fall ist. —

Synthetische Gedanken sind associirende Gedanken. Ihre Betrachtung führt auf die natürlichen Affinitäten und Sippschaften der Gedanken. Gedanken müssen doch wohl im Reiche der Gedanken am besten Bescheid wissen. —

Der Sinn der Sokratie ist, daſs die Philosophie überall, oder nirgend sey, und daſs man mit leichter Mühe sich überall orientiren und das finden könne, was man suche. Sokratie ist die Kunst, von jedem gegebenen Orte aus, den Stand der Wahrheit zu finden, und so die Verhältnisse des Gegebenen zur Wahrheit genau zu bestimmen. —

Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hause zu seyn. —

Aller wirklicher Anfang ist ein zweyter Moment. Alles was da ist, erscheint, ist und erscheint nur unter einer Voraussetzung: sein individueller Grund, sein absolutes Selbst geht ihm voraus, muſs wenigstens vor ihm gedacht werden. —

Der Anfang des Ich ist blos idealisch. Wenn es angefangen hätte, so hätte es so anfangen müssen. Der Anfang ist schon ein späterer Begriff, der Anfang entsteht später als das Ich; darum kann das Ich nicht angefangen haben. Wir sehen daraus, daſs wir hier im Gebiet der Kunst sind, aber diese künstliche Supposition ist die Grundlage einer Wissenschaft, die allemal aus künstlichen Factis entspringt. —

Ich — Nicht-Ich, der höchste Satz aller Wissenschaft und Kunst. —

Eigentlich ist der Kriticismus, (die Erschöpfungs-Methode, welche die Umkehrungs-Methode mit begreift) diejenige Lehre, die uns beym Studium der Natur auf uns selbst, auf innere Beobachtung und Versuche, und beym Studium unsrer Selbst auf die Auſsenwelt, auf äuſsere Beobachtungen und Versuche verweist; philosophisch betrachtet die fruchtbarste aller Indicationen. — Sie läſst uns die Natur, oder Auſsenwelt, als ein menschliches Wesen ahnen, sie zeigt, daſs wir alles nur so verstehn können und sollen, wie wir uns selbst und unsere Geliebten, uns und euch, verstehn. — Jetzt sehn wir die wahren Bande der Verknüpfung von Subjekt und Objekt; sehn, daſs es auch eine Auſsenwelt in uns gibt, die mit unserm Innern in einer analogen Verbindung, wie die Auſsenwelt auſser uns mit unserm Aeussern steht, und jene und diese so verbunden sind, wie unser Inneres und Aeuſseres; daſs wir also nur durch Gedanken das Innere und die Seele der Natur vernehmen können, wie nur durch Sensationen das Aeuſsere und die Körper der Natur. —

Philosophismus ist ein höheres Analogon des Organismus. Der Organismus wird durch den Philosophismus completirt, und umgekehrt. Beyde symbolisiren sich einander. —

Die wahre Philosophie ist durchaus realistischer Idealismus oder Spinozismus; sie beruht auf höherem Glauben. Glauben ist vom Idealismus unabtrennlich. —

Fichte's Nicht-Ich ist die Einheit aller Reize, das schlechthin Reizende, und eben darum eine assimilirte ewig Unbekannte. Nur Leben reizt, und nur Leben kann nicht genossen werden. —

Der Unterschied zwischen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunctionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in sich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn ist also nichts, als logische Entzündung oder Verlöschung. Schwärmerey oder Philisterey. Jene hinterläſst gewöhnlich einen scheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben ist, als durch eine abnehmende Reihe von Incitamenten, Zwangsmitteln. Diese geht oft in eine trügliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revolutionssymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltsamer Mittel vertrieben werden können. Beyde Dispositionen können nur durch chronische, streng befolgte Kuren verändert werden.

Irrthum und Vorurtheil sind Lasten, indirect reizende Mittel für den Selbstthätigen, jeder Last Gewachsenen. Für den Schwachen sind sie positiv schwächende Mittel. —

Wahrhafte Darstellung des Irrthums ist indirecte Darstellung der Wahrheit. Wahrhafte Darstellung der Wahrheit ist allein wahrhaft. Wahrhafte Darstellung des Irrthums ist zum Theil selbst Irrthum. Entgegengesetzte irrige Darstellung des Irrthums gibt Wahrheit. —

Um eine Wahrheit recht kennen zu lernen, muſs man sie auch polemisirt haben. —

Unwahrheit hat von einem höhern Gesichtspunkte aus eine noch viel schlimmere Seite, als die gewöhnliche. Sie ist der Grund einer falschen Welt, Grund einer unauflöslichen Kette von Verirrungen und Verwickelungen. Unwahrheit ist die Quelle alles Bösen und Uebeln. —

Die freye Generations-Methode der Wahrheit kann noch sehr erweitert und simplificirt, überhaupt verbessert werden. — Man muſs die Wahrheit überall vergegenwärtigen, überall repräsentiren können. —

Es gibt keine Philosophie in Concreto. Philosophie ist wie der Stein der Weisen, die Quadratur des Zirkels u. s. w., eine bloſse nothwendige Aufgabe der Scientifiker, das Ideal der Wissenschaft überhaupt; Fichte's Wissenschafts-Lehre ist die Beschreibung dieses Ideals. Es gibt, als concrete Wissenschaften, nur Mathematik und Physik. Philosophie ist die Intelligenz selbst; vollendete Philosophie ist vollendete Intelligenz.

Die Idee der Philosophie ist eine mysteriöse Tradition. Philosophie ist überhaupt die Aufgabe zu wissen. Es ist eine unbestimmte Wissenschaft der Wissenschaften, ein Mysticismus des Wissenstriebes überhaupt; gleichsam der Geist der Wissenschaften, mithin undarstellbar, als im Bilde oder in der Anwendung, in der vollkommnen Darstellung einer speciellen Wissenschaft. Da nun alle Wissenschaften zusammenhängen, wird die Philosophie nie vollendet. Erst im vollständigen Systeme aller Wissenschaften wird die Philosophie recht sichtbar seyn. —

Wir denken uns Gott persönlich, wie wir uns selbst persönlich denken. Gott ist gerade so persönlich und individuell, wie wir, denn unser sogenanntes Ich ist nicht unser wahres Ich, sondern nur ein Abglanz. —

Es gibt gewisse Dichtungen in uns, die einen ganz andern Charakter als die übrigen zu haben scheinen, denn sie sind vom Gefühle der Nothwendigkeit begleitet, und doch ist schlechterdings kein äuſserer Grund zu ihnen vorhanden. Es dunkt dem Menschen, als sey er in einem Gespräche begriffen, und irgend ein unbekanntes, geistiges Wesen veranlasse ihn auf eine wunderbare Weise zur Entwickelung der evidentesten Gedanken. Dieses Wesen muſs ein höheres Wesen seyn, weil es sich mit ihm auf eine Art in Beziehung setzt, die keinem, an Erscheinungen gebundenen Wesen möglich ist. Es muſs ein homogenes Wesen seyn, weil es ihn wie ein geistiges Wesen behandelt, und ihn nur zur seltensten Selbstthätigkeit auffordert. Dieses Ich höherer Art verhält sich zum Menschen, wie der Mensch zur Natur, oder der Weise zum Kinde. Der Mensch sehnt sich, ihm gleich zu werden, wie er das Nicht-Ich sich gleich zu machen sucht. — Darthun läſst sich dieses Faktum nicht, jeder muſs es selbst erfahren. Es ist ein Faktum höherer Art, das nur der höhere Mensch antreffen wird; die Menschen aber sollten streben, es in sich zu veranlassen. — Philosophiren ist eine Selbstbespreehung obiger Art, eine eigentliche Selbstoffenbarung. Erregung des wirklichen Ich durch das idealische Ich. Philosophiren ist der Grund aller andern Offenbarungen; der Entschluſs, zu philosophiren, ist eine Aufforderung an das wirkliche Ich, daſs es sich besinnen, erwachen und Geist seyn solle. Ohne Philosophie keine ächte Moralität, und ohne Moralität keine Philosophie.

Jede Aufmerksamkeit auf ein Objekt, oder, (welches eins ist) jede bestimmte Richtung, bringt ein reales Verhältniſs hervor, denn mit dieser Unterscheidung empfinden wir zugleich die nun zu präponderiren anfangende Anziehungskraft jenes Objekts, oder die individuelle Strebekraft, welche, indem wir uns ihr überlassen und ihre Empfindung nicht wieder verlieren, sondern sie fest im Auge behalten, uns glücklich zu dem ersehnten Ziel unsers Verlangens bringt. — Aechtes Gesammt-Philosophiren ist also ein gemeinschaftlicher Zug nach einer geliebten Welt, bey welchem man sich wechselsweise im vordersten Posten ablöset, auf dem die meiste Anstrengung gegen das antagonistische Element, worin man fliegt, vonnöthen ist. Man folgt der Sonne, und reiſst sich von der Stelle los, die nach Gesetzen der Umschwingung unsers Weltkörpers auf eine Zeitlang in kalte Nacht und Nebel gehüllt wird. (Sterben ist ein ächt philosophischer Akt) —

In jedem System, Gedanken-Individuo, das nun ein Aggregat oder Produkt u. s. w. seyn kann, ist Eine Idee, Eine Bemerkung, oder sind mehrere vorzüglich gediehen und haben die andern erstickt, oder sind allein übrig geblieben. Im geistigen Natur-System muſs man sie überall zusammen suchen, jedem seinen eigenthümlichen Boden, sein Klima, seine beste Pflege, seine eigenthümliche Nachbarschaft geben, um ein Ideen-Paradies zu bilden: dies ist das ächte System. Das Paradies war das Ideal des Erdbodens, und die Frage, wo es liegt, ist nicht unbedeutend. — Es ist gleichsam über die ganze Erde verstreut, und daher so unkenntlich geworden. Seine zerstreuten Züge sollen vereinigt, sein Skelett soll ausgefüllt werden, dies ist die Regeneration des Paradieses.

Zur Welt suchen wir den Entwurf: dieser Entwurf sind wir selbst. Was sind Wir? Personificirte, allmächtige Punkte. Die Ausführung, als Bild des Entwurfs, muſs ihm aber auch in der Freythätigkeit und Selbstbeziehung gleich seyn, und umgekehrt. Das Leben oder das Wesen des Geistes bestehet also in Zeugung, Gebärung und Erziehung seines Gleichen. Nur in so fern der Mensch also mit sich selbst eine glückliche Ehe führt, und eine schöne Familie ausmacht, ist er überhaupt ehe- und familienfähig. —

Auf Ihr Bündniss.

Ihr Schatten, die ihr nur alleine bey uns seyd,
Und du auch, stille Luft, die unsern Athem reget,
Seyd Zeugen zwischen uns! der Eid ist abgeleget,
Der Eid, der ihr und mir soll nimmermehr seyn leid.

Dieſs ist mein und ihr Schluſs. Es berste List und Neid!
So lang' ein Busch sein Laub, die Erde Kräuter träget,
Und ein belebter Geist sich in der Fluth beweget;
Dieſs soll sein Ende seyn, wann mehr ist keine Zeit.

So, treue Fulvia! so liebt sich's ohne Schmerzen,
Wenn solche Freundschaft macht Ein Herze mit dem Herzen!
Es mögen Andre nun von ihrer Liebe Pein,

Von Angst, von Grausamkeit, von dem und jenem klagen;
Zwey Herzen, das sind wir, die können redlich sagen,
Daſs von der Liebe sie noch nie betrübet seyn.

Man muſs sich nie gestehen, daſs man sich selbst liebt. Das Geheimniſs dieses Geständnisses ist das Lebens - Princip der allein wahren und ewigen Liebe. Der erste Kuſs in diesem Verständnisse ist das Princip der Philosophie, der Ursprung einer neuen Welt, der Anfang der absoluten Zeitrechnung, die Vollziehung eines unendlich wachsenden Selbstbundes. Wem gefiele nicht eine Philosophie, deren Keim ein erster Kuſs ist? Liebe popularisirt die Personalität, sie macht Individualitäten mittheilbar und verständlich.

Alles, was dem sich bildenden Menschen noch schwer dünkt, das sollte er gerade mit seinen Kräften versuchen, um es mit groſser Leichtigkeit und Geschicklichkeit heben und bewegen zu können; dadurch gewinnt er es lieb, denn man hat lieb, was man mit Mühe gewinnt. —

Der Idealismus ist nichts als ächter Empirismus. —

Die höhere Philosophie behandelt die Ehe von Natur und Geist. —

Die Philosophie kann kein Brod backen, aber sie kann uns Gott, Freyheit und Unsterblichkeit verschaffen. Welche ist nun praktischer: Philosophie oder Oekonomie? (Verschaffen ist machen; machen drückt nichts anders aus.) —

Wir wissen etwas nur in so fern wir es ausdrücken, d. i. machen können. Je fertiger und mannichfaltiger wir etwas produciren, ausführen können, desto besser wissen wir es. Wir wissen es vollkommen, wenn wir es überall, und auf alle Art mittheilen, erregen können, einen individuellen Ausdruck desselben in jedem Organ bewirken können. —

Die Bezeichnung durch Töne und Striche ist eine bewundernswürdige Abstraction. Vier Buchstaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Universums, wie anschaulich die Concentricität der Geisterwelt! Die Sprachlehre ist die Dynamik des Geisterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Freyheit Nationen. —

Unser sämmtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müssen durch entgegengesetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erscheinen.

In jeder Berührung entsteht eine Substanz, deren Wirkung so lange, als die Berührung dauert. Dies ist der Grund aller synthetischen Modificationen des Individuums. Es gibt aber einseitige und wechselseitige Berührungen. Jene begründen diese. —

Wir stehen in Verhältnissen mit allen Theilen des Universums, so wie mit Zukunft und

Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unsrer Aufmerksamkeit ab, welches Verhältniſs wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzuglich wichtig und wirksam werden soll. Eine ächte Methodik dieses Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längst gewünschte Erfindungskunst seyn; es dürfte wohl mehr noch als diese seyn. Der Mensch verfährt stündlich nach ihren Gesetzen, und die Möglichkeit, dieselbe durch genialische Selbstbeobachtung zu finden, ist unzweifelhaft. —

Werkzeuge armiren den Menschen. Man kann wohl sagen, der Mensch versteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältniſsmäſsigen Armatur seiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang ist da. So liegt das Princip eines Kriegsschiffes in der Idee des Schiffbaumeisters, der durch Menschenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien diesen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieses sich gleichsam zu einer ungeheuern Maschine macht. So erfordert die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Massen von Materien, und der Mensch ist also, wo nicht *actu*, doch *potentia* Schöpfer. —

Wie kann ein Mensch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in sich trägt? Was ich verstehen soll, muſs sich in mir nur organisch entwickeln; und was ich zu lernen scheine, ist nur Nahrung, Incitament des Organismus. —

Eine Definition ist ein realer oder generirender Name. Ein gewöhnlicher Name ist nur eine Nota — *Schemhamphorasch*, Name des Namens. Die reale Difinition ist ein Zauberwort. Jede Idee hat eine Skale von Namen; der oberste ist absolut und unnennbar; die Namen werden nach der Mitte zu gemeiner, und gehen endlich in antithetische über, von denen der höchste wieder namenlos ist. —

In sich zurückgehen, bedeutet bey uns, von der Aussenwelt abstrahiren. Bey den Geistern heiſst analogisch das irdische Leben eine innere Betrachtung, ein in sich Hineingehn, ein immanentes Wirken. So entspringt das irdische Leben aus einer ursprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehen, Sammeln in sich selbst, das so frey ist, als unsre Reflexion. Umgekehrt entspringt das geistige Leben in dieser Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geist entfaltet sich wiederum, geht aus sich selbst wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in diesem Moment sagt er zum erstenmal Ich. Man sieht hier, wie relativ das Herausgehn und Hineingehn ist. Was wir Hineingehn nennen, ist eigentlich Herausgehn, eine Wiederannahme der anfänglichen Gestalt. —

Jede Hineinsteigung, der Blick ins Innre, ist zugleich Aufsteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Aeussern. —

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen. —

Wir sind auf einer Mission: zur Bildung der Erde sind wir berufen. —

Wenn uns ein Geist erschiene, so würden wir uns sogleich unsrer eignen Geistigkeit bemächtigen: wir würden inspirirt seyn durch uns und den Geist zugleich. Ohne Inspiration keine Geistererscheinung. Inspiration ist Erscheinung und Gegenerscheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich. —

Der Mensch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an sein Daseyn. Vor der Hand gibts kein anderes Mittel der Geisterwirkungen auf dieser Welt. Daher ist es Pflicht, an die Verstorbenen zu denken. Es ist der einzige Weg in Gemeinschaft mit ihnen zu bleiben. Gott selbst ist auf keine andere Weise bey uns wirksam, als durch den Glauben. —

Eine allzugroſse Dienstfertigkeit der Organe würde dem irdischen Daseyn gefährlich werden. Der Geist in seinem jetzigen Zustande würde eine zerstörende Anwendung davon machen, Eine gewisse Schwere des Organs hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäſsigen Mitwirkung, wie sie sich für die irdische Welt schickt. Es ist unvollkommener Zustand desselben, daſs ihn diese Mitwirkung so ausschlieſslich an diese Welt bindet. Daher ist sie ihrem Princip nach terminirt. —

Sinn ist ein Werkzeug, ein Mittel. Ein absoluter Sinn wäre Mittel und Zweck zugleich. So ist jedes Ding das Mittel selbst, es kennen zu lernen, es zu erfahren oder auf dasselbe zu wirken. Um also eine Sache vollständig zu empfinden und kennen zu lernen, müſste ich sie zu meinem Sinne und Gegenstande zugleich machen, ich müſste sie beleben, sie zum absoluten Sinn machen. — Wenn ich dies aber nicht vollständig könnte oder wollte, so müſste ich mir einen Theil derselben, und zwar einen individuellen, ihr ganz eigenthümlichen Theil, ein Glied, zum Sinne machen. Was entstände hier? Ich bekäme eine zugleich mittelbare und unmittelbare, repräsentative und nicht repräsentative, vollkommene und unvollkommene, eigene und nicht eigene, kurz antithetisch-synthetische Erkenntniſs und Erfahrung von dem Dinge. Das Glied, oder der Sinn würde zugleich Glied oder Nicht-Glied seyn, weil ich es durch meine Belebung auf gewisse Weise vom Ganzen abgesondert hätte. Nenne ich dieses Welt, so würde ich ein integrantes Glied der Welt in mir, und das Uebrige auſser mir haben. Ich würde mir in theoretischer Hinsicht, in Rücksicht dieses Sinns, als abhängig, und unter dem Einflusse der Welt erscheinen. Ich würde mich ferner, in Betreff dieses Sinns, zu einer Mitwirkung als Mitglied genöthigt sehen; denn sonst würde ich meine Absicht bey der Belebung nur unvollständig erreichen. Ich würde meinen Sinn oder Körper theils durch sich selbst, theils durch die Idee des Ganzen, durch seinen Geist, die Weltseele, bestimmt finden, und zwar beydes als unzertrennlich vereinigt, so daſs man genau weder das eine noch das andere ausschlieſsend sagen könnte. Mein Körper würde mir nicht specifisch vom Ganzen verschieden, sondern nur als eine Variation desselben vorkommen. Meine Erkenntniſs des Ganzen würde also den Charakter der Analogie haben, diese würde sich aber auf das innigste und unmittelbarste auf die direkte und absolute Erkenntniſs des Gliedes beziehen. Beyde zusammen machten eine antithetisch-synthetische Erkenntniſs aus. Sie wäre unmittelbar, und mittelst des Unmittelbaren mittelbar, real und symbolisch zugleich. Alle Analogie ist symbolisch — Ich finde meinen Körper durch sich und die Weltseele zugleich bestimmt und wirksam. Mein Körper ist ein kleines Ganzes, und hat also auch eine besondere Seele; denn ich nenne Seele, wodurch Alles zu Einem Ganzen wird, das individuelle Princip. — — Was die Belebung des besondern Gliedes betrifft, so finde ich mich in dieser Hinsicht blos durch mich selbst, und zwar mittelbar durch die allgemeine Belebung, bestimmt. Die Belebung selbst aber betreffend, so ist sie nichts anders, als eine Zueignung, eine Identification. Ich kann etwas nur erfahren, in so fern ich es in mir aufnehme; es ist also eine Alienation meiner selbst, und eine Zueignung oder Verwandlung einer andern Substanz in die meinige zugleich: das neue Product ist von den beyden Factoren verschieden; es ist aus beyden gemischt. Ich vernehme nun jede Veränderung der zugeeigneten Substanz als die meinige und eine fremde zugleich; als die meinige, in so fern ich sie überhaupt vernehme; als eine fremde, in wie fern ich sie so oder so bestimmt vernehme. Jeder Action in jenem entspricht eine gleichzeitige Action in mir, die Action des Vernehmens. Jeder Beschaffenheit dort entspricht eine vernehmende Erkenntniſs-Beschaffenheit in mir. Ich unterscheide so viel Erkenntniſskräfte in mir, als es wirkende Kräfte dort gibt. Hier entstehen eben die sonderbaren Widersprüche in uns, über uns selbst. Wir würden ohne diese

Beseelung keine solche Unterscheidungen in uns machen. So entstehen nur diese Kräfte in uns mittelst dieser Beseelung. — Ich selbst weiſs mich, wie ich mich will, und will mich, wie ich mich weiſs, weil ich meinen Willen will, weil ich absolut will. In mir ist also Wissen und Willen vollkommen vereinigt. — Indem ich meinen Willen, meine That, besonders noch vernehmen will, merke ich, daſs ich auch einen Willen haben, etwas thun kann, ohne daſs ich darum weiſs; ſerner, daſs ich etwas wissen kann und weiſs, ohne daſs ich es gewollt habe. —

Das willkührlichste Vorurtheil ist, daſs dem Menschen das Vermögen, auſser sich zu seyn, mit Bewuſstseyn jenseits der Sinne zu seyn, versagt sey. Der Mensch vermag in jedem Augenblicke ein übersinnliches Wesen zu seyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freylich ist die Besonnenheit, Sichselbstſindung, in diesem Zustande sehr schwer, da er so unauſhörlich, so nothwendig mit dem Wechsel unsrer übrigen Zustände verbunden ist. Je mehr wir uns aber dieses Zustandes bewuſst zu seyn vermögen, desto lebendiger, mächtiger, genügender ist die Ueberzeugung, die daraus entsteht; der Glaube an ächte Oſſenbarungen des Geistes. Es ist kein Schauen, Hören, Fühlen; es ist aus allen dreyen zusammengesetzt, mehr als alles Dreyes; eine Empfindung unmittelbarer Gewiſsheit, eine Ansicht meines wahrhaftesten, eigensten Lebens. Die Gedanken verwandeln sich in Gesetze, die Wünsche in Erfüllungen. Für den Schwachen ist das Factum dieses Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erscheinung besonders beym Anblick mancher menschlichen Gestalten und Gesichter, vorzüglich bey der Erblickung mancher Augen, mancher Mienen, mancher Bewegungen, beym Hören gewisser Worte, beym Lesen gewisser Stellen, bey gewissen Hinsichten auf Leben, Welt und Schicksal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereignisse, besonders Jahrs- und Tageszeiten, liefern uns solche Erfahrungen. Gewisse Stimmungen sind vorzüglich solchen Offenbarungen günstig. Die meisten sind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigsten bleibend. Hier ist viel Unterschied zwischen den Menschen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andere mehr Verstand für dieselbe. Der letzte wird immer in ihrem sanften Lichte bleiben, wenn der erste nur abwechselnde Erleuchtungen, aber hellere und mannichfaltigere hat. Dieses Vermögen ist ebenfalls empfänglich für Krankheit, die entweder Ueberfluſs an Sinn und Mangel an Verstand, oder

Der Frommen.

Die Schönste heiſsest du, wenn Schönheit schöne macht,
Die Keuscheste von Zucht: doch lass' ich mir behagen;
Dir von der Frömmigkeit den Namen anzutragen,
Die aus den Augen dir mit kluger Einfalt lacht.
Mund trifft mit Herzen zu. Der Schönheit sanfte Pracht
Gibt deiner Demuth nach. Es kommen Viel' und fragen;
Wie kann ich ihnen doch was mehr und bessers sagen,
Als was sie hatten schon bey sich von dir gedacht?

Dein Ansehn red't für dich, das sittige, das liebe,
In welches die Natur die Trefflichkeit ganz schriebe,
Die in der Seele liegt, und heller glänzt, je mehr
Sie auch sich in sich hält. An Menschen nur sind Mängel,
Und was verwerflich ist. An dir, du reiner Engel,
Ist nichts Verwerfliches, ist Mentschliches nichts mehr!

Ueberfluſs an Verstand und Mangel an Sinn bezeichnet. —

Je mehr sich unsre Sinne verfeinern, desto fähiger werden sie zur Unterscheidung der Individuen. Der höchste Sinn wäre die höchste Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur, ihm entspräche das Talent der Fixirung des Individuums, dessen Fertigkeit und Energie relativ ist. Wenn der Wille sich in Beziehung auf diesen Sinn äuſsert, so entstehen die Leidenschaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haſs. Die Meisterschaft im Spiel seiner eignen Rolle verdankt man der Richtung dieses Sinns auf sich selbst bey herrschender Vernunft. —

Kunst unsern Willen total zu realisiren. Wir müssen den Körper wie die Seele in unsre Gewalt bekommen. Der Körper ist das Werkzeug zur Bildung und Modification der Welt; wir müssen also unsern Körper zum allfähigen Organ auszubilden suchen. Modification unsers Werkzeugs ist Modification der Welt. —

Sonderbar, daſs das Innre der Menschen nur so dürftig betrachtet und so geistlos behandelt worden ist. Die sogenannte Psychologie gehört auch zu den Larven, welche die Stellen im Heiligthum eingenommen haben, wo ächte Götterbilder stehen sollten. Wie wenig hat man noch die Physik für das Gemüth, und das Gemüth für die Aussenwelt benutzt. Verstand, Phantasie, Vernunft, dies sind die dürftigen Fachwerke des Universums in uns. Von ihren wunderbaren Vermischungen, Gestaltungen, Uebergängen kein Wort. Keinem fiel es ein, noch neue ungenannte Kräfte aufzusuchen und ihren geselligen Verhältnissen nachzuspüren. Wer weiſs, welche wunderbare Vereinigungen, welche wunderbare Generationen uns noch im Innern bevorstehn. —

Wir haben zwey Systeme von Sinnen, die, so verschieden sie auch erscheinen, doch auf das innigste mit einander verwebt sind. Ein System heiſst der Körper, Eins die Seele. Jenes steht in der Abhängigkeit von äuſsern Reizen, deren Inbegriff wir die Natur, oder die äuſsere Welt nennen. Dieses steht ursprünglich in der Abhängigkeit eines Inbegriffs innerer Reize, den wir den Geist nennen, oder die Geisterwelt. Gewöhnlich steht dieses letztere System in einem Associations-Nexus mit dem andern System, und wird von diesem afficirt. Dennoch sind häufige Spuren eines umgekehrten Verhältnisses anzutreffen, und man bemerkt bald, daſs beyde Systeme eigentlich in einem vollkommenen Wechselverhältniſs stehn sollten, in weschem jedes von seiner Welt afficirt, einen Einklang, keinen Einton bildete. Kurz, beyde Welten, so wie beyde Systeme, sollen eine freye Harmonie, keine Disharmonie oder Monotonie bilden. Der Uebergang von Monotonie zur Harmonie, wird freylich durch Disharmonie gehn, und nur am Ende wird eine Harmonie entstehn. In der Periode der Magie dient der Körper der Seele, oder der Geisterwelt. —

Ist unser Körper selbst nichts, als eine gemeinschaftliche Centralwirkung unsrer Sinne, haben wir Herrschaft über die Sinne, vermögen wir sie beliebig in Thätigkeit zu versetzen, sie gemeinschaftlich zu centriren, so hängt es ja nur von uns ab, uns einen Körper zu geben, welchen wir wollen. Ja, sind unsere Sinne nichts anders, als Modificationen des Denkorgans, des absoluten Elements, so werden wir mit der Herrschaft über dieses Element auch unsere Sinne nach Gefallen modificiren und dirigiren können. — Der Mahler hat so einigermaſsen schon das Auge, der Musiker das Ohr, der Poet die Einbildungskraft, das Sprachorgan und die Empfindungen (oder vielmehr schon mehrere Organe zugleich, deren Wirkungen er vereinigt auf das Sprachorgan hinlenkt), der Philosoph das absolute Organ in seiner Gewalt, und wirkt durch sie beliebig, stellt durch sie Geisterwelten dar. Genie ist nichts, als Geist in diesem thätigen Gebrauch der Organe. Bisher haben wir nur einzeln Genie gehabt, der Geist soll aber total Genie werden. — ·

Auf dieselbe Art, wie wir die Bewegungen des Denkorgans zur Sprache bringen, wie wir sie in Geberden äuſsern, in Handlungen ausprägen, wie wir uns überhaupt willkührlich bewegen und aufhalten, unsre Bewegungen vereinigen und vereinzeln, auf eben dieselbe Art müssen wir auch die innern Organe unsers Körpers hemmen, vereinigen und vereinzeln lernen. Unser Körper ist schlechterdings fähig, vom Geist in beliebige Bewegung gesetzt zu werden. Die Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Traurigkeit, des Neides, des Zorns, der Schaam, der Freude, der Phantasie u. s. w. sind Indicationen genug. Ueberdem hat man genugsam Beyspiele von Menschen, die eine willkührliche Herrschaft über einzelne, gewöhnlich der Willkühr entzogene Theile ihres Körpers erlangt haben. Dann wird jeder sein eigner Arzt seyn, und sich ein vollständiges, sicheres und genaues Gefühl seines Körpers erwerben können, dann wird der Mensch erst wahrhaft unabhängig von der Natur, vielleicht sogar im Stande seyn, verlorene Glieder zu restauriren, sich blos durch seinen Willen zu tödten, und dadurch erst wahre Aufſchlüsse über Körper, Seele, Welt, Leben, Tod und Geisterwelt erlangen. Es wird vielleicht dann nur von ihm abhängen, einen Stoff zu beseelen; er wird seine Sinne zwingen, ihm die Gestalt zu produciren, die er verlangt, und im eigentlichsten Sinne in seiner Welt leben können. Dann wird er vermögend seyn, sich von seinem Körper zu trennen, wenn er es für gut findet; er wird sehen, hören und fühlen, was, wie und in welcher Verbindung er will. —

Die Herrnhuter annihiliren ihre Vernunft, die Empfindsamen ihren Verstand, die Leute von Verstand ihr Herz. Kein Akt ist gewöhnlicher in uns, als der Annihilisationsakt. Eben so gewöhnlich ist der Positionsakt. Wir setzen und nehmen etwas willkührlich so an, weil wir es wollen. Nicht aus bewuſstem Eigensinn, denn hier wird wirklich mit Hinsicht auf unsern Willen etwas festgesetzt, sondern aus instinktartigem Eigensinn, der ebenfalls in der Trägheit seinen Grund hat. Es ist ein äuſserst bequemes Verfahren, sich aller Mühe des Forschens zu überheben und allem innern und äussern Streit und Zwiespalt ein Ende zu machen. Es ist eine Art von Zauberey, durch die wir die Welt umher nach unsrer Bequemlichkeit und Laune bestellen. —

Glaube ist schon eine Willkühr, Empfindungen in uns hervorzubringen; wir können und sollen dieses Vermögen, diese Fertigkeit noch unendlich vermehren und ausbilden. — Wenn wir blind, taub und fühllos wären, unsere Seele hingegen vollkommen offen, so wäre unser Geist, was uns jetzt die äussere Welt ist, und die innere Welt würde mit uns in eben dem Verhältnisse stehen, in welchem wir uns jetzt mit der äuſsern befinden, und wer weiſs, ob wir einen Unterschied gewahr würden, wenn wir beyde Zustände vergleichen könnten. Wir würden manches fühlen, wofür uns nur der Sinn fehlte, z. B. Licht, Schall u. s. w. Wir würden nur Veränderungen hervorbringen können, die Gedanken ähnlich wären, und wir würden ein Bestreben fühlen, uns jene Sinne zu verschaffen, die wir jetzt äussere Sinne nennen. Vielleicht, daſs wir nach und nach, durch mannichfache Bestrebungen, Augen, Ohren u. s. w. hervorbringen könnten, weil dann unser Körper so in unsrer Gewalt stände, so einen Theil unsrer innern Welt ausmachte, wie jetzt unsre Seele. Unser Körper dürfte ebenfalls nicht so absolut sinnlos seyn, so wenig wie unsere Seele. Wer weiſs, ob er nicht in so fern nur sinnlos erschiene, weil er einen Theil unsrer selbst ausmachte, und die innere Selbstscheidung, wodurch der Körper erst sehend, hörend und fühlend für unser Bewuſstseyn würde (unbeschadet des Fortgangs und der Einwirkung der übrigen Welt: jene Operation, wodurch wir uns auf mannichfaltige Art selbst vernähmen), sehr schwierig würde. Hier würde auch ein absolut praktisches und empirisches Ich entstehn. —

Durch Glauben armirt, verstärkt man seine Kraft, seine Reizbarkeit. Sollte Reizbarkeit nichts als fortdauernde Action, gespannte, permanente, sich selbst erhaltende Kraft seyn? Das Phänomen der Reizbarkeit ist Krampf. Alle Kraftäusserung ist vorüberschwindend. Bleibende Kraft ist Stoff. Alle Kraft erscheint nur im Uebergehn. —

Wir sollen nicht blos Menschen, wir sollen auch mehr als Menschen seyn. Mensch ist überhaupt so viel als Universum. Es ist nichts Bestimmtes. Es kann und soll etwas Bestimmtes und Unbestimmtes zugleich seyn. —

Alles, was der Mensch macht, ist ein Mensch; oder (was das nämliche ist) ein Bestandtheil des Menschen, ein menschliches Wesen. —

Wir sind dem Aufwachen nah', wenn wir träumen, daſs wir träumen. —

Unser Leben ist kein Traum, aber es soll und wird vielleicht einer werden. —

Der Traum belehrt uns auf eine merkwürdige Weise von der Leichtigkeit unrer Seele, in jedes Object einzudringen, sich in jedes sogleich zu verwandeln. —

Der Busen ist die in Geheimniſsstand erhobene Brust — die moralisirte Brust. Ein gestorbener Mensch ist ein in absoluten Geheimniſszustand erhobener Mensch. —

Das Aeuſsere ist ein in Geheimniſszustand erhobenes Innere. Vielleicht auch umgekehrt. —

Es ist gewiſs, daſs eine Meinung sehr viel gewinnt, sobald ich weiſs, daſs irgend jemand davon überzeugt ist, sie wahrhaft annimmt. Freylich muſs es auf eine Art seyn, deren Ursache nicht gleich in die Augen fällt. Die Autorität hat Gewicht, denn sie macht eine Meinung mystisch, reizend. Geheimnisse sind Armaturen, Condensatoren des Divinations-, des Erkenntniſs - Vermögens.

Eine wahrhafte Liebe zu einer leblosen Sache ist wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Thieren, der Natur, ja zu sich selbst. Wenn der Mensch erst ein wahrhaftes innerliches Du hat, so entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang, und die höchste Leidenschaft ist möglich. Genie ist vielleicht nichts als Resultat eines solchen innerlichen Pluralis. Die Geheimnisse dieses Umgangs sind noch sehr unbeleuchtet. —

Wünsche und Begehrungen sind Flügel. Es gibt Wünsche und Begehrungen, die so wenig dem Zustande unsers irdischen Lebens angemessen sind, daſs wir sicher auf einen Zustand schlieſsen können, wo sie zu mächtigen Schwingen werden, auf ein Element, das sie heben wird, und auf Inseln, wo sie sich niederlassen können. —

Sollte es nicht ein Vermögen in uns geben, das dieselbe Rolle hier spielte, wie die Veste auſser uns, der Aether, jene unsichtbare sichtbare Materie, der Stein der Weisen, der überall und nirgend, alles und nichts ist? Instinkt oder Genie heiſsen wir sie, sie ist überall vorher; sie ist die Fülle der Zukunft, die Zeitenfülle überhaupt, das in der Zeit, was der Stein der Weisen im Raum ist: Vernunft, Phantasie, Verstand und Sinn sind nur ihre einzelnen Functionen. —

Genie ist gleichsam Seele der Seele, ein Verhältniſs zwischen Seele und Geist. Man kann das Substrat oder Schema des Genies füglich Idol nennen; das Idol ist ein Analogon des Menschen. —

Mit Instinct hat der Mensch angefangen, mit Instinct soll der Mensch endigen. Instinct ist das Genie im Paradiese, vor der Periode der Selbstabsonderung (Selbsterkenntniſs). Der Mensch soll sich selbzweyen, und nicht allein das, sondern auch selbdreyen, u. s. w. —

Was ist die Natur? Ein encyklopädischer, systematischer Index, oder Plan unsers Geistes. Warum wollen wir uns mit dem bloſsen Verzeichniſs unsrer Schätze begnügen? Laſst sie

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17864/046

Er betrachtet ihre Schönheit und Treue.

Du treue Schönheit du, und auch du schöne Treue,
Die ihr den zarten Leib, und edlen Geist besitzt;
Ihr Schwestern gleicher Kraft, die ihr mir das beschützt,
Worüber ich mich stets mit höchsten Freuden freue:

Was sag' ich doch von euch, das euch und mich nicht reue?
Ihr starken Göttinnen, habt mir den Sinn erhitzt,
Daſs mir auf dieser Welt nichts, als nur Eine nützt,
Sie ist's, in der ich mich ohn' Unterlaſs verneue.

Die zarte Schönheit folgt der Flucht der schönen Zeit;
Die ſeste Treue geht den Weg der Ewigkeit;
Die Schönheit macht mir Lust, die Treue Trost zu leben.

O wie ein göttlich Weib ist diese, die euch hat!
O wie ein Menschgott auch wird der, dem in der That
Wird diese schöne Treu' und treue Schönheit geben!

uns selbst betrachten, und sie mannichfaltig bearbeiten und benutzen. Das Fatum, das uns drückt, ist die Trägheit unsers Geistes. Durch Erweiterung und Bildung unsrer Thätigkeit werden wir uns selbst in das Fatum verwandeln. Alles scheint auf uns hereinzuströmen, weil wir nicht hinausströmen. Wir sind negativ, weil wir wollen; je positiver wir werden, desto negativer wird die Welt um uns her, bis am Ende keine Negation mehr seyn wird, sondern wir Alles in Allem sind. — Gott will Götter. —

Die Geisterwelt ist uns in der That schon aufgeschlossen, sie ist immer offenbar. Würden wir plötzlich so elastisch, als es nöthig wäre, so sähen wir uns mitten in ihr. Unser jetziger mangelhafter Zustand macht immer eine Heilmethode nöthig, sie bestand ehemals in Fasten und moralischen Reinigungen, jetzt wäre vielleicht die stärkende Methode nöthig. —

Alles, was wir erfahren, ist eine Mittheilung; so ist die Welt in der That eine Mittheilung, Offenbarung des Geistes. Die Zeit ist nicht mehr, wo der Geist Gottes verständlich war, der Sinn der Welt ist verloren gegangen, wir sind beym Buchstaben stehn geblieben und haben das Erscheinende über der Erscheinung vergessen. — Ehemals war alles Geistererscheinung, jetzt sehen wir nichts als todte Wiederholung, die wir nicht verstehn. Die Bedeutung der Hieroglyphe fehlt. Wir leben noch von der Frucht besserer Zeiten. —

Eine ächt synthetische Person ist eine Person, die mehrere Personen zugleich ist, ein Genius. Jede Person ist der Keim zu einem unendlichen Genius. Sie vermag, in mehrere Personen getheilt, doch auch Eine zu seyn. Die ächte Analyse der Person als solche, bringt Personen hervor; die Person kann nur in Personen sich vereinzeln, sich zertheilen und zersetzen. Eine Person ist eine Harmonie, keine Mischung, keine Bewegung, keine Substanz, wie die Seele. Geist und Person sind Eins (Kraft und Ursache!)

Wenn ihr die Gedanken nicht mittelbar (und zufällig) vernehmbar machen könnt, so macht doch umgekehrt die äuſsern Dinge unmittelbar (und willkührlich) vernehmbar, welches eben so viel ist, als: wenn ihr die Gedanken nicht zu äuſsern Dingen machen könnt, so macht die äuſsern Dinge zu Gedanken. Könnt ihr einen Gedanken nicht zur selbstständigen, sich von euch absondernden, und nun euch fremd, d. h. äuſserlich vorkommenden Seele machen, so verfahrt umgekehrt mit den äuſserlichen Dingen und verwandelt sie in Gedanken. Beyde Operationen sind idealistisch, wer sie beyde vollkommen in seiner Gewalt hat, ist der magische Idealist. Sollte nicht die Vollkommenheit jeder von diesen beyden Operationen von der andern abhängig seyn? —

Alle Ueberzeugung ist unabhängig von der Naturwahrheit; sie bezieht sich auf die magische, oder die Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, in so fern sie Wunderwahrheit wird. Aller Beweis fuſst auf Ueberzeugung, und ist mithin nur ein Nothbehelf im Zustande des Mangels an durchgängiger Wunderwahrheit. Alle Naturwahrheiten beruhen demnach ebenfals auf Wunderwahrheiten. —

Das Beste am Brownschen System ist die groſse Zuversicht, mit der Brown sein System als allgemein geltend hinstellt: es muſs, es soll so seyn, Erfahrung und Natur mögen sagen, was sie wollen. Darin liegt denn doch das Wesentliche jedes Systems, seine wirklich geltende Kraft: das Brownische System wird dadurch zum ächten Stein für die Brownianer; dagegen läſst sich mit Grunde nichts mehr erinnern. Je gröſser der Magus, desto willkührlicher sein Verfahren, sein Spruch, seine Mittel. Jeder thut nach seiner eignen Art Wunder.

Wer mit dem Meiſsel mahlen, musiciren u. s. w., kurz zaubern könnte, bedürfte des Meiſsels nicht; der Meiſsel wäre ein Ueberfluſs.

Alle Bezauberung geschieht durch partielle Identification mit dem Bezauberten, den ich so zwingen kann, eine Sache so zu sehn, zu glauben, zu fühlen, wie ich will.

Der Zauberer ist Poet. Der Prophet verhält sich zum Zauberer, wie der Mann von Geschmack zum Dichter. —

Vielleicht kann man mittelst eines dem Schachspiel ähnlichen Spiels Gedankenconstrutionen zu Stande bringen. Das ehemalige logische Disputirspiel glich ganz einem Brettspiel. —

Die Magie ist von Philosophie u. s. w. ganz verschieden, und bildet eine Welt, eine Wissenschaft, eine Kunst für sich.

Alle Erfahrung ist Magie, und nur magisch erklärbar. — Der Empirismus endigt mit einer einzigen Idee, wie der Rationalismus mit einer einzigen Erfahrung anfängt. —

Der thätige Gebrauch der Organe ist nichts als magisches, wunderthätiges Denken, oder willkührlicher Gebrauch der Körperwelt; denn Wille ist nichts als magisches, kräftiges Denkvermögen. —

Vielleicht ist Denken eine zu schnelle, zu ungeheuere Kraft, um wirksam zu seyn; oder die Dinge sind zu gute Leiter der Denkkraft. —

Der physische Magus weiſs die Natur zu beleben, und willkührlich, wie seinen Leib zu behandeln. —

Wer rechten Sinn für den Zufall hat, der kann alles Zufällige zur Bestimmung eines unbekannten Zufalls benutzten, er kann das Schicksal mit gleichem Glück in den Stellungen der Gestirne, als in Sandkörnern, Vogelflug und Figuren suchen. —

Sollte ein König, der zugleich moralisches Genie ist, nicht von selbst unsterblich seyn? — Allmählige Vermehrung des innern Reizes ist die Hauptsorge des Künstlers der Unsterblichkeit. Mit welchem Recht kann man hier nicht sagen, auch darin haben die Dichter auf eine sonderbare Weise wahrgesagt, daſs die Musen allein Unsterblichkeit geben. Dadurch tritt der Stand eines Gelehrten in eine höhere Region. —

Gefährliche Gedanken. Nähern sich etwa manche Gedanken der magischen Gränze? Werden manche *ipso facto* wahr? —

Der gröſste Zauberer würde der seyn, der sich zugleich so bezaubern könnte, daſs ihm seine Zaubereyen wie fremde, selbstmächtige Erscheinungen vorkämen. Könnte dies mit uns nicht wirklich der Fall seyn?

Auch der Zufall ist nicht unergründlich, er hat seine Regelmäſsigkeit. —

Die allgemeinen Ausdrücke der scholastischen Philosophie haben sehr viel Aehnlichkeit mit den Zahlen, daher ihr mystischer Gebrauch, ihre Personification, ihr musikalischer Genuſs, ihre unendlichfache Combination. — Alles aus Nichts erschaffene Reale (wie z. B. die Zahlen und abstracten Ausdrücke) hat eine wunderbare Verwandtschaft mit Dingen einer andern Welt, mit unendlichen Reihen sonderbarer Combinationen und Verhältnisse, gleichsam mit einer poetischen, mathematischen und abstracten Welt an sich. —

Die Scholastiker verwandelten alle Dinge in Abstracta. Schade, daſs sie nicht zugleich in Beziehung auf diese Operation die entgegengesetzte versuchten, und über dieses Verfahren nachdachten, oder Schlüsse daraus zogen.

Wären wir nicht von Grund aus mathematisch, so nähmen wir gar keine Unterschiede u. s. w. wahr. —

Die Mathematik ist ächte Wissenschaft, weil sie gemachte Kenntnisse enthält, Producte geistiger Selbstthätigkeit, weil sie methodisch genialisirt. Sie ist auch Kunst, weil sie genialisches Verfahren in Regeln gebracht hat, weil sie lehrt, Genie zu seyn, weil sie die Natur durch Vernunft ersetzt. — Die höhere Mathematik beschäftigt sich mit dem Geiste der Gröſsen, mit ihrem politischen Princip, mit der Gröſsenwelt. —

Das höchste und reinste ist das gemeinste, das verständlichste; daher ist die Elementargeometrie höher als die höhere Geometrie. Je schwieriger und verwickelter eine Wissenschaft wird, desto abgeleiteter, unreiner und vermischter ist sie. —

Die ganze Mathematik ist eigentlich eine Gleichung im Groſsen für die andern Wissenschaften. —

Was ihr die Logarithmen sind, das ist sie den andern Wissenschaften. —

Der Begriff der Mathematik ist der Begriff der Wissenschaft überhaupt. —

Alle Wissenschaften sollen daher Mathematik werden. —

Die jetzige Mathematik ist wenig mehr, als ein speciell-empirisches Organon. —

Sie ist eine Substitution zur bequemeren Reduction, ein Hülfsmittel des Denkens. —

Ihre vollständige Anwendbarkeit ist ein nothwendiges Postulat ihres Begriffs. —

Sie ist der vollgültige Zeuge des Natur-Idealismus. —

Der innige Zusammenhang, die Sympathie des Weltalls, ist ihre Basis.

Zahlen sind, wie Zeichen und Worte, Erscheinungen, Repräsentationen κατ' ἐξοχήν.

Ihre Verhältnisse sind Weltverhältnisse. Die reine Mathematik ist die Anschauung des Verstandes, als Universum. —

Wunder, als wiedernatürliche Facta, sind amathematisch, aber es gibt kein Wunder in diesem Sinn, und was man so nennt, ist gerade durch Mathematik begreiflich, denn der Mathematik ist nichts wunderbar. —

Aechte Mathematik ist das eigentliche Element des Magiers. —

In der Musik erscheint sie förmlich als Offenbarung, als schaffender Idealismus. —

Hier legitimirt sie sich, als himmlische Gesandtin, κατ' ανθρωπον. —

Aller Genuſs ist musikalisch, mithin mathematisch. —

Das höchste Leben ist Mathematik. —

Es kann Mathematiker der ersten Gröſse geben, die nicht rechnen können. —

Man kann ein groſser Rechner seyn, ohne die Mathematik zu ahnen. —

Der ächte Mathematiker ist Enthusiast *per se.* Ohne Enthusiasmus keine Mathematik. —

Das Leben der Götter ist Mathematik. —

Alle göttliche Gesandten müssen Mathematiker seyn. —

Reine Mathematik ist Religion. —

Zur Mathematik gelangt man nur durch eine Theophanie. —

Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiſs alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüſste. —

Alle Thätigkeit hört auf, wenn das Wissen eintritt. Der Zustand des Wissens ist Eudämonie, selige Ruhe der Beschauung, himmlischer Quictismus. —

Im Morgenlande ist die ächte Mathematik zu Hause. In Europa ist sie zur bloſsen Technik ausgeartet. —

Wer ein mathematisches Buch nicht mit Andacht ergreift, und es wie Gottes Wort liest, der versteht es nicht. —

Jede Linie ist eine Weltaxe. —

Eine Formel ist ein mathematisches Recept. —

Die Zahlen sind die Drogmen. —

Die Arithmetik ihre Pharmacie. —

Die höhere Mathematik enthält am Ende nur Abkürzungs-Methoden.

Alle krummen Linien entstehen nur durch sich selbst, wie Leben nur durch Leben entsteht. —

Die Mathematik ist ein schriftliches Instrument, das noch unendlicher Perſection fähig ist, ein Hauptbeweis der Sympathie und Idealität der Natur und des Gemüths. —

Es ist sehr wahrscheinlich, daſs in der Natur auch eine wunderbare Zahlenmystik statt ſinde; auch in der Geschichte. Ist nicht alles von Bedeutung, Symmetrie, Anspielung und seltsamem Zusammenhang? Kann sich Gott nicht auch in der Mathematik offenbaren, wie in jeder andern Wissenschaft?

Wunder stehen mit naturgesetzlichen Wirkungen in Wechsel: sie beschränken einander gegenseitig, und machen zusammen ein Ganzes aus. Sie sind vereinigt, indem sie sich gegenseitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit, und umgekehrt. —

Die Natur ist das Ideal. Das wahre Ideal ist möglich, wirklich und nothwendig zugleich. —

Die Physik ist nichts als die Lehre von der Phantasie. —

Die Natur ist eine versteinerte Zauberstadt. —

Unsre neuern Physiker arbeiten ins Groſse, sprechen vom Bau des Universums, und darüber wird nichts fertig, kein wahrer Schritt gethan. Entweder zaubern, oder handwerksmäsig, mit Nachdenken und Geist arbeiten. —

Es müſste untersucht werden, ob sich nicht die Natur mit wachsender Kultur wesentlich verändert hat. —

Ist die Natur immer gesetzmäſsig gewesen, und wird sie immer gesetzmäſsig bleiben? —

Man kann sagen, daſs die Natur oder die Aussenwelt über dem Menschen in Hinsicht auf Organisation sey; man kann sagen, daſs sie unter ihm, und er das höchste Wesen sey? — Sie scheint einem weit höhern Ganzen anzugehören. Ihr Wille, Verstand und ihre Phantasie scheinen sich zu den unsrigen zu verhalten, wie unser Körper zu ihrem Körper. —

Man kann die Natur als einen geschlossenen

Als er vergeblich auf Sie wartete.

Und tödtest du mich gleich, so bist du doch mein Freund!
Ob dies Verlangen zwar, das ängstliche, das schwere,
Nichts Anders bald wird thun, als was ich so begehre.
Mein Lied dringt in die Luft. Kein einzig Sternlein scheint.

Der Himmel träuft mir nach, was ich ihm vorgeweint,
Die Winde seufzen so, wie ich sie seufzen lehre,
Doch hab' ich keinen Sinn, der dir zuwider wäre,
Hab' ich, Trost! dich nicht lieb, so bin ich selbst mir ſeind.

Hier wart' ich, theures Blut, vor deiner tauben Schwellen,
Nicht hoffend, daſs du jetzt dich mir noch werdest stellen,
Nein, sondern daſs mich hier der nahe Tod reiſs' hin.

Körper, als einen Baum ansehen, an welchem wir die Blüthenknospen sind. — Naturen sind solche Wesen, bey denen das Ganze den Gliedern dient, bey denen die Glieder Zwecke an sich, selbstständig sind; Personen hingegen solche, wo das umgekehrte Verhältniſs statt findet. Wo beyde wechselsweise sich necessitiren und jedes oder vielmehr keins Zweck an sich ist, diese sind Mittelwesen zwischen Natur und Person. Dies sind die Extreme, die durch verschiedene Mitglieder zusammen hängen. —

Die Welt ist Resultat eines unendlichen Einverständnisses, und unsre eigne innere Pluralität ist der Grund der Weltanschauung. —

Ueberall wird eine Kraft oder Action transitorisch sichtbar, die durchaus verbreitet, unter gewissen eintretenden Bedingungen (Berührungen) sich zu offenbaren, wirksam zu werden scheint. Diese mystische Kraft scheint die Kraft der Lust und Unlust zu seyn, deren begeisternde Wirkungen wir so ausgezeichnet in den wollüstigen Empfindungen zu bemerken glauben. —

Jeder Körper, der eine Eigenschaft besitzt, hat auch eine Gränze dieser Eigenschaft; einen Eigenschafts-Punkt, wo sie sensibel wird, wo sie entsteht, erscheint. Die Eigenschaft ist das weibliche Princip, das Subjekt; der Reiz ist das männliche Princip, das Objekt. —

Alle Anziehung geschieht durch Reiz. Alles zieht uns an, was uns erregt. —

Alles Wirksame, Wirkliche, Sensible ist schon subaltern, Resultat einer Antithese, einer Zersetzung. Das Aechte, Wahrhafte ist nicht sensibel. Subjekt und Objekt sind also auch schon Antithesen. —

Trieb und Raum haben viel Aehnlichkeit. Jeder Körper ist ein ausgefüllter Trieb. —

Ein Raumerfüllungs-Individuum ist ein Körper. Ein Zeiterfüllungs-Individuum ist eine Seele. —

Der Raum ein Niederschlag aus der Zeit, eine nothwendige Folge der Zeit. —

So wie die Natur und Individualität jedes Fossils durch die Natur und Individualität seines Planeten, dessen Natur und Individualität durch die seines Systems, dessen Natur und Individualität durch die seiner Milchstraſse, und so fort, bestimmt ist; so verhält es sich auch mit dem Menschen, wenn wir unter Menschheit das Vernunftprodukt oder Wesen im Weltganzen verstehen; die Natur und Individualität der Menschheit dieses Planeten, ist durch die seines Systems, und so fort, bestimmt. Wir sind nur in dieser Welt diese beschränkten Wesen, doch nicht für immer beschränkt. —

Aechte Produkte müssen das Producirende

wieder produciren. Aus dem Erzeugten entsteht wieder das Erzeugen. —

Reproductions-Kraft ist organische Elasticität —

Gefühl ist gebildete (organisirte) Bewegung. — Empfindung ist das dem Verstande assimilirte Gefühl. —

Wir nennen den Körper todt, der bloſser Leiter der Sollicitation ist, den die Sollicitation nicht weckt. Der absolute Nichtleiter der Sollicitation ist wieder todt zu nennen. So sehen wir, daſs das sensible Leben an sich ein Halbzustand ist, worin wir die Körper unvollkommene Leiter der Sollicitation nennen können. Wir entdecken hier zugleich den Unterschied zwischen Leben und Tod, daſs es ein absolut positives und negatives Leben, die beyde nicht sensibel sind, gibt; daſs Leben und Tod relative Begriffe sind. Leben mit menschlicher, thierischer und Pflanzen-Organisation ist etwas höheres, so wie gewöhnlicher Tod Trennungsproceſs von Leben und Organisation. Leben ohne Organisation, und Organisation ohne Leben sind etwas sehr geringes. Ihre höhere Einheit, die beyde bestimmt, und beyde wechselseitig potenzirt, beyden höhere Bedeutung gibt, auf diese kömmt es an. —

Sehen ist, wie Licht, der Erhöhung und Schwächung und der graduellen Negation fähig.

Bricht es sich auch wie dieses in Farben? Der Nutritions-Proceſs ist nicht Ursache, sondern Folge vom Leben. —

Licht ist Symbol und Agens der Reinheit. Wo das Licht nichts zu thun findet, weder etwas zu trennen noch zu verbinden, da fährt es durch. Was nicht getrennt und verbunden werden kann, ist rein, einfach. —

Jeder durchsichtige Körper ist in einem höhern Zustande, er scheint eine Art des Bewuſstseyns zu haben. —

Die specifische Schwere der Erde ist beynahe die des Diamants. Es ist also wahrscheinlich, daſs die Erde ein Diamant innerlich ist, welches auch aus andern Gründen sehr wahrscheinlich wird. —

Das Thier lebt im Thiere, in der Luft. — Die Pflanze ist ein Halbthier, daher sie zum Theil in der Erde, der groſsen Pflanze, zum Theil in der Luft lebt. — Die Erde ist das groſse Nahrungsmittel der Luft. Die Luft ist ein Brachmane. — Die Verbindung des Stickstoffs und Oxygen in der Luft ist durchaus animalisch, nicht bloſs chemisch. —

Das Leben der Pflanzen ist, gegen das Leben der Thiere gehalten, ein unaufhörliches Empfangen und Gebären, und letzteres gegen dieses ein unaufhörliches Essen und Befruchten. Wie das Weib das höchste sichtbare Nahrungsmittel ist, das den Uebergang von Körper zur Seele macht, so sind auch die Geschlechtstheile die höchsten äuſsern Organe, die den Uebergang von sichtbaren zu unsichtbaren Organen machen. —

Die Bäume scheinen unter allen Pflanzen die edelsten, weil ihre unzähligen Individuen so sehr mittelbar nur noch an der Erde hängen, und gleichsam schon Pflanzen auf Pflanzen sind. —

Die Natur hat Witz, Humor, Phantasie u. s. w. Es gibt unter Thieren und Pflanzen Natur-Caricaturen. Im Thierreiche war die Natur am witzigsten, hier ist sie durchaus humoristisch. — Die Stein- und Pflanzen-Natur trägt mehr das Gepräge der Phantasie. In der Menschenwelt zeigt sich die vernünftige Natur mit Phantasie und Witz geschmückt. —

Toleranz und Kosmopolitismus der Blumen. Streben der Thiere nach individueller Alleinherrschaft. —

Vernunftlosigkeit gehört in den Charakter des Thiers. Sichtbare Unvernunft ist Charakter des Thierkörpers; der Charakter des Menschenkörpers sichtbare Vernünftigkeit. —

Der Mensch ist diejenige Substanz, welche die ganze Natur unendlichfach bricht, d. i. polarisirt. Die Welt des Menschen ist Welt, ist so mannichfach, als er mannichfach ist. Die

Welt der Thiere ist schon viel ärmer, und so herunter. —

Die Denkorgane sind die Weltzeugungs-, die Naturgeschlechtstheile. —

Die Himmelskörper machen ein viertes Reich aus, unter den Steinen. —

Der Himmel ist die Seele des Sternsystems, und dieses sein Körper. —

Alles angenehme Gefühl ist Friction; alles angenehme Gefühl reizt die Seele zur positiven Mitwirkung. —

Wer bey Erklärung des Organismns keine Rücksicht auf die Seele nimmt und das geheimniſsvolle Band zwischen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen.

Leben ist vielleicht nichts anders, als das Resultat dieser Vereinigung, die Action dieser Berührung. —

Sollte jede Umarmung zugleich die Umarmung des ganzen Paars, als Einer Natur, Einer Kunst, Eines Geistes seyn, und das Kind das vereinigte Product der doppelten Umarmung? — Sollten die Pflanzen etwa die Produkte der weiblichen Natur und des männlichen Geistes, und die Thiere die Produkte der männlichen Natur und des weiblichen Geistes seyn? die Pflanzen etwa die Mädchen, die Thiere die Jungen der Natur?

Ein Kind ist eine sichtbar gewordene Liebe.

Wir selbst sind ein sichtbar gewordener Keim der Liebe zwischen Natur und Geist oder Kunst.

Sprechen und hören ist befruchten und empfangen. —

Anschauen ist ein elastischer Genuſs. Das Bedürfniſs eines Gegenstandes ist schon Resultat einer Berührung *in distans*.

Die Menschheit ist der höhere Sinn unsers Planeten, der Stern, der dieses Glied mit der obern Welt verknüpft, das Auge, das er gen Himmel hebt. —

Der Geist strebt den Reiz zu absorbiren, ihn reizt das Fremdartige. Verwandlung des Fremden in ein Eigenes, Zueignung, ist also das unaufhörliche Geschäft des Geistes. Einst soll kein Reiz und kein Fremdes mehr seyn, der Geist soll sich selbst fremd und reizend seyn, oder absichtlich machen können. Jetzt ist der Geist aus Instinkt Geist, ein Naturgeist; er soll ein Vernunftgeist, aus Besonnenheit und durch Kunst Geist seyn. —

Der menschliche Geist kann die äuſsern Symptome und ihre Compositionen *approximando* nachmachen; er muſs also Analogie mit den Bestandtheilen und Naturkräften haben. —

So wie nichts frey, so kann auch nichts gezwungen seyn, als der Geist. Nur ein Geist kann wozu gezwungen werden. Was sich also zwingen läſst, ist Geist, in so fern es sich zwingen läſst. —

Leben ist eine Krankheit des Geistes, ein leidenschaftliches Thun. —

Dem Geiste ist Ruhe eigenthümlich. — Die Schwere rührt vom Geiste her. —

Mit der Welt entsteht die Begierde: ein Hang zum Zerflieſsen, oder die Schwere. —

Luſtvernichtung ist Herstellung des Reichs Gottes. —

Körper, Seele und Geist sind die Elemente der Welt, wie Epos, Lyra und Drama die des Gedichts. —

Freyheit und Unsterblichkeit gehört wie Raum und Zeit zusammen; wie Welt und Ewigkeit gleichsam Raum und Zeit ausfüllen, so füllt Allmacht und Allgegenwart jene beyde Sphären. Gott ist die Sphäre der Tugend. (Zur Allmacht gehört Allwissenheit.) — Die Seele ist ein consonirter Körper. Vocale hieſsen bey den Hebräern Buchstaben-Seelen. —

Wie der Körper mit der Welt in Verbindung steht, so die Seele mit dem Geiste. Beyde Bahnen laufen vom Menschen aus und endigen in Gott. Beyde Weltumsegler begegnen sich in korrespondirenden Punkten ihrer Bahn. Beyde müssen auf Mittel denken, trotz der Entfernung, beysammen zu bleiben, und zugleich gemeinschaftlich beyde Reisen zu machen.

Wenn Gott Mensch werden konnte, kann er auch Stein, Pflanze, Thier und Element werden, und vielleicht gibt es auf diese Art eine fortwährende Erlösung in der Natur. — —

Zum Experimentiren gehört Natur-Genie, d. i. wunderartige Fähigkeit, den Sinn der Natur zu treffen, und in ihrem Geiste zu handeln. Der ächte Beobachter ist Künstler; er ahnet das bedeutende, und weiſs aus dem seltsamen, vorüberstreichenden Gemisch von Erscheinungen die wichtigen heraus zu fühlen. —

Eine ganz eigene Liebe und Kindlichkeit gehört, nebst dem deutlichsten Verstande und dem ruhigsten Sinn, zum Studium der Natur. Wenn erst eine ganze Nation Leidenschaft für die Natur empfängt, und hier ein neues Band unter den Bürgern geknüpft wird, jeder Ort seine Naturforscher und Laboratorien hat, dann wird man erst Fortschritte auf dieser kolossalischen Bahn machen, die mit ihr im Verhältniſs stehn. —

Wir leben in einem Thiere als parasitische Thiere. Die Constitution dieses Thiers bestimmt die unsrige, *et vice versa.* Die Bedingungsverhältnisse der atmosphärischen Bestandtheile sind vielleicht sehr mit den Bedingungs-Verhältnissen derselben Bestandtheile im organischen Körper übereinstimmend. —

Die atmosphärische Luft ist krystallnischer Beschaffenheit. —

Es kann oft regnen, ohne daſs ein Tropfen herunter kömmt. Bey heftigem Winde sind die Tropfen klein, wegen der schnellen Verdunstung. Diese Tropfen zeugen von einer gänzlichen Sättigung der Luft, oder von ihrer wenigen Verschluckungsfähigkeit, oder von dem Daseyn eines niederschlagenden Mittels in groſser Menge: daher die gemeine Meinung eines starken, darauf folgenden Regens. Wind befördert die Capacität der Luft für das Wasser, er befördert die Verdunstung, und daher kein Regen zur selben Zeit. Kälte vermehrt auch die Capacität der Luft, daher man oft sagt, es sey zu kalt zum regnen. —

Sollte man nicht Gährung der Verbrennung entgegen setzen können: positive und negative Flamme? —

Sollten die ätherischen Oele die Pflanzenseelen seyn, und darin auch der Unterschied der Weine u. s. w. liegen? —

Galvanismus zwischen zwey, drey und mehreren Menschen, vermöge der Metalle. —

Sieht man etwa jeden Körper nur so weit, als er sich selbst sieht, und man sich selbst sieht?

Das Licht ist unstreitig galvanisches Produkt, bey ihm ist offenbar *actio in distans.* Die Luft

So wird es denn geschehn, daſs du, wenn du zu morgen
Mich seh'n wirst, wie ich kalt und ohne Leben bin,
Mit neuem Leben mich zur Strafe wirst versorgen.

ist Leiter dieser Action. Spiegelnde Körper sind Nichtleiter leitender Flächen. —

Unser Denken ist schlechterdings nur eine Galvanisation, eine Berührung des irdischen Geistes, der geistigen Atmosphäre, durch einen himmlischen, überirdischen Geist. Alles Denken u. s. w. ist also an sich schon eine Sympraxis im höheren Sinn. Die Denklehre entspricht der Meteorologie. —

Alle Actionen, selbst die des Denkens, werden auf die *actio in distans* zurückgeführt werden. —

Seele und Körper wirken galvanisch auf einander, wenigstens auf eine analogie Art, deren Gesetze aber in einer höhern Region liegen. —

Der Geist galvanisirt die Seele mittelst der gröbern Sinne; seine Selbstthätigkeit ist Galvanismus, Selbstberührung *en trois.* —

Wenn unser körperliches Leben ein Verbrennen ist, so ist auch wohl unser geistiges eine Combustion (oder ist dies gerade umgekehrt?); der Tod also vielleicht eine Veränderung der Capacität. —

Die Seele desoxydirt. Daher manche Langeweile und selbst körperliche Schwäche und Zittern von dem Denken und Empfinden, oder bey gestörtem Denken (Empfinden). Sollte Denken oxydiren, Empfinden desoxydiren? —

Wenn alles Anschieſsen, Festwerden und Verdichten mit Wärme verbunden, und jede Verflüchtigung, Zerrinnung und Verdünnung von Kälte begleitet ist, so macht das Lernen und Lieben im eigentlichen Sinne warm, und das Müſsiggehen und die Absonderung kalt, und es lassen sich überhaupt manche Phänomene der Seele hieraus erklären. —

Ritters Ansicht der Entstehung und Verschwindung der Stoffe gibt auch Licht über den Tod. Wer weiſs, wo wir in dem Augenblicke anschieſsen, in dem wir hier verschwinden? Muſs denn auf allen Weltkörpern einerley Art der Erzeugung seyn? Der Einfluſs der Sonne macht es wohl wahrscheinlich, daſs es die Sonne seyn könnte, wo wir wieder abgesetzt werden. — —

Die Natur ist Feindin ewiger Besitzungen. Sie zerstört nach festen Gesetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmahle der Formation. Allen Geschlechtern gehört die Erde; jeder hat Anspruch auf alles. Die frühern dürfen diesem Primogentiturzufalle keinen Vorzug verdanken. Das Eigenthumsrecht erlischt zu bestimmten Zeiten. Die Amelioration und Deterioration stehen unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum ist, wodurch ich mir die Rechte eines activen Erdbürgers erwerbe, so kann ich durch den Verlust dieses Eigenthums nicht mich selbst einbüſsen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieser Fürstenschule, und trete in eine höhere Korporation, wohin mir meine geliebten Mitschüler nachfolgen. —

Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Auſsenwelt berühren. Wo sie sich durchdringen, ist er in jedem Punkte der Durchdringung. —

Sollte die Seele ebenfalls ein künstliches oder zufälliges Produkt seyn? Auch der Sitz der Seele, ist er willkührlich oder zufällig? —

Der Sitz der Seele ist bald hier, bald da, bald an mehrern Orten zugleich; er ist veränderlich, und so auch der Sitz ihrer Hauptglieder, die man durch die Hauptleidenschaften kennen lernt. —

Schmerz und Angst bezeichnen die träumenden Glieder der Seele; körperliche Lust und Unlust sind Traumprodukte; die Seele ist nur zum Theil wach; wo sie träumt, wie z. B. in den unwillkührlichen Organen (wohin in gewisser Hinsicht der ganze Körper gehört,) empfindet sie Lust und Unlust. Schmerz und Kitzel sind Sensationen der gebundenen Seele. —

Schlaf ist ein vermischter Zustand des Körpers und der Seele, im Schlafe ist Körper und Seele chemisch verbunden. Im Schlafe ist die Seele durch den Körper gleichmäſsig vertheilt;

der Mensch ist neutralisirt. Wachen ist ein getheilter, polarischer Zustand; im Wachen ist die Seele punctirt, localisirt. — Schlaf ist Seelenverdauung: der Körper verdaut die Seele (Entziehung des Seelenreizes.) Wachen ist Einwirkungsstand des Seelenreizes: der Körper genieſst die Seele. Im Schlafe sind die Bande des Systems locker, im Wachen angezogen.

Der Trieb unsrer Elemente geht auf Desoxydation. Das Leben ist eine erzwungene Oxydation. —

Die Flamme ist thierischer Natur. —

Es gibt vier Arten von Flammen: 1) diejenigen, deren Excremente die unorganischen Naturen sind; 2) deren Excremente Pflanzen; 3) deren Excremente Thiere; 4) deren Excremente Menschen sind. Je höher die Flamme, je künstlicher, desto complicirter, gebildeter das Excrement. Alles Fressen ist ein Assimilations-Proceſs, Verbindungs-, Generations-Proceſs. Die Flamme ist das Gefräſsige κατ' ἐξοχήν.

Wasser ist eine nasse Flamme. —

Je lebhafter das zu Fressende widersteht, desto lebhafter wird die Flamme des Genuſsmomentes seyn. Anwendung auf das Oxygen. Das Weib ist unser Oxygen. —

Traurigkeit ist Symptom, eine Stimmung der

Secretion. Freude Symtom des Genusses, der Nutrition. —

Sollte Kälte wirklich die Muskeln stärken, so müſsten Witz, Schmerz und Leichtsinn auch wohl die geistigen Muskeln stärken und erfrischen, und so wäre die Vermischung des Lustigen und Ernsthaften, die Verwebung des Lächerlichen mit dem Heiligen vielleicht eine sehr wohlthätige und heilsame Verbindung. —

Das Weinen ist eine sthenische Krisis; das Rührende ist das Gegentheil des Lächerlichen. Das Rührende fängt mit Abspannung an und spannt plötzlich; das Rührende oder das Eindringende dringt schnell ein, ehe man Zeit hat, sich zu fassen; es ist eine Uebersättigung, ein Weichwerden, Zerflieſsen, Schmelzen. Das Lachen ist ein Absonderungs-, dieses ein Einschluckungs-Proceſs; jenes ein Flüchtigwerden (daher die Kälte des Lächerlichen); dieses ist ein Gerinnen, Starrwerden, daher die Wärme. Weinen und Lachen mit ihren Modificationen gehören so zum Seelenleben, wie Essen und Secerniren zum körperlichen Leben. Weinen ist das System der Arterien, Lachen das der Venen. —

Klarer Verstand mit warmer Phantasie verschwistert, ist die ächte, Gesundheit bringende Seelenkost. Der Verstand thut lauter vorhergesehene bestimmte Schritte. —

Ist Denken auch Absondern? Dann ist Empfinden vielleicht Fressen. Selbstdenken ist vielleicht ein Lebensproceſs; Freſs- und Absonderungs-Proceſs zugleich; Denken und Empfinden zugleich. —

Der Baum kann nur zur blühenden Flamme, der Mensch zur sprechenden, das Thier zur wandelnden Flamme werden. —

Sinn und Kraft sind in einer bestimmten Sphäre polar. Was jenen erhöht, vermindert diese, und was diese vermehrt, stumpft jenen ab. Der ganze menschliche Körper besteht aus Sinn und Kraft, und ihren Organen: Nerv und Muskel. —

Der Mensch muſs nicht allein an stärkere Reize, sondern auch an schnellere Abwechselungen gewöhnt werden. Diese beyden Gesichtspunkte gehören in die Kunstlehre der Unsterblichkeit. —

Je mannichfacher der Reiz, desto schwächere Reizbarkeit für den einzelnen Reiz. Anwendung auf die Physik. Es soll aber einst höchste Mannichfaltigkeit und höchste Energie vereinigt seyn. Anwendung auf die Physik. Der höchste Reiz verlangt die geringste Reizbarkeit, so wie die höchste Reizbarkeit den geringsten Reiz verlangt. Jedes Individuum hat sein bestimmtes Maaſs oder Gesundheits-Verhältniſs, unter oder über diesem Maaſs sind seine Krankheiten. Das wäre das vollkommen gesunde Individuum, dessen Gesundheits-Sphäre auch die Sphäre der Kräfte mit inbegriffe, so wie dasjenige Volk am gebildetsten seyn würde, dessen Prosa, Rede, Gespräch die ganze Sphäre der Poesie und des Gesanges mit einschlösse, wo kein Unterschied zwischen Poesie und Prosa wäre. —

Willkührliche Glieder sind Sinne im strengeren Sinn. Vermehrung und Ausbildung der Sinne gehört mit zu der Haupt-Aufgabe der Verbesserung des Menschengeschlechts, der Graderhöhung der Menschheit. Bildung und Vermehrung der Seele ist das wichtigste und erste Unternehmen. Aeuſsere Reize haben wir schon in unsrer Hand, und mit ihnen die Reizbarkeit; es kommt nun vorzüglich auf Vermehrung und Bildung der Sensibilität, und zwar auf die Weise an, daſs die Reizbarkeit und der äuſsere Reiz nicht dabey leiden, und vernachläſsigt werden; denn sonst webt man ein sehr zerreiſsbares Gewebe. Die Sinne im strengeren Sinn sind viel animirter, als die übrigen Organe; der übrige Körper soll ihnen nachfolgen, und sie sollen zugleich mehr animirt werden, und so ins Unendliche. Der übrige Körper soll auch immer willkührlicher werden, so wie sie es sind. Vielleicht entsteht aus der Disproportion der Sinne und des übrigen Körpers die

Nothwendigkeit des Schlafs. Der Schlaf muſs die Folgen der übermäſsigen Reizung der Sinne für den übrigen Körper wieder gut machen. Der Schlaf ist nur den Planeten-Bewohnern eigen. Einst wird der Mensch beständig zugleich schlafen und wachen. Der gröſste Theil unsers Körpers, unsrer Menschheit selbst, schläft noch tiefen Schlummer. —

Die Sinne sind an den Thieren, was Blätter und Blüthen an den Pflanzen sind. Die Blüthen sind Allegorien des Bewuſstseyns, oder des Kopfs. Eine höhere Fortpflanzung ist der Zweck dieser höheren Blüthe, eine höhere Erhaltung. Bey den Menschen ist es das Organ der Unsterblichkeit, einer progressiven Fortpflanzung der Personalität. —

Unsere Sinne sind höhere Thiere. Aus ihnen entsteht ein noch höherer Animalismus. —

Nerven sind höhere Wurzeln der Sinne. —

Das Ideal einer vollkommenen Gesundheit ist blos wissenschaftlich interessant. Krankheit gehört zur Individualisirung. Es gilt hier, wie auch bey den menschlichen Gemüthern, gerade das, was in der bildenden Kunst von dem Doryphorus oder dem Canon gilt.

Krankheiten zeichnen den Menschen vor den Thieren und Pflanzen aus. Zum Leiden ist der Mensch geboren. Je hülfloser, desto empfänglicher für Moral und Religion. —

Vergänglichkeit, Gebrechlichkeit, ist der Charakter der mit Geist verbundenen Natur. Es zeugt von der Thätigkeit und Universalität, von der erhabenen Personalität des Geistes. —

Alles ist von selbst ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ist gerade ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit ist ein Zeichen (*sit venia verbis*) geistloser Wesen. Die Vollendung ist die Synthesis von Ewigkeit und Zeitlichkeit. —

Es hat von jeher nur Eine Krankheit, mithin auch nur eine Universal-Arzney gegeben. Mit der Sensibilität und ihren Organen, den Nerven, tritt Krankheit in die Natur. Es ist damit Freyheit, Willkühr in die Natur gebracht, und damit Sünde, Verstoſs gegen den Willen der Natur, die Ursache alles Uebels. Es gibt nur solche Muskelkrankheiten, die aus Nervendespotismus entstehn. Der sittliche Mensch muſs auch eine freye Natur haben, eine entgegenstrebende, eine zu erziehende, eine eigenthümliche Natur. —

Krankheiten, besonders langwierige, sind Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemüthsbildung. Man muſs sie durch tägliche Bemerkungen zu benutzen suchen. Ist denn nicht das Leben des gebildeten Menschen eine beständige Aufforderung zum Lernen? Der gebildete Mensch lebt durchaus für die Zukunft; sein Leben ist Kampf, seine Erhaltung und sein Zweck Wissenschaft und Kunst. — Je mehr man lernt, nicht mehr in Augenblicken, sondern in Jahren u. s. w. zu leben, desto edler wird man. Die hastige Unruhe, das kleinliche Treiben des Geistes, geht in groſse, ruhige, einfache und vielumfassende Thätigkeit über, und die herrliche Geduld findet sich ein. Immer triumphirender werden Religion und Sittlichkeit, diese Grundvesten unsers Daseyns. — Jede Bedrängniſs der Natur ist eine Erinnerung höherer Heimath, einer höheren, verwandteren Natur. —

Liebe ist durchaus Krankheit: daher die wunderbare Bedeutung des Christenthums. —

Auch die Inoculation des Todes wird in einer künftigen allgemeinen Therapie nicht fehlen; so wie manche Krankheiten unter den Erziehungs-Methoden stehn, und von den Pädagogen dazu die Heilkunde requirirt werden wird. —

Die Seele ist unter allen Giften das stärkste. Sie ist der durchdringlichste, diffusibelste Reiz; alle Seelen-Wirkungen sind daher bey Local-Uebeln und entzündlichen Krankheiten höchst schädlich. —

Jede Krankheit ist ein musikalisches Problem, die Heilung eine musikalische Auflösung. Je kürzer und dennoch vollständiger die Auflösung, desto gröſser das musikalische Talent des Arztes.

An den Ort, da er Sie zuerst umfangen.

Es müss' ein ew'ger Lenz mit steten Favoninnen
Auf dein gebüschtes Haupt und blumig Antlitz wehn,
Die reichbethaute Brust den Perlen gleiche stehn,
Und aus dem ſeuchten Schooſs die kalten Brunnen rinnen.

So ſollen jährlich auch hier meine Kastalinnen
Mit Zweigen vom Parnaſs um dein Gehäge gehn
Und deine Trefflichkeit durch solch ein Lied erhöh'n,
Das du nur würdig bist, und die uns lieb gewinnen.

Die Hamadryaden, die sollen dir für Schaden,
Für Wild Behüter seyn die rauhen Oreaden.
Und daſs dir kein Sylvan, kein Satyr dir sey ſeind,

So will ich diese Wort' an deinen Eingang schreiben,
Die wider Sturm und Schlag und Jahre sollen bleiben:
« Wer dieses Ortes schont, der ist des Himmels Freund. »

Sollte man nicht Krankheiten durch Krankheiten kuriren können?

Jedes specifische Organ, z. B. Leber, Gallenblase, Nieren, Magen, Drüsen u. s. w. erhält zuvörderst sich selbst, bereitet sich selbst. Seine Absonderungen hangen von diesem eigenthümlichen Nahrungsprocesse ab. Jedes dieser Gefäſse ist eine lebendige Concretion eines specifischen Grades der Mischung seiner Bestandtheile. —

Polypen, wildes Fleisch, Krebs, Brand, sind vollkommene Schmarotzerthiere, oder Thierpflanzen, sie wachsen, sie werden erzeugt, sie haben ihre Organisation, sie secerniren, sie essen. —

Je geistvoller, gebildeter ein Mensch ist, desto persönlicher sind seine Glieder, z. B. seine Augen, seine Hand, seine Finger u. s. w. —

Unsre Lippen haben oft viel Aehnlichkeit mit den beyden Irrlichtern in Göthe's Mährchen. Die Augen sind das höhere Geschwisterpaar der Lippen, sie schlieſsen und öffnen eine heiligere Grotte, als der Mund ist; die Ohren sind die Schlange, die das begierig verschluckt, was die Irrlichter fallen lassen. Mund und Augen haben eine ähnliche Form. Die Wimper sind die Lippen, der Apfel die Zunge und der Gaumen, und der Stern die Kehle. Die Nase ist die Stirn des Mundes, und die Stirn die Nase der

Augen. Jedes Auge hat sein Kinn am Wangenknochen. —

Es gibt nur Einen Tempel in der Welt, und das ist der menschliche Körper. Nichts ist heiliger als diese hohe Gestalt. Das Bücken vor Menschen ist eine Huldigung dieser Offenbarung im Fleisch. — Man berührt den Himmel, wenn man einen Menschenleib betastet. —

Der Mensch ist eine Sonne, seine Sinne sind die Planeten. —

Der Mensch hat immer symbolische Philosophie seines Wesens in seinen Werken und seinem Thun und Lassen ausgedrückt. Er verkündigt sich und sein Evangelium der Natur, er ist der Messias der Natur. —

Aesthetik und Litteratur.

Die Hand wird beym Mahler Sitz eines Instinkts, so auch beym Musiker, der Fuſs beym Tänzer, das Gesicht beym Schauspieler u. s. w.

Wie der Mahler mit ganz andern Augen, als der gemeine Mensch die sichtbaren Gegenstände sieht, so erfährt auch der Dichter die Begebenheiten der äuſsern und innern Welt auf eine sehr verschiedene Weise vom gewöhnlichen Menschen. Nirgends aber ist es auffallender, daſs es nur der Geist ist, der die Gegenstände, die Veränderungen des Stoffs poetisirt, und daſs das Schöne, der Gegenstand der Kunst, uns nicht gegeben wird, oder in den Erscheinungen schon fertig liegt, als in der Musik. Alle Töne, welche die Natur hervorbringt, sind rauh und geistlos, nur der musikalischen Seele dünkt oft das Rauschen des Waldes, das Pfeifen des Windes, der Gesang der Nachtigall, das Plätschern des Bachs melodisch und bedeutsam. Der Musiker nimmt das Wesen seiner Kunst aus sich, auch nicht der leiseste Verdacht von Nachahmung kann ihn treffen. Dem Mahler scheint die sichtbare Natur überall vorzuarbeiten, durchaus sein unerreichbares Muster zu seyn: eigentlich ist aber die Kunst des Mahlers so unabhängig, so ganz *a priori* entstanden, wie die Kunst des Musikers. Der Mahler bedient sich nur einer unendlich schwerern Zeichensprache, als der Musiker; der Mahler mahlt eigentlich mit dem Auge; seine Kunst ist die Kunst, regelmäſsig und schön zu sehen. Sehen ist hier ganz activ, durchaus bildende Thätigkeit. Sein Bild ist nur seine Chiffer, sein Ausdruck, sein Werkzeug der Reproduction. Man vergleiche mit dieser künstlichen Chiffer die Note. Die mannichfaltige Bewegung der Finger, der Füſse und des Mundes dürfte der Musiker noch eher dem Bilde des Mahlers entgegen stellen. Der Musiker hört eigentlich auch activ, er hört heraus. Freylich ist dieser umgekehrte Gebrauch der Sinne den Meisten ein Geheimniſs, aber jeder Künstler wird es sich mehr oder minder deutlich bewuſst seyn. Fast jeder Mensch ist in geringem Grade schon Künstler, er sieht in der That heraus und nicht herein, er fühlt heraus und nicht herein. Der Hauptunterschied ist der: der Künstler hat den Keim des selbstbildenden Lebens in seinen Organen belebt, die Reizbarkeit derselben für den Geist erhöht, und ist mithin im Stande Ideen nach Belieben, ohne äuſsere Sollicitation, durch sie heraus zu strömen, sie als Werkzeuge zu beliebigen Modificationen der wirklichen Welt zu gebrauchen; dagegen sie beym Nicht-Künstler nur durch Hinzutritt einer äuſsern Sollicitation ansprechen, und der Geist, wie die träge Materie, unter den Grundgesetzen der Mechanik (daſs alle Veränderungen eine äuſsere Ursache voraussetzen, und Wirkung und Gegenwirkung einander jederzeit gleich seyn müssen), zu stehen, oder sich diesem Zwange zu unterwerfen scheint. Tröstlich ist es wenigstens zu wissen, daſs dieses mechanische Verhalten dem Geiste unnatürlich, und, wie alle geistige Unnatur, zeitlich sey. —

Sollten die Geberden wirklich grammatisch, symbolisch, oder ausdrucksvoll seyn? Ich glaube nicht, daſs sie es seyn sollen, aber sie würden es seyn, wenn sie natürlich im idealischen Sinne, Produkte der idealischen Association der innern und äuſsern Gliedmaſsen wären. Sie gehören zum Ressort der Tanzkunst. —

Jedes Kunstwerk hat ein Ideal *a priori*, eine Nothwendigkeit bey sich, da zu seyn. —

Man sollte plastische Kunstwerke nie ohne Musik sehen, musikalische Kunstwerke hingegen nur in schön decorirten Sälen hören. —

Die Sculptur und die Musik stehen sich, als entgegengesetzte Härten, gegenüber. Die Mahlerey macht schon den Uebergang. Die Sculptur ist das gebildete Starre. Die Musik das gebildete Flüssige. —

Es gibt besondere Arten von Seelen und Geistern, welche Bäume, Landschaften, Steine, Gemählde bewohnen. Eine Landschaft muſs man als Dryade oder Oreade ansehen. Eine Landschaft soll man fühlen, wie einen Körper. Jede Landschaft ist ein idealischer Körper für eine besondere Art des Geistes. —

Es sind nicht die bunten Farben, die lustigen Töne und die warme Luft, die uns im Frühling so begeistern, es ist der stille weissagende Geist unendlicher Hoffnungen, ein Vorgefühl vieler frohen Tage, des gedeihlichen Daseyns so mannichfaltiger Naturen, die Ahnung höherer ewiger Blüthen und Früchte, und die dunkle Sympathie mit der gesellig sich entfaltenden Welt. —

Jede künstliche Gestalt, jeder erfundene Charakter hat mehr oder weniger Leben, und Ansprüche und Hoffnungen des Lebens. Die Gallerien sind Schlafkammern der zukünftigen Welt. Der Historiker, der Philosoph und der Künstler der künftigen Welt ist hier einheimisch; er bildet sich hier und lebt für diese Welt. Wer unglücklich in der jetzigen Welt ist, wer nicht findet, was er sucht, der gehe in die Bücher- und Künstlerwelt, in die Natur, diese ewige Antike und Moderne zugleich, und lebe in dieser *Ecclesia pressa* der bessern Welt. Eine Geliebte und einen Freund, ein Vaterland und einen Gott findet er hier gewiſs. Sie schlummern, aber weissagenden, vielbedeutenden Schlummer. Einst kommt die Zeit, wo jeder Eingeweihte der bessern Welt, wie Pygmalion, seine um sich geschaffene und versammelte Welt mit der Glorie einer höhern Morgenröthe erwachen, und seine lange Treue und Liebe erwiedern sieht. — —

Jungfrau ist ein ewiges, weibliches Kind. Ein Mädchen, das nicht mehr wahrhaftes Kind ist, ist nicht mehr Jungfrau. (Nicht alle Kinder sind Kinder.)

Jeder geliebte Gegenstand ist der Mittelpunkt eines Paradieses.

Die Betrachtung der Welt fängt im unendlichen, absoluten Discant, im Mittelpunkt an, und steigt die Scale herunter; die Betrachtung unsrer selbst fängt mit dem unendlichen, absoluten Baſs an, der Peripherie, und steigt die Scala aufwärts. Absolute Vereinigung des Basses und Discants, das ist die Systole und Diastole des göttlichen Lebens. —

Die Natur ist eine Aeolsharfe, ein musikalisches Instrument, dessen Töne wieder Tasten höherer Saiten in uns sind.

Unsre Seele muſs Luft seyn, weil sie von Musik weiſs, und daran Gefallen hat. Ton ist Luftsubstanz, Luftseele, die fortpflanzende Luftbewegung ist eine Affection der Luft durch den Ton. Im Ohre entsteht der Ton von neuem. —

Jedes Instrument ist ein eigenthümlich im Groſsen consonirtes Tonsystem. Moll-Instrumente, Dur-Instrumente; jedes hat seinen eigenen Grund-Vocal. Die menschliche Stimme ist gleichsam das Princip und Ideal der Instrumental-Musik. Klingt überhaupt eigentlich der Körper oder die Luft? Ist nicht das elastische Fluidum der Vocal, und der Körper der Consonant? die Luft die Sonne, und die Körper die Planeten? jenes die erste Stimme, diese die zweyte? — — Alle Methode ist Rhythmus: hat man den Rhythmus in der Gewalt, so hat man die Welt in der Gewalt. Jeder Mensch hat seinen individuellen Rhythmus. Die Algebra ist die Poesie. Rhythmischer Sinn ist Genie. —

Die Musik redet eine allgemeine Sprache, durch welche der Geist frey, unbestimmt angeregt wird; dies thut ihm so wohl, so bekannt und vaterländisch, er ist auf diese kurzen Augenblicke in seiner Heimath. Alles Liebe und Gute, Zukunft und Vergangenheit, regt sich in ihm, Hoffnung und Sehnsucht. Unsere Sprache war zu Anfang viel musikalischer; sie hat sich nur nach und nach so prosairt, so enttönt; sie ist jetzt mehr Schall geworden, Laut, wenn man dieses schöne Wort so erniedrigen will; sie muſs wieder Gesang werden. Die Consonanten verwandeln den Ton in Schall.

Unsere Sprache ist entweder mechanisch, atomistisch oder dynamisch. Die ächt poetische Sprache soll aber organisch, lebendig seyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehrere Ideen mit Einem Schlage zu treffen!

Die Consonanten sind die Fingersetzungen, und ihre Folge und Abwechselung gehört zur Applicatur; die Vocale sind die tönenden Saiten oder Luftstäbe; die Lunge ist der bewegte Bogen. Die mehreren Saiten auf einem Instrumente sind nur zur Bequemlichkeit, es sind nur Abbreviaturen. —

Die Dialekte und Pronunciationen werden durch Consonanten und Vocale im Groſsen gebildet. Lippensprache, Gaumen, Kehle, Zunge, Zähne, Nase u. s. w. Manche Sprache wird aus dem *e, o, a, i* gesprochen. So hat jeder Mensch seinen Hauptvocal. Es ist damit wie in der Musik: jedes musikalische Stück hat seinen Grundton, auch sein Thema.

Nicht jedes Wort ist ein vollkommenes Wort:

die Worte sind theils Vocale theils Consonanten, geltende und mitgeltende Worte. —

Was man nicht direkt zerlegen kann, muſs man indirekt oder idealisch zerlegen, d. h. zur Sprache zu bringen suchen, dann zerlegt man die Erscheinung, den Ausdruck, und findet die Bestandtheile und ihr Verhältniſs. —

Die Seele strebt bey jedem Begriffe nach einem genetisch-entuitiven Worte, daher ihr Etymologisiren. Sie versteht einen Begriff, wenn sie ihn fertig machen, und auf alle Weise behandeln, wenn sie ihn zu Geist und zu Materie machen kann. Das Universaliren oder Philosophistiren eines specifischen Begriffs, oder Bildes ist nichts als ein Aetherisiren, ein Verluſtigen, Vergeistigen eines Specificums oder Individuums. Es gibt auch einen entgegengesetzten Proceſs. —

Sprache in der zweyten Potenz, z. B. Fabel, ist Ausdruck eines ganzen Gedankens, und gehört in die Hieroglophistik der zweyten Potenz, in die Ton- und Schriftbildersprache. Sie hat poetische Verdienste und ist nicht rhetorisch, subaltern, wenn sie ein vollkommener Ausdruck, wenn sie euphonisch, richtig und präcis ist, wenn sie gleichsam ein Ausdruck, mit um des Ausdrucks willen ist, wenn sie wenigstens nicht als Mittel erscheint, sondern an sich selbst eine

An ihren Mund.

Als er Sie umfangen hatte.

Jetzt hab' ich, was ich will, und was ich werde wollen,
Du Wohnhaus meines Geist's, der, als zu einer Thür
Jetzt ein, jetzt aus hier geht: ihr güldnen Pforten ihr,
Die auch die Götter selbst um Schöne neiden sollen!

Ihr hohen Lippen ihr! die ihr so hoch geschwollen
Von feuchter Süſse seyd; jetzt hab' ich eure Zier,
Das Wesen, das man selbst dem Leben setzet für,
Dem täglich wir ein Theil von unserm Leben zollen.

Ihr Bienen, die ihr liegt an Hybla's süſsen Brüsten,
Und saugt die edle Milch, den Honigreif mit Lüsten,
Hier, hier ist mein Hymett! Kommt, fliegt zu mir herein,

vollkommene Production des höhern Sprachvermögens ist. — — Dient ein Organ einem andern, so ist es, so zu sagen, seine Zunge, seine Kehle, sein Mund. Das Werkzeug, das dem Geiste am willigsten dient, am leichtesten mannichfaltiger Modificationen fähig ist, wird vorzüglich sein Sprachwerkzeug: daher Mund- und Fingersprache. —

Der Ton scheint nichts als eine gebrochene Bewegung zu seyn, in dem Sinn, wie die Farbe gebrochenes Licht ist. —

Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, nicht bestimmte Empfindungen und Gefühle machen glücklich. Man wird sich wohl befinden, wenn man keinen besondern Trieb, keine bestimmte Gedanken- und Empfindungsreihe in sich bemerkt. Dieser Zustand ist wie das Licht, ebenfalls heller oder dunkler: specifische Gedanken und Empfindungen sind seine Consonanten; man nennt es Bewuſstseyn. Vom vollkommensten Bewuſstseyn läſst sich sagen, daſs es sich alles und nichts bewuſst ist; es ist Gesang, bloſse Modulation der Stimmungen, wie dieser der Vocale oder Töne. Die innere Selbstsprache kann dunkel, schwer und barbarisch, und Griechisch und Italiänisch seyn, sie ist desto vollkommener, je mehr sie sich dem Gesange nähert. Der Ausdruck: er versteht sich selbst nicht, erscheint hier in einem neuen Lichte.

Die Sprache des Bewuſstseyns kann gebildet und ihr Ausdruck vollkommen gemacht werden, so daſs eine Fertigkeit entsteht, sich mit sich selbst zu besprechen. Unser Denken ist also eine Zweysprache, unser Empfinden Sympathie. —

Was ist der Mensch? Ein vollkommener Tropfe des Geistes. Alle ächte Mittheilung ist also bildsam, und sind also nicht Liebkosungen ächte Mittheilungen? —

Alle Menschen sind Variationen Eines vollständigen Individuums, d. h. Einer Ehe. Ein Variationen-Accord ist eine Familie, wozu jede innig verbundene Gesellschaft zu rechnen ist. —

Ein Lichtstrahl bricht sich noch in etwas ganz anders als Farben. Wenigstens ist der Lichtstrahl einer Beseelung fähig, wo sich dann die Seele in Seelenfarben bricht. Wem fällt nicht der Blick der Geliebten ein?

Alle geistige Berührung gleicht der Berührung eines Zauberstabs. Alles kann zum Zauberwerkzeug werden. Wem aber die Wirkungen einer solchen Berührung so fabelhaft, wem die Wirkungen eines Zauberspruchs so wunderbar vorkommen, der erinnere sich doch nur an die erste Berührung der Hand seiner Geliebten, an ihren ersten bedeutenden Blick, wo der Zauberstab der abgebrochene Lichtstrahl ist, an den ersten Kuſs, an das erste Wort der Liebe, und frage sich, ob der Bann und Zauber dieser Momente nicht auch fabelhaft und wundersam, unauflöslich und ewig ist. —

Das Augenspiel gestattet einen äuſserst mannichfaltigen Ausdruck; die übrigen Gesichtsgeberden oder Sinnen sind nur die Consonanten zu den Augenvocalen. Physiognomie ist also die Geberdensprache des Gesichts. Er hat viel Physiognomie, heiſst: sein Gesicht ist ein treffendes, fertiges und idealisirendes Sprachorgan. Die Frauen haben vorzüglich eine idealisirende Physiognomie; sie vermögen die Empfindungen nicht bloſs wahr, sondern auch reizend und schön, idealisch auszudrücken. Durch langen Umgang lernt man die Gesichtssprache verstehn. Die vollkommenste Physiognomie muſs allgemein und absolut verständlich seyn. Man könnte die Augen ein Lichtklavir nennen. Das Auge drückt sich auf eine ähnliche Weise, wie die Kehle durch höhere und tiefere Töne (die Vocale), durch schwächere und stärkere Leuchtungen aus. Sollten die Farben nicht die Lichtconsonanten seyn? — —

Bücher sind eine moderne Gattung historischer Wesen, aber eine höchst bedeutende. Sie sind vielleicht an die Stelle der Traditionen getreten. —

Die strenge Methode ist bloſs Studium, und sollte nicht gedruckt werden, man sollte nur im freyen ungebundenen Styl für das Publikum schreiben, und nur die strenge Demonstration, die systematische Ausarbeitung dabey liegen haben. —

Es wird eine schöne Zeit seyn, wenn man nichts mehr lesen wird, als die schöne Composition, als die literarischen Kunstwerke. Alle andere Bücher sind Mittel, und werden vergessen, wenn sie keine tauglichen Mittel mehr sind, und dies können die Bücher nicht lange bleiben. —

Der wahre Leser muſs der erweiterte Autor seyn; er ist die höhere Instanz, welche die Sache von der niedern Instanz schon vorgearbeitet erhält. Das Gefühl, vermittelst dessen der Autor die Materialien seiner Schrift geschieden hat, scheidet beym Lesen wieder das Rohe und Gebildete des Buchs, und wenn der Leser nach seiner Idee das Buch bearbeiten würde, so würde ein zweyter Leser noch mehr läutern, und so wird dadurch, daſs die bearbeitete Masse immer wieder in frischthätige Gefäſse kömmt, die Masse endlich wesentlicher Bestandtheil, Glied des wirksamen Geistes. — Durch unpartheyisches Wiederlesen seines Buchs kann der Autor es selbst läutern. Bey Fremden geht gewöhnlich das Eigenthümliche mit verloren, weil die Gabe so selten ist, völlig in eine fremde Idee hineinzugehn, oft selbst beym Autor. Es ist kein Merkmal gröſserer Bildung und grösserer Kräfte, wenn man ein Buch richtig tadelt; durch die Neuheit des Eindrucks ist die gröſsere Schärfe des Sinns ganz natürlich. —

So sonderbar, als es manchem scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daſs er nur die Behandlung, das Aeuſsere, die Melodie des Styls ist, welche zur Lectüre uns hinzieht, und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meisters Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringenden Schmeicheley einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannichfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden; diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buchs, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. —

Göthe ist ganz praktischer Dichter. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waaren ist: höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat in der deutschen Literatur das gethan, was Wedgewood in der Englischen Kunstwelt gethan hat. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edeln Geschmack. Beydes verträgt sich sehr gut, und hat eine nahe Verwandtschaft im chemischen Sinn. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daſs es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu thun, wovon man voraus wissen kann, daſs man es nicht vollkommen ausführen wird, daſs es gewiſs ungeschickt bleibt, und daſs man es nie darin zu einer meisterhaften Fertigkeit bringt. —

Wilhelm Meisters Lehrjahre sind gewissermaſsen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt blos von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerey behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs. Die Oekonomie ist merkwürdig, wodurch es mit prosaischem, wohlfeilen Stoff einen poetischen Effect erreicht. —

Wilhelm Meister ist eigentlich ein Candide, gegen die Poesie gerichtet; das Buch ist undichterisch in einem hohen Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist. Nach dem Feuer, Wahnsinn und den wilden Erscheinungen in der ersten Hälfte des dritten Theils sind die Bekenntnisse eine Beruhigung des Lesers. Die Oberaufſicht, welche der Abbé führt, ist lästig und komisch; der Thurm in Lotharios Schlosse ist ein groſser Widerspruch mit ihm selbst. Die Musen werden zu Comödiantinnen gemacht, und die Poesie spielt beynahe eine Rolle, wie in einer Farce. Es läſst sich fragen, wer am meisten verliert, ob der Adel, daſs er zur Poesie gerechnet, oder die Poesie, daſs sie vom Adel repräsentirt wird. Die Einführung Shakspeares macht eine fast tragische Wirkung. Der Held retardirt das Eindringen vom Evangelium der Oekonomie, und die ökonomische Natur ist endlich die wahre, übrig bleibende. —

Klopstocks Werke scheinen gröſstentheils freye Uebersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters, durch einen sehr talentvollen aber unpoetischen Philologen zu ſeyn. —

Wenn man von der Absichtlichkeit und Künstlichkeit der Shakspeareschen Werke spricht, so muſs man nicht vergessen, daſs die Kunst zur Natur gehört, und gleichsam die sich selbst beschauende, sich selbst nachahmende, sich selbst bildende Natur ist. Die Kunst einer gut entwickelten Natur ist freylich von der Künsteley des Verstandes, des blos raisonnirenden Geistes sehr unterschieden. Shakspeare war kein Calculator, kein Gelehrter, er war eine mächtige, buntkräftige Seele, deren Empfindungen und Werke, wie Erzeugnisse der Natur, das Gepräge des denkenden Geistes tragen, und in denen auch der letzte scharfsinnige Beobachter noch neue Uebereinstimmungen mit dem unendlichen Gliederbau des Welltalls, Begegnungen mit spätern Ideen, Verwandtschaften mit den höheren Kräften und Sinnen der Menschheit finden wird. Sie sind sinnbildlich und vieldeutig, einfach und unerschöpflich, wie die Erzeugnisse der Natur, und es dürfte nichts unpassenderes von ihnen gesagt werden können, als daſs sie Kunstwerke in jener eingeschränkten, mechanischen Bedeutung des Worts seyen.

In Shakspeares historischen Stücken ist durchgehends Kampf der Poeſie mit der Unpoesie. Das Gemeine erscheint witzig und ausgelassen, wenn das Groſse steif und traurig erscheint. Das niedrige Leben wird durchgehends dem höheren entgegen gestellt, oft tragisch, oft parodisch, oft des Contrastes wegen. Geschichte, was dem Dichter Geschichte heiſst, wird in diesen Stücken dargestellt; Geschichte in Gespräch aufgelöst: gerade das Gegentheil der wahren Geschichte, und doch Geschichte, wie sie seyn soll, weiſssagend und synchronistisch. Alles Dramatische gleicht einer Romanze; es ist klar, einfach, seltsam, ein ächt poetisches Spiel, ohne eigentliche Zwecke. —

In einer wahren Rede spielt der Redner alle

Rollen, um zu überraschen, um den Gegenstand von einer neuen Seite zu betrachten, um den Zuhörer plötzlich zu illudiren, oder auch zu überzeugen. Eine Rede ist ein äuſserst lebhaftes, geistreiches und abwechselndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenstandes. Bald frägt der Redner, bald antwortet er: dann spricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann scheint er den Gegenstand zu vergessen, um plötzlich zu ihm zurück zu kommen; dann stellt er sich überzeugt, um desto hinterlistiger zu schaden, dann einfältig, gerührt, muthig: er wendet sich zu seinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beschlossen wäre; bald spricht er mit Bauern, bald mit diesem, bald mit jenem, selbst mit leblosen Gegenständen. Kurz, eine Rede ist ein monologes Drama. Nur der offene, gerade Redner verdient diesen Namen, der schwülstige ist keiner. Die ächte Rede ist im Styl des hohen Lustspiels, nur einzeln mit groſser Poesie verwebt, sonst recht klare, einfache Prosa des gemeinen Lebens. —

An schlechten und mittelmäſsigen Schriftstellern lieſse sich noch mancher schöne Kranz verdienen: man hat bisher fast lauter Schlechtes und Mittelmäſsiges über dieselben, und doch würde eine Philosophie des Schlechten, Mittelmäſsigen und Gemeinen von der höchsten Wichtigkeit seyn. —

Formeln für Kunstindividuen finden, durch die sie im eigentlichen Sinn erst verstanden werden, macht das Geschäft eines artistischen Kritikers aus, dessen Arbeiten die Geschichte der Kunst vorbereiten. —

Jedes Buch, das der Mensch mit oder ohne Absicht, als solcher geschrieben hat, was also nicht sowohl Buch, als geschriebene Gedanken- und Charakteräufserung ist, kann so mannichfaltig beurtheilt werden, als der Mensch ist. Hier ist kein Künstler, sondern der ächte Menschenkenner competent; es gehört nicht für ein artistisches, sondern für ein anthropologisches Forum. So einseitig und unbillig, so arbiträr und inhuman Menschen beurtheilt werden, eben so auch diese Art Schriften. Es gibt so wenig reifen Sinn für universelle Humanität, dafs man sich auch über die Kritiker dieser Schriften nicht wundern darf. Gerade das Beste wird am leichtesten übersehen: auch hier findet der Kenner, für den der Mensch erst eigentlich vorhanden ist, unter dessen Augen er wird, unzählbare Nuancen, Harmonien und Gelungenheiten, nur er weifs sie zu würdigen, und bewundert vielleicht in einer sehr mittelmäfsig, oder gar schlecht scheinenden Schrift eine seltne Combination und Ausbildung menschlicher Anlagen, die herrliche Naturkunst eines Geistes, der sich ihm in einer barbarischen Form

Seht, wie das hohe Thun, das Treffliche, das Starke,
Das der Mund meinem gibt, sich regt in Seel' und Marke.
Ach, daſs mein ganzer Leib doch nichts als Mund soll seyn!

offenbart, weil er nur das Talent des schriftlichen Ausdrucks nicht beſaſs, oder vernachlässigte. — —

Nur dann zeige ich, daſs ich einen Schriftsteller verstanden habe, wenn ich in seinem Geiste handeln kann, wenn ich ihn, ohne seine Individualität zu schmälern, übersetzen und mannichfach verändern kann.

Eine Uebersetzung ist entweder grammatisch, oder verändernd, oder mythisch. Mythische Uebersetzungen sind Uebersetzungen im höchsten Styl. Sie stellen den reinen vollendeten Charakter des individuellen Kunstwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunstwerk, sondern das Ideal derselben. Noch existirt, wie ich glaube, kein ganzes Muster derselben. Im Geist mancher Kritiken und Beschreibungen von Kunstwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem sich poetischer Geist und philosophischer Geist in ihrer ganzen Fülle durchdrungen haben. Die Griechische Mythologie ist zum Theil eine solche Uebersetzung einer Nationalreligion. Auch die moderne Madonna ist ein solcher Mythus.

Grammatische Uebersetzungen sind die Uebersetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern sehr viel Gelehrsamkeit, aber nur discursive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Uebersetzungen gehört, wenn sie ächt seyn sollen, der höchste poetische Geist. Sie fallen leicht ins Travestiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Pope's Homer, die französischen Uebersetzungen insgesammt. Der wahre Uebersetzer dieser Art muſs in der That der Künstler selbst seyn, und die Idee des Ganzen beliebig so oder so geben können. Er muſs der Dichter des Dichters seyn, und ihn also nach seiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden lassen können. In einem ähnlichen Verhältnisse steht der Genius der Menschheit mit jedem einzelnen Menschen.

Nicht bloſs Bücher, alles kann auf diese drey Arten übersetzt werden.

Journale sind eigentlich schon gemeinschaftliche Bücher: das Schreiben in Gemeinschaft ist ein interessantes Symptom, das noch eine groſse Ausbildung der Schriftstellerey ahnen läſst. Man wird vielleicht einmal in Masse schreiben, denken und handeln: ganze Gemeinden, selbst Nationen werden Ein Werk unternehmen.

Die Bücherwelt ist in der That nur die Carikatur der wirklichen Welt. Beyde entspringen aus derselben Quelle. Jene aber erscheint in einem freyen beweglichen Medio. Daher sind dort alle Farben greller, weniger Mitteltinten, die Bewegungen lebhafter, die Umrisse daher frappanter, der Ausdruck hyperbolisch.

Jene erscheint nur fragmentarisch, diese ganz. Daher ist jene poetischer, geistvoller, interessanter, mahlerischer, aber auch unwahrer, unphilosophischer, unsittlicher. Die meisten Menschen, die meisten Gelehrten mitgerechnet, haben auch nur eine Buchansicht, eine fragmentarische Ansicht der wirklichen Welt, und dann leidet diese unter den nämlichen Gebrechen; geniefst aber auch die nämlichen Vortheile als die Bücherwelt. Viele Bücher sind auch nichts als Darstellungen solcher einzelnen fragmentarischen Ansichten der wirklichen Welt. —

Die meisten Schriftsteller sind zugleich ihre Leser, indem sie schreiben, und daher entstehn in ihren Werken so viele Spuren des Lesers, so viele kritische Rücksichten, so manches, was dem Leser zukömmt und nicht dem Schriftsteller: Gedankenstriche, grofsgedruckte Worte, herausgehobene Stellen, alles dies gehört in das Gebiet des Lesers. Der Leser setzt den Accent willkührlich, er macht eigentlich aus einem Buche, was er will. Es gibt kein allgemein geltendes Lesen, im gewöhnlichen Sinn. Lesen ist eine freye Operation; wie ich und was ich lesen soll, kann mir keiner vorschreiben.

Die meisten wissen selbst nicht, wie interessant sie wirklich sind, was sie wirklich für interessante Dinge sagen. Eine ächte Darstellung ihrer selbst, eine Aufzeichnung und Beurtheilung ihrer Reden würde sie über sich selbst in Erstaunen setzen, und ihnen in sich selbst eine durchaus neue Welt entdecken helfen. —

Ein Autodidaktos hat, bey allen Lücken und Unvollkommenheiten seines Wissens, die aus der Art seines Studiums nothwendig entstehen, dennoch den groſsen Vortheil, daſs jede neue Idee, die er sich zu eigen macht, sogleich in die Gemeinschaft seiner Kenntnisse und Ideen tritt, und sich mit dem Ganzen auſs innigste vermischt, welches dann Gelegenheit zu originellen Verbindungen und mannichfaltigen neuen Entdeckungen gibt. —

Die Schriftsteller sind so einseitig, wie alle Künstler Einer Art, und nur noch hartnäckiger. Unter den Schriftstellern von Profession gibt es gerade wenig liberale Menschen, besonders, wenn sie gar keine andre Subsistenz, als ihre Schriftstellerey haben.

Alles, was ein Gelehrter thut, sagt, spricht, leidet, hört u. s. w. muſs ein artistisches, technisches, wissenschaftliches Product, oder eine solche Operation seyn. Er spricht in Epigrammen; er agirt in einem Schauspiele; er ist Dialogist; er trägt Abhandlungen und Wissenschaften vor; er erzählt Anekdoten, Geschichte, Mährchen, Romane; er empfindet poetisch; wenn er zeichnet, so zeichnet er als Künstler, so als Musiker; sein Leben ist ein Roman, so sieht und hört er auch alles, so liest er. — Kurz, der ächte Gelehrte ist der vollständig gebildete Mensch, der allem, was er berührt und thut, eine wissenschaftliche, idealische Form gibt. —

Eine Idee ist desto gediegener, individueller und reizender, je mannichfaltigere Gedanken, Welten und Stimmungen sich in ihr kreuzen, berühren. Wenn ein Werk mehr Veranlassungen, mehr Bedeutungen, mehrfaches Interesse, mehr Seiten, überhaupt mehr Arten verstanden und geliebt zu werden hat, so ist es gewiſs höchst interessant: ein ächter Ausfluſs der Persönlichkeit. Wie sich die höchsten und gemeinsten Menschen, die höchst- und gemeinverständlichsten gewiſsermaſsen gleichen, so auch mit den Büchern. Vielleicht gleicht das höchste Buch einem Abc-Buch. Ueberhaupt ist es mit den Büchern und mit allem, so wie mit dem Menschen. Der Mensch ist eine Analogien-Quelle für das Weltall. —

In manchen ältern Schriften klopft ein geheimniſsvoller Pulsschlag, und bezeichnet die Berührungsstelle mit der unsichtbaren Welt, ein Lebendigwerden. —

Das Interessante ist, was mich, nicht um mein selbst willen, sondern nur als Mittel, als Glied in Bewegung setzt. Das Classische stört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirekt durch mich selbst. Es ist nicht für mich da, als klassisch, wenn ich es nicht setze, als ein solches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht selbst zur Hervorbringung desselben für mich bestimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir selbst losrisse, und diesen Keim sich auf eine eigenthümliche Weise vor meinen Augen entwickeln lieſse. Eine Entwickelung, die oft nur eines Moments bedarf, und mit der sinnlichen Wahrnehmung des Objekts zusammenfällt, so daſs ich ein Objekt vor mir sehe, in welchem das gemeine Objekt und das Ideal, wechselseitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden. —

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Besinnung gebrachte Eigenschaft, Handlungsweise unsers Geistes ist im eigentlichsten Sinne eine neu entdeckte Welt. —

Humor ist eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche ist das Pikante daran. Humor ist das Resultat einer freyen Vermischung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein interessant und erhält objectiven Werth. Wo Phantasie und Urtheilskraft sich berühren, entsteht Witz; wo sich Vernunft und Willkühr paaren: Humor. Persiflage gehört zum Humor, ist aber um einen Grad geringer, sie ist nicht mehr rein artistisch und viel beschränkter. In heitern Seelen gibt es keinen Witz. Witz zeigt ein gestörtes Gleichgewicht an, er ist die Folge der Störung, und zugleich das Mittel der Herstellung. Den stärksten Witz hat die Leidenschaft. Es gibt eine Art des geselligen Witzes, die nur magisches Farbenspiel in höhern Sphären ist. Der Zustand der Auflösung aller Verhältnisse, die Verzweiflung oder das geistige Streben ist am fürchterlichsten witzig. — Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häſsliche, Ungesittete wird durch Witz allein gesellschaftsfähig; es ist gleichsam nur um des Witzes willen. —

Der Geist der Poesie ist das Morgenlicht, das die Statue des Memnon tönen macht. —

Alles Vollendete spricht sich nicht allein, es spricht seine ganze mitverwandte Welt aus. Daher schwebt um das Vollendete jeder Art der Schleyer der ewigen Jungfrau, den die leiseste Berührung in magischen Duft auflöst, der zum Wolkenwagen des Sehers wird. Es ist nicht die Antike allein, die wir sehen; sie ist der Himmel, das Fernrohr und der Fixstern zugleich, und mithin eine ächte Offenbarung einer höhern Welt. — Man glaube nur auch nicht allzusteif, daſs die Antike und das Vollendete gemacht sey — gemacht — was wir so gemacht nennen. Sie sind so gemacht, wie die Geliebte durch das verabredete Zeichen des Freundes in der Nacht; wie der Funken durch die Berührung der Leiter, oder der Stern, durch die Bewegung im Auge. — — Mit jedem Zuge der Vollendung springt das Werk vom Meister ab, in mehr als Raumfernen, und so sieht mit dem letzten Zuge der Meister sein vorgebliches Werk durch eine Gedankenkluft von sich getrennt, deren Weite er selbst kaum faſst, und über die nur die Einbildungskraft, wie der Schatten des Riesen Intelligenz (Göthes Mährchen) zu setzen vermag. In dem Augenblicke, da es ganz sein werden sollte, ward es mehr als er, sein Schöpfer, er zum unwissenden Organ und Eigenthum einer höhern Macht. Der Künstler gehört dem Werke, und nicht das Werk dem Künstler. —

Der Sinn für Poesie hat viel mit dem Sinn für Mysticismus gemein: er ist der Sinn für das Eigenthümliche, Personelle, Unbekannte, Geheimniſsvolle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er stellt das Undarstellbare dar; er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare. Kritik der Poesie ist ein Unding: es ist schon schwer zu entscheiden, ob etwas Poesie sey oder nicht. Der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne das Subjekt-Objekt vor: Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts — seine Ewigkeit. Der Sinn für Poesie hat nahe Verwandtschaft mit dem Sinn der Weiſsagung und dem religiösen Sinn, dem Wahnsinn überhaupt. Der Dichter ordnet, vereiniget, wählt, erfindet, und es ist ihm selbst unbegreiflich, warum gerade so und nicht anders. —

Es gibt einen speciellen Sinn für Poesie, eine poetische Stimmung in uns. Die Poesie ist durchaus personell, und darum unbeschreiblich und nicht zu definiren. Wer es nicht unmittelbar weiſs und fühlt, was Poesie ist, dem läſst sich kein Begriff davon beybringen. Poesie ist Poesie; von Sprech- und Redekunst unendlich verschieden. —

Man sucht mit der Poesie, die gleichsam nur das mechanische Instrument dazu ist, innere Stimmungen, oder Gemählde und Anschauungen hervorzubringen, vielleicht auch geistige Tänze u. s. w. - Poesie ist Gemüthserregungskunst. —

Poesie ist Darstellung des Gemüths, der innern Welt in ihrer Gesammtheit. Schon ihr Medium, die Worte, deuten es an; denn sie sind ja die äuſsere Offenbarung jenes innern Kraftreichs, ganz das, was die Plastik zur äussern gestalteten Welt, und die Musik zu den Tönen ist. Effekt ist ihr gerade entgegengesetzt, in so fern sie plastisch ist, doch gibt es eine musikalische Poesie, die das Gemüth selbst in ein mannichfaltiges Spiel von Bewegungen setzt.

Dem Dichter ist ein ruhiger, aufmerksamer Sinn, Ideen oder Neigungen, die ihn von irdischer Geschäftigkeit und kleinlichen Angelegenheiten abhalten, eine sorgenfreye Lage, Reisen, Bekanntschaft mit vielartigen Menschen, mannichfache Anschauungen, Leichtsinn, Gedächtniſs, Gabe zu sprechen, keine Anheftung an Einen Gegenstand, keine Leidenschaft im vollen Sinn, eine vielseitige Empfänglichkeit nöthig. —

Poeten sind Isolatoren und Leiter des poetischen Stroms zugleich. —

Der Poet braucht die Dinge und Worte wie Tasten, und die ganze Poesie beruht auf thätiger Ideenassociation, auf selbstthätiger, absichtlicher, idealischer Zufallsproduction. —

Der ächte Dichter ist allwissend, er ist eine wirkliche Welt im Kleinen. —

Der Dichter muſs die Fähigkeit haben, sich andere Gedanken vorzustellen; auch Gedanken in allen Arten der Folge und in den mannichfaltigsten Ausdrücken darzustellen. Wie ein Tonkünstler verschiedene Töne und Instrumente in seinem Innern sich vergegenwärtigen, sie

Er redet den Mund seiner Freundin an.

Hab' ich dich nun einmal, du Kühlung meiner Hitze,
Du Labsal meines Durst's, den du mir selbst gemacht,
Nach deinem Lebensthau, als du mich angelacht,
Und erstlich hast bestrahlt mit deiner Aeuglein Blitze?

Wohl mir Glückseligen, der ich den Göttern sitze
In ihrem Schooſse selbst; ich find' an mir vollbracht
All', alle Süſsigkeit, die werden kann erdacht,
Und biete nun auf Lust den Göttern selbst die Spitze.

Thut, bitt' ich, thut euch auf, o ihr Korallenpforten,
Und sagt mir eure Gunst mit halbgemachten Worten!
Doch was begehr' ich das? Du bist des Herzens Rath,

vor sich bewegen lassen, und sie auf mancherley Weise verbinden kann, so daſs er gleichsam der Lebensgeist dieser Klänge und Melodien wird; wie gleichfalls ein Mahler, als Meister und Erfinder farbiger Gestalten, diese nach seinem Gefallen zu verändern, gegen einander und neben einander zu stellen und zu vervielfachen, und alle mögliche Arten und Einzelne hervorzubringen versteht; so muſs der Dichter den redenden Geist aller Dinge und Handlungen in seinen unterschiedlichen Trachten sich vorzubilden, und alle Gattungen von Spracharbeit zu fertigen und mit besonderm, eigenthümlichen Sinn zu beseelen vermögend seyn. Gespräche, Briefe, Reden, Erzählungen, Beschreibungen, leidenschaftliche Aeuſserungen, mit allen möglichen Gegenständen angefüllt, unter mancherley Umständen, und von tausend verschiedenen Menschen muſs er erfinden, und in angemeſsnen Worten aufs Papier bringen können. Er muſs im Stande seyn, über alles auf eine unterhaltende und bedeutende Weise zu sprechen, und das Sprechen oder Schreiben muſs ihn selbst zum Schreiben und Sprechen begeistern. —

Sollten die Grundgesetze der Phantasie die Entgegengesetzten (nicht die Umgekehrten) der Logik seyn?

Die Poesie ist der Held der Philosophie. Die

Philosophie erhebt die Poesie zum Grundsatz; sie lehrt uns den Werth der Poesie kennen. Philosophie ist die Theorie der Poesie; sie zeigt uns, was die Poesie sey; daſs sie Eins und Alles sey. —

Die Trennung von Philosoph und Dichter ist nur scheinbar und zum Nachtheil beyder. Es ist ein Zeichen einer Krankheit und krankhaften Constitution. —

Philosophie klingt wie Poesie, weil jeder Ruf in der Ferne Vocal wird. So wird alles in der Entfernung Poesie: ferne Berge, ferne Menschen, ferne Begebenheiten u. s. w. (alles wird romantisch;) daher ergibt sich unsre urpoetische Natur. Poesie der Nacht und Dämmerung.

Es gibt eine symptomatische und eine genetische Nachahmung. Die letzte ist allein lebendig; sie setzt die innigste Vereinigung der Einbildungskraft und des Verstandes voraus.

Aechte poetische Charaktere sind schwierig genug zu erfinden und auszuführen. Es sind gleichsam verschiedene Stimmen und Instrumente. Sie müssen allgemein und doch eigenthümlich, bestimmt und doch frey, klar und doch geheimniſsvoll seyn. In der wirklichen Welt gibt es äuſserst selten Charaktere; sie sind so selten wie gute Schauspieler. Viele Menschen haben gar nicht einmal die Anlage zu Charakteren. Man muſs die Gewohnheitsmenschen, die

Alltäglichen, von den Charakteren wohl unterscheiden. Der Charakter ist durchaus selbstthätig.

Das Lächerliche ist eine Mischung, die auf Null hinausläuft. —

Sonderbar genug, daſs man in Gedichten nichts mehr als den Schein von Gedichten zu vermeiden gesucht hat, und nichts mehr darin tadelt, als die Spuren der Fiction, der erdichteten Welt. Was wir bey diesem Streben und Gefühl unwillkührlich beabsichtigen, ist allerdings etwas sehr Hohes, aber das zu frühe Greifen darnach ist um deſswillen äuſserst ungeschickt und unzweckmäſsig, weil man nur durch dreiste und richtige Zeichnung selbsterfundner Gegenstände und Geschichten fähig wird, freyes Gemüth in eine scheinbare Welthopei zu legen. —

Es ist eine unangenehme Empfindung, bey einem bestimmten Endzweck überflüssige Worte zu hören, und da die Poesie nichts als ein gebildeter Ueberfluſs, ein sich selbst bildendes Wesen ist, so muſs die Poesie recht zuwider werden, wenn man sie am unrechten Orte sieht, und wenn sie raisonniren und argumentiren, und überhaupt eine ernsthafte Miene annehmen will; dann ist sie nicht mehr Poesie. —

Je persönlicher, localer, temporeller, eigenthümlicher ein Gedicht ist, desto näher steht es dem Centro der Poesie. Ein Gedicht muſs ganz unerschöpflich seyn, wie ein Mensch und ein guter Spruch.

Wenn man manche Gedichte in Musik setzt, warum setzt man sie nicht in Poesie? —

Das Theater ist die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst. —

Sind Epos, Lyra und Drama etwa nur die drey Elemente jedes Gedichts, und nur das vorzüglich Epos, wo das Epos vorzüglich heraus tritt, und so fort. —

Das lyrische Gedicht ist das Chor im Drama des Lebens, der Welt. Die lyrischen Dichter sind ein aus Jugend und Alter, Freude, Antheil und Weisheit lieblich gemischtes Chor. —

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können theils allegorisch, theils Poesie der Geschichte seyn. In wenige einfache Gespräche wird die Zeit gedrängt, die local, personell und temporell sind.

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinn; alle Darstellung des Kommenden, des Zukünftigen, ein Lustspiel. Das Trauerspiel ist bey dem höchsten Leben eines Volks am rechten Orte, so wie das Lustspiel beym schwachen Leben desselben. —

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyra und Drama. Es sind unzertrennliche Elemente, die in jedem freyen Knnstwesen zusammen, und nur nach Beschaffenheit, in verschiedenen Verhältnissen geeinigt sind. —

Die Kunst, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik. —

Der Roman ist gleichsam die freye Geschichte, gleichsam die Mythologie der Geschichte. —

Das Leben ist etwas, wie Farbe, Ton und Kraft. Der Romantiker studirt das Leben, wie der Mahler, Musiker und Mechaniker Farbe, Ton und Kraft. Sorgfältiges Studium des Lebens macht den Romantiker, wie sorgfältiges Studium von Farbe, Gestaltung, Ton und Kraft den Mahler, Musiker und Mechaniker. —

Der Roman ist völlig als Romanze zu betrachten. — Die Poetik läſst sich freylich als eine Combination untergeordneter Künste betrachten, z. B. der Metrik, der Sprachkenntniſs, der Kunst uneigentlich zu reden, witzig und scharfsinnig zu seyn; werden diese Künste gut verbunden, und mit Geschmack angewandt, so wird man das Produkt Gedicht nennen müssen. Wir sind freylich gewöhnt, nur dem Ausdruck des Höchsten, der eigentlichen, eigenthümlichen Erfindung unter vorgedachten Bedingungen den Namen eines Gedichts zu geben. Freylich wird auf jeder höhern Stufe der Bildung die Poetik ein bedeutenderes Werkzeug, und ein Gedicht ein höheres Produkt. — Manches wird erst dem dichterisch Gestimmten, oder dem Verfasser Gedicht, was es sonst nicht ist.

Das Individuum wird das vollkommenste, das reinsystematische seyn, das nur durch einen einzigen Zufall individualisirt ist, z. B. durch seine Geburt. In diesem Zufalle muſs die ganze Reihe seiner Zufälle und Zustände determinirt seyn. — Ein Romanschreiber macht eine Art von *Bouts rimés*, der aus einer gegebenen Menge von Zufällen und Situationen eine wohlgeordnete, geſetzmäſsige Reihe macht, der Ein Individuum zu einem Zweck durch alle diese Zufälle zweckmäſsig hindurch führt. Ein eigenthümliches Individuum muſs er haben, das die Begebenheiten bestimmt, und von ihnen bestimmt wird. Dieser Wechsel, oder die Veränderungen eines Individuums in einer continuirlichen Reihe, machen den interessanten Stoff eines Romans aus. Ein Romandichter kann auf mancherley Art zu Werke gehn: er kann sich z. B. erst eine Menge Begebenheiten aussinnen, und zu der Belebung dieser ein Individuum erdenken (eine Menge Reize, und zu diesen eine besondre, sie mannichfach verändernde und specificirende Constitution); oder er kann sich umgekehrt erst ein Individuum eigner Art festsezzen, und zu diesem eine Menge Begebenheiten erfinden. Er kann also *A*) Begebenheiten und Individualitäten in Verbindung und zwar 1) entweder die Veränderungen der Begebenheiten, der Zufälle durch ein Individuum, oder 2) umgekehrt, die Veränderungen des Individuums durch die Begebenheiten oder 3) beyde wechselseitig sich verändernd; oder *B*) beyde unabhängig von einander, und zwar 1) sich durchkreuzend, 2) parallel, 3) gänzlich getrennt, darstellen. Die Begebenheiten können aber 1) entweder zusammenhängende Handlungen eines vernünftigen Wesens (hierher gehört auch das Fatum), oder isolirte Zufälle, oder beydes vermischt seyn. Sind sie das Erste, so wird *B* 1. Darstellung eines Kampfs, *B* 2. Darstellung einer Gemeinschaft, *B* 3. Darstellung doppelter Welten, die höchstens mahlerischen, poetischen Zusammenhang haben, seyn. Sind sie das Zweite, so wird *B* 1. Kampf mit dem Unglück, *B* 2. Gemeinschaft mit dem Glück, *B* 3. wie beym Ersten seyn. Die Regeln des Dritten ergeben sich aus den beyden ersten. Wenn man weiſs, welche Classe dieser verschiedenen Darstellungen der Dichter gewählt hat, so muſs sich alles darin aus diesem Begriffe deduciren und rechtfertigen lassen. Einheit muſs jede Darstellung haben, wenn sie Eine Darstellung, Ein Ganzes seyn will, und nicht etwa aus Princip im Groſsen gestaltlos, und nur im Einzelnen poetisch gestaltet seyn will, dann aber ist sie auch insofern kein Kunstwerk, sondern eine

Sammlung von Kunstfragmenten. Je gröſser der Dichter ist, desto weniger Freyheit erlaubt er sich, desto philosophischer ist er. Er begnügt sich mit der willkührlichen Wahl des ersten Moments, und entwickelt nachher nur die Anlagen dieses Keims, bis zu seiner Auflösung. Jeder Keim ist eine Dissonanz, ein Miſsverhältniſs, das sich erst nachgerade ausgleichen soll. Dieser erste Moment begreift die Wechselglieder in einem Verhältniſs, welches nicht so bleiben kann; so im Wilhelm Meister: Sinn für schöne Kunst und Geschäftsleben streiten sich um ihn, dies kann unmöglich bleiben. Schönheit und Nutzen sind die Göttinnen, die ihm einigemal unter verschiedenen Gestalten auf Scheidewegen erscheinen. Endlich kommt Natalie, die beyden Wege und die beyden Gestalten flieſsen in Eins. — Durch die Annahme mehrerer willkührlichen Punkte, die er zu verbreiten suchen muſs, erleichtert sich der Dichter, so paradox es auch scheint, seine Arbeit. Ein solches *Bout rimé* auszufüllen, ist in der That leichter, als *a priori* aus dem einfachen Kern die dazu gehörige mannichfaltige Reihe streng zu entwickeln. —

Die Schreibart des Romans muſs kein Continuum, es muſs ein in jedem Perioden gegliederter Bau seyn. Jedes kleine Stück muſs etwas Abgeschnittenes, Begränztes, ein eignes Ganze seyn. —

Die Gegenstände des Romantischen müssen, wie die Töne der Aeolsharfe da seyn, auf einmal, ohne Veranlassung, ohne ihr Instrument zu verrathen. —

Alle Zufälle unsers Lebens sind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geist hat, macht viel aus seinem Leben. Jede Bekanntschaft, jeder Vorfall wäre für den durchaus Geistigen erstes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans. —

Sollte der Roman alle Gattungen des Styls in einer durch den gemeinsamen Geist verschiedentlich gebundenen Folge begreifen? —

Welche unerschöpfliche Menge von Materialien zu neuen individuellen Combinationen liegt nicht umher? Wer einmal dieses Geheimniſs errathen hat, der hat nichts mehr nöthig, als den Entschluſs, der unendlichen Mannichfaltigkeit und ihrem bloſsen Genusse zu entsagen, und irgendwo anzufangen. Aber dieser Entschluſs kostet das freye Gefühl einer unendlichen Welt, und fordert die Beschränkung auf eine einzelne Erscheinung derselben. Sollten wir vielleicht einem ähnlichen Entschlusse unser irdisches Daseyn zuzuschreiben haben? —

Es lassen sich Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Association, wie Träume, denken; Gedichte, die bloſs wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens einzelne Strophen verständlich, wie Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen. Diese wahre Poesie kann höchstens einen allgeorischen Sinn im Grossen, und eine indirekte Wirkung, wie Musik, haben. Darum ist die Natur so rein poetisch, wie die Stube eines Zauberers, eines Physikers, eine Kinderstube, eine Polter- und Vorrathskammer. —

Ein Mährchen ist wie ein Traumbild ohne Zusammenhang. Ein Ensemble wunderbarer Dinge und Begebenheiten, z. B. eine musikalische Phantasie, die harmonischen Folgen einer Aeolsharfe, die Natur selbst. —

In einem ächten Mährchen muſs alles wunderbar, geheimniſsvoll und zusammenhängend seyn; alles belebt, jedes auf eine andere Art. Die ganze Natur muſs wunderlich mit der ganzen Geisterwelt gemischt seyn; hier tritt die Zeit der allgemeinen Anarchie, der Gesetzlosigkeit, Freyheit, der Naturstand der Natur, die Zeit vor der Welt ein. Diese Zeit vor der Welt liefert gleichsam die zerstreuten Züge der Zeit nach der Welt, wie der Naturstand ein sonderbares Bild des ewigen Reichs ist. Die Welt des Mährchens ist die, der Welt der Wahrheit durchaus entgegen gesetzte, und eben darum ihr so durchaus ähnlich, wie das Chaos der vollendeten Schöpfung ähnlich ist. — In

Du rosengleicher Mund, das, weil's nicht kan
geschehen,
Daſs sich es bloſs von mir und leiblich lass
sehen,
Dich mir an seine Statt herausgesendet hat.

der künftigen Welt ist alles wie in der ehemaligen, und doch durchaus anders; die künftige Welt in das vernünftige Chaos; das Chaos, das sich selbst durchdrang, das in sich und auſser sich ist. — Das ächte Mährchen muſs zugleich prophetische Darstellung, idealische Darstellung, absolut nothwendige Darstellung seyn. Der ächte Mährchendichter ist ein Seher der Zukunft. —

Der erste Mensch ist der erste Geisterseher, ihm erscheint alles als Geist. Was sind Kinder anders, als erste Menschen? Der frische Blick des Kindes ist überschwenglicher, als die Ahnung des entschiedensten Sehers. —

Es liegt nur an der Schwäche unsrer Organe und der Selbstberührung, daſs wir uns nicht in einer Feenwelt erblicken. Alle Mährchen sind nur Träume von jener heimathlichen Welt, die überall und nirgend ist. Die höhern Mächte in uns, die einst als Genien unsern Willen vollbringen werden, sind jetzt Musen, die uns auf dieser mühseligen Laufbahn mit süſsen Erinnerungen erquicken. —

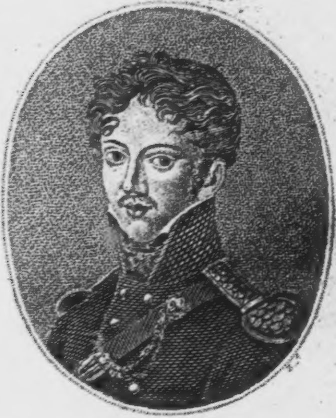
Die Sieste des Geisterreichs ist die Blumenwelt. In Indien schlummern die Menschen noch immer, und ihr heiliger Traum ist ein Garten, den Zucker und Milch umflieſsen. —

Auserlesene

Gedichte

von

Theodor Körner.



C.T. KÖRNER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Achtzigstes Bändchen.

Theod. Körner's Gedichte.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Biographie des Dichters.

Happy are they, who fall in their youth, in the midst of their renown.

Ossian.

Theodor Körner wurde zu Dresden, wo sein Vater Appellationsrath war, am 23. Sept. 791 geboren. Seine Mutter ist die Tochter les Kupferstechers Stock zu Leipzig. Die, ls Pastellmahlerin berühmte Demoiselle Stock ar seine Tante, und der zu früh verstorbene, niale Professor Dippoldt in Danzig, so wie der würdige Conrector Küttner zu Dresden, waren seine Lehrer. Beyde nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunst und Poesie; dabey war ihm sein Horazischer Vater der beste Freund und Leiter. Im Jahr 1808 besuchte er zuerst die Bergakademie in Freyberg; die Bergwissenschaften waren seine eigene Wahl und er hatte, wie aus seinen Gedichten erhellt, viel Interesse für den Bergbau. Im J. 1810 bezog er die Universität Leipzig; er verhielt sich aber hier nur Ein Jahr, denn schon im J. 1811 ging er nach Berlin, um da seine Studien fortzusetzen, konnte sie aber auch hier nicht fortsetzen, sondern begab sich im August desselben Jahrs nach Wien. —

Zum Jünglinge gereift, war sein Aeußeres, wenn gleich nicht einnehmend, doch keinesweges zurückstoſsend; sein Körper war nervigt und fest, lebhaft und munter sein Gesicht, schön gelockt sein schwarzes Haupthaar, und sein immer bewegtes Auge zog gewaltig zu ihm hin. In seinem Umgange zeigte sich ein gerader, offner Sinn, ungemessen zwar in Ausdrücken, aber herzlich und hingebend gegen jeden Hochgesinnten. Kleinliche Pedanterie, Engherzigkeit und Verstellung haſste er tödtlich. Der sogenannte Ton der Welt war ihm drückender Zwang; daher suchte er besonders den Umgang jugendlich-kräftiger Menschen, deren Rohheiten freylich auch auf ihn Einfluſs hatten. Wenn er nicht ganz ausartete, so hatte er es der früheren sorgfältigen Erziehung und seiner angestammten Kunstliebe und Begeisterung zu danken. Sein Aeuſseres glich einem Feuersteine; sein Inneres einem werthvollen Diamant. — In Löbichau, dem bekannten Landsitze der Herzogin von Curland, die seine Pathe war, lebte er, vor seiner Ankunft in Leipzig, mehrere glückliche Wochen im Zirkel gebildeter Menschen, und fast immer mit der Literatur und der Poesie beschäftigt. Schon damals lieſs er seine poetischen Erstlinge unter dem Titel: Knospen (Leipz. bey Göschen) drucken. — Seine akademischen Verbindungen rissen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Jüngling von Kraft und Muth so schwer entgehen kann. Ein Glück für ihn, daſs weder in Leipzig noch Berlin seines Bleibens war. Was der Vater von ihm verlangte, war nicht die Vorbereitung zu einem besondern Fache, oder einem sogenannten Brodstudium, sondern die vollständige Ausbildung eines veredelten Menſehen. Seine Verbindungen in Wien ſchienen dieser Ansicht günstig, und in der That erfüllte Wien vollkommen, was Vater und Sohn davon gehofft hatten. Die reizenden Umgebungen und die Kunstschätze dieser Hauptstadt gewährten dem jungen Körner vielfältigen Genuſs. **Wilh. Aug. Schlegel**, der Preuss. Gesandte **Wilhelm v. Humboldt**, die Dichterin **Caroline Pichler** und die Frau von **Pereira** strahlten besonders im Kranze seiner Bekanntschaften. Nachdem er vor dem Publicum mit Erfolg als dramatischer Schriftsteller aufgetreten war, hatte er das Glück, als Hoftheaterdichter angestellt zu werden. Vielen seiner Freunde bangte zwar vor dem Dichter, und vor der Richtung, welche hier sein Talent so leicht nehmen könnte; aber sie durften nichts fürchten: denn obgleich diese Periode

An die Bienen.

Schlagt eure Werkstatt auf in dieser Linden hier,
Die hohl ist von Natur, ihr Honigmeisterinnen!
Die Aue hier, durchnäſst mit so viel kalten Brünnen,
Die bringt gesundes Gras und feisten Klee herfür.

Hier wirket euer Werk, das süſse, nach Begier!
Hier pfleget oft zu gehn der Preis der Venusinnen,
Konkorda, meine Lust, die ganz mein Herz hat innen;
Weil ich sie lassen muſs, so wachet ihr bey ihr!

Geschicht es, daſs vielleicht ein Andrer ihr schleicht nach,
Indem sie bey euch ist, und diesen schönen Flüssen,
Und will mit Hinterlist ihr süſses Mündlein küssen,

Das euch auch süſser macht; so sollt ihr meine Schmach,
Ihr Feinde der Gewalt, aus rechtem Eifer rächen,
Und diesen frechen Mund alsbald zu Tode stechen!

die glänzendste in seinem äuſsern Leben zu seyn schien, so konnte doch der, in sich selbst noch schwankende, nach Auſsen vielfach getriebene Geist, in ihr noch keine Befriedigung gewinnen. Körner hatte hier den Zielpunct seines Wirkens noch nicht gefunden. Sein Genius rief ihn in die Bahn der Thaten.

Ein neues Morgenroth wurde von Osten her über Deutschland verkündet. Mächtig und hoch tönte der Ruf von Preuſsens Söhnen, die für Freyheit und Ruhm sich dem Tode weihten. Dieser Ruf drang auch an Körners Ohr, und der hochgesinnte Jüngling säumte keinen Augenblick, die Leyer mit dem Schwerte zu vertauschen. Wie dies sein Freyheit athmender Sinn für seine erste Pflicht gehalten, und wie ergrimmt er war bey Deutschlands Unterjochung, das sprechen mehrere seiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen seiner Brüder und Kampfgenossen hoch beseelte. An seinen Vater schrieb er: „Deutschland steht auf, der Preuſsische Adler erweckt durch seine kühnen Flügelschläge die groſse Hoffnung einer Deutschen Freyheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande, laſs mich ihr würdiger Jünger seyn. — Eine groſse Zeit will groſse Herzen, und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe seyn zu können in dieser Völkerbrandung; ich muſs hinaus, und dem Wogensturm die muthige Brust entgegen drücken. Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleyern? — Daſs ich mein Leben wage, das gilt nicht viel, daſs aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist; und daſs ich es doch wage, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden kann." — Er verlieſs Wien am 15. März 1813; ging mit guten Empfehlungen nach Breslau und stellte sich unter Lützow's Schaar.

Sein Aufenthalt in Wien hatte ihm in mehrern Formen der Poesie sich zu üben Gelegenheit gegeben, und manches neue Band ihn ſester an das Leben verbunden. Jetzt aber, in der neuen Laufbahn des Kriegers, jetzt fand er das Ziel seines thatendurstigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm sich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er auch den Stoff lebendiger Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangte; und der Sturm der Thaten, der ihn umbrauſste, strebte hoch zum männlichen Liede auf. In dieser Periode war es, wo er die besten, kräftigsten, tiefsinnigsten seiner Lieder dichtete. Er wurde Deutschlands Tyrtäus; die Leyer diente seinem vollen Herzen zur Erholung, und tiefergreifend war des jugendlichen Barden Anblick, wenn er mit kriegerischer Wollust seinen Lieblings-Gesang „Es brauſst der Sturm“ etc. anstimmte. Aber eben so eifrig lernte er die Hornsignale und besorgte den Kriegsdienst. In der Schlacht von Lützen wär' er fast in Gefangenschaft gerathen; er wurde schwer verwundet. Nachdem er geheilt war, kehrte er zur Reiterey seines Corps, unter dessen Jäger er bisher gestanden hatte, zurück. So wenig er auch in der Kunst des Reiters eingeübt war, so wollte er bey jedem Angriffe doch stets der Erste seyn. Viele seiner Freunde warnten ihn deshalb vergebens. Er starb, vielleicht ein Opfer ungeregelten Muthes, in der Jugendblüthe, mitten in seinem Ruhm, den Tod für's Vaterland. Zwar war's ihm nicht vergönnt, den Triumph von Leipzig zu sehen, nicht, zu erblicken die stolze Kaiserstadt, an der Seine; aber eben durch dieses Entbehren vermied er auch so manche bittere Erfahrung, welche seinem edeln Herzen gewiſs unangenehm gewesen seyn würde. Körner starb am 26. Aug. 1813, Morgens 8 Uhr, auf einem Felde, unfern der Straſse von Schwerin nach Gadebusch, nahe an einem Gehölze, nur eine halbe Stunde westlich von Rosenberg. Eine feindliche Flintenkugel, welche zunächst durch den Hals seines Pferdes gegangen war, hatte seinen Unterleib durchbohrt. Leber und Rückgrat wurden zugleich verletzt; die dadurch entstandene Nervenerschütterung nahm ihm sogleich die Sprache, und wahrscheinlich auch den Schmerz. Nach wenig Minuten hörte er auf zu athmen. Er wurde von seinen, ihm zu Hülfe geeilten Freunden mit gröſster Vorsicht aufgehoben, und den Händen eines geschickten Wundarztes übergeben, dessen Kunst aber das entflohne Leben nicht zurück zu rufen vermochte. Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechtes hatte Körner, als Schwanengesang, sein Schwertlied, vollendet und vorgelesen. Bald darauf näherten sich feindliche Wagen unter starker Infanteriebedeckung. Mit nur allzustürmischem Muthe stürzte er auf die Feinde; sie flohen und warfen sich in's Gebüsch, von wo aus sie wenigstens 60 Kugeln versendeten. Nur drey derselben trafen. Körner sank zuerst; Graf Hardenberg, Volonteur in Russischen Diensten, rief: „Körner, ich folge dir!" fiel nach ihm, und ein Lützow'scher Jäger stürzte zuletzt. Körners und Hardenbergs entseelte Hüllen wurden zu Bübelow in einen Sarg gelegt, von den Freunden mit Eichenlaub bekränzt und unter einer alten Eiche beygesetzt. Körners Name schmückt die Rinde dieses Baums. Diesen Platz, nebst der Eiche, und einen umgebenden Raum erhielt Körners Vater als ein Geschenk von dem regierenden Herzoge von Mecklenburg-Schwerin. Die Grabstätte ist jetzt bepflanzt, mit einer Mauer umgeben und mit einem, aus Eisen gegossenen Denkmale bezeichnet. —

Körners Gedichte, so weit sie die Befreyung von Französischer Herrschaft aussprechen, befinden sich unter dem Titel: Leyer und Schwert (Berl. bey Nicolai, 3te Aufl. 8. 1815) vereint; seine übrigen Poesien enthält der von Tiedge herausgegebene 2te

Theil seines poetischen Nachlasses (Leipzig, bey Hartknoch, 4te Aufl. 12. 1817.) Aus beyden ist die Auswahl für die Etui-Bibliothek geschehen. — Unter Körners Gedichten tragen besonders seine Kriegslieder das Gepräge der Orginalität, sie athmen sämtlich ein zartes, tiefes Gefühl. Glühende Vaterlandsliebe, hoher Sinn für Freyheit, brennender Haſs gegen Unterdrückung und heftiger Unwille gegen feige und sklavische Hingebung, dann aber auch die zartesten Gefühle für seine Lieben, ein triumphirender Glaube an Gott, und eine helle Zuversicht für die Sache des Rechts, sind die Elemente, aus denen diese Poesien hervorgingen. Bey aller Heldenfreudigkeit, die den dichtenden Geist des Verfassers erhebt, und bey allen seinen Siegeshoffnungen, herrscht dennoch überall in seinen Gesängen eine dunkle

Todesahnung, die leider nur zu bald in Erfüllung gegangen ist. Die übrigen seiner Gedichte (in dem poetischen Nachlasse) sind Blumen und Blüthen, die nach Zeit und Gelegenheit sich zu Kränzen verflechten, um das Bildniſs eines schönen, heitern und frommen Jugendlebens zu schmücken. Er versuchte sich am glücklichsten in Romanzen, Legenden, erotischen Poesien und im geistlichen Sonnet. Das Gelungenste enthält die gegenwärtige Ausgabe.

Inhalt.

I. Kriegslieder.

Seite

Zueignung 3
Die Eichen. 5
Auf dem Schlachtfelde von Aspern . . . 7
Dem Sieger von Aspern 13
Bey der Musik des Prinzen Louis Ferdinand 15
Mein Vaterland 17
Trost. Ein Rundgesang 19
Abschied von Wien 22
Aufruf 24
Bundeslied vor der Schlacht 27
Gebet während der Schlacht 31
Miſsmuth 33
Reiterlied 35
Lützow's wilde Jagd 38
Unsere Zuversicht 41
Männer und Buben . . . . : . 43
Schwertlied 46

Als er Sie ſchlafend fand.

Hier liegt das schöne Kind in ihrer süſsen Ruh,
Sie bläst die schöne Luſt, von welcher ich mich quäle
Bis an die Seele selbst, durch ihre süſse Kehle;
Hier liegt das schöne Kind, und hat die Augen zu.

Streu Rosen um Sie her, du ſanfter Zephir du!
Mit Nelken untermengt, daſs ihr Geruch vermähle
Mit ihrem Athem sich, derweil ich leise stehle
So manchen Kuſs von ihr. Kein Störer tret' herzu!

Still Satyr! Weg Sylvan! geht weit von diesem Bache,
Daſs meine Seele nicht von eurer Stimm' erwache;
Klatscht in die Hände nicht, ihr schlüpfrigen Napä'n!

Schlaf', Herz! ich hüte dein. Schlaf', bis du selbst erwachest;
So wirst du wachend thun, wie du im Schlafe machest;
Mir auch träumt itzt mit dir, als sollt' ich vor dir stehn.

II. Vermischte Gedichte.

Seite
Bergmannsleben 53
Das Wunderblümchen 57
Der Schreckenstein und der Elbstrom . . 60
Die Liebe 67
Bergmannslied 71
An den Heldensänger des Nordens . . . 74
Wiegenlied 77
Die drey Sterne 79
Harras, der kühne Springer 81
Das gestörte Glück 86
Trinklied 89
Wallhaide 91
Der Kynast 102
Die vier Schwestern 119
Die fünf Eichen vor Dallwitz 121
Sängers Wanderlied 123
Phantasie 126
Bitte 129
Der Dreyklang des Lebens 131
Sehnsucht der Liebe 135
Graf Hoyer von Mansfeld 138

I.

Kriegslieder.

Zueignung.

Euch allen, die Ihr noch mit Freundestreue
An den verwegnen Zitherspieler denkt,
Und deren Bild, so oft ich es erneue,
Mir stillen Frieden in die Seele senkt:
Euch gilt dies Lied! — O daſs es Euch ererfreue! —
Zwar hat Euch oft mein wildes Herz gekränkt,
Hat stürmisch manche Stunde Euch verbittert,
Doch Eure Treu' und Liebe nicht erschüttert.

So bleibt mir hold! — des Vaterlandes Fahnen,
Hoch flattern sie am Deutschen Freyheitsport.
Es ruft die heil'ge Sprache unsrer Ahnen:
«Ihr Sänger, vor! und schützt das Deutsche Wort!»

Das kühne Herz läſst sich nicht länger mahnen,
Der Sturm der Schlachten trägt es brausend fort;
Die Leyer schweigt, die blanken Schwerter klingen.
Heraus, mein Schwert! magst auch dein Liedchen singen.

Laut tobt der Kampf! — Lebt wohl, Ihr treuen Seelen;
Euch bringt dieſs Blatt des Freundes Gruſs zurück.
Es mag Euch oft, recht oft, von ihm erzählen,
Es trage sanft sein Bild vor Euren Blick. —
Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen:
Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück!
Denn was, berauscht, die Leyer vorgesungen,
Das hat des Schwertes freye That errungen.

Die Eichen.

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röther strahlt der Sonne letztes Glühn;
Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn!
Alter Zeiten alte treue Zeugen,
Schmückt euch doch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod,
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth.
Doch um das Verhängniſs unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit bedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Groſse muſs im Tod bestehen! —

Und ihr habt bestanden! — Unter allen . . . ,
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth.
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht.
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen;
Tod auch sind sie euch ein köstlich Gut:
Denn, verwesend, werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingskraft Begründer.

Schönes Bild von alter Deutscher Treue,
Wie sie beſs're Zeiten angeschaut,
Wo in freudig kühner Todesweihe
Bürger ihre Staaten festgebaut. —
Ach! was hilft's, daſs ich den Schmerz erneue?
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut!
Deutsches Volk, du herrlichstes vor allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

Auf dem Schlachtfelde von Aspern.

Schlachtfeld! wo der Todesengel würgte,
Wo der Deutsche seine Kraft verbürgte,
Heil'ger Boden, dich grüſst mein Gesang!
Frankreichs stolze Adler sahst du zittern,
Sahst des Wüthrichs Eisenkraft zersplittern,
Die sich frech die halbe Welt bezwang. —
Euch! ihr Manen der gefallnen Helden,
Deren Blick im Siegesdonner brach,
Ruf' ich, in den Frühling eurer Welten,
Meines Herzens ganzen Jubel nach.

Daſs ich damals nicht bey euch gestanden! —
Daſs, wo Brüder Sieg und Freyheit fanden,
Ich, trotz Kraft und Jugend, doch gefehlt!
Glückliche, die ihr den Tag erfochten:
Ew'ge Lorbeern habt ihr euch geflochten,

Zum Triumph des Vaterlands erwählt. —
Schwarz und traurig wie auf Grabestrümmern
Wälzt auf Deutschland sich des Schicksals Macht,
Doch begeistert wie mit Sternesschimmern
Bricht der eine Tag durch unsre Nacht.

Sonnenhauch in düstern Nebeljahren!
Deine Strahlen laſs uns treu bewahren,
Als Vermächtniſs einer stolzen Zeit.
Ueberall im groſsen Vaterlande,
Von der Ostsee bis zum Donaustrande,
Macht dein Name alle Herzen weit.
Aspern klingts, und Karl klingts siegestrunken,
Wo nur Deutsch die Lippe lallen kann.
Nein! Germanien ist nicht gesunken,
Hat noch einen Tag und einen Mann.

Und so lange Deutsche Ströme sausen,
Und so lange Deutsche Lieder brausen,
Gelten diese Namen ihren Klang.
Was die Tage auch zerschmettert haben,
Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang.
Mag der Staub gefallner Helden modern,
Die dem groſsen Tode sich geweiht;
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit.

Aber nicht, wie sie die Nachwelt richte,
Nicht die ew'ge Stimme der Geschichte,
Reiſst der Mitwelt groſse Schuld entzwey.
Ihre Todesweihe lebt im Liede;
Doch umsonst such' ich die Piramide,
Die der Denkstein ihrer Gröſse sey.
Auf dem Wahlplatz heiligten die Ahnen
Ihrer Eichen stolze Riesenpracht,
Und die Irmensäule der Germanen
Sprach von der geschlag'nen Römerschlacht.

In dem blut'gen Thal der Thermopylen,
Wo der Griechen freye Schaaren fielen,
Grub in Marmor ihrer Brüder Dank:
„Wandrer! sag's den kinderlosen Eltern,
„Daſs für's Vaterland auf diesen Feldern,
„Sparta's kühne Heldenjugend sank!“ —
Und Jahrtausende sind Staub geworden,
Jenes Marmors heil'ge Säule brach;
Doch in triumphirenden Accorden
Riefen's die Jahrhunderte sich nach.

Und erzählten, trotz dem Sturmgetöse
Ihrer Zeit, von der Heroen-Gröſse
Der Gefall'nen und von Sparta's Dank. —
Groſs war Griechenland durch seine Helden,
Aber gröſser noch durch sein Vergelten,

An Ihren Spiegel.

O du drey- vier-mal mehr glückseliger, als ich!
Der du der Liebsten Glanz in deinem Auge trägest,
Und selbst zu lieben sich das schöne Kind bewegest,
Daher Sie nur wird stolz, sieht weit hin über mich,

Gibt ihre Gunst ihr selbst, und achtet mehr auf dich,
Indem du bist bemüht, und höchsten Fleiſs anlegest,
Daſs du dich, wie Sie sich, an allen Gliedern regest:
Durch dich schaut sie sich an, und redet selbst mit sich.

Du rechtes Freudenwerk von früh an bis zu Nachte,
Wie mach' ich's, daſs ich Sie doch einmal recht betrachte,
Als wie du allzeit thust? — So, mein' ich, kann es gehn:

Wenn der Bürger für die Freyheit sank.
Jenseit lohnt ein Gott mit ew'gen Strahlen,
Doch das Leben will auch seinen Glanz.
Nur mit ird'schen kann die Erde zahlen,
Und der Oelzweig windet sich zum Kranz.

Drum soll es die Nachwelt laut erfahren,
Wie auch Deutsche Bürger dankbar waren,
Wie wir der Gefall'nen That erkannt.
Daſs ihr Tod uns Lebende ermuthet,
Daſs sie für Unwürd'ge nicht geblutet:
Das beweise, Deutsches Vaterland! —
Deine Sänger laſs in Liedern stürmen,
Und zum Steine füge kühn den Stein,
Und die Piramide laſs sich thürmen
Der gefallnen Brüder werth zu seyn.

Nur glaub' nie, du schmücktest ihre Krone,
Wenn du deine goldnen Pantheone
Ueber ihre Grabeshügel wölbst!
Stolzes Volk! denkst du mit Marmorhaufen
Deines Dankes Schuldbrief abzukaufen? —
Deine Kuppeln ehren nur dich selbst.
Nur das Ew'ge kann das Ew'ge schmücken,
Erdenglanz welkt zur Vergessenheit.
Was die Zeiten brechen und erdrücken,
Ist gemein für die Unsterblichkeit.

Aber, Deutschland, um dich selbst zu ehren,
Nicht den eignen Tempel zu zerstören,
Den die angeerbte Kraft gebaut;
Zeig' dich werth der groſsen Todesweihe,
Dich, Germania, in alter Treue,
Männerstolze, kühne Heldenbraut!
Friedlich Volk, brich aus den kalten Schranken,
Warm und frey, wie dich die Vorwelt kennt.
Auf den Feldern, wo die Adler sanken,
Thürme deines Ruhmes Monument.

Sieh' umher bey fremden Nationen,
Wie sie dort ein muthig Werk belohnen,
Wie der Marmor in den Tempeln glänzt.
Jeder Sieg aus dunkler Wissenssphäre
Drängt sich in das Pantheon der Ehre,
Und der kühne Künstler steht bekränzt. —
Aber gibt es einen Preis im Leben,
Wo hinan nicht dieser Kampf gereicht?
Gut und Blut für Volk und Freyheit geben:
Nenn' die That, die sich der That vergleicht! —

Denn mein Volk, magst du den Aufruf hören,
Oestreich! deine Todten sollst du ehren!
Wer zum Deutschen Stamme sich bekennt,
Reiche stolz und freudig seine Gabe,
Und so baue sich auf ihrem Grabe

Ihrer Heldengröſse Monument;
Daſs es die Jahrhunderte sich sagen,
Wenn die Mitwelt in dem Strudel sank:
Diese Schlacht hat Deutsches Volk geschlagen,
Dieser Stein ist Deutschen Volkes Dank.

Dem Sieger von Aspern.

Bey Uebersendung des vorhergehenden Gedichts.

Was der verwegenen Hand gebot in die Saiten zu schlagen,
 Was mein jugendlich Herz tief in Entzückung getaucht:
Dieser Begeisterung Sturm, er schlummert nirgend; es mangelt
 Nie der Brust das Gefühl, nur dem Gefühle das Wort.
Manche schweigen wohl auch, weil die Zeit das Schweigen gebiete,
 Weil der drängende Tag scheuche den glücklichen Muth.
Aber die Zeit will ich sehn, und den Tag, der gebieten kann, frostig,

Kalt und besonnen zu seyn, wenn mich Entzückung durchglüht,
Wenn mein Germanischer Stolz sich beugt dem Germanischen Helden,
Der auf dem Altar des Siegs Funken und Flammen geweckt.
Darum riſs es mich fort: ich griff in die rauschenden Saiten,
Sang es laut, was sich sonst wortlos im Herzen vergrub.
Aber der Held verzeihe der armen Kunst seines Barden,
Die mit frevelndem Muth sich an das Höchste gewagt.
Zürnt doch der Sturm, der den Donner der brechenden Eiche gewohnt ist,
Darum dem Schilfe nicht, das ihm entgegen gerauscht.

Bey der Musik des Prinzen Louis Ferdinand.

Düstre Harmonieen hör' ich klingen;
Muthig schwellen sie an's volle Herz,
In die Seele fühl' ich sie mir dringen,
Wecken mir den vaterländ'schen Schmerz.
Und mit ihren früh geprüften Schwingen
Kämpfen sie im Sturme himmelwärts;
Doch sie tragen nur ein dunkles Sehnen,
Nicht den Geist aus diesem Land der Thränen.

Allgewaltig hält ihn noch das Leben,
Taucht die Flügel in den styg'schen Fluſs.
Es ist nicht der Künste freyes Schweben,
Nicht verklärter Geister Weihekuſs.
Noch dem Erdgeist ist er Preis gegeben,
Mit dem Staube kämpft der Genius,
Reiſst er auch im Rausche der Gedanken
Oft sich blutend los aus seinen Schranken.

Dann ergreift ihn ein bacchantiſch Wüthen,
  Wilde Melodieenblitze ſprüh'n;
Aus dem Tode ruft er Strahlenblüthen,
  Und zertritt ſie kalt, ſobald ſie blüh'n.
Wenn die letzten Funken bleich verglühten;
  Hebt er ſich noch einmal, ſtolz und kühn,
Und verſinkt dann mit gewalt'gem Schauren
In den alten Kampf mit dem Centauren.

Wilder Geiſt! jetzt haſt du überwunden!
  Deine Nacht verſchmilzt in Morgenroth:
Ausgekämpft ſind deiner Prüfung Stunden,
  Leer der Kelch, den dir das Schickſal bot.
Kunſt und Leben hat den Kranz gewunden,
  Auf die Locken drückte ihn der Tod.
Deinen Grabſtein kann die Zeit zermalmen,
Doch die Lorbeern werden dort zu Palmen.

Und dein Sehnen klagte nicht vergebens:
  Einmal ward's in deiner Seele Tag,
Als dein Herz am kühnſten Ziel des Strebens
  Kalt und blutend auf der Wahlſtatt lag.
Sterbend löſ'te ſich der Sturm des Lebens,
  Sterbend löſ'te ſich der Harfe Schlag;
Und des Himmels ſiegverklärte Söhne
Tragen dich in's freye Land der Töne.

Mein Vaterland.

Wo ist des Sängers Vaterland? —
Wo edler Geister Funken sprühten,
Wo Kränze für das Schöne blühten,
Wo starke Herzen freudig glühten,
Für alles Heilige entbrannt.
Da war mein Vaterland!

Wie heiſst des Sängers Vaterland? —
Jetzt über seiner Söhne Leichen,
Jetzt weint es unter fremden Streichen,
Sonst hieſs es nur das Land der Eichen,
Das freye Land, das Deutsche Land.
So hieſs mein Vaterland!

Was weint des Sängers Vaterland? —
Daſs vor des Wüthrichs Ungewittern
Die Fürſten ſeiner Völker zittern,
Daſs ihre heil'gen Worte ſplittern,
Und daſs ſein Ruf kein Hören fand.
Drum weint mein Vaterland!

Wem ruft des Sängers Vaterland? —
Es ruft nach den verſtummten Göttern;
Mit der Verzweiflung Donnerwettern,
Nach ſeiner Freyheit, ſeinen Rettern,
Nach der Vergeltung Rächerhand.
Der ruft mein Vaterland!

Was will des Sängers Vaterland? —
Die Knechte will es niederſchlagen,
Den Bluthund aus den Gränzen jagen,
Und frey die freyen Söhne tragen,
Oder frey ſie betten unterm Sand.
Das will mein Vaterland!

Und hofft des Sängers Vaterland? —
Es, hofft auf die gerechte Sache,
Hofft, daſs ſein treues Volk erwache,
Hofft auf des groſsen Gottes Rache,
Und hat den Rächer nicht verkannt.
Drauf hofft mein Vaterland!

Trost.

Ein Rundgesang.

Wie wir so treu beysammen stehn,
Mit unverfälschtem Blut!
Der Feyerstunde heil'ge Wehn
Schwellt meinen jungen Muth.
Es treibt mich rasch zum Liede fort,
Zum Harfensturm hinaus.
Im Herzen lebt ein kühnes Wort, —
Was gilt's, ich sprech' es aus.

Die Zeit ist schlimm, die Welt ist karg,
Die Besten weggerafft,
Die Erde wird ein groſser Sarg
Der Freyheit und der Kraft.
Doch, Muth! — Wenn auch die Tyranney
Die Deutsche Flur zertrat;
In vielen Herzen, still und treu,
Keimt noch des Guten Saat.

Versuch' es Einen Tag, und gönne mir dein Glücke,
Und daſs ich wieder gleich in ihre Blicke blicke,
So laſs dies Auge hier an deine Stelle stehn

Verschüchtert durch den blut'gen Ruhm
  Und durch der Schlachten Glück,
Flohn zu der Seele Heiligthum
  Die Künste scheu zurück.
Sind auch die Thäler jetzt verwäis't,
  Wo sonst ihr Tempel war:
Es bleibt doch jeder reine Geist
  Ihr ewiger Altar.

Und Freundestreu' und Wahrheit gilt
  Noch eine heil'ge Pflicht.
Sieh wie der Giesbach brausend schwillt! —
  Du rufst; mich schreckt er nicht.
Und läg' er vor mir wolkenweit
  Und sternhoch über mir;
Bey Gott! ich halte meinen Eid.
  Schlag' ein! ich folge dir!

Und Frauenunschuld, Frauenlieb',
  Steht noch als höchstes Gut,
Wo Deutscher Ahnen Sitte blieb,
  Und Deutscher Jünglingsmuth.
Noch trifft den Frevler heil'ger Bann,
  Der diesen Zauber stört;
Wer für sein Lieb nicht sterben kann,
  Ist keines Kusses werth.

Auch du hast noch nicht ausgeflammt,
Du heil'ge Religion,
Was von der ew'gen Liebe stammt,
Ist zeitlich nicht entfloh'n.
Das Blut wäscht die Altäre rein,
Die wir entheiligt sehn.
Die Kreuze schlägt man frevelnd ein;
Doch bleibt der Glaube stehn.

Und noch regt sich mit Adlers Schwung
Der vaterländ'sche Geist,
Und noch lebt die Begeisterung,
Die alle Ketten reiſst.
Und wie wir hier zusammensteh'n
In Lust und Lied getaucht,
So wollen wir uns wiederseh'n
Wenn's von den Bergen raucht.

Dann frisch, Gesellen! Kraft und Muth!
Der Tag der Rache kömmt!
Bis wir sie mit dem eignen Blut
Vom Boden weggeschwemmt. —
Und du im freyen Morgenroth,
Zu dem die Hymne stieg,
Du führ' uns, Gott, wär's auch zum Tod!
Führ' nur das Volk zum Sieg!

Abschied von Wien.

Leb' wohl! leb' wohl! — Mit dumpfen Herzensschlägen
Begrüſs' ich dich, und folge meiner Pflicht.
Im Auge will sich eine Thräne regen;
Was sträub' ich mich? die Thräne schmäht mich nicht. —
Ach! wo ich wandle, sey's auf Friedenswegen,
Sey's wo der Tod die blut'gen Kränze bricht:
Da werden deine theuren Huldgestalten
Mit Lieb' und Sehnsucht in der Seele walten.

Verkennt mich nicht, ihr Genien meines Lebens,
Verkennt nicht meiner Seele ernsten Drang!
Begreift die treue Richtung meines Strebens,
So in dem Liede, wie im Schwerterklang.
Es schwärmten meine Träume nicht vergebens,
Was ich so oft gefeyert mit Gesang,
Für Volk und Freyheit ein begeistert Sterben;
Laſst mich nun selbst um diese Krone werben.

Wohl leichter mögen sich die Kränze flechten,
Errungen mit des Liedes heiterm Muth,
Ein rechtes Herz schlägt freudig nach dem Rechten.
Die ich gepflegt mit jugendlicher Gluth,
Laſst mich der Kunst ein Vaterland erfechten,
Und gält' es auch das eigne wärmste Blut. —
Noch diesen Kuſs! und wenn's der letzte bliebe!
Es gibt ja keinen Tod für unsre Liebe.

Aufruf.

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freyheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk! — die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freyheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein Deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
Es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
Hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
Errette sie mit deiner Freyheit Sieg!

Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!“
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
Die Schande deiner Töchter schreyt um Rache,
Der Meuchelmord der Söhne schreyt nach Blut.

Zerbrich die Pflugschaar, laſs den Meiſsel fallen,
Die Leyer still, den Webstuhl ruhig steh'n!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor Dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
Er will sein Volk in Waffenrüstung seh'n.
Denn einen groſsen Altar sollst du bauen
In seiner Freyheit ew'gem Morgenroth;
Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod. —

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr Weiber,
Für die der Herr die Schwerter nicht gestählt;
Wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
Hinwerfen in die Schaaren eurer Räuber,
Daſs euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
Gab euch in euren herzlichen Gebeten
Den schönen reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daſs die alte Kraft erwache,
  Daſs wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen Deutschen Sache,
O ruft sie an als Genien der Rache,
  Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten;
  Geist unsers Ferdinand, voran dem Zug!
Und all' ihr Deutschen freyen Heldenschatten,
  Mit uns, mit uns, und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muſs uns weichen!
  Drauf, wackres Volk! Drauf! ruft die Freyheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
  Hoch pflanze da die Freyheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
  In deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz:
Vergiſs die treuen Todten nicht, und schmücke
  Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Bundeslied vor der Schlacht.

Am Morgen des Gefechts bey Danneberg.

Ahnungsgrauend, todesmuthig,
Bricht der groſse Morgen an,
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schooſse
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose,
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder! euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde,
Treu, ſo zum Tod, als zum Leben, gesellt!

Hinter uns, im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel ſremder Knechte,
Der die Deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet,
Deutsche Brüder, lös't sie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daſs sich der Fluch der Himmlischen wende!
Lös't das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freyheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und Deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Groſse kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräſsliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reiſst uns das Glück.

Nun, mit Gott wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal steh'n,

Unser Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod' entgegen geh'n.
Vaterland! dir woll'n wir sterben,
Wie ein groſses Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreyt.
Wachse, du Freyheit der Deutschen Eichen,
Wachse empor über unsere Leichen! —
Vaterland, höre den heiligen Eid. —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der giſt'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuſs hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und beschütze sie, ewiger Gott! —

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.

Auf Ihr Bildniss.

Und darf ein frecher Kiel sich dieses unterſangen,
Daſs er die ganze Zier, die von der Liebsten scheint,
In so ein enges Thun zu zeichnen ab vermeynt?
Wahr ist es: dieses Haar, die Stirne, diese Wangen,

Sind denen ähnlich ganz, die an derselben prangen;
Die Augen seh' ich da, um die ich oft geweint;
Und dieſs hier ist der Mund, der meinen nennet Freund,
Ganz dieſs — das ist ganz das, nach dem ich muſs verlangen:

Die Zucht, dieſs Freundlichsehn, die Sitten, diese Tracht,
Und Alles steht vor mir, was Sie so trefflich macht;
Nur, daſs es sich nicht regt, und nicht will Antwort geben.

Faſst euch an, ihr Deutschen Brüder!
Jede Nerve sey ein Held!
Treue Herzen sehn sich wieder!
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihrs? schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

Gebet während der Schlacht.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst; so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich;

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben;
Zum Leben, zum Sterben segne mich,
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
'S ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum, fallend, und siegend, preis' ich dich.
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüſsen,
Wenn meine Adern geöffnet flieſsen:
Dir mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

Miſsmuth.

Als ich bey Sandau lange Zeit die Ufer der Elbe bewachen muſste.

Vaterland, du riefſt den Sänger,
Schwelgend in der Tage Glück.
Blutig hassend deine Dränger,
Hielt nicht Lied und Liebe länger
Seiner Seele Sturm zurück.
Und er brach mit wundem Herzen
Aus der Freunde schönen Reih'n,
Tauchte in der Trennung Schmerzen, —
Und war dein.

Thränend hat er oft die Blicke
Zur Vergangenheit gesandt;
Auf des Lied's melod'scher Brücke
Stieg der Geist zum alten Glücke
In der Liebe goldnes Land.
Ach er schwärmte nur vergebens;
Denn der Stunden rohe Hast
Warf ihn in den Lärm des Lebens,
Sturmgefaſst.

Doch was soll er im Gedränge
Ohne Schlachten-Morgenroth?
Gib die friedlichen Gesänge,
Oder gib des Krieges Strenge!
Gib mir Lieder, oder Tod.
Laſs mir der Begeistrung Thränen,
Laſs mir meine Liebes-Nacht,
Oder wirſ mein freudig Sehnen
In die Schlacht!

Um mich donnern die Kanonen,
Ferne Cymbeln schmettern drein.
Deutschland wirſt um seine Kronen;
Und hier soll ich ruhig wohnen,
Und des Stromes Wächter seyn?
Soll ich in der Prosa sterben? —
Poesie, du Flammenquell,
Brich nur los und mit Verderben,
Aber schnell!

Reiterlied.

Nach der Weise: Es gibt nichts Lust'gers auf der Welt.

Frisch auf! frisch auf mit raschem Flug!
  Frey vor dir liegt die Welt;
Wie auch des Feindes List und Trug
  Uns rings umzingelt hält.
Steig', edles Roſs, und bäume dich,
  Dort winkt der Eichenkranz!
Streich' aus, streich' aus, und trage mich
  Zum lust'gen Schwertertanz.

Hoch in den Lüften, unbesiegt,
  Geht frischer Reitersmuth!
Was unter ihm im Staube liegt,
  Engt nicht das freye Blut.
Weit hinter ihm liegt Sorg' und Noth,
  Und Weib und Kind und Heerd,
Vor ihm nur Freyheit oder Tod,
  Und neben ihm das Schwert.

So geht's zum lust'gen Hochzeitfest,
Der Brautkranz ist der Preis;
Und wer das Liebchen warten läſst,
Den bannt der freye Kreis.
Die Ehre ist der Hochzeitgast,
Das Vaterland die Braut;
Wer sie recht brünstiglich umfaſst.
Den hat der Tod getraut.

Gar süſs mag solch ein Schlummer seyn
In solcher Liebesnacht!
In Liebchens Armen schläfst du ein,
Getreu von ihr bewacht.
Und wenn der Eiche grünes Holz
Die neuen Blätter schwellt,
So weckt sie dich mit freud'gem Stolz
Zur ew'gen Freyheitswelt.

Drum, wie sie fällt und wie sie steigt,
Des Schicksals rasche Bahn,
Wohin das Glück der Schlachten neigt;
Wir schauen's ruhig an.
Für Deutsche Freyheit woll'n wir stehn!
Sey's nun in Grabes Schooſs,
Sey's oben auf des Sieges Höh'n;
Wir preisen unser Loos.

Und wenn uns Gott den Sieg gewährt,
Was hilft euch euer Spott?
Ja! Gottes Arm führt unser Schwert,
Und unser Schild ist Gott! —
Schon stürmt es mächtig rings umher,
Drum, edler Hengst, frisch auf!
Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Dein Weg geht mitten drauf.

Lützow's wilde Jagd.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald,
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurrah jauchzt, und die Büchse knallt,
Es fallen die Fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glüh'n, wo dort braus't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein,
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Was braus't dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funken der Freyheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefallnen fragt,
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Sey drum nicht halb so stolz, du kühner Pinsel du,
Das Schönste, was man wünscht, gehöret noch hinzu:
Entwirfſt du ihren Leib, so mal' auch drein sein Leben!

Die wilde Jagd, und die Deutsche Jagd,
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frey und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sey's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.

Unsre Zuversicht.

Nach der Weise: Wer nur den lieben Gott läſst walten.

Wir rufen dich mit freud'gen Blicken,
Und halten fest an Deinem Wort!
Die Hölle soll uns nicht berücken
Durch Aberwitz und Meuchelmord;
Und was auch rings in Trümmern geht,
Wir wissen's, daſs Dein Wort besteht.

Nicht leichten Kampfes siegt der Glaube,
Solch Gut will schwer errungen seyn,
Freywillig tränkt uns keine Traube,
Die Kelter nur erpreſst den Wein;
Und will ein Engel himmelwärts,
Erst bricht im Tod ein Menschenherz.

Drum mag auch noch im falschen Leben
  Die Lüge ihre Tempel bau'n,
Und mögen hohe Schurken beben,
  Und sich vor Kraft und Tugend graun,
Und mit der Feigheit Schwindeldreh'n
Vor dem erwachten Volke steh'n;

Und mögen sich noch Brüder nennen,
  Und sich im blut'gem Haſs entzwey'n,
Und Deutsche Fürsten es verkennen,
  Daſs ihre Kronen Schwestern seyn,
Und daſs, wenn Deutschland einig blieb,
Es einer Welt Gesetze schrieb:

Wir wollen nicht an Dir verzagen,
  Und treu und festen Muthes seyn.
Du wirst den Wüthrich doch erschlagen,
  Und wirst Dein Deutsches Land befrey'n.
Liegt auch der Tag noch Jahreweit;
Wer weiſs, als du, die rechte Zeit?

Die rechte Zeit zur guten Sache,
  Zur Freyheit, zum Tyrannentod!
Vor deinem Schwerte sinkt der Drache,
  Und färbt die Deutschen Ströme roth;
Mit Sclaven-Blut und freyem Blut! —
Du treuer Gott, verwalt' es gut!

Nachtrag aus des Dichters Nachlasse.

Männer und Buben.

Nach der Weise: Brüder, mir ist alles gleich.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
Wer legt noch die Hände feig in den Schoos?
Pfuy über dich Buben, hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein Deutsches Mädchen küſst dich nicht,
Ein Deutsches Lied erfreut dich nicht,
Und Deutscher Wein erquickt dich nicht. —
Stoſst mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
Unter Sturmespfeifen wachend vollbracht:
Kannst du freylich auf üppigen Pfühlen
Wollüstig träumend die Glieder kühlen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
u. s. w.

Wenn uns der Trompeten rauher Klang,
Wie Donner Gottes, zum Herzen drang:
Magst du im Theater die Nase wetzen,
Und dich an Trillern und Laufern ergötzen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
u. s. w.

Wenn die Gluth des Tags versengend drückt,
Und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt;
Kannst du Champagner springen lassen,
Kannst du bey brechenden Tafeln prassen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
u. s. w.

Wenn wir vor'm Drange der würgenden Schlacht
Zum Abschied an's ferne Treuliebchen gedacht:
Magst du zu deinen Mätressen laufen,
Und dir mit Golde die Lust erkaufen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
u. s. w.

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saus't,
Wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraus't:
Kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen,
Und mit der Spadille die Könige stechen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
u. s. w.

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen dann, sel'ger Soldatentod!
Du aber verkriechst dich in seidenen Decken,
Laut winselnd vor der Vernichtung Schrecken;
Stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht.
Ein Deutsches Mädchen beweint dich nicht,
Ein Deutsches Lied besingt dich nicht. —
Und Deutsche Becher klingen dir nicht. —
Stoſst mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Schwertlied.

Wenig Stunden vor dem Tode des Verfassers gedichtet.

Du Schwert an meiner Linken!
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran.
Hurrah![*)]

„Mich trägt ein wackrer Reiter,
„Drum blink' ich auch so heiter,
„Bin freyen Mannes Wehr;
„Das freut dem Schwerte sehr.“
Hurrah!

---

*) Bey dem Hurrah wird mit den Schwertern geklirrt.

Ja, gutes Schwert, frey bin ich,
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut,
Als eine liebe Braut.
Hurrah!

„Dir hab' ich's ja ergeben,
„Mein lichtes Eisenleben.
„Ach wären wir getraut!
„Wann holst du deine Braut?"
Hurrah!

Zur Brautnachts-Morgenröthe
Ruft festlich die Trompete;
Wenn die Kanonen schrey'n,
Hol' ich das Liebchen ein.
Hurrah!

„O seliges Umfangen!
„Ich harre mit Verlangen.
„Du Bräut'gam hole mich,
„Mein Kränzchen bleibt für dich."
Hurrah!

Was klirrst du in der Scheide
Du helle Eisenfreude,
So wild, so schlachtenfroh?
Mein Schwert! was klirrst du so?
Hurrah!

„Wohl klirr' ich in der Scheide:
„Ich sehne mich zum Streite,
„Recht wild und schlachtenfroh.
„Drum, Reiter, klirr ich so."
Hurrah!

Bleib doch im engen Stübchen.
Was willst du hier mein Liebchen?
Bleib' still im Kämmerlein,
Bleib', bald hol' ich dich ein.
Hurrah!

„Laſs mich nicht lange warten!
„O schöner Liebesgarten,
„Voll Röslein blutigroth,
„Und aufgeblühtem Tod."
Hurrah;

So komm denn aus der Scheide,
Du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' mich ins Vaterhaus.
Hurrah!

»Ach, herrlich ist's im Freyen,
»Im rüst'gen Hochzeitreihen,
»Wie glänzt im Sonnenstrahl
»So bräutlich hell der Stahl!«
Hurrah! —

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
Wohlauf, ihr Deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm,
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Erst that es an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken;
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurrah!

Auf eine ihm von drey Jungfrauen übersendete Krone.

Sey stolz, mein würdig Haar! das ist der theure Kranz,
Den nach Apollo dir drey Charitinnen schicken,
Dich mit verdienter Zier der Ehren auszuschmücken,
Für dieser Verse Preis; der mir des Mondes Glanz

Nach Phöbus Glanze gibt. Ich bin es unwerth ganz,
Des Schmuckes dieses Ruhms, ich nehm's mit tiefem Bücken
Und halbem Willen an; und weil's so wohl will glücken,
So will ich gerne gehn mit an der Musen Tanz.

Willkommen, edles Werk voll göttlicher Geberden,
Von dem die Geister mir nun wieder himmlisch werden!
Der stärkende Geruch, der kraftgefüllte Schein,

Drum drückt den liebeheiſsen
Bräutlichen Mund von Eisen
An eure Lippen fest.
Fluch! wer die Braut verläſst!
Hurrah!

Nun laſst das Liebchen singen,
Daſs helle Funken springen!
Der Hochzeitmorgen graut. —
Hurrah, du Eisenbraut!
Hurrah!

II.

Vermischte Gedichte.

Bergmannsleben.

In das ew'ge Dunkel nieder
Steigt der Knappe, der Gebieter
Einer unterird'schen Welt.
Er, der stillen Nacht Gefährte
Athmet tief im Schooſs der Erde,
Den kein Himmelslicht erhellt.
Neu erzeugt mit jedem Morgen
Geht die Sonne ihren Lauf,
Ungestört ertönt der Berge
Uralt Zauberwort: Glück auf!

Da umschwebt uns heil'ges Schweigen,
Und aus blauen Flammen steigen
Geister in die grause Nacht.
Doch ihr eignes Thun verschwindet,
Fester sind sie uns verbündet,

Bauen uns den düstern Schacht.
Nimmer können sie uns zwingen,
Und sie hält ein ew'ger Bann:
Wir bekämpfen alle Mächte,
Durch der Mutter Talisman.

Auch die lieblichen Najaden,
Die im reinen Quell sich baden,
Stürzen hülfreich in die Gruft,
Mit den zauberischen Händen,
Das gewalt'ge Rad zu wenden,
Und es rauscht in ferner Kluft.
Selbst Vulkan der Eisenbänd'ger,
Reicht uns seine Götterhand:
Und durch seines Geistes Stärke
Zwingen wir das Mutterland.

Auch mit Proserpinens Gatten,
Mit dem schwarzen Fürst der Schatten,
Flechten wir den ew'gen Bund;
Und er läſst auf schwankem Steige
Eingehn uns in seine Reiche,
In des Todes grausen Schlund.
Doch der Weg ist uns geöffnet
Wieder auf zum goldnen Licht,
Und wir steigen aus der Tiefe,
Denn der Gott behält uns nicht.

Durch der Stollen weite Länge,
Durch das Labyrinth der Gänge
Wandern wir den sichern Weg.
Ueber nie erforschte Gründe,
Ueber dunkle Höllenschlünde,
Leitet schwankend uns der Steg;
Ohne Grauen, ohne Zaudern
Dringen wir ins düstre Reich,
Führen auf metallne Wände
Jauchzend den gewalt'gen Streich.

Unter unsers Hammers Schlägen
Quillt der Erde reicher Segen
Aus der Felsenkluft hervor.
Was wir in dem Schacht gewonnen,
Steigt zum reinen Glanz der Sonnen,
Zu des Tages Licht empor.
Herrlich lohnt sich unser Streben,
Bringet eine goldne Welt
Und des Demants Pracht zu Tage,
Die in finstrer Tiefe schwellt.

In der Erde dunklem Schooſse
Blühen uns die schönsten Loose,
Strahlet uns ein göttlich Licht.
Einst durch düstre Felsenspalten
Wird es seinen Sitz entfalten

Aber wir erblinden nicht.
Wie wir treu der Mutter bleiben,
Lebend in dem düstern Schacht,
Hüllt uns in der Mutter Schleyer
Einst die ewig lange Nacht.

Das Wunderblümchen.

Ein Blümchen blüht an stillen Quellen,
Und athmet süſsen Lebensduft.
Es badet sich in klaren Wellen,
Und munter mit des Frühlingsschwellen
Regt sich die Knospe in der Luft.
Schon grünt die Flur mit süſsem Prangen,
Und Freude färbt die zarten Wangen.

Es strahlt der Lenz auf tausend Zweigen,
Froh hat sich die Natur verjüngt.
Die Jugend schlingt den muntern Reigen,
Horch' wie dort durch des Haines Schweigen
Das süſse Lied der Vögel klingt.
Doch schöner als der Klang im Liede
Färbt sich am Quell die zarte Blüthe.

Und Sommer wird's im jungen Leben,
Und kürzer weilt die kühle Nacht,
Und feuriger wird jedes Streben,
Es keimt die Kraft in zarten Reben,
Es strahlt das Feld mit goldner Pracht,
Die Knospe will die Hülle spalten,
Zur Blume herrlich sich entfalten.

Und höher steigt der Lauf der Sonnen,
Es glüht im dichtbelaubten Thal.
Des Nebels Dünste sind zerronnen,
Vertrocknend stirbt der klare Bronnen,
Der Quell versiegt im Sonnenstrahl.
Doch frischer noch in Jugendfülle,
Entfaltet sich des Blümchens Hülle.

Des Spätjahrs Kühle kömmt gezogen,
Reif glänzt der Traube Gold hervor,
Die Sonne sinkt am Himmelsbogen,
Es quillt, im Innern auferzogen
Aus Blüthentod die Frucht hervor,
Doch ewig schön im zarten Kleide
Malt sich des Blümchens süſse Freude.

Da zieht die Schwalbe durch die Felder,
Die Biene zehrt vom Frühlings-Raub.

Es pfeift die Windsbraut durch die Wälder,
Die Purpurrebe färbt die Kelter,
Und raschelnd fällt das dürre Laub.
Doch frey vom ernsten Weltgesetze
Enthüllt das Blümchen seine Schätze.

Da stürzt sich mit der ehr'nen Kette
Hoch vom Gebirg der Winter los.
Er macht die Welt zur Grabes-Stätte
Und mit des Eisens Silberglätte
Umfesselt er der Erde Schooſs,
Und mordet auf den kahlen Fluren
Des zarten Lebens letzte Spuren.

Doch wie vom Götterblut empfangen,
Regt sich des Blümchens süſse Pracht.
Es strahlt empor mit Gluthverlangen,
Und schmückt die Welt mit Frühlings-Prangen,
Und lichtet die gewalt'ge Nacht
Aufglühend in des Himmels Freye:
Das Blümchen ew'ger Liebestreue.

Da tausend Amorn sich bald zeigen, bald verkriechen,
Macht einen stillen Zank in meinem Sehn und Riechen;
Soll ich Katullus mehr, soll ich mehr Argus seyn?

Der Schreckstein und der Elbstrom.

Der Schreckstein.

Was rauschest du ewig mit fröhlichem Muth,
Von blühenden Ufern umzogen?
Was leitest du fernhin die silberne Fluth,
Gethürmt in bläuliche Wogen?
Versiegt dir nimmer die wirkende Kraft,
Die erst das Leben zum Leben schafft,
Ist nie der Geist dir entflogen?

Elbstrom.

Wohl stürz' ich vom Felsen die Thäler entlang,
Genährt von unzähligen Quellen,
Wohl flüstern die Winde im Liebesgesang,
Und küssen die tanzenden Wellen,
Doch endlich entflieht mir die wogende Macht,
Begräbt sich tief in des Meeres Nacht,
Wo die Fluthen des Oceans schwellen.

Doch verjüngst du dich ewig mit neuer Gewalt,
Noch lispelt die Welle und flimmert,
Noch glänzt dir die jugendlich volle Gestalt,
Wie sie seit Aeonen geschimmert:
Doch ich, gemordet vom Drange der Zeit,
Ich sinke zur ew'gen Vergessenheit,
Seit mich die Zwietracht zertrümmert.

Auch ich war einst jung, mit herrlicher Pracht
Entstiegen die Thürme der Erde.
Die Keller umarmten die ewige Nacht,
Die die Leuchte des Tages nicht klärte.
Dem Raubgrafen sollt' ich ein Schrecken seyn,
Drum tauften sie mich zum Schreckenstein,
Daſs ich Schutz den Bewohnern gewährte.

Da riefen Posaunen zum lustigen Mahl.
Es eilten die Ritter zum Feste:
Es schäumte vom purpurnen Blut der Pokal,
Der die Zungen der Taumelnden näſste.
Die Sänger erwarben mit Harfen-Ton
Für süſse Gaben den süſseren Lohn,
Den Frauen die liebsten der Gäste.

Doch endlich brach es mit wilder Gewalt
Durch die heiligen Schranken des Lebens,
Und schreckbar nahte in Schlachtengestalt
Das Ende des ewigen Strebens.
Es klirren Schwerter, wild brauste die Gluth,
Die Mauern düngte der Edlen Blut,
Doch die Kraft war, die Stärke vergebens.

Das weckte mich grausend aus stolzem Traum.
Die Flamme in farbigen Säulen
Durchwogte wild der Gemächer Raum,
Und ich stürzte in Windes Heulen,
Und begrub im Falle der Edlen Gebein,
Da zog der Uhu als Burgherr ein,
Und mit ihm, als Knappen, die Eulen.

Und in den Kammern ward's wüst und leer,
Versiegt war die menschliche Rede;
Da kamen die Weisen, die Altklugen her,
Und riethen, daſs man mich besäte.
Der herrliche Saal, wo sonst Ritter gezecht,
Er schien den Herren zur Scheuer gerecht:
Sie machten den Zwinger zum Bette.

Für zertrümmerte Gröſse das hohe Gefühl,
Es ist aus dem Leben verschwunden:
Der Vortheil ist nur ihr einziges Ziel,
Er hat sie mit Fesseln gebunden.
Vom eitlen Gute, vom Silber und Gold,
Nicht von des Ruhmes ewigem Sold
Sind die niedrigen Herzen entzunden.

Elbstrom.

Du Armer, doch gleicht dem deinen mein Loos,
Das du so herrlich gepriesen.
Wohl bad' ich der Erde fruchtbaren Schooſs,
Es blitzen die Wellen und flieſsen,
Und stürzen sich über den felsigten Grund,
Bis zu des Meeres unendlichem Schlund,
Um ferne Länder zu grüſsen.

Doch Sinken und Sterben ist auch mein Geschick.
Zwar rausch' ich durch blühende Lande;
Noch kehrte mir keine der Wellen zurück,
Und einst verrinn' ich im Sande,
Wenn die Himmelsthräne nicht länger schwellt.
Das Gesetz, das ewige, wahre der Welt,
Es führt mich vom Strande zum Strande.

Erst stürz' ich mich jauchzend in Knaben-Lust
Ueber Felsenklüfte mit Rauschen,
Und nimmer sehnt sich die fröhliche Brust
Mit einem der Ströme zu tauschen.
Doch endlich legt sich der wilde Drang,
Das Toben, es wird zum süſsen Gesang,
Daſs liebende Herzen ihm lauschen.

Und schöner fängt das Gestad an zu blüh'n.
Zwar bin ich vom Fels noch umfangen;
Doch bauen sich Hütten am Ufers-Grün,
Und Gärten mit freundlichem Prangen,
Ich bringe der Liebe den traulichen Gruſs,
Und murmele lauter zum ersten Kuſs,
Entflammt vom regen Verlangen.

Und breiter und stiller entwog ich die Bahn,
Es erheben sich Mauern und Städte,
Es füllt sich der Strand mit Geschäftigen an,
Laut' hör' ich die menschliche Rede,
Doch furchtbar treibt mich mein Sehnen hinab,
Nicht acht' ich die Meerfluth, mein ewiges Grab,
Nicht acht' ich der Sterblichen Fehde.

Denn es thürmt sich der Brücke steinerne Last
Und will im Lauſe mich zügeln,
Doch stürz' ich mich durch mit gewaltiger Hast,
Mit des Sturmwinds brausenden Flügeln,
Und ebner erstreckt sich die glänzende Flur,
Ernst wind' ich mich durch die verschrobne Natur,
Es werden die Berge zu Hügeln.

Es werden die Felsenklüfte zu Sand,
Und die Büsche, die lieblichen, sterben.
Mit weiteren Armen umfang' ich den Strand,
Da treibt's mich, das Ziel zu erwerben.
Und stolzer rausch' ich mit ernster Pracht,
Es reiſst mich hinab in des Oceans Nacht,
Es reiſst mich hinab in's Verderben.

Du schmücktest dich einst mit festlichem Prunk
Und hast das Ende gewonnen;
Doch meine Qual, sie wird stündlich jung,
Und nährt sich im ewigen Bronnen,
Und jede Welle ruft sie zurück,
Und flüchtig, wie das verhaſste Geschick,
Ist die Lust und die Jugend zerronnen.

Schreckenstein.

Wohl schwang sich die Freude vom Erden-Grund
Hinauf in das Reich der Gedanken.
Es bricht die Zeit den gewaltigen Bund,
Es tritt die Welt aus den Schranken,
Denn der Mensch treibt mit dem Heiligsten Spott:
Er vergiſst den Glauben, vergiſst den Gott,
Und die Festen der Ewigkeit wanken.

Die Liebe.

1.

Das Kind erwacht an zarten Mutterbrüsten;
Die Liebe, die im treuen Arm es hält,
Sie führt es lächelnd in die neue Welt,
Eh' sich zum schweren Kampf die Stunden rüsten;
Noch fühlt es nur ein fröhliches Gelüsten,
Und was sich freundlich ihm entgegenstellt,
Dem Reich der Liebe wird es beygesellt.
Tief muſs sie in dem zarten Herzen nisten.
Der Knabe schwärmt mit heiſserem Gefühle,
Durch Berg und Thäler treibt ihn sein Gemüthe,
Der neue Morgen bringt ihm neue Lust.
Und jeder Schmetterling ist sein Gespiele,
Und seine Schwester jede Frühlingsblüthe.
Der Liebe stille Kraft keimt in der Brust.

2.

Kaum ist er jetzt dem Knabensinn entronnen,
So will er schon die stolze Bahn ersteigen,
Mit kühner Faust das höchste Ziel erreichen,
Es schweift der Blick nach unentdeckten Sonnen;
Doch Liebe tritt mit allen ihren Wonnen
In seine Bahn, die wilden Stürme schweigen,
Der stolze Sinn muſs sich der Anmuth beugen,
In Sehnsucht ist die kühne Kraft zerronnen.
Zur hellen Flamme wird der stille Funken.
Nur eins kann ihn verderben und beglücken,
Und eins nur lichtet seiner Seele Nacht.
Sein Streben ist in ihrem Blick versunken,
Und in des Herzens seligstem Entzücken
Entfaltet sich der Liebe heil'ge Macht.

3.

Doch schwer zum Kampfe rüstet sich die Zeit,
Und feindlich kommt die Stunde angezogen.
Da fühlt der Mann, daſs ihn ein Wahn betrogen,
Und daſs der Wille nicht der That gebeut.

Und wie des Meeres Brandung tobt der Streit! —
Umsonst bekämpft er die empörten Wogen. —
Da kommt ihm Liebe hülfreich zugeflogen,
Reicht ihm die Götterhand; — er ist befreyt!
Von ihr, in heil'ger Weihe eingesegnet,
Steht er, der Einzigglückliche der Welt,
Und glänzend muſs die Nacht im Innern tagen —
Von allem, was ihm freundlich hier begegnet,
Von allem, was der Gott ihm zugesellt,
Hat Liebe ihm die schönste Frucht getragen.

4.

Geläutert ist der Seele kühnes Streben,
Es kann die Zeit die innern Kämpfe schlichten;
Das Herz kann seine Sehnsucht nicht vernichten,
Die Liebe bannt ihn hoffend noch ans Leben,
Und gern vertraut er ihr mit leisem Beben;
Denn seines Grabes Dunkel wird sie lichten,
Und offenbart in göttlichen Gesichten,
Muſs ihn des nahen Morgens Licht umschweben.

An Anemonen.

Ich meyn', ich hätte dir mein ganzes Herz entdeckt,
Mein Lassen und mein Thun, mein Wollen und Beginnen,
So daſs ich mich mir selbst nicht besser öffnen können;
Ich war nun nicht in mir, ich war in dir versteckt.

Was hat denn diesen Haſs so bald auf mich erweckt,
Daſs du mir jetzund auch ein Auge nicht willst gönnen?
Besinne dich doch, Lieb, wo du was kannst besinnen,
Wie hoch mich dieses schmerzt, wie sehr mich dieſs erschreckt.

Gedenke doch an dich, willst du an mich nicht denken,
Sey mir feind, und nicht dir, dieweil es Zeit ist noch.
Willst du mich richten hin, so schone deiner doch,

Dann steht sie freundlich ihm zu seiner Rechten,
Und segnet seine That mit heil'gen Worten,
Daſs nichts den schönen Blick der Hoffnung trübe.
Da schwingt der Geist sich auf aus Erdennächten,
Der Seraph öffnet ihm sie Himmelspforten,
Und ruſt ihm jauchzend zu: Gott ist die Liebe!

Berglied.

Glück auf! Glück auf! in der ewigen Nacht,
  Glück auf! in dem furchtbaren Schlunde.
Wir klettern herab aus dem felsigten Schacht,
  Zum erzgeschwängerten Grunde.
Tief unter der Erde von Grausen bedeckt,
Da hat uns das Schicksal das Ziel gesteckt.

Da regt sich der Arm, der das Fäustel schwingt;
  Es öffnen sich furchtbare Spalten,
Wo der Tod aus tausend Ecken uns winkt
  In gräulichen Nebelgestalten,
Und der Knappe wagt sich muthig hinab,
Und steigt entschlossen in's finstre Grab.

Wir wandeln tief, wo das Leben beginnt,
  Auf nie ergründeten Wegen.
Der Gänge verschlungenes Labyrinth
  Durchschreiten wir kühn und verwegen.
Wie es oben sich regt im Sonnen-Licht,
Der Streit über Tag bekümmert uns nicht.

Und wenn sich Herrscher und Völker entzwey'n
  Und dem Ruf der Gewalt nur gehorchen,
Und Nationen im Kampf sich bedräu'n,
  Dann sind wir geschützt und geborgen.
Denn wem auch die Welt, die entflammte, gehört,
Nie wird in der Tiefe der Friede gestört.

Zwar ist uns wohl manch gräſslicher Streit
  Im Dunkel der Schachte gelungen;
Wir haben die Nacht von Geistern befreyt,
  Und den mächtigen Kobold bezwungen,
Und bekämpſt das furchtbare Element,
Das in bläulicher Gluth uns entgegen brennt.

Zwar toben uns tief, wo nichts Menschliches wallt,
  Die Wasser mit feindlichem Ringen.
Doch der Geist überwindet die rohe Gewalt,
  Und die Fluth muſs sich selber bezwingen.
Gewältigt gehorcht uns die wogende Macht,
Und wir nur gebieten der ewigen Nacht.

Und still gewebt durch die Felsenwand
  Erglänzt das Licht der Metalle;
Und das Fäustel in hochgehobner Hand
  Saust herab mit mächtigem Schalle,
Und was wir gewonnen im nächtlichen Graus,
Das ziehen wir fröhlich zum Tage heraus.

Da jagt er durch alle vier Reiche der Welt,
Und jeder möcht' es erlangen;
Nach ihm sind alle Sinnen gestellt,
Es nimmt alle Herzen gefangen!
Nur uns hat nie seine Macht bethört,
Und wir nur erkennen den flüchtigen Werth.

Drum ward uns ein fröhlicher leichter Muth
Zugleich mit dem Leben geboren.
Die zerstörende Sucht nach eitlem Gut
Ging uns in der Tiefe verloren.
Das Gefuhl nur für Vaterland, Lieb' und Pflicht
Begräbt sich im Dunkel der Erde nicht.

Und bricht einst der groſse Lohntag an,
Und des Lebens Schicht ist verfahren;
Dann schwingt sich der Geist aus der Tiefe hinan;
Aus dem Dunkel der Schächte zum Klaren.
Und die Knappschaft des Himmels nimmt ihn auf,
Und empfängt ihn jauchzend: Glück auf! Glück
auf!

An den Heldensänger des Nordens.

(De la Motte Fouqué.)

Aus dem tiefsten meiner Seele
Biet' ich dir den Gruſs des Liedes.
Aus des Herzens tiefsten Tiefen
Biet' ich dir der Liebe Gruſs!

Hab' dich nimmer zwar gesehen,
Nie erblickt des Scalden Antlitz,
Der mit groſsen heil'gen Worten
Mir Begeistrung zugeweht.

Aber leicht wollt' ich dich kennen
In dem weiten Kreis der Menge,
Diese Brust voll Kraft und Liebe,
Diesen Liedersüſsen Mund.

Der ſo ſchön das Schöne webte,
Der ſo wild das Wilde faſste,
Der ſo kühn das Kühne löste,
  Und die groſse That ſo groſs!

Ach, in deines Liedes Tönen,
Wo die kühnen Heldenkinder
Kräftig mit dem Schickſal ringen,
  Stand mir neues Leben auf.

Hohe mächtige Geſtalten,
Wackre Degen, ſtolze Recken,
Und der Aſen tiefes Walten
  Ziehen durch des Scalden Lied.

Und es kommt mit Nordens Gröſse,
Mit der Deutſchen Helden Sage,
Und mit alten kühnen Thaten
  Alte Liederkraft herauf.

Alſo haſt du kühn begonnen,
In der Zeiten Stolz und Lüge,
Alſo haſt du ſchön vollendet,
  Edler Scalde, wackres Herz!

Seit solch Singen mich begeistert,
Zieht mich all der Seele Streben
Deiner starken Welt entgegen,
  Zu des Nordens lichtem Kreis.

Wo der Helden kühnstes Wagen
Auch den kühnsten Scalden weckte,
Dafs er zu dem Götterkampfe
  Göttlich in die Saiten schlug.

Drum für diesen neuen Morgen
Der in meiner Brust erwachte,
Für den Frühling meiner Träume,
  Wackrer Scalde, dank' ich dir.

Biete dir aus tiefer Seele
Einmal noch den Dank des Liedes,
Biete aus des Herzens Tiefen
  Dir noch einmal meinen Grufs.

Wiegenlied.

Schlummre sanft! — Noch an dem Mutterherzen
Fühlst Du nicht des Lebens Qual und Lust,
Deine Träume kennen keine Schmerzen,
Deine Welt ist Deiner Mutter Brust.

Ach! wie süſs träumt man die frühen Stunden,
Wo man von der Mutterliebe lebt,
Die Erinnerung ist mir verschwunden,
Ahnung bleibt es nur, die mich durchbebt.

Dreymal darf der Mensch so süſs erwarmen.
Dreymal ist's dem Glücklichen erlaubt,
Daſs er in der Liebe Götterarmen
An des Lebens höh're Deutung glaubt.

Liebe gibt ihm ihren ersten Segen,
Und der Säugling blüht in Freud' und Lust.
Alles lacht dem frischen Blick entgegen,
Liebe hält ihn an der Mutterbrust.

Wenn sich dann der schöne Himmel trübte,
Und es wölkt sich nun des Jünglings Lauf:
Da, zum zweyten Mal, nimmt als Geliebte
Ihn die Lieb' in ihre Arme auf.

Doch im Sturme bricht der Blüthenstengel,
Und im Sturme bricht des Menschen Herz:
Da erscheint die Lieb' als Todesengel,
Und sie trägt ihn jubelnd himmelwärts.

Die drey Sterne.

Es blinken drey freundliche Sterne
Ins Dunkel des Lebens herein;
Die Sterne, die funkeln so traulich,
Sie heiſsen: Lied, Liebe und Wein.

Es lebt in der Stimme des Liedes
Ein treues mitfühlendes Herz,
Im Liede verjüngt sich die Freude,
Im Liede verweht sich der Schmerz.

Der Wein ist der Stimme des Liedes
Zum freudigen Wunder gesellt,
Und malt sich mit glühenden Strahlen
Zum ewigen Frühling der Welt.

Doch schimmert mit freudigem Winken
Der dritte Stern erst herein,
Dann klingt's in der Seele wie Lieder,
Dann glüht es im Herzen wie Wein.

Als die um meinen Tod zu Tode sich wird kränken
Nimm einmal dieses dir für allemal gesagt:
Du bist die Einige, die ewig mir behagt.

Drum blickt denn ihr herzigen Sterne
In unsre Brust auch herein,
Es begleite durch Leben und Sterben
Uns Lied und Liebe und Wein.

Und Wein und Lieder und Liebe
Sie schmücken die festliche Nacht,
Drum leb' wer das Küssen und Lieben
Und trinken und Singen erdacht.

Harras,

der kühne Springer.

Anmerk. Eine alte Volkssage erzahlt die kühne That dieses Ritters, und noch heut zeigt man bey Lichtewalde im Sächsischen Erzgebirge die Stelle, die man den Harrassprung nennt. Am Ufer steht jetzt zwischen zwey alten ehrwürdigen Eichen, der steilen Felsenwand gegenüber, ein Denkmal mit der Inschrift: „Ritter Harras, der kühne Springer."

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
Die Welt dem Morgen entgegen,
Noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
Da begann sich's im Thale zu regen.
Und es klingt herauf mit Stimmengewirr,
Wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
Und tief aus dem Wald zum Gefechte
Sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbey mit wildem Ruf fliegt der Troſs,
Wie Brausen des Sturm's und Gewitter,
Und voran mit feurig schnaubendem Roſs,
Der Harras, der muthige Ritter.
Sie jagen als gält es dem Kampf um die Welt,
Auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
Den Gegner noch heut zu erreichen,
Und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
Durch den fröhlich aufglühenden Morgen,
Doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
Es lauert nicht länger verborgen,
Denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
Der Feind mit doppelt stärk'rer Gewalt,
Das Hüfthorn ruft furchtbar zum Streite
Und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wieder erklingt
Von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
Und die schnaubenden Rosse steigen.

Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
Sie achtens nicht in des Kampfes Gluth,
Und keiner will sich ergeben,
Denn Freyheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
Der Uebermacht muſs es erliegen,
Das Schwert hat die Meisten hinweggerafft,
Die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
Kämpft Harras noch, und schlägt sich durch,
Und sein Roſs trägt den muthigen Streiter
Durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht,
Jagt irrend durch Flur und Gehege,
Denn flüchtig hat er des Weges nicht Acht,
Er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
Schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
Und zwischen den Zweigen wird's helle
Und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
Hört unten die Wogen brausen.
Er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand,
Und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöh'n,
Sieht er seine schimmernde Veste steh'n.
Sie blickt ihm freundlich entgegen,
Und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief,
Doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
Und der Abgrund, wohl funfzig Klafter tief,
Schreckt das Roſs, es schäumt in den Zügel;
Und mit Schaudern denkt er's, und blickt hinab.
Und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
Er hört wie von allen Seiten
Ihn die feindlichen Schaaren umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
Ob Tod er in den Wogen erwähle.
Dann sprengt er vor an die Felsenwand,
Und befiehlt dem Herrn seine Seele . .

Und näher schon hört er der Feinde Troſs.
Aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roſs.
Doch er spornt's, daſs die Fersen bluten,
Und er setzt hinab in die Fluthen.

Und der kühne, gräſsliche Sprung gelingt,
Ihn beschützen höh're Gewalten,
Wenn auch das Roſs zerschmettert versinkt,
Der Ritter ist wohl erhalten,
Und er theilt die Wogen mit kräftiger Hand,
Und die Seinen steh'n an des Ufers Rand,
Und begrüſsen freudig den Schwimmer.
Gott verläſst den Muthigen nimmer.

Das gestörte Glück.

Ich hab' ein heiſses junges Blut,
Wie ihr wohl alle wiſst,
Ich bin dem Küssen gar zu gut,
Und hab' noch nie geküſst,
Denn ist mir auch mein Liebchen hold,
'S war doch als wenn's nicht werden sollt';
Trotz aller Müh und aller List
Hab' ich doch niemals noch geküſst.

Des Nachbars Röschen ist mir gut,
Sie ging zur Wiese früh,
Ich lief ihr nach und faſste Muth,
Und schlang den Arm um sie,
Da stach ich an dem Miederband
Mir eine Nadel in die Hand;
Das Blut lief stark, ich sprang nach Haus,
Und mit dem Küssen war es aus.

Jüngst ging ich so zum Zeitvertreib,
  Und traf sie dort am Fluſs,
Ich schlang den Arm um ihren Leib,
  Und bat um einen Kuſs;
Sie spitzte schon den Rosenmund,
Da kam der alte Kettenhund,
  Und biſs mich wüthend in das Bein,
  Da lieſs ich wohl das Küssen seyn.

Drauf saſs ich einst vor ihrer Thür
  In stiller Freud' und Lust,
Sie gab ihr liebes Händchen mir,
  Ich zog sie an die Brust;
Da sprang der Vater hinter'm Thor,
Wo er uns längst belauscht', hervor,
  Und wie gewöhnlich war der Schluſs,
  Ich kam auch um den dritten Kuſs.

Erst gestern traf ich sie am Haus,
  Sie rief mich leis' herein:
„Mein Fenster geht in Hof hinaus,
  „Heut' Abend wart' ich dein.“
Da kam ich denn in Liebeswahn,
Und legte meine Leiter an,
  Doch unter mir brach sie entzwey,
  Und mit dem Küssen war's vorbey.

Und allemal geht mir's nun so,
O! daſs ich's leiden muſs!
Mein Lebtag werd' ich nimmer froh,
Krieg' ich nicht bald 'nen Kuſs.
Das Glück sieht mich so finster an.
Was hab' ich armer Wicht gethan?
Drum, wer es hört, erbarme sich,
Und sey so gut und küsse mich.

Trinklied.

Kommt, Brüder, trinket froh mit mir,
Seht, wie die Becher schäumen!
Bey vollen Gläsern wollen wir
Ein Stündchen schön verträumen.
Das Auge flammt, die Wange glüht,
In kühnern Tönen rauscht das Lied,
Schon wirkt der Götterwein! —
Schenkt ein!

Doch was auch tief im Herzen wacht,
Das will ich jetzt begrüſsen.
Dem Liebchen sey dies Glas gebracht,
Der Einzigen, der Süſsen!
Das höchste Glück für Menschenbrust,
Das ist der Liebe Götterlust!
Sie trägt Euch himmelan!
Stoſst an!

An Oskulanen.

Was, Oskulane, was? Hat dir ein einz'ger Kuſs,
Den ich doch von dir stahl mit deinem halben Willen,
Als du dich hättest umgewandt nach Telesillen,
Hat dir derselbe Kuſs erwecket den Verdruſs,

Daſs du mir auch nicht dankst auf meinen Ehrengruſs?
Du kehrst dein Antlitz weg; thust unter dem Verhüllen,
Als sähest du mich nicht, die Ehre dir erfüllen:
Denk', Oskulane, denk', wie mich dieſs kränken muſs!

Es sey, ich habe Schuld! doch thust du mir zuviel,
Daſs dein erweckter Zorn sich gar nicht legen will.
Ach, Schöne, schone doch so hart mich anzutasten!

Hat dich mein Mund erzürnt, so straf' ihn nach Gebühr,
Und laſs ihn für den Geiz, so lang' es recht ist, fasten;
Gönn' aber unterdeſs doch nur ein Auge mir.

Ein Herz, in Kampf und Streit bewährt,
Bey strengem Schicksals Walten,
Ein freyes Herz ist Goldes werth,
Das müſst ihr fest erhalten,
Vergänglich ist des Lebens Glück,
Drum pflückt in jedem Augenblick
Euch einen frischen Strauſs! —
Trinkt aus!

Jetzt sind die Gläser alle leer,
Füllt sie noch einmal wieder.
Es wogt im Herzen hoch und hehr,
Ja, wir sind alle Brüder,
Von Einer Flamme angefacht —
Dem Deutschen Volke sey's gebracht,
Auf daſs es glücklich sey,
Und frey.

Wallhaide.

Wo dort die alten Gemäuer steh'n,
Und licht im Abendroth schimmern,
Erhob sich ein Schloſs in waldigten Höh'n,
Nun liegt's versunken in Trümmern,
Nun pfeift der Sturm
In Saal und Thurm,
Nachts wandeln durch Thüren und Fenster
Gespenster!

Da hauste ein Graf vor langer Zeit,
Wohl Sieger in manchem Strauſse,
Gar wild und furchtbar in Kampf und Streit,
Und streng und ernst auch zu Hause,
Doch sein Töchterlein war
Wie Sonne so klar
Und so mild und voll Lieb' und Freude,
Wallhaide.

Sie webte still im häuslichen Kreis,
Und trat gar selten in's Leben,
Doch ein Ritter liebte sie glühend und heiſs,
Ihr ewig zu eigen gegeben.
Vom nahen Schloſs
Auf flinkem Roſs
Flog Rudolph zur Süſsen, zur Lieben
Dort drüben.

Und eh' die Sonne noch untergeht,
Harrt er still am einsamen Orte,
Und leiser schleicht, als der Zephyr weht,
Wallhaide durch Hof und Pforte,
In stiller Lust
An Buhlens Brust,
Und er hält sie mit treuem Verlangen
Umfangen.

Sie träumen, sie hätten im Himmel gelebt,
Zwey kurze schöne Minuten,
Denn er scheidet, wenn Dämm'rung niederschwebt,
Wenn die letzten Strahlen vergluthen.
Noch Kuſs auf Kuſs
Zum Abschiedsgruſs,
Dann eilt sie mit Thränen im Blicke
Zurücke.

Und wie sie den Sommer so scheiden sah'n,
Fing Sehnsucht an sie zu quälen,
Und also trat Rudolph den Grafen an:
„Herr, ich mag's nicht länger verhehlen,
„Ich liebe Wallhaid,
„Drum gebt mir die Maid,
„Auf das sie treueigen mir bleibe,
„Zum Weibe!“ —

Da zog der Graf ein finster Gesicht:
„Was ziemt dir solch kecke Minne?
„Mein Mädel, Rudolph, bekommst du nicht,
„Das schlag' dir nur frisch aus dem Sinne;
„Ein reicher Baron
„Führt morgen schon
„Die Braut trotz Thränen und Jammer
„Zur Kammer.“

Das fuhr dem Rudolph durch Mark und Bein;
Er warf sich wild auf den Dänen,
Und jagte in Wald und Forst hinein,
Das Auge hatte nicht Thränen;
Ein kalter Schmerz
Zerriſs ihm das Herz,
Als müſst er in grausamen Wehen
Vergehen.

Da durchbebt's ihn auf einmal mit stiller Gewalt,
Er fühlt sich wie neugeboren,
Und Ahnungen werden zur lichten Gestalt,
Als wär' noch nicht alles verloren.
„Bin ich doch frey
„Und Wallhaide treu.
„Gott hilft, sie aus Vaters Ketten
„Zu retten!" —

Und eh' die Sonne noch untergeht,
Harrt er still am einsamen Orte,
Und leiser schleicht als der Zephyr weht,
Wallhaide durch Hof und Pforte,
In stiller Lust
An Buhlens Brust,
Und er hielt sie mit treuem Verlangen
Umfangen.

Sprach Rudolph endlich: — „Um Mitternacht,
„Wenn alles längst ruht im Schlosse,
„Kein Verrätherauge die Liebe bewacht,
„Dann komm' ich mit flüchtigem Rosse.
„Du schwingst dich hinauf,
„Und freudig im Lauf
„Jag' ich mit der herrlichen Beute
„Ins weite!" —

Da sank sie glühend an seine Brust
Und kos't ihn mit zärtlichem Worte,
Doch schnell erwacht sie aus ihrer Lust:
„Wie komm' ich, Freund, durch die Pforte?
„Denn streng in der Nacht
„Wird die Mauer bewacht,
„Wie mag ich der Knechte Reigen
„Durchschleichen?"

„Zwar so — wenn mich nimmer die Hoffnung betrog —
„So käm' ich durch Pforten und Thüren,
„'S ist freylich für Mädchen-Muth zu hoch —
„Doch Lieb' soll mich leiten und führen!
„Wer ihr vertraut
„Hat wohl gebaut,
„Und wenn er im Kerker auch wäre!
„Drum höre!" —

„Als Wundebold noch, unsers Hauses Ahn',
„Auf dieser Burg residirte,
„Da wuchs ihm ein Töchterlein herrlich heran,
„Des ganzen Hauses Zierde,
„Hieſs auch Wallhaid,
„Hat frühere Zeit
„Einen Buhlen in glücklichen Stunden
„Gefunden."

„Dem wollte sie ewig treueigen seyn,
„Im Leben und Leiden und Freuden,
„Doch der harte trotzige Vater sprach: — nein!
„Da wollte sie nicht von ihm scheiden:
„Und kühn bedacht
„Um Mitternacht
„Zur Liebe aus Vaters Ketten
„Sich retten."

„Doch dem Grafen sagt's ein Verräther an,
„Der zerstörte blutig ihr Hoffen.
„Ihr Buhle fiel auf nächtlicher Bahn,
„Von meuchelnden Schwertern getroffen.
„Sie harrte noch sein,
„Trat der Vater herein,
„Stieſs den Dolch in's Herz der Armen,
„Ohn' Erbarmen!"

„Nun hat ihr Geist im Grabe nicht Ruh',
„'S ist alle Rast ihm genommen,
„Sie wandelt oft nächtlich der Pforte zu,
„Ob wohl der Buhle möcht kommen,
„Und harret sein
„Bis Morgenschein;
„Der Buhle soll einst, wie sie meynen,
„Erscheinen!"

„So lange wandert sie ohne Rast,
„Im weiſsen blutigen Kleide,
„Ist allen ein stiller befreundeter Gast,
„That Keinem je was zu Leide;
„Still geht ihre Bahn
„Zur Pforte hinan,
„Die Wächter lassen sie schleichen,
„Und weichen.“

„Und wie sie ihr Leben der Liebe geweiht,
„Wird sie todt auch zur Liebe sich neigen,
„Sie borge heut Nacht mir ihr blutiges Kleid,
„Die Wächter sollen mir weichen,
„Die Geisterbahn
„Hält keiner an.
„Frey lenk' ich so durch ihre Mitte
„Die Schritte.“

„Drum harr' an der Pforte! — Wenn's Zwölfe schlägt
„Kommt Wallhaide langsam gegangen,
„Ein blutiger Schleyer, vom Winde bewegt,
„Hält die Geistergestalt umfangen.
„In deinem Arm
„Da wird sie erst warm,
„Drum schnell auf den Gaul und reite
„In's Weite!“ —

„O herrlich! — ſiel Rudolph ihr freudig in's Wort,
„Fahrt hin nun, Zweifel und Sorgen!
„Und sind wir erst aus dem Schlosse fort,
„So ist auch die Liebe geborgen.
„Wenn der Morgen graut,
„Grüſs' ich dich als Braut,
„Ade, ſein's Liebchen, ich scheide
„Zur Freude!“ —

Und lange noch glüht auf der Lippe der Kuſs,
Da sprengt er muthig bergunter,
Und scheidend wirſt sie den letzten Gruſs
Dem Liebsten in's Thal hinunter.
„Lieb Rudolph! bist mein,
„Lieb Rudolph! bin dein,
„Nicht Himmel und Hölle scheide
„Uns Beyde!“ —

Und wie die Nacht auf die Thäler sinkt,
Sitzt der Ritter gerüstet zu Pferde,
Manch bleiches Sternlein am Himmel blinkt,
Tief dunkel liegts auf der Erde.
Er spornt das Roſs
Auf's Grafen Schloſs,
Und kömmt, nach Liebchens Worte
Zur Pforte.

Und wie es vom Thurme zwölfe schlägt,
Kommt Wallhaide langsam gegangen,
Ein blutiger Schleyer vom Winde bewegt,
Hält die Geistergestalt umfangen.
Da sprengt er hervor
Und hebt sie empor,
Und jagt mit der zitternden Beute
In's Weite.

Und reitet lange, — und Liebchen schweigt.
Er wiegt die Braut auf dem Kniee:
„Fein's Liebchen, wie bist du so federleicht,
„Machst dem Reiter nicht Arbeit und Mühe." —
„„Mein Gewand ist so fein,
„„Das mag's wohl seyn,
„„Mein Gewand ist wie Nebel so duftig
„„Und luftig!""

Und den Ritter umfaſst die zarte Gestalt,
Da schauert ihm Frost durch die Glieder:
„Fein's Liebchen, wie bist du so eisig so kalt
„Erwärmt dich die Liebe nicht wieder?" —
„„In deinem Arm
„„Da ist's wohl warm,
„„Doch mein Bette war kalt, Gefährte,
„„Wie Erde!""

An seinen Ring.

Der schöne Namenstag der Liebsten ist erschienen;
Die Anmuth macht mich froh, die aus der halben Nacht
Ganz wie die Lilienmilch und Blut der Rosen lacht,
Mit Safran untermischt. Ihr müsset euch erkühnen,

Zu wagen einen Gang, ihr funkelnden Rubinen!
Eilt, eh' das schöne Kind von ihrer Ruh erwacht,
Und sehet wie ihr euch an ihren Finger macht:
So wird ihr sanfter Schlaf zu eurem Vortheil dienen.

Geht, bindet sie also. Wie aber? wollt ihr nicht?
Wie werdet ihr so blaſs um euer Angesicht?
Und was verstellt ihr euch in sterbende Geberden?

Ist's etwa, daſs ihr meynt, wo sie schon sey erwacht,
Ihr möchtet schamroth stehn vor ihrer Lippen Pracht,
Und dies Gold bleiches Bley vor ihren Augen werden?

Und sie reiten weiter durch Flur und Wald,
Bleich flimmert der Sterne Schimmer.
„Und bist auch von auſsen so frostig und kalt,
„Dein Herzchen glüht doch noch immer?“
„„Lieb Rudolph! bist mein,
„„Lieb Rudolph! bin dein,
„„Nicht Himmel und Hölle scheide
„„Uns Beyde!““ —

Und sie reiten rastlos immer zu,
Und nächtlich schleichen die Stunden. —
„Nun bin ich erlös't, nun komm ich zur Ruh',
„Nun hab' ich den Liebsten gefunden,
„Bist ewig mein,
„Bin ewig dein,
„Nicht Himmel, nicht Hölle scheide
„Uns Beyde.“

Der Morgen allmählich dämmert und graut,
Noch geht's durch Fluren und Felder;
Doch immer stiller wird die Braut,
Und immer kälter und kälter.
Da kräht der Hahn,
Schnell hält sie an,
Und zieht den Liebsten vom Pferde
Zur Erde.

„Husch! wie die kalte Morgenluft weht
„Mit dem nächtlichen Sturm um die Wette;
„Es graut der Tag, der Hahn hat gekräht,
„Lieb Buhle, die Braut will zu Bette!
„Komm h'rein, komm h'rein,
„Bist mein, bin dein;
„Nicht Himmel, nicht Hölle scheide
„Uns Beyde!“ —

Und eiskalte Lippen drückten den Kuſs
Auf seine zitternden Wangen,
Und Leichenduft und Todtengruſs
Umweht ihn, und hält ihn umfangen,
Da sinkt er zurück,
Es bricht der Blick. —
Und die Braut hat den Liebsten gefunden
Dort unten!

Der Kynast.

(Die Sage vom Kynast, einer alten verfallenen Felsenburg an der nordöstlichen Seite des Riesengebirgs, hat sich in dem Munde des Volks erhalten. Fürchterlich in der That ist der Abgrund von der Schloſsmauer herab in das enge Felsenthal, das den Namen der Hölle führt, und eine bedeutende Rolle in dieser Ballade spielen wird.

Der Kynast ist vom Herzog Bolko von Schlesien im Jahr 1592 erbaut, und dem Grafen Schaffgotsch geschenkt worden.

Im Jahr 1675 brannte er ab, und schmückt seitdem als eine der herrlichsten Ruinen die Gegend um Hirschberg)

Es zieht ein Hauf
Zur Burg hinauf,
Was mögen die wandern und wallen?
Die Brücke fällt, das Thor geht auf,
Es sind Kunigundens Vasallen.

Sie kommen weit durch's ganze Land,
Die Herrin soll sich vermählen,
So wünscht das Volk, sie hat freye Hand
Zu wählen,
An Würdigen kann es nicht fehlen.

Der Graf ist todt,
Das Land in Noth,
Der Arm fehlt, die Mannen zu lenken,
Drum kommt zu der Gräfin das Aufgebot,
Die jungfräuliche Hand zu verschenken, —
Viel edle Ritter werben um sie
Mit Zeichen des innigen Strebens,
Umschwärmen die Hohe spät und früh, —
Vergebens!
Jungfrau will sie bleiben Zeitlebens.

Ein Trauerkleid wallt
Um die hohe Gestalt,
So empfängt sie den Zug der Vasallen,
Und als sie's vernommen, entgegnet sie bald:
„Wohl mögt' ich dem Volke gefallen,
„Doch fordr' ich von meinem Freyer ein Pfand,
„Das darf mir keiner verwehren,
„Erfüllt er's, so soll ihm Herz und Hand
„Gehören.“ —
Es riefen die Ritter: „Laſs hören!“

„Mein Vater stand
„Auf der Mauer Rand“ —
So begann sie, — „und blickte hinunter,
„In die Hölle hinab, — an der Felsenwand,
„Da stürzt' ihn der Schwindel hinunter;
„Drum wer mir mit Wünschen der Liebe naht, —
„Denn ich mag keine zweyte Trauer —
„Der soll es beweisen mit kecker That,
„Kein Schauer
„Ergreif' ihn am Abgrund der Mauer.“

„So sey denn bekannt,
„Dem gehört die Hand,
„Der keck mit festen Schritten
„Vorbey an der steilen Felsenwand
„Auf der Mauer-um's Schloſs geritten,
„Und wer es glücklich vollenden kann,
„Der soll mich zur Kammer führen,
„Doch soll mich liebend kein andrer Mann
„Berühren,
„Ich gelob' es mit heiligen Schwüren.“

Die Herrin schwieg,
Stolz auf den Sieg,
Still zogen die Männer von dannen;
Sonst mancher Freyer den Kynast erstieg,
War allen die Lust vergangen.

Was die Gräfin gewünscht, das stand ihr frey,
Es schreckten des Rittes Gefahren;
Die Burg ward still, nun konnte sie treu,
Nach Jahren
Des Vaters Gedächtniſs bewahren.

Ein Jüngling allein
Fand bald sich ein,
Der war ihr treueigen geblieben,
Solch wackrer Muth kann nicht mehr seyn,
Und solch redliches Herz im Lieben,
Im ganzen Land war Graf Albert geehrt,
Er wagt es auf Leben und Sterben,
Der junge Degen den Ritt begehrt,
Zu werben
Um Liebe oder Verderben.

Die Gräfin erschrickt,
Wie sie den erblickt,
Sie dacht', 's wird keiner es wagen,
Und ihre Diener zu ihm schickt,
Und läſst ihm den Ritt versagen,
Doch der Ritter erklärt sich frey und frank,
Sie möcht' auf den Schwur sich besinnen,
Er wolle sterben oder den Dank
Gewinnen,
Er scheide nicht eher von hinnen.

In höchster Noth
Sie ihn zu sich erbot,
Und beschwört ihn, die Augen voll Zähren:
„Zur Verzweiflung brächte mich Euer Tod,
„O laſst meine Bitte gewähren,
„Ich lieb' Euch nicht, ich bekenn' es frey,
„Doch dauert mich Eure Jugend,
„Und Euer Muth ist bey Glauben und Treu'
„Nicht Tugend,
„Nein, tollkühn und Gott versuchend."

„Es wäre zu viel,
„Kein freches Spiel
„Wollt' ich mit dem Leben treiben,
„Ich wollte frey seyn, das war mein Ziel,
„Ich meynte, sie lassen's wohl bleiben,
„Laſs ab, wenn ich lieb dir und theuer bin,
„Du wirst den Tod nur umarmen;
„Es ist uns Beyden doch kein Gewinn! —
„Erbarmen
„Mit dir und mit mir, — mir Armen!" —

Sie lag vor ihm
Auf beyden Knien,
Und beschwor ihn bey Himmel und Erde.
Doch Albert blieb immer fest und kühn,
Und den furchtbaren Ritt begehrte.

„Nicht du bist schuld an meinem Tod,
„In den ich mit Freuden gehe,
„Ich gehorche der Liebe Zaubergebot,
„Mir geschehe
„Nun ewig wohl oder wehe!“ —

Er schwingt sich auf's Roſs,
Der Knappen Troſs
Kommt traurig ihm entgegen;
Den Jüngling beklagt das ganze Schloſs,
Der Geistliche gibt ihm den Segen;
Und festlich schmückt man die jammernde Braut,
Die der kühne Graf will erwerben,
Da schmettern dreymal Trompeten laut,
Sie werben
Zur Liebe, oder zum Sterben.

Und er sprengt gewandt
An der Felsenwand,
Und das Roſs setzt keck auf die Mauer.
Einen Kuſs noch wirft er mit flüchtiger Hand
Ihn faſst nicht Schwindel noch Schauer.
Sein wackres Roſs geht Schritt für Schritt,
Es trägt den wackersten Knaben, —
Da wankt ein Stein, das Roſs wankt mit,
Und es haben
Die Felsen den Ritter begraben. — —

Die Gräfin sank,
Aller Sinne frank,
Es ergriff sie ein tödtliches Fieber.
Sie siechte wohl viele Wochen lang,
Der Tod wär' ihr tausendmal lieber.
Und als sie endlich genesen war,
Da sind auch drey Brüder erschienen,
Die wollten die Braut durch Todesgefahr
Verdienen,
Oder sterbend den Schwur versühnen.

„Laſst ab, laſst ab!
„'S ist euer Grab;"
So beschwor die Gräfin mit Zähren;
„Schon stürzte vor euch ein Wackrer hinab;
„Wollt ihr meine Qual noch vermehren?
„Und soll ich morden ein ganzes Geschlecht?
„Nein, theilt euch in all' meine Güter,
„Nur besteht nicht auf diesem gräſslichen Recht;
„Drey Brüder
„Sonst kehren dem Vater nicht wieder."

„Nein, kehrt zum Glück,
„Zum Vater zurück!" —
So bat sie, und warf sich zur Erde:
Doch schöner war sie mit Thränen im Blick,
Und jeder der Ritter begehrte:

„Wir sind aus einem edeln Geschlecht,
„Und durfte der für dich sterben,
„So fordern wir billig ein gleiches Recht,
„Wir werben
„Um Liebe oder Verderben!“ —

Der erste schickt
Sich zum Ritte, und drückt
Den Brüdern noch scheidend die Hände;
Er schaut auf die Gräfin still entzückt,
Dann sprengt er zur Mauer behende.
Und noch ist er nicht zur Hälfte heran,
Und jammernd stehen die Brüder,
Das Roſs, es bebt vor der gräſslichen Bahn,
Stürzt nieder,
Und den Jüngling sieht keiner wieder.

Noch bebt das Herz
Im stummen Schmerz,
Da sprengt der zweyte zur Mauer,
Und gräſslich blickt er himmelwärts,
Es faſst ihn wie Todesschauer;
Doch erreicht er die Mitte, da blickt er hinab,
Und die Sinne sind ihm verschwunden,
Es bäumt sich das Roſs, er stürzt hinab,
Tief unten
Da haben sich beyde gefunden.

An einen andern.

So reise denn auch du, du freundlicher Smaragd!
Zu meiner Freundin hin, und lasse dir behagen,
Daſs eine solche Hand dich fürderhin soll tragen,
Die auch, wie keusch du bist, dich doch noch keuscher macht.

Sey um sie, wenn sie schläft; sey um sie, wenn sie wacht;
Oft wird sie dich von mir und meiner Liebe fragen;
Halt' andrer Steine Brauch, die gar nichts wieder sagen,
Schweig', was du siehst und hörst, und nimm dich selbst in Acht.

Geschieht es etwa denn, daſs sie dir in Gedanken
Ein feuchtes Küſslein reicht, so heb' es auf für mich,
Bis morgen gegen Nacht; und wollten etwa sich

Die Lüfte, die es sehn, hierüber mit dir zanken,
Und mir es bringen eh, als ich mich stellet' ein,
So send' es mir durch sie, und lass' es heimlich seyn.

Und Schreckenbleich,
Den Todten gleich,
Steht alles und ringt die Hände,
Und die Gräfin zum Dritten sich wendet gleich:
„O denkt Eurer Brüder Ende,
„O laſst Eurem Vater das letzte Glück,
„O laſst ihm den letzten Erben;
„Die Beyden kehren doch nimmer zurück,
„Kein Werben
„Um Liebe war's, — nein, um Verderben!" —

Doch der Ritter spricht:
„Ich kenne die Pflicht,
„Und scheide nicht von den Lieben.
„Vermeldet dem Vater die Trauergeschicht',
„Und wir wären uns treu geblieben." —
So drückt' er dem Pferde die Sporen ein,
Die Gräfin grüſst er noch heiter,
Dann stürzt' er sich schnell in die Felsen hinein,
Und Reiter
Und Roſs sah kein Auge weiter.

Die Gräfin sank
Sinnlos, todtkrank
Noch am Abend auf's Siechbett nieder:
Und was ihr stets in die Ohren klang,
Das waren die Worte der Brüder.

Man zählte sie zu den Lebendigen kaum,
Wohl täglich ward's schlimmer und schlimmer.
Es quälte sie ein gräſslicher Traum,
Und immer
Vernahm sie's wie Geistergewimmer:

„Ade, süſse Braut!
„Der Morgen graut,
„Den Todeskuſs auf die Wange.
„Wir haben dich oben lieb angeschaut,
„Wir harrten deiner schon lange." —
So rief's ihr im Traume; doch endlich fand
Sich der Kräfte volleres Streben;
Sie erwachte neu an des Grabes Rand,
Dem Leben, —
Der Freude nicht wieder gegeben.

Sie warf den Blick
Auf ihr Leben zurück,
Sah überall Qual und Schmerzen,
Die Männer zerstörten ihr stilles Glück,
Da wuchs ihr der Haſs im Herzen.
„In der Seele, da wohnten mir Friede und Ruh
„Durch Euch muſst' er welkend sterben,
„Nun könnt ihr zieh'n, nun laſs ich es zu,
„Könnt werben,
„Ihr seyd es werth, zu verderben!" —

D'rauf zogen Viel
Zum gefährlichen Spiel,
Kalt lieſs sie Allen gewähren,
Doch keiner von Allen kam an's Ziel,
Und keiner thät wiederkehren.
Die Gräfin sah kalt auf das groſse Grab,
Auf die tollkühnen Opfer nieder,
Kalt blieb sie auch, stürzte der Ritter hinab,
Die Brüder
Beweinte sie noch, keinen wieder.

Groſs war schon die Zahl,
Die in gräſslicher Wahl
Gebuhlt um Lieb' und Verderben; —
Da sprengt ein Ritter herauf aus dem Thal,
Und läſst um den Ritt sich bewerben.
Er blickt gar fest in die nahe Gefahr,
Blickt fest in die Felsen hinunter,
Schwarz glüht das Auge, und goldenes Haar
Flieſst unter
Dem Helme in Locken herunter.

Den Helden führt
Man reich geziert
Zur Gräfin, den Ritt zu verlangen,
Gar wunderbar fühlt sie sich plötzlich gerührt,
Es ergreift sie ein Sehnen und Bangen.

Und bald versteht sie die heimliche Qual,
Versteht die tiefen Schmerzen;
Denn die Liebe glüht ihr zum erstenmal
Im Herzen,
Und die läſst sich nicht verscherzen.

Und wie der Held
Zu Füſsen ihr fällt
Und sie um den Ritt gebeten:
Kaum länger sich die Gräfin verstellt,
Die Thränen im Auge reden:
„Laſst ab von der Bitte, Herr Rittersmann!
„Trotzt nicht dem Tode verwegen,
„Und wenn ich's auch nicht versagen kann,
„So mögen
„Euch meine Bitten bewegen.“ —

Doch jener spricht:
„Bestürmt mich nicht,
„Und laſst mich immer gewähren;
„Ich hab's geschworen, 's ist meine Pflicht,
„Sonst darf ich nicht wiederkehren.“ —
„Und wenn ich auch nichts erbitten mag,“
Entgegnet die Gräfin mit Beben,
„So wartet nur bis den morgenden Tag,
„Dem Leben
„Könnt ihr diese Frist wohl geben.“

Im hohen Saal
Zum reichen Mal
Führt sie den geliebten Ritter,
Und immer höher steigt ihre Qual;
Da ergreift der Gast die Zither,
Und singt von der Liebe unendlicher Lust
Viel schöne köstliche Lieder,
Und was er gesungen, klingt ihr in der Brust,
Ewig wieder,
Und Feuer durchströmt alle Glieder.

Mit Thränen wacht
Sie die ganze Nacht,
Mit sich und der Liebe im Streite. —
„Und wenn es gelänge, und hätt' er's vollbracht,
„Ach, Herz! du brächst in der Freude.
„Die Lieb' ist ja mild, wie das Sonnenlicht,
„Läſst nicht ihre Treuen verderben;
„Und müſst er hinab, und könnt' er mich nicht
„Erwerben,
„Ich könnte doch mit ihm sterben."

Der Morgen graut,
Da schmückt sich die Braut,
Den geliebten Mann zu empfangen,
Und wie sie den freudigen Helden erschaut,
Da glühen ihr höher die Wangen!

Sie fliegt ihm entgegen mit wildem Schmerz:
„Umsonst, daſs ich länger mich sträube,
„Ich gesteh' es frey, dir gehört dies Herz,
„Ich bleibe
„Im Leben und Tod Dir zum Weibe."

Und glühend umfaſst
Hält sie den Gast,
Der reiſst sich ihr schnell aus den Armen:
„Noch geziemet mir nicht solche köstliche Last,
„Ich darf die Braut nicht umarmen.
„Horcht, Gräfin! horcht, welch festlicher Ton?
„Der ladet zum Siegen, — zum Sterben,
„Die Trompeten rufen das Opfer schon,
„Sie werben
„Der Liebe Tod und Verderben!"

Der Geistliche bringt
Ihm den Segen, da schwingt
Sich der Ritter behende zu Pferde.
Er winkt: Ade, Kunigunde sinkt
Besinnungslos zur Erde.
Doch setzt er kühn auf die Mauer hinan,
Als wär' sie wohl dreymal breiter,
Und es schreitet das Roſs auf der gräſslichen Bahn
Keck weiter,
Trägt glücklich zum Ziele den Reiter.

Ein Freudenlaut
Weckt die glückliche Braut,
Und sie stürzt dem Ritter entgegen:
„So hast du Gott und der Liebe vertraut,
„Dich beschützte ihr heiliger Segen.
„Dir ist es gelungen, ich folge dir gern,
„Zum Leben, zur Liebe, zur Freude,
„Der Kynast begrüſst dich als seinen Herrn,
„Uns Beyde
„Kein Stürmen des Lebens mehr scheide!" —

Und der Ritter blickt streng
Auf das Freudengedräng':
„Nicht also will ich es enden!
„Weg mit den Schalmeyen und Hochzeitgepräng,
„Das Blatt soll sich fürchterlich wenden.
„Nicht nach der Braut gelüstete mir,
„Und dem Feyerklange der Lieder;
„Wo sind meine Freunde? ich fordre von dir
„Sie wieder,
„Graf Albert und die drey Brüder!

„Von deiner Hand
„In den Tod gesandt,
„Das durchfuhr wie ein Blitz meine Träume,
„Mich lockte nicht deine blutige Hand,
„Denn längst blüht ein Weib mir daheime.

„Verschmähter Liebe unendlichen Schmerz, —
„Das hatt' ich bey Gott mir versprochen,
„Du solltest ihn fühlen! — Jetzt ist dein Herz
„Gebrochen, —
„Sieg, Freunde! ihr seyd gerochen!“ —

Er spornt das Roſs;
Es fliegt aus dem Schloſs,
Und läſst sie verzweifelnd zurücke. —
Erschrocken steht der Diener Troſs,
Wohl perlt es in manchem Blicke;
Und die Gräfin erwacht, wie aus schwerem Traum,
Blickt gräſslich nach allen Seiten,
Und wankt zur Mauer und hält sich kaum.
Von weiten
Die Diener die Gräfin begleiten.

Da spricht sie leis'
Zum bekannten Kreis':
„Wohl hat sich die Liebe gerochen,
„Wohl erkannt' ich des Lebens höchsten Preis,
„Doch mein Herz ward treulos gebrochen.
„Die unten dort sind mir angetraut,
„Was soll ich die Hochzeit verschieben?
„Empfangt das Opfer, empfangt die Braut,
„Mein Lieben
„Ist über der Erde geblieben!“ —

Und sie stürzt sich hinab
In's Felsengrab,
Da klingt es wie Geistergeflüster:
„Die Braut ist gekommen, den Kranz herab,
„Was, Liebchen, bist du so düster?
„Nun ist das Hoffen und Sehnen verkürzt,
„Nun mag sich die Jungfrau vermählen,
„Du hast dich uns selbst in die Arme gestürzt,
„Kannst wählen,
„Der Braut soll's an Liebsten nicht fehlen."

Die vier Schwestern.

Es hat eine Mutter vier Töchter gehabt,
Drey waren mit mancherley Reiz begabt,
Die vierte, der Mutter Sorg und Gram,
War aber an allen Gliedern lahm,
Und konnte nicht gehen, und konnte nicht sprechen,
Das wollte das Herz der Mutter brechen,
Und als sie fühlt', daſs es aus mit ihr sey,
Da muſsten ihr die drey Schwestern geloben,
Beym Vater dort oben,
Des armen Kindes zu pflegen treu.
Drauf ist die Mutter in Frieden
Nach kurzem Gebete verschieden.
Und die Schwestern hielten ihr heiliges Wort,
Als wär' das Kind in höchster Hort,
Doch der Armen nimmer die Sprache kam,
Und sie blieb an allen Gliedern lahm.

An das agtsteinerne Armband.

Der, so gelesen hat am Strande seiner Preuſsen
Den Ursprung deiner Zier, du kostbarlicher Sand,
Und der auch, welcher hat die Kost an dich gewandt,
Daſs du ein edler Schmuck der Arme solltest heiſsen,

Müss' allzeit glückhaft seyn. Auch ich will mich beſleiſsen,
Den ungelobten Belt, dein grünes Vaterland,
Zu rühmen überhoch, und hier durch diese Hand,
Die etwas Ew'ges kann, der Sterblichkeit entreiſsen.

Bist du ein Tannenharz, durch Meersalz und Apollen
In die Gestalt gebracht, was Viel' beweisen wollen,
Mehr aber glauben nicht? Ich lass' es jetzt dabey.

Du seyst, aus was du seyst, so muſs doch, wenn wir sagen,
Guinee und Peru selbst auch wider Willen sagen,
Daſs dein Schein güldner noch, als ihres Goldes, sey.

Bis einst ein freundlicher Morgen graut,
Der die älteste fröhlich begrüſst als Braut.
Da haben sie erst in später Nacht
An die arme kleine Schwester gedacht.
Und als sie das Zimmer erreichten im Lauf,
Da richtet das Kind sich zum erstenmal auf,
Und mit dem Händchen nach oben weist:
„Lieb Mutter war bey mir, und hat mich gespeist.
„Lieb Mutter läſst die Schwestern grüſsen!“ —
Drauf thät ſie auf ewig die Augen schlieſsen.

Die fünf Eichen vor Dallwitz.

Abend wird's, des Tages Stimmen schweigen,
Röther strahlt der Sonne letztes Glüh'n.
Und hier sitz' ich unter euren Zweigen,
Und das Herz ist mir so voll, so kühn.
Alter Zeiten alte treue Zeugen
Schmückt euch noch des Lebens frisches Grün,
Und der Vorwelt kräftige Gestalten
Sind uns noch in eurer Pracht erhalten.

Viel des Edlen hat die Zeit zertrümmert,
Viel des Schönen starb den frühen Tod,
Durch die reichen Blätterkränze schimmert
Seinen Abschied dort das Abendroth,
Doch um das Verhängniſs unbekümmert,
Hat vergebens euch die Zeit gedroht,
Und es ruft mir aus der Zweige Wehen:
Alles Groſse soll im Tod bestehen! —

Und ihr habt bestanden! — Unter Allen
Grünt ihr frisch und kühn mit starkem Muth.
Wohl kein Pilger wird vorüber wallen,
Der in eurem Schatten nicht geruht:
Und wenn herbstlich eure Blätter fallen,
Todt auch sind sie euch ein köstlich Gut:
Denn verwesend werden eure Kinder
Eurer nächsten Frühlingspracht Begründer.

Schönes Bild von alter Deutscher Treue,
Wie sie beſsre Zeiten angeschaut!
Wo in freudig kühner Todes-Weihe
Bürger ihre Staaten fest gebaut.
Ach, was hilft's, daſs ich den Schmerz erneue,
Sind doch alle diesem Schmerz vertraut. —
Deutsches Volk, du Herrlichstes vor Allen,
Deine Eichen stehn, du bist gefallen!

Sängers Wanderlied.

Gar fröhlich tret' ich in die Welt,
Und grüſs' den lichten Tag.
Mit Sang und Liedern reich bestellt,
Sagt was mir fehlen mag?
Viel Menschen schleichen matt und träg
Ins kalte Grab hinein,
Doch fröhlich geht des Sängers Weg
Durch lauter Frühlingsschein.

Natur, wie ist es doch so schön
An deiner treuen Brust,
Lieg' ich auf deinen Zauberhöh'n
In stiller Liebeslust.
Da wogt es tief und wunderbar,
Weiſs nicht, wo ein, wo aus,
Doch endlich wird das Treiben klar,
Und tobt in Liedern aus.

Mit Liedestönen wach' ich auf,
  Sie quellen sanft heran;
Die Sonne hoch am Himmel 'rauf,
  Trifft mich beym Singen an.
Nicht rast' ich wenn der Tag verglüht,
  Greif' in die Saiten ein,
Und grüſse noch mit stillem Lied
  Des Abends Dämmerschein.

Und langsam steigt die Nacht herauf
  Aus tiefer Bergeskluft,
Da wacht mein Lied zum Himmel auf
  In klarer Sternenluft.
Bis sich in bunter Träume Reih'n
  Vergnügt des Sängers Blick,
Doch denk' ich träumend auch allein
  An Sang und Dichterglück.

Und wo ich wandre hier und dort,
  Da duldet man mich gern,
Wohl mancher sagt ein freundlich Wort,
  Doch immer muſs ich fern,
Denn weiter treibt's mich in die Welt,
  Mich drückt das enge Haus,
Und wenn der Gott im Busen schwellt,
  Muſs ich in's freye 'raus.

Und frisch hinauf, und frisch hinein,
Durch Lebens Nacht und Tag,
Auf daſs mich Freyheit, Lieb' und Wein
Gar treu begleiten mag.
Ein freyer Sinn in Lust und Weh
Schwelgt gern in Sang und Reim,
Und sag' ich einst der Welt Ade,
Zieh' ich in Liedern heim.

Phantasie.

Was schwelgt im Jubellied der Saiten,
Was überfliegt vergangne Zeiten
Im Wechselsturm der Harmonie? —
Der Nachklang aus verwelkten Tagen,
Die uns ins beſsre Land getragen,
Heiſst Phantasie.

Und was der Dichter still gegeben,
Wer zauberte sein Lied in's Leben,
Wer schenkt den Worten Melodie?
Das nie Belebte, wie das Todte,
Es athmet doch im Morgenrothe
Der Phantasie.

Wo sich die Muse Tempel baute,
Ist sie die einzige Vertraute,
Verlischt die heil'ge Flamme nie.
Es herrscht im Schmerz von Melpomenen
Wie in Thaliens heitern Tönen
Nur Phantasie!

Was wär' der Jugend Frühlingsfülle,
Was wär' des Herbstes reife Stille,
Was Kunst und Leben ohne sie?
Hoch in des Glaubens Lichtgestalten,
Und wo der Liebe Zauber walten,
Blüht Phantasie.

Am schönsten reift das Kind der Musen
In edler Frauen edlem Busen
Im Sonnenstrahl der Poesie.
Der Frauen zart besaitet Leben,
Ihr Lieben, Glauben, Hoffen, Streben
Ist Phantasie. —

Und deine Lippe durft' es sagen,
Dich hätte nie ihr Flug getragen,
Ihr Zaubergeist ergriff dich nie?
Kann sich der May vom Frühling trennen? —
Dein Liebling will dich nicht erkennen,
O weine, Phantasie!

Der Augen seelenvolle Klarheit,
Der Worte frühlingsheitre Wahrheit,
Des ganzen Wesens Harmonie,
Das Seraphslied in deinen Tönen! —
Wo fehlt' in diesem Kreis des Schönen
Je Phantasie! —

Und steh' ich dir so gegenüber,
Mit Liebesfülle weht's herüber,
Und jedes Wort wird Melodie,
Und in des Lebens finstre Schranke
Tritt wunderhell der Traumgedanke
Der Phantasie.

Bitte.

Du hast es mir in einer schönen Stunde
  Halb zugesagt,
Und war die Bitte auch zu kühn gewagt,
  Im Munde
Bescheidner Liebe ist kein Wort verwegen,
  Und wenn der Morgen noch so zeitig tagt,
Die Sonne lächelt doch dem Freund entgegen!

Um eine Locke hab' ich dich gebeten.
  Kannst du dem Fleh'n
Der treusten Liebe grausam widersteh'n?
  Die Fäden
Des Menschenlebens winden Zauberhände,
  Nur wo der Liebe stille Blüthen weh'n,
Da hat des Erdgeist's finstres Reich ein Ende.

Von sich selber.

Ich feure ganz und brenne lichterloh,
Die Thränen hier sind meiner Flammen *)
Ammen,
Die mich nicht läſst dies stete Leid verdammen;
Ich kenn' es wohl, was mich kann machen froh,

Daſs ich fortan nicht dürfte weinen so;
Wo aber ist's? So müssen nun die Flammen
Hier über mir nur schlagen frey zusammen;
Mein Schirm ist weg, mein Schutz ist anderswo.

Ist ganz Nichts da, daran ich mich mag kühlen?
In solcher Glut, die meine Geister fühlen?
Der Liebesdurst verzehrt mir Mark und Bein!

Dies Wasser ist's, die Kühlung meiner Hitze,
Das ich zum Trunk aus beyden Augen schwitze;
Ich zapfe selbst und Amor schenkt mir ein!

---

*) d. i. meiner Flamme (im Singular).

Gib mir die Locke! auf dem treuen Herzen
Bewahr' ich sie,
Ein Talisman für Sturm und Phantasie.
Verschmerzen
Will ich die Perlen in den trüben Blicken,
Den rauhen Eingriff in die Harmonie,
Kann ich sie seh'n und an die Lippen drücken.

Es ist so schön, die Menschen glücklich machen,
Du kannst es jetzt.
O nicht den schönen Augenblick verletzt!
Es wachen
Viel gute Geister über unsre Schmerzen,
Und ob man Augen trocknet oder netzt,
Das schreiben sie in ihre klaren Herzen.

Der Dreyklang des Lebens.

Mit wilder Kühnheit trat ich rasch in's Leben,
Groſs träumt' ich mir den Schuldbrief an das Glück,
In's Gränzenlose ging mein dunkles Streben,
Kalt blickt' ich auf die Gegenwart zurück.
Zu stolzer Höhe wollt' ich mich erheben,
Doch nach dem Ziele schweifte noch der Blick,
Da stürmt' ich in des Lebens wüste Tiefen,
An jeder Klippe meine Kraft zu prüfen.

Die Fluth riſs mich in ihren Brand hinunter,
Und neben mir sank manches edle Herz.
Ich schlug mich durch, ich ging im Sturm nicht unter,
Um die Verlornen trauerte mein Schmerz.

Der Rettung kühner Sieg blieb mir ein Wunder,
Und frischen Auges blickt ich himmelwärts.
Es war die Ahnung der verwandten Seele,
Die mich heraufzog aus der Mörderhöhle.

Mit neuem Muthe folgt' ich leisern Stimmen,
Von einem schönern Leben sprachen sie,
Ich sollte keck den kühnen Strom durchschwimmen,
Die Kräfte wagen, die mir Gott verlieh,
Den Sonnenberg der Hoffnung zu erklimmen,
Denn eins sey Glaube, Lieb' und Poesie,
Und in der heil'gen Trias dieser Töne,
Vermähle sich das Göttliche und Schöne. —

Und tief in meiner Brust war mir der Glaube
An Gott, an Kraft, an Freyheit eingeprägt.
Die Menschheit wühlte um mich her im Staube,
Kaum von des Himmels Donnerruf bewegt. —
Zwar fallen Tausende der Welt zum Raube,
Ich fand doch Herzen, wo es edel schlägt.
Und allen Zweiflern möcht' ich's laut erzählen,
Die Zeit ist schlecht, doch gibt's noch groſse Seelen.

Auf dieſen Glauben bauten meine Träume
  Der Dichtkunst jugendliche Fabelwelt.
Im Frühlingsdufte reicher Blüthenbäume
  Fand ich den Altar prangend aufgestellt.
Und wie ich nun in Liedeswellen schäume,
  Und wie der Gott mir in dem Busen schwellt,
Da fühlt' ich's deutlicher in meiner Seele,
Daſs mir das Höchste, daſs die Liebe fehle.

Mit tiefer Sehnsucht blickt' ich in das Leben,
  Vom Ideale fand ich keine Spur.
In Schmeichelformen, abgeschmacktes Streben,
  Zierpuppen der verschrobensten Natur,
So sah ich sie geistlos vorüber schweben,
  Wie mir das eiskalt durch die Seele fuhr! —
Des Lebens Kranz — ich sag' es mit Erröthen,
  Herabgewürdigt, in den Staub getreten.

Verzweifeln wollt' ich an der Gottheit Strahle, —
  Da sah ich dich, dich, und ein einz'ger Blick,
Jungfräulich, wie der May im Blüthenthale,
  Rief mich zu meiner Dichterwelt zurück.

Es lächelte aus Hyppokrenens Schaale
Mit Spiegelklarheit kaum geträumtes Glück,
Ich wandte mich mit wunderbarem Beben,
Und heilig trat das Heilige ins Leben.

Und vor dem aufgeflammten Morgenlichte
Sank ich in's Knie, von Gottes Hauch beseelt,
Die Ahnung sprach es längst im Traumgesichte,
Kein Mährchen war's, das Phantasie erzählt;
Denn was ich glaube, was ich glühend dichte
Und glühend liebe, blüht in dir vermählt,
Und kühn im Dreyklangsdonner der Gefühle
Stürzt mich dein Wink durch Strom und Kampf zum Ziele.

Sehnsucht der Liebe.

Wie die Nacht mit heil'gem Beben
Auf der stillen Erde liegt!
Wie sie sanft der Seele Streben,
Uepp'ge Kraft und volles Leben
In den süſsen Schlummer wiegt.

Aber mit ewig neuen Schmerzen
Regt sich die Sehnsucht in meiner Brust.
Schlummern auch alle Gefühle im Herzen,
Schweigt in der Seele Qual und Lust: —
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

Leis' wie Aeols-Harfentöne
Weht ein sanfter Hauch mich an.
Hold und freundlich glänzt Selene,
Und in milder geist'ger Schöne
Geht die Nacht die stille Bahn.

Aber auf kühnen stürmischen Wegen
Führt die Liebe den trunkenen Sinn,
Wie alle Kräfte gewaltig sich regen!
Ach! und die Ruhe der Brust ist dahin:
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

Tief, im süſsen heil'gen Schweigen,
Ruht die Welt und athmet kaum.
Und die schönsten Bilder steigen
Aus des Lebens bunten Reigen,
Und lebendig wird der Traum.

Aber auch in des Raumes Gestalten
Winkt mir die Sehnsucht, die schmerzliche zu,
Und ohn' Erbarmen, mit tiefen Gewalten,
Stört sie das Herz aus der wonnigen Ruh.
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh.

So entschwebt der Kreis der Horen,
Bis der Tag im Osten graut,
Da erhebt sich neugeboren,
Aus des Morgens Rosenthoren,
Glühendhell die Himmels-Braut.

Aber die Sehnsucht in meinem Herzen
Ist mit dem Morgen nur stärker erwacht,
Ewig verjüngen sich meine Schmerzen,
Quälen den Tag, und quälen die Nacht.
Sehnsucht der Liebe schlummert nie,
Sehnsucht der Liebe wacht spät und früh

Graf Hoyer von Mansfeld,

oder

die Schlacht am Wölfesholze.

Eine Volkssage.

Der Graf hält stolz
Am Wölfesholz,
Und vor ihm in blinkenden Reihen
Die Schaaren seiner Getreuen.
Es pocht das Männerherz an die Brust,
Zum Kampf und Streit
Und zum Sterben bereit,
In Aller Augen sprühte die Lust,
Der Todesschlacht sich zu weihen.

Da sprach der Graf:
„Als der Feind uns traf
„Im letzten Kampfgewühle,
„Da sanken der Wackern viele,
„Und mancher versprützte sein edles Blut.
„Doch floh uns das Glück,
„Wir wichen zurück
„Aus dem Schwertergedräng', aus des Streites Gluth,
„Wir verloren im eisernen Spiele."

„Doch, Brüder, heut —
„Neu erwacht der Streit!
„Heut müſst ihr im Kampf und Verderben
„Den alten Ruhm euch erwerben!
„Und so wahr ich jetzt mit gewappneter Hand
„In diesen Stein
„Greife tief hinein,
„So ist uns das Glück heut zugewandt,
„Zum Sieg und zum ruhmvollen Sterben."

Und er fühlt in der Faust,
Daſs Gott d'rein braust,
Da blickt er siegend hinunter,
Und reicht zum Steine herunter,

An Kandoren.

Dieſs wird für diesesmal wohl seyn der letzte Brief,
Den ich, Kandora, dir von hier aus zu kann senden,
Weil ich gesonnen bin, mich anderweit zu wenden,
Dahin, noch eh' ich ward, mir mein Verhängniſs rief.

Mich wird der kühne Wind und ein verwognes Schiff
Weit führen über See; da hoff' ich an den Stränden
Des prächtigen Derbents mit Freuden anzuländen,
Wohin vor dieser Zeit kein deutsches Segel lief.

Ach, klagst du, wo wird nun Kandorens Name bleiben? —
Nein, Licht, sey gutes Muths! Kann ich dir schon nicht schreiben,
So hat doch meine Post stets einen offnen Paſs.

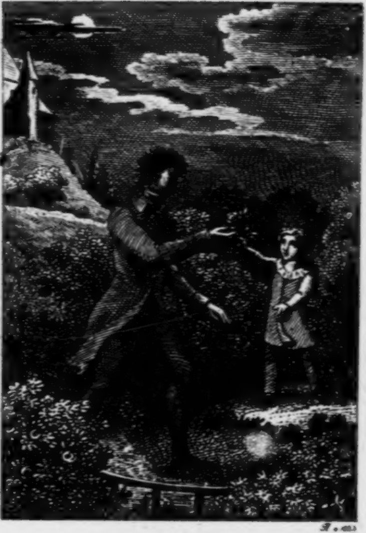
Erwachen soll kein Tag, kein Abend schlafen gehen,
So soll der Westenwind dir in die Ohren wehen:
Er lebt, er denket dein, dein Freund, ohn' Unterlaſs.

Und greift, als ob es nur Erde wär',
Tief hinein
Mit der Hand in den Stein —
Und jauchzend ſtürzt ſich zum Kampfe das Heer,
Es ergreift ſie das göttliche Wunder.

Und weit und breit
Wühlt der Streit,
Die Schwerter im Blute ſich baden,
Es geſchehen herrliche Thaten.
Da weicht der Feind der begeiſterten Macht,
Doch es fällt der Graf,
Die Lanze traf,
Und er wird vom Herrn aus der blutigen Schlacht
Zum ewigen Frieden geladen.

So ging der Held
Aus dem Kampf der Welt,
Des ſtreitenden Lebens müde! —
Und wenn jene Zeit auch verblühte,
Zeigt man doch heut am Wölfesholz
Des Grafen Hand
In der Felſenwand;
Und der Deutſche nennt ſeinen Namen mit Stolz,
Es lebt ſeine That noch im Liede.

[illegible] p. [illegible]



[illegible]

[illegible]

August Apel's

Cicaden.

Eine Aehrenlese.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Lit. germ. B 182 : 81
1900.3452
BIBL. VNIVERS. LIPS.

Ein und achtzigstes Bändchen.

Apel's Cicaden.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

W [illegible] 32054

Biographie des Dichters.

August Apel wurde im Jahr 1771 zu Leipzig geboren. Sein Vater war einer der dasigen Bürgermeister, der ihn früher theils durch Hauslehrer, theils auf der Thomasschule unterrichten lies. Er studierte, von 1789 an, zu Leipzig, dann zu Wittenberg, und wurde 1795 Doctor der Rechte und dann Rathsherr. In dieser Stelle lebte er bis zum 9. Aug. 1816, wo ihn eine Halsentzündung, bey übrigens frischer Gesundheit, schnell wegraffte. Eben so reich war sein Geist ausgestattet, der aber mit dem

Gemüth oft in verderblichen Kampf gerieth; doch gelangte er zur Erkenntniſs des rechten Werths der Dinge. Er war allem kleinlichen und Unfreyen im Leben feind; nur das Hohe und Bleibende zog seinen Blick an, erfüllte seine Seele. So wurde er ein eifriger Anbauer der Wissenschaft und Kunst, er zeichnete sich als Dichter aus, und als Philosophen besonders durch sein neues System der Metrik, das aber sein Tod nicht endigen lies.

Seine lyrischen Gedichte enthalten theils die Cicaden (3 Bde. Berlin 1810 — 11), theils das Gespensterbuch (5 Bde. Leipzig 1810 — 15) und blos aus den ersten wurde die Auswahl für diese Taschenbibliothek getroffen. Seine poetischen Darstellungen zeichnen sich durch klare Anschauung, durch feste Zeichnung und eine gediegene, oft freylich zu sehr gräcisirende, Sprache aus. Er schrieb auch mehrere Trauerspiele; sie sind Studien der alten Tragödie; auſserdem behandelte er den Faust und Kunz von Kauffung dramatisch. Man scheint aber diese dramatischen Arbeiten, vielleicht mit Unrecht, weit unter seine andern Leistungen zu setzen.

Zum Abschiede.

(Nach dem Französischen.)

Ade, du hartes Wort! Mit Furchten muſs ich scheiden,
Mit Sorgen muſs ich weg. Denn, wie man sonsten spricht,
So pflegt Abwesenheit zu löschen aus das Licht,
Das angestecket ist im Herzen unsrer Freuden.

Drum, weil mir diese Furcht erregt ein solches Leiden,
Das mich vorher stöſst an, so thu' ich unrecht nicht,
Daſs ich das Thränenbad gieſs' auf mein Angesicht,
Ob nicht ein Fremder sich für mich an euch mag weiden.

Doch scheid' ich anders nicht, als auf des Vogels Art,
Der, weil er durch das Garn zuvor gefangen ward,
So oft zurücke muſs, so oft er auf begehret.

Lieb, euer Angesicht ist mir an Bandes statt,
Da mein gefang'ner Geist sich einverwirret hat,
Daſs, wo ich auch nur bin, er wieder zu euch kehret.

Inhalt.

Gedichte.

Seite
Cicade. 1811. 1
Simonides. Ballade. 1804. 6
Liebesbitte. 1807. 12
Der Flatterer. 1807. 13
Sanct Johannes und seine Katze. Legende. 1805. 16
Die ferne Braut. 1804. 21
Curtius. Ballade. 1809. 25
Maria. Bucharische Legenden. 1807. . 36
Das Gottesgericht. Ballade. 1804. . . 52

Moosrose. 1804. 65
Sinfonie. Nach Mozart in Es dur. 1804. 67
Pater Anselmo's peinliche Klage. 1804 . 83

Prosa.

Das stille Kind. 1806. 97

Cicade.

Apollon's Siegesfest kehrt wieder,
Nach Delphy strömt der Sänger Schaar;
Belohnend krönt den Preis der Lieder
Ein Blätterkranz von Daphne's Haar:
Und weither wogt des Volkes Menge,
Sie deckt das Meer, sie füllt das Land;
Es schlingt die Feyer der Gesänge
Um Gast und Wirth das heil'ge Band.

Und von Jtalia's Gestaden,
Aus Lokri wandert Eunomus,
Und oft, auf Land und Meerespfaden,
Begegnet ihm der Freunde Grufs.
Gesellig ziehn die Citharöden,
Oft prüfen sie der Saiten Ton,
Des Wanderns Last und Müh zu tödten
Erschallt Gesang und Barbiton.

So wandert lustig zum Parnasse
Von Krissa's Strand der Sänger Chor,
Und, leise horchend, an der Straſse
Lauscht tonbegierig jedes Ohr.
Aedon's Zaubertöne schweigen,
Kein Liebeslied in Wipfeln girrt,
Nur in der Büsche niedren Zweigen
Sitzt fröhlich die Cicad' und schwirrt.

Da blickt Aristo zürnend nieder,
Entrüstet um den heisern Klang:
Wer stört des Sängers Götterlieder?
Wer mischt den Miſston zum Gesang?
Soll am Parnassos ungezügelt
Erschallen schwächliches Gezirp?
Schweig, Aftersänger! halb beflügelt,
Der springend nur sich hebt, und stirb!

Schon eilt er hin, es zu vollenden,
Doch hält ihn Eunomus und spricht:
Gönn' ihm das Lied! von Sängershänden
Ziemt sich der Tod des Sängers nicht!
Nicht jeder Krieger ist ein Heros,
Nicht Glaukos jeglicher Pilot,
Anakreon ist nicht Homeros,
Doch alle treibt ein mächt'ger Gott.

Und Phöbus, der zur goldnen Leyer
Des Himmels Götterhymnen singt
Hört jedes Lied, das seiner Feyer
Des Sängers Lippe stammelnd bringt.
Auch du gehörst zum Sängerorden,
Bist Sait' im groſsen Barbiton,
Wir tönen mächtig in Accorden,
Du leis' in einfach heiserm Ton.

Drum, singe harmlos fort, Cicade!
Zum guten Zeichen hallt dein Gruſs
Dem Sänger, der, auf fremdem Pfade,
Zu fernen Städten lenkt den Fuſs.
Du singst des Heimathlandes Töne,
Machst uns dem Ausland schnell vertraut,
Willkommen sind des Liedes Söhne,
Ruft freudig uns dein muntrer Laut.

Und bald zum groſsen Liederfeste,
Durch Pytho's schöngeschmücktes Thor,
Drängt brausend sich die Schaar der Gäste,
Zieht kampfbereit der Sänger Chor.
Es wogt des Volks Gewühl, und dichter,
Und dichter ordnet sich der Kreis;
Und ernst erheben sich die Richter,
Und lockend prangt des Sieges Preis.

Da greift Aristo's Hand die Saiten
Und machtvoll rauscht das Barbiton,
Apollon's Feyer zu begleiten
Braus't Stürmen gleich der Saiten Ton.
Er singt den Riesenkampf des Gottes,
Des Bogens Kraft, des Drachen Wuth,
Das Siegeslied voll bittres Spottes,
Den Fall des Ungeheurs der Flut.

Und Alle staunen dem Gesange,
Und schweigen lang' und athmen leis'.
Da naht sich, mit dem Götterklange
Der Lyra, Eunomus dem Kreis.
Und höher hebt sich jeder Busen,
Wie er die Töne sinnig wählt,
Es tönt im Spiel ein Chor der Musen
Und jede Chorde scheint beseelt.

Doch, leicht ist jedes Glück verbittert,
Und nah der Wonne wohnt das Leid,
Die Saite, die voll Macht erzittert,
Sprengt im Gesang des Zufalls Neid.
Beschämt will schon der Sänger schweigen
Der Töne Vollklang ist verwirrt;
Da naht sich aus des Lorbeers Zweigen
Mit hellem Ton Cicad' und schwirrt.

Und von der Lyra goldnem Rande
Tönt sie der Chorde vollen Klang;
Und mit des Wohllauts holdem Bande
Umwebt sie Eunomus Gesang.
Und lauter tönen jetzt die Saiten,
Der Sänger preis't Apollon's Macht,
Der Ruhm dem Liebling will bereiten,
Und huldreich über Sänger wacht.

Und mit des Loorbeers Ehrenkrone
Umschlingt das Volk des Sängers Haar,
Und ähnlich prangt zum Siegeslohne
Sein Bild an Pythios' Altar.
Noch scheint er Götterlob zu singen,
Die Lyra glänzt in seiner Hand,
Und freudig mit gehobnen Schwingen
Sitzt die Cicad' auf goldnem Rand.

Simonides.

Ballade.

Im Kampf mit Wagenlauf und Ringen
Ward Skopas' tapfrem Arm der Preis,
Und würdig seinen Ruhm zu singen,
Lud er den weitberühmten Greis,
Der mit der nie verstimmten Leyer
Den hohen Göttern Hymnen singt,
Und bey der Spiele heil'ger Feyer
Des Siegers Ruhm den Enkeln bringt.

Und froh begrüſsen alle Gäste
Den grauen Sänger bey dem Mahl.
Er ist die erste Zier der Feste
In Skopas' prachterfülltem Saal.
Sein Sitz erhebt sich gleich dem Throne,
Erwartend lauschet jedes Ohr,
Geschenke thürmen sich zum Lohne
In goldnen Haufen hoch empor.

Da faſst Simonides die Leyer,
Und feſtlich tönt der Saiten Klang;
Der Dioskuren hohe Feyer
Erhebt begeistert sein Gesang,
Wie Kastor kühn die Rosse zügelt
Und ihre muth'gen Schritte zwingt,
Und Polydeukes' Hand geflügelt
Den Cästus auf den Gegner schwingt.

Und wie der Preis der Göttersöhne
Von Mund des grauen Sängers schallt,
Begeistern ihn die eignen Töne,
Des eignen Saitenspiels Gewalt.
Und zu der Zwillingsbrüder Sitzen
Schaun leuchtend seine Blicke auf,
Er singt, wie sie die Völker schützen
Und leiten schneller Schiffe Lauf.

Wie seiner Gottheit ew'ges Leben
Mit Kastor Polydeukes theilt,
Und willig, jenen zu erheben,
Bey Hades finstern Schatten weilt,
Wie sie, von Menschen nicht gesehen,
Dem Liebling in der Rennbahn Kreis
Mit Göttermacht zur Seite stehen,
Und sichern ihm des Sieges Preis.

An Ihren Garten.

Ich denke noch an sie, die lieben tausend Stunden,
Und tausend noch dazu, die ich in deinem Schooſs,
Du wohlgelegner Platz, mehr nutzbar, als zu groſs,
An keinerley Frucht arm, zu jener Zeit empfunden.

Wenn, wie Olympia sich hatt' um mich gewunden,
So ich sie wiederum in die zwey Arme schloſs;
Wie selig war ich da, wie aller Menschheit los!
Wie oftmals hat uns doch Priapus so gefunden!

Es steht ein Maulbeerbaum bey deinem Vorderteiche,
Dem wünsch' ich, daſs sein Haar ihm nimmermehr erbleiche,
Entgehe nie sein Saft; denn die vermeynte Nacht

Die er dem Stamme gibt mit seinen dicken Blättern,
Die weiſs es, wie Sie mich zuerst hat angelacht: —
Für diese Gunst sey du befohlen allen Göttern!

Doch zürnend hört er Jenen schelten;
„Du sangst der Götter Lob, laſs dir
Die Dioskuren es vergelten,
Belohnung fordre nicht von mir!"
Da spricht der Sänger, — ihn begeistern,
Die hohen Götterhymnen noch —
„Wer darf des Dichters Werke meistern,
Wer zwingt die Kunst in niedres Joch?"

„Die Götter hauchen die Gesänge
In ihrer Dichter fromme Brust,
Und wecken selbst die Macht der Klänge
Dem Kitharöden unbewuſst.
Was sie gebieten, muſs er singen,
Sie öffnen ihm zum Lied den Mund,
Und wie sie mächtig ihn durchdringen,
Thut er ihr Wort den Menschen kund." —

„Wohl haben Götter dich durchdrungen,
So ehrt dich gern der Erde Sohn," —
Spricht jener, — „doch die du gesungen,
Von ihnen fordr' auch deinen Lohn!
Die Thaten meines Arms zu preisen,
Lud ich den Sänger freundlich ein,
Ich ehre nun den frommen Weisen,
Doch kann ich nicht Vergelter seyn."

Da röthet edle Glut die Wangen
Dem grauen Sänger, und er spricht:
„Nicht eitles Gold ist mein Verlangen,
Der Sänger braucht des Lohnes nicht.
Die Götter banden durch das Leben
Die Himmelstochter an den Staub,
Durch sie zum Himmel Euch zu heben,
Begünstigte von Plutus Raub!"

„Mit eurem Golde sollt ihr wehren,
Daſs nicht der Sorgen trübe Nacht
Des Sängers heitern Sinn verkehren
Und stören kann der Götter Macht.
Ihm konnten sie die Schätze schenken,
Doch wollten sie den Sonnenflug
Nicht zu dem finstern Schooſse lenken,
Der euro todten Götter trug."

„Sie fesselten des Frühlings Blüthe
Mit Wurzeln an der Erde Schooſs
Und liebend zieht der Mutter Güte
Die holden Kinder sorgsam groſs,
Sieht freudig jeden Keim entfalten,
Den mütterlich ihr Schooſs genährt,
Und sich in blühenden Gestalten
Zu Farb' und Leben schön verklärt."

„So solltet ihr der Sänger Leben
Mit eures Goldes Glanz erfreun,
Und, was die Götter euch gegeben,
Der Götter liebsten Söhnen weihn.
Wähnt nicht des Sängers Lied zu lohnen, —
Belohnung ist ihm sein Gesang,
Die Brust, die Himmlische bewohnen,
Verachtet eures Goldes Klang."

„Ihr hörtet mich, Zeus hohe Söhne!
Zu euch drang mein Gesang empor,
Und meiner Saiten laute Töne
Berührten euer göttlich Ohr.
Ihr lohnt den Greis mit Götterfeuer,
Das neu belebend ihn durchdringt,
Und schützt die euch geweihte Leyer,
Die eurer Gottheit Hymnen singt." —

Und kaum hat er das Wort geendet,
Da tritt ein Sklave schnell herein.
„Zwey Männer, ferne her gesendet," —
Spricht er zum Sänger, — „warten dein.
Sie wollen nicht im Haus' verweilen,
Und weigern sich dem Fest zu nahn,
Doch bitten sie, du wollest eilen,
Und deiner Lieder Lohn empfahn.

Der Sänger staunt bey diesen Worten,
Doch folgt er schnell dem Sklaven nach.
Schon ist er durch die hohen Pforten
Und forschet in dem Vorgemach.
Doch werden sie nicht mehr gefunden,
Von keinem Menschen mehr gesehn;
Sie scheinen Göttern gleich verschwunden.
Die warnend schnell vorübergehn.

Denn wie der Sänger es verlassen,
Erbebt das festliche Gemach;
Es stürzt in ungeheuren Massen
Herein das hochgewölbte Dach.
Die mächtigen Ruinen bauen
Den Todten, tödtend selbst, das Grab,
Und Zeus gefey'rte Söhne schauen
Auf ihren Sänger mild herab.

Liebesbitte.

Laſs im Hauche deines Mundes
Gern den Sylphen sich berauschen,
Süſse Blüthe! leicht im Kusse
Schwebt er um der schönen Schwester
Duſtend zarte Wohlgestalt.

Aber, wenn mit schwerem Fluge,
Reichen Honigschatz zu füllen,
Sich die Biene naht, den Vortheil
Sinnend bey dem Liebeskuſs;

Dann verschlieſs die zarten Lippen,
Oder, muſs das Opfer fallen;
Dann, du Liebliche, gewähre
Nicht dem rauhen Schatzbewahrer
Süſser Liebe Erstlingskuſs!

Der Flatterer.

Auf den Blumen schwebt des Frühlings
Leichter, buntgeschwingter Sylphe.
Jede Blume will er küssen,
Wiegen sich auf jeder Blüthe.
Sylphe, flatterhafter Sylphe,
Bleibst du keiner Blüthe treu!

»Süſser Hauch durchzieht die Lüfte,
Hat mit Sehnsucht mich erfüllet;
Welche Blüthenbrust umhüllet
Solche wollustreiche Düfte?
Jede frag' ich, jede schweiget,
Blüthen redet, Blumen zeiget
Mir das nahe, ferne Glück!«

Flattrer, leer sind deine Worte!
Um dich düften tausend Blumen,
Alle zarte Frühlingskinder,
Und der Schmuck von Wies' und Gärten.
Jede füllt mit süſsem Hauche
Rings um dich die lauen Lüfte.
Sylphe, flatterhafter Sylphe,
Keiner Blüthe bleibst du treu!

„Treue halt' ich meiner Liebe.
Weil ich nirgends sie gefunden,
Hab' ich nirgends mich gebunden,
Fand ich nirgends, wo ich bliebe.
Ueberall nur fand ich Reue,
Liebesblüthe, meine Treue
Geb' ich einzig, einzig dir!"

Und er eilt mit leichten Schwingen,
Küſst die Rosen, küſst die Nelken,
Keine kann den Flattrer zwingen,
Müssen einsam bald verwelken;
Von geliebter Düfte Wogen
Fühlt er mächtig sich gezogen,
Und er sieht in Götterpracht
Weiſs die hohe Lilie prangen,
Fühlend die geliebte Macht

Will er ewig an ihr hangen.
Lilie, zarte, stolze, süſse
Ew'ger Sehnsucht Liebesblüthe,
Treue kannst du nur belohnen,
Treue kann bey dir nur wohnen,
Wo die Liebe ewig wohnt!

Und der Frühling zog vorüber,
Und der Lilie Blätter sanken;
Liebend an dem letzten Blatte
Hing der Sylph' und lieſs im Tode
Die geliebte Lilie nicht.

Sankt Johannes und seine Katze.

Legende.

Johannes lehrte weit und breit,
Bekehrte viel Volk zur Christenheit,
Hieſs sie Lieb' und Barmherzigkeit üben,
Weder Menschen noch Kreatur betrüben.
Einsmals, wie er das Land durchzieht,
Er ein grausames Spektakel sieht,
Wie sich ein Haufen blinder Heiden
An der Qual eines armen Kätzleins weiden,
Das sie, an einen Baum gebunden,
Mit Pfeilen, zum Zeitvertreib, verwunden.
Johannes tritt mitten unter sie hin,
Spricht: lasset ab von dem bösen Sinn!
Erkennet, das auch die Kreatur
Mit dem Menschen theilt die ew'ge Natur,
Und daſs einst muſs der Tag erscheinen,
Wo sich alle Ding' in Gott vereinen.
Denn, ein jegliches Ding in seiner Art

Gottes heil'ges Antlitz offenbart,
Und sehnt sich, wieder zu gelangen
Zum Quell, von dem es ausgegangen,
Welchen auch eure alten Weisen
Mit uns Christen und allen Völkern preisen

Als nun das Heidenvolk gehört,
Daſs Johannes ihre Weisen ehrt,
Treten sie horchend um ihn her,
Begehren von ihm zu hören mehr.
Der blickt freudig zum Himmel auf,
Läſst seiner Rede freyen Lauf,
Spricht von dem Wort, das Plato verkündet,
Welches die Welt von Abfall entsündet,
Und mit seinem heiligen, rothen Blut
Gelöscht des Zornes flammende Glut;
Von dem jungfräulichen reinen Schooſs,
Dem die zweyte, göttliche Welt entsproſs. —
Da sehen die Heiden sein Angesicht
Hell stralen von reinem Himmelslicht,
Fallen nieder in ganzen Haufen,
Lassen sich von Johannes taufen.

Nur Einer, etwas ungläubig, spricht:
Warum thust du ein Zeichen nicht?
Erwecke, wie ein Prophet, die Todten,
Daſs ich dich erkenne für Gottes Boten.
Johannes alsbald die Hand ausstreckt,

An einen Baum.

Ich will zu deiner Hut ein' eigne Dryas stellen,
Daſs kein gehörnter Hirsch, kein Bär, kein wildes Schwein
Zu stoſsen sich erkühn' an dein bemoostes Bein;
Und daſs kein feindlich Beil dich etwa möge fällen,

So steht Silenus hier mit zweyen Mitgesellen.
Der Boden gibt dir Saft, der Himmel Sonnenschein,
Und dein gekraustes Haar soll stets durchsprungen seyn
Von aller Vögel Art, der lieblichen, der hellen.

Ich muſs nun weit von dir, nun weit von der dahin,
Mit der ich unter dir recht froh gewesen bin,
Der schönen Basilen, die mir mein Herze quälet,

Von dem dein stummer Mund viel weiſs, und dennoch schweigt,
Darauf dein grüner Arm mit allen Fingern zeigt,
Und ein bewegter Zweig dem andern es erzählet.

Das todte Kätzlein zum Leben erweckt,
Und die Wunden von vielen hundert Pfeilen,
Bey seinem Berühren plötzlich heilen.
Der Heide nun Christi Lehre bekennt,
Sich Sankt Johannis Jünger nennt.

Das Kätzlein lief auch Johanni nach,
Will von ihm nicht weichen Nacht und Tag;
Schmeichelt ihm mit zartem Miauen;
Das thät der Heilige gerne schauen:
Denn wie er alles mit Lieb' umfing,
Achtet' er keines Dinges Liebe gering,
That oft sich mit dem Kätzlein letzen,
In müſsigen Stunden mit ihm ergetzen;
Streichelt es, freut sich, wenn es purrt,
Katzenbuckelt und zärtlich schnurrt.
Das ärgert den Jünger, der Heide war,
Und endlich spricht er die Worte gar:
Meister! das Volk dich heilig preis't
Und doch hängt an kindischem Spiele dein Geist,
So, daſs ich nicht begreifen kann,
Wie ein so weiser, tiefdenkender Mann,
Der gewohnt ist, himmlische Dinge zu schauen,
Ein schnödes Kätzlein mag hätscheln und krauen.

Da spricht Johannes, zu ihm gewandt:
Sag, was trägst du in deiner Hand?
Den Bogen, sagt der Jünger darauf,

Mit dem erleg' ich die Thier' im Lauf,
Und die schnellen Vögel aus hoher Luft
Der Senne Klang hernieder ruft.
Johannes spricht: spann' an den Bogen!
Schnell hat er die Senne angezogen
Und sieht sich rings um, fern und nah,
Doch weil kein Thier oder Vogel da,
Läſst er den Bogen wieder in Ruh.
Da fragt Johannes: was machest du?
Hierauf der Jüngling lächelnd sagt:
Meister das geziemt sich bey der Jagd;
Die Senne leicht am Bogen erschlafft,
Der Bogen selbst verliert die Kraft,
Wenn ihn der Jäger allzeit gespannt
Tragen wollte in seiner Hand.
Sieh nun, mein Bruder, spricht der Meister,
Wie Senn' und Bogen sind auch die Geister!
Es reicht die sterbliche Natur
Bis an der Menschheit Gränze nur.
Ohne Schlaf kann nichts Lebend'ges leben,
Ohne Ruh kein Geist zum Himmel sich heben;
Denn, wie die Zeiten aus Tag und Nacht,
So ist Alles aus Licht und Dunkel gemacht.
Die Blumen, die dich am Tag' entzücken,
Abends ihr Haupt zur Erde bücken;
Ja die Sonne, die Morgens am Himmel steigt,
Sich Abends wieder zur Erde neigt.
So auch im menschlichen Gemüth

Nicht immer der göttliche Funke glüht,
Denn was sich mit irdischem Wesen gattet.
Endlich vom Himmelsglanz ermattet.
Drum hat uns Gott in dieser Welt
Seine Herrlichkeit vielfach dargestellt,
Daſs wir uns sollen daran erbauen,
Sein Wesen im leiblichen Bilde schauen,
Uns seiner freuen in der Natur,
In Liebe zu jeder Kreatur,
Und dann gestärkt zurücke kehren,
Im heil'gen Geheimniſs ihn zu ehren.
So wolle, mein Bruder, denn nicht vermessen
Ueber dem Meister das Werk vergessen,
Da du im Werk den Meister erkennst,
Dich selbst seiner Werke erstes nennst.
Er nur, der schläft und schlummert nicht,
Bey dem nie wechselt Dunkel und Licht,
Mag sich im ewigen Erkennen
Von seinen Werken niemals trennen:
Doch ehrt das sterbliche Geschlecht
Den Meister in seinen Werken recht.
Sein Bild muſs ihm im Groſsen und Kleinen,
Im Kätzlein wie im Behmoth erscheinen,
Und wer ihn nur sucht im leuchtenden Stern
Bleibt ewig von seinem Anschaun fern.

Die ferne Braut.

Einsam saſs bey Mondes Scheine
Don Rodrigo in der Laube,
Und er dacht' an die Geliebte,
An die ferne schöne Braut.

Und es dufteten die Blumen,
Und es lispelten die Blätter,
Und die Nachtigallen sangen
Von der fernen schönen Braut.

Und des Mondes Schein bestrahlte
Hell den Ort, wo Sie gesessen,
Als er bey dem Abschied küſste,
Die geliebte schöne Braut.

«Blumen, eures Sehnens Düfte
Füllen die geliebten Kelche!
Sänger, mit der Liebe Tönen
Ruft ihr eure ferne Braut!»

«Und zu deiner Erde blickest
Liebend du vom Himmel nieder,
Sanfter Mond; mit Liebesblicken
Küssest du die ferne Braut!»

«Leuchte, daſs ich meiner Holden
Süſser Liebe Worte sende,
Daſs mein sehnendes Verlangen
Spreche zu der fernen Braut!»

Und in finstrer Wolken Schleyer
Hüllte sich des Mondes Antlitz.
«Willst du nicht dein Licht mir gönnen
Für die ferne schöne Braut?»

Und der Page stellt die Kerze
Leuchtend hin vor Don Rodrigo;
Und schon greift er nach dem Blatte
Für die ferne schöne Braut:

Da verlöscht mit schnellem Zuge
Eine weiſse Hand die Flamme,
Und der Ahnung banger Schauer
Mahnt ihn an die ſerne Braut.

„Winkst du mir aus ſernen Welten,
Daſs du meiner Lieb' entflohen,
Daſs der Liebe ſüſsen Worten
Nicht mehr lauscht die schöne Braut?"

Und er schwingt sich schnell zu Rosse,
Und er eilt durch Nacht und Dunkel,
Eilet ohne Rast und Schlummer
Zu der ſernen schönen Braut.

Und im Morgensonnenglanze
Sieht er schon das Schloſs erglühen,
Und die Fenster, wo sie harrte,
Don Rodrigo's schöne Braut.

Und er schwingt sich von dem Rosse,
Eilt durch schwarz beflorte Pagen,
Und auf schwarzem Sammt gebettet
Sieht er ruh'n die schöne Braut.

Und er sinkt an ihre Seite,
Und erwachet nimmer wieder.
In des Grabes engem Bette
Ruht er bey der schönen Braut.

Curtius.

Ballade.

Bezwungen ist der Feinde Macht;
Rom's Adler schwingt die starken Flügel,
Aus Trümmern steigt auf jedem Hügel
Weitschimmernder Palläste Pracht.
Begeistert rühmt die Wunderthaten
Mit Römerstolz ein jeder Mund,
Sieht in den Helden Rom's Penaten,
Mit Waffenglück in ew'gem Bund.

Von Jubel hallt das Capitol,
Vom Markt, aus freudigem Gedränge,
Verkünden laute Festgesänge
Dem Land des sichern Volkes Wohl.
Doch unten waltet Adrastea's
Erhabner, ernster Richterspruch;
Dem sorglossichern Enkel Rhea's
Bereitet er des Orkus Fluch.

Und plötzlich durch die frohe Lust
Ertönt ein dumpf verworr'nes Brausen;
Es wankt der Grund und banges Grausen
Bebt ahndungsvoll in jeder Brust.
Ein grauer Nebel füllt die Lüfte,
Die Sonn' erlischt in blut'gem Schein,
Und schweren Moderhauch der Grüfte
Haucht athmend jede Lippe ein.

Denn auf des Marktes offnem Plan
Hat, gleich dem gifterfüllten Rachen
Des fahlen, sumpferzeugten Drachen,
Ein mächt'ger Schlund sich aufgethan.
Vergebens sucht das Aug' den Boden,
Auf seiner Tiefe herrscht die Nacht,
Und giftig steigt ein feuchter Broden
Verheerend aus dem grausen Schacht,

Die Noth erfordert kurze Wahl,
Nicht Sklav noch Bürger darf hier rasten,
Sie wälzen ungeheure Lasten
Vom Morgen- bis zum Abendstrahl.
Es rollt der Fels, Paläste fallen
Und Berge stürzen in den Grund,
Und dumpf und endlos hört man's hallen —
Doch ewig offen gähnt der Schlund.

Bang ahndend, daſs durch Götterfluch
Die grause Gruft sich nimmer fülle;
Eröffnen Priester der Sibylle
Weissagend wahres Schicksalsbuch.
Der Götter Zorn heischt theure Gaben:
Nie wird das Unheil abgelenkt,
Bis Roma's Schmuck der Schlund begraben,
Ihr heil'ger Schatz hinein versenkt.

Stumm hört's das Volk und starrt hinab,
Und gift'ger steigt der faule Schwaden
Und reiſst auf nachtumhüllten Pfaden
Quirinus' Enkel in das Grab.
Er füllt der Tempel Marmorhallen,
Drängt tödtend sich zum Richterstuhl,
Und Hekatomben sieht man fallen
Zum Opfer für den grausen Pfuhl.

Da naht umschleyert sich ein Zug
Von holden, göttergleichen Frauen,
Der frohen Muths und voll Vertrauen
Der nahen Rettung Pfänder trug.
Was Brennus' schwertgefüllte Schale
Verschont, den Schmuck an Arm und Haar,
Das bieten sie zum zweytenmale
Für Roma's Heil zum Opfer dar.

An ein Brautpaar.

Das holde Thun, das wir die Liebe nennen,
Den freyen Dienst, den wunderlosen Streit,
Den besten Schmack, die Zuckerung der Zeit,
Den lieben Tod, das angenehme Brennen;

Und was wir sonst noch Beſs'res können kennen,
Das leset hier, ihr Haſs der Einsamkeit,
Ihr edles Paar, das ihr gesonnen seyd
Zu gehen ein, was auch kein Tod kann trennen.

Glück zu! Glück zu! schreyt meine Poesie,
Wie schlecht sie ist: denn was ihr leset hie,
Das ist nur Schrift und bloses Wörterscherzen;

Doch soll sie euch seyn eine Zeigerin,
Daſs ich bereit euch aufzuwarten bin;
Den höchsten Wunsch, den trag' ich noch im Herzen.

Und plötzlich schweigt der Schätze Gier
In jeder Brust, man bringt das Beste,
Den reichen Purpurschmuck der Feste
Der Prachtgefäſse goldne Zier.
Es sinkt hinab, und frohes Hoffen
Verklärt zur Freude jedes Aug';
Doch weh — der Schlund bleibt ewig offen,
Und dampft empor den gift'gen Hauch.

Da faſst Verzweiflung jedes Herz;
Wehklagen hallt zum Göttersitze,
Und, spottend seiner Rächerblitze,
Tobt gegen Jovis' Thron der Schmerz;
Rom weiſs zu kämpfen und zu siegen;
Kann nichts dem Schicksal widerstehn,
So laſst uns kämpfend denn erliegen,
Im Kampf mit Göttern untergehn..

Und wüthend bricht die wilde Schaar
Verwüstend in der Tempel Hallen,
Und Götterbilder sieht man fallen,
Zertrümmern Säulen und Altar.
Doch plötzlich, in des Volkes Mitte,
Mit Seelenfesselnder Gewalt,
Lenkt die geflügelt schnellen Schritte
Ein Jüngling, göttlicher Gestalt.

„Ihr habt der Götterwort verkannt,"
Spricht er zum Volk kühn und bescheiden,
„Roms heil'ger Schmuck wird in Geschmeiden,
In Prachtgefäſsen nicht genannt;
Ein Kleinod ist's, was Nationen
Gleich hoher Sterne Licht umglänzt,
Und ihren Ruhm mit Lorbeerkronen
Für ew'ge Zeiten schön umkränzt.

Ein Kleinod, das vom Himmel stammt,
Nichts Irdisches gibt davon Kunde,
Doch hat es oft zu heil'gem Bunde
Mit Menschen Götter selbst entflammt.
Dies Kleinod glaub' ich zu bewahren,
Mir hat's der Göttermacht gezeigt,
Doch soll ich frey es offenbaren,
Sey mir der schönste Lohn gereicht.

Um theuren Preis nur ist mir's feil:
Ich reiſs' es blutend von dem Herzen
Und opfr' es unter Todesschmerzen
Dem grausen Schlund für Roma's Heil.
Drum gönnt drey Tage mir zu leben,
Gesetzlos, frey, nach eigner Lust,
Nicht Recht, nicht Macht soll widerstreben
Dem ungebund'nen Wunsch der Brust.

Dann, wenn der dritte Morgen graut,
Eh' noch die goldumlockte Hora
Den Himmel öffnet, und Aurora
Mit Perlenschmuck die Flur bethaut,
Werd' ich der Götter Wort erfüllen,
Rom wird durch meine Hand befreyt,
Mein Kleinod soll der Schlund verhüllen,
Schon ist's der ew'gen Nacht geweiht.*

Entsetzen hat das Wort gezeugt.
Soll man den theuren Preis gewähren?
Ein schlimm'res Unheil kann gebären
Ein Herz, das Recht und Macht nicht beugt!
Doch neue Todesopfer fallen
Vom gift'gen Nebeldunst bethaut;
Er drängt sich in des Kindes Lallen,
Weht tödtend in dem Kuſs der Braut.

Und zu der Väter Kreis mit Drohn,
Drängt sich das Volk in wildem Grimme
Einmüthig fordert jede Stimme
Für Curtius den theuren Lohn:
„Vermag er Götterzorn zu stillen,
So ist er Retter uns und Gott,
Er lebe frey nach eignem Willen,
Ihn fess'le Macht nicht, noch Gebot.

Der schöne Jüngling steht erfreut.
Er winkt, und tausend Sklaven tragen
Geräth zu Spiel und Lustgelagen,
Die er dem Volk verschwendrisch beut.
Rings reihen sich die frohen Tänze,
Im Cyrcus hallt der Sieger Ruhm,
Und Flora's Schmuck und Bacchus' Kränze
Weihn jedes Haus zum Heiligthum.

Und von der Flöten zartem Rohr
Wird niegesehnes Spiel begleitet,
Die Bühne steigt, gemessen schreitet
Mit ernstem Schritt einher der Chor;
Des Schicksals wundervolles Walten,
Des vielverschlungnen Lebens Scherz
Erscheint in täuschenden Gestalten,
Weckt jede Brust zu Freud' und Schmerz.

Und laut von tausend Lippen schallt
Des Jünglings Lob, doch still bescheiden
Sucht er der Feste Glanz zu meiden,
In Tempeln ist sein Aufenthalt.
Vergötternd ihn mit seinen Ahnen,
Hofft schon das Volk der Götter Huld,
Doch unterird'sche Donner mahnen,
An Roma's ungesühnte Schuld.

Denn zu des Osten goldnem Thor
Eilt Phöbus schon mit weissen Rossen,
Aurora's Purpurblumen sprossen
Auf Bergesspitzen schon hervor;
Nur Phosphor's Morgenfackel lodert
Noch von der Sterne bleicher Schaar,
Und neue Todesopfer fodert
Der schwarzen Unterwelt Altar.

Bang wechseln Hoffnung, Furcht und Graun;
In endlos ausgedehnten Massen
Drängt sich das Volk durch alle Gassen,
Der nahen Rettung Werk zu schaun.
Und auf dem Markt, nach alter Weise,
Geschmückt mit festlichem Ornat,
In weitem, ehrfurchtwürd'gem Kreise
Sitzt harrend Consul und Senat.

Und mancher forscht und mancher zagt,
Und flücht'ger scheint die Nacht zu eilen;
Schon wird im Volk des Jünglings Weilen
Mit wildem Zorn laut angeklagt.
Dort glühn im Morgenglanz die Wogen,
Schon flammt Aurora's Lichtgewand;
Ist er entflohn? ward Rom betrogen,
Wo bleibt der Rettung theures Pfand?

Entsetzen strahlt der junge Tag,
Und Donner hört man furchtbar rufen,
Da schallt es, wie von Rosseshufen,
Und nah, und näher tönt der Schlag.
Der Jüngling ist's! Er schwingt die Lanze,
Sein Schlachtroſs wiehert freudevoll:
Er naht, umstrahlt von Eos' Glanze,
In Mavors' Waffenschmuck, Apoll.

Des Helmes Busch umwogt das Haupt;
Von grünem, dichtgebundnem Zweige
Der starken, Jovisheil'gen Eiche
Sind schön die Locken ihm umlaubt;
Hell strahlt der Schild in seiner Linken,
Des Panzers Stahl umglänzt die Brust,
Des Schwertes flammengleiches Blinken
Glüht Feindestod und Siegeslust.

Und zu dem Volk mit ernstem Blick
Beginnt er inhaltschwere Worte,
Als spräch' vor Orkus dunkler Pforte
Ein Schicksalsgott von Roms Geschick:
Vernehmt, was Götter euch verkünden,
Roms Schmuck ist nicht des Goldes Pracht;
Nicht Reichthum, Schätze nicht begründen
Des Volkes Heil und sichre Macht.

Der Waffen siegreich stolzer Glanz
Der Zweig, der, tapfrer That zum Lohne,
Sich, schöner als die Herrscherkrone,
Um unsre Scheitel schlingt zum Kranz;
Das tapfre Roſs, das kühn und mächtig
Der Schlachten heiſsen Kampf nicht scheut,
Ist unser bester Schmuck, der prächtig
Des Römers Männerbrust erfreut.

Und ungebeugter Heldenmuth,
Der Väter theures Land zu schützen,
Für Heerd und Altar zu versprützen
Des freyen Herzens heiſses Blut,
Das ew'ge Recht nicht zu verletzen,
Wenn keine Macht des Richters droht,
Und, losgebunden von Gesetzen,
Zu ehren, was die Pflicht gebot;

Das ist der heil'ge Schatz von Rom!
Er sühnt die zürnenden Gewalten,
Und Roma's Macht wird er erhalten
Auf ferner Zeiten ew'gem Strom.
Doch wehe, weh' den alten Laren,
Wenn dies Palladium entweicht!
Dann kehrt zurück das Heer Barbaren,
Das Wag' und Schwert euch herrisch zeigt,

Noch bring' ich rein das Opfer dar.
Empfangt es huldreich, Todesgötter,
Empfangt des Vaterlandes Retter
Auf eurem nächtlichen Altar! —
Er ruft's, und prächtig, gleich Posaunen
Tönt Jovis Stimm' aus blauer Luft,
Der Himmel jauchzt und Völker staunen, —
So stürzt er muthvoll in die Kluft.

Und über ihm ist schnell das Thor
Des schwarzen Abgrunds dicht verschlossen,
Und grünend steigt mit jungen Sprossen
Der erste Feigenbaum empor.
Zum Denkmal weiht ihn Göttergüte
Dem Jüngling, den die Erd' umschloſs;
Und trauerheilig birgt die Blüthe
Sich in der Frucht verschwieg'nen Schooſs.

Maria.

Bucharische Legenden.

1.

Das Loos.

Um Maria, die arme Waise,
Mit finstren Blicken standen,
Berathend, in weitem Kreise,
Des zarten Kindes reiche Verwandten.

Wer soll die Verlassene nähren,
Statt Vater und Mutter ihr seyn?
Keiner will es gewähren,
Für sich sorgt jeder allein.

Umsonst, mit bittenden Mienen,
Steht vor ihnen das schöne, das zarte Kind;
Der Bittenden bleiben sie taub und blind,
Von ihr will keiner den Dank verdienen.

Und jeder drängt sie unhold zurück,
Streckt sie nach ihm die kleine Hand;
Dem Nachbar gönnt jeder das theure Glück,
Das zu hoch ist für seinen Verstand.

Und einer spricht: was zaudert ihr viel?
Einer von uns muſs sich bequemen,
Und will sie keiner freywillig nehmen,
So mag entscheiden des Zufalls Spiel.

Das Kind will sich zu Einem drängen;
So werft eine Feder in's Wasser hinein,
An wessen Hand sie sich wird hängen,
Der soll des Kindes Pfleger seyn.

Sie tauchten alle in's Wasser die Hände;
Wie schnell, daſs die Feder abwärts ging!
Sie zogen alle heraus die Hände,
Froh, daſs an ihnen die Feder nicht hing.

Da trat der fromme Sacharjas herbey;
Dem Kindlein war er nicht verwandt,
Doch hob er vermahnend auf die Hand,
Und sprach von Erbarmen und Lieb' und Treu.

Und spottend wiesen sie ihn zum Faſs,
Wo die Feder einsam im Wasser trieb:
„Ist dir das Kindlein so werth und lieb,
So mache doch selbst die Hände Dir naſs!"

Auf eine Hochzeit.

Die warme Frühlingsluft macht ihren Himmel klar;
Seht, wie das güldne Licht der Sonnen heller blicket,
Der Felder schwangrer Schooſs ist zur Geburt geschicket;
Die grüne See geht auf, die Quellen springen gar

Aus ihren Adern auf, der Blumen bunte Schaar
Malt ihre Gärten aus, die Felsen stehn erquicket,
Die Thäler ausgeputzt, die Auen ausgeschmücket;
Der Berge Zierrath glänzt, den Wäldern wächst ihr Haar.

Seh' ich dieſs alles an, so acht' ich unvonnöthen,
Daſs auf dies Hochzeitfest die emsigen Poeten
So ernstlich seyn bemüht. Ihr balde Frau und Mann,

Erkennt des Glückes Gunst. Luft, Himmel, Sonne, Felder,
See, Quelle, Gärten, Fels, Thal, Auen, Hügel, Wälder,
Die stimmen euch jetzund ein süſses Brautlied an.

Da blickt er zum Himmel mit frommem Gebet,
Und kaum ist er zu dem Wasser gekommen,
So kam, unsichtbar angeweht,
Die Feder ihm schon entgegengeschwommen.

Und eh' noch die Hand das Wasser berührt,
Da wird von göttlichem Hauche gehoben,
Die Feder ihm hoch entgegengeführt,
Daſs alle den Heiligen preisen und loben.

Und ehrfurchtsvoll, mit anbetenden Mienen,
Umstehn sie das schöne, das liebliche Kind;
Die zuvor taub waren den Bitten und blind,
Stehn gebeugt und möchten dem Kindlein dienen.

Aber Sacharjas, in froher Eil,
Führte Mariam über die Straſsen,
Und dankete Gott laut für das Heil,
Das er seinem Haus widerfahren lassen.

2

Die Erhaltung.

Zu dem Tempel muſste Sacharjas eilen,
Ihn rief das heil'ge Priesteramt;
Und von des Altars Dienst entflammt
Pflegt' er oft lang im Gebet zu verweilen.

Einst lag er betend vor dem Altar,
Entzückt zu göttlichen Gesichten
Und sah der Engel glänzende Schaar
Vor dem Thron den heiligen Dienst verrichten.

Und viel Geheimniſs ward ihm kund;
Er sah die Wunder der Ewigkeiten;
Weissagend öffneten alle Zeiten
Dem heiligen Seher den ernsten Mund.

Bis endlich ein Tempeldiener den Saum
Des betenden Priesters scheu berühret,
Und kindlich sorgsam ihn entführet
Dem unaussprechlichen Himmelstraum.

Drey Tage, sprach er, o Herr, verflossen,
Seit ihr an dem Altar betend lagt;
Nicht Speise habt ihr, nicht Trank genossen,
Da wurden wir alle um euch verzagt.

Drey Tage war ich vom Haus? O Jammer!
Ruft bang Sacharjas, und eilet hinaus:
Ach, einsam haucht in verschlossener Kammer
Maria verschmachtend ihr Leben aus!

Und er eilet zu helfen, und weilt vor Entsetzen,
Das zu spät die Hülfe der Armen erscheint.
Nichts blieb ihr, die schmachtende Lippe zu netzen,
Als Thränen, vom brechenden Auge geweint.

Und er öffnet die Thür' und dem Kommenden winken
Die köstlichsten Speisen mit seltenem Duft.
Milch sieht er und Wein in den Bechern blinken,
Und er höret sein Kind, das ihn freundlich ruft.

Wer brachte, mein Kind, dir die köstlichen Speisen?
Wer drang in die heimliche Kammer herein? —
Ach Vater, die Kinder, wie mögen sie heiſsen?
Um die Locken mit goldenem Morgenschein.

Sie kamen zu mir, und begrüſsten mich fröhlich,
Mir war's, als wären wir lange bekannt;
Sie sagten mir viel und ich fühlte mich selig,
Als wär' ich im goldenen Wolkenland.

Viel Gnade, mein Kind, hat der Herr Dir gegeben,
Dich entrissen die heiligen Engel dem Tod;
Dem Himmel weihten sie selbst dein Leben! —
So sprach Sacharjas und blickte zu Gott.

3

Die Verkündigung.

Unbewuſst der knospend zarten Jungfrau
War Maria's Kindheit hingeschwunden,
Und sie wuchs heran, von Reiz umgeben,
Wie der Tag heranwächst unter Blüthen.

Frühling war, und aus dem Kelch der Blumen
Stieg empor der süſse Hauch der Sehnsucht
Viele küſsten sich mit zarten Lippen,
Aber manche stand allein und hauchte
Lieb' und Thränen einsam in die Lüfte,
Welkend an dem Strahl der Frühlingssonne.

Und am Abend dampften alle Flüsse,
Aus den Quellen stieg der weiſse Nebel,
Und die Erde wob den feuchten Schleyer,
Und die Blüthen boten gern die matte
Sehnsuchtvolle Brust dem Bad des Abends,
Hoben frischer dann ihr Haupt zum Himmel.

Und Maria stand, die zarte Jungfrau,
An des Quellborns weichumgrüntem Rande,
Gleich der einsam aufgeblühten Knospe,
Mitten in des dunklen Walds Umschattung.
Von sich legte sie die weiſse Kleidung,
Band empor des goldnen Haars Umlockung,
Und des klaren Quells erfreutem Spiegel
Gab sie, statt des Bild's, die reinen Glieder.

Abendluft war in dem Laub der Wipfel,
Nachtigallgesang in tiefen Zweigen,
Aus dem Wiesengrund rief die Cicada,
Und Maria sang mit leisen Tönen
In des Waldes stille Abendfeyer.

Aber bang vernahm sie bald ein Rufen,
Sah doch Niemand, denn allein sich selber,
Und: Maria! scholl es durch die Waldung.
Scheu ergriff sie das Gewand, und schaamvoll
Sich verhüllend, floh sie, halb bekleidet.
Aber schnell zu himmlischer Gestaltung
Formte sich die Luft vor ihren Blicken,
Und den Lauf ihr hemmend, trat ein Jüngling,
Lichthell von Gewand und hoch von Bildung,
Vor die schaamerröthend zarte Jungfrau.
Fliehe nicht! so sprach er zu Maria,
Groſses Heil will ich Dir jetzt verkünden:
Mutter werden wirst Du eines Sohnes,

Isai sollst du das Kindlein nennen,
Mir zum Zeichen, daſs ich ihn verkündet.
Denn hervorgehn soll aus deinem Schooſse
In dem Kindlein der Prophet und Heiland,
Der die Menschen lehrt und einst zum Himmel
Unbesiegt vom Tode sich erhebet.

Hocherröthend sprach zu ihm Maria:
Wie vermag ich deinem Wort zu trauen,
Da ich Jungfrau bin und ohne Gatten?

Und der Engel sprach: Kein Mann der Erde
Wird als Gatte jemals Dich umfangen,
Denn vom Himmel bist Du auserwählet.
Aus dem weiten Reich der todten Oede
Formte Gottes ew'ge Macht die Erde;
Aus der Erde, seiner ersten Schöpfung,
Rief sein Hauch, mit Kraft die Kraft vermählend,
Adams erste hehe Menschenbildung;
In das Fleisch des Menschen haucht' er mächtig
Neue Götterkraft des ew'gen Wesens,
Und hervor trat holder Frauen Schönheit.
Aus dem schönsten Werk der schönsten Schöpfung
Will er sich sein eignes Bild erzeugen,
Und der Schöpfung heil'gen Kreis beschlieſsen,
Wenn dem Ew'gen gleich wird das Erschaffne.

Himmelshauch umwehte nun die Jungfrau;
Von der Schöpfung heiligem Geheimniſs
Ward die Brust der Seligen durchdrungen.
So, im reinen jungfräulichen Schooſse
Ward der Sohn des Ewigen empfangen.

4

Die Geburt.

Wie des Geistes mächt'ge Gestalten,
Empfangen in des Weisen Gehirn,
Zu des Wortes Geburt sich entfalten,
Und doch nicht furchen die reine Stirn;

So, der Menschen Augen verborgen;
Der jungfräulichen Mutter allein bewuſst,
Wuchs, unter der zarten Brust
Das Kind entgegen des Lebens Morgen.

Und als der Scheuren Räume
Voll waren der goldenen Erndte Frucht,
Und dem herbstlichen Wipfel der Bäume
Entnommen die reife saftige Frucht,

Da fühlte mit süſsen Schmerzen
Maria die heilige Stunde nah;
Sie fühlt' es im tiefsten Herzen,
Was an ihr kein sterbliches Auge sah.

Als den Schmuck die Bäume verloren,
Keine Frucht in dem Laub mehr glühte,
Ward die Frucht des Himmels geboren
Aus der unverwelklichen Blüthe.

Zu dem Wald war Maria geflohn,
Wo das himmlische Glück ihr verheiſsen,
Deſs selig die Engel sie preisen,
Zu gebären den ewigen Sohn.

Sie durchzuckte der Seligkeit Stral,
Und der Schmerz und das ängstende Grauen,
Die Foltrer gebärender Frauen,
Ruhten freundlich zum erstenmal.

Sie träumte der Seligkeit Traum;
Lust beugte die Kreiſsende nieder,
Und sie senkte die matten Glieder
An des Waldes entblätterten Baum.

Und er grünt' in der üppigsten Pracht,
Es umwehten ihn Frühlingsweste,
Und es wölbten die blühenden Aeste
Um die Jungfrau dämmernde Nacht.

Und es blühte das weite Land;
Weich hob sich die Wiege von Moose,
Als den Gott aus göttlichem Schooſse
Die seligste Mutter entband.

An den Mond.

Du, die du standhaft bist in deinem Unbestande,
Steig', Hekate, herab: ich singe dir ein Lied,
Ein Lied von meiner Zier, die jetzt auch nach dir sieht,
Obschon ich bin sehr weit von ihr und ihrem Lande.

Komm, Berecynthia, zu dieses Stromes Rande,
An dem ich geh' herum, wo meine Hoffnung blüht!
Du weiſst es, Delia, was jetzt mit Ihr geschieht;
Du weiſst es, wie es steht um meine Salibande.

Komm, Phöbe, Tag der Nacht, Diana, Borgelicht,
Wahrsag'rin, Liederfreund! komm, Luna, säume nicht!
Die ganze Welt, die schläft; ich wache, dich zu loben.

Stromfürstin, Jägerfrau, Nachtauge, Horngesicht,
Herab! jetzt fang' ich an das süſse Lobgedicht.
Und kömmst du nicht herab, so hör' es nur dort oben!

Und es hallte der Feyergesang
Durch die Opfer der duftenden Fluren,
In die Feyer aller Naturen
Tönt der Sterne Jubelgesang.

Und es thaute das ewige Eis
Der demantfesten Krystalle;
Aus der Erde geheimster Halle
Rauscht' es dem Ewigen Preis.

Es drang durch der Erde Rinde
In reiner ursprünglicher Quelle,
Und bot die lautere Welle
Zum Bad dem heiligen Kinde.

Und die Engel schwebten hernieder;
Zunächst von des Thrones Stufen
Waren die ersten berufen,
Zu baden die göttlichen Glieder.

Und als sie das Bad vollendet,
Tropften Demant, Rubin und Saphiren
Und den Wassern, die tief sich verlieren,
Ward heilende Kraft gespendet.

Und vor der Jungfrau gebeuget,
Gaben die Engel das Kind zurück,
Und preiseten sie, die erreichet
Lebend des Himmels ewiges Glück.

Von den Wolken herniedergefahren,
Der heiligen Mutter zur Ehre,
Schwebten die himmlischen Heere
Lobsingend in glänzenden Schaaren.

Die Hirten hörten es schallen,
Verwundernd bey ihren Heerden:
Das Heil ist geboren Allen,
Ehr' in der Höh' und Fried' auf Erden!

5

Die Rechtfertigung.

An der Brust den Sohn des Himmels kehrte
Aus dem Wald die Gottgeweihte Jungfrau.
Aber zornvoll sahen's die Verwandten,
Zu Sacharjas kamen sie mit Schelten
Um des Hauses tiefe Schmach und Schande.
Und sie sparten nicht die schnöden Worte,
Nicht des Vorwurfs frech schaamlose Reden;
Doch Maria hörte nicht ihr Toben,
Sprach kein Wort, die Wilden zu beschämen.

Endlich, als der Strom unreiner Worte
Tiefe Schaam in ihrer Brust empörte,
Sprach sie ernst: Ich schweige, denn es ziemet
Nicht dem Menschen, Gottes heil'ge Werke
Vor der Welt rechtfertigend zu nennen.
Doch mein Kind, der Zeuge meiner Unschuld,
Wird das Recht der Mutter selbst vertreten.

Und alsbald erhob das Kind die Stimme,
Und es sprach vom seligen Geheimniſs,
Daſs den Himmel mit der Welt vereinet.
Und, im Staub gebeugt dem hohen Wunder
Flehten alle von Maria Schonung,
Betend an des Himmels Auserwählte.

Aber hochentzückt ergriff Sacharjas
Selbst Maria's Kind, und hob es freudig
Auf den Armen hoch empor zum Himmel.
Und er rief in heiliger Entzückung,
Herr! in Frieden lässest Du mich fahren,
Denn gesehen hab' ich Deinen Heiland!

Das Gottesgericht.

Ballade.

Vorüber ist die Freude der Jagd,
Es lenken zu Königs Schlosse
Zurück die Jäger die Rosse.
Hin ziehn sie bey goldener Sterne Pracht,
Da schimmert's wie Fackelglanz durch die Nacht,
Und fernher, vom Winde getragen,
Tönt's leise, wie Seufzer und Klagen.

«Wem tönet der traurige Klageton?»
Der König gebietet zu weilen,
Er befiehlt dem Pagen, zu eilen.
«Wer Klage hat, nahe noch heut dem Thron,
Der Tag ist dem König in Lust entflohn;
Soll froh ihm der Abend erscheinen,
Darf keiner der Bürger weinen.»

Und näher wallt eine klagende Schaar,
Und es stellt sich, mit bräutlichem Kranze
Geschmückt, wie zum festlichen Tanze,
Mit weinendem Aug' und gelöstem Haar
Dem König die schönste der Frauen dar!
Bleich ist sie, wie Geister zu sehen,
Und es dringt zu dem König ihr Flehen:

„O König! räche den blutigen Mord!
Gott lenkt zu des Waldes Mitte
Dir selbst zu der Rache die Tritte.
Schau hin, auf den blutigen Todten dort" —
Doch vergebens versucht sie der Klage Wort,
Es drängen die heiſsen Schmerzen
Zurück die Rede zum Herzen.

Da winkt sie der Träger trauerndem Reih'n,
Und sie bringen die Bahre getragen,
Und von bangem Seufzen und Klagen
Ertönet von neuem der nächtliche Hain,
Und bey der Fackeln röthlichem Schein
Erblickt der König mit Schrecken
Gehoben die blutigen Decken.

Er kennt des Todten bleiches Gesicht;
Bekannt durch erfochtene Siege
Sind des tapfren Aubry Züge.
Besiegt ward im Kampfe der Mächtige nicht,

Raubgierig erschlug ihn ein Bösewicht,
Und von allen wird Rache geschworen
Dem Freunde, den jeder verloren.

„Wer sie vollbrachte, die schändliche That,
Gefoltert von peinlichen Qualen,
Soll langsam sein Leben es zahlen:
Blut soll er ärndten von blutiger Saat!" —
Laut ruft es der König, und ihm naht
Der Ritter von Ardillero,
Zu verkünden die schreckliche Mähre:

„Verborgen, o König, in tiefer Nacht,
Von keinem Auge gesehen,
Ist diese Unthat geschehen;
Doch es waltet gerecht des Himmels Macht,
Und der Rach' allsehendes Auge wacht,
Sie giebt zu des Mordes Klage
Selbst dem Munde der Thiere die Sprache."

„Sieh dieses Weib mit dem Kranz im Haar,
Von wilden Schmerzen zerrissen;
Ihr ward der Bräut'gam entrissen.
Geschmückt zu der Trauung war der Altar,
Versammelt der Gäste fröhliche Schaar —
Ach, nicht zu der Liebe Freuden,
Zu dem Grabe den Freund zu geleiten!"

„Der Morgen verstrich, der Mittag kam;
Kaum kann noch die Braut verhehlen
Die Sorgen, die ängstlich sie quälen.
Noch ſehlt ihr zur Hochzeit der Bräutigam,
Getheilt ist ihr Herz in Kummer und Scham,
Ist's ein Unglück, das ihn verweilet?
Ist's Kaltsinn, daſs er nicht eilet?"

„Und sie sendet die Knechte zu Fuſs und zu Roſs,
Und beſiehlt dem Wächter zu schauen
Vom Thurm in Felder und Auen;
Doch sieht er nicht nahen den Ritter zum Schloſs,
Und heim kehrt der Knechte suchender Troſs;
Schon beginnt der Abend zu thauen,
Und vermehret der Ahndung Grauen."

„Und es trösten die Freunde, es jammert die Braut,
Da naht mit lautem Gebelle
Des Ritters Dogge der Schwelle.
Und die Harrende mit der Stimme vertraut,
Begrüſst entzückt den bekannten Laut,
Und eilt mit Schmerz und Verlangen,
Den Säumenden zu empſangen."

„Da ſolgt ihr mit wildem Sprunge der Hund;
Er ſaſst sie am seidnen Gewande,
Sprengt mächtig die ſesselnden Bande.

Laut winselnd thut er mit treuem Mund
Der ahnenden Braut ein Unglück kund,
Und mahnt mit ängstlichem Heulen,
Ihm nach zu dem Walde zu eilen.»

«Nun stürmt er in flüchtigem Lauſe voran,
Blickt oft, mit forschendem Blicke,
Ob wir ihm ſolgen, zurücke.
Nichts hält des Eilenden Schritte an,
Er reiſst uns auf nie betretener Bahn,
Durch Moor und Dornen und Hecken,
Zum Orte der blutigen Schrecken.»

„Dann plötzlich hemmt er den wilden Lauf,
Und prüſt mit ergrimmter Geberde
Die bekannte verlassene Färthe;
Nun wühlt er mit Macht den Boden auf,
Daſs hoch in der Bäume Wipfel hinauf
Sich heben Steine und Schollen,
Und weit in die Gegend rollen.»

«Und tiefer gräbt er in grimmiger Wuth;
Wir stehn daneben und schauen
In ein Grab mit ängstlichem Grauen,
Da scheint uns die Erde geröthet von Blut,
Und bald, entblöſst von dem deckenden Schutt,
Zeigt sich auf dem blutigen Grunde
Ein Leichnam mit tödtlicher Wunde.»

„Und Aubry ist's, und die jammernde Braut,
Erschöpſt von dem herben Leide,
Sinkt an des Ermordeten Seite.
Verwittwet, noch eh' sie dem Manne vertraut,
Erhebt sie vor dir die Klage laut,
Den, als Gerechten und Weisen,
Die Lippen des Volkes preisen."

Und der König blickt den Ermordeten an:
„Von Räubern nicht ward verübet
Die That, die uns Alle betrübet.
Das hat ein verborgener Feind gethan:
Wem Räuber nach Raub begierig nahn,
Dem bleibt nicht das goldne Geschmeide,
Nicht die perlengestickte Seide."

„Wer nun von der Schuld sein Herz fühlt rein,
Der berühre die blasse Leiche,
Ob ihr Blut anklagend sich zeige.
Denn von des Mordes blutigem Schein
Muſs frey jeder Ritter des Königs seyn.
Ich selbst will die Prüfung bestehen,
Rein soll man den König sehen."

Und schnell er hin zu dem Todten tritt,
Und geschlossen bleibet die Wunde,
Dann halten die Ritter die Runde.
Sie nahen dem Todten mit sicherem Tritt,

An das Jahr.

Zwölf Fürsten dienen dir, vier Häuptern unterthan;
Die Wochen sind dein Heer, als welche du aus Tagen,
Aus Stunden diese machst. So fährst du auf dem Wagen,
Den Mond und Sonne ziehn. Die Zeit, die fleugt voran,

Haut Alles vor sich um, und macht dir reinen Plan;
So sieht man weit und breit den Sternenpöbel jagen
Um, neben und nach dir. So wirst du hingetragen
Ins Haus der Ewigkeit, der Niemand folgen kann.

Lauf, Vater Jahr! dieſsmal lauf mehr als sonst behende,
Und komme noch einmal so bald zu deinem Ende,
O meiner Arbeit Trost, daſs ich dies schöne Thun,*)

---

*) seine Reise.

Und wenden von Schuld gereinigt den Schritt:
Stumm bleibt der blutige Zeuge,
Schon naht der letzte der Leiche.

Verhüllt bleibt die That im Dunkel der Nacht,
Sie wird von Gott nicht gerochen,
Sein Urtheil wird nicht gesprochen.
Den letzten Ritter trifft kein Verdacht;
Mit Aubry vereint durch der Freundschaft,
Macht,
Ist's nöthig dafs Ritter Mecaire
Die Treue prüfend bewähre?

Voraus schon spricht ihn die Menge frey,
Als er tritt zu der Bahre des Todten,
Wie der König den Rittern geboten;
Doch plötzlich, mit Wuth und wildem Geschrey,
Springt, wie er nahet, die Dogge herbey,
Und die grimmigen Klauen packen
Den Ritter an Brust und Nacken.

Zur Rettung eilen die Knappen heran,
Und der Hund mit grimmigem Blicke
Kehrt still zu dem Todten zurücke.
Von neuem will sich der Ritter nahn,
Da blitzt er mit drohenden Augen ihn an,
Streckt weit aus dem Rachen die Zunge,
Und hebt sich zu wüthendem Sprunge.

Da entsetzt sich der Hof, und der König spricht:
„Ward nicht von dem treuen Hunde
Dir zuerst des Mordes Kunde?"
Und die Jungfrau verhüllt das schöne Gesicht:
„O König, Gott selbst bringt die Unthat ans Licht!
Was tief ich verborgen im Stillen,
Muſs ich nun gezwungen enthüllen."

„O hätt' ich verschmäht die falsche Schaam,
Hätt' ich nicht die heimlichen Sorgen
In dem Herzen thöricht verborgen;
So nagte mein Herz nicht Kummer und Gram,
So läg' nicht erschlagen der Bräutigam,
Dem falschen Freunde zur Beute,
Gemordet von tückischem Neide!"

„Einst hatte der Ritter mit wilder Gluth
Um meine Liebe geflehet,
Doch ward er von mir verschmähet.
Oft zittert' ich vor des Erzürnten Wuth,
Doch fehlte mir zu dem Bekenntniſs der Muth,
Nun hat es blutig geendet,
Zu lange schwieg ich verblendet."

Mit Entsetzen vernimmt der König das Wort:
„Willst Du auf Tod und Leben
Gegen jenen die Klage erheben,

So wähle dir einen Kämpfer sofort,
Ihm Schuld zu geben den Meuchelmord.
Gott hilft dem Gerechten siegen,
Läſst den Schuldigen unterliegen.»

Und sie blickt umher in der Ritter Kreis;
Doch alle betroffen schweigen,
Es will sich kein Kämpfer zeigen.
Selbst ist sie des Sieges köstlicher Preis,
Von Sehnsucht glüht jedem der Busen heiſs,
Doch ungerecht anzuklagen,
Will keiner der Ritter wagen.

Da spricht der König: «Kein Ritter sah,
Was heimlich im Dunkel geschehen,
Doch hat es ein Auge gesehen,
Des Rächers Aug' ist der Unthat nah;
Der Zeuge des blutigen Mordes ist da,
Der des Todten Leichnam entdecket,
Und drohend den Ritter geschrecket.»

«Zum Kampf mit dem Thier im Gottesgericht
Wird von mir der Ritter geladen.
Wenn ihn rein von blutigen Thaten
Des Herzens innere Stimme spricht,
So bringt Gott selbst die Unschuld ans Licht;
Doch hat er die That verbrochen,
So werde sie blutig gerochen.»

Und er spricht's, und die Ritter ordnen den Kreis,
Daſs von Fackeln auf Busch und Wiesen
Sich falbe Lichter ergieſsen,
Dann theilen sie auf des Königs Geheiſs
Das Licht und den Wind mit sorgsamem Fleiſs,
Und schmetternd ruft die Trompete
Zu der blutig entscheidenden Fehde.

Da ziehet der Ritter sein gutes Schwert,
Und erwartet den grimmigen Rüden;
Doch der König gebietet Frieden.
Das Schwert wohl im Kampfe den Ritter ehrt,
Doch wird es von seinem Gegner entbehrt.
Nicht durch den Vortheil der Waffen
Soll ein Ritter sich Recht verschaffen.

Zur Wehr hat das Thier nur den spitzen Zahn
Und die scharfen, mächtigen Klauen,
Nach dem Feind' in dem Kampfe zu hauen;
Mit keinem Harnisch ist's angethan,
So kämpf' auch ungepanzert der Mann
Mit des zackigen Kolbens Streichen,
Daſs ganz die Kämpfer sich gleichen!

Und der Ritter vollbringt des Königs Geheiſs,
Und die Richter gebieten Stille;
Da naht mit dumpfem Gebrülle,

Von den Knechten geleitet, die Dogge dem Kreis,
Schaut um sich, von blutiger Rachgier heiſs,
Und stürzt sich, im Sprunge gehoben,
Auf den Ritter mit wüthendem Toben.

Der hebt des Kolbens gewichtige Kraft,
Und schwingt die spitzigen Zacken
Auf des Hundes Schädel und Nacken,
Daſs ihm strömend entquillt des Lebens Saft;
Doch eh von dem Streich sich der Ritter errafft,
Hat ihm schnell sich der Rüde entwunden,
Und des Feindes Blöſse gefunden.

In den Nacken schlägt er die grimmigen Klau'n,
Und der Ritter zu Boden gerissen,
Wird zerfleischt von wüthenden Bissen.
Kaum kann er das Licht des Tages noch schaun,
Schon umfängt ihn des Grabes furchtbares Graun;
Da ruft an des Todes Pforte
Er matt die sterbenden Worte:

„Von meiner Hand liegt erschlagen der Freund,
Bald geh' ich auf dunkeln Wegen
Dem zürnenden Schatten entgegen.
Ich liebte die Braut, die den Todten beweint,
Verblendet erblickt' ich im Freunde den Feind,
Da schlug ich in schwarzer Stunde
Ihm verzweifelnd die Todeswunde."

»Vergebt, was heiſse Liebe verübt!
Mehr als Leben sind ihre Freuden,
Mehr als Tod sind ihre Leiden.
Der hat gelebt, wen die Liebe geliebt;
Zehnfach ist todt, wen die Liebe betrübt,
Vergebt, was das heiſse Verlangen,
Was der Liebe Wahnsinn begangen!

Stumm bleiben die Ritter, die Dogge sinkt,
Von des Blutes rinnenden Flüssen
Erschöpft zu der Herrin Füſsen.
Matt brechend ihr treues Auge blinkt,
Versöhnung sie freundlich dem Ritter winkt,
Und kühlt mit erkaltendem Munde
Ihm die selbstgeschlagene Wunde.

Und es senkt sich der Fackeln leuchtender Brand,
Und die Lichter verlöschen am Boden
Zur stillen Feyer der Todten.
Und die Nacht hängt düster über das Land,
Da reicht die Jungfrau dem Ritter die Hand,
Und wie er getröstet sie ſasset,
Da sinket er hin, und erblasset.

Und der König das dumpſe Schweigen bricht:
»Sie hat dem Mörder vergeben;
So laſst nun ein Grab erheben,
Da sollen sie ruhn, bis Gottes Gericht

Aus den Gräbern die Todten rufet ans Licht;
Auch soll im Grabe von beyden
Der treue Rüde nicht scheiden.“

Und auf dem Grab erhebet sich bald
Eines stillen Klosters Mauer;
Drin lebt die Jungfrau der Trauer,
Und täglich weit durch den grünen Wald
Für die Todten die heilige Messe schallt,
Bis endlich der Tag erscheinet,
Der die Liebenden ewig vereinet.

Moosrose.

Sey vor Allen gegrüſst, du lieblich erröthende Jungfrau,
Welche den rauheren Schutz stechender Dornen verschmäht!
Reizend drängt sich der Busen dir vor aus moosiger Hülle,
Schwellend in Jugendkraft hast du die Fessel gesprengt;
Freudig blicket der Himmel dich an; er verhüllt sich am Abend
In dein Purpurgewand, hüllt sich am Morgen darein,
Und froh lächelt die Erde dich an, daſs, strahlend in Purpur,
Doch ihr grünes Gewand, Liebliche, nicht du verschmähst.
So, du Verherrlichte, prangst du mit doppelter Farbe des Lebens.

Die an dem sproſsenden Blatt, die an den Wangen entzückt.
Doch nie öffne sich dir die verschloſsene Fülle der Blätter,
Stets jungfräulich verhüllt bleibe der purpurne Schooſs,
Nimmer entblättert welkest du dann; schön decket die Hülle,
Welche dich lebend umfing, noch der Verblichenen Staub.

Sinfonie.

Nach Mozart in Es dur.

Largo maestoso.

Preis, Ehr' und Ruhm den Unsterblichen,
Ersten Kindern der alten chaotischen Nacht!
Ewig erzeugt und zeugend, Geburt und Gebärer,
Nimmer getrennt, Eins rufend das Andre hervor:
Preis dir, Eros, und dir Anteros Preis!

Ihr führt der Götter Gaben
Zu den Menschen herab,
Ihr blickt das ewige Licht
In die strahlenlose Welt;
Eurem Berühren erklingen
Freudig tanzend alle Naturen;

Auf das mein Vaterland in langer Hoffnung denket,
Recht führe wohl hinaus, und, die sich jetzt so kränket,
Alsdann mit Freuden mög' in diesen Armen ruhn:

Euer Kuſs entzündet
Himmlische, alldurchströmende Wärme;
Euer sel'ges Umfangen
Weckt aus dem Schlummer das liebliche Leben.

Durch euch im ewg'en Wechsel
Bleibend und nie veraltend,
Wiederkehrend und neu sich gestaltend,
Wandelt der Rhythmus der rollenden Zeit!
Ruhend auf der festen Ewigkeit.
Von Eurem Lächeln erblüh'n
Der Erde stille Kinder in liebendem Verlangen;
Von eurer Lieb' erglüh'n
Widerstrahlend des Morgens und des Abends Wangen;
Mit eurem Zorn erwacht der Orkan,
Und öffnet brausend den sturmhauchenden Mund,
Zwingt die Wogen himmelan
Und theilt des tiefen Meeres finstern Schlund.

Doch in des Menschen Brust
Ward euch der herrlichste Tempel.
Durch euch in holden Scherzen
Flieſset der zärtlichen Rede lieblich tönender Lauf;
Durch euch in wildem Brausen
Wüthet empört der Schmerz zu den Sternen hinauf.

Euch erhebet das Lied, erste Kinder der Nacht;
Licht und Jubel,
Sturm und Schmerzen,
Preisen, Himmlische, eure Macht!

Allegro moderato.

Spielend durchschwärmt, unbekümmert von Sorgen,
Fröhlich der Knabe des Lebens Morgen:
Freundliche Sterne
Winken von ferne
Hin ihn zur Welt.
Fröhlich umkreisen sich Mädchen im Tanze,
Schmücken sich tändelnd mit blumigem Kranze,
Heimlich verlangend,
Hoffend und bangend
Blicken sie aus in die glänzende Welt.

Prachtvoll erklingt die Lust,
Höher klopft die Brust;
Jugendliches frohes Leben
Will des Jünglings Busen heben,
Und bekränzt mit Rosen schweben
Um das Mädchen die Götter der Lust,

Rasch verspottend jeden Zügel
Trägt ihn bald der Freude Flügel
Durch der Brüder muntre Reihen,
Feste täglich sich erneuen.
Ihn umschwebt der Gott der Freude,
Gibt ihm, eh' er es noch sucht,
Alles, was er wünscht, zur Beute,
Knospe, Blüth' und reife Frucht.

Doch der Jungfrau Rosenwangen
Halten selbst den Gott gefangen,
Der mit nimmer leeren Händen
Freuden will den Menschen spenden.
Nichts hat er, sie zu erfreuen,
Denn von ihrer Schönheit Glanz
Muſs er selbst die Freude leihen
Bey dem frohen Reihentanz.
Seine Tempel steh'n verlassen,
Ohne Opfer sein Altar;
Denn die Schönheit zu umfassen
Dränget sich der Menschen Schaar.
Sie nur entzücket,
Sie nur beglücket,
Ihr nur huldigt der fröhliche Kreis.
Es schlingen sich Tänze,
Es winden sich Kränze
Einzig der lieblichen Schönheit zum Preis.
In der Trauer Nacht gehüllet

Klagt der Jüngling, wenn sie entweicht,
Und von Himmelswonn' erfüllet
Jubelt er, wenn sie wieder sich zeigt.
Seliger Liebe Hoffnungen wecket
Jetzt ihm ein flüchtiger lächelnder Blick,
Und in finstre Verzweiflung schrecket
Bald den Armen ein Wort zurück.
Da entflieh'n der Jugend heitre Freuden.

* * *

Doch er kämpft mit seinem Leiden;
Stolz will er von ihr scheiden,
Männlich stark um die Liebe nicht fleh'n.

Fruchtlos winkt das holde Lächeln,
Fruchtlos lockt der süſse Blick
Und der Töne sanfter Zauber
In die Fesseln ihn zurück.

Nichts soll seinen Stolz bezwingen,
Mit dem Herzen will er ringen,
Männlich stark den Kampf bestehn.

Da sucht er die Nacht
Und die menschenleere Stille,
Wenn kein glückliches Auge wacht,
Flieht er hin zu der Wogen dumpfem Gebrülle,

Und beym donnernden Schall
Schweigt die innre Qual,
Es schlummert ein im Sturm
Des Kummers herzzernagender Wurm,
Da naht sich der himmlische Friede,
Und weckt mit lieblichem Liede
Die Bilder der seligen Zeit,

Wo noch der Knabe befreyt von Sorgen
Spielend durchschwärmte des Lebens Morgen,
Wo ihn von ferne
Freundliche Sterne
Winkten zur Welt,

Wo er umfing das Mädchen im Tanze,
Tändelnd sie schmückte mit blumigem Kranze,
Die er verlangend,
Hoffend und bangend
Wiederfand in der glänzenden Welt.

Bald weicht der herbe Schmerz,
Und es glüht ihm das Herz,
Neues jugendliches Leben
Fühlt er seinen Busen heben,
Und bekränzt mit Rosen umschweben
Ihn die Götter der Hoffnung und Lust.

Und bald auf der Freude Wegen
Kommt die Jungfrau ihm entgegen;
Bey der Spiele frohen Scherzen
Oeffnen willig sich die Herzen.
Liebe kann die Liebe finden,
Herz mit Herzen sich verbinden,
Und das Leid ist bald zerronnen,
Bald der Liebe Glück gewonnen,
Und in sel'gen Himmelswonnen,
Schwebt die lieberfüllte Brust.

Aber fern am heitern Himmel
Steigen graue Nebel auf,
Und im schwärzlichen Gewimmel
Zieht der Wolken ernster Lauf.
Denn aus Licht und Dunkel flechten
Geister das Geschick der Welt.
Zollen muſs den dunkeln Mächten,
Was des Tages Aug' erhellt.
Unter dem süſsen
Tändeln und Küssen
Schreitet langsam das Unglück heran:
Doch in seliger Liebe Genüssen
Sehen es nicht die Glücklichen nah'n.
In ihre Mitte
Tritt es plötzlich mit eisernem Tritte,
Und aus dem Taumel erwacht
Sehn sie umfangen sich von Nacht.

Feindlich stören fremde Gewalten
Ihrer Herzen liebliches Spiel,
Und vom schon errungenen Ziel
Drängen sie weg die finstern Gestalten.

Doch im Licht und Dunkel stehet
Ewig heil'ge Liebe fest;
Ob im Sturm die Welt vergehet,
Liebe nicht von Liebe läſst.
Wie bey froher Saiten Klange
Laut sie preiset der jubelnde Chor,
So erhebt sich leis' und bange
Auch zur Göttinn die Klage empor;
Und wenn aller Trost dem Herzen
In der Leiden Nacht gebricht,
Liebt noch das Herz der Liebe Schmerzen,
Läſst im Tode die Liebe nicht.

Adagio.

Still, sehnsuchtsvoll,
Klagt der Jüngling seine Leiden,
Klagt, daſs er soll
Von dem liebsten Wunsche scheiden.

„Laſs dein Herz dich nicht bezwingen!“
Kann ich wehren meinem Schmerz?
„Lerne mit dem Feind zu ringen!

Ach ihm weichet gern das Herz.
„Zukunft wird dir Freude bringen!“
Nein, auf ewig floh der Scherz!
Vergebens tröstest du,
Vergebens!
Entwichen ist die Ruh'
Des Lebens!

Ach! daſs ich soll
Meine liebsten Wünsche lassen!
Still schwermuthsvoll
Seh' ich mich zu bald erblassen!

Ach entfloh'n sind mir der Liebe Freuden!
Grausam entwandt
Sie des Schicksals Hand —
Gestürzt in Leid
Durch der Götter Neid,
Zu ew'gem Schmerz
Verdammt dies Herz,
Steh' ich allein
Mit meiner Pein!

Nimmer kann ich Ruhe finden.
„Endlich weichet jeder Schmerz!“
Nichts kann mich ans Leben binden.
„Ruhe findet noch dein Herz!“

Ach ich werde nimmer wieder lieben,
Sie ist vorüber
Die Zeit der Liebe,
Ach! daſs sie bliebe!
Auf immer ist sie mir entfloh'n,
Und schon
Seh' ich ihn nah'n den Tod, der Liebe Lohn!

„Traure nicht, die Liebe kehret wieder,
Tröstend steigt sie von dem Himmel nieder,
Hoffe alles von der Liebe Macht!
Sie vereinet Töne, die sich fliehen,
Wunderbar zu Himmels-Harmonieen,
Lohnt dem Herzen
Alle Schmerzen,
Und zerstreut der Leiden dunkle Nacht."
Wie soll ich nicht
Ewig, was ich liebe, meiden?
„Bald vom heitern Himmel bricht
Für dich an der Tag der Freuden!"
O Hoffnung, holdes Himmelslicht,
Wie süſs belohnst du meine Leiden!

Tempo di Menuetto.

Jubel erschallt in den festlichen Tänzen,
Jugendlich schmücken sich Mädchen mit Kränzen,

Schüchtern erröthend mit süſsem Verlangen
Küſst den Verlobten die liebliche Braut.

Wirbelnd umschlingen im Tanz sich die Paare,
Freu'n sich der Jugend verrauschender Jahre,
Und bey dem innigen, festen Umfangen
Wird mit dem Mädchen der Jüngling vertraut.

Trio.

Leise winkt der Geliebte: Geliebte
Wär' ich bey dir allein! bey dir allein!
Wenn dein Herz mich so liebte, so liebte
Wie ich dich, schon wärst du mein, wärst du mein!

Ach, wo die Lauscher uns neidisch umgeben,
Senket sich furchtsam der liebende Blick:
Du bist einzig mein Leben, mein Leben!
Einzig bist du mein Glück, du mein Glück!

Weiter im Tanze nun dreh'n sich die Paare
Freu'n sich der Liebe glücklicher Jahre,
Und von des liebenden Armen umfangen
Wird mit dem Jüngling das Mädchen vertraut

An Dulkamaren.

Wie kann ich ohne Haſs dich, Dulkamara, lieben,
Du Bitterſüſse du? Bald bist du gar zu gut;
Bald, wenn ein schlechter Wahn ersteiget deinen Muth,
So steht mein naher Tod an deiner Stirn geschrieben.

So lange hast du nun dies Spiel mit mir getrieben!
Sag', ob dir meine Pein denn also sanfte thut?
Ob dich mein Frohsinn schmerzt, so weiſs ich, theures Blut,
Daſs ich bey Lust und Noth die Maſse mehr muſs üben.

Wär' ich, wie du, gesinnt, so könnt' auch ich, wie du,
Bey gleichem Muthe seyn, inzwischen Müh' und Ruh,
Inzwischen Leid und Lust bey einem Herzen stehen.

So, weil ich standhaft bin, weichst du ohn' Unterlaſs.
Wie kann es anders seyn? Ich muſs zu Grunde gehen,
Durch dich, gehaſstes Lieb, durch dich, geliebter Haſs!

Bald auch schmückt mit der Myrthe Kranze
Sie der Geliebte zum bräutlichen Tanze.
Alles fühlet der Liebe Verlangen,
Alles folget dem lieblichen, lockenden, fröhlichen Laut.

Finale. Allegro assai.

Die fröhliche Lust entflieht,
Die Blüte der Jugend verblüht,
Unaufgehalten rollt das Rad,
Von der Parze Hand gedreht.

Das volle Leben greift
In des Mannes Thun, es reift
Zu Schmerz und Freude jede Saat,
Von seiner Hand gesä't.

Nimmer Ruhe,
Ew'ges Streben
Treibt ihn rastlos
Fort durchs Leben
Aus des stillen Hauses friedlich sicherm Port.
Eigner Thaten
Sich zu freuen,
Kühn zu wagen,
Nichts zu scheuen,
Immer höher

Sich zu schwingen,
Siegend ringen
Wird ihm hohe Freude, zieht ihn mächtig fort.

Doch die fröhliche Lust — sie flieht,
Der Gattin heitrer sorgenloser Sinn verschwindet,
Die Blüte welkt, — es glüht
Nicht mehr die Wang' in schöner Gluth, von Lieb' entzündet;
Traurend bebt
Die geängstete Brust,
Es flieht die Lust,
Die Blüte fällt,
Von Gram entstellt;
Einsam klagt
Sie den Schmerz, der ihr am Herzen nagt,
Ruhe, Schlummer, alles Glück verjagt.
Doch in wildem, ruhelosem Streben treibet
Wechselnd, wiederkehrend sich des Mannes Sinn;
Bald naht ihm das Glück,
Bald weicht es zurück,
Bald winket ihm Scherz,
Bald drohet ihm Schmerz:
Er spottet der Gefahr.
Im wilden Gewühl
Entweicht ihm das Ziel,
Er kämpft sich durch Gefahren muthig hin,

Nichts hemmt den Muth,
Nichts löscht die Gluth,
Er achtet nicht Gefahr, nicht Schrecken,
Hindernisse wecken
Mächt'ger nur den kühnen, stolzen Sinn.

* * *

Die Saat ist gereiſt.
Nach der Frucht er greiſt! —
Und er sieht, wie die Freude flieht,
Wie die liebliche Blüte verblüht.
Staunend hebt
Sich die seufzende Brust,
Daſs die liebliche Lust
Aus dem Leben entwich,
Daſs die Blüte verblich
Und der wilde Genuſs
Den süſsen Erguſs
Der Liebe zerstört
Und den Frieden verheert.
Da tobet er wild
Und wüthet und schilt,
Da klaget er an
Den thörichten Wahn,
Der die Blüthe verweht
Und die Liebe verschmäht.

Und er blicket zurück,
Wie sie blühte,
Und er wendet den Blick
Zum vergangnen Glück,
Wie er glühte,
Und er fühlet das Herz
Durchdrungen von Schmerz,
Denn, ach!

Die liebliche Lust entflieht,
Des Lebens Frühling verblüht,
Unaufgehalten rollt das Rad,
Von des Schicksals Hand gedreht;

Das volle Leben greift
In des Mannes Thun, es reift
Zu Schmerz und Freude jede Saat,
Von seiner Hand gesä't!

Ohne Frieden
Selbst sich quälend,
Seine Wünsche
Stets verfehlend,
Fliehet ihn im Schooſs der Ruh' das Glück.
Nach Vergang'nem
Heiſs sich sehnend,
Das Errung'ne
Bald verhöhnend,

Hohe Wünsche
Nimmer dämpfend,
Mit dem Herzen
Ewig kämpfend,
Blickt er sehend in der Jugend Zeit zurück.

Aber Jugendlust — sie flieht;
Doch Lieb' ist an die Flücht'ge nicht gebunden,
Des Lebens Kranz — er blüht,
Wo Liebe hält die Herzen ſest umwunden.
Nimmer altert
In Menschenbrust
Der Liebe Lust,
Die ewig blüht
Und nimmer flieht,
Bis zum Tod
Mit dem Geliebten theilet Glück und Noth,
Nicht ihn läſst, wenn Sturm und Unglück droht.
Froh mit des liebenden Herzens sel'gem Entzücken
Hält die Liebeberauschte den Wiedergefund'nen im Arm,
Und himmlische Lust
Durchglühet die Brust,
Die nimmer entflieht
Und lieblicher blüht,
Als flücht'ger Jugend Lust.
Wenn alles vergeht.

Vom Sturme verweht,
Die Liebe bleibet ewig, ewig fest,
Sie weichet nicht,
Strahlt Himmelslicht,
Durchbricht des Grabes finstre Nächte,
Zwingt des Todes Mächte:
Lieb' ist ewig, unvergänglich!
Lieb' ist Alles, Lieb' ist Gott!
Preis, Ehr' und Ruhm!
Ob alles vergeht,
Die Liebe besteht.

Pater Anselmo's peinliche Klage.

„Tief schweigend, als in stummer Grüfte
Schooſs,
Ruht das Geheimniſs in der Priester Seelen,
Der Tod nur läſst der Zunge Bande los,
Selbst das Verbrechen muſs sie streng verhehlen;
Denn keines Richters Schwert darf Sündern
drohn,
Die büſsend sich mit bittrer Reue quälen;
Wer sie hinauf weis't zu dem Gnadenthron,
Darf des Gesetzes Rächerarm nicht wecken;
Er sieht als Richter nur den ew'gen Sohn
Die Wage halten an dem Tag der Schrecken,
Und vor Gericht die Sünder alle rufen,
Die Wellen bergen, oder Gräber decken.
Doch, wenn die bleichen Todten selbst, berufen,
Geheimer Uebelthaten Gräu'l zu rächen,"

Entsteigen ihrer dunklen Grüfte Stufen,
Und stumm wehklagend zu den Menschen sprechen,
Wenn sie der Nacht den stillen Schlummer rauben,
Und wandelnd ihres Grabes Frieden brechen;
Dann muſs der Mensch der dunkeln Warnung glauben;
Gelös't ist der gebundnen Zunge Pflicht;
Der Priester muſs, zu sprechen, ihr erlauben,
Wovon der Todten starre Zunge spricht;
Der Beichte heil'ges Siegel ist gebrochen,
Der Mord erzittert vor des Tages Licht,
Die Klage schallt, das Urtheil wird gesprochen!
Euch, Richter, will ich jetzt die That verkünden,
Die strafend nur die Unterwelt gerochen;
Nicht Absolution kann sie entsünden,
Denn strenge fordert seine Schuld das Grab;
Des Priesters Hand kann selbst sie nicht entbinden,
Bricht nicht zuvor des Richters Hand den Stab.
Drey Tage sind's, als Gräfin Rosemunde,
Antonio's Wittwe, sich zu mir begab
In ungewohnter, abendlicher Stunde.
Lang saſs sie schweigend; Seufzer nur entgingen,

Aus tiefer Brust gezogen, ihrem Munde,
Mit dem Bekenntniſs schien die Furcht zu ringen.
Ich wies sie tröstend zu dem Mittler oben,
Zu dem erhört der Reue Seufzer dringen,
Des Gnadenfülle Welt und Himmel loben.
Da sprach sie schaudernd diese Schreckensworte,
Die feſt im Herzen ich mir aufgehoben:
„Ihr wiſst, daſs zu des Himmels Freudenpforte
Vor wenig Wochen mein Gemahl gegangen;
Sein Leichnam ruht am angewies'nen Orte,
Wie es bestimmt des Seeligen Verlangen.
Doch, staunen werdet ihr ob dem Berichte,
Das Grab hält den Erblaſsten nicht gefangen;
Es wandelt stumm, mit ernstem Angesichte,
Sein bleiches Bild durch stiller Nächte Schatten;
Selbst hab' ich es geseh'n, was ich berichte —
Sobald die Schläge ausgetönet hatten,
Die vor der Mitternacht die Stunde zeigen,
Sah ich die bleiche Nachtgestalt des Gatten
Mit ernstem Blick empor am Lager steigen,
Bis ihr der dumpfe Schall der Mitternacht
Zur Schattenwelt gebot zurück zu weichen.
Sechs Nächte hab' ich angstvoll durchgewacht,
Und strahlt mir endlich der ersehnte Morgen,

So schreckt mich schon das Bild der künſt'gen Nacht,
Und tödtet mir den Tag mit bangen Sorgen.
Vergebens wachten meine Dienerinnen;
Denn, was ich sah, blieb ihnen tief verborgen,
Und tiefer Schlaf umstrickte ihre Sinnen,
So lang des Grabes dumpfer Athem wehte.
Nur ich muſs langsam seh'n die Zeit verrinnen,
Bis er entweicht zur finſtern Ruhestätte." —
Vernommen hatt' ich kaum die Schreckenskunde,
Als sie mit angsterfüllten Blicken flehte
Um Beystand in der nahen bangen Stunde.
„Nie wird die Kirche ihren Schutz versagen" —
Erwiedert' ich — „doch sprich mit wahrem Munde,
Ob heimlich Sünden dir am Herzen nagen,
Ob der gelobten Treu' verletzte Pflicht,
Vielleicht des Gatten Tod dich kann verklagen?
So lang der Schuld Vergebung dir gebricht,
Kann ich dich von der Strafe nicht entbinden." —
„So will ich nimmer schau'n der Sonne Licht,
Und vor dem Richter nicht Vergebung finden" —

An Amönen,

als Sie sich mit Angeln erlustigte.

Lieb, du hast deine Lust um diesen schönen Fluſs,
Da manche Nais schwimmt, da Chloris mit Napäen
Um seines Ufers Rand, und tausend Blumen gehen
Und daſs der heiſse Tag dir mache nicht Verdruſs,

So beut die Weide dir zum Sessel ihren Fuſs,
Zum Schirm ihr laubig Haupt. Die Etesinnen wehen;
So siehest du vor dir die stummen Schaaren gehen,
Die deiner Angel auch verehren ihren Kuſs.

So spielst du, schönes Kind, und lässest unerwogen,
Was für Gedanken mir hier werden zugezogen.
Gleich so spielt Amor auch mit mir, und kränkt mich ſrisch:

Sein Angel ist das Lob von deiner edlen Tugend,
Das Garn der Augen Licht, die Ruthe deine Jugend,
Die Speise deine Zier, und ich der schwache Fisch.

Entgegnet sie — „wenn meines Gatten Tage,
Durch Mord von meinen Händen muſsten schwinden;
Doch daſs ich schwer auf meinem Herzen trage
Der süſsen Schuld zu späte bittre Reue,
Bekenn' ich willig, und geängstet klage
Ich selbst mich an der oft gebrochnen Treue.
Vergib mir, zürnender, gerechter Schatten,
Daſs ich erinnernd mein Vergeh'n erneue!
Noch war ich nicht verbunden mit dem Gatten,
Da trübt ein bös Verhängniſs unser Glück;
Mich ihm zu nah'n, will nicht die Zucht gestatten;
Der Krankheit Fesseln hielten ihn zurück.
Doch mich zu trösten nahte der Vertraute
Der stillen Gluth mir oft mit süſsem Blick,
Zu oft für mich! ach, meine Lieb' erlaute!
Ein fremdes Feuer glüht' in meinem Herzen,
Oft blieb er, bis der Morgen dämmernd graute,
Und schnell entfloh die Nacht bey süſsen Scherzen.
Da ward, was ich sonst angstvoll bat, erhöret;
Doch die Erhörung gab mir bittre Schmerzen;
Zu spät ward mir der liebste Wunsch gewähret.

Antonio genas, und bald verschwand,
Was sonst der Liebe stilles Glück gestöret;
Am heil'gen Altar reicht' er mir die Hand. —
Unendlich hab' ich manche Nacht gerungen,
Zu tilgen, was für Guido ich empfand,
Und schon war es im Herzen mir gelungen.
Es kehrte zum Gemahl die Liebe wieder;
Doch jetzt, da seiner Liebe Feind bezwungen,
Erwacht' in ihm des Argwohns gift'ge Hyder;
Es schien verborgner Schmerz an ihm zu nagen,
Und stiller Gram verzehrte seine Glieder:
Umsonst versucht' ich Bitten, Schmeicheln, Fragen,
Die Schuld ihm zu bekennen fest entschlossen
Und auch mein reuig büſsendes Entsagen;
Doch schweigend blieb für mich sein Mund verschlossen.
Ach hätt' er, was ich flehend bat, erhöret,
Die späte Reue zürnend nicht verstoſsen;
So würde nicht des Todten Ruh gestöret!
Ihr habt nun, was ich sündigte, vernommen,
Gebt mir den Frieden, den ich lang entbehret,
Und laſst die Strafe von mir seyn genommen!"
Und als ich ihr der Sünden Schuld erlassen,
War nah die dunkle Stunde schon gekommen,

Wo Todte ihrer Gräber Nacht verlassen.
Da hieſs ich sie, zum Schutz und heil'gen Schild,
Das Agnus Dei gläubig betend fassen;
Ich selbst ergriff des ew'gen Mittlers Bild,
Vor dem die Engel sich anbetend neigen,
Und die Monstranz, vom heil'gen Leib erfüllt,
Der zitternd selbst des Abgrunds Geister weichen.
Drauf folgt' ich ihr zu ihrer Wohnung nach,
Und weihte dreymal mit des Kreuzes Zeichen
Die Thür' und Schwelle zu dem Schlafgemach.
Nun hielten wir mit geistlichen Gesprächen
Uns bis zur ernsten Geisterstunde wach;
Da tönte langsam sie mit dumpfen Schlägen.
Und von des Schreckens plötzlicher Gewalt
Fühlt' ich mein Herz sich angstvoll klopfend regen;
Denn kaum war noch der letzte Ton verhallt,
Da stand in langem, weiſsem Grabgewande
Vor uns des Todten bleiche Nachtgestalt;
Doch faſst' ich mich, daſs ich mich bald ermannte.
„Was brichst du" — redet' ich den Todten an —
„Der stillen Gruft geheimniſsvolle Bande;
Was blendest du den Sinn mit irrem Wahn?

Was wandelst du, den Lebenden ein Schrecken,
Zurück des Grabes schauervolle Bahn?
Will ungebüſste Schuld die Gruft nicht decken?
Kommst du herauf mit traurig ernsten Mienen,
Zur Buſse deiner Gattin Herz zu wecken,
So laſs die Reuige mir dir versühnen!
Dem Todten wird die Treue sie bewahren,
Der Kirche büſsend am Altare dienen,
Den Schleyer wählend in der Jugend Jahren!* —
Da schien der Bleiche winkend mir zu rufen,
Als wollt' er mir Verborgnes offenbaren;
Ich folgt' ihm nach, wohin ich ward berufen.
So gingen wir in stillem ernsten Schweigen
Durch enger Gänge halbverfallne Stufen,
Zu Todtengrüften schienen wir zu steigen.
Da wehte mir aus finstrem Gang entgegen
Ein grauser dumpfer Moderduft von Leichen;
Doch folgt' ich meines Führers dunklen Wegen.
Und plötzlich sprang ein festes Eisenschloſs
Von seinen luft'gen körperlosen Schlägen
Aus seiner Riegel starken Banden los.
Und rasselnd öffnete sich jetzt die Pforte,
Die lange stumm die blut'ge That verschloſs.
Kein Stral des Lichtes leuchtete dem Morde! —
Da sah ich schaudernd blut'ge rothe Flecken

Zum Himmel rufen stumme Klageworte,
Und stilles Mordes dunkle Ahnung wecken.
Blut deckte rings des Bodens kalte Steine,
Ein blut'ges Bett umhingen blut'ge Decken.
Die hob ich bey der Kerze düsterm Scheine;
Und bald, in blut'ge Windeln eingehüllt,
Erblickt' ich blasse, modernde Gebeine,
Und plötzlich war die schwarze That enthüllt.
Des Todes Nacht muſs von der Unthat sprechen,
Die sich im Schleyer dunkler Nacht verhüllt,
Das Grab muſs selbst den Unbegrabnen rächen!
Doch war der Leichnam kaum von mir gefunden,
Der klagend selbst bezeugte das Verbrechen,
Da war die bleiche Nachtgestalt verschwunden.
Schon hofft' ich ihn, da er sein Werk vollbracht,
Der mitternächt'gen Wanderung entbunden,
Und schritt allein zurück durch Graus und Nacht;
Doch finster sah ich bald den Schatten steh'n,
Am Bett, wo die Gequälte betend wacht.
„Umsonst verbirgst du“ — rief ich — „dein Vergehen!
Des Mordes Klage kann nicht ewig schweigen;
Die dunkle That, von Menschen nicht gesehen,

Weckt Todte, sie den Lebenden zu zeigen.“
Und näher trat ich, ihr die blassen Glieder
In ihrer blut'gen Hülle hinzureichen,
Und schaudernd warf der Anblick sie danieder.
„Ja“ — rieſ sie, und ein Strom von Thränen näſste
Die blassen Wangen — „Alle kehren wieder!
Auch ihr erscheint, ihr bleichen Ueberreste
Des stummen Zeugen der verbotnen Lust!“ —
Und wild mit heiſser Liebe Blicken preſste
Die starren Glieder sie an ihre Brust —
„Ihn mordet' ich! Ein Opfer muſste fallen;
Die Gattin, oder Mutter, traf Verlust!
Von meiner Treue war ich abgefallen,
Und durch Verbrechen büſst' ich das Verbrechen;
Verlassen von des Himmels Geistern allen,
Muſst' ich durch blut'gen Mord die Treue rächen!
O hättest du, der rächend mir erscheint,
Das Herz geseh'n, in tausend Qualen brechen,
Das in der Liebe Frucht gebar den Feind!
Sähst du, der richtend meine That verdammet,
Deſs Auge nie der Liebe Thränen weint,
Wie Himmelslust der Mutter Herz entflammet,
Wenn in den Armen sie nun liebend heget

Den Liebling, der von Liebesfreuden stammet,
Und lächelnd der Erinn'rung Lust erreget;
Du würdest trösten, aber nicht verklagen
Das arme Herz, von Stürmen wild beweget,
Das, fluchend sich und des Gebornen Tagen,
Das Kind der Schmerzen schmerzlich muſs zerstören,
Und seine Liebe hassend selbst zerschlagen.“ —
Da fühlt' ich Mitleid mir die Brust empören,
Und, zu dem Finsterblickenden gewendet,
Sprach ich: «Der Buſse reuig Wort zu hören,
Erscheinst du hier aus jener Welt gesendet.
Wenn nun die Fleh'nde Gottes Gnad' errungen,
Ist dann dein Werk in dieser Welt vollendet?»
Doch ward ich bald von neuem Schmerz durchdrungen;
Denn schüttelnd regte sich des Bleichen Haupt,
Vom Mitleid ward der Kalte nicht bezwungen,
Dem Todeshand des Herzens Gluth geraubt.
„O heil'ge Macht!» — rief ich — «die kalten Leichen,
Zu brechen der Lebend'gen Herz, erlaubt,
Kannst du der Todten Herzen nicht erweichen?

Du mit dem starren, thränenlosen Blick,
Sieh hier des blut'gen Mittlers Gnadenzeichen,
Der schuldlos starb für sünd'ger Menschen Glück!
Den Mördern hat er sterbend noch vergeben,
Heilbringend kehrt' er aus der Gruft zurück,
Ins Reich des Todes führt er ein das Leben.
Willst du, der seinen Namen einst bekannte,
Dich feindlich nur aus deiner Gruft erheben,
Das Leben fesselnd durch des Todes Bande?
Laſs ab, dein bluterstarrend Bild zu zeigen,
Und kehr' zurück zu seel'ger Geister Lande!" —
Starr blieb der Geist, und wollte nicht entweichen,
Da hob sie auf die wundgerung'nen Hände,
Und rief: „Laſs meine Thränen dich erweichen,
Erbarme dich, daſs meine Marter ende!
Aus jeder Thräne ruft die Angst, verschone!
Daſs mit Verzweiflung mich der Schmerz nicht blende!
Ihr Heil'gen all', die ihr vor Gottes Throne
Der Menschen sündiges Geschlecht vertretet,
Du heil'ge Mutter von dem ew'gen Sohne,
Die gnadenreich für reu'ge Sünder betet,
Gebt meinen Worten Kraft, daſs der mich höre,
Der sinnverwirrend Leib und Seele tödtet.
Gib mir den Schlummer wieder! ich beschwöre

Dich, bleicher Schatten, bey des Grabes Frieden;
Nach bang durchseufztem Tag der Qualen störe
Des Schlafes stille Tröstung nicht der Müden!
Ach! wende diese graunvoll ernsten Mienen,
Die Seelen in des Grabes Fesseln schmieden!
Bist du verdammt, der Rache nur zu dienen?
Kann nicht des Priesters, nicht der Heil'gen Bitte,
Die dem Gerechtesten die Welt versühnen,
Im Grabe halten deine mächt'gen Tritte? —
Kann Welt und Himmel nicht dein Herz bewegen,
So komm, du todtes Schmerzens-Kind und bitte,
Des Grabgenossen Mitleid zu erregen.
Um seine Liebe hab' ich dich verstoſsen,
Bey deines Herzens ersten Lebensschlägen
Hab', ihm zum Opfer, ich dein Blut vergossen.
Zeig' ihm die Brust, der deines Lebens Fluth,
Die Mutter zu versühnen, einst entflossen;
Nenn' ihm der Schmerzen nie gestillte Gluth!
Frag' ihn mit deinem blassen Todtenmunde,
Ob feindlich er begehrt der Gattin Blut,
Die dir voll Liebe schlug die Todeswunde!" —

Da sahn wir ernst sein Haupt den Schatten neigen,
Und dumpf erklang die mitternächt'ge Stunde;
Blut fordernd sank er zu des Todes Reichen.
Und seiner Gruft entsteigt er jede Nacht,
Sein bleiches Bild der Zitternden zu zeigen;
Des ew'gen Richters rächend Auge wacht,
Und Blut allein kann blut'gen Mord entsünden.
Euch, Richter, leite nun des Himmels Macht,
Gerechtes Urtheil dieser That zu finden.
Gott aber geh' mit uns nicht ins Gericht,
Und handle nicht mit uns nach unsern Sünden,
Wenn sterbend einst das müde Auge bricht!" —

Noch hielt die Richter stummes Graun umfangen;
Mehr schreckt sie, als die That. der Strafe Schauer;
Da stellt sich Rosemunde selbst gefangen,
Gleich Büſsenden gehüllt in tiefe Trauer.
Und es umschlieſst sie bald auf ihr Verlangen
Des finstern Kerkers einsam kalte Mauer.
Da wiegte sie mit sanftem Arm der Schlummer,
Und bald entwich ihr Geist der Erde Kummer.

An die Nacht.

Wi[illegible]ber eilst du so, du meiner Schmerzen Rast?
Däucht mich's doch, daſs ich kaum auf eine Viertelstunde
Allhier gesessen bin bey diesem Rosenmunde,
Der meinen machet blaſs; so merk' ich, daſs du fast

Dich an die Hälfte schon von mir entzogen hast.
Kehr' um, und halte Fuſs, und gib uns Zeit zum Bunde,
Den wir hier richten auf von ganzem Herzensgrunde,
Kehr' um, und sey bey uns ein nicht so kurzer Gast.

Dein Sohn, der sanfte Schlaf, schleicht durch das stille Haus,
Und streut die leise Saat der Träume häufig aus,
Damit du länger kannst bey unsrer Lust verweilen.

Verhüll' uns in ein Tuch, bis daſs das dunkle Licht
Des halben Morgens dir durch deine Kleider bricht;
Dann ist es Zeit, daſs wir mit dir von hinnen eilen.

Das stille Kind.

Erzählung.

Die Musik schallte munter aus den erleuchteten Sälen in den Garten hinab, — die bunten Lampen glänzten in langen, unabsehlichen Reihen und vielfachen Bogen. Ueber dem künstlichen Tag schwebte still der Mond und sein Licht spiegelte sich tausendfach in den zitternden Wellen des ruhigen Meeres, dessen Fläche, wie ein bewegter Himmel, von unzähligen, wechselnden Sternen schimmerte. Da rauschte die Gondel an das Ufer. Eilig und etwas schüchtern sprang Ottilie an das Land. — Man wird uns vermissen, — sprach sie zu dem zögernden Antonio — und zog ihn durch die hohen Bogengänge mit sich fort, nach dem glänzenden Landhause, aus welchem der fröhliche Lärm rauschend ertönte.

Doch besser wär' es, rief sie schnell, als sie den Stufen des Eingangs sich näherten, — wenn wir nicht zusammen zurück kämen, — und eine brennende Röthe überflog sie bey dem übereilten Wort. Sie entzog hastig Antonio's Arm ihre Hand und eilte die Stufen hinauf zu dem tanzenden Schwarm.

Antonio blickte mit Sehnsucht der Eilenden nach, bis hinter ihr die Flügelthüren sich schlossen. Sich selbst und alles vergessend, wendete er sich nach dem Meere zurück, um in der eben verlassenen Gondel sich allein und ungestört seinen Empfindungen hinzugeben.

Wie ein Träumender ging er, bald schnell, bald langsam, durch die langen Gänge des Gartens. Die spiegelnde Meeresfläche lag schon nahe vor seinen Blicken, da trat ein artiger Knabe aus dem Gebüsch hervor. Eine aufblühende Rose bewegte sich gegen Antonio und der Knabe schien sie ihm durch das Halten des Zweiges anzubieten.

Ich danke dir, Kleiner — sagte Antonio, indem er die Rose von dem Zweige brach — gehörst du in das Schloſs?

Der Knabe nickte. — Indem schallte Gesang und Musik fröhlich vom Meere her. Eine bunt erleuchtete Gondel stieſs an's Land. Männer und Frauen, mit Blüthenkränzen in den Händen und um die Locken, sprangen jubelnd heraus, sich wechselnd bekränzend, und die Kränze schäkernd einander entreiſsend. Antonio wollte sich hinter den Bäumen verbergen, aber der muntre Haufe stürmte schon lärmend gegen ihn her. — Es waren einige von der Gesellschaft aus dem Schloſs, welche die Mondnacht aus dem Tanzsaal auf das Meer zu einer nächtlichen Fahrt gelockt hatte, und die eben jetzt zu den Festlichkeiten nach dem Schlosse zurückkehrten.

„Da haben wir ja unsern Bacchus gefunden, den König des Festes" — rief einer, den Wein und Fröhlichkeit vor den andern begeistert hatten. Ein lautes Evoe stimmte ihm bey, die Instrumente fielen, wie verabredet, mit wildem Lärm tobend in den Jubel ein, und der neue Bacchus ward, mit Kränzen geschmückt, und mit Epheuranken umwunden, der Gesellschaft im Schlosse zugeführt.

„Wo ist die Braut?" — riefen die Einstürmenden — „sie muſs von uns den Bräutigam lösen: wir haben ihn gefangen!"

Ein schlimmes Zeichen — scherzten einige — daſs der Bräutigam schon am Verlobungstage der Braut entläuft.

O nein! — entgegneten neckend die Mädchen, die ihn noch gefesselt hielten — der empfindsame Bräutigam schlich einsam in dem Gebüsch und suchte frühe Rosen für die Geliebte.

Antonio's Wangen glühten. Ottilie, welche der Lärm in den Kreis um den Bräutigam gelockt hatte, entfernte sich schnell, und Fiora muſste von den Gästen einige Scherze über die Sentimentalität ihres künftigen Gemahls anhören.

indem ihr Antonio, in den Scherz einstimmend, die Rose überreichte.

Der Bräutigam mufste nun, zum Preis seiner Entfesselung, mit den Mädchen, und die Braut, zum Lösegeld ihres Verlobten, mit den Männern, die ihn gefangen hatten, den Rest der Nacht durchtanzen. Bey dem letzten Tanze trat Ottilie nahe bey Antonio in die Reihe der Tanzenden. Sie schien ganz an seinen Blicken zu hängen, und kaum den Augenblick erwarten zu können, wo sie von den Wendungen des Tanzes ihm näher geführt wurde.

Woher haben Sie die Rose — flüsterte sie ihm schnell zu — die Sie meiner Schwester gaben?

Aus dem Garten — antwortete Antonio — freylich . . . .

Unmöglich! — unterbrach ihn Ottilie — diese Rose kann . . . .

Der Tanz entfernte sie, eh' sie vollenden konnte. Antonio bemerkte auf ihrem Gesicht und in ihren Bewegungen unverkennbare Zeichen innerer Unruhe. Er schmeichelte ihr mit bittenden Blicken, und wenn es die Ordnung des Tanzes gestattete, mit deutungsvollem Händedruck; aber es gelang ihm nicht, der Sinnenden ein Lächeln abzugewinnen. Endlich führte sie der Tanz wieder zusammen.

Ich bitte Sie — wiederholte Ottilie dringend — woher bekamen Sie die Rose?

Bey meiner Liebe, Ottilie — antwortete er, — ich brach sie selbst vorhin im Garten von einem Rosenbusch.

Sie wollen es mir verbergen — fuhr sie fort — aber ich ahnde es doch, und mir sollten Sie nichts verheimlichen.

Ottilie! — rief Antonio — könnten Sie mich für fähig halten, Sie zu hintergehen? — Für Sie brach ich diese Rose.

Für mich? — fiel Ottilie erschrocken ein — Nimmermehr!

Einzig für Sie — erwiederte Antonio — können Sie heut, an diesem Abend, zweifeln? Daſs ich sie Ihrer Schwester gab, war bey dem Drang der eintretenden Umstände unvermeidlich, das Gegentheil wär' unverzeihliche Unbesonnenheit gewesen. — Könnten Sie darum zürnen, Ottilie?

Wie gern glaubte ich Ihnen — sagte Ottilie, in Gedanken verloren — aber nein, es ist unmöglich, es kann nicht so seyn!

Sie wurden von neuem getrennt. Ottilie sprach nicht mehr, tanzte ohne Theilnahme, und entfernte sich schnell, als der Tanz geendigt war. Antonio freute sich der übel verhehlten Eifersucht, welche aus Ottiliens Verdacht hervorblickte. Im Taumel seines Entzückens suchte er die Geliebte durch die weiten Säle, bis er endlich bemerkte, daſs alle Gäste sich entfernt hatten, und nur noch einige Diener mit den verlöschenden Lichtern beschäftigt waren.

Der Morgenstrahl glänzte Antonio'n entgegen, als er in sein Zimmer trat. Er warf sich auf sein Bett, nicht um zu ruhen, sondern um seine Empfindungen fest zu halten und bey den Bildern der vergangenen Stunden in ungestörtem Genuſs zu verweilen. Ottiliens Liebe schien ihm gewiſs. Ihr Blick, das hohe Erröthen ihrer Wangen, als er sie in der Gondel erst schüchtern, und da sie nicht widerstand, bald feuriger umfaſste, hatte ihm ihr Gefühl deutlich verrathen; ihr dringendes Fragen nach dem Geber der Rose lieſs ihm jetzt keinen Zweifel. Er schalt auf die Ungestümen, die ihn der Braut zu überlassen nöthigten, was er einzig der Geliebten bestimmt hatte. Der Vorzug, den jene erhielt, hatte vielleicht diese erst gereizt, und der Verdacht einer fremden Geberin war leichter zu entfernen, als der Schein einer Vernachlässigung, welcher vielleicht erst jenen Verdacht zufällig erweckte.

Antonio's Freude war gestört. Seine Liebe, und die Gewiſsheit, er werde geliebt, war noch zu neu; er fürchtete, Ottiliens jung aufkeimende Neigung verletzt zu haben. Er ahndete eine mögliche Spannung unter den Schwestern, welche bey Fioren Verdacht erregen, und Ottilien Verlegenheiten aussetzen konnte. Da trieb ihn die Unruhe wieder in den Garten; er hoffte, noch eine Rose zu finden, wär' es auch nur eine, von kaum durchscheinender Röthe gefärbte, jugendliche Knospe. Diese wollte er dann Ottilien als Pfand seiner Liebe bringen.

Allein, er suchte vergebens. Im Garten blühten die schönsten Frühlingsblumen in den buntesten Farben, aber die Rosenknospen, selbst der frühesten Gattungen, waren noch tief in den Blättern verborgen, und hatten sich kaum noch aus den Stengeln entwickelt. Der Busch, an welchem er gestern die Rose entdeckt hatte, war grün und frisch, aber an ihm so wenig, als an den andern, war eine schwellende Knospe zu sehen.

Ottiliens Verdacht schien bey Antonio nun gerechtfertigt. Bey der Unmöglichkeit, eine Rose in dem Garten zu finden, muſste sie hinter diesem Vorgeben eine Verbergung der Wahrheit argwohnen. Errathend ging Antonio nach der Wohnung des Gärtners. Ein artiges Mädchen begoſs hier die seltneren Gewächse, welchen selbst Italiens Nächte nicht mild genug sind, und unter diesen einige frühe Rosen. „Daher also kommt der Verdacht“ — sagte sich Antonio, und wollte schon sich entfernen, aber das artige Gärtnermädchen hatte geschwind einige der schönsten Rosen zierlich geordnet, und überreich-

An den Westwind.

Fleug, feuchter Zephir, aus, fleug, wie nach deiner Floren
Du itzt noch pflegst zu thun! Such' meinen Aufenthalt, *)
Ob er bey deinem ist, durch diesen Tannenwald.
Such'! wie du deine hast, so hab' ich Sie verloren.

Such' Sie, und sag' ihr das in ihre leisen Ohren:
Dort ist er, der dich wünscht, du göttliche Gestalt!
Dort ist er, der dich hofft! Erfreust du ihn nicht bald,
So hat er seinen Ort zum Grabe schon erkoren.

Nimm sie, sobald sie will, in deinen Blumenſchooſs,
Daſs keine trübe Luft auf meine Schönheit ſtoſs',
Und hülle sie in dich, und lass' es niemand wissen.

---

*) Den Aufenthalt des Herzens, die Geliebte.

te sie Antonio'n, um seine schöne Braut damit zu schmücken.

Auch diese Rosen schienen also für Ottilien verloren, denn sie konnten ihren Verdacht nur vermehren. Antonio erkundigte sich bey dem Mädchen nach ihren Aeltern und Geschwistern; denn er glaubte nun gewiſs, der Knabe, von welchem er in der vorigen Nacht die Rose empfangen hatte, sey ein Sohn des Gärtners gewesen, und habe ihm durch die seltne Blume seine Aufmerksamkeit beweisen wollen. Das Mädchen behauptete aber, ihr Vater, der Gärtner, habe keinen Sohn und sie sey die einzige Tochter. Von einem Knaben wuſste sie gar nichts anzugeben, und endlich schien sie gar etwas ängstlich zu werden, als Antonio fortfuhr, nach dem Knaben zu fragen.

Der Morgen war indessen gröſstentheils vorübergegangen, und die zunehmende Wärme trieb Antonio'n nach dem Schlosse, wo man ihn schon bey dem Frühstück erwartete. Die Braut und Ottilie waren noch nicht zugegen. Man scherzte über manche drollige Vorfälle des gestrigen Tages, doch schienen einige Tanten, welche das väterliche Schloſs nie hatten verlassen wollen, in den frohen Ton nicht mit einzustimmen. Bedenkliche Mienen wechselten mit abgebrochnen bedeutenden Worten; auf den Gesichtern der ab- und zugehenden Dienerschaft malte sich Bangigkeit und Neugierde; man schien etwas verschweigen und zugleich auch entdecken zu wollen. Endlich brach die Schwester des Grafen, welche mehr, als die übrigen Verwandten, bey ihm galt, das halbe Schweigen und erzählte mit bebender Stimme: man behaupte, das stille Kind habe sich wieder sehen lassen.

Auf jedem Gesicht verschwand bey dieser Rede das Lächeln, und der Ernst verwandelte sich in Bangigkeit und Furcht. Antonio erstaunte weniger über die Rede selbst, als über die plötzliche und allgemeine Wirkung.

Das stille Kind? — wiederholte er — was ist das? was wollen Sie damit sagen?

Niemand antwortete ihm.

Ist's auch gewiſs? — unterbrach endlich der Graf das Schweigen — wer hat es gesehen? wo sah man es?

In dieser Nacht soll es umhergegangen seyn, — antwortete ihm die Erzählerin.

Arme Fiora! — seufzte der Graf. — Hat sie es selbst gesehn? wo ist sie?

Ein Diener ging, sie zu rufen.

Das weiſs ich nicht — erwiederte des Grafen Schwester, — noch ist es nur ein dunkles Gemurmel.

Oder ein leeres Geschwätz — sagte der Graf etwas unwillig. — Man sollte die Geheimnisse der Familie nicht so unvorsichtig Preis geben.

Ein Trunk über die Gebühr bey frohen Gelegenheiten erzeugt alsdann Fantome und jeder will sehn und sieht, wenn er nur weiſs, daſs etwas zu sehen ist.

Ottilie kam. „Hatte ich es nicht geahnet?“ sagte sie leise im Vorübergehn zu Antonio, dessen Erstaunen mit jedem Worte, das er vernahm, höher stieg. Dann setzte sie sich furchtsam an die Seite ihres Vaters.

Fiora kam gleichfalls. Sie schien von der Furcht der Andern noch nicht unterrichtet. Antonio vertheilte die Rosen des Gärtnermädchens an sie und an Ottilien.

Ich ergreife das gute Zeichen, — sagte Fiora scherzend, — daſs Sie ihre Trauerblume von gestern gegen diese eintauschen.

Mit diesen Worten nahm sie eine dunkle, graue, fast schwarze Rose von der Brust, und gab sie Antonio zurück.

Nehmen Sie nicht! weg mit der Unglücksblume! — rief Ottilie schnell dazwischen tretend, nahm heftig die Rose aus Fiora's Hand, und warf sie zerblättert auf den Boden.

Ich höre und sehe so viel Befremdendes auf einmal, — sagte Antonio — daſs ich Sie angelegentlichst um die Enthüllung dieser Räthsel bitten muſs, wiewol ich kaum weiſs, wessen Erklärung ich zuerst wünschen soll. Welche Bewandniſs hat es mit diesen Blumen? was bedeutet die Erscheinung des stillen Kindes, welche Sie insgesammt so wunderbar mit Furcht und Schrecken erfüllt?

Sie werden in dem, was ich Ihnen davon erzählen kann, wenig Befriedigung finden, — antwortete der Graf. — Daſs ich Ihnen aber kein Märchen erzähle, zeigt Ihnen die Bestürzung, welche Sie selbst bey der Erwähnung dieses Kindes an uns bemerkt haben. Mein Vater hörte schon in seiner Kindheit von der Erscheinung dieses Kindes, als von einer unbezweifelten Wahrheit reden. So oft es sich zeigte, folgten allemal ungewöhnliche und traurige Begebenheiten in unsrer Familie; wen es freundlich anlächelte, auf wessen Wege es einige Schritte vorausging, der blieb gewöhnlich nicht lange mehr in unserm Kreise. So war es immer für unser Haus ein gefürchteter Bote des Unglücks. Wodurch es aber zu seinem Erscheinen bewogen werde, und wie dieses Schloſs zu einem so geheimniſsvoll geistigen Wesen gekommen sey, davon ist weder mir etwas bewuſst, noch irgend jemand, der in dem Schlosse wohnt.

Hat denn niemand gewagt, dieses räthselhafte Wesen anzureden? — fragte Antonio.

Oft ist dieses geschehen, — erwiederte der Graf. — Denn es erscheint niemals in einer furchtbaren, Gespenster-ähnlichen Gestalt; man glaubt vielmehr ein körperliches Kind zu sehen.

Auch blieb es oft lange, und spielte mit andern Kindern; nur hat man nie einen Laut von ihm gehört und darum nennen es alle das stille Kind. Auf anhaltende Fragen entfernte es sich allezeit still, und verlor sich, ohne daſs man sagen konnte, wohin. Meine Tochter Ottilie hat ehedem selbst sehr oft mit ihm gespielt.

So ist es wirklich — versetzte Ottilie — als in meiner Kindheit die Kriegesunruhen unsrer Gegend sich näherten, sah ich es fast täglich und spielte unbefangen mit ihm, denn man hatte mir die Sage von diesem Kinde noch nicht erzählt, und ich hielt es für einen Knaben aus der Nachbarschaft. Es lieſs sich geduldig von mir vorschwatzen, und ich bemerkte es in dem kindischen Spiele kaum, daſs es selbst nie sprach. Endlich einmal, als der Marchese Montaldy im Gefecht geblieben war, und in der Familiengruft beygesetzt werden sollte, verleitete mich die Neugierde, die Vorbereitungen zu dem Leichenbegängnisse in der Gruft anzusehen; ich stieg mit den Arbeitern die Stufen hinab, da sah ich bey dem Schein der Hanglampe, die von oben das lange Gewölbe beleuchtete, meinen Gespielen an einem Sarge lehnen, als ob er schlummerte. Mir grausete zwar bey der langen Reihe von Särgen, doch war ich erfreut über den bekannten Anblick in diesem schauervollen Aufenthalt, und schon wollte ich zu ihm eilen,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

da faſste meine Wärterin mich auf einmal heftig bey dem Arm und rief im Tone des höchsten Entsetzens: Ottilie, wo willst du hin? dort ist das stille Kind! Alle segneten sich erschrokken mit dem heiligen Kreuz, ich sah noch den Knaben sich langsam in den Hintergrund ziehen, aber der Schreck raubte mir die Besinnung und man trug mich ohnmächtig aus der Gruft. Späterhin hörte ich, daſs man allezeit bey Eröffnung der Familiengruft dieses Kind an einem Sarge lehnend finde, und daſs es dann langsam in den Hintergrund der Gruft sich verliere. Ich selbst habe es nachher nie wieder gesehen, aber ich konnte auch in der Folge nicht mehr so ruhig spielen; denn die Feinde verschonten die Plätze unsrer Spiele nicht mehr, wie vorher, und wir muſsten sogar alle auf einige Zeit flüchtig werden.

Das ist sehr sonderbar, — sagte Antonio — können Sie mir wohl die Gestalt des Kindes beschreiben?

Es gleicht — antwortete Ottilie — einem Knaben von vier Jahren, so viel ich mich erinnern kann. Vor Zeiten aber soll es auch als ein ganz junges Kind erschienen seyn.

Gab er Ihnen denn Blumen, — fragte Antonio weiter, — oder verbirgt diese schwarze Rose ein neues Geheimniſs?

Er trug eine Rose von der Art immer an seiner Brust, — erwiederte Ottilie — ich bat ihn einigemal darum, und er lieſs mich gelassen sie nehmen, aber allezeit vermiſste ich sie, wenn ich mich nachher unter Andern befand. Daher kam meine Unruhe, als ich gestern die schwarze Blume an meiner Schwester Brust erblickte. Gott und allen Heiligen sey Dank, daſs jetzt andere Rosen hier blühen!

Ottilie fiel bey diesen Worten ihrer Schwester heftig um den Hals, und war tief bewegt; Antonio sammelte schnell die zerstreuten Blätter der Rose, und verbarg sie sorgfältig. Es war nun kein Zweifel, daſs der Knabe, welchen er in der Mitternacht gesehn hatte, kein andrer war, als das gefürchtete stille Kind; doch schwieg er davon, um Fioren, welche die Blumen aus der Gruft an ihrer Brust getragen hatte, nicht mit bangen Ahnungen zu schrecken.

Die Nachforschungen, wem das stille Kind sich gezeigt habe, blieben ohne Erfolg; gleichwohl verlieſs die Furcht nicht die Bewohner des Schlosses. Von Fiora's Vermählungstage, der, nach dem Plane des Grafen, der Verlobung bald nachfolgen sollte, war wenig die Rede. Die Braut schien von der schwarzen Rose tief erschüttert; sie vermied die Gesellschaft und man bemerkte, daſs sie mit Anstrengung ihre bange Empfindung zu verbergen suchte. Der Bräutigam, der die Blume der Trauer ihr selbst übergereicht hatte, schien sich mit Vorwürfen zu quälen, und suchte die Einsamkeit. So kam der Abend herauf.

Noch tiefer aber hatten diese Vorfälle auf Ottilien gewirkt. Sie war in einem nahen Kloster erzogen worden, damit sie schon von der Kindheit an sich an das einsame Leben gewöhnte, welchem sie der Graf bestimmt hatte, um der ältern Tochter das ungetheilte Vermögen zu erhalten. Nur selten hatte sie einige Tage im Schlosse ihrer Eltern zugebracht, und jetzt war sie nur ihrer Einsamkeit entlassen worden, um den Festlichkeiten beyzuwohnen, welche in dem Schlosse des Grafen von Fiora's Verlobung bis zu ihrer Vermählung abwechseln sollten. Mit der letztern wollte dann der Graf Ottiliens feyerliche Einkleidung verbinden.

An die Einsamkeit und Stille des klösterlichen Lebens gewöhnt, hatte Ottilie fast mit Widerwillen das väterliche Schlofs betreten, wo sie nur wilder Lärm und störendes Geräusch des Weltlebens, wie sie glaubte, erwartete. Die Unbefangenheit des kindlichen Sinnes hatte sie, bey den stillen Umgebungen ihres Aufenthaltes, bis in die ersten Jahre der Jungfrau begleitet, und gab nun der, ihr selbst unbewufst, erwachenden Neigung die frische Lebendigkeit, welche unter den Verhältnissen des geselligen Lebens gewöhnlich ermattet, ehe noch die Neigung sich entwickelt, und nur in seltnen Fällen die Liebe zu einem bestimmten Gegenstand in ihrer ersten Jugendkraft begleitet. Ottiliens Phantasie gefiel sich lange in unstetem Umherschweifen. Bald waren es religiöse Bilder, welche ihren Geist erfullten; bald dunkle Erinnerungen an frühe Ereignisse, bald auch bloſs räthselhafte Träume, und die Unruhe, welche sie von dem Einen zu dem Andern trieb, ohne daſs etwas ihrer innern Sehnsucht Genüge that, schien ihrem kindlichen Gefühle nur ein Zeichen der angeerbten Sündlichkeit, zu deren Bekämpfung die klösterlichen Uebungen ihr ein sicheres, aber von dem weltlichen Sinn zu oft verschmähtes Mittel, darböten. Die Klosterschwestern fanden in ihren verworrnen, bilderreichen Reden die Zeichen eines frommen, von den Heiligen wunderbar ergriffenen Gemüths, und die Andacht, mit welcher Ottilie den geistlichen Uebungen sich hingab, befestigte sie in diesem Glauben, so daſs die Lobsprüche, welche Ottilie von ihnen empfing, und die Hinweisungen auf eine Zukunft, in welcher der Friede des Himmels sichtbar auf der andachtvollen Novize ruhen werde, diese zu einer nie ruhenden Sehnsucht nach jener seligen Zeit entflammte, in welcher das Sehnen gestillt, und das Ziel, welches ihr oft in unaussprechlichen Traumbildern, gleich dunklen Offenbarungen, vorschwebte, errungen seyn würde.

Mit diesen Gefühlen war jetzt Ottilie in das väterliche Schloſs zurückgekommen. Antonio schien, durch seine nahe Verbindung mit Fioren, zu einem zwanglosern Umgang mit der Schwester seiner Braut berechtigt, und Ottilie, welche nur die Zärtlichkeit einer Schwester auf ihn überzutragen glaubte, und in den Aeuſserungen ihrer Liebe eine Beruhigung jener lange gefühlten Sehnsucht fand, überlieſs sich seinen Liebkosungen, ohne etwas von der wahren Natur ihrer Neigung zu ihm zu ahnden. Selbst als sie einsam mit Antonio in der Gondel auf dem still bewegten Meere schwebte, und er, den jugendlich schlanken Leib Ottiliens umschlingend, die ernstere Fiora vergaſs, waren ihr seine Küsse nur wie die Freuden ihrer Träume. Sie weckten nur jene schnell vorüberrauschenden Bilder mit aller der unendlichen Sehnsucht, welche ihr Erscheinen begleitete, doch ohne einen bestimmten Wunsch in ihr zu erregen. Aber jetzt, mit der Erzählung von dem stillen Kinde, erwachten auf einmal die Erinnerungen an ihre Kindheit und standen wie herangewachsene Gespielen mit bedeutenderen Blicken vor ihrem Geiste. Das frohe, in beständigem Glanz bewegliche Leben auf dem Schloſs ihrer Aeltern, zog noch einmal vor ihrem Blick vorüber, mit allen den schönen Farben geschmückt, wie es ihr Gedächtniſs in den Jahren der Kindheit aufgefaſst hatte, und mit dem magischen Schim-

Hier wart' ich, meine Post, ich warte mit Begier,
Dich bald zu nehmen an, mit tauſend Göttern hier, -
Sie, meiner Augen Troſt, mit hunderttauſend Küſſen.

mer beleuchtet, in welchen Erinnerung und Hoffnung, gleich der Morgen- und Abendsonne, ihre Gegenstände einhüllen. Sie fühlte, daſs es auch auſser der klösterlichen Abgeschiedenheit Freuden gebe, deren sich ihr reines Gemüth mit Wohlgefallen erinnerte, und auf einmal sah sie sich ausgeschlossen von einem Glück, welches ihre Schwester an Antonio's Seite erwartete, dessen Liebkosungen ihr nun als das erschienen, wovon ihre, in himmlischen Gegenden schwärmende, Phantasie ihr nur ein schwaches Vorbild gezeigt hatte. Fiora's Vermählungstag ward ihr ein gefürchteter Zeitpunkt; denn an diesem sollte sie der Welt entsagen, und aus den klösterlichen Mauern blickte ihr jetzt nicht mehr das endliche Ziel ihrer Sehnsucht, wie vormals, freundlich winkend entgegen.

Antonio'n war es ebenfalls nicht unerwünscht, daſs durch die Erscheinung des stillen Kindes sein Vermählungstag etwas in Vergessenheit zu kommen schien. Ottiliens unschuldiges Hingeben, die kindliche Unbefangenheit, mit welcher sie seine Liebkosungen annahm und erwiederte, verbunden mit dem Reiz der sich eben nur entfaltenden Blüthe ihrer Schönheit, hatten ihn mehr, als er sich selbst gestand, angezogen. Fiora schien ihm, mit Ottilien verglichen, kalt, und ihre Liebe erfreute ihn mehr als wohlwollende Zuneigung einer Freundin, wenn ihn bey Ottilien mädchenhafte Schüchternheit, in der schönsten Vereinigung mit glühendem Verlangen, entzückte. Ohne über seine Empfindungen sich Rechenschaft geben zu wollen, war er gegen die Braut zuvorkommend, gefällig; gegen Ottilien glaubte er immer etwas vergüten zu müssen, und selbst der Gedanke, daſs sie bald die Welt gegen das Kloster vertausche, schien ihn zu der zartesten Behandlung und zu der sorgfältigsten Aufmerksamkeit auf ihre Wünsche aufzufordern, ja sogar einen Vorzug vor seiner Braut auf diese kurze Zeit zu rechtfertigen.

Er hatte sich, als am Abend noch immer die Heiterkeit in der Familie nicht hergestellt war, bey einem einsamen Spaziergang wieder an das Ufer des Meeres verloren, in dessen Horizont die Sonne eben unterging. Hier begegnete ihm Ottilie, welche der schöne laue Abend ebenfalls an das Meer gelockt hatte. Antonio schlug ihr, wie gestern, eine Lustfahrt auf dem Wasser vor, sie setzte sich aber auf einen Rasensitz und freute sich der purpurnen und goldnen Streifen, welche den abendlichen Himmel bedeckten und zitternd in dem bewegten Wasserspiegel widerglänzten. Antonio setzte sich neben sie, aber indem er seinen Arm um sie schlang, und sich beugte, um das geliebte Mädchen im Abendglanze zu betrachten, bemerkte er ein schmerzliches Zucken um ihre Lippen, und ein Senken der Augenlieder, als wollte sie eine hervorbrechende Thräne zurückdrängen.

Was ist Ihnen, beste Ottilie? — rief er bestürzt und zog sie fester an sich.

Lassen Sie uns zurückgehn! — antwortete sie, und wollte sich ihm entwinden.

Sie sind auf einmal so schmerzlich bewegt — fuhr Antonio bittend fort — wollen Sie mir nicht ihr Zutrauen schenken?

Kommen Sie. — sagte Ottilie — warum soll ich an ein Glück mich gewöhnen, das ich bald auf immer entbehren muſs? In meinen dunklen Mauern wird mir der Abend von keinem lieblichen Strahl freundlich erhellt.

Ist's möglich Ottilie, — rief Antonio heftig — ist das Kloster nicht Ihre eigne Wahl?

Damit sie es bleibe, darf ich die Freuden des Lebens nicht sehn — antwortete sie. — Kommen Sie! ich bitte.

Antonio war im Innersten bewegt; er zog Ottilien zu sich nieder, umarmte sie auf das zärtlichste, und betheuerte ihr mit heiligen Schwüren, sie zu schützen.

Die kurze Dämmerung war indessen vorüber und das Mondlicht erhellte nur schwach durch die verschlungenen dichten Zweige das Dunkel. Ottilie blickte furchtsam um sich und schmiegte sich immer fester an Antonio's Seite. Die zunehmende Dunkelheit erinnerte endlich Beyde an die Nothwendigkeit, zum Schlosse zurückzukehren; allein Ottilien überfiel eine so heftige Angst, wenn sie in die dunkeln Gänge des Gartens blickte, daſs selbst Antonio's Zureden nicht im Stande war, sie zu beruhigen. Sie gestand ihm endlich, hier am Meere habe sie vormals mit dem Kinde gespielt, und seine Gestalt scheine ihr überall aus dem Gebüsch hervorzutreten. Sie suchte vergebens die Furcht zu bezwingen, und bat endlich Antonio, auf dem Meere einen Theil des weiten Gartens zu umfahren, und an einem freyern Orte zu landen.

Der Abendwind trieb die leichte Gondel langsam an dem Ufer hin. Freyer wurden nun die Gespräche der Liebe; aber je mehr die Besorgnisse unter den Liebenden selbst verschwanden, um so deutlicher erschienen die Hindernisse, welche von auſsen her ihrer Liebe drohten. Antonio suchte Ottiliens Bangigkeit wegzuschmeicheln, obgleich ihm selbst ein glücklicher Ausgang aus diesem schönen Labyrinth fast unmöglich schien; aber Ottilie schwieg und die Worte des Trostes konnten sie nur wenig erheitern.

Jetzt bewegte der Wind die Gondel stärker nach dem Ufer. Da hörten sie von ferne leise Töne, wie einen Gesang, von der Guitarre begleitet. Bald schienen sie vom Meere, bald vom Ufer zu schallen; zuweilen erhob sich die Stimme, und endlich hörten sie deutlich die Worte:

Will dir nirgends Trost erscheinen,
Naht ein Retter aus der Gruft.

Ein Retter aus der Gruft! — wiederholte Antonio schaudernd.

Selig, wer seiner Rettung sich freuen kann! — sagte Ottilie still.

Die Stimme sang fort:

Und wenn jede Hoffnung sinket,
Fasse noch den Augenblick!
Ob kein Stern dem Schiffer blinket,
Wen die Lieb' umfaſst, dem winket
Aus den Wellen noch das Glück.

Wer singt uns jetzt die wunderbaren Worte? — rief Antonio. — Laſs uns dem Wink des Zufalls folgen, Ottilie! Uns bleibt der Augenblick, wenn alle Hoffnung um uns verschwindet. Diesen laſs uns fassen, ungekümmert, was in der Zukunft sich verbirgt! „Wen die Lieb' umfaſst, dem winket aus den Wellen noch das Glück!“ —

Ottilie war ebenfalls durch diesen Gesang wunderbar bewegt. Sie fühlte sich beruhigt, als hätten schützende Genien ihr diese Worte zugerufen. Ihre Liebe schien ihr vor den Heiligen selbst gerechtfertigt, und diesen Beschützern überlieſs sie nun in festem Vertrauen die Leitung ihrer Schicksale. Heiter stieg sie an Antonio's

Arm an das Land, und bey dem Abschiedskuſs lud sie ihn selbst zu einer Wasserfahrt auf den nächsten Morgen ein, um die Sonne, auf dem Meere selbst, dem Meere entsteigen zu sehen.

Wo haben Sie denn die Braut? — rief der Graf Antonio'n entgegen, als er in das Schloſs trat.

Ich hoffe sie bey Ihnen zu finden, entgegnete dieser. — Sie klagte, als ich sie verlieſs, über Kopfweh, und schien die Einsamkeit jeder Gesellschaft vorzuziehn.

Sonderbar! — sagte der Graf. — Fast muſs ich glauben, das Geschwätz von dem stillen Kinde habe einen tiefern Eindruck auf sie gemacht, als ich bey ihr erwartet hätte.

Vielleicht auch das Geräusch des gestrigen Tages — versetzte Antonio. — Das Ungestüm der berauschten Bacchanten nöthigte sie mehr zu tanzen, als sie selbst gut fand.

Auch möglich — erwiederte der Graf — doch lassen Sie uns jetzt von der Hochzeit sprechen. Warum wollen wir lange zögern? Oder glauben Sie, daſs sich der Marchese noch entschlieſst, dem Feste seine Gegenwart zu schenken? — Dann freylich . . .

Mein Vater könnte vielleicht — antwortete Antonio etwas verlegen — indessen, da es ungewiſs bleibt . . .

Ich sehe schon — unterbrach ihn der Graf lächelnd — Sie sind ein guter Sohn, und ein verliebter Bräutigam. Nun, ich nehme die Verantwortung auf mich. Uebermorgen sey die Vermählung! — Ist es so recht?

Antonio vermochte in der Bestürzung nicht zu antworten. Indem er sich noch zu sammeln suchte, stürzte Fiora erschrocken in den Saal.

Was ist dir? — fragte der Graf.

Das Kind zeigt sich wieder — stammelte sie athemlos.

Mehrere von der Familie und von der Dienerschaft folgten ihr eben so erschrocken. Vergebens fragte der Graf, wer es gesehn habe? — Jeder hatte nur die Nachricht von der Erscheinung gehört, keiner das gefürchtete Kind selbst gesehn. Unwillig drohte der Graf, es streng zu ahnden, wenn Jemand wieder mit dergleichen leeren Gerüchten das Haus in Schrecken setzte. Niemand, verbot er, solle es künftig wagen, von der Erscheinung zu sprechen, wenn er sie nicht mit eignen Augen gesehen habe.

Ehe er aber noch die Drohungen ausgesprochen hatte, erblaßte er plötzlich, seine Lippen zitterten und die Augen waren starr nach einem fernen Winkel gerichtet. Alle sahen jetzt die Gestalt eines Kindes in dem Hintergrund des Saales nach der offenen Thüre eines schwach erleuchteten Zimmers langsam gehen und in diesem sich verlieren.

Sehr sonderbar! — sagte der Graf, als er sich von dem Erstaunen etwas erholt hatte. Er nahm zwey Lichter, und ging in das Zimmer, in welches das Kind verschwunden war. Die Unerschrockensten thaten dasselbe, und folgten ihm nach; aber nichts war zu finden, was einigen Aufschluſs geben, oder eine Täuschung vermuthen lassen konnte.

Man erschöpfte sich nun in Vermuthungen, welchen Unfall diese Erscheinung verkündigen werde. Was vorher nicht geachtet worden war, bekam nun, da etwas Unleugbares von Allen gesehn worden war, Bedeutung, und schien mit dieser Erscheinung in geheimem Zusammenhang. Das Unbedeutendste machte auf Berücksichtigung Anspruch, Träume und ähnliche Geistergeschichten wurden erzählt und erst spät in der Nacht trennte man sich, nicht ohne Grauen und Furcht vor den Schatten der Nacht und den unwilkührlichen Bildern der Träume.

Antonio fand am andern Morgen Ottilien schon in dem Garten. Er erzählte ihr, wie das stille Kind gestern durch seine Erscheinung die unglückliche Beschleunigung seiner Vermählung mit Fiora abgewendet habe; und Ottilie gestand ihm, daſs sie noch mit einer unbegreiflichen Liebe an dem Bilde dieses Kindes hänge, daſs aber die Erinnerung an seine Wohnung in dem Grabe in diese Liebe ein furchtbares Grauen mische; sie furchte seine wirkliche Erscheinung so sehr, als sie sich seiner ehemaligen Erscheinungen in der Erinnerung erfreue. Von ihren Schwärmereyen entzündet, hielt selbst Antonio dieses Kind nun für den schützenden Genius seiner Liebe. Hoffnungen umschwebten zum erstenmale die Umarmungen der Liebenden. Der Retter aus der Gruft war ihnen erschienen; er hatte das dunkle Wort, das auf den Meereswellen zu ihnen schwebte, selbst sichtbar gelöset. Entzückt schwuren sie sich ewig Liebe, und dem stillen geheimniſsvollen Beschützer Vertrauen, wenn auch die tiefste Nacht sie umhüllte, und ihr Auge vergebens nach einem Ausweg blickte.

Ein Schiff zeigte sich in der Ferne, und schien sich ihnen zu nähern. So gern Antonio noch länger mit der Geliebten auf dem einsamen Meere geschwebt hätte, so muſste er doch ihrer Furcht vor Räubern nachgeben, und den Rückweg antreten.

Nah am Schlosse begegnete ihm ein Fremder. Antonio sah ihn miſstrauisch an. Bald aber erkannte er in ihm seinen lange vermiſsten Freund, Jeronymo, und flog mit froher Eile in seine Arme. Ottilie entfernte sich während der lebhaften Freude des Bewillkommens.

Jeronymo erzählte nun seinem Freunde, wie sein Pflegvater und Lehrer, Ambrosius, vor einiger Zeit gestorben sey, und ihm bey seinem Ende noch zur Pflicht gemacht habe, einige Länder Europa's und Afrika's zu durchreisen, theils, um sich in den Geheimnissen der Natur mehr zu unterrichten, theils, um gewisse Nachforschungen zu vollenden, von welchen Ambrosius selbst durch Altersschwäche abgehalten worden war. Er sey aber genöthigt, weil sein Lehrer ihm zwar wichtige und vortreffliche Geheimnisse, aber wenig Baarschaft hinterlassen. als Mahler zu reisen, und von seiner Kunst zu leben. Jetzt habe er von der nahen Vermählung der Gräfin Fiora gehört, und da habe er dem Bräutigam Glück wünschen, und dem Hause nebenbey seine Dienste anbieten wollen.

Antonio erbot sich, seinem Freund sogleich in das Schloſs einzuführen, allein dieser stellte ihm vor, daſs die frühe Morgenstunde hierzu keine schickliche Zeit seyn möchte, auch habe er selbst noch einige Verrichtungen in der Gegend. Noch vor Abends werde er aber unfehlbar seinen Freund im Schlosse besuchen.

Froh über dieses unerwartete Zusammentreffen, trat nun Antonio in den Saal, in welchem sich gewöhnlich die Familie versammelte. Er fand noch niemand; als Fioren und Ottilien. Beyde hielten sich auf das zärtlichste umarmt, und schienen tief bewegt.

Helfen Sie mir — redete Fiora den Eintretenden an — helfen Sie mir, meine geliebte

An die Stadt Moskau.

Als er ihre vergüldeten Thürme von weitem sah.

Du edle Kaiserin der Städte der Ruthenen,
Groſs, herrlich, schöne, reich! seh' ich auf dich dort hin,
Auf dein vergüld'tes Haupt, so kömmt mir in den Sinn
Was güldner noch als Gold, nach dem ich mich muſs sehnen.

Es ist das hohe Haar der schönen Basilenen,
Durch welcher Trefflichkeit ich eingenommen bin,
Sie, ganz Ich, Sie mein All, Sie meine Herrscherin,
Hat bey mir allen Preis der Schönsten unter Schönen.

Ich rühme billig dich, du Hauptstadt deiner Welt,
Weil deiner Göttlichkeit hier nichts die Wage hält,
Und du der Auszug bist von Tausenden der Reuſsen.

Ottilie trösten! und mich selbst — setzte sie bald hinzu. — Sollte ich nicht vor meinem Vermählungstage schaudern, der meine Schwester von mir trennt, die ich kaum erst gefunden habe? Denn das Kloster hielt sie gefangen, und soll sie bald wieder in seine Mauern begraben.

Ottiliens Thränen flossen. Fiora legte die Weinende sanft in Antonio's Arm. Könnten Sie wollen — sagte sie — daſs ich mein Glück durch ewige Thränen meiner Schwester erkaufte? Gewiſs, das Loos dieser Unglücklichen muſs Sie jammern. Es wäre doppelt grausam, wenn sie jetzt, da sie die Freuden des Lebens und der Liebe gesehn hat, in jenes traurige Grab zurückkehren sollte.

Antonio wuſste sich kaum zu fassen. Bald glaubte er das Geheimniſs seiner Liebe verrathen, bald war er entzückt von Fiorens Liebe zu der Schwester. Schon war er auf dem Wege, seiner Braut Alles zu entdecken, da beugte sich diese tröstend auf die still fortweinende Ottilie, und indem sie ihre Stirn leise küſste, lispelte sie: Bitte ihn selbst um deine Rettung, meine Ottilie; denke, daſs du zu einem Bruder redest, der dich gewiſs liebt.

Mit diesen Worten entfernte sie sich schnell.

Was ist das? Ottilie! — rief Antonio auſser sich — weiſs Fiora um unsre Liebe?

O, sie ahnet nichts! — erwiederte diese mit einem Blick zum Himmel. — Ach sie ist so himmlisch gut, sie liebt mich wie eine Mutter! Laſs mich, Antonio! ich darf nicht bleiben! noch heute will ich zurück in mein stilles Kloster, und bald in noch stillere Mauern.

Vergebens beschwor sie Antonio, keinen zu schnellen Entschluſs auszuführen; vergebens erinnerte er sie an die heiligen Eide der Beständigkeit. Gegen Gefahren war Ottiliens Brust gewaffnet, aber nicht gegen die Liebe der Schwester. Sie riſs sich aus seinen Armen und eilte Fioren nach. Antonio folgte ihr von weitem, um durch schnelles Dazwischentreten vielleicht Fioren an weiterm Forschen zu hindern.

Ottilie stürzte sich heftig an Fiorens Brust; aber zu tief bewegt, vermochte sie nichts zu sprechen, als, sie wolle noch heut in das Kloster zurück. Fiora trocknete lächelnd ihre Thränen. Ich kenne dein liebes Herz, meine Ottilie — sprach sie liebkosend — sey ohne Furcht, vertraue deiner Schwester, auf dich wartet ein schöneres Glück, als die traurige Stille des Klosters.

Nein, nein! rief Ottilie auſser sich — laſs mich fort, noch heute! Du weiſst nicht...

Ich weiſs auch — unterbrach sie Fiora scherzend — wie ein Mädchen im funfzehnten Jahre empfindet. Meinst du, kleine Unschuld, ich habe alles in den Paar Jahren, die ich vor dir voraus habe, vergessen?

Hier näherte sich Antonio.

Kommen Sie, lieber Marchese — rief ihm Fiora entgegen — meine zarte Ottilie wird zu sehr durch die finstern Aussichten auf ihr Kloster erschüttert, in das wir sie doch durchaus nicht zurücklassen. Der Schmerz überwältigt sie, ich muſs mit dem Vater sprechen. Heitern Sie mir sie indessen auf, und wenn Sie mir gut sind, so bemühen Sie sich, mir meine Ottilie zu erhalten.

Sie legte Ottilien wieder in Antono's Arm, küſste beyde schnell, und entfernte sich.

Ottilie wollte ihr nach; aber jetzt gelang es Antonio, sie zu besänftigen. Er führte die Erschöpfte in ihr Zimmer zurück, und verlieſs sie nicht, bis sie ihm heilig versprochen hatte, in dem Gange ihrer Schicksale nichts durch vorschnelles Handeln oder übereilte Entdeckungen zu stören.

Unterdessen hatte sich Jeronymo schon eingefunden, und Antonio fand ihn, als er Ottilien verlassen hatte, in dem Garten, wo er mit Fiora auf ihn wartete.

Haben Sie Ottilien beruhigt? — fragte Fiora, als sich die beyden Freunde bewillkommt hatten.

Ich hoffe es, — antwortete Antonio.

Fiora erzählte nun dem Fremden, wie ihre Schwester aus bloſsen Familienrücksichten zum Kloster verurtheilt sey. Dabey drang sie immer lebhafter in Antonio, daſs er alles aufbieten möchte, sie zu retten; war so unerschöpflich in Ottiliens Lobe, und fand Antonio's Theilnahme so kalt, daſs Jeronymo einigemal mit Lächeln bemerkte, nur eine Fiora dürfte gegen ihren Verlobten eine Freundin mit so viel Wärme schildern, und wenn es auch selbst die Schwester wäre.

Während dieser Gespräche fand sich auch der Graf bey der Gesellschaft ein. Jeronymo's Bekanntschaft war ihm lieb, denn er war selbst Freund und Kenner der Kunst. Er erbot sich sogleich, ihm die Kunstschätze seines Schlosses zu zeigen, da er späterhin einen Fremden erwartete, der sich wegen Familienangelegenheiten bey ihm habe ansagen lassen. Sie werden nicht eben viel bey mir sehen, — sagte er zu Jeronymo — aber vielleicht manches, das Sie freuen wird, und gewiſs nichts, wobey Sie einen Zeitverlust zu beklagen haben würden.

Wirklich fand Jeronymo manches Bewunderswerthe in der Sammlung. Eine Gruppe der heiligen Siebenschläfer zog besonders Antonio's Aufmerksamkeit an sich. Er zeigte es Jeronymo und erinnerte ihn an eine ähnliche Abbildung desselben Gegenstandes, welche ehemals in Vater Ambrosius Einsiedeley den Grund zu ihrer Bekanntschaft gelegt hatte. Jeronymo betrachtete das Gemälde ebenfalls mit lebhaftem Interesse. Er schien es schon genauer zu kennen, und der Graf lieſs sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihm die einzelnen Schönheiten des Bildes und zugleich seine eigne Bekanntschaft mit den feinern Künsten des Malers aus einander zu setzen. Jeronymo war ein aufmerksamer Zuhörer, und dieses sowohl, als seine Aeuſserungen über Gegenstände der Kunst und der Natur, erwarben ihm bald die Gunst des Grafen, besonders da er hörte, daſs Jeronymo auſser der Malerey noch die Arzneywissenschaft erlernt habe, und diese nicht eben methodisch, sondern nach Art der Aerzte alter Zeit, als eine göttliche Kunst studiere und ausübe. Er muſste dem Grafen versprechen, einige Zeit in seinem Schlosse zu bleiben, und keine fremde Arbeit zu übernehmen.

Der Graf hätte sich noch nicht von seinen Lieblingsgegenständen losmachen können, wär' ihm nicht der Fremde angemeldet worden, dessen Besuch er erwartete. Er erinnerte Jeronymo nochmals an sein Versprechen, in dem Schlosse zu bleiben, und verlieſs die Gesellschaft, um den Fremden anzunehmen.

Jeronymo muſste nun Fioren seine Zeichnungen vorzeigen, und diese hatte ihn bald so tief in Gespräche über seine Kunst verwickelt, daſs Antonio, ohne vermiſst zu werden, Zeit gewann, nach der geliebten Ottilie zu sehen. Sie kniete betend vor einem Heiligenbilde; als Antonio eintrat, erhob sie sich, und kam ihm still weinend entgegen.

Wie wird das enden, Antonio! — ſeufzte ſie, indem sie ihn mit Thränen umarmte.

Wie es immer wolle — antwortete er. — Hast du vergessen, wie die Stimme an jenem Abend zu uns sang?

Die Stimme hat mich verführt! — sagte Ottilie schmerzlich. — Meine Liebe schien mir vor den schützenden Geistern gerechtfertigt.

Und ist sie es nicht? — erwiederte Antonio. — Erschien uns nicht schon der Retter aus der Gruft? Verzage nicht, Ottilie! schwurst du nicht an jenem Abend Liebe, Beständigkeit und Vertrauen?

Ottilie war durch den heftigen Sturm ihrer Gefühle zu weich geworden, als daſs sie den Bitten des Geliebten hätte widerstehn können. Sie wiederholten ihre Eide; aber wie eine Träumende hing Ottilie in Antonio's Arm. Sie war zu ermattet, um ihm zu ſolgen: wie hätte er die Geliebte jetzt verlassen können! Er verschwendete alle Liebkosungen, um sie aufzuheitern; aber sie erwiederte seine Küsse nur in halber Betäubung. So bemerkten sie nicht, wie die Zeit eilte, bis das Rollen eines Wagens über den Schloſshof sie an die Abreise des Fremden erinnerte. Antonio umarmte Ottilien inniger und ſeuriger als jemals, nannte sie seine Schwester, seine Geliebte, seine Gattin. Da lächelte sie wieder, und bereitete sich, ihm bald zu ſolgen.

Der Graf war bey der Mahlzeit äuſserst zerstreut. Man versuchte alle Mittel der Unterhaltung; am Ende weniger, um ihn auf bessere Laune zu bringen, als um zu verbergen, daſs man üble Laune an ihm bemerkte.

Ich danke Ihnen — sagte er endlich selbst — für ihre Schonung. Aber was soll ich Sie quälen? Ich will es lieber gestehn, daſs verdrüſsliche Dinge mich heute um so mehr für jede Gesellschaft untauglich machen, da sie einige Nachsuchungen in Papieren verursachen, die meine Aufmerkſamkeit von allem andern abziehn. Der Aufſeher meines Archivs hat sich Unordnungen zu Schulden kommen lassen, die mir nun selbst eine höchst beschwerliche Revision nöthig machen. Ich will sie keinen Augenblick verschieben, und wer Uebung im Lesen alter Schriften hat, und mir beystehen wollte, würde mich sehr verbinden.

Antonio und sein Freund boten ihre Hülfe an, und nach aufgehobener Tafel begaben sie sich mit dem Grafen in das Archiv.

Ottilie verschwendete indessen alle Zärtlichkeit gegen ihre Schwester. An die Rückkehr in das Kloster dachte sie nicht mehr. Fiore malte ihr die Zukunft mit den schönsten Farben, rühmte ihr Antonio's Theilnahme an ihrem Schicksal, und gab ihr die heiligsten Versicherungen, daſs weder sie, noch Antonio, etwas unterlassen würden, sie vom Zwange des Klosters zu befreyen. Oft, wenn Fiora von Ottiliens Befreyung mit der ruhigsten Sicherheit sprach, war diese wieder entschlossen, der Schwester ihr Geheimniſs zu enthüllen; aber immer wuſste Fiora schonend oder neckend das Gespräch zu wenden, so daſs Ottilie sich selbst beynah für zu sehr Kind hielt, als daſs die Geheimnisse ihres Herzens für die erwachsenere Schwester von Wichtigkeit seyn könnten.

Erst spät am Abend kam der Graf mit seinen beyden Gehülfen aus dem Archiv zurück. Er selbst war unzufrieden, daſs die gesuchten Urkunden noch nicht aufgefunden waren, doch lieſs er sich durch die Aussicht auf die groſse Anzahl der noch undurchsuchten Papiere beruhigen, nebenbey erheiterte ihn auch die neuhergestellte Ordnung in dem Archiv, und die Auffindung einiger andrer, für verloren gehaltener Pergamente.

Ich begreife nun — sagte er — wie sich zu den verdrüſslichsten Arbeiten Menschen finden. Nichts ist so unangenehm, das nicht einige Belohnung geben, und selbst anziehend werden müſste, wenn man es nur mit Eifer angreift. Selbst unserm Aufzug in den alten, den Staub gewohnten Kleidern, läſst sich ein leidliches Bild abgewinnen. Wir gleichen travestirten Siebenschläfern, die aus der finstern Bergkluft in verjährtem Costüm, statt alter Münzen mit alten Pergamenten, ans Tageslicht steigen; und so geben wir ein komisches Gegenstück zu dem Bilde der Heiligen, welches in meiner Gallerie Ihren Beyfall erhielt.

Die Geschichte dieser Heiligen ist mir immer unendlich anziehend gewesen — sagte Ottilie. — Es ist gewiſs ein groſser, erhebender Gedanke, die Leiden und den Druck ganzer Jahrhunderte zu verschlummern, wie den Kummer einer trüben Nacht, und dann beym Erwachen den neuen Morgen eines bessern Tages über ein ganzes Menschengeschlecht aufgegangen zu finden.

Schade nur — versetzte der Graf — daſs diese schöne Ansicht zu fern von der Wirklich keit liegt. Denn so wenig ich auch in Glaubenssachen zu grübeln pflege, so muſs ich doch gestehn, dieses Wunder ist mir etwas zu wunderbar.

Ob diese Erhaltung der Heiligen — entgegnete Jeronymo — durch ein Wunder bewirkt worden sey, wage ich nicht gegen die Lehre der Kirche zu bezweifeln. Daſs sie aber auch ohne Wunder könne statt gefunden haben, dünkt mich unläugbar. In sofern muſs ich Ihnen widersprechen, wenn Sie das Natürliche als Wunder für unglaublich halten.

Sie scherzen — rief der Graf — ohne Wunder wär' eine solche Erhaltung möglich?

Allerdings — wiederholte Jeronymo — es kann Ihnen, wie das oft der Fall ist, nur so lange wunderbar vorkommen, als Sie sich auf Ihre eignen Kenntnisse von der Natur nicht besinnen.

Alle drangen nun in Jeronymo, — daher er sich deutlicher hierüber erklären solle.

Vergessen Sie nicht — hob er an — daſs ich nicht das Wunder läugne; ich behaupte nur, das Ereigniſs selbst habe sich eben auch ohne Wunder zutragen können. So läugnet z. B. der Theoretiker nicht, daſs ein Kunstwerk aus Genialität herstamme, wenn er auch berechnen kann, welche Gesetze der Harmonie, des Rhyth-

Mehr aber rühm' ich dich, weil was dich himmlisch preist,
Mich an ein göttlich Weib bey dir gedenken heiſst,
In welcher alles ist, was trefflich wird geheiſsen.

mus, der Raumverhältniſse und ähnlicher Dinge ihm zum Grunde liegen. Das Wunder ſelbſt verletzt die Naturgeſetze nicht, es greift nur unſrer Kenntniſs davon — vielleicht in das Unendliche vor, wie etwa das wahre Genie der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung.

Sie ſchweifen in ein fremdes Gebiet — ſagte der Graf.

Ich bin bey der Sache — verſetzte Jeronymo. — Unſre Frage iſt doch dieſe: ob eine Unterbrechung des Lebens, auf einige Zeit, ſich nach bekannten Geſetzen der Natur denken laſſe? — Ich kann Ihnen, als zu nächſt liegendes Beyſpiel, den Scheintod anführen; ein in unſern Zeiten ſehr oft erwähntes Phänomen.

Das iſt etwas — erwiederte der Graf — allein die Dauer des Scheintodes iſt gewöhnlich zu kurz, um Ihren Satz vollkommen zu beweiſen.

Wenn der Scheintod nur länger anhält — fuhr Jeronymo fort — als ein völlig lebloſer Körper der Zerſtörung widerſtehn, oder ein lebender der Nahrung entbehren kann, ſo wäre die längere oder kürzere Dauer dieſes Zuſtandes wohl gleichgültig. Was ſagen Sie aber zu dem Winterſchlaf der Thiere? Hier treffen wir doch die Siebenſchläfer ſogar dem Namen nach wieder an. Und erinnern Sie ſich nicht an die Fähigkeit einiger Thierarten, Jahrhunderte lang in Steinen, Klötzen und Höhlen eingeschlossen, ohne Luft und Nahrung zu leben? ja sogar an die Natur der ganz niedern Thierklassen, deren Leben der Naturforscher bey seinen Versuchen nach Willkühr erweckt und einschläfert, um ihre Reviviscenz zu beweisen?

Sie beschränken dieses selbst auf die niedern Klassen — wendete der Graf ein.

Das Gesetz gilt durch die ganze Natur, — versetzte Jeronymo. — In den höhern Klassen ist freylich das kräftigere Leben schwerer zu fesseln, als in den niedern, wo es oft nur dann erst als Leben erscheint, wenn die Kunst die Fesseln der Natur gelöset hat. Und dieses ist eben das Geheimniſs, das Freye zu binden, ohne es zu tödten, und das Gebundne zu erlösen, ohne es zu zerstören.

Hier fragt es sich nun eben — sagte der Graf zweifelnd — ob dieses Fesseln und Lösen nicht mehr sey, als ein Werk natürlicher Kräfte.

Wenn nun die Natur selbst dieses Werk nicht nur vollbrächte, sondern auch ihre Operationen dabey, jeden, der sie zu fragen versteht, deutlich lehrte? — erwiederte Jeronymo. — Sie wissen, daſs die Winterschläfer sich vor ihrem Schlafe auf das sorgfältigste von allem nährenden Stoffe in ihrem Körper befreyen, und daſs auf der andern Seite Thiere, welche lange ohne Nahrung zubringen können, wenig athmen. Was bey den Thieren der Instinkt, wie wir das Unerkannte nennen, vollbringt, daſs nämlich Athmen und Ernährtwerden zugleich sich hemme, das bewirkt bey dem Menschen die Kunst. Schon vom Epimenides erzählt die Geschichte, daſs er sieben und funfzig Jahre einen ähnlichen Schlaf in einer Höhle zu Kreta schlummerte, wie unsre sieben Heiligen in ihrem Berge.

Sie machen mir bange, — sagte Ottilie. — So könnte vielleicht mancher Bewohner der Särge noch in dieser Welt seine Auferstehung hoffen?

Es ist nicht unmöglich — erwiederte Jeronymo. — In jenen frühern Zeiten, als die Kunst noch nicht der leeren Methode gewichen war, verbarg sich vielleicht mancher für bessere Jahrhunderte unter friedlichen Todten. Aber oft starb mit den Meistern die Kunst, und mancher, den verborgen vormals die Hand eines Freundes zur Ruhestelle führte, wartet nun vergebens in dieser Welt auf die weckende Stimme.

Lassen Sie uns abbrechen, — sagte Fiora — mir wird bange, als wär' ich unter den Todten, und säh' sie peinlich auf die Erlösung harren, und verzweifeln, daſs sie das Weltgericht aus den Gräbern rufen wird, ehe sie der Tod berührt hatte.

Das Geheimniſs ist noch nicht verloren — fuhr Jeronymo fort. — Viele werden noch aus den Grüften im irdischen Leibe hervorgehn, ehe die Posaune zum Gericht ruft. Manches wird ans Licht kommen, wenn die lebenden Todten erscheinen, ehe noch das Licht des letzten Tages alles Verborgene erleuchtet!

Was ist dir, Jeronymo? — rief Antonio. — Du sprichst ſeyerlich, wie ein Prophet!

Erstaunen Sie nicht — versetzte Jeronymo. — Die alten Meister meiner Kunst haben vieles in ihren Schriften hinterlassen, was mich zu solchen Erwartungen berechtigt. Ob sie jemals erfüllt werden, ob nicht vielleicht manche jener Andeutungen nur Uebertreibung eines feurigen Gemüths war — wer mag das entscheiden? Aber die Aufmerksamkeit solchen Winken zu verschliessen, wäre strafbare Trägheit. Jeder muſs zu leisten suchen, wozu ihn seine Verhältnisse auffordern. Es ist besser, zu viel hoffen, als in trägem Unglauben, oder im Wahn vornehmer Aufklärung, zu wenig unternehmen.

Sie werden mir mit jeder Stunde theurer, — sagte der Graf und faſste freundschaftlich Jeronymo's Hand. — Aber lassen Sie uns Abends nicht von so ernsten, ſeyerlichen Dingen sprechen. Sehn Sie nur die Mädchen, wie sie sich furchtsam umfaſst halten. So machen es die

Weiber! Von Furcht und Bangigkeit flüchten sie in Umarmungen.

Jeronymo lächelte, küſste Fioren die Hand und versprach, den Graf am andern Morgen wieder in das Archiv zu begleiten, und sodann das, im Schloſs ihm schon angewiesene Zimmer zu beziehen.

Weit verdrüſslicher, als gestern, kam der Graf heute aus dem Archiv zurück. Alle Schriften waren durchsucht und mit ängstlicher Genauigkeit durchblättert, aber die verlangte Urkunde war nicht zu finden. „Die Hälfte meiner Besitzungen wollte ich um dieses Blatt geben“ — rufte der Graf in höchster Bewegung aus, — „Mein ganzes Vermögen“ — rief er nochmals, — und kaum konnte ihn das Versprechen einer nochmaligen Durchgehung jedes einzelnen Blattes etwas beruhigen. Das ganze Haus war in ängstlicher Erwartung und erschöpfte sich in Vermuthungen, welches Document das seyn müsse, das mehr werth wär', als alle Besitzungen des Grafen. Endlich muſste er sich selbst zur Entdeckung des Geheimnisses entschlieſsen; denn der Schreck über den Verlust hatte ihn so erschüttert, daſs er unfähig war, die Revision des Archivs noch einmal selbst zu übernehmen.

Mein einziger Sohn — sprach er — starb in früher Jugend. Durch diesen Tod, mit dem meine männliche Nachkommenschaft vernichtet war, glaubte meines Bruders Sohn ein Erbfolge-Recht auf meine Herrschaft zu erhalten, und war so dreist, dieses vermeintliche Recht schon bey meinem Leben gegen mich geltend zu machen. Ich hatte die Beweismittel, daſs auch Töchter meine Besitzungen erben können, in den Händen, und mein Vetter verlor den Prozeſs. Aufgebracht darüber, verband er sich nun mit einigen entfernten Verwandten zu einem neuen Streit gegen mich, den ich noch geringer achtete, weil mein Recht ganz ohne allen Zweifel schien. Gestern aber verlangt ein Fremder, der sich als Commissarius legitimirt, von mir die Vorzeigung eines Original-Documents, auf welchem nicht allein mein Vermögen, sondern mein Stand, meine Ehre, und alles beruht. — Daſs ich es vergebens suche, wissen Sie selbst. Was es enthalten solle, urtheilen Sie aus folgendem. Mein Urahn Hippolyt vermählte sich mit der Gräfin Jolante, vielleicht weniger durch Liebe, als durch Familien-Convenienz bewogen. Am Hochzeittage sah er ihre Schwester Ottilie, und entbrannte für sie in der heftigsten Liebe.

Ottilie hieſs die Schwester? — fragte Ottilie selbst etwas erschrocken.

So hieſs sie, antwortete der Graf — Du hast keinen glücklichen Namen!

Ottilie erblaſste. Der Graf fuhr fort.

Sie erwiederte seine Liebe nicht mit minder heftiger Gluth. Dieses scheinen wenigstens Briefe zu verrathen, die sich wirklich noch in meinem Archiv befinden, und uns entzücken würden, wären die Folgen jener Liebe nicht so traurig für uns späte Nachkommen. Ottilie war für Hippolyt verloren; denn hätte auch das Sacrament der Ehe gelöset werden können, so war doch Ottilie durch ein unlösbares, heiliges Gelübde dem Kloster verbunden. Gleichwohl fanden sie Mittel, sich im Geheimen zu sehn, und man entdeckte im Kloster die Folgen von Ottiliens Liebe. Sie floh Hippolyt, und Jolante begleitete sie auf sein Verlangen zu einem frommen Eremiten, um sie dort zu verbergen. Aber Jolante's erschöpfter Körper mochte die Beschwerden der Reise nicht ertragen, und sie starb, als sie in der Hütte des Einsiedlers einen Sohn geboren hatte. Diesen brachte auch der Eremit mit dem Leichnam Jolante's auf Hippolyts Schloſs. Ottilie war, wie er berichtete, ihrer Schwester bald nachgefolgt. Der Kummer hatte sie getödtet, ehe sie gebären konnte, und der fromme Mönch hatte ihren Körper in einem nahen Kloster beygesetzt. Hippolyt ertrug diesen Schmerz nicht; er stürzte sich in den Krieg und fand verzweifelnd in der ersten Schlacht seinen Tod. Er liegt begraben, wo er gefallen war, und ein steinernes Kreuz ist sein Monument. Niemand zweifelte nun jemals, daſs jenes Kind, von welchem ich abstamme, Hippolyt's rechtmäſsiger Sohn von Jolanten war: jetzt aber hat mein Vetter wahrscheinlich zu machen gesucht, daſs nicht Jolante, sondern Ottilie, jenes Kind geboren habe. Man legt mir unläugbare Beweise vor, daſs jenes Kloster bey der Aufnahme des Leichnams sich zur Erziehung des verlassenen Kindes erboten, welches der Einsiedler aber dem Kloster nicht habe überlassen wollen, wiel er es, wie er vorgegeben, dem Vater selbst überantworten müsse. Mein Stamm wird also für unächt, und der Stamm von Hippolyt's Bruder für den einzig ächten erkannt, wenn ich nicht das Bekenntniſs des Eremiten über Jolante's Entbindung vorzeigen kann. Dieses suche ich nun vergebens, und vielleicht ist es schon durch Treulosigkeit in die Hände meiner Feinde gerathen!

Antonio versprach mit seinem Freunde alle Sorgfalt anzuwenden, um dieses wichtige Document noch aufzufinden. Jeronymo fragte nach der Wohnung jenes Einsiedlers und nach seinem Namen; aber der Graf wuſste über dieses alles keine bestimmte Auskunft zu geben; denn Hippolyt war, nach dem Bericht des Capellans, der sich in dem Archiv fand, in einer Fehde begriffen gewesen, als der Einsiedler mit dem Leichnam und dem Kinde auf dem Schloſs ankam, und hatte, ohne seinen Erben zu sehen, den Tod im Streite gefunden.

Auf Ottilien hatte die Erzählung des Grafen den tiefſten Eindruck gemacht. Sie sah in der Geschichte jener Ottilie das Vorbild ihrer Liebe und ihres Unglücks. Sie empfand den fürchterlichen Fluch der Schuld, die den Schuldigen überlebt, und mit seinem Tode nicht abgebüſst, noch späte Geschlechter strafend verheert. Antonio bemerkte ihre Bewegung und suchte sie zu beruhigen, indem er seine eigne Empfindung nur mit Anstrengung verbergen konnte. Fiora selbst bat ihn, die Schwester zu erheitern und führte beyde nach dem Garten. Hier ging sie von ihnen, um ihren Vater in seiner trüben Stimmung, wie sie sagte, nicht ohne Gesellschaft zu lassen.

Antonio versuchte lange alles vergebens, um Ottiliens Traurigkeit zu verscheuchen. Die schönen Plätze, welche Zeugen ihrer erwachenden Liebe gewesen waren, erfüllten sie mit Entsetzen und sie floh vor ihnen, wie vor Mitschuldigen ihrer sündigen Liebe. Sie suchte die wildesten Schatten, welche sie noch gestern furchtsam gescheut hatte; denn im Gefühl eines

Unglücks und einer Schuld, welche diese Welt nicht zu lösen vermochte, sehnte sie sich nach Durchbrechung dieser Schranken, und blickte verlangend in das grauenvolle Dunkel, ob kein Wesen einer fremden Welt, vermittelnd oder zerstörend, zwischen sie und ihr Unglück treten wollte. Antonio fürchtete von ihrer wild aufgeregten Phantasie; er berührte leise jene Erscheinung des stillen Kindes, die so günstig für ihre Liebe sich bewieſs; aber Ottilie war taub für seinen Trost. Nein, — rief sie, — nein! Unglück nur verkündigte allezeit die Erscheinung! sie weissagte den Fall meines Hauses, und meine frevelhafte Deutung führte meinen eignen Fall mit herbey!

Indem sie noch, die Hände ringend, starr zu Boden blickte, schwebte leise die Melodie zu ihnen heran, die sie vor wenig Tagen auf dem Meere vernahmen; sie erklang dreymal, und verhallte dann still in die Luft.

Erkennst du die Stimme unsers Beschützers? — sagte Antonio. — Er umschwebt uns, und mahnt dich an deinen Eid, Ottilie: Liebe, Beständigkeit und Vertrauen. Vergiſs es nicht.

Wen die Lieb' umfaſst, dem winket
Aus den Wellen noch das Glück!

Auf seinen Namenstag,

während der Reise auf Ocke begangen.

So komme du denn her, du schönste der Najaden,
Weil meine Basile, des Himmels schönes Kind,
Mich itzt nicht binden kann, dieweil wir ferne sind:
Komm, Ocke, Zier der Lust mit deinen Oreaden,

Und Hamadryaden, die oftmals mit dir baden;
Komm, binde mich für sie! der kühle Westenwind
Bricht Blumen durch das Thal, da manche Nymphe rinnt,
Und schwimmet auf uns zu, mit Farben schwer beladen.

Lies Rosen, Münze, Klee, Borretsch und Quendel aus,
Mach' für mein Haupt und Hand mir einen Kranz und Strauſs,
Und hauch' ein Lüftlein drein, das nach der Liebe rieche.

Ottiliens wilder Schmerz war, während die Töne klangen, in mildere Wehmuth aufgelöset. Sie umarmte Antonio Liebe, Beständigkeit, Vertrauen! sagte sie, mit stillem Lächeln zum Himmel aufblickend, und lieſs sich ruhig von ihm in das Schloſs zurückbegleiten.

Hier fanden sie den Grafen bey Fiora und Jeronymo, gegen welchen er nicht aufhören konnte, sich in die verbindlichsten Danksagungen zu ergieſsen. Der Fremde hatte sich wieder eingestellt und auf die Vorlegung des verlangten Documents gedrungen. In der Bestürzung hatte der Graf beynahe die vergeblichen Nachsuchungen verrathen, aber Jeronymo hatte schnell das Wort genommen, und den Fremden versichert, der Graf habe sich gestern, als er unvorsichtig in das kalte Gewölbe des Archivs gestiegen, einen heftigen Zufall zugezogen, und er könne, als dessen Hausarzt, durchaus nicht gestatten, daſs er sich von neuem aussetze. Das Aufsuchen des Documents werde also Anstand haben müssen, bis man ohne Gefahr für die Gesundheit es unternehmen könne. Der Fremde hatte zwar dagegen Zweifel erregen wollen, und war heftig geworden; aber Jeronymo hatte mit bedeutendem Blick und festem Ton ihn erinnert: er möge doch, wenn ihn der Stand des Grafen nicht in den geziemenden Schranken des Wohlstandes halten könnte, wenigstens die ihm bekannten Folgen des Affects bedenken. Bey diesen Worten war der Fremde auf einmal gelassen geworden, und hatte sogar dem Grafen unaufgefordert drey Monate Zeit zum bequemern Aufſsuchen der Urkunde gestattet. Dabey war er in die äuſserste Verlegenheit gerathen, hatte heftig gezittert, und am Ende vor Aengstlichkeit kaum mehr zu sprechen vermocht. Jeronymo aber hatte sein angebliches Amt als Hausarzt des Grafen verwaltet, und den Fremden in wenig Minuten wieder hergestellt, der sich nun sehr bald mit Bezeugung der gröſsten Achtung für Jeronymo entfernt hatte.

Ottiliens Vertrauen war durch diese günstige Wendung mächtig gestärkt. Jene Melodieen hatten ihr nicht, gleich frohen Ahnungen, ein Glück verkündigt, dessen Blüthe noch unentwickelt in der Zukunft lag: sie schienen vielmehr geistige Boten eines schon erschienenen Glückes, die, gleich Düften einer schon aufgeblühten Blume, aus der Ferne sie anwehten. Sie war heitrer, als jemals, und schmiegte sich Glückwünschend an ihren Vater, der, in dem schnellen Uebergang von der Verzweiflung zu einer fast sichern Hoffnung, sich den lebhaftesten Aeuſserungen seiner Freude überlieſs.

Singe mir — sprach er endlich zu Fiora, als er sich von der Gewalt der Freude erschöpft

— an seinen Blicken und Bewegungen die Zeichen nahender heftiger Zufälle, welchen er, seinem Ansehn nach, oft ausgesetzt zu seyn scheint. Da warnte ich ihn denn schnell, theils um ihn durch Ueberlegenheit auſser Fassung zu setzen, theils um Ihnen selbst den unangenehmen Anblick zu entziehn.

Und Alles wär' auf so einfache, natürliche Art geschehen? — seufzte Ottilie, hoffnungslos zum Himmel blickend.

Sind Sie mit der Wirkung weniger zufrieden, — antwortete Jeronymo, — weil ihr Grund natürlich war? Nicht die Sache, die Zeit, der Ort, die Verhältnisse bilden das Uebernatürliche in der Begebenheit, denn die Natur dient dem höhern Willen. Sie ist das Saitenspiel, dessen Tönen die Hand des Meisters Harmonie gibt. Eine tröstende oder rathende Stimme in Gefahr ist die Stimme Ihres Genius, wenn sie auch in der Wirklichkeit nichts war, als der Widerhall des Felsens, der Ruf eines Hirten, oder ferner Gesang, den der Wind Ihnen zuwehte.

Ottilie schwieg. Das Wunder war aus ihrer Phantasie verschwunden, aber der Trost, welchen es ihr gegeben hatte, kehrte durch Jeronymo's Wort in ihr Herz zurück.

Der gestattete Aufschub hatte indessen auf einmal die Furcht vermindert, und die Gefahr selbst erschien durch die Ferne, in welche sie gerückt war, um vieles verkleinert. Der Graf beschloſs, die nächsten Tage bloſs der Freude zu widmen, und das Suchen der Urkunde auf einige Zeit einzustellen. Frohe Feste erfüllten nun wieder Tage und Nächte; selbst Antonio's bedeutendes Erinnern konnte die Unbesorgtheit des Grafen nicht stören, und an einem Abend, als das Schloſs von Jubel widerhallte, erklärte er laut bey der Tafel, morgen solle das Vermählungsfest seiner Tochter gefeyert werden. Alles jubelte laut auf. Kanonen donnerten, Pauken wirbelten, Gläser erklangen und alle Instrumente rauschten mächtig in den Jubel. Da erhob sich der Graf — heute noch! rief er freudetrunken, wer wehrt es uns denn, das Glück der Zukunft gleich zu entreiſsen? Er faſste Fiora's und Antonio's Hände, um sie in einander zu legen, aber plötzlich sank Ottilie mit einem lauten Schrey unſern von ihm ohnmächtig zu Boden. Der Graf blickte erschrocken nach ihr, da stand das Kind neben der Ohnmächtigen, schritt stumm durch die von Erstaunen gefesselten Gäste, und war verschwunden, ehe ihnen noch so viel Besonnenheit zurückgekehrt war, um der Erscheinung nachzublicken.

Ottilie erholte sich bald durch die Hülfe des herbeyeilenden Jeronymo. Die gestörte Gesellschaft ging zeitig aus einander, ohne sich den Vorfall enträthseln zu können. Der Graf war dieses Mal am tiefsten erschüttert; denn er befürchtete ein neues Unglück, und klagte seine Sorglosigkeit als die Ursache an, daſs sein Schicksal ihm vielleicht einen neuen Beweis seiner Uebermacht geben werde. Er beschloſs sogleich, alle Festlichkeiten einzustellen, und nicht eher wieder der Freude sich zu überlassen, bis die entscheidende Urkunde gefunden seyn würde.

Die Erscheinung hatte ihn nicht betrogen. Am andern Morgen brachte ein Bote einen Brief von Antonio's Vater. Der Marchese verlangte die Vermählung seines Sohnes mit Fioren aufgeschoben, bis der Graf seine rechtmäſsige Abstammung aus dem alten gräflichen Stammhause würde auſser Zweifel gesetzt haben. Es sey, setzte er hinzu, nicht sowohl Rücksicht auf das wegfallende Vermögen seiner künftigen Schwiegertochter, sondern die Nothwendigkeit, seinen Sohn mit einem alten Geschlecht verbunden zu wissen, die Ursache seiner Bitte. Auch zweifle er nicht, daſs es dem Grafen gelingen werde, jeden scheinbaren Flecken in dem Stammbaume seines Hauses zu vertilgen.

Der Graf war auſser sich über diesen Schimpf. Kaum konnte er es über sich gewinnen, den äuſsern Anstand nicht zu beleidigen, als er Antonio'n den Willen seines Vaters bekannt machte Im Gefühl der erlittenen Beleidigung, hörte er nicht auf Antonio's Versicherungen. Er verbot Fioren heftig, ferner an eine Verbindung mit dem Marchese zu denken, und verbarg diesem nicht, daſs unter diesen veränderten Verhältnissen seine Gegenwart im Schlosse dem Ruſe seiner Tochter nachtheilig seyn würde. Umsonst suchte Jeronymo ihn zu besänftigen; der Graf versicherte auch ihm, daſs er seine Freyheit zu reisen nicht länger beschränken wolle, und noch an demselben Tage verlieſs Antonio mit seinem Freunde das Schloſs.

Antonio wollte verzweifeln, aber der hellblickende Jeronymo sah die bald erfolgende Reue des Grafen voraus. Ihm war die Unmöglichkeit, jene Urkunde im Archive aufzufinden, bey dem ersten Suchen nicht entgangen, und er hatte bloſs, um dem Grafen nicht auf einmal alle Hoffnung zu benehmen, zum wiederholten Suchen gerathen. Jetzt bereitete er sich zu einer Reise nach Afrika, von welcher er in wenig Monaten zurückzukehren hoffte; unterdessen wollte Antonio in der Gegend umherschweifen, um vielleicht unbemerkt der Geliebten sich nähern zu können.

Als sie am Abend vor der Trennung die nöthigen Verabredungen wegen ihrer Angelegenheiten genommen hatten, und eben die Mitternachtstunde anfing zu schlagen, hob Jeronymo sein Glas. Auf froheres Wiedersehn! — rief er dem bewegten Antonio zu. Das geben die Heiligen! — antwortete dieser wehmüthig, und indem er zitternd sein Glas erhob, zerklirrte es ihm in der Hand, das scharfe Glas verwundete ihn, und der Wein, den er zu dem Munde brachte, war von seinem Blute geröthet.

Unglückliche Zeichen verfolgen mich! — rief er bestürzt. — Als ich heute, in meinen Papieren suchend, einen theuren Brief zu eröffnen glaube, und das geliebte Blatt an meinen Mund drücke, da berührt die schwarze Blume der Gruft meine Lippen — jetzt bricht der Becher des Wiedersehns in meiner Hand, und ich trinke mein Blut in dem Wein. Wir sehn uns nicht wieder, Jeronymo.

Du zittertest beym Anstoſsen — sagte Jeronymo. — Aber was hast du mit der Blume der Gruft in dem Briefe?

Antonio erzählte nun, wie ihm ein Knabe eine Rose gereicht habe, als er am Abend seiner Verlobung gedankenlos in dem Garten umhergeschweift; daſs er die Rose noch am Abend Fioren gegeben, aber am andern Morgen mit Schaudern gesehn habe, daſs die Rose schwarz sey. Nach Allem, was er dabey gehört habe, müsse er als gewiſs annehmen, niemand sey der

Geber dieser Rose gewesen, als das stille Kind, der Bewohner des Grabes, dessen Erscheinung allezeit Unglück und Tod bedeute.

Jeronymo hatte mit immer steigender Spannung Antonio's Erzählung angehört. — Warum entdeckst du mir dieses erst jetzt? rief er etwas unwillig — und verlangte die Rose zu sehn. Antonio zeigte sie ihm nicht ohne Grauen. Jeronymo drückte sie als ein unschätzbares Kleinod an seine Lippen. Dein Glas hat nicht gelogen, — rief er, indem er Antonio heftig umarmte, — das Wiedersehn ist für uns verloren, denn — nun trennen wir uns nicht! das Ziel meiner Reise ist gefunden!

Der staunende Antonio bat um Erklärung; aber Jeronymo erwiederte, die Zeit selbst werde alles am besten aufklären. Die Rose, fuhr er fort, überlaſs mir: in meinen Händen allein kann die schwarze Blume der Trauer zur Blume der Liebe für dich werden.

Ich glaube an deine Freundschaft — versetzte Antonio — und an die Macht deiner tiefern Kenntnisse: aber könntest du nicht irren, wo du am sichersten zu seyn glaubst?

Fürchte nichts — antwortete Jeronymo lächelnd — ich erlasse dir das Geständniſs. Sey gewiſs, die schwarze Rose soll nicht am unrechten Orte sich verwandeln.

Antonio umarmte seinen Freund mit stürmischer Freude, und am andern Morgen sagte Jeronymo seine Reise auf.

Der Graf hatte indessen viel Ursache gefunden, seine Uebereilung zu bereuen. Sein Enthusiasmus, in welchem er lieber allem entsagen, als diese Beschimpfung seines Hauses ungeahndet lassen wollte, erschien ihm nun als eine wilde Fieberhitze, welche die hohe Kraft des Willens zeigt, während sie durch verkehrte Richtung sie in Zerstörungen verschwendet. Antonio's und noch mehr Jeronymo's Umgang war ihm zum Bedürfniſs geworden, und sein weites Schloſs schien ihm ohne diese beyden öde und ausgestorben. Der Verdruſs über das nirgends zu findende Pergament und das Verstreichen von Tagen und Wochen, unter vergeblichem, und endlich fast ohne Hoffnung unternommenem Suchen, vermehrte seine Sehnsucht nach Jeronymo, dessen Sicherheit in allem, was er unternahm, des Grafen Zutrauen in so hohem Grade erweckt hatte, daſs er selbst das Unmögliche von ihm zu hoffen geneigt war. Oft sann er auf einen Vorwand, nach ihm zu schicken; oft beschloſs er sogar, ihm seine Uebereilung zu gestehn: aber immer hielt ihn Stolz und eine Scheu vor dem Anblick des Beleidigten zurück.

Noch mehr wurde sein Verlangen nach Jeronymo geweckt, als seine von ihm innigst geliebte Schwester von einer gefährlichen Krankheit überfallen wurde. Alle Kunst der Aerzte wurde vergebens aufgeboten; vergebens erfüllten alle Bewohner der Gegend, welche die Kranke wie eine Mutter verehrten, Tag und Nacht die Kirchen mit ihrem Gebet; vergebens schickte der Graf nun Boten nach Jeronymo aus: er war nirgends anzutreffen, und niemand wuſste seinen Aufenthalt. Endlich eines Tages entdeckte die Kranke ihrem Bruder selbst, das stille Kind sey vor ihr hergegangen, und habe ihr freundlich gewinkt. Traure nicht um mich — setzte sie hinzu. — Ich weiſs es, was deine Liebe mir sorgfältig zu verbergen suchte. Die Zeit ist nahe, der Tag ist sogar bestimmt, welcher den Fall unsers Geschlechtes herbeyführt. Die Bosheit hat über das Recht gesiegt. Wohl mir, daſs ich diesen Tag zu erleben nicht bestimmt war! Wie könnte ich das Haus meiner Aeltern noch in meinem Alter lebend verlassen, ohne in Schmerz zu vergehn? Waffne dich mit Standhaftigkeit, mein Bruder, wenn das traurige Schicksal herein bricht! — Sie lächelte noch einmal schmerzlich, wollte die Arme nach dem geliebten Bruder ausstrecken; aber eh' sie es vermochte, sank sie entseelt zurück.

Wohl dir! — rief der Graf der Verschiedenen nach. Das doppelte Leiden gab ihm Fassung.

Ihr andern, gehet aus, führt ein belaubtes Zelt
Von jungen Aesten auf. So ist es wohl bestellt.
So will ich fröhlich seyn, bis Phöbus sich verkrieche.

Er veranstaltete ihr Leichenbegängniſs selbst, mit einer Ruhe, die niemand in glücklichen Tagen an ihm gewohnt war. Er häufte die traurige Pracht mit einer Verschwendung, als feyerte er die Bestattung seines ganzen Hauses. Drey Tage stand die geliebte Leiche in der prächtigen Säulenhalle des Schlosses. Kein Strahl des Tages erleuchtete sie, nur die hohen, um den Sarg dicht gedrängten Kerzen, gossen, wie ein unterirdisches Gestirn, falben Schimmer in die unabsehlichen Säulengänge, an deren Enden die Doppelreihen der Kerzen sich zu berühren schienen. Todtenstille wohnte überall in dem leeren Schloſs; denn alles Leben war feyerlich still um den Sarg versammelt und betrauerte hier stumm den Sieg des Todes. Tag und Nacht wechselten stündlich die Wächter, mit langen beflorten Stäben, an dem Sarge und an den Pforten. Aber in jeder Mitternacht, wenn die Glocken zur Feyer der Todten schauerlich hallten, sah man ein Kind still und langsam aus dem Hintergrunde der Halle durch die Säulen herwandeln. Es verweilte einige Augenblicke am Sarge, und verlor sich dann wieder auf der entgegengesetzten Seite der Halle, hinter den Säulen. Die Wächter wollten es aufhalten, aber es ging eine Nacht wie die andere langsam durch sie hin, und keiner hatte den Muth, seinen stillen Weg zu stören.

Endlich gegen die dritte Mitternacht bewegte sich der lange feyerliche Zug durch den weiten Schloſshof nach der alten Familiengruft. Aus der Kapelle tönten ihm die gewaltigen Töne der Orgel in schauervollen Harmonien entgegen, und indem man den Sarg vor dem Hochaltar niedersetzte, erhob sich der Todtenmesse ernster Gesang. Trauernde ohne Zahl füllten die weite Kapelle. Leises Aechzen durchzitterte erst die hohen Gewölbe, und bald übertönte das klagende Stöhnen der Trauernden die Stimmen der Sänger. Endlich als der Chor die Worte anstimmte; *Huic ergo parce Deus!* stürzte alles Volk auf die Kniee, und tausend Stimmen mischten sich, mit Thränen und lautem Wehklagen die Todte preisend, in den heiligen Gesang. Der Graf begleitete den Sarg in die Gruft. Ottilie und Fiora folgten ihm mit den übrigen Verwandten nach, und kaum war man im Stande, die Menge, welche die prachtvolle Feyerlichkeit aus allen Gegenden herbeygerufen hatte, vom Eindrängen in das Begräbniſs abzuhalten.

Der Sarg ruhte nun auf seinem marmornen Lager, und die Gesänge schwebten noch von oben schauerlich zu den Todten hinab. Durch ihre Melodien hallte jetzt der Schlag der mitternächtlichen Stunde. Der Graf schauderte heftig, und kaum vermochte er sich aufrecht zu halten. Mein letzter Tag erscheint — sagte er mit bebender Stimme — meine Feinde vertreiben mich heute aus dem väterlichen Erbe, mein letztes Geschäft war in der Gruft, wo ich nicht ruhen werde bey den Meinigen. Heil der Entschlafenen, die den Tag der Trauer nicht sah! O, warum kann ich dir nicht heute noch folgen!

Er sank auf den Sarg, und feyerliche Stille herrschte in dem Gewölbe. Niemand wagte, den Hingesunkenen aufzurichten, niemand ein Wort des Trostes zu sprechen.

Zu wem gehört das Kind? — tönte auf einmal eine Stimme durch die Stille, und ein Eremit, der sich unfern von dem Grafen an eine Säule lehnte, zeigte auf ein Kind, das dicht an dem Sarge stand, auf welchen der Graf gesunken war.

Entsetzen bemächtigte sich Aller. Nur der Graf sprach mit gelassenem Tone: Was kannst du mir noch Trauriges verkündigen, Unglücksbote? Rufst du meine Kinder, das Einzige, was mir von meinem Glücke blieb? Rufst du mich selbst? O, rufe uns noch heute, daſs wir nicht morgen in fremdem Lande um ein Grab betteln müssen.

Des Kind schritt langsam durch die Reihe der Särge; aber, ohne zu verschwinden, lehnte es sich still im Hintergrunde an Einen aus der schauervollen Reihe.

Hebet die Decke des Sarges! rief wieder die Stimme des Eremiten, der dem Kinde gefolgt war. Niemand wagte, sich zu nahen.

Hebet die Decke! — rief er nochmals ernst. Der Graf nahte sich erstaunt, die Fackelträger folgten, und alle versammelten sich um den Sarg, an dem das Kind, ohne zu weichen, still ruhete.

Jolante's Körper ruht hier, — sagte der Graf. — O, daſs dein stummer Leichnam jetzt für mich zeugen könnte, theure, unglückliche Mutter!

Der Eremit winkte, und die Decke des Sarges ward gehoben. Kein modernder Leichnam erschien. Ein schöner, jugendlicher Körper, Ottiliens liebliches Ebenbild, lag hier in schwarzem Nonnengewande, unberührt von der Zerstörung, als schlummere eine Nonne hier in dem grauenvollen Bette der Büſserinnen. Um sie her in dem Sarge waren schwarze Rosen gestreut. Ottilie erkannte die ihr nicht fremden Blumen der Gruft; sie erkannte schaudernd ihr eignes Bild im Sarge, und sank bewuſstlos in die Arme ihrer Schwester.

Der Eremit reichte dieser schnell eine Fiole, um die ohnmächtige mit einem stärkenden Geist in das Leben zu rufen. Aber Fiorens zitternder Hand entfiel das Glas. Es zerbrach auf dem

Marmorboden, und ein heftiger Geruch durchdrang auf einmal die Luft. Doch in wenig Augenblicken war der gewaltsame Dunst verflogen, und der lieblichste Rosenduft erfüllte das Gewölbe. Die schwarze Farbe der Rosen, auf welchen die Todte ruhte, verwandelte sich in das schönste Frühlingsroth, und aus den verjüngten Kelchen duftete der aufschwebende Geruch. Die blassen Wangen des Leichnams durchdrang die Farbe des Lebens, die erröthenden Lippen öffneten sich, die Brust athmete empor. Endlich erhob sich die Schlummernde, und als sie die Augen öffnete, und um sich blickte, schien sie allen keine Sargbewohnerin, sondern die Zwillingsschwester Ottiliens.

Ist das Wahrheit oder Traum? — rief der Graf — und faſste sich selbst und die neben ihm Stehenden an, um die Wirklichkeit zu prüfen.

Viel werden aus den Grüften in irdischem Leibe hervorgehen, — sprach der Eremit — ehe die Posaune zum Gericht ruft.

Jeronymo! Jeronymo! rief Fiora entzückt.

Weckt ihr mich selbst, ehrwürdiger Vater — sprach die Erstandne, und streckte die Arme nach ihm. — Wer sind aber diese? wo ist Hippolyt?

Ich bin nicht Vater Hieronymus — sagte Jeronymo zu der Erstandenen, indem er den Eremitenmantel abwarf — aber sein Enkel und der Erbe seiner Geheimnisse.

Die Erwachte erhob sich nun ganz aus dem Sarge. Ottilie stürzte schwärmerisch vor ihr nieder. Du bist Ottilie — rief sie — segne deine Tochter!

Ottilie bin ich, — sagte die Erstandne ihr zulächelnd — aber meine Tochter bist du nicht. Ich hatte noch nicht geboren; als mich die Wohnung der Todten aufnahm.

Sieh dein Kind, Anastasie — sagte Jeronymo — denn diesen Namen bestimmte dir Hieronymus; sein Geist bewachte dich als schützender Engel, er hat Jahrhunderte lang in der Gruft deine Sünde gebüſst, nun schwebt er auf zu der seligen Wohnung.

Das Kind stand auf dem Sarge. Es zerfloſs, während Anastasie vor ihm kniete, in eine himmlische Glorie, und in dem Sarge blühte, als es verschwand, unter den Rosen eine Lilie auf.

Du hast Wort gehalten, frommer Vater, — sagte Anastasie — ich erwache unter Hippolyts Enkeln.

Und du bist nicht Jolante, Hippolyt's

Gattin? — fragte der Graf, der sich vom Erstaunen noch nicht sammeln konnte.

Ich bin Ottilie — fuhr sie fort — Jolante's Leiche liegt in einem Kloster in Mayland. Mich, die Lebende im Sarge, gelobte mein Erretter in Hippolyts Schloſs zu bringen, daſs ich nicht unter Fremden einsam erwachte. In meinem Kissen verbarg er ausführliche Nachrichten von Jolante's Ruhestätte, und von der Geburt und Taufe ihres Sohnes Herkules, damit es mir, wenn ich erwachte, nicht an Beweisen seiner Vorsorge gebräche.

Ein lauter Ruf des Entzückens hallte jetzt von den Gewölben zurück, wo noch nie andre, als Klagetöne erschallt waren.

Haben Sie nun Glauben, Ottilie, sagte Jeronymo —

Wenn dir nirgends Trost erscheinet,
Naht ein Retter aus der Gruft.

Ottilie blickte ihn dankend an; aber sie konnte sich aus Anastasiens Armen nicht losreiſsen. Dem Grafen machte jetzt seine Freude mehr Unterstützung nöthig, als vorhin sein Schmerz. Er fand in den Nachrichten des frommen Vaters Hieronymus nicht allein vollkommene Befriedigung und Beweiskraft; sie zeigten ihm zugleich, wo Jolante's Leichnam wirklich bestattet war, und daſs der Eremit aus Vorsorge für Ottilien die Körper der Schwestern vertauscht hatte. Er beschloſs sogleich, Jolante's Leiche mit der gröſsten Feierlichkeit aus jenem Kloster abzuholen, und an der Stelle der Erstandenen in seiner Gruft beyzusetzen.

Jeronymo erinnerte nun an die Nothwendigkeit, die Gruft zu verlassen. Der Graf, der im Rausche seiner Freude alles andre und auch den Erwecker der Todten vergessen hatte, wollte ihm jetzt danken; aber die Gröſse seiner Dankbarkeit fand keinen Ausdruck. Er versuchte zu sprechen, aber er vermochte es nicht. Stumm fiel er Jeronymo in die Arme, und dieser, welcher ihn verstand, erwiederte mit Innigkeit seine Umarmung. Ich werde Sie recht bald um Etwas bitten — sagte er — worauf mein Glück mehr beruht, als das Ihrige auf den gefundenen Documenten. Gewähren Sie mir diese Bitte, so thun Sie mehr, als meine Dankbarkeit jemals erwiedern kann.

Sprich! fordre! — rief der Graf in frohem Ungestüm — fordre, einziger Freund, Sohn, Bruder, was du willst!

Ich erinnere Sie bald an dieses Wort — sagte Jeronymo — und reichte Fioren den Arm, um sie aus der Gruft zu führen.

Alle verlieſsen nun das Grabgewölbe, dem sie vor wenig Stunden in Trauer und Verzweiflung einen Todten durch die Stille der Nacht zuführten. Jetzt, da sie in Freude und Entzükken die Lebende aus der Behausung der Todten führten, glänzte ihnen lächelnd der heiterste Morgen entgegen.

Die beyden Ottilien hatten sich mit den Rosen des Grabes, die jetzt schön, wie sie selbst, blühten, geschmückt, und schienen wie Liebende unzertrennlich. Einer fehlt noch in dem Kreise — sagte Jeronymo — als man im Schlosse angekommen war.

Ja wohl — antwortete der Graf seufzend — ich errathe, wen Sie meinen.

Er kommt, sobald Sie es wünschen — fuhr Jeronymo fort; dem Vater der Geliebten vergibt man alles.

Wenn Sie ohne solche Rücksicht vergeben konnten, erwiederte der Graf — so darf ich es ja wohl von ihm auch hoffen.

Jeronymo lächelte, und winkte Fioren, die sich entfernte, aber bald heiter zurückkehrte. Da ich Sie so bereitwillig finde, sich mit Antonio zu versöhnen, fuhr er fort, — so hab' ich nicht nöthig, Sie an die versprochene Erfüllung einer Bitte zu mahnen, wenn ich Sie jetzt um Ihre Ottilie für meinen Freund ersuche.

Ottilien? — rief der Graf — Fiora wollen Sie sagen.

Ottilien, — wiederholte Jeronymo. Die Ottilien aller Zeiten scheinen der Liebe ihrer Schwestern gefährlich zu seyn.

Der Graf horchte hoch auf. Ottilie entfernte sich erröthend.

So ist es — fuhr Jeronymo fort. In den sonderbarsten Regungen des Herzens spricht oft das Verhängniſs seinen verborgnen Willen aus. Sollten Sie das für bloſsen Zufall halten können, was in der Geschichte beyder Ottilien durch so wunderbare Aehnlichkeit uns überrascht; was Anastasiens Erweckung mit dem Wohl Ihres Hauses so auffallend sonderbar verbindet?

Ich kann in dem schnellen Wechsel der Dinge noch nicht klar genug sehn — sagte der Graf. — Aber wird Fiora..

Fiora faſste schnell ihres Vaters Hand. Darf ich sprechen, liebster Vater? — sagte sie, und als der Graf es gestattete, fuhr sie erröthend fort: Sie erinnern sich vielleicht noch des jungen Balduin, der als ein Verwandter des Grafen Ruggieri in dessen Schloss' erzogen wurde. Ihrer Feindschaft mit jenem Hause un-

In ein Stammbuch.

Am Kaspischen Strande. Nach einer Rettung.

Hier braust mein naher Tod; und du, mein wahres Leben,
Weinst, Bruder, lachend hier! Ich zweifle fast noch dran,
Ob ich der Wahrheit selbst jetzt glauben darf und kann,
So hat mich Angst und Lust auf einmal ganz umgeben.

Du machst mir Freud' und Trost, dies Wasser Furcht und Leben;
Ach, Freund, ach, schaue mich, ach, schaue dich doch an,
Was hat das Glücke doch uns beyden nicht gethan!
Gott aber habe Dank, der uns läſst oben schweben!

Euryalus ist todt, sein Nisus lebt mehr nicht,
Orestes hört nicht mehr, was Pylades verspricht.
Uns beyde soll die Welt so treu als jene preisen.

geachtet, fand ich Balduin's Bekanntschaft, und — ersparen Sie mir die ausführliche Erzählung — wir liebten uns mit dem Feuer der ersten Liebe, und — mit der Beständigkeit — setzte sie schmeichelnd hinzu — welche bey Eltern oft so wenig Glauben findet.

Ich will heute keinem Groll in mir Raum geben — sagte der Graf ernsthaft. — Aber sprich, wie war es möglich . . .

Fiora warf einen Blick voll Liebe auf Jeronymo. Der Graf bemerkte es. Wie? — fuhr er fort — hätte mein Erretter auch die geheime Liebe meiner Tochter beschützt? Ist dieses, so kenne ich keinen Unwillen mehr gegen Balduin.

O mein Vater — rief Fiora — weit mehr als Sie, danke ich diesem Erretter. Er gab mir Trost, wenn ich verzweifeln wollte, er umschwebte mich sichtbar und unsichtbar, wie ein schützender Engel, als ich auf seinen Rath selbst einem Andern meine Hand versprach, und nur das Vertrauen auf die Heiligen und auf ihn mich erhielt. Er war in dieser fürchterlichen Nacht mein einziger Trost, und laut kann ich es jetzt bekennen — er ist mein einzig Geliebter, er ist Balduin!

Fiora hielt ihren Vater bey diesen Worten fest umschlungen. Kennen Sie keinen Unwillen mehr gegen Balduin — sagte dieser zu dem Grafen — und darf Jeronymo für Balduin bitten?

Jeronymo soll nicht bitten, erwiederte der Graf. — Wohl mir, daſs ich etwas anders, als Worte, für meinen nie endenden Dank finde.

Mit diesen Worten umarmte er Beyde, und führte Fioren zu ihrem Geliebten.

Aber Ottilie? — fragte Balduin bittend.

Ich gestehe — erwiederte der Graf, daſs Ottiliens Liebe mich etwas beunruhigt. Sie war dem Kloster bestimmt, ihre Aufnahme wurde durch die Unruhen in meinem Hause nur aufgeschoben. Ich fürchte, das Kloster gibt seinen Anspruch nicht auf. Doch was meine Verbindungen vermögen . . .

Lassen Sie uns auch hier an der Hoffnung fest halten, — sagte Jeronymo, und öffnete eine Thüre, aus welcher Antonio hervortrat. Der Graf ging ihm entgegen. Können Sie meine Uebereilung verzeihn? — redete er ihn an.

Vergessen Sie die Veranlassung — antwortete Antonio; und niemand erwähnte weiter des Vergangnen.

Balduin stellte nun Fioren seinem Freunde als seine Braut vor. Siehst du, Zweifler —

sprach er dabey lächelnd — daſs deine Trauerblume nicht am unrechten Orte für dich zur Blume der Liebe geworden ist?

Antonio erstaunte. Sie lieben Ottilien — redete ihn der Graf an; von meiner Seite finden Sie kein Hinderniſs.

Auſser sich vor Freuden flog Antonio zu Anastasien. Meine Ottilie — rief er — wie viel Kummer hast du um mich gehabt! Ich lese ihn auf deinen Wangen, die sich mit sanfterm Roth, als ehemals, färben.

Indem trat Ottilie herein. Sie erstaunte, Antonio in Anastasiens Armen zu sehn. Antonio stand wie versteint, sah bald Anastasien, bald Ottilien an, und fürchtete schon einen neuen Eingriff der fremden Welt in das Glück seiner Liebe. Alle erfreuten sich seiner frohen Verwirrung, und neckten ihn mit einer Wahl zwischen beyden Ottilien.

Wie soll ich wählen — sprach er — beyde gleichen sich, als ob das Bild der wahren Ottilie aus dem Spiegel getreten wäre; nur scheint die Eine stiller und sanfter zu blicken, als die Andre. Wählen kann ich nicht, denn, welche es sey, ich will keine, als meine Ottilie! Aber freuen würde es mich, wenn ich keine Zeichen von vorübergegangnem Kummer auf den blühenden Wangen der Geliebten finden müſste.

Errathen! Errathen! riefen Alle, und Antonio eilte in die Arme seiner Ottilie.

Jedes bemühte sich nun, Antonio'n die Räthsel zu lösen, und man drang in Anastasien, die Geschichte ihrer wunderbaren Erhaltung zu erzählen. Ich bin dazu bereit — sagte sie — doch zuvor wünschte ich selbst die nähern Umstände meines Erwachens zu kennen. Noch ist mir die Welt, die mich umgibt, zu neu, ich finde mich in ihr noch nicht, und selbst die Bilder der Erinnerung zerflieſsen mir noch in dämmernde Gestalten.

Balduin nahm jetzt das Wort. Der Graf Ruggieri — sprach er — der mich erzog, starb plötzlich, ehe er einige Verordnungen für mein Fortkommen in der Welt machen konnte. Seine Erben nöthigten mich, mit einem geringen Reisegelde das Schloſs zu verlassen, und ich irrte hülflos umher, bis ich auf den Apenninen einen Einsiedler fand, der mich mitleidsvoll aufnahm Er hieſs Ambrosius und ward von den Gebirgsbewohnern wie ein Heiliger verehrt. Die Schwäche seines sehr hohen Alters hatte ihn schon lange einen Gehülfen wünschen lassen. Ich nahm seinen Antrag gern an; aber vielleicht hielt mich ein kindischer Stolz ab, ihm, dessen Diener ich war, meinen wahren Geschlechtsnamen zu nennen. In seinem Umgange sammelte ich mir manche Kenntnisse, und da ihm meine Aufmerksamkeit gefiel, so unterrichtete er mich endlich sogar in seinen geheimern Kenntnissen von der Natur und ihren wunderbaren Kräften. Oft wenn ich staunend ihm zuhörte, sagte er freundlich: Mein Sohn, was ich weiſs, sind nur die ersten Stufen der Wissenschaft. Mein frommer Lehrer Hieronymus hatte ein höheres Ziel erreicht, nach dem ich bey meinem Alter vergebens strebe. Als nun sein Vertrauen zu mir mit jedem Tage sich vermehrte, schämte ich mich meines kindischen Stolzes, und entdeckte ihm meine wahre Geburt. Er verwies mir erst liebreich meine Verstellung, dann stand er auf, betete und umarmte mich. Sey mir willkommen, sprach er, du Enkel meines frommen Lehrers Hieronymus! Dabey entdeckte er mir, daſs Gaetano Ruggieri, einer meiner Ahnen, nicht, wie man allgemein glaube, gegen die Ungläubigen geblieben sey, sondern in derselben Hütte, welche wir bewohnten, viele Jahre unter dem Namen Hieronymus als Einsiedler zugebracht habe. Noch vor seinem Ende habe er ihm als seinem Nachfolger in der Einsiedlerhütte wichtige Geheimnisse entdeckt, und sey dann mit einer dunkeln Weissagung von einem seiner Enkel, welcher einst seine Geheimnisse erben sollte, verschieden. Ambrosius unterrichtete mich nunmehr auf das sorgfältigste in seiner Wissenschaft. Besonders lag ihm die Kenntniſs am Herzen, welche den Stillstand des Lebens bewirken und aufheben lehrt. Er hatte sie nur unvollkommen sich erworben, und rieth mir, seine Nachforschungen fortzusetzen und zu vollenden. Dabey empfahl er mir vorzüglich eine von Hieronymus dem Schlaf im Sarge übergebene Nonne. Sie ist mit schwarzen Rosen in den Schlummer versenkt — setzte er hinzu, — und wo du eine schwarze, schlummernde Rose findest, da forsche nach, und suche die Schlummernde; ihr Hüter hat gerufen, und die Zeit ihres Schlafes ist vollendet. Denn auf des frommen Hieronymus Gebet wird sie im Sarge die Geburt vollenden, und der Geist ihres unschuldigen Kindes wird sie behüten, und körperlich umhergehn, bis sie selbst erwacht ist. Bald nach diesen Entdeckungen starb Ambrosius; ich nannte mich nach dem Namen meines Urahnen Jeronymo, und eilte, seinen und meines Lehrers Willen zu vollziehen. Schon war ich durch einige Andeutungen verleitet, auf dem Wege, in Afrika die schwarzen Rosen zu suchen; daſs ich sie aber näher fand, als ich glaubte, habe ich nicht nöthig, Ihnen zu wiederholen.

Mir enthüllt sich nun die Vergangenheit, — sagte Anastasie. — Dieses Schloſs erkenne ich wieder, wo ich sonst den Geliebten Hippolyt sah, wo ich himmlisches Glück empfand und unendlichen Schmerz. Laſst mich von meiner Liebe schweigen! Hippolyt war mein einziger Gedanke, mein einziges Gebet. Ich sah ihn vor dem Altar, als er meiner Schwester die Hand reichte; er sah nur mich, nicht mehr die Braut: sie war ihm gestorben, wie mir die Schwester. Ich liebte sie wie mein Leben, aber den Bräutigam konnte ich ihr nicht gönnen. In der Nacht führten ihn die Heiligen mir zu, ich entriſs ihn der Schwester; sie hatte den Schatten des Gemahls, aber der Geliebte war mein; ich wuſste, daſs er mich liebte, aber wir hatten es uns nie gesagt, denn mich hielt der enge Verschluſs des Klosters. Da kam meine Jolante, wie ein heiliger Engel. Kannst du Hippolyt lieben, sagte sie? — ich weiſs, du erfüllst ihm das Herz mit Feuerqual der Liebe; er ruft in meiner Umarmung nur deinen Namen, und bittet dann mit Thränen um meine Vergebung. — Ich betete die Schwester an. Kannst du ihn lassen — sprach ich zu ihr — so gibst du mir die Himmelslust auf Erden, die ich in der Ewigkeit schon um ihn verloren habe. Aber wie kann ich dir nehmen, was auf Erden kein Gleiches hat, und was dein ist durch das heilige Band des Sacramentes? Da antwortete sie: Bist du denn nicht meine Schwester, und aus Einem Schooſse mit mir geboren? So nimm denn auch Einen Mann mit mir, und wie ich von der Mutter Brust war, als sie dich säugte, so will ich von dem Manne bleiben, da er nur für dich entzündet ist. Denn weil ich ihn liebe, so mag ich ihm sein Glück nicht nehmen. Ist's aber Sünde, so mögen die Heiligen es uns vergeben. Da beteten wir zusammen vor dem Altar zu Unsrer Lieben Frauen und sie neigte ihr Antlitz freundlich zu uns. Nun führte sie mich verborgen zu ihm, und ich war wie die Seligen mit der Schwester und dem geliebten Manne. Denn er ehrte sein Weib wie eine Heilige, und lag zu ihren Füſsen, wenn er sich meiner Brust entriſs. Aber in dem Kloster blieb meine Seligkeit nicht verborgen, und sie richteten über mich, daſs ich sterben sollte, lebendig unter der Erden, mit meinem Kinde. Da warnte mich Jolante und floh heimlich mit mir zu dem frommen Vater Hieronymus. Der nahm uns beyde auf, und ich stand Jolanten bey, als sie gebar; aber sie konnte nicht leben; denn das viele Leid brach ihr das Herz. Als ich nun allein war bey dem frommen Vater, und nicht wuſste, wo ich hinfliehen sollte mit meinem Kindlein: da tröstete mich

Hieronymus, und als er mir die Absolution gegeben hatte, versprach er mir, ich sollte durch seine geheime Kunst die böse Zeit meines Leides verschlafen, bis Hippolyt mich erweckte, oder da er solches zu thun nicht vermöchte, so sollte ich in seiner Gruft ruhen, so lange bis mich gleiche Liebe, wie die meinige, erlösete — denn da ich das Gelübde der Reinigkeit gebrochen, so müſste ich die Sünde büſsen im lebendigen Begräbniſs nach dem heiligen Klosterbrauch; mein Kindlein aber werde ich im Sarge gebären, und sein Geist solle mich behüten in der Gruft bis zu meiner zeitlichen oder ewigen Auferstehung. Und als ich ihn darum bat, stärkte er meinen Glauben und lieſs mich viel Wunder schauen. Dann reichte er mir den Leib Unsres Lieben Herrn und gab mir Milch zu trinken, davon schlief ich ein, bey seinem frommen Gebet.

Anastasie schwieg. Alle nahten sich ihr nun mit frommer Scheu. Denn mit dem Rausche der Freude war auch die Unbefangenheit verschwunden, mit welcher die Lebenden die Erstandne aufgenommen hatten. Sie selbst freute sich des Glücks, welches sie über des geliebten Hippolyts Enkel gebracht hatte; aber in ihre Freude mischte sich eine stille Trauer um den Geliebten, und ein sehnendes Verlangen, bald mit ihm vereint zu werden.

Die Commissarien fanden sich pünktlich ein; aber der Graf konnte ihnen diesesmal mit mehr Gelassenheit entgegensehn. Er empfing sie mit Ruhe, und sie fanden alle Urkunden so vollgültig beweisend, daſs sie sich mit Bezeigung ihrer Verwunderung, wie man das Recht des Grafen nur einen Augenblick habe können in Zweifel ziehn, entfernten.

Der Graf hatte nun nichts Angelegentlicheres, als die erstandne Urahnin auf das prächtigste in die Welt einzuführen. Den schönsten Theil seines Schlosses befahl er bloſs für sie, als die erste des ganzen Geschlechtes, einzurichten, und er würde das ganze Land in Bewegung gesetzt haben, hätte ihn nicht Anastasie auf das dringendste gebeten, ihr die Einsamkeit, als ihr einziges Glück, zu gönnen. Sie wollte nach dem Grabe ihres Hippolyt auf das Schlachtfeld wallfahrten und dann die Stille des Klosterlebens erwählen. Kein Bitten vermochte, ihren Vorsatz zu ändern. Laſst mich — sprach sie zu den Bittenden — dem Andenken meiner Liebe leben. Dieses kann ich nur im Kloster, wo mein Leben der Erinnerung, und dem Gebet für Hippolyt geweiht seyn soll, bis er mich zu sich ruft und zu meiner Jolante und meinem früh verklärten Kinde. Da nun der Graf sah, daſs kein Bitten sie bewegen konnte, begnügte er sich mit dem Ver-

Dein aber, o Hyrkan, und deiner Wellen Macht
Soll bey uns allezeit nach Würden seyn gedacht.
Auf, Freund! auf, mehr als Freund, jetzt laſs uns weiter reisen.

sprechen, daſs sie bis zu der Vermählung seiner Töchter in dem Kreise seiner und ihrer eignen Familie bleiben wollte. Indessen aber stiftete er ein Kloster auf Hippolyt's Grab und dotirte es mit unermeſslichen Gütern; vom heiligen Vater aber wirkte er für seine fromme Stiftung die Lösung von Ottiliens Klostergelübde aus, und Anastasiens Einführung als erste Aebtissin des neuen Klosters. Und am Tage nach der Vermählung seiner Kinder führte er selbst Anastasien in das neue Kloster, wo sie der Erzbischof zur Aebtissin weihte.

Hier lebte nun Anastasie in heiliger Ruhe, und täglich ertönte die Todtenmesse für Hippolyt's Seele aus ihrem Munde, bis die Nonnen endlich auch die fromme Aebtissin an die Seite ihres Hippolyt zur Ruhe legten.

Auserlesene

Gedichte

von

Moritz August v. Thümmel.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwey und achtzigstes Bändchen.
v. Thümmel's Gedichte.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann*.

ersten Jugendunterricht erhielt Thümmel in der Schule zu Kloster Rostleben (1754—56), dann bezog er die Universität zu Leipzig, wo Gellert sein vorzüglichster Lehrer und sein Freund war. Auch mit Weisse, Rabener und v. Kleist trat er in innige Verhältnisse. Im J. 1761 trat er als Kammerjunker in Coburg'sche Dienste; wurde von dem Herzog Ernst Friedrich erst zum geheimen Hofrathe, und im J. 1768 zum geheimen Rathe und Minister ernannt. Diesen Posten bekleidete er bis zum J. 1783, wo er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück zog, und blos seiner Muse, bald zu Gotha, bald auf dem Familiengute seiner Gattin (einer gebornen v. Wangenheim) zu

Sonneborn lebte. In den Jahren 1774 bis 77 durchreiste er in Gesellschaft seines jüngern Bruders und der Gattin desselben (welche später die seinige wurde) Frankreich in allen Richtungen und einen Theil von Italien. Im J. 1779 vermählte er sich, und lebte bis zum Jahr 1799, wo der Tod die treue Gefährtin seines Lebens ihm entriſs, die glücklichste Ehe, deren Früchte zwey Söhne und eine Tochter waren. Erst 18 Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin folgte er der Unvergeſslichen; er entschlief zu Coburg am 26. October 1817.

Thümmel gehört unstreitig zu den originellsten und geschätztesten Schriftstellern Deutscher Nation. Heller Verstand, feine Kenntniſs der

Welt und des menschlichen Herzens, ächter Witz, Leichtigkeit der Darstellung, Vertrautheit mit den Klassikern aller Nationen unterstützten sein dichterisches Talent auf eine seltne Weise. Er debitirte mit einer komischen Epopöe, der Wilhelmine, auf das glücklichste, und sein humoristischer Roman, die Reise in's südliche Frankreich steht in unsrer vaterländischen Literatur noch unerreicht da. Die Wilhelmine erschien zuerst im J. 1764, und dann in mehrern Auflagen; zuletzt im J. 1811 in der Göschen'schen Sammlung der sämmtlichen Schriften. Der ausserordentliche Beyfall, den dies Gedicht erhielt, veranlaſste mehrere Uebersetzungen in's Französische (1769.

1774.), in's Holländische (1769), in's Italienische (1784), und in's Russische (1783). Auch zu Nachahmungen wurde es benutzt, und Fr. Nicolai bildete nach ihm seinen Sebaldus Nothanker. — Später, erst im J. 1771, wurde die poetische Erzählung: die Inoculation der Liebe gedruckt, und die Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich begann mit dem J. 1791 und endete 1805. — Einzelne Gedichte lieferte er in Almanachs und periodische Schriften; von ihnen wurde im J. 1782 eine unächte, mit vielem Fremdartigen vermischte, Ausgabe veranstaltet, welche Degen in Wien auch in seiner Pracht-Edition (1805) wiederholte. In die Etui-Bibliothek sind die Wilhelmine, die Inoculation der Liebe und der gröſsere Theil der vermischten Gedichte aufgenommen worden, und ein zweytes Bändchen wird Episoden aus der Reise in Frankreich enthalten.

Inhalt.

Seite
1. Wilhelmine. 1
2. Die Inoculation der Liebe. 75
3. Vermischte Gedichte.
   An eine Dame bey ihrem 72. Geburtstage. 119
   In das Stammbuch der Madame Hendel. 1810. 122
   Das Glück der Liebe. 124
   An des Herrn Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, Durchlaucht. 1805. . . . 126
   Der Vogelsteller. 129
   Des Jägers Abendlied. 131

An den anmuthigen Flecken Rubar.

Bey der Rückkehr aus Persien.

Du Lusthall' der Natur, aus welchem wir vom weiten
Des Taurus langen Gast, den Winter lachen aus;
Hier tief spazieren gehn in einer Nais Haus,
Die gülden heiſst und ist; da alle Fruchtbarkeiten

Auf Chloris grüner Brust und Thetis Schooſs sehn streiten,
Dort soviel Dryaden die Hügel machen kraus,
Davon Silenus bricht so manchen dicken Strauſs,
Und jauchzet durch den Busch mit allen seinen Leuten.

Osyris der umarmt die Oreaden hier;
Pomona hegt das Gold der hohen Pomeranzen,
Läſst die Narzissen stets mit den Violen tanzen;

Seite
Romanze. 133
Pygmalion. An eine junge Wittwe. 1807. 139
Das entflogene Haar. An dieselbe. . 149
Empfindungen eines alten Astrologen am Wiegenfeste der Frau Groſsfürstin Maria Paulowna. 1810. 153
Geringer Beytrag etc. etc. 157

Wilhelmine.

Ein prosaisch komisches Gedicht.

Vorrede der zweyten Auflage.

Die Wilhelmine könnte in dieser neuen Auflage ganz wohl ohne Vorrede erscheinen, weil der Verfasser nicht viel über dieses kleine unwichtige Gedicht zu sagen hat. Durch den Beyfall, womit ihn einige Personen beehrt, denen er vorzüglich zu gefallen wünschte, hat er seine Absicht vollkommen erreicht. — Indessen ist ihm auch nicht unbekannt geblieben, daſs ihn verschiedene andere lieber beschuldigt hätten, als ob er mit dieser Kleinigkeit etwas Böses wider die Religion und ihre Diener im Sinne führe, und diesen zu ernsthaften Kunstrichtern hält er sich für verbunden, öffentlich zu sagen, daſs keiner von ihnen vielleicht selbst mehr Ehrerbietung gegen die Religion und Hochachtung gegen vernünftige Geistliche haben könne, als er; wie würden sie sich wundern, wenn der Verfasser hier die ehrwürdigen Namen einiger groſsen Geistlichen hersetzen wollte, die dieses Gedicht bey allen seinen ersten Fehlern mit Vergnügen gelesen und kein Geheimniſs daraus gemacht haben. Da sich aber der Verfasser auf einen witzigen Einfall, dem ein zu strenger Eifer vielleicht ein verdächtiges Gepräge geben könnte, nicht so viel zu Gute thut, um ihn nicht ohne Barmherzigkeit auszustreichen, so hat er, auf den Rath eines unsrer trefflichsten Dichter, diesen Anstoſs durch einige Veränderungen zu heben gesucht. Der Ruhm eines guten Christen gilt ihm mehr, als das Lob eines glänzenden Genies — aber er macht freylich keine Umstände, eben so herzhaft über Kobers Kabinetsprediger und seines gleichen zu lachen, als er einen Cramer und Schlegel mit stillem Ernste und gerührtem Herzen liest. Er würde von dieser seiner Gewohnheit nicht abgehen, wenn er gleich selbst die Würde eines Priesters bekleidete, so wenig als er itzt, da er an einem Hofe lebt, sich Bedenken macht, über einen allzugalanten Hofmarschall, einen müssigen Staatsrath und einen affectirten Kammerjunker seinen Scherz zu treiben.

Vorrede der dritten Auflage.

Es ist mir des Herrn Pastors wegen nicht lieb, daſs Wilhelmine, seitdem sie an ihn verheirathet ist, mit ihren Kleidern noch so oft ändert, als sie es am Hofe gewohnt war, und von jeder Leipziger Messe wenigstens mit einem Jüpon versehen wird, woran der Pastor, wie man wohl denken kann, nicht den geringsten Antheil hat.

Das sind die Sitten der groſsen Welt, Madame, die Sie auf dem Lande ablegen müssen! Kann man es den Leuten verdenken, wenn sie sich darüber aufhalten? „Was bildet sich denn die Frau ein?" hab' ich schon hier und da sagen hören. „Trägt sie nicht Spitzen, die mehr kosten, als die Pfarre ihres Mannes in vielen Jahren kaum einträgt — da andere ehrliche Weiber, die doch wohl ein bischen mehr werth sind, züchtig und ehrbar einhergehen. — Wenn sie doch an ihren Ursprung dächte, und die Spötter nicht so oft erinnerte, daſs sie einmal am Hofe gewesen ist. — Wie froh sollte sie doch seyn, wenn es die Leute vergäſsen." Diese Reden, Madame, zu denen Ihr prächtiger Aufzug so vielen Anlaſs gibt, bringen auch mich in eine gewisse Verlegenheit, da jedermann weiſs, daſs ich einige Freundschaft für Sie habe, und gern Ihre Aufführung zu entschuldigen suche, wo es nur möglich ist; aber wirklich — itzt gehen Sie zu weit. Sie tragen sogar, wie ich höre, noch immer seidne Strumpfbänder mit Französischen Versen gestickt? — Je! zu was denn solche Strumpfbänder, Madame? An Ihrem Hochzeittage konnte zwar dieser verborgene gelehrte Staat noch mit Ehren ans Licht kommen; denn hätte nur damals das Feuer Ihre vornehmen Gäste nicht so erschreckt, so würden sie gewiſs die artigste Cermonie nicht vergessen haben — Ihre Strumpfbänder wären gewiſs, noch vor der völligen Uebergabe Ihrer kleinen Person, an den Herrn Pastor, von einer adelichen Hand abgeknüpft, und in guter Gesellschaft seyn verlesen worden, und ich weiſs, der Kammerjunker würde dabey seiner Lunge Ehre gemacht haben; aber zu was in der Welt kann Ihnen itzt diese Mode nützen? Ich weiſs mir keinen Umstand zu denken, wo Ihre Strumpfbänder noch itzt der Lectüre ausgesetzt seyn könnten, und verlören Sie Eins einmal auf dem Kirchwege, zu welchem Aergerniſs würde dieses Gelegenheit geben! Uebrigens will ich gern eingestehen, daſs Ihre Kleidung sehr artig und Ihr ganzer Anzug mit vielem Geschmacke gewählt sey; ob ich's aber billige, ist eine andere Frage. Ja, wenn Sie noch am Hofe wären: je nun da — aber da haben Sie in Ihrer Blüthe genug gefallen, und nun thäten Sie wohl, wenn Sie sich auch denen Personen zu empfehlen suchten, die bisher nicht ihre Freunde gewesen sind. Damit Sie dieses erreichen, rathe ich Ihnen, eine stille ehrbare Miene anzunehmen, wenn sie Ihnen auch nicht natürlich seyn sollte. Eine schwarze Stirnbinde würde gut dazu stehen! Statt der durchsichtigen Halstücher legen Sie eine schwere Sammtmantille um — Ein kanneſaſsner Rock — florne Streifchen am Hemde — So ungefähr muſs Ihr Putz seyn, wenn Sie den Herren gefallen wollen, die sich bisher über Ihr leichtsinniges Aussehen so geärgert haben.

Erster Gesang.

Einen seltnen Sieg der Liebe sing' ich, den ein armer Dorfprediger über einen vornehmen Hofmarschall erhielt, der ihm seine Geliebte vier lange Jahre entfernte, doch endlich durch das Schicksal gezwungen wurde, sie ihm geputzt und artig wieder zurück zu bringen.

Der groſse Gedanke, der sonst die Deutschen Dichter erhitzt, daſs sie die Freuden des Tages und die Erquickung der Nacht — daſs sie die Peiniger der menschlichen Natur, Hunger und Durst, und die gröſsern Qualen der Dichter, den Spott der Satyre und die Faust des Kunstrichters verachten — dieser groſse Gedanke: Einst wird die Nachwelt mich lesen — hat keinen Antheil an meinen Gesängen. Dein belohnendes Lächeln allein, komische Muse! reizt mich an, diesen neuen Sieg der Liebe zu singen; und will ja die Göttin des Ruhms der süſsen Bemühung des

Fürst aller Lieblichkeit, was sing' ich deine Zier?
Das Luſtvolk führt um dich ein ewiges Getöne,
Daſs ja nichts um und an gebreche deiner Schöne.

Dichters noch eine Belohnung hinzuthun, so sey es der theure Beyfall meiner Caroline! Sie lese dieſs Lied, das ich, entfernt von Ihr, aus Einsamkeit sang, meinen Geist zu ermuntern! Ihr harmonisches Herz schwell' auf; unwillig über den Einfluſs des glücklichen Dichters in ihr jugendlich wallendes Blut, verschlucke Sie dann eine doppelte Dosis Bezoarpulver, und seufze nach meiner Zurückkunft!

Nah an der glänzenden Residenz eines glücklichen Fürsten, nicht fern von der schiffbaren Elbe, verbreiteten sich in dem anmuthigsten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haselstauden und wohlriechende Birken verbauten dieſs Landgut in Schatten, und versüſsten dem fleiſsigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsstern wüthete; und, entblättert vom Boreas, flammte dieſs nutzbare Gebüsch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern schlich, um die langenmüssigen Stunden durch schlaue Gespräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarsch der Preuſsen zu schmählen, bald die bessern Besuche eines freygebigen Kobolts zu erheben, oder auch über die Policeybefehle der Regierung zu spotten. So lebten diese Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Pastor des Dorfes allein, der gelehrte

Sebaldus, hatte seit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die sonst auch auf seiner offnen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte sein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verruſsten Klause getrauert hatte, dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bey dem theuer bezahlten Leichensermon verlieſs ihn seine sonst männliche Stimme. Die Klügsten der Gemeinde marterten sich umsonst, die Ursache seines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern: Wir lieben ihn ja, er ist der Vornehmste im Dorf, und er wird auch nicht etwan, wie dieser und jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sey es gedankt, ferne von uns, und verbraust seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbarg seine Sorgen der Neugier, und auſser Sonntags, wo sein Amt ihm gebot, schien seine Sprache verloren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatt' er also geendigt: mit zitternden Händen geschrieben und auf einen Hauſen gesammelt, lagen in einem verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmern besucht, die alle Buchstaben zerfraſsen, und höflicher für die dankbare Nachwelt sorgten, als der betrogene Buchhändler, der so oft mit drolligen Postillen den einfältigen Freygeist belustigt. Aber die komische Muse hüpft ängstlich über den heiligen Staub und über die traurigen Scheduln des Pastors; sie beschäftige sich nur mit seinem Glücke — und erzähle den wunderbaren Traum, der ihm, bewillkommend an der letzten Stufe des Jahres, mit dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte:

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als sich das zwey und sechzigste blutige Jahr des achtzehnten Jahrhunderts, von wenigen Minuten loszuarbeiten suchte, um sich an die Reihe so vieler vergangener Jahrtausende zu hängen; so wie der furchtbare Nachtvogel*), auf dessen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, sich mühsam aus dem Gefängnisse seiner Puppe herauswindet, seine schweren Flügel versucht — und verschwinden würde, wenn nicht ein naturforschender Rösel sein Leben verfolgte — Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach seiner Geburt, und setzt diesen gräulichen Vogel in die bunte Gesellschaft der Schmetterlinge, Heuschrecken und Käfer. Da erschien Amor dem eingeschlummerten Priester, der über das Zudrängen dieses kleinen Unbekannten heftig erschrack, denn bisher hatt' Er ihn nur aus dem groſsen Rufe seiner Verwüstungen gekannt — wie etwa den Beelzebub oder den General Mayer; doch der freundliche Amor lieſs ihn nicht lange in seinem ungewissen Erstaunen, schüttelte seinen Köcher und sprach also zu ihm: Entschuldige den Amor, theurer Sebaldus! wenn er bisher wider deinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinung, die dir ein Glück verkündigt, das dir wenigstens vormals nicht gleichgültig war. Wilhelmine — bey diesem Namen durchströmte ein leuchtendes Roth die verfallnen Wangen des Pastors — und Amor fuhr lächelnd fort: Ich sehe, du erinnerst dich noch dieser lebhaften Schönen, die einst, in diesen Fluren geboren, nur von der unschuldigen Natur erzogen ward, die dir oft in der feurigen Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes, verhaſstes Stottern — und wenn du allein warest, manchen lauten Seufzer erregte. — Ach sie hätte dich gewiſs zum Glücklichsten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidischen Hofes sie deinem Kirchspiel entführt, und unter die fürstlichen Zofen versetzt hätte. O wie traurig hast du diese Zeit ihres Hofdienstes hinschleichen lassen! Vergib es mir, liebster Magister, daſs ich hier deiner Unthätigkeit spotte! Hast du denn nie gehört und gelesen, wie oft die entschlossene und geschäftige Liebe Klöster gestürmt, Mauern erstiegen und sich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müssiggange verdammt waren; und du! du verzagtest, dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner eisernen Thüre verschlossen, von keiner Aebtissin bewacht, und von dem Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfer zu bleiben? Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — Das Ende deiner Leiden ist da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröstenden Armen, oder an ihrem wallenden Busen der vergangenen traurigen Tage zu vergessen; der Aufschub deines Verlangens ja — er ward dir schwer zu ertragen. Doch itzt vermehrt er dein Glück! Denn siehe! Mit munterm Gesichte erwartet dich die jüngste feurigste Liebe! Sie würde kraftlos — schläfrig, ja wohl gar erloschen seyn, wenn Wilhelminens Besitz dich schon vor vier Jahren beglückt hätte — Ermuntre dich also und höre meinen liebreichen Rath: morgen wird die reizende Wilhelmine, den graubärtigen Verwalter, ihren Vater, besuchen — von keinem Höflinge begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren. Welch ein bedeutender Wink, den das Schicksal dir gibt! Folge ihm — suche Wilhelminens Gesellschaft und eröffne ihr, so rührend als du vermagst, deine brennende

---

*) S. Rösels Insektenbelustigungen.

Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen, in der Höhe des Hofs flatterte — oft mit Schwindel herabfiel und wieder in die Höhe gejagt ward — sie, die itzt mit ernsthaftem Nachdenken der Ruhe entgegen seufzt — sie — ich schmeichle dir nicht, wird froh seyn, an deiner ehrwürdigen Hand den Verläumdungen der groſsen Welt zu entwischen, und ehe diese Neujahrswoche verläuft, kannst du für deine treue Liebe belohnt seyn. So sprach der philosophische Amor, glaubte genug gesagt zu haben, und wollte verschwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel — Mit der lächerlichen Miene eines jungen Officiers, der zum erstenmal einen armseligen Posten zu vertheidigen bekömmt, und bey aller seiner Geschäftigkeit bald den kleinen Umstand vergessen hätte, die Parole zu geben -- rief Amor: Bald hätt' ich nicht an das Wichtigste gedacht — Wär' es auch ein Wunder? und hab' ich nicht immer meinen Kopf so voll? Merke also noch dieses, lieber Magister! Laſs ja nicht die unwiederbringliche Zeit vorbeystreichen, damit nicht die Tage herannahen, wo der galante Hofmarschall seine Ptisanenkur schlieſst und die Schönheiten wieder aufsucht, die itzt sein durchwässertes Herz medicinisch verachtet — Und morgen sey bedacht, dich reinlich zu waschen! Pudre deine beste Perücke, dein schwarzer Rock soll dir nicht schaden: nur sey so dreist und munter wie ein Kammerjunker; dieser siegt oft auch in der Trauer des Hoſs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide. Und nun verschwand Amor — das Rauschen seiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Pastor; schwerfällig sammelte er seine Gedanken — rieb sich gähnend die Augen, und seine rohe Stimme erklang durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich seyn, daſs er wahr wäre — o so wäre kein König glücklicher als der arme Pastor Sebaldus — Doch eitle Hoffnung — die schönsten Träume betrügen! Hab' ich vier Jahre bey den eifrigsten Wünschen hinschmachten müssen, — warum sollte denn itzt die Liebe einen Elenden aufsuchen, der zu abgehärmt ist, ihren Diensten Ehre zu machen. — Doch der morgende Tag wird mir dieſs Geheimniſs erklären — Mit Geduld will ich seiner erwarten — Schon schlägt es zwey — Ach, Wilhelmine! Angenehmer Schlaf — so murmelte der Pastor und schnarchte.

Was könnten wir bessers vornehmen, komische Muse, um nicht selber zu schlafen, als wenn wir in die vergangenen Zeiten blicken, Wilhelminen in ländlicher Unschuld betrachten und erforschen, wie des Magisters Liebe und sein Unglück entstand, dessen Ende ihm Amor in dieser merkwürdigen Nacht verkündigt hat.

Schon der sechzehnte Frühling hatte Wilhelminens Wangen mit einer höhern Röthe gemahlt, ihre Augen funkelnder gemacht, und ihr Haar schwärzer gefärbt. Ihr nesseltuchnes Halstuch hob und senkte sich schon, aber keiner — ists möglich? keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie selbst wuſste noch nicht über süſse Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulsen, wenn sie einsam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Riethgrase hervorpflückte, ein wahres Bildniſs ihres eigenen jungfräulichen Schicksals, oder wenn sie an dem Ufer des rieselnden Bachs sizzend, die bunte Forelle mit geschwinden Augen verfolgte, und indeſs den schönern Gegenstand der Natur — ihr wiederscheinendes Gesicht aus der Acht lieſs. Spottet nicht ihrer Unschuld, ihr freundlichen Nymphen, die ihr so oft das mächtige Vergnügen eures eignen Anschauens genossen habt. Denn niemand hatte noch bisher Wilhelminen gelehrt, wie reizend sie sey, und niemand, ich sag' es mit Jammer, niemand als ein frommer schüchterner Mann, der Magister, hatte selbst bis hieher den feinen Verstand gehabt, ihre Vorzüge zu bemerken und nur von ihm allein ward sie heimlich geliebt. Mit welchem zitternden Vergnügen schlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spatziergange nach, und hielt sich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, und mit welcher süſsen Betäubung unterschied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geschrey der Gemeinde durch die Sakristey in sein lauschendes Ohr drang! Schon sann die Liebe ernsthaft darauf, ihn glücklich zu machen. Aber zwey andere Leidenschaften, fast eben so mächtig als jene, stritten heftig in seiner theologischen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grausamen Schicksale des Pastors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite seines hinfälligen Herzens, die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, so bestritt es auf der andern die Ausgeberin des Präsidenten. Ihre Wahl war der gewisse Beruf zum Vorsteher der Kirche. Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen ruhigen Lebens genieſsen, von den Truthähnen seiner freygebigen Dióces und den Complimenten gemeiner Pfarrherren gemästet. So wird oft ein Knabe geängstet, wenn ihm sein lachender Vater ein Stück kräftiges Brod und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was soll er wählen? Sein Gaum verwirft, was sein hungriger Magen verlangt, doch seine Minuten lange Näscherey verachtet das Elend des ganzen Tages — Kurz entschlossen verschluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren seines Magens durch erzwungene Gesänge. Eben so gewiſs würde auch endlich der verliebte Magister seine kleine Wilhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ungefähr und der hämische Neid den Unentschlossenen überrascht und vier lange Jahre seine Liebe getäuscht hätten.

Ein Spürhund der Liebe, ein leichtfertiger Page, der einst in seinem Müssiggange diese ländliche Venus erblickte, prahlte so laut mit seiner Entdeckung, daſs sein verliebtes Geschwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des aufmerksamen Hofmarschalls erklang, der sogleich den sultanischen Entschluſs faſste, mit den Reizungen der holden Wilhelmine den Hofstaat zu verschönern und sie dem unsaubern Dorfe und der List eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Aelster in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von hundert Blättern beschützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: so erweckt oft dieſs prophetische Geschrey bey dem reisenden Handwerksmann ein durstiges Nachdenken — Er ersteigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwäzzerin die vortrefflichsten Beeren.

Der entschlossene Hofmarschall fuhr, von der Kabale, seiner beständigen Schutzgöttin, begleitet, in hoher Person zu Nicklas dem Verwalter, übersah mit geschwind forschenden Blicken die Schönheit des verschämten Landmädchens, und

Lob der deutschen Musen.

Ich hab' euch Leid gethan, ihr deutschen Kastalinnen,
O ihr, mein schöner Ruhm! als ich mir bildet' ein:
Man ehr' euch weiter nicht, als was der grüne Rhein,
Der Elb' und Donaustrom in sich bearmen können.

Ich hab' euch Leid gethan, ihr edlen Pierinnen,
Verzeiht mir meinen Fehl! Ich lass' es mich gereuen;
So weit nur Phöbus schaut mit goldner Augen Schein,
Das wird des Deutschen Ruhm in kurzem haben innen.

Der ungelehrte Belt hat schon ihn lernen ehren,
Das Kind der Barbarey, die Dina, läſst sich lehren,
Und fleuſst mit zahmer Fluth die schöne Stadt*) vorbey.

---

*) Riga.

es währte nicht lange, so hatte er seine groſsmüthige Absicht eröffnet. „Ich will," sagte er freundlich zu dem Alten, „eure schöne Tochter in den glänzenden Posten einer fürstlichen Kammerjungfer erheben: dieſs ist die Ursache meines Besuchs."

Betäubt von den höflichen Reden des vornehmen Herrn stand der alte Verwalter vor ihm, strich ungeschickt mit dem Fuſs' aus und fühlte ängstlich seine Verwirrung. Der feine Hofmarschall lieſs ihm Zeit, Athem zu holen und versuchte indeſs mit Wilhelminen zu sprechen: aber die Schöne verstummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödsinn zeigte ihm eine so weiſse Reihe von Zähnen, die ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Laufe seines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus seiner Betäubung. Er nahm stotternd das Wort und als Vater gebot er der Schönen: sie sollte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reise nach Hofe sich geschickt machen: und über den gütigen Herrn schüttete seine schwere Zunge tausend unvollendete Wünsche und abgebrochene Danksagungen aus, und beredtere Thränen strömten von seinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihrem besten Putze zu kleiden; alsdann hob sie der vergoldete Herr in seinen glänzenden Wagen, setzte sich neben ihr und lieſs die seidnen Vorhänge herunter. Darauf jagten sechs wiehernde Hengste durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das starre Erstaunen die weiten Mäuler geöffnet. Und seit dieser trüben Stunde ward das welkende Herz des Pastors von keinem Strahle der Freude erwärmt, und nur in der letzten Nacht des kritischen Jahres erblickt' Er zum erstenmal wieder die tröstende Hoffnung.

Zweyter Gesang.

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahres herauf. Ihr ungewohnter Blick übersah schüchtern die Planeten, die sie bescheinen sollte, und nun wandte sie auch ihr unschuldiges Gesicht zu unserer Erdkugel. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt' ihr entgegen, andre — unglücklicher, zerrissen das Neujahrsgedicht, seit dem frostigen September geschmiedet; denn ihr alter Mäcen ist den heiligen Abend vorher gestorben, und hinterläſst geizige Erben, die den Apoll sammt den Musen verachten und ungeheissene Arbeiten niemals groſsmüthig belohnen. Verjährte Rechte, drohende Wechselbriefe, erfüllte Hoffnungen und erseufzte Majorennitäten drängten sich auf den Strahlen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz der erwachten Sterblichen. Aber friedliebend und sanft wirkt sie, die mächtige Sonne, auf die Felsenherzen der

Groſsen und in die morschen Gebeine der Helden, die itzt, voller Neigung zur Ruhe, sich beschwerlich von ihren Lagern erheben, um ihre Wunden verbinden und die Merkmale ihrer Tapferkeit vernähen zu lassen. Stolz auf ihr Elend behängen sie den krüpplichen Körper mit den bunten Zeichen des gnädigen Spottes der Fürsten, mit dem theuern Spielwerke von Kreuzen und Bändern, und die Empfindung ihres Heldenlebens wüthet in jeglicher Nerve. Betäubt von den murrenden Wünschen der Thorheit und von den lauten Seufzern des Unglücks, stand die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete sich länger herab zu schauen, und versteckte sich oft hinter ein trübes Gewölke. So steht ein blühendes unschuldiges Mädchen, zu arm ihr junges Leben zu erhalten, vor der versammelten Schule der Mahler, und verräth die geheimsten Schönheiten der Natur, für einen geringen unbilligen Preis, der Betrachtung der Kunst. In schamhafter Einfalt versteckt sie ihre mächtigen Augen hinter eine ihrer jungfräulichen Hände, indem sie mit der andern das letztere neidische Gewand von sich legt, das ihre Reize verbarg, und nun — ängstlich erwartet sie nun den Verlauf der verkauften Stunde. Die geschicktesten Jünglinge zittern bey dem Anblicke der unverhüllten schönen Natur, und ihre sonst gewisse Hand zeichnet Fehler auf das gespannte Papier.

Schimmeln vorzukommen, um seine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keichend schmählt er auf sich, daſs er so lange gepredigt, aber dennoch überholt' er die rollende Kutsche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zuruf ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüſst, reichte sie, nicht mehr als eine Nymphe des Dorfs, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit kostbaren Ringen geziert, und sagte höflich zu ihm: Wie geht es, werther Herr Pastor? Darauf umarmte sie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofstimme der Tochter erschrack, und nicht wuſste, ob er mit seiner bäurischen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch scheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge stand ihr Liebhaber vor ihr, und hustete immer und sprach — nichts. Lange getraute er sich auch nicht, sie anzublicken; denn ihr hüpfender Busen, von keinem ländlichen Halstuche bedeckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihm, und setzte seine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriednem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluſs ihrer Person, und riſs endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmonische Stimme bildete manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofs, von Englischen Tänzen und überirdischen Opern und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte sie mit nachdenkender Stimme den steten Wechsel des Hofs und den Ekel, der, ein unermüdeter Verfolger aller rauschenden Ergötzungen, hinterlistig dem taumelnden Höflinge nachschleicht — und da wünschte sie sich — welch ein Vergnügen für den horchenden Priester — einst wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück. Unter diesen anmuthigen Gesprächen, wovon meine Muse nicht die Hälfte verräth, setzte sich diese liebe Gesellschaft vertraulich und ohne Gebet zu Tische. Erschrocken dachte zwar der Magister daran, doch durft' er es jetzo nicht wagen, sich wider die Gewohnheit des Hofs zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die schöne Tochter des Hauses vier Flaschen köstlichen Weins mitgebracht — Sie öffnete eine davon, und schenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater schäumende Gläser ein. Lange besah der Magister das unbekannte Getränke, kostete es mit der Miene des Kenners und lieſs doch sein Feuer verrauchen! Endlich fragt er pedantisch — Liebe Mamsell, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete sie: Es ist von unserm Burgunder. Nach ihm setzte man auch eine langhälsigte Flasche des stillscheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, reichte sie der Magister den befehlenden Händen der Schönen: aber er wäre bald vor Schrecken versunken, als der betrügerische Wein den Stöpsel an die Wand warf, und wie der vogelfreye Spion, der sich einsam und sicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörser eines feindlichen Hinterhalts aus seiner Ruhe geschreckt wird — so betäubte der schreckliche Knall die Ohren des zitternden Pastors. Erst auf langes Zureden und hundert Betheurungen der Schönen, trank er den tückischen Wein und empfand bald dessen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz seine geistigen Lippen — Antithesen und Wortspiele jagten einander, und da gewann er auf einmal den ganzen Beyfall der artigen Wilhelmine, wie ihm sein wahrhafter Traum vorher verkündigt hatte. Itzt erschrack er nicht mehr vor dem erhabenen Busen, den er selbst belebender fand, als den brausenden Champagner — Dreymal hatt' er mit lüsternen Augen hingeschielt, da ward er so dreist und wagte es, von dem alten Verwalter unterstützt, das Herz der englischen Kammerjungfer zu bestürmen. So viel Waffen der Liebe als nur seine unerfahrne Hand regieren konnte; so viel zärtliche Blicke, so ein gefälliges Lächeln, als ihm nur zu Gebote stehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geschwinden Eroberung. Welch eine Verschwendung von süſsen rührenden Worten! Erstaunt sah Wilhelmine ihren dringenden Feind an, und dreymal wankte sie — aber ein geheimer Stolz und die Rücksicht auf den prächtigen Hof erhielt sie noch, bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traums entdeckten — denn da erkannte sie selbst in allem die sichtbaren Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredsamkeit des Pastors bekehrt, entfernte sie allen Zwang des Hofs von ihren offenherzigen Lippen: „Wohlan!" sagte sie, nachdem sie in einer kleinen freundlichen Pause die Beschwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die reife Ueberlegung auf ihrer hohen Stirne saſs — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schicksals; ja, ich will selbst mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofs mit den stillen Freuden meines Geburtsorts vertauschen, und da Sie mich einmal lieben, Herr Pastor, so würd' es unzeitig seyn, spröde zu thun — ich sehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Gesichte! Kommen Sie her, mein Geliebter, und —" welch ein Triumph für einen Unerfahrnen, der nie den Ovid und das System einer versuchten klugen Ninon gelesen — „küssen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unsrer Versprechung diesen Ring an!" Und mit unaussprechlichem Vergnügen kam der schwerfällige Liebhaber gestolpert — küſste sie dreymal, und macht' es zur Probe recht artig. Sie steckt' ihm einen Demant, in Form eines flammenden Herzens, an das kleinste Glied seines Fingers, und Er — welcher Tausch! hätt' ihn nicht die duldende Liebe gerechtfertigt — überreichte Ihr einen ziegelfarbnen Carniol, worin ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Gesellschaft, und frohe Gespräche von ihrer baldigen Hochzeit beschäftigten ihre unermüdeten Lippen. — Da sagte Wilhelmine diese merkwürdigen Worte: „Morgen, wenn die Göttin der Kabale auf den feuchten balsamischen Wolken des dampfenden Thees, nachdenkend an den kostbaren Plafonds herumzieht und ihre Anbeter ermuntert, und wenn die eigensinnige Göttin der Mode ihren Liebling, den Schneider, zu wichtigen Conferenzen der Staatsräthe geleitet, oder damit Sie mich deutlich verstehen: Morgen, wenn es früh Zehne geschlagen, so rüsten Sie sich, mein Geliebter, und machen Sie Ihre schuldige Aufwartung bey unserm Hofmarschall; bitten Sie ihn in demüthiger Stellung um die Erlaubniſs zu meiner baldigen Heirath! Ich selbst will ihn noch heute zu diesem Ihrem Besuche bereiten, und so werden Sie dann Morgen gar keine Schwierigkeit finden. Er ist der beste Herr von der Welt; und wenn meine Bitten, wie ich aus gu-

Glück zu, o weites Reich! ich fahre fort zu reisen,
Daſs ich der Mitternacht, dem Morgen möge weisen,
Daſs, was uns Deutsche preist, auch ihnen rühmlich sey.

ten Gründen mir schmeichle, etwas bey ihm vermögen, so geben Sie Acht! — so soll er selbst bey unsrer Hochzeit erscheinen, und durch seine ehrende Gegenwart unser Fest glänzender machen: Itzt aber theilen Sie, ohne Complimente, den Platz in meinem zweysitzigen Wagen, damit Ihnen der Weg nach einem fürstlichen Hause nicht eben so sauer ankommen möge, als der benebelte Steinweg zu Ihrem Filiale!" Zärtlich und süſs versprach der gehorsame Liebhaber ihr in allem zu folgen, und an der Hand seiner Geliebten verlieſs er jetzt sein trauriges Kirchspiel.

Noch halb berauscht von dem Besuche seiner Tochter und dem seltenen Weine, den er bey vollen Gläsern getrunken, ging nun der alte Verwalter aus, sein häusliches Glück den Gevattern und der Versammlung der Schenke zu verkündigen. Wie schien sich doch alles zur Feyer dieses seines glücklichen Tages zu verbinden! Er hörte schon von weitem den Schall einer lustigen Fiedel. In der Freude seines Herzens vergaſs er sein Alter und tanzte mit Jauchzen der harmonischen Schenke entgegen. Ein ungewöhnlicher Schimmer umleuchtete heute ihre rostigen Wände — denn das Schicksal vergönnte diesen Abend den fröhlichen Bauern ein seltenes Vergnügen. Die Schauspielkunst war vor kurzem mit allem dem Pomp ihrer ersten Erfindung eingezogen. Welch ein frohes Getümmel! Welch eine Lust! Ein vielstimmiger Mann schwebte wie Jupiter unsichtbar über einer lärmenden thörichten Welt, lenkte mit seiner Rechten ganze tragische Jahrhunderte und regierte mit gegenwärtigem Geiste die schrecklichsten Begebenheiten und Veränderungen der Dinge, über welche die weisesten Menschen erstaunen. Itzt sah man hochmüthige Städte, wie sie sich über Dörfer erheben — und augenblicklich darauf eingeäschert oder in einem Erdbeben versunken; Rom und Carthago, Troja und Lissabon wurden zerstört, und der Hellespont schlug über ihre stolzen Thürme seine Wellen zusammen. Was hilft es euch, ihr Tyrannen, daſs ihr über Länder geherrscht, arme Bauern gedrückt, und Nationen elend gemacht habt? denkt ihr wohl der Strafe des Zevs zu entfliehen? Ja, da sieht mans — Hier liegt nun der grausame Nero in seinem Blute und wird von seinen eigenen Grenadieren zertreten! Bald wird es auch an dich kommen, du übermüthiger Mann! Heliogabalus! Pompejus! oder wie du sonst heiſsen magst — Seht nur, wie stolz er einhergeht und alle Leute verachtet, aber Jupiter winkt — und nun wird er unter Donner und Blitzen von den Saracenen ermordet. Doch wer kann sie alle zählen — die Wüthriche, die hier fallen; und wo wollt' ich Worte hernehmen, die blutigen Scenen zu beschreiben, die die gerührten Zuschauer mit lautem Lachen beehren? Itzt sah man auch das bedrängte Friedrichshall von Karl dem Zwölften belagert! Schon war die Pistole gespannt, die diesem schrecklichen Helden das Leben endigen sollte — und schon wurden die Laufgräben geöffnet und alles war voller Erwartung, als — der alte Verwalter herein trat. Bey seiner längst gewünschten Ankunft verstummte die Fiedel. — Die groſse Versammlung der Zuschauer hob sich von ihrem Sitze — warf eine allgemeine Bank um und grüſste freundlich den Alten — eine Ehre, die vor ihm noch kein Sterblicher genoſs — als nur der ehrwürdige Kato — und die vielleicht nach ihm keiner wieder genieſsen wird! Dieser Zufall schob die Belagerung auf — eine glückliche Pause für Karln! und selbst der Regierer der Welt stieg itzt in seinen Cothurnen von dem hohen Sitze des Olymps herunter, und ein ernsthaftes Stillschweigen der ganzen Natur forderte den Alten auf, seine glückliche Geschichte zu erzählen. Er that es mit vertraulicher Beredsamkeit, und man hörte ihm zu mit sichtbarem Erstaunen und stämmte die Hände in die Seiten und schüttelte mit bedenklichen Mienen die Köpfe.

Indessen waren die beyden Verliebten nach drey kurzen hinweg geplauderten Stunden in den Mauern der Residenz. Der ehrwürdige Fremde begab sich unter den Schutz des wirthbaren Hirsches, und Braut und Bräutigam trennten sich hier bis auf ein glückliches Wiedersehen, mit höchst zärtlichen Küssen.' Welche triumphirende Freude durchströmte nicht itzt das Herz des verliebten Magisters, als er sich, seinen Betrachtungen überlassen, in dem weiten Zimmer des Gasthofs allein sah! — Eine ganz andre Empfindung seines Glücks, als er selbst an dem vergnügten Tage seines überstandenen Examens nicht gefühlt hatte! Denn damals machte der Präsident seinem stotternden Geschwätze, durch ein ungehofftes *Bene*, ein freudiges Ende, und die gelehrten Herren Beysitzer widersprachen ihm nicht. Sollten sie etwan durch lange Untersuchungen sich um die kurzen Lustbarkeiten der Messe und den schwitzenden Kandidaten ums Amt bringen? O nein! Aus Menschenliebe hofften sie, er würde es schon löblich verwalten, und sie überlieſsen die Seelen der Bauern seiner Treue und Gottes Barmherzigkeit. Mit mehrerem Recht freute er sich itzt, und schmeichelhaft fragt' er sich: Ist es nicht dein eignes Verdienst, das sprödeste Mädchen in einem Nachmittage besiegt zu haben? Wie wohl that ich, daſs ich meinem prophetischen Traume folgte, mich so dreist und munter bezeigte, wie die vornehme Welt es verlangt. Ach! welch eine Liebe für mich muſs nicht in der Brust meiner Wilhelmine erwacht seyn, da sie sich so eilig entschlieſst, den prächtigen Hof zu verlassen, um einem armen Dorfprediger zu folgen, dessen altfränkische Wohnung — wer weiſs wie manche Reformation überlebt hat.

Schon tönte der Wächter seinen letzten Nachtgesang in einem tiefen verunglückten Baſs — hüllte sich in seinen Schafpelz und beurlaubte sich von der Stadt. In gehöriger Entfernung schlichen die Spötter seiner Aufsicht, die glücklichen Diebe, ihm nach, weckten den Thorschreiber auf und erreichten bald das sichere Gehölze: und am Horizont fing schon der Tag an zu grauen, eh' unser Verliebter einschlafen konnte. Wie war es auch möglich? Auf allen Seiten verfolgten ihn Unruh und Schrecken. Gleich höllischen Gespenstern rasselt' unter ihm mit Ketten der Böhmische Fuhrmann: doch Gedanken der Liebe machten noch einen gröſsern Tumult in seinem zerrütteten Herzen. Aus Mattigkeit fiel er endlich in die Arme des Schlaſs — Doch auch der Schlaf eines Verliebten ist Unruh — Denn sobald er das Bellen der Hunde und das Rasen des Windes nicht mehr deutlich vernahm, so bemächtigten ängstliche Ahnungen sich seines Gefühls. Bald träumt' er — seine berauschte Seele erhöhe sich über die Sonne und begrüſse unbekannte Gefilde — Dann glaubte er wieder in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen, schrie — sträubte sich — stieſs sich an den unruhigen Kopf, und erwachte in einem plötzlichen Schrecken. So steigt ein lustiger Schwärmer durch die dunkle Nacht in einem Wirbel empor — wirft freundliche Sternchen von sich, und brauset unter Wolken; bald darauf sinkt er — nun sinkt er — endet sein kurzes Geräusch, und zerplatzt in einem lächerlichen Knall.

Dritter Gesang.

In einer prächtigen Winternacht war heute die Sonne dem Erdball erschienen; ihr Einfluſs hatte die lebenden Geschöpfe der Welt schon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Murmelthiere, und in Deutschland die Mädchen ausnehme, welche die Mode erzieht; sogar die berühmten Schläfer der Residenz, alle Hofjunker und Staatsräthe waren erwacht, hatten nun ausgegähnt und fingen an ihren erhabenen Trieb nach Geschäften zu fühlen; denn einige verschluckten schon Levantischen Kaffee und blätterten im Herrn und Diener*), oder bezeichneten, um nach vollbrachtem Tage wieder zu lesen, dankbar die rührende Stelle, bey der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergingen. Mit edlem Eifer übten sich andre im Stillen die Zahlen der Würfel zu lenken, oder durch gechwinde Volten (ein mystisches Wort) sich über allen Wechsel des Glücks zu erheben. Die von flüchtigerm Geblüte flatterten schon über das Pflaster, um die blassen Fräulein an der Toilette zu besuchen, und ihnen durch mächtige Scherze rothe Wangen zu schaffen. Aber noch immer schnarchte der müde Magister; ja! er würde gewiſs den Endzweck seiner Reise, den so wichtigen Besuch bey dem Hofmarschall, verschlafen haben, hätte ihn nicht die käufische Stimme eines bärtigen Juden erschreckt, der dreymal schon vergebens an die Stubenthüre klopfte.

---

*) Eine bekannte Schrift des Herrn von Moser.

Haben Sie etwas zu schachern? schrie der Ebräer gewaltig hinein, daſs die Fenster erklangen, und der betäubte Magister in die Höhe fuhr. Der Ungläubige floh — erschrocken sah der schläfrige Christ nach seiner tombacknen Uhr, erstaunte, daſs es so spät war, und warf sich schleunig in seinen bepuderten Schwarzrock. Halb träumend lief er über die Gassen, und ohne Vorbereitung den Complimenten des Hofmarschalls entgegen. Aber welche Muse beschreibt mir den Einzug des frommen Pedanten, in das vergoldete Zimmer des glänzenden Weltmanns? In einem Schlafrock von Stoffe empfing er den Pastor mit offener Stirne und satyrischer Miene, die sein schlauer Diener verstand, der hinter dem

Rücken des armen Magisters die galante Falschheit widerlächelnd bewunderte. Mit Husten und Scharrfüſsen suchte der Supplikant den Eingang zur Rede; aber als Ceremonienmeister trat der bellende Melampus ihm entgegen — nöthigte ihn stille zu stehen, und zerstreute die hervorquellenden Worte, daſs sie ungehört vom Hofmarschall sich an den Spiegeln zerstieſsen, und ihr Wiederhall den bebenden Pfarrherrn in Angst und Schrecken versetzte. Endlich legte des Hofmanns mächtige Stimme dem ergrimmten Cerberus Stillschweigen auf — Gehorsam kroch er zu den Füſsen seines Herrn, und leckte schmeichelnd den saffianenen Pantoffel. Darauf wandte sich die Rede zu dem immer sich bückenden Verliebten: „Ich weiſs schon Ihr Anbringen, lieber Herr Pastor, ist es nicht wahr? Sie wollen uns unsere Wilhelmine entziehen? das schönste und ehrlichste Mädchen in diesem ganzen Gebiete! Habe ich es nicht errathen, Herr Pastor? Schon gestern hat sie mir selbst Ihre Lieb' eröffnet, und mit verschämtem Gesichte um den glücklichen Abschied gebeten. Wohlan! Ich werde kein Hinderniſs ihrer Neigung und bescheidenen Bitte in den Weg legen, wenn Sie mir anders eine kleine Bedingung versprechen — werden Sie nicht unruhig, Herr Pastor! Es hat mich unsre Wilhelmine gebeten, morgen selbst bey Ihrer Hochzeit zu erscheinen. — Mit Vergnügen will ich auch kommen, und will selbst eine Gesellschaft versammeln, die Ihren Ehrentag glänzender machen wird, als eine Kirchmeſs — eine Gesellschaft, die meinem Stande gemäſs ist — wenn Sie — denn dieſs sey die Bedingung — wenn Sie die Tochter des alten Grafen von Nimmer vermögen, dieses Fest zu beleben. Er — der Ihr Nachbar ist, und oft vor Ihrer Kanzel erscheinet, wird sich nicht weigern, seine holde Klarisse auf die Hochzeit eines erbaulichen Predigers fahren zu lassen. — Der Comtesse aber sagen Sie heimlich: Ich würde dabey seyn. Auf meinen Befehl, der über die fürstliche Küche gebietet, sollen alsdann hundert fette Gerichte Ihre hochzeitliche Tafel schmücken, und Madera — Rheinwein — Champagner und ächte Heremitage sollen in solchem Ueberflusse flieſsen, wie an dem Hofe eines geistlichen Fürsten."

Wie vergnügt hörte nicht der Verliebte diese freundlichen Reden. — Gern und ohne Anstand versprach er, diesen leichten Befehlen zu folgen, um sich der hohen Ehre und Gnade würdig zu machen. Darauf nahm er Abschied und schnappte nach dem Zipfel des Schlafrocks: aber mit höflichen geübten Händen schlug der Hofmarschall beyde Theile zurück, strich mit dem Fuſse aus, und empfahl sich dem Pastor Sebaldus. Bald nach ihm trat Wilhelmine herein, und brachte ihrem gnädigen Gönner Chokolade mit perlendem

An Deutschland.

Ja, Mutter! es ist wahr, ich habe diese Zeit,
Die Jugend, mehr als faul und übel angewendet,
Ich hab' es nicht gethan, wie ich mich dir verpfändet,
So lange bin ich aus, und denke noch so weit.

Ach, Mutter! zürne nicht; es ist mir mehr als leid.
Der Vorwitz, dieser Muth, hat mich zu sehr verblendet,
Nun hab' ich allzuweit von dir, Trost, abgeländet,
Und kann es ändern nicht, wie hoch es auch mich reut.

Ich bin ein schwaches Boot an's groſse Schiff gehangen,
Muſs folgen, wie und wann und wo man denkt hinaus,
Mag wollen oder nicht; es wird nichts Anders d'raus.

Indessen meyne nicht, o du mein schwer Verlangen!
Ich denke nicht an dich, und was mir Frommen bringt:
Der wohnet überall, der nach der Tugend ringt.

Schaume; da gab ihr der Marschall das Dokument ihrer Tugend, den ehrlichsten Abschied, sauber auf Pergament geschrieben, und siehe da! welche groſsmüthige Gnade! Er umarmte sie mit gefälligen Händen, und küſste sie zärtlich. Eine ganz Sapphische Empfindung strömte durch ihr dankbares Herz, und trieb ihren wallenden Busen empor, daſs der blaſsrothe Atlas zu knistern anfing, der ihn weit unter der Hälfte umspannte. Ach, welch ein reizender Busen! o scherzhafte Muse beschreib' ihn! Auf seiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen angeheftet durch Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott immer mit drollichten Reverenzen die Blicke der Grafen und Läufer — Lakaien und Freyherren auf sich zog. Aber itzt erhob sich dreymal die warme bebende Brust, und trennte die gedörrte Musche von Gummi. Der kleine Liebesgott — mit sammt seinem Gerüste, fiel — zwischen der Schnürbrust — unaufhaltsam hinunter, daſs die Schöne schrie, und der ernsthafte Hofmarschall wirklich zu lachen anfing. So fällt ein prahlender Zahnarzt unter die morschen Trümmer seines Theaters, indem er mit stampfender Beredsamkeit dem Pöbel winkt, sein Rattenpulver zu kaufen. Sein erbärmlich Geschrey, und das laute Lachen des Volks betäuben den Jahrmarkt, wenn ihn nun aus dem theuern Schutte sein buntschäckichter Diener hervorzieht.

Mit einer bedeutenden Röthe rauschte bald die schöne Verlobte in die Versammlung der übrigen Zofen des Hofs, die schon ihre glühenden Wangen beneiden, aber Wilhelmine vollendet ihrer Aller Verzweiflung, als sie ihnen den papiernen Triumph zeigt, den sie jetzt vom Hofmarschall erhalten. Aeuſserlich klagen sie zwar ihre verkaufte Gespielin: „Ach, du armes verblendetes Mädchen! So willst du denn fern von deinem verbrämten Amanten, in der Einöde des Landes dein junges Leben verseufzen — und nur von Bauern bewundert, den stolzen Busen erheben? So willst du denn in einer dunkeln geistlichen Hütte als Frau Magisterin wirthschaften? Ach, du armes verblendetes Mädchen!"

So klagten alle die Zofen den Abschied der erweichten Wilhelmine, aber heimlich wünschte sich jede, bald auch so beweinet zu werden, und in den sichern Armen des weiblichen Schutzgottes, des Hymen, den Wechsel des falschen Hofs zu verlachen.

Vierter Gesang.

Auf den Uhren war schon der Mittag vorüber, aber in den Häusern der Groſsen brach er erst mit festlichem Pomp aus der Küche hervor — Hekatomben rauchten ihm — denn die mittägliche Sonne hat noch nicht ihre Anbeter verloren. — Mit mehrerm Eifer als wohl jemals ein Aegyptischer Priester gehabt, feyern sie täglich ihr Fest, mit sonnenrothen Gesichtern, bis das wohlthätige Licht den Kreis verläſst, und nun die stille Venus vom nächtlichen Himmel herabblinkt. Da erhub der gesättigte Pfarrherr seine gestiefelten Beine, und trat mit zerstreuten Gedanken seinen bestimmten zwey Meilen langen Weg an. Die alles vermögende Liebe hatt' itzt den gelehrten Magister zu einem gemeinen Botenläufer erniedrigt, und er muſste, welche sonderbare Bedingung — als sein eigner Hochzeitbitter, noch ein zweytes Jawort erbetteln, ehe sie ihn glücklich zu machen versprach. Der hochbeschneyte Weg ermüdete sein Knie, und die duftende Kälte kandirte seinen schwarzen Bart, und bracht' ihm Zahnweh. Aber noch ein grösseres Uebel, als Zahnweh und Müdigkeit, lauerte in dem nahen Walde auf ihn. Welcher boshafte Genius war es, der in Gestalt eines Holzhackers dem Priester entgegen kam. Ein unschuldiges unbekümmertes Gesicht, die Larve der Heucheley, betrogen den heiligen Wandrer. „Guter Freund," redete er ihn vertraulich an, „sagt mir doch, ist dieses die rechte Straſse nach „Rennsdorf, dem Rittersitze des alten Grafen von Nimmer?" Ehrerbietig nahm itzt der Boshafte vor dem Pastor den Hut ab und sagte: „Wer Sie auch sind — ehrwürdiger lieber Herr, so beklage ich Sie doch herzlich; denn dieser falsche Holzweg, auf welchem Sie wandeln, wird Sie weit von Rennsdorf ablocken; und wenn endlich sich die Schrecknisse der Nacht über diese Heide verbreiten, so müssen Sie Ihren ermüdeten Körper einer abgelegenen Schenke — einer Spitzbubenherberge vertrauen." Da schlug der erschrockene Magister seine haarichten Fäuste zusammen. Lieber würd' er auf einem Ameisenhaufen geschlafen, oder wie ein Zigeuner, den Anbruch seines Hochzeitfestes in einer hohlen Weide erwartet haben, als daſs er einer Schenke das Vorrecht gegönnt hätte, seine geweiheten

Glieder zu bedecken. „O mein Freund,“ rief er, „den mir noch zu rechter Zeit ein guter Engel entgegen schickt, ach, entfernt mich doch eilig von diesem Fuſssteige, der meine Gebeine umsonst ermüdet, und zeigt mir den richtigen Weg, und nehmt im voraus für eure Bemühung ein dankbares Trinkgeld an.“ Hier zog er — gleich einer alchymistischen Phiole, einen langen Beutel heraus, der in der Farbe der Hoffnung künstlich gestrickt war. Ein billiger Zwischenraum scheidete dreyſsig Ephraimiten von einer güldenen Madonna. Ihres innern Werthes gewiſs, erwartete sie ruhig ihr verzögerndes Schicksal, da sich indeſs der jüdische Hauſe mit Geräusch bis an die Mündung des Beutels drängte, um bald erlöst zu werden, und in einem ungewissen Kurse betrügerisch zu wuchern. Doch — indem noch der Pastor die groſsmüthige Belohnung und das Verdienst eines Wegweisers berechnet, so verschwindet Baarschaft — Tagelöhner und Beutel, und der Gott der Kaufleute und Diebe verbirgt den Raub und den hurtigen Räuber in den Finsternissen des Waldes. Nun erfüllt eine lange unharmonische Klage des armen Magisters die Lüfte: „O du treuloser Verräther, so schrie er, wenn du auch — der du einen Priester beraubet, dem Dreyangel des Galgens, der Kuhhaut und den glühenden Zangen entfliehst — so wird dich doch dein böses Gewissen und mein Fluch verfolgen, daſs, wenn das eiskalte Fieber deine Glieder zerrüttet, dir keine bittere Essenz und kein Kirchengebet helfen soll, wenn du es auch mit einem Gulden bezahltest. Ohne Ernst und Andacht und in dem gleichgültigen Tone gesprochen, in dem wir oft für den Römischen Kaiser und alle weltliche Obrigkeiten beten, wird es in der Atmosphäre der Kanzel zerflattern." — So schrie er und erholte sich langsam unter einer überhangenden Eiche. Ungewiſs durch die Lügen des Räubers, ob dieſs der rechte Weg sey, überlieſs er sich mit nagender Furcht seinem Verhängniſs; doch die tröstende Liebe leitete seine zweifelhaften Füſse durch die finstere Nacht glücklich in das labyrinthische Schloſs des Grafen. Der zeitige Schlaf, und ein süſser Traum von einem Kapaune mit Austern, beherrschte schon den alten Gerichtsherrn, und es schliefen auch schon seine alten Bedienten, ob es gleich erst Neune geschlagen. Des ankommenden Fremdlings ehrwürdige Krause flöſste dem Wächter des Hofs die schuldige Achtung ein, daſs er ihn, nachdem er sein Verlangen erforscht, bis an die Stube der jungen Gräfin begleitete. Mit ihrer vertrauten Zofe, Sibylle genannt, saſs die muntere Comtesse, den einen ihrer niedlichen Arme auf ihre verschobene Toilette gelehnt, und hielt in der andern einen vergoldeten zärtlichen Brief, den sie erst itzt an den

Hofmarschall, ihren Geliebten, geschrieben. Sie las ihn mit gedämpfter Stimme ihrer kritischen Freundin vor, die aufmerksam zuzuhören schien, und unmerklich nur gähnte. Aber wer kann das Schrecken beschreiben, das diese zwey weibliche Seelen ergriff, als der gekrümmte Zeigefinger des verspäteten Pastors an die Stubenthüre donnerte. Sie glaubten gewiſs, ein prophetischer Verdacht habe die zänkische Gouvernantin erweckt, die wie ein Polizeyverwalter alles Unrecht entdeckte, und dem alten Grafen verrieth. Mit angenommener Freymüthigkeit gebot die betroffene Comtesse ihrer Zofe, die verschlossene Kammerthüre hurtig zu öffnen: doch ihr furchtsamer Wink widersprach ihrem Befehle. — Die kluge Sibylle verstand ihn, ging langsam zu Werke, klapperte scheinbar an der Thüre, und schmählte entsetzlich auf das strenge verrostete Schloſs, da indeſs ihre Gebieterin die nöthige Zeit gewann, mit *Eau de Levante* ihre Hände zu waschen, die hier und da von der verrätherischen Dinte noch glänzten, und auch den anklagenden Brief aus dem Wege zu schaffen. Mit gegenwärtigem Geiste, o wie liebenswürdig! ergriff sie ihn, zerquetschte seinen durchsichtigen Kavalier und das Posthorn *), und warf ihn klein gedrücht, hurtig unter das Bette; aber wie dauerte sie nicht der wohlgeschriebene Brief, als nur der nachbarliche Herr Pastor zur Kammerthüre hereintrat. Einen solchen Wechsel von heftigem Schrecken und stiller Betrübniſs empfand einst der freygeistische Desbarraux, als er sich zur Fastenzeit einen Eyerkuchen erlaubte. Schon hatte sein erzkatholischer Diener, blaſs wie der Tod, das verbotene Gericht auf die einsame Tafel gesetzt, als ein geschwindes Gewitter am Himmel heraufzog, ein schrecklicher Schlag die näschichte Seele betäubte, und ihm den ersten Bissen im Munde zu Galle verwandelte. Was das für ein Lärmen um einen Eyerkuchen ist! schrie er halb unwillig, halb furchtsam; ergriff das rauchende Essen, und warf es im Eifer auf die beregnete Gasse: aber wie dauerte ihn nicht das verlorne gute Gericht, als das Gewitter vorüber ging! Beschämt warf er sich seine zaghafte Eilfertigkeit vor, und quälte aufs neue den abergläubischen Koch, ihm ein andres zu backen.

---

*) Welches die Zeichen des sogenannten Kavalier- oder Postpapiers sind.

Kaum hatte der kriechende Pfarrherr seine ermüdeten Füſse von dem niedrigen Armstuhle gestreckt, und mit gnädiger Erlaubniſs die beklemmende Weste geöffnet, so verrichtete er seinen Antrag mit der unnöthigen Vorsicht eines Pedanten. Er lispelte heimlich der Gräfin und ihrer Vertrauten dieſs anbefohlne Geheimniſs ins Ohr: der gnädige Herr Hofmarschall werde dabey seyn — und keine, nein keine, als die gegenwärtigen Seelen konnten diese mystischen Worte vernehmen.

Welch ein Tiefsinn bedeckt' itzt mit den Fittigen der Mitternacht das Kabinet der schönen Klarisse! Ihre erfindungsreiche Liebe stritt immer mit der schwerfälligen Einsicht des Magisters: doch beyde muſsten sich der Erfahrung eines grauen Kammermädchens unterwerfen. Anschläge wurden gefaſst, untersucht, und durch neue verdrängt! Lange ging das wichtige Projekt wie ein Würfel im Kreislaufe herum, ehe die ältliche Zofe mit der verschmitzten hohen Miene eines versuchten Ministers, ihre Gedanken in folgenden klugen Worten entdeckte: „Itzt, ehrwürdiger Herr, da sich Ihre Augen nach Ruhe sehnen, so hören Sie kürzlich meinen unmaſsgeblichen Vorschlag: meine willige Stimme soll itzt dem Wächter des Hofes befehlen, daſs sein sicheres Geleite Sie, den Windhunden vorbey, in die Stube führe, die unser Haushofmeister bewohnet. Dieser wird gern eine Nacht sein Bette mit Ihnen theilen, und morgen meldet er Sie bey dem gnädigen Grafen. Dann gehen Sie nur unerschrocken zu dem alten Papa; er wird Sie gewiſs Ihrer Bitte gewähren, denn er liebet Sie von Herzen, und Ihre klagenden Jahrgänge haben seine hypochondrische Brust mit Ehrfurcht für Sie, Herr Pastor, erfüllet. Also schlaſen Sie ſanft! bis die Morgenröthe Ihre gestärkten Glieder zum fröhlichen Hochzeitsfeste erweckt." Ein gütiger Lobspruch aus dem rosenfarbenen Munde der Gräfin belohnte die Einsicht der Zofe — auch der Magister wollte ihr gern seinen Beyfall darüber bezeigen, aber seine Worte verwandelten sich in gähnenden Miſslaut, daſs er zu Hülfe ein beredtes Kopfnicken rief. In wenig Minuten war jeder wichtige Umstand nach Sibyllens Sinne geendet. Der Haushofmeister beherbergte den schnarchenden Magister, und die dunkelbraune Nacht verbarg seine heimliche Ankunft unter ihrem Schleyer vor der miſstrauischen Gouvernantin und vor dem murrenden Hofhunde.

Der volle Morgen hatte den hochgebornen Gerichtsherrn erweckt. Itzt überdenkt er noch im Bette den Zustand seines Magens und forderte mit schwelgerischer Neugier den frühen Küchenzettel — Da tritt der Haushofmeister herein, und meldet ihm die Beherbergung des verspäteten Pfarrherrn, und wie er itzt voller Verlangen Ihro Gräfliche Gnaden zu sprechen, vor der Kammerthüre lauschte. „Je, willkommen, werther Herr Pastor, willkommen!" schrie der Graf dem Verliebten entgegen. Bückend trat dieser vor das Vorhangbette des Grafen, und sein schwerer Athem blies sogleich die hochzeitliche Bitte hervor, die er mit einer Menge von Wünschen

An Sich.

Sey dennoch unverzagt! Gib dennoch unverloren!
Weich keinem Glücke nicht; steh' höher als der Neid;
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat sich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt' Alles für erkoren,
Nimm dein Verhängniſs an. Laſs' Alles unbereut.
Thu, was gethan muſs seyn, und eh' man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren.

Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
Ist sich ein Jeder selbst. Schau alle Sachen an:
Dieſs Alles ist in dir! Laſs deinen eitlen Wahn,

Und eh' du fürder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist, und sich beherrschen kann,
Dem ist die ganze Welt und Alles unterthan!

beſchloſs, wozu ihm der Wechsel der Zeit die beste Gelegenheit darbot. Bey starkem ungeduldigem Herzklopfen wartete er nun, bis der Morgenhusten des stotternden Grafen sich legte — als er auf einmal diese deutliche Antwort vernahm: „O sehr gern will ich meiner Tochter das Vergnügen erlauben, an Ihrem Ehrentage, lieber Herr Pastor, im schönsten Putze zu glänzen. Der priesterlichen Aufsicht überlassen, ist ihre Tugend sicherer, als unter meinem eignen Dache. Ja, mein Freund, verlassen Sie sich darauf, sie soll Nachmittags mit sechs rüstigen Pferden vor Ihrer Hausthüre erscheinen, und das Hochzeitsgeschenk will ich selber besorgen. Damit aber auch Sie, mein Lieber, sich nicht vor Ihrer nahen Hochzeit ermüden, oder wieder beraubt werden, und sich im Walde verirren, so soll meine geschwinde Jagdchaise Sie itzt Ihren erwartenden Geschäften zurück führen, und meine aufrichtigen Wünsche sollen Ihnen folgen." Da ergriff der entzückte Magister die schwere Hand des Grafen von Nimmer, küſste sie hundertmal, und benetzte sie mit Thränen der Freude, die über seinen stachlichten Bart herunter rollten, wie ein plötzlicher Sommerregen über die glänzenden Stoppeln der Felder. Wie rechtmäſsig war diese Freude, denn nach diesem Orakelspruche endigte sich alle sein Leiden. Halb war nun schon die Bedingung des

Hofmarschalls erfüllt, und für die andere Hälfte wird die schöne Klarisse schon sorgen. Mit einem segnenden Complimente verlieſs er die Stube des Grafen. An der Treppe lauerte die verschmitzte Sibylle auf ihn, und erforschte den Ausgang der Sache. Mit zwey kurzen Worten entdeckt' er ihr die gnädige Erlaubniſs seines Patrons; und indem er sich in die Chaise warf, flog die erfreute Zofe zu ihrer Gebieterin. Nun beschäftigte die Wahl eines reizenden Putzes den ganzen Vormittag beide weibliche Herzen, und alles lag schon in der schönsten Ordnung, ehe der langsame Alte seiner Tochter die Bitte des Bräutigams, und seine eigene väterliche Erlaubniſs anzukündigen glaubte. Sie hörte ihn an, als ob sie von nichts wüſste, und bedankte sich gleichgültig für die vergönnte Spatzierfahrt — und leichtfertig erkundete sie sich nach den übrigen Gästen der priesterlichen Hochzeit: doch der gute Alte wuſste ihr keine Nachricht zu geben. „Wer wird dabey seyn," sprach er, „als seine Confratres vom Lande." Indessen klopfte das Herz der jungen Gräfin ungeduldig nach ihrem lieben Hofmarschalle, bis der geschäftige Putz die langen Minuten vertrieb, und ein sanfter Wagen die freundliche Göttin, nebst ihrer vielfarbigen Iris aufnahm, und zu dem Hofe des traurigen Schlosses hinaus flog.

Fünfter Gesang.

Der glücklich angelangte Magister fand seine verrostete Pfarre zu einem Palaste verwandelt, als er hereintrat. Ein Dutzend Bediente seines gnädigen Gönners hatten in seiner Abwesenheit die herkulische Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu säubern, und in der Küche herrschte ein ansehnlicher Koch, dessen eigensinnige Befehle tausend Geräthe verlangten, deren Namen noch nie in diesem Dorfe waren gehört worden. Seine donnernden Flüche flogen in der Küche herum, daſs der erschrockene Pfarrherr mit einem Schauer vorbey ging, sich in sein ruhiges Museum setzte, und das Gesangbuch zur Hand nahm. Als ein Fremdling in seiner eigenen Behausung, getraute er sich nicht, itzt von dem vornehmen Koche etwas zu essen zu fordern; lieber versäumte er das Mittagsmahl, und tröstete sich politisch mit dem fröhlichen Soupé.

Die dritte kritische Stunde des Nachmittags brach an, und lud durch ihren Glanz den Neid des ungebetenen Superintendenten und aller Amtsbrüder auf den Hals des armen Verlobten. Strenge dich an, Muse! und hilf mir das Gewühl der Vornehmen beschreiben, die sich itzt in das Haus des Pfarrherrn sammelten. Zuerst erschien der lackirte Schlitten des Hofmarschalls an der Spitze vieler andern. Vier Deutsche Hengste, Chinesisch geschmückt, zogen ihn, und ein vergoldeter Jupiter regierte den schnurrbärtigen Kutscher. — Ein musikalisches Silbergeläute hüpfte auf den Rücken der Pferde, indem unter ihren stampfenden Füſsen die fröhliche Erde davon flog. Schon von ferne erkannte der zitternde Pfarrherr seinen Gönner, und an seiner Rechten die geputzte Braut. Mit unbedachtsamer Höflichkeit ging er dem fliegenden Schlitten entgegen — aber sein wilder Führer schwang die knallende Peitsche und wendete mit seinen vier Schimmeln in vollem Trabe um, daſs der Magister, mit verzerrtem Gesichte, eilig wieder zurück sprang. Mit majestätischem Anstande stieg nun die einnehmende Wilhelmine von dem sammtenen Sitze, und da verrieth sich zugleich auf einige süſse Augenblicke für den entzückten Bräutigam, ihr kleiner vorgestreckter Fuſs bis an die Höhe des seidenen Strumpfbands, auf welchem mit Pünktchen von Silber ein zärtlicher Vers des Voltaire gestickt war. Ach, wohin weiſs doch nicht ein Französischer Dichter zu schleichen! Gesteht es nur, ihr Deutschen! bis dahin ist noch keiner von Eueren gröſsten Geistern gedrungen. So bald sie ausgestiegen war, umrauschte ein buntfarbiger Stoff diese verdeckten Schönheiten. Eine schneeweiſse türkische Feder blähete sich auf ihrem gekräuselten Haare, und bog sich neugierig über ihren wallenden Busen, der unter den feinen Spitzen aus Brabant hervorblickte, wie der volle Mond hinter den Spröſslingen eines jungen Orangenwäldchens. Nach ihr sprang der ansehnliche Hofmarschall unter die Menge der erstaunten Bauern, die heute Arbeit und Tagelohn vergaſsen, um das Fest ihres Hirten zu begaffen. Ein gewässertes Band hing schief über dem lazurblauen Sammte seines Kleides; und der milde Einfluſs seines Gestirns zeigte sich auf allen Gesichtern, und nöthigte dem unhöflichen Drescher den Hut ab. Alle Blicke wandten sich itzt einzig auf den gestempelten Herrn — nicht einer fiel mehr auf Wilhelminen. Diese werden wir noch oft, dachten die Bauern, als Frau Magisterin bewundern; aber einen Hofmarschall sieht man nicht alle Tage. So vergiſst man das alles bescheinende Licht des Olymps, wenn eine seltene Nebensonne erscheint, die plötzlich entsteht und verschwindet.

Ein anderer Schlitten, unter dem Zeichen des Mars, der — eine seltsame Erfindung des witzigen Bildhauers — auf einem Ladestock ritt, lieferte zwey aufgedünstete Müssiggänger am Hofe, Kammerherren genannt. Einst hatten sie in ihrer Jugend als hitzige Krieger einen einzelnen furchtsamen Räuber verjagt, und sich und dem geängsteten Prinzen das Leben gerettet. Zur Belohnung hatten sie sich dieses unthätige Leben erwählt, genossen einer feistmachenden Pension, erzählten immer die groſse That ihres Soldatenstandes — und gönnten gern ihre lärmende Gegenwart einem jeglichen Schmause. So lebten einst die Erhalter des Kapitols, jene berühmten Gänse, von den Wohlthaten der dankbaren Römer; ohne Furcht, geschlachtet zu werden, frassen sie den ausgesuchtesten Waizen von Latiums Feldern, für einen wichtigen Dienst, den eine jede andre schnatternde Gans mit eben der Treue verrichtet hätte. Der flüchtige Merkur und vier schnaubende Rappen brachten die pigmäische Figur eines affektirten Kammerjunkers gefahren. Stolz auf einen eingebildeten guten Geschmack, ersetzten seine reichen Kleider den Mangel seines Verstandes. Zuversichtlich besah er heut' eine glänzende Weste, die, wie die weiſse Wamme eines drollichten Eichhörnchens, unter seinem rothplüschenen Rocke hervorleuchtete; und fröhlich dacht' er an die Verdienste der weit kostbarern zurück, die sich noch in seiner Garderobe befanden. Ein paar blitzende Steinschnallen, und eine Dose von Saint-Martin erschaffen, waren ihm das, was einem rechtschaffenen Manne ein gutes Gewissen ist — sie machten ihn zufrieden mit sich selbst, und dreist in jeder Gesellschaft. Itzt lief er gebückt in die Pfarre hinein; gebückt, als ob sein kleiner Körper befürchtete, an die altväterische Hausthüre zu stoſsen, die Gothisches Schnitzwerk verbrämte. Nun aber kam unter der Anführung einer gefälligen Minerva ein einzelner vernünftiger Mann gefahren, der, wenig geachtet von den Weisen des Hoſs, den Befehlen seines Herzens mit strengem Eigensinne folgte. Nie erniedrigte er sich zu der Schmeicheley, und nie folgte er der Mode des Hoſs, die das Hauptlaster des Fürsten zu einer Tugend erhebt, und durch Nachahmung billigt. Vergebens — (konnt' es wohl anders seyn?) hofft' er in diesem Getümmel ein nahes Glück, hier wo man nur durch seine Ränke gewinnt, und wo die Blicke der Groſsen mehr gelten, als ein richtiger Verstand und Tugend und Wahrheit. Er war es, der Wilhelminen zuerst mit glimpflichen Worten vor der weiten Gefahr warnte, in die ihr Leichtsinn, und die verjährte List eines wollüstigen Hoſs ihre Jugend verwikkelte, der ihr zuerst den Gedanken erträglich und wünschenswerth machte, wiederum die heitere gesündere Luft ihres Geburtsorts zu athmen. Mit innrer Befriedigung sah er, daſs der heutige Tag seine Bemühung krönte, und dieses frohe Gefühl beschäftigte ihn einzig in dem Taumel einer thörichten Gesellschaft. Ungern sah ihn der Hofmarschall in dem Kreise seiner Lust. — Er aber trug ungekränkt diese ehrende Verachtung und gab sich gern einem unruhigen Tage Preis, um ein verirrtes Mädchen in einer glücklich entschlossenen Tugend zu stärken. Zischt ihn aus — ihr Lieblinge und Weisen des Hofs! Was helfen ihm alle seine Verdienste? Daſs sie einst vielleicht, in Stein gehauen, auf seinem Grabmale sitzen und weinen? O wie thöricht! den Geboten des Himmels zu gehorchen, wo ein Fürst befiehlt, und auf dem einsamen Wege der Tugend zu wandeln, wo noch kein Hofmann eine fette Pfründe erreicht hat. Wenn eine falsche wankende Uhr des Stadthauses den Vorurtheilen der Bürger gebietet, so betrügt uns oft unsere wahre Kenntniſs der Zeit um ihren Gebrauch; denn hier, wo ein jeder dem allgemeinen Irrthume folgt, den eine summende Glocke ausbreitet, und die entfernte Sonne für nichts achtet, was hilft es hier den gewissen Sternseher, daſs er sich allein nach ihren Befehlen richtet — und den Wahn der Stadt verlacht — und seine Stunden nach der Natur miſst? Mit allen seinen Kalendern wird er bald sein Mittagsmahl — bald den Besuch bey seiner Geliebten und den Thorschlufs versäumen.

Zwey würdige Gesellschafter beschlossen den Einzug in einem alten Schlitten, den ein unscheinbares Bildnifs beschwerte — Ob es einen nervigten Vulkan oder einen aufgeblähten Midas vorstellte, war für die Kunstrichter ein Räthsel. Ein halbgelehrter Patricius, ehemaliger Hofmeister des Marschalls, am Stande, so wie an Wissenschaft, weder Pferd noch Esel — nahm die eine Hälfte des breternen Sitzes ein, auf der andern safs ein grau gewordener Hofnarr, der mühsam den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, in Versen und Prosa, die hohe Gesellschaft zu erlustigen: aber sein leerer Kopf blieb ohne Erfindung. Oft weinte der Arme, dafs sein Alter ihm das Ruder aus den Händen wand, dafs er so lange glücklich regieret, und um welches sich itzt der fürstliche Läufer, der Oberschenk und eine dicke Tyrolerin rissen.

Niemand ward mehr erwartet, als die junge Comtesse. Der Hofmarschall stand unbeweglich, an dem offnen Fenster, und seine feurigen Blikke fuhren, durch ein ungeduldiges Fernglas, auf den Weg hin, woher die schöne Klarisse kommen sollte. Wimmernd rang der angstvolle Magister die Hände, und versicherte ohn' Aufhören den argwöhnischen Hofmann: „die junge Dame werde gewifs kommen. Ach! sagte er, sie hat mir ja mit der aufrichtigsten Miene versprochen, meine schwere Bedingung erfüllen zu helfen, und sie wird mich gewiſs nicht in meinen Nöthen verlassen." Unterdessen war auch schon der theure Mann angelangt, der dieſs Brautpaar fester verbinden sollte. Auf dem benachbarten Dorfe, wo niemand die Reizungen einer Wilhelmine kannte, hatt' er von den drey Seiten seiner hölzernen Kanzel trotzig gefragt: ob jemand wider das Aufgebot seines Freundes etwas einzuwenden hätte? Und dreymal hatt' er die Verläumdung mit diesen mächtigen Worten gebannt: der schweige nachmals stille! Sein frommfarbichter Mantel bedeckt' ein wildes Herz; ohne Neigung war er ein Geistlicher, und in diesem gezwungenen Stande ward er selbst in einem Amte mager, das seit dreyhundert Jahren die Schwindsüchtigen fett gemacht hat. Mosheim und Cramern kannt' er nicht: er sprach aber gern von dem General Ziethen und von dem lustigen Treffen bey Roſsbach. Seine Bauern, wild wie er selbst, konnt' er lange nicht durch die Bibel bezähmen — aber es glückte ihm nach einer neuen Methode. Denn eh' er seinen Rednerstuhl bestieg, besah er sein Florentinisches Wetterglas, und rief prophetisch alle die Veränderungen von seiner Kanzel, die es ihm ankündigte. Bald wahrsagt' er der ungezognen Gemeinde Regen und Wind in der Heuerndte: bald aber be-

An die Frauen.

Wider die Verächter der deutschen Poesie.

Kann denn der Himmel auch, die Götter und Göttinnen,
Von dir nicht bleiben frey, du schlangenarger Neid?
Du bläsest deinen Giſt auch auf die Ewigkeit?
Auf Opitz ersten Ruhm, die deutschen Kastalinnen?

Schmäh' immer was du kannst, du Kind der Plutoninnen!
Mein Opitz bleibet wohl; er überlebt die Zeit,
Und dich und deinen Schein. Dein Lohn ist für dein Leid,
Wo Styx und Phlegeton mit Harz und Schwefel rinnen.

Wenn ihr nun, schönstes Volk, ihr Menschgöttinnen, wiſst,
Daſs euch die neue Kunst zu Lob erfunden ist,
Wie denn ihr euren Preis so hört durch sie vermehren:

glückt' er sie, zum Trost, mit einem warmen Sonnenschein in der Weinlese. Die gerührten Bauern bewunderten den neuen Propheten, besserten ihr Leben, und besetzten seitdem alle Stühle der Kirche. Nach einer langen gefeyerten Pause — erschien endlich die erseufzte Göttin, köstlich in ihrem Schmucke, und wunderschön von Natur: und welch ein Glück für den Hofmarschall! ohne Gouvernantin erschien sie. Die Furcht vor einem Hochzeitsgeschenke hatte diese geizige Seele zurück gehalten; und die sonst nie von der Seite ihrer jungen Dame wich, überlieſs heute zum erstenmal den langbewahrten Schatz einem listigen Geliebten, der die Zeit zu gebrauchen wuſste. Mit funkelnden Augen empfing er die Schöne, auf deren Wangen sich eine warme Röthe verbreitete, da sie ihm die glassirte Hand reichte, die auch in dem Augenblicke zärtlich gedrückt war. Und nun war die ganze Bedingung erfüllt, die das Schicksal des armen Dorfpfarrers bestimmte. Die vornehme Versammlung begleitete ihn zur vollen Kirche, wo er durch ein vielbedeutendes Ja! vor der ganzen Gemeinde gesprochen, von seiner reizenden Braut alle die mystischen Rechte der Ehe, und das beschlossene Glück und Unglück seines gefesselten Lebens, mit Freuden empfing. Mit einer zurückhaltenden bescheidenen Miene empfing auch sie von seinen Lippen das Blanket der Liebe, worauf die eigensinnige Zeit ihre Befehle schreiben wird, die kein Thränenguſs auslöscht. Ein geheimer Neid saſs in den glatten Stirnen und in den Runzeln der weiblichen Gemeinde: aber die Männer blickten ihren beweibten Hirten mit lächelndem Mitleid an; denn die Erinnerung ihres ehemaligen glücklichen Traums, der heut' auch über ihren Pfarrherrn schwebte — und das wache Bewuſstseyn ihres itzigen Schicksals bracht' ein ernsthaftes Nachdenken in ihre Gemüther. Und nun besaſs der Beglückte seine Braut, die ihm kein Sterblicher wieder entreiſsen konnte. Nun hab'ich sie endlich erhascht, die fröhlichen Minuten, dacht' er, die mir vier Jahre lang entwischt waren; und voll Empfindung seines Glücks drückt' er oft seiner angetrauten Wilhelmine die kleine Hand, und führte sie mit triumphirender Nase nach Hause. Aber ein wunderlicher unversehener Gedanke, der sich wider alles Vergnügen auflehnte, stieg itzt aus dem klopfenden Herzen der armen Verlobten empor — Ist dieſs nicht, seufzte sie bey sich selbst, das Leichengepränge deiner Schönheit? Klägliches Geschenk der Natur, das keinem weniger hilft, als dem, der es besitzt! Was für unruhige Tage hast du mir nicht verursacht! und itzt begräbst du mich sogar in einer schmutzigen Pfarre! Aber ihr weiser Freund und Rathgeber entdeckte kaum diesen unzufriedenen Gedanken in ihrem bekümmerten Gesicht, als er durch einen ernsthaften Blick gen Himmel geschlagen, ihr denselben verwieſs, sie mit ihrem Schicksal versöhnte, und ihr eine kleine tugendhafte Thräne ablockte.

Ein mathematischer Furir hatt' indeſs die hochzeitliche Tafel geordnet. Ehe man sich setzte, bewunderte man seinen Geschmack in einer minutenlangen Stille, und faltete dabey die Hände. Schimmernder Wein, der, wie die Begeisterung der Liebe, nicht beschrieben, nur empfunden werden muſs, blickte durch den geruchvollen Dampf der theuren Gerichte, wie das Abendroth unter dem aufsteigenden Nebel hervor.

Itzt ergriff der schimmernde Hofmarschall die warme weiche Hand der blauäugigten Wilhelmine, führte sie an die oberste Stelle der Tafel, und bat den dankbaren Magister, sich neben seine Göttin zu setzen, und nicht durch den Zwang eines Neuvermählten die Freuden der Tafel zu stören. Ach! wie gibt hier die veränderliche Zeit ihr Recht zu erkennen: Er — der ehemals dem weinenden Pfarrherrn seine Geliebte entzog, gibt sie ihm itzt bey einem freygebigen Gastmale geputzt und artig wieder zurück, und macht ihn alle sein ausgestandenes Leiden vergessen. So überschickt' einst der groſse Agamemnon seine Briseis dem belorberten Priester des Apoll, die der königliche Liebhaber der väterlichen Sehnsucht lange Zeit vorenthielt. Prächtige Geschenke, und eine Hekatombe muſsten den Alten trösten, und seinen Gott versöhnen, und in hohen Tönen besang der Dichter der Ilias die Geschichte, wie ich itzt die Hochzeit eines Magisters besinge.

Der Schmaus ging an! Ein köstliches Gericht verdrängte das andere, und Bacchus und Ceres tanzten um den Tisch her. Der freymüthige Scherz, die ſeine Spötterey, und das fröhliche Lächeln, vertrieben unbemerkt die taumelnden Stunden des Nachmittags, und der Geist der Comtesse und des Champagners durchbrauste die fühlbaren Herzen der Gäste. Alles war munter und fröhlichen Muths. Nur der Magister und der Hofnarr — immer in sich gekehrt, saſsen unruhig an der frohen Tafel. Den einen überfiel bald ein theologischer Scrupel, bald ein Gedanke seiner künftigen Liebe; und der andere ängstete sich heimlich, daſs es in seinem Gehirne so finster, wie eine durchnebelte Winternacht, aussah. Wie oft buhlt' er vergebens um das belohnende Lächeln des Marschalls, und wie oft verfolgte sein schwerer Witz die flüchtigen Reden des lustigen Kammerjunkers! aber eh' er sie erreichte, waren sie von der Gesellschaft und von dem Redner selbst vergessen und mit Verdrusse nahm er wahr, daſs niemand seine Einfälle begriff, und alle seine witzige Mühe verloren ging. Ein alter hungriger Wolf schleicht so dem

Fuchse nach, der unbekümmert durchs Gras scherzt, den verdrieſslichen Räuber bald nach dieser bald nach jener Seite hinlockte, und endlich doch seiner groben Tatze entwischt. Zur Erhohlung der gesättigten Gäste, deren immer sich anstrengender Witz manchmal schlaff zu werden begonnte, rief der kluge Hofmarschall den Verstand des sinnreichen Konditors zu Hülfe, der so oft seine Wirkung zeigt, wenn die langweiligen Reden eines Fürsten seinen Hof einzuwiegen drohen — Und — auf einmal reizt eine überzuckerte Welt die weiten Augen der Gäste. Faunen und Liebesgötter und nackende Mädchen, in einem poetischen Brennofen gebildet, scherzten ohn' Aufhören im funkelnden Grase. In der Mitte entdeckte sich eine lachende Scene unter einer hohen arkadischen Laube, von ewigem Wintergrün; die porzelane Zeit war es, die mit einer furchtbaren Hippe den zerbrechlichen Amor in der Laube herumjagte. — O wie wird es ihm gehen, wenn er sich einholen läſst! denn der kleine lose Dieb hat der Zeit ihr Stundenglas listig entwendet, und schüttelt den Sand darinnen untereinander, worüber die hohe Gesellschaft sich innerlich freute. Ein voller Teller lustiger Einfälle, in buntem Kraftmehle gebakken, streute neues Vergnügen über die Tafel. Welche Vermischung von Dingen! Stiefeln und Unterröcke,Ferngläser und Schnürbrüste, Kürass' und Palatins, Spiegel und Larven, klapperten untereinander. Jedes öffnet eine Figur, die ihm das Ungefähr oder seine Neigung in die Hand gab; und die ausgewickelten Orakelsprüche wurden laut gelesen. Ein Putzkopf lieferte dem Hofmarschall eine feurige Liebeserklärung. — Lächelnd sah er seine gräfliche Nachbarin an, und überreicht' ihr die bunten Loose. Sie ergriff einen Federhut, und las stotternd eine prophetische Beschreibung des verliebten Meineids ab. Furchtsam gab sie den Teller von sich. — Ein ungesalznes Epigramm auf den Hymen lag in einem Strohhute gehüllt, und ward von dem Kammerjunker aus seinem Staube gezogen, und mit lautem Lachen ausposaunt. — Die lose Wilhelmine zerrieb eine Knotenperücke, die in Knittelversen den Kammerjunker würdig widerlegte. — Nach ihr ergriff, aus verliebter Ahnung, der Magister ein schneeweiſses Herz, worin eine witzige 3 geätzt war. Bedächtlich öffnet' er es und fand diese wenigen Worte: ich liebe einen um den andern. — Wer hätt' es diesem falschen Herzen ansehen sollen, rief er voller Verwunderung, und klebte mühsam die beyden Hälften wieder zusammen. Alle noch übrigen Devisen wurden von den beyden Kammerherren und dem Hofnarren zerknickt, die ganz still die noch verborgenen Schätze des Witzes für sich einsammelten, wie der Geizhals das wohlfeile Korn auf die theuern Zeiten der Zukunft.

Die verdrieſsliche Langeweile fing wieder an, den angenehmen Lärm der Gesellschaft zu unterdrücken, als der schlaue Hofmarschall es zeitig bemerkte, und ein frohmachendes Hochzeitsgeschenk aus seiner Tasche hervorzog. Er wickelt' es aus dem umhüllten Papier, und ermunterte die übrigen Gäste, seinem Beyspiele zu folgen. Ungezwungen stellt' er sich hinter den Stuhl der angenehmen Braut, und hing ihr ein demantnes Kreuz um, das an einem schwarz-moornen Bande zwischen dem schönen Busen hinunter rollte. — O was für ein Bewuſstseyn durchströmt' itzt die blutvollen Wangen der Schönen! Mit ungewisser Stimme dankte sie dem galanten Herrn. Lange konnte sie nicht ihre widerstrebenden Augen in die Höhe schlagen, und die unzeitige Scham brachte sie in eine kleine Verwirrung. Ein solches Gefühl durchdringt oft die treulose Brust eines Hofmanns, wenn sie nun zum erstenmale unter dem ertheilten Ordenssterne klopfet. Furchtsam glaubt' er, die Gemahlin des Fürsten möchte das Verdienst errathen, das ihm dies Ehrenzeichen erwarb. Selbst den ihm unbekannten lakonischen Worten des Sterns trauet er nicht, und er wird es nicht eher wagen, sich unter seinen Neidern zu brüsten, bis ihm sein trostreiches

Schreiber die goldnen Buchstaben verständlich gemacht hat.

Was für köstliche Geschenke häuften sich nicht in dem Schooſse der glücklichen Wilhelmine — Spitzen und Ringe und Dosen und künstliche Blumen. — Ach! dachte der Pastor — ach! so viel Reichthum habe ich ja nicht in meinem zehnjährigen beschwerlichen Amte gesammelt — und wie wunderbar! als Herr seines Weibes dankt' Er! — auch Er! seinen groſsmüthigen Gönnern für diese Geschenke. Man sah es an dem satyrischen Lächeln der Gäste, wie gut seine fröhlichen Danksagungen angebracht waren.

Sechster Gesang.

So endigte sich das fröhliche Hochzeitmahl. Die trunkenen Gäste taumelten in dem kleinen Raume des Zimmers immer wider einander. Ein Evan Evoe umschallte die Wände; Leuchter und Stühle drehten sich in einem Kreis herum, und unvollendete Lieder und halbgestohlne Küsse erfüllten die Luft. Die zerstreuten Kammerherren, ohne Gedanken, in welchem frommen Hause sie lebten, riefen nach einer Karte zum Pharao — die junge Comtesse, ihres jungfräulichen Zwanges, und ihrer Gouvernantin uneingedenk, stellte sich mit dem freundlichen Hofmarschall in den einsamen Bogen des Fensters, und dieser genoſs der süſsen Betäubung der Schönen, so gut als er vermochte. Der kindische Kammerjunker versuchte seinen Witz an dem schläfrigen Hofnarren, und alle Vortheile, die er über ihn erhielt, erzählt' er mit lautem Triumphe der aufmerksamen Gesellschaft. — Aber alle verachteten die harmonische Erinnerung des Nachtwächters, und übersahen das politische

Gähnen des Neuvermählten, und lachten alle den Mond an. So taumeln oft die vermummten Geschöpfe einer Maskerade widersinnig untereinander, vergessen ihre Verkleidung, um nach dem Trieb' ihrer Sinne zu handeln — Rabbi Moses zieht die verkappte Nonne zum Schwäbischen Tanz auf, oder fordert ein Stück schmackhafte Cervelatwurst. Der lange Türke trinkt im falben Burgunder die Gesundheit des allerchristlichsten Königs, und die stroherne Pyramide fängt an, Knaster zu rauchen.

Itzt ging der ungeduldige Ehemann in seine einsame Studierstube — verwünschte seine lärmenden Gäste, und rief also zum Amor: „O du mächtiger Sohn der Cythere! hast du mir deinen Schutz nur darum angeboten, und mich deines Rathes gewürdiget, um mich itzt desto mehr zu kränken, und mein dankbares Herz wider dich zu empören? Was hilft es, daſs du mich nach den Reizungen meiner Wilhelmine hast schmachten gelehrt, und daſs du mich durch ihr melodisches Jawort beglückt hast — Was hilft es, daſs mir dieser Tag in der schönsten Feyer entflohen ist, wenn meine erste Brautnacht langweilig und ungefeyert davon zieht? Die lächelnde Morgenröthe wird mich spottend an die neue Bekanntschaft einer Freud' erinnern, die wider mein Verschulden mir fremd geblieben ist, und Wilhelmine wird mir mit ernsthaftem Lächeln in das Gesicht

So mag des Lobes Alp gleich drücken was er kann,
Wir kommen doch empor. Das steiget himmelan,
Was Gott und Götter gleich auf diesem Boden ehren.

sehn, wenn sie die glückwünschenden Bauern Frau Magisterin grüſsen. Diese Nacht, o Sohn der Venus, nur diese einzige Nacht, beherrschest du noch mit dem Hymen in gemeinschaftlicher Ehre — So laſs mir doch nicht durch das wilde Getöse der geputzten Höflinge, und durch das Wiehern ihrer Pferde, diese glücklichen Stunden entziehen, die keine Macht vermögend ist, mir wieder zurück zu führen, sollten sie einmal davon seyn!» Diese Seufzer des unruhigen Magisters brachten den Stolz des kleinen Gottes in Bewegung. Er freute sich, daſs der dankbare Vermählte, nicht trotzig auf die dienstbare Hülfe des Hymen, des Amors Freundschaft noch suchte. Gütig entschloſs er sich, dem Verliebten zu helfen, und den Jupiter und des Pantheons verirrte Bewohner und Ritter und Pferde hinaus zum Dorfe zu jagen. Welch ein heroisch Unternehmen! Welch eine That!

Recht zu gelegener Zeit fiel dem kleinen Helden der Trojanische Brand ein, der die trotzige Garnison der Griechen nöthigte, den flammenden Platz zu verlassen, und diese so oft besungene schreckliche Geschichte gab ihm eine sinnreiche Kriegslist an die Hand, die er mit Glück und Tapferkeit ausführte. Er drehet' aus den Händen des gefesselten Hymen die hochzeitliche Fackel, die lichterloh brannte, und stahl sich unvermerkt in die Küche des Pfarrherrn. Von der edlen Kochkunst verlassen, die vor kurzem zwanzig schöpferische Hände darinne beschäftigte, ruht itzt eine finstere Traurigkeit unter ihren Gewölben. Auf dem warmen Heerde lag eine ungebrauchte Speckseite in der aufgehäuften Asche verborgen, woran die ganze groſse geschwänzte Armee des scherzhaften Mäonides sich hätte sättigen können. Dieses ungeheure Magazin steckte der freybeutische Amor mit abwärts gesenkter Fackel in Brand. Auf einmal flog es, durch die fettige Flamme belebt, in die schwarze Esse, die sich rauschend entzündete — und ihr blutrothes Feuer dem Firmamente zuwälzte. — Es war geschehen — Amor schüttelte seine Flügel und floh, und stellte sich auf die knarrende Fahne des Kirchthurms. Hier stand er, wie Nero, als er mit grausamer Wollust seine Residenz brennen sah, freute sich seines gelungenen Anschlags, und erwartete den schrecklichen Ausgang. — Und nun — o Muse! hilf mir das Getümmel beschreiben, das in dem Hause des Magisters entstand, als die gräſsliche feuerschreyende Stimme sich über das aufgeschreckte Dorf ausbreitete. Das hohle furchtbare Getöne der stürmenden Glocken, die ein angstvoller Cantor unermüdet läutete, verkündigte den verzagten Matronen ihren Untergang, und das Geschrey der Kinder, und das Pochen der Nachbarn und das Bellen der Hunde, machte eine finstere unglückliche Nacht noch schrecklicher. Von dem stummen Entsetzen geführt, kam die verlorene Nüchternheit itzt wieder in die Versammlung der Hochzeitsgäste zurück. Doch kaum begriffen sie das drohende Unglück ihres betrübten Wirths, so flohen sie ihn, als wahre Hofleute, mit eilenden Füſsen, und nach einem kurzen gleichgültigen Lebewohl! verlieſsen sie alle das neue Ehepaar in Thränen. Aber, wie ehemals der junge Aeneas seinen alten frommen Vater aus dem flammenden Troja trug: so umfaſst' itzt der getreue Hofmarschall seine weinende Klarisse, und durch die Liebe gestärkt, verachtet' er alle Gefahren. Das Feuer prasselt' über sein Haupt, und die Wellen des Fischbeinrocks schlugen über seine zerrissene Haarlocken zusammen — dennoch bracht' er sie glücklich an ihre sichere Karosse, und übergab sie den Händen ihrer schützenden Zofe. Und wie der unerschrockene Weise, gegenwärtig in den gröſsten Bedrängnissen, sich noch um Kleinigkeiten des Lebens bekümmert, oder so, wie der gröſste Lips Tullian auf dem Richtplatze, da schon der Stab gebrochen ist, noch für seine Nase besorgt, um eine Prise Rappé bat — noch schnupft' er ihn mit süſser Empfindung in dieser entscheidenden furchtbaren Minute — reckte darauf mit einem Seufzer den Hals dar, und befand sich in der andern Welt, eh' er — niesen konnte — eben so nahm noch itzt der

Hofmarschall drey verliebte Küsse von seiner beängstigten Schönen, und warf sich mit unterdrückter Sehnsucht in seinen fortschallenden Schlitten. Das Zeichen war gegeben, und nun flogen alle die unbändigen Pferde mit ihren Rittern davon, die mit stillem Vergnügen über ihre Sicherheit, oft nach der brennenden Pfarre zurück sahn.

Kaum war die lärmende Versammlung der Götter- und Menschengestalten zum Dorfe hinaus, so gebot Amor: das Feuer sollte verlöschen — und es verlosch. Zwar verkannte der blinde Pöbel die Hülfe des Amors, und jauchzend dankten die Bauern ihre Rettung einem schwarzen Dämon, der es gewagt hatte, aufs priesterliche Dach zu steigen, wo er, dem Feuer zum Opfer, eine arme geraubte Najade der Elbe, in den schwarzen Abgrund hinunter stieſs, daſs ihre zerschmetterten Glieder in einer schmutzigen Küche ein unbekanntes Grabmal bedeckte.

Nun brachte der Gott der Liebe dem Hymen die hochzeitliche Lunte wieder zurück, darauf ging er Hand in Hand mit ihm, zu dem getrösteten Verliebten, und sammelte seine entzückten Danksagungen in den leeren Köcher, denn der kleine Held hatte den Tag über alle seine Pfeile verschossen. Die noch übrige Nacht hindurch wacht' er an dem rauschenden Brautbett', und da der Morgen anbrach, erhob er sich fröhlich in den Olymp auf den Strahlen der Sonne, die zuerst dem frohen Magister die Mischung von Scham und gedemüthigter Sprödigkeit auf den Wangen seiner zufriednen Schönen sichtbar machten, und ihn zu neuen Morgenküssen erweckten. Wie reizend blickte nicht die vollendete Braut ihrem glücklichen Sieger in das männliche Gesicht! Gleich einer jungen Rose, die sich unter dem schwarzen Gefieder einer einzigen balsamischen Nacht entfaltet. Der überhangende Phöbus trifft sie in ihrem vollen Schmucke an, und vergebens bemühen sich seine brennenden Strahlen, sie noch mehr zu entwickeln.

Itzt stand der kleine Amor vor seiner freundlichen Mutter, und erzählt' ihr in scherzhafter Prahlerey, seine Kriegslist und seinen Triumph, daſs seine Stimme durch den Olymp schallte, und selbst die bescheidenen Musen ihm Beyfall zuwinkten. Ihr Lächeln löste sich in einen sanften geistigen Sonnenschein auf, wovon ein goldener Blick in die Welt drang, und unter so vielen tausend poetischen Seelen die meinige allein begeisterte. Ich hab' alles gethan, was meine Muse befahl; ich habe das Elend des verliebten Magisters, und seine fröhliche Hochzeit besungen, und hab' ein Werk verrichtet, das durch eine schöne Druckerpresse vervielfältigt, der Vergänglichkeit trotzen kann.

Die
Inoculation der Liebe.

Eine Erzählung.

De l'art d'un Inoculateur
C'est l'Amour qui fut l'inventeur.
Pour l'intérêt d'un jeune coeur,
On fait la piqûre :
La cure
En est sure,
Jeunes Beautés, ne craignez rien ;
C'est un mal qui fait du bien.

FAVART.

An den
Herrn Kreissteuereinnehmer Weise
in Leipzig.

Wie selten fällt des jungen Dichters Wahl
Auf den Gesang, den ihm sein Herz empfahl.
Singt Einer auch von Amors Abentheuern:
So stimmen hundert ihre Leyern
Auf den Trompetenton der festlichen Moral,
Und jeder schreyt mit andern Schreyern
Und mancher Harlekin wagt einen Todtensprung
In seiner ersten Angst, zu dem erhabnen Young
Und tändelt voller Ernst mit allen Ungeheuern
Der Schwermuth, spornt sich selbst zu Rasereyen an,

Schweift in die Gegenden der Freuden ein — und stürzet
Mit Murren auf den Wandersmann,
Der durch ein Lied, das ihm sein Genius ersann,
Sich sorglos seinen Weg verkürzet. —

Wie reizend stell' ich mir die freyen sichern Zeiten
Horazens und Properzens vor,
Wo nie ein Mensch um andrer Menschlichkeiten
Das Maul verzog und nur ein Wort verlor.
Man rechnete dem Dichter seine Lieder
Nicht für Verbrechen an, und Cicero rief nicht:
„Wer einen Wieland, lieben Brüder,
„Wer einen Wieland liest, der ist ein Bösewicht!"

Es lebe Billigkeit! Ich räche
An Andern niemals eine Schwäche,
Die ich selbst nicht besiegen kann,
Und sehe diese Welt gern für ein Gasthaus an,

Das jedem offen steht. — Wer sprechen will, der spreche.
Hier ist für jedermann ein voller Tisch gedeckt:
Ein jeder esse, was ihm schmeckt,
Und jeder zahle seine Zeche!

Auch ich, ich höre gern die Sprache des Gefühls
Der Mädchen, die nun satt des langen Kinderspiels,
Den erst erwachten Wunsch erwärmter Herzen stammeln;
Und sehe gern, wie nach und nach
Sie von dem Leitband' an bis in das Brautgemach
Empfindungen der Freude sammeln:
Und überrasche gern die Unerfahrenheit
Mit der Natur und Lieb' im Streit. —

Freund, den die Scherze gern zu ihrem Dichter wählen,
Der zur Erholung auch nach langem Ernste lacht;

An den Obrist Dietrich von dem Werder,

Uebersetzer von Tasso's befreytem Jerusalem.

Es sagt's Jerusalem, es saget's Krieg und Sieg,
Und hundert Andres mehr, was, werther Held, dein Dichten
Und dein Verrichten sey. Du gibest den Geschichten
Ihr Leben durch dein Thun; machst, daſs dein Sieg und Krieg

Sich kriegt und übersiegt, den sonst die Zeit verschwieg
In einer langen Nacht. Du kannst dich dir verpflichten,
Daſs dich und deinen Ruhm kein Tod nicht mag vernichten,
Weil ritterliche Kunst ihn sieghaft überstieg.

Ich lobe diese Faust, die Leib und Namen schützt,
Selbst schreibt was sie selbst thut. Auf Kraft und Kunst ihr eigen;
Auf beyderley gelehrt, was beyder Seiten nützt.

So einen Streit laſs Dir erzählen!
Ein Mann von Welt wie Du, wird nicht gleich bitter schmählen,
Wenn es die Muse so, wie unsre Damen macht:
Die ziehn, — wer weiſs es nicht? Bescheidenheit dem Schimmer
Des allzufreyen Putzes vor:
Doch deckt ihr schönster Theil sich immer
Am liebsten mit dem dünnsten Flor.

Da, wo der dunkle Strom des Maynes
Sich in den hellern Rhein verliert;
Wo nebst dem Gott des Deutschen Weines
Der erste Fürst des Reichs regiert:
Nicht weit von Maynz — damit es jeder wisse,
Wer sich auf Politik und Flüsse
Und gute Weine nicht versteht, —
Da lebte, kürzlich noch, dem fetten Vaterlande,
Dem Adel und der Welt zur Schande,
Ein altes, geiziges, stiftmäſsiges Skelet:
Ich nenn es Harpagon. — In seinen jüngern Jahren
Kam ihm die Grille sich zu paaren
Aus Liebe nicht, aus Raubsucht ein. Er stahl
Zwo Tonnen Golds durch seine schlaue Wahl -
Denn seine Ehe war nichts weiter,
Als nur ein Einbruch ohne Leiter,
Bey dem er noch vor der Gefahr
Gehenkt zu werden, sicher war.
Gewinnst genug für ihn, um einer Art von Drachen
In seinem Bette Raum zu machen!

Es segnete kein Mensch den neuen Ehestand,
Den Trauungssegen ausgenommen.

Gott, welch ein Paar! rief man durchs ganze Land,
Was werden erst für Kinder kommen! —
Dieſs Urtheil war sehr übereilt gefällt.

Es kam ein Mädchen an, allein man muſste sagen,
So schön, als an den Hochzeittagen
Sich keine Seele vorgestellt.
Es hatte kaum die Augen aufgeschlagen,
So starb die Mutter schon, da sie zum Glück der Welt
Das Ihrige nun beygetragen. —
Das Kind zog jedermann mit bittendem Geschrey,
Nur seinen Vater nicht herbey —
Der arme Mann! wie kann man das begehren?
Er saſs, ganz blind von vielen Zähren
Und überrechnete genau
Was zu der Reise einer Frau
In jene Welt für Kosten nöthig wären?
Man stelle sich nur vor, wie so ein Tod zerstreut!
Bald ängstigt ihn die Pflicht, sie ehrlich zu begraben,
Und bald durchschauert ihn in seiner Einsamkeit
Das mächtige Gefühl, sie überlebt zu haben.
Halb froh, halb ängstlich, wie ein Dieb,
Verglich er das was ihm zurücke blieb,
Und was er ihr zu lassen hätte.
Er stahl der todten Frau die Hälfte von dem Bette,

Schloſs jede Kleinigkeit von ihrem Nachlaſs ein
Und lieſs sein Töchterchen nach fremder Hülfe schreyn.
Manch Mädchen lief herbey und hatte zwar den Willen,
Allein sonst nichts, das Kind zu stillen:
Der Himmel mag Vergelter seyn! —
Zuletzt erschien ein Weib mit thätigerm Erbarmen,
Bat weinend sich das Kind von seinem Vater aus.
„Nehmt's hin, wenn's Euch gefällt, ich mache mir nichts draus.“ —
Die Alte nahm's und trugs mit schmeichelhaften Armen
In ihr armselig Bauernhaus. —
Der Alberne, der Ungerechte
War hier zum erstenmal für seinen Vortheil blind.
Ich wüſste nicht was so geschwind
Für eine süſse Müh so viele Freude brächte,
Als ein gesundes, hübsches Kind,
Zumal von weiblichem Geschlechte.
Von Tag' zu Tag' entwickelt sich
Ein neuer Reiz in seinen sanften Zügen.
Sey Vater oder Freund, stets überrascht es Dich
Mit einem menschlichern Vergnügen!
Die Wollust kannt' Er nicht — das gute Bauernweib
Nahm das verlaſsne Kind zu ihrem Zeitvertreib
Für ein geringes Kostgeld über.

Mit Seuſzen zahlt Er's aus, zur Nahrung ſür den Leib —
Und ſür die Seele? — Keinen Stüber!
Wenn man, dacht' Er, den Körper nur erhält,
Was kann die Seele noch verlangen?
Wer weiſs es, ſitzt die nicht zur Straf' in dieſer Welt,
Gleich einem Züchtlinge, wie auf dem Bau', geſangen.
Die Alte nahm ſo gut ſich dieſes Mädchens an,
Als jemals eine Fee gethan.
Ich könnte viel davon erzählen:
Doch will ich nur ein Beyſpiel wählen,
Von dem man weiter ſchlieſsen kann.

Es herrſchte in dem Dorf ein alter Aberglaube,
Für jedes Kind ein Bäumchen zu erziehn.
Die Alte, der ein Baum noch viel zu wenig ſchien,
Pflanzt' ſür ihr Fräulein eine Laube
Von jungem ſproſsendem Jaſmin.
Die Anſtalt war ſehr gut: denn alle Mädchen hatten
Nach ſunſzehn Jahren ihren Schatten:
Die Mühe war gering, doch eine Kleinigkeit
Kömmt manchmal in der Folgezeit
Den guten Kindern wohl zu ſtatten.

Dem droht der Ueberdruſs vergebens,
Der manchen Ehemann gleich nach der Trau
befällt,
Wer die Gefährtin seines Lebens
Aus einer Beaumont Hand erhält;
Der kluge Mann wird nichts vermissen.
Ihm bleibt zu weiterm Unterricht
Nichts übrig, als die Kunst zu küssen.
O warum konnte doch die gute Mutter nicht
So viel als eine Beaumont wissen!
Das, was sie wuſste, lehrte sie:
Sie lehrt' das Kind erst reden und dann singen,
Und wuſst' ihm ohne viele Müh
Geschmack am Lesen beyzubringen.
Sie wagt' es ohne Locks Versuch
Die Unterweisung abzuändern:
Sie lasen manches gute Buch,
Und wechselten mit Hauskalendern.
In diesen Uebungen verfloſs
Die lange Zeit von funfzehn Jahren.
Das Fräulein war nun hübsch und groſs,
Empfindlich: aber unerfahren.

Einst las sie Zeitungen, und fing von Frankfurt an,
Die seltne Neuigkeit zu lesen:

„Es sey Dimsdal, der groſse Mann,
„Der Blatterimpfer, da gewesen“ —
Drauf, wie man denken kann, drauf fuhr
Die Zeitung fort, die Leser zu belehren,
Wie viele Mädchen schon mit Hülfe seiner Kur
Vor dem Verlust der Reize der Natur
Zu ihrem Trost gesichert wären —
Ihr Krankheitsbändiger mit tödtendem Gesicht,
Ihr habt wohl Recht auf diese Kur zu schimpfen! —
Auch unser Mütterchen, das doch sonst eben nicht
Schwergläubig war, fing an dabey das Maul zu rümpfen. —
Die Blattern? schrie sie, was? die Blattern einzuimpfen? —
Unmöglich ist das gut: doch wollt' ich, der Bericht
Wär' wahr! Ich weiſs, was sie mir einst verdarben.
Auch ich war einstens schön. — Da sah mich jedermann
Mit freundlichen und güt'gen Augen an:
Doch itzt! — Wie bald ist es um uns gethan!
Bey dieser Larve voller Narben
Denkt weiter keine Seele dran. —
Das junge Fräulein hört zum erstenmal' erschrocken
Der Alten zu, und sieht zugleich in ihr,
Mit angstvoll stiller Neubegier

Ein traurig Monument der fürchterlichen Pocken;
Denn wie die Pfirsich nichts von ihrer Güte weiſs,
Wenn sie auf der Natur Geheiſs
Sich färbt, mit Woll' umzieht und endlich süſsgefüllet
Der Lüsternheit entgegen schwillet:
So war bisher auch Fräulein Karolinen
Ihr eigner Werth noch unbewuſst.
Sie tändelte noch nicht mit ihrer Schwanenbrust
Und dachte nicht daran, durch schlaugewählte Mienen
Den Ruhm der Schönheit zu verdienen.
Mit sich noch unbekannt und kaum von sich gesehn,
War sie in stiller Anmuth schön.
Doch itzt, da sie mit ihren feinen Zügen
Der Alten Häſslichkeit verglich;
Itzt, da ihr Geist mit heimlichem Vergnügen
Des Körpers Lilien beschlich;
Da ihr geschärfter Blick mit lüsternem Bedachte
Die neuen Gegenden durchlief:
Fuhr manche Ahnung auf, und manche Sorg' erwachte,
Die still bisher in ihrem Schooſse schlief. —
So, wäre, rief sie aus mit traurigen Geberden,
Dieſs Alles nur auf kurze Zeit so schön?
Dieſs Alles könnte noch ein Raub der Blattern werden?
Und gäb' es denn kein Mittel auf der Erden

Der Schönheit Feinden zu entgehn? —
Dürſt' ich nur meinen Vater fragen!
Allein ich weiſs es schon, es rühren meine Klagen
Ihn niemals: denn sein Kopf ist nur von Zahlen voll,
Und stets schmählt er auf mich — — — Es sey! — Man kann ja wohl
Für seine Schönheit etwas wagen? —
Der väterliche Trost war der Erwartung werth.
So heuchlerisch, so schriftgelehrt,
Als ob er ihn in * * * studieret: —
„Das ist ein Thor, wer seine Schmerzen häuft,
„Ein Sünder, welcher Gott in seine Rechte greift,
„Ein Bösewicht, — wer sich inoculieret." —
Damit entlieſs er sie. — Die junge Schöne schlich
Zu ihrer Fee, und fing so weinerlich,
So rührend an ihr Herz dem Mitleid zu entfalten,
Daſs jeder Laut der guten Alten
Bis in die Seele drang; und gleich entschloſs sie sich,
Die Zeitung in der Hand, im Dorfe öffentlich
Mit ihren Nachbarn Rath zu halten.
Sie lief von Haus zu Haus und fing zu fragen an,
Vom Schulzen bis zum Leyermann:
Doch keiner war, der sie belehrte.
Der Küster selbst, so klug er war, erklärte,
Daſs eine Kur, wie die, noch nie erfunden sey. —
Indem sie nun betrübt nach ihrer Hütte kehrte,
Ritt ein geputzter Herr vorbey:

Auch diesen fiel sie an. Er hörte
Mit Lächeln zu, und sprach: Laſst mich das Mädchen sehn!
Es ist nichts leichter zu verstehn. —
Ein jeder junger Herr, gesagt zu unsern Ehren,
Wenn ihn nicht die Natur bloſs für die Oper schuf,
Fühlt stets in sich den gütigen Beruf,
Einfält'ge Mädchen zu belehren.
Der Ritter war von dieser Art,
Empfehlend, freundlich und erfahren
In mancher Kunst, wie Abelard,
Als seine Künste und sein Bart
Noch ungekränkt im Wachsthum waren.
Ihn lehrten nur Ovid und Gleim
Die schwere Wissenschaft, dieſs Leben zu empfinden,
Und doch, — wer glaubt es wohl? gelockt durch reiche Pfründen
Wagt' er es einst zu Mergentheim
Das Kreuz der Keuschheit umzubinden,
Schwur Haſs und Tod (das ging zur Noth noch an)
Den Türken und den Saracenen;
Und schwur — Was haben denn Unschuldige gethan? —
Auch etwas Aehnliches den Schönen.
Nun sagt man zwar, die strengsten Deutschen Herrn
Veränderten die Pflicht des Türkenkriegs ganz gern
In einen Ritterzug nach kleinen Liebeshändeln,

Ihr Römer tretet auf; ihr Griechen gebet Zeugen;
Wird Agamemnon nun selbst sein Homerus nicht?
Aeneas sein Virgil? wer ist der's widerspricht?

Und lieſsen oft die Mädchen ungescheut
In scherzender Vertraulichkeit
Mit ihren Ordenszeichen tändeln.
Ich sage nur, was halb Europa spricht,
Vielleicht ist's wahr, vielleicht auch nicht:
Ich achte nicht auf jede Stimme,
Und wär' es wahr — Nun wohl! Der groſse Sancho sprach;
Man sey nur Ritter erst, das Uebrige folgt nach;
Ein guter Umweg, keine Krümme.

Nicht jeder trifft, Bekanntschaften zu machen,
Die Zeit so gut, wie sie der Ritter traf.
Die Schöne lag in einem luſt'gen Schlaf,
Ein Viertelstündchen vorm Erwachen.
So mancher Reiz, von dem der schwüle Tag
Die feinen Decken weggeschoben,
Ward durch das halbe Licht der Laube mehr erhoben,
In deren Schattenkreis sie lag. —
Ein solches Kleinod zu entdecken,
War sich der Ritter nicht versehn.
Er sah und blieb mit freudigem Erschrecken
Beym ersten Augenblick, wie eine Säule, stehn.
Beym zweyten wollt' er näher gehn,
Beym dritten — — — aber ach! die Unschuld schläft zu schön;
Es wär' ja Schade, sie zu wecken! —
Nun konnt' er eine lange Zeit
In unentschloſsner Trunkenheit,
Bey diesem Gegenstand nicht seinen Blicken wehren:
Doch, als er reiflicher erwog,
Was ihm der Schlaf verrieth und was er ihm entzog,
Wagt er es endlich, ihn zu stören. —
Denn sehn wir wohl die gröſste Schönheit ganz,

Man seh' auch was man will, so lange wir den Glanz
Von ihren Augen noch entbehren?
Er kniete vor ihr hin, küſst' ihre nächste Hand — — —
Kein Wunder daſs der Schlaf verschwand!
Es war der erste Kuſs, den sie in ihrem Leben,
(Beglückt war der, der ihn gegeben!)
Im Wachen und im Traum empfand.
Erröthend sprang sie auf und drehte
Den starren Blick auf den, der ihr die Hand gedrückt.
So steht im Schein' der Abendröthe
Der Venus Marmorbild, das einen Garten schmückt.
Man spotte nicht! Der jungen Schönen
War der Besuch von einer Mannsperson
Noch unerhört: doch wird sie schon
Sich mit der Zeit daran gewöhnen. —
Die gute Fee, der wohl an Scenen
Von dieser Art nicht viel gelegen war,
Ermunterte zuletzt das allzustille Paar,
Sich ihrer Sprache nicht zu schämen. —
Hier dieser Herr, schrie sie, das dächten Sie wohl nicht,
Versteht die Wunderkur, von der die Zeitung spricht,
Und würde sich wohl gar bequemen,
Die Kur mit Ihnen vorzunehmen,

Wenn Sie es wünschen — — — Auf einmal
Faſst auf das Wort der Fee, die schöne Karoline,
Vertrauen zu dem Herrn, den seine gute Miene
Schon ohnedem bey ihr empfahl: — — —
Herr Doctor — oder wie Ihr Titel
Sonst heiſsen mag, besitzen Sie das Mittel,
Von dem die Zeitung Wunder spricht:
So bitt' ich, retten sie mein jugendlich Gesicht.
Es ist das einzige, was mir das Glück gegeben,
Was mich noch zu erfreun vermag,
Ging es verloren: keinen Tag
Würd' ich dieſs Unglück überleben.
Ich weiſs zwar nicht, ob ich die Müh,
So sehr mein Herz es wünscht, verdiene?
Nun, lieber Herr, — mit unschuldsvoller Miene
Sah sie ihn an, — was meinen Sie? —

Wie pochte nicht das Herz dem jungen Herrn!
So nahe
Hatt' ihm noch nie die Lieb' ein Netz gelegt.
Er fühlt', je mehr er auf sie sahe,
Je mehr sie sprach, sein Innerstes bewegt.
Was soll er thun? Das schmeichelnde Vergnügen,
Dieſs liebe Kind noch oft zu sehn,
Verwehrt ihm itzt die Wahrheit zu gestehn,
Die Ehrlichkeit verbot, daſs er's betrüge.
Zuletzt entschloſs er sich, durch eine halbe Lüge,
Den sichern Mittelweg zu gehn. —

Ich bin ein Deutscher Herr, der in der Nachbarschaft
Auf seinen Gütern lebt; doch misch' ich mich zuweilen
Gern in die Medicin, und kann so meisterhaft,
Als Dimsdal nimmermehr, ein hübsches Mädchen heilen.
In meinem Umgang schon steckt die verborgne Kraft,
Die Krankheit andern mitzutheilen.
Es ist ja überhaupt der Blattern Eigenschaft!
Eins steckt das Andre an — — — doch gnug, itzt muſs ich eilen:
Sie werden das schon mit der Zeit verstehn.
Sie leben wohl, auf baldig Wiedersehn! —
Hiermit entriſs er sich des Fräuleins Schmeicheleyen,
Schwung sich aufs Pferd und zog den Hut — — —
Da hielt es noch die alte Fee für gut
Ihm diese Warnung vorzuschreyen:
Der Himmel segne Sie für Ihre Gütigkeit,
Mein junger Herr, auf viele Jahre!
Nur sorgen Sie, daſs vor der Zeit
Des Fräuleins Vater nichts von Ihrer Kur erfahre;
Das ist ein Mann, der für die schönste Haut
Nicht einen Groschen gibt, und (daſs Sie Gott bewahre!)
Dem bösen Feinde mehr, als seinem Arzte traut.

Dem Leser, welcher das Project
Des Ritters nicht etwa von selber schon entdeckt,
Will ich davon, so viel ich weiſs, erzählen. —

Er hatte nicht umsonst so manche hübsche Nacht
Des Körpers Wunderbau, das Labyrinth der Seelen,
Als Ritter durchgeirrt, als Weiser durchgedacht,
Und alle Wendungen, die die Verliebten wählen,
Nach Regeln der Natur in einen Plan gebracht.
Er ward seitdem der Liebe nur getreuer,
Und wieſs, je mehr er itzt mit kritischem Verstand
Beleuchtete, was er empfand,
Nur desto weniger die kleinen Abendtheuer
Mit hübschen Kindern von der Hand. —
Unwissenheit berauscht, Erfahrung machet nüchtern.
Wenn itzt die Lieb' ihm winkt, flammt seine Einbildung
Nicht mehr so hoch als sonst; und seine Forderung
Ist nicht zu dreust und nicht zu schüchtern.
Sein erster Rausch war zwar schon längst vorbey, doch blieb
Ihm stets davon noch die Erinnrung lieb.

Er sah an Andern gern die Lust, die er empfunden,
Sah gern die Liebenden in ihrem ersten Glück
Und ruſte, wie ein Kind in seinen Morgenstunden,
Den halb vergeſsnen Traum zurück.
Noch lieber lieſs er sich mit den vertrauten Scherzen
Zum Unterricht so unerfahrner Herzen,
Wie Amor ihm in Karolinen gab,
Mit lehrbegier'ger Lust herab.
Es ist, ihr Mädchen hört's! die feine Kunst zu lieben,
Wie das Basset, ein sehr betrüglich Spiel.
Es gibt der Männer gar zu viel,
Die sich in losen Künsten üben.
Wenn Euer Herz, miſstrauisch beym Gefühl
Der Liebe stutzt: gleich unterschieben
Sie Euch ein falsches Wort, das, wie der Unschuld dünkt,
Schon mehr erlaubt und besser klingt.
Ein Kuſs auf Eure Hand ist nur ein Ehrfurchtszeichen,
Das, wenn es sich auf Euern weichen
Korallenfarbnen Mund verirrt,
Nicht Liebe, nein, nur Freundschaft wird.
Euch lockt ein süſser Trieb zu schattenreichen Büschen —
Was wollt ihr da? — ihr wiſst es selber nicht:

Doch Euer Freund erklärt's. Ihr sucht Euch zu erfrischen,
Weil Euch — weil Euch die Sonne sticht.
Aus Müdigkeit setzt er sich bey dem Bache nieder,
Ihr folgt dem Wink aus gleicher Müdigkeit:
Des Bachs Geräusch ist Schuld an der Zufriedenheit,
Die aus Euch scherzt — und Weissens Jugendlieder,
Vertreiben Euch die kurze Zeit,
Und wenn Ihr Euch aus Zärtlichkeit nun Beyde
So weit vergeſst, wie ich mich oft vergaſs —
Was grübelt Ihr? — Fragt ihn! Es war nur Uebermaſs
Der Liebe nicht, nein nur der Freude.

Nach diesem glücklichen System
Hielt unser junger Herr auch dieſsmal für bequem,
Das unerfahrne Herz des Fräuleins zu behandeln,
Und eine Kur, von der er nichts verstand,
Durch Sympathie in eine zu verwandeln,
Für die er mehr Beruf empfand. —
Mit dem Entschluſs ging er zu Bett' und träumte,
Wie jeder junge Arzt von seiner ersten Kur.
Doch daſs er nicht etwan sein krankes Kind versäumte,
Was manchmal selbst Boerhaven widerfuhr,
Zog er zuvor an seiner Uhr
Den Wecker auf. Die Mühe war vergebens,

So klein sie war. Das Herz, der Wecker unsers Lebens
Ermuntert uns weit sicherer zur Zeit,
Von einer solchen Wichtigkeit.
Kaum war er wach, kaum war der Tag erschienen,
Der doch im May nicht langsam ist:
So eilt er schon zu Karolinen.
Er fand das muntre Kind im Grünen
Mit einem Blick ward er von ihr gegrüſst,
Der leichter anzusehn als zu beschreiben ist.
Unnöthig suchte sie, daſs eine sanfte Sprache
Verständlicher ihn nach und nach beredter mache.
Ein Blick wie dieser war, ist leichter zu verstehn,
Als manche wohlgesetzte Chrie.
Ich, fing sie stotternd an, komm', wie Sie mich hier sehn,
Erst aus dem Bett'. Und Sie — Sie geben sich die Mühe
Um mich, — ich schäme mich, — so früh schon auszugehn? —
„Ein Liebesdienst kann, rief er, nie zu frühe
„Auch selbst um Mitternacht geschehn."
Du armes Kind! So listig hintergangen,
Seitdem es Mädchen gibt, ward keine noch als Du;
Du eilest, wie Du glaubst, mit löblichem Verlangen
Um die Erhaltung Deiner Wangen
Dem Arzt — Betrogene, Du eilst der Liebe zu!

Noch unbekannt mit ihren Streitigkeiten
Ergiebst Du Dich ihr gern, nach einer Krankenpflicht.
Wie könntest Du mit Amorn streiten,
Du gutes Kind, Du kennst ihn nicht! —

Der Arzt fing an zuerst, wie sichs gebührt, zu fragen:
„Wie geht der Puls?“ — „So, so; — da fühlen Sie, mein Herr“ —
„Er geht sehr frisch — allein in wenig Tagen,
Fuhr er prophetisch fort, wird er weit heſtiger
In den geschwollnen Adern schlagen.
Und itzt, sprach Er, halt' ich für gut,
Und sprachs in jenem Ton, der den verlornen Muth
Bey Kranken wiederbringt, mit freundschaftlichen Küssen
Das jungfräuliche Winterblat
Vor allen Dingen zu versüſsen.
Für eine feurige Natur
Ist dieſs die beste Frühlingskur,
Wie wir aus der Erfahrung wissen.“ —
„Ich folge gern, rief das geliebte Kind,
„Und fühle wirklich schon die Süſsigkeit gelind
„Mit jedem Kuſs durch meine Adern flieſsen.“—
Sie wiederholten oft der Liebe Kinderspiel,
Das beyden Theilen wohlgefiel:
Die Alte nur fing an den Kopf dabey zu schütteln.

Ueber Martin Opitzens Ableben.

So zeuch auch du denn hin in dein Elyserfeld!
Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,
Und untermenge dich mit diesen groſsen Leuten,
Die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.

Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held,
Der itzt nichts Gleiches hat; du Herzog deutscher Saiten,
O Erbe durch dich selbst der steten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt.

Germania ist todt, die Herrliche, die Freye,
Ein Grab verdecket sie und ihre ganze Treue,
Die Mutter die ist hin; hier liegt nun auch ihr Sohn,

Ihr Rächer und ihr Arm. Laſst, laſst nur alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig seyd, und macht euch nur davon:
Die Welt hat wahrlich mehr nichts Würdig's zu beschreiben.

„Eh ich noch völlig mündig war,"
Murrt' sie vor sich, „genoſs ich zwar
„Auch dann und wann von diesen süſsen Mitteln:
„Allein, wenn ich mich recht besinnen kann,
„War etwas anders Schuld daran.
„Doch, wie man manchmal liest, hat alles sich verwandelt.
„Ein jedes Jahr hat eine neue Kur,
„Und sonsten brauchten Mörder nur
„Den Schirlingssaft, den itzt der Arzt verhandelt."

Das junge Paar fuhr fort in bester Eintracht froh
Zu küssen, Er — und Sie — dafür zu danken:
Und wie der erste Tag entfloh,
Verging der andre auch. — Doch ſingen schon der Kranken
Am dritten an die Knie zu wanken.
Der Puls schlug heftiger, so bald der Ritter kam,
Und stockte, wenn er Abschied nahm.
Dann jagten Wünsche sich mit schreckenden Gedanken.
Die Langeweile zwar beschleunigte die Nacht:
Doch seufzend ward sie hingebracht:
Matt stand sie auf. — Mit schmachtenden Geberden
Erzählte sie der Alten ihre Noth
Und sprach am vierten Tag', um widerlegt zu werden,
Mit süſsem Lächeln von dem Tod.
Die Alte lieſs an sie, weil doch einmal die Mütter
Viel weiter als die Töchter sehn,
Erfahrungsvoll viel Tröstliches ergehn. —
„Mein Kind, sprach sie, der Tod ist bitter.
„Sie werden, — lassen Sie den Ritter
„Das Seinige nur thun — es besser überstehn,
„Als sich itzt denken läſst." — — — Zum Glücke
Trat auch, indem sie sprach, der junge Arzt herein

Und mit ihm Troſt und Ruh. Sein Kuſs und seine Blicke
Verbreiteten, (so wie geschwinder Sonnenschein
Ein Schimmern übers Meer,) auf Karolinens Wangen
Ein Lächeln, wie man nur in einer Brautnacht sieht,
Das von dem Herzen ausgegangen,
Sich auf das Herz zurücke zieht,
Und unserm jungen Herrn ein feuriger Verlangen
Nach ihm, als nach dem Tod' verrieth.
Der Ritter zitterte, und wär' dem keuschen Orden
Beynah schon ungetreu geworden. —
Wenn ich Deutschmeister wär', hätt' ichs ihm wohl verdacht?
Die Liebe hat schon mehr Meineidige gemacht,
Die dennoch zu Kapitel gehen:
Denn, würde jeder abgesetzt,
Der diese strenge Pflicht verletzt,
So würden weit und breit die Lehen
Des Deutschen Reiches offen stehen.
Ach, wider eines Mädchens Reiz
Hilft weder Fürstenhut noch Kreuz! —
Und dennoch hielt der junge Herr noch lange
Sein Herz, so sehr es auch nach der Vollendung schlug,
In jenem ungeduld'gen Zwange,
Den nie vor ihm ein Deutscher Herr ertrug.
Zwar überlieſs er noch den unzufriednen Sinnen

So manche schon erlangte kleine Lust
Auf Karolinens Mund und Brust,
Wenn's möglich wär', noch einmal zu gewinnen,
Und schob nur Etwas auf, das, wenn man
zärtlich liebt,
Man ungern einen Tag verschiebt.
So überlieſs Columb ermüdeten Begleitern
Von seiner Tapferkeit das schon entdeckte Land:
Voll Ahnungen, mit sieggewohnter Hand
Sein seltnes Glück noch zu erweitern,
Schifft er in Ruhe fort, und überschifft den Strand,
Wo Helden ohne Vorsicht scheitern.

Der Schönen ward, nach Sonnenuntergang,
Wo sie ihr Freund verlieſs, die Zeit gewaltig lang.
Sie sank verlassen und entkräftet
Auf einen alten Lehnstuhl hin,
Und hatte voller Eigensinn
Die Augen auf die Wand geheftet;
„Ach!" seufzte sie mit krankem Ton,
„Ich werde mich bald legen müssen!
„So ausgebreitet fühl' ich schon
„Die Wirkungen von seinen Küssen
„Durch alle meine Adern flieſsen:
„Drum, gute Mutter, haltet nur
„Ein frischgemachtes Bette fertig,
„Ich bin den Ausbruch meiner Kur
„Fast jeden Augenblick gewärtig" —
Drauf legt' sie sich, wie manchmal eine Braut

Vor ihrem Hochzeittage, nieder,
Und seufzte leis: „mit heiler Haut
„Geschieht es doch gewiſs nicht wieder!“ —
Die Alte wachte wundersam,
Um ja durch nichts der Kranken Schlaf zu stören,
Und wedelte den Arm sich lahm
Von ihr die Fliegen abzuwehren.
Wer sieht nicht gern den Schlaf vor einer solchen Kranken,
Als Fräulein Karoline war?
Da werden oft die heimlichsten Gedanken
In einer Wendung offenbar.
Wie viel verrieth auch hier die angenehme Röthe,
Die immer mehr sich im Gesicht
Der schönen Träumerin erhöhte,
Wie viel verrieth der Trieb, der ihren Busen blähte,
Den Augen des Bemerkers nicht!
Wenn's eine Wette gält', den Traum wollt' ich erzählen,
Es sollte mir kein Umstand fehlen. —
Das alte Weib, trotz seiner Schläfrigkeit,
Blieb treulich wach, bis zu der Morgenzeit,
Wo Karoline sich dem Schlummer
Mit einem Seufzerchen entwand,
Und immer noch ihr Herz voll Kummer,
Und nach Besichtigung des Busens und der Hand
Kein Merkmal noch von Blattern fand.

Ein Umstand macht mich itzt verlegen,
So wenig ich's sonst bin; so regen
Zween Wünsche sich, die auf einmal
Sich selten anzutreffen pflegen:
Bleib' oder bleib' ich nicht? Ich habe bey der Wahl
Mehr als man denket zu erwägen.
Wie ungern möcht' ich itzt von meinem Posten gehn!
Das Fräulein sucht, um aufzustehn,
Ihr Mieder und ihr Unterröckchen —
Ich leugne nicht, das möcht' ich sehn!
Als Knabe schon trug ich mein Döckchen
Im Hemd herum und fand es schön:
Die kind'sche Lust hat sich erhalten.
Allein beym Blitz! Erst steht mir bey der Alten
Ein böser Augenblick bevor:
Die dehnt sich aus und gähnt empor,
Und löst — das ist nicht auszuhalten —
Die Schleifen auf — Gut, gut! ich wünsche wohl zu ruhn!
Ich hab' auch anderwärts zu thun.

Der Ritter hatte kaum gemerkt,
Wie redlich ihn der Schlaf gestärkt,
So stand er auf, von allen Sorgen
Des Alters und der Milzsucht frey,
Und segnete den heitern Morgen
Und seine Jugend und den May.
Der Plan, den ihm die Lieb' entwarf,
Das unschuldvollste Herz zu rühren,
War halb erreicht; und es bedarf
Nur einer Kleinigkeit, ihn vollends auszuführen.
Voll Muth klopft sein entſchloſsnes Herz,
Und an der Hand der Zärtlichkeit geleitet,
Eilt er dahin, wo ihm der Scherz
Ein ſanftes Lager zubereitet;
Und weil er weiſs, daſs sich der Liebe Reiz
Mit falschem Putze nicht verträget:
So hatt' er, eh' er ging, sein glänzend Ritterkreuz
Mit klugem Lächeln abgeleget. —
Die Kranke hatte kaum den jungen Arzt erblickt,
So lag sie schon in seinen Armen
Und ward mit tröstendem Erbarmen
An sein verliebtes Herz gedrückt.
Die Glücklichen ! Sie fühlten nur und schwiegen,
Und wechselseitiges Vergnügen,
Das rührend still so wie der Morgen war,
Schien dieſs berauschte frohe Paar

In die Vergessenheit zu wiegen;
Und wollustvolle Thränen stiegen
Den Küssenden ins Aug' — — — allein
Wird wohl der armen kranken Schönen
Mit alle dem geholfen seyn?
Ich will nichts Böses prophezeihn:
Allein ich zweifle faſt, denn ihre Blicke sehnen
Sich, wenn ich's recht versteh', nach stärkern
Arzeneyen.
Ihr Busen zieht des jungen Mannes Thränen,
Ihr heiſser Mund zieht seine Küsse ein,
Und jeder Athemzug vergiftet,
Wie leicht zu denken ist, ihr wallend Blut
noch mehr.
Der Puls bleibt aus, der Athem wird ihr schwer.
Nun wankt — nun sinkt sie gar — und er? —
Indem er ihr die Schnürbrust lüftet,
Ruft Hülfe — doch, auf das Gehör
Der Alten, welche schlief, war sich nicht zu
verlassen.
Er rufte noch einmal — allein er hätte eh'r
Den Vater aus dem Wald, die Kinder von den
Gassen
Herbeygeruft: denn Schlaf und Alter hören
schwer,
Und von den Bäumen in dem Garten
War nichts als Schatten zu erwarten.
Auch der ist gut zu seiner Zeit.

Er trug, — (die Laube war zu gutem Glück nicht weit,)
Sein krankes Kind dahin und legt die matten Glieder
Sanft ausgestreckt in weichen Rasen nieder,
Und lobte die Gelegenheit.
Kaum lag die Schöne da, so gingen
Ihr schon die Augen auf, die blassen Wangen fingen,
Mit neuem Feuer an zu glühn — — —
Was half denn so geschwind? Kann etwan der Jasmin
Ein Mädchen wieder zu sich bringen?
Wie? oder hat ein Arzt, der seine Kunst versteht,
In seinen Händen schon dieſs glückliche Vermögen?
Das weiſs ich Alles nicht, das mag die Facultät
Der Aerzte weiter überlegen. —
Kurz der Genesung schnell Gefühl
Bewieſs ihr deutlich gnung, sie haben nun das Ziel
Der Kur erreicht. — Im schnellen Uebergange
Vom Dunkeln in das Licht, und eben dieses war
Der jungen Dame Fall, ist uns vor der Gefahr
Aus Freuden blind zu werden, bange:
Man klaget lächelnd über Licht,
Hält seine Hände vor's Gesicht
Und traut sich halb und traut sich wieder nicht,
Die scheuen Augen aufzuschlagen:
Doch was man nicht sogleich vermag,

Kommt schon — Wir blinzeln erst, bis wir den vollen Tag
So gut als Andere vertragen. —
So saſs auch Sie in Furcht und Hoffnung da,
Und wuſste nicht wie ihr geschah,
Und ob die Kur geendet wäre?
Mit Stammeln fragt sie ihn: doch er erklärt sich nicht
Und führet sie zu mehrerm Unterricht
Noch einmal in die Kinderlehre. –
Und nun floh der Betrug und unsre Schöne nahm,
Je weiter sie in der Erkenntniſs kam,
Nach der Gewohnheit aller Schönen,
Die letzte Zuflucht zu den Thränen.
Bey ihrem süſsen nie gefühlten Gram
Schwur sie, mit ihm, der sie in seine Arme nahm,
Mit diesem falschen Mann sich niemals zu versöhnen. —
So martert sich aus Stolz, aus Sehnsucht und aus Scham,
Ein säugend Kind, das wir entwöhnen.
O möchte stets die Scham der Mädchen Wang erhöhn!
Dieſs Himmelszeichen macht ein jedes Mädchen schön.
Selbst Psyche ward dadurch dem jungen Amor lieber.
Die Röthe, die wir oft an mancher Schönen sehn,

Auf unsers Kammerdieners Jakob Merziers Ermordung. *)

Ach, daſs du dieſsmal doch vor Schlafe bist erwacht!
Gab dir denn deinen Tod kein Traum nicht zu verstehen?
Nein! dein Verhängniſs hieſs dich an die Mörder gehen!
Da liegst du nun vor uns! die ungetreue Nacht,

Die blind ist und blind macht, die hat dich umgebracht!
Der Thäter folgt der Flucht der wohlgefuſsten Rehen;
Wir müssen dir dein Grab noch auf der Flucht erhöhen,
Weil unser langer Weg uns also eilen macht.

Lieg' hier und ruhe wohl in deiner kühlen Erden!
Gott weiſs, wie, wo, und wann wir Andern fallen werden?
Der geb' uns besser Heil, der geb' uns bessern Muth!

---

*) Bey einer Schlägerey mit den Ladendienern zu Reval.

Wenn wir zu viel uns unterstehn,
Ist nicht von dieser Art; gleich einem Scharlachfieber
Greift sie die Haut nur an, und — wenn wir weiter gehn,
Tritt sie wohl gar ans Herz und geht in Ohnmacht über. —
Die Farbe, welche hier des Fräuleins Wang' umzog,
War ächte Farb', und sie verflog
Nach tausend Küssen erst, und Beyde
Genossen nun die seltne Freude,
Die Freude der Beruhigung.
Nur manchmal noch entstand auf Karolinens Wangen
Ein wiederkommendes Verlangen
Aus dankbarer Erinnerung.
Doch wer beschreibt die Freude, die wir fühlen,
Wenn die entbrannten Triebe nun
Sich in gelinder Wärme kühlen,
Und unsre Sinne von den Spielen
Der ersten Lieb' ermattet, ruhn! —
O möcht' ich bald zu Deinen Füſsen,
Gespielin meiner Jugendzeit,
Nach wohl erlangter Müdigkeit
Dieſs Glück der Wanderer genieſsen! —
Laſs nicht itzt, da der Weg mit Blumen überstreut
Uns manchen Platz zur Ruhe heut,
Unthätig unsre Zeit verflieſsen!

Was soll uns denn den Weg verſüſsen,
Wenn erst der Winter kömmt und Berg und Thal verſchneit,
Und alle Schritte uns verdrieſsen?

Die Zeit verstreicht für Liebende geschwind:
Und unser junges Paar verlauschte
Den Mittag schon, als etwas mehr als Wind,
Um die verschwiegne Laube rauschte.
Es war die gute Fee — Sie hatte nun die Nacht,
Wo sie die Schlafende bewacht,
So ziemlich wieder eingebracht.
Kaum konnte sie die Glieder regen,
So lief sie nach der Laube hin:
Doch, wenn ich recht berichtet bin,
Kam sie dieſsmal ein wenig ungelegen.
Als eine seichte Kennerin
Von Schilderey'n der Art, besah sie Karolinen
Vom Fuſs' an bis zum Kopf, und doch verstand
sie nicht,
Was ihr dieſs glühende Gesicht
Und diese so zufriednen Mienen
Ganz deutlich vorzumalen schienen.
Sie macht die Brille fest, und guckt und fragt
dabey,
Ob ihr ein wenig besser sey? —
„Ja, rief das Fräulein, ja; die Krankheit ist
vorüber.
„Ich fühle mich so hergestellt,
„Wie jedes Mädchen wünscht. Mir ist nunmehr
die Welt,

„Mein Reiz, und selbst mein Leben lieber.“ —
Sie reicht' dem Arzt die Hand, indem sie dieses sprach,
Und tausend Küsse folgten nach. —
Die Alte sah den Herrn mit jener Ehrfurcht an,
Die wir für Aesculape tragen,
Und wollte schon für ihren hohlen Zahn
Bey der Gelegenheit nach einem Mittel fragen.
Allein, er lieſs sie nicht zum Wort,
Stand auf und ging entschlossen fort,
Und sprach: „Noch kennen Sie nicht alle die Gefahren,
„Die mit der Kur verknüpfet sind:
„Drum geh' und sorg' ich itzt, mein Kind,
„Sie für den Rückfall zu bewahren,
„Der täglich fast bey Ihren Jahren
„Zu fürchten ist.“ — Wohin mag er wohl gehn?
Vielleicht weiſs er ein Kraut im nächsten Walde stehn,
Das dazu dient — — — Doch nein! — Mit übereiltem Schritte
Ging er nach ihres Vaters Hütte.
Nun die Gesichter möcht' ich sehn!
Doch ich errathe seine Bitte.
Ein Andrer hätte sie so hurtig nicht gethan: —
Er hielt um Karolinen an.
So bald der junge Herr sich deutlicher erklärte,
Daſs, auſser Karolinens Hand,

Die ihm auf diesen Fall der Alte zugestand,
Er keine Ausstattung und kein Geschenk begehrte,
Kein Hemd' und neues Kleid: mit einem Worte: nichts,
Als nur die Mitgift des Gesichts
Und das, was ihr noch sonst als Mädchen angehörte; —
So sprach er: „Ja," und gab ihm zum Verkauf
Sein Ehrenwort und seine Hand darauf,
Und schickte gleich nach Karolinen. —
Die kam geschwind mit ihrer Alten her,
Sah auf den jungen Herrn mit halb verschämten Mienen
Und sagte hurtig „Ja!" und kurz nach ihr erschienen
Zween Zeugen und ein Geistlicher — — —
Das sieht ja eilig aus! — Ich glaube,
Der Alte weiſs wohl gar, was in der grünen Laube
An seinem Töchterchen für eine Kur geschehn?
O nein! Sein Geiz argwöhnte nur, es möchte
Der Kauf wohl noch zurücke gehn,
So bald der Ritter ihn als Oekonom bedächte. —
Er that es nicht und bot schon seine Rechte
Der schönen Braut mit Freuden dar.
Da ward zum Glück für sein freyherrliches Geschlechte,
Die alte Fee noch ein Versehn gewahr;
Die Schöne stand in der Gefahr,
In der wohl öfters Jungfern stehn,

Sich ohne Kranz getraut zu sehn,
Und lieſs ihr dunkelbraunes Haar,
Verstört, wie es seit Morgen war,
Uneingedenk in alle Winde wehen.
Die Zeit verläuſt indeſs! der Abend bricht herein.
Wie ist der Sache wohl in solcher Eil zu rathen? —
Nach manchem Vorschlag, den sie thaten,
Fiel endlich noch der Braut das beste Mittel ein. —
„Auf was, rief sie, will man noch warten?
„Geh, Marte! lauf! Wie vieles findet sich
„Zu einem Kranz' in Deinem Garten!
„Lauf nur zur Laube hin und brich
„Drey Stängel ab! Sie! die ich oft in Tagen
„Der schwülen Sommerszeit zu meinem Trost beschlich,
„Sie wird mir nicht den letzten Dienst versagen.
„Nur ihre Blätter will ich tragen,
„Denn man erzog sie ja für mich!“ —
Man weiſs, ein Kranz ist bald gewunden,
Bald festgesteckt, und manchmal bald zerstört. —
Nun ward dem Geistlichen mit Andacht zugehört;
Und nach Verlauf von wenigen Sekunden
Die Braut, — der Ehre war sie werth:
Zu einer jungen Frau erklärt. —
So ging der Trauungstag zu Ende.
Ein wenig zwar beraubt folgt ihm die erste Nacht:
Doch unser Fräulein ward durch schon bekannte Hände
In alle Sicherheit gebracht.

Denn man liegt doch im Bette, wie ich glaube,
Weit sich'rer, als in einer Laube,
Die noch so schönen Schatten gibt.
Hier sieht's kein Mensch, wenn sich die Haube
Auch dann und wann im Schlaf verschiebt: —
Und wenn es ja des Morgens merklich wäre:
So eine Kleinigkeit ficht eine Frau nicht an —
Sie setzt sie wieder recht und schwört bey ihrer Ehre,
Der Mann hab' es im Schlafe bloſs gethan — —
Doch wo gerath' ich hin? — Das kommt von vielem Plaudern. —
Wer hieſs mich auch so lange zaudern? —
Die Leutchen haben schon einander eingewiegt.
Wie süſs ist nicht Sein Schlaf! Auch unsre Karoline
Liegt neben ihm in der zufriednen Miene,
In der wohl jede Frau beruhigt und vergnügt
Nach einer schweren Krankheit liegt.

Vermischte Gedichte.

An eine Dame

bey ihrem zwey und siebenzigsten Geburtstage.

Du, die im Alter ohne Klage
Auf die durchlebten vielen Tage
Mit Heiterkeit zurücke blickst!
In keiner Assemblee verloren,
Als wärest Du mit uns geboren,
Dich gern in unsre Zeiten schickst;
Du, die auch in verschiednen Wettern,
Der Rose gleich, von hundert Blättern,
Nur Blatt vor Blatt, nicht auf einmal verblühst,
Und ohne Neid, den Liebesgöttern,
Manch hübsches Knöspchen erst erziehst,
Sey mir in Deinen grauen Haaren,
In Deinen zwey und siebzig Jahren,
Ehrwürdige! sey mir gegrüſst!

Wenn uns nebst allen seinen Leiden
Ein schweres Alter übereilt,

Dank hab' auch, liebe Stadt, für alle deine Treue!
Doch, daſs nach dieser Zeit dich unser nicht gereue,
Und du seyst recht gerecht: so räch' auch unser Blut!

Uns niederwirft und unsre Freuden,
Von denen wir so ungern scheiden,
An die Meistbietenden vertheilt;
Wenn wir nunmehr erfahren müssen,
Wie sich das Glück der Liebe dreht,
Und das verjährte Recht zu küssen
An jüng're Erben übergeht;
Wenn die Natur für andre Schönen
Das Roth von unsern Wangen nimmt,
Und niemand mehr zu unsern Tönen
Mit süſsen Sympathien stimmt;
Wenn unsre Freunde selbst veralten,
Und nur der Arzt vertraulich mit uns spricht,
Und statt der lächelnden Gestalten
Der jungen Herrn, der Husten und die Gicht
Jetzt ihre Wachen bey uns halten:
Dann ist es Kunst, die uns entflohne Zeit
Nicht einer Untreu anzuklagen,
Und noch, wie Du, ein Herz voll wahrer Munterkeit
Und voller Scherz herum zu tragen,
Und lachend bey dem Kuſs der Jüngeren zu sagen:
Es ist doch alles Eitelkeit!

Wer weiſs so gut, als Du, sein Alter zu vergessen?
Du setzest Dich noch gern, wo Du sonst gern gesessen,

Und hörest jetzt noch gern dem muntern Jüngling zu.
Ach! wer betrügt mich mehr um meine Zeit — als Du
Und — Deine freundlichen Niecen!

O möchtest Du von unsern Tändeley'n
Noch lange eine Zeugin seyn!
O möchtest Du durch ein beglücktes Leben
Uns lange noch die Lehre geben:
Bis an das Grab uns zu erfreun!
Erlebe wenigstens das erste Jubeljahr
Der neu verbesserten Kalender *),
Dies wünschet Dir ein Freund, der niemals ein Verschwender
Von seinen guten Wünschen war.

---

*) Anno 1699, welches das Geburtsjahr dieser Dame war, wurde der verbesserte Kalender durch einen Reichsschluſs eingeführt.

In das Stammbuch der Madame Hendel,

den 17. Januar 1810.

Welch Auge saugt nicht gern an Deinem Blick voll Seele,
Wenn Du von Deiner Höh' auf uns hernieder strahlst,
Und was die Dürer einst, und was die Raphaele
Erschufen, sinnlicher uns mahlst! —
Wer möchte nicht mit Dir ins Empyreum streben,
Nicht aus den Schlacken uns'rer Zeit
Ins Dunkel der Vergangenheit
Auf Deinem Lichtstrahl überschweben! —
Warum lieſs die Natur, was Deiner Kunst gelingt,
Mir nie auf meiner Bahn das liebliche Erschrecken
Und jenes Schamgefühl entdecken,
Das Deinen Busen hebt, der mit der Unschuld ringt,

Wenn Du der Bothschaft horchst, die Dir der Engel bringt.*)
Denn hätte solch ein Weib je meinem Blick gesessen
Auf einem Rasen oder Thron —
Ich fürchte, sträflich und vermessen
Hätt' ich dann selbst des Seraphs Mission
Und um ein menschliches erseufztes Bothenlohn
Des Himmels Glorie vergessen.

---

*) Als Maria bey der Verkündigung.

Das Glück der Liebe.

Das Schicksal zeigte mir jüngst auf zween blumichten Wegen
Der Lieb' und Weisheit mir winkendes Glück;
Wähl' Eines! sprach es. — Ich ging sogleich der Weisheit entgegen,
Doch sah' ich immer nach Doris zurück.

Sie ging mir schüchtern vorbey, dem schlauesten Amor zur Seiten;
Er aber, der meine Wünsche verstand,
Wie listig wuſst' er sie nicht durch manchen Umgang zu leiten,
Bis sie an meine Seite sich ſand!

Jetzt wär' mein Schicksal getäuscht! Mit unaussprechlichen Blicken
Dankt' ich's dem Amor, der mächtiger ist;
Dank sey's dem Amor! — Was gleicht der Liebe sanſtem Entzücken,
Das man im Wege der Weisheit genieſst!

An des Herrn Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz Durchlaucht.

1805.

Indeſs Dich, junger Fürst, die milde
Poetische Natur umfloſs,
In deren lachensten Gefilde
Virgils Idyllen-Hain entsproſs,

Warf ich, erwärmt kaum von der Sonne
Des rauhen Nordens, manchen Blick
Nach jener mir an der Garonne
Verstrichnen Jugendzeit zurück.

Ich träumte von den Feyertagen,
Wo gründlicher, als selbst Ovid,
Mir Sanchez die Gewissensfragen
Der Liebe vortrug und entschied.

Ich träumte mich zu Dir hinüber
Und glaubt' in Dir bald den Mäcen,
Bald mit den Grazien der Tiber
Den scherzenden Horaz zu sehn.

Mit Dir sah ich aus Roma's Trümmern
Die Glorie der alten Zeit
Die Hochaltäre überschimmern,
Die Borgia's Geschlecht entweiht.

Erzürnten Dich nicht die Verächter
Der Lebensweisheit, und vergabst
Du mir nicht gern mein Hohngelächter
Auf den unfehlbar weisen Pabst?

Der blind jedoch für tollen Glauben
Die erste Fürstenpflicht verkennt,
Wenn er die Tauber von den Tauben,
Die Mönche von den Nonnen trennt;

Der betend um des Land's Gedeihen
Den Fortgang des Gedeihens hemmt,
Wenn seine Fluth von Litaneyen
Die Gärten Latiums verschwemmt.

Preis sey den Herrschern nur, die neben
Dem Thron der Armuth Hütten baun,
Nicht ihr dem Staat geweih'tes Leben
Kalender-Heiligen vertraun,

Die statt ihr Land in Klosterketten
Zu schlagen, es zum Auferblühn
Mit Bürgerschulen, Ehebetten
Und Waizensaaten überziehn.

Der Fleiſsige, der den Befehlen
Der Frömmler horcht, dient nur der Schmach,
Bestellt sein Feld nur Cardinälen
Und seinen Kindern liegt es brach.

Verehrter, gleichgestimmter Bruder
Von dreyen Huldinnen! warum
Gab Dir nicht Gott das Steuerruder
Von Petri Patrimonium?

Der Vogelsteller.

Die Liebe und der Vogelfang
Sind ziemlich einerley,
Es lockt der männliche Gesang,
Er lockt — er lockt
Vögel und Mädchen herbey.

Sie achten ihrer Schwäche nicht,
Denn ihre Herzen sind
In jugendlicher Zuversicht
Betäubt — betäubt
Liebevoll, fröhlich und blind.

Zwar bey dem ersten Ausflug ist
Das Vögelchen verzagt,
Hält jeden Laut für Hinterlist
Wohin, wohin
Es seine Flügelchen wagt.

Als der Uhrmacher Rudolph Stadeler aus der Schweiz zu Ispahan jämmerlich niedergesäbelt ward. *)

Dein tapfrer Christenmuth, du werther Schweizer du,
Ist ewig lobenswerth: denn als**) du konntest leben,
Hast du dich willig hin in deinen Tod gegeben;
Was deinen Leib bringt um, das ist ein kurzes Nu;

---

*) Dieser Reisebegleiter wurde, weil er einen persischen Dieb, den er im Hause, nach Andern einen Buhler, den er bey seiner Frau traf, erschossen, den persischen Gesetzen gemäſs den Verwandten des Entleibten ausgeliefert. Er konnte sich durch die Beschneidung retten, that es aber nicht. Auf dem Meydan (dem Marktplatz vor des Königs Schloſs) kniete er freudig nieder, und rief: „Hauet nur getrost in Christi Namen zu!“

**) obgleich.

Doch hüpſt es bey dem zweyten Flug
Mit jubelndem Geschwätz
Von Baum zu Baum und dünkt sich klug,
Und hüpſt, und hüpſt
Dem Vogelsteller ins Netz.

Des Jägers Abendlied.

Was such' ich in den Wäldern auf?
Ist es das scheue Wild?
Es ruhe! denn in meinem Lauf
Umschwebt mich nur Dein Bild.

O wenn in gleichem milden Licht
Das meine Dir erschien,
Du würdest — ach! Du würdest nicht
Des Jägers Anblick fliehn,

Der von der Sehnsucht Bangigkeit
Ergriffen, und gedrückt
Von Ahnungen, durch Raum und Zeit
Dir nach, zum Himmel blickt.

Es spendet Frieden aus. Warum
Ward nicht auch mir ein Theil?
Ist die Natur für mich nur stumm,
Ihr Gipfel mir zu steil? —

Ob schon der Mond die Wolken theilt,
  Zertheilt er doch den Schmerz
In meinem Herzen nicht; es heilt
  Das Grab nur solch ein Herz;

Das, als es brach, ins Thal der Ruh
  Dein Bild hinüber trug —
Und dieses Herz verschmähtest Du,
  Als es für dich noch schlug!

Romanze. *)

Hier prunkt, ihr Weiber kommt herbey,
Mit euren Bettgenossen,
Ein ungeheures Hirschgeweih
Von zwey und siebzig Sprossen.

Nie hat es einen Hirsch geschmückt,
Es ward mit allen Enden
Auf eines Jünglings Kopf gedrückt
Von zauberischen Händen.

Es ging so zu — Ein Edelmann
Voll Liebesglut, mit Nahmen
Acteon, war hold zugethan
Dem Muster keuscher Damen.

---

*) Im Namen und zum Vortheil eines reisenden Jägers, der auf einem Jahrmarkte ein ungewöhnlich groſses Hirschgeweihe für Geld sehen lieſs.

Als ſie als Reiſende erſchien,
Fragt' er in allen Thoren,
Wo kommt ſie her, wo will ſie hin,
Was hat ſie hier verloren?

Das Wort fiel ihm kaum in's Gehör,
Sie werde hier verweilen,
So ſchwur er, lüſtern, etwas mehr
Als Luſt, mit ihr zu theilen.

Ihr Anblick war ihm nicht genug,
Er brannte vor Verlangen,
Dies fremde Wild, ſo ſchön, ſo jung
In ſeinem Garn zu fangen.

Doch nie konnt' er auch nur die Spur
Von ihrem Gang ertappen,
Sie ging, vorſichtiger Natur,
Ihm immer durch die Lappen.

Er mahlte ſich die Finger lahm
An Bildern ſeiner Schmerzen,
Allein, ich weiſs nicht wie es kam,
Es ging ihr keins zu Herzen.

Nun aber, horcht auf! was geschah,
Und wie, eh' er's gedachte
Ein Zufall ihn nur allzunah
In ihren Zauber brachte.

An einem Hundstag sehnte sich
Das schöne Kind ins Frische,
Warf einen Shawl nur um, und schlich
In abgelegne Büsche.

Dies hielt der junge Kavalier,
Für ein gefundnes Zeichen,
Mit aller Hitze der Begier
Der Fremden nachzuschleichen.

Bald sah er — und der Anblick drang
Ihm bis ins Mark der Hüften —
Die kleine Schöne ohne Zwang
Ihr enges Mieder lüften.

Sie trippelte zum nächsten Bach
Ins Bad, so bald die letzte
Umhüllung fiel, die tausendfach
Des Himmels Strahl ersetzte.

Kein Mädchen mehr, als Cynthia
Blinkt sie nun auf dem Sande
Des Bachs — Doch eh' sie sich's versah,
Stand ihr Amant am Rande.

Unmöglich war ihr auf einmal
So vielerley zu decken;
Denn fern vom Ufer lag ihr Shawl
Bey ihren Unterröcken.

Doch bald griff sie im höchsten Grimm
Zu ihren Himmelswaffen,
Stand glänzend still und lieſs von ihm
Sich, wie sie war, begaffen;

Und er, der wie versteinert stand,
Sah' nicht, als sie zum Bache
Sich bog, sah' nicht die hohle Hand,
Gefüllt mit Weiberrache;

Bis sie ihn tauft' und rief: „nun lern'
Fortan bescheidner handeln;
Es iſt ein Spaſs, Euch junge Herrn
In Thiere zu verwandeln.

„Gleich einem Hirsch, trag' sein Geweih
Auf Deinem Scheitel prächtig,
Und jedes Weib in Zukunft sey
Desselben Zaubers mächtig!"

Kaum fühlt' er seinen Schmuck, so fühlt'
Er auch davon das Gute;
Denn Hirschhorn ganz vortrefflich kühlt
Die Wallungen im Blute.

Nun hatt' er weiter keine Lust
Am Bache zu verweilen;
Er lief und fing aus hohler Brust
Erbärmlich an zu heulen.

Halb Mensch, halb Hirsch, fühlt überall
Der Arme sich verlassen —
Wie will auf einem Carnavall
Ein Domino ihm passen?

Könnt' er der menschlichen Vernunft,
Die ihm noch blieb, entsagen,
Vielleicht wär' er zur Zeit der Brunst
So sehr nicht zu beklagen.

So aber ging's ihm gar zu schlimm
Bey Schmäusen und Visiten,
Wohin er kam, da lieſs man ihm
Hof, Stadt und Land verbieten.

Kein seidner Strumpf, kein Gallakleid,
Kein Orden stand ihm ferner; —
Jetzt macht das wenig Unterscheid,
Mit — oder ohne Hörner.

Für Gram starb drauf das edle Thier
Bey seinen Anverwandten;
Aus seinem Nachlaſs haben wir,
Sein Hirschgeweih erstanden.

Pygmalion.

An eine junge liebenswürdige Wittwe.

1807.

Gelockt von Künstler-Ehre
Zu süſserm Lohn,
Träumt' es mir jüngst, ich wäre
Pygmalion.

Kein Träumer ist verlegen
Um sein Modell,
Auf Morpheus sanften Wegen
Kommt es ihm schnell.

Auch rief ich kaum: Erscheine,
Cecilia!
So stand auch schon das meine
Im Fluge da.

Die Seele flog davon, ihr kam kein Säbel zu;
Nun siehst du um dich her die Seraphinen schweben,
Schaust auf dies groſse Nichts, um welches wir so streben,
Lachst deine Mörder aus, und jauchzest in der Ruh.

Hier ist der Märt'rerkranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit in dein Grab. Wir wollen deinen Preis
Durch die erlöste Welt bey allen machen theuer;

Sein Vaterland soll seyn der Erden weiter Kreis!
Wer so, wie du, verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt wenn er nicht mehr lebt, und stirbet ungestorben.

Längst war sie meinen Sinnen,
Im Schlaf zumal,
Von ächten Huldgöttinnen
Das Ideal.

Mit ihr darf auch nicht bange
Dem Bildner seyn,
Denn sie ist ja schon lange
Nicht mehr von Stein.

Um ihren Körper schwebet
Kein Reiz, der nicht
Von Amors Hauch belebet
Zur Seele spricht.

Das Herz hoch zu begeistern,
Das für sie schlägt,
War ihr von gröſsern Meistern
Längst eingeprägt.

Wie meiſselten, wie feilten
Sie die Natur,
Bis sie ihr Grund ertheilten
Zur Politur.

Sie freuten sich der Flimmer,
  Die sie verlor!
Doch brach der holde Schimmer
  Der Brust kaum vor,

Als durch Gefühl belehret
  Wie schwer sie wog,
Sie zur Natur gekehret
  Der Kunst entflog.

Wie glich sie da der Rose,
  Die eingezwängt
Als Knöspchen, ihre lose
  Umwebung sprengt,

Und sich am Abend wundert,
  Wie Blatt an Blatt
Dies Knöspchen an die Hundert
  Entfaltet hat.

Voll gleicher Jugendfülle
  Erträumt ich Sie
Im Mondschein, den zur Hülle
  Die Nacht ihr lieh.

Und auf der Stufenleiter
Der Schönheit stieg
Mein Blick, bis sie ihm weiter
Nichts mehr verschwieg.

Bis, wie im Morgenglanze
Ein Frühlingstag —
Zuletzt vor mir die ganze
Vollendung lag.

Für meine Künstler-Augen
O welch ein Reich
Um Nahrung einzusaugen,
Den Bienen gleich!

Ach! als in diesem warmen
Verlobungsstaat,
Sie, fertig zum Umarmen,
Mir näher trat;

Auch ich aus dem Gedränge
Der Freuden mich
Durch ihre Blumengänge
Wie weit verschlich;

Und ich dem Götterweibe
Am Busen fiel,
Da, da, — doch ich beschreibe
Vielleicht zu viel.

Denn Ihr ward nichts verschoben
In meinem Traum;
So fest schien sie gewoben
Aus Luft und Schaum,

Als ob sie jüngst dem Meere
Durch Zauberey
Der Liebe, wie Cythere,
Entstiegen sey.

Doch bald sah' ich mit Staunen
Was ich gesehn
Bis an die Augenbraunen
In Nebel stehn;

Der, als er immer dichter
Mein Aug' umzog,
Es um die schönsten Lichter
Der Kunst betrog.

Ein hoher Seelen-Adel
Verbarg als Schild
Ihr über allen Tadel
Erhabnes Bild.

Im heiligsten Erbeben
Bat ich um Kraft,
Mich aus dem Staub zu heben
Der Leidenschaft.

Ich ward erhört; mein Fieber
Ging allgemach
In stille Ehrfurcht über,
Indem sie sprach:

„Freund! hast Du zum Beschauen
Mich her citirt,
Sag' ich Dir im Vertrauen
Ins Ohr: mich friert.

„Selbst Venus-Priester werfen,
Ob's ihnen fremd
Gleich dünkt, doch um Minerven
Ein Panzerhemd.

«Wenn ich, Ihr gleich an Gröſse
Hier vor Dir steh',
Denkst du noch an die Blöſse
Der Galatee?

«Willst Du mich zum Modelle
Der Freundschaft — Nun
Komm mit, an ihrer Quelle
Wünsch' ich zu ruhn.

«Dort kannst du Blumen pflücken
So viel Du willst,
Bis Du auf Deinem Rücken
Mein Körbchen füllst.»

Sie sprachs, und weggeräumet
War Amors Tand,
Mein Traum war ausgeträumet
Und sie verschwand.

Und ich erwachte schneller
Als lieb mir war,
Sah' immer, immer heller
Und endlich klar.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17865/047

Warf zu des Urbilds Füſsen
  Mich ungesäumt,
Den Frevel zu verbüſsen,
  Den ich geträumt.

Seitdem bey edlen Scherzen
  Ihr Bundsgenoſs,
Nehm' ich das Wort zu Herzen,
  Das ihr entfloſs.

Und sing' vor ihrer Büste
  (Wie einst Ovid
An Pontus schwarzer Küste)
  Mein Fastenlied.

Doch oft, wenn unserm Bunde
  Der Tag entweicht,
Mich manche Schäferstunde
  Umsonst beschleicht;

Von ihrem Trauerschalle
  Das Ohr mir gellt
Und mir es däucht, ich walle
  Zur Unterwelt;

Säh' schon vom Sturm ergriſſen
  Auf Lethens Fluſs
Mich Armen überschiſſen
  Zum Tartarus;

Wo von dem Licht geschieden
  Man die sogar
Vergiſst, die ach! hienieden
  Uns alles war;

Dann leitet sie den Kranken,
  Der Rettung fleht,
Zum Luftsalz der Gedanken
  Und zur Diät!

Stärkt ihn mit Trostgefühlen
  Aus der Natur
Und freuet sich der kühlen
  Gelungnen Kur.

Ein Kuſs auf ihre Wange
  In Plato's Sinn,
Ist, wenn ich ihn erlange,
  Dann mein Gewinn.

So philosophisch labend
Sieht sich mein Geist
Sogar am längsten Abend
Rein abgespeiſst.

Zwar zög' ich, dürft' ich wählen,
Der Liebe Rausch
Beym Austausch unsrer Seelen
Gern mit zum Tausch,

Und löscht' in Amors Becher
Der Sinne Brand,
Schlüg' Sie ihn nicht dem Zecher
Schnell aus der Hand.

Doch käm' Sie meinen Blicken
Einst nur so nah,
Als ich sie voll Entzücken
Im Traume sah.

Ich tränk' ihn zum Willkommen
Der Freundin leer,
Wenn ich nicht zu beklommen
Vor Andacht wär'.

Auf eine Hochzeit.

Wie? ist die Liebe nichts? Was liebt man denn im Lieben?
Was aber? Alles? Nein. Wer ist vergnügt mit ihr?
Nicht Wasser: sie erglüht die Herzen für und für.
Auch Feuer nicht. Warum? was ist für Flammen blieben?

Was denn? Glut? Aber sagt, woher kömmt ihr Betrüben?
Denn böse? Mich dünkt's nicht, nichts solches macht Begier.
Denn Leben? Nein. Wer liebt, der stirbt ab seiner Zier,
Und wird bey Leben schon den Todten zugeschrieben.

So wird sie Tod denn seyn? Nichts minder als dieſs eben.
Was todt ist, das bleibt todt. Aus Lieben kömmet Leben.
Ich weiſs nicht, wer mir sagt, was, wie, wo, oder wenn?

Das entflogene Haar.

An Ebendieselbe.

Dank sey dem Schutzgeist meines Lebens,
Der mir ein Heer von Fantasie'n
Und leichtes Blut, nicht ganz vergebens
Zu meines Alters Trost verlieh'n.

Wie schlau versteckt er nicht am Stege
Zum Grabe mir den Uebergang
Durch treue Blumen seiner Pflege,
Durch Liebe, Freundschaft und Gesang!

Es segnete mit edlem Muthe
Mich die Natur. Aus Muttersinn
Warf sie jedoch dem höhern Gute
Noch eine Kinderklapper hin.

„Nimm diesen Talisman zur Reise
„Des Lebens mit, und fühlst Du Dich,“
Sprach sie, „zu traurig und zu weise,
„So wend' ihn an und denk' an mich.“

Wie lieb und durch Versuch bewähret
Mir dies Geschenk geworden sey,
Geliebte Freundin, das erkläret
Dir schon mein Hang zur Tändeley.

Drum laſs' ich die Gedankenſeste
Gern dem, der sie verdauen mag,
Eſs' meinen Kohl, und spar' die Reste,
Wenn er mir schmeckt, zum andern Tag.

Drum werf ich nur den kleinen Engeln
Der Freude meine Küsse zu,
Und laſs die Welt mit ihren Mängeln
Und ihrer Prahlerey in Ruh.

Drum wünscht' ich nie ein Ordenszeichen
Als Eins von Dir: Glück über Glück,
Ein Zephyr im Vorüberstreichen
Lieſs es auf meiner Brust zurück.

Ein einzeln Haar der vollen Kette,
Das leis, als sie Dein Busen wog,
Auf Amors Hauch, gleich einer Klette
Zu meinem Lorber überflog.

Laſs es der Stunde mich verweben,
Wo ich dem Krater allzunah,
Vor Glut im Auge, das Entschweben
Des dunkeln Fünkchen übersah.

Kein Stäubchen, das im Tanz der Horen
Sich hebt und durch die Lüfte streift,
Kein Haar ist, das nicht unverloren,
In's groſse Rad des Schicksals greift.

Ein Apfel trieb aus Edens Schranken
Das Glück der Welt. Ein klügrer fiel
Vor Neutons Fuſs und trieb Gedanken
Des gröſsten Sehers an sein Ziel.

Er lieſs ihm das Gesetz erklären,
Das in dem Liebesraum der Welt
Die gröſsern und die kleinern Sphären
Durch Druck und Gegendruck erhält.

So ward er ihm zur Himmelsleiter;
O würde Dein entfallnes Haar
Jetzt mir, was jenem Sternendeuter
Ein abgefallner Apfel war!

Dann zög' ich es den Kostbarkeiten
Der Kirche vor, die Josephs Bart
Als Spielwerk der Gebenedeyten
Zu Saint Denis in Glas verwahrt.

Empfindungen eines alten Astrologen
an dem Geburtsfeste
Ihrer Kaiserl. Hoheit der Frau Groſsfürstin
Maria Paulowna,
Erbprinzessin zu Sachsen-Weimar.
Den 16. Februar 1810.

Hygea wiegte Dich, Dir lächelte Cythere,
Der Atropos entfiel, an jenem Tag, die Schere,
Der Dich ins Leben rief. Dir reichte das Geschick
Der Czaaren Diadem. Doch alle Kaiserehre
Hielt nicht Dein Herz von dem Begehre
Nach einem Myrtenkranz auf Weimars Flur zurück,
Der Dir den Reiz des Morgensterns gewähre
Und auf dem Gang zur lieblichsten Mystik,
Die Schatten um Dich her verkläre.

Dein schönes Leben liegt vor meinem Scherblick,
Wie zu Arkadien ein duftend Blumenstück
In seiner eignen Atmosphäre.
Was könnt' ich Dir vom Zevs, — gält in der Sternenlehre
Sein altes Ansehn noch — zu so viel Erdenglück
Mehr als Bestand erflehn? Wenn ich der Mufti wäre,
Fleht ich's vom Mahomet, und ständ' ich im Verkehre
Mit Roms verjagtem Greis, fleht ich als Katholik
Es von den Puppen aller Hochaltäre;
Doch da nun bald mein Stern auf Luthers Lichtgang mich
Gen Himmel führen wird, zu den geheimen Räthen,
Die etwa droben sind, wirksamer dann hoff' ich
Des Volkes Stimme dort, und Deines mütterlich
Gerührten Herzens, zu vertreten;
Und zu der Rebe, die schon Deinen Carl und Dich
Umrankt, noch einen Sproſs der Liebe zu erbeten,
Als keiner markiger, auf Deutschlands Erdenstrich,
Der Würde seiner Abkunft glich,

Und der, nach Euern spät erreichten Ruhestätten,
Fortkeimend, wie die Saat auf Edens Blumenbeeten,
Nicht früher, als die Welt, verblich.
Noch schweift mein leiblich Aug' in die azurne Ferne,
Noch freut es sich des Tags, der heute mich bescheint,
Sieht wie die bunte Welt, — sieht wie das Chor der Sterne
Zu meinen Wünschen sich vereint.
Ihr Zeugniſs steht mir auf die Brust geschrieben,
Nah hat der Hesperus dem frostigen Planet,
Den wir bewohnen, mit den Trieben
Uns zu erfreun und uns zu lieben,
Sich Deinem Feste zugedacht;
Der Sonne Kern wirft auf sie beyde
Fruchtspendend sein erhabnes Licht,
Und Hoffnung einer nahen Freude
Färbt ihr erröthendes Gesicht.
Denn, treten seiner Gluth die zwey Geschwister näher,
Wie heute, strömt Gedeihn ins Land,
Und jeder fromme Sternenseher
Drückt seinem Bruder froh die Hand.
Täuscht mich nicht meine Himmelskarte
Und alle Sterndeuterey,

Glaub' ich daſs schon der längst Erharrte
In seine Bahn getreten sey,
Und selbst der Mönch auf Gotha's Warte
Stimmt meiner schönen Ahnung bey.

Geringer Beytrag
zu der
Autographischen Sammlung
der
Frau Gräfin Constance Rzewuska
geboren Prinzessin Lubomirska.

Aus dieser Schrift, die, im Vergehn
Des Lebens, noch ein Greis geschrieben,
Wird ein Lavater kaum erspäh'n
Wie treu der Frohsinn ihm geblieben.

Vernehmt denn, wie es ihm gelang,
Aus seiner ungeschminkten Beichte,
Daſs er die Grillen durch Gesang,
Die Heucheley durch Spott verscheuchte.

Jung schmückt' ihn schon ein Blumenkranz,
Den die leichtfüſsigste der Horen
Von ungefähr, im Ringeltanz
Mit seinem Genius, verloren.

Hinwelkend, durch die Zeit bestaubt,
Blieb dies ertändelte Geschmeide
Sogar noch seinem grauen Haupt
Ein Denkmal einst genoſsner Freude.

„Wenn mir der Horen letzte ruſt,
„Mag er, wie tausend seines gleichen,"
So sprach der Greis, „an meiner Gruſt
„Noch als ein Todtenkranz verbleichen."

Einst aber warnt ein Nachtgesicht
Ihn, wie ein Faulthier fortzuwandern:
„Welkt Dir Dein Kranz — o nun, so flicht
„Das Schicksal Dir wohl einen andern!

„Dich locke Deutscher Rittergeist
„Ins Feld, wo Herrmanns Lorbeer sprieſsen,
„Um Dich dem Frühlingssänger Kleist
„Und seinem Nachruhm anzuschlieſsen."

Ist nun die Liebe nichts, als Alles? Waſſer? Feuer?
Gut? Böse? Leben? Tod? Euch frag' ich, euer Freyer,
Sagt ihr mir's, wenn ihr's wiſst, was ist die Liebe denn?

Auch hielt es aus der Heldenzeit
— Des Greises Ehrtrieb zu erregen —
Ihm sein aus der Vergangenheit
Ererbtes Mordgewehr entgegen.

Allein sein weiches Herz entsprach
Zu wenig diesen Hochgefühlen;
Ihm graut, sich Kronen, durch die Schmach
Des Vaterlandes, zu erwühlen.

„Mich soll nicht jenes Traumgebild,"
Schwur er, zum Waffenspiel verführen:
„Aus Menschenliebe würd' ich Schild
Und Schwert, wie einst Horaz, verlieren."

Kaum hatt' er dies geträumt, erschien
Ihm Mars, gefolgt von trunknen Schergen,
Es flohn die Grazien, für ihn
Blieb nicht ihr Schatten, sich zu bergen.

Umsonst fleht' er um ihren Schutz,
Sie zitterten, als ob ein Fieber
Sie überfallen, voller Trutz
An dem betroffnen Greis vorüber.

„Du, der als Jüngling schon so frey
„Und keck Dich gegen uns benommen,
„Jetzt suchst Du," riefen alle drey,
„Zuletzt bey uns Dein Unterkommen!

„Geh Deine Straſse! Müſsten wir
„Uns nicht vor Welt und Nachwelt schämen,
„Solch einen dreisten Passagier
„In unsre Mitte aufzunehmen?

Der Greis, verwundet durch den Stich
Des Chors mit blanken Schwanenhälsen,
Nahm seufzend seinen Stab und schlich
Hin zu Apollos Doppelfelsen.

Des Zutrau'ns lächelnd wies er ihm
Ein Plätzchen an in seinen Hallen;
„Hier wird Dich nicht der Ungestüm
„Der Plündrer," sprach er, „überfallen!

„Zu leicht ist ihnen Dichtersold,
„Ja, sie verkauften, den fünf Sinnen
„Zum Hohn, für eine Hand voll Gold
„Das ganze Chor der Pierinnen.

„Vergiſs den Störer uns're Ruh,
„Sammt allen Siegen, die ihn krönen,
„Und eile den Triumphen zu,
„Die Deine Jugendzeit verschönen.

„Auf Flügeln der Erinnerung
„Schwing Dich zu Margots Kinderspielen,
„Werd' in Gedanken wieder jung
„Und täusche Dich mit Nachgefühlen.

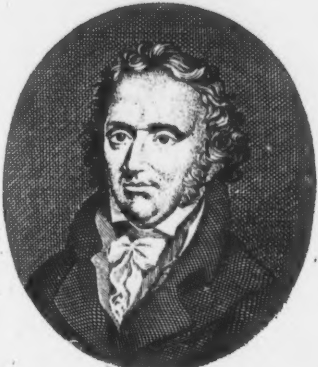
„Dem Tauber kann nie, wenn er girrt,
„Ein Feldgeschrey zu Ohren dringen,
„Und Kinder, wenn ihr Fenster klirrt,
„Verjagen ihre Furcht durch Singen.

„Zum Ueberfluſs reicht die Natur,
„Des Traums Verheiſsung zu erfüllen,
„Dir Cäsars Kranz, er diente nur
„Um seinen Kahlkopf zu verhüllen.

„Ein solcher Hauptschmuck," spöttelt er,
„Der Blöſsen deckt, ist unsern Tagen
„Sehr passend, und weit räthlicher
„Als einen Reiherbusch zu tragen."

Der launige Apoll entschied;
Der Greis verjüngte sich durch Lieder
Der Freude, drum schallt auch sein Lied
So gern an frohe Herzen wieder.

Franzenbrunn den 22. August 1811.



F. Rosmäsler sc.

Gr. v. **STOLLBERG.**

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Drey und achtzigstes Bändchen.

v. Stolberg's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*

Biographie beyder Dichter.

Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, wurde den 7. Nov. 1750 im Holsteinischen Flekken Bramstädt geboren. Sein Vater war Königlich Dän. Kammerherr und geheimer Rath. Fr. Leopold genoſs der besten Erziehung, studirte 1769—74 zu Göttingen, wurde dann K. Dänischer Kammerjunker, und war seit 1777 Lübeckscher Minister in Kopenhagen von Seiten des Bischofs. Im J. 1782 vermählte er sich mit Agnes von Witzleben, die aber schon 1788 starb. Im J. 1789 wurde er Königl. Dän. Gesandter zu Berlin, und 1790 vermählte er sich mit der Gräfin Sophie von Redern. Im J. 1791 wurde er Präsident der Regierung zu Eutin, so wie Domherr zu Lübeck, aber 1800 legte er seine Aemter nieder und zog nach Münster, wo er (mit Ausschluſs seiner ältesten Tochter) sammt den Seinen zum Katholicismus übertrat. Früher hatte er sich stets als orthodoxen Lutheraner gezeigt. Er starb im Nov. 1819 im Münsterschen. Als Dichter ist dieser Mann durch Oden, Lieder, Elegien und Romanzen, durch seine Nachbildung Griechischer Dichter und Philosophen berühmt. Kühner Schwung, glänzende Gedanken, blühende Phantasie und schöpferische Gewalt der Sprache zeichnen seine Schöpfungen aus und erheben sie über die des ältern Bruders. Seit seinem Uebertritte widmete er seine Zeit besonders seiner (15 Bde starken) Geschichte der Religion Jesu. Nach seinem Tode gaben Perthes und Besser in Hamburg (1821) 5 Bände der gesammelten Werke der Brüder Grafen zu Stolberg heraus, welchen so bald wie möglich noch 5 andere, alle in groſs

Auf seiner Stiefmutter Absterben,

welches er in fremden Landen erfuhr.

Ich sehe noch die Angst des fürchtenden Gesichtes,
Als, Mutter, ich vor euch mit halber Freude trat,
Und, um zu reisen aus, gewollten Urlaub bat,
Den ich euch faſt zwang ab. Das Urtheil des Gerichtes,

Und der gebrochne Stab des strengen Bösewichtes
Geht allzufrüh an euch. Ach, daſs des Himmels Rath
Mich damals euch nicht lieſs, da er gewuſst schon hat,
Ich würde nicht mehr sehn den Schatten eures Lichtes.

Verzeiht mir's, Selige! hab' ich euch da betrübt,
Und etwas Fremdes mehr, als euren Wunsch geliebt;
Was Gott beschlossen hat, ist mir und euch geschehen.

Octav folgen sollen. — Die erste Auflage der Gedichte der Brüder Grafen zu Stolberg erschien Leipz. 1779. 8. — eine zweyte, nach seinem Tode, ebend. 1821 in zwey Bänden. Seine Ilias erschien 1775; sein Plato 1796; sein Aeschylos 1802; sein Ossian 1806. — Die hier folgende Auswahl seiner Gedichte ist nach der 2. Leipziger Sammlung, und nach dem 2. Band der Hamburger Ausgabe der Werke gemacht.

Christian, Graf zu Stolberg, der ältere Bruder, wurde d. 15. Oct. 1748 zu Hamburg geboren, und studirte, gleich jenem, zu Göttingen, wurde auch Königl. Dänischer Kammerjunker, und im J. 1777 Amtmann zu Tremsbüttel. Im J. 1800 legte er, gleich dem Bruder, seine Stelle nieder, und zog sich in's Privatleben auf sein Gut Windebye bey Eckernförde, zurück. Er folgte dem Bruder kaum ein Jahr darnach im Tode; beyde waren die beyden letzten Glieder des früher so berühmten Göttinger Dichterbundes. — Christian gilt auch für einen der besten Deutschen Dichter, doch dichtete er weniger, als sein feurigerer Bruder; auch steht er ihm an Geist und Feuer, an weicher Einbildungskraft und bildsamem Witze nach. Das empfindsame kleine Lied gelang ihm besser, als die Ode und der Kriegsgesang. Sein Ton ist mild, seine Moral gutherzig. — Seine Poesien erschienen fast immer mit denen seines Bruders untermischt; (s. oben) also zuerst 1779. Im J. 1782 gab er eine Sammlung aus dem Griechischen übersetzter Gedichte allein heraus; und im J. 1787 den Sophokles, in 2 Bänden. — Seine Gattin, die er oft besang, war Luise, Gräfin v. Revenklau. — Sein Schwanengesang war: die weiſse Frau, in 7 Balladen. Berlin 1814.

Inhalt.

1. Gedichte von Friz von Stolberg.

Seite

Die Ruhe. 1772. 3

Der Harz. 1772. 6

Der Genius. 1773. 9

Die Natur. 1773. 11

An Lais 1773. 13

Frauenlob. 1773. 15

Lied eines Deutschen Knaben. 1774. . . 18

An meine Geschwister. 1774. 20

Mein Vaterland. 1774. 22

Romanze. 1774. 25

Seite

Lied eines Deutschen Soldaten. 1775. . 28

Die Begeisterung. 1775. 31

Freyheitsgesang. 1775. 33

Der Felsenstrom. 1775. 42

Rundgesang. 1775. 45

Homer. 1775. 47

Lied in der Abwesenheit. 1775. . . . 50

Die Thränen der Liebe. 1776. 51

Die Büssende. Ballade. 1777. 53

An das Meer. 1777. 64

Hymne an die Erde. 1778. 67

Abendlied eines Mädchens. 1779. . . . 72

Nachruf des Jünglings. 1779. 85

An die Natur. 1779. 86

Philipp Erbach u. Anna Nassau. Ballade. 1780. 87

Das Leben. 1780. 100

An Angelica Kaufmann. 1781. 103

Seite
Ritter Bayard. 1782. 106
Graf Gleichen. Ballade. 1782. 113
Selmar und Selma. 1782. 127
Warnung. Ode. 1789. 139
Die Sehnsucht. Ode. 1790. 142
An Schönborn. 1790. 144
Lobgesang. 1791. 147
An meine Sophie. Ode. 1792. 150
Die Westhunnen. 1793. 152
Abendlied. 1793. 155
Cassandra. Ode. 1795. 158
Die Erinnerungen. 1796. 163
* Die Himmel. 1809. 165
Die Gränze. 1814. 168

2. Gedichte von Christian v. Stolberg.

Seite
An Bürger. 1773. 173
Die Blicke. An Dora. 1774. 175
Elise von Mannsfeld. 1775. 177
An meinen Bruder. 1779. 186
Homers Frösch- und Mäusekrieg. 1784. 189
An die Gräfin von Baudissin. 1788. . . 211

Auserlesene

Gedichte

der Brüder

Christian und Friz Leopold
Grafen zu Stolberg.

Gedichte

von

Friedrich von Stolberg.

Was nun ist hinter euch, das hab' ich noch vor mir.
Will Er, so will auch ich noch heute mit Begier
Euch in der Ewigkeit mit diesen Augen sehen.

Die Ruhe.

Ob siege Machmud, oder ob Nikolaus *)
Den Popen höre; ob sich der Bischof Roms
Despotisch aufbläh, oder knechtisch
Lecke die Fersen den Burboniden;

Ob dort ein schlauer junger Octavius
Ein Volk bejoche, welchem noch Freyheit galt;
Ob hier, nach spät gefundnen Rechten,
Könige Habe des andern theilen;

Soll mich nicht kümmern. Eine der Menschlichkeit
Geweinte Thräne floſs, da der Korse jüngst
Den edlen Nacken bog, als seine
Schaaren ihm sandte der Vielgeliebte **).

---

*) Ruſslands Schutzheiliger.

**) *Louis le bien-aimé.*

Seitdem entsagt' ich aller Mitwissenschaft
Um ferne Schlachten und den erzwungenen
  Vertrag, der oft mit feuchtem Oelzweig
    Schlummernde Gluthen verbarg, nicht löschte.

Komm, holde Ruhe, süſse Gespielin du
Der frohen Unschuld! Leite mit deiner Hand
  Den Jüngling, der sein ganzes Leben
    Dir und der lächelnden Weisheit heiligt;

Und frühen Weihrauch deinen Altären streut,
Den Hafen segnend, weil noch der Ocean
  Ihm lächelt, eh die schwarze Woge
    Prediget Rettung zugleich und Weisheit.

Dem späten Opfrer öffnet ihr Heiligthum
Die Ruhe selten; Schlummer und Ekel täuscht
  Den müden Weltmann, stets von neuen
    Wünschen und geisselnder Furcht gepeinigt.

In stille Thale wird sie mich leiten, wenn
Der Sturmwind raset, mir, wenn der Mittag zürnt,
  Am Schattenufer kühler Quellen,
    Sitze bereiten im Duft der Rose.

In heitrer Mondnacht wird sie Gesänge mich
Voll Einfalt lehren, reich an Empfindungen,
  Bis Philomel' aus schwanken Aesten
    Lauschendes Schweigen umher verbreitet.

Des Baches Silber, welches vom sanſten Hang
Des Hügels murmelnd zwischen Violen rinnt,
Gleicht dann mein Leben, eine Welle
Folget der andern, ein Tag dem andern.

Voll Freuden jeder! jeder dem düstern Pful
Zwar nähet; aber sieh! es entströmt dem Pful
Ein hellerer Kristall, als jener,
Welcher die Blume der Wiese tränkte.

Der Harz.

Herzlich sey mir gegrüſst, werthes Cheruskaland,
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freyeres Geistes,
Denn das flache Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur, aus der vergeudenden
Urne, männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Wolkenhöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldne
Fluth des Segens, und strömt in den genügsamen
Schoos des lächelnden Fleiſses,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schaafe weiden die Trift, auf der gewässerten
Aue brüllet der Stier, stampft das gesättigte
Roſs; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der schirmende Forst deinem erhabenen
Nacken schattet! er nährt stolzes Geweihe dir!
Dir den schnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

Dein wohlthätiger Schooſs, selten mit goldenem
Fluche schwanger, verleiht nützendes Eisen uns,
Das den Acker durchschneidet
Und das Erbe der Väter schützt.

Dir gibt reinere Luft, und die Teutonische
Keuschheit, Jugend von Stal; moosigen Eichen gleich,
Achten silberne Greise
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wohnt die Begeisterung;
Felsen jauchzten zurück, wenn sich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoſs

Und dein Hermann vernahm's! Sturm war sein Arm! sein Schwert
Wetterflamme! betäubt stürzten die trotzigen
Römeradler, und Freyheit
Stralte wieder im Lande Teuts!

Doch des Heldengeschlechts Enkel verhülleten
Hermanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopstocks mächtige Harfe
Sang der horchenden Ewigkeit.

Heil, Cheruskia, dir! furchtbar und ewig steht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! Donnernd verkünden dich
Freyheitsschlachten! und donnernd
Dich unsterblicher Lieder Klang!

Der Genius.

Den schwachen Flügel reizet der Aether nicht!
Im Felsenneste fühlt sich der Adler schon
Voll seiner Urkraft! hebt den Fittig,
Senkt sich, und hebt sich, und trinkt die Sonne!

Du gabst, Natur, ihm Flug und den Sonnendurst!
Mir gabst du Feuer! Durst nach Unsterblichkeit!
Dies Toben in der Brust! Dies Staunen,
Welches durch jegliche Nerve zittert,

Wenn schon die Seelen werdender Lieder mir
Das Haupt umschweben, eh das nachahmende
Gewand der Sprache sie umflieſset,
Ohne den geistigen Flug zu hemmen!

Du gabst mir Schwingen hoher Begeisterung!
Gefühl des wahren, Liebe des Schönen, du!
Du lehrst mich neue Höhen finden,
Welche das Auge der Kunst nicht spähet!

Von dir geleitet wird mir die Sternenbahn
Nicht hoch, und tief seyn nicht der Oceanus!
Die Mitternacht nicht dunkel! Blendend
Nicht des vertrauten Olymps Umstrahlung!

Die Natur.

Er sey mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle sind
  Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunst
    Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!

Ihm bebte nicht von trunkner Begeisterung
Die stumme Lippe! Schauer begegneten,
  In hoher Wallung, seiner Seele
    Nie mit der steigenden Morgensonne!

In deinen Wonnebecher, Allgütiger!
Entfielen niemal Thränen des Dankes ihm!
  Sein Erb' ist Taumel, oder Schlafsucht!
    Wehmuth und Wonne des Weisen Erbe!

Er ist kein Sohn der Freyheit! das Vaterland
Ist Spreu dem Feigen! Sclave! Dich freite nicht
  Die Römerschlacht! zu meinen Füſsen
    Krümme dich, Raupe, daſs dein ich spotte! —

Ich seiner spotten? — weh mir! o zürne nicht,
Du Vater Aller! Wirbel und Stolz ergriff
Den Mann von Staub, daſs er des Staubes
Spottete, den er beweinen sollte!

O sey gesegnet, Thräne der Reue, mir!
Des Mitleids Thräne, mehr noch gesegnet, du!
Nun werden, wie nach Frühlingsregen,
Traulich die Blumen der Au mir lächeln!

Nur reinen Herzen duftet der Abendthau
Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen sind
Der Eiche Schatten! Deine Segen,
Einsamkeit, können nur sie ertragen!

Woll'st oft, o sanfte Mutter der Weisheit, mich
Auf ernste Pfade leiten, im Mondenschein!
Wo nur der Denker tiefe Wahrheit
Schöpfet, und glühender Stirne wallet!

Dann werden sich oft ernste Betrachtungen
In Harmonieen wandeln; Begeisterung
Wird mich erfüllen, daſs die Thale
Hallen mein Lied und die Felsengänge!

Wenn du mich förder leitest, Natur, so soll
Mein Lied dir jauchzen, weil ich ein Jüngling bin!
Es soll dich feyern, wenn mit Silber
Kürzere Locke die Scheitel schmücket!

Paul Flemmings Grabschrift,

die er sich selbst gemacht in Hamburg, den 22. März 1640, auf seinem Todtenbette, drey Tage vor seinem Absterben.

Ich war an Kunst und Gut und Stande groſs und reich;
Des Glückes lieber Sohn. Von Eltern guter Ehren
Frey. Meine. Konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall floh überweit. Kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hochgepreist. Für keiner Mühe bleich.
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daſs die letzte Glut dies Alles wird zerstören.
Dieſs, deutsche, Klarien, dieſs Ganze dank' ich euch.

An Lais.

Weil noch leicht, wie ein Nektartraum,
Dir das Leben verfliegt; weil noch der lächelnden
  Hebe Pinsel, in Lebenskraft
Eingetauchet, den Mund ähnlich dem Morgenroth,
  Rosenwallend die Wange malt;
Weil noch täglich dein Blick, hell, wie der Abendstern,
  Aber treffend, wie Sirius,
Die hintaumelnde Schaar deiner Gefangnen mehrt;
  Darum trotzest du, thörige
Lais, künftiger Zeit, welche die fliegenden
  Stunden bringen, Unkundige!
Wird dir ewig die Gluth schmachtender Jünglinge,
  Dir die Blässe der Eifersucht
Ewig fröhnen? Auch dich werden die Grazien
  Einst verlassen! der siegenden
Künste jede! Dein Lenz schwindet auf neidender
  Weste Fittig! bald hauchen sie
Deine Blüthen herab, dann wird die buhlende
  Lais seufzen: ihr rosigen
Tage, o kommt zurück! aber die rosigen
  Tage flohen! Verhülle dich,

Lais! daſs der Triumph deiner Gespielin dich,
Die Moral der Matrone dich
Nicht verfolge! der Hohn deiner Entfesselten
Dich nicht treffe! denn eisern war
Deine Herrschaft! dein Stolz freute der Thränen sich,
Und der blassen Verzweiflung!
Nun sind Thränen der Schmuck dieser verwelkenden
Wangen! Seufzer erheben nun
Ungeheiſsen die Brust! jeden erlöschenden
Schimmer deiner gefeyerten
Augen rüstet die Wuth! Lais, verhülle dich!
Dein ist Schande! Denn eisern war
Deine Herrschaft! Dein Stolz freute der Thränen sich,
Und der blassen Verzweiflung!

Frauen Lob.

Traun, der Mann ist Neides werth,
Dem sein Gott ein Weib bescheert,
Schön und klug und tugendreich,
Sonder Falsch, den Täublein gleich!

Seiner Wonne Maaſs ist groſs!
Seine Ruhe wechsellos!
Denn kein Kummer nagt den Mann,
Den solch Weiblein trösten kann!

Gleich des Mondes Silberblick,
Lächelt sie den Gram zurück;
Küſst des Mannes Thränen auf,
Streut mit Blumen seinen Lauf.

Wenn ihn jäher Muth empört,
Er nicht mehr des Freundes hört,
Wenn von Zorn die Brust ihm glüht,
Und sein Auge Feuer sprüht;

O! dann schleicht sie weinend nach,
Sänftigt ihn mit einem Ach!
Also kühlt der Abendthau
Die versengte Blumenau!

Keine Mühe wird ihm schwer!
Keine Stunde freudenleer!
Denn nach jeder Arbeit Last
Harret sein die süſse Rast!

Engel fördern ihre Ruh,
Drücken beyder Augen zu!
Ihrer keuschen Ehe Band
Knüpfte Gottes Vaterhand!

Gott schenkt ihren Söhnen Muth,
Für die Tugend reges Blut!
Stärket ihren jungen Arm,
Macht ihr Herz für Freyheit warm!

Mit verschämten Reizen blühn
Ihres Bettes Töchter! glühn
Mit der Mutter Unschuld, rein
Wie ein Quell im Sonnenschein!

Drob erfreut der Vater sich,
Drob die Mutter inniglich;
Ihr vereintes Dankgebet
Preist den Geber früh und spät!

Gold hat keinen noch beglückt;
Falscher Ehre Lorbeer drückt;
Wer nach Würden hascht, greift Sand;
Wissenschaft ist oft ein Tand:

Aber Weiber gibt uns Gott;
Ohne sie ist Leben Tod!
Weiber leichtern jedes Joch
Lieben uns im Himmel noch!

Lied eines Deutschen Knaben.

Mein Arm wird stark und groſs mein Muth,
Gieb, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth!

Ich finde fürder keine Ruh
Im weichen Knabenstand!
Ich stürb', o Vater, stolz, wie du,
Den Tod für's Vaterland!

Schon früh in meiner Kindheit war
Mein täglich Spiel der Krieg!
Im Bette träumt' ich nur Gefahr
Und Wunden nur und Sieg.

Mein Feldgeschrey erweckte mich
Aus mancher Türkenschlacht;
Noch jüngst ein Faustschlag, welchen ich
Dem Bassa zugedacht!

Da neulich unsrer Krieger Schaar
Auf dieser Straſse zog,
Und, wie ein Vogel, der Husar
Das Haus vorüberflog,

Da gaffte starr, und freute sich
Der Knaben froher Schwarm:
Ich aber, Vater, härmte mich,
Und prüfte meinen Arm!

Mein Arm ist stark und groſs mein Muth!
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut;
Ich bin der Väter werth!

An meine Geschwister.

Wir wollen unser Lebenlang
Uns süſsen Freuden weihen!
Der Wiese Duft, der Waldgesang
Soll immer uns erfreuen!
Uns grünen Saaten, Trift und Hain,
Uns rauschen Wasserfälle,
Uns malt des Himmels Wiederschein
Roth, weiſs und blau die Quelle.

Aus Blumenkelchen lächelt uns
Der süſse Blick der Freude!
Wir sehen ihn, und freuen uns
Wie Lämmer auf der Weide!
Es danket unser froher Blick
Dem Gott, der uns ins Leben
Gerufen und so manches Glück
Aus Vaterhuld gegeben!

So wallen wir auf sanfter Bahn
Der Freude stets entgegen!
Uns lächelt mancher guter Mann,
Und gibt uns seinen Segen!

Auch ist der Freunde Zahl nicht klein,
Die gern sich an uns schlieſsen!
Wie selig ist's ein Mensch zu seyn
Und Freundschaft zu genieſsen!

O daſs wir alle Hand in Hand
Durchs Leben könnten gehen,
Und unser liebes Vaterland
Mit Thränen wiedersehen!
Und an dem Ziele noch zugleich
(So wolle Gott es lenken!)
Mit Ruhe, reifen Früchten gleich,
Das Haupt zur Erde senken!

Mein Vaterland.

An Klopstock.

Das Herz gebeut mir! siehe, schon schwebt,
Voll Vaterlandes, stolz mein Gesang!
Stürmender schwingen sich Adler
Nicht, und Schwäne nicht tönender!

An fernem Ufer rauschet sein Flug!
Deſs staunt der Belt und zürnet und hebt
Donnernde, schäumende Wogen;
Denn ich singe mein Vaterland!

Ich achte nicht der scheltenden Fluth,
Der tiefen nicht, der thürmenden nicht!
Mitten im kreisenden Strudel
Sänge Stolberg sein Vaterland!

O das Land der alten Treue! voll Muths
Sind deine Männer! sanft und gerecht!
Rosig die Mädchen und sittsam!
Blitze Gottes die Jünglinge!

Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater,
Liebste, Freunde!
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab.
Sonst Alles ist gethan bis an das schwarze
Grab.

Was frey dem Tode steht, das thu' er seinem
Feinde.
Was bin ich viel besorgt den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als
mein Leben!

In deinen Hütten sichert die Zucht
Den Bund der Ehe; rein ist das Bett
  Zärtlicher Gatten, und fruchtbar
  Ihre keuschen Umarmungen.

Vom Segen Gottes triefet dein Thal,
Und Freude reift am Rebengebirg;
  Singenden Schnittern entgegen
  Rauscht die wankende Halmensaat.

Kolumbia, du weintest, gehüllt
In Trauerschleyer, über den Fluch
  Welchen der lachende Mörder
  Oeden Fluren zum Erbe lieſs;

Da sandte Deutschland Segen und Volk;
Der Schooſs der Jammererde gebar,
  Staunte der schwellenden Aehren,
  Und der schaffenden Fremdlinge!

Nach fernem Golde dürstete nie
Der Deutsche; Sclaven fesselt' er nicht!
  Immer der Schild des Verfolgten
  Und des Drängenden Untergang!

Ich bin ein Deutscher! (Stürzet herab
Der Freude Thränen, daſs ich es bin!)
  Fühlte die erbliche Tugend
  In den Jahren des Kindes schon.

Von dir entfernet weih' ich mich dir,
Mit jedem Wunsche, heiliges Land!
Grüſse den südlichen Himmel
Oft, und seufze der Heimath zu!

Auch greifet oft mein nerviger Arm
Zur linken Hüfte; manches Fantom
Blutiger Schlachten umflattert
Dann die Seele des Sehnenden.

Ich höre schon der Reisigen Huf,
Und Kriegsdrommete! sehe mich schon,
Liegend im blutigen Staube,
Rühmlich sterben für's Vaterland!

Romanze.

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolſs Heldenarm,
Rudolſs, den die Schlacht erfreute,
Rudolſs, welchen Frankreich scheute
Und der Saracenen Schwarm.

Er, der letzte seines Stammes,
Weinte seiner Söhne Fall:
Zwischen Moosbewachsnen Mauern
Tönte seiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greisen Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiſs wie Schwäne,
Küſste sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wenn der Mond ins Fenster schien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn!

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfochtnen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Einst beym freyen Mahle küſste
Albrecht ihre weiche Hand,
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooſs;
»Albrecht nimm! Zu dieser Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!«
Kaum gesagt, schon flog sein Roſs.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig und bestieg sein Roſs;
Freute sich des Mädchens Zähre,
Die, der Lieb' und ihm zur Ehre,
Aus dem blauen Auge floſs.

Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Stral;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde
Und die Hirsche floh'n ins Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.

Bang von leiser Ahndung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starr und stürzt sich in sein Schwert.

Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zween lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied im stummen Harm.

Lied eines Deutschen Soldaten in der Fremde.

An's ferne Ufer hingebannt
Thut mir's von Herzen weh,
Daſs ich mein liebes Vaterland
Nicht mehr mit Augen seh.

Ich sehne täglich mich zurück,
Das läſst mir keine Ruh;
Ich werfe manchen nassen Blick
Dem wilden Meere zu.

Das war zuvor nicht meine Art,
Jetzt wein' ich, wie ein Kind,
Daſs oft am schwarzen Knebelbart
Die helle Thräne rinnt.

O wehe dem, der mich mit Trug
In dieses Land gebracht;
Mein Leid verwandle sich in Fluch,
Und quäl ihn Tag und Nacht!

Er trank mir zu auf Josephs Wohl
In altem Rheinschen Wein,
Goſs bis zum Rand die Gläser voll
Und schenkte weidlich ein,

Bis daſs ich taumelte; da las
Der Bube Formeln her;
Ich sang den Schwur bey'm vollen Glas,
Und trank und bat um mehr.

Da gab er mir sein schnödes Gold,
Und zahlte meine Zech.
Nun war ich in des Königs Sold,
Und muſste mit ihm weg.

Die lieben Eltern kümmern mich:
Der Vater härmt sich ab,
Die Mutter weinet bitterlich
Und wünschet sich in's Grab.

Und du, mein süſses Hannchen, weinst
Die blauen Augen roth;
Sie trösten dich, du aber meinst
Dein Nikolas sey todt.

All was du siehst, das mahnet dich
An deinen Nikolas:
Die Linde, unter welcher ich
Mit dir im Schatten saſs,

Der Weinstock, welchen meine Hand
  Für Hannchen auferzog,
Und früh die zarten Reben band,
  Und dir zur Laube bog.

Dort warfst du mir mit loser Hand
  Die Beeren in den Mund;
Dort war es, wo wir Hand in Hand
  Beschwuren unsern Bund.

Wie war den Abend uns so wohl!
  Ich führte dich nach Haus;
So manche stille Thräne quoll
  Auf deinen Blumenstrauſs.

So freundlich lachte Wald und Thal
  In meinem Leben nicht!
Der Abendsonne rother Stral
  Erhellte dein Gesicht!

Wie Turteltäubchen liebten wir,
  Und theilten Freud' und Noth:
Wir sagten oft: uns würde hier
  Nichts trennen als der Tod.

Nun seufz' ich spat und seufze früh:
  Erbarm dich, lieber Gott!
Und rette mich, und rette sie,
  Durch einen sanften Tod!

Die Begeisterung.

An Voſs.

Sie ist da! die Begeistrung, da!
Heil mir, und reden kann die trunkne Lippe!

Von schneeigen Alpen
Schwebt, auf der Abendröthe Flügel, sie zu mir herab,
Weilet nicht, fleugt auf,
Athmet, ihr blendendes Gewand
Gegürtet mit Regenbogen,
Umwunden ihr Haar mit gestirntem Diadem,
Athmet freyere Lüſte,
Himmelslüſte,
Zeucht mich ihr nach,
Tränket mit Thau des näheren Himmels mich!

Heil mir, daſs ich kenne
Die Stralende!
Heil mir, daſs sie würdiget
Ihres Fluges mich!

Göttin, so du mich führst,
Flieget, nichtiges Gestäub,
Unter dem Flügelschlag meiner Phantasey,
Sonne dahin und Stern! Milchstraſse dahin!

Heil mir, daſs ich kenne
Die Flammende!
Daſs kühn ihr folget der Flügelschlag meiner Phantasey
Durch die Nacht und der Erde Bauch!

So die Göttin gebeut,
Oeffnet sich ihr der schwarze Schooſs
Ewiger Finsterniſs;
Es umrauschet ihre Glieder das Gewand der Nacht!
Flammenathmend erhellst du Abgründe vor mir her;
Deine wehende Fackel zeiget und gebeut mir Flug!
Ha! wie den Fremdling staunet an
Der Unterirdischen schüchternes Geschlecht!
So staunet an der Maulwurf das gezeigte Licht,
So staunet an der Pöbel,
Pöbel in Purpur und gehüllt in Schulstaub,
Den Erdehöhnenden Gesang
Der Begeistrung, und des Dichters, den nur sie gebar!

Anhang.

Freyheitsgesang

aus dem zwanzigsten Jahrhundert.

Sonne, du säumst!
Sonne, du säumst!
Weilen dich kühlende
Wogen des Meeres?
Sonne, du säumst!

Komm herauf zu uns! Es harret
Dein ein freyes Volk!
Wende deine Feuerblicke
Von den Sclavenvölkern ab!
Komm herauf zu uns! Es harret
Dein ein freyes Volk!

Siehe sie kömmt!
Siehe sie kömmt.
Sie vergüldet die Berge,
Sie röthet den Hain,
Und silbern rauschet der Strom in das finstre
Thal!

Wir sahen dich einst
Rauschender Strom,
Mitten im fliegenden Laufe gehemmt!
Bebend und bleich,
Wehend das Haar,
Stürzte der Tyrannen Flucht
Sich in deine wilden Wellen,
In die Felsenwälzenden Wellen
Stürzten sich die Freyen nach;
Sanfter wallten deine Wellen!
Der Tirannen Rosse Blut,
Der Tirannen Knechte Blut,
Der Tirannen Blut!
Der Tirannen Blut!
Der Tirannen Blut,
Färbte deine blauen Wellen,
Deine Felsenwälzenden Wellen!

Das Schilfblatt trof
Und die Weide von der Erschlagnen Blut!
Um den krausen Dornstrauch wickelte sich das Gewand
Der Todten, wirrte sich in ihm der Todten Haar!

An dem Hange des Felsen lag
Der Völkerdränger Karl mit starrendem Arm;
Neben ihm schimmerte, zersplittert, sein Schwert,
Und über ihm wälzte sich schwer sein verwundetes Roſs!

Es erstickte der Lästerung Wort, und des Befehls,
In der bangen Brust;
Halbverlöschend, noch wild, drehte sich sein Aug' und bat
Jedes zückende Schwert, jeden gehob'nen Arm um den Tod!
Aber versagt ward ihm des Schwerts und der Tod des Arms!
Der Söhne Deutschlands erbarmte nicht einer sich sein!
Zeichnete seine Stirne nicht Gottes Fluch?
Schwebte nicht, wie über das Aas der Adler schwebt,
Schwebte nicht so, sichtbar, über ihm die Rache des Herrn?

Drey Tage lag er blutig, und drey Nächte so,
Umflattert von der Raben Heer!
Die Zuckungen seiner Qualen scheuchten der Raben Heer;
Noch lebend ward er endlich nächtlicher Wölfe Raub!

Es fiel, ach! es fiel,
Heinrich fiel,
Jüngling und Held!
Es weinte die Mutter,

Weinten die Schwestern;
Im Grame starb sein junges Weib!
Ach, in ihrem keuschen Schooſse
Starb mit ihr ein Heldenkind!
Oede trauern um die Sprosse
Seines edlen Heldenstammes
Remlings anmuthsvolle Thale
Und das alternde Kastell! *)

Nicht einer entrann
Von der Sclaven Heer!
Wie der Sturm mit herbstlichem Laube
Quellen des Thales bedeckt,
So bedeckte lang und breit den Strom
Des Sclavenheeres Leichnam!

Die Heerde floh
Und dürstend das Roſs vom blutigen Strom.
Kein Sohn des Waldes nahte sich ihm;
Nur der Rabe trank und der Adler und der Wolf!

Auf Bergen erscholl der Sieger Gesang,
Und rollte freudige Donner ins Thal,
Gesänge der Jungfrauen tönten darein:
So flöten Nachtigallen
Beym Felsenquell.

---

*) Die Mutter des Dichters war eine Gräfin zu Castell-Remlingen.

Hoch schwingt, tief schwingt, wild sich umher
Der Adler des Gesangs!
In Blutgefilden weilen Geyer unter ihm, denn wir siegten oft.
Er eilet, er eilet, er schwebt
Ueber der letzten Schlacht mit steifem Fittig!

Es glühte der Mittag; es rann
Heldenschweiſs auf zertretnes Gras;
Kühlung des Waldes umwehte nur den Feind.
Drey Stunden wankte zwischen uns und ihnen der Sieg,
Wie röthlich die Saat wanket auf Hügeln hin und her.
Da brachen hervor neue Schaaren aus des Waldes Höh,
Mit Waffengetös und lautem Geschrey!
Langsam, wie des Oceanes Ebbe,
Wich der Freyen linkes Heer!
Da sprengten hervor,
Auf schäumenden Rossen,
Wie zückende Blitze,
Zween Jünglinge, Stolberg ihr Name, Reisige hinter ihnen her!

Wie der Rhein von jähen Felsen herab
Seine Donner stürzet und ewigen Schaum,
Mit des Adlers Eile, des Meeres Schall,
So die Heldenschaar auf den staunenden Feind!

Stolberg fochten und sanken dahin
Den schönen Tod,
Den blutigen Tod,
Den Freyheitstod!
Keine feige Klag' erschalle
Bey der Helden frühem Fall!
Einer ihrer Väter wünschte
Mit der heiſsen Jünglingsthräne
Sich schönen, blutigen Freyheitstod!
Zitternd flossen ins Silbergewebe
Der Harfe die Thränen der Sehnsucht hinab!
Siehe, da sah er,
In heiliger Stunde!
Jenseit Jahrhunderten,
Schlachten der Freyheit!
Sah die Heldenenkel fallen;
O wie schlug sein Herz für Wonne!
Seine heiſse Thräne stürzte
In der Harfe Silbersturm!

Die Sonne war gesunken; der Abend
Kühlte mit röthenden Flügeln
Den alten Rhein;
Noch donnerte laut, noch blitzte die Schlacht!
Von Zinnen des Himmels
Schauten, durch purpurne Wolken,
Hermann freudig, und Tell,
Luther und Klopstock freudig herab auf unser
Heer!

Athmeten uns zu
Festen Entſchluſs,
Stärke der Götter und Deutschen Muth!

Die Feinde sahn auf
Mit lechzenden Blicken
Zur säumenden Dämmrung;
Die Dämmerung kam;
Sie wankten, sie wichen,
Sie gossen sich aus über's Gefild in zerstreuter Flucht!
Wir gossen uns nach
Mit triefendem Schwert!
Sie hofften, es würde sie hüllen
Im faltigen Mantel
Die schwarze Nacht:
Siehe da ging ihnen auf über's Tannengebirg
Der zürnende Mond
Blutig und voll;

Verderbende Nacht!
Heilig und hehr
Dem freyen Volke!
Mehr jedem Deutschen, denn die Stunde der Geburt!
Heilig und hehr,
Wie in den Armen der erröthenden Braut die süſse Nacht!
Auf Bergen erscholl der Siegergesang!

Der Helden Gesang, der Freyen Gesang!
Und rollte freudige Donner ins Thal!
Gesänge der Jungfrauen tönten darein:
So rauschen Wasserfälle
Zum Donner des Meeres am Felsengestad!

Du bist frey! du bist frey!
Deutschland, frey!
Stolz stehest du da unter den Nationen um dich her;
Wie der Brocken stolz, wenn der Morgenröthe Licht
Seine Scheitel röthet, noch fester unter ihm
Liegen die Thale, und nur dämmern die Gipfel um ihn her!

Willkommen, Jahrhundert der Freyheit!
Groſses Jahrhundert, willkommen! 96
Du schönste Tochter der spätgebärenden Zeit!
Sie gebar dich mit Schmerzen, und sprang staunend auf,
Da geboren war das mächtige Kind!
Zitternd nahm sie dich in den mütterlichen Arm!
Freudige Schauer rauschten ihre Glieder hinab auf ihr Gewand;
Feyerlich küſste sie deine Stirn,
Und Prophezeihung entquoll ihren Lippen, wie ein Strom:

«Tochter, du nimmst hinweg deiner Mutter Schmach!
Rächst deiner Schwestern weinenden Gram!
Unwillig krümmte jede sich hinab in's Grab;
Denn in Locken der Jugend hoffte jede zu führen dein Schwert,
Zu halten deine Wage, Vergelterin!
Schon lächelst du stolz an deiner Mutter Brust,
Schon flammt dein blauer rollender Blick,
Schon greiſst du mich stark an mit der zarten Hand;
Bald tönen um deine Wiege herum
Waffengetös und der Sieger Gesang!
Du wächsest schnell auf! ich sehe dich schon
In schöner weiblichen Riesengestalt,
Mit zückenden Wettern im vertilgenden Aug,
Mit wild hinströmendem goldenen Haar!
Donner entrollen deinem Fuſstritt, und es stürzen dahin
Die Throne, in die goldne Trümmer Tirannen dahin!
Du gieſsest aus mit blutiger Hand der Freyheit Strom!
Er ergeuſst sich über Deutschland; Segen blüht
An seinen Ufern, wie Blumen an der Wiese Quell.»

Der Felsenstrom.

Unsterblicher Jüngling!
Du strömest hervor
Aus der Felsenkluſt.
Kein Sterblicher sah
Die Wiege des Starken;
Es hörte kein Ohr
Das Lallen des Edlen im sprudelnden Quell!

Wie bist du so schön
In silbernen Locken!
Wie bist du so furchtbar
Im Donner der hallenden Felsen umher!
Dir zittert die Tanne.
Du stürzest die Tanne
Mit Wurzel und Haupt!
Dich fliehen die Felsen.
Du haschest die Felsen,
Und wälzest sie spottend, wie Kiesel dahin!

Dich kleidet die Sonne
In Stralen des Ruhmes!

Sie malet mit Farben des himmlischen Bogens
Die schwebenden Wolken der stäubenden Fluth!

Was eilst du hinab
Zum grünlichen See?
Ist dir nicht wohl beym näheren Himmel?
Nicht wohl im hallenden Felsen?
Nicht wohl im hangenden Eichengebüsch?

O eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, du bist noch stark, wie ein Gott!
Frey, wie ein Gott!

Zwar lächelt dir unten die ruhende Stille,
Die wallende Bebung des schweigenden Sees,
Bald silbern vom schwimmenden Monde,
Bald golden und roth im westlichen Stral.

O Jüngling, was ist die seidene Ruhe,
Was ist das Lächeln des freundlichen Mondes,
Der Abendsonne Purpur und Gold,
Dem, der in Banden der Knechtschaft sich fühlt?

Noch strömest du wild,
Wie dein Herz gebeut!

Dort unten herrschen oft ändernde Winde,
Oft Stille des Todes im dienstbaren See!

O eile nicht so
Zum grünlichen See!
Jüngling, noch bist du stark, wie ein Gott!
Frey wie ein Gott!

Rundgesang.

Fröhlich tönt der Becherklang
Im vertrauten Kreise;
Lieblich schallt ein Rundgesang
Nach der Väter Weise!
  Freunde, freut euch alle!
  Freunde, trinket alle!
  Singt mit lautem Schalle:
Traute Brüder, schenket ein;
Stoſset an und trinkt den Wein!

Winde schwanke Reben mir
Um das Haar; ich winde
Epheu um den Becher dir,
Lächelnde Belinde!
  Laſs den Becher rauschen,
  Wenn die Mägdlein lauschen,
  Ob wir Küsse tauschen.
Traute Brüder, schenket ein!
Stoſset an und trinkt den Wein!

Du dort, schenke mäſsig ein!
Denn Erfahrung ehret,

Scherz und Freude scheucht der Wein,
Wenn er uns bethöret.
  Ach, sie fliehn erschrocken
  Aus zerstörten Locken
  Von geworfnen Brocken!
Traute Brüder, schenket ein!
Stoſset an und trinkt den Wein!

Wer mit Gegenliebe liebt
Freue sich von Herzen;
Wen sein Mädchen noch betrübt,
Hoffe Trost nach Schmerzen;
  Freund, beym Rosenbecher
  Leert vielleicht dein Rächer,
  Amor, seinen Köcher!
Traute Brüder, schenket ein!
Stoſset an und trinkt den Wein!

Neue Freuden gehn mir auf,
Glatter wird die Stirne,
Leicht wird meines Blutes Lauf,
Leichter mein Gehirne!
  Seht, die Gläser blinken!
  Selbst die Mädchen winken
  Noch einmal zu trinken.
Traute Brüder, schenket ein!
Stoſset an und trinkt den Wein!

Homer.

An Vater Bodmer.

Τῃ νυν, και σοι τουτο, γερον, κειμηλιον εστω.
Hom. Il. XXXIII.

Heil dir, Homer!
Freudiger, entflammter, weinender Dank
Bebt auf der Lippe,
Schimmert im Auge,
Träufelt, wie Thau,
Hinab in deines Gesanges heiligen Strom!

Ihn goſs von Ida's geweihtem Gipfel
Mutter-Natur!
Freute sich der strömenden Fluth,
Die voll Gottheit,
Wie der Sonnenbesäte Gürtel der Nacht,
Tönend mit himmlischen Harmonieen.
Wälzet ihre Wogen hinab in das hallende
Thal!

Es freute sich die Natur,
Rief ihre Goldgelockten Töchter;
Wahrheit und Schönheit beugten sich über den Strom,
Und erkannten in jeder Welle staunend ihr Bild!

Es liebte dich früh
Die heilige Natur!
Da deine Mutter im Thale dich gebar,
Wo Simois in den Skamandros sich ergeuſst,
Und ermattet dich lieſs fallen in der Blumen Thau,
Blicktest du schon mit Dichtergefühl
Der sinkenden Sonne,
Die vom Thracischen Schneegebürg,
Ueber purpurne Wallungen des Helläspontos,
Dich begrüſste, in ihr flammendes Gesicht!
Und es strebten sie zu greiſen
Deine zarten Hände,
Von ihrem Glanze röthlich, in die Luft empor!

Da lächelte die Natur,
Weihte dich, und säugte dich an ihrer Brust!
Bildete, wie sie bildete die Himmel,
Wie sie bildete die Rose,
Und den Thau, der vom Himmel in die Rose träuft,
Bildete sorgsam den Knaben und den Jüngling so!

Gab dir der Erfindung
Flammenden Blick!
Gab, was nur ihren Schöſslingen sie gibt,
Thränen jegliches Gefühls!
Die stürzende, welche glühende Wangen netzt,
Und die sanftere, die von zitternder Wimper
Rinnt auf's erbleichte Gesicht!
Gab deiner Seele
Einfalt der Tauben und des Adlers Kraft!
Gleich deinem Liede,
Sanft nun, wie Quellen in des Mondes Schein,
Donnernd und stark nun, wie der Katarakte Sturz!

Lied in der Abwesenheit.

Ach, mir ist das Herz so schwer!
Traurig irr' ich hin und her,
Suche Ruh und finde keine,
Geh an's Fenster hin, und weine!

Säſsest du auf meinem Schooſs,
Würd' ich aller Sorgen los,
Und aus deinen blauen Augen
Würd' ich Lieb' und Wonne saugen!

Könnt' ich doch, du süſses Kind,
Fliegen hin zu dir geschwind!
Könnt' ich ewig dich umfangen,
Und an deinen Lippen hangen!

Die Thränen der Liebe.

Träufle, mein süſses Mädchen, diese Thräne
Auf die silberne Leyer deines Stolberg!
Sitz auf meinen Knieen, und laſs die Thräne
Ueber die Wange

Deines Geliebten rinnen auf die Saiten,
Daſs sie beben, wie deine Busenbänder,
Und daſs meine Thräne mit deiner Thräne
Tönend sich mische.

Thräne der Liebe, ach! der stummen Wonne
Thräne! könnt' ich sie fassen und verwahren!
Und mit ihr den ersten der Küsse, da du
Schüchtern dich umsahst,

Dann um den Hals mir fielst, und sanft erröthend
Deine Lippen auf meine Lippen drücktest!
Unsre Seelen huben sich auf der Liebe
Seufzer, und schwebten,

Wonneberauscht auf des Kusses Flügeln,
Wie, auf Hauchen des Westes, süſse Düſte
Um die Wangen röthlicher, Thaubenezter
Blüthen des Apfels!

Christum lieben ist besser, denn alles Wissen.

Ohn' Eins ist alles nichts, was etwas ist und heiſst,
So viel der Sterne Zelt in seinem Zirk umschleuſst.
Dies Eins ist über All', in allem doch beschlossen,
Stets seine, ganz und frey, sein Abseyn ist der Tod,
Wer ohne dieses ist, ist niemals ohne Noth.
Was bin ich doch bemüht um alles zu erlernen,
Was nahe bey uns ist, und was uns kömmt von Fernen?
Was hier, und da, und dort, und überall geschieht?
Danach ein geizig's Aug' aus Herzenshunger sieht?
Könnt ich ein' jede Kunst, wär' aller Reichthum meine,
Hätt' ich der Ehren Thron zu eigen ganz alleine,
Ging' alles mir nach Lust, und wüſst' ich keine Zeit,

Die Büssende.

Ballade.

Hört, ihr lieben Deutschen Frauen,
Die ihr in der Blüthe seyd,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich Selbst nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken sollt ihr schauen,
Wie ein Ritter sonder Glimpf
Rächte seines Bettes Schimpf.

In den alten Biederzeiten,
Da noch Keuschheit Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar
Durft' aus ihrem Wege gleiten,
Kam ein Rittersmann von weiten,
Der zum Kaiser sollte reiten,
Von Navarra's Fürst gesandt
In das heil'ge Deutsche Land.

Einst da Strom und Nachtwind brauste,
Und sein Roſs ermüdet war,
Ward er eine Burg gewahr,
Wo ein Deutscher Ritter hauste,
Dessen Hof der Sturm durchsauste,
Und der Ulmen Haupt zerzauste;
Freudig leitet' er sein Roſs
An das hochgethürmte Schloſs.

Laut klopft er ans Thor; es klappen
Ihm die Zähn', er war erstarrt;
Denn des Winters Frost war hart.
Bald erschienen edle Knappen,
Forschten nach des Fremdlings Wappen,
Hielten seinen treuen Rappen,
Führten dann bey Fackelschein
Ihn in den Palast hinein.

Herzlich, nach der Deutschen Weise,
Ging auf ihn der Deutsche zu:
«Komm, geneuſs bey mir der Ruh
Nach der schweren Winterreise,
Und erquicke dich mit Speise!
Sieh, es glänzt von Reif und Eise
Dir das Haupthaar und der Bart;
Auch ist deine Hand erstarrt.»

Bey der krummen Hörner Schalle
Führt' er den erfrornen Mann,
Einen Wendelsteig hinan,
In die kerzenvolle Halle.
Seine Väter standen alle,
Aus gegossenem Metalle,
Schön gewapnet, ohne Zahl
In dem ungeheuren Saal.

Hier heifst er das Mahl bereiten,
Und schon sitzen sie am Tisch.
Unsre Helden trinken frisch,
Aus Pokalen und aus breiten
Tumlern, nach dem Brauch der Zeiten;
Rheinwein und Tokayer gleiten
In die Kehlen glatt hinein,
Welscher und Burgunder Wein.

Aber mitten in der Freude
Oeffnet eine Thüre sich;
Stumm und langsam feyerlich,
Kommt ein Weib in schwarzem Kleide,
Ohne Gold, Geschmuck und Seide,
Abgehärmt von bitterm Leide,
Mit geschornem Haupte, schön
Wie der blasse Mond zu sehn.

Grauen überfiel und Beben
Den Navarrer; er ward blaſs;
Ihm entsank ein Doppelglaſs,
Und er zweifelte, ob Leben
Wär' im Weibe, ob sie schweben,
Senken, oder sich erheben
Würde, ein Gespenst der Nacht,
Das in grausen Stunden wacht.

Aber näher kam sie ihnen,
Setzte nun sich an den Tisch,
Aſs zween Bissen Brod und Fisch,
Und sie schellte; da erschienen,
Mit des Mitleids trüben Mienen,
Knappen, ihrer Frau zu dienen;
Einem winkt sie; er versteht
Ihren Jammerblick, und geht.

Und schon hält er in der Linken
Einen Schädel, spült ihn rein,
Gieſset Wasser dann hinein;
Hält's ihr schweigend dar zu trinken;
Ach! sie läſst die Augen sinken,
Sicht den nassen Schädel blinken,
Starret vor sich, trinkt ihn aus,
Setzt ihn hin, und wankt hinaus.

«Ich beschwöre dich, zu sagen,»
Hub der fremde Ritter an:
«Was hat dir dies Weib gethan?
Wie kannst du mit diesen Plagen
So sie martern? wie ertragen
Ihrer Thränen stumme Klagen?
Sie ist schön, wie Engel sind,
Und geduldig, wie ein Kind.» —

«Fremdling, sie ist schön! Ich baute
Auf die Schönheit all mein Glück;
Labte mich an ihrem Blick;
Wann sie bey der sanften Laute
Fromm und liebend auf mich schaute!
Ach! mein ganzes Herz vertraute
Sonder Zweifeln ich ihr an,
War ein hochbeglückter Mann!

Ihre schönen Augen logen!
Wer ergründet Weibessinn!
Ihre Liebe war dahin,
Einem Buben zugeflogen,
Den ich in der Burg erzogen!
Lange hat sie mich betrogen;
Meines Herzens Lieb' und Treu
Blieb sich immer gleich und neu!

Als ich einst von frohen Siegen
Unvermuthet kam zurück,
Ach! da sah mein erster Blick,
Der sie fand nach langen Kriegen,
Sie in meinem Bette liegen
Mit dem Ehebrecher! Schmiegen
Thät er wie ein Lindwurm sich,
Doch ihn traf der Todesstich!

Aber sie fiel mir zu Füſsen,
Flehend: „Herr, erbarme dich
Meiner, und erwürge mich!
Laſs mich mein Verbrechen büſsen!
Sieh, das Eisen möcht' ich küssen,
Das da soll mein Blut vergieſsen,
Und mich bald in jener Welt
Meinem Trauten zugesellt!“

In dem Augenblick gedachte
Ich in meinem Zorne doch
Ihrer armen Seele noch,
Und das Bild der Hölle brachte
Schrecken in mein Herz; doch wachte
Meine Rache noch, und fachte
Meines Zornes Gluth; ich sprach
„Büſsen sollst du meine Schmach!

Aber nicht mit deinem Leben! —
    Denn was hätt' ich deſs Gewinn,
    So du führst zum Teufel hin?
Nein, mit Thränen, Flehn und Beben,
Magst du nach dem Heile streben,
Ob dir wolle Gott vergeben;
    Aber Jammer, Angst und Noth
    Geb ich dir bis an den Tod!»

Da thät ich ihr Haupt bescheeren,
    Nahm ihr Gold und Edelstein,
    Hüllte sie in Trauer ein,
Ungerührt von ihren Zähren.
Welche Schmerzen sie verzehren,
Magst du von ihr selber hören.
    Fasse dich, und folge mir
    Hier durch diese Seitenthür!» —

Und er führt' ihn eine lange,
    Steile, dunkle Trepp' hinab.
    «Ach! du führst mich in ein Grab!» —
Rief der Ritter, und ward bange.
«Graut dir schon vor diesem Gange?
Aber horch dem leisen Klange
    Einer Laute! Bey dem Klang
    Singt sie ihren Buſsgesang.» —

«Halt! nun sind wir an der Schwelle!» —
Rief der Deutsche, stieſs ans Schloſs;
Rasselnd sprang die Feder los,
Und sie sahn sie in der Zelle.
Von den Augen stürzt die helle,
Gottgeweihte Thränenquelle,
Flieſset, aus zerknirschtem Sinn,
Auf das offne Psalmbuch hin.

«Ach! wie ist ihr Schicksal bitter!»
Ruft der Gast, und geht hinein.
Stracks führt' ihn an einen Schrein
Der gestrenge Deutsche Ritter.
Wie getroffen vom Gewitter,
Sieht er, hinter einem Gitter,
O, wer hätte das geglaubt?
Ein Gerippe sonder Haupt.

Als der Fremdling sich ermannte,
Sprach der Deutsche: «Sieh den Mann,
Der dies Weib hier liebgewann,
Erst für sie im Stillen brannte,
Dann sein Feuer ihr bekannte;
Den sie ihren Trauten nannte,
Der mit seiner Frevelthat
Mir mein Bett beschimpfet hat!

Das iſt nun ihr gröſstes Leiden,
Daſs ſie ihren Ehemann
Der ſolch Leid ihr angethan,
Muſs beſtändig um ſich leiden!
Jenes Anblick gab ihr Freuden
Sonſt, nun mögt' ſie gern ihn meiden,
Doch ſie ſieht ihn, und beym Mahl
Iſt ſein Schädel ihr Pokal.» —

Ehe ſie das Weib verlaſſen,
Wünſcht der Fremdling ihr Geduld,
Und Erlaſſung ihrer Schuld.
Sie antwortete gelaſſen
Mit geſenktem Blick, und blaſſen
Lippen: «Ritter, nicht zu faſſen
Iſt mit Worten mein Vergehn!
Deiner Magd iſt recht geſchehn!» —

Freundlich wünſchte ſie den Rittern
Gute Nacht! Sie gehen fort
Aus dem jammervollen Ort.
Bilder ihrer Angſt erſchüttern
Den Navarrer; ſie verbittern
Ihm den dunkeln Weg; es zittern
Seine Kniee; banger Schweiſs
Ueberläuft ihn, kalt wie Eis.

Endlich kömmt er in sein Zimmer,
   Bang' und kummervoll durchwacht
   Er die lange Winternacht.
Ach! er sah ihr Bildniſs immer,
Wie sie bey der Lampe Schimmer
Spielte, sang und weinte. Nimmer
   Ward wohl je ein Weib gesehn,
   Das so elend war und schön.

Bey der goldnen Morgenröthe
   Thät er seine Rüstung an,
   Ging hinein zum Deutschen Mann,
Nahm ihn bey der Hand und flehte,
Daſs er, eh der Gram sie tödte,
Aus dem Jammer sie errette;
   Sprach es, schwang sich auf sein Roſs,
   Und verlieſs das alte Schloſs.

Jahre währten ihre Leiden;
   Ihre helle Thräne sank
   Täglich in den bittern Trank.
Abgestorben allen Freuden,
Thät sie jedes Labsal meiden,
Thät an ihrem Gram sich weiden,
   Sang den frommen Buſsgesang
   Täglich bey der Laute Klang.

Die mich von Jugend auf nicht herzlich hätt' erfreut,
Ja, wüſst' ich (welches doch noch Keinem ist gegeben),
Daſs ich auch keinen Tod auf Erden sollt' erleben,
Mein Name reichte hin bis in die neue Welt,
An mir wär' alles das, was man für alles hält,
Ganz Alles hätt' ich ganz; was wäre dieses Alles?
Ein Alles auf den Schein, ein Konterfey des Schalles,
Des Schattens leiblich's Bild, Verblendung des Gesichts,
Ein Schlauch an Leere voll, mit einem Worte: nichts.
O Alles über All! O mehr als Alles, Alles!
Vor allem allzeit da. Ein Aufstand alles Falles,
Nach allem stets, wie vor. Ein Einzler an der Zahl,
Doch über alle Zahl und Zeiten allzumal:
Vor dem der schärfste Witz ist Aberwitz zu nennen,
Du aller Schätze Schatz, den nur die Seelen kennen,
Vor dem die Ehre Schmach, die Wollust Unlust heiſst:
Ein geistgestalt'ter Mensch, ein menschgestalt'ter Geist.

Endlich rührt' ihr leises Stöhnen,
Und ihr demuthsvoller Schmerz
Des gestrengen Mannes Herz.
Wer vermag sich zu den Tönen
Leiser Klage zu gewöhnen?
Rührender bewegen Thränen
Einer stummen Dulderin
Jeden felsenharten Sinn.

Sieh, er lieſs sein rasches Dräuen,
Ihr die ganze Lebenszeit
Anzufügen solches Leid,
Sich aus Herzensgrunde reuen;
Nahm sie in sein Bett von neuen,
Thät sich weidlich mit ihr freuen;
Zeugte Söhne, stark von Art,
Töchter, wie die Mutter zart.

Unsre Frauen zu belehren
Hab' ich solches kund gemacht,
Und in saubre Reimlein bracht;
Auch die Herrchen zu bekehren,
Die der Weiblein Herz bethören,
Und sich täglich bey uns mehren.
Tausend Schädel, die wir sehn,
Sollten auf dem Schenktisch stehn.

An das Meer.

Du heiliges und weites Meer,
Wie ist dein Anblick mir so hehr!
Sey mir im frühen Stral gegrüſst,
Der zitternd deine Lippen küſst!

Wohl mir, daſs ich, mit dir vertraut,
Viel tausendmal dich angeschaut!
Es kehrte jedesmal mein Blick
Mit innigem Gefühl zurück.

Ich lausche dir mit trunknem Ohr,
Es steigt mein Geist mit dir empor,
Und senket sich mit dir hinab
In der Natur geheimes Grab.

Wenn sich zu dir die Sonne neigt,
Erröthend in dein Lager steigt,
Dann tönet deiner Wogen Klang
Der müden Erde Wiegensang.

Es lauschet dir der Abendstern,
Und winket freundlich dir von fern;
Dir lächelt Luna, wenn ihr Licht
Sich millionenfältig bricht.

Oft eil' ich, aus der Haine Ruh,
Mit Wonne deinen Wogen zu,
Und senke mich hinab in dich,
Und kühle, labe, stärke mich.

Der Geist des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn säugt,
Auf deiner Wogen blauem Schooſs
Wiegt seine Phantasie sich groſs.

Der blinde Sänger stand am Meer;
Die Wogen rauschten um ihn her,
Und Riesenthaten goldner Zeit
Umrauschten ihn im Feyerkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenschwung
Melodisch die Begeisterung,
Und Ilias und Odyssee
Entstiegen mit Gesang der See.

Hätt' er geſehn, wär' um ihn her
Verſchwunden Himmel, Erd' und Meer;
Sie ſangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

86

Hymne an die Erde.

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!
Sey mir gegrüſst! sey mir gesegnet im Feyergesange!
Sieh, o Mutter, hier lieg' ich an deinen schwellenden Brüsten,
Lieg', o Grüngelockte, von deinem wallenden Haupthaar
Sanft umsäuselt, und sanft gekühlt von thauenden Lüften!
Ach, du säuselst Wonne mir zu, und thauest mir Wehmuth
In das Herz, daſs Wehmuth und Wonn', aus schmelzender Seele,
Sich in Thränen und Dank und heiligen Liedern ergieſsen!

Erde, du Mutter zahlloser Kinder, Mutter und Amme!

Schwester der allfreuenden Sonne, des freundlichen Mondes,
Und der stralenden Stern' und der flammenbeschweiften Kometen,
Eine der jüngsten Töchter der allgebärenden Schöpfung,
Immer blühendes Weib des Segen träufelnden Himmels! —
Sprich, o Erde, wie war dir, als du am ersten der Tage
Deinen heiligen Schooſs dem buhlenden Himmel enthülltest?
Dein Erröthen war die erste der Morgenröthen,
Als er, im blendenden Bette von weichen schwellenden Wolken,
Deine gürtende Binde mit siegender Stärke dir löſste!
Schauer durchbebten die stille Natur, und tausendmal tausend
Leben keimten empor aus der mächtigen Liebesumarmung.
Freudig begrüſsten die Fluthen des Meeres neuer Bewohner
Mannigfaltige Schaaren; es staunte der werdende Wallfisch
Ueber die steigenden Ströme, die seiner Nasen entbrauſsten;

Junges Leben durchbrüllte die Auen, die Wälder, die Berge,
Irrte blöckend im Thal, und sang in blühenden Stauden,
Wiegte sich spiegelnd am Quell, auf wankenden Blümchen, und girrte
Auf den Gipfeln der Ulme, die liebende Reben umschlangen;
Denn der edle Wiehrer nicht nur und der mächtige Löwe,
Nicht nur die Vögel des Hains, und summende goldene Fliegen,
Tranken aus der Quelle des Lebens; Libanons Zedern
Tranken auch, es tranken die Haine, die Blumen und Gräschen,
Jedes nach seinem Maſse, vom Lebentrunkneren Menschen
Bis zum Gräschen im Thal und bebenden Spröſsling des Berges.
Alle sterben und werden geführt von Stufe zu Stufe,
Durch unendliche Reihen bestimmter Aeonen, sie schleichen
Oder sie fliegen, von Kraft zu Kraft! von Schöne zu Schöne!

Erde, dich liebt die Sonne, dich lieben die heiligen Sterne;

Dich der himmelwandelnde Mond! So bald du vom Schlummer
Dich erhebst, und Thau aus duftenden Locken dir träufelt,
Sendet die Sonne dir Purpur und Gold und glänzenden Safran,
Daſs du bräutlich geschmückt erscheinst im Morgengewande.
O wie schimmerst du dann im rosigen Schleyer! mit tausend
Jungen Blumen umkränzt, von silbernen Tropfen umträufelt,
Und mit glänzender Binde des blauen Meeres umgürtet!
Aber, wenn dein Haupt zum süſsen Schlummer sich neiget,
Und in schattender Halle die Nacht die Glieder dir kühlet,
Siehe, dann lächelt der Mond, von seinem einsamen Pfade
Sanfte Freuden dir zu, gesäugt am Busen der Stille,
Und dann singen die Sterne dir zu. In heiliger Stunde
Hört' ich gestern ihr Lied im Wehen wölbender Buchen.
Einigen deiner Kinder, o Mutter! will ich erzählen,

Was im goldenen Reihentanze die Sterne dir sangen;
Also sangen sie, lauscht ihr Lieblingskinder der Mutter!

„Schlummre sanft, o Schwester, im kühlen duftenden Bette!
Schlummre, Geliebte, sanft, auf daſs du rosig erwachest!
Wilde Stürme müssen dir nicht die Locken zerwehen,
Müssen deine Ströme nicht über die Ufer empören,
Nicht den Wiegengesang des rauschenden Meeres verstimmen!
Hekla müsse dich nicht, dich müsse der Aetna nicht wecken,
Ruhen müsse der Blitz in schwarzen Gürteln der Alpen,
Keine Wolke verbergen vor uns dein liebliches Antlitz,
Müsse dir keine den Blick des freundlichen Mondes umschleyern!
Leichtes Fuſses müssen vorbey die Stunden dir tanzen,
Bis mit rosigem Finger die Morgenröthe dich wecket.

Deine Kinder müssen dich nicht im Schlummer bekümmern,
Denn sie schlummern mit dir. Die wenigen, welche der Kummer
Von der Ruhe Leger verscheuchte, tröstet mit milden
Blicken der sanſte Mond, der mit den Weinenden weinet,
Sich mit Freuenden freut, und liebend Liebenden lächelt!
Deine Kinder, welche das Meer auf Schiſſen umtanzen,
Wollen wir während der Nacht am stralenden Gängelband leiten,
Daſs die Gleitenden nicht ein kreisender Strudel erhasche!
Daſs kein tückischer Fels die eilenden Kiele verletze!
Schlummre sanſt, o Schwester, im kühlen duftenden Bette!
Schlummre, Geliebte, sanſt, auf daſs du rosig erwachest!"

Also sangen die Stern' und schimmerten freundlich; die Lüſte
Bebten, wie mitertönende Saiten der ruhenden Leyer,
Wenn ein preisendes Chor den gewölbten Tempel durchhallet!

O Menschgott! Heiland! Heil! dem alle Dinge geben
In Allem allen Preis, du alles Lebens Leben,
Und alles Todes Tod, du bist es, Jesu, du,
Ohn' den nichts Alles ist, und minder noch dazu.
Ach Alles, laſs mein Nichts dir darum doch gefallen,
Dieweil es nichts will ein in andern Sachen allen.
Gib, Alles, mir, dem Nichts, in allem Rath und That,
So hab' und kann ich mehr, als Alles kann und hat.

Erde, wie bist du schön, mit Gottes Strömen gewässert!
Wer vermag sie zu singen? Die Zwillingshelden, den Ganges
Und den Indus? Wer die rauschenden Wasser des Euphrats?
Wer den segnenden Nil, der aus ungesehener Urne
Seine schwellende Fluthen durch sieben Mündungen ausströmt?
Wer die herrschende Tiber? Den heldenberühmten Eurotas,
Welcher früh die nervige Jugend Lakoniens stählte?
Ach, wer bringt mich hinüber auf Adlers Flügeln, zu deinen
Rollenden Meeren, du mächtigster Orellana! *) du Riese
Unter den Flüssen! dir staunen die heiligen Fluthen des Weltmeers,
Wenn du, stark wie ein Gott, in den Ocean dich ergiessest!

Aber vor allen seyd mir gegrüſst im feyernden Liede,

---

*) Orellana, der Amazonenfluſs.

Vaterländische Ströme! Du edle Donau! dem Morgen
Strömst du erröthend entgegen, und grüſsest die kommende Sonne,
Wenn sie flammend ihr Haupt aus purpurnen Wogen erhebet.
Wankende Saaten umrauschen dich jährlich, und freudiges Landvolk
Tanzet, mit blauen Blumen umwunden, an deinem Gestade,
Wenn der Abend auf dir mit falben Fittigen ruhet,
Und die glänzenden Sicheln dem winkenden Abendstern weichen!

Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo, mit umwölkter Hand, die Natur, am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zükkenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Muthiger rauschet der Jüngling einher, und seiner Umarmung

Stürzet die brünstige Reuſs mit schäumenden Wogen entgegen;
Züchtig folgt ihm die Aar in langsam schlängelnder Krümmung.
O wie stürzt er donnernd herab beym hallenden Laufen!
Unter dir beben die Felsen; die grünlichen Wogen verhüllen
Sich in glänzenden Saum; der staunende Waller vernimmt nicht
Seiner eignen Bewundrung Geschrey, und heilige Schauer
Fassen ihn, wie sie die Felsen und zitternden Eichen ergreifen.
Ernst, mit männlicher Kraft, theilst du die Kostnitzer Fluthen,
Eilest Städten vorbey, und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichthum, schützest die Gränzen des heiligen Reiches,
Und beschenkst die Ufer mit hangenden goldenen Trauben!
O wie glänzet dir Freud' in Hochheims Bechern! sie wandelt
Sich zum Lied' im Munde des Dichters! bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daſs ich würdig euch singe,

Wie die Nymphe des Mains den göttlichen Buſen umarmet;

Siehe, sie fleuſst ihm entgegen in sanfter Wallung, und bringt ihm
Edle Geschenke, den Reichthum der fruchtbaren Fränkischen Fluren,
Bringt ihm silberne Tropfen des allbezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felsen die heissere Sonne gereiſt hat.
Solche Gaben bringt ihm die Nymphe mit bebender Liebe;
Aber er faſst sie mit mächtigem Arm, und führt sie hinunter,
Durch krystallne Hallen, in seine stille Behausung;
Glänzender rollen die feyernden Wogen; die schönen Gestade
Hallen weit umher vom Brautgesange der Fluthen!

Erde, wie bist, du schön, mit wechselnden Bergen und Thälern,
Mit ſanftrieselnden Quellen geschmückt und ruhenden Seen,

Mit gethürmten Gebirgen, wo überhangenden Felsen
Hohe Tannen entwachsen und Ströme reissend entstürzen,
Mit geweihten Einsiedeleyen, wo, unter dem Schatten
Freundlicher Buchen und dichterischer Eichen, die hohe Begeistrung
Schwebet und weht im Säuseln und Brausen des heiligen Haines,
Oder im Wogengeräusch des Geisterhebenden Weltmeers!
Sanfte Ruhe wandelt in deinen friedsamen Thalen;
Steile Gebirge sind reich an kühnen Thaten und Freyheit.
Sie, des Weisen Wunsch, der Spott des klügelnden Sclaven,
Wählte die schneeigen Alpen, um Muth und Einfalt zu segnen.

Heiliges Land, dich grüſs' ich aus überwallender Fülle
Meines schwellenden Herzens! wie ward mir auf deinen Gebirgen,
Wie in deinen Thalen so wohl! Ach werd' ich dich nimmer
Wiedersehen? nicht mehr in deinen Seen mich baden?

Noch im schmelzenden Schnee an der Wiege mächtiger Flüsse?
Gotthard seh ich nimmer dich wieder? Dein felsiger Rücken
Trieft von hundert Strömen, die deiner Scheitel entstürzen;
Auf dir hauset Entsetzen und Graun in Wolken gehüllet,
Deine Pfade besucht der bleiche starrende Schwindel!

Sanfter bist du, Natur, in Seelands blühenden Fluren,
Goldne Saaten krönen das Haupt des lächelnden Eylands.
Seeland, ich liebe dich auch! in deiner Wälder Umschattung
Wohnet freundliche Ruh; sie wohnt in grünenden Auen,
Und in spiegelnden Seen von hangenden Buchen umkränzet,
Dich umfleuſst das heilige Meer, und waldige Hügel
Drängen kühn sich hervor von schäumenden Wogen umrauschet!

Zahllos sind, o Erd', und edel deine Geschenke!

Deinen Kindern geben sie Kraft und Nahrung und Freude!
Lächelnd blüht die Verheiſsung des jungen Jahres am Zweige
Und der sinkende Ast erfüllt sie mit schwellenden Früchten.
Siehe, bald lockt mich am Gipfel des Baums die glänzende Kirsche,
Und bald ladet mich ein die Labsal duftende Erdbeer.
O, wie schmückt der Sommer dein Haupt mit farbigen Blumen,
Deren Balsam die Luft mir mit leisen Fittigen zuweht!
Gleich der Erdbeer, verbirgt sich bescheiden das Veilchen; ein sanftes
Mädchen suchet es auf und wiegt es am wallenden Busen.
O, wer nennt sie alle, die duftenden, farbigen Freuden,
Die dem gewässerten Thal' und umwölkten Bergen entblühen?
Sprich, Natur, wo tauchtest du ein den schaffenden Pinsel,
Als du den Teppich der Alpen mit Enzianen bemaltest,
Deren glänzendes Haupt mit dem Blau des Himmels sich kleidet?

Wen entzückt nicht die Lilie? o wie selig verweil' ich
Unter den lieblichen Schaaren der tausendfaltigen Nelken!
Siehe, dort koset mit mir das duftende hangende Geiſsblatt,
Und es winket mir hier die kaum geöffnete Rose!
Rose, wer dich nicht liebt, dem ward im Leibe der Mutter
Schon sein Urtheil gesprochen, der sanftesten Freuden zu mangeln!
Ihn wird Philomelens Gesang zur Quelle nicht locken,
Ihn kein liebender Blick des süſsen Mädchens entzücken!
Rose, dein Leben ist kurz! Ach, klagt im weinenden Liede,
Mädchen, klaget den Tod der schnell verblühenden Rose!

Sich, ich hoff' es zu dem, aus dessen segnenden Fuſstritt
Sonnenstralen und Rosen blühn: erlöschenden Sonnen
Und hinwelkenden Rosen verleiht er ewige Jugend,
Wenn dereinst die Ströme des Lebens dem himmlischen Urborn

Werden entfliessen, in Flüss' und Bäch' und Quellen vertheilet,
Und die ganze Schöpfung, verklärt, Ein Himmel, ihm lächelt!

Erde, harre ruhig der Stunde des bessern Lebens!
Samml' indessen in deinem Schoofse die harrenden Kinder!
Siehe, noch werden dich oft die wechselnden Stunden umtanzen,
Dich mit blendendem Schnee und blühendem Grase noch kleiden!
Nimmer wirst du veralten! Im lächelnden Reize der Jugend
Werden plötzlich erbleichen die Sonnen, die Monde, die Erden;
Wenn die Sichel der Zeit in der Rechten des Ewigen schimmern
Und hinsinken wird, in Einem rauschenden Schwunge,
Diese Garbe der Schöpfungen Gottes, die Wölbung des Himmels,
Den wir sehn mit tausend mal tausend leuchtenden Sternen!

Abendlied eines Mädchens.

Wann des Abends Rosenflügel
Kühlend, über Thal und Hügel,
Ueber Wald und Wiese, schwebt;
Wann der Thau die Bäume tränket,
Sich in bunte Blumen senket,
Und an jungen Aehren bebt!

Wann im Schalle heller Glocken
Heimwärts sich die Schafe locken,
Und im Gehn das Lämmchen saugt;
Wann das Geiſsblatt ſüſse Düſte
In dem Wehen leiser Lüſte
Labend mir entgegen haucht;

Wann die schweren Kühe brüllen,
Gern die blanken Eimer füllen,
Und die Dirne melkend singt,
Dann, auf ihrem bunten Kranze,
Leicht, als schwebte sie im Tanze,
Süſse Milch nach Hause bringt;

Gedanken über die Zeit.

Ihr lebet in der Zeit, und kennt doch keine Zeit;
So wiſst ihr Menschen nicht von, und in was ihr seyd.
Dieſs wiſst ihr, daſs ihr seyd in einer Zeit geboren,
Und daſs ihr werdet auch in einer Zeit verloren.
Was aber war die Zeit, die euch in sich gebracht?
Und was wird diese seyn, die euch zu nichts mehr macht?
Die Zeit ist was, und nichts; der Mensch in gleichem Falle.
Doch was dasselbe Was und Nichts sey, zweiſeln Alle.
Die Zeit, die stirbt in sich, und zeucht sich auch aus sich.

Wann die Erlen duftend säuseln;
Wann die Mücken Teiche kreiseln;
  Wann der Frosch sich, quackend, bläht;
Wann der Fisch im Wasser hüpfet,
Aus der kalten Tiefe schlüpfet,
  Und der Schwan zum Neste geht;

Wann, im Nachtigallenthale,
Hesper mit verliebtem Strale
  Heimlich meine Quelle küſst;
Wann, wie eine Braut erröthend,
Luna freundlich kommt, und flötend
  Philomele sie begrüſst:

Dann umschweben ſüſse Freuden,
Hand in Hand mit stillen Leiden,
  Meinen Geist; mein Auge weint.
Wann die Thrän' in Luna's Schimmer
Bebet, weiſs ich selbst nicht immer,
  Was die stille Thräne meynt.

Manche nannt' ich Freudenthränen,
Die vielleicht geheimes Sehnen
  Dem getäuschten Auge stahl;
Mancher leise Wunsch entbebte
Seufzend meiner Brust, und schwebte
  Ungesehn im Mondenstral.

Ich beschwör' euch, Abendlüfte!
Ich beschwör' euch, kühle Düfte!
Hesper! Luna! Nachtigall!
Sagt, beschleichet dieses Sehnen
Mich allein mit solchen Thränen
Im geheimen Mondenstral?

Nachruf des Jünglings.

Mädchen, frage nicht die Lüfte,
Nicht die kühlen Abenddüfte!
  Hesper, Luna, Nachtigall
Fühlen nicht dein leises Sehnen,
Können deuten keine Thränen
  Im geheimen Mondenstral.

Ich nur kann's! ich kann's, du Süſse!
Mädchen, eil' in meine Küsse!
  Sauge Lieb' um Liebe ein!
Wer da einsam will genieſsen,
Wird mit bittern Thränen büſsen.
  Laſs mich dein auf ewig seyn!

An die Natur.

Süſse, heilige Natur,
Laſs mich gehn auf deiner Spur!
Leite mich an deiner Hand,
Wie ein Kind am Gängelband!

Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink ich dir am Busen hin,
Athme süſse Himmelslust,
Hangend an der Mutterbrust.

Ach, wie wohl ist mir bey dir!
Will dich lieben für und für.
Laſs mich gehn auf deiner Spur,
Süſse, heilige Natur!

Philipp Erbach und Anna Nassau.

Ballade.

1.

Mit den frommen Krieger-Schaaren
Zog in's ferne heil'ge Land
Philipp Erbach, weit bekannt.
Tausend ältre Ritter waren
Mehr als er im Krieg erfahren;
Heiſser dürstend nach Gefahren
Keiner; Blitzen gleich sein Blick,
Scheuchte manchen Feind zurück. —

2.

Ahnenruhm erscholl ihm immer,
Dessen hochentsprungner Quell,
Durch die Zeiten, thatenhell,
Rauschend floſs in edlem Schimmer.
Schon als Knabe bebt' er nimmer;
Auf dem Feld' und in dem Zimmer,
Bey dem Becher, auf der Jagd
War sein heiſser Durst die Schlacht!

3.

Auch ein sanftes Feuer glühte
Ihm im Herzen. Lieblich war
Seine Braut mit goldnem Haar,
Anna Nassau, vom Geblüte
Edler nicht als vom Gemüthe,
Jung und sanft und schön; sie blühte
Rosen gleich; ihr Busen schwoll
Liebend ihm und unschuldvoll.

4.

Es erbleichen ihre Wangen,
Als er, sinnend Tod und Sieg
Und die Braut, sein Roſs bestieg.
Heiſs von glühendem Verlangen,
Einmal wieder, nach dem langen
Krieg, die Edle zu umfangen,
Nahm er ihre weiche Hand,
Lieſs sie sinken und verschwand.

5.

Ach! ihr süſses Bild umschwebte
Philipp in dem stillen Zelt,
Und im blutbetrieſten Feld.
Manche helle Thräne bebte
Ihm am Auge; Anna lebte
Ihm im Herzen; Anna webte
Fern von ihm, deſs unbewuſst
Manchen Traum in seine Brust.

6.

Heimlich, nicht mit edlem Feuer,
Liebte Veit (ich nenne nicht
Seinen Stamm aus Ritterpflicht!)
Annen auch. So lang ihr Treuer
Noch daheim war, buhlte scheuer
Ihre Gunst das Ungeheuer;
Selten kam er nur und kroch
Wie ein Dachs aus seinem Loch;

7.

Oft besucht' er nun und freyer
Ihre Eltern. Galle quoll
Ihm in's Blut, sein Unmuth schwoll,
Wann er Annen fand im Schleyer,
Wie bey einer Todtenfeyer,
Und auf ihrer leisen Leyer
Tiefgestimmtes Saitenspiel
Ihre treue Zähre fiel.

8.

Als er einst in düstern Stunden
Einsam wieder heimwärts ritt
Und der Gram sein Herz zerschnitt,
Wütheten in ihm die Wunden,
Welche Hoffnung oft verbunden
Hatte. Ach, sie war verschwunden!
Eifersucht und tiefe Scham
Quälten ihn und wilder Gram!

9.

Er ersann, in hohlen Wegen,
Wo kein milder Sonnenstral
Ihn beschien; im Felsenthal,
Bösen Trug. Da thät sich regen
Furcht in ihm, wie Frevel hegen;
Ihm entwich des Vaters Segen,
Sandte, da er von ihm schied,
Schauer ihm durch jedes Glied.

10.

Nun begann die Nacht zu brausen.
Oftmals duckt' er mit dem Kopf,
Meynt', ihn würden bey dem Schopf
Hexen rupfen, Teufel zausen.
Thor, nicht in des Waldes Sausen
Schweben Teufel! nein, sie hausen
Dir im Herzen, halten Wacht,
Wie bey Tage, so bey Nacht.

11.

In des alten Nassau Namen
Schrieb der Bube, sonder Scheu,
An den Bräutigam: es sey
Anna todt. Der schwachen, lahmen
Hand des Greises nachzuahmen
Glückt' ihm. „Stumme Schmerzen nahmen,"
Schrieb er, „eine Tochter mir
Und der Bräute treuste dir."

12.

Unter fremdem Siegel sandte
Er dem Alten einen Brief;
Ach! der las ihn, bebte, rief:
„Todt ist“ — eh er Philipp nannte,
Sah er seine Tochter, wandte
Sich von ihr, doch sie erkannte
Philipps Tod an seinem Harm,
Sank in ihrer Mutter Arm.

13.

War dir je ein Weiblein theuer,
Hing an ihm dein ganzes Herz,
O, so fühle Philipps Schmerz!
Niemand liebte jemals treuer;
Seine Liebe war ein Feuer,
Flammte wachsend auf mit neuer
Inbrunst! jeder Tropfen Blut
War durchglüht von Lieb' und Muth.

14.

Galle schien ihm nun das Leben,
Und er sagte zur Gefahr:
„Sey du meine Braut!“ Sie war,
Sie nur, Labsal ihm zu geben,
Fähig. Traun, ich glaube, neben
Ihm thät Gottes Engel schweben;
Denn sein Schwert war immer roth,
Wie der Feind, floh ihn der Tod.

15.

Anna! Anna! hattest keinen
Trost auf Gottes Erde mehr!
Jeder Tag war freudenleer.
Lange konnte sie nicht weinen;
Jammervoll sah sie nicht einen
Stral der Hoffnung ihr erscheinen:
Selten schlief sie, und im Schlaf
War ihr Traum der edle Graf.

16.

Ihrem theuren Philipp setzte
Sie von Marmelstein ein Maal,
Wo sie, ach mit welcher Qual!
Sich mit ihm beym Scheiden letzte,
Ihn mit ihren Thränen netzte!
Dieses Angedenken wetzte
Pfeile, stets gespitzt und neu,
Für's Geschoſs der Phantasey.

17.

Hier auf dieser werthen Stelle,
Baute sie, mit frommem Sinn,
Auch ein Gotteshäuschen hin.
In der heiligen Kapelle
Flammten immerdar zwey helle
Kerzen. Auf der niedern Schwelle
Lag sie mit zerstreutem Haar
Oft, und brachte Thränen dar.

Dieſs kömmt aus mir und dir, von dem du biſt und ich.
Der Mensch ist in der Zeit, sie ist in ihm ingleichen;
Doch aber muſs der Mensch, wenn sie noch bleibet, weichen.
Die Zeit ist, was ihr seyd, und ihr seyd, was die Zeit;
Nur daſs ihr wen'ger noch, als was die Zeit ist, seyd.
Ach, daſs doch jene Zeit, die ohne Zeit ist, käme,
Und uns aus dieser Zeit in ihre Zeiten nähme!
Und aus uns selbsten uns, daſs wir gleich könnten seyn,
Wie der jetzt, jener Zeit, die keine Zeit geht ein!

18.

Rosmarin und Thränenweiden
Pflanzte sie, die kreuz und quer,
Um das Gotteshäuschen her.
Hingesenkt in stilles Leiden
Lieſs sie ihren Gram nicht scheiden,
Thät an ihm sich oft hier weiden,
Früh bey'm ersten Nonnensang,
Bis die Betglock' Abends klang.

19.

Jede Hoffnung schwand dem feigen
Veit dahin; er aber nahm
Keinen Theil an Annens Gram.
Schadenfreude war ihm eigen.
Diese Freude zu verschweigen
Ward ihm schwer, sie nicht zu zeigen
Schier unmöglich; dennoch stach
Ihn die Angst bey Nacht und Tag.

20.

Siegreich kehrten Deutschlands Schaaren
Vom geweihten Jordanstrand
Heim in's süſse Vaterland,
Waren froh, nach wunderbaren
Ueberstandnen Kriegsgefahren
Weib und Kind zu herzen, waren
Muthig, jungen Adlern gleich,
Narbenvoll und beutereich.

21.

Ruhmgekrönt, nicht ehretrunken,
Kehrte Philipp auch zurück,
Hager, bleich, sein trüber Blick
Sprühte nicht mehr Geistesfunken;
Feind dem Trost', in Leid verſunken,
Hört' er lieber dumpfe Unken
Und des Uhus Klageschall,
Als das Lied der Nachtigall.

22.

Philipp wollte noch, wie sauer
Auch für ihn die Reise war,
Seines Schwähers weiſses Haar
Und die Schwieger in der Trauer
Sehn. Da eilt er. Kalte Schauer
Faſsten plötzlich ihn. Aus grauer
Dämmrung stieg der Mond empor
Ueber Nassau's hohes Thor.

23.

Näher kam er nun und kannte
Jeden Busch und jeden Stein,
Nur der Thränenweidenhain
War ihm unbekannt, und sandte
Ahndung ihm in's Herz. Er wandte
Wundernd sich dahin. Da brannte
Hell ein Flämmchen, nah und klein,
Durch den Busch mit blauem Schein.

24.

«Dieses hat in ihrem Leben,»
Dacht' er, «Anna nicht gesehn!»
Lieſs den Senner weiter gehn;
Da begann das Roſs zu beben,
Und der Ritter staunte. Neben
Sich sah er, so däucht ihn, schweben
Eine weiſse Lichtgestalt,
Wie man Gottes Engel malt.

25.

Sprang vom Rosse — «laſs dich herzen,
Anna!» rief er, «theure Geist!»
Und sie meynt', es sey ein Geist:
«Laſs dich, theurer Schatten, herzen!»
Also lag, in süſsen Schmerzen,
Sie an seinem trauten Herzen,
In ihm sehend seinen Geist,
Er umarmend ihren Geist.

26.

Doch er fühlte schon ihr Leben,
(Liebeathmend, weich und warm
Lag sie da in seinem Arm!)
Fühlete des Busens Heben,
Ihrer Glieder sanftes Beben,
Ihrer Küsse leichtes Schweben;
Da entschwand dem Ritter bald
Jeder Wahn von Lichtgestalt.

27.

„Ja du lebst und bist die Meine!“
Ruft er aus, und küſst ihr fein
Glauben an sein Leben ein.
„Du bist mein! ich bin der Deine!
Meine herzgeliebte Kleine!
Meine Süſse! meine Reine!
Ewig, ewig sollst du mein,
Ewig ich der Deine seyn!“

28.

Blasses, schweigendes Entzücken
Faſste sie; sie bebte, sank
In die Kniee; freudenkrank,
Wollte reden, schwieg Mit Blicken
Suchte, ganz ihn zu beglücken,
Sie die Wonne auszudrücken,
Die sich voll in ihr ergoſs,
Und aus nassen Augen floſs.

29.

Aus dem Thränenweidenhaine
Eilten sie nun athemlos,
Hin zur Zugbrück' und zum Schloſs,
Bey des Mondes hellem Scheine;
Flüsterten in's Ohr sich keine
Honigreden, aber kleine
Athemzüge küſst' im Lauf
Er von ihren Lippen auf.

30.

Welch' Entsetzen, welche Freude
Uberfiel der Eltern Paar,
Deren ehrenvolles Haar,
Schlicht und glänzendweiſs wie Seide,
Dünn geworden war im Leide,
Als die Herzgeliebten beyde,
Fliegend, Hand in Hand, hinein,
Stürzten in das Kämmerlein!

31.

Sieh, es hielt der Vater eben,
Zitternd, an den blassen Mund
Edles Labsal von Burgund;
Denn allein das Blut der Reben
Konnte seinem schwachen Leben
Noch die letzten Kräfte geben.
Ihm entfiel der Becher voll,
Der gespaltne Estrich scholl.

32.

Eingeschrumpft wie eine Grille
Saſs das fromme Mütterlein
In dem Winkel, krumm und klein,
Las, durch eine grüne Brille
Bey des Abends todter Stille,
Süſsen Trost aus der Postille;
Plötzlich fuhr sie auf uud schrie,
Sank und hielt des Eidams Knie.

33.

Eilends thät die Mähr erschallen
In der ganzen Nachbarschaft:
Konrad Erbachs erste Kraft
Sey im Streite nicht gefallen.
Freude gab die Bothschaft allen,
Und man sah sie rüstig wallen,
Theils zu Fuſse, theils zu Roſs,
Hin zu Nassau's hohem Schloſs.

34.

Veit vernahm es auch und weilte
Fürder nicht im Vaterland;
Doch ihn zeichnete die Hand
Seiner Schuld, wohin er eilte.
Keine ſerne Gegend heilte
Sein Gewissen; Freude theilte
Sich dem Sünder nicht mehr mit;
Unruh ſolgt' ihm Schritt vor Schritt.

35.

Auf des Fräuleins blasse Wangen
Kehrten Rosen nun zurück.
In des edlen Ritters Blick
Flammte liebendes Verlangen
Sie im Bette zu umſangen
Die, nach einer solchen langen
Trennung, sein nun war und schön,
Wie die Engel in den Höh'n.

36.

In der heiligen Kapelle,
Wo sie mit zerstreutem Haar
Tag und Nacht gelegen war,
Demuthsvoll auf niedrer Schwelle,
Wo geflossen war die helle
Jammervolle Thränenquelle,
Gab sie nun, mit frohem Sinn,
Hand und Herz dem Trauten hin.

37.

Bey der Pauken und der Geigen,
Tanzten, bey der Zimbel Klang,
Für den Bräutigam zu lang,
Edle Herrn und Fraun im Reigen.
Wo sie schwebend thät sich zeigen,
Thäten ihr sich alle neigen.
Nach dem frohen Fackeltanz
Nahm er ihr den Jungferkranz.

Das Leben.

An meinen Freund, Ernst Grafen von Schimmelmann.

Leben des Menschen, Ocean, auf welchem
Millionen und Millionen schifften,
Ach, auf welchem Adam und Eva schifften,
Selig wie Götter!

Selig nicht lange! Einsam wurden sie auch,
Bald der rasenden Fluthen leichtes Spielwerk!
Ihrer Kinder nichtige Nachen schwebten,
Tanzten und sanken!

Tausende sah ich schweben, sah schon manchen
Sinken. Einige warf die schwarze Woge
Plötzlich auf zerschmetternde Klippen; andre
Stöhnten und schöpften,

Mühsam und zagend, aus zerbrochnem Nachen
Sich erneuende Fluthen. Segellos und
Ohne Ruder wankte der schiefe Nachen,
Bis er hinabsank.

Sorglos und singend schweben auf der glatten
Fläche Jünglinge, schwebte mit Rosenwangen
Manches sanfte, liebliche Mädchen. Schwebt nur
Jüngling' und Mädchen!

Lächelt, wofern mit euch die Unschuld lächelt!
Heiter schwebte sie, auf stillen Wogen,
Meine süſse Freundin, und warf der Freude
Blumen und Blüthen

Lächelnden Freunden hin, und wand den schönsten,
Sorgsam wählend und freundlich, um die Scheitel
Ihres Liebetrunknen Geliebten, meines
Glücklichen Freundes.

Siehe, die Stürme schonten ihres Nachens!
Dennoch glitten die Fugen auseinander!
Ach! sie sank und lächelte sinkend. Jammer
Faſste die Freunde.

Himmlische Wonne lohnt dich nun in schönen,
Ewig blühenden Inseln, süſse Freundin!
Pflanze, Freundin, duftende Lauben deinen
Weinenden Freunden!

Deines Geliebten Engel warst du? Sey auch
Noch sein schützender Engel! Ungesehen
Trockne seine Thränen, und träufle Tröstung
Ihm in die Seele!

Leben! ich kenne deine Fluthen, werde
Deiner spiegelnden Fläche nimmer trauen,
Fürchten nicht den tobenden Sturm und deine
Zackigen Klippen!

Himmlischer Wonne freust du dich in schönen,
Ewig blühenden Inseln, süſse Freundin!
Pflanze, Freundin, duftende Lauben deinem
Weinenden Freunde!

Bey der Doktorpromotion eines Freundes.

— — — — —
— — Die rechte Kunst zu leben
Ist bey den Weisen nur, die nicht, wie jene, kleben
An dem, was zeitlich ist. Was Welt ist, liebt die Welt;
Ein Geist, von obenher, weiſs, daſs ihm mehr gefällt,
Als was die Erde kennt. Der himmlischreiche Plato,
Der frische Seneka, der weisheitvolle Kato,
Die hatten ihn zuvor durch sich beherzt gemacht,
Daſs er in dickster Angst als höchster Wollust lacht,
Wenn aller Pöbel weint. Er höret Andre klagen
Von vieler Städte Brunst, von mancher Länder Plagen;

An Angelika Kaufmann.

Wie, auf thauigen Flügeln, sich der junge Tag,
Röthlich und mit schimmerndem Golde gekrönt, erhebt,
Wann die Freude der erwachenden Natur um ihn her,
Duftet aus den Blüthen, aus den Vögeln ihm ertönt;
So erhebet sich, auf goldenen Fittigen, o Angelika, dein Geist,
Oder schwebet in den Wogen der Grazien, dahin,
Wo die geheime Quelle der himmlischen Schönheit fleuſst,
Deren oberste Wellen, mit stralenden Urnen in der Hand,
Schöpfen die Grazien und mit ihnen schöpfet der Musen Chor.

Früher führten die Unsterblichen, o du Sterbliche, dich dahin

Als du eben aus den blumigen Reigen der Kindheit hervor
Schimmertest, um zu nehmen den Ambrosia duftenden Strauch,
Den, vor den schwellenden Busen ihn zu heften, dir Liebe gab.

Ein lächelndes und ein kühnes Mädchen, standst du da,
Unter dem Schatten der uranischen Palmen an dem Quell,
Und die Grazien standen und die Musen um dich her,
Lehrten dich schöpfen, und du schöpftest, daſs der Urne Rand
Ueber und über von dem schimmernden Gewässer floſs.

Da pflückten dir die Musen von den Blüthen aus dem Hain,
Dessen Zweige sich wiegen und säuseln über den Quell.
Sie pflückten dir lächelnd von den Blumen auf der Au,
Welche Düfte saugen und Glanz aus den Kühlungen des Quells.
Und du sankest, von der Entzückung überwältiget, in den Schooſs

Der jüngstgebornen himmlischen Grazie dahin;
Dein Haar flog rückwärts, und in Thränen schwamm
Dein Blick, eh in der Ohnmacht sich dein Auge schloſs.

Da gossen in die Lippen ihres Nektars dir
Die Musen; und du sprangst mit unsterblicher Kraft
Und begeistert empor. Es umarmten die Unsterblichen dich,
Lehrten dich Weisheit, und gaben deine Pinsel dir
Triefend von Leben und getaucht in Morgenroth.

Ritter Bayard

genannt:

der Ritter sonder Furcht und Tadel.

1.

Den edlen Bayard zu besingen
gefällt mir baſs,
Als unsern Helden Weihrauch bringen;
Den groſsen Helden unsrer kleinen Zeit
Ist meine Leyer nicht geweiht.

2.

Er war, wie die Franzosen sagen,
vom alten Stein, *)
Der ganz verschwand in unsern Tagen;
Der Väter Sitte hat ihn schon umwühlt,
Die unsre hat ihn weggespült.

---

*) De la vieille roche.

3.

Er hatte Mark in den Gebeinen;
Sein Herz war gut.
Er wollte lieber seyn, als scheinen.
Er fiel, wie wir, durch manche Leidenschaft.
Doch hatt' er auch zum Aufſtehn Kraft.

4.

Es hatte schon bey seiner Wiege
Die Mutter oft,
Der Vorzeit Ebentheu'r und Kriege
Ihm vorgesungen, ihm ein hölzern Schwert
Geschenket und ein Schaukelpferd.

5.

Er spielte früh den kühnen Ritter.
Sein Schwesterchen
Sang hinter ihres Bettchens Gitter:
Ein Riese feſsle sie im Thurm', und schrie;
Dann kam er und befreyte sie.

6.

Den Jüngling härteten die Jagden
Und das Turnier,
Und früh, doch ihm zu spät, die Schlachten.
Im Speergemenge war er laut und wild
Und nach dem Siege still und mild.

7.

Durch Thaten früh berühmt geworden,
Empfing er früh
Des Königs ersten Ritterorden.
Ihm waren Stern und Kette wenig werth,
Viel seine Lanze, Roſs und Schwert,

8.

Und viel der Wein, und viel die Mädchen!
Wo ist der Mann,
Den nicht bey irgend einem Fädchen
Der Teufel hätte? Unser Ritter war
Bey Wein und Mädchen in Gefahr.

9.

Und, traun! ich will ihn deſs nicht loben.
Doch, lieber Freund,
Du wollest erst dein Herz erproben,
Bevor dein Mund ein strenges Urtheil spricht;
Und stehest du, so falle nicht!

10.

Einst, als er glühte von dem Becher,
Und um ihn her
Erscholl der Rundgesang der Zecher,
Da sandt' er seiner Knappen einen aus,
Der trat in ein verarmtes Haus.

11.

Die Unschuld seufzte hier, verborgen
Bey'm trüben Schein
Des Lämpchens und bey trüben Sorgen.
Ein Mütterchen beweinte ihre Noth
Und Kinder schrien umsonst nach Brod.

12.

Gestützt auf weiche Liljenhände,
Wie Engel schön
Erwartet sehnsuchtsvoll ihr Ende
Die ältste Tochter. Nicht ihr eigner Schmerz,
Der andern Noth friſst ihr das Herz.

13.

Die schien dem Knappen eine Beute
Für seinen Herrn.
„Mein schönes Kind! Du kannst noch heute,
Willst du nur artig und gefällig seyn,
Das ganze Haus von Noth befrey'n.“

14.

„Wie so mein Herr?“ — „Komm mit zum Ritter,
So schenket er
Dir dieses Gold.“ — Wie vom Gewitter
Getroffen, sank mit thränenvollem Blick
Schön Dortchen in den Stuhl zurück.

15.

Es rang das Mütterchen die Hände;
Schön Dortchen schrie:
»O Mutter Gottes!" wende, wende,
Von mir die Schmach, von dieſen ihre Noth!
Gib ihnen Speiſe, mir den Tod!«

16.

Es rang das Mütterchen die Hände;
Die Kinder schrien
Um Brod, wie übertünchte Wände
So blaſs und heiser schon von langem Schreyn;
Nur Dortchen konnte sie beſreyn.

17.

Schön Dortchen ging So ging das Lämmchen
Zur Schlachtbank hin.
Im Herzen loderte das Flämmchen
Bestürmter Tugend. Reue hieſs sie stehn,
Das Mitleid hieſs sie weiter gehn.

18.

Sie schleicht hinein in Bayards Kammer,
Wie Leichen blaſs,
Doch rührend selbst durch ihren Jammer.
Der Ritter rollt die Augen groſs und hell,
Und faſst sie bey der Hand, und — schnell

19.

Fleugt auf die Thür': „Erbarm', erbarme
Des Kindes dich!“
Fleht laut die Mutter, schlingt die Arme
Um Bayard's Knie. „Erhör', erhöre mich!
Erbarme meines Kindes dich!“

20.

Sie wirft das Geld zu seinen Füſsen:
„Daſs ich es nahm,
Will ich mit meinem Tode büſsen!
Will hören meiner armen Kinder Flehn,
Will langsam sie verschmachten sehn.“

21.

Er schlägt die Faust sich an die Stirne:
„O weh! o weh!
Verzeih, du edle, schöne Dirne!
Mich strafe dieses Engelsangesicht,
Mich diese stille Thräne nicht!“

22.

„Du, gute Mutter, geh in Frieden
Mit Dortchen heim!
Dir bleibe dieses Gold beschieden!
Du sollst nicht hören deiner Kinder Flehn,
Nicht langsam sie verschmachten sehn!“

23.

„Doch weil ich dich beleidigt habe,
Mein schönes Kind!
So nimm von mir zur Morgengabe
Dreytausend Pfund. Dein Wandel müsse rein,
Dein Leben immer glücklich seyn!"

24.

O, leb' in diesem Deutschen Sange,
Du edler Mann!
Wenn du in deinem Lande lange
Vergessen bist, wo Chartres Lorbeer pflanzt
Und wo der groſse Vestris tanzt.

Doch bleibt er unbewegt. Er weiſs, daſs keine Macht
Ihm nehmen wird und kann, was er hat vor sich bracht,
Die Schätz' hat er an sich. Er lässet Andre reisen
In beyde Indien und bringen Gold für Eisen,
Für Docken Spezerey, für Nadeln Elfenbein.
Sein' höchste Wollust ist: um schöne Bücher seyn,
Vom Wagen ganz befreyt. Wird er denn angewehet
Von einer höhern Luſt, so zeucht er, wohin stehet
Sein wolkengleicher Sinn! Er machet ihm bekannt
Ein unbekanntes Volk, setzt über See und Land,
Und eilt der Weisheit nach. — — —
— — — — —

Graf Gleichen.

Eine Ballade.

1.

Heut leg' ich die heilige Harf' aus der Hand;
Ich habe mit klingenden Saiten bespannt
Die Leyer der Lieder und Mährchen.
Wohl tönet nicht immer der Nachtigall Sang.
Bald sing' ich zur Harfe melodischen Klang,
Bald trillr' ich von Aennchen und Klärchen.

2.

Ich gieſse nicht Wasser in glühenden Wein;
Ich trinke das glühende Rebenblut rein,
Und labe mich dann an der Quelle.
So pflegen die Deutschen. Es trillert und singt
Der Franzmann zum Dudelsack, mischt, wann er trinkt,
Zum schäumenden Weine die Welle.

3.

Gern lieſs' ich ihn mischen und trillern gar gern,
Wenn am Rhein und am Main die Frauen und Herrn
Dem ewigen Trillern nicht lauschten,
Nicht gegen ein Liedchen, mit Flitter durchwebt,
Gern Deutsche Gesänge, von Wahrheit belebt
Und heiſser Empfindung vertauschten.

4.

Wohl rauschten die Ströme, wohl toset das Meer
Mit schäumenden Wogen, ob voll sey, ob leer
Von Menschen die hallende Küste.
So strömt des begeisterten Dichters Gesang;
Und horchten nicht Menschen dem zaubernden Klang,
So säng' er der lauschenden Wüste.

5.

«Auf Fürsten und Grafen von altem Geschlecht!
Auf rüstige Ritter mit Knappen und Knecht,
Die Macht des Kalifen zu fällen!»
So ermahnte die Deutschen der Priester in Rom,
Von der Donau Sonnebegegnenden Strom
Bis hin zu den baltischen Wellen.

6.

Graf Gleichen entriſs sich dem weinenden Blick
Des Weibes, und kehrte gleich wieder zurück,
Noch Küsse der Liebe zu holen.
Sie stand in der Laube bey'm murmelnden Bach,
Sie weinte mit fliegenden Haaren ihm nach
Und bethaute die jungen Violen.

7.

Sie fiel um den Panzer ihm, küſste sein Haupt;
Wie die Rebe den stattlichen Ulmbaum umlaubt,
Und ihn kränzt, mit der goldenen Traube,
So schlang sie sich dicht um den trauten Gemahl,
So umwehten die goldenen Locken den Stral
In der Blüthenumdüfteten Laube.

8.

Nun scheidet er wieder; sein muthiges Roſs
Enteilt, wie ein Adler, dem thürmenden Schloſs,
Und erreichet die reisigen Schaaren
Der narbigen Knappen, die, alle voll Muth
Und dürstend, wie Wölfe, nach feindlichem Blut,
Sein harrend, voll Ungeduld waren.

9.

Sie fochten, wie Löwen, im blutigen Krieg.
Verkündet vom Schrecken, begleitet vom Sieg,
Erhub sich das Fähnlein von Gleichen.
Sie stürzten, aus Eifer für's heilige Grab,
Manch Kind der Beschneidung vom Sattel herab,
Und bedeckten den Jordan mit Leichen.

10.

Er sprengte voran auf Hungarischem Roſs;
Da traf in die Seit' ihn ein scharfes Geschoſs
Aus tönenden Bogen geschnellet.
Gleich eilte die Schaar der Barbaren herbey
Und jauchzte, mit trotzendem, lautem Geschrey,
Sie habe den Löwen gefället.

11.

Noch griff er zum Schwerte; noch dräute sein Blick;
Da sank ihm ermattet die Rechte zurück,
Und es band ihn mit eisernen Ketten,
Vor den Augen der Christen, ein grimmer Barbar.
Es strebte vergebens die reisige Schaar,
Den blutenden Helden zu retten.

12.

Bedeckt mit dem Staub und dem Blute der Schlacht,
Ward Gleichen zum stolzen Kalifen gebracht,
An Händen und Füſsen gebunden.
Es wichen voll Ehrfurcht die Türken zurück.
Er rollte die Augen mit flammendem Blick,
Wie ein Keuler umgeben von Hunden.

13.

Es freute sich trotzend der Soldan und sprach:
„Wie, folgen dem Gleichen die Knappen nicht nach?
Oder willst du bey mir sie erwarten?
Du sollst mir indessen im Rittergewand,
Sobald du geheilt bist, mit kriegrischer Hand
Die Nelken und Lilien warten.“

14.

Bald ward er geheilet; dann war er gebracht
In des Soldans Serail, wo mit herrschender Pracht
Die blöde Natur sich vermählte.
Sie bebte, von Marmelkaskaden verscheucht;
Sie athmete ängstlich im Schmucke gebeugt,
Den der üppige Soldan ihr wählte.

15.

Als Sclave war Gleichen noch Retter. Er riſs
Von seufzenden Zweigen die Fesseln, und lieſs
In die wehenden Lüfte sie streben.
Er öffnete freyere Wege dem Quell;
Durch duftende Blumen ergoſs er sich hell,
Umschattet von hangenden Reben.

16.

Wann der Morgen den Himmel mit Rosen umwand,
Trug Gleichen ein Körbchen mit Korn in der Hand,
Und es folgten, wie ehmals die Knappen,
Fasanen und Pfauen und Tauben ihm nach;
Und pfiff er, so hüpften die Fischlein im Bach,
Die goldenen Körner zu schnappen.

17.

Oft dacht' er im dunkeln Akazia-Gang,
Oft unter den Pappeln der Quelle entlang,
Oft bey babylonischen Weiden,
Das Weib seiner Jugend; und streckte den Arm
Gen Abend, und thät mit verzehrendem Harm
Den reisenden Kranich beneiden.

18.

Ihm folgt' in den dunkeln Akazia-Gang,
Ihm unter die Pappeln; der Quelle entlang,
Ihm bey babylonischen Weiden
Das Auge Selina's. Sie streckte den Arm
Nach ihm aus, und that mit schweigendem Harm
Das Weib seiner Jugend beneiden.

19.

Selina war Tochter des Soldans. So schön
War am Nil und am Jordan nicht eine zu sehn,
Als Selina in knospender Blüthe.
Wo nehm' ich die Pinsel, zu malen den Mund,
Die Händchen so klein, und die Brüste so rund,
Und die Augen von schmelzender Güte.

20.

Sie hatt' ihn schon oft aus dem Fenster gesehn,
Gewünscht, und vermieden, hinunter zu gehn,
Und konnte sich länger nicht halten.
Sie eilte den Winkelgang wankend hinab,
Sank blaſs in die Blumen, als sänk' sie in's Grab,
Und fühlte sich plötzlich erkalten.

21.

Im Herzen, es brannt' ihr im Herzen die Gluth.
Es drang ihr zum Herzen das strömende Blut
Und entfloh den erbleichenden Wangen.
Blaſs lag sie auf Veilchen und zitternd und schön
Wie der Mond in dem Quelle des Thales zu
sehn,
Voll Liebe, voll Angst und Verlangen.

22.

So eben kam Gleichen, und trug in der Hand
Eine Urne voll Wasser, das lechzende Land
Zu erquicken und hangende Rosen.
Da ward er das schönste der Mädchen gewahr.
Es schienen mit ihrem Kastanienhaar,
Die freundlichen Weste zu kosen.

23.

Ein Muselmann hätte sich schüchtern entfernt,
Es hatte der Ritter die Furcht nicht gelernt;
Er nahte sich frey und bescheiden.
Sie öffnet den feuchten und schmachtenden
Blick,
Springt auf, wie ein Reh, und sinkt schreyend
zurück,
Und wähnet von hinnen zu scheiden.

24.

Er spritzt ihr in's Antlitz vom labenden Quell.
Ihr Busen wird frey und ihr Auge wird hell
Und erfüllt sich mit thauendem Sehnen.
Sie stammelt und zittert, will reden, bleibt stumm,
Sieht an den Geliebten, und wendet sich um
Und benetzet die Veilchen mit Thränen.

25.

Er flüstert gar freundliche Reden ihr zu.
Sie horchet, und sauget verräthrische Ruh
Und den Wein und den Mohnsaft der Liebe.
Sie reichet ihm, seufzend und lächelnd die Hand.
Er denkt an sein Weibchen im heimischen Land
Und schwöret ihm ewige Liebe.

26.

Doch hebet er freundlich Selina empor,
Verschlieſset und öffnet ihr Augen und Ohr,
Und führet, im röthenden Schimmer
Des Abends, sie näher an's prächtige Schloſs.
Sie windet mit Thränen vom Ritter sich los
Und schleichet in's einsame Zimmer.

27.

Und schleicht in Gedanken ein Mädchen ihr nach,
So weiſs auch das Mädchen, daſs jeglichen Tag
Die schöne Selina den Garten

Besuchte. Sie wachte mit Hahnenschrey auf,
Und konnte nicht ruhig den steigenden Lauf
Aurorens am Himmel erwarten.

28.

Es faſste der Ritter den edlen Entschluſs,
Für tändelnde Worte, für Aeuglein und Kuſs,
Sie heilige Wahrheit zu lehren.
Es entströmte die Rede des Heiles ihm hell
Und heiſs, wie aus Bergen ein heilender Quell,
Und es lieſs sich Selina bekehren.

29.

Nun sann er bey Tage, nun sann er bey Nacht
Auf Mittel, das Mädchen der eisernen Macht
Der Barbaren durch List zu entziehen.
Gern trotzte sie Wetter und Wogen und Wind.
Doch sagt mir, wie könnte das liebliche Kind
Mit dem Ritter als Jungfrau entfliehen?

30.

Es fühlte sich dazu der Edle zu schwach;
Hier zische kein heuchelnder Frömmler ihm nach! —
Er wählte in Demuth von zweyen
Das kleinste Versehen, er wuſste, die Noth
Habe, selten doch manches mal, eignes Gebot;
Er thät die holdselige freien.

Auf Herrn Georg Glogers Diſputation von den Nachtwanderern.

Vermag denn dieſs ein Dampf, der uns bey Schlaf und Nacht
Umnebelt Seel' und Sinn? der uns zu Schwärmern macht
Im Schlafen ohne Schlaf, im Ruhen ohne Raſten?
Der klettert hin, und her an Thüren, in Pallaſten;
Der will der Luna nach in unbepfählter Luft,
Steigt friſch dem Giebel zu; der wagt in eine Kluft
Und Brunnen ſeinen Leib. Der Schmied ergreift den Hammer,
Und läuft zum Amboſs hin, der Zimmermann die Klammer.
Der ſchwimmet durch den Strom, erleget ſeinen Feind;
Der macht ſich auf den Weg, eh' Phoſphorus noch ſcheint;

31.

Sie entrannen, und fanden ein fertiges Schiff,
Das gleitend mit ihnen die Wogen durchlief
Und sie heim in die Christenheit führte,
Sie schwebten selbander mit Wonnegefühl
Auf rauschenden Wogen, bis endlich ihr Kiel
Das schaumige Ufer berührte.

32.

Sie reitet ein Maul und er reitet ein Roſs.
Sie reisen und reisen. Nun sieht er sein Schloſs
Dem Nebel des Abends entsteigen.
Er höret die Glocken des Thurmes; er sieht
Den Bach und die Laube; der Nachtigall Lied
Begrüst ihn von duftenden Zweigen.

33.

Es wehen die Zeiten der Jugend ihn an;
Es schmelzet die Sehnsucht des Weibes den Mann
Und Erinnrung der zärtlichen Klagen
Beym Abschied. O weh ihm! Er fürchtet den Gruſs
Des Weibes. Was wird nach dem feurigen Kuſs
Der Anblick Selinas ihr sagen?

34.

So denkt er, und denkt, und erreichet das Schloſs,
Und entschwingt sich mit bebenden Knieen dem Roſs,
Und ereilet mit zagender Freude

Der treuen Geliebten bekanntes Gemach.
Es schleichet und zittert Selina ihm nach
Verhüllet im Schleyer von Seide.

35.

Er findet im nächtlichen Trauergewand
Die treue Geliebte. Sie hielt in der Hand
Die Wehmutherregende Laute.
Sie sah nach dem Bildniſs des Ritters, und sang,
Und entlockte der Laute den traurigsten Klang;
Als sie plötzlich den Ritter erschaute.

36.

Es entstürzte die Laute der Hand, und sie schrie,
Und fiel um den Hals ihm. Er herzete sie
Und netzt' ihr die Lilienwangen
Mit glühender Thrän', indeſs an der Wand
Die bebende Fremdling erwartungsvoll stand,
Und sie tausend Gefühle durchdrangen.

37.

Sie fasset ein Herz nun, und stürzet sich hin
Zu den Füſsen des Weibes: «o Gräfin! ich bin»—
Mehr konnte die Arme nicht sagen.
«Wer ist sie? — Ist Tochter des Soldans, entwich,
Ward Christin und Flüchtling aus Liebe für mich,
Thät vieles erdulden und wagen.» —

38.

Nun wuſste sie Alles. Es hub sie ihr Sinn
Schnell über die Zweifel der Eiferſucht hin.
Sie konnte nicht Gleichen verkennen.
„Komm, Tochter des Soldans! enthülle dich frey!
Wir lieben von nun an, auf ewig uns drey!
Nicht das Bett, nicht das Grab soll uns trennen!“

39.

Das wurden die ehlosen Mönche gewahr.
„Was,“ munkeln sie, „werden die Laien nun gar
Zweyweibig sich gegen uns brüsten?“
Sie klagen's dem Bischof; der thät ihn in Bann
Und rüstete Volk; denn es lieſs sich der Mann
Die Habe des Graſen gelüsten.

40.

Da flüchtete Gleichen zum Vater in Rom.
Der heilige Vater war sanft und war fromm,
Und sagte, nach reiſem Erwägen:
„Ich werde nicht lösen mit frevelnder Hand,
Was der Himmel so wunderbar selber verband,
Sohn, scheide mit Frieden und Segen!“ —

41.

Als froh zu den Seinen der Glückliche kam,
Da freute sich männiglich, wer es vernahm.
Es besuchten ihn Herren und Frauen,

Und wünschten von Herzen den Liebenden Glück.
Der Bischof zog Bannstrahl und Fehde zurück,
Und leere habsüchtige Klauen.

42.

Die Freude bewohnte das selige Haus;
Es schlichen, verscheuchet, die Sorgen hinaus,
Wie Schatten vor flammenden Kerzen.
Es liebten die Weiber sich zärtlich und treu,
Sie blieben dem Herzen des Liebenden neu,
Und liebten ihn wieder von Herzen.

43.

Es deucht' ihm im Bette der Soldan nicht reich.
Der Soldan scherzt nur mit Einer zugleich;
Ihn küssen die Liebenden beyde.
Er wandte sich links, er wandte sich rechts;
Es strömte die Fülle des edlen Geschlechts
Durch keuscher Umarmungen Freude.

44.

Es entsprossen zwey Kinder ihm jegliches Jahr,
Bis das Alter ihn krönte mit silbernem Haar;
Und als er von hinnen thät scheiden,
Da folgten in Kurzem die Weiber ihm nach,
Und wie er bey beyden im Ehebette lag,
So liegt er im Grabe bey Beyden.

Selmar und Selma

an

Christian Grafen zu Stolberg,

von F. M.

Kunde der Vorzeit, du hebst dich in mir, wie der rollende Mond, ernst,
Wann er, Sturm weissagend, trübe Wolken durchschimmert.
Auf, und tön' im Gesang! denn um mich schweben der Helden
Geister, einsam und ernst, durch die blauen Pfade des Himmels.
Dieser Felsen ist heilig; heilig die Woge des Meeres,
Welche schäumend ihr Haupt an seinen Gestaden emporhebt;
Denn hier sank ein Held! dort sank ein blühendes Weib hin,
Blühend und schön, wie die Knospe, die kaum ihr Antlitz enthüllt hat!
Sohn des Liedes, vernimm den Gesang, wie sie fielen die Edlen!

Einsam saſsen am moosigen Felsen Selmar und Selma,
Lauschend den Wogen des Meer's, wie im Strale der sinkenden Sonne
Fernher kommend am fremden Gestad sich die Stürmenden brachen!
Und sie jauchzten im süſsen Gefühle der schäumenden Wogen!
Ihnen flohen vorbey, im Stralengewande der Wonne,
Jahre, die ihrer noch harrten, wenn einst, vom rühmlichen Alter,
Sanft ergriffen, ihnen doch stets die Fackel der Liebe
Leuchten, und um sie der frohe Reigen der Enkel erschallen
Würd', und Thaten der Vorwelt in frohen Reigen der Enkel!
Hold wird dann, sprach Selma, der Tod aus dämmernden Wolken
Uns, durch ewige Liebe vereint, hinübergeleiten
Und in der Väter Hallen uns ungeschieden versammeln.
Schlummernd lag an Selmas Busen ein lieblicher Knabe.
Leise wiegt' er sein Haupt an der Mutter wallendem Busen,
Sanft umflattert vom kühlenden West, im Hauche des Abends.

Selma schaute mit Thränen ihn an; es lächelte Selmar
Auf den Knaben herab, und umarmte die liebende Mutter.

Fern am sinkenden Himmel erhoben sich Segel, und Selmar's
Forschender Blick erkannt' in den Segeln das Zeichen von Lochlin.
Von den Inseln des Meeres kamen gerüstet die Krieger,
Gold und Gefangne zu rauben an Erins blühenden Ufern.
Zweymaltausend kamen in zwanzig geflügelten Schiffen.

Auf stand Selmar vom Felsensitz. »Es kommen aus Lochlin
Krieger. Ich will ihnen begegnen auf rollenden Wogen!«
Aber Selma weint' auf die Brust des lallenden Säuglings.

Selma stieg den Felsen hinan. Die sinkende Sonne
Schoſs den letzten Stral hinauf zum Schilde des Helden.

Laut erscholl der tönende Schild vom schlagenden Schwerte;
Und es sammelten sich, wie die Wolken der Mitternacht, eilend
Selmars Helden um ihn, dem Rufe des Schildes gehorsam,
Sahen die Segel von Lochlin, und eilten die Schiffe zu rüsten;
Ihrer mit kommender Sonn' auf rollenden Wogen zu harren.

Trauernd stieg vom Felsen Selma hinunter. Ihr Säugling
Weint' am Busen der Mutter. Des hallenden Schildes Getöse
Hatte vom Knaben den Schlummer verscheucht. Mit thränenden Blicken,
Still umringt von ihren Gespielen, betrat sie der Schilde
Saal, und bang umschwebt' ihr Herz die Ahndung der Zukunft.
Niemals hatte Selmar's Weib getrauert, wann Schlachten
Ihm geboten. Sie wuſst' es, er würde mit Sieg und mit Beute
Wiederkehren zum jauchzenden Mahle des Festes. Vergebens
Sang ihr Freund und Selmars Geliebter, Ullin der Barde,

Selmars Thaten, unzählbar wie Wogen, Siege des Helden
Und Allvaters mächtigen Arm, in die silbernen Saiten.
Ach! sie horcht' ihm thränend, und sank zur Seite des Barden.
Und der Sohn des Gesanges verstummt', lieſs sinken die Telin.
Froh kam Selmar heim, und sah die Thränen in Selmas
Strahlenden Blicken, und eilt', und umarmte die trauernde Gattin!
«Komm, mein Weib, und jauchze mit mir des nahenden Sieges!
Ehe die Sonne sich senkt, sind Lochlins Krieger entflohen!»
Aber sie schwieg, und drückt' ihm die Hand, und enteilte der Halle.

Harolds Skalde trat in den Saal: «Fürst Erins, mich sendet
Harold, König der Schlachten. Ihm Gabe zu bringen gebeut er,
Oder dich niederzubeugen vor ihm! «Auf der Spitze des Schwertes
Mag er heischen den Raub, wenn ich gefallen bin. Um mich
Meine Krieger!» erwiederte Selmar! „Willst du am Ufer

Seiner harren, oder auf Wogen des Meeres ihm begegnen?« —
»Ich begegn' ihm mit kommender Sonn' auf den Wogen des Meeres.« —
Schweigend vernahm es der Scald' und brachte dem Herrscher die Botschaft.

Und die Krieger jauchzten die Nacht bey der Flamme der Eichen!
Hüter wachten am Ufer und täuschten die Ränke von Lochlin.
Selmar jauchzte nicht beym Mahle der hallenden Muschel.
Ernst erfüllte sein Herz. Wie Wogen des Meeres sich drängen,
Also drängten sich groſse Gedanken im Herzen des Helden.
Unbemerkt ging er dann zu Selma's schweigender Schwelle,
Tröstete sanft ihr Herz mit süſsen Gesprächen der Liebe,
Mit Gesprächen von Sieg und vom ewig schimmernden Nachruhm.

Und die Nacht verschwand. Die Krieger brachen vom Mahl auf,
Rüsteten sich, und Getös erfüllte die Halle der Schilde.
Schön wie der Mond, wann er zwischen den staunenden Sternen einhertritt,

Der setzt sich auf das Holz, und meynet wegzureiten,
Gibt friſch der Wand den Sporn; der ſänget an zu streiten,
Und brauchet seiner Faust; der zeucht sich auf das Haus
Im Kloben kühnlich an, und nimmt die Elstern aus;
Wie auch viel andre mehr, die schlafend das beginnen,
Was niemand wachend an. Hier schärfet eure Sinnen,
Ihr, die ihr Weise seyd! Hier ist das schöne Ziel:
Kunst muſs der setzen auf, der hier gewinnen will.
Hier ist die goldne Frucht, hier laufet um die Wette;
Sphynx muſste doch einmal mit Blute gehn zu Bette,
Weil man ihr Räthsel traf. Hier rathe, wer da kann.
Hier löst den Knoten auf, das Keiner noch gethan.
Ja, Keiner noch gethan! Da steht die theure Krone! —
Die Krone, Siegesmann, bekommest du zum Lohne!

Trat itzt Selmar zu ihnen, mit stralendem Erze gepanzert.
Neben ihm ging, in Thränen gebadet, mit wehenden Locken,
Seiner Jugend Weib! Ernst stralten die Blicke des Helden;
Aber Liebe las sein Weib in jeglichem Schimmer.
Und er deckte mit ehernem Helm die nächtlichen Locken,
Gürtete sich mit dem Schwert, das er einst in den Schlachten der Römer
Dicht bey dem sinkenden Adler dem blutenden Feldherrn entrissen.
Also stand er, fürchterlich groſs, in der Mitte der Krieger!
Und noch einmal umarmt' er die weinende Gattin. Sie schieden.

Lochlins Söhne bebten, als im Schalle der Schilde,
Als im Jubel der Siegesgesänge die schäumenden Wellen
Vor den Kriegern sich bogen. Dunkel erhob sich die Sonne;
Und die Schlacht begann. An Pfeil klang Pfeil; an den Masten
Schollen die Speere von Erz, und zerrissen die schwellenden Segel,

Zwischen ihnen wallte der Tod, und mähte die Krieger.
Niederströmte der Helden Blut auf die schäumenden Wogen;
Aber sie jauchzten entgegen dem Tod' auf der Spitze der Speere;
Naheten näher. Die Sonne stieg, und strömender rann jetzt
Heldenblut. Die Speere klangen, es schollen die Schilde;
Streitaxt blitzt und Schwert im Strale der steigenden Sonne.

Selmar tobte voran, im ersten Getümmel des Kampfes.
Vor ihm sanken die Krieger aus Lochlin, flammendes Wetter
Waren die Schläge des Hammers, der Schwung des würgenden Speeres.
Rings um schaut er, so schauet vom hohen Himmel der Adler;
Schauet und zielt mit dem siegenden Speer, und würgte von ferne.
Stets gedacht' er des blühenden Weibs in den Hallen von Thura.
Ueber ihm sammelten sich auf dunkeln Wolken der Väter
Geister, und staunten. Vor ihm erblichen die Krieger aus Lochlin.

Eiwind fiel, und Regner und Sveno! Nun lagen der Feldherrn
Schiffe neben einander, und wüthender würgten die Helden.

Selmar sprang in Lochlins Schiff. Mit flammenden Blicken
Forscht' er vergebens nach Harald. Den Feigen schreckte des Schwertes
Klang. Er zielte mit schnellem Geschoſs in's Gedränge der Krieger,
Stürzte der Helden viel mit Tod vergeudenden Pfeilen.
Rolf war grau geworden in Schlachten. An Gormals Gebirge
Wohnte sein Weib. Zwölf Söhne kämpften auf Wogen des Meeres.
Selmar bebte nicht vor der ehernen Keule des Helden.
Laut scholl wieder der Schlag auf den hallenden Schild. Zurück wich
Rolf, und empfing im offenen Busen die Lanze des Königs.
Haralds Krieger seufzten; es seufzten die Helden aus Erin.
Trauernd reicht ihm Selmar die Hand; und gebot den Genossen,
Ihm ein Grab zu thürmen an Erins blühenden Ufern.

Endlich erblickt er am Rande des Schiffes den lauschenden Feldherrn.
Stürzt durch die feindlichen Reihen. Es wichen ringsum die Krieger.
Dreymal spannte der Weichling den Bogen, und drey der Genossen
Selmars sanken hinab. Da traf ihn die Lanze des Helden.
Niederstürzt er vom Rande des Schiffes in die schäumenden Fluthen.
Lochlins Segel entflohen, von wilden Stürmen zerstreuet,
Und an fremden Gestaden zerschellten sie Wogen des Meeres.
Eins nur blieb. Dort kämpfte mit Lochlins Helden der Herrscher.
Ryno sank, und Hutbrod, und Dan, und Viggo und Gewar,
Und noch würgt' im Getümmel die Schlacht auf den bebenden Schiffen.
Blutbedeckt stand Selmar zwischen den Leichen und mähte
Mit dem Speere den Kampf. Nun waren die Helden gesunken.
Hother nahte sich ihm, lieſs niedertönen die Waffen,
Selmar senkte sein Schwert, und gebot den Kriegern zu ruhen.

Selma, wie ward dir, als du, vom Scheitel des moosigen Felsens
Deinen Selmar erblicktest, in seinen stralenden Waffen!
Siehe, sie kehrten zurück mit Sieg und Jubelgesängen!
Schon vernahm sie Selmars Gesang und erblickte die Arme
Ausgebreitet nach ihr, als still der Verräther hinzutrat,
Und im Rücken den Dolch ihm barg. Er sank und nannte
Selma. Zürnend entstieg sein Geist zu den Wolken der Väter.
Sprachlos sank sie mit starrendem Blick' am Rücken des Felsens.
Und der Barden Gesang verstummt'. Es landeten trauernd
Erins Krieger, und führten gefesselt den Mörder des Helden;
Und sie legten den Leichnam nieder am Fuſse des Felsens.

Ach! sie sah ihn, die Lippen erblaſst, die Augen geschloſsen,
Sank dann nieder auf ihn, und küſste die starrenden Lippen!
Ihre Gespielinnen hoben sie auf, sie von dannen zu führen.

Hother trat hervor. Es klirrten um ihn die Fesseln.
„Weine nur! denn an Lochlins Ufern werden die Mütter,
Werden ihm fluchen die Bräut' und meinen Namen besingen.“
Sprach's, und nahte dem Leichnam, und faſste das blutende Schwert, bargs
Selma in der Brust! „Ha, nun ist Lochlin gerächet?“
Rief er, und stürzte sich nieder vom Scheitel des thürmenden Felsen.
Sterbend sank sie herab auf den blutenden Leichnam das Gatten;
Und ihr Geist floh seufzend empor aus der Hülle des Staubes.
Jauchzend schwang sich ihr Selmar entgegen auf Stralen des Lichtes,
Führte sein glückliches Weib hinan zu den Hallen der Väter!

Ihre Genossen thürmten ihr Grab am Gestade des Meeres.
Sanftes Entzücken, und Ruh schwebt dort im Gesange der Wogen,
Wann im mondlichen Stral sie ihren Geliebten erscheinen!

Ode.

Warnung.

Klage nicht einer, dem des Weibes Liebe
In dem häuslichen Schatten freundlich lächelt,
Ob auch Wog' auf Woge des Jammers Fluthen
Ueber ihn strömten!

Ach, er versinkt nicht! Wie der Frühe Thränen
Vor der steigenden Sonne schnell versiegen,
So versiegen Fluthen des Jammers vor dem
Lächeln der Liebe.

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
O, begrüſset den Tag mit Freudenthränen,
Wenn sein junges purpurnes Licht des Weibes
Schlummer verkläret.

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
Freudeweinend begrüſst den stillen Abend,
Eh' ihr ſanft im wankenden Schein der Lampe
Neben ihr schlummert.

Schauet mich an! denn glücklicher war keiner!
Was ein Bettler sich träumt, ein Kaiser miſsbraucht,
War wie schlechte, fliegende Spreu bey meiner
Fülle zu achten!

Denn Du warst mein, Du Süſse! mein, Du Traute!
Du Holdselige, mein, mit Taubenaugen!
Mein das liebevollste der liebevollen
Weiblichen Herzen!

Sinnend und freundlich, aus der Liebe Kunkel
Spann sie glänzende Faden meiner Wonne;
Und die Tage glitten im Strom des Lebens,
Wellchen auf Wellchen.

Wellchen auf Wellchen trieb den kleinen Nachen,
Wo selbander mit mir die Holde schwebte;
Blickt' ich seitwärts, siehe, so zeigten helle
Wellchen ihr Antlitz.

Seliger war nicht Einer! — doch vermaſs sich
Manches Wunsches der Thor, und spannte Segel
Manchem Lüftchen täuschender Hoffnung, spähte
Rechtshin und linkshin.

Siehe, da holte Gott in schnellem Wetter
Seine Agnes von ihm! — Nun steht er einsam
Auf der Scheiter, starret umher, und rufet
Worte der Warnung:

Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
Preisend öffnet den Blick, und schlieſst ihn preisend!
Schlieſst das Narrenpförtchen des eitlen Herzens
Jeglichem Wunsche! —

Vater der Liebe, den die Thräne sühnet,
Laſs mich weinen, so lang mein Auge schauet!
Wenn's im Tode brechend erlischt, so führe
Agnes zu Dir mich!

Ode.

Die Sehnsucht.

Flügel! Wer gibt mir Flügel, daſs ich Ruhe
Finde? Flügel mir her! Des Liedes Fittig,
Schweift in Banden; trunken, nicht *frey*, vergiſst der
Dichter die Kette.

Aber sie klirret selbst im Schwung getheilter
Lüfte; freyere Schwünge heisch' ich! Ahnung
Hebt und Sehnsucht über den Wolkenkranz des
Schneeigten Pindus;

Aber auch da noch lechz' ich! Flügel! Flügel!
Wie die Liebe sie heischt! Wer gibt mir Flügel,
Daſs ich Ruhe find', in der Ruhe Wonne,
Wonne der Liebe!

Lob eines Soldaten zu Rosse.

Ein friſcher Heldenmuth iſt über alle Schätze,
Iſt über allen Neid. Er ſelbſt iſt ſein Geſetze,
Sein Mahl, ſein Sold, ſein Preis. Er reiſet durch die Zeit,
Vergnüget ſich durch ſich, läſst bey ſich Ruh' und Streit
In gleicher Wage ſtehn. Den adeligen Rittern
Wird dieſes angebor'n. Wenn andre ſtehn und zittern,
Beſeufzen ihren Tod, und bitten um Quartier,
So ſetzen ſie dem Ruhm auch tauſend Leben für,
Die man erbitten muſs, und doch nur Schande geben.
Sie ſterben tugendhaft, wenn ſie noch könnten leben.
Was iſt das für ein Feind, der ſeinem Feinde fleht?
Iſt einer ſo geſinnt, wenn er zum Treffen geht,
So bleib' er lieber da. Ein redlicher Soldate

Täuschender Sinnentand, du bunter Kerker,
Wo ich Schemen umarme, selbst ein Schemen,
Einst zerfällst du? Nichtiger Zauber schwindet
Dann vor der Liebe

Mächtigem Stabe, dem im Tanz die Geister
Folgen, Schemen nicht mehr! Im Tanz des Fluges
Hin zum Urquell' ewiger Ruh und Wonne,
Ewiger Liebe!

An Schönborn,

welcher mir einen Pindar aus England geschickt hatte.

Lange verstummte dein Freund! verschollen,
Wie der Nachtigall letzter Laut, schien mir der Muse Ruf,
Und ich suchte die Himmlische nicht. Sie erscheint
Dem Suchenden nicht, sendet Phantom' ihm.

Lieder von Hellas und Roms Gesänge
Und das herzliche Deutsche Lied töneten meinem Ohr;
Und mir glühte die Stirn und der Blick; es entrann
Dem Auge der Thau; aber ich blieb stumm.

Freundlich erschien mir dein Bild im Gruſse;
Und die Lieder, von dir gesandt, Pindaros Flammenhauch,
Wie gebannt durch des Zaubers Gewalt auf der Schrift
Geweihtes Blatt, fordern mich laut auf.

Lös'te den Zauber ich nicht? Es reget
Auf dem magischen Blatt sich schon; Sieger erheben sich,
Mit Olympias Laube gekränzt; sie erhub
Der mächtige Hauch Pindaros hoch auf.

Dichtungen huben sich hoch, wie Schwäne
Mit dem tönenden Silberklang, kreiseten weit umher;
Und ich fühlte den Flügel gelähmt; nur mein Blick
Ereilte den Flug; todt war die Schwungkraft.

So Philoctet. Er vergaſs im Traume
An der einsamen Lemnos Strand, daſs er verwundet war;
Und er riſs sich empor, wie ein Hirsch; doch er sank
Mit glühendem Schmerz hin in die Felskluft.

Ach! wie sie schwebten um mich, die Schwäne
Der Gesänge von Hellas Land! Muse! da nahtest du
Mit dem Lächeln der Himmlischen mir; und ich hub
Nun auch mich empor, übte die Schwungkraft.

Hoch aus der Luft, mit dem Pfeil des Jünglinge
In dem Fittige, sinkt und bleibt trauernd am Ufer stehn
Der gesellige Kranich; der Strom wird ihm Meer,
Bis wieder der Flug reisender Heerschaar

Seiner Genossen ihm tönt; er hebet
Mit des Muths und der Sehnsucht Kraft wieder den Fittig, fleugt
Durch die weichenden Lüfte mit Klang! — doch er sinkt
Noch oft. Er verbirgt Stahl in dem Fittig.

Lobgesang.

Chor.

Den rollenden Himmeln verkünden die Himmel,
Die Sonnen den flammenden Sonnen vom Herrn;
Es rauscht ohn' Ende mit hehrem Getümmel
Der heilige Hymnus vom Sterne zum Stern!
Es zücket und schimmert das Weltengewimmel
Mit feyerndem Leben von nah' und von fern!

Einzelne.

Es töne Gottes Lob die Erde!
Die Erd' ist auch sein Eigenthum!
Vom Nordpol bis zum Südpol werde
Sie unsers Gottes Heiligthum!
Der kleine Samojede lalle
Sein Lied dem Eisgestade vor,
Auf Saba's lauen Düften walle
Des Beduinen Dank empor!

Es weih' an Niagara's Wogen
Der Wilde dir sein staunend O!*)

---

*) Ein Nordamerikanisches Volk nennet seinen Gott O.

Bey siebenfachem Farbenbogen
Verkünd' er dich dem Kindlein froh!
Und eh' zur That die Rache reiſe,
Entsag' er seinem alten Groll,
Lad' ein den Feind zur Friedenspfeiſe,*)
Und schenk' ihm seine Muschel voll.

Die Sonne Gottes leuchtet allen,
Und allen scheint sein milder Mond.
O möchte Lieb' um Liebe wallen,
Wo auch ein Mensch bey Menschen wohnt!
Dir öffne mit dem frühen Morgen,
O Vater, sich des Menschen Brust;
Er theile seines Nächsten Sorgen,
Und sey nur Liebe sich bewuſst!

Noch tappen ganze Nationen,
Du Quell des Lichts, in Dunkelheit:
Uns, die in deinem Lichte wohnen,
Umzieht die Wolke böser Zeit!
Herr, in der Wolke Nacht und Schauer
Sey meine Harfe dir gestimmt!
Du hast dem Tag, der Nacht, die Dauer,
Eh' Sonnen leuchteten, bestimmt!

---

*) Zum Zeichen der Ausſöhnung rauchen Anführer friedenſchlieſsender Völker in Nordamerika aus Einer Pfeiſe, welche sie die Friedenspfeiſe nennen.

Ich hebe mich auf nacktem Hügel,
Und sehe Blumen ihm entblühn!
Ich seh' im Geiste goldne Flügel
Der schönern Morgenröthe glühn! —
Wer sind, die wie gescheuchte Tauben
Die Hand des Herrn zerstreuet hat?
Willkommen, Israel, in Lauben,
Die Jacobs Gott gepflanzet hat!

Ich seh' die Feuersäule flammen,
Wo längst die Wolkensäule sank!
Es sammelt Gott sein Volk zusammen,
Ihm tönet aller Völker Dank!
Der Aufgang und der Abend grüſsen,
Die Mitternacht und Mittag sich,
Gerechtigkeit und Friede küssen
Von nun an sich und ewiglich!

Chor.

Ein Hymnus durchhallet die Höhen und Klüfte,
Und steiget empor, wie ein Adler, zum Herrn!
Es wehen vom Hauche der Liebe die Lüfte,
Und Engel besuchen die Sterblichen gern!
Es öffnen wie Knospen sich heilige Grüfte,
Ein ewiges Eden entblühet dem Herrn!

Ode.

An meine Sophia.

Schauet dein Auge von Sorento's Felsen
Ueber Wogen des Meeres, trüb von Thränen,
Hin zur hohen Ischia, die im Schimmer
Purpurner Fluthen

Badet, und mit der Abendröthe Rosen
Ihre Scheitel umkränzet? Hauchen Weste
Dir der langen Stunden voll Angst, des herben
Jammers Erinnrung?

Ach! es erloschen dort die Augen unsers
Frühvollendeten Engels, schlossen dort sich
Nach dem ersten Lallen die Lippen unsrer
Kleinen Sibylla!

Hatten noch nicht den süfsen Mutternamen
Ausgesprochen, nur Lieb' und Lust gelächelt,
Und an deinem Busen gesogen! Keine
Küsse mit Küssen

Wiederbelohnet, nicht der Küsse kundig!
Nach dem Tode beredt! denn Ruh' des Himmels
Schwebte sichtbar über der blassen Lippen
Freundlichem Lächeln!

Ruhe des Himmels und des Himmels Freude
Künftig unsre Gespielin! Sagt, o saget,
(Wir bedürfen eurer Belehrung, eures
Göttlichen Trostes!)

Saget, auf welchen Flügeln schwebt ihr freundlich
Hin zu Sterbenden? sagt, wie offenbaret
Ihr euch zarten Kindern, die nie der Zukunft
Schauer empfanden?

Weib, sie verstummen, wie das blasse Kindlein;
Wie des Kindes Verstummen ist das ihre,
Lächelnd, voll Belehrung und voll des groſsen,
Göttlichen Trostes!

Siehe, du öffnest ihm das Herz, und richtest
Dich mit Thränen empor, und sinkest wieder,
Um, im Staube knieend, dem Menschenfreunde
Weinend zu danken!

«Lasset die Kindlein zu mir kommen, solcher
Ist der Himmel!» Er sprach's, und nahm die Kindlein
In den Arm, der Himmel erschuf, und herzte
Segnend die Kindlein!

Bruder der Menschen, Ewigvater, segne
Meine Kinder, die Mädchen und die Knaben!
Sey's zum Leben oder zum Tode! Herze
Segnend sie alle!

Die Westhunnen.

Bey meiner Mutter Asche, das duld' ich nicht!
Ihr sollt nicht Franken nennen der Völker und
Der Zeiten Abschaum! nennt Westhunnen,
Dann noch beschönigend, ihre Horden,

Und ihre Millionen daheim; ich späh'
Umsonst nach Namen ihr Pandämonium
Zu nennen, wo der Frevler Rotte
Herrschet und kreucht, und vor Buben zittert,

Des Ewigen höhnend! Tief aus des Lasters und
Der Lästrung Hefen schöpften die Wüthenden
Den langgemischten Trank, und reichten
Taumel und Tollheit dem eitlen Volke,

Das reif dem Fluche war! und Europa sah
Es saufen! und — o Schmach! — es gelüstete
Des Tranks auch Deutsche! Seine Düfte
Dunsten umher wie des Sumpfes Pesthauch.

Wer dieses Duftes sog, es erscheinet flugs
Das Schwarze weiſs ihm! Tugend, Erbarmen, sind
Ihm Namen; Eide, Schaum der Woge;
Lästerung Witz, und nur Unsinn Weiſheit.

Darf nicht in Zweifel seyn, ob auch der Sieg gerathe.
Den Sieg hat er bey sich, wenn er sich tapfer hält.
Was kann ihm helfen wohl des Ueberwundnen Geld,
Das er zu geben heut? Ist doch schon Alles seine!
Er richt' ihn lieber hin, so bleibt sein Eidschwur reine,
Und er versichert sich: schlägt er ihn heute todt,
So darf er morgen nicht für ihm stehn in der Noth,
Daſs er sich rächen wird. Wann will der Krieg sich enden,
Wenn er verschonen will, und sich zur Gnade wenden,
Wo man soll ernsthaft seyn? Vor Alters ging es nicht;
Es wurden Könige beym Treffen hingericht't.
Was gilt hier die Person? Ein Feind hat mit dem Namen
Sein Leben schon verwirkt. So bleibt er stets bey Samen,
Wenn man ihn ab läſst ziehn! Und er gedenkt es doch,
Und pfiff' er einmal noch so auf ein lindes Loch,*)
Es lehrt ihn dieſs die Noth: wenn er zur Freyheit kümmet,

---

*) und stellte er sich noch so demüthig.

Des Ernstes Freunden, Freunden der Wahrheit und
Der wahren Freude, war seit Jahrhunderten
Das eitle Volk und seine Babel
Warnender Rüg' und des Mitleids Vorwurf.

Wie hat die zarte Lüstlin sich schaamlos nun
Hoch aufgeschürzet! triefet von Blut! auch noch
Bewundert? Nicht allein der Unzucht,
Feil auch dem Raube, des Mords Gespielin!

Mit trunknem Wahnsinn stimmt sie ein Liedchen an,
Und Millionen stimmen in's Liedchen ein,
Und wo es tönt, da sucht vergebens
Rettung die Unschuld mit wunder Sole;

Denn Wuth hat Flügel! War der Gesalbte nicht
Ihr fast entronnen? Dennoch ergriff auch ihn
Des Frevels Hand! sie, welche Gottes
Priester am Fuſs des Altars würgte!

Dein hätten Kannibalen, o Ludewig,
Geschonet! Dreymal huldigte Frankreich dir;
Dreymal meineidig, löscht es heiſsen
Durst nach dem Frevel im Blut der Unschuld.

Nun freue deiner Freyheit, du Sklavin, dich!
Wenn dich beym Schlangenhaare der Scherge faſst,
Dann kniee vor der Freyheitsgöttin,
Die dir in Marmor entgegenstarret.

Und wenn die blasse Wuth der Verzweiflung
Der ersten Hölle glimmende Asche dir
Im Herzen aufhaucht, wenn des Lebens
Elend auf ewigen Jammer deutet;

Geh' zum entweihten Tempel, und stürze dann
In blut'gen Staub — du nanntest Vernunft sie — stürz'
In Staub dich vor der nackten Hure,
Daſs sie dir nun und im Tode helfe! —

O Frankreich, ich bin Vater! doch fluch' ich nicht,
Wiewohl du brütest über der Zukunft Pest!
Mein Herr und Gott, Er, den du lästerst,
Lehrete segnen mich, nicht mich fluchen.

Laſs siebenfältigen Jammer dich bändigen,
Und hüll' in Sack und Asche dich! ob vielleicht —
Die Rosse brausen schon und stampfen —
Rückwärts sich wende der Rache Wagen!

Abendlied.

Groſs und rothentflammet schwebet
Noch die Sonn' am Himmelsrand,
Und auf blauen Wogen bebet
Noch ihr Abglanz bis zum Strand;
Aus dem Buchenwalde hebet
Sich der Mond, und winket Ruh'
Seiner Schwester Erde zu.

In geschwollnen Wolken ballet
Dunkler sich die rothe Gluth,
Zarter Farbenwechsel wallet
Auf der Rockenblüthe Fluth;
Zwischen schwanken Halmen schallet
Reger Wachteln heller Schlag,
Und der Hirte pfeift ihm nach.

Wohlgeruch entsteigt den Auen
Dort in zartgewundnem Duft,
Und die jüngsten Stauden thauen
Kühles Labsal durch die Luft;
Jedes Blümchen saugt mit lauen
Lippen, und das Gräschen sinkt
Unter Perlen, die es trinkt.

Ihre Ringeltauben girren
Noch die Täuber sanft in Ruh',
Düstre Fledermäuse schwirren
Nun dem glatten Teiche zu,
Und der Käfer Schaaren irren,
Und der Uhu, nun erwacht,
Ziehet heulend auf die Wacht.

Mit dem Köpfchen im Gefieder,
Schlummern unsre Sänger nun,
Es verstummen ihre Lieder,
Selbst die lauten Staare ruhn
Auf den schwanken Binsen wieder,
Nur die Nachtigall allein
Freut sich noch im Mondenschein.

Wie, auch in der Stille rege,
Mit dem Anbeginn der Nacht,
Nach der mannigfalt'gen Pflege,
Nun die Mutter ist bedacht,
Daſs sie ihre Kindlein lege;
Wie sie Jedes letzten Gruſs
Noch belohnt mit weichem Kuſs;

Also, nach des Tags Getümmel
Schaut der ew'gen Liebe Blick
Durch den sternenvollen Himmel
Auf die Erde noch zurück;

Früh vernimmt sie das Gewimmel
Der erwachten Erd', und spät
Hört sie Den, der einsam fleht.

Wenn die Nachtigallen flöten,
Hebe dich, mein Geist, empor!
Bey des jungen Tags Erröthen
Neig', o Vater, mir dein Ohr!
Von der Erd' und ihren Nöthen
Steig', o Geist! Wie Duft der Au,
Send' uns, Vater, deinen Thau!

Ode.

Cassandra.

Den 3ten Juni 1795.

Als Priam, wiederkehrend vom schrecklichen
Achilleus, mit der Leiche des Sohnes kam,
Als in der Morgenröthe Schimmer
Ilions Volk ihm entgegen strömte;

Ergoſsen vor den Fluthen des Volkes sich,
Durch Wahnsinn stark, die Weiber! ihr Jammer scholl
Erzürnten Göttern kläglich; Hektor!
Rufte die Mutter, und sank in Staub hin.

Und angeschmiegt dem göttlichen Helden lag,
Im Jammer göttlich, seine Andromache
Auf Hektors Brust; es rang die Hände
Helena bleich nun und nun erröthend.

Wie vor Gewittern bald in den Walde laut
Die Windsbraut brauset, bald aus dem hangenden
Gewölk sich Nacht und Stille senken,
Daſs nur der Fittig des Uhu rauschet;

So tönte bald, daſs Pergamos bebte, daſs
Des Xanthos Nymphen Schrecken ergriff, der Schmerz
Des Volkes, bald vernahm der greise
König der Einzelnen leises Aechzen.

Da sprang Kassandra, schnell, wie die Löwin auf
Das Reh sich stürzet, aus der Betäubung auf;
Dem Vater und dem todten Bruder
Wandte den Rücken die hehre Jungfrau.

Ihr Haar flog ruckwärts hin vor dem Morgenhauch,
Es glühten von Begeistrung und Morgenroth
Die Wangen, ihre Lippen bebten
Ehe sie sprach, und die Augen flammten!

Gerichtet gegen Ilion schaute sie
In nahe Zukunft: Ilion! Ilion!
Du Braut des Jammers! ha, wie stattlich
Prangest einher du im Fackeltanze!

Umgürtet mit dem Flammengewande, das
Verrath und Tücke heimlich in Kammern lang
Schon webten! — Selig, wer im Schlachtfeld
Fiel, es beweinte noch frey das Weib ihn!

Noch frey die Kinder! — Siehe! dort ziehn einher
Die Töchter Trojas, hin vor der Geiſsel des
  Erzürnten Treibers, dessen Söhne
    Hektor erschlug und der Speer Sarpedons!

Ihr Jungfraun hebet! hebet, ihr Jünglinge,
Aus blut'gem Staub die Leiche des Königes!
  Ach Vater Priam! Mutter! Götter
    Senden aus später Erbarmung Wuth dir!

Mir frühe Qual, den Blick in die Zukunft! dir,
O Volk, Bethörung! Nicht des Achilleus Speer
  (Ihn trifft des Paris Pfeil!), nicht Ajas
    Speer (denn er stürzet in's eigne Schwert
                sich!),

Nicht Diomedes Lanze; noch Teukros Pfeil
Wird dich vertilgen! Volk, es bereiten dir
  Verrath und Tücke dein Verderben,
    Und es entfliehn die erzürnten Götter!

Es wehn die rothen Flammen! es wirbelt sich
Der Gluth Gespiele, nächtlicher Rauch, empor!
  Die Fessel klirrt! es schwirrt die Geiſsel!
    Jünglinge werden geschleift von Hunden!

Sie sprach es, tanzte wie die Mänade dann,
Von heil'ger Wuth gehoben! Dem Volke schien
  Sie toll; es wähnte, Morgenröthen
    Schienen ihr Gluth, — und Verräther lachten.

Der Strom der Zeiten rollte Jahrtausende
Seitdem, bald rein und still wie der Waldsee, bald
Mit trüben, lauten Wogen! niemals
Trüber als nun, und noch nie so tosend!

Seit sieben Ernten ward in die Zukunft mir
Der Blick geöffnet; aber Cassandra fand
Nicht Glauben, ward verlacht! Wohlan denn,
Deutsche, verlachet den Enkel Hermanns!

Auf daſs ihr höret bald — denn ihr achtet's nicht
Zu sehn ihr Lächeln! — daſs ihr sie höret bald,
Die laute Lache der Verräther!
Die euch mit geiſselndem Zauber täuschen!

Die euch verriethen lang, und verkauften lang,
Die aus dem Sonnenscheine des Himmels euch
In's Labyrinth der Lehrgebäude
Führen, bey wankender Fackeln Glanze;

Bis ihres Mordbrands Gluthen von Untergang
Bis hin zum Aufgang lodern! — O, sehet doch
Noch jetzt den gleiſsenden Verräthern,
Seht den Erleuchteten *) g'rad in's Auge!

---

*) Erleuchteten, Illuminaten.

Merkt ihr verstocktes Schweigen, wenn Hochverrath
Enthüllet wird! wenn Lästerung brüllet! wenn
Auf Gottes Altar sich die Metze
Stellt! wenn das Blut der Gerechten flieſset!

Ihr Heuchler! euer Lächeln bethört mich nicht!
Verworfne! Abscheu lehret ihr, Furcht mich nicht!
Den Frommen mischt ihr Gift, und Häuptern
Irrender Völker den süſsen Schlaftrunk!

Als Vater könnt' ich zagen! — wie blüht so schön
Um mich die lautre Unschuld! wie hoffnungsvoll! —
Doch soll nicht zagen, welcher Schalkheit
Rüget, und rein ist, und Gott vertrauet!

So sieht und dichtet er, wie er sich Vortheil nimmet;
Nimmt aller Sachen wahr; im Fall, daſs er vermerkt,
Daſs sein Verschoner liegt; er sieht, wie er sich stärkt,
Vergiſst der alten Treu, und seiner guten Worte,
Setzt unvermerkt an ihn, und fällt ihn an dem Orte,
Da man es nicht gedacht. Alsdann so ist's zu spat,
Wenn man bereuen will, daſs man geschonet hat,
Und so barmherzig war. Ich hab' es wohl erfahren.
Dem Kriege zieh' ich nach nun bey so vielen Jahren,
Ich weiſs des Krieges Brauch. Ich gebe kein Quartier,
Und käm' ein General und König selbst mir für.
Ich achte dessen nicht, daſs er von höherm Stamme,
Als ich, geboren ist. Dieſs eben macht mir Flamme,
Daſs ich mehr siegen will: indem er gröſser ist,
An Ahnen, nicht an Muth. Ein tapfrer Geist erkiest
Sich stets ein Höher's aus, mit dem er möge ringen;
Der Ruhm, der wächst mit ihm, daſs er aus hohen Dingen

Die Erinnerungen.

Genuſs des Schönen ward und des Guten mir
Sehr viel verliehen! In der Erinnerung
Geweihtem Haine schweben, leichtes
Fluges und tönendes, viele Stunden.

Wo dort die Myrthe bey der Cypresse blüht,
Und wo das Turteltäubchen am Neste girrt,
Da locket Philomelen's Klage
Mir aus dem Auge die späte Thräne. —

Hier tönen Stimmen junger Erinnerung,
Dort ältrer Stunden mahnender Silberlaut,
Bald einzeln, bald vereint ein lautes
Chor; und der Wonn' und Wehmuth Schauer

Ergreifen dann mit Kraft der Unsterblichen
Die Seele, daſs sie bebt am geöffneten
Abgrund des langen Gestern, welches
Welten verschlang, und die jüngste Stunde

Bey zartem Flügel mit sich hinunter reiſst! —
Doch schaut die Seele wieder empor! Dann wölbt
Sich über ihr in Morgenröthen
Stralend der Himmel von ihrer Zukunft.

Von unsrer Zukunft, Agnes! — Sophia, stimm',
In's Lied mit ein! von unsrer Zukunft! stimmt
Mit ein, ihr Kinder! lernt das Auge
Früh zu erheben mit Wonn' und Zittern!

Ich stand auf deiner Scheitel, o Aetna! sah
Den Grau'nschlund, hörte brausen der Unterwelt
Empörte Wasser, flammendräuend
Brüllte die nächtliche hohle Tiefe.

Ich schau'rte auf — da blühte Sicilia,
Ein Garten Gottes, mir zu Füſsen! mir
Calabria! die beyden Meere
Schlürften den Nektar des jungen Lichtes.

Die Himmel.

Es verhüllt sich in Gewölk, schwindet unter mir dahin,
Die Erd', ihr Gefährte, der Mond,
Ihrer Brüder Chor, von Monden umtanzt;
Mir schwindet, wie vor eilendem Roſs der leuchtende Wurm,
Die Sonne dahin!

Es versenkt, es erhebt,
In die Höh'n, in die Tiefen
Der Schöpfungen Gottes
Sich staunend der Geist, und trunken von Wonne,
Doch bebend und bang!
Denn es rauscht das flammende Meer
Der Schöpfungen Gottes,
Wog' auf Woge, Himmel nach Himmel dahin!
Sirius und Arktur, und die Orionen,
Die gewölbte Veste, so hienieden wir sehn,
Und der Sonnengurt, der umher sich schlingt,
Sind Tropfen im Meer, und sind jenen gleich,
Die bey Nacht an des Fischers Kahn
Der leuchtende Schlag des Ruders erhebt.

Jeder Tropfen ein Sonnenmeer,
Jede Sonn' umringt von kreisenden Erden,
Und umringt von Monden die Erden;
Und jegliche Sonn', und die Erden, und die Monden allzumal,
Von Geschöpfen, die Dein. Hallelujah, o Gott! die Dein
Harren, bewohnt, die sich Dein, o Unendlicher erfreun!

Denn, o Gott, mit unendlicher Macht
Gossest du aus die stralende Urne,
Da du schufst, gossest sie aus mit unendlicher Weisheit,
Gossest sie aus mit unendlicher Liebe!
Spendetest Kraft, spendetest Wahrheit
Jeglichem Geist, jeglicher Seele;
Spendetest aus dem Herzen der Urkraft
Das Leben jeglicher Kraft, die Liebe!

Liebe, nur Liebe, bewog
Unendlicher, Dich,
Zu schaffen! Du sprachst — es erscholl,
Das von Ewigkeit war, das Wort!
Auf den Ocean der werdenden Schöpfung
Schwebte, der von Ewigkeit war, der Geist!
Es durchströmte fortan die ganze Schöpfung
Der Liebe Hauch, es schwoll ihm empor
Das Geäder der Welt.

Nicht der Erd' allein, dem Stäubchen im Staube,
Der um uns're Sonne, den Funken, kreis't,
Ward Erbarmung und Liebe!
Wo sich Leben ergoſs, da ergoſs
Sich Liebe zugleich mit ewigem Leben!

Durch das Wort entstand, was da ist!
Durch das Wort wird erhalten, was da ist;
Erstummte das Wort, o, so rauschte hinab,
Wie von Alpenhöh'n im Lenze der Schnee
In den Abgrund stürzt,
Die zerrinnende Welt mit erlöschenden Sonnen,
Mit erloschner Kraft hinschwindender Geister!

Es ward Fleisch hienieden aus Liebe, das Wort,
Seiner Lieb' entquoll der Schöpfungen Meer,
Wie die Erde, der Tropfen, ihr entquoll!

Es vernimmt schon jetzt, mit geistigem Ohr,
Der entzückte Mensch den silbernen Klang
Der Sphären; er vernimmt, weit höher entzückt,
Den Gesang der Bewohner jeglicher Sphäre!
Sie singen Sein Lob, des Ewigen Lob!
Es singe der Mensch,
Der Pilger im Staube,
Der Erde des Lichts,
Mit ihnen Sein Lob,
Des Ewigen Lob!

Die Gränze.

Den 29sten Januar 1814.

Du Gränze? Nein nicht Gränze, du alter Rhein!
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beyden Ufern Segen
Spendend, und hohes Gefühl, und Freude!

Du Deutscher Urart, mächtiger Rhein! Dein Strom
Ist groſs und hehr, nicht rauschend dem Ohre, schnell
In stiller Eile, deine Wirbel
Sprudeln nicht auf, und sind unaufhaltsam;

Sind tief wie Meer, wie Gottes Geschosse schnell
Und kraftvoll, doch befreundend dem flachen Floſs,
Das deinen Wogen sich vertrauend,
Fülle des Landes den Städten zuführt.

Als Gott der Herr die Veste von Fluthen schied,
Und Inseln aus der Tiefe sich heben hieſs,
Und Quellen aus dem Schooſs der Berge
Rief, und dem Ocean Gränze stellte;

Gesetz dem Sturme sprach; als das junge Licht
Die neue Schöpfung, welcher es Schöne gab,
Anstaunte; da verweilte freundlich
Ueber dem Rhein, und des Rheines Ufern,

Sein Wonnestrahl; durchdrang mit des Urlichts Kraft
Der rheinischen Berge Schooſs. Er empfing, und barg
Die Gabe, bis aus Gold und Purpur
Träufelte Labsal von Deutschen Reben,

Des Rheines werth, des Deutschen auch werth! voll Kraft,
ZuThat entflammend und zuGesang, nichtSchaum
Aufſprudelnd, lebenduftend, Helle
Strahlend dem Geist, und dasHerz durchglühend.

An beyden Ufern ranket die Freude! glüht
Auf hohen Felsen, spielet im Blumenthal,
Hier Kühlung aus des Alten Wogen
Saugend, sich kräftiger dort entflammend!

An beyden Ufern tönet des Deutschen Sinn
AusDeutschem Wort; dem edelsten Weinegleich,
Und dir o Rhein, ist unsre Sprache,
Reich wie deinStrom, mit geheimen Tiefen;

Vom eitlen Nachbar, der sich in Schaum berauscht,
Verstanden nimmer, nimmer empfunden! Laſst
Ihm seinen Schaum im Becher! ihm die
Sprache, die an der Empfindung hinstreift.

Ihn haben Schrecken Gottes, und Deutsches Herz —
Heuschrecken gleich, die oft, mit der Fackel Gluth,
Der Landmann vor sich scheuchet, bis ihr
Schwirrender Schwarm in den Rhein sich stürzet —

So haben Schrecken Gottes, und Deutsches Herz,
Des Drängers Horden, welcher der Herrschaft sich
Bey uns vermaſs, ihn selbst, den Dränger,
Her von der Oder bis hin zum Rhodan

Geschreckt, verfolgt, zerstiebet! Er windet sich,
Und fleht um Frieden! Friede, ja Friede sey
Dem eitlen Volk, in alter Gränze;
Aber dem Deutschen sey Deutsche Freyheit,

So weit die Sprache tönet, die trauliche,
Die fromme, hehre; sie, der Empfindung, die
Gespielin des Gesangs, der frey im
Tanze, wie Sphärengesang, einherschwebt!

Gedichte

von

Christian von Stolberg.

Vorhin entsprossen ist. Kein Adel dient für mich;
Dies Schwerdt, das adelt mich; mein Rittersitz bin ich,
Mein Leib ist mein Pallast. Ein Krieger ist vergnüget,
Daſs er von einemmal aus Andern so viel krieget,
Als er benöthigt ist. Was hilft ihm Land und Gut?
Die Feigen sehn auf dieſs Ich zahle baares Blut
Für meine Güter aus. Wem lieſs' ich's wohl zu Erben,
Sollt' etwan heute noch ich vor dem Feinde sterben,
Den ich mir wünsche stets? Ich lobe meinen Sinn;
Mein Leben lieb' ich nicht. Ein Andrer ziehe hin,
Und karge, wie er will! Wir kommen leicht zu Gelde,
Und leichtlich wieder d'rum. Wir nehmen's auf dem Felde,
Und geben's in der Stadt. Uns ehret Jedermann;
Und wer nicht will, der muſs Es ist uns unterthan
Nicht Ein Land nur. Die Welt, die muſs uns Herren heiſsen,
Wenn Herren uneins sind. Wir [illegible]nnen uns nicht beiſsen,
Wie alte Mütter thun. Man schlägt mit Fäusten drein,
Mit Degen und Pistol, wenn man nicht Freund will seyn;
Und das heiſst recht geherrscht. Wir sterben, wie wir leben,

An Bürger.

Dir mich weihen? ich dir? stygische Furie,
Afterthemis, ich dir? die du mit Schlangenlist
Unser göttliches Recht, welches Natur uns gab,
Raubtest, und mit Tigers Klau?

Ha! wie schallts am Altar! Bosheit und Hadersucht,
Emsig spähend den Zwist, hämische Rachbegier,
Groll und gieriger Geiz, Vater des ſeilen Spruchs:
Ha, wie tobet die Höllenbrut!

Und dein Nattergezisch, schlaue Chikane, du
Miſsgeschöpfe des arglistigen Fremdlinges,
Ungenannt von dem Volk, welches die Zunge spricht,
Die Thuiskon und Mana sprach;

Weſs der ächzende Laut? — — Ach der bekümmerten
Unschuld Seufzer! Sie naht weinend der Göttin sich,
Fleht Erbarmen; umsonst! Ihre verruchte Schaar
Schreckt mit grimmigem Hohn sie weg!

O des goldenen Tags, da bey dem Volke Teuts
Noch Gerechtigkeit galt, noch, von der heiligen
Eiche Schauer umrauscht, sie in dem richtenden
Kreis ehrwürdiger Väter saſs!

Da vom albernen Wahn lauter der hellere
Geist, und lauter vom Schwall wirrender Sazzungen,
Da noch Tugend, und du, Erbe Germaniens,
Treue, lehrtet den Biederspruch!

Ach, entflohn ist, entflohn längst die Gerechtigkeit
Vom entarteten Stamm! Wenigen Lieblingen
Lächelt Weihe nur noch, segnend, vom nächtlichen
Pol herab, die Geflohene.

Weihe lächelte sie, edler Cheruskasohn,
Dir, o Bürger, der du heiligen Druden gleich,
Richtertugend übst, heiligen Barden gleich,
Braga's Kranz um die Locke schlingst.

Die Blicke.

An Dora.

Röthliche, goldbesäumte Wolken hüllen
Ihre Stralen nicht mehr! Sie kommt, die Sonne!
Blickt allgütig lächelnde Freud' und junges
Leben hernieder!

Schimmernder blühn die thaubenetzten Fluren;
Jedes zitternde Blümchen athmet Freude,
Stralt in Regenbogen die Sonnenblicke
Lieblicher um sich.

Himmlischer aber lächelt mir das Auge,
Ach! das Grazienauge meines Mädchens!
Blicket mild ins Herz mir noch ungefühlte
Selige Freuden!

Wallendes Leben bebt durch jede Nerve,
Klopft in jeglichem Pulse; frohe Schauer
Strömen in die trunkene Seele namen-
Loses Entzücken!

Aber ach! Wehmuth blickt mir oft ihr blaues
Auge! Wehmuth und Trübsinn! dann entquellen
Sehnsuchtsseufzer, thaut mir der Liebe Zähre
Ueber die Wange!

Duſtige Nebel locket so die Sonne
Aus dem Blumengefild am Sommerabend;
Trübe steigt der wolkige Schleyer, träufelt
Labende Kühlung. — —

Blicke mir, meine Dora, blicke Wehmuth
Mir ins liebende Herz! Auch sie gewähret
Süſses namenloses Gefühl, der Liebe
Traute Gesellin!

Bis du mir einstens (Ahnung lispelt's leise,
Ahnung, ach! die zur Hoffnung noch nicht reiſte!)
Bis du Lieb' im schmachtenden Auge, Liebe,
Liebe mir lächelst!

Elise von Mannsfeld.

Eine Ballade aus dem zehnten Jahrhundert.

„Wie viele sehnten sich nach dir,
Du kühle, stille Nacht!
Nun hast du ihnen Labung, Ruh
Und sanften Schlaf gebracht.

Auch mir kommst du erwünscht; izt kann
Ich frey und einsam seyn,
Durch manchen tiefen Seufzer nun
Mir lindern meine Pein.

Ach Gott! was hab' ich denn gethan,
Daſs sie so grausam sind?
Mein Vater nannte mich ja stets
Sein liebes gutes Kind;

Und ihren besten Segen gab
Die Mutter sterbend mir.
Der wird im Himmel einst erfüllt;
Doch wahrlich! nicht auch hier.

Daſs dieser Segen sich nur nicht
In Fluch verkehr' für die,
Die so mich kränken! Gott verzeih'
Es ihnen! Beſsre sie!

Ach, alles trüg' ich mit Geduld,
Wenn, Liebe, du nicht wärst,
Die du durch hoffnungslose Qual
Mein krankes Herz verzehrst!

Kann ichs nicht dulden, nun wohlan
So hab' ich einen Trost:
Dann brichst du, armes Herz! D'rum sey
Bis daſs du brichst, getrost." —

So eben kehrt' ein Rittersmann
Von seinem Ritt zurück,
Und kommt, geführt von seinem Pfad,
Hart an des Schlosses Brück.

Da dringt des Fräuleins Klageton
Ihm tief in's Herz hinein:
Er wähnt, um Hülfe fleh' sie ihn,
Und will ihr Retter seyn.

Voll Ungeduld und voll Begier
Umher sein Auge glüht,
Bis endlich hoch am Fenster er
Das Fräulein stehen sieht.

„Ach Fräulein! sprich, was jammerst du,
Vertraue mir dein Leid:
Dies Schwert, der Arm, dies Leben sey
Zu deinem Dienst geweiht." —

„Ach, edler Ritter, Schwert und Arm,
Ist nicht, was mir gebricht;
Nur Trost für mein beklommnes Herz;
Und ach, den hast du nicht!“ —

„Entdecke mir dein kränkend Weh,
Das wird dir Lindrung seyn,
Und meine Mitleidsthräne wird
Dir einen Trost verleihn.“ —

„Du guter Jüngling, höre denn:
Ich eine Waise bin,
Und mit den lieben Eltern starb
Mir Ruh und Freude hin;

Ein Ohm und eine Muhme jetzt
An Eltern Statt mir sind,
Die quälen mich, daſs Gott erbarm!
Und tödten schier ihr Kind.

Mein Vater war ein reicher Graf,
Nun ist das Erbe mein!
O wär' ich arm! dies schnöde Gut
Ist Ursach meiner Pein.

Mein Oheim dürstet Tag und Nacht
Nach meinem Hab' und Gut,
Drum sperrt in diesen Thurm mich ein
Des harten Mannes Wuth.

Hier bleib' ich, droh't er, wo ich nicht
  Erwähl' am dritten Tag,
Ob ich den Sohn zum Ehemann,
  Ob ich in's Kloster mag.

Wie eilig wär' die Wahl geschehn,
  Ich thät den Schleyer an,
Ach, liebte nicht mein junges Herz
  Den besten, schönsten Mann.

Jüngst bey'm Turniere sah ich ihn,
  Ich sah und liebt' ihn gleich,
Wie frey, wie edel und wie kühn!
  Nicht Einer war ihm gleich.» —

«Sey, edles Fräulein, gutes Muths,
  In's Kloster sollt du nicht,
Noch minder sollt du seyn die Schnur
  Vom alten Bösewicht.

Ich kann's, ich will's, ich rette dich,
  Das ist mein fester Sinn,
Bring dich in deines Jünglings Arm,
  So wahr ich Stolberg bin.» —

«Du? Stolberg? o mein Leid ist hin!
  Mein Engel führte dich;
Du bist mein trauter Jüngling, du!
  Nach dem ich sehnte mich.

Jetzt sag' ich frey und offen dir,
Was schon mein Blick gestand,
Als ich um deine Lanze jüngst
Den Eichenkranz dir wand."

„O Gott! du? mein geliebtes Kind,
Elise Mannsfeld? O!
Dich liebt' auch ich bey'm ersten Blick,
Noch keiner liebte so!

An meiner Lanze sieh den Kranz,
Den sie nun ewig trägt.
Ach, könntest du dein Bild auch sehn,
So tief hier eingeprägt!

Jedoch was säumen wir? ich bring'
Dich heim vor Sonnenschein,
Und unsrer keuschen Liebe soll
Nichts mehr im Wege seyn. —

„Von ganzer Seele lieb' ich dich,
O Jüngling! aber doch,
Sträubt sich mein jungfräulich Gefühl
Bey'm raschen Vorsatz noch.

Du kennst die arge Welt, du weist
Wie im Triumphe sie
Mir Stand, und Ehr', und Tugend nimmt,
Wenn ich mit dir entflieh." —

„O Mädchen, was ist uns die Welt?
Laſs immerhin sie schrey'n;
Dein Beyfall nur, mein Beyfall nur,
Soll unser Richter seyn!

Und keiner deines Stammes soll
Vernehmen deine That,
Bis uns des Priesters Segenshand
Zur Eh' geweihet hat.

Auch führ' als Gattin ich dich erst
In meine Burg hinein,
Nun geht's zu meiner Schwester hin,
Da soll die Trauung seyn.

Wie wird mein liebes Gustchen sich
Der lieben Schwester freu'n,
Wie wird des lieben Bruders Glück
Ihr eigne Wonne seyn!

Elise, laſs uns eilen; komm,
Gleich ist es Mitternacht!
Der Mond, der jetzt so hell uns scheint,
Hat bald den Lauf vollbracht." —

Nun schlich das Fräulein leisen Tritts
Hinab den Windelsteig,
Bis unten sie zum Fenster kam,
Da ward sie todtenbleich;

Frisch, tapfer, ritterlich. Wir sterben, wie wir leben,
Frisch, tapfer, ritterlich. Wir sind dem Tod' ergeben,
Wir wuchern auf das Blut. Das theure Gut, der Koth,
Ist keines Jeden Kauf. Uns ist es täglich Brod,
Was Andern seltsam ist. Wer wünscht sich doch zu siechen,
Und um die Ofenbank erbärmlich her zu kriechen,
Wie es zu Hause geht? Es ist um einen Blick,
So fällt uns ein Pistol, ein Degen, oder Stück.
Man fühlt nicht, dafs man stirbt. Das Feld ist unser Bette,
Der Gottesacker auch. Wir leben um die Wette,
Und sterben auch also. Wer härmet sich darum?
Es sey Hieb oder Stich, wenn wir nur kommen um,
So ist uns wohl geschehn. Lob' einer nur das Seine,
Sein Leben, wie es sey: ich lobe stets das meine.
Du lebest nicht für mich, ich sterbe nicht für dich.
Ein Andrer bleibe sein; ich bleibe so für mich.

Doch schnell ergreift sie wieder Herz
  Und öffnet es behend,
Und wagt's und springt dem Ritter zu,
  Der ihr entgegenrennt.

Sein Mädchen drückt er sprachlos jetzt
  Fest an sein klopfend Herz,
Für ungefühlter reiner Lust
  Vergaſs sie allen Schmerz.

Dann hob er freudig sie auf's Roſs,
  Und vor ihr setzt' er sich,
Sie schlang die weiſsen Arm' um ihn;
  Fort ging's nun ritterlich.

Vom Roſs und freudigem Gebell
  Des treuen Greiſs erweckt,
Lief schnell die Zof' an's Fenster hin,
  Ihr Fräulein sie erblickt.

Sie tobt mit wildem Angstgeschrey
  Klagt allen ihre Noth;
Der Alte schäumt, und flucht und schwört
  Der Nichte Schmach und Tod.

Er fordert seine Sassen auf
  Und eh' der Tag begann,
Verlieſsen rüstig sie das Schloſs;
  Er führte selbst sie an.

Indessen war das Ritterpaar
  Durch Anger, Wiese, Feld,
Weit über Berg und Thal und Forst;
  Vom günst'gen Mond erhellt.

Mit lautem Schaumgetöse stürzt
  Die Bude vor sie hin;
„Es geht, mein Kind, erzittre nicht!
  Des Stroms ich kundig bin.“ —

Der Rappe stutzt und hebt den Fuſs
  Und prüft den Fluſs gemach,
D'rauf strebt er wiehernd durch, als wär's
  Nur ein Forellenbach.

Nun kommen sie zum Schloſs gesprengt,
  In Himmelswonn' entzückt:
Beschreib's, wer eine Freude je,
  Wie diese war, erblickt.

Nun saſsen sie bey'm frohen Mahl,
  Der Becher ging umher;
Ein Knappe kam: „Auf, edler Graf,
  Der Mannsfeld rücket her!“

Und Braut und Schwester jammerten,
  Zerrauften sich das Haar;
Indeſs der Graf zu Pferde schon
  In vollem Harnisch war.

Dem Zug er schnell entgegen kam,
  Und rief dem Mannsfeld laut:
„Umsonst ist deine Müh; sie ist
  Als Weib mir angetraut!

Und bin ich nicht aus edlem Stamm,
  Des Ruhm erschallet weit,
Der Fürsten unserm Volke gab
  Schon zu der Heiden Zeit."*) —

Mit eingelegter Lanze sprengt
  Der Alte gegen ihn,
Sein Hauſe folgt; erwartend bleibt
  Der Ritter kalt und kühn.

Und zieht sein Schwert; als Mannsfeld naht,
  Verbaut er ihm den Stoſs
Und haut, und haut den Schedel durch,
  Daſs er zur Erden schoſs.

Die Reisigen zerstreuen sich,
  Und Stolberg eilt nach Haus,
Und ruht die lange süſse Nacht
  In Lieschens Armen aus.

---

*) Das Geschlecht der Stolberge gehörte unter die 12 Edlen Häuser der Vierfürsten des Sächsischen Reichs, aus welchen zu Kriegszeiten Herzoge und Könige erwählt wurden, ehe Karl der Groſse Sachsen eroberte.

An meinen Bruder.

Tönt Dir, tönt dir ohne Täuschung, lieblich
Wie der Nachtigall Lied, des Todes Name,
Und wird Dir sein rauschender naher Fittig
Schwanenflug tönen?

Blumen umkränzen, wie sie dir nur blühen,
Deine wallenden Locken, und den Becher,
Den mit Götterwein die Natur dir immer
Schäumender anfüllt:

Blumen des Bachs, der Wiese pflückt die Freundschaft
Dir, den stolzeren Lorbeer dir die Muse,
Bald auch wird (schon röthelt ihr Rosenknöspchen!)
Liebe dich kränzen.

Aber, o wähnest du, daſs der Liebe Rose,
Selbst der süſsesten Liebe, wenn nun endlich,
Athemlos, mit schmachtendem, feuchtem Auge,
Bebenden Lippen,

Die sich zu matten, halbgeküſsten Küssen
Kaum zu schlieſsen vermögen! ach! an deinem
Trunknen Busen, sie, die du liebest, die dich
Liebet, dahin sinkt;

Wähnst du, sie dufte, diese Rose, stärker
Als das Rankengewebe, das, mit tausend
Armen, uns, und kräuselnden Sprossen, fester
Stets uns umschlinget?

Aufgang der Sonne flammet Dir des Todes
Fackel? Sie, die der Ranken keiner schonen
Und austrocknen würde die Borne meines
Lechzenden Lebens?

Daſs, den du wünschest, ich nicht fürchte, weiſst du!
Kanntest lange den Durst in meinem Herzen,
Heldentod einst in der gerechten Feldschlacht
Blutig zu sterben!

Siehe, schon schwebt er! — Ha! ich kenne deines
Fittigs Todesgesang; mich schreckt nicht, Droher,
Deine Rechte! Trennung von meinen Lieben,
Droher, die schreckt mich!

Leben, o leben will ich! wenn gleich oftmal
Schwarze Wolken mich hüllen. Schwestern, Freunde,
Leben! mein braunlockiges Weib, mein Bruder,
Leben, o leben!

Aber wenn, doch der Menschheit Loos verbeut es!
Wenn zugleich dem vertrauten Häuflein winkte
Er, der Ruhegeber: ich säh' ihn, lächelnd:
«Bruder, er schreckt nicht!»

Homer's Frösch- und Mäusekrieg.

Flehend beginn' ich meinen Gesang, daſs der Reigen der Musen
Niedersteige zu mir, mein Lied zu begeistern, mit dem ich
Dieses Täflein fülle, das auf den Knieen mir ruhet,
Allen Sterblichen soll das Ohr vom gewaltigen Kriege
Gellen, von hochberühmten Thaten, welche die tapfern
Mäus' einst wider die Frösch vollbrachten, so herrliche Thaten,
Als die Schlachten des Riesengeschlechts, die Söhne der Erde;
Also lautet die Sage der Menschen, und dies war der Anfang:
Eine dürstende Maus, die kaum der Wiesel entflohn war,
ief zum nahen Teich', und schlürfte des lieblichen Wassers
absal mit ihrem zarten Schnäuzlein, da sah sie der Frösche
iner, ein plaudernder Sumpfbewohner und sagte geschwätzig:

Wer, o Fremdling, bist du, und weſs Geschlechts, und woher bist
Du an's Gestade gekommen? Verschweige mir nichts, und sey wahrhaft!
Bist du würdig von mir erfunden, so führ' ich nach Hause
Dich und gebe dir köstlicher Gastgeschenke die Fülle;
Ich bin König Pausback, den in dem ganzen Gewässer
Fürchten die Frösche, denn sie beherrscht auf ewig mein Zepter:
Bourbon hat mich gezeigt mit der Wasserfürstin, versunken
In der Liebe süſsesten Schlaf an den Ufern von Rosbach,
Du auch scheinest mir herrlich und tapfer unter den andern
Zeptertragenden Fürsten zu seyn, und ein Krieger im Streite.
Nun, wohlan denn, so sage mir eilend Geschlecht und Namen.
Ihm erwiederte Brosammauser, und sagte die Worte:
Was erforschest du mein Geschlecht, o Lieber? es ist ja
Allen kund, den Göttern, und Menschen, und Vögeln des Himmels?
Brosammauser werd' ich genannt; ich bin der Erzeugte

Vom groſsmüthigen Semmelnager, und meine Mutter
War Mehlleckerin, des Schinkenschmausenden Königs
Tochter, die mich gebar in der Hütte, die mich ernährte
Mit der leckersten Kost, mit süſsen Feigen und Nüssen.
Doch, wie vermögen wir uns zu gesellen? wir sind ja verschieden
Von Gestalt und Natur. Du lebst im Wasser, und meine
Art ist's alles zu essen, womit sich die Menschen ernähren.
Kein gesichtetes Semmelbrod im geflochtenen Körblein
Ruhet sicher für mich, kein Fladen von Safran und Käse,
Keine Schinkenscheib' und keine gebratene Leber,
Auch kein frischgekneteter Käs' aus lieblicher Rahmmilch,
Keine Honigkuchen, nach denen die Götter sich sehnen,
Nichts, was zu den Schmäusen der Menschen, die Köche bereiten,
Und was sie, die Speisen zu würzen, in Töpfe verschlieſsen.
Niemals bin ich im Krieg' entflohn der wüthenden Feldschlacht,

Sondern ich mische mich unter die Helden im vordersten Treſſen,
Ja, so groſs er auch ist, so fürcht' ich dennoch den Menschen
Nicht. Ich dring' in's Bett' und nag' ihm die Spitze des Fingers.
Oder ich beiſs' in seine Ferse so zart, daſs der Schmerz ihn
Nicht ergreiſt, und daſs selbst mein Zahn den Schlummer nicht verscheucht.
Nur drey Dinge scheu' ich von allen Dingen der Erde,
Wiesel und Eule, welche mir immer das Leben verbittern,
Und die seufzererregende Falle, darinnen der Tod lauscht.
Doch vor allen ist furchtbar die Wiesel, die weiſs in des Loches
Innerste Winkel zu schleichen, und uns mit List zu bethören.
Deine Nahrung ist nicht die meine, Rettig und Kürbis
Eſs' ich nicht, noch grünen Knoblauch, und schilfigen Kalmus,
Womit ihr euch nähret in euren Pfützen und Lachen.
  Lächelnd sahe Pausback auf, und erwiedert' und sagte:
Freund du pralest gewaltig mit deinem Magen! Auch uns sind

Neben dem Konterfey der Stadt Stralsund.

Und dennoch stehst du noch, ob Mars, der Wütherich,
Noch zweymal mehr so arg gesetzet hätt' in dich,
Du unbezwungner Sund! Was wollt' er doch erlangen,
Wenn du in Ketten erst am Himmel wärst gehangen!
Dieſs schändet ihn vielmehr, daſs deine Niedrigkeit
Den wilden Zorn zerbricht, und dich von ihm befreyt.
Wen nicht erschrecken soll das blutige Vermessen,
Der lerne Furcht und Trotz ein wenig hier vergessen.

Viele herrliche Dinge bescheert auf dem Land und im Wasser.
Zwiefach ist die Natur, die Zeus uns Fröschen verliehn hat.
Auf der Erde zu hüpfen, und uns zu verbergen im Wasser;
Beyde Elemente sind unser, wir wohnen in beyden!
Willst du's sehen? wohlan, so komm! Es soll dir nicht schwer seyn.
Steig' auf meinen Rücken, und halte dich, daſs du nicht umkommst,
Sondern erblickest mit Freuden die Wohnung, die ich dir zeige.

Also sprach er, und reichte den Rücken dar, und mit leichtem
Sprung sprang Brosammauser empor, und umfaſste den Nacken.
Als er die nahen Ufer noch schaute, war er im Herzen
Frohes Muthes, und freute sich seines schwimmenden Pausbacks;
Als ihn aber umbrauſsten die schäumenden Wogen, da weint' er
Laut mit vergeblichem Angstgeschrey, und rauſte das Haar sich,
Und zog fest an den Bauch die Füſse. Wie schlug ihm das kleine

Herz! und mit welchen Gelübden sehnt' er sich hin an's Gestade!
Welche Seuſzer entquollen der Brust! wie bebten die Glieder!
Ach! da zeigte sich plötzlich, ein Todesschrecken für beyde,
(Hoch aus den Wassern erhob sich der Hals) ein scheuslicher Drache.
Da ihn Pausback sahe, taucht er alsbald in die Tieſe,
(Ach! er gedachte nicht des Gefährten, den er in bittern
Todesnöthen verlieſs!) und entfloh dem schwarzen Verderben.
Aber rücklings lag der arme Verlaſsne: die Füſse
Streckt' er empor, und schrie um Hülſe, mit lautem Gewimmer.
Oftmal schwemmten die Wogen ihn unter, und oftmal erhob er
Sich mit den Füſsen zuckend, doch ach! ihm nahte die Parze!
Unglückseligen Brosammauser! welche Künste
Blieben unversucht von dir? Du hobst aus den Fluthen
Deinen Schwanz, wie ein Ruder, und flehtest mit kläglicher Stimme,
Daſs die unsterblicher Götter dich möchten an's Ufer geleiten —
Doch die Welle kam und verschlang ihn. Er schrie, und plötzlich

Oeffnet' er seinen Mund, und begann die klagende Rede:
So trug nicht auf dem Rücken der Stier die Beute der Liebe
Durch des Meeres Wogen, Europa, zu krätischem Eiland,
Wie mich trug der Rücken des Frosches, ach! ich erblickte
Nicht sein Haus; es versank sein bleicher Leib in die Fluthen!
Immer tiefer zogen die nassen Haare den armen
Brosammauser, und sterbend sagt' er die letzten Worte:
Ungerächet, o Pausback, soll dein Frevel nicht hingehn,
Daſs du vom Rücken mich warfst, so wie den Schiffbrucherlittnen
Wirft von der Klippe die Woge! du Bösewicht! Ha, auf der Erde
Hätt' ich im Kampf und im Lauf dich besiegt, und im Ringen; du aber
Täuschest mich, und stürzest in's Wasser mich! doch allsehend
Ist das Richterauge Gottes, und du vermagst nicht
Seine Rache zu fliehn, und die Strafe, die dein schon harret.
Sieh! es werden die Heere der Mäuse dir Untergang bringen!

Sprach's und schnell entfloh ihm der Odem. Es sah ihn vom Ufer,
Wo er auf weichem Moos sich sonnte, der Held Napflecker.
Augenblicklich lief er mit Todesbotschaft, und sagte
Lautwehklagend, was er gesehen hatte, den Mäusen.
Plötzlich entbrannt' in jeglicher Brust ein loderndes Feuer,
Und sie sendeten diesen Herold, sendeten jenen,
Anzusagen die groſse Versammlung in Semmelnagers
Hause, des Vaters vom Unglückseligen, dessen Leiche
Fern vom Gestade, von Wogen geschleudert, mitten im See schwamm.
Früh mit der Dämmerung kamen die Schaaren; da hob sich vom Sitz auf
Semmelnager, der klagende Vater, und sagte seufzend:
Zwar, ihr Lieben, hab' ich allein dies Unglück erduldet,
Unter dem Froschgeschlecht, doch allen drohet die Parze!
Ich Unseliger, ach! drey Söhne hab' ich verloren,
Meinen Erstgebornen tödtete (hart an des Schlupflochs

Eingang griff sie ihn schlau!) die Wiesel, das Scheusal der Mäuse.
Meinen zweyten Erzeugten haben grausam die Menschen
In's Verderben gesandt durch neuerfundene Ränke,
Durch die hölzerne Falle, der Tod unzähliger Mäuse!
Dieser dritte war der züchtigen Mutter, und war mein
Liebling! den hat Pausback ersäuft in den Schlünden der Wogen.
Aber, wohlan! bewaffnet euch schnell, und laſst uns zu Felde
Gegen sie ziehn mit gehob'nem Speer und stralender Rüstung!
Also sprach er, und alle gehorchten, und waffneten schnell sich,
Und es entflammt' in ihnen der Durst nach dem Streite der Kriegsgott.
Panzerstiefeln legten sie an, sich die Beine zu schützen,
Von getrockneten Bohnenschlauben., die sie die Nacht durch
Hatten vollendet, mit ämsigem Zahn sie kunstreich umnagend.
Helmene Bande schnürten der Streitenden Harnisch; er war aus
Wieselhaut bereitet; so muſste sie schirmen der Todfeind!

Blechene Lampenschüsselchen wurden zu Schilden, zu Speeren
Lange stählerne Nadeln, das Werk der vertilgenden Arās;
Helme von Schaalen der Haselnüsse bedeckten die Schläfen.
Also prangten die Mäus' in Waffen Es wurde
Kund den Fröschen. Sie sprangen hervor aus den Sümpfen, und eilten
All', in der Kriegsgefahr, versammelten Rath zu pflegen.
Als sie saſsen, und überlegten, woher die Erbittrung
Und der Auſstand komme, da trat, den Zepter in seiner
Hand, ein Herold in die Versammlung. Käsenager
War's, des tapfern Töpfeschlupfers tapfer Erzeugter.
Sieh! er brachte des Krieges Botschaft, und sagte die Worte:
O ihr Frösch'! es senden zu euch die drohenden Mäuse,
Daſs ihr plötzlich euch waffnet, und kommt in's Schlachtengetümmel;
Denn sie sehn die Leiche Brosammausers im Wasser,
Welchen Pausback, euer König, erwürgte. So streite

Denn von euch ein jeglicher Frosch, der Kühnheit zum Streit hat!
Also lautete seine Botschaft. Die Drohung der Mäuse
Scholl in die Ohren der Frösche mit Schrecken gerüstet; sie blickten
Seufzend sich an, da erhob sich vom Sitze Pausback, und sagte:
O ihr Freund'! ich habe die Maus nicht getödtet. Ich sahe
Nicht die Sterbende, die sich vielleicht aus kindischer Neugier,
Auch wie die Frösche zu schwimmen, ersäuft hat, und nun, o des Frevels!
Trifft, der ich schuldlos bin, mich ihre Rache! wohlan denn,
Laſst uns ersinnen, wie wir vertilgen die listigen Mäuse!
Welcher Rath mir der trefflichste scheine, das will ich euch sagen:
Auf! wir wollen uns plötzlich bewaffnen, und wollen die Heerkraft
Auf der Höhe des Ufers verbreiten am jähesten Abhang,
Dringen sie dann in uns ein mit geharnischten Schaaren, so woll'n wir
Sie bey dem Helmbusch ergreifen, und sie mit vereinigten Kräften
Niederstürzen vom schroffen Gestad' in die Wellen der Lache.

Augenblicklich würgen wir dann, die geängstigten Schwimmer,
Und erheben frohlockend ein Siegverkündendes Denkmal.
Also sprach er, da waffneten sich die Schaaren der Frösche.
Panzerstiefeln von Kalmus umhüllten die Beine der Streiter,
Breite grünliche Wasserblätter wurden zum Harnisch,
Und zu Todabhaltenden Schilden die Blätter des Kohlkopfs;
Jeder hielt in der Rechten den Speer von spitzigem Schilfrohr,
Und die Schläfen beschirmt' ein Helm von Muschelgehäusen.
So gerüstet stellten sie sich auf die Höhe des Ufers.
Jeder schwang den Speer, es glühte jeder von Streitdurst.
Zeus Kronion versammelte schnell in den sternichten Himmel
Alle Götter, und hieſs sie betrachten die rüstige Heerskraft
Beyder Heldenvölker und ihre tödtlichen Waffen.
Wie das Geschrey in dem Froschheer wüthete! so wie der Schlachtruf
Himmelstürmender Riesen! und wie die Geschwader der Mäuse

Ungestüm sich tummelten, ähnlich den wilden Kentauren!
Lächelnd fragte Zeus: Wer von den Unsterblichen will den
Fröschen, oder den Mäusen ein Helfer seyn? Gehst du nicht, meine
Liebe Tochter, sprach's zu Athänä, den Mäusen zum Beystand,
Welche dir immer in groſsen Schaaren den Tempel durchhüpfen,
Von dem süſsen Geruch gelockt der geopferten Speisen?
Also sprach Kronion, und also erwiederte Pallas:
O! mein Vater, nimmer werd' ich aus Todesgefahren
Retten das Mäusegeschlecht, das nichts als Schaden mir anthut.
Meine Kränze zerstören sie mir, und verschütten die Lampen,
Ihnen das Oel zu rauben; das schmerzt mir im Herzen nicht wenig;
Mein Gewand zernagten sie jüngst, das ich selber aus feinen
Zarten Faden habe gewirkt, und gestickt mit Blumwerk.
Ach! nun liegt's durchlöchert! und ach! es mahnt mich der Krämer
Um die Bezahlung der Purpurwolle; d'rum bin ich entrüstet.

Gleichwohl sollen sich meiner Hülfe die Frösche nicht rühmen.
Diese Schwätzer mit feigem Herzen! Als ich ermattet
Jüngst heimkehrte vom Krieg' und schlafbedürftig, da lieſs ihr
Tobendes Lärmgetümmel nicht die Wimper mich schlieſsen.
Schlaflos lag ich mit schmerzendem Haupt, bis das Krähen des Hahns scholl.
Laſst uns ruhig bleiben, ihr Götter, und keinem der Heere
Helfen, damit nicht jemand von uns, vom scharfen Geschosse
Möge verwundet fliehen mit speerdurchstoſsenem Leibe!
Wüthend würden sie streiten im Handgemenge, wenn selbst auch
Wider sie zögen die Götter; drum laſst uns alle vom Himmel
Ihre Feldschlacht ansehn, und uns ergötzen des Schauspiels.
Also sprach sie, und ihr gehorchten die übrigen Götter
Alle; sie traten zusammen, und blickten hinab auf die Krieger.
Plötzlich schwebten über die Heere, zum deutungsvollen,
Muthentflammenden Zeichen gesandt, zwo Mücken mit groſsen

In der Stadt Nowgorod 1634.

— — — — —
— — — Sey ein wenig deine,
Mein Flemming, weil du kannst! Du hast noch dieses Eine
Von allem, was du hatt'st, dich, den dir niemand nimmt;
Wiewohl noch mancher itzt auch um sich selbsten kömmt,
Des andern mehr als sein. Ist alles denn verloren,
So laſs es, wo es ist. Es wird auch stets geboren,
Das so geht wieder hin. Das blinde Glücke scherzt,
Verwechselt Gab' und Raub. Was ist es, das dich schmerzt?
Fürwahr, ein groſses Nichts! du bist ja noch derselbe,

Furchtbarertönenden Kriegsposaunen, und erdwärts rollte
Zeus Kronions Donner, der Herold blutiger Schlachten.
Vorn an der Spitze des Kriegsheers traf mit der Schärfe des Speeres
Schreihals seinen Gegner, den tapfern Raubherz. Schneidend
Fuhr' durch den Bauch die Lanz' in der Leber Mitte, da sank er
Vorwärts nieder; es sank des sinkenden dröhnende Rüstung,
Und es lagen im Staube die zarten Locken des Helden.
Ritzenschmieger warf mit des Armes Kraft, und es drang sein
Mächtiger Spieſs in Pfuhlliebs Brust; er fiel, und es hüllten
Todeswolken ihn ein, und dem Leib' entflohe die Seele.
Töpfeschlupfer sank von Schilfbauchs Lanze getödtet,
Und von Scharfzahns Speer im Magen getroffen Geschreylieb.
Plötzlich stürzt er zu Boden; es floh von den Gliedern das Leben.
Als den sterbenden Freund erblickte der zürnende Sumpfheim,
Schleudert' er plötzlich ein Felsenstück; es traf und zermalmte

Ritzenschmiegers Gurgel, und Dunkel umhüllte sein Auge.
Schlauraps sah' es, und schwang die glänzende Lanz', und sie irrte
Nicht vom Ziele; sie drang in Sumpfheims Herz, da entsazte
Rohrheim sich, sein Nachbar im Streit', und sprang vom Gestade
Schnell in die Tiefe; doch floh' er vergebens im Wasser sein Schicksal!
Schlauraps Spieſs erhascht' ihn, es floh sein Odem, und purpurn
Färbte des Sterbenden Blut die Welle; nun lieget am Ufer
Ausgestreckt, mit verschüttetem Eingeweide die Leiche.
Schilfner entriſs auf dem Hange des Ufers das Leben dem tapfern
Käsehöhler; allein, als er sahe, daſs gegen ihn Speckschnap
Wüthete, faſst' ihn ein Schauer, und fliehend warf er den Schild weg.
Speckschnap fiel, der tapfre Fürst; ihn tödtete Seelieb
Mit dem geworfenen Kiesel; es krachte die Wölbung des Schildes,
Und das Gehirn und das Blut des Helden benetzten die Erde.
Löcherbeiſsern erstach der muthige Tümpfelbewohner

Mit der Schärfe des Speers, und Dunkel umhüllte sein Auge.
Kreſsverzehrer ergriff bey den Füſsen mit heftigem Anfall
Bratenspürer, und zog ihn in's Wasser, und würgt' ihn erdrosselnd.
Krumennascher glühte für Wuth, und rächte den todten
Freund, es rann an seinem Speer das Blut des verwegenen
Kreſsverzehrers, er fiel, und die Seel' entfloh zu den Schatten.
Schlammsprung sah' es, und knetete einen gewaltigen Kothkloſs,
Warf ihn mit allen Kräften, und er zerplatzt' auf des kühnen
Krumennaschers Stirn, und Blindheit drohte den Augen.
Da ergrimmt' er, und hob mit starken Armen ein Felsstück,
Eine drückende Last der Erd'; er hob es, und warf es
Gegen Schlammsprungs Knie, da krachte zerschmettert das rechte
Schienbein, rücklings sank er, und Staub umwolkte den Todten.
Quaker eilte den Seinen zu Hülf'; er traf mit dem Speere
Krumennagers Nabel, und tief in des Sinkenden Bauch drang

Seines Schilfes Schaft, er zog ihn zurück, da ergoſs sich
Auf die Erde das Eingeweide des Helden.
Weizenesser kehrte verwundet vom Wassergestade
Heim aus dem Streit mit schwerem Herzen; er schleifte die Lende
Hinkend, und kam mit Mühe zurück zu den Seinen im Mausloch.
Brodverzehrers Geschoſs erreichte die Ferse des Königs
Pausback, und er entfloh mit blutigem Fuſs zu der Lache.
Brodverzehrer getäuscht von der Hoffnung, daſs er entleibt sey,
Lief ihm mit Gierblick nach, und mit Durst nach dem Blute des Feindes,
Grasbauch sah's, und erbarmte sich schnell des verwundeten Freundes,
Drang durch die Reihen der Krieger, und warf die schilfene Lanze,
Doch sie hemmte der Schild, und hielt die Spitze des Speers fest.
Siehe! da stürzt' einher durch die Schaaren der treffliche Grosaug,
Grosaug, dessen herrliche Thaten den Thaten des Kriegsgotts
Glichen, der Frösche kühnster, des Bergquells edler Bewohner.
Sein geschleuderter Spieſs zersplitterte Brodverzehrers

Scherbenen Helm, und es sank in den Staub der flatternde Roſsschweif,
Doch es vermochte der tapfre Held die Mengen der Feinde
Nicht zu bestehn, die gegen ihn strömten. Langsam und kämpfend
Trat er zurück, und übermannt entsprang er dem Ufer.
Unter den Mäusen blüht' ein Jüngling, der kühnste der Helden,
Beutgreif der edle, des unbescholtnen Schlauraps
Sohn, ein Führer der Schaaren im Handgemenge, wie Aräs,
Der stand auf der Höhe des Ufers den Feinden am nächsten,
Und bedrohte das Froschgeschlecht mit Tod und Vertilgung.
Wahrlich er hatte sein Dräuen erfüllt, denn allgewaltig
War sein Arm, doch Zeus, der Vater der ewigen Götter,
Und der Sterblichen Vater, erbarmte der Frösche Gefahr sich.
Also sprach er, und schüttelte mit dem unsterblichen Haupte:
Wahrlich, meine Kinder, groſse Thaten erblick' ich;
Aber ich höre mit Zorn das Drohen des wüthenden Jünglings,

Der den Fröschen Vertilgung weissagt; lasset uns schleunig
Pallas Athänä, die Kriegerin, senden, oder auch Aräs,
Daſs sie der Schlacht ihn entreissen, so sehr er mit Kühnheit und Kraft pralt.
Zeus Kronion sprach's, und ihm erwiederte Aräs:
Nicht Athänäs Stärke, nicht meine Stärke, Kronion,
Ist vermögend, die Frösche vom schlimmen Verderben zu retten.
Laſst uns alle gehn, sie zu retten! oder schleudre
Dein allmächtig Geschoſs, mit dem du die Tapfersten aller
Helden erschlugst, die Titanen, und Kapaneus den verwegnen
Mann, und das rauhe Geschlecht der Himmelstürmenden Riesen.
Schleudre dieses Geschoſs: dann werden die Tapfersten fliehen.
Also sprach er, und Zeus ergriff die flammenden Blitze.
Drohende Donner rollten zuvörderst; es bebte der Himmel,
Und er schwang sein göttlich Geschoſs, die Waffen Kronions!
Plötzlich entflohe der Rechte des Gottes der furchtbare Blitzstrahl;

Ungestüm ergriff die Angst die Frösch' und die Mäuse.
Aber es ruhte nicht das Heer der Mäuse; sie drangen
Mit verdoppeltem Muth in den Feind, und drohten den Tod ihm.
Da erbarmte sich vom hohen Olympos der Frösche
Zeus, und sandte schleunig, um sie zu befreyen, Erretter.
Plötzlich kamen geharnischte Helfer, rücklings und seitwärts,
Mit acht krummen Beinen hinkend, gehörnt und mit groſsen
Weitvorstehenden Augen; den breiten Rücken bedecket
Weder Haut noch Balg, ihn schützt von der spitzigen Nase
Vorn an der Brust bis zum äuſsersten Schwanz ein Schuppenbewehrter
Beinerner Panzer so stark als der hammererduldende Ambos,
Unverletzbar allem Geschoſs. Von den glänzenden Schultern
Strecken, an Armes statt, sich lange, kneifende, krumme
Zangen aus, wie schneidende Scheeren. Die Sterblichen nennen
Diese Helfer das Krebsgeschlecht. Sie kniffen die Mäuse

Ohn' Erbarmen in Schwanz und Füſs', und spotteten ihrer
Lanzen. Die unglückseligen Mäuse vermochten den Angriff
Nicht zu bestehn. Sie ergriffen die Flucht; da neigte die Sonne
Sich, und es sah Ein Tag des Krieges Anfang und Ende.

An
die junge Gräfin Henriette von Baudiſsin.
In ihr Stammbuch.

Henriette, woll'st des alten
Oheims Liebe nicht verschmähn,
Nicht in seiner Stirne Falten
Nur den mürrischen, den kalten,
Den verlebten Vierz'ger spähn!
Noch, ich dank's dem guten Gott,
Noch ist mir der Freude Quellchen
Nicht versiegt; in seinem Wellchen,
Manchem Jünglinge zu Spott,
Strahlt in meines Abends Schimmer
Jedes Blümchen, wo's nur immer
Mir am Wege keimt, so klar,
Wie's in meiner Jugend Morgen
Strahlte, da mir Mühen, Sorgen,
Und ein graues Kummerhaar
Unbekannt, wie dir, noch war.

Sey du glücklich, gutes Mädchen!
Nur mit sanftem, seidnen Drähtchen
Spinne sich dein Lebensfädchen;

Sey du glücklich, liebe, süſse
Kleine, glücklich, und genieſse
Jede reine Seligkeit,
Die dir Einfalt, die dir Unschuld beut!
Immer lächl' im Segensblick,
Strahlend, wolkenlos und blau,
Dir der Himmel; ach, so strahlend,
Und so wolkenlos, so blau,
Wie dir deiner Mutter Blick
Lächelt, jener, den ich auch
Kenne, wenn im warmen Hauch
Schneller Rührung, fromme, milde
Wehmuth sie zum Engelbilde
Malt, und durch den hellen Thau
Schöner blickt des Auges Blau.

Mädchen, dieser Himmelsthau
Träufl' auch dir! In seinem Glanze
Schimmert selbst der Freude Pflanze
Schöner, wenn im Blüthenschooſs
Diese lautre Perle bebt,
Die zur Ahnung uns belebt,
Unser schönstes Erdenloos
Sey die Sehnsucht, sie, die schmachtend,
Jenseit Mond und Sonne trachtend,
Uns zu höh'rer Wonn' erhebt.

Lebst sichrer, als zuvor. Kannst du nicht an der Elbe
Und Mulde sicher seyn, so such' ein' andre Statt,
Die mit gering'rer Lust, auch wen'ger Sorge hat.
Die Welt ist groſs genug. Stürmt Aeol dieser Seiten,
So laſs dein kluges Schiff ihm nicht entgegen streiten.
Fleuch dort 'naus, tobt er hier. Ein Weiser dient der Zeit,
Nimmt sein Verhängniſs auf, wie es die Hand ihm beut.

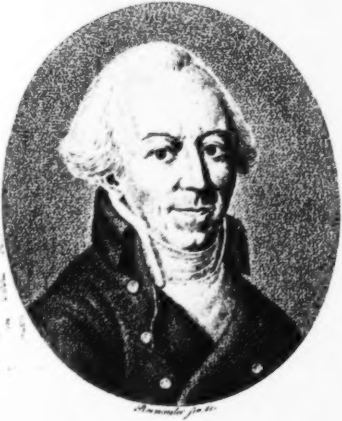
— — — — — —

Auserlesene

Dichtungen

von

Joh. Georg Jacobi.


Ammaler fecit

J. G. JACOBI.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Vier und achtzigstes Bändchen.

Jacobi's Dichtungen.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann*

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Kurze Biographie.

Zu Düsseldorf, der bekannten schönen Stadt am Niederrhein, wurde am 2. Sept. 1740 **Johann Georg Jacobi** geboren. Er genoſs den Schulunterricht der Lehranstalten seiner Vaterstadt, und ging im J. 1758 auf die Universität Göttingen, die er nach einem Jahre mit der zu Helmstädt verwechselte, im J. 1760 aber wieder nach Göttingen zurückkehrte. Hier schloſs er sich besonders an den sonst berühmten Professor **Klotz** an, welcher ihn später mit nach

Halle zog, wo Jacobi eine Professur der Philosophie erhielt. Hier machte späterhin Jacobi seine Bekanntschaft mit Gleim, welches auf seine dichterische Bildung, so wie auf sein ganzes nachheriges Leben, den entschiedensten Einfluſs hatte. Schon in früher Jugend hatte er sich im Dichten geübt, zum Dichter aber wurde er erst durch die Verbindung mit seinem Gleim. Durch diesen erhielt er auch im J. 1769 eine Stelle in dem Domstifte zu Halberstadt, wo er als Kanonicus die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte. Im J. 1784 berief ihn Joseph II. zur Professur der schönen Wissenschaften an der Universität Freiburg. Hier hielt er Vorlesungen über Aesthetik und die klassischen Schriftsteller des Alterthums, lebte ein ruhiges, zufriedenes Leben; weihete sich seinen Freunden, der Dichtkunst und dem stillen häuslichen Leben, und erwarb sich durch dichterische und literarische Thätigkeit einen unvergänglichen Ruhm.

Jacobi, der Dichter, hatte sich besonders nach Französischen Mustern, namentlich nach Chapelle, Gresset und Chaulieu gebildet, daher die sanfte Weichheit und Gefälligkeit, welche in seinen Poesien herrscht, und daher die Leichtigkeit und der Wohllaut seiner Verse. Als Sänger des heitern Lebensgenusses steht er Gleim nahe zur Seite. In frühern Jahren gab er sich oft zu sehr der Tändeley hin, eine Schwäche, von welcher seine spätern Gedichte ganz frey sind. Diese haben einen weit männlichern Character, und bezaubern durch Einfalt, Anmuth und Correctheit. Als lyrischer Dichter zeichnet er sich besonders aus; aber auch seine Episteln und poetischen Gemälde gehören unter die gelungenen. Seine Prose steht an Wohllaut den Versen nicht nach; nirgends stöſst man auf Härte, alles fügt sich leicht und natürlich.

Schon im J. 1770 erschien eine Sammlung seiner Werke in 3 Theilen, deren Abdruck im J. 1775 wiederholt wurde. Poetische Versuche hatte er bereits im J. 1764 drucken lassen. Seine auserlesenen Lieder gab Schlosser im J. 1784 heraus, und im J. 1792 erschien ein Bändchen theatralischer Schriften. Seine Iris, eine Zeitschrift fürs weibliche Geschlecht, begann mit dem J. 1774 und endete mit 1776. Sie lebte im J. 1803 als Taschenbuch wieder auf und dauerte bis 1813. Auch für die Jahre 1795 bis 1800 hat man ein Taschenbuch von ihm. Diese Schriſten gab er in Verbindung mit seinen Freunden heraus. Die sämmtlichen Werke erschienen in einer zweyten Auflage in 7 groſs Octavbänden zu Zürich (von 1807 bis 13.), welcher im J. 1819 — 20. eine dritte in eben so vielen Duodezbändchen folgte. Die für unsere Anthologie gewählten Stücke sind aus dem 1 — 4 Bande dieser letztern Ausgabe genommen und werden hoffentlich hinreichend seyn zur Würdigung dieses gemüthlichen Dichters. — Ausführlichere Notizen über sein Leben und seine Schriſten findet man: 1) in Eschenburgs Beyspielsamml. III. IV. u. V. Bande; 2) in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie der schönen Künste, VIII. St 2. — Einige seiner Werke wurden, theils von seinem Bruder (1771.), theils von Herrn von Göens in's Französische übersetzt, und viele seiner Lieder sind von berühmten Komponisten in Musik gesetzt worden.

Auf Herrn Olearius Rede über den erlittenen Schiffbruch auf Hoheland im Nov. 1635.

(Vor Astrachan den 3. Weinmonat 1636.)

Mich dünkt, ich höre noch den Zorn der tollen Wellen,
Den Grimm der wilden Fluth, daſs mir die Ohren gellen,
Mir ist, als seh' ich noch die angereihte Noth,
Die augenblicklich euch Gesammten schwur den Tod,
In einer langen Qual durch zweymal sieben Tage.
Hilf Gott, was führtet ihr allda für eine Klage!
Was für ein Angstgeschrey! Noch war bey aller Pein,
Die härt'ste, daſs ihr noch am Leben muſstet seyn!

Inhalt

Seite
An zwey Täubchen. 1
An Belindens Bett. 3
Venus im Bade. 6
Das goldne Zeitalter. 8
Lied des Orpheus. 10
An meinen Bruder. 12
Die Auferstehung. 14
Freye Nachahmung des Französischen Liedes. 18
An die Rose. 21
An ein sterbendes Kind. 25
Nach dem Französischen. 27
An Chloen. 29
An die Hirten. 30
Nach einem alten Liede. 32
An Chloen. 34
Litaney. 40
An den Herrn Rector Reitz. 43
Trauer und Liebe. 48
Herbstlied. 50
An Gleim. 52

Seite
Die Einfalt. 56
An Heinse. 58
Hochzeit-Lied. 65
Wiegenlied für ein Mädchen. 67
Liebe. 69
Die Linde auf dem Kirchhofe. 71
Spinnerlied. 74
Lied. 76
An Schlosser. 79

Nessir und Zulima. Eine Erzählung nach Raphael. 83
Der Tod des Orpheus. Ein Singspiel in drey Aufzügen. 153

An zwey Täubchen.

Ihr Täubchen, welche beyde
Mein Amor einst gepaart,
Als ihr, auf jener Weide,
Des Knaben beste Freude,
Das Spiel der Nymphen war't!
O grüſst, mit jedem Morgen,
Den frommen Dichter hier:
Euch zärtlich zu versorgen
Befahl Cythere mir.

Seh' ich zu meinen Füſsen,
Euch froh und sicher küssen,
Ihr Unschuldvollen, ihr!
Dann denk' ich an Belinden;
Sie lieſs in diesen Gründen
Mich auch die Liebe finden.
Allein bedauert mich:
Weit glücklicher, als ich,

Seyd ihr, geliebte Täubchen,
Wenn ihr im Haine girrt,
Und das getreue Weibchen
Um seinen Gatten irrt.
Wie ruhig könnt ihr spielen,
Wie ruhig, dort im Kühlen,
In wollustreicher Nacht,
Wo keine Mutter wacht,
Wo neben eurem Bettchen
Bekränzte Freyheit lacht,
Und kein bewegtes Blättchen
Die Liebe schüchtern macht!
Hier, unter öden Bäumen,
Hier auf verlaſs'ner Flur,
Von ihrem Kusse träumen,
Ihr Täubchen, darf ich nur:
Denn ach! Belinde fliehet
Das Thal, den Wasserfall,
Die Grotte selbst, und siehet
Verräther überall.

O glaube nur, Belinde,
Dem guten Götterkinde,
Der Liebe treuem Ruf,
Die sie, mit sanftem Herzen,
Zu Küssen und zu Scherzen,
Wie euch, ihr Täubchen, schuf.

An Belindens Bett.

Du kleines Lager, wo vergnügt
Die Schönheit mit der Unschuld liegt!
Beglücktes Heiligthum der Liebe,
Bey dem, gewöhnt an frechen Raub,
Ein roher Satyr schüchtern bliebe!
Dir will ich noch das letzte Laub
Der längst gestorbnen Rose streuen;
Dich soll ein Dichter nicht entweihen,
Der gerne mit dem Amor spielt,
Und doch den Werth der Weisheit fühlt.

Geheimer Schauder! Stille Lust!
Bemächtigt euch des Jünglings Brust.
Du Schlummerstätte meiner Schönen!
O zeige mir Belindens Bild!
Hier siehst du jenen Reiz enthüllt;
Hier sagt sie dir mit halben Tönen
Vielleicht, was ihren Wünschen fehlt,
Was sie noch selber sich verhehlt.

Dein Vorhang rauscht, und Träume schlüpfen
Durch ihn: ein allerliebstes Heer!
Schön, wie der Venus Kinder hüpfen
Sie um das fromme Mädchen her.
Belinde zürnt: auf ihren Wangen
Ist Keuscheit, Jugend, und Verlangen.

Wenn sie nun zärtlicher erwacht;
Wenn sie nach ungenoſsnen Freuden,
Der Morgensonn' entgegen lacht,
Und in verrätherische Tracht
Behende Grazien sie kleiden:
Dann, o dann muſs ich dich beneiden!

Doch ungestüme Wünsche nicht
Soll dieser kleine Tempel hören;
Nur Seufzer darf ich mir gewähren,
Bescheiden, wie ein Amor spricht
In einem Wäldchen mit Cytheren.

Ihr, die, von wilder Gluth entbrannt,
Der Gott der Liebe nie gekannt,
Zerreiſset mit verwegner Hand
Der Schönheit heiliges Gewand,
Das Huldgöttinnen ihr gewebet,
Indeſs ein sanfter Hirt erbebet,
Wenn er Belindens Lager sieht,
Voll Ehrfurcht ihre Zelle flieht;

Und auf verschwiegnen grünen Haiden,
Wo Götter mit dem Mädchen weiden,
Auf Blumen es verfolgt und küſst,
Und ohne Reu beglückter ist,
Als ihr im Taumel eurer Freuden.

Venus im Bade.

Schüchtern fliehn die jungen Hirten?
Wen verbergen diese Myrthen,
In geheimniſsvoller Nacht,
Unter ihren leisen Blättern?
O von tausend Liebesgöttern
Wird der ganze Hain bewacht!

Täubchen lassen sich hernieder,
Huldgöttinnen singen Lieder:
Ist es Venus? will sie hier
In dem Silberteiche baden?
Ihr gefälligen Dryaden,
Einen Blick gewähret mir.

Wollt ihr unter euren Zweigen
Mich beschützen, mir sie zeigen?
Ewig dank' ich euch mein Glück,
Ewig soll mein Lied euch ehren;
Zeigt, ach! zeiget mir Cytheren:
O ihr Nymphen, einen Blick!

Die Gebüsche, die sie decken,
Hören mich. O süſses Schrecken,
Eine Göttin unverhüllt?
Wag' ich es nach der zu blicken,
Die mit Liebe, mit Entzücken
Eine ganze Welt erfüllt?

Darf ein Sterblicher? Es glühet
Mars, wenn er die Reize siehet,
Wenn ihr Busen sich empört,
Und er nicht den Lärm des Krieges,
Nicht den wilden Ruf des Sieges,
Nur ein zärtlich Seufzen hört.

O ihr Myrthen, o umschlieſset
Sie vor mir. Der Gürtel flieſset
Nun auf heil'gen Rasen hin.
Nieder steigt sie schon zur Quelle;
Schon berührt der Fuſs die Welle,
Dem in Wüsten Rosen blühn.

Nie wird euch ein Sturm entehren,
Ihr Gebüsche, wo Cytheren
Der verliebte Frühling fand.
Kömmt ein Mädchen sich zu kühlen,
An den Teich, so wird es fühlen,
Was kein Mädchen noch empfand.

Das goldne Zeitalter.

In jener goldnen Zeit, in der Saturn regierte,
Als noch ihr ungekünstelt Haar
Die Nymphe nur mit Rosen zierte,
Und Quell und Bach ihr Spiegel war,
Als auf dem Rasen sie der Lerchen Lieder weckten,
Und Markenschächtelchen die Tische nicht bedeckten;
Als keine Schöne noch in späten Nächten ſaſs,
Und im Tarock bey Carreau-Aſs
Der Mutter Unterricht vergaſs:
Als man dem Stutzer nicht auf jedes Wörtchen glaubte,
Und Pfand und Schlittenrecht ihm keinen Kuſs erlaubte;
Als man vergnügt im stillen Thal
Den väterlichen Acker nutzte,
Und kein Bedientenschwarm, im weiten Marmor-Saal,

Der Bauer hatte schon sein Winterfeld bestellet,
Der Gärtner für den Frost nach Nothdurft Holz gefället,
Die Sonne die verlieſs nun gleich den Scorpion,
Das unglückhafte Thier. Der abgewandte Moon *)
Zog seine Hörner ein, wie furchtsam anzusehen,
Was bey der bösen Nacht euch würde bald geschehen.
Der Tag war ohne Tag, die Nacht war ohne Nacht,
Als die kein edler Stern durchaus nicht lichte macht!
Neptun kann keinem gut für seinen Schaden sagen,
Der sich in seine Fluth auf späten Herbst will wagen.
Er selbst ist nicht sein Herr, wenn Aeolus sich regt,
Und ihm der Wellen Schaum in seine Haare schlägt.
Es war zur Abfahrt schon für uns ein böses Zeichen:
Zwey Schiffe konnten sich zu weichen nicht vergleichen;
Der übergebne Baum lief fast wie taub und blind

---

*) Mond.

Auf Leuchtern von Krystall dreyhundert Lichter putzte;
Da konnten die Zufriedenheit
Selbst Mogols Schätze nicht versuchen;
Da saſs die alte Redlichkeit
Bey schlechter Kost, bey Brot und Eyerkuchen,
Und reiner Lust war jedes Herz geweiht;
Da prangte man nicht mit zerriſsnen Fahnen;
Wer liebenswürdig war, bedurfte keiner Ahnen;
Verdienste wurden nicht nach Wappen abgezählt.
Allein dich hätte man zur Fürstin doch gewählt.

Lied des Orpheus,

als er in die Hölle ging.

Wälze dich hinweg, du wildes Feuer!
Diese Saiten hat ein Gott gekrönt;
Er, mit welchem jedes Ungeheuer,
Und vielleicht die Hölle sich versöhnt.

Meine Saiten stimmte seine Rechte:
Fürchterliche Schatten, flieht!
Und ihr winselnden Bewohner dieser Nächte,
Horchet auf mein Lied!

Von der Erde, wo die Sonne leuchtet,
Und der stille Mond;
Wo der Thau das junge Moos befeuchtet,
Wo Gesang im grünen Felde wohnt;

Aus der Menschen ſüſsem Vaterlande,
Wo der Himmel euch so frohe Blicke gab,
Ziehen mich die schönsten Bande,
Ziehet mich die Liebe selbst herab.

Meine Klage tönt in eure Klage;
Weit von hier geflohen ist das Glück;
Aber denkt an jene Tage,
Schaut in jene Welt zurück!

Wenn ihr da nur einen Leidenden umarmtet,
O so fühlt die Wollust noch einmal;
Und der Augenblick, in dem ihr euch erbarmtet,
Lindre diese lange Qual.

O ich sehe Thränen flieſsen!
Durch die Finsternisse bricht
Nun ein Strahl von Hoffnung; ewig büſsen
Lassen euch die guten Götter nicht!

Götter, die für euch die Erde schufen,
Werden aus der tiefen Nacht
Euch in selige Gefilde rufen,
Wo die Tugend unter Rosen lacht.

An meinen Bruder.

O Freund! beklage mit mir die sterbenden Rosengesträuche,
Woran ich einst die Leyer hing,
Als ich an Deiner Hand, zu jener alten Eiche,
Zum Tempel süſser Empfindungen, ging.

Wir hatten oft, in ruhigen Dämmerungen,
Die Wahrheit gesucht; nun blickten wir umher,
Und sagten, brüderlich umschlungen:
Kein Winkel ist von ihrer Gottheit leer.

Sie wandelt in Corinthischen Gängen,
Und zwischen Heerden, auf dem Klee;
Sie tönt, voll Hoheit, in Operngesängen,
Und ländlich im Liede der Lalage.

Man hört sie da, wo der müden Cameele
Geschrey durch sandige Wüsten dringt;
Man hört sie tief in der Felsenhöhle
Des Heiligen, dem ein Engel singt.

Die Wahrheit selber hat im Stillen
Der lachenden Venus Altäre geschmückt;
Sie hat den Fabeln der Sibyllen
Ein heiliges Siegel aufgedrückt.

Es predigen laut von ihren Gesetzen
Lykurgus und Anakreon,
Und Weise finden, unter Götzen,
Ihr Bild, verstümmelt, im Pantheon.

So sprachen wir: Da lagerten über der Eiche,
Wie Lämmer, goldne Wolken sich;
Da lispelten die Rosengesträuche;
Da küſst' ich, im Abendwinde, Dich.

Und Wahrheit fühlt' ich in den Küssen,
Und Wahrheit schlug in meiner Brust:
O Freund! genug ist es, zu wissen,
Was jede schöne Seele gewuſst.

Die Auferstehung.

Horch, Elise! da rollen Gesänge
Goldner Harfen her;
Ueber hohe Felsengänge
Rollen sie, wie Donner, schwer.

Barden singen von der Welten
Vater, der als Richter kömmt;
Singen, wie vor seinem Schelten
Meere fliehen, und der Strom sich hemmt;

Singen vom allmächtigen Erstaunen,
Das die Sonne faſst in ihrer Bahn,
Und von Gräbern aufgethan
Bey dem Rufe der Posaunen;

Von der Erden Untergang,
Welche sich in Feuerflammen wälzen,
Und von Sternen, welche schmelzen,
Bey der Todesengel Gesang.

Deine Seele bebt, Elise!
Wie das fromme Lämmchen bebt,
Wenn sich über seiner Wiese
Schnell ein hohler Sturm erhebt?

Zittre nicht! Ein Gott will richten,
Richten will er jede That;
Aber kann er diese Welt zernichten,
Diesen Boden, den Elise betrat?

Schaffende Liebe winket einst der Erde,
Daſs ein neuer Frühling werde;
Zeichnet neuen Sonnen ihre Bahn;
Und ein besserer Tag bricht an.

Friede zieht in jede Höhle;
Still und lieblich soll der Hain,
Und so schön, wie deine Seele,
Soll die ganze Schöpfung seyn.

Ueberall Frühlingsluft:
Ueberall ein ruhiges Wehen.
Blumen werden auferstehen
Dann um deine Gruft;

Blumen, welche deinem Schatten
Mädchenhände gestreuet hatten
Hin auf jene Gefilde der Ruh;
Blumen, längst gestorben, wie du.

Wie sie blühend auferstehen,
So erwachen bey dem Wehen
Einer stilleren Luft,
Nachtigallen rings um deine Gruſt.

Neben ihr hatten sie gesungen
Durch die Gefilde der Ruh,
Neben ihr in Abenddämmerungen;
Und sie starben längst, wie du.

Komm, Elise! Gerüche wallen
Von verjüngten Bäumen herab:
O, beym Gruſse der Nachtigallen,
Oeffnet sich dein Grab.

Komm, Elise! Schon umringen,
Wie Gespielen eine Braut,
Selige Geister dich, und singen
Deines Lebens stille Thaten laut.

Und du gehst an ihrer Seite
Nun mit sanfter Majestät,
Wie die Tugend im Geleite
Neugeborner Engel geht.

Einen Zweig von deinem Kranze
Bietest du mir lächelnd an;
Und ein Strahl von deinem Glanze
Fällt auf meine Leyer dann.

Welch ein Strahl! Dem Paradieſe
Nenn ich dich; und bin verklärt,
Bin ein Engel, und, Eliſe!
Deiner Liebe werth.

Freye Nachahmung des Französischen Liedes:

Que ne suis-je la fougère *).

Wenn im leichten Hirtenkleide
Mein geliebtes Mädchen geht,
Wenn um sie die junge Freude
Sich im süſsen Taumel dreht,
Unter Rosen, zwischen Reben,
In dem Hain und an dem Bach,
Folgt ihr dann mit stillem Beben
Meine ganze Seele nach.

Wär' ich auf der Frühlingsaue
Nur das Lüftchen, das sie fühlt,

---

*) Anthologie françoise T. II. p. 261.

In sein Verderben hin. Das Wetter und der Wind
Versetzt euch euren Lauf, daſs er auf so viel Streiche
Nach Norden, seinen Feind, ohn' Acht des Schiffers, weiche.
Der sichre Steuermann thät fast als ob er schlief,
Bis das verwirrte Schiff mit allen Segeln lief
Auf Orlands harten Grund. Die starken Planken krachten,
Der Kiel saſs auf dem Fels, es schlug der Zorn der Wachten
Kajütenhoch und mehr. Und was noch mehr erschreckt',
Es war die Luft mit Nacht und Wolken ganz bedeckt.
Ihr wuſstet in der Angst nicht, wie euch war geschehen,
Ein Wort war Aller Wort: Ach, möchten wir nur sehen!
Der eine fiel erblaſst auf sein Gesichte hin,
Der andre rufte laut: Hilf Jesu, wo ich bin!
Da lieſs der Höchste denn so vieler Seelen Flehen,
So mancher Herzen Angst sich noch zu Herzen gehen,
Schuf, wider die Vernunft*), daſs bey so böser Fahrt

---

*) wider alles Denken.

Nur ein Tropfen von dem Thaue
Der um sie die Blume kühlt;
Nur das Bäumchen an der Quelle,
Das sie schützet und ergötzt,
Und die kleine Silberwelle,
Die den schönsten Fuſs benetzt!

Wären meine Klagetöne
Der Gesang der Nachtigall,
Hörte mich die sanfte Schöne
Zärtlich in dem Wiederhall!
Lispelt' ich an Rosenwänden
Als ein Abendwind herab,
Oder wär' in ihren Händen
Der beblümte Hirtenstab!

Könnt' ich ihr als Veilchen dienen,
Wenn sie neue Kränze flicht;
Könnt' ich in der Laube grünen,
Wo mit ihr ein Engel spricht!
Böt' ich in vertrauten Schatten
Ihrem Schlummer sanftes Moos
Oder, wo sich Täubchen gatten,
Meinen blumenreichen Schooſs!

Mach', o Liebe! dort im Stillen,
Unter jenem Myrthenbaum,

Wo sie ruht, um ihretwillen
Mich zum leichten Morgentraum!
Mit verschämtem holden Lachen
Sehe sie mein Schattenbild —
Und, o Liebe, beym Erwachen
Werd ihr Morgentraum erfüllt!

An die Rose.

Rose, komm ! der Frühling schwindet ;
Veilchen haben dich verkündet,
Mayenblumen starben hin :
Oeffne dich beym Lust-Getöne
Dieser Fluren ; komm, o schöne,
Holde Blumen-Königin !

Als du kamst im ersten Lenze,
Hingen tausendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal;
Ufer lockten, Wälder blühten,
Pomeranzen-Haine glühten
Weit umher im Sonnenstrahl.

Libanons umwölkte Gipfel
Hoben ihre Cedern-Wipfel
Duftend in den Morgenschein;
Doch auf demuthsvollem Throne
Solltest du der Schöpfung Krone,
Der Geschaffnen Wonne seyn.

Und du gingst mit leisem Beben
Aus der zarten Knosp' ins Leben;
Erd' und Himmel neigten sich;
Und es huldigten die Wiesen;
Nachtigallen-Chöre priesen,
Alle Nymphen liebten dich.

Goldne Schmetterlinge schlugen
Froh die Flügel; Winde trugen,
Wo die Luft in Jubel war,
Deinen Balsam! Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen dich ins Haar.

Die von Weiber-Anmuth sangen,
Mahlten sie mit Rosen-Wangen;
Jede Seele, gut und mild,
Arglos, unschuldvoll, bescheiden,
War in ihren höchsten Freuden
Dein getreues Ebenbild.

Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen, Scham, und Tugend,
Zu den Knospen hingebückt,
Hüllten unter deinem Namen
Ihr Geheimniſs; Bräute kamen
Nicht umsonst mit dir geschmückt.

Da begann der rohe Zecher,
Den von dir umblümten Becher
Keuschen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
Ging das Volk mit deinen Blättern
Weg und Tempel zu bestreun.

Mit verjüngtem Herzen schlichen
Greise zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbey;
Lehrten segnend ihre Söhne:
Daſs hienieden alles Schöne,
Selbst die Rose sterblich sey.

An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdest du zur letzten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Solltest ihm den Pfad umschlingen,
Thränen ihm und Küsse bringen
In die leere Todes-Nacht.

Fromme fingen an zu loben,
Sahn gen Himmel, lieſsen droben,
Zwischen Palmen ewig grün,
In des Paradieses Hallen,
Wo die reinen Geister wallen,
Dich zum Sieges-Kranze blühn.

Rose, komm! In stiller Feyer,
Unter jungfräulichem Schleyer,
Warten Lilien auf dich;
Und für deine Schönheit offen,
Steht mein Herz in süſsem Hoffen,
Liebes-Hauch umsäuselt mich.

O wie friedlich, o wie lauter
Diese Liebe! Wirst mich, trauter
Als der Morgensterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht,

Daſs in deinem holden Wesen
Wir der Seele Unschuld lesen,
Uns die Brust von Ahnung schlägt;
Daſs der Geist der niedern Blume
Unsern Geist zum Heiligthume
Schöner Gottes-Engel trägt.

An ein sterbendes Kind.

So wandle denn, von Thränen und von Küssen
Begleitet, deine Bahn!
Ein kleiner Engel wird voran
Dir gehn, und leuchten dir in deinen Finsternissen.
Des Engels Haupt ist sanftes Abendroth;
Aus seinen Händen nimmt der Tod
Den Becher, den er dir zum letzten Schlummer beut;
Und tief im Becher ist des Himmels Süſsigkeit.
Schon warten dein mit rosenfarbnen Flügeln,
Auf ewig grünen Hügeln,
Die Kinder-Seelen dort, im bessern Sonnenglanz,
Und zeigen sich einander deinen Kranz.
O wie so brüderlich, mit seligem Vertrauen,
Du neuer Engel! wirst du nun
An ihrer Brust, als ihr Gespiele ruhn;
Mit ihnen Palmen-Hütten bauen,

Und zwischen Lilien den Gott der Wonne schauen,
Den du, vom Winde leicht gekühlt,
Hienieden schon gefühlt,
Als wir in deinen Schooſs die ersten Blumen warfen.
So wandle denn zum Klang der Silberharfen;
Und wenn dein Blick herab von hohen Sternen fällt,
O dann gedenk' an diese Schatten-Welt,
An diesen Erden-Tag,
An diesen Labetrunk, in liebevollen Armen,
Das einzige, was irdisches Erbarmen
Dem Sterbenden zu reichen noch vermag.
Gedenk' an uns, in deinem Siege!
Wir aber segnen oft die kleinen, holden Züge,
In denen uns das Paradies
Ein Bild von seiner Unschuld wies.

Nach dem Französischen.

Jusque dans la moindre chose.

Holdes Mädchen! unser Leben
War ein frohes Hirtenspiel:
Kränze durften wir uns geben,
Küsse, wenn es uns gefiel.

Heerde, Stab und Fest und Freude,
Lieb' und Kränze sind dahin!
Dennoch reden Flur und Weide
Mir von meiner Schäferin.

Engel oder Liebesgötter
Mahlen dein getreues Bild
Auf die kleinsten Rosenblätter:
Alles ist von dir erfüllt.

Deinen Athem haucht die Nelke,
Wenn ihr Balsamduft sich hebt;
Du erscheinst mir im Gewölke,
Das am blauen Himmel schwebt.

Welch ein Lispeln auf den Höhen!
Welch ein Säuseln um den Fluſs!
O ich fühl' im sanften Wehen
O ich fühle deinen Kuſs.

Unter lockenden Schalmeyen,
In der Nachtigall Gesang,
Im Geflüster junger Mayen
Hör' ich deiner Stimme Klang.

Ja! du ruſst mich aus der Ferne,
Rauschest mir im finstern Hain,
Blickst herab von jenem Sterne,
Lachst mich an im Mondenschein.

Kommst in nahenden Gewittern;
Denn es gleicht ihr banger Zug
Jenem Schweigen, jenem Zittern,
Als mein Herz an deinem schlug.

Auch das verziehne*) Schiff noch ganz behalten ward.
Ihr muſstet weiter fort, Gott weiſs, mit was für Grauen,
Und euer furchtsam Heil der strengen See vertrauen,
Die, gleich auf diese Zeit, in unerhörter That
So manches kühne Schiff in sich verschlucket hat.
Ihr wurdet vor gespart nach einem gröſsern Glücke;
Was euch der Tag gab vor, das zog die Nacht zurücke,
Der Sturm flog klippenhoch, der Mast ging über Bord,
So muſst' auch der Maisan von Grund aus Mitten fort.
So trieb das kranke Schiff mit Tiefen ganz beschlossen,
Mit Wasser überschwemmt, mit Wellen übergossen,
Des Wetters leichter Ball. Der Grund war unbekannt,
Und thäte sich denn auf ein nicht zu fernes Land,
Wer kannt' es was es war. Ihr, wie Verlorne pflegen,

---

*) aufgegebene.

An Chloen.

Wer hat in jenen Schatten,
Wer hat dem treuen Gatten
Das Täubchen angetraut?
Wer hat auf jenen Aesten,
Zu ihren Hochzeit-Festen,
Ein Tempelchen erbaut?

Die Liebe that's im Stillen
Hat sie, nach ihrem Willen,
Das Täubchen angetraut.
Sie will auch uns vereinen:
Du bist in diesen Hainen,
O Chloe, meine Braut.

An die Hirten.

Ihr Schäfer! wenn die Freude
Vom Hügel niederschwebt,
Und sich das Grün der Weide
Mit Veilchen unterwebt;

Und ihr, in bunten Reihen,
Euch um die Blumen setzt,
Mit Flöten und Schallmeyen
Den nahen Wald ergötzt;

Und eure Mädchen liegen
Auf zarten Rasen, weich,
Am Blüthenbaum, und schmiegen
Vertrauter sich an euch;

Und fern von euren Chören
Erschallt der Flöte Klang;
Und Chloe kommt, zu hören
Den lockenden Gesang;

O dann — die Götter geben
Euch süſsen Lohn dafür! —
Dann singt vom reinen Leben
Der schönen Unschuld ihr.

Dann singt ihr von der Weiſse
Der Lilien im Thal;
Von kleiner Bienen Fleiſse,
Bey frühem Sonnenstrahl;

Von Küssen ohne Reue,
Die man dem Schäfer gab;
Vom Glauben an die Treue
Bis in das finstre Grab.

Gelobt's, ihr jungen Hirten,
Dem Frühling! — Ach, kein Lied,
Vor dem in ihre Myrthen
Die keusche Liebe flieht!

Denn ohne Falsch geblieben
Ist noch das Mädchen. Ach!
Wollt ihr die Quelle trüben
Dem lauten Silber-Bach?

Denn Chloens innre Güte
Bestrahlt ihr Angesicht:
O, tilgt die erste Blüthe
Von Mädchen-Tugend nicht!

Nach einem alten Liede.

Sagt, wo sind die Veilchen hin,
Die so freudig glänzten,
Und der Blumen-Königin
Ihren Weg bekränzten?
„Jüngling, ach! der Lenz entflieht;
„Diese Veilchen sind verblüht.“

Sagt, wo sind die Rosen hin,
Die wir singend pflückten,
Als sich Hirt und Schäferin
Hut und Busen schmückten?
„Mädchen, ach! der Sommer flieht;
„Diese Rosen sind verblüht.“

Führe denn zum Bächlein mich,
Das die Veilchen tränkte,
Das mit leisem Murmeln sich,
In die Thäler senkte.
„Luft und Sonne glühten sehr:
„Jenes Bächlein ist nicht mehr.“

Bringe denn zur Laube mich,
Wo die Rosen standen,
Wo in treuer Liebe sich
Hirt und Mädchen fanden.
„Wind und Hagel stürmten sehr:
„Jene Laube grünt nicht mehr.“

Sagt, wo ist das Mädchen hin,
Das, weil ich's erblickte,
Sich mit demuthsvollem Sinn
Zu den Veilchen bückte?
„Jüngling! alle Schönheit flieht:
„Auch das Mädchen ist verblüht.“

Sagt, wo ist der Sänger hin,
Der auf bunten Wiesen
Veilchen, Ros' und Schäferin,
Laub und Bach gepriesen?
„Mädchen, unser Leben flieht:
„Auch der Sänger ist verblüht.“

An Chloen.

I.

Die ersten Lerchen sangen:
Da küſst' ich deine Wangen,
Und fragte: Liebst du mich?
Die ersten Zephyrs wehten:
Da sagte dein Erröthen:
Ich liebe dich!

Da warst du ganz die meine;
Da rauschten es die Haine;
Die Bäche priesen mich,
Und murmelten vertrauter;
Die Lerchen sangen lauter:
Ich liebe dich;

Und Epheuranken hingen
An jedem Baum, und fingen,
In süſser Irre, sich
Vor Wollust an zu regen;
Sie bebten mir entgegen:
Ich liebe dich!

Gepaarte Blumen standen
Im grünen Thal, empfanden,
Und küſsten schwesterlich
Sich meiner Chloe wegen;
Sie hauchten mir entgegen:
Ich liebe dich!

Vereinte Wölkchen mahlten
Den Himmel; sie umstrahlten
Im Abendglanze sich,
Der nie so schön gewesen;
Am Himmel war zu lesen:
Ich liebe dich!

Als nach und nach die Farben
In Dämmerung erstarben,
Die letzte Sonne wich;
O wie so lachend blinkten
Die Sterne noch, und winkten:
Ich liebe dich!

II.

Chloe! kennst du noch die Stunde,
Die zu schnell vorüber ging,
Als ich fest an deinem Munde,
Fest an deinem Herzen hing?

O, der Liebe Schauder bebte,
Mächtig mir durch jeden Sinn:
Chloe! meine Seele schwebte
Küssend zu der deinen hin.

Eines ganzen Lebens Freuden;
Sonnen-Auf- und Untergang;
Blumenduft und Grün der Weiden;
Zephyr, Nachtigall Gesang;

Junger Haine froh Getümmel;
Jeder selige Genuſs;
Ruhm und Glück und Erd' und Himmel,
Alles war in diesem Kuſs.

III.

Wenn die Götter in's Gebüsch
Noch zu Hirten kämen,
Noch vorlieb am kleinen Tisch
Unter ihnen nähmen;

O, sie würden, glaube mir!
Bald hernieder steigen,
Würden sich an deiner Thür,
Liebe Chloe! zeigen.

Auch als Pilger, unbekannt,
Wie sie dir erschienen,
Würdest du mit frommer Hand
Willig sie bedienen.

Und du fühltest innerlich
Heiliges Entzücken;
Aber sie durchschauten dich
Mit den Götter-Blicken;

Forschten in dein Herz hinein,
Prüften alle Triebe:
Fänden deine Seele rein,
Sähen lauter Liebe;

Gönnten eine Bitte dir;
Und ich weiſs die Bitte:
Still vereinigt wohnen wir
Dann in armer Hütte!

Vergaſst die ganze Welt, rieſt blos nach Gottes Segen,
Auf euren nahen Tod. Die Fokke war zu schwach
Das schwere Schiff zu ziehn aus diesem Ungemach.
Ihr lieſset euch so bloſs dem feindlichen Gewitter,
Triebt sicher in Gefahr. Kein Tod der war euch bitter.
Das Leben war euch leid. Es war in aller Pein
Nur dieſs der ärgste Tod, nicht stracks todt können seyn.

Wir, die wir unser Heil noch ferner mit euch wagen,
Was traf auch uns vor Angst? was führten wir für Klagen?
In Hargens lieber Stadt, die ofte nach euch sah,
Und ofte mir rief zu: Ach, sind sie noch nicht da?
Der Weg zum Strande zu ward, ach, wie vielgetreten,
Die Kanzeln wünschten euch mit sehnlichen Gebeten,
Das Rathhaus und der Markt, ja fast ein jedes Haus
Besprächte sich von euch, und sah erbärmlich aus.
Die Zeit war längst vorbey, in der ihr wolltet kommen;'

IV.

Das letzte Roth am Himmel wich:
Da ging ich, liebevoll, im Grünen:
Ich ging, und lobte Gott für dich;
Und für die Sterne, welche schienen.

Und plötzlich kam ein Wolken-Heer,
Und riſs hinweg die goldnen Sterne;
Gelinde Lüſte wurden schwer,
Und Donner rollten aus der Ferne.

Die Stürme heulten auf mich zu;
Die Donner wollten mich erschrecken;
Ich aber lieſs, in frommer Ruh,
Mich einen Lorbeerbaum bedecken.

Da ſaſs ich in der tieſen Nacht,
Und lobte, durch die Finsternisse,
Den Gott, der jenen Blitz gemacht,
Und dieses Herz, und deine Küsse.

Litaney
auf das Fest aller Seelen. *)

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süſsen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Die sich hier Gespielen suchten,
Oeſter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verstand:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

---

*) An diesem Feste besuchen die Römisch-Katholischen die Gräber der Ihrigen, setzen Lichter darauf, und beten für die Verstorbenen.

Liebevoller Mädchen Seelen,
Deren Thränen nicht zu zählen,
Die ein falscher Freund verlieſs,
Und die blinde Welt verstieſs:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und der Jüngling, dem, verborgen
Seine Braut am frühen Morgen,
Weil ihn Lieb' ins Grab gelegt,
Auf sein Grab die Kerze trägt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Alle Geister, die voll Klarheit,
Wurden Märtyrer der Wahrheit,
Kämpften für das Heiligthum,
Suchten nicht der Marter Ruhm:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die nie der Sonne lachten,
Unterm Mond auf Dornen wachten,
Gott, im reinen Himmels-Licht,
Einst zu sehn von Angesicht:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die gern im Rosen-Garten
Bey dem Freuden-Becher harrten,
Aber dann, zur bösen Zeit,
Schmeckten seine Bitterkeit:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden.

Auch, die keinen Frieden kannten,
Aber Muth und Stärke sandten
Ueber leichenvolles Feld
In die halb entschlafne Welt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süſsen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

An den Herrn Rector Reitz,

meinen ehemaligen Lehrer, in Düsseldorf.

Pempelfort bey Düsseldorf, den 24. October 1778.

Wer Zauberlieder singen will,
Um auf dem Meer die Wogen still,
In Goldgebirgen schwarze Drachen
Der zahmen Taube gleich zu machen;
Wer Zauberlieder singen will,
Den kalten Jenner zum April
Sich umzuschaffen, und Violen
Aus tiefem Eis hervorzuholen —
Der muſs bey krausem Talisman,
Beym Wirrwarr fein geschlungner Fäden,
In Mitternächten dann und wann
Mit Geistern aus der Hölle reden.

Und ach! wer Lieder singen will,
Den Aufruhr in der Seele still,
Des Neides finstern Blick zum Lachen,
Und schweren Kummer leicht zu machen —
Den wird gewiſs für solche Kunst
Sein eigen Herz, der Menschen Gunst
Mit tausendfacher Freude lohnen;
Oft aber wird, aus Höllen-Dunst
Gezeugt, mit seinen Legionen
Von ungestalten Qual-Dämonen,
Der Hypochonder bey ihm wohnen.
Um Leyer und um Lorber-Kranz
Beginnen sie den Fratzen-Tanz;
Sie wedeln mit dem Ottern-Schwanz,
Und öffnen weit die Eulen-Schnäbel:
Da hilft uns kämpfende Vernunft,
Zu steuern dieser frechen Zunft,
So wenig als der beste Säbel
Dem Helden tief im Schatten-Reich;
Sie mehren sich auf jeden Streich;
Man haut sich matt, und spaltet Nebel.

Das einzige, was Sicherheit
Gewähren kann, was von dem Grimme
Des Hypochonders uns befreyt,
Ist eines Mädchens holde Stimme,
Ist eines Freundes Angesicht. —
Wenn jenes süſse Worte spricht,

Wenn dieser treu die Hand uns reichet,
Dann kräht der Hahn zum Morgenlicht,
Und jedes Nachtgespenst entweichet.

O Freund! ob meine Lieder gleich
Mich nicht den Meistern zugesellten,
So läſst mich dennoch, trüb und bleich,
Ein Kobolt den Gesang entgelten;
Ich aber leid' es ohne Schelten,
Und klage nicht den Himmel an.
Wo lebt der nervenfeste Mann,
Deſs harte Faust den Hammer führen,
Zugleich die Saiten zärtlich rühren,
Und Gram in Wonne schmelzen kann?
Ich klage nicht den Himmel an;
Denn was mich plötzlich oft erschüttert,
Wenn Berg und Kluft den Hagel wittert,
Und Schwermuth in die Wälder sinkt,
Ist eben das, was mich durchzittert,
Wenn mir im Thau die Rose blinkt;
Denn eben diese Phantasie,
Die manchen Tag, ich weiſs nicht wie,
Gleich scheuen Rossen, da sich bäumt,
Wo von Gefahren keinem träumt,
Ermannt die Seele wiederum.
Wenn, ohne Blatt und Vogel, stumm
Der Lusthain ist, die Eichen ächzen,
Am starren Fluſs die Raben krächzen,

Wenn hinter blank gefrorner Au
Gestorbne Büsche, dunkel grau,
Im Feuerroth des Abends glänzen,
Und hohe Pappeln, zwischen Eis,
Den Fuſs beschneit, den Wipfel weiſs,
Mit Epheu sich den Stamm bekränzen;
Dann sehen Tausende die Flur
In allgemeiner Trauer nur.
Doch mir verschleyert die Natur,
Beständig mild und groſs und kühn,
Nicht ihren Schmuck; der Tanne grün,
Auf Silberschnee der Sonne Gluth,
Gibt meinem Herzen Kraft und Muth,
Ihr Mutter-Antlitz mit Vertrauen
Und vollem Jubel anzuschauen.

So, Freund, so mach' ich jederzeit
Die Rechnung mir von Glück und Leid,
Und bin zufrieden mit der Summe;
Bins heute noch, da beym Gebrumme
Des Schornsteins, mir zum Weh und Ach,
Der Reiter auf des Nachbars Dach
Vom dunkeln regenhaften West
Den Pferde-Kopf sich drehen läſst,
Und hinter ihm mein Dämon reitet,
Der blut'gen Krieg auf mich und Pest
Im Windgeheule niederleitet.

Du aber laſs ihm heute nicht
Den kecken Spaſs an mir gelingen;
Und weil's an Mädchen hier gebricht,
Die spottend ihn zur Ruhe zwingen,
So weise mir dein Angesicht,
Dein Biederauge, sonder Harm:
Da wollen wir dem ganzen Schwarm
Von Zwergen, Fledermäusen, Drachen,
Und allen Sorgen Beine machen.

Trauer und Liebe.

Wo die Taub' in stillen Buchen
Ihren Tauber sich erwählt,
Wo sich Nachtigallen suchen,
Und die Rebe sich vermählt;
Wo die Bäche sich vereinen,
Ging ich oft mit leichtem Scherz,
Ging ich oft mit bangem Weinen,
Suchte mir ein liebend Herz.

O, da gab die finstre Laube
Leisen Trost im Abendschein;
O, da kam ein süſser Glaube
Mit dem Morgenglanz im Hain;
Da vernahm ich's in den Winden,
Ihr Geflüster lehrte mich:
Daſs ich suchen sollt', und finden,
Finden, holde Liebe! dich.

Kein Schiff von Holstein her kam durch den Belt geschwommen.
Wir schickten hin und her zu wissen, wie es sey.
Die Post lief wunderlich. Man sagte mancherley;
Der hätt' euch auf der See gesehn, der gar gesprochen.
Der meynte, hier und da wär' euer Schiff gebrochen.
Da wär' ein deutsches Pferd, ein solch und solcher Mann,
Dort wieder dieſs und das ans Land getrieben an.
Wie sicher Anfangs wir auf euer Glücke waren,
So Kleinlaut wurden wir, als nichts nicht zu erfahren
Als Trauern von euch war. Die Furcht wuchs mit der Zeit,
Es dachte mancher schon gar auf ein Trauerkleid,
Der traurig schien um euch. Es war sobald nicht Morgen,
Wir eilten auf den Wall Wir freuten uns mit Sorgen,
Wenn auf verdachter See ein falsches Segel kam.
So wurden wir zuletzt auch unsrer Hoffnung gram.

Es liegt ein hohes Land in Amphitritens Armen,
Die manches Schiffes sich hier pfleget zu erbarmen,
Das deinen Scheeren zu, o Finnland, wird gejagt,

Aber ach! wo blieb auf Erden,
Holde Liebe, deine Spur?
Lieben, um geliebt zu werden,
Ist das Loos der Engel nur.
Statt der Wonne fand' ich Schmerzen,
Hing an dem, was mich verlieſs;
Frieden gibt den treuen Herzen
Nur ein künftig Paradies.

Herbstlied.

Nicht lobenswürdig ist der Mann,
Noch mir des Neides werth,
Der nur mit prunkendem Gespann
Um seine Gärten fährt;

An jedem Baum vorüber zieht,
Als wär' es sein Pallast —
So stolz und kalt — nicht aufwärts sieht
Zum fruchtbeladnen Ast;

Im Schooſs der Buhlen, o Natur,
Dich ohne Lust erblickt;
Zu deinem Mutter-Feste nur
Die Tagelöhner schickt.

Dagegen halt' ich neidenswerth,
Und lobe mir den Mann,
Der sich von seinen Früchten nährt,
Und deſs sich freuen kann;

Der unter seinen Blumen wohnt;
Sie anzuschauen ging,
Bevor der Zweig im Frühlingsmond
Die erste Blüth' empfing;

Bey Regen und bey Sonnenstrahl
Und in bereifter Nacht,
Mit Liebes-Sorge jedes Mal
An seine Bäume dacht',

Und so die Früchte wachsen sah,
Von süſser Hoffnung voll;
Und nun der reichen Erndte nah,
Sie alle brechen soll.

Ihn preis' ich, der die Bäume groſs
Gebetet und gepflegt:
Die Birn mit Lachen in den Schooſs
Des treuen Weibes legt.

Ihn preis' ich, wenn um seinen Baum
Ein Häufchen Kinder singt,
Mit Backen frisch und roth, daſs kaum
Der Apfel röther blinkt.

Da lehnt an seine Garten-Thür
Die Wittwe sich, und blickt
Aufs arme Waislein neben ihr,
Dem keiner Früchte pflückt.

Weil er die Wittwe trösten kann
Mit dem, was Gott beschert,
Deswegen lob' ich mir den Mann,
Und halt' ihn neidenswerth.

An Gleim,

bey der Feier seines Geburtstages, den 2. April 1781.

— defunctorum enim amicorum memoriam poculis adjicere mos erat. —

Thormod Thorfaei. Rer. Norwegic.
T. IX. C. 25.

Als, an Kriegs- und Ehrentagen,
Noch ein deutscher Rund-Gesang
Laut, bey fröhlichen Gelagen,
Bey der Väter Halle klang,
Lieſsen sie das Lob verstorbner Helden
Ihren ersten Becher melden.

Freund! nach alter Weise schenken
Diesen Becher wir voll Wein;
Und er soll dem Angedenken

Deines Lessings heilig seyn,
Der, wie Kleist, mit ungefärbtem Lieben
Dein bis in sein Grab geblieben.

Doch die Stätte des Erblaſsten,
Wo mit ihm, vom süſsen Licht
Ach so fern! die Todten rasten,
Nenne mein Gesang dir nicht!
Laſs uns nur den vollen Becher weihen,
Seines Lebens uns zu freuen:

Daſs, vor Tausenden zu glänzen,
Er den hohen Geist empfing;
Aber zwischen Lorber-Kränzen
Demuthsvoll, in Zweifeln ging,
Ob er nicht des groſsen Ziels verfehlte,
Nicht für Wahrheit Irrthum wählte;

Daſs er bey geprüften Schätzen
Alter Kunst voll Einfalt saſs,
Nach der Schönheit Urgesetzen
Jedes seiner Werke maſs,
Freyen Muth in Frevel nie verkehrte,
Nie der Sprache Recht entehrte;

Daſs er gläubig die Gebote
Reiner Liebe nicht verlieſs,
Und dem Priester, der ihm drohte,

Seines Lebens Unschuld wies;
Daſs den Mann, den sie zur Hölle bannten,
Arme Wittwen selig nannten;

Daſs sein letzter Tag gekommen
Ohne Schrecken, leis' und mild,
Wie das Wandeln eines frommen
Jünglings, wie das holde Bild,
Das er uns im Schlafes-Bruder zeigte,
Welcher Kranz und Fackel neigte*).

Nimm, o Gleim, den Freuden-Becher,
Füll' ihn lange noch mit Wein,
Um des Freundes Freund und Rächer
Einst, wenn Alles schweigt, zu seyn:
Denn es rauscht des falschen Eifers Flügel
Auch um stille Todes-Hügel.

---

*) In der Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet.

Die Einfalt.

An Lina.

Von der Einfalt soll ich dir,
Gutes Mädchen, etwas sagen?
Allzu selten tönt von ihr
Noch ein Lied in unsern Tagen!

Denn, gebannt von Hof und Stadt,
Will sie nur im Freyen scherzen;
Jene lügen; Einfalt hat
Immer Eines nur im Herzen.

Jedes Wort ist Seelenklang,
Des Gedankens treue Stimme;
Ruhig, sicher ist ihr Gang,
Und ihr Wandel ohne Krümme.

Wenig thut sie nie durch Viel;
Aber Vieles gern durch Wenig;
Klatschet keinem Narrenspiel,
Wäre gleich der Narr ein König.

Im Tyrannensaal gehaſst,
Wählt sie, von den reinsten Lüften
Angefächelt, zum Pallast
Einen Busch auf armen Triften.

Hohe Weisheit sucht sie nicht;
Ihr genügt, auf grünen Auen,
An der Wahrheit Dämmerlicht,
Um in Demuth Gott zu schauen.

Alles zeigt ihr seine Spur,
Heilig ist des Schöpfers Hülle;
Zu dem Vater betet nur
Einfalt aus des Herzens Fülle;

Singt im Dornenkranz, und legt
Auf ein Kreuz die matten Hände;
Noch von Lieb' und Hoffnung schlägt
Ihre Brust am Lebens Ende.

So verläſst sie Flur und Hain,
Blickt von ihrer stillen Wiese
Froh gen Himmel, schlummert ein,
Und erwacht im Paradiese.

An Heinse.

Als er sich mit der Uebersetzung des *Ariosts* beschäftigte.

Pempelfort, im October.

Du, welcher nicht mit seiner Wunderkraft,
Von Pferd und Ritter angegafft,
Wie Ariosto's Hexenmeister,
Ein blendend Goldkastell auf Demantfelsen schafft;
Der mächtiger, zum Wonnespiel für Geister,
Was schön und lieblich ist, in Eins zusammen rafft;
Nicht gröbre Sinne täuscht; die feinern zu entzücken,
Uns neue Feengärten baut,
Wo Frühlingsbeete sich mit Purpurtrauben schmücken,

Da sein gewisser Tod, weit von ihm, nach ihm fragt.
Das Land heiſst wie es liegt, hoch in die Luft gestrecket,
Dem stets sein kahles Haupt mit Wolken ist bedecket,
Kalt, felsicht, trocken, leer, wild, doch ohn' alles Wild,
Kaum dreyer Fischer Stall. Ein wahres Ebenbild
Der reichen Armuth selbst. Hier waret ihr gesonnen
Zu sehn, was Klotho euch würd' haben abgesponnen,
Gold, oder blasses Bley. Ihr lieſet willig an.
Das soll man gerne thun, was man nicht ändern kann.
Das Schiff, das oben her von Winden war zerrissen,
Ward von der Fluthen Macht nun unten auch geschmissen
Hart an den blinden Glind. Das Rohr sprang plötzlich ab.
Hier saht ihr euren Tod, hier saht ihr euer Grab.
Der Kiel ging morsch entzwey mit Krachen und mit Schüttern,
Die Planken huben sich mit zittern an zu splittern.
Die See brach häufig ein. Das todte Schiff ertrank,

Herab auf Veilchen Aepfel nicken,
Im Pomeranzenhain, von Liebeslust bethaut,
Die Nymphen schwesterlich für eine Götterbraut,
Beym Griechischen Gesang, am Hochzeitgürtel stricken,
Und wo, bey aller Kunst, wenn Schäfer Rosen pflücken,
Natur sich hören läſst im Nachtigallenlaut,
Obgleich mit schalkhaft ernsten Blicken,
Indem es ihm gelingt, uns andre zu beglücken,
Der Künstler dann und wann die Gärten überschaut,
Und selber nicht dem eignen Werke traut:
O, komm mit allen Zaubereyen
Des Witzes und der Phantasie;
Denn meiner Lieder Melodie
Kann diesen Nebel nicht zerstreuen,
Der rund um Haus und Hof und Bach und Nuſsbaum hängt,
Und jedem Scherz den Weg verengt!
Ich rufe dir; versuche du, was nimmer
Dir noch miſslang; erweck' im düstern Zimmer
Ein frohes Licht, das uns durch seinen sanften Schimmer
Die Sonne minder nöthig macht!
Kannst aber auch in schwarzer Nacht,
Wenn's dir gefällt die Scene wählen,
Und Mordgeschichten uns erzählen
Von Blitz und Sturm, von Dolch und Kuſs,

Wie man's im Dunkeln hören muſs.
Voll Kindereinfalt im Genuſs,
Versprechen wir, kein Mährchen durchzuklauben,
Und mehr, als du begehrst, zu glauben.

Im Grunde zwar ist diese Welt,
So wie sie Mond und Sonn' erhellt,
Mit Land und Wasser, Haid' und Korn,
Und Wald und Berg, und Ros' und Dorn —
Mit dem, was alles Gott erschuf,
Vom Zimmethügel zum Vesuv —
Mit dem, was Menschenfleiſs gethan,
Von Nankings Thurm aus Porzelan
Bis zu Aegyptens Pyramiden,
Und dem, was uns von Krieg und Frieden
So manche Chronik aufbehält —
Mit allem dem ist diese Welt,
So groſs und reich, so schön und furchtbar an Geschichten,
Voll Zeitvertreibs für Weib und Mann,
Daſs einer wohl die Mühe sparen kann,
Was Neues noch hineinzudichten.
Und wir, o Freund, die für Natur
Den reinen Sinn, die hellen Augen haben,
Ergötzen uns an ihren Gaben,
Wie jede Wies und jede Flur
Sie jährlich trägt; verlangen nur
Den Apfel, wie der Baum ihn bringt,
Wenn roth und gelb er durch die Blätter winkt;

Gebrauchen keinen Zauberpinsel,
Der ihn mit höhern Farben mahlt.
Da, wo des Rheins Gebüsch im Purpurglanze strahlt,
Da steigt vor uns Armida's Insel
Empor mit jedem Labyrinth;
Und schüttelt, liebevoll, ein sachter Abendwind
Den Fittig, naſs von Mayenregen,
Weht er den Wohlgeruch der Wipfel uns entgegen,
Dann füllen Götter, fern und nah,
Die Lüfte mit Ambrosia.
Desgleichen kann, mit blondem Nacken,
Mit blauem Aug' und Rosenbacken,
Ein Mädchen, schlank und hold und lieb,
Obschon es demuthsvoll auf unsrer Erde blieb,
Und Grazien ihm keinen Gürtel geben,
Uns von der Erde weg in den Olympus heben,
Als wäre dort sein Vaterland.

Am Ende, Freund, ist dir und mir bekannt,
Daſs nicht ein Rasen grünt, geworfen auf den Strand,
Nicht eine Muschel wird, an keines Bächleins Rand
Um frischen Klee die Bienen schweben,
Die Mücken tanzen, Spinnen weben,
Daſs nicht ein Fleckchen ist, wo forschender Verstand

Nicht tausendfache Wunder fand,
Und Wunder, gegen die, mit unserm Dichtergeist
Und Allem, was ihm neue Schöpfung heiſst,
Mit Drachen, Nixen, Wasserpferden,
Mit Hippogrif und Pegasus,
Dem Göttersaal und Höllenfluſs,
Wir doch, so stolz wir uns geberden,
Erwägt man's recht, zu Stümpern werden.
Zu Thoren, die ein Stückchen Welt,
Durch eine Lampe dargestellt,
Im Schattenspiel, durch eignen Dünkel zieren,
Und Mond' und Jahre so verlieren.

Bekenn' es nur! — Anstatt zu sehn, was sichtbarlich
Die Knospe theilt, dem Keime sich
Entwindet, was dem Ey entschlüpft,
In Teichen schwimmt, als Vogel hüpft;
Was mit der Stimme Wiederhall
Den Forst erfüllt; das Leben all,
Das groſse Zeugen und Gebähren,
Das Wärmen, Schützen und Ernähren;
Der Pflanze Traum, des Thieres Trieb,
Des Menschen Herz; das Dräuen, Wehren
Von Männer-Muth; des Helden Zähren;
Des Weibes Schaam und Mutterlieb';
Und Vaterlandes Reiz, und Heiſsbegier nach Ruhm:

Anstatt auf Alles das voll Andacht hinzusehen,
Mit Wissenslust umher zu gehen
In Feld und Au, in unserm Eigenthum,
In dessen Statt verachten wir die Spur
Der schaffenden, allwaltenden Natur,
Die Bahn zu ächtem Glück, zu bleibendem Gewinnst,
Verrichten nichts, erfinden, lesen,
Was unterm Mond und drüber nie gewesen,
Und flattern um ein Hirngespinnst.

Indessen, Freund, bey mäſsigem Gebrauch
Ist Phantasie des Dichters auch
Ein hoher Schatz, ein köstlich Ding,
Ein Strahl, den himmelab des Menschen Geist empfing,
Und Gotteskraft, nicht minder als die Kräfte,
Wodurch sich Meer und Luft bewegt.
Der Athem, welcher sich auf unsern Hügeln regt,
Und in die Ranke Lebenssäfte
Zum Labsal der Betrübten legt,
Umsäuselt eben so des Dichters Phantasie,
Und läſst ihr oft das milde Werk gelingen,
Der Sorgenlast, der Erdenmüh
Vergessenheit in uns zu bringen,
Und nach und nach den Schmerz in goldnen Traum zu singen.

Wohlan, so komm mit deiner Feerey:
O, lehr' uns, jede Wüsteney
Zum Lustgehölz für uns und andre machen!
O lehr' uns, wie durch leichten Witz
Hinweg von unserm Freudensitz
Wir klein' und groſse Narren lachen!

Hochzeit-Lied.

Willst du frey und lustig gehn
Durch das Weltgetümmel,
Muſst du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unterm Himmel;
Jedes hüpft und singt und heckt
Ohne Gram und Sorgen,
Schläft vom grünen Zweig bedeckt
Sicher bis am Morgen.

Jedes nimmt ohn' Argelist,
Was ihm Gott beschieden,
Und mit seinem Fräulein ist
Männlein wohl zufrieden;
Keines sammelt kümmerlich
Vorrath in die Scheunen;
Dennoch nährt und labt es sich
Mit den lieben Kleinen.

Keines bebt im Sonnenstrahl
Vor den fernen Stürmen;
Kommt ein Sturm, so wird's im Thal
Baum und Fels beschirmen.
Täglich bringt es seinen Dank
Gott für jede Gabe,
Flattert einstens mit Gesang
Still und leicht zu Grabe.

Willst du frey und lustig gehn
Durch dies Weltgetümmel,
Mufst du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unterm Himmel.
Wie die Vöglein haben wir
Unsren Vater droben;
Lafs ein treues Weib mit dir
Lieben ihn und loben!

Wiegenlied für ein Mädchen.

Schlummre Liebchen! bist noch klein,
Weiſst vom schönen Sonnenschein,
Weiſst vom Strahl des Mondenlichts,
Und von Wald und Blumen nichts;
Liebchen, schlummre, werde groſs!
Sollst es sehn auf meinem Schooſs.

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du ans Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst du froh im Morgenwind.
Ueber dir ist Jubelklang,

Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluſs,
Und du fühlst den Mutterkuſs.

Liebchen, schlummre; wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth;
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Beym Gesang der Nachtigall.

Unterm Nachtigallen-Lied
Kommt der helle Mond, und sieht
Mild herab auf dich und mich;
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz,
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und, wo dieser Arm dich trägt.
Sag' in jedem Winkel dir:
Liebes Mädchen: Gott ist hier!

Das leichte Gut floſs weg, das schwere das versank.
Da war es hohe Zeit sich an das Land zu machen;
Da saht für euer Heil ihr recht den Himmel wachen;
Ihr spränget furchtsam aus, des nahen Landes froh.
Das reiche Gut des Schiffs mag bleiben wie und wo,
Und wem das Glücke will. Ein Mann, der Schiffbruch leidet,
Schätzt nichts dem Leben gleich, thut was er dennoch meidet,
Stützt bloſs sich in die See, faſst einen Doppelmuth;
Bringt er nur sich davon, so hat er alles Gut.
Das arme Land erschrak vor diesen neuen Gästen,
Halb furchtsam und halb froh. Es hatte nichts zum Besten,
An allem Mangel reich. So nahmet ihr vorlieb,
Was an den hohlen Strand aus eurem Schiffe trieb,
An Früchten, Brod und sonst. Dieſs währte ziemlich lange.
Es war euch billig auch vor manchem Winter bange,
Der euch den Tod auch schwur durch Hunger und durch Frost;
Bis daſs uns endlich kam von euch die edle Post.

Liebe.

O weh und aber weh dem Mann,
Der Schönes nicht auf Erden liebt,
Sich keines Dings erfreuen kann,
Sein volles Herz an keins ergiebt!
O wehe, wer sich nie vereint
Mit Wies' und Quell und Blüthenast,
Sein Mädchen auch und seinen Freund
Mit halber Seele nur umfaſst!

Und wieder wehe, weh dem Mann,
Den Liebe zieht, den Liebe drängt!
Der Schönes sucht, und fest daran
Sein ganzes Herz auf immer hängt!
Wenn Erd' es trägt, verschwindets bald.
Der Blüthenast am Quell verdirbt;
Im Freundesbusen wird es kalt;
Und ach! das treue Mädchen stirbt.

Mag lieben denn, mag lieben nicht!
O weh und aber wehe mir!
In Liebe strahlt das Sonnenlicht,
Und fällt auf lauter Gräber hier.
Was einst ich an mein Herz gedrückt,
Ist Asche nun und Todtenbein;
Es sank, wo ich die Gruft geschmückt;
Ihm sinket nach der Leichenstein,

Wohin, wohin? Denn Lieb' ist Noth,
Und Alles wankt, und Alles weicht;
Geboren wird's und geht in Tod:
Wohin, so weit der Himmel reicht?
Zu dir hinauf, du Gotteskraft,
Die Baum und Wiesenquell erneut
Ohn' Ende wirkt, ohn' Ende schafft;
Und noch das Grab voll Blumen streut!

O du, dein Odem ists allein,
Der allen Staub lebendig weht;
Du gabst den Sternen ihren Schein,
Und bleibst, wenn Erd und Meer vergeht.
Zu dir hinauf erhebe mich,
Zu deiner unsichtbaren Welt!
Da lebt und liebt's und ewiglich
Wird bleiben, was an dir sich hält.

Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruſs
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuſs
Auf Todtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaſs und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Die auf dem einen Hügel hier,
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallte schon die Trauer;
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

Vergebens läſst auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen,
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort. Du aber schlägst
In modervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden sieht man immer so
Den Tod ans Leben gränzen;
Doch ewig kannst du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen.
Es trocknet schon der Jugend Saft
In dir; Verwesung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

Wenn aber dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will deinen Spröſsling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! der groſse Lebensquell
Verſiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräber, wie so hell
In dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuſs
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feyerlicher Abendgruſs
Verkündet Auferstehen.

Spinnerlied.

Arbeit, ihr Mädchen,
Bringt süſsen Gewinn:
Da schnurren am Rädchen
Lustig die neblichten Tage dahin!

Mädchen, die der Ruhe pflegen,
Die gemächlich in den Schooſs
Ihre zarten Hände legen,
Werden nie der Sorge los.

Langeweile baut im Stillen
Ihren Heerd beym Müſsiggang;
Unterbrochen dann von Grillen
Wird der häusliche Gesang.

Gern sein liebes Rädchen hören;
O das sichert vor Gefahr!
Und so tragt ihr einst mit Ehren
Euren Hochzeitkranz im Haar.

Arbeit, ihr Mädchen,
Bringt süſsen Gewinn:
Da schnurren am Rädchen
Lustig die neblichten Tage dahin!

Lied.

Auf dem frischen Rasen-Sitze,
Hier am kleinen Wasserfall,
Hör' ich von des Thurmes Spitze,
Silbern Glöcklein, deinen Schall.

Tönst, o Glöcklein, nennst ihn lauter,
Dem mein Herz entgegenbebt,
Ihn, der freundlicher, vertrauter
Hier im Grünen mich umschwebt.

Leise murmeln es die Bäche,
Daſs er Flur und Aue liebt,
Daſs die Rose, die ich breche,
Mir ein guter Vater giebt;

Daſs er aus der zarten Hülle
Selbst die goldnen Früchte winkt,
Und durch ihn des Lebens Fülle
Jede neue Knospe trinkt.

Schalle, Glöcklein! Ach, was bliebe
Jenem Himmel, diesem Grün?
Ach! kein Leben, keine Liebe,
Keine Freude, sonder ihn!

Morgens, wenn auf Busch und Pflanze
Kühler Thau die Perlen sät,
Stimmen froh im Sonnenglanze,
Vöglein mit in mein Gebet.

Und am Abend, wenn es dunkelt,
Seh' ich seinen milden Schein:
Wo das Heer der Sterne funkelt,
Wacht er über Thal und Hain;

Leuchtet mir auf meinen Wegen,
Labt die Wiese, nährt das Feld,
Spricht den väterlichen Segen
Ueber die entschlafne Welt.

Seiner freu' ich mich im Lenze,
Wenn man Veilchen-Kränze flicht;
Seiner, wenn die Schnitter-Tänze
Sturm und Hagel unterbricht.

Sollt' ich seiner mich nicht freuen?
Singen nicht, daſs Wolke, Wind,
Auch die Blitze, wenn sie dräuen,
In des Vaters Händen sind?

Daſs an öden Felsen-Klüſten
Liebend er vorüber geht,
Und in düstern Todten-Grüſten
Des Erhalters Odem weht?

Ganz Liefland weinte froh, nachdem es euch vernommen,
Ganz Reval lief euch nach, da es euch sahe kommen.
Die Kirchen dankten Gott, die Schulen wünschten Heil;
Was vor nur Seuſzen war, ward Jauchzen in der Eil'.

Dieſs hat mein theurer Freund mit alles ausgestanden.
Dieſs alles gibt er hier zu lesen allen Landen,
Sein wahrer Zeuge selbst. Hört's, wer's nicht lesen kann.
Schau, Deutsche Christenheit! das wird für dich gethan.
Es hat Gewalt und Neid sich hart an uns gewaget:
Wir haben sie getrost zu Felde doch gejaget.
So hat der lange Weg beglaubt genug gemacht,
Was List und was Gefahr uns hatten zugedacht.
Der Höchste hat uns nun erfreut auf allen Schaden,
Hat uns gesund gebracht nach seinen milden Gnaden,
Hier, wo die Wolga sich in so viel Ströme reiſst,

An Schlosser.

Freyburg, im April 1793.

Freund! In jenen bangen Tagen,
Als so tief die Menschheit fiel,
Ehrt ich deine frommen Klagen,
Rührte nicht mein Saitenspiel;
Aber, hohen Muthes voll,
Schlag' ich lauter nun die Leyer,
Weil kein Höllen-Ungeheuer
Unser Glück uns rauben soll.

Bleibt doch Gottes Sonne stehen,
Wo sie unsre Väter sahn,
Wird der Mond doch glänzend gehen:
Wie vor Alters, seine Bahn;
Auch der Sternlein goldnes Chor,
Wenn die Büsche friedlich thauen,
Redet mit uns im Vertrauen,
Hebt den Geist zu sich empor.

Laſs der Zwietracht Fackel wüthen
Bis zur letzten Gräuelthat!
Wandelt nicht im Kranz von Blüthen
Gottes Segen um die Saat?
Kann des Aufruhrs Feldgeschrey
Wider uns den West empören
Das Geräusch der Bäche stören,
Und den Waldgesang im May?

Was da lispelt, singt und rauschet,
Kündigt dem geweihten Mann,
Der auf jedes Blättchen lauschet,
Freude nur und Eintracht an;
Freude säuselt durch das Feld,
Wenn vorbey die Stürme zogen,
Und der Friede seinen Bogen
In die Wetterwolke stellt.

Aus des Pöbels tollen Händen,
Die am selbst gestürzten Herd
Vaterland und Freyheit schänden,
Winde Fürsten-Macht das Schwert;
Und der stolze Königssohn
Spreche da, wo seine Blitze
Trafen, vom Tyrannen-Sitze
Feig gewordnen Völkern Hohn!

Keiner Lerche Lied verstummet
Vor dem Wink der Majestät;
Honig sucht die Bien' und summet
Fort auf ihrem Blumenbeet;
Holder Freyheit Lobgesang
Schallt von allen Hügeln nieder,
Tönt in Männer-Herzen wieder
Bey der Sclaven Ketten-Klang.

Sollt' herauf aus ihren Nächten
Auch die ganze Hölle ziehn,
Und das Häuflein der Gerechten
Mit geschmähter Tugend fliehn;
Trübte sich des Tages Licht,
Wo der Unschuld Hütten sanken,
Wo Altar und Tempel wanken:
Dennoch siegt das Laster nicht.

Tugend, weggescheucht in Höhlen,
Schafft noch himmlischen Genuſs,
Macht das Bündniſs schöner Seelen
Enger, treuer ihren Kuſs;
Und die bleiben sich verwandt;
Oder dort in lichter Ferne
Trennet Bosheit einst die Sterne,
Lös't sie des Orion Band.

Mag des Frevels wilde Rotte
Jedes Heiligthum entweihn!
Berge jauchzen unserm Gotte,
Weihrauch duftet ihm der Hain;
Gottes Morgenwinde wehn
Ueber seines Tempels Trümmer;
In der Abendsonne Schimmer
Läſst er uns sein Antlitz sehn.

Nur getrost! dem Reinen flieſset
Immer rein die Quell' im Thal,
Und mit Bruderliebe grüſset
Ihn der Edlen kleine Zahl.
Manche beſsre Seele reicht
Uns, zum freundlichen Geleite,
Still die Hand; an ihrer Seite
Wird des Lebens Mühe leicht.

Ruft uns, früher oder später,
Ein befreundter Engel ab;
Unsern Kindern dann der Väter
Guten Glauben bis ins Grab;
Milder Lüfte kühlen Hauch,
Wenn sie Last und Hitze drücken,
Und, den Pilgerstab zu schmücken,
Hier und dort ein Blümchen auch!

Nessir und Zulima.

Eine Erzählung nach Raphael.

Nessir und Zulima.

Eine Erzählung nach Raphael.

1782.

— δι μετα λεγου βιωσαντες, Χριστιανοι εἰσι, πἀν ἀθεει ἐνομισθησαν.

Justinus Martyr.

Vorrede.

Das **Arabeske** oder **Moreske** in der Mahlerey ist, wie viele wissen, aber noch mehrere nicht wissen, daher entstanden, daſs die **Araber** und **Mohren**, nach den Gesetzen ihrer Religion, nichts lebendiges abbilden dürfen. Es besteht in bloſsem Laubwerk und andern willkührlichen Zierrathen. Die Neueren haben Thiere und Menschen, und Raphael sogar Griechische Gottheiten dabey angebracht. In einem mit solcher Mahlerey, nach Mustern von Raphael, ausgezierten Saal kam eine Gesellschaft, nach dem sie die Menge, die Verschiedenheit und besondere Zusammenordnung der Bilder an den Wänden und über den Thüren bewundert hatte, auf die mancherley Spiele und Uebungen der Einbildungskraft zu reden. Unter andern gedachte man der Endreime. Alle stimmten darin überein, dafs dergleichen oft, und im Ernste zu machen, verdorbnen Geschmack, so wie, sich gar nicht daran belustigen zu wollen, falsche Gravität bewiese; dafs überwundene Schwierigkeit, in hundert Fällen, auch den denkenden Mann vergnügte, und diese bey den Endreimen nicht das einzige Verdienst wäre; dafs kein geringer Grad von Phantasie dazu gehörte, die von einander entferntesten Begriffe unter Einen Hauptgedanken zu ordnen, jede Kluft zwischen denselben auszufüllen, auf einem gebahnten Wege dasjenige zu thun, was nur durch einen halsbrechenden Sprung möglich schien, und alles, was ein Fremder ohne Absicht hinwarf, so zu gebrauchen, als müſste es an der Stelle, wo es liegt, nothwendig da seyn. Wie? sagte einer aus der Gesellschaft: wenn ich Euch ein solches Kunststück zum Besten gäbe, und aus den Bildern dieses Saals, so viel ihrer sind, eine Geschichte zusammensetzte? Man hielt ihn beym Worte. Während der Arbeit ging es ihm, wie es vielen ergangen ist, und vielen ergehen wird; er machte ganz etwas anders, als er anfänglich gewollt hatte. Der kleine abentheuerliche Roman wurde zur langen ernsthaften Erzählung, das Hauptwerk zum Nebenwerke, und umgekehrt. So brachte der Verfasser uns folgende Blätter, welche nach unserer Meinung Verschiedenes enthalten, das andre auſser unserm Zirkel gebrauchen können, und die wir deſswegen öffentlich mittheilen.

Veranlassung und Form mögen gelobt oder getadelt werden, sie haben mit dem eigentlichen Inhalte derselben nichts zu thun. Uebrigens sehen ja unsere Deutschen gern etwas Neues; so daſs mancher Schriftsteller ängstlich gesucht hat, was bey dieser Schrift durch einen Zufall sich von selbst anbot.

Und in die Kaspersee mit vollen Krügen geuſst.
Der ſpreche ferner Ja zu unsern hohen Sachen,
Der wolle weiter so für unsre Häupter wachen,
Sie ſühren hin, und her. Das edle Holstein lacht,
Daſs dieſs sein groſses Werk so weit nun ist gebracht.
Was Kaisern ward versagt, was Päbsten abgeschlagen,
Was Königen verwehrt, steht uns nun frey zu wagen.
Auf, Nordwind, lege dich in unser Segel ein!
Das wohlgefaſste Werk will bald vollführet seyn.

Einleitung.

Freylich ein seltsames Allerley von Laub, Thieren und Blumen, dergleichen man in keinem Welttheile findet, mit Arabischen und Maurischen Fähnlein, Ringen, und andern Zierathen dazwischen, deren Bedeutung man nicht weiſs! Man sollte glauben, Raphael habe mit seinem Pinsel nur gespielt, und etwas hingemahlt für erwachsene Kinder, welche sich an der ewig schönen und mannigfaltigen Natur müde gesehen, welche, zur Veränderung, ihren Violen die Farbe der Schwäne, und ihren Schwänen die Farbe der Violen wünschen. Diese freuen sich oft über einen Schnirkel mehr, als über einen Zweig voll lebendiger Blätter. Indessen bleibt es wahr, daſs, wenn ein groſser Mann in dem, was seines Werks ist, nur zu spielen scheint, er gemeiniglich mehr thut, als andre, die sich es sauer werden lassen, um etwas recht Wichtiges hervorzubringen. Auch in diesem Allerley ist Raphaels Hand. Die Seele, welcher das Bild des Schönen überall folgt, wie der Schatten seinem Körper, hat es angehaucht. Sie offenbart sich dem Geweihten in jeder einzelnen Schwingung, in der Anordnung des Ganzen, in der Harmonie der Farben, und läſst den Ungeweihten ahnen, daſs es in der Kunst etwas Gemeines und Heiliges gebe. Mitten unter den fremden Verzierungen hat sie, dem Auge zur Abwechslung, halb verloren, ihre Lieblingsformen aus dem Alterthum hingestreut. So führt sie uns durch einen barbarischen Tempel zu den Griechischen Göttern, und den groſsen Raphael darf sein Werk nicht gereuen.

Wohl dem Manne, den nicht gereuen darf, was er, mit der Feder oder mit dem Pinsel, öffentlich hinschrieb; er geht davon; aber in jedem Worte, in jeder Linie redet er, so lang ein Strich seiner Arbeit zu sehen ist, mit unzähligen Menschen. Die wenigsten kennt er, die meisten sind noch ungeboren. Er sagt mehr, als er selber zu sagen glaubt; einem jeglichen etwas anders, nachdem einer zu der Schrift oder zum Gemälde Sinn, Herz und Geist mitbringt Jeder macht daraus, was er machen kann, und was er eben zu dieser Zeit nöthig hat. Kurz, der Schöpfer im Kleinen wirkt, so wie der im Groſsen, in allen seinen Geschöpfen, selbst in den geringsten, mannichfach und beständig fort. Tausende sehen und benutzen, trennen und stellen sie zusammen nach ihren verschiedenen Fähigkeiten und Bedürfnissen, verpflanzen sie auf fremden Boden, wo Luft und Land ihre Gestalt, Erfindung ihren Gebrauch verändert. Um den Baum wachsen Spröſslinge zu Bäumen auf; und das Bild erzeugt Bilder, welche die Phantasie des einen der Phantasie des andern zur ferneren Bearbeitung mittheilt. Sogar die wenigen übriggebliebenen Züge des faſt erloschenen Werkes veranlassen manchen, der sie findet, dasjenige, was da war, zu errathen, und das Werk zu ergänzen. Ist es völlig erloschen, so erhält sich der Geist desselben, oder ein Theil davon in Copien. Auch in dieser Schöpfung geht nichts unter. Wohl aber dem Manne, dem es gegeben ist zu schaffen, wie Raphael!

Guter Raphael! Dieses dein Arabeske, von dir im Vatikan zu Rom gemalt, wurde von vielen Händen nachgezeichnet, durchwanderte schon viele Reiche; und hier steht ein Theil desselben, in Auszügen von Heſs und dem Gehülfen Nicodem, vor mir, in einem Privat-Hause zu Düsseldorf am Rhein. Habe Dank für alles, was du mit jeder Figur vor beynahe dreyhundert Jahren in meine Seele maltest, ob dir gleich von mir und meinen heutigen Phantasieen nichts träumen konnte! Das konntest du wissen, und hast es gewuſst, daſs, in allen Ländern und zu allen Zeiten, jede wohlgeordnete Seele über den Zauber sich freuen würde, womit du aus Natur und Kunst, und aus dir selber die von einander entfernteſten Dinge zusammen rafftest und zum regelmäſsigen Ganzen vereinigtest. Als du sie, eins nach dem andern, hervorkommen sahst, jenes aus diesem sich entfalten, alle zu einander sich neigen, und sie decken, oder stützen, oder umfassen; als wirklich Wesen neben Wesen der Einbildung so friedlich gingen, wie das zahme Gethier neben dem wilden im Paradiese, Wahrheit an Dichtung so schwesterlich sich anschmiegte, daſs man, ohne der Natur untreu zu werden, in deinem Feen-Pallaste sich ergötzt; als der Farben mildes Licht in leichte Schatten dahinschmolz, und ihre Zusammenstimmung das für die Augen wurde, was den Ohren Wohlklang ist, der im Herzen wiedertönt; da fühltest du, guter Raphael zum voraus den Dank unzähliger Künstler, Kenner und Laien. Auch wuſstest du gewiſs, daſs deine geharnischte Jungfrau, daſs die mit dem Oehlzweige, noch eine mit dem Horn des Ueberflusses, eine andere mit Schwert und Wage, so wie jener Jüngling mit seiner Leyer allen kenntlich wären. Aber das träumte dir nicht, daſs einer sich daran belustigen würde, zu allen Figuren deiner Arabeske, zu jenem Opfer, zu jenem Weibe mit Zepter und Apfel, zum badenden Mädchen, zu dem, welches sich verhüllt, und zu dem, welches den Schleyer abwirft, zu den einzelnen Köpfen, die sich unter das Laub an der Blumen-Ranke mischen, sogar zu den Aehren im Blumentopfe, zu den Vögeln, Schmetterlingen, Hirschen, den Fahnen mit Sonne und Mond u. s. w., zu allen eine Deutung zu suchen, die du nicht hineingelegt, und selber schwerlich gefunden hättest. Warum sollte nicht ich, der ich kein groſser Mann bin, wie du, mit der Feder spielen, wie du mit dem Pinsel, und, nach der Manier deines Saals, aus den vielen Dingen eine Geschichte zusammensetzen? Die beyden weiblichen Köpfe dort mögen zwey Freundinnen seyn, und Fatme und Zulima heissen. Letztere sey die Tochter von Nessir, von dem Manne, der, mit einem Buch in der Hand, an einem Griechischen Altar sitzt, worauf ein blasses Feuer brennt; und sie werde geliebt von dem Jüngling, welcher den Bogen trägt. Fatme bekommt jenen Flötenspieler zum Vater. Die einzelnen Männerköpfe sind Tartarn und Armenier.

Nachdem ich nun lange genug mit Raphael gesprochen habe, wende ich mich zu dir, lieber Bruder, und widme dir meine Geschichte. Sie heiſst Nessir und Zulima.

Nessir und Zulima.

Erstes Buch.

Nessir wurde um das Jahr 1460 in Kirman geboren, in der Gegend von Persien, wo die Anhänger Zoroasters zu der Zeit hingeflüchtet waren, als Omar den letzten Persischen König überwunden, und der alten Parsen-Religion ein Ende gemacht hatte. Die Gauren wohnten hier im Stillen, immer getreu ihren heiligen Büchern, ihrem Feuerdienst, und ihren einfältigen, reinen Sitten. Sie trieben den Ackerbau und die Viehzucht, als ein der schaffenden und erhaltenden Gottheit, dem Vater des Lebens und der Ordnung wohlgefälliges Werk. Aber ihre Priester verstanden von Jahr zu Jahr weniger Zoroasters lebendiges Wort. Ueber den Buchstaben verloren sie den Geist, über Sinnbildern das, was diese bezeichneten, und über äufserlichen Gebräuchen die wahre, innere Kraft ihrer Lehre.

Nessirs Vater, **Arast**, war auch einer von ihren Priestern; er aber wagte sich tiefer in die geheimen Schriften, und bey der Flamme des Altars ahnete ihm mehr, als seine Augen sahen. Jedes Mal stieg er vom irdischen Feuer hinauf zur reineren Sonne, von der Sonne zu dem aus Licht gebornen Weltschöpfer **Ormuzd**, und von da zum allerhöchsten Urlichte, vor welchem er in Gehorsam und Liebe sich demüthigte. **Nessir** wollte des Vaters Gehülfe und Nachfolger im Priesterthum werden. An einem heitern Morgen führte ihn **Arast**, kurz vor Sonnen-Aufgang, auf einen Berg, faſste seine Hand, sah eine Zeitlang stillschweigend dahin, wo es zu tagen begann; endlich sagt' er zu ihm: Mein Sohn! der Mensch, welcher mit Weinen geboren wird, um zu sterben, hat einen armseligen Anfang und ein armseliges Ende, wenn er nicht anders woherkommt, als aus dem Schooſse seiner Mutter, und nicht anders wohin geht, als in die Grube. Der Weg zwischen beyden ist kurz und mühsam. Mein Sohn! du weiſst, daſs du als ein Schöpfer-Gedanke des Guten, Reinen und Heiligen da warst, ehe deine Mutter dich gebar, daſs du aus ewigem Licht hervorgingst, zu demselben zurückkehrst, und eben dieses Licht allezeit über dir leuchtet, besser, reiner und heiliger als die Sonne. Selber steht es nicht am Himmel, ist auf Erden nicht in Holz oder Steinen verborgen; Menschenhände mögen es nicht anzünden. Aber wenn du seiner werth bist, so wirst du dich sehnen, das Unsichtbare zu sehen, und dich mit ihm zu besprechen. Schaue denn in der Sonne sein herrlichstes Bild, und bete an. Vergebens würdest du mitten in ihren Glanz hineinsehen, und ihr Wesen ergründen wollen; du kannst nur des Wiederglanzes dich freuen, und der Wärme, die sie umherstreuet. O mein Sohn! frage nicht, was Gott ist, frage nur was er Dir ist. Nähere dich ihm, wenn der Mond seine Milde verkündigt, und gelobe ihm, in der Flamme des Heerdes, Reinigkeit des Gedankens, des Wortes, und der That. Dieses war der ganze Dienst unsrer Väter vor Zoroaster, ehe Magier, durch Ahriman, den Schöpfer alles Bösen, das Licht in Finsterniſs verkehrten. Zoroaster wurde von Ormuzd gesandt, damit er den Menschen geistiges Lebensfeuer wieder brächte, und mit mehreren Gebräuchen ihnen mehr Erinnerungen gäbe an das, was nicht auf Erden wandelt, nicht mit gröberen Sinnen vernommen wird. Thue, was Zend-Avesta dir befiehlt, ohne zu klügeln, und gehorche Gott in seinem Propheten.*)

---

*) S. hier und bey mehreren folgenden Stellen die Deutsche Uebersetzung von Zend-Avesta, nebst den Vorerinnerungen und Anmerkungen dazu.

Indem Arast so redete, kam die Sonne und verklärte sein Angesicht. Nessir fühlte die Gegenwart des Licht-Schöpfers, und fiel nieder, weihete sich ihm, und empfing die Hoffnung eines unaufhörlichen Lebens an seinem Thron. Beyde gingen schweigend vom Berge hinab in ihre Hütte.

Denselben Abend sah Nessir aus dem Hütten-Fenster, und auf einen gegenüber stehenden Baum fiel plötzlich ein Strahl des Mondes. Ihm war, als säh' er etwas Heiliges, als wäre die Stelle gezeichnet vom Fuſstritt dessen, der alle Klarheit fort und fort an sich zieht und austheilt.

Am folgenden Tage sprach er zu seinem Vater: Du hast mich der Gottheit näher geführt; laſs mich dein Werk vollenden. Gott redet, wenn er zu den Menschen reden will, in der Einsamkeit. Auch Zoroastern hat er sich in unbewohnten Gebirgen offenbaret. Laſs mich hingehen und ihn suchen.

Arast wurde betrübt. Ach! mein Sohn! willst du dich vergleichen mit ihm, mit welchem Ormuzd in der Wiege schon redete? Nur dann, wann Ahrimanns Diener, die arglistigen Dews, im Kampfe mit den guten Geistern die Oberhand gewinnen, daſs Zauberer die Weisen verdrängen, es überall Nacht wird auf dem Erdboden, und kaum noch der letzte Funke des höheren Lichts im Verborgenen glimmet, dann sendet aus dem Paradiese der Vater der Seelen eine seiner geliebtesten, die aus dem Urquell der Weisheit getrunken, hernieder, und vereinigt sich genauer mit ihr, und rüstet sie aus mit Glanz und Kraft. Dann kommt sie, neuen Sieg zu bereiten dem Guten über das Böse; wieder anzufachen den glimmenden Funken, damit er die Gegend erhelle, und das Licht sich fortzeuge bis in die fernsten Länder. Sie, des Ewigen unmittelbare Gesandtin, muſs sich absondern von den Unreinen, und sich heiligen zum groſsen Werke. Sie flieht in Wüsten, wo sie, mit Gott allein, nichts sieht, noch hört, als was Gottes ist; seine Sprache verstehen und reden, und vor niemanden sich fürchten lernt, als vor ihm. Du aber, mein Sohn, ehe du gröſseres Licht begehrst, lerne bey demjenigen sehen, welches du hast. Zum Nachdenken fehlt es hier nicht an einsamen Oertern, und die Menschen um dich herum leben in Einfalt. Diese können dir helfen, und von dir sich helfen lassen, an der allgemeinen Lichtwerdung in der Schöpfung Ormuzds zu arbeiten. So sprach Arast.

Unter den Gauren ist Gehorsam gegen die Eltern ein so heiliges Gebot, daſs, wenn es drey Mal hinter einander bey derselben Gelegenheit

Elegie.

An sein Vaterland.

(Vor Terki*) der Cirkassen, 1636, den 9. November.)

Ach, daſs ich mich einmal doch wieder sollt' erfrischen
An deiner reichen Lust, du edler Muldenfluſs,
Da du so sanfte gehst in bergichten Gebüschen,
Da wo mein Hartenstein **) mir bot den ersten Kuſs.
Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit genommen

---

*) Lag eine halbe Meile vom Strande, wurde späterhin von der See überschwemmt, und ist jetzt nicht mehr zu sehen.

**) Flemmings Geburtsort.

muthwillig übertreten wird, sie das ungehorsame Kind des Todes werth achten. Nessir gehorchte, und blieb. Aber nirgend fand er Ruhe. Sein Gesicht wurde blaſs, sein Auge matt, und sein Blick, wie der eines auf eine fremde Küste geworfenen Mannes, welcher hinaussieht ins weite Meer, ob er nicht ein Schiff entdecke, das ihn zurückbringe nach seiner Heimath. Arast ging ihm nach, und redete freundlich mit ihm; Nessir antwortete voll Demuth, aber kurz. Eines Abends waren Vater und Sohn beysammen, und lasen im Zend. Jener unterrichtete diesen, was Bildersprache sey, und wie man dem Urworte nachspüren müsse. Da kam ein Nachtvogel um ihre Lampe geflattert, anfänglich in weiten, dann in engeren Kreisen, immer näher dem Lichte, bis er mit versengten Flügeln auf das Buch fiel. Ein Dew! schrie Nessir: denn, nach Zoroasters Lehre, sind alle Insekten Geschöpfe des bösen Ahriman. Nein, sagte Arast: diesen Vogel hat dein Schutzgeist hergesandt, dich zu warnen. Die Schmetterlinge, die am Tage fliegen, unter klarem Himmel, wo sie, von keinem Schatten getäuscht, von keinem verzehrenden Lichte geblendet, ohne Gefahr auf jeglichem Gesträuch im Sonnenglanze sich baden, die vergleiche ich den Amschaspands und Jzeds, den reinern Geistern, welche sicher um Ormuzd, ihren König, schweben, immer seliger durch sein Anschauen. Wir aber, wir Söhne der Erde, sind gleich dem Nachtvogel, im Lampen-Schein. Wehe dem Vermessenen! Ihm begegnet, was du siehst.

Ach, mein Vater! antwortete Nessir: Sollte der, welcher ewiges Licht ist, seinem Geschöpfe, das mit einfältigem Herzen ihn sucht, wäre es auch im Lampen-Schein, nicht die Flügel bewahren? Vermessenheit ist nicht in mir, sondern Gefühl meiner Schwäche. Nur wenige Wochen ungestört, auf seinen Gebirgen, unter seinen Bäumen, an seinen Gewässern, mit ihm allein! Ach, mein Vater!

So gehe denn, sprach Arast, geh' im Frieden. Möge dein Gang ihm gefallen, und der Heilige deine Seele bewachen!

Nessir lebte zwey Monden lang auf einem entfernten Berge, der in einer Kette von mehreren Bergen lag, auf der einen Seite Gras, Kräuter und Obstbäume nebst einem Quell und einer Höhle, auf der andern dickes Gebüsch hatte, und von dessen Spitze man einen Theil des wüsten Kirman überschaute. Weil er, aus Bedürfniſs, demüthig der Wahrheit nachging, so fand er ihren Weg. Er sah keine Gesichte, als Auf- und Niedergang der Sonne, des Mondes und der Sterne, Morgen- und Abendroth, Wiederschein des Lichts auf dem Boden, im Wasser, und an den grünen Wipfeln;

hörte keine Stimmen, als das mannigfaltige Rauschen des Windes über und unter sich, durchs Gehölz, und durch die Höhle, oder Quellgeriesel, oder Gesang der kleinen, und Geschrey der Raub-Vögel; aber er sah und hörte darin, von Tag zu Tage klarer und vernehmlicher, das Angesicht und die Stimme Gottes. Hätt' er auf Wunder oder Erscheinung gehofft; so würde er jetzt ihrer willig entbehren. Er hatte mit Gott geredet, und wuſste nun, daſs er aller Orten wieder mit ihm reden könnte; darum machte er sich auf, und eilte zu seinem Vater zurück.

Als ihm die väterliche Hütte mit dem Feuertempel ins Auge fiel, da wurde sein Herz beklommen. Jene sah' er mit Liebe; dieser hingegen dünkte ihm so klein, so ärmlich; alles schien ihm so düster umher, daſs er plötzlich still stand, wie ein Verirrter, und hinter sich blickte nach der Spitze des Berges, von welchem er kam. Die Spitze war von der Sonne vergoldet. Sie war sein Altar gewesen am frühen Morgen; er hatte, beym Wehen der reinen Luft, wenn alle Blätter mit ihren Thautropfen zitterten, und dann glänzten, auf ihr seinen Gottesdienst gehalten mit der ganzen Natur. Welch einen Gottesdienst! Alles Tempel, so weit sein Gesichtskreis sich ausdehnte; vor ihm der Gottheit strahlendes Bild, und in seinem Innern unaussprechliche Worte! Das Andenken daran fuhr ihm durch die Seele, wie ein Blitz, welcher die schwarze Wolke sichtbar macht, worin er verschwindet. Von nun an sollte Nessir wieder im engen Bezirk eines Hauses, auf einem Gefäſs voll Asche das angezündete Holz verehren, überlieferte Gebetsformeln nach vorgeschriebener Weise, bald drey, bald neun, bald hundert Mal hersagen; den heiligen Barsom, das ist ein Bündel von Baumästen, zusammenbinden, Hom-Saft bereiten, für Ochsen-Wasser zu Reinigungen sorgen, und dergleichen mehr. Lange stand er, konnte sein Gesicht vom Berge nicht wegkehren, versetzte sich in die Zeit der ersten Magier, die beständig unter freyem Himmel opferten, und nach und nach stiegen mancherley Zweifel in ihm auf. Jeden Zweifel erklärt das Parsen-Gesetz für Sünde. Nessir erschrack, und lief, als ob ihn jemand verfolgte, zu seinem Vater.

Als er zum Vater hereintrat, fand er denselben krank auf dem Bette. Mein Sohn, sprach Arast: ich habe mich nach dir gesehnt. Aber warum deine Stirn so finster? Was ist dir begegnet? Mit diesem Auge hast du nicht Gott gesehen. Ich habe ihn gesehen, antwortete Nessir: darum will ich die Wahrheit sagen, und dir nichts verschweigen. Auch verschwieg er nichts, sondern erzählte alles, was ihm begegnet war, auf dem Berge und bey der Rückkehr. Da hob Arast liebreich die Hand gegen ihn auf und sagte: Fürchte dich nicht; er hat mit dir geredet, und wird es ferner thun. Ormuzd erkennen und anrufen in jedem seiner Geschöpfe; Licht und Leben, Reinigkeit und Wachsthum fördern in sich und um sich: das ist der Grund des Gesetzes, der vollkommnen Geister einziger Gottesdienst. Aber Sprache der Menschen hat Buchstaben, Sinn der Menschen hat Bilder nöthig. Was kümmerts dich, wo sie hergenommen sind? Wenn nur aus der Licht-Schöpfung Ormuzds! Was zu schaffen ihm nicht zu klein war, das kann Zeichen der Anbetung werden. Wenn du den Barsom bindest, so verehre den, welcher die Baumäste grünen heiſst, und alles eint und ordnet in seiner Welt. Bereite den Saft des unverweslichen Hom-Baums, den Trank der Unsterblichkeit, und harre auf die einstige Vollendung des hier angefangenen Guten, auf dessen ewigen Triumph. O mein Sohn! weiche nie vom Dienste deiner Vorfahren. Mit den Religions-Gebräuchen, die man in unsrer Kindheit uns lehrte, hängen so viele andre Lehren, so viele der schönsten, wirksamsten Eindrücke jenes Alters zusammen. Der Tag, an welchem meine Mutter mich zuerst in den Feuertempel führte, hat meinem ganzen Leben wohlgethan; und mich däucht, es wäre mir nicht so leicht geworden, meinem Vater in seiner Rechtschaffenheit zu folgen, wenn ich angefangen hätte, anders zu beten und zu opfern, als er.

Nessir wurde ruhiger, ob er gleich nicht mit der vollen Andacht in den Tempel gehen konnte, womit er auf dem Berge sein Morgenopfer gebracht hatte. Arast fühlte, daſs von Tage zu Tage seine Kräfte mehr abnahmen. Einst, als die Sonne zum Untergange sich neigte, und der Mond am Himmel stand, lieſs er sich vor die Hütte bringen, sahe freudig in die Höhe, und sagte zu seinem Sohn: Hast du, wenn Sonne oder Mond verschwanden, jemals gefürchtet, sie möchten nicht wiederkehren? Das hab' ich nie, sagte Nessir. Weil du (versetzte jener) von Kind auf sie gekannt hast, und nicht ein Mal vergebens auf sie gehofft. Wer eben so vertraut, wie du mit den Lichtern des Tages und der Nacht, mit dem ursprünglichen, reinen Lichte geworden ist, der hat eben so festen Glauben, daſs dieses ewig ihm bleibe; der schlieſst die Augen im Tode, wie andre sich schlafen legen. Nessir weinte. Arast that ein leises Gebet, wurde zurückgetragen in seine Hütte und starb, ehe der folgende Morgen begann.

Als er begann, und die Todtenherren mit der Leiche beschäftigt waren, da stand Nessir drauſsen, an die Hütte gelehnt, auf der Stelle, wo die untergehende Sonne vor wenigen Stunden noch seines Vaters Bett beschienen, und dieser ihn gefragt hatte: ob er jemals gefürchtet, die Sonne möchte nicht wiederkehren? Nessir bedeckte sein Antlitz, und wünschte, daſs sein Ende nahe wär', und wie das Ende seines Vaters.

Arast wurde begraben, und sein Sohn Priester an seiner statt.. Bey dem Eintritt in den Tempel erschien dieser Nessirn ganz anders, als zuvor. Der weise Mann, welcher die Augen im Tode schloſs, wie andre sich schlafen legen, der hatte hier, im Kleinen wie im Groſsen, getreu, seinen Gehorsam bewiesen, Holz und Rauchwerk in das Feuer geworfen, mit seinen Händen oft jenen Barsom gebunden, und jene Gefäſse mit Hom-Saft gefüllt. Nessirn war es, als schwebte die heilige Seele über ihm, als würde durch einen Strahl ihrer Wonne alles im Tempel verherrlicht.

Ein Jahr nach des Vaters Tode nahm er, weil dieses zu den vornehmsten Pflichten der Parsen gehört, ein Weib. Sie gebahr ihm keine Kinder, und erlaubte ihm, nach dem Gesetz, eine zweyte zu nehmen; aber ihr Blick, wenn sie des Morgens sich vor ihn stellte mit übergeschlagenen Händen, und ihn fragte: Was willst du, das ich thun soll? darauf drey Mal die Hand von der Stirn auf die Erde, und von der Erde auf die Stirn legte — der Blick seines Weibes alsdann kettete sein Herz an das ihrige so fest, daſs es ihm unmöglich war, am Busen einer andern zu ruhn. Endlich gebahr sie ihm eine Tochter, welche der Mutter das Leben kostete

Zulima, so hieſs das Mädchen, knüpfte für ihren Vater, während seiner Betrübniſs, ein neues Band der Liebe, das ihn, genauer als die vorigen, mit Gott und Menschen vereinigte, weil er mehr als jemals zu hoffen und zu fürchten, zu bitten und zu danken hatte. Alles auf Erden war um seiner Tochter willen ihm theuer geworden; denn alles sollte ihr wohl thun. Ohne Schmerz ist solch eine Liebe nicht. Oft, wenn das kleine Geschöpf aus der Wiege zu ihm in die Höhe lachte, mit der Unschuld, die, noch unversucht, den ihr angeschaffenen Himmel im Auge trägt, dann sah er wehmüthig auf die lachende nieder, und seufzte: Ach, Zulima, Zulima! daſs ich deine Seele rein erhalten könnte, so rein, wie sie mir anvertraut ist! Aber du wirst deines Kinder-Glücks müde werden, und wünschen und suchen, finden und verlieren, und das Bessere für Schlechteres dahin geben. Dann wird dein Wille nicht mehr seyn der heilige Wille dessen, der dich herabsandte!

Zulima wuchs heran, und war schön gebildet, schöner, denn alle Töchter Kirmans; aber sie war auch demüthiger und gehorsamer, denn sie alle; rein im Innersten, wie ein heiliges Feuer, welchem sich der Priester selbst, aus Furcht, es zu entweihen, nicht anders, als mit bedeckten Händen, und halb bedecktem Antlitze genaht. Ihr Vater sollte jetzt in den Geheimnissen der Parsen-Religion sie unterrichten. Damit sie Gebetsformeln und Ceremonien verstünde, war es unvermeidlich, daſs er dem Mädchen die Namen der Amschaspands, Izeds und Dews auslegte, von den vier Himmelsvögeln, von dem goldglänzenden Hom, und dem merkwürdigen Stier erzählte, woraus im Anfang alles hervorging, was auf Erden lebt und wächst, u. s. w. Nessir verehrte diese Bilder, als Bilder voll hohen Sinnes; aber konnte und durfte er dieselben seiner Tochter eben so vorstellen? Konnte und durfte er auf der andern Seite das arglose Geschöpf berücken, welches, noch in keiner Sylbe von ihm getäuscht, auf sein Wort alles annahm, oder verwarf? Zulima's Glaube an die erste Quelle des Lichts und der Heiligkeit, an den Schöpfer aller Wesen, der sie untereinander und mit sich vereinigen will, an die Belohnung des Guten in dieser und in der zukünftigen Welt, ihr Glaube hieran war so kindlich, so lauter und fest, und beseligend, daſs, ihn mit Fabeln zu beschweren, doppelte Sünde schien. Dennoch muſste Zulima durch solche

Fabeln hindurch, wollte sie ein Glied des Parsen Geschlechts werden. Nessir jammerte, wünschte dem gemeinen Vortrage der heiligen Wahrheit mehr Einfalt, wünschte das umsonst, und verzweifelte schon einen Ausweg zu finden, als eine fremde Hand den unauflöslichen Knoten gewaltsam entzweyschnitt.

Aus deinem süſsen Schooſs, so fällt mir's doch noch ein,
Wie oft ich lustig hab' in deiner Fluth geschwommen,
Mir träumet ofte noch, als sollt' ich um dich seyn.
Jetzt wollt' ich mir erst Lust, und dir Ergötzung schaffen,
Indem ich nach der Kunst, die mich und dich erhebt,
Ein unerhörtes Lied, nicht von Gendivus Waffen,
Vor dem du nun, Gottlob! jetzund hast ausgebebt,
Ein Lied von stiller Ruh' und sanftem Leben spielte,
Wie unser Maro jetzt bey seinem Bober thut;
Ein Lied, das Himmel hätt', und etwas solches fühlte,
Das nach der Gottheit schmeck' und rege Muth und Blut;
Als ich denn pflag zu thun vor ſieben halben Jahren, —
Wo ist denn jetzo nun die liebe schöne Zeit? —
Da ich so helle sang bey Philyrenens Paaren,
Daſs sich mein Ton erschwang bis an die Ewigkeit.
Ich sang der Deutschen Ruhm, und ihrer theuren Prinzen,
Bis Mars mich da trieb aus, der Unhold aller Kunst!

Nessir und Zulima.

Zweytes Buch.

Es lebte zu eben dieser Zeit in **Smyrna**, da geboren und erzogen, ein Priester der Griechischen Kirche, Namens **Diodorus**, welcher mit demselben Gefühl an die Apostolische Reinheit der ersten christlichen Gemeinden zurückdachte, womit **Nessir** in **Persien** an den einfältigen Dienst der ältesten **Magier**. Als Jüngling hatte **Diodorus** oft die Quelle des Flusses **Meles** besucht, und die **Ilias** in der Höhle gelesen, wo sie **Homer** gedichtet haben soll*. Nebst dem **Homer** war **Plato** sein Liebling geworden. Aus jenem hatte er Empfindung für Natur, Kenntniſs des Menschen und menschlicher Bedürfnisse geschöpft; aus diesem höhere Begriffe von Geister-Welt, von Gott, und seligem Daseyn, durch und in ihm; aus beyden, Wohlgefallen an der Schönheit und

---

*) **Pausanias**, im siebenten Buche.

Ordnung. So war er zu den Wissenschaften seines künftigen Standes übergegangen. Seine Anführer, die Gottesgelehrten zu Smyrna, hielten es für rathsam, bey den heiligen Vätern des ersten und zweyten Jahrhunderts nicht lange zu verweilen; aus den spätern aber mit desto gröſserem Fleiſse die streitigen Sätze der verschiednen Kirchen, insonderheit der Römischen, zu erlernen, und dadurch sich in wehrhaften Stand zu setzen. Diodorus muſste unter ihrer Aufsicht ein gleiches thun. In Kurzem war sein Kopf mit allerhand Systemen, und den dazu gehörigen Kunstwörtern, Erklärungen, Ketzer-Namen u. s. w. angefüllt. Er unterlag dabey den Versuchungen des jugendlichen Alters, in welchem vorzüglich das Wissen aufbläht; so daſs er nach und nach an spitzſindigen Fragen und müſsigem Wortstreite Lust fand. Aber er hatte sein Herz behalten; und wer das hat, für den kommen Stunden, wo er in seinen Busen greift. Diodorus merkte, daſs es in dem seinigen kälter zu werden anfing. Da sah er traurig gen Himmel, und als er wieder um sich blickte, las er an allen Wänden: Wenn ich mit Menschen- und mit Engel-Zungen redete, und hätte der Liebe nicht; und hörte überall die Stimme: Hast du mich lieb, so weide meine Schafe. Bey weiterer Prüfung seiner selbst wurd' er inne, daſs mit der Liebe sein Glaube geschwächt, vieles ihm durch vermeintes Aufklären dunkler geworden war, und er in Absicht des innern Friedens mehr verloren als gewonnen hatte. Nun begann er das neue Testament wieder zu lesen, als ob er nichts wüſste, und die Schriften derer damit zu verbinden, welche zunächst auf die Jünger Jesu folgten.

Diodorus wurde, je vertrauter mit ihnen, desto demüthiger und liebender, und desto milder gegen die so genannten Irrgläubigen. In Absicht dieser brachte insonderheit Justinus der Märtyrer, welcher als Verehrer des Plato, am meisten seine Aufmerksamkeit auf sich zog, ihn auf andere Gedanken. Er las in demselben folgende Stelle: „Ich bitte Gott, daſs man in der Gemeine der Christen mich finde, zu welcher ich von ganzer Seele mich bekenne. Nicht, als ob Plato's Lehre von der christlichen abwiche; sondern, weil sie nicht vollkommen ihr gleich ist, so wenig als die Lehre der Uebrigen, der Stoiker, Dichter, und Geschichtschreiber, von denen jeder, nach dem in ihm wohnenden Funken göttlicher Vernunft, wenn er etwas mit ihr Verwandtes gesehen, etwas Vortreffliches gesagt hat *)". Eben der Justinus

---

*) In seiner zweyten Apologie S. 132. nach der London'schen Ausgabe von Styanus Thirlbius 1722.

behauptet, daſs Christus auch vom Sokrates zum Theil erkannt worden, und daſs alle die, welche unter Griechen und Barbaren, vor oder nach Christo, jener göttlichen Vernunft gemäſs gelebt hätten, oder lebten, obschon der Gottesverachtung beschuldigt, für Christen zu halten wären*). Diese Fingerzeige führten den Diodorus immer weiter, bis er einsah: Ein Theil der Wahrheit sey überall; die ganze Wahrheit nirgend, als in ihm, in welchem alles gewesen, alles ist und seyn wird. Von nun an war seine Hauptbeschäftigung, solche Theile der Wahrheit in den Religions Meinungen der verschiedenen Völker aufzusuchen, und sein vornehmster Wunsch, den Ueberbleibseln der alten Weisheit in Persien und Indien selber nachzuspüren. Ein Kaufmann in Smyrna, sein Freund, welcher rohe Seide und Tapeten aus Persien holte, gab ihm Gelegenheit hierzu. Diodorus reiste mit demselben, und eilte zu den Feuer-Priestern nach Kirman, wo er eben anlangte, als Nessir wegen der Unterweisung seiner Zulima in Sorgen schwebte. Jener und dieser hatten gleiches dringendes Bedürfniſs, fanden einander bald, und lernten bald einander verstehen. Den Parsen dürstete nach Griechischer, wie den Griechen nach Morgenländischer Weisheit. Was jeder wuſste, lehrt' er getreulich seinen Freund; auch besprachen sich beyde über das Allgemeine von Gottesverehrung, Offenbarung und Ceremonien, mit gegenseitiger Offenherzigkeit. Allmählig kamen sie auf das Besondere der Lehre Zoroasters und der Religion Jesu. Diodorus bewunderte in Zend-Avesta die Einbildungskraft, welche das Ganze gedacht, und den Verstand, welcher es geordnet. Er lobte die Reinheit der Sittenlehre und die Art, wie den Augen des Volkes so auffallend sichtbar die groſse Kette gezeigt worden von Gott bis zum Menschen, vom Menschen bis zum Baum und zum Senfkorn, und in dieser Kette der genaue Zusammenhang aller Glieder, und die Pflicht jedes vernünftigen Wesens, an der Fortdauer derselben zu arbeiten, mitzuwirken mit dem Schöpfer und Erhalter. Vorzüglich gefiel ihm das System von künftiger Wiederkehr des abgefallenen Ahriman und seiner Gehülfen zum Lichte, von der Läuterung böser Seelen, von der Zeit, wo jedes Verderben aufhören, und die ganze Schöpfung gut und glücklich seyn wird. Du hast mir, sagte Diodorus zu Nessir, keines der Geheimnisse deines Glaubens verhehlt, wie sollt ich dir etwas von den meinigen verhehlen, welche wir Christen nur deswegen

---

*) In der ersten Apologie S. 69. derselben Ausgabe.

Geheimnisse nennen, weil nicht jeglicher sie faſst, da wir sonst öffentlich sie verkündigen allen Völkern? Aber, damit du an unsrer Lehre, die anfänglich den Griechischen Weisen eine Thorheit war, dich nicht ärgerst, muſs ich dich bitten, zuerst über folgende Punkte nachzudenken.

„Das Geschaffene kann nicht alles haben, was der Schöpfer; grobe verwesliche Materie nicht, was ein unsterblicher Geist. Der ewige, unerschaffene Geist, ohne welchen nichts wäre, ist allein vollkommen; in allen Dingen auſser ihm ist nothwendig Mangel an Vollkommenheit, oder Mischung des Guten und Bösen. Diese Nothwendigkeit ist dein Urgrund des Argen, dein Vater der Finsterniſs, Ahriman, nebst den aus ihm gebornen Dews.

„Einer unsrer Philosophen *) stellte Gott unter dem Bilde eines Künstlers vor, der eine gewisse Materie bearbeitet, und von dessen Werke man behaupten kann, das Gute sey Wirkung der Kunst, das Böse Fehler der Materie. Der Philosoph unterschied ferner Endzweck des Künstlers, und Folge der Arbeit. Zum Beyspiel nahm er die Funken, die aus dem Eisen hervorspringen, wenn es geschmiedet wird.

---

*) Maximus Tyrius, ein Platoniker im zweyten Jahrhundert.

„Die Seelen der Menschen kamen rein und gut aus den Händen ihres Gottes; aber als sie mit der Materie sich vereinigten, einen irdischen, sinnlichen Körper empfingen, die Bedürfnisse des Körpers fühlten, solche befriedigten, sinnlich wurden, da entfernten sie sich von dem reinen, heiligen, guten Vater der Geister. **Sinnlichkeit** ist die Gewalt des **Dews** über die Seelen.

„Vom Sinnlichen den Geist abziehen, wer das kann, der bringt ihn der Gemeinschaft mit Gott näher. Wer aber am Sichtbaren genug hat, und Ruhe findet auf Erden, wie soll den nach jener Gemeinschaft verlangen? Du rufst ihn zum Lichtreiche **Ormuzds** umsonst. Rufe dennoch; aber thu' ihm keine Gewalt an. Sein Auge würde gen Himmel gerichtet, sein Herz im Staube seyn. **Reinigkeit des Gedankens** ist nimmer in ihm, wenn er betet, weil er die Seligkeit, welche von Gott kömmt, nicht begehrt.

„Ceremonien sind die Pforte, wodurch man vom Sichtbaren zum Unsichtbaren übergeht. Sind deren zu viel, so bleibt man in der Pforte stehen, und vergiſst, wo man hin wollte.

„Wer keinen inneren Sinn hat für die Urquelle des Lebensfeuers, dem ist der heiligste Feuer-Altar weniger, als dem Andächtigen unter Euch ein Küchenfeuer.

„Zoroaster nahte sich dem Könige Gustasp, und erwarb sich dessen Gnade; that ein Wunder an des Königs Pferde, wodurch er ihn zum Glauben an Zend-Avesta bewog; nöthigte durch eben dieses Wunder den Held Espendiar zum Versprechen, das neue Gesetz und den Gesetzgeber zu schützen; lieſs sich, um seine göttliche Sendung zu bekräftigen, geschmolznes Erz auf die Brust gieſsen; schmeichelte dem Brahmen Tschengregatscha, damit dieser seine Lehre billigte; lieſs überall Feuer-Tempel bauen, und schrieb eine Menge gottesdienstlicher Gebräuche vor; zwang durch sein Ansehen zur Verehrung jener Tempel; rächte sich am König von Turan, der ihn nicht für einen Propheten hielt, und stellte zum Besten seiner Religion, durch den ehemals gelinderen Gustasp, ein grausames Blutvergiessen an.

„Wenn nach Zoroaster ein Mann erschienen wäre, heilig im Wandel, und wahrhaftig im Thun, welcher noch eine höhere Weisheit gepredigt, und mit einfältigen Worten, in armseliger Gestalt, von Gott, als seinem Vater, geredet hätte, von dem er gesandt worden sey, und zu dem er zurückkehre; der Mann hätte die Gewaltigen nicht aufgesucht, den Weisen nicht geschmeichelt, sondern sich unter den Einfältigen des Volks wenige Vertraute gewählt, er hätte diejenigen, die keinen himmlischen Sinn gehabt, wenn sie gleich seinen Anhang hätten vermehren wollen, von sich gewiesen; hätte seinem Gotte keinen besondern Tempel errichten lassen, und die Bürde des äuſseren Dienstes erleichtert; keine Wunder gethan, um sich zu verherrlichen, sondern alle, um den Elenden zu helfen; hätte nur Lauterkeit der Seele, Verläugnung des Irdischen, Liebe zum Schöpfer und zu den Geschöpfen, Hoffnung eines ewigen Lebens gepredigt — dann wär' er von den Ruchlosen seiner Zeit ergriffen und getödtet worden; er hätte für seine Feinde gebetet, im Tode noch seinen Freunden ein künftiges Paradies versprochen, und Gott, dem Vater, seine Seele befohlen; wenn ein solcher erschienen wäre, welchem von beyden würdest du mehr vertrauen, Zoroastern, oder ihm?

«Erwäge das,» sagte Diodorus zu Nessir, «während ich nach Indien reise. Wann ich wieder komme, will ich das Uebrige dich lehren.» Mit dieser Versicherung gab er ihm ein Blatt, worauf das tägliche Gebet der Christen stand; und sie schieden wie Brüder von einander.

Diodorus sah mit Ehrfurcht und Wehmuth die Ufer des Ganges, wo Griechen ehemals aus den entferntesten Ländern hinkamen, Weisheit zu holen; wo Brachmanen, welche sichs um diese Weisheit sauer werden lieſsen, ihren

Schülern die härtesten Proben auflegten, und endlich der von ihnen errungene Trost nur ein Geheimniſs für wenige blieb. Zu gleicher Zeit ging alles vor ihm vorüber, was auf dem Erdboden geschehen war, um solchen Trost vom Himmel herabzuleiten; alle die Verirrungen der Vernunft und der Einbildungskraft, die freywilligen Verbannungen und Martern, die Kinderpossen und Frevelthaten, das Aechzen der Rechtschaffenen und die Obergewalt der Betrüger; alles wirkliche und vorgegebene Forschen nach dem, welcher einem jeden so nahe ist, und den meisten so fern dünkt: und Diodorus freute sich des Mittlers zwischen Gott und den Menschen. „O Du, mit deinem Frieden aus der Höhe, mit deinem sanften Joche! du hast es den Unmündigen offenbart. Auch dieses haben ihrer viele gemiſsbraucht, indem sie dazu oder davon gethan; aber vergehen wird es nimmer, und finden wird es, wer sein bedarf." So sprach er in einer seligen Stunde, welche für die Gefahren und Beschwerlichkeiten des langen Weges ihm lohnte. Von dem andern Lohn, den er gehofft hatte, ward' ihm wenig; denn unter dem Volke der Indianer war nichts weiter, als verworrner Nachhall ihrer ehemaligen Lehre, unter den Braminen die unbestechliche Verschwiegenheit, unter den Fa-

Da macht' ich mich belobt bey vielerley Provinzen,
Daſs Lief- und Ruſsland auch mir boten ihre Gunst.
Rubelle, die ich pflag mehr als mich selbst zu lieben,
Rubelle, von Gestalt und Sitten hochbenamt,
Dieselbe hatte mir die Pest auch aufgerieben;
Doch hat sich ihre Frucht in mir sehr reich besamt.
Die weiſse Balthia, um die zu einem Schwane
Zeus jetzt auch würde noch, fing mich mit ihrer Zier.
Nach dieser ward mir hold die lange Roxolane:
Ach, aber, ach wie weit bin ich von beyden hier!
Zwar, es verstattet mir das kaspische Gestade,
Daſs ich um seinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur Zeit zu ihrem schönen Bade,
Auf Urlaub des Hyrkan, manch' asische Siren'.
Ich bin den Nymphen lieb, den weichen Zirkassinnen,
Dieweil ich ihnen fremd und nicht zu häſslich bin;
Und ob einander wir schon nicht verstehen künnen,
So kann ihr Auge doch mich günstig nach sich ziehn.

kirs*) Unwissenheit für Einfalt, Casteyung ohne Selbstverläugnung, und auf einem Lager von Kuhmiste grober Stolz. Die Parsen, die sich hier aufhielten, gaben zu Entdeckungen gleichfalls keinen Anlaſs. Sie wichen nur in Kleinigkeiten von denen in Kirman ab, und besaſsen nicht so viel Gelehrsamkeit, als jene. An einen ihrer Priester, Namens Esedevaster, hatte Diodorus ein Empfehlungsschreiben von Nessir, mit angehängter Bitte, dem Christen nichts zu verheimlichen. Esedevaster war mit Nessir verwandt, und, was Redlichkeit des Herzens betraf, ihm ähnlich; sonst ein gewaltiger Eiferer für das Gesetz, voll Aberglaubens in Absicht der Gebetsformeln und Ceremonien, denen er in gewissen Fällen eigentliche Wunder zutraute. Seiner Meinung nach konnte dieser Ankömmling, der solches Verlangen nach Wahrheit, solche Hochachtung gegen Zend-Avesta, und so tiefen Blick in Zoroasters Geheimnisse verrieth, durch das Anschauen des heiligen Feuers übernatürlich erleuchtet und bekehrt werden. Indessen bewilligte das Gesetz nur einem Geweihten den Zugang zu demselben. Hierüber entstand im Gewissen des Priesters ein heftiger Streit. Endlich aber, weil Eifer, mit Aberglauben gepaart, fast immer aus Liebe zum Gesetze dawider handelt, erbot er sich, dem Diodorus die Feuerkapelle zu zeigen. Er wagte viel, und brauchte alle mögliche Behutsamkeit, daſs niemand von seinem Vorhaben etwas erführe. Dennoch hatte ein anderer Priester, Esedevasters Feind, als die beyden zum Tempel gingen, sie ausgespäht; und kaum traten sie vor das Gitter, um das Feuer anzusehen, so kam ein Haufen gemeiner Parsen, griff sie, und drohte sie zu tödten, wofern der Grieche nicht opferte. *) Diodorus nahm, da sein Begleiter verstummte, das Wort, und sagte: Ich bin nicht gekommen, ihr Mehestans! **) euren Tempel zu entweihen. Jeder Ort, wo man, unter welchem Namen es auch sey, zu Gott betet, ist mir heilig. Euer Gott heiſst Ormuzd, welchen jenes Feuer abbildet, ist Urquell des Lichts in der sichtbaren und unsichtbaren Welt, ist Vater der Seelen, rein und gut, Erforscher des Guten, das kein Auge sieht, und dessen Vergelter in Ewigkeit. Eben das Wesen nenne ich mit einem andern Namen, zünde ihm kein

---

*) Indianischen Mönchen.

---

*) Diese Begebenheit hat etwas ähnliches mit einer von Anquetil. S. Zend-Avesta, Th. I. vorläufige Nachrichten, S. XII f.

**) Schüler Zoroasters.

Feuer an, bring' ihm nicht Weihrauch noch Opfer; aber ich hebe meine Hände täglich zu ihm auf, mit Reinheit des Gedankens, des Wortes, und der That. Wer so die Hände zu ihm aufhebt, der leistet ihm den rechten Dienst: denn unter den Seligen ist sein Name nicht Laut des Mundes; vor seinem Thron ist nicht irdische Flamme, nicht Barsom-Band, noch Hom-Saft, noch Daruns-Brot*), sondern Liebe und Wahrheit; alles ist erleuchtet, erwärmt und lebendig gemacht, und gebunden durch Liebe. Zwar lob' ich euch, daſs ihr den äuſsern Dienst in Ehren haltet, weil der Mensch auf Erden seiner bedarf, auch die verschiedene Weise derselben mehr oder weniger die Vollkommenheit des inneren Dienstes befördert. Ich lob' euch, daſs ihr euren Diuti**) bey seinen Verrichtungen sprechen laſst. Ich thue Ormuzds Willen, denn auch ich wende Fleiſs an, den Willen meines Gottes in den Gebräuchen, die mich an ihn erinnern sollen, zu erkennen und zu erfüllen; so, daſs ich entschlossen bin, eher zu sterben, als hier zu opfern. Aber wäre gleich eure Weise die allein Gottgefällige, so bin ich dennoch gewiſs, daſs, wenn ihr mich tödtet, er meinen Geist aufnimmt; er, welcher in mein Herz ein höheres Wort als in das eure gab; sintemal ihr dem Beleidiger verzeiht, der sich vor euch demüthigt, und ich gelehrt wurde, für meine Verfolger und Mörder zu beten.

---

*) Kleine ungesäuerte Brote zum opfern.

**) Der im Tempel den heiligen Dienst hat.

Diodorus schwieg. Die Parsen standen eine Zeitlang unbeweglich; keiner wollte zuerst antworten, oder etwas beginnen. Darauf murmelten sie unter einander, und entfernten sich mit dem Vorsatze die Weiseren um Rath zu fragen. Esedevaster und der Fremdling gingen heim. Jener kannte das Volk; deswegen ermahnte er seinen Gastfreund, er möchte sich eiligst wegbegeben, aber nicht durch Kirman zurückkehren, weil das Gerücht ihres Vorfalls in Kurzem dahin erschallen würde. Kaum eine Stunde war Diodorus von dannen, so hatten die Parsen Esedevaster aus seiner Wohnung gerissen, und ihn des Priesterthums entsetzt.

Es währte dieses Mahl länger als gewöhnlich, bis die Priester in Kirman aus Indien Nachricht empfingen. Nessir wartete voll Sehnsucht auf die Wiederkunft des Christen, wie man in der Morgendämmerung Tages-Anbruch erwartet. Ein herrlicher Tag war es, der ihm in die Seele schimmerte; aber in Klarheit aufgehen konnte derselbe ohne Diodorus nicht.

Oft wollte Nessir die einzelnen Züge von dem Manne, welchen jener Zoroastern entgegen gestellt hatte, zu einem Ganzen vereinigen; umsonst! Ihm ahndete nur; und je tröstlicher die Ahndung, desto inbrünstiger sein Verlangen! Diodorus kam nicht. Auf einmal breitete sich in Kirman die Geschichte von ihm aus mit dem Zusatze, daſs Nessir ihn empfohlen und gebeten hätte, dem Griechen nichts zu verheimlichen. Nessir erschrack; denn weil seine Landesleute den Indianern an Gesetzes-Eifer nicht weichen wollten, so war eine schmähliche Verbannung ihm gewiſs. Er that das einzige, was ihm übrig blieb, verkaufte sein Erbtheil an einen Vertrauten, faſste Zulima bey der Hand, und floh.

Nessir und Zulima.

Drittes Buch.

Wer, in einer Hütte geboren und erzogen, sich von Kind an, wie die Seele in den Körper, hineingepaſst hat, daran gebaut und gebessert, darin gearbeitet und geruht, selber Holz auf den Heerd gelegt und Oel auf die Lampe gegossen, der liebt die Hütte und alles was darin ist; und muſs er mit einer andern, auch mit einer bessern sie vertauschen, so trauert er, und wünscht sich in jene zurück. Wer aber, von Haus und Hof getrieben, dasteht, kein Obdach, keinen Winkel mehr hat, der ihm zugehört, ein solcher sieht gen Himmel. Nessir wuſste längst, daſs er auf Erden nicht daheim war; dennoch dünkt' er sich näher dem Himmel, als er kein Feuer mehr auf eigenem Heerde anzünden konnte, und von allen seinen Bäumen und Büschen nichts mitnahm, als einen Dornstab. Im Weggehen sah er nach dem Berge, wo sein Vater, von der Morgensonne bestrahlt, ihn zum Priester geweiht; dann auf den Ort hin, wo die Abendsonne des Sterbenden Angesicht verklärt hatte. Wir sehen uns wieder, sagte Nessir, mit der Gewiſsheit, mit welcher man zu sagen pflegt: Bis Morgen! Zulima nur, die gelassen neben ihm ging, das sechszehnjährige, blühende Mädchen zerriſs ihm das Herz. Wenn ihr Auge dem seinen begegnete, dann konnt' er sich nicht enthalten, seine Flucht wie ein Werk des neidischen Ahriman zu betrachten. O hätt' er den gekannt, den er suchte, den Armen, Verlaſsnen, welcher sprach, Sehet die Lilien, sehet die Vögel unter dem Himmel an! Kein Sperling fällt auf die Erde ohne den Willen meines Vaters, und auf eurem Haupte sind die Haare gezählt! Nessir hoffte ihn da zu finden, wo er seinen Weg hin nahm; denn er wollte nach Georgien, in ein christliches Land, welches schon zu der Zeit alle Religionen duldete.

Vier Tagereisen hatte Zulima so glücklich überstanden, daſs sie gegen alles Ungemach, durch Liebe und Gehorsam nicht bloſs gestärkt, sondern abgehärtet schien; aber am fünften Morgen wurde gleich nach Sonnen-Aufgang die Luft brennend heiſs, der Boden glühte, und ihre Kräfte verzehrten sich, wie der Thau an den Blättern umher. Meine Tochter! sagte Nessir: Vielleicht entdecken wir auf jenem Hügel eine

Herberge*), die wir bald erreichen können; da wollen wir diesen Tag über rasten. Sie kamen auf die Spitze des Hügels, und sahen vor sich eine groſse versengte Wüste, ohne Baum und Quell, mit einem einzelnen, weit entlegnen Gehölze. Was Nessir empfand, hätt' ein andrer in lautem Jammergeschrey von sich gerufen. Er verschloſs es in seiner Brust. Auch Zulima schwieg, indem sie mit halb erloschnem Blick, als wäre noch Trost darin, ihren Vater anlachte. Nessir betete leise zu Ormuzd: Ich habe sie vom Schooſs ihrer Mutter genommen, da sie geboren ward, und dir sie geweiht, und dir vertraut, daſs du sie bewahren würdest, wie du aller Geschöpfe dich annimmst in Frost und Hitze. Nun aber soll sie, die nichts gesündigt hat, verschmachten in dieser Wüste! Heiliger, herrlicher König! wenn du Macht hast, zu walten in deiner Schöpfung, und zu beschirmen die reinen Seelen in ihr; o so zerschmettre den Erzfeind Ahriman, welcher die Quellen austrocknet, die Bäume anhaucht, daſs sie verdorren, und Grausamkeit erweist an deinen Lieblingen. Ueberfluſs ist für den Gerechten, der rein ist: Ach! und Zulima wird dahin sterben, weil sie vergebens um einen Tropfen Wasser fleht!

---

*) Caravanserai. S. Chardins Reisen. Th. II.

Die Noth, welche Nessirn dieses Gebet auspreſste, die härteste worin er jemals gewesen war, lieſs ihm nicht Freyheit des Geistes genug, um den ganzen Inbegriff seiner Worte; sammt den Folgerungen daraus, zu erwägen. Langsam ging er mit Zulima den Hügel hinunter, auf den einzelnen Wald zu, der an ihrer Straſse lag. Bey jedem Schritte fürchtete sie, ohnmächtig niederzusinken. Er starrte, wie das letzte Mittel zur Rettung, ein kleines Gewölk an, das über dem Walde aufstieg, und zu welchem mehrere Wolken sich sammelten. Unmerklich bewegte sichs fort. Endlich kam es näher, und mit ihm ein sachtes Wehen durch die Wüste. Je näher die Wolken, je schneller. Nicht lange, so hatten sie die Sonne bedeckt, und ein kühler Wind erfrischte die Luft. Zulima richtete sich auf, wie eine getränkte Blume. Welch ein Anblick für Nessir' Beyde verfolgten muthig ihren Weg, und waren drey Stunden vor Mittag im Schatten des Gehölzes.

Am Eingang desselben lechzte noch das Gras, und gelbliche Blätter hingen matt an dürren Zweigen; aber weiter hinein wurd' es lustig und grün. Verschiedene Bäche kreuzten sich da, und durchwässerten den Boden, welcher mehrentheils Dattelbäume trug, worunter die beyden Wanderer sich lagerten, und bey Datteln und Quell-Wasser, das nach dem Genusse jener Früchte besonders lieblich ist, den gütigen Ormuzd priesen, der in der Wüste ihnen solch ein Ruhebett und solch ein Mahl bereitet hatte. Unterdessen flog ein Vogel über sie her, einem nahen Baume zu, seine Jungen dort zu füttern. Am Fuſse des Baumes hatten Ameisen ihr Nest. Der Parse dacht' an gewisse Worte des christlichen Priesters zurück: wie dieser behauptete: Ein und eben derselbe Gott habe die Lerche in den Kornfeldern, und die Raupe an Blüthenästen, Schaf und Tieger, Heuschrecken, Bienen und Ameisen geschaffen, damit ein jegliches in seiner Art seines Lebens sich freue. So komme Frühling und Winter, Regen und Dürre von Einem und eben demselben, welcher denen, die ihn lieben, auch den Nackenden und Hungrigen, alles zum Besten dienen lasse. Zugleich erinnerte sich Nessir des Gebets, das er selbst vor wenigen Stunden auf dem Hügel gesprochen hatte, und fuhr darüber zusammen, als hätt' er eine Lästerung gesagt. Dennoch war es im Geiste seiner Religion. Nun verglich er mit dem seinigen das Gebet der Christen, und sank in tiefe Schwermuth. Zulima ängstete sich, ohne fragen zu dürfen; bald aber sah er mit Augen voll himmlischen Trostes sie an: O Zulima! kein böser Gott

Was aber soll ich so und auf der Flucht nur lieben?
Kupido wird durch nichts als Stätigkeit vergnügt.
Was den zu loben scheint, das macht ihm nur Betrüben,
Der allzeit Alles hat, und niemals Nichts doch kriegt.
Ich stürbe mir's denn ab: so hoff' ich's zu erleben,
Daſs, wenn ich diesen Lauf zu Ende habe bracht,
Ich dir den ersten Kuſs, o Landsmannin, will geben:
Was ferner kann geschehn, das lass' ich ungedacht.

hat das Gras auf dem Wege versengt, auf welchem wir zu diesen Früchten und zu diesen Bächen gelangten, hieher, wo Vögel ihre Jungen versorgen. Auch hat kein böser Gott uns von unsrer Heimath entfernt. Wie dein Vater dich mit aller seiner Liebe durch eine brennende Wüste geführt hat in kühle Schatten, so der Vater der Menschen seine Freunde.

Mitten in der Rede wurde Nessir unterbrochen; denn er hörte Männer- und Weiber-Stimmen, die sich näherten, und sprang auf. Es waren arme Bauersleute; sie wohnten jenseit des Waldes, und suchten hier Schutz vor der Hitze, und Datteln zur Nahrung. Einige davon gehörten zu einer benachbarten Herberge, welcher sie frisches Wasser, Milch, Reis und andere Bedürfnisse lieferten *). Diese baten die Fremdlinge, mit ihnen dahin zu gehen, weil es Abend wurde, und ein furchtbares Gewitter am Himmel stand. Nessir und Zulima folgten ihnen. Kaum waren sie unter Dach, so erhob sich ein Sturm und trieb das Gewitter herbey. Es kam aus Süd-Ost, in schwarzen Wolken, die sich heulend über einander wälzten, und, so weit man sehen konnte, sich ausdehnten. Nur in Westen blieb es still und klar.

---

*) S. Chardins Reisen, an mehreren Orten.

Während des Donners behielt die untergehende Sonne ihren vollen Glanz, und sandte durch die blaue Luft noch ihren letzten Wiederschein den vorüberziehenden schwarzen Wolken, deren Saum sie vergoldete. Nessirn bebte das Herz vor Entzücken. Er fiel nieder vor dem Einzigen, der mit seiner Abendsonne seine Gewitter-Nacht erleuchtet; mächtig ist, zu walten in jedem Winkel der Schöpfung, und zu beschirmen die reinen Seelen in ihr.

Sobald der Tag wieder graute, zogen die Fremdlinge weiter. Sie reisten von nun an langsamer, nicht anders, als in der Morgen- und Abend-Kühle. Ihr Weg ging fürs erste nach der Stadt Chiras*).

Ehe sie die Stadt erreichten, verirrte sich Nessir im Gebirge, und gerieth auf eine Straſse, welche zwischen hohen Felsen in kleinere sich theilte, so daſs zur Rechten und Linken, auf- und abwärts verschiedene Gänge führten, worunter es ihm mit einiger Sicherheit zu wählen unmöglich war. Auf Gerathewohl nahm er denjenigen, der ihm für seine Tochter am bequemsten schien. Er tröstete sich mit dem Andenken an die Wüste, und beyde wanderten ohne Kummer; obgleich über ihnen die hangenden

---

*) Oder Shiras.

Felsen immer näher sich zusammenthaten, bis sie zur Pforte sich wölbten. Nessir und Zulima gingen hindurch. Auf Einmal öffnete sich ihnen ein herrlicher Schauplatz. Ein halber Zirkel von nackten Bergen und von Klippen, deren viele senkrecht, wie Säulen, da standen, umschloſs einen verwilderten Lustgarten, voll ungeheurer Cypressen und Ahorne. Die ältesten dieser Bäume lieſsen von drey Männern mit ausgebreiteten Armen sich nicht umschlingen, und bis an ihre Spitze langte kein Bogenschuſs *). Der Garten selber hatte vier Erhöhungen; auf jeder einen Teich, mit kostbarem Marmor eingefaſst; auf der obersten lagen Trümmer eines Tempels Vor plötzlichem Erstaunen blieben unsre Wandrer, ohne einen Schritt weiter zu thun, in der Oeffnung des Gewölbes, und überschauten das Ganze. Nun wollten sie hin, und die Herrlichkeiten einzeln betrachten; da bemerkte Nessir an der Felsen-Wand neben sich eine ausgehauene weibliche Figur mit Wage und Schwert. Gegenüber war eine ähnliche mit Zepter und Apfel. Zulima fragte nach beyder Bedeutung, und als sie hörte, jene sey die Gerechtigkeit, hatte sie eine kindliche Freude, in ein Land zu kommen, wo man ihren Vater gewiſs nicht verbannen würde. Gu-

---

*) Chardin.

tes Mädchen! sagte Nessir: Mir ist erzählt worden, daſs ein Volk, welches Künste liebt, gemeiniglich mit seinen Tugenden umgeht, wie mit seinen Helden, von denen es die mehrsten Bilder machen soll, wenn sie gestorben sind. Die zweyte, fuhr Nessir fort, könnte, nach dem, was mich Diodorus gelehrt hat, das Glück vorstellen; denn in ihren Händen ist Oberherrschaft und Preis der Schönheit; und jene bringt, so wie diese, alle Güter der Erde mit sich. Die Griechen hielten das Glück für eine willkührlich handelnde Göttin, weil mancher den Zepter erhält, dem wohl eher mein Knotenstab gebührte, und manche Schönheit, welche den Preis nicht sucht, und eben deswegen am vorzüglichsten ihn verdient, seiner entbehren muſs. O Zulima! könntest du jemals ihn suchen in der neuen Welt, die sich vor dir aufthun, und wo so vieles dich blenden wird — könntest du es, so wärest du besser verschmachtet in der Einöde. O Zulima! denk' an unsere arme Hütte, an meine Liebe gegen dich, an deine Freuden; und was nicht mit solcher Liebe solche Freuden dir giebt, das stoſse von dir!

Noch verstand das unschuldige Mädchen diese Worte nicht völlig; aber ihr Vater wuſste, sie würde sich derselben erinnern, und sie verstehen, sobald es ihr Noth thäte.

Als beyde den Felsengang verlieſsen, war die Sonne fast hinter den Bergen, der Mond am Himmel, und Luft und Licht eben so, wie an dem Abend, an welchem Arast seine grünen Bäume zum letzten Mal sah. Nessir verbarg, was in ihm vorging; er wollte Zulima nicht traurig machen. Dennoch hörte sie etwas im Ton seiner Stimme, das ihr Innerstes bewegte. Das Gespräch wurde leiser und abgebrochener. So durchwandelten sie den Garten, und kamen schweigend an die Trümmer des Tempels. Dieser, ganz von Marmor, war vermuthlich das Werk eines Schülers des Telephanes aus Phocis*), und für einen Griechen aus dem Gefolge des Macedonischen Eroberers verfertigt worden. Er hatte vier Säulen gehabt. Zwey derselben standen noch, eine gegen Süden, die andre gegen Norden; zwey lagen auf dem Boden, ziemlich unversehrt. An jeglicher erkannte man eine Figur in halb erhobner Arbeit. An der ersten eine Pallas mit Helm, Schild und Lanze; an der zweyten eine Göttin mit unbedecktem Haupte, Panzer und Waffen zu ihren Füſsen, die einen Oelzweig in der Linken hielt, in der Rechten eine zur Erde gekehrte Fackel, um die Rüstung zu verbrennen. Die Bilder an den liegenden Säulen waren Apollo mit der Leyer, und ein Weib mit halb offener Brust und einem Horn voll Blumen. In der Mitte des Tempels erhob sich ein runder Griechischer Altar. Nessir glaubte, das System seines Freundes Diodorus hier versinnlicht zu sehen. Krieg und Frieden, das ist, immerwährendes Leben; Wirken der Kräfte in, durch, mit, und wider einander; Auflösung, und neue Vereinigung; unaufhörliches Schaffen! Ueberfluſs, wenn es einem genügt an den Gaben der Natur; Harmonie im Ganzen, und Miſstöne, zur Verstärkung des Wohllauts; überall Schweben des Urgeistes, Zeugen, Ernähren, Ordnen, Ruhe zum Kampf, und Kampf zur besseren Ruhe; Tod zur Auferstehung und zur dauernden Seligkeit. Ueberall Gott und Gottesverehrung unter mancherley Bildern und Namen!

---

*) Welcher, nach Persien berufen, für den Darius und Xerxes gearbeitet hat. S. Naturgeschichte des Plinius, B. 34 C. 8.

Zulima blickte mit einiger Verlegenheit nach dem Berge, hinter welchem nun die Sonne vollends verschwunden war, und wies ihrem Vater den Abendstern. Dieser verstand sie, und da er keinen andern Ausweg aus dem Garten entdeckte, als hinter dem Tempel einen schmalen, durch Felsen gehauenen Gang, so wagte er mit seiner Tochter sich hinein. Ungefähr tausend Schritte waren sie hinauf und hinabgestiegen, als sie nicht weit von sich ein Licht schimmern sahen. Nessir folgte demselben, und kam an die Zelle eines alten Dervisch, der eben sein Gebet verrichtete, gleich aber davon abbrach, und mit demüthiger Gebehrde auf den Fremden zuging. Es wird Nacht, sagte der Alte, und rings umher findest du keine Herberge. Nimm jene zweyte Zelle, die leer ist, ich will meinen Vorrath mit dir theilen, und dich morgen, so frühe du es verlangst, auf die rechte Straſse bringen.

Für den Parsen war es ein wohlthuender Gedanke, von den Händen eines Mohamedaners gespeist zu werden. Nach geendigtem Mahle sagt' er: Liebe Zulima, sey getrost! Alles Volk betet doch einen Gott an, welcher den Müden zu erquicken, und den Verirrten zurecht zu weisen gebeut. Auch der Grieche, dessen Tempel wir sahen, hätte uns seine Thür nicht verschlossen. Ich glaub' es, erwiederte sie: Aber, vergib mein Vater, wie konntest du so lange weilen bey den Götzenbildern und dem Götzenaltar, die uns ein Gräuel sind? Ein Gräuel mit Recht, antwortete Nessir, wegen ihres Miſsbrauchs. Nur hüte dich vor Aberglauben! Nicht das Auge verunreinigt, sondern das Herz. Viele der Unsrigen üben durch die Art, wie sie Feuer, Wasser, Berge, selbst die himmlischen Geister, die Amschaspands und Izeds anrufen, einen gröberen Bilderdienst, entfernen sich mehr vom innern Wesen, als mancher Grieche bey seinen Götzen von Marmor, welche ihm etwas von überirdischer Vollkommenheit, von göttlicher Schönheit und Kraft in körperlicher Hülle darstellten, und der Seele, vermöge des Auges, das Unsichtbare zu empfinden gaben. Jeder Altar, fuhr Nessir fort, ist ein Beweis, daſs Menschen Gott suchten; darum ist keiner mir ein Gräuel. Ueber dieſs halte ich dafür, daſs weder ein metallenes Gefäſs, wie jene in unsern Feuerkapellen, noch ein steinerner Opfertisch, wie der, von welchem du redest, an ihm selber heilig oder unheilig sey. Hätten aber die Griechen auch den ihrigen befleckt, so reinigten ihn Thau und Regen viele Jahrhunderte durch; und wir, liebe Zulima, dürfen uns kein Gewissen daraus machen, auf ihm ein Werk der Liebe und des Gehorsams zu verrichten. So sprach er, und führte seine Tochter zu den Trümmern des Tempels zurück. Man sah jedes Blatt auf den Bäumen und hörte keines. Er trug Zend-Avesta; sie ein Kästchen voll Weihrauch, welches nicht ohne Absicht aus Kirman war mitgenommen worden. Nessir that jetzt, was er thun zu können in dem Augenblicke gewünscht hatte, da, bey seinem Eintritte in den Garten, Sonne und Mond ihn so lebhaft an die Sterbenacht seines Vaters, und an eines von dessen letzten Geboten erinnerten. Nachdem er verdorrtes Gesträuch auf dem Altar zusammengetragen und angezündet, warf er einige Körner Weihrauch in die Flamme, und sprach, mit festerem Glauben als je, drey Mal die Worte: Ueberfluſs und Behescht*) sind für den Gerechten, der rein ist; der Heilige ist rein, der reine und himmlische Werke thut**). Dann redete er zu der Seele Arasts: Heilige Seele, die du mich ermahntest, nie vom Dienste unserer Vorfahren zu weichen! Ich gehorchte dir bis zur Stunde, da ich meine Hütte verlieſs. Siehe! nun gebe ich, was ich zu geben vermag, diesen Weihrauch. Meine Demuth gefalle Ormuzd! Er sende mir einen Strahl von dem Urlichte, zu welchem du vollendet bist!

Wie der Morgen schimmerte, waren Nessir und Zulima, vom Dervisch geleitet, auf der rechten Straſse nach Chiras, und in der Herberge daselbst, ehe die Sonne den Boden völlig erwärmt hatte. Zwey Tage ruhten sie dort. Zur Fortsetzung der Reise erhandelte Nessir ein Maulthier, und Zulima einen Schleyer, nach der Sitte des Landes. So zogen sie weiter, durch die schöne Ebne von Persepolis, und kamen, ohne irgend ein Abenteuer, nach Ispahan. Damals war Ispahan nicht mehr, was es vor Tamerlan gewesen, und noch nicht, was es durch Abas den Groſsen wurde; dennoch mit seinen Pallästen, Bädern, Moscheen, öffentlichen Plätzen, Grabmahlen und Lusthäusern, ansehnlich genug, um dem Mädchen aus Kirman einen Begriff von den Herrlichkeiten der Welt beyzubringen. Sie aber ging unter denselben daher, wie unter den hohen Bäumen des Gartens jenseit Chiras, unversucht, immer getreu der verlornen Hütte.

---

*) Der Theil des Himmels, wo Ormuzd und die Seligen wohnen.

**) Aus Zend-Avesta.

Nessir gesellte sich zu einer Caravane, und reiste mit derselben bis Iirvan; von da wieder mit seiner Tochter allein bis an den Berg, welcher Armenien und Georgien scheidet, und zum Gebirge Taurus gehört. Als sie, am Fuſse des Berges, in einem Flecken zu Mittage aſsen, hielt vor dem Hause, worin sie sich befanden, ein groſser Zug von Kameelen, Pferden und Maulthieren. Es war ein Gesandter des Königs von Carthuel in Georgien, der vom Persischen Hoſe an den seinigen nach Tifflis zurückkehrte. Das Mädchen aus Kirman hatte, weil hier niemand dorgleichen

An Herrn Grahmann.

Astrachan 1638.

(In welchem Gedicht der Verlauf der Reise nach Moskau und Persien meistentheils angeführt wird.)

Gott, Bruder! und denn du, ihr beyde habt's
gethan,
Daſs ich nun wieder wohl zurücke ziehen kann.
Euch geb' ich allen Preis für meine ganze Habe,
Für Leben, Glück und Stand. Euch brech' ich
Palmen abe,
Zünd' Oel und Weihrauch an, und sag' euch
einen Dank,
Der mit der alten Welt fast anfängt einen
Zank,

trug, seinen Schleyer abgelegt, und zog den Blick des Gesandten auf sich. An Wuchs konnte sie nicht leicht von einer Georgianerin übertroffen werden, und was ihr, verglichen mit einer solchen, an Feinheit der Züge und Zartheit der Farbe entging, das ersetzte doppelt die frische Blüthe der Unschuld, ihr Auge voll Liebe, ihre jungfräuliche Stirn, der Mund, dem man es ansah, daſs er nie zu einer Lüge sich aufthat, und ein über ihre ganze Gestalt ausgegossenes, ich möchte sagen, heiliges Wesen, welches dem Unreinen Zunder für die Wollust, dem Reinen Ahnung des Himmels gab. Sizi, so hieſs der Ankömmling, erbot sich, Vater und Tochter in seinem Gefolge mit nach Tifflis zu nehmen, und befahl, zwey seiner besten Pferde für sie zu bereiten. Dieses Anerbieten, auf die Art, wie es geschah, litt keine Weigerung. Nessir und Zulima reisten also mit ihren neuen Gefährten über den Berg. Jenseits, am Ufer des Flusses Acalstapha, welcher vor dem Flecken Dilyian vorbeyflieſst, entdeckte Nessir auf einem rohen Steine folgende Griechische Inschrift: Euphrates und Parmenio, beyde aus Macedonien, flohen nicht vor dem Tode. Sie verlieſsen nur den Zerstörer von Persepolis. Für den Parsen, dessen Volk den Alexander, wie jeden Eroberer verabscheut, war diese Inschrift das Merkwürdigste auf dem ganzen Weg von hier bis Tifflis, wo er, gestärkt im Vertrauen auf Ormuzd, anlangte, in der festen Hoffnung, jetzt am Ziele seiner Wanderschaft zu seyn.

Aber die Prüfung war noch nicht zu Ende. Gleich am zweyten Abend nach seiner Ankunft wurde Nessir von einem aus dem Gefolge des Sizi aufgesucht; der rief ihn bey Seite, und sprach: Guter Alter! gewiſs hat die Ungerechtigkeit der Menschen dich aus deiner Wohnung vertrieben, wie meinen Vater einst aus der seinigen, als er mit meiner Schwester und mir aus Circassien hierher flüchtete. Zum Lohn für die treuen Dienste, die er hier einem Grossen des Reichs geleistet hatte, nahm dieser mit Gewalt meine Schwester, welche schön war, und sandte sie als Geschenk an einen Minister des Persischen Königs, um sich in einer Hof-Angelegenheit denselben günstig zu machen. Mein Vater starb darüber vor Gram. Damit auch du nicht vor Gram sterbest in der Fremde, komme ich dich zu warnen; denn ich weiſs, daſs Sizi mit dem Fürsten von deiner Tochter geredet, und der Fürst ihm versprochen hat, sie zu sehen. Geschieht es, so ist deine Zulima dahin! Mache dich auf, eh' es Morgen wird, und fliehe nach Shirvan*), und zeuch bis an den Caucasus; da wirst du, nicht weit von Derbent**), gastfreye Leute finden, welche dich aufnehmen.

Der arme Nessir that also. Er zog mit seiner Tochter nach Shirvan, bis an den Caucasus. Am Fuſse desselben gerieth er, nach vielen beschwerlichen Tagen, in der Abenddämmerung, auf einem waldigten Hügel in die Irre. Zulima konnte ihre Thränen nicht zurückhalten; es war seit dem Abschied von Kirman das erste Mal. Ihr Vater blickte sie an, als wollte sein Herz brechen, und von ihr hinauf, durch die Wipfel der in einander geflochtenen Bäume, zu den kommenden Sternen. „O Diodorus! daſs du nicht Alles mir sagtest! nicht alles von deinem Glauben an die erbarmende Seele dessen, welcher durch Leiden einging zur Herrlichkeit!“ Während dieser Klage hörte Nessir plötzlich, er wuſste nicht, ob den Gesang eines Vogels, oder den Ton eines Instruments? Noch hatte ihm kein Vogel so gesungen, kein Instrument so getönt*). Er eilte darauf zu, arbeitete sich durch kleines Gesträuch um den Hügel herum, und kam auf den jenseitigen grasigten Abhang desselben, wo ein Mann neben seiner Hütte, an den Stumpfen eines Baums gelehnt, auf einer doppelten Flöte blies. Als die Fremdlinge dem Manne sich näherten, nahm er die Flöte vom Munde, ging ihnen entgegen, und nöthigte sie, bey ihm zu herbergen. Die Hütte war schlecht, aber reinlich; niemand darin, als ein Mädchen, ungefähr in gleichem Alter mit Zulima. Der Wirth hing seine Flöte neben ein kleines hölzernes Kreuz, um welches sich eine Krone von Dornen wand, redete freundlich mit den Gästen, und setzte ihnen vor, was er hatte. Am folgenden Tage bat er sie, noch zu bleiben; am dritten wieder; am vierten muſste Nessir mit ihm auf den nächst angränzenden Hügel steigen, auf dessen Spitze eine Säule errichtet, und mit alt-Persischen Worten beschrieben war, folgenden Inhalts: Parmenio, der Macedonier, brachte zuerst die Flöte hierher zu den Festen der Mond-Göttin**). Ehret unter diesem Stein das

---

*) Das Albanien der Alten. Es stöſst an Georgien.

**) Am Caspischen Meer, der Gränz-Ort zwischen Dagestan und Shirvan.

---

*) Die Parsen brauchen zu ihrer Musik Trommeln von Thon oder Holz, kreischende metallene Flöten und Klapper-Bleche.

**) Strabo's Erdbeschreibung. Bd. II.

Grab des Fremdlings, und nehmt zu seinem Andenken den Wanderer auf. Nessir erinnerte sich der Inschrift am Flusse bey Dilyan, und sein Führer sagte zu ihm: Wir beten längst keine Mond-Göttin mehr an; ich und meine Nachbarn sind Christen, die übrigen im Lande gröſstentheils Mohamedaner: dennoch hat in unserm Bezirke, seit der Zerstörung von Persepolis, - mit der Flöte die Gastfreyheit sich erhalten, ohne Rücksicht auf Vaterstadt oder Glauben. Nirgend kannst du sicherer seyn, als hier. Ueberdieſs verlangt dieser Boden wenig Wartung, und bringt alles im Ueberfluſs. Du siehst, wie die Weinstöcke sich an den Bäumen wild in die Höhe schlängeln. Gefällt es dir, so schlage deine Hütte neben der meinigen auf, und baue den Acker, den ich von einem Herrn in Derbent zur Lehn trage; denn ich werde alt, und habe genug an der Viehzucht. Wir sind beyde ohne Weib, unsere Kinder lieben einander. Laſs sie Schwestern, uns Brüder werden, und den, welcher seinen Freund überlebt, für dessen Tochter sorgen.

Nessir fiel dem gutherzigen Ibben, dieſs war der Name seines Führers, um den Hals. Auf dem Rückwege bestimmten sie den Platz, wo Nessir bauen sollte, und Zulima freute sich, bey ihrer Gespielin Fatme zu wohnen.

Der Parse hatte so oft mit Blicken, die etwas besseres als Neugier verriethen, auf das Kreuz hingesehen, daſs Ibben es für Sünde hielt, ihm die Bedeutung desselben länger zu verschweigen. Aber ach! wie verschieden war sein Christus im Dornen-Kranze von dem heiligen, leidenden Manne des Diodorus! An Ibben lag die Schuld nicht. Er hatte mit einfältiger Treue gelernt, was man ihn gelehrt; gehalten, was ihm die Priester befohlen, nach seinem Gewissen gethan, und Gegenwärtiges und Zukünftiges Gott anheim gestellt. Aber der Geist des Christenthums war in Georgien und den benachbarten Ländern, wenn er jemals da gewesen, gänzlich verloren gegangen. Einige Kirchen-Gebräuche: Wachslichter, vor Bildern angezündet; Stundenlange Gebete, und strenges Fasten: hierin bestand ihre ganze Religion*). Kein Schatten, von der Hoheit desjenigen, der, ehe die Völker vor ihm knieten, seinen Jüngern die Füſse wusch! Kein Funke seiner Liebe, kein Tropfen seines Trostes; nichts von dem himmlischen Sinn, welcher nur Eines bedarf, und der Welt das ihrige läſst; noch von der Zuversicht, womit seit mehr als tausend Jahren unzählige der Weisen und der Einfältigen auf den Namen eines Gekreuzigten dahin starben!

---

*) Die Unwissenheit dieser Leute ist so groſs, daſs sie die Römisch-Katholischen Missionarien nicht für ächte Christen halten, weil dieselben nicht eben so fasten, wie sie. Ihre Priester berauschen sich bey jeder Gelegenheit, und haben junge Sclavinnen, ohne daſs jemand Aergerniſs daran nimmt. S. Chardin's Reisen, im zweyten Theil,

Also fand Nessir eine Stätte der Ruhe; den Frieden aber, dessen sein Herz bedurfte, fand er nicht. Jedoch ahnete ihm, daſs er bald dazu gelangen, daſs bald in Erfüllung gehen würde, was er einst in Kirman gewünscht: sein Ende möchte seyn, wie das Ende seines Vaters.

Unterdessen wurden die beyden Mädchen immer vertrauter. Fatme, ein argloses, frohes, liebendes Geschöpf, ehrte Zulima, gleich einem Wesen höherer Art. Zu demüthig, um ihr nacheifern zu wollen, that sie nur, was ihre Freundin billigte. Wo Zulima war, glaubte sie, nicht sündigen zu können. Diese wiederum fühlte neues Leben in sich, wenn Fatme, das Kind der Natur, in Gottes Welt hineinlachte, so unbesorgt, als wäre weit und breit kein Leiden darin. Beyde gingen eines Tages an einen von Hügeln umschlossenen, rings mit Büschen bewachsenen Teich, und badeten sich. Als sie eben im Wasser waren, hörten sie am jenseitigen Ufer etwas rauschen, und sahen einen Jüngling vom Hügel herab, mit einem Bogen in der Hand, auf sie zueilen. Sie sprangen aus dem Teiche, warfen ihre Kleider um, und kamen glücklich in ihre Hütte. Das ist Mehru aus Derbent, sagte Ibben, mein Lehnsherr, welcher ein Landhaus in unsrer Nachbarschaft hat, und in den hiesigen Wäldern zu jagen pflegt; ein Christ, wie ich; ehemals fromm, ohne Tadel; aber jetzt völlig in der Gewalt einer jungen leichtsinnigen Sclavin aus Georgien, die nach und nach alles Gute an ihm verderben wird. Zu fürchten hast du indessen nichts, liebe Zulima; denn noch hat er unter meinem Dache mir keinen Strohhalm weggenommen, obwohl er es gedurft, indem er in dieser Gegend über seiner Vasallen Ehre, Gut und Blut unumschränkter Herr ist. Nur hüte dich vor jenem Teich, und bleibe in der Nähe von unsrer Wohnung.

Ein Christ? dachte Nessir. Ein christliches Land? In ihren Häusern das Bild des Kreuzes mit Dornen, und weit um sie herum auch das Reinste nicht vor ihrer wollüstigen Begierde sicher? Und sie rühmen sich, Eines Geschlechts, Kinder Eines Vaters zu seyn, da vor dem Mächtigen der Schwache flieht, wie das Wild vor dem Jäger, und dem Groſsen Recht ist, was dem Wallfisch im Merr, die Kleineren zu verschlingen? Wie viel besser und heiliger meine Brüder in Kirman! Selbst die Anhänger Mohameds*), wie viel gerechter, denn diese! Gott! kann ich meine Zulima nicht schützen, o so rufe mich weg von der Erde, und bring' ihre Seele dereinst unbefleckt wieder zu mir!

Abermals war die untergehende Sonne mit dem Monde zugleich am Himmel: da saſs Zulima neben Fatmen in der Wiese und erzählte ihr von dem Garten jenseits Chiras, von den Götzenbildern, und dem Griechischen Altar. Kommt! sagte Ibben, wir wollen Nessirn entgegen; und er führte sie nach dem Hügel, auf welchem der Parse gewöhnlich sein Abend-Gebet verrichtete. Hinauf stiegen sie nicht, aus Furcht ihn zu stören. Die Sonne schwand; sie warteten vergebens. Nun eilten sie auf die Spitze; und suchten, und fanden ihn, daſs er da lag, wie ein Schlafender; aber kalt, blaſs, ohne Athem, wie einer, den Gott gerufen hat, und der hingefahren ist in Frieden. Zulima schrie laut, und stürzte zu seinen Füssen. Aber ihn weckte keine Stimme der Liebe mehr! Ihre Freundin lag neben ihr. Ibben sah mit gefalteten Händen starr auf die Leiche. So gingen die Sterne über ihnen auf.

---

*) Nessir hatte nur die Persischen Mohamedaner kennen gelernt.

Will länger stehn, als sie. Bis hieher bin ich wilde,
Zu klagen um mein Leid. Hier wird mein' Wehmuth milde,
Der mich fast durch hat bracht, mein' Wehmuth um die Zeit,
Die ich hier bringe hin ganz ohne Nutzbarkeit.
Fort werd' ich Alles mir aus meinem Sinne schlagen;
Ich falle, wo ich mag, es muſs mir doch behagen;
Komm ich denn da und da und dort nicht wieder hin,
So weiſs ich, daſs ich da vorhin gewesen bin.
Ein Weiser fraget nicht, wo, wie und wann er stirbet,
Er weiſs, daſs dieser Leib gleich überall verdirbet;
Ein Tod, der ist es nur, der tausendfältig kömmt,
Und ihrer tausend wohl auf tausend Arten nimmt.
So gilt's ihm auch stets gleich, er hält sich allzeit fertig,
Wird er gefordert auf, so steht er gegenwärtig,
Weiſs, daſs, sobald er hat zu leben hier erkiest,

von beyden die schönste ist! Augenblicklich warf die Georgianerin ab, was sie um und an sich hatte, und stand da, wie vor dem Zeuxis die Griechischen Mädchen, nach denen er seine Helena mahlte. Zulima glaubte vor Scham zu versinken. Sie verbarg das Gesicht in ihrem Schleyer, und als Mehru denselben aufheben wollte, faſste sie Muth; denn sie erinnerte sich der Rede ihres Vaters bey dem Bilde mit Zepter und Apfel. Grausamer! sagte Zulima, wer gab dir Gewalt über mich? Habe ich etwas von dir begehrt? Ich fodere mein Gewand, und will in meine Hütte zurück. Mein Vater flüchtete hierher, weil Christen hier wohnen, weil man unter Christen ihm Sicherheit versprach; und du lässest, mitten in meinem Jammer über seinen Tod, von seinem Grabe mich wegreiſsen. Er aber ist bey Gott, und betet für meine Unschuld. Hörst du mich nicht, so wird ihn Gott hören; und wehe dir!

Bey den letzten Worten zerflossen ihre gen Himmel gerichtete Augen in Thränen. Dareian erhob ein lautes Gelächter; aber Mehru strafte die Buhlerin durch einen Blick voll Verachtung, und ging stillschweigend hinaus.

Ueberall verfolgte ihn das Auge, das weinend zum Himmel flehte, und überall das Lachen der unverschämten Dareian. Er hatte bisher Wollust empfunden, jetzt empfand er Liebe, die erste Liebe, deren Macht so groſs ist, und die, wenn ein heiliges, engelreines Mädchen sie einflöſst, in der Seele des Menschen, um sie zu läutern, Wunder thut.

Zulima bekam ihr eigenes Gemach, welchem Mehru nicht anders, als mit Ehrerbietung sich näherte. Dennoch war es ihm unmöglich, ihre Thränen zu stillen. Endlich sprach er: Vergib, was ich gethan habe! du bist frey; mein Gesinde wartet auf deinen Wink, um dich zu geleiten, wohin du begehrst. Aber, Zulima! du hast nicht umsonst den Namen der Unschuld vor mir ausgesprochen. Ach! wenn du meiner dich erbarmen, und dein Werk vollenden wolltest, nur so lange weilen, bis ich Dareian verabschiedet: Sichrer, als von nun an in meinem Hause warst du in der Hütte deines Vaters nicht. Zulima! deinen Vater selbst rufe ich zum Zeugen an, daſs er, wenn ich lüge, den Zorn Gottes auf mich herab bethe.

Die gute Zulima fühlte, sie wuſste nicht was für ein Mitleiden, das auf eine besondere Art sie ängstete, und ihr wohl that. Morgen, erwiederte sie, will ich antworten.

Indem sie das sagte, standen Maulthiere mit Sänften im inneren Hofe des Pallastes bereit, um Zulima und Dareian, zur Ergötzung in der Abendkühle, an den Fluſs Kur zu bringen; die Mädchen stiegen aus, wo das Ufer am einsamsten, und ein Gehölz voll Singvögel in der Nähe war. Da saſsen sie auf einem hingespreiteten goldnen Teppich, umringt von Mehrus Verschnittnen und Sclaven. Plötzlich kam aus dem Gehölze eine Rotte von Tartaren, welche über die Sclaven herfiel, einige tödtete, die andern in die Flucht schlug, und mit den Mädchen nach Dagestan eilte*). Beyde wurden auf dem Markte zu Tifflis, die Georgianerin an Türken, ihre Mitgeraubte an Armenier verhandelt. Jene schiffte man nach Konstantinopel ein; diese war nach Ispahan bestimmt. Aber Zulima sprach zu den Armeniern: Was denkt ihr mit mir zu gewinnen? Der Gram hat mich abgezehrt, und meine Augen sind durch langes Weinen getrübt. Wollt ihr nach Shirvan mich führen, so weiſs ich Einen, der euch lohnen wird.

Mehru wanderte unterdessen gleich einem Schatten umher, welchem das Bild der Hölle folgt. Kein Wort ging aus seinem Munde; nur daſs er dann und wann, knieend vor dem zurückgelassenen Parsen-Kleide der armen Zulima, wie vor dem Kleide einer Heiligen, die er zu Tode gemartert, ihren Namen, und Vergebung! Vergebung! rief. Aber Vergebung wurde ihm nicht. Hätte er ein Königreich gehabt, er hätte sie damit erkauft. Sein einziger Trost war der von seinen Sclaven zuvor oft miſshandelte Ibben, wenn er an der Pforte des Pallastes gelegen, und gewinselt hatte, um Zulima zu befreyen. Er und Fatme wohnten jetzt im Pallast, und wurden herrlich gehalten; denn für den unglücklichen Mehru blieb diese Vergütung allein übrig. Und sie liebten Zulima.

---

*) Die Tartaren von Dagestan streiſten bis an die Thore von Derbent.

Sechs Monden lang war das Haus, wo Mehru nicht lebte, sondern nur athmete, öde und still, wie ein Grabmahl. Da ertönte, wie Jubel der Auferstehung, ein Freuden-Geschrey. Die Armenier brachten ihre Sclavin.

Ein Jahr nachher zeichnete Raphael im Vatican zu Rom die Bilder, welche mich zur Erzählung dieser Geschichte veranlaſsten; und da nahm der glückliche Mehru vom Schooſse seiner Gemahlin Zulima seinen erstgebornen Sohn, und nannte ihn Nessir.

Der
Tod des Orpheus.

Ein Singspiel in drey Aufzügen.

Personen.

Orpheus.

Euridice, seine Gemahlin.

Deianira, ihre Freundin.

Amedes, ein Greis, ehemaliger Priester in der Stadt Sais in Aegypten.

Gottheiten und Geister der Unterwelt.

Thracische Männer und Weiber.

Die Hauptscene ist in einer Gegend von Thracien.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Wald. Hohe alte Eichen, umwunden mit Epheu. Weiter hinten öffnet sich die Aussicht. Rechter Hand ein Rosengebüsch; neben einem sehr einfachen Tempel des Bacchus, der über dasselbe hervorragt, und nur zum Theil von der Seite gesehen wird. Linker Hand, der Fuſs eines Rebenhügels. Zwischen beyden, ein zum Tempel gehöriger Hain. Ganz in der Ferne, rauhe Gebirge, die sich in den Wolken verlieren.)

Deianira und Amedes.

Deianira.

O gehe nicht vorüber,
Amedes! Siehe, wie verlassen
Ich um die Gattin deines Orpheus klage!
Ihr Grab und dieser Ort
Sind heilig mir in meinen Leiden,

Wie dir; es blühen uns nur beyden
Die Rosen noch am Tempel dort,
Woron Eurydice, voll jugendlicher Freuden,
Die schönsten las, und sie mit frommer Hand
Um den Altar des Bacchus wand;
Die Rosen, ach! die Gift und schnellen Tod
Für meine Freundin bargen, wo die Schlange...
Du kennest jenen Baum!
Da sank die Holde, lag mit blassen Lippen
An meinem Busen, und vermochte kaum,
Ein letztes Lebewohl zu sagen...
Amedes! bleibe!

Amedes.

Deine Klagen
Sind meinem Herzen werth, o Deianira!
Wie du, so trauert keine
Der Weiber Thraciens um sie, nicht Eine
Der jüngeren Gespielen.

Deianira.

Hörtest du,
Wie neben der geliebten Leiche
Sie winselten, wie sie im Jammerschrey,
Durch öde Wälder lieſsen,
Daſs ihnen nach:'Euridice!
Die heulenden Gebirge rieſen?
Ach! aber nicht geschlossen war
Der Aschenkrug, so buhlten ihre Blicke

Schon um den Sänger Orpheus, eifersüchtig,
Als könnte der Getreue je
Für ihre schnöden Reize leben;
Als könnten sie die Göttliche,
Die er verlor, ihm wiedergeben!

Amedes.

Ein leichtes Volk! Es kennet Wollust nur,
Und spricht von Liebe. Dich zu ihm gesellen,
Das kannst du nie. Du wirst auf Erden einsam
Den Frühling kommen und verschwinden sehn,
Umher an Rosenbüschen gehn
Und keine Rose pflücken; immer suchen,
Was du nicht findest... Bey der Freundin Asche!
Mich jammert dein.

Deianira.

Und dennoch wär'
Ich nicht verlassen, wenn ich nur das Antlitz
Des Orpheus sähe, der in Wüsten,
Vielleicht an ferne Meere floh.
Ihn aufzuspüren, hab' ich alle Thäler
Durchirret, jede Felsenspitz' erklommen,
Und nirgend noch sein Klagelied vernommen.
O, sage du mir: wo ist Orpheus? Dir
Verhehlt er nichts, dem Freund und Lehrer,
Dem zweyten Vater, welchen er, als Jüngling,
Im weit entlegenen Aegypten fand,
Der, edelmüthig, Volk und Vaterland,

Die Flur am Nil, der wohlgebauten Sais
Berühmten Tempel, sammt der Priesterwürde,
Dahin gab, seinen Schüler hier zu leiten
Im wilden Thracien, mit ihm die Schaar
Der frechen Männer, als sie den Altar
Durch Menschenblut entweihten,
Zum reinen Dienst der Götter zu bereiten...
Nein! Dir verschwieg er's nicht.

Amedes.

Er that,
Was auch die Besten, wenn sie nur die Stimme
Des Schmerzes hören wollen; sie entziehen
Dem Freunde sich, und fürchten klugen Rath.
Er schwieg.

Deianira.

Du aber, fragst du nicht die Götter
Um sein Geheimniſs? Wessen Seele,
Verwandt mit ihnen, höher strebt,
Und mehr dort oben, als hienieden lebt,
Vor dem bedecket weder Wald noch Höhle
Des Lieblings Flucht.

Amedes.

Was soll ich, Deianira,
Dich täuschen? Ja, ich habe sie gefragt:
Da offenbarte mir ein Traumgesicht
Den Gang des Orpheus.

Er auch schon alt genug zum Tode worden ist.
Kein graues Haar macht alt; vom Geiste muſs es kommen,
Das von der Weisheit wird für Alter angenommen;
So grob hat keiner noch der Rechenkunst gefehlt,
Als der sein Alter nur von seinen Jahren zählt.
Ich habe satt gelebt, dieſs bleibt mir ungestorben,
Was ich durch Fleiſs und Schweiſs mir habe nur erworben:
Den Ruhm der Poesie, die Schlesiens Smaragd *)
Zuallerersten hat in Hochdeutsch aufgebracht.
Ich schwör' es, Vaterland! bey Kindespflicht und Treuen,
Dein Lob ist's, welches mich heiſst keine Mühe scheuen.
Ich könnte ja so wohl, als etwan Jener thut,
Auch um die Ofenbank mir wärmen Blut und Muth,
Nach Wunsche stehn geehrt, mich meines Wesens nähren,
Und meiner Eltern Gut in stiller Lust verzehren,

---

*) Opitz.

Deianira.

Rede!
Wo ist er? Unsre Männer wandern
Ihm nach, die Wildniſs durch; es seufzen
Um ihn die Mädchenchöre; seine Spur
Verrath' ich keinem, störe selber
Ihn nicht auf seiner Trauerbahn.
Von weitem will ich horchen; will ihm nah'n,
Sobald er ruft; sobald er wieder
Sich wendet, mich entfernen,
Und dann in bergenden Gesträuchen
Ihm unsichtbar zur Seite schleichen.
Für meine Liebe, meine Thränen,
Dies Einzige!

Amedes.

Wohlan, so wisse!
Der Klagende ging in die Finsternisse
Des Tartarus hinab.
Das Saitenspiel, das ihm Apollo gab,
Soll Herzen da bezwingen,
Bey denen sonst kein Bitten gilt. Er schwor,
Den theuern Schatten los zu flehen;
Wo nicht, dem unversöhnten Pluto
Zum Opfer sich zu weihn.

Deianira.

Mir schauert ... Ach! wird er's vollbringen?

Amedes.

Den Ausgang sehn allein die Parzen;
Erwart' ihn im Cypressenhain,
Mit dem zufrieden, was von ihrem Willen
Die Untergötter mir enthüllen.

Die Leyer tönt am finstern Thor;
Der Hölle Qualen schweigen.
Er geht, sie folgt, er wird empor
Mit ihr zur Sonne steigen;
Doch wehe, wehe, wenn er nicht
Den guten Göttern glaubet!

Schon dämmert ihm des Tages Licht;
Doch wehe, wenn er zweifelt!
Ein leises Wort, ein halber Blick;
Und weggeschwunden ist sein Glück,
Ist ewig ihm geraubet.

(*Geht ab.*)

Zweyter Auftritt.

Deianira (allein).

Den Schatten los zu flehen?
Zu bändigen die Ungeheuer
Am nachtumhüllten Fluſs,
Der Todesgöttin ewig ſestem Schluſs

Entgegen? Zwar hat seine Leyer
Der Wunder viele schon gethan,
Noch mehr die Rede voller Weisheit.
Bezähmt zu seinen Füſsen sahn
Wir Thraciens empörte Völker liegen,
Die weder Recht noch Sitte band;
Wir sahn vor ihm sich Menschenwürger schmiegen,
Und von der waffenleeren Hand
Des Sängers ihr Gesetz empfangen...
Hat Pluto je der Liebenden Verlangen
Erfüllt, so wird vergebens nicht
Die goldnen Saiten Orpheus rühren;
So wird er im Triumph zurück die Gattin führen.

Ihr Unerbittlichen!
O, darf ich hoffen?
Ist euer Schattenreich
Dem Weisen offen,
Und Klang des Lieder
Noch eure Lust?

Dann kommt Eurydice,
Dann kommt sie wieder
An diese klopfende
Getreue Brust!

(*Geht ab.*)

Dritter Auftritt.

(*Kahle, überhangende Felsen, die in einer gewissen Entfernung anfangen sich zu wölben. Das Gewölbe wird von aufgethürmten Felsenmassen, wie von Pfeilern, unterstützt, und diese verhindern die weitere Aussicht. Tiefe Nacht. Wilde Symphonie, voll Schrecken, Furcht und Verzweiflung.*)

Zwey Chöre hinter der Scene, da wo die Felsen sich wölben; *höllische Geister;* dann *Orpheus* und *eine unsichtbare Gottheit*, die ihm antwortet.

Beyde Chöre hinter der Scene.

Götter! uns Armen
Erbarmen, Erbarmen!

Erstes Chor.

Kurze Rast in unendlicher Noth!

Zweytes Chor.

Tod, ihr Götter, uns! ewigen Tod!

Alle.

Ach! uns Armen
Erbarmen, Erbarmen!

(Höllische Geister mit glühenden Ketten und brennenden Fackeln stürmen hervor, und erleuchten die Nacht. Wilder Tanz während den folgenden Gesängen.)

Eine Stimme hinter der Scene.

O jammert lauter, jammert ins Geheul
Des Sturmes, daſs ich die tausend Flüche
Nicht höre!

Eine andre.

Schweiget, daſs sie hören
Die Flüche!

Eine andre.

Furie, zurück
Mit deiner Fackel! wie sie flammt! ich sehe
Des Volkes rächerischen Blick!

Eine andre.

Die Fackel näher!

Mehrere Stimmen.

Wehe, wehe!
Sie nannten sich Väter; nannten sich Hirten!
Sie spotteten nur der armen Verirrten:
Wehe des Drängers goldnem Stab!

Eine Stimme.

Wohin vor deinen grauen Haaren?
Vergieb, vergieb dem Sohne!

Eine andre.

Lasset ab,
Ihr Kinder!

Eine andre.

Du, in deinen Rosenjahren!
Was folgst du mir, und deutest auf dein Grab
Mit jungfräulichen Thränen?

Eine andre.

Drohe nicht,
O Mutter!

Eine andre.

Kehre weg dein blasses Angesicht
Von dem Verräther!

(Die höllischen Geister entfernen sich.)

Beyde Chöre.

Götter! uns Armen
Erbarmen, Erbarmen!

Erstes Chor.

Kurze Rast in unendlicher Noth!

Zweytes Chor.

Tod, ihr Götter, uns! ewigen Tod!

Alle.

Ach! uns Armen
Erbarmen, Erbarmen!

(Pause. Leyer des Orpheus hinter der Scene, im Vorgrunde. Wilde Symphonie, welche in das Spiel des Orpheus einfällt, dann wieder schweigt, und die Leyer allein tönen läſst, eine Zeitlang mit dieser abwechselt, und allmählig in ein leiseres Klagen übergeht. Die höllischen Geister kehren wieder, und horchen. Orpheus, auf dem Haupt einen Kranz von Pappeln, tritt in einer ruhigen Stellung hervor. Die Geister heben ihre Ketten gegen ihn auf, und schwingen die Fackeln, um den weitern Zugang ihm zu wehren. Sein Spiel wird immer sanfter. Jene bleiben unbeweglich vor ihm stehen, den Blick auf den Boden geheftet; weichen nach und nach zurück, und verschwinden.)

Orpheus, indem er den gewölbten Felsengängen sich nähert.

Ihr, deren Namen zitternd nur
Die Erde nennt! furchtbare Mächte,
Bey denen selbst Olympier den Schwur

Der Götter schwören! Ach! verzeiht, wenn in die Nächte
Des Erebus sich Orpheus wagt.
Nicht frevelhaft, nicht trotzend auf die Stärke
Des Arms, zu thun Alcidens Werke,
Ging er hinab; er fleht, er klagt,
Das Saitenspiel zur Wehr, zur Führerin die Liebe!
Die holde Liebe, nicht verkannt
An diesem Ufer, deren Hand
Auf Gräbern euch Cypressenzweige bringet,
Und im Elysium den Kranz von Myrten schlinget.

(*Eine leise, wehmüthige Musik in der Ferne unterbricht den Gesang, welcher, nach einer kurzen Pause, in einem noch zärtlicheren Tone beginnt.*)

Wenn einst in deiner Unterwelt
Der Nymphe Reiz, Allherrscher, dich entzückte,
Die unbesorgt am Aetna Blumen pflückte;
Wenn noch ihr Lächeln hier die Finsterniſs erhellt,
So jammre dich des treuen Gatten,
So folge mir Eurydice,
Bis ihr die Parze wieder winket,
Hinauf, wo Laub und Gras den Thau des Himmels trinket,
Am quellenreichen Rhodope!
Geliehen ist sie doch; ihr Götter, nur geliehen;
Was unterm Monde lebt, wie kann es euch entfliehen?

O, ihr kennt der Liebe Sehnen:
Gebt sie, gebt sie meinen Thränen!
Einstens kehren wir zurück,
Dann begleitet sie zur Feyer
Frommer Schatten meine Leyer:
Und mein Lied ist Lobgesang.

Götter! hört mich, oder lasset,
Laſst mich theilen ihr Geschick;
Hier, am friedlichen Gestade,
Mit ihr wallen ihre Pfade,
Bey der Saiten süſsem Klang!

(*Tiefe Stille, um die Gottheit anzukündigen, welche unsichtbar redet.*)

Stimme aus den Felsengängen.

Die Götter trösten gern.
Du bist erhört, Eurydice nicht fern.
Sie folge dir, doch ungesehen
Und schweigend! Ehe Sonnenlicht
Durch grünes Laub der Pappel bricht,
Iſt dirs Verbrechen, umzuschauen.
Verläugnung fodern wir, und Glauben und Vertrauen.

Orpheus.

(*Nach einer Pause, während welcher die Instrumente sein stummes Entzücken zu empfinden geben.*)

Erhört? Sie wieder mein? Wie Frühlingstag

Verklärt die Nacht, umglänzt die Klippen,
Und Jubel rauschet mir, bey lautem Herzensschlag,
Der Acheron.... Von diesen reinen Lippen,
Ihr guten Götter, hohen Dank!
Ich will aus euern finstern Gründen
Voll Glaubens gehn zum Volke, das mich ehrt,
Das ich im Heiligthum den bessern Dienst gelehrt;
Will die Unsterblichen verkünden,
Die mit Gerechtigkeit Gericht im Orkus haften,
Und hier mit treuer Huld noch über Seelen walten.

Vierter Auftritt.

Orpheus, Geister aus Elysium, zwischen ihnen Eurydice, das Gesicht mit einem weissen Schleyer bedeckt, unter dem Schleyer einen Myrthenkranz im Haar.

Geister

(von weitem, zu Orpheus).

Wende die Augen!
Sie kommt.
Wandle von hinnen;
Fürchte die Götter!
Sie folgt.

(Orpheus wendet sich weg; jene kommen näher.)

Wie schlecht und klein es ist. So hast du's auch nicht noth,
Daſs ich für Gott und dich mich lasse schlagen todt
In einer tollen Schlacht. Ich habe nichts gelernet,
Das groſs von weitem steht, und nur alleine fernet,
Bin lichtem Scheine feind. Ich bin von Jugend her
Der Wissenschaft befreund't, die ich nicht ungefähr
Und obenhin nur weiſs. Apollo hieſs mich trinken
Aus seiner Kastalis, sobald ich fühlte sinken
In mich den milden Rausch, der voll an Nüchternheit,
Und satt an Hunger macht, der nach der Weisheit schreyt.
Da stank mir alle Lust, da haſst' ich alle Liebe,
Die auſserhalb der Kunst mich so an etwas triebe,
Das gut scheint, und nur scheint. Ich trug für manchen Sieg
Schon manchen Lorbeerkranz. Als aber gleich der Krieg,

Eurydice (*für sich*).

Er ist es! aber noch versiegeln
Die Höllenmächte mir den Mund.
So wills Proserpina; beschworen ist der Bund:
O Liebe! daſs wir nicht ihn brechen,
Und Furien den Meineid rächen!

(*Sie und Orpheus ab; die Geister verschwinden.*)

Fünfter Auftritt.

(*Die Scene verändert sich. Im fernen Hintergrunde, in dicker Finsterniſs, eine Höhle, mit steilen Felsen zu beyden Seiten. Die Felsen stoſsen an einen wild in einander geflochtenen, schauerhaften Wald. Ganz vorn ein ehrwürdiger Hain von hohen Pappeln, worauf ein mattes Licht herabdämmert. Die Hervortretenden werden durch eine bange, oft unterbrochene Musik angekündigt.*)

Orpheus. Eurydice.

Orpheus

(*kommt zuerst aus der Höhle, an deren Oeffnung er verweilt*).

Nicht sehen sie? nicht hören? Sollte mein
Die Hölle spotten? Mich betrogen und allein

Zur Erde senden, weil im tiefsten Kummer
Ich hoher Dinge mich vermaſs,
Weil ich vergaſs,
Ich Thor! daſs unbeweglich, wie das Schicksal,
Des Orkus Götter sind,
Daſs ihnen Menschenthräne
Kein menschliches Erbarmen abgewinnt?
Grausamer Zweifel! Sie die meinen Schritten
Verborgen folgt, mein eignes Weib nicht bitten
Um einen Laut? wozu? welch ein Gebot?
Elender! kehre nur mit deinem Kinderglauben
Zurück, der Welt ein Mährchen!... Aber wie?
Wen treffen diese Lästerungen?
Ist nicht die Götterkraft
Hierunten, in den schauervollen Nächten,
Dieselbe, die auf Erden schafft,
Und hoch am Himmel? ... Nein, die Gottheit kann nicht lügen.
Verheiſsen ward es meinem Flehn;
Ich soll an der Geliebten Seite gehn,
Und mich an ihren Busen schmiegen.

Er entfernt sich von der Höhle, Eurydice geht, mit dem ihr auferlegten Stillschweigen, ihm nach, und redet, den ganzen Auftritt durch, nur leise für sich.)

Eurydice.

Himmlische Liebe!
Laſs im Zweifel
Dein Licht ihn sehn!

Orpheus.

O du, so treu in diesen Schatten
Von mir gesucht! O, folge deinem Gatten.
Der Weg ist rauh; am Ende Götterlust!

Eurydice.

Himmlische Liebe!
Deinen Frieden
In seine Brust!

Orpheus.

Ach! aber wird sie nicht ermüden,
Ohnmächtig niedersinken, ehe wir
Auf dieser steilen Bahn das Ziel erreichen?
Ihr Götter, nur ein Zeichen!
Nur einen Athemzug von ihr!
Des Weibes Fuſstritt!

Eurydice.

O, da klagt er wieder!
Komm, o Liebe, komm hernieder!
Sag' ihm, daſs ich seine Spur
Nicht verlasse... Dürft ich nur
Einmal seinen Namen nennen!

Orpheus
(welcher langsam näher kommt).

Getrost, Eurydice! die Finsternisse trennen
Sich vor uns her; den Felsenklüften
Sind wir entflohn.

Eurydice.

Ich fühle schon
Mich angeweht von reinen Lüften.

Orpheus.

Gerechter Himmel! ob sie mir noch folgt?
Ich muſs, und darf nicht, muſs hinunter starren
In diesen Abgrund zwischen Furcht und Wonne.
Soll ich gewiſs mit ihr die Sonne
Der Oberwelt von neuem grüſsen? oder ...
Mir schwindelt! Hier ist Untergang!
Wie lang, ihr Götter, wie so lang!
Der Sehnsucht heiſse Qual verdoppelt
Mit jedem Schritte sich. O du,
Süſstönender Apollo, deine Ruh
In meine Seele .... Götter! Götter!
Ein Tagesschimmer? und die Blätter
Des Waldes hier bethaut?

Eurydice.

Es dämmert nur; ein ferner Morgen graut.
Welch ein Wahn, der seinem bangen,
Immer zweifelnden Verlangen
Dämmerung zur Sonne macht!

Orpheus

(*welcher geschwinder vorangeht*).

Vorüber ist die Nacht.
O sieh der Pappeln hohe Wipfel!

Eurydice.

Ich zittre!

Orpheus.

Sie vergolden sich.

Eurydice.

Unseliger!

Orpheus.

Die Erdenwinde säuseln
Um mich herum. Ich höre schon,
Ich höre deiner Stimme Ton.
Wo bin ich? Götter!

Eurydice.

Ach, Erbarmen
In deinem Hain, o Hecate!

Orpheus.

Schon fühl' ich dich in meinen Armen!
Du hängst an meinen Lippen!

Eurydice.

Ach, Erbarmen!

Orpheus.

(*indem er sich umsieht.*)
Eurydice!

Sechster Auftritt.

(Aus der Höhle ruft eine fürchterliche Stimme dem Orpheus nach: Eurydice!

Ueberall wird es Nacht, und dreymal läſst ein unterirdischer Donner sich hören.

Orpheus bleibt unbeweglich. Eurydice, wie von einer unsichtbaren Gewalt fortgezogen, entfernt sich, und bebt der Höhle zu.

Als Orpheus sich ermannt, um ihr zu folgen, erscheinen drey Furien im schwarzen Gewande, welche sich ihm in den Weg stellen.)

Furien.

Im Namen der furchtbaren Hecate!

Sie verschwinden, und kommen wieder, so oft sich Orpheus der Höhle nähern will.

Eurydice

(in einiger Entfernung).

Wir sind verloren. Jammer, Jammer!
Verloren! Fels und Hain zerflieſsen
In Nebel. Todesnebel schwebt

Vor meinem Aug'. Es heult, es bebt.
Die Erde schwindet unter meinen Füſsen.
Wohin? Wohin?
Es reiſst mich weg von dir; ich bin
Nicht mehr die deine. Stimmen rufen.
Die Stimmen kenn ich!... Orpheus, welche Kluſt!
O, kannst du, Trauter, Lieber!
So komm, noch einmal, komm herüber...

Mehrere Stimmen aus der Höhle.

Eurydice!

(*Orpheus in der heſtigsten Bewegung, will zu ihr hin.*)

Furien (*wie zuvor*).

Im Namen der furchtbaren Hecate!

Orpheus (*zu Eurydice*).

Umsonst! es feſseln mich
Der Hölle rächerische Mächte,
Wie dich. Mit diesen in die Nächte
Weit ausgestreckten Armen steh' ich da;
Und will, und will hinüber
Zu deiner Lichtgestalt;
Und kann nicht vor der Allgewalt
Der Götter... Namenloses Elend!...
Der Götter, die sich mein erbarmten;
Die sich erbarmten, denen ich

Wahnsinniger, was sie geschworen,
Nicht glaubte, lästernd ihre Huld...
Gerecht sind sie: Du bist verloren
Durch meine Schuld.

Die Stimmen aus der Höhle.

Eurydice!

(Vor Eurydice fährt ein Blitz nieder, worauf ein Donnerschlag folgt. Orpheus wagt das letzte, sie zu erreichen.)

Furien.

Im Namen der furchtbaren Hecate!

Eurydice

(am Eingang der Höhle mit leiserer Stimme).

Es war die Schuld der Liebe, die uns trennte,
Wenn in der Hölle man verzeihen könnte,
Verzeihbar! ... Lebe wohl!
Geschehen ist der Götter Wille;
Vorüber nun mein Todeskampf,
Und wiederum entsunken mir die Hülle
Der Sterblichkeit.
Geliebter! mich befreyt
Kein zweytes Flehn. Unwiederruflich sprechen
Die Richter hier.

Orpheus
(zittert hin und zurück).

Entsetzlich! O verweile,
Bis ab von mir die Qualgöttinnen lassen.
Dann will ich, du Getreue! dich umfassen,
An dir mich halten, mit dir . . .

Eurydice.

Hoffe nicht!
Das war noch keinem Lebenden verliehn.
Ich wandle, schon ein leichter Schatten;
Du würdest mich umfassen wollen,
Und deinen Armen ich entfliehn.

Orpheus.

So will ich diesen Schatten . . .

Eurydice.

Ehre
Den letzten Wink der Scheidenden, und höre!

Mit dem Zauberklang der Lieder
Wollen dich die Götter senden,
Unter Menschen zu vollenden,
Was dein Saiten-
Spiel begann.
Hier am schwarzen Ufer weihten
Sie zum groſsen Werke dich

Mühe wartet dein und Plage;
Doch getrost! wir sehn uns wieder,
Glaube, dulde, bleib' ein Mann;
Und am Abend deiner Tage,
Du Getreuer, denk' an mich!

(*Sie verschwindet durch den Eingang der Höhle.*)

Siebenter Auftritt.

Orpheus. Nachher *Furien.*

Orpheus.

Verschwunden, ach! o Tag des Himmels,
Von deinem Lichte
Nur einen Strahl!
Ihr Eumeniden, laſst mich folgen,
Sie nur geleiten
Ins Wonnethal!

(*Die Nacht wird Dämmerung. Die Furien erscheinen im weiſsen Gewande, gehen ruhig um den Orpheus herum, und laſsen den Hintergrund der Scene frey.*)

Furien
(*mit leiser Stimme*).

Von sel'gen Lippen tönet:
Eurydice!

Erbarm' es Gott! der Krieg, mit welchem wir uns Deutschen
Von so viel Jahren her nun ganz zu Tode peitschen,
Mein Meiſsen drittens traf; so gab ich mich der Flucht,
Die Niemand schelten kann und ich mir oft gesucht.
Ganz einem Vogel gleich, der flick ist, auszufliegen,
Und gleichwohl noch nicht traut; schaut, wenn er Lust kann kriegen;
Die Eltern, die sind aus; der Habicht ungefähr
Setzt auf das bloſse Nest aus freyen Lüften her.
Die Noth erweckt den Muth, er reiſst sich aus den Nöthen,
Fleugt hier und da umher, und traut sich sichern Stätten.
Mein Bleiben war nicht mehr. Zu dem war dieſs mein Rath:
Was gilt bey uns ein Mann, der nicht gereiset hat?
Ich gab mich in die Welt, da ich zur guten Stunde
Dich, Bruder, und mit dir ein gutes Mittel funde,
In Aufgang einen Zug, auf den die ganze Welt

Du hast gebüſst; versöhnet
Ist Hecate.
(*Die Furien werden unsichtbar.*)

Orpheus
(*indem er sich der Höhle nähert*).

Hier war es, wo der Schatten plötzlich
Hinunter glänzte! Führe mich,
O Liebe.....
(*Die Höhle fällt zu.*)
Nein ich habe nicht gelästert,
Ihr Höllengötter! Schweiſs und Thränen
Und Blut sind euer Nektar ... Ach vergebt!
Wer mag bestehn in solcher Prüfung,
So lang' ihm Erdenstaub noch an der Ferse klebt?
Ihr Gütigen, vergebt!
Noch einmal öffnet mir die Pforte
Des Erebus! noch Einmal. ... Ha! wie stumm,
Wie athemlos! Eurydice, warum
Dein schreckliches Gebot? ... Die Erdensonne schauen?
Den väterlichen Himmel? ohne dich?
Mir ekelt vor der nackten Wüste
Dort oben; vor dem Morgenroth
Auf jenen Bergen; vor den Auen
Am Hebrus. Ach! warum dein schreckliches Gebot?
Die Erdensonne schauen?
Wohin sie leuchtet, ist Verwesung nur und Grauen.

Wie seyd ihr, stille Todesnächte,
So heilig und so theuer mir!
O dürft' ich harren auf die Rechte
Der abgeschiednen Seelen hier!

Ich läge, wo ihr Bild entfloh,
Am Felsen, bis die Riegel schwänden,
Bis unsre Schatten, liebend froh,
In Lethe's Hain sich wieder fänden.

Zweyter Aufzug.

(Hain von Cypressen. Im Hintergrunde ein dicht verwachsnes Gehölz. Vor demselben, auf einem Fuſsgestell, ein roh gearbeiteter steinerner Aschenkrug, welcher von jungen Cypressenbäumen umringt ist, jedoch so, daſs diese den freyen Zugang zu demselben aus dem Vorgrunde nicht hindern.)

Erster Auftritt.

Deianira. Nachher ein Chor von Thracischen Männern.

Deianira
(sitzend am Fuſsgestell der Urne).

Was harr' ich länger, ob sie wiederkehre?
Was hoff' ich, wo ein kalter Aschenkrug
Das Herz verbirgt, das einst an meinem schlug?
Es wurde Staub, und kann nicht wieder schlagen . . .
So wäre denn des Sehers Weisheit Trug?

Amedes sollte Lüge sagen,
Er, oder seine Götter? . . . Nein!
Amedes sah ein nächtliches Gesicht,
Nur halb enthüllt, und wagte selber nicht
Die Deutung seiner dunkeln Träume . . .
Den Schleyer weg, betrogne Deianira!
Dein Alles, was dir blieb von Erdenglück,
Umfassen, still und einsam, diese Bäume;
Kein weiteres Erwarten! Heut, und Morgen,
Und immer so, bis du das Leben
Zu Ende weintest! Ach den Orpheus geben
Die Stygischen Gewässer nicht zurück.
O, wie so ganz verschwunden er! so ganz
Dahin! Kein Grab, worin er schlummert,
Kein grüner Hain,
Der an geweihter Quelle sein Gebein
Umsäuselt . . .

(In der Ferne tönt ein klagender Gesang, welcher sich langsam nähert. Deianira steht auf, und sieht nach der Seite hin, von wannen er gehört wird.)

Armes Thracien!
Da kommen sie, die den Verlornen suchten,
So treulich suchten, früh im ersten Morgenstrahl,
Im Abendrothe spät; umsonst!
Er ging den Weg, auf dem es nimmer taget,
Dem keine Sterne leuchten . . .

(Sie begibt sich, um nicht von den Männern gesehen zu werden, in den innersten Hain.)

Chor.

Klaget, klaget!
Wir stiegen hinab die Höhl' im tiefen Thal,
Den Gipfel hinauf, der in die Wolken raget,
Sahen ihn nicht, hörten ihn nicht: Klaget,
klaget!

(Das Chor zieht mit diesem Gesang vorüber.)

Zweyter Auftritt.

Deianira. Dann Orpheus.

Deianira.

(indem sie den Klagenden nachsieht, deren Stimmen in der Entfernung immer leichter werden und endlich schweigen.)

O, schonet mein, ihr Töne
Voll herben Jammers, der den Busen mir zerreiſst!...
Erbarmungswerth! Die kriegerischen Söhne
Des Landes, muthlos, wie verwaist!
Die Hütten stumm, die Felder leer,
Und, wie gelagerte Gewitter, schwer
Die Lüfte! Zwischen Reben flüstert,
Im Waldstrom, in der Eiche Wipfel rauschet
Ein banges Todtenlied.

Des Frühlings Reiz, des Lebens Wonne schied
Mit Orpheus. Ach! wohin die goldnen Zeiten,
Als durch den Wiederhall von sieben Saiten
Er noch den Tieger in der Wüste zwang,
Als nah und fern, beym allgewaltigen Gesang,
Vor Lust die Felsen bebten? .. Nimmer, nimmer..

(Leyer des Orpheus im Gebüsche hinter dem Aschenkruge.)

Ihr Mächte des Olympus!
Was hör' ich? Irret um der Freundin Ruhestätte
Sein Schatten? Kommt er selbst, und bringet
Von des Cocytus Strande sie
Zur Oberwelt? Er ist es! näher klinget
Die Leyer . . . Aber welche Trauermelodie!
So konnte denn der Götter keiner . . . Ach!
Wo berg' ich mich, daſs diese matte Seele
Nicht seinem Thränenblick erliege!
Zu lange schon hat sie der Gram erschüttert...
Die Knie wanken mir, und jede Nerve zittert.

Orpheus

(hinter der Scene. Sein klagender Ton geht nach und nach in einen gesetzteren über).

Ich will den Lauf als Mann vollenden:
O, könnt' ich diesen Schwur hinab
In ihre stille Wohnung senden!
Vernimm ihn, du geliebtes Grab,
Du heiliger Cypressenhain!
Ich will den Lauf als Mann vollenden,
Um sterbend ihrer werth zu seyn.

Deianira.

Was für ein Lied! Wie heldenhaft
Er kämpfet, wie er los sich ringet!
Die stark geschlagne Leyer tönet Kraft
In meine Brust, mit seinem Geiste schwinget
Der meine sich empor ... Soll ich
Entgegen ihm? ...

(Orpheus kommt aus dem Gebüsch).

Ihr Götter!

(Sie bedeckt ihr Gesicht, und hält sich an einer Cypresse. Orpheus erblickt den Aschenkrug und Deianiren. Ihn überwältigt sein Schmerz. Er lehnt sich schweigend an das Fuſsgestell, bleibt eine Zeitlang unbeweglich, schaut alsdann nach seiner Freundin, und ruft ihr.)

Orpheus.

Deianira!

Deianira *(weinend).*

Unglücklicher, hier bin ich! Immer werd'
Ich da seyn, wenn du rufest. Könnt ich nur
Dich trösten, so wie mich dein Anblick tröstet!
Mein Herz verblutet sich; und doch
Ist, unter allem Jammer, dein Erscheinen
Für mich Erscheinung eines Gottes noch.
Was aber kann ich? Seufzen, weinen
Mit dir!

Und hättest du nicht mehr als deine Thränen,
Du Holde, Liebende!
Sie wären Trost. Allein Eurydice
Vertraute dir bey frohen Kinderspielen
Schon jeglichen Gedanken; ihr gefielen
Die Blumen weniger, die ohne dich sie pflückte:
So wuchs sie neben dir, dem Bäumchen ähnlich,
Das, gleiches Alter mit den andern,
Sich nie von seinem Nachbar trennet;
Blieb deine Schwesterfreundin, hing
An deinem Arm, wenn sie zum Reihentanze,
Wenn sie zum Opfer ging.
Ihr Innerstes, wer hat es so gesehen,
Wie du? wer lernte so verstehen
Ihr halbgesagtes Wort, ihr Lächeln, ihren Wink?
Und wo in unserm Nymphenkreise,
Wo fänd' ich auſser dir,
Du reine Seele, noch ein Bild von ihr?
Sie alle, wenn ich klagte, würden leise
Mich höhnen, mich zu neuer Liebe reizen wollen;
Vergebens! Denn im Grabe modert nicht das Band,
Das an die Einzige mich knüpfet.
Der Liebe Kuſs soll nicht mein Leid versüſsen,
Und Freundschaft nur, mit treuer Hand,
Im Tode dieses Auge schlieſsen.

Deianira.

Du redest Worte, welche mir
Den Muth erhöhn; ich fühle deiner
Mich werth, du Leidender! ich will, ich kann
Dich trösten. Ach, wenn deine Wege
Sich zwischen Fels und Dorn verlieren
In unbetretner Wildniſs, dann
Gewähre Deianiren,
Daſs sie dir folge; denn sie liebt
Und leidet. Auch für sie getrübt
Ist jedes Himmelslicht; ihr schallt auf grüner
Weide
Kein Lied des Hirten mehr, kein Rundgesang
der Freude.

Fern von jugendlichen Festen
Laſs mich hören deine Klage!
Zu den stummen Ueberresten
Der Geliebten zähle mich.

Orpheus.

Hoffnungslos sind unsre Tage:
Komm, du sollst mir alles werden!
O, ich habe nur auf Erden
Diesen Aschenkrug und dich.

Deianira.

Welch ein banger, süſser Schauer?

Orpheus.

Ist es sie, die mich umschwebet?

Beyde.

Ja, sie liebt mich noch, sie lebet
Noch in dir, und blickt mich an.

Deianira.

Dulde mich in meiner Trauer!

Orpheus.

Sey mir nah in meinen Schmerzen!

Beyde.

Selig, wer an treuem Herzen
Im Verborgnen weinen kann!
(*Deianira sieht den Amedes kommen, und geht ab.*)

Dritter Auftritt.

Orpheus. Amedes.

Amedes.

Willkommen, Orpheus, o willkommen
Dem armen Greise, dessen du vergaſsest,
Der mit den Augen, die schon dunkel worden,

Nun Aug' und Ohren hat. Der Zimbern theurer Held,
Der Vorsicht werther Sohn, verschicket Abgesandten
In Elams fernes Reich, das zwar wir Deutschen nannten,
Doch aber kannten nicht. Die trauten dir ihr Heil,
Das du nächst Gott erhältst, und lieſsen mir ein Theil
Auch ihrer Sorgen seyn. Wer priese dieses Stücke
Zur selben Zeit an uns nicht für ein sondres Glücke?
Wir schifften durch den Belt, und brachten Moskau an,
Was unsers Fürsten Rath wollt' haben hier gethan;
Das damals zwar nicht Nein zu unsrer Sachen sagte,
Doch, daſs es sich mit uns hierüber mehr betagte,
Ganz wäre mit uns eins, so wandten wir uns üm,
Und holten über dieſs des Herzogs klare Stimm',
Und seinen ganzen Sinn; da wär' es bald geschehen,

Nach dir hinaus sah, dann sie thränenvoll
Gen Himmel hob. Sie lieſsen sich bewegen,
Die Himmlischen? Willkommen! O, ich soll
In deine Rechte noch einmal die meine legen.
Wie sehnt ich mich! wie dünkte mich des Hämus
Fruchtbarste Flur so dürſtig, wie der Boden
So fremd, auf welchem ich ein zweytes Vaterland,
Doch nur an deiner Seite, ſand,
Wo diese Haar' erbleichten unter Sorgen
Um dich, um dich allein!

Orpheus.

Amedes!
Nie hab' ich meine Schritte dir verborgen.
Als Jüngling sucht' ich deinen Blick,
Daſs er mich richtete bey jedem Thun
Und Denken; wählte zum Begleiter,
Als Mann, dich überall, bis nun
Mich das Verhängniſs trieb, den sauern Weg..

Amedes.

Nichts weiter!
Du gingst, wohin die Parzen es geboten,
Und meine ganze Liebe war
Mit dir in Pluto's Wohnung. Dank den Göttern!
Sie brachten mir dich wieder. Zwar
Hielt jene Finsterniſs
Am schreckenden Pallast in süſsen Banden
Dein Herz gefesselt; nur gezwungen riſs

Dein Fuſs sich los von der bethränten Schwelle,
Und hier, im väterlichen Thal,
Hier wehn die Lüfte, rieseln Bach und Quelle
Dir keine Wonne mehr;
Auch ist für dich auf Erden harte Prüfung
Zurück; du aber laſs
Dich nicht gereuen deine Wiederkehr!
Der schwarz umwölkte Tag wird glorreich enden.

Orpheus.

Wie du, so tröstete
Mich in der Unterwelt die scheidende
Geliebte. Sollt' ich zweifeln noch? mein Leben schänden
Durch Kleinmuth? Dich, mein Freund, mein Vater,
Und deiner Lehren
Gepries'ne Weisheit vor dem Volk entehren?
Sey ohne Furcht!

Amedes.

Ich bin es. Bald vielleicht
Hast du vollbracht den Lauf, das Ziel erreicht,
Am schön umkränzten Ziel erkannt,
Wozu die Götter dich beriefen.
Dann segnest du die Rosenbüsche, welche dir
Die Gattin raubten, segnest hier
Den Stein auf ihrem Grabe, jene Tiefen
Der Hölle, deinen Rückweg ohne sie,

Die zweymal dir Entriſsne, freuest
Dich deines Leidens, deiner Lebensmüh
Und Arbeit . . . . O, mein Sohn!
Dem Sterblichen ist groſser Lohn
Verheiſsen, den die Herrscher im Olympus wählen
Zu schweren Kämpfen, ihm den Muth zu stählen,
Damit er laut vor seinen Brüdern
Von Recht und Wahrheit zeuge, sterbend
Sein Zeugniſs . . . .

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Deianira.

Deianira.

Säume nicht,
Geliebter Orpheus! unsre Weiber kommen
Vom Rebenhügel; siehe dort,
Wie sie dem Hain sich nahen, zu begrüſsen
Dich, ihren Liebling! Ach! kein Ort
Ist ihnen heilig. Fliehe! sonst umtönet
Die Gruft ein jauchzendes Geschrey;
Und dich, in deiner Trauer,
Umstrickt ihr Tanz mit Epheuketten.
Mein Herz empört sich; eile!

Orpheus.

Welche Schaar!
Von allen Seiten strömen sie herbey;
Doch wird mich jener Ausweg retten.

(Er geht nach dem Gebüsche im Hintergrunde. Plötzlich treten einige Thracierinnen hervor, und halten mit Epheu- und Weinranken ihn auf. Amedes entfernt sich.)

Fünfter Auftritt.

Orpheus. Deianira. Thracische Weiber.

Chor der Weiber.

Endlich, endlich kehrst du wieder!
Lenz und Freude floh mit dir!
Einsam irrend gingen wir
Ohne Tanz und ohne Lieder;
Lied und Tanz beginnen wieder,
Lenz und Freude folgen dir.

Orpheus.

Tanz und Lieder
An der klagenden Cypresse hier?

(Während des Gesangs tritt ein anderes weibliches Chor von einer andern Seite auf.)

Beyde Chöre.

Weg von klagenden Cypressen;
Lustgetümmel füllt den Wald;
Einen Schatten wirst du bald
Unter Lebenden vergessen,
Weg von klagenden Cypressen
In den lustig grünen Wald!

Deianira (für sich).

Sie vergessen?

Orpheus.

Sie vergessen,
Weil noch Blut in meinen Adern wallt?

Beyde Chöre.

Asche wurden ihre Wangen,
Ihre Gruft ist liebeleer!
Sieh, Bethörter, um dich her
Jugend, Schönheit und Verlangen,
Frischen Reiz auf Rosenwangen,
Und kein Herz von Liebe leer!

Orpheus.

O, haltet mich nicht länger!

(Will abgehen; die Weiber stellen sich ihm in den Weg.)

Anführerin des ersten Chors.

Undankbarer!
Du zürnest, daſs wir deines Blickes,
Des lang vermiſsten, wieder uns erfreuen?

Orpheus.

Wie kann ich Freude geben, ich,
Dem seine Thränen süſser sind als Reihen
Und Lustgesang? Zu viel hab' ich gelitten;
Der matt Gequälte suchet Rast.

Anführerin.

Ein liebevoller Busen wird sie dir gewähren.

Orpheus.

Um aller Götter willen! laſst . . .
(*Wie zuvor. Die Weiber umringen ihn.*)

Anführerin.

Dich lassen? Bey den heiligen Altären
Der Ceres! Diesen Armen, diesen Kränzen
Entwindest du Dich nicht.

Orpheus.

Zurück,
Ihr Ungestümen!
(*Sie weichen; jedoch ohne ihn aus ihrem Kreise zu lassen.*)

Anführerin.

O, des Uebermuths,
Des Frevels! Gehe denn, erzähle

Den stummen Felsen, wins'le jeder Höhle
Dein Leiden . . . . Aber nein!
So hättest du gesiegt . . .

(Sie nähern sich, und wollen mit ihren Kränzen ihn einschlieſsen.)

Orpheus.

Verwegne!
Schamlose Buhlerinnen!

(Er zerreiſst die Kränze, drängt sich durch den Hauſen, und geht ab.)

Deianira (für sich).

Wehe, weh!
Auch diese weinten um die Sterbende!
(geht ab.)

Erster Chor.

Die Ketten zerrissen.

Zweyter Chor.

Wo blieb der Verächter?

Eine Stimme.

Auf! Thraciens Töchter!
Dem Fliehenden nach!

Alle.

Dem Fliehenden nach!
In Waffen, in Waffen!
Uns Rache zu schaffen,
Zu tilgen die Schmach.

Dritter Aufzug.

(Hain des Bacchus, durch welchen ein gebahnter Weg zum Tempel des Gottes führt. Am Wege rechts und links Ulmbäume, von Weinranken umschlungen. Unter den Bäumen Rasensitze. In der Mitte des Hintergrundes der Tempel, von vorn gesehen, mit Rosenbüschen zu beyden Seiten.)

Orpheus. Deianira.

Orpheus.

Nein, Deianira, fordre nicht,
Was in der Männer Augen mich erniedern,
Und weg von mir das Angesicht
Der Götter wenden müſste! Sorgenlos
Ging ich, begleitet nur von meinen Liedern,
Wo zwischen eisbeladnen
Gebirgen nie bezähmte Völker trotzten.
Es that der Mitternächte Schooſs
Vor mir sich auf; des Todes finstre Wege
Beleuchteten die Eumeniden;
Da tönten ihre Geiſselschläge,
Da zischten ihre Nattern; aus dem Abgrund heulte

Verzweiflung; aber mir verleihn
Die Retter im Olympus, daſs ich muthig
Durchwandelte der Hölle tiefste Schauer:
Und fliehen sollt' ich nun? Vor Weibern fliehn?

Deianira.

Die Weiber Thraciens,
Von Zorn entflammt, sind wilder, rauher,
Als jene felsigten, bereiften Berge
Mit ihren zügellosen Völkern.
Tief in der Unterwelt, am bangen Ufer mag
Dein Lied der strafenden Erynnen
Noch nie erflehtes Herz gewinnen.
Die Töchter unsres Landes bändigest
Du nicht durch sanft gerührter Saiten Ton;
Die sprächen auch des Phöbus Leyer Hohn,
Um toller Rache nachzueilen.

Orpheus.

Doch zittern alle vor den Pfeilen
Des Phöbus, der, zu schützen seinen Priester,
Im Zorn hernieder käme, wenn es einer Gottheit
Bedürfte, wenn nicht Thracien
Mir huldigte, nicht seine Tapfersten
Für mich die Waffen trügen.

Deianira.

Eben, weil die Männer
Dir folgen, deine Weisheit hören,
Und Weisheit ihre Sitte mildert,
Weil sie durch Liebe herrschen wollen, so verwildert

Mit jedem Tage mehr das freche
Verbuhlte Weibervolk, das, unbedräut,
Sich keinen Wunsch versagt, und keinen Frevel scheut.
Nichts kann Dich sichern.. Ach! und du gelobtest,
Zu leben, wohlzuthun . . .

Orpheus.

Was ich gelobte,
Das halt' ich; aber wen die Götter
So wunderbar,
Wie mich, aus tausendfacher tödtender Gefahr
Gerissen, wen als ihren Günstling
Sie vor den Augen Aller aufgestellt,
Noch für die spätre Welt
Ein Denkmal ihrer Huld, der soll nicht zagen.
Ich bleibe, Deianira!

Deianira.

So verbirg
Dich nur in diesen Tagen,
Wo, rasender als je, der Weiber Schwarm
Des Bacchus Taumelfeste feyert,
Kein Sterblicher, kein Gott dem Wahnsinn steuert,
Und ginge, mit verruchter Faust, ein Tempelschänder
Voran, sie Bilder und Altäre
Zertrümmerten . . . Bey deiner hingeschiednen Freundin,
Geliebter Orpheus! bey des Grabes Nacht,
In welcher sie . . .

Daſs wir dich unter uns mehr hätten nicht gesehen.
Der groſse Fedrowitsch rief dich durch seinen Brief,
Den dein Verhängniſs doch zu der Zeit widerrief.
Es gönnt' uns länger dich. *) Kamst derowegen wieder,
Erfüllt mit Seelenangst, mit Furcht durch alle Glieder,
Die dir die See gebar. Du kamst in Harjens Stadt, **)
Die nachmals dich und mich noch mehr verbunden hat.
Wir lieſsen Liefland stehn, Gott weiſs mit was für Herzen, ***)

---

*) Grahmann ging hernach doch noch als Kaiserl. Leibarzt in des Zaars Dienste.

**) Reval, im Distrikt Harjen gelegen.

***) Verschiedene von der Holsteinischen Gesandtschaft, worunter auch unser Dichter und Grahmann, ſanden in Reval Gelegenheit, liebenswürdige Frauenzimmer kennen zu lernen, und sich mit ihnen nach ihrer Rückkehr zu verbinden.

Orpheus.

Halt ein! beschwöre
Mich nicht umsonst! Wenn mir die Gottheit winket,
So ist mein Tagewerk vollbracht;
Was ich begonnen, wird nach mir ein andrer enden.
Jetzt aber laſs mich, daſs ich her berufe
Der Auserles'nen kleines Chor,
Die Männer, die geheimer Weisheit
Und höhern Tugenden sich weihn;
Daſs hier am Tempel im verschwiegnen Hain
Ich ihnen Trost von jenem Ufer bringe,
Und hoffnungsvoll ihr Blick in schön're Welten dringe.
(*geht ab.*)

Zweyter Auftritt.

Deianira.

Wer kann ihm widerstehn? Die Zuversicht,
Die harmlos seine Lippen öffnet,
Aus seinem hellen Auge spricht,
Hat jede Sorge weg von mir genommen.
Nicht minder war mein Busen einst beklommen,
Als fern in unwirthbare Länder
Sich Orpheus wagte; dennoch sieggekrönt
Kam er zurück . . . Wem seine holde Stimme tönt,

Der muſs sich vor der Gräuelthat entsetzen,
Den frommen Sänger zu verletzen.
Hielt nicht am Felsenhang
Er schon des Flusses Lauf,
Des Windes Fittig auf?
Gebot nicht sein Gesang
Dem nahen Wetter?
In allen Herzen ruht,
Wenn hoch sein Lied sich hebt,
Der Rache blinde Wuth;
Durch alle Seelen bebt
Die Furcht der Götter.

(*ab.*)

Dritter Auftritt.

Orpheus. Gefolge von Thraciern.

Orpheus.

Ich will's, ihr Männer, will euch offenbaren,
Was, von der Nacht der Unterwelt
Vor allen Lebenden bedecket;
Geweihten Wonne bringt, die Ungeweihten schrecket,
Ihr aber wendet euch nach jenem Tempel,
Auf den der ewig junge Bacchus
Der Sonnengott, so freundlich nieder blicket
Im milden Abendschein,
Bey jenem Tempel! sprecht, sind eure Hände rein
Von Blutschuld? Eure Herzen

Von thörichter Begier?
Habt in des Hebrus Fluthen ihr
Euch eingetauchet? Könnt ihr ohne Grauen
Hinab in's Reich der Untergötter schauen?

Chor.

Siehe! wir blicken
Im Abendschein
Hinauf zum Tempel
Des Sonnengottes:
Rein sind unsre Hände von Blut.
Unsre Herzen
Alle sind rein;
Uns gebadet
Hat des Hebrus heilige Fluth.

Orpheus.

So darf ich reden. Schweigt, ihr Geweihten,
Und lagert euch! für mich ist dieser Rasen;
Auf diesem starb Eurydice.

(*Die Männer lagern sich, theils auf die Rasensitze, theils auf die Stufen des Tempels.*)

Ihr rief, wenn uns geziemt, der Götter Wink zu deuten,
Die nächtliche Persephone,
Damit ich folgte, wiederkehrte,
Und mich die Oberwelt verkünden hörte,
Was unter Lebenden kein Aug' ersehen hat.
An jenen Flüssen, wo ich wallte,
Des Minos erstem Sitze nah,

Sah ich die unbestechlichsten der Richter, sah
Vor ihnen Könige verstummen; fernher schallte
Das Winseln derer, welche hier
Nicht weinen konnten; in der Tiefe klirrten
Die Ketten am Tyrannenfuſs. Ich sah,
Den seligen Gefilden nah,
Eurydice bekränzt mit unverwelkten Myrten,
Das fromme Weib, gesehen kaum,
Verschwand; jedoch ihr Blick im Scheiden
War Segen aus Elysium,
Der bleiben wird, um mir die Seele zu ermannen,
Und, ist die groſse Feuerstunde da,
Von ihr die Schrecknisse des Grabes wegzubannen.

Letzter Schlaf, du Freund des Müden!
Deine Fackel wirst du neigen,
Lächelnd dann hinüber zeigen
In das beſsre Morgenroth.

Wonne jenseits, vollen Frieden
Gibst du Leidenden zum Loose!
Herrlich blüht der Liebe Rose,
Da, wo keine Schlange droht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Chor der Bachantinnen.

Eine Stimme.

Welch ein Getümmel hinter jenen Büschen!
Es eilt dem Tempel zu. . . .

Eine andre.

Der Cymbeln Klang,
Die sich mit Klapperblechen mischen,
Verräth den tobenden Mänaden-Gang.

Eine andre.

Da stürmen sie hervor, die Rebe
Lyäens im zerstreuten Haar!
So heulte nie die trunkne Schaar!
So schüttelten sie nimmer ihre Stäbe!
Ihr Flammenauge rollt, durchirret Thal und Höh,
Als ob sie rings um sich Verderben dräuten

Weiber (hinter der Scene).

Vater Evan Evoë!

Orpheus (geht nach der Scene hin).

Nahet nicht, ihr Ungeweihten!
Bey dem Gotte! fern von hier!

(Die Männer folgen dem Orpheus, um die Weiber abzuhalten.)

Anführerin.

Seine Reihen führen wir;
Bacchus selber wird uns leiten.

Orpheus.

Bacchus zürnt, ihr Ungeweihten!

Die Männer alle.

Bey dem Gotte! fern von hier!

Anführerin.

Seinen Thyrsus tragen wir.

Die Weiber alle.

Evan, Evan, Evoë,

(*Sie treiben die Männner zurück, und treten auf, im flatternden Haar Weinlaub und Epheukränze, die linke Seite mit Thierhäuten behängt. Einige haben leichte Spieſse, vorn mit Epheu umwunden, welches die Spitze halb verbirgt; andere kleine Pauken, Flöten, eherne Becken, die sie zusammenschlagen u. s. w.*

Anführerin.

Tod dem Orpheus!

Chor der Männer.

Tod den Feinden
Des Geliebten!

Anführerin.

Allen Freunden
Des Veswegnen Ach und Weh!

Chor der Weiber.

Vater Evan, Evoë!

Orpheus (*welchen die Männer umringen*).

Wollt ihr gehorchen meinem Wort, ihr Männer,
So flieht. Zu mächtig ist das Heer,
Das euch entgegen kämpfet; ihre Spieſse blitzen
Durchs Epheulaub; ihr aber, ohne Wehr
Und Waffen, reizet nur die Wüthenden.

Verlaſst mich; rettet euch; mich wird
Mein Saitenspiel und jener Tempel schützen.

Chor der Weiber
(mit aufgehobnen Spieſsen).

Rache, Rache!
Du, der den furchtbaren Thyrsus umlaubt!

Männer.

Rache wird kommen,
Kommen und treffen des Rufenden Haupt.
(die Männer ab).

Fünfter Auftritt.

Orpheus. Bacchantinnen.

Chor

Rache! Rache!... [illegible]er
(Orpheus nahet sich wieder seinem Rasen, und sieht mit ruhiger Geberde die Weiber an. Diese schweigen, und stehen unbeweglich.)

Anführerin.

Ihr staunt? ihr lasset die erhobne Lanze sinken,
Und weicht zurück.?
Nichtswürdige! Kann euch ein Blick
Entwaffnen? O, gedenket
Des Racheschwurs! und hoch den Thyrsus!
Vollendet! folget mir! der Gott gebeut.
Er tobt in meinem Busen, er,
Der selber einst den blutigen Speer
Am Indus schwang, [illegible] rächen seine Weiberchöre.

er Gott gebeut es: Ihm zur Ehre
ies Opfer!

(*Sie wirſt nach ihm mit dem Thyrsus, welcher vorbey in den nächsten Baum ſliegt.*)

Orpheus (*mit der vorigen Ruhe*).

Hat ein Gott
Dich hergesandt? Der holde Bacchus?
Ist er es, der von Hügel dich zu Hügel treibt,
In seinem Hain die Sinne dir betäubt,
Und sein Gebot auf trunkne Lippen leget?
Elende! was im Taumel deine Zunge spricht,
Verwirſt dein eignes Herz. O, trauet nicht,
Ihr Weiber! Nur in friederfüllten Seelen reget
Sich himmlisches Gefühl.
Wenn oft mein unbehorchtes Saitenspiel
Der Abendglanz vergoldet, ich im Stillen
Durch thauende Gebüsche geh',
Und auf zum Unsichtbaren seh',
O, dann erkenn' ich ihn, dann lispelt seinen Willen
Mir jede Staude, jedes Blatt; er kommt,
Er kommt, der Gott, und Götterwonne
Mit ihm, und Zeugniſs der Unsterblichkeit.
Darum, was ist's ihr Weiber, daſs ihr dräut?
Schon längst war ich an diesen Boden
Nicht mehr gekettet, sehnte mich von hinnen
Ins neue Vaterland; [illegible]
Schon lange . . .

Anführerin.

Bey den Strafgöttinnen!
Er spottet euer, lähmet eure Hand
Mit süſsem Zauberliede;
Ich aber will ihm thun nach seinen Wünschen.:
(Sie greift nach dem Thyrsus ihrer Nachbarin; die andern wehrens ihr.)

Die Weiber alle.

Friede!

Orpheus (zur Anführerin).

Du sagest recht!
Ich flehe nicht um Leben,
Wenn auch den Tod mir Weiberhände geben;
Denn schön ist jeder Weg, der zu den Göttern führt.
Doch weh, ihr Undankbaren, euch,
Und euern Töchtern wehe! wenn ihr thut
Nach meinen Wünschen, wenn das Blut
Des Priesters hier den Hain beflecket,
Den selbst er weihte; wenn ihr zum Verbrechen
Die Treue macht, die heil'ge Treue,
Die den Unsterblichen gefällt,
Auf Erden alles bindet und erhält,
Und einst hinüber ohne Reue
Uns wandeln läſst, wo ihre Freunde wohnen!
Da wird sie mir's an Lethe's Ufer lohnen,
Daſs dieses Herz der ersten Liebe nicht vergiſst,
Daſs weg von [illegible] Lustgefilden
Ein ödes Grab mich locket, meinem Herzen

Ein wenig Asche theurer ist,
Als alle jugendliche Wangen
In voller Rosenblüth'...

Anführerin.

Ihr Schwestern!
Soll ewig er uns trotzen, ewig lästern?
O, seht die Männer dort in Waffen, eilt'!
Vom hohen Tempel schaut der Gott hernieder
Auf seine Priesterinnen ...

Chor.

Evan, Evoë!

Anführerin.

(Sie reiſst einer andern den Stab aus der Hand, und triſt den Orpheus.)

Verräther stirb!

(Die übrigen Weiber folgen.)

Orpheus *(sinkt auf den Rasen).*

Wir sehen uns wieder,
Eurydice! *(Er stirbt.)*

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Deianira. Chor von bewaffneten Männern.

(Die Weiber rüsten sich wieder mit ihren Thyrsusstäben, um den Männern entgegen zu gehen. Deianira kommt, wirſt zu den Füſsen des Orpheus sich hin, und drückt weinend seine Hand an ihre Lippen. Die Männer treten auf.)

Und übergaben uns den wohlgebahnten Merzen;
Wir flogen gleichsam fort, und zogen groſs und klein
In Ruſslands gröſste Stadt noch selben Monat ein.
Ganz Moskau lieſ uns nach, das über Glauben weite;
Sein Zaar verhört' uns bald, gab sicheres Geleite
Durch sein so langes Land, und zeugte klar und frey,
Wie lieb ihm unser Fürst und dieser Handel sey.
Wir schrieben gute Nacht, ein Jeder an die Seinen,
Und letzten uns vermischt mit Lachen und mit Weinen,
Halb furchtsam und halb froh. Wir traten in den Kahn,
Und sungen Moskau nach von seiner Moskwa an.
So schwummen wir dahin mit Nymphen ganz umsprungen,
Die klare Bachara grüſst' uns aus heller Zungen.

Chor der Männer.

Ach! gefallen ohne Retter!
Ueber euch der Fluch der Götter
Und der Hölle ganze Wuth.

(Sie stellen sich um den Leichnam, und halten die Schilde vor.)

Chor der Weiber.

Bebt, ihr Feigen!

Männer.

Blut um Blut!

Weiber.

Schmach und Tod!

Männer.

Sie warten euer.

Deianira.

Gegen mich, ihr Ungeheuer!
Sinken will ich, wo er sank.

Beyde Chöre
(indem sie die Waffen gegen einander aufheben).

Hain und Tempel sollen zeugen:
Schrecklich wird der Tag sich neigen
Ueber euerm Untergang.

(Einige Männer tragen den Leichnam, welchen sie mit einem Mantel bedecken, hinter die Scene. Deianira kniet, mit verhülltem Gesicht, am Rasen. Die übrigen beginnen den Kampf.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Amedes.

Amedes

(tritt voll Würde zwischen sie; um die Stirn eine priesterliche Binde und einen Kranz von Lorbeern).

Ihr Männer, laſst die Waffen ruhn!
Es hat ein Gott zu mir geredet;
Um seinen Liebling zürnt Apollo, will,
So wahr ich, ihm geweiht, den heil'gen Lorbeer trage,
Mit neuer, unerhörter Plage
Die Weiber strafen. Dieser Tod
Durch Pfeil und Spieſs, der würde Wohlthat seyn.
Umhergejagt von Furien,
Verfolget überall, wohin sie taumeln,
Vom letzten Laute des Getödteten,
Durchspähn sie ſerne Wüsten; ob ein Quell,
Ein Strom von ihren Händen wasche
Das Blut der Unschuld; aber schnell
Versiegen die Gewässer, ist die Quelle trocken,
Und Flüsse bergen sich, erschrocken
Vor ihrem Blick... Ihr Weiber! dann
Beginnet erst die Rache...

Weiber.

Wehe, weh!

Amedes.

So rieft ihr über Orpheus, über seine Freunde;
Und gotteslästerlich erscholl

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

In euern Todesruf das Evan, Evoë!
Gen Himmel trugen sie die bangen Abendwinde
Zu Vater Evan, der durch seinen Priester
Euch Antwort sendet. Wurzeln soll
In Wäldern euer Fuſs, den Busen euch
Bedecken harte Rinde;
Jedoch, wenn ihr zum Baum erstarrt,
Ein klopfend Herz im kalten Busen wohnen,
Das noch des Rächers Gegenwart
Mit Angst und Reue foltert.

Weiber.

Ach, Verschonen!
Sag', o sage,
Wie zu den Göttern
Soll'n wir flehn?
Wie durch Opfer
Wenden die Plage?
Wie dem unnennbaren Jammer entgehn?

Amedes.

Ihr habt der Warnung Stimme,
Der Gottheit Wink geschmäht.
Für euch kein Opfer, kein Gebet;
Verzweiflung nur! . . .
Dich aber, Deianira!
Dich segnet er, der Gott. Nimm diesen Lorbeerkranz,
Daſs er dich stärk', und deinen Geist erhöhe,
Wenn du am Aschenkruge kniest,

Und freudenlos hinab in stumme Gräber siehst;
Daſs seine Wunderkraft Elysiums Gefilde
Im Frühlingstraum vor deiner Seele bilde!
(*Geht ab.*)

Deianira
(*welche den Kranz aufſetzet*).
Allgütiger Phöbus!
Ich seh', ich seh'
Eurydice;
Die Haine, die Kränze,
Die Wonne der Schatten,
Und o! das Entzücken
Des liebenden Gatten;
Ich sehe der Treue süſsen Lohn!
Er darf nach der Geliebten blicken,
Darf ewig ihr zur Seite wandeln,
Und hören ihrer Stimme Ton.
(*Geht ab.*)

Chor der Weiber.
Ach! Wir habens verschuldet,
Daſs kein Boden uns duldet,
Nicht mehr die Vatererd' uns trägt!

Beyde Chöre.
Schreckliches Ende!
Wehe dem Frevler, der die Hände
An eines Gottes Liebling legt!

Ende.

Die Schwester der Napä'n, die Occa*) lief voraus,
Sagt' uns der Wolgen an, da unser föhrnes Haus**)
Der kühne Friedrich lag, das Wunderwerk vor Riesen,
Das durch ganz Reuſsen hoch und seltsam ward gepriesen,
Uns ganz an Muthe gleich; nahm uns mit Freuden auf,
Und wagte sich mit uns auf unsern weiten Lauf,
Der anfangs langsam fuhr, gehemmt von falſchen Gründen.
Wasiligrod befahl uns erstlich guten Winden,
Kusmodenisenoff***) lief häufig an den Strand,

---

*) Ein ziemlich ansehnlicher Fluſs, der in die Wolga fällt.

**) Föhren sind eine Art Tannen, welche zum Schiffbau gebraucht werden.

***) In Olearii Reisebeschreibung heiſst dieser Ort Kusmademianski; Kaksagoa wird daselbst Kockschago und Suiasko Schwiatzki geschrieben.

Das laute Sabaksar das klatschet' in die Hand.
Kaksagoa erschrak vor unsrer Stücke Sausen,
Suiasko lief bestürzt, als wir sie lieſsen brausen,
Das edele Kasan lieſs Thor und Mauern stehn,
Wollt', als wir aus Detusch, mit uns zu Segel gehn.
Samara tanzt' uns nach mit ihrem reinen Flusse,
Sah uns von vorne zu; Sariza sung uns an;
Das neue Nowogrod war freundlich mit uns dran,
Der strenge Zeremiss' und freche Morduine
Lief um die Ufer her nicht halb so wild und kühne,
Warf Pfeil und Bogen hin, und neigte seine Brust.
So hatt' auch sein Kosak' an uns zu setzen Lust.
Wir kamen unversehrt an Astrachan, das schöne,
Das, alsobald es uns mit trefflichem Getöne
Vor seinen Mauern hört', aus Haus und Thoren lief,
Und überlaut Glück zu! in unsre Salven rief.

Der Flaggen hoher Flug, der Blitz der Falkeneten,
Der Stücke Donnerschlag, das Jauchzen der Trompeten,
Der Trommeln voller Lärm vermengten Furcht und Lust,
So daſs man Scherz und Ernst faſt nicht zu scheiden wuſst';
Der flüchtige Nagai, der Kern auf Raub und Morden,
Erschrak und fiel zu Pferd' aus seinem Schilf und Horden,
Und als er endlich sah uns freundgesinnten Feind,
Erzürnt' er, daſs es nicht zum Treffen war gemeynt.
Von hier aus wiesen uns die tartrischen Silenen,
Als welche Buhler sind der kaspischen Sirenen,
In das berühmte Meer. Sie, Amphitrite, stund
Bot unserm Friederich stracks ihren süſsen Mund.
Sobald dieſs der Hirkan, ihr strenger Mann vernommen,
Da kam er Rasensvoll recht an uns angeschwommen,

Reizt' auf sein grünes Salz, ruft Aeoln aus der Kluft;
Da stritten wider uns Grund, Wetter, See und Luft.
Wir flohen himmelan, und himmelab mit Schrecken,
Die Seeen kamen ganz, das schwache Schiff zu decken,
Und spielten häufig ein; die Schluppe,*) die ging fort,
Das feste Rohr sprang ab, der Mast schlug über Bord,
Der ungetreue Grund lieſs hier die Anker schlippen,
Von dorther schreckten uns, Derbent, dein' hohe Klippen,
Kein Helfen half uns mehr, wir stürzten auf das Land.
Da starb das edle Schiff an der Schirwaner **) Strand,
Am Sande Niesabats; o den betrübten Tritten,

---

*) Man hatte zu dem Schiffe Friedrich auch noch eine Schaluppe bauen lassen.

**) Schirwan, eine persische Provinz.

Mit welchen erstlich wir dich, Persien, beschritten!
Die Ufer über uns, der Furcht und Wunderns voll,
Empfingen uns mit Trost und sprachen alles wohl.
Schamachie, die Zier der geilen Oreaden,
Die angenehme Lust der quellenden Najaden,
Da Pan zu Berg und Thal und Felde ruſt und pfeiſt,
Und nach der Dryas hier, dort nach der Syrinx läuſt,
Wie prächtig nahm's uns an, wie blies es die Posaunen,
Wie sprungen um uns her die bockgefüſsten Faunen,
Da uns Lyäus selbst, der Herzog einer Schaar,
Die um die Häupter grün im vollen Winter war,
Gar weit entgegen kam. Bey diesem Ebenteuer
War ganz der Tag voll Lust, die Nacht voll Freudenfeuer.
Latona macht' ihr Licht zum viertenmale voll,
Es däucht' uns kurze Zeit, wir waren allzeit wohl,

ald auf Dianens Jagd, bald bey Osiris Festen.
tzt waren sie bey uns, jetzt waren wir bey Gästen.
ach diesem suchten wir das edle Ardebil,
as unser Freyberg ſast wie übertreſſen will:
a Heiligthümern *) reich, erbaut in reichen Gründen,
a Gartenlust, geziert, durchweht von vielen Winden,
as uns neun Wochen ſast zu so viel Tagen macht',
Einem aber uns wird ewig seyn verdacht,
aſs, Bruder, dir dein Tod schon vor den Lippen lebte,
ad dein verhauchter Geist dir auf der Zungen schwebte,
ad wollte nun hindurch; dein Gott und deine Kunst,
ad unsre Nöthigkeit entriſs dich dieser Brunst,
e dich hier wieder kreischt. Gott aber sey geprieſen,
er sich auch diesmal uns so gnädig hat erwiesen,

---

*) Begräbnisse persischer Fürsten.

Dich dir und uns geschenkt, und dieſs beweist nun viel,
Daſs er den Deinen dich nun wieder geben will.
Von daraus stiegen wir hoch auf des Taurus Rücken,
Wiewohl begleitet nicht von unsern schönen Stücken;
Hier ist kein Weg für sie. Da traf uns redlich ein,
Daſs höchste Berge da, wo tieſste Thäler seyn.
Der strenge rothe Strom *) schoſs zwischen beyden Klüften
Hin schnellen Pfeilen gleich und Blitzen in den Lüften;
Wir klommen Tag und Nacht die krummen Klippen an,
Halb furchtsam und halb froh. Worauf uns denn Sengan
Entgegen freundlich trug zur Labung seine Früchte.

---

*) Dieser Strom, Kisilosein genannt, führt weiſses Wasser. Warum ihn Fl. roth nennt, ist unbekannt.

ld trat uns Sultanie mit Ehren ins Gesichte,
s ebne Sultanie, das viel der ew'gen Stadt*)
i alter Trefflichkeit der Bände gleiches hat.**)
rauf sahen wir Kaswin, Arsazien der Alten,
der der groſs' Abas so gern sich aufgehalten,
' denn er sein Tauris den Türken wieder nahm,
nd was er mehr gehabt, in seine Hand bekam;
ns treffliche Kaswin, die Herzogin der Flächen,
m'welche Berge man die schönsten Marmor brechen
nd weit verschicken sieht; die groſse reiche Stadt,

---

*) Rom.

**) Hier war auch eine ansehnliche Bibliothek. In derselben lagen viele arabische Bücher, davon einige fünf Viertel Ellen lang und fast eine Elle breit waren. Die Buchstaben waren Fingerslang, sehr schön geschrieben, und immer einer um den andern schwarz und Gold.

Die Wein und Brod und Gold und Lust die Fülle hat,
Hier sahn wir Indien uns selbst entgegenrennen, *)
Cythere sung uns ein, und, weil wir waren schwach,
So war ihr Lust mit uns zu haben Ungemach.
Sawä, wo lass' ich dich und deine schönen Trauben,
Womit dein Bacchus kann der Vorsicht Sinn berauben,
Die mich verführten auch? Und Kom, wo lass' ich dich,
Allda ich selbsten bald gelassen hätte mich,
Schon jenem auf der Spur? Auch, Bruder, dir zu Danke,
Erwähn' ich dieses hier. Hier stunden fast im Zanke
Die Götter über uns, ob auch der Möglichkeit
Wohl konnte möglich seyn, uns Alle selber Zeit

---

*) Die Gesandten wurden vor Kaswin von einem indianischen Fürsten eingeholt, welcher eine prächtige Begleitung bey sich hatte.

Zu führen weiter fort. Der heiſse Hundsstern brannte,
Als Titan durch das Haus des starken Löwen rannte.
Die wilde Glut schlug aus, sie schlug in unser Blut,
Es war um einen Schlag, da lag uns Blut und Muth,
Die Häupter waren krank, die Glieder schwach und müde,
Auch du, o Aller Arzt, inmitten Krieg und Friede,
Inmitten Furcht und Trost, vergaſsest fast dein Thun,
Erfuhrest, was es heiſst: Arzt, hilf dir selber nun!
Wir muſsten gleichwohl fort, wir lieſsen Kom zurücke,
Sein Sandfeld ausgeschwemmt, und seine schöne Brücke,
Und seinen Wunderberg. Wir kehrten Tag in Nacht,
Und wieder Nacht in Tag. Du eine halbe Tracht*)

---

*) Die Kranken bey der Gesandtschaft wurden, in Kasten gepackt, von Kameelen fortgeschafft.

Des lastbaren Kamels hast damals satt empfunden,
Wie wohl euch Kranken war, wie übel uns Gesunden.
Das bergichte Nathäns,*) wo, edler Adler! dir
Der Sperber obgesiegt, allda noch seine Zier,
Und deine Schande steht, lieſs seine Bäche gehen,
Und die gekühlte Luft verstärkter auf uns wehen.
Kasschan d'rauf nahm uns ein, der fast kein' andre gleicht,
Die zwar viel Gift gebiert, doch auch viel Goldes zeugt.
Das Ziel war nun vor uns: Der Berg, der war erstiegen,
Wir sahen Ispahan vor unsern Augen liegen,

---

*) Gegenüber zur Rechten von Nathäns liegen 2 ziemlich hohe spitzige Berge, auf deren höchstem stund ein stumpfer Thurm, den Schach Abas einem Falken, welcher hier vor seinen Augen einen Adler überwunden, zum Gedächtniſs hat bauen lassen. S. Olearius.

Die königliche, die, die, wie man mir bringt ein,
Von hundert Pforten soll genennet worden seyn.
Was aber trägt sich zu? Wir waren kaum empfangen,
Kaum von den Pferden ab in unser Zimmer gangen!
Als der Usbeghen Zorn, und Bönianen Grimm
Uns Alle sich verschwur auf eins zu bringen üm.
Der Sturm ſtieſs auf das Haus, in welchem wir verschlossen
Mit voller Raserey stets auf einander schossen.
Uns drungen Mord und Raub; und war die höchste Zeit,
Daſs durch des Königs Hand zerrissen ward der Streit.
Nimm meinen Dank auch hier, o Gott, für deine Gnade,
Daſs mich auf diese Zeit befallen hat kein Schade:
Da mich Verlust und Tod in allen Winkeln sucht',
So hast du mich geführt in einer sichern Flucht,
Selbst in dein Haus versteckt. Ihr acht erschlagnen Brüder,

Fallt willig, wie ihr thut, legt Wehr und Waffen nieder:
Muſs ja denn euer Tod für unser Leben seyn,
So nehmt das sel'ge Feld mit andern Helden ein.

Der treffliche Söphi, begierig uns zu sehen,
Macht' uns ein köstlich Mahl und lieſs uns wohl geschehen,
Nahm unsern Friederich zu seinem Bruder an,
Was er ihm legte vor, war alles wohl gethan.
Erinnre, Bruder, dich, wie manche süſse Stunden
Uns um den Sanderut mit Freuden sind verschwunden,
Wenn jener um Schiras *) so in den Jaspis sprang,
Und uns zugleich in Mund und Stirn' und Seele drang.
Entsinn' dich gleichfalls auch der Ursach' unsrer Freuden,

---

*) Der Wein von Schiras, der beste in Persien.

Die meistens traurig war. Gedachten wir an Leiden,
So dachten wahrlich wir an dich auch, rother Wein!
Als der du einig uns nicht lässest mühsam seyn.
Wenn Sorgen stehen auf, und die und die Gedanken
Sich über dem und dem bald so, bald anders zanken,
So ist Eleusius der beste Schiedemann,
Wenn sonst nichts auf der Welt die Geister stillen kann.
So hat uns auch das Haus der Herren Augustiner,
Der Karmeliten Trost, die Gunst der Kapuziner,
Der Englischen Gespräch, und der Franzosen Scherz,
(Batavien war feind) *), befriedet oft das Herz.

---

*) Der holländ. Consul in Ispahan, den Absichten der Gesandten entgegen, suchte ihnen allen Abbruch zu thun.

Alexis gleichfalls auch, *) den wenig seiner Reuſsen,
Trüg' er ein deutsches Kleid für Landsmann sollten heiſsen,
Wie vielmal hat er uns die lange Zeit verkürzt!
Und froh und frey mit uns die Schalen umgestürzt!
Bald stillten unsern Sinn die königlichen Jagden,
Bald der Armener Wein, die oftmals uns betagten; **)
Des groſsen Kanzlers Mahl, der theuren Gärten Preis,
Der Bäume Trefflichkeit, der Wasserkünste Fleiſs;
Des Königs Schimpf und Ernst, die Weise zu regieren,
Des Adels hoher Stand, das Muster im Turnieren;
So vieler Völker Schaar, so mancher Waaren Wahl,
Und so viel Andres mehr in ungezählter Zahl.

---

*) der russ. Gesandte.

**) traktirten.

Ich war gesonnen zwar, den Tiger zu beschauen,
Und was Seleukus hier, dort Ctesiphon erbauen,
Bagdad! ich meyne dich, zu sehn den schönen Phrat,
Was er vor Alters weist von jener groſsen Stadt.
Mir lag Arabien und Syrien im Sinne:
Aleppo nahm mich ein, ich war wie schon darinne;
Mich däucht', ich lieſe schon von Scanderien aus:
Die See um Cypern her und Kandien war kraus,
Der Wind der trug mich wohl vor Gräzien vorüber;
Bald war ich um den Po, bald an der heil'gen Tiber,
Bald, strenger Rha', um dich. Mir war das mindste d'rum,
Daſs ich sollt' hinter mich, und so mich kehren um.
Mein Anschlag aber fiel, wie weislich ich ihn faſste,
Wie fleiſsig ich auf ihn zu Nacht und Tage paſste,
So muſst' ich Andre sehn glückseliger als mich;

Des Andern Schluſs ging vor, der meine hinter sich.
Ein Weg muſs sehr gut seyn, den man soll zweymal machen.
Den aber muſs ich thun, wie wenig er von Lachen,
Wie viel er Weinens hat: doch spricht mich dieſs zur Ruh,
Daſs ich ihn noch mit dir und meines gleichen thu.
Sind jemals Freunde noth, so sind sie noth im Reisen,
Ihr Beyseyn ist vor Gold und Schätzen weit zu preisen,
Sie mindern die Gefahr, halbiren den Verdruſs,
Und sind einander selbst für Wagen, Stab und Fuſs.

Steh' ewig, Ispahan, in deiner groſsen Weite,
Und werde nimmermehr den Feinden eine Beute;
Reut' alles Unkraut aus; geh' über Korasan,
Das deinen Adel schimpft; mach' alles wie Revan,
Das deine Stärke trutzt; wir wollen dein Behagen

Und deine Trefflichkeit mit uns zu Hause tragen,
Und streuen in die Welt. Habt jetzt nun gute Nacht,
Ihr Freunde, die ihr uns oft habet froh gemacht.
Mit diesem kränzen wir Imaus weite Hörner,
Der Taurus Bruder ist; wir warfen Weihrauchkörner
Den Göttern in die Glut; und wandten von Kaswin
Uns in ein Nordenland, wo ewig Blumen blühn,
Wo Sand und Dürre stirbt, wo Frucht und Fülle lebet,
Wo stetigs Ein Lenz nur um Thal und Hügel schwebet.
In Persiens sein Mark, das treffliche Gilan,
Das Rom und Frankreich trutzt, und Spanien schimpfen kann.
Hier hat es die Natur mit Bergen rings verschlossen,
Hier mit der strengen See, die rühmlich heiſst, umgossen.
Das lustige Rubar, das seidenreiche Rescht,
Das seinen trocknen Durst in Serubare löscht;

Das reichdurchfloſsne Thal, die stets besäten Felder,
Das immergrüne Haar der unverletzten Wälder,
Folgt' uns bis in Mogan, wo selten Regen fällt,
Das gleichwohl Wild und Vieh und Menschen unterhält.
Araxes, da wo er in Cyrus trübe Fluthen
Sein leimicht Wasser wälzt, und breit wird zwanzig Ruthen,
Floſs unter unserm Fuſs als wie gezähmet hin.
Schirwan, der lieſs uns frey und sicher durch sich ziehn.
Das ewige Derbent, das Werk des groſsen Griechen, *)
Vor dem die Scythen noch erschrocken sich verkriechen,
Das jung für Alter sieht, und noch die Mauer zeigt,
Die hier von einer See bis an die andre reicht,
Lieſs sich uns wohl durchsehn; bis hieher lieſs sich's trauen.

---

*) Alexander der Groſse soll diese Stadt erbaut haben.

Von hieraus hub uns an, zwar nicht umsonst, zu grauen.
Wir rückten wachsam fort. Der Völker neue Tracht,
Ja selbst das neue Land, das machte sich verdacht,
Wie der Kalmücken Grimm, die Frechheit der Usminen,
Der Poinacken Trutz und üppiges Erkühnen,
Der Tagastaner List und strenge Dieberey
Uns oftmals blaſs gemacht, das denke du hiebey.
Wie lag sich's vor Tarku, da hier Hyrkanus brauste,
Hier des Promethus Berg mit often Donnern sauste!
Da schwur der Kneder uns, der Tartar da den Tod,
Vor, um und hinter uns war nichts als Eine Noth.
Von innen Qual und Angst, von auſsen Furcht und Zagen,
Da hörte man von nichts als Blut und Raube sagen;
Es muſste seyn gewagt! Was der verhaſste Ort
Mit Pferden nicht versieht, das muſs zu Fuſse fort.

Koinsa,*) habe Dank, Jaksai, sey gepriesen,
Und, Chiselär, gelobt, ihr habt euch gut erwiesen,
Uns freundlich über bracht, und du auch, o Schafgall,
Mehr durch des Vaters Schuld, als deinen eignen Fall
Den Nachbarn hochverdacht, beherrsche dein Gebürge,
Nimm deiner Thäler wahr, daſs kein Feind drinnen würge.
Ihr Heiden, gute Nacht! erkennt einst wer ihr seyd!
Wir setzen nun den Fuſs in unsre Christenheit.

Mit diesem grüſsten wir die mannlichen Circassen,

---

*) Koinsa, bey Olearius Koisu, Jaksai bey O. Aksai, und Chiselär oder Kiselar, sämmtlich Flüsse. Schaffgall oder Schafkal, Amtsname des tartar. Obersultans Mahmud, der den Durchgang der Gesandten beförderte, dessen Vater aber durch seine Räubereyen verrufen war.

Die sich, zwar Christen nicht, doch christlich herrschen lassen.
Ihr Terki, welches doch nichts minder reuſsisch heiſst,
Hat unsre Wiederkunft von Herzen sehr gepreist.
Das Sandfeld, das die Flucht der schnellen Tartarn kennet,
Und von der Sonne Glut oft lichterlohe brennet,
War jetzo noch vor uns der Reise strenger Theil,
Da nichts als Staub und Salz, und Salz umsonst steht feil.
Zu mangeln zwar gewohnt, nicht aber, gar zu darben,
Muſst' ich auch mitten fort; auch selbst die Tartarn starben.
Des Landes eignes Volk. Die dritte Nacht brach an,
Ich hatte weder Mahl, noch Schlaf, noch nichts gethan.
Die Erde war mein Pfühl, mein Ueberzug der Himmel,
Der Trunk zerschmelztes Salz, das Essen ſauler Schimmel.
Wie nah' hatt' uns doch da nicht gänzlich umgebracht,
Bey Tage Hitz' und Durst, die Mücken bey der Nacht.

Verzeih' mir's, Erian! dem sich der Himmel neiget,
Ich habe mich noch nie so tief vor dir gebeuget,
Als vor der Wolga zwar, als ich ihr Ufer sah,
Und einen langen Zug thät aus der Hand der Rha,
Aus ihrer süſsen Hand. Ich schwöre bey den Schalen,
Daraus ihr Götter trinkt auf euren besten Mahlen,
Der schlechte, trübe Trunk durchginge mir das Blut,
Mehr als Diespitern sein bester Nektar thut.
Verzeih' uns, Vaterland, daſs wir nicht ehe kommen,
Es ist kein schlechter Sprung, den wir uns vorgenommen,
Wir thun kein schlechtes Werk; sechs Jahre gehn uns hin,
Dieſs, was uns ist Verlust, ist, Mutter, dein Gewinn;
Durch uns kömmt Persien in Holstein eingezogen,
Von welchem nun die Post ist überweit geflogen,

Die Völker drungen sich in ungezählter Zahl
Um Gottorp, und in ihm um seines Fürsten Saal.

Was wird dieſs, Bruder! dir für Ruhm ins künſt'ge geben,
Daſs wir, auf wen'ge noch, doch Alle fröhlich leben,
Auf wen'ge noch, die theils der Feind warf in das Gras,
Den wir unarzneiten selbst, theils ihr Bedrängniſs fraſs.
Der groſse Rudolph sah von achten Einen wieder;
Zur guten Zeit gesagt: noch keiner liegt danieder,
Den unser Fürst betrau'rt. Des Dankes guter Theil
Wächst dir hierüber zu, du, unsers Lebens Heil,
Du, unsrer Krankheit Tod! Ist's auch erhöret worden:
So lange reisen wir von Westen aus in Norden,
Von Nord in Ost und Süd, durch Regen, Hitz' und Schnee,
Durch Mangel und Gefahr, durch Wald, durch Sand und See,

So mancher Krankheit Ziel, so mancher Fälle Scherze.[*]
Gottlob, und dir auch Dank, uns kränket noch kein Schmerze,
Uns friſst noch keine Sucht. Wir trutzen Neid und Noth,
Und sind bis hieher noch nichts weniger als todt.

Ich habe satt gelebt, wirst du mich nur versichern,
Mein Bruder, diese Gunst zu thun an meinen Büchern:
Sie führen an den Ort, da mein' und ihre Zier,
Den Kranz der Ewigkeit auch auf wird setzen dir.
Dein Lohn wird dieser seyn. Sie werden nicht vergehen,
Die Namen, die allhier mit angezeichnet stehen.
Sonst alles Andre stirbt. Was eine Feder schreibt,

---

[*] d. i. wir, das Spiel so vieler Unfälle.

Die Glut und Seele hat, das glaube, daſs es bleibt,
Wenn nichts mehr etwas ist. Ich kann nicht ganz verwesen,
Mein bester Theil bleibt frisch, wenn dieses mit dem Besen
Zusammen wird gekehrt. Gesetzt, dieſs sey nicht viel:
Doch will ich, was ich hab', und habe, was ich will.
Und ob auch dieses hier wird schlecht genug gehalten,
Und minder oſt, als nichts, so laſs die Zeiten walten,
Du weiſst es doch mit mir, daſs tausend Andre seyn,
Und tausend Andre noch, die allen andern Schein
Dem Lichte setzen nach. Wer eine Kunst will treiben,
Der muſs bey ihrer Schul' und seines Gleichen bleiben,
Wer fremde Herren sucht, der findet fremden Sinn;
Nicht nur der Leib allein, auch sein Gemüth ist hin.
Wir kommen wieder hin zu unsern freyen Geistern,

Da Kunst, und Tugend gilt, da Niemand uns darf meistern.
Ist's Wunder, daſs ein Land und Volk die Künste haſst,
Das, weil es hat gewährt, nicht Eine hat gefaſst?
Fehlt mir denn gleich der Wunsch, und ich soll hier noch fallen,
So laſs mich, wo ich bin, mit meinen Andern allen;
Dieſs nimm nur mit anheim, die Finger voll Papier,
Da leb' ich ohne Tod, da bleib' ich ähnlich mir.
Dies ist mein Ebenbild. Was? Bild? mein ganzes Wesen,
Das du zwar hier noch siehst, dort weit wirst besser lesen.

Verlaſs die sieche Stadt, und thu' dich, Bruder, an,
Laſs sehen, ob ich dich recht fröhlich machen kann?
Lauf', Junger! hol' uns her Melonen aus Bucharen,
Arpusen von der Rha, und andre solche Waaren.

Du, Andrer! eile bald, und bring' uns auf der Post
Kalt Bier, gewürzten Meth und jungen, rothen Most,
Der Zucker leiden mag. Das erste, das ich leere,
Ist, Bruder, daſs du lebst, aus diesem weiten Meere, *)
Das, so wie hier Hyrkan, viel Flüsse schlingt in sich,
Und keinen Auslauf hat, als welcher fällt in mich.
Das andre lass' ich seyn auf dein' und meiner Lieben,
Die sich vielleicht um uns nicht sehr nun mehr betrüben.
Das dritte thu' mir noch durch diesen engen Ring, **)
Den ich zu guter Letzt von lieber Hand empfing.
Gott weiſs, worauf und wo! doch, dir ist gar nichts fremde,

---

*) Dem Meere des Weins.

**) Es war vor Zeiten im Gebrauch, die Gesundheit der Geliebten durch einen vor den Mund gehaltenen Ring zu trinken.

Was mir verborgen liegt hier unter diesem Hemde.
Sa! Bruder, trink' noch eins, auf Treue zu bestehn,
Denn morgen werden wir, will's Gott, zu Segel gehn!

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK LEIPZIG

Anzeige.

Als zur Etui-Bibliothek gehörig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Taschen-Bibliothek der ausländischen Klassiker
in neuen Verdeutschungen. Zwickau, bey
Gebr. Schumann. 1821 — 22. 24 Bändchen.

Einrichtung, Papier, Format, Druck und Preis sind dieselben; und so wie erstere das Beste der deutschen, liefert letztere das Vorzüglichste der ausländischen Klassiker.

Rollenhagens

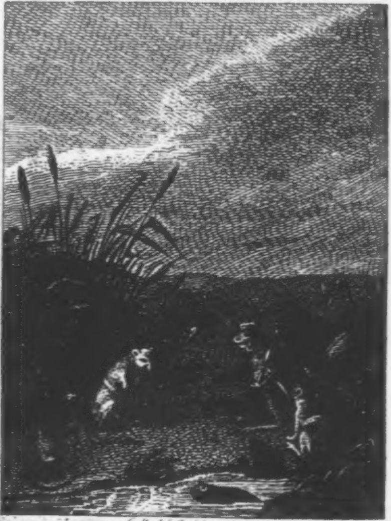
Froschmäusler.

Im Auszuge

von

Friedrich Rassmann.

S. 11



Gottschick invenit

Deutsche Anthologie

oder

Blumenleſe

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1900.3452

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Neuntes Bändchen.

Rollenhagens Froschmäusler.

Zwickau, 1823.
Bey den Gebrüdern Schumann.

[illegible]

[illegible]

[illegible] 7

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorwort.

Georg Rollenhagen wurde am 22. April 1542 zu Bernau in der Mittelmark geboren, und starb, nachdem er früherhin unter anderm Rektor der Johannisschule zu Halberstadt gewesen war, am 18. May 1609 als Rektor und Prediger zu Magdeburg. Sein „Froschmäuseler“ ist, der Grundlage nach, eine Nachahmung der griechischen Batrachomyomachie, hat aber durch die vielen eingeflochtenen Episoden einen Umfang von mehr denn zehntausend Versen erhalten. Man kann diesem komischen Heldengedicht das Verdienst einer lebendigen und zuweilen sehr launigen Schilderung nicht absprechen, wenn gleich manches Kleinliche und Langweilige mit unterläuft, und durch die ausgedehnten Episoden die eigentliche Erzählung gar zu sehr aufgehalten wird. Der alte Titel heiſst: «Froschmeuseler. Der Frösch und Meuse wunderbare Hofhaltunge. Der fröhlichen, vnd zur Weyſsheit vnd Regimenten erzogenen Jugend, zur anmuthigen aber sehr nützlichen Lehr, aus den alten Poeten vnd Reimdichtern, vnd insonderheit aus der Naturkundiger, von vieler zahmer und wilder Thiere Natur vnd eigenschafft, bericht. In dreyen Büchern u. s. w.“ *) Die zu Magdeburg erschienenen Ausgaben fallen in die Jahre 1595, 1596, 1600 und 1621; die neueste von 1730 erschien zu Leipzig. Eine Nachbildung ward, unter dem Titel: „Der neue Froschmäusler,“ 1796 zu Köln veranstaltet, worauf Karl Lappe (Strals. 1816), desgleichen ein Ungenannter (Tüb. 1819) einen Auszug des Werks lieferten. Der gegenwärtige Auszug ist im Ganzen noch gedrängter. Unter den vielen Episoden hob

---

*) Der Vf. nannte sich Marx Hüpfinsholz von Mäusebach, der jungen Frösche Vorsinger.

man diejenigen aus, welche besonders gut abgefaſst waren und zum Theil eine treffende Moral enthielten. Eine Abänderung der mancherley, freylich oft an das Skurrile streifenden Namen der Frösche, Mäuse u. s. w. schien nicht gerathen: eben diese Nomenclatur gehört wesentlich mit zur Farbenmischung des ganzen Epos.

Einige biographische Nachrichten über den Vf. findet man unter andern im dritten Band der Bragur u. s. w.

Inhalt.

Seite

Erstes Buch.

Erster Theil.

Von der ersten Kundschaft des Mäusekönigssohns, Bröseldiebs, mit dem Froschkönige, Bausback, und ihrer Hofhaltung.

Kap. 1. Inhalt des ganzen Buchs. . . . 3
— 2. Von Bröseldiebs Kundschaft mit dem Froschkönig. 5
— 3. Bröseldieb rühmt sein Geschlecht und Weisheit. 12
— 4. Bröseldieb rühmt seine Mannheit, Stärk' und Ansehen. 14

Seite

Kap. 5 Bausback lobt, daſs Bröseldieb sein Mäusegeschlecht ehrlich hält. . . 16

— 9. Bröseldieb sagt, wie die Stadtmaus zur Feldmaus sey zu Gaste gekommen. 17

— 10. Die Feldmaus geht in die Stadt zu Gaste. 23

— 11. Von der Frösche Feinden. . . 27

Zweyter Theil.

Von der Mäuse Gefahr und Feinden; insonderheit von Murners, der Katze, Geschwindigkeit.

Kap. 1. Bröseldieb klagt über Mäusefallen. 30

— 2. Bröseldieb sagt, wer Murner sey. 33

— 3. Wie Murner aus einer schönen Jungfrau zur Katze geworden. . . 38

— 4. Beschreibung des Hauspropheten. . 41

— 26. Bröseldieb klagt über Wiesel und Falken. . . . . , 43

Seite

Zweytes Buch.

Erster Theil.

Von Veränderung des Regiments bey den Fröschen, und wie es zu bestellen sey.

Kap. 1. Von Veränderung des Regiments bey den Fröschen. 45
— 5. Krummrückers Rath, daſs man keinem stolzen, verzagten, oder auch zu starken und muthigen König weislich erwähle. 47

Zweyter Theil.

Von des allgemeinen Pöbels Regiment, daſs es böse, und etlicher vornehmen, weisen Herren Regiment besser sey.

Kap. 4 — 5 Daſs des gemeinen Pöbels Regiment gutem Rath nicht folgt. . 52
— 6. Der Vögel, insonderheit der Nachtigall, Lerche, des Storchs und Spechts Rath. 57

Seite
Kap. 7. Doktor Sperlings Rath. 60
— 12. Freye Leute strafen ist gefährlich. 66

Dritter Theil.

Daſs ein Regiment durch einen König am besten bestellt werde.

Aus Kap. 1. und das 3. Daſs auch im lebendigen Leibe ein König regiere. . . 73

Vierter Theil.

Wie den Fröschen ihre Wahl und insonderheit der Blockkönig gerathen sey.

Kap. 3. Die Frösche verachten den König. 80
— 4. Der Block wird bey den Fröschen verbeten. 82
— 5. Der Alten Rath wird verlacht, und der König verstoſsen. 88

Seite

Sechster Theil.

Bröseldiebs Ende.

Kap. 3. Der Fröschekönig bittet den Mäusekönig zu Gaste. 92

— 4. und 5. Von Bröseldiebs kläglichem Abscheiden. 94

Drittes Buch.

Erster Theil.

Wie der Mäusekönig mit Krieg seines Sohnes Tod zu rächen, und wie die Frösche sich zu wehren vornehmen.

Kap. 2. Der Mäusekönig berichtet, warum er die Mäuse zu sich berufen habe. 100

— 3. und 4. Rathhülfer gibt Rath, was die Mäuse für Beystand werben können. 103

Seite
Kap. 5. Fürst Reiſsmehlsack warnt vor fremder Völker Beystand im Kriege. 105
— 13. Wie den Fröschen der Krieg angesagt wird, und was sie dabey berathschlagen. 107

Zweyter Theil.

Von beyder Heere, der Mäuse und Frösche, wunderbarlichen Rüstung und Orden.

Kap. 1. Von der Mäuse Rüstung. 111
— 2. Von der Mäuse Schlachtordnung und Rath. 116
— 3. Friedliebens Aufzug. 120
— 4. Von der Mäuse Schiffsrüstung. . . 122
— 5. Der Frösche mancherley Rüstung. 126
— 6. Der Frösche Schlachtordnung. . . 128
— 7. Von der Frösche und Mäuse Kundschaft. 131

Seite

Dritter Theil.

Von der Mäuse und Frösche erschrecklichen blutigen Schlacht.

Kap. 1. Rathschlag der Berg- und Wassergeister über diesen Krieg. . . . 136
— 3. Des Mäusekönigs Erbieten gegen die Frösche und ihren König. . . 139
— 4. Wie die Frösche und Mäuse zusammentreffen. 121
— 5. Wie dem Apfelschmack seine Schiffahrt gerathen sey. 143
— 6. Wie der Mäusekönig umringt ward. 146
— 7. Wie Friedlieb sein Volk anführt und den König erlöset. 151
— 9. Wie die zwey Könige mit einander zu streiten kommen. 155
— 11. Der Krebse Aufzug wider die Mäuse. 164
— 12. Von der Käfer Einfall auf die flüchtigen Mäuse. 169

Der

Froschmäuseler.

Abgekürzt.

Erstes Buch.

Erster Theil.

Von der ersten Kundschaft des Mäusekönigs-Sohns, Bröseldiebs, mit dem Froschkönige, Bausback, und ihrer Hofhaltung.

Das erste Kapitel.

Inhalt des ganzen Buchs.

Das Hofhalten, die Feind' und Macht,
Das Blutbad und erschrecklich' Schlacht
Der mannhaften Frösch' und Mäus'helden
Will ich in diesem Buch vermelden.
Gott verleih' dazu Rath und Gnad',

Daſs es zur Lehr' und Kunst gerath'.
Ihr freyen Schulkünst' allgemein,
So der Poeten Musä seyn,
Tret't auch herzu und steht mir bey,
Daſs ich, was nütz und lieblich sey,
Weislich bedenk', künstlich aufzeich',
Das euch zu Ehren auch gereich':
Denn weil ihr seyd Jungfräulein zart,
So bleibt ihr stets fröhlicher Art,
Seht nicht ernstlich, sau'r alle Stund',
Sagt oft wahr mit lachendem Mund,
Damit im Scherz die gute Lehr'
Bey der Jugend schaff' desto mehr.
Lasset die auch etwas Weisheit
Allhie lesen in Fröhlichkeit,
Und an Fröschen und Mäusen sehen,
Wie es pflegt in der Welt zu gehen.
Die Alten aber, die ihr' Lehr'
Mit ernstem Pochen machen schwer,
Und keinen Scherz mehr leiden wollen,
Diesmal ihr Urlaub haben sollen,
Ein wenig treten überseit;
Wollen sie hören andre Zeit,
Wenn uns die Nas'n auch werden blau,
Und Haar und Bart gefärbet grau,
Od'r wohl noch eh'r zu guter Stund.
Wermuth ist nicht immer gesund,
Man trinkt auch wohl ein'n neuen Wein,
Und leckt ein'n frischen Honigseim,

Damit sich die Natur verneue;
Was täglich ist, bringet Abscheue,
Wie auch der alten Meister Trutz.
Der Wechsel ist voll Lust und Nutz,
Und macht zur Arbeit muntre Herzen,
Dazu dienet dies unser Scherzen,
Das wir ins Höchsten Nam'n anfangen;
Also ist der Handel angangen:

Das zweyte Kapitel.

Von Bröseldiebs Kundschaft mit dem Froschkönig.

Da Aschanes mit seinen Sachsen
Aus dem Harzfelsen ist gewachsen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein springend Brünnlein süſs und kalt,
Das an dem Falkenstein herfloſs,
Sich in ein'n groſsen See ergoſs,
Und da, am warmen Sonnenschein,
Wässert' viel Bäum' und Blümelein,
Viel Frösch' und Fisch', viel Krebs' und Schnecken,
Das Rohr wuchs wie der Haselstecken,
Als ob's das Schilfmeer selber wär',
Dadurch Moses führt' Gottes Heer;

Daſs nicht allein die Nachtigall
Da sang, das klang im Berg und Thal,
Sondern der Rohrsperling und Grasmusch,[*]
Und andre mehr im finstern Busch
Ihr Nest und Wohnstatt so besungen,
Und die Stimmen gen Himmel klungen,
Daſs im Wasser der Wiederhall
Sein' Antwort gab mit Freudenschall.
Daselbst von vielen alten Jahren
Die Frösch' der Herrschaft mächtig waren,
Da Sehbold Bausback, wohlgedacht,
Hof hielt mit königlicher Pracht.
Wie nun anfing der grüne May,
Wollt' der König, von Sorgen frey,
Mit seines Hofes Dienern all'
Ein Freudenspiel halten einmal,
Und satzt' sich an den Sonnenschein
Besonders hin vor der Gemein'
Auf ein'n Hügel mit grünem Moos
Ueberwachsen schön, weich und los,
Daſs die Bachmünzen und Poley
Auch Schatten g'nug machten dabey;
Und lieſs vor ihm seine Trabanten,
Und die seine Herrschaft erkannten,
Sich da üben im Ritterspiel,
Der Kurzweil auch treiben gar viel

---

[*] Grasmücke.

Mit Waſſertreten, Unterſinken
Mit offnem Maul doch nicht ertrinken,
Ein' Mück' in einem Sprung erwiſchen,
Künſtlich ein rothes Würmlein fiſchen,
Auf gradem Fuſs aufrichtig ſtehen,
Und alſo einen Kampf angehen;
Einander mit Springen, Singen
Im groſsen Vortheil überwinnen. *)
So zerrten ſie mit Waſſerklang
Die Waldvöglein zum Kampfgeſang,
Daſs man durch Waſs'r und Wald dies Krachen
Ein'n Wunderfreudenſchall hört' machen,
Wie Junggeſell'n zur Sommerszeit
Am Waſs'r und Wieſen ſuchen Freud',
Wie auf den Schulen die Studenten
Baden und tauchen gleich den Enten,
Schwimmen künſtlich wie Gäns' und Schwanen,
Fiſchen, fahren in Schiff' und Kahnen,
Fechten, ſchlagen Ball, ſpringen's Kleid,
Wiſſen von keiner Traurigkeit;
Singen auch ihr' vielſtimm'ge Reigen
In Pfeifen, Zithern, Lauten, Geigen,
Fein kunſtreich nach der Muſen Art,
Kein fröhlicher Volk funden ward.
Alſo thäten die Fröſchlein auch,
Hielten ohn' Sorg' ihr Spiel und Brauch.

---

*) überwinden.

Indem aber die Wasserkind'
Also auf's Spiel bestürzet sind,
Und die Sonne von oben 'rab
Nunmehr den kürz'sten Schatten gab,
Aber die allergröſste Hitze
Stieſs aus des Himmels Mittelspitze,
Kam aus dem Wald ein kleiner Mann,
Hatt' ein schön weiſses Pelzlein an,
Rothe Korallen um den Hals,
Ein'n Leibgürtel vergüldet als,
Und führt' ein Schwänzlein als ein Schwerdt,
Trabet' hereiner wie ein Pferd,
Und ging den andern allen für,
Denn es folgten noch andre vier
Mit aschenfarben Pelzelein,
Sollten seine Trabanten seyn.
Der eilet durstig zu dem See,
Denn der Sonnen Hitz' thät ihm weh,
Und sprang zum Wasser ab vom Land,
Lehnet sich auf die linke Hand,
Neigt das Haupt, daſs sein kleiner Bart
Voll Wassers als voll Perlen ward,
Weil er ihn gar ins Wasser steckt,
Und dasselb'ge so geizig leckt,
Als wenn's Zucker und Honig wär'.
Das Zünglein wand sich in die Quer,
Wischet das Näslein und den Mund,
So weit es den abreichen konnt',
Und schmatzet wie die kleinen Kind,

Wenn sie an der Mutter Brust sind.»
«Wie schmeckt mir das Wasser so süſs,»
Sprach das Mäuslein, «wie ein Milchmuſs,
Wenn man's mit dem Durst würzen mag,
Wie ich gethan hab' diesen Tag.»

Das sah und hört' ein Frosch von fern,
Fuhr ab zum König seinem Herrn;
Der König schickt Grünrock zu sehen,
Und starker Trabanten achtzehen,
Sie sprungen ab zum See in Eil',
Schossen hinaus gleichwie die Pfeil';
Bald ward Grünrock der fünf gewahr,
Sprach: «Diese Reis' ist ohn' Gefahr,
Es sind Mäusmännlein, wie ich seh',
Ohn' daſs eins weiſs ist wie der Schnee!»
Wie nun die Frösch' an's Ufer kamen,
Aus dem Wasser den Auftritt nahmen,
Trat das Herrlein muthig hinan,
Sprach: «Ho, Glück zu, mein lieber Mann!
Ich bin an euren See gekommen,
Hab' ein frisch Trünklein eingenommen;
Kann ich euch für den Wassertrank
Wied'rum erzeigen einen Dank,
So thu' ich das ohn' all' Beschwer'n,
Will euch zu Ehren dienen gern.»

Der Grünrock sammt seinen Gefährten
Mäuler und Augen weit aufsperrten,

Er sprach: «Gnad', Herr! wir sind ankommen,
Daſs unser König gern vernommen
Eur' ehrenveste Gegenwart,
Begehrt in Gnad'n, wollt unbeschwert
Euch nennen und Ihr' Majestät
Besuchen, daſs sie jetzt der Stätt'
Am Ufer wartet der Ansprach',
Es ist ja ein' ehrliche Sach'.
Daſs aber auch unser Seetrunk
Wohlgeschmeckt euren Herzen jung,
Hören wir und gönnen's euch gern,
Fordern dafür auch kein Verehr'n;
Denn wie die Sonn' und Luſt ist g'mein,
Soll auch der Trank des Wassers seyn!»

Das Männlein sprach: «Ist's, wie ihr sagt,
Daſs eu'r Kön'g mein'n Namen fragt?
Führt mich nur hin zu Land mein' Straſs',
Im Wasser weiſs ich keinen Paſs,
Denn ich bin des Mäus'königs Sohn,
Habe daheim mein Zept'r und Kron'.»

Dem König ward vermeldet schon,
Daſs ankäme des Mäus'königs Sohn,
Darum ging der König herfür
Bis an desselben Ufers Thür,
Daſs er ihn ehrlich wollt' empfangen;
Neben und hernach kam gegangen
Der Hofesdiener groſse Schaar,

Des Gastes all' zu nehmen wahr.
Der junge König, als er g'sehen
Den Froschkönig zu ihm angehen
In seinem grünen Sommerkleid
Mit Goldbremlein *) zu jeder Seit',
Und Augen wie der Morgenstern
Schön hervor gleiſsen in der Fern',
Dazu den buntgefleckten Haufen
Der Frösch', die all' kamen gelaufen, —
Gedacht' er: „Ey, es ist Unehr',
Daſs ein König verzaget wär';
Du willst hintreten ohne Scheu,
Des Manns Geg'nwart schreckt wie ein Leu!"
Und braucht damit höflich Geberd',
Wandt's Angesicht züchtig zur Erd',
Faſst' mit der rechten Hand die Brust,
Und neiget' sich wie er wohl wuſst',
Nachmals kredenzt' er in dem Stand
Dieselbe seine rechte Hand,
Gab sie dem König, der zuvor
Sein' Hand ihm da anbot, empor,
Und sprach: „Bis willkomm'n, lieber Gast!
Setz' dich daher zu mir in Rast,
Und ruh' wohl aus die Mattigkeit:
Dein' Reis' ist ohne Zweifel weit,
Denn ich dich zuvor nie erkannt;"

---

*) goldnen Borten.

Damit nahm er ihn bey der Hand
Und setzt' sich neben ihn in's Gras,
Da das weiche Moospolster was.
Das Männlein sich in Ehren wehrt,
Setzt sich endlich doch auſ die Erd',
Die Diener warten auſ von ſern,
Wollten ihr Wort anhören gern,
Wie auch die Fröschlein allesammen
Mit groſsem Drang heraner kamen,
Daſs ſür Getümmel an dem Ort
Niemand höret sein eigen Wort.
Der König aber gab ein Zeichen,
Daſs sie plötzlich all' muſsten weichen,
Und Jedermann zur Seit' abgehen,
Nur vier Trabanten blieben stehen.

Das dritte Kapitel.

Bröseldieb rühmt sein Geschlecht und Weisheit.

Als das Männlein von Bausback hört'
Gar viel ſreundlicher Ehrenwort',
Wuchs ihm das Herz im Leib' so groſs,
Daſs auch der Bauch weiter auſfloſs.
Antwortet mit kurzem Bedacht
Dem König auch in groſser Pracht:

»Herr Bröseldieb nennt man mich schon,
Bin König Parteckfressers Sohn,
Meine Frau Mutter Leckmüll auch kam
Von König Schinkenklaubers Stamm,
(Die mich in unserm Schloſs gebar,
Welch's gar ein heimlich Mäus'loch war,)
Und erzog mich mit guter Speis',
Feigen und Nüſslein bester Weis',
Daſs ich über der Mäuse Heer
Nach meinem Vater Erbe wär'.
Daran ist auch gar nichts gelogen,
Das Ansehn hat mich nicht betrogen,
Daſs ich vom Glück auch müſste haben
Besonders stattlich' Heldengaben.
Denn ich hab' ein'n Prophetengeist,
Denselben brauch' ich allermeist,
Wenn ein altes Haus will einfallen,
Wandre mit meinen Freunden allen.
Od'r wenn Gott ein Haus strafen will,
Mach' ich mich hinaus in der Still'.
Wenn auch viel' Krieg' sollen angehen,
Und denn Gewehr' in Kirchen stehen,
Die beiſs' ich durch's Metall entzwey,
Daſs ich die Menschen warn' dabey.
Darum bin ich so weis' und klug,
Ein Löchlein ist mir nicht genug,
Ich muſs stets eins in Vorrath haben,
Wo ja das andre würd' vergraben.
Denn das ist eine arme Maus,
Die nur weiſs zu ein'm Loch' hinaus.»

Das vierte Kapitel.

Bröseldieb rühmt seine Mannheit, Stärk' und Ansehen.

„Sonst bin ich zwar klein von Person,
Und meiner Eltern gleicher Sohn;
Aber das Herz ist groſs und gut,
Dabey ein unverzagter Muth!
Was sollt' der Maulwurf wider mich
Oder Eidechs versuchen sich?
Ich halt' ein' Schlange bey der Kehl',
Bis ich sie alle todt hinquäl'!
Ja, ein ganzes Fähnlein Heuschrecken
Wollt' ich mit einem Sprung erschrecken,
Und ein halbtausend Grillen jagen,
Mit Füſsen treten und zerschlagen,
Wie ich noch hab' erwiesen heut':
Denn wie ich ausziehe nach Beut',
Und einen Kirschbaum hatt' erstiegen,
Fing an die Zweigelein zu biegen,
Da flohen rottenweis' hinweg
Der Heuschrecken ein groſs Gedreck,
Und auch der Käfer manche Art,
Wie sie spürten mein' Gegenwart.
Denen bin ich so nachgeeilt,
Daſs meine Diener mein gefehlt,

Und ich mit den Vieren bin kommen
Allein zu trinken aus dem Bronnen.

Dieweil aber der Herr der Welt
Sein Regiment also bestellt,
Daſs kein Thier lebet überall,
Es hat seinen Feind und Unfall,
Ja das veracht'te Gräselein
Hat seinen Feind am Schäfelein,
Das Schaf den Wolf, der Wolf den Hund,
Der Hund des Bären Klau'n und Mund,
Der Bär den groſsmüthigen Leuen,
Und der Löw' muſs das Maulthier scheuen.
Das Mannthier *) eins das andre mord't,
Das man von keinem Thier sonst hört,
Denn dies das allerbösest' ist,
Beyde, mit Stärke und mit List: —
Damit Niemand auf dieser Erd'
Zu sehr stolzir' und sicher werd'; —
So hab' ich auch sammt mein'm Geschlecht
Die uns zwingen mit dem Faustrecht;
Doch ihr'r nur drey in der Welt sind,
Die ich vor Allen fürcht' geschwind:
Der Falken und die leid'ge Katz'
Thun mir beyde groſsen Aufsatz,
Die Fall' auch mit ihrem Nothstall

---

*) der Mensch.

Bringt in Unfall mich oft zu Fall',
Von welchen wär' zu lang zu sagen,
Und hie am Freudentag zu klagen.
Euer Lieb halt' mir das zu gut,
Was sonst die Jugend alle thut,
Braucht unbedacht Weitläuftigkeit,
Sonst ist wahrhaftig der Bescheid!»

Das fünfte Kapitel.

Bausback lobt, daſs Bröseldieb sein Mäusegeschlecht ehrlich hält.

Der König hatt' den kleinen Mann
Vorlängest viel gesehen an,
Wundert sich der Groſsmüthigkeit,
Der höflichen Bescheidenheit,
Und sprach: «Ich bin's wahrlich erfreut,
Daſs wir allhie zu guter Zeit
Zum Gespräch sind kommen beyſammen,
Hör' gern dein'n und dein's Geschlechts Namen
Und dein ganz unerschrocken Herz;
Ich bin dir hold ohn' allen Scherz,
Und acht' dich meiner Freundschaft werth,
Mehr denn Jemand sonst lebt auf Erd'.

Insonderheit mir wohl gefällt,
Daſs du kein'n andern Stand gewählt,
Sondern deinen achtest am besten,
Ob er gleich auch hat sein' Gebresten: [*]
Denn dies ist eine seltne Tugend,
Und vornehmlich bey junger Jugend,
Also daſs auch die Menschenkind
Mit sich selber nicht friedlich sind.
Der ist ein weis'r glücklicher Mann,
Der sich in sein'n Stand schicken kann;
Wer das nicht kann, der ist elend,
Und bleibt ein Narr bis an sein End'.

Das neunte Kapitel.

Bröseldieb sagt, wie die Stadtmaus zur Feldmaus sey zu Gaste gekommen.

Bröseldieb antwortet mit Zucht:
„Die Mäus' haben dies wohl versucht;
Denn wie Gutkäschen, die Stadtmaus,
Zur Lust einmal spazieret aus

---

[*] Gebrechen.

Allhie ans Wasser gangen kam,
Das die Feldmaus Warnfried vernahm;
Ging er mit Freuden unterwegen
Zur Ehrerbietung ihm entgegen,
Hieſs freundlich ihn willkommen seyn,
Bat, wollt' doch kehren zu ihm ein.
Gutkäschen die Freundschaft annahm,
Ging mit hin zu der Eichen Stamm,
Da Warnfried in der Wurzel hätt'
Durch ein Löchlein sein's Lagers Stätt'.
Bald kam Warnfriedens Weib gegangen,
Den fremden Gast wohl zu empfangen,
Und ihre lieben Kinderlein
Reichten ihm das Poſshändelein,
Nöthigten ihn zum Niedersitzen;
Gutkäs fürcht't sein'n Pelz zu beschmitzen,
Sah wohl um sich nach reiner Stätt',
Ob man nicht da Stuhlpolster hätt',
Wie er in der Stadt war gewohnt.
Der Hausfrauen das sehr verhohnt,
Sie legt ein Bündlein Widerthan *)
Das glänzet wie ein rother Mahn, **)
War aus dem Moos rein ausgeklaubt.

---

*) ein Gewächs, *Lolytrichon*, Goldhaar, Frauenhaar.

**) Mohn.

Nehrlich der Gutkäs noch vertraut,
Und nach vielem Besehn zuletzt
Sich darnach zärtlich niedersetzt.
Der Sohn auf der Mutter Geheiſs
Lief in die Nachbarschaft mit Fleiſs,
Zu seinem Schwager Früchteschnee,
Der seine Schwester hat zur Eh',
Zu verkünden den neuen Gast,
Der wollt' auch kommen mit der Hast;
Der säumt sich auch nicht um ein Haar,
Befahl der Frau die Sachen gar,
Und kam dem Gast zu Ehren an,
Erzeigt sich ein'n willigen Mann,
Setzt selber herzu Stuhl und Bänk',
Riſs dabey viel Possen und Schwänk',
Den Gast damit fröhlich zu machen,
Etwa zu gewinnen ein Lachen.
Warnfried trug vor ein Tischlein glatt,
Gemacht von einem Schulterblatt
Der todten Katzen, weiſs poliert,
Mit Krausemünz' er's rieb und schmiert',
Damit es frisch zuröch' dem Gast.
Die Frau Sparkrämlein eilet fast,
Legt auf ein Tischtuch, gar spanneue,
Gewirkt aus mattem Flachs im Heue.
Die Kinder brachten Tell'r und Brod,
Von harten Käsen etlich' Schrot',
Reis, Erbsen, Bohnen, Weizenähren,
Für den Mund ersparet zu Ehren.

Sie wusch'n die Händ', hielten's Gebet,
Welch's denn der Hauswirth selber thät,
Und lieſs die Kinder sprechen nach,
Jeder setzt sich wieder gemach.
Der Wirth legt dem Gast fröhlich für,
Sprach: Ihr wollt frisch zugreiſen nur,
Hausmannskost euch lassen wohlschmecken,
Wir wollen Honig auch zulecken.
Bot ihm dazu eine Nuſsschaal',
Darin der Honig überqual. *)
Der Stadtjunker den Honig leckt,
Die Speis' ihm aber gar nicht schmeckt.
Er fragt auch, ob er nicht vom Käs'
Zur Lust ein kleines Bischen äſs'?
Der Gast antwortet': Ich ess' ihn wohl,
Doch wenn ich will, nicht wenn ich soll,
Umsonst ich nicht Gutkäschen heiſs',
Die besten ich am liebsten beiſs'.
Da holt der Wirth noch andres mehr,
Haber- und Gerstenkörnlein her,
Linsenschrötlein, frischen Hanfsamen,
Des Vorraths mancherley ohn' Namen.
Das ganze Haus zu schaffen hätt',
Als hielt die Maus ihr Kindelbett.
Erst warten auf zwo schön' Jungfrauen,
Ob etwas mangelt, aufzuschauen,

---

*) überquoll.

Ging'n zu der Küchen aus und ein,
Es wollt' sich ihrer setzen kein',
Bis der ältre Sohn Meuselman
Von seiner Jagd zu Hause kam,
Bracht' ein Säcklein voll Haselnüss',
Der wusch erstlich sein' Händ' und Füſs',
Hieſs die Jungfrauen, zum Wohlstand
Dem Gast an seiner linken Hand
Zur Mutter an die Seiten gehen,
Er blieb zum Dienst vor'm Tische stehen,
Mit seinem Bruder Wettelauf,
Der alles half mit tragen auf.
Vor allen aber spart sich nicht
Des Wirthes freudig Angesicht,
Und der Hausmutter guter Wille,
Die alles darreicht mildig stille,
Und sprach gar freundlich zu dem Gast:
Mein Junker, bitt' euch, g'fallen laſst
Unsre Armuth, so gut wir's haben,
Wollt euch mit den Hanfkörnlein laben,
Sie räumen gar wohl um die Brust. —
Der Junker hat dazu kein' Lust.
Der Eidam zeiget sich mannhaft,
Bracht' einen Trunk von Birkensaft;
Denn wenn anfing der grüne May,
Biss'n sie die Birkenrind' entzwey,
Unten am Stamm ein' tiefe Wund',
Daraus der Saft entspringen konnt',
Lief ins Fäſslein von groſsen Nüssen,

Der war nachmals gesund und süſse.
Noch trug man her zum drittenmal
Vielerley Nüſslein in der Schal',
Von Haseln, Büchen, Eichenbäumen,
Kastanien, Kernen von Pfläumen,
Die schlaubten die Kinder schön rein,
Zerlegten sie dem Gast fein klein.
Der hat ein'n Eckel vor dem allen,
Was ihm geschah zum Wohlgefallen:
Wie nun da stand das G'ringst' und Best',
Nichts übrig war im ganzen Nest,
Sprach der Wirth: Allerliebster Freund,
Wenn ich etwas vermöcht' upd künnt',
Das besser wär', ich günnt's euch gern,
Ihr seht, wir sind kein' groſsen Herrn,
Darum wollt ihr nehmen fürlieb. —

Der Wort' er sehr viel davon trieb.
Der Gast antwort't endlich gar prächtig:
Unser aller Gott ist allmächtig,
Der Alles kann, was er nur will.
Sonst, halt' ich, sind der Mäus' nicht viel,
Die solche Pracht und Herrlichkeit
Der Nahrung haben diese Zeit,
Als ich in meiner Residenz
Genieſs' aus güldenem Kredenz.
Und wenn ihr das selbst wollt anschauen
Mit euren Kindern und der Frauen,
So zieht mit mir die Stadt hinein,

Da woll'n wir erst recht fröhlich seyn,
Essen und Trinken hervorlangen,
Da etwas andres soll herprangen
Als diese arme Betteley;
Und ihr meynt, daſs nichts Bess'res sey!
Hat's in der Stadt nicht bessre G'stalt,
Bey Menschen denn bey Thier'n im Wald?
Warnfried sprach: Ich bin wohl vergnüget,
Was mir der liebe Gott zufüget;
Jedoch wenn ich ein' Bess'rung wuſst',
So kriegt' ich noch zu wandern Lust,
Was du itzt hast, halt' stets für gut,
Und streb' nach dem, das besser thut.
Das Best' man billig wählen soll,
Das Bös' kommt von ihm selber wohl,
Sagten die Weisen insgemein;
Ich will mit dir ziehen hinein,
Die G'legenheit selber beschauen,
So weiſs ich, wem ich soll vertrauen.

Das zehnte Kapitel.

Die Feldmaus geht in die Stadt zu Gaste.

Es war die Zeit um Mitternacht,
Daſs keins von den Mannthieren wacht,

Es schwiegen auch die Vögelein,
Die in dem Wald und Wasser seyn,
Und alle Thier' im ganzen Land;
Der volle Mond am Himmel stand,
Ging in der Still' sammt seinen Sternen,
Daſs man nichts hört' von nah' noch fernen.
Da wanderten die Mäuslein beyd'
An der Stadtmauer nach der Seit',
Da das Thor war beschlossen fest,
Und krochen unten durch zuletzt.
Die Wächter ihrer nicht vernahmen,
Zum Haus sie auch noch zeitig kamen,
Darin Gutkäschen war daheim,
Schlüpften allbeyd' zum Fenster ein.
Der Hausherr aber hatt' den Tag,
Wie er auch sonst gemeinlich pflag,
Mit groſsen Herren banketiert,
Gefress'n, gesoffen, jubiliert;
Und war auf dem Tisch ausgebreit't
Ein rother Sammet wohlbereit't,
Darauf im Silber stunden rein
Mancherley Eyerküchelein,
Rosinlein, Zucker, Mandelkern,
Cubeben hergebracht von fern,
Leckkuchen, Aepfel, Birn' und Nüss',
Kastanien gebraten süſs,
Und dabey waren Becherlein
Mit dem allerlieblichsten Wein,
Muskatell, Bastard, Alekanten,

Von Würz gemacht viel ungenannten,
Als den Gästen war überblieben,
Nachdem der Trunk sie hat vertrieben;
Zudem sie sprungen auf die Bank,
Auf g'wirkte Polster kurz und lang.
Warnfried hüpft auf die Sammetdeck',
Wundert sich der köstlichen Schleck',*)
Nahm Zuckermandeln und Cubeben,
Dies, sprach er, ist ein englisch Leben.
Wie lieblich schmeckt der edle Wein,
Im Himmel kann's nicht besser seyn!
Ja freylich, sprach Gutkäs mit Pracht,
Darum hab' ich oftmals gedacht,
Ihr Bau'rsleut' geht in Aberwitz,
Daſs ihr liebet den Ackersitz,
Und möchtet in Städten mit Ehren
In Wollust leben, wie wir Herren! —

Indeſs erwacht der Kaufmann wieder,
Der sich unlängst geleget nieder,
Denn derselb'ge war der Hausherr,
Der groſse Trunk ward ihm zu schwer,
Daſs er ihn muſst' her wieder geben,
Und fürcht't' da zu lassen sein Leben.
Ueb'r Herz und Haupt er Jammer klagt,
Rief seiner Frau, dem Knecht und Magd.

---

*) Leckereyen.

Da sie nun so dies Lärmen machten,
Und alle Thür'n im Hause krachten,
Da riefen beyde Katz und Hund,
Das Essen erstarb in dem Mund
Unsern Mäuslein und lieben Gästen,
Wurden verstöret in dem Besten.
Die Stadtmaus sprang zu ihrem Loch,
Die Feldmaus hin und wieder kroch,
Wuſst' nicht, was sie doch nehm' zur Hand;
Sie war ganz und gar unbekannt.
Endlich wie über alles Hoffen
Wied'rum ein Stillstand war getroffen,
Daſs man überall Niemand hört,
Kroch Gutkäs hervor aus sein'm Ort,
Rief seinem Gast mit leiser Stimm',
Daſs er wieder ankäm' zu ihm,
Die angeſah'n' Freud' zu vollenden;
Warnfried fragt mit zitternden Händen,
Ob sich's auch mehrmal so begeb',
Daſs dieser Lärmen sich erheb'?
Gutkäs antwort't: Das acht' ich nicht,
Weil es ſast täglich hie geschicht.
Davor muſst dir nicht grauen lassen,
Dagegen desto besser prassen.
Hofsuppen sind lieblich zu lecken,
Werden aber gewürzt mit Schrecken!
Warnfried antwort't: Ist's täglich so,
So bin ich des Prassens nicht froh,
Da ist mehr Gall' denn Honig bey,

Dessen bin ich daheime frey.
Gott ehr' mir mein arm Käs' und Brod,
Das bringt mir kein'n Schrecken zum Tod.
Lässet mich mit gutem Gewissen
Friedlich meiner Arbeit genieſsen.
Ade, mein Freund, zu guter Nacht,
Ich muſs daheim, eh' man erwacht.
Also kam Warnfried voller Sorgen
Wieder zu Haus am frühen Morgen.
Dies hab' ich nur darum erzählt,
Weil euch die Weise wohl gefällt,
Daſs jeder bleib' in seinem Stande,
Er sey in Städt'n od'r auf dem Lande.
So müss'n wir Mäus' es Gott befehlen,
Daſs der Feind' List, Gift, Macht uns quälen.

Das eilfte Kapitel.

Von der Frösche Feinden.

Bausback sagt: „Ich hab' deine Wort'
Mit sondrer Wollust angehört,
Und soll euch Mäusen nicht gereuen,
Daſs ihr wollt still seyn und Gott trauen,
Denn die Feind' all', da du von sagst,
Ueber Falk, Katz' und Wiesel klagst,

Sind unsre Feind, beyd' insgemein,
Verschonen unser durchaus kein'n.
Denn Murners Bruder, Heinz, der Kater,
Reinfuchs, Reinhards Vat'r und Groſsvater,
Braunrock, der Wiesel, Falk' und Mard',
Alles was ist derselben Art,
Fressen uns Frösch' in Hungersnoth,
Hab'n ihr'r viel gebissen todt.
Greifzu, der Weihe, holt uns oft
Vom Ufer weg gar unverhofft.
Man sagt auch viel von der Nachteulen,
Nichts Gut's bedeut' ihr schrecklich Heulen,
Das wir im Werk erfahren haben,
Viel' sind mit dem Trau'rlied begraben,
Sonderlich führt der groſs' Uhu
Uns häufig seinen Kindern zu.
Daneben sind im Wasser mehr,
Die uns Fröschen zusetzen schwer:
Schnabber, der Hecht, Krümmling, die Schlang',
Enten, Schwanen, der Netzefang.
Doch unter all'n geht weit voran
Bartholt Leisentritt, der Tyrann.
Das hat uns Gott gesetzt zur Plag',
Das bringt uns groſses Leid und Klag',
Und zwar wir haben's wohl verschuld't,
Müssen mit Schaden han Geduld.
Dieweil ich aber diesen Tag
Keine Reichssachen hören mag,

Sondern die Stund'n, so übrig sind,
Ehe des Tags Licht gar verschwind't,
Und sich die Sonn' über den Wald
Verkreucht, und die Nacht hereinfallt,
Mit Freundsgespräch' von fremden Dingen
Gern allhie wollt' ruhig zubringen,
So geschäh' mir besondre Lust,
Wenn du, wie dir denn wohl bewuſst,
Auch von dein'n Feinden wolltest sagen,
Und wie sich eure Krieg' zutragen.
Das will ich dir hinwieder thun,
Und dann mit dir, als meinem Sohn,
Heimziehen in mein Schloſs und Feste,
Dir erzeigen das Liebst' und Beste,
Auf den Abscheid also beschenken,
Dein Leblang sollt du mein gedenken."

Zweyter Theil.

Von der Mäuse Gefahr und Feinden; insonderheit von Murners, der Katze, Geschwindigkeit.

Das erste Kapitel.

Bröseldieb klagt über Mäusefallen.

Darauf antwortet Bröseldieb:
„Was von mir fordert Euer Lieb,
Thue ich alles ohn' Beschwer'n,
Will nach der Läng' erzählen gern,
Und dem König frey offenbaren,
Was ich von der Sachen erfahren,
Od'r von meinen Eltern gehört,

Und glaub' auch billig ihrem Wort.
Ich muſs aber vor andern Allen
Den Anfang machen mit den Fallen,
Welche täglich auf neue Weis'
Gemacht werden mit groſsem Fleiſs
Von den rachgierigen Mannthieren,
Die auf's gräulichst' tyrannisiren.
Da steht ein schönes Häuselein,
Mit Thür'n und Fenstern g'zieret ſein
Als wär's des Priesters Losament;
Der Speckbraten am Balken hängt;
Sobald man ab'r hinein will gehen,
Sich nur ein wenig da besehen,
Schmecken, ob dem Koch auch der Braten
Ganz allerdings sey wohl gerathen,
Daſs er kein Mangel hab' an Schmalz,
Oder etwa zu wenig Salz,
Ob alles gahr sey, oder roh,
Da wird man der Kurzweil nicht froh;
Da platzen zu Fenster und Thür,
Des Mannsthiers Kinder spring'n herfür,
Rufen: Wir hab'n den Feind gefangen,
Woll'n wir ihn brennen oder hangen?
Ach Gott, wir sind gefangen arm,
Da ist Niemand der sich erbarm'!

Desgleichen macht der Mensch ein' Brück',
Und hängt jenseits von Speis' ein Stück.
Wie man vermeint ganz fest zu stehen,

Und will zur Speis' hinüber gehen;
So sinkt die Brück' verrätherlich,
Stürzet das Mäuslein unter sich
In's Wasser oder Narrenkasten,
Muſs den Braten sehr theu'r ausfasten.
Ueberdas nimmt der Mensch ein Brett,
Oder ein'n breiten Stein zur Stätt',
Sperrt den auf mit ein'm Kreuzelein,
Als wär's ein schön Betkläuselein;
Wie denn die Maus nach dem Gebet
Dem gekreuzigten Speck zugeht,
Ergreift in Andacht den Querstecken,
Will mit ein'm Kuſs die Wunden lecken,
So schlägt das Kreuz und Klaus' hernieder,
Niemand kam von dem G'bet herwieder.
Wenn dadurch gewitzigt die Maus
Nicht mehr 'nein will in das Mordhaus,
So setzt man ein schön Zuckermehl,
Das einem schmeckt durch Leib und Seel',
Oder ein'n feiſten Sachsenspeck,
Und was sonst ist der Mäuse Schleck,
Bis man's gewohnt, so mengt man drein
Ein röthlich, tödtlich Pülverlein,
Und setzt zu trinken g'nug dabey,
Daſs man desto fröhlicher sey.
Der Teufel dank' ihm der Wohlthat,
Die nichts denn Gift in Töpfen hat!

Das zweyte Kapitel.

Bröseldieb sagt, wer Murner sey.

Murnern, der Katzian'n Patron,
Lehrt' mich kennen mein' Mutter fromm.
Ich bat, wie ich noch war ein Kind,
Wie die Kinder fürwitzig sind,
Sie wollt's lassen einmal geschehen,
Mich auch lassen die Welt besehen,
Dieweil ein heimgezogen Kind
Unverständig blieb, als ein Rind,
Wie sie denn oftmals diese Wort'
Vom Herrn Vater selbst hätt' gehört.

Sie wehret ab mit Hand und Mund,
Predigt mir viel von Katz' und Hund,
Wie die uns wären so gefähr.
Ich bat und gilfert' *) immermehr,
Bis sie zuletzt williget drein,
Daſs ich ein' Stund' möcht' von ihr seyn;
Warnet doch mich mit ganzem Fleiſs,
Und saget von des Murners Weis',
Daſs er versteckt im Winkel säſs',
Und die Mäuslein ohn' Brod einfräſs',

---

*) plagte.

Das wär' sein' allerliebste Speis';
Den sollt' ich meiden ja mit Fleiſs.

Ich schlich unter der Wand herfür
Nach unsers Schlosses Vorderthür,
Die in des Mannthiers Haus hinging,
Davon es Wärm' und Rauch empfing,
Und guckt' heimlich zuerst heraus,
Wie ein' unbewanderte Maus,
Ob auch hie wär' sicher Geleit,
Od'r ob der Murner säſs' zur Seit'.
So saſs im Haus im Sonnenschein
Ein schönes weiſses Jungfräulein;
Sein' Aeuglein glänzten hell und klar,
Es leckt' und schlicht'te seine Haar',
Küsset' die Händ' und wusch sich rein
Ueber die zarten Wängelein.
Das Herz im Leib' verlangte mir,
Daſs ich nur treten möcht' herfür,
Dasselb' mit adelichen Sitten
Um seine Lieb' und Freundschaft bitten,
Küssen ihre schneeweiſse Händ',
So hätt' all' meine Sorg' ein End'.

Es trat aber am Platz herum,
Im Haus die Läng' und in die Krumm',
Ein erschreckliches Wunderthier,
Davor die Haut erschüttert mir:
Vom Haupt zu Fuſs aller Gestalt,

Wie man ein'n Basilisken malt.
Ich dacht', ob das der Murner wär',
Der uns Mäusen ist so gefähr?
Vornen am Kopf war er geschlacht,
Wie man die bösen Geister macht,
Mit einem krummen, spitzen Schnabel,
Hat Füſs' getheilt wie ein' Mistgabel,
Und ein'n Zweyspitz getheilten Bart
Nach dem Mannthier gräulicher Art,
Und auf dem Haupt ein' glühend' Kron',
Mit viel Thürnen erhoben schön,
Aus dem Leibe gingen beysammen
Ein groſser Hauf gelber Feur'flammen,
Gekrümmt unten und über sich,
Ueberaus häſslich und schrecklich,
Damit pranget er über Erd',
Trat herein wie ein reisig Pferd,
Von seiner Trabanten wohl zehen
Gingen allzeit hinter ihm stehen,
Doch nicht so stattlich ausgemacht,
Der König führt' allein die Pracht.
Wie ich nun blieb im Löchlein stecken,
Dem Abenteu'r zusah mit Schrecken,
Fängt er an, den Boden zu schnabeln,
Scharret mit den zween Mistgabeln,
Und ruft: Gack, guck, curith, merk' auf!
Da erhob sich ein groſs Zulauf;
Die Trabanten waren gar schnell,
Zu hören des Königs Befehl,

Reckten auf die Köpf' zu der Stätt',
Zu seh'n was er geschrien hätt';
Bis der König mit groſsem Prassen
Sprang auf die Hausthür nach der Gassen,
Und schlug die Arm' auf beyde Seit',
Sperret' den Rachen auf gar weit,
Und rief, man hätt's ein' Meil' gehort,
Diese drey erschreckliche Wort':
«Rück', rück' ihn herausser beym Kragen!»
Als hätt' mich der Donner geschlagen,
So stürzt' ich zu dem Loch hinein,
Lief zu meinem Frau Mütterlein.
Die erschrack und fragt', was mir wär',
Daſs ich fast hätt' kein'n Athem mehr,
Und also sehr fing an zu beben?
Wollt' mir Arzney für's Schrecken geben.
Ich sprach: O Mutter! der Murner
Hat mich erschrecket also sehr,
Daſs ich schier nimmer Athem hol';
Wie habt ihr mich gewarnt so wohl!
Was that er denn? die Mutter sprach;
Ich sagt': Im Haus ich sitzen sach
Ein zartes schönes Jungfräulein,
Im weiſsen Pelzlein artig fein,
Das schmückt sich mit geleckter Hand,
Ich hätt' mich gern zu ihm gewandt
Und um ein'n Kuſs freundlich gebeten:
So kömmt der Murner hergetreten
Mit Gabelfüſsen, mit der Kron',

Mit brennendem Schwanz angethon,
Schrie: sie sollten mich fassen an,
Und sie hätten's wahrlich gethan,
Wenn ich nicht bald entlaufen wär';
Davon bin ich erschreckt so sehr.

Da sagt' die Mutter: Liebes Kind,
Die schrecklich anzusehen sind,
Die thun uns Mäusen nichts zu Leid':
Die aber dichten Freundlichkeit,
So leis und lieblich einherschleichen,
Die Händlein küssen, Willkomm reichen,
Die sind giftige Kreatur,
Teuf'l unter englischer Figur;
Dies sind die gefährlichen Katzen,
Die vorn lecken und hinten kratzen,
Der dich anlacht, der reiſst dich hin,
Das ist dieser Welt Weis' und Sinn.

Das Jungfräulein, das so schön war,
Bringt uns Mäusen die gröſst' Gefahr,
Füttert sein'n Pelz mit unserm Blut,
Gott sey Dank, daſs er dich behüt't."

Das dritte Kapitel.

Wie Murner aus einer schönen Jungfrau zur Katze geworden.

„Denn wie ich g'hört hab' von den Alten,
In meiner Jugend noch behalten,
Und in den Poeten gelesen,
Ist Murner vor ein Mensch gewesen,
Ein' schön' Jungfrau zierlicher Sitten,
Nach der viel Junkern han gestritten;
Sie stand auch immer an der Thür,
Wartet, ob Jemand ging dafür;
Dem gab sie viel der süſsen Wort',
Verhieſs ihm auch ihr' Freundschaft fort;
Wenn er aber nun war entzünd't,
Alles ihr zutrug was er könnt',
Hoffend daſs er der Liebste wär',
Keiner würd' vorgezogen mehr;
So übergab sie ihn untreulich,
Und redet von ihm gar abscheulich,
Mit unverschämten Lästerworten
Bey Andern an vertrauten Orten,
Sagt, daſs sie ihn hielt für ein'n Gauch;
So that sie mit den andern auch,
Denen sie doch oft schwur ein'n Eid,
Wünscht' ihr selbst alles Herzeleid,

Wo sie die nicht hielt lieb und werth,
Wollt' auch thun was ihr Herz begehrt:
Gedacht' doch: Ja wohl, hinter sich!
Dein Geld und Gut, das meyne ich!

Dies trieb sie nun so lang' und fest,
Bis ein schöner Jüngling zuletzt,
Edel und reich, sie dazu bracht',
Daſs sie ihn zu nehmen gedacht';
Die Hochzeit ward auch angefangen,
Sie kamen zu der Kirch' gegangen;
Doch lieſs sie ihre Tücke nicht,
Es brannt' ihr Herz und Angesicht
Nach den Gesellen, die da waren,
Wär' gern zu den Haufen gefahren,
Hätt' ihrer noch etlich' gefangen,
Sie in Unkost bracht und Verlangen.
Sie winkt' ihn'n zwar mit Aug'n und Händen,
Muſst' sich doch nach der Kirch' hinwenden.
Ab'r da sie noch saſs vor'm Altar,
Dies gar allein ihr' Andacht war.
Sie wollt' und konnt' an Einem Mann
Durchaus allein kein G'nügen han.
Und als der Pfarrer las die Lehr':
Der Mann soll hinfort seyn dein Herr!
Sprach sie bey sich: mir g'schicht kein' Ehr',
Wo ich nicht auch sein Meister wär'.
Da verdroſs Gott das untreu Herz,
Und strafet sie mit bösem Scherz.

Ein Mäuslein kroch aus dem Altar,
War anzusehen ganz und gar,
Wie ihr däucht', an Geberd' und Fell
Als ein üb'raus schöner Gesell,
Für den konnt' mein' Jungfrau nicht bleiben,
Das Herz wollt' ihr zum Mund' austreiben,
Und fuhr unsinnig zu dem Knaben,
Wollt' ihn geherzt, geküsset haben.
Da war des G'sellen Gestalt aus,
Und ward und war ein' wahre Maus,
Und mein Kätherlein ward ein' Katz',
Daſs sie keine G'sellen mehr fatz'. *)
Dieser Geschicht' sie noch gedenkt,
Wenn sie irgend ein Mäuslein fängt,
Beschaut sie das mit allem Fleiſs,
Spielt damit wunderlicher Weis'.
Ob's nicht sey der schöne Gesell,
Und sich da in die Maus verstell'.
Wenn sie denn spüret All's verlor'n,
Frisset sie ihn mit groſsem Zorn.

Fürwitz und Untreu strafet Gott,
Hier im Leben und noch im Tod'.
Drum ich in groſsen Trauern stehe,
Wenn ich noch solche Jungfrau'n sehe,

---

*) verhöhne.

Fürcht', daſs ihr'r mehr zu Katzen werden,
Bewiesen uns mehr Trotz auf Erden.
Das ist der Murner, lieber Sohn!
Und nicht der König mit der Kron'.«

Das vierte Kapitel.

Beschreibung des Hauspropheten.

»Der König mit der Purpurkron'
Und rothem Bart, mein lieber Sohn,
Ist unsers Wirthes Hausprophet,
Der anzeigt, wie das Wetter steht,
Und wie die Nachtwach' sey gethan,
Wie am Zeiger die Stunden gahn,
Und ist gewiſs der Redlichkeit,
Daſs er kein'm Mäuslein thut ein Leid,
Uebervortheilt Niemand mit List,
Handelt aufrichtig jeder Frist,
Daſs er lieber den Teufel sehe,
Denn daſs Jemand mit ihm umgehe
Der anders red' mit seinem Mund,
Denn er meynet im Herzensgrund'.
Darum du seine Wort' nicht all
Gar recht verstehest auf diesmal.

Er hat damit dies wollen sagen:
Die Glock' hat abermal geschlagen.
Die aber um und bey ihm seyn,
Sind alle sein' Hausmütterlein,
Deren er nimmt so viel zu Ehren,
Als er sich getraut zu ernähren,
Wie bey'n Menschen der Salomon
Ehmals im Ehstand auch gethon.
Die lehrt er fromm und häuslich Wesen,
Die Körnlein von der Erden lesen,
Und ins Nest legen weiſse Eyer,
Davon man Küchlein bäckt, wie Schleyer.
Zu denen magst du wohl hingehen,
Und nach deiner Nothdurft zu sehen,
Sie gönnen dir gern deinen Theil,
Ihr' Wohlfahrt ist auch unser Heil.
Murner ist aber beyden feind,
Mit keinem Theil er's treulich meynt,
Hat auch oft ihr' Kinder genommen,
Wo er sie vermocht' zu bekommen;
Ja, er ist voller bösen List,
Daſs er die Eltern selber friſst. —
Und dies war unter anderm mehr
Meiner lieben Frau Mutter Lehr'.*

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Bröseldieb klagt über Wiesel und Falken.

„Es hat zwar in der alten Zeit
Des Falken Flug groſs Glück bedeut't,
Und wer einen Wiesel erblickt,
Prophezeiht daraus ein Unglück;
Mich aber bringen sie in Noth,
Deuten mir beyd' Gefahr und Tod.
Der Wiesel ist gar zu gescheidt,
Daſs er auch verändert sein Kleid,
Damit man sich nicht scheuen soll,
Und ihm durchaus vertrauen wohl.
In der Jugend trägt er schön Braun,
Nach seiner wunderlichen Laun',
Darnach vermengt, ein Jahr mit Fleiſs,
Auf's Alter wird er gar schneeweiſs,
Daſs auch der Hermelin, sein Vetter,
Nicht geputzt ist schöner und glätter.
Kröch' der Schalk in ein's Zobels Balg,
So bleibt er darin doch ein Schalk.

Kneiper, der Falk', ist sehr geschwind;
Wenn wir am all'rsichersten sind,
Halten unsere Tänz' am Fest,
Aus der Luft er sich niederläſst,

Wie ein bös Geist so greiſt er an,
Führt hinweg, was er fassen kann.
Diesem verfluchten bösen Brauch
Folgen sein' Ohm' und Schwäher auch,
Habicht, Sperber, Eulen und Weihen
Fressen von Mäusen, wen sie kriegen;
Allein der Adler uns nichts thut,
Hat dazu viel zu hohen Muth.
Solche Feind', Elend und Beschwerden
Haben wir Mäus' auf dieser Erden.»

Also beschloſs Herr Bröseldieb,
Und sprach: «Das ist's, was Euer Lieb
Wissen wollten von unsern Sachen;
Kürzer hab' ich's nicht können machen,
Und hoff', es sey mir ohn' Gefähr.
Eu'r Lieb sey mein gnädiger Herr!

Zweytes Buch.

Erster Theil.

Von Veränderung des Regiments bey den Fröschen, und wie es zu bestellen sey.

Das erste Kapitel.

Von Veränderung des Regiments bey den Fröschen.

Sehbold Bausback fing darauf an
Zu berichten dem kleinen Mann:
„Dieweil du mir von deinem Stand
Alles so rund und recht bekannt,
Will ich dir auch von meinem Reich

Etwas Besondres trauen gleich.
Wir Frösch' vor etlich' tausend Jahren
Kein'm König unterworfen waren,
Lebten gar frey nach unserm Willen;
War aber ein Hader zu stillen,
So schlugen sich die Väter drein,
Hand'lten zum Frieden insgemein.
Die Jungen auch den ält'sten Herrn
Gehorsam war'n willig und gern,
Allsammt aber hielten wir werth,
Und ehrten ohn' alle Beschwerd'
Unsern Priester und Landpropheten,
Der uns lehrt, wie man soll beten,
Gott heilig ehren, redlich werben,
Ehrbarlich leben, selig sterben.

Nichts bleibt beständig in der Welt,
Was man vor baute, itzt zerfällt;
So ging's auch unserm Regiment,
Es lief endlich zu bösem End',
Es kamen nach Länge der Zeit
Gottlose, muthwillige Leut',
Die Eltern und Priester veracht'ten,
Alles nach ihrem Willen machten,
Ermord'ten jeden mit Gewalt
Der ihn'n nicht wollt' gehorchen bald.
Es kamen auch hernach gegangen,
Diesen zur Straf', die Wasserschlangen.
Mit groſsem Haufen in den Teich,

Die sie und uns fraſsen zugleich.
So kamen wir all' in Gefahr,
Und ward an uns der Denkspruch wahr:
Um eines bösen Buben Schand'
Wird oft gestraft ein ganzes Land."

Das fünfte Kapitel.

Krummrückers Rath, daſs man keinen stolzen, verzagten, oder auch zu starken und muthigen König weislich erwähle.

Als nun dies Lärmen und Auflaufen
Gestillet war im groſsen Haufen,
Hielten Rath die vornehmsten Herren
Auf der ganzen Gemein' Begehren.
Der erst', Krummrücker, ein Freyherr,
Von hundert seinen Ahnen her,
Fing an sein Haupt empor zu lenken,
Sagt' dies für sein rathsam Bedenken:
Ich acht' es doch nicht gut zu seyn,
Für uns und unser Land gemein,
Daſs wir ein'n König wollten wählen,
Ihm alles Regiment befehlen,
Daſs er über uns Unterthan'n
Alle Gewalt und Macht sollt' han,

Weil es gar leichtlich kann geschehen,
Daſs wir uns in der Wahl versehen.
Die Vögel wollten gleiches Falls
Ein'n König haben auch ehmals,
Da gab sich an Hoffart, der Pfau,
Prangt' herein wie ein' Hochzeitfrau,
Lieſs als ein Rad stehen den Schwanz,
Beschauen seiner Spiegel Glanz,
Erschrecklich rauschen seine Federn,
Wie das Wasser in den Wildbädern,
Strecket' sein Haupt groſsmüthig dar,
Welch's allbereits gekrönet war.
Die Vögel mit Zittern zusahen,
Wuſsten dawider nichts zu sagen,
Und weil ihn Gott hätt' selbst gekrönt,
Billig man ihm das Reich auch gönnt.
Bis endlich ein spöttischer Mann,
Markolf, der Häher, dazu kam,
Besah am Pfau Schnabel und Füſs',
Ob er auch beiſsen könnt' die Nüss',
Was er redet, wie er geberd't,
Ob er auch wär' der Ehren werth?
Sprach: Auserwählter schöner Pfau,
Wenn ihr seyn sollt ein's Königs Frau,
Wüſst' ich kein' schönere zu wählen,
Der man solchen Stand möcht' befehlen.
Aber zum König und zum Herren,
Unsers Reichs allerhöchsten Ehren,
Weiſs ich nicht ob ihr dienen werd't,

Wie sehr ihr auch die Federn sperrt.
Denn wenn ihr nur wollt gehen prangen,
Und Alles auf das Ansehn hangen,
So werden sich Fuchsschwänzer finden,
Mit List euch all' eu'r Gut abschinden,
Und wenn euch die so kahl gepflückt,
Daſs ihr kein' Feder habt am Rück',
So wollt ihr denn die Unterthanen
Um Steu'r und Ehrennothdurft mahnen,
Euch behängen mit Edelgestein,
Demant, Rubin, Karfunkelein,
Die sind sehr edel, schön und klar,
Aus India bezahlet baar,
Es sind Seufzer, Blutstropfen, Thränen,
Der armen Leute Herzenssehnen;
Ihr zeucht den Sterbekittel abe
Dem todten Seidenwurm im Grabe,
Das albern' Schaf muſs auch Haar' lassen,
Und ohne Woll' gehn auf der Straſsen;
Die Woll' es auch sein'm Herren gönnt,
Wenn's nur die Haut behalten könnt'.

Den Vögeln bald dieselbe Wahl
Auf diese Red' gereuet all',
Daſs sie den Adeler erwählten,
Alles in seine Gewalt stellten.
Derselb'ge führt' zwar keine Pracht,
Blieb bey der gewöhnlichen Tracht,
Spart' auch zusamm'n viel Geld und Gut,

Wid'rstund dem Feind mit hohem Muth;
Aber sein' unterthane Leut'
Waren seiner wenig erfreut,
Er hört nicht ihre Noth und Klagen,
Wartet sein Waidewerk und Jagen,
Als wär' er um ein groſses Geld
Für ein'n Jägermeister bestellt,
Und nicht gesetzt zum Landesherrn,
Seine Leut' zu regier'n in Ehr'n,
Zu befördern Gericht und Recht,
Zu schützen den Herren und Knecht.
Wenn auch Jemand um gar gering
Ihm zu viel vor die Augen ging,
Oder heimlich angeben ward
Als g'fiel ihm nicht des Königs Art;
So nahm er sich dazu kein' Zeit,
Daſs er fordert' der Sach' Bescheid,
Sondern fuhr auf in groſsem Zorn,
Als hätt' er Sinn und Witz verlor'n,
Oder wär' bey der finstern Nacht
In trunkner Weis' ung'fähr erwacht,
Und riſs und biſs alles in Stücken,
Daſs vor ihm Niemand durft' aufdücken.
Er lieſs auch gar kein' Vorbitt' gelten,
Wie herzlich sie die auch anstellten.
Denn wie die Nachtigall ihn fand,
Daſs er bey ihrem Nestlein stand,
Bat sie, er wollte doch aus Gnaden
Ihr'n unschuldigen Kindlein nicht schaden,

Oder Gott würde Richter seyn.
Er sprach: Was soll mein Lohn denn seyn,
Wenn ich ihnen mein' Gnad' zusag'?
Ach, sprach sie, All's, was ich vermag!
So fah', sagt' er, dein Liedlein an,
Dessen ich mich erfreuen kann.
Die Mutter sang mit bittern Schmerzen,
Aber künstlich von ganzem Herzen;
Da sprach der Adler also fort:
Am G'sang taugt weder Weis' noch Wort,
Es füllt die Ohren, nicht den Magen,
Dem muſs ich sein' Speis' nicht versagen!
Und fraſs die Kinder ohne Dauern,
Lieſs die elende Mutter trauern;
Vor der grausamen Tyranney
Ist nunmehr auch kein Vöglein frey.
Das, fürcht' ich, könnt' im gleichen Fall
Uns auch so gehn mit unsrer Wahl.

Zweyter Theil.

Von des allgemeinen Pöbels Regiment, daſs es böse, und etlicher vornehmen, weisen Herren Regiment besser sey.

Das vierte Kapitel nebst dem fünften.

Daſs des gemeinen Pöbels Regiment gutem Rath nicht folgt.

„Das aber weiter ist gemeld't,
Und das Urtheil also gefallt,
Als sollt' ein Reich am besten seyn,
Wenn mitregier' die ganz' Gemein',
Und Jedermann nach sein'm Gefallen
Zu thun und lassen hat in allen,

Das ist, mein's Bedünkens, noch nicht
Vom besten Reich der best' Bericht,
Sondern wahrhafte Dienstbarkeit
Anstatt der vermeinten Freyheit.

Als sich ehmals vor alten Tagen
Auch mit der Schlang' hat zugetragen,
Die wohnet in ein'm hohlen Stein,
Gar sicher an ein'm grünen Hain,
Und wandert aus und ein viel' Jahr',
Weil sie still und vorsichtig war,
Ja, alle Thier' sie fürcht'ten hoch,
Lieſsen ihr Fried' in ihrem Loch;
Bis endlich sich der Schwanz beschwert,
Er würd' an seinem Recht gefährt,
Das wollt' er nicht länger nachgeben,
Dabey aufſetzen Leib und Leben,
Denn er wär' des Haupts gleicher Mann,
Hätt' einerley Fleisch und Haut an,
Ja, das Haupt könnt' nicht sicher bleiben,
Jedermann würd' sich an ihm reiben
Wenn nicht des Schwanzes Gift da wär',
Und setzet sich zur Gegenwehr;
Dennoch würd' all sein Recht und Macht
Vom Haupt sogar schändlich verach't,
Daſs der Schwanz in des Hauses Ecken
Blieb' in ein'm finstern Winkel stecken,
Das Haupt säſs vornen an der Thür,
Schauet alles, was ging' da für;

Wenn sie auch beyd' wollten spazieren,
Säh' man das Haupt voran stolzieren,
Der Schwanz müſst' in dem Staub nachdrecken,
Als ob er wär' ein Hirtenstecken.
Ja, wenn ein' Noth vorhanden wär',
Macht sich das Haupt aus der Gefähr,
Daſs es zuerst zum Loch einkäm',
Und der Schwanz denn die Schläg' annähm'.
Das wollt' er hinfort nicht gestehn,
Er wollt' auch selber vorn an gehn,
Und das Haupt sollt' ihm schleifen nach,
Das wär' vor Gott ein' bill'ge Sach'.
Das sagt' er, und wollt' nirgends fort,
Es ginge denn nach seinem Wort,
Und schlang sich um die Bäum' und Stein',
Daſs niemand sein konnt' mächtig seyn!
Daſs endlich auch aus Ungeduld
Das Haupt sprach: Nun! es sey dein' Schuld,
Wenn du aus Unvorsichtigkeit
Uns beyde bringen wirst in Leid.
Geh immer hin, daſs Gott es walt',
Da wir zu essen finden bald.
Damit lief der Schwanz in ein'm Trab
Den steinern'n hohen Berg hinab,
Daſs er bald in das Eichholz käm'
Und seiner Speise da wahrnähm';
Dieweil er aber war stockblind,
Wie Blindschleichen und Spulwürm' sind,
Und darum nach Gedünken ging,

Daſs manchen Stoſs er selbst empfing,
Schleift auch unbarmherzig herein
Das Haupt durch Dorn' und scharfe Stein',
Daſs ihm zu schwindeln sehr anfing,
Hören und Sehn zugleich verging,
Und ob's gleich rief: Halt' ein, halt' ein!
Od'r mein's Lebens wird nimmer seyn,
So kehrt sich doch der Schwanz nicht dran,
Gedacht': Itzt geh' ich vornen an,
Du muſst nun auch zu Lohn empfangen,
Wie du mit mir vor bist umgangen,
Und lief wie die rasenden Pferd',
Den'n weder Zaum noch Peitsche wehrt.
Damit stürzten sie ab ins Thal,
Dadurch ging ein Fahrweg sehr schmal,
Mit tiefgesenkten Wagengleisen,
Da wollt' der Schwanz sein' Kunst beweisen,
Und auch eilends darüber streichen,
Eh' denn ihn das Rad könnt' erreichen,
Es wollt' ab'r nicht folgen der Trab
Also bergauf wie vor bergab,
Sondern wenn er sich aus ein'r hub,
So stürzt' er in die andre Grub',
Bis das Wagenrad in die Quer
Ueber die Schlang' ging mitten her,
Und der Leib kriegt' ein'n Riſs sehr groſs,
Sein Eingeweid' auch all vergoſs,
Der Schwanz sich aber hin und her
Rang und wand in die Läng' und Quer,

Sprang fertig auf, und legt' sich wieder,
Konnt' sich aber nicht machen los,
Der Schad' war zu schmerzlich und groſs;
Und sprach: Ach, mein herzliebes Haupt!
Dir sey dein Recht wieder erlaubt,
Führ' uns zu unserm Loch' aus Noth,
Oder wir bleiben beyde todt!

Das Haupt war zornig und erschrocken,
Zittert, wie vor dem Wind der Rocken,
Biſs seine Zähn', blies auf die Lung,
Fasset das Gift auf seine Zung',
Als wenn es wollt' sein'n Zorn beweisen,
An dem verlaufnen Rad' ausbeiſsen;
Und antwortet: Mein lieber Schwanz!
Was hilft uns dein kläglicher Tanz,
Was nützt's, daſs ich mein'n Fleiſs anwend',
Nun ich geschänd't bin und geblend't?
Den Karrn bringt man so schlecht nicht weg
Aus der Pfützen und aus dem Dreck,
Als man ihn leicht führet hinein.
Du weiſst, die Schuld ist dein allein,
Hilf uns nun auch wieder heraus,
Und führ' uns gesund heim nach Haus,
Als ich viel tausendmal gethan,
Fing die Sach' nicht so närrisch an.

Der Schwanz wollt' haben gar kein' Schuld,
Und rief noch laut aus Ungeduld:

Bist du noch nas'weis' und so klug.
Warum schlugst du's nicht ab mit Fug?
Du hast uns selbst hiezu gebracht,
Daſs du mir gabest so viel Macht.
Mit Willen nicht, sprach das Haupt wieder;
Bis daſs ein' Mannthier kam hernieder,
Und hieb sie vollends gar in Stücken.
So pflegt die Dummkühnheit zu glücken,
Die gutem Rath nicht folgen will,
Und hält allzeit das Widerspiel."

Das sechste Kapitel.

Der Vögel, insonderheit der Nachtigall, Lerche, des Storchs und Spechts Rath.

„Als auch den Vögeln ist geschehen,
Und noch heut' im Werk zu besehen.
Denn als die noch wollten frey leben,
Sich keinem König untergeben,
Hielten sie Rath in der Gemein',
Was wohl das Beste sollte seyn,
Was ihnen sollt' am meisten nützen,
Wider die Mannthier' sie zu schützen.
Nun will ich nur sagen diesmal,
Daſs also sprach die Nachtigall:

Ich brauch' nicht mehr denn diese Kunst
Wid'r aller Kreatur'n Abgunst,
Daſs ich Gott stets vor Augen halt',
Vor ihm sing' Tag und Nacht im Wald,
Führ' ein ganz unschuldiges Leben,
Wart' mein's Berufs fleiſsig daneben,
Daſs ich mit gift'gen Würmlein streit'
Und sonst niemand zufüg' ein Leid.
Denn wenn gleich kommt ein Lediggänger,
Will auch werden ein Vogelfänger,
Und mir so viel' und lang' nachschleicht,
Bis daſs er meinen Stand erreicht,
Und itzt gleich auf mich werfen will,
So bleibt er doch da stehen still,
Murrt mit seinem beschloſsnen Münd:
Hei! wär' es doch Schand' und Sünd',
Daſs einer wollt' ein Mörder seyn
An solch unschuld'gen Vögelein!
Laſs sein Stimmlein nur immer klingen,
Gott zu ehren, uns zum Lust singen! —

Die Lerch' stimmet mit überein,
Sprach: Wahrlich, das sollt' billig seyn,
Gott ist der Herr, wir seine Knecht',
Wer ihm gehorcht, der dienet recht,
Den will ich preis'n in meinem Leben,
Und Niemand zufügen ein Leid,
Hoff' zu bleiben in Fried' und Freud',
Wie ich denn Gottlob auch erfahr',

Ein jeder Bau'r mir günstig war,
Darum, daſs ich blieb sein Gesell,
Mein'n G'sang zu Gott und ihm anstell',
Bald wenn anfängt der harte Mohn,[*]
Und fröhlich scheint die liebe Sonn',
Sing' ich: Nun seyd mit mir erfreut,
Es nahet sich die Samenzeit!
Insonderheit wenn nun die Saat
Zu g'ring, zu zeitig, od'r zu spat
Hervorbrach, und sich's lieſs ansehen
Es würd' auf ein' Theurung ausgehen,
Flog ich singend zum Himmel an,
Vermahnt', man sollt' Gott rathen lan,
Der als der getreu' alt' Hauswirth
Wohl väterlich aushelfen würd'! —

Der **Storch**, der noch zur selben Zeit
Mit Schlangen führte seinen Streit,
Und keinem Frosch fälschlich nachschlich,
Lieſs dies auch wohlgefallen sich,
Sprach: Ich kann von Singen nicht sagen,
Muſs über meinen Schnabel klagen,
Der Vogel singt zu aller Frist
Wie ihm der Schnabel g'wachsen ist,
Aber meinem Gott dien' ich gern,
Leist ihm Gehorsam ohn' Beschwer'n. —

---

*) Mond.

Es sprach dazu der bunte Specht:
Mich däucht, es sey auch gut und recht,
Daſs man Jedem das Seine lass',
Sich keines fremden Guts anmaſs':
Denn weil die Raupen, Würm' und Maden
Für Gäst' ankommen ungeladen,
Unersättlich und hochvermessen
Obst, Blumen, Blätter und Holz fressen,
Hat Gott mich dawider erwählt
Und zu ihrem Richter bestellt,
Daſs ich sie ſing' und fräſs' dermaſsen,
Als sie zuvor die andern fraſsen."

Das siebte Kapitel.

Doktor Sperlings Rath.

„Fleiſsig betracht't auch diese Ding'
In seinem Rath Doktor Sperling,
Sprach: Meine Mutter hatt' ihr Nest
Zubereitet weich, warm und fest
An ein'm Kirchfenster in der Stadt,
Davor ein' Schwalb' gebauet hatt'.
Darin hatt' sie fünf Kinder leben,
Muſst' eines für's Miethslohn hingeben,

Daſs unser überblieben vier,
Und drey wollten ausfliegen schier;
Nur daſs unsre Eltern erbarmt',
Daſs mich Niemand ernährt' und warmt',
Weil meine Flügel noch kurz waren,
Nicht konnten auf den Winden ſahren.
Als aber Beyd', Vater und Mutter,
Abwesend suchten unser Futter,
Rauschet daher plötzlich und laut
Ein' erschrecklich starke Windsbraut,
Als wenn viel Wag'n und Pferde lieſen,
Und die Menschen und Hunde rieſen,
Daſs die Glocken in Thürmen klungen
Und die Ziegel von Dächern sprungen,
Und das Fenster, da unser Nest
An war vermau'rt auf's allerbest',
Mit Glas und Bley, Eisen und Stein
Abriſs und stürzt' zur Kirchen ein,
Und wir im Fall und Windetoben
Erschrack'n, verflogen und verstoben,
Daſs Keiner den Andern vernahm,
Auch zu seinen Eltern nicht kam.
Bis endlich auf ein'n warmen Tag,
Als die Gerste in Schwaden lag,
Uns Gott bracht' alle vier zusammen,
Da unsre Eltern zu uns kamen,
Uns mit Schrecken erkannten, grüſsten,
Vor Freud' weinten, uns herzt'n und küſsten,
Der Vater sprach insonderheit:

Vergessen ist nun all' mein Leid,
Nun ich mein' liebe Kinder find',
Nun wir gesund beysammen sind!
Mein ält'ster Sohn, wie ist dir's gangen,
Daſs du nicht irgend wardst gefangen? —

Mein Vater' als unser Nest zerbrach,
Führt' mich der Wind weit über's Dach
Hin in das wilde wüste Feld,
Da saſs ich, als ein armer Held,
Beym Fahrweg auf einen Dornhecken,
Darin ich mich pflag zu verstecken;
Rief: Hilf, Gott, hilf! da war Niemand,
Wed'r Lerch' noch Stelz', die mich erkannt,
Daſs ich in der Kindheit verdorben
Und vielleicht wär' Hungers gestorben,
Wenn's Gott nicht hätt' also geschickt,
Daſs ein Bau'r seinen Sack geflickt,
Und etlich' Korn daraus verzettelt,
Das ich am Weg' zusammen bettelt',
Und dabey erst lernte verstehen,
Wo viel' Leut' auf und nieder gehen,
Sich ein Andrer auch wohl ernährt,
Der arbeitet und sparsam zehrt. —

Darnach sprach er den Andern an:
Was sagst du denn, mein lieber Mann,
Wie bist du vor dem Wind genesen,
Wo bist du bis daher gewesen?

Er antwortet': Ich fiel ins Haus,
Da fremde Gäst' ziehn ein und aus,
Herrn und Frauen, Jungherrn und Reuter,
Fuhrleut', Kärner, Landsknecht', Freybeuter,
Sah zu, wie sie den Haber schwungen,
Was die Gluck' aſs mit ihren Jungen,
Und fand daselbst auch meine Speis',
Dies gedäucht mich ein' gute Weis'.

Zum Dritten sagt' er: Liebes Kind,
Wo bliebst denn du in dem Sturmwind?
Er antwortet': Hin auf die Pfarr'
Ich ungefähr geworfen war,
In desselben schönem Lustgarten
Da wollt' ich meines Heils erwarten.
Umsonst ich nach dem Pfarrer rief,
Bis eine Raup' zu mir anlief,
Die aſs ich in der Hungersnoth,
Und weil ich davon nicht blieb todt,
Sucht' ich derselben mehr zusammen,
Grün, roth, fahl, bunt, wie sie ankamen,
Bis daſs die Erbsen auch reif würden,
Da nahm ich den Schoten ihr' Bürden,
Aſs Maulbeer'n und roth' Kirschlein zu;
So nährt' ich mich in guter Ruh. —

Endlich mein Vater mich ansahe,
Wie ich der Mutter in Armen lage,
(Wo find't man Kinder, die verstehen

Wie sie der Mutter zu Herzen gehen?)
Und sprach: Was sagt mein jüngster Schatz,
Wo hält er seine Weid' und Hatz?
Ich sprach: Ihr wiſst, daſs in dem Wind'
Ich war das allerkleinste Kind,
Darum konnt' ich mich nicht erheben
Und in die Luft auf's Fliegen geben,
Stürzt' also in die Kirch' hinunter,
Daſs ich nicht todt fiel, hat mich Wunder,
Und blieb besitzen in dem Schrecken
Unversehns auf der Kanzeldecken.
Am Morgen, als der Tag herkam,
Der Pfarrer sein'n Sermon vornahm,
Davor ich so heftig erschrack,
Daſs ich bestürzt, für todt da lag,
Bis daſs ich von dem Pfarrer hört'
Die schönen recht tröstlichen Wort',
Daſs Jesus Christus, Gottes Sohn,
Wär kommen aus des Himmels Thron,
Und hätt' seinen Jüngern gesagt,
Als sie gewesen gar verzagt,
Sollten nicht so kleinmüthig seyn,
Ihre Sorg' Gott befehl'n allein,
Der alle Creatur erhielt',
Vielmehr den Mensch'n sein Ebenbild:
Denn ob man gleich acht't sehr gering
Auf den Hausdächern die Sperling',
Sollt' ihr'r doch keiner herabfallen,
Es wär' denn Gottes Wohlgefallen,

Er speis' aus seiner milden Hand
Was lebt in Luft, Wasser und Land.
Die Wort' mich wieder zurecht brachten
Und von neuem lebendig machten,
Gedacht', was hast du nun für Noth,
Wenn dich schützt der allmächt'ge Gott?
Was Gott macht das ist alles gut,
Gott sein'm Geschöpf nichts Böses thut. —
Die Wort' hatt' ich kaum ausgesprochen,
So kam ein' groſse Spinn' gekrochen,
Die aſs ich und sucht' ihrer mehr,
Bis ich ward stark, und flog hieher. —

Und nun, wenn ich jetzt rathen wollt',
Daſs Jeder Gott vertrauen sollt',
Sein's Berufs warten, nehm'n in Acht.
Womit das Mannthier ihm nachtracht't,
Sich nicht ohn' Noth und offenbar
Unvorsichtig stürzen in G'fahr,
Und folgen wollte meinem Rath,
Es sollt' mehr Frommen thun, denn Schad'.

Mir hat es Gut und Ehr' gebracht,
Und endlich zum Doktor gemacht.

Das zwölfte Kapitel.

Freye Leute strafen ist gefährlich.

„Man findet zwar auch solchen Mann,
Der Muthwill'n nicht mit ansehn kann,
Und nimmt sich vor mit ernstem Muth,
Er wollt's nicht lassen gehn für gut,
Daſs ein jeder loser Gesell
Verachte seines Amts Befehl;
Aber sobald er's setzt in's Werk,
Und will versuchen seine Stärk',
So braucht der Schalk auch seine Tück',
Damit er sich der Straf' entrück'.

Wie es denn ging Säuwart, dem Hund,
Der sich hierin nicht schicken kunnt':
Es waren in der Eckernmast
Der Säu' an die zweyhundert fast,
Welche Grützwürster, der Säuhirt,
Morgens aus- und Abends einführt';
Grützwürster aber hielt die Weis'.
Und verhütet mit allem Fleiſs,
Daſs die Säu' nicht von 'ander trieben,
Sondern all' fein beysammen blieben,
Und wo eins irgend abwärts ging,

Gab er ihm mit der Peitsch ein'n Schwink,*)
Oder warf mit Knitteln und Steinen,
Daſs sie hinkten an Füſs' und Beinen.
Die Tyranney thät Allen weh,
Sagten zu, sie wollten nicht meh
Von ihrem allgemeinen Haufen
Ein'n Fuſstritt in den Wald entlaufen,
Wenn er ihnen nur ohn' Verdrieſs
Ihr' eigne Weis' und Willen lieſs,
Den sie mit gutem Recht und Ehren
Von Jugend auf gewohnet wären.
Wenn nun Säuwart bey ihnen blieb',
Der sie ein- und wieder austrieb,
Dem wollten sie von Herzen gern
Gehorsam leisten ohn' Beschwer'n,
Lieb'r seinem Bell'n folgen mit Freuden,
Denn Peitschenschläg' und Werfen leiden;
Sie wären nicht knechtischer Art,
Die ohne Schläg' nicht ehrbar ward,
Sondern so gar edel geboren,
Daſs aller Zwang bey ihn'n verloren,
Wo sie nicht selbst für sich auch wollten
Freywillig thun all's, was sie sollten. —
Indem sie denn den alten Säuen,
Ihr'n Vorfahren folgten mit Treuen,
Daſs er darauf sollt' billig spüren,

---

*) Schlag.

Daſs sie so freches Leben führen;
Von den todten Mannthieren essen,
Ihr' eigne Kinder selber fressen,
Und kleid't' man sie mit güldnen Stücken,
Sie legten sich im Koth auf den Rücken.
So wenig achten sie der Ehr',
Welches ihr' adlich' Tugend wär',
Behielten doch ihr ernst' Geberd':
Kein Ehrenstand würd' ihn'n gewährt,
Und was der Wort' waren noch mehr,
Die sie zu ihm grunzten daher.
Ob Grützwürster gleich murrt' und flucht':
Was denn ein Ding taug' unversucht?
Gedacht' er dennoch auch daneben:
Du willt ihrem Bitten Statt geben,
Bald sehn in ein'm oder zwey Tagen,
Wie sie des Säuwarts Recht vertragen;
Befahl damit dem Säuwart sein
Das Regiment über die Schwein'.
Säuwart sehr treu und fleiſsig war,
Vor Sorgen grauet' ihm sein Haar,
Gedacht', weil Grützwürster sein Herr
Ihm gönnet so viel Macht und Ehr',
Und ihn die Säu' würdig erkannten,
Daſs sie ihn den Auſseher nannten;
So wollt' er weislich darauf sinnen,
Wie er möcht' ihr' Herzen gewinnen,
Daſs sie das Recht mit Willen thäten
Und nicht über die Weid' austräten.

Wenn er sie ausführt' in die Weid',
So sprang er vor ihn'n her in Freud',
Und macht mit dem Bellen ein'n Schall,
Das in dem Wald herwieder hall,
Und ging darnach bey ihn'n spazieren;
Wollt' aber eins sich wo verlieren
Und etwa weit neben austreten,
Oder sich irgendwo verspäten,
So fand er sich zu ihm mit Bitt',
Es wollt' sich ja versäumen nit,
Oder sprang auf, dräuet' dem Haufen,
Wie er gewohnet bey den Schafen.
Es hatten auch erstlich die Säue
Vor seinem Bellen sondre Scheue,
Bis daſs sie das wurden gewohn,
Da acht'ten sie's nicht um ein' Bohn',
Thaten all's, was ihn'n wohlgefiel,
Und schritten weit über das Ziel:
Sagt' denn der Hund etwas dawider,
So legten sie sich gar danieder
Bis an die Ohren in den Dreck,
Sagten: Er komm', ist er so keck!
Er ist ein verzagter Böswicht,
Er bellt wohl, aber beiſset nicht.

Dem Hund that der Trotz heftig wehe,
Sagt': Wenn ich dem Spiel mehr zusehe
Und nicht ein'n Ernst brauch' in der Sachen,
So werden sie's noch ärger machen.

Denn wir sind alle so gesinnt,
Je frömmer Vat'r, je ärger Kind,
Je weicher Arzt, je fauler Wund':
Je schlechter Jäg'r, je schlimmer Hund.
Wenn ich nun eins der Groſsen beiſs',
Fürcht' ich, daſs mir's den Bauch aufreiſs',
Od'r mit der Zähne krummen Schrotten
Die Strümpf' herabzieh' bis zum Knoten.
Ich muſs's mit ein'm kleinen versuchen,
Erst mit Vermahnen, dann mit Fluchen;
Will's dann nicht so ist's alles schlecht,
Ich will's strafen nach strengem Recht.
Alsbald sah er ein Ferklein stehen,
Und weit hinter den andern gehen.
Er lief und sprach: Horch, mein Gesell!
Ich werde dir rücken ein Fell,
Wo du mir bist ungehorsam
Und wanderst nicht mit vorne an.
Das Ferklein murrt' und blieb stracks stehen,
Wollte sich nach ihm nicht umsehen,
Sondern da nach seinem Vorhaben
Zuvor ein'n Erdapfel ausgraben.
Den Hund verdroſs die Sicherheit,
Flucht' ihm viel Schand' und Herzeleid,
Daſs auch das Ferklein aus Unmuth
Antwort't: Schau, was der Teufel thut!
Willt du dein'n Zorn an mir auswetzen
Und mir allein die Buſs' aufsetzen,
Und siehst, daſs alle groſse Säue,

Was sie wollen, thun ohne Scheue.
Du thust, gleichwie der Habicht pflegt,
Der Adler, Raben, Weih'n verträgt,
Dieweil sie ihm zu hoch gesessen,
Will die unschuld'ge Taube fressen!
Der Säuwart konnt' das nicht verschmerzen,
Es war ein Stich in seinem Herzen,
Daſs ihm das allerkleinste Schwein
Hersagen durft' ein'n solchen Reim;
Und faſst' es zornig bey dem Rücken,
Für den Muthwill'n etwas zu drücken.
Das Ferklein aber rief: „Currit,
Macht mich von diesem Mörder quitt.
Da ward ein Rauschen, wie ein Wind,
Darunter Donnerwetter sind;
Da kamen über einem Haufen
Die Säu' mit groſsem Zorn gelaufen,
Fragten, was seyn sollt' die Gewalt?
Er konnt' nicht antworten so bald,
Als sie ihn anfingen zu rücken,
Und zerrissen in kleine Stücken.
So nahm des Säuwarts Regiment
In kurzer Zeit ein schrecklich End'.
Da aber Grützwürster ankam
Und diesen Aufruhr da vernahm,
Daſs sie den Aufseher ermord't,
Sein'n Leib noch fraſsen an dem Ort,
Sprach er im Zorn, mit groſsen Klagen:
Ich hab' oftmal das hören sagen,

Kein besser Recht könnt' man bescheiden,
Ohn' daſs der Schalk müſst' selber leiden,
Was er ein'm andern hat gethon,
Daſs gleich' Arbeit hab' gleichen Lohn.
Ihr habt euren Aufseh'r geschänd't,
Getödt't, gefressen, gar verwendt,
Es soll nimmer werden vergessen,
Man soll euch tödt'n und wieder fressen.

Trieb sie damit an Markt zu Kauf,
Bald ward ein Aufsehn und Zulauf,
Jeder kauft' und stach seine Säue,
Belohnet ihnen die Untreue,
Und werden noch die Säu' geschlacht't:
Das hat Muthwill' zu wege bracht.»

Dritter Theil.

Daſs ein Regiment durch einen König am besten bestellt werde.

Aus dem ersten Kapitel, und das dritte.

Daſs auch im lebendigen Leibe ein König regiere.

«Der dritte Frosch, Herr **Wohlgemuth**,
Hielt der Bedenken keins für gut,
Rieth ganz und gar das Widerspiel,
Schoſs auch nicht sehr weit über's Ziel.
Er sprach : Ich lass' mir unter allen
Das Königreich besser gefallen,
Und hoff' euch allen zu beweisen,
Daſs man dies vor andern soll preisen.

In meiner Kindheit hab' ich kannt
Ein klein Mannthier, Philipp Melanth,
Das pflag sein' Schüler auszuführen
Allhier an unsern See spazieren,
Nach der Kräuter Namen zu fragen,
Und denn von Weisheit viel zu sagen;
Und wie wir saſs'n in unsrer Ruh;
Und stillschweigend hörten mit zu,
Da sprach's: Unser Leib, der ist gleich
Ein'm wohlbestallten Königreich;
Im Haupt der König selbst Hof hält,
Das Regiment weislich bestellt;
Im Herzen wohnet sein Gemahl,
Hat die Haushaltung überall,
Jedoch dem König ihrem Herrn
Muſs gehorchen, ihn lieben und ehr'n;
Im Bauch Küchen und Keller seyn,
So den Leib nähr'n od'r halten rein,
Und muſs ordentlich alles gehen,
Wie wir in Regimenten sehen.
Erstlich hat Gott verordnet fein,
Daſs fünf hurtige Diener seyn,
So den Leib nähr'n und halten rein,
Welche zu Hof einbring'n B'richt
Was sonst auch auſserhalb geschicht,
Deren Jeder hat seine Mann,
Die ihm all' Sachen zeigen an.

Der erst' Hofdiener ist's Gesicht,

92

Nimmt von den Augen all'n Bericht,
Der andre aber, das Gehör,
Bestellt auf jeder Seit' ein Ohr,
Der dritt' das Riechen in der Nas',
Der viert' der Schmack der Zungen was,
Der fünft' seinem Fühlen vertraut
Und wohnet in der ganzen Haut.

Die Fünf schicken ihr' Postbrief' aus
Hinter der Stirn in's Königs Haus,
Daselbst der allgemein' Verstand
Die Brief' besonders nimmt zur Hand,
Als des Königreichs Groſskanzler,
Und lässet gehen, was ist schwer.
Ist aber an der Sach' gelegen,
Daſs man sie ferner soll bewegen;
So warten auf zwey edle Knaben,
Die Kammerschreiberämter haben,
Die Gedanken, so ist ihr Nahm',
Einer heiſst Witz, der andre Wahn.
Witz merkt mit Fleiſs, was da geschicht,
Und was ihm der Kanzler bericht't,
Lieset den Brief und denkt ihm nach,
Ob gut sey oder bös die Sach',
Ob sie den Sinnen sey bequem,
Oder etwa unangenehm,
Und hält durchaus nichts für Wahrheit,
Es zeug's denn die Erfahrenheit.
Der Wahn aber will klüger seyn,

Phantasiret künstlich und fein
Was ferner daraus zu verstehen,
Das der Witz zuvor hat gesehen,
Was man in unbekannten Sachen
Billig sollt' für Nachdenken machen.
Wenn in Keller kommt das Gesicht
Und kann im Finstern sehen nicht,
Und der Kanzler dasselbe sagt,
So glaubt's Witz und nicht weiter fragt.
Wahn aber läſst's dabey nicht bleiben,
Sondern muſs auch malen und schreiben
Was für Gespenst' im Keller seyn;
Wie man stürz' in die Grub' hinein,
Ja wie die Höll' also gestalt't,
Wie greulich man die Teufel malt,
Wie man im Schlaf mancherley sehe
Das wir thun, oder uns geschehe:
Daſs der Witz oft nicht wissen kann,
Ob etwas Wahrheit sey daran,
Od'r sey schlecht ein lauter Gedicht,
Davon sonst kein Sinn geb' Bericht.
Wenn auch das Haupt Schwachheit bekümmt,
So, daſs der Witz sein'n Abschied nimmt,
Der Wahn allein regiert die Sachen,
So muſs man seiner Thorheit lachen.

Das Herz aber sich bald erregt,
Als Blut und Luſt im Leib bewegt,
Und wenn ihm was Gut's widerfähret,

Geg'nwärtig od'r Künftig erkläret,
So thut sich's auf wie eine Ros',
Da Morgenthau mit Wärm' einfloſs;
Will, was da ist, mit Freud' empfangen,
Das Künft'ge mit Hoffnung erlangen;
Ist's bös, so schleuſst sich's und will weichen,
Furchtsam aller Gefahr entschleichen.
Dem Herzen folgt ein jedes Glied,
Ist fröhlich oder traurig mit.
Darnach halten die Schreiber auch
Ihr's Königreiches alten Brauch,
Verzeichnen diese Sachen all'
In des Königs Memorial,
Mit Bildern und nicht mit Buchstaben;
Und was sie schlecht entworfen haben,
Nicht fleiſsig und scharf ingrossiret,
Und nach der Läng' illuminiret,
Verlöschet daraus mit der Zeit,
Das andre bleibt in Ewigkeit.
Wenn nun dieſs alles ist geschehen,
Muſs die Vernunft ferner zusehen,
Als des Königs vertrauter Rath,
Was die Schrift für Bedeutung hat,
Ob sie nur red' von Lehr' und Kunst,
Od'r von Rath, That, Feindschaft und Gunst;
Damit sie aber auch nicht fehl',
Das Ungewiss' für's G'wiss' erwähl',
Hat ihr der König ein Maaſs geben,
Die Bilder zu visiren eben,

Einen Triangel recht dreyeck't,
Vom besten Gold künstlich geweckt,
Wie die Werkleut' mit Winkeleisen
Ihr' Arbeiter sonst unterweisen;
So reformirt sie die Gedanken,
Daſs sie nicht mehr unrichtig wanken.
Betrifft's Kunst, Wissenschaft, Weisheit,
Sucht sie die Prob' bey der Wahrheit;
Betrifft's aber Rath, Thun und Lassen,
So sucht sie gleichfalls allermaſsen,
Ob's auch erfordert Noth und Ehr',
Ob's möglich und auch nützlich wär',
Sagt den Gedanken ihr Urtheil,
Die schreiben's auch mit allem Heil
In vorgenannt's Memorial,
Verkündigen's dem Herzen all.
Dann schleuſst der Hofmeister, der Wille,
Ob er fort wollt', od'r halten stille,
Der Vernunft folgen, od'r dem Herzen,
Einen Ernst brauchen, oder scherzen,
Bis daſs zuletzt der König kümmt
Und sich des Regiments annimmt.
Das G'müth oder Mens, wie er's nannt',
Und für des Menschen Seel' erkannt:
Denn wie die Sonn' erleucht't die Sterne,
Wie Gott die Seel' anblick von ferne,
So setzt Mens der Vernunft sein Licht,
Darnach sie die Abmessung richt't,
Lehret was Gott und Tugend sey.

Und was für Belohnung dabey,
Wie auch Untugend tausendfach
Gestrafet werd' durch Gottes Macht;
Räth, daſs der Will' das Gute fass',
Und was nicht gut ist bleiben lass'.
Folgt Vernunft, G'danken, Will' und Herz,
Und andre Glieder unterwärts;
So macht sie die voll Trost und Freud',
Voll guter Hoffnung allezeit,
Daſs sie in Lieb' und Freundschaft leben,
In eitel Freud' und Wonne schweben,
Und fürchten weder Feind noch Noth,
Behalten Trost mitten im Tod'.

Das war die Red', so der Melanth
Sein' Schüler lehrt' am weiſsen Sand.»

Vierter Theil.

Wie den Fröschen ihre Wahl und insonderheit der Blockkönig gerathen sey.

Das dritte Kapitel.

Die Frösche verachten den König.

«Wie nun dies Erschrecken und Sorgen
Also währet bis auf den Morgen,
Daſs Wind und Wasser stille ward,
Die Vöglein sangen mancher Art,
Die Morgenröth' auch brach herfür
Und öffnet' der Sonne die Thür:
Da floſs etwas da als ein Block,
Hatte in jedem Arm ein Loch,
Und an dem Hals ein'n groſsen Rund,
War an dem Leib dick, grau und rund,
Als wenn es wär' ein Weinfaſs groſs,

Ohn' alle Kleider nackt und bloſs,
Ohn' Kron', ohn' Zepter und ohn' Zier,
Wie ein unbekannt Wunderthier,
Und durſt' Niemand treten hinan,
Den neuen König sprechen an,
Schauten das Wunder nur von fern,
Ob sie gleich auch hinführen gern.
Etlich' zogen ein wenig fort,
Kehrten doch bald wied'r an ihr'n Ort.
Andre unterm Wasser hinſchlichen,
Und bald wieder zurück abwichen,
Als wenn ein Kind versucht das Licht
Und darf das Feu'r doch greifen nicht.
Bis endlich ein sehr junger Degen
So muthig ward und so verwegen,
Daſs er sein Leben wollt' dran wagen,
Vor andern die Ehr' davon tragen;
Schoſs vom Ufer gleichwie ein Pfeil,
Und satzt' hinan in groſser Eil',
Und wie er jetzund hinzukam,
Sein Hütlein er züchtig abnahm,
Zum drittenmal sittlich sich neigt,
Sein Händlein aus dem Wasser beugt,
Und mit ein'm Kuſs dem König bot,
Zu verdienen das Botenbrod,
Daſs er allein zuerst wär' kommen
Und den König hätt' angenommen.
Aber da war nichts, das sich reget
Oder ein Aederlein beweget,

Das darauf sagt' bös oder gut;
Das macht dem Fröschlein einen Muth,
Daſs er mit seinen Händen auch
Dem König griff an seinen Bauch,
Und endlich gar ſaſs oben auf,
Und rief: Jeder sicher anlauf,
Ihr dürft euch nicht fürchten so sehr,
Es ist ein Block, und gar nichts mehr.'
Da zog hinan die ganze Schaar,
Gleich wie sie da versammelt war,
Und hüpften auf dem Block herum,
In die Quer, Läng' und in die Krumm,
Und spotteten des armen Gecken,
Der auch nicht konnt' ein'n Frosch erschrecken,
Und sollte groſse Feind' bestreiten;
Jeder wollt' auf dem König reiten.
Quad, quad, sprachen sie, quad, quad, quad,
Bey solchem König ist kein Rath.
Das war der Dank den Gott bekam,
Als der Block die Herrschaft annahm.»

Das vierte Kapitel.

Der Block wird bey den Fröschen verbeten.

«Es waren aber etlich' Alten,
So viel Historien behalten,
Daſs es nicht wohl gerathen war,

Wenn man Gott's Gab' verachtet gar.
Sie besahen fleiſsig den Block,
Was sein Holz war, wie raum das Loch,
Funden, daſs's war ein Eschenholz,
Darum sie auch der Jugend Stolz
Wollten mit guten Worten brechen,
Sie, wò möglich, zufrieden sprechen.
Zu dem Behuf ward Marx dem Alten
Auch beſohlen das Wort zu halten,
Denn dieser war in seiner Jugend
Ein Priester, ehrwürdig von Tugend,
Dem Elbmarxen gar nah verwandt,
Und schrieb viel Brief' in fremde Land'.
Der sprach: Ihr lieben, jungen Held'!
Ehmals noch in der alten Welt,
In meiner Jugend war ein Wort,
Bey'n Altvätern sehr wohl behört;
So hört nun auch etwas Bescheid,
Nun ich alt bin und jung ihr seyd;
Denn wenn die alten Hunde bellen,
Billig die jung'n aufmerken söllen.
Von Gott soll man nicht bitten eben,
Daſs er uns wollt' dasselbe geben
Was wir bedacht in unserm Muth,
Sondern was uns ist nütz' und gut:
Denn Gott weiſs es auch nur allein,
Was uns werde zum Besten seyn.
Dieweil wir denn auf diese Weis'
Auch gebeten mit allem Fleiſs,

Gott wollt' uns einen König geben,
Darunter wir im Frieden leben,
Und er aus seiner rechten Hand
Uns den Block zum König gesandt;
So sollen wir ihn nicht verachten,
Sondern den Nutz zuvor betrachten.

Ich bin von den Alten gelahrt,
Der Eschenbaum hab' diese Art,
Daſs keine Schlang' unter ihm bleib',
Der Schatten sie auch hinweg treib',
Ja, die Schlang' eh'r ins Feu'r hinläuft,
Eh' sie durch seinen Schatten schleift.
Ihr wisset auch, daſs wir im Kalten
Von dem Leben wenig behalten.
Müssen mit verschlossenem Mund
Den Winter todt liegen im Grund,
Und wenn alsdann der Mannthier' Fleiſs
Mit Nutzen fischet unterm Eis,
Und uns halbtodt mit zeucht herfür,
Wie uns das Lachen wird so theu'r.
Insonderheit, wo Knaben fischen
Und unser ein'n beym Bein erwischen,
Werfen ihn wider's Eis mit Macht,
Daſs ein'm das Herz im Leibe kracht.

Wann der König unsern Widerpart,
So uns plaget so lang und hart,
So uns bringet in Noth und Tod,

Die heiſs'ge, gift'ge Schlangenrott'
Ohn' unsern Beystand und Gefahr
Aus dem See kann vertreiben gar,
Ja, wenn wir in sein'm hohlen Bauch
Den Sommer können schlafen auch,
Des Winters sicher warten ab
Als in ein'm Marmelsteinen Grab,
Warum wollen wir ihn vexiren,
Mit Undank Gottes Gunst verlieren?

Der Esel klagt' Gott früh und spät,
Daſs er kein'n eignen Herren hätt',
Und da ihn Gott zum erstenmal
Ein'r alten Gärtnerin befahl,
Ging er täglich mit ihr in Garten,
Weidet dieweil er muſst' aufwarten,
Bis sie ihr' Blumen, Wurzeln, Kraut
Gesammelt und ihm aufgebaut,
Danach trug er's an Markt zu Kauf,
Dann ward von Kindern ein Zulauf,
Die mit dem Esel wollten schwatzen,
Ihn führen, reiten, striegeln, fatzen,
Und brachten ihm Haber und Pammel,
Daſs er sich mästet wie ein Hammel,
Die Kinder abwarf mit Unfug,
In einem Sprung umbiſs und schlug,
Und ruft dann sein Hyka mit Macht,
Daſs sein der ganze Markt wohl lacht',
Und wann er kam vom Markt herwieder,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
RASSMANN,C.F.

3-598-52293-2
FN. 17841/023

Legt' er sich sanft in die Streu nieder,
Das Weib gab ihm besonder Futter,
Ja, auch geröstet Brod mit Butter,
Trug ihm vor einen frischen Bronn,
Und nannt' ihn ihren lieben Sohn.
Es geschah ab'r nach etlich' Tagen,
Daſs der Esel wied'r anfing zu klagen,
Wie er so ein'n losen Herren hätte,
Dem sonst kein Thier die Ehre thäte,
Ein altes, häſslich's, scheuſslich's Weib,
Die nichts Schön's hätt' am ganzen Leib.
Das könnt' er hinfort nimmer leiden,
Gott wollt' ihn von dem Weibe scheiden,
Einen Mann zum Herren bescheren,
Der würdig wär' des Diensts und Ehren.

Darauf kam aus Gottes Anregen
Ein Ziegelstreicher unterwegen,
Den sah der Esel fröhlich an,
Gedacht', das ist ein tapfrer Mann,
Wenn er dein Herr und Treiber wär',
So kämst du erst zu Glück und Ehr'!

Da kauft' ihn von dem Weib' der Mann,
Der hing ihm zwey Seitkörbe an,
Lieſs ihn tragen Leim, Stein und Sand,
Ziegel, Kalk, Kohlen, Asch' und Brand,
Die rieb'n und brannten seine Haut,
Davon er sich beschwert und kraut,

Dazu er nichts denn Fluchen hört:
Du fauler Schelm, willst du nicht fort?
Daſs dich die Hund' und Raben fressen,
Sollt' ich dich mit mein'm Knüttel messen?
Darauf ward er übel geschlagen,
Da fing er an noch mehr zu klagen,
Und Gott zu bitten um Verzeihen,
Um einen andern Herren zu schreyen.
Gott lieſs dieſs auch also geschehen,
Und, wie er gebeten, ergehen:
Der Ziegelstreicher bot ihn feil,
Daſs er ein'm Gerber ward zu Theil,
Liederlich um den halben Werth,
Wie ein alt abgetrieben Pferd.
Als er nun ward ein Gerb'rgesell
Und hin zum Wasser trug die Fell',
Und dann zum Gerbhaus in den Kalk,
In die Beiſslaug' und in die Walk',
Und sah mit zu wie man ihm thate,
Wie man sie schabte, pocht' und trate:
Das heiſst, sprach er, sein'n Witz verlieren,
Ein'n Herren hassen, den andern küren;*)
O hätt' ich mein' Alte behalten,
Oder den Ziegler lassen walten!
Nun wird mir hier also gelohnt,
Daſs man die Haut auch nicht verschont,

---

*) wählen.

Sondern plagt die auch nach dem Tod'
Mit Schlagen, deſs erbarm sich Gott!

Seht nun wohl zu, sprach Marx der Alt',
Daſs es uns nicht geh' dergestalt,
Daſs wir den König loben müssen,
Wenn uns der Andre tritt mit Füſsen,
Oder der dritt' uns gar auffriſst;
Der Wechsel sehr gefährlich ist.»

Das fünfte Kapitel.

Der Alten Rath wird verlacht, und der König verstoſsen.

«Die Frösch' verwunderten sich sehr,
Warum der Alten Rath dieſs wär',
Und wollt der gröſste Hauf' fast schlieſsen,
Sollt' es gleich Etliche verdrieſsen,
Man sollt' den Block nicht so verfluchen,
Sondern ein' Zeitlang ihn versuchen.
Wie dieſs einer dem andern sagt,
Und um sein' Stimm' und Meynung fragt,
Springt auf den Block der muth'ge Mann
Koax, und fäht zu reden an:

Lieben Väter, lieb' alte Herren!
Das glaub' ich wohl bey meinen Ehren,
Daſs die Alten gern angehört
Ehmals des jungen Marxen Wort,
Da ihm das Herz im Leib' noch lebt'
Und all' sein Muth nach Ehren strebt'.
Nun er ab'r schwach ist und verzagt,
Daſs ein rauschend Blättlein ihn jagt,
Lieber müſsig sitzt an der Thür
Denn daſs er Spieſs und Harnisch führ',
Lieber mit den Alten koset
Denn daſs er sich zu wandern hoset:
Nun sollen all' wir junge Mann
Sein' Furcht und Schwachheit nehmen an,
Mit Kriechen in ein'n hohlen Block;
Lieber, bedenkt es besser doch.
Der Mann geb' Rath, der Jung' arbeit',
Der wend' aufs Gebet seine Zeit.
Wir müssen einen König haben
Der anführ' unsre jungen Knaben,
Bey dem wir Mann in Ehren seyn,
Der ins Feld bringt die ganz' Gemein',
Und ritterlich den Feind bestehe,
Auch selbst vorn an der Spitze gehe,
Welcher zu strafen nicht ist faul,
Sondern der auch Zähn' hab' im Maul,
Und greife weidlich auf die Hauben,
Die Ehr' und Recht setzen auf Schrauben.
Denn wo kein' Straf' ist, ist kein' Ehr',

Und wo kein' Ehr', da ist kein' Lehr',
Und wo kein' Lehr', da ist kein Recht,
Der Herr gilt wen'ger denn der Knecht.
Darum sag' ich, der ist ein Narr,
Der einem Block unterthan war.
Und wenn gleich Gott sein Vater wär',
So beweis' ich ihm doch kein' Ehr',
Sondern wenn ihr mir helfen wollt,
Gar bald ihr Wunder sehen sollt,
Wie ich ihn will mit dieser Hand
Hinstoſsen zum Ufer ans Land,
Bis ihn ein Bau'r in Ofen steckt;
Da wehr' er sich, ist er so keck!

Damit er nach dem Block sich wend't
Und streckt daran sein' beyden Händ',
Der ganze Hauf' desgleichen that,
Jeder rief: das ist guter Rath!

Damit fuhr der Block hin zu Land,
Da ihn ein armer Bauer fand,
Der legt' ihn auf ein'n Schlitten fein
Und schleppet ihn gemachsam heim.
Wie er ihn aber bey sein Haus
Gesetzt und rein geputzet aus,
Daſs er trocken ward an der Sonn',
Und nachmals gebraucht für ein' Tonn',
Da kamen zwey König' und Herren
Aus Imenland dem Block zu Ehren,

Mit etlichen viel tausend Knaben,
Die sie mit sich geführet haben,
Sprachen ihn um Bestallung an,
Sie wollen seyn getreue Mann,
Gut, Blut und Leben bey ihm lassen,
Wo Jemand ferner solchermaſsen
Ihn würd' schimpflich lassen antasten,
Wie vorgethan die jung'n Phantasten,
Dazu er mehr denn willig war.
Sie brachten Wachs und Honig dar,
Bauten ihr'n Sitz und Losament,
Daſs der Bau'r aufschub seine Händ'
Und schwur zu Gott ein'n hohen Eid:
Es sollt' ihm werden ewig leid,
Wo er den Baum nicht hielt' in Ehren;
Er spürt', Gott wollt' ihn so ernähren,
Wie denn geschah. Die Bienmännlein
Führten so viel des Honigs ein,
Und mehrten sich von Tag zu Tag,
Daſs der Hof all' von Bienen lag,
Und der Mann daraus löset Geld,
Sein' Haushaltung war wohl bestellt:
Wer Gottes Gab' hält lieb und werth,
Dem ist Gnad' und Segen beschert;
Wer aber Gottes Gnad' veracht't,
Der hat sich selbst zum Fluch gemacht.

Sechster Theil.

Bröseldiebs Ende.

Das dritte Kapitel.

Der Fröschekönig bittet den Mäusekönig zu Gaste.

«Also hab' ich dir nur gesagt
Alles was du mich hast gefragt.
Damit du aber in der That
Anschauest meine Majestät,
Auch wie die Historien all'
Gemalet sind in meinem Saal,
Und was sonst hernach ist geschehen,
Gar wunderbarlich anzusehen,
So fahr' mit mir an meinen Thron,
Du sollst seyn, als mein lieber Sohn,
Ich will dich begaben und ehren,
Als wohl ziemt solch einem Herren.
Damit du auch habst kein' Gefahr,
Will ich dich selber führen dar,

Und ganz frey sicherlich geleiten,
Auf meinem Rücken sollt du reiten!»

Brös'ldieb antwort't: «Ich bin erfreut,
Daſs ich erlebt hab' diese Zeit,
Daſs die glückliche Stund' ist kommen,
In der Eu'r Lieb' mich angenommen,
In solch' Ihr' herrliche Kundschaft,
Ja in Ihr' groſsmüthig' Freundschaft!
Ihr Wort hat mir so süſs geschmeckt,
Als wenn man den Milchrahm ableckt,
Als wenn man Rosinbeerlein beiſst,
Daſs ein'm der Wein den Bart abfleuſst,
Als wenn man aus dem Wachshäuslein
Aussaugt den neuen Honigseim.

Daſs Eu'r Lieb ab'r sich hören läſst,
Sie wollen mich in Ihre Fest'
Selbst persönlich durch den See führen,
Will sich keineswegs gebühren,
Denn ich bin's Wasser ungewohnt,
Und bleib' damit gar gern verschont.

Darum, halt' ich, wird Niemand rathen,
Daſs ich mit G'fahr such' fremde Braten,
Oder daſs ich mein junges Leben
Um der ganzen Welt Schatz sollt' geben!»

So warf er die Gastung *) gar weit.
Das Bös' ahnt uns zuvor allzeit.

---

*) Gasterey, Gastmahl.

Das vierte und fünſte Kapitel.

Von Bröseldiebs kläglichem Abscheiden.

Bausback antwort't: «Du hast gesagt,
Du wärst beherzt und unverzagt.
Nun merk' ich, es mangelt am Muth,
Das ist an ein'm König nicht gut:
Trau nur und setz' dich auf den Rück',
Und fürcht' gar nicht, daſs es mich drück',
Ich bring' dich heim ohn' all' Gefahr,
Netz' dir auch nicht ein einz'ges Haar.
Willt du ab'r nicht, so mag es seyn,
Wo kein Herz ist, da kömmt's nicht ein!

Bröseldieb verhöhnten die Wort',
Und sprach: «Wohlan, fahr' immer fort,
Am Herzen muſs kein Mangel seyn,
Der Muth ist groſs, der Mann ist klein.
Wenn nur die Euren meine Mann
Auch zugleich führen mit hinan!» —
«Warum das nicht? Ihr vier Trabanten,
Führet sie mit als Freundverwandten!»
Sprach der König und wollt' sich bücken,
Bröseldieb sprang ihm auf den Rücken,
Schlug um den Hals sein' beyde Händ',
Und jeden Fuſs auf beyde Lend',
Und sprach: «Ey nun, das walt' Gott, Amen.»

Gar bald sie in das Wasser kamen;
Bröseldieb sah mit Freuden an,
Wie umherfuhren so viel Mann,
Insonderheit nah bey dem Land,
Dahin er stets die Augen wandt',
Es war ihm auch selbst solche Lust,
Davon er zuvor nie gewuſst,
So lieblich süſs, so ſanft und fein,
Als wollt' er davon schlafen ein,
Und kitzelt ihn der Wassertanz
Vom Haupt im Nacken bis zum Schwanz:
Gleichwie zwey Kinder sich gebahren, *)
Wenn sie aufwipp'n **) und niederfahren
Mit ein'm gleichwichtigen Bauholz,
Dünken sich damit mächtig stolz.
Als ab'r Bausback geschwind fortrückt'
Und sich also ins Wasser drückt',
Das Wasser stieſs an allen Enden
Zusammen über seine Lenden,
Dann seine Hosen wurden naſs,
Der Schwanz bezeichnet' auch die Straſs',
Und schleifet' in die See daher,
Als ob's des Schiffmanns Steu'rholz wär':
Ja, da er konnt' kein Land mehr sehen
Und's Wasser üb'r die Körb' wollt' gehen,
Da kam Reue, doch viel zu spät,

---

*) geberden. **) emporschnellen.

Er klagt, er flucht, er weint, er bet't,
Er rauft in Ung'duld Haar und Bart,
Vor Schrecken auch sein Herz erstarrt,
Daſs er nicht wuſst', wo aus noch ein,
Oder was der best' Rath sollt' seyn.
Gott aber er sonderlich bat,
Er wollt' nicht rächen Missethat,
Ihm diese Thorheit nicht zumessen,
Daſs er gehandelt so vergessen,
Seiner Aeltern Lieb' nicht bedacht,
Sie und sich in Herzleid gebracht,
Und in so groſs' G'fahr sich begeben;
Würd' er daraus bringen sein Leben,
Er wollt' der allerfrömmste seyn,
Ein'n Tempel bau'n und opfern drein.
Damit fuhr das Wasser empor
Und erfüllet' ihm jedes Ohr,
Daſs er seinen Kopf schwingt und hängt,
Als ein Hund, der die Enten fängt,
Und schrie: »O zeter Morior,
Das Wasser geht mir bis ins Ohr!«

Der Frosch ihn wieder trösten wollt',
Fuhr oben her, gleichwie er sollt',
Es währt' aber der Trost nicht lang,
Denn ein' erschrecklich' Wasserschlang'
Lieſs sich da noch bey ihnen sehen,
Ihr Haupt und Hals erhoben stehen,
Ihr' Augen wie Feu'rflammen leuchten,

Ihr' Zung' und Zähn' zum Biſs sich richten,
Und wollt' urplötzlich in sie fahren,
Davon sie all' erstarret waren,
Als wenn Blitz und Donner zugleich
Aufleucht't und schlägt auf Einen Streich.
Sobald auch Bausback sie ansicht,
Wollt' er des Kampſs erwarten nicht,
Noch zugesagte Freundschaft halten,
Sie muſst' jetzt in der Noth erkalten;
Sondern that zu Augen und Mund,
Und fuhr mit seinem Volk zu Grund',
Die auch die vier Mäuslein mitnahmen,
So mit Bröseldieb erst ankamen.

Da sollt' man erst groſs Elend sehen
Unter den Bröseldieb ergehen,
Er fiel üb'rrück zur See hinein,
Wie ein gefangen Mäuselein,
Streckt' aus die Händ', zerbiſs die Zähn',
Daſs er nicht konnt' das Ufer sehn;
Oftmals er auch zu Boden ging,
Und kam wied'rum hervor gering,
Spie das Wasser und soff es wieder,
Wenn er auffuhr, oder hernieder,
Daſs ihm der Schaum lag um den Mund,
Und die Nas' all voll Bläslein stund.
Des Tod's konnt' er sich nicht erwehren,

Die naſsen Haar' ihn gar beschweren,
Händ' und Füſs' wurden lahm und kalt,
Und die weiſse Sonn' schwarz gestalt't,
Daſs er kein Licht konnt' mehr ersehen,
Der Athem wollt' ihm auch entgehen,
Und das Herz in dem Leib' ersticken,
Konnt' nährlich ein wenig aufblicken,
Wie ein Licht, das der dicke Schwad'
Im finstern Berg umgeben hat,
Daſs es kein' freye Luft kann finden,
Endlich mit Zittern muſs verschwinden.
Wie ist Leben so lieb, o Gott!
Wie bitter ist der leid'ge Tod!
Jedoch nahm er in solchem Leid
Mit diesen Worten sein'n Abscheid:
„Wohlan! du wirst Gott nicht entlaufen,
Bausback, daſs du mich läſs'st ersaufen,
Stürzest mich in die groſse Noth,
Von deinem Leib in schweren Tod.
Sollt'st du mich auf dem Land bestehen,
Es sollt' dir um dein Leben gehen!
Nun hast du mich zu dieser Frist
Ins Waſser bracht durch falsche List,
Und meine lieben Eltern beyd'
Gesetzt ins äuſserst' Herzeleid.
Gott hat ein Aug', das Alles sieht,
Und alle Bosheit ernstlich richt't,
Es wird die Straf' dir werden schwer,

Kömmt über dich der Mäuse Heer,
Und bringt dich und dein' Leut' in Noth» —
Mit diesen Worten war er todt,
Das Leben ſuhr im Zorn und Grimm,
Mit ängstlichem Seuſzen dahin.

Drittes Buch.

Erster Theil.

Wie der Mäusekönig mit Krieg seines Sohns Tod zu rächen, und wie die Frösche sich zu wehren vornehmen.

Das zweyte Kapitel.

Der Mäusekönig berichtet, warum er die Mäuse zu sich berufen habe.

Als nun anbrach benannter Tag,
Und die Sonn' noch am Morgen lag,
Sah man ankommen manchen Mann,
Und vor des Königs Richtstuhl stahn,
Dazu die Fürsten näher traten

Danach sie Land und Leute hatten,
Bis der König selbst hervorging
Und also an zu reden fing:
„Dieweil ihr Herren und lieben Leut'
Wisset, warum ihr kommen seyd,
So darf es der Umschweif' nicht viel,
Mein's Unfalls ist wed'r Maſs noch Ziel,
Nun mir meine allerliebsten Kind,
Alle Söhne umkommen sind.
Den erstgebor'nen jungen Mann
Der Wiesel aus der Wieg' hinnahm;
Den andern, daſs es Gott erbarm',
Riſs Murner mir selbst von dem Arm;
Den dritten tödtet' der Unfall
In der verfluchten Mäusefall';
Den vierten, der noch übrig war
Und erst erreicht der Jugend Jahr',
Den einigen Erben im Reich,
Der mir gar ähnlich war und gleich,
Den ich, sein' Mutt'r, das elend' Weib,
Mehr liebten, denn das Herz im Leib,
Den hat der Froschkönig Bausback
In See geführt auf seinem Nack',
Verrätherlich ersäuft, ermordt;
Wer hat je solch Schelmstück' gehört?
Es komm' der Mord ihm nicht zu gut,
Sie soll'ns bezahl'n mit Leib und Blut,
Ich hoff' ihr steht mir treulich bey,
Daſs das Vornehmen glücklich sey!

Mein Herz kein'n Trost noch Fried' erwirbt,
Eh Bausback von den Händen stirbt!"

Damit zuckt er die Faust und Schwerdt;
Sie rief'n: „Er ist nichts Bessers werth,
Er soll mit all den Seinen sterben,
Wir woll'n sie schlagen und verderben,
Daſs keiner mehr bleib' in der Welt;
Wir thun was dem König gefällt!

So riefen sie all' in groſsem Zorn,
Und grunzten, wie die wilden Mohr'n,*)
Wie die Dohlen zu Felde fliegen,
Wenn sie im Herbst auf Dächern liegen;
Wie im Sturmwind die Wasserwellen
Sich mit ein'm Rausch'n ans Ufer schnellen;
Bissen die Zähn', stürzten die Spieſs',
Ein Jeder sich bedünken lieſs,
Er wollt' die Frösch' allein erschlagen;
Od'r aus der ganzen Welt verjagen.

---

*) Mutterschweine.

Das dritte und vierte Kapitel.

Rathhülfer gibt Rath, was die Mäuse für Beystand werben können.

Den Fürsten vornemlich die Red'
Aus Zorn im Herzen wehe thät,
Insonderheit waren ihr'r vier.
Die ihr Bedenken brachten für.
Der erst' des Königs Vetter war,
Hatt' Krieg geführet nun viel' Jahr',
An sich gebracht viel Gut und Land,
Und war Fürst Rathhülfer genannt,
Der sprach: «Man sich nicht übereil',
Es ist wohl gesagt: Eil' mit Weil'!
Laſst uns zuvor um ein'n Beystand
Abschicken in der Ratzen Land,
Welche recht starke Riesen seyn;
Ihr'r drey würgen ein feistes Schwein.
Desgleichen auch die Wassermäus',
Die am Wasser hab'n ihr Gehäus';
Dazu sind noch die Haselmäus',
Mit ihren breiten Schwänzlein greis,
Gemustert, wie die Eichhörnlein,
Sollen gern unser Beystand seyn.
Das scharfzähnige Murmelthier,
Und Hamster, der Kornreich' Baron,
Des ganzen Mäus'geschlechtes Kron';

Niemand war, der es ihm nachthut,
Er hat ein'n rechten Löwenmuth,
Darum er wohl mit Ehren trägt
Sein Kleid mit Bundwerk wohl belegt,
Wie ein Kurfürst und Bannerherr;
Wir gönnen ihm billig die Ehr',
Lassen ihn ziehen vornen an,
Die Ratzen sollen nachher gan,
Endlich wollen wir folgen drauf,
Der Haselmäus' heller Hauf.
Die Wass'rmäus' sell'n ins Wasser springen;
Und die Feldflüchtigen umbringen,
Die Fledermäus' von oben rein
Können zuführen groſse Stein',
Und auf den Feind in aller Eil'
Abwerfen, wie die Donnerkeil'.
Sonst wollen wir setzen ins Gras
Die Zeismäus' mit der spitzen Nas',
So warten auf den Hinterhalt,
Daſs sie die Frösch' todt beiſsen bald.
Dann lasset uns die Störche bitten,
Daſs sie mit uns die Frösch' bestritten,
Sie würden sich nicht lang bedenken,
Den Fröschen ihre Schnäbel schenken.

Wenn das angeht, so ist's gemacht,
Wir haben gewonnen die Schlacht;
Darum nur immer frisch daran,
Ich will nicht seyn der letzte Mann!*

Das fünſte Kapitel.

Fürst Reiſsmehlsak warnt vor ſremder Völker Beystand im Kriege.

Nach diesem fing zu reden an
Ein wohlversuchter Kriegesmann,
Fürst Reiſsmehſsack gar wohl genannt,
Hielt sein'n Spieſs in der rechten Hand,
Und faſst' mit der Linken den Degen,
Von Herzens Muth war er verwegen.

«Fürst Rathhülfer redet gar wohl;»
Sprach er, «wenn ich aber auch soll
Bedenken, was uns nütz möcht' seyn,
So däucht mich's Best', wir bleiben allein,
Laden zu uns nicht solche Gäst',
Die uns bissen aus unserm Nest.
Es g'rathen solch' ungleiche Ding',
Wie es mit zweyen Töpfen ging:
Einer war Erz, sehr theu'r und werth,
Der andre schlechter Thon und Erd',
Standen am Ufer alle beyd',
Sich umzusehen kurze Zeit,
Bis ihre Schiffleut' wiederkämen,
Sie in ihre Gewahrsam nähmen.
Da ergoſs sich, über Vermuthen,

Ein groſs Waſser mit ſeinen Fluthen,
Erhub die Töpf' und führt' ſie hin.
Der irdne Topf ſah aus gar ſchlimm,
Fürcht't ſich, er würd' ans Ufer ſtoſsen,
Er würd' erſäuft und voll gegoſſen,
Bat derwegen den Ehrentopf,
Wollt' er ihm helfen halt'n den Kopf,
Daſs er ſo nicht dürft' untergehen,
Er wollt' ihm wiederum beyſtehen.
Der Ehrentopf ſagt: Warum nicht?
Ich will mich zu dir halten dicht;
Und ſtreckt damit ein Füſslein her,
Welch's des andern Topf Handgriff wär';
Wie aber der irdne Topf ging,
Daſs er ſich an den ehrnen hing,
Doch zu leicht in dem Waſſer war,
Rückt' ihn dieweil gar hoch empor,
Und lieſs ihn mit ein'm groſsen Schalllen
Auf den ehrnen hinunter fallen,
Da war der arm' Topf gar entzwey,
Verſchied mit ein'm groſsen Geſchrey.
Vermahnt alle Töpf' Jung' und Alten,
Sollten ſich zu ihr's Gleichen halten.

Der Diſt'l hört' auch den Eichbaum loben,
Daſs er im Wald ſtünd' hoch erhoben
Und eine ſchöne Tochter hatte,
Darum ſchickt' er zu ihm und bate,
Daſs er die gäb' ſein'm Sohn zum Weibe

Und daſs sie im Thal bey ihm bleibe:
Der Eichbaum wollt' die Wohnung sehen,
Alle Waldthier' kamen mit gehen;
Eh' ab'r er fragt, wer ihn gebeten,
War Vater und Sohn gar vertreten,
Und lernten auch mit groſsem Schaden:
Ungleich' Freundschaft sey nicht zu rathen.»

Das dreyzehnte Kapitel.

*Wie den Fröschen der Krieg angesagt wird,
und was sie dabey berathschlagen.*

So rücket an des Ufers Rand
Der Herold, Topfkriecher genannt,
Des Schrotkäs'n allerliebstes Kind,
Zeigt das Zepter und sagt geschwind:
«Kön'g Partekfresser hochgeborn
Hat wider euch billigen Zorn,
Sammt der ganzen Mäus'nation
So unterworfen seiner Kron',
Daſs du König Seebold Bausback
Sein'n Sohn gestürzt in Tod vom Nack'.
Das woll'n sie rächen mit der Hand,

Entsagt dir, dein'n Leuten und Land,
Und wenn man am dritten Tag spürt,
Daſs die Sonn' jetzt aufgehen wird,
Wollen sie an derselben Statt,
Da du ergabst den falschen Rath,
Euch liefern ein' blut'ge Feldschlacht,
Dazu seyd mit kurzem Bedacht;
Und habt ihr Herz und Händ' zum Streit,
So wehrt euch unser, es ist Zeit!»

Damit schoſs er ein'n Pfeil in'n Haufen,
Und lieſs sein Pferd wieder heimlaufen.
Die Frösch' ab'r entsatzten sich sehr
Ob dieser wunderlichen Mähr'.
Der König ab'r berief sofort
Die Männer auf ein'n besondern Ort,
Und sprach: «Ihr Herrn und lieben Leut',
Wie seyd ihr so unmuthig heut?
Und seht mich so unfreundlich an,
Als wenn ich wär' schuldig daran?
Des Königs Sohn kam ungebeten
Zu mir her ans Ufer getreten,
War schneeweiſs und gezieret fein,
Klug g'nug, aber vom Leibe klein.
Man sagt, daſs eine weiſse Maus
Veränder' und betrüb' das Haus.
Wohl mag's wahr seyn: — weil mir jetzunder
Die weiſse Maus macht auch solch' Wunder.

Hat ihn die Wasserschlang' gefressen,
Od'r hat er's Maul offen vergessen,
Und des Wassers zu viel gesoffen,
Daſs ihm der Tod das Herz getroffen;
Ist's ohn' mein Wiss'n und Will'n geschehen,
Ich hab' davon gar nichts gesehen:
Wie ihr selber auch werdet sagen,
Wie herrlich ich ihn hab' getragen.

D'rum seyd getrost und unverzagt,
Wir werden unschuldig verklagt,
Ich habe das oft hören sagen:
Wer Andre fordert, wird geschlagen,
Und wer ein'm Andern gräbt ein Loch,
Der muſs darein abstürzen noch!
Wir treten's Wasser und das Land,
Sie sind nur auf Erden bekannt,
Und müssen in dem Wasser sinken,
Jämmerlich wie ein Stein ertrinken.
So wollen wir die armen Thoren
Ergreifen bey den langen Ohren,
Und alle in die See hinzwingen,
Und sie also allsammt umbringen,
Und dann am Ufer überall
Aufrichten herrlich' Freudenmahl',
Die todten Mäus' beym Hals aufhenken,
Daſs andre Feind' daran gedenken;
Ja, wir wollen auch auf dem Platz

Uns zu Ehren, dem Feind zum Trotz,
Ein Schloſs bauen und Thurm daneben,
Mit Namen: Zu den Wasserlöwen,
Daſs wir daselbst die Mäus' umbracht
Mit Löwenmuth und Löwenkraſt.«

Zweyter Theil.

Von beyder Heere, der Mäuse und Frösche, wunderbarlichen Rüstung und Orden.

Das erste Kapitel.

Von der Mäuse Rüstung.

Wie nun der Kriegesrath gehalten
Von den Jungen und von den Alten,
Fingen beyd' Theil' an sich zu rüsten
Auf das allerbest', wie sie wüſsten,
Machten ihr' Ordnung mancherley,
Die Mäus' war'n gar hurtig dabey.
Erstlich, wie denn die Krieger pflegen,
Sie ihren Bein'n Harnisch anlegen,
Den sie aus frischen Bohnen machten,
Und fast die ganze Nacht zubrachten,
Damit die Schellen wurden hohl,

Und sich an'n Beinen schickten wohl;
Der Brustharnisch der war aus Rohr
Künstlich gefaſst hinten und vor,
Und mit ein's Wiesels Haut verbunden,
Den sie neulich hatten geschunden,
Ihr' Schilde war'n aus Horn gebissen,
Von ein'r alten Latern' gerissen;
Ihr' Spieſs' Nadeln spitzig und schmal,
Aus dichtem Erz geschmiedet all.
Zuletzt nahmen sie groſs Nuſslauben,
Und setzten sie auf für Sturmhauben.
Sie musterten auch Jedermann,
Und wer da war an Fäusten lahm,
Oder sein' Finger nicht hatt' all,
Etlich' gelassen in der Fall',
Daſs er kein'n Spieſs wohl führen kunnt',
Dem legten sie ein G'biſs in'n Mund,
Und brauchten ihn gleichwie ein Roſs,
Das war ein lächerlicher Poſs.
Jedoch hat ein jedes Geschlecht
Damit sein' eigne Weis' und Recht,
Nach seines Landes Sitt' und Brauch,
Davon nachmals wird folgen auch.

Der König ab'r insonderheit
Hat angethan ein Wunderkleid,
Eines kohlschwarzen Maulwurfs Haut,
Davor den Mäusen selber graut.
Der Augen Statt war Raum gezerrt,

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Das Maul auch schrecklich aufgesperrt,
Daſs man die weiſsen scharfen Zähn'
Ordentlich sah bey 'nander stehn;
Die Handschuh wären abgeschnitten,
Die Beinlein geräumt in der Mitten,
Daſs er könnt' führen Schwerdt und Stangen,
Den Feind erlegen oder fangen.
Von der Achsel aber zur Hand
Vom Wieselschwanz ein Aermel stand.
Der Beinharnisch war hell und klar,
Wie ein Krystall durchsichtig gar,
Von einem Federkiel gedrehet,
Mit des Maulwurfs Schuh'n unternähet;
Zu schürzen er sich auch anfing
Mit einem güldnen Gürtelring,
Darin viel schöner Glöcklein hingen,
Die prächtig konnten einherklingen,
Darnach legt' er an das Halsband,
Darauf viel Geldes war gewandt.
Die königliche Kron' zuletzt
Er auf des Maulwurfs Haupthaar setzt,
Befestigt zur Seiten mit Heften,
Und viel güldne Nadeln mit Steften,
Damit sie nirgend weichen kunnt',
Sie war von Gold formiret rund,
Mit zwölf geraden spitzen Strahlen,
Wie man die Sonn' pflegt abzumalen;
Die hatten des Königs Vorfahren,
In ein'm Aufruhr vor vielen Jahren,

Aus den Kirchenschätzen bekommen,
Und den Götzen vom Haupt genommen.
Wie er also war angekleid't,
Hing er das Schwerdt an seine Seit',
War ein zweyschneidig Federmesser,
Und auch nirgend zu finden besser,
Das Heft von weiſsem Elfenbein,
Die Scheide zierlich auch und fein,
Aber nach der Klinge gebogen,
Mit Gold und Seiden überzogen
(Von Jungfrauen, die ihren Lieben
Geruchblümlein zierlich d'rein schieben,
Ja auch Zeddel darinnen stecken,
Der Knaben Lieb' damit zu wecken.)
Zudem er an den Arm zu Link'
Von Erz gemachten Schild aufhing,
Am Rand die Mäus' die Katz anbinden,
Sie erbärmlich und kläglich schinden.
In der Mitt' stund ein' Fledermaus,
Breitet Flügel und Klauen aus,
Hatt' drey Köpf' und ein'n Katzenschwanz,
Die Farb' war schwarz, die Ohren glanz,
Welch's der Mäuse Reichswappen war,
Darunter stand ein Reimlein klar:
„Ein'n kleinen Feind laſs unveracht't,
Denn wenn du schläfst, so hält er Wacht."

Mit dieser Rüstung, Schild und Schwerdt
Sprang er gleich's Fuſses auf sein Pferd,

Und nahm den Spieſs von dem Trabant
Groſsmüthig in die rechte Hand
Und warf sein Pferd künstlich herum,
Zur Rechten, Linken, quer und krumm,
Und sprach: das walt' der liebe Gott,
Helf' mir rächen mein's Sohnes Tod!
Sein Pferd ab'r war stark und geschwind,
Wie man die Ackermäuse find't,
Beynah an der Hausratzen Stand,
Und ward eine Mühlmaus genannt;
Es war auch auf besondre Art
Mit einer Wieselshaut verwahrt,
Die war mit Spangen so besetzt,
Daſs es drunter blieb unverletzt.

Die andern Fürsten, Grafen, Herrn,
So dem König zogen zu Ehr'n,
Hatten sich nicht minder gerüst't,
So gut als jeder konnt' und wuſst',
Wär' hier viel zu lang zu beschreiben,
Wir lassen's der Kürz' halber bleiben.

Das zweyte Kapitel.

Von der Mäuse Schlachtordnung und Rath.

Darauf so ward fleiſsig bedacht,
Wie man mit Rath die Ordnung macht.
Vom Berg' herab den Vortrab haben
Sollt' mit den muth'gen Schweizerknaben
Der Hauptmann über die Landsknecht,
Milchrahmlecker mit allem Recht.

Herr Stölzer das Hauptſähnlein führt,
Und schwang's herum, wie sich's gebührt;
Es war aber im grünen Feld
Ein Milchkübel-Wappen gestellt,
Und darüber drey weiſse Käs',
Der Reim: *In hoc signo vinces.*

Es war aber also gemeynt,
Daſs die Schützen reizten den Feind,
Von der See aufbrächen gar weit,
Und darnach sich theilten zur Seit',
Daſs der König durch ihre Mitt'
Unversehens nehm' den Antritt,
Die Feind' dann mächtiglich angriff',
Und mit ihnen bergunter lief'.

Darum folget nach dem Anzug
Mit schwarzen Reutern Fürst Forklug;

Und der König in der Person,
Des Reichs Fahn' mit der güldnen Kron',
Und dreyköpfigen Fledermaus
Ward geführet weit oben aus,
Vor des Königs tapfrer Leibgard',
Darauf folget' die deutsche Art,
Der braunschweigischen Hofleut',
Die war'n vertröst't auf reiche Beut',
Ihr Oberster, Fürst Reiſsmehlsack,
Gedäucht ihm ein guter Vorschlag,
Ein' Semmel, Knackwurst und ein' Kann'
Hatten sie gemalt in der Fahn',
Der Reim: „Nach einem guten Trunk
Wagt mancher Held ein'n hohen Sprung.“

Herzog Würstlieb war im Nachtrab,
Führt die Pommern zur Seiten ab,
Mit Fürst Schinkenfraſsens Beystand,
Und vielen andern ungenannt,
Mit Schluckbruder, der kühnen Maus,
Und ihrem Fähnrich dem Saufaus.
Auch Herr Mostwein mit seinen Knaben
Sahen so freundlich, wie die Raben,
Ihr Wappen war ein Birkenmeyer,
Ein Schinken und neun Ostereyer.
(Der Reim aber: „Was Hirsch, was Hinde,
Man ehr' die Sau mit ihrem Kinde.“)

Die Deutschen hielten sich zur Recht',
Zur Linken französische Knecht',

Drey Liljen war'n im Fähnelein,
Dabey ein Hahn und dieser Reim:
„Zwey Ding' prangen fröhlich herein,
Die Lilj' am Wasser, der Mann beym Wein."

Vornemlich ging ein groſser Mann
Unter den Deutschen vornen an,
War Beishart, der Mäus' Herkules,
D'rum ich seiner ungern vergeſs'.
Sein' Sturmhaub' war ein' Hirschgestalt,
Die er denn zuvor mit Gewalt
Ein'm Schröter von dem Kopf gerissen,
Das G'hirn inwendig ausgebissen,
Und die Hörner hatt' stehen lassen,
Stand gar erschrecklich übermaſsen,
Am Leib trug er ein weiſs Hermlein
Mit einem schwarzen Schwänzelein,
Und von ein'm Hasenbein ein' Keul',
Gleich als ein' marmelsteinen' Säul'.

Brockenfraſs war auch seines Gleichen,
Der keinem Maulwurf wollt' entweichen:
Er hatt' die ganze Nacht gesessen,
Und einen Beutel durchgefressen,
Und den zum Harnisch angethan,
Der Kopf muſst' zum Boden ausstahn,
Die Händ' durch beyde Seiten griffen,
Daſs die Mäus' selber vor ihm liefen.
Dem folgt Stückeldieb ihr Gesell,

War nicht allein an Füſsen schnell,
Sondern so stark an beyden Händen,
Daſs er sich brach durch alle Wände;
Hat überm Hals bis zum Ellbogen
Ein rauhes Schweinsohr angezogen,
Und auf dem Haupt ein'n Schuh vom Schwein,
Unter dem Hals verbunden ſein;
Der wollt' ganz unbewehret gehen,
Mit bloſser Faust den Feind bestehen.

Zu aller Seit' im Hinterhalt
Waren die Wahlen all bestallt,
Führten im Fähnlein einen Kranz,
Als die Mägdlein brauchen am Tanz;
In der Mitt' ein Herz mit Ohren,
Als an Kappen tragen die Thoren.
(Der Reim: „Um schöner Mägdlein Kranz
Mein Herz im Scherz wagt eine Schanz'.“

So zog'n sie nach einander an
Mehr denn zehnhundert tausend Mann.

Das dritte Kapitel.

Friedliebens Aufzug.

Als diese Ordnung war bestellt,
Kam auch aufgezogen ins Feld
Der alte Fürst Friedlieb mit Namen,
Vom Magdeburger Sachsenstammen,
Und lieſs sich beym König einwerben,
Er wollt' mit siegen oder sterben,
Und wartet' nur auf sein'n Befehl,
Wo er sollt' haben seine Stell'.
Der König antwortet' im Zorn:
„Friedlieb! zieh hin zum kalten Born,
Da ist Fried', aber hier ist Streit,
So bleibt er vor Gefahr befreyt."

Der Gesandte verstund es nicht,
Und bracht' Friedlieben zum Bericht,
Es wäre dieſs des Königs Will',
Beym kalt'n Born sollt' er halten still.
Damit zog Friedlieb hintenweg,
Nach des kalten Borns schmalem Steg,
Denn so hieſs am Ufer ein' Goss',
Daraus die Quell' zum See hinfloſs.
Er hatt' aber drey Reuterfahnen,
Und zehn Fähnlein Landsknecht' beysammen,

In vielen Kriegen wohlversucht,
Obgleich keiner Potz Marter flucht

☞ Die Reuter führten Spieſs und Schwerdt,
Ihr' Bogen hingen an dem Pferd,
Die Köcher hinten an dem Rück',
Der Schild am linken Arm zurück.
Ein' rothe Burg war ihr' Hauptfahn',
Darauf man sah erhoben stahn
Ein' Jungfrau in ein'm grünen Kleid,
Die zeigt ein Kränzlein wohlbereit't
Von Blümlein je länger je lieber,
Bringen manchem ein heimlich Fieber.
Es ward mit Buchstab'n auch bedeut't:
„Um diese Maid ist all' Arbeit."
Der Knecht' Hauptfähnlein war ein' Ros',
Im weiſsen Feld gesetzet bloſs
Mit ein'm besondern Reimgedicht:
„Wer Rosen bricht, die Finger sticht."
Damit man auch an allem End'
Seine Krieger vor andern kennt,
Bey finstrer Nacht insonderheit,
Wenn die erreicht der späte Streit,
Fürst Friedlieb insonderheit wollt',
Daſs jeder ein Hemd führen sollt'
Ueber die Rüstung angethan,
Daſs sie all' würden weiſse Mann.
Als sie nun also einher zogen,
Und sich von den andern abwogen,

Muſsten sie, als die albern' Thoren,
Gar einfältig Gespött anhören.
Friedlieb antwortet' nicht ein Wort,
Zog ordentlich an seinen Ort,
Gedacht': Ihr sollt erfahren recht,
Ob wir Mägdlein sind oder Knecht'.

Das vierte Kapitel.

Von der Mäuse Schiffsrüstung.

Nach dieser Rüstung ward bedacht,
Wie man es auf den Nothfall macht,
Wenn etwa ein' ins Wasser käm',
Daſs sie da nicht ihr Ende nähm'.
Nemlich, daſs die, so war'n gebor'n
In Lastseeschiffen bey dem Korn,
Des Schiffs Gewohnheit und der See,
Was dazu gehört, gelernt meh,
Die sollten in Schiffen aufwarten,
Zusehn, wie sich die Händel karten,
Und in der Noth mit Hülf' erscheinen,
Damit der Mäus' ertränken keine.
Deſs waren sie willig bereit,
Machten zwölf Schiff' in kurzer Zeit

Von weiten, langen Kürbsenschnitten,
Nach der Läng' getheilet zur Mitten,
Und ſein meisterlich ausgehauen,
Das wie ein Schiff war anzuschauen.

In jedes stiegen dreyſsig Mann;
Hatten Piken und Büchsen an,
Und Rautenkränz' auf ihrem Haar,
Hellbart'n und Beil', kein' Schwerdter gar,
Von Lampengläslein abgeknickt
Und in ein Hölzlein eingestickt.
Ihr' Ruder waren breit' Hölzlein,
Die sie mit Speck genommen heim,
Aus den Mäusfallen, zum Verdrieſs;
Die Krücken lange Vogelspieſs'
Aus Schindelholz glatt abgeschnitten,
Dar ihre Söhn' daheim auf ritten.
Für Steuerhölzer war'n recht frisch
Harte Schwänz' von gebratnem Fisch,
Aus Leilachtüchern Segel zart,
Die sie von langer Zeit gespart;
Sonst hatten sie geladen schwer
Etlich' viel tausend Stein' zur Wehr,
Giftpulver, Dornen, Distelkeulen,
Den Fröschen zu schlagen viel' Beulen.

Ihr Gubernator Achtseinnicht
Wuſste gar viel alter Geschicht'
Von Schiffkriegen, Freybeuterey,

War oftmals gewesen dabey.
Da man einander auf dem Nacken
Mit Handbeilen pfleget zu hacken,
Und frech zu stürzen über Bord;
Davon sprach er viel' kluge Wort'.

Ueber das erst' Schiff hatt' Befehl
Der Luginsloch, war etwas scheel;
Das andre führet Schmeckebart,
Seiner Geburt jüdischer Art;
Das dritt' regieret Riechdenwind,
Ein wunderseltsam muthig Kind,
Konnt' untertauchen bis zum Grund,
Wie ein Fisch und wilder Seehund,
Wenn man ein'n Grosch'n ins Wasser warf,
Fand er ihn wieder, sah so scharf;
Das viert' Beishartbrod wohlgemuth,
Ein Mann zu allen Dingen gut,
Er konnt' wohl steuern und wohl fahren,
Hatt' es gelernt von jungen Jahren;
Mit dem fünften kam Hindermutz,
Durft' einem Wolf bieten ein'n Trutz;
Strohknicker, der seltsam' Kompan,
Muſste das sechste Schifflein han,
Kein Strohdach war geklecks't so fest,
Er macht' darin sein Mäusenest.
Der Apfelschmack der siebte war,
Hatt' auf dem Haupt kein redlich Haar,
Der Wind hat sie all' hingenommen,

Nachdem er war aus Frankreich kommen;
Nach ihm folget der Rindenfuchs,
Führt ein bunt Pelzlein wie der Luchs;
Und dann Schmierbax und Erbsenfex,
Und Vornekuſs und Hintenlex.
Die fuhren mit einander abe
Gar schleunig und in vollem Trabe,
Sechs Schiff' voran und sechs hernach,
Der Gubernator wohl zusach,
Und lieſs derhalb im Mittel gahn
Sein'n indianischen Nuſskahn,
Darin hatt' er vier stark' Bootsknecht',
Die konnten den Kahn führen recht,
Sie rücketen am Ufer fort
Heimlich verborgen, an ein'm Ort.

Also waren die Mäus' gerüst't,
Wie man auf's allerbest' nur wüſst',
Und sandten Kundschaft, zu erfahren,
Wozu die Frösch' gesinnet waren.

Das fünfte Kapitel.

Der Frösche mancherley Rüstung.

Die Frösch' nahmen ihr' Sach' in Acht,
Rüst'ten sich auch mit aller Macht,
Mit Schilf sie ihre Bein' einkleid'ten,
Von Seeblumen Harnisch' bereit'ten,
Ihr Schild war ein rundes Seeblatt,
Ihr Spieſs ein' Bins', die ein' Spitz' hat,
Ihr Helm ein buntes Schneckenhaus:
Also putzten sie sich heraus.
Und dieſs für den gemeinen Mann;
Die aber wollten vornen dran,
Und machen, daſs den Mäusen graut,
Trugen Fisch- oder Schlangenhaut,
Groſse Keulen von Wassernüssen,
Da wollten sie die Mäus' mit grüſsen.
Auch ihr'r viel hatten aus Fischgräten
Flitzbogen künstlich krumm gereten,
Damit schossen sie scharfe Spitzen,
So den Fischen am Rücken sitzen.
Sie brachen auch ſein in der Mitt'
Die Muscheln in längliche Schnitt',
Wie ein zweyschneidig Glas gehört,
Das wurden scharfgleiſsende Schwerdt,

In einer Rohrwurzel verwahrt,
War ein' besondre Scheidenart.

Vor allen sah König Bausback
Also, daſs man vor ihm erschrack,
Daſs den Fröschen vor ihm selbst graut:
Er trug ein' grün' Eidechsenhaut,
Die hing von sein'm Haupt bis zur Erd',
Und war vor Schuſs und Stich bewährt,
Darauf er ein' Schlangenkron' führt,
War vor dem Fall auch oft probirt;
Am Hals hatt' er ein'n Perlenkragen,
Ein'n Perlengürtel um den Magen,
Ein Schwerdt von einer Perlenmutter
In einem langen Schneckenfutter.
Der Schild ein' ganze Perlenschal',
Der man allzeit find't zwey zumal;
Darin war künstlich ausgegraben
Und mit Farben zierlich erhaben
Ein Biber der sich sehen lieſs,
Als wär' er zugleich Hund, Frosch, Fisch;
Durch dieses Bild wird angedeut't
Die Wundernatur der Froschleut'.
Die beyd' zu Wasser und zu Land
Mit Schwimm'n und Hüpfen sind bekannt,
Und doch nicht stumm sind wie die Fisch',
Sondern rufen und bellen frisch.
Am Rand las man Konkordia,
Ein Haupt, ein Herz, drey Thiria.

Man zog ihm auch davor sein Roſs,
Schön bekleidet mit güldnem Moos
Wie ein Panzer zusamm'gedreht,
Das rauscht, wenn sich das Pferd bewegt;
Darauf sich König Bausback satzt'
Und that drey Luftsprüng' in dem Platz,
Nahm seinen langen Binsenspieſs,
Den er sein'n Herold tragen lieſs,
Sprach: „Wenn ich den Mäus'könig hätt',
Und er mich gleich um Gott'swill' bät',
Wollt' ich ihn mit dem Spieſs durchstechen,
Und die Spitz' im Herzen abbrechen!“
Desgleich' sagten die andern Herren,
Sie wollten all' sich männlich wehren.

141

Das sechste Kapitel.

Der Frösche Schlachtordnung.

Des Königs Rath ward auch bedacht,
Und die Schlachtordnung so gemacht,
Daſs in der Mitt' die leichten Knaben
Sollten den Stand und Angriff haben,
Zur Seit' aber die schwergerüst'ten,
So die Mäus' zu beringen wüſsten.

Hauptmann Mohrtanz sollt' vornenan
Mit drey Fähnlein zum Angriff stahn,
Die alle Bogenschützen waren
Und im Steinwerfen wohlerfahren,
Aus Holland und Seeland ankommen,
Als sie den neuen Krieg vernommen.
Das Hauptfähnlein war ein Seeblatt,
Drey Heringsköpf' im Wappen hat,
Mit dem Reim: „Willt Ehr' davon tragen,
So muſst du den Kopf daran wagen."
Damit trat Rülinger herfür,
Und war der Andern Ehr' und Zier.
Dem folgten in der Mitt' die Schützen,
Die Steinwerfer zur Seit' herstürzten,
Fürst Wasserfreud sollt' sie regieren,
Und zu dem Feind an- und abführen.
Nach diesen sah man ziehen an
Zur Rechten den Obersten Ran
Und etlich' tausend frisisch' Frösch',
Deren ein jeder ſaſs zu Roſs,
Lang' Spieſs' führten und kurze Degen,
Hielten sich wunderlich verwegen,
Ein weiſs Milchtuch war ihr' Hauptfahn',
Das ein' Kuhmagd hat fallen lan.
Das Wappen ein Nothkäferlein,
Der Reim: „Fleuchst nicht, so bist du mein."

Zur linken Hand zog auch daher
Der Feldmarschalk mit seinem Heer,

Fürst Mordax mit den Reiterknaben,
Die ankommen waren aus Schwaben,
Führten Schwerdter, Armbrust und Hammer,
Wollten den Mäusen bringen Jammer;
Ihr' vornehm' Fahn' war ein Schnupftuch,
Das ehmals ein schön Mägdlein trug,
Und bey dem kühlen Brunnen vergaſs,
Wo sie mit ihrem Buhlen saſs;
Das Wappen ein roth Regenwurm,
Der Reim: „Der Wurm erhält den Sturm."

Hinter diesen folgt die Blutfahn',
Gemalt vom rothen, wilden Mann;
Darnach rückt der König herbey
Mit seiner starken Leibgardey,
Darunter viel Schweizer aufwarten
Mit Degen und mit Hellebarten,
Die führt Macron, ein tapfrer Mann,
Ein hübscher Höpager wohlgethan.
Auch war da mit Keulen bestellt
Aus Ditmarsen manch starker Held,
Darnach mit Gürtelbeil und Krücken,
So wohnen an der Seestädt' Brücken.
Endlich die engelländ'schen Schützen
Mit ihren wattmannischen Mützen,
Bis man die oberste Hauptfahn'
Auch sah vor dem König hergan,
Ein' güldne Haut von einer Schlangen,
Daran sah man ein Wappen hangen,

Drey gelbe Wasserliljen fein
Im blauen Feld, mit diesem Reim:
„Wer diese Blumen frisch will sehen,
Der muſs darnach ins Wasser gehen.“
Der König auch bewahret ward
Von dem Fürst Watarchs und Quadrat,
So aus der Mark, Cassuben, Wenden
Und aus des Havellandes Enden,
Viel Reuter und viel Knecht' mitbrachten
Und den König stolzmüthig machten.
Zuletzt nach allen kam gelaufen
Mancherley Volk in groſsen Haufen,
Aus Brabant, Holland, Polen, Reuſsen,
Aus Liefland, Kurland und aus Preuſsen,
Die sollten Spieſs' und Gabeln brauchen,
Die Mäus' in das Seewasser tauchen,
Bis daſs sie all' würden umbracht:
So ward der Frösch' Ordnung gemacht.

Das siebte Kapitel.

Von der Frösche und Mäuse Kundschaft.

Wie sie halten also am Raum,
Kamen zwey Laubfrösch' von dem Baum,
Zeigten an, daſs zur Link' am See

Ein sonderlich weiſs Kriegsvolk steh'.
Darauf Fürst Quadrat von Stund' an
Herunter schickt zwey kluge Mann,
Taucher und Ködderitz mit Namen,
Die unterm Wasser dahin kamen,
Da Friedlieb mit den Seinen wacht'
Und hielt sein' Sach' in guter Acht.
Als nun Friedliebens Wacht gesehen
Die Fröschlein aus dem Wasser gehen,
Im langen Gras heimlich herschleichen,
Will sie nicht vor ihnen entweichen,
Sondern ruckt sich auch unter's Gras
Und verläuft ihn'n den Wasserpaſs,
Greift sie auch endlich alle beyd'.
Friedlieb erfährt von ihn'n Bescheid,
Wie die Frösch' ihr' Ordnung gemacht,
Wie sie zu siegen sind bedacht;
Läſst alles auch dem König sagen,
Daſs er sich nicht so bald soll wagen
Den flücht'gen Fröschen zur Nachjagd,
Daſs er nicht werd' in Noth gebracht.

Der König antwortet mit Spott:
„Wenn gegenwärtig ist die Noth,
So will ich sein Bedenken fragen,
Er darf nicht unnütz Sorge tragen."
Das lieſs Friedlieb auch so geschehen,
Gedacht', wie er weislich wollt' sehen,
Daſs er den Fröschen Abbruch thät',

Und das Mäus'volk aus Noth errett':
Darum er die Kundschafter mehr
Lieſs fragen und auch plagen sehr,
Bis er von ihnen ward bericht't,
Die Frösch' wollten zum Berge nicht,
Der am See gegen Abend lag:
Denn darauf noch am frühen Tag
Viel Krähen, Gey'r und Weih'n gesessen,
Als wollten sie die Frösch' auffressen;
Es hätt' auch zuvor die Schildwacht
Gesehen in die dritte Nacht
Vom Berg' abstürzen viel Feu'rflammen,
Dazu ein groſses Volk beysammen
Unsichtlich auf einander rannt',
Daſs erbebet das ganze Land.
Darum hielten sie allzumal
Unten am Berg' im raumen Thal,
Allda die See zur Linken stand,
Aber der Berg zur rechten Hand,
Daher auch hernach weht der Wind,
Und die Sonn' am Abend verschwind't,
Da wollten sie des Feindes warten
Und mit ihm wechseln die Hell'parten.

Indeſs kamen die Mäus' heran,
Unzählig viel der kleinen Mann,
Zogen vom Morgen nach Mittag,
Zu versuchen diesen Vorschlag,
Wie sie von da könnten fortrücken,

Die Sonn' behalten auf dem Rücken,
Den Berg zur Linken geg'n den Wind,
Daſs man sie nicht umringen künnt',
Daſs sie von der Höh' führen ab,
Den Feind umliefen in ein'm Trab.
Den Vortheil doch die Frösch' nicht gern
Auf ihrer Seit' wollten entbehr'n,
Durften doch nicht den Berg angehen,
Auf dem sie bös Zeichen gesehen,
Wankten derhalben hin und her,
Zu warten, wie's am besten wär'.

Bis daſs der Mäus'kön'g abgesandt
An die See zu der Frösche Stand,
Ein'n Trommeter, ein'n edlen Knaben,
Lieſs auch sechs Trabanten mittraben,
Zu fragen, was Bausback gemeynt
Mit denen, so hernach vom Feind
Gefänglich würden angenommen,
Ob's Blut gelt' oder Ranzionen?
Die Frösch' riefen: „Hier ist kein' Gnad',
Den Tod jed'r zu gewarten hat,
Er wär' geschlag'n oder gehangen,
Er soll ersaufen oder hangen."
Der Knab' bracht' dem König Bericht;
Der sprach: „Es soll dem Bösewicht
In ein paar Stunden bald gereuen,
Mit Worten lass' ich mich nicht scheuen!

Der am meisten pocht', derselb' kroch
Gemeinlich zum ersten zu Loch!"

Damit ward des Staubs immer mehr,
Als wenn's ein dicker Nebel wär',
Und zog ein jeder Haufen fort,
Erwählet' zu der Schlacht den Ort.
Die Frösch' rückten vom Wasser her,
Als wenn's der Moses selber wär',
Und von neuem auf Gott's Befehl
Durch's Meer führt' das Volk Israel,
Da Mann, Weib, Kinder, Vieh mit liefen,
Wunderlich durcheinander riefen.

Die Mäus' aber gingen gar still
Und machten des Lärmens nicht viel,
Rauschten nur heimlich mit den Wehren,
Gleichwie die wachsenden Kornähren,
Wenn sie der Wind herniederschlägt
Und die Strohhalm' wieder aufregt;
Daſs, wo man die Augen hinwandt',
Da lebt' und bebt' das ganze Land;
Daſs auch Vögel, so ungefähr
Am selben Ort zogen daher,
Davor sich entsatzten dermaſsen,
Daſs sie ihr' Reis' muſsten verlassen,
Und aus dem nächsten Wald mit Grauen
Diesem Wunderhandel zuschauen.

Dritter Theil.

Von der Müuse und Frösche erschrecklichen blutigen Schlacht.

Das erste Kapitel.

Rathschlag der Berg- und Wassergeister über diesen Krieg.

Indem sich nun bewegt das Land,
Zittert, als ein' baufäll'ge Wand,
Funden sich auf dem Berg beysammen
Viel kleiner Männlein ohne Namen,
In weiſsen Hemdlein, spitzen Kappen,
Als man gewohnt an den Bergknappen,
Zudem kam aus der See geflogen
Die Wassernixe wohlgestalt't,
Wie man die schöne Venus malt,

Im gelben Haar und nackend ganz,
Trug ein'n weiſsen Seeblumenkranz —
Also waren auch anzuschauen
Ihre mitfolgenden Jungfrauen —
Und sprach zu Heinzen, dem Bergmann:
„Wofür siehst du dies Wesen an?
Willt du deinen Mäusen beystehen,
So muſs ich zu den Fröschen gehen.“
Heinz antwortet': „Ungern ich sehe,
Daſs solch groſs Blutsturzen geschehe,
D'rum hab' ich nun etliche Nacht
Ein groſs Kriegsgepolter gemacht,
Ob sie sich wollten schrecken lassen,
Keinen Krieg anfahen dermaſsen.
Doch was Gott schloſs in seinem Rath,
Dawider hat kein' Weisheit statt.
Mich däucht aber dieſs gar nicht fein,
Daſs aus deiner Nixen Gemein'
Ihr'r viel sich brauchen zu den Sachen
Und diesen Auflauf helfen machen.
Und wenn ihr davon nicht wollt lassen,
Sondern euch der Schlacht anmaſsen,
So wollen wir uns auch nicht sparen,
Ihr sollt ein'n Widerstand erfahren!“

Die Nixe gab darauf Bescheid:
„Mir auch ist dieses herzlich leid!
Drum etlich' Nächt das Wasser brannt',
Das Zeichen ist nicht unbekannt,

Mein' Jungfrauen seufzten auch tief,
Als wenn eins auf dem Wasser rief,
Damit zu deuten, daſs Gefahr
Und groſs Elend vorhanden war.
Daſs aber meine Unterthan'n
Das Unglück helfen stiften an,
Mag wohl seyn, weil die jung' Fröschknaben
Selbst Lust zu ihrem Schaden haben.
Ich weiſs auch wohl, daſs keine Maus
Zu dem Krieg zög' ins Feld hinaus,
Wenn nicht ein Geist sie führt hinan,
Das dein Volk auch meisterlich kann.
Dieweil ich aber gern vernommen,
Daſs ihr ihn'n nicht wollt zu Hülf' kommen,
So lass' ich meine Frösch' auch bleiben,
Sie mögen ihr's Gefallens treiben!
Wir wollen lieber beyderseit
Von hinten zuschauen dem Streit!"

Das sagte sie, die andern all'
Folgten ihr gern in diesem Fall,
Und satzten sich auch alsofort
Unsichtiglich an ihren Ort.

Das dritte Kapitel.

Des Mäusekönigs Erbieten gegen die Frösche und ihren König.

Wie nun also in wenig Stunden
Die Haufen sich geg'nander funden,
Und itzt wollten zusammengehen,
Wollt' Jeder seinen Mann bestehen,
Stampft mit den Füſsen, fäust't die Händ',
Und seinen Feind veracht't und schänd't;
Als wenn zwey Ochsen sich erboſsen,
Ungestüm auf einander stoſsen,
Doch vor mit grimmigem Gesicht
Da stehn geg'neinander gericht't,
Die Erd' scharren, die Hörner wetzen,
Den Schwanz mit einem Brumm aufsetzen,
Messen zu, wer erst wird anfangen,
Wie sie den Feind wollen empfangen.

Da schickt der Mäus'könig heran,
Und lieſs den Fröschen zeigen an
Durch Frischblut, seinen Leutenant,
Der mit Trommeten kam gerannt:
Er hätt' mit allen Fröschgeschlechten
Weder zu rechten noch zu fechten,
Ihr König allein an dem Ort

Seinen lieben Sohn hätt' ermord't;
Wenn der seinen Sohn wiederstellt'
Als sein' Ranzion und Lösegeld,
Daſs der wied'rum auch sterben müſst',
So wär' die Missethat gebüſst.
Wär' ihm das auch so nicht gelegen,
So wär' der Mäus'könig zugegen,
Wollt' einen Kampf mit ihm d'rum halten,
Man sollt' sie allein lassen walten;
Was sollt' ein Freund den andern spieſsen,
Ohn' Noth unschuldig Blut vergieſsen? —

Ob diese Red' gleich etlich' acht'ten,
Daſs sie billig wär' zu betrachten;
So rief doch unsinnig der Hauf':
„Immer fort, fort, nun renn', nun lauf,
Wirf, schlag' und stich den Schelmen todt,
Daſs er bekomm' Verrätherbrod!"
Damit fing sich der Lärmen an,
Jeder schoſs und warf auf den Mann,
Daſs er mit Noth entrinnen kunnt',
Und sich zu seinem König fund,
Der auch ergrimmt' und lieſs aufblasen;
Die Feind' thaten auch gleichermaſsen,
Und griffen also beyde Heer'
Mit groſsem Getümmel zur Wehr.

Das vierte Kapitel.

Wie die Frösche und Mäuse zusammentreffen

Als sich der Lärm also anfing,
Das Kriegsvolk frisch zusammenging,
Gleichwenn das Eis mit einem Knall
In groſsem Sturm birst überall
Und mit ein'm Geprassel durchbricht,
Da man sich's am wenigsten versicht;
So war Mohrtanz und seine Mann
Mit Stein und Pfeilen tapfer dran,
Warfen von sich, schleuderten, schossen,
Es fiel so dick als Hagelschlossen,
Und kam mancher Maus auf den Rücken,
Daſs sie die Nas' ins Gras muſst' bücken.
Das span'sche Weiſsfähnlein macht' auch
Den Fröschen einen bösen Rauch;
Aber das schwarz' Fähnlein blieb aus,
Das kostet manche stolze Maus,
Denn es hielt zwischen Pferd' und Berg,
Stieg gen der Linken auf die Zwerg',
Und konnt' nicht brauchen sein Geschoſs,
Welch's Milchrahmleckern sehr verdroſs,
Rief: „Halt't die Schild' all überwärt,
Daſs euch nicht das Geschoſs gefährt.
Eilt muthig auf den Feind hinein,

Sonst wir allsammt verrathen seyn!»
Damit lief er zum Feind hinan,
Fähnrich Stolzer, der kühne Mann,
Setzt mit den Doppelsöldnern nach,
Und hoffet gar gewonn'ne Sach'.
Die Schützen flohen nach der See,
Das bracht' den Mäusen groſses Weh;
Denn als die Frösch' kam'n an die See,
Gefiel ihnen die Flucht nicht meh,
Sondern wichen zur linken Hand
Hinter den Berg ins sichre Land,
Und lieſsen der Mäus' hellen Haufen
Vom Ufer bis ans Wasser laufen,
Da empfing sie der Hinterhalt,
Daſs ihn'n das Herz im Leib' erkalt't,
Riefen: «Ihr Kuhmelker! willkommen,
Eur' Ankunft hab'n wir gern vernommen,
Nun tret't mit Freuden in das Bad,
Darnach euch lang geschwitzet hat!»
Da blieben viele Mäuse todt,
Oder kamen in Wassersnoth,
Daſs sich's nicht anders zusehn lieſs,
Die Frösch' hätten den Sieg gewiſs.
Darum etlich' schon riefen da:
Quak, quok, quuk, queck, quiktoria!

Das fünfte Kapitel.

Wie dem Apfelschmack seine Schiffahrt gerathen sey.

Indeſs kam Apfelschmack daher
Mit seinem Schiff zur Gegenwehr.
Wie der nun zeitig ward gewahr
Das Unheil, daſs der Mäuse Schaar
Mit Haufen in das Wasser plumpt,
Eilend er ihn'n zu Hülfe kummt,
Gibt doch Verloosung andern Schiffen,
Daſs sie auch bald hernacher liefen,
Mit einem Fähnlein, das sehr hoch
Oben am Mastbaum umherflog,
Zum Fähnrich Stolzer eilt er risch,
Der floſs da, wie ein Wunderfisch,
Bey den Mäusen im groſsen Haufen,
Und konnt' den Fröschen nicht entlaufen,
Die alle wollten auf ihm liegen,
Wie auf dem Topf die Honigfliegen.

Wie aber die Frösch' ungefähr
Das seltsam Schiff sehn kommen her,
Mit seinem Segel und den Kränzen,
Die Schiffleut' mit den langen Schwänzen,
Da lieſsen sie den Fähnrich liegen,

Und begaben sich auf das Fliehen,
Meynten, es wär' ein wilder Drach'
Den Fröschen erschienen zur Rach'.

Das war den Mäusen ein Vortheil,
Apfelschmack fing in groſser Eil'
Mit einem Haken den Fähnrich,
Rückt' ihn bald in das Schiff zu sich;
Sein Beystand war auch fleiſsig dran,
Zog die Mäus' bey'n Schwänzen hinan,
Und daſs keine über die Diel'
Wegen der Last ins Wasser fiel',
Hielt ein' die andre bey dem Schwanz,
Wie bey der Hand am Ringeltanz.

Indem kam Wulfstreifer gegangen,
Fing das Fähnlein auf bey der Stangen,
Das er auf dem Schiff liegen lieſs,
Den Fröschen allen zum Verdrieſs,
Bis Stölzer auswarf seinen Trank,
Daran er war gar tödtlich krank.

Es war da weder Rast noch Ruh,
Alles landet dem Fähnlein zu,
Was noch im See behielt das Leben,
Ein jeder verhieſs viel zu geben,
Wo Apfelschmack ihn nehmen würd';
Damit wuchs dem Schifflein die Bürd'.
Und zu der Zeit hingen daran

Noch über die dreyhundert Mann,
Die wollten zu ihm all' hinein;
Die im Schiff' lieſsen's nicht gut seyn.
Baten um Gott'swill'n, daſs sie blieben,
Bis andre Schiff' heranertrieben,
Sich nicht mit ihn'n zugleich ermorden;
Aber man glaubt' hier keinen Worten.
Die andern Schiff' eilten ung'heu'r,
Ab'r eh' sie ihn'n kamen zu Steu'r,
So ging der Apfelschmack zu Grund',
Das Schifflein nicht mehr tragen kunnt'.
Da hub sich ein Jammergeheul,
Fluchten dem Achtseinnicht viel Beul',
Daſs er sie also lieſs ertrinken,
Mit Schiff und allem Heil versinken.
Da schwamm das Kränzlein und der Mann,
Das Fähnlein auch vornen daran.
Die Frösch' aber nahmen's in Acht,
Und sprungen wieder zu mit Macht,
Das Fähnlein wieder hin zu rücken,
Die Schwimmenden unter zu drücken,
Wie es in Kriegen pflegt zu gehen,
Das Unglück hinter'm Glück zu stehen.

Das sechste Kapitel.

Wie der Mäusekönig umringt ward.

Als nun der Mäus'könig vermeynt,
Daſs aus Furcht abwichen die Feind',
Rückt er freudig, ohn' alle Sorgen,
Des Padrans Reutern zu gen Morgen.
Indessen kommt von linker Hand
Der Mordax trotziglich gerannt,
Und wendet sich mit seinen Leuten,
Padran geg'n ihn zur andern Seiten,
Bis sie den Mäus'könig umringen
Und mit Gewalt zu ihm eindringen,
Ob sie den konnten da erschlagen,
Od'r in die See zu Grabe tragen;
Da waren die Frösch' herzlich froh,
Daſs es nach ihr'm Wunsch ging also;
Als wenn die Hund' ein'n wilden Bären
Umringen, und gar weidlich zerren,
Also satzten sie auf ihn zu,
Und lieſsen ihm gar wenig Ruh.

Wie manche Maus von Herzensgrund
Wünscht, daſs sie doch daheim gesund
Wied'rum sitzen möcht' in dem Nest,
Sie wollt' sag'n: ich bin da gewes't,

In 'n Krieg da komm' ich nimmer mehr,
Und zürnt' der König noch so sehr,
Viel' riefen: «Ach, mein Mütterlein,
Wüſstest du deines Sohnes Pein,
Du würdest blut'ge Thränen weinen;
O, wer geblieben wär' daheimen!
Gott tröst' mein' Buhl', die schöne Maus,
Wenn ich nicht wieder komm' nach Haus!»

Ja, die sehr stark und jung von Jahren,
Auch vor die all'rmuthigsten waren,
Die all' Frösch' wollten allein fressen,
Hatten ihres Muths gar vergessen,
Starrten wie die verzagten Metzen,
Wollten den König nicht entsetzen;
Es wär' Mordax auch gar durchbrochen,
Und hätt' den Mäus'könig erstochen,
Wenn nicht das deutsch' Fuſsvolk mit Macht
Ihr Regiment dawider bracht'
Und ihn'n da widerstanden hätten,
Wie die Franzos'n Padrau'n auch thäten.
Insonderheit Mordax'n aufhielt,
Daſs Schluckbruder fuhr so gar wild,
Und seinem Roſs ein Bein abschlug,
Dadurch es bekam seinen Fug,
Und mit dem Reiter fiel hernieder.
Und ob Mordax gleich bald herwieder
Gesatzt ward auf ein ander Roſs,
Hielt ihn doch auf derselbe Poſs,

Und macht', daſs er kein'm andern flucht,
Auch keinen als Schluckbrüdern sucht,
Der sein da nicht abwarten kunnt',
Sondern eilet hindurch die Stund',
Mit seinem muthigen Beystand,
Da er Mordaxens Fahnen fand,
Ob er derselben ein' ergriff,
Und dem jeder nachritt' und lief
Und so der König los könnt' werden,
Aus dem Angstgedräng' und Beschwerden.

Wie dieser nun die Fahn' begehrt,
Hätt' sich der Frösch' Herz bald verkehrt,
Wenn nicht Mordax selbst wär' ankommen,
Und sich des Lärmens angenommen,
Der auf Fähnrich Saufausen rannt'
Und hieb ihm ab die rechte Hand,
Daſs sein Fähnlein zu Boden ging,
Das er mit der Linken auffing,
Und hielt's männlich wieder empor,
Ob er gleich die ein' Hand verlor.
Die Dopp'lsöldner nahmen's in Acht,
Schlugen um sich mit aller Macht,
Daſs bey dem Mordax viel Frochreuter
Abfielen als gemeine Kräuter.
Insonderheit die muth'gen Held
Mückenfahrer und Fleuchdiekält,
Die Schmeckbilder mit dem Schlachtschwerdt
Wie die Kornrosen hieb zur Erd'.

Der Schluckbruder kriegt' auch in Eil
Ins linke Aug' ein'n scharfen Pfeil,
Als er sah nach der Reuterfahn',
Blieb doch ein unverzagter Mann,
Warf den Pfeil mit dem Aug' hinweg,
Und sprach: „Der hat troffen den Zweck!
Ich will die Frösch' wied'rum nicht fehlen,
Und ihn'n die Köpf' also verkeilen,
Daſs ihn'n Sehn und Hören vergehe,
Dieweil ich mit Ein'm Aug' noch sehe!"

Bald ihn Fürst Mordax da erblickt,
Und sich mit seinem Rennspieſs schickt,
Spricht: „Find' ich dich, du loser Mann?
Sieh! das sollt du zum Trinkgeld han!"
Hofft ihn durchzurennen gewiſs;
Schluckbruder schlug ihm aus den Spieſs,
Daſs er kein Leid davon empfing,
Sondern durch Küchdiebs Kehle ging,
Der hinter ihm stund im Gedräng'
Und für todt hinfiel in der Meng'.
Er sprang aber zu Mordax wild,
Und sprach: „Halt! mein's nun wieder gilt!"
Und strich zu ihm ein mit dem Schwerdt,
Daſs Mordax beynah stürzt vom Pferd;
Aber der Schild war fest und hart,
Daſs er gar nicht verwundet ward,
Sondern das Schwerdt in Stücken sprang.
Mordax säumet auch sich nicht lang,

Und war mit dem Säbel herfür;
Auf daſs er ihn damit nicht rühr',
Fuhr Schluckbruder in groſser Eil'
Den Mordax an gleichwie ein Pfeil,
Hin auf das Roſs, faſst' ihm die Kehl':
«Nun,» sprach er; befiehl Gott die Seel'!»
Indem stürzt das Roſs in dem Trab
Und wirft sie zugleich mit herab.
Mordax stieſs ihm auf seinen Kopf,
Soviel er konnt', den Säbelknopf,
Bis er sein's Stoſsdegens gedacht',
Setzt ihm den in die Seit' mit Macht,
Den Schluckbrud'r nicht lang stecken lieſs,
Sond'rn Mordax in die Gurgel stieſs.
Indeſs wüthet zu beyden Seiten
Was dabey war von ihren Leuten,
Daſs ihrer viel am selben Ort
Zugleich mit ihm wurden ermord't:
Als wenn der Wind ein'n Baum umreiſst,
Der ein'n andern mit niederschmeiſst,
Daſs sie beyd' nicht allein verderben,
Sondern viel jung' Nachbarn mit sterben.

Das siebte Kapitel.

Wie Friedlieb sein Volk anführt und den König erlöset.

Friedlieb ab'r hat vorlängst im Feld
Auf hohen Bäumen Wach' bestellt,
Und kamen von den flücht'gen Haufen
Mannschaft und Schiff zu ihm gelaufen,
Bericht'ten, daſs all's wär' verlor'n,
Da sprach Friedlieb in groſsem Zorn:
„So geht's, wenn man im Krieg' veracht't
Guten Rath, Kundschaft, fleiſs'ge Wacht!
Wohlan! zu warten nicht gebührt,
Bis der König uns selbst citirt,
Wir müssen uns auch lassen sehen,
Als treu' Unterthan'n bey ihm stehen,
In dieser Noth bey ihm umtreten,
Und, ob Gott will, daraus erretten.
Folgt mir getrost dem Ufer nach,
Und habt wohl in Acht eurer Sach'!
Fünf Fähnlein aber sollen stehen
Und auf der Sachen Fortgang sehen,
Daſs ich nicht von den losen Possen
Hinterrücklich werde beschlossen!“

So zogen auf die weiſsen Mann,
Die andern Schiff' kam'n auch heran,

Und lieſsen die Segel sich sehen
Die auf den Bergen blieben stehen.
Als nun die Frösch' dies Wunder sahen,
Daſs solche weiſse Leut' sich nahen,
Beyde zu Wasser und zu Land;
Das Herz sich in dem Leib' umwandt.
Aber Friedliebens zwölf Heertrummen *)
Machten ein gar erschrecklich Brummen,
Und vier und zwanzig Feldklareten
Fing'n an gewaltig zu Trommeten,
Das weit in die See überall
Macht' ein'n doppelten Wiederhall,
Er fiel ein zu der rechten Hand,
Wo sich das Wasser satzt' ans Land,
Und wo der allgemeine Hauf'
Unerfahrner Frösch' wartet d'rauf,
Daſs man die Mäus' ins Wasser stieſs';
Das bracht' den Fröschen groſs Verdrieſs,
Daſs sie den König sollten lassen
Und nun verwahren diese Gassen
Und ihn'n der groſs' Vogel entfliehen.
Die Befehlsleut' riefen und schrieen,
Insonderheit Marcon, der Held,
Vermahnt, weil es Gewonnen gelt',
Daſs Jedermann fället' den Spieſs,
Und den Feind nicht einbrechen lieſs',
Der Mäus'könig wär' schon gefangen,
An 'n höchsten Baum wollt' man ihn hangen.

---

*) Trommeln.

Der g'meine Frosch und albern' Mann,
Der zuvor nie zum Kriege kam,
Verstund das Spieſsfällen nicht recht,
Warf sein' Wehr auf den Acker schlecht,
Und stand da mit lediger Hand,
Oder lief erschrocken ins Land,
Meynt', daſs die Schiff' und weiſsen Leut'
Nichts anders denn Gespenst' bedeut';
Da erhub sich ein Mordgeschrey;
Die Heldenfrösch' wollten hierbey
Den Einfall mit Mannheit erwehren,
Die Wehrlosen hüpften die Queren;
Friedlieb vernahm gar bald die Sach',
Und eilt den Flüchtigen hernach,
Und stach darein, als in die Schwein',
Bis er das Ufer machet rein,
Die Frösch' schrecklich den Berg antriebe,
Und ein weiter Raum um ihn bliebe.

Da fand er unter Mann und Rossen,
So die Frösch' schlug'n und niederschossen,
Vorklugen liegen an der Erd',
Der war gefallen mit dem Pferd,
Und rief, er wollt' sich sein erbarmen;
Die Trabanten nahm'n ihn bey'n Armen,
Zogen ihn hervor mit Gewalt,
Daſs sich der Stief'l am Fuſs zerspalt't,
Und die Sporen dahinten blieben:
Das dankt er herzlich dem Friedlieben,

Und hinket hin zum Hinterhalt,
Dahin er ward begleitet bald.

In diesem Lärmen und Auflaufen
Bekam der König und sein Haufen
Nun wiederum ein'n freyen Paſs,
Und rückt zu Friedlieben fürbaſs,
Lieſs ihm sag'n, daſs er fortziehn sollt',
Denn er ihm billig folgen wollt',
Und sich nach ihm auch richten eben,
Weil Gott ihm hätt' das Glück gegeben.

D'rauf zog Friedlieb und seine Mann
Zwischen Berg' und Wasser hinan,
Und der König folget hernach,
Jeder schickt sich auch in die Sach',
Vornemlich die spanischen Schützen
All' zu Friedliebs Hinterhalt stürzen,
Und ihre Station da nehmen,
Bis sie neuen Befehl bekämen.

Wie das die Fröschherren gesehen,
Und ohn' das nicht konnten bestehen,
Wählten sie an dem Berg die Stätt',
Die vor das schwarze Fähnlein hätt',
Insonderheit die Kriegesheld'
Machten ein' neu' Ordnung im Feld,
Wie sie wollten die Wehr vornehmen,
Wenn die Mäus' wieder zu ihn'n kämen;

Der g'meine Mann aber verzagt',
Und lief, auch da ihn niemand jagt'.

So war der Streit in kurzer Zeit
Auf andre Weis' wied'rum erneut.

Das neunte Kapitel.

Wie die zwey Könige mit einander zu streiten kommen.

Dieweil so währet dieser Streit,
Und des Königs Volk auch anzeucht,
Kommt Friedlieb, der mannliche Held,
Aus dem Haufen ins freye Feld
Mit tausend seiner besten Mannen,
Hält an mit Bitten und Vermahnen,
Die Schützen wollt'n zusammenhalten,
Bis die Frösch' all das Blut bezahlten,
Das sie zuvor vergossen hatten,
Und was sie an dem König thaten.
So sagt' er auch zu seinen Leuten,
Dafs sie all' wollten mannlich streiten,
Dieweil die Frösch' wären verzagt,
So würden sie gar bald verjagt.

Und er also das Volk ermahnt,
Und um die Frösch' zur Seit' um rannt',
Daſs ihrer keiner konnt' entlaufen,
Erblickt der König in dem Hauſen
Bausback, der seinen Sohn ertränkt,
Und damit diesen Krieg verhängt;
Und rief zu dem Gardenhauptmann:
„Brich hindurch zu Bausbacken an,
Daſs mit meiner Faust werd' gerochen.
Was er an meinem Sohn verbrochen."

Als dieſs vernommen Jedermann,
Ward vor dem König die Hauptſahn'
Nach König Bausbacken gewandt,
In der Frösch' Heer zur rechten Hand.
Und obwohl der König bedacht',
Wie er sich heimlich davon macht',
Wie ihm dann seine Helden riethen,
Daſs er entwich' des Königs Wüthen;
So ſand er dazu keinen Weg,
Friedlieb verlegt ihm Weg und Steg,
Ohn' daſs etlich' verzagte Mann
Mit Noth flohen den Berg hinan,
Davon Mordax entwich zuvor
Und sein Leben im Thal verlor,
Denen jedoch der **Ries'** nachstieg,
Vom Berg 'runterstürzt, wen er kriegt,
Oder mit seiner Keul' zerſchmiſs
Wer sich am Wege ſinden lieſs.

Viel' auch, wenn sie die Hörner sahen
So erschrecklich oben ausragen,
Meynten, daſs es der Teufel wär',
Liefen zur Seit' und in die Quer,
Wie ein Hauf' Staaren umherzeucht,
Wenn der Habicht darunter fleugt.
Indem er die Frösch' so erschreckt,
Und sucht, wo jeder sich versteckt,
Find't er im Busch aus Ungeschicht
Neun Bienkörb' von Stroh zugericht't,
So der Bauersmann auf ein'm Brett
Am Hang zur Sonn' gestellet hätt'.
Dazu führet er seine Knaben,
Die müssen das Brett untergraben
Und es über die Seit' aufheben,
Daſs die Körb' anfangen zu beben,
Und endlich sich all' auf einmal
Zu den Fröschen wälzen ins Thal,
Als säh' man Gerstengarben ringen,
Oder Glocken zum Thurm ausspringen,
Daſs all ihr Vorrath herausschoſs
Und Wachs und Honig umherfloſs.
Dadurch die Bienkönig' entbrannten
Und ihre Unterthan' vermahnten,
Daſs sie's nicht lieſsen ungerochen:
Sie flogen, brummten, bissen, stochen
Unsinnig auf der Frösche Heer,
Als wenn die Luft voll Teufel wär',
Daſs die Frösch' rarten, riefen, pfiffen,

Erschrocken durch einander lieſen,
Wie die Schwein' im Feld zu thun' pflegen
Im Blitz, Donner, Hagel und Regen,
Insonderheit sie ihren Rossen
Rissen gar erschreckliche Possen,
Stachen ihn'n Maul und Nas' voll Beulen,
Lieſsen sie rennen, springen, heulen,
Treten, schlagen, zappeln und zagen,
Bis sie für todt daniederlagen,
Ihre Reuter selber erdrückten,
Od'r aus Furcht in die Körbe rückten,
Und wurden da erst recht empfangen,
Als wie im Storchsnest die Hausschlangen.
Bey tausend nahmen so ihr End',
Od'r wurden gelähmt und geblend't,
Viel' Mäus' auch g'riethen mit ins G'lag,
Und wuſsten nicht, wie ihn'n geschach,
Und wie die Bienen dazu kämen
Daſs sie sich ihres Kriegs annähmen,
Und weil die Bienen gar vermessen
Ihr' Spieſs' dem Feind im Leib vergessen,
Blieben die all' todt auf der Stätt',
So nicht zurückflogen auſs Brett.
Mittlerweil' immer näher kamen
Beyder Kön'ge Helden zusammen,
Daſs 's allenthalb gab weidlich Kappen, *)

---

*) Ohrfeigen.

Und mancher kriegt ein' gute Schlappen,*)
Daſs hinpurzelt beyd' Mann und Roſs,
Wie sehr ihn auch der Spaſs verdroſs,
Bis die Mäus' hatten Oberhand
Mit der Sonnen und Wind' Beystand,
Und die Frösch' vor Pfeil, Bienen, Stein
Nicht läng'r konnten beständig seyn;
Sondern mit G'walt zur Seit' abdrungen,
Ueb'r ihre Leute selber sprungen,
Und die Kön'ge mit wenig Mannen
Zusamm' stürzten bey den Hauptfahnen.
Als nun der Mäus'könig da fand
Den Froschkönig zur nächsten Hand,
All' sein Geblüt in das Haupt trat
Das er zuvor in'n Füſsen hatt',
Vor bitterm Zorn und groſsem Grimm,
Und rief ihn an mit heller Stimm':
»Halt! du blutdürstiger Tyrann!
Hast du nicht Böses g'nug gethan,
Daſs du mein'n allerliebsten Sohn,
Den einz'gen Erben meiner Kron',
Ersäuft verrätherischer Weis'?
Willt du noch haben auch den Preis,
Daſs du das ganze Mäus'geschlecht
Ermordet habest wider Recht?
Das wird Gott nicht lassen geschehen,

---

*) Wunden.

Und 's soll dir an dein Leben gehen;
Und wehr' dich meiner, es ist Zeit!
Du hast mir g'nug gethan zu Leid'!»

Er antwortet': «Ich bin ein Mann,
Der zu Ehren antworten kann,
Und hätt' dein'm Sohn kein Leid gethan,
Hätt' er die Händ' nicht lassen gahn,
Und sich selber gebracht in Noth,
Für Wohlleben erwählt den Tod;
Daſs du darum in zorn'gem Muth
Vergeuſs'st so viel unschuldig Blut,
Und mir auch darfest den Tod dräuen,
Hoff' ich, soll dich gar bald gereuen,
Gott wird meiner Unschuld gedenken
Und dir verdienten Lohn einschenken!»

Darauf sie ihre Ross' ermannten,
Und grimmiglich zusammenrannten.
Bausback verhofft mit seiner Stangen
Den Mäus'könig wohl zu erlangen,
Ehe denn er mit seiner rührt;
Es überwog aber die Bürd',
Daſs er sie zu tief sinken lieſs,
Part'ckfresser'n in linken Fuſs stieſs,
Daraus sie bald fiel in den Sand;
Parteckfresser noch mehr entbrannt',
Und rannt' auf Bausbacken gar wilde,
Er versetzt' aber mit dem Schilde,

Davon in einem Hui die Stang'
Bausbacken in die Achsel sprang,
Die Parteckfresser hängen lieſs,
Und ergriff den Säbel gewiſs,
Wollt' ihm den setzen in den Nack',
Sein Sohn Frommkind gar sehr erschrack,
Sprang in Eil' zwischen beyde ein,
Und sprach: «Das soll nimmermehr seyn!»
Hielt Partekfressern Arm und Wehr',
Der aber sprach: «Wo kommst du her?»
Bausback rief laut: «Ach schon', ach schon'!
Es ist mein eingeborner Sohn,
Ich will für ihn thun, was ich soll.»
Parteckfress'r sagt: «Ich thät' es wohl.
Nun seh' ich, daſs er noch will pralen
Mit meines todten Sohns Korallen,
Die er da führt an seiner Brust;
Das soll ihm seyn ein' kurze Lust!»

Damit wandt' er sich über Ort,
Und gab ihm einen Streich sofort,
Daſs der Kopf auf der Achsel hing,
Und er todt hin zur Erden ging,
Das Blut auch stürzet so empor,
Als wenn am Brunn zerreiſst ein Rohr,
Und das Wasser herauſserdringt,
Oder stark aus den Felsen springt.
Das macht Bausbacken so ein'n Schrecken,
Daſs sein' Arm' starrten wie ein Stecken

Und er sein' Füſs' selber nicht fühlt',
So bald wurden sie ihm erkühlt,
Und Blut und Wärm' drang zu dem Herzen,
Zu erleichtern den bittren Schmerzen.
Doch da der König nach ihm strich,
Und das Pferd traf, da er entwich,
Daſs sich das Pferd davon entrüst't',
Sprang, rief und schlug um sich gar wüst,
Stürzt Bausback auch plötzlich vom Pferd,
Die schwere Stang' zog ihn zur Erd'.
Die Frösch' riefen: „O weh und Ach!“
Die Mäus' riefen: „Gewonn'ne Sach'!“
Er wär' auch so geblieben todt,
Wenn Grünrock nicht in solcher Noth
Sein's Königs sich hätt' angenommen,
Und zeitig wär' zu Hülfe kommen.
Der stand auf wider Parteckfresser:
„Unsern König halten wir besser,“
Sprach er, „daſs du ihn sollt'st ermorden!“
Und rannt' auf ihn mit diesen Worten.
Der Schild aber war gut und hart,
Daſs er nicht durchgebrochen ward,
Sondern daſs Grünrocks scharfer Spieſs
Sein' Spitz' ob'n im Rand hangen lieſs,
Und zum Ernst nicht mehr dienstlich war,
Das Grünrock bracht' Todesgefahr;
Doch mittlerweil' traten heran
Des Bausbacken getreue Mann,
Zogen die Spieſsstang' aus der Wund',

Rieben mit frischer Erd' den Mund,
Besprachen das Blut mit vier Namen:
Jesod, Saddam, Kearez, Amen!
Satzten ihn auf ein ander Pferd,
Und brachten ihn mit viel Beschwerd'
Ein'n unbekannten Weg zur See;
Das that dem König heftig weh,
Daſs ihm sein Feind so war entgangen,
Und ob er gleich verlor die Stangen,
So braucht' er doch den Säbel werth,
Schlug erst den Grünrock von dem Pferd,
Und da er sich an ihm wollt' rächen,
Des Königs Roſs auch wollt' erstechen,
Gerieth ihm der Hieb an die Brust,
Daſs der Magen mit allem Wust
Aus dem Leib häufig herausquoll
Und auf der Erd' zerstreut ward all.
Und als Grünrock des Königs Fuſs
Im Fall ergriff mit ein'm Verdruſs,
Hieb der König ihm gar behend
In Einem Streich ab beyde Händ'.
So muſst' der muth'ge Held sein Leben
Für seines Königs Wohlfahrt geben,
So kam sein edler Leib und Blut
Der ganzen Froschnation zu gut;
Damit die Lebendigen werben,
Müssen viel Lebendige sterben;
Desgleichen die Trabanten all'
Kamen daselbsten auch zu Fall,

Und viel tausend mannhafter Helden,
Der Namen lang würden zu melden.

Doch ging es so, wer erst gewann,
Der ward zuletzt ein armer Mann,
Die Mäus' behielten Oberhand,
Das Froschblut floſs üb'r alle Land;
Die Mäus' ab'r auch mit unterlagen,
Da hört man ein jämmerlich Klagen,
Dem mangelt' 'n Aug', dem Hand und Bein,
Der lag gefang'n in Därmen d'rein,
Viel' waren in der Mitt' entzwey,
Und das Elend war mancherley,
Und war doch weder End' noch Maaſs,
Man schlug die Frösch' je mehr, je baſs,
Dieweil ihr König war entritten
Und sie verzagt ohn' Ordnung stritten.

Das eilfte Kapitel.

Der Krebse Aufzug wider die Mäuse.

Es kamen aus der See Grund her
Aufgezogen langsam und schwer,
Daſs sich beyd' Frösch' und Mäus' verwundert,
Noch andre Kämpfer an viel hundert,

Tausend geharnischter Kriegsleut',
Die hatten ganz beinern Häut',
Zusamm'gesetzt von Schalen hart,
Nach Muscheln- und Schildkrötenart,
Wie ein Rhinoceros gestalt't,
Wie man den hörnen Siegfried malt,
Sehr stark' Rücken wie ein Ambos,
Bewahrt wider Stich und Geſchoſs,
Hals und Achseln steif, dick und breit,
Von rothen Pöcklein glänzend weit,
Eingetheilt Haut mit scharfen Spitzen,
Die Augen vorn auf der Brust sitzen,
Und auf Stäblein erhoben stehen,
Daſs sie weit konnten um sich sehen,
Zu jeder Seit' ein scharfer Zahn,
Wie sonst die Elephanten han,
Und noch drey andre tief im Magen,
Ein' wohl verwahrte Brust und Kragen,
Krum' Händ', acht Füſs' unt'n am Bauch her,
Gingen all' ungleich überquer,
Hinten mit Bog'n und vorn mit Scheren,
Damit sie des Feinds sich erwehren,
Und wenn auch gleich zur bösen Stund'
Ihr Harnisch irgend wird verwund't,
Daſs er unleidig ist zur Wehr,
Legen sie den ab ohn' Beschwer,
Wie eine Schlang' die Haut auszeucht,
Gegen Sommer ihr Kleid erneut,
Wie der Vogel sein' Federn mauset,

Wie Hirsch und Reh sein' Hörner krauset,
Wenn die alten sind abgefallen
Und die neuen sich hervorballen.
Ja, daſs ich gröſsre Wunder sag',
Dergleich'n ich nie hört' all mein Tag,
Wenn ihnen beyde Arm' und Bein'
Vom Leib' gar abgehauen seyn,
Wachsen sie wieder jederzeit;
Kein Thier hat diese Herrlichkeit;
Wenn sie auch wo im Finstern gehen,
Weder Sonnen- noch Mondslicht sehen,
Haben sie lange runde Stecken,
Wie sonst Hörner die Würm' und Schnecken,
Sind vorn an der Stirnen gesessen,
Womit sie ihren Weg abmessen,
Und gewiſs merken, was sie wollen,
Daſs ihre Händ' ergreifen sollen,
Reden aber nichts sonderlich,
Und greifen unerschrock'n um sich,
Daſs sie fürcht't aller Menschen Hand,
Werden die Krebsherren genannt.

Ihr Oberster war Astachs,
Schön roth als fürstlich Siegelwachs;
Sein Leutenant, Knipperdolling,
Hat ein'n blauen Helm, wie ein Fink';
Der Fähnrich aber hieſs Rothscheer.
Wer kann nennen das ganze Heer!

Das Fähnlein ragt' weit oben aus,
Darin stand ein' geschund'ne Maus,
Zween Krebs' zu jeder Seite ſaſsen
Die sie gleich ungebraten fraſsen.
Der Reim war auch unten zuletzt
Mit groſsen Buchstaben gesetzt:
«In's Andern Ohr das Schneiden thut,
Als gält's einen alten Filzhut.»

Insonderheit zog vornen an
Ihr Trommelschläg'r, ein Wundermann,
Schrecklicher an Geberd' und Gang
Denn Kröten, Eidechs, Drach' und Schlang',
War, ohn' ein'n Krebsschwanz, wie ein' Tasch,
Wie eine Spinn' und Pulverflasch',
Schwarzbraun gepockelt mannigfalt;
Ihr'r mehr waren auch so gestalt't,
Nannten sich die Granconier,
Prangten stattlich mit ihrer Wehr,
Waren mit Astachs vom Meer kommen,
Ihr' Reis' ins süſs' Wasser genommen,
Sich zu den Seekrebsen geschlagen,
Krachten rein, wie die Kesselwagen,
Wie der Reisigen Vortrab rasselt,
Wie Donner und Hagel herprasselt,
Brachten den Mäus'n ein' Mummenschanz,
Kniff'n ihn'n ab Händ', Füſs' und Schwanz,
Faſsten sie bey der Kehl' und Brust,
Daſs ihnen ausdrang Luft und Wust,

Die Seel' auch folget' mit Gefahr,
Weil vorn die Thür' versperret war.
Und obgleich die Mäus' unverzagt
Gedachten: es muſs seyn gewagt,
Daſs ihr nicht entlaufet mit Schande,
Oder hier all' todt liegt im Sande,
Stachen und schlugen mit den Wehren,
Als wenn sie toll und rasend wären;
Doch wie die Spieſs' all' beugten sich,
Konnten die Krebs' verwunden nicht,
Obgleich noch etlich' widerstunden
Den Krebshelden, so gut sie kunnten,
Ihnen frisch in die Augen dreschten,
Ihr'r vielen das Gesicht auslöschten,
Daſs ihnen die spitzigen Nasen
Niederhingen wie alte Fasen;*)
Gedachten, sollten sie nichts werben,
Wollten sie doch mit Ehren sterben,
Wie oft der ganz verzagte Mann
Dem Feind groſsen Schaden gethan.
Der hat gefährlich zu arbeiten,
Der mit Verzweifelern soll streiten.

---

*) Fasern.

Das zwölfte Kapitel.

Von der Käfer Einfall auf die flüchtigen Mäuse.

Es hatten aber am Eichbaum
Eingenommen ein'n groſsen Raum
Ein Feu'rwurm, viel May'n- und Roſskäfer,
Bey 'n Sachsen genannt Scharnewever,
Aus Furcht, weil so viel Mäus' ankämen,
Sie würden sie gefangen nehmen,
Weil sie gern in die Löcher krochen,
Darin die Mäus' hielten sechs Wochen,
Und darein nichts brachten, nichts machten,
Ohn' daſs sie die Hausleut' veracht'ten,
Alles beschmeiſsten und bemurrten,
Und dann mit Undank davon schnurrten,
Wenn der Winter nun war verflossen,
Und die Bäum' ihre Blumen schossen;
Derhalben, als ihn'n ward bekannt,
Daſs der Sieg bey den Mäusen stand,
Erschracken sie so ganz und gar,
Daſs ihn'n 's Fliegen vergangen war,
Und suchten in der Rinde Spalten,
Wo sie sich konnten heimlich halten.
Nun aber sich das Spiel umwandt',
Und die Mäus' wurden übermannt,

Von den Krebsherr'n geschreckt, geschlagen,
Hörten sie wieder auf zu zagen,
Und wollten auch haben den Preis,
Daſs sie mit ihrer Stärk' und Fleiſs,
Mit ihrem Muth und klugen Sinnen
Der Mäus' Heer helfen überwinnen.

Drum der groſse schwarze Hausbörner
Schwang die Flügel, stärkt' seine Hörner,
Und sprach: «Mein allerliebster Vetter!
Hört ihr das Rufen und Geknetter,
Damit die Mäus' ihr' Flucht angehen,
Nun sie uns hier versammelt sehen:
Nun sie sehn meine Hörner scheinen,
Und ohn' Zweifel nichts anders meynen
Denn, daſs ihr all' seyd meiner Art,
Darum ihr'r keiner unser wart't.
Daſs auch die Krebs', die lahmen Tropfen,
Die nicht hab'n ein'n ehrlich'n Blutstropfen
In ihrem Leib', in Lung' und Leber,
Die wackeln gehn wie die Leinweber,
Dennoch sich dürfen unterstehen,
Den flücht'gen Mäusen nachzugehen
Und zu pochen mit ihrem Krachen,
Dessen man ja billig mag lachen.
Wenn ihr nun wär't, als ich, verwegen,
Wir wollten Preis und Ehr' einlegen,
Unsre Schild' wie ein Buch aufheben,
Dem Wind die Flügelblätter geben,

Die Hörner und Füſs' von uns strecken,
Mit Brumm und Summ die Mäus' erschrecken,
Auf die flüchtigen Schelme sitzen,
In sie drücken der Hörner Spitzen,
Od'r an ihn'n wetzen die scharfen Zähn',
Es sollt' ihn'n Hör'n und Sehn vergehn,
Sie sollten sich gefangen geben,
Oder nicht heimbringen ihr Leben,
Darum, daſs sie ihr' Zähn' uns weisen,
Oder auch wohl freventlich beiſsen,
Wenn wir in ihre Löcher kommen,
Den Winter ein wenig d'rein brommen.
Zeit ist's, daſs ihr euch nun ermannt,
Der Sieg steht gar in unsrer Hand;
Ich bin der Meister und der Mann,
Der euch tapfer anführen kann,
Mein' Hörner sollen die Bahn' brechen,
Daſs Jeder mag: Gewonnen! sprechen.»

Die Käfer sprach'n: «Wir woll'n's mit wagen,
Die Mäus' rollen, jagen und schlagen,
Bis sie allsammt werden erstochen;
So hab'n wir uns tapfer gerochen!»

Und damit schoſs der Feuerwurm
Auf den Erdmann mit einem Sturm,
Macht mit den Flügeln ein groſs G'brumm,
Tummelt sich mit ihm um und um,
Als wenn ein unerfahrnes Kind

Mit seiner Mühl' läuft wider'n Wind,
Und sich gar frech und mannlich stellt,
Bis daſs es Maul und Nas' zerfällt.
Die Krebs' aber sehr Wunder nahm
Was für ein neu Kriegsvolk ankam,
Wuſsten nicht ob sie waren Freunde,
Oder beystehn wollten dem Feinde;
Als sie aber ihnen zusahen,
Daſs sie fest auf den Mäusen lagen,
An sie setzten ihr' Zähn' und Zungen,
Und die vielfält'gen Flügel schwungen,
Stieſs'n und bissen, gleichwie die Emsen,
Die Raupen und die Maden, Bremsen,
Und damit doch nichts anders schaffen,
Ohn' daſs sie ritten, wie die Affen;
Spricht der Astachs den Feu'rwurm an:
„Woher kömmst du, mein Wandersmann?
Wer hat dich zu dem Kampf gebeten?
Wer heiſst den Hahn die Hühner treten?"

Der Feu'rwurm brummt' und macht' sich kraus,
Und sprach: „Es ist die schelm'sche Maus
Nun lange Zeit mein Feind gewesen,
Darum soll'n die Mäus' nicht genesen;
Ich will sie all' allein erschlagen,
Ihr dürft ihn'n nicht also nachjagen,
Ihr werdet ihn'n doch nichts ansiegen,
Weil ihr nicht stoſsen könnt noch fliegen,
Wie ich und meine Rottgesellen,

Wenn wir unsre Macht brauchen wöllen.
Und weicht ihr nicht, müſst ihr gewarten,
Daſs wir euch wie den Mäusen karten!»

Der Astachs so heftig ergrimmt,
Daſs sein'n Harnischhandschuh nimmt,
Ergreift den Feu'rwurm mit der Maus,
Drückt ihm Gehirn und Herz heraus,
Daſs auch der Wust hinten ausdrang,
Dem Astachs ins Gesichte sprang;
Der Astachs seine Augen putzt',
Und das Käfergeschmeiſs auswuscht'
Und sprach: «Wohl ist das Sprichwort wahr,
Das ich an mir endlich erfahr':
Wer sich mit Unflath schlägt und dreckt,
G'winn' od'r verlier', er wird befleckt.
Schau da! ob du gleich Hörner hast,
So hält mein Handschuh auch noch fast,
Und kann deinen Trutz und Muthwillen,
Wenn du Lust dazu hast, wohl stillen,
Dich lehr'n, daſs stolzer Muth und Zorn
Ohn' Macht und Nachdruck ist verlor'n!»
So ging es auch der Käfer Heer,
Bekam Spott und Schaden für Ehr'.

Dieweil ab'r indeſs die Krebsherren
Aus der See immer sich vermehren,
Und grausamlich die Mäus' ermorden,

Die nun stritten ohn' Rath und Orden,
Und die Kräh'n mit groſsem Geschrey,
Geyer und Weihen mancherley
Häufig in der Luft umherflogen,
Und wie ein' Wolke auf sie zogen,
Kam all'n Mäusen ein Schrecken an,
Und konnten länger nicht bestahn,
Sondern warf'n ihr Wehr aus der Hand,
Nahmen die Flucht in ihre Land',
Bis ein' hier, die andre da kroch,
Mit groſsem Zittern in ihr Loch.
Die Schwanen fingen auch die Schiff,
Daſs ihnen keine Maus entlief,
Sondern von ihn'n gefressen ward:
Ohn' die schon waren am Ausfahrt,
Die lieſsen ihre Schiffe stahn,
Und liefen all' zu Feld hinan.

Allein Friedlieb zeitig gedacht':
„Nun streit' ich nicht wid'r Gottes Macht!"
Versammelt eilend seine Leut',
Und führt mit sich die Frösch' zur Beut',
Die auch des Friedlieben Rathmann
Für sich, als sein' Ausbeut' bekam,
Und in der Brandenburger Marken
Alle ihr Elend lieſs bequarken,
Kam'n im Berau'schen Wald' zu recht,
Warden Enzdorfer Müllerknecht',

Wo sie noch bey ein'm tiefen See
Quarken und mehlen immer meh,
Auch mit Gey'rn, Mäusen, Schlangen, Hechten
Täglich haben all g'nug zu fechten:
Die aber todt waren und wund
Und man in Eil' nicht tragen kunnt,
Die blieben auf der Wahlstatt all',
Der Frösch' und Mäus' ein' groſse Zahl.
Doch wurden viel begraben auch
Durch den Hals in ein'm warmen Bauch.

Denn Heinz und Reinek', Jung und Alt,
Kamen am Abend aus dem Wald,
Mit ihren Freunden und Gesinde,
Wieseln, Mardern und Weib und Kinde,
Auch das Schwein, Dachs, Ig'l und Iltisch,
Im See der Hecht und andre Fisch',
Hielten ein köstlich Herrenmahl
Und fraſsen die Erschlag'nen all'.
Was aber überblieb in Eil',
War Weih'n, Raben und Kräh'n zu Theil.

So ward des Tags der Krieg vollbracht,
Die Sonn' ging unter, und ward Nacht.

So fahl, so schal, so kahl geht's aus,
Wenn sich der Frosch rauſt mit der Maus.

Aller Welt Rath, Macht, Trotz und Streit,
Ist lauter Tand und Eitelkeit,
Macht doch Mord, Armuth, Herzeleid;
Gott helf' und tröst' in Ewigkeit. Amen.

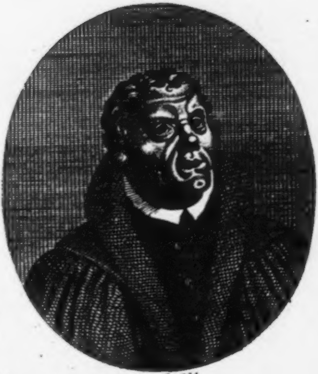
Auszüge

aus

Martin Luther, Johann Fischart

und

Burkard Waldis.



Dr. M. LUTHER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenleſe

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Zehntes Bändchen.

Martin Luther. Johann Fiſchart. Burkard Waldis.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zwickau, 1823.
Bey den Gebrudern Schumann.

Martin Luther.

Vorwort.

Martin Luther wurde den 10. Nov. 1483 zu Eisleben geboren, und starb den 18. Febr. 1546 daselbst, wohin er von Wittenberg, wo er Doctor und Profeſsor der Theologie war, eine Reise gemacht hatte. Die Lebensumstände dieses merkwürdigen, vielseitigen, besonders durch einen feurigen Geist sich auszeichnenden Mannes und Reformators werden hier als allbekannt vorausgesetzt und übergangen; in Schröckh's Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten (Thl. 1.) u. a. O. findet man ausführlich darüber gehandelt.

Von Luthers Schriften ist die Hallische, von J. G. Walch in 24 Bänden (1737—1753) besorgte Ausgabe die vorzüglichste. Die Tischreden, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben, gab zuerst Aurifaber (Eisleben 1566 in Folio) und zuletzt Walch (Halle 1743 in 4.) heraus. Bey manchen anstöſsigen, daher oft angefeindeten Stellen, enthalten diese, von Luthern nicht selbst geschriebenen Tischgespräche, doch auch viel Lehrreiches und Erbauliches, und bekunden nicht selten die ganze Denk- und Handlungsweise Luthers. Ihm bleibt das unbestrittene Verdienst, in seiner Bibelübersetzung ein Muster eines alten klassischen Deutschen Ausdrucks gegeben zu haben. Ausserdem hob er das Kirchenlied empor; daher man einige seiner salbungsvollen geistlichen Gesänge und meisterhaften Nachbildungen hier anhangsweise nicht ungern antreffen wird, und zwar ohne moderne Verbrämungen, welche unter andern Kästner [*] sehr launig persiflirt.

(Vgl. den umfassenden Artikel in Jördens Lexicon. Bd. 6. S. 654—725.)

---

[*] S. C. F. Weiſse's Selbstbiographie. Leipz. 1807. S. 124. f.

Aus

Luthers Tischreden.

Nebst einem Anhang.

Die Bibel ist wie ein sehr groſser weiter Wald, darin viele und allerley Arten Bäume stehen, woran man mancherley Obst und Früchte abbrechen kann. Denn man hat in der Bibel reichen Trost, Lehre, Unterricht, Vermahnung, Warnung, Verheiſsung, Dräuung u. s. w. Es ist kein Baum in diesem Walde, daran ich nicht geklopft und ein Paar Aepfel oder Birnen daran gebrochen und abgeschüttelt habe.

Man soll die heil. Schrift nicht nach unsrer Vernunft messen, richten, verstehen und deuten, sondern mit dem Gebet fleiſsig bedenken und ihr nachtrachten.

Ich habe mit dem Text und aus dem Fundament der heil. Schrift alle meine Widersacher übertäubt und erlegt: denn sie gehen nur schläfrig einher, lehren und schreiben alles aus ihrem

Sinn und nach der Vernunft, und meynen, es sey ein schlecht, leicht Ding um die heil. Schrift.

Die Rottengeister sind eitel junge Leute, Icari, Phaëtontes, die in den Lüften flattern, Gemsensteiger, obenan und nirgends aus, und die Zwölf Kegel auf dem Boſsleich umschieben wollen, da ihrer nur neune darauf stehen.

Das sind die besten Prediger, die da den gemeinen Mann und die Jugend auf das einfältigste lehren, ohne eine Subtilität und Weitläufigkeit.

Ein feuriger Schild ist Gottes Wort, darum, daſs es bewährter und reiner ist, denn Gold, das im Feuer probirt ist; welches Gold im Feuer nichts verläutert und geht ihm nichts ab, sondern es besteht, bleibt und überwindet alles. Also, wer dem Wort Gottes glaubt, der überwindet alles, und bleibt ewig sicher wider alles Unglück. Denn dieser Schild fürchtet sich nichts, weder vor den Pforten der Hölle, noch vor dem Teufel, Sünde oder Tod, sondern die Pforten der Hölle fürchten sich vor ihm; denn Gottes Wort bleibt ewiglich, es erhält und beschirmt auch alle, die darauf vertrauen. Sonst, ohne Gottes Wort, hat der Teufel gewonnen Spiel, denn es kann ihm Niemand widerstehen, noch sich seiner erwehren, ohne allein Gottes Wort: wer das ergreift und daran festiglich glaubt, der hat gewonnen.

Man lasse die Philosophiam in ihrem Zirkel bleiben, dazu sie Gott gegeben hat, und brauche einer ihrer also, gleichwie einer vermummten Person, wenn man Komödien spielt, und als man sonst weltlicher Gerechtigkeit gebraucht. Aber daſs man sie will mit in die Theologiam mengen, gleich als gehörte sie auch drein, das thuts nicht, es ist auch nicht zu leiden.

Die Worte des Herrn Christi sind am kräftigsten und haben Hände und Füſse, übertreffen weit alle Anschläge, Gedanken und List der weisen Leute; wie man denn solches im Evangelio sieht, daſs Christus mit gar schlichten, einfältigen Worten zu Schanden gemacht hat der Pharisäer Weisheit, daſs sie auch nirgend aus wuſsten.

In der Bibel findest du die Windeln und Krippen, darin Christus liegt, dahin auch der Engel die Hirten weiset. Es sind wohl schlechte und geringe Windeln, aber theuer ist der Schatz, Christus, so darin liegt.

Alle andern Künste und Handwerke haben ihre Präceptores und Meister, von denen man sie lernen muſs, auch Ordnung und Gesetze, darnach man sich richten und halten muſs; allein die heil. Schrift und Gottes Wort muſs eines Jeglichen Hoffart, Dünkel, Muthwillen und Vermessenheit unterworfen seyn, und sich meistern, drehen und deuten lassen, wie es ein Jeder versteht und will nach seinem Kopf; daher auch so viele Rotten, Sekten und Aergernisse kommen. Gott wehre ihnen!

Die heil. Schrift kann man nimmermehr verstehen, ausser der Praktik und Anfechtungen. Solches fehlt den Schwärmern und Rotten, daſs sie den rechten Widersprecher, nämlich den Teufel, nicht haben, welcher es einen wohl lehrt.

Gott könnte bald und leichtlich reich werden, wenn er sich besser vorsähe und versagte uns seiner Kreaturen Brauch. Wenn er jetzt die Sonne aufhielte, daſs sie nicht scheinen könnte, ein andermal die Luft einschlösse, auf eine andre Zeit das Wasser aufhielte, darnach das Feuer auslöschte: da würden wir gerne alles Geld und anders, was wir hätten, herausgeben, daſs wir solcher Kreaturen wieder gebrauchen möchten. Weil er aber so mildiglich und häufig uns mit seinen Gaben und Gütern überschüttet, wollen wir's für ein Recht haben; trotz ihm, daſs er's uns versagen dürfte.

Wie soll's doch Gott mit uns machen? Gute Tage können wir nicht ertragen, böse können wir nicht leiden. Gibt er uns Reichthum, so stolziren wir und werden hoffärtig, daſs schier Niemand kann mit uns auskommen, und wollen nur auf den Händen getragen seyn, und als Götter angebetet werden: gibt er uns aber Armuth, so verzagen wir, werden ungeduldig und murren wider ihn. Darum ist nichts besser, denn nur bald mit den Schaufeln uns zum Tanze geläutet.

Gottes Gewalt ist groſs, der die ganze Welt nährt, und es ist ein schwerer Artikel, da wir sagen und bekennen: Ich glaube an Gott Vater. Er hat alles genug für uns geschaffen. Alle Meere sind unsre Keller, alle Wälder unsre Jagden, das Erdreich ist voll Silber und Gold, und unzählig vieler Früchte, so alle um unsertwillen geschaffen sind, und ist die Erde unser Kornkasten und Speisekammer.

Wer der hohen göttlichen Majestät Räthe oder Werke so genau erforschen und ausgründen will, ausser und ohne seinem Wort, der untersteht sich, den Wind mit Löffeln zu messen, und das Feuer auf Tragen zu wägen.

Kein gröſsrer Zorn ist, als wenn Gott stillschweigt und redet nicht mit uns, sondern läſst uns in unsrem Sinn und Wesen also hingehen und machen, wie es uns gelüstet.

Mit der Vernunft kann man nicht fassen noch begreifen, was Gott oder Schöpfer ist. Und das ist auch die Ursache, daſs er gedacht: Es ist umsonst, menschliche Vernunft kann mich nicht ergreiſen, ich bin ihr viel zu groſs und zu hoch, ich will mich klein machen, daſs sie mich ergreiſen und ſassen kann, will ihr meinen Sohn geben, und also geben, daſs er für sie zum Opfer, zur Sünde und zum Fluch werde, mir, dem Vater, gehorsam sey, bis in Tod des Kreuzes.

Daſs der Kukuk seine Mutter, die Grasmücke, friſst, das ist ein Bild, wie die Schwärmer die rechtschaffenen, reinen Lehrer unterdrücken.

Alle Werke Gottes sind begriffen im Magnificat.

Es sind ihrer viel, die da meynen, wenn sie eine Predigt oder zwey gehört oder gelesen haben, sie könnens nun alles, haben den heiligen Geist mit Federn gar gefressen; welches sattsame verdrieſsliche Geister sind: gerade als könnte man das hohe, groſse Geheimniſs göttlicher Majestät, die himmlische güldne Kunst des Raths Gottes auslernen, da es doch in gemeinen weltlichen Künsten weit ſehlt, und keiner vollkommen ausstudiren kann.

Wir wissen nicht, wie unser Herr Gott seinen Bau zurichtet, wir sehen nur das Gerüste von Stangen und bästenen Stricken zugerichtet; darum achten wir Gottes Willen nicht, sondern schlagens in den Wind, fragen nicht viel darnach.

Unter dem Himmel sind wir geschaffen; daſs wir aber in Häusern wohnen, das geschieht darum, daſs Adam gefallen ist, und um der Sünden willen; gleichwie um einen Kranken Krüglein mit Arzney aus der Apotheke stehen und er Pflaster bedarf: das ist, wir müssen Kammern, Stuben, Häuser, Kleider, Essen und Trinken, Betten und Lager haben.

Der Apfelbiſs, so Adam und Eva gethan, ist ein schwer Ding gewesen, wir müssen deſs noch alle entgelten; darum haben die alten Juden wohl gesagt: Unsre Väter haben saure Weinbeeren gegessen, davon unsre Zähne sind stumpf geworden, Ezechiel XVIII, 2. Wir möchten noch wohl mit unserm Herrn Gott darum rechten, aber wir haben alle den Leihkauf zum Tode getrunken. Darum sagte Klaus Narr: Das Unglück schütte mein Maul, daſs es so genäschig gewesen ist.

Alle wilde Thiere sind Thiere des Gesetzes, denn sie leben in Furcht und Zittern, haben alle schwärzlich Fleisch, um der Furcht willen. Aber zahme Thiere haben weiſs Fleisch, denn es sind Gnadenthiere, leben sicher bey den Leuten.

Natürliche Possen und Scherze sind die allerbesten an Kindern: das sind die lieblichsten Närrlein. Angenommener Scherz und Possenwerk an den Alten hat solche Gnade nicht, fleuſst und gefällt nicht so wohl: denn was gefärbt und gedichtet ist, das verliert Gunst, haftet nicht, und macht weniger Lust, als das, so von Herzen natürlich zugeht. Darum sind die Kinderlein die feinsten Spielvögel, die reden und thun alles einfältig, von Herzen und natürlich. Ein solcher ist Klaus Narr gewesen, der in die Stiefel hofirte, und da er beschuldigt ward, entschuldigte er sich und sprach: Die Mäuse hätten es gethan.

Da D. Jonas einen schönen Ast von Kirschen über den Tisch gehängt, zum Gedächtniſs der Schöpfung und lobte den herrlichen Segen Gottes an solchen Früchten; sprach Luther: Warum bedenkt ihr das nicht vielmehr an euren Kindern, als eures Leibes Früchten, welche übertreffen und schönere auch herrlichere Kreaturen Gottes sind, denn aller Bäume Früchte? An denen sieht man Gottes Allmacht, Weisheit und Kunst, der sie aus nichts gemacht hat: hat ihnen in einem Jahr Leib, Leben und alle Glieder so ſein artig und hübsch geschaffen, gegeben, und will sie ernähren und erhalten. Gleichwohl gehen wir dahin, achtens nicht viel, ja, sollen wohl über solche Gaben Gottes blind und geizig werden; wie gemeiniglich geschieht, daſs die Leute, wenn sie Kinder kriegen, ärger und geiziger werden, scharren, schinden und schaben, wie sie nur können, daſs sie ihnen viel mögen lassen.

An einem Abend sah Luther ein Vöglein auf einem Baume sitzen und die Nacht über darauf ruhen, da sprach er: Dies Vöglein hat sein Nachtmahl gehalten, und will hier ſein sicher schlafen, bekümmert sich gar nicht, noch sorgt für den morgenden Tag oder Herberge. Es sitzt auf seinem Zweiglein zufrieden, und läſst Gott sorgen.

Wenn das ein Mensch vermöchte, daſs er eine einzige Rose machen könnte, so sollte man ihm ein Kaiserthum schenken.

Ein Komet ist auch ein Stern, der da läuft und nicht haftet, wie ein Planet, aber er ist ein Hurenkind unter den Planeten: ist ein stolzer Stern, nimmt den ganzen Himmel ein; thut, als wäre er allein da.

Ach, lieber Herr Gott, wenn wir wären im Paradiese geblieben, so hätten wir die Sonne können mit stracken Augen ansehen, ohne alle Hinderniſs und Schmerzen; aber durch den Fall Adams ist alles verderbt.

Wenn die Seele nicht schöner wäre, denn der Leib, so wäre ein Mensch gar eine arme elende Kreatur. Darum sagen die Griechen recht und wohl: Des Menschen Leib ist wie eine Leiche.

Als Luther hörte, daſs sich seine Kinder unter einander zankten und haderten, und bald wiederum vertrugen und versöhnten; sprach er: Lieber Herr Gott, wie wohl gefällt dir doch solcher Kinder Leben und Spielen, ja, alle ihre Sünden sind nichts denn Vergebung der Sünden.

Als Luthers Kindlein von drey Jahren spielte und mit sich selber lallte, sprach er: Dies Kind ist wie ein Trunkner, weiſs nicht, daſs es lebt, lebt gar sicher und fröhlich dahin, springt und hüpſt. Und solche Kinder sind gern in groſsen weiten Gemächern und Wohnungen, wo sie Raum haben.

Wir Prediger sind darum so hoch gesetzt, daſs wir Andern ein gut Exempel geben sollen; aber unsre ungerathenen Kinder ärgern Andere, so wollen die Buben auf unsre Privilegien sündigen. Ja, wenn sie gleich oft sündigen und allerley Büberey treiben, so erfahre ich's doch nicht, man zeigt mir's nicht an, sondern man hält's heimlich vor mir. Und geht uns nach dem gemeinen Sprichwort: Was Böses in unsern eignen Häusern geschicht, das erfahren wir am allerletzten; wenn's alle Leute durch alle Gassen getragen haben, so erfahren wir's erst.

Ein Vater, der nun alt war, hatte seinen Kindern alle seine Güter übergeben, daſs sie ihn sein Lebelang nähren und erhalten sollten; aber die Kinder waren undankbar und des Vaters bald überdrüſsig, hielten ihn sehr kärglich und genau, gaben ihm nicht satt zu essen. Da verschloſs sich der Alte, als ein gescheidter Mann, der nun gewitzigt war, heimlich in eine Kammer, und klingelte mit den Gülden, die ihm sein Nachbar darum gelichen hatte, als hätte er viel Gelds. Da das die Kinder hörten, hielten sie ihn darnach wohl und in Ehren, hofften, er würde ihnen viel Gelds lassen; er gab's aber dem Nachbar wieder, da er sterben wollte, und betrog also die Kinder.

Das Leben der Kinderlein ist am allerseligsten und besten: denn sie haben keine zeitliche Sorge, sehen die gräulichen, ungeheuren Schwärmer und Rottengeister in der Kirche nicht, leiden noch fühlen kein Schrecken des Todes noch der Hölle, haben nur reine Gedanken und fröhliche Speculation.

Man lieset von einem Vater, der all sein Gut unter die Kinder ausgetheilt hatte, daſs sie ihn sollten sein Lebenlang davon ernähren und erhalten; aber die Kinder achteten seiner nicht. Wenn er acht Tage bey einem Kinde gewesen war, so sagte es: Er sollte zum andern auch gehen und so lange mit ihm essen. Einmal kam der Vater ungefähr zum Eidam, der ſaſs und aſs von einer Gans; da er des Vaters gewahr ward, und sahe ihn, von Stund' an verbarg er sie und steckte sie unter den Tisch. Da nun der Vater wegging, und der Sohn wollte die Gans wieder hervorthun, war eine Kröte daraus geworden, die sprang dem Eidam unter's Angesicht und fraſs um sich, daſs er sie nicht konnte los werden, so hart klebte sie an ihm, bis sie an ihm alles verzehrte, ohne Aufhören, konnte nicht satt noch voll werden, daſs er daran starb.

Haare sind eines Weibes bester Schmuck; darum gingen die Jungfrauen in Haaren und hatten sie zu Felde geschlagen, wenn man triumphirte oder trauerte und Leid trug. Es ist ein fein Spektakel zu sehen, und steht den Weibern sehr gut an, wenn sie die Haare zu Felde geschlagen haben.

Es ist unfreundlich und unnatürlich, daſs eine Mutter nicht ihr Kind stillt, denn dazu hat ihr Gott die Brüste und Milch darein gegeben, um des Kindleins willen; es sey denn, daſs sie nicht kann stillen, da bricht Noth Eisen, wie man sagt.

Ehrlich werden ist eine Arzney für Hurerey, der steuert sie etlichermaſsen; denn Fleisch und Blut bleibt für und für, seiner Art nach, unrein, bis man mit Schaufeln über ihn herschlägt. Ein Weib ist ein freundlicher, holdseliger und kurzweiliger Gesell des Lebens. Weiber tragen Kinder und ziehen sie auf, regieren das Haus, und theilen ordentlich aus, was ein Mann hinein schafft und erwirbt, daſs es zu rath gehalten und nicht unnütz verthan werde, sondern daſs einem Jeglichen gegeben werde, was ihm gebührt. Daher sie auch vom heil. Geiste Hausehren genannt worden, daſs sie des Hauses Ehre, Schmuck und Zierde seyn sollen: sind geneigt zu Barmherzigkeit, denn sie sind von Gott dazu auch vornehmlich geschaffen, daſs sie sollen Kinder tragen, der Männer Lust und Freude und Barmherzigkeit seyn.

Ein junger Mensch ist wie ein neuer Most, der läſst sich nicht halten, muſs gähren und übergeben, will sich immer sehen lassen und etwas seyn vor andern, kann sich nicht inne halten.

Die Vernunft, so vom Teufel besessen ist, thut grofsen Schaden in Gottes Sachen, und je gröfser und geschickter sie ist, desto gröfsern Schaden thut sie: wie wir an weisen, klugen Weltleuten sehen, die mit ihrer Vernunft mit Gottes Trost nicht übereinstimmen, ja, je verständiger und klüger sie sind, je mehr und hoffärtiger sind sie wider Gottes Wort. Wenn sie aber vom heiligen Geist erleuchtet wird, so hilft sie judiciren und urtheilen die heilige Schrift.

Es ist nichts Schädlicheres, denn ein gleifsender, ansehnlicher, heuchlerischer Rathgeber. Wenn man seinen Rath und Bedenken hört, so hat's Hände und Füfse; wenn es aber soll angehen, so stehet's wie ein stätiger Gaul, den man nicht kann forttreiben.

Es gemahnt mich der Welt wie eines baufälligen Hauses: David und die Propheten sind Sparren, Christus ist die Säule, mitten im Hause, die hält es Alles.

Weil alle Menschen fühlen und erkennen, ja sehen, dafs sie sterben und vergehen müssen, sucht ein Jeglicher hier auf Erden Unsterblichkeit, daſs seiner ewig gedacht werde. Etwan suchten's groſse Könige, Fürsten und Herren damit, daſs sie lieſsen setzen groſse Marmelsäulen und sehr hohe Pyramiden, Gebäude und Pfeiler, viereckigt aufgeführt, und immer je höher je spitziger: damit vermeynten sie unsterblich zu werden; wie jetzt mit groſsen Kirchen, köstlichen, herrlichen Häusern und Gebäuden. Kriegsleute jagen und trachten nach groſsen Ehren und Lobe, mit Obsiegen und rühmlichen Victorien. Gelehrte suchen einen ewigen Namen mit Bücherschreiben; wie wir denn jetzt bey unsrer Zeit auch sehen. Aber auf die ewige, unvergängliche Ehre und Ewigkeit Gottes sieht man nicht. Ach, wir sind arme Leute!

Die ganze Welt ist nichts anders, denn ein umgekehrter Decalogus, und des Teufels Larve und Conterfey, eitel Verachtung Gottes u. s. w.

Die Welt wird durch keine Strafe gebessert, kehrt sich nicht daran, prallt und bellt dawider. Wie die Bauern sagen, wenn die Elbe ausgelaufen ist und alles auf dem Felde ersäuft und verderbt hat: Hast du mir das Getreide ersäuft, so hast du mir doch nicht die Thaler ersäuft. — Wohlan, Gott kann einem wohl eine gute Zeche borgen, aber danach kommt er und fordert ernste Rechnung, daſs man weder Haut noch Haar behält. Denn solche stolze Vermessenheit ist noch nie ungestraft geblieben.

Gleichwie ein reiſsig Pferd oder Hengst eines Hamsters nicht kann los werden, wenn er ihm an die Kehle kommt, sondern das kleine zornige Thierlein, der Hamster, erwürgt das groſse Pferd, es sey so freudig, reiſsig oder beiſsig, als es wolle; Item, gleich als der Luchs einen Hirsch umbringt, wenn er ihm auf den Kopf springt und sich zwischen seine Hörner setzt und ihm das Gehirn ausfriſst, oder greift ihn bey der Kehle und beiſst sie ihm entzwey: also ist auch der Satan: wenn er einen Menschen besitzt, so kann man seiner nicht leichtlich los werden, er führt den Menschen in Verzweiflung und thut ihm Schaden an Leib und Seele.

Der Mammon hat zwey Tugenden: die erste ist, daſs er uns sicher macht, wenn's wohl geht, und ohne Gottesfurcht leben; die andre, daſs er uns zur Zeit der Trübsal, wenn es übel geht, lehrt, Gott versuchen, von Gott fliehen und einen fremden Gott suchen.

Man ſahe etwas an, es sey so geringe als es immerhin wolle, so soll man unsern Herrn Gott darum anrufen und beten, und wenn er uns schon nur ein Stück Brods gäbe, und gesunden Leib dazu, ob er uns auch gleich zuweilen stäupen muſs. Aber wir wollen ihm die Augen zubinden, daſs er's nicht sehen soll, und wir wollen's wohl selbst machen.

Ein Mensch, der sich ergeben hat auf der Welt Reichthum und Ehre, und indeſs vergiſst seiner Seelen und Gottes, der ist gleich einem kleinen Kindlein, das in der Hand hält einen Apfel, der schön ist von Gestalt und äuſserlicher Farbe, und meynt, es habe etwas Gutes, inwendig aber ist er faul und voller Würmer.

Reichthum ist das geringste Ding auf Erden, und die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen gegeben hat. Was ist's gegen Gottes Wort? Ja, was ist's noch gegen leibliche Gaben, als

Schönheit, Gesundheit? und gegen die Gaben des Gemüths, als Verstand, Kunst, Weisheit?

Man schreibt, es sey ein frommer, gottseliger Bischof gewesen, der habe Gott oft mit Ernst gebeten, daſs er ihm wollte offenbaren, was doch Jesus in seiner Jugend gethan hätte. Ueber eine Zeit hernach hat derselbige Bischof einen Traum gehabt, dergestalt: Ihm ist im Schlafe vorgekommen, als sehe er einen Zimmermann sein Handwerk treiben, und ein Knäblein bey ihm, das abgehauene Späne auflese. Indem sey eine Jungfrau in einem grünen Rock gekommen, und habe beyden gerufen, daſs sie zum Essen kommen sollten, und ihnen einen Brey vorgesetzt. Solches alles hat der Bischof, wie ihm gedäucht, im Traum gesehen, hinter der Thür stehend, daſs sie seiner nicht gewahr wurden. Da habe das Knäblein angefangen und gesagt: Was steht der Mann dort, soll er nicht auch mitessen? Ueber diese Rede ist der Bischof so sehr erschrocken, daſs er den Kopf hart ans Hauptbret des Bettes gestoſsen hat, und davon erwacht. — Es sey nun damit, wie es wolle, es sey ein Gedicht oder Geschichte, so glaube ich doch, daſs Christus in seiner Kindheit und Jugend sich gestellt und gethan habe wie andre Kinder, doch ohne Sünde.

Es gefällt mir sehr wohl, wenn man laut singt, und ſein langsam in der Kirche: *Et homo factus est*; *et*: *Verbum caro factum est.* Diese Worte kann der Teufel nicht hören, muſs über etliche Meilen davor fliehen; denn er fühlt wohl, was sie in sich haben. Wenn wir so herzlich über diese Worte fröhlich wurden: „Das Wort ist Fleisch oder Mensch geworden," so sehr der Teufel davor erschrickt und erzittert, stünde es sehr wohl um uns.

Mir hat oft das Gleichniſs im Hiob gar wohl gefallen, von einem Angel, den die Fischer in's Wasser werfen und stecken ein Regenwürmlein dran; so kommen denn die Fische und wollen davon essen, so fressen sie denn das Eisen mit dem Regenwürmlein, und zieht der Fischer denn den Fisch aus dem Wasser. Also hat unser Herr Gott dem Teufel auch gethan: Er hat seinen eingebornen Sohn, den Herrn Jesum Christum, als den Angel, in die Welt geworfen, und die Menschheit Christi, als das Regenwürmlein, daran gesteckt: so schnappt denn der Teufel nach dem Menschen Christo, und würgt oder friſst ihn, und beiſst in das Eisen, in die Gottheit Christi; schnaps da liegt er und alle seine Macht zu Boden.

Das Abendmahl, so Christus mit seinen Jüngern gehalten, und ihnen sein Valete gegeben hat, wird sehr freundlich gewesen seyn, da Christus mit ihnen sogar lieblich und herzlich geredet hat, als ein Vater mit seinen lieben Kindelein, wenn er von ihnen scheiden will und muſs; hat ihnen ihre Schwachheit zu gut gehalten und Geduld mit ihnen gehabt, ob sie wohl bisweilen grob herausfuhren und lallten... Es ist eitel Collation und Tischreden gewesen, da ein Jeglicher sein Herz und Gedanken frey und ungescheut angezeigt und hervorgebracht hat.

In meinem Herzen herrscht allein und soll auch herrschen dieser einige Artikel, nämlich der Glaube an meinen lieben Herrn Christum, welcher aller meiner geistlichen und göttlichen Gedanken, so ich immerdar Tag und Nacht haben mag, der einige Anfang, Mittel und Ende ist. Aber gleichwohl empfinde ich, daſs ich von der Höhe, Tiefe und Breite dieser unmäſsigen, unbegreiflichen und unendlichen Weisheit kaum und gar nährlich ein geringes, schwaches Anheben erreiche, und kaum etliche kleine Stücklein und Brödlein aus der allerköstlichsten und reichsten Fundgrube habe erlangen und an's Licht bringen mögen.

Luthers Söhnlein, der des Vaters Namen führte, hatte ein Hündlein, mit dem er spielte; da das der Vater sahe, sprach er: Dieser Knabe predigt Gottes Wort mit der That und im Wort, da Gott spricht: Herrschet über die Fische im Meer und Thiere auf Erden; denn der Hund leidet alles von dem Kindlein.

Die Welt kann nichts weniger ertragen, denn gute Tage: sie kann gute Tage und Wohlfahrt nicht gebrauchen, sie hat zu schwache Beine dazu.

Welt will und kann sich nicht mit Gesetzen und Regeln regieren lassen, ist gar unbändig und zaumlos, kann unter keine Regel gebracht werden, sie will vogelfrey seyn, wie das *Verbum anomalum* im Donat: *Sum es, est, eram, fui etc.*

Wir bauen Basteyen, Wälle und groſse, gewaltige Festungen; aber uns selbst bauen wir nicht.

Luther erzählte einmal, daſs einer einmal gesagt habe: Lieber, wollt ihr reich, gewaltig und groſs werden, so müſst ihr ein Loch in einen Baum bohren, die Seele darein setzen und einen Pflock davor schlagen, daſs sie drin bleibe. Wenn ihr nun reich geworden seyd, alsdann geht hin, und nehmt eure Seele wieder heraus.

Luther sagte, daſs man jetzt in Sachsen spräche:

Wer sägt, dat Wucher Sünde sy,
Die heſſt kein Geld, dat gläube fry.

Aber ich (D. L.) sage dagegen:

Wer sägt, dat Wucher kein' Sünde sy,
Die heſſt kein'n Gott, dat gläub' nur fry.

Wenn ich mir's nicht von Herzen lieſse sauer werden, um des Mannes willen, der für mich gestorben ist: so sollte mir die Welt nicht können Gelds gnug geben, daſs ich ein Buch schreiben, oder etwas in der Bibel verdolmetschen wollte. Ich will meine Arbeit von der Welt unbelohnt haben; sie ist zu gering und arm dazu.

Wie ein Knabe von zwölf Jahren hundert Ochsen auf der Weide hütet, also wird die Welt auch übernatürlich regiert.

Der Teufel hat mehr Gefäſse und Büchsen voll Gift, womit er die Leute tödtet, denn alle Apotheker in der ganzen Welt.

Der Teufel ist ein solcher Tausendkünstler, daſs er uns in der Anfechtung Christum verbirgt und aus den Augen wegnimmt, und das Wort der Gnaden auch dazu aus dem Herzen reiſst, daſs wir Christum verlieren.

Wenn ich müſsig bin und nichts zu thun habe, so schleicht der Teufel zu mir herein, und ehe ich mich denn umsehe; so jagt er mir einen Schweiſs ab; biete ich ihm denn den Spieſs mit dem göttlichen Wort, so fleucht er.

Luther fuhr einmal auf einem Wägelein hinaus in ein Holz und auf die Acker spazieren, sich zu erlustigen, sang und war fröhlich, Gott zu Ehren, und sprach: Unsre Gesänge verdriessen den Teufel und thun ihm sehr wehe; wiederum, unsre Ungeduld, Klagen und Auwehschreyen gefällt ihm wohl und er lacht darüber in die Faust.

Das ist eben das rechte Meisterstück, sich erschwingen und einen starken Sprung von unsrer Sünde auf Christi Gerechtigkeit thun, dafs wir gewifs wissen, dafs unsre Sünde sein und seine Gerechtigkeit unser sey.

Wenn ich in Gedanken bin, so das weltliche oder Hausregiment belangen, so nehme ich einen Psalm oder Spruch Pauli, und schlafe darüber ein. Aber die Gedanken, so vom Teufel kommen, kosten mich etwas mehr: da mufs ich einen starken Possen wissen, bis ich mich herausreisse.

Christus läfst wohl sinken,
Aber nicht vertrinken.

Das liebe heilige Kreuz, Anfechtung und Verfolgung lehren einen die güldne Kunst: aber Fleisch und Blut hat's nie gern, kommt schwer an, wollte gern Frieden und gut Gemach haben.

Es ist unmöglich, daſs das menschliche Herz könne an Gott gedenken und sein nicht vergessen, wenn's ohne Kreuz und Anfechtung ist.

Nicht Alle tragen gleiche Anfechtungen; sie können's auch nicht: sondern Etliche müssen Knochen und Beine seyn, die das Fleisch können tragen und erhalten. Darnach, gleichwie am Leibe des Menschen, wenn eitel Fleisch da wäre, so fiele es in einen Haufen. Die Knochen und die Nerven oder Spannadern halten das Fleisch. Also müssen in der christlichen Gemeinde Etliche seyn, die gute Püffe müssen herhalten dem Teufel; als wir drey, ich, Philipp Melanchthon und D. Pommer. Aber alle können's und vermögen's nicht zu ertragen: darum bitten wir in der Kirche immer einer für den Andern, und für Alle. Das Gebet thut's auch.

Wenn ihr nicht so einen guten Stein im Brete hättet bey Gott dem Vater, ihr würdet die Tentation und Anfechtung nicht haben.

Bischof Albrecht von Mainz hat gepflegt zu sagen, daſs das menschliche Herz gleichwie ein

Mühlstein auf einer Mühle sey: wenn man Korn drauf schüttet, so läuft er umher, zerreibt, zermalmt und macht es zu Mehl; ist aber kein Korn vorhanden, so läuft gleichwohl der Stein umher, aber er zerreibt sich selbst, dafs er dünner, kleiner und schmaler wird. Also will das menschliche Herz zu schaffen haben.

Unser Herr Gott ist wie ein Drucker, der setzt die Buchstaben zurück: seinen Satz sehen wir, und fühlen ihn wohl, aber den Abdruck werden wir dort sehen.

Der ganze Psalter ist ein Buch voller Anfechtungen.

Lasset uns die Bibel nur nicht verlieren, sondern sie mit Fleifs in Gottesfurcht und Anrufung lesen und predigen: denn wenn die bleibet, blühet und recht gehandelt wird, so steht's alles wohl und geht glücklich von statten. Denn sie ist das Haupt und die Kaiserin unter allen Fakultäten und Künsten.

Luther sagte, daſs die Klüglinge und groſsen Hanse Gottes Wort nicht verstünden, sondern die Geringen und Einfältigen; daſs daher St. Gregorius recht gesagt hätte: Die heil. Schrift sey ein Wasser, darin ein Elephant schwimme, aber ein Schaf hindurch gehe mit den Füſsen.

Luther erzählte eine Fabel, wie der Löwe alle Thiere hätte zu Gaste gebeten, und ein köstliches, herrliches Mahl lassen zurichten, und auch die Sau dazu geladen. Als man nun die köstlichen Gerichte auftrug und den Gästen vorsetzte, sprach die Sau: Sind auch Kleyen da? — Also sind jetzt unsre Epikurer auch. Wir Prediger setzen ihnen in unsern Kirchen die allerbeste und herrlichste Speise vor, als ewige Seligkeit, Vergebung der Sünde und Gottes Gnade; so werfen sie die Rüssel auf und scharren nach Thalern; und was soll der Kuh Muscaten, sie isset wohl Haberstroh. — Das Evangelium ist zu Wittenberg wie der Regen, der ins Wasser fällt, da der Regen wenig Nutzen schafft; fällt aber der Regen auf ein sandiges Feld, und da die Saat mager und von der Sonne verwelkt und verbrannt ist, da erquickt solcher Regen das Land und macht es fruchtbar.

Tyranney und Verfolgung wird das Evangelium nicht vertreiben noch ausrotten, sondern unsre schändliche, verfluchte, schädliche Undankbarkeit und Eckel vor dem lieben Evangelio.

Unser Fleisch ist des Teufels Bastey.

Meine Predigt ist nicht anders, denn als ginge ich durch einen groſsen Wald, und schrie, daſs es widerschallte, daſs ich das Echo hörte; denn ich sehe und merke, daſs Niemand den Christum will für einen Herrn haben.

Wenn Christus redet, so soll man beyde Ohren fegen, und mit höchstem Fleiſs darauf Achtung haben, was er redet; denn Gott der Vater selber spricht Matth. 17, 5: Diesen sollt ihr hören. Als wollte er sagen: Was euch dieser lehrt, darauf habt wohl Acht; darüber will ich halten, oder will nicht Gott seyn.

Alles, was in der ganzen Welt geschicht, das geschieht in Hoffnung. Kein Ackermann säete ein Körnlein aus, wenn er nicht hoffte, es sollte aufgehen und Saat daraus werden. Kein junger Gesell nähme ein Weib, wenn er nicht hoffte, Kinder mit ihr zu zeugen. Kein Kaufmann oder Taglöhner arbeitete, wenn er nicht Gewinn und Lohn davon hoffte und gewartete u. s. w. Wie vielmehr fordert uns die Hoffnung zum ewigen Leben.

Nichts ist schädlicher, denn daſs man sich vermiſst, man glaube und könne das Evangelium wohl, wie die sattsamen, eckeln Geister thun, welche meynen, wenn sie eine Predigt oder zwey gehört oder gelesen haben, so haben sie den heil. Geist mit Federn, mit allem gefressen, verstehen nun alles, erdichten und träumen sich selbst einen Glauben, da es doch allein Gottes Werk ist, leben also in groſser Sicherheit, meynen, sie sind allbereit im Werk und mit der That selig. Andere aber meynen, sie wollen im Todesstündlein solche Erkenntniſs brauchen.

Als D. Jonas den Armen einmal Almosen gab, sprach er: Wer weiſs, wo mir's Gott wieder beschert. Darauf sagte Luther lachend: Gleich als hätte es euch Gott nicht zuvor gegeben; frey, einfältig soll man geben, aus lauter Liebe, willig.

Schweig', leid', meid' und vertrag',
Dein' Noth allein Gott klag'.
An Gott je nicht verzag',
Dein Glück kommt alle Tag'.

Wohlan, Niemand glaubt, wie kräftig und stark das Gebet sey und wieviel es vermag, denn der, den es die Erfahrung lehrt und der es versucht hat. Aber es ist ein groſses Ding, wenn einer fühlt die groſse Noth, die ihn drängt, daſs er alsdann kann das Gebet ergreifen. Das weiſs ich, so oft ich mit Ernst gebetet habe, daſs mir's recht ernst gewesen ist, so bin ich ja reichlich erhört worden, und habe mehr erlangt, denn ich gebeten habe: wohl hat Gott bisweilen verzogen, aber es ist dennoch gekommen. — Darum haben die Alten das Gebet sehr fein und wohl beschrieben, daſs es sey ein Aufſteigen des Herzens zu Gott. — Wie ein Schuster einen Schuh macht und ein Schneider einen Rock: also soll ein Christ beten. Eines Christen Handwerk ist beten.

Das Vater Unser bindet die Leute zusammen und in einander, daſs einer für den andern und mit dem andern betet, und wird stark und gewaltig, daſs er auch den Tod vertreibt.

Wir sollen beten, wenn wir in Anfechtung sind: denn Gott verkriecht sich oft irgendhin, und will nicht hören, ja, er will sich nicht finden lassen; so muſs man ihn denn suchen, d. i. mit Beten anhalten. Wenn man ihn denn sucht, so verschlieſst er sich denn in ein Kämmerlein; will man denn zu ihm hinein, so muſs man anklopfen; wenn man denn ein- oder zweymal geklopft hat, so verhört er ein wenig. Letztlich, wenn man des Klopfens will zuviel machen, so thut er auf und spricht: Was willst Du denn? Herr, ich will dies oder jenes haben. So spricht er: So habe dir's doch. Also muſs man ihn aufwecken.

Glaubst du, so redest du und kannst nicht schweigen; redest Du, so muſst Du leiden und geplagt werden; leidest du, so wirst du getröstet. Also gehören an einander und sind eines Gottesfürchtigen eigen, Glaube, Bekenntniſs und heiliges Kreuz.

Bey jeder Anfechtung soll man sehen, daſs man den Gedanken nichts einräume mit dem Nachdenken; denn wenn man dasselbige thut, so folgt bald ein Fall darauf, daſs man in eine Sünde gestürzt wird. Denn wo die Schlange den Kopf in ein Loch bringt, da kriecht sie gewiſslich mit dem ganzen Leibe nach; da ist kein Wehren.

Wenn eine Predigt gemacht ist, so klingt sie wie ein geflickt Ding, ist gar kalt.

Luther sagte einmal: Es gemahne ihn der frommen Christen gleich als einer Gans, die man auf eine Wolfsgrube bindet, wo umher eitel hungrige Wölfe stehen und sie gerne fressen wollen; aber die Gans wird beym Leben erhalten, und die Wölfe, die nach der Gans springen, fallen in die Grube, werden gefangen und erschlagen.

Falsche Christen, die sich Evangelisch rühmen und bringen doch keine gute Frucht, sind wie Wolken ohne Regen, womit der ganze Himmel überzogen, dunkel und finster gemacht wird, und doch daraus kein Regen fällt, der die Erde fruchtbar macht.

Eines recht frommen Christen Eigenschaft ist, daſs er in der höchsten und gröſsten Schwachheit am stärksten, in der gröſsten Thorheit am weisesten ist. Eins begreift man mit den Sinnen, das andere mit dem Glauben.

Es ist sicherer, ein Epikurer und Sau seyn, denn ein falscher Christ.

Wenn die Christen aus der Art schlagen und abfallen, so sind sie viel ärger und gottloser, denn die Heiden.

Der Himmel ist der Mann und die Erde das Weib: denn die Erde wird vom Himmel fruchtbar gemacht.

Wenn gleich ein Weib etwas bitter ist, so soll man doch mit ihr Geduld haben. Denn sie gehört ins Haus, und das Gesinde bedarf es bisweilen auch sehr wohl, daſs man ihm hart sey und weidlich zuspreche.

Frühe aufſtehen und jung freyen, soll Niemand gereuen.

Luthern wurde erzählt, daſs ein Edelmann bey einem Gastmahl sollte gesagt haben: Wenn Gott ihm seinen Reichthum und Wollust lieſse, daſs er tausend Jahre leben und allen seinen Willen treiben möchte, so wollte er darnach unserm Herrn Gott gerne seinen Himmel lassen. Darauf sagte Luther: Das ist eine rechte Sau gewesen, und denen gehören nichts anders, denn Treber.

Jemand sagte zu Luthern: Es wäre zu Liens ein Hund gewesen, der dazu gewöhnt worden, Fleisch aus den Fleischbänken in einem Korbe zu holen. Wenn aber andre Hunde ihm das Fleisch hätten nehmen wollen, so habe er den Korb niedergesetzt und sich weidlich mit ihnen herumgebissen. Wenn sie ihn überwältigt hätten, so wäre er am ersten mit dem Maule in den Korb gefallen, habe ein Stück Fleisch erwischt, auf daſs er auch etwas davon überkäme. Da sprach Luther: Eben das thut jetzt unser Kaiser Karl auch, welcher, nachdem er lange die geistlichen Güter vertheidigt hat, und nun sieht, daſs ein jeglicher Fürst die Klöster und Stifter zu sich reiſst, auch jetzt die Bisthümer einnimmt.

Die Heuchler und Götzendiener haben eben die Art an sich, so die Cantores oder Sänger haben: die singen nicht, oder thuns ja ungern, wenn man sie darum feyert und bittet, ungebeten aber können sie nicht aufhören. Eben so sind die Werkheiligen auch geschickt, wenn sie Gott haben will in seinem Dienste (den er befohlen hat, daſs sie ihren Nächsten sollen lieben, ihm dienen, womit sie können u. s. w.) Dazu kann sie niemand bringen, ja sie denken, sie seyn allein die Leute, denen man solches zu thun schuldig sey. Dagegen aber, was sie aus eigner Andacht und guter Meynung erwählen und vornehmen, Gott damit zu ehren und ihm zu dienen (wie sie träumen); darüber halten sie aus der Maſsen viel und fest.

In allen Creaturen ist und sieht man Anzeigung der heil. Dreyfaltigkeit. Erstlich, das Wesen bedeutet die Allmacht Gottes des Vaters; zum andern, die Gestalt und Form zeigt an die Weisheit des Sohns; und zum dritten, der Nutzen und die Kraft ist ein Zeichen des heil. Geistes. Daſs also Gott gegenwärtig ist in allen Kreaturen, auch im geringsten Blättlein und Mohnkörnlein.

Es sagten die Bauern einmal zum Visitator, da sie gefragt wurden, warum sie nicht wollten ihre Pfarrherren ernähren, da sie doch müſsten die Kuhhirten und Sauhirten unterhalten? Ja, sprachen sie, einen Hirten müssen wir haben, wir können sein nicht entbehren. Meynten, sie könnten eines Pfarrherrn wohl entrathen. Pfuy dich an! so weit ist's gekommen, weil wir noch leben; was will's nach unsrem Tode werden?

Wenn ich allzeit gleich gegen Gottes Wort gesinnt wäre, und solche Lust dazu hätte, wie bisweilen; so wäre ich der Allerseligste.

Gleichwie Gott alles aus nichts macht, und aus Finſterniſs schafft das Licht; also macht auch sein Wort, daſs im Tode nichts denn Leben seyn muſs.

Wer ein Lehrer und Prediger in der Kirche seyn will, der muſs auch in der Welt gewesen seyn und derselbigen Händel gesehen oder je zum Theil erfahren haben; denn es thut's nicht, daſs ein Mensch mit Klostergedanken etwas regieren sollte.

St. Hilarius setzt ein fein Wort: Wir geben uns zufrieden, spricht er, daſs wir nicht wissen, wie es mit unserm Leibe zusteht, und wollen doch die Gottheit ausspekuliren. Das thut's aber nicht, da werden eitel Gemsensteiger aus, die stürzen und brechen den Hals.

Wo unser Herr Gott eine Kirche bauet, da bauet der Teufel eine Kapelle hinnach.

Willst du wissen, wie Gott Regent und Meister der Leute bleibt? Wenn er die Alten lähmt und die Jungen blendet. Also bleibt er Meister.

Unser Herr Gott thut, wie wir, er stellt sich, als wollte er regnen lassen, und thut es nicht; wir stellen uns, als wollten wir fromm werden, und thun es doch auch nicht.

Mir hat Gottes Weise oft übel gefallen; aber jetzt rede ich ihm nicht mehr ein, wie er es mache, es hilft doch nicht, was ich sage. Denn auch die Gottlosen, ob sie gleich gute Tage haben, doch geschieht ihnen anders nicht, denn wie den Säuen, die man auf den Koben legt und mästet sie, und je gütlicher man ihnen thut, je näher sie der Schlachtbank sind.

Wenn unser Herr Gott seine Güter verkaufte, so würde er Geldes gnug daraus markten; weil er sie aber umsonst gibt, achtet man ihrer wenig.

Gott ſtraft mit Maſsen, nicht im Zorn und Grimm; er züchtigt wie ein Vater seinen Sohn; er verwundet darum, daſs er heile. Summa, er thut alles uns zur Besserung, eben darum, daſs wir ihn lernen fürchten, seine Güte und Treue erkennen, ihm vertrauen, und ihn in allen Nöthen anrufen. Wie ein frommes Kind, vom Vater gezüchtigt, anfäht, sich zu bessern, mehr denn zuvor den Vater fürchtet und liebt, denn es weiſs, daſs er's gut mit ihm meynt. Der Teufel aber, wo ihm Gott verhängt, betrübt, schreckt, verwundet und ſtraft, nicht wie ein Vater sein Kind, sondern wie ein Henker einen Straſsenräuber, der Meynung, daſs er den, so er anficht, in Verzweiflung treibe, vor groſsem Leid ermorde und ewiglich verderbe; er führt ihn in die Hölle, und nicht wieder heraus; all sein Thun ist dahin gerichtet: Nur todt, nur todt!

Da Luther von einem jungen Fürſten hart angesprochen und ihm vorgeworfen ward, warum er doch so heftig schriebe und die Leute so hart angriffe; sprach er: Unser Herr Gott muſs zuvor einen guten Platzregen mit einem Donner lassen hergehen, darnach fein mählig lassen regnen, so feuchtet's durch. Item: Ein weidenes oder haselnes Rüthlein kann ich mit einem Brodmesser zuschneiden; aber zu einer harten Eiche muſs man Barten, Beile und Aexte haben, man kann sie dennoch kaum fällen und spalten.

Es ist keine leichtere Arbeit auf Erden, denn der rechte Gottesdienst, d. i., thun, was Gott in seinem Wort befohlen hat. Er legt uns kein Holzhauen oder Steintragen auf.

Ein jeglicher Christ, sonderlich die, so öffentlich ein Amt führen in der Christenheit, soll als für sich selber allezeit bereit seyn, daſs er stehen könne, wo es noth ist, seinen Herrn Christum zu bekennen, und seinen Glauben zu vertreten, und immerdar gerüstet seyn wider die Welt, Teufel, Rotten, und was er vermag aufzubringen.

Eine jegliche Kunst, beyde, im Haus- und Weltregiment, so nur mit Spekuliren umgeht, und nicht ins Werk gebracht wird, ist verloren und taugt nichts.

Luther verbot den Predigern, sie sollten die Zuhörer ja nicht martern und aufhalten mit langen Predigten: denn die Lust zum Zuhören, sprach er, vergeht ihnen; so thun ihnen die Prediger selbst wehe und Gewalt mit langem Predigen.

Sechs Stücke gehören zu einem Prediger, wie ihn die Welt jetzt haben will: 1) daſs er gelehrt sey; 2) daſs er eine feine Aussprache habe; 3) daſs er beredt sey; 4) daſs er eine schöne Person sey, den die Mägdlein und Fräulein liebhaben können; 5) daſs er kein Geld nehme, sondern Geld zugebe; 6) daſs er rede, was man gerne hört.

Ein Prediger soll bey der Proposition bleiben, und das verrichten, was er vorhat, auf daſs man dasselbige wohl verstehe. Und gemahnt mich derselbigen Prediger, die alles wollen sagen, was ihnen einfällt, gleichwie der Mägde, die zu Markt gehen: wenn ihnen eine andre Magd begegnet, so halten sie mit ihr einen Taschenmarkt, oder ein Ständerling; begegnet ihnen denn die andre Magd, so halten sie mit der auch eine Sprache; also thun sie mit der dritten und vierten auch, kommen also langsam zum Markte.

Es ward erzählt, wie ein Kirchner in der Kirche unter seines Pfarrherrn Predigt geschlafen hätte, und da er vom Hahngeschrey erwacht, wäre er aufgefahren und darauf gesungen: *Et cum Spiritu tus*; hätte nicht anders gemeynt, der Pfarrherr sänge: *Dominus vobiscum.*

Der beste Prediger ist der, von dem man sagen kann, wenn man ihn gehört hat: Das hat er gesagt; wenn er gleich nicht viel Sprüche aus der Schrift anzieht, wenn's nur recht ist, was er predigt, und dem Glauben ähnlich und gemäſs.

Dr. Erasmus Alberus, da er in die Mark ziehen wollte, bat Luthern, er möchte ihm eine Form und Art stellen, zu predigen vor dem Fürsten. Luther sprach: Alle deine Predigten sollen auf's einfältigste seyn, und siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albernen, groben und ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürst seyn wird. Wenn ich in meiner Predigt Philipp Melanchthon und andre Doctoren ansehen sollte, so machte ich nichts Gutes; sondern ich predige auf's einfältigste den Ungelehrten, und es gefällt Allen. Kann ich denn Griechisch, Hebräisch, das spare ich, wenn wir Gelehrten zusammenkommen; da machen wir's so kraus, daſs sich unser Herr Gott darüber verwundert.

Wer in der heil. Schrift seine Ehre suchen will, der ist unsinnig, toll und thöricht; denn dieselbige ist gegeben zu Gottes Ehre, nicht zu der Leute Ruhm. Poeten, Juristen, schönen Metzen mag es zuweilen also hingehen, daſs sie in ihren Gaben stolziren und hoffärtig sind, sofern es Andern nicht Schaden thut; wiewohl es nicht recht ist: wer kann es aber wehren? Aber in der heil. Schrift soll sich ein Jeglicher demüthigen, und Gott allein die Ehre geben.

Ein Jeglicher soll zufrieden seyn, und sich genügen lassen an seiner Gabe, die ihm Gott gegeben hat; denn sie können nicht alle Pauli und Johannes der Täufer seyn, sondern es müssen auch Timothei und Titi seyn: man bedarf der Füllsteine an einem Gebäude mehr, denn der Quadrate.

Einem Prediger ist sonderlich hoch vonnöthen daſs er die zweyerley Sünder wohl wisse und könne unterscheiden, nämlich unbuſsfertige und sichere; sonst ist die ganze Schrift zugeschlossen.

Wenn's Meer vertrocknet, und Satan
Wird in dem Himmel genommen an;
Alsdenn wird der Lay' und die Welt
Den Dienern Gottes zu Freunden gestellt.

Es ward auch gedacht der mancherley seltsamen Weisen und Geberden, so etliche Prediger führten; und gesagt, wie etliche in Italien wären, die mit Hin- und Wiederlaufen, mit Schreyen und wunderlichen, häſslichen Geberden sich zeigten wie die Narren und Thoren. Da sprach Luther: Es will die Welt betrogen seyn, dazu muſs man Geberden gebrauchen. Denn ihr seht, wie der zu Hofe vexirt und geplagt wird: jetzt will er diesen haben, bald verwirft und verstöſst er ihn wieder. Der Hof ist wie eine Hure, wird eines andern bald satt, gibt einem nun den andern.

Fein langsam reden ist einem Prediger am bequemsten, und eine feine Tugend; denn er kann also desto fleiſsiger und bedächtiger seine Predigten vortragen.

Wenn einer zum erstenmal auf den Predigtstuhl kommt, niemand glaubt, wie bange einem dabey wird; er sieht so viel Köpfe vor sich. Wenn ich auf den Predigtstuhl steige, so sehe ich keinen Menschen an, sondern denke, es seyn eitel Klötze, die da vor mir stehen, und rede meines Gottes Wort dahin.

Die Welt ist's nicht werth, daſs sie den himmlischen Schatz empfahen, noch den Dienern etwas geben soll; darum will sie unverschämte Bettler und Schreyhälse haben, wie Bruder Matthes beym Churfürsten, dem auf sein Betteln und Geilen der Churfürst hatte einen Pelz zu geben verheiſsen. Da ihm aber der Rentmeister oder Schösser den Pelz nicht gekauft hatte, sagte er öffentlich in der Predigt vor dem Fürsten: Wo bleibt denn mein Pelz? Darnach wards abermal dem Schösser befohlen, daſs er ihm denselben zustellen sollte. Da es aber vergessen und nicht geachtet ward, fuhr er abermal in einer andern Predigt in des Fürsten Gegenwart heraus öffentlich: Noch habe ich den Pelz nicht! Endlich bekam er mit solchem ungestümen und unverschämten Anhalten den Pelz.

Ein rechtschaffener Pfarrherr und Prediger seyn, das ist ein groſses Ding; und wenn es unser Herr Gott selbst nicht triebe, so würde nichts draus. Es muſs ein groſser Geist seyn, den Leuten an Leib und Seele, an Gut und Ehre dienen, und dennoch die gröſste Gefahr und Undankbarkeit darob leiden.

Stolze, hoffärtige Klüglinge und Naseweise, die sich dünken lassen, sie sind sehr gelehrt, sind gleich dem Ikarus, wovon die Poeten schreiben, daſs er wollte in den Himmel fliegen; wie man sagt: Willst du sicher und wohl wandeln, so fliege nicht zu hoch: fliegst du zu hoch, so verbrennst du die Federn.

Im Virgil und Cicero steht Gloria, aber die heil. Schrift will Demuth und einen zerknirschten Geist haben, da wohnt der heil. Geist innen.

Der groſse Haufe will einen Moses haben mit Hörnern.

Was sich schickt und bequem ist, nach Gelegenheit der Zeit, des Orts und der Personen, soll man lehren und predigen. Nicht, wie ein Pfarrherr einmal gepredigt hat: Es wäre unrecht und wider Gott, daſs ein Weib ihrem Kinde eine Amme hielte; und damit hat er die ganze Predigt zugebracht, da er doch eitel arme Radespinnerinnen in seiner Pfarre hatte, welche diese Vermahnung nichts anging. Wie auch der gewesen ist, der in einem Hospital unter alten Weibern viel vom Ehestande sagte, lobte denselben, und vermahnte sie dazu.

So einer Ein Wort Gottes hat, und kann nicht eine Predigt daraus machen, der soll nimmermehr ein Prediger seyn.

Das Predigtamt und das weibliche Geschlecht, aus welchem herkommen Kinder und junge Pflänzlein, Haus- und Weltregiment, soll man in allen Ehren halten, daſs es rechtschaffen und rein ist. Wer es aber verachtet und schmäht, der schmäht und verachtet Gott und Menschen.

Kein Mensch, wenn er gleich der allersanftmüthigste und gütigste wäre, könnte sich also geberden als Christus; denn Christus ist das Lämmlein Gottes, das der Welt Sünde trägt. Gleichwohl kann mir Junker Satan aus dem allerholdseligsten und freundlichsten Christo einen gestrengen Richter, ja wohl Stockmeister machen, der hinter mir mit der Keule stünde: er kann mir aus Honig eitel Essig machen.

Ich halte, wenn die Apostel hätten zu einer solchen Zeit sollen leben, als wir jetzt, da die Sünde und Laster alles überschwemmt, sie hätten viel zu harte Gewissen gehabt, sie hätten's nicht können leiden. Wir aber haben Bärenhäute, Wildeschweinshäute; wir fühlens so harte nicht. Wer traun ein hartes Häutchen hat über seinem Herzen, dem möchte es wohl zerbrechen. Wohlan, wir mögen wohl beten und fromm werden!

Der Katechismus ist die vollkommenste und beste Lehre: darum soll man sie für und für predigen, und gar nicht unterlassen, wie denn alle andre gemeine öffentliche Predigten darauf sollen gerichtet und gezogen werden. Ich wollte, daſs man ihn täglich predigte und aus dem Buche einfältig läse. Aber unsre Prediger und Zuhörer können ihn auf ein Nägelein, sie haben ihn allbereits gar ausgelernt, schämen sich dieser schlechten, geringen Lehre, dafür sie denn sie halten; wollen aber gesehen seyn und von hohen Dingen reden. Der Adel und die Bauern sagen: Was? unser Pfarrherr geigt nur immerdar Ein Liedlein, predigt allein den Katechismum, als: die zehn Gebote, den Glauben, das Vater Unser; item, von der Taufe und vom Abendmahl. Das alles kann ich vorhin wohl. Also begeben sich denn die Prediger auf hohe Dinge, und richten sich nach dem Lüstern der Zuhörer, und predigen was sie gern hören, lassen denn die Fundamente und Grundveste stehen, darauf man sonst bauen sollte. Der Katechismus ist die rechte Layenbibel.

Mit dem Evangelio zu unsrer Zeit ist es gleich als mit einem Menschen, der da sterben will, dem sitzt die Seele auf der Zunge, daſs er nur ein wenig die Zunge rührt, und murmelt die Worte: In deine Hände befehle ich meinen Geist etc. Also sind auch wir jetzt gleichsam die letzte Bewegung des Evangelii, so Christum bekennt.

Der Glaube ist ein hohes Ding; das zeigt der Psalter ſein an. Ich weiſs, daſs mein Glaube steht, wie ein Pelz auf seinen Aermeln, wenn er auf meinen Werken sollte stehn: aber auf Gottes Wort, da steht er fest, wie schwach er auch ist; das ist gewiſs und fehlt nicht.

Der Glaube des Kreuzes, der thuts; denn der Glaube kann ohne Kreuz nicht seyn, noch bestehn. Wenn einem aber das Wasser über die Körbe geht, so sieht er, was der Glaube vermag und was er ist. Nicht eine Speculation und erdichteter Gedanke: sondern eine gewisse Zuversicht des Herzens zu Gott, die rechtschaffen und des heil. Geistes eigen Werk ist.

Wir sind besser geschickt und mehr geneigt zu verzweifeln, denn zu hoffen. Denn hoffen kommt vom heil. Geist und ist sein Werk; aber verzagen kommt aus unserm Geist, und ist unsrer Kräfte Wort und Thun; darum hat's Gott verboten bey der höchsten Pön und Strafe.

Die Welt ist der reiche Fraſs, davon St. Lukas schreibt; ein Christ aber ist der Lazarus.

Glaube und Hoffnung sind also unterschieden, daſs der Glaube spricht: Ich glaube eine Auferstehung der Todten am jüngsten Tage. Darnach thut und sagt die Hoffnung dazu: Ey, ist's denn wahr, so laſst dran setzen was wir haben, und drüber leiden was wir können, wenn wir hernach so groſse Herren sollen werden.

Die Liebe gegen den Nächsten soll seyn wie eine reine, keusche Liebe zwischen Braut und Bräutigam, da alle Gebrechen dissimulirt, zugedeckt und zu gute gehalten, und nur die Tugenden angesehen werden.

Ich habe kein besser Werk, denn Zorn und Eifer; denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muſs ich zornig seyn: da erfrischt sich mein ganz Geblüte, mein Verstand wird geschärft, und alle unlustigen Gedanken und Anfechtungen weichen.

Niemand glaubt, wie kräftig und stark das Gebet sey und wie viel es vermag, denn der, den es die Erfahrung gelehrt, und der es versucht.

Aber es ist ein groſs Ding, wenn einer fühlt die groſse Noth, die ihn dringt, daſs er alsdann kann das Gebet ergreifen. Das weiſs ich, so oft ich mit Ernst gebetet habe, so bin ich ja reichlich erhört worden, und habe mehr erlangt, denn ich gebetet habe; wohl hat Gott bisweilen verzogen, aber er ist dennoch gekommen.

Auch ein Seufzerlein eines Christen ist ein Gebet.

Die Theologi sind, sollen beständig in ihrem Amt verharren, und nicht verzagen um der Welt Undankbarkeit willen; denn sie werden in wenig Jahren so theuer werden, daſs man einen rechtschaffenen Theologen neun Ellen tief aus der Erde wird graben, da es möglich wäre. Wenn ein Ding wohlfeil ist, so achtet man es nicht, und da sollte man's zu rathe halten.

Ein Bienlein ist ein klein Thierlein, macht süſsen Honig; dennoch hat's einen Stachel. Also hat ein Prediger die allerlieblichsten Trostsprüche; doch wenn er aus billigen Ursachen zu Zorn gereizt und getrieben wird, so beiſst und sticht er auch die Schuldigen.

Nähren und wehren muſs in einem frommen, treuen Hirten und Pfarrherrn beysammen seyn; sonst, wenn das Wehren nicht da ist, so friſst der Wolf die Schafe desto lieber, da sie wohl gefüttert und ſeist sind. Ein Prediger muſs ein Kriegsmann und ein Hirte seyn.

Ein Prediger soll also geschickt seyn, daſs er ſein einfältig, rund und richtig lehren könne die Albernen und Ungelehrten; denn es gar viel mehr am Lehren, denn am Ermahnen gelegen ist. Wir sollen Säugammen seyn: gleichwie eine Mutter ihr Kindlein säugt, die pappelt und spielt mit ihrem Kindlein, und schenkt ihm aus dem Busen; da bedarf sie denn keines Weins noch Malvasiers zu, denn wir nicht Schenken und Kretzschmar seyn. Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten richten nach den hohen, gelehrten Zuhörern, nicht nach dem gemeinen Volke, das achten sie nicht. Denn mit hohen und prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zerbricht mehr, denn es bauet.

Ich habe mich oft selber angespeyet, wenn ich vom Predigtstuhl gekommen bin: Pfuy dich an, wie hast du gepredigt? Du hast's wahrlich wohl ausgerichtet, hast kein Concept gehalten, wie du es gefaſst hattest. Und eben dieselbige Predigt haben die Leute auf's höchste gelobt, daſs ich in langer Zeit nicht eine so gute, schöne Predigt gethan hätte. Wenn ich hinunter vom Predigtstuhl gestiegen bin, so habe ich mich besonnen, und befunden, daſs ich nichts oder gar wenig davon gepredigt habe, das ich bey mir concipirt und bedacht hatte. Daſs ich's gewiſslich dafür halte, es sey viel ein ander Ding, predigen, denn wir's achten; denn unser Herr Gott einem oft etwas anders eingibt: es predigt einer viel anders, wenn er hinaufkommt, denn wie er's hat vorgehabt, oder bey sich bedacht. Es ist alles gut, wenn einer nur recht predigt, das dem Glauben ähnlich und der heil. Schrift gemäſs ist.

Ich wollte, daſs keiner zu einem Prediger erwählt würde, er wäre denn zuvor ein Schulmeister gewesen.

Eines guten Redners Amt oder Zeichen ist, daſs er aufhöre, wenn man ihn am liebsten hört, und meynt, er werde erst kommen; wenn man ihn aber mit Ueberdruſs und Unwillen hört, und wollte gern, daſs er aufhörte und zum Ende und Beschluſs käme, das ist ein böses Zeichen. Also auch mit einem Prediger.

Wenn ich schreiben sollte von eines Predigers Last und Bürde, die er tragen und ausstehen muſs, wie ich weiſs und selbst erfahren habe; so wollte ich Jedermann vom Predigtamt abschrecken. Denn ein frommer, gottesfürchtiger Prediger muſs also gesinnt seyn, daſs ihm nichts Liebers sey, denn Christus, sein Herr und Heiland, und das künftige ewige Leben; daſs, wenn er gleich dies Leben und Alles verloren hat, dennoch Christus zu ihm sage: Komm her zu mir, du bist mein lieber, treuer Diener gewesen.

Ein Prediger ist wie ein Zimmermann, sein Instrument und Werkzeug ist Gottes Wort.

Ein Scorpion meynt, wenn er das Haupt nur unter ein Blatt oder Laub verborgen hat und versteckt, so könne ihn Niemand sehen: also thun auch die Heuchler und falschen Heiligen, wähnen, wenn sie ein gut Werk oder zwey erwischen und haben, so seyen alle ihre Sünden damit bedeckt und verborgen.

Der Heuchler und falschen Heiligen Demuth ist die gröſste, vermessenste Hoffart.

Es ist ein arm Ding um ein Weib. Die gröſste Ehre, die sie hat, ist, daſs wir allzumal durch die Weiber geboren werden und auf die Welt kommen; denn Kinder zeugen und gebären ist Gottes Gabe. Darum ist der Ehestand Gottes Segen. Aber die Welt klagt über die Mühe und Arbeit, Unlust und Beschwerung, so im Ehestande vorfallen. Den Segen aber sieht sie nicht. Gott hat sein Benedicite darüber gesprochen, wir wollen aber nicht das Gratias darauf sprechen.

Dieser Spruch soll leiblich und bürgerlich, oder weltlich verstanden werden, daſs das Weib sage: Dieser Mann, und alles was er hat und sein ist, das ist mein; desgleichen auch der Mann: denn sie sitzen in ungetheilten Gütern und sind Ein Leib.

Wenn ein armer Gesell eine reiche bekommt, so will sie Herr seyn, und wenn er ihr ein Wort sagt, das ihr nicht gefällt, so wirſt sie das Maul auf, und rückt ihm auf: Du Stümpler, hättest müssen ein Bettler seyn, wenn ich Dich nicht genommen hätte u. s. w.

Luther ward einst zornig über den Ungehorsam seiner Jungfrau, die er bey sich im Hause hatte und nährte; und befahl, man sollte sie mit einem guten Knüttel züchtigen, daſs ihr das Mannnehmen verginge; denn es wäre nicht rathsam, daſs junge Leute so bald in der ersten Hitze und plötzlich freyeten. Denn wenn sie den Fürwitz gebüſst hätten, so gereute es sie bald darnach, und könnte keine beständige Ehe bleiben; aber wenn sie nun zu ihren vollkommenen Jahren kommen, alsdann mögen sie freyen, doch mit Gottes Rath und der Eltern Vorwissen und Bewilligung, ordentlich, wie sich's gebührt; sonst kömmt das Hündlein Reuel, das viele Leute beiſst.

Das ist ein gemarterter Mann, deſs Weib und Magd nichts weiſs in Küchen.

Braut und Bräutigam, sagt man gemeiniglich, daſs die Braut wird vorgesetzt; welches also eine Deutsche Art zu reden ist, wie man sagt: Käse und Brod.

Die Alten haben ihre Kinder ſein unterwiesen und gelehrt: Liebe Tochter, halte dich also gegen deinen Mann, daſs er fröhlich wird, wenn er auf dem Rückwege des Hauses Spitzen sieht.

Man soll die Kinder nicht zu hart stäupen; denn mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daſs ich ihn floh, und ward ihm gram, bis daſs er mich wieder zu sich gewöhnte.

Wenn ich noch eine freyen sollte, so wollte ich mir ein gehorsam Weib aus einem Steine hauen; sonst hab' ich verzweifelt an aller Weiber Gehorsam.

Wiewohl die Weiber gemeiniglich alle die Kunst können, daſs sie mit Weinen, Lügen, Einreden einen Mann gefangen nehmen, können es ſein verdrehen und die besten Worte geben;

doch, wenn diese drey Stücke in dem Ehestande bleiben, nämlich Treue und Glauben, Kinder und Leibesfrüchte, und Sacrament, daſs man es für ein heilig Ding und göttlichen Stand hält, so ist es gar ein seliger Stand.

O wie wohl stehet's, wenn Eheleute mit einander zu Tische und Bette gehen! Ob sie gleich zuweilen schnurren und murren, das muſs nicht schaden; es geht in der Ehe nicht allzeit schnurgleich zu, ist ein zufällig Ding, deſs muſs man sich ergeben. Adam und Eva werden sich gar weidlich die neunhundert Jahre gescholten haben, und Eva zu Adam gesagt haben: Du hast den Apfel gefressen. Wiederum wird Adam geantwortet haben: Warum hast du mir ihn gegeben?

Eine jegliche Person in der Ehe soll ihr Amt thun, was ihr gebührt: der Mann soll erwerben, das Weib aber soll ersparen. Darum kann das Weib den Mann wohl reich machen, und nicht der Mann das Weib: denn der ersparte Pfennig ist besser, denn der erworbene. Also ist räthlich seyn das beste Einkommen.

Ein frommes, gottesfürchtiges Weib ist ein seltsames Gut, viel edler und köstlicher, als eine Perle: denn der Mann verläſst sich auf sie, vertraut ihr alles. Da wird's an Nahrung nicht mangeln. Sie erfreut und macht den Mann fröhlich, und betrübt ihn nicht, thut ihm Liebes, und kein Leides, sein Lebenlang; geht mit Flachs und Wolle um, und arbeitet und schafft gern mit ihren Händen; zeugt in's Haus, und ist wie ein Kaufmannsschiff, das aus fernen Landen viel Waare und Gut bringt. Früh steht sie auf, speiset ihr Gesinde, und gibt den Mägden ihren beschiedenen Theil, was ihnen gebührt; denkt nach einem Acker und kauft ihn, und lebt von der Frucht ihrer Hände; pflanzt Weinberge und richtet sie fein an; wartet und versorgt mit Freuden, was ihr zusteht. Was sie nicht angeht, läſst sie unterwegen, und bekümmert sich damit nicht. Sie gürtet ihre Lenden fest, und stärkt ihre Arme; ist rüstig im Haus. Sie merkt, wie ihre Händel Frommen bringen, verhütet Schaden, und sieht, was Frommen bringt. Ihre Leuchte verlöscht nicht des Nachts. In der Noth hat sie Nothdurft, sie streckt ihre Hand nach dem Rokken, und ihre Finger fassen die Spindel; arbeitet gern und fleiſsig. Sie breitet ihre Hände aus zu den Armen und reicht ihre Hand den Dürftigen. Sie fürchtet ihres Hauses nicht vor dem Schnee, denn ihr ganzes Haus hat zwiefache Kleider; hält ihr Haus in baulichem Wesen, mit Dachung und anderm. Sie macht sich selbst Decke. Weiſse Seide und Purpur ist ihr Kleid; hält sich reiniglich, und ihre Kleider werth; geht nicht schlammig und beschmutzt daher. Ihr Schmuck ist, daſs sie reinlich und fleiſsig ist. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre; zeucht ihre Kinder ſein zu Gottes Wort. Sie schaut, wie es in ihrem Hause zugeht, und iſst ihr Brod nicht mit Faulheit; nimmt sich fremder Händel nicht an. Ihre Söhne kommen auf und preisen sie selig. Ihr Mann lobt sie. Viele Töchter bringen Reichthum; aber ein tugendsames Weib übertrifft sie alle.

Weiber reden vom Haushalten wohl, als Meisterinnen, mit Holdseligkeit und Lieblichkeit der Stimme, und also, daſs sie Ciceronen, den beredtesten Redner, übertreffen; und was sie mit Wohlredenheit nicht können zuwege bringen, das erlangen sie mit Weinen. Und zu solcher Wohlredenheit sind sie geboren: denn sie sind viel beredter und geschickter von Natur zu den Händeln, denn wir Männer, die wir es durch lange Erfahrung, Uebung und Studiren erlangen. Wenn sie aber ausser der Haushaltung reden, so taugen sie nichts. Denn wiewohl sie Worte gnug haben, doch fehlt und mangelt es ihnen an Sachen, als die sie nicht verstehn; darum reden sie auch davon läppisch, unordentlich und wüste durch einander über die Maſsen. Daraus erscheint, daſs das Weib geschaffen ist zur Haushaltung, der Mann aber zur Polizey, weltlichem Regiment, zu Kriegen und Gerichtshändeln, die zu verwalten und zu führen.

Es ist keine lieblichere, freundlichere und holdseligere Verwandtniſs, Gemeinschaft und Gesellschaft, denn eine gute Ehe, wenn Eheleute mit einander in Fried' und Einigkeit leben.

Fürsten sind nicht gerne Juristen, denn wenn sie es wären, so kämen alle schweren Händel auf sie. Darum haben sie ihre Kanzler und Juristen, dieselben müssen die Last tragen. Denn Jedermann schneidet gern die Bretter, da sie am dünnsten sind, und man bohrt nicht gern durch die dicken Bretter. Darum kommt unser Herr Gott, und wirft einen in einen Fürstenstand, wie einen jungen Gesellen in den Ehestand: der sieht auch das Mägdlein von aussen an, weiſs nicht, was hernach folgen wird. Also hat's das Ansehen mit den Regenten auch. Es scheint, als wäre es etwas Köstliches; wenn man es aber ansieht, so sieht man, was es ist.

Ein Fürst herrscht im Frieden unter den Schreibern, im Kriege muſs er unter den Scharrhansen und Thrasonen Knecht und Diener seyn; denn er muſs eines jeglichen Hauptmanns, Obersten und Kriegsgurgeln Muthwillen, Hoffart und Tyranney dulden und leiden, darf nicht mucken dawider; hat eben so viel Herren, als er Hauptleute und Kriegsleute hat, welchen er nicht allein muſs gnug, ja überflüssig geben, sondern auch dazu danken, sie schier anbeten, auf den Händen tragen, freundlich grüſsen, und mit ihnen ein guter Gesell seyn, unten und oben liegen; sonst wird er verachtet und verlassen.

Der Bauern Arbeit ist am fröhlichsten und voller Hoffnung: denn ernten, pflügen, säen, pflanzen, pfropfen, abmähen, einschneiden, dreschen, Holzhauen, das hat alles groſse Hoffnung.

Knechte und Mägde im Hause haben es besser, als ihre Herren und Frauen selbst: denn sie haben keine Haussorge, verrichten und thun nur ihre Arbeit; wenn dieselbe geschehen ist, so haben sie verthan, essen und trinken, und singen ein Liedlein dazu.

* * *

Von der Einigkeit sagte Luther dieses Gleichniſs: Wenn man einen Baum mit vielen knörrigen Aesten und Zweigen abgehauen hätte, und ihn in ein Haus oder in eine Stube bringen wollte, so müſste man ihn nicht vorne beym Wipfel fassen und hineinziehen wollen, denn da würden sich die Aeste sperren und zurücklegen, denn sie stehen alle gegen das Haus oder die Stube; wenn man also mit Gewalt den Baum in das Haus oder die Stube dehnen wollte, so zerbräche man alle Aeste, ja, man würde den Baum gar nicht in das Haus bringen. Aber also müsse man thun: den Baum müsse man am Stamme angreifen, wo er abgehauen ist, da denn alle Aeste von der Thür wegständen, und dann den Stamm zur Thür hineinziehen; dann beugten sich die Aeste fein zusammen, und man könnte den Baum ohne alle Mühe, Beschwerung und Arbeit in das Haus bringen. Also soll es auch zugehen, wenn man will Einigkeit machen, da muſs einer dem andern nachgeben und nachlassen; sonst, wenn ein Jeglicher will recht haben, und keiner dem andern weichen und fein zusammenrücken, da wird nimmermehr Einigkeit; denn die Aeste sperren sich und stehen gegen die Hausthür, man kann sie also nicht hineinbringen.

Die Obrigkeit sollte das Evangelium billig in allen Ehren halten und auf den Händen tragen und hochhalten; denn es hat sie also gefördert und erhalten, und der Obrigkeit Stand und Amt geadelt, daſs sie nun wissen, was ihr Beruf sey, und daſs sie die Werke ihres Amts mit gutem Gewissen thun mögen.

Fürsten und alle Regenten und Obrigkeit, da sie gleich fromm und gottesfürchtig sind, können in ihrem Amte und weltlichen Regimente ohne Sünde nicht seyn, sie thun bisweilen Manchem unrecht, wenn sie sich gleich auf's allerfleiſsigste hüten. Denn sie können's nicht allzeit also schurgleich treffen und fadenrecht machen, wie etliche Klüglinge meynen; darum bedürfen sie am allermeisten Vergebung der Sünden.

Es ist unmöglich, daſs, wo die Fürsten und Herren gottlos sind, da nicht auch gottlose Räthe seyn sollten.

Wenn einem der Kitzel vergeben soll, so gebe man ihm nur zu schaffen.

Zum Regiment gehören nicht gemeine, schlechte Leute, noch Knechte, sondern Helden, verständige, weise und beherzte Leute, denen man vertrauen darf, und die da sehen auf gemeinen Nutzen und Gedeihen, und folgen ihren Begierden. Wie viel aber sind Regenten und Juristen, auch Räthe, die daran gedenken? Sie machen nur eine Handthierung und Handwerk aus der Obrigkeit.

Junge Regenten meynen, sie wollen einen Wacken *) aufheben wie einen Kieselstein.

Luther erzählte, daſs ein Bauer einmal gesagt habe: Wenn er zwey Kühe hätte, so wollte er

---

*) Felsenstein.

eine willig drum weg geben, daſs er nur die andre behalten möchte mit Frieden.

Eine böse Obrigkeit, die tyrannisch handelt, ist, wie eine Dornhecke um einen Garten: denn wo man durch diese Hecke oder Zaun in den Garten steigen will, so sticht und kratzt man sich; nicht, daſs die Dornhecke steuern und wehren wollte, daſs man nicht die Aepfel und Birnen aus dem Garten stehlen sollte, sondern daſs es des Dornbusches Art, Natur und Eigenschaft ist, daſs, wer ihn angreift, der muſs sich an ihm stechen und verletzen. Also sticht, verwundet, plagt und drückt eine böse Obrigkeit auch ihre Unterthanen; nicht, daſs sie Gottes Ehre suchte und die Kirche Gottes liebte, oder eine Disciplin und Zucht erhalten und dem Bösen steuern wollte, sondern, daſs dieses aller Tyrannen Eigenschaft und Natur ist, daſs sie sich befleiſsigen, den Leuten Leid zu thun und Schaden zuzufügen.

Gott achtet Könige, Fürsten und Herren, wie die Kinder eines Kartenspiels achten. Weil sie spielen, haben sie es in ihren Händen, darnach werfen sie es in einen Winkel unter die Bank, oder ins Kehricht. Also thut Gott auch mit den

Potentaten: weil sie noch im Regiment sind, hält er sie für gut; aber sobald sie es übermachen, so setzt er sie vom Stuhl, stürzt sie und läſst sie da liegen, wie den König Christian von Dänemark u. s. w.

Es ist nichts Löblicheres und Lieblicheres an einem Fürsten, denn daſs er frey rede, was seine Meynung sey, und hat die lieb, so desgleichen thun, sagen ungescheut, wie ihnen um's Herz ist, wo es die Zeit und Nothdurft erfordert. An einem Prediger ist nichts Schändlichers, denn hinter dem Berge halten, und nicht frey sagen, was er im Sinn hat und was seine Meynung ist, sonderlich wenn er Amts halber reden soll.

Allein Gott soll man die Weisheit und Ehre geben, wir sind Narren und Hümpler mit unsrem Thun und Kunst.

Junge Herren müssen gute Tage haben und einen frischen Muth, bis ins zwanzigste Jahr, daſs sie nicht zu kleinmüthig werden: aber darnach tröste sie Gott, wenn sie in das Regiment kommen, da werden ihnen die guten Tage gesalzen werden; wie man sieht an einem Baume, der in eine Scherbe oder Topf gesetzt ist, der wurzelt nicht weit um sich, kann auch nicht.

Der häusliche Zorn, als Vater und Mutter, Herren und Frauen im Hause, thut nicht grossen Schaden: aber der Obrigkeit Zorn, beyde im geistlichen und weltlichen Regiment, der thut rechten Schaden. Denn da geht dahin Weib, Kind, Lande, Leute, Engel, Gott und alle Wohlfahrt.

Wenn sich's begibt, daſs zwey Ziegen einander begegnen auf einem schmalen Stege, der über ein Wasser geht, wie halten sie sich? Sie können nicht wieder hinter sich gehen, so mögen sie auch nicht neben einander hingehen, der Steg ist zu enge. Sollten sie denn einander stossen, so möchten sie beyde ins Wasser fallen und ertrinken. Wie thun sie denn. Die Natur hat ihnen gegeben, daſs sich jene niederlegt und läſst die andre über sich hingehen; also bleiben sie beyde unbeschädigt. Also sollte ein Mensch gegen den andern auch thun, und auf sich lassen mit Füſsen gehen, ehe denn er mit einem andern sich zanken, hadern und kriegen sollte.

Wenn man einen zornigen Mann will erkennen, so kennt man ihn am besten auf dem Spiel, auf der Buhlschaft und auf der Jagd; und es wird einer dem andern feind, der mit einem spielt, wenn er verliert: und wenn einem etwas abgejagt wird, so ist er darüber auch zornig.

Des Todes Schrecken ist der Tod selbst, sonst nichts anders.

Wenn ich höre, daſs ein frommer Mann gestorben ist, so erschrecke ich, und fürchte, Gott sey der Welt gram, der die Frommen hinwegnimmt, die Bösen anzugreifen.

Es ist zuweilen viel gutes Dinges in den Legenden von den Heiligen, als, in der Historie von St. Martino stehet: Da er sterben wollte, da stand der Teufel zu den Füſsen bey seinem Bette, da sprach er keck zu ihm: Siehe, *quid tu hic stas, horrenda bestia, nihil habes in me.* Das ist ein recht Wort des Glaubens gewesen. — Solch Ding soll man aus den Legenden der Heiligen klauben, und nicht allerley Narrenwerk.

Gelobt sey Gott, der Schöpfer, der aus todten verstorbenen Creaturen im Lenze alles wieder lebendig macht. Sehen doch die Zweiglein so lieblich und feist, gleich als wenn sie schwanger und voller Jungen wären, und der Geburt nahe. Da haben wir ein schönes Bild von der Todten Auferstehung. Der Winter ist der Tod, der Sommer aber die Auferstehung der Todten.

Ist doch an uns Menschen anders nichts, denn der Tod. Wie mancherley Tode haben wir doch an unsrem Leibe? Ist doch kein Glied, es kann mit Krankheit des Leibes eingenommen werden. So viel Glieder unsers Leibes wir haben, so viel Anfälle hat der Tod bey uns. Es guckt uns der Tod aus allen Gliedern heraus. Mitten in unsrem Leben sind wir dem Tode unterworfen. Denn der Teufel, welcher ein Ursacher und Herr des Todes ist, der ist unser Widersacher, und trachtet uns nach dem Leben. Er hat uns den Tod geschworen, und wir haben ihn verdient, darum mögen wir des Stündleins wohl erharren. Aber bey den Gottseligen wird er mit seinem Würgen nicht viel ausrichten, denn er wird in eine taube Nuſs beiſsen.

Es ist kein besser Sterben, denn St. Stephani, der sagt: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf; daſs man alle Register hinweglege von unsern Sünden und verdienstlichen Werken, und allein auf die blose Gnade Gottes sterbe.

Ein rauschend Blatt hat keine Hörner. Wann habt ihr gehört, daſs ein rauschend Blatt einem ein Loch in Kopf geschlagen oder gestoſsen hat? Gleichwohl erschrickt ein Gottloser und Ungläubiger davor.

Luther war auf eine Zeit unlustig und ungeschickt, darum man ihn auf einem Wagen spazieren führte durch Gehölze und über Wiesen. Als nun diejenigen, so mit ihm fuhren, geistliche Lieder sangen und fröhlich waren, sprach er: Unser Singen verdrieſst den Teufel und thut ihm wehe; aber wenn er sieht, daſs wir ungeduldig sind, und höret uns Auweh schreyen, da lacht er dazu in die Fäuste, sonderlich wenn wir Christum predigen und bekennen. Und weil er ist ein Fürst der Welt und unser abgesagter Feind, und wir müssen ihm durch seine Lande passiren und reisen, so will er wahrlich auch den Zoll von uns haben; darum plagt er uns so an dem Leibe mit mancherley Krankheiten und Anfechtungen.

Mitten im Leben sind wir mitten im Tode.

Ein Kind unter sieben Jahren stirbt am allerfröhlichsten und leichtesten, ohne Furcht des Todes: aber alsbald wir erwachsen, groſs und alt werden, da hebt sich's an, daſs wir den Tod und die Hölle fuhlen und uns davor fürchten.

Viele von denen, so sich selbst um's Leben bringen, die werden von dem Teufel getrieben und von ihm getödtet, wie die Leute von Straſsenräubern, sind ihrer selbst nicht mächtig. Wenn solche Exempel nicht bisweilen geschähen, so fürchteten wir unsern Herrn Gott nicht. Darum müssen wir in Furcht stehen, und Gott bitten, er wolle uns vor dem Teufel behüten.

Eine groſse Thorheit ist's, worüber man sich billig verwundern sollte, daſs ein Mensch sich vor dem Tode also sehr fürchtet, dem er doch nicht entlaufen kann; denn er ist gemein und herrscht über alle Menschen, verschont keinen, er sey arm oder reich, hohes oder niedrigen Standes, sie müssen ihm alle herhalten.

Anno 1539 am 11. Juny, fuhr Luther aus Wittenberg nach Lichtenberg, zu der alten Markgräfin, Churfürstin. Als er nun auf den Abend mit J. F. G. aſs und sie von allerley über Tische mit einander redeten, und die Markgräfin sagte: Sie wünschte und hoffte, er sollte noch lange leben, und er könnte wohl noch 40 Jahre leben, wenn's Gottes Wille wäre; da sprach Luther: Da sey Gott vor: Wenn er mir gleich das Paradies anböte, darin noch 40 Jahre allhier zu leben, so wollte ich's nicht annehmen: ich wollte eher einen Henker miethen, der mir den Kopf abschlüge. Also böse ist jetzt die Welt, und die Leute werden zu eitel Teufeln, daſs sich einer nichts Bessers wünschen kann, denn nur ein seliges Stündlein und davon.

Wenn ein Schenk und Bäcker spräche: Brod ist der Leib, und Wein ist Blut; so glaubte ich's nicht, sondern lachte und spottete sein: weil es aber Christus, der allmächtige Gott, sagt: das ist mein Leib, das ist mein Blut! da er's Brod nahm und sprach die Worte; da bedenke, wer der Sprecher sey.

Solchen Rottengeistern soll man nicht Brod, sondern Träber und Kleyen zu fressen geben, die Gottes Allmächtigkeit nach ihrer Vernunft messen wollen, ausserhalb des Glaubens.

In diesem Leben ist der Leib dem Willen gehorsam; was der Wille erkennt und erwählt, da muſs der Leib folgen, es sey gut oder böse: vielmehr wird es im künftigen Leben geschehen, da der Leib wie eine Flaumfeder leicht seyn wird, daſs er dem Willen leichtlich folgen kann.

Luther sagte einmal: Als er seiner Mutter an der Brust gehangen und gesogen hätte, da hätte er viel gewuſst, wie er hernach essen oder trinken, oder wie er auch leben würde. Also verstehen wir auch viel weniger, was jenes für ein Leben wird werden.

Die rechte Kunst der Alchimie ist wahrhaftig die Philosophie der alten Weisen, die mir sehr wohl gefällt, nicht allein um ihres vielen Nuzzens willen, den sie mitbringt, die Metalle zu schmelzen, zu scheiden, auszusieden und zuzurichten; Item, Kräuter, Wurzeln und anders zu distilliren und zu sublimiren; sondern auch um der

Allegorie und heimlichen Deutung willen, die überaus schön ist, nämlich die Auferstehung der Todten am jüngsten Tage. Denn gleichwie in einem Brennofen das Feuer aus der Materie zeucht und scheidet, was am besten ist, ja, den Spiritus, Geist, Leben, den Saft und Kraft führet's in die Höhe, daſs es das Oberste am Helm einnimmt, dran klebt und dann herabfleuſst; wie man solches sieht, wenn man Kräuterwasser brennt, oder daſs man sonst etwas distillirt; da schwimmt das Feinste empor und das Beste schwebt allzeit oben. Aber die unreine Materie und Hefen läſst's im Grunde bleiben, als ein todt Aas und nichtig Ding. Also auch, wenn man gebrannten Wein macht, da wird die ganze Substanz und Wesen durch's Feuer ausgezogen, und kömmt die Kraft in die Höhe, was übrig ist, bleibt unten im Grunde, und es riecht noch schmeckt nicht, sondern es ist unförmlich Wasser. Desgleichen wird auch aus der Zimmtrinde und Muskatnuſs alle Kraft und Macht ausgezogen und abgesondert, wenn man daraus ein Wasser brennt oder ein Oel zurichten will; da wird das Gute in die Höhe geführt, und was da übrig bleibt, das ist ohne Geruch und Geschmack, gleichwie ein faules Holz. Eben dergleichen wird Gott auch thun durch den jüngsten Tag und das letzte Gericht: damit wird er, als durch ein Feuer, abscheiden, absondern die Gerechten von den Gottlosen. Die Christen und Gerechten werden über sich in Himmel fahren und darin ewig leben: aber die Gottlosen und Verdammten werden als die Grundsuppe und Hefen in der Hölle bleiben.

Allegorien und geistliche Deutungen, wenn sie auf den Glauben gerichtet und selten gebraucht werden, sind gut und löblich; wenn sie aber auf's Leben und Wandel gezogen werden, so sind sie gefährlich und ich bin ihnen feind: denn wenn man ihrer zu viel macht, so verkehren und verderben sie die Lehre des Glaubens. Summa, Allegorien oder geistliche Deutungen sind der Hurenbalg, fein geputzt, und halten doch den Stich nicht: sie beweisen nichts; es sind nicht eheliche Weiber.

Wenn man viel rhetorisirt und viel Worte macht ohne Fundament, da nichts hinter ist, so ist's nur ein geschmücktes Ding, ein geschnitzter und gemalter Götze.

Lügen ist allzeit gedreht und krümmt sich wie die Schlange, die ist nimmer gerade, sie gehe oder stehe; sondern allein wenn sie todt ist, da ist sie gerade und aufrichtig.

Luther sprach einmal, daſs Albrecht Dürer, der berühmte Maler zu Nürnberg, gepflegt hätte zu sagen: er hätte keine Lust zu Bildern, die mit vielen Farben gemalt, sondern die da aufs einfältigste und fein schlecht gemacht wären: also sagte er, daſs er auch Lust hätte zu Predigten, die fein einfältig einhergingen, da éiner verstehen könnte, was man predigte.

Die Propheten reden mit wenigen und schlechten Worten von groſsen, wichtigen Dingen: ihre Worte haben Groſses hinter sich, greifen mit der Schärfe hinein. Als wenn David sagt Ps. II, 10: So lasset euch nun weisen ihr Könige u. s. w. Da redet er nicht mit Schützen oder Trunkenbolden, sondern mit groſsen, gewaltigen Potentaten und Herren. Die Welt aber bedenkt diese Worte nicht, meynt, sie sind nun vorüber und vergangen, und als gehen sie nur auf Herodem, Hannam, Kaipham, Pilatum u. s. w., gehen uns nicht an, noch gelten mehr. Das sind ihre Gedanken; darum fragt sie nichts danach, hält sie nicht anders, als hätte sie irgend ein schlechter Schuster geredet.

Die Juristen müssen die Theologiam lassen obenan sitzen, oder müssen herunter auf's tiefſte, darnach mögen sie sich richten; anders wird nichts draus. Wiewohl, um groſser Uebel willen zu vermeiden, man ein weniges dulden soll. Das wollen wir mit den Juristen gerne thun und zufrieden seyn, daſs sie unserm Herrn Gott nicht so hart in Bart greifen, das kann er nicht leiden: so sollen wir, so seine Diener sind, es auch nicht leiden. Darüber kommen wir denn mit einander in die Haare und raufen uns. Aber Gott hilft hier dem Schwächsten und errettet seine Ehre. Obgleich unser etliche drüber unterliegen und zu Boden gehen, daran liegt nichts; Gott wird und muſs doch endlich obliegen und das Feld behalten. Deſs und kein anders.

Gott erhält gute Künste, nicht die Menschen: denn er richtet nur etliche Ingenia und Leute an, und macht sie geschickt zu einer jeglichen Fakultät und Kunst, wie und so viel er will, durch welche, wiewohl unter groſser Undankbarkeit, eine jegliche Kunst erhalten, lieb und werth gehalten und groſs geachtet wird. Denn was in der Welt nicht geachtet und hoch gehalten wird, das muſs nichts seyn. Ein junges Weib oder Jungfrau, sie sey so schön, als sie nur immer kann, wenn sie nicht Liebhaber hat, so ist doch ein kleiner Unterschied zwischen ihr und einer häſslichen.

Wohlredenheit ist nicht eine gesuchte und angestrichene Schminke der Worte,,sondern eine ſeine geschmückte Rede, die ein Ding und Sache ſein gaschicklich, klärlich und vernehmlich anzeigt, gleichwie ein schönes Gemälde.

Die Philosophia ist der Heiden und Vernunft Theologia: rechtschaffene, wahrhaftige Historien, auch bey den Heiden, zeigen an Gottes Willen, wie stumme Buchstaben.

Musika ist eine halbe Disciplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht. Die bösen Fiedler und Geiger dienen dazu, daſs wir sehen und hören, wie eine ſeine gute Kunst die Musika sey: denn Weiſses kann man besser erkennen, wenn man Schwarzes dagegen hält.

Ein Schulmeister muſs singen können, sonst sehe ich ihn nicht an.

Sänger sind auch nicht sorgfältig, sondern sind fröhlich, und schlagen die Sorgen mit Singen aus, und hinweg.

St. Maria ist mehr celebrirt worden in der Grammatika, Musika und Rhetorika, denn ihr Kind, Jesus.

Die Hebräische Sprache ist vor andern wohl einfältig, aber majestätisch und herrlich, schlecht und wenig von Worten, aber da viel hinter ist; also, daſs es ihr keine nachthun kann. Sie ist die reichste in Wörtern, rein, bettelt nicht, hat ihre eigne Farbe. Die Griechische, Lateinische und Deutsche betteln, die haben viel *compositae*, zusammengesetzte Wörter.

Was von Gott geschieht und sein Werk ist, das soll man dem Gestirn nicht zuschreiben. Die rechte christliche Religion widerlegt solche Mährlein und Fabelworte allzumal.

Mancherley Bücher lesen, macht mehr Verwirrung, denn daſs man etwas Gewisses und Standhaftes daraus lernt. Gleichwie die, so allenthalben wohnen, wo sie hinkommen, und bleiben an keinem gewissen Orte, die wohnen nirgend und sind an keinem Orte gewiſs daheime. Und gleichwie wir in der Gesellschaft nicht täglich aller guten Freunde Gemeinschaft brauchen, sondern etlicher wenigen und auserlesenen; also soll man sich auch an die besten Bücher gewöhnen, und sich dieselben gemein machen und auf ein Näglein können.

Wenn Gott zürnte und die Gelehrten aus der Welt wegnähme, so würden die Leute gar zu Bestien und wilden Thieren; da wäre kein Verstand noch Witz, kein Recht, sondern eitel Rauben, Stehlen, Morden, Ehebrechen und Schadenthun,

---

Es muſs gelitten seyn: denn gleichwie die Gerste, daraus man Bier brauet, und der Flachs, daraus man Leinwand macht, muſs viel leiden, ehe er zum rechten Gebrauch kömmt und das Ende erreicht, darum er gesäet wird; also müssen die Christen viel leiden, müssen gesäet, geraffelt, gedroschen werden u. s. w.

Ein Concilium soll ein Fegfeuer seyn, soll die Kirche reformiren und reinigen, und wenn neue Irrthümer und Ketzerey aufkommen und einreiſsen wollen, die alte, rechte, reine Lehre confirmiren, bestätigen und erhalten, neuen Feuern wehren und dieselben löschen und falsche Lehre verdammen.

Musika ist eine schöne, liebliche Gabe Gottes; sie hat mich oft also erweckt und bewegt, daſs ich Lust zu predigen gewonnen habe. Ich gebe nach der Theologie der Musica den nächsten Locum und höchste Ehre.

Schulen, die da wachsen und zunehmen, sind Früchte des Worts und Sämlein der Kirchen.

Anhang.

Einige geistliche Lieder.

I.

Es woll' uns Gott genädig seyn
Und seinen Segen geben;
Sein Antlitz uns mit hellem Schein
Erleucht' zum ew'gen Leben!
Daſs wir erkennen seine Werk'
Und was ihn liebt auf Erden,
Und Jesus Christus Heil und Stärk'
Bekannt den Heiden werden
Und sie zu Gott bekehren.

So danken Gott und loben dich
Die Heiden über alle!
Und alle Welt die freue sich
Und sing' mit groſsem Schalle,
Daſs du auf Erden Richter bist,

Und läſst die Sünd' nicht walten;
Dein Wort die Hut und Weide ist,
Die alles Volk erhalten,
In rechter Bahn zu wandeln.

Es danke, Gott, und lobe dich
Das Volk in guten Thaten!
Das Land bringt Frucht und bessert sich,
Dein Wort ist wohl gerathen.
Uns segne Vater und der Sohn,
Uns segne Gott der heil'ge Geist,
Dem alle Welt die Ehre thu',
Vor ihm sich fürchte allermeist.
Nun sprecht von Herzen: Amen!

II. *).

Ein' ſeste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr' und Waffen.
Er hilft uns frey aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alte böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meynt;
Groſs' Macht und viel List
Sein' grausam' Rüstung ist,
Auf Erd'n ist nicht seins gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren:
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer er ist?
Er heiſst Jesus Christ,
Der Herre Zebaoth,
Und ist kein ander Gott,
Das Feld muſs er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Und wollt'n uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,

---

*) Die Melodie ist von Luthern selbst verfertigt

Es soll uns doch gelingen.
Der Fürste dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
That er uns doch nichts;
Das macht er ist gerich't,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein'n Dank dazu haben,
Er ist bey uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laſs fahren dahin,
Sie haben's kein'n Gewinn,
Das Reich Gottes muſs uns bleiben.

III.

Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute neue Mähr',
Der guten Mähr' bring' ich so viel:
Davon ich sing'n und sagen will.

Euch ist ein Kindlein heut gebor'n
Von einer Jungfrau auserkor'n;
Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll eur' Freud' und Wonne seyn.

Es ist der Herr Christ unser Gott:
Der will euch führ'n aus aller Noth;
Er will eu'r Heiland selber seyn,
Von allen Sünden machen rein.

Er bringt euch all'n die Seligkeit,
Die Gott der Vater hat bereit't:
Daſs ihr mit uns im Himmelreich
Sollt leben nun und ewiglich.

So merket nun das Zeichen recht,
Die Krippen, Windelein so schlecht:
Da findet ihr das Kind gelegt,
Das alle Welt erhält und trägt.

Deſs laſst uns alle fröhlich seyn,
Und mit den Hirten gehn hinein,
Zu sehn, was Gott uns hat beschert,
Mit seinem lieben Sohn verehrt.

Merk' auf mein Herz und sieh dort hin!
Was liegt dort in dem Krippelein?
Weſs ist das schöne Kindelein?
Es ist das liebe Jesulein.

Bis willkommen, du edler Gast!
Den Sünder nicht verschmähet hast,
Und kömmst in's Elend her zu mir;
Wie soll ich immer danken dir?

Ach Herr, du Schöpfer aller Ding',
Wie bist du worden so gering!
Daſs du da liegst auf dürrem Gras,
Davon ein Rind und Esel aſs.

Und wär' die Welt vielmal so weit,
Von Edelstein und Gold bereit't:
So wär' sie dir doch viel zu klein,
Zu seyn ein enges Wiegelein.

Der Sammet und die Seiden dein
Das ist grob Heu und Windelein:
Darauf du König, so groſs und reich,
Herprangst, als wär's dein Himmelreich.

Das hat also gefallen dir,
Die Wahrheit anzuzeigen mir,
Wie aller Welt Pracht, Ehr' und Gut
Vor dir nichts gilt, nichts hilft, noch thut.

Ach, mein herzliebes Jesulein!
Mach' dir ein rein sanft Bettelein,
Zu ruhn in meines Herzens Schrein,
Daſs ich nimmer vergesse dein.

Davon ich allzeit fröhlich sey;
Zu springen, singen immer frey
Das rechte Susaninne schon
Mit Herzenslust den süſsen Ton.

Lob, Ehr' sey Gott im höchsten Thron,
Der uns schenkt seinen ein'gen Sohn;
Deſs freuet sich der Engel Schaar,
Und singt ein solches neues Jahr.

IV.

Vom Himmel kam der Engel Schaar,
Erschien den Hirten offenbar.
Sie sagten ihn'n ein Kindlein zart,
Das liegt dort in der Krippen hart.

Zu Bethlehem, in Davids Stadt,
Wie Micha das verkündigt hat:
Es ist der Herre Jesus Christ,
Der euer aller Heiland ist.

Deſs sollt ihr billig fröhlich seyn,
Daſs Gott mit euch ist worden ein:
Er ist gebor'n eu'r Fleisch und Blut;
Eu'r Bruder ist das ew'ge Gut.

Was kann euch thun die Sünd' und Tod?
Ihr habt mit euch den wahren Gott:
Laſst zürnen Teufel und die Höll'!
Gott's Sohn ist worden eu'r Gesell.

Er kann und will euch lassen nicht,
Setzt nur auf ihn eur' Zuversicht:
Es mögen euch viel' fechten an;
Dem sey Trotz, der's nicht lassen kann.

Zuletzt müſst ihr doch haben recht;
Ihr seyd nun worden Gott's Geschlecht:
Deſs danket Gott in Ewigkeit,
Geduldig, fröhlich allezeit.

V.

Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, wir danken dir!
Dich Gott Vater in Ewigkeit
Ehret die Welt weit und breit.
All' Engel und Himmelsheer,
Und was dienet deiner Ehr';
Auch Cherubim und Seraphim,
Singen immer mit hoher Stimm':
  Heilig ist unser Gott!
  Heilig ist unser Gott!
  Heilig ist unser Gott, der Herr Zebaoth!
Dein' göttlich' Macht und Herrlichkeit
Geht über Himmel und Erden weit.
Der heiligen zwölf Boten Zahl,
Und die lieben Propheten all',
Die theuren Märtyrer allzumal
Loben dich, Herr, mit groſsem Schall.
Die ganze werthe Christenheit
Rühmt dich auf Erden allezeit.
Dich Gott Vater, im höchsten Thron,
Deinen rechten und ein'gen Sohn,
Den heil'gen Geist und Tröster werth
Mit rechtem Dienst sie lobt und ehrt.
Du König der Ehren, Jesu Christ,
Gott Vaters ew'ger Sohn du bist.
Der Jungfrau'n Leib nicht hast verschmäht,

Zu erlösen das menschlich' Geschlecht:
Du hast dem Tod zerstört sein' Macht,
Und alle Christen zum Himmel bracht:
Du sitzest zur Rechten Gottes gleich
Mit aller Ehr' ins Vaters Reich:
Ein Richter du zukünftig bist
Alles, was todt und lebendig ist.
Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein,
Die mit dein'm theuren Blut erlöset seyn:
Laſs uns im Himmel haben Theil,
Mit den Heiligen im ew'gen Heil.
Hilf deinem Volk, Herr Jesu Christ,
Und segne, was dein Erbtheil ist,
Wart' und pfleg' ihr'r zu aller Zeit
Und heb' sie hoch in Ewigkeit.
Täglich, Herr Gott, wir loben dich,
Und ehr'n deinen Namen stetiglich.
Behüt' uns heut, o treuer Gott,
Vor aller Sünd' und Missethat.
Sey uns gnädig, o Herre Gott!
Sey uns gnädig in aller Noth!
Zeig' uns deine Barmherzigkeit,
Wie unsre Hoffnung zu dir steht.
Auf dich hoffen wir, lieber Herr:
In Schanden laſs uns nimmermehr!
Amen!

Johann Fischart.

Vorwort.

Johann Fischart, der sich in seinen Schriften auch Mentzer (oder durch Buchstabenumkehrung Retznem), Elloposkeros u. s. w. nennt, aus Straſsburg *) gebürtig, war Doctor der Rechte und Reichskammer-Advocat, um 1586 Amtmann zu Forbach bey Saarbrücken, und starb noch vor 1591.

---

*) Küttner in den „Characteren deutscher Dichter und Prosaisten" verwechselt ihn mit dem Frankfurter Rechtsgelehrten Johann Fischard.

Unter seinen vielen, zum Theil jetzt seltnen, satyrischen Schriften, die man bey **Flögel**, **Koch** und **Jördens** vollständig angegeben findet, ist besonders seine freye Nachbildung des ersten Buchs von **Rabelais** „**Gargantua**" berühmt, die von 1552 *) bis 1631 zwölfmal aufgelegt, und in neuern Zeiten von Dr. Eckstein (dem 1819 zu Kopenhagen als Secretär der Kön. Dän. Generalwegcommission gestorbenen C. L. Sander) in 3 Theilen (Hamb. 1785—87) umgearbeitet worden ist. Ausserdem schrieb er ein podagrammisch Trostbüchlein; Flohhatz; Bienkorb des heil. Römischen Immenschwarms u. s. w.

---

*) Der vollständige Titel dieser ältesten Ausgabe heiſst: Affentheuerlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung, von Thaten und Rathen von kurzen langen weiten Vollem beschreiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantua und Pantagruel, Königen in Utopien, Jedewelt und Nienenreich, Soldan der neuen Kanarien und Oudyssen Inseln: auch Groſsfürsten im Nubel Nibel Nebelland, Erbvogt auf Nichilburg, und Niederherren zu Nullibingen, Nullenstein und Nirgendheim. Ehwan von M. Franz Rabelais französich entworfen: Nun aber überschrecklich lustig in einen deutschen Modell vergossen, und ungefährlich obenhin, wie man den Grindigen lauset, in unser Mutter Lallen über oder drunter gesetzt. Auch zu diesem Druck wie-

„Fischart" — sagt Küttner a. a. O., „war unstreitig der lustigste Kopf seiner Zeiten, ein Lacher von ausgelassener Laune, reich an dropligten Späſsen und Schnaken, an doppelsinnigen

---

der auf den Ambos gebracht und dermaſsen Pantagruelisch verposselt, verschmidt und verdängelt, daſs nichts ohn ein Eisen Nisi dran mangelt: durch Huldrich Elloposcleron. — In diesem Werke findet man auch eine der ältesten Proben des Deutschen Hexameters.

Scherzen und Persiflage; ein Meister im herrschenden Tone der damaligen Nationalsatyre... Freyer und toller ist wohl keiner je mit dem Genius unsrer Sprache umgesprungen ... In vielen Ausdrücken herrscht Fülle des höchsten Komischen und der beiſsendste Scherz; viele sind selbst für unsre Zeiten in der burlesken Sprache brauchbar, und dem Sinne nach unerschöpflich reich und stark" u. s. w.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

Aus
Fischarts Geschichtsklitterung.

(Nach Eckstein.)

Fischarts Rede

an alle Nebelverkappte, Witztrunkene und unpolirte Saueressigs von Atika.

Groſsmächtige, Hochgelehrte, Eitele, Ehrenfeste, insonders liebe Herren, Gönner und Freunde!

Eure Liebden sollen wissen, daſs die alten Spartaner das Sprüchwort: Ein Unflath verleidet es dem andern, wahr zu machen, keine bessere Weise gewuſst haben, ihrer jungen Bürgerschaft die Trunkenheit zu verleiden, als daſs sie bey gewissen Festen an einem offenen Platze in Beyseyn ihrer Kinder, ihre Knechte sich toll und voll saufen lieſsen, damit sie sich an ihrem viehischen Unwesen spiegeln möchten. Eben so hat auch zu unsrer Zeit (1550) ein namhafter Fürst, den Lumpenhöſslern und Jungherren ihr Zottengelumpe zu verleiden, eines Tages einen Henker in der neuen Kleidungsweise, die damals Braunschweigisch hieſs, auf die Schloſsbrücke gestellt, wo alle Hofleute vorbeygingen, und hat dennoch damit soviel geschafft, daſs die Lumpen an den Hosen abgekommen sind. Pflegen nicht auch etliche Eltern ihre Kinder mit zur Richtstätte zu nehmen, wenn man einen Uebelthäter hinausführt, um sie von Lastern und Bubenstücken abzuschrecken? Wenn nun Beydes, die alte und die heutige Welt, solche komödische Art, der Leute Scham (wo sonsten noch einige im hintersten Schlupfwinkel bey ihnen verborgen seyn sollte) zu erwecken und bis in die Wangen hinauf zu jagen, nützlich befunden haben: was sollten wir uns denn dieses Kunstmittels schämen? Sollte aber ich oder ein andrer Meister der Satyrzunft darum ein Schmutzkolbe seyn, weil wir euch und euresgleichen als Schmutzkolben abmalen? Sollten die Spartaner, weil sie Trunkenbolde vorstellten, Trunkenbolde genannt werden? Oder der Fürst, weil er Hosennarren aufstellt, ein Hosenlumpe? Oder die Eltern, weil sie ihren Kindern Galgenschwengel vorspiegeln, Galgengenossen? Noa sey nit, sagt der Abt. Was kann der Spiegel davor, daſs er den Mohren schwarz, und den ohrenlosen Nickel List ohne Ohren abbildet? Der Kuhfladen, daſs er einem die Nase abdrückt, wie man hineinfällt? Die Blume, daſs Spinnen Gift aus ihr saugen?

Und Meister Paracelsus, daſs ihm der Henker 21 Knechte aufgeknüpft. Der Spiegel wird darum nicht schwarz, wenn gleich der Beelzebub hineinsieht; die Sonne kein Sumpf, wenn sie gleich ihr Wasser aus Pfützen zieht; und der Arzt nicht krank, wenn er gleich mit Kranken umgeht. Ich mache es wie die Griechischen Philosophen, welche auf alle Kirchweihen, Messen, Märkte und Carnevale zogen, nicht zu kaufen, sondern zu sehn; und Gassenleute waren für Kaufleute. Ich sorge nicht, wie jener Cardinal, der nicht durch Genf ziehen wollte, damit nicht die Luft ihn ketzerisch machte. Nehmt ein Beyspiel an mir, liebe Herren; und scheuet euch nicht vor Groſsmauls wüstem Trinkgelage. Leset mein Büchlein als eine Arzney wider das Erschieſsen und Grillenfangen; und verwerfet es nicht, weil es gleich nicht überall so wohl riecht, als eurer Jungherren Schopf und Schädel! Verwirft man doch nicht gleich ein ganzes Buch wegen etlicher zu freyen Worte. Kann nicht das ohrenzarte Frauenzimmer die Zoten in Boccazens Novellen ertragen? und läſst man den Schulen nicht manche leichtfertige Poeten, als den Martialem, Ovidium, Plautum, Juvenalem, Paggium, Bebelium, und mehrere Komödien- und Satyrenschreiber, denen das Lachen angeboren ist.

Wollt ihr nun etwas, des Autors Person betreffend, anhören? Wisset demnach, liebe Herren, daſs er, Franz Rabelais, einen bösen Ruf hat, als ob er ein gottloser Geselle, Atheist und Epikurer gewesen sey. Ein Heiliger ist er nicht gewesen: und ich verlange auch nicht, daſs ihr ihn dafür anbeten sollt. Aber wenn man aus seinen Schriften auf seinen Wandel schlieſsen will, so entschuldigt er sich dessen redlich in seiner Dedication an den Cardinal von Castillon, und meynt, man müsse ein altes Goldstück und Banknote nicht wegen ihres Schmutzes, und das Korn nicht um seiner Spreu willen wegwerfen... Unser Autor ist auch wirklich bey Hoch und Niedrig beliebt gewesen; bey den Königen von Frankreich, bey der Königin von Navarra, bey Geistlichen, Gelehrten und Poeten, wegen seiner Wohlbelesenheit, Arzneykunde, und vorzüglich wegen seines Diogenischen Lebens und Schreibens. Denn damit ihr auch dies daneben wisset, er war ein Doctor der Arzney, und fand als Physicus seine Natur im höchsten Grade trocken. Deshalb muſste er denn täglich Wein drauf gieſsen, welches wir ihm gar nicht verdenken.

Als Arzt fand er es auch für gut, Pantagruelsche Annalen zu schreiben. Denn Hippocras im sechsten Buche lehrt, daſs ein rechtschaffener Arzt in allem Thun und Wandel darauf sinnen sollte, die Leute auf alle mögliche Weise durch Arzney, Worte und Geberden bey Gesundheit zu erhalten. Nun ist es aber erweislich, daſs mehrmals Krankheiten in der Seele aufquellen, und sodann durch den Leib sich ergieſsen und hervorbrechen. So ersah es der wohlerfahrne Arzt Erasistrat an des Königs Antiochus Puls, daſs er an Liebe für seine Stiefmutter darnieder liege. Demzufolge muſs denn der Arzt auch das Uebel von Seiten der Seele angreifen, und es durch gedeihliche Schwänke in den groſsen Lethestrom ableiten. Er muſs keinen trösten, wie Callianax seinen Kranken, der ihm auf die Frage, ob er sterben würde, zur Antwort gab: Ey ja, ist doch wohl des Kaisers Koch gestorben! Eben deshalb erlaube ich auch dem Doctor, sich zuweilen ein Räuschlein zu trinken, um lustiger zu seyn. Denn er wird einen Kranken lustiger und getroster machen, als ein langweiliger Phantast, der eben so viele Stirnrunzeln als Locken in seiner Alongenperücke hat. Wiſst ihr nicht das Stücklein von jenem Philosopho, der sich ob eines Affen Possen gesund lachte? Er sah nämlich, wie Märten den Doctormantel und das Barett vom Nagel nahm, und sich so ordentlich wie der beste Dorfscheerer geberdete. Und gewiſs, ein Affe im Doctormantel sieht lächerlich aus: ich hab's erfahren. Der groſse Spottvogel Erasmus hat bey den Episteln *obscurorum virorum* also gelacht, daſs ihm ein böses Geschwür platzte, welches man ihm sonst mit Gefahr hätte müssen aufschneiden. Galenus schreibt, der Aerzte Vater, Aesculap, habe lächerliche Liedlein gedichtet, der Kranken Lunge und Leber zu üben und Feuer in kalte Leute zu hauchen, und Asklepius, der Wunderdrometer, hat mit Drometen Taube hörend, vielleicht aber auch im engen Kämmerlein Hörende taub gemacht. Derowegen nun, liebe Herren, hat denn auch Rabelais, seinem Lehrer Hippocras Gnüge zu thun, diese Materien zum Lachen zusammengetragen. Nehmet davon für eure Erquickstunden, Spazierzeiten, Spiele, Feste, auf Reisen, bey Gastmählern und statt des Schlaftrunks.

Was den Dolmetscher betrifft, so habe ich den Franzmann in Deutsch kleiden wollen, um keinen ungeschicktern Schneider drüber zu leiden. An Worte und Ordnung habe ich mich wenig gebunden; ich habe ihn kastrirt und seine Blössen mit Fleisch bekleidet; und wenn er mir aus der Kuhweide ging, habe ich ihn billig vertirt, das ist, umgewandt.

Subscripsit

Euer Liebden muthwilliger

Huldrich Elle Poscleros.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Von dem uralten Stamme der Sultane von Durstwelt, und wie wundersam die Documente davon aufgeſunden worden.

Damit nicht das wasserlechzende Pferd (ich meyne den groſsgünstigen Leser) sich übertrinke und verfange, so muſs ich es für die erste Brunst ein wenig einzäumen. Denn was wäre mir mit eurem Schaden gedient? Werdet derohalben nicht ungeduldig, wenn ich euch gleich anfangs hinterrücks in die Chronik des allerdurchlauchtigen Stammes hinaufführe, wo ihr im andern Buche, welches auf das erste folgt, unsers Groſsmauls und Gargantua Urahnenregister und Geschlechtstafel nach allem Wunsche und Begehren vorfinden werdet. Da werdet ihr denn auch lesen, wie zuerst die Riesen, Giganten, Enackskinder, Kerle, Rolande und Helden auf die Welt kamen, und wie von ihnen in grader Linie unsre Pantagruels abstammen. Laſst es euch, wie gesagt, nicht verdrieſsen, daſs ich erst euren Zahn wetze, da ihr schon tafeln wollt, und euch anderswohin rufe, da ihr schon eure Ohren gespitzt habt. Die Sache ist in der That so beschaffen, daſs jemehr man das Korn umschüttet, desto mehr es auch eurer Herrlichkeit wohl gefallen und wohl bekommen kann. Wie euch denn solches Plato im Philebo und Gorgia lehret, auch Flakkus. Es gibt Dinge, sagt dieser, die desto angenehmer werden, jemehr man sie käut und wiederkäut, wie z. B. der Rhabarber.

O wie köstlich und überköstlich wäre es, wenn Jedermann sein Geburtsregister von Staffel zu Staffel aus dem Schiffe des Noah eben so zuverläſsig schöpfen und am Brunnenseile heraufziehen könnte, wie wir der Pantagruels und Bonfin seiner Boras, Damas, Chulchas, Bulchus und Attila zu Tage gefördert haben: O wie würde der beschildete Markolphus auf seine Vorfahren mit dem Dreschflegel so stolz werden! Aber nicht Jeder hat das Glück, daſs er ungeschlagen den Pabst erblickt. Ich bin der Meynung, daſs es in unsern Tage manche Könige, Fürsten, Päbste und Herren gebe, besonders solche unter ihnen, die ihre Unterthanen, wie Heringe, bey Schiffsladungen verkaufen, die nur von Thorhütern, Eseltreibern, Holzträgern und Kistenfegern herkommen. Denn ein niedriges Gemüth deutet ja wohl auf unedel Geblüt. Und gegenseitig mögen manche arme Teufel, Landstreicher, Bärenzieher, Kesselflicker und Balladensänger von Königen, Päbsten und Bischöfen hochgeboren seyn, wie denn auch Plato schon die Möglichkeit solcher Wunder behauptet. Kommen nicht die Türkischen Kaiser von dem Arabischen Kameeltreiber Mahomed? Die Persischen Schachs von einem königlichen Köcherträger? Und was ist es Wunder? Die Erde streift ihre Haut ab, wie eine Schlange, und verwandelt sich unaufhörlich, wie eine Schauspielerin, die täglich neue Rollen spielt. Kaiserthümer und Königreiche wechseln, von den Assyrern und Chaldäern zu den Medern, von den Medern zu den Persern, von den Persern zu den Macedoniern und Griechen, von diesen zu den Römern, von den Römern wieder zu den Griechen, von den Griechen zu den Deutschen Franken; bald vom Herrn zum Knecht, bald vom Knecht zum Herrn; bald vom Weibe zum Mann, bald vom Mann zum Weibe (in ihren Händen lasse ich das Ruder): und tausend andere Völker zu geschweigen, der Europäer in den Indien, der Mauren in Spanien, der Spanier in Italien, der Italiener in Frankreich, der Juden unter Christen, der Schotten in Preussen, der Franzosen in Deutschland, der Engländer in den Niederlanden, der Deutschen in Moscau und Nordamerika, der Russen in Polen, der Polen in Ungarn, der Ungarn in der Türkey, und so eine unabsehliche Litaney hinunter. So kugelt es im Kreise herum, wie sollte es nicht Kegel geben? Schlägt man vollends in der Geschichte das Hauptstück auf von den Auswanderungen, wenn Frösche, Schnecken, Mäuse, Unruh und Ueberdruſs der Heimath die Völker plagten; wo dann ein Ende? Da gibt es Angeln, Cimbern, Teutonen, Gothen, Normannen, Hunnen, Avaren, Saracenen, Longobarden, Slaven, Markomannen, Walen, Wenden und Wandalen, die sich unter einander gewendet, gewallt und gewandelt haben, wie ein Topf voll Hornissen. Und in welches Land verlaufen sich nicht die Schwaben? Fragte doch jener Würtemberger, sobald er in Japan an das Ufer trat ist nicht ein guter Geselle von Böblingen hier? Wahrlich, dieser unruhige Ameisenhaufen von Menschen muſs den Einwohnern des Himmels ein drolliges Schauspiel geben! Völker mischen sich unter Völker, und Stände unter Stände, wie das Wasser der Wolken mit dem Wasser des Meers im ewigen Kreise. Das feindliche Heer ermordet die Männer, und läſst den Weibern Lebendiges genug zurück.

(Die Herren übertreffen in unsern Zeiten beynahe den Kaiser Prokulus, der dem Senat meldete, um ihm den Triumph zu bereiten, wie er in Sarmatien, er allein, in vierzehn Tagen und Nächten, aus hundert Mädchen, mit Ovidischer Kunst, hundert Frauen gemacht habe. Schiffer umsegeln die Erde, und ihre Weiber lassen sich das nicht in ihren Kindbetten hindern. Der Edelmann wächst mit dem Kammermädchen zusammen, und seine Dame findet des Kutschers Umarmungen kräftig. In den Städten sind weder Frau noch Magd, und auf dem Lande weder Müllerin noch Eselin sicher. Was Wunder also, daſs mancher Lump dem Kaiser Octavian ähnlich sieht; daſs der Edelleute Kinder dem Müller, und des Müllers Kinder dem Edelmann ähneln?) Und daſs ich mich, der ich jetztund rede, allein zu einem Exempel aufwerfe, so glaube ich wirklich, daſs ich von einem reichen Könige oder Fürsten aus der alten Welt auf diese Werkstatt kommen sey. Denn ihr habt euer Lebenlang keinen Menschen gesehen, der lieber reich und ein König wäre, als ich. Wo ich noch Höfe gesehen habe, so däucht mir, daſs sich die Herren das Leben mit Grübeln und Nachtwachen nicht erschweren. O wie könnte ich dann, so träume ich, in Herrlichkeit und Freude leben! Ich dürfte nicht bis auf das Blut arbeiten; dürfte mich nicht vor vergoldeten Pinseln und hochgeborenen Taugenichtsen bücken, und dürfte meine Nachbarinnen, Wissenschaft und Kunst, nicht nach Brod gehen lassen. Heysa, welch ein Leben! Nun vielleicht regnet es morgen alte Schildthaler.

Aber nun wieder auf das durchlauchtige Haus der Pantagruele, Huckepacke, Groſsmäuler und Gargantuas zu kommen, so sage ich, daſs durch besondere Schickung des Himmels die Documente seines Alters auf wundersame Weise an das Tageslicht gezogen seyn. Denn als der König Wasso von Wesel, dem süſsen Weine nachspürend, in Gesellschaft vieler süſswassergierigen Lachse den Rhein herauf strich und die von den Alemannen zerstörte Stadt Augst wieder aufbauen wollte, um sie nach sich Wassel nennen zu können; so lieſs er zu dem Ende den Grund umgraben. Und siehe, seine Knechte, Schanzgräber und Schaufler stiessen auf einen kupfernen Boden, dessen Länge und Breite sie nach einem vollen Jahre noch nicht zu erschaufeln vermochten, so wenig als Cäsar des Schwarzwalds Ende erreiten konnte. Auch waren sie wohl ihr Lebenlang mit dieser Arbeit nicht fertig geworden, weil dieser kupferne Todtenkästen bis zu den vier Weltmeeren reichte, und das hundert Klafter lange Grab des Macroseir bey Athen weit, weit übertraf. Höret nur! Sein Haupt also lag zwischen Marseille und Genua; die Achsel hier bey Augusta; der Bauch unter dem Eichelstein zu Mainz; sein Latz streckte sich bis gen Cöln unter das Kloster zu den schwarzen Schwestern; den Fuſs badete er bey dem verfallenen Schlosse Katwick gegen England über, wo man weiland die unüberwindlichen Spanier weiſs wusch und mit Heringen einsalzte; die Linke tatschelte und watschelte im Meere bey Rochelle, die Rechte aber ist durch ein Erdbeben etwas verrückt worden, als Atlas die Erdkugel ein Weilchen auf die andre Schulter schob, zu sehen, was der groſse Meerkracken mache, auf welchem die Welt ruhen soll, und wird nun von den Burgunderweinbergen gepreſst. Merkwürdig ist es, daſs beyde Hände auf die Weise noch das Land umfassen, wo dem Ehrenmanne der Rebensaft am besten geschmeckt hat. Ein besonderes Zeichen, wie solches auch der groſse Englische Magier Merlin gedeutet hat.

Als Wasso's Maulwürfe und Schanzgräber genug gegraben hatten, brachen sie den Kasten an einem Orte auf. Ey, potz hundert tausend Franzosen, da hätte Einer seine Lust sehen sollen, wie sich die armen Teufel duckten, als es leere Weinflaschen wie aus einem Wolkenbruch heraufhagelte. Der Verständigste unter ihnen, der ehedem ein Meſsner gewesen war, gab sogleich einen Anschlag, und lieſs aus Fässern, Oxhoften, Tonnen und Flaschen durch groſse Feuerspritzen Burgunder und Champagner entgegenströmen; und, o Wunder! sogleich legte sich das Ungewitter. Der Schalk wuſste wohl, daſs man einem Heiligen Opfer bringen muſs, wie er sie liebt.

Auf dem innern Sarge fanden sie einen weidlichen Pokal eingegraben, und rund umher lief in alten Cimbrischen, Scythischen, Thracischen, Phrygischen und Hetrurischen Buchstaben:

Hic ist nit aliud vivere dan bibere
O Liber pater fac hi libere lebere bibere vivere!

Dies war die hieroglyphische Grabschrift, welche des Höchstseligen ganzes Wesen, wie die leserliche Physiognomie eines Lebendigen, genugsam andeutete. An den Seiten standen neun Fuder groſse antike Flaschen, das Fuder nach dem alten Rastatter, Schlickheimer und Hanauer Maſs gerechnet, fein nach der Ordnung, wie die Kegel oder wie die Krüge zu Cana in Galiläa, und waren obendrein ummauert, daſs sie nicht konnten umfallen, gleich unsern kitzlichen Mädchen. Dieser Flaschenfutter (welche einige Antiquitätendeuter für Kamine, andere für Cisternen gehalten haben) sechs oder sieben finden sich noch heutigestages zu Nirgendheim; und die mir nicht glauben, mögen dorthin wandern! Die mittelste Flasche nun stand auf einem lustigen, dicken, groſsen, schmutzigen, umschimmelten Buche, welches stärker wie Rosen, aber nicht völlig so lieblich duftete: und hierin hat man des Hochseligen Stamm nach recht antiker Art beschrieben gefunden, nicht auf Papier, nicht in Wachs, nicht auf Geisfellen, nicht in Marmor, sondern auf Ulmen oder Nuſsbaumrinden, welche dennoch das mottengefräſsige Alter wider des Kaisers Justinian ausdrückliches Verbot in den Digesten, so jämmerlich zernagt, durchlöchert, abgenutzt und zerkäut hatte, daſs Anfang und Ende schwer zu unterscheiden waren. Deſsungeachtet habe ich in meiner vorigen Seelenwanderung, als ich zur Erforschung dieser raren Antiquität aufgefordert wurde, alles herausgebracht: und ſolgende Geschichtsklitterung ist Beweis davon. Das Geschlecht unsrer Sultane von Nubelland steigt hinauf bis zu dem Fürsten von Babel, dem alle Häuser zu klein waren, und der sich deshalb einen Thurm zu bauen beschloſs, dessen vulkanischer Schornstein die Engelein im Himmel einräuchern sollte. Ich schweige von allen den merkwürdigen Helden, welche ihren Wein aus gehölten Cedern tranken, und komme zu ihrem merkwürdigen Enkel, Groſsmaul, dem unvergleichlichen Vater unsers lieben Gargantua.

Viertes Kapitel.

Wie die schwangre Gurgelmilde Würste iſst und davon eines Kindes geneset.

Die Gelegenheit und Weise, wie Gurgelmilde ihres Kindes genaſs, war ſolgende.

Und wenn ihr es nicht glaubt, entgeht euch das ganze Fundament. Das Fundament aber entging ihr eines Nachmittags, den dritten des Hornung, da eben dasselbe Jahr die heilige Fastnacht, diese heilige Zeit des Fressens und Sauſens, eingetreten war. Die gute Frau hatte der ſetten Baunzen zu viele gegessen. Baunzen, mein Freund, sind ſeiste Magendärme von derben Rindern und Farren: und solcher Polnischen Ochsen hatte Groſsmaul auf hekatombisch dreyhundert sieben und sechzig tausend und vierzehn schlachten lassen. Ja noch zum Appendix doppelt so viele Schweine. Wie viele mögen das seyn?

Was meynet ihr wohl, daſs der ganze gebratene Ochs auf der Krönung zu Frankfurt gegen dieses Schlachtopfer sey? Wenn man schon mit zwanzig Händen muſs den Bratenwender wenden und der Hase mit langen Ohren sich im Bauche hat verloren; und vor Schweinen, Hirschen, Rehen nichts vom Ochsen bleibt zu sehen: was ist es? Wie der Hanna Opfer gegen König Salomons Tempelweihe.

Sultan Groſsmaul hatte mit erfinderischem Kopfe zu diesem Feste ein Mühlenwerk angelegt, welches dreyhundert fünf und sechzig Bratspieſse trieb: und wie hätte er sonst zeitig genug die Braten liefern können? Wundert euch aber über dieses unmenschliche Metzgen nicht. Wie viele Griechische Köpfe fliegen nicht, wenn der unsinnige Ajax unter das Vieh geräth! Genug, Dame Gurgelmilde hatte ein Gelüste nach Ochsen- und Schweinewürsten: und daher war denn den Heerden auf keine Weise zu helfen. Groſsmaul lieſs Würste machen, daſs es eine Lust war! Kuttelflecke, Triebdärme, Bononische Würste *), Braunschweiger Blutwürste, Lukanische Mettwürste, Burgundische Allandrillenwürste, Rollpansen, Fleischwürste, Baunzen, Grütz-

---

*) Bologneser.

würste, Reiswürste, Weckerlin, Bratwürste, und wie die tausenderley Würste sonst noch heiſsen. Aber der Näschereyen war zu viel für vier Personen; und es gehörte zu den Unmöglichkeiten, Alles zu conserviren. Deswegen nun wurden Gäste eingeladen, gute Gesellen, von Süden, Osten, Norden, Westen, und aus allen zwey und dreyſsig Winden des Compasses, die da verstanden zu essen, zu trinken und Kegel zu spielen. Der gute Sultan hatte seine herzliche Freude daran, wie er seine Gäste mit so vielem guten Willen sah die Schüsseln ausräumen, und die Becher leeren; und that nichts anders, als daſs er sie ſein aufmunterte, nicht während der Predigt einzuschlafen.

Seine Gemahlin aber warnte er, als ein schwaches Werkzeug, sich ein wenig zu enthalten, weil sie dem Ziele so nahe wäre. Nimm dich in Acht, sagte er, nimm dich in Acht, mein Täubchen! Würste sind eine unverdauliche Speise! Und dann, setzte er noch hinzu: der muſs wahrhaftig groſse Lust haben, Koth zu käuen, der hinterher auch den Sack friſst und an den Zipfeln noch nagt. Gleichwohl konnte sie nach Art der schwangern Frauen ihr Gelüste nicht überwinden, und aſs der Kutteln und Würste sechszehn Seiſkessel, zwey Wannen und zwey Schaufeln voll. Das reizte nun und trieb die Geburt; ihr ward grün und gelb vor den Augen, der hinterste Theil des Halses warm, der Rückgrat kalt, und die rechte Seite und Brust (sonderbar genug!) wurden spitziger, als die linke u. s. w.

Aus dem fünften Kapitel.

Trinkgesang*).

Den liebsten Buhlen, den ich hab',
Der liegt beym Wirth im Keller;
Er hat ein hölzern Röckchen an,
Und heiſst der Muscateller.
Er hat mich nächten trunken gemacht,
Und fröhlich diesen Tag vollbracht;
Drum geb' ich ihm eine gute Nacht!
Von diesem Buhlen, den ich meyn',
Will ich dir bald Eins bringen:
Es ist der allerbeste Wein,
Macht lustig mich zu singen;
Frischt mir das Blut,
Gibt freyen Muth!
Sieh selbst, was er für Wunder thut!

---

*) S. Voſs's Musenalmanach f. 1779. S. 20.

Sechstes Kapitel.

Wie seltsam und nach Götter Art Gargantua geboren ward.

Indeſs die Herren also durcheinander zechten und lärmten und sangen, begann Gurgelmilde, die gute schwangre Frau, sich nach unten zu sehr übel zu befinden. Groſsmaul sprang in die Höhe, und sprach ihr tröstlich zu, in der süſsen Erwartung, daſs es mit dem Kindlein nun Matthä am letzten sey. Frisch auf, mein Liebchen, rief er, strecke dich hier unter den Linden in das Gras, so geht es desto baſs! Auf, Kameraden, trinkt auf die Gesundheit des Ankommenden! Ein Schelm, wer vom Platze weicht, so lange Mond und Sonne scheinen! Lärmt wie die Korybanten bey Jupiters Geburt, daſs der Vielfraſs Saturn der kreiſsenden Mutter Winseln nicht vernehme! Muth gefaſst, mein Liebchen! der Schmerz ist nur ein Uebergang, und die Lust am

Kindlein dauert bis an das Ende. Drum lustig, lustig, mein Weibchen! Der Bratenwender knarrt schon. Ach, ihr Männer habt gut sprechen, seufzte Gurgelmilde. Versucht einmal ein Kindbett! Nu, nu, Weibchen, das nächstemal will ich es für dich thun. Ueber ein Kleines nachher fing sie jämmerlich an zu seufzen, zu ächzen, zu winseln, zu zittern, zu beben, zu weinen und die Hände zu ringen. Alsobalo sammelten sich um sie Hebammen und weise Frauen, und mischten Schnittlauch, Bingelsaft, Gichtkörner, Gertwurz, Natterwurz, Nesselsamen, Quittenkörner, Balsamrauch, Magdalenenkraut, Basiliskendampf und Nepten, von welchen Allen sie hundertfältig Wunder erlebt hatten. In der höchsten Noth stieſs man ihr Magnetstein zu Drachenkraut, Adlerstein, Smaragden, Korallen, Siebenzeit, Nebelgert, Kamillen, Eisenkrautwasser, Elfenzahn, Bibergeil und unsrer Frauen Eis. Nicht weniger thaten die Wehmütter ihre Gebühr. Warum waren sie sonst auch mit Sturmglocken aus allen umliegenden Oertern zusammen geläutet worden? Die eine hörte ihr die Beichte, die zweyte las, die dritte betete ihr vor, die vierte fühlte hin, ergriff ein Fellwerk von ziemlich üblem Geruch, und meynte, es wäre das Kind. Aber es war nur das Fundament, welches ihr unter der Last von Würsten durch dieMollification des rechtenDarms, sonst Welfmagen genannt, entglitten war. Sogleich waren zwey Meisterinnen der edelsten Kunst bey der Hand, und verfertigten, kochten und gaben ihr ein solch erschreckliches Restrinktif, daſs hundert Brachäcker hätten davon verdorren und neun und neunzig Kühe verrecken können. Auf einmal waren alle Kanäle, Hohlwege, Rinnen und Röhren so vernagelt, verstopft und verriegelt, daſs ihr es mit Eberzähnen nicht hättet erdietrichen mögen. Diesem neuen Unfall zu wehren, wurde die Seitenwehr der Gebärmutter mit Hasenlupp bestrichen. Und was geschah nun? Der arme Knabe im Mutterleibe erschrack davor und nahm das Hasenpanier. In der Verwirrung des Schreckens gerieth er in die krause Hohlader, zappelte, lief, tappte und kam endlich bis unter die Achseln, wo sich die obgedachte Ader in zwey Scheidewege theilt. Hier besann er sich nicht lange, wie weiland Herkules; sondern nahm seinen Weg zur Linken durch die königliche Weinstraſse, und kam endlich — o Wunder über Wunder! — durch das linke Ohr zum Vorschein. Kaum war nun das Wunderkind nicht geboren, sondern erohrt, so schrie es nicht mi! mi! mi! auch nicht auf herodetisch Becke! Becke! Becke! auch lachte es nicht, wie der groſse Zoroaster und Torquato Tasso (denn das Lachen verschob er noch vierzig Tage, um sich nicht an den Naturforschern zu versündigen) sondern es rief mit heller Stimme: zu trinken!

zu trinken! *à boire! à boire! bibendum quid!* als ob er das ganze Säuferreich laut aufforderte. — Wenn ihr es nicht glaubt, ihr Herren, so ſicht es mich nicht an. Aber ein Biedermann glaubt allezeit, was man ihm erzählt, und vorzüglich, was Schwarz auf Weiſs gedruckt ist. War diese Auffahrt an des Tages Licht etwa wider die Natur, oder wider die herrschende Mode? Hoha! ihr habt Vieles nicht erlebt. Es gibt Manches im Himmel und auf Erden, wovon eure Philosophie sich nichts träumen läſst. Leset nur den *Trallianus de mirabilibus.*

Da sehen Sie, meine Herren und Damen — der Vorhang fliegt auf! — einen Bauer, der in diesem Moment begriffen ist, in einer Purgam einen Igel von sich geben; da kommen, geben Sie wohl Acht, Indianer, die auf den Ohren der Esel reiten; da stolziert ein Cavalier auf einem halben Pferde daher, dem unterwegs ein fallendes Gitterwerk die andre Hälfte geraubt hat; da springt — geben Sie wohl Acht! es ist ein rares Stück! — da springt ein Franzose über den Zaun, und ein Preuſsischer Husar haut ihm die Schuhsohlen glatt unter dem Schuhe weg, ohne den Fuſs zu schimpfiren; und zu guter letzt liegt da ein Bauer im Bette, der mit dem Geiste vom gesoffenen Branntwein es angebrannt hat, und es glücklicherweise mit dem Wasser der Angst löscht! Ich bitte euch, verkümmert euch nicht das Leben und Lesen mit eiteln Grillen. Ist nicht Bacchus dem Zeus aus der Hüfte geschlüpft? Krochen nicht die vier Aymonskinder aus dem Pantoffel ihrer Säugamme hervor? Sprang nicht Minerva aus Jovis gespaltenem Schädel? Wuchs nicht Adonis aus der Rinde des Myrtenbaums? Piepten nicht Castor und Pollux aus den Eyern der Leda herauf? Entstanden nicht die ersten Menschen aus den Steinen Deucalions und Pyrrha's? Ihr würdet euch schon noch mehr wundern, wenn ich euch hier das ganze Kapitel vom Plinius vorexponiren wollte, worin er von Wundergeburten handelt. Nein, immer bin ich wahrlich nicht so ein zuversichtlicher Lügner, wie er.

Siebentes Kapitel.

Wie Gargantua seinen Namen bekommen und sein erstes Leben zubrachte.

Der gute Mann Groſsmaul hörte, trotz Becherklang und Rundgesang, den schrecklichen Nothschuſs und Feuerruf seines Buben, und lief hinzu. Heda, rief er, du Gurgellandfahrer, brennt es? sollen wir löschen? Und auf einmal rief der ganze Haufen einhellig: der Prinz müsse Gurgellandfahrer heiſsen, nach der Weise der alten Hebräer, weil der Vater ihn so zuerst gerufen habe. Dies gefiel dem Sultan nicht wenig, und der Mutter desgleichen. Der Knabe wurde also, nachdem man seinen angebornen Durst nach Wein gestillt hatte, zur nächsten Quelle getragen, nach der Gewohnheit guter Christen getauft und Gurgellandfahrer genannt.

Aber wie ist nun daraus Gargantua worden? Ganz natürlich, mein Freund! Erinnere dich nur, um ein Beyspiel für hunderttausende zu geben, wie sich so ganz und gar auf der weiten Reise von Rom über den Apennin, die Alpen und das Gebirge Jura der Lateiner *caballus* in *cheval* verwandelt hat. Eben so metamorphosirten auch Ammen, Freunde, Gevatter, Verwandte und Bekannte den kleinen Gurgellandfahrer.

Liebkosende Zärtlichkeit eilt gern zu Ende, liebt die einsylbigen, und höbelt und glättet die ellenlangen Namen so lange, bis ein kleiner, artiger herauskömmt. Daher hieſs unser Prinz bald Gurgelchen, bald Gurgellandchen, bald darauf Gargantchen, und endlich, als aus Hänschen Hans ward, Gargantua. Und es wurden siebenzehn tausend, neun hundert und dreyzehn Kühe aus der Schweiz, aus Polen, aus Ungarn und Holstein verordnet, das liebe Gurgelchen, fein ordentlich nach der Tabulatur, einen Tag um den andern zu säugen. Denn es war platterdings unmöglich, sattsam vermögende Ammen für ihn aufzutreiben, in Betracht der groſsen Quantität Milch, welche zu seiner Nahrung aufging. Was einige Herodote vom Helden Olgier schreiben, wie er nämlich, seiner Korpulenz halber, gleich nach der Geburt vier Milchflaschen, das ist, zwey Säugammen gebraucht habe: das ist Spielwerk und Tändeley gegen das Bedürfniſs unsers Helden. Ein gewisser Doctor von Greifswalde behauptet zwar, Gurgelchen habe seine leibliche

Mutter gesogen, und aus ihren Brüsten jedesmal tausend vierhundert und zwey Maſs zapfen können. Aber diese Meynung ist unwahrscheinlich, klingt keuschen Ohren nicht wenig ärgerlich, und schmeckt beynahe nach Ketzerey. Denn, nach dem Ausspruche der Herren Rechtsgelehrten, darf kein edles Weib ihr Kind säugen. *Doct. in aliment. C. De neg. gest.*

Als Saugthier verlebte Gurgelchen ein Jahr und zehn Monate. Länger ist er seinen vierfüſsigen Ammen nicht beschwerlich gewesen.] Denn nun achteten die Aerzte es hohe Zeit, das Kindlein zu tragen, zu schaukeln und auf einem Teppiche kriechen zu lassen. Damit er auch bald gehen lernte, lieſs der groſse Sultan von dem berühmten Künstler Rönzen aus Neuwied einen Rollwagen verfertigen, wofür Ihre Majestät dem Erfinder zwanzig tausend goldne Pantagruels auszahlte, ein Geschenk von fünf tausend Pantagrueld'or und eine goldne Dose nicht einmal mitgerechnet. Ihre Majestät pikirten sich, Künste zu schätzen, und ihre Söhne zu belohnen. So haben wir es erlebt, daſs Sie einen Virtuosen, der es unnachahmlich schön verstand, wie ein Ferkelchen zu grunzen, mehr Gold zuwägen lieſs, als zwanzig tausend arme Familien bedurft hätten, sich für den Winter ein Schwein zu schlachten. Der gute Sultan hatte das Geld im Ueberfluſs, und es machte ihm wenig Mühe, es von seinen Unterthanen einzunehmen. Was hätte ihn hindern sollen, groſse Verdienste zu belohnen? Der Rollwagen des Rheinischen Kunstlers war in der That so viel Geld werth, als er schwer war: und das Wägelchen mochte doch ohne Fracht wohl ein Paar Dutzend Pferde nöthig haben, um aus der Stelle zu kommen. In dieser artigen Maschine nun führte man unsern Infanten vom Nubelnibelnebelland recht vergnüglich spazieren; und es war nicht ohne Ergötzen anzusehen, wie er mit Händen und Füſsen arbeitete, sobald die Maschine stecken blieb, wie er schrie, wie er zappelte, (und wie er endlich in der höchsten Noth zuweilen das Kunstwerk in einem Meere seines eignen Waſsers zum Schwimmen brachte.) Von ihm haben es die Schöppenstedter gelernt, wie Bonſin schreibt, welche das Meer in Flaschen heimtragen, und es hernach unter die Wagen gieſsen, wenn sie nicht fort wollen. Trägt es Schiffe, das Seewasser, denken sie, so kann es auch unsre Karren tragen.)

Unser Infant lieſs sich recht wohl an, hatte beynahe zehn Kinne, schrie nicht als nur ein wenig, (und bedurfte alle Stunden ein reines Hemd, theils aus natürlicher Complexion, theils wegen des vielen Weins, den er Durstes halber tränk.) Wenn er unartig war, schrie, zitterte, weinte, wüthete, knirschte und stampfte, so lief Alles, was Hände und Fuſse hatte, mit vollen

Flaschen herbey, und sogleich ging er in den natürlichen Zustand jedes Menschen über, lachte und jauchzte. Eine seiner Wärterinnen hat mir erzählt und bey ihrer Ehre betheuert, daſs der Kleine bey dem Klange und Getön von Flaschen zuweilen in eine solche Verzückung gefallen sey, wie Mahomet, als er in das Paradies entführt war. Wäre er nur der Sprache ganz mächtig gewesen, er hätte sicher, trotz dem Delphischen Orakel, in Versen euch Wunderdinge erzählen können. Als man nun diese heilige Seelenstimmung an ihm bemerkte, so schaffte man Klapperbüchsen, Schellengeklingel, Nürnberger Pferde mit Pfeifen und dergleichen Kinderpossen ab; und sobald er sich aus dem Bette wälzte, fing Jung und Alt in allen Winkeln der Stube an, mit Ketten, Messern, Gabeln und Stangen, an leeren, fudergroſsen Weinflaschen zu rasseln. Dann hüpfte der Infant und wieherte vor herzlicher Freude, und alle Welt jauchzte mit ihm.

Achtes Kapitel.

Wie Gargantua bekleidet ward.

Und die Zeit kam heran, daſs der Sultan befahl, seinen Infanten zu kleiden, nach der Sitte des Landes und in die Farben seines Wappens, welche waren blau und weiſs. Unter den schriftlichen Denkwürdigkeiten, welche im Archive zu Ingelheim verwahrt werden, habe ich folgende Rechnung darüber gefunden.

Erstlich wurden zu seinem Hemde aufgenommen fünftehalb hundert Ballen ſeiner Holländischer Leinewand, und zur Vorderkrause zwey hundert Ellen Brabanter Kanten. Die runden krausen Kragen, welche wie ein Mühlrad um den Hals liegen, waren zu der Zeit noch nicht erfunden; und ich halte dies für die Ursache, daſs unsrem Gurgelchen keine angelegt wurden. Hofleute, von den heiligen Franzosen geplagt, sollen sie erdacht haben, ihren schmutzigen Namen der profanen züchtigen Welt zu verbergen; und sie sind heutiges Tages nur noch bey der Geistlichkeit übrig, gleichsam zum Sinnbilde, daſs dieser Stand die groſse Bestimmung habe, aller Welt Sünden zu tragen.

Zu seinem Wamms nahm man achthundert und dreyzehn Ellen weiſsen Satei, machte den Leib enge und die Aermel weit, anzudeuten, daſs ein Held den Armen mehr Spielraum gönnen müsse, als dem Bauche. Wozu dienet auch ein aufgedunsenes, schnaufendes, vulkanisches Vorgebirge von Talg? Es schickt sich selbst hinter den Tisch nicht wohl, erfordert so vielen Platz, beschämt die Nachbarn und erschwert ihnen den Zugang zu den Schüsseln.

Zu seinen Nesteln gingen fünfzehnhundert neun und ein halb Stück Hundefelle; und also weit mehr, als Dido Nestelriemen bedurfte, den Grundriſs von Karthago zu ziehen.

Damals ſing die modische Welt an, die Hosen an den Wamms zu knöpfen, und nicht die Wämmser an die Hosen, welches auch ganz wider die Natur der Dinge streitet, wie solches Doctor Ockam in dem Hauptstücke über die *exbonibilia* des Petrus Hispanus weitläufig erklärt, erläutert, auseinander setzt und exponirt. Zu seinen Hosen wurden ausgenommen eilfhundert fünf und ein drittel Ballen weiſsen Sammet; und daraus wurden ihm die Beinkleider mit schlangengewundenen, flammenähnlichen Streifen zugeschnitten, zwischen welchen der blaue Taſſt anmuthig sich herausblähte.

Mächtig adelich war er beschienbeint. Alle Strümpfe lagen ihm glatt an (und zeigten schöngerundete Waden, wie die Mägdlein sie gern sehen.) Er war denn überall (von Mutterleibe an) wohlgebaut und ohne Fehl wie Absalon, bis auf ein Maal an den Fersen.

(Zu dem Hosenlatze wurden erfordert sechzehn und ein Viertel Ballen desselben Zeuges. Seine Form war die eines gespannten Bogens, wie er zu Roan in der Kirche hängt; und befestigt ward er mit zwey gegossenen Hacken, welche Smaragden von der Gröſse einer Pomeranze nicht wenig schmückten. Denn dieser Stein hat (wie Orpheus im Buche von den Steinen, und Plinius im letzten Buche lehren) ungemeine Spann- und Federkraft.)

Aber wenn ihr nun hättet sehen sollen, wie dies alles mit den schönsten Fransen, Krausen und Barten verbrämt; wie alles so wohl geglättet, gefademet, durchstrickt und durchstickt; wie das Ganze so künstlich durch Silberblumen, Goldschnüre, Purpurstreifen, edle Diamanten, wohlgefärbte Rubinen, helle Türkisse, klare Smaragden, und Persische Perlen verschönert war: so würdet ihr gezweifelt haben, ob der König Salomo in aller seiner Herrlichkeit köstlicher sey anzusehen gewesen, und ihr würdet es ohne Bedenken mit dem Horne des Ueberflusses verglichen haben, wie Göttin Ceres eins trug, und wie Göttin Rhea ein andres den Nymphen Adrastea und Ida zu schenken geruhte.

Zu seinen Schuhen wurden aufgenommen dreyhundert und sechs Ellen blauen Genuesischen Sammet, und eben so viel blauen Atlas zum Unterlegen, welches alles, in schöne Parallellinien zerschnitten, um den Fuſs herumlief. Zu den Sohlen aber wurden eilfhundert Kuhhäute von Mastricht und Weiſsenburg verbraucht, welche mit Ochsensehnen und Stockfischschwänzen durchzogen waren.

In seinen Leibrock gingen achtzehnhundert Ballen Genuesischen Carmoisinsammet, umher gesäumt und bordirt mit schönem goldnen bunten Laubwerk.

Ein feiner Wappenrock lag darunter, welchen silberne Schellen, wie man sie bey Turnieren und Schlittenfahrten brauchte, an goldnen Ketten rund umzogen.

Damals war es so der Gebrauch, daſs man, wie vordem der Hohepriester in das Heiligthum, mit tönendem Gepränge einherging. Seitdem aber die Turniere abgeschafft sind, haben die Fuhrleute ihren Gäulen die Schellen angehängt.

Sein Gürtel bestand aus viertehalb hundert Ellen weiſser und blauer Seide, wenn ich mich sonst nicht irre. Er trug ihn wie Handquelen, nach der Weise der Türken, und nicht so dünn, wie die Barfüſser oder unsre heurigen Damen, die ihn fahnenartig herunterwehen lassen.

Sein Schwert war nicht von Valenzia, noch sein Dolch von Saragossa. Der gute Sultan Groſsmaul haſste die eisenfressenden Hidalgos, welche Menschenköpfe nur taxiren, je nachdem sie schwerer oder leichter herunterzusäbeln sind. Sein Sohn bekam daher, seinem Alter gemäſs, ein treffliches Schwert von Holz und einen köstlichen Dolch von gesottenem Leder, so fein bemalt und vergoldet, wie man es nur wünschen konnte.

Neuntes Kapitel.

Des edlen Gargantua Jugendgeschichte.

Vom dritten Jahre bis zum fünften ward Gargantchen auf Befehl seines Vaters in allen gebührenden Künsten und Wissenschaften erzogen und unterrichtet. Die Zwischenzeiten brachte er zu, wie andre Kinder seines Landes, mit Trinken, Essen und Schlafen, mit Essen, Schlafen und Trinken, mit Schlafen, Trinken und Essen.

Täglich wälzte er sich im Kothe, und seine Nase glich einer ewig überströmenden Dachrinne. Er vergoldete gerne seine Schuhe daraus, wie die alten Franken, von denen Latius schreibt, ohne doch irgend einen Goldschläger zu bereichern. Die Drommete blies er durch die verstopfte Nase: und wenn er der Musik überdrüssig war, so reinigte er sie am Aermel. Er bückte sich nach den Mücken, machte Parforce-Jagd auf Maykäfer, haschte Grashüpfer, und lief nach Schmetterlingen, worüber sein Vater neulich König geworden war. Dies sein Naturaliencabinet brockte er Mittags in die Suppe, und trank dazu aus seinem Pantoffel. (Alle Speisen betastete er, und jede Schüssel würzte er auf seine eigne Manier. Er liebte es, auf seinem Nachtstuhle bey Tische zu sitzen, und wuſste jeden Sessel so zu behandeln.)

Seine Zähne wetzte der liebe Knabe mit Nägeln, Glas und Scherben. Er wusch seine Hände in der Suppe, bemalte die Wände mit Muſs, zerschlug eine Fensterscheibe und kämmte sich mit dem Glase. Wo zwey Stühle standen, da lieſs er sich zwischen ihnen nieder; und obgleich sein Schemel ziemlich deutlich ins Auge fiel, so setzte er sich daneben auf den harten Boden.

Einige Schriftsteller haben behaupten wollen, daſs Gurgelchen in seiner frühen Jugend sey ein Quäker gewesen, weil er Menschen und Vieh ohne Unterschied dutzte. Aber ich glaube es nicht; denn er fluchte so fertig, wie ein Officier. Wenn er aus einem Gebetbuche beten sollte, so stammelte er; und ward ihm das Vater Unser vorgesagt, so sprach er Amen in der Mitte. Wo er ging, drehte er den Turban auf dem Kopfe herum, wie eine Handmühle; und warf damit, sobald er Schwalben, Sperlinge, Raben oder Kukuke erblickte. Er aſs das Fleisch ohne Brod, griff in den heiſsen Brey, und hatte zwey böse

Zähne, wovon der eine gern Rosinen und Mandeln, der andre Kuchen käute.

Daneben war Gurgelchen fromm, biſs Niemanden im Schlaſe, und küſste die Ruthe, doch nicht gern.

So wild er fluchte, so fürchtete er sich doch vor dem Schornsteinfeger, vor dem Haderlumpen und Knecht Ruprecht. Wenn es regnete, verbarg er sich in Wasser; und wenn er im Walde spazirte, rannte er gegen die Bäume, in der Meynung, sie müſsten ihm aus dem Wege gehn. Seinen Schulsack haſste er wie die Erbsünde, so schön er auch gemalt war. Dafür geigte er lieber auf Nuſsschalen, pfiff auf Stöcken und trommelte den Leuten auf dem Rücken. Witzig und geschäftig war er wie der Daus! Er beschlug die Heuschrecken, machte den Raupen Stelzen, baute Schiffe aus Papier und Häuser aus Karten, blies sie um, steckte die Fliegen an hölzerne Spieſse, stach den Vögeln die Augen aus, und war bey dem allen ein liebenswürdiger Knabe. Saſs das Hähnlein im Korbe, so wollte es heraus; und war es drauſsen, so wollte es hinein. Was der gute Dauphin sah, begehrte er; und was er begehrte, erweinte er. So eigenthümlich und selbstständig er in Ansehung des Herzens war; so originell muſs er auch Jedem in seinen Meynungen vorkommen. Er glaubte, der Himmel hinge voll Geigen, und bat, man möchte ihm welche herunterreichen. Den Koth hielt er für Röthelstein, die Wolken für Wolle, den Schnee für Mehl, den Hagel für Zuckerbohnen, und die Seifenblasen für Laternen. Er behauptete steif und fest, der Storch bringe die Kinder, die Katze fresse das Messer, Holz schneide das Eisen, und Stockfisch sey ein wohlschmeckendes Kraut. Was ihr auch sagt, rief er bisweilen, der Pelz schützt doch gegen Kugeln, und der Harnisch dient gegen die Kälte. Faules Holz, das im Dunkeln glänzte, nannte er Gold; und wann ihn hungerte, so sagte er, die Frösche murrten in seinem Bauche. Den Mann im Monde kannte er so gut, wie Papa; und hielt ihn für einen Holzdieb. Wenn man ihm neue, reine Kleider anzog, so bewies er, daſs es Sonntag sey; und von dem heiligen Oluf erzählte er, daſs er ihm alle Morgen Zwieback und Zuckerbrod bringe.

So war des Infanten Lehre und Leben in zarter Jugend, und die Wärterinnen hatten ihre Freude an ihm. Sie küſsten ihn spät und früh, nannten ihn Goldmännchen und Zuckerpüppchen, und machten ihm an einen Stecken ein Windspiel von den Flügeln einer Holländischen Windmühle, womit er Gassen auf und ab lief, und den Bürgern und Bauern die Fenster einturnierte.

Dreyzehntes Kapitel.

Wie Gargantua gen Paris zog, und wie sein groſses Maulthier die Schmeiſsfliegen im Beaucerlande erschlug.

Um diese Zeit schickte Juba, der 284ste König von Numidien in Afrika an Sultan Groſsmaul das gröſste, ungeheuerste und seltsamste Thier, was je auf Erden gesehen worden: wie ihr denn wohl wisset, daſs Afrika allzeit, ungefähr wie die neueste dramatische Literatur von Deutschland, etwas Neues hervorbringt. Dies Thier war so groſs, als sechs Elephanten; sein Huf war in Zehen gespalten, wie bey dem Pferde des Julius Cäsar; seine langen herabhangenden Ohren gaben einen Schatten wie der Thüringer Wald; und den Hintern schmückte, welches sehr merkwürdig ist, ein artiges Horn.

Die Natur war nicht wenig erfinderisch gewesen, es zu malen. Vom Kopfe bis zu dem

Schweife ging erstlich ein Striemen von der Farbe eines angebrannten Papiers, mit grauen Würfeln bestreut; dann zeigte sich auf der linken Seite in zwey Planigloben die Oberfläche unsers Erdbodens, und auf der rechten eben so das bunte Gemälde des Sternhimmels; und der Kopf endlich trug das Kopernikanische System. Aber was Alles dieses übertraf, war sein Schwanz, welcher an Länge dem Münster zu Straſsburg glich, und durchaus ästig und bärtig war, wie die Aehren am Korn.

Bey meiner Ehre, ein erschrecklicher Schwanz! Wie verschwinden dagegen die Scythischen Widder, deren Schwänze dreyſsig Pfund wogen; die Syrischen Hämmel, von welchen Herodot und Aelian uns melden, und denen man einen Wagen anspannen muſste, damit die armen Thiere ihren Auswuchs zu tragen vermochten; und die Schafe von Rio della Plata, auf deren Schwanze einmal Landsmann Schmidt von Straubingen eine Meile Weges ritt. Ihr mögt mir glauben, der Schwanz war ausserordentlich!

Dieses Schwanzthier nun ward über das mittelländische Meer in drey Fregatten und einer Schebecke gefahren, und im Hafen Olona an das Land gebracht. Als Groſsmaul es erblickte, rief er voll Erstaunen aus: Welch ein Thier! welch ein Schwanz! Nun, bey meiner Treue, das ist recht für mein Gurgelchen geschaffen. Darauf kann er gen Paris reiten, und mit den Landkarten findet er euch durch Himmel und Erde, und hat das Studium der Geographie immer bey der Hand! Das ist ein unbezahlbares, närrisches Thier! Heysa, es wird alles vortrefflich von statten gehn; und mein Junge soll noch ein gelehrter Kauz werden, das seh' ich sichtbar.

Den andern Morgen, nachdem sie gefrühstückt, das heifst denn auch, wie sich von selber versteht, tapfer getrunken hatten, machten sich die Herren auf den Weg, Gargantua, sein Lehrer Oberlin, Eudämon der Page, und sonst noch viel Volks. Und weil damals heiteres, schönes Wetter war, so hatte der Vater dem jungen Studenten zur Reise schöne blaue Kniestiefel machen lassen. So zogen sie ihren Weg in Lust und Freuden, verzehrten viel, bezahlten noch mehr, und hinterliefsen allenthalben an Fensterscheiben und Wänden ihre Namen, bis sie gen Orleans kamen. In dieser Gegend war ein breiter, weiter Wald, funf und dreyfsig Meilen lang und siebzehn Meilen ungefähr breit. Und gar fürchterlich war dieser Wald, weil er von Schmeifsfliegen und Pferdebremsen wimmelte, so dafs er eine rechte Mördergrube der armen Pferde und Esel vorstellte. Aber, aber Gargantuas Maulthier bezahlte ihnen allen Unfug, den sie seinem Geschlechte seit undenklichen Zeiten erwiesen, auf ihren Kopf zurück, und das durch einen solchen Kniff, wie sie es gar nicht erwarteten. Denn da nun die Herren in den Forst kamen, und die Roſsbremen zur Schlacht bliesen und Sturm lieſen; zog der Numidier seinen Schwanz von Leder und scharmützelte so gewaltig mit ihnen, daſs er den ganzen Wald, alle Bäume, Stock und Stauden, von oben an bis unten aus, zur Seiten, die Quere, in die Länge, in die Breite, in die Höhe, diesseits und jenseits, hie und da und überall zerschlug, zerschmiſs, zerstieſs, zerwedelte und zerbiſs. Und von diesem Tage an gibt es da weder Roſsbreme noch Gehölz mehr; sondern die ganze Gegend ist zu einer feinen Ebne worden, wie die Lüneburger Heide. Gargantua übrigens freute sich dessen, ohne sich den Ruhm seines Maulthiers zuzueignen, wie sonst wohl Feldherrn und Könige thun; und mit einem treuherzigen, ruhigen Lächeln wandte er sich zu seinem Eudämon, und sagte *je trouve beau ce.* Daher wird denn noch bis auf den heutigen Tag dies Land Beauce genannt.

Endlich und zuletzt landeten die Herren zu Paris, wo sich Gargantua erst zwey oder drey Ruhetage nahm, locker lebte, und sich bey männiglich erkundigte, welches die gröſsten Gelehrten und besten Weinschenken wären.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Gargantua den Parisern seinen Willkommen bezahlte, und die Glocken vom Thurme unsrer lieben Frauen nahm.

Etliche Tage nachher, als sich die Reisenden wieder erholt hatten, ging Gargantua mit seinem Gefolge umher, die Stadt zu besehen. O ihr Götter, wie lief das Volk zusammen, wie schlug es die Hände über den Kopf, und wie besah es den ungeheuren Enakssohn von unten bis oben! Denn ihr müſst wissen, das Pariser Völklein ist so neugierig, so erpicht auf Possen und Schauspiele, daſs ein Gaukler, ein Quacksalber, ein Hanswurst, zwey balgende Weiber, oder ein Murmelthier mehr Menschen versammeln wird, als der beste Evangelienprediger. Gargantua wuſste sich vor dem wälzenden Strome auf allen Seiten nicht anders zu retten, als daſs er sich hinter den Thurm zur lieben Frauen verbarg. Als das Gewühl auch hier nicht aufhörte, ihn zu drücken und zu drängen, rief er endlich laut: „Ich glaube, ihr Kartenmännerchen wollt, daſs ich euch den Willkommen bringe! Wartet, denn es ist nicht mehr wie billig, wartet, ich will euch den Wein einschenken!“

Sprachs, entblöſste den Springborn, und von oben herunter lieſs er, dem Sturze der Wolken gleich, lautplätschernd es regnen. Und es ertranken nicht mehr, als 260418, Weiber und Kinder nicht mitgerechnet. Eine groſse Anzahl entging dem Wolkenbruch mit Hülfe ihrer geflügelten Läufe; und als sie den höchsten Ort der Stadt, welches die Universität heiſst, erklettert hatten, schwitzten, schnauften, husteten, spieen, fluchten, beteten, donnerten, lachten und schnatterten die Leutlein durch einander, wie ein Flug wilder Enten, welcher dem Garne entgangen ist.)

Nachdem die erschreckliche Fluth sich ein wenig verlaufen hatte, besah Gargantua die groſsen Glocken des Thurms, läutete sie harmonisch zusammen, und spielte Salve Puella darauf. Dies gefiel ihm so ausserordentlich, daſs er auf den Gedanken gerieth, die Glocken müſsten sich an seines Numidiers Halse nicht übel ausnehmen. Denn er wollte ihn, mit Schweizerkäsen und frischen Heringen beladen, seinem Vater wieder zuschicken. Gedacht, gethan! Er nahm sie in der That mit nach seiner Herberge: und da sie vermiſst wurden, entstand ein schrecklicher Aufruhr in der Stadt, wie denn bekanntlich dies Völklein von Natur dazu geneigt ist. Alles was Hände und Füſse hatte, lief zusammen; alles war gänzlich verguelfet und vergibelinet; und alle Zungen schrieen, die Stadt könne nicht bestehen, wenn die Glocken nicht wieder an Ort und Stelle geschafft würden. Lange wechselte das Ergo der Partheyen, Pro und Contra; und endlich wurde ausgemacht, die Aeltesten und Vornehmsten aus der Fakultät an den fremden Riesen abzusenden, und ihm die entsetzlichen Folgen des Glockenmangels vorstellen zu lassen. (Und obgleich die Herren von der Universität einwendeten, daſs ein Parlamentsredner zu diesem Geschäfte sich besser anschicken würde, als ein Aristotelischer Philosoph, so wurde dennoch Jonotus de Bragmardo erkoren und abgeordnet.)

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Kriegsthaten des Gargantua und seines Maulthiers.

Gymnast unterlieſs nicht, wie man leicht denken kann, weitläufig zu erzählen, durch welche Kriegslist er allein eine ganze Heerde von Fladenländern geschlagen habe. Ja, setzte er hinzu, laſst uns nur aufbrechen! Mit diesen Stümpern wollen wir bald fertig werden. Die können mit Hühnern und Gänsen Krieg führen; aber nicht mit Männern!

Hierauf setzte sich Gargantua auf sein Schwanzthier und rückte nebst seinem Gefolge in das Feld. Unterwegs stieſs er auf einen hohen, gradstämmigen Baum, welchen man gewöhnlich St. Martinsbaum nannte, weil er, wie die alten Schäfer der Gegend sich noch gar wohl erinnerten, aus dem Pilgerstabe dieses Heiligen gewachsen war. Seht, das hat mir noch gefehlt, rief

Gargantua, stieg ab, riſs den Baum sammt der Wurzel ab, reinigte ihn von seinen Aesten und machte sich ein Spanisches Rohr daraus. Diese That war des Wunders des heil. Martins werth!

Zu gleicher Zeit stallte sein Maulthier, und zwar so reichlich, daſs auf einmal eine Fläche von sieben Meilen unter Wasser gesetzt wurde: eine Kriegslist, die von den ältesten Zeiten her in diesen tiefliegenden Seegegenden gebräuchlich war. Das Wasser strömte unaufhaltsam in den Honigstrom herab, und schwellte ihn so sehr an, daſs der ganze Theil der feindlichen Armee in dieser Gegend ersäuft wurde, diejenigen ausgenommen, die in das Gebirge entflohen.

Als Gargantua in das Gehölz oder Schellenfuſs kam, warnte der gute Eudämon ihn, nicht zu nahe zu treten, weil noch Feinde im Schlosse wären. Allein unser Prinz ritt, um es genauer zu erfahren, grade auf das Schloſs los, und rief, so laut er vermochte: Seyd ihr drin, ihr Schlingel, oder nicht? Seyd ihr drin, so schert euch heraus; seyd ihr nicht drin, so bedarf's keiner Antwort. Ein schelmischer Stückknecht, der weiland schon Karl den Zwölften erschossen hatte, richtete eine Kanone auf ihn und traf ihn wahrlich in die rechte Schläfe. Es schadete ihm aber eben so wenig, als wenn es ein Theaterschuſs gewesen wäre, oder Jemand ihn mit einer Pflaume geworfen hätte. Was gibt es? rief Gargantua; werft ihr mich mit Weinbeeren? sollt ihr die Gabe Gottes so miſsbrauchen? Wartet, der Wein soll euch theuer genug zu stehen kommen. Auf dieses Geschrey lief Männiglich im Schlosse auf die Bastey, und schossen aus Kanonen und Doppelhacken nach ihm. Ein neuntausend und fünf und zwanzig Schüsse mochte es wohl regnen. Die Kugeln sauſsten ihm um den Kopf, wie ein Schwarm von Käfern; der Himmel war ihm, wie mit einer schwarzen Wolke überzogen, und endlich entging ihm sogar die Luft. Ach! ach! Oberlin, rief er, die verzweifelten Mücken blenden mich schier. Reiche mir einen Fliegenwedel, einige Zweige, daſs ich mich ihrer erwehre! Ja, ja, antwortete Oberlin, das sind keine Pferdebremsen, das sind Kanonenkugeln. Da ergrimmte Gargantua im Geiste und rannte mit seinem Baume gegen das Schloſs, daſs Thürme, Mauern, Häuser, Zwinger, sammt der ganzen Pastete, in tausend Trümmer fielen. Auf solche Weise wurde Schellenfuſs erobert, und alles getödtet, was drin war.

Dreyſsigstes Kapitel.

Gargantua kämmt sich.

Nach der Zertrümmerung des Schlosses zog Gargantua über den Honigstrom nach Huckebakkingen, wo der gute Sultan seiner mit Schmerzen harrte. O welche Freude entstand hier bey der Ankunft des Prinzen! Solches Frohlocken habt ihr euer Lebelang nicht gesehen, lieben Leser! Das *Supplementum Supplementi Chronicorum* sagt sogar, daſs Gurgelmilde vor Freuden gestorben sey. Das weiſs ich nun eben nicht gewiſs, auch kümmert es mich nicht sehr, weil die gute Dame nie meine Liebschaft gewesen ist. Aber dafür ist es ausgemachte Wahrheit, daſs unser Prinz nach geendigter Bewillkommungsscene in das Bad ging, sich reinigte, wusch und kämmte; und daſs jedesmal, wenn der mächtige, aus ganzen Elephantenzähnen zusammengesetzte Kamm seinen Gang herunter machte, sieben Sechzehnpfünder aus dem Haare herabfielen. Als der gute Sultan dies gewahr wurde, glaubte er wirklich, daſs es Läuse wären, und sprach: In aller Welt, Sohn, führst du das Ungarische Vieh so weit mit dir? Ey, ey, ihr Studenten müſst die Hexameter oder Sechsfüſsler hübsch im Kopfe, und nicht auf dem Kopfe haben. Verstehst du? Aber Oberlin hub eine von den Kugeln von der Erde auf, präsentirte sie dem Sultan, und erzählte dabey, wie die Fladenländer aus Schellenfurt mit solchen Beeren nach ihm geschossen, wie sie aber dafür alle unter den Ruinen des Schlosses begraben wären, gleich weiland den Philistern, welchen Simson im blinden Muthe das Haus über dem Kopfe einwarf.

Darauf lieſs der gute Sultan anrichten, und hieſs sie sämmtlich fröhlich und guter Dinge seyn u. s. w.

Ein und dreyſsigstes Kapitel.

Sechs Pilger im Salat.

Hört, welch ein sonderliches Abentheuer sich bey diesem Gastmahle zutrug!

Um diese Zeit waren sechs Pilger von St. Sebastian auf ihrem Rückwege in diese kriegerische Gegend gekommen, und hatten sich aus Furcht vor den streifenden Partheyen in einen Kohlgarten geschlichen, wo sie hinter groſsen Kohlköpfen und breitem Lattich vortrefflich zu ruhen gedachten. Nun war Gargantua grade ein wenig durstig, wie das bey ihm nicht selten der Fall war; und kam auf den Einfall, sich mit einem Salat zu erfrischen. Gibt es hier zu Lande guten Kopfsalat? fragte er. Den schönsten von der Welt, antwortete er, so hoch wie die Cedern des Libanons. Husch! war der Prinz im Garten, um sich das Gericht selber zu bereiten; las den

Salat ab, so viel ihm gut dünkte, und zugleich haschte er auch, ohne es zu merken, die sechs Pilger, die vor Furcht weder zu sprechen, noch zu husten wagten.

Als der Prinz bey der Pumpe stand, den Salat zu spülen, stieſsen sich die Pilger an und lispelten einander ins Ohr: Ey, ey, was will das werden? Wir erſaufen hier zwischen dem Lattich; und geben wir uns zu erkennen, so tödtet er uns, als Kundschafter. Indeſs ergossen sich die Kataracten, und sie blieben am Leben. Darauf that Gargantua den Salat in eine Schüssel, die dem Heidelberger Faſs wenig nachgab; bereitete ihn mit Oel, Essig und Salz; streifte die Arme und aſs. Schon waren fünf von den Pilgern in die Mündung geschoben, und der Sechste hatte sich, gleich einem Balle zusammengekrümmt, auf dem untersten Boden verkrochen, als der Sultan seinen hervorstehenden Pilgerstab gewahr ward. Sohn, Sohn! sprach der Vater, mich dünkt, da kriecht eine Schnecke in deinem Salat! Thut nichts, Papa! erwiederte Gargantua: in diesem ganzen Monat ist Alles gesund, sagt der hundertjährige Kalender. So sprechend, ergriff er Stab und Mann, füllte beyde Backen mit Salat, und beschloſs das Gericht mit einem tüchtigen Zuge aus dem Familienpocale.

Unsre Pilger, die das Abentheuer des Propheten Jonas zu bestehen hatten, waren indefs in die hohlen Zähne des Prinzen gerathen, und glaubten in das dunkelste Gewölbe der Bastille geworfen zu seyn. Als aber auf einmal die Schleufse sich eröffnete und der Weinstrom sich ergofs, wären die armen Schlucker auf ein Haar in den unermefslichen Magenschlund hinuntergespült. Doch hielten sie sich mannlich und sprangen mit ihren Pilgerstäben, wie Ditmarsche Bauern mit Springstöcken, bis sie wieder an die Pallisaden der Zähne kamen. Einer von ihnen wollte versuchen, ob hier nicht durchzubrechen wäre; und warf daher seine Krücke mit der möglichsten Stärke in einen hohlen Zahn, wo er unglücklicherweise eine blosliegende Nerve traf. Dies verursachte dem guten Infanten einen höllischen Schmerz; er drehte sich im Kreise herum, wie eine tolle Gans, und schrie Zeter! Mordio! Im heftigsten Anfalle der Pein langte er seinen Zahnstocher hervor, und fuhr damit an die getroffene Stelle. Siehe da, zum grofsen Glück für die Pilger, spiefste er sie alle bey der Gelegenheit auf seinen Zahnstocher, wie Krammetsvögel, den Einen durch den Mantel, den Andern durch die Pilgertasche, den Dritten durch den Proviantsack, den Vierten durch die zerrissenen Schuhe, den Fünften durch den Haarzopf, und den Sechssen, was am allersonderbarsten und glücklichsten war, durch den Latz, wo der Stoſs ein garstiges Geschwür öffnete und wegschaffte, so daſs der gute Mann ohne Kosten auf einmal kuriert war. Vor Schmerz drückte Gargantua die Augen zu, und schmiſs das Ausgestocherte an Gottes Erdboden, wo dann die armen Teufel nicht lange säumten, und, ohne sich umzusehn, über Berg und Thal rannten. Als sie sich wieder in Sicherheit glaubten, zog Bunian, ein frommer, gelehrter Mann, der einen Universalschlüssel oder Dietrich zu der Offenbarung Johannis herausgegeben hatte, und die Kunst verstand, aus der heiligen Schrift herauszudeuten, was ein Concilium oder Consistorium nur hätte haben wollen, seine Bibel in schwarzem Corduan aus der Tasche, tröstete seine fünf Reisegefährten, und bewies ihnen, daſs der königliche Prophet David schon lange ihr heutiges Unglück verkündet habe. Ja, lieber Bruder! hier steht es, sprach er: *cum exsurgerent homines in nos, forte vivos deglutissent nos.* Zielt der königliche Prophet nicht sichtbar auf das Unglück, da uns der Riese im Salat statt Salz verschluckte? *cum irasceretur furor eorum in nos, forsitan aqua absorbuisset nos.* Deutet der Prophet hier nicht gleichsam mit dem Finger auf den groſsen Zug aus dem Familienpocale? *Torrentem pertransivit anima nostra*, als sich der Weinstrom ergoſs. *Benedictus dominus, qui non dedit nos in captionem* *dentibus eorum!* Ja wohl, ihr Brüder, hochgelobt sey der Herr, der uns den Zähnen dieses Riesen entriſs! Was waren es nicht für schreckliche Zähne!

Zweyter Theil.

Sechstes Kapitel.

Wie Pantagruel einem Hamburger begegnete, der Hochdeutsch sprach und ein schöner Geist war.

Eines Tages, ich weiſs nicht mehr wann, ging Pantagruel mit seinen Freunden nach dem Abendessen vor dem Thore spazieren, und begegnete einem Manne, der in seinem ganzen Aeussern das Gepräge des Sonderbaren trug. Er grüſste und fragte ihn freundlich: Woher kommen Sie, mein Herr? — „Von der breitweitströmenden-elbebeherrschenden Burg des Ham.“ — Was soll das bedeuten? wandte sich Pantagruel fragend zu einem seiner Begleiter. Wahrscheinlich Hamburg, antwortete dieser. Sie kommen also von Hamburg? Sie scheinen mir noch jung. Vielleicht haben Sie dort das Gymnasium frequentirt? — „Ja, ich diene den honigseimsüſsereredeträufelnden kegelzahlhaltenden Jungfraun, und nenne mich des waldgebüschbedämmernden pindusumflügelnden Pegasus schenkelgroſsallmächtigen hahngleichsporntragenden Reiter. Nun wandert, des roſsbachgrundaufbauchhinabschlurfenden Trägers vergessend, der faibosähnliche Reiter mit staubwolkespitzbergischumnachteten Füſsen durch der legionenprezelähnlichzertrümmernden Germanen weithinaufhinabverbreitete Lande. Alle faibosapollonssichfreuende Männer, und alle der honigseimsüſsererdeträufelnden Jungfraun sich labende Weiber begrüſse ich, ihnen anbietend mein hochgefeyertes Werk von gesichtabschattenden Conterfeyen der edelsten elbedonaurheinoder weseranwohnenden Männer zur geldvorausbezahlenden Unterzeichnung. Aus deiner schwibbogenähnlichsichkrümmenden weltentragenden Gesichtsanhöhe, aus deinen himmelstrahlenden kastorundpolüdeukäsverdunkelnden Seelenplaneten, edler Katte, Cherusker, Sueve, oder wie sonst, du dich nennest, sehe ich, daſs in meinem ewigzufeyernden Werke du vor tausendmaltausend Myriaden das Bürgerrecht verdienest. So du nur, edler Germane, der flammenfarbigen krausumränderten Belgier Zween aus dem tartarustiefen Schacht deiner gold und silberschwangern Crumene hervorförderst; so wird, ich hör' es, meine hainumwölkenhelicontretende Muse den bodendachlosen Urraum mit karthaunendonnervernichtenden Tönen ihrer Leyer füllen, die deinen Namen verkünden an den ätherumströmten Gestaden der Jungfrau und der Plejaden." — Alle Teufel, schrie Pantagruel, bist du ein schöner Geist? — Foibos Apollon bewahre! Des wogenumrauschtendelosgebornen Lätoiden lorbeerumdufteter Liebling, ich, be . . . ." Was plaudert der Narr? rief der Prinz noch einmal. Ich glaube, er ist ein Doctor Faust, und will uns bezaubern. — Nein, sagte einer der andern Herren, es ist nichts als ein Genie einer gewissen itzt schon seltnern Klasse, die den groſsen Klopstock zu erreichen glaubt, wenn sie klafterlange Worte um zolllange Gedanken schmiedet. — „Ist es wahr?" rief Pantagruel erhitzt. „Der allgewaltige Delosgeborne fernhertreffende Foibos lähme die natterntodesgiftverströmende Zunge des afterredenden Buben! Germaniens Sprache zu veredeln sinn' ich, sie nachbildend der Rede weisheitgetränkter Hellenen." — Nun, bey Gott, polterte Pantagruel, ich will dich sprechen lehren. Wer bist du? Wie heiſst du? Woher kömmst du? — Mein am schneebegiebelten Parnassos hochgefeyerter Name ist Töpfer *et compagnie*; die Quelle meiner Ahnen aus regenwolkgrauer Vorzeit entsprang im Lande der Angeln; ich . . . — Oho; du bist ein Niedersachse; das ist Alles! Und willst hier auf der Landstraſse Klopstockisiren? Nun dann, warte! Du würgst die Sprache; und ich will dir die ellenlangen Bandwürmer aus der Kehle herauswürgen. — Sprachs, und griff mit gewaltiger Rechte die Gurgel des Fremdlings: lautaufwinselt der Thor und flehet Apollon um Hülfe:

Helpt mi! o Jemine! jü geden Lüde, o heplt
mi!
O dreih mi den Hals nich om! Ick will't nich
mehr dohn!

Siehst du? Nun sprichst du natürlich; laufe! Der Laffe stinkt, wie lauter Eigenlob.

Der arme, unglückliche Angelsachse hatte vor Angst . . . . . . Genug, seine Hosen waren für eine Zeitlang unbrauchbar; und der Schreck war ihm so tief in das Gedächtniſs gefahren, daſs er noch Jahrelang nachher zuweilen mit einem Angstgeschrey auffuhr, als säſse ihm Pantagruel an der Kehle.

Aus diesem Kapitel, frommer Leser, ziehe die Nutzanwendung, daſs es sich gezieme, wie dies auch schon Aulus Gollius behauptet, dem herrschenden Sprachgebrauche zu folgen. Ueberflüſsige Beywörter, verschrobene Perioden, und par force gejagte Worte muſs man vermeiden, sagte Cäsar Octavianus Augustus, wie vorsichtige Steuerleute Klippen und Sandbänke umschiffen.

Siebzehntes Kapitel.

Wie Klaus mit seinen Spieſsgesellen, Fischer, Ruhberg und Liebetraut 660 Reiter durch einen feinen Kriegsrank erlegte und briet.

Mitten in diesem Gespräche sahn sie auf einmal 660 leichte Reiter mit verhängtem Zügel über das Blachfeld herkommen, wahrscheinlich, um auszukundschaften, wessen das neuangelangte Schiff sey. Da rief Pantagruel: Kinder! hurtig, springt in das Schiff. Seht, da kommen einige von unsern Feinden her. Aber ich will sie zu Boden boxen, wie Ochsen, und wären sie auch zehnmal so stark. Indeſs zieht euch nur zurück, und vertreibt euch die Zeit, so gut es euch möglich ist.

Klaus. Nein, beym Jupiter, Ihre Hoheit! Das schickt sich ganz und gar nicht. Vielmehr müssen Sie sich auf's Schiff begeben. Gehn Sie nur, Prinz, mit den Uebrigen. Ich will sie schon allein fricassiren und in die Pfanne hauen. Aber geschwind, es ist keine Zeit zu verlieren.

Die Andern. Vortrefflich gesprochen! Ihre Hoheit begeben sich nur in Sicherheit. Wir wollen Klausen helfen; und sie sollen schon gewahr werden, daſs wir das Ding verstehn.

Pantagruel. Nun, es sey! Aber wenn ihr unterliegt, so wasche ich meine Hände in Unschuld.

Nun nahm Klaus zwey lange Ankertaue und befestigte sie an die Winde, die oben auf dem Verdeck war. Hernach legte er sie am Strande auf den Boden hin in Figur eines gröſsern und kleinern Cirkels, und sprach zu dem starken Herkuleskinde Fischer: Geh auf den Oberlauf, und wenn ich pfeife, so winde rüstig drauf los, und ziehe so die beyden Taue immer zu dir. Zu den beyden Andern sagte er: Kinder! stellt euch den Feinden nur getrost entgegen, und thut, als wenn ihr euch ergeben wollt. Nur hütet euch, in meinen Zauberkreis zu treten. Bleibt immer aussen vor, hört ihr? Dann lief er flink auf das Schiff, holte eine Last Stroh und eine Ladung Pulver, streute es innerhalb des Kreises von Tauen hin, und stellte sich mit einer lebendigen Kohle daneben. In demselben Augenblicke sprengten die Ritter heran, und die vordersten schossen in ihrem Schwunge bis an den äussersten Rand des Ufers. Weil hier aber der Boden schlammig und schlüpfrig war, so stürzten sie sammt ihren Pferden nieder, bis auf 41 etwa. Da sprach Klaus zu ihnen: Meine Herren! ich fürchte, Sie haben Schaden genommen. Zürnen Sie deſshalb nicht mit uns. Nicht wir, sondern blos die Schlüpfrigkeit des Bodens war Schuld daran. Sie werden wissen, daſs es nahe am Meere nicht gern anders ist. Wir ergeben uns ohne Murren, im Vertraun auf ihre Groſsmuth.

Indeſs schlich Klaus davon; und als er sah, daſs alle Vögel im Garne waren, pfiff er, und schrie Fischern zu: Ziehe! ziehe! Nun fing dieser an zu winden; und die beyden Taue schnürten den Pferden die Beine zusammen, und warfen sie gar leicht zu Boden mit ihren Reitern. Allein diese zogen ihre Degen, und wollten das Anker kappen. Geschwind zündete Klaus sein Feuerwerk an, und verbrannte sie alle, wie Kezzer, Pferde und Menschen, so daſs keiner entkam als ein einziger, der ein Türkisches Pferd hatte, und mit unglaublicher Geschwindigkeit die Flucht ergriff. Ruhberg gewahrte dies; lief ihm wie ein Blitz hinten nach; holte ihn binnen weniger als hundert Schritten ein; sprang von hinten auf sein Pferd; umspannte ihn, holte ihn herunter und brachte ihn glücklich zurück.

Pantagruel freute sich über diesen erstaunlichen Sieg der Seinigen nicht wenig, und lobte sie über die Maſsen. Dann aber lieſs er sie auch sich wieder erfrischen, tafelte mit ihnen am Strande und gab ihnen zu trinken, bis ihnen die Welt doppelt erschien. Auch der Gefangene ward ganz freundlich mit ihm zur Tafel gelassen. Aber der arme Teufel fürchtete immer, Pantagruel möchte ihn statt des Bökelherings zu den Erbsen verschlucken, und maſs daher mit spielendem Blicke die Breite seiner Gurgel, wo gemächlich ein Dutzend von seiner Gröſse neben einander hinunter fahren konnten.

Burkard Waldis.

Vorwort.

Der berühmte Fabulist **Burkard Waldis**, wahrscheinlich aus Allendorf an der Werra gebürtig, war Caplan der Landgräfin Margarethe von Hessen, und scheint nach dem Jahre 1554 gestorben zu seyn. Die erste Ausgabe seiner Fabeln erschien zu Frankfurt am Mayn 1548 in 4 Büchern, dann 1555, 1565 und 1584. Ausser **Gellert** *) und **Gemmingen** **) erwarb sich um die Wiedererweckung dieses Dichters besonders **Zachariä** ein Verdienst durch seine „**Fabeln und Erzählungen in Burkard Wal-**

---

*) S. dessen **sämmtliche Schriften**. Leip. 1784. Thl. 1. S. 28. f.

) S. dessen **poetische und prosaische Stücke. Braunschw. 1769. S. 82. f.

dis Manier" (Braunschweig 1771), wovon Eschenburg 1777 eine neue, mit 35 Fabeln des Waldis vermehrte Ausgabe besorgte, die jetzt im Buchhandel vergriffen ist.

Burkard Waldis, von dem in unsern ältern Gesangbüchern auch einige Lieder vorkommen, entlehnte zwar oft den Stoff zu seinen Fabeln aus Aesop und Andern, hin und wieder erfand er ihn aber selbst, was besonders von den Erzählungen und Schwänken gilt. Man hat ihm eine zu grofse, an Geschwätzigkeit streifende Wortfülle, zumal in der Moral zu seinen Fabeln, zum Fehler angerechnet, der aber durch die Einfachheit, Treuherzigkeit und Kraft der Sprache, so wie durch die humoristische, nicht selten in Satyre übergehende Laune aufgewogen wird.

Ausser Zachariä, haben auch Gellert, Hagedorn, Bürger u. A. unsern Dichter zuweilen nachgeahmt.

Proben

aus

Burkard Waldis Fabeln.

Von den schwangern Bergen.

In alten Zeiten, vor tausend Jahr'n
Begab sich's, wie ich hab' erfahr'n,
Ein Landgeschrey kam unter die Leut',
Wie die Berge zur selben Zeit
Schwanger waren und sollten gebären.
All's Volk lief zu mit groſsem Begehren,
Und kam zusammen ein' groſse Schaar
Aus vielen Landen gelaufen dar,
Und schauten an die Berge groſs,
Sie waren baüchig über d' Moſs.
Ein' lange Zeit sie da erharrten,
Mit groſser Furcht thäten erwarten,
Wenn sich nun öffnen würd' die Erden,
Was seltsam Ding daraus sollt' werden:
Ein Dromedari oder Elephant,
Oder sonst ein Wunder unbekannt.

Zuletzt kroch aus dem Berg heraus
Ein' kleine lächerliche Maus.
Als sie herauslief und sich regt',
Ward alles Volk zum Lachen bewegt.

Vom Pferde und Esel.

Einsmals ein Pferd gebunden stund
Und hatt' ein'n schönen Zaum im Mund,
Der war mit güldnen Buckeln beschlagen.
Auf seinem Rücken thät es tragen
Ein'n blanken Sattel schön geziert,
Ein' Roſsdecke mit Gold durchschnürt;
Es riſs den Zügel bald entzwey
Und lief hinweg mit groſsem Geschrey.
Da kam ein Esel ohngefähr
Mit seiner Last langsam daher,
Das Pferd fraſs das Gebiſs mit Schaum,
Sah zorniglich und sprach: Gib Raum!
Wer hat dich solche Mores gelehrt,
Daſs du nicht weichst ein'm solchen Pferd?
Geh weg, gib Raum, oder will dich schlagen,
Daſs dich ihr'r sechs von hinnen tragen.
Der Esel erschrack von dem Schnurren,
Gab Raum und durft' auch nicht einst murren.
Das Pferd lief was es Leibes möcht',
Zuletzt sich's ohngefähr verrücht.
Deſs ward sein Herr von Stund gewahr,
Nahm ihm die schöne Rüstung gar,

Verkauft's dem Fuhrmann in den Karren,
Der wollt' damit hinweg fahren.
Das sah der Esel, lief bald zu,
Sprach: Grüſs' dich, Freund! Wie siehest nu?
Wo ist die Gold- und Seidenzier?
Der'n seh' ich jetzund kein' an dir?
So, lieber Freund, so geht's auf Erden;
So muſs Hoffart gestrafet werden.

Vom Pferde und Löwen.

Es kam ein Löw' zu einem Pferd,
Dasselb' zu fressen er begehrt;
Er war aber von Alter schwach,
Daſs er es nicht zu fällen sach,
Gedacht' mit Listen wie er thäte
Daſs er mit Worten das Pferd beredte,
Und sprach zum Pferd: Bruder, komm her,
Und siehe, du bist mit Krankheit schwer
Beladen, so bin ich ein Doctor,
Komm, gib mir dein Gebrechen vor.
Das Pferd merkte des Löwen List:
Es ist gut, sprachs, daſs du hie bist;
Ich hab' Gebrechen am hintern Fuſs,
Wenn du dafür weiſst irgend Buſs',
Mit deiner Kunst mich könntest retten:
Ich hab' in einen Dorn getreten,
Der thut mir Angst und groſs Verdrieſs,
Sticht mich, als wär's ein Knebelspieſs,
Und könnt'st du mir denselben benehmen,
Darſst dich fürwahr dein'r Kunst nicht schämen.
Der Löwe sprach: Heb' auf den Schenkel,
Wie groſs ist dir geschwoll'n der Enkel.

Er nahm den Fuſs in seine Klauen
Und thät mit Fleiſse zuschauen.
Das Pferd holt' aus, gab ihm ein'n Schlag,
Daſs der Löw' auf dem Rücken lag
Und konnte sich lang nicht ermannen;
Dieweil lief das Pferd von dannen.
Er sprach: Ich hab' den Fuſs besehen,
Vom Pferd ist mir gar recht geschehen,
Für meine Kunst muſs ich das hon,
Mein' Thorheit hat ihr'n rechten Lohn.
Fürwahr das Pferd viel klüger ist,
Es hat mit List gerochen List.

Vom Frosch und dem Ochsen.

Ein'n groſsen Ochsen auf der Weid'
Ersah ein Frosch; da war ihm leid,
Daſs er nicht war in solcher Moſs
Gewachsen, wie der Ochse groſs,
Und sprach zu seinem Sohn: Sieh zu,
Ich werd' wohl wissen, was ich thu,
Ich will mich sehre groſs machen,
Daſs ich dem Ochsen in all'n Sachen
Gleich werd', Jedermann wundre sich,
Sprech, sieh, der Frosch ist dem Ochsen gleich.
Er blies sich auf und sprach zum Sohn.
Sieh, Lieber, hab' ich's nicht gethon?
Er sprach: Vater, ihr werd'ts nicht thun,
Darum laſst ab bey Zeiten nun.
Der Frosch sprach: Sieh zum andernmal,
Ob ich's nicht schier erlangen soll?
Der Sohn sprach: Vater, ich bitt', laſs ab,
Oder ich euch zuletzt gesehen hab'.

Der Froſch ſprach: Koſtet's ein Königreich,
Heut will ich ſeyn dem Ochſen gleich;
Blies mit aller Macht ſo hoch,
Daſs er zu zweyen Stücken brach.

Vom Hahn und der Perle.

Gott durch sein' Güt' und Weisheit fron
Hat alle Ding' erschaffen schon
Und all's was lebt reichlich versorgt,
Daſs Hungers halb niemand erworgt,
Gibt jedem Fleisch zur Nothdurft g'nug,
Mit dem Beding und solchem Fug,
Daſs alles, was da hat das Leben,
Soll arbeiten und darnach streben,
Nach seiner Art die Kost erwerben;
So wird es nimmer Hungers sterben,
Und wird ihn Gott nicht darben lassen.
Ein Haushahn thät auch solchermaſsen
Und scharret' auf ein'm alten Mist,
Wie der Hühner Gewohnheit ist.
Bald ohngefähr daselbst zuhand
Ein' edle Perlen er da fand,
Daſs er sich nicht versehen thät.
Er sprach: Was thust, edles Kleinod,
In diesem unflätigen Koth?
Wenn dich ein reicher Kaufmann hätt',
Viel groſser Ehr' er dir anthät,

Und würd' dich halten also hold,
Daſs er dich fassen lieſs' in Gold.
Du magst aber nicht nutzen mir,
So kann ich auch nicht helfen dir,
Und dir erzeigen ziemlich' Ehr':
Ein' Handvoll Gerst' mir lieber wär',
Damit ich möcht' den Hunger stillen,
Der sich nicht läſst mit Perlen füllen.
Die Unverständ'gen merken beym Hahn,
Kunst, Weisheit zeigt die Perlen an,
Ein Narr achtet nicht groſser Kunst,
Auch ist die Straf' an ihm umsunst,
Das Bös' den Guten ist nicht gut,
Das Gut' den Bösen schaden thut;
Das Heilthum ist nicht für die Hund',
Perlen sind Schweinen ungesund,
Der Muskat wird die Kuh nicht froh,
Ihr schmeckt viel baſs grob Haberstroh,
Ein Alter sich zum Alten find't,
Auch mit einander spiel'n die Kindt,
Ein Weib geht zu der andern Frauen,
Ein Kranker will den andern b'schauen:
Darum sich's in der Welt jetzt hält,
Zu Gleichem Gleich sich gern gesellt.

Von einem Schneider.

Ein Schneider kauft' ein Tuch von Lunden,
Nahm's untern Arm zur selben Stunden,
War schon geschor'n und zubereit't,
Draus ihm selbst machen ein Kleid,
Trug's heim, auf seinen Tisch legt's nieder,
Maſs, überschlug's, legt's hin und wieder,
Und richtet' zu den Rock zu schneiden,
Nahm Ell' und Maſs, zeichnet's mit Kreiden,
Und legt's dreyfach zum Vordern gern,
Der doch nur zween vonnöthen wär'n,
Ergriff gar bald ein' scharfe Scheer'
Und schnitt daselbsten flugs durchher:
Da wurden aus drey gleiche Stück',
Eins warf er hinter sich zurück,
Daſs man dasselb' sollt' sehen nit,
Hub auf und sang dazu ein Lied.
Das sah sein Knecht, der bey ihm saſs,
Sprach: Meister, warum thut ihr das?
Habt euch versehen in dem Messen,
Oder seyd ihr sonst so vergessen?

Iſt's doch eu'r eigen, habt's ſelber kauſt,
Iſt das euch etwas überlauſt,
Vor wem wollt ihr daſſelb' verhehlen,
Daſs ihr eu'r eigen Gut wollt ſtehlen?
Er ſprach: Gott geb' dem Brauch die Ritt',
Was thut die lang' Gewohnheit nit?

Von einer Frau, die ihren sterbenden Mann beweint.

Es war einmal ein junges Weib,
Gar wohl gethan und schön von Leib;
Dieselb' hatt' auch ein' jungen Mann,
Den kam ein' eilend' Krankheit an,
Daſs er sich legen muſst' zu Bett,
Die Krankheit ihn fast ängsten thät,
Daſs er auch mit dem Tode facht,
Den hatt' die Frau in guter Acht,
Betrübt' sich deſs so mächtig sehr,
Daſs sie auch kaum konnt' reden mehr.
Da sprach ihr Vater: Tochter mein!
Bitt', wollest nicht so traurig seyn.
Wird dir jetzt schon der Mann absterben,
Ich wollt' dir um ein'n andern werben;
Ich weiſs auch, daſs derselb' vor allen
Dir ſs denn dieser sollt' gefallen,

Und dich wohl bald also gewöhnen,
Daſs dich nicht darſst nach diesem sehnen.
Darob erzürnt' die junge Frau,
Und sprach zum Vater: Auf mein Trau!
Ihr seht, ich bin betrübtes Herzen,
Dennoch vermehrt ihr mir den Schmerzen,
Daſs ihr mir sagt vom andern Mann;
Das Wort ich zwar nicht hören kann,
Daſs aus mein's kranken Mannes Lieb'
Ich mich gar herzlich sehr betrüb'.
Bald that derselbe Mann verscheiden,
Darob der Frauen herzlich Leiden
Mit Traurigkeit ward sehr vermehrt,
Wie uns die fölgende That lehrt.
Mit Weinen sie den Mann beklagt,
Daneben auch ihren Vater fragt
Und sprach: Ich bitt', mir sagen wöllen,
Wie ist's um den jungen Gesellen,
Von dem ihr heut gesaget hat,
Ist er auch hie in dieser Stadt?
Ihr seht, wo mich der Schuh jetzt drückt,
Ob ich mein's Leids möcht' werden erquickt.
Hier mag man sehen, wie die Frauen
Ihr' Männer meynen mit all' Trauen,
Bey dem sie zwanzig Jahr gesessen
Könnten's in einer Stund' vergessen,
Doch wissen's viel davon zu waschen,
Ist gleich, als wenn ein'r kauft ein' Taschen,

Und braucht sie lang bis sie wird alt
Und ihm ohn' all' Gefahr entfallt,
Geht hin zum Krämer, kauft ein' neu':
So ist's auch um der Frauen Reu'.

Von einem Kaufmann und seinem Weibe.

Ein Kaufmann seinen G'werben nach
Weit hin in fremde Lande zoch,
War wohl zwey Jahr von seinem Weib,
Daſs er ihr nie ein Brieflein schreib;
Darnach er wieder heim hin kümmt
Ein kleines Kindlein da vernimmt.
Er sprach: Woher kommt dir das Kind,
In meiner Rechenschaft nicht find',
Daſs du hätt'st Kinder ohne Mann?
Es muſs ein' seltsam' Deutung han:
Denn, wie mich dünkt, ist's kaum halbjährig.
Sie sprach: Ich war eu'r sehr begehrig,
Daſs ich mich selbst nicht mäſs'gen kunnt'
Und hatt' kein'n Arzt zu solcher Wund':
Und war gleich in der Mitternacht,
Ich lief in Hof, daselbsten macht'

Ein kleines Kind von frischem Schnee,
Das aſs ich auf, und ward mir weh
Im Leib und kriegt' das Kind davon;
Drum habt derhalben kein'n Argwohn,
So hat mir's unser Herrgott b'schert
Und hab' kein'n andern Mann begehrt.
Der Mann lieſs solch's also geschehen,
Thät mit ihr durch die Finger sehen
Und wollt' sie öffentlich nicht schelten
Oder solch's vor ihren Freunden melden,
Schwieg also still, gedacht' sein's Fugs,
Bis daſs das Kind zum Theil erwuchs
Und war hinum die sieben Jahr'n.
Er sprach zum Weib: Ich muſs hinfahr'n
Mein's Handels halb hinab zun Schiffen,
Die liegen dniden in der Tiefen,
Mit groſsem Gut herkommen weit.
Nun war's im Mitten Sommerzeit,
Er nahm mit sich denselben Knaben,
Sprach: daſs ich mög' Gesellschaft haben.
Wie er 'naus kam, verkauft' zuhand
Den Knaben weit in fremde Land
Ein'm Kaufmann, daſs er'n mit sich nehm',
Auf daſs er nimmer wieder käm'.
Wie er heim kam in selben Tagen,
Die Frau thät ihn ganz fleiſsig fragen,
Wo er den Knaben hätt' gelassen?
Er sprach: Er ist mir gar zerflossen,

Wie er denn war von Schnee gemacht,
Bald ich ihn in die Sonne bracht',
Vor groſser Hitz er gar zerschmalz,
Gleichwie im Wasser thut das Salz.

Vom Bischof und einem Lotterbuben *).

Zum Bischof kam ein Lotterbub';
Sein Bengel gegen ihn aufhub
Und bat ihn, daſs er ihm da baar
Ein'n Gulden geb' zum neuen Jahr.
Der Bischof war ein karger Mann,
Den Freihart sah er scheuſslich an,
Sprach: Bist unsinnig, hab' den Ritten,
Darfst um ein'n Gulden Neujahr bitten?

---

*) Zachariä hat diese Fabel also nachgebildet:

Einst ging ein Bischof durch die Stadt;
Ein Bettelbube zu ihm trat,
Zog vor ihm ab gar tief den Hut,
Und sagte: Herr! seyn Sie so gut,
Bis an den Hals steck' ich in Schulden,
Und schenken Sie mir einen Gulden
Zu diesem lieben Neuenjahr;
Das wär' ein christlich Werk fürwahr!

Der Bub' sprach: Schont, gnädiger Herr,
Ob denn ein Guld'n zu viele wär',
Gebt ein'n Batzen, ich nehm' ihn an,
Daſs ihr ein gut Neujahr müſst han.
Er sprach: Du bittest ja zuviel,
Er sprach: Ein Kleines nehmen will,
Daſs ich mag haben eure Gnad';
Zuletzt ihn um ein'n Pfenning bat,
Denselben er ihm auch nicht gab.
Er sprach, daſs ich dennoch was hab',
Von euren Gnaden begehr' sonst nit
Denn theilt mir euren Segen mit.

Was? schrie der Bischof eifersvoll,
Ich glaube, Junge, du bist toll!
Ein Gulden, bey so schlechter Zeit,
Ist wahrlich keine Kleinigkeit! —
Nun, Herr, fiel ihm der Bettler ein,
So mögen's denn acht Groschen seyn.
Nichts, nichts! versetzt der Bischof drauf,
Geh' fort, und halte mich nicht auf!
Ihr Gnaden! Einen Groschen dann — —
Geh' fort! auch den nicht — — Nun wohlan,
Sie sehn, daſs ich mich handeln lasse,
Ein Hellerchen! — Geh' deiner Straſse,
Nichts, gar nichts! — Das ist etwas arg,
Sprach drauf der Bube, Sie sind karg!

Er sprach: Knie nieder, lieber Sohn!
Daſs du denselben magst empfahn.
Da sprach der Bub': Behalt't eur'n Segen,
Ihr dürft ihn zwar auf mich nicht legen;
Denn wenn er wär' ein's Pfennings werth,
Würd' er mir nicht von euch beschert.

Doch lassen Sie sich denn bewegen,
Und geben mir nur Ihren Segen!
Den sollst du haben, lieber Sohn!
Erwiederte mit süſsem Ton
Der Geistliche, knie hin vor mir,
Den besten Segen geb' ich dir!
So? sprach der Bursche ganz verwegen,
Behalten Sie nur Ihren Segen!
Ich hab' ihn zu geschwind begehrt;
Wär' er nur einen Heller werth,
Sie gäben ihn, hochwürd'ger Herr,
Gewiſs nicht so gutwillig her.

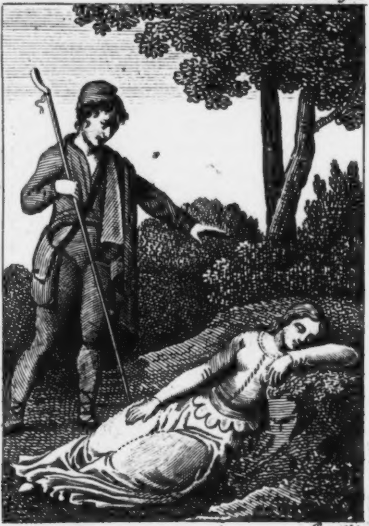
Auszug

des Besten

aus

Logau, Wernicke und Gryph.

zu Logau



R..z 1823

Aus

Logau's Sinngedichten.

Vorwort.

Freyherr **Friedrich von Logau** wurde 1604 in Schlesien geboren, und starb am 25. Juli 1655 als Herzogl. Kanzleyrath zu Liegnitz. Er trat als Epigrammendichter pseudonym, unter dem Namen: **Salomon von Golau**, auf. Nach Vorausschickung einer kleinern Sammlung von 200 Sinngedichten (Bresl. 1638), lieferte er hernach eine weit gröſsere, über viertehalbtausend Epigramme enthaltende (Ebend. 1654), woraus **Ramler** und **Lessing** (die schlechte Sammlung eines Ungenannten v. J. 1702 ist mit Recht in Vergessenheit gerathen) eine, eben nicht sehr strenge, Auswahl in 12 Büchern mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters (Leipz. 1759) veranstalteten. In der Folge (1791) besorgte **Ramler** eine neue, mit 3 Büchern vermehrte Ausgabe in 2 Theilen, der wir hier zunächst gefolgt sind, jedoch bey dem überschwänglichen Stück: „Der May“ und auch sonst hin und wieder die neue Lesart zu verwerfen nicht umhin konnten.

Ob sich gleich unter Logau's Sinngedichten eine Menge blos erwitzelter, fader und frostiger, wie auch zweydeutiger, schlüpfriger, ja wirklich schmutziger befinden (die der Dichter, wäre er nicht zusehr in Berufsarbeiten verstrickt gewesen, wohl nach und nach gänzlich vertilgt haben würde), so begegnen wir doch auch einer nicht geringen Anzahl von Epigrammen, die wegen ihres treffenden Witzes, ihrer schalkhaften Laune und ihrer ergreifenden Tiefe sein Verdienst in dieser Gattung sattsam bewähren. Besonders sind viele der Gnomen gar köstliche Goldkörner. Die Sprache zieht an durch Kraft, Gedrungenheit und ein ächtdeutsches Gepräge.

Der May.

Dieser Monat ist ein Kuſs, den der Himmel gibt der Erde,
Daſs sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Tod und Schlaf.

Tod ist ein langer Schlaf, Schlaf ist ein kurzer Tod;
Der lindert, jener tilgt die Noth.

Neid.

Tugend ist des Neides Mutter. Schöne Mutter, dich zu haben,
Will ich mich hinfort nicht kehren an den ungezognen Knaben.

Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur eine Nacht.

Der Alte.

Verachtet nicht den alten Mann,
Ihr jungen Leute, denkt daran,
Daſs ihr vielleicht ein Liedlein dichtet
Was man auf euch einst selber richtet.

Wissenschaft.

Dem Fleiſse will ich mich zum Knecht verschreiben,
Um stets ein Herr der Wissenschaft zu bleiben.

Die beste Arzeney.

Freude, Mäſsigkeit und Ruh
Schleuſst dem Arzt die Thüre zu.

Cana Fides.

Da man schon zur Zeit der Alten
Reine Treu' für grau gehalten,
Wundert's euch in unsern Tagen,
Daſs man sie in's Grab getragen?

Freunde.

Aechte Freunde sich zu wählen,
Muſs man wägen, und nicht zählen.

Geduld.

Leichter trägt der, was er trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.

Schlaf.

Es sitzt der Schlaf am Zoll, und hat sehr guten Handel:
Sein ist der halbe Theil von unserm Lebenswandel.

Schrift der alten Deutschen.

Der Deutschen Schreibpapier
War ihres Feindes Leder;
Der Degen war die Feder,
Mit Blute schrieb man hier.

Der Mittelstand.

Wer ruhig sitzen will, der sitze nicht beym Giebel:
Wo Schwindel folgt und Fall, da sitzt es sich gar übel.

Aerzte und Poeten.

Zum Apollo ruft der Arzt, zum Apollo ruft der Dichter.
Wem soll er zuerst erscheinen? wer hat hier den Rang, ihr Richter?

Beyde dichten: denn der Arzt dichtet oft die Krankheit arg,
Fürchtet, wer zu leicht genas, sey zum Schenken nachmals karg.
Wo er gröblich was versah, that es bloſs der Krankheit Stärke:
Wo er aber gar nichts half, that er wahre Wunderwerke.
Wenn dich dieser Dichter ruft, o Apoll! so komme bald:
Nichts versäumt der andere; Krankheit aber braucht Gewalt.

Verläumder.

Es singen erst die Mücken, dann pflegen sie zu stechen:
Es lästern die Verläumder, die lieblich anfangs sprechen.

Von einer Braut.

Glaube, daſs ich meines Liebsten Bildniſs stets im Herzen trage. —
Unterm Herzen, wirst du meynen, Jungfer! denn so geht die Sage.

Von dem Praous.

Wie? Praous schreibet an sein Haus:
Hier geh' nichts Böses ein noch aus?

Ich weiſs nicht, soll sein Wunsch bestehen,
Wo Praous aus und ein wird gehen.

Auf den Technikus.

Technikus kann alle Sachen
Andre lehren, selbsten machen,
Reiten kann er, fechten, tanzen,
Bauen kann er Städt' und Schanzen;
Singen kann er, messen, rechnen,
Schön und zierlich kann er sprechen;
Stadt und Land kann er regieren,
Recht und Sachen kann er führen;
Alle Krankheit kann er dämpfen,
Für die Wahrheit kann er kämpfen;
Alle Sterne kann er nennen,
Bös' und Gutes kann er kennen,
Gold und Silber kann er suchen,
Brauen, kann er, backen, kochen;
Pflanzen kann er, säen, pflügen,
Und zuletzt — erschrecklich lügen!

Der Sieg.

Wer durch das Eisen siegt, hat ritterlich gekriegt;
Betrüglich hat gekriegt, wer durch das Gold geſiegt.

Barmherzigkeit.

Des Andern Leid empfinden heiſst nicht Barmherzigkeit;
Barmherzigkeit heiſst wenden des Andern Herzeleid.

Ein Kriegeshund redet von sich selbst.

Hunde, die das Vieh behüten,
Hunde, die am Bande wüthen,
Hunde, die nach Wilde jagen,
Hunde, welche stehn und tragen,
Hunde, die bey Tische schmeicheln,
Hunde, die wir immer streicheln,
Glaubt, daſs alle die zusammen
Aus gemeinem Blute stammen.

Aber ich bin von den Hunden,
Die im Kriege sich gefunden;
Bleibe nur, wo Helden bleiben,
Wenn sie Küh' und Pferde treiben;
Habe Bündniſs mit den Dieben,
Trag' am Rauben ein Belieben;
Pflege, bin ich in Quartieren,
Gäns' und Hühner zuzuführen;
Kann die schlauen Bauern riechen,
Wo sie sich in's Holz verkriechen;
Wenn sie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr wo weggenommen,

Kann ich sie von dannen hetzen,
Daſs sie Hut und Schuh versetzen;
Kann durch Zehren, durch Vernichten
Haus und Hof zu Grunde richten,
Cavalliere kann ich leiden,
Bauern müssen mich vermeiden:
D'rum bin ich in meinem Orden
Hundecavallier geworden.

Lohn für Dienst.

Treuer Dienst heischt seinen Lohn,
Sagt er gleich kein Wort davon.

Fleiſs und Arbeit.

Die Welt ist wie ein Kram, hat Waaren ganze Haufen;
Für Arbeit stehn sie feil, um Fleiſs sind sie zu kaufen.

An den Naso.

Naso, dir steht deine Nase statt der Sonnenuhr bereit:
Wann der Schatten weist gerade auf das Maul, ist Essens Zeit.

Poeterey.

Es bringt Poeterey sehr wenig Brod ins Haus. —
Was aber drinnen ist, wirft sie auch nicht hinaus.

Jahreszeiten.

Im Lenze prangt die Welt mit zarter Jungferschaft;
Im Sommer ist sie Frau; prangt mit der Schwangerschaft;
Im Herbste wird sie Mutter, gibt reiche Frucht heraus,
Und hält, als gute Wirthin im Winter sparsam Haus.

Von der Phyllis.

Phyllis ging, nach ihrem Brauch,
Morgens zu dem Rosenstrauch;
Blieb süſs lächelnd vor ihm stehen,
Seine Zierden anzusehen.
Beyde konnt' ich itzt betrachten:
Phyllis und die Rosen lachten.

Beyde; nur wer schöner war,
Dieses schien mir noch nicht klar.
Hatte Phyllis ihre Zier
Von den Rosen angenommen,

Oder hatten sie von ihr
Einen solchen Schein bekommen:
Dieses konnt' ich nicht entscheiden,
Konnte nur die Augen weiden,
Senkt' in beyder Glanz allein
Meine ganze Seel' hinein.
Endlich hab' ich doch erſahren,
Als der Sonne goldnes Rad
In die blauen Wellen trat,
Daſs die Rosen Diebe waren:
Denn, weil sie der Phyllis gleichen
Und mit ihrer Wangen Schein
Gleicher Farbe wollten seyn,
Muſsten sie gar bald erbleichen.

An einen Franzosen.

Wie? die Deutsche Sprach' ist rauh? — Sprichst du wohl, o Gallier,
Von dem liebsten Thun der Welt, von der Liebe, lieblicher?

Spielkarten.

Karten, die bey Tage streiten, liegen Nachts beysammen stille:
Weiber, die mit Männern zanken, stillt bey Nacht ein guter Wille.

Macht der Schönheit.

Der schönen Weiber Bitte pflegt uns Befehl zu seyn,
Der schönen Weiber Schweigen ist Bitte schon allein.

Unbeständige Arbeit.

Wer immer nichts vollbringt, fängt er gleich vieles an,
Wird in Gedanken reich, im Werk ein armer Mann.

Verheiſsungen.

Wer mit Verheiſsungen bezahlt,
Bezahlt mit Gelde, was man mahlt.

Göttliche Verordnung.

Wer die Uhr gleich nicht versteht,
Merket doch, wie gut sie geht:
Gottes Rath, den wir nicht kennen,
Ist doch immer gut zu nennen.

Freundschaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heiſst für Früchte Blumen handeln.

An den Leser.

Leser, wie gefall' ich dir?
Leser, wie gefällst du mir?

Mütterliche Liebe.

Die Mutter trug im Leibe das Kind drey Viertel Jahr,
Die Mutter trug auf Armen das Kind, weil's schwach noch war;
Die Mutter trägt im Herzen die Kinder immerdar.

Ehre.

Sind Ehr' und Eigennutz im Streite,
So tritt du auf der Ehre Seite.

Ein Geiziger.

Wenn ein Geiziger gestorben, hebt sein Schatz erst an zu leben:
Jeder wünscht bey diesem Kinde einen Pathen abzugeben.

Einfältiges Gebet.

Im Gebet ist Einfalt groſser Witz vor Gott;
Wer ihm recht vertrauet, nennet blos die Noth.

Dienste der Welt.

Meine Dienste: sagt die Welt. — Deine Dienste, liebe Welt,
Sind so gut, wie jeder Dienst, den das Lamm vom Wolf erhält.

Vermessenes Versprechen.

Zum Werke von dem Wort
Ist gar ein weiter Ort.

Graue Haare.

Graut dir das Haar, so denke nur dabey:
Hier macht der Tod sich Heu.

Der Liebe Honigthau.

Die Buhler sind Bienen, die Jungfern sind Rosen.
Der Honig das Aeugeln, das Küssen das Kosen.

Gebet eines Sämanns.

Gib, Gott, dafs Korn im Feld', in uns dein Wort bekleibe,
So wird der Seele Brod zu Theil und Brod dem Leibe.

Wunsch eines gesunden Jahres.

Wenn ich ein gesundes Jahr wünsche, weiſs mir Jeder Dank;
Nur der Doctor nicht. Sind wir frisch, so wird der Doctor krank.

Die Hand.

Weiland war die Hand
Unsrer Treue Band;
Jetzt legt ihre Stricke
Durch die Hand — die Tücke.

Die Wahrheit.

Die Wahrheit taugt nur auf das Dorf, die grobe Bäuerin;
Wo man französischartig ist, da taugt sie gar nicht hin.

Thorheit der Verständigen.

Der edle Weizen hat oft Brand:
Auch Thorheit wohnet bey Verstand.

Der Hofmann, ein Schmeichler.

Servil starb alt am Hofe. Der hat gar viel geschmeckt,
Rief Gulo. Trux versetzte: doch noch weit mehr geleckt.

Die Gesetze.

Welch ein künstlich Netz
Ist doch das Gesetz!
Kleines ist gefangen,
Groſses durchgegangen.

Lust und Schmerz.

Lust und Schmerz sind Wandersleute, ziehen allenthalben ein;
Doch pflegt der Besuch von diesem lang, von jener kurz zu seyn.

Geduld.

Schon, die vor uns lebten, klagten, jetzo sey die Welt zu arg;
Immer dünket mich, die Menschen sind nur an Geduld zu karg.

Juristen.

Gott ehre mir die Rechtsgelehrten! wenn die zuweilen fehlen,
Verletzen sie nicht Leib und Leben, verseh'n es nur im Zählen.

Auf Alphenors Erbschaft.

Hier ist eine Grabschrift nöthig, nöthig, daſs man Glocken läutet:
Hier liegt Geld, das hat Alphenor jüngst aus Indien erbeutet;
Hat es (helfen will er niemand) in den Kasten schon begraben.
Auferstehung wird es, glaub' ich, erst nach seinem Tode haben.

Ackerbau.

Dem Bergwerk ist zu trauen,
Das wir mit Pflügen bauen.

Von dem Arzt Britomar.

Ueber Britomarn, den Arzt, führt kein Kranker je Beschwerden. —
Heilt er glücklich? — Nein, er stopft zeitig ihm den Mund mit Erde.

Ueber das Fieber einer fürstlichen Person.

Unsre Fürstin lieget krank: dies hat Venus angestellt,
Die, so lange jene blaſs, sich für schön nun wieder hält.

Trost.

Auf was Gutes warte gern,
Ist dein guter Tag gleich fern:
Ein zu schnell gekommnes Glück
Flieht oft schneller noch zurück.

Thraso und Trux.

Thraso rief: auf Stirn und Wangen
Hab' ich manchen Hieb empfangen,
Als ich rüstig, wie ein Held,
Mich vor meinen Feind gestellt.
Ey! rief Trax, daſs Stirn und Wangen
Künftig keinen Hieb empfangen,
So enthalt' dich, wenn du fliehst,
Daſs du nicht zurücke siehst.

Auf einen Ehrgeizigen.

Jeder wünscht dem Honoratus, daſs er zeitig Cäsar werde; —
Doch mit drey und zwanzig Wunden niederliegend auf der Erde.

Sparsame Zeit.

Der Mangel dieser Zeit hat Sparsamkeit erdacht:
D'rum tauft man jetzo gleich, so bald man Hochzeit macht.

Hiobs Glück.

Till las, was Gott dem Hiob weggenommen,
Das hab' er doppelt d'rauf zurück bekommen:
Wie gut, rief Till, daſs Gott sein Weib nicht nahm,
Und Hiob nicht für eine zwey bekam!

Vorsatz und Ausführung.

Zu weich gezagt,
Zu frech gewagt,
Verliert das Spiel;
Doch wohl bedacht,
Und frisch vollbracht,
Erreicht das Ziel.

Glück und Neid.

Wen das Glück zu stürzen denkt, der wird erst von ihm erhoben;
Wen der Neid zu schwärzen sucht, den beginnt er erst zu loben.

Wohlthat.

Die Wohlthat, übel angewandt,
Wird Uebelthat gar wohl genannt.

Der Aerzte Glück.

Ein Arzt ist ein beglückter Mann:
Was er bewährtes wo gethan,
Zeigt der Genes'te jedem an.
Sein Irrthum wird nicht viel erzählt;
Denn hat er irgendwo gefehlt,
So wird's in Erde tief verhehlt.

Triegereyen.

Krummes mag man wohl verstehn,
Krummes aber nicht begehn.

Ehestand des Herzens und der Zunge.

Herz und Zunge sind vermählet,
Zeugen Kinder immerfort;
Doch wenn ihnen Eintracht fehlet,
Wird zum Bastard jedes Wort.

Auf die Pigritta.

Pigritta braucht gern Ruhe, das macht, sie hat vernommen,
Der Mensch sey wie zur Herberg' in diese Welt gekommen.

Rath.

Da, wo man Rath nicht hört, wo Rath nicht Folge hat,
Allda ist gar kein Rath der allerbeste Rath.

Auf den Gulanus.

Weil Gulanus seinen Abschied immer in Gedanken hat,
Iſst und trinkt er jeden Abend sich sehr satt und übersatt,
Denn er meinet jede Mahlzeit werde sein Valetschmauſs seyn:
Schafft in sein sonst leeres Schiffchen d'rum vorher den Ballast ein.

Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Einen guten Morgen brachte man zu einer guten Nacht,
Welche doch dem guten Morgen keine gute Nacht gebracht.

Ein Kuſs.

Gibt Clara einen Kuſs, soll's viel gegeben seyn.
So oft sie einen gibt, nimmt sie auch einen ein.

Sinnenlust.

Springt im Becher alter Wein,
Spielen kluge Saiten rein,
Fallen Schöner Küsse d'rein
Kann sich jeder Sinn erfreu'n.

Gegenwärtiger und vergangener Zustand.

Man kennet nicht das Glück, wenn man darin geboren,
Man kennet erst das Glück, nachdem man es verloren.

Hülfe.

Eigner Fleiſs und fremde Hülfe fördern einen Mann:
Dir geschwinder vorzuspannen, spanne selbst mit an.

Das Herz auf der Zunge.

Wer's Herz auf seiner Zunge führt,
Der muſs, wenn er die Zunge rührt,
Sich der Bedachtsamkeit befleiſsen,
Um sich das Herz nicht abzubeiſsen.

Auf den trunkenen Veit.

Man warf den Veit die Trepp' hinab, Veit schickte sich darein,
Sprach: Hätt' es nicht ein Mensch gethan, so thäts gewiſs der Wein.

Auf die Fasca.

Man vergleicht dich einer Lilie, Fasca? Bilde nichts dir ein:
Nur die gelbe, nicht die weiſse, kann damit gemeynet seyn.

Ursprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus widerfahren,
Als sie den Adonis liebte,
Der sie labt' und auch betrübte.

Kamen sie, sich zu bewirthen,
In die Schatten kühler Myrthen:
Folgte nichts, als lieblich Liebeln,
Folgte nichts, als schalkhaft Bübeln;
Wollten ohne süſses Küssen
Keinen Augenblick vermissen;
Küſsten eine lange Länge,

Küſsten eine groſse Menge,
Küſsten immer in die Wette,
Ein Kuſs war des andern Klette.
D'rauf es Venus so verfügte;
(Weil dieſs Thun sie sehr vergnügte)
Daſs die Geister, die sie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;
Daſs die Küsse Flügel nahmen.
Hin und her in Heeren kamen.
Nun erfüllten sie die Lüſte,
Felder, Wälder, Berge, Klüſte;
Lieſsen von einander nimmer,
Paarten sich zum Küssen immer,
Flogen auf die Menschentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn sie sie mit Küssen grüſsten,
Wenn sie sie mit Grüſsen küſsten.

Doch das Glück des Lieblings fachte
Mavors Schelsucht an: er machte,
Daſs ein Eber auf ihn stürzte,
Und den Lebensdrat ihm kürzte.
Venus, voller Wuth im Herzen,
Konnte schwerlich dies verschmerzen;
Doch, als nicht mehr Rath zu schaffen,
Ging sie, lieſs zusammen raffen
Aller dieser Küsse Schaaren,
Wo sie zu erhaschen waren,
Machte d'raus die Honigleute:

Diese sollten süſse Beute,
Sollten aber auch daneben
Mit dem Stachel Wunden geben,
So wie sie das süſse Küssen
Bald mit Leid vertauschen müssen.

Sag' ich dieses einem Tauben,
Wollt, ihr Jungfern, dieſs nicht glauben:
Wünsch' ich euch für solche Tücke,
Daſs euch nie ein Kuſs erquicke;
Glaubt ihr's aber, o! so schauet,
Daſs ihr nie dem Stachel trauet.

Auf die Dubiosa.

Dubiosa ging zur Beicht,
Traurig, und mit Recht vielleicht.
Als der Pfarr' fragt' ungefähr,
Ob sie eine Jungfer wär',
Sprach sie: „Ja, ich armes Kind,
Aber wie sie heuer sind.“

Emsigkeit.

Man kann im Ruhn
Doch etwas thun;
Man kann im Thun
Doch etwas ruhn.

Verdächtige Sachen.

Ein versöhnter Feind,
Ein verkaufter Freund,
Sind zu einer Brücke
Ungeschickte Stücke.

Hoffnung und Geduld.

Die Hoffnung ist ein fester Stab,
Und die Geduld ein Reisekleid:
Mit diesem geht durch Welt und Grab
Ein Frommer bis zur Ewigkeit.

Die Deutsche Sprache.

Kann die Deutsche Sprache schnauben, schnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann sie auch spielen, scherzen, liebeln, güteln, kürmeln, lachen.

Friede und Krieg.

Ein Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden dringt;
Ein Fried' ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

Auf die Gallicana.

Du bist der Baum im Paradiese: wer deine Frucht geschmeckt,
Hat nicht allein sich selbst verderbet, hat Andre auch befleckt.

Menschliche Thorheit.

Jedem klebet Thorheit an;
Dieser ist am Besten dran,
Der ſein kurz sie fassen kann.

Tugend und Laster.

Wenn gar kein Laster wäre, so wär' auch Tugend nicht:
Denn tugendhaft ist der nur, der wider Laster ficht.

Von dem Cajus.

Cajus hat ein zierlich Weib: Schade nur, es geht die Sage,
Daſs sie jede Woch' im Jahr ſeyre sieben Feyertage!

Auf den Altus.

Altus ist ein tapfrer Mann, dessen Gleichen man kaum fände;
Tapfrer wär' er, wenn er nicht, daſs er tapfer, selbst gestände.

Die Nothwendigkeit.

Noth ist unsrer Sinne sechster, gibt geschwind ein Mittel an,
Wenn der andern fünfe keiner Rath und Hülfe finden kann.

Verachtung der Welt.

Der Reiher übersteigt die Wolken, daſs ihn die Wolken nicht beregnen,
Fliehst du den Dunst der Eitelkeiten, so wird kein Unfall dir begegnen.

Weisheit der Alten.

Nimmt unser Leib erst ab, nimmt der Verstand recht zu:
Die Seele, scheint es, hat mehr vor dem Leibe Ruh.

Der Apfelbiſs.

Adam muſst' in Apfel beiſsen, konnt' es nicht verbessern: —
Weil man noch zu seinen Zeiten nichts gehabt von Messern.

Zulässiger Wucher.

Ein Wucher wird in Ehren bleiben: —
Den Wirthe mit der Erde treiben.

Die Aerzte.

Ihr Aerzte seyd wie Götter, sagt heimlich zu dem Kranken:
Du muſst zur Erde werden! und er muſs wohl noch danken.

Unverheiratheter Wein.

Den Ehestand lob' ich; nur nicht Wein,
Der sich mit Wasser will verfrey'n.

An die Flonibella.

Deine Wangen, Flonibella, sind ein schönes Rosenfeld:
Nimmst du meinen Mund zum Gärtner, wird es immer wohl bestellt.

Gelegenheit.

Nie mangelts an Gelegenheit was Gutes zu verrichten;
Nie mangelts an Gelegenheit, was Gutes zu vernichten.

Lügen.

Immer sind die Lügen trächtig; immer, wenn die Lügen jungen,
Sind von ihnen mindstens sieben, wo nicht mehr, hervorgesprungen.

Witz.

Weiser Sinn und weiſses Haar
Sind ein wohl gepaartes Paar.

An einen Reisenden.

Durch die Welt denkst du zu reisen? Nimm denn, rath ich', so den Strich,
Daſs du alles wohl beschauest, und dich selber führst durch dich.

Sich selbst besiegen.

Sich selbst bekämpfen, ist der allerschwerste Krieg:
Sich selbst besiegen, ist der allerschönste Sieg.

Knechte und Herren.

Dieses sind geborne Knechte, die nur folgen fremden Augen;
Dieses sind geborne Herren, die sich selbst zu leiten taugen.

Lügen.

Wer Lügen sagte, die blos Nutzen, und niemals Schaden nach sich zogen,
Was meynst du wohl von einem solchen? — Ich meyne doch, er hat gelogen.

Von meinem Buche.

Nicht ganz böse, nicht ganz gut
Ist mein Buch, sagt mir mein Muth.
Kommen d'rüber arge Fliegen,
Bleibt gewiſs Gesundes liegen,
Und das Faule findet man;
Kommen aber Bienen d'ran,
Wird das Faule leicht vermieden,
Und Gesundes abgeschieden.

Auf den Glonilus.

Ihr rühmt die kühne Faust? Ey! rühmt, sagt Glonilus,
Den schnellen Fuſs, der mir die Faust erhalten muſs.

Trauen.

Einem trauen ist genug,
Keinem trauen überklug,
Doch weit besser Keinem trauen,
Als auf gar zu Viele bauen.

Wahl eines Freundes.

Der werde nicht von dir erlesen,
Wer nie sein eigner Freund gewesen;
Wer blos sein eigner Freund gewesen,
Der werde nicht von dir erlesen.

Gestorbene Redlichkeit.

Man lobt die Redlichkeit, und sieht sie nicht
hier oben.
Man thut gar recht: sie starb; Gestorbene muſs
man loben.

Die Gicht.

Die Gicht verbeut dir Wein zu trinken;
Sonst muſst du liegen oder hinken.
Es ist doch arg, daſs sich vom Fuſs
Das Maul regieren lassen muſs!

Tugend.

Wo Tugend über Glücksfäll' herrscht, und Weisheit über Unglücksfälle,
Da kehret Hochmuth niemals ein, da findet Unmuth keine Stelle.

Nicht zu viel.

Ein rasches Pferd beständig jagen,
Ein saubres Kleid beständig tragen,
Den nutzbar'n Freund beständig plagen,
Kann niemals langen Nutzen tragen.

Das schelmische Geld.

Ein Jeder wünschet Geld, ein Jeder suchet Geld,
Das dem doch, der es hat, nach Leib und Seele stellt.

Gefahr der Hoheit.

Auf ebner Bahn ist sicher wallen;
Wer hoch sitzt, kann nicht niedrig fallen.

Drohungen.

Ein Fluſs verräth durch Rauschen, wie seicht er flieſst,
Ein Bote durch sein Schnaufen, wie matt er ist:

Wer stark mit Worten pochet, legt an den Tag,
Daſs viel die Lunge, wenig das Herz vermag.

Welschland.

Mit allem Recht heiſst Welschland ein Paradies der Welt,
Weil Jeder, der hineinkömmt, so leicht in Sünde fällt.

Vergebliche Arbeit.

Weiſs die Haut des Mohren waschen,
Trinken aus geleerten Flaschen,
Auf den Sand Palläste bauen,
Weibern auf die Tücken schauen,
Einen dürren Wetzstein mästen,
Osten setzen zu dem Westen,
In dem Siebe Wasser tragen,
Allen Leuten wohl behagen:
Wer sich das will unterstehen,
Wird mit Spott und Schimpf bestehen.

Geld.

Wozu ist Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Muth,
Wer's hat, hat Sorglichkeit,
Wer's hat gehabt, hat Leid.

Selbsterkenntniſs.

Willst du fremde Fehler zählen, heb' an deinen an zu zählen:
Ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

Dankbarkeit.

Dankbarkeit, die theure Tugend,
Altert bald in ihrer Jugend:
Ist es bey so kurzer Frist
Wunder, daſs sie selten ist?

Von dem Canus.

Canus baut ein neues Haus, baut sich auch ein Grab: mich däucht,
Daſs er an das Weichen denkt, aber doch nicht gerne weicht.

Auf den Nummosus und Bibosus.

Da Nummosus sterben sollte, lief er auf den hohen Söller
Unter seine volle Kasten, hoffte dort verschont zu seyn;
Da Bibosus sterben sollte, lief er in den tiefen Keller,

Unter seine vollen Fässer, suchte Schutz bey seinem Wein:
Doch der Mann von dürren Knochen,
Unberauscht und unbestochen,
Holte beyd' aus ihren Schanzen,
Hub mit beyden an zu tanzen.

Freundschaft.

Wo sich kein Vortheil zeigt, wo kein Gewinn sich weiset,
Ist Freundschaft nicht daheim, ist über Land gereiset.

Das Schwert.

Ohn' Ursach' sollen wir nie zücken unsern Degen;
Ist er gezückt, ohn' Ehr' ihn niemals niederlegen.

Die bescheidene Zeit.

Die Zeit sey wie sie will, so ist sie doch bescheiden;
Sie kann die Wahrheit nackt nicht leiden;
D'rum ist sie emsig, sie zu kleiden.

Auf den Pandur.

Pandur verläſst den Krieg: er will nicht länger, sagt er, Wache stehn;
Und nimmt ein Weib. Der Thor! er wird dem Wachestehen nicht entgehn.

Auf den Filz.

Hast du einen Rausch gehabt, geh' bey Filzen nur zu Gaste;
Denn auf einen starken Rausch nützet eine strenge Faste.

Gewissen.

Was Niemand wissen soll, begeh' auch nicht allein:
Ein Jeder muſs sich selbst statt tausend Zeugen seyn.

Tischfreundschaft.

Vermeinst du wohl, daſs der vom treuen Herzen sey,
Den du zum Freunde dir gemacht durch Gasterey?

Er liebt dein Austernfaſs, dein Wildpret, deinen Fisch.
Auch mein Freund würd' er bald, besäſs' ich deinen Tisch.

Gastzahl.

Mit sieben Gästen
Geht's fast am besten.
Der achte Gast
Wird schon zur Last.

Von vier Hirtinnen.

Chloris, Doris, Ciris, Iris liebten einen Hirten alle:
Durch die That ihm zu beweisen, daſs er jeder wohlgefalle,
Brachte Chloris einen Kranz ihm, Doris gab ihm Honigschnitte,
Ciris drückte seine Hände; Iris faſst' ihn in die Mitte,
Küſste seine Purpurlippen. Für den Kuſs gab er der Iris
Chloris Kranz und Doris Honig und den Händedruck der Ciris.

Auf den Capito.

Capito hat Kopfs genug, wenig aber hat er Sinn:
Wie ein Mohnkopf, lauter Schlaf, weiter hat er nichts darin.

Sache nicht Worte.

Wo die Hand vonnöthen ist, schafft man wenig mit der Zunge:
Und wohin das Herz gehört, da verrichtet nichts die Lunge.

Ehrgeiz.

Kein Regiment ist in der Welt, worüber man nicht klagt:
Das macht, Regieren selbst, und nicht Regieretseyn behagt.

Anfrage der Geschminkten.

Die Wittwen und die Jungfrau'n gehn zwar in unsern Jahren
Nicht aus, sich anzubieten, sich ehelich zu paaren;

Doch fragt, scheint gleich die Zunge sich etwas
noch zu schämen,
Die Schminke desto dreister: Ey! will mich niemand nehmen?

Die Steuer.

Daſs mein Buch die theure Gabe
Allen zu gefallen habe,
Glaub' ich nicht; doch glaub' ich, Allen
Werde Folgendes gefallen:
„O, es fresse höllisch Feuer
Die vermaledeyte Steuer!"

Auf den Thraso.

Thraso geht, wie Herkules, mit der Löwenhaut
bedeckt? —
Sieh nur, ob ein Hasenbalg nicht zum Futter
d'runter steckt.

Auf den Pilger.

Pilger kann nicht müſsig gehen;
Müſsig aber kann er — stehen.

Erkenntniſs Seiner.

So weit die Sonne leuchtet, lebt niemand schattenlos:
Auch ist auf Erden niemand von aller Thorheit bloſs.
Ein heller Sinn nur merket, ob solche klein, ob groſs.

Eigenschaft des Glücks.

Das Glück ist wie ein Weib, die keinen völlig liebet,
Die lachend sich bald dem, bald jenem übergiebet.

Bücher.

Es ist mir eine Lust, mit Todten umzugehen,
Von denen, die nicht sind, mich rund umringt zu sehen,
Zu fragen, die ganz taub, zu hören, die nichts sagen,
Und die nichts haben, doch viel pflegen aufzutragen,
Vor andern vorzuziehn. Ich bin auf die beflissen,
Die mir viel Gutes thun und doch von mir nichts wissen.

Ich halte diese hoch, die nie mich angesehen.
Die manchmal mich im Ernst verhöhnen, schelten, schmähen,
Sind meine besten Freund': anstatt sie hinzugeben,
Gäb' ich die ganze Welt dahin, und auch das Leben.

Eitelkeit.

Nimm weg die Eitelkeit von allen unsern Werken,
Was wird noch übrig seyn, das werth ist zu bemerken?

Die Furcht.

Der Tod, vor dem der Mensch so fleucht und so erschrickt,
Währt an sich selbst so lang' als unser Auge blickt.
Des Todes Furcht ist Tod, mehr als der Tod; der Tod
Verkürzt, was ihn vergällt, die Furcht, die schlimmste Noth.

Auf den Udus.

Udus säuft den ganzen Tag; hört er wo darüber sprechen,
Sagt' er: Einen halben Tag muſst' ich mich am Durste rächen;
Und den andern halben Tag sauf' ich darum wieder an,
Weil mich leicht der böse Durst tückisch überſallen kann.

Ein reicher Geizhals.

Nur ein lastbar Thier ist Verres, nicht ein reicher Mann:
Denn allein zum Säcketragen nahm das Glück ihn an.

Auf die Floribella.

Floribella, weil sie schön ist, meynt, es sey ein einzler Mann
Ihrer Schönheit gar nicht würdig; beut der ganzen Welt sich an.

Lustfreunde.

Den beweinen wir am meisten, wenn er sich von dannen macht,
Der am meisten, als er lebte, mitgescherzt und mitgelacht.

Bücher.

Böse Bücher taugen auch. — Und wozu? — Zur Gegenprobe
Guten Büchern: Lichtem dient Finsteres zu grösserem Lobe.

Freund und Feind.

Ein Freund, der nie mir hilft, ein Feind', der nichts mir thut,
Sind beyd' aus Einer Zunft; sie sind gleich schlimm, gleich gut.

Auf die Vlaska.

Vlaska ist ja nicht mehr Jungfer, und trägt gleichwohl einen Kranz? —
Ey! sie prahlet: Brach die Jungfer, ist die Frau dagegen ganz.

Böses.

Böses soll man bald vergessen, doch vergiſst sich's schwerlich bald:
Gutes stirbt schon in der Jugend, Böses wird hingegen alt.

Worte.

Vor allen Thieren ist dem Menschen dieses eigen,
Durch Worte, was er will, dem Andern anzuzeigen.
Fürwahr! wir brauchen jetzt rechtschaffen diese Gabe:
Es scheint, daſs unser Thun sonst nichts als Worte habe.

Venus in der Muschel.

Venus kam in einer Muschel aus dem Schaum der Meereswogen:
D'rum ist schönes Frauenzimmer noch den Perlen so gewogen.

Von der Floribella und Varinella.

Zwey Magnete kenn' ich, deren keiner sehr dem andern gleicht:
Floribella ist ein schwarzer, der das Eisen an sich zeucht;
Varinella ist ein weiſser, der das Eisen immer fleucht:
Jene liebt nicht, wird geliebt; diese liebt, wird nicht geliebt;
Jene gibt nicht, wann sie nimmt; diese nimmt nicht, wann sie gibt.

Auf den Friedenshasser Veit.

Veit trägt zum Frieden Haſs, zum Kriege trägt er Liebe:
Das macht, der Friede henkt, der Krieg beschenkt die Diebe.

Auf den Nasatus.

Nasatus ist ein groſser Herr, schickt in's Quartier und meld't sich an:
Lakay, Trompeter meld't ihn nicht; wer denn? Die Nase kömmt voran.

Dichter.

Dichter arm? das glaub' ich nicht: arm sind die mit nichten,
Die sich selber Geld und Gut, Ruhm und Hoheit dichten.

Das neue Jahr.

Abermals ein neues Jahr! immer noch die alte Noth! —
O, das Alte kömmt von uns, und das Neue kömmt von Gott.
Gottes Güt' ist immer neu, immer alt ist unsre Schuld.
Herr, verleih' uns neue Reu und beweis' uns alte Huld!

Feile Ehre.

Weiland muſste man um Ehre wachen, bluten, schwitzen, schnaufen;
Nunmehr ist sie zahm geworden, läſst um Münze sich erkaufen.

Auf den Pätus.

Pätus und sein liebes Weib haben Einen Willen:
Jedes will, das Andre soll bald die Grube füllen.

Auf die bekreidete Lucida.

Lucida, du schöner Schwan, tadellos ist jede Feder,
Decktest du nur, wie der Schwan, nicht darunter — schwarzes Leder.

Auf den Varius.

Varius thu' was er thu', dennoch kann er nichts vollenden;
Eh' er erstes noch gethan, hat er andres schon in Händen.

Die Mode.

Was ist die Mode für ein Ding? Wer kennt sie von Gesicht? —
Ich weiſs nicht, wer sie kennen kann: sie ist ja morgen nicht
Gestaltet, wie sie heute war. Sie kennt sich selber nicht.

Die Sonne und des Menschen Untergang.

Untergehn und nicht vergehn
Ist der Sonne Eigenschaft:
Durch des Schöpfers Güt' und Kraft
Stirbt der Mensch zum Auferstehn.

Gemäſsigte Strafe.

Strafe soll seyn wie Salat,
Der mehr Oel als Essig hat.

Schminke.

Wollt ihr euch, ihr Jungfern, schminken? höret meinen Unterricht:
Wählet Oele zu den Farben; Wasserfarben halten nicht.

Verwüstete Güter.

Seinen Beutel baue vor, wer ein wüstes Gut will pflügen:
Wird das Gut erbauet seyn, wird der Beutel wüste liegen,
Wird sich kaum um's sechste Jahr wieder aus den Falten fügen.

Der Namenstag.

Der hat einen schlechten Namen, dessen Nam' im ganzen Jahr
Immer nur an Einem Tag in der Leute Munde war.

Thorheit.

Unter Thieren ist kein Narr. Affen treiben Gaukeley'n;
Aber dieſs ist Ernst und Art, ist nur Thorheit nach dem Schein.
Nur der Mensch versteht die Kunst, bey Vernunft ein Thor zu seyn.

Auf den Nigrikanus.

Kein Mensch kann zweyen Herren dienen: hiezu weiſs Nigrikanus Rath,
Der seinen Gott auf seiner Zunge, den Teufel in dem Herzen hat.

Hofleben.

Von dem Leben an den Höfen hab' ich manches wohl gelesen:
O, das Lesen ist viel besser, als das selber da gewesen.

Reime aus dem Stegreif.

Auf Einem Fuſse stehn und hundert Verse schmieden,
Das hab' ich nie gekonnt, und bin auch wohl zufrieden,

Daſs ich es noch nicht kann. Ein Pilz wächst eine Nacht,
Die andre fällt er hin, d'rum wird er schlecht geacht't.
Des Bacchus edler Saft, die Dichter zu erfreuen,
Muſs erst durch Sonn' und Zeit zahm werden und gedeihen.
Das Wasser, das mit Macht aus allen Ritzen quillt,
Ist freylich nützbar auch, nur daſs es wenig gilt.

Auf den Niger.

Niger schickte seine Ohren auf den Markt, da kauften sie
Ihm den Titel: Einen ärgern Schelm, als Nigern, sah man nie.

Auf den Lurkus.

Einen in's Gesicht zu loben ist nicht löblich. — Recht! allein
Hinterm Rücken ihn zu schänden, Lurkus! ist noch minder fein.

Die Gelegenheit.

Der Wille geht zwar gern auf Reisen, will dahin gern, will dorthin gern,
Doch wenn Gelegenheit nicht vorspannt, so bleibt er stets vom Ziele fern.

Auf den Leporinus.

Leporinus jagt mit Hunden, Vetter Hasen nachzusetzen:
Kennten ihn die Hunde besser, würden sie den Jäger hetzen.

Ein ungesalzenes Gastgeböt.

Kein Wunder ist's, daſs sich daselbst ein Ekel find't,
Wo Wirth, wo Kost, wo Gast nicht recht gesalzen sind.

Leib und Seele.

Ist die Seele Wirth und der Leib das Haus,
Warum jaget dieſs jenen denn hinaus?

Gerechtigkeit.

Das Recht schleuſst für den Armen sich in ein eisern Thor:
Schlag' an mit goldnem Hammer, so kömmst du hurtig vor.

Wollust und Schmerz.

Der Hitze Letztes hält man für Anfang schon vom Kalten:
Für Schmerzens Anfang kann man der Wollust Letztes halten.

Rechtsbildungen.

Es schläft das alte Recht; was neues Recht erdichtet,
Darnach wird, weil es schläft, das alte Recht gerichtet.

Obrigkeiten und Unterthanen.

Sind die Untern für die Obern? oder sind der Untern wegen
Nur die Obern? — Ist am Hirten ohne Heerde viel gelegen?

Auf den Markolphus.

Du nennest deines Weibes Tochter dein Vögelchen: allein
An diesem Vögelchen, Markolphus, ist keine Feder dein.

Hofdiener.

Was mag doch manchen Tölpel so werth bey Hofe machen? —
Man kann nicht alles wissen: oft sind es Kammersachen.

Poetenschicksal.

Stecken wir Poeten
Oft in groſsen Nöthen:
Habt mit uns Geduld.
Haben wir zum Lohne
Bloſs die Lorbeerkrone:
Wessen ist die Schuld?

Auf den Bücherschreiber Lykas.

Des eiteln Lykas Schriften wird Ehre g'nug gegeben:
Man läſst gar fein sie binden. — Worein? — In Spinnenweben.

Der beweinte Tod.

Wie kann der Tod des alten Schleich,
Der hart und geizig war und reich,
Des Erben Augen wäſsrig machen? —
Die Augen thränen ihm vom Lachen.

Die Seelsorger.

Der Beutel ist ein Leib, die Seel in ihm ist Geld:
Seelsorger sind für die genug in dieser Welt.

Ehre und Würde.

Sehr schwer steigt man zur Ehr' hinauf;
Noch schwerer sitzt man fest darauf;
Am schwersten ist es, wenn sie fleucht,
Wie man sie gut zurücke zeucht.

Vergnüglichkeit.

Für Unfall hilft kein beſsrer Schild,
Als daſs man sich in sich verhüllt.

Groſser Herren Bitten.

Wenn uns groſse Herren bitten, wissen Sprachgelehrte wohl,
Daſs darauf nicht unser Wollen, sondern Müssen folgen soll.

Doppelter Himmel.

Wer ehrlich hat gelebt, und selig ist gestorben,
Hat Einen Himmel hier und Einen dort erworben.

Ehre und Hoffart.

Mancher meinet, Ehr' und Würde scheine nicht an ihm hervor,
Stellt sich darum auf der Hoffart Warte hoch zur Schau empor.

Auf den Hermes.

Hermes ist der beste Redner weit und breit und um und um;
Ein Gebrechen ist bedenklich: manchmal ist er silberstumm.*)

Hunger und Durst.

Durst und Hunger sind die Mahner, welche nimmermehr zu stillen:
Morgen kommen sie doch wieder, kann man sie gleich heute füllen.

---

*) Vom Silber stumm gemacht.

Des Krieges Raubsucht.

Als Venus einst begann den Kriegsgott Mars zu lieben,
Hat die Verliebte blank und bloſs mit ihm gescherzt;
Denn wäre sie, wie sonst, in theurem Schmuck geblieben,
So hätt' er lieber sie geplündert, als geherzt.

Chloe und der Maler.

Chloe.

Der Spiegel ist mein Maler, der malt mich ganz vollkommen.

Der Maler.

Hat aber das Gemälde stets wieder mitgenommen.

Des Guten Schelten und des Bösen Loben.

Wenn mir ein Böser wohl, ein Guter übel will,
Acht' ich Wohlwollen nichts, doch Uebelwollen viel.

Auf den Corniger.

Der Lieb' ist nichts zu schwer, pflegt Corniger zu sagen.
Was wird aus Lieb' auch ihm nicht schwer? — das Hörnertragen.

Augen, Ohren, Mund.

Ohr und Auge sind die Fenster, und der Mund die Thür in's Haus;
Sind sie alle wohl verwahret, geht nichts Böses ein und aus.

Ein altes Weib.

Ein altes Weib, die schön ist, vereinet selten Gaben;
Auch schweben über solcher beständig weiſse Raben.

Das Land in der Stadt.

Wer nach dem Lande jetzt will auf dem Lande fragen,
Der irrt: Mars hat das Land längst in die Stadt getragen.

Grabschrift einer schwangern Frau.

In diesem Grabe liegt ein Grab verscharrt,
Das erst begrub, eh' es begraben ward.

Auf den Tod des Stax.

Sucht ein Britte seinen Tod,
Pflegt er in den Fluſs zu laufen;
Doch ein Deutscher Patriot
Kann, wie Stax, im Glas' ersaufen.

An die Hofleute.

Euch stecket Nein im linken, im rechten Backen Ja;
D'rum ist in eurem Munde auf einmal beydes da.

Auf den Kunimundus.

Kunimundus gibt sich an,
Heute seinen Gegenmann
Zu bestehn. — Welch Wunder! — Still!
Es ist vorbedinget worden,
Daſs er weder selbst ermorden,
Noch ermordet werden will!

Saumseligkeit.

Anfang hat sein Lob vom Ende:
D'rum verdient, daſs man ihn schände,
Wer in allen seinen Sachen
Nimmer kann ein Ende machen.

Grabschrift der Frömmigkeit.

Frommes liegt in Grabesnacht,
Böses hat es umgebracht,
Frevel erbte seine Habe,
Tanzt dafür ihm auf dem Grabe.

Heilkraut.

Mancher Schad' ist nicht zu heilen durch die Kräuter aller Welt:
Hanf hat viel verzweifelt Böses gut gemacht und abgestellt.

Schalksnarren.

Ein groſser Herr, der Narren hält, thut weislich dran:
Weil, was kein Weiser darf, ein Narr ihm sagen kann.

Auf den Bibulus.

Es torkelt Bibulus, ist stündlich toll und voll:
Der Weg zur Höll' ist breit, er weiſs, er trifft ihn wohl.

Schweres und Leichtes.

Im Fluſs versinkt, was schwer,
Was leicht ist, schwimmt daher:
Wann Weise sich verstecken,
So zeigen sich die Gecken.

Argwohn.

Argwohn ist ein scheuſslich Kind: wenn es in die Welt nur blicket,
Soll's nicht schaden: ist es werth, daſs man es alsbald ersticket.

Der verfochtne Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten
Zur Verfechtung seiner Thaten.
Keinem hat er was genommen,
Bey dem nichts war zu bekommen.
Keinen hat er schlau bestohlen;
Denn er nahm es unverhohlen.
Keinen hat er je geschlagen:

Der sich lieſs bey Zeiten jagen.
Was er von der Straſse klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet.
Haus, Hof, Scheun' und Keller leeren
Heiſst — ein wenig Brot begehren.
Stadt, Land, Mensch und Vieh vernichten,
Huren, Saufen, Spielen, Fluchen,
Heiſst — dem Muth Erfrischung suchen.
Endlich dann zum Teufel fahren
Heiſst — den Engeln Müh' ersparen.

Auf den Senecio.

Senecio hat eine Seuche, daran er sterben muſs:
Es ist, wie mir berichtet worden, ein neunzigjähr'ger Fluſs.

Fleiſs und Ehre.

Du liebst Ehr' und Preis,
Nicht aber Müh' und Fleiſs:
Wer nicht die Beine bricht,
Erhält ihr Mark auch nicht.

Klageweiber und Erben.

Die Römer hatten Weiber, die weineten für Geld:
Ob's nicht mit manchen Erben sich eben so verhält?

Auf den Podaurus.

Podaurus lief jüngst aus der Schlacht,
Weil er sich schnell besann,
Daſs, wird man einmal umgebracht,
Man nicht mehr fechten kann.

An eine Hofdame vor ihrem Spiegel.

Heimlichkeiten groſser Leute muſs ein Hofmann ſein verschweigen.
Auch dein Spiegel ist ein Hofmann! denn auch ihm ist dieses eigen:
Niemals will er das Geheimniſs deiner seltnen Schönheit zeigen.

Der Fürsprecher Aulus.

Aulus ward durch Reden reich:
War darin den Vögeln gleich,
Trug sich selbst zu seiner Ruh
Ein Gebäud' im Munde zu.

Junge Frau und Jungfrau.

Was man junge Frau, was man Jungfrau nennet,
Ist nicht einerley, was man leicht erkennet:
Dieses Wort ist ganz, jenes ist getrennet.

Auf die Korinna.

Korinna hat den Mann zwey Jahre nicht gesehen. —
Und brachte doch ein Kind? — Durch Wechsel ists geschehen.

Von Morus Ehre.

Morus war in hohen Ehren, war geehrt von Stadt und Land:
Als er alles, was er hatte, nur auf Ehre angewandt,
Wollt' er diese selbst verpfänden; aber Niemand nahm das Pfand.

Auf die Portia.

Portia, gefragt, warum
Sie aus ihrem Mann nichts macht,
Sprach: Geht man mit Vielem um,
Gibt man nicht auf Eines Acht.

Täglicher Tod.

Weil ihr Prediger uns sagt, täglich stürb' ein guter Christ,
Sterb' ich täglich, sagte Jost, — weil mein Weib am Leben ist.

Auf den Fatill.

In Klugheit ist Fatill ein Narr, in Narrheit klug:
Ein Kluger und ein Narr hat am Fatill genug.

Auf den Ligurinus.

Ligurins beweglich Gut sah man längst sich wegbewegen;
Was noch unbeweglich ist, wird sich ehstens gleichfalls regen.
Und warum? Der Geist des Weins, welcher sich darin befindet,
Macht, daſs alles sich so regt, und am Ende gar verschwindet.

Nisus und Nisa.

Nisus buhlte stark um Nisa: dieses macht' ihr viel Beschwerden,
Denn sie wollt' ihn nicht. Sie nahm ihn endlich, seiner los zu werden.

An die Schweden.

Alles Unschlitt von dem Viehe, was ihr Räuber uns entwandt,
Sammt der Asche jedes Ortes, den ihr grausam abgebrannt,
Gäbe nicht genug an Seife; nicht die Oder reichte hin,
Jene Flecken abzuwaschen, d'rüber ich nicht Richter bin.
Fühlet selber, was ich meyne: ich verschweig' es hier mit Fleiſs.
Gott ist's, dem ihr mitgespielet: schon genug, daſs Gott es weiſs.

Auf den Runkus.

Runkus ist ein Edelmann,
Nimmt sich blos des Ackers an,
Will sich sonst auf nichts befleiſsen,
Will ein Edelbauer heiſsen.

Lebenssatt.

Canus ist zwar lebenssatt: doch den Magen zu beschlieſsen
Will er, gleichsam zum Konfekt, etwas Jahre noch genieſsen.

Vertriebene.

Wer Tugend hat und Kunst, wird nimmermehr vertrieben;
Ist, wo er ist, als wär' er stets daheim geblieben.

Gasterey.

Gemäſsigte Trachten, *)
Vermiedenes Prachten,
Bekannte Gesellen,
Geräumige Stellen,
Vertrauliche Schwänke,
Beliebtes Getränke:
Dieſs halten die Gäste
Beym Gastmahl für's beste.

Der Frühling.

Da der Himmel gütig lachet,
Da die Erd' ihr Brautkleid machet,
Da sich Feld und Wiese malen,
Da der Bäume Häupter strahlen,

---

*) Gerichte, von tragen, auftragen.

Da die Brunnen Silber gieſsen,
Und mit Funkeln Bäche flieſsen,
Da die Vögel Lieder singen,
Und die Fische Sprünge springen,
Sich die ganze Welt vergnüget,
Gleiches sich zu Gleichen füget,
Freude nimmt und Freude schenket,
Wird allein der Mensch gekränket:
Weil bey solchen Frühlingsfreuden
Mars erneuert unsre Leiden,
Mars, der dieſs mit Lust erkennet,
Wenn er raubet, schändet, brennet.

An die Kunstgöttinnen.

Ihr, ihr honigsüſsen Mädchen, ihr, ihr zarten Pindustöchter,
Seyd nicht, wie die andern Jungfern, die da treiben ein Gelächter,
Wenn ein weiſsbereifter Buhler, wenn ein gichtgekränkter Freyer
Ihnen anzeigt seine Flammen, ihnen anstimmt seine Leyer.
Ihr, ihr Schönen, ihr, ihr Lieben, findet Lust an reifen Sinnen;
Wollt am ersten die beglücken, wollt am liebsten liebgewinnen,

Die durch vieler Jahre Wissen, die durch vieler Jahr' Erfahren
Innerlich sich schön und munter, sich am Geiste neu bewahren.

Ungleiche Ehe.

Der junge Schnee der Haut kömmt zu dem Schnee der Haare,
Auf daſs mit jenem der auf eine Zeit sich paare.
Das Paaren war geschehen; bald aber merkte man,
Der Schnee der Haut war Feuer, der Haare Schnee zerrann.

An die Venus.

Die Sonne geht zu Bette, die halbe Welt ist blind:
O Venus! nun wird sehend dein sonst so blindes Kind.

Der Liebe Märtyrerthum.

Buhler sind zwar Märtyrer oft so gut als einer,
Martern aber sich nur selbst; darum preist sie keiner.

Küssen.

Wer küssen will, küss' auf den Mund; das Andre gibt nicht viel Genuſs;
Nicht Hals, nicht Brust, nicht Stirn, nicht Hand, der Mund gibt einen Gegenkuſs.

Ein verlorner Freund.

Zum Ehrenamt ward jüngst mein Freund am Hof' erkoren;
Die Ehre gönnt' ich ihm, doch ging der Freund verloren.

Das tausendjährige Reich.

Tausend goldne Jahre werden von Propheten itzt versprochen.
Wie es scheinet, sind sie nahe; denn dergleichen Gold zu kochen,
Hat der Krieg bereits zu Kohlen Städt' und Dörfer abgebrochen.

Hofmaler.

Bey Hofe gibt es Maler in Menge: diese malen
Gemeiniglich mit Kohlen; man darf sie nicht bezahlen;

Man darf sie nicht erst bitten, sie thun's von freyen Stücken;
Auch darf man nicht erst sitzen; sie können's hinterm Rücken.

Austritt der Zunge.

Des Menschen Zunge wohnt im weiſsen Beingehäge:
Damit in dieser Gränz' allein sie sich bewege;
Doch wächst die Zunge wo, und steiget übern Zaun,
So trau' ihr, wer da will, ich werd' ihr niemals trau'n.

Auf den Morus.

Morus hat viel Geld und Gut? und muſs doch erbärmlich fasten? —
Ey! der Teufel und nicht Er, hat die Schlüssel zu den Kasten.

Angezogene Schrift.

Wenn der Hausherr, wann die Diebe kommen wollten, sicher wüſste,
Würd' er wachen: sprach ein Priester, als der Bischoff ihn begrüſste.

Ueberfluſs.

Der Ueberfluſs hat keinen Feind, der ärger ist, als er:
In kurzem führt er über sich den Mangel selber her.

Die lateinische Sprache.

Latein hat keinen Sitz, kein Land, wie andre Zungen. —
Ihm ist die Bürgerschaft durch alle Welt gelungen.

Amt der Obrigkeit.

Wie kommt es, — da sie säugen sollen, —
Daſs Obrigkeiten saugen wollen?

Auf den Nepos.

Nepos geht in groſsem Kummer, aber nur bis an das Knie;
Weiter läſst er ihn nicht dringen, bis zum Herzen kömmt er nie.

Auf die Flora.

Flora, sagt man, hat die Blüth' ihrer Jungferschaft verloren:
„Was ist's mehr? wird nicht die Frucht," spricht sie, „vor der Blüth' erkoren?"

Gelehrte Schriften.

Niemand schmähe dich, Papier!
Paart sich kluge Hand mit dir,
Werden Zeder eh' vergehn,
Eh' der Marmor nicht bestehn;
Eh' hat Eisen nicht Bestand,
Dauer nicht der Diamant.
Bleiben wirst du, bis die Welt
Selbst mit dir in Asche fällt.

Auf den Fallmundus.

Fallmundus leugt ohn' alle Scham, und stets, und aller Orten:
Er meynt, man muſs kein Sclave seyn von seinen eignen Worten.

Feile Ehre.

Weiland muſste man um Ehre wachen, bluten, schwitzen, schnaufen;
Nunmehr ist sie zahm geworden, läſst um Münze sich erkaufen.

Tugend und Sitten.

Als die Sitten gröber waren, war die Tugend ächter;
Nun sie sind verfeinert worden, ist die Tugend schlechter.

An einen gottlosen Sohn.

Du warst der Mutter Schmerz: sie hat dich schwer geboren;
Du wirst der Mutter Tod: sie sieht, du bist verloren.

Auf den Klitus.

Klitus nimmt ein altes Weib? — O, er will das Bergwerk bauen,
Will nach Gold- und Silbererz in des Weibes Beutel hauen.

Weiberhaare.

Mops klaget, daſs sein Weib ihr langes Haar verliere;
Nun hab' er keinen Zaum, womit er sie regiere.

Verschwendung.

Für altes Geld ist junge Hand
Gemeiniglich kein festes Band.

An einen Kartenspieler.

Ja, die Karten, wie bisher, fleiſsig in die Hand genommen!
Sie sind dir ein Reisebrief frey in's Armenhaus zu kommen.

Verbrechen.

Groſse Fehler und Verbrechen
Deckt man zu mit göldnen Blechen.

Wortgeschwätz.

Wo Zentner Worte sind, da wiſst,
Daſs nur ein Pfund des Herzens ist.

Der Spiegel des Gerüchts.

Was der Spiegel dem Gesicht,
Ist den Sinnen das Gerücht.

Weiberborgen.

Wer sich nährt mit Weiberborgen, wird von Männern nicht quittiret,
Hat er gleich die Zinsen richtig ihren Weibern abgeführet,
Doch bey manchem Weiberborgen ist der Schein nicht ausgeblieben,
Aber statt Papieres ward er auf den Rücken ihm geschrieben.

Glück.

Keinem Alter, keinen Zeiten unterwirft das Glück sich leicht:
Manchem bringet es schon Früchte, wenn er noch auf Stecken reitet,
Manchem hebt es an zu bluhen, wenn er schon an Krücken schleicht;
Manchem ist es nie gekommen, Manchen hat es stets begleitet. —
Wer so viel in seinem Innern findet, daſs er nichts mehr heischt,
Als der Himmel ihm geordnet, den hat nie das Glück getäuscht.

Auf die Glandula.

Glandula wird für die Krone aller Weiber hier geschätzet;
Freylich, weil sie so mit Perlen und Rubinen ist versetzet.

An einen Tyrannen.

Friſs die Schafe selbst, eine gute List!
So erfährst du nicht, daſs der Wolf sie friſst.

Vom Largus.

Largus wünschet seinem Feinde, daſs er ein Dukate sey
In den Händen eines Filzes, denn da würd' er nimmer frey.

Wahrheit im Weine.

Sucht Wahrheit wer im Wein und findet sie im Wein,
Der wundre sich nicht mehr, daſs Deutsche redlich seyn.

Auf den Gengmund.

Gengmundus lobt sich selbst, es lobt ihn auch die Welt,
Wann Wort er führet, Er, sie, wann er inne hält.

Auf den Koquinus.

Freunde, nicht von gutem Sinn, Freunde nur von gutem Magen
Darf Koquinus, denn er kann sonsten nichts, als auf nur tragen.

Verdächtige Dienste.

Wenn Freundschaft und Gevatterschaft gehn ein ins Amtmanns Haus,
So geht gewifs des Herren Nutz zur Hinterthür hinaus.

Christliche Liebe.

Ptochus lag in tausend Nöthen,
Die ihn drängten bis auf's Tödten,
Sollte Christenliebe haben,
Sich zu retten, sich zu laben;
Liefs sie hin und wieder suchen,
Weil sie sich jetzt sehr verkrochen;

Lieſs sie suchen bey Gerichten,
Fand sie aber da mit nichten,
Muſste hören, daſs man sagte:
Was das wär', wonach er fragte?

Zweyerley Nacht und zweyerley Tag.

Zwey Nächte hat der Mensch, der Mensch hat auch zwey Tage,
D'rauf er sich freue theils, und theils darüber klage:
Der Mutter Leib ist Nacht, das Grab ist wieder Nacht;
Geburt gibt einen Tag, wie Tod den andern macht.
Doch bringet erster Tag und erste Nacht viel Leiden;
Der Tag nach letzter Nacht allein ist voller Freuden.

Auf den Säufer Ligurinus.

Dem Ligurinus hat der Himmel die Zeit auch gar zu kurz gemacht:
Der Tag ist ihm zu kurz zum Trinken, und zum Ernüchtern ist's die Nacht.

Vorsicht.

Daſs die Hand gesichert bleibe, faſst man Kohlen an mit Zangen:
Die gefährlichen Geschäfte sind mit Vorsicht anzufangen.

Verschwiegenheit.

Wer selber schweigen kann,
Dem schweiget jedermann.

Gold.

Der gelbe Kern der Erde, das Gold, hat alle Kraft;
Vor ihm ist alles Schale: Witz, Tugend, Wissenschaft.

Tugend und Laster.

Tugend läſst sich nicht begraben, auch die Laster sterben nicht.
Diese leben durch die Schande, jene durch ein gut Gerücht.

Hitzige Rathschläge.

Rath, der gar zu spitzig, pflegt sich umzusetzen;
Rath, der nicht zu spitzig, läſst sich leichtlich wetzen.

Auf die Prava.

Prava stand im Hurenbuche, aber Prava bessert sich:
Wird im Buch dann ausgestrichen; dennoch aber bleibt der Strich.

Zugabe.

An mein väterliches Gut, welches ich drey Jahre nicht gesehen hatte.

Glück zu, du ödes Feld! Glück zu, ihr wüsten Auen!
Die ich, wenn ich euch seh', mit Thränen muſs bethauen,
Denn ihr seyd nicht mehr ihr: so ganz hat euren Stand

Der freche Mordgott Mars von Grund aus umgewandt:
Seyd aber doch gegrüſst! seyd dennoch vorgesetzet
Dem allen, was die Stadt für schön und köstlich schätzet!
Ihr wart mir lieb, ihr seyd und bleibt mir lieb und werth;
Ich bin, ob ihr verkehrt, doch darum nicht verkehrt,
Ich bin noch, der ich war. Seyd ihr gleich sehr vernichtet,
So bleib' ich dennoch euch zu voller Gunst verpflichtet,
So lang' ich Ich seyn kann; und wird mein Seyn vergehn,
Mag meine Muse dann an meiner Stelle stehn.

Gehab' dich wohl, o Stadt! die du in deinen Zinnen
Zwar meinen Leib gehabt, nicht aber meine Sinnen,
Gehab' dich wohl! Mein Leib ist nun vom Kerker los;
Ich darf nun nicht mehr seyn, wo mich zu seyn verdroſs.
Ich habe dich, du mich, du süſse Vatererde!
Mein Feuer glänzt nunmehr auf meinem eignen Herde.

Ich geh', ich steh', ich schlaf', ich wach' umsonst; was mir
Dort oft zu theuer war, das kann ich besser hier
Vom Herren der Natur um Habedank genieſsen
Und um gesunden Schweiſs, und brauche nichts zu wissen
Von Vortheil und Betrug, von Hinterlist und Neid,
Und allem dem, womit man sich schickt in die Zeit.
Ich eſs' ein selig Brod, mit Schweiſs zwar eingeteiget,
Doch das durch Beckerkünst' und Häfen nicht erst steiget,
Das zwar nicht das Gesicht, den Magen aber füllt,
Und mehr dient, weil es nährt, als weil es Heller gilt.
Mein Trinken ist nicht falsch: ich darf mir nicht gedenken,
Es sey gebrauet zwier, *) vom Brauer und vom Schenken;
Mir schmeckt der klare Saft, mir schmeckt das reine Naſs,
Das ohne Keller frisch, das gut bleibt ohne Faſs,

---

*) zweymal.

Um das die Nymphen nicht erst mit der Ceres kämpfen,
Wer Meister drüber sey; das nichts bedarf zum dämpfen,
Weil's keinen Schwefelhauch und keinen Einschlag hat;
Das feil steht ohne Geld; das keine frevle That
Den jemals lehrte, der an ihm sich lieſs genügen.
Der Krämer nützer Schwur und ihr genieſsbar Lügen
Erärntet nichts bey mir: der vielgeplagte Lein
Muſs mir und kann mir auch anstatt der Seide seyn.
Bewegung ist mein Arzt; die kräuterreichen Wälder
Sind Apotheke mir; Gold tragen mir die Felder.
Was mangelt mir denn noch? Wer Gott zum Freunde hat,
Und hat ein eignes Feld, fragt wenig nach der Stadt;
Der vortheilsücht'gen Stadt, wo, Nahrung zu gewinnen,
Fast Jeder muſs auf List, auf Tück', auf Ränke sinnen.
Drum lebe wohl, o Stadt! Wenn ich dich hab', o Feld!
So hab' ich Haus und Kost, Kleid, Ruh, Gesundheit, Geld.

Aus

Wernike's Ueberſchriften.

Vorwort.

Christian Wernike (auch Wernigh, Warneck), ein geborner Preuſse, lebte in der letzten Hälfte des siebzehnten und in der ersten des achtzehnten Jahrhunderts, und starb zwischen 1710 — 20 zu Paris als Dänischer Staatsrath und Resident am Franz. Hofe. Er war von Morhof, unter dem er zu Kiel studirte, zur epigrammatischen Poesie aufgemuntert worden. Seine „Ueberschriften" erschienen zuerst zu Amsterdam 1697; dann zu Halle 1701, bestehend aus 8 Büchern Sinngedichten und aus 4 Schäfergedichten; die dritte, ebendaselbst 1704 herausgekommene Ausgabe führte den Titel: „Poetischer Versuch in einem Heldengedichte [*]) und etlichen Schäfergedichten, mehrentheils aber in Ueberschriften bestehend, als welche letztere in 10 Büchern eingetheilt u. s. w.", und wurde von Bodmer (Zürch 1749) wieder neu aufgelegt, bis Ramler die letzte Ausgabe (Leipzig 1780), wo als Anhang auch die Sinngedichte von Opitz, Tcherning, Andreas Gryph, und Adam Olearius vorkommen, lieferte.

---

[*]) Betitelt „Hans Sachs," eine persönliche Satyre wider den Hamburgischen Opernschreiber Postel (den er Stelpo nannte), seinen Beleidiger.

Bey unserm Epigrammendichter muſs man über Sprache und zumal über deren Wohllaut hinwegsehen: Scharfſinn und Gedankenschwere entschädigen reichlich dafür. Er schneidet oft mit der Schärfe des Schwertes, und wird, wenn ihm auch seine Zeitgenossen wenig Gerechtigkeit widerfahren lieſsen und er nach seinem Tode gar bald in Vergessenheit sank, in neuern Zeiten wieder hervorgerufen in stetem Andenken bleiben. Auch der feinſinnige Hagedorn wuſste ihn nach Gebühr zu schätzen. (Vgl. besonders den kritischen Versuch über Warnecks Leben und Ueberschriften, von H. Schröder, in Winfried's Nordalbingischen Blättern, Bd. 1. Heft 3.)

An einen gewissen Postillenschreiber.

Die deinen ernsten Bart und Stratons Schriften lieben,
Die haben nicht zu hoch dein Predigtbuch bezahlt:
Denn jener ist hier treulich abgemalt,
Und diese sind hier treulich abgeschrieben.

Auf die eingebildete Rossa.

Wozu dein falsch Geschmeid' und eitle Flitterpracht?
Dein Mann ist Pfalzgraf; gut! doch seine Macht
Gleicht darum noch nicht seinem Recht;
Nicht deine Stein', er macht nur deine Kinder ächt.

Auf den sparsamen Irinus.

Du liebst das Geld, Irin, doch so, daſs dein Erbarmen
Der Arme fühlt; du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Auf die Mäſsigkeit.

Es ist die Mäſsigkeit die Mutter aller Tugend,
Die uns, je minder wir uns Guts thun, Gutes thut;
Sie lohnt spät, aber wohl: die mäſsig in der Jugend
Gegessene Speise schmeckt erst in dem Alter gut.

Glück und Verdienst.

Wie selten findet man, daſs Glück und Reichthum grünet,
Wo Ehr' und Tugend wohnt! Es ist an Wunders Statt,
Wenn einer das erlangt, was er mit Recht verdienet,
Und einer das verdient, was er erlanget hat.

Heldengedichte und Ueberschriften.

Ein heldenmäſsiges Gedicht
Ist gleich der steten Gluth, die aus dem Aetna bricht;
Die Ueberschriften sind hingegen
Wie Funken, die aus Stahl zerstreut zu springen pflegen.

Auf die Geburt unsers Heilandes.

Daſs Gott zum Kinde wird, und Allmacht ihren Sitz
Bey der Verwesung nimmt, geht über meinen Witz;
Doch bet' ich das Geheimniſs an,
Ob ich gleich nichts davon begreifen kann.
Ich glaub' einfältig, was kein Mensch ergründet:
Gott und mein Glaube wird zu Einer Zeit ein Kind.

Die Mäſsigkeit.

Wer seiner vollen Krüge schonet
Ist mäſsig, nicht, wer Durst gezwungen leid't:
In einem leeren Fasse wohnet
Der Durst und nicht die Mäſsigkeit.

Auf die Vorsichtigkeit.

Wer mit Vernunft der Zeit und dem Verhängniſs weicht,
Und nie dem Glücke traut auch in den besten Tagen,
Der lebet ungestört. Das Kreuz ist beyden leicht,
Wer's lang' erwartet hat, und wer es lang' ertragen.

Groſser Herren Gnade.

Wer sich verläſst auf Erdengötter,
Wer ihrem holden Lächeln traut,
Und viel auf Anblick' hält, der schaut
In den Kalender nach dem Wetter.

Neujahrswünsche.

Es spricht Argantes mir am neuen Jahrtag zu,
Und nimmt mir, was er mir doch anwünscht, Fried' und Ruh';
Er wünscht mir viele Jahr', und raubt mir meine Zeit,
Veranlaſst mich zum Fluch, und wünscht die Seligkeit;
In seinem Antlitz sitzt das Merkmal böser Tage,
Und sein Neujahrswunsch ist des Neujahrs erste Plage.

An einen Schönling.

Daſs ihm die Sonne nicht die zarte Haut verletze,
Besucht Florindo stets die schattenreichsten Plätze;
Doch wird kein Schatten mehr von ihm geliebt,
Als der, den ihm sein Spiegel gibt.

Auf den Fatill.

Meinst du, Fatill, Aegist sey dir geneigt,
Weil er so hoch dich sucht am Hofe zu erheben,
Und dir ein hohes Amt läſst geben,
Das dein Vermögen übersteigt?
Ein Adler hebt die Schildkröt' himmelan,
Damit er sie zerschmettern kann.

Auf den Prasser Ligurinus.

Klar ist die Weltweisheit, die er auf's neu' uns schenket,
Die er mit vollem Mund' uns aus der Schüssel liest:
Es sagt Cartesius: der Mensch ist, weil er denket;
Und Ligurinus sagt: der Mensch ist, weil er iſst.

An einen ungerathnen Sohn.

Du wohlgeborner Bösewicht
Bemächtigest dich zwar der Ahnen hoher Ehre,
Folgst aber nicht, wie sie, der Tugend strenger Lehre:
Du kennest nur dein Recht, nicht aber deine Pflicht.
Ihr Wappen prangt mit wilden Thieren;
Und du zeigst im Gemüth, was sie im Wappen führen:

Arglistig wie der Aff, und gleich dem Bären wild.
O, wärst du nach Verdienst geviertheilt, wie dein Schild!

Auf ein gewisses Sonett.

Ein wundersam Sonett schreibt Polyklet,
In welchem der Verstand in steter Irre geht;
Worin die dreyzehn ersten Zeilen
Zur letzten als in's Wirthshaus eilen:
Denn ist gleich weder falsch, was vorhergeht, noch wahr,
So ist der Endspruch dennoch klar:
Er schleuſst durch ein grob Wort sein dunkeles Gedicht,
Und spritzt die Feder aus, dem Leser ins Gesicht.

Margaretha.

Ein schönes Kind, das Margaretha hieſs,
Bat, als ihr Namenstag sich im Kalender wies,
Sie doch, dem Namen nach, der Perle zu vergleichen,
Als der das Wasser nicht die Edelsteine reichen:
„Ein Demant," sprach sie, „glänzt erst dann genug,

Wenn er in Silber sitzt, und ihm der Schmutz genommen;
Die Perl hingegen ist in der Geburt vollkommen,
Und ihre Blöſs' ihr ganzer Schmuck.“ —
„Mein Fräulein,“ sprach der Dichter, „dieſs kann nicht geschehen,
Ich hab' euch denn erst nackt gesehen.“

Auf die Verfolgung der Christen unter Diokletian.

Umsonst, daſs Diokletian
Durch Marter und den Tod von der erwählten Bahn
Die Christen abzuschrecken wähnt:
Bey diesen Helden hat der Unmensch sich betrogen;
Denn er hat denen nur die Kleider abgezogen,
Die nach dem Bette sich gesehnt.

An den falschen Agyntes.

Du gibst mir allzuviel und allzuwenig Ehre,
Nach dem ich dich, Agynt, hör' oder dich nicht höre;
Das erst' ist nicht nach meinem Sinn,

Das andre fällt mir ungelegen:
Du machst mich roth, wenn ich zugegen,
Und schwarz, wenn ich abwesend bin.

Auf den Hofmann Korant.

Korant schwur dem Arist mit ritterlichen Flüchen,
Daſs niemand fleiſsiger zu Hofe geh', als er.
Ich glaub' es, sprach Arist: ich selbst sah ungefähr
Am Hofe dich, jedoch nicht gehen, sondern kriechen.

Auf die Kriegswissenschaft.

Der Kopf gilt überall mehr, als die Hand,
Und Witz beschämt die Macht in allen Kriegesfällen:
Leicht wird ein Feldstück abgebrannt:
Die Kunst besteht darin, es recht zu stellen.

Blumenreiche Gedichte.

Man findet, wenn man alle Rosen und Narzissen,
Die jetzt die Deutschen Verse füllen müssen,

Und den Verstand und Sinn des Dichters überlegt,
Daſs ein unfruchtbar Feld die meisten Blumen trägt.

Auf das gemeine Gerücht.

Der Ruf ist selten ohne Grund,
Vergröſsert er gleich alle Sachen;
Die Wahrheit öffnet ihm den Mund,
Und lehret ihn die Lügen machen:
Er setzt, uns besser zu betrügen,
Zur Finsterniſs ein wenig Klarheit,
Spricht keine Wahrheit ohne Lügen,
Und keine Lügen ohne Wahrheit.

Auf den Kreon.

Zwey Feinde, welche sonst in stetem Zank und Zwist
Gelebt, sind wundersam im Kreon itzt gepaaret:
Er irret rechts und links auf gleiche Weis', und ist
Verschwend'risch, wenn er gibt, und geizig, wenn er sparet.

Grabschrift eines Boten.

Ein schlimmer Christ und guter Bote fand
Allhier sein Grab: ihm war durch's ganze Land
Ein jeder Weg, nur nicht der Himmelsweg bekannt.

List gegen List.

Nichts hilſt es, ob du gleich der Taub' an Unschuld gleichst,
Wenn du an List der argen Schlange weichst;
Drum mache dir dieſs Wort zu Nutz':
Gezwungne Laster sind sehr oſt der Tugend Schutz.
Halt viel auf die Gerechtigkeit,
Doch mehr auf deine Sicherheit.

Die Sonne und der Mond.

Die Sonn' in unsrer Sprach' heiſst die, der Mond heiſst der:
Weiſst du Kornut, sprach Lepidus, woher
Die Frauen pflegen so gemein,
Wie die, die Männer so gehörnt, wie der zu seyn.

Auf Sardanapels Tod.

Der als ein Weib gelebt, bekömmt erst Männermuth
Durch die Verzweiflung: er steckt den Pallast an
Und alle seine Schätz', und wirft sie in die Gluth. —
Bey seiner Asche weint kein Auge; jedermann
Sieht sie für kostbar blos des Goldes wegen an.

Sokrates und Xantippe.

Xantippe war sehr zänkisch von Gemüth,
Und Sokrates ein kluger Kopf:
Doch trifft man manchen armen Tropf,
Der aus dem Hauszank sich viel besser zieht;
Denn will man, was er that, erwägen,
So zweifelt man an seiner Weisheit schier:
Wuſst' er, auf Donnern folge Regen,
Warum setzt' er sich vor die Thür?

Auf die Korinna.

Korinna klagt, daſs sie Philemon hintergangen:
Gewisses Gold, das sie von ihm empfangen,
Nachdem sie seinen Wunsch gestillt,
Sey nichts, als Silber, übergüld't.

Philemon hört es, lacht und spricht:
„Geschminkt war mein Geschenk für ihr geschminkt Gesicht.“

Drohworte.

Den Harnisch lege der, wer Höhern droht, nicht ab;
Denn wer Geringern droht, den schützt die Narrenkapp!

Auf Strephons Gespräche.

Wenn Strephon spricht, schweigt Jedermann,
Und hört ihn oft mit Lust, oft mit Verwundrung an;
Es wird kein Wort von ihm verschwendet.
Viel ist es, was er sagt, doch was er nicht sagt, mehr;
Dem denkt man nach, wann er geendet,
Und gibt ihm dann auch noch, wann er schon schweigt, Gehör.

Auf Argants eitle Dankbarkeit.

Daſs für erwies'ne Dienst' Argant mich oft gepriesen,
Ist keine Dankbarkeit, ist nichts als Gaukeley!

Er trachtet darzuthun, was er, nicht was ich sey;
Mehr, daſs er sie verdient, als daſs ich sie erwiesen.

Auf ein Gemälde der Amaryllis.

Hat in der Aehnlichkeit der Maler gleich geirrt,
So kennt ein Jeder doch und rühmt des Meisters Hand:
Aus Amaryllis Bildniſs wird
Der Maler mehr als sie erkannt.

An den Akanth.

Du meynst, Akanth, weil du von gutem Adel bist,
So könnest du ein Weib, die deines Gleichen ist,
Ob du gleich gegen sie mit Recht Verachtung hegst,
Der Tugend vorzuziehn dich nicht erwehren:
Wird dich die Fessel weniger beschweren,
Wenn du darauf ein altes Wappen trägst?

Auf die thörichten Reisen der Deutschen.

Als Krato reisen wollt' und von uns Abschied nahm,
War er noch nicht geschickt zu einem weiten Ritt;
Auch bracht' er, als er wiederkam,
Aus fremden Ländern nichts als ihre Thorheit mit:
Der Geck war auſser Lands des Vaterlandes Schande,
Und fremder Länder Schimpf in seinem Vaterlande.

Der Berg Hekla.

Berg, der mit seiner Gluth, die aus der Hölle steiget,
Dem Himmel selbst gewaltsam dräut;
Der eignes Eingeweid' aus seinem Schlunde speyt
Zum Schaden Anderer, und durch sein Beyspiel zeiget
Der Hofleut' heiſsen Zorn, der Hofleut' argen Neid:
Was acht' ich ihren Grimm, so lang' er offenbar?
Weil das mich warnt, was mich erschrecket.

Dann aber steh' ich in Gefahr,
Wann ihre Bosheit Glimpf, dein Feuer Schnee verstecket.

Auf Marphor, den groben Heuchler.

Als nah bey Wolmars Burg, zur Zeit
Da frühe Wärm' ein kaltes Land erfreut,
Dem müſsigen Marphor der Sonnenschein behagte,
Und Wolmar ungefähr ihn was er machte fragte,
Versetzt' er, als er nach Gebrauch
Des Hofes sich erst tief geneiget:
„Ich steh' und wärme mich im Schatten von dem Rauch,
Der itzt so mild aus deinem Schornstein steiget.

Phädors Grabschrift.

Weil Phädors Mutter ihren Mann oft schlug,
Ist dieſs zu Phädors Grabschrift schon genug:
Hier liegt, der mit Beweis des Landes und der Stadt
Zur Mutter einen Mann, ein Weib zum Vater hat.

Bibulus von Alexandern, dem Groſsen.

Die eine Welt war ihm zu wenig,
Freund Alexander wollte König
Noch über mehr als Eine seyn;
Er ward es auch: das Haupt der Zecher
Setzt sich zu Herkuls weitem Becher
Und trinkt den Rebensaft mit einem Zug' hinein:
Er weiſs, daſs wenn sich Erd' und Himmel mit uns drehen,
Wir Trinker alles doppelt sehen.

Ruhe am Hofe.

Wenn über viel Geschäft' Hofjunker, Spieler, Rath,
Fuchsschwänzer, und was sonst nach Hof in Kutschen fähret,
Sich hundertmal des Tags beschweret,
So lach' ich über sie: dieweil sie in der That
Sonst nicht, und nur allein, wie in der Wieg' ein Kind,
In der Bewegung ruhig sind.

Auf Adelwehrs groſse Höflichkeit.

Ihr fragt, warum sich Adelwehr
Jetzt angewöhnt, so tief vor Jedem sich zu neigen?

Er will hiedurch, wie man ihn selbst soll ehren, zeigen,
Und seine Demuth kömmt von seiner Hoffart her.

An den alten Arist.

Warum bist du so sehr erzürnt, Arist,
Daſs Chloe viel auf ihre Wangen
Zu halten scheint? Zwar ihre Schönheit ist
Vergänglich, doch noch nicht vergangen.
Du selbst schau nur dein Alter an,
Das wird dein Unrecht dir erklären:
Der jungen Chloe Schönheit kann
Viel länger als dein Leben währen.

Auf den schleunigen Tod des Varilas.

Daſs ohne Testament der Hofmann Varilas
Am Hofe schleunig stirbt, wen wundert das?
Es ist ja der Gebrauch, wenn man genug gespielet,
Daſs man ohn' Abschied sich aus der Gesellschaft stiehlet.

Zwey Augen.

„Warum gab die Natur uns doch zwey Augen,
Da wir mit Einem schon genug zu sehen taugen?“
So fragte jüngst der karge Crypus mich.
Ich gab zur Antwort: „Darum ist's geschehen,
Du sollst mit Einem Aug' auf dich,
Auf Andre mit dem andern sehen.“

Auslegung des Bildes der Gerechtigkeit.

Ist die Gerechtigkeit gleich blind,
So fühlt sie doch, die nach ihr fragen,
Die gleiche Wagschal' muſs ihr sagen,
Ob die Dukaten wichtig sind,
Die man ihr zusteckt; und sie hält
Ein blankes Schwert in ihren Händen,
Daſs ihr die Diebe nicht das Geld,
Was ihr geschenket wird, entwenden.

Auf des Diogenes Leuchte.

Gleich dem Diogenes, dem sonderbaren Mann,
Steckt man die Leucht' am Tag' auch itzt noch an:
Er suchte Menschen auf der vollen Gasse,
Und Weisheit suchen wir in seinem leeren Fasse.

An den Aront

Hätt' Eigenliebe dich, Aront, nicht aufgeschwellt,
Alsdann urtheiltest du, wie ich, bey kaltem Blut;
Gut heiſsest du ein Ding, weil dir's gefällt,
Ich aber lass' es mir gefallen, weil es gut.

Auf Rambolds Urtheil über die Musik.

Laſs Andere die Laut' und Geig' und Flöte preisen,
Die Trommel gehet vor, wenn man dem Rambold glaubt:
Die taugen nur mit Glimpf die Sorgen abzuweisen,
Doch diese jaget sie mit Schlägen aus dem Haupt.

Unvorsichtigkeit im Glück.

Sag' einem, der erfreut dem Glück im Schooſse lieget,
Daſs dessen Stille stets die Sicherheit betrüget,
Daſs es uns, ehe wir es recht erkannt, verläſst:

Er hört nicht mehr auf dich, als junge Hochzeitgäst'
Auf einen Stundenrufer hören;
Er spottet deines Raths und lachet deiner Lehren,
Und deine Worte sind der schnellen Winde Raub.
Das Glück ist blind, ein Glücklicher ist taub.

Auf den Thraso.

Wenn Thraso viel von seinen Thaten kräht,
Wie er dem einen fast den Hals hab' umgedreht,
Den andern mit dem Fuſs die Steg' hinabgewiesen;
Wie er mit Schlägen dem das Maul gestopft, und diesen
Gezwungen von der Faust das Leben zu erbitten;
So dünkt mich, er erzählt, was er gelitten.

Auf den Cimon.

Als Cimon in der Noth des Vaters schwere Bande
So unverdient, wie der, sich um den Fuſs gelegt,

Ward ganz Athen zur Reu bewegt,
Und schaut' an ihm und sich des Landes Ehr' und Schande,
Und alle sagten, die den edlen Wechsel sahn,
Es sey der beste Sohn, der beste Unterthan.

Auf einen Arzt.

Daſs Gallus oftmals sich in seiner Arzeney
Verirrt, das macht euch vor ihm scheu:
Ihr Thoren! euch ist nicht die Art zu heilen kund:
Er macht durch Irrthum oft gesund.

Auf den Thraso.

Der saure Thraso schlägt durch bloſses Ansehn wund:
Ein schwarzer Stutzbart ziert den aufgeschwollnen Mund;
Er trägt ein langes Schwert, ein dickes Span'sches Rohr,
Die Feder auf dem Hut, den Hut auf Einem Ohr,
Sporn, Stiefel, Rock und Wamms und Alles muſs sich gatten:
Er sieht so grausam aus, daſs er kaum selbst sich traut,

Daſs, wenn er ungefähr in einen Spiegel schaut,
Er selber sich entsetzt vor seinem eignen Schatten.

Auf den Seemann Pandolph.

Daſs man ein Fräulein preiſst, indem man sie betrugt,
Und sie durch Umschweif' oft zu überreden strebt;
Daſs man die Händ' ihr küſst, ihr zu den Füssen liegt,
Indem man sie empor bis zu den Sternen hebt,
Gefällt Pandolphen nicht, der nicht beredsam ist,
Der, was er ohne Müh' und auf den ersten Griff
Nicht haben kann, verschmäht. Er ist ein Kriegesschiff,
Das nur mit dem Geschütz, nicht mit der Flagge, grüſst.

An den Markolphus.

Ist irgendwo ein Buch zu Kauf,
Das schon vor langer Zeit geschrieben,
Und ungedruckt bisher geblieben,
Sogleich kauft es Markolphus auf,

Und schenkt, so schlecht es ist, ihm seine besten Stunden.
Er denkt, der sey ein gröſsrer Mann,
Wer alte Mönchsschrift lesen kann,
Als wer den Druck, den Jeder liest, erfunden.

An unsre Poeten.

Ihr Deutschen, wenn ein Vers aus eurer Feder quillt,
Um eure Phyllis zu bedienen,
Erscheint sogleich ein Marmorbild,
Das Aug' ist von Achat, die Lippen sind Rubinen,
Die Adern aus Saphir gedreht.
In Wälschland pflegt der zärtliche Poet
Mit seiner Göttin flugs bis aus Gestirn zu fliegen.
In Frankreich macht er sie zu lauter Geist und Witz,
Der Freundschaft fähig, und verschwiegen,
Kurz, zum Gefäſs ohn' einen Ritz.
In England haben sie zu schalten und zu walten,
Und werden doch für nichts, als Fleisch und Blut gehalten.
Nur ihr wollt, umgekehrt, Pygmalione seyn,
Denn eure Phyllis wird durch euch ein Bild von Stein.

Auf das Glück.

Manch ungehobelt Holz wird zum Merkur gemacht,
Wenn mancher seltne Mann, aus aller Höfling' Acht,
Sich sonst bey keinem Maſs als seinen Schatten miſst.
Viel' hebt das Glück empor, viel' hält es auch zurück:
Doch wer die Welt recht kennt, der findet, daſs das Glück
Mehr Schulden ausstehn hat, als es selbst schuldig ist.

An die Artenisia.

Du trau'rst in allem Ernst; an keinem Zeichen merk'
Ich hier Verstellungskunst: es ist, schau' ich es an,
Ein Wunderwerk dein Grab; doch daſs ein Weib den Mann
So sehr betrau'rt, ist noch ein gröſser Wunderwerk.

Auf den wahrhaftigen Marius.

Umsonst daſs Marius auch einst die Wahrheit spricht,
Nachdem er mich so oft gesucht hat zu betrügen:

Ich glaube seine Wahrheit nicht,
Glaubt er gleich selber seine Lügen.

Grabschrift des groſsen Pompejus.

Pompejus, der einst Land und Meer bezwang,
Fand zwischen Land und Meer hier seinen Untergang,
Es landete der groſse Mann
Zugleich hier in zwey Hafen an.

Unterschied der Schönheit.

Daſs Chloris schön sey, find't mein Aug' im ersten Blick,
Ich fühle die Gefahr und weich' umsonst zurück;
Hingegen wenn ich viel mit Doris umgegangen,
Dann nimmt sie erst, und eh' ich's merke, mich gefangen;
Dort raubt man mir das Herz, hier wird es mir gestohlen,
Weil Chloris schneller zwar, doch Doris sichrer siegt:
Die Schönheit zeigt sich dort im freyen Feld', und liegt
In Doris Zügen hier als hinterm Busch verbohlen.

Aufschrift eines Lusthauses.

Der Faulheit nicht, der Ruh' allein,
Zwey Eingäng' hat d'rum dieses Haus:
Der eine führet dich hinein,
Der andre weist dich gleich heraus.

Auf die Klage über die Unbeständigkeit des Glücks.

Da man auf dieser Welt mehr Kreuz als Freud'
erlebet,
Und immer in der Irre schwebet,
So denkt ihr wenig nach, ihr, die ihr so verzagt
Die Unbeständigkeit des Glücks beklagt:
Dankt für die Hoffnung doch, ihr Thoren, dem
Geschick;
Die Unbeständigkeit des Glücks ist unser Glück.

Misogyn von den Weibern.

Es hält ein albern Weib und kluges Einen
Lauf;
Doch schätz' ich dieses mehr, sind beyde schon
gleich gut:

Dieſs steckt behend' ein Horn dem Ehmann untern Hut,
Und jenes setzt es ihm als einen Zierrath d'rauf.

Auf die Korinna.

Korinna schminkt und malt ihr häſsliches Gesicht:
Sie bringt dadurch, was vor im Dunkeln war, an's Licht.

An den vierzigjährigen Arist.

Du klagst, Arist, daſs Chloris Schönheit nicht
Dir mehr wie vor in's Auge spielet;
Und du bedenkst nicht, was dir selbst gebricht,
Daſs deine Hitze sich gekühlet.
Sprich von Veränd'rung nicht, die schau'st du nur an ihr,
Sie schaut sie nicht allein, sie fühlt sie auch an dir.

Gedanken bey der Dämmerung.

Mein Leben neigt sich, gleich dem Tage;
Hier bricht die Finsterniſs und dort der Tod herein.

Noch ist es Dämmerung, noch liegt auf gleicher Wage
Das Leben und der Tod, und Nacht und Tagesschein:
Doch ehe das noch kann zu Stande kommen
Was ich zu thun mir vorgenommen,
Eh' ich geschrieben was ich itzt gedacht,
Stört dort mich schon der Tod und hier die Nacht.

Freygebigkeit der Fürsten.

Hoch schätzt man, was der Mund der Fürsten spricht, doch liebt
Man mehr noch, was die Hand der Fürsten gibt;
Ein Jeder schätzt ihr Bild auf Ehrenpforten sehr,
Doch liebt er es auf ihren Münzen mehr.

Wirkung der Weltweisheit in den Glauben.

Durch Weisheit, die der Welt ein weiser Grieche lehrt,
Wird ein gesetzter Glaub' in uns gewiſs vermehrt,
Doch steht er nur auf schwachen Stützen,
So wird er insgemein durch jene ganz zerstört.

Weltweisheit kann dem Glauben nützen,
Wie Wind dem Feuer nützen kann:
Ein kleines löscht er aus, ein groſses bläst er an.

An den Pythagoras.

Der Menschen Weisheit ist nur Gaukeley:
Klar ist's, daſs deine hier nicht ausgenommen sey;
Denn du weiſst gar nichts, auſser daſs du gar nichts weiſst.
Will Jemand wissen, was das heiſst?
Es heiſst, wenn ich es richtig reime:
Pythagoras träumt, daſs er träume.

Auf den M. J. Cicero.

Ich seh' im Cicero bey herrlichem Verstande
Zugleich der Menschheit Stärk' und ihre Schwächen an:
Er war der Römer Ehr' und Schande,
Bey vieler Tugend kaum ein Mann;
Begierig nach dem Ruhm, zu sorgsam für sein Leben;
Beredt, doch mehrentheils sich selber zu erheben;

Bedachtsam, wie, nicht was er sagt';
Ein Schutzgeist Roms, und doch verzagt.

Auf die neue Fräuleinschaft.

Daſs Mancher jetzt heiſst wohlgeboren,
Der erst die Schuh', hernach den Bart für Lohn
geputzt,
Klingt etwas hart in meinen Ohren;
Doch wenn ein Wort zur Sache besser stutzt;
So geh' ich nach, und duld' ohn' allen Zwist,
Daſs man die Fräulein heiſst, die keine Jungfer ist.

Schmeichelnde Leichenpredigten.

Die Lobsprüch' aus der Schrift, die wider sein
Gewissen,
Ein Pfarrer bloſs ums Geld der Leich'
Ertheilet, sind den Sternen gleich,
Die von dem Himmel in Moräste schieſsen.

Auf die Schamhaftigkeit.

An einen Mahler.

Mahl' uns die Tapferkeit mit Schwert und
Keule,
Und die Beständigkeit an einer Marmorsäule,

Den Fleiſs mit Lampe, Buch und Hahn,
Die Liebe mit dem Pelikan;
Der Wahrheit gib das Sonnenbild,
Der Weisheit Pallas Helm und Schild,
Die Wagschal' der Gerechtigkeit,
Ein Siegel der Verschwiegenheit.
Du fragst, wie bildet man die Scham denn ab?
O Einfalt, der gib einen Bettelstab.

Urtheile von verborgener Hand.

Auf den Nikander.

Die Deutsche Wahrheit schreibt Nikander gern,
Doch seinen Namen will er nie gestehen:
Er will, man soll, wie in der Handlatern,
Das Licht, doch nicht den Träger sehen.

Auf eine von der Zeit verlöschte Grabschrift.

Vor ward durch diese Schrift, die hier die Zeit zerstöret
Daſs alles auf der Welt vergänglich sey, gelehret,
Und nun man sie nicht lesen kann,
Zeigt sie es uns noch klärer an:
Kein gröſser Zeugniſs kann man haben,
Die Grabschrift selbst liegt hier begraben.

Die beste Rache.

Auf Rache wendet nur die Einfalt alle Kraft;
Vergebung aber ist der Rache Wissenschaft.

Erfahrung ohne Klugheit.

Es ist ein allgemeiner Wahn,
Daſs man nach Jahren Klugheit miſst:
Erfahrung ohne Klugheit ist
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

Klugheit ohne Erfahrung.

Wer, wenn er geht, den Weg erst hin und wieder miſst,
Den machet mancher Umschweif träge:
Denn Klugheit ohn' Erfahrung ist
Ein Sehender auf fremdem Wege.

Auf die schöne Hyra.

Wär' Hyra nicht so schön und auch so grausam nicht,
So hätt' ich minder Freud' und fühlte minder Schmerzen:
Ich hab' ein Paradies in ihrem Angesicht,
Und fühle doch zugleich die Höll' in meinem Herzen.

Auf den scheinheiligen Phax.

Wenn ich den Phax von ungefähr
Bey einer schönen Thais finde,
Spricht er: Mein Amt bringt mich hieher,
Um sie von ihrer schnöden Sünde
Durch meinen treuen Unterricht
Und ernste Warnung abzuschrecken:
Er wärmt sich an der Sonn' und spricht,
Er schaue nur nach ihren Flecken.

Auf den geizigen Markus.

Als Markus einst halb schlummernd saſs,
Und in dem Buch der Weisheit las
Den Spruch: Wer einen Freund find't, findet einen Schatz,
So rief er, diesen edlen Schatz
Erwähl' ich mir zum Leichenspruch,
Und schrieb ihn in sein Tafelbuch.
Doch ich, indem er schrieb, verspürte,
Daſs er, den Geiz und Schlaf verführte,
Als dienten diese Wort' in seinen Kram gemeynt;
Er schrieb: Wer einen Schatz find't, findet einen Freund.

Sünde und Strafe.

Dem, welcher Sünde liebt und nicht gern Straf' erträgt,
Ist beyder Nutzen nicht und Schaden nicht recht kund:
Statt daſs die Sünd' indem sie kitzelt, uns verwund't,
Heilt uns die Straf', indem sie schlägt.

Glücksfreunde.

Auf Glücksfreund' halte nichts; sie pflegen insgemein
Zur Armuth, aber nicht in Armuth gut zu seyn.

Auf den Sieg der Semiramis.

Wer schleunig der Gefahr entgegen laufen kann,
So wie Semiramis, wird selten überwunden.
Sie läuft vom Spiegel weg und legt den Harnisch an,
Und ihre Feinde sind eh' als ihr Haar gebunden.

An Mathilden, wegen ihres Gemäldes.

Du schminkst Gesicht und Brust mit angenehmen Farben;
Dieſs thut dein Maler nicht, der stellet deine Narben
Und Flecken deutlich dar: Mathilde! glaub', es ist
Dein Bild dir ähnlicher, als du dir selber bist.

Auf den einfältigen Damis.

Daſs Damis Jedermann Rosaurens Briefe weist,
Ist Eitelkeit, die man im Deutschen Einfalt heiſst.
Man kennt der Nymphe List und Art zu lieben:
Die Briefe sind auf ihn mehr, als an ihn geschrieben.

Auf Artemons Deutsche Gedichte.

Artemon hat gelernt an mehr als Einem Ort
Ein unverständlich Nichts durch aufgeblas'ne Wort'

In wohl gezählte Reim' ohn' allen Zwang zu
bringen:
In jedem Abschnitt hört man klingen
Schnee, Marmor, Alabast, Musik, Bisam und
Zibeth,
Sammt, Purpur, Seid' und Gold, Stern', Sonn'
und Morgenröth.
Zwar les' ich selten fort vom Anfang bis ans
Ende,
Doch klopf' ich lachend in die Hände,
Und denk', es sind nicht schlechte Sachen,
Aus Narrenschellen sich ein Glockenspiel zu
machen.

Auf die Titel.

Mit gutem Namen sich und schlechtem Tuch
zu kleiden
Genüget Männern, die gern alle Thorheit
meiden.
Denn wer mit Andern sich durch stolze Kleider
mifst,
Ist eben solch ein Thor, als wer mit Titeln
prahlet;
Die Ehre, welche man bezahlet,
Ist wie ein prächtig Kleid, das nicht bezahlet ist.

Ueber gewisse Gedichte.

Der Abschnitt? gut; der Vers? fleuſst wohl; der Reim? geschickt;
Die Wort'? in Ordnung: nichts, als der Verstand verrückt.

Ueberflüssige Höflichkeit.

Alkanders Höflichkeit ist ungesittet,
Und seine Gutthat ungereimt:
Er macht, wenn er zum Frühstück bittet,
Daſs man das Mittagsmahl versäumt.

Schiffahrt des Lebens.

Wir irren auf der See der Welt,
Auf welcher eine Fluth die andre schwellt;
Kein Vorgebirg' erscheint zur Rechten oder Linken;
Wir sind der Stürme Gaukelspiel;
Süd, Ost, Nord, West, es ist gleich viel,
Weil wir den Hafen nur erreichen, wenn wir sinken.

Schönheit ohne Verstand.

Nichts als nur falsche Münz' ist Schönheit ohne Witz:
Denn das Gepräg' ist gut, doch ist das Erz nichts nütz.

An den Gaurus.

Daſs du mich überall durch bösen Leumund kränkst,
Und ich mich nie an dir auf andre Weise räche,
Als daſs ich Gutes von dir spreche,
Gereicht mir mehr zum Schimpf, als du wohl denkst:
Die Welt läſst sich nicht leicht betrügen,
Sie strafet mich, wie dich, der Lügen.

Die verkehrte Welt.

In einer Fabel.

Einst kehrten Lieb' und Tod in Eine Herberg' ein,
Sie legte rechts, er links den Köcher und die Pfeile

Vom Rücken; schliefen d'rauf, und wurden erst beym Schein
Der hohen Sonne wach, so daſs aus groſser Eile
Beym Abzug sie und er ein falsch Gewehr bekam:
Wie nun bey Jungen sie, er sich bey Alten übt,
Und jeder fremde Pfeil' auf eignen Bogen nahm,
So starb die Jugend ab, das Alter ward verliebt.

Gelegenheit im Reden.

Ein kluges Wort, zur Unzeit angebracht,
Kömmt nur von Thoren, wird von Klugen ausgelacht:
Denkt, eh ihr redet, daſs es besser sey, man wisse
Wenn man, als wie man reden müsse.

Auf Lynkus, den eilfertigen Verfasser.

Was Lynkus schreibt, das ist geschrieben,
Und was ihm aus der Feder fällt

Ist immer, wie es fiel, geblieben;
Und fragst du, was die Ursach sey?
Weil er Nachdenklichkeit für Beutelschneiderey,
Und ein durchstrichen Wort für Mord und Todtschlag hält.

Auf den Rebuffus, den sichern Spieler.

Rebuff ist gutes Muths, er weiſs ein Meisterstück,
Wodurch er seinen Zorn an seinem Unglück kühlet:
Das Glück betrüget ihn, weil er viel Geld verspielet,
Und er, weil er es nicht bezahlen kann, das Glück.

Die eifersüchtige Mira.

Obgleich auf Mirens Wangen Rache glühet,
Und Zorn und Eifersucht ihr aus den Augen siehet,
Ist Mira gegen euch gleich noch so sehr erhitzt,

So seh' ich doch, daſs sie dem Himmel immer gleichet,
Der schön und lieblich ist, wenn Wolk' und Nebel weichet,
Erschrecklich und doch schön, indem er stürmt und blitzt.

Schönheit ohne Verstand.

Wahr ist's, es ist ein gut Gesicht
Ein öffentlich Empfehlungsschreiben,
Wenn der Besitzer nur dem selbst nicht widerspricht,
Und seinen Leser läſst bey seiner Meynung bleiben.
In manchem Briefe sind die Züg' und Zeilen schön,
Den Inhalt kann kein Mensch verstehn.

Auf den Zaleikus.

Damit die Liebe der Gerechtigkeit nicht schade,
Verliert der Sohn ein Aug' und rühmt des Vaters Gnade;
Daſs durch Gerechtigkeit die Liebe nicht soll leiden,

Entbehrt der Vater selbst das andere mit Freuden:
Gerechtigkeit und Liebe streiten vor Gericht,
Und eine prägt ihr Bild der andern ins Gesicht.

Falsche Tugend.

Gerecht ist Grazian, doch nach zu strengem Rechte;
Geduldig, wenn er Ehr' und Ansehn schützen soll;
Aus Demuth macht er sich zu jedes Narren Knechte,
Und spricht ohn' Unterschied von allen Leuten wohl;
Oft läuft er in Gefahr, durch keine Noth gedrungen;
Ist mild', unangesehn wenn, wie und was er schenkt:
Er liebt die Tugenden, wie Affen ihre Jungen,
Denn er erdrücket sie, indem er sie umfängt.

Auf die Kleidung.

In deiner Kleidung sey bedacht
Auf Nothdurft mehr, als Zierd', auf Zierde mehr, als Pracht;
Und nimm dir dieſs zur Richtschnur hin:
Was deinen Leib bedeckt, das zeiget deinen Sinn.

Fleiſs und Sparsamkeit.

Was ich erspare, das erhält,
Und was ich mir durch Fleiſs erwerbe,
Vergröſsert meinen Stand in dieser Welt.
Die Sparsamkeit, die nichts dazu gewinnt,
Ist nur ein abgefundnes Kind
Des Glücks, Fleiſs aber ist der Erbe.

Auf den Geront.

Geront hält gar nichts auf sein Amt;
Er denkt allein darauf, die Spieler insgesammt
Mit neuen Listen zu entkräften,
Und macht Betrug zu seinem Ziel:
Er spielet nur mit den Geschäften,
Und ist geschäftig in dem Spiel.

Auf die zärtliche Alicia.

Alicia vertreibt mit Nichtsthun ihre Zeit,
Weil sie das Nähen, so wie vieles Lesen
scheut:
Sie sieht den Fingerhut für einen Harnisch an,
Und weiſs, daſs Nadeln nichts als Stahl und
Eisen sind.
So scheut sie auch das Buch: dieweil sie durch
den Wind,
Den man im Blättern macht, sich leicht verkälten kann.

Auf den Zokon.

Verkehrt ist Zokons ganzes Wesen,
Man muſs ihn, wie Hebräisch, rückwärts lesen,
Nie hat er noch gesagt, was er gemeinet,
Und nie gemeinet, was er vorgewandt;
Man dienet ihm durch Widerstand,
Und er erdrückt, wenn er zu helfen scheinet.

Auf die lachende Mathilde.

Oft lacht Mathild', und hält, so oft sie lacht, die Hand
Vor ihren weiten Mund. Warum mag es gescheh'n?
Sie deckt zugleich die schwarzen Zähn'
Und zeigt uns ihren Diamant.

Auf den mäſsig lebenden Marin.

Für die Gesundheit steht Marin in solchen Sorgen,
Daſs er oft fastend sich den Abend wie den Morgen
Vertreibt, nicht satt sich iſst, obgleich die Speis' ihm schmeckt,
Und zitternd in den Mund die besten Bissen steckt:
Doch ist nicht der der gröſste Thor auf Erden,
Der immer krankt, aus Furcht einst krank zu werden?

Auf gewisse Trauerspiele.

Anstatt in seinen Hörern Schrecken
Und sanftes Mitleid zu erwecken,

Füllt der belesene Gargil
Mit Schulgelehrsamkeit sein Trauerspiel,
Hält hier, so wie an allen Orten,
Von groſsen mehr, als von geschickten Worten:
So daſs man alle Helden sieht,
Statt Röm'scher Tracht in sammten Pelzen,
Statt hoher Schuh' auf langen Stelzen.

Grabschrift des Paganus.

Der weder Nothdurft noch den Lecker
Bezahlte, noch den Weinschank, noch den Becker,
Noch Krämer, Schuster oder Schneider,
Der allen lehrte die Geduld,
Pagon — o Wunder! und o leider! —
Bezahlte der Natur die Schuld.

Segen eines Bischofs.

Ein Bauer nahm den Hut nicht ab,
Als man dem Volk den Segen gab;
Wie nun der Bischof ihn entdeckte,
Und mit der Kirchenbuſs' ihn schreckte,
Rief jener: Ist der Segen gut,
So geht er wohl durch meinen Hut.

Lange Reden.

Ein Redner ward gerühmt, daſs er von allen Sachen,
Könn' eine lange Red' in schönen Worten machen.
Agesilaus sprach: der Schuster wird verlacht,
Der, wenn die Füſse klein, doch groſse Schuhe macht.

Einweihung eines Abts.

Ein reicher Abt ward eingeweiht,
Wobey sich viele Bischöf' eingefunden,
Die wie ein halber Mond um Kreuz und Altar stunden:
Ein Fräulein sah die Fey'rlichkeit,
Und rief: Wie himmlisch scheinet mir
(Indem sie nach dem Altar wies)
Die Gegenwart so vieler Bischöf' hier!
Mich dünkt, ich seh' das Paradies.
Laſst euch, versetzt' ein Herr, den Schein nicht hintergehen!
Im Paradiese sind so viele nicht zu sehen.

Dido.

O Weib, die nichts als Leid in beyden Männern sieht!
Du fliehst, weil jener stirbt, und stirbst weil dieser flieht.

Auf die schöne aber unbelebte Chloris.

So schläfrig, doch so schön! Kann man den Augen trauen?
Ist Chloris der Natur Geschöpf? ist Chloris nur
Ein seltnes Werk der Kunst? das, was wir an ihr schauen,
Ist für die Kunst zu groſs, zu schwach für die Natur.
Nahm etwa die Natur zur Hand des Malers Waffen,
Hat sie mit gleicher Münz' ein Künstler hier bezahlt:
So hat sie die Natur gemalet, nicht geschaffen,
So hat ein Maler sie geschaffen, nicht gemalt.

An einen falschen Freund.

Daſs ich mich dir vertraut, eh' ich dich recht gekennet,
Und einen Heuchler Freund genennet,
Das büſs' ich zwiefach itzt: du machst der Welt bekannt,
Wie meine Heimlichkeit, so meinen Unverstand.

An die Entdecker von Amerika.

Euch wies Amerika der ersten Unschuld Spur,
Ein Volk, das ohne Zwang gehorchte der Natur,
Das einen eiteln Ruhm nie sucht' in der Gefahr,
Und keine Tugend kannt', als die kein Laster war;
Ihr fandet, und dieſs muſst' ein Biederherz erfreuen,
Die Welt der Alten in der neuen.

Falsche Freunde und drohende Feinde.

Die Schmeichler sind nur Freund' aus Scherz,
Und schlimmer, als ein Feind, der droht und Rache schnaubet:
Wer diesen fürchtet, hat kein Herz,
Und keinen Witz, wer jenem glaubet.

Auf des Ventidius Uebersetzungen.

Ventidius verdeutscht in einer gleichen Zahl
Von Versen ein Sonett und wälsches Madrigal,
Worin sich jedes Wort vor seinem Nachbar scheut,
Und mit ihm voller Miſstrau'n spielet;
Wo jedes Wort auf's Ende zielet,
Bis endlich der Verstand im Hafen Schiffbruch leid't.

An einen Staatsklügling.

Du hast nur Witz genug, dadurch verführt zu werden,
Beurtheilst Niemand leicht nach den Geberden,

Und stellst in jedem Wort dir ein Geheimniſs vor,
Klug in verwirrter Sach', in deutlicher ein Thor:
So hast du mir zwar lang' im Fuſssteig nachgesetzt,
Im Landweg' aber da verlorst du mich zuletzt.

Auf den Kaiser Zeno.

Der voll war, oder auch im Schlafe,
Der mit dem Auge gleich den Weinkrug aufgemacht,
Ward endlich, zur verdienten Strafe,
Der Sinne ganz beraubt, in eine Gruft gebracht.
Als nun der Rausch im Haupt verschwand,
Entsetzt' er sich, nicht über die Gefahr,
Daſs er im Grabe lebend war,
Nein, weil er jetzo sich zum erstenmal erkannt.

Auf den Hilarius.

Ist nicht Hilar in seiner Neigung blind?
Er liebt Betrug im Spiel und Redlichkeit im Saufen;

Er liebt die, die mit ihm nach Lust in's Unglück laufen.
Und seiner Heimlichkeit beglaubte Zeugen sind;
Er liebt die Lästerung, die nichts was heilig scheut,
Durch die er sich umsonst verdammt; er liebt die Lügen,
Die erstlich seine Freund', hernach ihn selbst betrügen;
Er liebt Verläumdung, Zorn, Zank, Hoffart, Haſs und Neid:
Ja, daſs nichts Böses sey auf Erden, das Hilar
Nicht lieben sollte, liebt er sich sogar.

Die Tugend bey einem Lorbeerbaum.

Bey einem Lorbeerbaum sah ich die Tugend stehen,
Vor beyden unachtsam das Volk vorüber gehen;
Grün', edles Paar! so sagt' ich, sieht man schon
Dir keinen Menschen Ehr' erzeigen:
Bist du nicht dein selbsteigner Lohn?
Krönst du dich nicht mit eignen Zweigen?

Almosen.

Almosen gibt man zwar den Armen,
Doch mehr aus Hoffart als Erbarmen:
Und so verfehlet man beym Himmel seinen Zweck.
Am besten geben die, die selbst im Elend wandern.
Ein Reicher wirft die Gaben weg,
Ein Armer leihet sie dem Andern.

Auf den Polykrates.

Polykrates, das Glückskind, bildete sich ein,
Unglücklich müſste man nothwendig Einmal seyn,
Und daſs sein bester Ring versenkt im Meere
Zu diesem Zweck ein feines Mittel wäre.
Allein das Schicksal steht nicht in des Menschen Hand:
Man zog ihm seinen Ring in einem Fisch an's Land.
Er war so glücklich nicht, daſs er sein Unglück fand.

Auf die Unersättlichkeit.

Wer seines Wunsches Werth in dem Besitz verlieret,
Und in dem schnellen Lauf sein vorgesetztes Ziel
Selbst umstöſst, wenn er es berühret,
Erkennt mit ruhigem Gefühl,
Wenn seine Jahre meist verflossen
Und ihn das Alter drückt, daſs hätt' er nicht so viel
Verlangt, so hätt' er mehr genossen.

Nulla calamitas sola.

Wahr ist's, kein Unglück kömmt allein:
Bey nächtlichem Gewitter pflegen
Der Blitz und ungestüme Regen
Sich mehrentheils sehr nah zu seyn;
Doch seh' ich, daſs auch hier Ein Kreuz das andre mindert:
Der Blitz erleuchtet, wenn im Gehn der Regen hindert.

Auf einen ruchlosen Geistlichen.

Sein Beyspiel bringt mir mehr als seine Lehre Frucht;
Vergebens predigt er von Hölle, Tod und Grab:
Dann aber schreckt er mich von seinen Lastern ab,
Wenn er mich schwörend warnt und die Ermahnung flucht.

An den eifrigen Adrast.

Beleidigt Jemand dich, fällst du voll Rachbegier
Sogleich ihn an, und Zorn verstellt dein Angesicht:
Adrast, bedenkest du des Eifers Folge nicht?
Du rächest dich am Feind' und deine Rach' an dir.

Auf die Trunkenheit.

Zwar ist der Mensch ein Thier; doch macht den Unterschied
Nicht Aristoteles, nicht Plato recht gescheidt:

Spricht nicht ein Papagey? hat nicht ein Elephant
Mehr als manch federlos zweyſüſsig Thier Verstand?
Was macht denn unter uns den wahren Unterschied?
Verstand und Rede! Nein! die Trunkenheit.

Auf den Marolphus.

Daſs auf die Obrigkeit Marolph so lange schmälte,
Bis man ihn selbst zum Rath erwählte,
Befremdet Niemand leicht: es weiſs die ganze Stadt,
Daſs er, eh' er sie nahm, sein Weib geschwängert hat.

Amaryllis.

Schön, keusch, vernünftig, fromm, reich und von edlem Blut,
Ohn' Absicht demuthsvoll, und ohne Zeugen gut:
Wie groſs ist Amaryllis, wenn die Welt
Von ihren Tugenden ein Urtheil fällt!

Und wie geringe, wenn sie sich ein Urtheil spricht!
Wer Ambra bey sich trägt, der riecht ihn selber nicht.

Auf den Korvinus.

Daſs sich Korvin für jung, weil er gesund ist, schätzet,
Für reich, weil er nichts schuldig ist,
Für schön, weil er kein Glied vermiſst,
Für klug, weil, wo man speist, er sich zur Tafel setzet,
Für glücklich, weil ihm nichts, was ihm gehört, entgeht,
Für witzig, weil man ihn versteht,
Das halt' ich alles ihm zu gut:
Korvin ist witzig, jung, klug, glücklich, reich und schön:
Eins kann ich ihm nicht zugestehn,
Er nennt sich tugendhaft, weil er nichts Böses thut.

Seyd fromm wie die Tauben, und listig wie die Schlangen.

Zwar aus der Weisheit Mund' ist dieser Spruch gegangen:
Seyd wie die Tauben fromm, und listig wie die Schlangen;
Jedoch ich folg', aus Furcht den Sinn nicht recht zu fassen,
Der Einfalt Sittenlehr' in allem was ich thu',
Ich eigne mir allein die erste Hälfte zu,
Euch Schriftgelehrten sey die andre überlassen.

Auf das sogenannte Schrauben.

Wo du die Thorheit suchst zu bessern, so sprich Deutsch,
Sey herzhaft, nicht beredt, und greife nach der Peitsch';
Verblümte Reden sind verloren
Bey ungeschliffnen Eselsohren;
Wer einen Narr'n aus Scherz Herr Hofrath heiſst,
Gleicht dem, der nach dem Hund aus Eifer Knochen schmeiſst.

Aront.

Hätt' Eigenliebe dich, Aront, nicht aufgeschwellt,
Alsdann urtheiltest du, wie ich, bey kaltem Blut;
Gut heiſsest du ein Ding, weil dir's gefällt,
Ich aber lass' es mir gefallen, weil es gut.

Auf geringe Feinde.

Was groſs ist wird gescheut, was klein ist wird verlacht:
Doch eben dieses macht, daſs wir nie ruhig sitzen.
Laſs uns den Himmel nur vor kleinen Feinden schützen;
Vor groſsen nehmen wir uns selber wohl in Acht.

An die Landesherren.

Zu groſse Schatzung stört der Unterthanen Fleiſs,
Und Dürftigkeit benimmt den Heldenmuth:

Drum spart, und denkt, es sey der Unterthanen Blut
Ein edler Opfer, als ihr Schweiſs.

Uneigennützige Liebe.

Lieb' ist der Groſsmuth Frucht; wirst du von der getrieben,
Was kümmert dich alsdann der Liebe Wiederschein?
Du kannst, sey wie du willst geliebt, unglücklich seyn,
Sey wie du willst unglücklich, dennoch lieben.

Die Kindheit und das hohe Alter.

Schaut, wie ein Greis und Kind so gleich einander sind:
Kind ist der am Verstand' und dieſs an Jahren Kind;
Doch nimmt die Kindheit hier, denkt, was die Zeit nicht thu',
Je mehr dieſs zunimmt, ab, je mehr der abnimmt, zu.

Auf den hoffärtigen Trux.

Der Trux mit seinem Kleid' und vielen Titeln prahlt,
Wär' nichts, hätt' er nur das, und diese nicht, bezahlt.

Auf die Blanda.

Der Blanda Lieb' ist groſs, die sie zum Gryphon trägt,
So groſs, daſs zwanzig kaum die Reizung können stillen,
Die er in ihrem Sinn erregt;
Sie liebt ihn, und um seinetwillen
Das ganze männliche Geschlecht,
Sogar auch seinen eignen Knecht.

Fabel und Historie.

Sucht nach der Wahrheit in Gedichten,
Und nach den Lügen in Geschichten,
So können die Gedichte nützlich seyn,
Und die Geschichten nicht betrügen;

Denn jene zeigen uns die Wahrheit unterm Schein
Der Lügen, unterm Schein der Wahrheit diese Lügen.

An Menedemus, den berühmten Rechtsgelehrten.

Vergebens, weil du lebst, entzieht man uns die Schätze,
Womit Justinian uns ein Geschenk gemacht;
Weit besser noch, als er, verstehst du die Gesetze:
Du hast sie in Ein Haupt, er in Ein Buch gebracht.

Auf den Alcibiades.

Weil Alcibiades den gröſsten Wankelmuth
In Lastern und in Tugenden gewiesen,
So wird er nie genug getadelt noch gepriesen;
Er war sehr schlimm und war sehr gut:
Denn seine Tugenden bekannten seine Feinde,
Und seine Laster seine Freunde.

Auf Petrus verkehrte Kreuzigung.

Schaut nicht auf Petrus falschen Schritt,
Als er verläugnete, daſs er zum Herrn gehörte;
Kehrt um die Münz', und schaut was er im Tod' erlitt:
Die rechte Seit' ist die verkehrte.

Rechter Gebrauch des Sieges.

Den Feind zu zwingen, ist gar oft des Siegers Glück,
Sich selbst zu zwingen, ist des Siegers Meisterstück.
Legt Tapferkeit den Kranz der Tugend zu den Füſsen,
Dann kann man sicher auf des Krieges Ende-schlieſsen;
Und nächst der Himmelsfreud' ist nichts, das süſser klingt,
Als wenn der Friede selbst die Siegeszeitung bringt.

Auf die angenehme Belinde.

Belinde sagt nicht oft, was sie nicht sagen soll;
Doch was sie sagt und thut, wird durch die Art beschönet,
Mit der sie alles thut; es steht ihr alles wohl:
So, dafs die Tugend selbst ihr keinen Zierrath lehnet,
Den ihre Schönheit nicht derselben wiedergibt.
Sie macht die Tugend so, wie diese sie, bebeliebt.

Auf einen gewissen Arzt und seinen Kranken.

Alphenor wird zum Arzt aus Noth und Zwang;
Sein Kundmann, sein Ernährer,
Wird Stax: ein voller Wanst macht diesen krank,
Und den zum Arzt ein leerer.

An einen Geizhals.

Ziemt es dir, Harpagon, zu spotten, dafs Neran
Auf etwas hofft, was nie geschehen kann?

Gönn' ihm, daſs ihn ein Hirngespinst ergötze,
Und wisse, daſs die Welt, die Alles wohl erwägt,
Auf Eine Wageschal' die ungebrauchten Schätze
Der Geizhäls' und der Narren Hoffnung legt.

Ausbündige Hoffart.

An den Marin.

Olint hört allem Lob' und du hörst keinem zu:
Hoffärtig ist Olint, die Hoffart selbst bist du.

Grausamkeit keine Tapferkeit.

Zur Gnade wird sehr leicht ein tapfrer Mann bewegt,
Ein niederträchtiger nicht leicht. Die Tugend pflegt
Mehr durch Vergebung als durch Härte sich zu zeigen:
Gold läſst sich eh als Kupfer beugen.

Ursach ehelicher Uneinigkeit.

Der Zank, der sich in's Haus der Ehleut' einzuschleichen
Nie lange säumt, ist mehrentheils von Wichtigkeit;
Er gleichet Cäsars und Pompejus Streit:
Sie leidet keinen höhern, und er keinen gleichen.

Freundschaft und Ehe.

Wer Hülfe nöthig hat, und was ihm nützt verstehet,
Der sehe, für ein Weib, sich um nach einem Mann:
Ein Narr' ist's, wer zu Wasser gehet,
Wenn er zu Lande reisen kann.

Auf den Erzpoeten Jambus.

Sonst bringt dir, Jambus, nichts dein Fleiſs,
Als eines Dichterlings verwelktes Lorbeerreis;
Selbst dein Verleger gibt dir nichts,

Und Adams Fluch ist dir gedoppelt zugemessen:
Du muſst im Schweiſs des Angesichts
So fasten, wie ihr Brod die andern Menschen essen.

Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten.

Astolph beschreibt ein Thier, das in den Wäldern wohnt
Und in der hohlen Eich', als seinem Neste lebet;
Das um unwegsame Gebirge brummend schwebet,
Und oft auch nicht das Blut des müden Pilgrims schont.
So schreibt er, daſs er euch durch falsche Pracht betrüge:
Ihr denkt, es sey ein Löw', und es ist eine — Fliege.

Römische Beichtbuſse.

Sein zartes Weibchen fand ein Ehmann in Gefahr
Der Züchtigung, und wollt' aus Liebe sich bequemen,

Wie es zu Rom nicht ungebräuchlich war,
Die Ruthenstreich' ihr abzunehmen,
Die ihr der Beichtiger amtsmäſsig auſerlegt;
Indem der Mönch ihm nun den Rücken lustig ſegt,
Ruſt seine Frau: «Haut zu, Herr Pater! denn ich bin
Gar eine groſse Sünderin.»

Landhaus des Kanzlers Bako von Verulam.

Als einst Elisabeth den Kanzler Verulam
Auf seinem kleinen Gute zu besuchen kam,
Fand sie sein Haus ohn' alle Pracht:
«Mir scheint,» sprach sie, «dies Haus zu klein für euch zu klein.» —
«Ich habe nicht,» sprach er, «dieſs Haus für mich zu seyn,
Ihr habt mich nur zu groſs für dieses Haus gemacht.»

Straſe der Häſslichkeit.

Für Philopömen war ein Wirthshaus einst bestellt:
Als nun der tapſre zwar doch ungestalte Held

Voraus vor seinen Leuten kam,
Und ihn der dumme Wirth für einen Diener nahm,
Und rief: „Tragt Holz in das Gemach, und eilt geschwinde,
Daſs euer Herr ein warmes Zimmer finde!"
Sprach er: „Gar gern! „Auch war die Arbeit fast vollführet,
Als erst sein Troſs kam. „Wundert euch nur nicht,"
Rief er, „daſs ich verrichte, was mir nicht gebühret,
Ich büſse hier für mein Gesicht."

Zwey gleiche Brüder.

„Freund, wohnet nicht ein Wechsler hier?"
Fragt' einst ein Mann den Knecht vor eines Hauses Thür.
„„Ja," sagte der; „doch wen verlangt ihr? denn ihr find't
Zwey Brüder hier, die Wechsler sind."" —
„Den, der ein wenig schielt." — „„Sie schielen alle beyde."" —
„Den, der verehlicht ist." — „„Sie sind es alle beyde."" —
„Der ein schön Weib hat." — „„Herr, sie haben's alle beyde."" —

„Ey!" rief der Fremdling aus, „daſs ich sie unterscheide,
So ist's der, der ein Hahnrey ist." —
„„Weil ihr denn alles wissen müſst,""
Antwortete der Knecht, „„so sind es alle beide.""

Ein Bücherkatalog.

Ein Mönch sollt unter andern Dingen
Die Bücher zu Register bringen:
Der arme Klosterbruder fand
Hier ein hebräisch Buch, wovon er nichts verstand;
Wohl zehnmal nahm er's in die Hände;
Schrieb endlich: Noch ein Buch, das anfängt, von dem Ende.

Dionysius der Aeltere.

Als Dionysius einst den Bericht empfangen,
Es sey von seinem Sohn ein edles Weib entehrt
Fuhr er ihn an: Hast du wohl je von ihm gehört,
Daſs ich, noch jung, solch eine That begangen?
Der Sohn erwiederte: Das geb' ich zu;

Allein ihr war't auch keines Königs Sohn. — Und du,
Antwortet er mit zornigen Geberden,
Wirst keines Königs Vater werden.

Ein Wälscher, von einem Franzosen herausgefodert.

Einst fodert einen Wälschen ein Franzos' heraus;
Der Tag war angesetzt, und dennoch ward nichts d'raus;
Denn als sie auf der Wahlstatt waren,
So wollte jener hier die Ursach erst erfahren:
„Mein Freund, die Ursach ist, weil es euch nicht gebührt,
Daſs ihr, was ich im Schilde führe, führt." —
„„Was führt ihr denn im Schild'?"" — „Es ist ein Ochsenkopf."
„„O!" rief hierauf der gute Tropf,
„„Wenn dieses ist, so stellet euch zur Ruh:
Denn was ich führ', ist nur der Kopf von einer Kuh.""

Beichtfrage.

Einst kam ein schönes Kind zur Beicht',
An Sünden schwer, an Jahren leicht;
Sie fiel sogleich auf ihre Knie,
Entdeckte, was sie drückt', in angenehmen Klagen,
Und gab bescheidentlich Bericht auf alle Fragen;
Allein sobald der Pater sie
Nach ihrem Namen fragte, sagte sie geschwinde:
«Mein Nam', ehrwürd'ger Herr, ist keine Sünde.»

Der unschuldige Graf Strafford vor Gericht.

Graf Strafford, Karls und nicht des Pabstes Freund, erschien
Im Parlamentssaal vor Gericht,
Und beugte sich sehr tief; gleich sucht' ein Frevler ihn
Durch diesen Vorwurf zu entehren:
«Was beugt ihr eure Knie? hier ist der Altar nicht.» —
««Nicht?»» sagt' er Augenblicks mit freyem Angesicht:
««So hoff' ich, wird man auch von keinem Opfer hören.»»

Teneriffa.

Es rühmte sich ein Mensch von groſser Büberey,
Er wär' auf Teneriffens Spitz' einmal gewesen;
Dieſs hörte Jemand, der gelesen,
Daſs dieſs der höchste Berg der ganzen Erde sey,
Der ſprach: «Warum bliebst du nicht da?
Du kömmst wahrhaftig nie dem Himmel mehr so nah.»

Zubereitung zur Fastenzeit.

Albin, ein reicher Abt, rühmt' einst sich über Tisch,
Das Weinglas in der Hand, daſs er mit manchem Fisch,
Mit Austern, Schmerlen, Stör, Karauschen, Karpfen, Kressen,
Mit trocknem Lachs und Aal, und mehr dergleichen Essen
Sich auf die nahe Fastenzeit
Geschickt, und seine Küch' im Kloster wohl geschickt.
«Ich habe besser mich,» rief Veit, «darauf geschickt.»
««Womit?»» fragt' ihn der Abt. «Mit nichts,» versetzte Veit.

Jugend hindert nicht an der Beförderung.

Ein Jüngling, doch gelehrt und von sehr guten Sitten,
Erkühnte sich den Bischoff einst zu bitten,
Ihm eine Pfarre, die jetzt ledig war,
Zu geben. — „Freund, ich kenn' euch, euer Leben
Ist gut; nichts hindert mich, euch was ihr wünscht zu geben,"
So sagte der Prälat, „als eure jungen Jahr'."
„„Ach!"" sprach der Jüngling, „„wird ein Fehler wohl geacht't,
Den jede Stunde kleiner macht?""

Auf die tapfre Klölia.

Als Klölia dem Feind' entkam
Und durch den Tiberstrom beherzt an's Ufer schwamm,
Als eine schöne Röth' ihr Angesicht bedeckte,
Und sie den Speer auf wohlbekannten Boden streckte,
Da schaute Rom erstarrt von der entfernten Höh'

Die neue Göttin an, und dachte mit Vergnügen:
Es sey die Tapferkeit aus einem Fluſs gestiegen,
Wie vor die Schönheit aus der See.

Witz und Verstand.

Ein männlicher Verstand, so dünkt mich, übertrifft
Weither gesuchten Witz in einer Ueberschrift:
Der erste gleicht der Frucht, die reif vom Baume fällt,
Der andre der, die man durch Schütteln erst erhält.

Beschaffenheit der Ueberschriften.

Dann läſst die Ueberschrift kein Leser aus der Acht,
Wenn in der Kürz' ihr Leib, die Seel' in Witz besteht,
Wenn sie nicht all zu tief mit ihrem Stachel geht,

Und einen Abriſs nur von einer Wunde macht;
Vor Lachen nur uns Thränen aus den Augen
preſst,
Und kitzelnd einem, der's bedarf, zur Ader
läſst.

Andreas Gryph.

Vorwort.

Andreas Gryph (Gryphius, sein wahrer Name ist Greif;) wurde am 11. October 1616 zu Groſsglogau geboren. Nach Beendigung seiner akademischen Studien begleitete er einige junge Edelleute auf Reisen, und starb am 16. Juli 1664 an seinem Geburtsorte als Landsyndikus am Schlage, mitten in der Versammlung der Schlesischen Landstände.

Seine Gedichte sind zuerst zu Leiden in der Elzevirischen Offizin 1639 erschienen. Darauf kam zu Frankfurt 1650 eine unächte Ausgabe heraus. Die dritte wurde zu Breslau 1657 vom Verfasser selbst veranstaltet. Auf eine vierte, ebendaselbst 1663, erschienene folgte zuletzt eine von des Dichters ältestem Sohne Christian *) am nämlichen Orte 1698 besorgte Ausgabe. Man findet darin, aufser vermischten Gedichten, Oden, Sonetten u. s. w., 7 Trauerspiele, 4 Lustspiele und 1 Singspiel. Unter den Trauerspielen zeichnen sich besonders „Leo Arminius" (aus der Byzantinischen Geschichte entlehnt) und „Carolus Stuardus," und unter den Lustspielen „Peter Squenz" und „Horribilicribrifax" aus, wie denn überhaupt Andreas Gryph als dramatischer Dichter der damaligen Zeit das meiste Genie zeigte.

---

*) geb. 1649 zu Fraustadt, gest. 1706 als Bibliothekar der Magdalenen Kirche zu Breslau: ein sehr mittelmässiger Dichter, dessen „Poetische Wälder" zu Frankfurt 1707 herausgekommen sind.

* * *

Inhalt.

1. Aus dem Trauerspiel: „Carolus Stuardus.“
2. Aus dem Trauerspiel: „Sterbender Papinianus.“
3. Aus dem Lustspiel: „Peter Squenz.“
4. Liebeserklärung eines gelehrten Pedanten (Aus dem Lustspiel „Horribilicribrifax.“)
5. *Nil adeo sub sole novi.*
6. An Cleander; Sonett.
7. Ueber Abraham Ortels Parergon; Sonett.
8. An die Sterne; Sonett.
9. An J. C. von Schönborn, bey des Dichters Zurückkunft nach Deutschland; Sonett.

10. Auf den Tod des durchlauchtigsten Oberhaupts der fruchtbringenden Gesellschaft; Sonett.
11. Ueber die Geburt Christi: Sonett.
12. Sinngedichte.

Aus dem Trauerspiel:

Carolus Stuardus.

I.

Karl nimmt von seinen Kindern Abschied.
(Akt II. Scene 4.)

Nun Kinder, lernt euch stets vor Gott dem Höchsten neigen,
Dem Bruder eure Pflicht, Gehorsam zu erzeigen,
Dem Bruder, der, obschon ihn Well' und Wetter treibt,
Doch dieser Länder Fürst und euer König bleibt.

Lebt feſter durch die Lieb', als gleiches Blut
verbunden!
Es werde Brudertreu' und Schwesterhuld gefunden
In beyder Herz und Geist, weil etwas in euch
lebt!
Noch eins, und das zuletzt: Lernt von mir und
vergebt!
Betrübt uns ferner nicht, Prinzeſs, mit mehrern Zähren,
Der Himmel blick' euch an! Er wolle dir bescheren,
Was er uns nicht vergönnt! Er nehme der
sich an,
Der er den Vater nimmt, die keinem trauen
kann,
Als dem, der ewig treu! Er lindre deine
Schmerzen!
Prinzeſs, nimm unsern Tod so heftig nicht zu
Herzen;
Uns ruft ein gröſser Reich! Ade, geliebter
Sohn!
O Jugend, die nicht fühlt, wie die zerstückte
Kron'
Auf Stuarts Sprossen knackt! Der Prinzen Prinz
erhebe
Durch dich, was in uns fällt, er segne dich
und gebe,

Was unser Wunsch nicht kann! Er laſs ihm unser Blut
Für euch genehme seyn und rett' euch aus der Fluth,
Durch die wir überströmt. Geht, lieben Kinder, gehet,
Weil eu'r verdammter Fürst und Vater einsam stehet;
Geht, lieben Kinder, geht! Der Vater steht allein;
Sein Purpur ist entzwey, ihn hüllt ein Trau'rkleid ein;
Doch schreyt sein weinend Herz, obgleich die Lippe schweiget,
Zu dem, der ewig herrscht und ew'ge Kronen zeiget.
Auch sein vergossen Blut wird malen auf den Sand
Das Unrecht, das er litt. Auf! Kinder, streckt die Hand
Mit uns zu beyder Gott! Er wird der Feinde Wüthen
Und stolzem Tolleseyn in kurzem Trotz gebieten;
Dies hofft ein schmachtend Herz. Ade mit diesem Kuſs!
Und hiermit: Gute Nacht! Gebt unsern Thränengruſs,

Wofern es Gott vergönnt, dem fernen Paar der Brüder,
Der Mutter, die halb todt, und eurer Schwester wieder;
Der Mutter, die kein Tag mir aus den Sinnen nahm,
Seit jener Zeit, da sie in meine Arme kam;
Der Mutter, die ich nicht werd' aus dem Herzen lassen,
Bis mein enthalstes Haupt wird auf dem Platz erblassen.
Welch Zagen setzt uns zu! Wir fühlen nur zu wohl,
Wie scharf das Eisen sey, das uns zutrennen soll!
Nehmt diese Denkmal' hin und diese letzten Küsse,
Fahrt wohl, bis ich bey Gott ergötzt in Freud' euch grüſse,
O führt die Kinder weg! Ich laſs' euch wehmuthsvoll,
Euch, die ich dort in Lust auf ewig schauen soll!
Fahrt wohl auf kurze Zeit!

II.

Unterredung des Generals Fairſax mit Cromwel.

(Akt III. Scene 5.)

Cromwel.

Der groſse Tag bricht an, der uns wird freye sehen!

Fairſax.

Den aller Zeiten Zeit wird loben oder schmähen.

Cromwel.

Ein ewig blühend Loos sieht nur den Ausgang an.

Fairfax.

Den weder ich noch du noch jetzund wissen
kann.

Cromwel.

Es steht bey dir und mir, das Werk recht einzurichten.

Fairfax.

Noch mehr bey Gott und Glück, zu stärken,
was wir schlichten.

Cromwel.

Hat Glück und Gott bisher die Waffen nicht
gekrönt?

Fairfax.

Oft hat die letzte Flucht den ersten Sieg verhöhnt.

Cromwel.

Es kann nicht übel gehn! Wir stehn für Kirch'
und Hütten.

Fairfax.

Dies gab auch Stuard vor, auf den wir jetzund
wüthen.

Cromwel.

Wir wüthen wider den, der über uns getobt;

Fairfax.

Den ganz Europ' und selbst ganz Albion gelobt.

Cromwel.

Das Werk ist nun zu fern, wir können nicht zurücke.

Fairfax.

Nur, daſs sein Untergang uns beyde nicht erdrücke!

Cromwel.

Er drücke, wenn mit mir mein Todfeind nur erdrückt!

Fairfax.

Dein Erbherr!

Cromwel.

Wider den ich Gottes Schwert gezückt!

Fairfax.

Wohin wird unser Kahn von diesem Sturm geschmissen?

Cromwel.

Viel besser Carols Kopf, als meinen, abgerissen!

Fairfax.

Die Faust sieht schrecklich aus, die Fürstenblut befleckt.

Cromwel.

Tyrannenblut steht frisch. Wie, Feldherr, so erschreckt?

Fairfax.

Der Britten groſses Land ist ob dem Stück erschrocken.

Cromwel.

Warum? daſs Carol friſst, was er uns ein lieſs brocken?

Fairfax.

Der Priester ganze Reih' ruft wider dieses Spiel.

Cromwel.

Sie selbst ist, der das Werk im Anfang so gefiel.

Fairfax.

Sie ruft, sie schreyt, sie schreibt, von Kanzel, Haus und Stühlen.

Cromwel.

Sie schreibe, wie sie will, und laſs' uns Recht ausspielen!

Fairſax.

Die Kanzel bauet uns nicht wenig vor das Licht.

Cromwel.

Was geht den Kriegsmann an, was dort ein Pfaff anricht't?

Fairſax.

Kann nicht ein Priester oft viel tausend Mann bewegen?

Cromwel.

Er hat die Zunge nur; wir führen Stahl und Degen.

Fairſax.

Ein starker Mund richt't mehr, als tausend Degen an.

Cromwel.

Der Degen zäume den, der sich nicht zäumen kann.

Fairfax.

Dies Volk ist viel zu zart, man muſs sie sanft einwiegen.

Cromwel.

Mich muſs ein Pfaſſe nicht viel bey der Naſe kriegen.

Fairfax.

Mit ihnen kommt und fleucht das Volk als Ebb und Fluth.

Cromwel.

Ward nicht des Bischofs Kleid besprützt mit Bischofsblut?

Fairfax.

Wer hat ihn von dem Thron, als Priester, abgedrungen?

Cromwel.

Man wage noch einmal, was einmal ist gelungen!

Fairfax.

Man wagt ein Ding zwar oft, das nicht stets gleich gelingt.

Cromwel.

Wer ist es, der uns, nun die Bischöf’ hin, bespringt? *)

Fairfax.

Die, so die Kirchenmacht der Aeltesten erkennen.

Cromwel.

Und siehst du nicht, daſs sie sich euchen weiſs zu brennen?

Fairfax.

Ich bin der nicht, der in der Menschen Herzen sieht.

Cromwel.

Es kränkt sie, daſs die Schaar der Ungebundnen blüht.

Fairfax.

Die hat sich in den Raub’ der Bischöf’ eingetheilet.

---

*) auf uns eindringt.

Cromwel.

Es schmerzet jene, daſs es ihrem Geiz gefeilet*)

Fairfax.

Auch kommt der Britten Recht nicht mit uns überein.

Cromwel.

Der Britten Recht mag Recht für schlechte Britten seyn.

Fairfax.

Der Völker Recht verbeut Erbkönige zu tödten.

Cromwel.

Man hört die Rechte nicht bey Trommeln und Trompeten.

Fairfax.

Trompet' und Trommel sind dem Könige verpflicht't.

Cromwel.

Vor, da er König war. Karl ist kein König nicht.

---

*) gefehlet.

Fairfax.

Wir selbst sind durch den Eid für's Königs
Haupt verbunden.

Cromwel.

Für's Königs Pochen ist auch unser Eid verschwunden.

Fairfax.

Und so kommt Engelland um sein gekröntes
Haupt?

Cromwel.

Mit allen, die bisher an dieses Haupt geglaubt!

Fairfax.

Das trotz'ge Calidon sucht seinen König wieder.

Cromwel.

Wo es in Waffen sucht, stürz' es gewaffnet
nieder.

Fairfax.

Es hat auf Carols Haupt mehr Anspruch fast!
als wir.

Cromwel.

Was Calidon verkauft, das such' es nicht bey mir,

Fairfax.

Es schickt und dinget noch um seines Fürsten
Leben.

Cromwel.

Es hat den Fürsten selbst uns Britten übergeben.

Fairfax.

Als man das Leben ihm ausdrücklich zugesagt;

Cromwel.

Als durch vergossen Blut er noch nicht ward
verklagt.

Fairfax.

Man schwur: auf's mindste nicht sein Heil und
Haupt zu letzen.

Cromwel.

So pflegt man, was man will, den Kindern
einzuschwätzen.

Fairfax.

Schlägt man ihr Bitten aus, so trotzt man ihrer
Macht.

Cromwel.

Sie haben bey sich selbst ihr Bitten nicht bedacht.

Fairfax.

Was werden sie nicht thun, wird ihr Anbringen feilen?

Cromwel.

Indessen mögen sie die nächsten Wunden heilen.

Fairfax.

Die Katten springen selbst dem Unterdrückten bey!

Cromwel.

Meynt man, daſs Kattenernst bey dem Ersuchen sey?

Fairfax.

Sie sind mit Stuards Haus und Stamm und Staat verbunden,

Cromwel.

Noch mehr mit uns, die wir uns in ihr Recht gefunden.

Fairfax.

Der Stuards Tochter hat, vermag da mehr denn viel;

Cromwel.

Wahr ist's! doch er vermag nicht alles, was er will.

Fairfax.

Der todte Fürst wird Fürst und Freund' in Harnisch jagen.

Cromwel.

Die haben mehr, denn viel, zu Hause zu vertragen.

Fairfax.

Ein König eifert hart um eines Königs Tod.

Cromwel.

Stuarda fiel durch's Beil! Was haben wir für Noth?

Fairfax.

Genug, wenn Well' und Wind den Iber nicht bekrieget.

Cromwel.

Die sind uns noch zu Dienst! Wir haben mehr
gesieget.

Fairfax.

Wenn Albion nicht selbst Fürst Carlen bey
will stehn.

Cromwel.

Wer viel von Carlen schwätzt, soll Carles
Gänge gehn!

Fairfax.

Soll man durch so viel Blut die neue Freyheit
kaufen?

Cromwel.

Wer dienen will, der mag in seinem Blut ersaufen!

Fairfax.

Wer immer Schwerdter wetzt, kann keinmal
sicher seyn.

Cromwel.

Man schreckt, was schrecken will, mit Schwerdt
und strenger Pein.

Fairfax.

So wird des Adels Blum' und manches Haus verletzet.

Cromwel.

'S kommt auf zwey, drey nicht an, wenn man den Staat versetzet.

Fairfax.

Springt auf der Schlange Leib, sie beiſst noch in den Fuſs.

Cromwel.

Umsonst, wenn sie den Kopf zuknicken lassen muſs.

Fairfax.

Das Werk wird ganz befleckt durch soviel Blutvergieſsen.

Cromwel.

Wir pflanzen Früchte, der die Nachwelt wird genieſsen.
Nur muthig! Du wirst sehn, obschon der Anfang schwer,
Es werde vor sich gehn. Ich habe mit dem Heer
Hof, Richtplatz, Port und Markt besetzt. Will sich was regen,

So geh' die Klinge los. Der zittert vor dem Degen,
Der ein gefülltes Haus, ein unerzogen Kind,
Ein Ehbett für sich hat.

Fairfax.

Wir wissen, wo wir sind.

Cromwel.

Ich schwöre bey der Macht, die mich so hoch erhaben:
Wenn auch mein nächstes Blut, ja meiner Heirath Gaben
Im Wege wollten stehn, sie sollten für mich seyn
Als der geringste Kopf der wüthenden Gemein!

Aus dem Trauerspiel:

Sterbender Papinianus.

Monolog des Papinian.

(Akt I.)

— — — — — —
— — — — — —
Verläumdung schliff das Beil, das durch den Hals wird gehn,
Wenn mir der heiſse Neid wird überm Haupte stehn.
Und hierum hat man längst das Volk auf mich verhetzet,
Und Lügen umgestreut und meinen Ruhm verletzet,

---

*) mir Fallstricke zu meinem Untergange bereitet.

Der nach mir leben wird. Man murmelt hier und dar,
Man hält mich in Verdacht und schätzt für wahr und klar,
Was Argwohn von mir dicht't. Die Lager sind beflecket,
Die Kirchen nicht zu rein, der Rath selbst angestecket.
Wer könnt' es denn nicht sehn, daſs meine Zeit ausrinnt,
Wenn Jeder, Tag für Tag, mir zu verderben spinnt.
Was hab' ich denn verwirkt? Unredliche Gemüther!
Kommt, Kläger, tretet vor! Entdeckt, wie herb' und bitter
Auch eure Zunge sey! Ich fliehe die Gemein',
Sprecht ihr, und schlieſse mich vor Freund und Fremden ein?
Wahr ist's, daſs ich bisher den Umgang was beschnitten,
Seitdem, daſs ich mich muſs vor Freund' und Fremden hüten,
Die, was mein offen Herz freymüthig von sich gibt,
Das gar nicht schmeicheln kann und Falschheit nie geliebt,
Verkehrt und ganz vergällt dem Fürsten zugetragen.

Schämt ihr euch nicht, mein Wort verkehrt mir nachzusagen,
So stört mein Einsamseyn durch eu'r Geräusche nicht!
Mein Hof ist dennoch frey, ich halte stets Gericht,
Geb' öffentlich Verhör, auch wenn der lichte Morgen
Den Himmel noch nicht sieht und sich der Tag verborgen.
Ich fahre keine Witt'b mit rauhen Worten an;
Ich helfe, wo ich mag; den ich nicht retten kann,
Laſs ich doch sonder Trost nicht von dem Angesichte
Und klage, wenn ich nicht, was Jemand wünscht, verrichte.
Man gibt mir ferner Schuld, daſs ich der Götter Ehr'
Als aus den Augen setz' und nicht der Christen Lehr'
Mit Flamm' und Schwert ausreut'. Ist's aber wohl zu loben,
Daſs man so grimmig will auf diese Leute toben,
Und Leich' auf Leichen häuft, da Niemand recht erkennt,
Was ihr Verbrechen sey? Wer jetzund Christen nennt,

Will stracks, daſs man zur Qual auch ohn' Erforschen eile,
Da doch das heil'ge Recht gesetzte Zeit und Weile
Beym Blutgericht erheischt! Man straft, ich weiſs nicht, was?
Und schier, ich weiſs nicht, wie? Welch Recht spricht billig das,
Daſs man ein ehrbar Weib der Unzucht übergebe,
Und in ein offen Haus aus ihrem Zimmer hebe,
Um, daſs sie Christum liebt? Ist das die Röm'sche Zucht?
Ist dies ein neues Recht; so sey dies Recht verflucht!
— — — — — — —
— — — — — — —

Aus dem Lustspiel:

Peter Squenz.

Peter Squenz.
(Schreiber und Schulmeister zu Rumpelskirchen.)

Edler, wohledler, hochedler, wohledelgeborner Herr Pickelhäring von Pickelhäringsheim und Salznasen.

Pickelhäring.

Der bin ich!

P. Squenz.

Arbeitsamer und armmächtigster Mester Kricks über und über, Schmied!

M. Kricks.

Der bin ich!

P. Squenz.

Tugendsamer, aufgeblasener und windbrechender Mester Bullabutän, Blasebalkenmacher!

Bullabutän.

Der bin ich!

P. Squenz.

Ehrwürdiger, durchschneidender und gleichmachender Mester Klipperling, wohlbestellter Schreiner des weitberühmten Dorfes Rumpelskirchen!

M. Klipperling.

Der bin ich!

P. Squenz.

Wohlgelahrter, vielgeschwinder und hellstimmiger Mester Lollinger, Leinweber und Mestersänger!

M. Lollinger.

Der bin ich!

P. Squenz.

Treufleiſsiger, wohlwirkender, tuchhafter Mester Klotz-George, Spulenmacher!

M. Klotz-George.

Der bin ich!

P. Squenz.

Verschraubet euch durch Zuthuung eurer Füſse und Niederlassung der hintersten Oberschenkel auf herumgesetzte Stühle, schlieſset die Repositoria eures Gehirnes auf, verschlieſset die Mäuler mit dem Schloſs des Stillschweigens, setzt eure sieben Sinnen in die Falten, Herr Peter Squenz, *cum titulis plemissimis*, hat etwas Nachdenkliches anzumelden.

Pickelhäring.

Ja, ja! Herr Peter Squenz ist ein tiefsinniger Mann, er hat einen anschlägigen Kopf, wenn er die Treppe hinunter fällt, er hat so einen ansehnlichen Bart, als wenn er König von Neu-Zembla wäre; es ist nur zu bejammern, daſs es nicht wahr ist.

P. Squenz.

Nachdem ich Zweifelsohn durch Zuthuung der alten Phöbussin und ihrer Tochter der groſsmäulichen Frau Fama Bericht erlanget, daſs Ihr Majestät unser gestrenger Junker König ein groſser Liebhaber von allerley lustigen Tragödien und prächtigen Komödien sey, als bin ich willens, durch Zuthuung eurer Geschicklichkeit eine jämmerlich schöne Komödie zu tragiren, in Hoffnung, nicht nur Ehre und Ruhm einzulegen, sondern auch eine gute Verehrung für uns alle und mich *in specie* zu erhalten.

Bullabutän.

Das ist erschrecklich wacker! Ich spiele mit, und sollte ich sechs Wochen nicht arbeiten.

Pickelhäring.

Es wird über alle Maſsen schöne stehen! Wer wollte nicht sagen, daſs unser König treffliche Leute in seinem Dorfe hätte.

M. Kricks.

Was wollen wir aber für eine tröstliche Komödie tragiren?

P. Squens.

Von Pyramus und Thisbe.

M. Klotz-George.

Das ist übermaſsen trefflich! Man kann allerhand schöne Lehre, Trost und Vermahnung daraus nehmen. Aber das Aergste ist, ich weiſs die Historie noch nicht. Geliebt es nicht Ew. Herrlichkeit, dieselbe zu erzählen?

P. Squens.

Gar gerne. Der heilige alte Kirchenlehrer, Ovidius, schreibt in seinem schönen Buch Memoriumphosis, daſs Pyramus die Thisbe zu einem Brunnen bestellet habe, inmittelst sey ein abscheulicher, häſslicher Löwe kommen, vor welchem sie aus Furcht entlaufen und ihren Mantel hinterlassen, darauf der Löwe Jungen ausgehecket. Als er aber weggegangen, findet

Pyramus die blutige Schaube, und meynet, der Löwe habe Thisben gefressen, darum ersticht er sich aus Verzweiflung. Thisbe kommt wieder und findet Pyramum todt, deswegen ersticht sie sich ihm zu Trotz.

Pickelhäring.

Und stirbet?

P. Squenz.

Und stirbet.

Pickelhäring.

Das ist tröstlich! Es wird übermaſsen schön zu sehen seyn. Aber saget, Herr Peter Squenz, hat der Löwe auch viel zu reden?

P. Squenz.

Nein, der Löwe muſs nur brüllen.

Pickelhäring.

Ey, so will ich der Löwe seyn, denn ich lerne nicht gerne viel auswendig.

P. Squenz.

Ey, nein! Monsieur Pickelhäring muſs eine Hauptperson agiren.

Pickelhäring.

Habe ich denn Kopſs genug zu einer Hauptperson?

P. Squenz.

Ja freylich! Weil aber vornemlich ein tapfrer, ernsthafter und ansehnlicher Mann erfordert wird zum Prologo und Epilogo, will ich dieselbe auf mich nehmen, und der Vorreder und Nachreder des Spieles, das ist, Anfang und das Ende seyn.

M. Kricks.

In Wahrheit! denn weil ihr das Spiel macht, so ist billig, daſs ihr auch den Anfang und das Ende daran setzet.

M. Klipperling.

Wer soll denn den Löwen tragiren? Ich halte, er stände mir am besten, weil er nicht viel zu reden hat.

M. Kricks.

Ja; mich dünket aber, es sollte zu schrecklich lauten, wenn ein grimmiger Löwe hereingesprungen käme und gar kein Wert sagte; das Frauenzimmer würde sich zu heftig entsetzen.

M. Klotz - George.

Ich halte es auch dafür. Sonderlich wäre rathsam wegen schwangerer Weiber, daſs ihr nur bald anfänglich sagtet, ihr wäret kein rechter Löwe, sondern nur Meister Klipperling, der Schreiner.

Pickelhäring.

Und zum Wahrzeichen lasset das Schurzfell durch die Löwenhaut hervorschlenkern.

M. Bollinger.

Wie bringen wir aber die Löwenhaut zuwege? Ich habe mein Lebtag hören sagen, ein Löwe sehe nicht viel anders aus, als eine Katze. Wäre es nun rathsam, daſs man so viel Katzen schinden lieſse, und überzüge euch nackend mit den noch blutigen Fellen, daſs sie desto fester ankleben?

M. Kricks.

Eben recht! Es wäre ein schöner Handel! Sind wir nicht mehrentheils zunftmäſsige Leute? Würden wir nicht wegen des Katzenschindens unredlich werden?

Bullabutän.

Es ist nicht anders. Dazu habe ich gesehen, daſs die Löwen alle gelb gemacht werden, aber meine Lebetage keine gelbe Katze gefunden.

P. Squenz.

Ich habe einen andern Einfall. Wir werden doch die Komödie bey Lichte tragiren. Nun hat mich mein Gevatter, Mester Ditlof Ochsenfuſs, welcher unser Rathhaus gemalet, vor diesem berichtet, daſs grün bey Lichte gelb scheine. Mein Weib aber hat einen alten Rock von Fries, den will ich euch anstatt einer Löwenhaut umbinden.

M. Kricks.

Das ist das beste, so zu erdenken! Nur muſs er der Rede nicht vergessen.

M. Klotz-George.

Kümmert euch nicht! Kümmert euch nicht! Ich will so lieblich brüllen, daſs der König und die Königin sagen sollen: mein liebes Löwichen, brülle noch einmal!

P. Squenz.

Lasset euch unterdessen die Nägel fein lang wachsen und den Bart nicht abscheren; so sehet ihr einem Löwen desto ähnlicher. Nun ist einer Difficultät abgeholfen. Aber hier will mir das Wasser des Verstandes schier die Mühlräder des Gehirns nicht mehr treiben. Der Kirchenlehrer Ovidius schreibet, daſs der Mond geschienen habe. Nun wissen wir nicht, ob der Mond auch scheinen werde, wenn wir das Spiel tragiren werden.

Pickelhäring.

Das ist, beym Element, eine schwere Sache!

M. Kricks.

Dem ist leicht zu helfen! Wir müssen im Kalender sehen, ob der Mond denselben Tag scheinen wird.

M. Klotz - George.

Ja, wenn wir nur einen hätten!

M. Lollinger.

Hier habe ich einen, den habe ich von meines Groſsvaters Muhme ererbt; er ist wohl hundert Jahr alt, und derowegen schier der beste. Ey, Junker Pickelhäring, versteht ihr euch auch auf's Kalendermachen, so sehet doch, ob der Mond scheinen wird.

Pickelhäring.

Ja, sollte ich das nicht können? Lustig! Lustig, ihr Herren, der Mond wird gewiſs scheinen, wenn wir spielen werden.

M. Kricks.

Ja, ich habe aber mein Lebtag gehört, wenn man schön Wetter im Kalender findet, so regnets.

M. Klotz-George.

Drum haben unsre lieben Alten gesagt: du leugest, wie ein Kalendermacher.

P. Squenz.

Ey, das ist nichts! Der Mond muſs dabey seyn, wenn wir die Komödie spielen; sonst wird das Ding zu Wasser, das ist, die Komödie wird zunichte.

M. Kricks.

Hört, was mir eingefallen ist! Ich will mir einen Busch um den Leib binden, und ein Licht in einer Laterne tragen und den Mond tragiren. Was dünkt euch zu der Sache?

Pickelhäring.

Beym Velten! das wird gehen! Aber der Mond muſs in der Höhe stehen! Wie hier zu rathen?

P. Squenz.

Es sollte nicht übel abgehen, wenn man den Mond in einen groſsen Korb setzte, und denselben mit einem groſsen Strick auf und ab lieſse.

M. Kricks.

Ja, wenn der Strick zerrisse, so fiele ich herunter und bräche Hals und Bein. Besser ist es, ich stecke die Laterne auf eine halbe Pike, daſs das Licht um etwas in die Höhe kommt.

P. Squenz.

Nec ita male! Nur das Licht in der Laterne muſs nicht zu lang seyn, denn wenn sich Thisbe ersticht, muſs der Mond seinen Schein verlieren, das ist, verfinstert werden; und das muſs man abbilden mit Verlöschung des Lichtes. Aber *ad rem!* Wie werden wir es mit der Wand machen?

M. Klipperling.

Eine Wand aufzubauen vor dem Könige, das wird sich nicht schicken.

Pickelhäring.

Was haben wir viel mit der Wand zu thun?

P. Squenz.

Ey ja doch! Pyramus und Thisbe müssen mit einander durch das Loch in der Wand reden.

M. Klipperling.

Mich dünket, es wäre am besten, man beschmierete einen um und um mit Leimwellern und steckte ihn auf die Bühne. Er müſste sagen, daſs er die Wand wäre. Wenn nun Pyramus reden soll, müſste er ihm zum Maule, das ist, zum Loch hinein reden. Wenn nun Thisbe was sagen wollte, müſste er das Maul nach der Thisbe kehren.

P. Squenz.

Nihil ad rhombum! Das ist: Nichts zur Sache! Thisbe muſs dem Pyramus den Liebespfeil durch das Loch ausziehen; wie wollen wir das zuwege bringen?

Pickelhäring.

Lasset uns dennoch eine papierene Wand machen und ein Loch dadurch bohren.

M. Bullabutän.

Ja, die Wand kann aber nicht reden.

M. Kricks.

Das ist auch wahr!

M. Bullabutän.

Ich will mir eine papierene Wand an einen

Blindrahmen machen, und weil ich noch keine Person habe, so will ich mit der Wand auf den Platz kommen und sagen, daſs ich die Wand sey.

P. Squenz.

Apposite! Das wird sich schicken, wie eine Häringsnase auf einen Schwabenärmel. Junker Pickelhäring, ihr müsset Pyramus seyn.

Pickelhäring.

Birnenmost? Was ist das für ein Kerl?

P. Squenz.

Es ist die vornehmste Person im Spiel, ein Chevalier, Soldat und Liebhaber.

M. Klotz - George.

Ja, Pickelhäring ist die vornehmste Person im Spiel! Er muſs das Spiel zieren, wie die Bratwurst das Sauerkraut.

Pickelhäring.

Ein Soldat und Buhler? So muſs ich lachen und sauer sehn.

P. Squenz.

Aber nicht beydes auf einmal!

Pickelhäring.

Das ist gut! denn ich kann nicht zugleich lachen und weinen wie Johann Potage. Es stehet auch einer vornehmen Person, wie ich bin, nicht an, sondern ist närrisch, nicht fürstlich. Nur bitte ich euch um Gotteswillen, machet mir nicht viel Lateinisch in meinen Titel. Die Wörter sind mir zu kauderwälsch; und wir verwirren das ganze Spiel. Denn ich weiſs, ich werde sie nicht behalten.

P. Squenz.

Es wird sich wohl schicken! — Ja, nun will mir das Herz gar in die Hosen fallen!

M. Klotz-George.

Ey, warum, ehrenfester Herr Peter Squenz?

P. Squenz.

Wir müssen eine Thisbe haben, wo wollen wir die hernehmen?

Lollinger.

Das kann Klotz-George am besten agiren! Er hat, als er noch ein Knappe war, die Susanna gespielt; er machte sich mit Speichel die Augen naſs und sah so barmherzig aus, daſs alle alte Weiber weinen muſsten.

P. Squenz.

Ja, und das gehet nun nicht an! Er hat einen groſsen Bart.

Pickelhäring.

Ohne Schaden! Er mag sich das Maul mit einem Stücke Speck schmieren, so sieht er desto glätter aus ums Mundstück und kann mit einer schmutzigen Goschen zum Fenster auskucken.

M. Kricks.

Freylich! Nehmet die Personen an zu gutem Glück! Man weiſs doch wohl, daſs ihr die rechte Thisbe nicht seyd.

Bullabutän.

Ihr müsset fein klein, klein, klein reden!

M. Klotz-George.

Also?

P. Squenz.

Noch kleiner!

M. Klotz-George.

Also denn?

P. Squenz.

Noch kleiner!

M. Klotz-George.

Nun! Nun! Ich will's wohl machen! Ich will so klein und lieblich reden, daſs der König und die Königin an mir den Narren fressen sollen.

M. Lollinger.

Was soll denn ich seyn?

P. Squenz.

Beym Element! Wir hätten schier das Nöthigste vergessen. Ihr müſst der Brunn seyn!

M. Lollinger.

Was? der Brunn?

P. Squenz.

Der Brunn!

M. Lollinger.

Der Brunn? Deſs muſs ich lachen. Ich bin ja einem Brunn nicht ähnlich.

P. Squenz.

Ey, ja! Verstehet eine Wasserkunst!

Pickelhäring.

Freylich! Seyd ihr euer Lebenlang nicht zu Danzig gewesen, oder Augsburg? Die Meistersänger reisen doch sonst ziemlich weit. Habt ihr nicht gehört, daſs der Kaiser zu Augsburg auf einem Brunn steht und zu Danzig Clinctunus?

M. Lollinger.

Aber wie soll ich Wasser von mir sprützen?

Pickelhäring.

Seyd ihr so alt und wisset das nicht? Ihr müsset vorn —

P. Squenz.

Holla! Holla! Wir müssens ehrbar machen vor dem Frauenzimmer. Ihr müſst eine Gieſskanne in der Hand haben.

Pickelhäring.

Recht! Recht! So malt man das Wasser unter den neun freyen Künsten.

P. Squenz.

Und müſst auch Wasser in dem Munde haben und mit um euch sprützen.

M. Klotz-George.

Wie wird er aber reden können?

P. Squenz.

Gar wohl! wenn er einen Vers geredet hat, so muſs er einmal sprützen. Nun zu dem Titel dieses Spiels! Wie sollen wir es heiſsen? Eine Komödie oder Tragödie?

M. Lollinger.

Der alte berühmte Deutsche Poet und Meistersänger Hans Sachs schreibet: Wenn ein Spiel traurig ausgeht, so ist es eine Tragödie. Weil sich nun hier zwey erstechen, so geht es traurig aus. *Ergo.*

Pickelhäring.

Contra! Das Spiel wird lustig ausgehen, denn die Todten werden wieder lebendig, setzen sich zusammen und trinken einen guten Rausch. So ist es denn eine Komödie.

P. Squenz.

Ja, es ist noch in weitem Felde. Wir wissen noch nicht, ob wir bestehen werden. Vielleicht machen wir eine Sau, und kriegen gar nichts. Darum ist es am besten, ich ſolge meinem Kopf, und gebe ihm den Titel: Ein schön Spiel, lustig und traurig, zu tragiren und zu sehen.

M. Lollinger.

Noch eins! Wenn wir das Spiel tragieren werden, wollen wir dem Könige ein Register übergeben, darauf allerhand Komödien verzeichnet, und diese zum letzten setzen, daſs er auslesen mag, was er sehen will. Ich weiſs, er wird doch keine begehren, als die letzte; unterdessen werden wir für geschickte und hochgelehrte Leute gehalten werden.

P. Squenz.

Gut! Gut! Ihr Herren, lernet fleiſsig! Morgen mache ich die Komödie fertig, so krieget ihr die Zettel übermorgen. Ich will unterdessen M. Lollingern, den Meistersänger, zu mir nehmen; der wird mir schon helfen einrathen, wie ich die Endungen der Sylben wohl zusammenbringe. Unterdessen seyd Gott befohlen!

Aus dem dritten Act.

Der Hof erwartet die Ankunft der Gesellschaft; sie kommt. Peter Squenz fängt an:

Ich wünsche euch alle gute Nacht!
Diese Spiel' habe ich Herrn Peter Squenz, Schulmeister und Schreiber zu Rumpelskirchen, selber gemacht.

Prinz Serenus.

Der Vers hat schrecklich viel Füſse.

Peter Squenz.

So kann er desto besser gehen. Ihm werden noch mehr dergleichen folgen! Nun stille, und macht mich nicht irre!

Doch mangelt's wohl um einen Birnenstiel!
Fünf Actos hat das schöne Spiel,
Daran hab' ich drey selber erdicht't,
Die andern hat Meister Lollinger, der Leinweber, in die Falten gericht't,
Ist ein Meistersänger und kein Ochs,
Versteht sich wohl auf Equiſox;

Wir haben gesessen manche liebe Nacht,
Eh' wir die fröhliche Tragödie zuwege gebracht.
Nun was des Spiels Summiren Summarum sey,
Sag' ich euch hier mit groſsem Geschrey.

(Er verstummt und kratzt sich in den Kopf.)

Cassandra.

Vor diesem Geschrey kann man noch wohl bleiben.

P. Squenz.

(Nach langem Stillschweigen.)

Je du diebischer Kopf! Hast du den Dreck denn gar müssen vergessen! Nun das ist die erste Sau! Der Komödianten sind sieben; wenn ein Jedweder eine macht, so haben wir ein halb Dutzend, weniger zwo. Ey Herzenlieber Herr König, habet mir doch nichts für übel, ich habe es zu Hause schlappermentisch wohl gekönnt, ich will's mit meinem Weibe und allen Mitgesellen bezeugen. Ey! Ey! Ey! Ey!

(Er sucht eine lange Weile den Zettel; als er ihn zuletzt in dem linken Aermel gefunden, setzt er die Brille auf, sieht aufs Papier und fährt dann fort.)

Ein kühner Degen heiſst Pyramus,
Der tragiret den ersten Aktus.

Die Liebe, der räudige schäbigte Hund,
Hat ihm seine fünf Sinne verwundt;
Er klaget über die liebliche Pein,
Und wollte so gerne erlöset seyn.
Die Thisbe find't sich bey der Wand,
Und redet durch das Loch mit Verstand.

P. Serenus.

Hilf Gott! Das sind treffliche Vers!

Cassandra.

Nach Art der alten Pritschmeisterreime.

K. Theodorus.

Wenn sie besser wären, würden wir so sehr nicht darüber lachen.

P. Squenz.

Thisbe zeucht aus in schneller Eil'
Dem Pyramus seinen Liebespfeil,
Und klaget ihm, daſs ihr die Lieb'
Gekrochen in den Bauch so trüb,
Als sie geschlafen unter dem Baume faul
Und aufgelassen ihr groſses Maul.
Pyramus verspricht ihr zu helfen,
Sagt, sie solle nicht so gelfen,
Bestellet sie zu einem Brunnen,
Bey dem Mondenschein, nicht bey der Sonnen:

Als sie dahin sich nun begeben,
Kommet ein grimmiger Löwe eben;
Sie erschrickt und läſst den Mantel fallen.
Indem thut Pyramus auch herwallen;
Und weil sich der Löwe auf den Mantel gestreckt
Und Junge droben ausgeheckt,
Findet er den blutigen Mantel,
Das macht ihm gar einen bösen Handel.
Er meynt, der Löwe habe Thisben gefressen,
Darum will er nicht mehr Brod essen,
Er ersticht sich und bleibet todt,
Genade ihm der liebe Gott!
Thisbe läſst sich dadurch betrügen,
Denn als sie ihn findet todt liegen,
Fällt sie in sein Schwert auch,
Und ersticht sich in ihren Bauch u. s. w.

Nachdem Peter Squenz seinen Prolog geendigt hat, treten die übrigen Personen auf. Pyramus beginnt mit den Worten:

Gleichwie die Kühblum' auf dem Acker
Verwelkt, die früh gestanden wacker,
So trocknet aus der Liebesschmerz
Der Menschen ihr gar junges Herz.
O Wasser! o Wasser! Ich brenn', ich brenn',
Daſs ich mich selber nicht mehr kenn'!

Ja Cupido, du Bärenhäuter,
Du hast verderbt einen guten Reiter.
O süſse Liebe, wie bist du so bitter!
Du siehest aus, wie ein Moskewiter.

Nachher, als es ihm einfällt, daſs die Wand ihm den Anblick seiner Thisbe verbirgt, vergiſst er sich und schimpft ärger, als es auf seinem Zettel steht, auf das unschuldige Hinderniſs. Dies nimmt ihm Meister Bullabutän, der die Wand vorstellt, gewaltig übel; sie gerathen sich einander in die Haare. Das war die dritte Sau; die zweyte hatte Pyramus gemacht, als er gleich zu Anfang seiner Rolle kein Wort hervorbringen konnte. — Endlich kommt Thisbe.

Thisbe.

Wo soll ich hin, wo komm' ich her?
Ich sinne bey mir die Länge und Quer,
Mein ganzes Herz im Leibe bricht,
Verdunkelt ist mein Angesicht,
Die Liebe hat mich ganz besessen,
Und will mir Lung' und Leber fressen.

Auch sie seufzt über die böse Wand; aber glücklicherweise entdeckt sie eine Oeffnung.

Doch schau, was seh' ich hier vor mir?
Ein Loch so groſs als eine Thür?
Du liebe holdselige Wand!
Gebenedeiet sey die Hand,
Die ein solch Loch durch dich that drehen!
O könnt' ich doch nun Pyramum sehen!
Doch schau! doch schau! Er kommt gegangen
Mit einem Degen gleich einer Stangen.
Ich höre seine Spornen klingen,
Die Musik thut so lieblich singen!
Ach seht sein schönes kleines Maul,
Das grüselt wie ein Ackergaul!

Jetzt folgt denn ein herzbrechendes Gespräch zwischen den beyden Verliebten; darauf kommt Meister Kricks, der den Mond vorstellen soll.

Cassandra.

Behüt' uns Gott, was soll dieses bedeuten?

P. Squenz.

Tugendsame Frau Königin, dieser ist der Monde.

Theodorus.

Ist dieser der Monde, und siehet so finster aus?

P. Squenz.

Ja Herr, er ist noch nicht in dem ersten Viertel.

Theodorus.

So wollte ich wünschen, den Vollmond zu sehen! Sage mir doch, mein lieber Monde, warum hast du keine gröſsere Kerzen in die Laterne gesteckt?

M. Kricks.

Das Spiel ist kurz, darum muſs das Licht auch kurz seyn; denn wenn sich Thisbe ersticht, muſs das Licht ausgehen, denn das bedeutet, daſs der Monde seinen Schein verloren, das ist, verfinstert worden.

P. Serenus.

Wir sind aber berichtet, der Mond könne nicht verfinstert werden, er sey denn ganz voll.

M. Kricks.

Das mag Herr Peter Squenz [illegible]ntworten, denn diesem hat es so beliebet.

P. Squenz.

Ja, ein Narr kann mehr fragen, als hundert weise Leute antworten.

Violandra.

Dafern dieser Mond verfinstert wird, wird es ein erschrecklich Schauspiel seyn.

M. Kricks.

Freylich! Aber haltet die Fressen zu, und höret was ich sagen werde:

Jetzund komm' ich hereingehunken,
Ach, lieben Leut', ich bin nicht trunken,
Ich bin geboren von Constant,
Tinopel ist mein Vaterland.
Ich fürcht', es werd' mir immer gehn,
Wie meinem Vater ist geschehn;
Derselbe hatte böse Füſse,
Und biſs nicht gerne harte Nüsse.
Die Augen werden mir so dunkel,
Sie sehen aus wie zwey Karfunkel.
Ich schmiede wacker früh und spat
Und sage: Gott, gib guten Rath!
Ich schmiede, schlage tapfer zu,
Was ich thu', muſs mein Knecht auch thu.
Nun nehm' ich an ein'n neuen Orden,

Und bin der heilige Mondschein worden.
Bey diesem Glanz soll Thisbe sich
Erstechen, denket nur an mich!
So schein', so schein', du lieber Mon!
Der frische Brunn kommt einher gohn.

Liebeserklärung eines gelehrten Pedanten.

Aus dem Lustspiel:

Horribilicribrifax.

Dem himmlischen, auf der Erde scheinenden Nordstern meiner Sinnen, dem groſsen Bären meines Verstandes, der einzigen Subtilität und höchstem *Enti* meiner *Metaphysica*, der würdigsten Natur in der ganzen *Physica*, dem höchsten Gut aller *Ethicorum*, der beredsamsten Phöbussin dieser Welt, der zehnten *Musæ*, andern *Veneri*, vierten *Chariti* und letzten *Parcæ* meines Verhängnisses, dem Hochedlen, Wohlgebornen Fräulein Cälestine, meiner glorwürdigsten Gebieterin *ad proprias*.

Si vales, bene est, ego autem valeo, sagt Cicero; ich hergegen, o ihr einiger Schleifstein meines Verstandes, *si vales bene est, ego autem non valeo*, das ist: ich ägrotire, melancholisire, decumbire, languire! Ich languire in dem Hospital der Liebe, in welches mich Eure grausame Schönheit einfuriret; und wie ein Kranker sich nach nichts sehnt, als nach seinem Arzt, *ita ego vehementer opto* nur einen Augenblick Eurer Clemenz, welchen Ihr doch Hunden und Katzen nicht miſszugönnen pflegt. Widrigenfalls geht der Schneider schon zu Werke, meiner Hoffnung, die nichts hat als Bein und Knochen, ein Kleid zu machen, weil ich gänzlich entschlossen bin, mit dem ersten Schiff, welches Charon wird nach den *Campis Elysiis* abgehen lassen, mich von hier dahin zu begeben, *ubi veteri respondet amore Sichaeus*. Dieses, wo euch möglich, verhütet, und seyd gegrüſst von dem, der die Erde küsset, auf welcher das Gras gewachsen, welches der Ochse aufgessen, aus dessen Leder eure Schuhsohlen geschnitten.

Titus Sempronius,

Caji filius, *Cornelii nepos*, *Sexti abnepos*.

Nil adeo sub sole novi.

— — — — — — —
— — — — — — —

Lebt mäſsig, sprach Melin, wo ihr mit achtzig Jahren
Und zehnmal dreyen noch, wo ihr mit greisen Haaren
Wollt nach der Grube gehn, und trank den Becher aus,
Der weiter als sein Kopf und gröſser als der Strauſs,
Den neulich jener Arzt für einen Luchs ansahe.
Hilf Gott! wie lachten wir! Doch als der Abend nahe,
Und der verlogne Ceph sich selbst für Richter schalt,
Da zogen wir den Hut, da neigten wir alsbald

Den Kopf schier in den Dreck; da küſsten wir die Hände,
Wir saſsen unten an; wir starrten wie die Wände,
Wenn er den Blasebalg der Zunge spielen lieſs,
Und eitel Wunderwerk aus seiner Gurgel stieſs,
Wie hörte Cälia, da er mit Gläsern schanzte,
Da er Pokal' um sich, gleich als Karthaunen, pflanzte,
Da er die Schüssel nahm und schrie: dies ist die Stadt,
Dies ist das Feld, auf dem mein Fürst gefochten hat!
Hier lag der stolze Feind; hier stieg Raub, Rauch und Flamme
Mit Krachen himmelan; hier ging mit Ast und Stamme
Der ganze Wald in Brand; und hier, hier, — merkt es wohl! —
Hier war mein Tummelplatz! Hört, was ich sagen soll!
Durch hundert drang ich hin; den stieſs ich durch die Lenden,
Den andern durch den Bauch; der ſiel mit lahmen Händen;
Den trat sein Roſs in Sand; dem schlitzt' ich Haupt und Brust:

Den zwang ich, daſs er Fahn' und Leben lassen muſst'.
Die Kugeln flogen mir als Schloſsen um die Ohren,
Der Bart ist noch versengt; den Zopf hab' ich verloren,
Als die Karthaune mir drey von der Seite nahm,
Und ich, mit Blut und Staub bedeckt, entgegen kam
Dem Haupte, das auf uns das Gegentheil verhetzte.
Ich schlug, wiewohl Bramant es zwanzigmal entsetzte,
So auf den Helden los, daſs ihm der Geist entwich,
Und, wenn Alkander nicht, der auf dem Platz erblich,
Ihm beygesprungen wär', er hätte mir sein Leben
Wohl dreymal und noch mehr zum Pfande müssen geben.
Drauf fiel ich in die Stadt, die man umsonst gequält,
Mit Flammen, Sturm und Schwerdt, so lang' es an mir fehlt'.
Als ich mich auf den Wall der stolzen Burg geschwungen,
Da ist der Anschlag uns, da ist das Werk gelungen.

Man hat vor andern mich sehn in dem Graben gehn,
Man hat vor andern mich sehn auf den Mauern stehn. —

Dies hörten unser zwölf! Und keiner wollte pfeifen,
Unangesehn, daſs wir mit Fingern konnten greifen,
Daſs er der Schwätzer war, der durch das ganze Land
Hat Kräuter, Theriak, und Salben für den Brand
Und Pulver für die Würm' und für die faulen Zähne
Den Bauren oft verkauft; ja, daſs ich nicht erwähne,
Daſs ihm mit Birkenlaub der Rücken abgefegt,
Auch nicht, daſs ihm ein Band von Hanf ward angelegt.
— — — — — — —
— — — — — — —

An Cleander.

Sonett.

Du fragst, wie Bibulus die Zeit zu Rom vertreibe? —
Er sucht kein' alte Schrift, noch Bild, noch Buch, wie du;
Er kümmert sich nicht viel, was man zu Hoſe thu',
Er fragt nicht, ob der Pabst Bann oder Ablaſs schreibe.

Er acht't kein Vatikan, da ich voll Wunder bleibe;
Er spricht Gesandten nicht, nicht Kardinälen zu;
Er gönnt Gelehrten wohl die hochgewünschte Ruh;
Du weiſst, daſs er sich nicht an Ketzermeistern reibe.

Von Kirchen hält er nichts, von Gärten nicht zu viel,
Er lacht, wenn ich die Gruft der Märt'rer suchen will.
Gut ist's, daſs er sich nicht auf Lieben hat verliebet.

Kein Schauplatz steht ihm an, kein Sänger geht ihm ein;
Er schläft, wenn man dem Volk ein fürstlich Feu'rwerk giebet.
Was hält ihn denn zu Rom? — Nichts, als — Albanerwein!

Ueber Abraham Ortels Parergon.

Sonett.

Den Schauplatz alter Welt, in welchem noch zu finden,
Was harter Flammen Grimm, und rauher Feinde Schwerdt,
Was der geschwinde Blitz und lange Zeit verkehrt,
Schleuſst Ortels Hand hier auf. Muſs gleich Athen verschwinden,

Bricht Pergamus schon ein; ob die von stolzen Winden
Hoch aufgeschwellte See weit über Länder fährt,
Wird von der Erden Schlund die Erde selbst verzehrt:
Doch ist ein freyer Sinn durch keine Macht zu binden!

Er reiſst die Schranken durch, in den ihn Fleisch und Noth
Und Sterben pochen will, und pocht den blassen Tod,
Find't Alles in sich selbst, und find't sich selbst in Allen.

Er sieht, was nicht mehr ist, und was noch kommen soll;
Ihm ist, in Untergang und Weh der Erden wohl;
Und kann, obgleich der Leib, sein Wohnhaus, fällt, nicht fallen!

An die Sterne.

Sonett.

Ihr Lichter, die ich nicht auf Erden satt kann
schauen,
Ihr Fackeln, die ihr Nacht und schwarze
Wolken trennt,
Als Diamanten spielt, und ohn' Aufhören
brennt;
Ihr Blumen, die ihr schmückt des groſsen
Himmels Auen!

Ihr Wächter, die, als Gott die Welt auf
wollte bauen,
Sein Wort die Weisheit selbst mit rechten
Namen nennt,
Die Gott allein recht miſst, die Gott allein
recht kennt!
(Wir blinden Sterblichen, was wollen wir
uns trauen!)

Ihr Bürgen meiner Lust, wie manche schöne Nacht
Hab' ich, indem ich euch betrachtete, gewacht?
Herolde dieser Zeit, wann wird es doch geschehen,

Daſs ich, der euer nicht allhier vergessen kann,
Euch, deren Liebe mir strebt Herz und Geister an,
Von andern Sorgen frey, werd' unter mir besehen!

An J. C. von Schönborn,

bey des Dichters Zurückkunft nach Deutschland.

Sonett.

Der, den ihr oft gewünscht, der, der euch oft begehret,
Der unter fremder Schaar den neunten Frühling zählt,
Den seiner Gränzen Angst abwesend auch gequält,
Der, den der Feinde Neid, der Freunde Tod beschweret;

Der, nun der Erden Haupt ihm sein Gesicht gewähret,
Nun, nach der Röm'schen Pracht, kaum was zu schauen fehlt,
Nun sich ihm Thetis nicht und Vesta nicht verhehlt,
Hat seinen Weg zurück in's Vaterland gekehret.

Ins Vaterland? Ach nein, er misset die Bekannten,
Er findet kaum die Gruft so vieler Anverwandten,
Weil auch die Erde selbst durch Gluth und Fluth vergeht.

Was will er denn bey euch? was hat er vorgenommen?
Er sucht den Geist, der noch, nun alles um ist kommen,
Auf fester Treue Grund aufrichtig vor ihm steht.

Auf den Tod des durchlauchtigsten Oberhaupts der fruchtbringenden Gesellschaft.

Sonett.

Du wolltest, heil'ge Seel', mich unter denen wissen,
Die, fern von fremder List, ausländ'scher Völker Pracht
Und schöngeschminktes Nichts mit groſsem Muth verlacht,
Und Deutscher Treu und Brust und Zunge sich beflissen.

Man soll, auf deinen Schluſs, mich als unsterblich grüſsen.
Ach, Fürst! zu groſse Huld! — Hier ist nichts, was der Macht
Des Todes trotzen kann. Mein bebend Herze kracht,
Indem es überlegt, wie Zeit und Welt verschieſsen.

Dies schreib' ich und erfahr', daſs du von binnen seyst,
Und selbst unsterblich dich der Ewigkeit vermählet.
Hast du zu guter Nacht denn mich, durchlauchter Geist,

Zu dem, was du anjetzt besitzest, auserwählet?
Ich kann der Fürsten Schätz' und Güter Andern gönnen;
Kein Fürst hat Keinem je, was du mir, schenken können!

Ueber die Geburt Christi.

Sonett.

Kind, dreymal süſses Kind, in was bedrängten Nöthen
Bricht dein Geburtstag ein! der Engelschaaren Macht
Bejauchzet deine Kripp' und singt bey stiller Nacht,
Die Hirten preisen dich mit hellgestimmten Flöten.

Ach! um mich klingt der Hall der rasenden Trommeten,
Der rauhe Paukenklang, der Büchsen Donner kracht:
Du schläſst, der tolle Grimm der schnellen Zwietracht wacht,
Und dräut mit Stahl und Schwerdt und Flamm' und Haſs und Tödten.

O Friedefürst, lach' uns aus deinen Windeln an,
Daſs mein bestürztes Herz, das nichts als seufzen kann,
Dir auch ein Freudenlied, o Sohn der Jungfrau, bringe.

Doch wenn ich, Gott, durch dich mit Gott in Friede steh',
So kann ich fröhlich seyn, ob auch die Welt vergeh',
Indem du in mir ruhst O Kind, mein Wunsch gelinge!

Sinngedichte.

Auf den Albinus.

Albinus bittet mich schier jeden Tag zu Gaste;
Ich komme nicht: warum? weil ich nicht gerne faste.

An Floren.

Du ziehst als Jungfer auf, und meynst uns zu betrügen:
Dein Kind spricht noch kein Wort, und straft dich dennoch Lügen.

An Aurelien.

Ihr wünschet euer Lob von meiner Hand zu lesen?
Ihr seyd die Schönheit selbst, Aurelia, — gewesen.

An den Pätus.

Ich soll dir, wer du bist, anzeigen aus der Hand?
Daſs du ein Schelm bist, ist dir an die Stirn gebrannt.

Auf den Balbinus.

Wie seltsam ist's! Balbinus ist ein Dieb,
Und seine Frau hat fremde Männer lieb;
Er nimmt von allen, was er nehmen kann,
Und sie beut allen sich freywillig an:
Was dünkt euch, soll man aus dem Handel schlieſsen?
Sie will sein Nehmen durch ihr Geben büſsen.

Auf den Marx.

Der karge Marx, dem neunmal zehen Jahre
Und Darr' und Lungensucht schon längst die Bahre
Verkündigt, scheut den Tod; nicht, weil er wünscht zu leben,
Nein, weil er für ein Grab soll vierzig Kreuzer geben.

Auf die Rubella.

Rubella streicht den ganzen Tag umher
Wo nur ein Markt; sie läuft die Läng' und Quer',
Und kauft nichts ein. Was will denn dieses Laufen?
Mich dünkt, Rubella will sich selbst verkaufen.

An den Aulus.

Du bist aus sehr groſsem Stamm und sehr altem Blut geboren?
Recht! es ist kein Blut so alt und so mächtig, als der Thoren.

An Paulinen.

Ich kenn' euch wohl, Paulin', ich will euch nur nicht kennen:
Warum? ich bin ein Christ, ihr laſst euch Göttin nennen.

Auf den Bav.

Bav prahlt, daſs alle Welt auf seine Schriften sehe:
Bav hält für alle Welt zwey Städtlein in der Nähe.

An den Trullus.

Du zürnst, daſs du jüngsthin hast müssen Raben essen?
Zu glücklich, daſs du sie, und sie nicht dich gefressen!

Das unaufgelöste Räthsel.

An einen Freund.

Drusilla gab uns jüngst ein Räthsel auf,
Und setzte sich zum Preise d'rauf:
Ich schwieg; mir war der Sinn des Räthsels wohl bewuſst,
Zum Preise trug ich nur nicht Lust.

Ueber Alastors steinernes Bild, das unter der Hand des Bildhauers zerbrach.

Ein Künstler ward gewählt, der mit geschickter Hand
Aus Stein Alastors Bild sollt' hau'n: der Stein empfand
Alastors Gleichheit kaum, als er für solche Schmach
Es hielt, daſs er in Stücke brach.

Auf den Welf.

Daſs Welf in goldnem Stück erscheint, das nennt ihr Pracht?
Ich, Armuth: er hat nur dies Kleid in seiner Macht.

An die Kaja.

Glaubt mir, Kaja, glaubt! mich schrecken wenig eure Jahre,
Sondern eures jüngsten Bruders Kopf voll grauer Haare.

Grabschrift des Lälius, welcher sich selbst erschossen.

Hier liegt in einer Gruft der Kläger, der Beklagte,
Der Recht sprach, der gezeugt, und der die Zeugen fragte,
Und der das strenge Recht vollzog. Es scheinen dir
Der Leichen sechs zu seyn: doch liegt nur Eine hier.

An Eugenien.

Den Spiegel schenk' ich dir, du Muster höchster Zucht,
Worin du sehen magst, was ich bisher gesucht.
Nichts schöners weiſs ich dir, Eugenia, zu geben,
Als dieſs, worin du siehst dich selber blühn und leben.
Auch du kannst, wenn du giebst, was ich bisher begehrt,
Mir etwas geben, was mich doppelt mir gewährt.

An den Magnus.

Du sorgest für das Geld des Fürsten: dieses Sorgen
Entbindet dich der Sorg' und Noth, für dich zu borgen.

An den Serenus.

Ihr klagt mir eure Lieb' umsonst: in dieser Pein
Kann eine Freundin, nicht ein Freund, behülflich seyn.

An zwey unverschämte Poeten.

Ihr setzt sehr künstlich auf, was ihr für Laster treibt:
Ein Narr, wer seine Schuld mit Gold auf Marmel schreibt.

An den Lucius.

Dorinde will dein Bild: du freuest dich, und hast
Nicht Ruh', bis es gemalt ist und in Gold gefaſst.
Meinst du, der Kauf sey klar, und sie ergebe sich?
Ach, armer Lucius! sie will dein Bild, nicht dich.

Trost bey Verläumdungen.

Was acht' ich, ob ein Feind aus Haſs viel von mir dichtet?
Was acht' ich, ob aus Neid ein falscher Freund mich richtet?
Nichts; Feinden glaubt man nicht, was sie von Feinden sprechen,
Und Neiderherzen wird der Neid in Stücken brechen.

An den Mävius.

Drey böse Bürger findt man nur in deiner Stadt?
Zuviel für einen Ort, der nicht drey gute hat!

Auf eine Stadtschönheit.

Es wartten viel' ihr auf; doch keinem unter allen
Gefällt sie: denn sie hat zu Vielen schon gefallen.

Auf den Sellius.

Du lebst nicht, wie du lehrst; und wer es übel nimmt,
Daſs Lehr' und Leben nicht bey dir zusammenstimmt,
Thut unrecht: denn du zeigst mit beyden,
Mit Lehren, was zu thun, mit Thaten, was zu meiden.

Auf den Varen.

Varen, laſs endlich ab, laſs ab von deinen Lügen!
Du leuggst ohn' alle Frucht, kannst niemand mehr betrügen.

Ueber Rubellens Gemälde.

Dies ist Rubellens Bild, zwar ganz nicht wie es sollte,
(Die Farben sind zu gut) doch wie sie gerne wollte.

Auf Dianen.

Diane blöſst die Brust und deckt das Angesicht:
Schämt sie sich vor sich selbst? — Dies Schämen schämt sich nicht.

Auf den Bavius.

Melvin erzählt dir nichts, als ungeschickte Sachen?
Er weiſs wohl, was sich schickt, kann dich nicht lustig machen.

Ueber des Troilus Trauerspiel Krösus.

Dein Krösus rührt uns nicht; er würde kaum bewegen,
Wenn man im Ernst dich selbst sollt' auf den Holzſtoſs legen.

An die Valeria.

O Schönheit! o Verstand! sag' an, um welche Schuld
Dein Toos so sehr dich kränkt? Dir mangelte Geduld.

Damit dir Frömmsten auch nicht eine Tugend
fehlte,
War's nöthig, daſs dich Toos zur Ehegattin wählte.

Ueber den wunderbaren Fall, welcher sich zu Leiden den 6. Jan. 1644 zugetragen.

Marin fällt in den Rhein bey dunkler Nacht;
Sein Leichnam wird hierauf ins Grab gebracht;
Der greise Fabian hilft seinen Tod beklagen,
Und folgt der Leiche nach. Als die nun heim
getragen,
Trinkt er, nach Landes Brauch, in des Verscharrten Haus
Bis sich das Licht verliert; dann geht er trunken aus,
Und fällt in jenen Strom, der seinen Freund
ertränket.
Es hat der Tod euch beyden eingeschenket:
Marin trank dir, du guter Fabian,
Den Schlaftrunk zu, du hast Bescheid gethan.

An den Fuskus.

Du schweigst; doch Kajus muſs, auf dein Gebot mich schänden:
Heiſst dies nicht Meuchelmord durch fremde
Faust vollenden?

Auf des Valgius nichtswürdiges Thun.

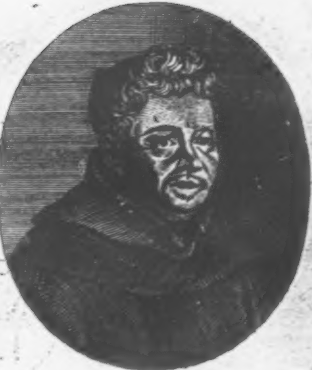
Du thust der Deutschen Noth, du thust den Krieg beschreiben,
Du thust die lange Zeit mit Lesen oft vertreiben,
Und was du dichten thust, thust du den Freunden weisen;
Die thun was du gethan mit langen Reimen preisen,
In welchen steht, du thätst berühmte Bücher machen;
Wenn wir die lesen thun, thun wir unmäſsig lachen:
Warum? weil all dein Thun, wenn wir es recht betrachten,
Ob du gleich alles thust, für ungethan zu achten.

Aehrenlese

aus

Peter Abraham à Santa Clara's

Schriften.



ABRAHAM a St. CLARA

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Zwölftes Bändchen.
Abraham a Santa Clara.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1823.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Abraham a Santa Clara wurde am 4. July 1642 im Schwäbischen Flecken Krähenheimstädten geboren. Er hieſs eigentlich **Ulrich Megerle**, und stammte aus der, vom Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhobenen, Megerlinschen Familie. Im achtzehnten Jahre seines Alters trat er zu Mariabrunn in Unterösterreich in den Orden der Barfüſser-Augustiner, ward dann Festtagsprediger zu Kloster Tapa in Oberbaiern, und nachher kaiserlicher Hoſprediger zu Wien, wo er 40 Jahre mit dem gröſsten Ruhme predigte, zum *Definitor Provinciae* ernannt wurde, und am 1. Dec. 1709 starb.

Seine vornehmsten Schriften sind: Judas der Erzschelm (von diesem, zu Salzburg 1696 in 4 Bänden in 4. herausgekommenen, Werke erschien 1822 zu Luzern eine Umarbeitung von J. A. Müller in 2 Theilen); Merk's Wien; Lösch Wien; wohlangefüllter Weinkeller; Huy und Pfuy der Welt; die Todtenkapelle; geistlicher Krämerladen; ganz neu ausgehecktes Narrennest, u. s. w. Sie sind eine wahre Fundgrube des Witzes, der freylich nicht selten durch geschraubte Wortspiele im Geist der damaligen Zeit dem jetzigen Geschmack wenig zusagt, obgleich Schiller in der Kapuzinerpredigt im Wallenstein sich diese Manier trefflich aneignete.

Aehrenlese

aus

Peter Abraham à Santa Clara's

Schriften.

* * *

Ein Schriftsteller, den ich nicht nennen darf, sagt, daſs Lucifer, wenn er zu Zeiten sein Höllenministerium zur Tafel ladet, diesem vor allen andern vier leckerhafte Gerichte in eben so viel Schüsseln aufstellen läſst. In der ersten finden sie lauter Zollbeamtenfinger in einer gelben Sauce; in der zweyten grobe und böse Männerzungen in einer Sulze; in der dritten lauter Wuchererhirn in gebackenen Semmelschnitten, und in der vierten lauter gebratene Advocatenohren.

Warum Zollbeamtenfinger? Weil sich diese gern ausdehnen.

Warum böse und grobe Männerzungen? Weil sie über manches gute Weib (es gibt doch mehr als Ein solches?) herstürmen und es tyrannisiren.

Warum Wuchererhirn? Weil Tag und Nacht die Wucherer speculiren, wie die Armuth ganz zu Grunde zu richten sey.

Warum gebratene Advocatenohren? Weil einige unter ihnen einen so gräulichen Betrug spielen, daſs, wenn man nichts gibt und nichts zuschickt, und sie den Geldklang nicht hören, kein glücklicher Ausgang des Rechtshandels, er mag noch so gerecht seyn, zu hoffen ist, und zwar nach dem Grundsatze: Der nicht schmiert, der fährt nicht.

Die Wahrheit ist ein Brod, das starke Zähne fordert; eine Braut, die ein Jeder scheut; ein Buch, in welchem Niemand gern liest; eine Lanze, die schwer verwundet; eine Speise, die Niemanden schmecken will.

Der Mensch muſs nicht seyn, wie eine Orgel, die, wenn sie berührt wird, schreyt; nicht wie ein Wald, der, wenn man ihm einen Schelm in den Busen wirft, ihn durch den Widerhall wieder zurückgibt; nicht wie ein Kiesel, der, wenn ihn der Pferdehuf ein Bischen stärker, als gewöhnlich, berührt, Funken sprüht; nicht wie ein Kerzenlicht, das sich mit dem Gestanke rächt, wenn man es auch nur ein wenig reinigt; nicht wie eine Staude, die, wenn man sie nur etwas biegt, zurückprallt, und einen ins Gesicht schlägt.

Die Welt ist einer Wespe gleich, deren giftigen Stachel schon Mancher fühlte, welcher ihr verborgenes süſses Gift saugte.

Sie ist ein grüner Rasen, auf den man sich gern legt, um sich gütlich zu thun, ohne sich auf das Sprüchwort: Es ist eine Schlange im Grase verborgen, zu erinnern.

Sie ist eine Wolke, die bald heiter und lieblich in der Luft schwebt, bald wieder grau und wetterschwanger über unserm Scheitel herabhängt.

Ein Wald, dessen Schönheit verschwindet, wenn er von wilden Thieren bewohnt wird.

Die Stärksten in der Welt sind die Weiber, der Wein und die Wahrheit.

Die gröſsten Lügner sind die Wetterkundigen, die Hökerweiber und krummen Bettler.

Es ist eine Mühle, in der Jeder mahlen will; ein Ziel, wohin jeder laufen, ein Fluſs, in dem

Jeder sich baden, eine Nuſs, die Jeder aufknacken, eine Wiese, auf der Jeder mähen, ein Kleid, das Jeder tragen, ein Bissen, nach dem Jeder schnappen, eine Schüssel, aus der Jeder essen, eine Braut, die Jeder heimführen, ein Kraut, das Jeder besitzen, ein Schmaus, an dem Jeder Antheil nehmen, ein Haus, das Jeder bewohnen, eine Blume, an der Jeder riechen, ein Obstbaum, an dem Jeder schütteln will.

In der Stärke gleicht ihm nichts auf der Welt. Es schlägt alles, es trotzt allem, es treibt alles, es findet alles; es jagt alles, es beschneidet alles, zermalmet und überwindet alles. Geld beherrscht die Welt, sagt das alte Sprüchwort; hättest du auch zehnmal den Helikon bestiegen, des Phöbus und der Pierinnen Gunst erworben; was nützet es dir, wenn du kein Geld hast? Geld erwirbt allein alle Gunst, ohne Geld gilt keine Kunst; sie ist ein bloſser Rauch und Dunst, mangelt das Geld. Nur der Besitzer desselben ist der gröſste Künstler. Mit Geld kann man alles bewirken, alles ausführen; alles erlangen, was man nur haben will; alle Händel in der Welt werden mit diesem geschlichtet. Man findet nichts Kräftigeres, nichts Stärkeres; Heere und Festungen vermögen nichts wider dieses. Wer kein Geld hat, ist wie ein Todter; nur dieses macht zum gröſsten Helden, nur dieses verschafft und hilft zu allen Sachen. Dem

Reichen steht alles zu Gebote; er erkauft sich Wissenschaft, Tugend, Verstand, und, wenn er will, ein erträgliches Aemtchen; er darf grob, ungeschliffen, unwissend und, ungestraft, ein Betrüger seyn.

Was nützt es dir, wenn dein Vater eine schöne Leibesgestalt hatte, du aber einem Aesopischen Affen gleichst? Der Essig ist ein saurer Geselle, obgleich sein Vater ein vortrefflicher Tokayer war.

Ein offner Helm adelt nicht allein, auch eine wurmstichige Nuſs hat einen offnen Helm.

Hochgeboren ist auch der Storch; er bauet sein Nest auf Kirchenthürmen.

Von gutem Hause, wie man zu sagen pflegt, ist auch die Schnecke und die Schildkröte; denn beyde tragen ein gutes Haus auf dem Rücken mit sich herum.

Ein saurer Holzapfel ist auch von einem hohen Stamme. — Die Tugend muſs den Adel erhöhen, wie der Edelstein einen Ring erhöhet, der Kern eine Nuſsschale, das Heiligthum ein goldnes Gefäſs.

Der Widerhall gleicht einem bösen Weibe, das immer das letzte Wort haben will, und ist so empfindlich, daſs er dem, welcher ihn einen Schelm heiſst, diesen wieder in den Busen zurückwirft.

Es reiset Mancher, um seine Sündenlast an einem Gnadenorte abzulegen, und dann pflegt er immer zu sagen, er habe sich recht entlastet, und es sey ihm ein groſser Stein vom Herzen gefallen. Gut! Gut! Ich wünsche viel Glück dazu; in der Rückreise kömmt man schon wieder zu den alten Bekannten; man iſst wieder, man trinkt, man winket, und stinkt wieder vom vorigen Unflathe, und der erst aus dem weiſsen Lamme herkam, spricht wieder beym blauen Bocke ein. Der Mond macht es nicht besser: er magert sich so aus, daſs er einer Sichel gleicht; oft füllet er sich wieder, daſs er kugelrund aussieht.

Wo man stets Gastmäler gibt, unmäſsig iſst und trinkt, wenn Pokale und Weingläser um die Tafel herumtanzen, wie die Kinder Israels um das goldne Kalb, da kann kein Haus bestehen; da geht die Wirthschaft den Krebsgang, die Armuth schleicht sich ein, die Meubeln werden verzehrt, und nichts bleibt übrig, als das Kupfer auf der Nase.

Das Wasser hat schon Manchem Haus und Hof mit fortgerissen, aber der Wein noch Mehrern.

Man findet unter den Dienstboten einige, welche sich die ganze Zeit im Hause herumschleppen, und sich statt der Pfeifen der Brummeisen bedienen.

Andere gleichen dem Widerhall in den Steierischen Gebirgen, wo ein einziges Wort dreyoder viermal wiederholt wird; sagt die Frau ein Wort, so bezahlt die Magd das Kapital mit Interessen.

Es gibt einige unter ihnen, denen der Wein eben so widersteht, wie den Bären der Honig; sie wünschen, daſs alle Tage, wie zu Cana in Galiläa, ein Wunderwerk geschehe, und denken nicht, daſs sie dem ungelöschten Kalke gleichen, den die Nässe entzündet.

Ich habe Mitleiden mit dir, liebe Erde, weil dich sowohl der Mensch als das Vieh mit Füſsen treten. Du muſst die gröſsten Gebäude auf deinem Rücken tragen. Ueberdies schröpfet dir noch der grobe Bauer mit der spitzigen Pflugschaar deinen Rücken, daſs sich Steine erbarmen möchten.

Ich bemitleide dich, lieber Weinstock; denn du wirst gebunden, als hättest du einen Schelmenstreich begangen, oder wärst bey einem Diebstahle ertappt worden. Das scharfe Messer, mit dem man dich verwundet, muſs dir billig Thränen erpressen. Auch die wilden Thiere sind deine Feinde, die oft nach deinem Leben streben. Reif und Schloſsen schwören dir den Untergang; nicht selten reissen sie dir mit Gewalt das grüne Kleid vom Leibe.

Auch dich, lieber Ambos, muſs ich herzlich bemitleiden, nicht etwa darum, weil du mit einer bewuſsten Herberge zufrieden seyn muſst, sondern weil man dich vom frühen Morgen an bis in die späte Nacht mit fast ununterbrochenen Stöſsen und Schlägen miſshandelt. Der Hammer liegt dir stets auf dem Nacken; wäre deine Haut nicht so hart und dauerhaft, so müſste sie, des glühenden Eisens wegen, das so oft auf dir ruht, schon in tausend Stücke zerfallen seyn.

Viel muſs der Ambos leiden, mehr der Weinstock, mehr als dieser die Erde, aber am meisten der Mensch; dieser hat fast so viele Feinde, als Wesen in der Schöpfung sind; Feinde über, Feinde unter sich, auf allen Seiten, rings umher, mehr unsichtbare, als sichtbare; die erstern sind immer die schlimmsten, die gefährlichsten.

Als der Herr in dem Gebiet der Gerasener die Teufel austrieb, erlaubte er ihnen, in eine Heerde Schweine zu fahren. Sonderbar! Warum nicht in den Laden eines Kaufmanns, wo man so oft die Worte hört: Hole mich der Teufel!? Oder in einen Hohlweg, wo zwey sich begegnende Fuhrleute so oft den Teufel anrufen? Oder in die Werkstätte eines Webers, welcher bey jedem Faden, welcher ihm reiſst, wünscht, daſs der Teufel die alte Hexe hole, welche das Garn gesponnen hat? Oder in manches Schloſs und in das Haus des Verwalters, welchem die geplagten Bauern so oft den Teufel an den Hals wünschen? Oder in die Gaststube mancher Wirthe, welche ihre Gäste so arg prellen, daſs diese sie zu allen Teufeln wünschen? Vermuthlich erhielten die Teufel die Erlaubniſs, in die Schweine zu fahren, weil sie die schmutzigsten und undankbarsten Geschöpfe sind.

Der Hausvater im Evangelium erboſste sich sehr, als er zu verschiedenen Stunden des Tages

Müssige auf dem Platze antraf. Würde er die öffentlichen Plätze so mancher unsrer Städte besuchen, würde er solche Müssiggänger in Menge antreffen. Dort stehen Einige, es sind Studenten; an dem gekrümmten linken Arm, unter welchem sie die Bücher gewöhnlich tragen, erkennt man sie. Sie sprechen ganz eifrig; was thun sie wohl? Sie hecheln, das heiſst, sie ziehen die Leute durch die Hechel. Da geht Niemand vorüber, welchem sie nicht etwas anzuhängen wissen. Jene Andern, mit ihren bunten Kleidern und Federbüschen, es sind Herrendiener, scheinen auch sehr beschäftigt. Sie reiſsen Zoten, und gleichen den Wiedehöpfen, welche mit ihrem Schnabel, auch immer im Unflath wühlen. Hier unterhalten sich ein Paar Frauen. Sie stehen schon seit zwey Stunden an dem nämlichen Fleck, und sind eifrig beschäftigt, ihren Männern die Nativität zu stellen. Der meine, sagt die Eine, ist ein eifersüchtiger Narr, welcher mir das Leben sauer macht; und der meine, erwiederte die Andre, ist ein Grobian. Er miſshandelt mich bey jeder Gelegenheit, und wenn mein Haus ein Wirthshaus wäre, so müſste es das Schild zum wilden Mann fuhren. Allen diesen Menschen würde der Hausvater zurufen: Was steht ihr den ganzen Tag müſsig da?

Das Weib im Evangelium suchte den verlornen Groschen mit groſsem Eifer, und als sie ihn fand, freute sie sich herzlich. Auch wir würden uns freuen, wenn wir einst unsre verlorne Zeit wiederfinden könnten, allein das ist unmöglich. Wer würde einen Bösewicht nicht bestrafen, welcher in dem Keller den kostbaren Wein nutzlos ausrinnen lieſse? Der Müssiggänger ist noch viel strafbarer, denn er läſst die kostbare Zeit unbenutzt dahinrinnen.

Ein Mann, welcher dem Müssiggang ergeben war, merkte nach einiger Zeit, daſs seine Hauswirthschaft in Verfall komme, und die Armuth mit groſsen Schritten sich nahe. Er nahm daher seine Zuflucht zu einem alten Weibe, welches in dem Rufe stand, eine Hexe oder Schwarzkünstlerin zu seyn. Die Frau versprach dem Uebel abzuhelfen, und gab dem Mann ein kleines, von allen Seiten versiegeltes Schächtelchen, mit dem Befehl, es alle Tage in die Küche, in den Keller, kurz, an alle Orte der Haushaltung hinzutragen. Der Mann befolgte den Befehl. In der Küche fand er die Mägde, welche aſsen und sich gütlich thaten. In dem Keller begegnete er seinem eignen Sohn, welcher den Wein in groſsen Krügen forttragen wollte. In dem Stalle stand das Vieh ohne Futter, und eine Kuh hatte wegen Mangel an Aufſicht das Kalb zertreten. Die Arbeiter auf dem Felde schliefen, wenn er hinkam, oder versäumten doch die Arbeit: kaum bemerkten sie aber, daſs der Herr an allen Orten täglich nachsah, so wurden sie fleiſsiger, und nach sechs Monaten überzeugte sich der Mann, daſs seine Wirthschaft noch einmal so viel eintrug, als zuvor. Er wurde neugierig, den Talismann kennen zu lernen, durch welchen die Zauberin dieses bewirkt hatte, und öffnete das Schächtelchen. Wie beschämt war er, als er auf einem Zettelchen, nur folgende Worte fand: „Willst du Nutzen machen, so schau auf alle Sachen.“

Wo finden wir eine gütigere Mutter, als die Erde, welche ihre Kinder reichlich ernährt? Sie ermüdet niemals, und verdoppelt ihre Geschenke nach der Zahl der Hände, welche sie bebauen. Wo ist aber auch eine strengere Mutter, welche durch Unfruchtbarkeit, durch Erschütterungen und hundert andere Dinge die ungehorsamen Kinder züchtigt?

Der gute Name eines Menschen wird oft durch ein kleines Wörtchen zertrümmert. Diese Wörtchen sind: aber, wenn, gar. Dieser Herr ist sehr gelehrt, sagt Einer, und weise wie Salomon. Er weiſs sich überdies nach den Begriffen eines Jeden herabzustimmen und ist nicht stolz. Die Demuth blickt ihm aus den Augen: aber, aber, auf das Geld ist er, wie der Teufel auf eine Seele. — Dieses Mädchen ist schön, liebenswürdig und eine vortreffliche Wirthschafterin, sagt ein Andrer. Sie gibt auf alles Acht in dem Hause, und nichts entgeht ihrem Blicke. Ich glaube, sie schläft mit offnen Augen, wie die Hasen. Wenn, wenn sie nur nicht so verteufelt böse wäre. Wenn die einmal einen Mann bekömmt, wird sie ihn behandeln, wie die Bauern die Weidenbäume. Unter uns gesagt: sie ist aus Zorn schon öfters in Zuckungen gefallen. — Diese Frau, sagt ein Dritter, ist das Bild der Sanftmuth selbst; sie kann keinen Menschen beleidigen, und hat sicherlich keine Galle. Sie ist gut, nur gar, gar zu gut. Sie läſst ihre Töchter machen, was sie wollen. Die eine buhlt mehr, als daſs sie spuhlt, und die jüngere läuft auf allen Tanzplätzen umher. O verfluchtes aber, wenn und gar.

Saul ergriff seine Lanze und glaubte den David zu durchbohren; allein er fehlte. Auch die Geistlichen ergreifen die Lanzen, auf der Kanzel, im Beichtstuhl u. s. w., und ziehen gegen das Laster zu Felde, allein sie fehlen. Ihre Streiche sind nur Wasserstreiche, weil sie nicht thun, was sie lehren.

Die Fabel erzählt, daſs einst der Wind, der gute Name und die Jungfrauschaft in vertraulichen Gesprächen beysammen waren. Die Zeit der Trennung kam. Lebt wohl! sagte der Wind. Auf Wiedersehen! denn in einigen Tagen werde ich wiederkommen, und ging lustig davon. Lebe wohl, Schwester! sagte der gute Name. Wer weiſs, ob wir uns jemals wiedersehen; denn von wo ich einmal mich entferne, dahin kehre ich sehr selten zurück. So lebe denn wohl, auf ewig! antwortete die jungfräuliche Ehre; denn ich, habe ich mich einmal entfernt, kehre niemals wieder.

Christus sagte zu den Aposteln: *Faciam vos piscatores hominum* (ich will euch zu Menschenfischern machen); aber das hab' ich nie gelesen, daſs einmal unser Herr zu einem Weibsbilde gesagt: *Faciam te piscatricem hominum* (ich will dich zu einer Menschenfischerin machen). Gleichwohl geschicht es noch heutiges Tages, und finden sich gar viele Fischerinnen, welche aber mit lauter faulen Fischen umgeben, und viel unschuldige Seelen in ihr Netz bringen. Sie fischen mit vergoldetem Angel und süſsem Köder, verzuckerten Worten, holdseligen Geberden, frechen Blicken, angenehmem Lachen, bis ihnen endlich mancher Stockfisch in den Fang eingeht.

Christus, als er einstmal einen Feigenbaum angetroffen, der nicht Frucht getragen, hat er ihn alſo verfluchet. In dem Ehestand aber gibt es solche Feigenbäume, die gar viel Frucht tragen, nämlich Ohrfeigen. Diese Früchte sind gleichfalls zu verfluchen, und würde manches Weib gar froh seyn, wenn ihr Mann ein dürrer Feigenbaum wäre.

Der Fraſs und die Völlerey ist nichts anders, als eine Mutter aller Krankheiten, eine Mutter aller Gebrechen. Fieber, wo kommst du her? Wassersucht, wo kommst du her? Lungensucht, wo kommst du her? Podagra, wo kommst du her? Wir alle sagen, diese kommen aus Freſsland.

---

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17842/024

Jungfern sollten den Taucherenten gleichen, die immer untertauchen, um sich vor Nachstellungen zu schützen.

Baue dir mit dem Brudermörder Kain eine Veste und verschliefse dich darein: so wird dich doch das stumme Wer da (das Gewissen) erschüttern. Alle deine Brustwehren, Basteyen, Schanzen, Thürme, Thore nützen dir nicht. Der Feind ist in der Stadt, du trägst ihn in deinem Busen. Du kannst dich durch die Flucht nicht retten; überall ruft dir das stumme: Wer da? zu.

Verkrieche dich, wie Caligula, unter die Bettstätte, verbirg dich unter das schufsfreye Schild des gottlosen Artemnon, ziehe dich in eine verschlossene und wohlbefestigte Insel, wie der Tyrann von Syrakus: das stumme Wer da ist immer an deiner Seite. Lafs in eine Kiste dich verschliefsen, wie der poetische Tyrann Elearchos, und dein ewiger Begleiter ist wieder bey dir.

Hüte dich! Es gibt Einige, die dem Misthaufen gleichen, den der Schnee im Winter bedeckt.

Hüte dich! Es gibt Einige, die den vergoldeten Pillen gleichen. Hüte dich! Es gibt Einige, die eine Aehnlichkeit mit dem überzuckerten Enzian haben. Hüte dich! Es gibt Einige, die dem Wein gleichen, in welchen man Hausenblasen legte. Hüte dich vor den Schmeichlern!

Sie gleichen einem Stocke, in dem ein verborgener Dolch ist, den man herausspringen lassen kann.

Sie gleichen einer Amme, die das Kind, welches sie auf den Fuſsboden fallen lieſs, mit süſsen Worten zu besänftigen sucht, und so lange nicht aufhört, es zu loben und zu erheben, bis es aus Wohlgefallen zu lachen anfängt.

Wie vielen Menschen ist schon begegnet, was alle Jahre dem Emmerling widerfährt. Dieser Vogel ist ganz gelb, und es scheint, als wäre er ganz in Drap-d'Or gehüllt. Im Sommer wird keiner unter den Vögeln mehr geschätzt, als dieser Emmerling. Er fliegt und hüpft stolz von einem Baume zu dem andern, und singt, als wäre er edler als alle übrigen Bewohner der Luft; kömmt aber der Winter und hat der Schnee die Fluren bedeckt, so nähert er sich der Hütte des Landmanns, setzt sich an seine Thür, sogar auf den Düngerhauſen, und scheint allen Stolz verloren zu haben.

Weg vom Hoſe! — Die letzte Sylbe des Wortes Pallast heiſst Last. Wohl ist hier nichts als Last und Beschwerniſs.

Weg vom Hoſe! — Hof-Art und Hoffart sind verwandte Wörter, oder wenigstens liegen beyde in einem Quartier.

Weg vom Hoſe! — Das lateinische Wort *Aula* (Hof) läſst sich durch eine Buchstabenverwechslung leicht in *Lava* umschaffen.

Vom Hoſe weg! — wo man die Farben mischt, wie der Maler auf der Palette.

Nichts steht dem Adel besser an, als Freygebigkeit. Ein offner Helm und eine zugeschlossene Hand schicken sich nicht wohl zusammen.

Soldaten, denen die Schenke lieber als das Zeughaus ist; denen Karten lieber als die Piken sind; die lieber nach der Bettdecke als nach dem Degen greifen, lieber Pasteten als Basteyen trenschiren, lieber Schlafmützen als Helmen tragen; denen der Taumel lieber als die Trommel ist, denen die Wachteln in der Schüssel lieber als die Wachen sind, der Tanz lieber als die Schanze, der Krug lieber als der Krieg ist, taugen nichts.

Mancher wird seiner Kenntnisse wegen erhöht, was auch ganz billig ist; denn es gibt nichts Nachtheiligeres, als wenn man Strohköpfe obenan setzt. Es ist bekannt, daſs Gott den Plan zur Arche entworfen hat, wo der Ochse, der Esel und die übrigen Thiere das untere Stockwerk, aber die Menschen das obere bewohnen sollten. Und doch steht ein leerer Kopf nicht selten obenan, und der Talentvolle muſs unten bleiben. Die Natur ist eine witzige Mutter: sie trug dem kleinen Finger auf, daſs er die Ohren reinige; nicht aber dem Daumen oder Zeigefinger, weil sich der kleine besser dazu schickt, als die andern. Mancher Ort, manche Stadt, manche Gemeinde muſs billig erschrecken, wenn es eine Obrigkeit ohne Kopf hat.

Manche Menschen sind den Apothekerbüchsen gleich, welche äusserlich oft einen schönen Titel haben, inwendig aber höchstens ein Spinngewebe enthalten; andere wiederum gleichen den Kinderdocken, auswärtig stolz, inwendig Holz.

Manche Menschen gleichen den verdorbenen Uhren; wenn der Zeiger auf drey Uhr steht, so schlägt der Hammer zwölf. Ein zänkisches Weib gleicht einer lebendigen Hölle, einer steten Maultrommel, einer immerwährenden Beiſszange, einer unaufhörlichen Klappermühle, einem klirrenden Schubkarren, einem unerträglichen Hausübel, einem unruhigen Poltergeist, einem bellenden Kettenhunde.

Die Schönheit gleicht einer Blume, heute vor dem Busen, morgen vor dem Besen.

Das Heyrathen kömmt mir wie das Fischen vor. Mancher fischt und fängt einen stattlichen Hausen; er bekommt eine gute Hauswirthin. Ein Andrer fischt, und fängt einen trefflichen Karpfen, zieht, wie man zu sagen pflegt, einen guten Roggen; er bekömmt eine Reiche. Ein

Dritter fischt, und fängt einen Weiſsfisch, der voll Gräten ist; er bekömmt eine Weiſse und Schöne ohne Vermögen. Ein Vierter fischt, und fängt einen Aal, welcher der Schlange ähnlich ist; er bekömmt eine Megära.

Ein schönes Weib ohne Tugend gleicht den vergoldeten Pillen, einem schön eingebundenen Buche, dessen Inhalt nichts taugt; einem goldnen Becher, in dem ein schlechter Landwein blinkt; sie setzt nicht selten dem Mann das Osmannische Wappen auf, macht aus einem höflichen Manne einen Knopf.

Fleiſs und Fleisch können sich mit einander nicht vertragen. Sie gleichen zwey Wassereimern; ist einer von diesen oben, so muſs der andere natürlicherweise hinunter. Wenn der Fleiſs die Oberhand hat, so wird das Fleisch unterdrückt; herrscht aber das Fleisch, so nimmt der Fleiſs Abschied.

Freunde gibt's genug; aber sie gleichen der Sonnenuhr, die nur so lange Dienste leistet, als die Sonne am Horizont ist.

Freunde gibt's genug; aber sie gleichen den Blutegeln, die nur anhangen, bis sie sich gesättigt haben.

Man muſs das Alter ehren, weil es erfahrner und verständiger ist, als die Jugend. Wenn des Alten Haupthaar weiſs gefärbt ist, so muſst du wissen, daſs er weiſs und weise zugleich ist. Sind gleich seine Augen dunkel, so ist doch sein Verstand erleuchtet. Hat er gleich fast keinen Zahn mehr im Munde, so weiſs er doch manche Nuſs aufzuknacken, an der sich ein Junger die Zähne ausbricht. Zittert auch schon des Greises Haupt, so schwanket doch nicht sein Urtheil. Ist er gleich auf den Füſsen schwach, so geht er doch gerade durch, wo Andere krumme oder verkehrte Wege einschlagen. Geht er gleich mit gebogenem Rücken einher, so ist er doch kein Achselträger. Geht er gleich auf den Stab gestützt, so sind seine Anschläge doch nicht hölzern, und ist er gleich voll Falten im Gesichte, so entdeckt er doch die Falten des Herzens, und kennt den Vogel an seinem Gefieder.

Man säuft sich nicht mehr voll; man hat nur ein Räuschchen.

Man schweiſt nicht mehr aus, sondern genieſst nur das Leben.

Man stiehlt nicht mehr, sondern man macht sich nur etwas auf die Seite.

Man schmeichelt und heuchelt nicht mehr, sondern ist nur höflich.

Man sündigt nicht mehr, sondern begeht nur zuweilen Schwachheiten.

Der Franziskaner ist eine unzählbare Menge im Himmel, hab' also bey mir gedacht: die Welt ist meistentheils Französisch, und der Himmel ist meistentheils Franziskanerisch

Gar wohl und recht hat jener gesagt: Was ist die Ursache, daſs die Menschen jetziger Zeit so wenig Nutzen schöpfen aus dem Worte Gottes? Keine andere Ursache, als einige Prediger selbst, weil dieselben ihre Predigten nicht mit einfältigeiſrigen apostolischen Worten, sondern mit so zierlichen, hochmüthigen, rhetorischen Figuren zieren, daſs sie von dem gemeinen Volke nicht können verstanden werden.

Nicht unrecht hat gesagt der heilige Wulstanus, ein Erzbischof, der zur Winterszeit nur einen schlechten Schafpelz oder Lammfell getragen. Diesem hatte einer vorgeworfen, er solle wenigstens als ein Erzbischof, wenn er doch weder Zobel noch Marder tragen wolle, sich eines Fuchsfutters bedienen, dem aber der heilige Mann geantwortet: Dieses ist mir alles zu theuer, ich kann statt dessen einen armen Menschen kleiden, und zum Andern, sagte er lächelnd, hab' ich mein Lebtage nicht gehört, daſs man in der Litaney gesprochen: O du Fuchs Gottes, der du hinnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unser; aber wohl: O du Lamm Gottes.

Etliche Advocaten sind fast wie das Kameel, welches, bevor es aus dem Wasser trinkt, mit dem Fuſs das Wasser trübe macht: *turbida placet.*

Ein müſsiger Mensch gleicht einem stehenden Wasser, das fault, und mit Ungeziefer angefüllt ist, weil es nicht bewegt wird.

Mancher gibt vor, daſs er eine kleine Besoldung habe; allein die Accidentien tragen ihm etwas Ehrliches, mit denen er zuletzt doch zufrieden seyn kann. Wenn man mit Leuten umgeht, wie der Gärtner mit dem Buchsbaum, so hat man Accidentien.

Wenn man die Unterthanen schröpft, wie der Bader die Haut eines alten Weibes, so hat man sie auch.

Wenn man die Handwerker behandelt, wie die Beiſszange die Hufnagel, so hat man Accidentien.

Wenn man sein Amt treu verwaltet, wie die Katze, der die Speisekammer anvertraut ist, so hat man Accidentien.

Wenn man die Ausgabe für die Herrschaft mit einer längern Elle miſst, als den Empfang, so hat man Accidentien.

Sieh einmal hin, Bruder Valentin! Dort knieet Eine im ersten Stuhle. Sie hat einen rothsammtnen Büchersack vor sich, sie betet gewiſs die *psalmos graduales*; denn sie ist ziemlich gestiegen. Wenige wollen es glauben, daſs sie die Tochter einer Kastanienbraterin ist. Sie machte eine reiche Erbschaft, und kam dadurch zu einer so vornehmen Heyrath, daſs man sie jetzt Ihre Gnaden titulirt. Dies alles ging hin; denn Gott schenkt öfters den Menschen seine Gnade, daſs sie von der Nadel zum Adel kommen. Nur sollte sie sich jetzt nicht so aufblähen, wie ein Truthahn.

Es grüſst mich oft ein alter eisgrauer Mann, er hat einen hölzernen Klepper zu seinem Handpferde, schüttelt mit dem Kopfe, wie die Bachstelze den Schweif, hustet wie ein dämpfiges Roſs. Die Nase glänzet wie ein Schneckenfirniſs, der Kopf gleicht einem geputzten Kalbskopf, der Fuſs einem Stengelchen, der Leib einem lebendigen Beinhause. Ich konnte bey allem Nachsinnen nicht errathen, wer die alte Jammergestalt sey, fragte sie daher, wer sie sey? Ich, murmelte der lebendige Knochenmann, mit halb gebrochenen Worten, heiſse Hilarion von Freudeneck. Potztausend, erwiederte ich, wie haben sich die Zeiten geändert. Ehedem war keine Bibliothek, in der du nicht studirtest; kein Spielmann, der dir nicht pfiff; keine Mahlzeit, bey der du nicht warst; kein Spaſs, den du nicht vermehrtest. Mein Hilarion, fuhr ich fort, war auf allen Wiesen, bey allen Schaaren.

Aber sage mir, wo das alles hingekommen ist. Alles war, und ist nicht mehr. Dem Fasse ist der Boden ausgegangen; die Geigensaiten sind abgesprungen; der Blasebalg bekam ein Loch; der Wein ist zu Essig geworden; das Gefäſs ist zertrümmert; der Bach ausgetrocknet; die Sonne untergegangen; das Laub abgefallen; der Degen verrostet. O Eitelkeit! Alles ist hin!

Das schwerste Holz ist der Bettelstab. Es ist kein Wunder, daſs manches Armen Bettelstab ihm Wasser aus den Augen treibt. Die Armuth ist gar ein bitteres Kräutchen, das nirgends besser als in den Hütten der Landleute gedeiht; die Reichen haben dafür auf ihren Pallästen und Häusern Habichte.

Der Mensch ist ein Buch voll Druckfehler.

Wenn euch die Zähne nach dem Ehestand wässern, so legt zuvor alles wohl auf die Wagschale, fahret nicht gar zu jäh in den Haferbrey, damit ihr euch nicht den Mund verbrennt. Da gehet Eine mit gekrausten Haarlocken, worin sechs hundert Klafter seidene Bänder eingeflochten sind, dafs man einen halben Tag braucht, um sie abzuhaspeln. Dort geht eine Andere, welche schon drey Tage ihr Gesicht in Eselsmilch beizte, und auf ihren Wangen Rosenstauden ohne Knospen pflanzte. Wie gefällt dir diese? Dort steht Eine, welche ihre Lenden zusammenprefst, dafs sie beynahe der Odem verläfst; sie ist wenigstens ganz schlank, wenn nicht ganz rein. Behagt dir diese? Siehst du Jene dort, deren Rücken von der Natur ein Bischen beschimpft wurde, und deren eine Seite ich mühsam emporhebt? — Doch diese Mängel decken einige tausend Ducaten. Wie gefällt dir diese? Hier erscheint Eine, deren Gesicht die Blattern zu einem Miniaturbilde umschaffen; allein ihr Vermögen ist grofs, und sie hat viele Tausende zu erben. Da hinter uns steht Eine, die einen kurzen und einen langen Fufs hat, deswegen ein Bischen hinkt; doch das thut nichts, sie hat Geld über Geld.

Heut zu Tage will fast ein Jeder, ob ihm gleich die Flaumen von dem Strohsack an der Perücke hängen, ein Kritiker seyn. Es kömmt kaum eine Schrift noch ganz nafs aus der Presse, so ziehen solche die kritisirenden Narren schon über ihre Hobelbank; eine einzige Zeile, ein schlechtes Strichelchen, ja das geringste Pünktchen gibt ihnen Gelegenheit, tausend Injurien über den Autor auszuschütten. Einem schreibt man zu scandalös, dem Andern zu stichelhaft, dem Dritten nicht gelehrt genug, dem Vierten *mal à propos*, dem Fünften gar zu dunkel, dem Sechsten gefällt die Schreibart nicht. Ueberhaupt ist den kritisirenden Phantasten und grillenfangenden Narren nichts vollkommen nach ihren Köpfen eingerichtet; sie ziehen den Donat und den Priscian bey der Nase, wie die Philosophen den Aristoteles, und da sie von der Ausstellung fremder Fehler eine rechte Profession machen, sind sie nicht einmal im Stande, die geringste Schrift nachzuahmen, geschweige sie besser zu machen; darum findet man heut zu Tage bey den Buchhändlern ganze Gewölbe voll Censoren, aber nichts weniger als Schriftsteller, wie bey groſsen Unglücksfällen viel Tröster, aber wenig Helfer.

Die Esel, und mit ihnen die Ignoranten, sind nicht zu verachten . . . . Ein Ignorant gleicht einer schönen Scheide, welche mit köstlichen Perlen und Edelsteinen geziert ist, worin eine bleyerne Klinge oder ein Schwert steckt. Obschon ein Ignorant übergoldet ist mit Schönheit und Ansehnlichkeit des Leibes, mit Dignitäten, Hoheiten und Aemtern, so ist er doch nichts anders, als ein Stück Bley. Da nun ein bleyernes Schwert in einer so schönen Scheide steckt, hält man es für eine gute und kostbare Wehre, und so lange ein solcher gravitätischer und ansehnlicher Ignorant schweigt, und nicht viel spricht, so wird er gleichsam für gescheidt, weise, gelehrt und erfahren gehalten; sobald er aber den Mund aufthut und zu reden anfängt, so sieht man gleich, daſs er ein Langohr ist.

Die Kunst der Wirthe ist, wohlfeil einkaufen, und das Gekaufte sich theuer bezahlen lassen. Ich gebe es ihnen umsonst, sie mögen es daher nur mit geneigtem Willen annehmen. Die letzte Zeitung von Wahrburg meldet, daſs unter den Wirthen viele Betrüger gefunden werden, welche billig von Jedermann ein schlechtes Lob haben, weil sie die Augen und Hände nicht auf Liebe, Ehre, Freundlichkeit und Bedürfniſs der Gäste gerichtet haben, sondern blos um diese zu stutzen, den Beutel zu leeren, und dem Eigennutz zu frohnen. Es gibt keine Treue noch Glauben mehr unter ihnen, sie scheuen sich nicht, sich in Einem Tage gegen alle Menschen zu verschwören. Die grobe Höflichkeit und ungefütterte Freundlichkeit ist bey vielen zu verehren, besonders das essigsaure Gesicht der Frau Wirthin, die stockfischähnliche Gravität des Herrn Wirths, sammt der tölpischen Holdseligkeit des Hausknechts. Dieses wäre noch zu ertragen: allein das Wasser läuft zu viel in den Keller, und der Wein wird zu sehr getauft; das Fleisch wird in den Schüsseln gewärmt, weil man will, daſs es so oft durch die Hände der unreinlichen Köchin gehe; die alten Braten, an denen Mäuse und Ratten schon nagten, werden auſs Neue mit Speck gespickt, und damit der Gast erquickt. Die Pasteten sind mit abgestandenem Geflügel gefüllt; beym rothen Wildpret muſs man die Nase verhalten. In den Eyern sieht man schon den Keim des Küchleins. Man kann wohl sagen, wie jener Schwabe zu einem Tyroler, welcher auch in einer Schenke ein so verdorbenes Ey bekam: „Stille, iſs zu! sonst muſst du das Junge auch bezahlen.“

Ich bemerke bey keinem Spiele einen Gewinn oder Nutzen, wenn ich das Kartenspiel ausnehme; denn in dem Turnier- und Ritterspiel haben Manche so gespielt, daſs sie das Pferd oder ein Glied vom Leibe verloren, und als Ritter zu Fuſs nach Hause kamen, oder die Sporen im Kopfe herumtrugen. Im Vexier-Spottspiel gerieth man oft im Ernst in Harnisch. In dem Würfelspiel ist nicht viel zu gewinnen, besonders wenn man auf der Trommel sein Leben verspielt. Im Brettspiel kann man auch wenig Ehre einholen; denn Fürsten und Grafen werden zu Schustern und Schneidern. Im Saitenspiel möchte wohl eine Erquickung seyn; allein es bleibt oft beym besten Tanz die Saite nicht ganz.

Die Karten, als ein Papier, nehmen ihren Ursprung von den Hadern und Lumpen; sie bringen endlich auch den Spieler in solche Armuth, daſs er nichts als Lumpen und Hädern anzulegen hat. Wenn auch der Spieler alle Karten vor sich legt, so bleibt ihm doch allemal der Bastone, versteht sich, der Bettelstab in den Händen.

Mein lieber Herr Langsam! Wie geht der Herr so zerrissen einher? Fets ist zwar eine groſse Stadt in Africa (auch ein Reich dieses

Namens), aber der Herr hat diese an dem Leibe, denn desselben Rock ist voll Fetzen. Er war einst ein groſser Künstler, jetzt ist er ein Drechsler und macht nichts als lauter Stäbe, will sagen, Bettelstäbe; denn wer der Trägheit ergeben ist, bekommt gemeiniglich ein solches Holz zum Lohne.

Mein lieber Herr Faulenzer! Wie sehen Sie aus? Der dürre Simsonische Eselskinnbacken war sehr spitzig und mager, und doch sind Sie nicht um einen Messerrücken dicker. — — Arbeite und sey nicht träge!

Lehrer, die kein' Nutzen schaffen,
Knechte, die bis um acht Uhr schlafen,
Faule Mägde bey dem Rocken,
Faule Küster bey den Glocken,
Faule Meister und Gesellen,
Knaben, die nichts lernen wollen,
Faule Bettler auf der Straſse
Und Vaganten auf der Gasse,
Müſsiggänger bey der Brenthen,
Faule Schüler und Studenten,
Künste, die kein Brod eintragen,
Soll man all' zum Land' ausjagen.

O wie viele müſsige Mädchen gibt es! Fenster- und Spiegelguckerinnen, Gassen- und Straſsentreterinnen!

Es sitzt Manche den halben Tag bey dem Spiegel, schaut und betrachtet sich, wie ihr das Lachen anstehe, macht dabey einen Mund, wie ein halber Mondschein.

Eine Andere guckt immer zum Fenster hinaus, lockt, winkt, singt wie ein Canarienvogel, aber derley Vögel kosten gar viel Futter.

Es steht gar schändlich, wenn es Priester gibt, die den Wetzsteinen gleichen, welche andern Klingen schärfen, aber selbst nicht schneiden.

Es ist gar übel und unanständig, wenn mancher Priester mehr auf die Bravour, als auf das Brevier hält.

Es ist den Geistlichen sehr nachtheilig, wenn sie mehr auf die Augen der Würfel, als auf Gottes Augen sehen.

Es ist eine Schande, wenn manche Geistliche mehr Jäger unter den Windhunden, als wahre Seelenhirten unter ihren geistlichen Schäfchen sind.

Ist Eine am rechten Auge blind, so darf sie nur 1000 Ducaten darüber legen, so ist der Mangel bald bedeckt.

Hinkt Eine am rechten Fuſs, so nimmt sie einen Geldsack zum linken; dieser macht durch die Schwere, daſs der Leib im gleichen Gewichte bleibt.

Ist eine bucklicht, wie ein Kameel; ein angefüllter Ranzen mit Geld drückt den Höcker schon wieder nieder, und ebnet alles.

Hat ein Mädchen auch einen Kropf, so kommt sie doch an den Mann, wenn der Beutel nur kropflich ist.

Hat Manche groſse und tiefe Blatternarben; nur auf eine jede Narbe eine Duplone gelegt, so bekommt sie ein goldnes Gesicht.

Einige flüchtige junge Stutzer treten das Pflaster, und erblicken ein freches Mädchen, welches in seinem Gange so beweglich wie eine Perpendikeluhr ist, den Hals immer in die Höhe wirft, wie ein Türkischer Klepper, ihre feurigen Blicke in alle Ecken schieſsen läſst, wie ein glühendes Eisen unter einem Schmiedhammer, die nie einen Quatember hat, weil die obere Fleischbank immer offen ist. Von einer solchen sagt ein leichtfüſsiges Herrchen: Schau, Brüderchen, das ist ein Mädchen! die hat Feuer im Leibe, ein wackeres Mädchen, ein herziges, scherziges, galantes, charmantes Mädchen; ein Mädchen, wie ein Nuſskern; ja wohl Nuſskern!

Die Welt gleicht einem Jäger, der mit den Windspielen manchen einfältigen Hasen erwischt.

Sie gleicht einem Seiltänzer; macht nur eitle Luftsprünge, damit sie Andere zum Sturze lockt.

Sie gleicht einem Schützen, schieſst aber nur mit Windbüchsen, wo man goldene Worte einladet, welche bald wieder in die Luft.

Der Ehestand ist eine tiefe Scharte, die nicht Jeder auswetzen kann.

Er ist ein bittrer Alikantenwein, den nicht Jeder austrinken kann.

Er ist ein enger Schuh, den nicht Jeder tragen und ertragen kann.

Ein böses Weib hat alle vier Elemente in sich. In der Luft ist sie die Pest, in dem Wasser ein Krokodill, auf der Erde ein Drache und im Feuer ein eingefleischter Teufel.

Die Schönheit ist wie das Kürbisblatt des Propheten Jonas, welches bald hält, bald fällt.

Einer Taube unter den Stoſsvögeln geschieht hart; einem Schafe unter den Wölfen; einem Hirsch unter den Stricken der Jäger; einem Reisenden unter den Räubern und Mördern: aber weit härter geschieht einem Kinde, einem Erben, einer armen Mündel unter dergleichen Raubvögeln, Wölfen, Stricken, Räubern und Mördern, das ist: unter gewissenlosen, gottlosen, ehrlosen, interessirten Vormündern; denn diese machen es wie der Guckguck, welcher andern Vögeln die Eyer austrinkt, und seinen Unrath in ihren Nestern läſst.

Dergleichen Gernhaber machen es, wie ein groſses Ungeziefer in den Weingärten, welches man Knospenstecher nennt; diese fressen die Knospe weg, bis endlich der Weinstock leer stehen muſs.

Die Ziegen lecken die Bäume, und mit dem Lecken trocknen sie solche aus. Man sollte glauben, sie küssen den Baum, allein sie vergiften ihn.

Wenn man heut zu Tage zu einer jeden Lüge pfeifen wollte, müſste man stets einen gespitzten Mund machen.

Am meisten aber lügen die Menschen, wenn sie im Vaterunser auf die Stelle kommen: Herr, vergib uns unsre Schulden, gleichwie wir vergeben unsern Schuldigern.

Bey einem christlichen Soldaten muſs an dem Degen der Handgriff durch wahre Gottesfurcht angelegt, das Stichblatt durch Rechtschaffenheit und Geduld befestigt, der Rücken durch Klugheit verdoppelt, und die Schneide durch unverdrossenen Fleiſs geschliffen seyn.

Ein guter Hausvater ist das Symbol Gottes. So wie dieser mit seiner Liebe und mit seiner Güte den ganzen Erdball und alle auf ihm lebende Geschöpfe umfaſst, so weiht Jener sein ganzes Leben und Wirken mit Liebe und treuer Sorgfalt seiner Familie.

So wie die Nachtviolen in ihrer Eingezogenheit nur im Dunkel der Nacht ihre Kelche öffnen und die Luft mit ihrem göttlichen Geruche schwängern; so sollten auch die Menschen so viel als möglich nur im Verborgenen ihre Wohlthaten gegen Hülfsbedürftige ausüben.

Ich lasse die Fechter gute Leute seyn; aber diejenigen taugen nichts, die über die Schnur hauen. Ich lasse die Fischer gute Leute seyn; aber die taugen nichts, welche sich mit faulen Fischen befassen. Ich lasse die Kaufleute gute Leute seyn, allein die taugen nichts, die mehr Waare als Wahrheit haben. Ich lasse die Drechsler gute Leute seyn; allein die taugen nichts, die unter dem Hute spielen. Ich lasse die Bildhauer gute Leute seyn; allein die taugen nichts, die einem nur das Maul machen. Ich lasse die Musiker gute Leute seyn; allein die taugen nichts, die einen nur zu stimmen verlangen. Ich lasse die Köche gute Leute seyn; allein die taugen nichts, die einem bey Andern die Suppe versalzen. Ich lasse die Schlosser gute Leute seyn; allein die taugen nichts, die einem in allem einen Riegel schlieſsen. Ich lasse die Maler gute Leute seyn; allein die taugen nichts, die einem etwas Blaues vor die Augen machen. Ich lasse die Gärtner gute Leute seyn; aber die taugen nichts, die alle Schelmenstreiche zu verblümen wissen. Ich lasse die Uhrmacher gute Leute seyn; allein die taugen nichts, die lauter Unruhe machen. Ich lasse die Wundärzte gute Leute seyn; allein die taugen nichts, die einem das Zugpflaster an den Geldbeutel legen. Ich lasse die Fuhrleute gute Menschen seyn; allein die taugen nichts, die einen hinter das Licht führen. Ich lasse endlich die Schneider gar gute und ehrliche Leute seyn; allein sie taugen nichts, wenn sie Ehrabschneider sind.

Die Deutschen sind liebe und lobenswürdige Leute, und doch gibt es einige Nationen, welche, wie die Fledermäuse, das Licht hassen, und den Deutschen Ruhm so zu verkleinern suchen, daſs sie uns nur Deutsche Hunde nennen; vielleicht darum, weil wir sie schon oft in die Füſse gebissen haben. Ungeachtet dessen wäre zu wünschen, daſs nicht allein ein Jeder von uns dem Namen nach, sondern auch in der That ein Hund wäre. Wie da? Warum? Woher? Weswegen? Deswegen, daher, darum, weil ein Hund, wenn er verwundet wird, sich mit der Zunge heilt. — Auch wir sollen die Gebrechen des Herzens mit der Zunge heilen; wir sollen gut machen, was die letztere verdarb.

Die Gelbsucht ist eine sehr üble Krankheit, aber die Geldsucht ist noch übler, und diese läſst sich fast nicht curiren, ausser mit Münzkraut. Wir ärgern uns mit Unrecht über die

Israeliten, daſs sie ein goldnes Kalb anbeteten; denn man verehrt ja sogar goldne Esel.

Ein unerfahrner Arzt sollte vielmehr Modicus als Medicus heiſsen. Ein solcher bekommt kein besseres Gesicht, als von Todtengräbern, bey denen er allein Gewicht hat. Die Patienten reden zwar nicht übel von ihm, weil er ihnen den Mund mit Erde verstopft.

Damit die Modenarren in ihrem Neste nur braviren können, werden ganze Wälder, Felder, Wiesen, Aecker auf dem Kopfe und auf dem Rücken getragen, und wofern man manche Fontangen mit Erlaubniſs der Frau Principalin zu Geld machen dürfte, so brauchte man gewiſs eine ganze Wechselstube, bis die Haarnadel, die Zitternadel, die Stecknadel, die Schleifen, die Knöpfe, Zöpfe, Schöpfe nach dem billigen Preise ausgezahlt würden. Viele ausgemergelte Zaunstöcke umhängen sich oft mit einem ganzen Trödlerkram von Lappen; darin stehen sie wie die Schraubstöcke, und breiten sich aus wie dicke Essigkrüge, wiewohl nichts als Haut und

Knochen darunter steckt, mit denen sich nach dem Tode des Modenarren die Beindrechsler und Kammmacher bedienen, und die muthwilligen Knaben Nüsse abwerfen können.

Während man jetzt aller Orten nichts hört, als über schwere Zeiten klagen; so hat man doch Geld genug, solches auf Moden zu verwenden. Man ändert oft siebenmal in der Woche nur die Knopflöcher, und wenn der Sonntag kömmt, so ist das Kleid gleichwohl nicht nach der Mode gemacht. Bald trägt man einen kurzen Rock mit langen Aermeln, bald wieder einen langen mit kurzen Aermeln. Wie viele Kleider hängen nicht umsonst in dem Kleiderschrank, welche die gnädige Frau nicht anziehen will, weil sie nicht nach der Mode sind. Alle Kleider, die sie hat, taugen nichts. Aber mit einem Kleide von Parterre-Zeug geht sie schwanger, und denkt immer daran, wie sie ihren Herrn Gemahl überrede, daſs er doch das rückständige Quartalgeld erhebe, um das Parterre-Zeug erhalten zu können.

Eine sagt zu ihrem Gemahl: Mein Schatz! Es ist nur um dreyſsig Ellen zu thun (die Elle zu zehn Reichsthaler gerechnet) und ich habe ein Kleid. Das Zeug ist zwar schmal; allein, der Schneider weiſs schon damit umzugehen. Wir haben ja gute Einkünfte, könnten leicht von den Interessen leben. Der zwanzigjährige Proceſs, der bey der Stelle liegt, wird schon wieder alles eintragen. Mit Einem Worte, das Weib bedient sich einer ganzen Deutschen Rhetorik, des Mannes Vorsatz, dem Weibe kein Kleid mehr machen zu lassen, völlig über den Haufen zu werfen. Endlich läſst sich der Mann überreden, schickt zur goldnen Sonne in das Kaufmannsgewölbe, und kauft der Frau das verlangte Zeug. Jetzt muſs gleich der Schneider mit ein Dutzend Gesellen auf der Werkstätte seine flüchtigen Capriolen machen. Man verspricht Trunk und Trinkgelder, und sobald der Manteau hinten mit seinen Sternenlappen fertig ist, geht die Frau mit dem Modekleide in die Kirche, setzt sich vornen an den groſsen Stuhl unter die Damen, und breitet sich aus, wie die Katze im Schubsacke. Es lachte ja fast neulich die ganze Kirche, als die alte zahnlose Ragonda mit ihrem aufgestreiften Manteau an dem eisernen Gitter hangen blieb, und ein so groſses Loch darein riſs, daſs man einen groſsen Fleck von dem gepappten Sternpapier sah. Mich däuchte, es müsse erst von dem Kartenmaler gekommen seyn; denn der Pamphilius stand noch ganz frisch darauf. Ungeachtet dessen muſs alles nach der Mode seyn. Sieht denn dergleichen Moden eines ehrlichen Mannes Tochter, so denkt sie gleich: Trägt dies des Herrn Notars oder Doctors N. N. Frau, so kann ich es auch tragen, und zwar um so mehr. Ist doch mein Vater dieser und jener. Ich muſs die Mutter bitten, daſs sie den Vater berede, damit er mir auch ein solches Kleid machen lasse. Kaum kommt ein Französischer Brodwurm von Paris über das Kroatendörfchen mit Moden in Deutschland an, so halten es schon die Damen für ein vollkommenes Muster, wonach sie sich genau richten. Sie lassen ganze Stücke Zeug zerschneiden, bis endlich ein geflickter Rock oder eine geflickte Mantille daraus wird. Wenn sie denn des Morgens in einem solchen Modekleide erscheint, so denkt sich eine Jede: dies Kleid möchte ich auch haben; und da man gestern nur zwey oder drey in einem solchen Putze sah, so waren den folgenden Tag schon alle Gassen mit Französischen Modenarten davon voll, bis die Reihe auch an die gemeinen Weiber kam.

Man kann jetzt die Magd nicht mehr von der Frau, den Diener nicht von dem Herrn, den Gesellen nicht von dem Meister, und den Lehrling nicht von dem Gesellen unterscheiden. So oft die Frau sich einpudert, so pudert sich die Magd auch.

Manchem wird bey einem Gespräch eine besudelte Hahnenfeder auf den Hut gesteckt; das ist nichts Neues, auch das nicht, daſs eine Eselshaut so hoch kommt, daſs Monarchen Bemerkungen darauf schreiben. Es ist nichts Neues, daſs ein schlechtes irdenes Gefäſs ein Mundgefäſs des Kaisers wird. Daher ist es auch nichts Neues, daſs ein schlechter Mensch zu Ehren kommt.

Ein Landesfürst soll so beschaffen seyn, wie der groſse Patriarch Abraham, welcher einst Gott ein Sühnopfer brachte, das ihm höchst gefällig war; weil aber dies Opfer unter dem freyen Himmel geschah, und sich die Raubvögel häufig einfanden, welche das, dem Herrn geschlachtete, Fleisch verzehren wollten; so hatte Abraham dies Raubgeflügel mit aller Gewalt vertrieben. Diesem Patriarchen sollten billig alle gewissenhafte Landesfürsten und Obrigkeiten nachahmen; sie sollten die Raubvögel in ihrem

Gebiete aufſuchen und aus dem Wege räumen lassen: denn in einem Lande wächst keine bessere Friedenſfrucht, als wenn man Diebe auf den Galgen pfropft.

Das Evangelium sagt: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist; bey Manchen aber heiſst es: Stehlet dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Der Ausschweifende sucht Vergnügen; hat er es gefunden, so kömmt er bald darauf, daſs er sich übel gebettet habe. Die Venus Vulginaga sagt einen muntern Prolog, aber einen desto traurigern Epilog.

Alle Ehemänner, welche zu ihren Frauen in dem nämlichen Verhältnisse stehen, als der Strickstrumpf zu deren Händen; verdienen den Namen Strumpf. Denn so wie bey jeder leichtern Bewegung der Hände der Strickstrumpf diesen Bewegungen nachgibt, so schmiegt sich mancher schwache Ehemann schon bey einem Blicke seiner klügern Gemahlin zu ihren Füſsen, — welche Erniedrigung für Beyde!

Schon Mancher ist auf dem Miste geboren worden, der auf dem Throne gestorben ist; darum verachte die Armuth nicht, du Reicher, dem das Glück wohlgewollt hat: denn es ist nicht zu spät, daſs du dereinst auf dem Miste sterbest.

Auf dieser Erde scheint Mancher heilig und vollkommen zu seyn; aber diese vermeinten Heiligen gleichen vollkommen einem weiſsen Bogen Papier, auf den man mit Zitronensaft geschrieben hat, der schön weiſs bleibt, so lange er nicht über das Feuer gehalten wird, wo dann erst die Schrift lesbar wird.

Aus dem Eselskinnbacken des Samson floſs Wasser. Auch die dürren Knochen, nämlich die Würfel, bringen Wasser, Thränen aus den Augen der Gattinnen, der Kinder, welche durch die Spielsucht des Vaters unglücklich werden.

Lustig, aber belehrend, ist folgende Fabel: Ein Schuster hatte eine weiſse Katze, welche die geschworne Feindin aller Mäuse war, und sie grausam verfolgte. Die armen Verfolgten berathschlagten sich, wie dem Uebel abgeholfen werden könnte, und kamen überein, mit dem Haushund in ein Schutz- und Trutzbündniſs einzugehen, damit er die Katze in Respect erhalte. Während das Sendschreiben aufgesetzt wurde, und die Gesandten sich zur Reise rüsteten, begegnete der Katze ein Unfall. Sie fiel in das Gefäſs, in welchem der Schuster die schwarze Farbe aufbewahrte, und ihr schöner weiſser Pelz wurde ganz verdorben. Als nun die Abgesandten die Katze ganz schwarz umher treten sahen, kehrten sie eilig zur Versammlung zurück, um den Vorfall zu berichten. Die Kunde verbreitete groſsen Jubel unter den Mäusen, welche glaubten, die Katze sey ein Mönch geworden, habe eine schwarze Kutte angezogen, und dürfe fortan kein Fleisch mehr verzehren. Sie wagten sich also sorgenlos aus ihren Löchern hervor, und siehe! die schwarzbekuttete Katze verzehrte sie alle. Nur wenige entkamen, und von daher kömmt das Sprüchwort: die Katze läſst das Mausen nicht.

In den untern und gemeinen Ständen ist das Lügen gewöhnlich, und Mancher lügt so derb, daſs sich die Bäume, wie durch ein Wunderwerk, biegen möchten. Da erzählt Einer, daſs er in einem Lande einen so groſsen Kohlkopf gesehen habe, daſs 300 Mann unter demselben stehen konnten; und einer der Gesellschafter behauptete sogleich, daſs 100 Kupferschmiede einen Kessel verfertigten, um diesen Kohlkopf darin zu sieden. Sie standen so fern von einander, daſs Keiner den Andern arbeiten hörte. Ein Andrer sagte, daſs er einst in einem Wirthshause zwey Reisende angetroffen habe, welche so stark schnarchten, daſs der Eine durch seinen Athem die Thüre aus den Angeln riſs, und der Andre sie durch den seinigen immer zuschlug. Auf solche Weise war die Thür die ganze Nacht hindurch in Bewegung. Ein Dritter beschrieb einen Schiffbruch, durch welchen die ganze Mannschaft, ihn ausgenommen, zu Grunde gegangen war. Er schwamm mehrere Meilen weit unter dem Wasser fort, und rauchte während dieser Zeit drey Pfeifen Tabak, ohne daſs das Wasser sie auslöschte. Ein Reisender versicherte, daſs in einem Walde ihn einst ein Wildschwein verfolgte, und er sich hinter einen dicken Baum flüchtete. Das Schwein lief so wüthend mit seinen Zähnen gegen den Baum, daſs es denselben durchbohrte. Glücklicherweise hatte der Reisende einen Bohrer bey sich, und durchbohrte den Zahn so geschwind und so geschickt, daſs es nicht mehr entwischen konnte. Bald nachher fiel der Nämliche von einem hohen Berge eine Deutsche Meile herab. Er drehte sich 2413 mal um, doch wurden von 36 Gläsern, welche er in seinem Tornister hatte, nicht eins zerbrochen. Pfeif! das heiſst aufschneiden.

Die Heuchler gleichen den Schwänen, welche mit weiſsen Federn von aussen glänzen, inwendig aber ein schwarzes, unschmackhaftes Fleisch haben. Sie sind von aussen Johannes, von innen Herodes; von aussen Abel, von innen Kain; von aussen Jakob, von innen Esau; von aussen Elias, von innen Achab. Wir glauben oft, fromme und heilige Menschen vor uns zu sehen;

und sie sind Heuchler, Schelme im Heiligenfutteral.

Manche Menschen gleichen den Brennnesseln; man rührt sie kaum an, so brennen sie.

Andere den Feuersteinen, die bey dem leichtesten Schlage Funken von sich geben.

Die Gelegenheit ist der gröſste Dieb, ein Teufel über alle Teufel. Sie bethört die Weisesten, entkräftet die Stärksten, befleckt die Keuschesten, hintergeht die Behutsamsten, und verführt die Heiligsten.

Böse Weiber sind fürwahr eine groſse Marter. Will der Mann in die Predigt gehen, so liest sie ihm schon zu Hause das Kapitel vor; will er in den Beichtstuhl gehen, so wirft sie ihm, ehe er aus dem Hause geht, alle seine Sünden vor, und er findet in ihr seinen Beichtspiegel.

Die Schönheit iſt liebreich, lobreich, luſtreich, jedoch ein ſchlüpfriger Steg, und ſelten ein Himmelsweg.

In den älteſten Zeiten hieſs man Fürſtentöchter Jungfern, jetzt verlangt ſogar die Tochter eines Marktſchreyers ein Fräulein zu heiſsen. Eine bewuſste Kaſtanienverkäuferin will nicht Ursel, ſondern Madame Urſel heiſsen. Man las vor einigen Jahren auf einer Adreſse: An den Wohledelgebornen Herrn N. N., bürgerlichen Beſenbinder. Die Prädikate wachſen dergeſtalt, daſs der, welcher Hans Hader ſchlechtweg heiſst, ſich Hans Hader von Lumpenhoſen ſchreibt. Ein Fiedler in der Schenke will jetzt Muſicus oder wohl gar Musvigus heiſsen. Ein Blasbalgzieher will nicht mehr Calcant, ſondern *Cooperator chori* heiſsen.

Er ſchnappt und tappt nach dem Gelde, wie die Forelle nach der Leber, er ſchnaubt und läuft nach dem Mammon, wie ein Rennpferd nach dem Ziele, er dringt und ringt nach dem Gelde, wie ein Geyer nach der Taube. Kein

Weg ist ihm zu weit, kein Meer zu gefährlich, kein Berg zu hoch, kein Thal zu tief, keine Arbeit zu schwer, wenn er nur etwas erhaschen kann.

Was verlangen Sie, Pater? Soll ich wie ein gemeines Weib mir mit Spinnen die Zeit vertreiben? wird manches adeliche Frauenzimmer sagen. Sie waren noch wenig in vornehmen Gesellschaften. — Ich lasse meine Leinwand aus Holland kommen; denn man muſs sich nach dem Adel richten. Ich verlasse täglich um eilf Uhr Vormittags das Bett; die Chocolade muſs schon vorhanden seyn. Ich lasse mich ankleiden, bis dahin schlägt es zwölf Uhr, und man trägt mich in die Stephanskirche. Während der Messe habe ich eine Menge Fragen an meine bekannten Damen zu thun. Z. B. Wie hast du heute Nacht geschlafen, liebe Gräfin? — Sehr gut, nur eine kleine Colik hat mich geweckt. — Wie so, Engelskind? — Ich aſs gar zu viel von der kalten Sulze, und trank Limonade darauf u. s. w. Nach der Tafel vertreibe ich mir die Zeit mit einem Spielchen, bis es Zeit ist, in die Litaney zu gehen. In der Kirche muſs man natürlicherweise sehen, wer hineinkommt oder herausgeht. Wer steht dort? Page, gehe zur Gräfin hin und sage, sie möchte in meinen Betstuhl kommen. — Dafs doch die gemeinen Leute so grob sind, mein Schatz; sie geben dem hohen Adel gar keinen Respect. Wie geht es dir, mein Herzchen? Was schreibt dein Graf Gutes? Sieh, sieh, liebe Gräfin, was die Frau des Secretärs Schildheim für einen Putz hat; ihr Mann kann ihr diesen Brokat unmöglich gekauft haben, es mufs gewifs ein Geschenk seyn, weil er das Krumme gerade machte. — Warum kömmst denn du heute in die Kirche, liebe Schwester? — Frage nicht viel, ich habe Langeweile. Mein Graf hat heute Commission, und ist diese geendigt, so mufs er einen Brief schreiben.

Der Esel ist ein plumpes, dummes Thier, und hat dennoch zwischen seinen langen Ohren keinen so kurzen Verstand, als man etwa glauben möchte; denn wo er einmal stolpert oder fällt, geht er das zweytemal behutsam. Ein Esel, der einst Salz auf dem Rücken zu tragen hatte, legte sich ermüdet in einen Bach, und merkte, dafs seine Last geringer wurde, weil das Salz zerging; er versuchte dies daher öfter, Allein sein Herr fuhr ihm durch den Sinn, und belud ihn in der Folge mit lauter Baumwolle. Als sich der Arkadische Klepper einigemale wieder in den Bach legte, konnte er seine Last nicht ertragen, weil die Wolle durch das eingesaugte Wasser schwerer geworden war. Dies machte, daſs der Esel das Bad meidete und sich besserte.

Die Eheleute müssen gute Zähne haben, um alles verbeissen zu können; sie müssen gute Finger haben, weil sie oft durch diese schauen müssen; einen guten Rücken, um alles zu ertragen; einen guten Magen, um die härtesten Brocken verschlucken zu können; gute Achseln, um sie recht oft zucken zu können; gute Füſse, weil sie der Schuh oft drückt.

Betrachtet mit kaltem Blute den Zornigen; es funkeln ihm die Augen, er wackelt mit dem Kopfe, schäumt, bleckt die Zähne, wie ein Kettenhund; erhebt seine Stimme, wie ein schlechter Sopranist, der in den Tenor übergeht; er wüthet mit den Händen, wie ein Tollhäusler; die sich sträubenden Haare gleichen dem Storchenneste auf einem Kirchthurme; er reiſst den Mund auf, wie der Fisch gegen den Tobias; er zeigt ein Gesicht, als wäre er bey dem Satan ins Bad gegangen; er tobt wie ein Panther, und jeder vernünftige Mensch muſs ihn für einen Wahnsinnigen halten.

Der Zornige gleicht dem in Aufruhr gebrachten Meere; der geringste Anlaſs setzt ihn ausser sich. Die Köchin verbrennt den Brey, der Diener zertrümmert das Glas, die Kinder sind nicht immer mäuschenstill, die Frau spricht nur ein Wörtchen entgegen, und er wüthet schon, tobt, raset, schreyet, als hätte er die Hirnwuth, als wäre ein Tiger seine Säugamme, als hätte er ein Faſs über einen hohen Berg mehreremale umkehren müssen. Jetzt regnet es allerley Schmach-, Schelt-, Fluch-, Stichel-, Spott- und Schimpfwörter; er haspelt ganze Legionen Teufel aus dem Munde, als hätten diese die Furien hinein gesponnen. *Foetida vomit.*

Durch ein zänkisches Leben im Ehestande erkaltet die Liebe, die Treue wankt, die Einigkeit schwindet, das Gemüth versauert, die Redlichkeit schimmelt, die Wirthschaft maust, die Küche gähnt, der Keller vertrocknet, die Stube trauert, die Kammer trotzt, das Vermögen verwelkt, die Kinder straucheln, die Mägde glitschen, die Diener fallen, und die Gesundheit zerrinnt.

Der Neidige gleicht einer Eule, die das Licht scheuet. Er kann nicht ohne Aerger sehen, wenn Jemand seiner Tugend wegen glänzt. Er gleicht einem Mistkäfer, der aus den schönsten Rosen nur Gift saugt. Er spricht nur von den Mängeln seiner Nebenmenschen, ihr Gutes verschweigt er. Er gleicht den Feilen oder Raspeln, die alles verzehren, wegreiſsen und wegbeiſsen. Er gleicht den Brunnen, die bey kalter Witterung warm, bey warmer kalt sind. Er freut sich, wenn es Jemand übel geht, und trauert, wenn es seinen Nebenmenschen wohl geht. Er gleicht dem Blitze, welcher gemeiniglich nur hohe Gebäude trifft, und weniger die niedern. Er haſst diejenigen, die Gott erhöhte. Er gleicht den Wachteln; diese bösen Vögel seufzen immer, wenn die Sonne aufgeht: er seufzt, wenn dem Nebenmenschen die Glückssonne aufgeht. Er gleicht einem Baume, unter dem junge Bäume wachsen; derley Bäumchen werden von den Aesten der groſsen Bäume unterdrückt. Der Neidige sieht nicht gern, daſs ihm Jemand gleich komme; er sucht ihn, wo er nur immer kann, zu unterdrücken. Er gleicht einem Fieberkranken, dem jede Speise bitter vorkömmt, weswegen er alles seinen Nebenmenschen zu verbittern sucht. Er gleicht den Fliegen, welche den Menschen gemeiniglich nur an dem ungesunden oder verwundeten Theile des Körpers quälen. Der Neidige sucht auch nur das Tadelhafte, nie das Gute auf. Er gleicht den Wassereimern an einem Brunnen; fällt der eine hinab, so steigt der andere herauf. Der Neidige ist beym Falle des Nebenmenschen froh, und traurig bey seinem Glücke. Erbärmliche Leidenschaft!

Der Neidige fühlet einen immerwährenden Dorn, der ihn verwundet, einen immerwährenden Dolch, der ihn durchbohrt, einen immerwährenden Hammer, der ihm das Herz zerschlägt, eine immerwährende Schlange, die ihn umwindet, einen immerwährenden Tiger, der sein Herz verzehrt, sein Herz ist in beständiger Unruhe.

Der Neidige kann seine Leidenschaft nicht verbergen, sein Gesicht verräth ihn; die eingefallenen Wangen, die finstern Augen, die berggrünen Lippen, die birkene Stirn, die giftigen Seufzer, die melancholischen Geberden, das

Fletschen der Zähne, sein mageres, ausgeräuchertes Gesicht, sind Dolmetscher seines Innern. Ein Neidiger mag essen, was er will, wie er will, wann er will, wie viel er will, wo er will; so wird er doch immer so hager, wie ein Windhund seyn, weil sich bey ihm alles in Gift verwandelt.

Es gibt einen Wurm, der kriecht in den Kanzleyen und auf den Schreibtischen der Advocaten herum; es ist der Interessewurm.

Es gibt einen Wurm, der kriecht auf den Scheeren der Schneider herum; es ist der Beschoreswurm.

Es gibt einen Wurm, der kriecht auf den Schriften der Notarien herum; es ist der Testamentswurm.

Es gibt einen Wurm, der kriecht auf dem Hausgeräthe der Eheleute herum; es ist der Zankwurm.

Es gibt einen Wurm, der kriecht in den Scheunen der Wucherer herum; es ist der Getreide- und Kornwurm.

Es gibt einen Wurm, der nistet in Locken der groſsen Perücken; es ist ein politischer Wurm. .

Es gibt einen Wurm, der läſst sich auf dem Luxusputze der Frauenzimmer sehen; es ist ein Galanterie- und Luxuswurm. — Aber wer kann alle Gewissenswürmer aufzählen?

Man hört den Prediger nicht gern, wenn er groſsen Herren die Wahrheit sagt; sie sollten nämlich doch endlich einmal sich die Brille auf die Nase setzen, und nicht immer durch die Finger sehen, mit der Justiz nicht so verfahren, als mit einem Gewölbe voll Spinnengewebe, wo die gröſsten Insecten durchbrechen und die Mücken hängen bleiben; sie sollten nicht dem Distillirkolben gleichen, der aus der Blume die letzten Tropfen heraussaugt. Man hört den Prediger nicht gern, wenn er den Edelleuten sagt, daſs sie den Barbierern nicht in das Handwerk greifen sollten; den Geistlichen, daſs sie oft den Glocken gleichen, welche Andere in die Kirche rufen, selbst aber wegbleiben; er miſsfällt sehr, wenn er diesen Geistlichen sagt, daſs sie Noahs Zimmerleuten nicht unähnlich sind, welche Andern die Arche baueten, sich aber selbst nicht retten konnten, und mit den übrigen Menschen in der Sündfluth zu Grunde gingen; wenn er sagt, daſs sie den Eulen gleichen, welche das Oel nächtlicher Weile aus den Lampen schlürfen, von der Kirche erhalten werden, und zu sonst nichts nützen. Man hört den Prediger nicht gern, wenn er von den Soldaten sagt, daſs sie glauben, ihr Gewissen sey privilegirt. Man ärgert sich über den Prediger, wenn er den Obrigkeiten sagt, daſs sie einer Hospitalsuppe gleichen, auf der wenig Augen sind; wenn er den Beamten überhaupt sagt, daſs sie gar zu barmherzig sind, nicht zwar in der Beherbergung eines Fremdlings, sondern des fremden Guts. Man hört den Prediger nicht gern, wenn er den Wirthen sagt, daſs sie schlechten Wein für Rheinwein verkaufen, und den gemeinsten Landwein noch verfälschen; wenn er den Bäckern sagt, daſs sie das Brod mit schlechtem Mehl schlecht backen, und das Gewicht nicht so gewissenhaft nach der Vorschrift nehmen. Man hört ihn nicht gern, wenn er von den Bauern sagt, daſs sie nur die Rolle des Einfältigen spielen, indeſs sie voll Tücke und Kniffe sind. Am meisten ärgert man sich, wenn er die Frauenzimmer bey der delicatesten Seite packt, z. B. bey der Liebe zum Putze, bey den Winkelliebeleyen, bey der liebenswürdigen Coketterie, und daſs es heut zu Tage wenige gibt, die über die schamloseste Sache roth werden.

Ich fragte die Wahrheit, warum sie einen, mit Blumen gestickten, Mantel trägt, und einen Fuchsschwanz um den Hals hat? Habt ihr denn einen Husten, Madame Wahrheit, daſs ihr den Hals so warm haltet? Mein lieber Pater, antwortete sie, ich trage schon lange einen mit Blumen gestickten Mantel, weil man mich allenthalben bemäntelt und verblümt. Den Fuchsschwanz trage ich um den Hals, weil die Schmeicheley gemeiniglich nicht sehr entfernt von den hohen Häuptern zu seyn pflegt. Zornig über diese Aeusserung riſs ich ihr die Kleider vom Leibe, und schenkte sie dem nächsten Bettler, der bey der ganzen Verhandlung gegenwärtig war. Der Fuchsschwanz hatte ihm gute Dienste geleistet; er warf einer vorübergehenden häſslichen Frau die gewöhnlichen Bettlercomplimente: «Meine schöne wackere Frau!» zu, und erhielt eine reichliche Gabe.

Die Schmeichler gehören in die Luft; denn sie gleichen der Luft. Die Luft ist an und für sich weder warm noch kalt, weder licht noch dunkel, weder trocken noch feucht, sondern sie richtet sich nach dem Himmel; ist er kalt, so ist auch die Luft kalt, ist er warm, so ist sie es auch. Die Schmeichler richten sich nach den Neigungen ihrer Herren. Hat der Herr zu Liebeleyen einen Hang, so wird von nichts sonst als von Liebesintriguen gesprochen; sagt der Herr, die niedrigste Wollust sey keine Sünde, so bejaht es der Schmeichler, und sagt, daſs dies nun allgemein sey und in den heiſseren Europäischen und Asiatischen Ländern (auch bey uns) zum *bon ton* gehöre. Ist der Herr schläfrig, so dehnt auch der Schmeichler seine Glieder; sagt der Herr, daſs ihn friere, so zittert auch der Schmeichler, wäre es auch in den Hundstagen; hinkt der Herr, so hinkt auch der Schmeichler; stammelt oder stottert der Herr, so stammelt und stottert auch der Schmeichler. Will der Herr Jemanden verfolgen, so verfolgt ihn auch der Schmeichler. — Die Luft hat noch eine andre Eigenschaft: sie trägt nämlich alles zu. Wenn man hier im sogenannten Grätzer-Schloſs die groſse Glocke läutet, so hört sie der Landmann oft stundenweit. Wer trägt ihm einen solchen Klang zu? Niemand sonst, als die Luft; sie ist die allgemeine Zuträgerin alles Halls, Klangs, Schalls, Knalls und Falls. Nicht viel anders der Schmeichler; was er sieht, hört, greift, riecht, kostet, fühlt, merkt, liest, trägt er seinem Herrn zu; vergröſsert, verkleinert, verschwärzt, vermehrt, verringert, nachdem er es braucht.

Die Schmeichler gleichen dem Spiegel. Dieser gläserne Affe ahmt alles nach, was er sieht; mit dem Lachenden schmunzelt er, mit dem Weinenden hat er nasse Augen. Diese Gesellen gleichen der Sonnenwende, die immer der Sonne folgt; gleichen den Ziegen, welche an den Bäumen lecken und sie zuletzt so entrinden, daſs sie verdorren müssen. Wie viele Schmeichlerzungen haben Andere ins Verderben gestürzt! Was den Raben begegnet, begegnete manchem vornehmen Herrn. Wer kennt die Fabel nicht, in welcher der Rabe seinen Käse verlor, weil er seine Stimme hören lieſs; sie wurde dem Fuchse zur Beute. Wie oft geschieht im menschlichen Leben das Nämliche! Mancher Schmeichler hält sich bey einem reichen und mächtigen Manne auf, um von seinem Weine zu trinken, aus seinen Schüsseln zu essen. Er ist dort ein ewiger Lockvogel, weiſs alles Bittere zu versüſsen, das Böse gut zu machen, das Laster für

Tugend, den Mauskoth für Aniszucker zu verkaufen, damit er seinen Herrn nicht aus der Wiege und sich selbst nicht aus der Schmarotzerkost werfe. Ist der Herr ausschweifend, so nennt ihn der Schmeichler einen Mann von Welt, der die Freuden des Lebens genieſst; ist der Herr ein Geizhals, so nennt ihn der Schmeichler einen wirthlichen Mann; ist er ein falscher Bösewicht, so nennt ihn der Zungendrescher einen Hofmann; ist der Herr ein Intriguenmacher, so nennt ihn der Schmeichler einen wachsamen Mann; ist der Herr stolz, daſs er kaum mit dem Kopfe nickt, wenn man ihn grüſst, so nennt ihn der Schmeichler einen Mann, der sich fühlt; ist er ein Trunkenbold, so nennt ihn der Schmeichler einen lustigen Mann, der bloſs den Wein liebt, um sich die Grillen zu vertreiben. Seit die Schmeichler sich überall hingeschlichen und auch die Frauenzimmer bethört haben, heiſst Leichtfertigkeit Freundlichkeit, Zorn Ernst, Diebstahl Feinheit, Schelmenstück Politik, Unzucht Vertraulichkeit, Stolz Mode, Rachgierde eine Bravade, und aus Teufeln sind Engel geworden.

Haben die Eltern ein Kind, welches einen Höker hat, wie ein Maulwurfshaufen im May, so schämen sie sich; sie ärgern sich, wenn das Kind so schielt, daſs es zwey Bücher auf einmal lesen kann; wie verdrieſst es sie, wenn es wie ein Hund hinkt, den man in der Küche bewillkommte. Wie schmerzt es sie, wenn das Kind ein Muttermaal, z. B. eine Kirsche, auf der Nase hat, deren Stiel in den Mund hängt. Den geringsten körperlichen Fehler an dem Kinde sucht man zu verbessern. Man ruft Aerzte, Wundärzte, Zahnärzte, Augenärzte, um das Kind herzustellen; um die Gebrechen der Seele kümmert man sich nicht. Bricht ein Kind den Fuſs, so weint die Mutter; aber nicht, wenn die Seele verdorben ist. Mir kömmt dies gerade so vor, als achte einer bloſs den Schuh, und nicht den Fuſs; als hebe er die Nuſsschale auf, und werfe den Kern hinter die Thür; das heiſst ja Ducaten auf die Gasse werfen und die Schweinsblase aufbewahren; den Degen verrosten lassen und die Scheide vergolden; die Gans den Hunden vorwerfen, und den Flügel aufbewahren.

Wir sind wie diejenigen, welche durch rothe Brillen schauen, und glauben, alles um sie herum sey roth; sie wähnen, ein jeder Müller trage einen Cardinalshut.

Wir sind wie diejenigen Gläser, die durch optischen Betrug alles verkehrt zeigen. Sieht Jemand durch, so glaubt er, er stehe auf dem Kopfe. Auch wir pflegen alle Sachen umzukehren.

Eine Büchersammlung ist eine Apotheke, aus der die bewährteste Arzney genommen wird.

Wir sind arme Schlucker; keiner übernehme sich. Haben wir etwas, so ist dasselbe immer ein fremdes Gut. Wenn die Erde ihr Metall, das Schaf seine Wolle, die Seidenraupe ihre Seide, der Ochs seine Haut, der Acker seinen Hanf oder Flachs zurückforderte, wie armselig ständen wir da! Nur ein einziges Schäfchen hat der Mensch, welches mit ihm aufwächst, mit ihm iſst, in seinem Schooſs schläft, und ihm über alles lieb ist, oder wenigstens lieb seyn soll. Es heiſst die Ehre, der ehrliche Name, dieser gehört ihm allein zu. Mittlerweile kömmt Jemand und stiehlt ihm dieses Schäfchen, nimmt ihm die Ehre. Soll es ihn nicht schmerzen? Der ehrliche Name ist das beste Kleinod, der beste Geleitsmann, der beste Schatz, die beste Lust, der beste Segen.

Lazarus lag vier Tage im Grabe, bis ihn endlich Christus von dem Tode erweckte. Vier Tage gehen hin, aber mein Recht, sagt Mancher, bleibt schön liegen, nicht nur vier Tage, oder vier Wochen, oder vier Monate, sondern volle vier Jahre stockt es schon. Mittlerweile läuft die Bestallung des Advocaten gleichwohl fort; ich muſs den Herrn Doctor schmieren; sein Schreiber, der ein hochstudirter Maulaffe ist, muſs auch beschenkt werden. Wenn doch einmal nur dieser Lazarus erweckt würde! Du muſst wissen, lieber Freund, daſs dessen Beutel mit dem deinigen in naher Verwandtschaft ist; du muſst wissen, daſs, wenn du dich auch gern von ihm losmachen möchtest, er dich nicht lassen will. Brauchst du ihn nicht, so braucht er dich, um dein Recht so langsam als möglich an das gewünschte Ende zu bringen. Er will, wie man zu sagen pflegt, nichts über das Knie brechen, damit der Hoheadel fein ganz bleibt. Eile mit Weile, sagte die Schnecke, die volle fünfzehn Jahre über eine Brücke kroch, und gleichwohl stolperte. Aus dem Langsam wächst dem Advocaten sein Interesse.

Adam war der erste Verwalter im Paradiese, sein und der Frau Heva Kleid war ein Schaffell; in unsrer Zeit ist manches Pflegers Kleid gar eine Bauernhaut.

Der Patriarch Abraham schickt seinen Diener Eliezer nach Mesopotamien, um dort für seinen Sohn Isaac eine Braut zu suchen; er schickte ihn aber nicht mit leeren Händen; er gab ihm zehn Kameele mit, die mit Gold, Silber, schönen Kleidern und andern Kostbarkeiten beladen waren. Dieser treue Diener hatte sich seines Auftrags gewissenhaft entledigt, und seinem

Herrn in der Person der schönen Rebecca eine liebenswürdige Schnur zugeführt. Was hätte sich dieser Eliezer für Nutzen schaffen können! In unsern Zeiten sind die Secretäre, Hofmeister, Kammerdiener und Bedienten weit verschlagener. Wäre Eliezer ein halbes Jahr hin und her gereiset; es ging nicht aus seinem Beutel. Hätte er nur auf dem Wege, wo er einsprach, die Absicht seiner Reise an den Tag gegeben, da würde er gesehen haben, wie er bedient worden wäre; alle die jungen Töchter im Hause hätten ihm die gröſste Ehre erwiesen, und ihn mit den Seinigen umsonst bewirthet, besonders wenn er ihnen, wie man zu sagen pflegt, das Maul gemacht hätte; da hätte er noch mehr ersparen und sich den Seckel besser füllen können. Wenn er sich bey diesem oder jenem hätte verlauten lassen, daſs er eine der Haustöchter gut anbringen wolle, so würde der sogenannte Kuppelpelz so gut bezahlt worden seyn, daſs er auf alle Dienerschaft hätte Verzicht thun können. Derley Accidentien wissen die Diener vornehmer Herren sehr wohl zu benutzen. Der geringste Küchenratze versteht sich in seiner schmutzigen Charge auf derley Accidentien, und weiſs gar meisterlich seine Waaren durch alte Bettelweiber zu versilbern. Herren und Frauen klagen fast immer über die Untreue ihrer Diener und

Dienerinnen; man möchte noch so viel Katzen herbeyschaffen, so kann man dem Mausen doch nicht Einhalt thun. Man möchte so viel Augen als der Junonische Liebling Argus haben, so heiſst's immer hier und dort: *Mobile sit fixum*, und der Meister Niemand kommt ins Spiel; Koch und Kellermeister sind die Gevattersleute, glauben aber nicht, daſs ein Frühstück dem Diebsstücke ähnlich sey, wie der Wolf der Wölfin. Der Einkäufer vergiſst sich nicht, und weiſs sich ein artiges Kapitälchen vom täglichen Pfennig zu schmieden, den er bey der geringsten Krautstaude vermehren kann. Nur Geld her, so seyd ihr bey den Mägden wohl gelitten; nur ein schönes Zeug auf eine Schnürbrust, so zeigen sie dir, was du willst, du kannst sie ziehen, wohin es dir beliebt, nach Ost und West, nach Nord und Süd; nur einige seidene Bänder, und du wirst erfahren, was diese vermögen. Das Geben ist nicht vergebens.

Viele hingegen verfahren mit ihren Dienstleuten, wie die Apotheker mit ihren Blumen; sie sondern sie ab, legen sie in einen schönen Destilirkolben, und brennen sie bis auf den letzten Tropfen aus. Ist zuletzt kein Saft mehr darin, so wirft man die Ueberreste der Blumen zur Thür hinaus. Nicht viel besser verfährt man mit den Dienstleuten. Viele Jahre plagt sich der arme Tropf, sucht sich durch Fleiſs und Treue beliebt zu machen; allein sobald seine Kräfte abnehmen, wird er wie ein zudringlicher Bettler vor die Thür gesetzt. Man fertigt ihn mit einigen Bissen ab, und sagt, er sollte sein Glück weiter suchen.

Die Falschheit hat bey Hofe den ersten Sitz. Die Höflinge tragen Honig im Munde und Gift im Herzen. Von aussen athmet alles Liebe, von innen alles Haſs. Der Höfling kommt mir wie der Zeiger auf der groſsen Uhr vor; dieser ist auf einer Seite wie ein Herz gestaltet, auf der andern wie ein Pfeil.

Ich entschloſs mich, so lange zu suchen, bis ich die liebe Redlichkeit wieder gefunden haben würde. Mitten unter meinem Suchen fand ich in einer Kaufmannsbude zwey Freunde bey einer Kanne Wein. Ich hätte es nicht gewagt, den Kaufmann zu fragen, wer sie wären? hätte mir nicht ein sonderbares Aushängeschild dazu Anlaſs gegeben: denn man sah auf diesem weiter nichts, als einige Bücher mitten im Feuer liegen.

Dies machte mich neugierig zu fragen, warum man auf das Schild gerade so etwas und nichts anders gemalt habe? Der Kaufmann gab mir zur Antwort: Es sind vordem sehr viele Waaren auf Borg ausgenommen worden, und jeder der Schuldner versprach, als ein redlicher Mann zu zahlen. Da sehr wenige ihr Wort hielten, will ich Niemanden mehr auf seinen redlichen Namen etwas borgen, und deute durch das Schild an, daſs meine Schuldbücher verbrannt sind. — Ein tiefer Seufzer entfuhr mir auf die Antwort, und ich sah leider, daſs ich auch hier die Redlichkeit nicht traf. Um übrigens auch zu erfahren, wer denn die zwey wären, welche die Veste Krönneberg belagerten, erkundigte ich mich bey dem Kaufmann, der mir sagte, daſs einer von ihnen ein reicher Mann, der andere aber ein Schmarotzer wäre, welcher sich für seinen besten Freund ausgäbe. — *Ubi dapes, ibi apes.* — —

So lange Fortunatus den Felician zum Hausverwalter hat, so lange der Schornstein bey ihm raucht, so lange mangelt es nicht an Freunden; sobald aber Blut, Gut, Geld, Zelt, Haus, Schmaus verloren sind, so entfernen sich die schmarotzenden Fliegen. In einer kalten Küche sucht man nichts. — Die Schmarotzer machen es wie die Schwalben, welche so lange mit ihrem Geschwätze den Hauseigenthümer liebkosen, so lange es warm ist; nahet sich aber der Herbst, so nehmen sie Abschied, und hinterlassen nichts als ein schmutziges Nest. . .

In der Hoffnung, die liebe Redlichkeit doch irgendwo finden zu können, nahm ich mir vor, sie weiter zu suchen, wie man das Glück zu suchen pflegt, und sollte ich mir die Füſse wund gehen. Ich ging gerades Weges jetzt zu zwey Brüdern, weil ich wuſste, daſs sich keiner von diesen auch nur mit einem Wörtchen beleidige; aber wie erschrack ich, als mir auch dort die Falschheit an der Thür entgegen ging.

Mancher Bruder zeigt sich wie jener Bauer gegen den Fuchs, welcher, von dem Jäger mit Hunden verfolgt, sich zu seinem Glücke in die Scheune rettete. Hier bat er den Bauer inständig, er möchte seinen Fuchsbalg schützen, mit dem Versprechen, er würde seinen Brüdern einschärfen, daſs sie nie mehr die Hühnerställe des Bauern besuchen sollten. Der Bauer lieſs sich überreden, und versteckte den Fuchs unter das Stroh. Bald nachher kam der Jäger und fragte den Bauer, ob er keinen Fuchs gesehen hätte? Dort sah ich ihn laufen, gab der Bauer zur Antwort, winkte aber dem Jäger, daſs er im Stroh verborgen sey. Diesen Wink bemerkte zum Glück nur der Fuchs, der aus dem Stroh hervorguckte, und nicht der Jäger, der sich wieder entfernt hatte. Kaum hatte der Letztere die Scheune verlassen, als der Bauer den Fuchs aufdeckte, und mit diesen Worten laufen lieſs: Du kannst mir dein ganzes Leben hindurch dankbar seyn, und bist verpflichtet, dein Versprechen gewissenhaft zu halten. Dein Mund, erwiederte der Fuchs, meinte es zwar gut, aber das Winken mit den Augen möge dir der Teufel vergelten.

Noch gab ich meine Hoffnung nicht auf, die alte Redlichkeit wieder zu finden. Ich erblickte ein Paar Eheleute, die in einem vertrauten und freundschaftlichen Tone mit einander sprachen. Man hätte schwören sollen, daſs keine Falschheit verborgen sey, und daſs die alte Redlichkeit in beyder Munde und Herzen wohne; allein man versicherte mir, daſs die Madame ihren Gatten nach den modernen Gesinnungen an dem Narrenseile herumführe.

Monsignor Simplicius weiſs nicht, daſs das Wort Falschheit weiblichen Geschlechts sey; er soll glauben, daſs Lust und List einen Sitz auf dem Misthaufen der Weiber habe, daſs das Deutsche Wort Frau und das Lateinische *Fraus* (Betrug) sehr nahe verwandt sind. Wollte Gott, es wäre nicht wahr; allein es ist nur allzuwahr, daſs es eine zahllose Menge gibt, welche glauben, daſs es im Ehestande sehr redlich zugehe, da indessen die bemäntelte Falschheit alle Untreue ausübt.*.

Gott sieht nicht auf das, was der Mensch thut, sondern wie er es thut; er sieht auf den Kern und nicht auf die Schale oder Hülse; der Kern ist die Meinung, die Schale das Werk. Er sieht auf die Kornähre und nicht auf den Halm; er sieht auf den Schatz und nicht auf die Kiste, auf den Degen und nicht auf die Scheide. Was nützt es, wenn die Scheide gut und der Degen rostig ist? Was nützt es, wenn die Kiste fest und das darin enthaltene Geld falsch ist? Was trägt's, wenn der Halm hoch und gerade, und die Aehre leer ist? Was nützt es, wenn die Schale gut und der Kern wurmstichig ist?

Wenn man ein irdenes Gefäſs, z. B. einen Topf stricken will, so muſs man ganz behutsam den Drath durchziehen, dann ganz gelinde zusammenzwicken. Man klopft mit einem Hämmerchen sehr leise daran, um nichts zu brechen. Noch gebrechlicher sind die Menschen, wenn sie einige Mängel an sich haben. Es ist zwar die Pflicht der Obrigkeit, diese Fehler an den Tag zu legen, aber mit möglichster Schonung; nur das Laster verdient eine derbe Züchtigung.

Mensch! Gott erhielt dich durch seine Vaterhuld. Die Erde ist dein Vorrathshaus, die Luft deine Arzney, das Feuer dein Koch, das Wasser dein Wäscher.

Der Bettler ist arm, sagst du, weil er sein Brod von Thür zu Thür suchen muſs. Doch auch der Bauer ist arm; denn er gleicht den Limonien, welche man so lange ausdrückt, bis kein Saft mehr darin ist.

Die Leute sind eine ganze Woche mit Arbeit beschäftigt, am Sonntag aber machen sie einen Rasttag, oder, besser genannt, einen Lastertag. Dort verläſst der Kürschner den Fuchsbalg, und geht ins Wirthshaus zum drey Hasen; dort verläſst der Fischer das Wasser, und geht ins Wirthshaus zum blauen Hecht; dort verläſst der Schmied den Amboſs, und geht ins Wirthshaus beym güldnen Hufeisen; dort verläſst der Schuster den Leisten, und geht ins Wirthshaus beym rothen Stiefel; dort verläſst der Goldschmied sein Quecksilber, und geht ins Wirthshaus bey der güldnen Krone; dort verläſst der Gärtner seine Schaufel und Krampen, und geht ins Wirthshaus bey der grünen Linde: bey dieser grünen Linde heftet er mehrmals Gott wieder auf den Kreuzbaum; bey dieser goldnen Krone verscherzt er die ewige; bey diesem rothen Stiefel eilt der spornstreichs der Hölle zu; bey diesem blauen Hechte geht die Tugend den Krebsgang; bey diesen drey Hasen hebt er eine Sau auf u. s. w., und das alles geschieht gemeiniglich an einem Sonntage.

Vor einigen Tagen ging ich vor dem Mauthgebäude vorüber, als eben einige Ballen Waaren, als verbotne Waare, in Beschlag genommen wurden. Sie waren als Gewissen angegeben, welches bekanntlich überall von allen Abgaben frey seyn soll; allein man vermuthete, daſs unter falscher Angabe andere Waaren eingeschwärzt wurden, und schritt zur Untersuchung. In dem ersten Ballen fanden sich wirklich, statt des Gewissens, Vorwände, eine Waare, welche sich mit dem Gewissen durchaus nicht verträgt. Sie ist daher verboten, wird aber häufig eingeschwärzt, weil sie bey den jetzigen Zeiten durchaus unentbehrlich ist. Um die schlechtesten Handlungen zu beschönigen, bedarf man eines Vorwandes, und muſs daher immer von dieser Waare in Vorrath haben. Absalon gab sich alle Mühe, die Unterthanen seines Vaters aufzuwiegeln und für sich zu gewinnen, um dem David Krone und Herrschaft zu entreiſsen. Die Handlung war gottlos, der Vorwand war aber schon in Bereitschaft. Es geschah, sagte Absalon, um die gedrückten Unterthanen zu erleichtern und die vernachlässigte Gerechtigkeit besser zu verwalten u. s. w. — Es wurde ein zweyter Ballen geöffnet, und man fand Fuchsbälge, aber kein Gewissen, welches auch sehr begreiflich ist, weil Arglistigkeit und

Gewissen niemals beysammen angetroffen werden. Ein arglistiger Mann muſs seyn, wie das Fell Gedeons, bald naſs, bald trocken; er darf seine wahren Absichten niemals durchblicken lassen. Herodes, als er den Weisen aus dem Morgenlande auftrug, ihm des Kindes Aufenthalt anzuzeigen, damit auch er hingehe, es anzubeten, hatte die Absicht, es zu ermorden. Wer zur jetzigen Zeit sein Herz offen trägt, wird für einen Dummkopf, wer es durch hundert Schleyer unergründlich zu machen weiſs, für einen klugen Mann gehalten. Man gebraucht den Fuchsschwanz, um sich hinter demselben zu verbergen. Man muſs seyn wie jenes Wirthshaus, welches im Schilde ein Lamm hat, obwohl der Wirth ein reiſsender Wolf ist; wie die Apothekerpillen, welche von aussen schön vergoldet sind, obwohl sie von innen Gestank und Ekel enthalten. — Der dritte Ballen enthielt verschiedene Farben, aber kein Gewissen. Auch das ist eine Waare, welche viel gebraucht wird: denn man pflegt jeder noch so schwarzen Handlung eine gefällige Farbe anzustreichen. . . Man hat es in unsern Tagen hierin zu einer gröſsen Fertigkeit gebracht, und weiſs den Farben einen herrlichen Firniſs zu geben. Ungerechte Kriege werden geführt; das Eigenthum wird Andern gewaltsam entrissen; der lästige

Tadler wird um Amt und Brod gebracht; Ehrgeiz, Neid, Haſs werden befriedigt u. s. w.

Der Reiche ist der Himmel auf dieser Welt, der Arme aber die Erde, welche ohne die Wohlthaten elend zu Grunde gehen muſs. Der Reiche soll seyn wie der Magen im menschlichen Körper, welcher die Säfte der Speisen und Nahrung an alle übrigen Glieder zertheilt.

Ein vornehmer Herr hatte einst mit einem schönen, noch unschuldigen Mädchen in einem Garten öfter Zusammenkunft. Er lieſs die Schöne immer in seinem Wagen dahin und wieder zurückführen. Der Kutscher, dem das Mädchen ein Trinkgeld geben wollte, nahm es niemals an, und wiederholte jedesmal die Worte: „Ich heiſse Stephan.“ Das Mädchen fragte ihn endlich, was er damit sagen wolle. „Ich heiſse Stephan,“ sagte er, „und kann es nicht oft genug wiederholen; denn sie könnte einmal ausrufen: Der Teufel hat mich hieher geführt. Ich führe sie, und nicht der Teufel, aber mein Herr verführt sie.«

Bist du arm, bist du ohne Kittel und Mittel, so geh in die Kirche: diese wird dir seyn eine Münzbank.

Bist du krank, und ist der Siechthum dein meister Reichthum, so geh in die Kirche: diese wird dir seyn eine Apotheke.

Bist du verfolgt, und suchen dich die Leute nur zu beschweren und nicht zu verehren, so geh in die Kirche: diese wird dir seyn ein Schutzhaus.

Bist du elend, und hast mehr Noth als Brod mehr Dörner als Körner, mehr Leid als Getreid, so geh in die Kirche: diese wird dir seyn ein Proviantbaus.

Der Echo ist ein seltsamer Schwätzer; und muſs allemal das letzte Wort haben. Sogar kann er das Maul nicht halten im Beichtstuhl; denn wenn der Beichtvater ganz eifrig das Beichtkind ermahnt, es soll sich hinführo bessern, und nimmer thun, nimmer; so antwortet der Echo: Immer; als wisse er schon, wie geschwind und leicht die Adamskinder wieder fallen, und bald nach der Beichte immer fortfahren zu sündigen.

Der Beichtstuhl muſs von lindem Holz seyn, und nicht von hartem.

O mein Gott! ich bin ein arbeitsamer Handwerksmann, sagst du, ich bin ein Tischler, und arbeite den ganzen Tag, damit ich nur etwas auf den Tisch schaffe: Ich bin ein Schloſser, bemühe mich den ganzen Tag hindurch, damit ich kein Schloſs, sondern ein Brod vor's Maul schlage: Ich bin ein Schmied und thue die ganze Woche nie feyern, ob ich schon stets beym Feuer bin, muſs manchen Nagel einschlagen, damit ich meine Wirthschaft nicht an den Nagel henke: Ich bin ein Glaser, thue eine ganze Zeit mit Zinn löthen, damit ich ein wenig Silber gewinne zu meinem Unterhalt: Ich bin ein Hafner, thue immerfort Ofenkacheln machen, damit es in meiner Wirthschaft nicht kühl hergehe: Ich bin ein Maurer, und thue eine ganze Zeit Häuser bauen, damit heut oder morgen mein Weib und Kinder nicht ins Armenhaus kommen: Ich bin ein Schuster, und arbeite von früh an bis in die Nacht, damit meinem Weibe und meinen Kindern nicht einmal der Schuh drücke: Ich bin ein Schneider, und wenn ich nicht früh und spät mit der Nadel umgehe, so steht das Wenige, was ich habe, auf-der Spitze: Ich bin ein Zimmermann, und brauche den ganzen Tag den Maſsstab, damit ich nur dem Bettelstab entgehe: wollte Gott, ich hätte Zeit, daſs ich könnte beten wie eine heilige Martha, ich wollte gern von Herzen auch hundertmal die Kniee biegen; aber mein Handwerk läſst es nicht zu u. s. w. Wenn dieser gute Wille recht Ernst und kräftig ist, so versichere ich dich, daſs selben der gütigste Gott wird an- und aufnehmen wie das Werk selbst.

Viele Leute sind beschaffen wie die Zwiebel: wenn man ihr nur ein Häutchen abzieht (da sie doch noch mit vielen andern versehen), so kann er sich gleich erzürnen und Rache suchen, und zwar also stark, daſs einem die Augen übergehen.

Die Freunde dieser Welt sind meistens beschaffen wie die Schwalben, welche nur bey uns einkehren und einem die Ohren voll anschwätzen, da der liebliche Frühling seinen Anfang nimmt; sobald aber der rauhe Winter anklopft, alsdann nehmen sie Urlaub hinter der Thür, und verlassen nichts als ein beschmutztes Nest. Viele und aber viele geben sich für die besten Freunde aus, kein Tag verflieſst, wo sie nicht das *Festum visitationis* feyern, die Brüderschaft hat einen ewigen Ablaſs bey der Tafel, der *Optativus Vivat* ist fast in einem steten *Infinitivo*, es geschieht aber mehrentheils wegen der *Participia* bey dem Tisch; sobald aber die Schwindsucht in die Hausmittel einreiſst, die Auszügel wie die Egyptischen Heuschrecken daher fliegen, die Schuldforderer keine andere Noten singen, als *sol mi*, d. i. soll mir das und das bezahlen, da verschwinden diese guten Freunde.

Ein gutes Exempel ist die beste Glocke, so die Leute in die Kirche ladet.

Wie geht es, gnädiger Herr? Ich höre, Sie haben einen Unfall gehabt. Ja, der Teufel hat mich vor einigen Wochen vom Pferde herabgeführt, und ich habe den Fuſs gebrochen. Dieser ist zwar bereits geheilt, aber ich bin ein Krüppel, und kann meine Lebensweise nicht mehr fortsetzen. Groſsen Dank, Herr Teufel! sollte dieser Edelmann sagen. Er war eine wilde Hummel; schwärmte von einem Trinkgelage zum andern, und war mehr berauscht, als nüchtern. Seine Wirthschaft vernachlässigte er, und an seine Seele dachte er gar nicht. Seit seinem Unglücksfalle ist er ordentlicher, und durch Nachdenken auch vernünftiger geworden. Das Wasser im Schwemmteiche zu Jerusalem war von der Art, daſs es die Krankheiten nur heilte, wenn es von dem Engel getrübt wurde. So sind viele Menschen.

Der Geizige gleicht einer Mispel, welche ungenieſsbar ist, so lange sie frisch ist, und erst dann gegessen werden kann, wenn sie fault. So lange er lebt, frisch und gesund ist, bringen seine Schätze keinen Nutzen, und erst dann, wenn er stirbt, wenn er fault, kommen sie wieder in Umlauf.

Die Söhne Lamechs, Tubal und Tubalkain, sollen die Erfinder, jener der Musik, dieser der Schmiedekunst gewesen seyn. Wenn diese Brüder im nämlichen Hause beysammen wohnten, mag das kein übler Lärm und Verwirrung gewesen seyn. Im obern Stockwerke sang Tubal, im untern hämmerte Tubulkain; oben war der Blasebalg für die Orgel, unten der für die Schmiedeesse; dort ertönten Pfeifen und Schalmeyen, hier Hammerschläge und Feilengeraspel. Nicht ungleich einer solchen Wohnung ist der

Sünder, welcher betet. Im obern Stockwerke, in dem Munde, ertönt Musik, das Lob des Herrn; in dem untern, in dem Herzen, rumort die Sünde mit allen ihren Attributen; oben singt man Lobgesänge, unten opfert man dem Belial; dort singt die Zunge mit der Cäcilia, hier tanzt das Herz mit der Herodias.

Wenn es uns vergönnt wäre, die Gedanken manches Betenden zu errathen, wir würden erstaunen, daſs sein Gebet so ganz ohne Wirkung bleibt. Mag folgendes Gebet eines Kaufmanns zum Beweise dienen: «Vater unser, der du bist in dem Himmel, der Markt rückt heran, ich muſs meine Anstalten treffen; geheiliget werde dein Name, wo soll ich jetzt einkehren? Mein voriger Wirth ist gestorben; zukomme uns dein Reich, er war ein guter Kerl. Wir haben manche Flasche zusammen geleert; dein Wille geschehe, wie im Himmel, in der blauen Taube soll man gut essen und trinken; also auch auf Erden, es kömmt auf eine Probe an; gib uns heute unser tägliches Brod, wenn ich nur könnte die zwey Stücke Seidenzeug an den Mann bringen; und vergib uns unsre Schuld, zu Meſsgewändern sind sie gut genug; wie wir vergeben unsern Schuldnern, aber für Frauenzimmer sind sie aus der Mode; führe uns nicht in Versuchung, für die Kirche ist alles gut; sondern erlöse uns von allem Uebel, der Pfaff macht heut lange; amen, sie warten gewiſs mit dem Essen, und ich komme zu spät auf die Kegelbahn.

Es gibt keine Thorheit, zu welcher sich der Verliebte nicht willig versteht. Er küſst mit Inbrunst die Fuſsstapfen, welche seine Geliebte im Sande hinterläſst. Er stiehlt den Pantoffel derselben, und zernagt ihn im einsamen Kämmerlein, wie die Maus den Käse. Er ist im Stande, einen Floh, welcher ihr Blut getrunken, um theures Geld einzuhandeln. Er läſst einen hohlen Zahn derselben in Silber fassen, und trägt ihn als Heiligthum am Halse. Er läſst sich den Namen seiner Geliebten auf Brust und Rücken schmerzhaft einätzen.

Ein reicher Mann hatte einen schönen Pallast bauen und denselben fürstlich ausschmücken lassen. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, die innere Einrichtung dieses herrlichen Gebäudes allen Neugierigen zu zeigen. Ein Reisender bewunderte einst diese Schönheiten, und äuſserte, daſs er doch einen bedeutenden Fehler entdeckt habe. Mit Erstaunen erkundigte sich der Herr nach diesem Fehler. „Man hat vergessen,“ sagte der Reisende, „die Thür zuzumauern, durch welche der Tod sich einschleichen wird.“

Ein in der Sünde ergrauter Mann beichtete einst seine Fehler, welche von der Art waren, daſs sie strenge Buſse erheischten. Der Gewissensrath legte sie ihm auf, allein der weichliche Sünder fand jede zu hart. Endlich begnügte sich der erfahrne Menschenkenner ihm aufzulegen, alle Tage einigemal seinen grauen Bart zu streichen. Das Mittel that seine Wirkung: denn kaum waren einige Wochen verflossen, als der Sünder kam, und eingestand, daſs sein grauer Bart ihn an den nahen Tod erinnere.

Er besserte sich, da es noch Zeit war, und starb reuevoll.

Man sagt, daſs ein Weib eher das gröſste Gewicht, als das leichteste Geheimniſs trage; daſs eher ein reifloses Faſs das Wasser, als ein Weib ein Geheimniſs zurückhalte; daſs es leichter sey, ein Mühlrad, als die Zunge eines Weibes zum Stehen zu bringen; daſs ein, zu den Ohren eines Weibes eingedrungenes, Wort am Munde desselben sogleich wieder anpoche, um den Durchgang zu verlangen. — Schmeicheleyen, Thränen, Schmollen stehen den Weibern zu Gebote, die Geheimnisse aus ihren Männern hervorzulocken. Die Frau eines Rathsherrn war sehr neugierig, alles zu erfahren. Wenn er vom Rathhause kam, bestürmte sie ihn mit Fragen, daſs er sich oft nicht zu helfen, noch zu rathen wuſste. Einst hatte die Sitzung ungewöhnlich lange gedauert, und die Frau erwartete den Gatten schon unter der Thüre ihres Hauses, um die Ursache zu erfahren. Er lieſs sich lange bitten, doch gestand er endlich, daſs, da ein gelehrter Mann einen so harten Winter vorgesagt habe, daſs sogar die Seufzer in der Luſt gefrieren werden, man darüber berathschlagt habe, welche Maſsregeln zu ergreifen seyen. Er gebot indessen das tiefſte Stillschweigen, und die gehorsame Gattin gelobte es. Am nämlichen Nachmittage war aber der Zulauf der Weiber in den Läden der Pelzhändler so groſs, daſs in wenig Stunden nichts mehr von dieser Waare zu haben war. Ein Beweis, wie gut die Frau Rathsfreundin das Geheimniſs bewahrt hatte.

Man erzählt von einem Schwarzkünstler, daſs er bey einem Gastmahle machen konnte, daſs Einer des Andern Nase ergriff, und bereit war, sie statt einer Weintraube abzuschneiden. Bey Zechgelagen geschieht dieses täglich. Zwar werden da nicht Nasen abgeschnitten, aber die Ehre und der gute Name des Nächsten.

Vor dem Thore zu Jerusalem befand sich neben dem Schwemmteiche ein Gebäude für die Kranken, welches fünf groſse Thore hatte.

Bey mancher groſsen Stadt würde in unsern Zeiten ein Gebäude mit eben so viel hundert Thoren nicht hinreichen. Hier ist Einer, welcher aussieht, als wäre er in Pergament gebunden. Dort hat ein Andrer Augen, welche immerdar einer Dachtrauſe gleichen. Dieser hat ein Gesicht, daſs die Vögel hinzufliegen, in der Meinung, Vogelbeeren da zu finden. Jener hat krumme Finger, als hätte sich seine Mutter an einer Beiſszange versehen. Der aufgeblähte Bauch dieses Mannes gleicht der groſsen Trommel einer Janitscharen-Musik. Die Füſse jenes jungen Greises sind ausgedörrt, wie Spindeln. Dieser hustet, als stäcke ihm ein Blasebalg im Halse. Jener zittert, wie eine Bachstelze. Schwindel, Gries, Stein, Bleichsucht, Schwindsucht sind an der Tagesordnung, und dem Magen wird immer Schuld gegeben, daſs er so schlecht verdaue. Wenn man die Ursache aller dieser Krankheiten untersuchen wollte, würde man finden, daſs das schwelgerische Leben, das unmäſsige Essen und Trinken daran Schuld sind.

Ein Diener, welcher die elende Kost nicht mehr länger ertragen konnte, nahm einst die Schüssel mit Suppe, stellte sie auf die Erde, und zog sie an einem Bindfaden nach der Küche. Die Frau, welche es sah, fragte, was das zu bedeuten habe. Ich sah immer, sagte der Diener, daſs man die Blinden führt; da nun diese Suppe so mager ist, daſs sie kein einziges Auge hat, so behandle ich sie als einen Blinden.

Zwey Wandrer kehrten einst in einem Wirthshause ein, und schliefen in dem nämlichen Zimmer. Während der Nacht kamen Mäuse, und fraſsen die Hälfte der ledernen Hose eines dieser Wandrer. Als dieser des andern Morgens den Schaden bemerkte, schrie er über Wunder, und wollte nicht glauben, daſs dieses mit natürlichen Dingen zugegangen sey. Sey ruhig, tröstete ihn der Andre. Daſs die Mäuse die Hose gefressen haben, ist kein Wunder. Ein Wunder wäre es aber gewesen, wenn die Hose die Mäuse gefressen hätte.

Wie mancher gleicht einem Schwamm, welcher alles, auch den Schweiſs seiner Mitmenschen, in sich schluckt; einer Henne, welche auch auf fremdem Miste kratzt; einer Dornhecke, welche keinen Verübergehenden unbeschädigt läſst; einem reissenden Wasser, welches überall fremde Grundstücke losreiſst. Er läuft unermüdeter, als ein Postpferd; schläft weniger, als ein Haushahn; gräbt tiefer, als ein Maulwurf, und sammelt sorgfältiger, als eine Ameise. Warum alles dieses? Um seinen Kindern ein groſes Vermögen zu hinterlassen. Der Thörichte, welcher nicht weiſs, daſs ungerecht erworbenes Gut nicht mehr Bestand hat, als Schnee an der Sonne.

Aus Galiläa kam uns der Heiland, und aus Gallien die Mode. Die Deutschen sanken zu Affen herab, und ahmen alles nach, was ihnen der Franzmann vormacht. Man begnügt sich aber nicht mehr, die Thorheiten nur Eines Landes nachzuäffen, sondern die Tyranney Mode entlehnt überall, selbst von wilden Völkern, um sich recht abentheuerlich auszuschmücken.

Der Dornstrauch soll, so lange der Mensch im Stande der Unschuld war, ohne Dornen gewesen seyn, und erst später die Spitzen bekommen haben, an welchen sich schon so Mancher verwundete. Unsere Weiber tragen Spitzen, welche nicht weniger gefährlich sind, und durch welche der Geldbeutel manches Ehemannes schon tödtlich verwundet wurde. Ein Wurm zerfraſs den Kürbisstock des Jonas, daſs er verdorrte. Ein Wurm, nämlich der Seidenwurm, brachte uns ein Geschenk, durch welches der Wohlstand manches Hauses schon verdorrte.

Ich fragte die Frau Wahrheit, warum denn ihre Lippen so aufgeschwollen seyen, und sie antwortete, daſs man ihr, als sie gegeigt habe, den Fidelbogen um den Mund schlug.

Ein undankbares Kind gleicht jener Hacke in der Fabel. Eine Hacke bedurfte eines Stiels, und bat die Buche, ihr einen zu verschaffen. Die gutmüthige Buche gab einen Ast dazu her, allein sie hatte es zu bedauern, denn die Hacke wandte nun die Schärfe ihrer Schneide gegen die Wohlthäterin, und richtete sie zu Grunde.

Moses hielt in der Hand eine Ruthe. So lange er sie behielt, so blieb sie schön und grünte; sobald er sie aber zur Erde warf, verwandelte sie sich in eine Schlange. Das wahre Bild der Kinderzucht!

So lange Eltern die Ruthe handhaben, und strenge sind, geht alles gut; sobald sie aber die Ruthe ablegen, verwandelt sie sich in eine Schlange, und die Kinder werden vergiftet.

Manche Mühle ruht doch manchmal an Feyertagen, oder wenn der Bach gefroren ist, oder wenn er, der Sonnenhitze wegen, die Schwindsucht hat. Das Rad in dem Munde des bösen Weibes läuft immerdar. Ihre Musik macht keine Pausen, und sie hätte einen guten Stundenrufer abgegeben, weil sie niemals ruht. Kein Wunder daher, wenn der Mann sie behandelt, wie die Thürangeln, welche man schmiert, wenn sie knarren.

Christus verwandelte auf der Hochzeit zu Cana das Wasser in Wein, welches ein groſses Wunderwerk war. Die Wirthe verwandeln, jedoch ohne Wunder, ihren Wein in Wasser, und wenn ihre Gäste im Vollmond sind, so befindet sich ihre Maaſs im Abnehmen, die Kreide aber schreibt nichtsdestoweniger Fraktur.

Die Dichter stellen den Argus als einen Hüter mit hundert Augen vor. Was hier nur Fabel war, ist bey Gott Wahrheit. Gottes Auge ist überall, wacht über alle Geschöpfe.

Aber im Paradiese war gewiſs ein glücklicher Mann. Sein Titel war: Von Gottes Gnaden Adam der Erste, mächtiger König des ganzen Erdrundes, Erzherzog des Paradieses, Herzog zu Frauenberg, Graf zu Freudenthal, Herr zu Allegro u. s. w. Er hatte alles im Ueberfluſs und einen prächtigen Hofstaat. Die vier Elemente waren seine Kammerherren; Löwen, Tiger, Hirsche und alle vierfüſsige Thiere seine Bedienten, die Vögel seine Musikanten, nämlich der Rabe war Bassist, die Amsel Tenorist, der Finke Altist, die Nachtigall Discantist, der Gimpel spielte die Viole, die Elster das hölzerne Gelächter, und der Specht das Hackbrett.

Glaubt ihr, daſs die Trunkenbolde auf einmal zu diesem Laster gekommen sind? Keineswegs. Erst tranken sie ein Gläschen, dann ein Glas, nachher einen Krug, und endlich eine und mehrere Kannen aus. Im vierten Jahr schreyt Mancher: Mutter, trinken! und im fünften schon: Vater, saufen! Ein Jahr später begleitet er den Vater schon zu Trinkgelagen, und im sechzehnten ist er am Sonntag im weissen Rössel, am Montag im blauen Kessel, am Dienstag im goldnen Lamm, am Mittwoch im grünen Kamm, am Donnerstag in der goldnen Sonne, am Freytag im wilden Mann, am Samstag in der grünen Linde, damit man ihn die ganze Woche beym Saufen finde.

Es sind Einige anzutreffen, welche da groſse Aemter besitzen, in hohen Ehren stehen, fast wie die Götter angebetet werden, aber es sind meistens solche Götter, wie da die Israeliten in der Wüste einen gehabt. — Dieser kälberne Gott thät äusserlich über alle Maſsen glänzen und war sehr herrlich anzusehen, aber inwendig war das Kalb hohl, und folglich nichts darin: nicht wenig sieht man, welche da unwürdig zu hohen Dignitäten sind erhoben, und fast wie die Götter verehrt werden. Diese glänzen sehr prächtig in Kleidern, inwendig aber ist's meistens hohl, nichts darin, nichts von Verstand, nichts von Wissenschaft, nichts von einer Erfahrenheit, sondern sie verstehen sich nur auf's Fressen und Banketiren.

Auf öffentlichen Briefen, in schönen Dedicationen, muſs allemal hinzugedruckt werden: *Patrono meo colendissimo etc.*; auch wenn, wie und wo man einen grüſst, da heiſst es allerseits: Diener, Dienerin. In allen Gassen, auf allen Plätzen, in allen Häusern, in allen Fenstern, in allen Briefen, ja sogar in den Kirchen: Diener, Diener. Aber, mache du mir aus dem Worte Diener einen Buchstabenwechsel, so kommt nichts anders, als nieder. Er ist nie der, — für den er sich ausgibt, sondern seine Dienste sind meistens nur Dunst, seine Obsequien haben bald Exequien, seine Servitien sind nicht ohne

Nequitien. — Ist demnach heilig und heilsam, wenn man Patronen sucht im Himmel. Solche liebe, heilige Patronen im Himmel haben an sich die Art und Beschaffenheit einer Bruthenne: man nimmt öfters wahr, daſs solche auf eine Mauer oder einen Baum hinauffliegt, dort beckt, sucht und kratzt, und wenn sie etwas findet, ihren jungen Hühnlein und Piperlein, so auf der Erde, hinunterwirft. *Memor ab alto:* von oben herab spendirt eine Gab! Sie sind wie ein Erddampf, welcher von der morastigen Erde in die Höhe steigt, und sich nachmals in einen heilsamen Regen ausgieſst.

Man hat vor Jahren etliche ungereimte Ueberschriften der Briefe auf der Wienerschen Hauptpost aufgezeichnet und gefunden, daſs man sogar einem Besenbinder den Titel: Wohledelgeboren, zugemessen. Die Prädicate wachsen dergestalt, daſs, wer nur Hans Hader heiſst, sich gleich muſs von Lumpenhoffen nennen.

Es überhebt sich manche über ihre hochadlichen Voraltern: wenn aber die Aeltern gesehen haben, und die Tochter blind ist, was hilfts?

Wo die Trunkenheit einkehrt, da muſs der Verstand aus dem Hause weichen.

Wer allzuviel bey dem Wein ist, der ist nie recht bey sich.

Wenn eine Lampe allzustark angefüllt wird, alsdann löscht das Licht aus.

Menschen, welche sich entschuldigen, und behaupten, daſs sie thun müssen, was vorher bestimmt sey, gleichen jenem Organisten, welcher vorgab, daſs er immer spielen müsse, was der Balgentreter ziehe. Er hatte nämlich aus Haſs gegen einen Schneider, als er diesen in der Kirche erblickte, das Gassenlied gespielt: Es kieſelt ein Schneider den Geisfuſs ab. Der Schneider, wüthend über diese öffentliche Beschimpfung, ging dem Orgelspieler gewaltig zu Leibe, der sich aber auf jene sonderbare Art entschuldigte.

Viele Moden sind wahre Kreuzigungen für den menschlichen Körper. Hier liegt ein Schnürleib. Er gleicht einem eisernen Panzer, und ist so enge, daſs der darin Gefolterte kaum athmen kann. Oben ist er vorne und hinten so weit ausgeschnitten, daſs der halbe Körper blos liegt. Das geringste Mistbeet wird von dem Gärtner gegen Kälte und brennende Sonnenhitze geschützt; der Modenarr aber setzt seinen Leichnam allen Unbilden der Witterung und der Jahrszeit aus. Dort sind ein Paar Schühchen, nicht viel gröſser als eine Nuſsschale. Die armen Zehen müssen in denselben, wie die Heringe in einer Tonne, wie die Verdammten in der Hölle, auf einander geschichtet werden.

Eine Fabel sagt, daſs, als der Engel vom Himmel stürzte, er unter Wegs zerbrochen und in Trümmer gegangen sey. Seine Glieder fielen auf verschiedene Länder. Der Kopf fiel auf Spanien; darum sind die Spanier so gravitätisch, hochmüthig und aufgeblasen. Die Brust fiel auf Italien; darum sind die Italiener so hinterlistig. Der Bauch fiel auf Deutschland; darum fröhnt man diesem am meisten. Die Füſse fielen auf Frankreich; deswegen ist man dort so unruhig und dem Tanze hold. Die Hände fielen auf Algier und andere, an dem Meere liegende, Länder; darum befinden sich dort so viele Corsaren. Wohin aber fiel die Zunge? Diese hat, wie ich glaube, der gefallene Engel vor Zorn so in kleine Stückchen zerbissen, daſs überall ein Stückchen hinfiel.

Ich sah den Satan oft mit einer Axt in ein Haus hinein gehen. Ich wuſste nicht, ob er eine bestellte Arbeit hätte. Es kam mir alles in dem Hause so still vor, als wäre fast keine Seele darin, oder als wären die Einwohner alle stumm. Doch diese Stille währte nicht lange;

ich hörte bald ein heftiges Geschrey und ein entsetzliches Gepolter. Du Schelm, du Dieb, du Hund, du versoffene Weingurgel! hieſs es; du vergeudest das, was ich dir zubrachte! O weh! weh! schlage zu, daſs dir die Hände erkrümmten, du Mörder, du Henker! Mitten unter diesem Geschrey läuft plötzlich Mann und Weib zum Hause heraus, er mit einem derben Prügel, sie mit einer Besenstange. Ich wuſste gar nicht, was ich aus diesem wunderlichen Gefechte machen sollte; denn er war ein grober Federfechter, und sie keine Dame. Sie warf zuletzt ihr hölzernes Rappier weg, fuhr dem Herrn mit beyden Händen ins Gesicht, und schrieb etwas mit grober Katzenschrift auf die Nase, raufte ihm *à la poissarde* den halben Bart aus, und scheerte ihn auf Pudelart. Unweit dem Schauplatz saſs der Teufel auf einem leeren Essigfäſschen, und lachte so sehr, daſs die Reife absprangen.

Ein Bucklichter ging mit Aufgang der Sonne über die Gasse; und ein Einäugiger, welcher eben über das Fenster hinabsah, schrie ihm zu: Wie kommt es, Freund, daſs ihr beym frühesten Morgen schon so stark beladen seyd? Es muſs wohl frühe seyn, antwortete der Mann mit dem Höcker, weil ihr nur Ein Fenster offen habt.

In einem ehemaligen Reichsstädtchen pflegte man vor die Häuser so viel Glöckchen zu hängen, als Gemächer in denselben waren, um anläuten zu können. In einem dieser Häuser wohnte ein Schneider, der eben zu dieser Zeit sehr einträgliche Arbeiten hatte. Seinem Gesellen — er war nur mit einem einzigen versehen — stach ein schönes Tuch, das er eben in der Arbeit hatte, so gewaltig in die Augen, daſs er einen Fleck von einer halben Elle in die sogenannte Schneiderhölle fallen lieſs. Da nun bald nachher der Meister das Stück Tuch vermiſste, und wohl wuſste, wohin es gekommen sey, stellte er seinen Gesellen zur Rede, der hoch und theuer schwur, daſs er nichts von dem abhanden gekommenen Tuche wisse. Gut, sprach jetzt der erzürnte Meister, dich soll der Schwarze dafür belohnen, du Taugenichts! Er sagt es, und eben begleitete der Schweinehirt seine grunzende Gemeinde nach Hause. Einem Mitgliede derselben juckte gewaltig der Rücken; es fuhr daher mit nicht allzu groſser Delicatesse grunzend an die Wand, und traf von ungefähr des Glöckchens Schnur, wodurch es läutete. Der Schneidergesell, welcher an dem Fenster saſs, öffnete dieses mit aller Geschwindigkeit, um zu sehen, wer da läute; aber wie erschrack er, als er ein schwarzes Schwein erblickte, das er in der Dämmerung für den leibhaften Satan hielt. Wehe mir, der Schwarze! rief er jetzt, schlug das Fenster zu, und setzte stotternd hinzu: Meister! Meister! Ich habe das Tuch, ich habe es! Hier ist es! Bringt mich nur nicht in Schimpf und Schande!

Ein Christ reisete bey heiſser Sommerszeit auf die Frankfurter Messe; wollte aber dem heitern Himmel nicht zu viel trauen, weswegen er sich mit einem Mantel versah. Unterwegs stieſs er auf einen Juden, der nach Frankfurt ging. Es spann sich bald ein Gespräch an, und weil beyden vor groſser Hitze der Schweiſs über das Gesicht floſs, sagte der Jude: «Jetzt wünschte ich von dem Himmel so wie meine Vorfahren, die Israeliten, begünstigt zu werden, welche eine groſse Wolke vor der Sonnenhitze schützte.» — «Lieber Samuel!» erwiederte der Christ, der dem Juden die Wolke fühlen lassen wollte, «mir fällt etwas ein. Ich habe in Frankfurt Schulden einzukassiren, nahm daher kein Geld zu mir; es könnte aber seyn, daſs ich doch nichts einbrächte, darum leihe mir einen Thaler: ich versetze dir dafür meinen Mantel.» Der Christ bekömmt das Geld, der Jude den schweren Mantel, den er volle zwey Stunden trug. Als beyde nahe an das Stadtthor kamen, spricht der zu dem Juden: «Eben fällt mir ein, daſs ich in Frankfurt einen guten Bekannten habe, der mir einen Thaler leihen wird, darum hast du hier deinen Thaler; gib mir dafür meinen Mantel wieder.»

Ein Bote reisete aus einer groſsen Stadt nach Hause. Unterwegs fragte ihn ein Bauer, ob er nichts Neues wisse? Nichts Besonderes, antwortete der Erstere, ausser daſs man vor einigen Tagen einen Uebelthäter zum Galgen führte. Was mag der begangen haben? fiel ihm der Bauer in die Rede. Der böse Mensch, erwiederte der Bote, hatte im Winter am Ofen Schnee gedörrt, und diesen den Leuten für Salz verkauft. — Den Menschen hätte man verbrennen sollen! rief jetzt der dumme Landmann.

An einem schönen Frühlingstage gingen zwey Bauern auf dem Felde spazieren, wo sie einen Guckguck rufen hörten. Bravo! rief einer von den Spazierenden: der Guckguck schreyt für mich; er prophezeyt mir eine reiche Ernte. Mir, erwiederte der Andere, mir verkündigt er mein Glück. Unter langem Pro und Contra ging der Wortstreit in Beschimpfungen über. Die Sache wurde bey dem Richter anhängig gemacht, und ungeachtet die Proceſskosten schon sehr viel Geld kosteten, hatte man doch nichts entschieden. Wiſst ihr was, lieben Leutchen, rief eines Tages der Richter, der beyde Partheyen vorladen lieſs, wir wollen der Sache ein Ende machen. Der Guckguck hat nicht für euch, sondern für meinen Beutel geschrieen. Er ist ein Paradiesvogel für mich, und ihr seyd Thoren. Gehabt euch wohl! Der Proceſs ist zu Ende.

Ein Schiffer kam einst auf dem Meere in die äusserste Lebensgefahr; daher gelobte er dem heiligen Schutzpatron der Schiffenden eine Wachskerze, die so groſs seyn sollte, als der Mastbaum in seinem Schiffe. Dies hörte sein Sohn, der zu ihm sprach: Ach, liebster Vater, wo wollen wir doch so viel Wachs hernehmen? Hierauf antwortete ihm der Vater: Närrchen, laſs uns nur an's Land kommen, dann thut's wohl auch ein Kreuzerlichtchen.

Eine Wittwe hatte drey Narren, ihre Liebhaber, zum Besten gehabt. Da sie schön, jung und artig war, suchte man sie allenthalben auf, und alles bot sich ihr an. Dreyen unter allen ihren Freyern wollte sie die Liebe theuer bezahlen lassen; sie sprach daher zu dem Ersten: Ob Sie mir gleich, mein lieber Herr, ewige Liebe und Treue schwuren, so muſs ich Sie doch, um mich noch mehr zu überzeugen, auf die Probe stellen. Ich verlange nicht, daſs Sie meinetwegen, was Sie wollten, sich das Leben nehmen sollten. Ihr Leben ist mir zu kostbar. — Legen Sie sich in diesem Zimmer auf eine Bahre, und stellen Sie sich so lange todt, bis ich Ihnen den Wink zum Wiedererwachen gebe. Ja, ja! rief der Pinsel tausendmal. — Was thut ein Narr nicht!

Er legte sich wirklich auf die Bahre, man bedeckt ihn mit einem schwarzen Tuche, setzt ein Paar brennende Kerzen neben und einen Weihbrunnenkessel ober ihn. Nicht lange nachher erschien der zweyte Galan und sprach mit zentnerschweren Worten und vielfältigen Ceremonien von seiner Leidenschaft. Die Wittwe beantwortete alle diese Phrasen so: Ich glaube zwar alles, was Sie mir sagen, mein Theurer; allein ich möchte doch von Ihrer aufrichtigen

Liebe noch mehr überzeugt seyn, geben Sie mir daher einen auffallenden Beweis Ihrer Liebe. Ich habe eine Leiche in meinem Hause; wachen Sie und beten Sie eine Zeitlang bey dieser. Unvergeſslich ist mir der Verwandte, welchen mir der Tod entriſs. — Alles, was Sie verlangen, meine Theure! fiel ihr der zweyte Narr in die Rede, soll geschehen. Er tritt in das Gemach, wo der Nebenbuhler auf der Bahre lag, fällt auf die Kniee und fängt eifrig zu beten an. Zuletzt kömmt auch der dritte Liebhaber und haranguirt, wie der vorige. Zum Beweise seiner aufrichtigen Liebe verlangt sie, daſs er sich in eine Teufelsmaske hülle und mit Ungestüm in das Nebenzimmer stürze. Er warf in aller Eile das Maskenkleid über sich, und lief in das Nebengemach. Der Narr auf der Bahre hatte kaum den maskirten Teufel erblickt, als er ihn schon für den leibhaften Satan hielt, und sich stark zu bewegen anfing, welches dem Signor Diavolo einen solchen Schrecken einjagte, daſs er das Fersengeld nahm. Der betende Narr, den ein gleicher Schrecken ergriff, suchte auch die Thür. Teufel, Tod und Andacht stürzten jetzt über die Treppe, und purzelten so über einander, daſs jeder mit schwerer Mühe seine eignen Beine finden und mit diesen nach Hause hinken konnte.

Ein wohlhabender Kaufmann in Wien wurde durch den unvermutheten Tod seiner Gattin zum Wittwer, was ihn sehr betrübte, und zwar um so mehr, als er sah, daſs ohne eine Gehülfin sein Hauswesen den Krebsgang nehmen müſste. Es war kein anderes Mittel, seine Wirthschaft aufrecht zu erhalten, als noch einmal in den Ehestand zu treten. Der Entschluſs zur zweyten Heyrath war bey ihm schon reif; nur wuſste er noch nicht, wen er wählen sollte. Seine Dienstmagd, welche nach dem Tode seiner Gattin das Hauswesen besorgte, dachte auf Mittel und Ränke, diesen guten Fisch in ihr Netz zu bringen. Um dieses zu bewirken, zog sie nächtlicher Weile einen schwarzen Rock an. Die Hälfte des obern Leibes lieſs sie weiſs, und bestrich sich das Gesicht mit Mehl. In dieser Maske erschien sie seufzend und klagend vor dem Bette ihres Herrn, welcher so sehr darüber erschrack, daſs er des andern Tages darauf sich mit einigen Geistlichen besprach und bey diesen Rath erholte. Die Geistlichen riethen ihm, er sollte den Geist ansprechen, und das befolgen, was dieser ihm rathen würde. Mit Zittern redete er die folgende Nacht den maskirten Geist an, der ihm so antwortete: Ich bin der Geist deiner Gattin, der in dem Fegfeuer unsägliche Schmerzen leidet. Hochmuth und Hoffart müssen bestraft werden, sagt der Ewige; ich habe in meiner Lebenszeit beyden Lastern zu sehr gefröhnt, darum muſs ich jetzt büſsen. Uebe ein Werk der Demuth aus, wenn du anders willst, daſs ich aus meinem peinlichen Kerker erlöset werde, und heyrathe deine treue Magd Sabina.

Mit Anbruch des folgenden Tages berathschlagte sich der Kaufmann mit seinen Verwandten, deren einige die Sache für wahr, andere aber für ein Mährchen hielten. Hätte die geschwätzige Sabina das Geheimniſs in ihrem Busen verschlossen, und nicht ihren vertrautesten Freundinnen entdeckt, so würde sie sicher glücklich geworden seyn; allein sie hielt, zur Strafe ihrer Geschwätzigkeit, ihren sogenannten Ehrentag, nach der Entdeckung des Betrugs, im Zuchthause.

Die Sonne entschloſs sich zu heyrathen. Als die Verlobung zu Ende war, wurden Anstalten zu einer prächtigen Vermählung gemacht. Man schickte Einladungsschreiben an alle lebenden

Geschöpfe, weil sie alle sammt und sonders ihr das Leben zu verdanken hatten. Als die Frösche das Schreiben empfingen, waren die jüngern unter ihnen voll Freude. Sie konnten kaum den Tag des Vermählungsfestes erwarten. Mutter! riefen sie, da müssen wir alle in hochzeitlichen Kleidern erscheinen. — Ihr freut euch, erwiederte der alte Frosch, weil ihr nicht in die Zukunft sehen könnt. Ihr werdet einst über diese Vermählung noch weinen. Denkt nur, wir hatten jetzt nur Eine Sonne, und diese hat uns unsere Wasserwohnungen schon ausgetrocknet; wie wird es seyn, wenn sie Kinder bekömmt: da werden wir alle verbrennen müssen. — So benimmt sich die Jugend bey manchem Ereigniſs, das eine lachende Aussenseite hat.

Man erzählt, daſs einst das Papier und das Pergament in einen Streit geriethen. Hätten sich nicht die Schreiber, Buchdrucker und Buchbinder ins Mittel gelegt, es wäre eine blutige Fehde entstanden. Das Papier brüstete sich nicht wenig mit seinem alten Herkommen, und sagte, daſs es den Namen Charta von der berühmten Stadt Carthago erhalten hätte. Das Pergament, welches seinem Gegner nicht nachgeben wollte, leitete seinen Namen von der alten und berühmten Stadt Pergamo her. Das Papier bewies, daſs es zur Herausgabe der Bibel und aller Lehrbücher gebraucht werde. Wäre ich nicht, fuhr ihm das Pergament in die Rede, und würde ich nicht zu deiner Decke und deinem Schutzmantel gebraucht, wie es die Herren Buchbinder beweisen können *); so wärst du, deiner Schwäche wegen, schon lange zu Grunde gegangen. Ueberdies lasse ich mich zu kaiserlichen, königlichen, fürstlichen Diplomen verwenden, indeſs man dich, Papier, nur zu gemeinen und oft verdrieſslichen Auszügeln gebraucht. Wenn dem auch so ist, erwiederte das Papier, so führe ich doch einen bessern Lebenswandel, und bin von friedlichern Gesinnungen, als du, indeſs du auf die Trommel gespannt wirst, und das Signal zum Aufruhr, Mord und Schlachten gibst. Stille, stille! rief jetzt das Pergament; ich will dein Lob mit kurzen Worten beschränken. Du kommst von den Lumpen und Hadern her, darum erregst

---

*) Zu P. Abrahams Zeiten band man die Bücher meistens in Pergament ein.

du auch den meisten Hader und Zank; die ärgsten Lumpenhändel werden durch dich veranlaſst. Das muſst du mir beweisen, schrie das Papier. Gar gerne, sagte das Pergament, und zwar auf der Stelle. Aus was für einem Stoff sind die Spielkarten, als aus Papier? Und was verursacht mehr Zank, Hader und oft Schläge, was für ein gröſseres Uebel, als die Karten? — — — Jetzt muſste das Papier schweigen.

Der Lahme.

Wer etwa durch den Fall sein grades Bein gebrochen,
Wem eine Kugel schlug den festen Fuſs entzwey,
Der nimmt im Stelzenstock von Holz gemachte Knochen,
Kann er, so schnitzt er sich selbst einen Fuſs dabey.
Den knüpft er sich fein fest mit hänfnen Bändern an,
Vergnügt, wenn er nur so das Land durchwandern kann;
Nichts desto minder will der Fuſs gar schmerzlich stehen,
Und er erneut sein Kreuz bey jedem Tritt und Stampf.

Das nenn' ich durch die Welt auf stetem Kreuzweg gehen,
Und siegen mit Geduld ob Lahmheit, Kreuz und Kampf.
Du Grader! reit' und fahr' durch Gassen, Feld und Thor;
Der Lahme rennt dir doch im Lauf zum Himmel vor.

Grabschrift eines Säufers.

Der Säufer Harpax lieget hier,
Der dreyſsig Jahr' in seinem Leben
Dem Weine also war ergeben,
Daſs er noch nie, o glaubt es mir,
Die Sonne nüchtern hat erblicket,
Bis ihn das Zipperlein geschicket
In dieses finstre Todtenhaus,
Den langen Rausch zu schlafen aus.

Die zehn W.

Der Wein macht voll,
Der Würfel toll;
Der Wagen fällt um;
Der Wolf bringt um;
Der Wald ernährt Diebe;
Die Wand verhindert die Liebe;
Der Winter bringt Schnee;
Die Wunde macht weh;
Die Würmer nagen;
Die Weiber plagen.

Der Pfau.

Der Juno Vogel muſs uns hier zur Lehre taugen,
Er drehet in dem Schweif sein buntes Spiegelrad.
Welch freches Farbenspiel blickt aus den hundert Augen!

Da glänzt mehr Pracht, als sonst ein Regenbogen hat.
Doch wenn er Schwärz' und Krätz' an seinem Fuſs erblickt,
So fällt der Schweif zusamm', der Hochmuth wird gebückt.
Ist Jemand, dem der Muth aufwallt vom hohen Adel,
Den übermachtes Gut, den hochgebrachte Pracht,
Den sein erhabner Leib, ein Antlitz ohne Tadel,
An Mienen hoch und stolz, im Geist einbild'risch macht;
Der blick' nur auf die Füſs', die nach der Grube gehn.
Was gilt's? er wird in sich beschämt demüthig stehn.

Was paart sich?

Roſs und Wagen,
Ehstand und Plagen,
Acker und Pflug,
Wasser und Krug,
Durstige Brüder,
Zecher und Lieder,
Ofen und Stuben,
Rettig und Ruben;
Kirchen und Pfaffen,
Sind für einander erschaffen.

Serenaden.

Hier sind wir arme Narren auf Plätzen und auf Gassen,
Und thun die ganze Nacht mit unsrer Musik passen;
Es gibt uns keine Ruh die starke Liebesmacht,
Wir stehen mit dem Bogen erfroren auf der Wacht;

Sobald der helle Tag sich nur beginnt zu neigen,
Gleich stimmen wir die Laut', die Harfe und die Geigen;
Mit diesen laufen wir zu manchem schönen Haus,
Und legen unsern Kram, Papier und Noten aus.
Der Erste gibt den Takt, der Andre bläs't die Flöte,
Der Dritte schlägt die Pauk', der Vierte die Trompete;
Ein Andrer aber spielt Theorb' und Galischan
Mit gar besonderm Fleiſs, so gut er immer kann.
Und so lang' pflegen wir in einem Eck zu hocken,
Bis wir ein schön Gespenst hin an das Fenster locken;
Da fängt man alsbald an vor der Geliebten Thür
Verliebte Arien mit Pausen und Suspir;
Ist's denn, daſs durch die Wacht wir endlich weichen müssen,
So macht man statt der Händ' die Läufe mit den Füſsen,
Und also treiben wir's oft durch die lange Nacht,

Daſs selbst die ganze Welt ob unsrer Narrheit lacht.
Ach, schönste Phillis, hör' doch unser Musiciren,
Und laſs uns eine Nacht in deinem Schooſs pausiren.

Die kleinen Fische.

Was spielst, was schnalzest du, was will dein Zirkeldrehen?
Du siehst gewiſs die Fluth für deine Festung an?
Mein Fischlein, traue nicht! Es ist gar leicht geschehen,
Daſs ein verstecktes Reis zum Kerker werden kann.
Kennst du die Angel nicht, die auf dem Wasser spielt,
Drau mancher Fisch die Lust durch seinen Tod gekühlt?
Ach, fliehe vor Betrug, und traue keiner Locke:
Du langst dem Köder nach, der Köder langt nach dir.

Er fängt dich, den du fängst, der ausgehenkte Brocke.
Doch, was lehr' ich die Fisch'? Es sind ja Leut' g'nug hier.
Ihr Menschen, lernet das: Wann ihr die Liebe schmeckt,
Der Tod hat Gift und Tod in ihre Lust versteckt.

Die Höhle.

Siehst du ein Felsenloch, so magst du bey dir sagen:
Es ist vielleicht so hohl durch Hammer, Donner, Fluth.
Suchst du hier etwa Gold? Hier ist keins zu erfragen:
Hier liegt im Wochenbett die Pest der Schlangenbrut.
Wie oft lauscht etwa hier der Räuber List und Trutz!
Wer gern im Finstern wohnt, ist selten etwas nutz.

Das menschliche Leben.

Das Leben ist ein Meer, das Glück erreget Wellen,
Die Leidenschaften sind vermengten Winden gleich.
Wer diese meistern kann, bey gut und bösen Fällen,
Der hat in seiner Brust ein friedlich Königreich.
Auch fährt kein Mensch zum Port, als durch der Tugend Spur,
Und wer den Himmel hält für seine Cynosur.

Die alte Barbara.

Mein' alte Barbara sieht recht barbarisch aus,
Mit ihrem alten Bart macht sie mir recht viel Graus.
Sie murrt den ganzen Tag, sie brummt die ganze Nacht,
Und hat mich Armen fast des Lebens satt gemacht.

Ich denk' oft: Barbara! ach, wär' ich von dir frey,
Und du mit deinem Bart wärst in der Barbarey.

Der Hahn.

Wie viel sind Weiber da um Einen Mann zu sehen!
Wie bläht er nicht den Kamm, den fleisch'gen Federbusch!
Bald schnarrt er um sich her, bald fängt er an zu krähen,
Wenn er den groſsen Sporn im Blut der Feinde wusch.
Weil er die Morgenröth' vorher auch merken kann,
So zeigt er als Fourier der Sonne Einzug an.
Noch mehr ist wundernswerth, daſs, wo kein gut Gewissen,
Er aus dem Sündenschlaf die Herzen auferweckt.
Du, Peter, lieſsest einst gerechte Thränen flieſsen,

Da dich der dritte Schrey des Hahnes so erschreckt.
Was wär' nicht ewig jetzt für ärgerlich Gekräh,
Wenn jedem falschen Schwur ein Hahnenschrey geschäh'!

Balsamirte Thörin.

Haarpuder, Ambra und Zibeth,
Auch Balsam, Bisam, Olität
Den Madensack dicht parfümirt;
Es ist nicht g'nug der Kleiderzierd'.
O wie wird stinken dort einmal
Der Schwefeldampf in Pein und Qual.

Erbschaft erwartende Thörin.

Ey, lacht doch hier der groſsen Narrin,
Die schon ein fremder Erbschaft Harrin;
Und ist darum so sehr beflissen,
Daſs ihr es kost manch guten Bissen,
Hernach wann's kommt am End' zum Sterben,
Thun solche oft kein'n Heller erben.

Die hoffärtige Thörin.

Hier stellt ein rechter stolzer Pfau
Sich zum Bespiegeln an die Schau,
Der sich nur immer putzt und schminkt,
Daſs sie aus lauter Hoffart stinkt.
Darauf folgt endlich Spott und Schand',
Und für die Pracht ein alt Gewand.

Die Proceſshändlerin.

Ich führ' Proceſs schon lange Jahr',
Davon mir wachsen graue Haar.
Der Richter nimmt sein Deputat,
Das Recht verkehrt mein Advocat
Von oben ab bis an die Sohl.
Wenn ich sie schmier', so fahr' ich wohl.

Die Jungfrauschaft.

O du mein' edle Jungferschaft,
Wie wenig wirst du jetzt geacht't!
Von allen Weibern insgemein
Speien die dir ins G'sicht hinein,
Als deren Bitten und ihr Flehen
Nach nichts als denen Männern sehen.

Die Keuschheit.

Die Jungferschaft, Tugend und Zucht
Ist auf Erden die schönste Frucht.
Sie ist ein' Mauer des Gemüths,
Und eine Reinigkeit des Geblüts,
Ein' Ueberwinderin des Fleisch:
Wem soll nicht gefallen ein' Jungfrau keusch.

Der Sturmwind.

Die Frau soll nicht ein Sturmwind seyn,
Alles im Haus zu werfen ein:
Vielmehr braucht sie der Sonne Witz,
Die allgemach wirkt durch ihr' Hitz':
Soll nicht allzeit um poltern gehn,
Sondern dem Bösen widerstehn;
Denn wo man alles stürmen will,
Dringt man die Frau zum Schirm vom Ziel.

Die trotzige Thörin.

Oft um ein gar geringe Sach'
Trotzt sie dem Mann die Wochen nach,
Geht als ein Thier im Haus' herum,
Und red't kein Wort; als wär' sie stumm.
Durch sanft und kluges Tractament
Der Trotz eh, als durch Zank sich end't.

Die spazierenfahrende Thörin.

Es gibt bey dieser Welt jetzt so viel solche Thoren,
Daſs, wenn kaum einer sich mit einer Frauen paart,
So kann er seine Lust kaum durch ein' Woche sparen,
Daſs er nicht mit der Frau all' Tag' spazieren fahrt.

Indessen sieht es schlecht in der Küch' und im Haus.
Das Mensch läſst einen Kerl bald ein, den andern aus.
Die Frau schiebt in dem Garten oft Kegel Tag und Nacht,
Das ist, so allen Mitteln den letzten Garaus macht.

Die zänkische Thörin.

Die disputiren breit und lang
Um Präcedenz und Ehrenrang,
Der neu erdachten Titel Pracht
Die Ehrsucht immer gröſser macht;
Der Zank, wenn man's beym Licht besicht.
Um eine Narrenkapp' geschieht.

Allzeit eine gepuderte Thörin.

So richt't man jetz'ger Zeit all' Werk' und alle Sachen,
Man schaut, wie man von aus die gröſste Herrschaft weiſs;
Es will ein' jed' Thörin nichts als Parade machen,
Wenn sie gleich alle Tag' die Leut' im Haus kalmeist.
Sie pudert und sie pflanzt den aufgeputzten Schädel,
Bey Tisch da iſst man nichts als etwa trockne Knödel,
Am Finger hat sie Ring', am Fasttag oft kein Ey:
So b'steht die ganze Pracht nur in Kalmauserey.

Die Morgengabe.

G'nug Morgengab' die mit sich bringt,
Bey der man Zucht und Keuschheit find't
Das ist ein' tapfere Matron',
Und tugendsam daneben,
Welche aus Treu' gegen den Mann
Aufſetzt ihr Leib und Leben.

Gern tractirende Thörin.

Bankete machen Bankerotten,
Doch darf man ihrer nicht viel spotten,
Weil mancher dreymal in dem Orden
Durch Bankerott ist reicher worden.
Sie wissen sich gar wohl zu helfen,
Daſs Niemand darf dawider quelfen.

Die stumme Thörin.

Die Frau niemalen trotzen soll,
Der Mann sey nüchtern oder voll.
Ein' b'scheidne Frau läſst den Mann wüthen,
Doch soll sie sich davor wohl hüten,
Daſs sie mit Trotzen ihn nicht zürne,
Sondern durch gut' und freundliche Stirne
Und holdselig Liebesgespräch
Bey Zeiten ihm den Mund aufbrech'.

Die nie zufriedne Thörin.

Was ist ein zornig Weib? Ein Blasbalg voller Sinnen,
Die dieses, jenes bald erzürnet will beginnen;
Ein böser Scorpion, der da mit seinem Gift
Auch unverhofft verletzt; ein Pfeil der tödtlich trifft

Bis in das Mark und Bein; ein' rechte Schmeichelkatz',
Die jetzo freundlich leckt, in kurzem beiſst und kratz,
Und hauet auf ihn zu: wer hier ein solches Fell
An seinem Halse hat, ist dort frey von der Höll'.

Eine Kindernärrin.

Die Mütter sind fast gleich gesinnt,
Ein' jede herzt ihr rotzigs Kind,
Nach Affenart; und hält für gut,
Was es auch immer red't und thut;
Allein sogar gelinde Zucht
Bringt der Verwöhnung böse Frucht.

Graue Haar' Verbergende.

Bestreich nur deine grauen Haar',
So werden doch die alten Jahr'
Von der Gestalt nicht schwinden:
Du wirst mir auch kein' Hekubam
Veränderet in Helenam
Mit Anstrichsfarben finden.

Die weinende Thörin.

Gnad' dir Gott, mein alter Mann!
Weil du hast Urlaub genommen,
Mit Freud' trag' ich das Klagkleid an.
Wird bald ein Andrer kommen,
Wohlan! gut's Muths, mein Dorothe,
Laſs nach von stetem Weinen,
Weil nun vollend't das Ach und Weh,
Das Murren und das Greinen.

Jetzt nimm ich ein die mir gefallt,
Und laſs mir's niemand wehren,
Frisch, jung, fein, fromm, und nicht zu alt,
Der mich wird besser ehren.

Die Hörnermacherin.

Es ist faſt der gemeine Lauf
Den Männern Hörner setzen auf.
Man find't in Ehen wenig Treu
Und treibt die Irrung schier ohn' Scheu,
Da doch dem Laster folget nach
So hier als dort gar strenge Rach'.

Die mannsüchtige Thörin.

Nach Männern sehn'n sich jung und alt.
Eh vor der erste Mann recht kalt,
Denkt man schon an den andern Bund,
Und thut bey Klag' die Liebe kund;
Ein' Andre zeigt durch bloſse Brust,
Wie sehr nach Männern sie gelust.

Die gern reisende Thörin.

Viel pflegen durch unnöthig Reisen
Ihr' groſse Narrheit schon zu weisen.
Weil sie nichts in der Fremde richten
Als nur ihr Gütlein zu vernichten,
Und zeigen, daſs in unsern Landen
Auch Wandersthörinnen sind vorhanden.

Die Geſellſchaftsthörin.

Sie kann nicht bleiben in dem Haus,
Geht täglich in Geſellſchaft aus.
Daheim mag's gehen wie es will,
So lang wird oft das Liebesſpiel
Und die Geſellſchaft frequentirt,
Bis endlich ſie fruchtbringend wird.

Die betrübte Thörin.

Alsdann das Weib betrübt den Mann,
Wenn ſie zu weinen fanget an;
Denn Weiber weinen oft mit Schmerz,
Es geht aber ihnen nicht von Herz,
Pflegen ſich oft nur ſo zu ſtellen,
Können weinen, wenn ſie wollen.

Die eifersüchtige Thörin.

Wo Eifersucht das Herz entzünd't,
So sich auf Schein und Argwohn gründ't,
Da läſst der Teufel keine Ruh,
Und schürt durch alte Hexen zu;
Verzweiflung, Mord und alles Weh
Entsteht dadurch in einer Eh'.

Das böse Thier.

Die Erd' viel böse Thier' ernährt,
Der'r man sich schwerlichen erwährt;
Wiewohl kein böser Thier auf Erden,
Unter allen mag gefunden werden,
Als ein bös Weib in ihrem Zorn,
Kein böser Thier ward je gebor'n.

Schmink- und Anstrichfläschchen.

Die greifen ihrem Schöpfer ein,
Weil sie nicht wohl gestaltet seyn,
Muſs her Schmink- Anstrich- Wasserfleck,
Daſs man die wüste Haut bedeck',
Manch altes Fell verbirgt die Jahr'
Durch Aufputz, Schmink' und fremde Haar.

Spiegelliebhaberin.

Der Spiegel ist geheimer Rath,
Vor dem sie stehet früh und spat,
Sich schminket, streicht, putzt, leckt und ziert,
Und so die edle Zeit verliert.
Glaub', daſs der Teufel, Frau,
Den Spiegel halt' und mit einschau.

Der verstandvolle Schooſshund.

Wann Dieb' und Mörder brachen ein,
So thät ich zornig bellen drein;
Wann aber Buhler ich thät sehen,
So schwieg ich stille: und sie gehen.
Deswegen ich von groſsen Herrn
Und auch von meiner Frauen gern
Gesehen und gelitten war,
Und ohne Schläg' gehalten gar.

Spazierengehen.

All' Tag', da Gott gibt Sonnenschein,
Da muſs es auch spazieret seyn.
Es denkt nicht dran die Lustbegier;
Daſs auch das Geld mit ausspazier',
Und oft bey der Zusammenkunft
Ein Mann kommt in Aktäons Zunft.

Die regiersüchtige Thörin.

Das heiſst die Männerzunft geschänd't,
Die tolle Frau führt's Regiment,
Zieht Hosen und den Degen an,
Und trotzt dem armen frommen Mann.
Doch ist's ein' Laug' auf seinen Kopf,
Warum ist er ein so schlechter Tropf?

Treue Warnung an alle Junggesellen.

Ein'ge Weiber sind der Seelen Höll',
Hüt' dich vor ihnen, Junggesell!
Sie sind der Augen Paradeis,
Wenn man sie ansieht mit Fleiſs.
Dem Beutel sind sie ein Fegfeuer,
Wird manchem G'sellen gar zu theuer.
Ein Limbus der bösen Gedanken,
Laſs dich nicht ein in ihre Schranken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

Nachricht.

Als Pendant, oder Fortsetzung dieser Etui-Bibliothek, genau in demselben Format und aus derselben Schrift, ist erschienen und durch die Buchhandlungen zu haben:

Taschen-Bibliothek der ausländischen Klassiker, in neuen Verdeutschungen. Mit Kupfern. (Preis für jedes Bändchen, roh 8., br. 9 gr.) — Sie enthalten:

Alfieri, Vitt., Von der Tyranney. 2 Thle. übers. von W. Schweizer.

Byron, Lord, Poesien; übers. v. Jul. Körner, W. Reinhold, H. Döring, C. C. Meisner, Theod. Hell, A. Schumann und J. L. Witthaus. 12 Bändchen.

Delille's Landmann; übers. von Dr. Georg Döring. 2 Thle.

Guarini's treuer Schäfer; übers. von H. Müller. 2 Thle.

Moliere's Tartüff: übers. v. Dr. Langenbeck. 1 Bdchen.

Moore's, Thom., Lalla Rookh; übers. von M. Witthaus. 2 Thle.

Tasso, Torq., Amynt. Ein Schäferspiel; übers. von H. L. v. Danford.

— Lyrische Gedichte; übers. von K. Förster. 2 Bdchen.

Thomson's Jahreszeiten; übers. von Dr. Schmitthenner. 2 Thle.

Scott's, W., Jungfrau vom See; übers. von **Willibald Alexis.** 2 Thle.

Dessen Romane. 1 — 47. Bändchen.
Guy Mannering; übers. v. W. Gerhard. 5 Thle.
Der schwarze Zwerg; v. E. Berthold. 2 Thle.
Ivanhoe; v. Elise v. Hohenhenhausen. 4 Thle.
Der Seeräuber; v. Heinrich Döring. 5 Thle.
Das Herz Mid-Lothians; Sophie May. 5 Thle.
Das Kloster; v. Dr. Friedrich Diez. 4 Thle.
Der Abt; von Heinrich Müller. 4 Thle.
Waverley; von Karl Richter. 4 Thle.
Die Presbyterianer; v. E. Berthold. 4 Thle.
Der Alterthümler; v. H. Döring. 4 Thle.
Robin der Rothe; v. H. Schubart. 4 Thle.
Legende von Montrose und seinen Gefährten; v. H. von Montenglaut. 2 Thle.

Shakespeare, W. Timon von Athem. Uebers. von **Regis.** 1 Bdchen.

Virgil's Aeneide; übers. von Dr. J. **Nürnberger.** 4 Bdchen.

Voltaire's Candide. Uebers. von **Sigismund.** 2 Bdchen.

— Karl der XII. übers. von. H. **Stein.** 3 Bdchen.

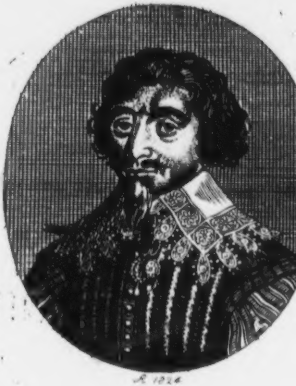
Man kann jeden dieser Autoren apart erhalten.

Martin Opitz

und

Georg Rudolph Weckherlin.

2



OPITZ.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenleſe

aus den

Klaſſikern der Deutſchen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1908. 3452

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Dreyzehntes Bändchen.
Opitz und Weckherlin.

Zwickau, 1824.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Martin Opitz.

Vorwort.

Martin Opitz wurde am 23. Sept. 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren. Nachdem er zu Frankfurt an der Oder und zu Heidelberg studirt und einen jungen Dänen auf einer Reise nach den Niederlanden und nach Holstein begleitet hatte, trat er in die Dienste des Herzogs von Liegnitz und ward bald nachher (im 25. Jahre seines Alters) Professor der Dichtkunst am Gymnasium zu Weiſsenburg in Siebenbürgen. Diesem Posten stand er aber nur ein Jahr vor und ging 1626 als geheimer Secretär des Kaiserl. Ministers, Burggrafen Hannibal von Dohna, nach Wien. Vom Kaiser Ferdinand II. mit eigner Hand gekrönt und darauf in den Adelstand (als Opitz von Boberfeld) erhoben, machte er nun in Angelegenheiten des Grafen eine Reise nach Paris und begab sich, nach dem Tode desselben (1633), nach Danzig, wo er als Historiograph des Königs von Pohlen Wladislaus IV. am 20. Aug. 1639 an der Pest starb.

Unter den Ausgaben der Opitz'schen Gedichte bemerken wir besonders die zu Amsterdam 1645—46 in 3 Bänden in 12. erschienene, und die Breslauer v. J. 1690. Von der Bodmer- und Breitingerschen kritischen Ausgabe ist nur der erste Theil (Zür. 1745) zu Stande gekommen.

Die längern didaktischen Gedichte Opitzens sind: 1) Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs, die Frucht seines Aufenthalts in Holstein; 2) Lob des Feldlebens, gleichfalls eine seiner frühern Arbeiten; 3) Zlatna oder von Ruhe des Gemüths, entstanden in Siebenbürgen und von einem dasigen Bergflecken betitelt; 4) Vielgut, veranlaſst durch den Namen eines Herzogl. Schlosses in Schlesien und ganz moralischen Inhalts; 5) Vesuvius, veranlaſst durch den heftigen Ausbruch des Berges in den Jahren 1631 und 1632.

Ausserdem haben wir von Opitz Uebersetzungen einiger poetischen Stücke der Bibel, der Antigone des Sophokles und der Trojanerinnen des Seneca, ein Singspiel Dafne, und 4 Bücher poetischer Wälder.

Von Opitz, der in der fruchtbringenden Gesellschaft der Gekrönte hieſs, ging eine neue Epoche der Deutschen Dichtkunst aus. Er ragte durch sein poetisches Genie, durch seinen geläuterten Geschmack, durch seine Gewalt über Sprache und Versbau, vor allen seinen Zeitgenossen hervor, und Flemming, Tscherning und viele andere nahmen ihn zum Muster. Besonders stark war er als Lehrdichter. Grund genug, seine Werke nicht nur zu lesen, sondern auch zu studiren! Auch den lateinischen Dichter und überhaupt den Gelehrten (seine *Dacia antiqua* ist leider nicht im Druck erschienen) haben wir an ihm zu schätzen.

Inhalt.

Seite

1. Trostgedicht in Widerwärtigkeit des Kriegs; in vier Büchern 1
2. Lob des Feldlebens 132
3. Aus dem Gedicht: „*Zlatna*" . . . 142
4. Aus dem Gedicht: „*Vesuvius*" . . . 149
5. Aus dem Gedicht: „Lob des Kriegsgottes" 155
6. Aus dem Gedicht: „Vielgut" . . . 158
7. Lobgedicht an die Königl. Majestät zu Pohlen und Schweden . . . 165
8. An die Morgenröthe 180
9. Lied 182
10. Lied 185
11. Lied 187
12. Lied 188
13. Lied der Hirten (aus dem Singspiel: „Dafne") 190

Seite
14. Vom Wolfesbrunnen bey Heidelberg, Sonett 192
15. Zur Geburt eines Kindes; Sonett . 193
16. An die Augen seiner Jungfrau (fast aus dem Holländ.); Sonett . . . 194
17. Sonett 195
18. An Clorinden; Sonett 196
19. An der Liebsten Vaterland; Sonett . 197
20. Sonett 198
21. Auf die Hochzeit des Doctors der Arzneykunde und Pfalzgrafen Christoph Alberti; Sonett 199
22. Abschied; Sonett 200
23. An seine Thränen (aus dem Lat. des Hugo Grotius); Sonett . . . 201
24. Freyheit und Dienstbarkeit (nach Ronsard); Sonett 202
25. Sonett, daſs ihn die Liebste nicht erhöre 203
26. Sonett 204
27. Schluſssonett 205
28. Sechstine (aus der „Schäferey von der Nymphe Hercynie") 206
29. Sinngedichte 209

Trostgedicht
in
Widerwärtigkeit des Kriegs.

In vier Büchern.

Erstes Buch.

Des schweren Krieges Last, den Deutschland itzt empfindet,
Und daſs Gott nicht umsonst so heftig angezündet
Den Eifer seiner Macht, auch wo in solcher Pein
Trost her zu holen ist, soll mein Gedichte seyn.
Dieſs hab' ich mir anitzt zu schreiben vorgenommen:
Ich bitte, wollest mir geneigt zu Hülfe kommen,
Du höchster Trost der Welt, du Zuversicht in Noth,
Du Geist, von Gott gesandt, ja selber wahrer Gott!

Gib meiner Zunge doch mit deiner Gluth zu brennen,
Regiere meine Fauſt; laſs meine Jugend rennen
Durch diese wüste Bahn, durch dieses neue Feld,
Darauf noch keiner hat vor mir den Fuſs gestellt.
Das ander' ist bekannt. Wer hat doch nicht geschrieben
Von Venus Eitelkeit und von dem schnöden Lieben,
Der blinden Jugend Lust? Wer hat noch nie gehört,
Wie das Poetenvolk die groſsen Herren ehrt,
Erhebt sie in die Luft, und weiſs herauszustreichen
Was besser schweigenswerth, läſst seine Feder reichen,
Wo Menschentapferkeit noch niemals hingelangt;
Macht also, daſs die Welt mit bloſsen Lügen prangt?
Wer hat zuvor auch nicht von Riesen hören sagen,
Die Wald und Berg zugleich auf einen Ort getragen,
Zu stürzen Jupiter mit aller seiner Macht,
Und was des Wesens mehr? Nun bin ich auch bedacht
Zu sehen, ob ich mich kann aus dem Staube schwingen,

Und von der groſsen Zahl des armen Volkes dringen,
So an der Erde klebt; ich bin Begierde voll
Zu schreiben, wie man sich im Kreuz auch freuen soll,
Seyn Meister seiner selbst. Ich will die Pierinnen,
Die nie nach Deutscher Art noch haben reden können,
Sammt ihrem Helikon mit dieser meiner Hand
Versetzen bis hieher in unser Vaterland.
Es wird inkünftig noch die Bahn, so ich gebrochen,
Der, so geschickter ist, nach mir zu bessern suchen,
Wann dieser harte Krieg wird werden hingelegt,
Und die gewünschte Ruh' zu Land und See gehegt.
Da aber ich vielleicht mich höher möchte wenden,
Als daſs mir möglich sey, recht wieder anzuländen,
So sey es doch genug, was ich zu thun begehrt:
In groſsen Sachen ist auch Wollen lobenswerth.
Doch nein; der, den ich mich erkoren anzuflehen,
Wird seiner Gnaden Wind in meine Segel wehen,
So daſs mein kühnes Schiff, das jetzund fertig steht
Und auf die Höhe will, nicht an den Boden geht,

Wann dieser Steuermann das Ruder ausregieret,
Wann dieser sanfte West wird auf der See gespüret,
Da kömmt man wohl zu Port, es ist kein Stürmen nicht,
Kein Kies, kein harter Grund, an dem das Schiff zerbricht.

Die groſse Sonne hat mit ihren schönen Pferden
Gemessen dreymal nun den weiten Kreis der Erden,
Seit daſs der strenge Mars in unser Deutschland kam,
Und dieser schwere Krieg den ersten Anfang nahm.
Ich will den harten Fall, den wir seither empfunden,
Und männiglich gefühlt (wiewohl man frische Wunden
Nicht viel betasten soll) durch keinen blauen Dunst
Und Nebel überzieh'n, wie der Beredten Kunst
Zwar sonsten mit sich bringt. Wir haben viel erlitten,
Mit andern und mit uns selbst unter uns gestritten.
Mein Haar das steigt empor, mein Herze zittert mir,

Nehm' ich mir diese Zeit in meinen Sinnen für.
Das edle Deutsche Land mit unerschöpften Gaben
Von Gott und der Natur auf Erden hoch erhaben,
Dem Niemand vor der Zeit an Kriegesthaten gleich,
Und das viel Jahre her an Friedenskünsten reich
In voller Blüthe stund: ward, und ist auch noch heute,
Der Widerpart sich selbst, und fremder Völker Beute.
Ist noch ein Ort, dahin der Kieg nicht kommen sey,
So ist er dennoch nicht gewesen furchtefrey.
Das Land hat grausamlich von Reiterey erklungen,
Der übergroſsen Last zu weichen fast gedrungen.
Kein Vorgebürge hat sich weit genug erstreckt,
Kein weiter Wald die Zahl des Heeres ganz bedecht.
Was hilft es, daſs itzund die Wiesen grüner werden,
Und daſs der weiſse Stier entdeckt den Schooſs der Erden
Mit seiner Hörner Kraft; daſs aller Platz der Welt
Wie neugeboren wird? Das Feld steht ohne Feld,
Der Acker fraget nun nach keinem groſsen Bauen,
Mit Leichen zugesät; er fragt nach keinem Thauen,

Nach keinem Düngen nicht; was sonst der Regen thut,
Wird itzund g'nug gethan durch feiſtes Menschenblut.
Wo Tityrus vorhin im Schatten pflag zu singen,
Und lieſs von Galathee Wald, Thal und Berg erklingen,
Wo vor das süſse Lied der schönen Nachtigall,
Wo aller Vögel Ton bis in die Luft erschall:
Ach, ach, da hört man itzt die grausamen Posaunen,
Den Donner und den Blitz der feurigen Karthaunen,
Das wilde Feldgeschrey: wo vormals Laub und Gras
Das Land umkrönet hat, da liegt ein faules Aas.
Der arme Bauersmann hat alles lassen liegen,
Wie, wann die Taube sieht den Habicht auf sich fliegen,
Und gibet Fersengeld; er selbst ist in das Land,
Sein Gut ist fortgeraubt, sein Hof hinweggebrannt,
Sein Vieh hindurchgebracht, die Scheuren umgeschmissen,
Der edle Rebenstock tyrannisch ausgerissen,
Die Bäume stehn nicht mehr, die Gärten sind verheert;
Die Sichel und der Pflug sind itzt ein scharfes Schwert.

Und dieses ist das Dorf. Wer aber will doch sagen
Der Städte schwere Noth, das Jammern, Weh und Klagen,
So männiglich geführt, das unerhörte Leid,
Des Feindes Uebermuth und harte Grausamkeit?
Das alte Mauerwerk ist worden aufgesetzet,
Die Thore stark verwahrt, die Degen scharf gewetzet,
Die Waffen ausgeputzt, die Wälle ganz gemacht,
Die Pässe weit umher verhauen und bewacht.
Ein Jeder ist verzagt. Eh', als der Feind noch kommen,
Hat allbereits die Furcht viel Oerter eingenommen,
Und Oberhand gehabt. Mir schüttert Haar und Haut,
Wann, dafs ich denken will, was ich nur angeschaut.
Das Volk ist hin und her gefloh'n mit hellem Haufen,
Die Töchter sind bey Nacht auf Berge zugelaufen,
Schon halb für Schrecken todt; die Mutter hat die Zeit,
In dem sie einen Mann erkannt, vermaledeyt.
Die Männer haben selbst erbärmlich müssen flehen,
Wann sie ihr liebes Weib und Kinder angesehen.

Die kleinen Kinderlein, gelegen an der Brust,
So noch von keinem Krieg und Kriegesmacht gewuſst,
Sind durch der Mutter Leid auch worden angereget,
Und haben allesammt durch ihr Geschrey beweget;
Der Mann hat seine Frau beweint, die Frau den Mann
Und was ich weiter nicht aus Wehmuth sagen kann.
Viel minder werd' ich nun des Feindes harte Sinnen,
Und groſse Tiranney genug beschreiben können,
Dergleichen nie gehört. Wie manche schöne Stadt,
Die sonst das ganze Land durch Pracht gezieret hat,
Ist itzund Asch' und Staub! Die Mauern sind verheeret,
Die Kirchen hingelegt, die Häuser umgekehret.
Wie wann ein starker Fluſs, der unversehens kömmt,
Die frische Saate stürzt, die Aecker mit sich nimmt,
Die Wälder niederreiſst, läuft auſser seinen Wegen:
So hat man auch den Blitz und schwefelichte Regen,
Durch der Geschütze Schlund mit grimmiger Gewalt,

Daſs alles Land umher erzittert und erschallt,
Gesehen mit der Luft hin in die Städte fliegen:
Des Rauches Wolken sind den Wolken gleich gestiegen,
Der Feuerflocken See hat alles überdeckt
Und auch den wilden Feind im Lager selbst erschreckt.
Das harte Pflaster hat geglühet und gehitzet,
Die Thürme selbst gewankt, das Erz darauf geschwitzet;
Viel Menschen, die der Schaar der Kugeln sind entrannt,
Sind mitten in die Gluth gerathen und verbrannt,
Sind durch den Dampf erstickt, verfallen durch die Wände:
Was übrig blieben ist, ist kommen in die Hände
Der ärgsten Wütherey, so, seit die Welt erbaut
Von Gott gestanden ist, die Sonne hat geschaut.
Der Alten graues Haar, der jungen Leute Weinen,
Das Klagen, Ach und Weh der Groſsen und der Kleinen,
Das Schreyen ingemein von Reich und Arm geführt,
Hat diese Bestien im mind'sten nicht gerührt.
Hier half kein Adel nicht, hier ward kein Stand geachtet,
Sie muſsten alle fort, sie wurden hingeschlachtet;
Wie, wann ein grimmer Wolf, der in den Schafstall reiſst,

Ohn' allen Unterschied die Lämmer niederbeiſst.
Der Mann hat müssen seh'n sein Ehebette schwächen,
Der Töchter Ehrenblüth' in seinen Augen brechen,
Und sie, wann die Begier nicht weiter ist entbrannt,
Unmenschlich untergehn durch ihres Schänders Hand.
Die Schwester ward entleibt in ihres Bruders Armen,
Herr, Diener, Frau und Magd erwürget ohn' Erbarmen:
Ja, die auch nicht gebor'n, die wurden umgebracht,
Die Kinder, so umringt gelegen mit der Nacht
In ihrer Mutter Schooſs, eh' sie zum Leben kommen,
Da hat man ihnen schon das Leben hingenommen:
Viel sind auch, Weib und Kind, von Felsen abgestürzt,
Und haben ihnen selbst die schwere Zeit verkürzt,
Dem Feinde zu entgehn. Was darf ich aber sagen,
Was die für Herzeleid, so noch gelebt, ertragen?
Ihr Heiden, reicht nicht zu mit Eurer Grausamkeit:
Was Ihr noch nicht gethan, das thut die Christenheit,

Wo solcher Mensch auch kann den Christennamen haben.
Die Leichen haben sie, die Leichen aufgegraben.
Die Glieder, so die Erd' und die Natur versteckt,
Sind worden unverschämt von ihnen aufgedeckt.
Mehr hat mich Grau' und Scheu' nicht schreiben lassen wollen;
Um dererwegen auch, die nach uns kommen sollen, —
Wo daſs die schlimme Welt noch länger kann bestehn —
Will ich und muſs auch viel mit Schweigen übergehn.

Ey, ey, Du werthes Land; was kannst Du doch erfahren,
Das nicht genugsam schon in diesen kurzen Jahren
An dir verübet sey? Wie hat dein alter Stand
In solcher kurzen Zeit so sehr sich umgewandt?
Du warest sonst der Markt und Schauplatz aller Sachen,
Dadurch ein schöner Ort sich kann berufen machen;
Du gingest überhoch den andern Ländern für;
Was allenthalben ist, das sahe man bey Dir.
Dieſs Lob ist itzt dahin: die Kirchen sind beraubet,

Die Kammern sind erschöpft, das Gold ist aufgeklaubet,
Viel Weiber ihrer Ehr' und Männer quitt gemacht,
Sehr vielen Kindern sind die Väter umgebracht;
Und nicht nur durch das Schwert: die Luft ist schädlich worden,
Hat auch das Feld geräumt, *) und jämmerliches Morden
Durch strenge Pestilenz und Krankheit angestellt.
Wie mancher kühne Mann, wie mancher freye Held,
Der hohes Lob gehofft mit Streiten zu erwerben,
Hat müssen ohne Blut des faulen Todes sterben,
Hat seinem Mörder nicht entgegen können gehn,
Und, wie ein Krieger soll, zu seinem Ende stehn.
So ist die Gottesfurcht auch mehrentheils verschwunden,
Und die Religion gefangen und gebunden,
Das Recht liegt unterdruckt, die Tugend ist gehemmt,
Die Künste sind durch Koth und Unflath überschwemmt,
Die alte Deutsche Treu' hat sich hinweg verloren,
Der Fremden Uebermuth der ist zu allen Thoren
Mit ihnen eingerannt, die Sitten sind verheert,

---

*) Hat die Menschen darin aufgeräumt.

Was Gott und uns gebührt ist alles umgekehrt.
Wer hier nicht wird bewegt, wer sonder Weh und Schmerzen
Dieſs ungerechte Recht des Krieges kann beherzen,
Der ist aus hartem Stahl und Kieselstein erzeugt,
Es hat ein Tieger ihn an seiner Brust gesäugt.

Daſs aber Jemand nun vermessen wollte meynen,
Wir wären auſser Schuld, und unbedacht verneinen,
Gott habe seinem Volk und Kirchen dieses Leid
Vergeblich zugeschickt, der irret trefflich weit.
Der Herr von Anbeginn, ein Richter aller Sachen,
Der Alles sieht und hört, der Augen hat, zu wachen,
Dem niemand kann entgehn, der kräftig um und an
In allem ist, was ist, und war, und werden kann,
Der schickt uns alles zu, der ordnet alle Dinge
Im Himmel und bey uns, wie groſs und wie geringe
Sie immer mögen seyn; Glück, Unglück, Leben, Tod,
Krieg, Fried' und Einigkeit, kömmt alles her von Gott.
Was suchen wir viel nach? was darf man Zweifel tragen?

Wie lange soll er auch durch Wunderzeichen sagen,
Dieſs komme nicht ohn' ihn? hat nicht die hohe Luft,
Hat nicht der Himmel selbst uns deutlich zugeruft?
Hat der Komete nicht sich grausam ausgestrecket;
Hat nicht der Feuerschwanz die Sterne selbst erschrecket,
Daſs sie verblasset sind? Der Monde stand verzagt
Und meynt', er würde nun aus seiner Bahn verjagt:
Der weiſse Bär hat fast die Flucht von dar genommen,
Aus Furchte, Phaeton der wäre wiederkommen,
Und hätte wie zuvor durch seinen Unverstand
Den Himmel und sein Dach gesteckt in neuen Brand.
Den scharfen Prediger, den schrecklichen Propheten,
Der niemals sonder Blut, der niemals sonder Tödten,
Der niemals sonder Krieg und Aenderung entsteht,
Den Boten, hat uns Gott ja hoch genug erhöht,
So sey'n auch, wie man sagt, die abgelebten Seelen
In ihrer Menschenart aus den betrübten Höhlen
Gedrungen an das Licht. Was niemand hören mag

Ohn' Abscheu, Furcht und Graus, ist kommen an den Tag,
Hat sichtbarlich bey uns und unter uns geirret;
Die Ordnung der Natur ist worden ganz verwirret:
Die Waffen haben selbst aus heimlicher Gewalt,
Von niemand angerührt, geklungen und erschallt:
Das Wasser ward verkehrt, die unbefleckten Bronnen,
Ihr reiner Silberquell ist blutig vorgeronnen:
Der Flüsse Vater auch, der sonsten schöne Rhein,
Hat seine Last gefühlt, daſs nun für klaren Wein
Das groſse Kriegesheer der scheuſslichen Maranen
An seinem Ufer sey, daſs ihre stolzen Fahnen
Nun ständen aufgesteckt, wo vor Thriambus *) war,
Und man itzunder noch kann sehen sein Altar.
Es hat der schöne Rhein aus Scham sich fast verloren,
Ist weit und breit umher durch kaltes Eis verfroren;
Wo vor das Segel pflag auf Niederland zu gehn,
Da konnte man itzund mit Roſs und Wagen stehn.
Nun lauft, ihr, welche man nur also muſs erweichen,

---

*) Bacchus.

Lauft hin, und saget itzt, es mangelt euch an Zeichen,
Gott, Gott treibt dieses Werk, des groſsen Zornes Brunst
Und Rache greift uns an: und solches nicht umsonst.
Wir alle sind befleckt mit Schanden und mit Sünden
Von Adams Zeiten her; nicht Einer ist zu finden
Der sonder Bosheit sey: wir sind aus Gottes Huld
Entfallen durch uns selbst um unsrer Laster Schuld.
Die Welt lebt in den Tag, begehret nicht zu wissen
Von Zucht und Frömmigkeit, ist trotzig ausgerissen,
Gleich wie ein wilder Bach, thut, was ihr selbst behagt,
Lacht, wann man ihr von Gott und Gottes Eifer sagt.
Und darum läſst er sich an seiner Kirche sehen,
Schützt los*) des Zornes Strom, verstopft vor ihrem Flehen
Die Ohren seiner Gunst, doch nur auf kleine Zeit:
Sein Grimm ist nicht so groſs, als seine Gütigkeit.

---

*) Läſst los.

Wir können nicht vorbey, und müssen alle sagen,
Er gebe billig uns das schwere Joch zu tragen;
Er strafet billig uns durch Feuer, Krieg und Schwert,
Weil wir uns auch von ihm zum Bösen abgekehrt.
Wie lange hat er doch die Heucheley geduldet?
Was mag er uns doch thun, das wir nicht wohl verschuldet?
Ob auch der Sünden Zahl noch gröſser wachsen kann?
Klagt das Gewissen sich und uns nicht selber an?
Das Gute fliehen wir, das wir doch sollten fassen,
Das Böse lieben wir, das wir doch sollten hassen:
Dann kömmt es, daſs der Herr dieſs Schrecken in uns jagt,
Dann kömmt es, daſs er uns mit solchem Jammer plagt.
Drum sind die Felder itzt ganz weiſs von Todtenbeinen,
Drum hört man überall Brand, Mordgeschrey und Weinen,
Drum sind zugleiche wir und unser schönes Land
Des Feindes Tiranney gegeben in die Hand.
Doch wird der groſse Zorn nicht nun und ewig währen;
Er wird sich wiederum gar gnädig zu uns kehren,
Der Vater seiner Schaar: nicht einen, den er liebt,
Den läſst er ungestraft und allzeit unbetrübt.

So lange Dir es hat nach deinem Wunsch ergangen,
So lange hast du auch noch niemals angefangen
Ein rechtes Gotteskind, ein rechter Christ zu seyn,
Kreuz, Unglück, Angst und Qual ist unser Prüfestein.
So ist der Frommen Feind, der Teufel, auch nicht stille,
Sucht allzeit, wie er sich und seinen Hafs erfülle,
Macht Gruben in den Weg, hebt Groll und Streiten an,
Stöfst Ruh' und Frieden um, thut alles, was er kann;
Sieht, wie er wider uns den ganzen Rüstzeug bringet,
Als wie ein Rosenknopf von Dörnern ist umringet.
Gepresset und gedrückt, so mufs die Kirche stehn,
So pflegt sie zwischen Noth und Trübsal aufzugehn.
Gott will uns also auch die rechte Strafse lehren,
Die Sünden abzuthun, den Glauben zu vermehren,
Zu werden neu und rein: bey Freuden, Lust und Ruh
Verdirbt der Ehre Lob, die Laster nehmen zu.
Wann alles um uns scheint, geht, wie wir uns gedenken,
So schlägt man aus der Art, so pflegt man sich zu lenken,

Kömmt auf die breite Bahn, die zu der Wollust trägt,
Und Ueppigkeit für Zucht, für Tugend Laster hegt.
Ein Pferd, das immerzu bey vollem Futter stehet,
Das nie geritten wird, nie an dem Wagen gehet,
Wird wilde, beiſst und schlägt, trägt keinen Reiter nicht:
So, reiſst der Mensch auch aus, wann ihn der Haber sticht.
Das Gute wächst durch Noth. Ein Quell, der stille stehet,
Der nie geräumet wird, verstopft sich und zergehet,
Wird Schlamm und fauler Koth: jemehr es wird gerührt,
Je gröſser wird sein Fluſs, je klärer auch gespürt.
Es ist der Kirchen Art, ja auch die Art der Heiden:
Durch Arbeit, Zwang und Drang, durch Leiden und durch Meiden
Steigt Jedermann empor: durch immer glücklich seyn
Schleicht unser Untergang mit bösen Sitten ein.
So konnte Cyrus nicht die Sarder besser strafen,
Als nur durch dieſs Gebot, sie sollten blos mit Schlafen,
Mit freyer Gasterey, mit Spiel und Fröhlichkeit,
Mit Tanzen und mit Lust bestatten ihre Zeit.

Der Römer groſses Lob hat schöner nie geglissen, *)
Als wie sie Krieg geführt, sich ritterlich geschmissen,
Wie alles albern **) war, wie ihre Weisheit noch
Nach aller Mäſsigkeit, nach Brey und Knoblauch roch:
Alsdann stand alles wohl, die unverzagte Jugend,
Die Blum' und Zier der Stadt ging aller Kriegestugend,
Ging Ruhm und Ehren nach: ein wohlgeputztes Pferd,
Ein Küras und ein Helm, ein Schild und scharfes Schwert,
War ihnen weit mehr lieb, war mehr in ihren Augen,
Als Huren, die das Geld und Kräfte aus uns saugen,
Als Schwelgerey und Wein, als Worte voller Pracht,
Als Fluchen und Geschrey, das keinen Krieger macht.
Da war Sicilien in ihrer Macht verbunden,
Karthago ausgebrannt, Korinthus überwunden,
Numantia zerstört; kein Feind, kein Schrekken kam,

---

*) gegläuzt. **) ungekünstelt.

Das ihnen ihren Muth und hohe Sinne nahm.
Da lieſs sich Mutius, da lieſs sich Cocles blicken,
Da hielt Fabricius der ganzen Stadt den Rücken;
Da trat Camillus auf, schlug die Franzosen aus,
Da steckte Mutius die Hand, nicht ohne Graus
Des Feindes, in die Gluth: kein Ort war ihnen gleiche,
Es hieſs nur alles Rom, es ging in ihrem Reiche
Zu Abend in die See der güldnen Sonne Lauf,
Und stand zu Morgen auch in ihrer Herrschaft auf.
Was nun die groſse Stadt durch Schweiſs und Blut erworben,
Das ist hernach durch Glück und Wollust ganz verdorben:
Denn wie kein Hannibal nicht mehr vorhanden war,
Wie alles stille lag und sicher vor Gefahr,
Da muſsten endlich die mit ihren Lastern kriegen,
Die keinem zuvorhin nicht konnten unterliegen,
Verhingen über sich den Sünden ihren Zaum,
Und gaben falscher Lust und Ueppigkeiten Raum.
Da durfte Marius und Cinna sich erregen,
Da durfte Cäsar Rom zu seinen Füſsen legen:
Die Stadt, so alles zwang, so allzeit unverzagt,
Ward durch den Ehrgeiz zahm, ward ihres Bürgers Magd.
Die Stadt, die aller Welt vor diesem vorgeschrieben,
Vollbrachte, was hernach ihm einer lieſs belieben.

Es half kein Cicero, noch tausend Zungenschaar;
Es half kein Cato zu, wie sauer er auch war.
Die Freyheit ging nun fort. Nun dieser wird erstochen,
Bezahlet mit der Haut; nicht aber ungerochen:
Octavius wacht auf und nimmt sich seiner an,
Macht was noch ledig ist ihm vollends unterthan.
Da ward kein Scipio, kein Fabius gehöret,
Kein Bürgermeister mehr, noch Rathesherr geehret.
Da war kein Cassius, kein Brutus in der Stadt,
Der feindlicher Gewalt frey unter Augen trat.
An Tugend Statt kam Mord, Neid, List und Hofespossen:
Wie sich Tiberius im Hurenhaus' entschlossen,
Was Claudius befahl, was Nero, was das Schwein,
Domitianus, hieſs, das lieſs man Amen seyn.
So hat die schöne Stadt zusehends abgenommen,
Und ist je mehr und mehr bis auf die Neige kommen:
Die sonst in Leidenszeit den Wolken gleiche stund,
Sank in der Wohlfahrt hin in aller Schande Grund.
Es ward nach Gottesdienst itzt weiter nicht gefraget,
Der Raub der ganzen Welt ward übel durchgejaget.
Es muſste die Natur ganz werden umgewandt,
Aus Thälern Berg gemacht, aus Bergen glattes Land.

Was wir zu dieser Zeit gar übel glauben können,
Das durft' ein schlechter Mann durch Uebermuth beginnen:
Kein Laster war zu groſs: zwey Tonnen Goldes werth,
Und mehr, ward durch ein Weib *) auf einen Trunk verzehrt.

Dieſs thut der Ueberfluſs. Was will man aber sagen
Von Sachen, welche sich mit Heiden zugetragen?
Ob billig wohl ein Christ ihm diese ganze Welt
Und aller Völker Heer für seinen Spiegel hält.
Der edle groſse Mann von Isai geboren,
Zum König Israel vom Himmel selbst erkoren,
Wie wird er zum Gebet und Andacht angeregt,
Als Gott ihn wegen Mord und schnöder Unzucht schlägt?
Herr! spricht er, wasche mich von meinen Missethaten!
Ich muſs es nur gestehn: ich bin zu sehr gerathen
In schwerer Sünden Wust: es ist von mir gethan
Was dir zugegen läuft und ich nicht läugnen kann.
Ich bin in Uebelthat empfangen und erzeuget,

---

*) Kleopatra.

Es hat die Mutter mich mit Sündenmilch gesäuget.
Du hast die Wahrheit lieb und bist den Lügen feind,
Du weiſsest alles wohl, wie sehr man es verneint.
So scheine mir nun zu mit deiner Gnadensonne,
Laſs den zerknirschten Geist empfinden Freud' und Wonne.
Nimm mich doch wieder an, erquicke mein Gebein,
Heb' meine Glieder auf, die ganz zerschlagen seyn.
Laſs nicht dein Angesicht auf meine Sünden schauen;
Gib mir ein neues Herz, ein neues Zuvertrauen.
Verwirf nicht deinen Knecht; verstoſs' mich nicht von dir;
Laſs deinen guten Geist mich trösten für und für,
Und wie die Worte sind. So heiſset Nothdurft beten,
So heiſset Unglück uns vor Gottes Augen treten,
Den Himmel anzusehn, auf den man wenig sieht,
Auf den man wenig denkt, wann alles grünt und blüht.
Dieſs, was versehrt, das lehrt: jemehr man Safran reibet
Je stärker schmeckt er auch. Je mehr man Tugend treibet,

Je höher schlägt sie aus; die Widerwärtigkeit
Soll wie ein Fechtplan seyn, und wie ein steter Streit,
In welchem Gott uns zeigt, wie und mit was für Wegen
Uns möglich sey die Macht der Sünden zu erlegen,
Wie wir der Seele Feind bestehen nach Gebühr,
Und kommen dann mit Ruhm, Ehr' und Triumph herfür.
Es müssen überdieſs der Kirche Qual und Plagen
Ein klares Zeugniſs seyn, es sey nach diesen Tagen
Ein Tag der gröſser ist, da diese ganze Welt
Dem Richter über uns wird werden vorgestellt.
O wohl dann dem, so hier auf Christus Wort ist kommen,
Geduldig seine Last, die sanfte Last, genommen!
Wer dieses Joch erträgt, der sieget und besteht!
Wer itzt nicht höret: Kommt, wird endlich hören: Geht!
O wohl dem, welchen Gott hier, als ein Vater quälet,
Der wird hernach ganz frey, ganz quitt und los gezählet!
Den Gott mit Treuen meynt, den er von Herzen liebt,
Wird von dem Bösen hier gepresset und betrübt.
Die itzt mit Sicherheit im Rosengarten sitzen,

Die werden anderswo mit Schrecken müssen schwitzen.
Wer hier der Christen Schaar durch Schwert und Feuer jagt,
Wird künftig durch den Wurm, der nimmer stirbt, genagt.
So soll die Welt auch seh'n, daſs keine Noth und Leiden,
Daſs keine Tyranney Gott und sein Volk kann scheiden;
Und daſs ein solcher Mensch, der die Gewissen zwingt,
Vergeblich und umsonst die Müh und Zeit verbringt;
Daſs wir vor unser Maul kein Blatt nicht dürfen nehmen,
Daſs wir vor keinem uns nicht scheuen oder schämen,
Er sey auch, wer er will; daſs unsers Herzens Grund
Nicht falsch, nicht anders sey, als etwa Red' und Mund.
Kein Würgen, keine Schlacht, kein Martern und kein Pressen
Zwingt uns der Frömmigkeit und Gottes zu vergessen.
Der Zweck der Christenheit muſs Gottes Name seyn,
Nicht Eitelkeit der Welt, nicht äuſserlicher Schein

Und gleiſsend Heucheley: wir müssen kundbar machen,
Daſs Christen Noth und Tod verhöhnen und verlachen:
Wir müssen lassen sehn ganz richtig, klar und frey,
Daſs die Religion kein Räubermantel sey,
Kein falscher Umhang nicht. Was macht doch, ihr Tyrannen,
Was hilft, was nutzet euch das Martern, das Verbannen,
Schwert, Feuer, Galgen, Rad? Gezwungen Werk zerbricht:
Gewalt macht keinen fromm, macht keinen Christen nicht.
Es ist ja nichts so frey, nichts also ungedrungen,
Als wohl der Gottesdienst: so bald er wird gezwungen,
So ist es nur ein Schein, ein hoher falscher Ton:
Gut von sich selber thun das heiſst Religion,
Das ist Gott angenehm. Laſst Ketzer Ketzer bleiben,
Und glaubet ihr für Euch: begehrt sie nicht zu treiben.
Geheiſsen willig seyn ist plötzlich umgewandt,
Treu, die aus Furchte kömmt, hat miſslichen Bestand.
Ein Mensch kann seinen Sinn wohl vor dem andern schlieſsen:

Der Glaube lieget tief. Gott kennet die Gewissen,
Sucht aller Nieren durch, sieht aller Herzen Rath,
Und weiſs, was ich, und du, und der verschuldet hat.
Mehr sollen Christen nicht, wo daſs die Christen heiſsen,
Und in der Wahrheit sind, von Herzen sich befleiſsen,
Zu tragen ihre Noth, wie ihr Herr Christus trug.
Da ihn des Vaters Grimm von unsertwegen schlug.
Das Lamm, das reine Lamm von Anbeginn geschlachtet,
Der Fürst der Seligkeit, hat seiner nicht geachtet,
Hat willig über sich genommen fremde Schuld,
Mit Liebe, Niedrigkeit, Gehorsam und Geduld.
Des wahren Gottes Sohn, der Gott von allen Zeiten,
Der auf der hohen Luft und Wolken pflegt zu reiten,
Der Wasser, See und Meer umgreift mit seiner Hand,
Die groſsen Hügel wiegt, den Himmel überspannt,
Der kam zu uns herab, ward Mensch der Menschen willen,
Des Vaters groſsen Zorn, der uns betraf, zu stillen;

Nahm auf ſich Hunger, Durst, Frost, Hitze, Schmach und Spott,
Stand alle Marter aus, ging endlich in den Tod.
Der König aller Welt lieſs sich mit Dornen krönen,
Vor dem die Erde bebt, lieſs schimpflich sich verhöhnen.
Durch den die Sonne sieht, der ward als blind verdeckt.
Der unbegreiflich ist, ward an das Holz gestreckt.
Den aller Engel Schaar mit ihren Stimmen ehren,
Der muſste Schimpf und Hohn der Lästermäuler hören;
Der Blitz und Donner schickt, der ward nur ausgelacht;
Der Tod und Leben gibt ward schändlich umgebracht.
Sein Haar war voller Blut, der Rücken voller Striemen,
Die Hände blau und schwarz durch Zwang der harten Riemen;
Kein Glied ist nicht an ihm, das nicht gelitten hat;
Die Zunge schlieſs' ich aus, mit der er für uns bat.
Hier unser Kreuz ist schlecht, und wegen Sünd' und Schanden:
Der nichts verschuldet hat, hat mehr noch ausgestanden,

Mehr Qual und Pein gehabt, als jemand leiden kann,
Und seinen Mund doch nicht dagegen aufgethan.
Er muſs der Spiegel seyn, in den wir schauen sollen,
Wo daſs wir nach der Zeit auch mit ihm herrschen wollen.
Wer Christus Ebenbild zu werden nicht begehrt,
Wer ihm nicht folgen will, ist seiner auch nicht werth.
Der Kirchen Eigenschaft ist dulden hier auf Erden;
Ihr Acker muſs durch Blut der Frommen feiste werden:
Ihr allererster Grund ist Morden, Blut und Pein,
Ihr Fortgang der ist Blut, Blut wird ihr Ende seyn.
Und letztlich müssen wir durch dieses Mittel schauen,
Daſs Gott sey unser Schild, daſs unser Zuvertrauen
Allein auf ihm beruht, daſs er die Seinen liebt,
Daſs er bey ihnen ist und treue Hülfe gibt.
Ach, lasse Niemand doch so schändlich sich betrügen,
Er wolle für gewiſs durch Menschenbeystand siegen!
Wann alles lustig geht, sind Freunde männigfalt;

Kömmt nur ein kleiner Wind so wird die Liebe kalt.
Da fällt viel Kummer vor, da hat man sehr zu fragen,
Wie dieses und wie das sich habe zugetragen;
Da geht es langsam her, eh' als man retten will.
Wie jener arme Tropf, der in den Brunnen fiel,
Sollt' erst, wie sich es doch verlaufen, Antwort geben,
Und stand bis an den Hals, trug Sorge für sein Leben:
Ach, mein Freund, rief er, schaut und springt mir itzund bey,
Hernach fragt, wie der Fall doch zugegangen sey.
Hilft aber Jemand ja, so ist doch sein Vermögen
Viel minder noch als nichts, wann Gott nicht ist zugegen,
Und ihm den Rücken hält: der Mensch ist nur ein Raub
Der nimmer stillen Zeit, ist Asche, Koth und Staub;
Sein Wehren baut doch nichts; die Kraft der Menschenhände,
Und auch der Mensch mit ihr, läuft stündlich zu dem Ende,
Das allen ist bestimmt. Drum setzt uns Gott so zu,
Auf dafs man sehen soll, dafs er uns Vorschub thu',

Wo Menschenrettung fehlt und Alle von uns laufen;
Daſs er allein uns schützt, steht für den kleinen Haufen,
Fängt Spieſs und Degen auf, daſs kein Feind weiter kömmt,
Als wo er ihm sein Maaſs und letztes Ziel bestimmt.
Wir dichten Tag und Nacht, wir jagen, laufen, traben,
Wir brauchen groſsen Fleiſs mit Schanzen, Bauen, Graben,
Wir nehmen hier und da die besten Vortheil' ein,
Jetzt dünkt uns dieser Ort, jetzt jener besser seyn;
Da liegt das Dorf nicht gut, da steht der Wald im Wege,
Aus Sorge, daſs der Feind sich nicht dahinter lege:
Man krieget dieſs und das wohl durch Verrätherey;
Wer fragt, ob Kriegeskunst List oder Tugend sey?
O arme Kreatur, mit deinem viel Erfahren,
Mit deiner Emsigkeit! Der Fürst der Himmelsschaaren,
Der Wagen Israels sitzt über uns und lacht,
Sieht auf den Erdenkreis; Ihn jammert deiner Macht
Und viel zu schwachen Kraft. Nach allem Thun und Rennen,

Auf so viel Schweiſs und Blut da muſs man doch erkennen,
Daſs aller Menschen Witz, daſs alle Macht der Welt
Nichts sey als Kinderwerk; daſs Er den Platz behält.
Laſs kommen Pharao mit seinen Reitereyen,
Laſs alle Teufel aus, laſs Pfeil und Kugel schneien:
Wann Rath und That erliegt, wann alles ist gethan,
Kömmt Gott doch in das Spiel und nimmt sich unser an.
Er nimmt sich unser an, er wird sein Volk erhören,
Wird schlagen die, so uns und ihn in uns versehren,
Wird darthun, daſs doch der, so uns itzt thut Verdruſs,
Hier zeitlich, und hernach dort ewig, büſsen muſs.

Zweytes Buch.

Bisher nun sey der Krieg, und auch um wessen wegen
Er unser Land betrifft. Itzt, hilft mir Gottes Segen,
So will ich weiter gehn auf dieser neuen Bahn,
Und zeigen, wie man sich hinwieder trösten kann.
Die schöne Poesie, als die von oben kommen
Und aus dem Himmel selbst den ersten Quell genommen,
Hat allzeit mir behagt: ich trage freylich Gunst
Von meiner Kindheit an zu dieser edlen Kunst;
Doch gleichwohl kann und will ich nimmermehr verneinen:
Es sey nicht gänzlich Nichts, was viel Gelehrte meynen,
Sie wird von manchen kaum zum Besten angelegt,
Der als ein schädlich Gift und Pest sie bey sich trägt.

Poeten sollen [illegible]r Bericht in Weisheit geben,
Und sagen, wie ich doch in diesem armen Leben
Die bösen Lüste fliehn, das Kreuze tragen soll:
So sind sie Eitelkeit und falscher Meynung voll.
Hier sitzt der groſse Fürst, Achilles, der Vertrauten
In ihrem zarten Schooſs, spielt eines auf der Lauten,
Läſst Troja Troja seyn, hält diese Schlacht für gut,
Die ohne Todesangst den Feinden Abbruch thut.
Da fasset Jupiter sein Weib bey ihren Füſsen,
Und henkt sie in die Luft, des Zornes Lust zu büſsen.
Da steht der weise Mann Ulysses, seufzt und klagt,
Er werde gar zu weit vom Vater weggejagt,
Und wollte gerne heim: da liegt der Kern der Helden,
Ihr starker Herkules, und fluchet, wie sie melden,
Auf seiner Frauen List und das vergift'te Kleid,
Durch das er sterben muſs, weint, seufzet, heult und schreyt.
O weg mit solcher Kunst, weg, weg mit solchen Sachen,
So die Gemüther nur verzagt und weibisch machen,
Die leichtlich, wie man will, durch der Gedichte Schein
Und äuſserlichen Glanz zu überreden seyn.
Ich lasse diesesmal die Zuckerworte bleiben,
Will auf mein Deutsches hier von Deutscher Tugend schreiben,

Von Mannheit, welche steht; will machen offenbar,
Wie keiner unter uns in Nöthen und Gefahr,
Die itzt vor Augen schwebt, so gänzlich sey verlassen,
Daſs er nicht wiederum ein Herze solle fassen.
Es ist noch Trost genug auf dieser weiten Welt,
Durch welchen sich ein Mann und Christ zufrieden stellt.

Laſs uns zuförderst doch erkennen und bedenken,
Wie dieſs, darum wir uns so grämen, martern, kränken,
Nicht anders gehen muſs; daſs Gottes weiser Rath,
Der nicht zurücke weicht, es so geordnet hat.
Der Gott von Ewigkeit sitzt auf des Himmels Vesten,
Streckt seine starke Hand von Osten bis in Westen;
Von seiner Weisheit Macht, die nimmer Unrecht will,
Hat diese ganze Welt ihr Wesen, Lauf und Ziel.
Dieſs müssen wir gestehn: kein Volk ist so verblendet,
Kein Land so gar von Zucht und Ehrbarkeit gewendet,
So wild und ungezähmt, das nicht erkennen kann,
Es sey Was über uns, dem alles unterthan.
Sie müssen der Natur sich ja gefangen geben,

Wo daſs sie Unterricht und Lehren widerstreben.
Wohin sie immer sehn, hoch, niedrig, nah' und weit,
Da ist ein Ueberweis *) und Bild der Göttlichkeit,
Schaut Jemand uber sich, da geht der Sonnenwagen,
Kömmt weiter nicht herab den Monden zu verjagen
Von seiner kalten Bahn; hier steht der weiſse Bär,
Hält seinen Platz vor sich, fällt nimmer in das Meer.
Der schöne Lucifer verkündigt uns den Morgen,
Und Hesperus zeigt an, die Linderung der Sorgen,
Die Nacht sey bey der Hand; die andern Sterne auch,
Die Augen in der Luft, behalten den Gebrauch,
Nachdem sie bis itzund von Anfang her gelaufen,
Gehn allzeit ihren Weg, und kommen nicht zu Haufen,
Und werden nie vermengt: ihr Sitz wird nie verwandt,
Man spürt an ihnen nichts als Ordnung und Bestand.
Nun wann wir weiter auch bey uns betrachten werden
Der Elemente Art: Luft, Feuer, Wasser, Erden,

---

*) Beweis.

Wie Naſs und Trocken sich, wie Kalt und Warm begehn;
Da wird man der Natur Verbündniſs wohl verstehn.
Auf daſs wir aus der Luft nun auch heruntersteigen,
Wer kann den schönen Lauf der Dinge doch verschweigen?
Was aus der Erde wächst, lebt durch der Wurzel Saft,
Ein jedes hat sein Thun, ein jedes seine Kraft.
Schau auch den Thieren zu, wie allesammt sich paaren,
Wie alle sind bedeckt mit Schuppen, Federn, Haaren:
Dieſs hat ein starkes Horn, dieſs einen scharfen Zahn,
Dieſs Klauen; jenes was, mit dem es fechten kann.
Dieſs kreucht, dieſs fleugt, dieſs schwimmt, dieſs geht auf seinen Füſsen,
Ein jedes kann der Speis', als wie es soll, genieſsen.
Wer dieses ohngefähr so zuzugehen spricht,
Der lebet ohngefähr, hat seine Sinne nicht.
Wenn daſs wir aber dann auch auf uns selber kommen,
Da können wir nicht fort, da müssen wir verstummen:

Des Menschen schöner Leib, sein himmlischer Verstand,
Der zeigt auf Gottes Macht, wie gleichsam mit der Hand.
Dieſs ist das groſse Buch der armen blinden Heiden;
Wir Christen haben mehr: wir können uns bescheiden
Von Adams Zeiten her: wir wissen aus der Schrift
Was Gott, so viel ein Mensch zwar wissen soll, betrifft.
Was wollen wir dann nun uns wider ihn erheben,
Und seiner weisen Macht, Befehl und Ordnung geben?
Was kümmern wir uns dann? Was klagen wir dann viel,
Weil Gott, das höchste Gut, es also haben will?
Was heisset trotzig seyn und mit dem Himmel streiten,
Wie Mimas *) und sein Volk gethan vor alten Zeiten:
Wenn dieses nicht so heiſst? Es hilft doch kein Verdruſs,
Am besten, gerne thun: denn wer nicht will, der muſs.

---

*) Einer der himmelstürmenden Riesen.

Gott will, sich ausgesetzt, nichts lassen immer währen:
Es soll ein Wechsel seyn, es soll sich alles kehren:
Was war, was ist, was wird, hat seinen rechten Lauf:
Wann eines niederfällt, so geht ein andres auf.
Wie Fäulichkeit *) das Holz, Rost Eisen pflegt zu fressen,
So ist sein Zweck, Maſs, Tag und Stunde zugemessen
Dem allen was hier ist: ein jeder Ort und Land,
Ein jedes Königreich hat seinen Stillestand.
Die Ursach ist zwar auch in äuſserlichen Werken:
Wenn Untreu wird erregt, wenn sich die Laster stärken,
Wenn weiser Rath gebricht, wenn fremdes Volk einschleicht,
Wenn Obrigkeit von Art der alten Rechts weicht,
Und was noch weiter ist: doch eigentlich zu schreiben,
Der erste Quell ist Gott, der thut dieſs alles treiben,
Der stellet alles an, der hat ein jedes Haar
Der Menschen abgezählt, geschweige Zeit und Jahr.

---

*) Fäulniſs.

Er danket Fürsten ab, setzt andre an die Stelle:
Da hilft nun nichts dafür, wie sehr man widerbelle,
Wie seltsam man auch thu, wie oft man sage: Nein!
Es ist der alte Lauf, und wird auch noch so seyn.
Des Himmels schöner Bau muſs wie ein Kleid veralten,
Kann seine Zierlichkeit nicht immerzu behalten,
Das Firmament gibt nach, und unser Erdenkreis
Nimmt ab, je mehr und mehr, wird wie ein alter Greis.
Hoch, niedrig, klein und groſs wird alles fortgerissen,
Kein Regiment, kein Stand vermag sich auszuschlieſsen,
Wie prächtig er auch ist, wie heftig er sich wehrt:
Die Städte fallen um, kein Stein bleibt unverheert.
Wo ist der Perser Kraft? wo ist die Macht der Griechen?
Wo ist doch ihr Athen, wo Sparta hingewichen?
Wo manches edle Reich und alte Regiment?
Ach Gott! sie werden kaum in Büchern noch genennt!
Wo sind die Wunderwerk', in solcher Pracht gebauet,
Daſs einem, welcher sie betrachtet, gleichsam grauet?
Stehn alle Pfeiler noch? wo ist die schöne Gruft,
So Artemisia erhöhet in die Luft?

Hat der Diana Kirch' *) auch ewig mögen dauern?
Wo ist doch Babylon mit ihren dicken Mauern?
Wo ist das groſse Bild der Sonne zu Rhodis,
Das seinen Daumen auch gar kaum umklaftern lieſs?
Wo ist der Jupiter, den Phidias gegossen?
Hat Cyrus noch sein Haus? Sie sind, wie Schnee verflossen,
Auf den zur Frühlingszeit die heiſse Sonne fällt.
Sie wuſsten nicht wohin, sie brachten Gold und Geld
Tief aus der Erde her, und schmierten es mit Menge
Auch wiederum darauf: dieſs Wesen war zu enge,
Sie hinderten der Luft fast ihren Tagesschein,
Der Himmel schien für sie zu niedrig selbst zu seyn.
Jetzt ist die hohe Pracht, so die Natur verworren,
Und ihrer Zier beschämt, der Erde gleich geschorren. **)
Wo dieser Hoffart vor kein Mensch noch Thier genas,
Da weidet man nun Vieh, und wächset Laub und Gras.
Wo ist das schöne Rom, dem nichts auf Erden gleiche,

---

*) Der berühmte Tempel der Diana zu Ephesus.
**) gescharrt.

Nichts nächst gefunden ward, die Göttin aller Reiche,
Der Auszug der Natur, das Haupt der ganzen Welt?
Ihr Aas *) ist noch zu sehn, sie selber ist gefällt.
Wo ist ihr groſser Stolz, wo sind die Wassergänge?
Wo sind die Gassen doch, so unerhörter Länge?
Das Kapitolium, die Tempel allzumal,
Vierhundert, wie man sagt, und mehr noch an der Zahl?
Wo Fabius vorhin, wo Scipio gegangen,
Wo Julius den Raub der Völker aufgehangen,
Wo Cicero der Faust mit Worten widerstrebt,
Wo Maro, wo sein Fürst Octavius gelebt?
Wo mancher theure Held, wo so viel hohe Seelen
Erzogen und gebor'n, da sind itzt alte Höhlen,
Da ist itzt Mord und Raub. Ihr königlicher Rath,
Und sie dazu ist hin, die überreiche Stadt;
Ihr Wesen hat mit ihr nun müssen ganz verschwinden,
Die Laster nehm' ich aus, die sind noch da zu finden,
So viel man ihrer will; denn auch die alte Schaar
Wird noch auf diesen Tag vermehret Jahr auf Jahr.
Nichts ist so überhoch, da nicht das Glück hinreiche

---

*) ihre Ueberbleibsel.

Mit seiner langen Hand; das Schwert macht öfters gleiche,
Die schon nicht gleiche sind: das ganze Vaterland
Steht mehrmahl besser nicht, als in gewehrter Hand.
Der Krieg ist Gottes Zeug, mit welchem er zertrete
Was nicht mehr stehen soll; die allerbesten Städte
Sind wie ein groſser Baum, der wächset lange Zeit,
Und wird auf einen Tag hernachmals abgemeyt.
So muſste Tyrus auch ganz eingeäschert werden,
So ward Jerusalem geleget auf die Erden.
Die Gott sonst liebe Stadt, sein auserwähltes Haus;
So ist kein Platz so gut, er hat noch endlich aus.

Was wollen wir uns denn von dessentwegen grämen
Was Andern widerfährt, und der Natur uns schämen?
Die Welt kann nicht bestehn, die Länder nicht in ihr,
In Ländern keine Stadt, in keinen Städten wir.
Das Feld wird durch das Jahr begabt mit reichem Segen,
Auch wiederum verdeckt durch Kälte, Frost und Regen:

Der Himmel giebet uns des schönen Tages Pracht,
Es bringt hergegen auch die schwarze trube Nacht.
Zu Zeiten liegt die See ganz stille, glatt und eben,
Zu Zeiten pflegt sie sich mit Wellen zu erheben,
Zu stürmen in die Luft: wie dann begehren wir,
Daſs uns das gute Glück ersehe für und für?
Dieſs ist sein altes Thun; es steht auf einem Rade:
Was neulich oben war, erfüllt mit Gunst und Gnade,
Das ist itzt unten an; und was vor unten war,
Das steht itzt oben auf, ist auſser der Gefahr.
Vermeinest du, du seyst nicht glückhaft dieser Stunden,
Weil das, was glücklich war, ist allbereits verschwunden,
So meyne gleichfalls nicht, du seyst itzund in Pein,
Weil das, was schmerzhaft ist, auch muſs vorüber seyn.
Des Winters Sonnenglanz, des Mondes Stillestehen,
Des Sommers kühler Wind pflegt eilends zu vergehen,
Viel eher noch das Glück, als wie ein Weibesbild,
Die ihres Fleisches Lust bald hier bald dorten stillt,
Begehrt den der sie haſst, und haſst der sie begehret,
Liebt keinen immerfort; so wird es auch verkehret,

Schlägt augenblicklich um. Es ist der Lauf der Welt,
Dieſs fällt und jenes steigt, dieſs steigt und jenes fällt.
Die auf dem Schiffe sind, sie schlafen oder wachen,
Sie gehen oder stehn sie machen, was sie machen,
Führt doch der Wind sie fort: wer hier zu Schiffe geht,
Muſs folgen der Natur, die nimmer stille steht.
Viel besser ist es ja sich beugen, als zerbrechen,
Es heiſset närrisch thun, an Gott sich wollen rächen.
Ist auch ein kluger Mensch der nicht der Psiller*) lacht,
Die, wie man lesen kann, sich an den Süd gemacht,
Dieweil er um ihr Land und Gegend härter bliese,
Als ihnen gut und lieb; sie nehmen Schild und Spieſse,
Und auf das Ufer zu: da kömmt ein Sturm daher,
Bedeckt das tolle Volk durch Sand und wüstes Meer.
Was ist des Menschen Macht, und seine groſse Thaten?
Ein Stäublein. Was sein Licht? Ein Traum von einem Schatten.

---

*) S. *Herodot. Lib. IV. c.* 173.

Sein Geist? Ein bloſser Rauch. Sein Leben? Müh und Leid:
Er selbst des Glückes Spiel, ein Raub der schnellen Zeit,
Des Wankelmuthes Bild: das andre, Schleim und Galle,
Geboren, daſs er hier in Ungewiſsheit walle,
In Zwang und Kummer sey. Das Thier, das edle Thier,
Das alle Thiere zwingt, der Erden Lob und Zier,
Kömmt bloſs und arm hieher: sein erstes Thun ist Zagen,
Ist groſse Dürftigkeit, ist Weinen, Noth und Klagen.
Die andern Thiere zwar kennt jedes seine Kraft,
Und weiſs auch von Natur von seiner Eigenschaft;
Der Mensch allein, ihr Haupt und Herr so vieler Sachen,
Muſs alles, was er thut, von andern lernen machen,
Und daſs er iſst und trinkt, red't, sitzet, geht und liegt,
Kömmt nur durch Unterricht; schläft auch nicht ungewiegt;
Kann nichts nicht von sich selbst, das Weinen ausgenommen;
Wird, alsobald er nur aus Mutterleib ist kommen,
Gefangen und gepreſst, geknüpft an Hand und Fuſs:
Sein Anfang der ist Qual, und Qual ist sein Beschluſs.

Wie thöricht handeln denn, die ihnen lassen grauen
Vor dem was menschlich ist, die nicht zurücke schauen,
Was sie doch selber sind, und leben furchtevoll
Von dem was keiner nicht vermeiden kann noch soll.
Wer seine Zuversicht dem Wesen hat ergeben,
Das nur den Leib betrifft, der kann nicht ruhig leben,
Der muſs in Aengsten stehn. Kein Glück ist also frey,
In dem nicht etwas noch von Angst und Kummer sey.
Man findet allzeit was, das man nicht haben wollte,
Und allzeit mangelt was, das nicht gebrechen sollte.
Was ist das schnöde Geld? Was bringt es für Gewinn?
Raubt's nicht, wer stärker ist, dem Schwachen allzeit hin?
Vermag es, mir den Durst und Hunger auch zu stillen?
Vermag es, mich vor Frost und Kälte zu verhüllen?
Ja, sagst Du, gib nur Geld, so wird auch wohlgethan,

Daſs Hunger, Durst und Frost vertrieben werden kann;'
Wohl gut, ich kann so Rath für meine Nothdurft finden;
Sie aber selbst vermag ich nicht zu überwinden;
Sie fordert allzeit was, ihr Glück ist nimmer gar,
Ihr Geiz hört nimmer auf, itzt mangelt hier, itzt dar.
Gib einem so viel Land, als hundert Ochsen pflügen,
So viel ein Habicht sich getraut zu überfliegen
Auf einen Sommertag; gib einem so viel Geld,
Als Spanien bisher bringt aus der neuen Welt:
Doch wirst du ihm die Lust zu mehrerm nicht erwehren;
Je mehr er haben wird, je mehr er wird begehren.
Ist schon die Armuth weg, so bleibt doch die Begier:
Bin sonst ich auch betrübt, kein Reichthum hilft dafür.
Laſs einen kranken Mann in Seid' und Sammet liegen,
Häng' allen Schmuck um ihn, daſs sich die Stollen *) biegen,
Er bleibt doch siech und schwach: so einem kranken Muth,

---

*) Die Stufen auf den Treppen.

Ein Herze voller Pein macht Gold und Geld nicht gut.
So ist es gleichfalls auch beschaffen mit den Ehren:
Kann auch ein hohes Amt mir meine Tugend mehren?
Wird meiner Laster Zahl durch Würden zugedeckt?
Macht Hoheit einen fromm? Wird Cato auch erschreckt,
Um daſs Vatinius, der Abschaum aller Thoren,
Ins Bürgermeisteramt vor ihm wird auserkoren,
Und sitzet obenan? Der Glanz der Herrlichkeit
Ist nur ein bloser Glanz und ein Betrug der Zeit:
Er wird viel leichter noch gefunden, als behalten,
Wann er gefunden ist; die Gunst kann bald erkalten
Von der er hergerührt. Wer darauf Hoffnung setzt,
Vergleicht sich dem, der Glas für ganz beständig schätzt.
Nun groſser Herren Macht, wie bald wird die verkürzet?
Sie werden ofte mal ganz plötzlich abgestürzet
Von ihrer Majestät: wie hoch ihr Sitz auch sey,
So ist er dennoch nicht von Angst und Sorgen frey.
Wie nichtig ist doch auch des Adels Namen führen?

Ist dieses nicht, sich nur mit fremden Federn zieren?
Wenn Adel einig heiſst von Eltern edel seyn,
So putzet mich heraus ein angeerbter Schein,
Und ich bin, der ich bin. Kann gleich von vielen Zeiten
Dein Stamm bewiesen seyn, wenn gleich zu beyden Seiten
Kein Wappen an der Zahl, kein blanker Helm gebricht,
Du aber bist ein Stock, so hilft die Abkunft nicht.
Was soll ich ferner nun auch von der Wollust sagen?
Ist nicht ihr Anbeginn voll Furcht und Leid und Zagen,
Ihr Ende voller Reu'? Was kömmt nicht für Beschwer,
Für Siechheit, Qual und Pein von ihrer Uebung her?
Bringt sie auch groſse Lust, wie wir zu meynen pflegen,
So sind die Thiere weit den Menschen überlegen,
Die blos auf Geilichkeit und Leibeswartung gehn,
Und allesammt sich sonst auf anders nichts verstehn.

So ist ja also klar, daſs nichts von diesen Dingen
Mir rechte Sicherheit und Ruh vermag zu bringen:

Sie haben nicht Bestand, sind über unser Recht,
Und welcher sie beherrscht, der ist des Glückes Knecht.
Kein Kluger liebt ein Mensch von ihrer Kleidung wegen,
Die sonsten greulich ist. Willst Du zur Wage legen
Des Wesens Nichtigkeit, darum man hier so kriegt,
So wirst Du sehn, daſs nichts als Koth darunter liegt,
Dieſs, was wir unser Gut mit seinem Namen nennen,
Ist kein Gut eigentlich, wie sehr wir nach ihm rennen,
Wie sehr wir nach ihm thun. Wer sein am meisten hat,
Der hat am meisten auch zu sorgen früh und spat.
Jemehr man Holz zulegt, jemehr die Gluth sich breitet,
Jemehr das Glücke sich mit seinen Gaben spreitet,
Jemehr wird nachmals dann durch Unglück umgekehrt:
Wo viel vorhanden ist, da wird auch viel verzehrt.

Will aber Jemand Gut, das immer währet, finden,
Das weder durch Gewalt noch Waffen soll verschwinden,

Der binde nur sein Schiff der Tugend Anker an,
Die nicht zu Boden sinkt, die nicht vergehen kann.
Sie thut es nur allein, sie, sie die schöne Tugend,
Des Alters Aufenthalt, die Nährerin der Jugend,
Der Reichen bester Schatz, des Adels Zier und Pracht,
Ja, die die Armuth reich, den Pöbel edel macht.
Laſs kommen, wer da will, laſs schnarchen, brausen, toben,
Laſs wüthen alle Welt; sie schwimmet allzeit oben,
Sie wird nicht unterdrückt: kein Feind ist so versucht,
Der nicht durch ihre Kraft gebracht wird in die Flucht.
Führt neue Felsen auf, macht meilendicke Wälle,
Umringt euch mit der See, grabt ein bis in die Hölle,
Kein Bollwerk ist so gut, kein Thurm so hoch gebaut,
Kein Graben so geführt, vor dem der Tugend graut.
Laſs einen Edelstein mit Koth und Mist umschmieren,
Er wird doch seinen Glanz und Kräfte nicht verlieren:
Stoſs' einen edlen Sinn in Kummer und Gefahr,
Thu' mit ihm, was du willst, er bleibt doch, wie er war.

Treib' einen weisen Mann von allen seinen Sachen,
Heiſs ihn in's Elend ziehn, er wird dich doch verlachen.
Schleuſs Ketten um ihn her, verbirg ihn in ein Schloſs,
Da niemand zu ihm kann, sein Geist geht allzeit los.
Ein Fels in tiefer See, obschon die starken Wellen
Mit Stürmen und Geräusch ihm sich entgegenstellen,
Hält unbeweget aus, wie sehr das Wasser springt,
Wie sehr die scharfe Luft von Norden pfeift und klingt:
So wird ein hoher Muth auch nimmermehr gezwungen,
Durch keine Dürftigkeit, durch keine Noth verdrungen:
Sollt' alles, was hier ist, zu Grund und Boden gehn,
So bleibt er immerzu auf freyen Füſsen stehn.
Kein Harnisch, kein Gewehr, kein Spieſs, kein scharfer Degen
Kann einen Weibersinn zur Tapferkeit bewegen:
Vergeuſs ihn ganz in Stahl, so wird er doch gejagt;
Ein freyer Sinn ist, bloſs und nackend, unverzagt.
Ein groſser starker Mann reiſst an der Spinneweben

Baum, Garn und Stangen durch, die Fliege, muſs nur kleben,
Bezahlet mit der Haut. Stoſst Unglück an die Thür,
So bleibt ein feiges Herz: ein Mann steht für und für.
Die Freyheit will gedrückt, gepreſst, bestritten werden,
Will werden aufgeweckt (wie auch der Schooſs der Erden
Nicht ungepflüget trägt), sie fordert Widerstand,
Ihr Schutz, ihr Leben ist der Degen in der Hand.
Sie trinkt nicht Muttermilch. Blut, Blut muſs sie ernähren,
Nicht Heulen, nicht Geschrey, nicht weiche Kinderzähren:
Die Faust gehört dazu: Gott steht demselben bey,
Der ernstlich ihn ersucht, und wehrt sich dann auch frey.
Ist Friede durch das Land, ist niemand zu bestehen,
So streicht man müſsig hin; aus vielem Müssiggehen
Kömmt sichres Leben her, und endlich mit der Zeit,
Auf gar zu Sicherseyn, erfolget Dienstbarkeit.
Die Tugend lieget nicht in einem zarten Bette:
Das harte Feldgeschrey, die Pauken, die Trompete,

Des Feindes Angesicht, der Grimm, das rothe Blut,
Dieſs ist ihr rechter Sporn, von dannen nimmt sie Muth.
Wenn diese Wächter uns sind aus den Augen kommen,
Da wird uns auch der Sinn zur Munterkeit genommen,
Wird einmal dann das Herz umringet von der Nacht,
Gewiſs, es ist sobald nicht wieder aufgewacht.

Nun unser weiser Mann, gewohnet, nicht zu wanken,
Gewohnet durchzugehn mit feurigen Gedanken,
Zu stehn als eine Wand; der wird von nichts versehrt,
Sein Reichthum blühet stets, bleibt ganz und unzerstört.
Er läſst den Feind das Geld und sonsten zeitlichs Wesen,
Gleichwie Caligula die Muscheln, zu sich lesen,
Das Beste bleibet ihm: er weiſs wohl, Gold und Geld
Sey nichts, als theurer Koth und Tockenspiel[*] der Welt.
Er stehet hoch empor, weit von des Pöbels Haufen,

---

[*] Puppenspiel.

Sieht diesen hier, den da, und jenen sonsten laufen,
Verlacht die Eitelkeit, verhöhnet Schmach und Spott,
Schaut seinem Glücke zu, erschrickt vor keiner Noth.
Er weiſs, daſs im Gemüth, in Sinnen und Verstande
Der rechte Mensch besteht, und daſs nur einem Bande
Der Leib zu gleichen sey, das uns zusammenhält,
Bis unser Stündlein kömmt, und reiſst uns von der Welt.
Und darum schätzt er auch des armen Leibes Güter
Für keine Güter nicht: was angeht die Gemüther,
Was den Verstand betrifft, das heisset er allein
Nach seinem rechten Werth arg oder köstlich seyn.
Drum läſst er williglich des Glückes Sachen fliehen,
Wenn der sie wieder holt, der ihm sie nur geliehen,
Der ganz gerechte Gott, der, wie es ihm beliebt,
Dem etwas, jenem nichts, dem viel, dem wenig gibt.
Drum saget er auch nicht, daſs Krieg, Verfolgung, Leiden,
Flucht, Krankheit, Geldverlust und was man nicht kann meiden,
Zum höchsten böse sey; er weiſs, woher es kömmt,
Und daſs, es muſs so gehn, nachdem es ist bestimmt.

So tritt er fröhlich hin, begehrt nicht abzuweisen,
Was auf ihn dringen will, bringt wider Stahl und Eisen
Den Muth, der eisern ist, lernt warten auf sein Ziel,
Nicht wünschen, daſs es ihm gelinge wie er will.
Seht, was Ulysses thut. Sein Schiff wird durch die Winde
Und Wellen angerannt, geſtoſsen auf die Gründe,
Geführet in die Luft, geworfen hin und her;
Es legt sich wider ihn der Himmel und das Meer.
Was richten sie doch aus? die andern fremden Waaren,
Gefährten, Ruder, Raub, Gold, Silber läſst er fahren,
Zieht auch die Kleider aus und wirft sie willig hin,
Dieſs, was sein eigen ist, kann niemand ihm entziehn.
Wiewohl die Stimme klingt der listigen Sirenen,
Vermag sie doch für ihn so lieblich nicht zu tönen,
Er segelt noch davon: was Circe thut und macht,
So wird er dennoch nicht aus seiner Art gebracht.
Der Cyklops will ihm zu, der groſse Menschenfresser,
Die Zähne wässern ihm; Ulysses weiſs es besser:
Wo sonst kein Waffen hilft, da zwingt er durch den Wein,

Und stöſst der Bestien das Stirnenfenster *) ein.
Sein unverzagter Geist, sein Geist, erzeugt zu Kriegen,
Zu Ehren angewöhnt, der kann nichts als nur siegen,
Als immer oben seyn; er schöpft kein Wasser nicht,
Er bleibet, wer er erst, wann Mast und Boden bricht.
Du kannst, Fortune, ja den werthen Helden zwingen
Hin in die tiefe See, bis an den Hals, zu springen;
Du kannst ja wider ihn vermischen Luft und Fluth,
Kannst fordern, willst du so, sein Leben, Gut und Blut:
Daſs aber er vor dir die Knie auch solle beugen,
Viel weinen, kläglich thun, sich wie ein Weib erzeigen,
Sein Leben, seine Zeit verdammen für und für,
Sein Herze lassen gehn, das stehet nicht bey Dir.
Er weiſs wohl, daſs das Meer, auf das er sich gewaget,
Der strenge kalte Nord, durch den er wird gejaget,
Die Klippen und der Sturm in Gottes Händen stehn,

---

*) Das einzige Auge, welches der Riese Polyphem auf der Stirne hatte

Drum läſst er ihm auch es nach Gottes Willen gehn.
O, sagt er, schwimme fort, was nicht will bey mir halten;
Mein Herze, mein Verstand, soll doch mit mir veralten:
Mein unerschöpfter Muth, mein guter treuer Rath,
Der nicht ein kleines Theil gethan vor Troja hat,
Der bleibt so lang' als ich: laſs alles von mir laufen,
Bunt über Ecke gehn, Freund, Gut, Knecht, Schiff ersaufen:
Es muſs seyn ausgelegt, dieſs ist der Reisezoll,
Um mich und meinen Sinn steht alles recht und wohl.
Das Unglück hat mir ja von auſsen was genommen,
Zum Herzen aber ist es mir so wenig kommen,
So wenig als das Meer; das leichter diese Welt,
Als mein Gemüthe mir wird haben umgefällt.
So bricht der groſse Mann, der Held zur Pracht geboren,
Zur Tugend rechten Pracht, vom Himmel auserkoren,
So bricht er endlich durch, behält die Oberhand,
Sieht, was uns allen lieb, sein liebes Vaterland.
So muſs ein Kecker seyn: er kann nicht unterliegen,
Er hat sich nicht gewöhnt zu schmiegen und zu biegen,

Er läſst gar willig gehn was ihm nicht zugehört.
Und was sein eigen ,ist, das bleibet unversehrt.
Des Donners harte Kraft, wie die Gelehrten sagen,
Pflegt in den Lorbeerbaum gar nimmer einzuschlagen:
So ist auch vor der Macht des Glückes jederzeit
Der Tugend grünes Laub versichert und befreyt.
Sie läſst sich sonderlich durch Kreuz und Unglück sehen,
Wann alles knackt und bricht, wann alle Winde wehen,
Wann Sturm und Wetter kömmt, da tritt sie dann herein,
Macht schauen Jedermann auf sie und ihren Schein.
Die Sterne pflegen sich bey Tage nicht zu rühren,
Bey Nachte sieht man sie den ganzen Himmel zieren:
So ist die Tugend auch, wenn sie zu schaffen kriegt,
Die sonst zu guter Zeit ganz wie vergraben liegt.
Sie hält des Glückes Zorn für lauter Schimpf und Scherzen,
Sie wird durch keine Qual, durch keine Leibesschmerzen
Aus ihrer Burg verjagt: sie gibt sich nimmer bloſs,
Kein Streit noch Widerpart ist ihrer Macht zu groſs.
Wie sollte sie auch nicht Geduld in Leiden haben?
Wir wissen ja gar wohl von den Spartanerknaben,

Wie sehr man ihnen hat mit Schlägen zugesetzt,
Noch gleichwohl haben sie kein Auge nicht genetzt.
Die Frauen pflegten auch in Indien vor Zeiten,
Nachdem ihr Mann verschied, selbst unter sich zu streiten;
Die für die Liebste dann von allen ward erkannt,
Sprang zu ihm in die Gluth, und ward mit ihm verbrannt.
Wie soll doch manches Weib in ihren Kindesnöthen
So übermännlich seyn, und auch gar kaum erröthen
In ihrem Angesicht, obschon die Last sie dringt;
Da ihr Geschlechte doch Verzagtseyn mit sich bringt.
Was siehet man auch nicht die wilden Thiere leiden,
Wie laufen sie herum in allen dicken Haiden,
Durch Hecken, Busch und Berg? Was Hunger stehn sie aus?
Wie schlägt Reif, Eis und Schnee zu Winter in ihr Haus?
Was dulden sie doch nicht von wegen ihrer Jungen?
Wie werden sie von uns nicht ohne Blut bezwungen?
Dieſs hält die Stirne vor, das schärfet seinen Zahn,
Das spitzt ein starkes Horn, der spricht die Klauen an.

Was schwach und furchtsam ist behilft sich mit dem Laufen;
Die Löwen halten Fuſs;' so ist es mit dem Haufen
Der Menschen auch bewandt: wer scheu ist, sucht den Steg,
Auf den der Feind nicht kann, und wirft den Schild hinweg.
Gleichwie der Wind die Spreu bis in die Lüfte führet
Und streut sie hin und her, den Weizen nicht berühret:
So nimmt ein feiger Mensch gar leichtlich das Panier,
Das auch ein Hase sucht; ein Held steht nach Gebühr,
Thut nichts, das schädlich ist, und das sich nicht geziemet,
Weicht von der Tugend ab. Ist Cato gleich berühmet,
So fällt er endlich doch in Ungerechtigkeit,
Um daſs er aus der Welt sich reiſset vor der Zeit.
Es ist wohl lobenswerth, daſs er den greisen Haaren,
Die Augen, die vor nichts noch je erschrocken waren,
Zur Schmach, dem Cäsar nicht zu Fuſse fallen will
Und überwunden seyn, das ander' ist zu viel.
Er sticht sich endlich selbst, und als man ihn verbunden,

Muſs doch das Pflaster fort, er reiſset in die Wunden,
Wirſt, wie ein toller Hund, die Därmen in den Schooſs,
Und läſst den stolzen Geist aus seinem Kerker los.
Ein Kriegsmann darf nicht fort, es sey denn zugegeben
Durch seinen Kapitain: wir sollen aus dem Leben,
Es gehe wie es will, auch eher nicht entfliehn,
Bis uns des Lebens Herr erlaubet fortzuziehn.
Muſs Tullius nicht auch mehr als ihm ansteht, klagen,
Nachdem ihn Clodius will aus der Stadt verjagen?
Wie weibisch stellt sich doch der sonsten groſse Mann?
Er zieht so seltsam auf, hat alte Kleider an,
Ist bleich, er seufzet, weint, fällt allen zu den Füſsen,
Daſs, die er beugen will, des Kleinmuths lachen müssen.
So stürzt den tapfern Sinn nur einig die Gefahr,
Der vor so unverzagt in fremden Fällen war.
Was soll, du wahres Bild der wohlberedten Zungen,
Was soll doch dieses seyn? Wo wirst du weggedrungen?
Von meinem Rom: von Rom? Ist Rom die ganze Welt?
Ist nicht noch hier und da genugsam Land und Feld?

Was ſpricht dein Sokrates, nachdem er ſoll bekennen,
Von welcher Gegend er ſich pflege herzunennen?
Ich, ſagt er, von der Welt. Ein witziger Verſtand
Hält alles, was hier iſt, für unſer Vaterland,
Iſt nirgend fremder Gaſt, iſt überall daheime:
Kein Platz iſt weit und breit, dahin er ſich nicht reime.
So fahren ſicherlich itzt hin, itzt wieder her,
Die Vögel durch die Luft, die Fiſche durch das Meer.
Iſt auſsen ſeyn,*) ſo viel? Was thun wir, die wir reiſen?
Wir pflegen uns gewiſs gutwillig zu verweiſen.
Iſt nicht der ſchöne Bau der Erde das Gemach
Und ſtolze Haus für uns? Der Himmel unſer Dach?
Das grüne Feld ein Saal, mit Bäumen ſchön umringet?
Iſt nicht die volle See, die reichlich Speiſe bringet?
Die Brunnen klaren Trank? Iſt Mittag, Mitternacht,
Iſt Aufgang, Niedergang nicht weit genug gemacht?
Ein enger Sinn läſst ſich an einen Winkel binden,

---

*) Auswärts, auſser ſeinem Vaterlande ſeyn.

Und meynt, es sey kein Ort mehr in der Welt zu finden,
Da auch gut wohnen ist: daselbst ist Noth und Pein,
Wo Tugend, wo Geduld, wo Langmuth nicht kann seyn.
Der Freunde wegen auch sich kränken und betrüben,
Daſs sie genommen sind, das heiſset also lieben,
Wie einer, den ein Weib erquicket und ergötzt,
Der alle seine Lust auf die Berührung setzt.
Der liebet seinen Freund, der, wann er schon muſs scheiden,
Ihn gleichwohl bey sich hat, und durch Gefahr und Leiden
In seinem Herzen trägt, sich dann mit ihm bespricht:
Den nimmt kein Abschied weg, der Tod auch selber nicht.
Kömmt nun das Unglück her, und heiſst uns Urlaub nehmen,
Wir wollen gerne gehn und uns mit nichten grämen;
Es zeucht doch dieses fort, der lange widerstrebt,
Wer ist ein Pilgram hier? Ein Jeder so da lebt.

Hinauf und über uns soll unser Sinn sich richten,
Soll lernen Haſs und Neid und allen Fall vernichten,
Soll immer eines seyn, nicht zittern und nicht flehn,
Wie kleine Kinder thun, wann, daſs sie Larven sehn.
Es sind auch anders nichts, als Larven alle Sachen,
Um welcher willen wir uns Leid und Kummer machen:
Des leichten Glückes Gunst ist, wie des Meeres Schaum,
Der brauset und zergeht; ist, wie ein süſser Traum,
Der, ehe man erwacht, entwischet aus den Sinnen;
Laſs etwas unser seyn, daſs wir behalten können,
Das nicht verloren wird, das immer eigen bleibt,
Das keine Feuersbrunst, kein Schiffbruch von uns treibt.
Der Feind hat dir dein Schloſs, dein Haus hinweggerissen,
Fleuch in der Mannheit Burg, die wird er nicht beschlieſsen.
Er hat den Tempel dir verwüstet aus und aus:
Gott schleuſst sich nirgend ein, sey Du sein reines Haus.

Er hat dich von der Lust der Bücher weggetrieben:
Schau, ob du in das Buch des Lebens bist geschrieben.
Er hat den Acker dir verheeret, weit und breit;
Der Acker des Gemüths trägt auch bey Winterzeit.
Er hat die Töchter dir durch Noth und Zwang geschändet:
Gut, daſs er dieſs nur nicht mit ihrer Gunst vollendet.
Er hat dein Weib erwürgt: viel wünschen ihnen das;
Er hat dein Kind entleibt; der Mensch iſst Heu und Gras;
Er hat das Vieh hinweg: das Brod ist doch verblieben,
Er hat das Brod auch fort: der Tod wird keinen Dieben.
Er hat dein Geld geraubt: behalt du nur den Muth,
Er hat dich selbst verwund't: die Tugend gibt kein Blut;
Man mag sie, wie man will, verfolgen, neiden, hassen,
Sie hält ihr groſses Wort: sich nicht bewegen lassen:
Ist einer Eiche gleich, je öfter man sie schlägt,
Jemehr man sie behaut, jemehr sie Aeste trägt.

Sie ist wohl ausgeübt, sich hoch empor zu schwingen,
Mit Flügeln der Vernunft, von diesen schwachen Dingen;
Dient Gott, ehrt Ihn allein, thut nur, was Ihm behagt,
Ist über alle Macht, wird keines Menschen Magd.
Sie steht, und wird auch stehn. Im Herzen liegt verborgen
Was nicht genommen wird, was frey ist aller Sorgen:
Dieſs, was hier auſsen ist, was niemand halten kann,
Mag fliehen, wann es will; es geht uns gar nicht an.

Drittes Buch.

Obwohl der Tugend Trost, von dem wir itzt gehöret,
Ein männliches Gemüth auf alle Fälle lehret
Beherzt und freudig seyn in dieser letzten Zeit,
Da nichts, als Elend ist, als Krieg und schwerer Streit;
Doch ist dieſs nicht genug. Wir müssen ferner wissen,
Wie eine gute Sach' und heiliges Gewissen
Das Leid und Kümmerniſs des Herzens wenden kann,
Was Uebel und Gewalt uns auch wird angethan.
Ist etwas auf der Welt bequem und gut zu nennen,
Nach dem man früh und spät soll trachten, laufen, rennen,
Um das den Herren soll ersuchen Groſs und Klein:
So wird es wohl gewiſs der edle Friede seyn.
Wo er sein Lager hat, wird Gottesfurcht geübet,
Gerechtigkeit erbaut, Scham, Ehrbarkeit geliebet,

Die Künste fortgepflanzt, die Güter nehmen zu;
Land, Stadt, Mensch, Vieh und Feld genieſst der ſüſsen Ruh.
Erwacht der strenge Mars, da bleibt nichts unversehret,
Gar kein Gesetze gilt, kein Recht wird mehr gehöret,
Weil Waffen und Gewehr zu viel Getümmel macht:
Die Frömmigkeit reiſst aus, die Zucht gibt gute Nacht.
Was aber können doch die armen Künste machen?
Was kann Apollo thun bey solchem wilden Krachen?
Dringt auch der Musen Ton und lieblicher Gesang
Durch solches Feldgeschrey und durch der Pauken Klang?
Die starke Schwefelgluth, der Schall von den Geschützen,
Von denen Jupiter auch könnte lernen blitzen,
Macht, daſs die Vögel sich begeben in die Flucht,
Daſs Fisch und Wild entrinnt, und neue Wohnung sucht.
Es kehrt sich alles um, muſs über Haufen fallen;
Und was am schlimmsten noch ist unter diesen allen,
Der fühlet oftermals am meisten in der That,
Der an dem Wesen selbst am mindsten Theiles hat.

Tisiphone wird los, kömmt an den Tag gegangen,
Gefärbt mit Pech und Rauch, umkrönt mit schwarzen Schlangen,
Läſst ihren Acheron, den brennenden Morast,
Hat Zwietracht, Gram und Neid, Haſs, Zank und Mord gefaſst,
Und wirft sie auf den Plan. Es rotten sich zu Haufen
Auch manche, die zuvor dem Henker kaum entlaufen.
Wer Güter, Haus und Hof verschlemmt, verpraſst, verzehrt,
Wer nirgend sicher ist, wen groſse Schuld beschwert,
Wer keine böse That für sich zu vielseyn schätzet,
Wer an des Landes Fall Herz, Augen, Sinn ergötzet,
Wem alles gleiche gilt, ob der, ob jener siegt,
(Denn fromme Völker man so leichte nimmer kriegt)
Der kömmt und trägt sich feil: und diese sollen finden,
Was vor verloren ist? Die sollen überwinden,
Die legt man in die Stadt, die legt man auf das Feld,
Die werden als ein Bild der Tugend vorgestellt?
So folgt gemeiniglich ein groſser Krieg dem kleinen,
Und was noch weiter ist, es bleibt nicht bey dem einen,

Es schieſsen mehr hernach. So ist das tiefe Meer;
Bald kömmt allhier ein Fluſs, bald da ein andrer her.
Dieſs alles, und noch mehr, ist stark, uns zu bewegen,
Daſs niemand unbedacht soll Kampf und Streit erregen;
Gar leichtlich kann das Schwert aus seiner Scheide seyn,
Es steckt sich aber nicht so leichtlich wieder ein.
Ein christlicher Herr weiſs, daſs Der, auf den er trauet,
Hoch aus den Wolken her auf alle Menschen schauet,
Und daſs er endlich ihm, der keinem Unrecht thut,
Soll geben Rechenschaft für jeden Tropfen Blut.
Er schaffet, was er kann, die Zwietracht zu vermeiden,
Er will an seinem Recht auch lieber Unrecht leiden,
Eh' als durch ihn der Krieg, der Streit, der Mord, der Brand,
Dieſs Jammern soll entstehn, nur um ein Stücke Land.
Der König herrschet recht, regiert am allerbesten,
Erweitert wohl sein Reich, der nach des Himmels Vesten,
Nach Gottes schönen Stadt bestellt sein Regiment,

Da nichts, als stete Ruh, als Huld und Freundschaft brennt.
Der Wille, den der Fürst der Fürsten uns verschrieben,
Sein letztes Testament, das heiſst: Einander lieben,
Heiſst Fried' und Einigkeit: dieſs ist der letzte Zoll,
Das Loos, durch welches man die Kirche kennen soll.
Ein hohes Herze läſst den Krieg sich nicht erschrecken,
Erfordert es die Noth; pflegt doch ihn nicht zu wecken,
Im Fall er immermehr verhütet werden kann:
Ein wildes grimmes Thier läuft alle Menschen an.
Dergleichen Obristen zwar hat es wohl gegeben,
Die nichts so sehr gesucht, als Aufruhr zu erheben,
Um daſs man von der Kunst und groſsen Tapferkeit,
Mit welchen sie begabt, nur sage weit und breit.
Ein schädlicher Gebrauch! Ist auch ein Arzt zu loben,
Der wünschet, daſs die Pest doch sollte grausam toben,
Daſs überall von ihm die Sage möchte gehn:
Der Mann könn' auf die Kur sich sonders wohl verstehn?
Wer wollte den Patron nicht in de See ertränken,

Der sich, wann Sturmwind kömmt, mit Fleiße dürſte lenken,
Auf Stein und Klippen zu, zu kriegen das Geschrey,
Wie sehr bescheiden er im Schiffregieren sey?
Will aber sonsten ja kein Rath und Weg erſprieſsen,
Will unser Nachbar gar von keinem Frieden wissen,
Wird uns das harte Joch und Dienstbarkeit zu schwer,
So sucht man billig dann das Schwert und Faustrecht her.
Dieſs hat ja die Natur die Bestien gelehret,
Nicht uns nur die Vernunſt; wenn eines wird versehret,
So thut es, was es kann: kein Würmlein ist so schwach,
Es giebet der Gewalt nicht, als bezwungen, nach.
Was kann nun besser seyn, denn für die Freyheit streiten
Und die Religion, wenn die von allen Seiten
Gepreſst wird und gedrückt, wenn die kömmt in Gefahr,
Wer soll nicht willig stehn für Heerd und für Altar?
Der Zweck ist recht und gut: vom Teufel ist der kommen,

Der auch dem Teufel selbst (wie oftmals wird vernommen)
Um seinen guten Sold getreulich dienen will.
O weg dergleichen Sjnn! O weg das böse Ziel!
Ein solches Lästermaul liegt dort und hier danieder.
Wer Gottes wegen kriegt, für den kriegt auch Gott wieder,
Dem reicht er seine Hand, dem springt er treulich bey,
Zu Trutze dieser Welt, und aller Tyranney.
Was hat man jener Zeit in Frankreich doch gewonnen,
Wie hin durch ganz Paris *) die neuen Hochzeitsbronnen
Gequollen sind, durch Blut, durch Christenblut, gemacht,
Wie auch der Bräutigam fast selbst ward umgebracht?
Was ward für Wütherey und Toben nicht getrieben?
Der Streitbare Colin **) ward erstlich aufgerieben,
Auf Erden fortgeschleppt, ins Wasser eingesenkt.
Mit Feuer halb verbrannt, in Lüften aufgehenkt.
Die andern folgten nach: da wollte nichts verschlieſsen,

---

*) Die Pariser Bluthochzeit.
**) Admiral Coligni.

Wie sehr man sich verkroch; es wurden fortgerissen
Hoch, Niedrig, Reich und Arm; ein Mann, ein bloſser Mann
Hat, wie er sich gerühmt, vierhundert abgethan.
Ich meyne, daſs man sey den Alten nachgegangen,
Busiris *) nämlich hat die Gäste so empfangen,
Und Diomedes auch, der gute milde Mann,
Nahm fremde Leut' also mit seinen Rossen an.
Nun dieſs war in Paris: was anderswo geschehen,
Ist über Menschenthat: kein Bitten, Seufzen, Flehen,
Kein Klagen ward erhört. Man übte solche Pein,
Daſs auch der Henker soll davor erschrocken seyn.
Kein Hugenottenhaus, kein Winkel ward vergessen,
Der armen Leute Fleisch von Hunden aufgefressen,
Theils auch der Feisten Schmeer von Aerzten aufgekauft,
Der Rhodan selber stand, der sonst so strenge lauft:
Der Leichen groſse Zahl ist häufig vorgeschossen,
Und hat ihn zugestopft, so, daſs er nicht geflossen,

---

*) Busiris verbrannte seine Gäste in einem glühenden Ofen, und Diomedes zerhieb sie in Stücken, und fütterte seine Pferde damit.

Bis endlich noch das Blut, das aus den Körpern trat,
Das Wasser aufgeschwellt und fortgeführet hat;
Und als das todte Heer so stark nach Tours geschwommen,
Hat fast die ganze Stadt die Flucht von da genommen,
Alarm, Alarm geruft. Zu Arles trank man nicht,
Dieweil ohn' diesen Fluſs sonst Wasser da gebricht.

O Schande dieser Zeit! Wer hat vor Zeit und Jahren
Auch in der Heidenschaft dergleichen doch erfahren?
Noch ward auch Geld gemünzt, und gar darauf geprägt:
Die wahre Gottesfurcht hat Billigkeit erregt.
O schöne Gottesfurcht, durch Menschenblut besprenget,
O schöne Billigkeit, da alles wird vermenget,
Da nichts nicht als Betrug, als Falschheit, wird gehört,
Da der Natur Gesetz auch selber wird versehrt!
Was half der Meuchelmord? Die Kirch' ist doch verblieben,
Grünt doch itzt da, als sonst, und sie sind aufgeschrieben
In Gottes rechte Hand, der wird auf jenen Tag,

Da niemand auſsen bleibt, da nichts sich bergen mag,
Sie zieren allesammt mit einer Ehrenkronen,
Die nicht verloren wird, wird reichlich sie belohnen,
Die theuren Märtyrer; sie werden nach der Zeit
Vor allen herrlich seyn, dort in der Ewigkeit.
Nun was sich nach der That mit Karlen*) zugetragen,
Wiewohl er drauf geruht, beliebt mir nicht zu sagen;
Es bleibet einmal wahr: Gewalt und Tyranney
Sind auch noch auf der Welt nicht ihrer Strafe frey.
Sie tragen für und für den Henker in dem Herzen,
Der beiſst und naget sie, der löscht die Marterkerzen
Nicht aus zu Tag und Nacht, er streckt sie ohne Ruh,
Da hilft kein Saitenspiel und kein Orlandus zu.**)

---

*) Er starb an einer sehr seltenen und merkwürdigen Krankheit, denn das Blut floſs ihm aus allen Schweiſslöchern heraus, welches man für eine unmittelbare göttliche Strafe hielt.

**) Man glaubt, daſs Opitz hiedurch einen gewissen *Orlandus Lassus* versteht, welcher zu den damaligen Zeiten ein berühmter Musikus war.

Sie müssen hier noch sehn die höllischen Göttinnen,
Die machen ihnen warm, die geiſseln ihre Sinnen;
Dieſs ist Ixions Stein, der allzeit sich bewegt,
Der Gast, den Tityus auf seiner Leber trägt.
Der Leib wird ofte zwar mit Krankheit übergangen
Durch einen leichten Fall, kann aber Hülf' empfangen:
In böser Leute Sinn schieſst Gott den harten Pfeil,
Der gar zu tief verletzt, an dem man nicht wird heil.
Die Träume bey der Nacht, das Schüttern in dem Schlafe,
Das Hin- und wiedersehn ist schon ein Sckmack der Strafe,
Die nachmals kommen soll, wo Rhadamantus wohnt,
Und allen, wie gehort, mit Pech und Schwefel lohnt.
Wie schreibt Tiberius, wie muſs er selbst bekennen?
Er pflege Tag für Tag mit groſser Qual zu brennen;
Wie still und sicher auch die Ziegeninsel *) war,
So lieſs ihn doch nicht frey die Furchte vor Gefahr.
Und nicht umsonst; sein Geist ward schändlich aufgegeben.

---

*) *Capreae.*

So pflegt es zuzugehn mit der Tyrannen Leben:
Nicht viel ziehn so hinab bis an Cocytus Schlund,
Und sehen ohne Blut den schwarzen Höllenhund.

O wohl hergegen dem, der wider sein Gewissen,
Nichts denkt, nichts redt, nichts thut! Er kann der Ruh genieſsen,
Wenn alles miſslich ist: er triumphirt und steht,
Was Unrecht und Beschwer ihm unterhanden geht.
Wer frisch ist und gesund, kann ruhig liegen bleiben,
Bis sich der helle Tag dringt durch die Fensterscheiben,
Auf einer harten Bank: liegt einer an der Gicht,
Er schläft gewiſslich auch in weichen Betten nicht.
So hat ein schlimmer Mensch auch gar zu guten Zeiten
Genugsam mit sich selbst zu fechten und zu streiten.
Thut einer, was er soll, und ist ihm wohl bewuſst,
Er bleibt in aller Noth und Trübsal bey der Lust,
Wird nimmer umgestürzt, ist allezeit derselbe;
Und fiele schon herab das himmlische Gewölbe,
Daſs alle Winkel hier ganz würden umgestört,
So stände doch sein Sinn getrost und unversehrt.
Drum, sind wir schon itzund bedrängt an allen Enden,

So kann die Unschuld doch uns allen Kummer wenden;
Dieweil wir ja das Schwert genommen in die Hand,
Durch Nothdurft angereizt, für Gott und unser Land.
Dieſs, dieſs ist unser Zweck: wer um Gewinn sonst krieget,
Bringt wenig Ehre weg, wie trefflich er auch sieget.
Wenn (wie es miſslich steht) der Feind den Platz behält,
So läſst er seinen Leib nur um das schnöde Geld.
Es ist ein schöner Spott, für gute Sachen sterben;
Dieſs liegt uns nunmehr ob, dieſs, dieſs hat zu erwerben.
Wer sonsten unter uns durch Krieg, durch Blut, durch Streit
Erlangen will den Ruhm und Lob der Tapferkeit.
Itzt steht die Freyheit selbst wie gleichsam auf der Spitzen,
Die schreyt uns sehnlich zu, die müssen wir beschützen:
Es mag das Ende nun verlaufen, wie es kann,
So bleibt die Sache gut, um die es ist gethan.
Wenn die Religion wird feindlich angetastet,
Da ist es nicht mehr Zeit, daſs Jemand ruht und rastet.
Viel lieber mit der Faust, wie Christen, sich gewehrt,

Als daſs sie selbst durch List und Zwang wird umgekehrt.
Es thut zwar nicht sehr wohl, sich feindlich lassen jagen,
Verlieren Hab und Gut: doch die Gewissen plagen,
Das dringt viel weiter noch, als nur durch Mark und Bein:
Sie wollen nicht bedrängt, nicht überladen seyn.
Der Leib ist unterthan, der Geist ist nicht zu zwingen,
Geht ledig, frey und los, pflegt sicher sich zu schwingen,
So weit es ihm gefällt, verläſst sein enges Haus,
Fleugt dieses groſse Rund auch augenblicklich aus.
Die güldne Freyheit nun läſst kein Mann eher fahren,
Als seine Seele selbst: dieselbe zu verwahren,
Derselben Schutz zu thun, ist allzeit gut und recht,
Wer sie verdrücken läſst, wird billig auch ein Knecht.
Wer kann sein Vaterland dann wüste sehen stehen,
Daſs er nicht tausendmal muſs einen Tag vergehen?
Die Gunst, die Jedermann zu ihm von Herzen trägt,
Wird selbst durch die Natur von Kindheit an erregt.
Wie weit wir von ihm seyn, wie wohl es um uns stehet,

Wie glücklich es uns auch bey fremden Leuten gehet,
Brennt seine Liebe doch in uns bey Tag und Nacht,
Und kömmt uns ewiglich nicht gänzlich aus der Acht.
Das liebe Vaterland hat erstlich uns erzeuget,
Und auf die Welt gebracht, hat erstlich uns gesäuget.
Von dieser Mutter kömmt uns alles Gut und Nutz,
Drum sucht sie wiederum bey uns auch billig Schutz;
Und ist derselbe Mann verständig und bescheiden,
Der lieber für sie will, als mit ihr, Schaden leiden.
Die uns das Leben gibt, erfordert es in Noth,
Für die gehn billig wir hergegen in den Tod.
Ich will mich lieber ja von wegen ihrer geben
Zu sterben, als ein Mann, als hier in Schanden leben;
Ich lasse nimmermehr mit besserm Lobe hin
Das, was ich der Natur doch sonsten schuldig bin.
Dergleichen Krieg pflegt Gott und Menschen gut zu heiſsen,
Und pfleget selten auch zum ärgsten auszureiſsen.
Ob erstlich zwar der Lauf was miſslich gehen will,
So kömmt doch endlich Gott, und thut das Widerspiel.
Wer wundert sich doch nicht, der Niederland betrachtet,

Der Span'schen Hoffart Zaum? Wie war es so verachtet?
Noch hat der kleine Platz soviel, nächst Gott, gethan,
Was wahrlich die Vernunft gar übel fassen kann.
Philippus war nun Herr, wo Phöbus aufzustehen,
Das groſse Licht der Welt, und nieder pflegt zu gehen;
Er hatte mehrentheils fast unter seine Macht
Der Amphitrite Strom und groſses Reich gebracht:
Noch risse Holland los: die Marter, Pein und Plagen
Der grimmen Tyranney war länger nicht zu tragen:
Das sehr bedrängte Volk ward endlich aufgehetzt,
Nachdem sein Blut genug das ganze Land genetzt,
Und Alba solchen Grimm und Wütherey begangen,
Dergleichen nie gehört. Die Ritterschaft gefangen,
Die edlen Helden, Horn, sammt Egmund, weggerafft,
Die Städte leer gemacht, die Leute fortgeschafft
In Wald und Wüsteney, Mann, Weib und Kind vertrieben,
Gejaget auf die See, jedoch sind sie geblieben;
So wenig haben sich der groſsen Macht erwehrt,
Und ihren harten Dienst in Freyheit umgekehrt.
Durch alles dieses Blut, durch so viel tausend Kronen,
Aus Peru her geholt, durch hundert Millionen
Und hundert noch dazu, kam Spanien so weit,

Daſs itzund Niederland der Herrschaft ist befreyt,
Das werthe Niederland! sie haben zugenommen
Durch solchen Zwang und Drang, sind in die Schlösser kommen
Verborgen in ein Schiff,*) mit Wasen zugedeckt;
Gleichwie Ulysses sich in Trojens Pferd versteckt.
Ist je des Feindes Heer zu stark auf sie gezogen,
So haben sie ihn doch mit Kriegeskunst betrogen,
Sich sicher eingeschanzt, und Wälle vorgemacht;
Dahinter seinen Zorn und Wüthen ausgelacht.
Er schlug sein Lager auf, die Städte wegzubringen:
Vergebens und umsonst! sie waren nicht zu zwingen,
Wie sehr man sie auch trieb: er faſste Leyden an,
Lieſs keinen ein noch aus, verrannte Weg und Bahn,
Von auſsen zu stritt er, der Hunger war darinnen:
Doch er vermochte nicht die Mauren zu gewinnen;
Der Hunger zwang den Leib, die Herzen blieben stehn;

---

*) Prinz Moritz von Oranien verbarg in ein Schiff mit Torf beladen 70 tapfre Krieger, und nahm durch diese List 1590 die Festung Breda weg.

Man sahe Groſs und Klein, wie bloſse Schatten, gehn;
Das Kind noch an der Brust (wer denkt doch ohn' Erbarmen
An solche groſse Qual!) fiel aus der Mutter Armen,
Die Mutter auf das Kind, und blieben beyde todt:
Noch hielten sie doch aus auch sonder Speis' und Brod,
Und blieben hungrig stark, bis daſs die wüsten Wellen
Und Thetis selber kam, sich für sie darzustellen.
Da ging Baldeus weg, sein Haufen gab die Flucht,
Und hat den nassen Ort bisher nicht mehr besucht.
Jetzt wohnt Apollo da mit seinen Pierinnen;
Die wunderschöne Stadt hat alle hohe Sinnen,
Hat alle Wissenschaft in ihren Kreis gebracht;
Und an des Krieges Stadt der Künste Sitz gemacht.
Ostende, wo bleibt dieſs? Das hat der Feind gewonnen,
Wo das gewonnen heiſst, mit so viel Goldestonnen,
Durch so viel Schweiſs und Blut, da haben angesiegt,
Da nichts nicht als ein Heer verfaulter Körper liegt,
Da Sand erobert wird. Ach, also Lob erwischen,
So triumphiren, heiſst mit güldnen Netzen fischen:
Und war das mindste doch das hier der Spanier that;

Die Kälte legte sich im Winter vor die Stadt,
Im Sommer kam die Pest. Nach dreyen ganzen Jahren
Da gingen sie davon, die noch bey Leben waren,
Die andern hielten aus: was also sich ergab,
Das war ein Todtenfeld und stinkicht Leichengrab.
So thun sie Widerstand, das Volk, zu Stahl und Eisen
Von Wiegen an gewöhnt: sie dürfen auch wohl reisen
Bis an die Gades hin, wie Hemskerk hat gethan,
Der unbewegte Held. Der unverzagte Mann
Schlug nicht, wie Herkules, an eben diesem Orte
Den groſsen König todt; er kam fast an die Pforte,
Bey der die Sonne schläft: umschloſs das weite Meer
Mit Feuer und Metall, und schlug das groſse Heer,
Bis daſs man ihm den Fuſs vom Leibe weggeschossen.
Noch stand sein strenger Sinn; sein Leben ward beschlossen,
Der Sieg noch lange nicht: die Seinen stritten fort,
Und donnerten mit Blitz und Hagel um den Port:
Die See ward heiſs davon; die Menschen auf dem Lande
Vergingen halb vor Furcht, und starben halb vor Schande:
Sie steckten Fahnen aus, doch leider allzuspat,

Der traur'ge Admiral fand gar zu schlechten Rath.
Hier sahe nun der Feind aus diesem groſsen Werke,
Da ward er recht gewahr, daſs Tod und Höllenstärke,
Daſs Phlegethon auch nicht dem Sinne Wage hält,
Der für sein Land und Recht sich zu der Wehre stellt.
So pflegt das edle Volk die Freyheit zu beschützen,
Geboren um die Fluth und um die rauhen Pfützen,
Gehärtet durch den Wind; das niemals wird bewegt,
Das, wenn es nöthig ist, die Häuser mit sich trägt.
O Feind (so sagen sie) nimm alles, wo wir leben,
Wir wollen sonder Scheu uns in die See begeben,
Wir wollen sonder Scheu, wo itzt die Schiffe gehn,
Dir bloſs zum Hohne nur, befreyt und sicher stehn.
So weit der Himmel reicht, und da die Wolken treiben,
Ist eben, wo man wohnt, ist, wo wir können bleiben.
Und unser Weib und Kind, gar weit von deiner Hand:
Wo du nicht bist, allda ist unser Vaterland.
Ach, Deutschland, folge nach! Laſs doch nicht weiter kommen
Die, so durch falschen Wahn so viel schon eingenommen,
Zu Schmach der Nation! erlöse deinen Rhein,

Der itzund Waffen trägt für seinen guten Wein.
Gott, die Religion, die Freyheit, Kind und Weiber,
Soll dieses minder seyn, als unsre schnöden Leiber,
Die gleich so wohl vergehn? Was Nothdurft bey uns thut,
Es gehe, wie es will, das bleibet recht und gut.
Der Nutz ist offenbar: die Freyheit zu erwerben,
Für Gottes Wort zu stehn, und ob man müſste sterben,
Zu kriegen solches Lob, was nimmer untergeht,
Das hier mit dieser Welt, wie in die Wette, steht.
Dieſs, dieſs ist der Gewinn und süſse Lohn der Zeiten,
So allen Helden bleibt, die rittermäſsig streiten.
Sie werden wiederum von vornen an gebor'n,
Und würden sie zuvor auch hundertmal verlor'n.
So ward der Herkules zu einem Gott erwählet,
Und sein Gestirne wird auch noch von uns gezählet,
Um daſs er unverzagt viel Thaten auf sich nahm,
Und dem bedrängten Volk in Noth zu Hülfe kam.
Des Menschen Leben ist umzäunt mit engen Planken,
Hat wenig Platz und Raum; sein Lob fleugt sonder Schranken,
Wird nirgend eingesperrt, und bricht sich an den Tag,

So weit der Sonnenglanz die Welt bestrahlen mag.
Um dieses pflegte ja Themistokles zu wachen,
Sich, wie Miltiades, durch Ruhm bekannt zu machen
Mit groſser Tapferkeit; dieſs ist das Saitenspiel,
Der schöne Klang, so ihm vor allen wohlgefiel.
Es ist's, nach welchem noch viel hohe Seelen streben,
Und sterben auch mit Lust, auf daſs sie immer leben.
Ein aufgewachtes Herz und prächtiger Verstand
Begehrt gerühmt zu seyn durch die gelehrte Hand,
Die nicht verschwinden kann. Die Städte zwar veralten,
Die Mauren fallen um; kein Stein kann immer halten:
Was ein sinnreicher Geist mit seiner Feder pflanzt,
Ist vor der Zeit Gewalt versichert und verschanzt;
Wem aber vor dem Tod durch ihn nicht wird gerathen,
Der bleibet jederzeit, sammt allen seinen Thaten,
Verdeckt mit hoher Nacht: die Art hat Lethens Fluſs,
Daſs, welcher aus ihm trinkt, vergessen werden muſs.
Es haben ihrer viel, in nunmehr alten Zeiten,
Wohl groſsen Ruhm verdient um ihren Muth und Streiten:

Sie liegen aber itzt versteckt und ungeehrt,
So daſs man ganz und gar von ihnen nicht mehr hört.
Was hilft es, daſs ein Mann durch Tugend, Witz und Kriegen
Weit über alle steigt, und bleibt hernach verschwiegen?
Was Gutes man von ihm bey seinem Leben spricht,
Genieſsen seiner doch, die nach ihm kommen, nicht.
Was der Poeten Volk und sonst gelehrten Sinnen
In ihre Fäuste kommt, da wirken keine Spinnen
Ein Webe drüber her: ihr grünes Lorbeerlaub
Kehrt alles sauber ab, und leidet keinen Staub.
Durch sie bleibt nichts hintan, durch sie wird angezündet
Das Licht, mit welchem man sich aus dem Dunkeln findet:
Durch sie wird sonderlich das Kleinod aufgelegt,
Das manchen Rittersmann zum Wettelauf erregt.
Der Alexander selbst pflag neben seinem Degen
Homerus weises Buch sich zu der Hand zu legen,
Auch wann er lag und schlief: dieſs war sein schönes Bild,
Das ihm der Tugend Ruhm stets unter Augen hielt.
Es ward ihm auch zur Zeit Achilleus Grab gewiesen,
Den der Poete hat mit solcher Art gepriesen:
O Jüngling, hub er an, wie wohl stehts doch mit dir,

Um daſs Homerus dich erhalten für und für!
Und recht, denn wäre nicht die hohe Kunst gewesen,
Durch welche wir noch itzt des Helden Mannheit lesen,
So wäre mit dem Grab', in das er ward gestreckt,
Auf eine Zeit sein Leib und Name zugedeckt.
Der Bücher Gutthat ist's, daſs viel noch wird gefunden,
Was längst hat fortgemuſst. Ist nicht Athen verschwunden,
Der freyen Künste Markt? wo ist itzt Griechenland?
Wo ist der Musen Quell, durch alle Welt bekannt?
Wo sind die Musen selbst? Sie haben müssen sterzen,*)
Ihr Sitz ist umgekehrt. In der Gelehrten Herzen,
In ihren Herzen steht was allzeit übrig bleibt,
Was keines Feindes Macht und Raub der Zeit vertreibt.
In Büchern wird itzund noch Sokrates gehöret,
Und die Academie, wo Plato saſs, geehret:
In Büchern bleibt noch itzt des Phöbus Tempel stehn,
Da Aristoteles pflag auf und abzugehn.

---

*) stürzen.

In Büchern streitet auch Lysander noch zu Lande,
Themistokles zur See, liegt Cimon in dem Bande:
Die Stelle selber ist vom Türken abgestrickt,
Parnassus der ist ganz in Barbarey erstickt.
Durch dieses wilde Volk, durch diese Pest der Erden',
Hat Kunst und Wissenschaft gedämpfet müssen werden,
Hat eine groſse Schaar der armen Christenheit
Nun müssen dienstbar seyn so trefflich lange Zeit.
Des wüsten Heeres Haupt, der blutige Tyranne,
Denkt täglich, wie er doch sein Thun noch höher spanne:
Sieht uns mit Freuden zu, sitzt an der Port' und lacht,
Daſs Deutschland durch sich selbst wird feindlich umgebracht.
Sein Wunsch gelinget ihm: da uns doch will gebühren,
Mit höchster Einigkeit die Macht auf ihn zu führen,
Mit welcher, leider! wir uns selber schädlich seyn;
Um dieses seufzen itzt die Christen Groſs und Klein,
Die unter seiner Last gar kaum sich können wenden.
Sie schreyen auf uns zu mit aufgereckten Händen:
Zerreiſs', o werthes Volk, doch nicht dein eignes Land,

Greif' dieses lieber an, beut lieber uns die Hand:
Nimm dieses schöne Reich doch aus des Feindes Rachen,
Das einig durch Gewalt und ungerechte Sachen
Ist worden hingeraubt, nimm wieder deine Stadt,
Die vor der Zeit mit Rom, so weit regieret hat.
Judea bittet auch mit unerschöpftem Flehen,
Reicht seine Palmen her, die häufig da zu sehen,
Das Zeichen des Triumphs; zeigt auf den edlen Ort,
Da Gottes Sohn, für uns geschlachtet und durchbohrt,
So schwer gelitten hat, und wo er ist gelegen;
Es seufzet und begehrt, wir wollen doch erwägen,
Daſs dieser Christenfeind und Bluthund sonder Ruh
Gedenke, wie er auch mit uns dergleihen thu',
Und unter glattem Schein hieher sich könne dringen;
Daſs ihm dann leichter sey anitzund zu vollbringen,
Indem ihm Thür und Thor von uns steht aufgethan,
So daſs er, wenn er will, kann geben Drittemann.

Nun wieder auf den Zweck und rechtes Ziel zu kommen,
Davon mich Griechenland mit sich hinweggenommen!
Die Ehre, die ein Mann durch Krieg zu hoffen hat,
Bewegt ihn billig auch zu ritterlicher That.

Was kann doch schöner seyn, als unter vielen Helden,
Von deren Tapferkeit die Bücher ewig melden,
Auch aufgeschrieben stehn mit Schrift, die nicht verlischt,
Die gar kein Regen nicht, noch schwarzer Staub, verwischt?
Es wird zwar oftermals, was würdig ist zu schauen,
Auf Holz, Stein, Erz und Gold, geschnitzt, gemalt, gehauen
Durch guter Künstler Fleiſs; gehn hundert Jahr vorbey,
So sieht man kaum, worauf das Werk gestanden sey.
Was die Geschicklichkeit auf ihrem Amboſs schläget,
Mit ihrem Eisen gräbt, von ihrem Golde präget,
Das glänzt je mehr und mehr: der todtenbleiche Neid
Kömmt nur bis an das Grab, thut keinem weiter Leid.
So viel von Lügen auch durch falsche Lästerzungen,
Der Sachen Billigkeit kann werden aufgedrungen,
Hat miſslichen Bestand, bleibt in die Länge nicht:
Die bloſse Wahrheit dringt doch endlich an das Licht,
Reiſst durch der Bosheit Dampf, gleichwie der Sonnenwagen
Durch aller Wolken Dunst pflegt unverletzt zu jagen,

Und treibt den Nebel fort: wie sehr man sie versteckt,
So bleibt sie von der Zeit doch nicht unaufgedeckt,
Die nach uns kommen wird, die nichts weiſs von Schmarotzen,
Die nicht bestochen wird, die weder Gunst noch Trotzen,
Noch sonst Praktiken hört, dadurch wohl mancher Mann
Betrügt, und wiederum betrogen werden kann.
Da wird der ganzen Welt ohn' alle Scheu verkündet,
Was sonst vertuschet wird, die Fackel angezündet,
Die klärlich offenbart, was beydes schlimm und gut
Gehandelt worden sey, die keinem Unrecht thut.
Dann wird die Tyranney durch stete Schmach bezahlet,
Mit ihrer rechten Farb' auf's Leben abgemalet:
So wird Kaligula nach solcher langen Zeit,
So wird noch Nero itzt, sammt andern, angespeyt.
Dann werden ausgestellt zu aller Menschen Hassen
Die die Religion im Stiche sitzen lassen,
Der Freyheit abgesagt, und wo der Wind geweht,
Um zeitlichen Gewinn den Mantel hingedreht.

Auch dieser Schande kann nicht unvergessen bleiben,
Die ihnen nicht begehrt den Unfall abzutreiben,
Die, wenn sie schon gekannt der Armen Kreuz und Pein
Mit treuem Rath und That nicht beygesprungen seyn.
Wir Menschen sind gebor'n, einander zu entsetzen,
Und keinem durch Gewalt gestatten zu verletzen.
Wer dem, der unrecht stirbt, nicht beyspringt in der Noth,
Und seinem Feinde wehrt, der schlägt ihn selber todt.
Der aber ist fürwahr den Göttern zu vergleichen,
Und weit mehr als ein Mensch, der seine Hand will reichen
Der unterdrückten Schaar, die Rettung bey ihm sucht
In Widerwärtigkeit, und nimmt zu ihm die Flucht.
Der aller Leute Zorn will lieber auf sich laden,
Der seiner Nutzbarkeit will selber lieber schaden,
Als seines Gottes Ruhm, und, was des Nächsten Nutz,
In äusserster Gefahr verlassen ohne Schutz.
Was dann ihm immermehr für Trübsal widerfähret,
So hat er seinen Trost, zu welchem er sich kehret,

An dem er sich erhält, spricht sein Gewissen an,
Den Zeugen, der nicht fehlt und nicht betrügen
kann.
So richtet er sich auf, so bleibt er sicher stehen,
Ja, sollte schon die Welt zu tausend Trümmern
gehen,
So wird er doch nicht bleich, erliegt nicht
durch den Fall,
Lauft seiner Unschuld zu, der festen Wand
von Stahl.

O werthes Volk, wohlan, das du durch die-
ser Zeiten
Gewitter, Wind und Sturm, durch so viel Müh
und Streiten
Der rechten Sache hilfſt, gib ja den Muth
nicht auf,
Halt feste, wanke nicht, vollende deinen Lauf.
Hilft ja nichts anders zu, und muſs es seyn ge-
storben,
So weichet der Verlust doch dem, was wird
erworben.
Das Lob, dem Neid und Zeit gar keinen Scha-
den thut,
Wird wohlfeil eingekauft um eine Handvoll Blut.
Laſst doch der Fremden Stolz uns nicht mit
Füſsen treten,
Der auch der Sonne Bahn gedenkt mit einer Ketten
Zu schlieſsen in sein Reich! Befreyet unser Recht

Von solcher Hoffart doch, der eine Welt zu schlecht.
Laſst uns doch herzhaft seyn, den Namen unsrer Alten,
Der unvergänglich ist, auch itzund zu behalten,
Die ewigen Triumph mit ihrer Macht ereilt,
Und unter sich den Raub der Völker ausgetheilt;
Von denen man hernach viel Lieder hat erdichtet
Auf unser Mutterdeutsch, wie Tacitus berichtet,
Und wie man auch itzund in Zimbrien hier find't,
Da sehr viel Reime noch von Alters übrig sind.
Ey folgt, ey folget nach, begebt euch bey die Helden,
Von deren keckem Sinn auch noch die Schriften melden!
Bewahrt der Eltern Ruhm und werthen Namen rein,
Daſs wir von Deutscher Art und Alle Männer *) seyn;
Daſs eure Tapferkeit, die itzt und künftig leben,
Bis an den Himmel sich bemühen zu erheben,
Und das Gerüchte sey weit über Meer und Land:
Noch hat die gute Sach' am letzten Oberhand.

---

*) Anspielung auf *Alemanni.*

Viertes Buch.

Nun will ich kürzlich auch von andern Mitteln schreiben,
Die uns der Sorgen Last vermögen abzutreiben,
Bis meine Rede sich zum letzten Troste kehrt,
Zum letzten an der Zahl, und ersten an dem Werth.
Ich weiſs nicht, wie wir doch sind von Natur geneiget,
Daſs Jedermann von uns sich leidlicher erzeiget,
So er Gesellen hat, die gleiche Noth und Pein
Empfinden, als wie er, und mit ihm traurig seyn.
Man läſst viel sparsamer die schweren Thränen flieſsen,
Wenn Andere sowohl ihr Theil dazu vergieſsen.
Blos aus Vergleichung kömmt den Leuten aller Harm:
Thu nur die Reichen weg so bleibet Niemand arm.
Wenn einer gar allein im weiten Meere fahret
Und ihm der Nachen wird von Winden umgekehret,

So klagt er trefflich sehr: zerschlägt die wilde See
Ein wohlbesetztes Schiff und mächtige Galee,
Daſs hier ein Stücke Mast, da Bank, da Ruderstangen,
Da Brett von allen wird mit Haufen aufgefangen
Zu schwimmen an den Port: so wird der doch erfreut
Der andre mehr mit ihm sieht auf der Fluth zerstreut.
Wir haben gleichfalls auch in diesen wüsten Wellen
Und See der tiefen Noth, mehr als zu viel Gesellen,
Wo dieses auch das Leid uns lindern soll und kann.
Schaut weit und breit herum, seht alle Winkel an,
Wo ist der tolle Mars nicht leider ausgelassen?
Ist, ganz Europa durch, nicht Krieg und Kriegsverfassen?
Ist inner dem Revier der ganzen Christenheit,
Und auſser ihr dazu, nicht ein gemeiner Streit?
Ist einer unter uns denn besser als der ander',
Und wer will zollfrey seyn? Wir leiden mit einander,
Es geht uns sämmtlich an: wer nun an dieser That
Und Aufruhr unter uns am mindsten Ursach hat,
Der ist am besten dran, und kann geduldig leiden

Was weder der, noch der, noch jener nicht vermeiden.
Der hat den Krieg itzund, der hat ihn itzt gehabt:
Hier kömmt er erst hernach, da ist er vorgetrabt.
Nun die Gewohnheit auch kann viel bey allen Sachen:
So pflegt ein Waidemann die ganze Nacht zu wachen,
Fängt Schloſs' und Regen auf, und hat sich angewöhnt,
Daſs er viel Stunden sich nach keinem Essen sehnt,
Und allen Durst verträgt; steigt auf den hohen Spitzen
Und Klippen um und um, der Sonnenglanz mag hitzen
So sehr er immer will. Nichts ist so leicht und gut,
Das nicht beschwerlich sey dem, der es erstlich thut.
Ein Mensch, der öfters wird mit Prügeln übergangen,
Wird endlich schlägefaul. Nur muthig angefangen,
Die Zeit bringt Linderung, verjaget Furcht und Graus,
Und härtet unsern Leib zu allen Streichen aus,
Und auch den Sinn dazu. Was denn auch widerfähret,

Was Unglück, Kreuz und Noth uns immermehr beschweret,
So haben wir Geduld und sagen ohne Scheu,
Dieſs wuſsten wir zuvor: es ist bey uns nicht neu,
Was unversehens kömmt, das pfleget mehr zu kränken;
Drum soll ein Jeglicher bey gutem Glücke denken,
Mit was für Tapferkeit er wolle widerstehn,
Wenn ihm was Widriges zu Handen möchte gehn.
Ein weiser Mann sagt nicht: ich hätt' es nie vermeynet,
Es kommt mir fremde vor: was andern Leuten scheinet
Gar wunderseltsam seyn, das sieht er an und lacht,
Dieweil er zuvorhin schon längst darauf gedacht.
Noch hab' ich nie gesagt, wie die Gelehrten können
Durch ihrer Bücher Rath erfrischen ihre Sinnen,
Fällt etwas Böses vor. Die edle Wissenschaft
Schmückt auf das gute Glück und gibt in Unglück Kraft:
Sie zeigt den rechten Weg, beständig auszuhalten,
Und läſst in keiner Noth die Herzen nicht erkalten.
Sie führt den, der sie liebt, weit von des Volkes Schaar,
Das an der Erde klebt, und läſst ihn in Gefahr
Nicht weich und zaghaft sey, und zweifelhaftig leben,
Und, wie der meiste Theil, in steten Furchten schweben.

Wen diese Wärterin erzieht in ihrem Schooſs,
Der ist zu aller Zeit von allen Sorgen los,
Läſst eitel eitel seyn, und wieget alle Dinge,
Um die wir so sehr thun, für nichtig und geringe,
Reiſst aus, fleucht durch die Welt, betrachtet um und an,
Was irgend ist und war und künftig werden kann;
Steigt auch bis in die Luft, begierig zu erwägen,
Woher der kalte Schnee, das Eis, der süſse Regen,
Der Blitz, der Donnerschall, der traurige Komet,
Thaumantis Tochter *) Schweif, so wohl gemalt, entsteht;
Kömmt höher dann hinauf und lehrt den Himmel kennen,
Und einen jeden Stern mit seinem Namen nennen;
Tritt, wo der weiſse Bär und sein Bootes stehn,
Die niemals in die See mit ihrem Wagen gehn;
Besieht das Bild, so kniet, **) bey Ariadnens Kronen

---

*) Iris, oder der Regenbogen.

**) *Engonasis*, oder der halbkniende Herkules unter den Sternbildern, nahe bey welchem die *Corona Ariadnae* steht.

Die Bacchus hingesetzt, kann bey der Leyer wohnen,
Die vormals Wild und Wald beweget und gerührt,
Itzt des Gestirnes Schaar mit ihren Hörnern ziert;
Sucht bey dem Monde nach, wie doch des Meeres Wellen,
Durch seinen Lauf regiert, sich hoch und niederstellen:
Sie fliehen täglich weg, verlassen ihren Rand,
Und kommen wiederum auch täglich an das Land;
Folgt auch der Sonne nach, und wird mit ihr gerissen
Um dieses groſse Rund, sieht unter seinen Füſsen
Der Erde Eitelkeit: so hoch, als Phaeton,
Und bleibt doch unversehrt, kömmt weiser noch davon.
Ja diese ganze Welt vermag ihn nicht zu fassen,
Ist noch nicht weit genug: sie wird von ihm verlassen,
Und er schwingt sich hinauf, von heiſser Flamme voll,
Sieht Gott, so weit ein Mensch ihn sehen kann und soll:
Der Weisheit tiefer Grund, der wird von ihm erstiegen.
Was Thales hat bedacht, Pythagoras geschwiegen,
Und Sokrates gesagt, und die gelehrte Welt
Durch himmlischen Verstand auf das Papier gestellt,

Das suchet er hervor und läſst es mit sich schwätzen,
Bedenkt bey sich was gut und ehrlich sey zu schätzen,
Was Recht und Unrecht sey, wie Jedermann allhier
Mit Leuten um soll gehn und leben nach Gebühr.
Das kann die göttliche Philosophie uns weisen;
O wohl dem, der sich läſst an ihrer Tafel speisen,
Ihr Himmelbrod genieſst, trinkt ihren süſsen Wein
Und schläft an ihrer Brust! Der lernt zufrieden seyn,
Was Unfall ihn betrifft. Wonach die Welt gelüstet;
Das stellt er unter sich, ist allzeit ausgerüstet.
Die Widerwärtigkeit mit Ehren zu bestehn,
Kann rittermäſsig auch dem Tod entgegen gehn.
Dich brachte Bias weg aus seinem Vaterlande,
O Mutter der Vernunft! da alles von dem Brande
Sonst aufging in der Luft: *) du hast sehr viel erfreut
Im Elend, in Gefahr und höchster Dürftigkeit.
Dir dank' ich es allein, du Meisterin der Tugend,
Mit welcher ich bisher in dieser meiner Jugend,
Und fast von Wiegen an, getreuen Rath gehabt

---

*) Er sagte; *Omnia mea mecum porto.*

Und allzeit meinen Geist erquicket und gelabt,
Dir Dank ich es allein! Dir ist es zuzuschreiben,
Daſs ich noch bis hieher beständig können bleiben,
Da dieser schwere Krieg nicht wenig mich vexirt,
Und durch so manche Noth weit über Meer geführt,
Beraubet aller Freund' und aller derer Sachen,
Die uns zur Leidenszeit das Leben leichter machen,
Getrieben und verjagt, schier ohne Geld und Pfand,
In dieſs itzt durch den Frost und Schnee bedeckte Land,
Da Niemand weder mich noch mein Studiren kennet.
Nun daſs ich, ob mich gleich viel Trübsal angerennet,
Viel Kümmerniſs beschwert, und auch noch itzt kein Ziel
Zu meiner Linderung sich sehen lassen will,
Doch nie erlegen bin, und will auch nicht erliegen,
Das meſs' ich dir nur zu. Es mag mich auch bekriegen
Luft, Wellen, Wind und See, Haſs, Unruh, Noth und Pein:
So wirst du allzeit doch, mein freyer Hafen seyn.

Nun wieder auf den Weg: ist's denn so wohl beschaffen,
Daſs wir uns weiter nicht vermögen aufzuraffen,
Und ist es allbereit so weit mit uns gethan,

Daſs uns durchaus nicht mehr gerathen werden kann?
O nein! wenn sonsten ganz kein Trost wär' überblieben,
So muſs die Hoffnung her: die Hoffnung lehrt uns lieben
Was sonst verdrüſslich ist, die Hoffnung baut das Feld,
Die Hoffnung gibt es an, daſs man den Vögeln stellt,
Die Hoffnung wirft das Garn und Angel in die Flüsse,
Die Hoffnung unterhält auch den, dem beyde Füſse
An Ketten sind gelegt; wie schlechte Lust und Ruh
Er in dem Stocke hat, doch singt er noch dazu.
Das Glück fleugt öfters zwar von einer guten Sache,
Die Hoffnung nimmermehr, man spotte gleich und lache
Des Armen, wie man will (dieſs ist der alte Lauf),
So richtet doch ihr Trost ihn allzeit wieder auf.
Ey, solle sie denn uns in diesen Läuften fehlen?
Wir sind ja, Gott sey Lob, noch nicht so gar zu zählen
Für ganz erlegtes Volk; es ist für diese Pest
Ja Arzney bey der Hand, die uns nicht sinken läſst.
Wie, wann der starke Löw' im Felde wird beschlossen
Von Jägern, oder auch in seinen Leib geschossen,

Dann rührt er erst den Schwanz, die Ursach seiner Macht;
Ist stärker, als zuvor, ergrimmet und erwacht;
Sein heiſser Rachen schäumt, die Augen sind voll Flammen,
Die Mähne steht empor, sein Muth kömmt ganz zusammen;
Wie sehr man ihn beschieſst, wie sehr man zu ihm sticht
Von allen Seiten her, so gibt er sich doch nicht.
So lasset uns auch thun: wir sind ja Deutsch geboren,
Ein Volk, das nimmermehr sein Herze hat verloren,
Das vor der Zeit so viel den kürzern hat gejagt,
Das nach der Römer Macht zum mindsten nicht gefragt,
Von dem viel Kaiser auch den Frieden muſsten käufen, *)
Das noch auf diesen Tag ihr keiner darf angreifen,
Als wenn es ohngefähr fällt in sein eignes Haar,
Wie Karlen vor der Zeit dem fünften wissend war.
Denn als schon dieser Held mit allen denen Sachen,
Die einen Oberstten und guten Kriegsmann machen,

---

*) kaufen.

Genug versehen war; obschon der Spanier Kraſt
Und Wälschen bey ihm stand: doch hätt' er nichts geschafft,
Wenn er die Herzen nicht hätt' unter sich verbittert
Und diesen starken Baum durch Zank und Neid gesplittert:
Wiewohl der ganze Krieg, um den so manche Nacht
Und Tag verschwendet ward, ihm nicht viel eingebracht.
Es bleibet nur gewiſs, ihr wird nicht angesieget
Der Deutschen Nation, wenn daſs sie friedlich krieget,
Und bey einander hält. Wie übel thut denn die,
So ihrer Feinde Heer mit groſsem Fleiſs und Müh
Auch an den bloſsen Leib des Vaterlandes hetzen?
O laſst die Miſsgunst doch uns itzt beyseite setzen,
Räumt ja der Heucheley so groſsen Platz nicht ein,
Und traut dem Schmieren nicht! Wie süſse pflegt zu seyn
Des Stellers Lockelied, den Vogel aufzufangen,
Der gar nichts Uebels denkt? Kann nur der Wolf erlangen,
Daſs ihm die Hürde wird zum ersten weggethan,
Gewiſslich muſs das Schaf hernachmals auch daran.
O flieht des Neides Gift, reicht hoch die treuen Hände

Einander brüderlich, und steht als feste Wände,
Die kein Gewitter fällt, so wird in kurzer Zeit
Der stolze Feind, nächst Gott, durch unsre Einigkeit
Zurücke müssen stehn! Ey, laſst auch itzt erscheinen,
Daſs ihr's vor diesem nicht habt pflegen falsch zu meynen,
Wie euer Nachbar noch in gutem Wesen stund.
Im Unglück wird geprüft des Herzens tiefer Grund.
Ich meyn', es ist auch fast der Rede werth zu nennen,
Bisweilen miſslich stehn, auf daſs man kann erkennen,
Wie treu ein Jeder sey. Die Schwalbe macht ihr Haus
Im Sommer zu uns her, fleugt aber wieder aus
Sobald der Winter kömmt. So sind auch falsche Leute,
Wenn gutes Wetter ist, sucht Jedermann die Beute,
Sind alle Worte Gold; ergreift ein Unfall dich,
Kömmt Kummer, Kreuz und Noth, so gehn sie hinter sich.
Dieſs heiſst nicht seinen Gott von ganzer Seele lieben,
Den Nächsten als sich selbst, wie Christus vorgeschrieben:
Dieſs heiſst nicht Bruder seyn. Die wahre Freundschaft steht,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Spricht nicht die Schenkel an,*) Gott gebe, wie es geht.
Sie dringet sich nicht ein, was Gutes zu genieſsen,
Wird weder durch Gefahr, noch Furcht hier weggerissen:
Sie ist ein guter Wein, je länger dieser liegt,
Je lieblicher er wird, je bessern Schmack er kriegt.
Kein gröſsers Uebel ist, als wenn ein Mann im Schaden
Auf gute Freunde traut, die doch ihn lassen baden
Und machen sich davon. Dieſs thut die Liebe nicht,
Sie bleibet wer sie war, gleich wie der Sonne Licht
Durch alle Nebel scheint. Sie ist der Alten Jugend,
Der Kranken Linderung, der Ungelehrten Tugend,
Der Reichen Gnad' und Gunst, der Armen Gut und Geld:
Das Wasser ist uns nicht so nützlich in der Welt.
Ach !, seyd mit diesem Schmuck und Kleinod auch gezieret,
Ihr, die ihr gleich wie wir den Christennamen führet,

---

*) Soll wohl heiſsen: nimmt nicht die Flucht.

Und Brüder mit uns seyd; springt doch dem Nächsten bey,
So bleibet er itzund, und ihr inkünftig, frey.
Nun ihr desgleichen auch, ihr ehrlichen Soldaten,
In denen Liebe steckt zu ritterlichen Thaten,
Laſst itzt, laſst itzt doch sehn, den rechten Deutschen Muth,
Und schlagt mit Freuden drein. Der Feinde rothes Blut
Steht besser über Kleid und Reiterrock gemalet,
Als köstlich's Posament,*) das theuer wird bezahlet,
Durch abgeraubtes Geld. Ein schöner Grabestein
Der bringt der Leiche nichts, ist nur ein bloser Schein.
Das Feld, das blanke Feld, in dem viel Helden liegen,
So für ihr Vaterland und Freyheit wollen kriegen,
Steht Männern besser an: was ist doch nur der Tod?
(Daſs ich von ihm nun red') ein stiller Port der Noth,
An dem der Kummer ruht, und giebet sich zu Raube
Ein Thor, durch das der Geist kömmt aus des Leibes Bande;
Der Ewigkeit Beginn, der schnöden Welt Beschluſs,

---

*) köstliche Borden, Tressen.

Ein Weg, den ingemein ein Jeder treten muſs,
Er sey auch, wer er will. Hierauf nun laſst uns denken,
Wann dieser herbe Streit will unser Herze kränken;
Hier wird das Ende seyn: d'rum fliehe Niemand nicht
Vor dem, das alle Pein und alles Kreuze bricht.
Du trinkest Gift in dich und wunderliche Sachen,
So wider die Natur, den Leib gesund zu machen,
Was scheust du denn den Tod, durch den du jederzeit
Hernachmals für Arzney und Krankheit bist befreyt?
Was zuckest du doch viel? Soll Gott von deinetwegen
Die Ordnung dieser Welt itzt auf die Seite legen?
Das Leben muſs dir seyn, wie wenn du einen Gast
Und guten werthen Freund in deinem Hause hast:
Da thust du, was er will. Geliebet ihm zu bleiben,
So kannst du ihn auch nicht mit Ehren von dir treiben;
Gedenkt er denn hinweg, so stellst du ihm es frey,
Du reiſsest ihm darum den Mantel nicht entzwey.
Es hat uns die Natur nur einen Weg zu leben,
Zu sterben aber viel und mancherley gegeben:
Der fällt und bricht den Hals, der beugt dem Tode für,

Und bringt sich selber um: den friſst ein wildes Thier:
Der muſs die Fisch' im Meer, und der die Vögel speisen:
Der pfleget so von hier, der anders weg zu reisen:
Es stirbt ein Jedermann, so auf der Erde wohnt:
Wohl aber stirbet der, so seiner selbst nicht schont,
Und diese Welt verläſst für Gott und gute Sache.
Wie bitter man ihm auch die letzte Stunde mache,
Ist doch ihm nicht also. Wer Kriegestod erkiest,
Der hat den schönsten Tod, der auf der Erden ist.
Wer fragt denn viel danach, kein Grab und Gruft zu kriegen,
Vermeynen wir, man kann im Sarge weicher liegen,
Als unter freyer Luft? Wen geht es auch was an,
Daſs er zu Hause nicht verscharret werden kann?
Es ist ja gleich so weit hier und an jenem Orte,
Bis an des Himmels Thor und Acherontens Pforte.
Was weint ihr Mütter viel, um daſs euch durch den Streit
Die Söhne sind erlegt in ihrer jungen Zeit?
Es pfleget so mit uns wie Aepfeln zuzugehen,
Viel reiſst man jung noch weg, viel, so zu lange stehen,
Die fallen selber ab, ein jeder hat sein Ziel,
Zu welcher Stunden ihn der Gärtner haben will.
Wie wohl, sagt jenes Weib, nachdem sie hat vernommen,

Daſs in der Schlacht ihr Sohn, sey um das Leben kommen:
Ich, als ich ihn gebor'n, so wuſst' ich wohl den Lauf
Er müſste sterblich seyn, drum zog ich ihn auch auf:
Und da ich ihm gebot auf Troja hin zu reisen,
Sein werthes Griechenland zu schützen mit dem Eisen,
Verstand ich, daſs ich ihn in Kampf und Kriegesnoth
Befohlen fortzuziehn, nicht in ein Gastgebot.
Was wollen wir auch viel der Jugend Tod beklagen?
Der Leib beschwert uns nur, mit dem wir uns hier tragen:
Itzt thut das Haupt uns weh, itzt liegt es um die Brust,
Itzt haben wir zu Trank und Speise keine Lust:
Bald hat man zu viel Blut, bald fallen scharfe Flüsse,
Bald kocht der Magen nicht, bald schwellen uns die Füſse,
Bald sticht es hier, bald da, wie sehr man seiner schont:
So geht es dem, der nicht auf seinen Gütern wohnt.
Dieſs Wirthshaus ist uns nur auf kurze Zeit gelichen,

Drum soll man stündlich auch geschickt seyn auszuziehen,
Gleichwie ein fertig's Schiff, das an dem Ufer steht,
Und wartet einig nur, wann guter Wind angeht.
Was ist's doch für Gewinn, wie viel man Jahre zählet?
Ein Alter ist gewiſs nur mit sich selbst gequälet,
Muſs augenblicklich sehn, ob sein Termin nicht kömmt,
Und ob der bleiche Tod ihn aus dem Haufen nimmt.
Je weiser einer ist, je williger er gehet
Den Steg, den alle gehn; er weiſs wohl und verstehet,
Es müsse nur so seyn, er weiſs, daſs nach der Zeit
Ein ander Leben sey, dort in der Ewigkeit.
Wie, wenn man etwa uns durch einen schwarzen Mohren
Sehr schöne Gaben schickt: so hat auch Gott erkoren
Den ungestalten Tod; den schickt er auf uns zu,
Nach vieler Müh und Angst, mit steter Lust und Ruh,
So allen Frommen wird. Wer den vermeynt zu tödten,
Der seinem Schöpfer traut in allen seinen Nöthen,
Und auf den Himmel denkt, der schaffet gleich so viel,

Als der, so einen Fisch in Zorn ersäufen will,
Und wirft ihn in den Fluſs. Wie wohl wird doch dieſs Leben,
Der Schauplatz aller Noth, für jenes hingegeben?
Gewiſslich hätten nur die Kinder den Verstand,
Ihr Weinen würde bald in Lachen umgewandt,
Wann sie auf diese Welt von Mutterleibe kommen,
Dieweil sie, aus dem Schleim und Finsterniſs genommen,
Die schöne Sonne sehn. So geht es mit uns auch,
Wir lassen durch den Tod den schwarzen Dampf und Rauch
Der schnöden Eitelkeit, und kommen an die Sonne,
Die nimmer untergeht, das Licht der steten Wonne.
Was trauren wir denn viel, daſs der und jener stirbt,
Und kömmt der Sorgen ab. Wer sagt: Metall verdirbt,
Im Fall es in ein Bild wird künstlich eingegossen?
Uns gleichfalls, die wir nur von Leim und Schleim entsprossen,
Wenn wir den schwachen Lauf der Sterblichkeit erfüllt,
Verwandelt auch der Tod in Gottes Ebenbild
Und macht uns wieder neu. O wohl, o wohl doch denen,
Die für ihr Land und Gott sich aufzuopfern sehnen

Und scheuen nicht das Schwert! Laſs hin der Römer Pracht,
Ihr Gras, ihr Eichenlaub, und was sie mehr gemacht
Von Kränzen vieler Art; sie mögen triumphiren
Mit ihrer güldnen Kron': uns Christen wird noch zieren
Der Kranz, der nicht verwelkt, den keine Luft verletzt,
Der Kranz der Ewigkeit: der wird uns aufgesetzt
Auf jenen groſsen Tag, wann der uns wird erwecken
Vor dessen Antlitz hier dieſs alles muſs erschrecken,
Vor dem man sonst erschrickt: wer diesen Trost recht faſst,
Hat mitten in der Pein und Marter Ruh und Rast,
Läſst dieses Leben stehn, streckt willig beyde Hände
Nach seinem Stündlein aus, und eilet auf sein Ende,
Wann Gott nur winket, zu; ist lustig und erfreut,
Wo daſs er sehen kann Fug und Gelegenheit
Von hinnen weg zu ziehn und diese Welt zu lassen,
Da nichts als Kreuz und Noth, als Zorn, Neid, Mord und Hassen
Im vollen Schwange gehn, da diese ganze Zeit
Nichts ist als Kümmerniſs, als steter Kampf und Streit.
Der Tod bringt Stillestand; das Grab wird nicht beschossen,

Verstört und umgekehrt: ist's einmal zugeschlossen,
So nützt der Körper nicht, wird keines Feindes Raub,
(Die Würmer nehm' ich aus) ist Asche, Koth und Staub:
Die Seel' ist frey und los. Die hier sich wohl gehalten
In dieser Sterblichkeit, gehn droben mit den alten
Berühmten Helden um, sehn von der hohen Luft,
Wie Jedermann allhier läuft, trabet, denkt und hofft
Auf unbeständig's Thun; die aber in dem Bande
Des Leibes sich befleckt mit Lastern, Sünd' und Schande,
Und Ueppigkeit geliebt, und wider Recht gekriegt,
Die müssen durch das Thor, wo Plutons Wächter liegt,
Der schwarze Cerberus, mit seinen dreyen Rachen
Und Schlangen um den Hals, nachdem sie Charons Nachen
Hat über See geführt, und ohne Tages Schein
In steter Finsterniſs und dicken Wäldern seyn,
Bis daſs die himmlische Trompete wird erschallen,
Vor der die Sonne fliehn, die Felsen werden fallen,
Der Himmel furchtsam seyn, der Erde tiefer Grund
Zerbrechen mit Gewalt, bis an Kocytus Schlund,

Da sämmtlich alles Fleisch wird aus den Gräbern steigen,
Sich vor der Urtheilbank des Richters zu erzeigen,
Der nicht betrogen wird, den weder Geld noch Gunst,
Wie hier bey uns geschicht, noch Zungendrescherkunst,
Ja kein Erbarmen auch, die Augen wird verblenden.
Was Schrecken, Furcht und Angst wird seyn an allen Enden!
Zur rechten Hand der Schuld und Laster groſse Zahl,
Zur linken die Gespenst' und Geister allzumal,
Zum Füſsen der Morast und Feuersee der Höllen,
Zum Häupten Christus selbst, den letzten Spruch zu fällen,
Hier des Gewissens Qual, und da der Erde Gluth,
Den Frommen werden auch entfallen Herz und Muth.
Was wird der Böse thun? Unmöglich ist's, zu weichen,
Unleidlich, zu gestehn. Ein König wird verbleichen,
Der Grausamkeit geliebt; wird nackend arm und bloſs
Ohn' alles Zepter gehn in Acherontens Schloſs,
Von gar viel andern zwar als wohl bey uns umringet.

Der Bluthund, der sich hier zu Krieg und Streiten dringet,
Der Herze, Geist und Sinn an Meuterey ergötzt,
Wird einen ärgern Feind sehn auf sich angehetzt,
Als er gewesen ist, der stündlich ihn wird jagen,
Der augenblicklich ihn wird ängsten, martern, plagen
Mit unerhörter Pein. Was der Verdammten Schaar
Am meisten in der Welt allhier behaglich war,
Wird einem Jeglichen, nachdem er's vorgenommen,
Dort in dem heiſsen Pfuhl' auch pflegen einzukommen,
Ihn quälen Tag und Nacht: die Geizigen ihr Gut,
Die Hurer Liebesbrunst, Tyrannen Rach' und Blut;
Den dieſs und jenen das. Wie nun dieſs groſse Leiden
Nicht auszusprechen ist, so sind die Himmelsfreuden,
So allen Seligen noch werden zuerkannt,
Auch über Englische Gedanken und Verstand.
Was um und um wird seyn, wird alles Frieden heiſsen;
Da wird sich keiner nicht um Land und Leute reiſsen,
Da wird kein Ketzer seyn, kein Kampf, kein Zank und Streit,
Kein Mord, kein Städtebrand, kein Weh und Herzeleid.

Dahin, dahin gedenkt in diesen schweren Kriegen,
In dieser bösen Zeit, in diesen letzten Zügen
Der nunmehr kranken Welt; dahin, dahin gedenkt,
So läſst die Todesfurcht euch frey und ungekränkt.
Wie theuer pflegt man doch die Münzen einzukaufen,
Von langen Jahren her? Wie würde man doch laufen,
Wenn Cäsar, oder sonst ein hochberühmter Held
Itzt käme wiederum zu uns her auf die Welt?
Wer wollte nicht von uns auch mehr als hundert Meilen,
Und hundert noch dazu, ohn' alles Säumniſs eilen,
Nur Abraham zu sehn? Wem ist der Tod noch schwer
Zu reisen an den Ort, da alles Himmelsheer,
Da alle Heiligen versammelt, fröhlich leben,
Da um das hohe Haus die schönen Geister schweben,
Die Gott zu Dienern hat, ja mehr, da um und an
Gott selber sichtbarlich beschauet werden kann,
Der unbegreiflich ist, in keinen Ort zu bringen,
An allen Orten doch, der war vor allen Dingen,
Unendlich, unbekannt, von keinem je erkiest,
In dem, aus dem, durch den, ist alles, was da ist:
Keusch, ewig, gut, gerecht, frey, los, in nichts beschlossen,

Der Vater von sich selbst, der Sohn aus ihm entsprossen,
Der heilige Geist auch von allen beyden her,
Die Drey allein Ein Gott: mehr ist für mich zu schwer.
Was Niemand suchen soll, begehret nicht zu finden,
Und steiget nicht zu hoch, es möchte sonst verschwinden
Das was ihr suchen sollt. Wer Gottes Heimlichkeit
Vermessentlich erforscht, der segelt gar zu weit,
Und schifft in einer See, durch die er nicht kann kommen,
Muſs wieder auf den Weg, den er zuvor genommen,
Kömmt unverrichtet heim. Dieſs was uns selig macht,
Wird durch die Schrift genug in Augenschein gebracht,
Und deutlich ausgelegt. Drum hier, weil meine Sinnen
Und diese schwache Hand nicht höher steigen können,
Hier will ich bleiben stehn: das höchste Gut allein,
So vor mein Anfang war, soll itzt mein Ende seyn.

Vor dich, Herr, kommen wir, dein armes Volk, getreten,
Mit eifrigem Gemüth und feurigen Gebeten,
Du, du bist unser Hort, du starker Kapitain,
Vor dem die Könige der Erde Asche seyn,
Und minder noch, als Staub. Wir kommen und erscheinen
Vor deiner Majestät: Du hast die Noth der Deinen
Von allen Zeiten her genädig abgekürzt
Und ihrer Feinde Macht bestritten und gestürzt.
Durch dich hat Abraham vier Könige geschlagen
Und Loth zurückgebracht: durch dich ward Roſs und Wagen,
Die groſse Reiterey, des Pharaonis Heer,
Und Pharao dazu, geworfen in das Meer.
Durch dich stand Josua vor seinen Feinden allen,
Auf die du Hagel auch vom Himmel hieſsest fallen:
Die Sonne muſste selbst um seinetwillen stehn
Und einen ganzen Tag zu langsam untergehn.
Vor deiner Stärke kam der Midjaniter Haufen
Mit gräſslichem Geschrey und Furchtsamkeit gelaufen,
Fiel durch sein eignes Schwert; durch dich griff Jonathan
Mit Einem Knechte nur ein ganzes Lager an.
Du hast den Schleuderstein auf Goliath gewendet,
Als David ihn erschlug, die Syrier verblendet,
Daſs Elisäus nicht kam unter ihre Macht;
Dem stolzen Sanherib erwürget in der Nacht

Sein kühnes Kriegesheer. Du groſser Ueberwinder,
Nimm dich auch unser an! Ach, siehe deine Kinder
Und kleiner Haufen kömmt, fällt nieder und begehrt,
Du wollest doch nicht mehr der Feinde scharfes Schwerdt,
Die ganz uns willens sind zu dämpfen, lassen wetzen:
Du Zuflucht Israels, laſs doch dem wilden Metzen
Nach solcher Angst und Noth, nach dieser langen Pein
Und schweren Kriegeslast, einmal ein Ende seyn!
Nimm deine Ruthe weg! Wir armen Niniviten
Bekennen und gestehn, wir haben überschritten
Das Ziel, von dir gesetzt. Soviel des Meeres Rand,
Bestritten durch den Ost, hat kleine Körner Sand:
So manche Missethat beschwert uns das Gewissen.
Wo sollen wir doch hin, wenn daſs wir nicht genieſsen
Der groſsen Gütigkeit, die mitten in der Gluth
Des Eifers deinen Grimm ganz freundlich, milde, gut
Und wohlgeneiget macht? Wo sollen doch wir Armen,
Wo sollen wir hinaus? Dich väterlich erbarmen
Ist ja dein eignes Thun. Ach, Vater, laſs doch nicht
Der Kirche schwaches Schiff, das itzund knackt und bricht

In dieser wilden See, in diesen wüsten Wellen,
Bestritten von der Macht und Grausamkeit der Höllen!
Laſs uns nicht länger seyn der Götzendiener Spott,
So rufen ohne Scheu: Wo ist der Ketzer Gott?
Du aber, lieber Herr, du pflegest nicht zu schlafen;
Dein Auge schlummert nicht: Du bist bey deinen Schafen,
Auch mitten in der Noth; du groſser Friedefürst,
Wie sehr du über Sünd' und Laster zornig wirst,
So währt dein Grimm doch nicht; so weit die blaue Decke
Der Wolken über uns sich streckt von einer Ecke,
Bis zu der andern hin: so weit wird auch die Schuld
Des Menschen, der dich liebt, mit Sanftmuth und Geduld
Von dir hinweggethan. Du willst uns nur probiren
Auf diesem Musterplatz, und auf den Fechtplan führen
Zu zeigen, daſs in uns gar keine Heucheley,
Kein Murren wider dich, noch Ungehorsam sey.
Du willst uns eifriger hinführo beten lehren
Und wahre Buſse thun; du willst die Andacht mehren,
So noch zu Friedenszeit und auſser der Gefahr

Durch Sicherheit und Stolz in uns verloschen war.
Nun, Vater, schicke doch uns deinen Geist hernieder,
Den Geist der Besserung, erwärme diese Glieder,
Sonst böse von Natur, mit seiner Weisheit Brunst:
Ohn' ihn ist unser Thun und Wille ganz umsonst;
Ohn' ihn vermag man nichts. Laſs unsre Sinne fegen
Durch seiner Liebe Gluth, auf daſs wir von uns legen
Das alte Sündentuch, ziehn an das reine Kleid
Der Unschuld, Gottesfurcht und neuen Frömmigkeit,
Und da wir ja forthin noch länger müssen tragen
Die Bürde deines Zorns, so laſs uns nicht verzagen,
Gib uns den Muth, der Noth und Tod verachten kann.
Bind' uns mit deiner Hand stark an den Himmel an,
Auf daſs wir nicht vergehn: gib uns in diesen Schmerzen
Ein freudiges Gemüth und königliche Herzen,
Damit wir wider Grimm, Gewalt und Ueberlast
Mit kräftiger Geduld und Hoffnung seyn gefaſst.
Schenk' uns des Glaubens Helm, den Sinn, der allzeit wache
Für dich, für unser Land und für gerechte Sache;
Laſs uns der Tyranney frisch unter Augen gehn,
Und, also lange wir den Athem haben, stehn.

Ein Mensch, der dir vertraut, der dir sich hat
ergeben,
Was kann er weniger verlieren, als sein Leben?
Den Trostspruch wirf uns zu, wann wir im
Streiten sind
Und Geist und Blut zugleich uns aus dem Leibe
rinnt!
Sey du der Obriste, verschaffe, kund zu werden,
Daſs keine Tapferkeit, daſs keine Kraft der Erden
Dir widerstehen mag, daſs keine Kunst noch List
Dem Volke schaden kann, wo du zugegen bist.
Hilf doch den bösen Rath derjenigen vernichten,
Die alle Müh und Witz nur einig darauf richten,
Wie unsrer Sachen Recht durch einen falschen
Schein
Der ganzen weiten Welt verhasset möge seyn.
Laſs ja die Obrigkeit zu keiner Zeit sich lenken
Von deiner Zuversicht! Ihr Wollen und Gedenken
Steht ganz in deiner Hand, von dir kömmt
Fried' und Krieg.
Von dir, du Schirm und Schild der Frommen,
kömmt der Sieg.
Gib gleichfalls auch den Sinn den andern Potentaten,
Die unsers Glaubens sind, daſs sie auch helfen rathen
Und treulich Beystand thun; daſs sie auch keinen Fleiſs

Nicht lassen ungespart für deinen Ruhm und Preis.
Zwar nicht, daſs dir, o Gott, unmöglich sey, zu siegen,
Wie stark der Feind auch ist, wenn sie nicht helfen kriegen
Und streiten; sondern nur, daſs von uns allesammt
Recht werde fortgepflanzt der Christen wahres Amt.
Daſs keiner unter uns sey künftig auszuschlieſsen
Von denen, die ihr Blut ganz ritterlich vergieſsen
Für dich und für das Recht, und die sich durch das Schwert,
Wie Deutschen angehört, bis auf den Tod gewehrt.
Dieſs thu, o höchster Gott, um deines Sohnes willen,
Des Mittlers dieser Welt, der, deinen Zorn zu stillen,
Für uns gelitten hat; das letzte Theil der Zeit
Jetzt lebet und regiert mit dir in Ewigkeit.

Lob des Feldlebens.

O wohl und mehr als wohl dem, welcher weit vom Kriegen,
Von Sorgen, Müh' und Angst, sein Vatergut kann pflügen,
Lebt sicher und in Ruh, noch wie die alte Welt
Zu Zeiten des Saturns, und pflügt sein kleines Feld:
Spannt Roſs und Ochsen vor, darf seinen Sinn nicht kränken
Um armer Leute Schweiſs; weiſs nichts von Wechselbänken,
Von Wucher und Finanz; ist alles Kummers frey,
Daſs nicht sein Hab und Gut im Meer ertrunken sey:
Darf auf der wüsten See nicht immer furchtsam schweben,
Von Winden umgeführt, da zwischen Tod und Leben
Ein daumendickes Bret: gibt nicht auf's Bergwerk Acht,

Da Stoll' und Schacht sich oft verlieren über Nacht:
Erwacht nicht durch den Schall der starken Heerposaunen,
Erschrickt nicht vor dem Blitz und Donner der Karthaunen,
Wie zwar der Landsknecht *) lebt, der Tag und Nacht das Land,
Das doch dem Meyer bleibt, schützt mit gewehrter Hand.
Er denkt nicht, wie er komm' hoch an das Bret vor allen,
Und könne Königen und Herren wohl gefallen:
Tritt nicht auf schlüpfrig Eis, gibt seine Freyheit nicht
Um eine Handvoll Gunst, die eh' als Glas zerbricht.
Er läſst sich auch nicht ein in fremder Leute Sachen,
Verurtheilt niemand falsch, hilft krumm nicht grade machen,
Steht nicht in Furcht und Trost, **) hält nicht vor Reicher Thür
Sein Hütlein in der Hand, und kömmt doch selten für.
Das alles darf er nicht, er hat was er begehret,
Sein Gut wird ihm von Gott, auch wann er schläft, bescheeret,

---

*) Soldat. **) Hoffnung.

Hat mehr, als der sein Herz auf bloſsen Reichthum stellt,
Besitzt nicht was er hat, ist arm und hat viel Geld. *)
Er gehet fröhlich hin, führt itzt die süſsen Reben
An Ulmenbäumen auf, daſs sie beysammen kleben,
Als ehelich vermählt; jetzt weil die Schösse klein,
Bricht er, was wild ist, ab, impft gute Spröſslein ein;
Nimmt bald die Schaufel her, macht Furchen frey zu flieſsen
Dem Wasser über Feld, die Wiesen zu begieſsen,
So dürr und durstig stehn; spaziert bald in das Gras,
Das durch den Silberthau des Morgens noch ist naſs.
Bald stützt er einen Baum, der von der Frucht gebeuget,
Vor Last zerbrechen will und sich zur Erden neiget;
Und etwan sieht er gehn dort um das grüne Thal
Die Schafe, Kälber, Küh' und Ochsen überall;
Schaut er dann über sich, so sieht er seine Geiſsen

---

*) O. will sagen: der Landmann ist glücklicher als der Reiche, der nicht besitzt was er hat, viel Geld hat, und doch arm ist.

Das Laub von dem Gestäud' an einer Klippen reiſsen;
Dabey ihr Mann, der Bock, für Lust und Freuden springt;
Hört wie der Hirte wohl von seiner Phyllis singt,
Die hinter einem Baum sich hatte längst verkrochen,
Als er ihr schönes Obst und Blumen abgebrochen;
Hört wie die braune Kuh im nächsten Thale brüllt,
Daſs ihre rauhe Stimm' hoch über Feld erschüllt.
Bisweilen leert er aus den Honigmacherinnen
Ihr wächsern Königreich, das sie mit klugen Sinnen
Sehr artig aufgebaut, nimmt auch zu rechter Zeit
Den feiſten Schafen ab ihr dickes Wollekleid.
Kömmt dann, nachdem er hat den Sommernutz empfangen,
Der Obst- und Traubenmann, der reiche Herbst, gegangen;
Wie freut er sich so sehr, wenn er die Birnen ropft
Vom Baume, den er selbst vor dieser Zeit gepfropft,
Und lieſet Aepfel auf, die selber abgefallen,
Nimmt ihm hernachmals vor die schönsten unter allen,
Beiſst ungeschälet an; geht dann, besieht den Wein,

Bricht reife Trauben ab, die Purpur ähnlich seyn.
Ist er vom Gehen laſs, so kann er sich ſein strecken,
Bald in den Schatten hin, wo ihn die Bäume decken,
Bald in das grüne Gras, an dem vorüber flieſst
Das Wasser, und durchhin mit stillem Rauschen schieſst;
Bey dessen Rande dann die Feldheuschrecken springen,
Und mit dem langen Lied ihr Winterleid versingen.
Der Vögel leichtes Volk macht seinen Lobgesang,
Schreyt überlaut, und wünscht den Sommer noch so lang.
Die schöne Nachtigall läſst sonderlich sich hören,
Schwingt ihre Stimme hoch dem Meyer wie zu Ehren.
Die Frösche machen auch sich lustig an dem Bach,
Und ihr Coax Coax gibt keinem Vogel nach.
Nicht weit von dannen kömmt aus einem kühlen Brunnen
Ein Bächlein durch das Gras gleichwie Krystall gerunnen,
D'raus schöpft er mit der Hand, eh' er sich schlafen legt,
Wozu des Bachs Geräusch und Murmeln ihn bewegt.
Wenn aber mit dem Eis und rauhen scharfen Winden

Der graue Winter kömmt, so kann er doch was finden,
Auch mitten in dem Schnee, das nützet und ergötzt,
Indem er itzt ein Schwein mit seinen Hunden hetzt,
Und itzt ein schnelles Reh in dem Gehege fället,
Bald mit dem Garne dann den leichten Hasen stellet;
Kömmt auch, nachdem er hat vom Jagen umgekehrt,
Lockt das Geflügel an auf seinen Vogelheerd,
Fängt etwan einen Krauch, der in den Luften irret,
Durch altes Zauberspiel in seiner Flucht verwirret:
Das theure Haselhuhn geht ihm nicht selten ein,
Rebhuhner auch, so sonst die Zier der Tische seyn.
Verfüget er sich heim, da hat er viel zu bauen,
Macht Blanken in den Zaun, schnitzt Flegel, stielt *) die Hauen,
Ergänzt den Pferdezeug, verwahrt das Taubenhaus,
Strickt Netz' und Jägergarn, putzt alles sauber aus;
Schaut dann den Pfauen zu, sieht wie die stolzen Hahnen

---

*) macht Stiele in die Aexte und Bäume.

Die Hühner übergehn, lockt zu sich die Fasanen;
Die Tauben haben sich gelagert um das Dach,
Die Ranze *) läuft der Magd mit ihren Färklein nach.

Wie wollt' er dann nun wohl dieſs freye Leben hassen,
Und nicht der Städte Lust vor seinen Wäldern lassen?
Vornehmlich auch wann ihm sein Weib entgegenkömmt,
Und ihren lieben Mann frisch in die Arme nimmt,
Hat keine Larve vor, ist schwarzbraun von der Sonnen,
Ihr Antlitz ist geschminkt mit Wasser aus dem Bronnen,
Ihr Hut ist Haberstroh, ihr Kittel ist Parat **)
Von Seide, die sie selbst vorher gesponnen hat.
Sie macht ein Feuer auf, ist mühsam und geschwinde,
Läuft hin und milcht die Küh' sobald als das Gesinde,
Ergreift den weiten Krug, bringt einen blanken Wein,
Der nicht muſs allererst mit Zucker süſse seyn.
Dann decket sie den Tisch und setzet auf die Speisen,

---

*) Sau. **) Eine Art von wollenem Zeuge.

Darnach man nicht erst darf sehr viel Meilweges reisen,
Und die das wilde Meer hier an das Land gebracht;
Kauft keinen Stör, den nur die Würze theuer macht;
Kennt nicht was Austern seyn, weiſs gar nichts von Lampreten,
Die erst der weise Koch in Malvasier muſs tödten;
Art'schocken findet man in seinem Garten nicht,
Melonen sind ihm auch nie kommen zu Gesicht.
Erhält bey sich vielmehr auf einen guten Schinken,
Und eingesalztes Fleisch, das Lust ihm macht zu trinken.
Sein bestes Essen ist Milch, Eyer, Honig, Schmalz,
Für Spargel iſst er Kraut, anstatt der Würze Salz.
Er lobt ein Lamm, das er dem Wolf erst abgejaget,
Ein frischer Kalbskopf ihm vor Strauſsenhirn behaget,
Sticht selbst ein Färklein ab, würgt einen feisten Hahn,
Der unwerth ist gemacht und nicht mehr buhlen kann.
Die Aepfel schmecken ihm viel besser als Citronen,
Rapunzel, Kresse, Lauch, Kohl, Rüben, Erbsen, Bohnen,

Saurampfer, Peterlein, Salat im frischen Oel,
Ist mehr ihm angenehm als Safran und Kanel.
Bey dieser seiner Kost er viel gesünder bleibet,
Als der zu essen pflegt, eh' ihn der Hunger treibet;
Was mancher theuer kauft, wird ihm umsonst gewährt;
Sein Vorrath ist das Feld, sein Holz kömmt auf den Heerd.
Indem er also iſst, hört er der Schafe Schellen,
Die von der Weide nun sich wieder heim gesellen;
Schaut wie die stolze Geiſs will vor dem Widder gehn,
Wie seine feisten Küh' in vollen Eutern stehn.
Bald siehet er darauf die starken Rosse bringen
Den umgestürzten Pflug, und noch vor Geilheit springen,
Mit denen, und zuvor, sein mühsames Gesind
Eins nach dem andern sich gemach zu Hause find't.
Auf dieſs sie an den Tisch heiſshungrig niedersitzen,
Und essen, daſs sie mehr als vor zu Felde schwitzen.
Wann nachmals jedermann gesättigt ist vollauf,
Schmeckt aus der groſsen Kann' ein guter Trunk darauf,
Legt sich hernach zur Ruh, schläft frey von Angst und Sorgen,

Bis ihn und sein ganz Haus der Hahn weckt, wann zu Morgen
Aurora sehen läſst ihr rosenrothes Haar,
Und mit dem klaren Schein umhüllt der Sterne Schaar.

Es stehe, wer da will, hoch an des Glückes Spitzen,
Ich schätze den vor hoch, der kann hierunten sitzen,
Da keine Hoffart ist, kein äuſserlicher Schein,
So nur die Augen füllt, und kann sein selber seyn;
Bleibt von des Neides Gift und Eifer ganz verschonet,
Weiſs von der Sünde nicht, die in den Städten wohnet
Und in den Winkeln steckt; stellt da sein Leben an,
Da seiner Unschuld selbst der Himmel zeugen kann,
Vertrauet Gott allein sein Wesen und Vermögen,
Sieht alles unter sich, läuft seinem Tod entgegen,
Und scheut sein Stündlein nicht. Der ist gar sehr verblend't,
Der sonst zwar alles weiſs, doch sich nicht selber kennt.

Aus dem Gedicht: „*Zlatna.*“

O wohl demselben, wohl, der so kann einsam leben,
Und seine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Lust und ihren falschen Schein,
Da oft zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr Schuld zu seyn!
Er darf sein Hütlein nicht stets in der Hand behalten,
Wenn er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten,
Eh' als er Audienz (Verhör ist viel zu schlecht)
Zuwege bringen kann und ungerechtes Recht.
Da prahlet einer her mit groſsen weiten Schritten,
Der, wenn ein guter Mann ihn hat um was zu bitten,
Der besser ist als er, und viel mehr weiſs als kann,
So siehet *er* ihn kaum halb über Achsel an
Und fertigt ihn kahl ab. Bald trifft sich eine Stunde,
Wenn niemand drauf gedenkt, so geht er selbst zu Grunde

Und seine Pracht mit ihm, es pflegt nur so zu gehn.
Man muſs hier, wie es kömmt, bald liegen und bald stehn.
Noch blähen sie sich auf und dürfen sich erheben,
Als Jeder, gebe Gott, müſst' ihrer Gnade leben,
Verbringen mit Banket und Spielen ihre Zeit,
Und mangelt ihnen nichts als bloſs die Frömmigkeit.
Das weiſs ein Feldmann nicht, und was die Städte haben,
Da der ein Weib ihm freyt, ein Andrer läſst begraben;
Der läuft, der weint, der lacht, die meisten suchen Geld,
Und wann es funden ist, so muſs es in die Welt.
Da sieht man eine Frau, die ihren Mann zu schonen,
Der ohnedieſs schwach ist, den Knechten pflegt zu lohnen,
Und gibt umsonst hinweg das was ihr dennoch bleibt
Und was man weiter noch in solchen Oertern treibt,
Da Liſt; da Hurerey, da Schwören, Schelten, Fluchen
Gemeine Sachen sind, da nichts ist als Besuchen,
Als tiefe Reverenz, die nicht von Herzen kömmt;
Da einer dem sein Gut, und der dem Andern nimmt,

Das weiſs ein Feldmann nicht. Die grausame Trompete,
Noch auch der Trommelschall jagt ihn nicht aus dem' Bette,
Wie er noch halb voll Schlaf muſs auf die Wälle gehn,
Aus seines Weibes Schooſs, und in der Rüstung stehn.
Er schwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind und Wellen
Ein armes schwaches Schiff fast stürzen zu der Höllen,
Und stoſsen an den Grund, er ehrt den Herren nicht,
Der oftmals wenig hält und dennoch viel verspricht.
Sein Thun ist schlecht und recht, man sieht ihn Niemand neiden,
Noch an des Nächsten Noth die falschen Augen weiden;
Nicht wünschen, was ihm fehlt, ist seine ganze Lust,
Lebt auſser Furcht und Trost, und ist sich wohl bewuſst.
Er liebt das grüne Feld vor allen andern Sachen,
Kann in der freyen Luft sich etwas gröſser machen,
Und faſst sich frischen Muth, da gehen seine Küh',
Mit Lämmern untermengt, in's Gras bis an die Knie.

Der schwarze Schäfer steht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab, und schneidet in die Rinden
Der Liebsten Namen ein, bald schwingt er in die Höh
Ein treues Hirtenlied von seiner Galathe.
Nicht allzuweit davon, da sieht er seine Stuten
Vor Geilheit lustig seyn, und nagen an den Ruthen.
Dann geht er ferner auch zu seinen Bienen hin,
Schaut wie zwey grimme Heer' oft an einander ziehn
Und um des Nachbars Klee sich bey den Stöcken zanken,
Die voller Honig sind; führt nachmals seine Ranken
Und junge Reben auf. Indessen kömmt sein Weib,
Die nicht nach Bisam riecht und ihren schnöden Leib,
Wie falscher Waar' geschieht, vollauf an allen Enden
Hat prächtig ausgeputzt; sie trägt in ihren Händen,
Die grob durch Arbeit sind, von grünem Majoran
Und Rosen einen Kranz und krönet ihren Mann.
Bald setzt sie sich mit ihm bey einem Walde nieder,
An dem ein schöner Quell mit Rauschen hin und wieder
Fleuſst besser noch als Glas. Der leichten Vögel Schaar
Springt auf den Aesten um, der grüne Specht, der Star,

So ofte reden lernt. Die Nachtigall vor allen
Singt dem, der sie ernährt, und ihnen zu gefallen;
Die Lerche schreyt auch: dir, dir, lieber Gott, allein
Singt alle Welt, dir, dir, dir will ich dankbar seyn.
Indessen schleicht der Schlaf, der Mittler aller Sachen,
Durch ihre Glieder ein, und wenn sie dann erwachen,
Daſs nun die Sonne fast zu Golde gehen soll,
So führet sie ihn heim, und setzt den Tisch bald voll
Mit Speisen, die sein Hof und Landgut selber träget:
Ein Eyer oder drey, die itzt erst sind geleget,
Die Henne selbst dazu, ein frisches Haselhuhn,
Nach dem die Bürger sonst die Finger lecken thun;
Ein Lamm, das heute noch lief neben seiner Mutter,
Den feisten Rahm der Milch, und quittengelbe Butter
Und Käse nebenbey, wie Holland selbst kaum hat;
Auch Obst, das sonsten ist so theuer in der Stadt.
Dieſs hat er, und noch mehr, iſst, was er kann verdäuen,
Legt fein sich selber vor, darf sich mit nichten scheuen,
Obgleich er auf den Tisch die Ellebogen stützt,
Und nicht mit steifer Brust wie eine Jungfrau sitzt.
Dann fasset er den Krug mit allen beyden Händen,

Trinkt seinen Firnewein, bis daſs er aus den Lenden
D'rauf Athem holen muſs; ist gänzlich unbedacht,
Daſs nicht ein guter Freund ihm etwas beygebracht;
Der reiſsende Merkur, und das so jungen Pferden
An ihren Stirnen hängt, wann sie geboren werden,
Das bleiche Wolfeskraut, und was für Gift das Land
Bey unserm Pontus*) trägt, ist Dörfern unbekannt.
Dann macht der Wirth sich erst aus Müdigkeit zu Bette;
Sie spinnt mit dem Gesind' indessen in die Wette,
Und netzt die Finger wohl, bis sie auch allgemach
Das Haupt legt auf die Brust und folgt dem Manne nach,
Den sie, wie sehr er schnarcht, aus herzlichem Verlangen
Der keuschen Wollust küſst auf seine braunen Wangen,
Und was zu folgen pflegt. Ist schon ihr Lager nicht
Verhangen mit Damast, und ob das Stroh gleich sticht

---

*) Das Euxinische Meer hinter der an Siebenbürgen gränzenden Wallachey, berühmt wegen der in dasiger Gegend wachsenden giftigen Kräuter.

Durch ihren Unterpfül, so ist es dennoch reine,
Darf keines Arztes Trank von Holze, *) das ich meyne
Und manchem rathen muſs. Da ist kein Zank noch Neid,
Kein Argwohn, kein Betrug und kein verdeckter Eid.
So ruhen sie mit Lust, bis daſs es itzt will tagen,
Und auf den Hügeln sich der Morgenröthe Wagen
Von ferne sehen läſst; dann dehnen sie sich aus
Und sind zugleiche beyd' auf einen Sprung heraus.

---

*) *Lignum sanctum*, oder das sogenannte Franzosenholz.

Aus dem Gedicht: „*Vesuvius.*“*

Die Welt liegt unbesorgt mit sanfter Ruh umgeben,
Als alles Land umher beginnet zu erheben
Sich selbst und was es trägt; es gibt der groſsen Last
Mit Furcht und Zittern nach; das arme Volk erblaſst,
Der Häuser Rücken bebt, die See wird auch erreget,
Bis daſs Aurora kömmt noch bleicher als sie pfleget,
Und ihren weiſsen Zug fast hinter sich läſst gehn,
Dieweil sie um den Berg sieht eine Wolke stehn,
Dadurch ihr heller Glanz mit allen seinen Strahlen
Zu dringen nicht vermag, noch weiter weiſs zu malen
Das ganz betrübte Feld. Der Nächte Mittag macht
Die Wiesen nie so schwarz, wann des Gestirnes Pracht
Im dicken Nebel steckt, als dieser Dampf sich zeiget,

Der, wie ein Fichtenbaum, hoch von der Wurzel steiget,
Mit dicken Aesten aus, dieweil der Asche Last
Sich in die Breite gibt. Bald kömmt ein solches Krachen,
Als wenn der Jupiter mit Donner in die Sachen
Der schnöden Menschen schlägt, daſs aller Grund der Welt
Erzittert, oder auch, im Fall ein kühner Held,
Der für die Freyheit steht und seine groſsen Thaten
Auf gute Sache pflanzt, mit feurigen Granaten
Ergrimmet um sich wirſt, und zwinget eine Stadt,
Die noch an Billigkeit der Waffen Zweifel hat,
Zu glauben, was ihr dient. Die Hitze bricht zusammen
Durch eine rauhe Bahn mit ihren wilden Flammen,
Wirſt schrecklicher Gestalt des Berges Glieder aus
Und jaget mit Geschrey bis an des Himmels Haus
Den stinkigten Morast, von dessen schwarzem Sande,
Der Pech und Schwefel hält, kein Ort im ganzen Lande
Sich frey und sicher weiſs. Es springet auch ein Fluſs
Des Feuers aus der Kluſt, dem alles weichen muſs,
Indem er seinen Lauf in sieben Ströme theilet
Und dem Gestade zu mit heiſsem Rauschen eilet,
Daſs Thal und Hügel brennt; der Acker wird verheert,

Den armen Vater ſort, der nunmehr alt und schwach
Gar kaum zu ſolgen weiſs, und zeucht den Stab hernach;
Der kann sein treues Weib und Kinder nicht verlassen,
Und Jeder ist bemüht mit sich etwas zu ſassen,
Das ihm vor allem lieb: doch ſolgt der Raub nicht gar,
Und mancher kömmt durch Geiz in Jammer und Geſahr,
Bleibt selber, wo sein Geld. Die Gluth muſs aber weichen
Dem, den der Himmel liebt; sie giebet fast ein Zeichen
Der Gunst zur Gottesſurcht. So ward vor dieser Zeit
Der frommen Brüder Paar*) vor Aetna auch befreyt,
Die, als die andern zwar ihr Gold und Güter trugen,
Der Eltern süſse Last um ihre Schultern schlugen,
Den Reichthum ihrer Pflicht. O eine schöne Waar',
Der Mutter krummer Hals, des Vaters graues Haar,
Ein Feuer wahrer Treu, versichert vor den Flammen,

---

*) Anapias und Anphinomus. Ihrer erwähnen mehrere alte Autoren.

Wohin sie beyde gehn, da laufen sie zusammen,
Sind schamroth, ihnen nur zu thun ein kleines Leid,
Und machen freye Bahn. Wie ist die Frömmigkeit
Dem Menschen fort und fort sein bester Schirm und Schatten!
Indem die Felder nun mit Pech und Schwefel braten,
Die Luft im Feuer steht, die Büsche hin und her
Zu Grund' und Boden gehn, und das bestürzte Meer
Die Wellen in sich schluckt, indem des Nachts die Sternen,
Die Sonn' im Tage zagt: steht alle Welt von fernen,
Und weiſs nicht, wessen sie nunmehr gewärtig sey.
Nach vieler Meynung rückt der groſse Tag herbey,
An dem der höchste Vogt soll Recht und Urtheil hegen;
Wir haben diesen Wahn, es sey der Feuerregen,
Der aus den Wolken her viel Städte hat verzehrt,
Wo itzt noch der Gestank des Asphalites währt,
Den Wild und Vogel fleucht, den keine Luft beweget,
Der selber weder Fisch, noch Frucht am Ufer träget,
Und nur das Pech gebiert, aus welchem man erkiest,
Wie Gott das Laster straft, das nicht zu sagen ist.

Es ist das arme Volk im Zweifel aller Sachen;
Man sieht ganz Stabia, Salern und Nola wachen;
Es bebet Capua: die Königin der See,
Des Landes bester Ruhm und Zier, Parthenope,
Vermeynet durch den Blitz und Donner zu zersplittern;
Die Thiere fürchten sich; des Volkes Herzen zittern.
Der klagt die Seinigen, und jener fremde Noth,
Viel wünschen ihnen auch aus Todesangst den Tod,
Und sehen was nicht ist. Der allermeiste Haufen
Kömmt auf die Tempel zu mit heiſser Brunst gelaufen,
Sagt seine Sünden auf, spricht theiles etwas an,
Das selbst im Feuer steht und wenig rathen kann,
Und theiles weiſs den Sinn doch besser zu erhöhen
Zu dem, der einig hilft: so pflegt es herzugehen;
Wann böser Zustand ist, da nimmt man Gottes wahr,
Wo gutes Glücke wohnt, raucht selten ein Altar.

Aus dem Gedicht: „*Lob des Kriegsgottes.*"

— — — Die Wollust wird geschlagen,
Läſst ihre Flügel gehn, wenn Du (Mars) auf deinem Wagen
Daher gedonnert kömmst, den dir bey dicker Nacht
Pyrakmon, Steropes und Brontes hat gemacht,
Das schwarze Schmiedevolk. Voran kömmt eingedrungen
Die Göttin Fama selbst, die hundert schnelle Zungen
Und hundert Augen hat. Zwey Pferde ziehen dich,
Das Schrecken und die Angst. Zunächste findet sich
Bellona, deine Frau, mit blutgefärbten Haaren,
Und Feuer in der Hand; ihr folgen deine Schaaren:
Raub, Armuth, Hunger, Durst, der Haſs, der bleiche Neid,
Brand, Wüthen, Krankheit, Pest, die Flucht und Einsamkeit.

Viktoria fleugt nach mit Palmen in den Händen,
Geflügelt, weiſs wie Schnee, und bloſs an allen Enden;
Die Krone trägt sie auch, die sie demjen'gen gibt,
Der ihren Ruhm erhöht und deine Tugend liebt.

— — — Was soll ich aber sagen
Von dir, du Deutsches Land, was du für Frucht getragen,
Du Mutter der Gewalt, der Stärk' und Kriegesmacht,
Mars ist dein eigner Gott. Dein Volk hat Tag und Nacht
In Waffen als gewohnt; es hat von allen Zeiten
Begier und Lust gehabt zu grimmer Schlacht und Streiten,
Den Gegentheil gereizt; Gemüthe, Herz und Muth
Behalten, wie es war, wann Land, Leib, Gut und Blut
Schon d'rauf gegangen sind. Des stolzen Feindes Haufen
Hat müssen seine Ruh und Frieden von ihm kaufen,
Der ſast nie feil mehr ist. Wir haben in die Schlacht
Den Donner selbst geholt, und etwas aufgebracht
Das Gluth und Eisen speyt, vor dem die Mauern fallen,

Die Thürme Sprünge thun, Gebirg und Thal erschallen,
Die wilde See erschrickt. Der reichen Erde Schlund
Schickt dieses an den Tag, vor dem sein tiefer Grund
Hernach erzittern muſs. Wir mischen uns zusammen
Die Elemente selbst, und ſodern mit den Flammen
Das blaue Himmelsdach, so ganz bestürzet steht,
Wann unsers Pulvers Macht dem Feind entgegen geht
Und führt ihn in die Luft u. s. w.

Aus dem Gedicht: „*Vielgut.*“

Prometheus hat uns wohl ein klares Licht gegeben,
Ein Feuer aufgesteckt, dem Rechten nachzustreben,
Zu kennen was uns dient: sein Bruder aber macht,
Daſs schwarzer Nebel sich mit einer dicken Nacht
Um unser Herze legt, und läſst uns nicht entscheiden,
Wohin zu gehen sey. Was billig, das vermeiden;
Was falsch ist, suchen wir. Worauf des Menschen Muth
Am meisten sieht und denkt, das heiſst sein bestes Gut.
Ein Theil das pfleget sich zum Erze zu verdammen,
Und Höllenab zu gehn: da lesen sie zusammen
Das Gold, den reinen Koth, der bleichen Sorgen Kind,
Des Glückes Ausgespey, den Rauch, den theuren Wind,

Der in die Tugend stürmt. Sie scharren aus der Erden,
Wodurch sie mehr und mehr dem Himmel fremde werden,
Darein kein Gold nicht kömmt. Sie holen über Meer
Aus einer andern Welt der Laster Werkzeug her,
Versetzen ihren Hals den Wellen selbst zum Pfande,
Sind blutarm auf der See, um reich zu seyn zu Lande,
Das weit von dannen liegt. Wo ist dein Sinn und Rath?
Was baust du auf ein Haus, das keinen Boden hat,
O Mensch, du Glückesball? Was haust du aus den Gründen,
Und suchest in dem Bach, im Sande deine Sünden?
Was läuſst und rennest du, und schwitzest Tag und Nacht?
Was trägst du diese Last, die sorgenvolle Pracht,
Durch Recht und Unrecht ein? Daſs Jason doch gekommen
An Kolchos wilden Strand, und hat das Fell genommen!
Nun weiſs man um das Gold, und auch um Haſs und Streit:
Da noch kein Gold nicht war, da war die güldne Zeit.

Die Götter haben selbst das was wir Gold jetzt nennen,
Und erstlich Erde war, gar langsam lernen kennen.
Man sagt, daſs Jupiter, zu zeigen seine Macht,
Auf einen Feyertag den Blitz hervorgebracht;
Neptun den Dreyzackstab: Minerva trug die Eule,
Die Harfe Cynthius, Alcides seine Keule,
Die braune Ceres Korn, Pan Pfeifen, Flora Gras,
Und Amor sein Geschoſs: ein jeder wuſste was,
Mit dem er Meister ward; doch hatte schon vor allen
Der groſse Fürst Neptun dem Mittel wohl gefallen,
Wo nicht die Erde noch auf ihren Schooſs gezeigt.
Wie wann des Tages Zier, die Sonne seewärts steigt,
Und ihre Strahlen läſst, mit einem schönen Blinken,
Daſs Land und See sich freut, den süſsen Schlaftrunk trinken:
So lieſs sie gleichfalls aus des Goldes falsche Pracht,
Dadurch der Himmel auch ihr dienstbar ward gemacht.
Alsbald nimmt Jupiter sich Gold zu seinem Throne,
Zum Zepter den er trägt; die Juno ihr zur Krone;
Merkur um seinen Stab, der sonst nur hölzern war;

Und Pallas um den Schild: der Gott der Kriegesschaar,
Mars läſst sich Helm und Schwert, der Titan seinen Wagen,
Saturn das Sichelheft, mit Golde ganz beschlagen:
Ja der Gerechtigkeit, die nie geliebt den Schein,
Muſs ihre Wageschal' jetzt selbst vergüldet seyn.
So ist das arge Gold der Götter Gott geworden:
Der Himmel geizet auch, und reizt mit seinem Orden
Den der bey Gütern darbt, der seinen Feind bewacht,
Sich hasset, und liebt Geld, das blind ist und blind macht,
Lahm kömmt, geflügelt weicht; der sein Gemüthe henket
An einen güldnen Strick, und nie vernünftig denket,
Daſs dieses, was man kriegt und auch besitzt mit Pein,
Und übel leben lehrt, kein rechtes Gut kann seyn.

Was soll ich aber dann von Ehr' und Würden sagen,
Darauf ein stolzer Geist sein ganzes Wohlbehagen
Und alle Sinnen setzt? Ist dieſs das beste Gut,
Wenn einer, dem sein Leib, sein eigen Fleisch und Blut

Zum Herren worden ist, des Andern Leib und Leben
In seinen Händen hat, beherrschet nur was neben
Und nicht was in ihm ist? Dies Fell, dieſs Ueberkleid
Kann unterthänig seyn: der Sinn bricht durch die Zeit
Und aller Fürsten Sinn; er läſst sich nicht regieren
Von einer fremden Hand, nicht bey der Nase führen
Als wie ein armes Vieh; und was du für Gewalt
Hast über seine Haut, das hat auch dergestalt
Ein Andrer über dich. Dieſs wird kein Gut nicht heiſsen,
Worauf ein böser Mensch sich pfleget zu befleiſsen,
Der alles Uebel thut, zu treffen auf sein Ziel,
Und wenn's getroffen ist, schafft was er kann und will.

Es ist ein gröſser Lob, daſs gute Leute fragen,
Warum nicht, als warum dir was wird aufgetragen.
Was kümmert Cato sich, daſs etwa ein Vatin,
Ein Narr, hoch oben sitzt? Ich bleibe, wer ich bin,
Wenn ich zu Fuſse geh' und Struma prächtig fähret,
Der zwar soviel nicht kann, doch aber mehr verzehret,

Denn einer der nichts weiſs, als nur verständig seyn.
Du Stock, die ganze Stadt erkennet deinen Schein:
Kriech' in ein Löwenfell, so reden doch die Ohren:
Durch Hoheit wird der Stand des Herzens nicht verloren.
Die Aehre beuget sich, worinnen Körner sind;
Die aufrecht steht, ist Spreu, und flieget in den Wind.

Zwar köstlich ist es wohl, ein Theil der Welt regieren,
Herr vieler Herren seyn, das Schwert und Zepter führen,
Besitzen Gut und Blut: doch ist hier minder Ruh,
Als auf der wilden See, die grimmig ab und zu
Mit ihren Wellen jagt, und nie vermag zu stehen.
In einen groſsen Hof, wo tausend Leute gehen
Zu suchen Gnad' und Recht, da schleichen auch hinein
Gefahr, Betrug und List: es führt der groſse Schein
Viel Schatten hinter sich. Die auf dem Throne sitzen
In voller Herrlichkeit, und also häufig schwitzen,
Was meynst du, daſs es sey? Der Sommer thut es nicht,
Die Sonne kann nicht hin: was aus der Stirne bricht,

Ist Arbeit und Beschwer. So viel hier Leute dienen,
Sind ihnen mehrentheils zu Dienste selbst erschienen:
Sie ehren nur die Macht des Fürsten, und nicht ihn;
Und wenn sein Glücke fällt, so gehn sie auch dahin.

Ist ferner dieſs so gut, ein starkes Lob erlangen?
Bekannt seyn weit und breit? mit groſsem Titel prangen?
Der kaum kann auf den Brief der edlen Ahnen Zahl
Zerstümmelt und zerhackt um einen ganzen Saal
Mit Wappen und Panier in ihrer Ordnung weisen.
Ich ehre deinen Stand: doch soll ich dich auch preisen,
So lebe ritterlich, und laſs mich unverlacht,
Ob du gleich edel bist geboren, ich gemacht.
Wenn schon ein gutes Pferd aus Barbarey nicht kommen,
Wenn sein Geschlecht schon nicht von Napel ist genommen,
Das sonst nur edel ist, und erstlich trifft das Ziel,
Es habe gleich sein Gras gefressen wo es will;
So kriegt es doch den Preis. Die Bilder, die hier stehen,
Von welcher wegen du pflegst oben an zu gehen,
Die rufen auf dich her, und schauen, was du thust:
Folg' ihrer Tugend nach, hast du zum Lobe Lust!

Lobgedicht
an die königl. Majestät zu Pohlen und Schweden.

Der Höchste lebet ja! es wallet sein Gemüthe
Noch für Barmherzigkeit und väterlicher Güte,
Er lenket deinen Sinn, dem seiner günstig ist,
Daſs er, o Wladislaw, für Krieg die Ruh' erkiest,
Und Langmuth für Geduld. Die falschen Herzen klagen,
Die guten freuen sich, daſs du nicht ausgeschlagen
Der Waffen Stillestand, und daſs dein Sinn, o Held,
Den Frieden höher schätzt, als etwas in der Welt,
Das mit der Welt vergeht. Die, so vorhin durch Kriegen
Nach Einigkeit gestrebt und längst begraben liegen,
Sind selbst vermuthlich froh, daſs itzund durch Verstand
Und Glimpf erworben wird, was ihre strenge Hand
Zu schaffen nie vermocht. Herr, dieses thun die Gaben,
Damit dich die Natur und Gott bereichert haben.

O du, des Himmels Wunsch, der Völker Trost und Zier,
Du scheuest keinen Streit, doch nimmst du itzt dafür
Was auf den Streit erfolgt.*) Sonst bist du zwar geboren
Zu aller Tapferkeit, zum Strengeseyn erkoren,
Zu kämpfen angewöhnt. Du kömmst von Leuten her,
Die häufig vor der Zeit durch ihr so kaltes Meer
Mit heiſser Brunst gesetzt, und Rom, den Zaum der Erden,
Der Völker Königin, gezwungen, zahm zu werden,
Zu tragen fremdes Joch; von Leuten, deren Macht
Noch bis auf diese Zeit in ihren Gliedern wacht,
Die nach der Ehre mehr als nach dem Leben fragen,
Und trutzen wer sie scherzt; von welchen dann zu sagen
Hier weder Fug noch Noth. Du würdest König seyn,
Und wäre nichts um dich, als dein Verdienst allein.

Du bist von Jugend an dem Lobe nachgegangen,
Es hört so keiner auf, als du hast angefangen:
Was sonst in langer Zeit kein Herr verrichten kann,
Das hast du ofternials auf einen Tag gethan.
Das Glücke dienet dir. Dein Vater hat nicht wollen
Ohn' dich zu Felde seyn, ohn' dich nicht siegen sollen;

---

*) den Frieden.

Der groſse Sigismund, der nicht so zeitlich sich
Von dieser Welt gemacht, woferne er durch dich
Nicht seine Statt ersetzt. Nachdem die Moskowiten
Ihn also angereizt, daſs er sie hat bestritten,
Ihr groſses Heer verfolgt, das weite Land besiegt
Bis zur Hirkaner-See, die Hauptstadt eingekriegt,
Den Fürsten im Triumph auf Warschau hingeführet;
Da hat dir schon dieſs Theil von Asien gebühret
Durch ihre freye Wahl, wenn nicht ihr Unverstand,
Was? wenn ihr Meineid nicht sie von dir abgewandt.
Hast du den Schimpf verschmerzt? Nein! deine werthen Sinnen,
Die auſser Löblichkeit nichts denken noch beginnen,
Wann sich Aurora zeigt und wann der Tag gebricht,
Die fragten ferner nun nach deiner Jugend nicht,
Und rissen dich nur fort. Wer hat nicht angesehen
Verwundert und bestürzt, wie da das scharfe Wehen
Der unbewohnten Luft, des rauhen Himmels Art,
Die ungebahnte Bahn, der wilden Thiere Fahrt,
Und was das grimme Land für Uebel mehr noch heget,
Dir deinen groſsen Werth im mindsten nicht geleget?
Dieſs thut ein edler Geist, der nicht zu zagen weiſs,
Er wählt für Ruh' Gefahr, für Kälte Thau und Eis,
Und Eisen noch dazu. Die Sonne muſs stets gehen,

Der Himmel wälzet sich, die See kahn nimmer stehen:
So, König, bist auch du. Dein Sinn ist himmelweit,
Ist als die Sonne klar, ist als die Meere breit,
Und denkt nicht einmal nach, in was Gefahr er rennet.
Also ein kühner Löw', in dem sein Herze brennet
Vor Gunst zu seiner Zucht, der sorget stets und wacht,
Schleicht über allen Frost und Schnee bey stiller Nacht:
Sein Haar ist ihm bereift, es hangen an den Ohren
Die Zapfen von Krystall, die Klauen sind befroren,
Noch schaut er keine Müh' und Last des Wetters an,
Damit er nur vergnügt nach Hause kommen kann.
Du hast auch damals schon Bescheid zu geben wissen,
Wo recht zu lagern sey, wo Städte zu umschlieſsen,
Was eine Schlacht erheischt, wo Sturm und Anlauf gut,
Wo Hinterhalt muſs stehn, wo Wacht vonnöthen thut,
Und was der Sachen mehr; bist selber angegangen
Beherzt und ungebückt, hast nie entfärbt die Wangen,
Die Augen nie verkehrt, zwar durch Verstand und Rath
Ein Feldherr, aber auch durch Fechten ein Soldat.

So hat dein reifer Witz des Feindes List bezwungen,
Dein Degen seine Kraft. Du hast ihm abgedrungen,
Was der Tyrann vielleicht im Traume nie gedacht,
Hast ihn dir Severin, ein Land von solcher Macht,
Ingleichen Czernichow, sammt zweymal dreissig Städten,
Und zehen fast dazu, genöthigt abzutreten;
Und also, da man dich für Jüngling noch geschätzt,
Den grünen Lorbeerkranz auf deinen Kopf gesetzt,
Der itzund Kronen trägt. Hier möchte man gedenken,
Das Glücke hätte dir Ergötzung sollen schenken
Und Rast nach solcher Müh; es saget aber nein!
Der Kaiser von Byzanz muſs auch geschlagen seyn.
Wie wenn ein kalter Sturm den Schloſs,*) den er gebieret,
Hoch aus den Wolken her durch Thal und Wälder führet
Und auf die Saaten wirft, daſs ihm der Ackersmann
Zur Erndte keinen Trost und Hoffnung machen kann:
So kam der Heiden Volk weit von dem Nilusstrande,
Von Taurus Klippen her, dem heiſsen Medersande,
Dem wilden Thrazien, dem schweifenden Euphrat,
Und was der Bluthund mehr für groſse Länder hat,
Die kaum zu zählen sind; zu denen sich noch schlugen

---

*) Schloſsen, Hagel.

Die Tartern, welche Lust zu einem Feuer tragen,
Das ihnen selbst gehört. Pocuz ward leer gemacht,
Podolien verheert, Wolina durchgebracht,
Premiſslaw ausgebrannt; viel Menschen wurden Beute
Und kläglich weggeführt; viel guter Rittersleute
Die hatten bey Czeczov ihr Leben aufgesetzt
Und in der Walachey das arme Feld genetzt.
Das Land stand schreckensvoll, man sahe furchtsam ziehen
Die Dörfer in die Stadt, die Stadt mit ihnen fliehen,
Und alles war verzagt. Du warest der allein,
Der die Gemüther nicht lieſs sonder Hoffnung seyn,
Das Land nicht sonder Schutz. Mit Kläglichthun, mit Zähren,
Mit Zittern, fingst du an, ist dem nicht abzuwehren,
Der mit dem Säbel kömmt. Wenn Wind und Wellen gehn,
Kann Niemand mit Geschrey dem Wetter widerstehn;
Das Wasser hat kein Ohr. Man muſs das Ruder fassen,
Muſs schöpfen, wache seyn, die Segel fallen lassen,
Den Mastbaum in das Schiff, des Ankers Last davon
Und in den Grundsand thun, und eilends den Patron
Vernehmen, wenn er schafft. *) Kommt, laſst dem Feinde zeigen,

---

*) wenn er selbst Hand anlegt.

Er soll uns nimmer sehn vor seinem Monde neigen,
Er habe darum sich an Leuten stark gemacht,
Dafs ihrer mehr durch uns auch würden umgebracht.
Soll er der Meister seyn, du edeles Geblüte,
Er, der beschnitten ist an Leib und an Gemüthe,
An̄ Art und Sinnen weich? das wolle der ja nicht,
Den dieser Hund verhöhnt! der, welchem Muth gebricht,
Dem Hand und Herze sinkt, mag nur von dannen reisen:
Ihr, denen Ehre lieb, kommt, lasset uns erweisen:
Was Gott und Recht erheischt, und rettet durch den Streit
Zwar Pohlen, doch zugleich die ganze Christenheit.

So hast du fortgesetzt, und alle Welt gelehret,
Dafs ein beherzter Sinn, der seinen Höchsten ehret,
Und liebt sein Vaterland, und auf kein andres Ziel
Als Schutz und Rettung geht, zu thun hat was er will,
Und selbst der Hölle trutzt. Es konnten so viel Schaaren
Nur nicht dein Antlitz sehn, die frechen Janitscharen,
Der Türken rechte Hand, erwürgten ihren Gott,
Das wilde Thier Osman, und trugen vieler Tod
Hierdurch an seinem aus, vor Ungeduld und Schmerzen.

Nun lauft, ihr tolles Heer, und lernet ferner scherzen
Den Sinn, der Ehre sucht, den Lob und Ruhm ergötzt,
Und der sein Leben nicht, vor Ruh' der Völker, setzt.
Der Tag, als Krakau dir: Triumph, o Licht der Erden,
Triumph! gerufen hat, soll stets erhoben werden,
Soll hoch und heilig seyn. Dein schöner Preis, o Held,
Soll allzeit währen mit, dein Lohn, auch nach der Welt.
Man wird nicht minder auch mit vollem Munde sagen,
Wie Moskau neulich noch des Bundes Pflicht verschlagen
Und dich gereizet hat, gewaffnet hinzuziehn
Bis zum Borysthenes. Was war doch ihr Gewinn,
Der stolzen Nation, des Volkes ohn' Gewissen?
Man sahe sie ja wohl Smolensko hart umschlieſsen,
Doch du umschlieſsest sie und bringst den Feind so weit,
Daſs er, wie schwer es fällt, für Sieg, Genade schreyt.
Er kriecht zum Kreuze hin, gibt auch was sein ist wieder,
Legt seine Hoffart dir mit Wehr und Waffen nieder,
Und lernt gehorsam seyn. Er hat daselbst bekannt,

Du hättest seinen Hals und Ehr' in deiner Hand.
Doch du, o König, hast im Herzen noch mehr Güte.
Erst zwingest du den Feind, und itzund dein Gemüthe;
Führst selbst dich im Triumph, ihr Leben steht bey dir,
Das gibst du ihnen hin, und nimmst allein dafür
Das Lob der Gütigkeit. O eine werthe Tugend!
Doch derer nur ein Zweig, die dich von erster Jugend,
Von Wiegen an geziert. Zwar Gott, das Reich, dein Stand
Und Würde haben dir das Zepter zugewandt,
Dein edles Haupt gekrönt, dich hoch gesetzt auf Erden:
Du willst durch Niedrigkeit doch gleichwohl höher werden.
Wer dich im Kriege sieht, der legt die Waffen bey:
Wer dich im Frieden schaut, ist aller Furchten frey,
Behält die Lieb' allein, läſst Scheu und Schrekken schwinden,
Spricht einen König an, und pfleget mehr zu finden
Als einen Vater selbst. Hierdurch hast du gemacht,
Daſs nichts so sehr für dich als Treu' der Leute wacht,
Die deine Demuth sehn. Das Stehen der Trabanten,

Die Warnung vor Gefahr, die Anſacht *) der Bekannten,
Gewehr und Waffen, Herr, die ſind für ein Gemach,
Da ein Tyranne sitzt, nur oftermals zu schwach.
Der kann nicht sicher seyn, vor dem nichts sicher bleibet,
Der Blut zur Losung hat, Blut redet, und Blut schreibet,
Und säuft es in den Hals. Er fürchtet, die er kränkt,
Traut auch dem Degen nicht, der ihm zur Seite hängt,
Und haſst und wird gehaſst. Gunst will nicht seyn getrieben.
Ein Herr, der Liebe sucht, der muſs zum ersten lieben!
Ohn' dieſs ist jenes nie. Der gründet nur auf Sand,
Der nicht auf Liebe baut, die als ein festes Band
Auch die Natur verknüpft. Was hält den Weltkreis wieder?
Warum geht das Gestirn in Ordnung auf und nieder?
Wie weiſs der Wind sein Ziel, der Monde seine Zeit,
Das Wasser seinen Strand? Dieſs thut die Einigkeit,
Die Liebe, die wir auch in deinen Augen sehen,

---

*) Fürsorge.

Den Zeugen deiner Treu. Wer darf wohl vor dir flehen;
Wer sagt, du habest ihm einmal zu kurz gethan?
Du sprichst schon oftmals ja, eh' als man bitten kann.
So freundlich ist dein Sinn. Wie auch die klaren Strahlen
Der Sonne nicht nur bloſs Gefild' und Berge malen,
Nicht nur an einem Ort erstrecken ihren Schein:
So bist du gleichfalls auch. Dich dünkt zu wenig seyn
Für deine Gütigkeit das Volk, das du regierest,
Das dich mit Treue meynt und du mit Wohlfahrt zierest;
Du bist ein groſser Trost, ein Schirm und Zuversicht
Für einen Jeglichen, der dich um Schutz bespricht
Und sonst bedränget ist. Die fremde zu dir kommen,
Gehn fremde nicht hinweg: sie werden aufgenommen,
Gesetzt in Sicherheit, in Ruh' und solchen Stand,
Daſs sie bedünkt, dein Reich das sey ihr Vaterland.
Hier mag ein Jedermann in Gottes Dienste leben,
Wie sein Gewissen weiſs; mag seine Hände heben
Zu Dem, der euch nicht mehr vertrauet, als die Welt,
Und seiner Ehre Recht für sich allein behält;
Zu Dem, der lieber uns will sonder Glauben wissen,

Als daſs man seine Furcht aus Furchten *) ein soll schlieſsen,
Und nach dem Winde gehn; zu Dem, der Heucheley
So sehr bestrafen wird als Mord, als Tyranney,
Als Blutschuld, Sodomie, als alle solche Sünden,
Dadurch man ihn vermag in Eifer zu entzünden;
Zu Dem, der ewiglich mit dem nicht stimmen kann,
Der mit dem Himmel scherzt und sieht die Menschen an.
Du hegest solchen Sinn; wenn dich dein Volk so ehret,
Dir treu ist, wie es soll, und thut, was sich gehöret,
So sey es recht und gut, und dieses kömmt bey dir
Von der Gerechtigkeit, die deine beste Zier
Von allen Gaben ist, die dich dahin erhebet
Bey deinem Leben schon, wonach ein König strebet,
Der dort auch herrschen will. Wo bleibt Bescheidenheit?
Dein Ansehn? Dein Verstand? Ja, wo die Mäſsigkeit,
Die ganz dein eigen ist? Dein weiser Sinn im Rathen,
Der Rede Witz und Zier, die Wachsamkeit in Thaten,
Die Langmuth? der Bezwang des Zornes, der allein
Genug sonst Lasters ist, kömmt dir von Nüchternseyn.

---

*) seine Gottesfurcht aus Furcht vor Menschen einschränken.

Was kann ein solcher Herr für kluge Sinne haben,
Dem allzeit die Vernunft im Becher liegt begraben
Und auf dem Glase schwimmt? Wer nichts für Leut' und Land,
Als Wein, vergossen hat, der macht sich zwar bekannt,
Doch nicht durch Tapferkeit, muſs bösen Menschen trauen,
Die ihn und sich und mich oft zu verkaufen schauen,
Ist seiner Diener Knecht, und trinket durch den Wein
(Wie theuer Wasser doch) viel tausend Thränen ein.
Wer sieht an Rache dich, o Held, die Augen weiden?
Wie bald vergiebest du? wer weiſs dich zu bescheiden
Nur einer grimmen That? Dein Herze heischt kein Blut
Von dem der Gnade sucht, der Reu' und Buſse thut;
Viel minder, welcher nichts.*) Soll ich denn auch beschreiben,
Wie du den Rest der Zeit zuweilen willst vertreiben,
Und dich dir selber gibst? Du bist zwar bey der Ruh
Auch König, dennoch ist nichts freundlicher, als du,
Nichts milders auf der Welt. Daheim ist dein Ergötzen
Ein Buch, das lesenswerth; im Felde nimmt das Hetzen

---

*) Soll vielleicht heiſsen: Viel minder, welcher nichts Böses gethan.

Dir deine Sorgen hin: es hatten den Gebrauch
Ulysses, Telamon und der Achilles auch,
Der Thetis groſser Sohn; Alcides hat im Jagen
Den Ernst, mit welchem er die Riesen todtgeschlagen,
Nicht minder angelegt: doch kennst du Maſse hier;
Denn wer nichts anders weiſs, wird endlich selbst ein Thier,
Und lernet grausam seyn. Du führest so dein Leben,
Daſs du der Welt und Gott kannst gute Rechnung geben,
Gott, auf den du, der Welt, die auf dich Achtung gibt.
Ihr, die ihr itzund nichts, als was vor Euch ist, liebt,
Ihr mögt versichert seyn, es sind viel kluge Seelen,
Viel Geister von Vernunft, die aus den tiefen Höhlen
Der Wahrheit dieſs hervor zu graben sind bedacht,
Wodurch der grauen Zeit soll werden vorgebracht
Was jener, der und die, und allesammt beginnen;
Den Wankelmuth, den Neid, den Haſs, die Weibersinnen,
Dieſs alles, was man scheut zu sagen und doch thut!
Du darfst, o freyer Held, den königlichen Hut
Nicht in die Augen ziehn: wohin man itzund siehet,
Da schaut man auch dein Lob; daſs Ruh und Friede blühet,
Daſs Recht und Billigkeit in vollem Schwange geht,
Daſs alles um und um in Lust und Freuden steht:
Ist, nächst des Himmels Gunst, dir einig zuzumessen.

Man wird des Leides nun durch alles Land vergessen:
Es darf Borysthenes nicht mehr die Wehre seyn
Vor Moskau; das Geschrey von dir thut dieſs allein.
Man darf der Tartarey hier keine Mauern setzen,
Wie Sina sich verwahrt; dein Ruhm ist mehr zu schätzen:
Der Pruth, der Tyras hält den Türken nicht so an,
Als deines Namens Macht den Räuber stillen kann.
Ach, könnte doch ein Mensch auf einer Warte stehen
Und über dieses Reich die Augen lassen gehen,
Was Schein, was Aenderung da würde diese Zeit
Ihm zeigen gegen die, die sonst war weit und breit,
Da Krieg zu fürchten stand und theils auch schon gewesen!
Die Städte freuen sich, die Felder sind genesen,
Es lebet Jedermann (o Deutschland, möchtest du
Doch auch so selig seyn!) für sich in stiller Ruh.
Die reiche Weichsel kann zur See ohn' Aufhalt flieſsen,
Die See sich allerseit frey an ihr Ufer gieſsen,
Das Ufer Waaren sehn, und alles lustig seyn.
Sollst du, o Lust der Zeit, o König, dann allein
Von diesen Freuden nicht dein Theil auch reichlich haben?
Des Himmels treue Gunst wird dich mit dem begaben,
Bey frischer Lebenszeit, was dein Gemüthe liebt,
Und Gott nur nehmen kann, der dir es selber gibt.

An die Morgenröthe.

Wer sich auf Ruhm begiebet
Und freye Tage liebet,
Der liebet auch dein Licht;
Aurora, du muſst machen
Den Fortgang aller Sachen,
Sonst hilft der Vorsatz nicht.

Wann deine goldnen Strahlen
Die blauen Wolken mahlen,
Du werthes Himmelskind:
So muſs die Nacht verbleichen,
Es müssen vor dir weichen
So viel als Sterne sind.

Es ist die groſse Sonne,
Der Erde Lust und Wonne,
So herrlich nicht als du:
Wann sie dich an will sehen,
So kann es nicht geschehen
Als nur von hinten zu.

Kommst du aus Tithons Armen,
Da muſs das Feld erwarmen,
Da lachet Berg und Wald;

Das Gras muſs Blumen bringen,
Die leichten Vögel singen,
Daſs Erd' und Luft erschallt.

Wer seinen Muth will letzen
Mit schneller Jagd und Hetzen,
Der stehet auf mit dir.
Du bist der Brünste Mutter,
Dein Thau erzeugt das Futter
Für Wild und alles Thier.

Wer Waffen trägt und krieget,
Wer an den Ketten lieget,
Wer auf dem Meere wallt,
Wer voll ist schwerer Sorgen,
Der spricht: Wann wird es Morgen?
Aurora, komm' doch bald!

Auch ich bin dir ergeben,
Du letzest mir mein Leben
Mit deiner schönen Zier!
Hierum will ich dich preisen,
Und meinen Dienst erweisen,
O Göttin, für und für!

Laſs mich nur dieſs erlangen:
Wann ich mein Lieb umfangen,
So halt' den Zügel an.
Halt' an die hellen Blicke,
Bis ich zuvor mein Glücke,
Wie recht, gebrauchen kann!

Lied.

Ist irgend zu erfragen
Ein Schäfer um den Rain,
Der sehnlich sich beklagen
Muſs über Liebespein,
Der wird mir müssen weichen.
Ich weiſs, sie plagt mich mehr;
Niemand ist mir zu gleichen,
Und liebt er noch so sehr.

Es ist vorbey gegangen
Fast jetzt ein volles Jahr,
Daſs Phyllis mich gefangen
Mit Liebe ganz und gar,
Daſs sie mir hat genommen
Gedanken, Muth und Sinn:
Ein Jahr ist's, daſs ich kommen
In ihre Liebe bin.

Seitdem bin ich verwirret
Gewesen für und für,
Es haben auch geirret
Die Schafe neben mir;

Das Feld hab' ich verlassen,
Gelebt in Einsamkeit,
Hab' alles müssen hassen,
Warum ein Mensch sich freut.

Nichts hab' ich können singen,
Als nur ihr klares Licht;
Von ihr, hab' ich, zu klingen
Die Lauten abgericht't;
Wie sehr ich sie muſs lieben
Und ihre groſse Zier,
Das hab' ich fast geschrieben
An alle Bäum' allhier.

Kein Trinken und kein Essen,
Ja nichts hat mir behagt,
Ich bin nur stets gesessen
Und habe mich beklagt:
In diesem schweren Orden
Verändert alles sich,
Die Heerd' ist mager worden,
Und ich bin nicht mehr ich.

Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Ist gar nicht zu gewinnen,
Als wär' ich ihr nicht werth;
Da doch, was ich gesungen,
Im Brittenwald erschallet,

Und auch mein Ton gedrungen
Bis durch den Böhmerwald.

So hab' ich auch daneben,
Ich habe was bey mir,
Das ich nicht wollte geben
Um alles Vieh allhier,
Das an des Neckars Rande
Im grünen Grase geht:
Mein Lob wird auf dem Lande
Und in der Stadt erhöht.

Jedoch nach diesem allen
Frag' ich nicht sonders viel;
Der Phyllis zu gefallen
Ich einig singen will,
Weil nichts ist das auf Erden
Mir ohne sie gefällt;
Kann ihre Gunst mir werden,
So hab' ich alle Welt.

Lied.

Ach, Liebster, laſs uns eilen,
Wir haben Zeit:
Es schadet das Verweilen
Uns beyderseit.

Der edlen Schönheit Gaben
Fliehn Fuſs für Fuſs;
Das alles, was wir haben,
Verschwinden muſs.

Der Wangen Zier verbleichet,
Das Haar wird greis;
Der Augen Feuer weichet,
Die Brunst wird Eis.

Das Mündlein von Korallen
Wird ungestalt;
Die Händ', als Schnee, verfallen
Und du wirst alt.

Drum laſs uns jetzt genieſsen
Der Jugend Frucht,
Eh' als wir folgen müssen
Der Jahre Flucht.

Wo du dich selber liebest,
So liebe mich;
Gib mir, daſs, wann du giebest,
Verlier' auch ich. *)

---

*) Der Sinn ist: Gib mir ein Geschenk auf meine Kosten; schenke mir etwas, wodurch du eigentlich nur dir selbst etwas schenkst; deine Liebe, denn von dem Augenblicke an gehöre ich nicht mehr mir selbst. **Herder** hat die Stelle so abdrucken lassen:

Gib mir, das, was du giebest,
Verlier' auch ich.

Lied.

O wohl dem, der die rechte Zeit
In allen Dingen siehet,
Und nicht nach dem, was allbereit
Hinweg ist, sich bemühet,
Der kennet was er lieben soll,
Und was er soll verlassen;
Er lebet frey und allzeit wohl,
Und darf sich selbst nicht hassen.

Die Göttin der Gelegenheit
Ist vorne nur mit Haaren,
Im Nacken bleibt sie kahl allzeit;
Drum laſs sie ja nicht fahren,
Weil du sie bey der Stirne hast;
Der Tag geht eilends nieder,
Die Stunden laufen ohne Rast,
Und kommen ganz nicht wieder.

Lied.

Ich empfinde fast ein Grauen,
Daſs ich, Plato, für und für
Bin gesessen über dir;
Es ist Zeit, hinaus zu schauen,
Und sich bey den frischen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die schönen Blumen stehn
Und die Fischer Netze stellen.

Wozu dienet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdessen läuft der Bach
Unsers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf sein letztes Ende hin;
Dann kommt, ohne Geist und Sinn,
Dieses alles in die Erden.

Holla, Knabe, geh' und frage,
Wo der beste Trunk mag seyn,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauern, Leid und Klage,

Wie wir Menschen täglich haben,
Eh' uns Klotho fortgerafft,
Will ich in den süſsen Saft,
Den die Traube gibt, vergraben!

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiſs des Zuckers nicht;
Schaue nur, daſs nichts gebricht!
Jener mag der Heller schonen,
Der bey seinem Gold und Schätzen
Tolle sich zu kränken pflegt,
Und nicht satt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

Bitte meine guten Brüder
Auf die Musik und ein Glas!
Kein Ding schickt sich, dünkt mich, baſs,
Als ein Trunk und gute Lieder.
Laſs ich schon nicht viel zu erben,
Ey, so hab' ich edlen Wein!
Will mit Andern lustig seyn,
Wenn ich gleich allein muſs sterben.

Lied der Hirten.

(Aus dem Singspiel: „*Dafne.*“)

Kein schnelles Wild, das in den Büschen lebt,
Dem Gras die Nahrung gibt,
Kein Vogel auch, der um die Wolken schwebt,
Kein Fisch bleibt unverliebt:
Nichts ist, was wohnt auf Erden,
Wo Luft und See durchstreicht,
Was ist und noch soll werden,
Das nicht der Liebe weicht.

Die Kräuter selbst, die ohne Geist aufgehn,
Sind Freund doch unter sich;
Kein Element kann bey dem andern stehn,
O Amor, als durch dich!
Der Mensch ist's, der die Gaben
Des Lebens von sich streicht,
Und will ein Herze haben
Das nicht der Liebe weicht.

Der Eine stellt auf ungezähmtes Wild,
Der reiset Tag und Nacht,

Ein Andrer hört, wann die Trompet' erschüllt,*)
Und Fug zum Kriegen macht;
Der schauet, daſs mit Scherze
Und Lust die Zeit verstreicht,
Damit er hab' ein Herze
Das nicht der Liebe weicht.

Doch wann uns kömmt des Leibes theure Waar',
Der Augen Strahlen für,
Der weiſse Hals, das goldgemengte Haar,
Der rothen Lippen Zier;
So muſs man innen werden,
Daſs nichts sich ihnen gleicht,
Und kein Ding sey auf Erden
Das nicht der Liebe weicht.

---

*) erschallt.

Vom Wolfsbrunnen bey Heidelberg.

Sonett.

Du edler Brunnen, der mit Ruh und Lust umgeben,
Mit Bergen hier und da, als einer Burg, umringt,
Prinz aller schönen Quell'n, aus welchen Wasser dringt,
Anmuthiger denn Milch, und köstlicher denn Reben;

Da unsers Landes Kron' und Haupt mit seinem Leben,
Der werthen Nymph', oft selbst die lange Zeit verbringt,
Da das Geflügel ihr zu Ehren lieblich singt,
Da nur Ergötzlichkeit und keusche Wollust schweben.

Vergeblich bist du nicht in dieses grüne Thal
Beschlossen vom Gebirg und Klippen überall:
Die künstliche Natur hat darum dich umfangen

Mit Felsen und Gebüsch, auf daſs man wissen soll,
Daſs alle Fröhlichkeit sey müh- und arbeitvoll,
Und daſs auch nichts so schwer, es sey schwer zu erlangen.

Zur Geburt eines Kindes.
Sonett.

Komm, liebes Kind, komm, komm! Der Lenz kommt auch gegangen;
Der weiſse Westwind kommt; der Erde grünes Kleid
Macht, daſs man nun vergiſst des grauen Winters Leid;
Die Sonne freuet sich, wird röther auf den Wangen.

Komm, liebes Kind, komm, komm! Die Lerche kommt mit Prangen
Geflogen in die Luft, und singt aus Fröhlichkeit.
Die Heerde gehet aus, die Welt ist ganz erfreut;
Komm auch! man wartet dein mit sehnlichem Verlangen.

Du bist schon kommen? ja, willkommen! zwar du Last
Der Mutter, die dich trug, doch jetzt ihr liebster Gast.
Wirst du die Frömmigkeit, die sie hat, an dir haben,

Des Vaters schönen Geist, mit dem der Himmel ihn
So reichlich ausgeziert, so werden dir forthin
Gar wenig gleiche seyn an allen hohen Gaben.

An die Augen seiner Jungfrau.

(Fast aus dem Holl.)

Sonett.

Leitsterne meines Haupts und meiner jungen Zeit,
Die als Planeten sind gesetzet meinem Leben,
Ihr Augen, wann ich euch so freundlich sehe schweben;
So bin ich wie entzückt und kenne gar kein Leid.

Denn ihr beschlieſst in euch ein' hohe Lieblichkeit
Und lieblich' Hoheit, ihr, ihr könnt alleine geben
Genüge, rechte Lust: wonach wir Männer streben,
Das habt ihr, o mein Licht, vor allem weit und breit.

Natura selber liegt im Dunkeln fast begraben,
Und mangelt ihres Lichts, von wegen ihrer Gaben,
Die ganz versammelt sind in solcher engen Statt;

Doch ist sie enge nicht und kann sich weit ergieſsen,
Ja, wäre groſs genug, fast alles einzuschlieſsen;
Weil sich mein' arme Seel' in ihr verirret hat,

Sonett.

Ich muſs bekennen nur: wohl tausend wünschen mir,
Und tausend noch dazu, ich möchte die doch meiden,
Die mein Ergötzen ist, mein Trost, mein Weh und Leiden.
Das macht mein starkes Herz, und ihre groſse Zier,

An welcher ich sie selbst dir, Venus, setze für, —
Daſs ich, so lang' ein Hirsch wird lieben Busch und Haiden,
So lange sich dein Sohn mit Thränen wird beweiden,
Will ohne Wanken stehn, und halten über ihr.

Kein menschlich Weib hat nicht solch Stehn, solch Gehn, solch Lachen,
Solch Reden, solche Tracht, solch Schlafen und solch Wachen.
Kein Wald, kein heller Fluſs, kein hoher Berg, kein Grund,

Beherbergt eine Nymph', an welcher solche Gaben
Zu schauen mögen seyn, die solches Haar kann haben,
Solch' Augen wie ein Stern, so einen rothen Mund.

An Clorinden.

Sonett.

Wenn ich mit Frieden kann in deinen Armen liegen,
So hab' ich schon genug: mehr Ehre wünsch' ich nicht
Auf dieser weiten Welt, als die, mein-Trost und Licht,
In deinem weiſsen Schooſs zu ruhen nach Genügen.
Dieſs ist mein bester Zweck; es mag ein Andrer kriegen,
Dem Mars im Herzen steckt, das aus ihm selber bricht,
Nach Helm und Waffen greift, den kühnen Feind bespricht
Und wankt nicht um ein Haar, will sterben oder siegen.
So wilde bin ich nicht. Clorinde, wann du dich
Um meine Schultern wirſst, das ist ein Krieg für mich,
Hievon soll meinen Sinn kein Ruhm und Gut bewegen.
Das Glücke deiner Gunst hat bey mir gröſsern Schein,
Als etwa Cäsar selbst und Alexander seyn,
Und diese ganze Welt zu Füſsen können legen.

An der Liebsten Vaterland.

Sonett.

Du allerschönster Ort der Flüss' und kalten Bronnen,
Dahin sich alle Zier und Lust hat eingestallt,
Dahin sich alles Gut begeben mannigfalt,
So jemals worden ist beschienen von der Sonnen;

Du allerschönste Stadt, du Haus der Freud' und Wonnen,
Princessin aller Städt' an Reichthum und Gewalt,
Doch mehr, weil du erzeugt mein's Lebens Aufenthalt,
Da keine Schätze nicht verglichen werden können!

Verzeihe mir, du Stadt, darinnen ich geboren,
Hier hab' ich mir zu seyn inkünftig auserkoren,
Hieher hab' einig ich mein Herz und Sinn gewandt.

Und ob es mir gleich schwer, daſs ich dich werde meiden,
Will dennoch ich von dir als ihr viel lieber scheiden;
Denn wo mein Leben ist, da ist mein Vaterland.

Sonett.

Weil mein Verhängniſs will, und läſst mir nicht das Glücke
Bey dir, mein Augentrost, zu leben nur allein,
So giebet zwar mein Sinn sich mit Geduld darein,
Doch sehnt und wünschet er auch stündlich sich zurücke.

Es ist ja lauter Nichts, wo diese schönen Blicke,
Dieſs Licht, das mich verblend't, des güldnen Haares Schein,
Das mein Gemüthe bind't, dieſs Lachen nicht kann seyn,
Der Mund, und alles das, womit ich mich erquicke.

Die Sonne macht mich kalt, der Tag verfinstert mich;
Ich geh' und weiſs nicht wie, ich geh' und suche dich,
Wohin du nie gedenkst: was macht mein treues Lieben?

Ich seh', und finde nichts. Der Mangel deiner Zier
Hat alles weggeraubt. Zwey Dinge sind noch hier:
Mein Elend nur, und ich darein vertrieben.)

Auf die Hochzeit des Doktors der Arzneykunde und Pfalzgrafen Christoph Alberti.

Sonett.

In dieser schweren Zeit, von den man kaum mag schreiben,
Da Deutschland selber sich ein scharfes Messer wetzt,
Das seiner Freyheit wird zur Gurgel angesetzt,
Die mit dem Tode ringt, — wer wolle sich beweiben?
So spricht der furchtsam ist. Wer will dann also bleiben?
Fangt ihr, Herr Vetter, an! Wann mich die Zeit verletzt,
So such' ich meinen Trost bey dir, die mich ergötzt,
Und alle Sorgen mir kann in den Wind vertreiben.
Dieſs will Apollo selbst, der euch die Leyer gibt,
Und seine Kräuter auch, und diese, die er liebt;
Folgt seinem Rathe nach, ergreift des Himmels Willen,
Lebt heute, denket nicht, was morgen möchte seyn,
Rückt hin und räumet der ein Theil des Bettes ein,
Die mehren wird, was gut, was nicht gut ist, wird stillen.

Abschied.

Sonett.

Ihr Himmel, Luſt und Wind, ihr Hügel, voll von Schatten,
Ihr Haine, ihr Gebüsch' und du, o edler Wein,
Ihr frischen Brunnen ihr, so reich an Wasser seyn,
Ihr Wüsten, die ihr stets müſst an der Sonne braten;

Ihr durch den weiſsen Thau bereiſten schönen Saaten,
Ihr Höhlen voller Moos, ihr auſgeritzten Stein',
Ihr Felder, welche ziert der zarten Blumen Schein,
Ihr Felsen, wo die Reim' am besten mir gerathen:

Weil ich ja Flavien, was ich noch nie thun können,
Muſs geben gute Nacht, und gleichwohl Muth und Sinnen
Sie ſürchten allezeit, und weichen hinter sich;

So bitt' ich Himmel, Luſt, Wind, Hügel, Haine, Wälder,
Wein, Brunnen, Wüsteney, Saal, Höhlen, Steine, Felder,
Und Felsen, sagt es ihr, o sagt es ihr ſür mich.

An seine Thränen.

(Aus dem Lat. des *Hugo Grotius.*)

Sonett.

Ihr meiner Augen Bäch', ihr angenehmen Zähren,
Die ihr in Traurigkeit mir alle Freude bringt,
Glückselig wäret ihr, wenn die, so euch erzwingt,
Wie ich zu ihr mich, sie zu euch sich wollte kehren.

Nun aber, ob auch gleich der Regen wohl kann wehren
Der höchsten Härtigkeit, und durch die Steine dringt,
Euch dennoch ihren Sinn zu beugen nicht gelingt,
Ob ihr ohn' Unterlaſs gleich flieſset mit Beschweren;

So lasset mich doch nicht, so bleibet doch bey mir,
O ihr, mein bester Trost, ihr heiſsen Liebesthränen!
Und wann mein Herz und ich nach euch sich werden sehnen,

Laſst euer Brünnelein ja flieſsen für und für,
Bis mein Lieb sieht, daſs ihr mehr quellen könnet nicht,
Und mir die Seel' ausfährt vor ihrem Angesicht.

Freyheit und Dienstbarkeit.

(Nach *Ronsard.*)

Sonett.

Du güldne Freyheit, du, mein Wünschen und Begehren,
Wie wohl doch wäre mir, im Fall ich jederzeit
Mein selber möchte seyn, und wäre ganz befreyt
Der Liebe, die noch nie sich wollen von mir kehren,
Wiewohl ich ofte mich bedacht bin zu erwehren.—
Doch lieb' ich gleichwohl nicht, so bin ich wie ein Scheit,
Ein Stock und raubes Bley: die freye Dienstbarkeit,
Die sichere Gefahr, das tröstliche Beschweren,
Ermuntert meinen Geist, daſs er sich höher schwingt,
Als wo der Pöbel kreucht und durch die Wolken dringt,
Geflügelt mit Vernunft und muthigen Gedanken.
Drum geh' es, wie es will; und muſs ich gleich davon,
So überschreyt' ich doch des Lebens enge Schranken:
Der Name, der mir folgt, ist meiner Sorgen Lohn.

Sonett, daſs ihn die Liebste nicht erhöre.

Ach weh! ich bin in tausend tausend Schmerzen,
Und tausend noch; die Seufzer sind umsonst;
Und nimmer gilt kein Anschlag, List noch Kunst,
Und gleich wie wenn der Schnee im kühlen
Märzen

Zergehet durch die Kraft der Himmelskerzen,
So schmilzet meiner Liebe reine Brunst
In Zähren hin, vergeblich, sonder Gunst.
Was schau' ich? Meine Augen sind dem Herzen

Ein schädlich Gift; das Denken an mein Licht
Macht, daſs ich irr' und weiſs mich selber nicht;
Macht, daſs ich bin gleich einem bloſsen Scheine,

Daſs kein Gelenk' und Gliedmaſs weder Kraft
Noch Leben hat, die Fiebern keinen Saft,
Kein Blut die Adern, Mark nicht die Gebeine.

Sonett.

Ich gleiche nicht mit dir des weiſsen Mondes Licht;
Der Mond — der steigt und fällt, du bleibst in einem Scheine;
Die Sonn' ist nicht das Bild, das ich dir gleichend meyne,
Denn Flecken hat ihr Glanz, du aber hast sie nicht.

Du zwingst durch Zucht den Neid, wie sehr er auf dich sticht;
Ich mag kein Heuchler seyn, der bey sich selbst verneine
Das was er laut gesagt: es gleichet dir sich keine,
Du bist dir ähnlich selbst; ein ander Bild gebricht.

Du bist ein einig Gut; du bist dein eigen Glücke,
Dein eigenes Gestirn, der Schönheit Meisterstücke.
Du hättest sollen seyn, als noch die Tugend war

Geehret als ein Gott in der Welt ersten Jugend,
So wäre sicherlich gewesen deine Tugend
Die Kirch' und Opferung, der Weihrauch und Altar.

Schluſssonett.

Ich machte diese Vers' in meiner Pierinnen
Begrünten Wüsteney, wie Deutschland emsig war,
Sein Mörder selbst zu seyn, da Heerd' und auch Altar
In Asche ward gelegt durch trauriges Beginnen

Der blutigen Begier, da ganzer Völker Sinnen
Und Tichten ward verkehrt, da aller Laster Schaar,
Mord, Unzucht, Schwelgerey und Triegen ganz und gar
Den Platz der alten Ehr' und Tugend hielten innen.

Damit die böse Zeit nun würde hingebracht,
Hab ich sie wollen hier an leichte Reime wenden.
Mars thut's der Liebe nach, daſs er der Thränen lacht:

Mein Krieg ist lobenswerth, und seiner ist zu schänden;
Denn meiner wird gestillt durch zweyer Leute Schlacht,
Den andern können auch viel tausend noch nicht enden.

Sechstine.

(Aus der Schäferey von der Nymphe Hercynie.)

Wo ist mein Aufenthalt, mein Trost und schönes Licht?
Der trübe Winter kömmt, die Nacht verkürzt den Tag:
Ich irre ganz betrübt in diesen öden Wald,
Doch wäre gleich jetzt Lenz, und Tag ohn' alle Nacht,
Und hätt' ich für den Wald die Lust der ganzen Welt;
Was ist Welt, Tag und Lenz, wo nicht ist meine Zier?

Ein schöner frischer Quell gibt Blumen ihre Zier;
Dem starken Adler ist nichts liebers, als das Licht;
Die süſse Nachtigall singt fröhlich auf den Tag;
Die Lerche suchet Korn, die Ringeltaube Wald,
Der Reiger einen Teich, die Eule trübe Nacht;
Mein Lieb, ich suche dich vor allem auf der Welt.

So lange bist du mir das Liebste von der Welt;
So lange Pales hegt der grünen Weide Zier,
So lange Lucifer entdeckt das klare Licht,
So lange Titans Glanz bescheint den hellen Tag,
So lange Bacchus liebt den Wein und Pan den Wald,
So lange Cynthia uns leuchtet bey der Nacht.

Die schnelle Hindin sucht den Hirschen in der Nacht,
Was schwimmt, und geht, und kreucht, liebt durch hie ganze Welt.
Die grimme Wölfin schätzt den Wolf für ihre Zier,
Die Sterne leihen uns zum Lieben selbst ihr Licht;
Ich aber gehe nun allhier schon manchen Tag,
O Schwester, ohne dich durch Berge, Wild und Wald!

Was ist, wo du nicht bist? So viel der kühle Wald
Ein Sandfeld übertrifft, der Morgen vor der Nacht
Uns angenehmer ist; der Maler dieser Welt,
Der Lenz, vor Winterluft; so viel ist deine Zier,
Die Schönheit, diese Lust, mir lieber, o mein Licht,
Als das, so weit und breit bestrahlt wird durch den Tag.

Der Troſt erquickt mich doch: es komme faſt der Tag,
Da ich nicht werde mehr bewohnen Berg und Wald,
Da deine Gegenwart und die gewünschte Nacht
Der Treu' noch lohnen soll; indessen wird die Welt
Vergessen ihrer selbst, eh' als ich deiner Zier,
Mein höchster Aufenthalt, mein Trost und schönes Licht.

Laſs wachsen, edler Wald, mit dir mein treues Licht,
Die Liebste von der Welt; es schade deiner Zier,
O Baum, kein heiſser Tag, und keine kalte Nacht!

Sinngedichte.

Der geizige Hermon.

(Aus dem Griech.)

Dem Hermon träumete, er habe viel verschenket:
Aus Kummer hat er sich, als er erwacht, erhenket.

Die Weiber.

(Aus dem Lat.)

Wer Weibern glaubt, fängt Wind auf mit der Hand,
Pflügt in das Meer und säet in den Sand.

Grabschrift einer Fliege.

(Aus dem Lat.)

Ich setze mich auf Gold, und sterbe durch den Wein:
Mehr lieblich kann kein Tod, kein Grab mehr köstlich seyn.

Aufschrift einer Laute.

(Aus dem Lat.)

Als ich ein Baum noch war, hört' ich des Orpheus Lieder;
Nun bin ich eine Laut', und Orpheus hört mich wieder.

Grabschrift des Sylvius.

(Aus dem Lat.)

Hier ruhet Sylvius, der nichts umsonst gethan:
Es schmerzt ihn, daſs man dieſs umsonst hier lesen kann.

Auf einen Reichen.

(Aus dem Griech.)

Du hast des Reichen Gut, des Bettlers Harm:
Den Erben bist du reich, dir selber arm.

Von der Grazian.

(Aus dem Lat.)

Der Blumen, die du gibst, bedarf ich nicht:
Die Lilien beschämt dein Busen, dein Gesicht
Die Rosen; beyde noch was in dem Busen wohnet,
Das reine Herz, und auf dem Antlitz thronet
Die tugendhafte Scham. Die Lilie welkt hin,
Die Rose kann Ein Tag vertreiben:
Dein Herz, o junge Charitin,
Wird immer rein wie Schnee, dein Antlitz schamroth bleiben.

Georg Rudolph Weckherlin.

Vorwort.

Georg Rudolph Weckherlin, geb. zu Stuttgart am 15. Sept. 1584, war Herzogl. Secretär daselbst und starb zu London als Secretär bey der dortigen Kanzley, in Diensten des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz (vermuthlich) 1638. Seine geistlichen und weltlichen Gedichte sind zu Amsterdam 1641 und dann vermehrt 1648 erschienen. Die geistlichen Gedichte bestehen gröſstentheils in poetischen Uebersetzungen der Psalme; die weltlichen enthalten Oden und Gesänge, Klag- und Trauergedichte, Sonette, Buhlereyen (Liebesgedichte), ein langes Gedicht von dem Urtheil des Paris, Eklogen und Epigramme. Viele in Deutschland hinterlassene Gedichte gingen bey den Unruhen des dreyſsigjährigen Kriegs zu Grunde, unter andern seine »in vielen Sonetten und Ständen (Stanzen) beschriebene Buhlschaft, Myrta genannt« (der poetische Name seiner Geliebten).

Weckherlin behandelte das Sylbenmaſs ganz nach Französischer Manier und beobachtete noch keine Quantität der Sylben. Wenn unserm Ohre dieſs gegenwärtig hart und fast unleidlich vorkommt, so werden wir dafür durch den innern Gehalt seiner Dichtungen reichlich entschädigt: sie zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit, Nachdruck, Gedrungenheit und Gedankenfülle aus. Zu den schönsten Stücken gehören die Ermunterung an Deutsche Krieger und der Wechselgesang zwischen Philidor und Myrta.

Die Herausgeber der Sammlung kritischer, poetischer und andrer geistvollen Schriften (Zür. 1742—44. St. 9) haben zuerst des Dichters Andenken wieder aufgefrischt, worauf Eschenburg im dritten Bande der von Zachariä begonnenen auserlesenen Stükke der besten Deutschen Dichter u. s. w. eine Auswahl Weckherlinischer Poesien mittheilte. Zu einer vollständigen neuen Ausgabe hat einmal A. W. v. Schlegel Hoffnung gemacht.

Vgl. Conz Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rodolph Weckherlins; ein Beytrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrh. Ludwigsb.

Inhalt.

Seite
1. Ermunterung an deutsche Krieger . . 221
2. An den unüberwindlichen König von Schweden; Sonett 224
3. Ueber den Tod Ihrer Majestät von Schweden; Sonett 225
4. Von Herrn Axel Oxenstiern, Schw. Reichskanzler; Sonett 228
5. Reichthum vermag nichts wider den Tod 232
6. Kennzeichen eines glückseligen Lebens (aus dem Engl. des Heinr. Wotton.) 234
7. An Opitz; Sonett 236
8. Die Rose; ein Wechselgesang 237
9. Herbstlied. 247
10. Amors Wohnung 254

Seite
11. Amor betrogen 255
12. Sonett nach Petrarka 257
13. Stumme Rede der Liebe 258
14. Bestätigung der Liebe 260
15. Als er Sie aufſtehen ſah; Sonett . . 262
16. Leben und Tod; Sonett 263
17. Klage über die Liebe 264
18. Ueber Abſcheiden 266
19. Die Spiegelmacher an das Frauenzimmer; Sonett 268
20. Eine ſchöne Bettlerin; Sonett . . . 269
21. Epigramme 270

Ermunterung an Deutsche Krieger.

Frisch auf, ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit Deutschem Blut,
Ihr, die ihr noch mit frischem Muth
Belebet, suchet groſse Thaten!
Ihr Landsleut' und Landsknecht', frisch auf!
Das Land, die Freyheit sich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig schlaget drauf
Und überwindend triumphiret.

Der ist ein Deutscher wohl geboren,
Der, von Betrug und Falschheit frey,
Hat weder Redlichkeit, noch Treu,
Noch Freyheit, noch Vertrau'n verloren.
Der ist ein Deutscher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Sich für die Freyheit mit dem Schwert
In einige Gefahren waget.

Denn, wenn die Feind' ihn schon verwunden,
Und nehmen ihm das Leben hin,
Ist Ehr' und Ruhm doch sein Gewinn,
Und er ist gar nicht überwunden.
Ein solcher Tod ist ihm nicht schwer,
Weil sein Gewissen ihn versüſset,
Und er erwirbt sich Lob und Ehr',
Indem er so sein Blut vergieſset.

Sein Nam' und Ruhm wird stets erklingen
In jedem Land', in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil sein Lob die Nachkommen singen.
Die edle Freyheit ist die Frucht,
Die er dem Vaterland verlasset,
Da der Herzlose durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehasset.

Also zu leben und zu sterben,
Gilt dem aufrechten Deutschen gleich;
Der Tod und Sieg sind schön und reich,
Durch beyde kann er Heil erwerben.
Hingegen fliehen allen Dank
Die Flüchtigen und der Verräther,
Und ihnen folget ein Gestank;
Sie sind verfluchte Uebelthäter.

Wohlan derhalb, ihr wahren Deutschen,
Mit Deutscher Faust, mit Deutschem Muth
Dampſt itzo der Tyrannen Wuth,
Zerbrecht ihr Joch, und Band' und Peitschen!
Unüberwindlich rühmet sie
Ihr Titel, Thorheit und Stolzieren;
Allein ihr Heer mit schlechter*) Müh
Wird, überwindlich, bald verlieren.

Ha! fallet in sie! ihre Fahnen
Zittern aus Furcht: sie trennen sich;
Die böse Sache hält nicht Stich,
Darum sie sich zur Flucht schon mahnen.
Groſs ist ihr Heer, klein ist ihr Glaub';
Gut ist ihr Zeug,**) bös' ihr Gewissen
Frisch auf! sie zittern wie das Laub,
Und wären gern schon ausgerissen.

Ha! schlaget auf sie, lieben Brüder!
Die Müh sey groſs! doch ist nicht schlecht
Der Sieg, die Beut'; und wohl und recht
Zu thun, sind sie, denn ihr, viel müder.
So straf', o Deutsches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Bösen;
Die Freyheit und das Vaterland
Muſst du auf diese Weis' erlösen.

---

*) geringer. **) Kriegsrüstung.

An den unüberwindlichen König von Schweden.

Sonett.

O König, dessen Haupt den Weltkreis zu regieren
Und dessen Faust die Welt zu siegen allein gut:
O Herrscher, dessen Herz, Herr, dessen groſsen Muth,
Gott'sfurcht, Gerechtigkeit, Stärk', Maſs und Weisheit zieren.

O Held, vor dessen Schwert die Verfolger die Wuth,
Ihr Klagen, Furcht, Gefahr die Verfolgte verlieren,
Mars, göttlichen Geschlechts, von der Erretter Blut,
Werth über Tyranney und Stolz zu triumphiren:

Des Feind's Zorn, Hochmuth, Haſs durch Macht, Betrug, Untreu'
Hat schier in Dienstbarkeit, Unrecht, Abgötterey
Des Deutschlands Freyheit, Recht und Gottesdienst verkehret,
Als euer Haupt, Herz, Hand, ganz weis', gerecht bewehret,
Die Feind' bald ihre Wonn' und Pracht in Hohn und Reu'
Die Freund' ihr Leid in Freud' zu verkehren gelehret.

Ueber den Tod ihrer Majestät von Schweden.

Sonette.

I.

Dein eigner Muth, o Held, weil Gott'sfurcht, Ehr' und Recht
Dein Herz und Schwert allein gestärket und gewetzet,
Weil auch der Erdenkreis für dich zu eng' und schlecht,
Hat in den Himmel dich, zu früh für uns versetzet:

Denn gleichwie deine Faust der Gläubigen Geschlecht,
Als es in höchster Noth, errettet und ergötzet,
Also hat durch dein Haupt die Kugel leider! recht
Der Deutschen Freyheit Herz und Tugend Haupt verletzet.

Siegreich und selig zwar hat dich, weil in der Schlacht
Du frey für Gottes Wort dein theures Blut vergossen,
In die endlose Freud' und Ehr' dein End' gebracht:

Jedoch in Leid und Noth sind deine Bund'sgenossen,
Weil deine Herrschung du mit Sieg, Triumph und Pracht,
Dort in dem Himmel reich anfangend, hie beschlossen.

II.

Groſs billig ist sein Nam', als dessen Werth so groſs,
Daſs Friedenszeit sein Haupt zu herrschen und zu rathen,
Daſs Kriegszeit seine Faust durch groſse Heldenthaten
Der Helden Phönix ihn bewahrten stets gleichlos:

Kein werthes Haupt noch Hand, gewaffnet oder bloſs,
Trug jemals Zepter, Kron', Schwert, Zier der Potentaten;
Von keinem edlern Blut, belebend die Soldaten,
Sah man jemals schamroth der Erde bleichen Schooſs.

Auch konnt' kein andrer Held, was Er gethan, verwalten;
Noch unnachthunlich seyn in Sicherheit und Noth:
Daſs weder Sieg noch Fall sein Kriegsheer konnt' erkalten.

O Wunder! Er allein, siegreich durch Gott, für Gott
Vergieſsend nun sein Blut, hat vor, in, nach dem Tod'
Stets unvergleichlich groſs den Sieg, die Kron' erhalten.

Von Herrn
Axel Oxenstiern, Schwed. Reichskanzler.
Sonette.

I.

Man findet kein Gestirn, das mit so klarem Brand
Und starkem Gegenschein als dieser Nordstern scheinet,
Stracks wider die zu hart und weitgreifende Hand,
Darunter das nunmehr gejochte Deutschland weinet.

Man findet keine Stirn', darunter mehr Verstand,
Erfahrung, Weisheit, Kunst, des Riesen, der vermeynet,
Daſs ihm gehorchen sollt' ein jedes Meer, Volk, Land,
Zu weit gähnenden Munds weltweise Luft verneinet:

Hat schon dein Herkules Custav der Groſs' mit Muth
Sich durch der Riesen Heer den Göttern zugeschlagen,
So fürcht', o frommer Hauf', du doch nicht ihre Wuth.

Denn sollt' der Himmel sich viel fürchten oder klagen,
So lang' des Höchsten Hand, allmächtig und allgut,
Bewahret diese Säul' und Achsel, ihn zu tragen.

II.

Er kann mit solcher Kraft und wunderreichem Schein
Die Furcht in unserm Feind, in uns den Muth vermehren,
Daſs ihn als eine Sonn', nicht einen Stern gemein
Mit Wunder männiglich muſs sehen, segnen, ehren;

Zuflüchtig suchen ihn reich und arm, groſs und klein,
Die pfleget seines Raths und Trosts Er zu gewähren,
Daſs Er als der Welt Stirn', nein Hirn und Haupt zu seyn,
Allfähig, einzigwerth zu rühmen, zu begehren:

Darum verbleibet Er ein Wunder aller Zeit,
Durch seiner Gott'sfurcht, Treu', und Weisheit edle Thaten,
Der Inhalt aller Lehr', der Probstein weiser Leut';

Des Friedens Lehr' und Lieb', ein Beyspiel der Soldaten,
Der Spiegel guter Räth', Siegweiser in dem Streit,
Der Tugend ganze Summ', Lehrbuch der Potentaten.

III.

Todt ist Gustav der Groſs': siegreich, unüberwunden,
Er, dessen starke Faust, Er, dessen groſser Muth,
Ein Schrecken seines Feind's, und seiner Freunde Hut,
Ihm jene mit Zagheit, diese mit Lieb verbunden.

Todt ist Gustav der Groſs', von uns ist Er verschwunden,
Nachdem für sein Haupt, Hand und Herz (stets weis', stark, gut)

Er unsern Undank groſs, zu schlecht der Feinde Wuth,
Und dann die ganze Welt zu schlimm und eng' befunden.

Auch als bald dieser Held, sein irdisches Gewand
Beylegend, in den Saal des Himmels eingetreten,
Empfand es Atlas selbst und hielt kaum seinen Stand:

Darum vom Untergang den Weltkreis zu erretten,
Hat mit gemeiner Stimm' man euch, euern Verstand
Und Achsel, Ochsenstjern, dazu leihen, erbeten.

Reichthum vermag nichts wider den Tod.

Wenn uns ja das Gold und Geld
In der Welt
Vor des Tod's Gewalt könnt' fristen;
So sollt' man begieriglich
Und billig
Schätz' einsammeln in die Kisten:

Damit in dem Fall der Noth
Man den Tod
Um das Leben möcht' bestechen,
Daſs er nach empfangner Summ'
Unser Trumm*)
Nicht mehr mörd'risch dürft' abbrechen.

Aber weil des Lebens Lauf
Gar kein Kauf,
Kein Geschenk noch Gold kann stellen;

---

*) Die Hütte unsers Leibes, der Bau desselben. Trumm ist der veraltete Singular von Trümmern, und bedeutet ein Bruchstück.

Was hilft es, mit groſser Müh
Stets allhie
Güter einzusammeln wöllen?

Besser ist es, der Wahrheit
Und Weisheit
Sich geflissen zu ergeben,
So uns eh kann, denn das Geld
In der Welt
Wieder nach dem Tod beleben.

Kennzeichen eines glückseligen Lebens.

(Aus dem Engl. des *Heinr. Wotton.*)

Ach! wie glückselig ist das Leben,
Dem keines Andern Will' gebeut,
Der ohne Miſsgunst, Neid und Streit
Sieht Andrer Glück vorüberschweben;

Der sein' Begierd' selbst recht regieret,
Und dessen fromm und Deutscher Muth
Ist sein bewehrter Schutz und Hut,
Darunter sein Herz triumphiret;

Der kein Geschrey noch Lob begehret,
Denn Wahrheit ist die gröſste Kunst,
Den Fürsten- oder Pöbelsgunst,
Den Furcht und Hoffnung nicht bethöret;

Der die Fuchsschwänzer fort läſst gehen,
Sie speisend nicht von seinem Gut;
Und dessen Fehl, Fall und Armuth
Kann seine Hasser nicht erhöhen;

Der selbst nicht weiſs, wie übel schmürzet*)
Des Bösen Lob, des Frommen Fluch;
Dem ein Freund oder gutes Buch
Schadlos die lange Zeit verkürzet;

Und dessen Muth vor nichts sich scheuet,
Als allzeit fertig für den Tod;
Der ernstlich früh und spät zu Gott
Mehr um Gnad', denn um Güter, schreyet.

Der Mensch besorgt sich keines Falles,
Dieweil er frey, reich, gut und groſs,
Sein selbst Herr, ob er wohl landlos,
Und, habend nichts, hat er doch alles.

---

*) schmerzet.

An Opitz.

Sonett.

Indem mein Ohr, Hand, Mund, schier müd', die schweren Plagen,
Die dieser groſse Krieg mit Schwert, Pest, Hunger, Brand,
Und unerhörter Wuth, auf unser Vaterland
Ausgieſset, ohn' Ablaſs zu hören, schreiben, klagen,
Da ward mit Wunder mir und mit Wonn' fürgetragen,
Mein Opitz, deiner Lieb' und Freundschaft werthes Pfand,
Pfand, welches mir alsbald die Feder aus der Hand
Und aus dem Mund' und Geist die Klag' und Leid geschlagen.
Denn ja dein Orgelschlag und deiner Harfen Klang
So lieblich das Gehör und Herz zugleich berühren
Daſs, wer, sinnreich mit mir erforschet ihren Zwang,
Der kann nichts, denn dein Werk und Werth zu Herzen führen,
Und sein Mund muſs dich bald mit einem Lobgesang,
Und seine Hand dein Haupt mit Lorbeerzweigen zieren.

Die Rose.

Ein Wechselgesang.

Philidor.

Komm, Myrta, du, der Liebe Wohnung,
Der Schönheit Pracht der Tugend Kron',
Längst meiner Treue werthe Wonn',
Itzt meiner werthen Treu Belohnung!
Komm, Myrta, dieses Frühlings Ruhm,
Und aller Blumen schönste Blum',
Dich zu mir auf das Grün zu setzen,
Daſs du dich in der Blumen Zier,
Daſs ich, der Blumen Zier in dir
Besehend, wir uns beyd' ergötzen.

Myrta.

Weil Amor nun allein zugegen,
Der stets durch deine Augen mich,
Der stets durch meine Augen dich
Allein kann halten und bewegen,
So will ich, ja, so kann ich nicht,
Mich wendend, fliehen dein Gesicht;
Sondern den Blumen hier zu Ehren,

Die, Sternen gleich, dieſs Element
Machen zum Blumenfirmament,
Begehr' ich dein' Gesang zu hören.

Philodor.

Sollt' ich zu singen mich bemühen
Von andern, als den Blümelein,
Die unter deiner Augen Schein
In dir frisch, unverwelklich, blühen?
Die Gilg'*) und Rosen, die gewiſs
Ein wahres Blumenparadies
Auf deinem Leib' uns malen, zwingen
Mich, der Natur so milde Kunst
In dir betrachtend, nichts mehr sunst,
Als dich, der Blumen Ruhm, zu singen.

Myrta.

Unnöthig, Lieb', ist dein Liebkosen,
Weil wir nun unter einem Joch;
Bin ich dir lieb, so singe doch
Jetzund von diesen süſsen Rosen.
Sing' von den Rosen, edler Schatz,
Und ich will dich mit einem Schmatz,
Und nicht zuvor, reichlich belohnen.
Und wie lieb du mir auch, sollst du,
Enthaltend deine Hand in Ruh,
Ihn vor zu haben, mich verschonen.

---

*) Lilien.

Philodor.

O Rosen, die kein Frost kann tödten,
Durch die ich wieder ward gesund,
O Rosen, die den schönsten Mund
Und Wangen liebfärblich beröthen!
Euch, Rosenmund, und einzig euch
Gebühret in der Schönheit Reich
Vom Thron der Lieb' Befehl zu geben;
Wir aber, euch, die ihr gleichlos,*)
Und aller Rosen schönste Ros',
Dienstlich gehorsamend zu leben.

Wie in dem Himmel, so auf Erden,
Kann nichts, als deine Herrlichkeit,
An Schönheit und an Süſsigkeit
Der Rose gleich gefunden werden.
Daher auch, wenn die Frühlingszeit
Die Welt zur Liebe Streit und Beut
Beherzet,**) und das Erdreich zieret
Erhebt die Rose sich mit Wonn'
Allda, weil sie, der Blumen Kron',
Sie unter allen triumphiret.

Die Morgenröthe, neu geboren,
Der Sonne Kind, von Thränen naſs,

---

*) mit nichts zu vergleichen. **) beherzt macht, ermuntert.

Doch schmollend, bald durch Lieb' und Haſs
Von ihr verfolget und verloren, *)
Wenn sie sich will mit höchster Pracht,
Und in der neu'sten, schönsten Tracht
Bekleiden, muſs sie alle Morgen,
Sich zu verschönen, zwar ohn' Scham,
Aus dem lieblichen Rosenkram
All ihre Austreichfarben borgen.

Denn früh, so bald wir nur erwachen,
Und vor der Sonne jungem Glanz
Die Stern' uns ihren Schein und Tanz
Verbergen, und unsichtbar machen;
Mit lieblichem Pomp und Geruch,
Gleichsam des Blumentags Anbruch,
Die Ros' uns und die Luſt ergötzet,
Und uns des Himmels frische Ehr',
Als ob sie selber himmlisch wär',
Mit Wunder vor die Augen setzet.

Der rothe Morgen muſs verbleichen,
Verliebt, vor einer Rose Zier,
Und küssend läſst er dann auf ihr
Der süſsen Küsse feuchte Zeichen.
Auch pflegt verbuhlet Luſt und Wind,
Von Lieb' und Eifer taub und blind,

---

*) verjagt.

Mit ihr die Küsse zu vermischen,
Und frech sich selbst, und andre auch
Mit ihrem gleichsam süſsen Rauch*)
Oft zu erfreuen, zu erfrischen.

Sobald, entknüpfend, **) sie aufstehet
Aus ihrem Lager, grün und neu,
Sobald sie, immer frisch und frey,
Gleich einer kleinen Sonn' aufgehet.
Da sieht man sie dann bald vom Zorn,
Beschützet zwar von manchem Dorn,
So ihre Garde wohl zu nennen,
Wahrnehmend, daſs ihr, wie dem Gold
Schier Jedermann gefährlich hold, ***)
Schamroth und züchtig gleichsam brennen.

In ihrem Ursprung war vorzeiten,
Die Ros' so weiſs, daſs mit ihr kaum
Des schnellen Wassers frischer Schaum,
Noch auch des Morgens Frost konnt' streiten;
Noch konnt' des Silbers reiner Schein,
Der Milchrahm, noch das Elfenbein,
Bey ihrer Weiſse wohl bestehen;
Ja, weiſser war die süſse Ros',

---

*) Geruch, Duft. **) sich entfaltend.
***) zu ihrem Nachtheil, weil man sie aus Wohlgefallen abbricht.

Als auf der kalten Erde Schooſs
Der neu gefallne Schnee zu sehen.

Als aber Venus hier auf Erden
Durch ihrer Schönheit Gegenwart,
Mit ihren Brüsten zart und hart,
Mit herzenzündenden Geberden,
Mit seelergründend ſüſser Gunst,
Mit geistverblendend geiler Kunst,
Mit Küssen, nektargleich befeuchtet,
Mit ihrer Augen liebem Glanz,
Mit froh ermüdend jungem Tanz,
Das Volk bereichert und erleuchtet:

Da sah man sich die Menschen neigen,*)
Und, lieb zu seyn,**) auf alle Weis'
Sich freundlich, höflich, sittsam, weis',
Auch wacker, stattlich, kühn erzeigen.
Bald sah man diese froh aus Lieb'
Durch Liebe jene krank und trüb';
Die einen sah man ihre Schmerzen
Beklagen ohn' Trost, Hoffnung, Heil,
Und Andre frisch, kurzweilig, geil,***)
Sich herzend mit einander scherzen.

---

*) biegsamer, weichherziger werden.

**) um geliebt zu werden.

***) nicht in der jetzigen schlimmen Bedeutung; sondern nur: verliebt.

Die Göttin selbst, sich zu ergötzen,
Zog mit Adonis, der ihr Herz,
Ihr Kurzweil, Wollust, Schimpf und Scherz,
Hinaus, zu jagen und zu hetzen.
Ohn' Scheu, damit sie ihre Brunst
Möcht' dämpfen durch des Jägers Gunst,
Sah man sie Netz und Garn aufstellen;
Nicht wegen eines Thiers Gewinn,
Vielmehr darauf begierig, ihn
Darnach in ihre Arm' zu fällen.

Einmal, als sie, ihm nachzulaufen,
Zu hitzig und unachtsam war,
Und lieſs die Hecken ihre Haar',
Die Stauden das Gewand hinraufen;
Denn jedes Laub und Gras und Kraut,
Ast und Gewächs trug, ihre Haut
Zu küssen gleichsam ein Verlangen;
Da durfte sich ein Rosenstock,
Auch wagen unter ihren Rock,
Und, sie zu fangen, unterfangen.

Sobald sich da die Ros' ergötzet,
Berührend ihren weiſsern Fuſs;
Sobald, mit beyderseits Verdruſs,
Ein Dorn ihr zartes Fleisch verletzet.
Die Göttin wurde bleich und wund,
Und roth die Rose zu der Stund';
Die Rosen und der Göttin Wangen,

Schamroth ob ihrem Rosenblut
Zumal mit neuer Pracht und Gut
Bald wieder mit einander prangen.

Denn Venus war bald wohl vergnüget,
Und achtet wenig ihrer Pein,
Als ihres Bluts schamrother Schein
Sich lieblich auf die Ros' verfüget.
Und daſs man deren Süſsigkeit
Durch ihr' göttliche Lieblichkeit
Vermehrt, noch höher möchte schätzen,
Verlieh sie ihr der Schönheit Kraft,
Des edlen Duftes Eigenschaft,
Mit hunderttausend süſsen Schmätzen.

Dich, sprach sie, will ich nun bestellen
Als meine Blum', der Erden Ehr';
Mit dir soll sich die Schönheit mehr,
Als sonst mit keiner Blum', gesellen.
Du bist forthin der Blumen Kron',
Und der Liebhaber erster Lohn,
Die gröſste Zier in einem Garten;
Mit dir ziert selbst die Schönheit sich,
Und du, wie die Schönheit auf dich,
Sollst auf die Schönheit allzeit warten.*)

---

*) Der Schönheit aufwarten.

Der Nymphen süſser Mund und Wangen,
Und ihre Glaich,*) an Schönheit reich,
Die sollen seyn den Rosen gleich,
Ja, sollen mit den Rosen prangen.
Losieren sie dann auf die Brust
Dich, süſse Ros', sollst du die Lust
Durch eines Buhlers Augen beizen,
Und bald mit deinem falschen Brand
Sein' schnöd' gekitzelt' geile Hand
Zu einem falschen Griff anreizen.

Dergleichen Wirkung sollst du haben,
Wenn eine Nymph' dich auf ihr Haar
Sollt' stecken; denn du sollst, wie klar
Auch solches Gold, das Aug' erlaben.
Ein' zarte Hand, ein grüner Kranz
Soll deine Süſsigkeit und Glanz,
Wie du die ihrige, vermehren.
Und Jedermann, alt, jung, klein, groſs,
Gesund und krank, soll dich, o Ros',
Stets lieben, loben und begehren.

Myrta.

Mein Schatz, der mich, den ich erkoren,
Wie schnell doch hat sich dein Gesang,

---

*) Glieder.

Der Rosen Frischheit, und der Gang
Von diesem schönen Tag verloren!
Ein End' hat dein Lied und der Tag,
Die Ros' ist welk. Wie kann, wie mag
Sich rühmen doch der Mensch bedenklich![*]
Wenn seine Kunst, Lust, Lob und Ruhm,
Und Schönheit, wie die zarte Blum',
Nicht daurend, sondern schnell vergänglich!

Philodor.

Wenn denn die Jahre, Tag' und Stunden,
Wenn alle Menschen, alle Ding,
Wie immer köstlich und gering,
Von der Zeit werden überwunden;
Wenn unser Leben, Freud' und Glück
So leicht in einem Augenblick
Kann ändern oder muſs verflieſsen;
Warum, mein edles Herz und Seel',
Sollt' ich, ohn' allen weitern Fehl,
Nicht deiner Rosen bald genieſsen?

---

*) wenn er irgend nachdenkt.

Herbstlied.

Die Hirten.

Was kann doch angenehmer seyn,
Als einen Becher ganz voll Wein
In seiner starken Hand am trocknen Mund zu haben,
Und seinen müden Leib und Geist damit zu laben?
Macht nicht der edle Rebensaft
Durch wunderreich' und süſse Kraft
Den kalten Leib entschaudern,*)
Die alten Weiber plaudern?
So trinken wir herum; und küsset ihr mit Maſs,
So werden frischer wir, so küsset ihr auch baſs.
Mit Tanzen und Trinken
Das Leid wir versinken.**)

---

*) von Frost und Kälte befreyen.
**) versenken.

Die Nymphen.

Was kann doch angenehmer seyn,
Nach lang erlittner Lieb und Pein,
Als unsern liebsten Schatz in unserm Arm zu
haben,
Und unser mildes Herz mit Küssen zu erlaben?
Kann uns nicht der Lieb' Eigenschaft
Mit übernatürlicher Kraft
Des Lebens Lust verlängern,
Das Herz mit Freuden schwängern?
So lieben freundlich wir; ihr, trinket nicht zu
viel;
Sonst hindert es in euch das liebbegehrte Spiel.
Mit Singen und Küssen
Von Leid wir nichts wissen.

Alle.

Verjagend das Leid,
Ein jedes sich üb',
Mit Trinken und Tanzen,
Mit Küssen und Singen,
Ohn' alles Gramanzen *)
Die Zeit zu verbringen,
In lieblicher Freud',
Und fröhlicher Lieb'.

---

*) unnütze Reden hervorbringen.

Die Hirten.

Hat der Gott Bacchus nicht die Kunst,
Daſs er durch süſs' und starke Brunst
Die beste Poesie zu singen und zu schreiben
Kann, als Apollo selbst, uns lehren und antreiben?
Und dieses ist sein' eigne Zeit,
Daſs itzt ihm dienen alle Leut',
Daſs sich die Welt verwundert,
Wenn Bacchus taumelnd dundert? *)
So trinket nur herum; und küsset ihr mit Maſs;
So trinken frischer wir, so küsset ihr auch baſs.
Mit Küssen und Trinken
Das Leid wir versinken.

Die Nymphen.

Wie? hat Cupido nicht die Kunst,
Daſs er durch göttlich süſse Brunst
Von Lieb und Schönheit uns zu singen und zu schreiben
Mehr, als Apollo selbst, kann lehren und antreiben?
Das ganze Jahr ist seine Zeit,
Es dienen gern ihm alle Leut':

---

*) donnert.

Er kann uns all' demüthigen,
Er kann uns all' begütigen.
So lieben freundlich wir; ihr, trinket nicht zu viel;
Sonst fehlet uns mit euch das süſsgewünschte Spiel.
Mit Singen und Küssen
Von Leid wir nichts wissen.

Alle.

Verjagend das Leid u. s. f.

Die Hirten.

Wer geizig liebet den Rubin,
Nehm' diesen rothen Wein hier hin;
Der Muskateller kann das Gold selbst mehr bereichen;
So kann der weiſse Wein dem Demant sich vergleichen.
Er kann vertreiben alles Leid,
Er kann erwecken Lieb' und Freud';
Niemand will er bekümmern;
Er macht das Antlitz schimmern.
So trinken wir herum; und küsset ihr mit Maſs;
So werden frischer wir, so küsset ihr auch baſs.
Mit Küssen und Trinken
Die Müh wir versinken.

Die Nymphen.

Wer geizig liebet den Rubin,
Von rothen Lefzen nehm' er ihn!
Kein Gold noch Herrlichkeit kann sich der Lieb' vergleichen;
Sie ist des Lebens Trost, und ihr muſs alles weichen.
Wo die Lieb' ist, da ist kein Leid,
Und ohn' Lieb' ist kein' wahre Freud';
Sie kann uns all' belägern,
Und Reich' und Arm' verschwägern.
So lieben freundlich wir; ihr, trinket nicht zu viel;
Sonst misset uns mit euch das süſsgeliebte Spiel.
Mit Singen und Küssen
Von Leid wir nichts wissen.

Alle.

Verjagend das Leid. u. s. f.

Die Hirten.

Ist Bacchus nicht ein Wundergott?
Die Bleichen kann er färben roth,
Die Alten macht er oft, ja auch die Lahmen, springen;
Geist und Herz kann er auch in die Verzagten bringen;
Den Schwachen gibt er Stärk' und Muth,
Den Armen gibt er Geld und Gut;

Die Stummen macht er muttern,*)
Die Redner macht er stuttern.
So trinken wir herum; ihr küsset; doch mit Maſs;
So werden frischer wir, so küsset ihr auch baſs.
Mit Küssen und Trinken
Das Leid wir versinken.

Die Nymphen.

Ist Amor nicht der gröſste Gott?
Er kann beleben die schon todt,
Durch ihn kann Alt und Jung, Arm und Reich fröhlich singen;
Zwey Herzen in Ein' Brust kann er, Herzzwinger bringen.
Wo Lieb' ist, ist Verstand und Muth,
Und Lieb' ist über Gold und Gut;
Die Alten sich verjüngern,
Wenn sie die Mägdlein fingern.
So lieben freundlich wir; ihr, trinket nicht zu viel;
Sonst misset ihr mit uns das viel begehrte Spiel.
Mit Lieben und Küssen
Von Leid wir nichts wissen.

---

*) unvernehmlich reden, brummen.

Alle.

Verjagend das Leid
Ein jedes sich üb',
Mit Trinken und Tanzen,
Mit Küssen und Singen,
Ohn' alles Gramanzen
Die Zeit zu verbringen
In lieblicher Freud'
Und fröhlicher Lieb'.

Amors Wohnung.

Amor, der allsiegreiche Gott,
Von Hochmuth einmal überwunden,
Den Göttern rühmet sich zu Spott,
Daſs ihm allein sie all' verbunden.

Sie endlich, und billig, zumal
Ob dieses Kind's Frechheit verdrossen,
Ihn haben aus des Himmels Saal
Verjaget und ganz ausgeschlossen.

Darauf er, folgend stracks dem Glanz,
In meiner Myrten Augen kommen,
Da er aus so bequemer Schanz'
Ihm, sich zu rächen, vorgenommen.

Doch dieses Orts Holdseligkeit
Hat ihn alsbald so sehr besessen,
Daſs er bald der Rachgierigkeit
Und aller Götter gar vergessen.

Amor betrogen.

Kupido, einmal sehr verdroſsen,
Daſs er hatt' so viel Pfeil' umsunst
Auf meine Myrta losgeschossen,
Die niemals achtet seiner Kunst,
Erwählet ihren zarten Schooſs
Zu wunden, zornig ein Geschoſs.

Also flog er bald in den Garten,
Da er dieselb' zu seyn gedacht,
Und nehmend wahr von fern der Zarten,
Die ihn in diese Welt gebracht:
„Wohlan," sprach er, „nun soll dein Blut
Recht büſsen, Myrta, deinen Muth!"

Er spannet unweis', seinen Bogen,
Und, zielend auf das Herz ohn' Gnad',
Schoſs er ihn plötzlich los, betrogen,
In seiner Mutter Brust gerad';
Darauf dann ein elender Schmerz
Vergiftet bald der Göttin Herz.

„Ach weh! was magst du wohl gedenken,"
Sprach sie, „undankbar böser Knab'?
Wie kannst so tödtlich du bekränken
Die, welche dir das Leben gab?
Und sparest gleichwohl deine Macht
Noch wider die, die dich verlacht!"

Die Red' so sehr das Kind erschrecket,
Daſs es bald seine Wängelein
Mit heiſsen Zähren überdecket,
Und schrie: „Ach, liebes Mütterlein,
Verzeihet mir! denn ich nahm euch
Für Myrta, deren ihr gar gleich."

Sonett nach Petrarka.

Welchen der Götter Schatz, der Natur beste Kunst,
Des Himmels Köstlichkeit allhie zu sehen sehnet,
Der segne sein Gesicht durch die Schön', deren Gunst
Erquicket meinen Geist, und diese Welt beschönet.

Doch kommet er nicht bald so kommet er umsunst;
Denn schon ein jeder Gott begierig nach ihr gönet;
Damit in reiner Lieb' und heilig ſüſser Brunst
Er werd' mit Ehr' von ihr, und sie von ihm, gekrönet.

Der Tugend ſüſse Kraft, der Lieb' und Schönheit Prob',
Mit der Holdseligkeit und göttlichen Geberden,
In eines Engels Leib, wird er hier sehn auf Erden.

Bekennend, daſs allein des ſüſsen Engels Lob
Von eines Engels Mund kann recht gesungen werden,
Und daſs ohn' sie die Welt ganz elend, arm und grob.

Stumme Rede der Liebe.

Wenn, Myrta, reden und stillschweigen
Zumal verhindert unser Glück,
So laſs uns unser Herz bezeugen
Durch sich besprechende Anblick';
Denn Amor, den wir allzeit ehren,
Wird solche stumme Sprach' uns lehren.

Laſs hin und her die Blicke fliegen,
Getreue Boten deiner Gunst,
Der Neider Thorheit zu betrügen,
Die toll und tölpisch zu der Kunst;
Denn Amor, welchen sie nicht ehren,
Wird sie die stumme Sprach' nicht lehren.

Sollt' aber Jemand sich verdrieſsen
Ob unsrer Lieb' Anblicken-Fahrt, *)
So müssen wir uns dann begrüſsen
Mit dem Geist, nach der Engel Art;
Denn Amor, welchen wir stets ehren,
Wird solche stumme Sprach' uns lehren.

---

*) über das Verfahren, unsre Liebe durch Blicke zu erklären.

Und also wollen wir betrügen
Der falschen Schwätzer Müh' und Leid,
Und doppelt uns nach Lust vergnügen,
In ihrem Neid' und unsrer Freud';
Weil thöricht sie nicht Amorn ehren,
Wird er sie diese Sprach' nicht lehren.

Beſtätigung der Liebe.

Daſs ihr von Vielen seyd geehret,
Daſs Ihr von Vielen werd't begehret,
Mag wohl wahr seyn;
Daſs aber Ihr der Andern Seelen
Könnt so sehr, als die meine, quälen,
Hat keinen Schein.

Daſs viel Schönheiten hier auf Erden
Gelobet und bewundert werden,
Mag wohl wahr sey;
Daſs aber Eine auch aus allen
Den Göttern kann, wie Ihr, gefallen,
Hat keinen Schein.

Daſs Einer, der Euch nur ersehen,
Woll' Euren Dienst stracks untergehen,*)
Mag wohl wahr seyn;
Daſs aber Ihr mögt Einen finden,
Den Ihr so hart; als mich, könnt binden,
Hat keinen Schein.

---

*) sich in Euren Dienst begeben.

Daſs auch durch Eure süſse Sitten
Ich nicht allein viel Müh erlitten,
Mag wohl wahr seyn;
Daſs aber darum andre Herzen
Dem meinen leiden gleiche Schmerzen,
Hat keinen Schein.

Daſs endlich solche Pein zu fliehen
Sich meine Vernunſt woll' bemühen,
Mag wohl wahr seyn;
Daſs aber von so schönen Händen
Ich mich zu Andrer Dienst könnt' wenden,
Hat keinen Schein.

Daſs der Tod allein meine Klagen
Und Euren Hochmuth werd' vertragen,
Mag wohl wahr seyn;
Daſs aber sich durch das Beleiden
Mein Herz' woll' und könn' von Euch scheiden,
Hat keinen Schein.

Als er Sie aufſtehen sah.

Sonett.

Ich sah, als ihr Gesicht, der Morgenröthe gleich,
Als ihre Zwillingsbrust, so weiſs als Schnee, zu sehen,
Und ihren glatten Hals viel tausend Ringlein reich
Von ihrem krausen Gold umgaben, sie aufſtehen;

Aufſtehen sah ich sie, so kunstlos als liebreich,
Mit solcher Schönheit Schatz ohn' Sorg' und Müh' versehen,
Daſs sie so schön, so früh in der Lieb' Königreich
Konnt' andern um Mittag gezieret weit vorgehen.

Sobald ich sie ersah: o Wunder! schrie ich bald,
Was kann von dieser Brunst und diesem Bann mich freyen?
Weil göttlich sie an Macht und göttlich an Gestalt,

Und weil, als sie mir wollt' ihr Angesicht verleihen;
Je bloſser ihre Brust, je stärker die Gewalt;
Je freyer ihre Haar', je mehr sie mich entfreyen.

Leben und Tod.

Sonett.

Das Leben, das ich führ', ist wie der wahre Tod:
Ja schlimmer, als der Tod, ist mein trostloses Leben.
Es endet ja der Tod der Menschen Pein und Leben:
Mein Leben aber kann nicht enden dieser Tod.

Bald kann ein Anblick mich verletzen auf den Tod,
Ein andrer Anblick kann bald wieder mich beleben,
Daſs ich von Blicken muſs dann sterben und dann leben,
Und bin in Einer Stund' bald lebend und bald todt.

Ach, Liebe, gib mir doch, nunmehr ein andres Leben.
Wenn ich ja leben soll, oder den andern Tod;
Denn weder diesen Tod lieb' ich, noch dieses Leben.

Verzeih' mir, Lieb', ich bin dein lebend und auch todt;
Es ist der Tod mit dir ein köstlich süſses Leben,
Und Leben, fern von dir, ist ein ganz bittrer Tod.

Klage über die Liebe.

Mein junges Herz, durch und durch wund,
Ohn' Hoffnung aller Hülf' und Gnaden,
Harrt auf den Tod schon alle Stund',
Mit Pein, nicht Jahren, überladen.

Jedoch die, deren ich mit Noth
Ein Opfer gleichsam muſs verbrennen,
Ob sie schon siehet meinen Tod,
Will sie mein Leid doch nicht erkennen.

Sondern, gleichwie ein Fels dem Meer,
Ist sie zuwider meinen Treuen,
Und sperret gnadlos ihr Gehör,
Aus Furcht, sich ihres Zorns zu reuen.

O harte Ungerechtigkeit,
Damit die Himmel mich beschweren!
Muſs ich die, deren Greulichkeit
Mich tödtet, umsonst sterbend ehren?

Wohlan denn, armes Herz, halt' still!
Wer kann den Göttern widerstehen?
Sie ziehen den, der nicht gern will,
Und leiten den, der gern will gehen.

Ist dieses Todes Zweck mein Lob,
Kann ich kaum größern Ruhm erwerben;
Und das End' ist des Meisters Prob';
Darum will ich mit Freuden sterben.

Ueber Abscheiden.

„Ach, süſse Seel', muſs ich dich denn verlieren,
Itzt, da ich stark zu halten dich gedacht?
Darf ich denn nun nicht länger triumphiren,
Verringert sich denn meiner Schönheit Macht?
Ach, nein! Vielmehr will deine Lieb' sich enden;
Denn wahre Lieb' kann sich von Lieb' nicht wenden.

Was soll ein Fürst mehr Macht und Vortheil haben,
Denn Amor selbst, der gröſsten Götter Gott?
Wird dich der Krieg mit Blute mehr denn laben,
Als diese Küss', als mein Mund, süſs und roth?
Ach nein, mein Herz! laſs Krieg und Fürsten fahren;
Ein Buhler muſs nur seiner Lieb' willfahren.

Was hilft es dir, nach Ehr' und Lob zu streben,
Wenn ich allein ohn' Hoffnung zagen sollt'?
Viel besser ist, der seinem Freund das Leben,
Als der dem Feind den Tod mittheilen wollt'.
Mein Herz ohn' dich kann keinen Ruhm vermehren;
Dein Herz soll ohne mich nicht Ruhm begehren.“

Also thät sich die zarte Myrt' beklagen,
Da Floridor, auch seufzend jämmerlich,
Sprach: „Laſs uns doch der Götter Zorn ertragen;
Du, Myrta, hast mein Herz; dein Herz hab' ich.
Wie sehr uns auch das Scheiden itzt verletzet,
So sehr, und mehr, die Wiederkunſt ergötzet."

Die Spiegelmacher an das Frauenzimmer.

Sonett.

Ihr Nymphen deren Blick mit wunderbarem Schein
Die Männerherzen kann bald heilen, bald versehren,
Ihr, deren Angesicht ein Spiegel aller Ehren,
Uns all' mit Furcht erfüllt, mit Hoffnung, Luſt und Pein.

Wir bringen unsern Kram von Spiegeln, klar und rein,
Mit Bitt', ihr wollt euch nicht des Spiegelns drin beschweren.
Die Spiegel, welche hier uns eure Schönheit lehren,
Sie lehren euch zugleich, barmherziger zu seyn.

Nun so gelieb' es euch, mit lieblich sanften Blicken,
Ihr Hohen, gnädiglich erleuchtend unsern Tanz
Und spiegelnd euch in uns, uns Spiegler zu erquicken!

Wenn aber ungefähr ach! eurer Augen Glanz
Uns gar die Freyheit raubt, geliebt dann zuzugeben,
Daſs immer fortan wir in eurem Dienste leben.

Eine schöne Bettlerin.

Sonett.

Als von mir eine Frau, von Gottes reicher Hand
Mit Schönheit reichlicher, als Hab' und Gut, verehret,
Mit fliegend schönem Haar und lumpigtem Gewand,
Um Gott in ihrer Noth ein Stücklein Geld begehret:

Empfand mit andern ich, daſs ihrer Augen Brand
Viel mehr, als ihre Bitt', mit Lieb' das Herz versehret,
Und ihr Haupt, Aug' und Leib sich, ihrem armen Stand
Zuwider, einen Schatz unschätzbar reich vermehret.

„Darum, o reiche Frau, sprach seuſzend ich zu ihr,
„Was bettelt dieser Mund, so würdig zu befehlen,
Und dessen Reichthum mich arm machet gegen dir?

Denn weder ihm Rubin, noch reine Perlen fehlen;
Und deines Hauptes Gold will, daſs, selbst Bettler wir,
Uns deiner milden Lieb' und Freundlichkeit befehlen!"

Epigramme.

Die verältete Lais.

O Venus, weil mein Angesicht,
Nun lieblos, Niemand machet flehen,
Ich meinen Spiegel dir verpflicht'.
Denn, wie ich war, kann ich mich nicht,
Und wie ich bin, will ich nicht sehen.

Ueberschrift eines Spiegels.

Bist du schön, so gebrauche Fleiſs,
Dich nicht mit Lastern zu beflecken;
Und bist du häſslich, so sey weis',
Den Fehl mit Tugend zu bedecken.

Glätzlin.

Daſs ihn nicht grau das Alter mach',
Weiſs Glätzlin ein' bewährte Sach',
Ein Arzney voll geheimer Tugend;
Er ist kahl worden in der Jugend.

Von Doctor Schlechten.

Wir muſsten gestern so stark saufen,
Daſs mein Pferd und ich übern Haufen
Gefallen, sprach der Doctor Schlecht;
Und ich vermein', er redet recht,
(Als der die Wahrheit wollt' bekennen)
Den Esel nach dem Pferd zu nennen.

Grabschrift einer Zänkerin.

Hier schläft, und das sey Gott gedankt!
Ein Weib, das Tag und Nacht gezankt;
Ach, tretet leise, lieben Leut',
Sonst weckt ihr einen neuen Streit.

Von Herrn Knöbeln.

Der Knöbel, gehend Nachts zu Haus,
Gedacht, daſs ihm ein Geist begegnet;
Zu dem, nachdem er sich gesegnet,
Sprach er also, nicht ohne Graus:
„Bist du von Gott, wirst du die Leute lieben;
Und bist du bös', wirst du mich nicht betrüben:
Denn zweifelsohn' du mir verschwägert bist,
Indem mein Weib ein wahrer Teufel ist."

Faulermanns Grab.

Hier ruhet Martin Faulermann;
Wenn man den ruhen sagen kann,
Der all sein Lebtag' nichts gethan.

An den Pfarrer Schandflecken.

Pfaff', die Vergleichung deiner Haaren
Mit deinen Sünden muſst du sparen;
Denn jene nehmen ab, die zu, mit deinen Jahren.

Fritz Flehr.

Es ist kein Wunder, daſs Herr Flehr,
Seitdem er reich, hat ganz vermessen
Schon alle seine Freund' vergessen:
Er kennet ja sich selbst nicht mehr.

Ueber Herrn Schlunds Tod.

Der Schlund ging nüchtern Nachts zu Bett',
D'rauf er den Geist hat aufgegeben;
Wenn er sich voll gesoffen hätt',
Wär' er ohn' Zweifel noch am Leben.

Tod.

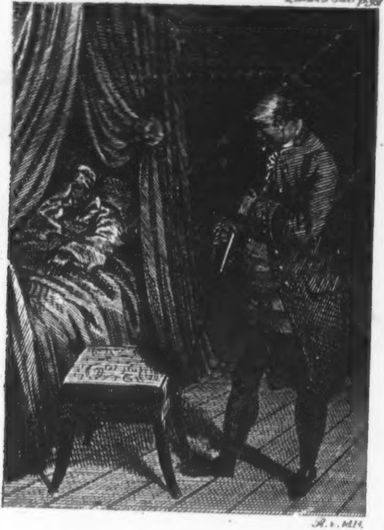
Mit dem gnadlosen Tod muſs Jung und Alt dahin;
Die Jungen findet er, die Alten finden ihn.

Die Liebe.

Die Lieb' mit Augen anzusehen,
Mag man ein Himmelreich verjähen;
Die Lieb', zu fühlen in dem Herzen,
Ist ein Gefühl der Höllenschmerzen.

Liskov's
auserwählte Satyren.

Luken's Sat. p. 98



R. v. M.H.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Vierzehntes Bändchen.
Liskov.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1824.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Christoph Friedrich Liskov's Geburtsjahr ist lange nicht genau zu bestimmen gewesen, und erst kürzlich erfuhr man, daſs er zu Wittenburg im Mecklenburgischen den 29. April 1701 geboren wurde. Er lebte einige Zeit (um 1730) als Candidat der Rechte zu Lübeck, ward darauf (um 1738 oder 39) Privatsecretär des Geheimenraths von Blome, Probsts des adlichen Klosters Pretz, und hielt sich nachher zu Dresden auf, wo er an dem Geheimenrath von Heinecke einen vorzüglichen Gönner hatte. Da er aber durch seine satyrischen Einfälle und Sarcasmen mehrere hohe Personen, selbst seine Gönner beleidigte, so muſste er Dresden verlassen. Er starb am 30. Oct. 1759 zu Eilenburg in Sachsen, und, wie man sagt, im Gefängnisse.

Liskov, den man den Swift der Deutschen genannt hat, ist besonders in der Ironie stark. Seine Satyren sind an die schlechten Schriftsteller seiner Zeit gerichtet, die er zugleich nahmhaft macht. Seine Schreibart ist voll Kraft und männlicher Stärke, dabey in hohem Grade correct. Eine Sammlung seiner, vorher einzeln gedruckten, Satyren ward von ihm, unter dem Titel: „Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften," 1739 (Frankf. und Leipz.) besorgt, und von Karl Müchler, auch unter dem Titel: „Satyren der Deutschen," in 3 Theilen, (Berl. 1806) von neuem herausgegeben.

Inhalt.

1. Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Herrn Doctor Johann Ernst Philippi, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister.
2. Eines berühmten Medici glaubwürdiger Bericht von dem Zustande, in welchem er (S. T.) Herrn Professor Philippi den 20. Juny 1734 angetroffen.
3. Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen.

Briontes der Jüngere,

oder

Lobrede auf den Herrn D^{r}. Johann Ernst Philippi,

gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister.

Vorbericht.

Die Gesellschaft der kleinen Geister hat einige Aehnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche. Sie ist in der ganzen Welt ausgebreitet, und doch kann niemand sagen: Siehe, hie oder da ist sie. Ich sage dieses, um dem Vorwitz meiner Leser vorzubeugen, die sich ohne Zweifel bemühen werden, zu entdecken, wo gegenwärtige Lobrede eigentlich gehalten worden. Ich gebe ihnen mein Wort, daſs sie dieses so wenig errathen werden, als sie errathen werden, wer der ältere Herr Briontes sey. Sie dürfen aber darum nicht zweifeln, ob eine solche Gesellschaft auch wirklich vorhanden sey. Sie glauben eine unsichtbare Kirche; sie glauben eine patriotische Assemblee und eine stille Todtengesellschaft zu Friedensburg. Sie glauben also, ob sie gleich nicht sehen. Warum wollen sie denn die Wirklichkeit der Gesellschaft der kleinen Geister in Zweifel ziehen, weil sie unsichtbar ist? Ich versichre sie, daſs sie in der Welt ist. Sie können mir trauen. Ich lüge nicht. Es sind darin viele groſse und berühmte Männer, die ich nahmhaft machen könnte, wenn ich nicht besorgte, sie möchten es übel nehmen. Die Mitglieder unsrer Gesellschaft sind von groſser Bescheidenheit, daſs sie lieber sterben, als sich kund geben; und der Leser kann glauben, daſs ich mir lieber die Zunge abbeiſsen, als meinen Namen sagen würde.

Ich halte für unnöthig, mich wider den Momus zu verwahren. Wer meine Rede tadeln will, der thue es immerhin. Ich werde mir desfalls weder einigen Kummer machen, noch meine Tadler hassen. Ich bin versichert, daſs diejenigen, denen meine Rede am wenigsten gefallen wird, meine würdigsten Mitbrüder sind, ohne daſs sie es selbst wissen. Man darf sich darüber nicht wundern. Unsre Gesellschaft hat allenthalben die Ihrigen, und Viele, die es sich nicht einbilden, stehen mit mir in einer unsichtbaren Gemeinschaft. Es wird mir eine Freude seyn, bey dieser Gelegenheit einige dieser Herren kennen zu lernen, und ich bitte sie sammt und sonders, versichert zu seyn, daſs ich alsdann nicht ermangeln werde, meine Schuldigkeit gegen sie zu beobachten, und ihnen diejenigen Liebesdienste zu leisten, die ich ihnen, als meinen werthen Brüdern, schuldig bin, aber bisher nicht habe erreichen können, weil ich nicht die Ehre gehabt, sie zu kennen.

Hochzuehrende Herren,
Hochwerthgeschätzte Gönner und Freunde!

Es lebe der Herr Professor Philippi! Hoch! Sie erschrecken nicht, meine Herren, daſs ich meine Rede mit einem Geschrey *) anfange, so sich eher auf der Gasse, als in einem engen Zimmer, und besser in einer Schaar schwär-

---

*) Ich brüllte hier gräſslich, und halte es für eine der vornehmsten Pflichten eines Redners, seine Stimme, nach Erforderung der Sachen, zu erheben und fallen zu lassen. Ich bedaure, daſs der geneigte Leser mich nicht gehört hat. Ich kann ihn versichern, daſs ich es, ohne Ruhm zu melden, recht artig machte.

mender Studenten, als in der Versammlung sittsamer Personen schickt. Es ist die Freude, so ich über das Glück eines so ausserordentlichen Geistes, als der vortreffliche Mann, dem ich in dieser Stunde eine Lobrede halten soll, empfinde, so unbändig, daſs ich, ohne mir die gröſste Gewalt anzuthun, unmöglich in den Schranken des gemeinen Wohlstandes bleiben kann.

„*Jam furor humanos nostro de pectore sensus*
Expulit, et totum spirant praecordia Phoebum.“ *)

Ich setze alle Betrachtungen der Ehrerbietung, die ich einer so ansehnlichen Versammlung schuldig bin, aus den Augen, und lasse meinem Triebe den freyen Lauf. Ich schreye mit Macht und aus vollem Halse, daſs die Pfosten beben, daſs es weit und breit ertönt, die Nachbarschaft in Unruhe setzt, und die halbe Stadt rege macht: Es lebe der Herr Professor Philippi! Hoch!

Ich würde nicht ermangeln, meine Herren, diesen frohen Ausruf mit dem gewöhnlichen Anhange †) zu begleiten, wenn ich nicht versichert wäre, daſs es eines solchen Trumpſs in einer Versammlung nicht bedürfte, welche aus Personen besteht, die alle von der Vortrefflichkeit des Herrn Professors Philippi eben so stark überführt sind, als ich, und folglich, da ihre Freude über dessen Erhebung nicht geringer, als die meinige ist, ohne Zweifel mit mir Vivat! rufen würden, wenn sie sich nicht ein Gewissen machten, die wohlhergebrachten Rechte eines öffentlichen Redners zu verletzen.

---

*) Claudianus de raptu Proserp. Lib. I.

†) Kluge Leser merken leicht, daſs ich auf das bekannte: Ein H... mokirt sich! ziele.

Es würde demnach eine unzeitige Höflichkeit seyn, wenn ich mein Schreyen gegen eine Versammlung entschuldigen wollte, die, wenn ich schweige, selbst, vielleicht noch aus einem höhern Tone, anstimmen würde. Ich rufe, meine Herren, in Ihrer aller Namen: Es lebe der Herr Professor Philippi! Hoch!

Aber wie wird mir? *) Ich bin niemals mit einer gröſsern Freudigkeit aufgetreten, eine Rede zu halten, als jetzt; und doch, da es recht angehen soll, befinde ich mich in einer Verwirrung, die ich nicht wohl zu beschreiben vermag. Ich

---

Ich habe hier also gewiesen, daſs man auch von unflätigen Dingen reden könne, ohne ein unziemliches Wort zu sagen; welches gewiſs was Schönes ist.

*) Hier trat ich ungefähr drey Schritte zurück.

laſse die Hände sinken *), meine Lenden schüttern, und mir wird grun und gelb vor den Augen. Es scheint, als wenn Traurigkeit und Freude, zwey Gemüthsbewegungen, die einander gerade entgegen laufen, wenn sie einen gewissen Grad erreicht haben, fast von einerley Wirkung sind. Eine gar zu groſse Traurigkeit macht uns starr.

„*Curae leves loquuntur, ingentes stupent.*" **)

Und mir lähmt eine übermäſsige Freude die Zunge. Ich verstumme beym Anfange meiner Rede †) — — Wundern Sie sich nicht, meine Herren, über einen so besondern Zufall. Bedenken Sie vielmehr die Gröſse der Last, so Sie mir aufzulegen beliebt. Ich soll, zu Bezeugung der innigsten Freude, so unsre Gesellschaft über die Erhebung des Herrn Dr. Philippi zu der Profession der Deutschen Beredsamkeit in Halle empfindet, einem Manne eine Lobrede halten, der bisher aus sonderbarer Demuth seine Vortrefflichkeit so geschickt zu verbergen gewuſst, daſs man alle Mühe von der Welt hat, sich einen rechten Begriff von selbigem zu machen.

---

*) Hier lieſs ich wirklich die Hände sinken, und zitterte mit dem ganzen Leibe.

**) *Seneca in Hippolito.*

†) Hier schwieg ich einige Minuten still. Der geneigte Leser beliebe zu merken, wie meine Bestürzung stufenweise zugenommen. Welches Kunststück um so viel gröſser, je genauer es mit der Natur übereinkömmt.

Ich gestehe, meine Herren, ich habe diese Mühe überstiegen. Ich habe die sechs Deutschen Reden, so der Herr Dr. Philippi durch den Druck bekannt gemacht hat, ja, was noch mehr ist, ich habe sein Heldengedicht gelesen; und sehe also die Verdienste dieses groſsen Mannes völlig ein *). Aber, meine Herren, dadurch wird meine Verwirrung nicht gemindert; sie nimmt vielmehr zu, und die Menge und die Gröſse der vortrefflichen und ausnehmenden Eigenschaften, so ich an dem Herrn Professor Philippi erblicke, macht mir den Mangel der Beredsamkeit, den ich allemal bey mir spüre, empfindlicher, als jemals.

Wie fange ich es also an, daſs ich mit Ehren wieder von diesem Platze komme? Ich wollte wohl den Apollo bitten, mir schöne Gedanken

---

*) Als ich diese Rede hielt, war die berühmte Thüringische Historie des Herrn Professors Philippi noch nicht ans Licht getreten; ich behalte mir also vor, das Lob dieses vortrefflichen Buchs bey einer andern Gelegenheit unsrer Gesellschaft kund zu machen.

einzublasen, und das Band meiner Zunge zu lösen; allein der stumme Götze vermag es nicht. Ich wollte den Herrn Brockes wohl um seinen Mund ansprechen *); aber ich bin zu blöde. Es braucht ihn selber, und überdies soll ich kein Gedicht machen. Könnte ich, wie dort Saul den Samuel, die alten graubärtigen und vermoderten Redner, Demosthenes und Cicero, beschwören, aus ihrer Gruft hervorzutreten †), so wollte ich selbige um Hülfe in dieser Noth anrufen. Allein ich kann nicht hexen, und ich bin überdies zweifelhaft, ob alle Beredsamkeit dieser beyden Alten zureichen möchte, den Herrn Professor Philippi nach Würden zu erheben. Ich würde also untröstbar seyn, und mit Schanden abtreten müssen, wenn ich nicht selbst bey dem groſsen Geiste Trost fände, dessen Vortrefflichkeiten mich in diese Verwirrung gesetzt haben.

Es mag demnach Demosthenes, Cicero, Apollo, ja Brockes selbst, einen guten Tag haben. Ich bedarf ihrer Hülfe nicht: ich halte mich an den Herrn Prof. Philippi. Dieser groſse Mann hat mir durch sein Beyspiel gewiesen, wie ich und meines Gleichen kümmerliche Redner es machen

---

*) S. das Heldengedicht des Herrn Philippi S. 5.

†) S. die sechs Deutschen Reden des Hrn. Ph. S. 12.

müssen, wenn wir etwas sagen wollen, und nicht wissen, was es seyn soll. Er hat die Kunst erfunden, wie ein Redner das, was ihm mangelt, geschickt von seinen Zuhörern entlehnen kann. Er saugt Glut aus den Augen der hochgeschätzten Anwesenden; und wenn seine matte Fähigkeit zum Denken und eine schamhaftsvolle Furcht ihm allen Muth benimmt und seinen Geist entkräftet, so nimmt er seine Zuflucht zu seinen Zuhörern, und spricht:

»Jedoch es ist noch Rath: Wann Dero Huld erlaubt,
Daſs mein Gedanke jetzt denselben etwas raubt;
Will ich das Feuer nur aus Dero Augen fassen,
So wird mein Mund beredt« — — *)

Ich wollte nicht um wie viel, daſs von dem Herrn Prof. Philippi dieser vortreffliche Handgriff nicht erfunden wäre. Hätte ich von ihm nicht gelernt, wie man Feuer aus den Augen der Zuhörer fassen müſste, was könnte ich wohl machen? Aber so bin ich aller meiner Sorge entledigt. Ich fasse das Feuer aus Dero Augen, und spreche:

---

*) S. das Heldengedicht S. 5.

„Säh' also Ihre Huld mich jetzt auf's Schärfste an,
So könnt' wohl Dero Glut auch in mir Glut erwecken.
Wie oft wird das entzündt, das selbst nicht brennen kann:
So kann Ihr Feuer auch jetzt meinen Geist anstecken" *).

Ob also gleich Ehrfurcht und Ohnmacht mir billig ein Stillschweigen auflegen sollten, so lasse ich doch den Muth nicht sinken, sondern da Dero, aus unverdienter Gütigkeit, auf mich unverwandt gerichtete Augen, hochwertheste Anwesende, mir befehlen, daſs ich in meiner Rede noch nicht aufhören, sondern fortfahren soll; zumal in den Gesetzen unsrer Versammlung versehen, daſs wir bey dergleichen Begebenheiten lieber das Herz, als die Kunst, das Wort führen lassen wollen: so gehorche denn, und sehe zugleich im voraus, daſs, wo ich reden soll, als es mir wahrhaftig um's Herz ist, ich eher einen Anfang, als Ende, meiner auszudrückenden Bewegungen werde antreffen können †). Wie vermöchte ich auch mich weiter des Redens zu enthalten, da die unwan-

---

*) S. das Heldengedicht S. 5.

†) S. die sechs Deutschen Reden S. 21 f.

delbare höchſterfreuliche Nachricht von der unvermutheten Erhebung des Herrn Prof. Philippi durch das Herz aller Redlichgeſinnten, mithin auch vornehmlich durch die Ihrigen, gleich einem gewaltſamen Strom, den keine Dämme aufhalten, hindurch bricht, und die Freude durch alle Glieder des Leibes, um nicht bey weiterer Beklemmung in den Herzen, es gar zu zerbrechen, einen ungehinderten Ausgang zu nehmen trachtet? Sind demnach gleich meine Worte zu niedrig, als daſs sie den hohen Grad unsers Vergnügens auszudrücken vermöchten, und läſst sich gleich ein erhabner Cedernbaum nicht mit einem geringen Maſsstabe von Cypressenholz ausmessen; so soll doch dasmal mein Herz für mich reden, und Dero eigne gerechte Freude über die Beförderung des Herrn Prof. Philippi soll mir zur Regel und zum Maſsstabe dienen, um danach die Gerechtigkeit der Freude aller Verehrer dieses groſsen Mannes auszumessen.

Es breche also nunmehr ungehindert die verborgne Freude meines Herzens aus der Quelle der Ehrerbietigkeit hervor; und ungeachtet solche Dero allerseits hellen Gemüthsaugen bereits unverborgen ist, so vermenge sich doch mein Freudenton mit dem *In dulci Jubilo* Aller, so die Verdienste des Herrn Prof. Philippi kennen, und erfülle die Luft mit einem hellen und deutlichen Vivat! mit einem freudigen Hoch! und mit einem frohlockenden Jubelgeschrey: *) Es lebe der Herr Prof. Philippi! Hoch!

Mich däucht, meine Herren, ich nehme in Dero unverwandt auf mich gerichteten Augen, aus welchen ich dasjenige Feuer gefaſst, so jetzt in die Flamme eines ausserordentlichen Freudengeschreyes ausbricht, einen heimlichen Widerwillen wahr. Sie befürchten, ich sehe es Ihnen an, ich dürfte meines Hauptzwecks vergessen, und die Zeit, so bestimmt ist, den Herrn Prof. Philippi zu loben, mit bloſsen Wünschen für das Wohlseyn eines so vortrefflichen Mannes zubringen. Und gewiſs, meine Herren, bald sollte ich mich dieser List bedienen, um mich einer Last zu entledigen, die mir fast zu schwer fallen will. Was soll ich von einem Manne sagen, den ich nicht kenne? Ich kann mit gutem Gewissen einen Eid schwören, daſs ich nicht eher gewuſst

---

*) Wenn der geneigte Leser hier einen Unterschied in der Schreibart wahrnimmt, so wisse er, daſs ich hier dem Herrn Prof. Philippi nachzuahmen gesucht. S. dessen sechs Deutsche Reden S. 24. 25. Ich erinnere dieses darum, damit man das Lob, welches Gedanken solcher Art und so besondre Ausdrückungen verdienen, nicht mir ertheile, sondern dem Herrn Professor.

habe, daſs der Herr Prof. Philippi in der Welt sey, als bis derselbe, aus Gottes gerechtem Verhängniſs, erkoren worden, den Hochmuth einer Academie zu dämpfen, die unsrer Gesellschaft bisher ein Dorn im Auge gewesen ist, und derselbe zu einer Geiſsel hat dienen müssen. Es ist wahr, meine Herren, ich habe die vortrefflichen Reden des Herrn Prof. Philippi gelesen. Ich kenne ihn also aus seinen Schriften. Aber diese Schriften sind, nach dem Urtheile der Kenner, mit solcher Kunst verfertigt, daſs man Mühe hat, die Kunst darin zu finden. *Artis est celare artem.* Dieses Kunststück hat der Herr Prof. Philippi in seinen Reden meisterlich angebracht. Er hat mit solcher Sorgfalt seine Geschicklichkeit verborgen, daſs zu deren Entdeckung die Einsicht eines groſsen Staatsmannes erfordert wird *), und die Weisheit der Schulgelehrten dazu nicht hinlänglich ist †). Diese Nachteulen blendet ein zu groſses Licht.

Es würde mir daher nicht zu verdenken seyn, wenn ich jetzt, da ich zu Bezeugung unsrer Freude, Hoch! gerufen, ohne ferner ein Wort zu sagen, nach Hause ginge, und daselbst die seltnen Eigenschaften des Herrn Prof. Philippi stillschweigend bewunderte. Aber, meine Herren, ich habe mich schon so weit herausgelassen, daſs ich dieses mit Ehren nicht thun kann. Ich habe schon bekannt, daſs ich die Verdienste des Herrn Prof. Philippi völlig einsähe. Dieses Bekenntniſs widerrufe ich nicht. Ich bin völlig überzeugt, daſs der Herr Prof. Philippi ein Redner ist, der seines Gleichen nicht hat. Doch verlange ich darum nicht, meine Herren, daſs Sie mich den gemeinen Gelehrten vorziehen, und von meiner Scharfſichtigkeit gar zu groſse Begriffe haben sollen. Ich würde mit allen Gelehrten meiner Art selig gestorben seyn, ohne zu dieser Erkenntniſs zu gelangen, wenn nicht der Herr Prof. Philippi die Güte gehabt hätte, auf dem Titelblatte seiner sechs Deutschen Reden zu melden, daſs sie nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit ausgearbeitet sind.

---

*) S. in den sechs Deutschen Reden die Vorerinnerung zu der dritten Rede S. 48.

†) S. ebend. die der vierten Rede vorgesetzte Anmerk. S. 80.

Dieses Zeugniſs, welches der Herr Prof. Philippi sich selbst gibt, ist so glaubwürdig, daſs derjenige sehr unverschämt seyn müſste, der sich gelüsten lassen wollte, an der Geschicklichkeit des Herrn Prof. Philippi zu zweifeln. Es gibt uns diejenige gute Meinung von dem Herrn Professor, welche nöthig ist, die verborgnen Schönheiten seiner Reden einzusehen, und nach dieser

Einsicht von der Vortrefflichkeit des Verfassers zu urtheilen; und man muſs bekennen, der Herr Prof. Philippi hat durch dasselbe die Pflicht, mit welcher er sich und seinem Nächsten verwandt ist, vollkommen erfüllt, indem er dadurch die vortheilhaften Gedanken, die er von seiner eignen Arbeit hat, auf's Bescheidenste an den Tag legt, und Andern die Gelegenheit benimmt, sich durch Entziehung des ihm gebührenden Lobes an ihm zu versündigen.

Ich weiſs wohl, es hat ein alter Wahn das menschliche Geschlecht so sehr bethört, daſs die meisten es als eine Unanständigkeit ansehen, wenn einer sich selbst lobt; und es gibt wirklich so eigensinnige, neidische Gemüther, die sich an dem Titelblatte der sechs Deutschen Reden des Herrn Philippi ärgern, und es diesem groſsen Manne zur Sünde deuten, daſs er seinen Lesern zum voraus einen guten Begriff von seiner Arbeit zu geben sucht. Aber gleich wie Leute von dieser Art gemeiniglich erhabnen und tugendhaften Gemüthern, als der Herr Prof. Philippi ist, zu solchen Vorwürfen dienen, daran sie derselben ihre Schwachheiten deutlich erkennen, und ihren Edelmuth in groſsmüthiger Ertragung solcher unverschuldeter Urtheile rühmlichst erweisen lernen *); so hoffe ich auch, meine Herren, Sie

---

*) S. den Vorbericht zu den sechs Deutschen Reden.

werden den Eigensinn dieser Tadler mit mir verabscheuen, und, nach der Ihnen beywohnenden Klugheit, wohl begreifen, daſs der Herr Prof. Philippi eines Theils, wie ich schon erwiesen, wichtige Ursachen gehabt, sich selbst zu loben, und andern Theils auf das Titelblatt nichts gesetzt hat, von dessen Wahrheit nicht ein Jeder, der seine Reden liest, beym ersten Anblicke überführt werden sollte.

Er spricht, seine Reden wären nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit ausgearbeitet. Er redet die Wahrheit. Wer will läugnen, daſs seine Beredsamkeit natürlich sey? Ein Jeder sieht leicht, daſs es mit seinen sechs Reden ohne Hexerey zugegangen ist. Sie ist männlich; denn der Herr Prof. Philippi ist ein Mann, und kein Weib. Sie ist heroisch, weil der Herr Prof. Philippi sich an die gemeinen Regeln der Redekunst ganz und gar nicht kehrt. Mich däucht, meine Herren, ein solcher Redner ist werth, daſs ihn alle Welt lobt, und ich zweifle nicht, es werde Ihnen allerseits sehr angenehm seyn, wenn ich Ihnen die so sehr versteckten Schönheiten seiner Reden so deutlich, als es mir möglich ist, zur Bewunderung darstelle.

☞ Ich bin versichert, meine Herren, daſs keiner unter Ihnen ist, der nicht die sechs Deutschen Reden des Herrn Prof. Philippi ein-, ja mehrmal durchgelesen habe. Ich frage Sie demnach auf

Ihr Gewissen, ob sie jemals etwas gelesen, so mit denselben zu vergleichen ist? An Ihren Augen, meine Herren, sehe ich es Ihnen an, daſs Sie mir diese Frage mit Nein beantworten werden.

Aber ich möchte doch fast wetten, daſs Sie die verborgne Absicht des Herrn Philippi nicht so tief einsehen, als erfordert wird, um recht zu erkennen, wie sehr unsre Gesellschaft diesem ausserordentlichen Redner verpflichtet ist.

Sie wissen, meine Herren, für wie schwer es die alten Griechen und Römer gehalten haben, eine geschickte Rede zu verfertigen. Cicero zweifelt, ob jemals ein vollkommener Redner gewesen sey, oder seyn werde. Wir dürfen uns über dieses Verfahren der Griechen und Römer nicht wundern, wenn wir nur bedenken, daſs sie die Redekunst der Vernunftlehre auf eine schändliche Art unterworfen, und sich eingebildet haben, man müsse erst denken lernen, ehe man sich zu reden unterstünde. Das Licht des Evangelii, welches die Finsterniſs, in der die Heiden wandelten, vertrieb, hat auch diesen so bösen und schädlichen Wahn verjagt.

Die heiligen Kirchenväter, und ihre würdigen Nachfolger, haben sich ein Gewissen gemacht, den Weg der Gottlosen zu wandeln, sondern eine solche Art der Beredsamkeit durch ihre Beyspiele eingeführt, daſs es einem Menschen, der nicht stumm ist, und nur Herz genug hat, das heraus zu sagen, was ihm zuerst ins Maul kömmt, nimmer fehlen kann, den Ruhm eines guten Redners davon zu tragen. Jedermann hat sich bestrebt, diesem Exempel so ehrwürdiger Personen zu folgen, und die Welt ist von einer entsetzlichen Menge groſser Redner überschwemmt worden. Es hat zwar immer einige eckle und naseweise Gemüther gegeben, die da mit der gemeinen Beredsamkeit nicht zufrieden gewesen sind, und es für besser gehalten haben, wenn man sich nach dem Geschmacke der Griechen und Römer richtete; aber es sind ihrer allzeit so wenige gewesen, daſs sie gegen die groſse Menge ihrer Gegner nicht aufkommen können. Dieses schreckt diese Verwegenen nicht ab: und viele von ihnen, deren Namen ich nicht einmal nennen mag, haben sich unterstanden, ihre Grillen in Regeln zu bringen, und aller Welt die Nachahmung der Alten, als den einzigen Weg zur wahren Beredsamkeit, anzurathen.

Ich irre sehr, oder der Herr Prof. Philippi hat zu keinem andern Ende seine sechs Deutschen Reden herausgegeben, als dem Unheile, das solche Schriften anrichten können, vorzubeugen.

Man hat Ursache zu hoffen, daſs er seinen Zweck erreichen werde. Denn da diese naseweisen Herren durch ihre Regeln allen Lehrbegierigen eine Last auflegen, die auch unsere Väter nicht zu tragen vermocht, und von einem Redner so viel Vernunft, Scharfsinnigkeit und Wissenschaft erfordern, daſs viele gute Gemüther, denen es sonst weder an Worten, noch Dreistigkeit fehlt, nothwendig in Verzweiflung gerathen müssen, auch überdies sich nicht schämen, bey so hellem Lichte des Evangelii, die blinden Heiden als rechte Muster vollkommner Redner vorzustellen; so hoffe ich, daſs alle diejenigen, die ihr eignes Bestes lieben, und ihr Gewissen betrachten, sich inniglich freuen werden, daſs der Herr Prof. Philippi auf eine so ſeine Art die Nichtigkeit solcher Einfälle zeigen, und durch sein eigen Beyspiel unwidersprechlich darthun wollen, wie leicht es sey, auch ohne sich an so beschwerliche Regeln zu binden, und ohne Absicht auf die blinden Heiden, ein natürlicher, männlicher und heroischer Redner zu werden.

Sie, hochgeschätzte Anwesende, haben um so viel mehr Ursache, über dieses heldenmüthige Unternehmen des Herrn Professors Philippi zu frohlocken, je genauer dasselbe mit dem Endzwecke Ihrer Gesellschaft übereinstimmt, und je gewisser Sie hoffen können, daſs dadurch Ihre Absichten ungemein werden befördert und die Zahl ihrer Glieder, den Neidern zum Trotz, vermehrt werden.

Ich für meine Person weiſs mich ſast vor Freude nicht zu lassen, und es fehlt wenig, ich hüpfte auf Einem Beine *), wenn ich mir vorstelle, was ein so vortrefflicher Mann unsrer Gesellschaft für Vortheil bringen wird. O! wie glücklich wären wir — — — doch, meine Herren, ich mäſsige mich, und behalte das, was ich jetzt sagen wollte, auch mit Gefahr meiner Gesundheit, auf dem Herzen, weil Dero huldreiche Augen †), welche mit einer ehrerbietigen und zugleich höchst verbindlichen Freymüthigkeit jetzt anschauen zu dürfen, für einen groſsen Theil meiner Glück-

---

*) Bey diesen Worten hub ich wirklich das eine Bein empor, um den Affect, in welchem ich war, lebhaft auszudrücken; welches Verfahren der geneigte Leser nicht für ungereimt halten wird, wenn er sich nur erinnert, daſs der Herr Prof. Philippi dafür hält, es würde einen ungemeinen Eindruck geben, wenn der Redner im Stande wäre, durch die Kunst eine Ohnmacht, oder einen andern herzbrechenden Affect anzunehmen. S. seine sechs Deutschen Reden S. 25.

†) S. ebend. S. 86. Ich traue meinen Lesern nicht zu, daſs sie es mir übel nehmen, daſs ich so oft mit den Augen meiner Zuhörer zu thun habe. Ein Redner, der zu leben weiſs, bedient sich solcher Ausdrückungen; und ich muſs bekennen, daſs meine Hoch-

seligkeit achte, und meinen sichern Anführer und beständigen Wegweiser seyn lasse, mir einen Wink geben, daſs ich Ihnen keinen gröſsern Gefallen erweisen könne, als wenn ich zu der Vorstellung der, in den Reden des Herrn Philippi verborgenen, Schönheiten, zu welcher ich mich anheischig gemacht, ohne fernere Umschweiſe schreite: so gehorche denn. Aber was unterwinde ich mich? Meine schwachen Schultern ersinken unter einer solchen Last, und meine unbeschnittenen Lippen verhindern mich, so unaussprechliche Seltenheiten nach dem Leben vorzustellen, und nach Würden zu erheben.

Ich wende mich also zu dir, groſsmächtigste Königin Beredsamkeit! *) Du allgewaltige Herzenszwingerin, deren Gegenwart, wie sie der ganzen Welt, also auch mir armen

---

achtung gegen den Herrn Prof. Philippi um ein Groſses zugenommen, da ich gesehen, daſs dieser höfliche Mann beständig mit seinen Zuhörern liebäugelt, nicht anders, als wenn er seine Dulcineam vor sich hätte.

*) Da der Herr Prof. Philippi in seinen sechs Deutschen Reden, S. 30, die Tugend auf solche Art anredet; so wird sich der geneigte Leser über die Titel, so ich der Beredsamkeit gebe, um so viel weniger wundern. Mich

Sünder, unentbehrlich ist, einen Mann nach Verdienst zu preisen, der dazu ersehen, daſs Er das elende Häuflein deiner wahren Verehrer, wider die böse Rotte der Naseweisen, vertrete, welche die Oberhand sich mit List und Macht mehr und mehr herauszunehmen scheinen, und dich selbst durch Erhebung der garstigen Hure, der Vernunft, unterdrücken wollen. Ich flehe dich an, laſs diejenigen Vollkommenheiten, womit der Geist deines im hohen Maſs Gesalbten, des groſsen und ausserordentlichen Redners Philippi, reichlich geschmückt ist, mir in dieser Stunde zu Hülfe kommen. Erleuchte meine Augen, damit ich durch den Vorhang der Bescheidenheit dringen könne, hinter welchen die vornehmsten Schönheiten der Reden unsers groſsen Philippi verborgen sind, und löse das Band meiner Zunge, damit ich geschickt sey, die Wunder, die ich erblicke, aller Welt kund zu machen.

Ich fühle, meine Herren, daſs dieser Seufzer nicht ohne Wirkung ist. Machen Sie sich demnach gefaſst, solche Sachen zu hören, darüber

---

däucht, man gehe nicht sicherer, als wenn man einem so groſsen Meister in der Beredsamkeit folgt, und ich halte die Bemühung, dem Herrn Prof. Philippi nachzuahmen, für die gröſste Zierde meiner Rede.

Sie erstaunen werden. Neigen Sie Ihre Ohren *) zu meiner Rede, und bewundern mit mir die ausnehmenden Eigenschaften eines Redners, der seines Gleichen nicht hat.

Dero huldreicher Anblick verspricht mir diejenige Aufmerksamkeit, welche Sachen von der Wichtigkeit mit Recht verdienen, sie mögen auch so schlecht vorgetragen werden, als sie wollen; und die groſse Begierde, Dero sehnliches Verlangen zu stillen, macht, daſs icht nicht lange nachsinne, wie ich Ihnen die so groſse Anzahl der Schönheiten, welche ich in den Reden des Herrn Philippi wahrnehme, ohne Verwirrung vor Augen legen soll.

Ich nehme, mit Dero gütigen Erlaubniſs †), die Reden des Herrn Proſ. Philippi selbst zur

---

*) Da der geneigte Leser mich nun nicht hören kann, so wird er so gütig seyn, und statt der Ohren seine Augen gebrauchen, und meine Rede, die er nunmehr gedruckt lesen mag, eines geneigten Anblicks würdigen.

†) Wie ich dieses mit einer wohlanständigen Beugung des Leibes gesagt hatte, so näherte ich mich auf eine ungezwungene, jedoch sittsame, Art dem Fenster, als in welchem ich die Reden des Herrn Philippi, aus Versehen, hatte liegen lassen. Doch nahm ich

Hand. Ich werde sie nach der Reihe durchblättern, und was ich Schönes in denselben finde, aufrichtig vortragen.

Die erste Rede ist eine Antrittsrede, die der Herr Prof. Philippi in der vertrauten Rednergesellschaft zu Leipzig gehalten hat. Sie handelt von dem Rechte der, in den Römischen Gesetzen verworfenen, Löwengesellschaft. Ich weiſs nicht, meine Herren, ob ich in derselben mehr des Herrn Prof. tiefe Einsicht in die Rechtsgelahrtheit, oder die sinnreiche und feine Art zu spotten, bewundern soll? Doch da diejenigen Stellen, aus welchen man zur Noth schlieſsen kann, daſs der Herr Prof. Philippi ein groſser Jurist sey, nur solche Urtheile in sich fassen, die auch oft von Leuten gefällt werden, welche die Pandekten, über deren Unordnung sie seufzen, mit keinem Auge angesehen haben, und die Römischen Rechtsgelehrten, die sie aushöhnen, weiter nicht, als dem Namen nach, kennen; so

---

mich in Acht, daſs ich nicht, als ich mich wieder nach meinem Platz verfügte, meinen Zuhörern den Rücken zukehrte. Das würde wider die Höflichkeit gewesen seyn. Ich halte für unnöthig, zu sagen, wie ich diesen Umstand vermieden: geübte Leser können dieses ohne mein Erinnern errathen.

will ich mich dabey nicht aufhalten, sondern Sie, meine Herren, nur gehorsamst ersuchen, die artigen Spöttereyen des Herrn Professors zu betrachten.

Wie sinnreich spottet er nicht über die Weisheit des Kaisers Justinianus? Hätte er wohl die magre Wissenschaft dieses Prinzen lebhafter vorstellen, und dessen Verehrern ihre Thorheit auf eine empfindlichere Art vorrücken können, als wenn er sagt: Justinianus habe nicht nur das A B C verstanden, sondern er sey bis in den Donat, ja gar bis in die Fabeln des Aesopus gekommen *).

Wie artig steht dem Herrn Prof. nicht der angenommene Eifer, mit welchem er den Anbetern des Römischen Rechts es als ein groſses Versehen vorwirft, daſs sie in dem blutigen Kriege, wegen der Spanischen Nachfolge, nicht eine *conditionem ex lege* wider den König in Frankreich anzustellen gerathen haben? †) Dieser Eifer kömmt so natürlich heraus, und die unter demselben verborgne Spötterey ist so ſein, daſs der Herr Prof. Philippi es für nöthig erachtet hat, seinen Lesern in einer eignen Anmerkung zu sagen, daſs er spotten wollen.

---

*) S. die sechs Deutschen Reden S. 6.

†) Ebend. S. 7.

Sie ist aber zugleich eine recht heroische Spötterey. Der Herr Prof. legt zum Grunde derselben, daſs der König von Frankreich, in dem Kriege wegen der Spanischen Nachfolge, eben dergleichen Theilungstractat vorgehabt habe, als dort der Löwe in der Fabel. Ein gemeiner Redner, der blos seiner Vernunft gefolgt, und die Freyheiten und Rechte eines heroischen Redners nicht gewuſst hätte, würde Bedenken getragen haben, seine Spötterey auf einen Satz zu gründen, der so übel mit der Historie übereinkömmt. Er würde sich erinnert haben, daſs zwar der König in Frankreich, noch bey Lebzeiten des andern Karls, mit dem Könige William einen Theilungstractat wegen der Spanischen Monarchie geschlossen, daſs aber dieser Tractat niemals zur Wirklichkeit gekommen, sondern der König von Frankreich, sobald der Herzog von Anjou, durch ein förmliches Testament, zum Erben der ganzen Spanischen Monarchie eingesetzt worden, sich deutlich erklärt habe, daſs er an den Theilungstractat nicht ferner gebunden seyn wollte. Er würde also in seiner Einfalt gedacht haben, es käme läppisch heraus, die Juristen damit zu scheren, daſs sie sich des L. 29. ff. *pro Socio,* nicht wider den König in Frankreich bedient hätten, in einem Streit, in welchem es nicht auf die Rechte einer Gesellschaft, sondern auf die Gültigkeit eines Testaments ankam.

Aber der Herr Prof. Philippi, als ein heroischer Redner, hat sich durch solche Betrachtungen nicht abhalten lassen, einen Spaſs zu machen, der so scharfsinnig ist, daſs der Herr Professor nimmer ein ruhiges Gewissen würde gehabt haben, wenn er denselben, um solcher Kleinigkeiten willen, hätte bey sich behalten wollen: zumal, da er bey der Gelegenheit einer sehr anmuthigen, aber ziemlich alten Historie, von jenem Hofmann, der den König in Frankreich *ex L. Aquilia* belangen wollen, durch eine geschickte Anwendung einen neuen Glanz geben konnte.

Ich zweifle nicht, meine Herren, diese heroische Aufführung des Herrn Prof. Philippi wird Ihnen sonderlich wohl gefallen; aber ich besorge, der gute Begriff, den Sie dadurch von dem Herrn Prof. bekommen, dürfte durch die Anmerkung, mit welcher er seinen feinen und heroischen Scherz erläutert, einen Stoſs leiden, indem der Herr Prof. in derselben sich für einen Thomasianer ausgibt.

Ein Thomasianer? werden Sie denken. Bewahre Gott! Ach, ist es nicht ewig Schade, daſs ein so geschickter Mann an den bösen Lehren dieses Unseligen einen Gefallen findet, der unsrer Gesellschaft, und vornehmlich dem ehrwürdigsten Theile derselben, so vielen Dampf angethan hat? Wir gedachten an dem Herrn Prof. Philippi noch viele Freude zu erleben, und sahen ihn bereits als die gröſste Zierde und vornehmste Stütze unsrer Gesellschaft an: und siehe, nun ist er ein Thomasianer. Ach, daſs Gott erbarm! — — — Aber gemach, meine Herren, gebehrden Sie sich nicht so übel. Der Herr Prof. Philippi ist kein Thomasianer. Ich schwöre es Ihnen zu. Er sagt es zwar; aber er meint es so böse nicht. Er ist nur in so weit ein Thomasianer, daſs er mit dem Thomasius miſsbilligt, wenn einfältige Rechtsgelehrte das Römische Recht zur Unzeit anführen. Seine Worte geben es deutlich zu erkennen, daſs dieses seine Meinung sey. Er spricht: Ich bin NB. hierin ein Thomasianer. Und wie wäre es auch möglich, daſs der Herr Prof. ein völliger Thomasianer sey, da er in der Leichenpredigt, so er der Königin von Polen gehalten hat, und welche unter seinen sechs Deutschen Reden die andere ist, so viele deutliche Proben einer ausnehmenden Andacht und Heiligkeit gegeben, daſs man schwören sollte, er sey ein Schooſsjünger des Knechts Gottes Jochen in Halle? *)

Sie erlauben mir, meine Herren, daſs ich zum Beweise dieses Satzes Ihnen eine Stelle, ja wenn's

---

*) S. des Herrn Rambachs Denkmal der Liebe S. 5.

auch noch mehrere wären *), aus der gemeldeten Gedächtniſsrede vorlese. Sie werden daraus erkennen, daſs der Herr Prof. Philippi einer der gottesfürchtigsten Rechtsgelehrten ist, die jemals gelebt haben. Wahrlich, meine Herren, ich kann ohne innigliche Bewegung meiner Seele an die seltnen, hohen und zärtlichen Ausdrückungen nicht gedenken, deren er sich in der zierlichen Anrede an die Gottesfurcht, die ich Ihnen jetzt vorlesen werde, bedient hat. Nachdem der Herr Professor vorher auf die beweglichste Art mit der groſsmächtigsten Königin Tugend complimentirt und dieselbe inständigst gebeten hat, noch etwas hier auf Erden zu verweilen; so kömmt er auf die Gottesfurcht der Königin, und bricht, nachdem er gesagt, daſs die Königin, als eine wahrhafte Christiana, sich der ungeheuchelten Frömmigkeit zu einem völligen Eigenthume Lebenslang gewidmet, und mit ihr, wie er sich gar nachdenklich ausdrückt, anders nicht, als leben und sterben zu wollen verlangt, in diese goldnen Worte aus: „Aber, o du Flämmlein aus göttlicher Flamme, du ungeheuchelte Gottesfurcht! steigest du denn nicht, deiner Natur nach, lieber aufwärts in die Höhe, als herunter in die Tiefe? Ach freylich, dein allmächtiger Strahl dringt aus

---

*) S. die sechs Deutschen Reden S. 39.

dem ewigen Lichte des Unsichtbaren und Allmächtigen in die Herzen derer, die dich begierig auffassen, und schlägt von da, nach beschehener Entzündung des von Natur eiskalten Herzens, in seinen ersten Ursprung wieder zurück."

„Dies Steigen und Fallen des göttlichen Liebesfeuers, das bald aus dem Herzen zu Gott emporsteigt, bald aus dem Altare des Heiligthums herunterfällt, und die göttlich entzündeten Herzen immer noch mehr durchglüht, währt denn in einer wunderbaren Abwechselung und in einem beständigen Lauffeuer so lange, bis davon endlich das Sterbliche in das Unsterbliche, der Tod in das Leben verschlungen, und, gleich jenem Wasser um den Brandopferaltar, von dem himmlischen Feuer gänzlich verzehrt, mithin die zerstörliche menschliche Leibeshütte in eine unzerstörliche und alleredelste Natur versetzt wird." *)

Was meinen Sie, hochgeehrte Herren, sind dieses Reden eines Thomasianers? Oder vielmehr, sind es Reden eines sich selbst gelassenen Menschen? Ich betrüge mich sehr, oder Ausdrückungen dieser Art haben einen höhern Ursprung, als die ihr selbst gelassene Vernunft des Redners. Ich finde hier deutliche Spuren einer Entzückung, und bin nicht vermögend, weder in dem Vorher-

---

*) S. die sechs Deutschen Reden S. 32, 33.

gehenden, noch Nachfolgenden, etwas zu entdecken, woraus ich schlieſsen könnte, wie diese köstliche Stelle, natürlicher Weise, in diese Rede gekommen ist.

Aber, o! wie unglücklich bin ich, daſs ich so tiefe Gedanken und so hohe Worte nicht, wie ich wünschte, völlig verstehen kann! Mein unerleuchteter Verstand findet hier nichts als Dunkel und Finsterniſs. Ich begreife nicht, was der Herr Professor Philippi von der Gottesfurcht haben will. Die Frage, so er an dieses Flämmlein aus göttlicher Flamme ergehen läſst, ist mir so dunkel, als die Antwort, die er sich selbst ertheilt. Mich überfällt ein heiliger Schauer, wenn ich von dem Steigen und Fallen des göttlichen Liebesfeuers und von dem beständigen Lauffeuer höre, und ich empfinde jetzt mit Verdruſs die Wahrheit eines Satzes, den ich ehedessen bey einem mystischen Scribenten gelesen habe, daſs nämlich, wer die Sprache der Heiligen verstehen wolle, den Geist der Heiligen haben müsse.

Indessen, obgleich meine natürliche Blindheit mir im Wege steht, so hohe Geheimnisse zu ergründen, so zweifle ich doch im geringsten nicht, daſs Sie, meine Herren, dieselben tiefer einsehen werden, als ich. Sollten Sie aber vielleicht eben so wie ich, nichts als Verwirrung und Dunkelheit in den beweglichen und zärtlichen Worten des Herrn Prof. Philippi finden; so hoffe ich doch, Sie werden denn auch darin mit mir einer Meinung seyn, daſs man die Ursache dieser Dunkelheit gröſstentheils in dem Verstande des Lesers suchen, oder dafern auch ja der Herr Prof. selbst nicht ganz unschuldig, doch desfalls diesen groſsen und gottseligen Redner nicht tadeln müsse.

Man kann aus den zärtlichen Ausdrückungen, deren er sich gegen das Flämmlein aus göttlicher Flamme, die ungeheuchelte Gottesfurcht, in seiner Anrede bedient, die brünstige Liebe, so er zu dieser Königin aller Tugenden trägt, so deutlich abnehmen, daſs es eine Unbilligkeit seyn würde, wenn man von ihm verlangen wollte, daſs er mit mehr Kaltsinnigkeit und Gelassenheit hätte reden sollen. Verliebte, meine Herren, sind, wie Sie wissen, oftmals ganz auſser sich, wenn sie mit der geliebten Person reden, und eine kleine Verwirrung, abgebrochene Worte, und dergleichen Merkmale eines abwesenden Verstandes stehen ihnen ungemein wohl an. Die Reden solcher Personen sind niemals überzeugender, als wenn kein Mensch, ja sie selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. O wie wohl hat demnach der Herr Prof. Philippi gethan, daſs er seine Anrede an die ungeheuchelte Gottesfurcht so eingerichtet hat, als es der Zustand eines Herzens erfordert, das von einem so reinen und heiligen Feuer entzündet ist, als das seinige!

Hochgeehrteste Herren! Ich bemerke mit vielem Vergnügen, daſs Sie über diese Probe der Frömmigkeit des Herrn Prof. Philippi eine Freude empfinden, die Ihnen zu bergen fast unmöglich fällt. Es fehlt nicht viel, so brechen Ihre huldreichen Augen in Freudenthränen aus. Aber, meine Herren, sparen Sie diese edle Feuchtigkeit noch einen Augenblick. Ich rathe es Ihnen: denn wenn Sie sich jetzt müde weinen, was wollen Sie dann thun, wenn ich Ihnen den Herrn Prof. Philippi in der beweglichsten Stellung zeige, wie er, zum Beschlusse seiner Gedächtniſsrede, auf der Erde liegend mit gebogenen Knien, ausgebreiteten Armen und kindlich zu Gott erhobenen Augen so kräftig betet, daſs seine Zuhörer alle vor Freuden, wie die Kinder, weinen müssen? *) Ich verdenke es Ihnen nicht, meine Herren, wenn Ihnen bey einem so unvermutheten Anblick die Augen übergehn. Ein so auſserordentliches Bezeigen eines Redners, von dem man ganz was anderes, als aus der Offenbarung Johannis entlehnte Seufzer, vermuthet hätte, verdient die heiſsesten Zähren. Der Herr Prof. Philippi ist der erste, der sich die Freiheit genommen, eine weltliche Rede auf eine so priesterliche und erbauliche Art zu schlieſsen. Er verdient daher,

---

*) S. die sechs Deutschen Reden S. 44, 45.

daſs man seine Gottesfurcht lobt, und seinen Heldenmuth bewundert. Die Welt, meine Herren, liegt so gar im Argen, daſs ihr Alles, was den geringsten Schein der Gottseligkeit hat, lächerlich und thöricht vorkömmt. Man kann also nicht anders, als über die heilige Herzhaftigkeit des Herrn Philippi erstaunen, der sich nicht gescheut hat, durch seine andächtigen Geberden der bösen Welt zu trotzen. Er hat wohl vorhergesehen, daſs sein Verfahren auſser der gottseligen Versammlung, in welcher er seine Rede gehalten hat, wenig Beifall finden würde. Wie gut auch der Begriff ist, den er von sich und seinen Reden hat, und wie fest er auch, in dem Vorbericht zu seinen Reden, versichert zu seyn scheint, daſs keiner seiner Leser ein Momus seyn werde, so vermuthet er doch, daſs viele über die heilige Tour lachen werden, die er seiner Rede gegeben, und welche seinen heiligen Zuhörern besser, als alle Kunstgriffe der Beredsamkeit, gefallen hat. Aber er kehrt sich an das Lachen solcher Spötter nicht. Er setzt einen Trumph darauf, und erklärt alle, die über seine andächtigen Seufzer und über seinen vor Gott gethanen Fuſsfall lachen, geradeweg für Religionsspötter.

Er hat vielleicht gedacht, die Gottlosen dadurch zu schrecken; aber, meine Herren, ich habe mit Bestürzung erfahren müssen, daſs diese Halsstarrigen noch Recht übrig zu haben vermeinen, und durch die Anmerkung, in welcher der Herr Philippi sie Religionsspötter heiſst, noch mehr erbittert worden sind.

»Was?« sprach neulich einer zu mir, »sollte man darum gleich ein Spötter der Religion werden, wenn man über einen Menschen lacht, der durch eine unzeitige Andacht eine Gesellschaft, die bloſs die Uebung der Beredsamkeit zum Zwecke hat, in eine Quäkerversammlung verwandelt? Oder meint der Herr Prof. Philippi, daſs dieses das Kennzeichen eines rechten Christen sey, wenn man, ohne Betrachtung des Wohlstandes, und ohne Zeit und Ort zu unterscheiden, zur Erde niederfällt, und unter den gräſslichsten Verdrehungen Gott mit einer Menge Hebräischer Titel zu überhäufen sucht? Ich bete auch, aber in meinem Kämmerlein. Ich rufe Gott an; aber ich geberde mich nicht dabey als ein Besessener. Ich kann mit Gott reden, ohne daſs ich nöthig habe, den Psalter und die Offenbarung Johannis auszuplündern. Ein so wüstes Geplapper gefällt Gott nicht. Ich rede, wie ein Deutscher, deutsch mit ihm, und ich denke, er verstehe mich. Ich will diese Art zu beten dem Herrn Prof. Philippi nicht aufdringen. Er kann mit seinem Gott so hoch und unverständlich reden, als es ihm beliebt. Er kann es thun, in welcher Leibesstellung er will. Nur thue er es nicht zur Unzeit. Auf der Kanzel kann er beten, so lange es ihm gut däucht; auf dem Katheder aber muſs er den Priestern nicht nachäffen. Thut er es, so lacht man ihn aus; und wirft er dann mit Religionsspöttern um sich, so hält man ihn für einen scheinheiligen Lästerer, und das von Rechtswegen."

So redete der Bösewicht. Allein, meine Herren, ich bin von Ihrer bekannten Gottesfurcht so überführt, daſs ich festiglich glaube, Sie werden darum von dem Verfahren des Herrn Professors Philippi nicht anders urtheilen, als der Herr Prof. selbst, und, trotz allen Religionsspöttern, ein so gottseliges Bezeigen für höchst erbaulich halten. Ich bin auch versichert, daſs keiner unter Ihnen ferner unsern Bet-Ernst im Verdacht haben wird, daſs er ein Thomasianer sey, und wenn er es gleich selbst sagte. Seine Thaten rechtfertigen ihn, und ich brauche weiter kein Wort für ihn zu reden.

Ich gehe demnach, mit Dero Erlaubniſs, wieder zurück, um diejenigen Schönheiten, welche ich in dieser unvergleichlichen Gedächtniſsrede übergangen habe, nachzuholen. Es ist deren, meine Herren, eine solche Menge, daſs, wenn ich dieselben alle bemerken wollte, ich etliche Stunden damit zubringen würde. Ich begnüge mich demnach, die vornehmsten kürzlich vorzustellen.

Indem ich darauf sinne, wo ich zuerst anfangen soll, fällt mir diejenige Stelle in die Augen, woselbst der Herr Prof. Philippi der beiden Französischen Prinzessinnen erwähnt.*) Diese Stelle ist vollkommen heroisch, und die darin enthaltenen Gedanken sind so beschaffen, daſs Niemand, als der Herr Prof. Philippi, dieselben haben können. Wenn es mir vergönnt ist, meine Herren, so will ich die ganze Stelle herlesen.

Der Herr Professor hatte vorher ausgegrübelt, warum doch die Russische Katharina, der Englische Georg und die Königin von Polen fast zu Einer Zeit gestorben? Ob es darum geschehen, weil der Beherrscher des unterirdischen Reiches auch die gedritte Zahl liebe? Oder ob es eine Anzeige seyn solle, daſs das Reich der Todten sowohl, als das Reich der Lebendigen, fruchtbarer sey an Heldinnen, als Helden? Er setzt diese tiefsinnigen Gedanken nicht weiter fort, sondern verfällt auf die Französischen Prinzessinnen.

Lebten wir noch, spricht er, in den Zeiten des Heidenthums, so würden wir uns in dergleichen Begebenheit wohl kaum zu finden wissen, sondern uns bereden, die Göttin des Schicksals könne mit gleichgültigen Augen den bald hintereinander erfolgten Verlust zweyer groſsen Prinzessinnen ansehen, weil sie in Frankreich mit einemmal zwey Prinzessinnen dafür geboren werden lassen, die, wo kein Kronprinz nachkommen sollte, wohl noch das Französische Zepter erlangen, und also eine der gröſsten und bisher nicht erhörten Veränderungen in Europa verursachen, ja, durch ihre einmal erfolgende Verheirathung wohl noch mehrere Kronen zusammen bekommen dürften.

---

*) Die sechs Deutschen Reden S. 19, 20.

Ich frage Sie, meine Herren, haben Sie jemals etwas gelesen, das diesen tiefen Betrachtungen gleich käme? In dieser Stelle hat der Herr Prof. gewiesen, daſs die Gottesfurcht einem Menschen nicht hinderlich sey, Staatslehre zu verstehen. Sein erleuchteter und durch das Flämmlein aus göttlicher Flamme durchglühter Verstand ist so durchdringend, daſs er auch zukünftige Begebenheiten vorhersieht und auf Muthmaſsungen verfällt, die vor ihm keinem Menschen in den Sinn gekommen sind. Ich zweifle sehr, ob ausser dem Herrn Prof. Philippi ein Mensch in der Welt zu finden ist, dem es auch nur im Traum eingefallen sey, daſs, wenn kein Dauphin in Frankreich wäre, die Töchter des Königs das Französische Zepter erlangen würden. Man hat bisher immer geglaubt und in allen Büchern geschrieben, daſs die Französische Krone nicht auf Töchter fallen könne, *que le royaume de France ne tombe jamais en quenouille.* Es ist zu vermuthen, daſs dem Herrn Prof. Philippi dieses nicht unbekannt sey; aber deſs allem ungeachtet nimmt er sich die Freyheit, sich an diesen gemeinen Wahn nicht zu kehren. Er lacht über das Salische Gesetz, und hält es für ein Unding, und gibt uns also hier nicht nur eine Probe einer heroischen Schreibart, die an keine Regeln gebunden ist, sondern auch zugleich Gelegenheit an die Hand, seine groſse Erkenntniſs in politischen Dingen zu bewundern.

Ich bitte Sie, meine Herren, entziehen Sie dem Herrn Prof. das Lob nicht, das ihm wegen einer Anmerkung von Rechtswegen gebührt, die wir bloſs seiner Güte zu danken haben, und die wir nach der Einrichtung seiner Rede vernünftigerweise weder hoffen noch verlangen konnten. Ich für meine Person kann schwören, je mehr ich in den Reden des Herrn Philippi blättere, je mehr erstaune ich über die Groſse seiner Verdienste, und erbiete mich hiemit wohlbedächtlich, gegen Jedermann zu behaupten, daſs dieser vortreffliche Mann den Platz, den er bekleidet, vollkommen verdient, und, in recht eigentlichem Verstande, ein ausserordentlicher Redner ist. Hat Jemand Lust, mit mir darob zu kämpfen, der melde sich, ich will ihm Kampfs nicht versagen, sondern Streits satt geben. Doch darauf werde ich warten müssen. Am allerwenigsten vermuthe ich, daſs in dieser ansehnlichen Versammlung einer zu finden ist, der mit mir dieserwegen einen Speer zu brechen verlangen sollte. Ich sehe vielmehr aus Dero huldreichen Augen, daſs Sie mit mir Einer Meinung, und begierig sind, noch immer mehr und mehr darin bestärkt zu werden. Ich werde mein Bestes thun, dieser Ihrer Begierde ein Genüge zu leisten.

Betrachten Sie demnach mit mir, meine Herren, die ungemein bewegliche Vorstellung des groſsen Schmerzes, den der Herr Prof. Philippi über den Tod der Königin empfunden hat. Alles ist in dieser Beschreibung natürlich und so lebhaft vorgestellt, daſs mich däucht, ich sehe vor meinen Augen die mancherley heftigen Bewegungen*) des Schreckens, des Schmerzes, der Furcht, Bangigkeit und des Wehklagens, mit welchen der Herzensschrein des Herrn Prof. angefüllt gewesen. Ich sehe, wie der geheime Schmerz sich gesträubt und weder vor noch hinter sich gewollt hat. **) Ich sehe, wie die Zunge, die beredte und nie genug zu preisende Zunge, gebebt. Nur eins ist mir zu hoch Ich kann mir die Verschmachtung der Augen †) nicht vorstellen; doch darüber betrübe ich mich nicht. Diese Blödigkeit meines Verstandes verhindert mich nicht, zu begreifen, wie viel Kunst in dieser Stelle verborgen ist.

---

*) Die sechs Deutschen Reden S. 21.

**) Eb.

†) Eb.

Betrachte ich ferner, wie artig der Herr Prof. Philippi sich von diesem groſsen Schmerz erholt, gleich darauf aber vor Ehrfurcht und Ohnmacht stutzig wird und eine Weile stille schweigt; wie er durch die aus unverdienter Gütigkeit auf ihn unverwandt gerichtete Augen der hochwerthesten Anwesenden sich den Mund wieder öffnen läſst; wie er, nachdem er seine Zuhörer, die nichts mehr wünschen, als daſs er fortreden möge, um ein günstiges Gehör angefleht, und angefangen hat, seine Heldin zu preisen, wieder von einem neuen Schrecken und einer ausserordentlichen Bestürzung überfallen wird, wie er, dieses Sckreckens und dieser Bestürzung ungeachtet mit groſser Sittsamkeit und einer nicht geringern Beredsamkeit seine Ungeschicklichkeit entschuldigt: wie er dennoch, da der Schmerz, den er empfindet, zu allen Gliedern heraus will, um allem Uebel vorzukommen, die verborgene Wehmuth seines Herzens aus der Quelle der Ehrerbietigkeit hervorbrechen läſst und endlich, da er sich eben fertig macht, die Luft mit lauter gebrochenen Seufzern, mit einem bangen Ach! und mit einem wehmüthigen Geschrey zu erfüllen, in eine wahre, ungekünstelte und herzbrechende Ohnmacht danieder sinkt*): so werde ich durch diesen so wunderbaren Zufall und durch so selten und so wunderbar unter einander gemischte, und noch auf eine wunderbarere Art ausgedrückte Gedanken so sehr gerührt, daſs, wenn mir Dero huldreicher Anblick nicht statt eines kräftigen Balsams diente, mir ganz gewiſs eine Ohnmacht anwandeln würde. Es ist ein Glück für Sie, meine Herren, daſs Sie aus meinem unvollkommenen Vortrage die erstaunenswürdige Beredsamkeit des Herrn Prof. Philippi sich nicht so vollkommen vorstellen können, als Sie es thun würden, wenn Sie dessen Worte mit gehörigem Bedachte läsen. Ich bin versichert, Sie würden mir hier alle unter den Händen todt bleiben, wenn Sie die in seinem Vortrage verborgenen Künste in der Geschwindigkeit tief genug einsehen könnten.

---

*) S. die sechs Deutsch. Reden S. 21 — 25.

Aber da ich Ihnen nun, werthgeschätzte Anwesende, noch keine Todtenfarbe ansehe,*) so hoffe ich, Sie werden noch so viel bey sich selbst seyn, daſs Sie mit mir das gütige Schicksal bewundern können, welches verursacht, daſs der Hr. Prof. Philippi in eine Ohnmacht fallen müssen, die seiner Rede eine ungemeine Zierde, und ihm Gelegenheit gegeben hat, seine Geschicklichkeit und groſse Beredsamkeit auf eine ausnehmende Art an den Tag zu legen. Man muſs, man will, oder will nicht, den Herrn Prof. Philippi als einen ganz ausserordentlichen Menschen ansehen, wenn man erwägt, daſs die ihm zugestoſsene Ohnmacht ein Zufall sey, der alle Kräfte der Seele und des Leibes in Unordnung, und denjenigen, dem er begegnet, in die äusserste Bestürzung setzt, ihn so wenig in seinen Gedanken gestört, daſs er, sobald er nur wieder zurecht gebracht ist, nicht anders, als wenn er sich nur etwa die Nase geschneuzt hätte, in seiner Rede, ohne die geringste Verwirrung, fortfahren können. Ich glaube gewiſs, meine Herren, es werden Wenige seyn: die es ihm nachthun sollten. Zwar ich will eben nicht läugnen, daſs man endlich zur Noth, wenn man völlig wieder zu sich selbst gekommen, eine angefangene Rede fortzusetzen im Stande seyn möchte, aber was der Herr Prof. Philippi gethan hat, das hat etwas mehr zu bedeuten, und übersteigt allen Glauben.

---

*) Eb. S. 27.

Sobald hat ihn nicht der huldreiche Anblick seiner Zuhörer und die geschäftige Mitleidenheit der zu beiden Seiten sitzenden annehmlichsten Kinder aus seinem ohnmächtigen Schlummer erweckt: so stattet er denen, die ihm diesen Dienst erwiesen, eine so verbindliche und künstliche Danksagung ab, daſs man schwören sollte, er habe die ihm zugestoſsene Ohnmacht im Geiste vorhergesehen, und das wohlgesetzte Compliment an die annehmlichsten Kinder, bey guter Muſse und mit gutem Bedachte, zum Voraus verfertigt. Dieses gibt uns von der Geschicklichkeit des Herrn Prof. Philippi einen Begriff, den wir gewiſs nicht haben würden, wenn er nicht in Ohnmacht gefallen wäre.

Es verdient also dieser Zufall eine sonderliche Betrachtung. Er hat sich gewiſs nicht von ungefähr zugetragen, wie der Herr Prof. Philippi in der Anmerkung meint. Erlaube mir, groſser Philippi, daſs ich dir in diesem Stücke widerspreche, und sey versichert, daſs der Himmel dir vor andern hold ist. Er sorgt selbst für die Vermehrung deines Ruhms, weil du ausersehen bist, eine neue und ganz wunderbare Beredsamkeit einzuführen. Er schickt dir eine Ohnmacht zu, damit du Gelegenheit haben mögest, aller Welt zu zeigen, daſs du, wenn du halb todt bist, eine bessere Rede halten kannst, als alle andere Redner.

Onimium dilecte Deo, tibi militat aether!

Der Herr Prof. Philippi, meine Herren, ist dieser Gnade nicht unwürdig. Er wendet die ihm zugestoſsene Ohnmacht zum Besten seines Nächsten an. Sie muſs ihm dienen, allen Liebhabern der Beredsamkeit einen neuen Kunstgriff an die Hand zu geben, wofür sie ihm nimmer genug danken können. Es würde, schreibt er in der Anmerkung, bey einer dergleichen Trauerrede einen ungemeinen Eindruck geben, wenn der Redner im Stande wäre, durch die Kunst so eine dergleichen Ohnmacht, oder andern herzbrechenden Affekt anzunehmen, als mich hier ehedem in der Rede von ungefähr befiel. Doch müſste die Kunst es völlig natürlich machen und sich gehörig wieder zurecht zu finden wissen.

O erwünschte Ohnmacht! die du zur Erfindung einer so unerhörten Regel Anlaſs gegeben hast! Die Alten haben in ihrer Einfalt dafür gehalten, solche gar zu nachdrückliche Vorstellungen eines Affekts schickten sich wohl auf den Schauplatz, aber nicht in einer Rede, und sie haben allemal einen Unterschied unter einem Redner und Komödianten gemacht. Cicero selbst, ob er gleich wohl erkannte, daſs ein jeder Redner auf seine Art ein Roscius seyn müsse, ist doch so verblendet, daſs er denen, die sich der Redekunst befleiſsigen, anräth, sich vor einer gar zu groſsen Aehnlichkeit mit den Komödianten zu hüten.*)

---

*) *Cicero de Oratore Lib. I. „Quis neget opus esse oratori, in hoc oratorio motu statuque, Roscii gestum et venustatem? Tamen nemo suaserit studiosis dicendi adolescentibus in gestu discendo histrionum more elaborare.* Und Lib. III. heiſst es: *Omnes autem hos*

Lob sey dir demnach, o ausserordentlicher Philippi, daſs du zur Aufnahme der wahren und herzbrechenden Beredsamkeit einen Handgriff ans Tageslicht gebracht hast, von dem die Alten nichts gewuſst haben, und der wohl immer würde verborgen geblieben seyn, wenn du nicht durch deine Ohnmacht darauf geleitet und von deinem heroischen Geiste angefeuert worden wärest, denselben ohne alle Furcht der Urtheile, so darüber ergehen würden, kund zu machen. Diesem alle Schranken der gemeinen Redekunst durchbrechenden Heldenmuthe haben wir alles zu danken, was in den Reden des Herrn Prof. Philippi Seltenes, Schönes und Anmuthiges ist.

Wir Christen stellen uns den Ort, wohin die seligen Seelen der Gläubigen, nach ihrem Abschiede aus dem Körper, versetzt werden, als einen Platz vor, den wir über uns suchen müssen. Die Heiden hergegen haben in ihren Fabeln den Verstorbenen eine unterirdische Wohnung angewiesen. Darin aber kommen Heiden und Chri-

---

motus subsequi debet gestus, non hic verba exprimens, scenicus, sed universam rem et sententiam, non demonstratione, sed significatione declarans, laterum inflexione hoc forti ac virili, non ab scena et histrionibus, sed ab armis aut etiam a palaestra.

sten überein, daſs in jener Welt der Unterschied des Standes und der Würde aufhöre. Diese Begriſſe legen die gemeinen Redner allemal zum Grunde, wenn sie von dem Zustande der Verstorbenen reden, und halten es nicht nur einem Christen unanständig, die Sprache der Heiden anzunehmen, sondern sie haben auch eine eigene Regel, die ihnen verbietet, die Fabeln der Heiden mit den Wahrheiten des Christenthums zu vermengen. Es ist leicht zu begreiſen, meine Herren, daſs sie sich durch eine solche Einschränkung viele unnöthige Mühe aufbürden, und ihre Reden unzähliger Annehmlichkeiten berauben. Wohl hat demnach der Herr Prof. Philippi gethan, daſs er alle diese abergläubigen Regeln auf eine heroische Weise mit Füſsen getreten, und sowohl durch Einmischung heidnischer Begriſſe, als durch deren liebliche Vermengung mit den christlichen, seiner Rede eine Zierde gegeben hat, die unaussprechlich ist, und Alle, die sie hören oder lesen, ungemein vergnügen muſs.

Ohne diese heldenmüthige Uebertretung der gemeinen Regeln würden wir nicht folgende anmuthige Stelle lesen. Es werden, spricht der Herr Prof. Philippi, *) aber dafür die unterirdi-

---

*) S. die sechs Deutschen Reden S. 57.

schen Grotten mit dieser neu ankommenden, preiswürdigsten Göttin beglückseligt, und sie wird von allen deren Inwohnern auf das ehrerbietigste und zärtlichste empfangen, darüber sollten wir denn nun auch uns selbst höchlich erfreuen, weil wir ja uns, gleich nach unserer Geburt, als Unterthanen des Reiches der Todten haben einschreiben lassen, und dessen oberstem Beherrscher, der nicht etwa, wie die blinden Heiden dichten, Pluto heiſst, sondern Jehova Zebaoth ist, wir den Eid der Treue, und daſs wir unser Leben bloſs von ihm zu Leben tragen, allbereits abgelegt haben.

Was dünkt Ihnen, meine Herren, hätte der Herr Prof. Philippi wohl mit auserlesenen Worten von dem Einzuge seiner Heldin in das Paradies reden und sie eine preiswürdigste Göttin nennen können, wenn er sich nach den Regeln der gemeinen christlichen Redner hätte richten wollen? Hätte er wohl sagen können, die unterirdischen Grotten, oder christlich zu reden, die Wohnungen der Seligen, würden durch die Ankunft der Königin beglückseligt, wenn ihm seine heroische Beredsamkeit zugelassen hätte, zu bedenken, daſs es vielmehr ein Glück für seine preiswürdigste Göttin sey, daſs sie in die Schaar der Heiligen aufgenommen, und diese vollkommen glückseligen Geister durch die Ankunft einer Königin, wo anders unser Glaube nicht irrig ist, nicht glücklicher werden können? Aber solche Betrachtungen, womit sich nur blöde Gemüther quälen, kommen einem heroischen Redner nicht in den Sinn. Unser Herr Prof. Philippi ist weit über solche Kleinigkeiten erhaben; und wenn ihn sein heroischer Rednergeist treibt, so vergiſst er gar, daſs er ein Christ ist. Es scheint, er glaube, ein Redner müsse, wie ein Staatsmann, ohne Weib, ohne Scham und ohne Religion seyn. Eine vortheilhafte Einbildung, wodurch der Herr Prof. Philippi zur Erkenntniſs solcher Geheimnisse gekommen, die auch den Heiligsten unbegreiflich geblieben. Wenn der Herr Prof. Philippi den König von Polen nur von ferne sieht, so bekömmt er, durch dieses Anschauen seines allergnädigsten Landesvaters, ein Bild, wie die Auserwählten durch das Anschauen Gottes am höchsten werden beglückseligt werden. *) Er ist glücklich, aber nimmer würden so vortreffliche Worte aus seinem beredten Munde gegangen seyn, wenn er sich erinnert hätte, daſs, wie die gemeine Rede geht, noch kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Paulus, meine Herren, ward, wie sie wissen, bis in den dritten Himmel entzückt,

---

*) S. die sechs Deutschen Reden. S. 57.

und kam so klug wieder, als er hingegangen war. Was, meinen Sie, würde uns der Herr Prof. Philippi nicht für schöne Sachen erzählen, wenn ihm ein solches Glück begegnen sollte, da er schon durch das bloſse Anschauen seines Landesvaters mehr gelernt hat, als Paulus im Paradiese? Sollte man nicht aus seinen Worten schlieſsen, daſs Paulus nur immer zu Hause bleiben, und die weite Reise sparen können?

— — — *Quod petis, hic est.* *)

Da nun der Herr Prof. Philippi die gemeinen Meinungen der Christen so wenig achtet, wenn sie seiner heroischen Einbildungskraft entgegenlaufen, was ist es denn Wunder, daſs er die thörichten Regeln blinder Heiden verlacht? Weil ich weiſs, meine Herren, daſs Sie insgesammt, wie es rechtschaffenen Gliedern unserer Gesellschaft zusteht und gebührt, abgesagte Feinde dieser Regeln sowohl, als der Regeln der gesunden Vernunft sind; so kann ich leicht vorhersehen, wie sehr Ihre Hochachtung gegen den Herrn Prof. Philippi wird vermehrt werden, wenn ich Ihnen eine Stelle aus seinen Reden vor Augen lege, in welcher er diese Ihnen und mir so verhaſsten Regeln so heroisch überschritten hat, daſs man darüber erstaunen muſs.

---

*) *Horat. L. I. Ep.* 2.

Belieben Sie demnach zu hören, wie er in der Lobrede auf den König in Polen von der Genesung dieses groſsen Prinzen redet. „Doch da nunmehr,“ spricht er, „dasjenige, was unserm groſsmächtigstenund unüberwindlichen Könige den höchstverdienten Ruhm der Unsterblichkeit einigermaſsen noch streitig zu machen schien, durch den gewaltigen Arm des Königs aller Könige völlig aus dem Wege geräumt worden; überdies das veränderliche Schicksal, das wohl eher die gröſsten Potentaten völlig zu Boden geworfen und von dem höchsten Gipfel der Ehren herabgestürzt hat, sich nur ehedem an die Zehe, als einen entbehrlichen Rest von der geheiligten Person unsers Königs, wagen dürfen: so sehen wir nunmehr mit Freuden, daſs unser theuerstes Oberhaupt weit über allen Wechsel der Zeit und des Glücks erhaben worden; hingegen alle unsere Glieder, Kräfte und Blutstropfen an sich ein unzugängliches Lösegeld gewesen seyn würden, das Leben, die Gesundheit und glückseligste Regiment unsers allerruhmwürdigsten Beherrschers zu erhalten, wenn nicht, nach dem Rathe der heiligen Wächter selbst, Ihro Majestät uns noch länger wären geschenkt, und unser einmüthiges Flehen dadurch gnädigst von Gott erhört worden.*)“

---

*) S. die sechs Deutschen Reden S. 53, 54.

Sie sehen, meine Herren, daſs der Herr Prof. Philippi sich in dieser Stelle so heroisch geberdet, als er sonst noch nicht gethan hat. Er scheut sich nicht, gleich zu Anfange dem ganzen menschlichen Geschlechte ins Angesicht zu widersprechen, indem er sich nicht undeutlich merken läſst, er glaube, daſs ein Mensch ewig leben könne. Er spricht: Es sey dasjenige, so dem Könige den höchstverdienten Ruhm der Unsterblichkeit noch einigermaſsen streitig gemacht, nunmehr aus dem Wege geräumt. Der wahre Sinn dieser Worte kann auf gut Deutsch kein anderer seyn, als daſs der König, da er dieses Mal wieder gesund geworden, nunmehr gar nicht sterben, sondern ewig leben werde.

O was wollte ich nicht darum geben, daſs dieses wahr wäre! Billig sollten solche Könige, als derjenige, den der Herr Prof. Philippi lobt, nicht sterben. Und wir hätten Ursache, uns zu freuen, wenn der Herr Prof. Philippi ein so wahrhafter Prophet wäre, als er ein heroischer Redner ist, der, nach den Regeln seiner Kunst, Dinge sagen muſs, die nicht geschehen können und die kein Mensch glaubt. Aber so sehen wir wohl, daſs der Herr Prof. Philippi hier nicht hat weissagen, sondern nur durch seine wunderbaren Ausdrückungen uns von der Natur der heroischen Beredsamkeit einen Begriff geben wollen.

Er hat seinen Zweck völlig erreicht. Was ist wohl heroischer, als sich der ganzen Welt entgegensetzen, und alle Einrede der gesunden Vernunft und Erfahrung groſsmüthig in den Wind schlagen?

Wie kannst du demnach verlangen, o ekeler und eigensinniger Longin, daſs der Herr Prof. Philippi sich nach deinen kritischen Grillen richten sollen? Verdenke es, so lange du willst, dem Theopompus, daſs er eine prächtige Beschreibung der Ankunft eines Königs von Persien in Egypten durch die ohne Noth aufgethürmten Berge von gesalzenem Fleische verdorben hat.*) Der Herr Prof. Philippi muſs freie Hände haben. Diesem groſsen Manne steht es frei, von groſsen und geringen Sachen durcheinander, nach eigenem Belieben, bald hoch, bald niedrig zu reden. Er ist befugt, von der Zehe seines Königs zu sprechen, wenn es ihm gutdünkt. Er kann sagen: „daſs das veränderliche Schicksal, das wohl eher die gröſsten Potentaten völlig zu Boden geworfen, und von dem höchsten Gipfel der Ehren herabgestürzt hat, sich nur ehedem an die Zehe, als einen unentbehrlichen Rest von der geheiligten Person des Königs, wagen dürfen.“ Niemand wundere sich, daſs der Herr Prof. hier zu einer

---

*) *Longinus de sublimi. Cap. XXXIV.*

Zeit, da er recht prächtig schreiben will, von der kranken Zehe eines Königs spricht. Ich bin versichert, daſs der Herr Prof. Philippi kein Bedenken tragen würde, nach Beschaffenheit der Umstände, auf die prächtigste Art von Verstopfungen und Klystieren zu reden. Dieses erfordern die Regeln einer natürlichen Beredsamkeit; und mich däucht, daſs dieses Steigen und Fallen einer Rede eine groſse Anmuth gibt und füglich mit den Dissonanzen in der Musik verglichen werden könne. Laſs demnach, o theurer Philippi, die ekle Welt die Nase rümpfen! Laſs den längst vermoderten Grillenfänger Longin schwatzen, was er will. Behaupte du deine Rechte: rede, wie es einem natürlichen, männlichen und heroischen Redner zusteht, und scheue den Teufel nicht.

Mich däucht, meine Herren, ich sehe aus Dero huldreichen Augen die stille Zufriedenheit hervorleuchten, mit welcher Sie die Seltenheiten betrachten, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre habe. Verzeihen Sie mir demnach, daſs ich Sie darin störe, und durch einen etwas verdrieſslichen Vortrag unruhigere Bewegungen in Ihren huldreichen Herzen errege.

Es gibt Leute, meine Herren, die, weil sie nicht ergründen können, warum der Herr Prof. Philippi diese Zehe, von welcher er redet, einen entbehrlichen Rest genannt hat, die Ausdrückung entsetzlich aushöhnen. „Ein Rest," sprechen sie, „ist dasjenige, das von einer verlornen oder vernichteten Sache übrig bleibt. Wenn also der Herr Prof. Philippi nicht im höchsten Grade kauderwelsch reden will, so muſs er behaupten, daſs von seinem Könige nichts mehr, als die eine Zehe übrig sey. Glaubt er das nun, so steht es ihm sehr übel, daſs er diesen Rest eines groſsen Königs einen entbehrlichen oder unnützen Rest nennt. Er müſste auf diesen Fall die noch übrige Zehe seines Landesvaters in Spiritus legen, und als eine köstliche Reliquie bewahren."

Die höhnischen Gebehrden, meine Herren, welche ich jetzt an Ihnen wahrnehme, lassen mich hoffen, Sie werden sich über solche läppische Spöttereien nicht so sehr ärgern, als sich über die Urheber derselben erbarmen. Leute, meine Herren, die ihrer verderbten Vernunft zu viel Gehör geben, sind wahrlich zu beklagen, und die Vermessenheit, mit welcher sie auch von Sachen urtheilen, die sie nicht verstehen, und alles, was ihnen etwa zu hoch ist, als ungereimt verwerfen, ist dadurch schon genug bestraft, daſs sie desjenigen Vergnügens entbehren müssen, welches eine stille und demüthige Bewunderung erhabener und unbegreiflicher Ausdrückungen mit sich führt.

Wenn wir, meine Herren, das Unglück hätten, diesen Leuten gleich zu seyn, würden wir dann wohl in den Reden des Herrn Prof. Philippi so viele Süſsigkeiten finden? Was würden uns nicht für verdrieſsliche und schwermüthige Gedanken aufsteigen, wenn wir lesen: und wahrlich, da ein jeder treugesinnte, Sächsische Unterthan sein Herz gleichsam auf den Weg legt, den Ihro Majestät zu nehmen allerhöchst gesonnen, damit Selbe, als führen Sie auf lauter Herzen Ihrer getreuen Unterthanen dahin, und als würden Sie, von selbigen unterwegs getragen, in höchsterwünschtem Wohl zurückkehren, und so oft Sie unter währender Reise Ruhestatt halten, auf eben solchen getreuen Herzen Ihrer Unterthanen, als einem gar sanften Kissen, sich zu lagern geruhen mögen; so läſst die schnelle Durchfahrt Ihro Majestät in allen unsern Herzen weit kennbarlichere Fuſsstapfen Ihro allerhöchst gewürdigten Durchreise durch hiesige Lande, als der gröſste Steuermann auf der See zu erhalten nicht vermag, wenn er gleich auf Schiffen vom ersten Range die Wasser mit dem Ruder durchschnitten und einige bald verschwindende Spuren seiner Durchfahrt hinterlassen. *) Wir würden über den so kostbar gepflasterten Weg erstaunen, und ich

---

*) S. die sechs Deutschen Reden S. 63, 64.

weiſs nicht was dawider einzuwenden haben. Wir würden nicht begreiſen können, wie der Herr Prof. Philippi Ihro Majestät zumuthen mögen, allemal, wenn Sie Ruhestatt hielten, aus der Kutsche zu steigen, und sich auf den Weg gelegten Herzen zu lagern. Noch weniger würden wir begreiſen können, was er verlangt, wenn er spricht, der König solle sich auf den Herzen seiner Unterthanen lagern, als führe er auf lauter Herzen derselben dahin, und würde von selbigen unterwegs getragen. Es würde uns schwer fallen, mit diesem Lagern die schnelle Durchfahrt zu reimen. Es würde uns vorkommen, als gäbe der Herr Prof. Philippi uns von der Tiefe der Fuſsstapfen, so der König in den Herzen seiner Unterthanen hinterlassen, einen gar geringen Begriff, indem er nichts mehr sagt, als sie würden nur kennbarer seyn, als die Spuren eines Schiffes im Wasser, welches Salomon für so unsichtbar gehalten, daſs er daher des Schiffes Weg auf dem Meere unter die Dinge gerechnet hat, die er nicht wisse. Wir würden uns wundern, warum der Herr Prof. des Steuermanns, und noch dazu des gröſsesten Steuermanns, Meldung gethan, da doch gewiſs, daſs der Steuermann, er sey so geschickt, als er wolle, nichts zu den Spuren beytrage, die ein Schiff im Wasser hinterläſst. Wir würden nicht ergründen können, was der Herr Prof. mit den

Schiffen vom ersten Range haben wolle. Wir würden nicht begreifen können, warum er diese Schiffe mit Rudern versehen, und was doch immer der arme Steuermann ihm müsse zuwider gethan haben, daſs er ihn ohne alle Barmherzigkeit zur Ruderbank verdammt und auf seine neue Galeere geschmiedet. Mit einem Worte, meine Herren, wir würden in dieser an sich so schönen Stelle nichts als Verwirrung und einen verdrieſslichen und unerträglichen Galimathias finden.

Aber, meine Herren, so sind wir ganz anders gesinnt. Wir entschlagen uns so böser Gedanken. Wir glauben einfältiglich, daſs unter so widersinnigen Gedanken und so unbegreiflichen Worten die gröſste Weisheit verborgen liege. Wir verlachen nicht, was unsere Begriffe übersteigt, und wir befinden uns wohl dabey.

Ich ersuche Sie, meine Herren, betrachten Sie mit so gläubiger Ehrfurcht die folgenden Reden des Herrn Philippi. O was werden Sie nicht für herrliche Dinge in selbigen finden! Sie werden mit Vergnügen gewahr werden, wie der Herr Prof. in seiner Antrittsrede, die er als ausserordentlicher Prof. der Deutschen Beredsamkeit gehalten, alle Schätze seiner philosophischen und politischen Weisheit aufgethan und verschwenderisch ausgestreut hat. Sie werden sich wenig bekümmern, ob diese Weisheit an dem rechten Orte angebracht sey, oder nicht, und zufrieden seyn, wenn Sie allenthalben nützliche Wahrheiten finden, welche Ihnen um so viel angenehmer seyn müssen, je unvermutheter der Herr Philippi Sie damit überfällt.

Wie werden Sie sich nicht freuen, wenn Sie so unverhofft in dieser vortrefflichen Antrittsrede einen vollkommenen Abriſs eines wohleingerichteten Staats antreffen?*) Wie wird Sie nicht die so gelehrte, tiefsinnige, und nach den Regeln der Vernunft, Bescheidenheit und Gelindigkeit angestellte Betrachtung über den Ursprung und die Bedeutung des Vivatrufens, und des damit verknüpften Wörtleins: Hoch! sammt der so glücklich entdeckten Etymologie des Worts Mucker, erquicken!**) Sie werden sich freuen, daſs der Herr Prof. Philippi die Jenaischen Studenten, ihrer unanständigen Aufführung wegen, auf eine so scharfsinnige und feine Art durchgehechelt hat †); und Sie werden in eine angenehme Bestürzung gerathen, wenn Sie sehen, wie beweglich der Herr Prof. Philippi zum Beschlusse seinen alten dreyundsechszigjährigen Vater anredet. *) Ja, was soll ich von dem artigen Neujahrswunsche sagen, den der Herr Prof. Philippi an seine hochwerthesten Eltern, als deroselben gehorsamster anderer Sohn, schriftlich abgestattet hat? Lesen Sie ihn, meine Herren, mit gehöriger Andacht und Demuth, so werden Sie befinden, daſs er den Reden des Herrn Prof. Philippi an Schönheit und Vortrefflichkeit nicht allein nichts nachgibt, sondern sie auf gewisse Maſse übertrifft. Er ist voll hoher Gedanken. Ich will Ihnen, meine Herren, mit Dero Erlaubniſs einen kleinen Vorschmack davon geben.

---

*) S. die sechs Deutschen Reden S. 120 fg.

**) Eb. S. 106 bis 117, zumal da dieses, wie der Herr Prof. P. S. 117 gar wohl anmerkt, eine Materie ist, die sonst wenig, oder gar nicht vorkommt.

†) S. die sechs Deutschen Reden S. 110 fg.

Fällt mir eben, spricht der Herr Prof. †), der Gedanke ein, wo wir wohl heute über tausend Jahr seyn dürften, so legt eine unsträfliche Unwissenheit mir zwar ein ehrerbietiges Stillschweigen auf, daſs ich dieses nicht sagen könne; gleichwohl, wenn heute vor tausend Jahren etwa

---

*) Eb. S. 146 fg. Ich habe nachher erfahren, daſs Viele, welche von der heroischen Beredsamkeit keinen Begriff haben, dieses dem Herrn Prof. als eine Schwachheit auslegen wollen.

†) Eb. S. 150.

einige unserer Vorfahren auch so gedacht hätten, so würden wir ihnen nunmehr die Antwort leicht geben können, wo sie wären, und wie wir selbigen in der Reihe nachgefolgt." Herrliche Gedanken! Aber noch weit mehr ist die Demuth und Bescheidenheit des Herrn Prof. zu bewundern, der sich nicht untersteht, auf eine so hohe Frage zu antworten.

Glaube mir, unvergleichlicher Philippi, eine solche Sittsamkeit steht einem Manne von deinem Verdienste nicht wohl an. Verstelle dich, so viel du willst, wir wissen doch wohl, wer du bist, und was du vermagst. Du wirst uns nimmer weiſs machen, daſs du auf die Frage, so du aufwirfst, nicht antworten könnest. Indem du gestehst, es würde dir leicht seyn, einem unserer Vorfahren auf diese Frage Bescheid zu geben, so hast du deine wichtige Frage schon entschieden. Quäle demnach deine Verehrer nicht ferner durch deine Bescheidenheit, die sich nur für Leute von mittelmäſsigen Verdiensten schickt, und nimm dasjenige Wesen an, so groſse Leute noch ehrwürdiger macht.

— — — . sume superbiam
Quaesitam meritis — — — *)

---

*) *Horat. Lib. III. Od.* 30.

Ich würde Sie gröblich beleidigen, meine Herren, wenn ich nicht von Ihnen allerseits glaubte, daſs Sie den Rath, welchen ich hier dem Herrn Prof. Philippi gebe, billigen. Sie erkennen alle die wunderbaren Eigenschaften dieses groſsen Mannes, der in unsern Tagen aufgestanden ist, die Deutsche Beredsamkeit auf einen ganz andern Fuſs zu setzen. Sie erkennen, sage ich, seine Verdienste; aber Sie erkennen sie nur halb, dafern sie nur das Wenige an ihm bewundern, das ich von ihm gesagt habe. Ich übergehe eine gute Anzahl der Schönheiten, die in seinen Reden zu finden sind, mit Stillschweigen; und wenn ich sie gleich alle, ohne eine einzige auszulassen, nach der Reihe hergezählt, und durch alle Kunstgriffe der Redekunst in das hellste Licht gesetzt hätte, so würde doch noch die Hälfte seiner Vortrefflichkeiten verborgen bleiben.

Ich habe den Herrn Prof. Philippi nur als einen groſsen und ganz besondern Redner vorgestellt. Aber, meine Herren, er ist noch mehr als das. Er ist auch ein Poet. Ich berufe mich desfalls auf das vortreffliche Heldengedicht, das er verfertigt hat, und bedaure nichts mehr, als daſs mir die Zeit nicht vergönnt, mich in demselben gebührend umzusehen. O, was wollte ich Ihnen für Herrlichkeiten zeigen! Aber, meine Herren, ich mache mir ein Gewissen, Ihre Geduld zu miſsbrauchen. Wie aufmerksam Sie mir auch bisher zugehört haben, vnd wie fest ich auch versichert bin, daſs alles, was man Ihnen von einem Manne, den Sie so hoch schätzen, vorsagt, Ihnen ein unaussprechliches Vergnügen gibt; so muſs ich doch besorgen, durch die Weitläufigkeit, wozu mich die entsetzliche Menge der in dem Heldengedichte des Herrn Prof. Philippi enthaltenen poetischen Seltsamkeiten *) verleiten würde, ihnen verdrieſslich zu fallen, ja selbst meiner Gesundheit Schaden zu thun. Denn, meine Herren, ich würde mit der bloſsen Erzählung derselben heute nicht zu Ende kommen. Das, was der Herr Prof. Philippi in seinem Heldengedichte von einem Naturalienkabinet schreibt, schickt sich, mit einer kleinen Veränderung, gar wohl hierher, und ich kann mit Fug sagen:

„Nennt in der Poesie mir irgend eine Art
Von Raritäten, die nicht da gefunden ward.

---

*) Ich ziele hier auf eine Sammlung unterschiedlicher sinnreicher Gedichte, so unter diesem Titel herausgekommen. Derjenige, so diese Sammlung besorgt, würde seinem Werke keine geringe Zierde geben, wenn er auch dem Heldengedichte des Herrn Prof. P. einen Platz in selbigem gönnen wollte.

Sollt' ich's von Stück zu Stück mit Namen nur beschreiben,
Ich müſste wenigstens ein ganz Jahr drüber bleiben. *)

Ich begnüge mich demnach, nur überhaupt zu sagen, daſs die Poesie des Hrn. Prof. Philippi so heroisch ist, als seine Beredsamkeit. Es ist eine Lust, anzusehen, wie wenig er die unnützen Regeln beobachtet, wodurch man heutiges Tages die Dichtkunst so schwer macht. Er gibt sich alle Freyheiten, die einem Manne von seiner Art zukommen können. Abschnitt, Sylbenmaſs und Füſse sind bey ihm gar verächtliche Sachen, und seine einzige Sorge geht auf das einige Nothwendige in der Poesie, ich meine den Reim. Dieses muſs ihm nothwendig die Hochachtung aller Kenner erwerben, die den Sinn des Sprichworts: *in fine videbitur cujus toni*, gebührend einsehen, und, nach Art der Ochsenkäufer, aus dem Hintertheile eines Verses von dessen Güte zu urtheilen wissen.

Was ich bisher gesagt, betrifft nur die äusserliche Gestalt dieses wunderbaren Heldengedichts. Sieht man nun dasselbe nach seiner innern Beschaffenheit, so muſs man nothwendig in die äusserste Verwunderung gerathen.

---

*) S. das Heldengedicht S. 13.

Es ist eine gemeine Sage, meine Herren, daſs die Poeten nicht gemacht, sondern geboren werden. Ich kann nicht läugnen, die Gedichte unterschiedener Poeten haben mir diese so gemeine Einbildung verdächtig gemacht; aber durch das Heldengedicht des Herrn Prof. Philippi bin ich von dem Ungrunde derselben völlig überführt worden. Man kann mit Händen greifen, meine Herren, daſs der Herr Prof. kein geborner Poet sey. Ein jeder Vers seines Heldengedichts zeigt von der groſsen Gewalt, die er seiner Natur anthun müssen, um diese Probe seiner Geschicklichkeit und diesen Vorwurf unserer Bewunderung hervorzubringen. Diese Erkenntniſs, meine Herren, erhöht die Begriffe unendlich, die wir schon von dem Herrn Philippi und seinem ausserordentlichen Geiste haben. Wer muſs nicht über den Fleiſs, die Mühe und das Nachsinnen erstaunen, die es den Herrn Prof. Philippi gekostet hat, sich eine Geschicklichkeit zu erwerben, welche die Natur, die sonst gegen ihn so verschwenderisch gewesen, aus einem Eigensinn, den ich nicht begreifen kann, ihm versagt hatte?

Auf diese Art ein Poet zu werden, ist weit rühmlicher, als wenn man diese Eigenschaft einem natürlichen Geschicke zu danken hat. Ich muſs immer lachen, meine Herren, wenn ich den Ovidius und Canitz ihrer Poesie wegen rühmen höre, die doch beyde aufrichtig gestanden, daſs sie von Jugend auf einen unüberwindlichen Trieb zum Dichten bey sich gespürt haben. Es ist groſs Wunder, daſs man auch nicht an ihnen lobt, daſs sie gegessen haben, wenn der Hunger sie geplagt. Dieser Trieb zum Essen war ihnen nicht mehr natürlich, als die Neigung und Geschicklichkeit zur Poesie.

Die beste Eigenschaft, meine Herren, zu welcher wir nichts beytragen, kann uns nicht zum Ruhme gereichen. Es haben schon andere angemerkt, daſs derjenige, der, um den Cato recht groſs zu machen, sagte: Cato habe nicht anders gekonnt, als Gutes thun, *) sich schlecht um denselben verdient gemacht hat, und Sokrates würde nicht die Hälfte der Hochachtung verdienen, die man jetzt für ihn hegt, wenn nicht sein eigenes Geständniſs, daſs sein Naturell grundböse und seine Tugend gekünstelt sey, seine Weisheit so bewundernswürdig gemacht hätte.

Was für Lob verdient demnach nicht die so sehr gekünstelte und unnatürliche Poesie des Herrn Prof. Philippi? und was für Ehrerbietung ein so groſser Poet? Ich weiſs, meine Herren, diejenige,

---

*) *Vellejus Paterculus Lib. II. Cap.* 35. *Nunquam recte fecit, videretur, sed quia aliter non poterat.*

die Sie gegen ihn hegen, ist so groſs, als es seine Verdienste erfordern.

Ja, groſser Dichter, wir verehren dich als einen Mann, der in seiner Art der einzige ist. Fahre nur fort, deine matte Fähigkeit zum Denken und zum Dichten, über welche du klagst,[*] mit Nachdruck zu bestreiten; zeige der Welt, daſs Horaz ein Geck gewesen, da er geschrieben:

„*Tu nihil invita dicas faciasve Minerva.*"[**]

Dein Heldengedicht lehrt uns, daſs man, auch ohne der Minerva Wissen und Willen, in der Dichtkunst groſs seyn könne: und dir, christlicher Philippi, steht es vor andern wohl an, dieser heidnischen Göttin zum Possen, ein Handwerk zu treiben, wozu du nicht geboren bist. Schreib demnach, unvergleichlicher Dichter, und schone kein Papier. Die Schaar der Musen gibt dir von den zehntausend Ballen, die sie geschenkt bekommen hat,[†] gern einige Ballen wieder zurück. Kehre dich nicht daran, wenn deine verderbte Vernunft dir zuruft: Schreibe nicht! oder wenn Andere über deine Verse spotten. Jenes ist eine Anfechtung, die Leute deiner Art leicht überwinden; und dieses ist ein Unfall, den du mit vielen vortrefflichen Dichtern gemein hast. Die Gesellschaft der kleinen Geister wird darum eben so wenig von der Hochachtung gegen dich etwas fallen lassen, als du selbst, und dich alle Zeit, du magst wollen oder nicht, als ein Mitglied ansehen, das ihr die meiste Ehre bringt.

---

[*] S. das Heldengedicht S. 5.

[**] *Horatius de arte poëtica.*

[†] S. das Heldengedicht S. 16.

Ich scheue mich nicht, meine Herren, dieses in Ihrer aller Namen zu versprechen. Sie werden mich nicht zum Lügner werden lassen. Dero huldreicher Anblick versichert mich, daſs ich nichts gesagt habe, das Sie nicht genehm halten, und wo es mir erlaubt ist, von unserer ganzen Gesellschaft nach denjenigen Regungen zu urtheilen, die ich selbst empfinde; so weiſs ich gewiſs, daſs dieselbe über die Erhebung des Herrn Philippi zur Profession der Deutschen Beredsamkeit eine Freude empfindet, die allen Verdruſs weit überwiegt, den die furchtbare Schaar ihrer Widersacher derselben verursacht. Sie vergiſst darüber all ihres Leides; und wo etwas ist, das ihr Vergnügen mangelhaft macht, so ist es der schwache Gesundheitszustand des Herrn Prof. Philippi.

Ich sehe mit Bestürzung, meine Herren, daſs der Herr Prof. Philippi den Ohnmachten so sehr unterworfen ist. Die eine verursachte ihm der bloſse Anblick eines königlichen Bildnisses, und die andere wandelte ihn in der Gedächtniſsrede auf die Königin in Polen an. Es ist gewiſs, meine Herren, daſs, wenn ihn nicht das erstemal seine damals gegenwärtige leibliche Frau Mutter, nebst dem redlichen Herrn Commissionsrath und Kreisamtmann Fleuter aufgerichtet,*) und das anderemal die geschäftige Mitleidenheit einiger annehmlichsten Kinder durch einen kräftigen Balsam wieder zurecht gebracht hätte;**) so würden die unterirdischen Grotten durch die Ankunft eines groſsen Redners und Poeten beglückseligt seyn, mit welchem jetzt das Reich der Lebendigen noch prangt. Aber, meine Herren, da es nicht zu glauben, daſs ein Mann, der zu groſsen Dingen geboren ist, sobald den Weg alles Fleisches gehen werde, so hoffe ich, daſs die Vorstellung seiner Sterblichkeit nicht fähig seyn wird, unsere gegenwärtige Zufriedenheit zu stören, und uns zu verhindern, einander auf die Gesundheit des Herrn Prof. Philippi in gebührender Maaſse und ehrerbietigster Bescheidenheit einszuzubrigen. *) Sie kann uns vielmehr antreiben, unsere Wünsche für das lange Leben eines unentbehrlichen Mannes zu verdoppeln.

---

*) S. die sechs Deutschen Reden S. 10.

**) Eb. S. 25.

Lebe demnach, theurer Philippi, und vollende das groſse Werk, das du angefangen hast. Zerstöre das Reich der falschen Beredsamkeit, und erweitere, nach der Gelegenheit, die dir dein Amt gibt, die Grenzen unserer Gesellschaft, die dich als ihren Augapfel hochhält; laſs die Spötter immerhin schwatzen: man habe dich zu einem ausserordentlichen Bekenner der Deutschen Beredsamkeit erkohren, um durch dein lehrreiches Beyspiel die Jugend auf eben die Art beredt zu machen, als die alten Lacedämonier ihre Kinder durch das Exempel trunkener Knechte zur Mäſsigkeit anführten. Diejenigen, welche wissen, wie unentbehrlich du der Welt bist, werden nicht aufhören, für dein Wohlseyn zu seufzen, und die Gesellschaft der kleinen Geister, die dich als ihre vornehmste Stütze und ihren einzigen Trost in diesen betrübten Zeiten ansieht, wird nicht müde werden, deinen Ruhm bey aller Gelegenheit auszubreiten.

Was ich sage, meine Herren, das denken Sie; und weil ich nun dessen versichert bin, so vermag ich dieser meiner geringfügigen Rede, deren

---

*) Eb. S. 25.

hochgeneigte Aufnahme und Bedeckung der untergelaufenen Fehler ich mir nochmals gehorsamst und ergebenst ausbitte, keinen bessern Schluſs zu machen, als womit ich angefangen habe:[*] Es lebe der Herr Professor Philippi! Hoch!

DIXI.

---

[*] S. die sechs Deutschen Reden S. 147.

Eines berühmten Medici glaubwürdiger Bericht von dem Zustande, in welchem er (S. T.) Herrn Professor Philippi den 20. Juni 1734 angetroffen.

Vorrede.

Geneigter Leser!

Es ist nicht nöthig, daſs ich die gegenwärtige Schrift weitläufig anpreise. Sie muſs dir nothwendig gefallen, weil sie den Schwanengesang eines Mannes in sich faſst, der wenige seines Gleichen gehabt hat.

Die letzten Worte groſser Männer sind zu allen Zeiten sorgfältig angezeichnet worden, und die Reden, welche der Herr Prof. Philippi kurz vor seinem Ende geführt hat, sind um so viel merkwürdiger, je weniger man von ihm dergleichen vermuthet.

Der Medicus hat also wohlgethan, daſs er dieselben seinem Berichte einverleibt, und ich bin noch mehr zu loben, daſs ich diesen Bericht durch den Druck bekannt mache.

Ich stifte dadurch sehr viel Gutes. Die Klugen, die sonst immer die Bekehrung des Herrn Prof. Philippi unter die unmöglichen Dinge gezählt haben, setze ich in eine angenehme Bestürzung, und gebe ihnen Gelegenheit, sich über die unvermuthete Buſse eines Sünders zu freuen, von dem sie geglaubt, daſs er schon in dem Zustande der Verhärtung stände, und die albernen Schreiber nöthige ich, in sich zu gehen, und sich an dem Exempel ihres Goliaths zu spiegeln.

Sie können daraus lernen, was für ein schweres Gericht über diejenigen ergehe, die keinen vernünftigen Erinnerungen Platz geben wollen, und alle Mittel, klug zu werden, muthwillig verwerfen. Der Herr Prof. Philippi hat vor vielen seines Gleichen das Glück gehabt, daſs ihm sein Elend auf eine sonderbar deutliche, höfliche und liebreiche Art von mitleidigen Personen vorgestellt worden; aber er hat es nicht erkennen, noch bedenken wollen, was zu seinem Frieden diene.

Wie hat er sich nicht in seiner tiefsten Erniedrigung gebrüstet? Mit wie vieler Frechheit hat er nicht der klugen Welt zugemuthet, ihn, wider den klaren Augenschein, für einen groſsen

Geist zu halten? Mit wie unglaublicher Hartnäckigkeit hat er nicht der liebreichen Bemühung seiner Bekehrer widerstrebt?

„*Non Hydra secto corpore firmior*
Vinci dolentem crevit in Herculem."

Und siehe! da er am ärgsten wüthet, und seine Verfolger durch eine elende Schrift über die andere zu übertäuben sucht, fügt es der Himmel, daſs ihm das Verständniſs auf eine so gewaltsame Art geöffnet wird, daſs allen, die es hören, die Ohren gellen müssen. Ein stumpfer Prügel muſs dasjenige möglich machen, woran bisher so viele spitzige Federn umsonst gearbeitet haben, und ein einziger Schlag ein Gewissen aufwecken, dessen Schlummer auch durch den Donner der schärfsten Satyren nicht hat gestört werden können.

Diese Züchtigung scheint zu hart zu seyn. Aber ein harter Sinn kann auf keine andere Art gebrochen, und ein wunderlicher Kopf durch keine andere als wunderliche Mittel zurecht gebracht werden. Don Quixotte bekam durch ein hitziges Fieber, so bey klugen Leuten eine Raserey wirkt, seine Vernunft wieder, und es gibt Aerzte, welche die verdorbene Einbildungskraft der Wahnsinnigen durch nichts als Schläge kuriren.

Mich däucht, ein Mensch, der sich ohne Ursache für einen groſsen Geist hält, ist nicht viel klüger, als einer, der mit Gewalt ein irrender Ritter, oder der groſse Mogul seyn will; und ich kann also das, was dem Herrn Prof. Philippi begegnet ist, für nichts anderes als für eine heilsame Züchtigung und sonderbare Gnade halten.

Glücklich ist indessen derjenige, der einer solchen Gnade nicht bedarf, sondern bei Zeiten in sich schlägt und sein Elend erkennt. Ich bitte Alle, die mit dem Herrn Prof. Philippi in gleicher Verdammniſs sind, dieses wohl zu beherzigen. Sie können aus den letzten Klagen desselben lernen, was eine späte Buſse für eine miſsliche und gefährliche Sache sey. Wie nahe ist der arme Mann der Verzweiflung nicht gewesen? Doch er hat sich endlich noch ziemlich gefaſst, und ein Ende genommen, das sehr erbaulich ist.

Er starb, wie der Medicus vermuthet, den 21. Junius, Abends um 6 Uhr 53 Minuten. Eine halbe Stunde vorher wiederholte er nochmals das gethane Bekenntniſs von der Scheuſslichkeit seiner Schriften, bereute mit Thränen, daſs er sie gemacht, und lieſs alle diejenigen, die noch nicht gedruckt waren, vor seinen Augen verbrennen. Wie dieses geschehen war, rief er ganz freudig: „Nun will ich gerne sterben. Und ach!“ fuhr er seufzend fort, „was wollte ich darum geben, daſs ich meine schon gedruckten Schriften eben so vernichten könnte! Aber es geht, leider! nicht an.“ Er wollte noch mehr sagen: allein der Tod übereilte ihn, und machte seinen Klagen und seinem Jammer ein Ende.

— — „*Ast illi solvuntur frigore membra*
Vitaque cum genitu fugit indignata sub umbras.“

Da der Herr Prof. Philippi heute das Unglück gehabt, von zwei Personen, mit welchen er in Händel gerathen, sehr übel zugerichtet zu werden, ward ich Endes Unterschriebener zu ihm gefordert, und verfügte mich sogleich nach seiner Behausung.

Ich traf denselben auf einem Ruhebette, noch in seinen Kleidern, und in einer tiefen Ohnmacht liegend an. Sein Gesicht war ganz blutig, und auf der linken Backe erblickte ich fünf blaue Striemen, die ich für nichts anderes, als für Spuren einer verwegenen Hand ansehen konnte.

Nachdem man ihn durch einen kräftigen Balsam wieder zurecht gebracht hatte, richtete er sich in die Höhe, und setzte sich in die Stellung eines Menschen, der sich erbrechen will; allein es kam nicht so weit, sondern er spie nur ungefähr einen guten Löffel voll Blut und vier Zähne aus, unter welchen sich auch derjenige befand, den man den Bachantenzahn nennt.

Ich lieſs ihn darauf entkleiden, und fand seinen Rücken und die beiden Arme über und über mit Blut überlaufen, doch war keine *solutio continui*, doch viel weniger eine tödtliche Wunde vorhanden, woraus ich schloſs, daſs diejenigen, welchen der Herr Prof. Philippi in die Hände gefallen war, denselben nur trocken abgeprügelt hätten.

Wie aber der Herr Prof. ungemein über das Haupt klagte, so besah ich es und entdeckte darauf unterschiedene Beulen, und in der Mitte eine kleine Wunde, die gefährlicher war, als ich Anfangs glaubte. Denn sobald man dieselbe nur anrührte, wandelte den Herrn Prof. Philippi eine Ohnmacht an, die länger als eine Viertelstunde dauerte. Endlich ermunterte er sich wieder, schlug die Augen auf, und gab durch einen tief geholten Seufzer zu verstehen, daſs noch Leben in ihm sey.

Ich fragte ihn, wie er sich befände; und erhielt zur Antwort: Sehr schlecht. Ich that noch einige Fragen an ihn; allein er antwortete mir nicht ein Wort, sondern lag immer in tiefen Gedanken vor sich weg. Nach einigen Minuten sah er auf, drückte mir die Hand, und sagte mit matter Stimme: „Ach, wer sein Maul halten könnte! Bin ich nicht ein Narr gewesen, daſs ich mich mit den Leuten abgegeben? Was ging es mich an, ob — — — Ach! ich mag nicht mehr daran gedenken. Da liege ich nun, und kann weder Hand noch Fuſs regen. Ja wer weiſs, ob mir meine ungereimte Begierde, von allen Dingen ohne Nachdenken zu plaudern, nicht das Leben kosten wird?"

Ich fiel ihm in die Rede, und sagte: das hätte nächst göttlicher Hülfe keine Noth. „Keine Noth?" erwiederte er; „ich muſs am besten wissen, wie mir zu Muthe ist. Doch was ist daran gelegen? Ich habe wenig Freude in der Welt gehabt, und bin meines Lebens so müde, daſs es mir gleich viel ist, ob ich heute oder morgen sterbe. Nur verdrieſst es mich, daſs ich, durch meine eigene Schuld, so liederlich um mein Leben komme, und mich die kurze Zeit, die ich in diesem Jammerthal gewallt, nicht vernünftiger aufgeführt habe.

Wie ich ihn darauf fragte: was denn in seiner Aufführung Thörichtes wäre, was ihn so beunruhigte? sah er mich starr an und sprach: „Was? Habe ich nicht geschrieben? Ach, meine verfluchten Schriften!" — „Ihre Schriften," wandte ich ein, „werden machen, daſs Sie auch nach ihrem Tode leben" — „Ja wohl," war seine Antwort; „aber sie werden auch das Andenken meiner Thorheit verewigen, und das ist es eben, was mich quält." Ich suchte ihm diese traurigen Gedanken zu benehmen, und fing an, seine Schriſten zu loben; allein er machte mir ein so ernsthaftes Gesicht, daſs ich bald wieder aufhörte. „Mein lieber Herr Doctor!" sprach er, „scherzen Sie nicht zur Unzeit mit mir. Ich befinde mich in einem Zustande, da alle Complimente aufhören müssen, und es wäre eine Sünde, wenn sie jetzt meiner spotten wollten. Sie sind viel zu christlich dazu, das weiſs ich. Aber sind Sie denn der Einzige, der so glücklich gewesen ist, daſs ihm keine von meinen elenden Schriſten zu Gesichte gekommen? Ich kann mir's kaum einbilden. Wie können Sie denn aber mit gutem Gewissen meine Schriſten, ich will nicht sagen loben, sondern nur für erträglich halten? Wenn sie meine sechs Deutschen Reden gelesen haben, so werden Sie wissen, was ich für ein possierlicher Redner gewesen; und wenn Sie sich nur meines Heldengedichts auf den König von Polen erinnern, so werden Sie mir gestehen, daſs ich den Namen eines unerträglichen Reimers mit Recht verdiene. An meine Thüringische Historie mag ich nicht einmal gedenken. Sie würde unstreitig die albernste unter allen meinen Schriſten gewesen seyn, wenn sie nur die letzte geblieben wäre. Aber so habe ich nach der Zeit noch weit närrischer Zeug geschrieben; und kann noch nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daſs ich meiner Schmiersucht keine Gränzen gesetzt, da meine ersten Schriften so übel aufgenommen worden. Denn sobald meine Reden und mein Heldengedicht zum Vorschein kamen, erweckte Gott christliche Herzen, die mir mein Elend vorstellten und mich auf den rechten Weg zu bringen suchten. Ich hätte diese Züchtigung mit Dank annehmen und die Ruthe küssen sollen; aber ich war ganz verstockt, und hielt alle die guten Erinnerungen, die man mir gab, für ehrenrührige Beschimpfungen. Ich leckte wider den Stachel und suchte Himmel und Erde wider meine eingebildeten Verfolger zu bewegen. Ich war gar so verblendet, daſs ich wider diese ehrlichen Leute schrieb; aber was half es mir? Niemand wollte mein Geschmier verlegen, und das Wenige, was ich selbst davon drucken lieſs, vergröſserte nur meine Schande, und überführte alle Welt, daſs meine Einfalt mit einer ziemlichen Bosheit vergesellschaftet sey. Wenn ich mich bey so gestalten Sachen aus Unmuth erhenkt hätte, so hätte ich etwas gethan, worüber sich Niemand würde gewundert haben; allein ich war viel zu wohl mit mir selbst zufrieden, und gebehrdete mich so trotzig, als wenn ich einer der geschicktesten Scribenten meiner Zeit gewesen wäre.

Sagen Sie mir nun, habe ich nicht Ursache, mich in mein Herz zu schämen, daſs ich mich so vorsätzlich zu einem Liedlein in der gelehrten Welt gemacht? Ist meine Aufführung nicht närrisch genug, mich zu beunruhigen? und verdienen meine abgeschmackten Schriften nicht, daſs ich sie verfluche? Ja ich verfluche sie, und wollte wünschen, daſs ich niemals die Feder angesetzt hätte. Keine aber sehe ich mit solchem Abscheu an, als die letzte, die ich herausgegeben. Die macht mir den gröſsten Kummer. Sie werden wissen, mein Herr Doctor, daſs ich die *Maximes de la Marquise de Sablé* ins Deutsche übersetzt habe, da ich doch wenig oder gar kein Französisch kann. Sie können also leicht erachten, was ich für Schnitzer gemacht, und wie meine Feinde lachen werden, wenn sie sehen, daſs ich, deſs allen ungeachtet, verwegen genug gewesen bin, der Frau von Ziegler zu Ehren selbst Französische Verse zu machen, die so voller Fehler sind, daſs man wohl sehen kann, ich sey meinem Sprachmeister zu zeitig entlaufen. Aber dieses sind Kleinigkeiten. Hätte ich es bey der bloſsen Uebersetzung bewenden lassen, so wäre es noch hingegangen, und man würde mich gelobt haben, daſs ich der gelehrten Welt, die ich bisher mit meinen Einfällen gequält, durch eine, obwohl schlechte Uebersetzung fremder und guter Gedanken dienen wollen: denn es ist noch allemal rühmlicher, ein mittelmäſsiger Uebersetzer, als ein unerträglicher Scribent zu seyn. Allein so habe ich über die schönen Gedanken der Marquise de Sablé eine Brühe gemacht, welche Allen, die sie kosten, einen Ekel erwecken muſs. Die 366 moralischen Bildnisse, womit ich die Lehren dieser Dame erläutern wollen, sind im höchsten Grade scheuſslich, und zeugen nicht nur von der Ungeschicklichkeit meines Pinsels, sondern auch von der Bosheit meines Herzens. Denn ich habe in denselben viele ehrliche Leute auf die abgeschmackteste Art angegriffen, und sogar meinen eigenen Vater nicht verschont, der doch, ausser dem, daſs er mich gezeugt, nichts Ungeschicktes gethan hat. Meine Schreibart in dieser Schrift überhaupt ist recht ausserordentlich läppisch, scheuſslich, und manchmal, wie z. B. S. 223, voll unflätiger Zweydeutigkeiten, deren sich ein Schneidergesell schämen würde und vor welchen ich jetzt erröthe. Ich mag an die erdichteten Namen, mit welchen meine Anmerkungen ausgespickt sind, nicht gedenken. Sie sind gar zu abgeschmackt. Nur bitte ich Sie, die artige Abhandlung der Frage: Wie man sich zu verhalten habe, wenn man einen Korb bekommen? und die Französische Unterredung mit dem sogenannten Fräulein von Frohenmuth, mit Bedacht zu lesen. Ich glaube, Sie werden alsdann gestehen, daſs Niemand, als ich, fähig gewesen, so erbärmliche Gedanken zu haben und dieselben so possierlich auszudrücken; und dennoch bin ich so verblendet, daſs ich mir einbilde, ich brächte wichtige Sachen vor, und gar so aufgeblasen, daſs ich die Unterredung mit dem Fräulein von Frohenmuth, die doch, was das Französische anlangt, im äussersten Grade barbarisch, und, ihrem Inhalt nach, kindisch ist, für ein nachfolgungswürdiges Exempel, was den guten Verstand und beredten Mund betrifft, ausgebe, und zum Voraus denen trotze, welche da, wie mir mein eigenes Gewissen vorhersagt, dieses Gewäsch für albern und mich für rasend halten werden, daſs ich es drucken lassen.

Urtheilen Sie hieraus, ob man die Thorheit höher treiben könne? Ich für meine Person bin versichert, daſs ich mich in dieser meiner letzten Schrift ganz erschöpft habe, und nicht im Stande gewesen seyn würde, weiter zu schwärmen, und wenn ich gleich nicht zur Erkenntniſs meines Elends gekommen wäre.

Aber, Gottlob! ich erkenne jetzt meine Schwachheit, und bedaure nichts mehr, als daſs ich nicht Zeit habe, durch deutliche Proben meiner Besserung die Schande abzuwischen, die ich mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Ach, daſs mir Gott mein Leben so lange fristen wollte! Ich gelobe hiermit heilig an, ein ganz anderer Mensch zu werden. Ich wollte meine ausserordentliche Profeſſur, die mir ohnedies nichts einträgt und der ich auch mit Ehren nicht vorstehen kann, und mit derselben den närrischen Hochmuth, wozu sie mich verleitet hat, niederlegen, von vorn zu studiren anfangen, und mich, nächst göttlicher Hülfe, in den Stand setzen, daſs diejenigen, die sich so viel Mühe gegeben haben, mich klug zu machen, Ehre und Freude an mir erleben sollten. Aber ich kann dieses nicht hoffen. Ich fühle wohl, daſs ich sterben muſs, und kann die wenigen Stunden, die ich etwa noch zu leben übrig habe, nicht besser anwenden, als daſs ich der gelehrten Welt den Verdruſs, den ich ihr durch meine Schriften erweckt habe, demüthig abbitte, und denjenigen, die mich desfalls freundlich bestraft, den verbindlichsten Dank abstatte. Sie, mein Herr Doctor, werden die Güte haben, und nach meinem Tode von meiner Bekehrung zeugen. Sie können glauben, daſs sie aufrichtig ist; denn mein jetziger Zustand leidet keine Verstellung.» Er kehrte hierauf das Gesicht gegen die Wand, und weinte bitterlich.

Wenn ich nun diese vernünftigen Reden des Herrn Prof. Philippi recht erwäge, so muſs ich sie nothwendig für ein sehr gefährliches Symptom ansehen. Denn da es dem Herrn Prof. Philippi bey gesunden Tagen niemals begegnet, daſs er zehn kluge Worte hinter einander geredet; da er sonst immer von allen Sachen ganz anders, als kluge Leute, zu denken gewohnt, und daher der Einzige gewesen, der allen vernünftigen Menschen zum Trotz sich für einen groſsen Mann und seine Schriften für unverbesserlich gehalten; so kann ich daraus, daſs er ganz vernünftig geredet, und von sich selbst und seinen Schriften eben so geurtheilt, als bisher die ganze kluge und vernünftige Welt gethan, nichts anders schlieſsen, als daſs durch den Schlag über den Kopf sein Gehirn ganz umgekehrt und just in die Ordnung gesetzt worden, in welcher es sich bey Leuten von gesundem Verstande befindet.

Bey einer so entsetzlichen Verrückung und Erschütterung des Gehirns kann der Herr Prof. ohne Wunderwerk nicht über 24 Stunden leben, und ich halte also den Schlag über den Kopf und die dadurch verursachte Wunde für tödtlich. Gegeben Halle den 20 Junius 1734.

H. B. M. D.

Die Vortreflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen.

Die guten Scribenten haben die Gewohnheit, daſs sie allemal eine richtige und vollständige Beschreibung von derjenigen Sache geben, die sie abhandeln wollen, und aus dieser Beschreibung alsdann die Schlüsse machen, die zu ihrem Zwecke dienlich sind. Sie wissen sich recht groſs mit diesem Verfahren, weil sie glauben, daſs auf solche Art alle Zweydeutigkeit am besten vermieden werde, und ihre Schriften denjenigen Grad der Vollkommenheit erlangen, den sie haben müssen, wenn man sie loben soll.

Ich will ihnen diese angenehme Einbildung gerne lassen: aber ich glaube, ihr eigen Gewissen wird ihnen sagen, daſs ihre Art zu schreiben höchst mühsam sey, und sie nicht nur vieler Freyheiten beraube, sondern ihnen auch manche zur Zeit der Anfechtung unentbehrliche, Ausflucht beschneide. Meine vortrefflichen Brüder zum wenigsten haben es zu allen Zeiten für eine unerträgliche Last und schändliche Sclaverey gehalten, daſs ein Scribent allemal verbunden seyn sollte, seinen Lesern deutlich zu sagen, was er haben wolle; und ich hätte also, wenn ich arg wollte, völlige Freyheit, nicht zu sagen, was ich durch einen elenden Scribenten verstehe; allein weil ich besorgen muſs, daſs unsere Widersacher daher Anlaſs nehmen möchten, meine Schrift, ihrer Gründlichkeit und Vortrefflichkeit ungeachtet, bey der Welt, als ein verworrenes Gewäsche, auszuschreyen; so will ich mich diesesmal meines Rechts begeben, und eine Beschreibung eines elenden Scribenten zum Grunde meiner Abhandlung legen, mit welcher alle Welt zufrieden seyn wird. Ich bitte aber meine Brüder um Vergebung, daſs ich dem löblichen Herkommen, welches bey uns so viel gilt, als ein Gesetz, entgegen handle. Sie können glauben, daſs ich mich, bloſs zu ihrem Besten, so tief herunterlasse, und ich verspreche heilig, mich in andern Fällen so zu bezeigen, als es einem elenden Scribenten von Rechts- und Gerechtigkeitswegen gebührt. Ich schreite hierauf, ohne fernere Weitläufigkeit, zur Sache selbst.

Wer unter die guten Scribenten gerechnet seyn will, der muſs vernünftig, ordentlich und zierlich schreiben; in dessen Schriften also weder Vernunft, noch Ordnung, noch Zierlichkeit anzutreffen ist, der ist ein elender Scribent.

Ich glaube nicht, daſs Jemand an dieser Beschreibung was auszusetzen haben wird; sie muſs nothwendig allen meinen Lesern gefallen, und mich in ihren Augen zu einem Wunder machen, weil ich so ehrlich bin, und ungescheut bekenne, was meine Brüder bishero so mühsam haben zu verbergen gesucht. Zwar sehe ich vorher, daſs unsere Verfolger über meine Aufrichtigkeit lachen, und sich einbilden werden, es sey unmöglich, nach einem so offenherzigen Bekenntniſs das Geringste zur Vertheidigung der elenden Scribenten vorzubringen: allein ich bin auch versichert, daſs ihnen die Lust zu lachen wohl vergehen wird, wenn ich ihnen deutlich beweisen werde, daſs eben die Mängel, welche sie den elenden Scribenten vorwerfen, und welche ich nicht zu leugnen begehre, meine Brüder, und mich, vortrefflich und unentbehrlich machen. Dieser Beweis wird ihnen durch die Seele gehen, und ihres Spottes und Lästerns ein Ende machen. Zu dem Ende nehme ich Alles, was sie uns, auch in der gröſsten Hitze ihres Eifers, vorwerfen können, für wahr und ausgemacht an.

Ich bekenne aufrichtig, daſs die elenden Scribenten ohne Vernunft schreiben. Dieses ist das schwere Gebrechen, welches uns in den Augen unserer Feinde so lächerlich und verächtlich macht. Aber eben das Geschrey, so die Verächter elender Schriften darüber erregen, daſs die elenden Scribenten ihre Vernunft nicht gebrauchen, beweiset die Unbilligkeit dieser Leute. Ich bitte meine Leser, unpartheyisch zu urtheilen: ob es billig sey, uns elende Scribenten um eines Fehlers willen auszuhöhnen, den wir nicht nur mit unsern Feinden, sondern mit dem ganzen menschlichen Geschlechte gemein haben? Lassen sich die Menschen in ihren Handlungen wohl von der Vernunft regieren? Folgen sie nicht allemal den thörichten Begierden ihres Herzens? Sie wollen glücklich seyn; sie wollen vergnügt und lange leben; sie wissen es auch gar wohl, wie sie es anfangen müssen, wenn sie diesen Zweck erlangen wollen. Aber dennoch machen sie sich vorsetzlich selbst unglücklich, verkürzen ihr Leben, und sind ihnen selbst die furchtbarste Quelle alles Miſsvergnügens, welches ihnen dasselbe sauer macht. Man kann also, ohne Verletzung der Wahrheit, sagen, daſs die Menschen ihre Vernunft nicht gebrauchen. Dieses ist ein Satz, den die Thorheiten, die Eitelkeiten, die Laster und der Aberglaube, worin das menschliche Geschlecht verfallen ist, hinlänglich beweisen. Die Schriften der Geschichtschreiber, Poeten und Weltweisen sind voll von Klagen über dieses Verderben; und man hat schon lange angemerkt, daſs, wer recht vernünftig handeln wolle, gerade das Gegentheil von demjenigen thun müsse, was der gröſste Haufe vornimmt. Der Vorschlag ist gegründet; aber es haben sich doch zu allen Zeiten wenige gefunden, die Lust gehabt hätten, demselben zu folgen. Ich wundere mich darüber eben nicht; denn es wird dazu ein Eigensinn erfordert, den wenig Leute haben. Man muſs sehr wunderlich seyn, und eine unerträgliche Einbildung von sich selbst haben, wenn man sich der ganzen Welt entgegensetzen, und sich bereden will, man sey allein klug, und der Rest des menschlichen Geschlechts rase.

Wie kann man es also den elenden Scribenten verargen, daſs sie ihre Vernunft nicht gebrauchen? Sie können es nicht thun, ohne die Ehrerbietung zu verletzen, die man dem gröſsten Haufen schuldig ist. Ich wollte nichts sagen, wenn die Vernunft im menschlichen Leben unentbehrlich wäre: aber so sehe ich nicht, wozu sie nütze.

Es ist gar zu bekannt, daſs die Weisheit, wodurch die Welt regiert wird, sehr geringe sey. *Parva est sapientia, quae regitur mundus.* Es kommt Alles auf die Vorsehung an. Wir sehen, daſs die klügsten Anschläge oft zurückgehen, unvernünftige hingegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweise, daſs es wahr sey, was der Prediger sagt: „daſs zum Laufen nicht hilft schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn. Daſs einer angenehm sey, hilft nicht, daſs er ein Ding wohl könne, sondern Alles liegt es an der Zeit und Glück.*) Die tägliche Erfahrung kann auch einen Jeden überführen, daſs auch die wichtigsten Geschäfte in der menschlichen Gesellschaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomon sagt:**) daſs der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey; und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet:

> *Rarus — — — ferme sensus communis in illa*
> *Fortuna.* †)

Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme: aber so viel ist doch gewiſs, daſs nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äuſserliche Pracht, und die ernsthaften und gravitätischen Geberden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groſs sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen, so würden wir inne werden, daſs ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegerischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe, und derselbe gutentheils dem Glücke zuzuschreiben sey. Es gereicht dieses den Groſsen dieser Welt so wenig zur Schande, daſs man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann.

---

*) Prediger Salom. IX, 11.

**) Eb. X, 5.

†) *Juvenal. Sat. VII.*

Können nun die Regenten, in Kriegs- und Friedenszeiten, ihr Amt ohne Vernunft, mit Ruhm, führen, so können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun, weil sie berufen sind, die Welt durch thörichte Predigten selig zu machen. Sie haben mit Geheimnissen zu thun, darin sich die Vernunft nicht mischen muſs, und predigen einen Glauben, dem dieselbe ohne Ausnahme zu gehorchen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Advocaten gründen sich auf willkührliche Gesetze, und einen höchst unvernünftigen Schlendrian: sie brauchen also der Vernunft so wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung und auf ein ungewisses Glück ankommen lassen, Urin besehen, Recepte verschreiben, und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten, *canonicamente, e con tutti gli ordini*, *) zur Ruhe bringen. Die Weltweisen scheinen der Vernunft mehr benöthigt zu seyn: allein sie haben sich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derselben doch allemal wenig bedient. Cicero sagte schon zu seiner Zeit, es sey keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von den Weltweisen behauptet habe; **) und heutiges Tages, da wir so schöne *Compendia Philosophiae* haben, müſste einer ein Narr seyn, wenn er ohne Noth seine Vernunft abnutzen wollte. Hat er nur so viel Gedächtniſs, daſs er eins dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder herzubeten, was er gelernt hat, so ist er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln, Recepte verschreiben und ein Weltweiser seyn kann; so möchte ich wohl wissen, warum es denn nicht erlaubt seyn sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von so

---

*) *Aristippe de Mr. de Balzac, p. 96.*

**) *Cicero de Divinat. Lib. II. Nescio quomodo nihil tam absurde dici potest, quod non dicatur ab aliquo Philosophorum.*

weniger Wichtigkeit unentbehrlich seyn sollte, da man doch ohne dieselbe die gröſsten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine himmelschreiende Unbilligkeit, daſs man uns elenden Scribenten eine Last auflegen will, die Niemand mit einem Finger anzurühren Lust hat.

Wenn unsere Feinde es redlich mit der Vernunft meinten, so würden sie, ohne Unterschied, wider alle diejenigen eifern, welche sich durch ihre Thaten als Verächter derselben bezeigen, und nicht bloſs uns arme Leute aus der unzähligen Menge dieser Verächter auskippen, um an uns ihren Eifer auszulassen. Allein so hat alle Welt die Freyheit, die Vernunft so geringe zu achten, als es ihr beliebt; nur uns will man es nicht vergönnen. Unvernünftige Thaten läſst man ungeahndet hingehen; aber eine unvernünftige Schrift zu machen, ist eine unvergebliche Missethat. Auf eine solche Schrift sind alle Pfeile der guten Scribenten gerichtet, die sich doch sonst, wie die Erfahrung lehrt, eben kein Gewissen machen, die Vernunft, für deren Ehre sie eifern, in ihrem Leben und Wandel aufs gröbste zu verletzen. Wo dieses nicht Mücken seigen und Kameele verschlucken ist, so weiſs ich's nicht.

Indessen haben wir eben nicht Ursache, uns über diese Unbilligkeit zu betrüben. Denn eben dieses widersinnige Betragen unsrer Feinde muſs zu unserer Rechtfertigung dienen. Sie geben einestheils dadurch zu erkennen, daſs es nicht allemal nöthig sey, seine Vernunft zu gebrauchen, und können also unmöglich eine gute Ursache anführen, warum sie es von uns, als eine unumgängliche Nothwendigkeit, fordern, und anderntheils kann man daraus, daſs sie zu Thorheiten von anderer Gattung, als die unsern, still schweigen, und bey Gelegenheit dieselbe mitmachen, deutlich abnehmen, daſs ihr eigen Gewissen ihnen sage, wie schädlich es sey, der Vernunft in allen Stücken zu folgen.

Einer, der das Unglück hat, so weit zu verfallen, beraubt sich selbst alles Vergnügens, dessen ein Mensch hier auf Erden genieſsen kann. Denn die tieſe Einsicht, welche er, durch einen unmäſsigen Gebrauch seiner Vernunft, in den wahren Werth aller irdischen Dinge bekömmt, benimmt ihm gewisse Vorurtheile, ohne welche man nicht glücklich seyn kann. Montaigne sagt: *) „*Une ame garantie de préjugé a un merveilleux avancement vers la tranquillité!*" Und daher sehen wir auch, daſs der Pöbel, der sich begnügt, Alles nur von aussen anzusehen, mit dem gemeinen Lauſe der Welt zufrieden ist, und die Mühseligkeit des menschlichen Lebens, worüber die Vernünftler so herzbrechend seufzen,

---

*) *Essais de Montaigne, Liv. II, Chap.* 12, *p.* 315.

kaum empfindet. Zu dieser glücklichen Zufriedenheit kann ein Mensch, der seiner Vernunft Gehör gibt, nicht gelangen. Die Eitelkeiten und Thorheiten der Welt müssen ihm nothwendig Verdruſs und Ekel erwecken. Alle Ehre, aller Vortheil und alles Vergnügen, so die Welt geben kann, ist in seinen Augen gar zu verächtlich, als daſs er darnach trachten sollte. Er spricht: die Welt vergeht mit ihrer Lust. Die ganze Ordnung der Natur ist ihm zuwider. Er tadelt dieselbe und zweifelt, ob die Natur, mütterlich, oder als eine Stiefmutter, mit uns gehandelt habe, *parens melior homini, an tristior noverca fuerit?* *) Ja seine Schwermuth und Verzweiflung steigt bisweilen so hoch, daſs er behauptet, das beste sey, gar nicht geboren werden, oder doch bald wieder sterben. **)

Alle diese traurigen Gedanken rühren aus dem Gebrauche der Vernunft her. Wie kann aber mit diesen Einfällen die Glückseligkeit bestehen, nach welcher alle Menschen trachten? Mich däucht, diejenigen, die ein glücklicher Mangel an Nachdenken vor solchen schwermüthigen Grillen sichert, haben nicht Ursache, Leute zu beneiden, die mit einer so verdrieſslichen Weisheit begabt sind.

---

*) *Plin. Hist. Nat. Lib. VII. in prooem.*
**) *Id. Ib.*

Ich verlange zum wenigsten nicht an ihrer Stelle zu seyn; was sie auch von ihrer Glückseligkeit schwatzen. Denn das Mittel, wodurch sie glücklich werden wollen, ist im höchsten Grade lächerlich. Sie sagen, man könne nicht füglicher und eher zur Gemüthsruhe oder zu einer beständigen Zufriedenheit gelangen, als wenn man sich bemühe, seine Begierden einzuschränken und zu dämpfen. Aber kömmt dieser Vorschlag wohl viel kluger heraus, als wenn ich einem, der Kopfschmerzen hat, rathen wollte, er solle sich den Kopf abhauen lassen? Und könnte man wohl besser von der Schädlichkeit der Vernunft überführt werden, als wenn man sieht, was sie für verzweifelte Lehren gibt?

Ich bitte meine Leser, sich mit mir das Elend und die Verwirrung vorzustellen, die nothwendig erfolgen würden, wenn die Begierden gedämpft wären und die Vernunft freie Hände hätte. Das ganze menschliche Geschlecht würde dadurch in eine Art von Schlafsucht verfallen. Ich gestehe, es unterbliebe alsdann viel Böses; allein es würde auch wenig Gutes ausgerichtet werden, weil man gar nichts thun würde. „*Si la raison dominoit sur la terre,*" sagt einer von unsern ärgsten Feinden, „*il ne s'y passeroit rien. On dit que les pilotes craignent au dernier point ces mers pacifiques, où l'on ne peut naviger, et qu'ils veulent du vent, au hazard d'avoir des tempêtes. Les* *passions sont chez les hommes les vents, qui sont necessaires pour mettre tout en mouvement, quoi-qu'ils causent souvent des orages.*" *)

Der Endzweck aller menschlichen Handlungen ist Ehre, Vortheil und Lust. Wenn der Mensch ohne Ehrgeiz, Geldgeiz und Wollust wäre, so würde er stille sitzen und die Hände in den Schoos legen. Ich begreiſe also nicht, wie es möglich sey, daſs kluge Leute sich so groſse Vortheile von dem Siege der Vernunſt über die Affekten versprechen können, da es doch so offenbar ist, daſs ohne die Affekten nicht eine tugendhaſte That verrichtet werden kann. Montaigne nennt sie mit Recht: *des piqueures et sollicitations acheminans l'ame aux actions vertueuses*; **) und scheuet sich nicht, zu behaupten, daſs eben die Unordnung, welche die Affekten in unserm Verstande anrichten, uns tugendhaſt mache. „*Par la dislocation que les passions apportent à notre raison, nous devenons vertueux.*" †)

Ich möchte wohl wissen, ob sich, wenn die Begierde nach Ehre und Reichthum von der Vernunſt unterdrückt und gänzlich aus der Menschen Herzen ausgerottet wäre, Jemand finden würde, der Lust hätte, für das Beste des Staats und der,

---

*) *Fontenelle, Dialogues des morts*, *p.* 141.

**) *Montaigne l. c. p.* 431.

†) *Ib. p.* 432.

Kirche zu wachen? Ob wohl Jemand so treuherzig seyn würde, daſs er sein Leben für sein Vaterland wagte? Ja, ob wohl (welches zur Beschämung unserer Feinde das meiste thut) die guten Scribenten sich die Mühe geben würden, die Welt durch ihre herrlichen Schriften zu erbauen? Ich glaube es nicht, und bin, was die guten Scribenten insonderheit anlangt, fest versichert, daſs sie, wenn die Hoffnung des Lobes sie nicht zum Schreiben reizte, Zahnstocher aus ihren Federn machen, und wir nimmer das Vergnügen haben würden, eine Zeile von ihnen zu sehen.

Und dennoch schämen diese Leute sich nicht, von uns zu verlangen, daſs wir die Vernunft gebrauchen sollen, die sie selbst, so oft sie schreiben, aus den Augen setzen müssen, die alle Tugend aufhebt, allen tapfern und zum Besten des Staats und der Kirche nöthigen Unternehmungen entgegen, und gar so schädlich ist, daſs man, ohne Gefahr zu irren, sagen kann, sie würde, wenn sie einmal über die Affekten die Oberhand bekommen sollte, die allergefährlichste Veränderung, so jemals in der Welt geschehen ist, verursachen und das unterste zu oberst kehren. Denn wenn die Menschen sich nicht mehr von ihren Affekten regieren lieſsen, sondern bloſs der Vernunft folgten, so wäre es um die Thorheiten geschehen, denen wir einzig und allein unsere Verfassungen und guten Ordnungen zu danken haben. Sobald ein Jeder ungezwungen thut, was er zu thun schuldig ist, und freywillig, wie es die Vernunft erfordert, die Regeln der Gerechtigkeit, der Ehrbarkeit und des Wohlstandes beobachtet, braucht man weder Strafe, noch Belohnung, noch Ermahnung; folglich weder Regenten noch Lehrer. Ein allgemeiner und immerwährender Gebrauch der Vernunft führt einen beständigen Frieden mit sich, und schlieſst allen Krieg, allen Streit und alle Uneinigkeit aus. Man braucht also weder Soldaten, noch Richter, noch Advokaten. Fällt die Begierde nach Reichthum weg, so liegt aller Handel und Wandel. Und wie viele Menschen sind nicht in der Welt, die sich bloſs von der Wollust und dem thörichten Hochmuthe Anderer nähren? Alle diese ehrlichen Leute würden aber an den Bettelstab kommen, wenn das menschliche Geschlecht klug werden und der Vernunft zu folgen anfangen sollte.

Mich däucht, es erhellet hieraus deutlich, daſs keine Republik bey dem Gebrauche der Vernunft bestehen könne, und daſs eine gänzliche Dämpfung der Affekten und Ablegung der Thorheit den Unterschied zwischen Obrigkeit und Unterthanen aufhebe, und alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu Grunde richte. Was soll man also von solchen Leuten denken, die so sehr auf den

Gebrauch der Vernunft dringen? Läſst es doch nicht anders, als wenn ihnen alle Ordnung und alle gute Verfassungen zuwider sind. Wollte man ihnen Gehör geben und sie rathen lassen, so würden sie uns in Kurzem zu vollständigen Hottentotten machen.

Ich sage dieses nicht, um unsere Feinde, die guten Scribenten, in übeln Ruf zu bringen, und sie als gefährliche und dem gemeinen Wesen schädliche Leute vorzustellen. Was sie mir auch für Blöſsen geben: so sey es doch ferne von mir, daſs ich das Unrecht, welches sie uns elenden Scribenten zufügen, auf eine so grausame Art rächen sollte. Ich bin gewiſs von ihnen versichert, daſs sie so böse Absichten nicht haben, und glaube, daſs sie vor den entsetzlichen Folgen ihrer Lehre selbst erschrecken. Sie würden am allerwenigsten ihre Rechnung dabey finden, wenn wir uns entschlieſsen sollten, unsere Thorheiten abzulegen und Hottentotten zu werden. Denn die Hottentotten schreiben nicht und lesen keine Bücher, sie mögen auch so gut geschrieben seyn, als sie wollen. Und man könnte also den guten Scribenten keinen ärgern Possen thun, als wenn man, wie sie es haben wollen, die Vernunft auf's Höste triebe. Ich glaube nicht, daſs sie dieses Unglück jemals erleben werden. Denn was man auch von dem menschlichen Geschlechte sagt, so habe ich doch eine viel zu gute Meinung von demselben, als daſs ich glauben sollte, es werde so einfältig seyn, und sich entschlieſsen, klug zu werden und die Thorheiten abzulegen, bey denen es sich allemal so wohl befunden hat. Wenn demnach auch die Absichten der guten Scribenten noch so böse wären, so hätte man doch keine Ursache, dawider zu eifern; weil nicht zu besorgen ist, daſs die Welt ihrem verführerischen Geschwätze Gehör geben werde.

Meine Widersacher können also glauben, daſs Alles, was ich bisher wider sie geschrieben habe, nicht auf ihre Verunglimpfung ziele. Ich bin zufrieden, wenn meine Leser nur erkennen, daſs die Vernunft schädlich sey. Ich habe dieses, däucht mich, klärlich erwiesen, und getraue es mir, gegen unsere Feinde zu behaupten, wenn ich auch gleich zugäbe, daſs die bürgerliche Gesellschaft durch einen unmäſsigen Gebrauch der Vernunft nicht aufgehoben werde. Denn es bleibt doch allemal gewiſs, daſs die Vernunft eine Eigenschaft ist, die einen Menschen sehr ungeschickt macht, ein Glied der bürgerlichen Gesellschaft und der wahren Kirche zu seyn.

Ein Bürger muſs gehorchen, und ein Christ muſs glauben. Wer seiner Vernunft nachhängt, der taugt zu beyden nicht. « *Gens qui jugent*, » sagt Montaigne, *) « *et controllent leurs juges*,

---

*) *l. c. p.* 313 — 314.

ne s'y soumettent jamais deuëment. Combien et aux loix de la Religion, et aux loix politiques, se trouvent plus dociles et aisés à mener, les esprits simples et incurieux, que ces esprits surveillans, et pedagogues des causes divines et humaines? " Wie viel Böses kann also die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht stiften? Wer über die Befehle der Obrigkeit grübelt und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellt, muſs sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entsteht denn ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer wahren Rebellion ausschlagen und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daſs die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellionen sey, und noch ist kein Rebelle gewesen, der nicht seinen Aufstand dadurch zu beschönigen gesucht hätte, daſs die Befehle seiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.

Wer sich zu klug dünkt, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, geräth auf Irrwege und verfällt endlich in das abscheuliche Laster der Ketzerey. Und gesetzt, er verfällt so weit nicht, so ist doch auch der geringste Widerspruch einem Geistlichen verdrieſslich; denn da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeugt sind, so muſs es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünſtigen Einwürſen ängstigt, und Alles, was sie sagen, meistert. Die Vernünſtler thun dieses. Wie übel würden also unsere Lehrer nicht daran seyn, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunſt zu vielen Willen lieſsen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Kanzel betreten und ihr Amt mit Seuſzen thun, welches uns doch nicht gut ist.

Nicht allein aber die Geistlichen würden bey einem allgemeinen Gebrauche der Vernunſt übel ſahren; sondern es würden auch andere Profeſsionen ihre Rechnung nicht dabey ſinden. Man bedenke nur z. B., ob, wenn die Menschen ihre Vernunſt allemal zu Rathe zögen, die Richter und Advokaten wohl das liebe Brod haben würden? Ein Jeder würde lieber einen geringen Schaden leiden und sich mit seinem Widersacher in der Güte vertragen, als sich in einen langwierigen Proceſs einlassen, der, wie es die Erfahrung lehrt, allemal zum Verderben beyder Partheyen gereicht.

Wären die Leute klug, so würden die Aerzte schmal beiſsen müssen.

«Si tout le monde avoit l'esprit de se conduire,
*Remede et Medecin seroit peu de saison.»**)

---

*) *Je ne sais quoi. p.* 151.

Ein Kranker würde seine Natur walten lassen, und mit M^r^. de Fresny *) sprechen: *Quand un malade laisse tout faire à la nature, il hazarde beaucoup: quand il laisse tout faire aux médecins, il hazarde beaucoup aussi: mais hazard pour hazard, j'aimerois mieux me confier à la nature, car au moins on est sur, qu'elle agit de bonne foi, comme elle peut, et qu'elle ne trouve pas son compte à faire durer les maladies."* Diese Gedanken sind vernünftig; aber würden nicht die Aerzte, wenn alle Leute so dächten, ihren Patienten, die sie vorangeschickt haben, in kurzer Zeit vor Hunger in jene Welt folgen müssen?

Ich überlasse meinen Lesern für sich selbst nachzudenken, was andere Handthierungen, die ich hier, Weitläufigkeit zu vermeiden, mit Stillschweigen übergehe, für Vortheil von dem Gebrauche der Vernunft zu hoffen haben? und frage nunmehr unsere Verfolger: ob der Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften wahrnehmen, ein solcher Hauptmangel sey, daſs wir desfalls verdienten, ausgezischt zu werden? und ob es nicht vielmehr an uns zu loben sey, daſs wir eine Kraft der menschlichen Seele, die im gemeinen Leben nichts nützt, in dem Staate und in der Kirche so vielen Unfug anrichtet und alle

---

*) *Amusement serieux et comique, pag.* 49.

gute Ordnungen und Verfassungen aufhebt, so viel an uns ist, zu unterdrücken bemüht sind? Läſst es ihnen ihre Hartnäckigkeit und eingebildete Weisheit nicht zu, diese Frage so zu beantworten, als es die Wichtigkeit der Gründe, mit welchen ich das Verfahren meiner Brüder gerechtfertigt habe, zu erfordern scheint; so hoffe ich doch, sie werden sich eines Bessern besinnen, wenn ich ihnen vorstelle, daſs wir elenden Scribenten, wenn man unsere Schriften recht ansieht, nichts mehr thun, als daſs wir einfältiglich dem guten Rathe folgen, den einige der guten Scribenten schon vor langer Zeit der Welt gegeben haben.

Einer der besten Scribenten, den ich, zu Beschämung meiner Widersacher, schon öfters angeführt habe, sagt ausdrücklich: die Vernunft selbst erforderte, daſs man dem menschlichen Verstande so enge Gränzen setze, als nur immer möglich ist. „*On a raison, de donner à l'esprit humain les bornières les plus contraintes qu'on peut.*“[*]) Er will, daſs man dieses auch in Ansehung der Wissenschaften, und folglich auch der Schriften thun soll, in welchen man die Wissenschaften vorträgt. „*En l'étude,*“ fährt er fort, „*comme au reste il lui faut compter et regler*

---

[*]) *Montaigne l. c. p.* 413.

les marches, il lui faut tailler par l'art les limites de sa chasse."[*]) Ja, er bekennt aufrichtig, daſs die Vernunft ein gefährliches Werkzeug in der Hand desjenigen sey, der sich derselben nicht mit Vernunft, das ist, ordentlich und mäſsig, zu gebrauchen weiſs. „*C'est outrageux glaive à son possesseur même que l'esprit, à qui ne sait s'en armer ordonnement et discrètement.*" [**]) Und räth daher, man solle sie, soviel als immer möglich ist, im Zaum halten. „*Et n'y a,*" fährt er fort, „*point de beste, à qui il faille plus justement donner des orbières pour tenir sa veue sujette, et contrainte devant ses pas, et la garder d'extravagues ni ça ni là, hors là, hors les bornières que l'usage et les loix lui tracent.*" †)

So wollen es unsere Feinde selbst haben! so machen wir's, und machen es ihnen doch nicht recht. Wir müſsten aber sehr einfältig seyn, wenn wir, da nunmehr ihr Eigensinn und ihre Unbilligkeit so klar am Tage liegen, uns groſs bekümmern wollten, ob ihnen unsere Aufführung gefalle oder nicht. Laſs sie sagen, was sie wollen. Wir können mit dem Zeugnisse unsers Gewissens

---

*) *Montaigne l. c. p.* 413.
**) *L. c. p* 414.
†) *Ib.*

zufrieden seyn, welches uns sagt, daſs wir auf dem rechten Wege sind. Und wie könnte man auch sicherer gehen, als wenn man denen folgt, die ihr Amt verbindet, für die Seelen zu sorgen, und die also am geschicktesten sind, von den Kräften der Seele zu urtheilen, und uns Regeln zu geben, wie dieselben ohne Gefahr gebraucht werden können? Diese Seelsorger nun sehen die Vernunft, eben wie Montaigne, als ein wildes, unbändiges, reiſsendes und gefährliches Thier an, dem man Zaum und Gebiſs ins Maul legen muſs, und mit welchem nicht auszukommen ist, wofern es nicht an eine starke Kette geschlossen wird.

Es ist wahr, sie sind über die Länge dieser Kette sehr uneinig: allein darin stimmen sie doch alle überein, daſs die Vernunft angeschlossen seyn müsse. Nur mit diesem Unterschied:

Einige wollen, die Kette müsse ſein lang seyn, damit die Vernunft, bey einer mäſsigen Freyheit, ihre Bande desto geduldiger trage. „Ein Kettenhund,“ sprechen sie, „der gar zu kurz angebunden ist, gibt sich so leicht nicht zufrieden, als einer, dem die Länge der Kette, an welcher er liegt, die Freyheit läſst, herumzugehen und seine Gefangenschaft erträglich macht. Er stellt sich ungeberdig, heult, schreit, springt, bemüht sich, die Kette zu zerreiſsen, und hält übel Haus, wenn er loskömmt. Mit der Vernunft ist es eben so, und hat man Exempel, daſs sie, wenn man sie gar zu kurz gebunden gehabt, ihre Fessel zerbrochen, Alles, was ihr vorgekommen, niedergerissen hat, und so unbändig geworden ist, daſs man sie hernach nimmer wieder hat zähmen können.»

Andere hergegen behaupten: «Man müsse die Vernunft so kurz, als möglich, binden, denn sonst sey man nimmer vor derselben sicher, eben so wenig als vor einem Kettenhunde, der gar zu weit herumgehen kann. Es sey wahr, die Vernunft liebe die Freyheit, und thue sehr übel, wenn sie gar zu hart gefesselt sey. Es sey auch gefährlich umgehen mit ihr, wenn sie in der Wuth loskäme. Aber es sey zu Allem Rath. Man könne ihr ja, im Falle der Noth, einen Knebel ins Maul stecken, so müſste sie ihr Schreyen wohl lassen; und sie an allen Vieren so fest binden, daſs sie sich nicht rühren könnte: so wäre es nicht möglich, daſs sie sich losrisse. Ja die Vernunft sey so gar ungeduldig nicht, als man vorgäbe. Sie könnten wenigstens versichern, daſs sie von der ihrigen, wie kurz sie auch angebunden sey, so wenig beunruhigt würden, daſs sie kaum merkten, daſs sie noch lebe. Sie berufen sich desfalls auf ihre Reden und Schriften, die so beschaffen sind, daſs man schwören sollte, sie hätten keine Vernunft.»

Ich bin viel zu wenig, zu entscheiden, welche Partbey Recht hat. Es thut auch zu meinem Zwecke nichts, dieses auszumachen. Denn die Kette, an welche die Vernunft gelegt werden muſs, mag nun lang oder kurz seyn sollen, so gewinnen wir elenden Scribenten allemal dabey, weil doch immer ausgemacht bleibt, daſs die Vernunft und deren Gebrauch nicht frey seyn müsse: woraus ganz ungezwungen folgt, daſs es uns nicht könne verargt werden, wenn wir eine so gefährliche Kraft der Seele so viel möglich in ihren Schranken halten.

Wenn es mir indessen erlaubt ist, meine unvorgreifliche Meinung zu sagen: so halte ich dafür, daſs man diese Schranken so enge machen müsse, als nur immer thunlich ist, und daſs diejenigen der Wahrheit am nächsten kommen, welche glauben, man müsse die Vernunft fein kurz anschlieſsen. Ich bin auch versichert, daſs es nicht übel gethan seyn würde, wenn man sie beständig geknebelt, und an allen Vieren gebunden liegen lassen wollte. Ja, wenn ich aufrichtig sagen soll, wie mir's um's Herz ist: so halte ich dafür, das Sicherste sey, ihr das Genick zu brechen; denn so könnte sie gar nichts Böses mehr anrichten, und man wäre aller Mühe und Sorgen auf einmal los.

Es hat mir daher sehr wohl gefallen, daſs mein vornehmer Gönner, und in Midas herzlich geliebter Bruder, Philippi, den heroischen Entſchluſs gefaſst hat, eine Anatomie des menschlichen Verstandes anzustellen. Das feindselige Gemüth, welches er bisher gegen die Vernunft von sich hat blicken lassen, macht mich hoffen, seine Absicht sey, dieselbe vom Leben zum Tode zu bringen. Ich wünsche, daſs er bey seinem guten Vorhaben bleiben möge. Denn da eine Anatomie ohne Zerschneidung nicht geschehen kann, so muſs die Vernunft nothwendig drauf gehen und ihm unter den Händen sterben. Er wird also die Ehre haben, daſs er ein Ungeheuer gedämpft, welches bisher so vielen Schaden gethan hat; und dieses wird ihm weit rühmlicher seyn, als wenn er, ich weiſs nicht wie viele, Riesen erlegt hätte. Er kann sich nicht besser um das menschliche Geschlecht verdient machen, als wenn er demselben zu demjenigen Grade der Vollkommenheit verhilft, welchen er, durch die Besiegung und Dämpfung seiner Vernunft, schon lange erreicht hat, und wir elenden Scribenten insonderheit werden ihm unendlich verbunden seyn. Denn uns geschieht, durch die Tödtung der Vernunft, der gröſste Gefallen, weil wir ihretwegen so viel leiden müssen. O wie glücklich wären wir und die ganze Welt, wenn dieses Unthier vertilgt würde! Und kann man demnach die Blindheit unserer Feinde genug beseufzen, die so viel Wesens aus einer Kraft unserer Seele machen, die nimmer das geringste Gute, wohl aber unsäglich viel Böses gestiftet hat?

Ich gestehe, die Vernunft ist eine Gabe Gottes: aber der Ausgang hat gewiesen, daſs sie ein schädliches Geschenk gewesen ist. Wenigstens haben sich Leute gefunden, die geglaubt, es wäre besser, wenn uns Gott die Vernunft nicht gegeben hätte. „*Haud scio*,“ sagt Cicero, *) *an melius fuerit, humano generi motum istum celerem cogitationis, acumen, solertiam, quam rationem vocamus, quoniam pestifera sit multis, admodum paucis salutaris non dari omnino, quam tam munifice et tam large dari.*“ Er fuhrt dieses noch weitläufiger aus; und ich weiſs nicht, ob er groſs Unrecht hat. Denn die Vernunft hat dem Menschen nimmer viel Vortheil gebracht. Kaum war der erste Mensch erschaffen, so verleitete ihn seine Vernunft zu derjenigen Sünde, wodurch er sich und seine Nachkommen unglücklich machte. Eva fing an zu grübeln, und da war es um sie und um Alle geschehen. Sie würde es wohl gelassen haben, wenn sie entweder keine Vernunft gehabt hätte, oder nur so gesinnt gewesen wäre, als ich und meine vortrefflichen Brüder. Und dennoch lacht man uns aus.

---

*) *De natura Deorum. Lib. III.*

Nachdem die Vernunft in der Mutter aller Lebendigen den ersten Schnitzer begangen hat, ist sie immer weiter verfallen; und unsere Feinde bekennen selbst, daſs sie durch den Fehltritt, wozu sie unsere Stammmutter verleitet hat, im Grunde verderbt worden ist. Sie muſs also, nach ihrem eigenen Geständnisse, nichts nützen. Ich weiſs wohl, unsere Feinde sagen, man müsse sich bestreben, sie auszubessern, und wieder zu der ersten Vollkommenheit zu bringen; aber man hat nunmehr beynahe 6000 Jahre daran kurirt, und noch ist Niemand, der das Herz hätte, zu sagen, daſs die Mittel, die man gebraucht hat, angeschlagen haben, oder daſs es sich zur Besserung anlasse. Ich gebe also einem Jeden zu bedenken: ob es nicht klüger gehandelt sey, wenn man sich an eine Eigenschaft der Seele, die in einem so verzweifelten Zustande ist, weiter nicht kehrt, als wenn man in alle Ewigkeit seine Schande daran kurirt, und unmögliche Dinge möglich machen will?

Dieses thun unsere Feinde: aber sehen denn diese überklugen Herren nicht, daſs sie wider den Strom schwimmen? Sie wollen die Vernunft ausbessern, und zu ihrer ursprünglichen Vollkommenheit bringen, das ist, sie wollen ihr wieder zu derjenigen Herrschaft verhelfen, welche sie ehedessen über die Begierden gehabt haben soll. Ich will so höflich seyn und glauben, daſs Alles wahr sey, was man von dieser Herrschaft der Vernunft über die Affekten sagt; ob es gleich unsern Feinden sehr schwer fallen würde, zu beweisen, daſs die Vernunft, so lange Menschen in der Welt gewesen sind, nur einen einzigen *actum possessionis* verrichtet habe: aber unsere Feinde geben doch selbst zu, daſs die Vernunft durch ihre eigene Schuld diese Herrschaft verloren habe. Sie ist derselben entsetzt, weil sie übel regiert hat, und muſs jetzt, zur Strafe, den Affekten gehorchen. So will es die Natur haben. Was bemühen sich denn unsere Feinde, die Vernunft, der Natur zum Trotz, wieder auf den Thron zu setzen, von welchem sie, ihres übeln Verhaltens wegen, gestoſsen worden? Ich versichere sie, ihre Bemühung ist vergebens; und wenn sie die Vernunft selbst fragen, so wird sie ihnen sagen, daſs sie sich nach der verlornen Hoheit nicht sehne, sondern mit ihrem jetzigen Zustande wohl zufrieden und das süſse Joch der Affekten mit Lust trage. Denn die Vernunft sieht wohl, daſs sie zum Regiment nicht tauge. Sie weiſs wohl, daſs, wie ich schon oben erwiesen habe, Alles in der Welt umgekehrt werden würde, wenn sie die Oberhand bekommen sollte. Und wenn sie denn gleich dieses nicht erkennete, sondern die lächerliche Bemühung ihrer unbesonnenen Verehrer billigte; so bleibt es doch allemal wahr, daſs es ein strafbarer Frevel sey, wenn man die Natur meistert, die doch eine so weise und liebreiche Mutter ist, und besser weiſs, was zu unserm Frieden dient, als wir selbst.

Wenn demnach unsere Feinde, die guten Scribenten, nicht die eigensinnigsten und wunderlichsten Leute von der Welt wären, so würden sie uns nimmer die kindliche Ehrerbietung, welche wir gegen die Natur hegen, zur Sünde deuten, und mit der gröſsten Unbescheidenheit von uns verlangen, mit ihnen wider die Natur zu murren. Sind sie denn just so gesinnt, als die bösen Geister, die sich ein Vergnügen daraus machen, wenn sie die Menschen zur Sünde verleiten; und eben so unglücklich machen können, als sie selbst sind? Sie haben den natürlichen Brauch der Vernunft in den unnatürlichen verkehrt. Man läſst ihnen ihren Willen: aber warum wollen sie uns denn nicht erlauben, nach unserm Gewissen zu handeln? Warum rechnen sie es uns als eine groſse Thorheit an, daſs wir, wie es die Pflicht eines jeden vernünftigen Menschen erfordert, mit der Ordnung der Natur zufrieden sind?

Denn darin besteht eigentlich unser Verbrechen. Wie gerne wir auch gänzlich von der Vernunft befreyt wären, so können wir dieselbe doch nicht völlig dämpfen, und es scheint eben so unmöglich, ganz ohne Vernunft, als ganz ohne Sünde zu seyn. So lange wir mit dem Leibe dieses Todes umgeben sind, werden wir uns wohl mit dieser verdrieſslichen Eigenschaft schleppen müssen. Wie es indessen die Pflicht eines Christen erfordert, daſs er die Sünde nicht herrschen lasse; so muſs auch ein jeder Mensch sich sorgfältig hüten, daſs er der Vernunft nicht gar zu viele Gewalt über seine Handlungen einräume. Dieses thun wir elenden Scribenten, und bilden uns ein, das Sicherste sey, der Natur zu folgen. Da nun die Vernunft ihr Fürstenthum verloren hat, und mit den Ketten der Affekten gebunden ist; so muſs man sie, will man gute Dienste von ihr haben, von diesen Banden nicht los machen, sondern immer in den Schranken halten, welche die Natur derselben gesetzt hat. Man muſs sie also, wenn man sie ja gebrauchen will, nur als ein Werkzeug zu Ausführung seiner Absichten gebrauchen. Denn da die Vernunft den Begierden unterworfen ist, unsere Absichten aber aus unsern Begierden herflieſsen; so folgt unwidertreiblich, daſs die Vernunft sich nach unsern Absichten richten müsse: nicht aber wir in unsern Absichten nach der Vernunft uns zu richten verbunden sind.

So denken wir elende Scribenten, so denkt das ganze menschliche Geschlecht mit uns. Nur einige miſsvergnügte und eigensinnige Köpfe wollen klüger seyn, als die ganze Welt, und lachen uns aus, weil wir unsre Vernunft nicht nach ihrer Phantasie gebrauchen. Aber laſs sie lachen. Wir können uns damit trösten, daſs wir ihnen keine rechtmäſsige Ursache dazu geben. Wir sehen die Vernunft als ein Werkzeug an, und bedienen uns derselben bisweilen zu Erreichung unsrer Absichten. Ist dieses übel gehandelt, so weiſs ich nicht, was man von dem Verfahren unsrer Gottesgelehrten sagen soll, die in ihrer Kunst die Vernunft nicht anders als ein Werkzeug gelten lassen. Sie brauchen dieselbe, die Widersprecher zu strafen, und zum Vortrag ihrer Lehren: aber es sey ferne von ihnen, daſs sie ihren Eifer wider die Ketzer und ihre Lehren nach der Vorschrift der Vernunft einrichten und dem Urtheile derselben unterwerfen sollten. O wie wohl thäten unsre Feinde, wenn sie mit uns dem Beyspiele dieser ehrwürdigen Männer folgten, und daraus lernten, worin eigentlich der rechte Gebrauch der Vernunft bestehe! Könnten sie sich so weit überwinden, so würden sie uns den Mangel der Vernunft, den sie in unsern Schriften bemerken, nicht mehr so hoch aufmutzen, und sich entsehen, uns ferner Schuld zu geben, wir brauchten die Vernunft gar nicht. Wir brauchen sie, aber auf unsre Weise, mit Maſse, in gehöriger Ordnung, blos zu Erreichung unsers Endzwecks.

Wenn die Begierde, berühmt zu seyn, uns zum Schreiben reizt; so sagt uns unsre Vernunft, daſs wir ohne Feder, Dinte und Papier unsern Zweck nicht erreichen können; und noch hat man kein Exempel, daſs ein elender Scribent sich ein Gewissen gemacht habe, in diesem Fall seiner Vernunft zu folgen. Wir sind so wunderlich nicht, daſs wir statt der Feder die Mistgabel ergreifen sollten. Wenn Sievers schreibt, so schreibt er mit Dinte, und tunkt seine Feder nicht in Wasser. Selbst Mangel *) und Rodigast, die allerelendesten Scribenten unsrer Zeit, verrichten ihre gelehrte Nothdurft auf Papier. Ich thue es auch, und Philippi weiſs wohl, daſs er seine herrlichen Werke in die Druckerey, und nicht zum Gewürzhändler schicken, oder Fidibus davon machen muſs, wofern er will, daſs die Welt sich daran belustigen soll. Wie könnte er dieses aber wissen, wenn er ein Gelübde gethan hätte, der Vernunft in keinem Stücke Gehör zu geben? Und wer sieht also nicht, daſs die Vernunft mehr Theil an unsern Schriften hat, als unsre Feinde glauben? Wären wir so gar albern, als unsre Feinde uns

---

*) Ein Professor zu Rostock, mein groſser Gönner. Er hat sich durch viele herrliche Schriften bekannt gemacht, die Niemand lieset. Man kann sie bey Fritschen in Rostock, und sonst nirgends, zu halben und ganzen Pfunden, um sehr civilen Preis, haben.

ausschreyen; so würde die gelehrte Welt keine Zeile von unsern Händen sehen. Aber so verachten wir die Vernunft, so lange sie sich in ihren Schranken hält, und als eine Dienerin unsrer Begierden aufführt, gar nicht. Wir folgen ihr willig, wenn sie uns einen Rath gibt, der zur Beförderung unsrer Absichten dient. Sobald sie sich aber ein Mehreres herausnimmt, unsern Begierden widerspricht, und über unsre Absichten urtheilen will; so legen wir ihr ein ewiges Stillschweigen auf, und thun ihr allen ersinnlichen Verdruſs an.

Wenn die Vernunft zu Philippi sagt: Schicke deine Schriften nach Hamburg, damit sie daselbst den Verleger finden, den du an den Orten, da man dich kennt, vergebens suchst; so spricht er: Wahrlich, das ist ein guter Rath; und thut, was die Vernunft haben will. Sagt sie aber zu ihm: Schreibe nicht; du taugst nicht dazu; die Leute lachen dich nur aus: so wird er unwillig, hält beyde Ohren zu, und denkt, seine Vernunft sey von seinen Feinden bestochen. Sie soll sich, wie man sagt, neulich die Freyheit genommen haben, ihm dieses plumpe Compliment zu machen; aber er hat sie so zugerichtet, daſs sie inskünftige ihr Maul wohl halten wird. Du hast wohl daran gethan, allerliebster Bruder; denn wie übel würden wir nicht daran seyn, wenn wir unsrer Vernunft, die nur gemacht ist, zu gehorchen, eine

Herrschaft über unsre Begierden einräumen, und ihr gestatten wollten, von unsern Absichten und dem Werthe unsrer Schrift zu urtheilen?

Ich habe mich begnügt, bisher zu erweisen, daſs der Vernunft dieses nicht zukomme, und wir also nichts Lächerliches begehen, wenn wir dieselbe bey Verfertigung unsrer Schriften nicht zu Rathe ziehen. Aber ich will weiter gehen, und getraue mir zu behaupten, daſs eben die Verachtung der Vernunft, woraus unsre Feinde ein so groſses Verbrechen machen, der Grund unsrer Vortrefflichkeit und derjenigen Vorzüge sey, die uns so weit über unsre Feinde erheben.

Ein sehr altes Scythisches Sprichwort sagt, daſs es eine gröſsere Kunst sey, aus einem ledigen, als aus einem vollen Glase zu trinken; und mich däucht, daſs also, wenn die Vernunft zu Verfertigung einer Schrift so unumgänglich nöthig ist, als die guten Scribenten wollen, einer, der ohne Vernunft ein Buch schreiben kann, weit vortrefflicher und mehr zu bewundern ist, als einer, der, wenn er etwas zu Papier bringen will, allemal seine Vernunft zu Hülfe nehmen muſs. Man muſs nicht meinen, daſs die Bücher, die ohne Vernunft geschrieben werden, nicht so wohl gerathen, als diejenigen, die mit Verstand gemacht sind. Denn es gibt Bücher, die unstreitig ohne Zuthun der Vernunft verfertigt und doch so wohl gerathen sind, daſs selbst unsre Feinde darüber erstaunen.

Ist es möglich, schreyen sie gemeiniglich, daſs ein vernünftiger Mensch dergleichen Zeug schreiben könne? Ja, ich habe mit meinen Ohren gehört, daſs einer, dem die höchst unvernünftigen Gedanken eines gewissen elenden Scribenten über den Spruch: Viele sind berufen u. s. w., zu Gesichte kamen, in Beyseyn vieler Leute hoch betheuerte, es sey ihm, wenn er auch Engelsverstand hätte und sein Leben damit zu retten wüſste, unmöglich, so zu schreiben. Unsre Feinde gestehen also selbst, daſs einem Menschen, der seine Vernunft nicht gebraucht, vieles möglich sey, welches ein vernünftiger Mensch nicht thun kann, und daſs wir die besondre Geschicklichkeit besitzen, ohne Vernunft Thaten zu thun, wozu ein mehr als englischer Verstand erfordert wird. Sie halten dieses für etwas Schweres, ja für eine Sache, die ihnen schlechterdings unmöglich ist. Ich versichere Sie aber, daſs es uns nicht nur möglich, sondern gar etwas Leichtes ist, ohne Vernunft ganz wunderbare Bücher zu schreiben. Sollten unsre Feinde wissen, wie geschwind wir mit unsern Schriften fertig werden, und wie wenig Mühe und Nachdenken wir darauf wenden; so würden sie erst über unsre Geschicklichkeit erstaunen; sie würden, von dem Glanze unsrer Vortrefflichkeit gerührt, vor uns niederfallen, und ohne Zeitverlust ihre Vernunft ins Meer werfen, da es am tiefsten ist.

Denn eben diese Vernunft ist es, welche ihnen ihre Arbeit so mühsam macht. Wir zähmen sie, und legen ihr ein Gebiſs ins Maul, und eben darum wird uns unsre Arbeit so leicht. Unsre Feinde machen sich ein Gewissen, den Regeln der gesunden Vernunft, die doch so schwer zu beobachten sind, entgegen zu handeln. Sie können nicht schreiben, wenn sie nicht vorher denken. Sie bilden sich ein, sie müſsten die Sache, wovon sie schreiben wollen, aus dem Grunde verstehen, und verderben die edle Zeit mit der unnützen und lächerlichen Ueberlegung, ob sie auch der Materie, welche sie abhandeln wollen, gewachsen sind, blos darum, weil ein alter Grillenfänger, der aus vorsetzlicher Bosheit den Menschen das Schreiben schwer machen wollen, gesagt hat:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri . . . *)

Von allem diesen Ungemach sind wir frey. Wir erkennen die Schädlichkeit der Vernunft, und kehren uns also wenig an ihre Regeln. Unsre Absicht ist, ein Buch zu schreiben. Diesen Zweck erreichen wir, wenn wir so viel Papier, als dazu

---

*) *Horatius de Arte poëtica.*

nöthig ist, mit Buchstaben bemalen. Ob der Sinn, der aus diesen Buchstaben herauskömmt, wenn man sie zusammensetzt, vernünftig ist, oder nicht, daran ist uns wenig gelegen. Wollten wir Alles nach der Vernunft abmessen, so müſsten wir denken; und das Denken greift den Kopf an, nimmt viel Zeit weg, und nützt doch, wenn man die Wahrheit sagen soll, nichts. So oft unsre Feinde unsre Schriften lesen, sprechen sie: Der Mensch kann nicht denken; und dennoch können sie unmöglich läugnen, daſs dieser Mensch, der nicht denken kann, ein Buch geschrieben habe, weil sie es in Händen haben. Sie müssen also, sie mögen wollen oder nicht, gestehen, daſs man schreiben könne, ohne vorher zu denken.

Wir thun es, und befinden uns wohl dabey. Es ist leichter und natürlicher, mit den Fingern zu schreiben, als mit dem Kopfe. Wer das Letzte thut, ist einem Gaukler ähnlich, der auf dem Kopfe tanzt. Dieses mögen wir nicht von uns gesagt wissen, und brauchen also unsre Finger, wenn wir schreiben, und nicht den Kopf. Wenn unsre Feinde die Gemächlichkeiten, welche diese Schreibart mit sich führt, einzusehen fähig wären, so würden sie uns gewiſs beneiden. Nur Zwey sind, so viel wir wissen, so weit gekommen, daſs sie dieses erkannt haben; und haben daher kein Bedenken getragen, uns glücklich zu preisen und den guten Scribenten vorzuziehen. Der eine ist ein Engländer, und beweiset gar gründlich, daſs das Denken nichts nütze, und derjenige, der sich desselben ganz und gar enthält, nothwendig am besten schreiben müsse. Er spricht:

Here some would scratch their Heads, and try
What they should write, and How, and Why.
But I conceive, such Folks are quite in
Mistakes in Theory of Writing.
If once for Principle 'tis laid
That Thought is Trouble to the Head.
I argue thus: The World agrees
That He writes well, who writes with Ease,
Then He, by Sequal logical,
Writes best, who never thinks at all *).

Der kratzt den Kopf, sinnt zweifelsvoll,
Was, wie, warum er schreiben soll;
Doch merk' ich selbst aus seinem Fleiſs,
Daſs er vom Schreiben wenig weiſs.
Denn hält man diesen Satz bewährt,
Daſs Denken nur den Kopf beschwert;
So folgt auch: Es gesteht die Welt,
Der schreibt gut, dem's nicht mühsam fällt.
Draus macht selbst die Vernunft den Schluſs,
Daſs der, so niemals denkt, am besten schreiben muſs.

---

*) *Priors Poems. T.* 1. *p.* 12.

Mich däucht, dieser Beweis ist unumstöſslich. Der Andre ist ein Franzose, und: „*O bienheureux Ecrivains*," ruft er aus, „*Mr. de Saumaise en Latin, et Mr. de Scuderi en François! J'admire votre facilité, et j'admire votre abondance. Vous pouvez écrire plus de Calepins, que moi d'Almanachs. Bienheureux*," fährt er fort, „*les Ecrivains qui se contentent si facilement, qui ne travaillent que de la memoire et des doigts, qui sans choisir écrivent tant ce qu'ils savent.*" Ist es nicht ewig Schade um die ehrlichen Männer, daſs sie, da sie so viele Erleuchtung hatten, sich nicht bestrebt haben, uns gleich zu werden? Sie haben übel bey sich gehandelt. Ich beklage sie, und halte sie, als Zeugen der Wahrheit, ungemein hoch. Sollten sie jetzt noch leben, da meine vortreffliche Schrift zum Vorschein kömmt; so würden sie unstreitig ganz umgekehrt, und neue Menschen werden.

Ich kehre wieder zu meinem Zweck, und sage, daſs wir, wenn wir schreiben wollen, die Prüfung unserer Kräfte, mit welcher sich unsre Feinde quälen, für eben so unnütz halten, als Vernunft und Nachdenken. Wir brauchen so vieler Umstände nicht. Wir haben die besondere Gabe von der Natur, daſs wir schreiben können, was wir nicht gelernt haben, und von Sachen urtheilen können, die wir nicht verstehen. Wir schreiben ganze Bücher von der Möglichkeit einer ewigen Welt, und handeln die schwersten Fragen aus der Weltweisheit, auf eine ganz eigene Weise, ab, ob wir gleich nichts davon begreifen. Philippi kann unbesehens von den Schriften urtheilen, die für und wider die Wolfische Philosophie herausgekommen sind. Sievers, der kaum seinen Katechismus weiſs, ist doch geschickt, Andre zu lehren, was der seligmachende Glaube sey, und Rudigast kann die ungeheuersten Worte aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzen, ob er gleich weder Latein noch Deutsch versteht, und Niemand, ja vielleicht er selbst nicht, weiſs, was er für eine Sprache redet. Hätte dieses edle Kleeblatt elender Scribenten sich lange besinnen und seine Kräfte untersuchen wollen, ehe es die Feder ansetzte; so will ich wetten, wir würden noch nicht wissen, ob es in der Welt sey. Allein wir elenden Scribenten sind so miſstrauisch gegen uns selbst nicht; weil wir wissen, daſs uns, auch bey der gröſsten Schwachheit, alles möglich ist.

Diese vortreffliche Eigenschaft erhebt uns unendlich über unsre Feinde. Ein guter Scribent muſs seine besten Jahre mit einem verdrieſslichen Lernen verderben, weil er die abergläubische Einbildung hat, man könne sonst nicht schreiben. Wir hergegen fangen ganz frühe an zu schreiben, und warten nicht, bis die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da man sagt: Sie gefallen mir nicht. Wir können gleich, ohne alle Vorbereitung, zum Werke schreiten; und ehe ein guter Scribent mit der Einsammlung der Sachen fertig ist, die er zu seinem Zwecke nöthig achtet, haben wir uns zehnmal in Kupfer stechen lassen, und den besten Platz in den Buchläden eingenommen. Ein guter Scribent mag seine Zeit noch so wohl angewandt und sich zum Schreiben so geschickt gemacht haben, als er immer will; so wird er doch alle Zeit gestehen, daſs einige Materien ihm zu hoch sind, und selbst von denen, die er versteht, nicht ohne vorhergegangene Ueberlegung und mit Furcht und Zittern schreiben. Uns ist keine Materie zu hoch. Wir wissen alles, ob wir gleich nichts wissen. Wir schreiben drauf los, und kehren uns an nichts. Und daher hat die Welt von uns die besten Dienste. Wir entdecken eine unsägliche Menge der gefährlichsten Irrthümer, die unsre Feinde gemeiniglich übersehen, und das in Schriften, die wir nicht gelesen haben, und die wir, wenn wir sie lesen, kaum verstehen. Wir sind die eifrigsten Vertheidiger der Wahrheit und ein Schrecken der Ketzer. Wir entdecken sie, wie sehr sie sich auch verbergen und ob wir gleich nicht wissen, was Ketzer und Ketzerey ist, so kann uns doch keiner entwischen, weil wir, wie die Hunde, die das Capitolium bewachten, den sichersten Weg geben *), und alles, was uns verdächtig vorkömmt, anbellen. Unsre Feinde verdanken es uns, daſs wir so oft einen unnützen Lärm erregen. Sie wollen, daſs man mit Behutsamkeit und Verstand eiſre; aber eben dadurch verrathen sie ihre Schwäche, und geben uns das Zeugniſs, daſs wir ohne Nachdenken und Verstand eine der wichtigsten Pflichten eines wahrheit- und ordnungsliebenden Menschen beobachten können, welches gewiſs nichts Geringes ist. p. 144

Alles, was ich bisher gesagt habe, ist unstreitig und klar. Aber da mir die Hartnäckigkeit und Bosheit unsrer Feinde bekannt ist, so sehe ich vorher, daſs sie mit einem höhnischen Gelächter sagen werden: „Sie machten uns unsre Vortrefflichkeit nicht streitig. Sie glaubten gerne, daſs wir ohne Vernunft, ohne Nachdenken und ohne vorhergegangene Prüfung unserer Kräfte schreiben könnten. Allein unsere Schriften würden denn auch darnach. Wir hätten wenig Ehre

---

*) *Cicero Orat. pro Sex. Roscio Amerino: „Canes aluntur in Capitolio, ut significent, si fures venerint. Ad fures internoscere non possunt, significant tamen si qui noctu in Capitolium venerint, et quia id est suspiciosum, tametsi bestiae sunt, tamen in eam partem potius peccant, quae est cautior.*

davon. Niemand wollte sie kaufen, Niemand läse sie, und wer sie läse, lachte darüber und zischte uns aus.“ Dieser Einwurf kann Vielen erschrecklich vorkommen; mir aber nicht. Denn ein elender Scribent kann auch gründliche Einwürfe mit Nachdruck widerlegen, und seinen Feinden zeigen, daſs sie Unrecht haben, wenn er ihnen gleich zugibt, sie hätten Recht. Ich sehe dieses als eine Kleinigkeit an, und will es eben nicht mit unter unsre Vortrefflichkeiten zählen. Ein billiger Leser wird für sich schon wissen, was er davon denken soll. Ich darf mich auch für diesesmal so nicht angreifen, sondern begnüge mich, unsern Feinden mit aller Bescheidenheit zu sagen, daſs ihr Einwurf nichts bedeute, und alles, was sie sagen, grundfalsch sey.

Wir sind mit der Ehre, welche uns unsre Schriften bringen, wohl zufrieden. Sind wir nicht so glücklich, daſs wir den Beyfall der guten Scribenten erhalten, so müssen wir uns damit trösten, daſs es allezeit noch so billige Gemüther gibt, die das verächtliche Urtheil, welches die guten Scribenten von unsern Schriften fällen, für verdächtig halten, weil es von unsern Feinden herrührt, und sich dadurch nicht abschrecken lassen, unsre Schriften zu lesen. Unsre Schriften mögen also beschaffen seyn, wie sie wollen, so finden sie doch allemal einen Verleger, Käufer und Leser.

„— — ils trouvent pourtant, quoiqu'on en puisse dire,
Un marchand pour les vendre, et des sots pour les lire“ *)

Man frage nur die Buchhändler: Ob nicht die Postillen, Romane, Briefsteller, poetischen Handbücher und Trichter, Reimregister, Notariatkünste, Complimentirbüchlein, der Eulenspiegel, und dergleichen schöne und nützliche Werke, den besten Abgang haben? Wie begierig sind nicht Happels und Menantes Schriften gekauft worden? Und Uhsens wohlinformirter Redner ist wenigstens neunmal aufgelegt. Hübners Oratorie hat eben das Glück gehabt; und ich muſs mich also wundern, wie unsre Feinde so unverschämt seyn und sagen können, daſs Niemand unsre Schriften kaufen wolle, und das um so viel mehr, weil sie selbst am hitzigsten darauf sind, und nicht allein unsre Schriften mit Lust lesen, sondern auch durch ihre sinnreichen Spöttereyen dieselben bekannt, und Andre, sie zu sehen, begierig machen. Wir haben also das Vergnügen, daſs selbst unsre Feinde unsere Namen herrlich machen müssen. Sollten sie sich entschlieſsen, uns in Ruhe zu lassen, so würde unser Ruhm nicht halb so weit erschallen.

---

*) *Boileau, Sat.* 2.

Indessen würde es uns doch niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unsre Schriften sind so beschaffen, daſs sie dem Pöbel nothwendig gefallen müssen, weil sie nach seinem Begriffe eingerichtet sind. Wir entfernen uns nicht um einen Finger breit von den gemeinen Vorurtheilen. Wir versteigen uns nicht so hoch in unsern Betrachtungen, sondern halten uns herunter zu dem Niedrigen. Dieses macht unsre Werke dem gröſsten Haufen verständlich, und erwirbt uns seinen Beyfall. Die guten Scribenten sind so glücklich nicht. Ihre Schriften sind den meisten zu hoch, weil sie mit Vernunft gemacht sind. Sie werden also von Wenigen gelesen, und von noch Wenigern gelobt, weil Niemand leicht an Sachen, die er nicht versteht, Geschmack findet. „*Tantum quisque laudat quantum se posse sperat imitari*" *). Die guten Scribenten sind naseweise, und wollen alle Welt meistern. Sie tadeln die gemeinen Thorheiten, und haben das Herz, die Wahrheit zu sagen, die doch so bitter ist. Dieses setzt kein gut Geblüt zwischen ihnen und den meisten ihrer Leser, und bringt ihnen keinen andern Vortheil, als daſs man sie für eigensinnige Grillenfänger hält und auslacht.

---

*) *Cicero in Oratore.*

„Hos populus ridet multumque torosa juventus
Ingeminat tremulos naso crispante cachinnos“ *).

Ja, man sieht sie für gefährliche, unruhige Köpfe an, und haſst sie. Die guten Scribenten sind viel zu klug, als daſs sie sich dieses nicht merken sollten. Sie wissen es, und sind sich, wenn sie sich recht besinnen, selbst desfalls gram. Sie erkennen auch, daſs aller Haſs, den der gröſste Hauſe gegen sie, und die Verachtung, welche er gegen ihre Schriften blicken läſst, blos daher rührt, weil sie ihre Vernunft, wider die Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, gar zu sehr gebrauchen, und es ist kein Zweifel, daſs sie insgeheim die Vernunft als eine Quelle ihres Unglücks oft verfluchen. Cicero wenigstens hat gegen einen seiner besten Freunde im Vertrauen aufrichtig gestanden, daſs er was darum geben wollte, wenn er der seinen mit Ehren los wäre. „*Fama*,“ spricht er, „*ingenii mihi est abjicienda; quod si possem, non recusarem*“ †). Aber dennoch sind sie viel zu halsstarrig und hochmüthig, als daſs sie ihr Elend öffentlich bekennen sollten.

Stellt man ihnen vor, wie groſs die Menge derjenigen sey, welche sich an den Schriften elen-

---

*) *Persius Sat.* 2.

†) *Lib. IX. Epist. ad Atticum. Ep.* 16.

der Scribenten erquicken, und wie klein hergegen das Häuflein derer, welche die ihrigen lesen, so ſprechen sie: „Sie bekümmerten sich um den Beyfall des einfältigen und ungelehrten Pöbels wenig, und wären zufrieden, wenn auch nur ein oder zwey rechtschaffne gelehrte Männer von ihrer Arbeit ein gutes Urtheil fällten. Wenn von der Güte einer Schrift die Frage sey, komme es auf die Mehrheit der Stimmen nicht an, und sey es eben ein gewisses Kennzeichen der Stümper, sich auf den Beyfall des gemeinen Volks und der Ungelehrten zu berufen."

Es ist ein Glück für die guten Scribenten, daſs sie sich selbst so artig zu trösten wissen; aber ich befürchte, diese Trostgründe werden zur Zeit der Anfechtung den Stich nicht halten: denn sie sind von Herzen schwach. Ich will nicht sagen, daſs es ziemlich liederlich herauskömmt, wenn die guten Scribenten sprechen, sie bekümmerten sich wenig darum, was die Leute von ihnen urtheilten: ehrliebende Gemüther sind ganz anders gesinnt, und suchen, so viel möglich, auch den Geringsten zu gefallen; sondern ich will nur anmerken, daſs es ein unerträglicher Stolz sey, den Beyfall des Pöbels so gering zu achten, und diejenigen für Stümper zu schelten, die sich groſs damit wissen. Die guten Scribenten stehen unstreitig in dem Wahn, als wenn die Ungelehrten ganz und gar ungeschickt sind, von ihren herrlichen Schriften zu urtheilen; aber sie könnten leicht inne werden, wie irrig diese Einbildung sey, wenn sie nur belieben wollten zu bedenken, daſs insgemein dafür gehalten wird, ein Frauenzimmer könne nicht so gut von der Schönheit eines andern Frauenzimmers urtheilen, als eine Mannsperson. Die Ursache ist: weil ein jedes sich für das schönste hält, und andere neben sich verachtet. Die Gelehrten gleichen in diesem Fall den Weibern vollkommen, und es ist kein einziger, wie elend es auch um ihn bestellt ist, der sich nicht in seinem Herzen klüger dünken sollte, als alle seine Brüder. Es muſs also nothwendig Haſs und Neid, zwey Leidenschaften, die vor andern einem unpartheyischen Urtheile entgegen sind, unter den Gelehrten herrschen. Die Ungelehrten sind von diesen Affecten frey, und urtheilen folglich unpartheyisch von den Schriften, die ihnen vorkommen. Sollte denn ihr Urtheil nicht höher zu schätzen seyn, als das Urtheil einiger neidischen Gelehrten, die nichts als ihre eigne Arbeit hoch halten, und natürlicherweise alles, was sie nicht gemacht haben, tadeln müssen? Mich däucht, wer sich dem Ausspruche so unpartheyischer Richter nicht unterwerfen will, der läſst ein schlechtes Vertrauen zu seiner Sache von sich blicken, und muſs kein gut Gewissen haben.

Dieser Verdacht wird also nicht gehoben, wenn gleich die guten Scribenten sprechen wollten: die Ungelehrten verstünden die Schriften der Gelehrten nicht, und könnten also nicht davon urtheilen. Denn diese Ausflucht würde sich auf nichts gründen, als auf den lächerlichen Wahn, daſs man allemal die Sache, von der man urtheilt, verstehen müsse. Ich bilde mir ein, daſs ich diese Grille schon überflüssig widerlegt habe. Wir elenden Scribenten urtheilen von vielen Sachen, die wir nicht verstehen: der Pöbel kann die Kunst auch; und sind die guten Scribenten so geschickt nicht, so ist es ein Unglück für sie: aber sie werden so gut seyn und von der Fähigkeit Andrer nicht nach ihrer eignen urtheilen. Ich sollte nicht meinen, daſs die guten Scribenten mir einwerfen werden: sie wüſsten wohl, daſs es Leute gäbe, die verwegen genug wären, von Sachen zu urtheilen, die sie nicht verstehen: allein es müſste so nicht seyn. Denn dieses wäre ein verzweifelter Satz, wodurch die Gelehrten mit den geringsten und verächtlichsten Handwerksleuten in Eine Klasse würden gesetzt werden. Bey diesen muſs Niemand, als die Aeltesten einer Zunft, von der Arbeit eines jungen Meisters urtheilen. Die Gelehrten wissen von einer solchen Verfassung nichts, und es wäre ihnen auch in der That schimpflich, wenn sie sich Leuten gleich stellen wollten, die in ihren Augen so verächtlich sind.

Da nun ein Jeder, er mag es verstehen oder nicht, von den Schriften der Gelehrten zu urtheilen nicht nur geschickt, sondern auch befugt ist; so möchte ich wohl wissen, was uns hindern sollte, auf den Beyfall des gröſsten Haufens zu trotzen; und ob es nicht ein lächerlicher Hochmuth sey, daſs unsre Feinde sich so wenig darum bekümmern? Diese Leute müssen ganz besondre Creaturen seyn. Es ist keiner, ausser sie, zu finden, der nicht wünschen sollte, von den Meisten gelobt zu werden.

„— — — *An erit, qui velle recuset*
Os populi meruisse?" — — — *)

Dem vortrefflichen Redner Demosthenes, den unsre Feinde so hoch halten, that es gewiſs ganz sanft, als eine geringe Frau zu Athen ihrer Freundin, doch so, daſs er es hört, ins Ohr sagte: Das ist der Demosthenes †). Und mein Freund Sievers würde längst vor Kummer, wie ein Schemen, vergangen seyn, wenn nicht das Lob der alten Weiber und das gütige Urtheil der Karren-

---

*) *Persius, Sat.* 1.

†) *Cicero Tuscul. Quaest. Lib. V. Demosthenes . . . illo susurro delectari se dicebat aquam ferentis mulierculae, ut mos in Graecia est, insusurrantiquè alteri: Hic est ille Demosthenes.*

schieber, Lastträger und andrer ehrlicher Männer, Pöbelvolks, ihn in seinem schweren Leiden aufrichtete und seine Gebeine fett machte. Er hat Ursache, sich groſs damit zu wissen, und sich desfalls einzubilden, er sey ein stattlicher Scribent, und die es anders sagen, boshafte Lästerer: denn wer wollte so vielen ehrlichen und unpartheyischen Personen beyderley Geschlechts nicht glauben?

„— — — *egregium cum me vicinia dicat*
Non credam?“ — — — *)

Und muſs man also nicht über die Frechheit unsrer Feinde erstaunen, die sich nicht scheuen, der uns bewundernden Menge ins Angesicht zu widersprechen, und, ob sie gleich überstimmt sind, dennoch von der übeln Meinung, welche sie von uns hegen, nichts fallen lassen wollen?

Daſs sie sprechen: die Mehrheit der Stimmen gelte in diesem Falle nicht; kann gewiſs ihr Verfahren nicht rechtfertigen. So reden die Ketzer auch, und haben doch Unrecht, weil sie Ketzer, das ist, überstimmt sind. Unsre Feinde müssen gewiſs auch nicht reiner Lehre seyn; denn wie wäre es sonst möglich, daſs sie auf so gottlose Gedanken verfielen? Wenn die Frage von der

---

*) *Persius, Sat.* 4.

Güte einer Schrift, oder von der Wahrheit eines Satzes ist; so hat die Mehrheit der Stimmen keine Statt, sagen sie: heiſst dieses aber nicht offenbar der Kirche Christi, die es zu allen Zeiten, in weit wichtigern Fällen, auf die Mehrheit der Stimmen hat ankommen lassen, eine entsetzliche Thorheit und Ungerechtigkeit vorwerfen? Es ist ein Glück für uns, daſs die heiligen Kirchenväter klüger gewesen sind. Hätten unsre Feinde vor 13 oder 1400 Jahren gelebt, und etwas zu sagen gehabt, so wäre kein einziges Concilium gehalten worden, und die Ketzer würden freye Hände gehabt haben, den Weinberg der christlichen Kirche nach Belieben zu verwüsten.

Ich erschrecke, wenn ich daran gedenke, und bitte unsre Widersacher, in sich zu gehen und einmal zu erwägen, wohin ihr Haſs gegen uns sie verleite. Sie sehen wohl, daſs sie, so lange sie vernünftig schreiben, den Beyfall des gröſsten Haufens nicht erlangen können. Sie machen es also, wie der Fuchs in der Fabel, und verachten das, was ihnen nicht werden kann. Sie stoſsen in Unmuth Worte heraus, die erschrecklich sind, und machen dadurch ihren Geruch bey den Unpartheyischen, welche sie gar verächtlich den Pöbel nennen, noch stinkender. Ich bedaure sie desfalls, ob ich gleich wohl weiſs, daſs sie über mein Mitleiden nur lachen werden: denn ich bin versichert, es werde sie einmal gereuen, daſs sie die Ehrerbietung, welche sie dem gröſsten Haufen schuldig sind, aus den Augen gesetzt haben. Sie werden gewiſs die Lästerworte, die sie wider den Pöbel reden, um so viel schwerer zu verantworten haben, je besser sie wissen, daſs die Stimme des Volks so viel gelte, als die Stimme Gottes. *Vox populi, vox Dei.* Und überdies müssen sie sich nicht einbilden, daſs die Menge, die uns und unsern Schriften hold ist, aus lauter elenden, geringen und nichtswürdigen Leuten bestehe. Sie können glauben, daſs sich viele vornehme und angesehene Männer aus allen Ständen darunter befinden: denn Gott gibt denen, welche er in seinem Zorn groſs macht, nicht allemal mit der Würde so viel Verstand, als man nöthig hat, wenn man an guten Schriften ein Vergnügen finden will, und man hat schon lange angemerkt, daſs diejenigen, welche die wichtigsten Aemter verwalten, und die gröſsesten Ehrenstellen bekleiden, wie viel sie auch sonst auf sich halten, doch gemeiniglich so bescheiden gewesen sind, daſs sie sich in ihren Urtheilen wenig oder gar nicht von dem Pöbel entfernt, sondern sich zu allen Zeiten nicht so sehr durch den guten Geschmack, als durch die Kleidung von demselben zu unterscheiden gesucht haben. „*Mirari quidem non debes,*" sagt Seneka, „*corrupta excipi, non tantum a corona sordidiore, sed ab hac turba* *quoque cultiore: Togis enim inter se isti, non judiciis distant"* *).

Es ist also eine unverantwortliche Grobheit, daſs unsre Feinde von dem Pöbel so verächtlich reden, unter welchem sich doch Leute befinden, denen sie alle Ehrerbietung schuldig, und die im Stande sind, die Verachtung, welche man gegen ihr Urtheil bezeigt, mit Nachdruck zu rächen. Ich wünsche nicht, daſs die guten Scribenten dieses jemals erfahren mögen: aber es sollte mir eine Freude seyn, wenn diese Herren durch meine gegründeten Vorstellungen endlich einmal begriffen, daſs unsre Schriften den Meisten gefallen; daſs der Beyfall des gröſsten Haufens nicht zu verachten sey; daſs derjenige, der sich darauf beruft, kein Stümper ist; daſs wir elenden Scribenten mit Recht darauf trotzen, und daſs uns dieser Beyfall des Pöbels einen groſsen Vorzug vor unsern Feinden gibt, und unsre Vortrefflichkeit eben so unstreitig macht, als der Ausspruch des Orakels die Weisheit des Sokrates.

Ich habe dieses handgreiflich erwiesen: allein was wird's helfen? So lange unsre Feinde noch sehen, daſs viele elende Scribenten in der äuſsersten Verachtung leben, und ihre Schriften entweder gar nicht abgehen, oder nur von Leuten

---

*) *Epist. CXIV.*

gekauft werden, die darüber lachen und spotten, werden sie immer dabey bleiben, daſs eine Schrift, die ohne Vernunft gemacht ist, ihrem Urheber wenig Ehre bringe. Nun könnte ich zwar dieses mit eben dem Fug läugnen, als meine Brüder läugnen, daſs sie elende Scribenten sind; allein ich mache mir ein Gewissen, dem Augenscheine zu widersprechen. Es ist, leider! mehr als zu wahr, daſs viele meiner Brüder von aller Mühe, die sie auf ihre Schriften wenden, nicht so viel haben, daſs auch nur ein einziger ihre Arbeit lobe. Es ist unstreitig, daſs eine gute Anzahl elender Schriften nimmer des Tages Licht sieht, und von den Motten verzehrt wird. Viele brauchen die Buchhändler zu Maculatur, und einige haben gar das Unglück, daſs sie, wenn sie kaum aus der Presse kommen, nach dem Gewürzladen geschickt werden.

— — — in vicum vendentem thus et odores,
*Et piper, et quicquid chartis amicitur ineptis**).

Aber dieses widrige Schicksal elender Schriften, an welchem sich unsre Feinde ärgern, kann unmöglich das, was ich von den Vorzügen und von der Vortrefflichkeit der elenden Scribenten geschrieben habe, umstoſsen und unwahr machen.

---

*) *Horatius Lib. II. Ep. 1.*

Keine Regel ist ohne Ausnahme, und wenn ich sage, daſs alles, was unvernünftig ist, dem Pöbel am besten gefalle; so begehre ich nicht zu läugnen, daſs nicht bisweilen eine unvernünftige Schrift von dem gröſsten Haufen anders, als es billig seyn sollte, aufgenommen werde. Ich weiſs wohl, was solchen Schriften öfters zu begegnen pflegt; aber alles, was ihnen begegnet, sind Unglücksfälle, nach welchen man ohne Unbilligkeit von ihrem innerlichen Werthe nicht urtheilen kann, und worüber die guten Scribenten sich um so viel weniger zu kitzeln Ursache haben, je gewisser es ist, daſs ihre Schriften denselben eben sowohl unterworfen sind, als die unsern. Es ist noch eine groſse Frage: Ob mehr schlechte als gute Schriften verloren gegangen? Und miſsbraucht man unsre Blätter zu Pfeffertuten, so hat man wohl eher in die Schriften des Livius Käse gewickelt.

Gesetzt aber, es widerführe dieses Unglück unsern Schriften nur allein. Gesetzt, es fiele dadurch alles, was ich von dem Vorzuge, den die elenden Scribenten, in Ansehung der Anzahl ihrer Bewunderer, vor den guten haben, bisher geschrieben, gänzlich über'n Haufen; so würde doch dadurch der wesentlichen Vortrefflichkeit meiner Brüder nicht das Geringste abgehen, weil dieselbe sich nicht auf die Gedanken, die Andre von uns haben, sondern auf unsre eigne Empfindung und auf die gute Meinung, welche wir von uns selbst hegen, gründet. Unsre Feinde betrügen sich, wenn sie meinen, daſs ich unsre Vortrefflichkeit in dem Beyfalle des gröſsten Hauſens suche.

Was ich davon geschrieben habe, das hat keinen andern Zweck, als sie zu überführen, daſs der Mangel der Vernunft uns nicht so verächtlich mache, als sie sich einbilden, sondern uns vielmehr die Hochachtung des uns gleichgesinnten Pöbels, und folglich der meisten Menschen, erwerbe. Aber glauben sie denn, daſs wir ohne diese Hochachtung nicht glücklich seyn können? Ich gestehe, es ist eine angenehme Sache, von Vielen gelobt zu werden; allein mich däucht, wir würden doch wohl bleiben, wer wir sind, wenn wir gleich von der Welt ausgezischt, und unsre Schriften von Niemand gelesen, oder von Allen, die sie lesen, getadelt würden. Der Mangel der Vernunft, der uns das Schreiben so leicht und unsre Schriften dem Pöbel so angenehm macht, würde uns auch auf den Fall Dienste thun, wenn der Pöbel sich zu unsern Feinden schlüge, und wir würden in unserm Unglück gröſser seyn, als bey glücklichen Tagen.

Unsern Feinden kann dieses nicht unglaublich vorkommen: denn sie kennen unsre Groſsmuth, unsre Geduld, unsre Gelassenheit. Wir haben ihnen, seit der Zeit, daſs sie uns geängstigt haben, so viele ausnehmende Proben davon gegeben, daſs sie darüber erstaunt sind. Was würden sie also nicht sagen, wenn sie sehen sollten, wie wenig wir uns daraus machen würden, wenn gleich Alle, die uns sonst noch hochgehalten, mit ihnen auf uns losstürmten? Sie hielten es nicht aus, wenn ihnen dergleichen begegnete, das weiſs ich wohl; aber ich kann versichern, daſs wir dieses Unglück, wie groſs es auch seyn mag, nicht einmal empfinden würden.

Wie wenig Verstand wir auch haben, so begreifen wir doch, daſs es närrisch sey, seine Glückseligkeit in Dingen zu suchen, die ausser uns sind. Unser Wahlspruch ist:

„— — — *ne te quaesiveris extra*" *).

Und die Natur, die wohl vorhergesehen hat, daſs wir wegen unsrer Schriften viele Anfechtungen haben würden, hat uns dergestalt wider die Anläufe unsrer Feinde gewaffnet, daſs alle Pfeile der Spötter, wie spitzig und scharf sie auch sind, uns nicht die geringste schmerzhafte Empfindung verursachen können. Eine innerliche Empfindung unsrer Vollkommenheiten ersetzt den Mangel eines fremden Lobes, mit welchem sich unsre Feinde so groſs wissen, und tröstet uns kräftiglich, wenn man unser spottet.

---

*) *Persius, Sat.* 1.

„*Ridentur, mala qui componunt carmina: verum*
Gaudet scribentes, et se venerantur, et ultro
Si taceas, laudant, quicquid scripsere, beati" *).

Unsere Schriften führen also, wie die Tugend, ihre Belohnung mit sich, und wir haben nicht nöthig, den Lohn unsrer Arbeit von Andern zu erwarten. Ein gewisser Lehrer der Römischen Kirche hat hierüber gar artige Gedanken. Er meint, Gott bezeige sich eben so gnädig und gerecht gegen uns, als gegen die Frösche. Denn wie er diesen die Gnade gebe, daſs sie sich selbst an ihrem, eben nicht gar angenehmen, Gesange belustigten; so habe er es, in Ansehung unsrer, so weislich gefügt, daſs wir, da Niemand unsre Verdienste erkennen will, eine ungemeine Zufriedenheit mit uns selbst hätten. „*Selon la justice,*" spricht er, „*tout travail honnête doit être recompensé de louange ou de satisfaction. Quand les bons Esprits font un ouvrage excellent, ils sont recompensés par les applaudissemens du Public. Quand un pauvre Esprit travaille beaucoup pour faire un mauvais ouvrage, il n'est pas juste ni raisonnable qu'il attende des louanges publiques; car elles ne lui sont pas dues: mais à fin que ses traveaux ne demeurent pas sans recompense, Dieu lui donne une satisfaction personelle,*

---

*) *Horat. Lib. II. Ep.* 2.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17843/025

que personne ne lui peut envier sans une injustice plus que barbare. Tout ainsi que Dieu qui est juste, donne de la satisfaction aux Grenouilles de leur chant: autrement le blame public, joint à leur mécontentement, seroit suffisant pour les reduire au desespoir" *).

Leute, für die der Himmel so sonderlich gesorgt hat, können sich leicht über die Verachtung, welche die böse Welt gegen sie bezeigt, zufrieden geben, und unsre Feinde können daher, wofern es ihnen beliebt, leicht die Ursache ergründen, warum ihre Spöttereyen, durch welche sie uns wehe thun wollen, so fruchtlos sind. Unsre Zufriedenheit mit uns selbst macht ihre boshafte Bemühung vergeblich; und ich werde also nicht zu viel sagen, wenn ich behaupte, daſs dieselbe die gröſste unsrer Vortreflichkeiten und der Grund unsrer Glückseligkeit sey.

So lange wir mit uns selbst zufrieden sind, und an unsrer Arbeit ein Vergnügen finden, wird alles, was unsre Feinde gegen uns vornehmen, viel zu wenig seyn, uns unglücklich zu machen und unsre Gemüthsruhe zu stören. Cicero nennt die Anhänger des Epicurus glücklich, und gibt keine andre Ursache davon, als weil sie sich es

---

*) *Le P. François Garasse, Somme Theolog. Liv. II. p.* 419.

einbildeten. („*Sunt enim,*" spricht er [*]), *et boni viri, et, quoniam sibi ita videntur, beati.*") Da wir nun eben diese Einbildung haben, so möchte ich den sehen, der uns den geringsten Verdruſs erwecken könnte. Ein elender Scribent ist weit über die Lästerungen und Spöttereyen seiner Neider erhaben.

> „*Celsior exsurgit pluviis, auditque ruentes*
> *Sub pedibus nimbos, et rauca tonitrua calcat*" [†]).

Man stelle ihm seine Einfalt, seine Unwissenheit, seine Thorheit und Ungeschicklichkeit so deutlich und lebhaft vor, als man immer will: er wird doch dabey bleiben, daſs die Natur an ihm ihr Meisterstück bewiesen habe, und sich an seinen Schriften, die Andre ohne Ekel nicht lesen können, auf seine eigne Hand belustigen.

Ich sehe nicht, was wider einen solchen Menschen auszurichten ist? Er ist unüberwindlich, und die guten Scribenten thun thöricht, daſs sie sich bemühen, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Die Klagen, welche die guten Scribenten über unsre Hartnäckigkeit führen, zeigen deutlich, daſs sie die Eitelkeit ihres Beginnens selbst erkennen. Sie müssen also auch wider ihren

---

[*]) *De Oratore. Lib. III.*

[†]) *Claudian. de Mall. Theodos. Consul. v. 206.*

Willen gestehen, daſs Leute, die so sehr von sich eingenommen sind, daſs man ihnen auf keinerley Weise die süſse Einbildung von ihrer Vortrefflichkeit und die daher flieſsende Zufriedenheit mit ihrem Zustande rauben kann, die allerglückseligsten Creaturen sind. Ist es nun nicht, wie der Patèr Garasse sagt, barbarisch gehandelt, wenn man seinem Nebenchristen sein Glück nicht gönnt? Dieses heiſst die Bosheit auf's höchste treiben; und unsre Feinde sollten sich also schämen, von uns zu verlangen, daſs wir die Vernunft gebrauchen sollen. Es ist dieses ein Ansinnen, so nicht höflicher und christlicher herauskömmt, als wenn ich einen ersuchen wollte, er möchte doch so gut seyn, und sich von einem Felsen herabstürzen; und könnten unsre Feinde uns zu der Thorheit verleiten, so wäre es um uns geschehen, und würden wir hinfort keine fröhliche Stunde haben.

Denn mit dem Gebrauche der Vernunft kann die Zufriedenheit, die uns so glücklich macht, und uns vor unsern Feinden einen so groſsen Vorzug gibt, unmöglich bestehen. Sobald wir der Vernunft zu viel Willen lassen, nimmt sie sich Freyheiten heraus, die unerträglich sind. Sie hat die böse Gewohnheit, daſs sie allen, die ihr zu viel Gehör geben, den vermaledeyten Rath gibt, sie sollten suchen, sich selbst kennen zu lernen. Das wäre uns elenden Scribenten eben recht. Der Mangel der Selbsterkenntniſs ist der einzige Grund unsrer Zufriedenheit; und wir müſsten also weit närrischer seyn, als unsre Feinde glauben, wenn wir nicht mit aller Macht unsre Vernunft, die so verführerisch ist, im Zaum hielten.

Wenn meine drey Freunde, Sievers, Philippi und Rodigast, sich selbst kennten, so wären sie längst in Verzweiflung gerathen, und hätten sich vielleicht schon selbst Leid angethan. Aber so leben sie noch, und sind lustig und guter Dinge. Ihre Feinde wundern sich darüber; aus keiner andern Ursache, als weil sie die Vortrefflichkeiten und Vorzüge der elenden Scribenten nicht gebührend einsehen. Hätten sie aber die Alten gelesen, so würde ihnen die Unempfindlichkeit und Zufriedenheit, welche die erwähnten drey Männer mitten in ihrem Unglück, eben wie Sadrach, Mesach und Abeg Nego in dem feurigen Ofen von sich blicken lassen, nicht die geringste Verwunderung verursachen.

Plinius *) hat schon lange angemerkt, daſs die Esel keine Läuse haben; und wem es gegeben ist, den heimlichen Sinn dieser, nach dem Buchstaben ungegründeten, Bemerkung zu fassen, der sieht wohl, daſs Plinius nichts anders sagen wolle, als daſs ein elender Scribent von seinen

---

*) *Hist. Nat. Lib. XI. c. 33.*

Mängeln nicht die geringste Empfindlichkeit habe. Ich halte für unnöthig, die Gründlichkeit meiner mystischen Auslegung weitläufig zu beweisen. Es ist gar zu bekannt, daſs es eine alte Gewohnheit ist, von den elenden Scribenten unter dem Bilde eines Esels zu reden, und da Jedermann weiſs, daſs die Erkenntniſs unsrer Vergehungen, mit einem Worte, das Gewissen genennt wird, das Gewissen aber in dem Ruf ist, daſs es beiſse; so ist leicht zu begreifen, was zwischen demselben und einer Laus für eine Aehnlichkeit ist. Ich halte mich dabey nicht auf, sondern bitte nur meine Leser, mit mir zu erwägen, was die vortreffliche Eigenschaft, die wir, wie Plinius zeugt und die Erfahrung lehrt, besitzen, für Vortheile mit sich führt.

Die Erkenntniſs der Fehler gebiert Reue. Die Reue ist nichts anders, als eine Art von Traurigkeit, und folglich ein verdrieſslicher Affect. Sie kann ohne Zerknirschung, und ohne einen Abscheu vor uns selbst, nicht begriffen werden. Sie macht also einen Menschen miſsvergnügt mit seinem Zustande; und wer mit seinem Zustande nicht zufrieden ist, kann nimmer glücklich seyn. Unsre Feinde empfinden mit ihrem Schaden, daſs das, was ich hier schreibe, die Wahrheit ist. Je mehr Verstand sie haben, je tiefer sehen sie ihre Fehler ein, und diese verdrieſsliche Einsicht macht ihnen das Leben rechtschaffen sauer. Ich darf ihnen nicht vorstellen, mit wie vielen Schmerzen sie ihre geistigen Kinder empfangen und zur Welt bringen; sie wissen es besser, als ich es ihnen sagen kann; sie läugnen es auch nicht. Und wenn denn endlich ein guter Scribent von seiner gelehrten Bürde nach einer schweren Geburt entbunden wird, so ist er nicht einmal so glücklich, als die Affen, die ihre Jungen, ihrer Häſslichkeit ungeachtet, zärtlich lieben; sondern er entdeckt an den Kindern seines Verstandes, wie schön sie auch sind, so viele Gebrechen, daſs er sie kaum vor Augen sehen mag:

„Et toujours mécontent de ce qu'il vient de faire,
Il plaît à tout le monde, et ne sauroit se plaire“ *).

Ein elender Scribent hergegen empfängt mit Lust, gebiert ohne Schmerzen, und erdrückt seine Jungen fast für Liebe, nicht anders, als die Affen. Man lache über diese Aufführung, so viel man will; so wird man doch nicht in Abrede seyn können, daſs ein elender Scribent weit glücklicher sey, als ein guter. Es ist nicht nöthig, daſs ich mir die Mühe gebe, dieses durch viele Gründe darzuthun. Unsre Feinde sind so billig, daſs sie es selbst erkennen. Boileau beneidet den Pelletier:

„J'envie en écrivant le sort de Pelletier“ †).

---

*) *Boileau, Sat. II.* †) *Ibid.*

Und Horaz sagt ausdrücklich, er möchte lieber ein elender Scribent seyn, und seine Fehler nicht erkennen, als einer der besten, und dabey miſsvergnügt mit sich selbst seyn:

„*Praetulerim scriptor delirus inersque videri,*
Dum mea delectent mala me, vel denique fallant:
Quam sapere et ringi" *).

Was brauchen wir weiter Zeugniſs? Unsre Feinde selbst machen uns unsre Vortrefflichkeit und Glückseligkeit nicht streitig. Aber dennoch sind diese, mit so besonderer Klugheit begabte, Kreaturen so verblendet, und so übel berathen, daſs sie die Selbsterkenntniſs für nöthig halten. Meine Leser mögen urtheilen, ob ein so widersinniges Betragen mit der tiefen und abergläubigen Ehrerbietung, welche die guten Scribenten gegen die Vernunft hegen, bestehen könne?

Ich weiſs wohl, es mangelt den guten Scribenten nimmer an Ausflüchten. Sie werden sprechen: Obgleich die Erkenntniſs ihrer Fehler im Anfange verdrieſslich wäre, so habe sie doch eine gute Wirkung, und treibe sie an, die erkannten Fehler auszubessern und nach der Vollkommenheit zu trachten, die ein so unaussprechliches Vergnügen mit sich führe, daſs dadurch einem Scribenten

---

*) *Horat. Lib. II. Ep. 2.*

die, auf die Ausbesserung seiner Fehler gewandte, Mühe mehr als doppelt belohnt würde. Aber alles dieses heiſst nichts gesagt.

Ein Scribent ist ein Mensch, und muſs also Fehler haben. Wer sich darüber nicht zufrieden geben kann, dem weiſs ich keinen bessern Rath, als daſs er seine Menschheit ablege, und sich entweder um eine Stelle unter den Seraphinen bewerbe, oder gar vergöttern lasse. In dieser Sterblichkeit nach einer Vollkommenheit trachten, ist lächerlich und vergebens. Und wenn es denn ja möglich wäre, diese eingebildete Vollkommenheit zu erlangen; so weiſs ich doch nicht, ob es der Mühe werth seyn würde, desfalls seiner Natur Gewalt anzuthun, und sich mit einer verdrieſslichen Ausbesserung einiger, der Menschheit so wesentlichen, Fehler zu quälen? Und ob man nicht auf eine gemächlichere Art derjenigen Vortheile theilhaftig werden könne, welche sich unsere Feinde von der Vollkommenheit, oder gänzlichen Befreyung von allen Mängeln, versprechen?

Wofern ich nicht irre, so besteht aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kann, in dem unaussprechlichen Vergnügen, dessen ein Mensch, der sich keiner Fehler bewuſst ist, nothwendig genieſsen muſs. Wir elenden Scribenten sind uns nun unsrer Fehler nicht bewuſst, weil wir sie nicht erkennen, und besitzen also wirklich diejenige Glückseligkeit, nach welcher unsre Feinde mit so vieler Mühe ringen. Ist dieses nicht gemächlich? und kann man sich wohl des Lachens enthalten, wenn man sieht, wie wunderlich sich die guten Scribenten gebehrden? Sie kommen mir wahrlich nicht anders vor, als der König Pyrrhus, der sich einbildete, er könne sich mit seinen Freunden nicht recht lustig machen, wenn er nicht vorher Italien, Sicilien, Karthago, und ich weiſs nicht, was für Länder mehr, bezwungen hätte. Man stellte ihm vor, er dürfe desfalls nicht einen Fuſs aus seinem Königreiche setzen; und wenn unsre Feinde nur einmal bedenken wollten, wie vergnügt wir unser Leben zubringen, ohne unsre Fehler zu erkennen, so würden sie leicht begreifen, daſs die Mühe, welche sie sich geben, um zu einem Glücke zu gelangen, das in ihren Händen steht, höchst unnütz sey. Ich sage wenig: denn wenn man ihre Aufführung recht ansieht, so ist sie im höchsten Grade lächerlich.

Sie suchen durch die Erkenntniſs ihrer Fehler glücklich zu werden: da doch die Glückseligkeit darin besteht, daſs man sich keiner Fehler bewuſst ist. Kann man wohl wunderlicher zu Werke gehen? Sprechen sie: sie blieben bey der Erkenntniſs ihrer Fehler nicht stehen, sondern bemühten sich, durch die Ablegung derselben die Vollkommenheit zu erreichen, die allein einen Scribenten vergnügt machen kann; so antworte ich: daſs es unmöglich sey, auf solche Art vergnügt und glücklich zu werden. Ich berufe mich desfalls auf die Erfahrung. Wäre es möglich, so müſste die Zufriedenheit eines Scribenten, der es in der Ausbesserung seiner Fehler weit gebracht, und der Vollkommenheit sehr nahe gekommen ist, gröſser seyn, als eines andern, der es nicht so hoch gebracht, und weiter von der Vollkommenheit entfernt ist. Aber so sehen wir täglich das Gegentheil. Montaigne *) sagt: es gehe den Gelehrten, wie den Aehren, die so lange aufrecht stehen und sich brüsten, als sie leer sind; sobald sie aber von Körnern schwer werden, das Haupt sinken lassen; und er hat Recht. Ein unvollkommner Scribent ist bey allen seinen Fehlern vergnügt, und mit sich selbst zufrieden. Je näher hingegen ein Scribent der Vollkommenheit kömmt, je mehr Fehler entdeckt er an sich; je leckerer, je verdrieſslicher, je miſsvergnügter mit sich selbst wird er. Die Ursache ist diese: Weil die Vollkommenheit, nach welcher die guten Scribenten

---

*) *Liv II. Chap. 12. p. 302. 303.* „*Il est advenu aux gens véritablement savans, ce qui advient aux espics de bled, ils vont s'élevant et haussant la tête droite et fière, tant qu'ils sont vuides; mais quand ils sont pleins et grossis de grain en leur maturité, ils commencent à s'humilier et baisser les cornes.*

streben, eine leere Einbildung und ein süſser Traum gar zu hochmüthiger Leute ist. Die bescheidensten unsrer Feinde stimmen hierin mit mir überein. Sie bekennen, daſs alle ihre Arbeit, ihr Wachen, ihr Lesen, ihr Nachdenken ihnen keinen andern Vortheil gebracht hat, als daſs sie ihre Schwachheit erkennen, und begreifen gelernt haben, daſs unser Wissen Stückwerk sey. Wie diese verdrieſsliche Entdeckung geschickt sey, einen Menschen vergnügt zu machen, das begreife ich nicht. Ich halte vielmehr dafür, daſs natürlicherweise die Verzweiflung ihr auf dem Fuſse folgen müsse, und ein guter Scribent, wenn er sich lange gequält hat, statt der Zufriedenheit, die er sucht, nichts als einen ewigen Abscheu für sich selbst, zur Belohnung seiner Mühe erlangen können.

Wie eine schöne Gelegenheit hätte ich hier nicht, unsre Feinde auszuhöhnen und lächerlich zu machen? Ich könnte über ihre eingebildete Weisheit spotten, und ihnen deutlich zeigen, daſs sie nichts weniger als weise sind. Denn die vornehmste Eigenschaft eines weisen Mannes ist die Zufriedenheit mit sich selbst. „*Nisi sapienti sua non placent*," sagt Seneca *), „*omnis stultitia laborat fastidio sui.*" Diese Vorrückung ihrer Thorheit würde ihrem Hochmuth sehr empfindlich

---

*) *Epist. IX.*

seyn. Allein ich will ihr Unglück nicht gröſser machen; sie sind ohnedies hoch genug betrübt. Ich bin zufrieden, wenn nur meine Leser erkennen, daſs unsre Feinde, die guten Scribenten, sehr unvernünftig handeln, wenn sie uns den Mangel der Vernunft zur Sünde deuten, der doch die Quelle unsrer Vortrefflichkeiten ist und in uns eine Zufriedenheit wirkt, zu welcher ausser uns wenig Menschen in diesem Jammerthal zu gelangen das Glück haben.

Ich bilde mir ein, dieses mit stattlichen Gründen überflüssig erwiesen zu haben, und schreite dahero zu dem andern Hauptfehler elender Schriften, der, wie unsre Feinde meinen, in dem Mangel der Ordnung bestehen soll. Da es mir leichter geworden, als ich anfangs selbst geglaubt habe, den Mangel der Vernunft, den man uns vorwirft, zu rechtfertigen; so wird es mir wenig Mühe kosten, unsern Feinden zu zeigen, daſs sie gar keine Ursache haben, unsre Schriften zu verachten, weil sie eben nicht allemal die ordentlichsten sind.

Die Ordnung im Schreiben ist, wie Jedermann gesteht, willkührlich. Es ist also kein Scribent befugt, dem andern vorzuschreiben, wie er sein Buch einrichten solle; eben so wenig als ein Bürger das Recht hat, seinen Nachbar über die Einrichtung seiner Haushaltung zur Rede zu stellen. Da nun dieses unstreitig ist, so nehmen sich unsre Feinde zu viel heraus, wenn sie sich unterstehen, über die Ordnung oder Unordnung unsrer Schriften zu richten. Ihr Urtheil kann in diesem Fall nicht gelten, ich will nicht sagen, weil sie partheyisch sind, sondern auch nur deswegen, weil das, was man Ordnung nennt, etwas sehr Zweydeutiges und Ungewisses ist.

Die Ueberforscher *) sagen: die Ordnung sey eine Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Dieses Mannigfaltige kann auf vielerley Art und unzähligemal versetzt werden, und es bleibt doch allemal eine gewisse Uebereinstimmung in demselben übrig. Da nun das Mannigfaltige auf unterschiedliche Art übereinstimmen kann, so steht es bey einem Jeden, was er für eine Uebereinstimmung der andern vorziehen will, und Keiner ist befugt, mich einer Unordnung zu beschuldigen, wenn ich etwa das Mannigfaltige von einer andern Seite angesehen habe, als er. Soll dieses nicht wahr seyn, so müſste in der Musik nur eine einzige Melodie Statt haben. Denn die Melodie ist nichts anders, als eine harmonirende Menge unterschiedener Töne. Hätte nun in dem Mannigfaltigen nur eine einzige Uebereinstimmung Statt, so müſste auch in der Musik nur eine einzige Harmonie unterschiedener Töne die rechte seyn, und alle andern Mischungen dieser Töne

---

*) *Metaphysici. Vid. Comenii Orb. pict.*

übel klingen. Dieses ist lächerlich. Folglich kann ein Jeder das Mannigfaltige, mit dem er zu thun hat, mengen, wie er will, und diejenige Uebereinstimmung desselben wählen, die ihm die beste scheint.

Es wäre viel, wenn blos den elenden Scribenten dieses nicht frey stehen, und ein jeder Spötter berechtigt seyn sollte, ihre Schriften unordentlich zu schelten, wenn sie das Mannigfaltige, woraus sie bestehen, nicht nach seiner Phantasie gemischt haben. Die elenden Scribenten schreiben Bücher. Ein Buch ist eigentlich nichts, als eine Menge mit Buchstaben beschriebener Blätter. Wenn unter diesen Buchstaben eine Uebereinstimmung ist, so ist das Buch, welches sie ausmachen, ein ordentliches Buch. Unter den Buchstaben ist eine Uebereinstimmung, wenn sie nur so zusammengesetzt sind, daſs verständliche Worte herauskommen. Diese Worte können nun in allen Sprachen wieder unzähligemal versetzt werden, ohne Nachtheil der so nöthigen Uebereinstimmung des Mannigfaltigen; und es steht also in eines Jeden Belieben, wie er die Worte der Sprache, in welcher er schreibt, unter einander mengen will. Da dieses nun in eines Jeden Freyheit steht, so handelt derjenige unvernünftig und tyrannisch, der sich die Macht zueignet, einen Scribenten wegen dieser willkührlichen Vermengung der Worte zur Verantwortung zu ziehen, wofern man nicht wider alle Vernunft behaupten will, es könne die nöthige Uebereinstimmung des Mannigfaltigen nur durch eine einzige Art aller möglichen Wortmischungen erhalten werden, und folglich nur ein einziges ordentliches Buch in der Welt seyn.

Ich habe das Vertrauen zu unsern Feinden, daſs sie sich schämen werden, so entsetzlich zu schwärmen. Aber mit was für Fug können sie denn unsre Schriften für unordentlich ausschreyen? Bestehen diese Schriften nicht aus verständlichen Worten? Ich sollte es meinen: denn sonst würden sie doppelt unvernünftig handeln, wenn sie von der Ordnung solcher Schriften urtheilen wollten, in welchen sie kein Wort verstehen. Haben wir nicht eben die Macht, die Worte nach unserm Gutdünken zu mischen, die sie haben? Und hätten wir also nicht auch das Recht, ihre Schriften für unordentlich zu halten, wenn die Vermischung der Worte, die sie erwählt, uns nicht anstünden? Aber wir sind so unbillig nicht. Wir lassen einem Jeden seine Freyheit, und verlangen von unsern Feinden ein Gleiches.

Es ist schwerlich zu vermuthen, daſs sie uns diese Gnade widerfahren lassen werden, wie gründlich ich auch gezeigt habe, daſs unsre Forderung billig ist. Denn sie sind gar zu ungerecht und eigensinnig. Ich will also diese Forderung fahren lassen, und ihnen, jedoch unsern Rechten unverfänglich, zugeben, daſs in unsern Schriften die gröſste Unordnung herrsche. Mich däucht nicht, daſs dieser Fehler so groſs ist, als ihn unsre Feinde machen, und ihre eigne Aufführung bestärkt mich in dieser Meinung. Es ist bey ihnen gar nichts Seltnes, daſs sie Schriften mit Lust lesen und bis in den Himmel erheben, die doch ganz unordentlich geschrieben sind. Wenn diese Schriften Leute zu Urhebern haben, denen sie gewogen sind; so wissen sie den Fehler, den sie uns als eine gräuliche Missethat anrechnen, nicht genug zu preisen. Sie nennen die Unordnung, die sie in solchen Schriften wahrnehmen, eine angenehme Unordnung, und bewundern die Höflichkeit des Verfassers, der dem Ekel seiner Leser so geschickt vorbeugt, und für ihre Belustigung so sehr sorgt, daſs er sich oft mit ihnen von der ordentlichen Landstraſse entfernt, und sie in so lustige Gegenden und auf so angenehme Auen führt, daſs sie, vor Lust entzückt und vor Freude auſser sich, die Beschwerlichkeiten der Reise nicht merken, und sich nicht nach der Herberge sehnen. Wenn wir armen Leute hergegen aus gutem Herzen unsern Leser quer Feldein führen und ihm eine Ehre anthun wollen, so bekömmt es uns eben so übel, als wenn der Esel, nach dem Exempel des Hündchens, seinem Herrn liebkosen will. Man nennt unsre Höflichkeit eine Ausschweifung, und uns elende Schwärmer, die nicht wissen, wo sie zu Hause sind. Ob dieses billig gehandelt sey, weiſs ich nicht: das weiſs ich, daſs meine Leser über das ungerechte Verfahren unsrer Feinde erstaunen werden; aber sie werden sich noch mehr wundern, wenn sie Folgendes zu bedenken belieben wollen.

Die Poesie, welcher unstreitig der Rang über die ungebundene Beredsamkeit gebührt, hat nichts Vortrefflicheres, als die Ode und das Heldengedicht. In beyden muſs aber eine gewisse Unordnung herrschen, wofern sie gut seyn sollen. Eine Ode, in der man keine Fuſstapfen eines entzückten Geistes findet, taugt nicht viel. Sie muſs voller Ausschweifungen seyn, und mit einer angenehmen Verwirrung prangen. So bald hängen ihre Strophen nicht, auf eine gemeine Weise, ordentlich zusammen, so wird sie platt und abgeschmackt. Ein Heldengedicht, in dem eine gemeine historische Ordnung beobachtet worden, wird seinem Urheber wenig Ehre bringen. Will er, daſs man ihn unter die Dichter zähle, so muſs er schwärmen, und alles unter einander mengen. Er kann anfangen, wo er will, nur bey Leibe nicht von vorne: „*Sed per ambages, deorumque ministeria, et fabulosum sententiarum tormentum praecipitandus est liber spiritus; ut potius furentis animi vaticinatio appareat; quam religiosae orationis sub testibus fides*" *).

---

*) *Petronius.*

So reden unsre Feinde, und so machen sie es auch. Sollten sie sich denn nicht schämen, unsere Schrift wegen einer Unordnung zu verachten, die sie selbst zu den wichtigsten und gröſsten Werken des menschlichen Verstandes so nöthig halten? Müssen sie sich nicht selbst gestehen, daſs die Unordnung unsrer Schriften uns von dem gemeinen Haufen derer, die in ungebundener Rede schreiben, merklich unterscheide, und eine Eigenschaft sey, wodurch unsre ungereimten Werke der Ode und dem Heldengedichte, welches unstreitig die vollkommensten Geburten des menschlichen Witzes sind, ungemein ähnlich werden? Ihre Unbilligkeit fällt so sehr in die Sinne, daſs ich mich schäme, desfalls ein Wort mehr zu sagen. Sie mögen sehen, wie sie ihr Verfahren gegen Unpartheyische rechtfertigen.

Es wird ihnen dieses um so viel schwerer fallen, je offenbarer es ist, daſs unsre Schriften den ihrigen, was die Ordnung anlangt, nichts nachgeben. Man sehe nur unsre Bücher an, und sage mir, ob sie nicht eben so aussehen, als diejenigen, welche unsre Feinde machen. Der Anfang kommt erst, dann folgt das Mittel, und das Ende schlieſst die Reihe. Ich habe noch nicht erlebt, daſs einer meiner Brüder sein Buch mit einem andächtigen *Soli Deo Gloria* angefangen und mit einem gläubigen *Quod Deus bene vertat* beschlossen; und biete unsern Feinden Trotz, mir einen namhaft zu machen, der sich so weit vergangen habe. Wie sehr wir uns auch sonst von unsern Feinden unterscheiden; so richten wir doch unsre Bücher eben so ein, als sie Sievers, mein würdiger Bruder, von dem man sagen kann, daſs er der Vernunft und ihren unmäſsigen Verehrern zum Possen geschrieben, und Philippi, der Streitbare, eine Zierde und Krone der elenden Schreiber, haben Büchlein ausgehen lassen, die so wohl eingerichtet sind, daſs man, ehe man sie liest, schwören sollte, sie wären von guten Scribenten gemacht. Wenn man sie aufmacht, so erblickt man zuerst das liebliche Antlitz des vortrefflichen Verfassers, dessen Vor- und Zunamen, Vaterland, Alter und Würde; oder ein andres wohl oder übel ausgesonnenes Kupfer. Dann kömmt die Vorrede eines berühmten Mannes, die das Lob des Verfassers in sich halten soll, ob sie gleich bisweilen, wie es meinem lieben Bruder Sievers wirklich begegnet ist, zu seiner Schande gereicht; oder eine demüthige Zueignungsschrift. Hierauf folgt die Vorrede des Verfassers, und dann das Werklein selbst. Nach dem Werklein kommen die Register, und zuletzt ein Verzeichniſs der Schriften des Verfassers. Das weiſse Blatt, das dann noch folgt, rechne ich nicht mit, weil es der Buchbinder nur hinzugethan hat. Doch kann man auch daraus abnehmen, daſs ein elendes Buch einem guten so ähnlich sieht, als ein Ey dem andern. Ist nun aber eine bessere Ordnung zu erdenken, als diejenige, so meine beyden Brüder, die ich eben jetzt genannt, in ihren Büchern beobachtet haben? Und so machen wir's alle. Was wollen unsre Feinde mehr?

Ueber die Ordnung der Buchstaben und Worte in unsern Schriften lasse ich mich mit ihnen nicht ein: denn ich habe schon oben aus der Metaphysik erwiesen, daſs es in eines Jeden Belieben stehe, wie er die Worte und Buchstaben, die er zur Verfertigung seiner Schrift gebraucht, mischen wolle. Doch kann ich wohl so viel sagen, daſs wir, ohne Ruhm zu melden, eben so gut, als unsre Feinde, wissen, wo ein jeder Buchstabe hin gehört.

Wenn wir Aber schreiben, so setzen wir das A zuerst, und das R zuletzt; und so machen wir es in allen andern Wörtern. Was die Ordnung der Wörter unter sich anlangt, so bilde ich mir ein, wir thun genug, wenn wir sie so setzen, daſs die meiste Zeit ein Verstand herauskömmt. Können unsre Leser unsern Sinn manchmal nicht erreichen, so müssen sie es entweder ihrer Einfalt zuschreiben, oder denken, daſs wir selbst nicht gewuſst, was wir haben wollen; und dann wäre es eine Unbescheidenheit, von uns zu verlangen, daſs wir sagen sollen, was wir nicht gewuſst haben.

Aus diesem allen könnte ich nunmehr den Schluſs machen, daſs unsre Schriften so ordentlich geschrieben sind, als es immer seyn kann; wenn ich nicht vorher sähe, daſs unsre halsstarrigen Feinde sagen werden, es sey noch zu frühe. Die Grillenfänger werden sprechen: es komme in einer Schrift hauptsächlich auf die Gedanken an; wir aber dächten ungemein unordentlich, und unsre Gedanken kämen alle über Kopf zu Papier. Dieser Einwurf bedeutet nichts, und ist, mit aller Bescheidenheit zu sagen, im höchsten Grade elend. Ich könnte nur darauf antworten, es sey, ihrem eignen Geständnisse nach, unmöglich, daſs wir unordentlich dächten, weil sie sagten, wir könnten gar nicht denken. Denn *quicquid non est simpliciter tale, illud non est cum addito tale.* Allein ich will sie so schimpflich nicht abfertigen. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, woher sie denn wissen, daſs die Gedanken in unsern Schriften nicht in gehöriger Ordnung stehen? Sie können ja unsre Gedanken nicht sehen, weil sie unsichtbar sind, und also nicht anders, als nach den Zeichen, mit welchen wir sie andeuten, von denselben urtheilen. Diese Zeichen sind die Worte, aus welchen unsre Bücher zusammengesetzt sind. Da nun diese Worte, wie ich schon gezeigt habe, so ordentlich von uns gesetzt werden, und überdies kein Scribent dem andern von der Art seiner Wortmischung Rede und Antwort zu geben verbunden ist; so sehe ich nicht, wie die Gedanken, welche durch die Worte angedeutet werden, in unsern Schriften unordentlich unter einander gemengt seyn können, und was unsre Feinde für Recht haben, über die von uns beliebte Ordnung, wenn sie ihnen nicht ansteht, zu spotten.

Zwar muſs ich bekennen, daſs wir in der Wahl unsrer Gedanken eben nicht sonderlich lecker sind. Wir schreiben sie hin, wie sie uns einfallen. Aber ich weiſs auch, daſs dieses etwas sehr Gemächliches und Löbliches, ja ein klarer Beweis unsrer Vortrefflichkeit ist. Ich verdenke es unsern Feinden nicht, daſs sie, wenn sie schreiben wollen, sich mit einer abergläubigen Wahl der ihnen beyfallenden Gedanken quälen, und nicht schlüssig werden können, welchen Einfall sie zuerst zu Papier bringen wollen. Denn ihre Gedanken sind nicht alle gleich gut. Allein sie werden dann auch so gut seyn, und nicht von uns verlangen, daſs wir uns eben so quälen sollen. Wir haben dieses nicht nöthig, weil unsre Gedanken alle gleich gut sind, und also wenig daran gelegen ist, welcher zuerst oder zuletzt hingeschrieben werde. Dieses gibt uns einen besondern Vorzug vor unsern Feinden, und erleichtert uns die Geburt ungemein. In den Köpfen der guten Scribenten geht es nicht anders her, als in dem Leibe der Rebecca. Die Gedanken stoſsen sich darin, wie die Kinder in dem Bauche dieser Erzmutter. Ja das Gedränge der Gedanken, von denen immer einer eher als der andre heraus will, ist so groſs in dem Gehirn dieser Unglückseligen, daſs es nicht zu verwundern wäre, wenn viele in der Geburt darauf gingen, wie die Thamar.

Wir haben dergleichen Zufälle nicht zu besorgen. Unsre Gedanken sind einander vollkommen gleich. Sie leben in Friede, und streiten sich nicht um den Rang. Sie drängen sich nicht, sondern gehen ohne alle Ceremonien, wie sie die Reihe trifft, aus Mutterleibe hervor. Soll dieses eine Unordnung heiſsen, so müssen unsre Feinde glauben, daſs, ausser den öffentlichen Prozessionen, keine Ordnung zu finden, und z. E. in einer Gesellschaft recht guter Freunde nichts als Verwirrung und Unordnung anzutreffen sey. Sie werden so wunderlich nicht seyn, daſs sie dieses sagen; warum aber bilden sie sich denn ein, daſs unsre Schriften darum unordentlich sind, weil wir keine Rangordnung unter unsern Gedanken eingeführt haben? Da unsre Gedanken alle gleich gut sind, so kann es unsern Schriften nicht an Ordnung gebrechen, und wenn wir die Gedanken noch so wunderlich durch einander werfen. Ja, unsre Schriften werden dadurch um so viel künstlicher. Man sehe sie von vorne, von der Seite, oder von hinten zu an; so wird man allezeit eine Ordnung darin finden. Und daher sagen unsre Feinde selbst, man könne, ohne Gefahr sich zu verwirren, von hinten zu so gut, als von vorne, lesen. Sie haben Recht; aber es steht ihnen sehr übel, daſs sie dessen ungeachtet doch über die Unordnung unsrer Schriften klagen. Wer meine Gründe, mit welchen ich die Ungereimtheit dieser Klagen dargethan habe, gebührend einsicht, wird mit Händen greifen, wie unmöglich es sey, daſs sich die geringste Unordnung in unsre Schriften einschleiche. Denn da unsre Gedanken einander vollkommen gleichen, so kann es nicht fehlen, es muſs eine Uebereinstimmung unter ihnen seyn, sie mögen auch gemengt seyn, wie sie wollen. Ja, ich bin gut dafür, daſs, wenn man die Schriften meiner beyden Freunde, Sievers und Philippi, in Stücke zerhacken, die Stücke in einen Hut schütten, und, nachdem man sie vorher wohl umgerüttelt, von einem siebenjährigen Knaben blindlings herausziehen lassen wollte, ein Werk zum Vorschein kommen würde, das, wo nicht besser, doch allemal so gut seyn würde, als alles, was diese beyden Männer jemals geschrieben haben. Die Ursache ist aus dem Vorigen klar.

Nachdem ich also nunmehr auch den ungegründeten Vorwurf einer erdichteten Unordnung von den elenden Scribenten so gründlich und vortrefflich abgelehnt habe, so gehe ich mit einer, einem elenden Schreiber anständigen, Zufriedenheit weiter, und beleuchte dasjenige, was die guten Scribenten wider unsre Schreibart einzuwenden haben. Da die guten Leute in allen Stücken so lecker und von so verwöhntem Geschmack sind, so ist es nicht zu verwundern, daſs ihnen unsre Schreibart nicht zierlich genug ist. Sie rümpfen die Nase, wenn sie unsre Schriften lesen, und drücken ihren Ekel durch die bittersten Worte aus. Sie klagen, unsre scheuſsliche Schreibart verursache ihnen ein Bauchgrimmen, und gebehrden sich so übel, daſs man fast davor erschrecken sollte. Allein ich kenne diese Herren, und muſs ihres Ekels und ihrer Verdrehungen lachen. Ich glaube auch, daſs alle diejenigen, die mir die Ehre thun, meine Schrift bis hieher zu lesen, schon begreifen werden, daſs diese Zärtlichkeit unsre Feinde mehr schände, als uns der Vorwurf, den sie uns machen, und wenn er gleich noch so gegründet wäre.

Ein weiser Mann befleiſsigt sich in allen Dingen der Mäſsigkeit, und sieht also die gar zu groſse Bemühung, zierlich zu schreiben, für eine Schwachheit an, die sich für ihn nicht schickt. Unsre Vorfahren, die alten Deutschen, waren gewiſs ganz andre Leute, als wir, und ihre Tugenden setzen selbst diejenigen in Verwunderung, die am weitesten von der Vollkommenheit unsrer Väter abgewichen. Man sehe aber die Schreibart dieser vortrefflichen Männer an: wie ungekünstelt, wie rauh ist sie nicht? Und dieses aus keiner andern Ursache, als weil ihre Sitten von aller Ueppigkeit und Zärtlichkeit entfernt waren: „*Talis hominibus fuit oratio, qualis vita?*“ — *Seneca Epist.* 114.

Wenn wir daher sonst nicht wüſsten, wie sehr wir aus der Art geschlagen sind, so könnte man es, zur Noth, aus der mühsamen Künstelung in der Schreibart abnehmen, die zu unsern Zeiten, leider! so sehr überhand genommen hat. Denn dieses ist, nach des Seneca Anmerkung, ein sicheres Kennzeichen eines verdorbenen Staats. „*Sic disciplina*," spricht er *), „*civitatis laboravit, et se in delicias dedit, argumentum est luxuriae publicae, orationis lascivia.*" Er setzt eine Ursache hinzu, die gewiſs bündig ist. „*Non potest,*" fährt er fort, „*alius esse ingenio alius animo color. Si ille sanus est, si compositus, gravis, temperans, ingenium quoque siccum ac sobrium est.*" Das Zeugniſs eines Mannes, der selbst so zierlich geschrieben hat, muſs nothwendig bey unsern Widersachern viel gelten, und ich hoffe also, sie werden sich dadurch bewegen lassen, inskünftige von unsrer unzierlichen und trocknen Schreibart etwas milder zu urtheilen.

Dieses um so viel eher von ihnen zu erhalten, will ich ihnen nachfolgende Stelle aus ihrem Seneca zur Ueberlegung mittheilen, aus welcher sie lernen können, wie wenig ein Mann, dessen Urtheil sie so viel trauen, auf die Zierlichkeit, um deren Mangel ihnen unsre Schreibart so scheuſslich vorkommt, gehalten hat. „*Cujuscumque,*" sagt er †), *orationem videris sollicitam et politam, scito*

---

*) *Seneca Epist.* 114. †) *Epist.* 115.

animum quoque non minus pusillis occupatum Magnus ille remissius loquitur et securius; quaecumque dicit plus habent fiduciae, quam curae. Nosti complures juvenes, barba et coma nitidos, de capsula totos: nihil ab aliis speraveris forte, nihil solidum. Oratio vultus animi est, si circum tonsa est, et fucata, et manufacta, ostendit illum quoque non esse sincerum, et habere aliquid fracti. Non est ornamentum virile, concinnitas." Goldne Worte! Ist es nicht, als wenn der vortreffliche Seneca den Vorsatz gehabt hätte, uns wider unsre unbilligen Verfolger zu vertheidigen? Er hat es so nachdrücklich gethan, daſs ich es nicht besser zu machen weiſs. Unsre Feinde können von ihm lernen, wie eitel und weibisch ihre Bemühung, und wie unanständig einem rechtschaffnen Manne eine zierliche Schreibart sey. Sie werden demnach so gütig seyn, und die Unzierlichkeit der unsrigen nicht weiter verachten. Wir haben es ihnen so oft gesagt, daſs wir männlich schreiben, und nun hören sie von einem Scribenten, den sie gewiſs keiner Partheylichkeit beschuldigen können, daſs eine männliche Schreibart keinen Zierrath leide. Wenn sie dadurch nicht bekehrt werden, so ist alle Hoffnung an ihnen verloren.

Sie irren sich, wofern sie sich einbilden, daſs unsre Schreibart durch den Mangel der Zierlichkeit alle Annehmlichkeit verliere, und aufhöre, schön zu seyn. Sie findet doch ihre Liebhaber, und ist um so viel schöner, je natürlicher und ungekünstelter sie ist. Ein geputztes und geschminktes Gesicht fällt sehr in die Augen; aber das sind die rechten Schönheiten, die auch ungeputzt gefallen. Die Schönheit unsrer Schreibart hat diese Eigenschaft. Unser Styl ist auch bey seiner natürlichen Scheuſslichkeit schön. Er ist, wie die Möpse, *speciosus ex horrido* *). und wir würden ihn verderben, wenn wir daran künsteln wollten.

Ja, wenn wir gleich dieses thäten, so wäre doch noch Gefahr dabey, ob wir es unsern Feinden zu Dank machen würden. Wir sind mit diesen eigensinnigen Leuten übel daran. Schreiben wir natürlich und männlich, so ist es ihnen nicht recht; schreiben wir zierlich und künstlich, so lachen sie uns aus. Diejenigen aus unserm Mittel, welche man die bösen Poeten nennt, erfahren es täglich. Diese zierlichen Herren putzen sich ungemein heraus, weil sie so oft zur Hochzeit gehen. Ihre Schriften sind prächtig geschmückt, und eine jede Zeile derselben prangt mit Gold, Silber und Erz, dazu auch Edelgestein. Sie gleichen dem Wagen des Phöbus.

„Aureus axis erat, temo aureus, aurea summæ
Curvatura rotæ; radiorum argenteus ordo,
Per juga chrysolithi, positæque ex ordine gemmæ
Clara repercusso reddebant lumina Phoebo“ †).

---

*) *Seneca Epist* 44. †) *Ovid. Metam Lib. II.*

Und wer sie mit gläubigen Augen ansieht, der findet darin einen Vorschmack des neuen Jerusalems. Aber deſs allen ungeachtet kommen sie unsern Feinden eben so lächerlich vor, als die *Precieuses ridicules* beym Moliere. Und so höhnisch diese wunderlichen Leute denjenigen meiner Brüder, die, wie ich, in ungebundner Rede schreiben, ihm unzierliche Schreibart vorwerfen, so übel sind sie mit der Zierlichkeit meiner lieben Brüder, der bösen Poeten, zufrieden. Es ist ein Elend anzusehen, wie sie mit diesen armen Leuten, die gewiſs keine Kosten sparen, ihre Leser zu vergnügen, haushalten. Sie lassen ihnen nicht für einen Heller Ehre, und haben diese prächtigen Schreiber so weit herunter gebracht, daſs man kaum glauben sollte, sie stammten in gerader Linie von dem Könige Midas glorwürdigsten Andenkens her, wenn nicht ihre hohe Abkunft dadurch auſser allen Streit gesetzt würde, daſs alles, was sie anrühren, Gold wird.

Da sich nun unsre Feinde so offenbar in ihren Urtheilen widersprechen, so verdienen sie nicht, daſs man sich groſs an sie kehre. Sie wissen nicht, was sie haben wollen. Bald schreiben wir ihnen zu zierlich, bald nicht zierlich genug. Es ist uns also nicht zu verdenken, wenn wir sie immerhin schwatzen lassen, und fest dabey bleiben, daſs es eine Thorheit sey, zierlich zu schreiben, wenn man keine Verse macht. Denn ich begehre kein

Joch auf meiner Brüder, der bösen Poeten, Hälse zu legen, oder ihrer Verschwendung Ziel und Maſs zu setzen. Diese Herren können mit den Schätzen, welche ihnen nicht sauer zu verdienen, haushalten, als sie wollen. Je reichlicher und freygebiger sie ihre Kostbarkeiten ausspenden, je lieber ist es mir. Ich sage nur, daſs ich und meines Gleichen elende Scribenten besser thun, wenn wir uns der gekünstelten und zierlichen Schreibart, in welcher unsre Feinde ihr Vergnügen suchen, gänzlich enthalten.

Denn gewiſs, die gar zu ängstliche Sorgfalt, mit welcher die guten Scribenten ihre Worte aussuchen und ihre Schriften schmücken, steht einem weisen Manne, der sich mit Kleinigkeiten nicht aufhält, ganz und gar nicht an: und insonderheit hat ein elender Scribent nicht nöthig, daſs er sich so viel Mühe gibt. Wir können ohnedies glücklich seyn. Sind wir nur groſsmüthig, und kehren uns an der Leute Reden nicht; sind wir nur mit uns selbst zufrieden und dünken uns groſs, eben darum, weil wir Eigenschaften besitzen, die Andern lächerlich vorkommen; bilden wir uns nur ein, daſs wir um so viel gelehrter sind, je weniger Lust wir haben, etwas zu lernen: so ist unsre Glückseligkeit fest genug gegründet. Seneca, der uns so sehr genau gekannt haben muſs, sagt es ausdrücklich: „*Ad hanc*," spricht er *), „*tam*

---

*) *Epist.* 115.

solidam felicitatem, quam tempestas nulla concutiat, non perducent te apte verba contexta, et oratio fluent leniter. Eant ut volent, dum animo compositio sua constet, dum sit magnus, et opinionum securus, et ob ipsá, quae aliis displicent, sibi placens; qui profectum suum vita aestimet, et tantum scire se judicet, quantum non capit, quantum non timet.

Seneca faſst in diesen Worten alles, was ich von den Vortrefflichkeiten der elenden Scribenten und von ihrer Glückseligkeit gesagt habe, kürzlich zusammen. Es ist glaublich, daſs der ehrliche Mann das Elend der guten Scribenten erkannt, und, ob es ihm selbst gleich unmöglich gewesen, sich aus demselben herauszureiſsen, doch wenigstens seinen Freund, an den er schreibt, vor Schaden zu warnen, und ihm den rechten Weg zur wahren Glückseligkeit eines Scribenten zeigen wollen.

Dieses ist auch meine Absicht in Ansehung unsrer Widersacher, und ich bilde mir ein, daſs ich dieselbe wohl ausgeführt habe. Ich habe gründlich gezeigt, daſs die Mängel, welche die guten Scribenten in unsern Schriften entdecken, uns nicht schimpflich sind. Ja, ich habe eben aus diesen Mängeln unsre Vortrefflichkeiten so ungezwungen hergeleitet, daſs, wer mein Büchlein lieset, darüber erstaunen muſs.

Es wird mir daher etwas gar Leichtes seyn, die

Nothwendigkeit der elenden Scribenten, meinem Versprechen gemäſs, eben so gründlich, als ihre Vortrefflichkeit, zu behaupten. Ich will es mit Wenigem thun, und frage unsre Feinde: Ob die Buchhandlung und Druckerey nicht ehrliche, und dem gemeinen Wesen nützliche Handthierungen sind. Sie können nicht anders als Ja antworten. Sie müssen also auch gestehen, daſs diejenigen, welche eine so nützliche Profession treiben, Leute sind, die verdienen, daſs man ihnen alles Gute gönne, und ihre Nahrung befördre. Ich möchte aber gerne wissen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen wollten, wenn keine elende Scribenten in der Welt wären? Wir sind diejenigen, die ihnen am meisten zu verdienen geben: von uns leben sie, und müſsten also betteln gehen, wenn wir aufhören sollten zu schreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brod nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerey und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Messe herauskommen, nur von zehn Jahren her, und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und, nach einer genauen Ausrechnung, gefunden, daſs, ein Jahr ins andre gerechnet, ohngefähr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Und würde also nicht eine groſse Menge ehrlicher Leute Hungers sterben müssen, wenn die elenden Scribenten, nach dem Wunsche unsrer Feinde, vom Erdboden vertilgt wären?

Den Tag sollen sie nimmer erleben: aber man sieht doch daraus, was unsre Verfolger für böse, schädliche Leute, und wie lieblos sie gegen ihren Nächsten sind. Doch wie kann man von den guten Scribenten verlangen, daſs sie ihren Nächsten lieben sollen, da sie sich selbst nicht lieben? Sie kennen ihren eignen Vortheil nicht. Sie wollen uns ausrotten. Allein wie übel würden sie nicht daran seyn, wenn sie ihren boshaften Zweck erreichen sollten? Wir machen ihnen durch unsre Schriften so manche fröhliche Stunde; woran wollten sie sich denn wohl belustigen, wenn wir nicht schrieben? Das Vergnügen, dessen sie in dieser Welt genieſsen, haben sie einzig und allein uns zu danken. Ja sie würden nicht seyn, was sie sind, wenn wir nicht wären. Man nennt sie jetzt gute Scribenten: aber müſsten sie diesen Ehrentitel nicht fahren lassen, wenn es keine schlechte gäbe? Dieses wäre schon arg genug; aber der Untergang der elenden und lächerlichen Schreiber würde noch weit mehr Böses nach sich ziehen.

Unsre Feinde sind reich an lustigen und sinnreichen Einfällen. Sie spotten gerne, und wir sind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen, und ihre Tadelsucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Gesundheit stehen, wenn sie uns nicht hätten? Wo wollten sie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht denken, ich scherze: denn es ist kein Kinderspiel mit einem verhaltenen Spaſs. Er verursacht viele Qual, und ein verhaltener Wind ist nicht so gefährlich. Es ist mir die Zeit meines Lebens nur ein einzigesmal begegnet, daſs ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines bösen Scribenten noch so ziemlich sinnreich war; aber ich muſste ihn bey mir behalten, und da weiſs ich, wie mir zu Muthe gewesen. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaſs, den ich nicht zu rechter Zeit los wurde, mir so viel Ungemach verursachen konnte; was würden denn die guten Scribenten, die so fruchtbar an artigen Einfällen sind, nicht für Qual empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, sich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Herzen, und Ennius soll schon zu seiner Zeit gesagt haben, daſs ein weiser Mann eher Feuer im Maul halten, als einen sinnreichen Einfall verschweigen könnte: („*Flammam a sapiente facilius ore in ardente opprimi, quam bona dicta teneat*" *). Unsere Feinde würden also ganz gewiſs bersten, wenn wir nicht wären. Warum wünschen sie denn unsern Untergang, mit welchem der ihrige so genau verknüpft ist?

---

*) *Cicero de Oratore. Lib. II.*

Gesetzt aber, es wäre möglich, daſs sie uns überlebten; so würde doch die gelehrte Welt wenig Gutes mehr von ihnen haben. Denn wir sind eben diejenigen, welche die sinnreichsten und artigsten Schriften, an welchen sich die Welt so sehr belustigt, von ihnen herauslocken. Wo wollten aber so viele stattliche Satyren herkommen, wenn unsre Feinde niemand hätten, über den sie spotten könnten? Und was würde also die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es ist wahr, wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben schon angemerkt, daſs, obgleich der Esel eben nicht die beste Stimme habe, und zur Musik ganz ungeschickt sey, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne *). Und unsre Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaſs zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spottschriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müſste, wenn Niemand wäre, der elend und lächerlich schriebe.

Dieses ist der geringste Vortheil, den die Welt von uns hat, weil er sich eigentlich nur auf die Gelehrten erstreckt. Der Nutzen, den wir dem ganzen menschlichen Geschlechte bringen, ist wichtiger, und beweiset unsre Nothwendigkeit noch kräftiger. Wir sind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche so nachtheilig ist, mit Macht unterdrücken. Wir sind Beschützer der gemeinen Meinungen, und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben so unentbehrlich sind. Wir vertheidigen die väterlichen Weisen, und säubern die Kirche von Ketzern. Es ist wahr, unsre Feinde thun dieses letzte auch, aber sehr selten; und wenn sie es thun, so thun sie es mit Vernunft; und das taugt nicht. Ohne uns würde es also wunderlich in der Welt hergehen, und unsre Feinde alles umkehren. Wer hätte sich wohl den gefährlichen Neuerungen des Pufendorf, Thomasius, Leibnitz, und ihrer Anhänger, widersetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riſs getreten wären? Und dieses Einzige ist genug, zu beweisen, wie nothwendig wir der Welt sind. Unsre Verdienste sind so groſs, daſs wir die Ehrerbietung des ganzen menschlichen Geschlechts verdienen; allein Niemand will sie erkennen. Man lohnt uns mit Undank, und es ist, leider! schon dahin gekommen, daſs über uns und unsre Schriften lachen, für ein sichres Merkmal eines scharfen Verstandes gehalten wird. Wie indessen den Frommen alles zum Besten dienen muſs; so hat auch unser schweres Kreuz, welches Niemand, als wir, zu ertragen fähig ist, seine Vortheile; und mich däucht, es ist ungemein geschickt, unsre Nothwendigkeit auſser Zweifel zu setzen.

---

*) *Plutarchus in conviviis ex vers. Xylandri, ut mirari subeat, animal crassissimum, et a Musica alienissimum, tamen ossa tenuissima et maxime canora suppeditare.*

Ich habe schon oft gesagt, daſs unsre Feinde, die guten Scribenten, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, was in der Welt vorgeht, schlecht zufrieden sind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigstens bilden sie sich's ein, und es ist ihnen unmöglich, daſs sie über das, was ihnen thöricht vorkömmt, nicht lachen und spotten sollten. Wenn sie demnach keine elende Scribenten hätten, an welchen sie ihre Bosheit auslassen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher seyn. Sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müssen, alles anfallen, was in der Welt groſs und ehrwürdig ist, und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daſs wir unsre eigne Wohlfahrt für das gemeine Beste aufopfern, und ohne Prahlerey sagen, daſs wir einem Staate unentbehrlich sind.

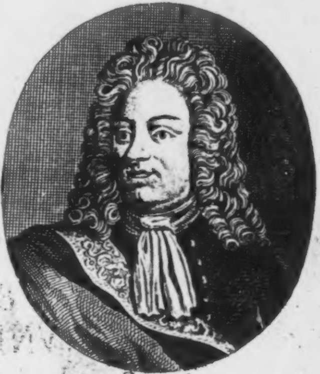
Ich wünsche von Herzen, daſs alle christliche Obrigkeiten das, was ich hier schreibe, in reifliche Erwägung ziehen mögen, und flehe insonderheit Ihro Kaiserliche Majestät und alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des heil. Römischen Reichs demüthigst an, hocherleucht zu ermessen, wie würdig solche Leute ihres Schutzes sind, die dem Staate und der Kirche so lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Naseweisen gedient haben. Es wäre, däucht mich, nachgerade Zeit, daſs man auf eine Vergeltung unsrer wichtigen Dienste gedächte, oder uns nur wenigstens vor unsern Feinden einigermaſsen Ruhe schaffte, und diesen bösen Leuten ein Gebiſs ins Maul legte. Womit haben wir es denn verdient, daſs man, da andre ehrliche Leute wider die Lästerer Schutz finden, uns der Willkühr unsrer Verfolger überläſst? Es dient dieses zur Sicherheit Andrer. Ich weiſs es wohl. Allein warum sollen wir denn die Sünden unsrer Mitbürger tragen? Ich finde darin keine Billigkeit, und zweifle nicht, daſs meine gegründeten Vorstellungen die Wirkung haben werden, die ich wünsche.

Sollten aber, über Verhoffen, die Groſsen dieser Welt, durch das leidige Geschwätz unsrer Feinde verführt, in dem Wahn stehen, unser Jammer verdiene nicht, daſs sie ihn zu Herzen nehmen, und das Verbrechen unsrer Feinde sey eben so groſs nicht, daſs es nöthig, mit dem Schwerte darein zu schlagen; so wende ich mich zu denen, die das geistliche Schwert führen, und ersuche sie ganz ergebenst, wider das boshafte Verfahren unsrer Feinde denjenigen Eifer zu bezeigen, den ihr Amt von ihnen erfordert. Ich verlange dieses eben von den klugen Geistlichen nicht (denn diese Herren halten es, zu ihrer Schande, öffentlich mit den Spöttern), sondern ich bin zufrieden, wenn nur die Dummen ihre Stimme, wie eine Posaune, erheben, und mit ihrer gewöhnlichen Beredsamkeit wenigstens dem gemeinen Mann einbläuen wollen, daſs es eine groſse Sünde sey, über lächerliche Dinge zu lachen. Sie dürfen nicht denken, daſs es schwer, ja gar unmöglich sey, einen so albernen Satz zu behaupten. Sie können glauben, daſs der P. Girard in einer Schrift, die man, nach seinem Tode, unter seinen Papieren gefunden, mit 166 wichtigen Gründen dargethan hat, daſs es eine weit gröſsere Sünde sey, eine Satyre zu schreiben, als bey seiner Köchin zu schlafen. Und ich bin von ihrer Geschicklichkeit so überführt, daſs ich feſtiglich glaube, sie können wohl mehr, als das. Ich hoffe demnach, sie werden die Güte haben, und wider unsre Feinde, die gewiſs auch ihre Freunde nicht sind, mit dem Munde eben so tapfer, als ich mit der Feder, streiten. Dieses wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zu ihrer eignen Sicherheit gereichen.

B. H. Brockes

Irdisches Vergnügen.

Auswahl.



BROKES.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Funfzehntes Bändchen.

Brockes.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1824.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Inhalt.

Seite

1. Die Schönheit der Felder im Frühling . 1
2. Vergnügung des Gehörs im Frühling . 7
3. Das Wasser im Frühling 14
4. Die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille 25
5. Beschreibung der Nachtigall 36
6. Der Garten 38
7. Die Rose 52
8. Die Kaiserkrone 64
9. Die Malva 66
10. Der Winter 73
11. Die Sonne 91

12. Betrachtung des Mondscheins in einer angenehmen Frühlingsnacht . . . 114
13. Morgenlied auf dem Garten 126
14. Die Berge 133
15. Das Feuer 140
16. Auf den berühmtesten Portraitschilderer unserer Zeit 183

Vorwort.

Barthold Heinrich Brockes wurde den 22. Sept. 1680 zu Hamburg geboren, und starb, nachdem er früherhin eine Reise nach Italien und Holland gemacht hatte, den 16. Januar 1747 als Rathsherr daselbst.

Sein Irdisches Vergnügen in Gott ist in 9 Theilen (Hamb. 1732 — 48) erschienen. Auſserdem hat er den Bethlehemitischen Kindermord des Marino, Thomsons Jahrszeiten und Pope's Versuch vom Menschen in Verse übersetzt.

In dem irdischen Vergnügen in Gott, einem Werke, welches zu seiner Zeit so berühmt war, daſs es fast auf keinem bedeutendern Gartenhause fehlte, sang er die Jahrszeiten, die

Sinne, ja fast alle Erscheinungen und Werke der Natur, und brach hier gewissermaſsen die Bahn zu dergleichen malerischen Schilderungen. Sehr oft geht freylich seine Malerey ins Kleinliche, oder berührt wohl gar Gegenstände, die sich durchaus gegen den lindesten Pinselstrich sträuben; indessen stöſst man auch nicht selten auf schöne Bilder und erhabene Stellen, und überall wird uns der Dichter durch sein von Andacht glühendes Herz und dessen Aufflug zum Schöpfer der schönen Natur liebenswürdig. Brockes verdient nicht ganz vergessen zu werden; auch Wieland gedenkt seiner mit Achtung.

Die Schönheit der Felder im Frühling.

Arie.

Auf! lasset, dem gütigen Schöpfer zu Ehren,
Der itzt Natur und Welt verjüngt,
Der Sonn' und Frühling wiederbringt,
Die Lieder bewundernder Dankbarkeit hören!

Gottlob! die Sonne kehret wieder;
Der Frühling kommt; der sanfte Zephyr schwingt,
Von ihrem Strahl belebt, sein thauigtes Gefieder;
Sein lauer Hauch durchdringt der starren Tellus Schooſs,
Erwärmt und schwängert sie; jedweder Erdenklos
Wird trächtig und gebiert ein fast lebendig Grün,
Drauf tausend, tausend Blumen blühn.
Itzt lacht das Feld uns an, da es der Sonne Strahlen,
In dieser holden Frühlingszeit,
Mit Leben, Licht und Heiterkeit
Erwärmen, schmücken und bemalen.

Arie.

Meine Seele hört im Sehen,
Wie, den Schöpfer zu erhöhen,
Alles jauchzet, alles lacht.
Höret nur!
Des beblümten Frühlings Pracht
Ist die Sprache der Natur,
Die sie deutlich, durchs Gesicht,
Allenthalben mit uns spricht.

Es läſst,
Ob wäre die Natur, mit unsichtbaren Fingern,
Bemüht, das falbe Gelb, des alten Grases Rest,
Ohn' Unterlaſs zu mindern, zu verringern.
Sie schien
Fast einem Maler gleich, ein schönes Grün,
Um uns so Herz als Augen zu erfrischen,
Zum schmutzigen beständig zuzumischen.

Des Feldes Pracht, die Schönheit einer Wiesen,
Wenn sie des Frühlings Hand beblümt,
Wird nimmer g'nug gerühmt,
Noch weniger dafür der Schöpfer g'nug gepriesen.
Es liegt auf jedem Gras', es liegt auf jedem Blatt,
Indem die äuſsre Fläche glatt,
Vom Sonnenglanz ein weiſser Schein,
Wodurch sie nicht, nur grün, zugleich versilbert seyn,

Wenn nun die Luft sich sanfte reget
Und ihr beweglich Laub beweget;
So siehet man auf ihren regen Spitzen
Viel kleine Lichter lieblich blitzen.

Die Blumen, die ich in der Nähe,
So dicht, wie selbst das Gras, im frischen Grase sehe,
Sind, wenn man ihre Farb' aufmerksam unterscheidet,
In wunderschönen Schmuck gekleidet.
Sie scheinen an Gestalt und Schimmer kleine Sterne
In tausendfachem Glanz und Schein,
Am grünen Firmament zu seyn.
Wann aber unsre Blick' ein wenig in die Ferne,
Und auf dem weichen Klee allmählig vorwärts schieſsen:
Sieht man der bunten Farben Pracht
Allmählig in einander flieſsen,
Wodurch sie, in verwunderlichem Glanz,
Ein unvergleichlich's herrlich's Ganz'
Aus recht unzähligen gefärbten Theilchen macht.

Arie.

Vor unsrer Felder Schmuck erröthen
Selbst Babylonische Tapeten,
Die eine kluge Nadel stickt.
Ein grüner Sammt mit Gold verbrämet,

Mit Perlen und Rubin besämet,
Wird durch den Glanz, der unsre Wiesen schmückt,
Wie Glas durch Diamant, beschämet.

Itzt blüht und grünet Sand und Kies;
Es scheint das bunte Feld, vom Sonnenglanz bestrahlet,
Als eine Schilderey, worauf das Paradies
Mit solchen Farben abgemalet,
Woran kein Edelstein, wie schön er spielet, reichet.
Ja, wie ein Künstler oft, die Farben zu erhöhen,
Ein herrliches Gemäld' mit Firnifs überstreichet;
So streicht die Sonn' es auch mit solchem Firnifs an,
Dafs unser Auge zwar was Himmlisches drin sehen,
Doch dessen Eigenschaft kein Kiel beschreiben kann.

Arie.

Senke dich, zufriednes Herz,
In das Meer der Frühlingsfreude!
Aber lenke doch dabey,
In der ird'schen Augenweide,
Die Gedanken himmelwärts!

Erwäge doch ohn' Unterlafs,
Dafs, wenn's der Schöpfer nicht vergönnte,
Kein Blatt, kein Strauch, kein Spürchen Gras,
Kein einzig's Blümchen wachsen könnte.

Arie.

Starre Dornen, rauhe Hecken,
Würden nur den Erdenkreis
Mit verwirrten Stacheln decken,
Lieſse Gott aus seinen Tiefen
Nicht des Segens Regen triefen:
Ihm allein sey Ruhm und Preis!

Betrachte, wie sein groſses Wort
Allein die Quelle dieser Welt,
Und daſs dasselbe fort und fort
Sie unaufhörlich schafft, indem er sie erhält.

Arie.

Durch das eine Wörtchen: Werde!
Ward die Erde.
Und aus dieses Wortes Kraft
Stammt noch ihre Dau'r und Güte,
Keimt der Same, sprieſst die Blüthe,
Flieſst des Frühlings Lebenssaft.

Bemerk', o Mensch!
Daſs Gott, damit der Erde Pracht
Und seiner Allmacht Wunderwerke
Zu deiner Freude möchten taugen,
Dich, durch die Spiegel deiner Augen,
Vor solcher Anmuth sinnlich macht;

Da sonst, wofern du das Gesicht,
Die zwey so kleinen Pünktchen, nicht
Von seiner Wunderhand empfangen:
Des Frühlings Schmuck, der Felder Prangen,
Sammt aller Kreaturen Heer,
Für dich umsonst geschaffen wär'!

Arie.

Einziger Ursprung und Quelle der Freuden,
Geber der Sinnlichkeit, Schöpfer der Lust,
Meine von Anmuth entflammete Brust
Lodert vor Eifer, dich würdig zu rühmen,
Da sich die Felder so lieblich beblümen,
Da sich die Augen in Lustbarkeit weiden.

Vergnügung des Gehörs im Frühling.

Arie.

Alles redet itzt und singet,
Alles tönet und erklinget,
Gott, von deiner Wundermacht!
Wem ist itzt dein Heil verborgen?
Jeder Tag erzählt's der Nacht,
Und die Nacht dem andern Morgen.

Sobald das güldne Morgenlicht
Durch die begraute Dämm'rung bricht,
So bricht der Vögel muntres Heer,
Da Erd' und Luft fast aller Töne leer,
Der dunkeln Nächte tiefe Stille.
Sie öffnen gleich, nach Nacht und Nebel,
Entzücket ob der Sonne Strahl,
Die tön- und liederreichen Schnäbel,
Und füllen Wälder, Berg' und Thal;
Es gurgeln ihre kleinen Kehlen,
Des Schöpfers Wunder zu erzählen.

Arie.

Geflügelte Bürger beblätterter Zweige,
Befiederte Sänger, ihr preiset, ihr rühmt,
Da alles belaubet, da alles beblümt,
Die Güte des Schöpfers; und ich schweige?
Nein!
Dieſs durch die Geschöpfe gerührte Gemüthe
Lobsinget dem Schöpfer allmächtiger Güte
Und wünschet, ihm ewiglich dankbar zu seyn.

Hier flötet, lockt und singet,
Dort zwitschert, schläget, ruft und pfeift
Der Vögel schnelle Schaar, wenn sie bald fliegt, bald läuft,
Durch Laub und Blätter schlüpft, von Zweig' auf Zweige springet,
Die Hälse dreht, die Köpfchen rührt,
Vom Sehen nimmer satt, sich wundert, sich ergötzet,
Und, durch des Frühlings Pracht fast aus sich selbst gesetzet,
Dem groſsen Schöpfer dankt, und lieblich jubilirt.
Dort steigt die gurgelnde, gehaupte muntre Lerche
Lobsingend in die Luft;
Mich däucht, daſs ich derselben Chöre,
Wie folget, fröhlich singen höre:

Arie.

Da wir allhier
Des Frühlings Zier

In süſser Lieblichkeit verspüren;
So wollen wir,
O Schöpfer, Dir
Zu Ehren lieblich musiciren.
Meine Kehle soll sich rühren:
Dir zum Ruhm zu jubiliren,
Zwitschr' und sing' ich für und für.

Hier rühmt, mit starker Schaar,
Den warmen Sonnenstrahl der Stieglitz, Spatz und Staar,
Der Dross- und Amseln Heer, die Specht' und Klapperstörche;
So Dohl' als Häher schreyt, die schnellen Schwalben schwirren,
Das kleine Zeischen pfeift, die Wachtel lockt und schlägt,
Die Grasemücke singt, die Turteltauben girren.
Kurz: Alles jauchzt, was sich in Lüften regt.

Arie.

Auf zum Loben, zum Danken, zum Singen,
Preiset und rühmet den herrlichen Gott!
Nichts müss' auf der Welt erklingen,
Als dein Ruhm, Herr Zebaoth!

Wie aber, schweigen wir vom Wunderschall,
Der Wälder Königin, der Nachtigall?
Sie lässet Tag und Nacht, zu ihres Schöpfers Ehren,

Viel tausend süſse Lieder hören,
Womit sie Feld und Wald, Luft Herz und Ohren füllt,
Ihr kleiner Hals, woraus ein flötend Glucken quillt,
Lockt, schmeichelt, girret, lacht, singt feurig, schlägt und pfeift;
Erst zieht sie lange, dehnt und schleift,
Dann wirbelt sie den Ton, zertheilet, fügt ihn wieder,
Und ändert wunderschnell die angenehmen Lieder.
Fast aller Singevögel Klang,
Manieren, Melodien, Gesang
Hat der Naturgeist, wie es scheint,
In einer Nachtigall vereint.

Arie.

Unbetrügliche Waldsirene,
Deiner unerschöpflichen Töne
Süſses Locken lockt mein Herz.
Durch dein künstlich- und liebliches Singen
Fliegt auf feurigen Andachtsschwingen
Mein Gemüthe himmelwärts.

Indessen wächst der Laut, da Mensch und Vieh erwacht;
Die Stille scheidet sammt der Nacht;

Man höret ein verwirretes Getön
Allmählig in der Luft entstehn.
Da stellen sich in dem beblümten Grünen,
Das durch den Thau, geschmückt mit demantgleichem Schein,
Die emsigen, der unverdroſsnen Bienen
Mit sumsendem Gemurmel ein;
Worunter bald hernach der Flügel tönend Zischen
Die scherzenden geschwinden Fliegen mischen:
Man wundert sich, wie stark ihr schwebend Gaukeln lärmt;
Die Brems' und Hummel summt, der Käfer brummt und schwärmt;
Hier brüllt ein satter Ochs, dort wiehern muntre Pferde;
Im Grase rauscht und knirscht der Biſs der fetten Heerde;
Es schnattert Ent' und Gans; es kräht der frühe Hahn;
Dort blöckt ein zartes Lamm, hier meckern kleine Ziegen;
Der muntre Tauber theilt der dünnen Lüfte Bahn
Mit klatschendem Geräusch, und girret vor Vergnügen.

Arie.

Da Welt und Himmel jubiliret,
Da die Natur selbst musiciret,

Da alles, was nur lebet, singt:
Auf! auf! mein Herz, mit Stimm und Saiten,
Des Schöpfers Wunder auszubreiten,
Von dem allein die Harmonie entspringt.

Der Kukuk schreyt und ruft: Kuk! kuk! Des Frühlings Pracht!
Kuk in der schönen Welt des groſsen Schöpfers Macht
Mit froher Andacht an! Wenn er sich dann beschaut,
Und, daſs die Welt so wunderschön,
Nur eine Zeitlang angeseh'n;
Lacht er vor Anmuth überlaut.
Die Schneppe schnarrt und ächzet
Im feuchten Schilf vor Lust; ein junger Rabe krächzet;
Es quackt der feuchte Frosch; man hört in lauen Bächen
Ihn itzt von seiner Lust mit sanftem Quarren sprechen.
Der Frosch, der ganz allein
Von allem was im Wasser lebet,
Die Augen in die Höh' und seine Stimm' erhebet,
Sollt' billig uns ein Lehrbild seyn.
Es klatschet, rieselt, rauscht anitzt der rege Bach,
Es saust der laue West, es lispeln Zweig' und Blätter,

Und in verdünnter Luft und heiterm Wetter
Vermehrt der Wiederhall den Schall und ahmt ihn nach.

Arie.

Willst du, Mensch, da, Gott zu Ehren,
Alles tönet, schallt und spricht,
Tauben Ottern gleich, nicht hören?
Höre, rühme, schweige nicht!
Laſs, da ſelbst von harten Klippen
Schöne Töne rückwärts prallen,
Die durchs Ohr gereizten Lippen
Gott ein Danklied wiederschallen!

Das Wasser im Frühling.

Es ging Lisander und Elpin,
Der Frühlingsfreude zu genieſsen,
Dort, wo durch das beblümte Grün
Zwey kleine Bäche murmelnd flieſsen.
Sie setzten sich an einen grünen Hügel,
Dem Moos und Rohr den Schooſs, ein Wald den Rücken deckte,
Und der den fetten Fuſs ins klare Wasser streckte;
Sie sahn die silberreine Fluth
Als einen glattpolirten Spiegel,
Wie sie des Ufers Schmuck, den Phöbus heitre Guth
Mit einem güldnen Glanz bestrahlte,
Als eine Schilderey mit Wasserfarben malte.
Sie fingen an, nach ihrer Weise,
Durch diesen Blick gereitzt, dem höchsten Gott zum Preise,
Deſs Lieb' und Allmacht man
In Ewigkeit nicht g'nug bewundern kann,

Die friſchen Fluthen, die so schön,
Mit Lust und Andacht anzusehn,
Und gaben sich einander ihre Freude,
Ob solcher holden Augenweide,
Mit diesen Worten zu verstehn:

Arie.

Gott, der durch Ein Wort: Es werde!
Aller Himmel Himmel Pracht,
Stern' und Sonnen, Mond und Erde,
Gluth und Fluth hervorgebracht!
Alle Tropfen in den Bächen,
Ja sogar im tiefen Meer,
Hör' ich gleichsam rauschend sprechen:
Nur von Gott kommt alles her;
Ihm allein sey Preis und Ehr'!

Lisander.

Die Bergkrystallen gleichen Bäche,
Von ihres Eises Banden los,
Versilbern Tellus grünen Schooſs,
Und schlängeln sich durch unsrer Felder Fläche,
Erfrischen, was vorhin verdorrt,
Und rauschen über glatte Kiesel,
Mit lieblich murmelndem Geriesel,
In sich vergröſsernden beschäumten Zirkeln fort.

Jetzt siehet man die Flüsse, so bisher
Von Eise voll, von Schiffen leer,

In Ebb' und Fluth bald von bald nach dem Meer,
Vom Himmel blau gefärbt, zu manches Volks Erſprieſsen,
Durch manches Schiff beschäumt, mit frohem Rauschen flieſsen.

Arie.

Die enteisten Wellen rollen,
Von geschmolznem Schnee geschwollen,
Itzt vermehrt zum Weltmeer hin,
Und vermehren in den Waaren,
Die bald hin- bald herwärts fahren,
Hamburgs Handlung und Gewinn!
Hamburg, laſs denn, Gott zu Ehren,
Auch dein Danken sich vermehren!

Hierglänzt, den Spiegeln gleich, die flache Glätte;
Dort läſst sie, wo der Wind sie rührt,
Als ob sie kleine Schuppen hätte.
Oft scheint das Wasser aufzuschwellen,
Um in den sanft erhab'nen Wellen
Der Sonne Bilder vorzustellen.
Sie scheinen eigentlich sich darum zu erheben,
Um lauter Spiegel abzugeben,
Damit ein achtsames Gesicht,
Das sonst der Sonne helles Licht
Nicht sieht, im Wiederschein dasselbe sehen möchte,

Damit es eine Lust durchs Aug' ans Herze brächte;
Wie wir denn auch nicht leicht was, das so schön,
Als ein vom Sonnenlicht bestrahltes Wasser sehn.
Wann nun auf sanftbewegter Fluth
Die Strahlen von der Sonnengluth,
Wie tausend kleine Sonnen, glimmen,
Und auf den kurzen Wellen schwimmen,
In ungezählter Meng', als kleine Blitz' entstehn;
So laſst uns auf ihr Urbild sehn!

Arie.

Da, wann die Sonn' ins Wasser strahlt,
Und seine Wellen sich vergülden,
Sie sich in allen Tropfen malt;
So laſs, o Mensch, nach deiner Pflicht,
Sich auch das güldne Himmelslicht
In deinen Freudenthränen bilden!

Mein, durch die nimmer stille Pracht
So angenehm-verblendet Auge lacht,
Und meines Wesens Kern, die Seele, freuet sich
Recht inniglich,
Zu sehn, wie süſs sich Gluth und Fluth verbinden.
Denn schöners ist fast nichts zu finden.

Arie.

Es bilden des Wassers sanftwallende Hügel
Viel tausend polirte bewegliche Spiegel,

Mit Fulgen von flieſsendem Silber versetzt,
Von welchen ein jeder, wie glatte Krystallen,
Wenn flammende Strahlen der Sonne drauf
fallen,
Mit zitterndem Blitzen die Augen ergötzt.
Ach, laſst sie die Herzen, wenn wir es empfinden,
Wie brennende Spiegel zur Andacht entzünden!

Elpin.

Die trübe Fluth, die gleichsam wie ein Glas,
Im Frost durch feuchter Stürme Rasen
Mit Düften überhaucht, mit Nebel überblasen,
Scheint in der heitern Luft, durch Frühlings
Hand poliret,
Ein Spiegel von Krystall, den Kraut und Gras,
Als ein smaragdner Rahm, mit wahrem Laub-
werk zieret,
In dessen wallende Krystallen,
Die man nicht sonder Anmuth schaut,
Von nahen Büschen, Rohr und Kraut
So mancherley Gestalten fallen,
Und zwar so deutlich und so rein,
Daſs eines jeden Wiederschein
An Schönheit seinem Urbild gleich,
Und ja so schön, und wesentlich,
Als wie das Wesen, schien zu seyn.

Arioso.

Es bilden sich des Höchsten Werke,
Luft, Erde, Wälder, Thal und Hügel,
Gedoppelt, wie im hellen Spiegel,
Im stillen Wasser, wenn es rein.
Ach, möcht' im steten Wiederschein
Auch unsre Seel' ein Wasser seyn,
So nie durch Leidenschaften trübe,
In welchem Gott, die ew'ge Liebe,
Sein Werk auch könnte doppelt schön,
In stetiger Betrachtung, sehn!

Der moos- und blumenreiche Strand,
Der schlanken Bäume Zweig' und Blätter,
Bespiegeln sich, zumal bey heiterm Wetter,
In seinem reinen Diamant,
Worin sich oft die hellen Wolken bilden
Und manchen groſsen Platz vergülden.
Seht, wie die Stelle dort als weiſses Silber glänzet,
Seht, wie die andre da, so dicht an jene gränzet,
Geschliffnem Glase gleicht! Schaut, jene funkelt hier
Vom Himmel blau gefärbt, wie ein Sapphir.
Ein' andre scheint, durch Ufers Wiederschein,
Ein grünlicher Smaragd zu seyn.
Die sanft erhabnen feuchten Hügel
Sind wechselsweis' in grün- in blau- und weiſser Zier,

Der Bäume, Luft und Wolken Spiegel.
Es wird im Augenblick auf einer Stelle
Das Weiſse grün, das Dunkle helle,
Und alles ist voll Klarheit, Glanz und Schein.
Wenn ich denn nun in solchen engen Gränzen
Der Erde Grün, des Himmels Blau,
Der Sonne Gold, der Wolken Silberglänzen,
Als wie der Iris Kleid, vereinet schau:
Nimmt solch ein mannigfalt'ger Schein
Mein Auge, Herz und Geist, mein ganzes Wesen ein.

Arie.

Das zitternde Glänzen der spielenden Wellen
Versilbert das Ufer, beperlet den Strand;
Die rauschenden Flüsse, die sprudelnden Quellen
Bereichern, befeuchten, erfrischen das Land,
Und machen in tausend vergnügenden Fällen
Die Güte des herrlichen Schöpfers bekannt.

Es färbet sich von den begrünten Rasen
Das schöne Nichts der Wasserblasen,
Die wie der Blitz erscheinen und entstehn,
Und wieder wie der Blitz zerplatzen und vergehn;
Wobey ich denn, zu unsrer Lehr',
Dieſs, wie mich däucht, von ihnen murmeln hör':

Arie.

Je schöner ihr uns glänzen sehet,
Je eh'r verschwindet und vergehet,
Wie aller Stolz, auch unsre Pracht!
Je mehr wir andere verschlingen,
Je gröſser uns ihr Untergang gemacht,
Je eh'r, als wär' es Gift, wir schwellen und zerspringen.

Die wasserlilienreiche Fluth,
Die, mit so manchem Kraut, mit Schilf und Binsen,
Mit Meergras, Moos und Wasserlinsen
Geschmücket und bedeckt, in glatter Stille ruht,
Wird öfters unversehns beweget.

Schau, wie sich dort,
Im grünen Wiederschein der Büsche,
Ein blauer Schwarm beschuppter Fische
Mit frohem Wimmeln reget
Und wunderschnell sein flüssig Wohnhaus trennt;
Sie fliegen durch ihr schlüpfrig Element
Mit Schwingen, ohne Federn fort;
Man kann, wenn sie sich fröhlich drehen,
Der Schuppen Silber blitzen sehen.

Arie.

Die schuppigen Bürger der wallenden Fluth,
Die glänzenden Schaaren im schlüpfrigen Grunde,

Erheben, auch mit stummem Munde,
Die Wunder, die der Schöpfer thut.
Ihr Menschen, wenn sie euch ergötzen und speisen,
Vergesset doch nimmer, den Schöpfer zu preisen,

Lisander.

Wird durch das Aug' hievon nun unser Herz erquickt,
So wird es durch das Ohr fast als entzückt.
Wie hell, wie angenehm, wie schöne,
Wie süſs, wie lieblich klinget nicht
Das lispelnde Geräusch und rieselnde Getöne,
Das aus der kühlen Fluth mit hohlem Gurgeln bricht,
Wann, mit dem murmelnden Geklatsch, ihr flüsternd Zischen
Des leichtbewegten Schilfs gespitzte Blätter mischen.
Dieſs sprudelnde Getös' hat solche Zauberkraft,
Das, weit empfindlicher, als aller Schall
Der künstlichen Musik, des Wassers lauter Hall
Den Gliedern Schlaf, den Sinnen Ruhe, schafft.
Selbst Augen, worin sonst vor Sorg' und Gram
Kein Schlummer kam,
Ja die sogar nicht schlafen wollten, müssen,
Durch diesen Reiz besiegt, sich wider Willen schlieſsen.

Arie.

Kühler, angenehmer Bach!
Allgemach
Schlieſset deiner krausen Wellen
Sanfter Schall, in kleinen Fällen,
Durch das Ohr mein Auge zu.
Deiner flieſsenden Krystallen
Schwätzend Wallen
Reizet selbst den Geist zur Ruh.

Elpin.

Indem ich hier bewundernd stehe,
Und, wie die schnelle Fluth sich stets verlieret, sehe,
Scheint sie mir von mir selbst ein Bild zu seyn,
Und fällt mir dieser Lehrsatz ein:

Arioso.

Ihr Sterblichen, erwägt bey jedem Wasserguſs,
Daſs euer Leben auch ein Fluſs,
Der stetig vor,- nie rückwärts flieſset,
Und daſs der Menschen schnelle Zeit
Ins tiefe Meer der Ewigkeit
Unwiederbringlich sich ergieſset.
Darum gebrauchet euer Leben,
Wie es demjenigen gefällt, der's euch gegeben!
Gebraucht die Kreatur zum Nutzen und zur Lust!

Ergötzet euch am Glanz und Klang der frischen Fluthen,
Und denkt, aus andachtsvoller Brust,
An Gott, den Geber alles Guten,
Deſs unergründlich Liebesmeer
Von Macht und Güte nimmer leer,
Der uns, weil er den Fluſs der Gnaden auf uns lenket,
Mit Wollust als mit Strömen tränket.
Er will — o Wunderhuld! — für alle seine Gaben,
Für die so herrlichen unzähligen Geschenke
Nichts, als daſs man nur sein gedenke,
Nichts, als ein fröhlich Herze haben.
So rühmen wir mit höchsterfreutem Muth
Dich, Gott, du allerhöchstes Gut!

Arie.

Gott, der durch ein Wort: Es werde!
Aller Himmel Himmel Pracht,
Stern' und Sonnen, Mond und Erde,
Gluth und Fluth hervorgebracht!
Alle Tropfen in den Bächen,
Ja sogar im tiefen Meer,
Hör' ich gleichsam rauschend sprechen:
Nur von Gott kommt alles her;
Dir allein sey Preis und Ehr'!

Die auf ein starkes Ungewitter erfolgte Stille. *)

Nachdem die Sonne jüngst, seit zweymal funfzehn Tagen,
Die neu beblümte Welt beständig angelacht;
Schwamm alles, was man sah, in Wollust und Behagen.
Die Gluth, die alles hell, die alles lebhaft macht,
Beſloſs so Stadt als Land, bedeckte See und Flüsse;
Sie senkte sich so tief in Tellus Schooſs hinein,
Daſs Feld und Felsen glüht'; es glänzte Sand und Stein;
Man kennete fast nicht die feuchten Wolkengüsse,

---

*) Ein schönes angenehmes Wetter wird hier mit gänzlicher Vermeidung des sonst männlich und etwas hart lautenden R beschrieben; bey Beschreibung eines Ungewitters aber wird dieser Buchstabe häufig wiederholt.

Bis endlich sich einmal, bey schwülen Mittagsstunden,
Ein kleines Wölkchen zeigt', und in dem Augenblick
Sich auszuspannen schien; *) die Luſt ward plötzlich dick;
Das Licht ward allgemach von Schatten überwunden;
Es stieg ein grauer Duſt und Nebel in die Höh';
Des Tages Gold erbleicht', es schwand das heitre Blau;
Die dicke, dunkle Luſt beschattete die See;
Die Bäche schienen schwarz, die Flusse braun und falbe;
Der ganze Luſtkreis ward von Duſt und Regen schwer;
Kein Vogel war zu sehn, die auch schon scheuche Schwalbe
Schoſs nur allein, jedoch ganz niedrig, hin und her.
Es lieſs, als wollte sie in Erd' und Fluth, vor Schrecken
Vor dem, was in der Luſt ihr drohte, zu verstecken.
Solch eine Stille füllt' und drückte recht die Welt,

---

*) Bis hieher ohne R.

Daſs man, wie sich kein Blatt, kein Kraut vor Schrecken rührte,
Vor Furcht selbst unbewegt, mit starren Augen spürte.
Es schien selbst die Natur erstaunet und entstellt
Vor Warten und vor Furcht der Dinge,
Die sie bedroheten, bis plötzlich ein Orkan
Die bange Stille brach, indem der Lüfte Bahn
Wie eine wilde Fluth schnell an zu rauschen finge.

Von allen Winden ward der Erdkreis überfallen;
Ein Wirbel füllete die Luft mit Sand und Staub;
Es schien der Wald ein Meer, drin grüne Wellen wallen;
Die Zweige heulten recht; es brausete das Laub;
Es ward schnell hin und her geschüttelt, hier geschwenkt,
Dort in einander wild vermischet und verschränkt.
Bald wurden der gepeitschten Blätter Wogen
Mit sauſendem Geräusch emporgeführt,
Bald plötzlich unter sich gezogen,
Daſs oft der Wipfel selbst die lose Wurzel rührt'.
Hier borst und brach ein dickbelaubter Ast,
Dort kracht' und stürzt', vom Wirbel aufgefaſst,
Ein tiefbewurzelter, bejahrter Eichbaum nieder.
Der Blätter Heer, von Zweigen abgestreift,
Flog durch die graue Luft recht gräſslich hin und wieder.
Es schien, daſs Boreas noch stets die Kräfte häuft;

Viel' Erlen wurden umgekehrt,
Drey Tannen in die Luft gerissen,
Und lange, welches unerhört,
Entsetzlich hin und her geschmissen.
Die Wolken, so das Firmament umzogen
Und oft die Sonne deckten, flogen,
Wie schwer sie gleich, als Pfeile fort,
Und schwärzeten bald den, bald jenen Ort.

Aus der gepreſsten Fluth geschwärzten Flächen
Sah man der Wellen Schaum, wie weiſse Flammen, brechen,
Die, um den starren Strand mit Nachdruck zu bestürmen,
Sich himmelhoch, wie steile Felsen, thürmen;
Ein fürchterliches Braun färbt die erzürnte Fluth,
Die Luft ein gräſslich Grau. Man sieht das Wasser schäumen;
Die Wellen heben an, erschrecklich sich zu bäumen,
Es wüthet, wallt und wankt die ganze Wasserwelt;
Sie brauset nicht, sie brüllt, da sie bald steigt, bald fällt.
Wenn zwischen regen Höh'n und nimmer stillen Bergen
Manch flücht'ges Thal sich voller Wirbel zeiget,
Und eh' man sich's versieht, beschäumt selbst aufwärts steiget;

Erschrickt ein schwindelnd Aug' ob solcher nahen Noth.
Von jeder Welle scheint ein feuchter Tod,
Der unvermeidlich ist, uns gräſslich anzublecken,
Und seinen schwarzen Arm schon nach uns auszustrecken.
Dem, der dieſs hört, vergeht Empfinden, Hören, Sehn;
Man fühlet, ganz erstarrt, das Haar zu Berge stehn.
Nichts kann, wie so gar nichts der Mensch, uns überführen,
Als wenn wir die Gewalt der Elemente spüren.

Der Ostwind rast' indeſs mit unsichtbarer Macht;
Dem stürmte, voller Wuth, der strenge West entgegen.
Es stieſs der Südwind sich, gehüllt in dickem Regen,
Mit dem erzürnten Geist der frost'gen Mitternacht.
Brach dieser jenes Wuth: so hielt er dieses Lauf
Mit heulendem Gezisch, Gepfeif und Brüllen auf.
Ein jeder strebt' ergrimmt, des andern Wuth zu schwächen:
Darüber muſsten nun die stärksten Mauern brechen.
Was hoch war, sprang wie Glas, wie schwer es gleich, wie groſs,
Indem sie Thürme selbst aus ihren Klammern huben,
Und unter Schutt und Stein und Graus das Feld begruben.

Drauf brach das Wetter selbst noch erst mit Schrecken los:
Oft hörte man erstarrt, mit abgebrochnem Knallen,
Die Schläge staffelweis, von oben abwärts fallen,
Und mit Erschütterung der stark gedrückten Erden
Noch immer schrecklicher, noch immer schwerer werden.
Der Donner rollt' und kracht', Blitz, Ströme, Strahlen, Schloſsen
Vermischten ihre Wuth, die rothen Flammen floſsen
Und wallten überall, als wie ein feurig Meer,
In der geborstnen Luft entsetzlich hin und her,
Worin zu gleicher Zeit, mit ungestümen Wogen,
Verdickte Regenström' und ganze Flüsse, flogen,
Die öfters Boreas so durcheinander trieb,
Daſs die Gestalt nicht einst vom Wasser überblieb,
Indem es wie gepeitscht des Tages Licht verhüllte,
Und mit ganz weiſsem Schaum die schwarzen Lüfte füllte.
Ein steter Wolkenbruch stürzt' eine dicke Fluth,
Mit brausendem Geräusch, von oben durch die Gluth,
Daſs beydes rauscht' und zischt', beströmt' das trockne Feld,
Verschluckte das Getraid': ein allerschütternd Krachen
Brach allenthalben aus; es zitterte die Welt;
Die Berge wankten recht; es riſs die schwarze Luft

Die düstern Pforten auf; sie schien ein weiter Rachen,
Voll Flammen, Dampf und Gluth, ja eine Höllengruft,
In deren lichtem Pfuhl und ungeheuren Tiefe
Ein schütternd Strahlenheer, deſs Licht erschrecklich hell,
Bald rund, bald schlangenweis, und unbeschreiblich schnell,
Mit zackigter Bewegung liefe.
Gleich schloſs sich diese Kluft so plötzlich wieder,
Und schlug der Sterblichen erschrockne Augenlieder
Mit dicker Dunkelheit und so pechschwarzer Nacht,
Daſs es noch ungewiſs,
Ob Licht, ob Finsterniſs
Dem Herzen gröſsre Furcht gemacht.
Da blitzt es kurz, hier auch, wanns dorten zehnfach wittert,
Und hier im langen Blitz der ganze Luftkreis zittert.

Noch strahlte Blitz auf Blitz mit fürchterlichem Schein;
Der Donner rollte noch mit gräſslichem Gebrülle.
*) Allein im Augenblick nahm eine sanfte Stille

---

*) Von hier an alles ohne R, bis zu Ende.

Die fast betäubte Welt gemach von neuem ein.
Die Wolken theilten sich; so Duft als Nebel schwand;
Das holde Sonnenlicht, des weiſsen Tages Quelle,
Goſs eine See von Glanz auf das benetzte Land,
Und macht' im Augenblick so Welt als Himmel helle.

Die Wiesen funkelten; es glänzte Feld und Wald;
Ja selbst die Sonne wies, in tausend feuchten Spiegeln,
Auf dem genetzten Laub' die flammende Gestalt.
Die Blumen haucheten an den bewachsnen Hügeln,
In doppeltschönem Schmuck, den lieblichsüſsen Duft
Wie edlen Balsam aus, und fülleten die Luft.
Das Landvolk kommt gemach aus den bemoosten Hütten,
Zu Anfang bleibet es an Zäun' und Hecken stehn,
Schaut allenthalben hin, und wenn sie endlich sehn,
Daſs Weizen, Obst und Dach noch nicht so viel gelitten,
Als sie in Angst geglaubt, und daſs sie Wind und Fluth
Nicht viel beschädiget, ist alles wohlgemuth,
Und lebt von neuem auf, wie man im Lenze thut.

Dort wendet man das Heu; hier mäht, da bindet man;
Ja das Gefilde lebt, so weit man sehen kann.
Es hebt die gelbe Saat die Halme in die Höh',
Was eingeknickt, fängt an, auf's neu' gesteift, zu schwellen,
Und wallt wie eine See, mit sanftbewegten Wellen.
Des milden Himmels Saft liegt glänzend auf dem Klee,
Als wie ein feuchtes Glas, indem das glatte Vieh,
Wenn es mit schlankem Hals' oft bis an Bauch und Knie
Im Klee und Blumen geht, von den gespaltenen Füſsen
Die dunkeln Zeichen läſst. Die hellen Bäche flieſsen,
Und wallen sanft dahin, sie bilden Bäum' und Büsche,
Im holden Gegenschein, so deutlich, daſs man kaum
Das schwimmende Gebüsch, den feuchten Schattenbaum
Von dem gewachsnen kennt. Die schuppenvollen Fische,
Wenn sie, dem Ansehn nach, auf hohen Wipfeln schweben,
Seht man, den Vögeln gleich, in blauen Lüften leben.

Des Schilfs beweglich Laub, wie schwanke Degenklingen,
Die, wo die Fluth sich endet, stehn,
Und sich mit lispelndem Getön,
Zum Schmuck und Lust des Landes, schwingen,
Belustigt das Gesicht; zumal wenn, wie ein Glas,
Das jüngst gefallne Himmelsnaſs
Auf dem gesteiften Laub, wo sichs gemählig bieget,
Wie diamantne Kugeln lieget,
In welchen sich, sammt den beblümten Hügeln,
Die Wiesen, Büsch' und Bäume spiegeln,
Daſs alles glänzt und lacht.

Die Lüfte sind belebt
Von seltsam spielenden geschwinden jungen Fliegen,
Die Hitz' und Nässe zeugt. Bald steigt, bald fällt, bald schwebt
Die Meng', indem sie sich bald theilen und bald fügen.
Es läſst, ob kämpfe stets dieſs neubelebte Völkchen;
Bald öffnet es sich schnell, bald schlieſset es sich dicht.
Aufs Dunkle scheinet es wie Goldstaub, und im Licht
Ein falbes, sumsendes und lebendiges Wölkchen.
Die schnellen Vögel schwingen

Die feuchten Fittige von Zweig' auf Zweig' und
singen
Aus einem neuen Ton, so lieblich, hell und schön,
Daſs solche Stimmen uns fast an die Seele gehn.
Mit wenigem, es scheint Luft, Wiese, Wald
und Feld
Ein altes Eden noch, und eine neue Welt.

* * *

Elpin, den jetzt die Lust, wie vor der Schrekken
triebe,
Besang mit frohem Muth des Schöpfers Eigenschaft.
Es ist die helle Sonn' ein Bild von Gottes
Liebe,
Sowie des Donners Grimm die Probe seiner
Kraft.

Beschreibung der Nachtigall.

Ich hörte die Siren' der Büsche,
Die wundersüſse Nachtigall,
Wie sie mit klingendem Gezische
Erfüllte Wälder, Berg' und Thal;
Ich hörte sie bezaubernd streicheln,
Mit holdem Gurgeln Luft und Ohr;
Es brachte ihrer Kehle Schmeicheln
Die Leiter der Musik hervor:
Sie machte Fugen, Pausen, Sprünge
Und Contrapuncte, daſs es lieſs,
Ob sie mit tausend Zungen singe
Und in viel hundert Röhren blies.
Bald ists, als ob sie Jemand riefe;
Bald kräuselt sie den reinen Schall;
Bald senkt sie ihn in hohler Tiefe
Durch einen angenehmen Fall.
Es läſst, als wären im Geäder
Von ihrem eingeschränkten Schlund
Vom Wirbelwind getriebne Räder;

So scharf, so reinlich und so rund
Formirt ihr enger Hals die Töne,
Ja selbst die schwersten, ohne Müh',
Ohn' alles Zwingen, hell und schöne;
Bald zieht, bald dreht; bald schärft sie sie.
Kein Fechter schwingt so rasch den Degen;
Die Wellen wallen nicht so kraus;
Kein Pfeil kann sich so schnell bewegen,
Als sie die Noten bringt heraus.
Ist's möglich, dacht' ich, wohnt solch Klingen
So einem kleinen Seelchen bey?
Ist's möglich, daſs von solchem Singen
Die Quell ein tönend Stäubchen sey?
Ein Federchen, drin Ton und Leben?
Und ein beflügelter Gesang?
Ein Schall, ein Hauch, mit Haut umgeben?
Ein singend Nichts? ein bloſser Klang?
In solchen forschenden Gedanken
Vertiefte sich mein muntrer Sinn.
Ich schloſs, nach Hin- und Wiederwanken:
Es sey was Himmlisches darin.

Der Garten.

Ihr durch die Leidenschaft verführten Seelen
hõret!
Wer Gott, durch sein Geschöpf gerührt, mit
Freuden ehret,
Und seine Lust mit Ernst in Gottes Werken sucht,
Dem träget jede Blum', die er betrachtend schaut,
Dem träget jeder Baum, dem träget jedes Kraut,
Dem träget jedes Blatt der Freuden süſse Frucht.

Arie.

Eröffnet, ach! öffnet die Augen, und seht,
Wie alles im Frühling verherrlichet steht,
Wie lieblich die glänzenden Gärten beblümet!
Eröffnet die Lippen, kommt, preiset und rühmet
Die Wunder des Schöpfers, durch welchen allein
Feld, Wälder und Gärten verherrlichet seyn!
Sonst ist an euch des Schöpfers Huld verloren;
Ihr unterlaſst den Zweck, zu welchem ihr geboren.

Die Wolken träufelten nicht mehr;
Der Himmel höret auf zu weinen;
Der Kreaturen Kron' und Ehr',
Die Sonne, fing von neuem an zu scheinen,
Bestrahlte die beblümten Hügel,
Bemalte Wiesen, Wald und Feld;
Es wurden in der annoch nassen Welt
Auf jedem Blatt, aus jedem Tropfen, Spiegel.
Ein heller Glanz, ein mehr als güldner Schein
Nahm Luft und Land bezaubernd ein,
Und reizte mich, da Wald und Feld so schön,
Der Gärten Pracht und Anmuth anzusehn,
In welchen die Natur sich mit der Kunst verbindet,
Wo Fleiſs, wo Nutz und Lust sich stets verschwistert findet,
Woselbst wir in der Menschen Werken
Zugleich die wirkende Natur,
Und in derselbigen die helle Spur,
Von unsers Schöpfers Macht und Gegenwart bemerken.

Arie.

Mich däucht, wenn ich voll Freude
Hier Herz und Augen weide
Und bey den Blumen steh',
Daſs ich zu dir mich schwinge,
Und dich, Quell aller Dinge,
Allgegenwärt'ger Schöpfer, seh!

Gerührt durch dieses Denken,
Wünscht sich mein Herz zu lenken
Allein nach deinem Sinn.
Leib, Seele, Geist und Leben
Will ich nur dir ergeben.
Nimm, gegenwärt'ger Gott, sie hin!

Nie haben Persische Tapeten so geschienen;
Es glänzt kein güldnes Tuch, wenn Perlen und Rubinen
Auch gleich darauf gestickt, so herrlich und so schön.
Ja, was wohl auf der Welt am lieblichsten zu sehn,
Und mit geheimer Lust der Menschen Aug' erfüllt,
Ein aufgeputzte Meng' von schönem Frauenzimmer
In tausendfarbigem Damast und Sammt gehüllt,
Mit Perlen, Silber, Gold besetzet und gestickt,
Mit Federbüschen, Band, Brokat und Moor geschmückt,
Scheint, funkelt, glänzt und prangt nicht in so holdem Schimmer,
Als die durch Frühlingshand erneute Welt,
Als ein vom Sonnenglanz bestrahlt beblümtes Feld.
Der wunderschön beaugte Pfauenschwanz,
Der Iris farbenreicher Kranz,
Des hellen Abendsterns so lieblich reiner Glanz,
Erquicken kaum so sehr das menschliche Gesicht,

Als das auf hunderttausend Arten
Gefärbte und gebrochne Licht
Von einem bunten Blumengarten.

Jedwede Blume schien
Mein Auge mit Gewalt auf sich zu ziehn.
Das helle, silberweiſse Licht,
Das aus den Tuberosen bricht,
Die lieblichschimmernden Jesminen,
So, weiſsen Sternen gleich, an Gröſs' und Menge,
Auf vielen nach der Kunst geschornen Hecken,
Die sich, so weit man sieht, erstrecken,
Ein Milchweg von unabzusehnder Länge
An einem grünen Himmel schienen;
Die wirkten zu des Schöpfers Ehre
In meinem Herzen diese Lehre:

Arie.

Laſs der Liljen und Jesminen
Unbefleckten Silberschein,
Seele, dir zur Folge dienen!
Suche dich, von Lastern rein,
In der Unschuld weiſse Seiden,
Voller Sanftmuth, einzukleiden!

Die dunkelrothe Gluth der Amaranten,
Der bunte Mohn, worauf, wie Diamanten,
Der Tropfen Menge lag,

Sammt der Päonien blutrothem Funkeln,
Konvolvulen, Violen und Ranunkeln,
Die theils, wie Himmelblau und Silber, theils
vergüldet,
Und theils in rothen Flammen glühn;
Der frischen Kräuter holdes Grün,
Das tausendfach gefärbt, das tausendfach gebildet,
Bemüheten sich gleichsam in die Wette,
Als ob ein jedes Sinne hätte,
Durch ihrer Blätter Pracht und Schein,
Zu ihres Schöpfers Ruhm, ein Gegenwurf zu seyn.
Man kann in blauen Blumen hier,
In einer sternenförm'gen Zier,
Wie weiſse Sterne dort am blauen,
Viel blaue Stern' am grünen Himmel schauen.

Arie.

Der ungezählten Kräuter Menge,
Der Blätter Farben und Natur,
Der Säfte, Kräfte, der Figur
Von tausendfacher Breit' und Länge,
Bewundernswerther Unterschied
Zeigt dem, der auf dieſs Wunder achtet,
Und ihres Schöpfers Macht betrachtet,
Sein' Allmacht und Unendlichkeit.

Der Perlenschmuck der weiſsen Blüthe glimmet
Zuerst auf jedem Baum; die schwanken Zweige
krümmet

Der Blumen süſse Last. Der Aepfel holde Blüthe
Ergötzt nicht nur das Aug', sie labt auch das Gemüthe
Durch den Geruch zugleich. Viel tausend Bienen fliegen
Und sammeln süſsen Honig ein,
Mit schwärmendem Getös' und angenehmem Summen:
Es tönt, als wenn Bassons, gedämpfet, sanfte brummen.
Beym zwitschernden Diskant von manchem Vögelein,
Beym rauschenden Tenor der wallenden Krystallen,
Die über glatte Kiesel fallen,
Und bey dem hohen Alt, dem lieblichen Gezische
Der Bäum' und Büsche,
Scheint dieses murmelnde Geräusch der Baſs zu seyn.
Auf, auf! mein Herz, laſs, Gott zu Ehren,
Bey dieser Harmonie auch deine Lieder hören!

Arie.

Singe, Seele, Gott zum Preise,
Der auf solche weise Weise
Alle Welt so herrlich schmückt!
Der uns durchs Gehör erquickt,
Der uns durchs Gesicht entzückt,

Wenn er Bäum' und Feld beblümet,
Sey gepriesen, sey gerühmet!

Seele, laſs ein helles Singen,
Deinem Gott zum Ruhm, erklingen,
Wenn dir, was du willst, geschieht:
Und wofern dir was gebricht,,
Murmle sanft, doch murre nicht!
Tiefe Seufzer laſs erschallen!
Diese sinds, die Gott gefallen.

Betrachtet man die Obstbäum', Aepfel, Pfirschen,
Birn, Aprikosen, Mandeln, Kirschen;
Gleicht ihrer Blumen lieblich Prangen
Nicht Gärten, die in Lüften hangen?
Ist nicht der kleinste Zweig ein groſser Blumenstrauſs?
Haucht ihre Menge nicht den stärksten Bisam aus?
Sie würzen durch so angenehme Düfte,
Die voller Amber und Zibeth,
Die ausgespannten lauen Lüfte,
Daſs ihre Balsamkraft uns recht ans Herze geht.

Arie.

Seele, laſs der Bäume Pracht
Dich zu ihrer Folge leiten!
Suche dich auf allen Seiten
In Gedanken auszubreiten,
Und auf den Betrachtungszweigen

Blätter deiner Lust zu zeugen!
Laſs durch dieses holde Grün
Deiner Andacht Blumen blühn,
Und des Lobes Früchte bringen!
Auf! mit heller Stimm' und Saiten
Unsern Schöpfer zu besingen,
Der die Erde fröhlich macht!

Wenn Zephyrs flüchtiges Gesinde,
Die holden Frühlingswinde,
Die lauen Fittige bewegen;
Fällt von der Blüth' ein silberweiſser Regen,
Der uns bedecket, doch nicht netzet,
Uns das Gesicht, Gefühl und den Geruch ergötzet.
Damit wir ihres Schmucks uns desto mehr erfreuen,
Will uns der Bäume Schaar mit Blumen überstreuen.
Es scheint der Blüthe flüchtig Schweben,
Indem sie fällt, die Lüfte zu beleben.
Die klare, grünlichdunkle Fluth,
Die in des Teiches Uferschooſs,
Bekränzt mit Moos,
An schlanker Bäume Wurzeln ruht,
Auf deren ebnen Fläch' ein kühler Schatten schwimmet,
Wird unvermuthet hell und glimmet
In einer weiſsen Gluth.
Oft läſst es recht, als ob, uns doppelt zu ergötzen,
Die Blätter sich aufs neu zusammensetzen,

Wodurch sie denn noch mehr das dunkle Wasser zieren.
Und neue Blumen drauf formiren.
Es scheinet Waſser, Büsch' und Hecken,
Es scheinen Kräuter, Beete, Gänge,
Als wenn sie riechender schneeweiſser Flocken Menge
Und weiſse Rosenblätter decken.

Arie.

Süſser Blumen Ambraflocken!
Euer Silber soll mich locken.
Dem zum Ruhm, der euch gemacht.
Da ihr fallt, will ich mich schwingen
Himmelwärts, und den besingen,
Der die Welt hervorgebracht.

Man darf kein Vogelhaus von dünnem Stahl
In diesem holden Orte bauen,
Um schöne Vögel ohne Zahl
Um sich zu schauen.
Die Luft ist selbst ein weites Vogelhaus,
Der Garten ihr freywill'ger Kerker,
Ein offenes Gebäu, wo dichtgeflochtne Erker
Der Aest' und Blätter Menge schränkt,
Woraus kein einziger zu fliehn gedenkt.

Arie.

Wenn ihr in den bekränzten Steigen
Der anmuthreichen Gärten geht,

Und zwischen den belaubten Zweigen
Die kleinen bunten Sänger seht,
Und ihre süſsen Stimmen höret:
So lobt mit ihnen, preist und ehret
Den Gott, der über alles schätzt,
Wenn man sich, ihm zur Ehr', ergötzt.

Des niedern Buxbaums festes Laub,
Wodurch der Menschen Witz und Fleiſs
Den leeren dunkelbraunen Staub
So künstlich einzuschränken weiſs,
Daſs schönre Züge Laubwerk, Bilder,
Kein Mathematikus, kein Schilder
Fast mit dem Pinsel malen kann,
Treibt mich, wie folgt, zu denken an:

Ein Gärtner malet hier,
Ohn' Oel und Staffeleyen,
Ohn' Pinsel, ohn' Palett, lebend'ge Schildereyen.
Sein Spaten dienet ihm zum Reiſsbley, sein Papier
Ist schwarz- und dunkelbraun, er schreibt gezogne Namen,
Zieht Laubwerk selbst von Laub, und faſst in grüne Rahmen
Sein schön figürlich Werk, von mehr als hundert Arten,
Ja ohne Buxbaum ist der Garten kaum ein Garten.

Arioso.

Wie groſs, o Gott, ist deiner Liebe Kraft,
Da du so manche Wissenschaft
In deine Kreatur gesenket!
Denn bilde dir doch, eitler Mensch, nicht ein,
Daſs Künst' und Wissenschaften dein;
Sie sind dir nur durch seine Huld geschenket.
Es schmückt die bildende Natur
Das form - und bilderleere Land
Durch unsre Hand;
Wir sind, trotz unserm Stolz, ihr Werkzeug nur.
Sprich, ob wir des Verstandes Gaben,
Wie alles, nicht empfangen haben?

Arie.

Wer wird nicht sagen müssen,
Daſs Menschenkunst und Wissen,
Wie alles, Gaben nur?
Was sind Vollkommenheiten?
Nichts, ohne Fähigkeiten,
Und diese kommen von Natur.
Wer, durch des Schöpfers Gunst
Vom Weisheitsfeu'r entzündet,
Die Kunst erwägt; der findet
Natur auch in der gröſsten Kunst.

Hierauf ward ich mit höchster Lust gewahr,
Wie ein Orangendach zur rechten Hand

Auf säulengleichen Stämmen stand,
Die ein gespitztes Laub, das wie Smaragden
glänzet,
Mit hocherhab'nen Kronen träget,
Wo, zwischen silberweiſser Blüth',
Man güldne Früchte schimmern sieht.
Es nahm mir dieser holde Schein
Mein Aug' und Herz, mein ganzes Wesen ein.

Arie.

Verblend'te Sterbliche, ihr grabet
Das Gold und Geld aus finsterm Schacht,
Das Einen kaum von allen Sinnen labet;
Seht, was ihr hier für andre Pracht
Auf Pomeranzenbäumen habet,
Wofür ihr billig Gottes Güte
In froher Ehrfurcht preisen sollt:
Bebiesamt Silber ist die Blüthe,
Die Frucht ein eſs - und trinkbar Gold.

Es sind die nach der Schnur gezognen Gänge
Mit einer wunderbaren Menge
Von Blumen, Pflanzen, Blüth' verwunderlich
geschmückt.
Es werden, durch viel tausend Früchte,
Die Zunge, der Geruch und das Gesichte
Zugleich erquickt.

Man mag, wohin man will, sich kehren, wenden, drehn,
So wird auf einer jeden Stelle
Man immer eine neue Quelle
Von Anmuth und Vergnügen sehn,
Man thut fast keinen Schritt, daſs man den Fuſs
Nicht auf was Schönes setzen muſs.

Arie.

Kommt, schmecket und sehet,
Wie freundlich der Herr!
Es wird der glorwürdigen, herrlichen Werke
Unzählige Menge, Macht, Weisheit und Stärke
Durch unser Vergnügen am besten erhöhet.

Erkennet und fühlet,
Wie freundlich der Herr!
Als welcher, damit in den Wundern der Erde
Sein herrlicher Name verherrlichet werde,
Auf unser Vergnügen am meisten gezielet.

So manches Kraut, so manche Blume
In Gärten, Feld und Wäldern blüht;
In manches kleine Rauchfaſs glüht
Dem groſsen Gott zum Preis' und Ruhme,
Das ein gelinder Wind, wodurch sich alles reget,
Mit sanftem Schütteln hin und her,
Damit es den Geruch vermehr',
Zu noch vermehrter Lust, beweget.

Arie.

Es opfern die Blumen bebiesamte Säfte;
Es dünsten, die Kräuter erquickende Kräfte,
Dem groſsen All zur Ehr' allein.
Ach, trachtet, ihr Menschen, es wohl zu bemerken!
Bemüht euch, in Andacht und guten Werken,
Dem Schöpfer ein süſser Geruch zu seyn!

Die Rose.

Ich sahe jüngst, mit fast erstaunten Blicken,
Die Sonn' im Garten, nach dem Regen,
Der Blumen Heer mit heitern Strahlen schmücken
Und ihren reinen Glanz in nasse Blätter prägen.

Indem mein Auge nun, durch ihre Zahl verwirrt,
Durch ihren Schmuck entzückt, von der zu jener irrt,
Der spielenden Natur gefärbtes Kleid betrachtet,
Bald die, bald jene höher achtet,
Sich bald an dieser hier, und bald an der ergötzet,
Bald beyde gleiche schön, bald die noch schöner schätzet;
Reiſst endlich Augen, Herz und Sinn
Ein Rosenbusch auf sich nur einzig hin.

Ich seh' ihn kaum aufmerksam in der Nähe;
So däucht mich, als ob ich in seiner Zier
Nichts Irdisches, nein gar aus Edens Lustrevier
Annoch ein Ueberbleibsel sähe.

Arie.

Paradieses Kind und Bild,
Rose, deiner Blätter Prangen
Hat mit sehnlichem Verlangen
Durch das Aug' mein Herz erfüllt,
Die verlornen Edensauen
Selig wiederum zu schauen.

Im Geiste stelle man sich ein Gebüsche vor,
Deſs Blätter aus Smaragd geschnitten,
Die Stengel aus Türkis, woran aus Hyacinth,
Geschärften Dornen gleich, formirte Spitzen sind.
Auf solchem Wunderstrauch, der mannigfaltig grün,
Ständ' ein hell schimmernd Heer von Blumen aus Rubin,
So funkelnd glänzt und strahlt, in deren Mitten
Ein kleines güldnes Licht in hellem Schimmer schien;
Ja, daſs des Künstlers Hand
Verschiedne Kügelchen vom reinsten Diamant
Auf ihrer Blätter Pracht, zu gröſsrer Zier, gestreut.
Dann denke man; wie diese Herrlichkeit
Noch lange nicht dem Schmuck gewachsner Rosen gleichet,
Ja, ihnen kaum das Wasser reichet.

Arie.

Flammende Rose, Zierde der Erden,
Glänzender Gärten bezaubernde Pracht!
Augen, die deine Vortrefflichkeit sehen,
Müssen, vor Anmuth erstaunet, gestehen,
Daſs dich ein göttlicher Finger gemacht,
Daſs dich ein göttliches Wollen hieſs werden.

Sie kam mir vor, wie eine Königin,
Mit Purpur angethan,
Die gelbe Saat schien eine güldne Krone;
Der schöne Busch glich einem hohen Throne;
Der Dornen Heer geharnischten Trabanten,
Der Tropfen Ründ' und Glanz geschliffnen Diamanten.
Die nimmer stille Schaar der Bienen,
So öfters murmelnd zu ihr kam,
Und mit geschwindem Flug bald wieder Abschied nahm,
Schien ihrer Majestät zu dienen,
Und gleichsam ihr Verlangen zu erfragen,
Um ihrem gnädigen Geheiſs
Mit fröhlichem Gesums' und unverdroſsnem Fleiſs
Den lieblich riechenden Vasallen vorzutragen.

Arie.

Rose, Königin der Blumen,
Wenn du Bienen, die du tränkst,

Honig aus Rubinen schenkst:
Sollten billig unsre Augen,
Da man deinen Glanz betracht't,
Auch aus deines Purpurs Pracht,
Dem zum Ruhm, der dich gemacht,
Süſsen Andachtshonig saugen.

Wenn sie sich öffnet, sieht in ihr die frohe Seele
Ein' angenehme kleine Höhle,
In welche, nebst dem Blick, den Geist
Ein lieblichrother Wirbel reiſst,
Den tausend Blätterchen, die wir daselbst verspüren,
Wie sie sich inwärts drehn, formiren.
Erwägt die Kraft, so man in diesem Wirbel sieht.
Da er, nebst Blick und Geist, die Nas' auch in sich zieht.
Die Bildung ist der bildenden Natur
Vollkommenste Figur.
Ihr Leib ist zirkelrund, und ihrer Mutter gleich;
Bald sieht man Weiſslichroth, bald Röthlichbleich
Auf ihrer Blätter Sammt sich, ohne Gränzen,
Vereinigen, und süſs in weiſser Röthe glänzen.

Es sind die Blätter dicht,
Und doch so dünn und zart,
Daſs selbst das Licht
Durch ihr so angenehm gefärbt Gewebe bricht,
Sich mit den röthlichen gelinden Farben paart,

Und, selber roth gefärbt, die innern Blätter färbet.
So dünn ist jedes Blatt, zumalen wenn es naſs,
Daſs es durchsichtig, wie ein Glas.
Man kann in ihnen oft das zärtlichste Gespinste
Der dünnen Adern sehn,
Woran, durch der Natur uns unbekannte Künste,
Viel kleine klare Bläschen stehn.
Sie sind, da sie mit rothem Saft erfüllt,
Der Adern recht natürlich Bild.

Ein rother Schatten ohne Schwärze
Bedeckt das kleine güldne Herze,
Das in dem Mittelpunkt der holden Tiefe sitzt,
Und in der balsamreichen Höhle
In purpurfarbner Dämm'rung blitzt.
Der rothen Farben süſser Schein
Scheint lieblich nicht, nein geistig fast zu seyn,
Da er, nachdem als man die Rose drehet,
Bald von bald nach dem Licht, entstehet und vergehet,
So daſs ihr Roth und Weiſs, als wie das Blau und Grün
An einem Taubenhals, sich oft zu ändern schien.
Dieſs ist der inn're Schmuck, die kühle rothe Gluth,
Die in dem runden Schooſs der edlen Rose ruht;
Da gegentheils, was auf den äuſsern Blättern glühet,

In einer bläulich-weiſs- und röthlich klaren Pracht
Fast einer Fleischfarb' ähnlich siehet,
Zumal wenn unterwärts ein glattes Dunkelroth,
Das einem rothen Atlas gleich,
Der andern Blätter röthlich bleich
Noch lieblicher, noch sanfter macht.
Ein Auge, das den Schmuck betrachtet, fühlet
Solch einen süſsen Reiz, das Herz so süſse Gluth,
Als wenn ein schönes Blut
Durch eine zarte Haut
Der rosenfarbnen Jugend spielet,
Und man auf Armen, Brust, um Mund und Wangen
Ein frisches röthlich Weiſs in hellem Schimmer prangen,
Und, voller Liebreiz, glänzen schaut.

Arie.

Wenn man schöne Wangen siehet,
Und, von Lieb' entzündet, glühet,
Spricht man: Wie die Rose blühet,
Also blühet dieſs Gesicht.
Gibt man also zu verstehn,
Daſs auf Erden nichts so schön:
Und dennoch sie anzusehen,
Um den Schöpfer zu erhöhen,
Würdigt man die Rose nicht.

Theils öffnen ihren Schooſs, theils sind noch halb geschlossen,
Und zeigen viel, versprechen doch noch mehr.
Der kleine Knospen zarte Sprossen,
Die, recht wie Kinder, um sie her
Im schönsten Schmuck und groſser Menge sitzen,
Sehn grünen Sternchen gleich,
Durch deren fünfgetheilte Spitzen —
Die wie Smaragd an grünem Schimmer reich —
Rubinenrothe Strahlen blitzen,
Aus denen ein gewürzter Myrrhenrauch,
Worin sich Süſs und Bitter lieblich mischet,
Unsichtbar aufwärts steigt, und Hirn und Haupt erfrischet.
Die grünen Blätter stützt ein grüner Kelch, der bald
Zu einer rothen Frucht, eyförmig von Gestalt,
Zur Hagebutte wird.
Die grünen Zäser deckt, sowie die Stengel auch,
Ein kleines, röthliches unschuldigs Dornenheer,
Woran die umgekehrten Spitzen,
Um nicht zu schaden, einwärts sitzen,
Da unten an dem Stiel viel wahre Dornen stehn,
Die sie vor manchem Anfall schützen,
An welchen sich, Falls man sie nicht gesehn,
Oft unvorsicht'ge Finger ritzen.
Hieraus nun nehm' ich diese Lehre:

Arie.

Der Rosenbusch zeigt dir, mein Herz,
Daſs, wie bey ihm, so auch auf Erden,
Nicht leicht Vergnügung sonder Schmerz,
Lust sonder Last, gefunden werden;
Indem fast immer Freud' und Pein
Genau verknüpft, ja oft zugleich geboren seyn.

Nach diesem nahm mein forschend Aug' in Acht
Den grünen Busch und seiner Blätter Pracht,
Der denn, da er so schön formirt, so lieblich grünet,
Auch unser Lob mehr als zu wohl verdienet.
Der Blätter Menge
Und mannigfalt'ge Zierlichkeit,
Der Farben Schmuck, der Knospen Unterscheid
Zeigt uns ein schimmerndes erhabenes Gepränge,
So der verworrenen bedornten Stengel Hecken
Mit einem grünen Schatten decken.
Sein zungenförm'ges Blatt, dem, ringsum eingekerbt,
Ein faſt smaragden Grün die glatte Seite färbt,
Erhöht der Rosen Glanz durch holde Dunkelheit.
Ein bläulichzarter Duft, der auf der Fläche lieget,
Der, wenn man ihn berührt, verschwindet,
Vermehrt der Farben Lieblichkeit,
Zumal wenn sich darauf der Thau so lieblich ründet,

Der recht wie lebend Silber blitzt.
Wie runde Perlen rollt, wie Diamanten spielet,
Und seinen Glanz mit allen Farben mischt,
Daſs sich der Blick, den Lust und Luft erhitzt,
Durch solche reine Fluth erfrischt,
In ihren feuchten Kreisen kühlet.

Arie.

Tropfen, die aufs Weiſse fallen,
Gleichen glänzenden Krystallen,
Die aufs Röthliche, Rubin,
Und Smaragden, die auf Grün.
Sieht man also mit Vergnügen
Fast den Glanz von Edelsteinen
Mit der Rose sich vereinen
Und auf ihren Blättern liegen,
Ja sich gleichsam recht bemühen,
Durch die dir so liebe Pracht,
Dem zum Ruhm, der sie gemacht,
Deinen Geist auf sich zu ziehen.

Aufs Letzte schien mir gar der Rosenblätter Schein
Ein blätterreiches Buch zu seyn,
Das von des groſsen Schöpfers Lieben,
Mit balsamirter Dint' und rothen Lettern,
Die Hand der wirkenden Natur geschrieben.
Mich däucht, ich könn' auf allen Blättern
Geheimnisse von Gottes Wunderwesen,

Von seiner Macht und heiſsen Liebe lesen.
Ach, nehmt es doch in Acht!
Dieſs steht auf jedem Blatt recht deutlich, hell und klar:
Wie ist doch der, der uns gemacht,
So liebreich, groſs und wunderbar!

Arioso.

Der Inhalt dieser Schrift ist deutlich zwar,
Die Sprache der Natur ist allgemein,
So Züg' als Bildungen sind offenbar;
Doch kennen die sie nur allein,
Die, ihre Niedrigkeit erkennend, Gott erheben,
Und ihm die Ehr' allein von allem Guten geben,
Der durch so manch Geschöpf uns, sein Geschöpf, ergötzt,
Und seinen Ruhm allein in unsre Freude setzt.

Zumalen rühret mir das Innerste der Seelen
Der schmeichelnde Geruch, der aus den Purpurhöhlen
Der holden Rosen fleuſst; er labt mich inniglich;
Das Auge schlieſst, das Herz eröffnet sich,
Von einer Balsamkraft gerühret,
In dessen Süſse sich ein lieblich Bitter mischt,
So aus den Knospen quillt und unser Hirn erfrischt,
Sobald es den Geruch der frischen Rosen spüret.

Sie schwimmt in einer See von Lust.
Es scheint die Seele selbst sich zu bemühn,
Um durch die Nas' allein die Anmuth zu genieſsen,
Die Augen darum zuzuschlieſsen,
Mit unzertheilter Kraft sich allem zu entziehn,
Um bloſs allein
Mit dieser Lieblichkeit beschäftiget zu seyn.
Es scheint, ob könn' es vor Vergnügen
Nicht mehr so eng verschränket liegen.
Drum dehnt sich die gewölbte Brust,
So weit ihr möglich, aus,
Die durch den holden Duft
So lieblich balsamirte Luft
Nicht anderwärtig hinzulassen,
Nein sie, wo möglich, ganz zu fassen.

Arie.

Ambrablume, Balsamquelle,
Rose voller Süſsigkeit!
Wenn ich mir zur Frühlingszeit,
Ins Geruchs Beschaffenheit,
Gottes Weisheit, Herrlichkeit,
Lieb' und Macht vor Augen stelle;
Wird so Seel' als Leib erfreut.

Zwar läſst die blinde Welt so zuckersüſsen Duft
Im Athem achtlos von sich schieſsen,
Und wiedar in die Luft,

Woraus er stammet, flieſsen;
Ich aber schwinge mich, auf Flügeln reiner Triebe,
Zu Gott und opfre ihm den süſsen Hauch,
Von Brunst und Dank entflammt, als einen Opferrauch,
In heiſsen Seufzern auf; erwäge seine Liebe,
Die im Geruch mein Herz empfunden;
Bewundern seine Wundermacht,
Die Bildung und Geruch, zusammt der Farben Pracht,
So unverbesserlich verbunden;
Und endlich, halb entzückt, bricht meine Lippe los:
Was muſs der Gott, der in der Erde Schooſs
Solch eine Balsamkraft und Schmuck vermag zu legen,
Doch wohl für Herrlichkeit in seinem Himmel hegen!

Arie.

Unendlicher Mittelpunkt aller Vollkommenheit,
Entzückender Schönheit Quell, Leben und Licht,
Du Fülle der ewig zufriedenen Seligkeit,
Da solche vergnügende herrliche Werke
Der mächtigen Gnade, der liebenden Stärke
Schon sterbliche Sinne auf Erden empfinden;
Wer kann denn die himmlischen Freuden ergründen,
Die göttliche Liebe dereinsten verspricht!

Die Kaiserkrone.

Es sieht die holde Kaiserkrone
Von ihrem hocherhabnen Throne
Beständig auf die Erd' herab,
Die ihre Wieg' und auch ihr Grab. —
Ach, möchten doch von Ihren Höhen
Die Fürsten so herunter sehen!

Die Augen, welche wie Krystallen
In diesen Blumen offen stehen,
Die lassen oftermal
Fast honigsüſse Thränen fallen. —
Ach, möchten sich doch auch die Groſsen fassen,
Und, nach dem Beyspiel dieser Blume,
Vergnügt durch ihrer Hoheit Strahl,
Dem Gott, der sie so groſs gemacht, zum Ruhme,
Auch Freudenthränen fallen lassen!

Der bittersüſsliche Geruch,
So aus den Kaiserkronen quillt,

Ist ein mit Lehr' erfülltes Bild,
Daſs auch der allerhöchste Stand
Mit Bitterkeit oft angefüllt.

Auf dieser Blumen Kronenspitzen
Sieht man ein Büschel Gras nicht ohn'Bedeutung sitzen.
Ach, dächten doch die Groſsen dieser Erde,
Bey dieser Blum', an ihre Flüchtigkeit,
Und daſs auch Gras, nach kurzer Leit,
Gekrönte Häupter decken werde!

Die Malva.

Des Himmels kalter Scorpion,
Ein Feind von schön belaubten Zweigen,
Fing seinen starken Stachel schon
So Blum- als Bäumen an zu zeigen.
Er stach die gelbgefärbten Blätter
Von ihrem vorigen geliebten Sitz herab,
Und senkte sie ins finstre Grab:
Als ich, bey aufgeklärtem Wetter,
Derselben bunten Rest besah.

Es waren mir durch ihr betrübtes Scheiden
Fast selbst die Thränen nah.
Denn, dacht' ich, alle Pracht und Schein
Wird bald verwelkt, verschrumpft, entfärbt, verfaulet seyn.
Indem ich so voll Schwermuth dachte,
Sah ich von ungefähr
Des kühlen Herbstes Ehr'
In Blättern, die noch frisch und grün,

Die schöne Malva lieblich blühn.
Mir ward, als ob ich recht aus tiefem Schlaf erwachte,
Wie sie mir auf dem hohen Stiel
Noch rosengleiche Blumen zeigte,
Wodurch sie mir um so viel mehr gefiel;
Weil mir ihr prächtiges und frisches Glänzen
Nicht den vergangnen nur, nein auch den künft'gen Lenzen
So noch, als schon zugleich vor Augen stellte.

Die Pracht verbindet mich, geliebte Blume,
Dem Gott, der dich gemacht zum Ruhme,
Ein Opfer meiner Lust zu bringen,
Und deine Schönheit zu besingen.
Der Sommer pflanzt' in dir, eh' er von hinnen schiede,
Zum Schmuck des Herbstes, noch die schönste Pyramide,
Und schmückte sie zuletzt mit manchem grünen Strauſs,
Mit manchem Blumenknopf, mit vielen Blumen, aus.

Wenn der Aegypter Ehrensäulen,
Woron wir so viel Wunder lesen,
Ein Wunder von der Kunst gewesen;
So bist du, schönste Blum', in allen deinen Theilen
Ein Wunder der Natur. Denn jene waren bloſs,

Dieweil sie ungeheuer groſs,
So hoch geschätzet und berühmet.
Wo aber war an ihnen was zu sehn,
Das so gefärbt, so lieblich und so schön,
Als da dich die Natur mit eigner Hand beblümet,
An dir, o schöne Malva, glänzt?
Du bist ringsum geblümt, du bist ringsum bekränzt,
Indem von unten an bis oben zu den Spitzen
Stets Blum' und Laub in gleichem Wechsel sitzen.
Wenn Menschenhände sie mit Fleiſs gewunden
Und Blumen in das Kraut gebunden;
So könnten sie unmöglich besser
Und richtiger geordnet seyn.
Die untersten sind immer gröſser,
Die obersten hingegen klein.
Die untersten, wenn sie geöffnet stehen,
Sind fast wie Rosen anzusehen
An Farb' und an Figur. Sechs Blätter etwas blaſs,
Wie ein Rubin-Balaſs,
Umgeben die viel röthre Blume,
Wodurch, wenn hohes Roth mit einem tiefern spielet,
Das menschliche Gesicht was Angenehmes fühlet.

Ein grüner Knopf von solcher Zierlichkeit,
Daſs Künstler, welche Knöpfe machen,
Zu der Vollkommenheit
Sie nicht zu bringen wissen,
Und sich mit allen Handwerkssachen

Bey dem gewachsnen Knopf verkriechen müssen:
Ein solcher Knopf schlieſst erst die jungen Blumen ein.
Dieselben sind, so lange sie noch klein,
Als wie ein grüner Stern formiret,
Bis daſs ich nach und nach an ihnen eine Ründe,
Wie eine grüne Kugel finde,
Die unterwärts mit einem Kranz gezieret,
Und rings umher voll kleiner weiſsen Spitzen,
Wodurch das helle Grün noch heller scheinet, sitzen.

Das schöne Knöpfchen nun gebieret
Die holde Blume, die gemach
Durch lichtes Sittig-Grün ihr holdes Roth uns zeiget,
Bis daſs sie nach und nach
Aus ihrer schönen Hülse steiget,
Die Hülse, die dann alsobald
Die sternenförmige Gestalt,
So sie zuerst gehabt, aufs neue wieder krieget.
Ein jedes Knöpfchen hat
An einem eignen Stiel ein eignes grünes Blatt,
Das jeden, der es sieht, vergnüget,
Indem an dieser Ordnung bloſs
Die vor gerühmte Ordnung lieget,
Denn Blatt und Blume werden groſs,
Wodurch sich eines stets so nett aufs andre füget.

Wenn wir der Blume Stoff ergründen,
So werden wir bewundernd finden,
Daſs alle Blumen, die so schön
Aus kleinen luft- und saftgefüllten Röhren
Und zarten Bläschen blos bestehn.
Wer muſs nicht Gottes Weisheit ehren,
Wenn er bedenkt,
Wie alle Blumen erst umschränkt
Von einem kleinen Kelch, der, wenn sie jung und zart,
Sie vor der äuſsern Luft verwahrt,
Ja ihnen noch hernachmals weiter nützet,
Da er nicht nur die Blätter unterstützet,
Sie noch dazu in netter Ordnung hält,
Daſs nicht ein jedes Blatt, gedrückt von eigner Bürde,
Verwirret hin und wieder fällt,
Wie sonst gewiſs geschehen würde.
Man siehet einige von der Beschaffenheit,
Als nämlich Lilien und Tulpen, sich zwar trennen,
Die durch der Blätter Steifigkeit
Sich selber stützen können.
Drum zeigt uns dieſs aufs neue, Gott zum Preise,
In der Verändrung an,
Daſs Gott auf mehr, als Eine Weise,
Die Blumen herrlich schmücken kann.

Nun lasset uns, wie lieblich und wie schön
Die Blume, selbst besehn!

Der rothen Blätter nette Falten,
Die in so vielerley Gestalten
Sich lieblich lenken, drehn und biegen,
Vermehren, durch die Form und Farbe, mein Vergnügen.
Denn da durch so viel Tief' und Höhen
Das auf den Körper nur, sonst nicht sichtbare Licht
Sich so verschiedlich bricht,
Sind tausend Arten roth zu sehen,
Wodurch mit ungezähltem Haufen
Viel' silberweiſse Adern laufen,
Die in dem äuſsern Blatt so artig sich verbinden,
Daſs wir dadurch an jedes Blattes Fuſs
Ein gleichsam silbernes Gefäſs mit Zirkeln finden.

Damit sich die Natur
Zu unsrer gröſsern Lust noch gütiger erweise,
Und man um destomehr den Schöpfer preise;
So färbt sie dieſs Gewächs nicht nur
Mit rosenrother Farb' allein:
Sie färbt verschiedne weiſs, verschiedne roth wie Blut,
Verschiedne gelb wie Gold. In einer dunkeln Gluth
Stehn einige, wenn sie dem Purpur ähnlich seyn.

Ihr fehlt zwar der Geruch; doch hat in Arzeneyen
Man ihrer sich gar sehr zu freyen.
Ihr fettes Oel versüſset, lindert,

Besänftigt, heilt, vermindert
Und stillt den heiſsen Brand,
Der öfters im Geblüt, im Hals und an der Zungen
Mit groſser Pein nimmt überhand.

Ach Gott! du Schöpfer aller Dinge,
Gib doch, daſs diese schöne Blume,
Zu deinem Ruhme,
In meiner Seele Früchte bringe!
Laſs meines Herzens Acker nicht
So hart als einen Stein
Dem Samen deiner Werke seyn,
Der allenthalben durchs Gesicht,
Ja nicht durchs Aug' allein, auch durchs Gehör
Und andre Sinne mehr,
In uns gesäet wird! Laſs diesen schönen Samen,
Zum Ruhm von deinem groſsen Namen,
Bey mir verwahret seyn und aufgehoben,
Als wie in einer guten Erden!
Ach, laſs mich dich in meiner Lust,
Mit inn'rer Regung meiner Brust,
Absonderlich, wenn ich die Malva sehe, loben;
Laſs ihrer Pyramid' erhabne Zier
In meiner Brust so wohl als auf der Erden,
O groſses All, allmächt'ger Schöpfer, dir
Zu einer Ehrensäule werden!

Der Winter.

Den Wiesen war bereits der grüne Schmuck geraubet;
Es hatte schon der Nord so Kraut als Baum entlaubet;
Die kalte Luft ward schwarz, die starren Felder weiſs;
Ein recht ergrimmter Frost, ein fast versteinernd Eis,
Verhärtete das Land, und fesselte die Fluthen;
Der Bäume Menge glich gebundnen groſsen Ruthen,
Wodurch die Luft gestäupt, der Welt gedrohet ward.
Der rauhe Dornstrauch lieſs, wie scharfe Klauen,
Die spitze Schaar der starren Stacheln schauen.
Es schien selbst die Natur erfroren und erstarrt,
Als ich mit mehrem Fleiſs, wie sonst von mir geschehen,
Des Winters Last und Lust aufmerksam anzusehen

Mich auf das Land begab; denn auch die Winterszeit
Mit Andacht zu beschaun, ist unsre Schuldigkeit.
Tyrsander eilte mit, da denn die Freude,
Die der so schöne Glanz der weiſsen Augenweide
In unsrer Brust erregte,
Uns, Frost und Schnee mit Andacht zu besehen,
Und aller Dinge Herrn und Schöpfer zu erhöhen,
Zu folgenden Betrachtungen bewegte:

Arie.

Auch der Winter bringt Vergnügen;
Auch der Frost hat seine Lust.
Denen nur, die nichts betrachten
Und auf Gottes Werk nicht achten,
Bleibt solch' Anmuth unbewuſst.
Auch der Winter bringt Vergnügen;
Auch der Frost hat seine Lust.

118

Itzt sieht man, wie der Frost mit Feld und Wald gehandelt,
Es scheint der Erden Bau, als wär' er ganz verwandelt;
Man kennet keine Bahn; der schönsten Gärten Pracht
Verschwindet und versinkt in eine weiſse Nacht.

Man siehet hier und dort nur ungewisse Spuren
Von Beeten, Steig' und Weg. Die zierlichen Figuren
Des Buxbaums sind dahin, nur steckt oft dort, oft hier
Aus silberweiſsem Grund ein grüner Zweig herfür.
Der Taxus nur allein,
Der Farb' und Form behält, bleibt, ob's gleich friert und stürmt,
In unverändertem smaragdengleichen Schein,
Den Pyramiden gleich, siegprangend aufgethürmt.
Ihn zieret gar der Frost, er scheint, wenn er beschneyt,
Mit Silber ausgeschmückt, mit Zucker überstreut.

Accomp.

Ein Schneegestöber stürzt itzt oft aus dichten Lüften,
Und decket Berg und Thal mit hartgefrornen Düften.
Der Schnee fällt oftermals so dicht,
Daſs er den ohnedas schon schwachen Rest vom Licht
Noch hemmet, schwärzt und schwächt. Es scheint der Flocken Heer,
Als wenn es unzertheilt ein dicker Nebel wär'.

Bald gleicht der kleine Schnee, mit Hagel untermengt,
Wann ihn der wilde Nord mit strengem Blasen drängt,
Und strichweis' auf uns treibt, geschärften langen Spieſsen.
Die Wolken scheinen uns mit Pfeilen zu beschieſsen:
Doch ist es wirklich nur ein Schein,
Indem sie uns nicht schäd- nicht tödtlich seyn.

Arie.

Dem Gott, der alles liebet
Und der Natur gebeut,
Der Schnee wie Wolle giebet,
Der Reif als Asche streut,
Der Schloſsen wirft wie Bissen,
Vor dessen Frost und Eis
Wir alle zittern müssen,
Dem sey Lob, Ehr' und Preis!

Läſst Eurus Schnauben nun zuweilen etwas nach;
So schwebt, den Federn gleich, und sinkt nur allgemech
Der lockern Flocken Heer.
Dieſs sanfte Sinken ist vergnüglich, lustig, schön,
Wenn wir auf ihren Fall recht Achtung geben,
Und nicht ohn' Anmuth anzusehn.

Es scheint die ganze Luft zu leben,
Es scheinen lichte Theil' herabzuschweben
Und durch einander her zu gehn.
Ja, öfters schien sogar, als ob, von Flocken schwer,
Der Luftkreis selber, sanft herab zu sinken,
In emsiger Bewegung wär'.

Wenn ich von untenauf den regen Schnee
Herabwärts recht wie Federn fallen seh,
Bewundr' ich, daſs sein weiſser Schein,
So lang' er über uns, scheint schwarz zu seyn:
Da doch, sobald er auf der Erden,
Nichts weiſsers kann gefunden werden.
Allein
Des Himmels heller Glanz und noch viel weiſsers Licht
Gibt von der Ursach Unterricht,
Daſs gegen seinen Glanz der schönsten Körper Pracht
Nur Schatten, Finsterniſs und Nacht.

Arie.

Die irdische Schönheit, der Körper Vollkommenheit,
Sind herrlich; doch gegen das Himmlische nichts,

Sind schwarz in Vergleichung des ewigen Lichts,
Sind dunkel nur gegen der Seligen Herrlichkeit.

Itzt schwärmt das lockre Heer der Flocken hin und wieder,
Steigt spielend in die Höh', fällt scherzend wieder nieder,
Weil noch die Stille währt.
Bald kommt mit frischer Wuth
Ein Schneestaub unversehns, wie eine weiſse Fluth,
Vom Boreas gejagt, von neuem zugeschossen;
Da kämpfet Sturm mit Sturm, da streiten Schnee und Schloſsen.
Man kann, wie wunderlich die wilden Winde gehn,
Recht eigentlich im Schnee und mit den Augen sehn.
Wann endlich nun die Luft von Duft und Flocken leer,
Die Wolken sich zertheilt, der Winde stürmisch Heer
Ermüdet ausgeras't, der Sonne helle Strahlen,
Durchs aufgeklärte Blau die Erde zu bemalen,
Auf einmal sich vereint: dann glänzt die weiſse Welt
Und scheint fast wie der Mond. Es deckt das flache Feld
Ein Licht, das mit dem Schnee scheint aus der Luft gefallen.

Arie.

Der Schnee glänzt, weil er weiſs und rein.
Laſs, Seele, dieses dir zur Folge dienen!
Verlangest du dereinst der ew'gen Klarheit Schein;
So muſst du weiſs wie Hermelinen,
Und rein vom Ruſs der Laster seyn.

Des Wassers Fläche blitzt wie schimmernde Krystallen
Und wie ein Spiegelglas; der ruthengleiche Wald
Versilbert die der Welt sonst drohende Gestalt.
Es scheint, daſs die Natur, mit neuer Lust erfüllet,
Statt ihres grünen Sammts, in Silbermoor sich hüllet,
Mit Unschuldsglanz sich schmückt. Des Reifes zartes Eis
Zeugt ein verwirrt Gespinst, ein ungewisses Weiſs
Auf Hecken, Busch und Baum.
Statt daſs der Lüfte Schaum,
Der dichte Schnee, das welke Gras verstecket,
Wird durch den zarten Reif jedwedes Gras entdecket;
Auch auf den allerdünnsten Zweigen
Sieht man ein schimmernd Moos im rauhen Schmuck sich zeigen.

Arie.

Starrer Dornen verwilderte Hecken
Scheinen itzo verzuckert und weiſs;
Alle Wipfel der Bäume bedecken
Silberfarbene Flocken und Eis.

Sogar an sonst unsichtbar'n Spinneweben
Sieht man den rauhen Reifen kleben:
Sie hängen ganz verdickt an weiſser Bäume Kronen,
Wie kleine silberne Festonen,
Die Bäume sehen rauh und graus,
Ja fast unkörperlich, durchsichtig, luftig aus.
Die dunkeln Zweige sind so sehr mit Reif erfüllet,
Daſs seine Zäserchen dieselben ganz verhüllet,

Die Vögel sind zwar fort; doch hüpft die kleine Meise
Durch manch bereift Gesträuch, und sucht im Schnee und Eise
Bald hier bald dort ganz einsam ihre Speise
Mit schwirrendem Gepfeif. Manch Aestchen, so beschneyt,
Wird durch der regen Füſs' und Flügel Munterkeit
Von seiner weiſsen Last befreyt.

Arie.

Kleine Meise, mit Vergnügen
Seh' ich dich so fröhlich fliegen,
Und dein zwitschernder Gesang
Scheint ein holder Freudenklang,
Da du doch, faſt halb erfroren,
Speis' und Nest im Schnee verloren.
Du bist hungrig, arm, allein,
Und doch kannst du fröhlich seyn.
Wüſsten wir doch so gelassen
Uns im Unglück auch zu faſsen!

Der Aeste feuchtes Schwarz erhebt den weiſsen Schnee;
Der Hagebutten Roth, so ich auf rauhen Hecken,
Wie durch ein reines Glas, im klaren Eise stecken,
Kandirten Kirschen gleich, durchscheinend funkeln seh,
Und voller Lust betracht', däucht mich in seinem Schein
So schön, als ein Rubin bey Diamant zu seyn.
Dort macht das spröde Rohr mit den beeisten Spitzen,
Wie eines dichten Heers polirter Lanzen Blitzen,
Fast eine bange Lust. Hier scheint ein flaches Eis
Worunter öfters Gras sich zu erhalten weiſs,
All ob es eine Schilderey,
So wirklich mit Krystall bedecket, sey.

Sehr zierlich theilen sich in viel gevierte Fächer,
Die itzt mit Schnee bedeckten Dächer.
Die Schiffe liegen still, trotz Eurus Sturm und Wuth,
Trotz Thetis reger Macht, gehemmt von scharfen Schollen,
Indeſs daſs auf der tiefen Fluth,
Beschwert durch manche Last und schweres Kaufmannsgut,
Viel rasselnde beschlagne Räder rollen.

Man sieht itzt die so Schrittschuh' unterziehn,
Auf glattem Eis', auf schmalen Eisen, fliehn,
Und zwischen zackigten und starren Wasserhügeln,
Auf einer Bahn, in welcher sie sich spiegeln,
Mit trocknem Fuſs, selbst in der Fluth, mit Haufen
Auf bodenlosen Tiefen laufen.

Arie.

Seh' ich das Volk auf schnellem Schrittschuh schweben
Und wie ein Pfeil vorübergehn;
So dünket mich, von unserm Leben
Ein lebend Bild zu sehn,
Da wir die Welt, wie sie, wenn wir es recht bekennen,
Als flögen wir davon, durchrennen.

Zuweilen läſst das Eis, wenn wir auf groſsen Seeen
Und angefrornen Strömen stehen,
Als ob desselben ebne Fläche
Mit einem dumpfigen Gebrüll und Knallen breche.
Es knackt und heulet oft, daſs dem, der's nie gehört,
Von der verschränkten Luft ganz ungewohntem Krachen
Ein Schrecken durch die Glieder fährt.
Hier siehet man,
So weit das Auge tragen kann,
Ein unbeschneyt, ein dunkelgraues Eis,
Das aber hier und dort gefrorne Blasen weiſs
Und grauem Marmor ähnlich machen;
Dort siehet man am Strand', in glänzendem Gepränge,
Erhabener und schnell gefrorner Wellen Menge,
In wilder Anmuth gräſslich schön,
O Wunder! unbeweglich stehn.
Sie sind wie funkelnde Krystallen,
Wenn Sonnenstrahlen auf sie fallen,
Ja, gleich den Flammen anzusehn.

Der Lüfte kurz vorher noch falbes Grau
Ist hell wie ein Sapphir, durch dessen heitres Blau
Das Gold der Sonne strahlt, und so verblendend funkelt,

Daſs es auch durch den Schnee das Aug' uns fast verdunkelt;
Auf welchem Schnee sogar der Schatten Purpur scheint,
Weil mit dem Silber sich dieſs Gold und Blau vereint.
Durch diesen Purpurglanz sieht man viel tausend Spitzen
In dem bestrahlten Schnee, wie Diamanten, blitzen,
In so gefärbtem Schein', in solcher Wunderpracht,
Daſs mein gerührtes Herz, trotz aller Kälte, lacht,
Und durch den Winterschmuck der Erden fast entzücket,
Zum Schöpfer der Natur, der auch im Frost sich schmücket,
Mit noch vermehrter Gluth die Andachtsflügel schwingt
Und dieses Danklied Ihm in tiefer Ehrfurcht singt:

Arie.

Aller Himmel Himmel Meister,
Der Natur Quell, Kreis und Kraft,
Ewig's Licht, Geist aller Geister,
Der Raum, Welt und Sonnen schafft,

Gott! aus welchem Herrlichkeit,
Wesen, Lieb' und Leben sprieſsen,
Aus und in dem, ohne Zeit,
Ewigkeit und Zeiten flieſsen;
Selbst des Winters kalte Pracht
Zeiget deine Wundermacht.

Arioso.

Gib, Herr, daſs, wie mein Aug' auf dein Geschöpf gericht't;
Mein Mund auch stets von deinen Wundern sage!

Der silberweiſse Schnee,
In welchem ich, bey fernem Sonnenlicht,
Ein Licht, das uns die dunkeln Tage
Erleuchten hilft, nicht sonder Freude seh,
Bedeckt, o Gott, auf dein Geheiſs,
Die zwar schon grün- doch zarte Wintersaat,
Als wie ein weiſser Pelz, damit ein strenges Eis
Die süſsen Säfte nicht verdicke,
Noch ihren Trieb der Lebensgluth ersticke.

Arie.

Gott, der vor Frost und Stürmen,
Sogar durch Schnee und Eis,
Die Saat weiſs zu beschirmen,
Sey ewig Lob und Preis!

Wofern aus Afrika ein Reisender, der nimmer
Die Fluth bebrückt, nie Eis gesehn,
Die Welt, in einer Nacht, in solchem weiſsen Schimmer
Säh' eingehüllt und weiſs gekleidet stehn:
Würd' er nicht fast, wie auſser sich entrissen,
O Wunder! Wunder! rufen müssen,
Ja glauben, daſs durch Zauberey
Dieſs Wunderwerk gewirket sey?
Wir aber, die wir, leider! blind
Durch Vorurtheil und durch Gewohnheit sind,
Wir wollen Menschen seyn und heiſsen,
Ob wir gleich wie das Vieh zu leben uns befleiſsen.
Wer ist wohl unter uns, den auch des Winters Pracht
An Gott zu denken reizt, an seine weise Macht?
Wer ist, der seinen Geist zum weisen Schöpfer lenket,
Und, wenn es frieret, etwa denket:

Arie.

Aus welcher Quelle kommen Schloſsen?
Aus wessen Schooſse kommt das Meer,
Aus welchem Born der Schnee geflossen?
Wer zähmt der Winde stürmisch Heer?
Wer ist der, welcher, wenn es frieret,
Den Reifen zeugt, den Schnee gebieret?
Wer mag des Regens Vater seyn?
Unendlich's All, nur du allein.

Wer denkt daran, wie sehr der Frost uns nützt,
Da er uns vor dem Schwarm des Ungeziefers schützt,
Dasselbe tödtet und zerstreut,
Das sonst der Welt ein' allzuschwere Bürde,
Und unerträglich fallen würde?
Sie würden sonst sich fast unendlich mehren;
Kein Mensch könnt' ihrer sich erwehren.

Arie.

Tilgte doch der Kälte Strenge,
Wie des Ungeziefers Menge,
Auch bey uns der Grillen Heer;
Würden wir je mehr und mehr,
Frey von Sorgen frey von Sünden,
Gott in allen Dingen finden.

Wie reinigt doch der kalte Nord
Die Zweig' und Bäum' an jedem Ort
Von dem Gewebe falscher Spinnen,
Wie führet er den Unrath fort,
Wie treibt er Staub und Schmutz von hinnen!

Wer denkt daran? von wem wird Gott gepriesen,
Daſs er, auch in der Winterzeit,
Sich gegen uns so gnadenreich erwiesen?
Da, wann der Kälte Grimm uns kränkt,
Er uns, zur Linderung, das rege Feuer schenkt.

Arie.

Nichts ist das uns so sehr ergötzet;
Nichts ist das uns so ſanfte thut,
Als die so holde Wärm' und süſse Kraft der Gluth,
Wenn ſcharfer Frost die Haut verletzet.
Ach, wenn doch unsre Brust
Des Frostes Pleg' und Pein, die von ihr weicht, bedächte,
Und in der Wärme lauen Lust
Dem, der sie wirkt, ein feurig Danklied brächte!

Gott hat ins Holz ein' Eigenschaft geleget,
Daſs es was Schweflichtes und was Verbrennlich's heget;
Wodurch der strenge Frost gemindert,
Der Lüfte ſcharfer Druck gelindert,
Der Mensch erquicket wird.

Arie.

Betrachtet Gottes weise Macht,
Und wie er sein Geschöpfe liebet!
Der solche Kraft ins Holz gebracht,
Da es (ach würd' es mehr bedacht!)
Im Frühling, Sommer, Herbst und Frost,
Lust, Schatten, Obst und Wärme giebet.

Gott hat, o weise Wundermacht!
Die man ohn' Ehrfurcht nicht ermiſst,

Da, wo das meiste Holz vonnöthen ist,
Das meiste Holz hervorgebracht:
Wie denn von je und je im kalten Norden
Es mehr als anderwärts gefunden worden.
Wer denkt daran,
Wann, wie ein Schwert, der Nord die Haut zerschneidet,
Und man so dann
Sich warm, bequem, ja gar gemächlich kleidet,
Daſs man nur bloſs durch Gottes Huld und Güte
Sich warm, bequem, gemächlich kleiden kann?
Daſs seine Huld so fern sich über uns erstrecket,
Und uns mit Pelzwerk, Hanf, mit Woll' und Federn decket?
Auf! mein hierdurch gerührtes Gemüthe,
Ermuntre dich, gedenke stets daran!

Arie.

Es kleidet mich mein Gott, daſs ich nicht friere,
Durch Vögel, wild' und zahme Thiere.
Der Würmer Werk, der Saft der Erden,
Muſs mir zur Deck' und Kleidung werden.
Ach! deine Güte, deine Treu',
Mein Gott, ist alle Morgen neu!

Im Winter scheint die wirkende Natur
Geschwächt, erstarrt, erblaſst,
Allein

Es ist ein bloſser Schein;
Sie ist nicht todt, sie schläfet nur.
Sie wird, wann ihr durchlauchtigster Gemahl,
Die Sonn' umkränzt mit Licht und Strahl,
Sich wieder zu ihr naht, sie in die Arme faſst,
Nach kurzer Rast,
Mit ganz verjüngter Kraft
Aufs neu' erwachen,
Und sich, durch mannigfachen Saft,
Zu deiner Säugerin und milden Mutter machen.

Arioso.

Gott sprichts: so schmilzts geschwinde:
Die Fluth kriegt ihren Lauf.
Er sendet seine Winde:
So thauet alles auf.

Arie.

Vater der Sonne, Monarch der Natur,
Dessen allmächtige Wunder und Werke
Ich mit Ergötzen im Winter bemerke,
Wirke den Eifer in unserer Brust,
Daſs wir auch, voller Vergnügen und Lust,
Deinen verherrlichten Namen erheben,
Wann wir den fröhlichen Frühling erleben!

Die Sonne.

Lebensquelle, Brunn der Strahlen,
Sonne, göttlich Schattenbild,
Die zu tausend, tausendmalen,
Unsre Welt mit Glanz erfüllt!
Wie die allerstärksten Augen
Nicht dein Licht zu dulden taugen;
So verblendet auch dein Blitz
Und dein Wesen unsern Witz.

Helles Weltmeer aller Freuden!
Fürst des Lichts, Monarch der Zeit!
Glanz, vor dem die Schatten scheiden!
Güldne Uhr der Ewigkeit!
Mittelpunkt der Himmelskreise;
Nahrung, Leben, Kraft und Speise
Aller Körper, die die Welt
In dem weiten Schooſs erhält!

Wenn wir alle Ding' ergründen,
Wenn wir alle Welt besehn,
Ist von Allem Nichts zu finden
Das so herrlich und so schön.
Alle Schönheit dieser Erden
Muſs dir zugeschrieben werden;
Was da schmeichelt dem Gesicht,
Zeugt und zeigt dein güldnes Licht.

Alles wird von dir gezieret,
Und dich ziert dein eigner Schein;
Was das Auge Liebliches spüret,
Stammet bloſs von dir allein.
So viel Körper, die da glänzen
Hier und in den fernen Gränzen,
Leihn und borgen allzumal
Ihren Strahl von deinem Strahl.

Meine Sinne, die ich hefte,
Lichtmonarch, auf deine Pracht,
Fühlen immer neue Kräfte
In Betrachtung deiner Macht;
Und mich treibt ein Trieb der Seelen,
Auszubreiten, zu erzählen,
Und in dir des Schöpfers Ehr'
Stets zu preisen mehr und mehr.

Wenn dein noch entferntes Glänzen
Durch den finstern Abgrund dringt,

Und der Strahlen äuſsre Gränzen —
D'raus die Dämmerung entspringt —
Sich mit Luft und Dunkel gatten:
Dann versilberst du die Schatten;
Dann erheitert deine Pracht
Das stockfinstre Schwarz der Nacht.

Drauf erzeugt dein Glanz und bildet
Farben, Morgenröth' und Thau,
Malt, bepurpurt und vergüldet
Das gemischte Silbergrau:
Und der Himmel scheint ein Schleyer,
Der aus Rosen, Gold und Feuer —
Von der Luft Sapphir bezirkt —
Wunderbarlich schön gewirkt.

Wenn du drauf dich selber zeigest,
Und den diamantnen Thron
Der durchsicht'gen Luft besteigest,
Bist du selbst dein' eigne Kron',
Wovor Aug' und Herz sich beugen,
Ja dein majestätisch Schweigen
Prägt uns, bey so heiterm Schein,
Anmuth, Lust und Ehrfurcht ein.

Unsers Himmels schönste Stelle!
Groſser Mittelpunkt des Lichts!
Farbenvater! Freudenquelle!
Geist und Seele des Gesichts!

Billig sollte keiner leben,
Der in dir nicht Gott erheben,
Und des Schöpfers Macht und Ehr'
Stets zu rühmen schuldig wär'.

Der erhabnen Berge Spitzen
Ziert dein früher Morgenstrahl,
Und dein unaufhörlich Blitzen
Füllt des Mittags Gruft und Thal.
Du beseligest die Felder,
Du umarmest unsre Wälder!
Deiner warmen Strahlen Gluth
Uebergüldet Meer und Fluth.

Wenn dein Glanz die Fluth vergüldet
Und ins glatte Wasser strahlt,
Dein vergöttert Wesen bildet
Und mit güldnen Pinseln malt;
Scheint es, ob die Fluth der Erden
Selbst zum Himmel wolle werden,
Und das sanftbewegte Meer
Schimmert, wie der Sterne Heer.

Ursprung der Belebungskräfte!
Ausfluſs aller Geistigkeit!
Brunnquell aller Zeugungssäfte!
Feind von aller Dunkelheit!
Deine Macht weiſs uns zu geben
Wesen, Wärme, Licht und Leben,

Kraft, die was sie zeugt erhält,
Himmelsauge, Herz der Welt!

Wenn du uns den Tag verlängerst:
Spürt man, wie du Berg und Thal
Durch dein männlich Feuer schwängerst;
Ja man sieht durch deinen Strahl
Den gewölbten Bauch der Erden
Voll Verwund'rung trächtig werden,
Der, wenn sich das Jahr verjüngt,
Lauter Wunderkinder bringt.

Unser Herze schwimmt in Lüsten,
Wenn sich Florens Schatz uns zeigt,
Die aus hunderttausend Brüsten,
Die gefärbten Kinder säugt.
Wenn die Felder blumig werden,
Däucht mich, daſs ich auf der Erden,
Und in dem smaragdnen Klee
Den gestirnten Himmel seh.

Wie bezaubert das Gemüthe,
Wie ergötzet das Gesicht
Die so wunderschöne Blüthe,
Die aus rauhen Rinden bricht!
Was die schlanken Bäume zieret
Und die Lüfte balsamiret,
Opfert seinen Wunderkranz,
Güldne Sonne, deinem Glanz!

Jedes Gräschen unsrer Felder,
Alle Stauden und Gesträuch',
Alle Blätter unsrer Wälder,
Alle Büsche, jeder Zweig,
Samen, Blüth' und Frucht der Aehren,
Womit Mensch und Vieh sich nähren,
Gold und Silber, Holz und Stein
Stammen bloſs von dir allein.

Wer kann fassen und begreifen,
Was für Wunder deine Gluth
Durch der Früchte nützlich Reifen
In dem Sommer an uns thut?
Du schaffst auf besondre Weise
Allen Kreaturen Speise;
Es verzuckert deine Kraft
Aller Pflanzen herben Saft.

Daſs sich Thier' und Menschen nähren,
Zeugst du ihnen Kraut und Gras,
Korn, die Frucht der gelben Aehren,
Wein, der süſsen Reben Naſs;
Ja viel tausend tausend Früchte
Ziehn aus deinem warmen Lichte
Ihres Saftes Süſsigkeit,
Die uns nähret und erfreut;

Welche denn, wenn du die Tage,
Da der Sommer von uns weicht,

Wiegest auf der güldnen Wage,
Uns der Herbst mit Hauſen reicht;
Da die schwangern Bäum' und Reben
Uns die süſsen Früchte geben,
Deren Kraft uns tränkt und nährt,
Wenn der Frost die Welt verheert.

Ja weil die Veränd'rung Freude,
Und der Wechsel Lust gebiert:
Wird im ganzen Weltgebäude
Täglich diese Lust verspürt.
Wenn des Jahrs verschiedne Zeiten
Uns verschiedne Pracht bereiten:
Scheinet jedes Tages Schein
Auch ein kleines Jahr zu seyn.

Wie die Kraft des lauen Lenzen
Die erfrorne Welt verjüngt,
Wenn sie dein entferntes Glänzen
Voller Anmuth wiederbringt;
So zertheilt der heitre Morgen
Alle Dünste schwarzer Sorgen,
Wenn, nach dunkler kalter Nacht,
Die halbtodte Welt erwacht.

Schmücket die bereiſten Felder
Des beblümten Frühlings Hand;
Färbet die geschwärzten Wälder
Deiner Flammen güldner Brand:

So sieht man den Morgen malen
Mit dem Pinsel deiner Strahlen —
Wenn sein Licht die Schatten trennt —
Erde, Fluth und Firmament.

Scheidet drauf die Pracht des Lenzen
Und der frühe Morgen weicht:
Merkt man, daſs des Mittags Glänzen
Sich dem schwülen Sommer gleicht.
Wie man diesen wohl wird können
Unsres Jahres Mittag nennen:
Mag mit Recht des Mittags Schein
Unsres Tages Sommer seyn.

Bringt der Sommer Korn und Früchte,
Womit sich die Welt ernährt,
Werden allerley Gerichte
Von dem Mittag uns beschert.
Beyde zeigen, wie dein Blitzen
Könne den Geschöpfen nützen;
Beyde zeigen deine Macht
In vollkommnem Schmuck und Pracht.

Kann man dort den Herbst erkennen,
Wenn man kältre Lüfte fühlt;
So wird auch des Mittags Brennen
Durch den Abend abgekühlt.
Wenn dein Strahl sich von uns lenket
Und dein Glanz sich abwärts senket:

Wird des Jahres Herbst geschickt,
Und der Abend hier erblickt.

Kommt der Herbst mit seinen Schätzen;
Hat der Landmann Speis' und Rast.
Kommt der Abend: welch Ergötzen
Nach der schweren Tageslast!
Legt der Mensch die müden Glieder
Freudenvoll zur Ruhe nieder,
Wenn er, womit er sich nährt,
Hat zur Abendkost verzehrt.

Wenn dein Strahl nun ganz entwichen,
Weicht zugleich der Erde Pracht,
Und es kommt herangeschlichen
Dort der Winter, hier die Nacht.
Jener schwärzt, durch Dunst und Düfte,
Die vom Frost verdickten Lüfte:
Jene kleidet Luft und Land
In ein schwarzes Trau'rgewand.

Hüllt der Frost den Kreis der Erden
In ein Kleid, das silberweiſs,
Wenn recht als begraben werden
Feld und Land in Schnee und Eis;
Sucht der Mond mit blassen Strahlen
Auch die Schatten weiſs zu malen,
Und sein kühler Silberschein
Scheint dem Winter gleich zu seyn.

Alles wird mit Lust erfüllet,
Wenn sich zeigt dein güldner Schein;
Aber, wenn du weichst, so hüllet
Sich die Welt in Trauer ein.
Alles dräuet das Verderben;
Alles scheint alsdann zu sterben;
Alles schlieſset Aug' und Mund;
Es erstarrt der Erde Rund.

Dann wann sich dein Strahl entfernet:
Stirbet die gefrorne Welt,
D'raus man augenscheinlich lernet,
Daſs nur er die Welt erhält.
Wann Luft, Erd' und Fluth gefrieren:
Müssen wir mit Zittern spüren,
Es sey unsers Lebens Saft
Deiner Strahlen Wunderkraft.

Selbst des Winters frostig Stürmen,
Schneegestöber, Reif und Eis,
Welche Berg' auf Berge thürmen,
Die erhöhen deinen Preis.
Soviel Flocken, soviel Zungen,
Wodurch gleichsam wird gesungen:
Alles auf der Welt erbleicht,
Wenn die güldne Sonne weicht.

Allen Körpern, die wir kennen,
Flöſst dein Licht das Leben ein;

Die sind nicht von dir zu trennen.
Wenn sich nun dein Wunderschein
Von den Creaturen scheidet,
Sieht man wie der Körper leidet;
Weil aus deinem Wunderlicht
Wärme, Glanz und Lind'rung bricht.

Daſs nicht nur in den Gedanken
Solche Wunderwerk' entstehn,
Können wir bey allen Kranken
Und in allen Schmerzen sehn.
In den Wunden kann man's spüren,
Wenn wir deinen Strahl verlieren,
Daſs, bey deinem fernen Schein,
Alle Schmerzen gröſser seyn.

Ob nun gleich so Mensch - als Thieren
Die Natur ein Mittel reicht,
Und, den Muth nicht zu verlieren,
Durch den Schlaf ein Pflaster streicht,
Wodurch dieses Leidens Plagen
Etwa leichter zu ertragen;
Wird doch deine Gröſs' und Stand
In des Mittels Gröſs' erkannt.

Welch ein Abgrund voller Schrecken,
Welche düstre Kerkerkluſt
Würde sich bey uns entdecken,
Welche grause Todesgruſt?

Würde nicht dieſs Rund der Erden
Augenblicks zur Hölle werden,
Wenn der holden Sonne Schein
Stets uns sollt' entrissen seyn?

Schwärzer, als des Abgrunds Rachen,
Wär' die Welt ohn' deinen Strahl;
Ein entsetzlich Nest der Drachen,
Ein verwildert Mörderthal;
Nichts als ew'ge Wüsteneyen,
Wo nur Eulen würden schreyen,
Wo Gespenster Bürger sind;
Blinder Larven Labyrinth.

Aber daſs mit tausend Schätzen
Die so wunderschöne Welt
Alle Sinne kann ergötzen
Und unendlich wohl gefällt;
Daſs sie aller Augen Wonne,
Macht dein Götterglanz, o Sonne!
Deine Schönheit prägt allein
Aller Welt die Schönheit ein.

Alle Kräft' in unsrer Seelen
Ziehn sich in sich selbst zurück,
Um das Aug' zum Sitz zu wählen
Und, durch dessen klaren Blick,
Sich an deinem Strahl zu nähren;
Ja, es flieſsen Freudenzähren,

Wobey doch die Seele lacht,
In Betrachtung deiner Pracht.

Welch ein majestätisch Prangen,
Welch ein heitrer Wunderglanz
Hält dein strahlend Rund umfangen?
Welch ein güldner Siegeskranz
Hat dir, unser Licht und Leben,
Dein durchlauchtig Haupt umgeben?
Dein vom Schimmer reicher Schein
Prägt uns Lieb' und Ehrfurcht ein.

Wann zumal dein herrlich Prangen
Nach verschwundnem Regen strahlt,
Und, da Duft und Sturm vergangen,
Die noch nasse Welt bemalt:
Was Bezaubernder's auf Erden
Kann nicht ausgesonnen werden;
Dann vergleicht sich Wald und Feld
Jener neuversprochnen Welt.

Denn, durch solch entzückend Wetter,
Scheint der Erde grüne Pracht,
Gras und Pflanze, Kraut und Blätter,
Recht wie Silber und Smaragd,
Drauf die Tropfen, die vergüldet,
Nicht wie Perlen nur gebildet,
Sondern gar an Farb' und Schein
Kleinen Sternchen ähnlich seyn,

Deren Blitz und funkelnd Glänzen
Durch das Aug' ins Herze dringt;
Wodurch denn, aus seinen Gränzen,
Sich der Geist zum Schöpfer schwingt.
Dann rührt ein erstaunt Gemüthe
Gottes Wunder, Gottes Güte,
Und, erquickt durch solche Pracht,
Rühmt es den, der sie gemacht.

Wenn mein forschend Herz bedenket,
Wie die Sonne diese Welt
Nicht allein erleuchtet, lenket,
Schmückt, erwärmet und erhält,
Sondern noch viel' and're zieret,
Dreht, belebt, bestrahlt, regieret:
Prägt ihr wundervoller Schein
Folgend Bild den Sinnen ein.

Erstlich sinken die Gedanken
In den hohlen Raum der Luft,
D'rin sie schwindeln, stutzen, wanken,
In Betrachtung dieser Gruft.
Denn wie tief ein Geist gedrungen,
Fühlt er sich dennoch verschlungen
Durch die tiefe Dunkelheit
Dieser Unermeſslichkeit.

Siehet man des Meeres Breite,
Muſs man nicht erstaunt gestehn,

Daſs die ungeheure Weite
Fast entsetzlich anzusehn?
Dennoch schwimmt, sammt dem Gefäſse,
Dieses Weltmeers Tief' und Gröſse
In dem Sonnenmeer von Gluth,
Wie ein Tropf im Weltmeer ruht.

Ocean so vieler Erden,
Himmlisch Licht- und Lebensmeer,
Reich, darin vereinigt werden
Dieser groſsen Körper Heer,
Zeiget nicht dein weit Gefilde
Die Unendlichkeit im Bilde,
Wenn ich ein unendlich Blau
In des Himmels Höhen schau?

Dieſs durchsicht'ge Blau der Lüfte
Färbt sich durch dein Wunderlicht,
Welches selbst der tieſsten Grüfte
Unergründlich Dunkel bricht.
Wenn sich deine Strahlen gatten
Mit dem gränzenlosen Schatten,
Sieht man die Unendlichkeit
Gleichsam durch ein blaues Kleid.

Dieser ungeheuren Gründe —
Die doch in sich selber leer —
Grund- und gränzenlose Schlünde
Schlagen, wie ein wallend Meer,

Ueber aller Geister Flammen,
Als ein Fünkchen, schnell zusammen,
Daſs der Witz, als wie ersäuft,
Von dem Raum fast nichts begreift.

Dieser von den festen Sternen
Bloſs allein umschränkte Kreis,
Den die Menschheit nicht zu lernen
Und nicht auszusinnen weiſs,
Die von solcher Läng' und Breite
Unermeſslich hohe Weite,
Der fast keine Gröſse gleich,
Ist der Sonne Königreich.

Dieſs beherrschet und erfüllet
Ihr durchlaucht'ger Wunderstrahl,
Der beständig aus ihr quillet
Ohne Maſs' und ohne Zahl.
Auf, mein Herz, zu überlegen!
Auf, bewundernd zu erwägen,
Welch ein unumgränzt Revier
Dieser Strahlen Fürst regier'!

Der Begriff von seiner Kronen
Schränkt, mit ewighellem Schein,
Hundert tausend Millionen
Millionen Meilen ein,
Die er wärmt, erfüllt, durchstrahlet,
Sie belebt, beweget, malet.

Welche Tiefe, welch ein Reich,
Welche Gröſs' ist dieser gleich?

Kommt, ihr irdischen Monarchen,
Die man fast wie Götter ehrt,
Die man nur von Gröſse schnarchen
Und von Hoheit prahlen hört;
Welch von euren Königreichen
Kann sich diesem Reich' vergleichen?
Wahrlich! euer aller Land
Ist hier kaum ein Körnchen Sand.

Selbst der ganze Kreis der Erden
Kann fast als ein bloſses Nichts,
Ja, wie nichts gerechnet werden
Bey dem Reiche dieses Lichts.
Der Planeten Heer verschwindet,
Weil sich keine Gleichheit findet;
In dem ungeheuren Raum
Spürt und rechnet man sie kaum.

Und in diesem weiten Kreise,
Der fast keine Gränzen kennt,
Herrscht sie nicht nur strahlenweise,
Sondern füllt ihn ungetrennt.
Unzertheilet, fest und dichte
Ist das Rund von diesem Lichte.
Nun erwägt einst diesen Schein;
Wie sein Licht so groſs muſs seyn!

Wenn sie ihre Strahlen schösse
Bloſs allein auf unsre Welt;
So erwägt die Läng' und Gröſse!
Da sie nun auch seitwärts fällt,
Und der Schein, der aus ihr quillet,
Alle Himmelstheile füllet;
So erstaunet Geist und Kiel,
Weil hier weder Maſs noch Ziel.

Wenn man, was wir hievon lesen,
Und was glaublich ist erwägt,
Welch ein majestätisch Wesen
Gott der Sonne beygelegt,
Was für Macht er drin gesenket;
Ruft mein Herz, das dieſs bedenket:
Welch ein König! welcher Thron!
Welch ein Reich und welche Kron'!

Welch ein prächtiges Gefilde,
Stellt sich den Gedanken für!
Wenn man auch nur als im Bilde,
Der Planeten Glanz und Zier
Mit Aufmerksamkeit betrachtet,
Auf der Körper Gröſse achtet,
Und dann auf das Wesen denkt,
Das sie schmückt, regiert und lenkt.

Sollt' ein Mensch, im Geist erhoben,
Von der Erd' entfernet stehn,

Und der Sonnen Reich dort oben
Mit verklärten Augen sehn;
Welche Pracht aus allen Dingen
Wird ihm in die Seele dringen,
Säh' er der Planeten Heer
Schwimmen wie im groſsen Meer.

Ihre Gröſse, ihre Menge,
Deren man schon sechzehn kennt,
Ihre Schönheit, ihre Gänge,
Wovon sich nicht einer trennt,
Sondern ordentlich bald steigen,
Bald sich wieder abwärts neigen:
Welch ein Schauspiel, welch ein Schein
Würde dieſs der Seele seyn!

Welch ein unbeschreiblich Prangen,
Welch ein unbegreiflich Licht
Würd' Herz, Aug' und Geist befangen?
Welche Seel' erstaunte nicht,
Dieser groſsen Creaturen
Glanz, Bewegung und Figuren,
Die sich wunderwürdig drehn
Und verändern, anzusehn!

Würd' Saturnus in der Nähe,
Sammt dem lichten Kreis' erblickt;
Wenn man Jupiter so sähe
Mit vier Monden ausgeschmückt;

Wenn man die Gestalt, die Gröſse
Dieser Himmelskörper mäſse:
Welch Erstaunen, welche Lust
Wirkten sie in unsrer Brust!

Wer den Himmel übersiehet,
Und, so weit sein Auge reicht,
Diesen Raum in Zirkel ziehet,
Hat was, das der Gröſse gleicht,
Die wir am Saturnus ſünden,
Wenn wir nahe bey ihm stünden.
Schätzt hieraus der Sonne Staat,
Da sie solche Bürger hat!

Die, wird ihre Gröſs' betrachtet,
Alle Sinnen übergehn;
Doch sind sie deſsungeachtet
In der Herrschaft kaum zu sehn.
Wenn ich bey der Sonne Reiche
Ihrer aller Heer vergleiche;
Wird die weite Gröſse klein,
Und scheint kaum ein Punkt zu seyn.

Edle Quelle güldner Klarheit,
Deine Gröſse, Kraft und Pracht
Zeigen uns die groſse Wahrheit,
Daſs der Gott, der dich gemacht,
Unbeschreiblich schöner, gröſser,
Unaussprechlich heitrer, besser,

Unbegreiflich herrlicher,
Höher und gewaltiger.

Hegt der Schatten so viel Strahlen,
Hat's Geschöpf so groſsen Schein;
So muſs ja zu tausend malen
Leib und Schöpfer besser seyn.
Aber dieses zu ergründen
Fühl' ich den Verstand verschwinden;
In Betrachtung dieses Lichts,
Wird die Seele selbst zu nichts.

Gott! ruft die entzückte Seele,
Gott! Brunn aller Herrlichkeit,
Meines Wesens Andachtsöle
Brennet vor Zufriedenheit.
Ich verspür', wie meine Sinnen
Vor Vergnügen ſast zerrinnen;
Meines Geistes rege Kraft
Schmilzt vor Lust und Leidenschaft.

Da wir nun die Wunderwerke
Einer Sonne nur betracht't;
Auf denn, Seele! schau und merke,
Bey recht hellgestirnter Nacht,
An des Himmels tiefen Ferne
So viel Sonnen, als wie Sterne,
Wovon wir noch gern gestehn,
Daſs wir nur die mind'sten sehn.

Wären wir so hoch erhoben,
Als die höchsten Sterne stehn;
Würden wir aufs neue droben
Eben solche Himmel sehn,
Eben solche tiefe Ferne,
Eben so viel' andre Sterne:
Ja, dasselbe träfe man,
Wär' man auch bey denen, an.

Ohne Gränzen, Grund und Schranken
Ist der Raum durch Gottes Hand,
Ueber aller Welt Gedanken,
Unbegreiflich ausgespannt.
Dieser unumschränkten Weiten
Ewiger Unendlichkeiten
Wundervolles Abgrundsthal
Füllen Sterne sonder Zahl.

Nicht nur droben sind die Grüfte
Dieses Raumes gränzenlos;
Seitwärts streckt sich auch der Lüfte
Unergründlich hohler Schooſs.
Selbst die Gegenfüſsler sehen
Eben so viel Sterne stehen;
Also wo man hin sich lenkt,
Ist der Himmel unumschränkt.

Wenn ein Geist die ird'schen Glieder
Einst verlieſse, schnell entwich',

Und auf feurigem Geſieder
Durch des Himmels Abgrund strich',
Dort die herrlichen Figuren
Der gestirnten Creaturen,
Und auf einmal in der Näh'
Millionen Sonnen säh':

Wie würd' ihm bey solcher Weite,
Wie würd' ihm bey solchem Schein,
Solcher Lichter Gröſs' und Breite,
Gluth und Glanz zu Muthe seyn?
Würd' er nicht in Lieb' entbrennen?
Würd' er sonst was denken können,
Als: O Gott, es rühme dich
Alles, alles ewiglich!

Betrachtung des Mondscheins in einer angenehmen Frühlingsnacht.

Kaum hatte sich die Nacht zu zeigen angefangen,
Die, nach der Hitze Last, der Kühlung Lust verhieſs;
Als sich ein neuer Tag, dem Schein nach, sehen lieſs.
Der volle Mond war aus dem grauen Duft,
Der, nach des Tages schwüler Luft,
Mit Purpur untermischt, den Horizont bedeckte,
Und sich rings um die Erde streckte,
Wie röthlich Gold, nur eben aufgegangen;
Aus dessen wandelbarem Kreise,
Der alles in der Nacht mit Licht und Schimmer
füllt,
Auf eine wunderbare Weise
Mehr Anmuth noch, als Licht und Schimmer quillt,
Die groſse Scheibe glänzt' in einer güldnen Glätte,
Worauf jedoch recht hell und klar,
Als ob sie ein Gepräge hätte,
Ein schattiges Gesicht zu sehen war.
Es war die heitre Luft ganz rein,
Man sah von Duft und Wolken nichts:

Anstatt des Monds sonst kalt- und blassen Lichts
Schien ein fast röthlichgelber Schein
Dem warmen Urstrahl gleich zu seyn.

Hiedurch gereizt und halb entzücket
Ging Thyrsis auf das Feld,
Um bey so heitrer Nacht,
Die durch des Mondes helle Pracht
Zum Nutz und Schmuck bethaute Welt,
Die man nicht g'nug bewundern kann,
In stiller Andacht zu betrachten;
Da viele Gegenwürf' ihn dann
Auf folgende Gedanken brachten:

In dieser lichten Dunkelheit
Und zweifelhaften Heiterkeit
Entfärben sich die Farben und verschwinden:
Man kann nicht einst die Spur von ihrem
Wesen finden.

Arioso.

Wenn hier, sobald die Nacht geboren,
Sich aller Farben Glanz verloren,
Und nur allein, im klaren Thau,
Ein ungewisses grünlich's Grau
Der feuchten Felder Fläche schmücket;
Seh' ich am Himmel, halb entzücket,
Ein lichtes sternenreiches Blau;
Wodurch, wenn ich, wie folget, schlieſse,
Ich ganz besondern Trost genieſse.

Arie.

Wie, wann die Farben auf der Welt
Des Nachts verschwinden;
Wir allererst am Sternenzelt
Die allerschönsten Farben finden;
So werden wir nicht eh'r, als in der Todesnacht,
Da ird'scher Farben Glanz und Schmuck für
uns vergehen,
Der Himmel Himmel sel'ge Pracht
Im Glanz, der unaussprechlich, sehen.

Oft schwebt ein fast durchsicht'ger, dünner Duſt,
Im grünlichweiſsen Glanz vom Mond verkläret,
Als wie ein silbernes Gewölk in blauer Luſt,
Der denn des Himmels Pracht und Thyrsis Lust
vermehret.
Man kann nicht leicht was Rein- und Hellers sehen,
Als wenn an den gestirnten Höhen
Des tiefen Raums sapphirnes Blau,
Der zarten Wolken bunten Schleyer —
Den bald ein hell- und bald ein dunkel-Grau,
Bald ein fast blendend weiſs- und bald ein gelblich Feuer
Mit Strichen mancher Art, mit tausend Bildern,
schmückt —
Durch stille Kraft gemach an manchem Ort
zerstückt:
Da denn der Oeffnungen so lichte Gränzen

Der Tiefe Dunkelheit noch mehr verdunkeln,
Wodurch hiernächst der Sterne Strahl- und Glänzen
Noch desto feuriger und angenehmer funkeln.

Im nah gelegenen Thal,
Woran ein Wasser gränzte,
Das, durch des Mondes weiſsen Strahl,
Recht wie ein flieſsend Silber glänzte,
In einem dichten Busch, woran der Blätter Grün
Nicht grün, nicht grau, nicht falb, auf einmal alles schien;
Sah er darauf mit innigem Vergnügen
Durch sanftbewegter Zweige Ritzen
Den regen Silberschimmer blitzen,
Und, kleinen Lichtern gleich, bald auf- bald abwärts fliegen,
Die das Gebüsche zwar mit hellem Glanze malten,
Doch auch, durch dessen Nacht, selbst wieder heller strahlten.
Er sah mit recht vergnügtem Herzen
Auf manchem weiſsen Birkenstamm,
Der fast dem Silber ähnlich kam,
Der Blätter Schatten lieblich scherzen.
Er sah, durch ihre weiſse Rinde,
Das allgemeine Schwarz der schattenreichen Gründe
Mit lieblicher Veränd'rung unterbrechen,
Und ihre Dunkelheit theils stärken, theils auch schwächen.

Ein helles Schlaglicht fiel zuweilen in das Gras,
So vom gefallnen Nachtthau naſs,
Und macht oft eine kleine Stelle
Recht mitten in dem Schatten helle,
Welch holdes Licht und Schattenſpiel
Den Augen wunderwohl gefiel.
Indem er sich hierob ein wenig nun besann,
Fing er von neuem an:

Arie.

In den angenehmen Büschen,
Wo sich Licht und Schatten mischen,
Suchet sich in stiller Lust
Aug' und Herze zu erfrischen;
Dann erhebt sich aus der Brust
Mein zufriedenes Gemüthe,
Und lobsingt des Schöpfers Güte.

Durch allgemeine Schatten bricht
Ein sanftes Licht,
In welchem Dunkelheit mit sanfter Klarheit scherzet,
Und sich so wunderbar vereint,
Daſs öfters jenes Strahl geschwärzet,
Und dieses Schwarz versilbert scheint.

Indem ich nun auf einer Stelle,
Die recht vor andern helle,
Mit rechter Ueberlegung achte

Und dieses Lichtes Grad betrachte;
Fiel mir darüber ein:
Es würde dieses Licht kein Licht, nicht heller seyn,
Und nicht so augenfällig funkeln,
Erblickte man es nicht im Dunkeln.
Der Schatten Dunkelheit allein
Verursacht diesen Glanz, gebieret diesen Schein
Durch ihren Gegensatz. Sollt' auch einmal
Des Tages Licht der Sonne Strahl
Erscheinen und mit diesem Licht sich gatten;
Würd', allem Ansehn nach, dieſs Licht zu Schatten,
Das Weiſse schwarz, das Helle dunkel werden.
Ich dachte ferner nach: da hier auf Erden
Ein gröſsers Licht ein kleiners Dunkel macht;
Ob es nicht glaublich sey, daſs auch der Sonne Pracht,
Durch das noch gröſsre Licht der Gottheit, Schatten, Nacht,
Und noch viel dunkeler, als wie des Mondes Schein
Im Gegensatz der Sonne selbst wird seyn.
So führt demnach das Licht uns staffelweise
Zu des selbstständigen und ew'gen Lichtes Preise.

Mit nicht geringerer Vergnügung, Lust und Freude
Erfüllte sein Gesicht,
Als er sich umgewandt, ein funkelnd Licht
Aus einem zierlichen Gebäude,
Das von den Scheiben rückwärts strahlte,

Und gleichsam sich zum Mond, den Mond zur Sonne macht',
Ja nicht viel weniger die falbe Nacht,
Als seine Quelle, helle malte.
Es schiene fast in allen Zimmern
Aus jeder Scheibe Glas ein heller Stern zu schimmern.

Arioso.

Ach, möchte doch auch mein Gemüthe,
Zugleich im heitern Mondenschein,
Von seines Schöpfers Macht und Güte
Gerührt und angestrahlet seyn!
Ach, möcht' auch ich, wie hier die Scheiben,
Das Licht des Mondes, so das Licht
Empfundner Gnaden rückwärts treiben,
Damit durch mich mein Nächster merken,
Wie die Natur so wunderschön,
Und so in meinen guten Werken
Mein Licht auch möge leuchten sehn!

Wie die durchs Sonnenlicht bestrahlte Fluth
Ein glänzend Glas zu seyn; so scheinet hier das Glas
Ein von der Sonne Gluth bestrahltes schimmernd Naſs,
Nur mit dem Unterschied zu seyn:
Daſs des bestrahlten Wassers Schein
Und seine Wellen flach und niedrig wallen,
Da diese funkelnden Krystallen,

Die wir in solchem Schimmer sehn,
Erhaben in derLuft — und wo wir uns nicht drehn —
Sammt Schein und Wellen stille stehn.
Verändert sich hingegen unser Stand;
So ändert sich auch gleich der wandelbare Schein:
Es wird auf einer jeden Stelle
Der ungewisse Glanz bald dunkel und bald helle.

Wie Kält' und Wärme sich, wie Licht und Schatten,
Aus denen Dämmerung und Kühlung ſprieſsen, gatten:
So mischt sich Lust und Furcht, woraus ein ſüſses Schrecken
In angenehmer Stille quillt,
Das, wie es Wiesen, Wald und Hecken,
So auch der Menschen Herzen, füllt.

Arie.

Süſse Stille, sanfte Quelle
Ruhiger Gelassenheit!
Selbst die Seele wird erfreut,
Da in deiner Süſsigkeit
Ich mir hier nach dieser Zeit
Voll mühsel'ger Eitelkeit,
Jene Ruh' vor Augen stelle,
Die uns wenig ist bereit.
Süſse Stille u. s. w.

Doch dieser Stille Süſsigkeit
Ward aus der Hecken Dunkelheit
Noch süſser unterbrochen.
Es schlug die Sängerin der Nacht,
Der Büsche Königin, die Nachtigall,
Von welcher man den mannigfalt'gen Schall
Nicht zählen, noch begreifen kann,
Mit hohler Stimme feurig an,
Und lieſs, des Mondes Silberpracht
Und kühlem Schattenlicht zu Ehren,
Bewundernswerthe Lieder hören.

Arie.

Der schallenden Nachtigall liebliche Lieder
Bezaubern der Hörer empfindliches Herz;
Ihr künstliches Gurgeln, ihr klingender Scherz,
Ihr gluckendes, lockendes, lachendes Singen,
Kann Geister entzücken, kann Seelen bezwingen,
Dem gütigen Schöpfer ein Loblied zu bringen.

Bey diesem reinen Ton der reizenden Gesänge
Wreckeckeckeckst' und quakt' im feuchten Rohr,
Worin er sich erquickt, der Frösche heisrer Chor,
Mit knarrendem Geschwätz', in solcher Menge,
Daſs es nicht anders lieſs,
Als ob Gras, Kräuter, Laub und Aehren,
Die Wassertropfen, Sand und Kies

Zu lauter Fröschen worden wären.
Ihr fröhlicher Gesang
Glich einem herzlichen und unbesorgten Lachen,
Wodurch sie oft mit süſsem Zwang
Uns wider Willen fröhlich machen.
Oft schien es wenn ihr laut Getöse sich vermehrte,
Als wenn man Wasserfäll' und Mühlen rauschen hörte;
Ein Laubfrosch stimmt jetzt hier, jetzt dorten, dem Geschrey
Mit einem trocknen Schall und heisern Krächzen bey,
Wobey denn auch der schnarrende Gesang
Des Grasekönigs sanft erklang.
Da alles nun so angenehm vermischt,
Ward er zu folgender Betrachtung angefrischt:

Arie.

Vertreib' auch du, vergnügtes Herze,
Der Blindheit Nacht, des Undanks Schwärze!
Des Mondes silberweiſser Schein
Macht einen Eindruck bey den Thieren;
Und dich allein
Soll seiner Strahlen Glanz nicht rühren?

Wenn, nach des weiſsen Lichtes Quell,
Wodurch so Nacht als Schatten hell,
Dem klaren Mond ich Aug' und Herze lenke,

Und mit Aufmerksamkeit bedenke,
Daſs dieses Licht allein der Sonne Licht,
Als deren Glanz und heller Strahlen Pracht
Sogar auch in der dicksten Nacht,
Wenn alle Dinge sich in schwarze Schatten hüllen,
Das ganze Firmament dennoch erfüllen:
Davon durch sie zugleich im Dunkeln
Die Körper der Planeten funkeln;
Erstaun' ich, daſs der Sonne Gluth
Zu unserm Nutzen nimmer ruht.
Denn da sie nicht des Nachts sich selber zeigen kann,
So strahlt sie doch im Gegenschein uns an.
Mein Herz entbrennt, und meine Seele glühet
Ob dieses Wunders Eigenschaft,
Wenn sie dieſs Licht und dessen Kraft
Mit andachtsollen Augen siehet.

Arie.

Lebensfeuer, helle Sonne,
Fürst des Lichts, Monarch der Zeit,
Wahrer Ursprung aller Wonne,
Vater aller Fruchtbarkeit,
Deine Herrschaft, ohne Schranken,
Uebersteiget die Gedanken;
Deines Lichtes Lebensschein
Scheint was Göttliches zu seyn.

Indem ich, fuhr er fort, nun hievon dichte,
Empfind' ich, daſs ein Trieb den Geist

Zu einem noch weit gröſsern Lichte,
Zu dieses Wunders Schöpfer reiſst,
Der, unbegränzt, allein dieſs All begränzt,
Dem er allein das Seyn, Beweg- und Wirkung giebet,
Der jede Creatur in ew'ger Liebe liebet,
Durch den, so wie der Mond durch sie, die Sonne glänzt,
Ja, der in hunderttausend Sternen
Gibt hunderttausend Sonnen Schein,
Woraus wir, welch ein Licht Er Selber müsse seyn,
Vor Ehrfurcht ganz erstaunt, erkennen lernen;
Wodurch ich denn gerührt in Demuth niederfalle
Und, heiſser Andacht voll, Ihm dieſs zu Ehren lalle:

Arie.

Vater des Sternenlichts! Sonne der Sonnen!
Ewiger Klarheit unendliches Meer,
Aus welchem der Sonnen unzählbares Heer,
Gleichsam wie funkelnde Tropfen, geronnen;
Dessen untheilbare feurige Triebe
Lauter Barmherzigkeit, Mitleid und Liebe,
Gütigkeit, Segen, Erbarmen und Leben;
Deinem allmächtigen Wesen zum Preise,
Müssen dich ewig die leuchtenden Kreise,
Wir, ja die Himmel der Himmel, erheben!

Morgenlied auf dem Garten.

Ermuntre Dich, mein Herze!
Die schreckengleiche Schwärze
Der kalten Schatten weicht.
Die Licht- und Lebensquelle
Macht alles wieder helle,
Die Sonne scheint, die Nacht verstreicht.

Es schmückt der Berge Gipfel,
Es färbt der Bäume Wipfel
Ihr güldner Rosenstrahl;
Das Wasser scheint ein Spiegel;
Es funkeln Feld und Hügel;
Es glänzt das frischbethaute Thal.

Durch Sterne dieser Erden,
Durch bunte Blumen, werden
Mit doppeln Glanz bestrahlt
Der Gärten Lustgefilde,
Worin sich als im Bilde
Ein neuverlornes Eden malt,

Da alles, was man siehet,
In Licht und Wärme glühet,
Da Welt und Himmel lacht;
So treibt auch ihr, ihr Sinnen,
Von Andacht heiſs, von hinnen
Des kalten Undanks schwarze Nacht.

Besinget und erhebet
Den Gott, durch den ihr lebet,
Der solche Wunder thut;
Durch dessen starke Triebe
Der väterlichen Liebe
Ihr diese Nacht so wohl geruht.

Da ihr, im Traum vertiefet;
Unachtsam lagt und schliefet,
Den wahren Todten gleich;
Ja, da die düstern Schatten
Euch schon begraben hatten,
Wer sorgt' und wachte da für euch?

Wer war doch Eurer Güter
Und eurer Häuser Hüter,
Daſs euch itzt nichts gebricht?
Gott selbst, aus lauter Gnaden,
Behütet' euch vor Schaden;
Der Hüter schläft und schlummert nicht.

Drum auf, vergnügte Seele!
Betrachte, preis', erzähle
Des Schöpfers Lieb' und Huld!
Besinge seine Werke,
Allgegenwart und Stärke,
Rühm' seine Weisheit und Geduld!

Herr! lafs mich, durch die Sinnen,
Dein Loblied stets beginnen;
Gib, dafs ich diesen Tag,
Im Garten, dir zur Ehre,
Geruch, Geschmack, Gehöre,
Gesicht und Hände brauchen mag!

Wenn an des Frühlings Schätzen
Die Sinne sich ergötzen,
So lenke meinen Sinn
Die wunderschöne Blüthe
Nach dir, du ew'ge Güte,
Du Brunnquell aller Schönheit, hin!

Mich reiz', in tausend Freuden
Auch meinen Geist zu kleiden,
Der bunten Gärten Kleid!
Der Frühlingsblumen Prangen
Vermehre mein Verlangen
Nach jener sel'gen Herrlichkeit;

Herr! laſs mich dir, im Grünen,
In grüner Hoffnung dienen!
Der Rosen rothe Gluth
Entzünde meine Liebe!
Gib, daſs ich Demuth übe,
Sowie das niedre Veilchen thut!

Hilf, daſs mein Geist sich kleide
In weiſse Unschuldsseide,
Wie reinlicher Jesmin!
Ach, laſs die Glockenblume
Mich doch, zu deinem Ruhme,
Als eine Betglock' öfters ziehn!

Gib, daſs wir, wie Ranunkeln,
In Liebesflammen funkeln,
In heiſser Andacht stehn!
Laſs uns nach dir alleine,
Wie nach dem Sonnenscheine
Sich Sonnenblumen wenden, sehn!

Das Silber weiſser Liljen,
Der riechenden Schonkiljen
Und der Violen Gold
Tilg' aus, durch ihre Zierde,
Die lechzende Begierde,
Womit der Geiz dem Reichthum hold.

Die hohen Kaiserkronen
Sind mit den Anemonen
Von gleicher Dau'r und Werth;
Zwar die sind eh' zu sehen,
Doch werden ihre Höhen
Von rauhen Winden mehr beschwert.

Wie der gefärbten Nelken
Geschmückte Blätter welken;
So welkt die Lust der Welt.
Gib, daſs ich es beachte,
Und zu erlangen trachte,
Nicht das, was mir, was dir gefällt!

Wann wir Convolveln sehen
Nur einen Tag bestehen;
Gib, daſs ich unsre Zeit
In ihrem Bild' erwäge!
Der Glocken stille Schläge
Sind ihr auch unser Grabgeläut.

Der Bäume zarte Blüthe
Bewege mein Gemüthe,
Zu deinem Ruhm zu blühn!
Laſs mich, wenn auf den Zweigen
Sich süſse Früchte zeigen,
Auch Frucht zu bringen mich bemühn!

Wenn uns, in Hülsenfrüchten,
Mit mancherley Gerichten
Der fette Garten nährt;
So gib, daſs wir erwägen,
O Gott, wie bloſs dein Segen
Uns Nahrung, Nutz und Lust beschert.

Die schattigen Alleen,
Die so gerade stehen,
Gepflanzt durch Menschenhand,
Sammt andern Zierlichkeiten,
Laſs uns zu dir nur leiten!
Nur du gibst Ordnung und Verstand.

Denn auch der Menschen Werke
Sind Zeugen deiner Stärke;
Der Schöpfer wirkt durch sie.
Aus Gott allein entspringet
Auch was die Kunst vollbringet,
Und alle Pracht der Symmetrie.

So laſst uns denn gestehen,
Wenn wir was Schönes sehen
Durch Menschen aufgeführt,
Daſs fast an jedem Ende
Gott, auch durch Menschenhände,
Die Welt zu seinem Ruhme ziert.

Was ist, was lebt und webet,
Das ist, das webt und lebet
In Gott dem Born des Lichts;
Ja, ohne sein Erhalten
Würd' alles gleich veralten,
Fiel' alles in sein vorig's Nichts.

Wer so, wenn alles grünet,
Der Gärten sich bedienet,
Und preiset Gott allein
In seinem Lustgebäude;
Dem wird die Gartenfreude
Des ew'gen Gartens Vorschmack seyn.

Die Berge.

Laſst uns Gott ein Opfer bringen,
Und, sein' Allmacht zu erhöhn,
Auch der Berge Bau besingen,
Die so ungeheuer schön,
Daſs sie uns zugleich ergötzen
Und auch in Erstaunen setzen.
Ihre Gröſs' erregt uns Lust,
Ihre Gähe schreckt die Brust.

Welche Körper! welche Spitzen!
Welche Welt von Kies und Stein!
Welche Höhlen, Brüch' und Ritzen
Sieht man, wo viel Berge seyn!
Was für Spalten! welche Grüfte!
Welche Klippen! welche Klüfte!
Gipfel, deren steile Höhn
Selbst die Wolken übergehn.

Ihre grauen Häupter decken
Unvergänglich's Eis und Schnee,
Ihre Felsenfüſse stecken
In dem Grund der tiefsten See,
Und die starre Brust erträget
Unverändert, unbeweget
Alle Wetter, Frost und Hitz',
Donner, Hagel, Sturm und Blitz.

So viel Jahre, so viel Zeiten
Nagen auf der Berge Rumpf:
Doch wird auf den schroffen Seiten
Der Verwesungszahn selbst stumpf,
Und es will ihr steifer Rücken
Sich vor keiner Aendrung bücken,
Aller Elemente Macht
Wird von ihnen nichts geacht't.

So entsetzlich sind die Höhen,
Die bald steil, bald rauh, bald glatt,
Daſs der Blick, von vielem Sehen
Und so ferner Reise matt,
Kaum zum Gipfel kann gelangen,
Die, wenn sie voll Wolken hangen,
Nach dem blöden Augenschein
Selbst des Himmels Stützen seyn.

Wenn man Jemand, dessen Augen
Niemals ein Gebirg' gesehn,

Sollt' im Schlaf zu bringen taugen
Auf der Alpen rauhe Höhn,
Und ihn dort erwachen lassen;
Würd' er nicht vor Furcht erblassen?
Glaubend, daſs er nun nicht mehr
Lebend und auf Erden wär'.

Der abscheulich tiefen Gründe
Unbelaubte Wüsteney,
Die geborstnen Felsenschlünde,
Das entsetzliche Gebäu
Der ohn' Händ' erbauten Thürme,
Deren eisbeharn'schte Stirne
Mit Wind, Luft und Wolken ficht
Und derselben Wüthen bricht.

Tausend Brüche, deren Lücken
Fast wie Rachen offen stehn,
Abgerollte Felsenstücken,
Welche nicht zu übersehn,
Dornen, deren rauhe Hecken
Voller Furcht und Grauen stecken,
Klippen, die dem Erdenball
Drohn mit ihrem nahen Fall.

Höhlen, wo die Wölf' und Eulen,
Schlangen, Bären, Sturm und Wind
Brausen, zischen, schreyen, heulen;
Thäler, die stets dunkel sind,

Halbverdorrte seltne Fichten,
Ohne Laub und leer an Früchten,
Und ein Boden, dessen Schooſs
Nichts trägt als ein faules Moos.

Wenn man an der Berge Füſsen
Den verworrnen Zustand sieht,
Sollte man fast glauben müssen,
Mit erstaunendem Gemüth:
Es läg', durch die Macht der Flammen,
Alles dergestalt zusammen,
Da es, wenn mans recht ermiſst,
Einer Brandstätt' ähnlich ist.

Recht wie ausgebrannte Steine,
Schutt und Kohlen, Asch' und Graus,
Siehet, nach dem Augenscheine,
Vieles bey den Bergen aus,
Wenn, durch Feuers Kraft, mit Knallen,
Mauern bersten und zerfallen,
Siehet man, mit Furcht erfüllt,
Bey den Felsen gleiches Bild.

Welcher Mensch kann wohl begreifen,
Wie sich doch an einem Ort
So verschiedne Felsen häufen,
Und woher bald hier bald dort,
Solche Haufen Stein' entstehen,
Denn sie sind, wie leicht zu sehen,

Nicht gebracht, weil sie zu groſs,
Nicht gewachsen, weil sie los.

Wenn Burnet der Berge Höhen
Als von der geborstnen Welt
Rest und Zeichen angesehen
Und durch Fluth verursacht hält;
Sollt' ihr Schutt fast glaubend machen,
Daſs vielleicht die Welt mit Krachen
Durch die Gluth schon einst verheert
Und durch Brand sey umgekehrt.

Ob nun gleich der Berge Spitzen
Oed' und grausam anzusehn;
Sind sie doch, indem sie nützen
Und in ihrer Gröſse schön.
Wer wird jeden Vortheil nennen,
Zählen und beschreiben können,
Den, zur Lust und Nutz der Welt,
Der Gebirge Raum enthält!

Daſs auch in der Erden Gründen
Eine solche Felsenlast,
Die erstaunlich ist, zu finden,
Wird die Ursach leicht gefaſst.
Würde nicht der Bau der Erden
Leichtlich aufgefressen werden,
Sonder Felsen, durch die Wuth
Einer unterird'schen Gluth?

Bald deckt Mormor, bald hüllt Kreide,
Bald nur Kies, bald Kieselstein
Ihr geschätztes Eingeweide,
Als in festen Mauern, ein.
Alle kostbare Metallen,
Diamanten, Bergkrystallen,
Silber, Gold — der Menschen Lust —
Steckt in ihrer finstern Brust.

Des Gewässers Sturz und Brausen,
So aus ihren Gipfeln springt,
Und mit lustvermischtem Grausen
Ein drob schwindelnd Aug' durchdringt,
Wenn es schäumend abwärts flieſset,
Rauschend über Felsen schieſset,
In die Thäler wirbelnd fällt,
Tränket und beströmt die Welt.

Laſst uns, nach den innern Schätzen,
Auch die äuſserlichen sehn!
Welch ein nützliches Ergötzen
Tragen uns der Berge Höhn,
Wenn sie in den süſsen Reben
Leib' und Geiste Labsal geben?
Ist nicht der beliebte Wein
Fast der Berge Frucht allein?

Sieht man nicht mit gröſsten Freuden
So viel Lämmer, Schaf' und Küh',

Auf der Berge Gipfeln weiden?
Wie viel Gemsen nähren sie!
Merkt, wie sehr der Berge Spitzen
Durch der Kräuter Menge nützen,
Welche nirgend so voll Kraft
Und gesunder Eigenschaft.

Wie viel tausend Aecker drücken
Mit der Aehren süſsen Last
Vieler Berge breiten Rücken,
Die der Sonne Strahl umfaſst
Eh noch, als die niedern Felder!
Wie viel ungeheure Wälder
Zinsen für der Kälte Wuth
Auf den Bergen Holz zur Gluth!

Sprich, verwildertes Gemüthe,
Kommt dieſs alles ungefähr,
Oder aus der Macht und Güte
Eines weisen Wesens her?
Sprich, verdienen solche Werke
Nicht einmal, daſs man sie merke?
Wer's Geschöpfe nicht betracht't,
Schändet seines Schöpfers Macht.

Das Feuer.

Gott, du ewig's Feu'r der Liebe!
Ewig- undurchdringlich's Licht,
Ach, versage mir die Triebe
Deines reinen Feuers nicht!
Laſs, zu deines Namens Ehren,
Mich vom Feu'r, was wahr ist, lehren!
Laſs mir deinen Gnadenschein
Hiezu Licht und Leitstern seyn!

Aller Körper Tod und Leben
Schön- und schrecklichs Element!
Nichtes kann dir widerstreben,
Alles wird von dir getrennt,
Alles wird durch dich erhalten,
Du erneuerst die Gestalten,
Du belebst, erwärmst, ernährst,
Du zerstörst, zertheilst, verzehrst.

Wer kann, nach Verdienst erhöhen
Deinen Nutzen, deine Pracht?

Wer kann ohne Schrecken sehen
Deinen Grimm und deine Macht?
Oefters scheinen deine Flammen
Von dem Himmel abzustammen,
Aber oft gleicht deine Wuth
Einer rechten Höllengluth.

Nichts könnt' auf der Welt bestehen
Ohn' des Feuers Licht und Macht,
Alles würd' im Frost vergehen
Und in ewigfinstrer Nacht.
Würde nicht das Rund der Erden
Unfruchtbar und starre werden?
Ja ein undurchdringlich Eis
Deckte ewig ihren Kreis.

Wer nur bloſs das Licht erwäget,
Welches Gottes Wunderhand
Nebst der Wärm' in's Feu'r geleget
Durch so wunderbaren Band,
Muſs ja wohl mit Recht gestehen,
Daſs von allem, was wir sehen,
Was man auch für schön sonst hält,
Doch nichts Schöners auf der Welt.

Licht ist unsers Lebens Oele,
Und sein freudenvoller Schein
Scheint vielmehr der Erden Seele,
Als was Körperlich's, zu seyn.

Ob es alles gleich entdecket,
Ist es selbst doch sehr verstecket,
Alles wird durch's Licht erkannt;
Und doch faſst es kein Verstand.

Wenn man Aug' und Sinne wendet
Auf ein strahlenreiches Licht,
Wird so Witz als Blick geblendet,
Man begreiſt sein Wesen nicht.
Doch die meisten Weisen meinen,
Daſs die Körper, welche scheinen
Und voll Licht sind, insgemein
Alle müssen feurig seyn.

Nur die Sonne, Feu'r und Sternen
Sind in ihrem Wesen hell,
Die Erfahrung läſst uns lernen,
Daſs, was licht, sehr leicht und schnell,
Daſs es rund, doch recht wie Spieſse
Unzertrennlich auf uns schieſse,
Und da, wo es nicht durchdringt,
Alsbald wieder rückwärts springt.

Trifft es aber unsre Blicke,
Die fürs Licht geschaffen seyn;
Springt die Schärfe nicht zurücke,
Sondern dringt ins Aug' hinein,
Da die Seel' es alsbald spüret,
Wenn's der Augen Nerven rühret,

Wie sie das, was hitzt und kühlt,
Durch die andern Nerven fühlt.

Wenn nun durch ein sanftes Regen
Und durch ein gemäſsigt Licht
Diese Nerven sich bewegen;
So vergnügt sich das Gesicht.
Aber rührt sich's zu geschwinde,
Spür' ich alsbald und empfinde
Solchen Schmerz, wie wenn die Hand
Durch ein Feuer wird gebrannt.

Dieses Lichtes reine Quelle
Ist die Sonne, deren Pracht
Alle Himmelstheile helle,
Alle Körper sichtbar macht,
Die ein zirkelrund Gefäſse
Von verwunderlicher Gröſse,
Drin das erste Element
Unzertrennlich strahlt und brennt.

Welches, wie man itzo meinet,
Von des Himmels Stoff umringt,
Der es dergestalt verzäunet
Und von allen Seiten dringt,
Daſs es einer Kugel gleichet,
Die nie auseinander weichet,
Sondern, rings umher begränzt
In vereinten Kräften glänzt.

Die vereinten Kräft' erregen
In dem Körper, der sie drückt,
Ein beständiges Bewegen,
Das die Theilchen rückwärts schickt,
Die sich drängen, pressen, reiben,
Und so lang' einander treiben,
Bis das äuſserste zuletzt
Unser Aug' trifft und ergötzt.

Aber wie es so geschwinde
Durch so weite Wege bricht,
Wie ich Augenblicks empfinde
Das gewünschte Morgenlicht,
Wann die Erd' ins Lichtreich steiget;
Wie, wann sich die Sonn' kaum zeiget,
Man das Licht gleich sehen kann,
Zeiget dieses Gleichniſs an.

Wenn von einem langen Spieſse
Dieſs End' mich, dich das berührt,
Und ich auch nur sanfte stieſse
Wird von dir sogleich gespürt,
Wie die Spitze durch dich gehe —
Ob ich gleich von ferne stehe —
Weil mein Stoſs und deine Pein
Ganz zugleich geboren seyn.

Eben in so schneller Eile
Drängen, durch des Höchsten Wort,

Sich des Lichtes runde Theile:
Eines stöſst das andre fort,
Und da sie, wie wir verspüren,
Sich unmittelbar berühren,
Braucht die rege Heiterkeit
Kurzer, ja fast keiner Zeit.

Sondern in dem Augenblicke
Wenn wir ihre Quelle sehn,
Regen die sich, die zurücke,
Durch die, welche nahe stehn,
Und weil alle Himmelskreise
Auf so wunderbare Weise
Hiemit angefüllet sind,
Wirkt die Sonne so geschwind.

Also nehmen seine Schätze
Die Bewegungsregeln an,
Ihrer Ordnung und Gesetze
Ist das Licht auch unterthan.
Strahlen, die gerade fallen,
Strahlen, welche rückwärts prallen,
Weil sie von verschiedner Kraft,
Zeigen diese Eigenschaft.

Wenn die Sonne weit zurücke
Mit dem Südpol sich vereint,
Und mit einem Seitenblicke
Unsern Landstrich nur bescheint;

Kann so Aug' als Haut verspüren,
Wie wir Wärm' und Licht verlieren.
Denn von ihrem Wunderlicht
Trifft dann eine Hälft' uns nicht.

Oft empfinden unsre Blicke
Ein geschwächtes Gegenlicht,
Das vom Gegenstand zurücke
Sich im Winkel gleichsam bricht:
Wie wenn, ob man's gleich nicht meinet,
Uns im Mond die Sonn' anscheinet,
Die des Tages güldne Pracht
Mildert und zu Silber macht.

Aber wenn die Sonn' hingegen —
Wie mans nennt — im Leuen blitzt,
Und die Luft in schwülen Tagen
Durch geradern Strahl erhitzt,
Wenn sie sich auf allen Seiten
Nordenwärts sucht auszubreiten;
Alsdann trifft ihr Feu'r und Glanz
Uns erst ungetheilt und ganz.

Durch des Lichtes helle Strahlen
Und derselben rege Pracht,
Wenn sie alle Dinge malen,
Schmückt sich alles, alles lacht.
Aller Farben funkelnd Prangen
Hat vom Licht ihr Seyn empfangen:

Was ihr Wesen Schönes hat,
Ist des Lichts verschiedner Grad.

Wenn uns früh die Sonn' anblicket,
Sieht man, wie sich Wald und Feld
Mit so schönen Farben schmücket:
Aber deckt die Nacht die Welt,
Und die Sonn' ist untergangen;
Schwindet aller Schönheit Prangen,
Und der Farben hellen Schein
Schlucken dunkle Schatten ein.

Kann man also deutlich spüren,
Daſs die Farben anders nichts —
Wenn sie unsre Augen rühren —
Als ein Gegenschein des Lichts,
Welches auf die Körper dringet,
Und, indem es rückwärts springet
Anders als man sonst gemeint,
Auf verschiedne Weise scheint.

Wie das Licht im Widerprallen
Farben zeuge, wird erkannt,
Wenn ein Dreyeck von Krystallen —
Welches Prisma wird genannt —
Von der Sonne Strahl erhellet,
Uns vor Augen Farben stellet,
Deren bunter Wunderschein
Nimmer kann im Glase seyn.

Gleichfalls weist der Regenbögen,
Und der Lüfte heitres Blau,
Der bewölkten Wasserwogen
Purpur, Silber, Gelb und Grau,
Sammt der Wolken bunten Bildern,
Daſs sie nur mit Licht sich schildern,
Daſs die Farben nichts als Licht,
So sich unterschiedlich bricht.

Seine kleinen runden Theile
Drehn und ändern sich so leicht,
Daſs es nämlich oft in Eile
Sich auf alle Farben zeucht,
Denn wenn es durch Körper strahlet,
Die gefärbet und bemalet —
Als ein Vorhang und ein Glas —
Wird's oft blau, oft roth, oft blaſs.

Dieses zeigt sich dem Gesichte:
Läſst ein Glas mit rothem Wein,
Wenn es nahe bey dem Lichte,
Auch nicht einen rothen Schein
Auf das weiſse Tischtuch fallen?
Dieſs geschieht durch Widerprallen,
Da der Strahl das Auge rührt,
So wie ihn das Glas formirt.

Wir verändern die Gedanken
Selbst von Farben oftermal.

Denn so scheinet vielen Kranken
Oefters gelb, grün, schwarz und fahl,
Braun und häſslich das, was ihnen
Sonsten weiſs und schön geschienen,
Ja vom Licht, das sonst ergötzt,
Wird ein krank Gesicht verletzt.

Was da lebt, und was nicht lebet,
Alles, Thiere, Holz und Stein,
Ist so wunderbar gewebet,
Daſs, sobald des Lichtes Schein
Ihrer Flächen Aeuſsres rühret,
Man nicht ohn' Vergnügen spüret,
Wie's in mancherley Gestalt,
Die man Farb' heiſst, rückwärts prallt.

Denn, nachdem die Körper dichte,
Rauh und glatt sind, hart und weich,
Scheinen sie auch dem Gesichte
Schwarz entweder, oder bleich.
Ist ein Körper rauh und feste;
Treiben seine Theil' und Aeste
Des empfundnen Lichtes Blick
Ungetrennt und weiſs zurück.

Aber wenn der Körper Theile
Recht wie Spitzen aufwärts stehn;
Senken sich des Lichtes Pfeile,
Sonder daſs sie rückwärts gehn,

Und versinken in den Gründen.
Also wenn wir nicht empfünden
Licht und Strahl im Widerschein,
Schien' ein Körper schwarz zu seyn.

Daſs hierin die Schwärze stecke, —
Ob es mancher gleich verlacht —
Zeigt der dunkeln Wolken Decke,
Zeigt der Schatten, zeigt die Nacht,
Zeiget sich in tiefen Grüften:
Als in deren dicken Düften
Sich der Strahl des Lichts verliert,
D'raus allein die Schwärze rührt.

Hieraus nun ist leicht zu schlieſsen,
Daſs aus eben diesem Grund
Auch die Mittelfarben flieſsen,
Purpur, gelb, grün, blau und bunt,
Wenn die Theile, wie wir finden,
Sich verschiedentlich verbinden;
Spürt man auch, daſs sich das Licht
Auf verschiedne Weise bricht.

Sind die Körper dick und dichte:
Färben sie des Lichtes Schein,
Wann sie angestrahlt vom Lichte.
Aber die durchsichtig seyn,
Wie Luft, Wasser und Krystallen,
Lassen alles durch sich fallen.

Nicht das Licht noch unser Blick
Prallt davon auf uns zurück.

Denn die haben aller Orten,
Wo man hinsieht, ohne Zahl
Kleine ganz gerade Pforten,
Wodurch unser Augenstrahl
Nebst dem Licht gerade dringet,
Sich nicht biegt, nicht rückwärts springet,
Sondern durchstreicht, so daſs man
Alles durch sie sehen kann.

Aus getheiltem Stoff bestehen
Luft und Wasser, wenn sie rein,
Wodurch ungehindert gehen
Augenlicht und Sonnenschein.
Aber wenn die Fluth beflecket,
Und ein Duft in Lüften stecket;
So durchdringet Blick und Licht
Die vermengten Körper nicht.

Glas hingegen und Krystallen
Sind an sich zwar hart und fest,
Doch weils Licht, durch sie zu fallen,
Sich dennoch nicht hindern läſst:
Müssen kleine leere Lücken
Sich zu seinem Durchbruch schicken,
Die für Wasser, Luft und Wind
Dennoch undurchdringlich sind.

Andre Körper, die dem Lichte
Keinen Durchgang zugestehn,
Sind entweder allzudichte,
Oder, wie wir klärlich sehn,
Haben Oeffnungen bey Haufen,
Die jedoch nicht strichweis laufen,
Sondern wunderlich verschränkt,
Daſs kein Licht dadurch sich senkt.

Sehet bey recht heiterm Wetter
Dickbelaubte Wälder an,
Wie die Sonne durch der Blätter
Dichtes Dach nicht dringen kann,
Weil, wenn gleich der Wind sich reget,
Eins sich übers andre schläget,
Und dem Licht im Wege steht,
Daſs sein Glanz nicht durch sie geht.

Wenn man alle Ding' erwäget,
Was in Luft und Wasser steckt,
Was der Erde Fläche heget,
Was ihr tiefer Schooſs verdeckt;
Muſs man endlich dieſs gestehen;
Alles, was die Augen sehen,
Aller Dinge Farben seyn
Nichts, als Sonn' und Sonnenschein.

Da wir nun den Grund beachtet
Von des Feuers Lichteskraft,

Und nach Möglichkeit betrachtet
Seines Glanzes Eigenschaft;
Auf! auch ferner zu erkennen
Seine Schnelligkeit im Brennen,
Wärme, Leben, Nutz und Pracht,
Grimm, Gefräſsigkeit und Macht.

Schrecklich ist die Macht der Flammen,
Wenn sie wüthet, anzusehn.
Wenn sich Dampf und Feu'r zusammen
In verwirrte Kreise drehn,
Sich mit Prasseln aufwärts schwingen,
Sich gebähren, sich verschlingen,
Gleichet die geschwärzte Luft
Eines Feuerofens Gruft.

Mit Gezisch, Gebrüll und Krachen
Oeffnen sich bald hier, bald dort,
Tiefe dunkelrothe Rachen,
Voll Verheerung, Tod und Mord,
Und wenn dreygespitzte Zungen
Sich gefräſsig umgeschlungen;
Speyen sie im heiſsen Hauch
Asche, Funken, Dampf und Rauch.

Wenn sie sich ergrimmet strecken
Aus der Tiefe hoch hinauf,
Brechen sie die Luft: sie lecken
Gar das Wasser zischend auf.

Sie verschlucken, sie zerstechen,
Sie zermalmen, sie zerbrechen
Alle Dinge: Stahl und Stein
Schlingt ihr heiſser Schlund hinein.

Die erzürnten Flammen zwingen
Was die Erd' hervorgebracht:
Selbst die starren Felsen springen
Durch der Hitze strenge Macht.
Mit Erschüttern, Krachen, Knallen
Hört man sie in Graus zerfallen,
Und das Stürzen ihrer Höhn
Ist erschrecklich anzusehn.

Drücken nicht aus ihren Röhren
Berge, welche Feuer speyn,
Denen, die es auch nur hören,
Grausen, Furcht und Schrecken ein,
Wann in ihren hohlen Bäuchen,
Den entbrannten Feuerschläuchen,
Die ein fetter Schwefel füllt,
Alles prasselt, kracht und brüllt!

Wann der lockre Boden zittert,
Wann der ganz versengte Grund
Durch der Winde Wuth erschüttert,
Die der Felsen hohlen Schlund
Zu zersprengen, zu zerreiſsen
Und zu stürzen sich befleiſsen,

Wann sogar des Meeres Fluth
Kocht durch die gepreſste Gluth.

Alles berstet und zerspringet,
Alles brüllet, bebt und kracht.
Aus der Berge Gipfeln dringet
Eine dicke, dunkle Nacht,
Die sich stets in Kreise schwinget,
Alles, was man sieht, verschlinget,
Ja sie schwärzt des Mittags Schein,
Nimmt den ganzen Luftkreis ein.

Schrecklich sind die schwarzen Schatten,
Aber doch so schrecklich nicht,
Als wenn sich mit ihnen gatten
Rother Flammen Blitz und Licht;
Welche, wann sie aufwärts steigen,
Eine falbe Dämm'rung zeigen.
Alles scheint durch Rauch und Gluth
Schwarz wie Kohlen, roth wie Blut.

Licht und Nacht hält hier zusammen
Einen recht ergrimmten Kampf.
Oefters fressen wilde Flammen
Den gewölbten schwarzen Dampf:
Oft, wenn dieser sich verdicket,
Wird der Schein der Gluth erstieket,
Bis ein gräſslich Schwefellicht
Wieder durch das Finstre bricht,

Dessen fürchterliches Funkeln
Asche, Schlacken, Graus und Stein
Oefters wiederum verdunkeln,
Bis aufs neu mit trübem Schein
Durch verbrannter Felsen Stücken
Aufgeborstne schwarze Lücken
Sich die rothe Flamme spitzt,
Leuchtet und erschrecklich blitzt.

Doch ist nichts so ungeheuer,
Als wenn durch der Felsen Fall
Sich ein unauslöschlich Feuer
Von geschmolzenem Metall,
Wie ein tiefer Strom, ergieſset;
Der, wann er vorüber flieſset,
Alles stürzt, zermalmt, verheert,
Und das Unterst' oben kehrt.

Wenn mit Prasseln, Knallen, Zischen,
Schwefel, brennend Pech und Harz,
Flieſsend Bley und Sand sich mischen,
Wann dieſs Meer bald blau bald schwarz,
Felsen, welche glühen, wälzet,
Selbst der Boden friſst und schmelzet,
Sich in rothe Wellen bäumt,
Rauch und Funken von sich schäumt.

Da ich bey mir überlege
Der verzehr'nden Gluth Gewalt;

Graust mir recht, wenn ich erwäge
Der verbrannten Welt Gestalt,
Wenn der ganze Kreis der Erden
Soll durchs Feu'r verheeret werden,
Wenn die Welt, zur Straf' gereift,
In ein Flammenmeer ersäuft.

Welch ein Anblick voller Schrecken,
Wann den Erdkreis überall
Flammen, Graus und Kohlen decken,
Wann mit ungeheurem Knall
Sich die Berg' herunterwälzen,
Felsen und Metalle schmelzen,
Gluth und Fluth im Kampf sich mischt,
Alles lodert, braust und zischt.

Wann in unterird'schen Klüften,
Die mit Schwefel angefüllt,
Auch in dunkelrothen Lüften
Ein beständ'ger Donner brüllt,
Alles spaltet, stürzt, zersplittert,
Bricht, zertrümmert, und erschüttert,
Wann der Himmel Strahlen schneit
Und die Erde Flammen speit;

Wann das Meer nur Schwefelbäche,
Statt des Wassers, in sich zieht,
Wann die ungeheure Fläche
Wie ein rothes Eisen glüht,

Wann sich Flammenwellen thürmen,
Den zerbrannten Strand bestürmen,
Der, wie felsicht gleich sein Fuſs,
Doch wie Wachs zerschmelzen muſs;

Da denn, wann der Damm zerflieſset,
Der bisher die Gluth umschränkt,
Sich das Feuermeer ergieſset,
Alle Welt bedeckt, ertränkt,
Ueberschwemmet, stürzt, durchdringet,
Friſst, verzehret und verschlinget,
Alles schmelzt, vereint, zerstört,
Alles in sich selbst verkehrt.

Wo sich dann der Wolken Stützen,
Atlas, Taurus, Kaukasus,
Von der Alpen schroffſten Spitzen
Sammt dem tiefſten Felsenfuſs,
Die als wie ein Dampf verschwunden,
Wird die Stelle nicht gefunden:
Keine Spuren sind zu sehn
Von den ungeheuren Höhn.

Alles fällt und flieſst zusammen,
Alle Bilder der Natur
Sind im Klumpen rother Flammen
Bloſs ein' einzige Figur.
Nichts hat Umkreis und Gestalten,
Unterschied und Maſs behalten:

Ein entsetzlich feurig Ein
Ist nunmehro allgemein.

Dieses Bild schreckt Herz und Augen
Durch so gräſsliche Gestalt,
Daſs sie ferner nicht mehr taugen,
Von der letzten Gluth Gewalt,
Etwas Festes zu gedenken.
Wannenhero wir uns lenken,
Statt des Feuers Grimm: wie schön
Und wie nützlich es, zu sehn.

Doch erwägt vorher mit Danken
Gottes Allmacht bey der Gluth,
Der so wunderbare Schranken
Ihrer allverzehr'nden Wuth,
Die sich selber zeugt, gesetzet,
Daſs sie, nur gereizt, verletzet,
Da das Feu'r doch allgemein
Und in jedem Kieselstein.

Ja, wenn es auch schon entglommen,
Daſs, wie wüthend gleich der Brand,
Er zu weit nicht möge kommen,
Und zu sehr nehm' überhand;
Setzet Gott der Gluth Vermögen
Einen starken Feind entgegen.
Denn des Wassers kalter Saft
Löschet ihre wilde Kraft.

Aber laſst uns weiter gehen,
Und des Feuers Glanz und Licht,
Wirkung, Nutz und Schönheit sehen!
Wie viel Völker glauben nicht,
Daſs unmittelbar die Flammen
Einzig von dem Himmel stammen?
Wie das Feu'r denn in der That
Wenig Ird'sches an sich hat.

Wenn wir von des Feuers Wesen,
Ursprung, Stoff und wahrem Seyn
Aller Weisen Schriften lesen;
Ist der Zwiespalt allgemein,
Wie in allen andern Sachen.
Jeder will hier Schlüsse machen,
Jeder giebet uns Bericht,
Keiner sagt: ich weiſs es nicht.

Jedes Meinung herzuschreiben
Brächt' uns aber allzuweit;
Darum wir bey denen bleiben,
Die allein zu unsrer Zeit
Was in der Natur zu finden,
Sich bestrebet zu ergründen,
Weil sie doch — wie klar zu sehn —
Weiter als die Alten gehn.

Der spricht: Ird'sche spitze Theile
Sind vom ersten Element

In unglaublich schneller Eile
Umgetrieben, wenn was brennt;
Wodurch sie denn alles trennen
Und in sich verzehren können
Was man Körperliches find't,
Weil sie hart und spitzig sind.

Dieser sagt: des Feuers Hitze
Hat ganz einen andern Grund;
Seine Theilchen sonder Spitze
Sind beweglich, klein und rund.
Dort läſst uns ein Andrer lesen,
Daſs des Feuers wahres Wesen
Ohne Bildung und Figur
Sey die Seele der Natur.

Jener will, daſs alle Dinge
Bläschen seyn aus Luft und Licht,
Und daſs dieſs in jene dringe:
Da denn, wann, wie oft geschicht,
Gar zu viel in wenig dringen,
Jene Bläschen schnell zerspringen.
Hieraus nun beständ' allein
Die Bewegung, Hitz und Schein.

Kälte, spricht er, zieht zusammen,
Drückt und hemmt der Säfte Lauf,
Dahingegen lösen Flammen
Aller Körper Wesen auf,

Dehnen aus, zerreiſsen, trennen
Das, worin sie dringen können,
Und aus dieser Wirkung Spur
Schlieſset er der Gluth Natur.

Jener schreibet, daſs die Flamme
Die so seltne Wirkung thut,
In beständ'gem Ausfluſs stamme
Aus der unterird'schen Gluth,
Daſs sie stetig auswärts quille,
Alle harte Körper fülle,
D'raus man sie in Funken treibt,
Wenn man sie zusammenreibt.

Ferner glaubt er, daſs die Hitze,
Die in unsrer Erde glüht,
Aus der Sonne Gluth und Blitze
Sich daselbst zusammen zieht.
Ja er spricht: die Welt kann spüren,
Wenn sie Sonnenstrahlen rühren,
Daſs sie nicht so wohl gerührt,
Als vielmehr getrieben wird.

Woraus erst die Wärm' entstehet,
Welche, wenn sie sich vermehrt,
Sich — wie ihr's am Brennglas sehet —
In ein helles Feu'r verkehrt,
Welches sich geschwind entzündet,
Sonderlich wanns Körper findet,
Welche fett und schweflicht sind:
Auch vermehrt es sehr der Wind.

Dieses sind verschiedne Lehren,
Welche meist, was dunkel ist,
Durch was dunkl'res noch erklären,
Weil's doch keiner recht ermiſst.
Drum ich von des Feuers Wesen
Ferner keinen Streit mag lesen,
Und mich bloſs, zu Gottes Ehr',
Zu des Feuers Nutzen kehr'!

Auf was Weise nun die Flammen
Meistens pflegen zu entstehn,
Und woraus dieselben stammen,
Kann man auf zwey Arten sehn,
Wenn man durch ein Brennglas zündet,
Da man alsbald Feuer findet.
Auch wird es sehr schnell erregt,
Wenn man Stahl an Steine schlägt.

Wenn das Brennglas viele Flammen,
Wovon unser Luftkreis glüht,
Auffaſst, heft't und sie zusammen
In ein enges Pünktchen zieht,
Und die Stelle das Gedränge
Der vereinten Strahlen Menge
Ferner nicht mehr fassen kann,
Fängt es Feu'r und zünd't sich an.

Aber wann aus harten Dingen,
Die man reibet, Feuer fliegt;

Scheinen Bläschen zu zerspringen,
D'rin das Licht verborgen liegt,
Das sich denn in andre dränget
Und auch selbige zersprenget,
Da es oft viel Unglück stift't,
Wenn es was Verbrennlichs trifft.

Viele neue Weisen meinen,
Daſs fast alle Körperlein,
Ob sie gleich nicht helle scheinen,
Voller Feuertheilchen seyn,
Wenn die g'nugsam kleinen Theile
Nun in g'nugsam schneller Eile —
Sprechen sie — nur sind bewegt,
Wird unfehlbar Feu'r erregt.

Anderwärts hab' ich gelesen,
Daſs die heiſs' und rege Gluth
Eben auch ein flieſsend Wesen,
Wie die Luft und wie die Fluth;
Daſs, wie jene, voller Kräfte
Sie sich an die Körper hefte,
Die dadurch zusammengehn,
Folglich auch aus Feu'r bestehn.

Wenn ein Körper angezündet,
Macht des Feuers Kreis und Kraft,
Der sich gleichsam um ihn windet,
Seine Flamme: denn der Saft,

Den ein Körper in sich schlieſset,
Löst sich durch die Hitz' und flieſset,
Wird zur Flamme, die erhält
Ihre Gluth vor Luft und Kält'.

Denn die Luft, die sie umschränket,
Drückt und drängt sie rings umher,
Darum sie sich aufwärts lenket,
Weil die Last ihr allzuschwer,
Und es ziehen sich die Flammen
In die Höhe spitz zusammen,
Die sonst frey, im runden Schein
Würden eine Kugel seyn.

Recht wie nimmer stille Wellen
Einer ungestümen Fluth
Rauschen, brausen, aufwärts schwellen,
Rauschet, braust und schwillt die Gluth;
Nur daſs die sich wieder senket,
Diese sich stets aufwärts lenket,
Weil die Luft das Wasser regt,
Da die Gluth die Luft bewegt.

Wenn die Strahlen sich erhöhen;
Ist die funkelnde Gestalt
Schön, doch schrecklich, anzusehen,
Weil die heftige Gewalt,
Wodurch sie sich aufwärts schwinget,
Alle Dinge schnell durchdringet,

Alles brennet, was man find't,
Weil die Theilchen spitzig sind.

Wenn wir bey dem Feuer sitzen
Und der Gluth zu nahe seyn;
So erregen ihre Spitzen,
Wie ein Strahl, uns Schmerz und Pein,
Weil mit tausend kleinen Pfeilen
Sich so Fleisch und Knochen theilen:
Ist man aber etwas weit,
Spürt man süſse Laulichkeit.

Wenn ein Feuer sich entzünden
Und was lange dauern soll;
Muſs es eine Nahrung finden,
Die von solchen Theilchen voll,
Welche leichtlich zu zertrennen:
Und doch könnt' es noch nicht brennen,
Würd' es von der Lüſte Macht
Nicht beständig angefacht.

Denn wann Luſt und Feuer streiten
Und die Luſt stets weichen muſs;
Fällt dennoch zu allen Seiten
Luſt in solchem Ueberfluſs,
Wie ein' unerschöpſte Quelle,
Wieder an dieselbe Stelle,
Und aus diesem steten Streit
Stammt des Feuers Flüchtigkeit.

Wann nun in sehr groſser Menge
Sich der Stoff, der brennt, bewegt;
Wird durch's feurige Gedränge
In der Luft ein Schein erregt.
Aber wenn was dunkel brennet,
Sieht man daſs sich's langsam trennet,
Und nur dicken Rauch gebiert,
Der sich in der Luft verliert.

In den schwülen Sommertägen
Wird der regen Flammen Brand
Sich so heftig nicht bewegen,
Weil die Luft dann ausgespannt,
Und ihn nicht so preſst noch drücket:
Aber wann die Luft verdicket,
Wie im Winter, brennt die Gluth
Mit weit gröſsrer Macht und Wuth.

Alsdann funkelt, lodert, blitzet,
Schnaubt und braust sie mit Gewalt,
Wodurch sie weit stärker hitzet,
Wann die Welt erstarrt und kalt.
D'raus man Gottes Allmacht lernet,
Da, wann sich die Sonn' entfernet
Und der Frost die Welt verheert
Sich des Feuers Kraft vermehrt.

Aufwärts scheint das Feu'r zu steigen,
Aber es ist nur ein Schein.

Denn das Pulver kann uns zeigen,
Daſs vom Mittelpunkt allein
Zu dem Kreis, der ihn bezirket,
Es mit strengen Kräften wirket,
Ja ein' ausgelöschte Kerz'
Zieht im Rauche niederwärts.

Zwar des Feuers Same stecket
Fast in allem, was man sieht,
Eingesenket und verdecket,
Worin es verborgen glüht.
Selbst im kalten Stein' und Eisen
Kann man seine Spuren weisen,
Ja sogar des Meeres Fluth
Zeigt im salz'gen Schaume Gluth.

Sieht man faules Holz im Dunkeln,
Salz'ge Fische, ja selbst Eis
Nicht, wie lichte Kohlen, funkeln?
Was sich abzusondern weiſs
Durch der Fäulniſs offne Röhren,
Suchet in die Höh' zu kehren,
Und sobald es immer kann,
Nimmts der Gluth Bewegung an.

Alles Harte, was auf Erden,
Wird durch Feuer weich gemacht,
Ja die härtsten Körper werden
Durch die Gluth in Fluſs gebracht.

Dahingegen weiche Sachen
Wird das Feuer ſeſte machen,
Weils durch alle Lücken dringt
Und die Feuchtigkeit verschlingt.

Wann die wässerichten Theile
Aus dem Holz gezogen seyn;
Brennet es in schneller Eile
Und verbrennt mit hellem Schein.
Alle ſette Feuchtigkeiten
Brennen gleich auf allen Seiten;
Denn in ihrem zähen Saft
Steckt des Feuers Nahrungskraft.

Seine Macht und Wirkung stammet
Bloſs aus der Bewegung her.
Wann die Körper recht entflammet,
Nützet keine Gegenwehr;
Alle Bande müssen brechen,
Alles kann das Feuer schwächen:
Selbst den härtsten Diamant
Zwingt ein gar zu starker Brand.

Damit aber alle Dinge
Dieses Elementes Kraft
Nicht zerstöre, nicht bezwinge,
Ist des Wassers kalter Saft
Ihm zum steten Feind gesetzet,
Welches kühlet, löschet, netzet,

Seine schnelle Wuth bekämpft
Und die wilde Hitze dämpft.

Wann des Wassers kleine Schlangen,
Welche feucht sind, glatt und kalt,
An was Brennendes gelangen,
Senken sie sich alsobald
In des Feuers offne Röhren,
Hemmen dadurch und verwehren
Die Bewegung: plötzlich zischt
Dann das Feuer und verlischt.

Weiser Schöpfer, sey gepriesen,
Daſs du uns für seine Wuth
Solch ein Mittel angewiesen,
Auch, daſs man, wann sich die Gluth
Etwa unvermerkt entzündet,
Es durch den Geruch empfindet,
Daſs nicht ein verborgner Brand
Unverwarnt nehm' überhand.

Wann durch Körper Flammen dringen,
So umgibt die Gluth ein Licht,
Aber in verschiednen Dingen
Brennt was, und man sieht es nicht:
Wie, daſs solches sich ereiget,
Ungelöschter Kalk uns zeiget,
Der, sobald ihn Wasser netzt,
Sich in blinde Flammen setzt,

Die vermuthlich dadurch brennen,
Wenn sich in des Wassers Saft
Seine Theilchen plötzlich trennen,
Da durch der Bewegung Kraft,
Wenn sie sich einander drängen
Und durchreiben, stoſsen, sprengen,
Alles durcheinander geht;
Solch ein fressend Feu'r entsteht.

Und aus diesem ist zu schlieſsen,
Wie sichs in der Unterwelt,
Wo so strenge Ströme flieſsen
Durch verschiednen Kies, verhält:
Da der wilden Fluth Gedränge
Bald die Kalk- bald Schwefelgänge
Durchs Zerreiben schnell entzünd't,
Daher Feuerberge sind.

Ob nun solche Feuerklüfte,
Die wir oft mit Schrecken sehn,
In dem Abgrund ird'scher Grüfte
Durch Bewegung bloſs entstehn;
Oder ob in tiefen Gründen
Wirklich wahres Feu'r zu finden,
Ja sogar ein Sonnenlicht,
Weiſs annoch die Menschheit nicht.

Wie denn selbst der Mensch empfindet,
Daſs in' Adern sich das Blut

Fast auf gleiche Weis' entzündet,
Wenn die warme Zirkelfluth
Durch Verstopfung wird gedrücket,
Tobet, gährt und sich verdicket;
Nimmt ein übermachter Brand
Plötzlich bey uns überhand.

Alsdann schäumet, rennet, kochet
Und verkocht der Lebenssaft:
Das beklemmte Herze pochet
Und versucht, mit aller Kraft,
Daſs durch die verstopften Gänge
Das gestockte Blut sich dränge.
Dieses zeuget Frost und Hitz',
Diese Pein und Aberwitz.

Dahingegen das Gemüthe
Einer ſüſsen Ruh genieſst,
Wenn ohn' Hindrung das Geblüte
Durch die offnen Adern flieſst.
Eine lebensreiche Wärme
Nährt das schlüpfrige Gedärme,
Wenn der ungehemmte Geist
Mit dem Blut im Zirkel fleuſst.

Diese Wärm' ist Licht und Leben,
Diese muſs der ganzen Welt,
Ihre Dau'r und Nahrung geben,
Nichts ist sonst das sie erhält.

Ja wenn ich vom Feu'r und Lichte
Meine Meinung recht berichte;
Däucht mich, daſs aus Licht allein
Alle Ding' entstanden seyn.

Gott ist ja ein ewig's Wesen,
Folglich auch ein ewig's Licht,
Wie wir solches klärlich lesen,
Und er selbst so von sich spricht;
Woraus wir denn folgern müssen:
Daſs kein' ew'ge Finsternissen:
Weil ja sonst, nach dieser Lehr',
Gott und Nacht gleich ewig wär'.

Sondern, wie Gott schaffen wollen,
Muſs durch seiner Liebe Schein
Finsterniſs aus Licht gequollen,
Leib aus Geist geworden seyn,
Draus das Lichteste, vereinet,
In viel tausend Sonnen scheinet,
Deren Licht, wie hell es leucht't,
Nicht an's Unerschaffne reicht.

Denn es hätt' ein solches Brennen,
Solche Klarheit, solch ein Licht
Kein Geschöpf ertragen können;
Hätte Gott aus Liebe nicht
Sein unleidbar Licht gelindert,
Seines Wesens Kraft gemindert,

Denn wir sehen seinen Schein
Jetzt im dunkeln Wort' allein.

Dennoch spürt man, daſs das Leben,
Ja ein allgemeiner Geist,
D'rin wir alle sind und schweben,
Aus der Sonne Körpern fleuſst:
Daſs ein männlich Feuer quillet,
Welches alle Ding' erfüllet,
Alles schmückt, erwärmt ernährt,
Wodurch alles wird und währt.

Wann dieſs Lebensfeu'r verlischet;
Starret alles, alles stirbt,
Doch bleibts in dem Stoff vermischet,
Daſs durch Fäulniſs nichts verdirbt.
Wann die Erde sich beweget,
Der Naturgeist stets sich reget,
Immer zeugt und nimmer ruht;
Stammt es bloſs aus Licht und Gluth.

Doch dieſs übersteigt die Schranken
Und die ausgedehn'ste Kraft
Aller menschlichen Gedanken:
Darum ich die Eigenschaft,
Und wie sehr die ird'sche Hitze
Sonderlich den Menschen nütze,
Nur allein zu Gottes Ehr',
Zu betrachten wiederkehr'.

Welch empfindliches Vergnügen
Wirkt des Feuers Gegenwart,
Wenn wir uns zur Gluth verfügen,
Dann, wann wir durch Frost erstarrt!
Bald wird unser Schmerz zertheilet,
Fortgetrieben und geheilet,
Gleich wird was vor Kälte bebt
Durch die Wärm' aufs neu belebt.

Feuer wärmet, kocht die Speisen,
Theilt, vereiniget, verzehrt,
Krümmet Holz, durchdringet Eisen,
Schmelzet, reiniget, bewährt,
Trocknet, machet Glas und Spiegel,
Backet, brennet Kalk und Ziegel,
Leuchtet, heizet, wenn uns friert,
Färbt, erweichet, distillirt.

Täglich brät und kocht man Essen;
Wer ist aber, der erwägt,
Was Gott, der nicht zu ermessen,
In die Gluth für Kraft gelegt,
Da fast alle Ding' auf Erden
Uns durchs Feu'r zur Nahrung werden?
Was für uns nicht brauchbar war,
Macht die Kraft des Feuers gar.

In den Kräutern, Thier- und Fischen
Steckt für uns ein Nahrungssaft,

Uns zu stärken, zu erfrischen:
Aber ohn' des Feuers Kraft
Könnt' aufs wenigst' unser Magen
Ihre Härte nicht ertragen,
Weder unserm Fleisch noch Blut
Wären rohe Speisen gut.

Ihre Theilchen sind entweder
Allzuhart für unser Blut,
Oder auch mit dem Geäder
Nicht vereinbar und nicht gut;
Feuer kann sie doch erweichen,
Daſs sie dem Geblüte gleichen,
Daſs das was uns sonst versehrt'
In uns selber sich verkehrt.

Feuer theilt: es giebet wieder
An die Luft, was ihr gebührt,
Und die Asche treibt es nieder
Nach der Erd', aus der sie rührt.
Wasser machts in Dünsten steigen,
Damit es sich nochmals neigen
Und da, wo es vormals rann,
Wiederum sich sammeln kann.

Feu'r vereinigt Wachs, Krystallen,
Ja, was unvereinbar scheint.
Steine, mancherley Metallen
Werden durch die Gluth vereint:

Durch die strenge Macht der Flammen
Schweiſst der Schmied den Stahl zusammen,
Der uns, wenn er ihn so schwingt,
Tausendfachen Nutzen bringt.

Sonder Eisen wird auf Erden
Wenig auszurichten seyn,
Alles würde wüste werden,
Alle Künste gingen ein;
Und unmöglich könnt' das Eisen
Uns so manchen Dienst erweisen,
Würd' es nicht durch Feuers Macht
Wunderbar zurecht gebracht.

Feu'r verzehret böse Dünste,
Macht die Luft in Zimmern rein.
Durch die neuerfundnen Künste
Sprengt das Feuer Erd' und Stein,
Feu'r verzehret ganze Wälder,
Düngt dadurch die dürren Felder,
Ja es friſst die Gluth zugleich
Unrath, Haide, Dorn und Sträuch.

Holz, wenn es zur Dau'r bestimmet,
Wird es bey der Gluth gepicht,
Durch das Feu'r wird es gekrümmet
Und zum Schiffbau zugericht't,
Auch zu Fässern, um die Waaren
Ueber Land und See zu fahren.

Kohlen, Kienruſs, Harz und Theer
Kommt aus Holz durchs Feuer her.

Wie die Gluth Metall vereinigt,
Trennet sie Metalle auch;
Ja sie scheidet, läutert, reinigt
Sie zu mancherley Gebrauch.
Durch das Feu'r kann man probiren,
Ob sie Schlacken bey sich führen,
Ob Gold. Erz und Silber rein,
Das bewährt die Gluth allein.

Ist durchs Wasser was verletzet,
Macht das Feu'r es wieder gut:
Viele Waaren, die genetzet,
Trocknet die gelinde Gluth,
Und den Ueberfluſs den Säfte
Ziehen aus des Feuers Kräfte,
Wodurch mancher Handwerksmann
Sein Geschäft vollführen kann.

Die Erfindung, Glas zu machen,
Das durchsichtig und doch dicht,
Das zu ungezählten Sachen
Wunderbar wird zugericht't,
D'raus man Fensterscheiben, Spiegel,
Fern-, Vergröſs'rungsgläser, Siegel,
Spiel- und Trunkgeschirr formirt,
Wird durch's Feuer ausgeführt.

Wer ist wohl, der bauen könnte,
Wenn durch Feuers Hitz' und Schein
Man den Kalk und Gips nicht brennte,
Gleich wie Dach- und Mauerstein?
Die geschärfte Kraft der Flammen
Treibt den Thon so fest zusammen,
Daſs vor Regen, Sturm und Wind
Wir beschirmt und sicher sind.

Welchen Nutzen, welch Ergötzen
Bringet uns sein Schein und Licht?
Wann uns Kält' und Frost verletzen,
Und die Luft uns drängt und sticht,
Wird die Luft durchs Feu'r zertheilet:
Feu'r belebt, ermuntert, heilet,
Bricht und lindert unsern Schmerz
Und erquickt Leib, Aug' und Herz.

Anmuth, Lust und Nutz gebieret
Des stets regen Feuers Kraft,
Wenn man Kräuter distilliret;
Wenn man der Gewürze Saft
Aus den festen Körpern zwinget,
Und in wenig Tropfen bringet:
Daraus flieſsen mancherley,
Farben, Wasser, Arzeney.

Alles kann die Gluth zersprengen,
Nur was flieſst zersprengt es nicht,

Sondern ihre Kräfte drängen
Allgemach durch Hitz' und Licht
Sich in alle kleine Theile,
Dadurch schwellen sie in Eile,
Und der innre Raum zugleich;
Dann zerflieſst es und wird weich.

Feuer ist vollkömmlich Meister
Jeder Kunst und Wissenschaft.
Seiner blitzgeschwinden Geister
Unbegreiflich starke Kraft
Weiſs fast alles zu bezwingen
Und in andre Form zu bringen:
Feu'r, als König der Natur,
Aendert Wesen und Figur.

Neuen Stoff hervorzubringen
Unternimmt sich doch kein Brand,
Sonsten kann er alles zwingen:
Auch den festesten Verband
Von der Körper erstem Wesen
Weiſs das Feuer aufzulösen,
Und was unverbindlich scheint
Wird durch seinen Zwang vereint.

Unsre Geister selber scheinen
Ein behendes Feu'r zu seyn,
Und es wird kein Mensch verneinen,
Daſs man meistens das allein

Herrlich, schön und edel nennet,
Worin geistig Feuer brennet:
Selbst ein Thier ist so viel werth,
Als es Feuer hegt und nährt.

Wie so schön des Feuers Strahlen
Wird hieraus ganz klar erkannt,
Da Gott selbst sich oftermalen
Ein verzehrend Feu'r genannt;
Sein allsehendes Gesichte
Oefters einem hellen Lichte,
Welches undurchdringlich leucht't,
In der Bibel selbst vergleicht!

Mehr, als dieſs, vom Feu'r zu sagen,
Steht in meinen Kräften nicht,
Weil, wenn wir zufern es wagen,
Das durchdringendste Gesicht
Doch auf die Natur erblindet,
Keiner lebt, der sie ergründet,
Und wir scheinen bloſs gemacht
Zu bewundern ihre Pracht.

Bloſs in ihr, an ihren Schätzen,
Ordnung, Macht und Majestät
Uns in Andacht zu ergötzen,
Wie so herrlich alles geht,
Mit vergnügtem Sinn betrachten,
Und Den über alles achten

Der sie schafft: dieſs scheint allein
Unsers Lebens Zweck zu seyn.

Der Natur und Elementen
Ew'ger Schöpfer, sey gepreist!
Ach, daſs doch wir Menschen könnten
Seele, Sinne, Leib und Geist
Bloſs zu deinem Lobe brauchen!
Möchte doch in Andacht rauchen
Hier und dorten immerdar
Unsers Herzens Dankaltar.

Herr erleuchte mein Gemüthe,
Zünd' in mir dein Feuer an,
Daſs ich deine Macht und Güte
Sehn, verstehn und preisen kann!
Tilge der Gewohnheit Stärke,
Weil auch deine gröſsten Werke
Ihr verfluchter Nebel deckt,
Und vor unserm Blick versteckt.

Auf den berühmtesten Portraitschilderer unsrer Zeit.

Sonett.

Ich fühle das Gefühl den Augen widerstreben,
Und mein betrognes Aug' betreugt fast den Verstand;
Denn er, mein Denner, reicht mit seiner Wunderhand
Dem Schatten Licht und Leib, den Farben Seel' und Leben.

Der Schönen Liebreiz kann sein Strich so hoch erheben,
Daſs vom gemalten Strahl man spüret warmen Brand:
Es scheinet Zauberey, wenn er aus Oel und Sand
Geformtem Fleische weiſs auch Geister einzugeben.

Ein Licht, von ihm gemalt, glänzt mit so lichten Strahlen,
Daſs oft ein Mückenschwarm um kalte Flammen schwebt.
Würd' er sein eignes Bild in Lebensgröſse malen;

Glaub' ich (da sein Gemäld' mehr als das Leben lebt),
Es lieſs' sich selbst der Tod durch solche Gleichheit äffen,
Und dürft' aus Irrthum leicht sein Bild, statt seiner, treffen.

Gedichte und Satyren

von

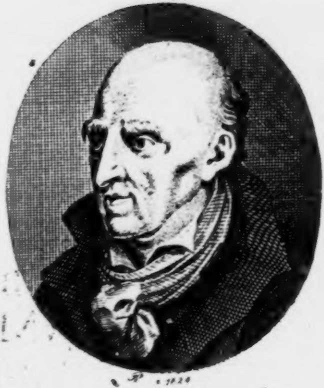
F. R. L. Freyherrn v. Canitz,

und

Auszug der Noachide

von

Joh. Jak. Bodmer.



BODMER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Sechszehntes Bändchen.

Canitz und Bodmer.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zwickau, 1824.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Friedrich Rudolph Ludwig Freyherr v. **Canitz** wurde am 27. Nov. 1654 zu Berlin geboren. Nachdem er zu Leyden und Leipzig die Rechtsgelehrsamkeit studiert und eine Reise nach Italien, Frankreich und England gemacht hatte, ward er Kurbrandenburgischer Legationsrath und darauf, unter Kurfürst Friedrich III., geheimer Staatsrath, in welcher Würde er am 11. Aug. 1699 zu Berlin starb.

Sein poetisches Verdienst beruht hauptsächlich auf seinen Satyren. Sie tragen einen milden Charakter und drehen sich um das Allgemeine. Reinheit und Richtigkeit des Ausdrucks trifft man überall bey diesem Dichter an.

Canitz's Gedichte erschienen erst nach seinem Tode, und zwar anonym, unter dem Titel: Nebenstunden unterschiedener Gedichte, Berl. 1700. Diese von dem berühmten Halleschen Theologen J. J. Lange besorgte Ausgabe, wurde nachher neunmal aufgelegt, zuletzt 1719 (mit einer Vorrede vom Freyh. von Canstein), bey welcher Auflage zuerst der Name des Verf. hinzugefügt wurde. Darauf veranstaltete der, als Dichter bekannte, Dresdner Hof- und Ceremonienrath J. U. König, eine neue, mit einer Lebensbeschreibung versehene Ausgabe, Berl. 1727, welche 1750 und 1765 wiederholt wurde. Ausserdem hat man auch eine Ausgabe von Bodmer, Zür. 1737, und eine saubre Berner v. J. 1770.

Inhalt.

Seite

1. Der Tod des ungerechten Geizhalses; Satyre. 1
2. Von der Freyheit; Satyre. 8
3. Von der Poesie; Satyre. 15
4. Von dem Hof- Stadt- und Landleben; Satyre. 17
5. Der Hof; Satyre. 47
6. Von dem wahren Adel; Satyre nach **Boileau** (*V.*) 49
7. Die Welt läſst ihr Tadeln nicht; satyrische Fabel. 59
8. Lob des Tobacks. 61
9. Klagode über den Tod seiner ersten Gemahlin. 64

10. Gott verläſst die Seinen nicht. 73
11. Sehnsucht aus der Welt. 76
12. Ueber die Kreuzigung unsers Heilands; Sonett. 81

Tod des ungerechten Geizhalses.

Satyre.

Den Harpax, welcher sich zum reichen Mann gelogen,
Und selten einen Spruch im Richteramt gethan,
So er nicht nach dem Werth der Gaben abgewogen,
Den griff vor kurzer Zeit ein brennend Fieber an;
Allein es fand bey ihm gar wenig anzuzünden,
Denn, weil der schnöde Geiz das Meiste weggezehrt,
Kroch es, der Flamme gleich, die auch bey starken Winden
Nur langsam durch den Sand verwachsner Aecker fährt.
Vermeinest du, mein Freund, dafs dieses ihn verdrossen?
O nein! der weise Mann braucht die Gelegenheit;

Weil ihm kein Essen schmeckt, ist seinen Hausgenossen
Auch nur die halbe Kost, ein Krankenmahl bereit.
Er läſst sie insgesammt vor seinen Stuhl bescheiden,
Und lehrt, was Mäſsigkeit für edlen Nutzen schafft;
Auch wie vom Ueberfluſs sein Magen müsse leiden,
Der gleichwohl in geheim den falschen Kläger straft.
Die Knechte, deren Herz sich noch nicht losgerissen
Von dem was Regung heiſst, die sehnen sich nach Brod:
Ihr Hunger, der nichts will von leeren Regeln wissen,
Wünscht bald dem kranken Wirth Gesundheit, bald den Tod.
Die Schwachheit mehret sich; doch Harpax will nicht sterben.
Er denkt der Sache nach, wie jämmerlich es sey,
Eh als die Welt vergehn und Andre lassen erben;
Drum suchet er den Rath der Seinigen herbey,
Die wollen seine Glut mit Kraut und Essig brechen;
Er schlägt es aber ab, weil er die Kosten scheut,
Und fragt nach Jemand sonst, der bloſs durch Segensprechen,
Aus Freundschaft, ohne Geld, und anders nicht, befreyt.

Der Anschlag geht nicht an: man muſs zum Arzte schicken.
Der kommt, der Kranke spricht: Es fehlt mir an der Ruh;
Und wird euch euer Fleiſs in dieser Kur gelücken,
Sag' ich zur Dankbarkeit euch meine Dienste zu.
Ich weiſs schon euren Streit, und auch vielleicht von allen
Mehr Nachricht, als ihr selbst; ja bildet euch nur ein,
Daſs wider euch gewiſs das Urthel werde fallen,
So bald ein Anderer, als ich, wird Richter seyn.
Der Arzt, dem dieses Wort durch Mark und Beine dringet,
Fällt auf den Kranken zu, beklammert Puls und Hand,
Und weil sein eignes Blut, aus Furcht und Hoffnung, springet,
So setzt er aufs Papier mehr, als ihm selbst bekannt.
Eins kränkt den Harpax noch, daſs er nichts von Processen
Des Apothekers weiſs; doch denkt er: Zeit bringt Rath,
Bin ich nur erst gesund. Es kommen unterdessen
Die Mittel, die ihm bloſs das Glück verschrieben hat.
Er aber darf, aus Geiz, dieselben nicht genieſsen,

Er schont den Stärktrank oft, wenn er am besten labt;
Stiehlt sich die Pulver selbst und steckt sie unters Küssen,
Wo er mit dieb'scher Faust das Gold von Pillen schabt:
So daſs je mehr und mehr die Lebenskräfte schwinden
Und man schon in der Stadt viel Freudenzeichen sieht,
Weil der die Waisen drückt und Wittwen pflegt zu schinden
Nun, wie ein halbes Aas, den letzten Athem zieht.
Der Sohn, der allbereit im Geist Dukaten zählet;
Die Frau, die ihren Sinn auf junge Freyer kehrt;
Die trauern, daſs er sich und sie so lange quälet,
Und fragen, welchen er von Geistlichen begehrt.
Er spricht: der meinen Sohn zur Taufe hielt, Herr Velten,
Denn, wie ihr wiſst, so blieb der Pathenpfennig aus.
Steht ihm dergleichen frey, so muſs es mir auch gelten;
Drum beicht' ich frey bey ihm, ich und mein ganzes Haus.
Der Schriftgelehrte kommt, mit fast betrübten Blicken,
Und denkt: Im Testament steh' ich wohl oben an.
Er will Magd, Frau und Kind mit seinem Trost erquicken,

Von denen keines mehr das Lachen bergen kann.
Man führt ihn stille fort; er pflanzt sich bey dem Kranken,
Betrachtet die Gefahr, die mehr als allzugroſs,
Und schüttet ihm den Sack voll heiliger Gedanken,
Mit Thränen untermengt in seinen matten Schooſs.
Er klagt, daſs so ein Mann sein theures Haupt soll neigen,
Der soviel Tugenden auf Erden ausgeübt,
Und welcher noch vielleicht will in dem Tode zeigen,
Wie er so inniglich das Predigtamt geliebt.
Nein, Herr Gevatter, nein, schreyt Harpax ihm entgegen,
Sterb' ich, so werdet ihr nicht einen Groschen sehn;
Doch, wenn ihr durchs Gebet den Himmel könnt bewegen,
Daſs ich nicht scheiden darf, so möcht' es anders gehn.
Herr Velten stutzt; und fängt den Stachel an zu wetzen,
Nachdem der Fuchsschwanz nichts beym Sünder ausgericht't,
Und ruft, er solle doch sein Unrecht hier ersetzen,
Wo nicht, so sey kein Platz für ihn im Himmel nicht.
Er zählt an Fingern her die falschen Eidesschwüre,

Womit er Gott und Recht und Andere verletzt;
Wie Manchen, der itzund sich nährt vor fremder Thüre,
Er aus dem Eigenthum des Seinigen gesetzt;
Wie lang er kupfern Geld so häufig lassen regnen,
Als seines Fürsten Gunst zum Deckel ihm gedient.
Was wird, Gevatter, euch in jener Welt begegnen,
Wenn ihr euch nicht bekehrt und in der Zeit versühnt?
So warnt sein treuer Mund, so bald er nur gespüret,
Daſs er für diesesmal kein Erbe werden soll.
Der Kranke, dem es nie das Herz so scharf gerühret,
Spricht mit gebrochner Stimm': Ach, ich erkenn' es wohl!
Gibt aber diesesmal des Höchsten Wundergüte
Auf wenig Jahre nur dem schwachen Leibe Frist:
So will ich, glaubt es mir, aus christlichem Gemüthe
Ein Werk der Liebe thun, das recht erbaulich ist.
Und denen ich vorhin das Ihrige genommen,
Die sollen wiederum davon den zehnten Theil
Von mir, wie sichs gebührt, um Zins gelehnt bekommen.
Ach, freuet euch mit mir, daſs mein Gewissen heil.

Man siehet bald darauf ihn mit dem Tode ringen,
Der gute Velten wird vom Beten abgeschreckt;
Doch Andre fahren fort mit Sprüchen und mit Singen,
Das Buſs' und Andacht sonst bey Sterbenden erweckt.
Als er nun ungefähr von seinem Heiland höret,
Der seine Schuld bezahlt, die Handschrift ausgelöst;
Da wird er so vom Geiz und Phantasie bethöret,
Daſs er noch diese Wort' aus seinem Rachen stöſst:
Was? meine Schuld bezahlt? Die Sache schwebt im Rechte.
Ich werde nichts gestehn; wer weiſs, wer noch verliert? —
Damit entfährt der Geist dem losen Mammonsknechte,
Dem Jeder nun das Grab mit einem Schelmen ziert.

Von der Freyheit.

Satyre.

Ich sehe meinen Leib als ein Gewand verschleiſsen,
Was aber in mir wohnt, und Seele wird geheiſsen,
Empfindet einen Trieb, der nach der Freyheit strebt;
Doch, eh' ich sie erlangt, hab' ich fast ausgelebt.
Ich habe solchen Wunsch vielleicht bey mir gespüret,
Sobald mein erstes Blut und Athem sich gerühret;
Wer weiſs, wie oft ich schon, ich unvollkommne Frucht,
Den Fortgang zur Geburt mit Ungestüm gesucht?
Ob nicht mein freyer Geist schon mit den bittern Zähren
Sich gegen allen Zwang der Windeln wollen wehren,
Und ob nicht dazumal mein unvergnügter Mund,
Wenn ihm der Amme Brust nicht bald zu Dienste stund,

Ein gleiches Klagelied aus Ungeduld gesungen,
Als mir bey reifrer Zeit der Kummer abgedrungen?
Das weiſs ich, da ich erst wie zu mir selber kam
Und mich des Lehrers Fleiſs zur strengen Aufsicht nahm,
Daſs ich mich aus Verdruſs gekrümmet und gewunden,
So oft als der Tyrann, zu den gesetzten Stunden,
Durch ein verhaſstes Wort mich in dem Spiel gestört
Und, eh' ich Deutsch gekonnt, was Römisches gelehrt.
Doch möcht' ich nur itzund der Kindheit Lust erfahren:
Der Unmuth nimmt nicht ab, er wächset mit den Jahren,
Was nützet der Verstand, als daſs er mit Bedacht
Die Freyheit schätzen lernt, die Ketten schwerer macht?
Ein Baum war's, nur ein Baum, dran solche Früchte saſsen,
Die dort der erste Mensch sollt' unbetastet lassen;
Uns aber ist noch mehr zu halten auferlegt,
Weil nun ein ganzer Wald so viel Verbotnes trägt.
Wir hören überall noch solche Schlangen pfeifen.
Wir wollen hier und da nach fremden Aepfeln greifen:

Wie wässert uns der Mund, die Hand wird ausgestreckt;
Jedoch des Himmels Schluſs, der uns mit Flammen schreckt,
Heiſst uns sowohl die Lust, indem wir wachen, zäumen,
Als, in dem Schlafe selbst, nach dem Gesetze, träumen.
Wohl dem, der seinen Sinn und Fleisch darnach bequemt!
Denn wer zu offenbar und gar zu ungezähmt
In der Begierden Schlamm gewohnet ist zu wühlen,
Wird meistens in der Welt auch schon die Rache fühlen.
Folgt ihm gleich Schwert und Mord nicht auf dem Fuſse nach,
So währts doch kurze Frist, bis daſs in dem Gemach,
Das man zur Sommerszeit, sowie im Winter, heizet,
Ihm ein verschwiegner Arzt den alten Adam beizet;
Da wird sein Götterbrod und nektarsüſses Naſs
Ein Zwieback und ein Trank von lauem Saſsafraſs.
So ist's: was unserm Fleisch am heftigsten behaget,
Hat, wo nicht die Gewalt, die Furcht doch untersaget,

Und läſst Gewalt und Furcht noch irgend etwas frey,
So machen wir es selbst zu einer Sclaverey.
Seitdem, daſs uns der Wahn die Augen zugekleistert
Und Hochmuth, sammt dem Geiz, des Herzens sich bemeistert,
So gibt der tolle Mensch den freygebornen Sinn,
Sein allerbestes Pfand zum Götzenopfer hin.

Wie? meines Nachbars Sohn ist schon so hoch gestiegen,
Der kaum als Eigenthum drey Morgen konnen pflügen?
Fragt Jener, dem das Glück, mit gar zu milder Hand,
Ein halbes Fürstenthum zum Erbtheil zugewandt;
Und ich soll unberühmt in meinen Gränzen bleiben?
Nein, spricht er, man soll mehr auf meinen Leichstein schreiben.
Schafft Roſs und Wagen an! bringt Panzer und Gewehr!
Gleich wird sein Hausgesind ein kleines Kriegesheer.
Zwar wirft das Ehgemahl sich zu des Ritters Füſsen,
Sein unerzognes Kind läſst herbe Thränen flieſsen,

Die Freunde rathen ab, der Held wird fast bewegt;
Doch, weil er allbereit die Rüstung angelegt,
Wird durch den tapfern Muth die Zärtlichkeit bestritten.
Er eilt, läſst für den Zug auf allen Kanzeln bitten,
Begibt sich in das Joch, stellt allen Kummer aus,
Verschmelzt was Geldes werth, verpfändet Hof und Haus,
Und kommt dann abgedankt und arm nach wenig Jahren,
In kläglichem Triumph, als Krüppel heimgefahren.

Schaut dort den groſsen Mann, vor dem sich alles bückt,
Der scheint nicht weniger in dem Gehirn verrückt.
Wer? jenes weise Haupt? der Ausbund des Verstandes?
Ja, eben jener Greis, der Abgott unsers Landes!
Auf dessen Ja und Nein so mauche Wohlfahrt ruht,
Durch dessen Länderey man Tagereisen thut,
Auf den der Reichthum schneit, in dessen Zimmern blinket.

Womit der König prahlt da man den Tagus trinket. *)
Der lebte wohl vergnügt und aller Sorgen frey,
Hätt' er nicht einen Feind an seiner Phantasei.
Er könnte seinen Rest der Tage glücklich schlieſsen
Und, als sein eigner Herr, der güldnen Ruh genieſsen,
Dergleichen nicht einmal Monarchen widerfährt:
Ihm aber ist der Hof, sein Kerker, gar zu werth,
Und in des Fürsten Gunst noch höher aufzusteigen
Wird ihm kein Tritt zu schwer, kein widriges Bezeigen.
Er wacht bey stiller Nacht und rennt den ganzen Tag,
Damit er Andern nur noch länger schaden mag.
Die Brunnen, die das Gold mit leichten Quellen geben,
Und dann zuletzt die Scham, sich selbst zu überleben,
Das ists, was dergestalt ihn in dem Schwindel hält,
Daſs er, was Freyheit gilt, fast in's Vergessen stellt.
Zwar sehnt er sich, zum Schein, die eitle Welt zu fliehen;

---

*) Es ist eine bekannte Gewohnheit des Spanischen Hofs, daſs man des Königs Zimmer mit einem ganz goldnen Stoffe tapeziert.

Doch die Gemächlichkeit den Diensten vorzuziehen,
Die er aus treuer Pflicht dem armen Nächsten schenkt,
Bedünkt ihn so ein Schluſs, der sein Gewissen kränkt.
Wer es nun besser weiſs, kann kaum das Lachen zwingen,
Wenn einer, der sich längst verstrickt in Satans Schlingen,
Mit solcher Heucheley von dem Gewissen spricht.
Genug! Wer Wespen stört, kriegt Beulen ins Gesicht.
Ein Andrer legte nicht sobald den Griffel nieder;
Doch mir ist alle Schrift, die Stacheln führt, zuwider.

Von der Poesie.

Satyre.

Auf! säume nicht, mein Sinn, ein gutes Werk zu wagen,
Und aller Dichterey auf ewig abzusagen;
Gib weiter kein Gehör, wenn die Sirene singt,
Und such' ein ander Spiel, das bessern Nutzen bringt.
Wie? sprichst du, soll ich schon den Zeitvertreib verschwören,
Dadurch ich bin gewohnt die Grillen abzukehren,
Der mir, in Sicherheit, bisher die Stunden kürzt?
Anstatt dafs Mancher sich aus Lust in Unlust stürzt,
Und weil ein schwarzer Punkt im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Besitz der Güter wird vertrieben.
Ich thu mir schon Gewalt, wenn ich viel Thorheit seh',

Die ich bescheidentlich mit Schweigen übergeh';
Das aber ding' ich aus, nicht zu des Nächsten Schaden,
Nein, sondern nur mein Herz der Bürde zu entladen,
Daſs ich durch einen Reim, was ich den ganzen Tag
Geduldig angemerkt, mir selbst vertrauen mag.
Da schenk' ich's keinem nicht, kein Ort ist den ich schone,
Von schlechten Hütten an bis zu des Königs Throne.
Ein bärtiger Heiduck, der, wie ein Cherubim,
Die Streitaxt in der Hand, die Augen voller Grimm,
Der Auserwählten Sitz verschleuſst für meines gleichen,
Muſs, wie ein schüchtern Reh, von seiner Wacht entweichen,
Wenn mein gerechter Zorn erst anzubrennen fängt
Und sich bis in den Schooſs des blinden Glükkes drängt,
Die Larve vom Gesicht des Lasters wegzureiſsen.
Weh dem, der thöricht ist, und dennoch klug will heiſsen!
Denn wo sein Name nur sich in die Verse schickt,
So wird er alsofort dem Mayer beygerückt,
In meinem Schülerstand, auf den bestäubten Bänken

Hub sich die Kurzweil an. Sollt' ich auf Sprüche denken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn, nach Papageyen-Art,
Sie zu der Eltern Trost dem Lehrer nachgesprochen,
So ward mir aller Fleiſs durch Reimen unterbrochen,
Da malt' ich ungeübt, in meiner Einfalt, ab,
Wenn Meister und Gesell mir was zu lachen gab;
Bis nach und nach die Zeit den Vorhang weggeschoben
Und mir was scheltenswerth, hingegen was zu loben,
Was Hof und Kirch' und Land und Stadt für Wunder hegt,
Und was mir selber fehlt, getreulich ausgelegt.
Das mach' ich mir zu Nutz, und durch des Himmels Güte
Werd' ich je mehr und mehr bestärkt, daſs ein Gemüthe,
Wenn es der Tyranney des Wahnes obgesiegt
Und seine Freyheit kennt, ganz Peru überwiegt:
Das ist's, was oft mein Kiel schreibt in gebundnen Sätzen.
Was mich nun dergestalt in Unschuld kann ergötzen,

Wozu mich die Natur . . . Halt ein, verführter Sinn!
Drum eben straf' ich dich, weil ich besorget bin,
Es möchte was itzund noch leicht ist zu verstören
Sich endlich unvermerkt in die Natur verkehren.
Wo hat Justinian das strenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantast wird vogelfrey gemacht?
Und da ein weiser Mann dieſs für was Groſses schätzet,
Daſs man noch keinen Zoll auf die Gedanken setzet,
Ist wohl der beste Rath, man seh' und schweige still,
Und stelle Jedem frey zu schwärmen wie er will;
Indem es fast so schwer, die rohe Welt zu zwingen,
Als mancher Priesterschaft das Beichtgeld abzubringen.
Ein Spiegel weiset uns der Narben Häſslichkeit,
Doch wird er oftermals deswegen angespeyt.
Du meinst zwar, was du schreibst, soll nie das Licht erblicken,
Wie bald kann aber dieſs auch dir eins miſsgelücken?
Von deinem schönen Zeug entdeck' ich, wie mich däucht,
Schon manch geheimes Blatt, das durch die Zechen fleucht;

So wirst du ein Poet, wie sehr du es verneinest;
Wer weiſs, ob du nicht bald in offnem Druck erscheinest?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müſsigganges Frucht,
Noch bey der späten Welt einmal hervorgesucht
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löschpapier gewunden.

Schreibt dir dein bester Freund, der deinen Rath begehrt,
So scheint's, als hieltest du ihn keiner Antwort werth;
Bringt Jemand ein Gewerb, das auf dein Wohlergehen,
Auf Ehr' und Vortheil zielt; du läſst ihn draussen stehen;
Triffst du Gesellschaft an, die ein Gespräch ergötzt,
Wo der Bekümmertste sein Leid beyseite setzt,
So runzelst du die Stirn in so viel hundert Falten,
Daſs du oft für ein Bild des Cato wirst gehalten.
Ein Jeder wollte gern erfahren was dich quält;
Indessen schleichst du fort, weiſst selbst kaum was dir fehlt.
Dein Haus wird zugesperrt, die Schlösser abgespannet,

Wie es ein Zaubrer macht wann er die Geister bannet;
Und da die halbe Welt von aller Arbeit ruht,
Weckst du den Nachbar auf, den des Kamines Gluth
Und späte Lampe schreckt, die dich im Fenster zeigen,
Als wollt'st du Thurm und Dach, aus Mondsucht, übersteigen.
Warum? was ficht dich an? was ist's? was macht dich toll?
Ein Wort. Was für ein Wort? das hinten reimen soll,
Verdammte Poesie! Mein Sinn, laſs dich bedeuten,
Eh' ich die Niesewurz darf lassen zubereiten.
Greif' erst die Fehler an, die du selbst an dir siehst,
Eh du der Andern Thun durch deine Hechel ziehst;
Denn sollt' ich hier die Müh, dich zu erforschen, nehmen,
Wir müſsten, ists nicht wahr? uns vor einander schämen.
Kurz: wer ein Richteramt auf seine Schultern nimmt,
Der seh', ob sein Gesetz mit seinem Wandel stimmt.
Wird doch die Kanzel roth, wenn ein erhitzter M . .

Der geilen Heerde schwatzt von Sodom, Rach' und Feuer,
In Cloris Gegenwart, die noch verwichnen Tag
In dem verliebten Arm des treuen Hirten lag.

Ist's möglich, kann dir noch die Dichterkunst gefallen?
Gib Achtung, bitt' ich dich, wie unsre Lieder schallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit sich das Gebiet des Deutschen Bodens streckt.
Durch Opitz stillen Bach gehn wir mit trocknen Füſsen,
Wo sieht man Hofmanns Brunn und Loh'nsteins Ströme flieſsen?
Und, nehm' ich Bessern aus, wem ist's wohl mehr vergönnt,
Daſs er den wahren Quell der Hypokrene kennt?
Wer itzt aus Pfützen trinkt, tritt in Poetenorden,
So daſs der Helikon ein Blocksberg ist geworden,
Auf welchem das Geheul des wilden Pans ertönt,
Der seine Sängerzunft mit Hasenpappeln krönt.
Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held besungen,
Wenn er nicht durch Verdienst sich in die Höh geschwungen;
Und eine Redensart, die göttlich sollte seyn,

Ward zu derselben Zeit den Sclaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein Poet, der dieſs Geheimniſs schonet?
Sobald er Einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird seinem Pegasus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt;
Den wir mit solcher Post so oft zum Zorne reizen,
Und öfter noch vielleicht, als sich die Sterne schneuzen.
Daſs groſsentheils die Welt in träger Lust verdirbt
Und sich um wahren Ruhm so selten mehr bewirbt,
Ist der Poeten Schuld. Der Weihrauch wird verschwendet
Und manchem Leib und Seel' um die Gebühr verpfändet,
Daſs die Unsterblichkeit ihm nimmer fehlen kann,
Der, wie ein Erdenschwamm, sich kaum hervorgethan,
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterscheidet
Als daſs ein blöder Fürst ihn an der Seite leidet;
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks und schnöden Goldes zählt.

Man denkt und schreibt nicht mehr was sich zur Sache schicket,
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen ist gefüllt eh man an sie gedacht;
Was groſs ist das wird klein, was klein ist groſs gemacht;
Da doch ein Jeder weiſs, daſs in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert
Wenn er wird in Gestalt des Riesen aufgeführt.
Wir lesen ja mit Lust Aeneas Abenteuer.
Warum? Stöſst ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es sein Virgil so glücklich vorgestellt,
Daſs uns, ich weiſs nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör' ich, Dido, dich von Lieb' und Undank sprechen,
So möcht' ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künstlich trifft itzund kein Dichter die Natur,
Sie ist ihm viel zu schlecht, er sucht sich neue Spur:
Geuſst solche Thränen aus, die lachenswürdig scheinen,
Und wenn er lachen will, so möchten Andre weinen.

Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht.
Kein Wort kömmt für den Tag, das nicht auf Stelzen geht.
Fällt das Geringste vor in diesen Kriegeszeiten,
So, dünkt mich, hör' ich schon die Wetterglocke läuten:
Ein flammenschwangrer Dampf beschwärzt das Luftrevier,
Der strahlbeschwänzte Blitz bricht überall herfür,
Der grause Donner brüllt, und spielt mit Schwefelkeilen.
Der Leser wird betrübt, beginnet fortzueilen,
Bis er ins Trockne kommt; weil doch ein Wolkenguſs
Auf solchen harten Knall nothwendig folgen muſs,
Und läſst den armen Tropf, der Welt zur Strafe, reimen,
Wie ein Beseſsner pflegt in seiner Angst zu schäumen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott, wie rasen da die Dichter um sein Grab;
Der Tod wird ausgefilzt, daſs er dem theuren Leben
Nicht eine längre Frist, als achtzig Jahr gegeben;
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht.

Minerva, wenn sie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und sein Chor, die müssen wider Willen
Sich traurig, ohne Trost, in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter sieht man oft auf solchem Zettel stehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein Andrer, von dem Pfeil des Liebens angeschossen,
Eröffnet seinen Schmerz mit hundert Gaukelpossen,
Daſs man gesundern Witz bey jenem Tänzer spürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er, von Kindheit an, aus Büchern abgeschrieben,
Das wird, mit Müh und Zwang, in einen Vers getrieben.
Die Seufzer, wie er meint, erweichen Kieselstein,
Die voll Gelehrsamkeit und wohlbelesen seyn.
Des Aetna Feuerkluft muſs seiner Liebe gleichen,
Und aller Alpen Eis der Liebsten Kälte weichen.
Indessen aber wird das arme Kind bethört,
Und weiſs nicht was sie fühlt wenn sie dergleichen hört;
Ja, wenn ihr Coridon, gebückt vor ihren Füſsen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu versüſsen,

Nichts anders als Zibeth und Ambra von sich haucht,
Und sie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht;
So mag des Mörders Hand, was ihm von seinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grabschrift richten.

Von dem Hof- Stadt- und Landleben.

Satyre.

Sylvander.

Du zweifelst, wie ich seh, mein Freund, nicht mehr daran,
Daſs nur allein der Hof dich glucklich machen kann.
Dein Schlaf wird hoch gerühmt von allen Handwerksleuten,
Die mit einander schon um deine Kundschaft streiten,
Weil so ein edler Trieb in deiner Seele brennt,
Der, was dir Gott beschert, dem armen Nächsten gönnt
Und länger nicht den Schatz, den deine guten Alten,
Aus Einfalt beygelegt, der Welt will vorenthalten.
Es wünscht die halbe Stadt den Eltern ſanfte Ruh.

Und ruft dem Erben Glück und viel Vermögen zu,
Der kein Bedenken trägt, wenn er, den Hof zu zieren,
So vieler Jahre Frucht in einem soll verlieren,
Und manches Künstlers Hand durch sein Erfinden übt,
Das dem verlegnen Gold ein neues Ansehn gibt.
Verzeih mir, daſs ich oft, durch freyes Widersprechen,
Den Vorsatz, den du hegst, gesucht zu unterbrechen,
Und daſs dir, werther Freund, mein allzukühner Rath
Die Ruhe des Gemüths bisher verzögert hat.
Es ist schon lange Zeit, daſs ich von diesen Stufen,
Die du betreten willst, zurücke bin gerufen;
D'rum bild' ich mir vielleicht den Weltlauf ärger ein,
Als wie er in der That wohl mag beschaffen seyn.
Man hat indessen viel von Unbestand gehöret;
Vielleicht hat sich das Glück, wie alles, umgekehret,
Ist nun die Tugend hold, und keinem ungetreu,
Beschämt des Malers Hand, des Dichters Phantasei,
Die ihm, zu stetem Hohn, manch schädlich Bild erfunden,
Ja selbst mit finsterm Flor die Augen zugebunden,
Und führt uns Sterblichen dich nun zum Beyspiel an,

Daſs es Verdienste sieht und auch belohnen kann.
Ich seh schon, wie mich dünkt, mit herzlichem Vergnügen,
Dich jungen D * * * dem Glück im Schooſse liegen,
Wie manch entlegnes Land sich freuet oder kränkt,
Nachdem dein kluger Spruch die Wageschale lenkt:
Weil nur der bloſse Schein, mit gnädigstem Belieben,
Von seinem groſsen Staat dem Fürsten übrig blieben,
Der, wie ein zartes Kind, das an die Brust gewöhnt,
Bey Tag und auch bey Nacht sich ängstlich nach dir sehnt.
Wohlan, es müsse nichts, als Segen, auf dich schneyen
Und die getroffne Wahl dich nimmermehr gereuen!

Der Hofmann.

Sylvander, dieser Wunsch ist zwar ganz wohl gemeint
Und alles Dankes werth, doch willst du, wie es scheint,
Daſs ich soll einen Stich von deinem Scherz empfinden,

Und kannst den kleinen Groll so leicht nicht überwinden,
Daſs ich für diesesmal nicht deiner Meinung bin.
Hat aber jeder Kopf nicht seinen eignen Sinn?
Drum merke mit Geduld, was mich dazu bewogen.
Vor diesem wär' ich gern den Waffen nachgezogen,
Wenn nur mein Vater mir den Kompaſs nicht verrückt.
Nun bin ich gar zu alt zum Krieg, und ungeschickt
Derjenigen Befehl in Demuth anzuhören,
Die oft des Himmels Zorn erhebt zu groſsen Ehren.
Denn, leider! mancher bringt ein Fähnlein auf die Welt,
Wird auf der Ammen Arm als Hauptmann vorgestellt,
Und kriegt, eh' er verdient im Schilderhaus zu stehen,
Den Feind zum erstenmal als Oberster zu sehen!
Obgleich ein solcher Held, der nur sein theures Blut
Zum Aderlassen spart, nicht groſse Wunder thut,
Und wenn ihm nichts gefehlt als Mandeln und Muskaten,
Wohl eh', aus Blödigkeit, so Land als Stadt verrathen.

Ja, sprichst du, folge dem, was jener Weise schreibt:
Wohl dem, der weit entfernt von fremden Händeln bleibt!
Der, nach der Alten Brauch, mit seinen eignen Zügen
Das väterliche Feld bemüht ist zu bepflügen;
Den nicht der Wuchergeist mit tausend Sorgen schreckt,
Nicht in den Harnisch jagt, noch aus dem Schlafe weckt
Das gräſsliche Getön, der lärmenden Trompeten,
Der auf der wilden See nicht schwebt in Todesnöthen,
Der nichts zu rechten hat und der nicht mit Verdruſs
Vor groſser Leute Thür sich Schutz erbitten muſs.
Ich schelte keinen zwar, dem ein so stilles Leben,
In solchem engen Raum, kann ein Vergnügen geben,
Und wünsche, daſs vielmehr Thau, Wind und Sonnenschein
Und Regen allemal ihm mögen dienstbar seyn:
Doch wird man hoffentlich mir wiederum vergönnen,
Daſs ich solch Lustrevier mag eine Wüste nennen,
Wo sich der Müſsiggang, dem vor den Menschen graut,
Streckt zwischen träges Vieh auf einer Bärenhaut,

Und wo wir unser Pfund, das wir vom Himmel haben,
Zuweilen klaftertief in dürren Sand vergraben.
Ich glaube, wer Vernunft und Leibeskräfte fühlt,
Thut wohl, wenn er sofort nach wahrem Lobe zielt,
Und lässet dermaleins auf seinem Grabstein lesen:
Daſs er der Welt genützt, und sie ihm hold gewesen.
So war das alte Rom zu seiner Zeit gesinnt:
Das hielt denjenigen nicht für sein ächtes Kind,
Der, in gemeiner Noth, sich faul zu seyn erkühnte
Und nicht mit Faust und Witz dem Vaterlande diente.
Da ſaſs die Tugend recht auf ihrem Ehrenthron,
Als die Gemächlichkeit war schwerer Arbeit Lohn,
Und erst ein Curius, nach vielen Heldenthaten,
Auf seinem Meyerhof die Rüben durfte braten.
Hab' ich, was ich gefaſst von zarter Kindheit an,
Deswegen nur erlernt, daſs ichs vergessen kann?
Hat man zu anders nichts, auf Schulen und auf Reisen,
Mir manches Reiches Kraft und Schwäche lassen weisen,
Als daſs mein Unterthan, von Trank und Freude voll,
Die weise Herrschungsart des Junkers rühmen soll?

Hab ich die Welt gesehn, nur aus gedruckten Lügen
Zu schlieſsen, ob wir bald den Frieden werden kriegen?
Ob unser Kriegesvolk, das man zu Hülfe führt,
Vielleicht noch dieses Jahr mein armes Dorf berührt?
Dient mir das, was ich weiſs von Satzung und Gerichten,
Zu nichts, als nach der Kunst der Bauern Streit zu schlichten?
Zu rechnen, was ein Feld mehr, als das andre, trägt?
Wie viel mir ohngefähr der Pachter unterschlägt?
Und hab' ich der Natur Geheimniſs forschen lernen,
Vom tiefſten Abgrund an bis zu dem Lauf der Sternen,
Allein zu diesem Zweck, daſs ich den rechten Tag
Zum Pfropfen und zur Saat im Monat treffen mag?
Wer nicht zu kleinerm Gut ein gröſsres will erwerben,
Der muſs vor Gram und Scham, wo nicht vor Hunger, sterben.
Was ehmals einen Ruf von groſsem Reichthum gab,
Wirft jetzt, nach unsrer Art, die Nothdurft selten ab;
Und sollte denn nur das in meine Renten flieſsen,

Was mich, durch fremden Schweiſs, der Frohndienst läſst genieſsen?
Wie kann ich sicher seyn, daſs nicht vielleicht noch heut
Mich plötzlich überfällt die bittre Dürftigkeit?
Wie? wenn mein mattes Vieh durch Gift und Seuche schwindet?
Wie? wenn man leeres Stroh in meine Garben bindet?
Wie? wenn durch schnelle Gluth das Meinige verfleucht?
Wie? wenn ein kühner Feind durch unsre Gränzen streicht?
Wenn Schoſs und Steuergeld wird heftig eingetrieben?
Wenn endlich, was von Hitz' und Frost noch übrig blieben,
Was Feuer, Gift und Feind an Vorrath noch verschont,
Der Freunde Schwarm mir raubt, der in der Nähe wohnt,
Wenn das Verhängniſs will, daſs sie mein Haus zu ehren,
Aus nachbarlicher Gunst, den kleinen Rest verzehren?
Die Stunde der Geburt ist zwar nicht Allen gleich:
Dem glänzt der Stern des Glücks und Jenem scheint er bleich;
Für Einen, der hinauf zum Gipfel ist geklommen,

Sind tausend, welche kaum bis an die Hälfte kommen;
Wo aber ist der Ort, der einen muntern Geist,
Geschwinder, als der Hof, in seinem Vortheil weist,
Und täglich Anlaſs gibt bey so verschiednen Fällen,
Was man begriffen hat, ans volle Licht zu stellen?
Was fehlet einem wohl, der es so weit gebracht,
Daſs er in seiner Höh der Miſsgunst Pfeil veracht't?
Wenn keiner, neben ihm, dem Fürsten an der Seiten,
Den er darf wie ein Freund, nicht wie ein Knecht, begleiten.
Er heiſst des Fürsten Arm, der unsre Wohlfahrt stützt;
Sein Ohr, das uns erhört; sein Auge, das uns schützt;
Die Seele, die ihn regt, auf unser Heil zu sinnen;
Das Werkzeug, das er braucht, was Groſses zu beginnen.
Man schreibts dem Unglück zu, wenn's etwan übel steht,
Und ihm, daſs noch der Staat nicht ganz zu Trümmern geht.
Ihm dankt der Fürst allein, daſs er so wohl gesorget,
Wenn der Soldate ficht, und noch der Kaufmann borget.

Ist das nicht folgenswerth, wenns einem so gelingt,
Daſs aller Ueberfluſs durch Thür und Fenster dringt,
Und daſs er, sein Geschlecht in hohen Flor zu setzen,
Darf eines Jeden Haupt nach eignem Willen schätzen?
Er sieht sein prächtig Haus, wie es von Marmel prahlt,
Sein Bild, wie es geprägt aus hellem Golde strahlt.
Die Leichenrede selbst sieht er bey seinem Leben,
Im Vorrath schon gedruckt an allen Wänden kleben.
Ein solcher, der sich schaut in so erwünschtem Stand,
Hat nicht sein Vatergut vergeblich angewandt,
Und darf der Andern Lust in Wahrheit nicht beneiden,
Die ihr Gesicht an Korn, an Schaf und Kälbern weiden.

Sylvander.

Glückselig ist der Mensch, den ein begrüntes Feld,
Vom Hochmuth und vom Geiz entfernt, beschlossen hält,

Und welcher in sich selbst kann ein Vergnügen finden,
Das er nicht nöthig hat an fremdes Glück zu binden;
Der Fürsten Gunst zwar hoch, doch Freyheit höher schätzt,
Und nicht des Pöbels Wahn zu seinem Richter setzt.
Wer ist der, der so leicht die herrlichsten Paläste
Als Kartenhäuser baut? der täglich auf das beste,
Trotz seinem Fürsten, lebt? in solchen Zimmern wohnt,
Als kaum der König hat, dem selbst der Tagus frohnt?
Der sein Vermögen schon nach Millionen schätzet?
Hat diesen sein Verdienst in solchen Stand gesetzet?
O nein! das Einmaleins hat ihn emporgebracht.
Wo findet man den Hof, da Tugend wird geacht't?
Sie wird, weil Heucheley der Fürsten Ohr bestritten,
Ist in in des Vorgemachs Gedränge kaum gelitten.
Ein aufgeschnittnes Wamms, die Tracht der alten Zeit,

Scheint nicht so lächerlich, als itzt die Redlichkeit.
Wer ihr ergeben ist, der folgt verbotnen Lehren.
Wer Gold erbitten will, muſs güldne Kälber ehren:
Du muſst, wenns nöthig ist bey einem wohlzustehn,
Den allerbesten Freund vertraulich hintergehn,
Der Groſsen Heimlichkeit bemühet seyn zu wissen
Und dem, der dich verletzt, die Hand in Demuth küssen.
Mischt ein verschlagnes Weib sich mit in Händel ein,
So opfer' alles auf, in ihrer Gunst zu seyn,
Damit du magst, durch sie, des Mannes Herz besiegen,
Und von der Delila des Simsons Locken kriegen;
Wenn Jemand würdiger als du, der Ehren scheint,
So ist es schon genug, halt ihn für deinen Feind.
Bist du noch nicht ins Buch der Heyrath eingeschrieben,
Dann ist zu deinem Glück ein Pförtchen offen blieben:
Geh' in Philemons Haus, da triffst du die gleich an,
Die mit was Wichtigem dein Seufzen lohnen kann.
Nur hüte dich, genau nach ihrem Thun zu fragen;
Der Vorwitz ist ein Werk, mit dem sich Narren plagen.
Verachte mit Vernunft den Wahn der dummen Welt,

Wird doch der Ueberfluſs im Horne vorgestellt.
Ja, sprichst du, ihr Geschlecht! Ach, laſs den Irrthum fahren;
Sieh unsern Nachbar an in seinen alten Jahren,
Der, wenn ihn oft die Last der bittern Armuth drückt,
Mit ritterlicher Hand sein altes Strohdach flickt.
Was hilft dein Adelstand, wenn dich die Schuldner mahnen?
Dann schützet dich kein Schild von allen sechzehn Ahnen.
Und willst du, deinen Sohn im Hohenstift zu sehn,
Indessen, weil du lebst, groſsmüthig betteln gehn?
Wenn gleich die Worte dir nicht bald, nach Wunsch, gelingen,
So wird doch dein Geschenk durch Thür und Schlösser dringen.
Dein vorgesetztes Ziel ist wohl der Mühe werth;
Denn, wenn erst deine Faust in fremden Beutel fährt,
Ist dir nichts nöthig mehr, zu stehn in festem Glücke,
Als nur ein Quentlein Witz, ein Centner loser Tücke.
Treibt das Verhängniſs mich zu einem groſsen Mann,
Der selten helfen will und immer schaden kann,
Mein Gott, wie muſs ich mich in Zeit und Stunden schicken,
Eh mir es widerfährt sein Antlitz zu erblicken.

Zum öftern will er nicht im Schlafe seyn gestört,
Ob man von weitem gleich sein Brettspiel klappern hört;
Zuweilen, eh wir's uns am wenigsten vermuthen,
Schwimmt er, als wie ein Fisch, durch der Klienten Fluthen.
Wohl mir, wenn er alsdann so lange sich verweilt,
Daſs mir ein kurzes Nein zur Antwort wird ertheilt;
Dieweil gemeiniglich es ihm also beliebet,
Daſs er durch's Hinterhaus sich in die Flucht begiebet.
Wenn ich dann kalt und matt auf meine Ruh bedacht,
Ist schon was Neues da, das mich verzweifeln macht:
Ich finde mich umringt von einem Bettelhaufen,
Ich, der ich möchte selbst vor fremde Thüren laufen;
Die wollen sonder Geld und mit dem blosen Nein,
Das ich davon gebracht, nicht abgewiesen seyn.
Kaum kann ich mich hernach aufs Ruhbett niederlegen,
Um den verwirrten Lauf des Glückes zu erwägen;
So klopft ein Fremder an, den ich sonst nie gekannt,
Und spricht, er sey mit mir im sechsten Grad verwandt,

Will einen Dienst durch mich, als einen Blutsfreund, kriegen,
Und im Proceſs zugleich den Gegenpart besiegen,
Legt auch darauf getrost mehr Schriften an den Tag,
Als mancher Kanzler kaum im Jahre lesen mag.
Schwür' ich gleich, daſs ich nicht in solchem Stern geboren,
Der mich, zu Andrer Schutz, auf Erden auserkoren,
Daſs zwar der Wille gut, doch mein Vermögen schlecht;
So ist die Antwort da: Er scherzt mit seinem Knecht.
Begleit' ich endlich ihn hinaus bis an den Wagen
Und habe hinter mir das Thor kaum zugeschlagen;
So reizet abermal mich was zur Ungeduld:
Ein Dieb, ein Kramer pocht, und macht mir eine Schuld,
Die ich, wie selbst sein Buch und Quittung muſs besagen,
Schon im verwichnen Herbst ihm richtig abgetragen.
Mach' ich, so gut ich kann, mich dieser Gäste frey,
So ist doch lange nicht mein Ungemach vorbey.
Man sieht ein sichres Volk an Höfen und in Städten,
Das, wie um's Tagelohn, das Pflaster pflegt zu treten;

Das, weil es Arbeit haſst und doch nicht stille sitzt,
Aus Vorwitz in dem Schooſs des Müſsigganges schwitzt.
Dergleichen Leute sind die Diebe meiner Stunden,
Es ist ihr Höflichseyn mit Ungestüm verbunden.
Da heiſst's: Wie geht es euch in eurer Einsamkeit?
Ich denke: Ziemlich wohl, wenn ihr nicht bey mir seyd.
Das Wetter, nach dem Sturm, hat sich schon aufgekläret.
Ach, wünsch' ich, hätt' es doch bis in die Nacht gewähret,
So dringet ihr vielleicht, wie nun, bey Sonnenschein
Mit eurem Mückenschwarm nicht in mein Zimmer ein.
Der Eine wiederholt aus den gedruckten Lügen,
Wie stark man will die Macht des Solimans bekriegen,
Und weis't, als ein Prophet, der nicht betrügen kann,
Versailles zum Quartier dem Prinz von Baden an.
Ein Andrer, dem das Glück nicht will nach Wunsche lachen,
Dräut, wie er bald den Hof will öd' und wüste machen,
Und schwört, daſs er, zum Schimpf der Grossen dieser Welt,

Den Abzug aus der Stadt nunmehro festgestellt.
Der streichet prahlend 'raus, wie viel in nächsten Tagen
Ihm reiche Töchter sind zur Heyrath angetragen;
Und Jener, wie sein Fürst, der ihn nicht missen kann,
Vor tausend andern ihm mit Gnaden zugethan.
Jagd, Karten, Kleider, Tanz und hundert andre Possen
Sind aller Unterhalt, bis daſs die Zeit verflossen,
Die mir des *Himmels* Zorn zur Züchtigung bestimmt,
Und bis, zu meinem Trost, ein Jeder Abschied nimmt.
Der mich verwundet hat, vom Jachzorn angetrieben,
An dem wird das Gesetz bald seinen Eifer üben;
Wie aber geht es dem für so genossen aus,
Der mir, mit Vorbedacht, fällt in mein eigen Haus
Und da, mit eitlem Tand, den er mit Worten spicket,
Aus Freundschaft einen Dolch bis in mein Herze drücket?
Doch wer kann jeden Weg, wodurch der falsche Wahn
Die dummen Sterblichen zur Knechtschaft leiten kann,
Und alles Marterzeug, das wir uns selber wählen,
Zum Vorwurf der Natur, sobald zusammenzählen?

Wenn der geringste Lärm im nächstgelegnen Wald
Um eine stille Trift der blöden Schafe schallt,
Und eins erst schüchtern wird, beginnt ein ganzer Hauſen
Durch Blatt, Gebüsch und Strauch dem Flüchtling nachzulauſen:
So traut das kluge Thier, der Mensch, sich selbst auch nicht,
Sein eigner Tacht verglimmt, er folget fremdem Licht;
Dadurch verwirrt er sich, pflegt furchtsam fortzuwallen,
Und lebet, ja noch mehr, stirbt Andern zu gefallen.
Erfreue dich, mein Sinn, daſs dir ein guter Geist
Den unbekannten Schatz der edlen Freyheit weist:
Ich weiſs, du wirst die Schnur, sey nur bemühet, finden,
Dich aus dem Labyrinth des Pöbels loszuwinden.
Gebrauch' den Lauf der Welt zu deinem Zeitvertreib!
Sieh doch das Possenspiel, wie Dieser sich ein Weib,
Weils Jener so gemacht, läſst aus der Fremde bringen;
Wie Jener seinen Wanst läſst in ein Schnürleib zwingen,
Die Kost, die ihm sonst schmeckt, nach andern Zungen würzt,

Und sein bequemes Haus sofort zu Boden stürzt,
Auf daſs die ganze Stadt mag mit Verwundern schauen,
Daſs er, dem Nachbar gleich, auch kann Paläste bauen.
Verwirf den Richterspruch, den die Gewohnheit fällt:
Es ist dir die Vernunft umsonst nicht zugesellt.
Der Tod klopft an die Thür, es wechseln alle Sachen,
Und Keiner kann es doch der Welt zu Danke machen.
Du freyes Blumenberg*) und Schutzwehr meiner Lust,
Bey dir ist mir ja nichts von allem dem bewuſst;
Hier aber, seh' ich wohl, in Wällen und Basteyen
Ist keine Sicherheit vor solchen Rasereyen,
Und der, dem dieser Zwang und Weise nicht gefällt,
Wird als ein Wunderthier, zum Schauspiel aufgestellt.
Fort, Kutscher, folge mir! ich will am letzten Garten,

---

*) Ehmals des Dichters Landgut, 2 Meilen von Berlin.

Der in der Vorstadt liegt, zu Fuſse deiner warten.
Hernach so soll es frisch, in vollem Trabe, gehn,
Bis wir den spitzen Thurm in unserm Dorfe sehn.
Und sollte mich auch dort die Räuberschaar entdecken,
So wird mich Wald und Busch vor ihrer Wuth verstecken.

Der Hof.

Satyre.

Ein Schloſs, da Circe scherzt mit ihren Gaukelpossen;
Ein Kerker, da das Glück die Sclaven hält verschlossen;
Ein Tollhaus, da man sich durch manche Narren drängt,
Von denen einer singt, der Andre Grillen fängt;
Ein Kloster, da man sieht, die reichsten Brüder betteln:
Ein Glückstopf, welcher meist besteht in leeren Zetteln;
Ein Markt, da Wind und Rauch die besten Waaren sind
Und wo ein Gaukeldieb das meiste Geld gewinnt;
Ein angefüllt Spital, in welches einzutreten
Ein Kranker sich bemüht den Andern todt zu beten;

Ein stetes Fastnachtsspiel, da Tugend wird verhöhnt,
Obgleich das Laster selbst von ihr die Maske lehnt.
Denn schmeicheln heiſst man hier: sich nach der Zeit bequemen;
Verläumden: unvermerkt das Gift der Schlangen nehmen;
Den Hochmuth: Freund und Feind frey unter Augen gehn;
Den Geiz: mit Wohlbedacht auf seine Wirthschaft sehn;
Die Pracht: den Purpur nicht mit Niedrigkeit beflecken;
Die Falschheit: mit Verstand des Andern Sinn entdecken;
Den Soff: ein fremdes Herz erforschen in dem Wein;
Die Unzucht: recht galant beym Frauenzimmer seyn.
Eins wisse! welcher denkt, hier tugendhaft zu handeln,
Muſs, mit Gefahr und Streit, auf dieser Straſse wandeln,
Worauf in Einem Tag mehr Ungeheuer sind,
Als man in Afrika im öd'sten Reiche find't.

Von dem wahren Adel.

Satyre nach *Boileau* (*V*.).

Der Adel ist alsdann kein bloſser Dunst zu nennen,
Wenn man aus Blut entſprieſst, das Helden zeugen können;
Und nach dem strengen Satz, den ernste Tugend stift't,
Auch so der Ahnen Spur, wie du, mein Dangeau, trifft.
Nur kränkt mich, wenn ein Thor, der sich in schnöden Lüsten
Pflegt einzig und allein mit seinem Stand zu brüsten,
So unverschämte Pracht mit fremdem Schmucke treibt
Und andrer Leute Lob auf seine Rechnung schreibt.
Sein tapferes Geschlecht mag durch berühmte Sachen

Die ält'sten Chroniken zu dicken Büchern machen.
Gesetzt, daſs jenen Schild, den sein Geschlecht noch führt,
Vorlängst schon ein Capet mit Liljen ausgeziert;
Wozu doch will er uns den leeren Vorrath weisen,
Wenn er von seinem Stamm, den die Geschichte preisen,
Der Welt nichts zeigen kann, als ein verlegnes Blatt,
An dem das Pergament der Wurm geschonet hat?
Wenn seiner Quelle zwar was Göttlich's zugeeignet,
Und doch sein Herz an ihm den hohen Ursprung läugnet,
Da man nichts Groſses mehr an ihm zu sehen kriegt,
Als daſs ein stolzer Geck in träger Wollust liegt.
Doch scheint es, wenn er sich so übermüthig blähet,
Daſs sich, nach seinem Wink, des Himmels Achse drehet,
Und daſs des Schöpfers Hand, mit reifem Vorbedacht,
Ihn aus viel besserm Thon, als mich, hervorgebracht.
Was ist es für ein Thier, du Held von hohen Gaben!
Das wir gemeiniglich am allerliebsten haben?
Ist's nicht ein muntres Pferd, das Muth und Feuer bläst,

Und keines neben sich das Ziel erreichen läſst?
Es wird ein Koppelgaul oft schlecht genug bezahlet,
Obgleich manch edles Roſs in seinem Stammbaum prahlet,
Und trägt, wenn er nicht taugt, den Postknecht über Land,
Wo man das Schindvieh nicht gar in die Karre spannt.
Warum willst du denn uns durch Miſsbrauch so bethören,
Daſs Jedermann an dir soll was Vergangnes ehren?
Mich blend't kein eitler Schein, der uns in's Auge fällt;
Wo ich nicht Tugend seh', da seh' ich keinen Held.
Getraust du dich dein Blut von Helden herzuleiten,
So zeig' auch gleiche Gluth, wie sie zu ihren Zeiten,
Ein Herz, das Ehre sucht und das die Laster scheut.
Lebst du, wie sich's gebührt, fleuchst Ungerechtigkeit,
Kannst den, der dich bestürmt, von deinen Mauern treiben,
Und bis zum Morgenthau im Harnisch stecken bleiben;
Alsdann erkenn' ich dich, daſs du recht edel bist,
Weil man aus deinem Thun des Adels Probe liest.

Alsdann sey dir vergönnt, die Ahnen zu erlesen
Aus denen, welche selbst Monarchen sind gewesen.
Zähl' tausend Ahnen her, und willst du weiter gehn,
Soll die verstrichne Zeit dir ganz zu Diensten stehn.
Du kannst der Helden Reich, wenn dir's gefällt, durchwandern:
Komm von Achilles her, von Cäsarn, Alexandern.
Der Neid streut nur umsonst dir einen Zweifel ein,
Und, bist du nicht ihr Sohn, so solltest du es seyn.
Hingegen, hast du gleich Beweis genug in Händen,
Daſs du von Glied zu Glied stammst aus Alcidens Lenden,
Schlägst aber aus der Art, so legt der Eltern Grab
Am ersten wider dich ein schlimmes Zeugniſs ab;
Und ihrer Würde Glanz, den du beginnst zu schwächen,
Beleuchtet desto mehr dein schändliches Verbrechen.
Es hilft nicht, daſs du dich mit ihrem Namen deckst,
Wenn du dich auf der Haut des Müſsigganges streckst;
Und willſt du dergestalt der Ahnen Schutz gebrauchen,
So wird er wie ein Dampf, und leichter noch, verrauchen.
Du bleibst ein blöder Held, der ingeheim betreugt,
Ob er gleich öffentlich viel güldne Berge leugt.

Ein Falscher, der Verrath und lauter Meineid brütet;
Ein Thor, doch so ein Thor, der in dem Wahnwitz wüthet;
Und wenn man den Entwurf in zweyen Worten faſst,
Von einem edlen Baum ein abgefaulter Ast.
Wird meiner Muse Zorn sich auch zu sehr ergieſsen?
Läſst sie nicht schon zu viel vergällte Worte flieſsen?
Sie geht vielleicht zu weit, und kennt die Weise nicht,
Nach der man insgemein mit Stand'spersonen spricht.
Wohlan, so will ich denn mit Glimpf nur dieses fragen:
Ists lange, daſs man hört von deinem Adel sagen?
Schon ganzer tausend Jahr. Und dein bekanntes Haus
Streckt seiner Ahnen Zahl auf zwey und dreissig aus?
In Wahrheit, das ist viel; zumal, da man kann weisen,
Daſs ihrer Titel Pracht fast alle Schriften preisen.
Ihr Name lebt und trutzt dem Schiffbruch schneller Zeit.
Das alles ist sehr gut; doch wer schwört einen Eid,
Daſs, binnen solcher Frist, der Mutter keusches Lieben

Den Männern immer treu, den Buhlern feind, geblieben;
Daſs nie ein kühner Freund sie glücklich angelacht
Und durch den Adelstand dir einen Strich gemacht,
Und daſs ein reines Blut aus nicht geringerm Orden,
Stets durch Lukretien dir zugeflöſset worden.
Verflucht sey jener Tag, da dieser eitle Tand
Zuerst die Reinigkeit der Sitten weggebannt!
Als die noch zarte Welt lag gleichsam in der Wiegen,
Durſt' einer sich auf nichts, als auf die Unschuld triegen;*)
Da war das Volk vergnügt und in Gesetzen gleich,
Verdienst war Adels werth und galt ein Königreich.
Da fand man keinen Held, der sich auf Herkunft stützte
Und der nicht, an sich selbst, mit eignen Strahlen blitzte;
Bis daſs man mit der Zeit die Tugend so verlieſs,
Daſs man sie bürgerlich, daſs Laster edel hieſs.
Der neuerwachsne Stand hielt Andre bald für Sclaven;
Das Land war überschwemmt von Freyherrn und von Grafen;
Man wies, anstatt des Kerns, die Welt mit Schalen ab,

---

*) sich verlassen.

Und hatte Tugend g'nug, wenn man sich Titel gab.
Bald ward ein Wappen recht mit Regeln ausersonnen,
Das, weil es im Gehirn der Schwärmer angesponnen,
Sich eigne Wörter macht und unvernehmlich spricht,
Das bald die Schilder krönt, bald in vier Theile bricht,
Bald pfählt und gegenpfählt, bald kerbet und verbindet,
Und was dergleichen mehr die Heroldskunst erfindet.
Da ward nun die Vernunſt der Thorheit unterthan.
Die Ehre war beschämt; denn keiner sah sie an.
Die Kosten nahmen zu; man lieſs Verschwendung spüren,
Den Vorzug der Geburt nach Würden auszuführen;
Man baute Schlösser auf und gab zum Unterscheid
Der Hofbedienten Schaar ein buntbebrämtes Kleid.
Da muſste man viel Troſs zum Ansehn bey sich haben,
Und wer recht vornehm war, der hielt sich Edelknaben.
Doch, als das Geld und Gut des Adels bald verschwand
Und er zum Unterhalt kein leichter Mittel ſand,
Ward er, aus Dürſtigkeit, in einer Kunst geübet,

Die allenthalben borgt und nichts nicht wiedergibet;
Kein Scherge war so frech, der sich an ihm vergriff,
Und wenn ein Gläubiger nach der Bezahlung lief,
Lieſs ihn ein solcher Herr vor seiner Schwelle frieren,
Bis man den Junker selbst sah in den Schuldthurm führen;
Da er, wiewohl zu spät, sein Ungemach beklagt,
Wenn ihn des Richters Spruch von Haus und Hof gejagt.
Dieſs machte, daſs er sich, weil ihn die Nothdurft drückte,
Vor einem Lumpenkerl, um dessen Tochter, bückte.
Der Ahnen Alterthum gab er mit in den Kauf
Und half sich aus dem Schimpf mit Schande wieder auf.
Denn, wo der Adel nicht den Schein vom Golde lehnet
Und bloſs sein Alter liebt, so bleibt er wohl verhöhnet:
Ein Jeder hält ihn werth ins Tollhaus einzugehn,
Und wer ihm anverwandt, der will es nicht gestehn.
Ist aber Jemand reich, nach dem wird alles fragen.
Ja, hätt' er in Paris gleich Liberey getragen,
Und wüſste selber nicht, wie recht sein Name sey,

Ein Schmeichler steht ihm bald mit hundert Ahnen bey,
Und wird ihn, wer er ist, aus den Geschichten lehren.
Auf! Dangeau, den Verdienst und Stand vor Andern ehren;
Der du am Hofe dich so klüglich aufgeführt,
Daſs deine Tugenden die Klippen nie berührt;
Du, den des Königs Huld zu einem Amt berufen,
Da du ihn täglich siehst auf neuen Siegesstufen,
Und wie was Göttliches, das, ihm selbst eingeprägt,
Mehr als der Liljen Glanz, an ihm zu schimmern pflegt;
Wie er's verächtlich hält, wenn andre Majestäten
Vor ihrer Ueppigkeit, im Purpur, nicht erröthen;
Wie er die träge Lust für eine Bürde schätzt,
Dem wankelbaren Glück, durch Klugheit, Gränzen setzt,
Und sich sein Wohlergehn mit eignen Händen bauet,
So, daſs der Erdenkreis an ihm ein Muster schauet,
Wie man soll König seyn. Auf! sag' ich, sey bemüht,

Wenn ſich dein Muth zum Zweck rechtmäſs'gen Ruhm erſieht,
Wie du, durch treuen Dienſt und tapferes Beginnen,
Magſt deines Herren Herz je mehr und mehr gewinnen,
Und zeig' ihm, daſs er heut noch Unterthanen find't,
Die eines Königes, wie er iſt, würdig ſind.

Zum wenigsten zugleich mit eurem Buben reiten.
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daſs man ihm auch dieſs für übel nahm.
Es schrie der ganze Markt: Ihr thut dem Thiere Schaden;
Man pflegt nicht so, wie ihr, sein Vieh zu überladen.
Der Alte, der noch nie die Welt so wohl gekannt,
Kehrt eilig wieder um, wie ers am besten fand,
Und sagte: Sollt' ich mich in alle Menschen schicken,
So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken.

Lob des Tobacks.

Sonn' und Licht hat sich verkrochen,
Und die Nacht ist angebrochen;
Soll ich nun des Tages Last,
Meine Sorgen und mein Grämen
Auf das Lager mit mir nehmen?
Nein, ich will, um meine Rast
Zu befördern, erst die Pfeifen
Mit Toback gestopft ergreifen.

Unter allen seltnen Waaren,
Die man uns in vielen Jahren
Hat aus Indien gebracht,
Wird bey Jungen und bey Alten
Dieses Kraut den Preis behalten,
Weil es frohe Geister macht;
Ja, bis sich die Welt wird trennen,
Wird sein stetes Opfer brennen

Andrer Tand der Spezereyen
Kann dem Leibe nicht gedeihen,
Und was ist für Angst und Noth,
Was für Kriegen und für Morden
Nach der Zeit verspüret worden,
Da des Goldes theurer Koth
Selbst in ihrem eignen Hafen
Macht die Könige zu Sclaven?

Des Tobackskraut güldne Blätter
Sind bey manchem Unglückswetter
Ein beliebtes Gegengift.
Wider Pest und Leibeswunden
Sind sie schon bewährt gefunden;
Und wenn uns ein Kummer trifft,
Können wir durch sanftes Hauchen
Sie zu unserm Labsal brauchen.

Dafs die Lust und Pracht der Erden,
Und ich selbst zu nichts mufs werden,
Hat mich der Toback gelehrt,
Wenn sein zarter Dampf sich zeiget,
Der hoch in die Lüfte steiget
Und sich bald in nichts verkehrt;
Dafs nun solch ein Kraut entsprossen,
Hat den Satan sehr verdrossen.

Er kann ohnedieſs nicht leiden,
Wenn ein Mensch in stillen Freuden
In sich selbst vergnüget ist.
Drum, des Vaters eitler Grillen
Bösen Wunsch nicht zu erfullen,
Schmauch' ich, als ein frommer Christ.
Er und alle Welt mag toben:
Ich will den Toback doch loben.

Klagode über den Tod seiner ersten Gemahlin. *)

Soll ich meine Doris missen?
Hat sie mir der Tod entrissen?
Oder bringt die Phantasey
Mir vielleicht ein Schrecken bey?
Lebt sie? Nein, sie ist verschwunden;
Meine Doris deckt ein Grab.
Schneid', Verhängniſs, meinen Stunden
Ungesäumt den Faden ab!

---

*) Dorothea von Arnim, Stieftochter des Geheimenraths Freyh. von Canstein. Ihr Andenken ist neuerdings von Dr. Franz Horn wieder aufgefrischt worden. — Obige Ode galt zu ihrer Zeit für ein Meisterstück!

Sollt' ich dich noch überleben!
Der ich mehr, als mir, ergeben,
Die ich in mein Herz gedrückt;
Dich, die du mich so beglückt,
Daſs die Welt mit Kron' und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich sie, dir zu vergleichen,
Niemals groſs genug geacht't?

Doris, kannst du mich betrüben!
Wo ist deine Treu' geblieben,
Die an meiner Lust und Gram
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilst zur bestirnten Straſsen
Und hast nun zum erstenmal
Mich und unsern Bund verlassen;
Deine Wonne schafft mir Qual.

Was für Wellen und für Flammen
Schlagen über mich zusammen!
Unaussprechlicher Verlust,
Wie beklemmst du meine Brust!
Und wie kömmt's, da ich mich kränke,
Werd' ich gleichsam wie ergötzt,
Wenn ich nur an die gedenke
Die mich in dieſs Leid gesetzt.

Ihr, die ihr mit Schrift und Dichten
Könnt die Sterblichen vernichten,

Singt die Angst die mich verzehrt,
Und der Doris ihren Werth;
Daſs man sie, nach langen Jahren,
Mag bedauern, und auch mich!
Doch ihr könnt die Arbeit sparen;
Wer kennt beydes so, wie ich?

Ihrer edlen Seele Gaben
Hielt sie zwar nicht als vergraben;
Nein, sie waren Stadt und Land
Meistens, mir doch mehr, bekannt.
Manches Weib wird hoch gepriesen
Das kaum so viel Tugend zählt,
Als die Seligste von diesen
Aus Bescheidenheit verhehlt.

Daſs sie wohl mit Gott gestanden,
Sieht man, da sie von den Banden
Dieses Lebens wird befreyt;
Seht, wie sie der Tod bedräut,
Aber selbst beginnt zu zittern!
Denn sie zeigt ihm lächelnd an,
Daſs, der die Natur erschüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann.

In dem eiteln Weltgedränge
Ward von der verführten Menge,
Die man allenthalben spürt,
Doris dennoch nie verführt.

Niemals hatte sie erkoren
Einen Gift, der Zucker hieſs;
Weil ihr etwas angeboren,
Das sofort die Probe wies.

Doch in Worten und in Werken
Lieſs sie einen Umgang merken,
Der nicht fremdes Thun verhöhnt
Und das seinige beschönt.
Was für kluge Tugendschätze
Macht indessen nicht ihr Mund,
Und für ungemeine Schätze
Noch vielmehr ihr Wandel kund!

Gütig Jedermann begegnen,
Lieb' und Wohlthat lassen regnen,
Das war ihre beste Kunst,
Auch der höchsten Häupter Gunst.
Und ihr innerstes Vertrauen
Hat sie nie zum Stolz bewegt:
Wir und das, worauf wir bauen,
Sprach sie, wird in Staub gelegt.

Durch verstelletes Beginnen
Fremden Beyfall zu gewinnen,
War ein zu verächtlich Spiel,
Das ihr niemals wohlgefiel.
Und was war es ihr vonnöthen?
Ihre Stirn, die nie betrog,

Machte so den Neid erröthen,
Als sie Herzen an sich zog.

Von der Anmuth ihrer Sitten
Fand ich mich schon längst bestritten;
Doch in unserm Ehestand
Ward ich heftiger entbrannt:
Weil ich so ein Herz erlesen,
Das, wenn's Unglück auf uns stieſs,
Eben ein so sanftes Wesen
Als im Glücke spüren lieſs.

Bey der liebsten Kinder Leichen
Gab sie kein verzagtes Zeichen;
Hof und Haus verging in Gluth,
Aber nicht ihr Heldenmuth.
Regung, Sinn und Muth zu brechen,
Nach des weisen Schöpfers Rath,
Und mir tröstlich zuzusprechen,
Das war alles was sie that.

Mit was lieblichem Bezeigen
Gab sie sich mir ganz zu eigen,
Und wie sehr war sie bemüht,
Bis sie meine Neigung rieth!
Alles das hab' ich verloren!
Ach, wie werd' ich trauernsvoll!
Hat mein Unstern sich verschworen,
Daſs ich sterbend leben soll?

Selbst das Pfand von unserm Lieben,
Das von allem übrig blieben,
Wenn ich's in der Unschuld seh',
Machet mir ein neues Weh,
Weil sein aufgeweckt Geblüte
Seiner Mutter froher Geist,
Und sein unverfälscht Gemüthe
Ihren wahren Abdruck weist.

Was mir ehmals wohlgefallen
Schmeckt itzund nach lauter Gallen,
Und mich beugt der kleinste Wind,
Weil er mich verlassen find't;
Mir erweckt das Schaugerüste,
Groſser Höfe nur Verdruſs,
Und mein Haus scheint eine Wüste,
Weil ich Doris suchen muſs.

Ich durchirre Land und Seeen,
In den Thälern, auf den Höhen
Wünsch' ich, wider die Gewalt
Meines Schmerzes, Aufenthalt.
Berg und Thal, sammt See und Ländern,
Können auch zwar mein Gesicht,
Aber nicht mein Leid verändern;
Denn ich finde Doris nicht.

Euch, ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt' ich euch mit Blut erkaufen,

Die ich oft, aus Unbedacht,
Ohne Doris zugebracht!
Sonne, schenk' mir diese Blicke!
Komm, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

Aber nein! eilt nicht zurücke!
Sonst entfernen eure Blicke
Mir den längst begehrten Tod,
Und benehmen nicht die Noth.
Doch, könnt ihr mir Doris weisen?
Eilet fort! nein, haltet still!
Ihr mögt warten. Ihr mögt reisen.
Ich weiſs selbst nicht, was ich will.

Hälfte meines matten Lebens,
Doris, ist's denn ganz vergebens,
Daſs ich kläglich um dich thu'?
Kannst du noch, in deiner Ruh,
Die getreuen Seufzer hören?
Rührt dich meiner Schickung Grimm?
Ach, so laſs dein Schlummern stören!
Sieh dich einmal nach mir üm!

Zeige dich mit den Geberden,
Die so manchesmal auf Erden
Mich von Sorgen losgemacht;
Gib mir noch, zu guter Nacht,

Nur mit Winken zu verstehen,
Daſs Du meinen Jammer kennst,
Wenn's der Himmel so versehen,
Daſs du dich auf ewig trennst.

Laſs in der Gestalt dich schauen,
Wie dich in den sel'gen Auen
Eine Klarheit nun erleucht't,
Der die Sonne selbst nicht gleicht.
Oder scheint der Engel Freude
Nicht durch grober Sinne Flor;
Wohl! so stell', in meinem Leide,
Dich auf andre Weise vor.

Dürft' ich küssend dich umfassen,
So, wie ich dich sah erblassen,
Wie der werthen Augen Paar
Dir zuletzt gebrochen war,
Und der Angstschweiſs deiner Wangen
Als mit Perlen angefüllt!
Denn so wäre mein Verlangen,
Sollt' ich meinen, schon gestillt.

Ja, obgleich die Träume trügen,
So will ich mich doch vergnügen,
Wenn du in der stillen Rast
Meinen Wahn befriedigt hast.
Ist denn dieses auch verboten,
Ey, so steht die Hoffnung fest,

Daſs der finstre Weg der Todten
Mich zu dir gelangen läſst.

Dann will ich, nach langem Schmachten,
Dich in Sions Burg betrachten.
Brich, erwünschter Tag, herein!
Und mein sterbliches Gebein
Soll, bis künftig unsre Seelen
Wieder in die Körper gehn,
Nächst bey dir, in einer Höhlen,
Die Verwesung überstehn.

Wie geschieht mir? Darf ich trauen?
O du angenehmes Grauen!
Hör' ich meine Doris nicht?
Die mit holder Stimme spricht:
Nur drey Worte darf ich sagen;
Ich weiſs, daſs du traurig bist;
Folge mir! vergiſs dein Klagen,
Weil dich Doris nicht vergiſst!

Gott verläſst die Seinen nicht.

Soll mich die Hand des Herren ewig drücken?
Verfolgt er mich als einen Feind?
Soll ich forthin sonst keinen Stern erblicken,
Als der mich schreckt und mir zum Falle scheint?
Soll denn mein Kelch nach nichts als Galle schmecken,
Und eine stete Nacht des Traurens mich bedecken?

Sonst donnert er allein mit seinem Wetter,
Das voller Tod und Flammen ist,
Auf das Geschlecht der unbekehrten Spötter,
Und schonet den, der ihm die Ruthe küſst.
Sonst pflegt er nur die Kinder zu bedräuen,
Ich aber soll umsonst nach seiner Hülfe schreyen?

Doch nein, ich weiſs, daſs er in meinen Nöthen
Auf jeden Seufzer Achtung gibt.
Ihm trau' ich fest, und sollt' er mich gleich tödten.

Ich weiſs, daſs er die Seinen herzlich liebt,
Daſs ihm so viel an meinem Thun gelegen,
Als dort den ganzen Bau des Himmels zu bewegen.

Von Kindheit an hab' ich in groſser Menge
Die Proben seiner Huld gespürt,
Er hat mich oft durch unbekannte Gänge
Sehr wunderlich, doch immer wohl, geführt;
Hab' ich nicht oft, wenn aller Trost verschwunden,
Die Arzney bey dem Gift, und Glück im Sturm gefunden?

So raset nur, ihr Wellen und ihr Winde!
Bey mir entsteht kein Zweifelmuth,
Dieweil ich mich in Sicherheit befinde,
Wenn euer Herr in meinem Schifflein ruht.
Fangt immer an auf's heftigste zu wüthen!
Er kann's mit einem Wink euch wiederum verbieten.

Des Höchsten Schluſs und heimliche Gerichte
Bet' ich in stiller Demuth an,
Er baut vielleicht mit zornigem Gesichte
Ein frohes Werk, das mich ergötzen kann.
Was sich kein Witz zu ändern darf erkühnen,
Dazu wird mir Geduld vielmehr, als Murren, dienen.

Es ist mir schon genug, daſs diese Plage
Auf meiner Seelen Wohlfahrt zielt,
Und daſs im Lauf und Wechsel meiner Tage
Nicht ungefähr ein blinder Zufall spielt.
Die rechte Zeit hat Gott schon abgemessen,
Er will bald seinen Grimm, ich bald mein Leid,
vergessen!

Sehnsucht aus der Welt.

Es ist zu lang verharrt im Lust- und Lasterleben,
Das mir nun selbst miſsfällt;
Ich reiſs' das Band entzwey, und will jetzt Abschied geben
Dem Fleisch und auch der Welt.

Ihr' Pracht ist eitler Dunst, und alles ihr Vergnügen
Nur Schatten, Rauch und Schein;
Weil unter ihrer Lust verborgne Strafen liegen,
Die unvermeidlich seyn.

Ganz einem andern Herrn will ich zu Dienste leben,
Mit Leib, Herz, Seel' und Muth,
Der mir zum Gnadenlohn verspricht dafür zu geben
Das ewighöchste Gut.

Hier ist doch kein Bestand, die Menschen müssen sterben,
Der Weltbau selbst vergeht;
Was heute kaum erzeugt, kann morgen schon verderben,
Nichts Zeitliches besteht.

Ich thu' die Augen auf, und fliehe nun die Bande,
Die mich so lang bestrickt;
Ich weiſs, daſs mich der Tod aus diesem Jammerlande
Ins Freudenleben rückt.

Es ist ein kurzer Schritt zum Grabe von der Wiegen,
Der Tod schleicht gleich mit ein;
Der erste Tag, da wir in Mutterarmen liegen,
Kann auch der letzte seyn.

Der Tod ehrt keine Zeit, ihm kann nichts widerstehen,
Er achtet alles gleich.
Klopft er, so muſs der Herr, als wie der Diener, gehen
Ins schwarze Schattenreich.

Er läſſet ſich ſehr oft an ſolchen Orten finden,
Wo man ihn ſucht zu fliehn;
Er ſchont dich in der Schlacht, und reiſst dich wohl in Sünden
Von Tiſch und Bette hin.

Dein eigen Haus, worin du dich gemächlich pflegeſt,
Es ſey groſs oder klein,
Kann, wie dein Schwert, das du zu deinem Schutze trägeſt,
Dein Sarg, dein Mörder ſeyn.

Wo man die höchſte Luſt allhier zu finden meinet,
Da ſteckt die gröſste Noth;
Ja ſelbſt die Arzeney, die dir ſo heilſam ſcheinet,
Verurſacht deinen Tod.

Der Himmel ſelbſt, der früh mit Segen dich bethauet;
Zieht Abends Wolken an,
Und richtet Donner zu, der dir von ferne drauet
Und dich leicht treffen kann.

Nichts ist in der Natur, so nicht dein Grab kann werden:
Ein jedes Element,
Das dich erhalten soll, Luft, Wasser, Feuer, Erden,
Beschleunigt auch dein End'.

Indessen leben wir in Sicherheit, und meinen,
Der Tod sey noch entfernt,
Der doch in uns selbst steckt: wo findet man leicht einen,
Der lebend sterben lernt?

Tod, Unglück, Noth, Gefahr, die kann man schwerlich fliehen,
Ein Thor stürzt sich hinein:
Der Weise suchet sich durch Vorsicht zu entziehen,
Und fällt doch auch darein.

In dieser Zeitlichkeit kann es nicht anders werden:
Drum, Seele, sey bemüht,
Daſs weder Glück noch Kreuz, im Kerker dieser Erden,
Dich von dem Himmel zieht.

Und weil die ganze Welt dem Wechsel untergeben,
So reiche mir die Hand,
Und führe mich, o Tod, ja bald zu jenem Leben,
Wo gar kein Unbestand!

Ueber die Kreuzigung unsers Heilandes.

Sonett.

O Wunder, die kein Mensch mit Sinnen kann ergründen!
Den die erboſste Schaar dort an das Kreuze schlägt,
Ist Der, nach dessen Wink das Firmament sich regt.
Die Unschuld wird gestraft, und büſst für fremde Sünden.

Der Tod und Teufel zwingt, läſst sich mit Strikken binden,
Der Heiland leidet Noth, doch wird sein Herz bewegt,
Daſs er mit denen selbst ein recht Erbarmen trägt,
Die sich zu seinem Schimpf und Tod versammelt finden.

Gott stirbt, der groſse Gott, in dem das Leben lebt.
Was Wunder, daſs der Bau der schweren Erde bebt?
Daſs sich der Sonne Gluth bey Tage muſs verstecken?

Daſs Fels und Vorhang reiſst, daſs Leichen auferstehn?
Ich wundre mich vielmehr, daſs nicht vor Scham und Schrecken
Fels, Erde, Sonn' und Welt zerschmelzen und vergehn.

Auszug
der Noachide.

Von

Joh. Jak. Bodmer.

Vorwort.

Johann Jakob Bodmer wurde am 19. Juli 1698 zu Greiſensee, einem Dorſe bey Zürich, geboren. Nachdem er das Gymnasium zu Zürich besucht hatte, sollte er sich dem geistlichen Stande widmen, wozu er aber keine Neigung fühlte; er ergriff die Handlung, obschon auch mit Unlust. In der Folge privatisirte er in Zürich, wo der vertraute Umgang mit **Breitinger** einen entschiedenen Einfluſs auf seine nachherige Laufbahn hatte. Im Jahr 1725 ward er Profeſsor der Helvetischen Geschichte daselbst, 1737 Mitglied des groſsen Raths und starb am 2. Jan. 1783.

Die Verdienste, welche sich Bodmer als Gelehrter und Literator erwarb, übertreffen bey weitem seinen Dichterruhm, und Göthe's Urtheil, daſs er als Dichter immer ein Kind geblieben sey, ist gewiſs nicht zu hart. Es fehlte ihm an eigentlichem poetischen Genie. Die „Noachide", sein Hauptwerk, durch Klopstock's*) „Messias" veranlaſst, ist mehr ein Produkt des Fleiſses als eine dichterische Schöpfung zu nennen, wenn auch Wieland und Sulzer über die darin befindlichen Schönheiten eigne Abhandlungen schrieben, und Letzterer in seiner „Theorie der schönen Künste“ viele Stellen als Muster auszuheben bemüht war. Ueberdieſs stöſst das Metrische ab. Diese Noachide, welche von Collyer (Lond. 1753) ins Englische übersetzt wurde, erschien zuerst, unter dem Titel: „Noah,“ 1752 in 4.; die zweyte Ausgabe besorgte Sulzer, Berl. 1765; die dritte kam 1772 zu Zürich und die vierte 1781 zu Basel heraus. Noch erwähnen wir einer kleinen Sammlung epischer Gedichte, betitelt: „Kalliope“ (Zür. 1767) in 2 Bänden.

---

*) Er, und auch Wieland, lebten eine Zeitlang in Bodmer's Hause.

Bodmer übersetzte „Homers Werke“ (2 Bände, Zür. 1778), des „Apollonius Argonauten“ (Eb. 1779), „Buttlers Hudibras“ (1737) und „Miltons verlornes Paradies“ (vierte Ausg. 1780).

Er gab heraus: Canitz's Gedichte (1737), und den ersten Theil der Opitzischen Gedichte (1745), welche Ausgabe leider durch die schlechte Trillersche unterbrochen wurde.

Am schätzbarsten für die damalige Zeit war seine erste Ausgabe der Manessischen Sammlung der Minnesinger (140 Dichter enthaltend) nach der Heidelberger Handschrift, in 2 Theilen in 4. (Zür. 1758—59), wozu G. F. Benecke ein Supplement (Gött. 1810) lieferte. (Vergl. das erste Bändchen dieser Anthologie.) Auch gab Bodmer Wolframs von Eschilbach Parcival (1753) und (mit Breitinger) Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger (1757) heraus.

Die vielen Streitigkeiten, in welche sich Bodmer mit Gottsched u. A. verwickelte, werden hier nur angedeutet.

Aus dem dritten Gesang der Noachide.

Raphael war indessen in's Empyreum gekommen;
Denn er flog schnell — so schnell ist der Flug nicht der menschlichen Blicke —
Seine Bothschaft vom Wandel der irdischen Söhne zu bringen.
Oeffentlich vor dem Stuhle der Allmacht, vor Cherub und Seraph
Sprach er seine Gesandtschaft mit Worten, die heller erklangen
Als die eherne Zung' der Glock' und der lauten Posaune.
„Alle Geschlechte," so sagt' er, „die auf dem Erdreich wandeln,
Haben die göttliche Saat von Unschuld und Wahrheit zertreten,
Eh der verborgene Keim die edlen Knospen enthüllte.

Thorheit sind ihre Reden, und ihre Werke Gewalthat,
Weise, das Recht zu verkehren und Gott und die Seele zu läugnen;
Ihre Pfeile sind scharf geschliffen und warten auf Morden.
Niemand gehorcht der Tugend, ihr Wort kömmt fruchtlos zurücke.
Was für Sorge, für Ernst, für Pflege der Seele gehören,
Was für Achtung sie fodert, bekömmt der Körper von Erde.
Vor mein Gesicht sind Gestalten fluchwürdiger Sünden gekommen,
Werke des Fleisches von wilder Gestalt, von viehischem Ursprung,
Wie der Gezüchte des Orkus die Gott im Fluche geschaffen,
Thaten, die Gott, den Himmel, die Menschheit, die Rechte verläugnen.

Als er die Sünden erwähnt', erschrack der Himmel; die Engel
Wichen bestürzt zurück; sie fürchteten, daſs sie im Hören
Ihrer Tugenden Glanz und den himmlischen Adel befleckten.
Aber vom Heiligthum Gottes ward eine Stimme gehöret:

„Seraph! ich will, daſs meine Gerichte vor allen Erschaffnen,
Vor den Engeln und menschlichen Seelen vertheidiget stehen;
Darum befahl ich dir den irdischen Ball zu durchwandern,
Daſs du erforschtest die Wege der Menschen und wider sie zeugtest.
Lange schon klopften die Missethaten von häſslichen Namen
An das Thor der Gericht', und lang verschloſs es die Langmuth.
Einsam ging ich in Glanz verhüllt in der Wohnung der Menschen
Und ich sah sie mit Sünden befleckt und mit Tempeln der Sünden;
Aber ich wandte mein Antlitz des Zorns zur Seite, die Erde
Hielte noch mein Erbarmen, daſs sie vor mir nicht zerflösse.
Noch ward ein Jahrhundert ihr zur Bekehrung gegeben;
Aber auch dieses ist fruchtlos vorüber, die Thörichten streiten
Wider die Langmuth, und siegen in ihrer Bosheit verhärtet.
Nein, es kann mit den Menschen nicht länger bestehen, ich kann sie
Nicht mehr leiden, wiewohl ich selbst sie erschaffen, sie handeln

Meiner Bestimmung bey ihrer Erschaffung entgegen und drohen
Mir mit verlorner Arbeit und Reue. Nicht länger; die Strafe
Ist von dem Schlaf erwacht und sie hat den Bogen gespannet.
Dieses Geschlecht soll vergehen, und ihre Wohnung, die Erde.
Einen Mann nehm' ich aus, nur meinen Diener, den Noah,
Der vor mir in den Wegen des Rechts und der Tugend einhergeht;
Sehet hinunter, wie göttlich sein Herz zur Tugend gewandt ist.
Noah soll leben, ich hab' ihm ein Haus zu pflanzen beschlossen,
Welches die Kreise der Erde mit frömmern Bewohnern erfülle.
Raphael, dein ist das Amt, ihn vom Untergange zu retten,
Alle die Andern hab' ich dem Tode zur Beute gegeben,
Wenn ich die Erde von Grund auf erschüttr'. Auch die wenigen Edeln,
Die mich vor Augen behielten, und meine Geliebte, die Tugend,
Oder vom Wege des Lasters zu meinen Wegen sich kehrten,
Elend, zerstreut, unbemerkbar, nur meinem Blicke bemerkbar,

Sollen sterben, doch nicht in des Todes Wohnungen bleiben.
Dir will ich sie in dem untergegangenen Erdkreis entdecken,
Daſs du die Seelen von ihren verlassenen Hüllen empfangest,
Und sie verklärt vor den Opferpriester der Erde hinaufbringst.
Flieg' jetzt in den Olympus, den Himmel der Väter der Menschen,
Ihnen entdecke den nahen Tag des erwachten Gerichtes,
Meines Gerichts, das doch mit dem Besten der Menschen sich endigt.
Laſs sie in ihren Gedanken sich nicht unruhig verwickeln,
Wenn sie das laute Gericht von dem strengen Weltgericht hören.»

Also der Herr. Es neigten die Engel die ewigen Harfen,
Lobten anbetend die Güte, die von dem verdorbenen Fleische
Etliche durch die Gnade, die unaufhaltsam hindurchbricht,
Ausgesondert und sie zu den Heiligen Gottes gerettet.

Raphael sprach itzt: «Unsterblicher Vater der Sternen und Erden,

Der mit ewigen Zügeln in seiner Rechten sie leitet,
Was sind die Himmel, die Engel, die Geister, die Seelen der Menschen,
Daſs du die Wege des groſsen Gerichts vor ihnen vertheidigst?
Hat ein Geschöpf in allen Bezirken der Schöpfung den Hochmuth,
Zwischen dem Herrn der Natur und seinen Geschöpfen zu richten?
Was du beginnst ist immer gerecht und immer das Beste;
Fern ist von dir miſslingen, und fern, die Absicht verfehlen.
Jeden Entwurf vollbringst du nach deinem ordnenden Willen,
Widerstand ist dir fremde, was du geredt hast geschiehet;
Gott von allem und jedem, du siehest mit ruhigem Auge
Haufen Ameisen vergehn und Nationen; die Sterne
Wägen auf deiner Wage, was einer Mücke Gefieder."

Also sagt' er und flog in den Himmel der menschlichen Väter,
Wo der Altar der Erde von Gott begnadigt emporsteigt.

Adam, der Priester an ihrem Altar, stand opfernd daneben,
Englisches Räuchwerk, in Paradiesen des Himmels gewachsen,
Stieg vom Altar mit heiligem Duft und mit besserm Gebete,
Mit demüthigem Flehen und täglich erneuerten Bitten,
Daſs der Erhalter dem Tage des Mittlers zu eilen geböte.
Um ihn her stand ein Kreis von Söhnen im andern geschlossen,
Alle Gerechte von seinem Geschlecht, und halfen ihm bitten.
Ihre Gestalt war olympisches Licht, der irdische Leib lag.
Unter dem Staub der Erde verwes't, verwehet und dunkel.
Aber auch Enoch stand unter den Vätern, der nächste bey Adam
Und ihm der nächst' an Würde: noch trug er den Körper von Staube,
Den er damals vom Erdkreis gebracht, als Seraph Eloa
Ihn ungestorben auf seinem Gespann gen Himmel geholet,
Aber zuerst den irdischen Staub mit Wasser gewaschen
Aus den Bächen des Lichts, und um ihn unsterbliche Strahlen

Hingegossen, daſs ihn die flammenden Rosse nicht sengten.
O wie weinten die Väter mit milde flieſsenden Thränen,
Als sie die Sünden der Menschen von ihrem Fleische vernahmen,
Von dem Fleische, das sie im Sterben auf Erden gelassen;
Und als Raphael itzt den nahen Gerichtstag erwähnte,
Der mit dem Untergange der Menschen sich endigen sollte!
Damals gerieth es dem Schmerze, den Weg zum Olympus zu finden
Und die Gestalt der seligen Geister in Trauer zu hüllen.
Aber sie blieb nicht lange mit Trauer bedeckt, die Freude
Kam in ihr Antlitz zurück und überglänzte die Trauer,
Als sie die Nachricht hörten von Noahs Leben, der Wurzel
Ihres von einem geretteten Reis' erneuerten Stammes.

»Noah, der Sohn des Lichts und der Wahrheit,« so sagte der Seraph,
»Ist dem Beyspiel entgegen und unter Welten von Sündern,

Fromm und gerecht, er geht die öden verlassenen Pfade,
Jene seligen Pfade der Tugend, der Tochter des Höchsten.
Lange predigt' er ihnen die Rechte Gottes, und schwieg auch
Nicht die verhaſste Wahrheit: Gott würde mit seinen Gerichten
Ueber sie kommen; lang ward er verlacht, gehaſst und verfolget,
Daſs er allein gerecht seyn durfte; dann stritt er nicht länger,
Riſs von ihnen sich ab, vor ihrem Gesichte verbarg ihn
Gott in die Wohnung der ersten Unschuld; dort siehet sein Auge
Auf den Gerechten; mir ist die Sorge befohlen, beym Weltsturz
Ihn zu beschützen und ihn in dem neuen Erdkreis zu retten.»

Also sagt' er, ihn hörten mit stillem Glanze die Väter.
Aber noch lacht' ein höherer Glanz auf dem himmlischen Antlitz,
Da sie hernach auch hörten, daſs noch mehr Irdische wären,
Welche der Tugend und Gott getreu in den Wegen der Wahrheit

Wandelten und von ihnen nicht wichen zur Rechten noch Linken.
Itzt lobpreisen sie Gott den Richter, der in dem Gerichte
Seiner Erbarmungen eingedenk ist, verwundet und heilet.

Unterdeſs hatte die Nacht ihr Reich im Osten verlassen;
Eh' der Morgen die Gipfel des Berges röthete, sprangen
Noahs Söhne von einer nicht widrigen Unruh der Nacht auf,
Legen um sich anständige Kleider und geben den Pfad hin,
Der durch die windende Schnecke zum offenen Schooſse des Bergs führt,
Nicht stillschweigend, sie wechselten neue verliebte Gespräche.
Cham sprach: „Lasset es mich bekennen, in unserm Geburtsort,
Diesem einsamen Thale, den Freunden und Feinden verschlossen,
Hab' ich mit leichter Müh die Neugier besieget, die Werke,
Welche die menschliche Kunst in die Schöpfung bringet, zu schauen,
Gräber zu Pyramiden gebaut, Labyrinthe von Sälen,

Tieſe Palläst' in dem ſelsigten Eingeweide der Erde,
Oder im ſesten Land hervorgegrabene Meere,
Kleine, vergängliche Werke, was sind sie gegen die Sphären,
Die, um den Himmel lauſen, und unbewegt einige still stehn;
Gegen den ändernden Mond, die Zonen des goldenen Himmels?
Oder wer wollte sie nicht mit gutem Willen vermissen,
Der den Geist gewöhnt hat den Raum und die Zeiten zu wägen,
Ewige Dinge, die ungebrochene Kette des Schicksals
Und die Triebe des Himmels, der schnell will gehorcht seyn, zu denken;
Oder, o Japhet, mit dir die Vögel und Thiere zu spähen,
Die mit der unnachahmlichen Kunst der Schöpſer gebildet.
Leicht bezähmt man die Neugier die menschlichen Werke zu sehen,
Wo die Natur der Erſindung nur Unvermögen gelassen.
Aber ich habe den zarten Vorwitz nie bändigen können,
Jenes Kunststück der göttlichen Hand, das Mädchen zu sehen,

Das die Erschaffung vollendet und ohne welches sich Adam
Unter den Mengen erschaffener Dinge für einsam gehalten.
Einmal als unsere Mutter die Schöpfung der Eva erzählte,
Sagte sie, in ihr wäre das Schöne beysammen gewesen,
Aber voraus im Lachen des Aug's, im Liebreiz der Lippen,
Diese hätten in Adams Brust ein Vergnügen gegoſsen,
Das er zuvor nie gefühlt, ihr Athem die Anmuth der Liebe
Ueber alles, womit sie nur umgegangen, gesäet.
Zwar ist auch unsere Mutter von diesem schönen Geschlechte,
Doch ist es lange, daſs sie ein Mädchen war, und die Jahre
Haben den blühenden Schmuck der Schönheit mit Schatten umzogen;
Was noch in ihrer Gestalt mit Licht und Lieblichkeit glänzet,
Ist die verwelkte Blüthe; mit welchem himmlischen Glanze
Muſs die Blüthe des Mädchens in seinem Lenze nicht leuchten!
Wahrlich, ihm sind unwiderstehliche Waffen gegeben,

Denn wie könnten sie sonst die Hoheit des Mannes bezwingen?
Was für Verderben das unter die Söhne der Eva gebracht hat,
Wie der weibliche Leichtsinn die männliche Denkart entkräftet,
Sind wir genugsam gewarnt, doch geh' ich, mit vollem Vertrauen
Aus dem Streit mit der Schönheit unüberwunden zu kommen.
Japhet, du hast sie gesehn, du hast die Gefahr schon geprüfet,
Ist die Schönheit der Mädchen so zwingend und ist sie so furchtbar?
Ueberglänzet ihr Hals die weiſsen Federn des Schwanes,
Ist er von höherer Pracht als der Glanz am Nacken der Taube,
Oder ist ihre Farbe verschiedner und feiner verschmolzen,
Als der träufelnde Staub, der die Sonnenstrahlen gebrochen?
Vor uns hast du die Augen an ihrem Anblick erquicket,
Lieber befördre durch lebende Worte das neue Vergnügen,
Dem wir entgegen eilen, das uns zu lange versagt war.
O, ich fühle schon Funken durch meinen Busen erwachen,

Die in mächtige Flammen sich auszubreiten, bereit sind!"

Japhet versetzt': „O Cham, du legst mir ein schweres Geschäft auf!
Woher nehm' ich die Farbe, woher den Umriſs der Bildung?
Und ich soll mehr, als die Symphonie der Glieder dir schildern,
Mehr als die Rosen der Wangen, die feuchte Gluth in den Augen,
Oder die aufgekrauseten Ringel der wallenden Locken;
Was die Reize der Bildung vollendet sind göttliche Dinge,
Ohne Gleichheit der irdischen Bilder und irdischen Bilder Farben,
Unschuld, Sittsamkeit, Sanftmuth und Anmuth in jeder Geberde.
Nicht so sanft ist der Schlaf wie ihr Umgang; Geruch des Jasmines
Duftet von ihrem Athem, Musik ist in jeglichem Worte,
Sittsame Scham in dem Blick und Anstand in jedem der Tritte.
Kannst du zwischen dem Jüngling und Engel ein Mittelding denken,
Dann mag dir es gelingen des Mädchens Züge zu denken.

Wer sie siehet und höret, der siehet und höret entzücket.
Niemals war in mein Herz dergleichen Wonne gekommen,
Auch nicht damals, als ich die Jugend des Himmels im Berg sah.
Jch war nach der östlichen Seite des Berges gegangen,
Kokos zu pflücken, die Nacht ereilte mich über der Arbeit,
In dem Gesichte der Pforte bewacht von den englischen Hütern.
Von der Höhe, wo mich ein schwellendes Moos in den Schooſs nahm,
Sah ich sie hin und her in dem Schatten gehen, mein Auge
War nicht stumpf sie zu sehn, ich sah sie in englischer Bildung,
Himmlische Züge des Mundes mit göttlichem Geist in den Blicken,
Hoheit in jeder Geberde; sie zeugten in meinem Gemüthe
Ehrfurcht, Bewundrung und Liebe, doch sonder aufwallendes Pochen,
Nicht so still war mein Puls beym Anblick der irdischen Mädchen,
Nicht so ruhig mein Herz, ein zärtlicher Schmerzen durchfloſs mich
Mit den lieblichsten Schlägen; ich nahm in der süſsen Verwirrung

Einer die Hand und seufzete höhere Seufzer zu ihr auf.
Noch pocht dieses Gefühl in meinen Adern; abwesend
Schwebet das Bild des Mädchens mir vor der Stirne, sie floh nicht,
Als die andern beyden sich unter die Schatten verhüllten;
Eine Knospe des Rosenstrauchs, nicht völlig entwickelt,
Noch die Hälfte verhüllt in ihrer umgebenden Decke.
Reifer sind ihre Schwestern, zwo früher entfaltete Rosen
In der vollesten Blüthe; die eine hebet die Stirne
Hoch wie die Zeder im Berg, und geht mit herrschendem Tritte,
Langsam wie Himmlische pflegen, mit grofsen Augen, sie leuchten
Himmlisch mit Andacht und Ernst; Sem, deiner Tugenden Abdruck.
Nicht so lang ist die Andre, so sanft wie der Athem des Zephirs,
Schwarz die Augen, da liegt im Hinterhalte die Liebe.
Durch ergebnen Gehorsam, durch Güte, durch sittsames Schämen
Herrschet sie über ein Herz, das jeder Herrschaft entflohn ist.

Cham, du bist nicht zu weise, von ihr Befehle zu nehmen,
Und du darfst da nicht sehr die Macht der Schönheit befahren;
Diesen Himmel der Schönheit bewohnen unschuldige Seelen,
Rein wie ihr Ursprung ist, und fremd mit der Falschheit der Tücke.
Nein, die Töchter des Paradieses, des Gartens der Unschuld,
Brauchen den himmlischen Reiz nicht feindlich im Dienste des Lasters.
Dieses gesteh' ich: als ich zu dem neuen Wunder der Schönheit
Kühner empor sah, fesselt' es mich mit zaubrischen Banden,
Von der Natur gestrickt durch ihre magischen Künste.
Namlose Wollust durchfloſs den keuchenden Busen, die Wonne
Hatte mich ganz erfüllt, ich hatte Müh sie zu fassen:
Aber der männliche Geist zerriſs nicht träge die Bande.
Ihn entfesselt' ein wiederholetes Anschaun der Schönheit;
Also fesselt nicht mehr der gestirnte Himmel die Sinnen,
Oder des Morgens Glanz, noch die Purpurstreifen des Abends."

Sem verfolgete: „Japhet, dir ist die Lieb' in dem Busen
Eingesessen, du fühlest schon ihre Herrschaft; wir beyde
Werden ihr auch nicht entfliehn, und sollten wir ihr entfliehen?
Gottes Geschenk ist sie; da Gott die olympische Seele
In den Körper verwies, da macht' er ihr ein Gefolge:
Sanftes Gefühl, gefälligen Umgang, Empfindung des Wohlstands,
Mitleid, zärtliche Wehmuth und Freundschaft und Treue des Herzens;
In dem Gefolge die Liebe, sie ist von ihren Gespielen
Nicht die letzte; die schönste der göttlichen Gaben; Verlangen
Nach der Schönheit, doch nicht der irdischen Schönheit, die lüget,
Die von der Güte getrennt nur eine betrügende Mask' ist.
Adam pflanzete Gott die Lieb' in den Busen, und baute,
Sie zu stillen, das Weib, das schönste Kunstwerk von Erde.
Er selbst bracht' die Geschaffne, die Mutter der Menschen, zu Adam.
In uns flammet die Flamm' auch, die Adams Busen erwärmte,

Und Gott bringt sie zu stillen zu uns die schuldlosen Mädchen,
Die er für uns geschaffen, für uns in dem Garten verschlossen.
Lange haben wir schon den Hauch der Liebe gefühlet,
Lange das dunkle Verlangen zu unsern Hälften gefuhlet;
Ohne daſs wir die kannten, die uns zu Hälften gemacht sind,
Die gemacht sind mit uns den Lebensathem zu theilen
Und unsterblich den sterblichen Theil von uns zu erhalten.
Oftmals erkühnt' ein leises Gebet sie vom Himmel zu fodern,
Oeftermals warf ein schmeichelnder Wunsch sich ihnen entgegen,
Selbst gelehrt übte sich unsere Hand zum Umarmen und faſste
Statt des Körpers die Schatten der mitternächtlichen Träume.
Aber uns sollen nicht länger nur schöne Schatten betrügen,
Nicht Geburten des dicht'rischen Traums, nicht fühllose Bilder
Sollen wir bald umarmen, wir wissen den Raum, der sie einschlieſst.
Dieser gesegnete Hügel, der über uns lachend emporsteigt,

Steigt auch über den Mädchen empor und lache Vergnügen,
Wonne des Paradieses zu ihnen in duftenden Lauben,
Oder in einsamen Kammern. Kein Zweifel; sie fühlen im Berg auch,
Wie wir im Thale fühlen; dieselbe Natur hat zu ihnen
Eben die Liebe gehaucht, die sie zu uns dreyen gehaucht hat;
Dieses versprech' ich mir von unserm und ih- rem Erhalter.
Wahrlich der Gott, den Lamech verehrte, den Noah verehret,
That Vorsehung, daſs in verwittweten Nächten ihr Stamm nicht
Sollte verblühen; er hat die Schönheit in drey- facher Bildung
In den Garten gesetzt, drey Schwestern, jedem der Brüder
Seine Braut, und mit eigenen Gaben sein Herz zu besiegen,
Ausgerüstet mit seiner Seel' in harmonischem Gleichlaut.
Lasset uns denn den Weg mit eilenden Füſsen verschlingen,
Der noch zwischen die Mädchen und unsere Sehnsucht gelegt ist.
Auch mir hüpfet das Herz, und jauchzet durch meine Gebeine

Lebende Hoſſnung die goldgewebete Tage mir weissagt.*

Also sprachen sie untereinander, sie gingen indessen
Schneller fort durch den Frühling der Blüth' in dem östlichen Berge.
Nicht hält ihren geſlügelten Gang der Frühling der Blüth' auf,
Noch die reinere Luſt mit dem blumigten Weihrauch durchwürzet.
Niemals hatten die Füſse sie muntrer getragen, der Weg schwand
Unter den Tritten; die Sonne war kaum von dem östlichen Rand frey,
Als sie die Pracht empſing der überwölbenden Gänge,
Dann der Garten. Das Chor der Schwestern ſaſs unter dem Vordach;
Sipha war nicht bey ihnen, er war in dem dämmernden Morgen
Unter die Bäume gegangen, wo Gott die Menschen gerichtet:
Allda opſert' er Gott, sein dankbar Gelübd' zu bezahlen,
Einen jährigen Stier, kurzschenklicht, mit sprossenden Hörnen,
Die er mit Blechen Golds an der Spitze geschmücket. Indessen

Da sie da ſaſsen, begrüſseten sie den thauenden Morgen;
Was sie sprachen war Symphonie, die Wort' auf den Lippen
Flossen gestimmt in dichtrische Töne, die jüngste der Schwestern
Führte den Lobgesang ein: Ich segne dich schönste der Nächte,
Die ich noch schlief, denn du bist dem schönsten der Tage gefolget,
Die ich noch wachte; der uns die Nachricht brachte, wir wären
Nicht die einzigen Menschen im Garten der Unschuld; der mehr noch,
Der den Jüngling zu uns herüber gebracht hat, nicht einen
Von dem rohen Geschlecht der Erden, es pochte nichts Wildes,
Keine Drohung in seiner Geberde; sein Aug' ist nicht zornig,
Sanftmuth sitzet in seinem Gesicht und Ruh auf der Stirne.
Lieblich war die Erscheinung des ersten Jünglings im Berge,
Und sie tilgte der Schlaf nicht mit seinen vergeſsvollen Schatten;
Einer der schönsten Träume, die ich noch träumete, bracht' sie
Wieder vor meine Stirn; ich fand die Bilder so lieblich,

Daſs ich die Schatten bat, den neuen Tag zu verzögern.
Schönste der Nächte, du sollst mir immer geweiht seyn, wiewohl ich
Von dem Tag, der dir folgt', das Urbild des Traumes erwarte.«

Thamar nahm den Gesang auf: »Es war die schönste der Nächte,
Und sie soll auch feſtlich mir seyn und heilig, dieweil sie
Zwischen zweene der schönsten Tag' in die Mitte gelegt stand,
Zwischen den Tag, der den Jüngling uns bracht' und die Botschaft brachte,
Daſs in dem untern Gebirg' ihm Brüder lebeten, Söhne
Seiner Mutter und Noahs, des Bruders unserer Mutter;
Und den Tag, der verheiſst zu uns die Brüder zu bringen,
Unsre Verwandten; wir sollen die neuen Gestalten des Menschen
Vor uns sehn und vernehmen die neue Stimme der Freundschaft.
Heilig ist mir die vergangene Nacht, und heilig der Morgen,
Der die Ankunft der Brüder in unserer Hütte verkündigt.«

„Ja, er ist heilig der Morgen,“ beschloſs das Loblied Debora,
„Der in dem Purpurgewand die Ankunft der Brüder verkündigt,
Noahs Söhne, des Mannes, der vor dem Herren einhergeht,
Jünglinge von dem Geschlecht des Enos und Henochs geboren.
Heiliger soll der Abend uns seyn, der uns in die Arme
Milka's legt, in welcher die andere Mutter uns lebet.
Schau dann, o theure Jemima, von deiner Seligkeit nieder,
Unsre seligste Wonn' in Milka's Armen zu segnen.
Noch wird Wonne zu Wonn', und Segen zu Segen sich häufen,
Wenn der Vertraute Gottes und Sipha's sich über uns herneigt,
Segen auf uns zu gieſsen; wie muſs es uns immerhin wohl gehn,
Wenn mit der Liebe der Theuren, dem Segen des Frommen, die Morgen
Ueber uns aufgehn und jeder mit neuer Seligkeit leuchtet.“

Also ertönt' ihr Gesang zu den Blumengeländern hinüber;

Ehe die Jünglinge kamen, war er mit der Nachtigall Liedern
Und mit dem Morgengeruche der Ros' in die Lüfte zerflossen.
Kaum daſs sie in den Garten getreten, so wurden's die Mädchen
Innen und sahen hoch auf, zwar schamhaft, aber nicht blöde,
In ein holdseliges Band mit den weiſsen Armen geschlungen,
Holdere drey als die an des Peneus belorbeertem Ufer
Wandelten, wo er im Schatten der keuschen Daphne daherfloſs,
Wenn nicht ein dicht'rischer Kopf das schöne Bild nur geträumt hat.
Neugier war in den Augen der Schönen und süſse Bestürzung,
Stille Blicke, Verlangen, untadlich, nicht ungezähmt lüstern.
Aber wie war dir Sem, wie war dir Cham bey dem Anblick?
Beyde Jünglinge sahn mit unersättlichen Blicken;
Ihre Seele war ganz im Auge gesammelt. Sie dünkte,
Itzo wären sie erst in den Morgen der Schöpfung gekommen,
Oder sie hätten bisher in dämmernden Schatten gelegen.

Was sie Helles zuvor gesehn, schien ihnen itzt dunkel,
Gegen die Mädchengestalt. So wie ein unglucklicher Blinder,
Dem der Erkenntnisse Thor von seiner Geburt an gesperrt stand,
Wenn die bedeckende Hülle von seinen Augen gerückt wird,
Plötzlich in einer neuen von ihm nicht vermutheten Welt steht,
Wunder des Lichts, der Farb' und Gestalt umgeben ihn ringsum,
Liegen vermengt vor ihm, er steht verwirrt von der Menge:
Also standen die Brüder Japhets verwirrt und vergaſsen,
Von der Bestürzung gefesselt, den kurzen Weg zu vollenden;
Standen und schwiegen, nur bebte der seufzende Busen; auch Japhet
Stand und schwieg, wiewohl in seinen Blicken mehr Ruh' war.
Allgemach schlug auch der Puls der andern sanfter, das Blut rann
Mit der stillsten Musik; sie standen nicht länger, sie flogen
Vor die Stirne der Mädchen, und Sem sprach grüſsende Worte:

„O, es ist wahr, wir haben den Wunsch der Seele gefunden,
Was in den Gärten des Paradieses am lieblichsten blühte,
Seine köstlichen Pflanzen, die im Verborgnen da wuchsen.
Seyd uns, o theure Gefundne, gegrüſst und verschmähet den Gruſs nicht,
Den euch Bewohner des niedern Gefilds zu geben gekommen,
Noahs Söhne, wir bringen von ihm den himmlischen Segen;
Wen der Gerechte segnet, der ist dem Himmel gesegnet.
Die uns Noah'n geboren, ist Milka, die Schwester des Frommen,
Dem ihr das Leben danket, der eure Tritte bewahret.
Küsset auch Milka's Segen von unsern Lippen, der Mutter,
Die den Himmel itzt preist, der ihr mehr Kinder gegeben.
Also hieſs sie uns sagen: die Söhne der alternden Tage,
Die ich Noah'n gebar, die mir unter dem Herzen gelegen,
Sollen nicht theurer mir seyn als die Töchter Jemima's, der Frauen,
Die ich vor allen Frauen in Eden und Assur geliebet.

Wenn uns der Gruſs erfreut, o Theure, so segnet uns wieder.»

Also sagte der Erstgeborne der Brüder. Die Erste
Unter den Schwestern versetzte darauf mit süssen Accenten:
«Hat euch die Schwester Sipha's dem Bruder Jemima's geboren,
O, so kommt ihr zu Euren Verwandten, die Töchter Jemima's
Nennen mit Rechte Brüder die Söhne Milka's und Noah's;
Noah's Söhne, die Sipha's Schwester dem Frommen geboren,
Bringen in Sipha's Haus der Freundschaft lieblichste Gabe.
Sollte der Väter Befreundung nicht auf die Söhne sich erben,
Nicht die Liebe der Mutter die Herzen der Töchter entflammen?
Seyd denn gegrüſst von den Eltern, uns angestammete Freunde!
Gebt uns den Kuſs des Segens und nehmt von uns ihn zurücke.
Kommet in unsere Hütt' und pflegt ein wenig der Ruhe,
Bis von dem Morgenopfer bald unser Vater zurückkommt.»

Also Debora. Die Jünglinge hörten die grüssenden Worte
Von dem nelkichten Mund wie die Stimme der Cither erklingen,
Drückten itzt kühner gemacht den Kuſs der keuschen Begrüſsung
Auf die jungfräulichen Lippen der Blutsverwandten. Itzt gingen
Jüngling und Mädchen in Sipha's Hütte. Die Augen der Brüder
Glitten nicht über den Glanz der Schönen, die Blicke verweilten:
Keine Miene, kein Zug blieb ihrem Forschen unsichtbar,
Noch die Gedanken die laut in dem Aug' und Angesicht sprachen.
Unvermerkt zog die leise Betrachtung jedweden von ihnen
Von den andern beyden, zu der, bey der er den Ton las,
Der zu seinem gestimmt war; was sie da fühlten, verschwiegen
Schamhaft die Lippen; so schwieg nicht ihre vielsagende Miene,
Noch die Seele, die strömend sich in die Augen hervorgoſs.
Sittsam war ihr Gespräch, wie dem Garten der Unschuld geziemte,
Und der Unschuld der Herzen bey diesem dreyfachen Paare,

Das von dem Herrn so begünstiget war; sie erkannten die Güte
Mit lobsingendem Dank die sie so begünstiget hatte.
Itzt kam Sipha vom Opfer zurück, in seinem Gemüthe
Lodert ein jugendlich Feuer, er fliegt in die Arme der Brüder.
Milde Thränen benetzten die ehrfurchtswürdigen Wangen,
Wechselnd strahlte sein Auge von einem Jüngling zum andern;
Manch liebkosendes Wort floſs ihm von den Lippen, er sagte:

„Drey besondre Gaben von Noah's blühenden Jahren
Werden in seinen Söhnen vor meinen Augen erneuert,
Sanftmuth und Ernst in Sem, in Cham ein offenes Antlitz,
Und in Japhet die himmlische Freud' in dem hellen Gemüthe.
Was für ein Schatz von Wonne für diesen glücklichen Vater,
Welcher in euch sich selbst, den Abdruck seiner Gedanken,
Seine Sitten erblickt, die sich auf Welten ergieſsen,

Auf unzählige Stämme von Reichen und Völkern verpflanzet,
Die von Euch unterrichtet mit Noah's Namen sich stärken,
Daſs sie nie von den Wegen des göttlichen Ahnherrn weichen.
Vormals waren auch mir nicht die süſsen Hoffnungen fremde,
Welche das Herz des Vaters erquicken; ein zärtliches Chor stand
Um mich herum, und alle von Einer Mutter geboren;
All' empfingen von mir die Bildung der Seel' und der Sitten.
Scenen von lieblichem Wohlklang, die Frucht der Freundschaft und Liebe,
Schwebten vor meiner Stirn in mannigfaltiger Aussicht;
Aber das schöne Gewebe von nahen Hoffnungen wurde
Durch die Missethat Einer, nur einer Stunde zerrissen;
Von mir gehet kein männlicher Stamm zu künftigen Altern,
Niemand in dem ich immerhin lebte, wann meine Gebeine
Schlafen, der Hymnen dem Heiligen sänge, der ewig gelobt sey!"

Sem versetzte: „Der ist nicht der Vaterfreuden, beraubet
Dem der Himmel wie dir die Töchter gegeben, den Ausbund
Weiblicher Tugend, geschmückt mit seinen theuersten Gaben,
Sanftmuth und Huld und Adel und Weisheit, dem männlichen Vorrecht.
Diesen Kranz von unschuldigen paradiesischen Blumen
Banden in einen Gebund wir oft in Gedanken zusammen,
Als den kostbarsten Schmuck, den wir zu denken vermochten,
Und itzt sehen wir ihn in der schönsten Blüthe, noch schöner
Als wir ihn denken konnten; wir sehn, wie er würdige Väter
Einem Volke verspricht, das von solchen Müttern geboren,
Auch von ihnen die Saat der edelsten Tugenden auffaſst.
Nimmer sollen die Töchter in unsern Augen gering seyn;
Was kann höher den Werth der weiblichen Tugend erheben,
Als daſs Gott sie so würdigen will, den Mann, den Gerechten,
Der das Unrecht vergütet durch seinen rechtfertigen Wandel,

In dem weiblichen Schooſs mit menschlichem Fleische zu kleiden?
Wie? wenn die Würd' er einer von deinen Töchtern bestimmt hat!
Diese Hoffnung, der Hoffnungen schönst', ist dir nicht verschlossen.«

Also Sem; und er drang mit der Red' in Sipha's Gemüth ein,
Und erfüllt' es mit blitzendem Licht; er sagte zufrieden:
»Deine Worte bekennen durch ihren göttlichen Inhalt
Deines Gesichts gottseligen Ernst, und das tiefe Vertrauen
Auf den Sohn der Verheiſsung in deine Seele gepflanzet,
Der soll der Inhalt seyn von unsern göttlichsten Reden.
O, wie wird mein Herz in mir flammen, wie wird es gen Himmel
Hüpfen, wenn Noah, der Mann nach dem Herzen Gottes, der Hörer
Seiner Stimme, der Seher, dem er sein Antlitz enthüllet,
Unsre Betrachtungen leitet und über die Sternen hinausfliegt!
Heut, wenn der Abend die Hitze des Mittags ein wenig gemildert,

Gehn wir in die Gefilde, die seine Wohnung umgeben,
Mir nicht weniger schätzbar, als diese, die näher dem Himmel
In dem vollesten Maſse den Einfluſs des Himmels bekennen.
Bis er von seinem Besuche der irdischen Zonen zurückkömmt,
Leb' ich da selige Tag' in meiner Schwester Umarmung.»

Japhet versetzte: «Der Freund, den deine Seele sich wünschet,
Wird dein Verlangen nicht täuschen; als ich vom Gebirg' in das Thal kam,
War er in seiner Hütte zurück von der zirkelnden Reise
Um die Gürtel der Erde; dort wartet er deiner, den Anblick
Eines rohen Geschlechts an deinem Arm zu vergessen.»

Sipha streckte mit Dank die Hände hinauf zu dem Himmel;
Unverbitterte Lust war in seine Hütte gekommen;
Durchgehends herrschte die Freude; sie floſs in Worten voll Seele

Ueber die Lippen der Brüder. »Was sind wir für glückliche Söhne!«
Rief Cham, »glücklicher, als der erste Bewohner des Gartens,
Ob er gleich Gottes Sohn war; er ward aus dem Garten verwiesen,
Drunten die Erde zu hacken, die Kräuter des Feldes zu essen;
Uns zu beseligen ward der strenge Befehl von dem Herrn Gott
Aufgehoben und als wir in menschenlosen Gefilden
Wandelten, (dafür hielten wir diese verbotnen Gefilde)
Kömmt uns der Eva Schönheit in dreyfachem Abdruck entgegen,
Nicht der Unschuld beraubt und nicht ein Fallstrick des Mannes;
Ungeübt in den Ränken der schlüpfrigen Töchter der Erde.
Sipha hat seine Kinder der Tugend bewahret, hier blicket
Durch die blühende Farbe das blühende, schöne Gemüthe,
Spricht in dem Wohlklang der Glieder. So hat es der Schöpfer geordnet;
Schönheit war von dem Himmel zum Pfand der Tugend gewiedmet,
Daſs es Zeugniſs ihr gäb' und des Jünglings Herz zu ihr lenkte.«

Sipha versetzte: „Das edelste Schön' ist das Schöne der Seele,
Wenn der Geist von der Erde zur Quelle der Schönheit emporblüht;
Wo die Tugend nicht wohnt, ist Schönheit Glanz nur und Farbe.
Tugend ist Schönheit. Zwar schön ist der thauende Frühlingsmorgen,
Schön ist im Osten der Phosphor mit seinem leuchtenden Auge;
Und wie schön sind auch diese Geländer mit Blumen gesticket,
Diese Früchte der Zweige mit ihrem wohlriechenden Schmelze:
Aber sind sie so schön wie die Freundschaft der Edelgebornen,
Wie die Kühnheit des Mannes, der groſs und edel da seyn darf,
Wo man die Tochter des Himmels verspottet? Und wiſst ihr was Schöners
Als die ruhige Hoheit des stillen verborgenen Lebens,
Wo der Friede mit seinem beständig grünenden Oelzweig
Eingang und Ausgang krönt, wo Unschuld und himmlische Liebe
Alle Tritte mit ihren heiltriefenden Flügeln bedecken?

Unterdeſs tanzten die Stunden im lieblichsten Schimmer vorüber,
Und itzt ſielen die Schatten der Bäum' in wachsender Länge.
Sipha ermahnte den fröhlichen Hauſen nicht länger zu warten:
„Leitet mich, Freunde, den windenden Pfad, der mich wieder zu dem bringt,
Der mir mich werther macht, weil er mich liebte; mein Auge
Sehnt sich das Antlitz zu sehn, das ich nicht mehr hoffte zu sehen.
Eilet! den Weg zu verschlingen sind meine Füſse nicht träge.“

Alsobald waren sie auf, auch die paradiesischen Mädchen
Schürzeten sich zur Reise, kein Säumniſs war bey der Unschuld,
Itzt nimmt Jeder von ihnen den leitenden Stab von der Pfoſte;
Dann winkt Sipha dem Japhet den Weg vor ihnen zu öffnen.

Achter Gesang.

Ehe die vierte Sonne mit ihren blassesten Strahlen
Noch die Stirn der Aurora entfärbet hatte, ging Sipha
Nach dem Haine, wo Gott das erste Verbrechen gerichtet,
Auf dem Altar, den er da gebaut, den köstlichen Weihrauch,
Seinen aufrichtigen Sinn und gelaſsnen Willen zu opfern.
Als er mit stillem Gemüthe die groſse Verheissung durchdenket,
Die mit göttlicher Milde der Richter der ersten Gefallnen
Ihnen gethan, daſs einst der Same des Weibes der Schlange
Sollte den Kopf zerquetschen, und itzt anbetend gedachte

Welcher göttlicher Mensch der Sieger Satans seyn müſste,
Und im Geist mit verlangendem Arm ihn gläubig umfaſste:
Siehe, da lauschte der Tod im Hinterhalte verborgen,
Sah ihn in stiller Betrachtung die Wege des Heiles erforschen.
Einer von seinen sanftesten Pfeilen in Balsam getunket
Trifft ihn ins Herz; die Bande des Leibs von Staube zerbrechen,
Und er sagte die letzten Worte: «Welch zukkendes Zittern
Tönet durch meine Nerven wie sanftgerühreter Saiten!
O ich zerflieſse! mir schwimmt das Haupt in süſser Betäubung.
Ist es der Tod? wie ist er so leicht! Mein Gott und mein Vater,
Nimm du, nimm meinen Geist auf! — Wo bin ich? aus welchem Gefängniſs
Bin ich entflohn? Ich seh' es, die irdische Schal' ist gespalten.
Welche Leichtigkeit fühl' ich! ein Strahl des Lichts ist nicht leichter;
Und wie hell ist's um mich herum! ich saſs in der Dämm'rung,
Und ich bin in die Sonne gekommen. — Vor meinem Gesichte

Neigt sich der Himmel, und Wolken von Nardus steigen hernieder,
Mir sich unterzulegen. — O laſst mich die Flügel entfalten,
Cherubsflügel an Stärke, mich über die Sterne zu schwingen!"

Also ſing er im sterblichen Leib an, und endigt' im Glanze
Eines ätherischen Geistes, mit neuen Kräften begabet.
Um sich her sieht er Schaaren von früher Verhimmelten warten;
Zögert' nicht länger; sie fliegen mit ihm empor zu den Vätern,
Nicht unerwartet von ihnen, nicht fremd in der neuen Geſellſchaft,
Lange schon war sein Herz bey ihnen gewesen und lange
Hatte nach ihrem Geist sein Geist sich himmlisch gebildet,
Und er durfte die Reih' der Gedanken im Staube nicht ändern.

Kürzlich darauf ging Sem beym Altar des Richters vorüber,
Macht' im Vorübergehen dem Gott, dem der Altar geweiht war,

Eine Verneigung. Er sieht den Vater in sitzender Stellung,
An den Altar gelehnt, von dem Arme das Haupt gestützet,
Sieht ihn entseelt, das Leben war schon aus der Hülle geflohen;
Doch enthält er sich nicht die kalten Lippen zu küssen,
Geht dann langsam, die unwillkommene Botschaft zu bringen.
Milka stand mit Debora und Thamar unter dem Vordach:
„Sipha wird in der Hülle von Staub,“ so sprach er zu ihnen,
„Nicht mehr mit uns den Herrn anrufen; er lebt bey den Vätern,
Näher bey Gott, und betet ihn an mit Enoch und Lamech.
Ihm ist der Engel des Todes am Altar des Richters begegnet,
Und ich küſste die Lippen, entseelt des einwohnenden Geistes.“
O! wie erschracken die Töchter, des Vaters beraubet, sie weinten,
Sahen steif in den Himmel, und glaubten, entzückt in Gedanken,
Daſs sie den Pfad sehn schimmern, den seine Seele geflogen.
Milka schwieg; sie erwog, mit welchem seligern Theile

Siphan der Herr begnadiget hätte, wie itzo Jemima
Seine Stunde der Ankunft im Land der Unsterblichen fei'rte.
Kerenhapuch lag noch vom Morgenschlafe gebunden
In der teppichbehangenen Kammer, in blühender Unschuld,
Gleich den Töchtern von einem nicht sterblichen Menschengeschlechte,
Dessen erster Erschaffner nicht abgefallen, die Kinder
Nicht aus der Art geschlagen. Mit Zärtlichkeit standen die Schwestern
Um die Schwester herum; ihr die Bothschaft des Todes zu bringen,
Daſs ihr Vater den Athem des irdischen Lebens verhaucht hat,
Kamen die Schwestern, allein sie sah'n sie schlummern und schwiegen.
Itzt erwachte die zärtliche Tochter und siehet die Nachricht
In den gesunkenen Mienen, bevor die Lippen sie sagen.
„Ist mein Vater dahin?“ so sprach sie, „und soll ich nicht wieder
Durch holdselige Worte sein Antlitz erhellen? Ich hätt' ihm
Diesen Morgen was Liebevolles von Mirza erzählet,

Seinem Liebling, was oft mir unsere Mutter erzählte,
Wie sie mich ihm an Zügen der Mien' und der Unschuld des Herzens
Aehnlich fand und mich küſst' und Thränen über uns weinte.
Mirza's Gemüth, so sprach sie, war edel, die Unschuld der Augen
Strahlet' aus seiner Seel' und war ihr lebendiger Abdruck.
Sipha hätte vergnügt an meinen Lippen gehangen,
Munterer wäre sein Geist, in die längst vergangenen Tage
Wieder zurück gewandert und hätte sie wieder genossen.
Aber ich soll nicht mehr die verehrungswürdige Miene
Ueber mich hingeneigt, nicht mehr sehn lächeln. Doch mein ist
Aller Verlust: ihn selbst erwarten nicht irdische Freuden
In den Hallen des hohen Olympus, und da ich so klage,
Kränzt ihm Jemima die Schläfe mit unverwelklichen Blumen,
Oder ihn habe sein zärtliches Herz zum Zögern geneiget,
Eh' er von uns in die Wohnung der Ueberirdischen eilte.

Seliger Schatten, wenn du noch um deine Verlassene schwebest,
Wenn du mich weinen siehst, so entküſs' ungesehen die Thränen
Meinen Augen, und gib mir nicht eitele Laſt zu umarmen!«

Also sprach sie entzückt in zärtlichen Schmerzen, und streckte
Beyde Händ' in die blühende Luft; in der sanften Betäubung
Glaubt sie, sie höre den Geist in dem säuselnden Weste daherwehn.

Jetzo gehn sie, den Leichnam zum letztenmale zu grüſsen
Und den Geruch des Todes zu riechen, der liebliche Düfte
In die Nase des Lebenden weht, der über den Staub steigt.

Sipha hatt' in ein Schweiſstuch die sanften Schmerzen des Todes
Aufgefasset, Sem nahm es und hüllt' es unter den Leibrock:
»Dieses soll mir,« so sprach er, »den letzten Todesschweiſs trocknen.

Aber von ihm ist der Erd' ein edleres Erbgut geblieben,
Würdig verwahret zu seyn, sein Lob des göttlichen Wandels
Und sein Reichthum an Tugend, der an der Seele bereichert.
Laſst uns den köstlichern Schatz in unsern Herzen bewahren,
Eines Schatz, den der Rost nicht nagt, die Zeit nicht verzehret!
Seine Frömmigkeit soll vor unserer Stirn nicht vergehen,
Immer soll unser Ohr sich zu ihren Ermahnungen neigen.»

Also Sem. Der fräuliche Chor weint kinliche Thränen
Ueber der Leiche, den Tag nicht eingedenk Speise zu nehmen.
Als die Schatten des Abends die offenen Hügel bedeckten,
Höhlt Sem tief in die Erd' ein Bette zunächst beym Altare,
Und die Frauen bestreuens in seiner Tiefe mit Myrten
Und mit Sträuchen von Cinnamomus, er senket die Hülle
In das begrabende Bette zum stillen Verwesen, sie warfen

Miltiglich Rosen, Violen und Blüthe von Jasmin darüber.
Dann bedeckt' er den Leichnam mit einem Hügel von Erde,
Die er mit Reisern vom Palmbaum kränzt. Er trat auf das Grabmal,
Und da rief er dem Leichname nach; „Ruh' sanft, o Verlaſsner,
In den ursprünglichen Staub gelegt, die langsamen Stunden,
Eine Nacht von Jahrhunderten durch, bis die schöpf'rische Stimme
Dich in die Felder des irdischen Lebens das zweytemal aufruft!
Eine sehr lange Nacht zwar nach dem Zeitmaſs der Erde,
Doch dem Leibe, der schläft, nur eine der kürzesten Nächte."

Milka war nur mit dem Leibe zugegen, ihr Geist war bey Sipha.
Aber die Töchter — sie sangen am Grab so gegen einander:
„Möchten wir Flügel der Morgenröthe die Schultern bedecken,
Daſs sie entfaltend ich über die Spitzen des göttlichen Berges
Hoch aufflöge, den glänzenden Pfad im Aether zu gehen,

Den der Gottselige ging, wo seine Tritte noch schimmern,
Daſs ich käm' zu den Bächen, die in den olympischen Auen
Unverwelkliche Blumen tränken; da wollt' ich die Blumen
Pflücken und sie Jemima bringen, dem besten der Väter
Neue Kränze zu flechten, die sollte dem besten der Gatten
Um die unsterblichen Schläfe die beste der Frauen umwinden!»

«Möchte zur Erde herab der hohe Himmel sich neigen,
Und ich fände vor mir die Morgenpforten von Jaspis
Offen und ging' hindurch in die Wohnung der Väter der Menschen,
Welche der ewige Vater für seine Gerechten bereitet;
Wenn ich da meinen Vater bey Gottes Heiligen suchte
Und ich fänd' ihn in Abels und Seths und Enochs Gesellschaft,
Daſs ich zu ihren Füſsen mich setzt' und Hymnen dem Höchsten,
Der ihn in seine Wonn' aufnahm, und Jubel ihm sänge!»

„Möchte der Engel des Todes mit demselben sanfteren Pfeile,
Der die Bande des Lebens von unserm Vater genommen,
Auch die Fesseln zertrennen, die meinen Geist zu dem Staube
Binden, wie wollt' ich dann frey, aus meinem Gefängniſs entflohen,
Ohne die Flügel der Morgenröthe mit eigenen Flügeln
Jeden Himmel des Aethers und Kreis des Olympus durchwandeln,
Bis ich zum Altar der Väter der Menschen käme, wo Adam
Priesterlich steht, das Rauchfaſs in seiner Rechten; dann sollte
Mein Gebet mit dem Weihrauch empor zu dem Throne der Gnade
Flieſsen, den Herrn zu preisen, der aus dem irdischen Wirbel
Unsern Vater befreyt' und in seine Seligkeit aufnahm,
Die er auch uns bereitet, wenn unsre Stunde gekommen!
Itzt noch gebührt es uns, Gott in den Banden des irdischen Lebens
Durch den gelaſsnen Willen und heiligen Wandel zu preisen."

Nach vollbrachter Bestattung, am blassen Licht des Kometen
Gingen sie stumm und langsam nach ihrer Hütte; sie fanden
Noah daselbst und Cham und Japhet, willkommene Gäste,
Ihre geschicktesten Tröster die Wehmuth des Herzens zu lindern.
Sanftes Weinen vermischte sich unter die Worte der Frauen,
Da sie sagten, von welchem Geschäfte sie kämen. Der Ahnherr
Sagte: „Für Sipha hat Gott gesorgt, der ihn von uns hinnahm
Ehe die Fluth an die Erde pochte. Die Stund' ist gekommen,
Die den Erdkreis und alle Geschöpfe darinnen dahinreiſst;
Wir, die leben, wir sind in unselige Tage gefallen,
Und ich komme herüber, um euch von dem obern Gebirge
Abzurufen; ihr sollet, von euren Gärten gerissen,
Mit mir, welchen ungleichen Ort, die Arche bewohnen."

Dann erzählt' er: „Als ich des Mittags, am Fuſse der Arche

Sitzend, in meinen Gedanken den Tag des Zornes gedachte,
Sah ich auf, und siehe! vor mir stand Raphaels Liebe,
Neue Befehle vom Herrn zu uns auf die Erde zu bringen.
Offenbar stand er vor mir und red'te den Willen des Herren:
Noah, so sprach er, der Tag des Gerichts ist nahe, die Hüter
Sind von dem Paradiese zurück in den Himmel gegangen;
Andre, die auf die Bewegung der Sphäre zu wachen gesetzt sind,
Haben Befehl bekommen, die Sorgen nunmehr zu verdoppeln,
Da der Komet der Erde sich nahet und bald sie berühret,
Und die eröffneten Urnen mit Fluthen über sie ausgieſst;
Denn in der Absicht hat Gott ihn dem Erdkreis entgegengesendet.
Dieser soll nur sechs Tag' in der Blüthe noch glänzen, die Fluthen
Sollen am siebenten Tag zugleich aus des Oceans Tiefen
Und dem Schooſs des geschwänzten Planeten, von beyden Seiten
Ueber das Erdreich fallen und da mit vereinigten Wassern

Alle Geschöpfe vertilgen, die über dem Trokkenen leben,
Alle, nur nicht dein Haus, und das Vieh, das mit dir in die Arche
Flieht, von der Vorsicht geweiht die vertilgte Welt zu ergänzen.
Sieh die Posaun', ich nahm sie drüben im Zeughaus des Himmels,
Wenn du sie bläsest, so wird Gevögel und wandelndes Viehe
Und Insekten zu dir, wie auf deinen Ruf sich versammeln,
An der Zahl von jeglicher Art so viel als bestimmt sind,
Und in der Arche die angewiesenen Zimmer bewohnen,
Friedsam da leben und deiner befehlenden Stimme gehorchen.
Halte denn dich bereit, damit an dem siebenten Tage
Dich die stürmende Fluth in dem göttlichen Baue geschirmt sieht.
Mir ist die Sorg' empfohlen die Thüre nach dir zu versiegeln;
Dann soll ich über den einherschieſsenden Wellen ihn halten;
Niemals werd' ich von dir weit stehn in den Tagen des Zornes.
Eile, schon hat der Engel des Todes mit heilendem Wurfspieſs

Sipha's Seele hinauf zu den heiligen Gottes gesammelt.
Also sprach er mit Eil' und schwang die mächtigen Flügel,
Von dem Schwunge der Flügel entstand weitwehendes Rauschen,
Wie von brausenden Winden, er flog hoch über Thamista.
Und ich hörte von ferne die Worte der donnernden Stimme:
„Gott ist, die Wag' in der Hand, auf seinen Richtstuhl gesessen,
Schon ist das Urtheil gefällt; der siebente Tag ist der Strafe,
Daſs sie die Erd' und ihre Bewohner im Wasser vertilge.
Weh' dem Geschlecht, vor welchem der Zorn des Ewigen aufgeht!"
Und ich fiel vor dem Gott, der die ebene Wage des Rechts hält,
Auf mein Angesicht in den Staub zu beten, dann ging ich
Euch im Gebirg zu suchen, daſs ihr mit mir in die Arche
Ginget, da unser Leben am Tag des Gerichts zu erretten.
Laſst uns die wenigen Tage, die in den Gefilden des Lichtes
Uns zu athmen vergönnt sind, mit festlichen Sitten und Opfern

Und mit Gebeten dem Herrn, der uns verschonen will, ſeyern."

Also der Ahnherr, er rief mit gesalbten Reden die Ruhe
In die schmachtenden Herzen zurück und sah sie zufriedner.
Täglich besucht' er den Söhnaltar mit Morgen- und Abend-
Opfern, er saſs auf dem Hügel, der Sipha's entschlafne Gebeine
Deckte, mit Andacht und lobte den Herrn, bey dem er itzt lebte,
Ueber dem Grabmal. Die Frauen bekränzten's an jeglichem Morgen
Mit Violen und Nelken und neugesprossenen Rosen,
Und die Männer benetzten's mit Wein vom rinnenden Palmbaum.
Noah sagte: „Mir ist, von Sipha getrennet, die Rechte
Abgeschnitten, er war der Arm, auf den ich mich stützte;
Da ich, o meine Söhn', ihn nicht mehr habe, so tretet
Ihr in die Wege des Edeln und denket und wandelt wie Sipha!"

Unter den stillen Sitten verflogen die Tage; den sechsten

Waren sie früh geschürzt, von den blühenden Lauben zu scheiden.
O wie pochte der Busen der schönen Siphaitinnen,
Als sie die Gärten und Blumenbeete zum letztenmal grüſsten,
Ihrer Gedanken Vertrauten, die Zeugen unschuldiger Freuden!
Wie als wollten sie etwas davon mit den Augen abätzen,
Hingen mit ernstem Blick sie über den blumigen Beeten.
Und wie ein Mensch, im Schiffbruch an eine Klippe geworfen,
Sie mit den Händen umschlingt und drückt und zitternd daran klebt,
Nicht nachgibt, wiewohl die Hände, die Knie' und die Füſse
Bluten, zerrissen, von Sand und Steinen durchstochen, er hält sich,
Bis die rückflieſsende Fluth ihn unerbittlich dahinreiſst:
Also klebten mit Augen voll Blut sie an ihren Geländern
Unbeweglich, sie weinten unhintertreibliche Thränen;
Aber sie riſs die höhere Macht des Schicksals von dannen.
Hapuch trug in der Linken den Strauſs von flammenden Nelken,

Ihren Liebling, dem sie in tändelnden Stunden den Namen
Salamander gegeben, bey dem ihn die Freunde der Blumen
Immerhin kennen; sie hatte mit seinem Wuchse gespielet,
Wo die Natur der Kunst nichts übrig gelassen zu bessern.
Noah hatt' ihr die Bitte nicht abgeschlagen, sie möcht' ihn
Wohl mit ihr in die Arche nehmen; die einzige Blume,
Die sich am Stock in die folgende Welt hinüber gerettet.
Thamar hatte nichts Schlechteres auf ihre Schultern genommen,
Ihrer Mutter gebalsamte Hülle, das theure Gemälde
Welches in dunkeln Zügen die Miene der Todten bewahrte,
Auch war's Noah zufrieden, sie mit in die Arche zu nehmen.
Aber Debora, du trugst zwo sanft gebogene Rollen
Unter dem rechten Arme, von Blättern des Baumes Papyrus,
Die in die Arche zu retten du nicht Erlaubniſs bedurftest,
Denn es waren die Psalmen Elisus, des Lieblings der Muse,

Den in den Tagen Enochs der Name des Göttlichen schmückte;
Denn er sang unnachahmlich der Gottheit verborgene Wege,
Welche der Geist, der Durchschauer der Tiefen Gottes, ihn lehrte.
Aber wiewohl Debora die Psalmen des göttlichen Sehers
In der Sündfluth erhielt, so sind sie für uns doch verloren.
Lange zwar hatten die Enkel Debora's und Sems nach der Sündfluth
Sie in der neuen Welt wie ihren Augapfel bewahret;
Aber bey ihren Enkeln verdarben die Sitten der Väter,
Und mit der Unschuld verdarb der Geschmack am Edeln und Hohen,
Weisheit und Künste, die Frucht der patriarchischen Tage.
Damals begruben die Laster, die selbst den Besten nicht schonen,
Auch die Psalmen des göttlichen Sängers im Staub des Vergessens;
Aber sie hat ein Seraph hinauf in den Himmel gerettet,
Und da singen sie immer die Engel und seligen Väter.
Möchte der Tag nie kommen, der jene hohen Gesänge,

Die von der Frucht des verbotenen Baum's und dem ersten Verbrechen
Singen, dem Untergang bringt, die ewig zu dauern verdienen;
Möcht' er nicht kommen, bevor an des zweyten Weltgerichts Abend
Himmel und Erde vergehn! Gewiſs den Lastern der Nachwelt
Soll's nicht gelingen, die höhern Gesänge vom Blute des Bundes,
Vor der Zerstörung der Erde, dem Untergange zu weihen;
Denn Gott wird sie der Wuth zu entreiſsen Eloa befehlen.

Traurig gingen die Schwestern durch ihre gepflanzeten Gärten,
Welche gleich finster die letzte Sorge der Schwestern bekannten,
Und itzt traten sie in den wildern Schatten, als Hapuch
Durch ein unüberwindlich Verlangen genöthiget, plötzlich
Ihren Nelkenstrauſs neben sich stellt' und mit Flügeln am Fuſse
Wieder zurückflog, noch einmal die liebsten Geländer zu schauen.
Dorten senkt sie mit schmerzender Wollust auf Beet' und Geländer

Einen langen hartnäckigen Blick und hemmte den Blick nicht,
Bis ihr das Herz ein Bach von Thränen erleichtert; sie weinte
Laut gen Himmel, dann sah sie wieder auf ihre Geländer.
Also sah ich die Freundin, der Bosheit der Hölle die Freundin
Aus der Umarmung riſs, zum Sarg der Verstorbenen fliegen;
Also heſtete sie den Blick auf die todte Geliebte,
Weinete laut gen Himmel, mit aufgehobenen Armen;
Plötzlich umfaſst sie das Haupt ihr mit beyden Händen und küſst es,
Küſst die Augen und küſst die Händ' ihr, die ein' um die Andre,
Ruft itzt ein feſtlich, ein ewig Lebwohl der Blume der Keuschheit;
Dann verläſst sie das Haus des Jammers mit fliegendem Fuſse,
Und es steht da verwaist, zum Wurm der Reue verurtheilt.
Hapuch flog so zurück, und die Gärten standen verwaist da.
Und itzt pocht ihr der Busen mit leiseren Schlägen, indem sie
In dem hintersten Gliede mit ihrem Vermählten daherging,

Allgemach öffnete sich das Herz der geduldigen Frauen,
Neue schuldlose Neigungen einzulassen; die Sehnsucht
Wächst in den zarten Gemüthern, das rettende Haus zu betrachten,
In dem Himmel entworfen; die Wunder des englischen Pinsels,
Des auf flachem Getäfel die ferneste Zukunft weissagt.
Als sie vor'm heiſsen Mittag zu Noah's Hütte gekommen,
Fanden sie Werke, der menschlichen Kunst verwehrt zu erreichen.
Doch wie bequem sie die Wohnung gleich sah'n, wie schön die Verzierung,
Wie sie die Tafeln mit Farben belebt und mit Mienen voll Seele
Sprechen sahn, dennoch konnten sie nicht dem Kummer gebieten,
Daſs er nicht seufzt'. Und als die Nacht von der Erden heraufstieg,
Flogen um ihre Stirne Phantomen in fremden Gestalten,
Von zweydeutiger Mien' und plötzlich wechselnder Farbe;
Banges Erwarten des Tages, mit Furcht gemischtes Vertrauen
Pochten durch ihren Busen und störten die Stille der Ruhe.

Itzt warf über den östlichen Berg der siebente Morgen
Seinen dämmernden Tag, den Vollstrecker schwerer Gerichte.
Noah war schon gegangen, den Morgenweihrauch nicht sparsam
Auf den Altar zu streuen: den er selbst unter dem Palmbaum
Baute, wo er die Säume von Gott gesehen und lebte.
Aber die kleine menschliche Schaar, die zum Leben bestimmt war,
Ging in die Grotte hinab, wo mit lebender Wärme die Wasser
Aus dem Abgrunde quollen. Nachdem sie die Glieder gebadet,
Hieſs die Stunde sie eilen, nicht länger war ihnen vergönnet
Sich zu säumen, sie gingen mit langsamem Schritt in die Arche,
Wie in ein Grab, das sie von dem Lande der Irdischen abschnitt.
Aber der Vater Noah stand unten am Fuſse der Brücke,
Die von der Erde bis an die Thür in der Mitte hinaufſtieg,
Mit der Posaune bewaffnet, die ihm der Engel gegeben,
Die sonst Engel nur bliesen. Von göttlichem Athem erfüllet,

Blies der göttliche Mann den leichtesten Hauch in das Silber
Dreymal in drey Absätzen; ein hoher, festlicher Ton floſs
Aus dem Metalle, der Berg ertönt in den Höhen und Gründen.
Groſs ist die Kraft der Posaun'; auf ihren schwellenden Tönen
Hob sich die Seele beflügelt mit heiligen Flammen gen Himmel.
Wie die Andacht von göttlichen Hymnen mit himmlischem Feuer
In die Gemüther blitzt und groſse Gedanken hervorruft,
Also strahlte der göttliche Schall in die Seelen der Menschen.
Wie zu Gesichten entzückt, mit sanft geschwollenen Muskeln,
Jeder Gesichtszug erhöht, voll andächtigen milden Feuers,
Sangen sie in antwortenden Strophen den Richter und Retter
Gegen einander: Wie wird das Ende des gottlosen Manns seyn?
Unter den Wegen, worauf er geht, ist ein Fallstrick geleget,
Sieh, er verstrickt das Netze sich selbst um die irrenden Füſse,
Furcht umgibt ihn, ihm stehen Verzweiflung und Angst an der Seite;

Ihn verschlinget ein Meer, das in tiefen Kammern still lag;
Wider ihn wird die Höhe sich senken, die Tiefe sich heben;
Seiner Blüthen erfreut sich der Tod, sein erster Geborner
Fällt vor ihm in die Grub', er soll noch Enkel noch Sohn sehn
Unter den künftigen Menschen, sein Name wird nimmer erwähnet,
Die ihn vormals gesehen, die werden fragen: wo ist er?
Er vergeht wie ein Traum, wie nächtliche Dünste verschwinden.
Also wird es dem gehn, der Gott den Richter verkennet,
Aber der wird nicht vergehen, der auf den Heiland vertrauet,
Der sich zu Gott dem Vorsehenden hält, den wird er erretten;
Jede Plage wird er von ihm entfernen, er wird ihm
Ueber der rinnenden Fluth ein Haus, das nicht wanket, erbauen.
Aber er würd' auf den Retter, ob er ihn tödtete, hoffen,
Auf den Heiland, der mitten im Strafen der Güte gedenket.

Alle die Zeit, so lang die Posaune den himmlischen Laut blies,
Standen die Menschen in hohes Gefühl zerflossen und sangen.
Als sie nicht weiter blies, so sahn sie ein seltenes Wunder:
Vögel und Vieh und Würmer, von allen Lebenden, kamen,
Einige sieben und sieben, in Paaren andre, sie kamen
Alle vom Berg. gehorsam dem ehernen Schall, auf den Flügeln
Oder den Schenkeln; vom flachen Land kam keines; die Vögel
Lieſsen sich vor der Brücke zur Erden nieder, sie gingen
Unterrichtet von Gott in die Arch' in sittlicher Ordnung.
Auch die Geschlechte der Würmer, daſs nicht ein einziges fehlte.
Da sie vor Noah die Trepp' aufgingen, zählt' er die Haufen,
Jegliches Volk, mit seinen Geschlechten und Arten. Erzähle,
Muse der ersten Erde, wer waren die Erdegebückten,
Die von jedem Hügel des Paradieses, von jedem
Grund und Plan in die Arche gingen, ihr Leben zu retten!

Ihrer waren von jeder Gattung, von allen Gestalten,
Allen Farben, von sanften Sitten, von wildem Gemüthe,
Menschenvertraut' und feindliche Thiere; mit Haaren, mit Wolle,
Andre mit Federn, mit hautigen Falten; erwähne derselben
Einiger nur: des Tigers, den Stärke, Schnelligkeit, Tücke
Furchtbar machen; sein trotziger Gang, die funkelnden Augen
Sprechen tyrannische Hoheit, ihn ehren Provinzen und Völker
Als den Fürsten, der über die Thiere zu herrschen gesetzt sey:
Kleiner und nicht so schnell, doch blutbegier'ger und wilder
Geht der Pardel nach ihm; zwo Arten Bären nach diesem,
Einer der sich, wiewohl im wärmsten Pelze gekleidet,
Vor dem Froste verbarg, wenn die lauen Lüfte die Erde
Wieder erwärmen, hervor dann gehet die Nahrung zu suchen,
Der er nach langem Fasten nicht mehr entbehret, dem Eber
An Gestalt nicht unähnlich. Ein Ungeheuer der andre,

Vor ihm zittert der Mensch zurück, Koloſs ist sein Körper,
Lang der Kopf, hochschenklicht die Bein'; auf den zottigen Haaren
Sitzen Flecken gestreut, hier weiſs, da roth, ihn erblickt man
Oft daſs er Fichten fället und sie in Planken zerspaltet.
Ungesellig vor Wildheit, man sieht ihn nimmer gepaaret.
Laſs mich das Pferd nicht schweigen, von schönem Anblick, wir sehens
Ueber die Aehren im Kornfeld springen, auf bergigten Höhen
Klimmen, herab in die Thäler steigen, itzt treten, dann trappen,
Aus dem Athem sich rennen, dann ruh'n; es spielet im Grase
Mit dem Westwind, oder es läuft mit ihm in die Wette;
Weder das Reh noch der Dammhirsch haben die Flügel am Schenkel.
Aber gedenk' auch andrer von mehrerm Nutzen dem Menschen,
Unserer Hausgenossen, die mitten bey uns in den Hütten
Wohnen, die wir bewohnen; das Feld uns bauen, uns nähren,
Die uns kleiden, bewachen, auf Reisen die Seit' uns bedecken;

Doch wer kennt nicht das Vieh, der Wirthschaft Gehülfen, die Schafe
Und die Ziegen, die Stiere, die Hunde, die zahmen Kameele?
Itzt gedenk' ich des Volkes der Luft mit Flügeln begabet,
Und zuerst des Fasans, doch geb' ich ihm nicht den Vorzug
Wegen der schönen Federn, ich lobe das niedliche Fleisch mehr;
Noch mehr preist ihn der Waidmann, der süssen Lustbarkeit wegen,
Die ihm sein Fang verschafft. Ein höheres Lob ist der Vogel
Von dem konischen Schnabel, der Anverwandte des Sperlings,
Daſs sie den Waldorchester versehn mit lieblichen Sängern.

Folgt das Geschlecht, so die Fluth mit der hautigen Klaue durchwandelt.
Einige stehn hoch auf den Füſsen, entblöſst bis zu'n Schenkeln.
Viele streichen nicht hoch von der Erde; mit mächtigem Fluge
Schwingen viel' andre sich in den Himmel der Wolken; die wohnen
An den Gestaden, und andr' in Forsten, zu welchen die Sonne

Nicht durchdringet; in ſelsigten Bergen, auf welchen kein Strauch wächst,
Andre . . . doch ich enthalte mich ihre Namen zu nennen.

Jeglicher Trupp ſand darinnen ununterrichtet sein Zimmer,
Freunde zu Freunden, Verwandte zu ihren Verwandten gelagert,
Alle freundschaftlich und sittsam, die rohen Sitten bezähmte
Ihre gemeinsame Noth, und noch mehr die Stimme des Retters,
Der in ihre Gemüther den ersten Frieden zurückrief.
Denn der mördrische Krieg war nach dem Abfall des Menschen
Bis in den Garten der Unschuld gekommen, die mächtigen Thiere
Würgten die schwachen und aſsen das Fleisch der todten und tranken
Warm ihr Blut. Also nagt unter den Söhnen der Menschen
Auch der wilde Karibe die fleischigten Knochen der Menschen,
Die er im Feld' erschlug; nur die wohlgesitteten Völker

Sind mit dem Tode der Umgebrachten zufrieden und gönnen
Ihnen ein dunkles Grab. Mit dem Menschen betrug das Gewild sich
Friedlich, sie scheuten den Glanz der denkenden Augen; sie hatten,
Itzt in der Arche beschlossen, für ihn die Triebe der Ehrfurcht,
Die sie für Adams Befehle gehabt, eh Adam gefallen.

Als die Arche die Thier' in ihre Zimmer genommen,
Stieg der Prophet zuletzt hinein; dann warf er die Brück' ab,
Aber die Thiere verschloſs mit dem göttlichen Siegel der Seraph.
Japhet hatte mit ernsten Gedanken die Menge der Thiere,
Ihre verschiedene Gestalt, den Wohlklang der Glieder betrachtet.
Als itzt jedes Geschlecht sein eigenes Zimmer bewohnte,
Brach er sein denkendes Schweigen und sprach: »In welches Erstaunen
Sinket mein Geist, wenn ich die schöpferische Weisheit erwäge,
Wie sie in jeder Veränderung dem Ebenmaſse getreu bleibt,

Wie das ewige Maſs mit Zirkel, mit Cubus, mit Sphäre,
Jeden Theil mit dem Ganzen in nettem Wohlklang verbindet:
Eine vollkommene Kette zusammenflieſsender Glieder!
Wunder mit Wunder verknüpft, die vielfältigen Mengen entfernen
Durch den stillesten Schritt unvermerkt sich unter einander;
Aber sie nähern einander auch mittelst der feinsten Bande,
Arten den Arten, Geschlecht dem Geschlecht, und Reiche den Reichen:
Eine harmonische Leiter der mannigfaltigsten Wesen!
Welche Weite, vom Pferde zum Vogel, vom Vogel zum Wurme!
Doch ist jedes ein Glied die Kette vollkommen zu machen.
Noch ist die Kunst nicht erschöpft, und immer wächst mein Erstaunen,
Wenn ich Handlung und Sitten in ihrem Betragen betrachte,
Die inwendig Gefühl und herrschende Triebe verrathen;
Wenn mit Stolze der Pfau sein Rad ausbreitet, vom Schalle
Aufgewecket das Pferd mit jeglichem Gliedmaſs horchet;

Wenn sich die Hund' einander mit froher Geberde begrüſsen.
Aber wie sehr die Neigungen jeglicher Art sich entfernen,
Fehlt es doch keiner am nöthigen Werkzeug, die Triebe zu stillen.
Gottes Kunstwerk verlangt kein fremdes Gewicht sich zu heben,
Noch die verbessernde Hand; es ersetzt durch sich selber den Abgang.
Zwar sind sie nicht auf ewig gemacht, sie gehen zu Grunde,
Wenn das verordnete Ziel der ursprünglichen Anlag' erfüllt ist.
Da die Geschöpfe mit mir in einem Raume verwahrt sind,
Seh' ich mich in der Natur Kunstkammer sitzen; hier werd' ich
Nimmer den Tag bestrafen, er flieſse zu träge vorüber,
Wo dem geschäftigen Geist mit immer neuer Entdeckung,
Ueber der Fluth, die um mich herum die Erde bedecket,
Solche Reihen von Stufen des Lebens zu schauen vergönnt ist.
O wer die Werke des Schöpfers so sieht und sie mit Gefühl sieht,
Der bespricht sich mit Gott, und er lernet Gottes Gedanken!"

Also sprach er, ihn hörten die Menschen und
waren zufried'ner.

Unterdeſs war die Sonne bis nahe zum
Abend gesunken,
Noch war an stillem Licht der Tag den vorigen
Tagen,
Seinen sanftflieſsenden Brüdern, in allem ähnlich
geblieben;
Assur war selbigen Tag durch die Flucht der
Sündfluth entflohen.
Aber die Zonen, die jenseits die Kugel der Erden
umgürten,
Hatte die strafende Hand am frühen Morgen
getroffen;
Denn alda war der Stern in seinem Laufe zur
Sonne,
Im Durchschneiden der Erdbahn, zuerst der
Erde begegnet.
Damals war jene Hälfte der Erd' unglücklich
genöthigt,
Nicht nur die Pyramide des neblichten Schweiſs
zu durchwandeln,
Sondern die Ufer der Atmosphäre des Sterns
zu betreten.
Etliche lange Stunden war sie geplagt mit dem
Durchzug,
Da mit seinen Dünsten sie rang, gezückt ward
und zückte.

Wunder geschahen am Himmel und Wunder hier unten am Erdkreis;
Muse, du hast sie gesehen, und kannst sie mir sagen, entfalte
Deine Gesichte vor mir; wiewohl es die traurigsten waren,
Eine verwüstete Welt, doch horch' ich, versenkt in Erwartung;
Ungesagte Geschichten von dir zu hören! — Vergebens
Sah des Morgens der Mensch dem kommenden Tag entgegen,
Statt des erwarteten Lichts, stand über dem östlichen Himmel
Nächtlicher Nebel, der über die Gürtel der liegenden Erde,
Seinen Mantel verbreitend, das Licht der Sonne nicht durchlieſs;
Unter ihm lagen in falber Nacht das Meer und die Erde.
Was für Vulkangebirg' in dem fremden Sterne sonst flammten,
Waren erloschen und streuten für Licht nur Dampf auf die Erde.
Um ihn hing ein Gezelt, gewebt von salpetrischem Geiste,
Von da floſs der Geruch bis zur Erd' in die Nase der Menschen.
Furchtsam schwebte der Mond im Westen, de Spiegel der Sonne,

Damals mit voller Scheibe vom sonnegeborgeten Lichte,
Für sich selber besorgt bey dem Kampfe der stärkern Planeten,
Daſs sie ihn nicht ergriffen. Die Dünste des Sterns und der Erde
Bildeten wilde Gesichte, den Tod in tausend Gestalten,
Säbel und Pfeil, und Wagen mit Sensen, und Bahren mit Leichen.
Ueber der Luft und dem Land saſs taub und Unglückweissagend
Fürchterlich Schweigen; so sitzt es hinter der bleyernen Pforte,
Wo der Engel des Todes den Stab hält. Einbrechende Kälte
Zeugt' in dem warmen Klima den Winter; die Thiere des Feldes
Rochen den Tod, der über sie (!) schwebt', und heulten gen Himmel.
Aengstlich recketen diese den spitzigen Kopf aus der Höhle,
Andere liefen die Läng' und die Quer; itzt vorwärts, dann rückwärts.
Ohne Ruhe; noch andere drängten sich dicht an einander.
Als der Komet den Gränzen der Erde so nahe gekommen,

Daſs er kaum seinen Durchschnitt von ihrer Kugel entfernt flog,
Sieh, da verlieſsen die Wasser des Oceans ihre Gestade,
Hoben den Rücken empor und schwollen gegen den Stern auf.
Denn sie zog der Komet, indem er über dem Erdball
Fürchterlich hing. Also stand über Ischariots Haupte
Satan, in sein Gehirn den Verrath der Unschuld zu hauchen.
Lange schon streifte die Atmosphäre des fremden Gestirnes
An die Gränzen der Erde, die beyden vermengten sich kreuzend,
Seltsam verflochten; mit Arbeit und Müh rang Stern und Erdball
Einen Pfad durch den andern, damit er unaufgehalten
Seinen verordneten Kreis in des Aethers Gefilden vollbrächte.
Also umschlangen sich einst auf der Spartischen Kampfstatt die Ringer,
Brust an Brust, und Schenkel um Schenkel; die Leiber der Beyden,
Glaubte man, wären zusammen in Einen Körper gewachsen.
Heftig zogen, und wurden Komet und Erde gezogen,

Zwar mit verborgener Macht, allein mit empfindlichen Wehen.
Von den atlandischen Schultern der Erde zur innersten Höhle,
Fühlte sie nicht gewöhnliches Zucken, von Schmerzen gebeuget
Sanken die Schultern zur Brust; die tief verwahreten Meere
Brachen die Riegel und flüchteten über die Breiten der Erde,
Durch und durch bebte die Erde, gerührt von fiebrischen Stöſsen.
Also bebte sie nicht, wie in unglückseliger Stunde
Eva die Hand ausstreckte, die Frucht von dem Baume zu stehlen,
Und die Erde die Wund' empfand, und um und um Zeichen
Ihrer Empfindung gab, daſs alles verloren gegangen.
Von der Gewalt im Grund unwiderstehlich erschüttert,
Fielen die Thürme zu Trümmern, die Tempel und hohen Paläste,
Hügel sanken auf Hügel, und Klippen stieſsen an Klippen.
Als die Planeten so kämpften, zerriſs der Dunstball des Schweiſsterns;
Seiten wie vorgebürgte Gestad' entschlüpften zur Erden,

Wanden um sich herum in schwarzen wolkigten Schläuchen,
Voll Gewässers, die Mündung mit schwachen Banden beschlossen.
Niemals zuvor noch hernach hing solcher eiserner Himmel
Ueber dem Land', auch nicht als Vesuvus Mauern von Rauche,
Undurchsichtigen Dampf, mit Todtenkrügen umwunden
Ueber dem Tempel der marmornen Heraklea gewölbet.
Eine Nacht hing über der andern an ehernen Ketten,
Schwärzere Schatten, als welche sich über Cimmerien hängen,
Oder als unter den Vorgebirgen im Himmel sich häuften,
Da der Englische Krieger, aus ihren Wurzeln gerissen
Und den Boden hinaufgekehrt, sie hoch in der Hand trug,
Unter dem Schutte das neuerfundne Geschoſs zu begraben.
Oefters erhellte die tödtlichen Schatten ein schlängelndes Blitzen,
Breit wie ein Strom und kreuzend vom Aufgang zum Untergang. Donner
Brüllten mit schmetternder Stimm', und unter die Stimme des Donners

Heulte Verzweiflung. Der Tod war in allen Gestalten vorhanden;
Hing in der Luft und wühlt' in der Erd' und stürmte vom Meer her;
Wo man hinsah, da droht' allgegenwärtig sein Antlitz.
Aber itzt rissen die Bande der Wolken, die Urnen und Schläuche
Thaten sich auf und gossen kometische Meere hinunter.
Wen nicht die Erde begrub, den ergriff die Fluth, o sie schleppte
Unerbittlich zum Tod Nationen von Menschen und Thieren.
Von der gehörnten Fluth gespart, auf Berge geflohen
Standen da blasse Schaaren, den Tod nur länger zu schmecken,
Keuchten nach Luft und umschlangen mit beyden Armen die Bäume,
Eine Frist von drey Athemzügen vom Tod zu gewinnen.
Ueber sie rauschte die Fluth mit Riesenschritten, nicht müde,
Bis sie die Erde durchwandert hatte von Pole zu Pole.
Ach, sie erhaschte die Sünder in ihrer sichersten Stunde,
Eingeschläfert, im Schwindel der Lüst' und des Unsinns begraben,

Denn sie kam wie ein Feind; der in der Mitternacht einbricht.

Als in Chus Magogs Blut durch seinen Tempel geronnen,
Folgt' ihm Araxes von Erbrecht, der unter den Frauen erzogen
Von dem Reiche zuvor nichts mehr als den Serail gesehen.
Tydor herrscht' und tränkte das Schwert mit Blute der Besten;
Weder der rothe Komet, der täglich feuriger blitzte,
Noch die Stimme, die donnernd den Tag des Zorns weissagte,
Stillten bey ihm die Lust des Mordens, er wuſste nichts Schöners
Als ein Antlitz mit Jammer, mit Zügen des Todes gezeichnet.
Aber ein Funke der Gluth, die in dem Himmel entzünd't wird,
Hatte Laomers Söhn' ergriffen, das Leben verachtend
Krochen sie aus der Höhle hervor, in den Gassen von Beder
Laut die verkannte Wahrheit zu rufen, der Vater der Menschen
Hätte sie nicht zu Sclaven des Säbels bestimmet, die Freyheit

Wär' ihr Erbgut, und nur der Feige zum Knechte geboren.
Tydor befahl die Empörer an's Holz des Kreuzes zu nageln.
Als er herabsah, den Grimm an dem Tod der Groſsmuth zu weiden,
Fielen die Pfeiler der Erd' und zogen ihn unter den Abgrund.
Beder ward von der kommenden Fluth verschwemmet, sie war itzt
Keine Stadt mehr, der Tod war in ihre Paläste gedrungen.

Anais theilt' in dem thörichten Masis mit Asdod die Ehre,
Rächer der Gottheit, den Ruhm durch Mord und Meineid erworben.
Anais starb, er nahm auf den Thron zween Zwillinge zu sich;
„Wie drey Winkel," so sprach er, „das Dreyeck krönen, so sollen
Auf dem Throne des edelsten Volks drey Könige sitzen."
Aber die Zwietracht bestieg den Thron mit ihnen, sie zogen
Gegen einander in's Feld; mit Helmen vertauschten die Priester.
Da der Komet am Himmel hinaufſtieg, sagten sie, Seuchen

Lägen in seinem Schweif; er würd' ihn nach
kurzem entfalten,
Seinen verschlossenen Gift auf ihre Gegner zu
gieſsen.
Aber die Fluth schleppt' ihn und seine drey-
häuptige Herrschaft
Unter den Golfo des Abgrunds; die beyden Sek-
ten, die Gott goſs
Und die sein Bildniſs zerbrach, verdarben zu-
sammen im Wasser.

* * *

Sichar hatt' in der Schlange das Herz zum
Schöpfer gewendet,
Flehte gen Himmel; der Richter erbarmte sich
seiner, er nahm ihm
Wieder die Schlangengestalt, das göttliche Men-
schenantlitz
Trat in die Stelle der spitzigen Köpf', er sah
mit dem Haupte
Aufgerichtet gen Himmel; itzt stand er auf
menschlichen Füſsen.
Aber der Natter entflohn, gedacht' er nicht mehr
an den Engel,
Der in das Vieh ihn stieſs, noch an den, der
ihn wieder erhöhte;
Wälzt' in den Lüsten sich wieder, die ihm zum
Viehe versenkten,
Da erhascht' ihn die Fluth in dem Schooſs un-
flätiger Laster,

Seinen Orchester mit ihm, und seine Gärten der Wollust.

Selima hatte Jarmut zum Tempel der Erde geweihet,
Dahin kamen auf seine Feste die Völker der Plänen,
Die an dem Pison liegen, den einzigen Gott zu bekennen,
Und den gesandten Propheten, der auf der Schneide des Schwertes
Ihnen das neue Gesetz gebracht, ihr Prophet und Beherrscher.
Sua war der Vertraute bey seinem Betruge gewesen;
Mit ihm that er die Wunder, verbarg in die Spalten des Felsens
Eine Kamelin, und als der Prophet geboten, der Felsen
Sollte sein Zeugniſs ihm geben und eine Kamelin gebähren,
Sprang sie, von Sua belehrt, her durch die Spalten des Felsens.
Aber als Selima Asan vergiftet, so fluchete Sua
Asa's Mörder in seinem Herzen; er liebte den Jüngling,
Wie er sein Eingeweid' liebt', er entdeckt' in den Hallen des Tempels

Selima's Falschheit vor allem Volk und des Aelt'sten des Volkes;
Und er machte sie wankend in ihrem thörichten Glauben.
Aber der Künstler der List blies durch pyrobolische Röhren
Unter die Rotte Feuer, die Aufruhr wider ihn red'te;
Feuer, so sagte der Lügner, womit die Keile des Donners
Zugespitzt sind, ihm hätt' es ein Engel gebracht, unauslöschlich,
Alle zu tödten, die seine Sendung zu schmähn sich erkühnten.
Indem daſs er das Feuer noch blies und Meere versengte,
Spalteten die Brunnen der Tief' und speyeten Meere,
Die ihn mit seinem Geschütz und seinen Empörten verschlangen.

Alle, die an dem Gestade des weinvollen Damna die Tänze
Leiteten, oder die Blüthe des jungen Lebens verküſsten,
Oder von starkem Getränk erschüttert die rasende Freude
Ueber die höchsten Palläst' aufjauchzten, verdarben im Wasser.

Welten verhärteter Sünder, Verleugner Gottes verdarben
In den Wassern, mit ihnen ereilten die strafenden Wogen
Auch die wenigen Frommen, die in unseligen Tagen
Aufrecht standen und Gott nicht unter den Göttern verkannten.
Aber auf sie war das Antlitz des ewigen Vaters gerichtet,
Und von ihnen nicht abgewendet, wiewohl er es zuliefs,
Dafs die vertilgende Fluth sie mit den Sündern ergriffe.
Denn die Tugend entreifst die Besten der Menschen dem Tod nicht,
Ihrer wartet ein edlerer Lohn als das irdische Leben.
Diese hatten kein Opfer den Fürsten der Hölle geschlachtet
Und nicht im blinden Schicksal die ewige Weisheit verloren,
Oder das Knie vor Göttern gebogen, der Arbeit des Hammers,
Oder vor niedrigern Götzen, den seeleverleugnenden Lüsten;
Gottes Absicht getreu und ihren unsterblichen Seelen,
Durch das Beyspiel der Menge nicht hingerissen zum Abfall,

Einzig besorgt vor dem Angesicht Gottes gerecht zu erscheinen;
Tapfer genug für die Wahrheit, Gelächter und Haſs zu ertragen,
Haſs der Priester, der tödtender als der Könige Haſs ist.
Einige waren bey ihnen von Jareds gefallenen Enkeln,
Die, von dem rothen Stern in ihrem Gewissen geängstigt,
Spät die zertretenen Spuren der groſsen Verheiſsung erfrischten,
Auf zu Gott sahn und mit zerknirschten Herzen ihm flehten.
Aber ich will die Namen von etlichen nennen, die Namen
Sind in das Buch des Lebens mit göttlichen Lettern geschrieben,
Und sie hat die Muse von Sion da glänzen gesehen.

Thirza, ein arbeitsam Weib, durchschleppt ihr Leben mit Spinnen,
Um sie her standen sechs Kinder den kleinen Gewinn zu genieſsen,
Arm und gerecht; als sie mit Sorgfalt das Wollengespinst wägt,
Bis in der Luft leichtschwebend die ruhende Stange der Wage

Jegliche Schal' gleich hielt und keine leichter hinaufſtieg,
Wankte die Erd' und ein fallendes Dach bedeckte die Sorgen.

Hasem schien für Semira geboren, ihr Hang nach der Tugend
Und ihr Geschmack am Schönen versprachen ihm güldene Tage;
Aber sie hatt' ihr Vater schon einem Andern gegeben.
Liebe zu ihr lieſs ihn der schmerzenden Sehnsucht zum Raube;
Hätt' er sie nicht geflohn, so wäre die Liebe gewachsen,
Nicht mit geringer Gefahr für seine Tugend; er sahe
Seine Geliebte nicht mehr und riſs sein Herz vom Verderben.
Einsam stand er, auf einen der höhern Hügel gerettet,
Sah in die wachsenden Meere mit Leichen bestreu't; ein Mädchen
Schwamm an seine Gestad', es war die geliebte Semira.
Hasem erkennt sie und weint laut auf, sie öffnet die Augen
Und erkennt ihn und ruft und breitet die Arme nach ihm aus,

Und er faſst sie mitleidig in seinen Arm, doch die Fluthen
Rauschen einher und begraben die sich umarmenden Beyde.

Eliphas waren von Omar dreyhundert Pfunde vertrauet
Daſs er sie Helim liefert; es war kein Zeuge gerufen,
Kein Denkzeichen gegeben, und Helim war Eliphas Todfeind,
Königlich Helims Schätz', er ruht auf dem Sopha der Wollust;
Eliphas seufzet' im Elend der Armuth; dreyhundert Pfunde
Hätten ihn aus dem Schooſse des Elends gerissen, und Niemand
Hätte den Raub gewuſst, doch Eliphas gab sie dem Helim.

Caled hatt' ein so lebhaft Gefühl von der Güte des Schöpfers,
Daſs er den Himmel nie bat von ihm das Unglück zu wenden,
Ob es ihn gleich in der Unschuld des reinsten Wandels verfolgte.
„Elend," so sprach er, „das ohne Verschuldung kömmt, ist nicht Elend.

Nein es ist Glück, und glücklich der Mann, zu dem es gesandt ist.«
Weder Gefühl von dem Rechten, noch von der vorsehenden Güte
Hemmten den Lauf der Wellen, die stürmend kamen, sie faſsten
Caled und Eliphas an und rissen sie unter den Abgrund.

Zalmon, ein Sclav', in der Blüthe der Jugend, verschmähte die Küsse,
Welche Lippen mit Nelkengeruch umflossen ihm boten,
Denn er ehrte das ehliche Bette; die schamlose Schöne
War vermählet mit seinem Herrn, dem härtesten Herren.
Dreymal hatt' er sich schon aus den geilen Armen entrissen;
Da ihn gebunden sie mit garstigen Küssen bedeckte,
Rauschten die Wasser einher: er dankte den rettenden Fluthen.

Helez und Ada, sie sahn den liebenswürdigsten Knaben,
An den Brüsten der Tugend gesäugt, zum Himmel sich schwingen

Zopha war wie ein schossender Baum am Brunnen gepflanzet,
Dessen Aeste hoch über der Quelle den Schatten verbreiten,
In der Blüthe des Lebens schon reif mit Früchten des Alters;
In ihm hauchte der göttliche Geist; sie hofften, er würde
Seine Jahr' in die Tage des Weibessamens erstrecken,
Daſs er im Fleisch ihm dient' und die Riemen der Schuh' ihm entstrickte.
Aber die Hoffnung, die Blüthe, zerschnitt die Sense des Todes.
Als sie an seinem Grab um ihn weinten, so that sich die Erd' auf
Und entdeckte den Todten, und riſs sie zu ihrem Beweinten.

Sobak hatte die Hälfte von seinen Schätzen verbrauchet,
Vater des frommen Castrechts, den Fremdling, der Freunde Beraubten
Nahm er unter sein Zelt, wenn die Winde vom Aufgang wehten;
Ihn erkannte der Mangel für den, der den Mangel erwürgte.
Da entwandten ihm Räuber die andere Hälfte der Habe.

„Mir nicht," so sprach er, „nicht mir, sie haben den Fremden und Armen
Ihre Speise geraubt." Ihn dünkte sein Leben beschwerlich,
Da er ihnen nichts mehr zu geben hatte. Die Fluth kam,
Sobak sahe sie kommen und dankte den Fluthen. Auch Husan,
Du auch, die Ehre der guten Natur, die Freude der Engel,
Fandest den Tod in der Fluth, du vergabst am Abend das Unrecht,
Daſs nach dem widrigen Tag ein angenehmerer folgte,
Denn wie ein Heiltrank war verzeihn dir, du rächtest mit Wohlthun.

Mathan war bey dem Wild' erzogen, sein sinnliches Volk war
Gut, wenn das Blut nicht schäumt', als Schwachheit sanft wie das Viehe.
Aber er hatt' ein Gefühl die Reize der Tugend zu fühlen,
Und er liebte das, was er so reizend fühlte: „Wie selig."
Sprach er, „bin ich, daſs ich die Schönheit der Tugend erblicke
Und die Anmuth empfinde, womit sie die Seele beseligt!

Aber mir ahnt noch höhere Wollust, die Quelle zu lieben,
Von der dieses Gefühl in meinen Busen herabfloſs.
Das ist Der, von welchem ein jeder Laut, den die Luft wiegt,
Meinen Ohren verkündigt, von dem ein jegliches Stäubchen
Etwas zu meinen Augen gleich einem Spiegel zurückschlägt;
Aber in Nacht verhüllt. Wie fürcht' ich, ein tödtlicher Miſstritt
Hat von mir sein Antlitz entfernt, er hat sich verborgen,
Und ich tappe, von ihm unerleuchtet, in ewigen Schatten!
Wüſst' ich den Geist, der sein Angesicht sah, der nahe bey ihm lebt,
O wie wollt' ich ihn flehn, damit er mir mehr von ihm sagte,
Und die Weiten verschlänge, die zwischen Gott und mir liegen.
Wenn erst der hindernde Staub von meinem Geiste gewälzt wird,
Möchte was so ihn sucht, so verlangt, noch immerhin leben,
Und von ihm heller bestrahlt, mit bessern Augen entdecken,
Wie er von mir geliebt, wie er angebetet seyn wolle.

Also hofft' er, die Fluth entriſs ihn dem Staube. — Kleinmüthig
Bog Amraphel das Knie vor Göttern von Erz, denn er scheute
Elend und Tod, sonst ging er die Wege der Tugend, und weinte
Sitzend im Staub und flehte den Gott der Götter um Gnade;
Sitzend im Staub, von dem Richter erhört, ereilten die Meer' ihn.

In dem gestadlosen Meer, mit den Leichen der Sünder vermischet,
Schwammen die Körper der Edeln, zur Seite der Thiere des Feldes.
Alles Fleisch, das sich von der speisetragenden Erde
Nähret, verfolgte der Tod weitherrschend von Zone zu Zone.
O wie war die Gestalt des Landes verkehrt, wie verwandelt!
Wo nur jüngst noch der Lenz in seinem blumigten Kleide
Zwischen der duftenden Ros' und dem Liede der Nachtigall lachte,
Schmachtet' er unter den Banden, womit die Fluth ihn gebunden.
Schweflichte Dämpfe von finstern und groben Erzen des Abgrunds

Flogen empor und mischten mit Gift die Luft und das Wasser.
Unterdeſs floh der Komet, und rühmt', ihm hätte die Erde
Nichts als die äussersten Ecken der Dunstgebirge genommen.

Aus dem neunten Gesang.

Noch war Alles nicht untergegangen; noch hatte die Strafe
Assur gespart, nicht verfehlt. Entfalte die tödtlichen Scenen,
Muse, wie sie allein vor der Arche vorübergegangen,
Als sie auch Eden zerstört' und der Gärten Gottes nicht schonte;
Sage, wie sie die Riesen in ihren Sünden erhaschte!

Noah's weissagende Worte von einer kommenden Sündfluth
Wurden nur mit dem Munde verlacht, sie hatten den Weg sich
In die Herzen der Riesen gegraben, sie klopften inwendig
Unter des Opiums Dünsten und in den Kammern der Wollust.

Alle Lust war vergiftet. Noch banger schlugen die Adern,
Als der Komet itzt täglich mit breiterer Stirne heranwuchs
Und nach Kurzem sein Schweif die Hälfte des Himmels bedeckte.
Og saſs auf dem hierarchischen Stuhle, die hohen Giganten
Hatten die Furcht vor ihm, mit welcher sie Dagon gehorchten.
Täglich schlachtet' er Opfer dem Gott Adramelechs, dem Zufall:
Söhne der Menschen für Schafe, daſs seine geflohenen Götter,
Von dem Geruche gelockt, zurück zu den Sterblichen kämen,
Ihnen den Muth zu erhöhn. In Furcht und Zweifel verloren,
Irrt er von Zweifel zu Zweifel. Er sprach: «Von Dünsten erzeuget,
Ist der Stern auf den Strahlen der Sonn' in die Luft aufgeflogen;
Oder es sind die Trümmer von einem Stern des Milchwegs,
Die der Bahn ungelehrt im Sternenhimmel umirren;
Oder es ist ein schwimmendes Land, ein Fahrzeug, von Göttern,
Freunden der Rieſen bewohnt, wenn irgend ein feindlicher Dämon

Ueber die Zonen der Erde die Wasser der Oceaniden
Gösse, sie einzunehmen und ihre Seelen zu retten."
Fiebrische Träume! dann sann er auf neue Gebräuche, die Ströme
Göttlichen Ursprungs, den Perath und den pfeilgeschwinden Hidekel,
Geister der Wasser, dem Land, das sie empfängt, zu vermählen.
Priesterlich angekleidet, im langen Talare von Byssus,
Auf dem Haupte die Inſel von siebenfach thürmender Krone,
Stieg er in einen Kahn von der zweyfachen Bildung des Greifen,
Adler und Löwe, begleitet von allen Herrschern in Assur,
Die ihn in schlangenköpfigten kleinern Kielen umflossen.
Und so fuhr er hinaus in den Sund, wo ihre Gewässer
Beyde Flüsse gesellig in einem Strome vermischen;
Räucherte da den Göttern, die ihre Wasser beherrschen.
Nach dem Opfer umfaſst er das Bildniſs der hohen Thamista,
Eine gegoſsne Göttin von Gold mit thürmendem Haupte,

Reichgebrüstet, er küſst, er umarmt sie und senkt sie ins Wasser.
„Phrat und Hidekel," so sagt er, „zusammengeflossene Götter,
Steiget hervor und nehmt in eure krystallene Kammern
Eure Braut auf, die sich nach Euren Umarmungen sehnet;
Höret nicht auf, die Gefild' an ihrem Gestade zu küssen,
Aber, o schwellt die Fluth nicht über den Saum der Gestade.
Da er senkte die Statue, tauchten sich an den Gestaden
Myriaden von Sclaven, aus frommer Thorheit, im Flusse.
Einige von dem Hierarchen gelehrt, betheu'rten, sie hätten
Unter dem Wasser die Geister des Stroms gesehen dahergehn,
Göttlich von Ansehn, das Haupthaar mit Schilf bekränzet, lazurblau
Ihr Gewand, und die Stirne mit Steinbockshörnern geschmücket;
Und sie hätt' ein Gefolg seegrüner Nymphen bedienet.
Aber als Og in den Stolz vergötterter Priester zurückfuhr,
Legt den abgöttischen Hochmuth der Donner aus heiterem Himmel,

Denn gleich damals flog über Thamistens Thürmen der Engel
Und erhob, indem er daherflog, die donnernde Stimme.
Von dem Donner der Stimme das Mark in den Beinen erschüttert,
Schwankten die Menschen, wie von den Dünsten des Weines ergriffen,
Oder gleich Rehen, die fern von der Mutter, der Tiger gefaſst hat.
Enakim, Emim und Zunim, und Rephim und die Zamzummim
Zitterten, wie die kriechende Schaar, die ihnen den Rock küſst.
Ungleich wirkte die Furcht des Todes; von Enochs Geschlechten
Frageten einige nach, in härene Säcke gehüllet;
Säeten Staub auf das Haupt und fleheten Enochs und Seths Gott.
Aber sie waren nur Gott bekannt, die so flehten, die Menschen
Kannten sie nicht, sie hatten sich unter den Sündern verloren,
Söhne des Elends, der Haſs der Priester; von ihnen zur Linken
Ging der gröſsere Haufe den Weg des Heiles vorüber.
Eitle, vom Ruhme der starken Geister gehärtete Männer

Traten die Furcht vor Himmel und Hölle mit Füſsen, sie sagten
Daſs man vor Fabeln bebt', und sie bebten indem sie es sagten.
Andre, beflügelt von Witz, bezeugten, zu haben im Tode
Zur Gesellschaft das Menschengeschlecht, mit ihm in die Grube
Niederzufahren, das wäre das prächtigste Leichengefolge;
Wer dem Schicksal entgegen sich sträubte, verdiente zu leben,
König und Herr der Erde, wo kein Lebendiger hauchte.
Viele verküſsten die Schrecken auf wollustschäumenden Lippen,
Deckten den Tisch mit ambrosischen Speisen und gossen in Silber
Nektar und salbeten sich das Haupthaar mit Myrrhen; sie lachten,
Wenn die Vernunft itzt schwieg, zugleich des Tod's und des Lebens.
Aber Og sandte nach Perez und Gog, und Rimmon und Bildad,
Ihnen entdeckt' er die Furcht, die er sonst im Herzen verschlossen.

»Freunde,« so sprach er, »vor euch stehn offen die tiefsten Winkel

Meines Herzens, ihr seht mit warnenden Zeichen die Stunde
Drohen, und Rath ist theuer, seitdem das Schicksal uns schweiget,
Und der Dämon, der uns beschützt, sich entfernet. Tilossar
Blutet umsonst, umsonst die Jüngling' und blumichten Schönen
Auf dem Altar des Dämons, der Duft von dem rauchenden Blute
Hat nicht Reize genug ihn zu Assurs Festen zu rufen,
Daſs wir von ihm den Willen des Schicksals erlernen. Indessen,
Ist auf seinen eisernen Tafeln die Sündfluth geschrieben,
Hilft kein Widerstand da, kein Flehn, kein blutiger Altar,
Daſs sie nicht komme; sein Schluſs muſs geschehn. Da bleibt uns nur übrig,
Daſs wir mit Vorsicht den kommenden Tritt des Zufalls bemerken;
Wenn wir in seine Wege zu treten lernen, so mag es
Oefters scheinen, als ob wir durch unsre Klugheit ihn lenkten.
Wie? wenn das Schicksal die Stimm' in der Luft gebildet, damit es
Einen Wink von der unvermeidlichen Sündfluth uns gäbe,

Weil es nicht will, daſs alle Geschlechte der
Lebenden sterben.
Lasset uns denken, es hab' in seinem Rathe
beschlossen,
Einige sollen den Abgang der Erdebewohner
ersetzen,
Wenn nach kurzer Ergieſsung sein Wort der
Ebbe Befehl gibt
Durch ihr bekannte Künste die Fluth zurücke
zu führen;
Und wir sollen die seyn, die sein Verhängniſs
erwählt hat.
Laſst uns dem Winke folgen und nicht uns
selber verlassen!
Sollt' es an Witz uns fehlen, an Weisheit, den
Weg zu entdecken,
Der uns über den Sund der Fluth an die Ufer
vorüber
Sicher zu bringen verheiſst? Die pyramidenen
Höhen
Mögen das nicht, noch die labyrinthenen Klüfte;
die Fluth schleicht
Durch die Spalten und leckt an dem Fuſse des
festesten Baues.
Folget ihr mir, so fliehn wir in einem schwimmenden
Hause
Dahin, wo irgend die zornige Well' ein Eyland
verschonet.
Freund', ihr sahet das Schiff mit den starken
cedernen Seiten,

Adramelechs Erfindung, von Geistern des Himmels gezimmert;
Sahet es aus der Luft zur Erde hernieder steigen.
Etliche haben darinnen die flieſsenden Wolken besegelt;
Und mit geringerer Müh' wird die festere Welle beschiffet.
Laſst uns ein ähnlichs Werk nach seinem Urbild zimmern,
Daſs wir durch schnelle Flucht in seinen Schooſs uns erretten."

Also rieth der Hierarch. Die Giganten lobten die Klugheit,
Säumeten nicht, sie bauten nach Adramelechs Entwurfe,
Wie das Kriegsschiff gebaut war, worin er die Wolken beschiffte;
Stark von Gebälk und Ribben, mit Steuer und Masten und Erkern,
Und das abhängige Dach belegt mit geschmiedetem Golde.
An dem Abend des fünften Tags war Alles vollendet.
Dann ward Vorrath von Früchten hineingeleget und Heerden
Kleinern häuslichen Viehes, dem Mangel zu steuern. Der Priester

Weihte das neue Schiff und gab ihm den tönenden Namen
Leviathan; so heiſst das gröſste von allen Geſchöpfen.

Itzt bedeckten die Schatten des sechsten Abends die Erde;
Niemand versuchte die furchtbare Nacht die Gabe des Schlafes.
Drückendes Warten und Angst, von kranker Hoffnung gelindert,
Schwebeten über den Stunden, an deren Rükken der Tod stand,
Der sie in ihren Gedanken schon faſst' und in Oerter versetzet,
Wo die Zeit nicht flieſst, und wenn sie irgend noch flieſset,
Nicht von ihnen gefühlt vorüber flieſset; gefühlet,
Mit tiefnagender Pein der Seele gefühlt und verflucht wird.
Jeglicher Augenblick stach mit Natterstichen das Herz durch.
Unter der Todesqual kam furchtbar der siebente Morgen,
Auch kam itzo der Mittag, auch kam die Dämmrung des Abends;
Dieser gekommne, nicht mehr gehoffete Tag, der nicht furchtbar,

In dem gewöhnlichen Glanz mit heitrer Miene dahinfloſs,
Bracht auf seinen friedfertigen Flügeln die Hoffnung des Lebens
Wieder in ihr Gemüth. Bald wuchs mit der Hoffnung die Frechheit
Wieder, die erst in die innerste Höhle der Brust sich verkrochen.
Einer von denen, die Gott und Engel und Seele nicht glaubten,
Fand die Rede kaum wieder, so tönet er Wahnwitz, er sagte:
„Brüder! wie zaudert ihr so? die Stunden befehlen zu eilen,
Wenn ihr nicht wollt die Reue bis jenseits des Grabes verschieben;
Ueber ein Kurzes wird diese gefürchtete Plage daherziehn,
Die uns gedroht war, sie würde die Erd' und die Menschen vertilgen.
Irr' ich nicht sehr, so hat der, welcher bestellt war, er sollte
Mit der dreyzackigen Gabel des Oceans Dämme zerreiſsen,
Sich mit Geschäften verweilt, die näher am Herzen ihm liegen,
Und die Arbeit spät angegriffen; er hat, wie ich wähne,
Mehr zu verrichten gefunden, als er zu finden geglaubt hat.

Denn es ist nicht ein alltägliches Werk, des Oceans Pforten
Aufzuschlieſsen und seine Meer' auf den Erdkreis zu lassen.
Wie? wenn sie seine zu leise befehlende Stimme nicht hörten?
Wenn die Worte sich unter dem Rauschen der Wasser verlören?»

In gleich höhnischem Tone versetzt' ein Andrer: «Vielleicht hat
Ihn das Meer nicht genug mit Vorrath von Wassern versehen,
Alle die unabsehbaren Zonen zu decken; er sah sich
Darum genöthigt hinauf in die Kugel des Mondes zu fliegen,
Um in den Meeren der feuchten Planeten mehr Wasser zu schöpfen,
Seine verwandten Mondsüchtigen nicht, mehr Wasser zu suchen,
Weit hinauf ist der Weg, und er hat viel Arbeit mit Schöpfen,
Und so bleiben wir lange mit Wassertrinken verschonet.
Daſs wir nicht dürsten, bevor der Ocean über uns einrauscht,
Freunde, so kommt, wir wollen mit vollen Bechern den Schenktisch

Thürmen, der Kelch mit thauenden Rosen umkränzt soll herumgehn!
Von den vergötternden Dünsten befeuchtet erhebt sich die Seele
Ueber den Monden empor, und fliegt und lebt mit den Göttern."

Also sagten die Worte der Thorheit, und nannten es Scherze,
Aber die Scherze verstimmten bald in schreyende Zeter.
Als mit dem dämmernden Abend die Nacht vom Abgrund herauf kam,
Hörten sie tief ein dumpfig Gebrüll, das unter der Erde
Kreuzend von Süden nach West hinrollte; von fiebrischem Aufruhr
Bebte die Erde, die Thürme wankten, wie Trunkene wanken;
Hier und da schwoll das Land und neue Hügel entstanden,
Die bald rissen und dicke cylindrische Säulen gen Himmel
Bleyrecht thürmten; die spaltenden schwarzen Gipfel der Säulen
Sprützeten Ströme Gewässers von sich, mit wilderm Getöse

Als wenn Mavors, die Königin unter den Städten zu strafen,
Die sich rühmte, sie wäre gebauet um ewig zu stehen,
Schmetternde Schläge, die Luft zerreiſsend, aus tödtlichem Erz schieſst.
Bald kam schwärzer, als Nacht von Wirbelwinden getrieben,
Ueber das Land ein eiserner Himmel und Wolken auf Wolken
Hingen herab, zusammengebirgt. Die Menschen auf Erden
Sahen sie hangen, sie sahen die Stirne des Tod's in dem Anblick.
Plötzlich zerrissen die äussersten Bande der Wolken, sie platzten
Aufgelöset mit fallenden Seen zur Erde, der Regen
Zog ungeheure Furchen in Auen und sandigen Ebnen,
Neue Bette von Strömen, die ihre Gestade verlieſsen
Und nach Kurzem die Felder bedeckten, in Meere verwandelt.
Ungestüm fraſs die Fluth an dem Fuſse der Thürm' und Paläste.
O wie war itzt der Scherz erstorben! Ein schwindlicher Nebel

Deckte die Augen, die blumichten Wangen verblühten zu Asche.
Von der Verzweiflung betäubt, von aller Hülfe verlassen,
Stand Thamista mit stummer Erwartung daniedergeschlagen.
Denn wem wollten sie flehn? dem Gott, dem sie abgesagt hatten;
Oder den Satanen, denen mit Blut der Menschen gedient wird;
Oder dem Schicksal, das Andre nicht kennt und selbst sich nicht kennet?
Wenn sie die Hände noch rangen, die Brust im Staube sich schlugen,
Wars nur ein blinder Trieb und ein Winseln ohne Gedanken.
Einige suchten ihr Heil in den labyrinthischen Grüften;
Andre vertrauten ihr Leben den thürmenden Pyramiden;
Von der Furcht vor der Zukunft betäubt, verlassen von Troste,
Wünschten sie winselnd den Tod und flohen ihn mitten im Wünschen.
„Fallet, ihr Mauern!“ so heuleten sie, „o fallt über uns Thürme!
Oder o fallet ihr Fluthen von oben, und Fluthen des Abgrunds,

Ueber uns, würget den Geist und den Leib, und gebet die beyden,
Körper und Geist, dem Licht auf ewige Tage nicht wieder,
Gebt sie dem Leben nicht wieder, und hört nicht die Stimme des Richters,
Wenn er am Tag des Gerichts euch ruft sie wieder zu geben!»
Unter dem Winseln der Sünder vergaſs zu steigen die Fluth nicht,
Nicht, sie mit ehernen Hörnern zu fassen, und dahin zu reiſsen,
Wo der Tod sie mit unersättlicher Mordlust erwartet.
Selbigen Tag gelang ihm das Würgen der Thier' und der Menschen,
Niemals zuvor und niemals hernach gelang es ihm besser;
Denn er erwürgte mit jeglichem Streich Myriaden Geschöpfe.
Als er sie alle gewürgt, wie ist es, sagt' er, so wenig!

Als der folgende Morgen ein stummes, erstorbenes Licht bracht',
Das mit mühsamer Angst durch Wolkenberge sich durchschlang,

Waren die Felder in Assur nur Eine Verwüstung, das Land war
Itzt ein Meer von unabsehbarer Breite vereinet.
Alle Gürtel der Erd' in ihrem vielfarbigen Schmucke
Lagen da unter der wässernen Decke; wo Wälder mit Obste
Hingen, wo unter dem Gold der Aehren die Erndte sich bückte,
Oder der Weinstock die Hügel mit Purpurtrauben bekränzte,
Oder die Ceder hoch über der Erd' ihr Schattenzelt wölbte;
Blätter und Blüth', und Geruch und Frucht verdarben im Wasser.
Alles Gevögel der Luft, die Thiere das Walds und des Feldes,
Und die Geschlechte der Menschen, Beherrscher der irdischen Schöpfung,
Tranken den Tod in der Fluth, in der ihn der kriechende Wurm trank.
Also ertrinkt ein Volk Ameisen im siedenden Wasser,
Welches der Ackermann über die braune Pflanzstatt gegossen.
Von der Stadt der Giganten, den Pyramiden und Tempeln,

Waren die untern Theil' in dem Wasser begraben, die obern
Ragten am Rande der Fluthen hervor, gleich klippichten Scheren,
Die durch ein Meer zerstreut die Schiffe mit Schiffbruch bedrohen.
In ihr hatte der Tod die letzten Opfer beschlossen,
Sicher, daſs keine Höhe, kein Schloſs, noch verriegelte Kammer
Sie vor ihm schützte, damit er sie nicht in den Abgrund zöge.
. . .

Aber Og war mit seinen Vertrauten im nächtlichen Schauer
In Leviathan's weit offene Ribben geflohen; sie rissen
Frauen und Mädchen des Harams, betäubt von den Schrecken des Todes,
Ohne Wahl mit sich fort. Sie hielten die Nacht durch am Anker
Unter den schirmenden Mauern mit eingesunkenen Muskeln,
Stumm, tiefathmend, der Kamm gefallen. Am folgenden Morgen
Flossen sie über die Pforten der untergegangnen Thamista;

In die verbreiteten Felder hinaus, die Meere geworden.

Vor dem Antlitz der Menschen, die Gott in die Arche beschlossen,
Brüllten nicht ungehört die verschlossenen Donner im Erdreich,
Wankte nicht unempfunden in ihrer Feste die Erde.
Auch sie hatten den eisernen Himmel, gepeitscht von den Winden,
Kommen gesehn und über das Land sich breiten gesehen,
Bis er aus seinen Cavernen die Meere Gewässers herabgoſs.
Aber den feindlichen Stern, der das Uebel der Erde gebracht hat,
Sahn sie nicht mehr: er nahm, gehüllt in cimmerische Schatten,
Seinen Lauf zu dem Kreis des Merkurs mit geflügelter Eile.
Aber noch reichte die Fluth nicht hinauf zu der schirmenden Arche,
Wo sie ein Fels umwölbend in Schutz nahm; über dem Haupt hin
Fiel von der Höh' das Getös der Fluth in schäumenden Wogen,

Innerhalb schien ein nächtlicher Tag, die eisernen Wolken
Hemmten das Licht und vermischten die Tag' und die Nächte zusammen.
Jeglicher säh' am Andern nur einen farblosen Schatten,
Hätten die güldenen Lampen, von denen das künstliche Licht floſs,
Nicht den Mangel des Tags ersetzt und die Nacht selbst erhellet.

. . . .

Also warteten sie mit gutem Gemach und gesichert
Ihres geweihten Geschäfts, nicht einer verächtlichen Sorge,
Allen Geschlechten, die Gott geschaffen, das Leben zu retten;
Ruhig und still blieb jedes in seinem bezeichneten Zimmer;
Auch der Gebräuche der Lieb' enthielten sich Vögel und Thiere.
Einige schliefen die traurige Zeit in Schlummer begraben,
Ohne Speise, sie lebten von ihrem eigenen Fette.
Was für Stunden der Mensch durch gute Wirthschaft ersparte,

Flogen nicht ungebraucht ihm über der achtlosen Stirn weg;
Lobend sang er mit Morgen- und Abendliedern den Herren,
Der sie die Wasserwüsten hinüber zu setzen geruhte
In ein gerechteres Land, das Erbtheil ihrer Geschlechte.
Wenn ihr Herz überfloſs vom Gefühle der göttlichen Güte,
Fanden sie jeden Ausdruck zu schwach und straften sich selber,
Daſs sie zu wenig sagten; dann nahmen, den Mangel zu bessern,
Sie die Geberde zu Hülfe; die Brüder umarmten die Schwestern,
Weinten an ihrem Halse mit thränender Wollust; sie ruhten
Unbesorgt auf dem Worte der ewigen Wahrheit. Die Arche
Schien den Frauen itzt nicht einöder, als ihnen die Gärten
Gottes einst schienen; die liebende Thamar bekannt' es und segte:

„Hier, o Geliebte, sind wir in der Arche nur enger beschlossen,

Einsamer sind wir nicht, als wir im Gebirge gewesen,
Und wir waren noch einsamer dort bevor wir die kannten,
Die vor uns im Gebirg schon waren, jedoch uns verborgen.
Damals waren wir übler versorgt, verlaſsner, verlorner,
Unsere Wohnung war zwar in dem schönsten Raume der Schöpfung,
Zwischen dem Duſt und dem Glanz der edelsten Blumen und Kräuter;
Aber es war ein lebloser Glanz, ein sprachloses Düſten,
Tüchtig, uns Freunde zu geben und uns Gedanken zu wirken,
Aber nicht Freude von uns zu empfahn und Gedanken zu fassen;
Minder zum Umgang mit uns geschickt als diese belebten,
Wandelnden Werke der Schöpfung, die uns in die Arche gefolgt sind,
Tief zwar niedergebückt, doch nicht beraubt des Gefühles.
Und, o wie schwer lag damals, wie bleyern, die Einsamkeit auf uns,
Als wir ein zärtliches Herz zum Lieben geschaffen zwar fühlten,

Aber die, denen es wir mit Wohlstand weiheten, miſsten!
Diese vermissen wir nicht, wir haben die würdigen Freunde.
Wohl der Stunde, da uns die Vorsicht zu ihnen verschlossen,
Denen die Fülle der Liebe wir ungetadelt verschwenden,
Und verschwenden wir immer, die Fülle nimmer erschöpfen!
Alle die sind bey uns, die wir in der Schöpfung verlangen:
Da die bey uns sind, so ist für uns auch die Arche bevölkert.
Noch sind hier wir nicht völlig des Paradieses beraubet,
Keinen geringen Theil wohlriechender, glänzender Früchte
Haben wir ihm genommen, sie riechen, sie glänzen für uns noch,
Glücklicher als die Zweige, die sie noch kürzlich getragen,
Itzt in der drückenden Fluth die Blüth' und den Weihrauch verhauchen.
Aber wie schön ersetzt die englische Kunst nicht die Gärten
Durch das gemalte Licht und die lebenden Farben, wir sehn sie

In dem Gemälde noch leuchten und in den Farben noch blühen.
Auch sind die Tafeln nicht unbewohnt von Männern und Engeln,
Die in ihrer Entfernung zu sich uns ziehen und zaubrisch
Jedes Gefühl aus ihrem Gemüth in das unsre verbreiten.«

Also sprach sie und hing mit aufgehefteten Blicken
Ueber der Tafeln einer, dann sagte die Zärtliche wieder:
»Seht die Thränen der Schönen wie Tropfen des Morgenthau's rollen,
Sehet, wie sie sich sanft an eine Geliebte herabbeugt,
Wie sie nach jenem Jünglinge blickt der neben ihr stehet!
Wie er voll Traurigkeit unter sich siehet! im Auge voll Wehmuth
Redet laut der Jammer der Seele; wir hören ihn reden,
Züge vom himmlischen Adel bezeichnen die irdische Tugend.
Seinen Jammer hat auch die weinende Tochter bemerket,

Und den Adel der irdischen Tugend; das Herz will ihr schmelzen
Und sie bemüht sich umsonst mit dem Schleyer die Thränen zu decken.“

Also Thamar; und Kerenhapuch mit zärtlichen Seufzern:
„Ach, mir zerflieſst das Herz in der Brust sie weinen zu sehen!
Was die Quelle von ihrem verschwiegenen Jammer gleich seyn mag;
O wie besorg' ich, er kam von verweigerter Liebe! der Jüngling
Liebte vielleicht ein Mädchen und ward von ihr wieder geliebet;
Aber ihm nahm der göttliche Wille mit höherm Entwurfe
Sie, die er liebt', er nahm ihn der die ihn liebt', und er trennte
Seelen, die Gott doch selbst einander an Zärtlichkeit gleich schuf.
Schwestern, wie sind wir so glücklich, daſs wir den Schmerzen nicht kennen,
Den die Entreiſsung des würdigen Manns, den wir lieben, hervorruft!“

Also sprach sie und weint' um die nachgeschilderte Wehmuth;
Mit ihr weinten die Schwestern. Die Uebersehung der Tafeln
War ihr liebstes Geschäft, sie spähten mit forschendem Ernste
Alle die sprechenden Züg' in der Miene der Schatten, die lebten.

Also flossen die Tage vorüber, zweydeutige Tage,
Die ein entkräftetes Licht nur mit welken Zügen bezeichnet.
Unterdeſs war die Fluth beständig gewachsen, sie trat itzt
Ueber die Pforte des Paradieses, sie stieg in das Thal ein
Wo die Arch' an die Klippe gelehnt dem Verderben entflohn war.
Aber indem die Wolken mit jedem Tage zerflossen,
Reinigte sich der Himmel, das Licht brach durch und besiegte
Seine schwebenden Wasser, sie waren itzt alle vergossen;
Auf das Silber der Fluth fiel die Sonn' im güldenen Glanze.

Damals erst floſs die Arche hervor in die offenen Meere,
Welche die Ebnen von Eden unübersehbar bedeckten.
O wie erstarrten die Menschen, als sie die gestadlose Wüste
Sahn, allgegenwärtig die Fluth, die Meere nach Meeren;
Und nur das Paradies mit beyden Gipfeln noch trocken,
Die von dem Regen entstellt ihr Haupt mit Traurigkeit neigten!
Also stehet der Mastbaum von einem sinkenden Schiffe
In des Oceans Wüsten unachtbar über den Wellen.
Diese Gefilde von Wassern, die nur der Himmel begränzte,
Der von oben den Blick, die Wasser von unten verschlangen,
Setzten sie lang aus sich selbst, sie standen und sahen erstaunet,
Als in Gedanken bemüht die Weiten der Meere zu messen;
Aber verloren sich über dem Anblick, und hatten Mühe
Ihre verirrten Sinne zu sich zurücke zu sammeln.

Dann, erhoben vor ihrer Stirne sich tödtliche
Bilder,
Eine Wahlstatt des Todes; sein Tummelplatz,
seine Gerichtsstatt,
Allgemeine Vertilgung, der Untergang aller Geschlechte,
Aller Geschöpfe, die kürzlich den Athem des
Lebens gehauchet;
Aber vornemlich der Menschen, unzähliger,
welche der Schöpfer
Halb nur vom Staub und halb von himmlischer
Flamme gemacht hat,
Die der Tod itzt auf einmal in ihren Sünden
ergriffen,
Jüngling' und Greise, die Kinder und Väter,
die Mütter und Bräute,
Alle gemäht und zugleich in einem Grabe vermischt hat;
Was für Hoffnung noch war, den Riſs in der
Schöpfung zu heilen,
Kam auf die Wenigen an, die der enge Kasten
beschlossen.
O wie schlugen die Bilder den Noah und seine
Gefährten,
Wie mit der eisernen Hand des Tods in das
Leben der Seele!
Doch sie erlagen nicht, der Trost kam ihnen
zu Hülfe,

Daſs die Verheerung verhängte, der ihre Rettung verheiſsen.
Aber das zärtliche Mitleid ergriff sie, die weichen Gemüther
Wurden ein trauriger Fühlplatz der allgemeinen Verwüstung;
Ihnen ward alle Noth der ertrunkenen Menschen zum Erbtheil.
Itzo ergoſs sich der Schmerze der Brust in träufelnde Thränen,
Noahs gelassene Jugend ward Thränen weinen gesehen;
Cham auch, das starke Gemüth, das niemals die Wangen genetzt hat,
Weinte wie Thamar und strebt' umsonst die Thränen zu stopfen.
Als ihn sein Vater bemüht sah die Thränen zu unterdrücken,
Rief er ihm zu: „O schäme dich nicht der Kinder des Mitleids,
Laſs sie mit milder Fluth sich ergieſsen, ihr Quell ist vom Schöpfer!
Gott hat die Menschen bey ihrer Geburt mit Banden der Liebe,
Mit gleichstimmigen Saiten der Freundschaft zusammengebunden,
Unter einander die Menschen und alle Geschöpfe mit ihnen.

Wolltest du sterben, das Band, das Menschen mit Menschen verknüpfet,
Aufzulösen, daſs du und Jeder von deinem Geschlechte
Um ein Elend, das nicht ihr eigenes wäre, nie weinten?
Nein! die Schmerzen, die wir dann leiden, wenn Andere leiden,
Unsre Verwandten und Gleichen, sind nicht so schwer zu ertragen,
Daſs du gerne das Band der natürlichen Liebe zerrissest.
O, der verrieth ein feiges, zum Leiden schwaches Gemüthe,
Der sich entzöge, die menschliche Mitleidsbürde zu tragen.
Freundschaft für jeden Menschen bezeichnet die Söhne der Groſsmuth,
Und ihr schönstes Gefühl ist der Mensch für den Menschen geschaffen:
Etwas Süſses das sich zu den Thränen des Mitleids gesellet,
Das es mit Anmuth durchwürzt, hat für sie die holdesten Reize.»

Also weinten sie laut und schmeckten die Anmuth des Weinens.

Als itzt die Lust zu weinen ein wenig gestillt war, begann Cham:
„Wie sind die Wege des Herrn erhaben, entsetzlich und dunkel!
Graues Alter und Blüthe, den Sclaven der Sünd' und den Säugling,
Der kaum lebet, zur Sünd' noch unreif, vermischet das Urtheil!
O wie schauert der Blick vor den Tiefen der Vorsicht zurücke,
Wo er nichts sieht und beschämt die Allmacht bekennt, und den Willen
Der nicht irrt, anbetet, den Weisen, Gerechten und Besten."

Noah versetzte darauf: Cham, scheinet es streng, dafs die Strafe
Jüngling' und Greise, die Unschuld und Schuld vermischt im Gerichte;
Denn ich zweifle nicht, dafs nicht Mengen Unschuldiger starben,
Wie die Unschuld bey Adams, des Uebertreters, Geschlecht ist;
Bessere Menschen, als wir, von Gott dem Gerichtstag Entrifsne,
Starben im Wasser; doch hat der Gott, der die Schicksale lenket,

Hier nicht Tiefen vor unser Gesicht unergründlich gegraben?
Wiss', in dem Schauplatz, den Gott mit seiner Unendlichkeit füllet,
Liegen unzählige Wege der seligern Zukunft bereitet,
Die er für Seelen bestimmt hat, die aus der irdischen Hütte
Frühe flohen, noch nicht zur Tugend gereift, und für andre,
Die in der Noth und dem Elend ein langes Leben verseufzten;
Denn die Tugend ist nicht vor Schmerzen gesichert, das Unglück
Trifft sie, sie winselt im Stock, sinkt unter den fallenden Mauern,
Oder ertrinkt in der Fluth; die Erde vergiſst nicht zu beben,
Und das Meer nicht sich über die Breiten der Erde zu gieſsen,
Wenn ein Gerechter es fleht. Fand seine Tugend auf Erden
Nicht die Belohnung, sie wird in bessern Welten sie finden.
Doch auch die Güter der Welt sind keine Belohnung der Tugend:
Was nichts Irdisches gibt, noch Irdisches wieder zerstöret,

Heiterkeit in der Seel' und Freud' in der Stille des Herzens
Ist der Frömmigkeit Lohn. So laſst uns die Weisheit nicht irren,
Wenn wir sie um die Wege des Himmels mit Ehrfurcht befragen." u. s. w.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

Nachricht.

Als Pendant, oder Fortsetzung dieser Etui-Bibliothek, genau in demselben Format und aus derselben Schrift, ist erschienen und durch die Buchhandlungen zu haben:

Taschen-Bibliothek der ausländischen Klassiker, in neuen Verdeutschungen Mit Kupfern. (Preis für jedes Bändchen, roh 8., br. 9 gr.) — Sie enthalten:

Alfieri, Vitt., Von der Tyranney. 2 Thle. übers. von W. Schweizer.

Byron, Lord, Poesien; übers. v. Jul. Körner, W. Reinhold, H. Döring, C. C. Meisner, Theod. Hell, A. Schumann und J. L. Witthaus. 14 Bändchen.

Delille's Landmann; übers. von Dr. Georg Döring. 2 Thle.

Guarini's treuer Schäfer; übers. von H. Müller. 2 Thle.

Moliere's Tartüff: übers. v. Dr. Langenbeck. 1 Bdchen.

Moore's, Thom., Lalla Rookh; übers. von M. Witthaus. 2 Thle.

Tasso, Torq., Amynt. Ein Schäferspiel; übers. von H. L. v. Danford.

— Lyrische Gedichte; übers. von K. Förster. 2 Bdchen.

Thomson's Jahreszeiten; übers. von Dr. Schmitthenner. 2 Thle.

Scott's, W., Jungfrau vom See; übers. von Willibald Alexis. 2 Thle.

Dessen Romane. 1 — 63' Bändchen. Guy Mannering; übers. v. W. Gerhard. 5 Thle.
Der schwarze Zwerg; v. E. Berthold. 2 Thle.
Ivanhoe; v. Elise v. Hohenhenhausen. 4 Thle.
Der Seeräuber; v. Heinrich Döring. 5 Thle.
Das Herz Mid Lothians; Sophie May. 5 Thle.
Das Kloster; v. Dr. Friedrich Diez. 4 Thle.
Der Abt; von Heinrich Müller. 4 Thle.
Waverley; von Karl Richter. 4 Thle.
Die Presbyterianer; v. E. Berthold. 4 Thle.
Der Alterthümler; v. H. Döring. 4 Thle.
Robin der Rothe; v. H. Schubart. 4 Thle.
Legende von Montrose und seinen Gefährten; v. H. von Montenglaut. 2 Thle.
Kenilworth; v. E. v. Hohenhausen. 4 Thle.
Lied des letzten Minstrels; v. W. Alexis. 2 Thle.
Nigels Schicksale; v. Sophie May. 4 Thle.
Die Braut; v. H. v. Montenglaut. 3 Thle.
Quentin Durward; v. H. Doring. 5 Thle.

Shakespeare, W. Timon von Athem. Uebers. v. Regis. 1 Bdchen. König Lear; übers. v. B. Pandin. Die Irrungen; übers. v. Demselben.

Virgil's Aeneide; übers. von Dr. J. Nürnberger. 4 Bdchen.

Voltaire's Candide. Uebers. von Sigismund. 2 Bdchen.

— Karl der XII. übers. von H. Stein. 3 Bdch.

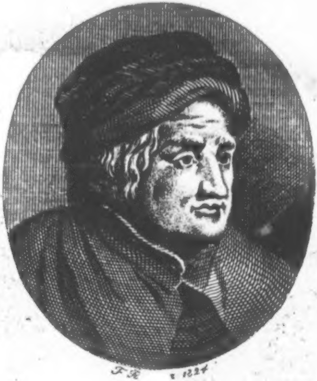
Man kann jeden dieser Autoren apart erhalten.

Auserlesene

Gedichte

von

Albrecht von Haller.



A. v. HALLER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1400.3452

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Siebenzehntes Bändchen.

Haller's Gedichte.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Albrecht von Haller, gleich groſs als Anatomiker, Physiolog, Botaniker, Literator und Dichter, wurde am 16. Oct. 1708 zu Bern geboren. Er studierte Medizin auf der Universität zu Tübingen und Leyden (wo er promovirte), reiste darauf nach London und Paris, ward dann, nach einem kurzen Aufenthalte zu Basel, ausübender Arzt in seiner Vaterstadt, ging 1736 als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, legte aber 1753 diese Stelle nieder und starb als Mitglied des groſsen Raths und Amman zu Bern, am 12. Dez. 1777.

Kaiser Franz hatte ihn 1749 in den Adelstand versetzt, ihn, der auch Präsident der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen und Mitglied vieler gelehrten Vereine war und sich um die Göttinger Universität, wie auch um die dasigen gelehrten Anzeigen, zu denen er über zwölf tausend Recensionen lieferte, ein ausgezeichnetes Verdienst erwarb.

Als Dichter steht Haller an der Spitze unsrer Lehrdichter. Seltner Reichthum tiefsinniger Gedanken, so wie Stärke und Gedrungenheit der Sprache geben seinen, sich gewöhnlich zur Satyre hinneigenden, didaktischen Gedichten einen vorzüglichen Werth. In dem berühmten Gedicht: „Die Alpen," das nicht frey von Lohensteinischem Schwulste ist und durch die schwerfällige Versart etwas Anstoſsendes hat, wird man die didaktischen Stellen den malerisehen vorzuziehen sich geneigt fühlen. Das Gedicht „Vom Ursprung des Uebels", worauf er selbst den meisten Werth legte; die Ode: „die Tugend", die zugleich das erste Beyspiel vom Gebrauch eines fremden lyrischen Sylbenmaſses in der Deutschen Sprache abgibt; die Ode: „Ueber die Ehre" u. m. a. machen Hallers Namen unsterblich; die von der tiefſten Wehmuth eingegebenen Elegieen auf den Tod seiner beyden ersten Gattinnen werden Jahrhunderte lang kein Menschenherz ungerührt lassen.

Haller betitelte seine Gedichte: „Versuch Schweizerischer Gedichte". Die erste Ausgabe erschien ohne seinen Namen zu Bern 1732 und machte groſses Auſsehen. Nachher veranstaltete er 11 vermehrte und verbesserte Ausgaben: Bern 1734, 1743, Göttingen 1748, 1749, 1751, 1753, 1758 1760, 1762, 1768 und Bern 1777. Ausserdem hat man mehrere Nachdrücke, z. B. Wien 1817. Die meisten Hallerschen Gedichte sind in verschiedene lebende Sprachen übersetzt worden, unter andern ins Französische von V. E. Tscharner (zuletzt Bern 1775).

Noch führen wir hier die 3 poetischen Romane Hallers an: 1) Usong; eine morgenländische Geschichte in 4 Büchern. Bern 1771, zuletzt 1778. 2) Alfred, König der Angelsachsen. Gött. und Bern 1773. 3) Fabius und Kato. Eb. 1741.

(Vgl. sein Leben von J. G. Zimmermann, Zür. 1755; die Lobreden von Tscharner, Bern 1778, u. A.; den Biographen, Halle 1809 u. s. w.)

Inhalt.

Seite

1. Ehemalige Zueignungsschrift an den Hochwohlgeb. Herrn Isaac Steiger, des Standes Bern Schultheiſsen (1734). 1
2. Ueber den Ursprung des Uebels (1734). 3
3. Ueber die Ewigkeit (1736). 44
4. Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben (1729). 51
5. Ueber die Ehre (1728). 78
6. Die Falschheit menschlicher Tugenden (1730). 89
7. Die Tugend (1729). 117
8. An Herrn Doctor Geſsner (1734). . 120
9. Die verdorbenen Sitten (1731). . . 127
10. Die Alpen (1729). 147

Seite
11. Sehnsucht nach dem Vaterlande (1726). 186
12. Morgengedanken (1725). 189
13. Doris (1730). 192
14. Trauerode beym Absterben seiner geliebten Mariane (1736). 198
15. An Dieselbe (1737). 204
16. Ueber den Tod seiner zweyten Gemahlin Elisabeth Bucher (1741). . . 208

Albrecht von Haller.

Ehemalige Zueignungsschrift

an den

Hochwohlgebornen Herrn Isaak Steiger,

des Standes Bern Schultheissen.

Der alten Schweizer tapfre Hand
Hat noch ein rauher Muth geführet;
Ihr Sinn war stark und ungezieret,
Und all ihr Witz war nur Verstand.

Nicht, daſs man uns verachten soll;
Der Freyheit Sitz und Reich auf Erden
Kann nicht an Geist unfruchtbar werden:
Wer frey darf denken, denket wohl.

Nein, ihr im Stahl erzogner Sinn
Fand keinen Reiz an mindrer Ehre;
Beym Anblick ihrer furchtbar'n Heere
Floh Scherz und Muse schüchtern hin.

Jetzt, daſs der Sieg uns Friede gibt,
Ist auch der Zierrath rühmlich worden:
Man pries sonst bloſs ein sieghaft Morden,
Jetzt wird ein reinres Lob geliebt.

Du, dessen Scharfſicht nichts umschränkt,
Dem Würdiges nicht liegt verborgen,
Hat oftmals, satt von höhern Sorgen,
Auch Dichtern einen Blick geschenkt.

Das alte Vorrecht unserer Kunst
Ist ja der Beyfall groſser Männer:
Je gröſsrer Fürst, je gröſsrer Kenner,
Das zeigt Augusts und Ammons Gunst.

Warum zeugt nicht dein glücklich Land,
Wie groſse Häupter, groſse Sänger?
Warum bleibt wahres Lob nicht länger,
Als was die Schmeicheley erfand?

Doch Männern deiner Trefflichkeit
Versagt der Himmel keine Kronen:
Er lohnt Mäcenen mit Maronen,
Und Tugend mit Unsterblichkeit.

Ueber den Urſprung des Uebels.

Erstes Buch.

Auf jenen stillen Höhen,
Woraus ein milder Strom von steten Quellen rinnt,
Bewog mich einst ein sanfter Abendwind
In einem Busche still zu stehen.
Zu meinen Füſsen lag ein ausgedehntes Land,
Durch seine Gröſs' umgränzet,
Worauf das Aug' kein Ende fand,
Als wo Jurassus es mit mit blauen Schatten kränzet.
Die Hügel decken grüne Wälder,
Wodurch der falbe Schein der Felder
Mit angenehmem Glanze bricht;
Dort schlängelt sich durch's Land, in unterbrochnen Stellen,
Der reinen Aare wallend Licht;

Hier lieget Nüchtlands Haupt in Fried' und Zuversicht
In seinen nie erstiegnen Wällen.
So weit das Auge reicht, herrscht Ruh' und Ueberfluſs,
Selbst unterm braunen Stroh bemooster Bauernhütten
Wird Freyheit hier gelitten,
Und nach der Müh' Genuſs.
Mit Schafen wimmelt dort die Erde,
Davon der bunte Schwarm in Eile friſst und blöckt,
Wenn dort der Rinder schwere Heerde
Sich auf den weichen Rasen streckt,
Und den geblümten Klee im Kauen doppelt schmeckt.
Dort springt ein freyes Pferd, mit sorgenlosem Sinn,
Durch neubewachsne Felder hin,
Woran es oft gepflüget;
Und jener Wald, wen läſst er unvergnüget?
Wo dort in rothem Glanz halbnackte Buchen glühn,
Und hier der Tannen fettes Grün
Das bleiche Moos beschattet;
Wo mancher helle Strahl auf seine Dunkelheit
Ein zitternd Licht durch rege Stellen streut,
Und in verschiedner Dichtigkeit
Sich grüne Nacht mit goldnem Tage gattet.

Wie angenehm ist doch der Büsche Stille,
Wie angenehm ihr Wiederhall!
Wenn sich ein Heer glückseliger Geschöpfe,
In Ruh' und unbesorgter Fülle,
Vereint in Einen Freudenschall,
Und jenes Baches Fall,
Der schlängelnd durch den grünen Rasen
Die schwachen Wellen murmelnd treibt,
Und plötzlich aufgelöst in Schnee und Perlenblasen,
Durch gähe Felsen rauschend stäubt.
Auf jenem Teiche schwimmt der Sonne funkelnd Bild,
Gleich einem diamantnen Schild,
Da dort das Urbild selbst, vor irdischem Gesichte,
In eitlem Strahlenmeer sein flammend Haupt versteckt,
Und, unsichtbar vor vielem Lichte,
Mit seinem Glanz sich deckt.
Dort streckt das Wetterhorn den nie beflognen Gipfel
Durch einen dünnen Wolkenkranz;
Bestrahlt mit rosenfarbnem Glanz,
Beschämt sein graues Haupt, das Schnee und Purpur schmücken,
Gemeiner Berge blauen Rücken.
Ja, alles was ich seh, des Himmels tiefe Höhen,

In deren lichtem Blau die Erde grundlos schwimmt;
Die in der Luft erhabnen weiſsen Seen,
Worauf durchsichtig Gold und flüchtig Silber glimmt;
Ja alles, was ich seh, sind Gaben vom Geschicke!
Die Welt ist selbst gemacht zu ihrer Bürger Glücke;
Ein allgemeines Wohl beseelet die Natur,
Und alles trägt des höchsten Gutes Spur.
Ich sann in sanfter Ruh dem holden Vorwurf nach,
Bis daſs die Dämmerung des Himmels Farben brach;
Die Ruh der Einsamkeit, die Mutter der Erfindung,
Hielt der Begriſſe Reih' in schlieſsender Verbindung,
Und nach und nach verknüpft, kam mein verwirrter Sinn,
Uneinig mit sich selbst, zu diesen Worten hin:

Und dieses ist die Welt, worüber Weise klagen,
Die man zum Kerker macht, worin sich Thoren plagen!

Wo mancher Mandevil*) des Guten Merkmal miſst,
Die Thaten Bosheit wirkt, und Fühlen Leiden ist.
Wie wird mir? Mich durchläuft ein Ausguſs kalter Schrecken,
Der Schauplatz unsrer Noth beginnt sich aufzudecken,
Ich seh' die innre Welt, sie ist der Hölle gleich:
Wo Qual und Laster herrscht, ist da wohl Gottes Reich?
Hier eilt ein schwach Geschlecht, mit immer vollem Herzen
Von eingebild'ter Ruh und allzuwahren Schmerzen,
Wo nagende Begier und falsche Hoffnung wallt,
Zur ernsten Ewigkeit; im kurzen Aufenthalt
Des nimmer ruhigen und niegefühlten Lebens
Schnappt ihr betrogner Geist nach ächtem Gut vergebens.
So wie ein fetter Dunst, der aus dem Sumpfe steigt,

---

*) Der Vf. des bekannten Gedichts von den Bienen, der die Laster für eben so nützlich als die Tugenden, und für die Triebfedern alles unsers Thuns angesehen hat.

Dem irren Wandersmann sich zum Verführen zeigt:
So lockt ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnsucht färben,
Von Weh zu gröſserm Weh, vom Kummer zum Verderben.
Nie mit sich selbst vergnügt, sucht Jeder aussenher
Die Ruh, die Niemand ihm verschaffen kann, als er;
Getrieben vom Gespenst stets hungriger Begierden,
Sucht er in Arbeit Ruh, Erleichterung in Bürden;
Umsonst hält die Vernunft das schwache Steuer an,
Der Lüste wilder See spielt mit dem leichten Kahn,
Bis der auf seichtem Sand, und jener an den Klippen,
Ein untreu Ufer deckt mit trocknenden Gerippen.
Wer ist's, der einen Tag von Tausenden erlebt,
Den nicht in seine Brust die Reu' mit Feuer gräbt?
Wo ist in seltnem Stern ein Seliger geboren,
Bey dem der Schmerz sein Recht auf Einen Tag verloren?
Was hilft's, daſs Gott die Welt auf's Angenehmste schmückt,

Wenn ein verdeckter Feind uns den Genuſs entrückt?
Aus unserm Herzen flieſst des Unmuths bittre Quelle,
Ein unzufriedner Sinn führt bey sich seine Hölle.
Noch selig, wäre noch der Tage kurze Zahl
Für uns zugleich das Maſs des Lebens und der Qual!
Ach, Gott und die Vernunft gibt Gründe gröſsrer Schrecken;
Von jenem Leben kann kein Grabstein uns bedecken.
Nachdem der matte Geist die Jahre seiner Acht
Verbannt in einen Leib, mit Elend zugebracht,
Schlägt über ihm die Noth mit voller Wuth zusammen,
Verzweiflung brennt in ihm mit nie geschwächten Flammen,
Und die Unsterblichkeit, das Vorrecht seiner Art,
Wird ihm zum Henkertrank, der ihn zur Marter spart;
Im Haſs mit seinem Gott, mit sich selbst ohne Frieden,
Von allem, was er liebt, auf immer abgeschieden,
Gepreſst von naher Qual, geschreckt von ferner Noth,
Verflucht er ewig sich und hoffet keinen Tod.

Elende Sterbliche, zur Pein erschaffne Wesen,
O daſs Gott aus dem Nichts zum Seyn euch auserlesen!
O daſs der wüste Stoff einsamer Ewigkeit
Noch läg' im öden Schlund der alten Dunkelheit!
Erbarmensvoller Gott! in einer dunkeln Stille
Regiert der Welten Kreis dein unerforschter Wille,
Dein Rathschluſs ist zu hoch, sein Siegel ist zu fest,
Er liegt verwahrt in dir, wer hat ihn aufgelöst?
Dieſs weiſs ich nur von dir, dein Wesen selbst ist Güte,
Von Gnad' und Langmuth wallt dein liebendes Gemüthe;
Du, Sonne, wirfest ja, mit gleichem Vatersinn,
Den holden Lebensstrahl auf alle Wesen hin.
O Vater! Rach' und Haſs sind fern von deinem Herzen;
Du hast nicht Lust an Qual, noch Freud' an unsern Schmerzen.
Du schufest nicht aus Zorn: die Güte war der Grund,
Weswegen eine Welt vor nichts den Vorzug fund.
Du warest nicht allein, dem du Vergnügen gönntest,
Du hieſsest Wesen seyn, die du beglücken könntest,

Und deine Seligkeit, die aus dir selber flieſst,
Schien dir noch seliger, sobald sie sich ergieſst.
Wie daſs, o Heiliger! du dann die Welt erwählet,
Die ewig sündiget und ewig wird gequälet?
War kein vollkommner Riſs im göttlichen Begriff,
Dem der Geschöpfe Glück nicht auch entgegenlief?

Doch wo gerath' ich hin? wo werd' ich hingerissen?
Gott fordert ja von uns zu thun und nicht zu wissen,
Sein Will ist uns bekannt, er heiſst die Laster fliehn,
Und nicht, warum sie sind, vergebens sich bemühn.
Indessen wenn ein Geist, der Gottes Wesen schändet,
Die Einfalt, die ihm traut, mit falschem Licht verblendet,
Und aus der Oberhand des Lasters und der Pein
Lehrt schlieſsen, wie die Welt, so muſs der Schöpfer seyn;

Soll Manes im Triumph Gott und die Wahrheit führen?
Soll Gott verläumdet seyn, und uns kein Eifer rühren?
Ist stummer Glaube g'nug, wenn Irrthum kämpſt mit Witz,
Und ihm zu widersteh'n erwarten wir den Blitz?
Nein! also hat sich noch die Wahrheit nicht verdunkelt,
Daſs nicht ihr reiner Strahl durch Dampf und Nebel funkelt;
So schwach ihr Glanz auch ist, kein Irrwisch bleibt vor ihr,
Ihr Stammeln hat mehr Kraft, als aller Lügen Zier.

O daſs die Wahrheit selbst von ihrem Licht mir schenkte!
Daſs dieses Himmelskind den Kiel mir selber lenkte!
Daſs ihr sieghafter Schall, der durch die Herzen dringt,
Beseelte was mein Mund ihr jetzt zu Ehren singt!

Zweytes Buch.

Im Anfang jener Zeit, die Gott allein beginnet,
Die ewig ohne Quell und unversieget rinnet,
Gefiel Gott eine Welt, wo, nach der Weisheit Rath,
Die Allmacht und die Huld auf ihren Schauplatz trat.
Verschiedner Welten Riſs lag vor Gott ausgebreitet,
Und alle Möglichkeit war ihm zur Wahl bereitet;
Allein die Weisheit sprach für die Vollkommenheit:
Der Welten Würdigste gewann die Wirklichkeit.
Befruchtet mit der Kraft des wesenreichen Wortes
Gebiert das alte Nichts; den Raum des öden Ortes
Erfüllt verschieden Zeug; die regende Gewalt
Erlieset, trennet, mischt und schränkt ihn in Gestalt.
Das Dichte zog sich an, das Licht und Feuer ronnen,
Es nahmen ihren Platz die neugebornen Sonnen,

Die Welten wälzten sich und zeichneten ihr Gleis,
Stets flüchtig, stets gesenkt, in dem befohlnen Kreis.
Gott sah und ſand es gut, allein das stumme Dichte
Hat kein Gefühl von Gott, noch Theil an seinem Lichte;
Ein Wesen fehlte noch, dem Gott sich zeigen kann,
Gott blies, und ein Begriff nahm Kraft und Wesen an.
So ward die Geisterwelt. Verschiedne Macht und Ehre
Vertheilt, nach Stufenart, die unzählbaren Heere,
Die, ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts,
In langer Ordnung stehn von Gott zum öden Nichts.
Nach der verschiednen Reih' von fühlenden Gemüthern
Vertheilte Gott den Trieb nach angemeſsnen Gütern:
Der Art Vollkommenheit ward wie zum Ziel gesteckt,
Wohin der Geister Wunsch aus eignem Zuge zweckt.
Doch hielt den Willen nur das zarte Band der Liebe,

So daſs zur Abart selbst das Thor geöffnet bliebe,
Und nie der Sinn so sehr zum Guten sich bewegt,
Daſs nicht sein erster Wink die Wagschal' überschlägt;
Denn Gott liebt keinen Zwang: die Welt mit ihren Mängeln
Ist besser, als ein Reich von willenlosen Engeln.
Gott hält für ungethan was man gezwungen thut;
Der Tugend Uebung selbst wird durch die Wahl erst gut.
Gott sah von Anfang wohl, wohin die Freyheit fuhret,
Daſs ein Geschöpf sich leicht bey eignem Licht verlieret,
Daſs der verbundne Leib zuviel vom Geiste heischt,
Daſs das Gewühl der Welt die schwachen Sinne täuscht,
Und ein gemeſsner Geist nicht stets die Kette findet,
Die den besondern Satz an den gemeinen bindet.
Zu Gottes Freund' ersehn, zu edel für die Zeit,
Vergessen wir zu leicht den Werth der Ewigkeit;

Des Aeuſsern Zauberglanz verdeckt die inn're Blöſse,
Die stärkre Gegenwart erdrückt des Fernern Gröſse.
Wer ist's der allemal der Neigung Stufe miſst,
Wo nur das Mittel gut, sonst alles Laster ist?
Kein endlich Wesen kennt das Mitseyn aller Sachen,
Und die Allwissenheit kann erst unfehlbar machen.
Gott sah dieſs alles wohl, und doch schuf er die Welt:
Kann etwas weiser seyn, als das was Gott gefällt?
Gott, der im Reich der Welt sich selber zeigen wollte,
Sah, daſs, wenn alles nur aus Vorsicht handeln sollte,
Die Welt ein Uhrwerk wird, von fremdem Trieb beseelt,
Und keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daſs wir ihn aus Kenntniſs sollten lieben,
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben:
Er gönnte dem Geschöpf den unschätzbaren Ruhm,

Aus Wahl ihm hold zu seyn, und nicht als Eigenthum.
Der Thaten Unterschied wird durch den Zwang gehoben:
Wir loben Gott nicht mehr, wenn er uns zwingt zu loben;
Gerechtigkeit und Huld, der Gottheit Arme ruhn,
Sobald Gott alles wirkt und wir nichts selber thun.
D'rum überlieſs auch Gott die Geister ihrem Willen
Und dem Zusammenhang, woraus die Thaten quillen;
Doch so, daſs seine Hand der Welten Steu'r behielt,
Und der Natur ihr Rad muſs stehn, wenn er befiehlt.

So kamen in die Welt, die neu erschaffnen Geister,
Vollkommenes Geschöpf von dem vollkommnen Meister;
In ihnen war noch nichts, das nicht zum Guten trieb,
Kein Zug, der an die Stirn nicht ihren Ursprung schrieb:
Ein jedes Einzle war in seiner Art vollkommen;

Dem war wohl mehr verliehn, doch Jenem nichts benommen.
Der Einen Wesen ward vom Irdischen befreyt;
Sie blieben näher Gott an Art und Herrlichkeit.
Euch kennt kein Sterblicher, ihr himmlischen Naturen!
Von eurer Trefflichkeit sind in uns wenig Spuren:
Nur dieses wissen wir, daſs, über uns erhöht,
Ihr auf dem ersten Platz im Rang der Wesen steht.
Vielleicht empfangen wir, bey trüber Dämm'rung Klarheit,
Nur durch fünf Oeffnungen den schwachen Strahl der Wahrheit,
Da ihr, bey vollem Tag das heitere Gemüth
Durch tausend Pforten füllt, und alles an euch sieht;
Daſs, wie das Licht für uns erst wird mit unsern Augen,
Ihr tausend Wesen kennt, die wir zu sehn nicht taugen;
Und wie sich unser Aug' am Kleid der Dinge stöſst,
Vor eurem scharfen Blick sich die Natur entblöſst.

Vielleicht ſind't auch bey uns der Eindruck der Begriſſe
Im allzuseichten Sinn nicht g'nug Gehalt und Tieſe,
Da bey euch alles haft't, und, sicher vor der Zeit,
Sich die lebhafte Spur, so oft ihr wünscht, verneut.
Vielleicht, wie unser Geist, gesperrt in enge Schranken,
Nicht Platz genug enthält zugleich für zwey Gedanken,
In euch der offne Sinn des Vielen fähig ist,
Und den zu breiten Raum kein einzler Eindruck miſst.

Doch unser Wissen ist hierüber nur Vermuthen:
Genug der Engel Sinn war ausgerüst't zum Guten;
Ihr Trieb zur Tugend war so stark als ihr Verstand,
Sie sehnten sich nach Gott als ihrem Vaterland;
Und ewiglich bemüht mit Loben und Verehren
War all ihr Wunsch ihr Licht zu Gottes Ruhm zu mehren.

Fern unter ihnen hat das sterbliche Geschlecht,
Im Himmel und im Nichts, sein doppelt Bürgerrecht.
Aus ungleich festem Stoff hat Gott es auserlesen,
Halb zu der Ewigkeit, halb aber zum Verwesen:
Zweydeutig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Es überlebt sich selbst, es stirbt und stirbet nie.

Auch wir, ach, waren gut: der Welt beglückte Jugend
Sah nichts, so weit sie war, als Seligkeit und Tugend;
Auch in uns prägte Gott sein majestätisch Bild,
Er schuf uns zu was mehr, als Herren vom Gewild:
Er legte tief in uns zwey unterschiedne Triebe,
Die Liebe für sich selbst, und seines Nächsten Liebe.

Die eine niedriger, doch damals ohne Schuld,
Ist der fruchtbare Quell von Arbeit und Geduld:
Sie schwingt den Geist empor, sie lehrt die Ehre kennen,
Sie flammt das Feuer an, womit die Helden brennen,

Und führt im stillen Pfad, wo Tugend Dornen streut,
Den weltvergeſsnen Sinn nach der Vollkommenheit;
Sie wacht für unser Heil, sie lindert unsern Kummer,
Versöhnt uns mit uns selbst und stört des Trägen Schlummer;
Sie zeiget uns, wie Heut für Morgen sorgen muſs,
Und speiset ferne Noth mit altem Ueberfluſs;
Sie dämpſt des Kühnen Wuth, sie waffnet den Verzagten,
Sie macht das Leben werth im Auge des Geplagten,
Sie sucht im rauhen Feld des Hungers Gegengiſt,
Sie kleidet Nackende vom Raub der fetten Triſt,
Sie bahnete das Meer zur Beyhülf' unsers Reisens,
Sie fand des Feuers Quell im Kampf des Stein und Eisens,
Sie grub ein Erz hervor, das alle Thiere zwung,
Sie kocht' aus einem Kraut der Schmerzen Leichterung,
Sie spähte der Natur verborgne Eigenschaften,
Sie waffnete den Sinn mit Kunst und Wissenschaften.

O daſs sie doch so oft, vor zartem Eifer
In eingebild'tem Glück ein wirklich
find't!

Viel edler ist der Trieb, der uns für
rühret:
Vom Himmel kömmt sein Brand, der
Rauch gebieret;
Von seinem Ebenbild, das Gott den Me
gab,
Drückt deutlicher kein Zug sein hohe
bild ab.
Sie, diese Liebe, war der Menschen
Kette,
Sie macht uns bürgerlich und sammelt
Städte;
Sie öffnet unser Herz beym Anblick fr
Noth,
Sie theilt mit Dürftigen ein gern ge
Brod,
Und wirkt in uns die Lust, vom Titus of
langet,
Wenn ein verwandt Geschöpf von uns
Glück empfanget,
Die Freundschaft stammt von ihr, der H
süſse Kost,
Die Gott, in soviel Noth, uns gab zum l
Trost;

Sie steckt die Fackeln an, bey deren holdem Scheinen,
Zu Beyder Seligkeit, zwey Seelen sich vereinen;
Das innige Gefühl, der Herzen erste Schuld,
Ist ein besondrer Zug der allgemeinen Huld;
Sie ist, was tief in uns für unsre Kinder lodert,
Sie macht die Müh' zur Lust, die ihre Schwachheit fodert;
Sie ist des Blutes Ruf, der für die Kleinen fleht,
Und unser Innerstes, sobald er spricht, umdreht.
Ja, auch dem Himmel zu gehn ihre reinen Flammen;
Sie leiten uns zu Gott, aus dessen Huld sie stammen,
Ihr Trieb zieht ewiglich dem Liebenswürd'gen zu,
Und find't erst im Besitz des höchsten Gutes Ruh.

Noch weiter wollte Gott für unsre Schwachheit sorgen:
Ein wachsames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,
Das nie dem Uebel schweigt, und immer, leicht versehrt,

Zur Rache seiner Noth den ganzen Leib empört.
Im zärtlichen Gebäu von wunderkleinen Schläuchen,
Die jedem Theil von uns die Kraft und Nahrung reichen,
Bräch' alles Uebermaſs den schwachen Faden ab,
Und die Gesundheit selbst führt' unvermerkt zum Grab;
Allein im weichen Mark der zarten Lebenssehnen
Wohnt ein geheimer Reiz, der zwar ein Born der Thränen,
Doch auch des Lebens ist, der wieder einen Feind,
Der sonst wohl unerkannt uns auszuhöhlen meint,
Uns zwingt zum Widerstand: er schlieſst die regen Nerven
Vor Frost und Salze zu, verflöſset alle Schärfen
Durch Zufluſs süſsen Safts, und kühlt gesalznes Blut,
Durch Zwang vom heiſsen Durst, mit Strömen dünner Fluth.
In allen Arten Noth, die unsre Glieder fäulet,
Ist Schmerz der bittre Trank, womit der Leib sich heilet.

Weit nöthiger liegt noch, im Innersten von uns,
Der Werke Richterin, der Probstein unsers Thuns.
Vom Himmel stammt ihr Recht; er hat in dem Gewissen
Die Pflichten der Natur den Menschen vorgerissen;
Er grub mit Flammenschrift in uns des Lasters Scheu.
Und ihren Nachgeschmack, die bittre Kost der Reu.
Ein Geist wo Sünde herrscht, ist ewig ohne Frieden:
Sie macht uns selbst zur Höll' und wird doch nicht gemieden!

Versehn zu Sturm und See, in allem wohl bestellt,
Betraten wir nunmehr das weite Meer der Welt.
Die Werkzeug' unsers Glücks sind allen gleich gemessen:
Jedweder hat sein Pfund, und Niemand ist vergessen.
Zwar in der Seele selbst herrscht Maſs und Unterscheid,
Das Glück der Sterblichen will die Verschiedenheit;

Die Ordnung der Natur zeugt minder Gold als Eisen:
Der Staaten schlechtester ist der von eitel Weisen:
Der eingetheilte Witz ist nirgend unfruchtbar,
Und Jeder füllt den Ort, der für ihn ledig war.
Dort wirkt ein hoher Geist, betrogen vom Geschicke,
Nur um sich selbst besorgt, an seines Landes Glücke:
Wenn hier ein niedrer Sinn, mit Schweiſs und Brod vergnügt,
Des Groſsen Unterhalt im heiſsen Feld erpflügt.
Hier sucht ein weiser Mann, bey Nacht und stillem Oele,
Des Körpers inn're Kraft, das Wesen seiner Seele;
Wenn dort mit schwächerm Licht, gleich nützlich in der That,
Ein Weib sein Haus beherrscht, und Kinder zieht dem Staat.

Doch nur im Zierrath herrscht der Unterschied der Gaben:
Was Jedem nöthig ist, muſs auch ein Jeder haben.

Kein Mensch verwildert so, dem eingebornes Licht
Nicht, wenn er sich vergeht, sein erstes Urtheil spricht.
Die Kraft von Blut und Recht erkennen die Huronen,
Die dort an Mitschigans *) beschneiten Ufern wohnen,
Und unter'm braunen Süd fühlt auch der Hottentott
Die allgemeine Pflicht und der Natur Gebot.

Drittes Buch.

O Wahrheit! sage selbst, du Zeugin der Geschichte!
Wer machte Gottes Zweck und unser Glück zunichte?
Wer war's, der wider Gott die Geister aufgebracht,
Und uns dem Laster hold, uns selber feind gemacht?

---

*) Ein See in Nordamerika, an dem vormals die Huronen gewohnt.

Verschieden war der Fall verschiedner Geister Orden:
Der einen Trefflichkeit ist ihr Verderben worden,
Die Kenntniſs ihres Lichts gebar ihr Finsterniſs;
Sie hielten ihre Kraft für von sich selbst gewiſs,
Und voll von ihrem Glanz, verdrieſslich aller Schranken,
Miſskennten sie den Gott, dem sie ihn sollten danken.
Ihr allzustarker Trieb nach der Vollkommenheit
Ward endlich zum Gefühl der eignen Würdigkeit;
Ihr Stolz fing an in Haſs die Furcht vor Gott zu kehren,
Als ohne den sie selbst der Wesen Erste wären.
So wich ihr Schwarm von Gott, dem Ursprung seines Lichts;
Ihr Glanz, entlehnt von Gott, fiel bald ins eigne Nichts;
Nichts blieb an ihnen gut. Gott hatten sie verlassen,
Der Liebe wahren Zweck verschworen sie zu hassen,
Des höchsten Guts Genuſs war ewiglich verscherzt,

Der Sinn war miſsvergnügt, des Urtheils Licht geschwärzt.
In ihrem Wesen selbst, worin sie sich verstiegen,
Fand sich kein inn'rer Quell von stetigem Vergnügen;
Ihr Aufruhr rächte Gott, ihr Hochmuth ward zur Schmach,
Das Böse war gewählt, das Uebel folgte nach;
Bis daſs Reu' ohne Buſs', Verzweiflung an dem Heile,
Und Miſsgunst ohne Macht den Frevlern ward zum Theile:
Da dort die treue Schaar, die niemals Gott verlieſs,
In seiner Gegenwart, der Geister Paradies
Und Tag fand ohne Tag, da ewig hoch und steigend
Ihr Stand der Gottheit naht, und keinen Ekel zeugend
In der Begier genieſst und im Genuſs begehrt,
Und ihren Geist mit Licht, das Herz mit Wollust nährt.

Das Uebel, dessen Macht den Himmel konnte mindern,
Fand wenig Widerstand bey Adams schwachen Kindern.

Ein steter Bilderkreis schwebt spielend vor dem Sinn,
Der wählt zur Gegenwart, behält und sendet hin.
Bald hatte Lust und Zier das Ernstliche verdrungen,
Der Müh' und Tugend Bild schien trocken und gezwungen,
Die Seele hängte sich an Ruh' und Lustbarkeit,
Der Tugend Kraft nahm ab durch die Abwesenheit;
Auch lockt der Leib zur Lust mit zärtlicher Verbindung,
Bedacht wich dem Genuſs, und Kenntniſs der Empfindung.
Zudem was endlich ist kann nicht unfehlbar seyn;
Das Uebel schlich sich auch in uns durch Irrthum ein.
Der schwache Geist verlor der Neigungen Verwaltung,
Sie wendeten in Gift die Mittel der Erhaltung.
Die Triebe der Natur miſskennten Ziel und Maſs,
Bis daſs was himmlisch war sein hoch Geschick vergaſs.
Der Schönheit Liebe trieb zu unerlaubten Lüsten,
Die Sorg' um Unterhalt zu Haſs und bittern Zwisten;

Der Ehre rege Sucht schwoll in den Herzen auf.
Gewissen und Vernunft hemmt zwar des Uebels Lauf;
Doch ihr verhaſster Mund, voll unberedter Lehren,
Behielt allein das Recht, zu tadeln, nicht zu wehren.

Wir alle sind verderbt; das allgemeine Gift
Ist beyde Welten durch den Menschen nachgeschifft.
Gold, Ehr' und Wollust herrscht, so weit der Mensch gebietet,
Und alles was ein Herz, von diesen schwanger, brütet:
Betrug mit falschem Blick, die Lust an Andrer Leid,
Verachtung fremden Werths, Verläumdung, Brut vom Neid,
Verführung schwacher Zucht, der Gottesdienst des Bauches,
Fruchtloser Müſsiggang, der Hunger eitlen Rauches,
Und so viel Seuchen mehr, von denen undurchwühlt
Kein Herz mehr übrig bleibt, das ächte Frucht erzielt.

Verschiedene Gestalt bedeckt die Ungeheuer,
Die Kunst der Ehrbarkeit leiht Manchen ihren Schleyer,
Wenn Andrer, die die Scheu mit keiner Larve deckt,
Erborne Häſslichkeit die Augen trotzt und schreckt.
Geringer Unterschied, der auf der Haut nur lieget,
Nicht in das Inn're dringt und Niemand mehr betrüget!
Noch Zeit, noch Land, noch Schwang vermag auf die Natur,
Der Quell flieſst überall, der Auslauf ändert nur.
Vergebens rühmt ein Volk die Unschuld seiner Sitten,
Es ist nur jünger schlimm, und minder weit geschritten:
Der Lappen ewig Eis, wo, allzutief geneigt,
Die Sonne keinen Reiz zur Ueppigkeit erzeugt,
Schlieſst nicht die Laster aus, sie sind, wie wir, hinlässig,
Geil, eitel, geizig, träg, miſsgünstig und gehässig,
Und was liegt denn daran, bey einem bittern Zwist,
Ob Fischfett oder Gold des Zwiespalts Ursach' ist?

Wer von der Tugend weicht, entsaget seinem Glücke
Und beugt sein Engelsrecht zu eines Thiers Geschicke.
Die Pflichten sind der Weg, den Gott zur Wohlfahrt gibt;
Ein Herz, wo Laster herrscht, hat nie sich selbst geliebt,
Von auſsen flieſst kein Trost, wenn uns das Inn're quälet,
Uns ekelt der Genuſs sobald die Nothdurft fehlet;
Die Schätze dieser Welt sind nur des Leibes Heil,
Der wahre Mensch, der Geist, nimmt daran keinen Theil.
So bleibt der müde Geist bey falschen Gütern öde,
Der Ekel im Genuſs entdeckt das inn're Blöde;
Nie froh vom Jetzigen, stets wechselnd, keinem treu,
Erfährt der Glücklichste, wie nichtig alles sey.
Vergebens übertrifft das Schicksal unsre Bitten:
Die Welt hat Philipps Sohn, und nicht die Ruh' erstritten;
Ein Thor rennt nach dem Glück, kein Ziel schlieſst seine Bahn,
Wo er zu enden meint, fängt er von neuem an.

Doch auch das Schattenglück erfreut den Menschen selten,
Weil Gold und Ehre nichts als durch den Vorzug gelten.
Die Güter der Natur sind endlich und gezählt,
Die Einen werden groſs von dem was Andern fehlt;
Ein Sieger wird berühmt durch tausend Andrer Leichen,
Und ganzer Dörfer Noth macht einen einz'gen Reichen;
[Der Schönen holdes Ja, die Einem sich ergibt,
Verurtheilt die zur Qual, die da, wo er geliebt.]
Wir streiten in der Welt um diese falschen Güter,
Der Eifer, nicht der Werth, erhitzet die Gemüther;
Wie Kinder — wer ist nicht in Einem Stück ein Kind? —
Oft um ein streitig Nichts sich in den Haaren sind,
Bald dieſs bald jenes siegt und trotzet mit dem Balle,
Bey keinem bleibt die Lust, und der Verdruſs drückt alle.
Wir schwitzen, kümmern, flehn, verschwenden Zeit und Blut,
Was wir von Gott erpreſst, ist endlich Keinem gut.

So find't man wahre Noth, wo man Vergnügen suchet,
Der Zepter wird so oft, als wie der Pflug, verfluchet.
Die Furcht, der Seele Frost, der Flammenstrom, der Zorn,
Die Rachsucht ohne Macht, des Kummers tiefer Dorn,
Die wache Eifersucht, bemüht nach eignem Leide,
Der Brand der Ungeduld, der theure Preis der Freude,
Der Liebe Folterbett, der leeren Stunden Last,
Fliehn von der Hütten Stroh und herrschen im Pallast.
Noch stärker peitscht den Geist das zornige Gewissen,
Noch Macht, noch Haſs von Gott befreyt von seinen Bissen;
Sein fürchterlicher Ruf dringt in der Fürsten Saal,
In Gold und Purpur bebt Octaviens Gemahl,[*]
Und siehet wo er geht, so sehr er sucht zu schlafen,
Vor ihm den offnen Schlund voll unfehlbarer Strafen.

---

*) Nero.

Der Leib, das Meisterstück der körperlichen Pracht,
Folgt seinem Gaste bald und fühlt des Uebels Macht.
Vollkommen hatt' er einst, geschickt zu Gottes Bilde,
Die Unschuld noch zum Arzt und Einigkeit zum Schilde;
Dem Tode minder nah, und vielleicht frey davon,
Nahm er Theil an der Lust und nimmt jetzt Theil am Lohn.
Die Zeit muſs seit dem Fall ihr Sandglas gäher stürzen,
Die Mordsucht grub ein Erz die kurze Frist zu kürzen;
Tod, Schmerz und Krankheit wird ergraben und erschifft,
Und unsre Speise macht der Ueberfluſs zum Gift.
Der Sorgen Wurm verzehrt den Balsam unsrer Säfte,
Der Wollust gäher Brand verschwend't des Leibes Kräfte,
Verwesend, abgenutzt und nur zum Leiden stark
Eilt er zur alten Ruh' und sinket nach dem Sarg.

Der Geist, von Allem fern, womit er sich bethöret,
Sieht sich in einer Welt, wovon ihm nichts gehöret;
Nur geht mit ihm ins Reich der öden Dunkelheit
Ein unerträglich Bild der eignen Häſslichkeit.
Gold, Ehre, Wollust, Tand, wonach er sich gesehnet,
Verblendung, Selbstbetrug, worauf er sich gelehnet,
Witz, Ansehn, Wissenschaft, der Eigenliebe Spiel,
Von Allem bleibt ihm nichts, als des Verlusts Gefühl.
Der Thaten Unterschied ist bey ihm umgedrehet:
Er haſst was er geliebt, und ehrt was er verschmähet,
Und brächte, könnt' es seyn, jedweden Augenblick,
Worin er sich versäumt, mit Jahren Pein zurück.
Die Wahrheit, deren Kraft der Welt Gewühl verhindert,
Find't nichts, das ihr Gefuhl in dieser Wüste mindert;
Ihr fressend Feu'r durchgräbt das Inn're der Natur

Und sucht im tiefſten Mark des Uebels mind'ste Spur.
Das Gute das versäumt, das Böse so begangen,
Die Mittel die verscherzt, sind eitel Folterzangen;
Von steter Nachreu heiſs. Er leidet ohne Frist,
Weil er gepeiniget und auch der Henker ist.

p. 46

O selig jene Schaar, die, von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth und nicht den Wahn betrachtet,
Und treu dem innern Ruf, der sie zum Heile schreckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten steckt!
Gesetzt, daſs Welt und Hohn und Armuth sie miſshandeln,
Wie angenehm wird einst ihr Schicksal sich verwandeln,
Wenn dort beym reinen Licht ihr Geist sich selbst gefällt,
Das überwundne Leid zu seiner Wollust hält,
Und innig hold mit Gott, dem Urbild ihrer Gaben,
Sie Gott, das höchste Gut, in steter Nähe haben!

Indeſsen ist die Welt, die Gott zu seinem Ruhm
Und unserm Glücke schuf, des Uebels Eigenthum:
In allen Arten ist das Loos des Guten kleiner;
Wo Tausend gehn zur Qual, entrinnt zur Wohlfahrt Einer,
Und für ein zeitlich Glück, das keiner rein genieſst,
Folgt ein unendlich Weh, das keine Ruh beschlieſst.
O Gott, voll Gnad' und Recht, darf ein Geschöpfe fragen,
Wie kann mit deiner Huld sich unsre Qual vertragen?
Vergnügt, o Vater, dich der Kinder Ungemach?
War deine Lieb' erschöpft? ist denn die Allmacht schwach?
Und konnte keine Welt des Uebels ganz entbehren,
Wie lieſsest du nicht eh' ein ewig Unding währen?
Verborgen sind, o Gott, die Wege deiner Huld,
Was in uns Blindheit ist, ist in dir keine Schuld.
Vielleicht, daſs dermaleinst die Wahrheit, die ihn peinigt,
Den umgegoſsnen Geist durch lange Qualen reinigt,

Und, nun dem Laster ſeind, durch dessen Frucht gelehrt,
Der Willen, umgewandt, sich ganz zum Guten kehrt;
Daſs Gott die späte Reu' sich endlich läſst gefallen,
Und alle zu sich zieht, und alles wird in Allen:
Denn seine Güte nimmt, auch wenn sein Mund uns droht,
Noch Maſs, noch Schranken an und hasset unsern Tod.
Vielleicht ersetzt das Glück vollkommener Erwählten
Den minder tiefen Grad der Schmerzen der Gequälten;
Vielleicht ist unsre Welt, die wie ein Körnlein Sand
Im Meer der Himmel schwimmt, des Uebels Vaterland!
Die Sterne sind vielleicht ein Sitz verklärter Geister,
Wie hier das Laster herrscht, ist dort die Tugend Meister,
Und dieser Punkt der Welt von mindrer Trefflichkeit
Dient in dem groſsen All nur zu Vollkommenheit;

Und wir, die wir die Welt im kleinsten Theile kennen,
Urtheilen auf ein Stück, das wir vom Abhang trennen.

Denn Gott hat uns geliebt. Wem ist der Leib bewuſst?
Sagt an, was fehlt daran zur Nutzbarkeit und Lust?
Seht den Zusammenhang, die Eintracht in den Kräften,
Wie jedes Glied sich schickt zu menschlichen Geschäften,
Wie jeder Theil für sich und auch für andre sorgt,
Das Herz vom Hirn den Geist, dies Blut von jenem borgt;
Wie im bequemsten Raum sich alles schicken müssen;
Wie aus dem ersten Zweck noch andre Nutzen flieſsen;
Der Kreislauf uns belebt und auch vor Fäulung schützt,
Der ausgebrauchte Theil von uns sich selbst verschwitzt,
Und unser ganzer Bau ein stetes Muster scheinet
Von höchster Wissenschaft, mit höchster Huld vereinet.

Soll Gott, der diesen Leib, der Maden Speis' und Wirth,
So väterlich versorgt, so prächtig ausgeziert,
Soll Gott den Menschen selbst, die Seele nicht mehr schätzen?
Dem Leib sein Wohl zum Ziel, dem Geist sein Elend setzen?

Nein, deine Huld, o Gott, ist allzu offenbar!
Die ganze Schöpfung stellt dein liebend Wesen dar.
Die Huld, die Raben nährt, wird Menschen nicht verstoſsen:
Im Kleinen ist er groſs, unendlich groſs im Groſsen.

Wer zweifelt denn daran? Ein undankbarer Knecht.
Drum werde, was du willst, dein Wollen ist gerecht:
Noch Unrecht, noch Versehn kann vom Allweisen kommen.
Du bist an Macht, an Gnad', an Weisheit ja vollkommen!
Wenn unser Geist, gestärkt, dereinst dein Licht verträgt,

Und uns des Schicksals Buch sich vor die Augen legt,
Wenn du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden alle dich, o Vater, recht verehren,
Und, kundig deines Raths, den blinde Spötter schmähn,
In der Gerechtigkeit nur Gnad' und Weisheit sehn.

Ueber die Ewigkeit.

Ihr Wälder, wo kein Licht durch finstre Tannen strahlt,
Und sich in jedem Busch die Nacht des Grabes malt;
Ihr hohlen Felsen dort, wo, im Gesträuch verirret,
Ein trauriges Geschwärm einsamer Vögel schwirret;
Ihr Bäche, die ihr matt in dürren Angern flieſst,*)
Und den verlornen Strom in öde Sümpfe gieſst;
Erstorbenes Gefild und grausenvolle Gründe,
O daſs ich doch bey euch des Todes Farben fünde!

---

*) Tophwasser, die die feuchte Wiesen, in die sie sich ergieſsen, sandicht und dürre machen.

O nährt mit kaltem Schau'r und schwarzem Gram mein Leid,
Seyd mir ein Bild der Ewigkeit!

Mein Freund ist hin!
Sein Schatten schwebt mir noch vor dem verwirrten Sinn;
Mich dünkt, ich seh' sein Bild, und höre seine Worte;
Ihn aber hält, am ernsten Orte,
Der nichts zurückeläſst,
Die Ewigkeit mit starken Armen ſest.

Kein Strahl vom Künftigen verstörte seine Ruh;
Er sah dem Spiel der Welt noch heut geschäftig zu.
Die Stunde schlägt, der Vorhang fällt:
Und alles wird zu nichts, was ihm so wirklich schien.
Die dicke Nacht der öden Geisterwelt
Umringt ihn jetzt mit schreckenvollen Schatten;
Und die Begier ist, was er noch behält
Von dem, was seine Sinne hatten.

Und ich? bin ich von höherm Orden?
Nein; ich bin was er war, und werde, was er worden.
Mein Morgen ist vorbey, mein Mittag rückt mit Macht,

Und eh der Abend kömmt, kann eine frühe Nacht,
Die keine Hoffnung mehr zum Morgen wird versüſsen,
Auf ewig mir die Augen schlieſsen.

Furchtbares Meer der ernsten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendlich's Grab von Welten und von Zeit!
Beständig's Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Unendlichkeit! wer misset dich?
Bey dir sind Welten Tag', und Menschen Augenblicke.
Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt itzt sich,
Und tausend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt;
Ihr Trieb läuft ab, und eine zweyte schlägt:
Du aber bleibst und zählst sie nicht.
Der Sterne stille Majestät,
Die uns zum Ziel befestigt steht,
Eilt vor dir weg, wie Gras an schwülen Sommertagen;
Wie Rosen, die am Morgen jung,

Und welk sind vor der Dämmerung,
Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.

Als mit dem Unding noch das neue Wesen rang,
Und kaum noch reif, die Welt sich aus dem Abgrund schwang,
Eh' als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet,
Und auf die Nacht des alten Nichts
Sich goſs der erste Strom des Lichts,
Warst du so weit, als itzt, von deinem Quell entfernet;
Und wenn ein zweytes Nichts wird diese Welt begraben,
Wann von dem Alles selbst nichts bleibet, als die Stelle;
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,
Wird seinen Lauf vollendet haben,
Wirst du so jung als jetzt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig seyn, wie heut.

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken.

Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebirge Millionen auf;
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf;
Und wenn ich von der fürchterlichen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,
Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit tausend Malen,
Noch nicht ein Theil von dir;
Ich tilge sie, und du liegst ganz vor mir.

O Gott! du bist allein des Alles Grund!
Du Sonne bist das Maſs der ungemeſsnen Zeit,
Du bleibst in gleicher Kraft und stätem Mittag stehen,
Du gingest niemals auf und wirst nicht untergehen.
Ein einzig Itzt in dir ist Ewigkeit.
Ja, könnten nur bey dir die festen Kräfte sinken,
So würde bald, mit aufgesperrtem Schlund,
Ein allgemeines Nichts des Wesens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfchen Wasser, trinken.
Vollkommenheit der Gröſse!
Was ist der Mensch, der gegen dich sich hält!
Er ist ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt;
Die Welt ist selbst ein Punkt, wenn ich an dir sie messe.

Nur halbgereiftes Nichts, seit gestern bin ich kaum,
Und morgen wird ins Nichts mein halbes Wesen kehren;
Mein Lebenslauf ist wie ein Mittagstraum,
Wie hofft er dann den deinen auszuwähren?

Ich ward, nicht aus mir selbst, nicht weil ich werden wollte;
Ein Etwas, das mir fremd, das nicht ich selber war,
Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerst war ich ein Kraut,
Mir unbewuſst, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Thier,
Da ich ein Mensch schon heiſsen sollte.
Die schöne Welt war nicht für mich gebaut,
Mein Ohr verschloſs ein Fell, mein Aug' ein Staar.
Mein Denken stieg nur noch bis zum Empfinden,
Mein ganzes Kenntniſs war: Schmerz, Hunger und die Binden.

Zu diesem Wurme kam noch mehr von Erdenschollen
Und von des Mehles weiſsem Saft;
Ein inn'rer Trieb fing an, die schlaffen Sehnen
Zu meinen Diensten auszudehnen;
Die Fuſse lernten gehn durch Fallen.

Die Zunge beugte sich zum Lallen,
Und mit dem Leibe wuchs der Geist.
Er prüfte nun die ungeübte Kraft,
Wie Mücken thun, die, von der Wärme dreist,
Halb Würmer sind und fliegen wollen.
Ich starrte jedes Ding als fremdes Wunder an,
Ward reicher jeden Tag, sah vor und hinter heute,
Maſs, rechnete, verglich, erwählte, liebte, scheute,
Ich irrte, fehlte, schlief und ward ein Mann.

Itzt fühlet schon mein Leib die Näherung des Nichts!
Des Lebens lange Last erdrückt die müden Glieder;
Die Freude flieht von mir, mit flatterndem Gefieder,
Der sorgenfreyen Jugend zu.
Mein Ekel, der sich mehrt, verstellt den Reiz des Lichts,
Und streuet auf die Welt den hoffnungslosen Schatten;
Ich fühle meinen Geist in jeder Zeil ermatten,
Und keinen Trieb, als nach der Ruh! —

Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben.

An den Herrn Professor Stähelin.

Woher, o Stähelin, kömmt doch die Zuversicht,
Womit der schwächste Geist von hohen Dingen spricht?
Du weiſst's, Betrug und Tand umringt die reine Wahrheit,
Verfälscht ihr ewig Licht und dämpfet ihre Klarheit:
Der Weise braucht umsonst, geführt von der Natur,
Das Bleymaſs in der Hand, und die Vernunft zur Schnur; *)

---

*) Vetterlein schlägt folgende Lesart vor:

Der Weise braucht umsonst, geführt von der Natur,
Zum Bleymaſs den Verstand, und die Vernunft zur Schnur.

D. H.

Im Geisterlabyrinth, in scheinbaren Begriffen,
Kann auch der Klügste sich in fremde Bahn vertiefen,
Und wenn sein sichrer Schritt sich nie vom Pfad vergiſst,
Am Ende sieht er doch, das er im Anfang ist.
Der Pöbel hat sich nie zu denken unterwunden,
Er sucht die Wahrheit nicht, und hat sie doch gefunden:
Sein eigner Beyfall ist sein bündigster Beweis,
Er glaubet kräftiger, je weniger er weiſs.
Ihm wird der Weiseste zu schwache Stricke legen,
Er spricht ein trotzig Ja, und lös't sich mit dem Degen.

Unselig Mittelding von Engeln und von Vieh,
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie;
Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren?
Zu schwach sie zu verstehn, zu stolz sie zu entbehren,
Dein schwindelnder Verstand, zum Irren abgericht't,
Sieht wohl die Wahrheit ein, und wählt sie dennoch nicht:
Du bleibest stets ein Kind, das täglich unrecht wählet,

Den Fehler bald erkennt, und gleich drauf wieder fehlet:
Du urtheilst überall, und forschest nie, warum?
Der Irrthum ist dein Rath, und du sein Eigenthum.

Wahr ist's, dem Menschen ist Verstand genug geschenket,
Sein flüchtig Denken ist kaum von der Welt umschränket,
Was immer möglich schien, hat doch sein Witz vollbracht,
Und durch die Sternenwelt sich einen Weg erdacht.
Dem majestät'schen Gang von tausend neuen Sonnen
Ist lange vom Hugen die Rennbahn ausgesonnen,
Er hat ihr Maſs bestimmt, den Körper umgespannt,
Die Fernen abgezählt und ihren Kreis umrannt.
Ein forschender Columb, Gebieter von dem Winde,
Besegelt neue Meer', umschifft der Erden Ründe:
Ein andrer Himmel strahlt mit fremden Sternen dort,
Und Vögel fanden nie den Weg zu jenem Bort,
Die fernen Gränzen sind vom Ocean umflossen,

Was die Natur verbarg, hat Kühnheit aufgeschlossen:
Das Meer ist seine Bahn, sein Führer ist ein Stein,
Er sucht noch eine Welt, und was er will, muſs seyn.

Ein neuer Prometheus bestiehlt den Himmel wieder,
Zieht Blitz und Strahl aus Staub und find't dem Donner Brüder.
Das Meer wird selbst verdrängt, sein altes Ziel entfernt,
Wo manches Schiff verging, wird reiches Korn geerndt't.*)
Was die Natur verdeckt, kann Menschenwitz entblöſsen,
Er miſst das weite Meer unendlich groſser Gröſsen,
Was vormals unbekannt und unermessen war
Wird durch ein Zifferblatt umschränkt und offenbar.
Ein Newton übersteigt das Ziel erschaffner Geister,

---

*) *Holbeach* und *Sottomarsh* in *Linconshire*, wo ein groſses Stück Landes dem Meer entrissen worden.

Find't die Natur ein Werk, und scheint des Weltbau's Meister;
Es wiegt die inn're Kraft, die sich im Körper regt,
Den einen sinken macht und den im Kreis bewegt,
Und schlägt die Tafeln auf der ewigen Gesetze,
Die Gott einmal gemacht, daſs er sie nie verletze.
Wohlangebrachte Müh! gelehrte Sterbliche!
Euch selbst miſskennet ihr, sonst alles wiſst ihr eh.
Ach, eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein was wahr und falsch, was Tugend, Prahlerey,
Was falsches Gut, was ächt, was Gott und Jeder sey,
Da überlegt ihr nicht, ihr dreht die feigen Blicke
Von wahren Gute weg, nach einer Stunde Glücke.

Ein Kind ist noch ein Kraut, das an der Stange klebt,
Nicht von sich selbst besteht, und nur durch Andre lebt.

Darauf, wenn nach und nach sein Denken wird sein eigen,
Und Witz und Bosheit sich durch stärktes Werkzeug zeigen,
Wächst Geist und Ehrsucht schon, noch weil ein Kinderspiel
Ein Ball und schneller Reif ist seiner Wünsche Ziel.
Die blumenvolle Zeit der immer muntern Jugend
Lebt, und ist drüber stolz, in Feindschaft mit der Tugend,
Der Wollust ſanfte Gluth wärmt ihr die Adern auf,
Kein Einfall von Vernunft hemmt ihrer Löse Lauf;
Wenn mit den Jahren nun auch die Erkentniſs reifet
Und der gesetzte Sinn sich endlich selbst begreifet;
Wenn Tugend und Vernunft am Steuer sollten seyn,
Nimmt erst die Eitelkeit die Seele völlig ein.
Da sinnt ein kluger Mann in durchgewachten Nächten
Bald das, bald jenes Amt mit Schmeicheln zu erfechten.
So führet ihn die Zeit von Ehr' auf Ehre hin,
Zu hoch für seine Ruh, zu tief für seinen Sinn:

Bis daſs das Alter ihn mit schweren Armen fasset,
Sein Rücken vor sich fällt, sein hohl Gesicht erblasset,
Sein Herz pocht schon verwirrt, sein trübes Auge bricht,
Der Lebenspurpur stockt und jeder Saft wird dicht;
Er stirbt; den Titel wird ein Stein der Nachwelt nennen,
Sich hat er nie gekannt und nie begehrt zu kennen;
Sein Leib verfällt in Staub, sein Blut verfliegt in Rauch:
So stirbt ein groſser Mann, so sterben Sclaven auch.
O Gott, der uns beseelt, wem gibst du deine Gaben?
Der Mensch gebraucht sie nicht, er schämt sich sie zu haben.
Wir sind und Jeder ist sich g'nug davon bewuſst,
Ein unläugbar Gefühl bezeugt's in unsrer Brust.
Allein woher wir sind und was wir werden sollen,
Hat der, der uns erschuf, nur Weisen zeigen wollen.
Hier spannt, o Sterbliche, der Seele Sehnen an,
Wo Wissen ewig nutzt und Irren schaden kann.

Doch, ach, ihr seyd gewohnt, an was ihr seht zu denken,
Und was ihr noch nicht fühlt, lohnt nicht euch drum zu kränken;
Thut Jemand in sich selbst aus Vorwitz einen Blick,
So schielt er nur dahin und zieht sich gleich zurück;
Und wer aus steifem Sinn, mit Schwermuth wohl bewehret,
Sein forschend Denken ganz in diese Tiefen kehret,
Find't oft für wahres Licht und immer helle Lust
Nur Zweifel in dem Kopf und Messer in der Brust.

Doch weil der Stolz sich schämt, wenn wir nicht alles wissen,
Hat der verwegne Mensch auch hier urtheilen müssen.
Er hat, weil die Vernunft ihn nur zu zweifeln lehrt,
Sich selbst geoffenbart und seinen Traum verehrt.
Zwey Glauben hat die Welt hierin sich längst erwählet,
Da jeder viel verspricht und jeder weit verfehlet;

Dem einen dienet jetzt das menschliche Geschlecht,
Der Erdkreis ist sein Reich, und wer drauf wohnt, sein Knecht;
Vor seinen Infuln muſs der Fürstenstab sich legen,
Für ihn treibt man den Pflug, für ihn zieht man den Degen,
Betrug hat ihn erzeugt und Einfalt groſs gemacht,
Er ist das Joch der Welt und schlauer Priester Pacht.
Wer diesen Glauben wählt, hat die Vernunft verschworen,
Dem Denken abgesagt, sein Eigenthum verloren,
Er glaubet, was sein Fürst, und glaubt's, weil der es glaubt,
Er knieet, wenn er kniet, und raubt, wenn jener raubt;
Er weiſs, so viel er hört, und seine Priester leiden;
Zahlt heilig Gaukelspiel mit seinem Gut mit Freuden;
Tauscht, was er jetzt besitzt, für Schätze jener Welt,
Und schätzt sich seliger, je minder er behält;

So viel der Priester will und die geweihten Blätter,*)
So vielmal theilt er Gott, so viel verehrt er Götter;
Und fähret, wenn er stirbt, wohin sein Priester sagt,
Ist selig, auf sein Wort, und wenn er will, geplagt.

So ist's, der Menschen Sinn, durch eitlen Stolz erhöbet,
Verachtet die Natur, lobt nie was er verstehet;
Der Tag gefällt ihm nicht, wo eines Luftlichts Pracht
Der Gottheit Merkmal heiſst, was ihn erstaunen macht.
Das rollende Geknall von schwefelreichen Dämpfen,
Die mit dem feuchten Dunst geschloſsner Wolken kämpfen,
Verrückte gleich ihr Hirn, sie dachten, was uns schreckt,
Ist mächtiger, als wir, so ward ein Gott entdeckt.

---

*) Die *Oljes* der Malabaren, oder ihre beschriebenen Palmenblätter, worauf ihre mythologischen Poesieen geschrieben sind.

Der Sonne blendend Licht und immer gleich Bewegen,
Ihr alles schwängernd Feu'r, der Quell von unserm Segen,
Schien würdig g'nug zu seyn vor Weihrauch und Altar,
Man fand was Göttliches, wo so viel Gutes war.
Die Helden goldner Zeit sind bald, nach vielen Siegen,
Durch List und Schmeicheley dem Himmel zugestiegen,
Die Welt verehrte todt wer lebend sie verehrt,
Und Babels Jupiter war eines Rades werth.
Selbst Laster durſten sich den Göttern zugesellen,
Und Menschen ihre Schmach der Welt zum Beyspiel stellen:
Geiz, Lügen, Ueppigkeit, und was man tadeln kann,
Saſs golden beym Altar und nahm den Weihrauch an.
Man füllte nun die Welt mit Tempeln und mit Hainen,
Und die mit Göttern an. Bedeckt mit Edelsteinen
Nahm bald der Priester auch des Pöbels Auge ein
Und wollte, wie sein Gott, von ihm verehret seyn.

Drauf herrschte der Betrug, bewehrt mit falschen Zeichen,
Und muſste von der Welt die scheue Freyheit weichen,
Die Wahrheit deckte sich mit tiefer Finſterniſs,
Vernunft war eine Magd, und Weisheit Aergerniſs:
So lieſs die Vorwelt sich die Macht zum Denken rauben
Und alles bog das Knie vor schlauem Aberglauben.
Erschrecklich Ungeheu'r! sein Wüthen übersteigt,
Was je des Himmels Zorn zu unsrer Straf' erzeugt.
Im innern Heiligthum, wohin kein Fremder schauet,
Ist sein verborgner Thron, auf Wahn und Furcht gebauet;
Ihm steht mit krummem Hals die stolze Heucheley,
Und mit verlarvtem Haupt Betrug, sein Vater, bey:
Er aber füllt mit Rauch die schimmernden Gewölber,
Wo seine Gottheit wohnt, und ehrt sein Schnitzwerk selber.
Bald aber, wenn vielleicht, aus unbedachtem Witz

Der Wahrheit freye Stimm' erschüttert seinen Sitz,
Füllt er sein flammend Aug' mit Rach' und wildem Eifer;
Sein Arm, bewehrt mit Stahl, sein Mund, beschäumt mit Geifer,
Droht Tod und Untergang; Mord, Bosheit und Verrath,
Die Diener seines Grimms, empören Kirch' und Staat,
Und oftmals muſs das Blut von zehen groſsen Reichen
Nach endlich sattem Zorn ihn mit sich selbst vergleichen:
Noch gütig, wenn nur nicht zerstörter Thronen Schutt
Ihm wird zum Sühnaltar und raucht von Königsblut.
Dieſs ist der gröſste Gott, vor dem die Welt sich bücket;
Die Götzen, die man ehrt und auf Altären schmücket,
Sind, bunten Farben gleich, nur Theile seines Lichts,
Sie selbst sind nur durch Ihn, und auſser Ihm ein Nichts.
Sie sind im Wesen eins, nur an Gestalt verschieden,
Weiſs unterm blanken Nord, schwarz unterm braunen Süden:

Dort grimmig, ihr Getränk ist warmes Menschenblut,
Hier gütig, etwas Gold versöhnet ihre Wuth.
Doch ein verwöhnt Paris, dem Argenson nicht wehret,
Zeugt so viel Diebe nicht, als Götter man verehret;
Kein Thier ist so verhaſst, kein Scheusal so veracht't,
Dem nicht ein Volk gedient und Bilder sind gemacht.
Den trägt hier ein Altar, der dort am Galgen hänget, *)
Das heiſse Persen ehrt die Sonne die es senget;
Das dumme Memphis sucht im Sumpf den Krokodill,
Und räuchert einem Gott, der es verschlingen will;
Noch thörichter als da, wo es die Gartenbetter
Zu heil'gen Tempeln macht' und düngte seine Götter.
Des Bösen Wesen selbst, des Schadens alter Freund,
Hat Kirchen auf der Welt und Priester, wie sein Feind.
Entsetzlicher Betrug! vor solchen Ungeheuren
Kniet die verführte Welt, und lernet Teufel feyern.
Umsonst sieht die Vernunft des Glaubens Fehler ein,

---

*) Garnet.

Sobald der Priester spricht, mufs Irrthum Weisheit seyn;
Von dem bethörten Sinn läfst sich das Herz betrügen,
Liebt ein beglaubtes Nichts, und irret mit Vergnügen:
Ein angenommner Satz, den nichts als Glauben stützt,
Wird bald ein Theil von uns und auch mit Blut beschützt.
Die Alten schrieen schon, entbrannt von heil'gen Flammen:
Der ist des Todes werth, der ehrt was wir verdammen!
Die Nachwelt, angesteckt mit ihrer Ahnen Wuth,
Pflanzt Glauben mit dem Schwert und dünget sie mit Blut.
Hat nicht die alte Welt, nur weil sie anders glaubte,
Die neue wüst gemacht? Wie manchem hohen Haupte
Hat eines Heil'gen Arm den Stahl ins Herz gedrückt,
Den jetzt ein Volk verehrt und auf Altären schmückt?
Ein mifsgebrauchter Fürst taucht seine Siegesfahnen
In Kessel voll vom Blut getreuer Unterthanen,

Die nicht geglaubt was er, und gern zum Tode gehn,
Für einen Wörterstreit, wovon sie nichts verstehn.
Wo Glaubenszwietracht herrscht, stehn Brüder wider Brüder,
Das Reich zerstört sich selbst und frisset seine Glieder.
Für seines Gottes Ruhm gilt Meineid und Verrath;
Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?

In stiller Heimlichkeit, umzielt mit engen Schranken,
Herrscht eine zweyte Lehr' und wohnt in den Gedanken,
Ihr folget wer allein auf eigne Weisheit baut,
Die Klügern insgeheim und Thoren überlaut,
Der Fürst dem Laster nützt, den Gottes Furcht umschränket,
Der Freygeist, der sich schämt, wenn er wie Andre denket,
Der Weichling, dem ein Gott zu nah' zur Strafe scheint,
Sind, aus verschiednem Grund, doch wider Gott vereint.
Oft deckt der Priester selbst sich mit erlernten Mienen,

Sein Herz verhöhnt den Gott, dem seine Lippen dienen,
Er lächelt, wenn das Volk vor Götzen niederfällt,
Die List vergöttert hat und Aberwitz erhält.
Die alle nennen Gott ein Wesen nur in Ohren,
Dem Staat zum Dienst erdacht, und mächtig nur für Thoren:
Bey ihnen ist kein Zweck, kein Wesensursprung mehr,
Und alles hat das Seyn vom blinden Ungefähr.
Hier wird die Seele selbst gemessen und gewogen,
Sie muſs ein Uhrwerk seyn, für gleichlang aufgezogen,
Als ihr vereinter Leib, das, wenn er wirkt, versteht,
Denkt, weil er sich bewegt, und wann er stirbt, zergeht.
Hier sind die Tugenden, die wir am höchsten preisen,
Nur Namen ohne Kraft und Grillen blöder Weisen,
Die schlauer Witz erzeugt, Verstellung prächtig macht;
Der leichte Pöbel ehrt, und wer sie kennt, verlacht.
Bey ihnen zeugt die Furcht der Tugend edle Triebe,

Der Menschheit Feder ist, für sie, die Eigenliebe.
Wer diese Sätze glaubt, ist niemand unterthan
Und nimmt nur die Vernunft zu seinem Richter an.
Klug, wenn die Wahrheit sich an sichern Zeichen kennte,
Wenn nicht das Vorurtheil die schärfsten Augen blend'te,
Und im verwirrten Streit von Noth und Ungefähr
Vernunft die Richterin von Wahl und Zweifel wär'.
O blinde Richterin! wen soll dein Spruch vergnügen?
Die oft sich selbst betrügt und öfters läſst betrügen.
Wie leicht verfehlst du doch, wenn Neigung dich besticht,
Man glaubet was man wünscht, das Herz legt ein Gewicht
Den leichtern Gründen bey; es fälscht der Sinne Klarheit:
Die Lüge, die gefällt, ist schöner als die Wahrheit.
Ein weiser Aristipp, der auf die Wollust geizt
Und täglich seinen Leib zu neuen Lüsten reizt,
Der keine Pflichten kennt und lebt allein zum Schlemmen,

Läſst seine Lüste nicht durch Gottes Schreckbild hemmen:
Er läugnet was er scheut, sperrt Gott in Himmel hin,
Und läſst, wenn Gott noch ist, doch Gott nicht über ihn,
Nicht weil zum Zweifel ihn Vernunft und Gründe leiten,
Nur weil Gott, weil er herrscht, ihm Strafen muſs bereiten.

Ein Weiser, der vielleicht mit rühmlichem Verdruſs,
Des Aberglaubens satt, die Wahrheit suchen muſs,
Haſst alles Vorurtheil, und sucht aus wahren Gründen
Beym Licht von der Vernunft sich in sich selbst zu finden.
Im Anfang führet ihn sein forschender Verstand
Nah zu der Wesen Grund und weit vom Menschentand,
Bis, wenn er jetzt entfernt von irdischen Begriffen,
Im weiten Ocean der Gottheit wagt zu schiffen,
Vernunft, der Leitstern, fehlt, und er aus Blindheit irrt,
Ein falsches Licht ihn führt und seinen Lauf verwirrt;

Er selbst im trüben Tag, den falſches Licht erheitert,
Sich nach den Klippen lenkt und endlich plötzlich scheitert.
Der arme Weise sinkt im Schlamm des Zweifels ein,
Er kennt sich selbst nicht mehr, sieht in der Welt nur Schein,
Hält sich für einen Traum, die Sinne für Betrüger,
Verwirſt was Jeder glaubt, und glaubt sich desto klüger,
Je weniger er weiſs; der Gottheit helles Licht
Durchstrahlt den dunkeln Dunst verblend'ter Weisheit nicht;
Die Stimme der Natur ruft allzuschwach dem Tauben:
Wer zweifelt ob er ist, kann keinen Schöpfer glauben.

Unseliges Geschlecht, das nichts aus Gründen thut!
Dein Wissen ist Betrug, und Tand dein höchstes Gut.
Du fehlſt sobald du glaubst, und fällſt sobald du wanderst,
Wir irren allesammt, nur Jeder irret anderst.
So wie, wenn das Gesicht gefärbtem Glase traut,

Ein Jeder was er sieht mit fremden Farben schaut:
Nur sieht der Eine falb, und Jener etwas gelber,
Der Eine wird verführt und der verführt sich selber:
Der glaubt an ein Gedicht und Jener eignem Tand,
Den macht die Dummheit irr und den zuviel Verstand:
Der hofft ein künftig Glück und lebt darum nicht besser,
Und Jenes Unglück wird durch seine Tugend gröſser.
Der Pöbel ist nicht weis' und Weise sind nicht klug;
So weit die Welt sich streckt, herrscht Elend und Betrug:
Nur daſs der Eine still, der Andre rasend glaubet,
Der sich allein die Ruh und Jener Andern raubet.
Und du, mein Stähelin; was hast du dir erwählt,
Da Glauben oft verführt und Zweifeln immer quält?

Viel Irrthum hat der Mensch sich selber zugezogen,

Er ist, der Erde war, dem Himmel zugeflogen,
Wohin Vernunſt nicht reicht, hat Stolz sich hingetraut,
Was an der Welt ihm fehlt aus eignem Witz erbaut,
Die Schranken eng geschätzt worin er denken sollen,
Und drauſsen fallen eh als drinnen stehen wollen.

Wie Gott die Ewigkeit erst einsam durchgedacht,
Warum einst, und nicht eh, er eine Welt gemacht;
Was unser Geist sonst war eh' ihn ein Leib bekleidet,
Und wie er soll bestehn, wenn alles von ihm scheidet;
Wie erst ein ewig Nichts in uns zum Etwas ward;
Wie Denken erst begann und Wesen fremder Art
Der Seele Werkzeug sind; wie sich die weiten Kreise
Der anfanglosen Dau'r gehemmt in ihrer Reise,
Und Ewig ward zur Zeit; und wie ihr seichter Fluſs
Im Meer der Ewigkeit sich einst verlieren muſs

Das soll ich nicht verstehn und kein Geschöpfe fragen,
Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz plagen.

Genug! es ist ein Gott; es ruft es die Natur,
Der ganze Bau der Welt zeigt seiner Hände Spur.
Den unermeſsnen Raum, in dessen lichten Höhen
Sich tausend Welten drehn und tausend Sonnen stehen,
Erfüllt der Gottheit Glanz. Daſs Sterne sonder Zahl
Mit immer gleichem Schritt und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Gesetz vermischt und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn, und nie ihr Lauf verirret,
Macht ihres Schöpfers Hand; sein Will' ist ihre Kraft:
Er theilt Bewegung, Ruh und jede Eigenschaft
Nach Maſs und Absicht aus. Kein Stein bedeckt die Erde,
Wo Gottes Weisheit nicht in Wundern thätig werde;
Kein Thier ist so gering, du weiſst's, o Stähelin,

Es zielt doch jeder Theil nach seinem Zwecke hin.
Ein unsichtbar Geflecht von zärtlichen Gefäſsen,
Nach mehr als Menschenkunst gebildet und gemessen,
Führt den bestimmten Saft in stetem Kreislauf fort,
Verschieden überall, und stets an seinem Ort:
Nichts stört des Andern Thun, nichts füllt des andern Stelle,
Nichts fehlt, nichts ist zuviel, nichts ruht, nichts läuft zu schnelle;
Ja, in dem Samen schon, eh' er das Leben haucht,
Sind Gänge schon gehöhlt, die erst das Thier gebraucht.
Der Mensch, vor dessen Wort sich soll die Erde bücken,
Ist ein Zusammenhang von eitel Meisterstücken:
In ihm vereinigt sich der Körper Kunst und Pracht,
Kein Glied ist, das ihn nicht zum Herrn der Schöpfung macht.

Doch geh' durch's weite Reich, das Gottes Hand gebauet,
Wo hier in holder Pracht, vom Morgenroth bethauet,

Die junge Rose glüht, und dort im Bauch der Welt
Ein unreif Gold sich färbt, und wächst zu künft'gem Geld:
Du wirst im Raum der Luft und in des Meeres Gründen
Gott überall gebild't, und nichts als Wunder finden.

Mehr find' ich nicht in mir, Gott, der in Allem strahlt,
Hat in der Gnade sich erst deutlich abgemalt.
Vernunft kann, wie der Mond, ein Trost der dunkeln Zeiten,
Uns durch die braune Nacht mit halbem Schimmer leiten:
Der Wahrheit Morgenroth zeigt erst die wahre Welt,
Wenn Gottes Sonnenlicht durch unsre Dämm'rung fällt.
Zu stammelnd für den Schall geoffenbarter Lehren
Soll die Vernunft hier Gott mit eignem Lallen ehren.
Sie führt uns bis zu Gott, mehr ist ein Ueberfluſs.
Nichts wissen macht uns dumm, viel forschen nur Verdruſs.

Was hilft es, himmelan mit schwachen Schwingen fliegen,
Der Sonne Nachbar seyn, und dann im Meere liegen?
Vergnügung geht vor Witz: auch Weisheit hält ein Maſs,
Das Thoren niedrig dünkt und Newton nicht vergaſs.
Wer will, o Stähelin, ist Meister des Geschikkes,
Zufriedenheit war stets die Mutter wahren Glückes.
Wir haben längst das Nichts von Menschenwitz erkennt,
Das Herz von Eitelkeit, den Sinn von Tand getrennt;
Laſs albre Weisen nur, was sie nicht fühlen, lehren,
Die Seligkeit im Mund und Angst im Herzen nähren,
Uns ist die Seelenruh und ein gesundes Blut,
Was Zeno nur gesucht, des Lebens wahres Gut.
Uns soll die Wissenschaft zum Zeitvertreibe dienen,
Für uns die Gärten blühn, für uns die Wiesen grünen;
Uns dienet bald ein Buch, und bald ein kühler Wald,
Bald ein erwählter Freund, bald wir, zum Unterhalt.

Kein Glück verlangen wir, ein Tag soll allen gleichen,
Das Leben unvermerkt und unbekannt verstreichen;
Und, ist der Leib nur frey von siecher Glieder Pein,
Soll uns das Leben lieb, der Tod nicht schrecklich seyn!
O, daſs der Himmel mir das Glück im Tode gönnte,
Daſs meine Asche sich mit deiner mischen könnte!

Ueber die Ehre.

Als Herr D. Giller den Doctorhut annahm.

Geschätztes Nichts der eitlen Ehre!
Dir baut das Alterthum Altäre.
Du bist noch heut der Gott der Welt:
Bezaubernd Unding, Kost der Ohren,
Des Wahnes Tochter, Wunsch der Thoren,
Was hast du denn, das uns gefällt?

Du hast die Bürger goldner Zeiten
Gelehrt, ihr eigen Weh bereiten,
Des Blutes stolzes Recht erdacht;
Du hast aus unterird'schen Grüften
Die tolle Zier an unsern Hüften,
Das Schwert zuerst an Tag gebracht.

Du lehrtest nach dem Rang der Fürsten
Der Menschen eitle Sinne dürsten,
Den doch die Ruh' auf ewig flieht;
Daſs wir die Zentnerlast der Würden
Auf allzuschwache Schultern bürden,
Ist, weil man dich beym Zepter sieht.

Du führest die geharn'schten Schaaren
Durch die verachteten Gefahren
Mit Freuden ins gewisse Grab;
Dich nach dem Tode zu erhalten,
Bricht der geschwächte Sinn der Alten
Ihr sonst so theures Leben ab.

Dein Feuer füllt die gröſsten Geister,
Du lehrest Künst' und machest Meister,
Durch dich erhält die Tugend sich;
Der Weise selbst folgt dir von fernen,
Sein starrer Blick sucht in den Sternen,
Nicht ihren Wunderlauf, nur dich.

Ach, könnten doch der Menschen Augen
Dein Wesen einzusehen taugen,
Wie würdest du für sie so klein?
Verblendend Irrlicht der Gemüther,
Gerühmter Adel falscher Güter,
Wer dich gefunden hascht nur Schein.

O Jüngling, ruſte jener Weise,
Was macht, daſs deine Heldenreise
Sich in Aurorens Bette wagt?
Du rennst in tausend bloſse Säbel,
Nur daſs am Tisch der Griechen Pöbel
Nach deinen Thaten müſsig fragt. *)

So seyd ihr Menschen mit einander,
An Muth ist keiner Alexander,
An Thorheit gehn ihm Tausend für;
Ihr opfert eure besten Jahre,
Nur daſs Europa bald erfahre,
Daſs einer lebt, der heiſst wie ihr.

Wie herrlich werd' ich einst verwesen,
Wenn Leute nur mein Ende lesen
Bey den Erschlagnen obenan:
Wohl angebrachtes Blut der Helden,
Wenn einmal die Kalender melden,
Was Wunderthaten sie gethan.

Zwar noch zu glücklich, wessen Wunden
Bey dem Gerüchte Platz gefunden,
Er hascht ihn doch, den edlen Traum.
Wie Manchen, der sein kühnes Leben
Mit gleichem Muthe hingegeben,
Benennt die Todtenliste kaum.

---

*) Alexander beym Uebergange über den Hydaspes.

Als aus des neuen Gottes Wunden
Das Blut entging, die Kräfte schwunden,
Wog Fama jeden Tropfen ab;
Allein das Werkzeug seiner Siege,
Die Mitgefährten seiner Kriege,
Verscharrt mit ihrem Ruhm ihr Grab.

Doch ach, was haben sie verloren?
Das Leben in der Menschen Ohren
Geht nach dem Tod' uns wenig an:
Achilles, dessen kühne Tugend
Ein Beyspiel ist sieghafter Jugend,
Ist ja so todt als Jedermann.

Baut, eitle Herrscher unterm Süden
Die unzerstörbar'n Pyramiden,
Gepflastert mit des Volkes Blut;
Doch wiſst, daſs einst, der Würmer Speise,
Man unterm Stein vom höchsten Preise
Nicht besser als im Rasen ruht.

Allein was kann uns auch im Leben
Der Nachruhm für Vergnügen geben,
Die Ruh' wohnt bey der Ehre nie.
Sie wohnt in prächtigen Palästen,
Und hat selbst Könige zu Gästen;
Allein mit Rauche speiset sie.

Sagt: hat der Gröſste von den Kaisern, *)
Bedeckt mit tausend Lorbeerreisern,
Nicht alles, was ihr wünschen könnt?
Doch schaut, ihr Sclaven eitlen Schimmers,
Doch ins Bezirk des innern Zimmers,
Und sagt, ob ihr sein Glück euch gönnt?

Es klingt zwar herrlich in den Ohren,
Zum Herrscher von der Welt geboren,
Und gröſser noch von Würdigkeit!
Allein der Glanz von zehen Kronen,
Die Majestät so vieler Thronen,
Ist nur der Unruh Feyerkleid.

Europens aufgebrachte Waffen
Hier von sich lehnen, dort bestrafen,
Am Steuer von der Erde seyn,
Ein Heer gepreſster Unterthanen
Hier schützen, dort zum Frieden mahnen,
Räumt wenig Ruh den Tagen ein.

Allein, sein eigen Reich verwalten,
Staat, Kirch' und Handelsschaft erhalten,
Was Nutz und Ehre fodern, thun;
In Frieden seine Waffen schärfen,
Den Grund zum Glück der Nachwelt werfen,
Läſst auch zu Nacht ihn niemals ruhn.

---

*) Karl VI.

Er schmachtet unter seiner Würde,
Ihr seht die Pracht, er fühlt die Bürde,
Ihr schlafet sicher wenn er wacht;
Zu selig, schnitte das Geschicke
Von seiner Hand die goldnen Stricke,
Womit es ihn zum Sclaven macht.

Wenn aber erst mit Unglücksfällen
Des Fürsten Sorgen sich gesellen,
Wenn wider ihn das Schicksal ficht,
Wenn um ihn Macht und Bosheit wittert
Und der bestürmte Thron erzittert,
Da zeigt der Zepter sein Gewicht.

Weh ihm, wenn ihn sein Stolz verwöhnet,
Der gröſsre Herr, der ihn belehnet,
Lehrt ihn, von wem die Krone sey;
Der Lorbeer schützt nicht vor dem Blitze,
Der Donner schlägt der Thürme Spitze,
Und Unfall wohnt Tyrannen bey.

Wie manch' Mal wird dem höchsten Haupte,
Das heut der Lorbeer noch umlaubte,
Des Abends kaum ein Sarg gewährt?
Wie oft muſs Gift aus Freundes Händen
Des gröſsten Helden Leben enden,
Das tausend Degen nicht versehrt.

Das Muster aller Fürstengaben
Muſs neben sich ein Unthier haben,
Das eh' verdient am Pfahl zu stehn *).
August, des Brutus Ueberwinder,
Sieht durch die Laster seiner Kinder
Sein Haus mit Spott zu Grunde gehn.

Zieh' Hannibal vom heiſsen Calpe,
Und Visos unerstiegner Alpe,
Such' in der Römer Blut den Ruhm;
Rom selbst scheut sich mit dir zu kriegen,
Doch bleibt dir einst von deinen Siegen
Nur Gift zum letzten Eigenthum.

Wenn auch sich einst ein Liebling fände,
Mit dem das Glück sich fest verbände,
Blieb' ihm kein Wunsch gleich unerfüllt;
Er wird von Sorgen d'rum nicht freyer,
Die Ehrsucht ist ein ewig Feuer
Das weder Zeit noch Ehre stillt.

Was man gewünscht, ist schon vergessen
Eh' man es einen Tag besessen,
Dem Wunsche folgt ein andrer nach;
Der Nachruhm selbst spornt unsre Sinnen,
Noch gröſsre Thaten zu beginnen,
Und hält erworbnen Ruhm für Schmach.

---

*) M. Antonius Philosophus und Faustina.

Er fand an Ganges letztem Strande
Das Ziel der Thaten und der Lande,
Doch Philipps Sohn war noch nicht satt;
Die Welt hört auf mit seinen Siegen,
Er aber weint, weil, dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücke hat.

Ihr aber, deren Tugendlehre
Führt nach der reinsten Art der Ehre,
Lernt doch, wonach ihr lüstern seyd!
Was hilft es euch, den Göttern gleichen,
Wenn in der Bosheit finstern Sträuchen
Ein Weg ist zur Unsterblichkeit.

Der Nachruhm lobt nicht nur das Gute,
Er schreibt die Zagheit bey dem Muthe,
Die Tugend bey den Lastern ein;
Er wieget nicht den Werth der Dinge,
Genug daſs ein Verrath gelinge,
Sein Meister wird unsterblich seyn.

Wer hat des Habis Lob gegeben, *)
Da man der Cäsarn mördrisch Leben
In tausend Büchern ewig ſind't?

---

*) König in Spanien, der lang und sehr löblich geherrscht, und seinen Unterthanen den Ackerbau und andre Künste zuerst gewiesen hat.

Heiſst Alexander nicht der Groſse,
Da in des Nichts verlornem Schooſse
Ung und Ascan *) begraben sind?

Bekennt es, ihr Homer'schen Helden,
Was kann die Nachwelt von euch melden
Als die beglückte Raserey?
Nehmt weg, daſs ihr die Welt verheeret,
Geraubt, gewürgt, gebrannt, zerstöret,
Was bleibt, das wissenswürdig sey?

Allein, wenn endlich schon die Ehre
Der Weg zu dem Vergnügen wäre,
Auch also lohnt sie nicht die Müh:
Man opfert ihr der Jahre Blüthe,
Die besten Kräfte vom Gemüthe,
Und nach dem Tod' erlangt man sie.

Man steigt der wahren Ehr' entgegen
Nur stufenweis', auf steilen Wegen,
Und zahlt mit Blute jeden Schritt;
Im Alter naht man sich der Spitze,
Und glaubt sich endlich im Besitze,
Wenn uns der Tod in Abgrund tritt.

---

*) Die Urheber des Deutschen Reichs und ein alter glücklicher König in Schweden.

Als dort im Kreise banger Helden
Die Aerzte Babels Sieger melden,
Daſs er umsonst nach Rettung schaut,
Was helfen ihm die vielen Kronen?
Und daſs vom Schutt zerstörter Thronen
Er lebend sich Altär' erbaut?

Laſs dein Arbela dich erquicken,
Wisch' ab mit Lorbeern, die dich schmücken,
Den Schweiſs des schmachtenden Gesichts;
Du siegtest nur, um schwer zu sterben,
Du raubst die Welt für fremde Erben,
Du hattest alles, und wirst nichts.

Komm, schneller Cäsar, sieh und siege,
Es sey der Schauplatz deiner Kriege
Die ganze Welt dein Unterthan;
Doch Dolche sind, dich zu ermorden,
Vor Ewigkeit geschliffen worden,
Dawider nichts dich schützen kann.

O selig, wen sein gut Geschicke
Bewahrt vor groſsem Ruhm und Glücke,
Der, was die Welt erhebt verlacht;
Der, frey vom Joche der Geschäfte,
Des Leibes und der Seele Kräfte
Zum Werkzeug stiller Tugend macht!

Du, der die Anmuth frischer Jugend
Vermählest mit der reifen Tugend,
Was fehlet deiner Seligkeit?
Beglückter Ciller, deine Tage
Sind frey von Sorg' und feiger Klage,
Wie du von Ehrgeiz und von Neid.

Kein Kummer deinen Stand zu bessern,
Kein eitler Bau von fernen Schlössern,
Hat einen Reiz, der bey dir gilt;
Der Quell von stetigem Vergnügen
Ist nimmermehr bey dir versiegen,
Weil er aus deinem Herzen quillt.

Was soll dir denn mein Glückwunsch nutzen?
Mag ein Demant mit Glas sich putzen?
Schminkt sich mit Ruhm die Tugend an?
Genug, ich will dein Treuster leben,
Sie selbst, die Tugend, wird dir geben,
Was ich dir Gutes wünschen kann.

Die Falschheit menschlicher Tugenden.

An Herrn Prof. Stähelin.

Geschminkte Tugenden, die ich zu lang' erhob,
Scheint nur dem Pöbel schön und sucht der Thoren Lob;
Bedeckt schon euer Nichts die Larve der Geberden,
Ich will ein Menschenfeind, ein Swift, ein Hobbes werden,
Und bis ins Heiligthum, wo diese Götzen stehn,
Die Wahn und Tand bewacht, mit frechen Schritten gehn.

Ihr füllt, o Sterbliche, den Himmel fast mit Helden,

Doch laſst die Wahrheit nur von ihren Thaten melden:
Vor ihrem reinen Licht erblaſst der falsche Schein;
Und wo ein Held sonst stand, wird jetzt ein Sclave seyn.

Wenn Völker einen Mann sich einst zum Abgott wählen,
Da wird kein Laster seyn und keine Tugend fehlen;
Die Nachwelt bildet ihn der Gottheit Muster nach,
Und gräbt in Marmorstein was er im Scherze sprach.
Umsonst wird wider ihn sein eigen Leben sprechen,
Die Fehler werden schön und Tugend strahlt aus Schwächen.
Zwar Viele haben auch den frechen Leib gezähmt
Und Mancher hat sich gar ein Mensch zu seyn geschämt:
Ein frommer Simeon *) ward alt auf einer Säule,

---

*) Simeon Stylites.

Sah auf die Welt herab, und that was kaum die Eule;
Ein Caloyer*) verscherzt der Menschen Eigenthum,
Verbannt sein klügstes Glied und wird aus Andacht stumm;
Assisens**) Engel löscht im Schnee die wilde Hitze,
Sein heiſser Eifer tilgt, bis in der Geilheit Sitze,
Des Uebels Werkzeug aus; und was auf jedem Blatt
Für Thaten Surius***) mit Roth bezeichnet hat.
Allein was hilft es doch sich aus der Welt verbannen,
Umsonst, o Stähelin, wird man sich zum Tyrannen,
Wenn Laster, die man haſst, vor gröſsern Lastern fliehn,

---

*) Griechische Priester, die oft aus einem Gelübde das Reden verschwören.

**) Franziskus von Assisio, der Bilder aus Schnee ballte und umarmte.

***) Einer von den Beschreibern der Legenden der Heiligen.

Und wo man Mohn getilgt, jetzt Lolch und Trespe blühn.
Wir achten oft uns frey, wenn wir nur Meister ändern,
Wir schelten auf den Geiz, und werden zu Verschwendern.
Der Mensch entflieht sich nicht, umsonst erhebt er sich,
Des Körpers schwere Last zieht an ihm innerlich:
So, wenn der rege Trieb, in halb bestrahlten Sternen,
Von ihrem Mittelpunkt sie zwingt sich zu entfernen,
Ruft sie von ihrer Flucht ein ewig starker Zug
Ins enge Gleis zurück und hemmt den frechen Flug.

Geht, Menschen, schnitzt nur selbst an euren Götzenbildern,
Laſst Gunst und Vorurtheil sie nach Belieben schildern,
Erzählt was sie vollbracht und was sie nicht gethan,
Und was nur Ruhm verdient das rechnet ihnen an:
Das Laster kennet sich auch in der Tugend Farben,

Wo Wunden zugeheilt, erkennt man doch die Narben.
Wo ist er? zeiget ihn, der Held, der Menschen Pracht,
Den die Natur nicht kennt und euer Hirn gemacht;
Wo sind die Heiligen von unbeflecktem Leben,
Die Gott den Sterblichen zum Muster dargegeben?
Viel Menschheit hänget noch den Kirchenengeln an,
Die Aberglaube deckt, Vernunft nicht dulden kann.
Traut nicht dem schlauen Blick, den demuthsvollen Mienen,
Den Dienern aller Welt soll doch die Erde dienen.
War nicht ein Priester stets des Eigensinnes Bild,
Der Göttersprüche red't, und wenn er fleht, befiehlt?
Trennt nicht die Kirche selbst sich über dem Kalender?
Des Abends Heiliger verbannt die Morgenländer,
Läſst Infuln im Gefecht des Gegners Infuln dräun

Und dringt auf Märtyrer mit Märt'rern feindlich ein.
Den Baum vom Niedergang zerblitzt den Bann aus Norden. *)
Die Kirche, Gottes Sitz, ist oft ein Kampfplatz worden,
Wo Bosheit und Gewalt Vernunft und Gott vertrieb
Und mit der Schwächern Blut des Zwiespalts Urtheil schrieb.
Grausamer Wütherich, verfluchter Ketzereifer!
Dich zeugte nicht die Höll' aus Cerbers gelbem Geifer,
Nein! Heil'ge zeugten dich, du gährst in Priesterblut,
Sie lehren nichts als Lieb' und zeigen nichts als Wuth.
Seitdem ein Pabst geherrscht und sich ein Mensch vergöttert,

---

*) Pabst Viktor hatte mit den Asiatischen Kirchen einen Streit wegen des Osterfests. Wegen seines ärgerlichen Verbannens aber lieſs Irenäus von Lyan einen scharfen Brief an den Röm. Bischof abgehen, worin er ihm mehr Mäſsigung anbefahl.

Hat nicht der Priester Zorn, was ihm nicht wich, zerschmettert?
Wer hat Tolosens Schutt in seinem Blut ersäuſt
Und Priestern einen Thron von Leichen aufgehäuſt?
Den Blitz hat Dominik auf Albi's Fürst erbeten *)
Und selbst mit Montforts Fuſs der Ketzer Haupt ertreten.

Doch tadl' ich nur vielleicht und bin aus Vorsatz hart,
Und die Vollkommenheit ist nicht der Menschen Art:
Genug, wenn Fehler sich mit gröſsrer Tugend decken;
Die Sonne zeugt das Licht und hat doch selber Flecken.
Allein, wie wenn auch das, was ihren Ruhm erhöht,

---

*) Die Geschichte der unterdrückten Albigenser und des unrechtmäſsig seiner Lande entsetzten Raimunds von Toulouse wird Jedermann bekannt seyn.

Der Helden schöner Theil durch falschen Schein besteht?
Wenn der Verehrer Lob sich selbst auf Schwachheit gründet,
Und wo der Held soll seyn, man noch den Menschen findet?
Stützt ihren Tempel schon der Beyfall aller Welt,
Die Wahrheit stürzt den Bau, den eitler Wahn erhält.

Wie Gut und Böses sich durch enge Schranken trennen,
Was wahre Tugend ist, wird nie der Pöbel kennen.
Kaum Weise sehn die Mark, die beyde Reiche schlieſst,
Weil ihre Gränze schwimmt und in einander flieſst.
Wie an dem bunten Taft, auf dem sich Licht und Schatten,
So oft er sich bewegt, in andre Farben gatten,
Das Auge sich miſskennt, sich selber niemals traut
Und bald das Rothe blau, bald roth was blau war schaut;

So irrt das Urtheil oft. Wo findet sich der Weise,
Der nie die Tugend hass' und nie das Laster preise?
Der Sachen lange Reih', der Umstand, Zweck und Grund
Bestimmt der Thaten Werth und macht ihr Wesen kund.
Der gröſsten Siege Glanz kann Eitelkeit zernichten,
Der Zeiten Unbestand verändert unsre Pflichten,
Was heute rühmlich war, dient Morgen uns zur Schmach,
Ein Thor sagt lächerlich, was Cato weislich sprach.
Dieſs weiſs der Pöbel nicht, er wird es nimmer lernen.
Die Schale hält ihn auf, er kömmt nicht zu den Kernen;
Er kennet von der Welt was auſsen sich bewegt,
Und nicht die innre Kraft, die heimlich alles regt.
Sein Urtheil baut auf Wahn, es ändert jede Stunde,
Er sieht durch Andrer Aug' und spricht aus fremdem Munde.

Wie ein gefärbtes Glas, wodurch die Sonne strahlt,
Des Auges Urtheil täuscht und sich in allem malt,
So thut die Einbildung: sie zeigt uns was geschiehet,
Nicht wie es wirklich ist, nur so wie sie es siehet,
Legt den Begriffen selbst ihr eigen Wesen bey,
Heiſst Gleiſsen Frömmigkeit, und Andacht Heucheley.
Ja, selbst des Vaters Wahn kann nicht mit ihm versterben:
Er läſst mit seinem Gut sein Vorurtheil den Erben;
Verehrung, Haſs und Gunst flöſst mit der Milch sich ein,
Des Ahnen Aberwitz wird auch des Enkels seyn.
So richtet alle Welt, so theilt man Schmach und Ehre,
Und dann, o Stähelin, nimm ihren Wahn zur Lehre.

Durch den erstaunten Ost geht Xaviers Wunderlauf,
Stürzt Nipons Götzen um und seine stellt er auf,

Bis daſs, dem Amida noch Opfer zu erhalten,
Die frechen Bonzier des Heil'gen Haupt zerspalten.
Er stirbt, sein Glaube lebt, und unterbaut den Staat,
Der ihn aus Gnade nährt, mit Aufruhr und Verrath.
Zuletzt erwacht der Fürst und läſst zu nassen Flammen *)
Die Feinde seines Reichs mit spätem Zorn verdammen;
Die meisten tauschen Gott um Leben, Gold und Ruh,
Ein Mann von Tausenden schlieſst kühn die Augen zu,
Stürzt sich in die Gefahr, geht muthig in den Ketten,
Steift den gesetzten Sinn und stirbt zuletzt im Beten.
Sein Name wird noch blühn, wenn, lange schon verweht,
Des Märt'rers Asche sich in Wirbelwinden dreht;

---

*) Eine überaus heiſse Quelle, in welche man die Märtyrer so oft hinunter lieſs, bis sie starben oder den Glauben verläugneten.

Europa stellt sein Bild auf schimmernde Altäre
Und mehrt mit ihm getrost der Seraphinen Heere.
Wenn aber ein Huron, in tiefem Schnee verirrt,
Bey Errie's langem See,*) zum Raub der Feinde wird,
Wenn dort sein Holzstoſs glimmt, und satt mit ihm zu leben
Des Weibes tödtlich Wort sein Urtheil ihm gegeben,
Wie stellt sich der Barbar? wie grüſst er seinen Tod?
Er singt, wenn man ihn quält, er lacht wenn man ihm droht:
Der unbewegte Sinn erliegt in keinen Schmerzen,
Die Flamme, die ihn sengt, dient ihm zum Ruhm und Scherzen.
Wer stirbt hier würdiger? ein gleicher Heldenmuth
Bestrahlet Beyder Tod und wallt in Beyder Blut;
Doch Tempel und Altar bezahlt' des Märt'rers Wunde,

---

*) Ein See, an dem die Irocker wohnen, der Huronen Erbfeinde.

Canada's nackter Held stirbt von dem Tod der Hunde.
So viel liegt dem daran, daſs wer zum Tode geht
Geweihte Worte spricht, wovon er nichts versteht.
Doch nein, der Outchipoue*) thut mehr als der Bekehrte:
Des Todes Ursach' ist das Maſs von seinem Werthe.
Den Märt'rer trifft der Lohn von seiner Uebelthat;
Wer seines Staats Gesetz mit frechen Füſsen trat,
Des Landes Ruh gestört, den Gottesdienst entweihet,

---

*) Das tapferste der Nordamerikanischen Völker (*la Hontan*). Man gibt dem Gefangenen ein Weib von irgend einem Erschlagenen. Will sie ihn behalten, so ist öfters sein Leben gerettet, und er wird sogar unter das sieghafte Volk aufgenommen; verurtheilt sie ihn zum Tode, so ist's um ihn geschehen, und sie ist die Erste an seinen zerfleischten Gliedern sich zu sättigen.

Dem Kaiser frech geflucht, der Aufruhr Saat gestreuet,
Stirbt weil er sterben soll; und ist denn der ein Held,
Der am verdienten Strick noch prahlt im Galgenfeld?
Der aber, der am Pfahl der wilden Onontagen*)
Den unerschrocknen Geist bläst aus in tausend Plagen,
Stirbt weil sein Feind ihn würgt, und nicht für seine Schuld;
Und in der Unschuld nur verehr' ich die Geduld.
Wenn dort ein Büſsender, zerknirscht in heil'gen Wehen,
Die Sünden, die er that und die er wird begehen,
Mit scharfen Geiſseln straft, mit Blut die Stricke malt
Und vor dem ganzen Volk mit seinen Streichen prahlt:
Da ruft man Wunder aus; die Nachwelt wird noch sagen,

---

*) Eins der fünf Völker der Mohocks oder Iroquais.

Was Lust er sich versagt, was Schmerzen er vertragen.
Wie aber, wenn im Ost der reinliche Brachman
Mit Koth die Speisen würzt und Wochen faſten kann,
Wenn Ströme seines Bluts aus breiten Wunden flieſsen,
Die seine Reu' gemacht, und oft der Tod muſs büſsen,
Was Rom um Geld erläſst; wenn nackt und unbewegt
Er Jahre lang den Strahl der hohen Sonne trägt,
Und den gestrupften Arm läſst ausgestreckt erstarren:
Wie heiſsen wir den Mann? Betrüger oder Narren?

Wenn in Iberien ein ewiges Gelübd'
Mit Ketten von Demant ein armes Kind umgibt,
Wenn die geweihte Braut ihr Schwanenlied gesungen
Und die gerühmte Zell' die Beute nun verschlungen;
Wie jauchzet nicht das Volk, und ruft was rufen kann:

Das Weib hört auf zu seyn, der Engel fängt schon an! *)
Ja stoſst, es ist es werth, in prahlende Trompeten,
Verbergt der Tempel Wand mit Persischen Tapeten:
Euch ist ein Glück geschehn, dergleichen nie geschah,
Die Welt verjüngt sich schon, die goldne Zeit ist nah.
Gesetzt, daſs ungefühlt in ihr die Jugend blühet
Und nur der Andacht Brand in ihren Adern glühet;
Daſs kein verstohlner Blick in die verlaſsne Welt,
Mit sehnender Begier, zu spät zurücke fällt;
Daſs immer die Vernunſt der Sinne Feuer kühlet,
Und nur ihr eigner Arm die reine Brust befühlet;
Gesetzt, was niemals war, daſs Tugend wird aus Zwang:
Was jauchzt das eitle Volk? wen rühmt sein Lobgesang?
Doch wohl, daſs List und Geiz des Schöpfers Zweck verdrungen,

---

*) Worte des heiligen Hieronymus.

Was er zum Lieben schuf, zur Wittwenschaft gezwungen,
Den vielleicht edlen Stamm, den er ihr zugedacht,
Noch in der Blüth' erstickt und Helden umgebracht;
Daſs ein verführtes Kind, in dem erwählten Orden,
Sich selbst zur Ueberlast und Andern unnütz worden:
O ihr, die die Natur auf beſsre Wege weist,
Was heiſst der Himmel denn, wenn er nicht lieben heiſst?
Ist ein Gesetz gerecht, das die Natur verdammet?
Und ist der Brand nicht rein, wenn sie uns selbst entflammet?
Was soll der zarte Leib, der Glieder holde Pracht?
Ist alles nicht für uns, und wir für sie gemacht?
Den Reiz, der Weise zwingt, dem nichts kann widerstreben,
Der Schönheit ewig Recht, wer hat es ihr gegeben?
Des Himmels Erstgebot hat keusche Huld geweiht
Und seines Zornes Pfand war die Unfruchtbarkeit:

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 1784/026

Sind denn die Tugenden den Tugenden entgegen?
Der alten Kirche Fluch wird bey der neuen Segen.

Fort! die Trompete ſchallt, der Feind bedeckt das Feld,
Der Sieg ist wo ich geh', folgt Brüder! ruft ein Held.
Nicht furchtsam, wenn vom Blitz aus schmetternden Metallen
Ein breit Geſild erbebt und ganze Glieder fallen,
Er steht, wenn wider ihn das strenge Schicksal ficht,
Fällt schon der Leib durchbohrt, so fällt der Held noch nicht.
Er schätzt ein tödtlich Bley als wie ein Freudenschieſsen,
Sein Auge sieht gleich frey sein Blut und fremdes flieſsen;
Der Tod lähmt schon sein Herz eh' daſs sein Muth erliegt,
Er stirbet allzugern, wenn er, im Sterben siegt.
O Held! dein Muth ist groſs: es soll, was du gewesen,
Auf ewigem Porphyr die letzte Nachwelt lesen.

Allein, wenn auf dem Harz nun lang genug gequält,
Ein aufgebrachtes Schwein zuletzt den Tod erwählt,
Die dicken Borsten sträubt, die starken Waffen wetzet
Und wüthend über'n Schwarm entbauchter Hunde setzet,
Oft endlich noch am Spieſs, der ihm sein Herzblut trinkt,
Den kühnen Feind zerfleischt und satt von Rache sinkt:
Ist hier kein Heldenmuth? wer baut dem Hauer Säulen?
Die Jäger werden ihn mit ihren Hunden theilen.

Wer ist der weise Mann, der dort so einsam denkt
Und den verscheuten Blick zur Erde furchtsam senkt?
Ein längst verschlissen Tuch umhüllt die rauhen Lenden,
Ein Stück gebettelt Brod und Wasser aus den Händen
Ist alles was er wünscht, und Armuth sein Gewinn:

Er ist nicht für die Welt, die Welt ist nichts für ihn.
Nie hat ein glänzend Erz ihm einen Blick entzogen,
Nie hat den gleichen Sinn ein Unfall überwogen,
Ihm wischt kein schönes Bild die Runzeln vom Gesicht,
An seinen Thaten beiſst der Zahn der Miſsgunst nicht,
Sein Sinn, versenkt in Gott, kann nicht nach Erde trachten,
Er kennt sein eigen Nichts, was soll er Andrer achten?
Der Tugend ernste Pflicht ist ihm ein Zeitvertreib;
Der Himmel hat den Sinn, die Erde nur den Leib.
O Heiliger, geht schon dein Ruhm bis an die Sterne,
Flieh den Diogenes und fürchte die Laterne!
Ach, kennte doch die Welt das Herz, so wie den Mund!
Wie wenig gleichen oft die Thaten ihrem Grund?
Du beugst den Hals umsonst, die Ehre die du meidest,
Die Ehr' ist doch der Gott, für den du Alles leidest.

Wie Surena [*]) den Sieg, suchst du den Ruhm im Fliehn,
Ein stärker Laster heiſst dich schwächeren entziehn.,
Und wer sich vorgesetzt, ein Halbgott einst zu werden,
Der baut ins Künftige, der hat nichts mehr auf Erden,
Ihm streicht der eitle Ruhm der Tugend Farben an:
Was heischt der Himmel selbst, das nicht ein Heuchler kann?

Versenkt in tiefen Traum nachforschender Gedanken,
Schwingt ein erhabner Geist sich aus der Menschheit Schranken.
Seht den verwirrten Blick, der stets abwesend ist,
Und jetzt vielleicht den Raum von andern Welten miſst;
Sein stets gespannter Sinn verzehrt der Jahre Blüthe,

---

[*]) Feldherr der Parther, als sie das Römische Heer unter dem unglücklichen Crassus schlugen.

Schlaf, Ruh' und Wollust *) fliehn sein himmlisches Gemüthe.
Wie durch unendlicher verborgner Zahlen Reih'
Ein krumm geflochtner Zug gerecht zu messen sey;
Warum die Sterne sich an eigne Gleise halten,
Wie bunte Farben sich aus lichten Strahlen spalten;
Was für ein innrer Trieb der Welten Wirbel dreht;
Was für ein Zug das Meer zu gleichen Stunden bläht;
Das Alles weiſs er schon: er füllt die Welt mit Klarheit,
Er ist ein steter Quell von unerkannter Wahrheit.
Doch ach, es lischt in ihm des Lebens kurzer Tacht,
Den Müh' und scharfer Witz zu heftig angefacht!
Er stirbt, von Wissen satt, und einst wird in den Sternen
Ein Kenner der Natur des Weisen Namen lernen.
Erscheine, groſser Geist, wenn in dem tiefen Nichts

---

*) Newton hat keine Weibsperson berührt.

Der Welt Begriff dir bleibt und die Begier des Lichts,
Und laſs von deinem Witz, den hundert Völker ehren,
Mein lehrbegierig Ohr die letzten Proben hören!
Wie unterscheidest du die Wahrheit und den Traum?
Wie trennt im Wesen sich das Feste von dem Raum?
Der Körper rauhen Stoff, wer schränkt ihn in Gestalten,
Die stets verändert sind und doch sich stets erhalten?
Den Zug der alles senkt; den Trieb der alles dehnt,
Den Reiz in dem Magnet, wonach sich Eisen sehnt.
Des Lichtes schnelle Fahrt, die Erbschaft der Bewegung,
Der Theilchen ewig Band, die Quelle neuer Regung:
Dieſs lehre, groſser Geist, die schwache Sterblichkeit,
Worin dir niemand gleicht und Alles dich bereut!
Doch suche nur im Riſs von künstlichen Figuren,

Beym Licht der Zifferkunst, der Wahrheit dunkle Spuren;
Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Zu glücklich, wenn sie noch die äuſsre Schale weist:
Du hast nach reifer Müh' und nach durchwachten Jahren
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie nichts du weiſst, erfahren.

Die Welt, die Cäsarn dient, ist meiner nicht mehr werth!
Ruft Cato's Römergeist und stürzt sich in sein Schwert.
Nie hat den festen Sinn das Ansehn groſser Bürger,
Der Glanz von theurem Erz, der Dolch erkaufter Würger
Von seines Landes Wohl, vom bessern Theil getrannt:
In ihm hat Rom gelebt, er war das Vaterland.
Sein Sinn war ohne Lust, sein Herz war sonder Schrecken,
Sein Leben ohne Schuld, sein Nachruhm ohne Flecken,

BIBL. VNIVERS. LIPS.

In ihm erneute sich der alte Heldenmuth
Der alles für sein Land, nichts für sich selber thut;
Ihn dau'rte nie die Wahl, wenn Recht und Glücke kriegten,
Den Cäsar schützt das Glück, und Cato die Besiegten.
Doch fällt vielleicht auch hier der Tugend Larve hin,
Und seine Groſsmuth ist ein stolzer Eigensinn,
Der nie in fremdes Joch den steifen Nacken schmieget,
Dem Schicksal selber trotzt, und eher bricht als bieget;
Ein Sinn, dem nichts gefällt, den keine Sanftmuth kühlt,
Der sich selbst alles ist und niemals noch gefühlt.

Wie? hat denn, aus dem Sinn der Menschen ganz verdrungen,
Die scheue Tugend sich den Sternen zugeschwungen?
Verläſst des Himmels Aug' ein schuldiges Geschlecht?
Von so viel Tausenden ist denn nicht Einer ächt?

Nein, nein! der Himmel kann was er erschuf nicht hassen,
Er wird der Güte Werk dem Zorn nicht überlassen.
So vieler Weisen Wunsch, der Zweck so vieler Müh,
Die Tugend wohnt in uns, und Niemand kennet sie.
Des Himmels schönstes Kind, die immer gleiche Tugend,
Blüht in der holden Pracht der angenehmsten Jugend;
Kein finstrer Blick umwölkt der Augen heiter Licht,
Und wer die Tugend haſst, der kennt die Tugend nicht.
Sie ist kein Wahlgesetz, das uns die Weisen lehren,
Sie ist des Himmels Ruf, den reine Herzen hören;
Ihr innerlich Gefühl beurtheilt jede That,
Warnt, billigt, mahnet, wehrt, und ist der Seele Rath.
Wer ihrem Winke folgt, wird niemals unrecht wählen,
Er wird der Tugend nie, noch ihm Vergnügen fehlen;
Nie stört sein Gleichgewicht der Sinne jäher Sturm,

Nie untergräbt sein Herz bereuter Laster Wurm;
Er wird kein scheinbar Glück um wirklich Elend kaufen
Und nie durch kurze Lust in langes Unglück laufen;
Ihm ist Gold, Ruhm und Lust, wie bey des Obsts Genuſs,
Gesund bey kluger Maſs, ein Gift beym Ueberfluſs.
Der Menschen letzte Furcht wird niemals ihn entfärben:
Er hätte gern gelebt und wird nicht ungern sterben.

Von dir, selbstständig Gut, unendlich Gnadenmeer,
Kommt dieser innre Zug, wie alles Gute her!
Das Herz folgt unbewuſst der Wirkung deiner Liebe,
Es meinet frey zu seyn und folget deinem Triebe;
Unfruchtbar von Natur, bringt es auf den Altar
Die Frucht, die von dir selbst in uns gepflanzet war.
Was von dir stammt ist ächt und wird vor dir bestehen,

Wenn falsche Tugend wird wie Bley im Test vergehen,
Und dort für manche That, die jetzt auf äussern Schein
Die Welt mit Opfern zahlt, der Lohn wird Strafe seyn.

Die Tugend.

An den Herrn Hofrath Drollinger.

Freund! die Tugend ist kein leerer Name!
Aus dem Herzen keimt des Guten Same,
Und ein Gott ist's, der der Berge Spitzen
Röthet mit Blitzen.

Laſs den Freygeist mit dem Himmel scherzen!
Falsche Lehre flieſst aus bösem Herzen,
Und Verachtung allzustrenger Pflichten
Dient für Verrichten.

Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein! vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend, und daſs ihre Krone
Selbst sie belohne.

Ist's Verstellung, die uns selbst bekämpfet,
Die des Jähzorns Feuerströme dämpfet,
Und der Liebe viel zu sanfte Flammen
Zwingt zu verdammen?

Ist es Dummheit oder List des Weisen,
Der die Tugend rühmet in den Eisen,
Dessen Wangen, mitten in dem Sterben
Nie sich entfärben?

Ist es Thorheit, die die Herzen bindet,
Daſs ein Jeder sich im Andern findet,
Und zum Lösgeld seinem wahren Freunde
Stürzt in die Feinde?

Füllt den Titus Ehrsucht mit Erbarmen?
Der das Unglück hebt mit milden Armen,
Weint mit Andern, und von fremden Ruthen
Würdigt zu bluten.

Selbst die Bosheit ungezäumter Jugend
Kennt der Gottheit Bildniſs in der Tugend,
Haſst das Gute, und muſs wahre Weisen
Heimlich doch preisen.

Zwar die Laster blühen und vermehren;
Geiz bringt Güter, Ehrsucht führt zu Ehren,
Bosheit herrschet, Schmeichler betteln Gnaden,
Tugenden schaden;

Doch der Himmel hat noch seine Kinder:
Fromme leben, kennt man sie schon minder;
Gold und Perlen ſind't man bey den Mohren,
Weise bey Thoren.

Aus der Tugend flieſst der wahre Friede.
Wollust ekelt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blend't nicht immer,
Tugend ſehlt nimmer.

Drum, o Damon! geht's mir nicht nach Willen,
So will ich mich ganz in mich verhüllen:
Einen Weisen kleidet Leid wie Freude,
Tugend ziert beyde.

Zwar der Weise wählt nicht sein Geschicke,
Doch er wendet Elend selbst zum Glücke:
Fällt der Himmel, er kann Weise decken,
Aber nicht schrecken.

An Herrn Doctor Geſsner.*)

Mein Geſsner! die Natur erwacht,
Sie schwingt die holde Frühlingstracht
Um die nun lang entblöſsten Glieder:
Wie daſs dann unser Sinn auch nicht
Des Unmuths öden Winter bricht?
Kömmt denn für uns kein Frühling wieder?

Sieh, wie die trunknen Auen blühn;
Die Wälder deckt ein schönres Grün,
Als das, so sie im Herbst verloren;
Die dürrsten Anger werden bunt,
Ein jeder Busch hat seinen Mund;
Wir aber sind ohn' Aug' und Ohren.

---

*) Prof. der Mathematik und Physik, und Chorherr zu Zürich.

Nein, lege deinen Unmuth ab!
Der macht sich aus der Welt ein Grab,
Der ihre Lust nicht will genieſsen.
Wär' unser Herz von Ekel leer,
So würde bald ein Wollustmeer
Aus jedem Hügel in uns flieſsen.

Des Pöbels niedriger Verstand,
Bemüht um eigne Plag' und Tand,
Mag ein zu edles Gut verachten;
Wie aber kann ein freyer Geist,
Der aus des Wahns Gefängniſs reist,
In diesem Paradiese schmachten?

Zwar alle sind wir Ein Geschlecht;
Der Weise hat kein eigen Recht;
Sein Joch ist Jedem auferleget.
Das Schicksal kennt uns allzuwohl;
Es weiſs, wo es uns treffen soll:
Wir müssen fühlen, wenn es schläget.

Wie thöricht kömmt mir Jener vor,*)
Der, bey des Zeno buntem Thor,

---

*) Posidonius, der, als Pompejus ihn, den Gichtkranken, besuchte, diese Worte ausrief.

Verschwur die Menschheit und die Thränen;
Wie sehr er litt', so schrie er noch:
Die Schmerzen sind kein Uebel doch!
Und knirschte heimlich mit den Zähnen.

Doch wenn vom Loos der Sterblichkeit
Die Weisheit uns nicht ganz befreyt,
Und auch ein Antonin erlieget:
So lobt man doch den Steuermann,
Wenn schon ein grimmiger Orkan
Zuweilen alle Kunst besieget.

Aus unsrer eignen Thorheit quillt
Warum man oft die Sterne schilt,
Die uns was Bessers, als wir, gönnen;
Ein Jeder haſst sein eigen Loos;
Der Wahn macht falsche Güter groſs,
Daſs wir für etwas weinen können.

Das Herz kann niemals müſsig seyn.
Es wird bey ungewissem Schein
Nach seinem Glücke hingetrieben:
Wenn es nicht ächte Güter find't,
So läſst es sich, als wie ein Kind,
Ein Tand- und Dockenwerk belieben.

Wie bey der Lampen düsterm Brand
Uns jedes Glas scheint ein' Demant,
Sehn wir beym Feuer der Begierden:

Die Weisheit gleicht dem Sonnenstrahl;
Sie zeigt der Dinge kleinstes Maal,
Und findet die verborgnen Zierden.

Die Weisheit öffnet unsern Sinn;
Sie sieht ins innre Wesen hin
Und lehret aus Erkenntniſs wählen;
Sie findet Lust und Ruh zu Haus,
Und gräbt aus uns die Güter aus,
Die nimmer ekeln, nimmer fehlen.

Wie dem, der vom Olympus sieht,
Der Menschen Pracht ins Nichts verflieht,
Und stolze Schlösser werden Hütten;
Die gröſsten Heere scheinen ihm,
Als wenn, mit lächerlichem Grimm,
Um einen Halm Ameisen stritten:

So sieht in ungestörter Ruh
Ein Weiser auch den Menschen zu,
Und lacht der mühsamen Gebehrden,
Wenn ihr Geschwärm den Platz verengt
Und sich um einen Tand verdrängt,
Worüber keiner froh wird werden.

Wir fliehn vor uns in das Gewühl;
Der Welt Gelärme hat zum Ziel,
Uns nicht bey uns allein zu lassen.

Was thut ein Griech'*) an Multans Fluſs?**)
Daſs er sich selbst nicht sehen muſs,
Und, wenn er sich gekennet, hassen.

Wen einst der Wahrheit Liebe rührt,
Wird edlern Welten zugeführt
Und sättigt sich mit Engelsspeise.
Im Nähern wächst der Wahrheit Zier,
Mit dem Genuſs steigt die Begier,
Und der Besitz ist in der Reise.

Du, dessen Geist mit sichrer Kraft
Den Umkreis mancher Wissenschaft
Mit einem freyen Blick durchstrahlet,
Du hast, o Geſsner, in der Brust
Ein gränzenloses Reich von Lust,
Das Silber weder schafft noch zahlet!

Bald steigest du, auf Newtons Pfad,
In der Natur geheimen Rath,
Wohin dich deine Meſskunst leitet.
O Meſskunst, Zaum der Phantasie!
Wer dir will folgen, irret nie;
Wer ohne dich will gehn, der gleitet.

---

*) Alexander. **) Der Indus.

Bald suchst du in der Wunderuhr, *)
Dem Meisterstücke der Natur,
Bewegt von selbstgespannten Federn;
Du siehst des Herzens Unruh gehn,
Du kennst ihr Eilen und ihr Stehn
Und die Vernutzung an den Rädern.

Bald eilst du, wo die Parze droht,
Und scheinest in der nahen Noth,
Wie in dem Sturm Helenens Brüder; **)
Dein Anblick hebt die Schwachen auf,
Ihr Blut besänftigt seinen Lauf,
Mit dir kömmt auch die Hoffnung wieder.

Bald lockt dich Flora nach der Au,
Wo tausend Blumen stehn im Thau,
Die auf dein Auge lockend warten.
Auch auf der Alpen kühler Höh
Liegt für dich unterm tiefen Schnee
Ein ungepflanzter Blumengarten.

Ich aber, dem zu höherm Flug
Das Glück die Flügel niederschlug,
Will mich am niedern Pindus setzen;

---

*) Der menschliche Körper.

**) Kastor und Pollux.

Da irr' ich in dem grünen Wald,
Um einen Ton, der richtig schallt,
Und dich, o Geſsner, kann ergötzen.

O könnt' ich mit dem starken Geist,
Den noch die Welt am Maro preist,
Ein ewig Lied zur Nachwelt schreiben;
So solltest du und Stähelin,
Bis zu den letzten Enkeln hin,
Ein Muster wahrer Freunde bleiben.

Die verdorbenen Sitten.

Genug und nur zuviel hab' ich die Welt gescholten:
Was zeigt die Wahrheit sich? Wann hat sie was gegolten?
Seht einen Juvenal, der Vorwelt Geiſsel, an:
Was hat sein Tadel Guts der Welt und ihm gethan?
Ihn bracht' in Lybien das Gift der scharfen Feder,
Ein Land, wie Tomos ſern, und trauriger und öder.
Rom las, so viel er schrieb, es las, und schwelgte ſort.
Was damals Rom gethan, thut jetzt ein jeder Ort.
Seit Boileau den Parnaſs von falschem Geist gereinigt,
Hat Reimen und Vernunft in Frankreich sich vereinigt?

Lebt nicht ein Nadal noch? reimt nicht ein Pelegrin?
Drängt nicht sich ganz Paris zu Scapins Possen hin?
Ich aber, dem sein Stern kein Feuer gab zum Dichten,
Was hab' ich für Beruf der Menschen Thun zu richten?
Stellt Falschmund, wenn er's liest, sein heimlich Lästern ein?
Sein Haſs wird giftiger, sein Herz nicht besser seyn;
Und stände Thessals Bild gestochen auf dem Titel,
Noch dünkt' er sich gelehrt und schält' auf Andrer Mittel.
Ja rühmen will ich jetzt, wofern ich rühmen kann,
Und lache nur mein Geist, du muſst gewiſs daran.
Ein strenger Despreaux hat Dichter nur getadelt
Und Ludwigs Uebergang *) mit klugem Muth geadelt;

---

*) Das Gedicht über den Uebergang des Rheins, wo Boileau selber, wenn man ihn genau durchliest, nichts anders von Ludwig sagen konnte, als: er hätte zugesehen.

Sonst hätt' er auf dem Stroh, von Gram und Frost gekrümmt,
Zuletzt, mit Saint Amant ein Klaglied angestimmt.
Wo aber findet sich der Held für meine Lieder?
Ich geh' die Namen durch, ich blättre hin und wieder,
Und finde, wo ich seh, vom Zepter bis zum Pflug
Zum Schelten allzuviel, zum Rühmen nie genug.
Zählt selber, wie August, das Alter und die Jugend:
Für's Laster ist kein Raum, kein Anfang für die Tugend.

Sag' an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?
War's oder war's nicht hier, wo Biderbs *) Degen strahlte,

---

*) Biderb, oder Biderbo, ist der Zuname, den man einem Edlen von Greyerz und seinen Nachkommen beylegte, da er in dem unglücklichen Treffen der Schoſshalde die Hauptfahne der Republik rettete.

Der die erhaltne Fahn' mit seinem Blute malte?
Wo flieſst der Muhleren, der Bubenberge Blut?*)
Der Seelen ihres Staats, die mit gesetztem Muth
Für's Vaterland gelebt, für's Vaterland gestorben,
Die Feind' und Gold verschmäht, und uns den Ruhm erworben,
Den kaum nach langer Zeit der Enkel Abart löscht;
Da Vieh ein Reichthum war, und oft ein Arm gedrescht,
Der sonst den Stab geführt; da Weiber, deren Seelen
Kein heutig Herz erreicht, erkauften mit Juwelen
Den Staat vom Untergang, den Staat, deſs Schatz uns heut

---

*) Alte adliche Geschlechter. Die Bubenberge sind die Stifter der Republik unter Herzog Berthold gewesen, und ein von Muhleren hat Murten wider Herzog Karl von Burgund mit einem Muth vertheidigt, wovon man in der Geschichte wenig Beyspiele findet.

Zum offnen Wechsel dient und Trost der Ueppigkeit.
Wo ist die Ruhmbegier, die Rom zum Haupt der Erden
Uns groſs gemacht aus Nichts, Gefahren und Beschwerden
Für Lust und Schuld erkennt, für's Glück der Nachwelt wacht,
Stirbt, wenn der Staat es heischt, die Welt zum Schuldner macht?
Wo ist der edle Geist, der nichts sein eigen nennet,
Nichts wünschet für sich selbst, und keinen Reichthum kennet,
Als den des Vaterlands, der für den Staat sich schätzt,
Die eignen Marken kürzt, der Bürger weiter setzt?
Ach, sie vergrub die Zeit, und ihren Geist mit ihnen;
Von ihnen bleibt uns nichts, als etwas von den Mienen.

Doch also hat uns nicht der Himmel übergeben,
Daſs von der güldnen Zeit nicht theure Reste leben;

Die Männer, deren Rom sich nicht zu schämen hat,
Ihr Eifer zeigt sich noch im Wohlseyn unsrer Stadt.
Ein Steiger stützt die Last der wohlerlangten Würde
Auf eigne Schultern hin, und hat den Staat zur Bürde;
Er hat, was Herrschen ist, zu lernen erst begehrt,
Nicht, wie die Groſsen thun, die ihre Stelle lehrt.
Er sucht im stillen Staub und halb verwes'nen Häuten
Des Staates Lebenslauf, die Ebb' und Fluth der Zeiten;
Sein immer frischer Sinn, in steter Müh' gespannt,
Wacht, weil ein Jüngling schläft, und dient dem Vaterland;
Er läſst des Staates Schatz sich auf das Land ergieſsen,
Wie aus dem Herzen sonst der Glieder Kräfte flieſsen;
Von seinem Angesicht geht Niemand traurig hin;
Er liebt die Tugend noch, und auch die Tugend ihn.

Ein Cato *) lebet noch, der den verdorbnen Zeiten
Sich setzt zu Widerspruch, und kann mit Thaten streiten.
Zwar Pracht und Ueppigkeit, die alles überschwemmt,
Hat das Gesetz und er bisher zu schwach gehemmt:
Doch wie ein fester Damm den Sturm gedrungner Wellen,
Wie sehr ihr Schaum sich bläht, zurücke zwingt zu prellen,
Und nie dem Strome weicht, wenn schon der wilde Schwall,
Von langem Wachsthum stark, sich stürzet über'n Wall:
So hat Helvetien der Durchbruch fremder Sitten
Mit Lastern angefüllt, und Cato nichts gelitten;
Die Einfalt jener Zeit, wo ehrlich höflich war,
Wo reine Tugend Ehr', auch wenn sie nackt, gebar.
Herrscht in dem rauhen Sinn, den nie die List betrogen,

---

*) Venner Michael Augsburger.

Kein Groſser abgeschreckt, kein Absehn umgebogen;
Hart, wenn's Gesetze zürnt, mitleidig, wenn er darf,
Gut, wenn das Elend klagt, wenn Bosheit frevelt, scharf,
Vom Wohl des Vaterlands entschlossen nie zu scheiden,
Kann er das Laster nicht, noch ihn das Laster leiden.
O hebe lange noch dein Vaterland empor,
Steh' unsern Söhnen einst, wie unsern Vätern vor!

Wer kennt die Andern nicht? Sie sind so leicht zu zählen;
Doch wenn einst zugedrückt die werthen Augen fehlen,
Wer ist's, auf den man dann den Grund des Staates legt?
Der Wissenschaft im Sinn, im Herzen Tugend trägt?
Der thut was sie gethan, und die geleerten Plätze,
Auch mit den Tugenden, nicht mit der Zahl ersetze?

Gewiſs kein Appius: die prächtige Gestalt,
Ein Wort, ein jeder Blick zeigt Hoheit und Gewalt;
Des groſsen Mannes Thor steht wenig Bürgern offen
Und einen Blick von ihm kann nicht ein Jeder hoffen.
Sein Ansehn dringt durch's Recht, sein Wort wird uns zur Pflicht,
Er ist fast unser Herr, und seiner selber nicht:
Doch fällt der Glanz von ihm, so wird der Held gemeiner,
Der Unterschied von uns ist in dem innern kleiner,
Den aufgehobnen Geist stützt ein gesetzter Sinn,
Ein prächtiger Pallast, und leere Säle drin.

Gewiſs kein Salvius, der Liebling unsrer Frauen,
Dem trefflichen Geschmack kann jeder Käufer trauen;
Wer ist's, der so, wie er, durch alle Monat weiſs
Der Mode Lebenslauf und jedes Bandes Preis?

Wer haschet listiger der Kleider neuste Arten?
Wer nennt so oft Paris? wer theilt wie er die Karten
Auf Griechisch hurtig aus? wer stellt den Fuſs so quer?
Wer singt so manches Lied? wer flucht so neu als er?
O Säule deines Staats! wo findet sich der Knabe,
Der sich so mancher Kunst dereinst zu schämen habe?

Auch kein Demokrates, der Erbe seiner Stadt,
Der sonst kein Vaterland als seine Söhne hat;
Der jeden Stammbaum kennt, der alle Wahlen zählet,
Die Stimmen selber theilt und keine Kugel fehlet;
Der Mund und Hand mir heut und morgen Andern schätzt
Und zwischen Wort und That nur einen Vorhang setzt; *)

---

*) Meist alle Bedienungen werden in unsrer Republik so vergeben, daſs die Wählenden

Der Recht um Freundschaft spricht, der Würde täuscht um Würde,
Und, wenn er sein Geschlecht dem Staate macht zur Bürde,
Kein Mittel niedrig glaubt, durch alle Häuser rennt,
Droht, schmeichelt, fleht, verspricht und alles Vetter nennt.

Gewiſs kein Rustikus, der von den neuen Sitten
Noch alles ruhiger, als nüchtern seyn, gelitten;
Der Mann von altem Schrot, dem neuer Witz miſsdünkt,
Der wie die Vorwelt spricht und wie die Vorwelt trinkt.
Im Keller prüft den Mann, was wird er dort nicht kennen?
Er wird im Glase noch den Berg und Jahrgang nennen:

---

hinter einem Vorhang ihre goldnen Kugeln in einen, zum Scrutinium zubereiteten Kasten legen. Also können sie vor dem Vorhang versprechen, und hinter demselben das Gegentheil thun.

Was aber Wissenschaft, was Vaterland und Pflicht,
Was Kirch' und Handlung ist, die Grillen kennt er nicht.
Die Welt wird, wenn sie will, und nicht sein Kopf sich ändern:
Was fragt er nach dem Recht, der Brut von fremden Ländern.
Recht ist was ihm gefällt, gegründet was er faſst,
Das Schmählen Bürgerpflicht, ein Fremder wen er haſst,

Gewiſs auch kein Sicin, der Sauerteig des Standes,
Der Meister guten Raths, der Pachter des Verstandes,
Der nichts vernünftig glaubt, wenn es von ihm nicht quillt,
Und seine Meinung selbst in fremdem Munde schilt;
Bald straft man ihn zu hart, bald laufen Laster ledig,
Heut heiſst der Staat ein Zug*) und morgen ein Venedig:

---

*) Damals war in diesem Kanton eine der Anarchie sehr nahe Demokratie.

Wer herrscht der ihm gefällt? vor ihm ist alles schlecht,
Belohnen unverdient, Versagen ungerecht.
So läſst der Frösche Volk sein Quaken in den Röhren,
Noch eh' beym Sonnenschein, als wenn es wittert, hören.

Auch kein Heliodor, verliebt in Frankreichs Schein,
Der sich zur Schande zählt, daſs er kein Sclav' darf seyn,
Miſskennt sein Vaterland, des Königs Bildniſs spiegelt,
Was unsrer Ahnen Muth mit Leupolds Blut versiegelt,
Die Freyheit hält für Tand, verhöhnt den engen Staat,
Gesetze Bauern läſst und schämet sich im Rath.
Flieh Sclav'! ein freyer Staat bedarf nur freyer Seelen:
Wer selber dienen will, soll Freyen nicht befehlen.

Gewiſs kein Härephil, der allgemeine Christ,
Der aller Glauben Glied und keinem eigen ist;

Der Retter aller Schuld, der Schutzgeist falscher Frommen,
Der, was den Staat verstört, zu schützen übernommen;
Der Bosheit Einfalt nennt und Heucheln Andacht heiſst
Und dem erzürnten Recht das Schwert der Hand entreiſst;
Der Kirch' und Gottesdienst mit halben Reden schwärzet
Und niemals williger als über Priester scherzet.
Ein andrer Zweck ist oft an wahrer Liebe Statt,
Ein Absehn dringet weit das Gott zum Fürwort hat;
Sein Gut, das er verschmäht, wird nicht vergessen werden,
Im Himmel ist der Sinn, die Hände sind auf Erden.
Wer ist's denn? Ein Zelot, der Kirchen Cherubin,
Bereit, den Strick am Hals, in Himmel mich zu ziehn;
Ein murrender Suren, der nie ein Ja gesprochen,
Und selten sonst gelacht, als wenn der Stab gebrochen,
Der leichte Franzenaff, der Schnupfer bey der Wahl,

Der bey den Eiden scherzt, und pfeift im grossen Saal;
Ein wankender Saufey, dem nie das Rathhaus stehet,
Der von dem Tisch in Rath, vom Rath zu Tische gehet,
Der nie sich selber zeigt, der kluge Larvenmann,
Der alle Bürger haſst und alle küssen kann;
Ein reicher Agnoet, der Feind von allem Lernen,
Der Sonnen viereckt macht und Sterne zu Laternen;*)
Ein Unselbst, reich an Ja, der seine Stimme liest
Und dessen Meinung stets vorher eröffnet ist:**)

---

*) Eine wahre Geschichte. Ein reicher Mann läugnete einmal in allem Ernst dem Vf., daſs man wissen könnte, ob auch wohl eigentlich der Mond rund, oder von einer andern Gestalt wäre.

**) Eine in der Bernischen Republik gewöhnliche Redensart, wenn ein Befragter keine eigene Meinung vorzutragen gesonnen ist.

Und soviel Andre mehr, der Groſsen Leibtrabanten,
Die Ziffern unsers Staats, im Rath die Consonanten.

Bey solchen Herrschern wird ein Volk nicht glücklich seyn:
Zu Häuptern eines Staats gehöret Hirn darein.
Laſst zehen Jahr sie noch, sich recht zu unterrichten,
In jenem Schattenstaat gemeſsne Sachen schlichten. *)

Wer aber sich dem Staat zu dienen hat bestimmt,
Und nach der Gottheit Stell' auf Tugendstaffeln klimmt,
Der wirkt am Wohl des Volks, und nicht an seinem Glücke,
Und dient zum Heil des Lands dem segnenden Geschicke;

---

*) Der sogenannte äuſsere Stand oder die Schattenrepublik der Jugend.

Er setzet seiner Müh' die Tugend selbst zum Preis,
Er kennet seine Pflicht, und thut auch was er weiſs.
Für's erste lerne der, der groſs zu seyn begehret,
Den innerlichen Stand des Staates der ihn nähret;
Wie Ansehn und Gewalt sich mit gemeſsner Kraft
Durch alle Staffeln theilt und Ruh und Ordnung schafft;
Wie zahlreich Volk und Geld; wie auf den alten Bünden,
Dem Erbe beſsrer Zeit, sich Fried' und Freundschaft gründen;
Wodurch der Staat geblüht; wie Macht und Reichthum stieg;
Des Krieges erste Gluth, den wahren Weg zum Sieg;
Die Fehler eines Staats, die innerlichen Beulen,
Die nach und nach das Mark des sichern Landes fäulen;
Was üblich und erlaubt, wie Frost und männlich Recht
Den angelaufnen Schwall des frechen Lasters schwächt;

Wie weit dem Herrscher ziemt der Kirche zu gebieten;
Wie Glaubenseinigkeit sie schützet ohne Wüthen;
Was Kunst und Boden zeugt; was einem Staat ersprieſst;
Wodurch der Nachbarn Gold in unsre Dörfer flieſst;
Auch was Europa regt; wie die vereinten Machten
In stetem Gleichgewicht sich selbst zu halten trachten;
Wodurch die Handlung blüht; wie alle Welt ihr Gold
Dem zugelaufnen Schwarm verbannter Bettler zollt;
Was Frankreich schrecklich macht; wodurch es sich entnervet;
Wie Kunst und Wissenschaft der Britten Waffen schärfet;
Auch Rom und Sparta hat was nützlich werden kann:
Die Tugend nimmt sich leicht bey ihrem Beyspiel an.
Bild' aber auch dein Herz, selbst in der ersten Jugend,
Sieh' auf die Weisheit viel, doch weit mehr auf die Tugend,

Lern', daſs nichts selig macht als die Gewiſsensruh'
Und daſs zu deinem Glück dir Niemand fehlt, als du;
Daſs Gold auch Weise ziert, verdient durch reine Mittel;
Daſs Tugend Ehre bringt, und nicht erkaufte Titel;
Daſs Maſs und Weisheit mehr, als leere Namen sind;
Und daſs man auf dem Thron noch jetzt George find't.
Kein Reiz sey stark genug, der deine Pflicht verhindert,
Kein Nutz sey groſs genug, der Nüchtlands Wohlfahrt mindert,
Such' in des Landes Wohl, und nicht beym Pöbel Ruhm,
Sey jedem Bürger hold und Niemands Eigenthum,
Sey billig und gerecht, erhalt' auf gleicher Wage
Des Gröſsen drohend Recht und eines Bauern Klage.
Bey Würden sich den Mann und nicht den Gegendienst,
Mach' Arbeit dir zur Lust und Helfen zum Gewinnst.

Thu dieſs und werde groſs! liegt schon dein Glück verborgen,
Der Himmel wird für dich mehr als du selber sorgen;
Und wenn er künftig dich in hohen Aemtern übt
Und deiner Bürger Heil in deine Hände gibt,
So lebe, daſs dich einst die späten Enkel preisen,
Dein Tod den Staat betrübt und macht dein Volk zum Waisen;
Und schlössen schon dein Land die engsten Schranken ein,
So würdest du mir doch der Helden Erster seyn.
In dir zeigt sich der Welt der Gottheit Gnadenfinger,
Du bist ein gröſsrer Mann, als alle Weltbezwinger.

Die Alpen.

Versucht's, ihr Sterbliche, macht Euren Zustand besser,
Braucht was die Kunst erfand und die Natur euch gab;
Belebt die Blumenflur mit steigendem Gewässer,
Theilt nach Korinths Gesetz gehau'ne Felsen ab:
Umhängt die Marmorwand mit Persischen Tapeten,
Speist Tunkins *) Nest aus Gold, trinkt Perlen aus Smaragd;

---

*) Die berühmten Vogelnester, die in Indien unter den Leckerbissen bekannt sind, findet man auf einigen Inseln am Ufer von Tunkin.

Schlaft ein beym Saitenspiel, erwachet bey Trompeten,
Räumt Klippen aus der Bahn, schlieſst Länder ein zur Jagd; *)
Wird schon, was ihr gewünscht, das Schicksal unterschreiben,
Ihr werdet arm im Glück, im Reichthum elend bleiben.

(Wenn Gold und Ehre sich zu Clive's Dienst verbinden,
Keimt doch kein Funken Freud' in dem verstörten Sinn.
Der Dinge Werth ist das, was wir davon empfinden,
Von seiner theuren Last flieht er zum Tode hin.)
Was hat ein Fürst bevor, das einem Schäfer fehlet?
Der Zepter ekelt ihm, wie dem sein Hirtenstab;
Weh ihm, wenn ihn der Geiz, wenn ihn die Ehrsucht quälet,
Die Schaar, die um ihn wacht, hält den Verdruſs nicht ab:

---

*) Wie Wilhelm der Eroberer.

Wenn aber seinen Sinn gesetzte Stille wieget,
Entschläft der minder sanft, der nicht auf Eidern lieget?
Beglückte goldne Zeit, Geschenk der ersten Güte,
O daſs der Himmel dich so zeitig weggerückt!
Nicht, weil die junge Welt in stetem Frühling blühte,
Und nie ein scharfer Nord die Blumen abgepflückt;
Nicht, weil freywillig Korn die falben Felder deckte
Und Honig mit der Milch in dicken Strömen lief;
Nicht, weil kein kühner Löw' die schwachen Hürden schreckte
Und ein verirrtes Lamm bey Wölfen sicher schlief:
Nein, weil der Mensch zum Glück den Ueberfluſs nicht zählte,
Ihm Nothdurft Reichthum war, und Gold zum Sorgen fehlte.

Ihr Schüler der Natur, ihr kennt noch goldne Zeiten!
Nicht zwar ein Dichterreich von fabelhafter Pracht,

Wer miſst den äuſsern Glanz scheinbarer Eitelkeiten,
Wenn Tugend Müh zur Lust, und Armuth glücklich macht?
Das Schicksal hat euch hier kein Tempe zugesprochen,
Die Wolken, die ihr trinkt, sind schwer von Reif und Strahl;
Der lange Winter kürzt des Frühlings späte Wochen;
Und ein verewigt Eis umringt das kühle Thal;
Doch eurer Sitten Werth hat alles das verbessert,
Der Elemente Neid hat Euer Glück vergröſsert.

Wohl dir, vergnügtes Volk! o danke dem Geschicke,
Das dir der Laster Quell, den Ueberfluſs versagt;
Dem, den sein Stand vergnügt, dient Armuth selbst zum Glücke,
Da Pracht und Ueppigkeit der Länder Stütze nagt.
Als Rom die Siege noch bey seinen Schlachten zählte,
War Brey der Helden Speis' und Holz der Götter Haus;

Als aber ihm das Maſs von seinem Reichthum fehlte,
Trat bald der schwächste Feind den feigen Stolz in Graus.
Du aber hüte dich, was Gröſsers zu begehren,
So lang die Einfalt dau'rt, wird auch der Wohlstand währen.
Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen,
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnt,
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil sich die Menschen selbst die gröſsten Plagen sind;
Dein Trank ist reine Fluth und Milch die reinsten Speisen,
Doch Lust und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht gibt dir nur schwirrend Eisen,
Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu seyn als du!
Denn, wo die Freyheit herrscht, wird alle Mühe minder,
Die Felsen selbst beblümt und Boreas gelinder.

Glückseliger Verlust von schadenvollen Gütern;
Der Reichthum hat kein Gut, das eurer Armuth gleicht;
Die Eintracht wohnt bey Euch in friedlichen Gemüthern,
Weil kein beglänzter Wahn euch Zwietrachtsäpfel reicht;
Die Freude wird hier nicht mit banger Furcht begleitet,
Weil man das Leben liebt und doch den Tod nicht haſst;
Hier herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehres hält für Last.
Was Epiktet gethan und Seneka geschrieben,
Sieht man hier ungelernt und ungezwungen üben.

Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden,
Der Tugend unterthan und Laster edel macht;
Kein müſsiger Verdruſs verlängert hier die Stunden,
Die Arbeit füllt den Tag und Ruh besetzt die Nacht,

Hier läſst kein hoher Geist sich von der Ehrsucht blenden,
Des Morgens Sonne friſst des Heutes Freude nie;
Die Freyheit theilt dem Volk, aus milden Mutterhänden,
Mit immer gleichem Maſs, Vergnügen, Ruh' und Müh'.
Kein unzufriedner Sinn zankt sich mit seinem Glücke,
Man iſst, man schläft, man liebt, und danket dem Geschicke.
Zwar die Gelehrtheit feilscht hier nicht papierne Schätze,
Man miſst die Straſsen nicht zu Rom und zu Athen,
Man bindet die Vernunft an keine Schulgesetze,
Und Niemand lehrt die Sonn' in ihren Kreisen gehn:
O Witz! des Weisen Tand, wann hast du ihn vergnüget?
Er kennt den Bau der Welt, und stirbt sich unbekannt:
Die Wollust wird bey ihm vergällt und nicht besieget,
Sein künstlicher Geschmack beekelt seinen Stand;

Und hier hat die Natur die Lehre recht zu leben
Dem Menschen in das Herz, und nicht ins Hirn gegeben.

Hier macht kein wechselnd Glück die Zeiten unterschieden,
Die Thränen folgen nicht auf kurze Freudigkeit;
Das Leben rinnt dahin in ungestörtem Frieden,
Heut ist wie gestern war, und morgen wird wie heut.
Kein ungewohnter Fall bezeichnet hier die Tage,
Kein Unstern malt sie schwarz, kein schwülstig Glücke roth;
Der Jahre Lust und Müh' ruhn stets auf gleicher Wage,
Des Lebens Staffeln sind nichts als Geburt und Tod.
Nur hat die Fröhlichkeit bisweilen wenig Stunden,
Dem unverdroſsnen Volk nicht ohne Müh' entwunden.

Wenn durch die schwüle Luft gedämpfte Winde streichen,
Und ein begeistert Blut in jungen Adern glüht;
So sammelt sich ein Dorf im Schatten breiter Eichen,
Wo Kunst und Anmuth sich um Lieb' und Lob bemüht.
Hier ringt ein kühnes Paar, vermählt den Ernst dem Spiele,
Umwindet Leib um Leib, und schlinget Huft um Huft.
Dort fliegt ein schwerer Stein nach dem gestreckten Ziele,
Von starker Hand beseelt, durch die zertrennte Luft.
Den aber führt die Lust, was Edlers zu beginnen,
Zu einer muntern Schaar von jungen Schäferinnen.
Dort eilt ein schnelles Bley in das entfernte Weiſse,
Das blitzt, und Luft und Ziel im gleichen Jetzt durchbohrt;
Hier rollt ein runder Ball in dem bestimmten Gleise
Nach dem erwählten Zweck mit langen Sätzen fort.

Dort tanzt ein bunter Ring mit umgeschlungnen Händen
In dem zertretnen Gras bey einer Dorfſchalmey;
Und lehrt sie nicht die Kunst sich nach dem Takte wenden,
So legt die Fröhlichkeit doch ihnen Flügel bey.
Das graue Alter dort sitzt hin in langen Reihen,
Sich an der Kinder Lust noch einmal zu erfreuen.

p. 158

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze gibet,
Umſchlieſst kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth und Liebe macht es gleich.
Die Anmuth wird hier auch in Armen schön gefunden,
Man wiegt die Gunst hier nicht für schwere Kisten hin,
Die Ehrsucht theilet nie, was Werth und Huld verbunden,

Die Staatssucht macht sich nicht zur Unglückskupplerin;
Die Liebe brennt hier frey und scheut kein Donnerwetter,
Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter.

Sobald ein junger Hirt die sanfte Gluth empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug' in muntern Geistern schürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet was ihn rührt;
Sie hört ihn, und verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie was sie fühlt, und thut wonach sie strebt;
Denn zarte Regung dient den Schönen nicht zum Hohne,
Die aus der Anmuth flieſst und durch die Tugend lebt.
Verzüge falscher Zucht, der wahren Keuschheit Affen,
Der Hochmuth hat euch nur zu unsrer Qual geschaffen.

Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet sie, sie ihn, dieſs macht den Heyrathsschluſs.
Die Eh' wird oft durch nichts als beyder Treu' befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuſs.
Die holde Nachtigall grüſst sie von nahen Zweigen,
Die Wollust deckt ihr Bett auf sanft geschwollnes Moos,
Zum Vorhang dient ein Baum, die Einsamkeit zum Zeugen,
Die Liebe führt die Braut in ihres Hirten Schooſs.
O dreymal selig Paar! Euch muſs ein Fürst beneiden,
Denn Liebe balsamt Gras, und Ekel herrscht auf Seiden.

Hier bleibt das Eh'bett rein; man dünget keine Hüter,
Weil Keuschheit und Vernunft darum zu Wache stehn:
Ihr Vorwitz spähet nicht auf unerlaubte Güter,

Was man geliebet, bleibt auch beym Besitze schön.
Der keuschen Liebe Hand streut selbst auf Arbeit Rosen,
Wer für sein Liebstes sorgt, ſind't Reiz in jeder Pflicht,
Und lernt man nicht die Kunst, nach Regeln liebzukosen,
So klingt auch Stammeln süſs, ist's nur das Herz das spricht.
Der Eintracht hold Geleit, Gefälligkeit und Scherzen,
Belebet ihre Küss' und knüpft das Band der Herzen.

Entfernt vom eitlen Tand der mühsamen Geschäfte,
Wohnt hier die Seelenruh, und flieht der Städte Rauch;
Ihr thätig Leben stärkt der Leiber reiſe Kräfte,
Der träge Müſsiggang schwellt niemals ihren Bauch,
Die Arbeit weckt sie auf und stillet ihr Gemüthe,
Die Lust macht sie gering und die Gesundheit leicht:

In ihren Adern flieſst ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuert,
Kein geiles Eiter fäult, kein Wälscher Koch versäuert.
Sobald der rauhe Nord der Lüfte Reich verlieret
Und ein belebter Saft in alle Wesen dringt,
Wann sich der Erde Schooſs mit neuem Schmukke zieret,
Den ihr ein holder West auf lauen Flügeln bringt;
Sobald flieht auch das Volk aus den verhaſsten Gründen,
Woraus noch kaum der Schnee mit trüben Strömen flieſst,
Und eilt den Alpen zu, das erste Gras zu finden,
Wo kaum noch durch das Eis der Kräuter Spitze sprieſst:
Das Vieh verläſst den Stall und grüſst den Berg mit Freuden,
Den Frühling und Natur zu seinem Nutzen kleiden.

Wenn kaum die Lerchen noch den frühen Tag begrüſsen
Und uns das Licht der Welt die ersten Blicke gibt,
Entreiſst der Hirt sich schon aus seiner Liebsten Küssen,
Die seines Abschieds Zeit zwar haſst, doch nicht verschiebt.
Dort drängt ein träger Schwarm von schwerbeleibten Kühen
Mit freudigem Gebrüll sich im bethauten Steg;
Sie irren langsam hin, wo Klee und Muttern *) blühen,
Und mähn das zarte Gras mit scharfen Zungen weg:
Er aber setzet sich bey einem Wasserfalle
Und ruft mit seinem Horn dem lauten Wiederhalle.

Wenn der entfernte Strahl die Schatten dann verlängert

---

*) Ein Kraut, das in den Weiden allen andern vorgezogen wird.

Und nun das müde Licht sich senkt in kühle Ruh,
So eilt die satte Schaar, von Ueberfluſs geschwängert,
Mit schwärmendem Geblök gewohnten Ställen zu.
Die Hirtin grüſst den Mann, der sie mit Lust erblicket,
Der Kinder muntrer Schwarm frohlockt und spielt um ihn;
Und ist der süſse Schaum der Euter ausgedrücket,
So sitzt das frohe Paar zu schlechten Speisen hin.
Begierd' und Hunger würzt was Einfalt zubereitet,
Bis Schlaf und Liebe sie umarmt in's Bett begleitet.
Wenn von der Sonne Macht die Wiesen sich entzünden
Und in dem falben Gras des Volkes Hoffnung reift,
So eilt der muntre Hirt nach den bethauten Gründen,
Eh' noch Aurorens Gold der Berge Höh' durchstreift.
Aus ihrem holden Reich wird Flora nun verdränget,

Den Schmuck der Erde fällt der Senſe krummer Lauf,
Ein lieblicher Geruch aus Tauſenden vermenget
Steigt aus der bunten Reih' gehäuſter Kräuter auf:
Der Ochsen schwerer Schritt führt ihre Winterspeise
Und ein frohlockend Lied begleitet ihre Reise.

Bald, wenn der trübe Herbst die falben Blätter pflücket
Und sich die kühle Luſt in graue Nebel hüllt,
So wird der Erde Schooſs mit neuer Zier geschmücket,
An Pracht und Blumen arm, mit Nutzen angefüllt;
Des Frühlings Augenlust weicht nützlicherm Vergnügen,
Die Früchte funkeln da, wo vor die Blüthe stund:
Der Aepfel reifes Gold, durchstriemt mit Purpurzügen,
Beugt den gestützten Ast und nähert sich dem Mund;
Der Birnen ſüſs Geschlecht, die honigreiche Pflaume
Reizt ihres Meisters Hand und wartet an dem Baume.

Zwar hier bekränzt der Herbst die Hügel nicht mit Reben,*)
Man preſst kein gährend Naſs gequetschten Beeren ab,
Die Erde hat zum Durst nur Brunnen hergegeben,
Und kein gekünstelt Sau'r beschleunigt unser Grab.
Beglückte! klaget nicht; ihr wuchert im Verlieren,
Kein nöthiges Getränk, ein Gift verlieret ihr:
Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren,
Der Mensch allein trinkt Wein und wird dadurch ein Thier.
Für euch, o Selige! will das Verhängniſs sorgen,
Es hat zum Untergang den Weg euch selbst verborgen.
Allein es ist auch hier der Herbst nicht leer an Schätzen,
Die List und Wachsamkeit auf hohen Bergen ſind't.
Eh' sich der Himmel zeigt und sich die Nebel setzen,

---

*) Dieser Mangel an Wein ist den eigentlichen Alpen eigen.

Schallt schon des Jägers Horn und weckt das Felsenkind:
Da setzt ein schüchtern Gems, beflügelt durch den Schrecken,
Durch den entfernten Raum gespaltner Felsen fort;
Dort eilt ein künstlich Bley nach schwergehörnten Böcken,*)
Hier flieht ein leichtes Reh, es schwankt und sinket dort.
Der Hunde lauter Kampf, des Erzes tödtlich Knallen
Tönt durch das krumme Thal und macht den Wald erschallen.

Indessen, daſs der Frost sie nicht entblöſst berücke,
So macht des Volkes Fleiſs aus Milch der Alpen Mehl.
Hier wird auf strenger Gluth geschiedner Zieger dicke,
Und dort gerinnt die Milch und wird ein stehend Oel;

---

*) Steinböcke.

Hier preſst ein stark Gewicht den schweren Satz der Molke,
Dort trennt ein gährend Sau'r das Wasser und das Fett;
Hier kocht der zweyte Raub der Milch dem armen Volke,*)
Dort bild't den neuen Käs' ein rund geschnitten Bret.
Das ganze Haus greift an und schämt sich leer zu stehen:
Kein Sclavenhandwerk ist so schwer, als Müssiggehen.

Hat nun die müde Welt sich in den Frost begraben,
Der Berge Thäler Eis, die Spitzen Schnee bedeckt,
Ruht das erschöpfte Feld nun aus für neue Gaben,
Weil ein krystallner Damm der Flüsse Lauf versteckt:

---

*) *Recocta* oder Zieger: S. Scheuchzers schreibung der Milcharbeiten in der ersten Alpenreise, nach Sulzers Uebersetzung.

Dann zieht sich auch der Hirt in die beschneyten Hütten,
Wo fetter Fichten Dampf die dürren Balken schwärzt;
Hier zahlt die süſse Ruh die Müh, die er erlitten,
Der sorgenlose Tag wird freudig durchgescherzt,
Und wenn die Nachbarn sich zu seinem Heerde setzen,
So weiſs ihr klug Gespräch auch Weise zu ergötzen.
Der Eine lehrt die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn:
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn;
Er kennt die Kraft des Monds, die Wirkung seiner Farben,
Er weiſs, was am Gebirg' ein früher Nebel will;
Er zählt im Märzen schon der fernen Ernte Garben,
Und hält, wenn alles mäht, bey nahem Regen still;

Er ist des Dorfes Rath, sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrenheit dient ihm für tausend Bücher.

Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leyer,
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedchen singt,
Natur und Liebe gieſst in ihn ein heimlich Feuer,
Das in den Adern glimmt und nie die Müh' erzwingt;
Die Kunst hat keinen Theil an seinen Hirtenliedern,
Im ungeschmückten Lied malt er den freyen Sinn;
Auch wenn er dichten soll, bleibt er bey seinen Widdern,
Und seine Muse spricht wie seine Schäferin:
Sein Lehrer ist sein Herz, sein Phöbus seine Schöne,
Die Rührung macht den Vers, und nicht gezählte Töne.

Bald aber spricht ein Greis, von dessen grauen Haaren

Sein angenehm Gespräch ein höh'res Ansehn nimmt;
Die Vorwelt sah ihn schon, die Last von achtzig Jahren
Hat seinen Geist gestärkt, und nur den Leib gekrümmt.
Er ist ein Beyspiel noch von unsern Heldenahnen,
In deren Faust der Blitz, und Gott im Herzen war;
Er malt die Schlachten ab, zählt die ersiegten Fahnen,
Bestürmt der Feinde Wall und rühmt die kühnste Schaar.
Die Jugend hört erstaunt, und wallt in den Geberden
Mit edler Ungeduld noch löblicher zu werden.
Ein Andrer, dessen Haupt mit gleichem Schnee bedecket,
Ein lebendes Gesetz, des Volkes Richtschnur ist,
Lehrt, wie die feig ins Joch den Nacken hingestrecket,
Wie eitler Fürsten Pracht das Mark der Länder friſst:
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,

Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;
Wie um uns alles darbt und hungert in den Ketten,
Und Wälschlands Paradies gebogne Bettler hegt;
Wie Eintracht, Treu' und Muth, mit unzertrennten Kräften,
An eine kleine Macht des Glückes Flügel heften.

Bald aber schlieſst ein Kreis um einen muntern Alten,
Der die Natur erforscht und ihre Schönheit kennt;
Der Kräuter Wunderkraft und ändernde Gestalten
Hat längst sein Witz durchsucht und jedes Moos benennt;
Er wirft den scharfen Blick in unterird'sche Grüfte,
Die Erde deckt vor ihm umsonst ihr falbes Gold;
Er dringet durch die Luft und sieht die Schwefeldüfte,
In deren feuchtem Schooſs gefangner Donner rollt;

Er kennt sein Vaterland, und weiſs an dessen Schätzen
Sein immerforschend Aug' am Nutzen zu ergötzen.

Denn hier, wo Gotthards Haupt die Wolken übersteiget,
Und der erhabnern Welt die Sonne näher scheint,
Hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget,
Die spielende Natur in wenig Land vereint.
Wahr ists, daſs Lybien uns noch mehr Neues giebet,
Und jeden Tag sein Sand ein frisches Unthier sieht;
Allein der Himmel hat dieſs Land noch mehr geliebet,
Wo nichts, was nöthig, fehlt, und nur was nutzet, blüht:
Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände
Sind selbst zum Nutzen da und tränken das Gelände.
Wenn Titans erster Strahl der Gipfel Schnee vergüldet,
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,

So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg' erblickt;
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke
Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;
Ein sanſter Schwindel schlieſst die allzuschwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzustrahlen taugen.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seeen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht,
Die blaue Ferne schlieſst ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht;
Bald zeigt ein nah Gebirg' die sanſt erhobnen Hügel,

Woron ein laut Geblöck im Thale wiederhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern.

Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt;
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern vom Eise streckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg den breiten Rücken her;
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getraide,
Und seine Hügel sind von hundert Heerden schwer.

Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.
Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dickbeschäumte Fluſs dringt durch der Felsen Ritzen
Und schieſst mit gäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau,
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile,
Und das entfernte Thal trinkt ein beständig Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme flieſsen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gieſsen.

Doch wer den edlern Sinn, den Kunst und Weisheit schärfen,

Durch's weite Reich der Welt empor zur Wahrheit schwingt,
Der wird an keinen Ort gelehrte Blicke werfen,
Wo nicht ein Wunder ihn zum Stehn und Forschen zwingt.
Macht durch der Weisheit Licht die Gruft der Erde heiter,
Die Silberblumen trägt und Gold den Bächen schenkt;
Durchsucht den holden Bau der buntgeschmückten Kräuter,
Die ein verliebter West mit frühen Perlen tränkt:
Ihr werdet alles schön, und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen.
Wenn dort der Sonne Licht durch flieh'nde Nebel strahlet
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht bemalet,
Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt.
Die Luft erfüllet sich mit reinen Ambradämpfen,

Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,
Der Blumen scheckigt Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beschämt ein nahes Gold:
Ein ganz Gebirge scheint gefirniſst von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.
Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane*)
Weit über'n niedern Chor der Pöbelkräuter hin:
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiſs, mit tiefem Grün durchzogen,
Bestrahlt der bunte Blitz von feuchtem Diamant.

---

*) *Gentiana floribus rotatis verticillatis.*

Gerechtestes Gesetz! daſs Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schönre Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt in Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwey vergold'ten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebild'ter Vogel trägt. *)
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Widerschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schlieſst ein gestreifter Stern in weiſse Strahlen ein: **)

---

*) *Antirrhinum caule procumbente, foliis verticillatis, floribus congestis.*

**) *Astrantia foliis quinquelobatis lobis tripartitis.*

Smaragd und Rosen blühn, auch auf zertretner Haide, *)
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide. **)

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hoher Felsen Gruft mit einer Pracht geschmücket, ***)
Die keine Zeit versehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Grüften
Wölbt sich der feuchte Thon mit funkelndem Krystall,
Der schimmernde Krystall sproſst aus der Felsen Klüften,

---

*) *Ledum foliis glabris flore tubuloso et Ledum foliis ovatis ciliatis flore tubuloso.*

**) *Silens acaulis.*

***) Die Krystallmine unweit der Grimsel, wo Stücke des vollkommensten Krystalls von einigen Zentnern gefunden werden.

Blitzt durch die düstre Luft und strahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, Wälsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge. *)
Im Mittel eines Thals von himmelhohem Eise,
Wohin der wilde Nord den kalten Thron gesetzt, **)
Entsprieſst ein reicher Brunn mit siedendem Gebräuse,
Raucht durch das welke Gras, und senget was netzt;
Sein lauter Wasser rinnt mit flüssigen Metallen,
Ein heilsam Eisensalz vergoldet seinen Lauf;
Ihn wärmt der Erde Cruft, und seine Fluthen wallen

---

*) Krystallblüthe heiſst man allerley Anschüſse, die um die Krystallgruben gemein sind.

**) Die von Natur heiſsen Wallisbäder, die in einem so kalten Thale liegen, daſs das ganze beträchtliche Dorf im Winter verlassen wird, und die Einwohner sich herunter in das wärmere Wallis begeben.

Vom innerlichen Streit vermischter Salze auf;
Umsonst schlägt Wind und Schnee um seine Fluth zusammen,
Sein Wesen selbst ist Feu'r, und seine Wellen Flammen.

Dort aber, wo im Schaum der strudelreichen Wellen *)
Die Wuth des trüben Stroms **) gestürzte Wälder wälzt,
Rinnt der Gebirge Gruft mit überird'schen Quellen,
Wovon der scharfe Schweiſs das Salz der Felsen schmelzt.
Des Berges hohler Bauch, gewölbt mit Alabaster,
Schlieſst zwar dies kleine Meer in tiefe Schachten ein;
Allein sein ätzend Naſs zermalmt das Marmorpflaster,
Dringt durch der Klippen Fug, und eilt gebraucht zu seyn:

---

*) Die Salzmine unweit *Bevieux.*

**) Der dabey flieſsende Waldstrom.

Die Würze der Natur, der Länder reichsten Segen
Beut selbst dem Volk sich an und strömet uns entgegen.

Aus Schreckhorns kaltem Haupt, wo sich in beyde Seen *)
Europens Wasserschatz mit kalten Strömen theilt,
Stürzt Nüchtlands Aare sich, die durch beschäumte Höhen
Mit schreckendem Geräusch und schnellen Fällen eilt;
Der Berge reicher Schacht vergoldet ihre Hörner
Und färbt die weiſse Fluth mit königlichem Erzt,
Der Strom flieſst schwer von Gold und wirft gediegne Körner,
Wie sonst nur grauer Sand gemeines Ufer schwärzt: **)

---

*) Der Rhodan nach dem Mittelländischen Meere, die Reuſs und Aare in den Rhein und die Nordsee.

**) Das in der Aare flieſsende Gold. Der Sand besteht meist aus kleinen Granaten.

Der Hirt sieht diesen Schatz, er rollt zu seinen Füſsen,
O Beyspiel für die Welt, er sieht's, und läſst ihn flieſsen.*)
Verblend'te Sterbliche! die bis zum nahen Grabe
Geiz, Ehr' und Wollust stets an eitlen Hamen hält,
Die ihr der kurzen Zeit genau gezählte Gabe
Mit immer neuer Sorg' und leerer Müh' vergällt,
Die ihr das stille Glück des Mittelstand's verschmähet
Und mehr vom Schicksal heischt, als die Natur von euch,
Die ihr zur Nothdurft macht, um was nur Thorheit flehet,
O glaubt's, kein Stern macht froh, kein Schmuck von Perlen reich;
Seht ein verachtet Volk zur Müh' und Armuth lachen:
Die mäſsige Natur allein kann glücklich machen.

---

*) In den Gebirgen wird kein Gold gewaschen; die Alpenleute sind zu reich dazu. Aber unten im Lande beschäftigen sich die ärmsten Leute um Aarwangen und Baden damit.

Elende rühmet nur den Rauch in grofsen Städten,
Wo Bosheit und Verrath im Schmuck der Tugend gehn,
Die Pracht, die Euch umringt, schliefst euch in goldne Ketten,
Erdrückt den, der sie trägt, und ist nur Andern schön.
Noch vor der Sonne reifst die Ehrsucht ihre Knechte
An das verschlofsne Thor geehrter Bürger hin,
Und die verlangte Ruh der durchgeseufzten Nächte
Raubt euch der stete Durst nach nichtigem Gewinn.
Der Freundschaft himmlisch Feu'r kann nie bey euch entbrennen,
Wo Neid und Eigennutz auch Brüderherzen trennen.

Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürgerblut:
Verläumdung, Hafs und Spott zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der giftgeschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut;

Die geile Wollust kürzt die kaum gefühlten Tage,
Weil um ihr Rosenbett ein naher Donner blitzt;
Der Geiz bebrütet Gold zu sein' und Andrer Plage,
Das Niemand weniger, als was er hat besitzt:
Dem Wunsche folgt ein Wunsch, der Kummer zeuget Kummer,
Und euer Leben ist nichts als ein banger Schlummer.

Bey euch, vergnügtes Volk, hat nie in den Gemüthern
Der Laster schwarze Brut den ersten Sitz gefaſst,
Euch sättigt die Natur mit ungesuchten Gütern,
Sie macht der Wahn nicht schwer, noch den Genuſs verhaſst;
Kein innerlicher Feind nagt unter euren Brüsten,
Wo nie die späte Reu mit Blut die Freude zahlt;
Euch überschwemmt kein Strom von wallenden Gelüsten,
Dawider die Vernunft mit eitlen Lehren prahlt.
Nichts ist das euch erdrückt, nichts ist das euch erhebet,
Ihr lebet immer gleich, und sterbet wie ihr lebet.

O selig! wer, wie ihr, mit selbstgezognen Stieren
Den angestorbnen Grund von eignen Aeckern pflügt;
Den reine Wolle deckt, belaubte Kränze zieren
Und ungewürzte Speis' aus süſser Milch vergnügt;
Der sich bey Zephirs Hauch und kühlen Wasserfällen,
In unbesorgtem Schlaf, auf weichen Rasen streckt;
Den nie ein hoher See, das Brausen wilder Wellen,
Noch der Trompeten Schall in bangen Zeiten weckt;
Der seinen Zustand liebt und niemals wünscht zu bessern,
Das Glück ist viel zu arm sein Wohlseyn zu vergröſsern.

Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Beliebter Wald, beliebter Kranz von Büschen,
Der Hasels*) Höh' mit grünem Schatten schwärzt:
Wann werd' ich mich in deinem Schooſs erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd' ich mich auf jenen Hügel legen,
Dem die Natur das Moos zum Teppich schenkt;
Wo alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen tränkt?

Ach, Himmel! laſs mich doch die Thäler grüſsen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht,
Und in dem Wald, bey kleinen Wassergüssen,
Auf einen Reim für Silvien gedacht,

---

*) Landgut unweit Bern.

Wo schwaches Laub, belebt vom Westenwinde,
Die matte Seel' in sanfte Wehmuth bringt,
Und in dem Frost noch nie bestrahlter Gründe
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.

Hier muſs ich mich mit stetem Kummer schlagen,
Die Ruh' ist mir ein unbekanntes Gut;
Mein Geist versinkt in immer neue Plagen,
Ich weiſs noch nicht, wie Ruh' und Freude thut.
Entfernt vom Land, wo ich begann zu leben,
Von Eltern bloſs, und fremd für Jedermann,
Dem blinden Rath der Jugend übergeben,
Gefährlich frey, eh' ich mich führen kann.

Bald schleicht ein Weh durch meine matten Glieder,
Das selbst den Trieb nach Ruhm und Wahrheit dämpft;
Bald fällt der Bau der schwachen Hoffnung nieder,
Die athemlos mit Gram und Ohnmacht kämpft;
Bald bricht die Fluth den Schutt von mürben Dämmen,
Womit der Tod an unsre Wälle schwimmt;
Bald will uns Mars mit Flammen überschwemmen,
Davon der Docht schon in der Asche glimmt.

Doch nur getrost, es kann nicht immer währen,
Des Wetters Macht nimmt ab bey jedem Streich.
Vergangnes Leid muſs Wohlseyn fühlen lehren,
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.
Ja, ja die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln,
Mein Unglück weg, und meine Ruh' heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiſs, ob ich dich einst nicht schöpfen kann!

Ach, daſs ich dich schon jetzt besuchen könnte,
Beliebter Wald und angenehmes Feld!
Ach, daſs das Glück die stille Lust mir gönnte,
Die sich bey euch in öder Ruh' erhält!
Doch endlich kömmt, und kömmt vielleicht geschwinde,
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh.
Ihr aber grünt indessen, holde Gründe:
Bis ich zu euch die letzte Reise thu'.

Haller. [illegible]

Morgengedanken.

Der Mond verbirget sich, der Nebel grauer Schleyer
Deckt Luft und Erde nicht mehr zu;
Der Sterne Glanz erblaſst, der Sonne reges Feuer
Stört alle Wesen aus der Ruh.

Der Himmel färbet sich mit Purpur und Saphiren,
Die frühe Morgenröthe lacht:
Und vor der Rosen Glanz, die ihre Stirne zieren,
Entflieht das bleiche Heer der Nacht.

Durch's rothe Morgenthor der heitern Sternenbühne
Naht das verklärte Licht der Welt;
Die falben Wolken glühn von blitzendem Rubine,
Und brennend Gold bedeckt das Feld.

Die Rosen öffnen sich, und spiegeln an der Sonne
Des kühlen Morgens Perlenthau;
Der Liljen Ambraduft belebt, zu unsrer Wonne,
Der zarten Blätter Atlaſsgrau.

Der wache Landmann eilt mit Singen in die Felder,
Und treibt vergnügt den schweren Pflug;
Der Vögel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
Mit ihrer Stimm' und frühem Flug.

O Schöpfer! was ich seh', sind deiner Allmacht Werke,
Du bist die Seele der Natur;
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz und Stärke,
Sind deiner Hand Geschöpf und Spur.

Du steckst die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet,
Du gibst den Winden Flügel zu;
Du leihst der Nacht den Thau, womit sie uns befeuchtet,
Du theilst der Sterne Lauf und Ruh.

Du hast der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geschmelzt;
Du hast das Firmament an seinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt.

Den Fisch, der Ströme bläst, und mit dem Schwanze stürmet,
Hast du mit Adern ausgehöhlt;
Du hast den Elephant aus Erden aufgethürmet
Und seinen Knochenberg beseelt.

Des weiten Himmelsraums saphirene Gewölber
Gegründet auf den leeren Ort;
Der Gottheit groſse Stadt, begränzt nur durch sich selber,
Hob aus dem Nichts dein einzig Wort.

Doch dreymal groſser Gott! es sind erschaffne Seelen
Für deine Thaten viel zu klein;
Sie sind unendlich groſs, und wer sie will erzählen,
Muſs, gleichwie du, ohn' Ende seyn.

O Unbegreiflicher! ich bleib' in meinen Schranken,
Du Sonne blend'st mein schwaches Licht;
Und wem der Himmel selbst sein Wesen hat zu danken,
Braucht eines Wurmes Lobspruch nicht.

Doris.

Des Tages Licht hat sich verdunkelt,
Der Purpur, der im Westen funkelt,
Erblasset in ein falbes Grau;
Der Mond erhebt die Silberhörner,
Die kühle Nacht streut Schlummerkörner,
Und tränkt die trockne Welt mit Thau.

Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laſs uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwache Laub der Aeste
Und winket dir liebkosend zu.

Die grüne Nacht belaubter Bäume
Lockt uns in anmuthsvolle Träume,
Worein der Geist sich selber wiegt:
Er zieht die schweifenden Gedanken
In angenehm verengte Schranken,
Und lebt mit sich allein vergnügt.

Sprich, Doris! fühlst du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süſser sind, als alle Lust?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder
Und schwellt die unschuldvolle Brust?

Ich weiſs, daſs sich dein Herz befraget,
Und ein Begriff zum andern saget:
Wie wird mir doch? Was fühle ich?
Mein Kind! du wirst es nicht erkennen:
Ich aber werd' es leicht dir nennen,
Ich fühle mehr als das für dich.

Du staunst; es regt sich deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht:
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirſt die Liebe;
Allein dein Herz verwirſt sie nicht.

Mein Kind! erheitre deine Blicke,
Ergib dich nur in dein Geschicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willst du dir dein Glück miſsgönnen?
Du wirst dich doch nicht retten können:
Wer zweifelt, der hat schon gewählt.

Der schönsten Jahre frische Blüthe
Belebt dein aufgeweckt Gemüthe,
Darein kein schlaffer Kaltsinn schleicht;
Der Augen Gluth quillt aus dem Herzen,
Du wirst nicht immer fühllos scherzen;
Wen alles liebt, der liebet leicht.

Wie? sollte dich die Liebe schrecken?
Mit Scham mag sich das Laster decken,
Die Liebe war ihm nie verwandt;
Sieh deine freudigen Gespielen,
Du fühlest, was sie alle fühlen;
Dein Brand ist der Natur ihr Brand.

O, könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die zwey Herzen spüren,
Die Liebe leitet zum Altar;
Du fordertest von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Worin dein Herz noch müſsig war.

Wenn eine Schöne sich ergeben
Für den, der für sie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird ein Scherz:
Wenn, nach erkannter Treu' des Hirten,
Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrten,
Und die Vernunft spricht wie das Herz;

Wenn zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebstahl, reizend Ringen
Mit Wollust beyder Herz noch täuscht,
Wenn der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr schwimmend Aug' voll seichter Thränen,
Was sie geweigert, heimlich heischt;

Wenn sich — — allein, mein Kind, ich schweige:
Von dieser Lust, die ich dir zeige,
Ist, was ich sage, kaum ein Traum:
Erwünschte Wehmuth, sanft Entzücken!
Was wagt der Mund euch auszudrücken?
Das Herz begreift euch selber kaum.

Du seufzest, Doris! wirst du blöde?
O selig, flöſste meine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein!
Wie angenehm ist doch die Liebe?
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird ihr Urbild selber seyn?

Mein Kind, genieſs' des frühen Lebens,
Sey nicht so schön für dich vergebens,
Sey nicht so schön für uns zur Qual:
Schilt nicht der Liebe Furcht und Kummer,
Des kalten Gleichsinns ekler Schlummer
Ist unvergnügter tausendmal.

Zudem, was hast du zu befahren?
Laſs Andre nur ein Herz bewahren,
Das, wer's besessen, gleich verläſst:
Du bleibst der Seele ewig Meister,
Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest.

Erwähle nur von unsrer Jugend:
Dein Reich ist ja das Reich der Tugend,
Doch, darf ich rathen, wähle mich.
Was hilft es, lang sein Herz verhehlen?
Du kannst aus hundert Edlern wählen,
Doch keinen, der dich liebt wie ich.

Ein Andrer wird mit Ahnen prahlen,
Der mit erkauftem Glanze strahlen,
Der mahlt sein Feuer künstlich ab:
Ein Jeder wird was Anders preisen,
Ich aber habe nur zu weisen
Ein Herz, das mir der Himmel gab.

O trau, mein Kind, nicht jedem Freyer!
Im Munde trägt er doppelt Feuer,
Ein halbes Herz in seiner Brust:
Der liebt den Glanz der dich umgibet,
Der liebt dich, weil dich Alles liebet,
Und der liebt in dir seine Lust.

Ich aber liebe, wie man liebte,
Eh' sich der Mund zum Seuſzen übte,
Und Treu' zu schwören ward zur Kunst.
Mein Aug' ist nur auf dich gekehret,
Von allem, was man an dir ehret,
Begehr' ich nichts als deine Gunst.

Mein Feuer brennt nicht nur auf Blättern,
Ich suche nicht dich zu vergöttern,
Die Menschheit ziert dich allzusehr.
Ein Andrer kann gelehrter klagen,
Mein Mund weiſs weniger zu sagen;
Allein mein Herz empfindet mehr.

Was siehst du furchtsam hin und wieder
Und schlägst die holden Blicke nieder?
Es ist kein fremder Zeuge nah.
Mein Kind, kann ich dich nicht erweichen?
Doch ja, dein Mund gibt zwar kein Zeichen,
Allein dein Seuſzen sagt mir Ja.

Trauerode

beym Absterben seiner geliebten Mariane.*)

Soll ich von deinem Tode singen?
O Mariane, welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht!
Die Lust, die ich an dir empfunden,
Vergröſsert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden,
Und fühle nochmals deinen Tod.

---

*) Mariane Wyſs, die der Dichter 1731 heirathete und den 30. Oct. 1736 durch den Tod verlor, da er eben einen Monat vorher in Göttingen angekommen war.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und du verdienst sie allzuwohl;
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daſs ich von dir schweigen soll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu;
Als wenn von dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichterklagen fang' ich an;
Nur Seufzer, die ein Herz verlieret,
Wenn es sein Leid nicht fassen kann.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb' und Traurigkeit verwirrt,
Wie sie, ergötzt an Trauerbildern,
In Kummerlabyrinthen irrt.

Ich seh' dich noch, wie du erblaſstest,
Wie ich verzweifelnd zu dir trat,
Wie du die letzten Kräfte faſstest,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele, voll der reinsten Triebe!
Wie ängstlich warst du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe
Dein letztes Thun Gelassenheit.

Wo flieh' ich hin? In diesen Thoren
Hat jeder Ort was mich erschreckt!
Das Haus hier, wo ich dich verloren;
Der Tempel dort, der dich bedeckt;
Hier Kinder — — — Ach! mein Blut muſs lodern
Beym zarten Abdruck deiner Zier;
Wenn sie dich stammelnd von mir fodern,
Wo flieh' ich hin? ach, gern zu dir!

O soll mein Herz nicht um dich weinen!
Hier ist kein Freund dir nah als ich.
Wer riſs dich aus dem Schooſs der Deinen?
Du lieſsest sie, und wähltest mich.
Dein Vaterland, dein Recht zum Glücke,
Das dein Verdienst und Blut dir gab,
Die sind's, wovon ich dich entrücke,
Wohin zu eilen? in dein Grab.

Dort in den bittern Abschiedsstunden,
Wie deine Schwester an dir hing,
Wie, mit dem Land gemach verschwunden,*)
Sie unserm letzten Blick entging,
Sprachst du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaſsner Wehmuth stritt:
»Ich geh mit ruhigem Gemüthe;
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.»

---

*) Die Reise nach Göttingen fing zu Schiffe an.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der dich mir gab?
Noch jetzt mischt Lust sich mit dem Kränken,
Entzückung löst mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war dein Herz im Lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaſs,
Und mich, allein nach meinen Trieben,
Und nicht nach meinem Glücke maſs.

Wie bald verlieſsest du die Jugend,
Und flohst die Welt, um mein zu seyn!
Du miedst den Weg gemeiner Tugend,
Und warest schön für mich allein;
Dein Herz hing ganz an meinem Herzen,
Und sorgte nicht für dein Geschick;
Voll Angst bey meinem kleinsten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie am Eiteln fester Wille,
Der sich nach Gottes Fügung bog;
Vergnüglichkeit und sanfte Stille,
Die weder Glück noch Leid bewog;
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz;
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern,
War meine Lust, und ist mein Schmerz.

Ach! herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr, als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr, als ich selbst vorhin gedacht.
Wie oft, wenn ich dich innigst küſste,
Erzitterte mein Herz und sprach:
Wie? wenn ich Sie verlassen müſste!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein' Betrübniſs soll noch währen,
Wenn schon die Zeit die Thränen hemmt;
Das Herz kennt andre Art von Zähren,
Als die die Wangen überschwemmt.
Die erste Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmal deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens stete Schuld.

Im dicksten Wald, bey finstern Buchen,
Wo Niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniſs suchen,
Wo Niemand mein Gedächtniſs stört.
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wenn ich Abschied nahm;
Wie zärtlich, wenn du mich umfingest;
Wie freudig, wenn ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne
Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
Und forschen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füſsen drehn.
Dort wird an dir die Unschuld glänzen
Vom Licht verklärter Wissenschaft;
Dort schwingt sich aus den alten Gränzen
Der Seele neuentbundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen;
Sein Rath wird Seligkeit für dich.
Du mischest mit der Engel Tönen
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernst den Nutzen meines Leidens;
Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;
Dort steht die Absicht unsers Scheidens,
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste, die ich auf Erden
So stark, und doch nicht g'nug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst du werden,
Nun dich ein himmlisch Licht umgibt!
Mich überfällt ein brünstig Hoffen,
O, sprich zu meinem Wunsch nicht Nein!
O, halt' die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu seyn.

An Dieselbe.

Geliebte! wenn jetzt solch ein Name
Nicht zu vermessen ist von mir,
Ich weiſs, daſs nichts von Leid und Grame
Mehr Wege finden kann zu dir;
Doch, wenn vom Licht der wahren Sonne
Noch Strahlen fallen niederwärts,
So wirf auch du vom Sitz der Wonne
Ein Aug' auf deines Hallers Herz.

Dich heiſset mich die Welt vergessen,
Dich tadelt man in meiner Brust;
Mein Herz, ein Herz das dich besessen,
Soll offen seyn für andre Lust.
Ja, dich und mich schmäht der zusammen,
Der meine Trübsal unterbricht;
O kennt' er selber reine Flammen,
Er schälte meine Thränen nicht.

Doch wenig kennen wahre Liebe,
Die Anmuth zeugt und Tugend weiht:
Sie ist kein Freybrief wilder Triebe,
Nicht eine Magd der Ueppigkeit.
Dein Lieben war, mein Leid ergötzen
Mit heimlich sorgender Geduld;
Mein Lieben war, mich selig schätzen,
Belohnung suchen deiner Huld.

Ihr holden Jahre, die wir Beyde
Einander, ach, so kurz gemacht,
O hätt' ich nur, was wir im Leide,
Bey manchem Sturme hingebracht!
Wir suchten Ruh' in zarterm Scherzen,
Wie Tauben, die ein Wetter fliehn,
Und ſanden Lust selbst in den Schmerzen,
Weil unsre Treu' nie heller schien.

O Bern! o Vaterland! o Worte
Voll reger Wehmuth, banger Lust!
O zärtlich Bild geliebter Orte,
Voll Wunderspuren in der Brust!
O bleibt bey mir, erneut die Stunden,
Da Sie die Hand mir zitternd gab:
Wo seyd ihr? ach, ihr seyd verschwunden!
Ich bin allein, sie deckt ein Grab.

Ein Grab? in deinen schönen Tagen?
Du Rose, frisch vom reinsten Blut!
Ach ja, dort ward Sie hingetragen,
Hier ist der Tempel, wo Sie ruht,
Der Stein, den ich beschrieben habe — — —
O wie ist's hier so öd' und still!
O hier ist's, wo in ihrem Grabe
Ich meine Schmerzen enden will.

Ja fern von Allen, die uns lieben,
Die Blut und Freundschaft uns verband,
Hier, wo mir nichts als du geblieben,
Hier ist mein letztes Vaterland.
Hier, wo kein Freund wird um mich weinen,
Wo nichts ist mein, als deine Gruft,
Hier steht mein Grabmahl bey dem Deinen,
Wohin mich mein Verhängniſs ruft.

O daſs ich doch dich lieben muſste!
Wie glücklich warst du ohne mich?
Dein Muth, der nichts von Sorgen wuſste,
Sah nichts als Lust und Scherz um dich;
Du warst vergnügt, gesucht bey Allen,
Mit Tugend, Zierd' und Gut geschmückt!
O hätt' ich niemals dir gefallen!
Wär' ich nur arm, und du beglückt!

Doch nein! ich kann mein Glück nicht hassen,
Und deine Huld verdient nicht Reu;
Gott hat dich mir aus Wohl gelassen,
Er liebet' uns mit weiser Treu';
Gott ist's, der dich der Welt genommen,
Der mich vielleicht dir schädlich sah;
Der mich den gleichen Weg heiſst kommen:
O sey er rauh, ist er nur nah!

O Wonne! flammendes Entzücken!
O Freude, die die Zunge bind't!
O Thränen nur, dich auszudrücken!
Gefühl, das keine Worte find't!
O, dort ist Sie, im sel'gen Heere!
Beym Stuhl des Lamms, am Lebensfluſs,
Ach, daſs mein Leib verwesen wäre,
Der mich von ihr noch trennen muſs!

Ueber den Tod seiner zweyten Gemahlin, Elisabeth Bucker.

Zu lang ist's schon, Elise, daſs ich schweige,
Und bringe dir nur stumme Thränen dar!
O, hör' ein Lied, nicht, daſs ich's Andern zeige,
Nein, still und treu, wie unsre Liebe war.
Was schilt die Welt zuletzt auch, wenn ich weine,
Wer starb mir denn? weſs ist Elisens Grab?
O nennet mir ein Elend, wie das meine,
Und sprecht mir dann das Recht der Thränen ab.

In ekler Ruh' und unvergnügter Stille
Schleicht sich der Tag in steter Dämm'rung hin,
Mir fehlt zum Trost die Hoffnung und der Wille,
Mein Herz haſst mich, sobald ich fühllos bin:
Dem allem feind, womit sich Menschen trösten,
Der Wüste hold, worin es sich verschlieſst,
Und nie vergnügt, als wann sein Leid am gröſsten,
In Thränen frey und unbehorcht zerflieſst.

Du siehst vielleicht, Elise, dieſs mein Sehnen,
Mein Gram verrieth zuerst dir die Gefahr;
Du sahst mein Leid, und zwangest deine Thränen,
Weil dir mein Schmerz mehr als der deine war.
Noch weil du warst, weil ich dich konnte küssen,
Zerschmolz ich schon, aus Furcht der nahen Pein:
Jetzt, da ich dich auf ewig lassen müssen,
Was soll mein Schmerz, wenn er verzweifelt, seyn?

Du kennst es wohl mein Herz, so wie es liebet,
Vergnügt mit dir, und andrer Freude gram,
Das nie sich theilt, und wenn es sich ergiebet,
Nie in den Bund ein fremdes Herz mitnahm.
Du weiſst, wie fest ich mich an dich verbunden,
Wie ohne dich mir alles gleich gefehlt,
Und du allein versüſstest selbst die Stunden,
Die dich um mich, und mich um dich gequält.

Du warst mein Rath, und Niemand als wir Beyde
Erfuhr was Gott mir Glückliches bescheert:
Ich freute mich bey meiner treuen Freude;
Sie war mir mehr, als Glück und Ehre werth.
Hatt' ein Verdruſs denn auch mein Herz geschlagen,
Warst du mit Trost und sanfter Wehmuth nah;
Ich fand die Ruh bey deinen holden Klagen,
Und schalt mein Leid, wenn ich dich trauern sah.

Mein stilles Glück, die Lust von wenig Stunden,
Ist wie das Glück von einer Sommernacht,
Ist ohne Spur, ist wie ein Traum verschwunden,
Der Bettler oft zu kurzen Herrschern macht:
Verlaſsnes Haus, und vormals werthe Zimmer,
Wodurch ich jetzt, gejagt durch Unruh, flieh',
Zeigt mir ihr Bild, und wiederholt mir immer;
Hier ging sie oft, hier saſs, hier ruhte sie.

Hier küſstest du, ach, schon zum letztenmale,
Dein ähnlich Kind, den bittern Schmerzenssohn,
Dem ich so theu'r das kurze Leben zahle;
Hier sprachst du leis' und mit gebrochnem Ton:
Ich sterbe, ach, was soll mein Haller werden?
Hier schwiegest du von jäher Noth erstickt,
Und deiner Huld blieb nichts als die Geberden,
Und noch ein Blick, den du mir nachgeschickt.

Unschätzbar Herz von Treu' und gleicher Güte,
O fragt ihr Bern, fragt dieſs entfernte Land;
Ihr erster Blick gewann ihr ein Gemüthe,
Der viel versprach, doch minder als man fand.
Kein schlauer Neid, dem fremde Mängel schmeicheln,
Kein Funke Brunst von tadelhafter Lust,
Kein falscher Stolz, um Lob bereit zu heucheln,
Kein Keim von Geiz wuchs in der reinen Brust.

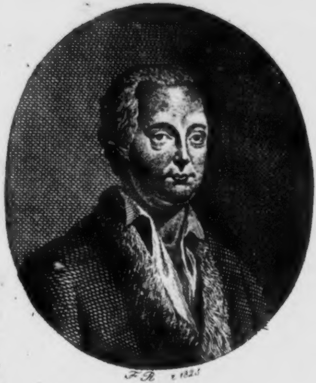
Die kalte Lust unausgelesner Triebe,
Wo nur der Leib und nicht die Seele fühlt,
Entzündet leicht den Brand gemeiner Liebe,
Den nach dem Tod ein kurzes Seufzen kühlt.
Ich liebte dich, allein aus allen Wesen,
Nicht Stand, noch Lust, noch Gold, dich suchte ich:
Ich hätte dich aus einer Welt erlesen,
Aus einer Welt erwählt' ich jetzt noch dich.

Doch du bist hin, wo ich zu wenig werde,
Wo niedriger, als Gott, man nichts mehr liebt,
Und kaum vielleicht dein Geist zu tiefer Erde
Noch einen Blick mitleidig nach mir gibt;
Wo Seligkeit das kurze Glück verschlungen,
Ein kindisch Glück nur Sterblichen erlaubt,
Und übern Kreis der Wünsche hoch geschwungen
Der reife Geist nun nicht mehr hofft, noch glaubt.

O Heiliger! du leihst uns schwachen Kindern
Kein irdisch Gut zu einem Eigenthum,
Und will die Lust dein höher Recht vermindern,
So reiſsest du als Huld den Abgott um.
Das Theuerste, so du auf Erden giebest,
Ist solch ein Weib, als die man mir begräbt;
Nun pflanz' in mir die Liebe, die du liebest,
Die Grab und Erd' und Himmel überlebt.

Hagedorn's

Oden und Lieder.



FR s 1823

F. v. HAGEDORN.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Achtzehntes Bändchen.

Hagedorn's auserlesene Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Friedrich von Hagedorn wurde am 23. April 1708 zu Hamburg, wo sein Vater Dänischer Resident war, geboren.*) Schon im frühen Knabenalter gewann er die Poesie lieb. Er studirte zu Jena die Rechte, ging darauf nach London als Privatsekretär des Dänischen Gesandten und ward im J. 1733 als Sekretär beym Englischen Court (einer Handelsgesellschaft, die vormals die Societät der Aventurier-Kaufleute hiefs) zu Hamburg angestellt, wo er am 28. Oct. 1754 starb.

---

*) Ein jüngerer Bruder, Christian Ludwig, der 1780 zu Dresden, als Kursächsischer geheimer Legationsrath und Generaldirector der Kunstakademieen zu Dresden und Leipzig starb, hat sich besonders durch seine „Betrachtungen über die Malerey" (2 Thle, Leipz. 1762) berühmt gemacht.

In seinem Character herrschte eine seltne Humanität vor: Bescheidenheit, Mildthätigkeit, Liebe und Freundschaft machten die Grundzüge desselben aus.

Als Dichter erwarb sich Hagedorn besonders in der leichtern lyrischen Poesie, die er mit seltner Gewandtheit behandelte, grofses Verdienst, und nicht wenige seiner Lieder, obgleich der Stoff hin und wieder von den Engländern und Franzosen entlehnt war, werden seinen Namen bey der Nachwelt erhalten. Minder glücklich zeigte sich im ernstern Gebiet der zum Frohsinn geschaffene Dichter. Einen ausnehmenden Fleiſs verwandte er auf die Feile, so, daſs Sprache und Versbau bey ihm in Hinsicht der Correctheit wenig zu wünschen übrig lassen.

Hagedorn hatte schon bey seinen Lebzeiten (eines jugendlichen übereilten Ausflugs nicht zu gedenken) seine moralischen, erzählenden und lyrischen Gedichte besonders, (1738 — 1754) zu verschiedenen Malen herausgegeben. Nach seinem Tode veranstaltete der Buchhändler Bohn in Hamburg eine doppelte Ausgabe seiner sämmtlichen poetischen Werke in 3 Theilen: eine gröſsere (mit Vignetten) 1756, und eine kleinere (ohne Vignetten) 1757; die erstere wurde 1769 zum zweytenmale, und die andere 1771 zum viertenmale wieder aufgelegt. Die neueste Ausgabe besorgte Eschenburg in 5

Theilen (Hamb. 1800) und begleitete dieselbe mit einer Lebensbeschreibung und Characteristik des Dichters, so wie mit Auszügen des Hagedorn'schen Briefwechsels.

Inhalt.

Oden und Lieder.

Seite
1. An die Freude 1
2. Der Tag der Freude 3
3. Die Jugend 5
4. Der Jüngling 7
5. Phryne 9
6. An die Liebe 11
7. Der Wink 12
8. Die alte und neue Liebe 13
9. Zemes und Zulima; nach Horaz . . 15
10. An die heutigen Enkratiten 17
11. An eine Schäferin 20
12. Der Zorn eines Verliebten; nach Prior 21

Seite
13. Die Verschwiegenheit der Phyllis . . 23
14. Die Vergötterung; an Phyllis 25
15. Der Wunsch 28
16. Nutzen der Zärtlichkeiten 29
17. Die Wunder der Liebe 31
18. Hoheit und Liebe 33
19. Das Glück und Melinde; aus einem Sonett des Girolamo Cigli . . . 35
20. Die Schönheit 37
21. Der Wunsch einer Schäferin; Madrigal nach dem Franz. 39
22. Der Wettstreit 40
23. Anakreon 41
24. Chloris 42
25. Der Traum 44
26. Der Kuſs 46
27. Doris und der Wein 47
28. Der Wein 49
29. Der schlechte Wein 53
30. Die Helden 52
31. Der Wein 55

Seite
32. Das Heidelberger Faſs 69
33. Das Geſellſchaftliche 71
34. Der Alte 73
35. Burgunderwein 75
36. Der erste May; Triolett nach Ranchin 76
37. Die Empfindung des Frühlings . . . 77
38. Der May 79
39. Der Morgen 81
40. Die Landlust 83
41. Der Kukuk 86
42. Die Vögel 88
43. Die Rose 90
44. Alcetas an die Alsterschwäne . . . 91
45. Die Alster 92
46. Die Nacht. 95
47. An den verlornen Schlaf 97
48. Die Vorzüge der Thorheit; Rundgesang 99
49. Leichencarmen 105
50 Der ordentliche Hausstand 110
51. Die verliebte Verzweiflung 112

Seite
52. Die Alte 114
53. Lob unsrer Zeiten 115
54. Mezendore 119

Vermischte Gedichte.

1. Der Gelehrte 125
2. Horaz 131
3. Johann, der Seifensieder 144
4. Der Falke 149
5. Philemon und Baucis 161
6. Der Ursprung des Grübchens im Kinne 171
7. Die Küsse 178
8. Myron und Lais 179
9. Die Undankbarkeit des männlichen Geschlechts 180
10. Der Hänfling des Pabstes Johannes XXIII 181
11. Der Fresser. 186
12. Nasidien 188
13. Der Kukuk und die Lerche 189
14. Die Eulen 190

Seite

15. Das Hühnchen und der Diamant . . 191
16. Der Räuber und der Esel 192
17. Der Fuchs ohne Schwanz 193
18. Der Löwe und die Mücke 194
19. Das Schäfchen und der Dornstrauch . 198
20. Susanna, nach Veranlassung zweyer Gedichte des Priors und Cobbs . 199
21. Wilhelmine 200
22. An einen Freund 200
23. Auf ein gewisses Lobgedicht 201
24. Hilar an Narciſs 201
25. *Dat veniam corvis, vexat censura columbas* 202
26. Gastereyen 202
27. Für viele groſse Folianten 203
28. Auf den Gothilas 204
29. Grabschrift des Neodars 205
30. Mascar 205
31. Auf gewisse Ausleger der Alten . . . 206
32. Wernicke 206

33. Die Einsichtsvollen 207
34. In einer schweren, oft schmerzhaften Krankheit (1754) 207
35. Wohlthaten 208

Oden und Lieder.

An die Freude.

Freude, Göttin edler Herzen,
Höre mich!
Laſs die Lieder, die hier schallen,
Dich vergröſsern, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süſser Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! halbes Leben!
Ach, was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein karger König gleich.

Gib den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude,
Die Vernunft!
Flieh, auf ewig, die Gesichter
Aller finstern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

Der Tag der Freude.

Ergebet euch mit freyem Herzen
Der jugendlichen Fröhlichkeit!
Verschiebet nicht das süſse Scherzen,
Ihr Freunde, bis Ihr älter seyd.
Euch lockt die Regung holder Triebe;
Das soll ein Tag der Wollust seyn!
Auf! ladet hier den Gott der Liebe,
Auf! ladet hier die Freuden ein.

Umkränzt mit Rosen eure Scheitel, —
Noch stehen Euch die Rosen gut —
Und nennet kein Vergnügen eitel,
Dem Wein und Liebe Vorschub thut.
Was kann das Todtenreich gestatten?
Nein! lebend muſs man fröhlich seyn.
Dort herzen wir nur kalte Schatten:
Dort trinkt man Wasser, und nicht Wein.

Seht! Phyllis kömmt! O neues Glücke!
Auf! Liebe, zeige deine Kunst!
Bereichre hier die schönsten Blicke
Mit Sehnsucht und mit Gegengunst.
O Phyllis! glaube meiner Lehre:
Kein Herz muſs unempfindlich seyn.
Die Sprödigkeit bringt etwas Ehre;
Doch kann die Liebe mehr erfreu'n.

Die Macht gereizter Zärtlichkeiten,
Der Liebe schmeichelnde Gewalt,
Die werden doch dein Herz erbeuten;
Und du ergibst dich nicht zu bald.
Wir wollen heute dir vor allen
Die Lieder und die Wünsche weihn.
O könnten Küsse dir gefallen,
Und deiner Lippen würdig seyn!

Der Wein, den ich dir überreiche,
Ist nicht vom herben Alter schwer;
Doch, daſs ich dich mit ihm vergleiche,
Sey jung und feurig, so wie er.
So kann man dich vollkommen nennen:
So darf die Jugend uns erfreu'n,
Und ich der Liebe selbst bekennen:
Auf Phyllis Küsse schmeckt der Wein.

Die Jugend.

Sollt' auch ich durch Gram und Leid
Meinen Leib verzehren,
Und des Lebens Fröhlichkeit,
Weil'ich leb', entbehren?
Freunde, nein! es stehet fest,
Meiner Jugend Ueberrest
Soll mir Lust gewähren.

Quellen tausendfacher Lust:
Jugend! Schönheit! Liebe!
Ihr erweckt in meiner Brust
Schmeichelhafte Triebe.
Kein Genuſs ergrübelt sich;
Ich weiſs g'nug, indem ich mich
Im Empfinden übe.

Hab' ich doch, wie Phyllis küſst,
Heute noch erfahren,
Phyllis, die so reizend ist
Und von achtzehn Jahren,
Freundlich, sinnreich, schlau zur Lust,
Weiſs von Stirne, Hals und Brust,
Schwarz von Aug' und Haaren.

Der mein Thun zu meistern denkt,
Predigt tauben Ohren.
Schmähen hat mich nie gekränkt;
Wo ist der geboren,
Welcher Allen wohlgefällt?
Und woraus besteht die Welt?
Mehrentheils aus Thoren.

Wer den Werth der Freyheit kennt,
Nimmt aus ihr die Lehre,
Daſs, was die Natur vergönnt,
Unser Wohl vermehre.
Rückt das Ende nun heran;
O so wird ein freyer Mann
Andrer Welten Ehre!

Der Jüngling.

Mein Mädchen mit dem schwarzen Haare
Vollendet heute sechszehn Jahre,
Und ich nur achtzehn: welch ein Glück!
Die Sehnsucht weckt uns jeden Morgen,
Und die Unwissenheit der Sorgen
Versüſst uns jeden Augenblick.

Wir wachsen, und mit uns die Triebe:
Denn unsrer Jugend gönnt die Liebe
Viel Unschuld; aber nicht zuviel.
Verstand kömmt freylich nicht vor Jahren;
Allein, was wir bereits erfahren
Ist gleichwohl auch kein Kinderspiel.

Der Liebreiz, der uns früh verbunden,
Beschäftigt unsre frohen Stunden,
Und bringt dich wieder, güldne Zeit!
Zwar lehren wir und lernen beyde;
Doch unsre Wissenschaft ist Freude
Und unsre Kunst Gefälligkeit.

Ich will die besten Blumen pflücken,
Euch, Wunder der Natur, zu schmücken:
Dich, freyes Haar! Dich, schöne Brust!
Wir wollen, diesen Tag zu feyern,
Den allerschönsten Bund erneuern,
Den Bund der Jugend und der Lust.

Dann soll ein Bad in sichern Flüssen,
Auf dieses Bad ein frisches Küssen,
Auf frische Küsse frischer Wein,
Auf Wein ein Tanz, bey Spiel und Liedern,
Mit regen Schwestern, muntern Brüdern;
Das alles soll mich heut' erfreun.

So fröhlich soll der Tag verstreichen!
Ihm soll kein Tag an Freude gleichen,
Nichts übertreff' ihn, als die Nacht!
Die Zeit erwünschter Finsternisse,
Die wacher Schönen stille Küsse
Den Müttern unerforschlich macht.

Phryne.

Als Phryne mit der kleinen Hand
Noch um der Mutter Busen spielte,
Nichts als den keimenden Verstand
Und den Beruf der Sinnen fühlte;
Da kam ihr schon, an jener Brust,
Das erste Lallen erster Lust.

Sie hatte kaum das Flügelkleid
Und einen bessern Putz empfangen;
So scherzten Witz und Freundlichkeit
In beyden Grübchen ihrer Wangen;
So stiegen aus der zarten Brust
Die regen Seufzer junger Lust.

O wie beglückt schien ihr das Jahr,
Das nun sie in Gesellschaft brachte,
Wo sie so oft die Schönste war,
So reizend sprach und sang und lachte!
Wie wuchsen sie und ihre Brust,
Und die Geschwätzigkeit der Lust!

Sie ward mit Anstand stolz und frey,
Und ihre Blicke pries die Liebe;
Der Spiegel und die Schmeicheley
Vermehrten täglich ihre Triebe,
Und ihr gerieth, bey reiſer Brust,
Die sanſte Sprache schlauer Lust.

Die Oper, das Concert, der Ball
Erhitzten ihren Muth zum Scherzen.
Nur Phryne wies sich überall
Als Meisterin der jungen Herzen,
Und faſste, mit belebter Brust,
Die ganze Redekunst der Lust.

Doch wahre Sehnsucht nimmt sie ein;
Die Stolze läſst sich überwinden.
Ihr Scherz verstummt, ihr Muth wird klein,
Sie lechzt, und kann nicht Worte finden.
Denn, ach! es wallt in ihrer Brust
Das Unaussprechliche der Lust.

An die Liebe.

Tochter der Natur,
Holde Liebe!
Uns vergnügen nur
Deine Triebe.
Gunst und Gegengunst
Geben Allen
Die beglückte Kunst
Zu gefallen.

Der Wink.

Ist gleich dein Wink verstohlen,
So find' ich doch mein Glücke
In jedem Deiner Blicke,
Der meine Hoffnung nährt.
Laſs ihn oft wiederholen,
Dir fehle nur die Stunde,
In der von deinem Munde
Ein Kuſs mir mehr erklärt.

Die alte und neue Liebe.

Ihr Heiligen der alten Zeit,
Treu, Ehrfurcht und Verschwiegenheit;
Und du, o wahre Zärtlichkeit,
Ihr lehrtet uns dem Liebreiz fröhnen!
Nun ist die Treue nur verstellt,
Und die Verschwiegenheit entfällt,
Wenn ja die Ehrfurcht Gunst erhält;
Wer liebt nicht sich in seinen Schönen?

Von seiner Phyllis ferne seyn,
Ihr dennoch heiſse Seufzer weih'n
Und diese Seufzer nicht bereu'n:
Das war die Lust des Schäferlebens.
Das Seufzen ist uns unbewuſst.
Man seufzet, aber nur vor Lust,
An einer nahen Phyllis Brust,
Und seufzet da nicht leicht vergebens.

Die Fessel küssen, die man trägt,
Die uns ein Mädchen angelegt,
Das reizend Mund und Augen regt:
Das war die Kunst der ersten Zeiten

Die Fessel und die Knechtschaft flieh'n,
Und, wo nur schöne Wangen blüh'n,
Um schöne Wangen sich bemüh'n:
Das nennt man itzo Zärtlichkeiten.

Durch mehr als jährigen Bestand
Verehren was man artig fand,
Und unsre Treu oft nicht erkannt:
Das war den Vätern vorgeschrieben.
Erwählen was nur Schönheit schmückt,
Genieſsen, was uns oft entzückt,
Verlassen, was uns sonst beglückt:
Das ist der Enkel Art zu lieben.

Zemes und Zulima.

Nach Horaz.

Zemes.

Als noch dein Mund um meine Lippen scherzte,
Als nur mein Arm den weiſsen Hals umfing,
Da schien es mir, wann ich dich zärtlich herzte,
Daſs mich an Glück kein Sophi überging.

Zulima.

Eh' Zulima — du solltest noch erröthen! —
In deiner Wahl zuletzt Aminen wich,
Da hielten sie die Tochter des Propheten,
Fatimen selbst, nicht halb so groſs als dich.

Zemes.

Nun fesselt mich die Schönste der Circassen,
Amine nur, ihr Lied und Saitenspiel,
Und ohne Furcht möcht' ich für sie erblassen,
Entfernt mein Tod nur ihrer Tage Ziel.

Zulima.

Ich wuſste längst mir Selim zu erwerben,
Des Achmets Sohn, den schönsten Muselmann;
Mit tausend Lust will ich auch zweymal sterben,
Wenn ihm mein Tod das Leben fristen kann.

Zemes.

Wie? wenn die Lieb' uns wiederum verbände,
Wenn ich, den Bund auf ewig einzugehn,
In Zulima das Glück, die Reizung fände,
Die ich in dir, Amine, sonst gesehn?

Zulima.

Mir strahlt kein Stern so schön, als Selims Blicke,
Und Du bist wild, so wie das schwarze Meer;
Und doch ist mir, wenn ich nur dich beglücke,
Das Leben süſs und auch der Tod nicht schwer.

An die heutigen Enkratiten.*)

Was edle Seelen Wollust nennen,
Vermischt mit schnöden Lüsten nicht!
Der ächten Freude Werth zu kennen
Ist gleichfalls unsers Daseyns Pflicht.
Ihr fallt oft tiefer, klimmt oft höher,
Als die beglückende Natur:
Ihr kennt vielleicht Epikuräer;
Doch kennt ihr auch den Epikur?

Sind nicht der wahren Freude Gränzen
Geschmack und Wahl und Artigkeit?
Entehrte Scipio mit Tänzen
Den Heldenmuth und seine Zeit?
Die Liebe, die auch Weise loben,
Macht ihre Liebe nicht zu frey:
Der Wein, den Plato selbst erhoben,
Verführt ihn nicht zur Völlerey.

---

*) Sich Enthaltenden.

Zu altdeutsch trinken, taumelnd küssen,
Ist höchstens nur der Wenden Lust:
Wie Kluge zu genieſsen wissen,
Verbleibt dem Pöbel unbewuſst:
Dem Pöbel, der in Gift verkehret
Was unserm Leben Stärkung bringt,
Und der die Becher wirklich leeret,
Wovon der Dichter doch nur singt.

Von welchen Vätern, welchen Müttern
Erbt ihr die Einsicht groſser Welt?
Die Liebe kennt ihr aus den Rittern,
Die uns Cervantes dargestellt;
Euch heiſst der Wein der Unart Zunder,
Und fremder Völker Trinklied Tand:
O dafür bleib' euch der Burgunder,
Lainez und Babet unbekannt!

Der Unterschied in Witz und Tugend
Ist gröſser, als man denken kann.
Es zeigt die Sprache muntrer Jugend
Nicht stets der Jugend Fehler an.
Petrarchen, der in Versen herzet,
War Laura keine Lesbia:
Voiture, der so feurig scherzet,
Trank Wasser, wie ein Seneka.

Nie ist der Einfalt Urtheil schwächer,
Als wann's auf Schriftverfasser geht.
Da heiſst Sallust kein Ehebrecher:
Er lehrt ja streng, als Epiktet.
Doch Plinius ist zu verdammen:
Der hatte Welt und Laster lieb.
Wie sehr verdient er Straf' und Flammen,
Weil er ein freyes Liedchen schrieb!

So liebreich und so gründlich denken
Die Tadler spielender Vernunft,
Und wünschen, um sie einzuschränken,
Der ernsten Zeiten Wiederkunft;
Der Jahre, da des Gastmahls Länge
Den steifen Sitzern Lust gebar,
Und wiederholtes Wortgepränge,
Was itzt ein Lied von Carpsern,*) war.

---

*) Einer der besten Freunde des Dichters, Wundarzt in Hamburg.

An eine Schläferin.

Erwache, schöne Schläferin,
Falls dieser Kuſs nicht zu bestrafen!
Doch, wenn ich dir zu zärtlich bin,
Schlaf', oder scheine mir zu schlafen.

Die Unschuld, die nur halb erwacht,
Wenn Lieb' und Wollust sie erregen,
Hat öfters manchen Traum vollbracht,
Den Spröde sich zu wünschen pflegen.

Was du empfindest, ist ein Traum:
Doch kann ein Traum so schön betrügen?
Gibst Du der Liebe selbst nicht Raum,
So laſs dich denn ihr Bild vergnügen.

Der Zorn eines Verliebten.

Nach Prior.

Brief und Wink verhieſsen mir
Schon um Zwey die liebste Schöne:
Doch der Zeiger ging auf Vier,
Und mir fehlte noch Klimene.

So Geduld als Zeit verstrich
Und ich schwur, den Trug zu rächen;
Aber endlich wies sie sich,
Endlich hielt sie ihr Versprechen.

„Wie so schön," sagt' ich aus Hohn,
Hast du alles wahrgenommen!
Nur zwo Stunden wart' ich schon:
Konntest Du nicht später kommen?

Eines Frauenzimmers Uhr
Braucht nicht Ziefer, braucht nicht Räder:
Schmückt sie Kett' und Siegel nur,
Was bedarf sie dann der Feder?"

Da mein Eifer Raum gewann,
Wollt' ich sie noch schärfer lehren;
„Doch, was lärmst Du?“ hub sie an:
„Wird man mich denn auch nicht hören?

Ach, was hab' ich itzt vor Schmerz
Von der Rosenknosp' erlitten,
Die mir, recht bis an das Herz,
Von der Brust hinabgeglitten!

O wie drückt mich's! Himmel, wie!
Hier, hier, in der linken Seite.
Sieh nur selbst: mir glaubst du nie;
Doch was glaubt ihr klugen Leute!“

Sie entblöſste Hals und Brust,
Mir der Knospe Druck zu zeigen:
Plötzlich hieſs der Sitz der Lust
Mich und die Verweise schweigen.

Die Verschwiegenheit der Phyllis.

Nein, nein, man fängt mich nicht so bald!
Ich sage Keinem was ich denke.
Ich kenne schon der Schäfer Ränke,
Und bin nun sechszehn Sommer alt,
Und höre meine Schwester sagen:
Man müsse kein Geständniſs wagen.

Mein Schäfer kennet mich noch nicht.
Wie wär' es, wenn ich mich verriethe?
O liebt' ich ihn, so wär' es Güte;
Und liebt er mich, so ist es Pflicht.
Die Schäferinnen selbst bekennen,
Ich sey schon liebenswerth zu nennen.

Er stahl so manchen Kuſs allhier.
Ich weiſs allein die Zahl von allen;
Ihm aber ist sie halb entfallen;
Und dieſs Geheimniſs merk' ich mir.
Doch sollt' er nicht von meinen Küssen
Nach allem Recht die Anzahl wissen?

Er nennt es immer Gütigkeit,
Daſs ich bey seinen Heerden weide.
Ich nenn' es eine Frühlingsfreude;
Und die ist keine Seltenheit.
Ja, hieſs' ich's mehr als ein Vergnügen,
So sag' ich's nicht und bin verschwiegen.

Ich hab' ihm jüngst ein grünes Band
Um Hut und Stab und Arm gebunden.
Wie sehr er diese Gunſt empfunden,
Ist mir nicht gänzlich unbekannt.
Er aber hat es nicht erfahren,
Warum ich bat, es zu bewahren.

Um etwas, Liebe, bitt' ich dich:
Laſs ihn nicht diesen Busch beschreiten.
Du möchtest ihn vielleicht begleiten:
Und, wahrlich, dann verrieth' ich mich!
Doch hast du das dir vorgenommen,
So laſs ihn ja nicht heute kommen.

Die Vergötterung.

An Phyllis.

Holde Phyllis, die Göttinnen —
Traue mir die Wahrheit zu! —
Waren Anfangs Schäferinnen
Oder Mädchen, so wie Du.
Eine, die mit blauen Augen
Mehr als Männerwitz verband,
Konnte zur Minerva taugen
Und erwarb den Götterstand.

Dichterinnen hieſsen Musen,
Und entzückten Herz und Ohr.
Reifer Schönen volle Busen
Bildete die Ceres vor.
Die durch Jugend uns ergötzte,
Schien, mit Recht, des Tempels werth,
Den man ihr, als Heben, setzte,
Die der stärkste Held verehrt.

Eine ward, in spröder Blässe
Und in strenger Häuslichkeit,
Hüterin der Feueresse
Und die Vesta jener Zeit.
Die durch Reiz und Unglücksfälle
Sich den Raub der Grobheit sah,
Ward in ihres Ehstands Hölle
Kläglich zur Proserpina.

Majestätische Geberden,
Hoheit, die sich nie vergaſs,
Lieſsen die zur Juno werden,
Die so groſsen Geist besaſs.
Krone, Zepter, Wolken, Pfauen
Muſsten ihren Muth erhöhn;
Zum Exempel aller Frauen,
Die das Regiment verstehn.

Ihr so wohlgepaarten Beyde:
Schönheit und Empfindlichkeit!
Und auch Du, o süſse Freude!
Mund, der lächelnd Lust gebeut;
Rosen aufgeblühter Wangen;
Schlaue Blicke; lockicht Haar!
Ihr nur stellet dem Verlangen
Venus oder Phyllis dar.

Phyllis! ja in jenen Zeiten,
In der alten Götterwelt,
Wären deinen Trefflichkeiten
Gleichfalls Opfer angestellt;
Gleichfalls würden deinen Wagen
Tauben oder Schwäne ziehn,
Dich die Liebesgötter tragen
Und mit dir nach Paphos fliehn.

Der Wunsch.

Du holder Sohn der süſsten Lust auf Erden,
Der schönsten Göttin schöner Sohn!
Komm, lehre mich die Kunst, geliebt zu werden;
Die leichte Kunst zu lieben weiſs ich schon.

Komm ebenfalls und bilde Phyllis Lachen,
Cythere, gib ihr Unterricht!
Denn Phyllis weiſs die Kunst, verliebt zu machen,
Die leichte Kunst zu lieben weiſs sie nicht.

Nutzen der Zärtlichkeiten.

Unmuth und Beschwerden
Würden uns auf Erden
Unerträglich werden,
Unvergeſslich seyn:
Könnten nicht, zu Zeiten,
Treue Zärtlichkeiten,
Den Verdruſs bestreiten
Und das Herz befreyn.

Lächelt, muntre Schönen,
Unsern Ernst zu höhnen;
Singt in süſsen Tönen;
Jeder Ton entzückt!
Bürden, die dem Leben
Qual und Schwermuth geben,
Kann ein Scherz oft heben:
Auch ein Scherz beglückt!

Land und Volk regieren,
Ganze Heere führen,
Sich mit Purpur zieren,
Hemmt die Sorgen nie

Seht der Hirten Freuden,
Die auf sichern Weiden
Groſse nicht beneiden:
Wie vergnügt sind die!

Mächtigen und Reichen
Will kein Schäfer gleichen;
Ihrer Vorzugszeichen
Lacht der Hirten Zunft.
Eintracht, Spiel und Scherzen
Schützen ihre Herzen
Vor den eitlen Schmerzen
Stolzer Unvernunft.

Die Wunder der Liebe.

Der Liebe Macht ist allgemein,
Ihr dient ein jeder Stand auf Erden.
Es kann durch sie ein König klein,
Ein Schäfer groſs und edel werden.
Tyrannen raubt sie Stolz und Wuth,
Den Helden Lust und Kraft zum Streiten;
Der Feigheit gibt sie starken Muth,
Der Falschheit wahre Zärtlichkeiten.

Der Einfalt schenkt sie den Verstand,
Den sie der Klugheit oft entwendet;
Ein Grillenfänger wird galant,
Wenn sie an ihm den Sieg vollendet.
Des strengen Alters Eigensinn
Verwandelt sie in Scherz und Lachen,
Und diese holde Lehrerin
Kann auch die Jugend altklug machen.

Ein Spanier vergiſst den Rang,
Unedlen Schönen liebzukosen;
Ein junger Franzmann den Gesang,
Den Wahn, das Selbstlob der Franzosen.

Wenn Jenen Reiz und Schönheit körnt,
Entsaget er dem Hochmuthstriebe;
Und dieser seufzet und erlernt:
Die Freyheit prahle, nicht die Liebe.

Sie gibt der Deutschen Männlichkeit
Die sanfte Schmeicheley beym Küssen,
Den Heiligen die Lüsternheit,
Und auch den Juden ein Gewissen.
Sie fand, so oft sie sich nur wies,
Verehrer in den besten Kennern;
Nur sie entwarf ein Paradies
Den ihr geweihten Muselmännern.

Ja! deine siegende Gewalt,
O Liebe, wird umsonst bestritten!
Dir unterwirft sich Jung und Alt
An Höfen und in Schäferhütten.
Doch meine Schöne hofft allein,
Den Reizungen zu widerstehen.
O laſs sie mir nur günstig seyn!
Wie wirst du dich gerächet sehen!

Hoheit und Liebe.

Monarch im Reiche stolzer Thoren,
Dich, hohes Glück, verehr' ich nicht!
Mir ward in Phyllis mehr geboren
Als alles, was dein Tand verspricht.
Der Traum der Wachenden, die Ehre,
Der Sclavenstand der Eitelkeit,
Schlieſst dein Gefolg' an Höf' und Heere,
Bis es der letzte Schlaf befreyt.

Das Recht, mein Herze zu entzücken
Und meiner Wünsche Ziel zu seyn,
Räum' ich nur einer Phyllis Blicken,
Nur ihrer seltnen Schönheit ein.
Wie stolz war ich, Sie zu gewinnen!
Auch dieser Ruhm verewigt sich.
Beneidet Sie, ihr Königinnen!
Und, Könige, beneidet mich!

O Phyllis, Seele meiner Lieder!
Mich reizt kein himmelhoher Flug.
Mich liebest Du, dich lieb' ich wieder.
Sind wir nicht beyde froh genug?

An treuer Bruſt, an treuer Seiten
Macht uns die Liebe groſs und reich.
Auch sey, an wahren Zärtlichkeiten,
Unendlich jener Taube gleich!

Den Adler sah die Turteltaube,
Die in der Stille girrt und liebt,
Wie ihn Gewalt und Muth zum Raube
In königlichen Thaten übt.
Sie sah ihn Sieg und Ehre finden,
Dem Kranich stolz entgegen ziehn,
Sich heben, kämpfen, überwinden,
Und alle Vögel vor ihm fliehn.

Sie sprach: Ich will dich nicht beneiden;
Sey immer groſs und fürchterlich,
Geprüfter Liebe süſse Freuden,
Nur ihr allein beglücket mich!
Mir will ich keinen Sieg erwerben,
Als den mein Gatte mir gewährt.
Mit ihm zu leben und zu sterben
Ist alles, was mein Wunsch begehrt.

Das Glück und Melinde.

Aus einem Sonett des Girolamo Gigli.

Ich sahe jüngst das Glück, und durft' ihm kühnlich sagen:
Bereue deinen falſchen Tand;
Dein flatterhafter Unbestand
Berechtigt alle Welt zu klagen.
Was Du am Morgen kaum verliehn,
Darfst Du am Abend schon entziehn.

Das Glück versetzte mir: Wie kurz ist Aller Leben!
Unendlich ist der Güter Wahl,
Unendlich meiner Sclaven Zahl:
Sollt' ich nicht jedem etwas geben?
Dient, was ich Einem nehmen muſs,
Nicht gleich dem Andern zum Genuſs?

Ich wandte mich darauf zur scherzenden Melinde
Und sprach: Dem Glück steh' alles frey,
Wenn ich nur dich, mein Kind, getreu

Und mir so hold als schön befinde,
Und wenn dein Mund, der mich ergötzt,
Nur mich der Küsse würdig schätzt.

So wohl belehrt' ich sie; doch gab sie ihrem Lehrer
Mit Lächeln den Bescheid zurück:
Ich bin ja reizend, wie das Glück,
Ich habe, wie das Glück, Verehrer;
Und warum sollt' ich denn allein
Dem Glück im Wechsel ungleich seyn?

Die Schönheit.

Wie lieblich ist des heitern Himmels Wonne.
Der reine Mond, der hellen Sterne Heer,
Aurorens Licht, der Glanz der güldnen Sonne!
Und doch ergötzt ein schön Gesicht weit mehr.
Der Tropfen Kraft, die Wald und Feld verjüngen,
Belebt sie kaum, wie uns ein froher Kuſs,
Und nimmer kann ein Vogel süſser singen
Als uns ein Mund, den man verehren muſs.

Eleonor'! auf deren zarten Wangen
Der Jugend Blüth' in frischen Rosen lacht,
Und Zärtlichkeit, Bewund'rung und Verlangen
Dir, und nur dir so zeitig eigen macht;
Ob Psyche gleich die Liebe selbst regierte,
Als sie, mit Recht, des Gottes Göttin hieſs;
So glaub' ich doch, daſs ihn nichts Schöners rührte
Als die Natur in deiner Bildung wies.

Dein Auge spielt und deine Locken fliegen
Sanft, wie die Luft im Strahl der Sonne wallt;
Gefälligkeit und Anmuth und Vergnügen
Sind ungetrennt von deinem Aufenthalt.

Dir huldigen die Herzen muntrer Jugend;
Das Alter selbst beneidet deinen Witz.
Es wird in dir der angenehmsten Tugend,
Und nirgend sonst, der angenehmste Sitz.

Man schmeichelt mir, daſs in zufriednen Stunden
Eleonor' auch meine Lieder singt,
Und manches Wort, das Viele nicht empfunden,
Durch ihre Stimm' in Aller Herzen dringt.
Gewähre mir, den Dichter zu beglücken,
Der edler nichts als deinen Beyfall fand,
Nur einen Blick von deinen schönen Blicken,
Nur einen Kuſs auf deine weiſse Hand!

Wunsch einer Schäferin.

Madrigal nach dem Französischen.

Dort, wo im Thal die schlanken Erlen stehn,
Hielt mich mein Schäfer an, bey jenen frischen Quellen,
Und sprach: „Gebötest Du, mich wieder einzustellen;
Du würdest mich vor Liebe sterben sehn.“
Ach, Liebe! kostet es auch unser beyder Leben;
So laſs, so laſs ihn doch sich wieder herbegeben!

Der Wettstreit.

Mein Mädchen und mein Wein,
Die wollen sich entzweyn.
Ob ich den Zwist entscheide,
Wird noch die Frage seyn.
Ich suche mich durch Beyde
Im Stillen zu erfreun.
Sie gibt mir gröſsre Freude:
Doch öftre gibt der Wein.

Anakreon.

In Tejos und in Samos
Und in der Stadt Minervens
Sang ich von Wein und Liebe,
Von Rosen und vom Frühling,
Von Freundſchaft und von Tänzen:
Doch höhnt' ich nicht die Götter,
Auch nicht der Götter Diener,
Auch nicht der Götter Tempel;
Wie hieſs' ich sonst der Weise?

Ihr Dichter voller Jugend,
Wollt ihr bey froher Muſse
Anakreontisch singen;
So singt von milden Reben,
Von rosenreichen Hecken,
Vom Frühling und von Tänzen,
Von Freundſchaft und von Liebe:
Doch höhnet nicht die Gottheit,
Auch nicht der Gottheit Diener,
Auch nicht der Gottheit Tempel.
Verdienet, selbst im Scherzen,
Den Namen ächter Weisen.

Chloris.

In jenem zarten Alter,
Als ich mit meinem Schäfchen
Mich noch zu messen pflegte
Und älter war, doch kleiner,
Als mein getreues Schäfchen,
Da folgt' ich schon der Chloris,
Wie mir mein treues Schäfchen.
Auch schon in jenen Zeiten
War sie in meinen Augen
Mehr als ein sterblich Mädchen,
Und ist noch eine Göttin,
Und mir die schönste Göttin,
Die jemals sichtbar worden.
Einst sagt' ich ihr: Ich liebe;
Ich liebe dich, o Chloris!
Dieſs war des Herzens Sprache,
Dieſs sagten meine Seufzer;
Die kindisch blöde Zunge
Lieſs Herz und Seufzer reden
Und fand sich keine Worte.
Doch mich verstand die Schöne
Und schenkte mir ein Mäulchen,

Ein unvergeſslich Mäulchen,
Und sprach zu mir: Du Kleiner,
Du kennst noch nicht die Liebe.
Seitdem entbrannte Chloris,
Jedoch für andre Schäfer.
Seitdem fing mancher Schäfer
Aus Chloris Augen Feuer.
Seitdem kam ich in's Alter,
In dem wir Menschen lieben,
Wie unsre Väter liebten.
Es reiſten meine Jahre,
Es gab mir jeder Frühling
Mehr Zärtlichkeit und Wünsche.

Noch itzt verehr' ich Chloris;
Mir aber ist sie spröde
Und wünscht nicht zu erfahren,
Ob ich die Liebe kenne;
Und jener süſsen Stunde
Und ihres kleinen Schäfers
Und ihres holden Kusses
Vergiſst die stolze Schöne.
Nur ich kann ihrer Lippen',
Die sie mir lächelnd reichte,
Nur ich kann ihres Kusses
Und ihrer nicht vergessen.

Der Traum.

Ich schlief in einem Garten,
Den Ros' und Myrte zierten,
In dem drey holde Schönen
Den halb entblöſsten Busen
Mit frischen Blumen krönten,
Die jede singend pflückte.
Bald gaukelten die Spiele
Des Stifters leichter Träume
Mir um die Augenlieder,
Und mich versetzten Morpheus
Und Phantasus, sein Bruder,
An's Ufer von Cythere.
Der bunte Frühling färbte
Die Blumen dieser Insel;
Der leichte Zephyr küſste
Die Pflanzen dieser Insel;
Und sein Gefolge wiegte
Die Wipfel dieser Insel.
Wie manches Feld von Rosen,
Wie mancher Busch von Myrten
War hier der Venus heilig!
Der Göttin sanfter Freuden,

Der Freuden voller Liebe,
Der Liebe voller Jugend.
Ich sah die Huldgöttinnen,
Geführt vom West und Frühling,
Gefolgt von Zärtlichkeiten,
Mit Rosen sich umkränzen,
Sich Mund und Hände reichen,
Und ohne Gürtel tanzen,
Und bey den Tänzen lachen.
Hier fand ich auch den Amor,
Der seine Flügel sonnte,
Die ihm vom Thau befeuchtet
Und so betröpfelt waren,
Als da er seinen Dichter
Anakreon besuchte.
Er wollte von mir wissen,
Wer von den holden dreyen
Bey mir den Vorzug hätte,
Als mich von jenen Schönen,
Die sich die Blumen pflückten,
Die Schönste lächelnd weckte.

Der Kuſs.

Wie unvergeſslich ist
Die Schöne, die recht küſst!
In ihren Küssen steckt
Was tausend Lust erweckt.

Den Mund gab die Natur
Uns nicht zur Sprache nur:
Das, was ihn süſser macht,
Ist, daſs er küſst und lacht.

Ach, überzeuge dich
Davon, mein Kind, durch mich,
Und nimm und gib im Kuſs
Der Freuden Ueberfluſs.

Doris und der Wein.

O Anblick, der mich fröhlich macht!
Mein Weinstock reiſt und Doris lacht,
Und, mir zur Anmuth, wachsen beyde.
Ergötzt der Wein ein menschlich Herz,
So ist auch seltner Schönen Scherz
Der wahren Menschlichkeit ein Grund vollkommner Freude.

Was die Erfindung schärft und übt,
Was Seelen neue Kräfte gibt,
Wird unsre heiſse Sehnsucht stillen.
Wie reichlich will die mildre Zeit,
Die sonst so sparsam uns erfreut,
Den tiefsten Kelch der Lust für unsre Lippen füllen.

Der Wein, des Kummers Gegengift,
Die Liebe, die ihn übertrifft,
Die werden zwischen uns sich theilen.
Wer mir der Weine Tropfen zählt,
Nur der berechnet unverfehlt
Die Küsse, die gehäuft zu dir, o Doris, eilen!

Weil deine Jugend lernen muſs,
So laſs dich meinen öftern Kuſs
Die Menge deiner Schätze lehren.
Gib seinem treuen Unbestand
Stirn, Augen, Wangen, Mund und Hand,
Und laſs ihn jeden Reiz, der dich erhebt, verehren!

Uns klopft ein Vorwitz in der Brust,
Der stumme Rath ererbter Lust,
Der Liebe Leidenschaft zu kennen.
O lerne meine Holdin seyn!
Ich schwöre Dir, bey Most und Wein,
Mich soll auch Most und Wein von keiner Doris trennen.

Es mögen künftig Wein und Most
Des trägen Alters Ernst und Frost
Durch feuerreiche Kraft verdringen!
Alsdann ertönt für sie mein Lied;
Jetzt, da die Jugend noch verzieht,
Will ich allein von dir, auch in der Lese, singen.

Der Wein.

Aus den Reben
Fleuſst das Leben:
Das ist offenbar.
Ihr, der Trauben Kenner!
Weingelehrte Männer!
Macht dies Sprichwort wahr.

Niemals glühten
Rechabiten,
Edler Most, von dir!
Aber, Weinerfinder,
Noah, deine Kinder
Zechten so wie wir!

Ueberzogen
Regenbogen
Gleich das Firmament;
So ward deiner Freude
Mehr als Augenweide,
Ihr ward Wein gegönnt.

Deinetwegen
Kam der Segen,
Wuchs der beste Wein.
Nach den Waſserfluthen
Konnte nichts den Guten
Gröſsern Trost verleihn.

Der schlechte Wein.

Wein! den die Bosheit ausgedacht,
Des Wassers Ruhm empor zu bringen,
Der aus Verzweiflung trunken macht,
In dem wir Gift und Tod verschlingen,
In dem des Hefens Aufruhr tobt,
Den Niemand, als der Wirth, uns lobt,
Den Wirth und Wirthin spart: von dir will
ich itzt singen.

Ein harter Fluch beschwert das Land,
Wo dieser Weinstock aufgeschossen;
Es hat in dem bestraften Sand
Ein Sohn des Vaters Blut vergossen;
Und, falls mich kein Gedicht berückt,
So ist der Winzer gleich erstickt,
Der seiner Beeren Kost zum erstenmal genossen.

Auf, auf, ihr Keile! zeigt euch bald!
Auf, auf, entzündet euch, ihr Blitze!
Vereint die rächende Gewalt;
Doch trefft nur dieses Weinbergs Spitze,
Und macht, daſs dieser Theil der Welt,
Den diese Pflanze recht verstellt,
Nicht ferner Herlinge so schlimmer Art besitze!

Die Helden.

Der Aerzte Haupt, die sich zu Pferde zeigen,
Ein Chiron sprach zum durstigen Achill:
Der Thetis sey das Wassertrinken eigen!
Ihr Sohn trinkt Wein, wenn er mir folgen will.

Ihm folgt' Achill und leerte ganze Schläuche
Auf Brüderschaft mit andern Helden aus.
Geweihter Wein floſs auf Patroklus Leiche,
Noch beſsrer Wein floſs beym Begräbniſsschmaus.

War Kalchas nicht ein hocherfahrner Zecher
Und, halb berauscht, ein Held im Prophezein?
Er trank, er rieth, er weissagt' aus dem Becher
Und fand, wie wir, die Wahrheit in dem Wein.

Was that Ulyſs, der, durch ein Abentheuer,
Alcinous, zu deinem Jahrschmaus kam?
Der weise Mann erwärmte sich am Feuer,
Bis man auch ihn an deine Tafel nahm.

Als Telemach, den Vater aufzusuchen,
Zum Nestor kam und diesen räuchern sah,
Sprach Pylos Fürst: Trinkt zu den Opferkuchen
Den Priesterwein, auf's Wohl von Ithaka!

Kaum hatt' er sich nach Sparta hinbegeben,
So red'te dort ihn Menelaus an:
Willkommen, Prinz! versucht von unsern Reben!
Herrscht väterlich und trinkt als ein Tyrann.

Minerva rieth mit warnenden Geberden
Dem Telemach die wilde Trinksucht ab,
Und trank doch selbst, um nicht erkannt zu werden,
Die Stutzer aus, die ihr Atrides gab.

Kambyses dankt und opfert dir, o Sonne!
Nicht weil dein Lauf durch Stier und Wage streift;
Er nannte dich die Stifterin der Wonne,
Nur weil durch dich die edle Traube reift.

In Spanien blieb, bey der Liebe Winken,
Ein Scipio dem süſsen Wein getreu,
Und gab gar bald, ihn ungestört zu trinken,
Das schönste Kind der Kriegsgefangnen frey.

Roms Phocion, das Muster alter Strenge,
Auch Cato hat zu seinem Trunk gelacht.
Er heiligte, bey der Geschäfte Menge,
Den Tag dem Staat und seinem Wein die Nacht.

Fürst Hermann trank, wie Deutsche Helden pflegen,
Wann Land und Hof und auch Thusnelde schlief,
Dem Morgenstern aus seinem Helm entgegen,
Eh' ihn der Tag in Feld und Lager rief.

Die Ritterschaft des Artus zu verbinden,
Ersann er selbst Getränke voller Kraft;
Die Königin, um gleichfalls zu erfinden,
Erfand, beym Spiel, des Königs Hahnreyschaft.

Was that der Held, der einst mit Haut und Knochen
Sechs Pilger fraſs, der Fürst Gargantua?
Er war kaum halb der Mutter Ohr' entkrochen,
So rief er schon: Ist nichts zu trinken da?

Der Wein.

Du brausender und frischer Most,
Du gährend Mark der milden Reben,
Des Herbstes Ehre, Götterkost,
Mein Lied will deinen Ruhm erheben!
O feuerreicher Traubensaft!
Gib meinen Worten deine Kraft,
Laſs sie, wie Du, an's Herze dringen,
Und, weil dein Einfluſs und dein Geist
Dem Witze Muth und Glück verheiſst,
Auch mich von deinen Wundern singen.

Du bist, o Wein, dem Einfall hold
Und weckst den Scherz belebter Flöten!
Wie reich sind durch dein trinkbar Gold
Die Zungen singender Poeten!
Mich däucht, ich sehe den Homer
Zu jeder Schlacht, für jedes Heer
Sich zechend seine Helden wählen.
Dir muſs ein Flaccus günstig seyn;
Ihm schickt Falern und Alba Wein:
Wie konnt' es ihm an Liedern fehlen?

Nichts übertraf an Streitbarkeit
Der Dardaner, der Griechen Schaaren,
Die, nur im Weindurst unentzweyt,
Verehrer des Lyäus waren.
Auch unsrer Väter Beyspiel lehrt,
Wie sehr er Muth und Sieg vermehrt.
Ihn trinken Franken und Teutonen,
Der Sachsen und der Schwaben Schwarm.
Der Wein, der Wein stärkt ihren Arm,
Und dieser stürzet Legionen.

Tuistons Enkel, deren Ruhm
Die ewigen Geschichten melden,
Auf! sehet Euer Eigenthum,
Auf! auf! Gebeine Deutscher Helden.
Verlaſst die Hügel eurer Gruft,
Erhebt euch, suchet Sonn' und Luft!
Euch wollen Rhein und Mosel winken.
Sie heiſsen Euch, nach alter Zeit,
Treu, Anschlag, Wahrheit, Tapferkeit
In ihrer Trauben Blute trinken.

Den Götterdienst, den Kriegesrath
Muſs oftgeprüfter Wein beleben.
Fürst, Barde, Feldherr und Soldat,
Wer liebte nicht die edlen Reben?
Ja, alles ist der Wein bey Euch:

Ihr opfert und ihr trinkt zugleich.
Dort liegt der Wurfſpieſs und die Keule.
Ihr tanzt um Wodans Blutaltar,
Wälzt Euch, wo Hertha heilig war,
Und taumelt um die Irmensäule.

Fürst Hermann ſicht und Varus weicht
Und sucht vergebens offne Felder;
Der Seinen Angst und Flucht durchstreicht
Die schwarzen blutbetrieſten Wälder.
Cherusker, euch hieſs Recht und Wein
Den Deutschen gleich und muthig seyn;
Und so muſs Romuls Adler beben.
Ihr kämpft und rächt das Vaterland;
Ihr schlagt und pflanzt mit tapfrer Hand
Bald Siegeszeichen, bald auch Reben.

O höret! welch ein Freudenfest
Auf jenem traubenvollen Hügel?
Man jauchzt und singt, und alles läſst
Der Freyheit und der Lust den Zügel.
Es ist die Lese. Jeder lärmt
Und lacht und schreyt und spielt und schwärmt
Und läſst sich nichts zu scherzhaft dünken.
Die Fässer werden voll geschafft;
Die Kelter preſst den süſsen Saſt
Und seuſzt, wenn manche Wasser trinken.

Dort kömmt nach selbstgestimmtem Ton
Der Winzer Urban mit Brigitten.
Kaum tanzt er vor, so fällt er schon,
Der Wein und er sind ausgeglitten.
Ha! ruft er und steht wieder auf:
Hier tanzt sich's mit zu schnellem Lauf.
Ich glaube fast, ich bin gefallen.
Er dehnt sich, lacht und zeigt den Gaum
Und springt und stampft und kann noch kaum
Sein Hoch! mit schwerer Zunge lallen.

Wie schwenkt sich Kunz, der Ackerknecht,
Mit seiner braunen Adelheide!
Gelt, Schätzle, gelt, so tanzt sich's recht,
Und das heiſst mehr als Kirmesfreude.
Er wischt und stellt sich, und sein Fuſs
Scharrt bäurisch zu dem kurzen Gruſs.
Er eilt, sie männlich anzugreifen.
Er trinkt auf jeden Tanz ein Glas
Und scheinet Stoppeln, Haid' und Gras
Mit ihr fast fliegend durchzustreifen.

Ein Grübler trinkt, beseufzt sein Leid
Und sammelt Flüche, Furcht und Dünste,
Und seine Galle prophezeit
Pest, Wolkenbruch und Feuersbrünste.
Wie, murrt er, trügerischer Wein!

Sollst du der Sorgen Tröster seyn,
Und kannst nicht meiner Schwermuth wehren?
Du flieſsest; aber mir zur Last.
Ihr Tropfen seyd mir nun verhaſst;
Ihr alle werdet mir zu Zähren.

Spavento füllt sein Glas mit Wein.
Ihr Herren, spricht er, laſst uns leben!
Geh, Schenke, bringe mehr herein,
Doch muſst du alten Festwein geben.
Der alte Wein befeu'rte mich,
Als mir bey Höchstädt alles wich,
Wo ich des Bassa Roſsschweif kürzte,
Der, als er blutig mir entlief,
Den Nepomuk zu Hülfe rief
Und dann sich in die Wolga stürzte.

Kund und zu wissen sey hiemit,
Daſs ich auch Mohren übermannte,
Und zu Morea, bey Madrid,
Den Pontus im Euxin verbrannte.
Nun denk' ich an die Heldenzeit;
Ich lobe mir nur Tapferkeit.
Dieſs Schwert weicht keinen Hanniballen.
Beym Element! es hält sich frisch.
Gleich wetzt er es auf Bank und Tisch,
Und Kannen, Licht und Teller fallen.

Ein Alter spricht: Was soll dieſs seyn?
Du Bluthund! zeige dein Vermögen.
Mein Kleid ist hin; es fleckt der Wein.
O wäre meine Frau zugegen!
Allein ich selbst, ich stehe dir.
Du Türkenwürger! komme mir,
Machst du mein ſeines Tuch zu nichte?
Noch flieſst der Wein; noch werd' ich naſs.
Gevatter, hilf und wirf das Glas
Dem Eisenfresser in's Gesichte!

Nur immer drauf! nur unverzagt!
Ihr Furien! Wie? darfst du schelten?
Das Bankbein her! zerbläut ihn! schlagt!
Sein Maul soll jedes Wort entgelten.
Er flucht und keucht und schreyt und schnaubt:
Zum Henker! ist es hier erlaubt,
Mit guten Freunden so zu scherzen?
Allein, man rächt des Bassa Tod.
Spavento fällt und schwört und droht,
Den falschen Streich nicht zu verschmerzen.

So gehts. Erweckt der Wein den Muth
In ungestalten wilden Seelen:
So weiſs sich in entflammter Wuth
Der Thracier nicht zu verhehlen.
Die Tobsucht reicht Gefäſse her,

Da wird die Flasche zum Gewehr,
Da wechselt man, statt Kugeln, Krüge,
Da stöſst das erste Glas alsdann
Geselligkeit und Freundschaft an,
Und Eris mischt die letzten Züge.

Doch tadelt nicht das edle Naſs,
Verdammet nicht des Weinstocks Gaben,
Als müſsten Zank und Groll und Haſs
Durch sie nur gröſsre Nahrung haben.
Euch widerleget jenes Paar,
Das ganze Jahre zwistig war
Und sinnreich in Begünstigungen.
Sie stellen alle Klagen ein
Und appelliren an den Wein
Von Urthel und von Läuterungen.

Wie Mancher, dem der Wein gefällt,
Als wär' er Gift und Rügewasser,
Entlarvt, wenn nichts sein Herz verstellt,
Den Schalksfreund, Filz und Menschenhasser!
Wer Tücke hegt, muſs nüchtern seyn.
Mit Recht flieht Euklio den Wein.
Er trinkt und lacht mit halbem Munde
Und folgt der Zunft der Kargen nach,
Fälscht seinen Wein durch jenen Bach
Und rühmt sich nur der Wasserkunde.

O warum sucht die fernste Bank
Ein Aeltester der Zionsbrüder?
Ihm wird sein Most zum Liebestrank,
Der Heilige girrt Buhlerlieder.
Sein brünstig Aug' erheitert sich,
Er liebet mehr als brüderlich
Die Schwester, die ihn hier begleitet
Und die er, als ein folgsam Kind,
Das seine Führung liebgewinnt,
Zum Leiden und zur Stille leitet.

Der Wein, der Aller Herz erfreut,
Gibt den Magistern, die dort zechen,
Statt Eintracht und Gefälligkeit,
Allein die Lust zu widersprechen.
Wie glücklich sehen sie beym Wein
Die Fugen der Soriten ein!
Der Wein muſs nie der Wahrheit schaden.
Der Rausch beleuchtet itzt durch sie
Die vorbestimmte Harmonie,
Die beste Welt und die Monaden.

Weit klüger war Anakreon,
Der seinen Most besang und lachte;
Der Weinberg war sein Helikon,
Wo er, wie Gleim und Ebert dachte.
Die Morgenrosen um sein Haupt,

Die Blicke, die sein Herz geraubt,
Wie wurden die von ihm erhoben!
Oft nahm der Reben Lob ihn ein.
Nicht schöner konnten dich, o Wein,
Die Götter, die dich tranken, loben!

Auch du beseligst ihren Stand.
Zevs hält sich keinen Wasserschenken:
Es muſs ihm Ganymedens Hand
Zum Nektar die Pokale schwenken;
Dich leert er bey dem Götterschmaus
Auf jeder Göttin Wohlseyn aus.
Man hört die Tischmusik der Sphären.
Oft reichte Mars ein volles Glas,
Wenn ihr Vulkan nur abwärts saſs,
Der himmlisch lächelnden Cytheren.

Was seh' ich? Was entdeckt sich mir?
Dort seh' ich einen Tempel glänzen,
Und wie den Eingang und die Thür
Der Epheu und die Reb' umkränzen.
Die güldnen Flügel thun sich auf;
Ich sehe der Bacchanten Lauf;
Ich sehe sie mit ihren Stangen.
Sie tanzen, und ihr Lustgeschrey
Zeigt, was der Reben Wirkung sey,
Die itzt um ihre Scheiteln hangen.

Der Trommeln Schlag, der Cymbeln Klang,
Durchtönt den Jubel der Mänaden.
Es steigt ihr muthiger Gesang,
Der Chöre Nachruf einzuladen.
Sie rasen, aber nur zur Lust!
Sie rasen mit entblöſster Brust.
Die Locken flattern ungebunden,
Wie Ariadnens glänzend Haar
Ein Spiel der regen Winde war,
Als Bacchus sie am Meer gefunden.

O daſs kein unentweihter Schwarm
Die Priesterinnen unterbreche!
Sie schütteln mit erhabnem Arm
Das Erz der runden Klapperbleche;
Nun macht ihr liedervoller Mund
Des Rebenvaters Gröſse kund,
Und was Osir Aegypten lehrte;
Wie dort, durch seine Milde nur,
Die weinbedürftige Natur
Durch dessen Bau ihr Ansehn mehrte.

Wie er mit fürchterlicher Macht
Des Ganges Völker überwunden,
Zuerst des stolzen Sieges Pracht,
Den reizenden Triumph, erfunden;
Und wie ihn, um des Indus Strand,

Sein kriegerischer Elephant
Durch manch erfochtnes Reich getragen;
Auch wie er, in dem Götterstreit,
Mit wahrer Löwen Tapferkeit
Den stärksten Riesen selbst erschlagen.

Der Opferbrand wird angeschürt;
Die Priester stellen sich in Reihen.
Es wird ein Bock herbeygeführt,
Den sie mit Mehl und Salz bestreuen;
Man rauft aus seiner Stirne Haar
Und wirft es auf den Rauchaltar,
Läſst Wein auf seine Hörner flieſsen
Und zuckt den Stahl und naht der Gluth,
Und eilt, das längst verwirkte Blut
Des Rebenfeindes zu vergieſsen.

Er zappelt, stirbt und wird zerstückt;
Man untersucht die Eingeweide.
Herz, Lung' und Leber sind beglückt,
Und jedes Zeichen weissagt Freude.
Die Schlange, die der Korb bedeckt,
In dem ein groſs Geheimniſs steckt,
Kriecht nun hervor und will sich zeigen.
Es kracht der Heiligthümer Sitz;
Der Tempel bebt, es strahlt der Blitz,
Es donnert links, und Alle schweigen.

Der krummgehörnte Gott erscheint;
Centauren ziehen seinen Wagen;
Ein Satyr, der sich froh beweint,
Wird ihm von Panen nachgetragen.
Das Fichtenlaub, der Eppichstrauch
Umschatten seinen Kopf und Bauch:
Sein Pardel brüllt, doch nicht zu schrecken;
Er wittert nach der Löwenhaut,
Die man um Bacchus Schultern schaut,
Und die kann ihm nur Lust erwecken.

Ein tausendfacher Jubelschall
Der Bacchen, Satyren und Faunen
Ermüdet nun den Wiederhall
Und setzet Alles in Erstaunen.
So bricht aus tiefer Höhlen Schooſs
Das Heer der Winde brüllend los,
Braust um den Hain, kracht in den Eichen,
Zischt durch die Wipfel, schlägt, zertheilt
Die Esche, die im Fallen heult,
Und rauscht und wirbelt in den Sträuchen.

Ich werde neuer Lust gewahr:
Nun seh' ich Alles sich umkränzen.
Es gaukelt dort der Larven Schaar
In Phrygischen Sicinnistänzen.
Lenäus steigt vom Wagen ab;

Er wanket mit dem Thyrsusstab
Und strauchelt überzwerg und lachet.
Sein Trinkhorn schäumt vom Rebensaft.
Er trinkt mit Aeglen Brüderschaft
Und fragt, was ihr Silenus machet.

Es kömmt der reitende Silen;
Sein Esel hätt' ihn bald verloren.
Er schilt und schlägt ihn, heiſst ihn gehn
Und zerrt ihm die gesenkten Ohren.
Er wirft sich taumelnd hin und her,
Ihm wird der trunkne Kopf zu schwer;
Er sinkt und torkelt auf die Erde,
Und kriecht und wälzt sich um sein Thier:
Ihr trägen Faunen, helfet mir
Und setzt mich wiederum zu Pferde!

Er fordert stammelnd Chierwein,
Mit schweren Lippen, starren Wangen;
Er lacht ihn an: nichts ist so rein;
Er will den, der ihn bringt, umfangen.
Ha! schreit er, Vater Bacchus, steh'!
Ich trink', o Evan, Evoe!
Nun schlieſst er sich an seinen Schimmel.
Er säuft den Wein in Einem Zug.
O dieser schmeckt! Für's erste g'nug!
Und wirft den leeren Kelch gen Himmel.

Will Alles sich dem Aug' entziehn?
Verschwindet Alles in die Lüfte?
Der Gott und sein Gefolge fliehn
In Schatten, Wolken, Dampf und Düfte.
Ja! Bacchus eilt zur Oberwelt;
Der Rauchaltar, der Tempel fällt,
Und ihn verlieren meine Blicke. —
Sah ich auch wirklich? Ja! doch nein!
Ein Traum nahm Aug' und Sinnen ein
Und läſst mir nur sein Bild zurücke.

O wie begeistertest Du mich,
Wein, der Entzückung Quell und Zunder!
Du wiesest mir itzt sichtbarlich
Der Alten fabelhafte Wunder.
Du gibst auch nicht der Stille Raum,
Und ich enthalte mich noch kaum,
Daſs ich dein Lob von neuem zeige.
Du brausender und frischer Most,
Des Herbstes Ehre, Götterkost!
Mein Lied — — — allein, ich trink' und schweige.

Das Heidelberger Faſs.

Ihr Freunde! laſst uns altklug werden
Und weiser, als die Weisen, seyn;
Entsaget aller Lust auf Erden,
Entsagt den Schönen und dem Wein!
Ihr lacht und spitzt den Mund auf Küsse,
Ihr lacht und füllt das Deckelglas;
Euch meistern keine strenge Schlüsse:
Euch lehrt das Heidelberger Faſs.
Was lehret das?

Chor.

Wir können vieler Ding' entbehren
Und dies und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer seyn,
Die Weiber hassen und den Wein.

Wir Menschen sollen uns gesellen:
So lehrt uns täglich Syrbius.
Gesellt uns nicht, in tausend Fällen,
Des Freundes Wein, der Freundin Kuſs?
Uns dienen Wein und Zärtlichkeiten,
Kein Wasserdurst, kein Weiberhaſs.

Das zeigt das Beyspiel aller Zeiten;
Das zeigt das Heidelberger Faſs.
Was zeiget das?

Chor.

Wir können vieler Ding' entbehren
Und dies und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer seyn,
Die Weiber hassen und den Wein.

Wie strahlt das Feuer schöner Augen!
Wie blinkt der helle Rebensaft!
Aus Lippen soll man Liebe saugen
Und aus dem Weine Heldenkraft.
Die Weisheit lehret: Trinkt und liebet!
Es liebt' und trank Pythagoras;
Und wenn auch der kein Zeugniſs gibet,
So gibt's das Heidelberger Faſs.
Wie lautet das?

Chor.

Wir können vieler Ding' entbehren
Und dies und jenes nicht begehren;
Doch werden wenig Männer seyn,
Die Weiber hassen und den Wein.

Das Geſellſchaftliche.

Ihr Freunde, zecht bey freudenvollen Chören!
Auf! ſtimmt ein freyes Scherzlied an!
Trink' ich ſo viel, ſo trink' ich euch zu ehren,
Und daſs ich heller ſingen kann.

Der Rundtrunk muſs der Stimmen Bund beleben,
So ſchmeckt der Wein uns doppelt ſchön;
Und ein Geſetz, nur eines will ich geben:
Laſst nicht das Glas zu lange ſtehn!

Ihr Freunde, zecht, wie unſre Väter zechten:
Sie waren alt und klug genug,
Und manchen Zank, bey dem wir Söhne rechten,
Ertränkten ſie im Reihentrunk.

Sie thaten mehr: Saſs nur an ihrer Seite
Ein Kind voll holder Freundlichkeit;
So gab dem Wein ein Schmätzchen das Geleite,
So ward ein Glas dem Kuſs geweiht.

Wie troſtlos war der Zeiten erſte Jugend,
Als Thyrſis einer Phyllis ſang,
Und zum Geſeufz von Leidenſchaft und Tugend
Mit ihr nur ſchwaches Waſſer trank!

Die Nüchternheit, die Einfalt blöder Liebe,
Verlängerten der Schäfer Müh:
Wir trinken Wein, befeuern unsre Triebe,
Und küssen muthiger, als sie.

Lockt uns kein Laub in ungewisse Schatten;
So baut man Dach und Zimmer an,
Die manchem Kuſs mehr Sicherheit verstatten,
Als Forst und Busch ihm leisten kann.

Der süſse Reiz der ewig jungen Freude
Wird stets durch Lieb' und Wein vermehrt.
Wenn ich den Scherz und den Tokayer meide,
So sagt: Bin ich der Jugend werth?

Wie eisern sind doch ohne dich die Zeiten,
O Jugend, holde Führerin!
Bereite hier den Sitz der Fröhlichkeiten
Und banne Frost und Eigensinn!

Gesellt euch, stillt mit angeerbtem Triebe
Den Durst nach Küssen und nach Wein!
Es eifert schon der Weingott mit der Liebe,
Den besten Rausch uns zu verleihn.

Doch soll man nicht den ersten Schäfern gleichen?
O freylich ja! folgt ihrer Pflicht:
Des Abends Lust, der Nächte Freundschaftszeichen
Verrieth ein rechter Schäfer nicht.

Der Alte.

Ich werde viel älter und Schwermuth und Plage
Droht meiner schon sinkenden Hälfte der Tage;
Kaum wallet noch weiter mein zögerndes Herz
Bey winkenden Freuden, bey lockendem Scherz.

Die schmeichelnde Falschheit der lächelnden Erben
Verheiſst mir das Leben und wünschet mein Sterben;
Ein fingernder Doctor besalbt mir den Leib;
Bald lärmet der Pfarrer, bald predigt mein Weib:

Die warnenden Kenner der Wetter und Winde,
Die stündlichen Forscher: Wie ich mich befinde?
Die thränenden Augen, die keichende Brust
Entkräften den Liebreiz, verscheuchen die Lust.

Nun soll mich doch einmal mein Leibarzt nicht stören.
Verjüngende Freunde, hier trink' ich mit Ehren!
Weib, Pfarrer und Erben, nur nicht zu genau!
Hier frag' ich nicht Pfarrer, nicht Erben, noch Frau.

In Beyseyn der Alten verstellt sich die Jugend:
Sie trinkt nur bey Tropfen; sie durstet vor Tugend:
Ich ehrlicher Alter verstelle mich auch,
Bezeche den Jüngling und leere den Schlauch.

Mein Auge wird heller: wer höret mich keichen?
Ich suche der muthigen Jugend zu gleichen;
Und will, auch im Alter, bey Freuden und Wein,
Kein Tadler der Freuden, kein Sonderling seyn.

Burgunderwein.

Damit ich singen lerne,
Soll mir der Saft der Reben
Jetzt Muth und Töne geben
Und neue Kunst verleih'n.
Mich reizen deine Sterne,
Ihr Einfluſs wirket Wunder,
O feuriger Burgunder,
O königlicher Wein!

Der erste May.

Triolett*) nach Ranchin.

Der erste Tag im Monat May
Ist mir der glücklichste von allen.
Dich sah ich, und gestand dir frey,
Den ersten Tag im Monat May,
Daſs dir mein Herz ergeben sey.
Wenn mein Geständniſs dir gefallen;
So ist der erste Tag im May
Für mich der glücklichste von allen.

---

*) Das erste Deutsche.

Empfindung des Frühlings.

Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!
Sey stets von mir gepriesen,
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Es schmückt dich und Cephisen
Der Lenz und die Natur.
Du Schmelz der bunten Wiesen!
Du neubegrünte Flur!

Du Stille voller Freuden!
Du Reizung süſser Lust!
Wie bist du zu beneiden,
Du Stille voller Freuden!
Du mehrest in uns beyden
Die Sehnsucht treuer Brust
Du Stille voller Freuden!
Du Reizung süſser Lust!

Ihr schnellen Augenblicke!
Macht euch des Frühlings werth!

Daſs euch ein Kuſs beglücke,
Ihr schnellen Augenblicke!
Daſs uns der Kuſs entzücke,
Den uns die Liebe lehrt.
Ihr schnellen Augenblicke,
Macht euch des Frühlings werth!

Der May.

Der Nachtigall reizende Lieder
Ertönen und locken schon wieder
Die fröhlichsten Stunden in's Jahr.
Nun singet die steigende Lerche;
Nun klappern die reisenden Störche;
Nun schwatzet der gaukelnde Staar.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beblümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist itzo die Welt!
Die Tauben verdoppeln die Küsse;
Der Entrich besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Wie gleichet doch Zephir der Floren!
Sie haben sich weislich erkoren;
Sie wählen den Wechsel zur Pflicht.
Er flattert um Sprossen und Garben,
Sie liebet unzählige Farben;
Und Eifersucht trennet sie nicht.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt,
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Wie buhlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde
Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

Nun stellt sich die Dorfschaft in Reihen,
Nun rufen euch eure Schalmeyen,
Ihr stampfenden Tänzer, hervor!
Ihr springet auf grünender Wiese;
Der Bauerknecht hebet die Liese,
In hurtiger Wendung, empor.

Nicht fröhlicher, weidlicher, kühner
Schwang vormals der braune Sabiner
Mit männlicher Freyheit den Hut.
O reizet die Städte zum Neide,
Ihr Dörfer voll hüpfender Freude!
Was gleichet dem Landvolk an Muth?

105

Der Morgen.

Uns lockt die Morgenröthe
In Busch und Wald,
Wo schon der Hirten Flöte
In's Land erschallt.
Die Lerche steigt und schwirret,
Von Lust erregt;
Die Taube lacht und girret;
Die Wachtel schlägt.

Die Hügel und die Weide
Steh'n aufgehellt,
Und Fruchtbarkeit und Freude
Beblümt das Feld.
Der Schmelz der grünen Flächen
Glänzt voller Pracht,
Und von den klaren Bächen
Entweicht die Nacht.

Der Hügel weifse Bürde,
Der Schafe Zucht,
Drängt sich aus Stall und Hürde
Mit froher Flucht.
Seht, wie der Mann der Heerde
Den Morgen fühlt,
Und auf der frischen Erde
Den Buhler spielt!

Der Jäger macht schon rege
Und hetzt das Reh
Durch blutbetrieſte Wege,
Durch Busch und Klee.
Sein Hiſthorn gibt das Zeichen;
Man eilt herbey:
Gleich schallt aus allen Sträuchen
Das Jagdgeschrey.

Doch Phyllis Herz erbebet
Bey dieser Lust;
Nur Zärtlichkeit belebet
Die sanfte Brust.
Laſs uns die Thäler suchen,
Geliebtes Kind,
Wo wir von Berg und Buchen
Umschlossen sind.

Erkenne dich im Bilde
Von jener Flur!
Sey stets, wie dies Gefilde,
Schön durch Natur;
Erwünschter als der Morgen,
Hold wie sein Strahl;
So frey von Stolz und Sorgen
Wie dieses Thal!

Die Landlust.

Geschäfte, Zwang und Grillen,
Entweiht nicht diese Trift!
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.
Ihr Schwätzer, die ich meide,
Vergeſst mir nachzuziehn;
Verfehlt den Sitz der Freude,
Verfehlt der Felder Grün.

Es webet, wallt und spielet
Das Laub um jeden Strauch,
Und jede Staude fühlet
Des lauen Zephirs Hauch.
Was mir vor Augen schwebet,
Gefällt und hüpft und singt,
Und alles, alles lebet
Und alles scheint verjüngt.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Lust und Sommer schmückt!
Euch ungestört zu sehen
Ist, was mein Herz erquickt.

Die Reizung freyer Felder
Beschämt der Gärtner Pracht,
Und in die offnen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

Die Saat ist aufgeschossen
Und reizt der Schnitter Hand.
Die blätterreichen Sprossen
Beschatten Berg und Land.
Die Vögel, die wir hören,
Genieſsen ihrer Zeit:
Nichts tönt in ihren Chören,
Als Scherz und Zärtlichkeit.

Wie thront auf Moos und Rasen
Der Hirt in stolzer Ruh.
Er sieht die Heerde grasen
Und spielt ein Lied dazu.
Sein muntres Lied ergötzet
Und scheut die Kenner nicht;
Natur und Lust ersetzet
Was ihm an Kunst gebricht.

Aus Dorf und Büschen dringet
Der Jugend Kern hervor,
Und tanzt und stimmt und singet
Nach seinem Haberrohr.
Den Reihentanz vollenden
Die Hirten auf der Hut

Mit treu vereinten Händen,
Mit Sprüngen voller Muth.

Wie manche frische Dirne
Schminkt sich aus jenem Bach;
Und gibt an Brust und Stirne
Doch nicht den Schönsten nach.
Gesundheit und Vergnügen
Belebt ihr Aug' und Herz,
Und reizt in ihren Zügen
Und lacht in ihrem Scherz.

In jährlich neuen Schätzen
Zeigt sich des Landmanns Glück,
Und Freyheit und Ergötzen
Erheitern seinen Blick.
Verläumdung, Stolz und Sorgen,
Was Städte sclavisch macht,
Das schwärzt nicht seinen Morgen,
Das drückt nicht seine Nacht.

Nichts darf den Weisen binden,
Der alle Sinnen übt,
Die Anmuth zu empfinden,
Die Land und Feld umgibt.
Ihm prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur;
Ihm grünet Lust und Freude,
Ihm malet die Natur.

Der Kukuk.

Du Rufer zwischen Rohr und Sträuchen,
Schrey immer muthig durch den Wald!
So lange deine Stimm' erschallt,
Wird weder Gras noch Laub verbleichen.
Uns spricht der Scheinfreund, so wie du,
Allein bey guten Tagen zu.

Auch du verschweigst nicht deine Lieder,
Vielleicht aus edler Ruhmbegier;
Und Echo gibt die Töne dir
So schnell, als andern Vögeln, wieder.
Du thust, was mancher Dichter thut:
Du schreyst mit Lust und schreyst dir gut.

Zwar singst du nicht wie Nachtigallen;
Doch meldest du, mit gleicher Müh,
Des Frühlings Rückkunft, so wie sie:
Und auch ein Kukuk will gefallen.
So kann ein Brocks, so will Supfen
Des grünen Lenzen Ruhm erhöhn.

Du nennest immer deinen Namen;
Dein Ausruf handelt nur von dir.
In dieser Sorgfalt scheinst du mir
Beredten Männern nachzuahmen;
Gleichst du dem groſsen Balbus nicht,
Der immer von sich selber spricht?

Die Vögel.

In diesem Wald, in diesen Gründen
Herrscht nichts, als Freyheit, Lust und Ruh,
Hier sagen wir der Liebe zu
Im dicksten Schatten uns zu finden:
Da find' ich dich, mich findest du.

Hier paaren sich Natur und Liebe,
Die Jugend und die Fröhlichkeit,
Die Lust und die Gelegenheit:
Und macht Gelegenheit ja Diebe;
So wird der Raub der Lust geweiht.

Die Vögel lieben hier und singen.
Es liebt der in den Lüften schwebt;
Es liebt was kaum den Fittich hebt
Und suchet aus dem Nest zu dringen;
Weil alles nach der Freyheit strebt.

Die Nachtigall in diesen Sträuchen
Gleicht durch die süſse Stimme dir;
In ihrer Scherzlust gleicht sie mir;
Und sucht, uns beyden mehr zu gleichen,
Die sichern Schatten, so wie wir.

Die Lerche steiget in die Höhe.
Ihr buhlerischer Lobgesang
Verehrt und lobet Lebenslang
Die freye Liebe, nicht die Ehe;
Die stete Wahl, und keinen Zwang.

Wie scherzt und hüpfet durch die Felder
Die oft gepaarte Wachtelbrut!
Die frohen Schläge, die sie thut,
Erschallen in die nahen Wälder
Und tönen nur von Lust und Muth.

Wie buhlen dort die Turteltauben!
Wer kann ihr Girren nicht verstehn?
Die Liebe macht es doppelt schön,
Und will und soll uns auch erlauben
Das Schnäbeln ihnen abzuseh'n.

Der Sperling theilt sein kurzes Leben
In Zwitschern und in Lieben ein.
Man weiſs, er liebet ungemein:
Will man sein Singen nicht erheben,
So wird er wohl zu trösten seyn.

Noch eh' wir uns von hier entfernen,
Nimm itzt nebst mir doch den Entschluſs:
Bey jedem Scherz, bey jedem Kuſs
Den Vögeln etwas abzulernen,
Das dir und mir gefallen muſs.

Die Rose.

Siehst du jene Rosen blühen,
Schönste, so erkenne dich!
Siehst du Bienen zu ihr fliehen,
Phyllis so gedenk' an mich!
Deine Blüthe lockt die Triebe
Auf den Reichthum der Natur,
Und der Jugend süſse Liebe
Raubt dir nichts, und nährt ſich nur.

Alcetas an die Alsterschwäne.

Wie sehr ist euch das Schicksal hold,
Ihr Schwäne, die ich fast beneide!
Ihr Säufer trinkt so viel ihr wollt,
Und bleibt auch dann der Schönen Freude.
Ich weiſs es, Bacchus schenkte mir
Den Epheu, welcher ihm gehöret,
Hätt' ich so einen Hals, wie ihr,
Den ihr durch Wasser doch entehret.

Die Alster.

Befördrer vieler Lustbarkeiten,
Du angenehmer Alsterfluſs!
Du mehrest Hamburgs Seltenheiten
Und ihren fröhlichen Genuſs.
Dir schallen zur Ehre,
Du spielende Fluth,
Die singenden Chöre,
Der jauchzende Muth.

Der Elbe Schiffahrt macht uns reicher;
Die Alster lehrt gesellig seyn!
Durch jene füllen sich die Speicher;
Auf dieser schmeckt der fremde Wein.
In treibenden Nachen
Schifft Eintracht und Lust,
Und Freyheit und Lachen
Erleichtern die Brust.

Das Ufer ziert ein Gang von Linden,
In dem wir holde Schönen sehn,
Die dort, wenn Tag und Hitze schwinden,
Entzückend auf- und niedergehn.

Kaum haben vor Zeiten
Die Nymphen der Jagd,
Dianen zur Seiten,
So reizend gelacht.

O siehst du jemals ohn' Ergötzen,
Hammonia, des Walles Pracht,
Wenn ihn die blauen Wellen netzen
Und jeder Frühling schöner macht?
Wenn jenes Gestade,
Das Flora geschmückt,
So manche Najade
Gefällig erblickt?

Ertönt, ihr scherzenden Gesänge,
Auf unserm Lustschiff um den Strand!
Den steifen Ernst, das Wortgepränge
Verweist die Alster auf das Land.
Du leeres Gewäsche,
Dem Menschenwitz fehlt,
O fahr' in die Frösche;
Nur uns nicht gequält!

Hier lärmt, in Nächten voll Vergnügen,
Der Pauken Schlag, des Waldhorns Schall;
Hier wirkt, bey Wein und süfsen Zügen,
Die rege Freyheit überall.

Nichts lebet gebunden,
Was Freundschaft hier paart.
O glückliche Stunden!
O liebliche Fahrt!

Die Nacht.

Willkommen, angenehme Nacht!
Verhüll' in deine Schatten
Die Freuden, die sich gatten,
Und blende, blende den Verdacht!
Wenn treue Liebe küssen macht;
So wird der Kuſs der Liebe,
So werden ihre Triebe
Beglückter durch die stille Nacht.

Der schöne Mund, den man verehrt,
Bestrafet, zürnt gelinder,
Wird zärtlich, küſst geschwinder,
Wenn nichts die sichern Küsse stört.
Ja, ja! die Nacht ist vorzugswerth:
Sie dient und ist verschwiegen,
Und liefert dem Vergnügen
Den süſsen Mund, den man verehrt.

Der Tag hat, als ein falscher Freund,
Zu oft der Welt erzählet,
Was ihr die Nacht verhehlet,
Die Liebende nach Wunsch vereint.

Du bist der Sorg' und Unruh' feind
Und gönnest sie dem Tage,
Und widerlegst die Sage:
Du, holde Nacht, seyst Niemands Freund.

Oft schränkt der strenge Tag uns ein;
Doch hält in schweren Stunden
Uns mancher Tag gebunden,
So weiſs die Nacht uns zu befrey'n.
Das Glück, vertraut und froh zu seyn,
Das Glück zufriedner Herzen,
Die in der Stille scherzen,
Räumt uns der Tag nur selten ein.

O Nacht, da nur der Scherz sich regt,
Da keine Neider lauschen,
Und nur die Küsse rauschen,
Wie sinnreich wirst du angelegt!
Wie wird der Liebesgott verpflegt,
Wenn selbst die Huldgöttinnen
Auf sein Vergnügen sinnen,
Und nichts als Lust und Scherz sich regt.

An den verlornen Schlaf.

Wo bist du hin, du Tröster in Beschwerde,
Mein güldner Schlaf?
An dem ich sonst die Gröſsesten der Erde
Weit übertraf.
Du hast mich oft, an Wasser und an Büschen,
Sanft übereilt,
Und konntest mich mit beſsrer Rast erfrischen,
Als mir voritzt der weiche Pfühl ertheilt.

Allein bedeckt vom himmlischen Gewölbe
Schlief ich dann ein.
Die stolze Thems, die Saal' und Hamburgs Elbe
Kann Zeugin seyn.
Dort hab' ich oft, in längst vergrünten Jahren,
Mich hingelegt
Und hoffnungsreich, in Sorgen unerfahren,
Der freyen Ruh um ihren Strand gepflegt.

Wie säuselten die Lüfte so gelinde
Zu jener Ruh!
Wie spielten mir die Wellen und die Winde
Den Schlummer zu!

Mich störte nicht der Ehrsucht reger Kummer,
Der Vielen droht;
Ich war vertieft, im angenehmsten Schlummer,
Für alle Welt, nur nicht für Phyllis, todt.

Sie eilte dort, in jugendlichen Träumen,
Mir immer nach;
Bald in der Flur, bald unter hohen Bäumen,
Bald an dem Bach.
Oft stolz im Putz, oft leicht im Schäferkleide,
Mit offner Brust,
Stets lächelnd hold im Ueberfluſs der Freude:
Schön von Gestalt, noch schöner durch die Lust.

Mein alter Freund, mein Schlaf, erscheine wieder!
Wie wünsch' ich dich!
Du Sohn der Nacht, o breite dein Gefieder
Auch über mich!
Verlaſs dafür den Wuchrer, ihn zu strafen,
Den Trug ergötzt:
Hingegen laſs den wachen Kodrus schlafen,
Der immer reimt und immer übersetzt.

Die Vorzüge der Thorheit.

Rundgesang.

Den Thoren ist ein Glück beschieden,
Das vielen klugen Leuten fehlt.
Die Herren sind mit sich zufrieden
Und haben immer wohl gewählt.
Was hilft es auch nach Weisheit schnappen,
Die oft dem Wirbel wehe thut?
Den Thoren stehen ihre Kappen
So zierlich, als ein Doctorhut.

Der Thorheit unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Es ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Anhang gröſser, als man glaubt.
Doch wenn sie nicht Vergnügen brächte,
So wär' ihr schon die Macht geraubt.

Der Thor, der allen Leuten glaubet;
Der Thor, der keinem Menschen traut;
Der, dem die Kargheit nichts erlaubet;
Der sich sein Tollhaus fürstlich baut;

Der Thor, der jeden Hof verachtet;
Der Thor, der nichts als Höfe liebt:
Ein Jeder, wenn er sich betrachtet,
Sieht etwas, das ihm Hochmuth gibt.

Der Thorheit unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Es ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Anhang gröſser, als man glaubt.
Doch wenn sie nicht Vergnügen brächte;
So wär' ihr schon die Macht geraubt.

Ein Leitstern lichtbedürft'ger Künste,
Ein junger Metaphysikus,
Webt ein durchsichtiges Gespinste
Und stellt und heftet Schluſs an Schluſs.
So glaubt er dir, o Wolf, zu gleichen,
Und hat dennoch, du groſser Mann,
Von dir nur die Verbindungszeichen,
Und sonst nichts was dir gleichen kann!

Der Thorheit unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Es ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Anhang gröſser, als man glaubt.
Doch wenn sie nicht Vergnügen brächte;
So wär' ihr schon die Macht geraubt.

Ein Schnarcher voller Schulgeschwätze
Hält sich für einen Kirchenheld,
Und gönnet dem Naemanns Krätze
Dem sein Systema nicht gefällt.
Doch halt! — Ihr kennt der Eifrer Weise:
Ihr Anhang horcht und rächet sich.
O singt nicht, oder singt ganz leise;
Denn dies Geschlecht ist fürchterlich.

Der Thorheit unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Es ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Anhang gröſser, als man glaubt.
Doch wenn sie nicht Vergnügen brächte;
So wär' ihr schon die Macht geraubt.

Nikander wird durch vieles Klügeln
So klug als ein geheimer Rath.
In ihm kann selbst van Hoey sich spiegeln:
Er kennet mehr als Einen Staat.
Er ist des Deutschen Ruhms Vertreter;
Und wär' er nicht geheimniſsvoll,
So lehrt' er euch, ihr Landesväter,
Wie jeder von euch herrschen soll.

Der Thorheit unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Es ist im menschlichen Geschlechte

Ihr Anhang gröſser, als man glaubt.
Doch wenn sie nicht Vergnügen brächte;
So wär' ihr schon die Macht geraubt.

Ein Domherr schöpft aus seiner Pfründe
Bald rothen und bald weiſsen Wein.
Das scharfe Salz gelehrter Gründe
Kann nimmermehr so schmackhaft seyn.
Er spart sich dem gemeinen Wesen,
Und glaubet, was ein Alter schrieb:
„Den Augen schadet vieles Lesen;"
Und sein Paar Augen ist ihm lieb.

Der Thorheit unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Es ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Anhang gröſser, als man glaubt.
Doch wenn sie nicht Vergnügen brächte;
So wär' ihr schon die Macht geraubt.

Die Sprache nach der Kunst zu zäumen
Uebt viele Dichter Lebenslang.
Sie haschen blindlings nach den Reimen
Und stimmen ihrer Schellen Klang.
Vernunft und Wahrheit, seyd gebeten, —
Dafern man ja an euch gedenkt —
Den stolzen Reimen nachzutreten,
Mit welchen uns Rufin beschenkt.

Ein Wuchrer, den der Geiz den Schätzen,
Den Flüchen und der Hölle weiht,
Geneuſst auf Erden kein Ergötzen,
Als seines Mammons Sicherheit.
Er tobet, daſs die Fenster klingen,
Wenn seiner Habsucht was entgeht:
Doch in vergnügter Eintracht singen
Ist ihm ein Scherz, der übel steht.

Der Thoren unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Es ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Anhang gröſser, als man glaubt.
Doch wenn sie nicht Vergnügen brächte;
So wär' ihr schon die Macht geraubt.

Ihr Heuchler, müſst es nicht vergönnen,
Daſs man euch unempfindlich heiſst!
Erlaubet uns, euch recht zu kennen,
So kennt man euren Liebesgeist.
Ihr krümmet seufzend eure Köpfe;
Doch euer Welthaſs ist verstellt.
Ihr seyd empfindliche Geschöpfe,
Ihr seyd nur Thoren vor der Welt.

Der Thoren unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Es ist im menschlichen Geschlechte

Ihr Anhang gröſser, als man glaubt.
Doch wenn sie nicht Vergnügen brächte;
So wär' ihr schon die Macht geraubt.

Ihr unberuf'nen Weltbekehrer,
Entfernt euch, wo die Freude singt!
Seyd, euch zur Lust beredte Lehrer:
Nur schweiget, wo dies Glas erklingt.
Thut ihr das oft und ohne Zanken;
So mindert sich der Thoren Zahl,
Und wir besingen, euch zu danken,
Der Thorheit Lob nur noch einmal.

Der Thorheit unverjährte Rechte
Erstrecken sich auf jedes Haupt:
Es ist im menschlichen Geschlechte
Ihr Anhang gröſser, als man glaubt.
Doch wenn sie nicht Vergnügen brächte;
So wär' ihr schon die Macht geraubt.

Leichencarmen.

Herr Jost ist todt, der reiche Mann:
Wär' er nicht reich gewesen;
Wir würden, falls ich rathen kann,
Auf ihn kein Carmen lesen.
Sein hocherleuchteter Papa
Pflag ihn oft selbst zu wiegen;
Die tugendvolle Frau Mama
Erzog ihn mit Vergnügen.

Er war ein rechter Springinsfeld
Im ersten bunten Kleide,
Und ward daher der jungen Welt
Und auch der Muhmen Freude.
Nur sieben Jahre war er alt,
Da wuſst' er fast zu lesen;
Und hieraus sieht ein Jeder bald,
Wie klug das Kind gewesen.

Man hielte seiner Jugend zart
Wohl zehn Informatores:
Sie lehrten ihm, nach mancher Art,
Die Sprachen und die Mores.

Es lernte Jost ohn' Unterlaſs,
Daſs ihm der Kopf fast rauchte;
Kein Mutterkind studirte baſs,
Was es zu wissen brauchte.

Da eilt er mit der jungen Magd
In manche Klassen eben,
Und führte mit ihr, unverzagt,
Ein exemplarisch Leben.
Er glich dem edlen Gartenklee,
Der zeitig aufwärts steiget,
Und nicht der trägen Aloe,
Die späte Blüthen zeiget.

Doch, weil er viel zu sinnreich war,
Um nur gelehrt zu werden,
So riſs ihn bald der Eltern Paar
Aus allen Schulbeschwerden,
Sie sagten: Sohn, seyd unser Trost!
Vermehrt, was wir erworben!
Dann seyd ihr nicht der erste Jost,
Der reich und stolz verstorben.

Sogleich verging ihm aller Dunst
Latein'scher alten Sprüche.
Er faſste durch die Rechenkunst
Die allerschwersten Brüche.

O Einmaleins! dich sah er ein,
So wie ein rechter Falke.
Durch Handlung wirst du glücklich seyn!
Verkündigt ihm Herr Halke.

Johannes Halke hatte Recht:
Wer prophezeit behender?
Die ihr mir etwa widersprecht,
Les't den Naturkalender!
Seht, seht auf unsern Ehrenmann,
Den wir so schön begraben;
Wer sonst kein Beyspiel haben kann,
Wird es an diesem haben.

Der Wohlerblaſste ging auch, traun!
Auf nicht zu lange Reisen;
Theils um die Fremde zu beschau'n,
Theils um sich ihr zu weisen.
In Frankreich war er ein Baron,
In Holland Herr van Josten,
Und zeigte seines Vaters Sohn
In Süden, Westen, Osten.

Er kannte wirklich weit und breit
Geheime Staatsintrigues,
Und wuſste ganz genau die Zeit
Des dreyſsigjähr'gen Krieges.

Herr Jost bewies, als Knabe schon,
Bey vier Zusammenkünften:
Der Sechste Karl sey nicht ein Sohn
Von Kaiser Karl dem Fünften.

Er kam zurück und lieſs sich seh'n,
Wo man ihn sehen sollte.
Nun hieſs er Jedem klug und schön,
Der ihn so nennen wollte.
Doch rieth man ihm, mit gutem Fug,
Den ritterlichen Degen,
Den er an seiner Seite trug,
Nur Sonntags anzulegen.

Das Werk der Handlung wohlgemuth
Ward nun von ihm begriffen.
Ihm träumte nur von Geld und Gut,
Von Frachten und von Schiffen.
Gelehrte sucht er weiter nicht,
Als etwa bey Processen;
Sonst macht' er ihnen ein Gesicht,
Als wollt' er alle fressen.

Der Reichentschlafne wollte d'rauf
Sich doppelt reich durch Ehen,
Ja, sich und seinen Lebenslauf
In ächten Erben sehen.

Madame ſtarb ihm plötzlich ab,
Eh' er die andre freyte;
Die dritte, die ſein Geld ihm gab,
Beerdiget ihn heute.

Als Trauermann folgt ſein Herr Sohn
Mit ellenlangem Flore,
Und vor ihm ſingt die Schule ſchon
In dem gewohnten Chore.
Der ſchwarzen Mäntel lange Zahl
Begleitet ihn bey Paaren!
Er ſtirbt, doch nur ein einzigmal,
Die Koſten zu erſparen.

Der ordentliche Hausstand.

Krispin geht stets berauscht zu Bette,
Und öfters, wenn der Tag schon graut.
Sein Weib, die lächelnde Finette,
Lebt mit dem Nachbar recht vertraut.
Ihr ganzes Haus- und Wirthschaftswesen
Ist ordentlich und auserlesen.

Kaum rennt Krispin zum neuen Schmause
Und wittert angenehmen Wein;
So schleicht sein Weibchen aus dem Hause
Und ſührt den Nachbar selbst hinein.
Ihr ganzes Haus- und Wirthschaftswesen
Ist ordentlich und auserlesen.

Er lobet und beschreibt ihr klüglich
Den wohlgenoſsnen Rebensaft:
Sie aber rühmt ihm unverzüglich
Des Nachbars gute Nachbarschaft.
Ihr ganzes Haus- und Wirthschaftswesen
Ist ordentlich und auserlesen.

Die Nachmittags- und Abendstunden
Bringt sie mit ihrem Nachbar zu;
Und wenn die Nacht sich eingefunden,
Befördert sie des Mannes Ruh.
Ihr ganzes Haus- und Wirthschaftswesen
Ist ordentlich und auserlesen.

Der gute Mann weiſs nichts vom Neide;
Die gute Frau darf sich erfreu'n.
Er gönnt Finetten ihre Freude;
Sie gönnt Krispinen seinen Wein.
Ihr ganzes Haus- und Wirthschaftwesen
Ist ordentlich und auserlesen.

Die Weiber, die den Männern fluchen,
Wenn sie zu oft zu Weine gehn,
Die sollten dieses Haus besuchen
Und der Finette Beyspiel sehn.
Ihr ganzes Haus- und Wirthschaftswesen
Ist ordentlich und auserlesen.

Den Männern, die auf Weiber schmälen,
Wenn sie der Nachbar sittlich macht,
O denen kann Krispin erzählen,
Der Wein ertränke den Verdacht.
Sein ganzes Haus- und Wirthschaftswesen
Ist ordentlich und auserlesen.

Die verliebte Verzweiflung.

Gewiſs! der ist beklagenswerth,
Den seine Göttin nicht erhört;
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muſs fast immer schlaflos seyn,
Und weinen, girren, winseln, schrey'n,
Sich martern und dann sterben.

«Grausame Laura!» rief Pedrill;
«Grausame! die mein Unglück will,
Für dich muſs ich noch heut' erblassen.»
Stracks rennet er in vollem Lauf
Bis an des Hauses Dach hinauf,
Und guckt dort in die Gassen.

Bald, als er Essen sah und roch,
Befragt er sich: «Wie! leb' ich noch?»
Und zog ein Messer aus der Scheiden.
«O Liebe!» sagt er, «deiner Wuth
Weih' ich den Mordstahl und mein Blut!»
Und fing an, Brod zu schneiden.

Universitäts-
Bibliothek

Nach glücklich eingenommnem Mahl
Erwägt er seine Liebesqual,
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flasche Wein,
Und läſst, des Giftes voll zu seyn,
Sich noch die zweyte reichen.

Hernach verflucht er sein Geschick,
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und schwört, nun soll die That geschehen.
Doch, ach, was kann betrübter seyn;
Der Strick ist schwach, der Nagel klein,
Der Schemel will nicht stehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt: Wer sich erstickt, der spart,
Und darf für Gift und Strick nicht sorgen.
D'rauf gähnt er, seufzet, eilt zur Ruh,
Kriecht in sein Bett und deckt sich zu,
Und schläft bis an den Morgen.

Die Alte.

Zu meiner Zeit
Bestand noch Recht und Billigkeit.
Da wurden noch aus Kindern Leute;
Da wurden auch aus Jüngfern Bräute:
Doch alles mit Bescheidenheit.
Es ward kein Liebling zum Verräther,
Und unsre Jungfern freyten später:
Sie reizten nicht der Mütter Neid
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Befliſs man sich der Heimlichkeit.
Genoſs der Jüngling ein Vergnügen,
So war er dankbar und verschwiegen:
Und itzt entdeckt er's ungescheut.
Die Regung mütterlicher Triebe,
Der Fürwitz und der Geist der Liebe
Fährt oftmals schon in's Flügelkleid.
O schlimme Zeit!

Zu meiner Zeit
Ward Pflicht und Ordnung nicht entweiht.

Der Mann ward, wie es sich gebühret,
Von einer lieben Frau regieret,
Trotz seiner stolzen Männlichkeit!
Die Fromme herrschte nur gelinder!
Uns blieb der Hut und ihm die Kinder.
Das war die Mode weit und breit.
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
War noch in Ehen Einigkeit.
Jetzt darf der Mann uns fast gebieten,
Uns widersprechen, und uns hüten
Wo man mit Freunden sich erfreut.
Mit dieser Neuerung im Lande,
Mit diesem Fluch im Ehestande
Hat ein Komet uns längst bedräut.
O schlimme Zeit!

Lob unsrer Zeiten.

Ihr Tadler, schweigt! ich will der Welt
Den Vorzug unsrer Zeiten melden.
O wiſst, wohin mein Blick nur fällt,
In jedem Stand entdeck' ich Helden.
Ich will der Menschen Lob besingen
Und schenke meiner Lieder Schall
Dem tonbegier'gen Wiederhall;
Der Plaudrer mag ihn weiter bringen.

Du tausendzüngiges Gerücht,
Ermüde nie im Ruhm der Zeiten!
Verschweige ja von ihnen nicht
Die hunderttausend Trefflichkeiten!
Der Priester lebt nach seiner Lehre;
Der Pabst ist noch der Knechte Knecht;
Der Feldherr suchet nichts als Recht,
Der Handelsherr nur Treu' und Ehre.

Nichts übertrifft die starke Zahl
Gewissenhafter Advokaten,
Die alle Jahre kaum einmal
Die Rechte der Parthey verrathen.

Wer wollte nicht die Aerzte preisen?
Stets bleibt's der Kranken Eigenschaft,
Daſs alle der Recepte Kraft,
Lebendig oder todt, beweisen.

Wie reich ist die gelehrte Welt
An Wissenschaft und groſsen Geistern!
Den Dank, den ihr Bemüh'n erhält,
Darf Momus, unberufen, meistern.
Er will sich an Scribenten reiben,
Nur weil er selbst kein Lob gewinnt,
Und sagt, daſs sie zu sittsam sind,
Zu spät und viel zu wenig schreiben.

Was grünt euch für ein Lorbeerhain,
Monarchen, Herrscher, Sieger, Retter!
Ach, könntet ihr unsterblich seyn,
Durchlaucht'ge Fürsten, ihr wärt Götter.
Wer kann doch eure Tugend fassen
Und eurer Gaben Wechselstreit?
Ihr habt nichts, als die Dankbarkeit
Und die Geduld, uns überlassen.

Der Staatsmann, der an Würden groſs,
Doch ungleich gröſser an Verstande,
Sitzt jedem König in dem Schooſs
Und findet sich in jedem Lande.
Regenten wissen zu regieren;
Die Kunst zu herrschen lernt sich bald:

Denn Alles steckt in der Gewalt
Der Hände, die den Zepter führen.

Der Britte, der die Fremden schätzt,
Will einen jeden sich verbinden;
Der stille Franzmann übersetzt,
Wir muntern Deutschen, wir erfinden.
Lobt in Iberiens Provinzen
Scherz, Freyheit, Wahrheit, Demuth, Fleiſs;
Lobt auch der Belgen steten Schweiſs
Und edlen Umgang mit den Münzen.

Wie groſs und vielfach ist der Ruhm,
Mit dem der Europäer pranget,
Der vor der Ehre Heiligthum,
Auf so viel Wegen, angelanget!
Ich will kein Lob den Türken schenken;
Doch lernen sie uns ähnlich seyn:
Sie künsteln Frieden, trinken Wein
Und reden immer wie sie denken.

Ist unsre Zeit so vorzugsreich:
Was wird denn künftig nicht geschehen?
Ihr Enkel, lebt und brüstet Euch;
Ihr sollt noch gröſsre Wunder sehen.
Nur eines bitt' ich von euch allen:
Laſst euch — dafern ihr jemals hört,
Wie sehr ich unsre Zeit verehrt —
Dies eurer Väter Lob gefallen.

Mezendore.

Herr Nikolaus Klimm *) erfand
Mehr Länder, als ich Reime,
Sogar ein unterirdisch Land
Vernünſt'ger Thier' und Bäume.
Die Ober- und die Unterwelt
Bewunderten den groſsen Held;
Er pranget im Register
Der Kaiser und der Küster.

Des Landes Name klinget fein
Und schmeichelt recht dem Ohre.
Es heiſset — was kann schöner seyn? —
Es heiſset Mezendore.
Hier hat das thierische Geschlecht
Und jeder Baum das Bürgerrecht,
Wenn er, wie sich's gehöret,
Die Obrigkeit verehret.

---

*) S. des unterirdischen Kaisers, und Küsters an der Kreuzkirche zu Bergen, Nikolaus Klimms, unterirdische Reisen S. 262 — 264.

Der Löwe bleibet allemal
Monarch des ganzen Staates.
Die Elephanten trifft die Wahl
Zu Gliedern seines Rathes.
Ein luftiges Chameleon
Trägt stets das Kanzleramt davon;
Und was es angefangen,
Vollführen Füchs' und Schlangen.

Die Ritterschaft bestehet hier
Aus Strauſsen und aus Pfauen.
Das Oechslein und das andre Thier
Läſst sich als Bürger schauen.
Das Schaf, der Hamster und das Schwein
Sind Bauern, oder könnten's seyn.
Die sich dem Lehramt weihen,
Sind trockne Papageyen.

Das Kriegesheer trotzt auf die Treu'
Geübter Tigerschaaren;
Das leichte Hirschvolk dient dabey
Statt streifender Husaren.
Die Flotten führt das Wasserpferd;
Der Raubfisch mit dem scharfen Schwert,
Den Säuger *) oft begleiten,
Hilft ihrer Seemacht streiten.

---

*) Der Säuger oder Hemmefisch ist die *Echeneis* oder *Remora* der Alten.

Die Kammer nährt aus weiser Huld
Zehn hochbetraute Bären,
Den Anlauf jeder alten Schuld
Gebietrisch abzuwehren.
Der Habicht nimmt die Steuern ein;
Den Dohlen muſs der Reiche leihn;
Zu Pächtern setzt man Raben
Von ungemeinen Gaben.

Das Richteramt wird hier bestellt
Durch menschengleiche Bäume.
Die Birke straft die junge Welt,
Der Lorbeer schlechte Reime:
Und weil hier Frost und Nüchternheit
Nur gar zu oft den Dichtern dräut;
So heiſsen sie die Reben
Sich und den Vers beleben.

Die Gänse schnattern vor Gericht
Lautschallende Rezesse,
Damit der Kauz, als Schreiber, nicht
Den kleinsten Satz vergesse.
Allein, vor niederm Ding und Recht
Erscheinen Aelster, Staar und Specht;
Sie zanken sich und schreyen
Auf Kosten der Partheyen.

Allhier sind die Grammatici
Streitbare Ziegenböcke;
Sie dünken sich kein schlechtes Vieh,
Das zeigt ihr stolz Geblöcke;
Ihr hocherfahrner langer Bart
Hegt auch kein Haar gemeiner Art,
Und ihre Hörner siegen
In scharfen Wörterkriegen.

Der Unterthanen Unterschied
In Thieren, Bäumen, Pflanzen
Ist, weil der Staat nach Würden blüht,
Einstimmig in dem Ganzen.
Was hier ein Amt zu führen hat,
Dient sich und auch vielleicht dem Staat:
Der scheint bekanntern Reichen
Hierinnen fast zu gleichen.

Vermischte Gedichte.

Der Gelehrte.

Beglückt ist der, zu dem sein Vater spricht:
Sohn, sey gelehrt! und der den Vater höret,
Und, nur auf Ruhm, auf Meisterschaft erpicht,
Bald vieles lernt und endlich alles lehret,
Mit gleichem Muth bejahet und verneint,
Beweisen darf und zu beweisen scheint.

Sein Ernst verschmäht, was Höfen stets gefiel:
Den Ueberfluſs geschmückter Freudenfeste,
Die frühe Jagd, den späten Tanz, das Spiel,
Das Nachtgepräng' erleuchteter Paläste,
Der Masken Scherz, wo Mummerey und List
Verliebte paart, Gepaarten günstig ist.

Ihn reizen nie der Waffen Glanz und Pracht,
Der Edlen Muth, der Enkel tapfrer Ahnen,
Des Helden Lust, die feuervolle Schlacht,
Der stolze Sieg, der Ruhm erfochtner Fahnen,
Das Kriegsgeschrey, das donnernde Metall,
Der kühne Sturm und der erstiegne Wall.

Er mehrt auch nicht den zu geheimen Rath,
Der um den Thron erhabner Fürsten sitzet
Und, sonder ihn, den anvertrauten Staat
Bewacht, versorgt, erweitert und beschützet.
Er will, er kann — wie oft trifft beydes ein! —
Kein Cineas von einem Pyrrhus seyn.

Was ihn bemüht, verherrlicht und ergötzt,
Sind weder Pracht, noch Kriegs- und Staatsgeschäfte:
Es ist ein Buch, das er selbst aufgesetzt,
Es ist ein Schatz von ihm beschriebner Hefte,
Ein Kupferstich, der ihn mit Recht entzückt,
In dem er sich, mit Ruhm verbrämt, erblickt.

Es ist sein Krieg ein schwerer Federkrieg,
In dem durch ihn Beweise stehn und fallen;
Und er betritt, auf den erhaltnen Sieg,
Den Helden gleich, des Ehrentempels Hallen,
Und stellet dort sich seiner Leser Schaar,
Der Setzerzunft und den Verlegern dar.

Ja, dreyfach grofs und furchtbar ist der Mann,
Der muthig schreibt, bis Neid und Gegner schwinden.
Er trifft in sich mehr als neun Musen an,
Er wird in sich mehr als den Phöbus finden,
Und ist im Streit, wie Ajax beym Homer,
Des Heeres Schutz, ja selbst ein ganzes Heer.

Erwünschter Preis gelehrter Ritterschaft!
Dein Lorbeer krönt den, so der Muth erhoben:
Doch braucht auch der nicht stets der Waffen Kraft;
Er lobet auch, damit ihn Andre loben,
Und lohnt dem Ruhm, den er im Lenz erhält,
Mit Gegenruhm, noch eh' die Blüthe fällt.

Es keimt und sproſst die Saat der Dankbarkeit
In Zeitungen und wächst in Monatschriften.
Ein werther Freund belehrt die Folge-Zeit
Und zeigt uns selbst, wie viel wir Gutes stiften,
Und dich ermahnt sein süſses Lobgedicht,
Germanien! zu der Bewundrungspflicht.

Oft ist der Ruhm, der Schriftverfaſser hebt,
Ursprünglich schwach; doch hilft die Kunst ihm weiter.
Der Gönner Huld, nach der die Zuschrift strebt,
Macht Kleine groſs und dunkle Namen heiter,
Und wer zuerst um Nachsicht bitten muſs
Gebeut zuletzt und ist ein Pansophus:

So wie ein Bach, der träg' und dürftig quillt,
Durch Kies und Schlamm trüb' und verächtlich flieſset,
Sich krümmt und schleicht von fremden Wassern schwillt,
Dann rauscht und glänzt, sich stolz in's Land ergieſset,

Dort Bächen folgt, hier Bäche selbst regiert
Und endlich gar des Stromes Namen führt.

Des Beyfalls Kraft begeistert den Verstand
Mit allem Witz der Neuern und der Alten,
Wird zum Beruf, heiſst Jeden, der ihn fand,
Das Richteramt auf dem Parnaſs verwalten,
Und macht den Mann, den Muth und Glück erhöhn,
Oft zum Virgil, noch öfter zum Mäcen.

Sein Haſs entehrt. Warum? Weil seine Gunst
Kaum weniger, als mancher Pfalzgraf, adelt.
Nur er versteht, wie meisterliche Kunst
In Zeiten lobt, in ganzen Blättern tadelt.
Sein Ausspruch nur, der stets die Regel trifft,
Entscheidet schnell den Werth von jeder Schrift.

Die Ungeduld der Fremden, ihn zu schau'n,
Spornt ihren Fuſs auf den gelehrten Reisen.
Sie müssen sich aus seinem Mund erbau'n
Und ihm, ihm selbst, sich und ihr Stammbuch weisen,
Vergleichen ihn mit seinem Kupferstich,
Seh'n, wie er lacht, freun und empfehlen sich

Er lehrt die Welt. Sein Ton, sein Vorrang steigt
Und seine Stirn umstrahlt der Glanz der Ehre.
Das, was er sagt, und das, was er verschweigt,

Ist, wie ein Licht und Nebel seiner Lehre,
Das, wenn er will, der Schlüsse Band entdeckt,
Der, wenn er muſs, des Bandes Grund versteckt.

Der Körper Stoff, was ihre Kraft erhält,
Wie jede wirkt, sieht er von allen Seiten.
Sein Witz durchstreift sogar die Geisterwelt,
Das dunkle Land entlegner Möglichkeiten,
Und spähet dort mehr Dinge seltner Art,
Als ein Ulyſs bey seiner Höllenfahrt.

Der Wahrheit Reich macht er sich unterthan.
Er herrscht allein, mit sieggewohnten Sätzen.
Empöret sich des Zweifels kecker Wahn,
So kann doch das sein Ansehn nicht verletzen.
Umsonst erregt ein Aeol Sturm und Fluth:
Neptun erscheint; und das Gewässer ruht.

Doch wenn er sich von jenen Höhen schwingt,
Wo, auſser ihm, den gröſsten Weisen träumet,
So reizt auch ihn was uns Thalia singt,
Er spielt ein Lied, ein leichtes Lied, und reimet:
Wie Sokrates, der so viel Geist besitzt,
Zu Werkstatt eilt und Huldgöttinnen schnitzt,

Dann übt er oft, die Musen zu erfreun,
Die Wissenschaft, ein Lob recht auszuzieren,
Die Fertigkeit, viel Glück zu prophezein,

Die strenge Kunst empfindlicher Satyren,
Und gleicht an Witz, an Einsicht, an Geschmack,
Dem Despreaux, fast wie ein Cantenac.[*]

Sein Ruhm wird reif, und güldner Zeiten werth,
Der dankbaren, doch längst vergeſsnen Zeiten,
Wo den Petrarch das Kapitol verehrt,
Und Dichter noch auf Elephanten reiten.[**]
O groſser Tag, o altes Heldenglück,
Kommt wiederum, doch nur für ihn, zurück!

---

[*] *Satyres nouvelles de Mr. Benech de Cantenac.*

[**] Pabst Leo X. hat diese Ehre dem Dichter Baraballi widerfahren lassen.

Horaz.

Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter,
Wir geh'n auf's Feld. Die Tage sind schon heiter;
So wie anitzt die Furcht der blinden Nacht
Ein heller Mond uns minder nächtlich macht.
Es herrscht das Licht, und alle Lüfte geben
Der frohen Welt das eigentliche Leben.
Die rechte Lust kömmt mit der Frühlingszeit.
Natur und Mensch sind voll Gefälligkeit.
Ihr unerkauft- und unerfochtnen Freuden!
Sucht keine Pracht: die Pracht muſs euch beneiden.
Des Daseyns Trost, das Recht, vergnügt zu seyn,
Der Kenner Glück macht Lenz und Witz gemein.

Ja, auch der Witz! die Einfalt kann nicht sehen;
Ihr lachen nicht die Thäler und die Höhen.
Sie hört auch grob, und in der Melodie
Der Nachtigall erschallt kein Ton für sie.
Wie schmeichelhaft und mit verjüngten Flügeln
Der Zephyr kühlt; wie auf begrasten Hügeln
Die Anmuth grünt; wie Pflanze, Staud' und Baum
Sich edler färbt: das alles merkt sie kaum.
Sie suchet nur die Schatten, wie die Heerden,
Wann schwüle Tag' ihr unerträglich werden.

Wer denkt und schreibt, zumal der Dichter Chor,
Zieht Busch und Wald den schönsten Städten vor.
Wie läſst sich dort, wenn wir noch das erwägen,
Der Freund der Stadt, dein Fuskus,*) widerlegen!
Hat nicht Tarent dir oft den Scherz gewährt,
Den du in Rom, selbst beym Mäcen, entbehrt?
Ein lautrer Fluſs, der Auen und Gefilde
Befruchtend ziert, ward deiner Kunst zum Bilde,
Die, stark und rein, ihr Feld erfrischt und schmückt,
Und Sprach' und Witz bereichert und beglückt.
Du sahest oft an hoffnungsvollen Bäumen,
Um Rind' und Stamm, das Moos zu häufig keimen,
Und dachtest dann vielleicht an ein Gedicht,
Und lieſsest ihm den fremden Anwachs nicht,
Den Ueberfluſs, den wir nicht dulden sollen,
So ungern auch die Wörter weichen wollen.

Mein Meyerhof! so mäſsig wünschtest du,
Wann seh' ich dich, in Stunden freyer Ruh,
Beym Schlaf am Bach, aus Büchern kluger Alten,
Vergessenheit der Mühe zu erhalten,
Der öftern Last, die in der Stadt mich drückt
Und meine Lust in enger Luft erstickt?
Wann werd' ich mich in jenen kühlen Gründen,
An jenem Quell, verneuert, wieder finden?

Arell, der Filz, des Wuchers bloſser Knecht,
Zieht auf das Land, vergnügt sich; aber schlecht.

---

*) Lib. I. Ep. X.

So wie ein Sclav, den Furcht und Kette lähmen,
Mehr kriecht als geht, wenn wir sie von ihm
nehmen.

Was sichtbar ist, sey nur dem Pöbel schön!
Die Geisterwelt entzücket den Menen.
Wie Demokrit, vertieſt er sich in Träume,
Sitzt in dem Wald, und sucht im Walde Bäume.

Nasidien, der Komus unsrer Zeit,
Rollt durch das Thor in stolzer Herrlichkeit,
Erreicht sein Gut, mit neun und zwanzig Gästen,
Wie in der Stadt, sich stundenlang zu mästen.

Es eilt Quadrat, er, seines Roms Tribun,
Zu Gärten hin, wie seine Nachbarn thun.
Der Blüthen Duſt, der Blumen Reiz zu fühlen?
Nein: ungestört und vortheilhaſt zu spielen.

Hephästion verläſst die Majestät,
Besucht sein Lehn, wo er das Schloſs erhöht,
Guckt in sein Feld; das Feld ergötzt ihn wenig.
Allein warum? Dort sieht er keinen König.

Du bist es werth, der Landlust Freund zu seyn,
Horaz, mit dir hab' ich den Trieb gemein.
Uneingedenk der Stadt und ihrer Sorgen,
Empfind' ich hier die Freyheit und den Morgen.
Wir bleiben hier, nun uns kein Schwätzer trennt,
Und Harvstehud' ist heute mein Tarent.

Oft gränzt die Lust, unwissend, an dem Leide;
Noch nicht allhier, doch nicht an jener Weide,
An diesem Fluſs. Wohin mein Blick sich kehrt,
Ist alles schön, ist alles sehenswerth.
Verleiht der Glanz der unumwölkten Sonne
Auch Felsen Reiz und rauhen Bergen Wonne,
Wie sehr entzückt uns ihre holde Pracht,
Wenn sie, wie itzt, das Schöne schöner macht,
Wenn, da sie sich den fetten Aeckern zeiget,
Der Hufner singt, und auch sein Vieh nicht schweiget!

Es war vorlängst der schattenreiche Wald,
Der Auen Schmelz, der Wiesen Aufenthalt.
Wo wohnt so gern die Feindin banger Schranken,
Die Einsamkeit, die Mutter der Gedanken,
Wenn der Verstand, weil ihn kein Amt bezirkt,
Uneingesperrt und ungefesselt wirkt?
Wo Muſse lehrt, wo Lust und Einfall reifen,
Verführt uns nichts, voll Unruh, auszuschweifen.
Hier störet uns nicht der Geschäfte Ruf;
Hier lernet man, wie schön die Allmacht schuf;
Hier wird man, froh, von Wahn und Zwang entbunden,
Herr seiner Zeit, und König seiner Stunden.

Ein Thor eilt stets auf neue Wirbel los:
Ein Weiser ist, auch in der Stille, groſs.
Ein Thor bedarf der Aemter und Geschäfte:

Der Wanduhr gleich, gibt das Gewicht ihm Kräfte;
Sonst kaum bemerkt, von eignen Trieben leer,
Blieb er ein Thor; durch Würden wird er mehr.

Wie sehnt Servil sich nach Berufsbeschwerden,
Beträchtlicher und hochbestallt zu werden!

Was schützt das Zeug, das Battus täglich spricht?
Sein neues Amt, sein altklug Amtsgesicht,
Sein Heldenton, sein Recht zu höhern Stellen,
Des Scheinglücks Stolz, und dieses Stolzes Schellen.

Ja, Gelasin! dein Herz ist falsch und klein,
Und nur dein Stand zwingt dich, ein Mann zu seyn.
So stellt der Krieg die Feinde seiner Hitze,
Die Friedlichsten, recht an des Heeres Spitze;
Und Manchem wird das Ruder anvertraut,
Dem, viel zu früh, vor Wind und Wellen graut.

Vor Tausenden war Celsus zu beneiden;
Er hatte g'nug zur Wohlfahrt und zu Freuden,
Nur nicht Verstand; und dieses Loos allein
Hat er noch itzt mit Tausenden gemein:
Jetzt, da der Hof den Titelknecht erhandelt,
Und seine Ruh' in Müh' und Rang verwandelt,
Ihm den Genuſs zur Eitelkeit und Pracht,
Und seinen Schlaf zum kurzen Schlummer macht;
Ja, wenn er sich zum milden Regen dränget,
Ihn mit dem Thau der Hoffnung nur besprenget.

O Sclavengeist, der sich mit Stolz verstrickt,
Heiſs' endlich groſs, sonst warst du fast beglückt.

Glück und Genuſs sind, in dem Mittelstande,
Zu klein dem Neid, und viel zu groſs der Schande,
Und krönen den, der dienstfrey und vergnügt,
Der Väter Feld mit eignen Rindern pflügt,
Nicht leiht, noch borgt: nach Art der ersten Sitten
Der Hirtenwelt, die keinen Wucher litten,
Den nicht, zur Schlacht, die Kriegstrompete weckt,
Den keine Wuth erzürnter Meere schreckt.
Er hört den Zank nicht vor Gerichten bellen;
Er naht sich nie der Groſsen stolzen Schwellen.
Durch ihn vermählt in einem trocknen Raum,
Die Rebe sich dem hohen Pappelbaum.
Er pfropft, er pflanzt, er freut sich seiner Triften;
Kein schnöder Wunsch wird seine Ruh' vergiften.
Wie unschuldvoll ist, was ihn fröhlich macht!
Der Schafe Schur, der Vogelfang, die Jagd,
Die Taubenzucht, die Wartung seiner Bienen,
Das frische Bad, der stille Schlaf im Grünen.
An Kriegsgeräth besitzt er nur ein Zelt,
In welchem er mit Freunden Tafel hält.
Sein Vieh, sein Land, sein Garten gibt Gerichte,
Die Milch, den Fisch, den Braten und die Früchte,
Sein Weinberg Wein, den kein Verkäufer mischt,
Und ihm sein Knecht im nahen Bach erfrischt,
Im Teich, im Strom, wo Schleich' und Karpfe springen,

Forell' und Schmerl durch Sand und Kiesel dringen,
Der Frösche Feind, der Krebs, geharnischt laicht
Und, ganz vertieft, die bärt'ge Barbe streicht,
Und was er sonst bald mit beglückten Händen
Zu angeln pflegt, bald in der Netze Wänden
Gefangen führt, bald, wie den fetten Aal,
In Reusen lockt, zum frohen Mittagsmahl.
So kann er leicht auch der Murän' entbehren:
Ein Krassus nur betrauert sie mit Zähren.
Er findet auch sein Birkhuhn ungemein,
Erstickt es gleich nicht in Falernerwein.
Den, der, beschwitzt, von seinem Jagdgaul steiget
Reizt Hausmannskost und was sein Kohlfeld zeuget.
Dort schmeckt dir Brod, wie sonst kein Kuchen that;
Denn alles schmeckt, wo man Bewegung hat.

Die auf dem Land' an trägen Sitzen kleben,
Sind lächerlich in ihrem Pflanzenleben.
Insekten sind lebendiger, als sie.

So faul und schwach sind meine Dichter nie.
Dort schleicht Tibull durch die gesunden Haine:
Hier schaufelst du durch Schollen und durch Steine.
Dein Nachbar gafft und sieht mit Lächeln an,
Wie ein Poet so bäurisch graben kann.

Da flehst du nicht, dein Gütchen zu vermehren:
O möchte mir der nächste Fleck gehören!

Es würde dann mein Acker schnurgleich seyn.
O räumtest Du, Merkur, mir dieses ein!
O könnt' auch ich, durch Herkuls Gunst und Fügen,
Wie jener Knecht, mir einen Schatz erpflügen! —
Der Kerl war schlau, als er den Geldtopf fand,
Erkauft' er sich das herrschaftliche Land. —
Ein mäſsig Feld, daran ein Garten schlieſset,
Ein steter Quell, der nah am Hause flieſset,
Ein klein Gehölz war meiner Wünsche Zug.
Der Himmel gab's: ich habe mehr als g'nug.
Nun fleh' ich nur, durch würdiges Verwalten
Mir den Genuſs des Glückes zu erhalten.
Hat noch kein Griff der Unersättlichkeit
Dies dein Geschenk vergröſsert und entweiht;
Laſs ich es nie, durch sträfliches Beginnen,
Durch eigne Schuld, vermindern und zerrinnen;
Bin ich vergnügt und dankbar für mein Glück:
So zieh' von mir nie deinen Schutz zurück,
So gib Gedeihn; laſs Acker, Weid' und Heerden,
Den Witz nur nicht, sonst alles, feister werden!

Du bist vergnügt, und war dein Vater gleich
Nicht aus dem Rath, nicht angesehn, nicht reich,
Kein Edelmann vom Pontischen Gestade,
Kein Flavius, den des Lukullus Gnade,
Als Mithridat ihm kümmerlich entkam,
Am Leben lieſs und mit nach Welschland nahm;
So lässest du dich nie den Vorwurf quälen,
Und würdest dir nur ihn zum Vater wählen.

Als seinem Sohn ist vieles dir vergönnt.
Nun bringet dich ein Maulthier nach Tarent.
Den Mantelsack schnürst du ihm auf den Rücken,
So wund ihn auch sein Herr und Bündel drücken.
Der Aufzug ist für Edle viel zu schlecht,
Doch deinem Stand und deinem Sinn gerecht.
Dir ist der Staat auf deinen kleinen Reisen
Gleichgültiger, als Seneca, dem Weisen;
Und auch daheim, bey deinem irdnen Krug,
Sind Kichern, Lauch und Plinzen dir genug.

Doch bist du Wirth an deinem Freudenfeste,
So wählst du dir erkannte, gleiche Gäste,
Nur wenige, nur die sich gerne seh'n.
O möchte doch Biber die Kunst versteh'n!
Durch diese Kunst verbrüdern sich die Herzen;
Kein falscher Freund verräth von unsern Scherzen
Wort oder Ton. Was man beym Weine spricht,
Muſs heilig seyn, und dient für Klätscher nicht.
Soll einem Mahl nur Zwang und Ekel fehlen,
So muſs Torquat zum Schaffner dich erwählen.
Bey dir, wo nichts die Nase runzlicht macht,
Verlängert ihr, beredt, die Sommernacht;
Wo Reinlichkeit den Tisch bestellt und decket,
Kein Schmutz, kein Staub den Spiegelglanz verstecket,
Der Tischgeschirr' und Trinkgefäſse schmückt,
In welchen man sich, ungesucht, erblickt,
Wo Treu und Lust, ihr Bündniſs recht zu schlieſsen,
Falernerwein in kleine Becher gieſsen.

So sehr, Horaz, es dir Vergnügen bringt,
Wenn Phyllis dir den schwarzen Gram versingt,
Und doch dein Ruf, ein Lob, daſs du gefallen,
Dir reizender, als alle Lieder schallen:
So gibt und nährt nur die Zufriedenheit
Dein schönstes Glück, das täglich dich erfreut,
Der Freyheit Frucht, die nur den Weisen rühret,
Der herrschen kann und würdig sich regieret.
Was in der Welt ist von so hohem Werth,
Als Freyheit ist, die jede Lust vermehrt?

Und ist nicht sie dem Golde vorzuziehen?
Wer knechtisch lebt, dem Mangel zu entfliehen,
Entbehret stets, im Kleinen, den Genuſs.
Wer immer wünscht und folglich fürchten muſs,
Heiſst dir nie frey. Wird dich die Habsucht nagen,
So hat Arist Erlaubniſs, dir's zu sagen:
Dein Auftrag will's. Es nimmt ein weiser Mann,
Der Lehren gibt, noch lieber Lehren an.
Jedoch kein Geiz darf deine Lust beschweren:
Dir ist es leicht, ihn männlich abzuwehren.
Den Werth des Glücks, das dir dein fruchtbar Feld,
Dein Wald, dein Bach, ohn' Andrer Neid, erhält,
Kann kein Regent, kein König groſser Staaten,
Kein Held im Sieg und kein August errathen.

Du bist vergnügt: dich liebet dein Mäcen.
Wer weiſs, wie er, die Menschen einzusehn?
Wer wählt so wohl? Dein Herz bleibt ihm ergeben

Und solchen Freund willst du nicht überleben.
Allein, so sehr der Groſsen Beyspiel rührt,
Und ihr Geschmack oft Klügere verführt,
So durftest du dir treu und ähnlich bleiben,
Und nicht mit ihm zu unnatürlich schreiben.

Der ist beglückt, der seyn darf was er ist,
Der Bahn und Ziel nach eignen Augen miſst,
Nie sclavisch folgt, oft selbst die Wege weiset,
Ununtersucht nichts tadelt und nichts preiset,
Und, wenn sein Witz zum Dichter ihn bestimmt,
Natur und Zeit zu seinen Führern nimmt.

Du bist vergnügt, und lehrest das Vergnügen,
Wie Dichter thun, die Geiz und Gram besiegen;
Denn ein Poet, den auch sein Herz erhebt,
Beklagt das Volk, das nur nach Schätzen strebt.
Der Welt zur Lust, zum Dienst und Unterrichte,
Sinnt er auf nichts, als ewige Gedichte.
Er macht sich nicht durch Ränke, Zwist, Vergleich,
Als Mitgenoſs, auch nicht als Vormund, reich.
Beruft ihn nicht Nasidien zu Schmäusen,
So weiſs er auch, wie dein Ofell, zu speisen;
Und ficht er nicht Achillisch in der Schlacht,
So ist er doch auf Andrer Wohl bedacht.
Denn ist es wahr, daſs man durch Kleinigkeiten
Dem Groſsen hilft; — und wer wird dies bestreiten? —
So bildet er der Kindheit zarten Mund

Und macht ihr früh der Sprache Wohllaut kund,
Gewöhnt das Ohr, der Wörter Wahl zu lernen,
Im Ausdruck sich vom Pöbel zu entfernen;
Dann gibt er auch dem Herzen die Gestalt,
Durch treuen Rath, durch freundliche Gewalt.
Die Rauhigkeit der Sitten, die verwildern,
Den Neid, den Zorn weiſs seine Kunst zu mildern.
Ein Dichter lehrt das menschliche Geschlecht
Der Tugend Reiz und ihrer Thaten Recht.
Ein Dichter stellt für Zeiten, die entstehen,
Exempel dar, den Mustern nachzugehen,
Erleichtert oft des Armen Last und Hohn
Und mäſsiget des Kranken Klageton.
Die den Homer, wie Du, mit Einsicht lesen,
Seh'n, daſs schon er ein Menschenfreund gewesen.

Du bist es auch, und selbst Petrarch gestand,
Wie sehr er sich durch dich veredelt fand.
Dein weiser Rath lehrt Vorurtheile hassen,
Erhellt den Witz und macht das Herz gelassen.
Zufriedenheit besänftigt unsern Muth,
Und sie allein nennt jede Fügung gut.
Selbst im Pallast, wie in beschilften Häusern,
Ist keine Zeit ihr gülden oder eisern.

Du bist daher, in Rom und in Athen,
Ein Aristipp, und nicht ein Diogen:
Den Gröſsesten, den Schönsten zu gefallen,
Die Gabe schenkt das karge Glück nicht allen.

Wie deren Ruhm die Ewigkeit gewinnt,
Die Weisen hold und Dichtern günstig sind;
So wird nicht der zum Thron der Ehre dringen,
Den Weise scheu'n und Dichter nie besingen.

Doch was sie mehr, als aller Beyfall, ehrt,
Mein Freund Horaz, das ist ihr eigner Werth:
Mit eignem Werth, als einem Schirm, umgeben,
Heiſst jeder Tag dich, sonder Aufſchub, leben.

Wann werd' ich einst, in unbelauschter Ruh,
Nicht so berühmt; nur so vergnügt, wie Du?

Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang, mit unbesorgtem Sinn,
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wann er aſs, so muſst' er singen:
Und wann er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freyer Brust.
Beym Morgenbrod, beym Abendessen
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte Recht; und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? Der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er Anfangs schwach;
Er las nichts, als den Almanach:
Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu seyn,
Oft singend, öftrer lesend, ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen
Als die beruf'nen sieben Weisen,

Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich:
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraſs,
Und seiner Wechsel oft vergaſs.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden;
So lieſs ihm den Genuſs der Ruh
Der nahe Sänger nimmer zu.
«Zum Henker! lärmst du dort schon wieder;
Vermaledeyter Seifensieder?
Ach wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf hier, wie die Austern, feil!»

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läſst er an einem Morgen kommen,
Und spricht: «Mein lustiger Johann!
Wie geht es euch? Wie fangt ihr's an?
Es rühmt ein Jeder eure Waare:
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?»

««Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bey,
Wie groſs im Jahr mein Vortheil sey.
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheret
Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
Das folgt im Jahr (ich weiſs die Zahl)
Drey hundert fünf und sechzigmal.»»

«Ganz recht; doch könnt ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?»

««Mein Herr, ihr forschet allzusehr!
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's dann fällt: mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feyertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiſs kein Seifensieder.»»

Dies schien den Reichen zu erfreu'n.
«Hans, spricht er, du sollst glücklich seyn.
Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler.
Da hast du baare funfzig Thaler:
Nur unterlasse den Gesang.
Das Geld hat einen bessern Klang.»»

Er dankt, und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,

Und zählt, und wägt, und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude
Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beym Einbruch Dieben Trotz zu bieten,
Den auch der karge Thor bey Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich beweget,
Durchsucht' er alles, bis er glaubt,
Daſs ihn kein frecher Dieb beraubt,
Bis, oft gestoſsen, oft geschmissen,
Sich endlich beyde packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaſs,
Und wedelnd bey dem Kessel saſs;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen;
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.

Er lernt zuletzt, jemehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freyheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,

Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh,
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: „„Herr! lehrt mich beſsre Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer euren Beutel hin,
Und laſst mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden.
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wiedergibt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifensieder.""

Der Falke.

Wem ist dein Ruhm, dein Vorzug unbekannt?
Hetrurien, der Künstler Vaterland,
Wo die Natur, das Auge zu entzücken,
Recht sinnreich ist, Berg, Thal und Busch zu schmücken,
Und Wahl und Kunst, durch edelmüth'gen Fleiſs,
Der Schöpferin klug nachzuahmen weiſs.
Der Arno sah hier sonst an seinem Schilfe
Den Pan voll Muth und Nymphen ohne Hülfe,
Und noch erblickt sein reizendes Revier
Der Schönen Schaar, und Lieb' und Lust mit ihr.

Dort, in Florenz, verehrte man vor Zeiten
Ein schönes Weib, voll Stolz und Trefflichkeiten.
Es war nur sie dem Wunder aller Welt,
Der Venus gleich, die Cosmus aufgestellt.
Sie war es nur, die Aller Sehnsucht übte,
Geliebet ward, und Keinen wiederliebte:
Frau Silvia, für die so manche Nacht
Der Stutzer Volk geseufzet und gewacht,
Und, schlief es ja, mehr als ihr Ehegatte,
Zum langen Traum nur sie gewünschet hatte.

An Zärtlichkeit und an Verehrung glich
Kein Einziger dem edlen Friederich.
Nicht nur sein Gut, er hätte selbst sein Leben
Um einen Kuſs, bezaubert, hingegeben.
Er wuſste wohl, das Geld erkauft den Sieg
Unzweifelhaft, sowohl in Lieb', als Krieg,
Sprengt Schlösser auf, kann Wall- und Burg ersteigen,
Wiegt Wächter ein, macht Knecht' und Mägde schweigen,
Und wiederum, schnell wie das Spiel sich dreht,
Den Knecht, die Magd verführerisch beredt.
Nichts lockt so sehr von allem, was wir kennen;
Nichts auf der Welt ist freundlicher zu nennen.
Avidien! dir lacht in der Natur
Nichts, als das Geld: sonst alles lächelt nur.
Nichts gleicht für dich an Liebreiz und an Freude
Dem Sonnenerz, der besten Augenweide.
Doch Friederich war kein Avidien:
Nur Silvia war ihm auf Erden schön.
Er hielte sich glückselig im Verschwenden,
Für Silvien auch alles aufzuwenden.
Allein umsonst, wieviel er auch erfand;
Ein trockner Kuſs auf Handschuh oder Hand,
Ein kurzer Dank, womit sie ihn beehrte,
Der ihren Stolz durch Pracht und Knechtschaft mehrte,
Ein karges Lob, ein seltner Seitenblick,
Das war sein Lohn, das war sein ganzes Glück.

So ward er arm, weit früher, als er dachte,
Weil er noch stets aus Hufen Baarschaft machte.
Dies Rittergut und jenes Markisat
Versilberten noch immer seinen Staat;
Doch nur ein Jahr. Anselmo, sein Verwalter,
Ist insgeheim sein jüdischer Erhalter,
Kauft einen Hof, baar, doch für halbes Geld,
Zu diesem Hof ein groſses Ackerfeld,
Zu diesem Feld ein Vorwerk, und die Pflege,
Die Fischerey, die Jagd und das Gehäge,
Und, weil Pandolf, ein Wechsler, Vorschuſs thut,
Zum vorigen das Schloſs, das Rittergut,
Der Erbschaft Kern. Sein Herr läſst sich betrügen,
Und jedes Gut in fremde Hände fliegen.
Die Lieb' ist schlau: allein sie rechnet schlecht,
Und gegen sich ist sie oft ungerecht.
Sie sammelt nicht. Die milde Kunst zu lieben
Gleicht nie der Kunst, die Xenophon beschrieben.*)

Dem Friederich verblieb nur Dreyerley:
Ein Pferd, ein Falk', und eine Meierey.
Sonst hatt' er nichts, als taube, falsche Freunde.
Die Freunde gib, o Himmel, meinem Feinde!
Doch, Himmel, nein! so hab' ich nie gehaſst,
Und diesen Fluch hat nie mein Herz verfaſst.
Kein Einziger war willig, ihm zu dienen.

---

*) Die Haushaltungskunst.

Sie lieſsen ihn als einen Baum vergrünen,
Der Schatten gab, dem man noch helfen kann:
Ihm half man nicht, ihn sah man nicht mehr an.
Ein Tischfreund sprach: Er ist recht zu beklagen;
Der andre: Ja! das wollt' ich eben sagen.
Der dritte schwieg; und Jeglicher vergaſs
Was er zuvor allein in ihm besaſs,
Der, wenn er nur der Freunde Mangel wuſste,
Voll Ungeduld, ihn hülfreich heben muſste,
Der jeder Kunst, der Tonkunst, Poesie
Und Malerey, weit mehr als Lob verlieh,
Und Silvien, zum Vortheil vieler Leute,
Turniere, Ball und Lustbarkeiten weihte.
Wie hätten sonst Stand, Jugend, Aufwand, Pracht
Ihm in Florenz die Schönen hold gemacht!
Sie gönnten nicht der Silvien ihr Glücke.
Der Wink zur Lust, die Sprache schlauer Blicke,
Der Seufzer Ruf, der schmeichelhafte Scherz
Verfolgten ihn und buhlten um sein Herz.
Doch ward sein Herz von keinem Reiz bemeistert;
Er ward allein von Silvien begeistert.
Was er gedacht, empfand und hört' und sah
Und sprach und schrieb, ward alles Silvia.
In diesem Wahn und eingenommnen Sinnen
Sah er sein Gut, wie lockern Schnee, zerrinnen,
Der sternend glänzt, das Auge blendend rührt,
Doch allgemach in Tropfen sich verliert.
So muſst' er bald der schönen Markisaten,
Die er besaſs, bey neuer Noth, entrathen;

Und weil die Reih' auch bald die Grafschaft traf,
So floh die nach; nun war er nicht mehr Graf.
Wie kränkt' ihn das! die Wollust stolzer Ohren,
Des Namens Schmuck, der Titel, ging verloren.

In Frankreich ist Markis von hohem Ton,
In Welschland Graf, und anderswo Baron.
So heiſst man gern: auch lernet diese Namen
Manch Bürgerkind, auf Reisen, nachzuahmen;
Daher ihm auch die Wirthin und der Wirth
Gehorsamst dient, und, sich zum Vortheil, irrt.

Der Silvia Gemahl und Herr und Hüter
Hatt' um Florenz viel angestammte Güter,
War reich und groſs; und Friedrichs Göttin nahm
Nichts von ihm an, wenn er zu opfern kam.
Es war ihr Herz zu edel, zu erhaben.
Sie duldete den Geber, nicht die Gaben,
Und stellt' ihm nur den steten Aufwand frey,
Den öftern Ball, die öftre Mummerey,
Das Ritterspiel, das rauschende Gepränge,
Der Ehrenmahl' und Freudenfeste Menge,
Womit er ihr' Geburts- und Namenstag',
Und manchen mehr, stolz zu verschönern pflag.
Doch auch kein Kuſs vergnügte seine Triebe.
Er ist und bleibt ein Märtyrer der Liebe.
Die Hoffnung selbst versüſst nicht sein Bemüh'n.
Er muſs nunmehr die Meierey bezieh'n.
Er muſs die Stadt, den Sitz gewohnter Freuden,

Er muſs auch sie, die er vergöttert, meiden.
Betrübter Trost, daſs ihn ein Dach versteckt,
Ein Dach von Rohr, das halb sein Haus bedeckt,
Das wüste Haus, wo in der Mauer Ritzen
Ein Marder wirft, und Kauz und Eule sitzen,
Und Licht und Tag, grausamer als die Nacht,
An jeder Wand nur Elend sichtbar macht!

Hier wohnt er nun; beschämt, daſs seine Treue
Sein Unglück ist: doch immer ohne Reue.
Er klagt nur sich, nur sein Verhängniſs an,
Daſs Silvia ihn nimmer lieb gewann.
Er klaget nur, daſs er so stolz gewesen,
Zur Schönen sich die Schönste zu erlesen.
Er hatte hier, im öden Aufenthalt,
Ein greises Weib von widriger Gestalt,
Von trägem Dienst, voll Husten, Gicht und Jammer;
Die Küche glich der leeren Speisekammer.
Im alten Stall stand traurig und allein
Ein gutes Pferd, doch nicht von Knochen fein,
Und unterm Dach saſs einsam auf der Stange
Sein edler Falk'. Dem war im Hühnerfange
kein andrer gleich. Mit dem ritt er in's Land,
Und opferte dem Gram, den er empfand,
Manch Rebhuhn auf, als ob es büſsen sollte,
Daſs Silvia ihn nicht erhören wollte.
So lebte hier der gute Friederich,
Durch eigne Schuld, verlassen, kümmerlich,
Und stets verliebt. Der Unmuth, der ihn plagte,

Stieg mit zu Pferd', und trieb ihn, wann er jagte.
Sein zärtlich Herz war seine gröſste Qual.

Indessen starb der Silvia Gemahl,
Und hinterlieſs nur einen Sohn zum Erben,
Ein schwaches Kind, und, sollte der versterben,
So hatt' er sie im Testament bedacht
Und diesem Sohn zur Erbin sie gemacht.
Sie wollte nun, geruhiger zu leben,
Sich auf das Land, und in ein Schloſs begeben, —
Von Friedrichs Hof lag es fünfhundert Schritt —
Und nahm dahin den kleinen Junker mit.
Dort wird er krank. Was sie erleiden müssen,
Da Arzt und Tod ihr ihren Herrn entrissen,
Traf nicht so sehr ihr eheliches Herz,
Als dieses Weh und ihres Söhnchens Schmerz.
Den ganzen Tag sitzt sie vor seinem Bette
Und forscht und fragt, was er doch gerne hätte,
Ob dies? ob das? was ihrem Kleinen fehlt?
Was er zur Lust, was er zur Speise wählt?
Sie will sich gern nach seinem Sinn bequemen.
Er weigert sich, was sie ihm gibt, zu nehmen.
Er weist es ab, schreyt, lärmt, ist nimmer still.
Nur jener Falk' ist, was er haben will;
Sonst will er nichts. Seitdem man ihm erzählet,
Daſs dieser Falk' noch nie den Raub verfehlet,
Daſs er so scharf von Aug' und Klauen sey,
Sonst lustig, zahm, nicht falsch, nicht menschenscheu:

Seit solcher Zeit war es einmal geschehen,
Daſs er ihn selbst und seinen Herrn gesehen,
Der dieses Kind an seinen Busen drückt
Und einen Kuſs durch ihn der Mutter schickt.
Den Falken nun, den will er, und sonst keinen.
Sonst ruht er nicht; sonst kann er nichts, als weinen.
Die Mutter seuſzt. Sie wuſste freylich wohl,
Wie sehr man oft den Kindern fugen soll;
Doch kann sie sich, ja darf sie sich entschlieſsen,
Den Friederich um etwas zu begrüſsen,
Das ihn vielleicht oft vor dem Hunger schützt,
Das Einzige, das er zur Jagd besitzt,
Das Einzige, was ihm das Glück gelassen?
Hat er nicht Recht, nunmehro mich zu hassen?
Erwies ich ihm, als er sich mir geweiht,
Nur mich verehrt, die mindste Dankbarkeit?
Wie kann ich nun ihm unter Augen gehen?
Wie, unbeschämt, um seinen Falken flehen?
Ich, deren Stolz ihn in sein Elend stürzt,
Ihn, dessen Noth gewiſs sein Leben kürzt!
Doch kann mein Sohn nicht sterben, und nicht
leben.
Ich soll, ich muſs ihm diesen Falken geben.
Wie quält er sich! Er schlummert keine Nacht,
Als bis man ihm zum Falken Hoffnung macht.
Es sey gewagt! mein Freund läſst sich erbitten;
Ich kenne ja sein Herz und seine Sitten.

Am nächsten Tag, als nur der Morgen scheint,

Eilt sie zum Hof und sucht den treuen Freund,
Und findet ihn in seinem kleinen Garten.
Er war bemüht, die Spröſslinge zu warten.
Sie geht zu ihm, unangemeld't, hinein.
Bald sieht er sie. „Wie kann es möglich seyn,“
Spricht er entzückt, „daſs ich dich hier verehre?
Ich glaub' es kaum, da ich dich seh' und höre.
So bin ich dir doch heute nicht verhaſst!“ —
„„O nein, mein Herr! zu dir komm' ich als Gast.““ —
„Als Gast? zu mir? Erblicke mit Erbarmen
Den Liebenden, den Flüchtling und den Armen,
Und höhn' ihn nicht. Was hat dich hergebracht?
Denn dein Besuch war mir nicht zugedacht.“ —
„„Mein Freund, du irrst. Das will ich dir beweisen.
Ich bleibe hier, und kam, mit dir zu speisen.““ —
„Was hätt' ich wohl! an allem leid' ich Noth,
Was tisch' ich auf?“ — „„Wie? hast du denn kein Brod?““
Versetzte sie. Gleich geht er aufzusuchen,
Ob noch vielleicht ein guter Honigkuchen,
Ob frischer Speck, ein unverächtlich Ey,
Ob etwas sonst zum Mahl vorhanden sey.
Da flieget ihm sein schöner Falk' entgegen,
Sein treuer Falk'. Ohn' alles Ueberlegen
Erwürgt er ihn, rupft ihm die Federn aus,
Und hackt ihn klein, und eilt und läuft durch's Haus.
Selbst ist der Mann: er selbst will alles holen.

Doch wird der Tisch der Alten anbefohlen.
Ihr Herz verwünscht den plötzlichen Besuch;
Doch langt sie bald das Tisch- und Tellertuch
Mit Wahl hervor, setzt in das Zimmer Meyen,
Pflückt Quendel ab, die Tafel zu bestreuen,
Holt Rosmarin; dem wird der Majoran,
Die Ringelblum' und mehr hinzugethan.
Man sitzt, man iſst; und, um ihn zu verbinden,
Scheint Silvia hier alles schön zu finden.
Noch kein Gericht hat ihr so gut geschmeckt.
Warum sie kam, wird ihm nach Tisch entdeckt.

„Vergönnst Du mir, mich dir zu offenbaren?
Wo fang' ich an? Wie weiſs ich fortzufahren?
Ich fordre dir, mit Unrecht, Alles ab,
Was noch bisher dir Trost und Freude gab.
Doch könntest du die Mutterliebe kennen,
Du würdest mich beklagenswürdig nennen.
Erbarme dich. Ach Freund, betrachte nur
Die Regungen der Pflicht und der Natur.
Mein Sohn ist krank; ihn nagt ein innrer Kummer,
Der seltsam ist, und raubt ihm Kraft und Schlummer;
Denn dieser Sohn, mein einzig Kind, erstirbt,
Falls nicht mein Fleh'n den Falken ihm erwirbt:
So heftig ist sein einziges Begehren.
Du seufzest schon; ach, glaube meinen Zähren.
Ach, hätte mir mein langer Widerstand,

Mein spröder Stolz nicht ganz dein Herz entwandt!
Dein edles Herz. Doch wolltest du ermessen —„“

„Der Falk ist hin: Du hast davon gegessen!“
Spricht Friederich, und seine Herrscherin
Fragt ihn bestürzt: „„Was hör' ich? ist er hin?“„
Der Arme sagt: „Ach hätt' ich dir, mein Leben, —
Vergib dies Wort — dafür mein Herz gegeben!
Zum Unglück nur treibt mich mein Schicksal an:
Ich soll nichts thun, das dich gewinnen kann,
Dich, Silvia. Dir etwas vorzusetzen
War dein Geheiſs, und ward mir zum Ergötzen.
Ich suchte nach; ich sah den Boden leer,
Und auch mein Falk' fand keine Aetzung mehr.
Ihn würgt' ich ab, gleichgültig, ohne Reue;
Ihn opfert' ich der Schönheit und der Treue.
Wie? seufzest du? Ist etwas uns zu werth,
Wann die erscheint, die unsre Brust verehrt?
Doch hör' itzt auf, die deinige zu quälen.
Es soll dir nicht an einem Falken fehlen.
Ich schaff' ihn dir von starkem Muth und Flug.“

Die Wittwe sagt: „„O nein; es ist genug!
Du gibst mir itzt das gröſste Liebeszeichen,
Mein bester Freund! Es mag mein Sohn erbleichen,
Der Himmel mag ihn länger mir verleih'n;
So dank' ich dir. Kehr' oftmals bey uns ein.
Versprich es doch, versprich es, bald zu kommen;
Du wirst gewiſs erkenntlich aufgenommen.“„

Sie reicht ihm selbst die Rechte lächelnd dar,
Die weiſse Hand, die sonst so furchtsam war.
Nun darf er sich mit tausend Küssen rächen.
Sein Mund verstummt, und seine Thränen sprechen.

Der kranke Sohn folgt bald dem Vater nach.
Der zweyte Tag fand ihn erschöpft und schwach,
Der dritte todt; und über sein Erblassen
Will Silvia sich gar nicht trösten lassen.
Allein der Bund der Liebe mit der Zeit
Ist viel zu stark für ihre Traurigkeit.

Nicht blos aus Dank, auch weil ihr Herz ihn wählet,
Wird Friederich mit Silvien vermählet.

Philemon und Baucis.

Poeten wissen tausend Sachen,
Die in dem groben Theil der Welt
Der Wahn und Aberwitz belachen
Und Einfalt für unmöglich hält.
Wir singen: Boreas muſs schweigen;
Der Wald erstaunt; es horcht das Meer;
Und wenn wir uns recht wild erzeigen,
So kömmt der Mond gehorsam her.

Wer untersteht sich, uns zu schimpfen,
Als der nicht Midas Strafe weiſs?
Wer macht aus Schilfen schöne Nymphen,
Aus Daphnens Haar ein Lorbeerreis,
Aus Byblis Zähren eine Quelle,
Aus Jupiter Europens Stier?
Wer führt den Orpheus in die Hölle?
Wer hat es wohl gethan, als wir?

Daſs Götter zu den Menschen kommen,
Wie Phrygien längst wahr befand,
Beschwuren sonst die alten Frommen,
Und ist nur Dichtern recht bekannt.
Wie zärtlich sie der Welt gewogen,

Lehrt aus Philemons güldner Zeit
Ovidius, der nie gelogen,
Und Swift, der Ruhm der Geistlichkeit.

Weil von der Unterwelt zu den gestirnten Höhen
Die Boten selten richtig gehen,
Fiel zweenen weisen Göttern ein,
Als Wanderer, um nicht erkannt zu seyn,
Den Erdkreis selber zu besehen.
Kurz: es gesellte sich, aus groſser Menschenliebe,
Zum Donnergott der Gott der Diebe.

Der schlaue Jupiter entging durch diese Flucht
Der alten Juno Eifersucht,
Die ihm den Nektar längst vergällte
Und was er als ein Thier und Schwan
Und in der Jugend sonst gethan,
Ihm täglich unter Augen stellte.
Dem Vater folgt Merkur mit kindisch frohem Muth,
Doch ohne Federhut.

Sie hatten bald, was man die Welt genannt,
Das narrenvolle Rund bis dahin durchgerannt,
Wohin vielleicht nicht ich, noch du, mein Leser, kommen,
Bis an Mäanders fernen Strand.
Als Licht und Tag nun abgenommen,
Erblickten sie, zu ihrer linken Hand,
Ein hohes Schloſs, das Ueppigkeit und Pracht

Dem Uebermuth zum Sitz gemacht.
Hier wohnt und schwelgt ein trotziger Dynast,
Des armen Landes reiche Last,
Der Liebling eines Herrn, den oftgeschätzte Horden
In treuer Blöſse zinsbar worden.
Bey diesem suchten itzt die Götter kurze Rast.
Sie stellten sich, nach wahrer Pilger Weise,
Vom Mangel ausgezehrt, ermüdet von der Reise,
Und flehten sehr um Streu und Speise.
Vergebens flehten sie; man wies sie höhnisch ab;
Und als Merkur sich gar in's Schloſs begab,
So fand auch er, jemehr er bat:
Nichts sey vermeſsner, stolzer, kühner,
Als kleiner Herren kleine Diener,
So oft man ihrer nöthig hat.

Sie eilen schnell in manches Reichen Haus,
Allein viel schneller noch heraus.
Noch etwas wird versucht: sie klopfen an die Hütte,
Die einsam in dem Thale steht.
Hier wiederholt Merkur die Bitte,
Und hier nur wird er nicht verschmäht.

Hier lebet, ohne Miſsvergnügen,
Und durch die Heilungskraft der Zeit
Von allen Regungen der Eifersucht befreyt,
Ein unbeerbt, zugleich veraltend Paar,
Dem, durch des Schicksals seltnes Fügen,
Der langen Ehe Joch nicht unerträglich war.

Der Mann, Philemon, geht und nöthigt sie herein,
Führt Beyde vor den Heerd, heiſst Beyde fröhlich seyn,
Ruft das geliebte Weib: und Baucis kömmt auf Krücken.
Sie grüſset jeden Gast mit treuem Händedrücken,
Das endlich Jupiter, der wohl zu leben wuſste,
Durch einen Kuſs vergelten muſste.
So ist's, durch einen Kuſs; jedoch nur auf die Wangen;
Nicht mit dem Nachdruck und Verlangen,
Womit er oft an Ledens Mund gehangen;
Und gleichwohl flöſst in ihre Brust
Der träge Kuſs recht jugendliche Lust.
Sie stoppelt Scheit und Stroh schon hurtiger zusammen.
Ein Bündel Reiser wird auf dürren Kien gelegt,
Und als sie Asch' und Kohlen aufgeregt,
Facht, bläst und hustet sie den ganzen Stoſs zu Flammen.
Hierauf wird warme Milch, nebst Feld- und Gartenfrüchten,
In irdnen Schüsseln aufgetischt,
Bey ungleich gröſsrer Lust, als wo das Splitterrichten
Die theuren Bissen würzt, wo Fluch und Wein sich mischt,
Der Schelsucht Auge glüht, der Bosheit Zunge zischt.

Die Fremden besser zu erfreuen,
Umsteckt der milde Wirth den Tisch mit dichten Meyen,
Sucht seinen Witz hervor, der, nach des Landmanns Art,
Mit Worten spielt und kein Gelächter spart,
Und schwatzt vom Ackerbau, vom Wiesewachs, von Saaten;
Wie heuer recht nach Wunsch des Nachbars Korn gerathen.
Frau Baucis aber lehrt der Wittrung Eigenschaft,
Der Seuchen Art, der Kräuter Kraft,
Und sagt den neuen Tischgenossen,
Wie viele Jahr' in ihrer Eh' verflossen;
Wie dieses Dach von Schilf und den geschwärzten Heerd
Ihr langer Fleiſs erbaut und noch kein Fluch beschwert;
Was sie besitzen, was noch fehlt,
Das alles wird itzt her erzählt;
Auch wie sie neulich erst was Herrliches geerbet:
Und was? Ein Trinkgeschirr, das noch nicht abgenützt,
Woran Silen, der sich auf Keltern stützt
Und mit Satyren zecht, aus Buchenholz geschnitzt;
Auf dessen Deckel sey: Philemon, eingekerbet.
Sie forderts, und er bringt's, voll Most,
Zum süſsen Schluſs der Abendkost.

Das friſche Naſs wird treulich eingeſogen:
Doch füllet ſich von ſelbſt der Becher wieder an.
Die Alte ſieht's beſtürzt; es ſtutzt der Biedermann,
Der weder Freund noch Feind in ſeinem Trunk betrogen.
Nachdem er ihn von neuem ausgebracht,
Hat er auf jeden Gaſt nunmehr gedoppelt Acht,
Bis Jupiter ſich kenntlich macht.

Er ſagt: «Wir ſprechen nicht als Spötter;
Vernehmt die Wahrheit: Wir ſind Götter!
Herr Wirth, Frau Wirthin, glaubt es nur:
Ich bin der Zevs, er iſt Merkur.
Ihr zweifelt? Können Götter lügen?
Wiſst: Ich kann donnern, er kann fliegen.»

Philemon ſchielt ihn an. Ein Strahl vom innern Licht
Erheitert ſeinen Blick: er glaubt, und klügelt nicht.
Ein heil'ger Schauer fährt durch Baucis kalte Glieder.
Sie ſeh'n im Gaſt den Gott und fallen vor ihm nieder.
«Ihr Götter!» ſagt der Greis, «wie gütig nehmt ihr an,
Was euch die Dürftigkeit wohlmeinend reichen kann.
Es iſt kein Sterblicher an Glück uns gleich zu nennen:

O hätten wir nach Wunsch euch itzt bewirthen können!
Doch aller Ueberfluſs im schönsten Speisesaal
Ist mangelhaft und schlecht zu einem Göttermahl.
Wo solche Gäste selbst die Tafel schmücken wollen,
Muſs Erde, Meer und Luft die besten Schüsseln zollen."

Es tagt, und Majens Sohn führt das entzückte Paar
Den hohen Berg hinan, der in der Nähe war.
Hier spricht der Donnergott: „Der Bosheit Lauf zu hemmen,
Soll der Mäanderfluſs die Frevler überschwemmen."
Er winkt; der Strom gehorcht. Man sieht das Schloſs, das Land,
Wo sich kein liebreich Aug' auf fremde Noth gewandt,
Von Wind und Fluth bestürmt, mit Schrecken untergehen.
Philemons Wohnung bleibt auf einer Insel stehen;
Doch nicht als Hütte mehr. Was Schilf, was irden war,
Wird Marmor oder Gold; ihr Tischchen zum Altar;
Die Kann' ein Opferkelch; die Pfosten werden Säulen;
Und, mehr Bequemlichkeit dem Tempel zu ertheilen,
Ihr Bett ein Kirchensitz, der noch, nach alter Kraft,
Die Hörer gähnen lehrt, und oft den Schlaf verschafft.

Dies groſse Wunderwerk erweckt den treuen Beyden
Verwirrung, stumme Lust und ehrfurchtreiche Freuden,
Erstaunen, Dankbarkeit und neue Zuversicht,
Bis unser Phrygier das Schweigen unterbricht:
„Ach, möchte Jupiter mich Armen würdig finden,
In diesem neuen Bau die Opfer anzuzünden,
Des Lebens Ueberrest als Priester, ihm zu weih'n!
O sollt' ihm diese Hand den ersten Weihrauch streu'n!"

Der Gott erhöret ihn, und will ihm auch vergönnen,
Nebst ihr noch einen Wunsch ohn' Anstand thun zu können.
„Falls," ruft Philemon aus, „ein Flehen dir gefällt,
Das itzt die Liebe wagt, die uns zuerst gesellt:
Wird mir und Baucis einst der Tod zugleich erscheinen,
Und keines je von uns des Andern Grab beweinen!"
Der Wunsch der Zärtlichkeit, der Wünsche Widerspiel,
Die oft der Ehstand heckt, erreicht sein edles Ziel.
Der Götter Gunst versprichts. Ein Donner läſst sich hören;
Der Blitz zertheilt die Luft; Zevs eilt durch alle Sphären.

Hievon verbreitet sich der bald erschollne Ruhm,
Und Jedermann besucht das neue Heiligthum;
Zum Theil, Philemon selbst um alles zu befragen;
Zum Theil, aus frommer Pflicht ihm Gaben anzutragen,
Die er, voll vom Beruf, den ihm sein Glück bestimmt,
Mit priesterlicher Hand oft abweist, öfter nimmt.

An einem Feyertag, als er im Vorhof gehet
Und Reisenden erzählt, woher der Bau entstehet,
Verwandelt sich sein Haupt; zu Blättern wird das Haar;
Den Leib deckt Rind' und Moos, und Baucis wird's gewahr,
Und suchet, doch umsonst, ihm ihre Hand zu reichen.
Sie wird zum Lindenbaum, so wie ihr Mann zur Eichen!
Der wohlerfüllte Wunsch ist ihrer Treue Lohn,
Und jeder Vater zeigt die Bäume seinem Sohn.
Man siehet ihre Zweig am allerschönsten grünen,
Und vielen Liebenden mit holden Schatten dienen.
Der Ruf legt ihnen bald die Zauberwirkung bey:
Hier reize Laub und Gras zur süſsen Buhlerey.
Man sagt gar, daſs allhier auch spröde Schäferinnen
Das Schmeicheln, und zuletzt den Schmeichler liebgewinnen;
Daſs manche, deren Stolz der Hirten widerstand,

Zum erstenmal ihr Herz hier voller Mitleid fand;
Daſs einer Phyllis Kuſs den Likas hier beglücket,
Und er sie d'rauf gelehrt, was noch weit mehr entzücket.
Der nächste Lenz verrieth die ihm erzeigte Huld,
Der Baum, der arme Baum, nicht Phyllis, trug die Schuld.
Die Mutter hätte bald Philemon nebst der Frauen,
Wenn Zevs sie nicht beschützt, erbärmlich abgehauen.

Der Ursprung des Grübchens im Kinne.

Man glaube nicht, was mancher Dichter spricht:
Nun ruht mein Kiel; nun schreib' ich ferner nicht.
Wie selten weiſs ein Dichter aufzuhören!
Apollo darf uns auch im Schlafe stören.
Kein Einfall wird von Barden unterdrückt,
So oft sie nur des Phöbus Ruf entzückt,
Und, falls sonst nichts den steifen Vorsatz beuget,
An Phöbus Statt sich ein Verleger zeiget.

So gehts auch mir. Oft hab' ich selbst gedacht,
Der sey beglückt, der keine Verse macht,
Der Vielen gleicht, die selber niemals dichten,
Und dennoch oft gereimte Zeilen richten.
Da ward mir schon die Poesie zur Qual,
Da schwur auch ich, und zwar zum erstenmal,
Mich sollte nichts in dieser Welt verleiten
Die volle Bahn der Dichter zu beschreiten.
Der stolze Schwur war viel zu früh gewagt;
Des Menschen Herz ist trotzig und verzagt,
Und meines wird durch süſsen Zwang getrieben,
Was ich verwarf, bald desto mehr zu lieben.
Mich nimmt bereits die Regung wieder ein.
Was aber soll mein neuer Vorwurf seyn? —

Der holde Gott der Hoffnung und der Freuden,
Der, dessen Stand die Götter oft beneiden,
Weil man nur ihm des Lebens güldne Zeit,
Der Jahre Lenz, die schöne Jugend, weiht,
Der, dessen Witz die Klügsten unterrichtet,
Der lächelnd herrscht, die schwersten Händel schlichtet,
Welt und Natur verherrlicht und beglückt,
Den zarten Leib mit Pfeil und Bogen schmückt,
In Federn prangt, und die er abgeleget,
Dem Hymen schenkt, der ihm die Fackel träget:
Cytherens Sohn, der wahre Menschenfreund,
Dem Manche schön und Keine grausam scheint,
Vergnügte nur an seiner Psyche Wangen
Den öftern Wunsch, das heftige Verlangen.
Ihn labte schon die Frucht der süſsen Wahl,
Der Wollust Kern, ein rechtes Freudenmahl,
So oft ihr Mund, zu dem er seufzend eilte,
Kuſs, Scherz und Schwur mit seinen Lippen theilte
Und ihre Brust nur seiner regen Hand,
Nur seinem Blick entzückend offen stand.

So ward die Lust durch jeden Tag vermehret;
So ward sein Witz durch lange Lust bethöret.
Wer läugnet noch, daſs Schönheit Wunder thut?
Der Liebesgott verlor den Wankelmuth,
Sein himmlisch Recht, dem lockenden Ergötzen,
Dem freyen Kuſs kein ehlich Ziel zu setzen.
Sein weiches Herz, geschwächt durch süſsen Wahn,

Wird Psyche hold und endlich unterthan.
Er hatte nicht, die mich beherrscht, gesehen;
Und das allein entschuldigt sein Vergehen.

Um Paphos ist der Venus Aufenthalt.
Dort schmückt den Strand ein ihr geweihter Wald,
Wo manches Paar durch sichre Büsche dringet,
Und jeden Kuſs der Vögel Chor besinget.
Es stehet dort ein Tempel, dessen Pracht
Die Gegenwart der Nymphen edler macht,
Die sich hieher in starker Zahl begeben,
Zur Venus fliehn und nur der Liebe leben.

Man glaubt, daſs der den Bau errichten lieſs,
Dem sie zuerst sich ohne Gürtel wies,
Als Zephyrs Hauch, der nie sich schöner kühlte,
Zum erstenmal mit ihren Locken spielte,
Und, was die Welt an Liebreiz in sich hat,
Mit ihr zugleich an das Gestade trat.

Dort tönt ihr Lob in buhlerischen Chören;
Dorrt lässet sich die Taube girrend hören;
Dort stimmet noch der halberstorbne Schwan,
Zu ihrem Ruhm, die letzten Lieder an.
Am Tempel selbst grünt, bey den Rosenstöcken,
Ein heil'ger Kreis von zarten Myrtenhecken.
Dort dient man ihr; dort opfern Alt und Jung;
Die Spröden auch, doch in der Dämmerung.
Die Könige verlassen Königinnen

Und suchen dort geliebte Schäferinnen.
Der Schäfer siehts, verläſst die Schäferin
Und rächt die That an einer Königin.

Da sollte nun der frohe Gott der Eben
Sein gröſstes Werk beglückt vollendet sehen.
Was theils verliebt, theils liebenswürdig war,
Versammelte sich um das neue Paar.
Jdalia, und, als Begleiterinnen,
An ihrer Hand, die zarten Huldgöttinnen;
Mit Heben kam die sanfte Schmeicheley,
Die Mittlerin vergnügter Buhlerey,
Und Phöbus selbst. Er fand in Psychens Zügen
Der Daphne Reiz und Macht, ihn zu besiegen.
Er sang und seufzt', er schien gerührt zu seyn:
Doch wirkte dies die Vaterhuld allein?
Es führten dort der Frühling und die Freude,
Der Floren Zug in buntem Feyerkleide.
Der gute Zevs erschien bey diesem Mahl,
Ob Juno gleich ihm seinen Adler stahl,
Aus alter Furcht, er möcht' auf solchen Reisen,
Wo Venus herrscht, sich, wie er pflag, erweisen.
Der Gott des Weins, der schon beym Eintritt trank,
Lallt' einen Wunsch zu jedem Lustgesang.
Merkurius kam gaukelnd hergeflogen,
Und Iris stieg von dem gefärbten Bogen.
Arkadien vermiſste seinen Pan;
Mit diesem kam der feiste Komus an,
Um dessen Haupt die frische Rose blühte,

Der tanzend jauchzt' und bald von Nektar glühte.
Der braune Mars, in neuer Kriegestracht,
Wies Faust und Schwert Vulkan und dem Verdacht.
Und lieſs sich itzt, auf nicht zu fernen Höhen,
Voll starker Lust, der Gott der Gärten, sehen.
Der Nymphen Schaar, den leichten Zephyrus,
Beschäftigten der Kuſs und Gegenkuſs.
Nur hatte sich Diana vorgenommen,
Zu diesem Zwey erst über's Jahr zu kommen.
Sie blieb voritzt, aus Lust zur Jagd, davon;
Wer jagte mit? Vielleicht Endymion.

Der Flöten Scherz, die Eintracht reiner Saiten
Verkündigten dies Fest der Zärtlichkeiten.
Man öffnet bald des Tempels güldnes Thor.
Cytherens Sohn führt seine Braut hervor,
Und nähert sich den jubelvollen Reihen,
Die frohumkränzt der Liebe Blumen streuen.

Ein leicht Gewand spielt um der Psyche Leib,
Versteckt und zeigt der Welt das schönste Weib,
Die Freundlichkeit, der Anmuth Wunderblüthe,
Schmückt ihren Mund, den Sitz der sanften Güte.
Die frische Brust nimmt Aller Herzen ein,
Scheint weiſs wie Schnee, ist reizender als Wein.

Es sammelt sich mit fröhlichem Gedränge,
Auf Hebens Wink, der fremden Nymphen Menge,
Die insgesammt um diesen Vorzug flehn,

In Psychens Dienst, in Amors Gunst zu stehn:
Er wählt, die ihr, vielleicht auch ihm, zu dienen
Die würdigsten, das ist, die jüngsten schienen.
Witz, Aug' und Herz treibt ihn von Paar zu Paar.
Bald rührt den Gott ein wallend, lockig Haar,
Ein runder Arm, ein Hals, der fleischicht steiget,
Und bald ein Fuſs, der mehr verspricht als zeiget,
Bald mancher Mund, der, wenn er scherzt, entzückt,
Und, wenn er küſst, durch jeden Kuſs beglückt.
Bald merkt er sich zwo Wangen, die vor allen
Berechtigt sind durch Lächeln zu gefallen,
Und sucht und find't, was er stets gerne fand,
Manch heitres Aug' und manche schöne Hand.

Der trägen Schaar der Augen, die nichts sagen,
Wird hier kein Amt von Amor angetragen;
Und jeden Mund, der ohne Kraft und Geist
Sich kindisch ziert, und nur die Zähne weist,
Die der Natur, den zarten Huldgöttinnen
Ein Scheusal sind, der Freuden Gegnerinnen,
Die schwache Brust, die mit dem Alter ringt,
Nach Buhlern seufzt und sie zur Keuschheit zwingt,
Die Miſsgestalt, die eitler Hochmuth leitet,
Die Pracht beschimpft und stiller Hohn begleitet;
Die alle schickt Kupidens Eigensinn
Zum nahem Schwarm der spitzen Nasen hin,
Die, wohlgepaart mit hagern, welken Wangen,
Hier müſsig stehn und keinen Preis erlangen.

Die Küsse.

Als sich aus Eigennutz Melisse
Dem muntern Korydon ergab,
Nahm sie für einen ihrer Küsse
Ihm Anfangs dreyſsig Schäfchen ab.

Am andern Tag erschien die Stunde,
Daſs er den Tausch viel besser traf:
Sein Mund gewann von ihrem Munde
Schon dreyſsig Küsse für ein Schaf.

Der dritte Tag war zu beneiden:
Da gab die milde Schäferin
Um einen neuen Kuſs mit Freuden
Ihm alle Schafe wieder hin.

Allein am vierten ging's betrübter,
Indem sie Heerd' und Hund verhieſs
Für einen Kuſs, den ihr Geliebter
Umsonst an Doris überlieſs.

Myron und Lais.

Der graue Myron hielt um eine Nacht voll Küsse
Bey der geliebten Lais an:
Doch weil sein Seufzen nichts gewann,
Errieth er, daſs sein Haar den Abscheu wirken müsse.

Er schwärzet sein bereiftes Haupt;
Ein neuer Myron nach den Haaren,
Nicht nach der Stirne, noch den Jahren,
Sucht, was er schon gesucht: doch wird ihm nichts erlaubt.

Wie schwer sind Weiber zu betrügen!
So sehr er Lieb' und List vereint,
So gleich, so ungleich auch er jenem Myron scheint,
Merkt Lais zweifelnd doch das Alter an den Zügen.
Allein, im Zweifel selbst sich schalkhaft zu vergnügen,
Spricht sie: „Mein junger Herr! es bleibt bey dem Entschluſs,
Dergleichen Bitten zu versagen.
Ich habe, was ich ihm anitzt verweigern muſs,
Schon seinem Vater abgeschlagen."

Die Undankbarkeit des männlichen Geschlechts.

Mit Lauretten, seiner Freude,
Sitzt am Alsterfluſs Tiren,
Wo sie, auf der nächsten Weide,
Zweene Spatzen buhlen sehn.

Voll von zärtlichem Gefühle
Scheinen beyde gleich vergnügt,
Als, nach einem kurzen Spiele,
Einer schnell von dannen fliegt.

„Sieh, ach sieh doch," spricht Laurette,
„Ist der Undank zu verzeihn?
Der itzt wegflog, wird, ich wette,
Ganz gewiſs das Männchen seyn."

Der Hänfling des Pabstes Johannes des drey und zwanzigsten.

Zwey Dinge haben sich noch nie verbinden können:
Ein Weib und recht verschwiegen seyn.
Abt Grecourt sagts. Ich muſs ihn nennen,
Um mich Unschuldigen vom Argwohn zu befreyn,
Als fielen mir dergleichen ein.
Ihm will ich stets den Haſs verschwiegner Damen gönnen.
Zum spöttischen Beweis erzählt er ein Gedicht.
Ihr Schönen, was erzählt man nicht?

Der fürchterliche Pabst, der durch den Blitz des Bannes
Dem fünften Ludewig, dem Bayern, widerstand,
Der drey und zwanzigste Johannes
War, wie Franzosen sind, bey Nonnen recht galant:
Galant, doch wie ein Pabst, ohn' Abgang seiner Würde.
Er sprach zu Fronteraux sehr oft den Schwestern zu,
Theils zur Erleichtrung seiner Bürde,
Theils zur Befördrung ihrer Ruh.

Dies Kloster war der Sitz geweihter Schwätzerinnen.
Die suchten alles auszusinnen,
Durch ihrer Zungen Fertigkeit
Den Schutz und die Gewogenheit
Des Oberhirten zu gewinnen;
Und die Hochwürdigen gewannen seine Huld.
Sie war kaum reichlicher, noch schöner anzulegen.
Was gab er ihnen nicht! Bald Ablaſs, bald Indult,
Und bald, verschwendrisch, seinen Segen.
War ihnen das genug? O nein.
Wann weiſs der Mensch vergnügt zu seyn?

Sie lieſsen sich gar von dem Wahn bethören,
Den Männern beichten sey nicht recht,
Und von dem weiblichen Geschlecht
Sollt' eine stets der andern Beichte hören;
Und dieses einzusehn sey auch der Päbste Pflicht.
Er kömmt auch kaum in's Kloster wieder,
So wirft vor ihm sich die Aebtissin nieder,
Küſst zärtlich seinen Fuſs und spricht:
„O heil'ger Vater, hör' ein Flehen;
Laſs bey dem Priester uns nicht mehr zur Beichte gehen!
Wir alle schämen uns, ihm alles zu gestehen.
Im Wachen und im Schlaf gibts manche Kleinigkeit,
Die, Männern zu vertraun, sich jede Nonne scheut.
Laſs künftig uns einander beichten.
Wir sind weit fähiger, die Sünden zu beleuchten.“

Den Pabst befremdet sehr der Bitte Dreistigkeit.
„Wie?" sagt er, „ihr wollt Beichte sitzen?
Ihr guten Kinderchen könnt sonst der Kirche nützen.
Wiſst: dieses Sakrament erheischt Verschwiegenheit.
Die ward euch nicht zu Theil. Ihr denkt schön und erhaben,
Und ihr, Geliebteste, besitzet viele Gaben:
Doch eine nicht, die Zuverlässigkeit.
Allein, ich nehm' es in Bedenken.
Vielleicht weiſs Frontevaux sich klüglich einzuschränken.
Ist die Aebtissin nicht verständig wie ein Mann?
Zur Prüfung will ich hier noch heut ein Kästchen senden.
Das überliefre sich nur ihren keuschen Händen!
Wenn sie — nichts ist so leicht — mir's wiedergeben kann; —
Doch uneröffnet, merkt dies an! —
So bin ich ganz geneigt, euch alles zuzuwenden."

Das Kästchen kömmt. Die Ankunft wird bekannt,
Und jeder Nonne Blick und Hand
Will, darf und muſs es seh'n, betasten und recht kennen.
Sie reiſsen sich darum. Die Eifernden zu trennen,
Kömmt die Aebtissin, und die Nacht.
Das schöne Kästchen wird voritzt nicht aufgemacht.

Der Vorwitz quälet oft mehr, als der Alp der Sorgen.'
Die Nonnen flieht der Schlaf: auch die Aebtissin wacht,
Voll reger Ungeduld, bis an den müden Morgen.
Die Messe geht nun an. Gebet, Gesang und Chor
Geräth erbärmlich schlecht: man zischelt sich in's Ohr,
Und singt nicht, sondern schwatzt, und fragt sich, und will wissen,
Warum sie nichts eröffnen müssen.
Die weibliche verschley'rte Klerisey
Versammelt sich noch vor der Mittagsstunde
Und stimmet, als aus Einem Munde,
Gehorsamst der Aebtissin bey,
Daſs man, obgleich der Pabst es nicht erlauben wolle,
Das Kästchen untersuchen solle.
„Selbst unserm Arbrissel *) stand etwas Vorwitz frey.
Es bleibt ja unter uns; wir alle können schweigen.
Das eben soll, uns selbst, itzt die Eröffnung zeigen.
Auch kein Concilium erräth,
Daſs wir im mindsten nur am Deckelchen gedreht;
Doch damit lassen wir die Frau Aebtissin schalten;"
Die nimmt den Deckel ab. Ein Hänfling fliegt heraus.

---

*) *Robertus de Arbrusculo, de Arbrisselle*, Stifter dieses Ordens.

Ein Wunderwerk hat ihn erhalten.
Er flattert, singt, entwischt, setzt sich aufs nächste Haus.
Da mag für ihn der Vögel Schutzgeist walten.

Man klopft gebietrisch an. Wer war's? . . . Der Pabst war da.
Er kam. So bald er nur den frommen Haufen sah,
Wollt' er sein schönes Kästchen schauen;
„Denn," sprach er, „es enthält, was ihr so sehr begehrt,
Die Bulle selbst, die euch den Beichtstuhl schon gewährt.
Allein! . . . darf man auf Weiber bauen?
Ihr zaudert, wie mich däucht. Gebt her! . . . Was seh' ich itzt?
Ist eure Bulle schon entflogen?
Das schönere Geschlecht ist sinnreich und verschmitzt,
Doch zum Geheimniſs nicht erzogen.
Dem Priester nur geziemt, daſs er euch Beichte sitzt."

Ein junges Nönnchen war dem alten Brauch gewogen
Und sagt': „Ich liebe nicht dergleichen Neuerung!
Mein Beichtiger ist mir schon gut genung."

Der Fresser.

Ein berühmter Held im Fressen,
Den das Schlemmen aufgeschwellt,
Hatt' einmal zum Abendessen
Sich den gröſsten Stör bestellt.
Dieser ward sehr bald bezwungen:
Nur das Kopfstück blieb ihm nach,
Das er noch nicht halb verschlungen,
Als vom Krampf sein Magen brach.

Jeder Garkoch wird betrübet:
Mancher holt den Arzt herbey,
Der sogleich die Antwort gibet,
Daſs der Bruch unheilbar sey.
Alle Hoffnung ist verschwunden;
Man verkündigt ihm den Schluſs,
Daſs er in sehr wenig Stunden
Unvermeidlich sterben muſs.

„Soll die Zunge schon erkalten,
Die so vieles nicht geschmeckt?

Freunde, bin ich zu erhalten,
Oder werd' ich nur erschreckt?
Doch, ist euer Wort untrüglich,
Steht des Arztes Ausspruch fest:
Ach, so reicht mir unverzüglich
Meines Fischchens Ueberrest."

Nasidien.

Nasidien, ein Herr von hohem Stande,
Ergrübelte sich täglich neue Pein,
Und hielt es sich für keine kleine Schande,
Den Bauern gleich, gesund und stark zu seyn.
Er klagte jüngst dem Leibarzt, dem er zollte,
Ihn quäle stets, er wisse selbst nicht was:
Nur wiſs' er wohl, daſs ihn nicht Hippocras,
Nicht Chokolad' und Gallert heilen wollte.

Wie ist Ihr Schlaf? hört man den Doctor fragen.
„Acht Stunden lang." Noch fehlt die Agrypnie.*)
Sie essen? „Stark, ja bey kaum leerem Magen."
Das nennen wir, auf Griechisch, Bulimie.**)
Ach, freylich ist der Menschen kurzes Leben
Mit Noth beschwert, wie Avicenna spricht.
Der Fraſs! der Schlaf! allein Sie sorgen nicht:
In kurzer Zeit will ich schon beydes heben.

---

*) Schlaflosigkeit. **) Freſskrankheit.

Der Kukuk und die Lerche.

Den Kukuk fragt die Lerche:
„Wie kömmt es, sage mir,
Daſs die gereisten Störche
Nicht schlauer sind, als wir?" —
„„Sie sollen uns beweisen,""
Erwiedert er, und lacht,
„„Daſs nicht das viele Reisen
Die Dummen klüger macht.""

Die Eulen.

Der Uhu, der Kauz und zwo Eulen
Beklagten erbärmlich ihr Leid:
Wir singen; doch heiſst es, wir heulen:
So grausam belügt uns der Neid.
Wir hören der Nachtigall Proben,
Und weichen an Stimme nicht ihr.
Wir selber, wir müssen uns loben:
Es lobt uns ja Keiner, als wir.

Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant,
Und verscharrt' ihn in den Sand.

Möchte doch, mich zu erfreu'n,
Sprach es, dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen seyn!

Unglücksel'ger Ueberfluſs,
Wo der nöthige Genuſs
Unsern Schätzen fehlen muſs!

Der Räuber und der Esel.

Zween Räuber zankten sich
Des gestohlnen Esels wegen,
Und von Worten kam's zu Schlägen;
Beyde fochten ritterlich.

Als nun jeder in dem Streite
Seinen Feind auf's schärfſte trieb;
Nahte sich ein klügrer Dieb
Und entging mit ihrer Beute.

Diesem Esel gleicht ein Staat,
Der den Räuber der Provinzen,
Zweenen neuverbundnen Prinzen,
Zeitig sich ergeben hat.

Beyde zanken sich oft müde.
Weil die Herrschsucht trotzig ist;
Doch ein Dritter stillt den Zwist,
Nimmt das Land und machet Friede.

Der Fuchs ohne Schwanz.

Reinike verwirrte sich
In die ihm gelegten Stricke;
Und, wiewohl er selbst entwich,
Lieſs er doch den Schwanz zurücke.

Um nicht lächerlich zu seyn,
Predigt' er den Füchsen ein,
Auch den ihren abzulegen.
Seine Hörer zu bewegen
Sprach er, als ein Cicero:
Erstlich will's der Wohlstand so,
Um sich zierlicher zu regen:
Denn man trabt damit zu schwer
Und zu unbequem einher.
Zweytens macht ein Schweif zu kenntlich.
Drittens hält er in dem Lauf
Oft den schnellsten Brandfuchs auf.
Viertens riecht er Vielen schändlich.
Stumpfer Redner! schweige du,
Rief ein alter Fuchs ihm zu;
Was du lehrest, wird verlachet.
Nur der Neid ist, was dich quält,
Der den Vorzug, der dir fehlt,
Andern gern zuwider machet.

Der Löwe und die Mücke.

Ein kluger Heiliger, selbst Augustinus, spricht:
„Dem Sonnenkörper ist die Fliege vorzuziehen;
Denn ihr, nicht jenem, ward ein Lebensgeist verliehen."
Vielleicht ist dieses wahr; ich aber glaub' es nicht.
Doch denk' ich keinen Ruhm den Fliegen abzusprechen;
Die Fliegen wissen sich zu rächen:
Auch Mücken fehlt es nicht an Keckheit, noch an Macht.
Wer ist der Heldin zu vergleichen,
Die jenes starke Thier auf's äusserste gebracht,
Dem alle Thiere zitternd weichen?

Der Thiere Regiment in Monomotapa *)
War durch Gewalt und Recht dem Löwen zugefallen,

---

*) Ein Königreich in Afrika.

Der sich, Monarchen gleich, von schüchternen Vasallen
Geſchmeichelt und gefürchtet sah.

Dort heiſst ein schwarzer Fürst das Wunder seiner Zeit,
Hat nur sein Heldenmuth viel Böses unterlassen;
Den Löwen nannten auch noch ungelähmte Sassen
Das Muster seltner Gütigkeit.

Das Lob nährt seinen Stolz, so wie sein Grimm die Noth.
Mit beyden durfte nur die kühne Mücke scherzen,
Die ihm aus edlem Haſs, mit freyheitvollem Herzen,
Des scharfen Stachels Spitze bot.

Der Angriff wird gewagt; sie selber bläst zur Schlacht;
Sie säumt nicht, an den Feind sich peinlich fest zu saugen,
Und hat den König bald um Rachen, Maul und Augen
Mit tausend Schmerzen wund gemacht.

Er tobet, schnaubt und schäumt; die Thiere bergen sich;
Die tapfersten entflieh'n den majestät'schen Klauen.
Er brüllt: der Hügel bebt; das allgemeine Grauen
Vermehrt ein jeder Mückenstich.

Was will der Stärkre thun? Der Schwächre gibt nicht nach;
Der Löwe sucht umsonst die Mücke zu erreichen,
Und wird, nach langem Streit, nach miſsgelungnen Streichen,
Ermüdet und an Kräften schwach.

Sie putzt ihr Panzerhemd, die Schuppen um den Leib,
Und ihren Federbusch, läſst beyde Flügel klingen,
Zieht alle Schwerter ein, die aus dem Rüssel dringen,
Und hält sich für kein schlechtes Weib.

Nun steigt sie in die Luft, mit Sieg und Ruhm geschmückt;
Nun weiſs sie schon die Kunst, die Löwen zu besiegen:
Bald aber sieht man sie in ein Gewebe fliegen,
Darin die Spinne sie erstickt.

* * *

Aus beyder Sicherheit wird deutlich wahrgenommen,
Daſs oft der schwächste Feind den kühnsten Helden schlägt.
Wie mancher Waghals ist im Zufall umgekommen;
Den weder Sturm noch Schlacht erlegt!

Das Schäfchen und der Dornstrauch.

Ein Schäfchen kroch in dicke Hecken,
Dem rauhen Regen zu entgehn.
Hier konnt' es freylich trocken stehn;
Allein die Wolle blieb ihm stecken.

* * *

Beglückt ist, den dies Schaf belehrt.
Bethörte Hadrer, laſst euch rathen.
Vertraut die Wolle nicht den scharfen Advokaten:
Oft ist, was ihr gewinnt, nicht halb der Kosten
werth.

Susanna,

nach Veranlassung zweyer Sinngedichte des Priors und Cobbs.

Susannens Keuschheit wird von allen hochgepriesen:
Das junge Weib, das jeder artig fand,
That beyden Greisen Widerstand,
Und hat sich keinem hold erwiesen.
Ich lobe was wir von ihr lesen;
Doch räumen alle Kenner ein:
Das Wunder würde gröſser seyn,
Wenn beyde Buhler jung gewesen.

Wilhelmine.

Sie lebt' und liebt', und nun ist sie dahin,
Die Flüchtigste der Wilhelminen.
An Witz, an Lust, an freyem Sinn
Glich sie den Ninons, wie den Phrynen.
Ihr war genug, als Schäferin,
Der Kenner Neigung zu verdienen,
Und sie beneidete sonst keine Königin,
Als dich, du Königin der Bienen.

An einen Freund.

Der ist nicht klug, der vieles wagt,
Geringen Vortheil zu erwischen.
Dies heiſset, wie August gesagt,
Mit einer güldnen Angel fischen.

Auf ein gewiſſes Lobgedicht.

Mich nennt der durſtige Hirkan
Recht dichteriſch den Dichterſchwan,
Den Phöbus ſich erkieſt.
Durch ihn werd' ich ſo ſtolz gemacht,
Als wenn mir eine Metze lacht
Und mich ein Jude grüſst.

Hilar an Narciſs.

O ſtelle dich, Narciſs, doch morgen bey mir ein,
Mein groſser Spiegel ſoll für dich zu Hauſe ſeyn.

Dat veniam corvis, vexat censura columbas.

Der schwarzen Locken Glanz wird, fast ohn' Unterschied,
Bey dir der Schönen Rang entscheiden.
Auf Blonde stichelst du. Mich däucht, du gehst zu weit!
Sey klüger, Freund, und halt's mit beyden.

Gastereyen.

Die Wissenschaft, ein Gastmahl anzustellen,
Wo zwanzig sich, als wie durch's Loos, gesellen,
Geliebte Stadt! die war dir längst bekannt:
Allein, die Kunst, drey, die von gleichen Sitten
Und Herzen sind, auf Ein Gericht zu bitten,

Die fremde Kunst wird Reichen nie genannt.
Der einen kann es nicht an Schmeicheleyen fehlen;
Die andre wird mit Sorgfalt Freunde wählen.
O stolzes Geld, ach hättest du Verstand!

Für viele groſse Folianten.

Der ungeheu'rste Foliant
Hat, wie der dickste Kerl, zuweilen auch Verstand.
Nicht seiner Bildung muſs man spotten:
Steckt Ambra nicht in Cachelotten?

Auf den Gothilas.

Der stolze Gothilas, ein neugedruckter Dichter,
Ein Geist von starker Zeugungskraft,
Fand seiner Einsicht nach, den Glauben fehlerhaft,
Und ward des Christenthums unbärt'ger Winkelrichter.
Er quälte sein Gehirn, die Werkstatt früher List,
Dir, o Spinoza, nachzuäffen;
Als ein unsterblicher Deist,
Der kleinen Ketzer Schwarm dereinst zu übertreffen.
Dies Klügeln ward sein liebster Zeitvertreib;
Doch, da er lange g'nug dem Himmel Hohn gesprochen,
Erzürnt der Himmel sich, und spricht im Zorne: schreib'!
Er schreibt: man pfeift ihn aus; der Himmel wird gerochen.

Grabschrift des Neodars.

Neodar, seiner Freunde Plage,
Ruht hier, und hört zu fragen auf.
Das Fragen war sein Lebenslauf,
Und er verschied in einer Frage.
Du fragst bey diesem Leichenstein:
Ward er durch Fragen klug? Ach nein!

Mascar.

Alcinous speist so nicht beym Homer,
Als Mascar thut, den Freund und Feind benagen.
Doch über etwas will man klagen:
Kein Inquisitor forscht so sehr;
So viele Bissen, so viel Fragen:
Man geht zum Schmaus', und kömmt dort zum Verhör.

Auf gewisse Ausleger der Alten.

Beklagt des Grüblers trocknen Fleiſs,
Der in der Alten besten Werken
Nur eine Lesart zu bemerken,
Nur Wörter auszusichten weiſs.
Ihr Geist, Geschmack und Unterricht
Befruchtet seine Seele nicht,
Sie mag sich noch so weise dünken:
Und, nützt der klügern Welt sein Buch,
So gleicht er denen, die, zum Fluch,
Den Wein zwar keltern, doch nicht trinken.

Wernicke.

Wer hat nachdenklicher den scharfen Witz erreicht,
Und früher aufgehört, durch Wortspiel' uns zu äffen?
An Sprach' und Wohllaut ist er leicht,
An Geist sehr schwer, zu übertreffen.

Die Einsichtvollen.

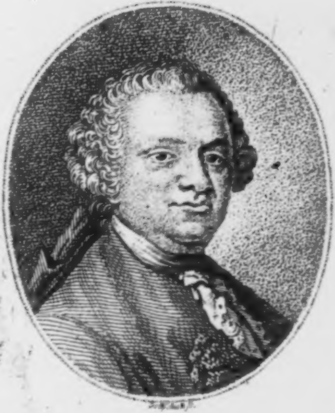
Es gibt ein Volk, das immer lernen sollte,
Und immer lehrt.
Das ist das Volk, das man nie hören wollte,
Und täglich hört.

In einer schweren, oft schmerzhaften Krankheit.

Mein Auge füllt sich leicht mit freundschaftlichen Zähren:
Itzt flöſset mir die Dauer eigner Pein
Die Thräne der Betrübniſs ein.
Die Weisheit wird sie nicht verwehren:
Es ist erlaubt, sein eigner Freund zu seyn.

Wohlthaten.

Wer übertrifft den, der sich mild erzeigt?
Der seltne Freund, der es zugleich verschweigt.



G. W. RABENER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Neunzehntes Bändchen.

Rabener's Satyren.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Biographie des Verfassers.

Zu Wachau, einem Dorfe bey Leipzig, welches durch die groſse Völkerschlacht des Jahrs 1813 so berühmt worden ist, wurde Rabener am 17. Sept. 1714 geboren. Sein Vater war damals Besitzer des dasigen Ritterguts, und der junge Rabener wurde bis in's 14te Jahr von Hauslehrern unterrichtet. Im J. 1728 kam er auf die Landschule nach Meissen, wo damals sein Groſsvater als Rector stand. Hier schon knüpfte er mit Gellert und Gärtner den Bund der zärtlichsten Freundschaft, und erwarb sich schnell die nöthigen Universitätsvorkenntnisse. Mit ihnen ausgestattet, bezog er im J. 1734 die Universität Leipzig. Da widmete er sich mit Fleiſs und Erfolge dem Studium der Rechte und des Steuerwesens. Schon in frühern Jahren hatte er die schönen Wissenschaften lieb gewonnen, und seine Zuneigung wuchs mit den Jahren. Seltner Geschmack, lebhafter Witz, vorleuchtender Verstand machten ihn bald bemerkbar; alle Gebildeten suchten seine Freundschaft, oder seinen Umgang. Als Schriftsteller trat er zuerst im J. 1741 auf, wo er anfing, Beyträge zu Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes zu liefern; er blieb an dieser Zeitschrift bis zum Jahr 1744 thätiger Mitarbeiter. In allen seinen Beyträgen waren lebhafter Witz und launigte Erfindung unverkennbar. In der Folge gesellte er sich zu den Herausgebern der Bremischen Beyträge.

Schon im Jahr 1741 war Rabener zum Steuerrevisor des Leipziger Kreises ernannt worden. Er stand diesem so beschwerlichen Amte mit eben so groſser Rechtschaffenheit als mit Eifer vor; aber dem ungeachtet lieſs er dadurch sich nicht abhalten, seine Erholungsaugenblicke den Musen zu widmen. Er selbst gesteht, seine Satyren alle auf seinen Expeditionen gemacht zu haben. Zu seinen Erholungen gehörte auch der Umgang mit seinen lieben Freunden zu Leipzig. Zu diesen

Vertrauten seines Herzens gehörte seit dem Jahr 1740 auch Weise. In dieser Zeitperiode schrieb er die gelungenste seiner Schriften, die Satyrischen Briefe. Im Jahr 1753 berief man ihn als ersten Steuersecretär in's Obersteuer-Collegium nach Dresden. Die Trennung von seinen Leipziger Freunden war ihm zwar schmerzhaft, aber in Dresden bewies man ihm so viele Aufmerksamkeit und Hochschätzung, daſs er bald seine neue Lage behaglich fand. Er fuhr fort, alle Nebenstunden zu literarischen Beschäftigungen zu benutzen, und lieſs im Jahr 1755 den 4ten Theil seiner Satyren erscheinen. Dies sollte, seiner Erklärung nach, der letzte seyn; und vergebens wendeten das Publikum und seine Freunde alle Künste der Ueberredung an, diesen Vorsatz wankend zu machen. Indessen fuhr er fort, an einigen Aufsätzen zu arbeiten, welche nach seinem Tode herauskommen sollten; aber bey Dresdens Belagerung im Jahr 1760 und dem dadurch entstandenen Brande, wurden alle seine Handschriften, sein Haus, seine Habseligkeiten, ein Raub der Flamme. Blos sein Witz und seine Laune waren ihm übrig geblieben. Der Friede brachte ihm erhöhte Heiterkeit, neue Arbeiten und neue Belohnungen seines Fürsten.

Er wurde Steuerrath; allein die dadurch stark vermehrten Arbeiten brachten ihn von literarischen Beschäftigungen immer mehr zurück. Alles, was die Aufmunterungen seiner Freunde vermochten, war der Entschluſs, die Briefe zu sammeln, die Weise in der Folge herausgab, und welche als der fünfte Theil seiner satyrischen Schriften anzusehen sind. Vielleicht hatten zu groſse Arbeitsanstrengungen seiner Gesundheit geschadet; sie fing jetzt an, zu wanken; ja im Jahr 1767 bekam er einen Anfall vom Schlage. Im Jahr 1768 ging er nach Carlsbad, allein die erwartete Wiederherstellung seiner Gesundheit erfolgte nicht, wohl aber im folgenden Jahre ein härterer Anfall vom Schlage. Seitdem erholte er sich nie wieder; seine Kräfte und mit ihnen sein Witz und seine Heiterkeit, waren verschwunden. Endlich, am 22sten März 1771, überfiel ihn ein Stickfluſs, der ihn im 57sten Jahre seines Alters tödtete. Deutschland verlor an ihm einen der vorzüglichsten Schriftsteller, sein Vaterland einen warmen Patrioten; seinen Freunden wurde der rechtschaffenste, edelste Freund entrissen.

Rabener wurde bald nach seinem ersten Erscheinen in der Schriftstellerwelt, gleich seinem Freunde und Zeitgenossen Gellert, der Liebling des deutschen Publikums. Seine Satyren wurden eben so häufig gelesen, als die Fabeln Gellerts. Beyde Schriftsteller erwarben sich das Verdienst, den Geschmack und die Sitten ihrer Zeitgenossen veredelt zu haben. Rabeners reicher und ächter Witz, sein ungemein scharfer und feiner Beobachtungsgeist, seine von aller Bitterkeit geschiedene Laune, seine leichte, anziehende Darstellungsgabe und die

Korrektheit seiner Schreibart, machten ihn als Schriftsteller der allgemeinen Verehrung werth. Manche seiner Satyren hatten freylich nur temporelle Beziehungen; die mehresten aber werden interessant und treffend für die spätesten Zeiten bleiben. Hieher gehören seine Satyrischen Briefe, dem gröſsern Theile nach, das Swiftsche Testament, das deutsche Wörterbuch, die Chronik von Querlequitsch, Klimens Todtenliste und die Sprüchwörter des Pansa. Diese Stücke sind es auch, welche den Inhalt unserer Auswahl bilden.

Uebrigens erschien die erste Ausgabe von Rabeners Satyren in den Jahren 1751, 1752, 1755 in 4 Theilen; und bis zum Jahr 1772, wo die neueste Originalausgabe in 6 Bänden an's Licht trat, wurden dieselben wohl zehnmal aufgelegt, und auch an mehrern Orten nachgedruckt. Bereits im Jahr 1754 erschien eine mittelmäſsige französische Uebersetzung derselben; besser trug auch Huber einige der Rabenerischen Satyren in's Französische über, und eine noch neuere französische Uebersetzung erschien (in 4 Bänden) im Jahr 1776. Die Satyrischen Briefe fanden im Jahr 1757 auch einen englischen Uebersetzer, der aber sein Handwerk schlecht verstand, desto besser fiel die Uebersetzung in's Holländische der sämmtlichen Satyren (in 4 Bänden) aus. — Ausführlichere Nachrichten über Rabeners Leben befinden sich in dem 6ten

Bande seiner Satyren (von Weise), in Leonh. Meister's Charakteristik deutscher Dichter, (II. 141 — 161) — in Baurs Lebensgemälden etc. I. 99 — 125, und in mehrern Schriften dieser Art.

Inhalt.

Seite

Einen Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch 1

Eine Todtenliste von Nicolaus Klimen . 25

Versuch eines deutschen Wörterbuchs . 63

Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen 103

Einige von Sancho Pansa's Sprüchwörtern. 149

Einige der satyrischen Briefe 189

* * *

Ein Auszug
aus der
Chronik des Dörfleins Querlequitsch,
an der Elbe gelegen. *)

Geneigter Leser!

Du wirst mir nicht zumuthen, daſs ich dir sagen soll, wie ich zu dem Manuscripte gekommen sey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich spräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden, so würdest du es vielleicht, als ein schätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchlesen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es

---

*) *S. Bel. des Verst. und Witzes, Aprilm. 1742.*

gehörte in eine Bibliothek, und weil ich ein Gelehrter bin, so würdest du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein ich bin nicht gesonnen, dir eine Unwahrheit vorzusagen; du sollst aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daſs ich dir ein Werk mittheile, welches allen Gerichtsschreibern zur Vorschrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den eigentlichen Verfasser dieser Chronik, und die Zeit, wann sie geschrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte steht anstatt des Namens ein N., welches der Verfasser sonder Zweifel um deswillen gethan hat, daſs er den Leser neugierig machte, und desto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin: es habe es ein ehemaliger Pfarrer daselbst geschrieben. Ob ich recht habe, wirst du aus denen Umständen urtheilen, die in dem Auszuge selbst vorkommen. Wann aber dieser Pfarrer gelebt, und die historischen Nachrichten gesammelt hat, solches ist noch ungewisser. Ich vermuthe, daſs es kurz nach des Kanzlers Crells Tode geschehen sey; ich will aber niemanden meine Meynung aufdringen.

Das Werk selbst ist von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabet stark. Die Schrift ist sehr klein und unleserlich, auch hin und wieder, ich weiſs nicht, aus was für Ursachen, Platz gelassen worden. Der Auszug, den ich geben will, soll desto kürzer seyn, und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen sich diejenigen belustigen, welche in Ergänzung verstümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet sind.

Gleich durch den ersten Anblick des Buchs wird man überführt, daſs der Verfasser von einem besondern Geschmacke, und kein abgesagter Feind seiner Verdienste müsse gewesen seyn. Man findet daselbst ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künstlich, doch ziemlich deutlich gerathen ist. Es stellt die fliegende Fama vor, die zwo recht dicke Backen und eine Trompete kennbar machen. An dieser hängt ein Tuch, worinnen man eine menschliche Figur mit einer runden Mütze, einem Ueberschlägelchen, und einem altväterischen Kleide erblickt. Es ist eine Umschrift dabey, von der ich aber nichts, als die beyden ersten Buchstaben errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich glaube, Pastor loci, heiſsen, wiewohl sie auch Poeta laureatus heiſsen könnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zusammengekrümmte Schlange, und noch etwas faſst, das vermuthlich ein Lorbeerkranz seyn soll. Unten fesselt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchstaben gegraben sind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, so zielen diese auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Dabev stehen sehr viele Leute, welche mit Verwunderung und aufgehabenen Händen nach dem Bilde sehen. Sie sind alle sehr undeutlich gemahlt, bis auf einen einzigen, den ich für den Schulmeister des Dorfs halte, weil er das Maul schrecklich aufſperrt. Die Aussicht stellt eine Landschaft, und darinnen das Dorf Querlequitsch vor, über dem ein offnes Buch schwebt, das sonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronik selbst bedeuten soll. Ich finde diese Worte darinnen: Nil sine me. Dem Bilde gegen über ist ein Blatt leer gelassen, auf welchem steht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber seine Erfindung selbst nicht verstanden hat, oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden ist, das weiſs ich nicht.

In Beschreibung dieses Bildes bin ich um deswillen weitläuftig gewesen, damit man das Alterthum des Buchs daraus abnehmen könne: denn heutiges Tages, und schon seit vielen Jahren, sind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und so weitläuftig ist, daſs man ihn, ohne eine rechte gesunde Lunge zu haben, in einem Athem nicht durchlesen kann. Ich will ihn ganz her setzen: „Hell geblasene Kriegstrompete und Friedensposaune! „Das ist: eine kurze gefaſste Chronike des „weit berühmten Dörfleins Querlequitsch an „der Elbe, worinnen dessen beliebte, aber „zuweilen betrübte, Geschichte, von den älte„sten, mittlern und neuern Zeiten, aus zu„verläſsigen Nachrichten, alter Leute Munde, „und andern Urkunden genommen, zugleich „auch die darinnen einschlagende Geschichte „der assyrischen, persischen, griechischen und „römischen Monarchien, nebst denen merk„würdigen Veränderungen der Kaiserthümer, „Fürstenthümer und Reiche, Leben und Tha„ten der Päbste, Kaiser, Könige, Fürsten etc. „nebst ihren guten und bösen Eigenschaften, „vorgetragen, die unergründlichen Wunder

„der Natur an Sonne, Mond und Sternen,
„ingleichen an Pflanzen, Bäumen, kriechenden
„und fliegenden Thieren, sowohl auf der
„Erde, als im Wasser, auch was sonsten lebet,
„webet und Odem hat, lehrreich beygebracht,
„und dadurch die verderblichen, abscheulichen
„und verteufelten Meynungen der
„Socinianer, Arianer, Pelagianer, Manichäer,
„Wiedertäufer, Molinisten, Syncretisten, Atheisten,
„Indifferentisten, und aller Ketzer, die
„sich in Isten endigen, heftig und kräftig
„widerlegt, zur Warnung und Vermahnung,
„besonders aber zum Troste des christlichen
„Häufleins in Querlequitsch, mit beliebter
„Kürze, und eilfertiger Feder entworfen
„durch N.“

Auf der 1. Seite steht die Zueignungsschrift an seinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeistern in Merane, und des löblichen Schneiderhandwerks daselbst Oberältesten. Er weiset darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er seinem Herrn Schwiegervater durch viele lateinische Stellen gewiesen hat, wer Cicero gewesen sey, so fragt er ihn und die ganze Bürgerschaft, ob Herr Klunker nicht ein anderer Cicero sey? Er beweist es durch Exempel, und unter andern daraus, daſs er den Stadtschreiber daselbst, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt; so daſs man billig ausrufen können: excessit! evasit! erupit!

Auf der 5. Seite schreitet er näher zu seinem Vorhaben, und führet die Ursachen an, die ihn bewogen haben, zu schreiben. Er erzählt dieselben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigste, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen seiner Freunde, Gönner und Vorgesetzten mit gutem Gewissen nicht länger widerstehen, und lieber der gelehrten Welt dieses Buch mittheilen, als Anlaſs zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9 bis zur 12. Seite weiset er die Einrichtung des ganzen Werks.

Auf der 13. Seite aber dessen groſsen Nuzzen, und

Von 15. bis 19. erklärt er sich auf sechs Seiten, daſs er wegen seiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen, und diese Zueignungsschrift schlieſsen müssen, worauf auf der 20. und 21. Seite ein herzlicher Seufzer folgt.

Auf der 22. Seite stehen diese Worte: Ungeheuchelte Lobschriften und schuldige Ehrendenkmale auf den T. T. Herrn Herrn N... Verfassern der Chronike des Dörfleins Querlequitsch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N. solche vermuthlich nicht erlebt, weil bis p. 40. leere Seiten in dem Manuscripte sind.

Auf der 40. Seite fängt sich endlich die Chronike selbst mit groſsen Buchstaben Q. D. B. V. an.

Gott aber schuf nur ein Männlein und ein Fräulein, sind seine ersten Worte, und er weist sodann, wie wunderbar, durch so viele Jahrhunderte, Länder und Orte, sich das menschliche Geschlecht fortgepflanzet, so daſs anizt nur allein in Querlequitsch neun und achtzig vernünftige Seelen zu finden wären; wobey er wünscht, daſs sie möchten für Krieg, Pest und theurer Zeit behütet werden, welches sie zwar mit ihren Sünden wohl verdient hätten.

Auf der 46. S. geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tausend Jahren in Querlequitsch ausgesehen habe? Er ist der Meynung, daſs die dasige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnt gewesen, und vielleicht an dem Orte, wo anizt die Kanzel stehe, nichts als Rohrdommeln in der Wüsten gehört worden sind. Hierauf legt er seine ganze Gelehrsamkeit aus, und redet von einem Cherusker-Fürsten Arminius, von den Hermunduren und Mysen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblaſst, wenn er an den Attila gedenkt, und bewundert das Schicksal, welches die Vandalen aus dem kalten Norden in das heiſse Italien geworfen, um die schönen Künste und Wissenschaften zu zerstören. Er besinnt sich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche diesen Namen von den langen Bärten herleiten.

Auf der 59. S. kömmt er wieder zu sich selbst, und erinnert, er hätte um deswillen in seiner Erzählung ausgeschweift, weil er beweisen wollen, wer ihre Vorfahren in dasiger Gegend gewesen wären. Die ganze Sache aber hält er für ungewiſs, und will lieber gar nichts, als etwas Zweifelhaftes, sagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müsse, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beseufzt den verderblichen Hussitenkrieg, in welchem vermuthlich die schönsten Urkunden von diesem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführt worden wären. Bey dieser Gelegenheit fällt ihm ein, daſs Huſs eine Gans heiſse, und lacht recht herzlich über die sanctam simplicitatem des Bauers, welcher in Costnitz ein Bündel Holz zum Scheiterhaufen getragen, diesen theuren Märtyrer zu quälen.

Auf der 66. S. will er, um mit Ehren und unbeflecktem Gewissen aus diesem Krame zu kommen, einem Jeden hierinnen seine Meynung lassen. Genug, spricht er, daſs wir müssen Vorfahren gehabt haben; denn wo ein effectus ist, da ist auch eine causa atqui, schlieſst er weiter: ich und alle Bauern im Dorfe sind ein effectus, ergo müssen wir eine causam gehabt haben, und diese sind eben unsre Vorfahren, welche ich im Vorhergehenden so mühsam suchte. Durch eine ausführliche Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieser Schluſs sey, und verwünscht den Aristoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch seine Sophisterey die ganze Welt mit Blindheit geschlagen habe. Am Rande stehen die Worte: O Vernunft! wie schädlich bist du! Die Dinte ist aber ganz frisch, und die Züge sind nach der heutigen Art: daher ich vermuthe, diese Randglosse müsse nur etwa vor zwanzig Jahren gemacht seyn.

Auf der 68 S dankt er dem Himmel mit einem inbrünstigen Ach! daſs er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus diesem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu setzen. Er beschreibt sodann mit ziemlicher Deutlichkeit die Lage, den Umfang, Gröſse, Zäune, Graben und Eintheilung der Gassen des Dörfleins Querlequitsch, welches ich aber alles unberührt lasse, weil der Ort Jedermann bekannt, und noch auf diese Stunde dessen äusserliche Beschaffenheit unverändert ist.

Auf der 80 S. besinnt er sich, daſs er in Eil vergessen habe, zu sagen, wo der Name Querlequitsch her stamme. Er hat aber so einen löblichen Abscheu vor alten Untersuchungen bekommen, daſs er sich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin: es sey, wegen seiner anmuthigen Lage, in dem Pabstthume querelarumquies genannt worden. Es kömmt ihm dieses höchst wahrscheinlich vor, weil man nur die Buchstaben e und arum wegwerfen, und ies in itsch verwandeln dürfe. Er beweist dieses auch nachdrücklich, indem er sagt, man müsse keine gesunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einsehen wolle.

Auf der 81. S. wird gehandelt von des Dörfleins Querlequitsch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtsamen, Gerichten und Privilegien. Des gestrengen Junkers Rittersitz wird zuerst vorgenommen. Es ist keine Mauer, keine Stube, kein Fenster, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach seiner Länge und Breite beschreibt; ja den Einfältigen zum Besten hat er sogar einige Risse, nebst dem Maaſsstabe beygefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchlesen. Doch darf ihm dieses nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als was unsre Chronikenschreiber mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdeckt er eine alte steinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders ist, als eine Verzierung von Laubwerk; er will es aber für ein hochadeliches Wappen ansehen, woraus er verschiedene Verbindungen des gestrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Ansprüche auf sechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängnisse dienen muſs, hält er für besonders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrekken der Widerspenstigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvoigt aber sacerdotem justitiae, und zeigt bey dieser guten Gelegenheit den gegründeten Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Arme.

Das Gemeindehaus kann er mit Stillschweigen nicht übergehen. Er macht eine beynahe eben so lebhafte Abbildung davon, als von dem Rittersitze, über die dabey stehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zusammen kommen, bezeugt er eine herzliche Freude, weil sie ihn auf die Geschichte der alten abgöttischen Linden, und die Gewohnheit, unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt diese Materie mit vieler Belesenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften gesehen, welche es ihm nicht gleich thun.

Auf der 140. S. folgen die geistlichen Hauptgebäude. Sie bestehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber macht er eine lange Erzählung, und die Bilder sind auch nicht gespart. Ich will dem geneigten Leser mit einem Auszuge davon nicht beschwerlich fallen. Einige Umstände aber kann ich nicht unberührt lassen.

Wie lange die Kirche gestanden habe, weiſs er eigentlich nicht: wohl aber, daſs sie schon im Pabstthume gewesen. Die Geschichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrscheinlich vor, daſs Seckendorf sich dieses Manuscripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkessel, welcher noch in der Kirche eingemauert ist, kann er ohne Thränen niemals ansehen, und er hält solches für etwas, das zum papistischen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten und einträglichen Beichtstuhl aber nennt er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bey einem vorgehabten Kirchenbaue hat sich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfasser, als eine alte Münze, sehr hoch hält, und nicht allein einen Abriſs davon, sondern auch die Münze selbst beyfügt. Anfänglich hat er gar nicht gewuſst, was er daraus machen solle. Aber durch eine unermüdete Untersuchung, und Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roſs im Wasser, auf der andern aber eine Figur gefunden, welche beynahe als ein gekröntes Brustbild ausgesehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umschrift: vedkend. Seine Freude über diesen Fund ist ganz unaussprechlich. Er beweiſst, daſs diese Münze Carl der Groſse auf Wittekinds Taufe habe prägen lassen. Er beschreibt die ganzen Kriege der Sachsen, und ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel mit gefaltnen Händen, welcher solchen groſsen Schatz so lange erhalten, und ihn mit dieser kostbaren Münze beseliget habe. Ich schickte sie unlängst dem berühmten Herrn Professor Köhler zu, um seine Meynung darüber zu vernehmen; er schrieb mir aber, es sey nichts anders, als ein alter verrosteter Deckel von einer Mithridatbüchse.

Er rühmt ferner den schönen Büchervorrath, womit die Sacristey ausgeziert sey, welche er deswegen armamentarium sacrum nennet, und versichert, es wären so viele praktische Bücher, Sterne und Kerne, und andre biblische Rüstzeuge darinnen, daſs man sich binnen einer halben Stunde mit einer trostreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bey der Kirche angemachte Halseisen soll ein untrügliches Merkmal guter Polizeyordnung seyn. Er wünscht, daſs alle diejenigen daran geschlossen würden, welche sich nicht schämten, ihrem Pfarrer, anstatt des guten Decems, Wicken und Trespe zu geben, da ihnen doch dieser das Wort Gottes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierstube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojanische Pferd. Aus diesem, spricht er, wären so viel tapfere Helden gestiegen, welche das hochmüthige Troja in die Asche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das stolze Babel bestürmte.

Doctor Luthers Hauptpostille nennt er sein Palladium, dessen ganze Geschichte er aus dem Alterthume hervorsuchet.

Von der 203. bis 279. S. ist das Geschlechtsregister der gestrengen Junkern von N. Erb-Lehn- und Gerichts-Herren auf Querlequitsch. Ich will nur einige davon anführen, und mich so viel möglich, seiner eignen Worte bedienen.

Hans von N. ward geboren 1409, und lebte fünf und sechzig Jahr. Man weiſs von ihm gar nichts weiter, als daſs er einen sehr dicken Bauch gehabt hat.

Hans Ulrich von N. des vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unsäglich liebte. Als der Hund starb, schickte er dem Pfarrer eben so viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn gestorben wäre. Er mag ein löblicher Herr gewesen seyn.

Georg von N. aſs, trank, und vermählte sich dreymal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber spinnefeind. Er wollte nicht leiden, daſs ihm dieser auf der Kanzel die derbe Wahrheit sagte, da es doch an einem so privilegirten Orte geschah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe gespeist, dieser Georg aber brachte es ab. Er war ein rechter Atheiste, ohne Gottesfurcht und Gewissen, und wie er lebte, so starb er auch; denn er fiel vom Pferde, und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf seinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, daſs es nicht anders gewesen sey, als wenn sich die Katzen gebissen hätten. Er starb ohne Kinder, und das Gut fiel an seinen Vetter Casimir von N.

Von der 280. bis 336. S. sind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daselbst beschrieben. Es ist dieses mehr ein Zusammenhang vieler Lobschriften, als eine historische Erzählung; und wie dergleichen besondre, und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, den meisten aber ekelhaft sind: So ist auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu läugnen, das derjenige schlechterdings Pfarrer in Querlequitsch seyn muſs, der ein Vergnügen daran finden soll. Ich will also die Geduld meines Lesers nicht miſsbrauchen, und nur etwas weniges daraus anführen.

M. **Heinrich Quad**, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal, und starb. Er hat ein Buch geschrieben, welches den Titul führt: Προς ἑαυτον, oder wohlgemeynter Unterricht, für die einfältigen Pfarrherren, wie sie sich auf der Kanzel züchtig geberden sollen. Mit Holzschnitten.

George Voigt, verstand das Hauswesen vortrefflich, und predigte ziemlich.

M. **Curz Hauzius**. Er war ein starker Zelote. Er ward allemal braun im Gesichte, wenn er an den Pabst gedachte, und hat sechs und fünfzig neue Ketzer gemacht. Er lebte in groſser Uneinigkeit mit seinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdruſs mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingstbier hat er sich sehr ereifert, woran er auch starb.

M. **Heinrich Bockstaudius** sollte des Kanzlers **Crells** Ordonnanz unterschreiben, dessen er sich weigerte und des Amts entsetzt ward. Der Herr Autor sieht diesen Umstand für merkwürdig an, weil er glaubt, dieser sey der einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas schreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und sind alsdann einige Blätter leer gelassen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daſs gegenwärtige Chronik nach Crells Tode geschrieben sey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig nahmhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er heiſst ihn Gall Veidt den Groſsen. Es kam mir anfangs lächerlich vor, daſs er einem Schulmeister diesen prächtigen Beynamen gibt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich schreiben und lesen können, die Kinder fleiſsig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glokken wohl geläutet, eine gute Passion singen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtschaffenen Schulmeister gebührt. Mithin sey er zwar kein groſser Held, aber doch ein groſser Schulmeister gewesen.

Auf der 336. S. findet man verschiedene gesammelte Nachrichten von gelehrten Querlequitschern, unter denen etwa folgende die berühmtesten zu seyn scheinen.

George Greif, eines Bauers Sohn, legte sich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat als etwas besonders an ihm wahrnehmen wollen, daſs er sehr lange Finger, und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, daſs er niemals roth geworden ist.

Antonius Cunz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doctor werden, und disputirte deswegen de capillamento Ulpiani, wobey er auf dem Catheder die Wichtigkeit seines Satzes mit solcher Heftigkeit vertheidigte, daſs er sich etwas im Leibe zersprengte, und kurz darauf starb.

Balthasar Wurzel, ein Arzt und geschickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wuſste er gleich, wie sie auf griechisch hieſsen. Er erfand viele Universalmedicinen und Lebenstinkturen, starb aber in seinen besten Jahren, und vermachte der Bürgerschaft zu Zwenka bey Leipzig einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Martin Pinsel, ministerii Candidatus, war des alten Martin Pinsels, Pfarrers zu Querlequitsch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerschaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben würde, so sollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunsch ward zu allerseits Vergnügen erfüllt, und der gute Pinsel von seinem Herrn Vater zu allen guten Wissenschaften und Künsten angehalten. Er hatte aber einen schweren Kopf, eine stotternde Sprache, und ein langsames Gedächtniſs, bezeigte auch wenig Lust zum Studieren, sondern wollte schlechterdings ein Grobschmied werden. Allein die Mutter prügelte ihn so lange, bis er seinen Beruf erkannte, wobey er auch blieb, und im neun und fünfzigsten Jahre seines Alters als Informator zu Dresden sanft und selig entschlief.

Ilgen Pape, ein Meistersänger und possirlicher Mann. Er hatte sehr hohe Absätze an seinen Schuhen, und ging beständig, als wenn er im Sande wadete. Er schnaubte heftig, wenn er redete, und sang alles ab, was er sagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Ursache weinen und zittern gesehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und er sah, ohne daſs es ihm etwas schadete, in den Blitz. Er starb an der Schwulst, und schrieb: das blinde Alter, oder: Tobias, ein Trauerspiel.

Zacharias Pape, des vorigen Bruder, und auch ein Meistersänger, doch von jenem ganz unterschieden. Er schminkte sich dergestalt, daſs man niemals seine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wusch er sich in Rosenwasser, und kaute beständig Süſs-Holz. Sein Wams war mit Knöpfen von buntem Glase besetzt, und an dem Halse trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; diese hatten ihn gelehrt, wie er seine Glieder auf eine erstaunliche Weise ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zusammenziehen konnte, daſs er nicht gröſser war, als ein Igel. Er war sehr ungesund, und hatte immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte sind zusammen gedruckt unter dem Titel: Caniculares. Er schrieb ein Sinngedicht auf seine Leyer, und lachte sich darüber zu tode.

Endlich machen auf der 384. S. allerhand vermischte Merkwürdigkeiten einen erwünschten Schluſs. Die Züge sind hier in dem Manuscripte von den vorigen ganz unterschieden, und ich glaube, daſs des Verfassers Ehefrau diese Merkwürdigkeiten niedergeschrieben habe. Meine Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich; die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung ist noch itzt nicht altväterisch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von dessen Chronik man schwören sollte, daſs seine Groſsmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weiſs nicht, ob ich mich um meine Leser verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben sie sich zufrieden, wenn sie auch nicht wissen, wie oft Soldaten daselbst im Quartiere gelegen, und des gestrengen Junkers seine Feueresse gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und schmerzlichen Beyleide aller Anwesenden, den Unterrock versengt habe. Eben so erbaulich ist es, wenn man lieset, wie oftmals die Bauern in Querlequitsch mit dem Durchfalle heimgesucht worden sind. Die Geschichte von einem Pferdediebe, dessen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung, und erfolgter Strafe, machet viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit diesem Diebe sind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für sich aber sehr erbaulich. Des Schulmeisters ältester Sohn, ein Kind guter Art und groſser Hoffnung, ist Anno 1542 jämmerlich in die Mistpfütze gefallen, aber, zu gutem Glücke, ohne Schaden. Wer diese und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wissen will, dem kann ich das Original selbst zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtsinnige Gemüther aus ihrem verstockten Irrthume reiſsen, und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewisse Vorbedeutung der sechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, gesehen, sollte wohl vermögend seyn, die Hartnäckigkeit unsrer Atheisten zu beschämen. Allein mein Beruf ist nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfordert, den geneigten Leser nicht länger aufzuhalten. Ich schlieſse also mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuscripts stehen:

Exegi monumentum aere perennius:
Non omnis moriar.

Eine Todtenliste

von

Nikolaus Klimen,

Küstern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen. *)

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufſatz gefunden, welchen ich itzt meinen Lesern mittheile. Unser berühmter Klim hat ihn geschrieben; ich kenne seine Hand genau, und es wird wohl niemand zweifeln, daſs es seine eigne Arbeit sey, wenn man nur dieses bedenken will, daſs er ein Mann war, welcher auf seinen unterirdischen Reisen die Gemüther der Menschen vollkommen einsehen gelernt hatte. Als Küster beſaſs er noch eben die Fähigkeiten, durch welche

---

*) *S. Belust. des Verstandes und Witzes, im Hornung 1743.*

er sich als Kaiser in Quama ansehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf seine unterirdische Reisebeschreibung, in welcher man die deutlichsten Spuren finden wird, daſs er als ein Philosoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufsatz ist ein Verzeichniſs unterschiedner Personen, welche seit seines Küsteramts in Bergen gestorben sind. Er sagt von einer jeden seine Meynung, und die Liebe läſst uns hoffen, er werde in seinen Charakteren unpartheyisch gewesen seyn. Es wäre zu wünschen, daſs in allen Städten dergleichen Todtenlisten gehalten, und beym Schlusse des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele seiner Mitbürger nach ihrem Tode besser kennen zu lernen, als man sie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als hochedele, hochgelahrte, hochweise, ehrsame und tugendbelobte abgekündigt, welche bey ihrer Unwissenheit, bey ihrer niederträchtigen und lächerlichen Aufführung, keinen von diesen Titeln verdient haben. Es ist unbillig, daſs wir denjenigen im Grabe loben, welcher sich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliste von der Art, wie gegenwärtige ist, würden wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifle nicht, daſs unsre Bürger dadurch wenigstens eben so sehr erbaut werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten gewesen, oder unehliche Kinder geboren worden. Ich will es dem Urtheile der Leser überlassen, ob meine Hoffnung gegründet sey. Vielleicht bedauern sie mit mir, daſs gegenwärtige Liste nicht vollständig, sondern durch die Unachtsamkeit der klimischen Erben der Anfang, und vermuthlich ein groſses Stück davon verloren gegangen ist.

Bergen in Norwegen,
am $^{10}/_{21}$ des Wintermonats
1742.

B. Abelinson.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — hochmüthig,
— — — — — — — — geizig,
er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Ansehen seines langen Rocks zu danken, daſs niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an andern würden unerträglich gewesen seyn.

Gustav Trolle. Durch den Tod dieses Mannes verlor unsre Stadt mehr, als sie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe; er nahm jederzeit an dem Glücke oder Unglücke seiner Mitbürger vielen Antheil, und wünschte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur spottweise den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmale seiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich lieſs er die Häuser seiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überschatten; und wenn der Himmel seine christliche Wünsche erhört hätte, so würden alle Rathsmänner in Bergen, vom Bürgermeister an bis auf den Stadtschreiber, wenigstens Nestors Jahre erreichet haben. Bey jedem Todesfalle tauchte er seinen Kiel in bittre Salzen und herben Wermuth ein. Er schien ganz untröstbar über den Tod des Kapellans, welcher drey Vornamen hatte, und also dem Berufe unsers Dichters sehr einträglich war. Die Musen unterhielt er in beständiger Bewegung. So bald er die Feder eintunkte, so bald stunden sie alle neune auf seinem Zeddel. Sie hatten auch Ursache gehorsam zu seyn; denn es war ein sehr hitziger Mann. Wenn sie nicht gleich kamen, und ihm bey seiner sauren Arbeit vorspannten; so schimpfte er so lange auf sie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedicht auf mich, als ich zum Küster an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigstens acht Groschen werth, und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thränen durchlesen können. Bey Hochzeitgedichten war er sehr scherzhaft. Der Name des Bräutigams oder der Braut mochte noch so verwirrt klingen, so wuſste er ihn doch so lange herum zu zerren, bis er in demselben einen Gedanken fand, der sich zur Wiege schickte. Die Teutschen haben ihm die Erfindung der Leberreime zu danken, welche er, zum erstenmale an des Stadtschulzens Geburtstage, aus dem Stegreife machte, da er so trunken war, daſs er von seinem Verstande nichts wuſste. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für sechzehn Groschen schüttete er sein ganzes Herz aus. Br starb auch in groſser Armuth, und hinterlieſs nichts, als einen Lorbeerkranz und einen zerriſsnen Mantel.

Suante Stuve, verwaltete das Stadtschulzenamt zwanzig Jahre lang; seine Frau aber hatte das Directorium actorum. Diese machte auch die Abschiede, und die Parteyen muſsten in ihrer Küche gegen einander verfallen. Wer daselbst nicht erschien, der war sachfällig; wer aber den gröſsten Braten schickte, der hatte das gröſste Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu seyn, so muſsten die Parteyen würfeln; derjenige gewann den Prozeſs, der die meisten Augen warf. Der Stadtschreiber war sein Schwiegersohn, und hatte bey ihm freyen Tisch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Wunder der spielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war frühzeitig an unserm Brahe. Schon im siebenten Jahre war er klüger, als seine Aeltern und Lehrmeister; im vierzehnten verwickelte er sich in gelehrte Streitigkeiten, und schrieb kritische Anmerkungen über die philosophischen Bücher seiner Zeit, welches in Norwegen einen Lärmen machte. Er war heftig in seinen Meynungen, in seiner Schreibart spöttisch, und wenn ihn sein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgesetzt war, so schonte er keines Menschen. Auf seinen leiblichen Vater machte er Satyren. Er hatte eine so herzliche Neigung gegen sich und seine Einfälle, daſs er sich lieber würde den Staupbesen haben geben lassen, als einen artigen Gedanken auf seinem Herzen und Gewissen behalten wollen Er schrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leser schwerer zu verstehen war, als ihm zu machen. Die Prosodie war sein Leibstudium nicht, und die Grammatik für seine hohe Gelehrsamkeit zu niedrig. Im zwanzigsten Jahre spürte er eine merkliche Abnahme seines Verstandes, und ward so kindisch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe sich damals selbst gefühlt, und sein herannahendes Ende vermuthet; dieses will man aus einer Ode schlieſsen, welche er unter dem Titel eines Schwanengesangs der Nachwelt hinterlassen, und worinnen er von seiner muthwilligen Leyer Abschied genommen hat. Er starb auch wirklich kurz darauf, und hinterlieſs eine gröſse Anzahl Titel zu Büchern, die er hat schreiben wollen.

Gustav Gripp, ein Rathmann, und eine gutherzige Seele; er hat in seinem Leben nicht widersprochen, und sagte zu allem, ja. Nirgends schlief er sanfter, als auf der Rathsstube, besonders wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, sein Gutachten zu sagen; so weckte ihn sein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeister.

Hans Erichson, ein fleiſsiger Mann. Er war in Sammlung und Lesung alter Bücher unermüdet, lebte in seiner Studierstube zwey und siebenzig Jahre, und ward nach seinem Tode nicht vermiſst, weil er in seinem Leben der Welt mit nichts genutzt hat. Unter seinen Papieren hat man einen Aufſatz gefunden, welcher den Titel führt: Unumstöſslicher Beweis, daſs ein gründlich Gelehrter nicht für andre Leute, sondern nur für sich erschaffen sey.

Jugo Alricus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahrsagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er jemanden an den Puls fühlte; so war dieses ein sichres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten curirte er auf griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daſs binnen dreyen Jahren über vierhundert Leute am **Hippokrates** gestorben sind. Man kann leicht glauben, daſs die Geistlichkeit, ich, der Küster, und andre Todtengräber, diesem fleiſsigen Manne viel zu danken haben.

Christian Tywede hatte auf der hohen Schule zu Abo seine Wissenschaften erlernet, war von einem unersättlichen Hochmuthe, und doch dabey geizig, in seiner Freundschaft unbeständig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyrannisch, in allen Arten wollüstig, in seiner Religion leichtsinnig, im übrigen aber ein Philosoph.

Claeſs Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horns, und ein Enkel des berühmten gelehrten Elrich Horns. Ich nenne seine Vorfahren um deswillen, weil sein eigner Name nicht gar zu bekannt ist. Er hatte einen natürlichen Abscheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden bestunden in zehn tausend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weise Vorsehung nicht mit diesem Vorzuge begabet, so würde er seinem Vaterlande zur Last gereichet haben. Seine Berufsarbeit war diese, daſs er aus dem Bette aufstund, und sich wieder niederlegte. Er lebte neun und fünfzig Jahr; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er schlief, so hat er sein Alter nicht höher, als auf neunzehn Jahre gebracht. Man muſs ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daſs er einsah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hatte, welches nicht er, sondern seine Voraltern durch ihren Fleiſs verdient. Um deswillen betrachtete er sich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müſste. Was er zu seiner höchsten Nothdurft brauchte, das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch sein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen sollen; so würde er dieses für einen Eingriff in fremde Güter angesehen haben. Endlich starb er, und hinterlieſs seine Schätze einem Vetter, welcher unserm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zu Folge muſste ihm ein Leichenstein gesetzt werden, auf den dasjenige kommen sollte, was er in seinem Leben rühmliches gethan hatte. Es steht also weiter nichts darauf, als dieses, daſs er gestorben sey.

Nilson Scribbens. Dieser gelehrte Mann hatte eine ganz besondre Natur. Unter andern war es merkwürdig, daſs bey ihm seine Gelehrsamkeit den Sitz im Magen hatte. So bald ihn hungerte, so bald fing er auch an, Bücher zu schreiben. Aus der Gröſse seiner Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefastet hatte. Ein Tractätchen von zweyen oder dreyen Bogen war ein untrügliches Merkmal, daſs er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu essen gehabt, und wann der Hunger recht nagend war, so schrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der groſsen Theurung im J. 1689 schrieb er die Universalchronik aller Nordscheine, welche sich seit dem Tode Knuts hatten sehen lassen, in zwölf Bänden, groſs Quart, mit Figuren, nebst einer Vorrede wider die unbuſsfertigen Atheisten. Dieses gelehrte Werk fängt schon an, rar zu werden, weil es gleich in den ersten Jahren stark verbraucht worden ist.

Johann Kyle, ein Advokat und geübter Mann, welcher alle casus in terminis gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern ansehen, ob sie gerechte Sachen hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er sehr ernstlich zum Frieden, und schlug ihnen seinen Beystand schlechterdings ab; denn sie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Wessen er sich aber einmal annahm, den verlieſs er nicht, so lange derselbe noch einen Groschen im Beutel hatte. Sein gröſster Vortheil bestund im Schwören. Er war auch selbst vermögend, in einem Athem drey falsche Eide zu thun. Er verstund sich sehr wohl auf die Kunst, Zeugen zu machen.

Der Schelmen und Diebe nahm er sich recht väterlich an, und wessen Sache er vertheidigte, den redete er gewiſs vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renomist. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht so dachten, als er. Kein Gelehrter durfte sich blicken lassen, den er nicht mit der Feder in der Faust anfiel. Eigentlich hatte er sich auf nichts gelegt; aber eben um deswillen glaubte er, er sey geschickt, alles zu beurtheilen, es möchte seyn, aus welcher Disciplin es wolle. Er war aus Northolm gebürtig, und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht aus Northolm waren. Besonders in Druckfehlern hatte er eine starke Einsicht, worüber er sich oftmals sehr lustig machte. In seiner Schreibart war er so spöttisch, wie ein Bootsknecht, und konnte schimpfen wie ein Kunstrichter. Hätten ihn die unterirdischen Einwohner der Stadt Keba gehabt; so würde er auf ihrem gelehrten Kampfjagen der beste Masbakus gewesen, und wenigstens für dreyſsig tausend Ricatu verkauft worden seyn.

Ursel Sigrid. Wollte künftig jemand die Gemüthsbeschaffenheit dieser Frau beschreiben, der würde in einer Person so viel verwirrte, und einander entgegenlaufende Charaktere finden, daſs es unmöglich scheint, dieselben auseinander zu wickeln, woſern man nicht in ihrem Lebenslauſe besonders drey Zeitpunkte ſest setzt.

Der erste geht bis in ihr dreyſsigstes Jahr. Was die Ausländer galant, und wir nach unserer einfältigen Muttersprache verbult nennen, das ſand man damals in der gröſsten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daselbst zusammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer sehr strengen Abgötterey bestund. Sie lieſs sich anbeten, und schien doch unempfindlich dabey zu seyn. Man mochte sie einen Tieger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen oder donnerschwangre Wolken heiſsen, ihre Brust mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen; bey allem that sie gleichgültig. Die Seuſzer ihrer Anbether bewegten sie nicht; sie sah dieselben als einen Tribut an, welchen ihr ihre Sklaven schuldig wären, und diese hielten es schon für ein groſses Glück, wenn sie nur in ihrer Gegenwart seuſzen konnten. Viele brachte diese angenommene Sprödigkeit beynahe zur Verzweiflung. Sie schwuren, daſs sie nicht länger leben wollten, redeten von Gift und

Dolch; sie leben aber noch alle, dem Himmel sey Dank, bis auf diese Stunde frisch und gesund. Man wird an dieser Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich versichre, daſs ich in meiner Jugend selbst einer von denen gewesen bin, welche unter diesen verliebten Fesseln geschmachtet haben. Ich will glauben, daſs mir dieses Geständniſs eben nicht zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entschuldigen, wenn man bedenkt, daſs ich damals noch nicht Küster an der Kreuzkirche, sondern nur ein junger Mensch und Baccalaureus der Philosophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechischen und lateinischen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir die gewisse Zuversicht, die norwegischen Schönen würden eben so wohl mit sich reden lassen, als jene. Ich wählte bey meiner ersten Anrede an dieselbe die zärtlichste Stelle aus dem Anakreon; es schien aber nicht, als würde sie dadurch sehr gerührt. Ich strich meine Verdienste heraus, und erzählte ihr, daſs ich drey Disputationen von den Pantoffeln der alten europäischen Völker gehalten hätte; dennoch blieb sie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugnisse, welche ich zu Copenhagen, meines Fleiſses und meiner Gelehrsamkeit wegen, von der philosophischen und theologischen Facultät bekommen hatte; allein ich glaube, ich würde den Greif, welcher mich auf den Planeten Nazar riſs, eher dadurch bewegt haben, als die Unempfindliche. Ich beschwur sie bey dem Rokken der Parcen, sie möchte mit mir Erbarmung haben; aber umsonst. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieser Name war mir so unerträglich, daſs ich halb rasend von ihr ging. Kurz darauf geschah es, daſs ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaſsen zu den unterirdischen Einwohnern brachte. Diesen Umstand führe ich um deswillen hier an, weil er die wahre Ursache meiner damaligen Tiefsinnigkeit ist, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin und meinem guten Freunde, Magister Eduarden, vertraute; denn ich schämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen lateinischen Donatschnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unsre Sigridinn. Die bezeigte Grausamkeit war ihrer Natur so sehr zuwider, als der Abschied vieler von ihren Anbetern. Ihr Herz war eben so wohl von Fleisch, als die Herzen andrer Frauenzimmer. Allein Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflungen und Disputationen von Pantoffeln, waren freylich die Mittel nicht, durch welche man dieselbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg konnte diese Spröde so zahm machen, als ein Lamm. Ich verschweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unserm Kirchenbuche gefunden habe. Der hollsteinische Edelmann ist noch vielen bekannt; er hätte freylich sein Wort halten sollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küster, so dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldinn bis in ihr dreysigstes Jahr aus. Nunmehr kömmt der andre Aufzug, und die Rolle, welche sie darinnen bis in ihr vierzigstes Jahr gespielt hat, ist nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreyſsigste Jahr sey bey der Schönheit dasjenige, was im menschlichen Leben das groſse Stufenjahr heiſst. Man wird wenig Schöne finden, welche dasselbe überleben; ich beweise dieses mit dem Exempel unsrer Sigridinn. Um diese Zeit verlor sich das Feuer ihrer Blicke, welches so viele

Herzen in Flammen gesetzt hatte. Ihre Anbeter verschwanden mit ihren Reizungen; man konnte sie ansehen, ohne den Verstand zu verlieren, und wenn sie gleich unempfindlich that, so wollte doch niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu seuſzen an sie. In öffentlichen Gesellschaften war sie bemüht, den Rest ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigstens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleyen versagte, deren sie seit langen Jahren gewohnt war; aber umsonst. Man rechnete sie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht ansehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Diese bezeigte Kaltsinnigkeit machte sie unruhig; sie suchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch kosten, was es wolle. Ihre verstellte Sittsamkeit verlor sich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverschämt; sie suchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was sie nicht mit List hatte erlangen können. Nunmehr fing sie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren alle Gestirne und Mineralien in seinen Versen verschwendet hatte; dieser leichtsinnige Dichter war so boshaft, daſs er sie die Chronik von Bergen nannte, und ihre ungezähmte Aufführung dergestalt lächerlich machte, daſs die ganze Stadt mit Fingern auf sie zeigte, und sie nur die verliebte Alte hieſs.

Die allgemeine Verspottung brachte sie in diejenigen Umstände, in welchen sie bis an ihren Tod geblieben ist. Sie sah sich in ihren Absichten betrogen, und hatte alle fleischliche Hoffnung verloren; deswegen gerieth sie in Verzweiflung und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige, schien ihr ein Abscheu, und eine Mördergrube zu seyn; sie seufzte, wenn sie ein schönes Frauenzimmer sah, sie eiferte wider die unschuldigsten Gefälligkeiten, die man artigen Personen erzeigte; denn dieses, sagte sie, sey der gerade Weg zur Hölle. Reinlichkeit und Putz hielt sie für Eitelkeit, und Lockungen des Satans. Die Haare stunden ihr zu Berge, wenn sie tanzen sah. Schwefel und Pech würde das geringste gewesen seyn, das sie auf diese verstockte Rotte würde haben herabfallen lassen, wenn sie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meynung war der jüngste Tag vor der Thüre, als um selbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfingen, die sündlichen Fontangen zu tragen. Von keinem Mensehen redete sie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, besonders aber das Frauenzimmer bey lebendigem Leibe. Wiederfuhr jemanden ein Unglück an seinem Körper oder an seiner Nahrung; so waren dieses allemal augenscheinliche Zorngerichte, welche über das böse Geschlecht hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmste Ursache war, sah sie schon in der Hölle brennen, und der sollte schlechterdings nirgends anders, als auf dem Misthaufen, sterben; denn er war ein Greuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte niemand mehr auf sie sehen; darum sah sie beständig gen Himmel. In Gesellschaften mochte sie niemand haben; darum ging sie einsam, und verschloſs sich in ihr Kämmerlein, und beseufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie starb endlich alt und lebenssatt, und hinterlieſs in den Nasen ihrer Mitschwestern einen starken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch diese Erzählungen zu viel, so bin ich gewissermaſsen zu entschuldigen; denn sie hat mir es in meiner Jugend auch sauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulfo Humblus, ein lateinischer Mann, und geschworner Feind seiner Muttersprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegische Sprache in Aufnahme bringen, und gewisse Regeln der Schreibart festsetzen wollten. Ihm war es einerley, ob er Duyter, oder Titer schriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das erste sey recht, den hielt er wenigstens für einen Grillenfänger. Wenn er aber sah, daſs jemand im Lateinischen ein D. für ein T. setzte, so schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, und vergoſs die bittersten Thränen über den Verfall der schönen Wissenschaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweisen konnte. Niemand verdiente, nach seiner Meynung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigsten einen auctorem classicum edirt hatte. Er schrieb eine kritische Untersuchung der Frage: Ob Horaz die triefenden Augen von dem Rauche seiner Oellampe, oder von den gesalznen Fischen bekommen habe, die er in der Jugend bey seinem Vater gegessen. Er behauptete die erste Meynung; und weil sein College, der ehrliche Conrector, der letzten Meynung zugethan war, so warf er einen so tödtlichen Haſs auf ihn, daſs er sich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demselben versöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer der Grammatik konnte er sich ärgern, daſs er das Podagra bekam; und als sein College, der Conrector, ein Programma in seiner Muttersprache schrieb, so ereiferte er sich dergestalt darüber, daſs ihm das Podagra in den Leib trat, woran er auch starb.

Sephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen seiner Mutter als ein gehorsamer Sohn gewandelt hat, bis an seinen Tod. Er wünschte für sein Vaterland zu sterben, und kam deswegen niemals aus Bergen. Er hat seit seiner Kriegsdienste vielen Belagerungen und Schlachten beygewohnt; aber nur von Haus aus. Etlichemal geschah es, daſs er mit ins Feld rücken sollte; so bald er aber Ordre bekam, so überfiel ihn eine starke Engbrüstigkeit, und er überschickte an seiner Stelle ein Attestat vom Stadtphysikus, daſs er im Leibe nicht richtig wäre, und an dieser Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deswegen aber war er zu Hause nicht müſsig: denn er trank alle

Tage die Gesundheit des commandirenden Generals und seiner übrigen Cameraden, die im Felde stunden, deren Wohlseyn er dergestalt zu Herzen nahm, daſs er vielmals von seinen Sinnen nichts wuſste. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu sonderbarem Troste, daſs er seine Hände niemals mit Blute befleckt hatte. Im übrigen war er kühn und unerschrocken, und machte sich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals seinen kriegerischen Beruf empfinden lieſs. Es ist eine bloſse Verläumdung, daſs ihm unser Pfarrer Schuld gab, er sey ein rechter Atheist, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geschieht ihm zu viel; denn ich habe es selbst gehört, daſs er allemal über das andre Wort sagte: Hol mich der Teufel! und daſs er zu jeder Lüge schwur. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabey nicht ekel. Er gerieth einmal beym Spielen mit einem schwedischen Offizier in Händel, welcher ihn herausforderte. Allein unser sanftmüthiger Wäderhat war im Mutterleibe verwahrlost, daſs ihm allemal Hören und Sehen verging, wenn er einen bloſsen Degen erblickte; deswegen schlug er die Ausfoderung vorsichtig ab, unter dem Vorwande: Er sey der einzige Sohn seiner Mutter, und der Stammhalter des wäderhatischen Geschlechts; wenn ein Unglück geschähe, so könnte die Nachwelt um seine Kinder kommen, worüber er sich ein Gewissen machte, und mit einer Hand voll Blut sey ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahr bekam er Befehl, sich schlechterdings marschfertig zu halten, und weder seine Engbrüstigkeit, noch andre natürliche Fehler vorzuschützen. Dieses war ein Donnerschlag in seinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergestalt in alle Glieder, daſs er bis an sein seliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen seiner gebeugten Mutter starb, und in Frieden zu seinen Vätern versammelt ward.

Curt Stemhill. Dieser Mann hatte in seiner Jugend hohe Absichten, und eine vornehme Einbildung von seinem künftigen Glükke. Als er noch auf der Stadtschule zu Bergen studirte, dachte er wenigstens regierender Bürgermeister in seinem Vaterlande zu werden. In diesen schmeichelhaften Gedanken bestärkte ihn der Aberglaube seiner Mutter, welche damals, als sie mit diesem Sohne schwanger gegangen war, geträumt hatte, sie brächte einen Knaben mit einer ernsthaften

Miene, und einem sehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Copenhagen lernte er mehr Menschen kennen, als er in seiner Vaterstadt jemals gesehen hatte. Dieses verringerte seine Hochachtung gegen sich selbst, und er erklärte sich bey seiner Heimkunft, daſs er allenfalls mit dem Stadtschreiberdienste vorlieb nehmen wollte. Allein, auch in dieser Hoffnung sah er sich betrogen, und muſste es noch für ein unverdientes Glück rechnen, daſs er bey zunehmenden Jahren als Mägdleinschulmeister an der Barfüſserkirche sein Brod verdienen konnte; welchem Amte er auch bis an sein Ende mit der gröſsten Ernsthaftigkeit und unermüdeten Fäusten vorgestanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum seiner Mutter sey erfüllt: denn ein regierender Bürgermeister habe höchstens nur über Hals und Hand die Gewalt, ein Schulmeister hingegen herrsche mit unumschränkter Macht über den ganzen Körper seiner Schulkinder.

Veit Seghersell, war aus einem adelichen Geschlechte, und ein Todfeind aller Hasen und Füchse. Mit Hunden und Pferden ging er um, als mit seines gleichen, und liebte ihre Gesellschaft am meisten, weil er unter ihnen die vernünftigste Creatur war, Aus dem Umgange mit Menschen machte er sich nicht viel, denn sie redeten allemal von Sachen, die er nicht verstand. Mit der Bibel konnte er sich gar nicht behelfen, desto besser aber mit dem Erbregister, welches seine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er groſse Stücken, weil ihm sein Pfarrer gesagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt; er wollte sich es auch nicht ausreden lassen, daſs dieser Nimrod ein Landedelmann in Assyrien gewesen wäre. Um die Geschichte auswärtiger Völker und seines Vaterlandes bekümmerte er sich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtniſs, wenn er auf seine Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, daſs ein Mann wegen seiner Tapferkeit, wegen seiner Staatserfahrenheit, oder wegen anderer Verdienste, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelstand erhoben ward; denn er sagte, wenn solche Verdienste einen Edelmann machten, so wäre ihm und seines gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippschaft nichts nütze. Seine Wirthschaft war sehr unordentlich bestellt. War er nicht auf der Jagd, so saſs er bey

Tische, und alsdann war er vermögend, seine ganze hochadeliche Nachbarschaft zu Boden zu saufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte sie durch Processe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber selbst bald nach, weil er, wegen Schulden, seinem Verwalter das Gut überlassen, und den Rest seines Lebens in Bergen zubringen muſste.

Nikolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fischen, und war zugleich ein Wechsler. Diese Lebensart stund ihm aber nicht länger an; er bemühte sich also, Capellan in der ſanoensischen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienst er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Mensch konnte begreifen, wie es zuginge. Er sagte aber: wer in Bergen einen Dienst haben wollte, der müſste entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lakey, oder ein Hahnrey seyn; folglich habe er einen dreyfachen Beruf zu seinem Amte. Wer nur einen solchen Dienst suche, zu dem er sich schicke, der würde seinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutscher könnte ein Amtmann, ein Amtmann ein Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieser gar leicht ein Capellan werden. Er habe eine gute Lunge; er könne schmälen, und mit seinem Willen solle ihn niemand um den Decem betrügen; mithin sähe er nicht, was man an ihm aussetzen wolle.

Uffo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er sollte sein Handwerk lernen: er stellte sich aber so dumm dabey an, daſs man gar bald sah, er habe weder Witz noch Verstand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte diese groſse Blödigkeit des Sohnes einigen seiner Collegen, welche alle der Meynung waren, er schickte sich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieser Entschluſs ward ins Werk gerichtet. Der dumme Sohn muſste studieren; er lebte auch wirklich sechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drey Jahre auf der Universität zu Copenhagen; sodann absolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wuſste sein Vater so wenig, als andre Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen sey. Er behielt ihn bey sich, und war zufrieden, daſs er ihn wenigstens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufsicht über seine Hühner an, welche er in der

That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich starb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten sich über unsern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Die kümmerlichen Umstände änderten sich auf einmal. Ein lübeckischer Kaufmann, welcher sein Vetter war, starb unvermuthet, und hinterlieſs ihm ein ansehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Besitze desselben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein groſser Mann zu werden. Was er in seinem Kopfe vermiſste, das fand er in dem Geldkasten seines Vetters. Der Titel eines Strandraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeit besitze, jährlich drey tausend Thaler Renten zu heben, und ein sammtnes Kleid zu tragen, der habe Geschicklichkeit genug, ein Strandrath zu werden. Um deswillen fand er kein Bedenken, sich diesen Titel zu kaufen. Die Last, welche nunmehr Seine Excellenz, der Herr Strandrath, auf seinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu sehr, als daſs er länger vermögend gewesen wäre, sich auf den Füssen zu erhalten: er setzte sich also in einen Wagen, und zwey muntre Pferde schienen recht stolz zu seyn, daſs ihnen die Ehre gegönnt ward, diesen theuern Mann, die Zierde des Vaterlandes, durch die Gassen zu schleppen. Er hatte sich eine ernsthafte und tiefsinnige Gesichtsbildung zugelegt; in seinem Umgange that er sehr geschäftig; er hatte aber in der That izt viel weniger zu thun, als ehedem in seines Vaters Hause, weil er damals eine ganze Heerde Hühner fütterte, nunmehr aber nur seinen Mops abrichten muſste, an dem er einen guten natürlichen Verstand zu verspüren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eifersucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er versicherte, daſs er niemals an den Wissenschaften einen Geschmack gefunden, und gleich anfangs bey sich gemerkt habe, daſs er zu etwas gröſserm, als zu einem Schulfuchse, geboren sey. Durch die Beruſsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtniſs dergestalt geschwächt, daſs er sich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bey denen er ehedem, nach seines Vaters Tode, das Gnadenbrod gegessen hatte. Das konnte er sich gar nicht einbilden, daſs sein Vater ein Schneider gewesen wäre; Adler zeugten nur Adler, und kein Schneider einen Strandrath. Er bedauerte das frühzeitige Absterben seiner Mutter, welche ihm in dieser Sache ein groſses Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden; er las aber von den Gedichten, die ihm in Demuth, zur Bezeugung unterthänigster Devotion, überreicht wurden, weiter nichts als den Titel. War dieser recht ansehnlich und weitläuſtig, so sagte er, es sey ein Carmen von gutem Geschmacke, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod ist auch niemanden so nahe gegangen, als den bergischen Musen. Wäre alles dasjenige wahr gewesen, was in den Leichenversen stund, so würde der Verlust unersetzlich seyn, welchen das Vaterland durch das Absterben dieses Mäcenaten erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, daſs durch seinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegischen Reiche vorgegangen.

Carl Hunding. Dieser Mann hatte durch das Glück und durch seinen unermüdeten Fleiſs ein ansehnliches Vermögen erworben; gleichwohl seuſzte er beständig über die nahrlosen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit seinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, daſs er ihm einen Magen gegeben hatte, denn er glaubte, der Mensch würde viel ersparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte sich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine gestickte Weste hielt er für eine Todsünde. Seiner Meynung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daſs sie uns an den kläglichen Fall der ersten Aeltern, und an den Verlust derjenigen Glückseligkeit erinnern sollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deswillen flickte er sich weder Strümpfe noch Hosen; und je mehr diese zerlöchert waren, desto näher glaubte er dem Stande der Unschuld zu kommen. Alle seine Ausgaben rechnete er nach Procenten, und betete nicht einmal ein Vaterunser umsonst; denn die Gottseligkeit, ſagte er, sey zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal auf's äuſserste gebracht, und genöthigt, Ehren halber einen Thaler Geld zu verthun, so brach er es gewiſs entweder dem Pfarrer, oder seinem Gesinde am Lohne wieder ab. Die Haut schauerte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Bissen Brod ansprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche diese nichtswürdigen Müssiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm seine Frau ein Kind zur Welt brachte, so oft klagte er, daſs er in seiner Nahrung einen empfindlichen Stoſs erlitte; denn Kinder wären fressende Capitalien. Als sie zum fünftenmal in die Wochen kam, so schien er ganz untröstbar; da er aber gar hörte, daſs es eine Tochter wäre, so gerieth er in eine solche Verzweiflung; daſs er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und sie nach der Mode erziehen sollte, der müsse bankerott werden, er sey auch noch so ehrlich, als er wolle. Starb ihm ein Kind, so war er allemal so vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewisse Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäſsigkeit, und sie würde sich haben sehr elend behelfen müssen, wenn sie nicht schön ausgesehen hätte; auf solche Weise aber fanden sich verschiedene Liebhaber ihrer Waare, und sie verstand ihren Handel vortrefflich. Der Mann wuſste dieses; er schien aber nicht eifersüchtig zu seyn: denn er meynte, es müsse Jedermann mit seinem Pfunde wuchern, so gut er könne; seine Frau thue nichts umsonst, und was ihm dadurch an der Ehre abginge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute; er gewinne also mehr dabey, als er verliere. Er war mit seiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That seine Betrübniſs darüber nicht bergen;

doch zog er sich nicht sowohl die Schande, als die Vermehrung seiner Familie, zu Gemüthe. Er wollte diese ungerathene Tochter enterben, als er hörte, daſs sie blos aus Neigung gegen ihren Liebhaber diesen Fehltritt begangen hatte. Da aber dieser sich erklärte, sie zu heyrathen, und zwar ohne Mitgift, so kam er auf einmal wieder zu sich selbst, und hielt diese Begebenheit für die glücklichste in seinem Leben. Sein ältester Sohn war sehr lüderlich, und verschwendete mehr Geld, als der Vater ersparen konnte. Weil ihm dieser keines gab, so borgte er bey andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger als fünfzehn pro Cent nahm, so muſste auch der Sohn allemal so viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und starb. Denn er fiel in ein hitziges Fieder, welches ihm den Verstand noch verwirrter machte, als er bey gesunden Tagen gewesen war. Er redete von nichts als Interessen, von bösen Schuldnern und seinen Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdischen abzuziehen, und ihm Todesgedanken beyzubringen; er wies ihn auf das theure Lösegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke: dafür kann ich es nicht brauchen, es thut nach itzigem Cours nicht mehr als ein und drey Quart! Dieses waren seine letzten Worte, und er verschied.

Stine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte sehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieser Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungesunden Geblüte zuschreiben wollten. Wenn sie betete, so betete sie mit Händen und Füſsen, und man konnte die Wirkung ihres glaubigen Herzens an allen Gliedern sehen; wie sie denn über die Unbuſsfertigkeit der verstockten Welt sich dergestalt betrübte, daſs sie rothe Augen und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelsten Worte, und solche Formeln, welche etwas Verwirrtes in sich faſsten, waren ihre Kern- und Trostseufzer; sie hielt dasjenige für die Sprache des Geistes, was die sich selbst gelaſsne Vernunft nicht verstund. Die Liebe des Nächsten rechnete sie zwar mit unter das Ceremonialgesetz, gleichwohl that sie den Armen im Ursulinerkloster viel Gutes, weil es allemal von der Kanzel abgekündiget und dem christlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedankt ward. Ihr Mann muſste sehr viel bey ihr ausstehen, denn wenn sie betete, so zankte sie, und es ist mehr als einmal geschehen, daſs sie ihm sogar mitten in der Andacht einen Bund Schlüssel an den Kopf geschmissen hat. Ihr Ehrgeiz war unersättlich; wenn sie auch bey dem Gottesdienste auf die Knie nieder fiel, so muſste es doch nach der Rangordnung geschehen. Sie hatte die Gabe zu wahrsagen, und Gesichter zu sehen. Das Geschrey einer Krähe war ihr so verständlich, daſs sie allemal wuſste, wer davon sterben würde. Heulte ein Hund unter ihrem Fenster, so ward sie dadurch mehr gerührt, als wenn unser Capellan eine Buſsvermahnung hielt. Wann sich ein Stern schneuzte, so fuhr es ihr in die Seele, und als ihr von faulen Eyern träumte, erschrack sie dergestalt darüber, daſs sie das Testament machte, und sich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieser Einbildung stärkte sie ihr Mann auf alle ersinnliche Weise, und war dabey so glücklich, daſs sie einige Wochen darauf starb.

Friedlev Frohton. Dieses hoffnungsvolle Kind hat sein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drey Tage. Sein Vater, ein Apotheker in Bergen, kann sich über den frühzeitigen Verlust dieses tugendhaften Söhnleins noch izt nicht trösten. Er ſand einen recht männlichen Verstand an demselben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich sein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieses Kindes verriethen, seiner Meynung nach, eine groſse Seele. Wenn es auf seinem Stühlchen saſs, so machte es eine ernsthafte Miene, als ein Arzt, welcher bey dem Krankenbette sitzt, und zweifelhaft ist, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen sterben lassen will. Eben diese ernsthafte Miene hielt der aufmerksame Vater für einen untrüglichen Beruf, daſs sein Sohn in Doctorem Medicinae promoviren müſste; nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upsal oder zu Copenhagen geschehen sollte, welche Ungewiſsheit ihm viele schlaflose Nächte machte. Schon im Geiste stellte er sich vor, wie ansehnlich der junge Herr Doctor Frohton in einer sammtnen Weste einher treten, und den Glanz seines väterlichen Hauses empor bringen würde. Aber auf einmal verschwand diese süſse Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Trost, als diesen, daſs er unter seinen Händen starb; denn er war eben im Begriffe, ihm das letzte Clystier zu setzen, als er verschied. Sein Vaterland bedauerte er so sehr, als sich selbst. War noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen, so waren es die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben diese frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeihte sich um deswillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daſs er über hundert Jahre leben kann, wenn der Verstand der Gesundheit schädlich ist.

Sivart Stärcoter, ein Astronomus, welcher am Tage die Sonne und des Nachts den Mond mit so unermüdetem Fleiſse beschauete, daſs er zu nichts weiter geschickt war, als an die Gestirne zu sehen. Bey den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels hat er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde und in dem Umgange mit Menschen zu wissen nöthig ist. Er war dadurch so tieſsinnig geworden, daſs er seiner selbst vergaſs. Mehr als einmal geschah es, daſs er des Morgens im Schlafpelze und ohne Hosen ausging. Wer ihm begegnete, dem sah er starr in die Augen, schüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem diesen wuſste seine Seele nichts; der Körper bewegte sich nur mechanisch. Kurz vor seinem Tode sah er mich in der Kirche;

er ging auf mich los, packte mich bey der Halskrause an und sagte mit einer zerstreuten und mathematischen Miene zu mir: Die eccentrische Anomalie ist der Bogen des eccentrischen Zirkels zwischen der Linie Apsidum; das sollte Er lange wissen, und ich schäme mich, daſs ich es Ihm erst izt sagen muſs. Darauf ging er wieder von mir, und lieſs mich voller Schrecken stehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigsten erwürgen wollen. Er hat sich vielmals des Nachts aus den Armen seiner Frau gerissen, wenn ihm eine astronomische Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieses sehr unerträglich vor, und sie hat zu gewissen Zeiten mehr über die Sterne geseufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand sie Gelegenheit, die Abwesenheit ihres Mannes durch den Zuspruch solcher Leute zu ersetzen, welche irdischer gesinnt waren, als jener. Je gestirnter der Himmel war, desto ungestörter blieb sie in ihrem Vergnügen; und wenn der Mann eine Mondfinsterniſs zu besorgen hatte, so konnte sie gewiſs glauben, daſs er an sie nicht denken würde.

Versuch
eines
deutschen Wörterbuchs *).

Da einige Gelehrten unter uns so muthig sind, und es wagen, ihrer deutschen Muttersprache sich nicht weiter zu schämen, so werde ich es verantworten können, daſs ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe empfunden, daſs viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, daſs oftmals derjenige, der sie braucht, etwas ganz anderes dabey denkt, als er eigentlich denken sollte; und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

---

*) *S. Neue Beytr. zum Vergn. des Verst. und Witzes. 3. Band*, 1. *St.* 1745.

Es will daher unumgänglich nöthig seyn, daſs die Gelehrten sich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte fest zu stellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser, und mit völliger Zuverläſsigkeit, verstehen; alle Zweydeutigkeiten werden sich verlieren, und mancher, den man izt aus Miſsbrauch einen gepriesnen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daſs er ein Dummkopf sey.

Ich ersuche meine Landsleute um ihren Beytrag zu diesem Wörterbuche. Für mich allein ist dieses Werk viel zu groſs und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daſs ich dieses Bekenntniſs von mir selbst thue. Bey denen, welche glauben, derjenige sey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigstens sechs Folianten ediren könne, bey diesen werde ich mich durch meine Bescheidenheit in schlechte Hochachtung setzen. Aber es sey darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande, so wird es sich alsdann schon zeigen, ob diese arbeitsame Creaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieses Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlicher sehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatische Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Real-Lexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, daſs ich bey einigen Artikeln zu weitläuftig gewesen sey, und Sachen ausgeführt habe, welche die Absicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überschreiten, so will ich diesen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausstreichen. (Ich will hundert Artikel im Bayle aufweisen, wo man deutlich sieht, daſs der Titel der Anmerkungen wegen da steht, und dennoch bleibt es Baylens Wörterbuch.)

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als daſs ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals auf's beste empfehle, damit ich dieses wichtige Werk durch ihre Beyhülfe, so bald nur möglich, zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichts bedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fuſses; und ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des andern, daſs er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rükkens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen; und dieses ist auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt seyn, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel blos dazu erschaffen hat, daſs er so lange iſst und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bey allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten

Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenvesten Nacken nur ein klein wenig, und überlieſs seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bey dieser Gelegenheit noch dieses daraus, daſs der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug seyn von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen Sie dem Herrn wieder mein Compliment! Was aber dieses eigentlich heiſse, das läſst sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundtexte nicht das Geringste bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen sollte, so könnte es ungefähr also lauten: «Ich würde Sie für den «gröbsten Menschen von der Welt halten,

„wenn Sie glaubten, daſs wir wirklich so gute „Freunde wären, daſs Sie nicht nöthig hätten, „mir so viel Complimente zu machen.“

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Euer Hochedl. gehorsamst ergebenster etc. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion etc. ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu seyn Deroselben etc. Dieses sind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts.

Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabey eben so wenig, als mein Schneider bey den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerott machen will, und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidschwür *).

In den alten Zeiten kam dieses Wort nicht

---

*) *Hier ist dasjenige nachzusehen, was im ersten Theile dieser Satyren, und zwar in der Abhandlung vom*

oft vor, und daher geschah es auch, daſs unsere ungesitteten Vorfahren, die einfältigen Teutschen, glaubten, ein Eidschwur sey etwas sehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieses schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort sowohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben vorkömmt, desto weniger will es sagen.

Einen Eid ablegen, ist bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewisse Ceremonie, da man aufrechts steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verspricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufsetzt. Mit einem Worte: es ist ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment sey, davon siehe Compliment.

Etwas eidlich versichern, heiſst an vielen Orten so viel, als eine Lüge recht wahrscheinlich machen.

Van Höken, in seinem allzeit fertigen Juristen, nennt den Eid herbam betonicam, und versichert, einem den Eid deferiren, sey nichts anders, als seinem kla-

Misbrauche der Satyre auf der 31. und folgenden Seite erzählt wird.

genden Clienten die Sache muthwillig verspielen; und die Formel, sich mit einem Eide reinigen, heiſst so viel, als den Proceſs gewinnen: denn zu einem Reinigungseide gehört weiter nichts, als drey gesunde Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten fast alle Menschen, und dieses die wenigsten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein sogenanntes Gewissen hätte; so würde es doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche ihn eines bessern belehren, und für ein billiges Geld aus seinem Irrthume helfen könnten.

Gott straf mich! oder: Der Teufel zerreisse mich! ist bey Matrosen und Musketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der schwur auch so; doch schwur er niemals geringer, als wenigstens bey tausend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! ist das gewöhnliche Sprichwort eines gewissen Narrens, welcher gar zu gern aussehen möchte, wie ein Freygeist. Er würde es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen wollte, daſs er einen Himmel oder eine Hölle glaubte, und dennoch schwört er alle Augenblicke mit der witzigsten Miene von der Welt bey Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieses eben so kräftig vor, als wenn unser Münzjude Jesus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel sagen, und wird die Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal; aber eben daher kömmt es, daſs sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt selbst. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die Ehe brechen. Und um deswillen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in groſsen Städten, so viel, als ein Mann, der zu leben weiſs. Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unsre Teutschen werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzosen beynahe gleich thun.

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein Jeder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für seine Umstände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zu schwören, wird gemeiniglich bey Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und im letztverwichenen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheyratheten Personen, und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauern soll. Denn man will Exempel wissen, daſs eine solche verliebte Ewigkeit auf einmal aus gewesen sey, so bald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu seyn, und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daſs ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an einem Abende drey ewige Freundschaften überlebt habe. Wenn es hoch kömmt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger wieder, als der Rausch, welcher Schuld daran ist; denn *cessante causa, cessat effectus.*

Einen ewigen Frieden schlieſsen, ist ein *Gallicismus*, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bey uns ein Waffenstillstand, und mit einem Worte ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vortheil dabey sieht.

Sich verewigen, ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes etwas auf weiſses Papier schreibt, und es dem Drucke übergibt. *Die Schlüssel zur Ewigkeit* hat also der Setzer, und sie bestehen aus gewissen bleyernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen, und auf ein weisses Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit streben, (siehe *Unsterblichkeit*), besteht in einer gewissen Krankheit, welche nicht sowohl dem Patienten selbst, als vielmehr andern, beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute, und verliert sich bey zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, daſs auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern auch allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel dawider sind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxismus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel ähnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel dawider soll dieses seyn, wenn man, so oft sich eine dergleichen preſshafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läſst, dennoch, ungeachtet des groſsen Geräusches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte, oder sähe, oder das geringste von ihnen wüſste, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das Recept mag nicht unrecht seyn. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzneyverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andre epidemische Krankheiten, zu gewisser Zeit und oft wieder kömmt, für eine Art der fallenden

Sucht, zumal, da sie angemerkt haben, daſs sie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält sie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der selige Herr Geheimderath Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber, im dritten Capitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses Wortes reden, denn was es im eigentlichen Verstande heiſst, solches ist bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als daſs ich es wagen sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche fest zu stellen. Im figürlichen Verstande also heiſst ehrwürdig so viel, als schwarz, und ein ehrwürdiger Mann so viel, als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet, als das schwarze

Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen, aber es ist überflüſsig, denn ich weiſs gewiſs, sie werden sich bey Lesung dieses Artikels selber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unsrer Sprache das böse Gewissen heiſst. Meine Leser dürfen also nur auf diejenigen schwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfasser dieses Wörterbuchs in die Ketzerrolle setzen, und sie können sich alsdann darauf verlassen, daſs eben diese, und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verstande sind, welche ich meyne, und welche man gewiſs für Layen ansehen würde, wenn sie nicht schwarz gekleidet gingen.

Wenn ich also diese Erklärung des Worts ehrwürdig voraus setze, so werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine teutsche Muttersprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem schwarzen Rocke, welcher den Armen aus christlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchstens zwölf pro Cent vorstreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beyspringt, und auf ein Pfand, das zweymal so viel werth ist, einige Thaler leiht, unter der billigen Bedingung, daſs binnen Jahresfriſt das Pfand eingelöst werden, oder verfallen seyn soll; dieser Mann wird künftig ein ehrwürdiger Wucherer heiſsen: denn ginge er nicht schwarz gekleidet, so wäre er kein ehrwürdiger, sondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Gesetzen unsers Landes zu bestrafen. Ehrwürdige junge Herren würde man wohl in Teutschland nicht gesucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiſs für einen verkleideten Marquis halten sollte, so natürlich weiſs er die Rolle eines jungen Herrn unter seinem schwarzen Rocke zu spielen. Ein ganz neuer Beweis, daſs man tändeln, eitel thun, und lächerlich seyn kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabacksdose, und Manschetten zu haben.

Ein ehrwürdiger Rausch, ist ein ganz neues Wort, aber eine sehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daſs man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beyden Berauschten der Schultheiſs im Dorfe, oder Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürdigen nicht schwarz gingen.

Sich ein ehrwürdiges Ansehen geben, heiſst bey dieser Art Leuten so viel, als eine groſse Unterkehle und einen steifen

Nacken machen; und ein ehrwürdiges Amt bekleiden, so viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daſs ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verstande, oder von solchen Männern genug seyn, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die gröſste Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen: Solches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einsehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre schwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches sie sich geschlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. Ein ehrwürdiges Amt suchen, heiſst in einigen Parochien so viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heyrathen.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schicksal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die studirt haben, wollen gelehrt seyn; aber, im Vertrauen zu sagen, sind es die wenigsten. Freylich liegt dieser Fehler nicht an denen, welche sich des Titels eines Gelehrten anmaſsen, sondern nur an etlichen eigensinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es sey noch ein sehr groſser Unterschied zwischen einem Gelehrten und zwischen einem Manne, der keine Profesſion oder kein Handwerk treibt, der in seiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen absolvirt, und endlich promovirt hat. Diese närrischen Richter vergehen sich so weit, daſs sie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche sich den Wissenschaften mit ganzem Ernste widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerksamkeit lesen; die höhern Wahrheiten durch eigenes Nachdenken untersuchen; sich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforschen; auf das bloſse Wort ihres Lehrers nichts treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen; Sachen, die in der Welt nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und sich auf solche Wissenschaften legen; welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen; und welche diese Wissenschaften auch wirklich zum Nutzen anderer anzuwenden suchen? Nur diese sollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das ist beynahe zu viel! Wenn das gelten soll, so stehe ich nicht dafür, daſs ein Gelehrten-Lexicon, welches jzt in zween Foliobänden kaum Platz hat, sich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäſsigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daſs man noch von einem Gelehrten fordert, daſs er bescheiden, ohne Eigenliebe, und eben so tugendhaft, als philosophisch, sey. Verlangt man noch dieses, was für ein kleines Häuflein wird aus unsrer groſsen gelehrten Welt werden? Ich wünschte mir nicht, dieses Unglück zu erleben! Viel tausend Menschen würde man auf solche Art um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da sie auſser ihrer gelehrten Miene sonst nichts verstehen, wodurch sie sich nähren könnten, wie viel Bettler, wie viel müſsiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbst in meiner Familie würden wenigstens sechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müssen! Ich wünsche es nicht, ich sage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wissen kann; so will ich gegen diese meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich seyn, damit ich sie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Lesern sagen, worinnen die Gelehrsamkeit von einigen unter ihnen besteht, wenn sich etwan jemand finden wollte, der sie zu gebrauchen wüſste.

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Professor Titus Manlius Vermicularis. Es geht nunmehr in das drey und funfzigste Jahr, daſs er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zusezzung seiner eignen Gesundheit, bloſs aus Liebe zum gemeinen Besten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatschnitzer gesammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es theuer versichern, er thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein belesner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen sollte! Er läſst sich darauf todt schlagen, daſs er ein Gelehrter ist! So oft er jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten tractirt: so oft heiſst es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateinisch, und mit niemanden spricht er teutsch, als mit seiner Magd und mit seinem Hausknechte, denn diese gehören zum Pöbel. ' Der gute Vetter, wenn er noch lange lebt, so bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateinisches Programma zugeführt, in welchem er so viel himmelschreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daſs ihm gleich bey Lesung der ersten Seite alle Sinne vergingen. Er ermannte sich doch, und las weiter; aber den Augenblick kriegte er den Krampf in Händen und Füſsen, er keichte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hoffnung zu seiner Besserung da: Wenn das Ding so fortgeht, so wird er noch an diesem ketzerischen Programma elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veste, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno, ist mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgesagt haben, daſs er das geringste von der Rechtsgelehrsamkeit versteht; aber er ist doch Doctor. Sein seliger Herr Groſsvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine so gelehrte Unterkehle, als zehen andre seines gleichen nicht hatten, und darum muſste er auch Doctor werden. Ihre Hochedeln, unser Herr Vanno, hieſs schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es ist gut, daſs er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden ist, er würde sonst gewiſs noch bis auf die heutige Stunde nichts seyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen allerliebsten Knaben! das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum fünfzehn Jahr alt, und kann schon lateinisch lesen. Dieser muſs auch Doctor werden, und im kurzen wird er es seyn! Die wackern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geblüte, daſs sie alle Doctor seyn müssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehen Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab; so werden sie die betrübteste Figur von der Welt vorstellen! Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden seyn, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, George Knut, ist ein so grundgelehrter Mann, daſs er die alten römischen Münzen weit besser kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Nummus in die Hände fällt, so sieht er so lustig und freundlich aus, als Harpax kaum aussehen kann, wenn er feinsilbrige Zweydrittheile einwechselt. Nur ohnlängst ist er in eine sehr heftige Verbitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne gerathen. Sie schimpften einander in Schriften dergestalt, daſs die Leser ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beyden eigentlich der gröſste Narr wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlaſste eine Gemma. Mein Vetter sagte, sie stellte die Venerem victricem vor: sein Widersacher aber behauptete, sie bedeutete die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beyden Seiten ward die Heftigkeit zum höchsten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn diese wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewiſs; darinnen waren diese groſse Männer einig. Ob sie aber victrix oder armata seyn sollte, das war noch ungewiſs. Sie gingen in ihrem Eifer so weit, daſs eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstund. Selbst die Weiber dieser beyden Gelehrten grüſsten einander nicht mehr. Sie wuſsten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch schimpften sie einander muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten schlugen sich ins Mittel. Man untersuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter; er lieſs die ganzen Streitschriften zusammen drucken, und war so listig, daſs er auf das Titelblatt die Worte setzen lieſs:

— — — — — — Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda quid arma tenes?

Ueber diesen Sieg ward er und seine ganze Familie so muthig, daſs so gar seine Köchinn allen Leuten erzählt, was ihr Herr **Knut** für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den ersten seyn, welchen man die Gelehrsamkeit abspricht, und ich kann es meinen Lesern beynahe nicht zumuthen, daſs sie ihn künftig ernähren sollen; denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und sieht so zerstreut im Gesichte aus, daſs es recht gefährlich ist in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, ist mein sehr naher Vetter; aber er schämt sich meiner, und seiner ganzen Freundschaft: Denn er behauptet, Trotz allen Genealogisten, daſs sein Vater ein Hurkind von dem Cardinal **Mazarin** gewesen sey. Wer so liebreich seyn, und ihn überführen will, daſs er ehrlicher Geburt und sein Groſsvater ein guter ehrbarer Schneider gewesen, der wird sein Todtfeind. Der Küster kam sehr schlimm an, als er ihm dieses aus dem Kirchenbuche beweisen wollte. Das hat ein Schelm geschrieben! rief er, und holte den Mabillon, damit er sehen sollte, daſs sein Kirchenbuch nicht die geringste Beschaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfordert würde. Gegenwärtig ist er mit den politischen Affairen auſserordentlich beschäftiget. Er ist sehr französisch gesinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beynahe zu mächtig, denn jenseits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Faust, wenn er in Gesellschaften von dem Prätendenten sprechen hört: denn das läſst er sich nicht ausreden, daſs der Prätendent durch seine schlauen Anschläge bis nach Edenburg gekommen ist. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schlesien, denn er hat die Absicht gar nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Ruſsland ist er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn seit etlichen Tagen so tiefsinnig herumgehen sehen, daſs ich befürchte, es dürfte mit nächsten eine groſse Meuterey wider die Czarinn auf seiner

Studierstube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troste sagen, daſs sich seine politische Gelehrsamkeit nicht weiter erstreckt, als die vier Wände seiner Studierstube gehen. Bey alle dem aber schreibt er doch sehr viel Staatssachen, und sogar politische Monatschriften, doch werden sie, dem Himmel sey Dank! nicht gedruckt. Er behält sie alle im Concepte, und sagt: Dieses sey ein heimlicher Schatz, welchen er seinen Kindern sammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Ansprüche des Königs in Frankreich an das orientalische Kaiserthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuscripte, und nennt es in der Ueberschrift, wie leicht zu glauben ist, eine gründlich gelehrte Deduction. Sollte dieser gründlich gelehrte Mann nicht noch in diesem Jahre, wie ich doch fast hoffe, ins Tollhaus gesperrt werden; so werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall seiner Gelehrsamkeit gerathen sollte, nach Frankreich zu bringen suchen, daſs er alsdann in seinem vermeinten Vaterlande durch ein neues Project zur Universalmonarchie seinen Bissen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weiſs nicht, ob ich unter die Anzahl meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich studirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig mit dem Degen gehen gesehen; sein Vater hat mir auch die Rechnung gewiesen, nach der er ihm in drey Jahren mehr als zwey tausend Thaler auf der Universität zu unterhalten gekostet hat. Ja, was noch mehr ist, er steht mit seinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem jetzt lebenden gelehrten — Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringste! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann versichern. In Leipzig heirathete er eine junge Magd: denn sie wollte gern einen Herrn Magister haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren sie sich ganz gut mit einander, und so lange sie noch jung ist, und gut aussieht, so lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte sie aber alt oder häſslich werden; so läge freylich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte sehr bitten, daſs sich meine Leser des guten Mannes annähmen. Er ist in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator sollte er sich, meines Erachtens, vortrefflich schicken. Er versteht nichts; es ist wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder so beschaffen ist, daſs man nicht eben darauf sieht, wie geschickt der Informator, sondern nur, wie wohlfeil er ist, so zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an seinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er seinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Mensch haben muſs, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweisen will. Er ist so geduldig, man kann mir sicher glauben; so geduldig ist er, daſs er sogar mit der Frau im Hause gut wird auskommen können; und wer weiſs denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch sein Glück treibt, wenn er sich gewöhnen kann, der Amme und der Köchinn mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Vetter erlebe ich gewiſs noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unserer Stadt ausgesehen, wohin sich zu einem Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, daſs sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Teutschland seyn müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sey; so muſs ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daſs man von Büchern das Urtheil fällen hört: Es ist ein gelehrtes Werk! Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daſs man eine witzige Monatschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre, alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieses Wort ist von einer so weitläuftigen Bedeutung, daſs es eine absonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigstens so viele Bände einnehmen dürfte, als die europäische Fama.

Gelehrter Wind, hievon siehe mit mehrern die meisten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, ist ein Problema.

Menschenfeind.

Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrüſslichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daſs er sie zu Menschen gemacht hat, und welche niemals miſsvergnügter sind, als wenn sie sich in Gesellschaft anderer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer Recht haben. Ich glaube aber, daſs noch eine andre Bedeutung des Worts Menschenfeind statt haben kann.

Ich setze, und zwar, vermöge der Erfahrung, zum voraus, daſs gemeiniglich der Mensch nichts anders ist, als ein Thier, welches nur sich für vollkommen, alle andre menschliche Thiere aber, die um dasselbe herum sind, für fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daſs alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen erschaffen ist; welches sich Mühe gibt, dasjenige zu scheinen, was es nicht ist; welches sehr mühselig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu seyn, und welches nicht leiden kann, daſs man ihm alle diese Wahrheiten vorsagt. Wer so verwegen ist, dieses zu thun, der ist sein Feind.

Menschenfeinde also sind Leute, welche die Wahrheit sagen. Ein häſsliches Laster, wodurch man die glückselige Einbildung andrer Leute stört, und zugleich sein eignes Glück hindert.

Ein Menschenfeind würde ich seyn, wenn ich sagen wollte, daſs Neran, unter dem Vorwande seiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiſse gedrückter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider sich reizte, und das Vermögen verlaſsner Mündel an sich risse; daſs diese noch in fünfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereyen des Nerans wieder erzählen, und noch im Alter sein Andenken verfluchen würden. Alles dieses thut Neran; es ist wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieses vorzuhalten, denn ich mag keines Menschen Feind seyn. Einen Vater des Vaterlandes, einen Priester der Gerechtigkeit, den grossen Neran nenne ich ihn, so oft ich zu ihm komme: dieses aber geschieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabey. Wie Neran ist, so sind noch unzählig viele andre, und ich würde von den gröſsten Pallästen anfangen, und bis in die Hütten des geringsten Landmanns gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweisen, daſs man ein Menschenfeind würde, so bald man die Wahrheit sagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bey den boshaften, gefährlichen, unbedachtsamen, verstockten, ich weiſs beynahe nicht, wie ich sie arg genug schimpfen soll! mit einem Worte, bey den verhaſsten Satirenschreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, Erbfeinde der Menschen zu seyn, und welche so unbesonnen sind, zu glauben, daſs man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! so lange die weltliche Obrigkeit nicht Anstalt macht, diese Menschenfeinde auszurotten: So lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde sicher seyn können, den angemaſsten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das Schrecklichste ist, so gar Leute, welche sich durch den Bannstral, den sie in ihren drohenden Händen führen, beym Pöbel ansehnlich und furchtbar machen, werden dennoch diesen verwegnen Menschenfeinden nicht fürchterlich genug aussehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorstelle, daſs vielleicht morgen derjenige lächerlich seyn wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter diesen satirischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menschen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine solche Wahrheit, die man uns mit einer spöttischen Miene sagt; denn oftmals sind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen spottend nachahmet, und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unsers schönen Geschlechts muſs ich erinnern, daſs alles, was ich bisher gesagt habe, von ihm nicht zu verstehen ist. Nichts auf der Welt ist ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bey ihm ist nur der ein Menschenfeind, welcher schmeichelt. Brigitte ist abergläubisch, neidisch, und verläumdet ihren Nächsten; Flavia ist verbuhlt, und überläſst ihre Gunst an den Meistbietenden! Cälie ist so hochmüthig, daſs sie ihrer reichen Nachbarinn im Stande nicht im geringsten nachgeben würde, und sollte sie mit ihrem Manne auch Bettelbrod essen müssen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieses Brigitten, Flavien und Cälien trokken unter die Augen zu sagen, ohne von ihnen Menschenfeind genannt zu werden. Sie werden sich schämen, sie werden sich bessern, sie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank sagen. So merklich sind die Vorzüge, welches solches Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur schwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewissen, sind bey unterschiedenen Leuten, die in öffentlichen

Geschäften stehen, eine gewisse Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben sie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwischen aber sind sie doch so unentbehrlich, als diese, und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird also bey dergleichen Leuten so viel heiſsen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande seiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein Unverpflichteter zu thun nicht wagen darf, ohne seine Leidenschaften zu verrathen. Weil in gewissen Gegenden sowohl geistliche, als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geschenke und aufzuwendende Unkosten, erlangt werden: So ist es gar wohl zu verstehen, was die geleistete theure Pflicht heiſst; und alsdann wird der Ausdruck, seine Pflicht sorgfältig zu erfüllen suchen, nichts anders sagen, als wenn ich spreche: sich sorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern so viel wieder zu erpressen, als das Amt gekostet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewissenhafter Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein vernünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daſs des gewissenhaften Richters seine Frau Liebste nicht in Pflichten steht; und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders, von ihrem Manne, ein pflichtmäſsiges Urtheil verlangt. Ich habe einen Schösser gekannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte, und daher von sich selbst rühmte, daſs er seine Pflicht niemals aus den Augen lieſse; denn er glaubte, nur um deſswillen sey er ein verpflichteter Schösser, daſs er seinen Bauern liquidiren könne. Ex Officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: pflichtmäſsig arbeiten, übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewissen Amtmann weisen. Wenn dieser über die nahrlosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt; so spricht er allemal: „Ein ehrlicher „Mann kann es faſt nicht mehr ausstehen. „Lauter Arbeit ex Officio! Bald Armensachen! Bald Bericht wegen brandbeschädigter Unterthanen!" Bald wegen herrschaftlicher Sachen! Alles ex Officio!" Sachen also, davon in der Taxordnung nichts steht, sind Sachen ex Officio, und freylich sind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhaſst.

Verstand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben; so wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf dem Catheder von dem Worte: Verstand, macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die groſse Welt, und in der groſsen Welt heiſst Verstand so viel, als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigste und nützlichste Mann in der Stadt seyn, das hilft ihm alles nichts; der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreyer Verstand darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieset. Warum? mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die

Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreyer dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen nichts thut, als dafs es Caffee trinkt, Lomber spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinnen spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem allen thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer: so würde man sie für eine schöne Statüe ansehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heifst so viel: Er hat von seinen Aeltern eine reiche Erbschaft übernommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heifst: Er wuchert mit seinem Verstande, das darf ich niemanden erklären; es versteht sich von selbst.

Ich bin der Dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyſsigjährige Erfahrung die verschiednen Grade des Verstandes kennen zu lernen. Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ohngefähr ſolgenden Tariff machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verstand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verstand;
12000 Thaler, ein ſeiner Verstand;
30000 Thaler, ein groſser Verstand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verstand;
100000 Thaler, ein englischer Verstand;

und auf solche Weise steigt es mit jeden tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reitpferd. Er beſaſs aber viermal hundert tausend Thaler, und um deſswillen versicherte mich mein Correspondent, daſs er in ganz Mecklenburg beynahe der Verständigste wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem bankerotten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen

Männer, daſs ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren eigensinnigen Staat an diesem Verluste gemeiniglich die meiste Ursache haben, dennoch ihren eingebrachten Verstand, daſs ich mich kunstmäſsig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nöthig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das bequemlichste zu ernähren.

149

176

Geheime Nachricht

von

D. Jonathan Swifts letztem Willen *).

Mylord!

Ich bin zeither nicht im Stande gewesen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen besondern Umständen des Swiftischen Testaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, Ihre Neugierigkeit dadurch befriedigen zu können.

Es ist allerdings wahr: daſs unser **Swift** zwölf tausend Pfund Sterlings zu Errichtung eines neuen Tollhauses ausgesetzt hat. Die

---

*) *S. Neue Beytr. zum Vergn. des Verst. und Witzes, 3. Band, 4. St. 1746.*

Nachricht von diesem löblichen Vorhaben war schon vor seinem Tode bekannt; aber die meisten machten sich, wie auch Sie, Mylord, selbst gethan haben, unrichtige Begriffe von dieser mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieses Geld sey zur Verwahrung und zum Unterhalte physikalischer Narren bestimmt, welche klug seyn würden, wenn ihre Körper nicht ungesund, und ihr Geblüte nicht verderbt wäre; allein, hierinnen betrog sich unsre ganze Stadt.

Swift, dessen Charakter Sie wohl gekannt haben müssen, beschäftigte sich in seinem Leben niemals mit dieser Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorsorge des Magistrats und den Händen der Aerzte und Barbierer überlieſs. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moralischen Narren lagen ihm am Herzen: Narren, welche oftmals bey gesundem Körper dennoch die gefährlichsten und ansteckendsten Krankheiten haben.

Seine Dienstfertigkeit erstreckte sich über ganz Groſsbrittanien, und er hatte Lords und Schreiber in seiner Cur. Durch eine vieljährige Erfahrung war ihm bekannt, daſs es mit der moralischen Narrheit eben die Beschaffenheit habe, wie mit dem Podagra, mit welchem vornehme Leute am meisten geplagt sind, Leute von geringerm Stande aber nur selten, oder doch wenigstens nicht heftig, befallen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm so vortheilhafte Vorschläge, daſs er sich zu Westmünster niederlassen und seine Curen daselbst treiben sollte. Er hat es aber allemal auszuschlagen gesucht, weil er glaubte, er sey dieser weitläuftigen Arbeit nicht gewachsen, und die Menge der Narren sey daselbst viel zu zahlreich, als daſs er sie in die Cur nehmen könnte. In Dublin gefiel es ihm am besten, weil daselbst gleich so viel Narren waren, als er bestreiten konnte. Indessen war er doch so billig, daſs er Westmünster und London von Hause aus mit Recepten versorgte.

Er starb in seinem neun und achtzigsten Jahre, und doch wünschte er sich selbst, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriffe war, mit etlichen angesehenen Patienten eine wichtige Operation vorzunehmen. Die liebreiche Vorsorge gegen seine Mitbürger verlieſs ihn auf dem Todbette nicht. Simon Tuck, sein Beichtvater, den das Mädchen der Mylady Wedle und sein dicker Kopf zum Predigtamte berufen hatte, fragte ihn nur wenig Stunden vor seinem Tode: ob er freudig stürbe? Nicht recht freudig, antwortete ihm der sterbende Swift: ich wünschte mir wohl noch einige Zeit zu leben, da ich euch kenne, und weiſs, daſs ihr meine Cur vor andern bedürft.

Alle diese Umstände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daſs Sie geglaubt haben, Swift habe sein Tollhaus für hypochondrische Narren gestiftet. Seiner Vorsorge werden sich sowohl in Irrland, als Groſsbrittanien, ganz andere Narren zu erfreuen haben. Narren, welche sich dieses am wenigsten einbilden, und welchen eben Swift zu frühzeitig gestorben ist.

Sie können sich hiervon noch besser überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daſs sich Swift in seinem Testamente auf ein Codicill berufen hat, welches man versiegelt in seinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Personen, welche Swift vor andern würdig hält, in seinem neuen Tollhause zu wohnen. Er hat das Parlament ersucht, sein Testament zur Vollziehung zu bringen. Man ist itzt damit beschäftigt, und ich hoffe, Ihnen, Mylord, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinem letzten Willen, daſs mein Tollhaus mit nachbenannten Personen eingeweiht werden soll, weil sie dieser Wohlthat vor allen andern bedürftig sind:

Nicolaus Earing, mein Küster, würde es sehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerst nennte. Er besitzt so viel geistlichen Hochmuth, daſs er verdiente, Lord Erzbischoff zu werden, und da er seine Verdienste um die Kirche am besten kennt, so verzweifelt er selbst noch nicht gänzlich an seinem höhern Glücke, es müſste ihm denn die Gräfin Yarmouth zuwider seyn, welcher er Schuld gibt, daſs sie ihm schon zweymal hinderlich gewesen, und den König George wider seine Person eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkenntlich zu seyn, so ist er fast willens, sich zum Prätendenten zu schlagen. Er sagt seinen Freunden in's Ohr, daſs er öfters an der Wahrheit seiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derselben unsre Geistlichen eine so unumschränkte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechts wegen zukäme, und weil man besonders aus den Küstern so gar wenig machte, die doch bey den Jacobiten in einem gröſsern Ansehn stünden. Demohngeachtet habe ich ihn bey seiner Religion in andern Punkten sehr eifrig gefunden. Er macht binnen einem Jahre weit mehr Ketzer, als Burnet in seinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Den Glöckner an dem Kirchspiele zû St. James hält er für einen Quäker, weil dieser ihm einmal begegnet ist, ohne den Hut vor ihm abzunehmen; und von unserm Bischoff schwört er bey seiner Seele, daſs er ein Jacobite sey, weil dieser ihn unlängst Nicolas, und nicht Herr Nicolas gerufen. Mit einem Worte: alle diejenigen hält er für unglaubig, die ihm auf einige Art zuwider sind, oder ihm nicht mit so vieler Ehrfurcht begegnen, als er bey seinem ehrwürdigen Küsteramte fodern zu können glaubt. Um deswillen verlange ich, daſs er in mein Tollhaus kommen soll, und um seinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, soll Herr Niklas den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord Lavat verdient, sein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenstellen in der Welt nach Verdiensten ausgetheilt würden, so wäre Lord Lavat ein Kutscher. Er ist aber Lord, kraft seines Urältervaters, welcher auch Lord war. Er ist sehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienste seiner Voraltern zu reden kömmt; und wen er für vernünftig halten soll, dessen Vorfahren müssen wenigstens zu Wilhelm Conquestors Zeiten schon hochgeborne Fuchsjäger gewesen seyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgibt, jederzeit überstimmt, und verhindert wird, seine heilsamen Rathschläge zum Besten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente sitzen, versichern wollen, daſs er seit dem Tode der Königin Anna nicht ein Wort gesprochen, sondern zu allen Billen stillschweigend seine Einwilligung gegeben habe. So viel ist gewiſs: man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Protestation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erstreckt sich seine Staatskunst weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In der Verfaſsung andrer Länder ist er ganz unwissend. Ich bin selbst dabey gewesen, als in einer Gesellschaft von den Vorzügen der teutschen Reichsritterschaft gesprochen, und auf gut brittisch davon geurtheilt wurde. Lord Lavat, der uns lange zugehört hatte, machte dem ganzen Streit ein Ende. Ich, rief er, ich aber lobe mir die Herren Cantons! Denn die Cantons hielt er, nach seiner Erklärung, die er dabey machte, für eine alte adeliche Familie in Teutschland. Diese groſse Unwissenheit und Dummheit unsers Lords macht, daſs ich befürchte, er sey im Stande, sich bey der nächsten Gelegenheit zu einer Bande miſsvergnügter Unterthanen zu schlagen, und in der Kirche und dem Regimente groſse Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird also Sorge tragen, ihn in meinem Tollhause sorgfältig zu verwahren.

Da in Groſsbrittanien die vornehmsten des Reichs sich eine Ehre daraus machen, die Gelehrsamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern, so sehe ich nicht, wie der Lord Pallbrow verlangen kann, länger unter ihnen so frey, wie bisher, herum zu gehen. Das ist ihm nicht genug, daſs er selbst unwissend, und weit dümmer ist, als sein Pächter. Er macht sich sogar eine Ehre daraus, in seiner Unwissenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die schönen Wissenschaften, und wenn er recht gnädig ist, so spricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Gesellschaften lärmt er wider die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzig tausend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow sehr schön ist, auf dem Hydepark bewundert und bey Hoſe geduldet. Er hält sich mit vielen Unkosten zween Sekretäre auf seinen eignen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halse zu lachen, so bald er den Mund auſthut, wider die Gelehrten zu schimpfen; ja, er stehet im Begriſſe, sich noch den dritten aus Teutschland zu verschreiben, weil er glaubt, ein Teutscher sey zum Bewundern am geschicktesten, und zu einem Jacob Pudding, welche Leute er sehr hoch hält, recht von Natur gemacht. Wenn er recht groſs thun will, so versichert er mit den theuersten Schwüren, daſs er in seinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch gelesen habe, als den Kalender und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen rasenden Kopf, den Grafen Shaftsbury für einen mürrischen Schulfuchs, und die ganze groſsbrittanische Nation für pedantisch, weil sie zugelassen hat, daſs der Versmacher Dryden in der Abtey Westmünster begraben worden sey. Wenn Lord Pallbrow noch zwey Jahre in seiner Dummheit hin geht, so ist nichts gewisser, wenigstens nichts wahrscheinlicher, als daſs noch gar ein Freygeist aus ihm wird. Er soll also in's Tollhaus, und zwar so bald, als nur möglich.

Seine Hochwürden, der Bischoff O-Carry, verdient auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, seine Gemeine werde ihn nicht sehr vermissen, weil sie ihn sehr selten als Bischof zu sehen bekömmt. Sein Capellan hat alle bischöfliche Bemühungen; Seine Hochwürden aber lassen sich aus Bescheidenheit nur an der Besoldung und Accidentien begnügen. Er schachert, wie ein portugiesischer Jude. Er assecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er sitze in seiner Studierstube, so steht er auf dem Boden, und sieht sich nach dem Winde um. Er leiht seine Capitalien mit groſser Vorsicht und mit weit besserm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börse thun kann. Ich bin seinetwegen oft in Sorgen gewesen, weil ich weiſs, daſs auch der vorsichtige Wucherer unglücklich seyn kann. Es würde ein sehr wichtiger Punkt in unsrer Kirchen-Historie werden, wenn ihn einmal ein Wechselgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen sollte, oder wenn dieser hochwürdige Mann Bankerott machte, und in den Schuldthurm gesperrt würde. Die armen Mitgefangenen sollten mich dauern; denn ich traue ihm zu, daſs er die Allmosenbüchse sehr ungleich theilen, und allemal wenigstens den zehnten Theil für sich, als Bischof, behalten würde. Man schaffe also diesen Wucherer in's Tollhaus, und wenn es möglich ist, auch denjenigen, welcher ihn zum Bischofe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, daſs sich der junge Herr Something erhenken wollte, weil er befürchtete, daſs man ihn bey der Rathswahl übergehen würde. Ich bin sehr übel damit zufrieden, daſs man ihn gestört hat. Er hätte sich bey dem damaligen starken Ostwinde immer, als ein braver Britte, hängen können, so würde das Land einen Phantasten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhause unterbringen möchte. Dieser unmündige Knabe ist, trotz der gesunden Vernunft und seines keimenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, sondern auch sein eigner Körper muſste gewaltig darunter leiden, denn er hatte diese ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden lang bekleidet, da sich auf einmal alle seine Glieder mit der gröſsten Ernsthaftigkeit aus einander renkten. Der Kopf preſste sich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halse stehen. Eine Unterkehle, noch majestätischer von Ansehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Plackney, unterstützte dieses Haupt; und die weise Natur erzeigte sich dadurch sehr sorgfältig, daſs sie wohl wuſste, daſs dieses Haupt von den schweren Sorgen des ganzen Stadtregiments angefüllt wäre. Seine Augen, welche seit etlichen Monaten mit nichts beschäftigt gewesen waren, als auf der Schaubühne mit unsrer artigen Tänzerin, der Jungfer Poper, zu buhlen; diese flüchtigen Augen wurden auf einmal finster, und er soll, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, sich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerksamkeit in seiner ehrwürdigen Magistratsmiene geübt haben, mit welcher sich einige Frauenzimmer üben, wenn sie zärtlich und reizend aussehen wollen. Aber an seinem ganzen Körper hat nichts so viel ausstehen müssen, als sein armer unschuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzusehen, mit was für Gewalt dieser auf einmal hervor brach. Zusehens schwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten.

Meister Ring hat sich am längsten erhalten, und ich kann ihm bey seinem Handwerke das Zeugniſs geben, daſs er vor allen andern Schneidern den ansehnlichsten Magistratsbauch zuzuschneiden weiſs. Ein solcher prächtiger Bauch will gute und sichre Beine haben, das versteht sich von selbst, und wer es nicht glaubt, der darf nur unserm Herrn Something zusehen, wenn er durch die Gassen steigt. Es geschieht dieses alles mit der behutsamsten Langsamkeit, und das Pflaster scheint unter dieser verehrungswürdigen Last zu krächzen. Dieses ist unsers Somethings Abschilderung nach dem Leben, und wer dabey noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr sey, dem will ich rathen, seine Gesellschaft zu suchen. Was er spricht, das spricht er nur zweydeutig, mit halben Worten. Bey den Reden Anderer hört er aufmerksam und argwöhnisch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Polizey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kömmt er an das Regiment, und alsdann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und Schwäche des Vaterlandes. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen gesprochen worden, weiſs er beynahe noch mehr zu erzählen, als unsre jungen Ritter, wenn sie zum erstenmale in dem Hause der Gemeinen gewesen, und Subsidien bewilligt haben. Wer ihm zu schmeicheln weiſs, den versichert er seines Schutzes und seiner väterlichen Vorsorge, und wer sich vor seinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuversichtlichen Miene geschieht, mit welcher die alten Könige die Kröpfe anrührten. Dies wird genug seyn, zu zeigen, warum ich ordne, daſs Herr Something in das Tollhaus soll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daſs es noch in diesem Jahre geschehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nowtell, auch in mein Tollhaus zu schaffen. Man hatte mich bereden wollen, er sey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verschiedenen unsrer Bürger widerfahren waren Aber mir kamen, aufrichtig zu gestehen, alle die Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich eben den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wuſste, daſs er zu Schelmereyen zu dumm wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau ist an allem Schuld. Diese ist es, welche die Parteyen verdammt und loszählt; ihr Mann aber ist weiter nichts, als ein unwürdiger Schreiber. Dieser einsehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über alle andere Frauenspersonen den Vortritt behaupten. Nur sie ist Ursache, daſs der brave Kaufmann Kar--er in den schweren Proceſs verwikkelt wurde, welcher ihn um sein ganzes Vermögen brachte, nicht etwan, weil seine Sache ungerecht war, sondern weil seine Frau sich an der Frau Nowtell gröblich versündigt, und in der Kirche am Altare den Rang über sie frevelhafter Weise genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daſs die geistlichen Aemter in unsrer Stadt seit einigen Jahren mit so elenden Leuten besetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weiſs, daſs die Frau Nowtell der göttliche Beruf ist, und diese Stellen besetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundin ist, hat das jus praesentandi; die Frau Nowtell vocirt sie; der Rath muſs sie besolden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daſs sie in der Predigt gähnen und schlafen dürfen. Dieses ist noch der Rest ihrer natürlichen Freyheit, dessen sie sich auch sehr wohl zu bedienen wissen. Alles dieses hat mich bewogen, meinen gefaſsten Entschluſs zu ändern. Die Frau Nowtell soll die ihrem unschuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhause bekommen; ihr Mann aber, der durch diesen Verlust seiner Frau auſser Stand gesetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohl thun, wenn er sein Amt von sich selbst niederlegt, sich zur Ruhe begibt, seine Küche und Wirthschaft besorgt, und bey müſsigen Stunden seine Schränke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthause in Pflichten stehenden Personen meine Werke der christlichen Liebe ausüben könnte, so fallen mir unter den Sekretären, Schreibern und Einnehmern eine so groſse Menge kleiner Narren mittlern Standes ein, daſs ich nicht weiſs, bey wem ich anfangen soll. Meine zwölf tausend Pfund Sterlings reichen wahrlich nicht zu, sie alle zu unterhalten. Die Commun sollte sich billig ihrer durch eine milde Stiftung annehmen.

Wie freudig wollte ich sterben, wenn ich die Hoffnung, daſs dieses geschehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle diese Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, Partridge, starb mir zu früh; ich hätte ihn sonst in meinem Testamente gewiſs nicht vergessen: Aber desto treulicher will ich für seine werthen Angehörigen sorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlassen. Lauter Partridgen, und politische Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daſs ich diesen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch diesen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einsicht in die Zukunft ist, und mit so vieler Gewiſsheit sie alle Dinge zu bestimmen wissen, die im Staate und in den Familien geschehen sollen: So wenig werden sie sich träumen lassen, daſs ich itzt Anstalt mache, sie ins Tollhaus zu bringen. Sie sollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daſs er in absteigender Linie von dem weisen Partridge herkömmt, der soll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen werden; und, wenn er gar ein politischer Autor ist, so soll er den Rang noch über meinen Küster haben. Ich will dieses ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbedachte, daſs man keinen von diesen Partridgen übergehe. Wer diesen meinen letzten Willen freventlich übertritt, der soll, zur Strafe, schuldig seyn, ihre Schriften zu lesen, und sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen.

N. S. Sollten die Narren aus dieser Familie gar zu häufig anwachsen, so mag allenfalls ein andrer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philosoph.

Herr Dewlapp Esq. hat einen so wunderbaren Charakter, daſs ich lange Zeit nicht errathen können, was er eigentlich sey; endlich habe ich es herausgebracht, daſs er ein Narr ist. In seiner Jugend war er der lächerlichste Junker in der ganzen Grafschaft. Dieses hinderte ihn, die geringste Kenntniſs von der Religion oder von andern Wissenschaften zu erlangen. Jetzt wird er in seinem drey und vierzigsten Jahre seyn, und er hat in seinem ganzen Leben noch nichts gelesen, als die geschriebenen Zettel, welche ihm sein Koch alle Mittage, bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit spricht, so lange seine Natur sich selbst gelassen ist, der erstaunt über seine Dummheit; denn er ist nicht im Stande, drey vernünftige Worte ohne Anstoſs zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf steigt, und dieses geschieht schon beym andern Gerichte; so sieht man den Herrn Dewlapp in seiner völligen Gröſse. Auf einmal wird er beredt; sein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdann schlimmer, als sein Capellan. Dieser ist ihm lächerlich, weil er ein Geistlicher ist: denn ihm kömmt nichts abgeschmackter vor, als die Religion. Er läuft von Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt; und bringt man ihn auf den Zustand der Seele nach diesem Leben, so weiſs er über diese Materie auf eine so feine Art zu spotten, wie ein Lohnkutscher. Herr Dewlapp weiſs gar nichts, und daher kömmt es auch, daſs er nicht weiſs, was er aus Seligkeit machen soll; und weil er das nicht weiſs, so schlieſst er nach seiner natürlichsten Art zu denken, daſs die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weiſsen Frau und dem Mönche ohne Kopf gehören, mit welchem man zwar Kinder, aber keine Esquires zu fürchten macht. Nach dieser Beschreibung könnte man glauben, daſs ich gar nicht Ursache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, sondern ihn ganz sicher in seiner Freyheit dürfte herum gehen lassen, ohne zu befürchten, daſs er den geringsten Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daſs er reich ist, und diesen Fehler miſsbraucht eine Menge hungriger kleiner Geister, welche ihrem Verstande entsagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie besitzen etwas mehr Geschicklichkeit, als ihr Wirth, den sie dadurch sich verbindlich zu machen wissen, wenn sie seinen Gedanken eine Form geben, und sie drucken lassen, daſs sie aussehen, wie ein Buch. Dieses ist der wahre Ursprung von allen denen Schriften, die seit dreyzehn Jahren wider die Religion heraus gekommen sind. Man hat immer nicht gewuſst, wie es doch zugeht, daſs in allen diesen Schriften so wenig Zusammenhang und Verstand sey. Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daſs es des unwissenden und trunknen Ritters Dewlapps Tischreden sind, welche von seinen hungrigen Kostgängern zum Drucke befördert worden. Damit dieser Schwärmerey gesteuert werde; so verlange ich, daſs Herr Dewlapp Esq. unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird; so hoffe ich, daſs er die

Religion unangetastet lassen soll. Er wird bey einem mäſsigen Unterhalte gar nichts denken, und in seiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieses ist, dünkt mich, für ihn und für die Welt der kleinste Verlust. Das Parlament wird Sorge tragen, daſs der dritte Theil seiner Einkünfte zur Beköstigung der kleinen Freygeister angewendet werde. Dieses wird sie, wie ich hoffe; beruhigen, und sie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu schreiben, da sie nunmehro weiter nicht nöthig haben, ihr Brod damit zu verdienen.

James Diaper weiſs aus den göttlichen und bürgerlicken Gesetzen in bester Form Rechtens zu behaupten, daſs dem Manne und nicht der Frau die Herrschaft gebühre. Er spottet also über diejenigen, welche sich aus der Posseſs werfen lassen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen diese etwas rathen. Seine Frau ist die vernünftigste Frau von der Welt. Da sie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt; so sucht sie ihn mit dem freundlichsten Zureden davon abzuziehen. Seine Verschwendung setzt sie in die Umstände, daſs sie vielmals darben muſs. Sie erträgt diesen Mangel mit der gröſsten Gelassenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, seinen Aufwand zu mäſsigen, und sich seiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verstoſsung ihres Geschmeides, zweymal aus dem Schuldthurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe steht, sich zum drittenmale ohne Rettung in denselben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daſs seine Frau vernünftig sey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es ist seine Frau, und seiner Frau darf ein rechtschaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre sonst die Herrschaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukömmt. Er ist diesen Abend gesonnen, zu Hause zu bleiben; seine Frau schmeichelt ihm wegen dieses vernünftigen Entschlusses. Gleich ändert er seinen Vorsatz; er geht aus, und zwar in die lüderlichste Gesellschaft, zu zeigen, daſs nur er Herr im Hause sey, und nicht seine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem gestrigen Rausche weh; diesen Abend will er nicht trinken. Er sagt es, und gibt auf die Mienen seiner Frau Achtung. Diese Unglückselige scheint ganz freudig darüber zu seyn. Kaum merkt er es, als er sich ankleidet und die ganze Nacht durch säuft. Er wird krank nach Hause gebracht. Das schadet nichts; er hat doch seine Herrschaft behauptet. Ist Diaper nicht ein Narr? Ich sollte es wohl meinen. Er soll ins Tollhaus!

Der junge Tomas Swallow wird sich wundern, wenn er erfahren wird, daſs er in meinem Tollhause alt werden soll. Er ist in der That nicht älter, als siebenzehn Jahr; aber bey ihm kann das Alter nicht entschuldigen. Er verdient meine Vorsorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Groſsvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig schrieb. Dessen Sohn, der Vater meines jungen Züchtlings, war schon weit schlimmer. Er schrieb Gedichte über Gedichte, so schlecht, daſs selbst die Niederländer darüber spotteten; ja, was das Erschrecklichste war, so lieſs er seine Gedichte in einen Band zusammendrucken. Der junge Swallow, ein würdiger Erbe seines Vaters, hat schon ein ziemliches Bändchen von seinen eignen Gedichten im Manuscripte liegen, welches er zu ediren droht, so bald er mündig wird. Es ist hohe Zeit, daſs man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anstalt, ihn in Sicherheit zu bringen; so würde ich es bey unsern Kindern nicht verantworten können. Unsere Enkel würden noch am glücklichsten seyn: denn bis zu ihnen dürfte von seinen poetischen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zulieſse, daſs durch unsern jungen Dichter sein Geschlecht fortgepflanzt würde! Es scheint, daſs das Uebel in dieser poetischen Familie mit jedem Grade steigt; und sollte dieser wieder einen Sohn zeugen: Was ist gewisser zu befürchten, als daſs man denselben gar an Ketten schlieſsen, und ihm die Hände auf dem Rücken zusammenfesseln müſste, damit er nicht schreiben könne? Da der Groſsvater abgeschmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel seinen Vater schon itzt übertrifft: Was soll aus dem Urenkel werden? Man sperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es schon dadurch, daſs er die elenden Gedichte seines Vaters bewundert, und im Begriffe steht, sie mit einer Vorrede zum zweytenmale auflegen zu lassen. Er fängt schon an, seine eignen Gedichte andern vorzulesen. Auf der Gasse sogar fällt er die Leute an, und liest sie ihnen mit Gewalt vor. Er ist miſsvergnügt, wenn man sie nicht lobt, und unversöhnlich, wenn man sie tadelt. Ungeachtet seiner Jugend kann er doch schon schimpfen, wie ein

Kunstrichter von fünfzig Jahren. Was soll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieses ist mein letzter Wille.

Wenn ich unsern Math. Pidgeon, diesen verschwenderischen Jüngling, fragen wollte, was mit seinem alten geizigen Oheime, Hugh Pounces, anzufangen wäre? so zweifle ich nicht, er würde mir mit der gröſsten Ungeduld in die Rede fallen, und mich von ganzem Herzen versichern, daſs sein Oheim ein Narr sey, und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht zu läugnen, daſs Pounces ein Narr sey, wenn ich sehe, daſs er alle ersinnliche Anstalt macht, auf dem Geldkasten Hungers zu sterben, und sein Vermögen dem jungen Pidgeon zu hinterlassen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entschlieſsen, ihn in mein Tollhaus zu nehmen. Ich werde billiger seyn, wenn ich diese Stelle unserm leichtsinnigen Jünglinge einräume. Es ist in der Philosophie noch eine groſse Streitfrage, welcher von beyden der gröſste Narr sey? Derjenige, welcher bey seinem miſstrauischen Alter als ein reicher Geizhals verhungert? Oder ein unbesonnener Jüngling, welcher ein Vermögen, das er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit er im Alter aus Armuth Hungers sterbe? Wenigstens ist jener dem gemeinen Wesen nicht so sehr zur Last, da im Gegentheile die Obrigkeit sich genöthiget sieht, diesen entweder, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehrlichen Bettler, im Hospitale zu ernähren. Ein Geizhals, welcher sich von seinem Geldkasten niemals zu weit entfernt, ist gewissermaſsen schon eingesperrt. Warum soll ich ihn in meinem Tollhause verschlieſsen? Ich will also, man bringe den jungen Math. Pidgeon dahin. Hier soll er bleiben, bis er dreyſsig Jahre alt ist. Müſsig darf er nicht gehen; denn eben dieses ist sein Unglück. Er soll weder Mittags noch Abends etwas zu essen bekommen, wenn er nicht vorher mit seiner Hand so viel verdient hat, als sein Essen kostet. Auf solche Weise wird er erfahren, wie schwer es sey, seinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm seines Oheims Interessenrechnungen, diese soll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn so weit bringt, daſs er arbeitet und rechnet: so wird man ihn im dreyſsigsten Jahre seines Alters ohne Bedenken wieder frey lassen, und ihm das Vermögen seines Oheims anvertrauen können. Ich meyne es recht gut mit ihm, und bin gewiſs, das Vaterland wird es dereinst erkennen, daſs ich ihm einen guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der Nachbarschaft der erbaulichen Sara Knidly zu wohnen, der wird sich nicht wundern, wenn er sie in meinem Codicille findet. Ihr Haus ist einem verwünschten Schlosse, und sie einem Poltergeiste ähnlich, der alle Menschen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet sich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag spukt sie im Hause herum. Nirgends poltert sie ärger, als in der Küche, und niemals ist ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn sie herumgeht, und Psalme brummt. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es ist nicht lange, daſs dieselbe beynahe ihr rechtes Auge über dem sechsten Psalm verloren hätte; denn das andächtige Gespenst murmelte eben den Schluſs desselben her, als die Magd aus Unvorsichtigkeit das Salzfaſs verschüttete, und um deswillen von den buſsfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen bekam. Die ganze Gasse, in der sie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daſs seit sechs Jahren, (denn so lange ist Sara Knidly eine Wittwe,) die Miethen um die Hälfte des Preises gefallen sind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenster wegzugehen, der thut es gern, und nimmt lieber einen Umweg; denn wen sie mit ihren Augen erreicht, der ist ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt, und glaubt es ganz gewiſs, daſs der langmüthige Himmel blos aus Hochachtung für sie und ihre andächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in dem sie wohnhaft ist, noch zur Zeit verschont, und verhindert habe, daſs die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böſe hoffärtige Rotte zu verschlingen. Unterdessen wünscht sie es doch vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebeten, wenn sie aufsteht, und sieht, daſs noch Leute um sie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daſs er nicht zum wenigsten die Frauenzimmer ihrer Gasse in ihrer sündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troste, diese Nacht über mit Schwefel und Pech vertilgt hat. Denn wir Mannspersonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug; und ich hoffe gewiſs, wenn die erschrecklichen Gerichte, mit denen sie alle Stunden droht, hereinbrechen werden: so wird sie sich vom Himmel wenigstens etliche ausbitten, die er ihr zum sonderbaren Troste erhalten soll. Ich ersuche das Parlament, sich dieser Heiligen mit aller möglichen Vorsicht zu bemächtigen, damit sie nicht entwische, oder aus Andacht etlichen die Hälse breche, welche sich ihrer Person versichern wollen. Sie soll in dem abgelegensten Winkel des Tollhauses eingesperrt bleiben, damit sie die andern Narren nicht närrischer mache. Wäre einer von diesen Narren gar nicht zu bändigen; so soll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle gesperrt werden. Es ist eine grausame Strafe, ich gestehe es; aber sie soll auch nur in schweren Verbrechen Statt haben. Man wird Achtung geben, daſs ein solcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelassen werde. Ein Zuchtmeister soll in der Thüre stehen bleiben. Denn ich weiſs, daſs sie bey aller ihrer Andacht sehr viel irdische Wünsche hat, und niemals leichter zu überwinden ist, als wenn sie über die Schwachheit der andern seufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entstehen könnte, wenn der Freygeist, Herr Dewlapp

Esq. und die andächtige Sara Knidly zuſammen geſperrt würden, und durch die Einſamkeit in die Verſuchung geriethen, ihr Geſchlecht zu vermehren. Erſäufen müſste man die junge Brut! Den Augenblick müſste man ſie erſäufen! Denn ich kann mir nicht vorſtellen, daſs etwas abſcheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, deſſen Vater ein dummköpfiger Freygeiſt und die Mutter eine verläumderiſche Betſchweſter iſt. Man hüte ſich alſo ja wohl, und verwahrloſe das arme Land nicht mit einer ſo widernatürlichen Miſsgeburt.

Ich weiſs nicht, woher der muthwillige Knabe, Jacob Halley, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu ſtiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, dieſen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezogenen Miene in mein Zimmer, und verſicherte mich auf eine recht vertraute Art, daſs er mir hierinnen ſehr nützlich ſeyn könnte, wenn ich ſeinen Rath annehmen wollte. Vor ſeinen Augen, ſagte er, könnten ſich die Thorheiten der Menſchen nicht verſtecken. Er kenne ſie alle, er verfolge ſie aufs ſchärfſte, und die Liebe zur

Wahrheit sey bey ihm so stark, daſs er sich selbst nicht schonen würde, wenn er etwas Lächerliches oder Thörichtes an sich wahrnehmen sollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er sagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich möchte bey meiner Stiftung diese Leute ja vor allen andern mir bestens empfohlen seyn lassen. Ich fand auf dieser Rolle zehen Personen, und erstaunte, als ich sahe, daſs gleich die ersten fünfe davon Geistliche waren, deren Lehren so vernünftig sind, und deren Lebensart so erbaulich ist, daſs sie wohl verdienten, selbst in den Augen der Narren und unsrer kleinen Religionsspötter ehrwürdig zu seyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daſs er diese Männer des Tollhauses würdig hielt; ich fragte ihn um die Ursache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverschämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüſste, daſs die fünf Männer Geistliche wären, und daſs die Geistlichen — Ich fiel ihm sogleich in die Rede, weil ich merkte, daſs er sich anschickte, diesem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Last zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig andern Personen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden. Der sechste Narr war sein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber um deswillen für einen Narren hielt, weil er sich hätte entschlieſsen können, in seinem Alter die Thorheit zu begehen, und seine Mutter, eine mürrische geizige Frau und abergläubische Betschwester zu heyrathen, welche durch ihre verdrieſslichen Lehren und altväterischen Klagen über den groſsmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nannte, schon längst verdient hätte, die siebente Stelle in dieser Narrenrolle einzunehmen. Da dieser rasende Jüngling seines Vaters und seiner Mutter nicht geschont hatte, so dürfen dreye seiner Lehrer sich nicht wundern, wenn sie erfahren werden, daſs er an ihre Versorgung auch gedacht, und sie unter seine Narrencandidaten gesetzt hatte Er gab sie für unerträgliche Pedanten, lateinische Wurmkrämer, und ich weiſs nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andre Ursache, und vielleicht diese seyn, daſs sich diese redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernsthaftigkeit, als dieser Spötter vertragen konnte, hatten angelegen seyn lassen, ihn vernünftig zu machen. Ich schlieſse dieses unter andern daraus, daſs er sich gegen mich beschwerte, einer von diesen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu sagen, daſs die Jugend die Bosheit nicht entschuldige, daſs ein Jüngling, welcher frech genug sey, seiner Lehrer zu spotten, in seinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu sterben, und daſs die Spötterey eines Jünglings nicht witzig seyn könne, so lange dessen Herz boshaft sey. Dieser Vorwurf schmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente: denn nur seine redliche Freymüthigkeit, sagte er, erweckte die Milz seiner Lehrer, und er tadelte nicht die Person seiner Lehrer, sondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich, und er würde nicht aufhören, zu sagen, daſs sie Narren wären, so lange es noch jemand gäbe, der die Wahrheiten hören wollte. Man kann glauben, daſs ich über die Verwegenheit dieses jungen Menschen ganz erstaunt war; und weil er versprach, mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen sollte, so hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verstellten Gelassenheit zu versichern, daſs ich mir seinen Eifer zu Nutze machen, und solche Veranstaltungen treffen wollte, daſs des Vaterlandes Bestes beobachtet werden, und er die billigste Belohnung dafür erlangen sollte. Ich habe ihm einen versiegelten Brief gegeben, welchen er nach meinem Tode den Vorstehern des Testaments selbst einhändigen soll. Ich ersuche also diese Herren, demjenigen auſs genaueste und sonder Verzug nachzukommen, was sie in diesem versiegelten Schreiben veranstaltet finden werden.

Weil ich nicht weiſs, wie lange ich leben möchte, und ob es nicht gar geschehen könnte, daſs ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte; so will ich zu Vermeidung aller Schwierigkeiten hier einige Recrouten zu meinem Tollhause vorschlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen; man wird sie sogleich kennen, wenigstens werden sie leicht zu erfragen seyn. Hier sind sie: Johann Gale, Lady Flower, O-Säfety, Carl Brackfest, Catharina Buckey, John Sun, Martin Fläce, Caspar Wickstaff, William Knall, und der Moralist Richard Kinsman.

Vor allen andern, die in mein Tollhaus gehören, sollen die Irländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten.

Für die Deutschen soll man einen besondern Flügel bauen, und die Sachsen sollen, als unsre alten Landsleute, zuerst untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf meine milde Stiftung einen billigen Anspruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für diese guten Leute sorgen, doch unbeschadet den Narren unsers lieben Vaterlandes.

Dieses ist mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin sehen, daſs derselbe auf's genaueste erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen diese Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, ist dieses, daſs ich als ein Patriot wünsche, daſs niemals ein Narr auf ihren Wollsäcken sitzen möge. Ein guter Wunsch, der vielleicht so gar unmöglich nicht ist, als es wohl scheint! Dublin, am $^{17}/_{28}$ Brachmonats, 1735.

(L. S.)

D. Jonathan Swift.
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abschrift von dem Swiftischen Codicille. Sie können sich darauf verlassen; ich habe sie selbst gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, sich des letzten Segens unsers Swifts theilhaftig zu machen, und dieses Codicill in allen seinen Clauseln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erste, was man that, war dieses, daſs man sich der angezeigten Narren zu bemächtigen suchte. Die Lords Lavat und Pallbrow stellten sich abscheulich ungeberdig, und der erste würde sich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden gesucht hätte, daſs in dieses Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigstens sechszehn Ahnen hätte. Dieses einzige beruhigte ihn gewissermaſsen; denn er hoffte auf solche Art eine zahlreiche und ansehnliche Gesellschaft zu finden.

Der Bischof O Carry wollte Feuer vom Himmel fallen lassen, weil das Parlament so ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antaste. Aber eben hieraus sah man, daſs Swift Recht gehabt hatte, und seine Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küster, Herr Nicolaus, machte nicht viel Umstände, sobald er nur vernahm, daſs er den Rang über den Bischof haben sollte.

Herr Something, so sehr er auch anfangs erschrack, faſste sich doch, da man ihm versprach, daſs er der Polizey im Hause vorstehen, und mit der Frau Nowtell wechselsweise das Regiment führen sollte. Die Frau spie Feuer, als man sie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung ist ihr versprochen worden, daſs sie die Erlaubniſs haben sollte, nach Ableben des Küsters und Bischofs zween andre Candidaten zu vociren.

Des Dewlapp Esq. konnte man sich leicht bemächtigen; denn man ging nach Tische zu ihm, da er besoffen war und schlief. Man will für gewiſs sagen, daſs er seitdem beständig geschlafen, wenigstens thut er so träumend, wie ein Mensch, der im ersten Schlafe gestört wird, und daran mag wohl seine gute natürliche Dummheit Schuld seyn Seine Kostgänger scheinen sich zu beruhigen, da sie hören, daſs sie von dem dritten Theile seines Vermögens unterhalten werden sollen. Es ist groſse Hoffnung da, daſs sie wieder klug werden dürften. Der eine hat sich schon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tische ein Paar Blätter lieset, und sich wundert, wie er spricht, daſs in diesem Buche so viel vernünftige Sachen stehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

James Diaper hat appellirt, und behält sich vor, seine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwischen hat man ihn doch eingesperrt; aber seine arme Frau ist ganz trostlost. Der junge Thomas Swallow saſs eben an seinem Pulte, machte ein Sinngedicht unter sein Conterfey, welches er vor den ersten Band seiner künftigen Werke sezzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in sein Gefängniſs, und dieses schien ihn sehr kräftig zu trösten. Math. Pidgeons schrie über seinen alten geizigen Oheim, dem er sein Unglück zuschrieb. Er hat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigstens nur eine Flasche Pontak zu geben. Es ist ihm aber abgeschlagen worden, er müſste sie denn mit seiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war lustiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf sie eben über ihrer Andacht an. So bald sie hörte, was man wollte, schmiſs sie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauste ihm die Perrücke. Dem Stockmeister kratzte sie in Gottes Namen ein Auge aus, und einen Parlamentsschreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit und in der Thüre stund, übergab sie dem Teufel. Aber alles half nichts, sie muſste fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieses. daſs der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein schlug. Itzt sitzt sie, und betet und singt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewiſs noch so weit zu bringen, daſs den Herren des Parlaments die Zungen im Halse verdorren sollen; denn der Herr, spricht sie, verläſst die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gasse Freudenfeuer angezündet, und es ist so lebhaft darinnen, als sonst niemals. Der Preis der Miethen steigt; nur in ihrem Hause getraut sich noch niemand zu wohnen.

So bald der muthige Knabe, Jacob Halley, Swiſts Tod erfuhr, und hörte, daſs man sein Testament öffnete: so meldete er sich, und übergab den versiegelten Brief; in der gewissen Hoffnung, eine reiche Belohnung seines Witzes zu erlangen. Man öffnete ihn in seiner Gegenwart, und fand folgendes darinnen:

„Das Parlament wird von mir Endes un-

„terzeichnetem ersucht, sich der Person des
„Jacob Halley, der ihnen dieses Schreiben
„versiegelt einhändigen wird, zu versichern.
„Man wird aus meinem Codicille gesehen
„haben, wie groſs die Bosheit dieses
„Jünglings schon itzt ist, und ich überlasse
„der weisen Einsicht des Parlaments, zu urtheilen,
„wie schädlich derselbe künftig dem
„Vaterlande seyn könnte, wenn er fortfahren
„sollte, diejenigen für Narren zu halten,
„welche die Hochachtung des ganzen Landes
„verdienen. Es ist zu befürchten, daſs er
„nimmermehr zu bessern seyn werde, da er
„seine hämische Bosheit für Liebe zur Wahrheit,
„und seine schmähsüchtige Wuth für
„satirischen Witz hält. Seine Raserey, welche
„er bey seinen Aeltern und Vorgesetzten
„anfängt, wird bis an den Thron des Königs
„dringen, und eher nicht aufhören, bis sie
„das Heiligste der Religion befleckt hat. Er
„ist nicht würdig, in mein Tollhaus zu kommen.
„Ich ordne, daſs man ihn in das
„allgemeine Zuchthaus zu den Uebelthätern
„bringe, welche mit ihm die Geiſsel verdient
„haben. Ich bestimme hierzu zweyhundert
„Pfund, welche nach dem Tode dieses Unsinnigen
„dem Zuchthause heimfallen sollen. Ich

«verordne solches kraft dieses, als meinen «letzten Willen.»

Jonathan Swift.

Man las ihm diesen Brief vor. Er erstaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte seine guten Absichten herausstreichen; aber man lieſs ihn weiter nicht reden, sondern eilte mit ihm ins Zuchthaus. Itzt schimpft er Tag und Nacht, und das Parlament ist Willens, ihm einen Beiskorb machen zu lassen.

Beynahe hätte ich vergessen, zu sagen, daſs man bereits drey Abkömmlinge des Partridge ausfündig gemacht hat. Der eine ist ein Barbier in der St. James Straſse, bey welchem man einen Stammbaum des Prätendenten mit politischen Anmerkungen, und eine Schutzschrift für den Ritter St. George gefunden hat. Diese Schrift mag ziemlich gefährlich seyn; aber sie ist so verwirrt abgefaſst, daſs man sie nicht verstehen kann. Der zweyte ist ein cassirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bey Fontenoy für gut befunden hat, seine Person, in Begleitung zweyer holländischer Officiere, gleich im Anfange des Treffens, in Sicherheit zu bringen, und um deswillen vom Regiment gejagt worden ist. Er hatte einen

Plan von der Schlacht bey Dettingen bey sich, worinnen er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben sollte, daſs sie nicht gerades Weges selbst vor Versailles rücken, und solches überrumpeln können. Der dritte ist ein Schuster, welcher eine Prophezeihung verkauft, daſs im Jahr 1747 das päbstliche Reich untergehen, Ludwig der funfzehnte von Husaren gefangen, der Schach Nadyr in Paris einfallen, und das Leder so theuer werden sollte, als es seit der Königinn Elisabeth Zeiten nicht gewesen.

Mit Aufsuchung der Narrenrecrouten wird es schon etwas mehr Mühe und Arbeit kosten. Man hält inzwichen diesen Artikel des Codicills so geheim, als nur möglich ist, und man hat auf die Narren ein wachsames Auge, damit keiner entwische. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft ist, da werden gewisse Aufseher gehalten, welche auf ihre Handlungen Acht haben müssen. Man kann noch bis diese Stunde nicht erfahren, wer der Joh. Gale ist, und es steht ein Preis von 10 Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Ladi Flower hat es seine gute Richtigkeit. O-Säfety wird genau beobachet. John

Sun, der wider sein Vermuthen etwas vom Codicille erfahren, hat sich selbst angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von seiner bösen und verschwenderischen Frau wegkomme. Man untersucht die Sache. Die Frau sieht noch ganz reinlich aus; sie hat ein paar groſse schwarze Augen, und die Meynungen der Richter sind schon getheilt. Dem Gerichtsschreiber hat beym letzten Verhör ihr Busen gefallen; man glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war sonst seine Köchinn, und er heyrathete sie blos wegen ihres guten ehrlichen Gemüths. Es gibt in Dublin zween Caspar Wickstaffs. Man ist lange zweifelhaft gewesen, welcher gemeynt sey. Der eine wohnt bey Williams Caffeehause, der andere auf der Flet-Straſse. Man hat den ersten im Verdachte, weil er sich gewisse Gratulanten hält, die ihm viel Gutes vorsagen, und alle Jahr ein paarmal wünschen müssen, daſs der Himmel dieses theure Haupt noch lange Jahre hindurch bey hohem Wohlseyn erhalten wolle. Die übrigen Narren sind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein paar Autores.

Das Parlament hat zu Erbauung eines Tollhauses einen schönen Platz ausgelesen, welcher unweit des Hafens gelegen, und seither der Tummelplatz unsrer jungen Herrchen und witzigen Stutzer gewesen ist. Die Wahl ist gut; denn auf solche Art bleibt dieser Platz gewissermaſsen noch ferner, was er gewesen ist. Für eine gewisse Art Reimer, die sich unter einander geistvolle Poeten nennen, wird noch ein schmaler Gang am Hafen ledig und unbebaut gelassen. Er soll aber mit einer Blanke verwahret werden, damit kein Unglück geschehe. Ich sollte nicht meynen, daſs es nöthig sey; denn, aus ihren Versen zu urtheilen, scheint es eben nicht, daſs sie sehr tiefsinnig seyn müssen: Doch kann die Vorsicht nicht schaden.

Der Riſs ist schon zu dem Seitengebäude gemacht, welches für die Teutschen bestimmt ist. Um sich bey diesem Volke ein gröſseres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzosen verfertigen lassen, und die Aufführung des Baues soll auch an einen Franzosen verdungen, kurz, alles französisch werden. Ich habe hier etliche Teutsche gesprochen, welche darüber sehr vergnügt sind. Die Vorsorge des Parlaments geht noch weiter. Es ist ein Project gemacht worden, wodurch man im Stande zu seyn hofft, eine groſse Anzahl dieses Volks unterzubringen, und unterhalten zu können. Man hat bereits bey einigen teutschen Höfen unter der Hand auszuwirken gesucht, daſs ein jeder ihre Unterthanen, besonders derjenigen Gelehrten, welche das Ansehen haben wollen, weit klüger zu seyn, als andere, zehen und mehr Reichsthaler zu dieser Stiftung beytragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Attestats bekommen soll, daſs er ein groſser berühmter, vernünftiger und gründlich gelehrter Mann sey, und seinen Verstand mit so und so viel Thalern gelöst habe. Die Namen dieser Subscribenten sollen gedruckt werden, und niemand soll alsdann bey schwerer Strafe befugt seyn, an ihrer Klugheit im geringsten zu zweifeln. Hierdurch hofft man erstaunende Summen aufzubringen. Das Parlament sieht es zwar zum voraus, daſs die gröſsten Narren am meisten dazu steuern werden, um recht klug zu scheinen. Aber es thut nichts. Es ist doch wenigstens dazu gut, daſs sie auf solche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man gibt sich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daſs die dasigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hoey soll ein sehr nachdrückliches Empfehlungsschreiben herüber gesendet haben. Es ist ihm aber rund abgeschlagen worden. Und dieses mit Recht. Denn unsre Nation ist durch gegenwärtigen Krieg ziemlichermaſsen erschöpft, und daher nicht im Stande, eine so ungeheure Menge französischer Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu seyn,
Mylord,
Dero

Dublin,
am $^{10}/_{21}$ März 1746.

gehorsamster Diener
Richard d'Urfey. Esq.

N. S.

Sie werden entschuldigen, Mylord, daſs ich Ihnen das Promemoria nicht mit beygelegt habe, worinnen Swift diejenigen Teutschen genennet, die er für würdig hält, in sein Tollhaus zu kommen. Es ist etwas weitläuftig, und das Packet möchte gar zu stark werden.

Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand.

Wenn irgend ein Sprichwort ist, dessen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird; so ist es dieses, wenn man sagt: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand. Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfassung meines Vaterlandes sehr genau kennen zu lernen, so getraue ich mir sehr wohl zu behaupten, daſs wenigstens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verstand nicht eher erlangt haben, als bis sie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil ist, ich weiſs nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verstande begabt gewesen. Ich sage mit gutem Vorbedachte: kaum ein Drittheil. Denn ich muſs noch für diejenigen ein wenig Platz lassen, welche die Ausnahme von dem Sprichworte machen, und das Amt zwar seit langer

Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserm Sprichworte verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches, wie ich aus einigen Umständen vermuthe, zu Heinrichs des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er Verstand; und dieser Lesart habe ich mich bedient. Die meisten der neuern Schriftſteller sagen hingegen nur: Wem er ein Amt gibt etc. Beyde Lesarten haben ihren guten Grund, und beyde sind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligen rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daſs Gott die Aemter gab, und daher läſst sich die Art zu reden, wem Gott ein Amt gibt, noch wohl entschuldigen. Itzt braucht man diese Weitläuftigkeit nicht mehr; und hat man Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daſs man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derselben beschwerlich zu fallen. Dieses mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprichwort einigermaſsen zu ändern. Inzwischen muſs ich doch zum Ruhme unsrer Zeiten erinnern, daſs man wieder anfängt, die alte Lesart hervor zu suchen, und aus seiner andächtigen Höflichkeit so zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man sich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohl erlangten Gerechtsamen sich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, so oft ich jemanden also reden höre, von dem ich sonst sehr wohl weiſs, daſs ihn die göttliche Fügung am wenigsten beunruhiget. Es ist dieses ein Zeugniſs, daſs die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen ist. Man darf mir nicht einwenden, daſs diese Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort sey; ich glaube es selbst, aber das thut nichts.

Dieses hat mich bewogen, das Sprüchwort nach seiner alten Lesart beyzubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erklärt, ohne zu besorgen, daſs mich diejenigen, welche stärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es also für bekannt an, daſs Gott das Amt gibt. Es hebt dieser Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung dawider einwenden möchte. Recht wahrscheinlich ist es freylich nicht, aber ein guter Ausleger weiſs alles zusammen zu reimen.

Ich halte mich in einem sehr kleinen Städtchen auf, und doch ist es noch immer groſs genug, meinen Satz zu behaupten. Auſser dem Nachtwächter weiſs ich niemanden, welcher auf eine erlaubte Weise zu seinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohl verdienter und abgedankter Soldat, haben verhungern müssen, (denn dieses ist immer die gewisse Belohnung derer, welche sich für das Vaterland verstümmeln lassen), wenn er nicht zu diesem wichtigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, daſs sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf muſs wohl rechtmäſsig seyn, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter ist. Dieses ist der einzige Mann in der Stadt, der sein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeygehen muſs ich auch erinnern, daſs er zugleich der einzige in unserm Orte ist, welcher den Verstand eher hatte, als das Amt.

Mit den übrigen ist es ganz anders beschaffen. Der Stadtschreiber hatte als Advocat, das Unglück, daſs er wegen seiner Geschicklichkeit, die verschiedene Obere aus Unverstand Betrügerey nannten, in die Inquisition kommen sollte. Seine Sache war so beschaffen, daſs er nach dem Eigensinne altväterischer Rechte gewiſs den Staupbesen würde bekommen haben; aber ein edler wohlweiser Rath sah die unvermeidliche Folge davon ein. Der gröſste Theil von ihnen stund in einer so genauen Verbindung mit ihm, daſs sie gewiſs an seinem Staupbesen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeisters Hochedlen am Galgen ersticken müssen, wenn man diesen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entrissen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmännin die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte seine Unschuld dergestalt an den Tag, daſs er sich mit Ehren von seinem Handel befreyt sah. Der Frau Bürgermeisterin war der Hals ihres theuern Gemahls so lieb, daſs sie vor Freuden nicht eher ruhete, bis diesem angefochtenen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stadtschreiber erwählt wurde. Ein jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sey diesen Dienst sich selbst schuldig, weil ein jeder wünschte, daſs man sich bey dergleichen besorglichen Fällen auf gleiche Weise seiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu seinem Dienste gelangte, weiſs die ganze Stadt. Er hatte durch seine patriotischen Bemühungen es so weit gebracht, daſs ganze Dörfer wüste, und eine ansehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, setzte ihn in den Stand, unverschämter zu seyn, als sein Vorfahr, welcher einfältig genug war, sich einzubilden, daſs man es mit dem Landesherrn nicht redlich meynen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meyne. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amtes auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daſs man sie tadeln sollte.

Es sind nicht mehr als zween Priester in unsrer Stadt; der oberste wäre vielleicht noch izt Candidat, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meynte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daſs er sich den Capellan zu seinem Collegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieses lieben Mannes ihm vortheilhaft zu seyn schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heyrathen, welcher sehr viel daran lag, einen dummen Ehemann zu haben.

Sogar bis auf den Küster erstreckt sich in meinem Städtchen diese Art des Beruſs. Denn weil er in der ganzen Gegend den besten Branntwein brennt, so hat es der Kirchenvorsteher für billig gehalten, ihm das Küsteramt und die Unterweisung der Jugend anzuvertrauen.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar oftmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Die Ausschweifung würde überflüssig seyn, wofern ich nicht versichern könnte, daſs der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll. 156

Dieſenigen, welche sich dieses Sprüchwortes: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand, auf eine bequeme Art zu bedienen wissen, sind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Lästerer anzuführen, welche uns vorwerfen, daſs in unsern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorsorge nur gar zu matt geworden, und faſt gänzlich abgekommen sey. Ich freue mich, daſs ich hier eine Gelegenheit ſinde, das Christenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beste Advocat verzweifeln würde.

Ich ſinde besonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieses sagen. Es sind entweder diejenigen, durch welche nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es sind die selbst, welche die Aemter bekommen, oder es sind endlich die, welche als Zuschauer über die wunderbare Führung und Besetzung der Aemter erstaunen.

Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Trost, daſs Gott, welcher nach ihrer Meynung so vielen Narren Aemter gibt, auch sie nicht unversorgt lassen, und wenn sie versorgt sind, auch sie alsdann mit dem nöthigen Verstande ausrüsten wird, den sie nicht haben, und den sie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Diese Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und sie beschämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich sind, da sie keinen Verstand haben, und ihn doch nicht vermissen.

Noch weit stärker aber ist das Vertrauen zur göttlichen Vorsorge bey denjenigen, welche die Pflicht auf sich haben, die Aemter zu besetzen. Bey verschiedenen von ihnen würde ihr Betragen unsinnig seyn; man würde sie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichsten Bösewichter halten, wenn man sieht, wie unbedachtsam sie bey der Besetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daſs sie überzeugt sind: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand; so ist dieser Widerspruch gehoben. Sie können dieses mit einer desto gewissern Zuversicht hoffen, da sie an ihren eigenen Personen ein so erstaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugnisse aller ihrer demüthigen Clienten gegenwärtig die verständigsten Männer, die weisesten Väter der Stadt sind, ungeachtet sie vor der Erlangung ihres Amts die unverständigsten Narren waren. Diese wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, so oft sie ein Amt besetzen müssen.

Ich weiſs nicht, ob irgend ein Amt wichtiger ist, als das Amt eines Seelsorgers. Die üble Besetzung eines solchen Amtes kann eine ganze Gemeinde unglücklich machen, und das

Verderben von mehr als einer Nachkommenschaft nach sich ziehen. Wenigstens würde ich sehr unruhig seyn, wenn ich für die Besetzung eines solchen Amtes sorgen sollte. Aber wie glücklich sind nicht diejenigen, welche sich darauf verlassen, daſs der Verstand sich schon mit dem Amte finden werde.

Ich habe vor wenigen Tagen das Schicksal gehabt, einer Priesterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, daſs ihm sein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, sein Schäfer gestorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh sorgfältig wartete, die Kunst verstünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bey seinem Amte ehrlich wäre; diesen ausfindig zu machen, war freylich eine schwere Sache, die alle mögliche Behutsamkeit erforderte. Denn wenn eine Schäferey durch Verwahrlosung ausstirbt, so ist dieses manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplarisches Leben, oder durch Unachtsamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomisch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geschickten Schäfer ausfindig gemacht, und in seine Dienste genommen hatte. Er erzählte mir dieses mit Freuden, und that dabey viele gute Wünsche für seine Schäferey. Morgen, fuhr er fort, morgen müssen Sie noch bey mir bleiben; mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und wir wollen tausend Spaſs mit ihm haben. Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weiſs, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt, so kann ich nicht läugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erstaunte, als ich einen groſsen schwarz gekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein Gang, seine Miene, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäſsig, daſs ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daſs ihm der Bauch schütterte. Mein Reitknecht? sagte er endlich: Zerreiſs mich der Teufel, wenn er nicht mein Informator ist! Er ist ein Magister, und nicht ungeschickt. Er will noch heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zusammen drucken lassen, und es meiner Gemahlin zueignen. Er ist ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken. Ein vortrefflicher Charakter! dachte ich bey mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich hörte ihm zu, weil ich sonst nichts zu hören hatte, und hielt bey seinem albernen Gewäsche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indessen ohne Eigenruhm zu behaupten, daſs dasjenige, was mein lieber Urältervater Sancho Panſsa mit seinem Esel geredet hat, weit vernünftiger gewesen ist, als dieses neuen Seelsorgers heilige Rede an seine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloſs. Sogleich stellte sich unser Seelenhirt auch ein, und das erste Compliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunsche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daſs er sagte: Komm Er, komm Er, Herr Magister, trink' Er das Glas Brantwein; es ist Ihm sauer geworden; aber Er hat auch, der Teufel hole mich! gepredigt, wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne Er sich ab, das leide ich mein Seele nicht; und wenn

Er einmal auf mich schmält, so soll mich der
Donner erschlagen, wenn ich Ihn nicht über
die Canzel herunter werfen lasse, daſs Er die
Beine in die Höhe kehrt. Da! trink Er! Und
darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd
auf einen Zug ein groſses Glas aus. Wir setz-
ten uns zu Tische; ich war dem ungeachtet
ganz kleinmüthig, und sah die armen Bauern
als eine verrathene Heerde an. Ich aſs wenig.
Weiſs Er denn, Herr Magister, sagte der Edel-
mann: wofür Ihn Herr Panſsa angesehen hat?
Für meinen Reitknecht! Das wundert mich
nicht, rief der schon halb trunkene Pfarrer
aus: Die Diener des Herrn sind den rohen
Weltkindern immer ein Anstoſs, und Herr
Panſsa hat noch ketzerisches Blut in seinen
Adern. Wäre er, wie seine Aeltern, verbrannt
worden, so hätte unsere Religion auch einen
Verächter weniger. Ich entfärbte mich über
diesen Unsinn, und war eben im Begriffe,
ihm nach seiner Narrheit zu antworten, als
unser Wirth merkte, daſs sich dieser Auftritt
mit Verdruſs endigen würde. Er unterbrach
mich mit einem Deckelglase, und brachte es
seinem Pfarrer auf die Gesundheit aller hüb-
schen Mädchen zu, welcher redlich Bescheid
that; und auf diese Weise ward bis gegen den

Abend fortgefahren. Ihre Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu sehen, daſs Ihro Gnaden nebst dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tisch sanken, ohne daſs er selbst auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er schon vor Tische war. Ich schlich mich fort, weil ich merkte, daſs er einen Religionsstreit mit mir anfangen wollte. Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von seinem Pfarrer hielte? Ich halte ihn, sagte ich, für einen Mann ohne Verstand, ohne . . Ach, sagte er: was Verstand! Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Er ist mein Informator gewesen; ich habe ihm die Pfarre schon lange versprochen, und um deswillen hat er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was ich verspreche, das halte ich als ein Cavalier. Der Kerl wird schon werden. Saufen kann er, wie ein Teufel. Hier verstummte ich auf einmal. Ich sah, daſs der Herr das Wohl und die Unterweisung seiner Kinder nicht für so wichtig gehalten, als die Ersparung einiger Thaler Geld; ich schloſs, daſs er es mit seinen Bauern nicht so boshaft, als ich anfangs geglaubt, meynen müsse, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er seine eignen

Kinder anvertraut hatte; daſs er noch immer glaubte, Gott habe dieses Amt seinem Pfarrer gegeben, und daſs er gewiſs hoffte, er werde den Verstand, der ihm fehlte, schon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieses Abentheuers länger aufgehalten, als ich Willens gewesen, und als es vielleicht einigen meiner Leser lieb seyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geistlichen Standes eben so orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es schien mir um desto nöthiger, hievon etwas umständlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen seyn wird, wie es komme, daſs man bey der Besetzung anderer Aemter, welche nicht die Seele, sondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, so sorglos seyn, und nach allem eher, als nach dem Verstande und der Geschicklichkeit der Candidaten fragen kann. Alle Stände sind voll von Beweisen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorsatz, für mein izt lebendes Vaterland zu schreiben, sonst würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es ist noch übrig, daſs ich von der zweyten Gattung der Menschen ein Paar Worte sage, denen unser Sprüchwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigsten Trost gereichet. Es sind dieses diejenigen, welche Aemter suchen. Sie sind so vorsichtig, daſs sie keine mühsame Untersuchung anstellen, ob sie auch den nöthigen Verstand haben, der zu den Aemtern erfordert wird. Eine solche Untersuchung verriethe ein Miſstrauen, welches ihrer männlichen und gesetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber sehr schädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt sehr viel daran, daſs diese Herren Aemter kriegen; und wenn sie sich nicht eher darum bewerben sollten, als bis sie von ihrem Verstande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, so würde, ungeachtet unsers sehr bevölkerten Landes, eine groſse Menge Aemter unbesetzt bleiben müssen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieses? Sie ängstigen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter gibt, der wird auch für ihren Verstand sorgen; und sie genieſsen bey dieser nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückseligkeit, die ein Mastschwein hat; welches um Weihnachten feist ist, ohne daſs es den Sommer über für seine Mastung gesorgt hat. Wenn ich drey Candidaten beysammen stehen sehe, so kann ich, ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiſs glauben, daſs zwey davon keinen Verstand haben, und bey dem dritten ist es noch vielmals ungewiſs. Unsere Aeltern sind gemeiniglich gegen die Vorsorge des Himmels so erkenntlich, daſs sie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankömmt: ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daſs er dereinst zur Uebernehmung eines Amts und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben so, und dennoch haben die Kinder dieser Väter Aemter bekommen, ohne daſs jemand die unbescheidene Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besäſsen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst. Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daſs sie in diesem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert seyn sollten. Ja sie machten sich ein Gewissen daraus, und sie sind deswegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu stören, oder in ihrem Werke zu meistern. Sie haben wohlgestaltete Kinder gezeugt, und die wenigsten male war es ihre Absicht, sie zu zeugen. Die Natur hat sie ohne ihre Vorsorge so wohlgestaltet hervor gebracht. Und da der Körper das Vornehmste an den Menschen, wenigstens heut zu Tage, ist, so überlassen sie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verstandes, als eines sehr zufälligen und nicht unentbehrlichen Theils des Menschen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er ist noch in seiner zarten Kindheit von achtzehn Jahren; deswegen hat der gnädige Papa noch nicht so grausam seyn, und ihn der Aufsicht der Französin entreiſsen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waschen muſs. Er ist ein vortrefflicher Kenner von der Nätherey, und versteht die Schattirung der bunten Naht besser, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch ist ein Sudler gegen ihn. Er weiſs alle Gerichte zu beurtheilen; er kocht selbst die schmackhaftesten Speisen, und unter der ganzen Armee ist niemand, der die Pasteten so leckerhaft backen kann, als dieser junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers oder elenden Gemeinen, so würde man ihn, nach der Gewohnheit des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniſs des Christenthums, der nöthigsten Wissenschaften und der Welt angeführt, und durch beständige Arbeit zu seinen künftigen Diensten abgehärtet haben. Aber so niederträchtig erzieht man den Sohn eines groſsen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande schont man diesen theuern Körper; zu seiner Gemüthsergötzung läſst man ihn kochen, nähen und sticken. Er ist ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anstrengen muſs, wenn es ihm nicht gehen soll, wie den jungen hitzigen Ochsen, welche sich leicht verrücken, wenn man sie zu jung eingespannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugesehen, mit was für einer edlen Unverschämtheit er nur ohnlängst dem Kammermädchen in den Busen griff, und sie ist vor Lachen bald auſser sich gekommen, als ihr die alte Französin, bey der dieser zarte hoffnungsvolle Knabe beständig aus billiger Vorsorge im Bette liegen muſste, vor etlichen Wochen klagte, daſs er sie des Nachts nicht mehr ruhig schlafen lieſse. Der lose Schelm! sagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte sie, daſs es Zeit wäre, ihn in die Welt zu lassen. Sie überlegte die Sache mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bey der ersten Gelegenheit wird dieser allerliebste Sohn eine Anzahl bärtiger und tapferer Männer, die unter ihm stehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich spürte, wie ihm der Verstand, der zu einem solchen Commando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen, wie der älteste Musketier; er säuft, wie ein Corporal, hat sich schon zweymal mit dem Lieutenant geschlagen, seinem Obersten sich einigemal widersetzt, und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Mätresse hat er noch; doch wird er nächstens für eine sorgen, damit er seinem Herrn Vater in allem gleich werde. Ist nicht dieses alles ein Beweis, daſs der Verstand mit dem Amt kömmt? Und hätte wohl jemand geglaubt, daſs bey einer solchen Erziehung derjenige mit so vieler anscheinenden Hoffnung für sein Vaterland fechten sollte, welcher, menschlichem Ansehen nach, nur geboren war, für sein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muſs das Land seyn, in welchem ein Ueberfluſs von solchen Personen vorhanden ist, bey denen man ungewiſs bleibt, ob sie sich besser vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm schicken!

Indessen muſs ich gestehen, daſs nicht der Militärstand allein sich dieses Vorzugs rühmen kann, sondern daſs wir durch die weise Sorglosigkeit unsrer Aeltern und Vorgesetzten, und durch die natürliche sich selbst gelassene Dummheit des gröſsten Theils unsrer hoffnungsvollen Jugend, denjenigen glücklichen Zeiten sehr nahe gekommen sind, wo man einen Candidaten, welcher die nöthige Geschicklichkeit und den Verstand eher hat, als ein Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Messen sehen lassen wird. Ich bin verschiedenen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgang täglich genieſse, so vielen Dank schuldig, daſs ich mir ein Gewissen daraus mache, diese Abhandlung zu schlieſsen, ohne sie im Vorbeygehen ein wenig zu verewigen, und der Nachwelt ihre Verdienste um das Vaterland nach meinem Vermögen kenntbar zu machen.

Cajus ist werth, daſs ich ihn zuerst nenne. Seinen wahren Namen muſs ich verschweigen um seine Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn nächstens im Anhange der Zeitungen, nebst einer genauen Beschreibung seiner Person und Kleidung. Denn wenn er in seinem Vorhaben glücklich ist, wie seine Anstalten nicht anders vermuthen lassen, so wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es sind ihm landsherrschaftliche Cassen anvertraut. Ob er nun gleich weder schreiben noch rechnen kann, so kennt er doch das Geld sehr gut, und ist in seinem Amte so unermüdet, daſs er nirgends keine Reste, auſser in seiner Casse, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieser wackre Mann verdient, ist diese nicht die geringste, daſs er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu seyn scheint. Als ein unschuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er seinen innerlichen Beruf, und bediente sich mit vieler Geschicklichkeit einer Gelegenheit, seiner Mutter einen Theil ihres Geschmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren seinem werthgeschätzten Herrn Vater die Casse erbrochen. Im ganzen Städtchen ist keiner, der mit einer so witziger Art die Schnupftücher aus der Tache ziehen kann, als er thut. Diese Beschäftigungen haben ihm von

Jugend auf nicht so viel Zeit gelassen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachsagen, daſs er itzo, da er zwanzig Jahr alt ist, seinen Namen nicht zu schreiben weiſs, noch das geringste von Rechnungssachen versteht. Dieses hat seinen Papa ganz natürlicher Weise auf die Gedanken gebracht, daſs es sehr wohl gethan seyn würde, sich den lieben Sohn adjungiren zu lassen. Und ich sehe nicht die geringste Schwierigkeit, welche diese väterlichen Absicht hindern sollte. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand; und da der Herr Vater so lange Zeit sein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu seyn, so hoffe ich gewiſs, der Herr Adjunctus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher so dumm ist, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einsicht, und ist daher im Stande gewesen, sich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, so viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigstens so dumm gewesen sind, als sein Sohn, und noch itzo dem Verstand eines Pachters nicht gleich kommen. Da sich sein Sohn zu gar nichts schickt; so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt, und beyde sind einmüthig darauf gefallen, der Junge soll ein Doctor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doctor zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daſs ihm Gott gewiſs mit der Zeit eine Profeſsur, und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als, seiner Meynung nach, zu einem Canonicat erfordert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohl gewachsen ist, reiche Westen trägt, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fället, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bey einem Jungen von Adel zu sehen. Er glaubt, daſs er alle Fähigkeiten besitze, die dazu erfordert werden, und ich glaube, daſs er in kurzem eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daſs er von allem dem nichts versteht, was ein junger Cavalier lernen soll. Er ist auch niemals, so wenig, als itzo, im Stande gewesen, sich selbst zu regieren. Er ist, wie ihm einige mürrische Leute nachsagen, in seinen Ausschweifungen niederträchtig, in seiner Wirthschaft unordentlich, in seinen Urtheilen pöbelhaft. Was schadet das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reisen gehen müssen, wenn diese Eigenschaften hinderten, ein Hofmeister zu seyn! Genug, er spielt gut l'Hombre; er kann die Kunst, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küssen; er ist unverschämt; und hat er gleich keinen Verstand: so wird sich das schon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer so ausgemachten Sache, als das Sprichwort ist: Wem Gott das Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand, so lange aufgehalten habe; so will ich hier den Schlüssel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe, und es liegt mir viel daran, daſs alle Leute von der Wahrheit dieses Sprichworts überzeugt sind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeister an einem gewissen Hofe zu werden. Es sind viele Vortheile bey dieser Station, und mancher groſse Gelehrte verdient in seinem Leben so viel nicht bey aller sauern Mühe mit seinem Kopfe, als ich sodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füſsen verdienen könnte. Ich bin um deswillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es ist wahr! es scheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem

Tanzmeister erkohren hätte. Mein linker Fuſs ist ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter ist eswas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern schiele ich; die Arme sind durch die englische Krankheit sehr verwachsen, und weil ich einen Ansatz zur Wassersucht habe, so zweifle ich faſt, daſs ich solche hohe Capriolen werde machen können, als mein seliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwischen verzweifle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht ist, daſs Gott demjenigen Verstand gibt, dem er ein Amt gibt; so ist es eben so leicht zu hoffen, daſs er einem Krüppel gesunde Gliedmaſsen geben wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebornen Narren ein verständiger Mann werden soll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüppel bliebe; so würde doch das gemeine Wesen von einem gebrechlichen Tanzmeister bey weitem nicht so viel Schaden zu besorgen haben, als es von einem Manne befürchten muſs, der zu einem öffentlichen Amte ungeschickt, und bey dessen Verwaltung ohne Verstand ist. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäſsigen Beruf. Ich werde ihn also wohl annehmen; und gar der geneigte Leser wird künftige Messe das Vergnügen haben, eine systematische Abhandlung von den Regeln der Tanzkunst von mir zu erhalten. Verstehe ich gleich nicht das geringste davon; so habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuversicht zu versprechen, mit welcher sich so viele Schriftsteller schmeicheln, die sich zum Bücherschreiben so wenig schicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, ist die Furcht vor dem Hofe. Es geschieht zuweilen, daſs die vornehmsten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein scarronischer Körper stellt mich vor ihren verführerischen Liebkosungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weiſs mehr Exempel, daſs ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müssen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in solche gefährliche Umstände verwickelt sehen sollte. Denn keusch bin ich, wie meine Väter, und diese unzeitige Keuschheit hat mich mehr als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeister zu seyn, wäre gleichwohl eine hübsche Sache.

Kleider machen Leute.

In diesen drey Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichen Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein groſser Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weiſs machen, daſs nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daſs nur die Tugend glückselig, und uns zu wahrhaftig grossen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstliche Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein schlechter Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muſs er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daſs er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaſsen gelitten wird: Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreyſsig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher sich mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muſs sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakay weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Camine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daſs er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! . . . Aber wäre es nicht möglich . . . Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von grossen Verdiensten, welcher sich redlich, und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stöſst ihn mit Gewalt von derselben weg, man reiſst beyde Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn: es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt und den Schweiſs seines betrognen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläſst. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder sich selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küſst, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs.

Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daſs er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleidung und geringere Verdienste?

Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daſs sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich, und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muſs ihr die Augen durch eine äusserliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daſs sich ein groſser Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus! die dreiste und unverschämte Miene ist mit einem Male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut, und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stöſst ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern sich über die Unverschämtheit des gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren, und läſst ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoſsen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darin, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird.

Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse? Es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daſs der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Camin stand, und allen Bedienten lächerlich war, ist itzo die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtige Kleider.

Da wir blos den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben; so scheue ich mich nicht zu gestehen, daſs ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugend und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roſs an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen ging ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu; und zwar sehr unzufrieden, daſs der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hingen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwey

Quartale hatte vorschiessen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen, und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein groſser Packt schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zwey Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saſsen an der Thüre und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer groſser Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daſs er mich nicht weiter um die Ursache befragt. Er weiſs die Hochachtung, welche ich für die wunderthätige Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Groſsen verehren. Und weil uns der Körper so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner

Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsere Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe: so kleinmüthig werde ich im Namen des gröſsten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bey einer Trödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daſs die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reich gestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt, und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schlieſse, muſs ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen, und habe bewiesen, daſs Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprichwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daſs man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaſsen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen: als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre u. s. w.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weiſs, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groſs thun, will ich dieses Geheimniſs im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daſs der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daſs niemand ein reiches oder seidenes Kleid anziehen solle, bis er es bezahlt habe, und ein jeder solle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bey sich tragen." Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesehene Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiſs sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste, besitzen, und ihr Ansehen blos auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daſs man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was sie vorzüglich groſs, liebenswürdig und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in . . . . und bey vornehmen Versammlungen seyn!

Einige der satyrischen Briefe.

„Der Schleifwege zum geistlichen Schafstalle sind so viel, daſs jemand dieser Gegend sehr kundig seyn muſs, wenn er es unternehmen will, sie alle, oder doch nur die meisten davon, zu beschreiben. Eines der sichersten und gewöhnlichsten Mittel ist dieses, wenn sich der Candidat durch das Kammermädchen dem Herrn darstellen läſst. Ich glaube nicht, daſs jemand so abergläubisch seyn und hierbey etwas Bedenkliches finden wird. Wider das Recht der Natur läuft es wenigstens nicht, und die Kirchengeschichte unsrer Zeit rechtfertigt den Gebrauch. Die Gelegenheit und der Raum verstatten mir nicht, weitläuftig zu seyn; auſserdem würde ich mir Mühe geben, zu beweisen, daſs die Vocation in der

„Hand eines solchen Frauenzimmers einen
„doppelten Werth erhalte. Ein Mann, der
„Muth genug hat, diesen Schritt zu wagen;
„den weder Exempel noch Vernunft abhalten
„können, sich mit einer Person auf ewig zu
„verbinden, welche zwar nicht allemal, doch
„sehr oft, von einer problematischen Tugend
„ist, und gewiſs nicht vergessen wird, bey
„der geringsten Gelegenheit ihm vorzusagen,
„daſs er durch sie Schutz und Amt gefunden
„hat; ein solcher Mann ohne Gefühle wird
„gewiſs auch in seinem Amte standhaft, und
„immer unempfindlich bleiben; und die gröſsten
„Verfolgungen, die über sein Amt ergehen,
„werden ihn nicht niederbeugen, da er
„weit gröſsere in seinem Hause zu erdulden
„gewohnt ist.

„Diese Betrachtungen bewegen mich, jungen
„Leuten wohlmeinend zu rathen, daſs
„sie sobald, als es möglich ist, dergleichen
„Bekanntschaften suchen, um sich ihrem Glücke
„zu nähern. Ich will es beyden Theilen leicht
„machen, und für beyde ein Formular liefern,
„wie man sein Herz in dergleichen Fällen
„ausschütten müsse.“

An ein Kammermädchen.

Mademoiselle!

Da ich weiſs, wie viel Sie zu gewissen Stunden über den gnädigen Herrn vermögen, so glaube ich, daſs ich mein Glück in keine bessere Hände, als in die Ihrigen, empfehlen kann. Ich wünsche mir, an die Stelle des vorigen Informators zu kommen, und dieses durch Ihren Vorspruch. Sie werden keine Ursache finden, es zu bereuen, da ich mir vorgesetzt habe, die Hochachtung mit Ihnen zu theilen, welche ich sonst der gnädigen Herrschaft ganz schuldig bin, und da ich mich von meinem Vorfahren wenigstens dadurch unterscheiden werde, daſs ich weder zu mürrisch, noch zu pedantisch bin, Ihnen bey müſsigen Stunden auf vielerley Art zu sagen, daſs ich sey

Mademoiselle,

der Ihrige.

. . . .

N. S. Ich bin Magister, drey Ellen drey Zoll lang, sechs und zwanzig Jahr alt, habe, wie man mir sagt, einen feinen Fuſs, und bin sehr geneigt, zu seiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Antwort.

Mein Herr Magister!

Ich habe mit ihm geredet, mit dem gnädigen Herrn. Er sagte, . . . nein, gewiſs nein, ich kanns Ihnen nicht sagen, was er sagte; erst sagte er gar nichts, aber hernach . . . ich werde ganz roth, er kriegte mich beym Kinne, und sagte, wie er immer ganz spaſshaft ist: He! kleine Hure, willst du dir den Informator . . . . ich kanns bey meiner Ehre nicht raus sagen; er fragte mich, ob ich Sie kennte? Bey meiner Frau Muhme habe ich ihn gestern gesehn, sagte ich, und da sagte ich weiter nichts. Mit einem Worte, mein Herr Magister, es ist so gut als richtig. Die gnädige Frau möchte des Teufels werden; aber es hilft nichts. Der Vorreiter hat ihr des Schulmeisters ältesten Sohn vorgeschlagen, und sie hat es auch dem Vorreiter versprochen. Nein, da wird nichts draus. Herr Jemine! das fehlte uns noch, so einen rothköpfichten Informator: den sollten wir noch ins Haus kriegen? Machen Sie sich immer fertig. Sobald der gnädige Herr wieder einen Anfall von der Kolike kriegt, will ich ihn noch einmal daran erinnern. Er ist ein gar zu lieber Herr! Wenn Sie zu uns kommen, das will ich Ihnen nur sagen, daſs Sie sich aus der gnädigen Frau gar nichts zu machen haben. Sie hat noch ein Mensche bey sich, das Maulaffengesichte möchte auch gern Kammermädchen heiſsen. Der vorige Informator sagte immer, sie hätte schöne weiſse Zähne; ich denke, der Balg wird ihm wohl nachziehen, wenn er weg ist. Aber, ich weiſs nun nicht, was sie thun wird, wenn sie nun, ich setze nun den Fall, sie bliebe noch da, da nehmen Sie sich ja vor ihr in Acht, es ist ein böses gefährliches Thier, sie hat ein menschantes Maul. Gott bewahre einen jeden Christen vor ihr! der Nickel! Nun, wie gesagt, machen Sie ihre Sachen fertig, daſs Sie auf Weihnachten anziehen können. Ich bin Ihre Dienerin.

N. S. Wie Gott will! Ich bin immer noch ein und zwanzig Jahr alt. Unser alter Pfarrer wird doch nicht ewig leben. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Ihre Dienerin. Für das schöne Band danke ich; es ist auch ein gar zu niedliches Bändchen. Leipzig bleibt wohl Leipzig.

„Wem etwa diese Art, seine Absichten zu erklären, zu dreist, und nicht fein genug vorkömmt, den will ich durch den kleinen Roman befriedigen, welcher in den nachstehenden sechs Briefen erzählt wird. Hat jemand von meinen Lesern Zeit und Lust, sich selbst im Briefſchreiben zu üben, der wird wohl thun, wenn er den zweyten Theil dazu verfertigt, und die Neubegierde seiner Freunde befriedigt, welche vielleicht gern möchten wissen wollen, ob der Candidat die Pfarre wirklich angenommen; ob seine und der jungen Wittwe Wünsche erfüllt worden; und ob der Kirchenpatron noch oft nöthig gehabt, sie über ihren seligen Mann zu trösten.“

Schreiben einer Priesterwittwe an den Candidaten.

Hochgeehrter Herr Magister!

Es hat der gnädige Herr mir befohlen, Ihnen inliegenden Brief zu übersenden. Er betrifft Ihre Beförderung an die Stelle meines seligen

Mannes. Sollte die Sache zur Richtigkeit kommen, so wünsche ich Ihnen im voraus Glück, und besonders dieses, daſs Sie des Amts länger genieſsen mögen, als mein seliger Herr, welcher es nur vier Jahre lang verwaltet hat, und dessen Tod mir desto schmerzhafter fällt, da er mich nach einem dreyjährigen Ehestande, in meinem zwey und zwanzigsten Jahre, als eine unglückliche Wittwe verlassen hat. Das Amt ist sehr mühsam wegen der starken Wirthschaft, die damit verknüpft ist, und die ohne groſsen Schaden nicht verpachtet werden kann. Das Inventarium beträgt wenigstens siebenhundert Thaler, und mein seliger Herr würde sich dadurch unfehlbar ruinirt haben, wenn er nicht mit einem Theile meines Vermögens solches bestreiten, und die Wittwe des Vorfahren befriedigen können, welche solches allemal auf einem Brete ausgezahlt bekommen muſs. Sollten Sie veranlaſst werden, eine Gastpredigt zu thun, so steht Ihnen mein Haus und Tisch zu Diensten, wenn es Ihnen gefiele, bey mir abzutreten. Fänden sich noch einige Schwierigkeiten wegen Ihrer Beförderung, so haben Sie das Vertrauen zu mir, daſs ich Ihnen nach Vermögen und mit gutem Erfolge dienen werde, da ich seit vielen Jahren mich der Gnade unsers Kirchenpatrons rühmen kann. Ich erwarte baldige Antwort, und bin

Meines Hochgeehrten Herrn,

ehrendienstwillige
N. Wittwe.

N. S. Ich habe von meinem seligen Herrn, tröste ihn Gott, ein einziges Kind, und das arme Würmchen ist immer kränklich, daſs es wohl nicht lange leben dürfte. Was für Herzleid muſs ich nicht bey allen meinem Gelde als eine unglückliche Wittwe im zwey und zwanzigsten Jahre erleben. Antworten Sie ja bald.

Mein Herr!

Der Herr Stiftsrath hat mir so viel Gutes von Ihnen zu rühmen gewuſst, daſs ich glaube, keine bessere Wahl treffen zu können, als wenn ich Ihnen die durch den Tod meines Pfarrers erledigte Stelle anbiete. Das Amt ist eines der austräglichsten; doch muſs ich Ihnen auch dieses sagen, daſs die meisten Einkünfte in der Wirthschaft bestehen. Es wird nöthig seyn, daſs Sie wenigstens tausend Thaler in Händen haben, um das Inventarium anzuschaffen. Könnten Sie sich mit der Wittwe verstehen, daſs sie Ihnen das gegenwärtige Inventarium für ein billiges überlieſse, so wären einige hundert Thaler zu ersparen. Sie ist ein billiges Weib, und ich habe sie allemal als eine gute Frau gefunden. Noch eins will ich Ihnen rathen. Wenn die Sache zur Richtigkeit kömmt, so sehen Sie sich nach einer guten Wirthin um, welche auf dem Lande erzogen ist, und die Haushaltung, besonders die hiesige Landesart, wohl versteht; dann darauf kömmt viel an, sonst sind Sie gleich im ersten Jahre ruinirt. Ich überlasse alles Ihrer Einsicht, denn ich bin keiner von denen, welche die Vocationes mit solchen Bedingungen übergeben, die eigennützig sind, oder dem Candidaten zur Last fallen können. Melden Sie mir Ihre Entschlieſsung, und ob Sie eine Gastpredigt thun können. Da ich als Officier wenig auf meinem Gute, und unverheyrathet bin, auch keine eigne Wirthschaft habe, und auf dem Schlosse bauen lasse; so will ich Ordre stellen, daſs Sie in der Pfarre abtreten können, wenn Sie die Gastpredigt thun. Die Wittwe wird Ihnen alle Höflichkeit erweisen. Schreiben Sie mir, sobald Sie können. Mein Reitknecht soll die Antwort bey der Wittwe abholen. Leben Sie wohl!

N. S. Sie sind doch nicht schon mit einem Mädchen versprochen?

Gnädiger Herr!

Ich sehe das Anerbieten Ew. Gnaden, die Austräglichkeit des Amts, eine junge Wittwe, mit einem einzigen, und noch dazu kränklichen Kinde, ihr Vermögen, und eine ganz eingerichtete Wirthschaft, billig als einen göttlichen Beruf an. Geschieht es mit Dero gnädigen Erlaubniſs, so will ich auf künftigen Sonntag die Gastpredigt thun, und sodann weitern Befehl von Ihnen erwarten. Ich werde mich bey meinem Amte so bezeigen, daſs Ew. Gnaden mit der getroffenen Wahl zufrieden seyn sollen; zu Dero gnädigsten Protection empfehle mich gehorsamst, und bin etc.

Hochgeehrte Frau!

Ich habe nicht einen Augenblick nöthig gehabt, mich über das mir angetragene Amt zu besinnen. Ich folge dem mir gegebenen Winke mit Freuden, und verlasse mich auf Dero Vorspruch bey dem gnädigen Herrn. Da ich auf diese Art Ihnen lediglich mein ganzes Glück zu danken habe, so werde ich mich weiter ihres wohlgemeinten Raths bedienen:

und weil ich mich wegen der starken Wirthschaft nothwendig bald verheyrathen muſs; so werde ich keine Frau, als von ihrer Hand annehmen. Ich weiſs, daſs Sie bey Ihrer guten Einsicht nach meinem Wunsche wählen und mich auch auf diese Art glücklich machen werden. Künftigen Sonntag, so Gott will, ein mehreres. Ich werde alsdann meine Gastpredigt thun, und Gelegenheit haben, Ihnen ausfuhrlicher die Versicherung zu thun, daſs ich mit wahrer Hochachtung sey etc.

Gnädiger Herr!

Ew. Hochwohlgebornen Gnaden übersende durch den alten Hans die Antwort des Herrn Magisters, welche, wie ich aus dem Briefe an mich urtheile, nach Wunsche lauten wird. Ich erkenne mit demuthigem Danke die Gnade, welche Sie bey dieser Gelegenheit auf eine so vorsichtige Art gegen mich hegen. Nehmen Sie sich einer armen verlassenen Wittwe ferner an, und seyn Sie versichert, daſs ich nach meinem wenigen Vermögen nicht unerkenntlich seyn werde. Ich glaube seit sechs Jahren einiges Recht auf ihre gnädige Vorsorge erlangt zu haben, und alles, was ich wunsche ist dieses, daſs ich ferner auf ihrem Gute bleiben, und so oft als möglich, Sie mündlich überzeugen könne, daſs ich unverändert sey,

Gnädiger Herr!
Dero
demüthige Dienerin,
. . . .

Kleiner Narr!

Thust du doch so demüthig und ehrbar, als wenn wir einander erst gestern hätten kennen lernen. Verlaſs dich auf mich! Habe ich dich das erstemal mit Ehren unter die Haube gebracht, so will ich dich auch itzt gewiſs mit Ehren unter der Haube erhalten. Dein neuer Herr Candidat ist verflucht hitzig. Wer Teufel hat ihn so kirre gemacht? Ich glaube, wenn es nach ihm ginge, so machte er mit dir Hochzeit, ehe er noch die Gastpredigt thäte. Er wird auf den Sonnabend anmarschirt kommen. Neige dich fein tief, und werde hübsch roth, wenn er dir einen demüthigen Buckel macht. Aber, das rathe ich dir, Hannchen, gib ja wohl auf deine schelmischen Augen acht. Dein schwarzer Ritter, so hitzig er ist, scheint mir kein solcher ehrfurchtsvoller Pinsel zu seyn, wie der selige gute Mann, dem ich wohl hätte ein längeres Leben wünschen wollen. Laſs es gut seyn, wir wollen ihn schon dressiren, wenn wir ihn nur einmal da haben, wo wir ihn haben wollen. Stelle dich ja recht züchtig und fromm! wenn er dein Mann ist, kannst du schon wieder einbringen, was du itzt versäumst. Fromme Wittwen, böse Weiber! nicht wahr? Kann ich Urlaub erhalten, so komme ich auf den Sonntag früh selbst. Da muſst du recht erschrecken, wenn ich komme. Je! Gnädiger Herr, muſst du rufen, und dich tief, tief bücken. Thu nur, als wenn du mir die Hand küssen wolltest. Ich werde kein Narr seyn, und es zulassen. Bedaure, daſs du nicht im Stande wärest . . daſs du dir die hohe Gnade nicht versehen hättest . . daſs du, da ich dir das erstemal die Gnade meines Zuspruchs gönnete, so wenig geschickt . . . daſs du bey deinen betrübten Umständen . . . (geschwinde fahre nach dem Schnupftuche, und reibe dir die Augen) daſs dein seliger Mann . . . (immer besser geweint) daſs du als eine unglückliche verlassene Wittwe . . . Siehst du, so muſst du recht bestürzt reden, immer von vorne anfangen, und nichts ausreden. Ich will dir zu rechter Zeit in die Rede fallen. »Meine liebe »Frau Magisterinn, (will ich mit einem huldreichen Tone auf dich herabreden) fassen Sie »sich, es ist Gottes Wille, und Sie sind eine »zu gute Christin, als daſs Sie unter Ihrem

Kreuze murren sollten. Tragen Sie es, als eine vernünftige Frau, in Geduld. Der Himmel, der Sie auf eine so schmerzliche Art betrübt hat, wird Sie vielleicht auf andere Art wieder erfreuen. Sie sind diese fromme Gelassenheit sich selbst und ihrem armen Kinde schuldig. Sind Sie bey Ihren glücklichen Umständen Andern, als einer vernünftige Frau, ein Exempel gewesen, so seyn Sie es auch itzt bey ihrem Unglücke. Versichern Sie sich meiner Dienstbereitwilligkeit auf alle mögliche Art. Der Herr Candidat scheint mir ein vernünftiger Mann zu seyn, der gewiſs keiner armen Wittwe Unrecht thun wird. Ich werde Ihnen die Freundschaft, die ich gegen Ihren seligen rechtschaffenen Mann gehabt (geschwind wieder ein bischen geweint) gewiſs niemals entziehen. Ihre Tugend und Ihr Unglück verdienen meine ganze Vorsorge." Nun fahre mir hurtig nach der Hand, oder nach der Weste, was du am ersten kriegen kannst. Ich werde mich vornehm zurück ziehen, und dir die Hand väterlich drücken. Siehst du, Hannchen, das ist ohngefähr der Text zu unserer Comödie. Spiele deine Rolle ja gut. Ich stehe dir für das Uebrige. Je klüger dein künftiger Mann ist, je lieber wollen wir ihn betrügen. Der vorige war, unter uns geredt, ein wenig gar zu dumm. Der Verwalter ſoll dir Fiſche und Wildprett geben, ſo viel du brauchſt. Du weiſst doch, daſs auf dem Schloſſe gebaut wird, und kein Zimmer für mich zu rechte gemacht iſt. Weiſst du das nicht? Im Ernſte nicht? Freylich wird gebaut. Ich werde den Abend in der Pfarre bleiben müſſen. Der Herr Candidat mag oben im Studierſtübchen ſchlafen. Ich will mein Plätzchen ſchon finden. Verſtehſt du mich? Nun führe dich fein ſchlau auf. Es wird ſchon gehen. Lebe wohl. Es bleibt beym alten.

N. S. Zerreiſs den Brief ja, der Teufel möchte ſein Spiel damit haben.

Ein ſehr wichtiger Beweis von der Gröſse und Stärke unſerer Religion iſt gewiſs dieſer, daſs ſie auch an denjenigen Orten gewaltig und fruchtbar iſt, wo die geiſtlichen Aemter zu ihrer Schande durch die Vorſorge ſolcher Männer beſetzt werden, welche kaum unvernünftiger ſeyn könnten, als ſie ſind, wenn ſie auch gar keine Religion hätten.

Ich habe ſchon ſonſt Gelegenheit gehabt, meine Gedanken davon bekannt zu machen. *)

---

*) *Siehe Anton Panza von Mancha Abhandlung von*

Damit das Unsinnige desto besser in die Augen falle, welches diejenigen begehen, die auf eine so unvorsichtige Art das wichtige Recht miſsbrauchen, welches die Obrigkeit ihren vernünftigen Vorfahren gegönnt hat; und damit das Unanständige denen desto mehr in die Augen falle, welche, ungeachtet ihrer ungesitteten Lebensart und pöbelhaften Unwissenheit, unverschämt genug sind, die ewigen Wahrheiten eine Gemeine zu lehren, die ihnen nicht einmal ihr Vieh zu hüten anvertrauen würde; so habe ich die Züge in nachstehenden beyden Briefen ziemlich stark und deutlich gemacht, und von einem jeden dergleichen Charakter einen Strich entlehnt, um meine Copey recht verabscheuungswürdig zu machen. Sie werden darum nicht unwahrscheinlich; ich glaube, daſs fast in einer jeden Diöces wenigstens ein Original seyn wird.

Ich habe diesen Eingang etwas ernsthaft abfassen müssen, weil ich hier mit einer Art von Lesern zu thun bekomme, unter denen verschiedne sind, welche nebst vielen andern Sachen, die sie nicht verstehen, auch dieses nicht wissen, was die Eigenschaft der Satyre

---

dem Sprichworte: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand" und Ironie erfordere, und daher schon öfters auf den unglücklichen Einfall gekommen sind, mich in ihrem kleinen unwissenden Herzen, und wohl öffentlich, zu verketzern, wenn ich von dem Thörichten ihres Standes, und von den unbilligen Absichten ihrer Beförderer, in der lachenden Sprache der Satyre geredet habe, um diejenigen desto verehrungswürdiger zu machen, welche eine wahre Zierde ihres Amts, und also ganz anders sind, als sie.»

Lieber Herr Bruder!

Es ist mir recht lieb, daſs dein Alter sich abgeführt hat. Das verdammte Schmälen hatte kein Ende. Ich weiſs nicht, ob die Leute sich einbilden, daſs wir ihnen darum Amt und Brod geben, daſs sie uns alle Sonntage die bittersten Wahrheiten vorpredigen, und uns dem Teufel in den Rachen schieben sollen. Für die Bauern ist das gut genug und wenn ich ein Bauer wäre, so lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich sonst nichts zu thun hätte; aber für Männer von Stande und für uns, die wir alte Landedelleute sind, sieht das andächtige Kopfhängen sehr albern aus. Wäre es nach deinem alten Murrkopfe gegangen, so würdest du ein ehrbarer, frommer, christlicher Bürger, und dem ganzen Adel lächerlich geworden seyn. Was meynst du, Brüderchen, was ist rühmlicher, über der Postille, oder beym Deckelglase einzuschlafen? Laſs die Pfaffen für uns beten, wir wollen für sie saufen. Jeder nach seinem Berufe! Aber auf diese Art fahrt ihr dahin, wie das Vieh, sagte dein Alter. Gut! Wer weiſs denn auch, obs wahr ist. Fahren wir, wie unsere Alten, so wollen wir auch leben, wie unsere Alten. Es waren doch beym Henker ganze Leute, die auf ihren alten Adel hielten. Ländlich, sittlich! Ein rechtschaffener Teutscher müſste sein Vaterland wenig lieben, wenn er deswegen nach Frankreich reisen wollte, daſs er Wasser trinken lernte. Aber zum Hauptwerke zu kommen! Du brauchst einen neuen Pfarrer. Ich will dir einen vorschlagen, das ist ein ganzer Kerl. Er ist zehn Jahre als Feldprediger bey meinem Regimente mit herum gelaufen, und er ist recht, wie ich mir ihn wünsche. Er hat an mich geschrieben, und gebeten, dir ihn vorzuschlagen. Da, lies den Brief selbst. Ich verliere ihn ungern. Der ist recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämst, so wird er nicht muchsen. Gieb ihm alle Wochen ein paarmal zu fressen, so ist er so zahm, wie ein Lamm. Du wirst deine Freude mit ihm haben. Er säuft dich und deine hochadelichen Gäste alle unter den Tisch, und wenn er die schwarze Kutte ausgezogen hat, so flucht er wie ein Corporal. Nimm ihn, Brüderchen, ich rathe dirs, es wird dich nicht gereuen. Gelernt hat er nichts; aber er predigt dir, der Henker hole mich, seinen Stiefel weg, daſs es eine Art hat; und der Heuchler steht so fromm da, als wenn er von der Kanzel gen Himmel fahren wollte. Meine Cathrine konnte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzer ging mir manchmal ins Gehege! Nun Brüderchen, wie gesagt, nimm ihn. Seinethalben magst du leben wie du willst. Und wenn du heute zum Teufel fährst, so fährt er morgen nach. Er ist ein braver Kerl. Grüſse mir deine Menscher. Lebe wohl.

Gnädiger Herr Obrister!

Es ist beym Herrn von . . . eine austrägliche Pfarre offen, und ich möchte sie gern haben. Cathrinchen sagte, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mir leicht dazu helfen. Ich bin das wilde Leben überdrüssig, und möchte gern einmal meinen eignen Heerd und meine eigne Frau haben. Haben Sie die Gnade, und sorgen Sie für mich. Ich habe gehört, daſs der alte Pfarrer mit seinem Patrone in groſser Feindschaft gelebt hat; aber die Schuld war seine. Ich getraue mir besser mit ihm auszukommen. Ich kenne die Herren schon. Wenn er mir gibt, was mir gehört, so mag er leben wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zur

Gnade, macht man euch Herrn nicht frömmer. Sie sind zu vornehm, als daſs Sie uns zu Gefallen fromm und christlich leben sollen. Und unter uns gesprochen, aus dem beständigen Poltern kömmt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert sichs so wohl. Es ist schlimm genug, wenn die Herren einmal bey Hofe sind, und ein Paar Wochen ehrbar thun müssen; sollten wir ihnen auch das Leben sauer machen, wenn sie sich beym Regimente oder auf ihren Gütern aufhalten? Ich kenne die Welt besser. Saufen und Huren ist bey Herren von ihrer Art und Erziehung auſser den Ahnen immer noch das einzige, womit sie sich von uns bürgerlichem Pöbel unterscheiden. Halten Sie mir diesen Scherz zur Gnade; ich rede, wie ichs meine. Sie kennen mich schon. Mit einem Worte, gnädiger Herr Obrister, schaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke, mein Seele! nicht ein Glas Wein mehr mit Ihnen. In dieser Hoffnung verharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Herr Obrister!

Dero

zum Gebete und unterthänigst
zu dienen stets williger

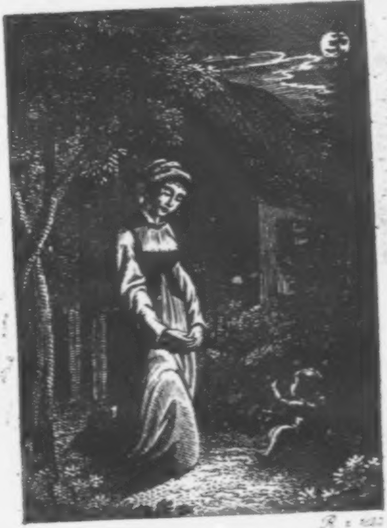
N. Feldprediger.

Moraliſche Briefe

von

Johann Jacob Duſch.

Dusche m. Briefe



R x 1022

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Zwanzigstes Bändchen.
Dusch moralische Briefe.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Johann Jacob Dusch wurde am 12. Febr. 1725 zu Zelle geboren, studirte zu Göttingen Theologie, und ward königl. Dänischer Justizrath und Professor der Philosophie und Mathematik am Gymnasium zu Altona, wo er am 18. Dec. 1787 starb.

Unsere Anthologie theilt von seinen „moralischen Briefen zur Bildung des Herzens“ (in 2 Theilen, Leipz. 1759 und dann 1772), einer Art Heroiden, die auch in's Französische, Dänische u. s. w. übersetzt worden sind, einige mit. Wenn gleich in diesem Werke das Rhetorische vorherrschend ist, und manche Stellen dem jetzigen Zeitgeschmack nicht mehr zusagen wollen, so wird der Leser doch bey vielen trefflichen Gedanken und edlen Empfindungen mit Vergnügen verweilen.

Am glücklichsten war Dusch in der didaktischen Poesie, wie er schon durch sein erstes Lehrgedicht: „Die Wissenschaften" (Gött. 1752) an den Tag legte. Man räumte ihm in dieser Hinsicht nach Haller und Withof den dritten Platz ein. Ausserdem schrieb er ein Gedicht in 12 Büchern: „Der Tempel der Liebe" (Hamb. 1757, umgearbeitet unter dem Titel: „Aedon und Themire"); ein komisches Heldengedicht: „Der Schooſshund," in 9 Büchern (Alt. 1756) u. s. w. Von seinen „sämmtlichen poetischen Werken" ist nur der erste und dritte Theil (1765 und 1767) erschienen.

Noch haben wir von ihm „Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande," in 6 Theilen (Leipz. und Breslau 1764 und 1773), und einen Roman: „Geschichte Karl Ferdiners, aus Originalbriefen, 3 Theile (Berl. 1776 — 80), nachher umgearbeitet unter dem Titel: „Der Verlobte zweyer Bräute" (Eb. 1785). Aus seinem Nachlaſs gab J. G. Müller heraus: „Die Pupille," 2 Bände (Alt. 1798). Andere seiner Schriften gehören nicht hierher.

Inhalt.

Seite

Cleone an den Cyneas 3

Cyneas an Cleone 21

Zunim an Aemilien 35

Melidor an Themiren 46

Climene an ihren Vater 63

Zerim an den Charites. Erster Brief . . 74

Zerim an den Charites. Zweyter Brief . 91

Zarine an den Zemes 112

Alcest an den Aedon 122

Strato an seinen Sohn 133

Junius vom Schlachtfelde an den Decius 144

Eucharius an den Austerus 165

Moraliſche Briefe.

Cleone an den Cyneas.

Soll ich noch länger vergebens eine Zeile erwarten? Soll ich ewig leiden, fürchten und schweigen? Ach, Cyneas! ich kann meiner Sorge nicht mehr gebieten, ich muſs endlich mein Herz mit meinen Thränen vor Dir ausgieſsen. Wir haben keine andere Zuflucht, wir Unglücklichen, als Klagen und Thränen. Weinen ist das letzte ganze Vergnügen der Leidenden. Wenn Du selbst mich nicht trösten willst, so darſst Du mir wenigstens diese Erleichterung meines Herzens nicht verbieten.

Noch liebe ich, noch segne ich Dich, und meine unglückliche Liebe, die ich nicht vergessen, die alle meine Thränen nicht haben verlöschen können. Vergib mir, daſs ich Dir einen Augenblick verderbe, den Du vielleicht an den Lippen einer andern Geliebten in Entzükkungen zubringen konntest. Einen Augenblick, einen Seufzer kannst Du mir wohl schenken. Ich habe ein Recht, ihn zu fordern; ich habe dieses Recht mit dem Verluste der Ruhe meines ganzen Lebens erkauft. Jede Stunde, die ich Dir nicht verschönern konnte, war für mich sonst eine Stunde, die ich nicht zu leben wünschte. In Deinen Augen suchte ich mein Schicksal; Freude oder Schmerz, Leben oder Tod hingen von Deinen Blicken ab. Ich fordere nur eine leichte Vergeltung, nur einen Seufzer.

Fürchte Dich nicht vor dem Inhalte dieses Briefes. Was wolltest Du von der fürchten, die Dich liebt? Ich will mich nicht über Untreue beschweren, will nicht Vorwürfe einer beleidigten Liebe, nicht Verwünschungen zusammenhäufen. Wie könnte ich dem fluchen, in dem ich allein meine Glückseligkeit zu finden wünsche! —

Zwar diese Hoffnung ist verloren: aber meine Liebe nicht. Diese schlägt noch in jedem Pulsschlage, flieſst noch in jeder Thräne aus, athmet noch in jedem Seufzer. — Laſs mich denn klagen; laſs mich in meine Thränen meine Feder tauchen, und niederschreiben, was mein Herz mir vorsagt. Es ist voll; es kann seine Fülle nicht mehr fassen. Es hat die Schmerzen eines ganzen Jahres gesammelt, und auf einen Tag zusammengespart.

Schon ein Jahr lebe ich in dieser traurigen Einsamkeit. Ich wünsche, ich weine, ich hoffe, ich verzweifle, wünsche von neuem, und ein Tag geht wie der andere hin. Ich weiſs nicht, ob Du noch lebst! Wenn Du noch lebst, so hast Du Deine Unglückliche vergessen. Du schreibst nicht, Du tröstest sie nicht. — Was haben auch die Todten mit den Lebendigen, oder die Elenden mit den Glücklichen für Gemeinschaft! Vielleicht hast Du dem Willen Deiner unversöhnlichen Mutter endlich nachgegeben, und genieſsest itzt in den Armen einer glücklichern Geliebten alle die Freuden, die ich Dir geben konnte. Ich segne Deine neue Verbindung, und fordre Dich nicht in meine Arme zurück, wenn nicht Liebe das einzige ist, was Dich glücklich machen kann. Denn was kann ich Dir sonst versprechen, als Liebe, als ein zärtliches Herz? —

Ach, was sage ich! — Ich fordre Dich nicht zurück? Nein, meine Thränen strafen mich Lügen! Sie flieſsen bloſs aus Verlangen nach Dir! Alles habe ich verloren; Ehre, Ruhm, Freude und Eltern: alle diese würde ich in Dir wiederfinden. Aber soll ich auch Dir entsagen, so entsage ich aller Glückseligkeit, verliere alles, was ich noch hoffen konnte. —

Und warum nicht zugleich mein Leben? dieses so unglückliche, beschwerliche Leben? Seinen

Freuden bin ich schon abgestorben! Die Welt ist für mich so öde, wie das Grab; alles ist traurige, leblose Einsamkeit. Der Tod allein ist meine einzige, beste Hoffnung, mein einziger, gewisser Trost. Täglich seufze ich ihm entgegen. Was soll ich in einer Welt, worin mein Cyneas für mich nicht mehr seyn will? In einer Welt, die mich mit Mitleiden, oder Verachtung ansieht? — Mitleiden, oder Verachtung! Welches von beyden ist dem am härtesten zu ertragen, der so glücklich war? — Warum und wozu sollte ich leben? Um zu seufzen, um Thränen zu vergiefsen, um jeden Tag den Tod zu wünschen? O wäre ich nie glücklich gewesen, hättest Du mich nie geliebt! — Aber Du liebtest mich; unsre Väter billigten unsre Liebe, der Himmel selbst billigte sie. Ein heiliger Hymen zündete für uns die hochzeitliche Fackel an; der Altar stand bereit. Bald, bald sollten wir vor demselben verbunden werden. Wir durften lieben, wünschen und hoffen, und keine Zärtlichkeit, kein Wunsch, keine Hoffnung war uns verboten: noch ein Schritt, welche Freuden, o welche Glückseligkeiten! — Aber wie kurz war die Hoffnung; wie gefährlich für meine Unschuld, wie verderblich für meine Ehre! Der Tag kommt — Erinnerung voll Qual! Strömet hin, meine Thränen! Der schönste Tag meines Lebens ward der unglücklichste. — Der Tod des

Vaters entreiſst mir den Sohn, löscht die Kerzen aus, und reiſst den Brautkranz von meinen Schläfen: die hochzeitlichen Freuden, der Altar, die Fackeln, die uns leuchten sollten, das ganze Gefolge der Huldgötter — diese entzückenden Phantasien alle, verschwinden! —

Wie so schnell seyd ihr entflohen, ihr süſsen, ihr angenehmen Träume! Mit welcher Dunkelheit habt ihr Euch geendigt, ihr Frühlingstage meines Lebens! Wo sind die geliebten Phantasien einer Zukunft, wo jede Minute gülden, jede Sorge unbekannt, jeder Wunsch erhört seyn sollte? — Alle, alle dahin! Wenige Augenblicke haben mir diese Welt der Freuden auf's grausamste zerstört, haben mein Elysien in eine Einöde, in eine traurige Wüste verwandelt. Die Liebe — ach, ich hoffte, ich Thörichte hoffte alle meine Glückseligkeit in ihr; hoffte, wenn's möglich wäre, einen Himmel auf der Welt zu finden: diesen Himmel in ihren Entzückungen! Unglückliche Verblendung! diese selig gepriesene Liebe hat Schmerzen für Freuden, Verachtung für Ehre, Gram für Entzückung, Verzweiflung für Hoffnung geboren. Meine Augen sehen sehnsüchtig nach einem Troste umher; sie finden ihn nirgends, und flieſsen von Thränen über!

Wo sollte ich ihn finden? Sage, wo sollte ich einen einzigen finden? In der Zeit, die vergangen ist? — Darf ich dahin zurücksehen, ohne vor Scham zu brennen, ohne vor mir selbst zu erröthen? Da sah ich mich für die Deinige an, lieſs mich durch die Liebe verrathen, that den ersten Fehltritt, der mich so weit, so weit von der Ruhe des Lebens entfernte, — als ich nun bin! — Oder soll ich Trost in meinem gegenwärtigen Zustande suchen? Wo ist die einzige Freude, auf welche mein Herz ein Recht hat? Was darf ich hoffen, und was muſs ich nicht befürchten? Reue, Verfolgung, Sorge, Elend, ist alles, was ich empfinde, erfahre, denke und erwarte.

Selbst die Erinnerung der glückseligsten Stunden meines Lebens dient mir nur zum Maſs meines gegenwärtigen Unglücks. Ich blicke mit Thränen nach der Höhe zurück, wovon ich herabfiel, und sehe so erst die Tiefe, worin ich liege!

Wenn ich an jenen Tag denke, wo mein gar zu sicheres Herz von sanften Entzückungen überwallte, wo ich, von Deinen Armen umschlungen, an Deinen Lippen hing, wo mein Herz an dem Deinigen schlug, wo Freudenthränen von meinen Wangen schlichen; wenn ich an die Stunden denke, wo wir bald, bald an den Altar treten sollten, wo die keusche Liebe, mit allen ihren Freuden, uns erwartete: wie ganz fühle ich alsdann mein itziges Unglück! Wie wünsche ich, nie glücklich gewesen und im

Unglücke gehärtet zu seyn! Wie das Licht den benachbarten Schatten in tieferer Schwärze zeigt, so erhebt die Erinnerung empfundener Glückseligkeit die Farbe des gegenwärtigen Elends. Ich liebte Dich, ich durfte Dich lieben, ich wurde geliebt, ich besaſs Dich, ich durfte alles wünschen, alles hoffen, alles empfinden: itzt — ach! wo ist von tausenden eine Freude, eine sichere Hoffnung! Was, weiſs ich gewiſs, was darf ich wünschen? — wünschen zwar alles, aber hoffen — wie wenig!

Eilet, ihr Tage, die ihr der traurigen Cleone so langsam verschleicht, eilet! der letzte ihres Lebens ist der erste ihrer Ruhe! — Aber wie weit sind Ruhe und ich vielleicht noch entfernt! Möchte silbernes Haar mein Haupt, Blässe und Verfall meine Wangen bedecken! Dann könnte ich mich, dann wollte ich mich trösten. Was weinest Du, Thörichte! könnte ich zu mir selbst sagen. Du siehst das Ende Deines Grams; was weinst Du? Die untergehende Sonne meldet Dir die ruhige Nacht; Du stehest an der Schwelle der Glückseligkeit. Noch ein Schritt, dann bist Du da, wo Du zu seyn wünschest!

Aber der Gram wird thun, was mein Alter versagt. Erschöpft von Thränen und verzehrt von Seufzern, werde ich vor dem Herbste meiner Jahre schmachten, verblühen, hinsinken. — Der

Himmel wird sich derer erbarmen, welche die Menschen verstoſsen haben.

O Cyneas, vereine Dein Gebet mit dem meinen; erbitte der wenigstens den Tod, der Du das Leben nicht geben willst! Sterbend will ich Dich segnen; und Du hast meinen Segen nöthig. Wenn eine Gerechtigkeit die Handlungen der Menschen richtet, so hast Du ihn nöthig! Unauflösliche Ketten hatten uns verbunden. Der Tod allein kann sie auflösen. Dann mag, dann darf eine zweyte Liebe die Fesseln von meiner Hand um eine Geliebtere legen. Du darſst dann die vergessen, die Du lange nicht mehr liebtest. Hältst Du es für lieblos, der den Tod zu erbitten, die nur wünschte, daſs Dein ganzes Leben glückselig seyn möchte? Es ist weit liebloser, wenn Du mich verlassen hast, mir das Leben zu wünschen; ein kummervolles, beschimpftes, verachtetes Leben — ein Leben, wie das meinige, ohne Hoffnung, ohne Trost, ohne Stütze, ohne — Dich.

O, konntest Du Deine Braut so bald vergessen? — Wir Unglücklichen! Man vergiſst uns, wenn wir glauben, das heiligste Recht erkauft zu haben, am zärtlichsten geliebt zu seyn! Unsre Thränen, anstatt unsre unbeständigen Verehrer zu rühren, schrecken sie dann von uns weg! Sie fliehen von der Gemeinschaft des Grams in den Schooſs neuer Vergnügen, und wollen mit ihren Geliebten von der Liebe nichts theilen, als ihre Freuden. — Sie fragen nicht, ob wir so leichtsinnig sind, als sie, und wollen, daſs wir dann aufhören, sie zu lieben, wenn es ihnen gefällt, ungetreu zu werden. Unsre Thränen werden ihnen verdrieſslich, und unsre gerechtesten Klagen halten sie für Verfolgungen.

Aber ich muſs, ich muſs mein Herz vor Dir ausschütten, und durch ein Gemälde meines Elends Dich wenigstens erinnern, daſs ich noch lebe. Ja, noch lebe ich. — Wenn von aller Gemeinschaft der Freuden und der Lebendigen ausgeschlossen, leben heiſst: so lebe ich. — Aber wie? Ein Spott meines Geschlechts, und selbst derer, die sich bewuſst sind, wie sehr sie eine gefallene Unschuldige mit ihrer Verachtung beleidigen; ein Schimpf meiner Verwandten, die mich verstoſsen; ein Fluch meiner Eltern, die mich nicht kennen wollen; von Wenigen bedauert, die mir nicht helfen können: von Allen verlassen, bey denen ich Trost finden sollte, und von Dir vergessen. Ich verberge meine unglücklichen Tage, meinen Schimpf und meine Thränen, aus Scham, vor den Augen der Welt und meiner frohlockenden Feinde; verbanne mich aus dem Angesichte meiner Freundinnen, um in einer armseligen Hütte einsam zu weinen, und fürchte täglich, von denen entdeckt zu werden, bey welchen Natur und Herz mich heiſsen

Trost und Schutz zu suchen. — Welch ein Schicksal ist unglücklicher, als wenn wir selbst vor der Hülfe fliehen müssen! Eine arme Unglückliche, die das Leben empfing, um von ihrer Mutter dereinst ihr Elend zu erben, lernt in meinen Armen, an meines Brust, an meinem Herzen von mir weinen, und das Geschäft beginnen, wozu sie geboren wurde. —

Ach, von mir empfing sie dieses Leben, diese traurige Erbschaft — und von Dir. Hat sie einen Vater? — Ein Vater würde ihre Mutter nicht vergessen. Wenn er sie auch vergessen könnte, so würde ihn die Tochter an die Mutter erinnern. Aber die Bande des Bluts sind dem nicht mehr heilig, der die Verbindung der Liebe vergessen hat.

Wärest Du nur getreu, wie gern wollte ich mehr, als dieses dulden, wenn noch mehr zu dulden seyn kann! Die Hoffnung, diese göttliche Stärkung, die den schmachtenden Elenden erquickt, aufrichtet, in's Leben zurück versetzt, wie der Thau der Morgenröthe das von der Hitze des Mittags hingewelkte Kraut, würde mir alles, alles erleichtern. Ich könnte der Vergebung der Menschen entbehren: denn ich weiſs, der Himmel hat mir vergeben. Ich könnte den Schimpf der Welt ertragen; unsre Verbindung würde ihn auslöschen. Ich könnte mich mit dem Bewuſstseyn meiner Tugend gegen die Verachtung meiner

Feinde trösten. Aber Du hast mich verlassen, letzte, letzte Hoffnung meines Lebens, ach Du! —

Doch ich will Deine Untreue Deinem Herzen nicht zuschreiben. Du bist nicht grausam genug, unglücklich zu machen. Du bist zu edel, ein Vergnügen in den Thränen einer Betrognen zu finden. Du bist nicht so undankbar, eine unaussprechliche Liebe mit Gram und Schande zu belohnen. Du selbst hast oft den Fluch über die Verführer meines armen Geschlechts gesprochen, welche mit der Hölle die Freuden über den Fall einer Unschuldigen theilen. In Deinen Augen brannte ein schöner Eifer, und jede Deiner Gebehrden entsprach der Heftigkeit Deiner Worte, womit Du Deinen Abscheu ausdrücktest. Ich sah edle Thränen über Deine Wangen gleiten. Ich hing starr an Deinen Blicken, mein Herz klopfte, ich weinte mit Dir — denn wann habe ich nicht mit Dir geweint? — Ich sah — und seufzte in einer frohen Wehmuth — Deine Bewegung, wenn Du von solchen Geschichten redetest, — als nun die unsrige ist.

Wie liebte ich Dich um dieses edlen, dieses fühlenden Herzens willen! Mein thränendes Auge — ich weiſs nicht, ob es mehr aus Mitleid für die Unglücklichen, oder aus Zärtlichkeit für Dich weinte — war auf Dich geheftet. Ich sah den Himmel in Deinen Blicken. Dann sank ich an Dein Herz, dann drückte ich Dir die Hand

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17845/027

konnte nicht reden, weinte meine Empfindungen, drückte Dich voll Inbrunst an meine Brust. — Wie sollte ich einem solchen Herzen miſstrauen! Wie könnte ich glauben, daſs Deine Thränen ohne Empfindung und erkünstelt flossen! Thränen hat die Natur dem Elende und der Tugend gegeben, die sich des Elends erbarmt. Der spottet der Natur und verlacht ihren Schöpfer, wer diese heiligen Thränen nachahmt, um zu verführen und unglücklich zu machen. Die Bosheit hat keinen höhern Grad, als die Heucheley, die der Larve der Tugend miſsbraucht, um die Unschuld unter die Füſse zu treten.

Cyanens Fall, was für Thränen zwang er aus meinen Augen! Ach, hast Du es vergessen? Du fluchtest ihrem Verführer. — Sie fiel, wie ich nun gefallen bin. Wie blutete mein Herz bey dem Unglück meiner Freundin! Es weissagte sich vielleicht sein eignes Schicksal. Du empfandest ein gleiches Mitleiden, und suchtest mich umsonst zu trösten. Arme Cyane! seufzte ich noch glückliches Mädchen, in Deinen Armen, an Deiner Brust. Ich wuſste nicht, daſs dieser Seufzer mir selbst gelten würde. Cyane bedurfte ihn nicht: der Tod entriſs sie der Schande und dem Gram. Aber über die, welche lebt, um beyde zu empfinden, wer wird über die seufzen! Wer bezahlt ihr mit einer mitleidigen Thräne den Tribut, den sie keiner Unglücklichen versagte? Unglücklicher Zustand, wenn wir Mitleiden verdienen! Solche Thränen sind Zeugnisse, wie sehr elend wir sind! Ach, ich hoffte ein ganz anderes Schicksal. Nicht Zähren, die die Barmherzigkeit fallen läſst: Glückwünsche hoffte ich, ich hoffte, beneidet zu werden.

Wäre Dein Herz schuldig; wäre es solcher Verstellung und dieser Untreue schuldig, elender Cyneas! Dein Fluch, Dein Fluch! — Du wärst noch unglücklicher, als ich! — Nein, ich will Dich, auch wenn Du mich verlässest, nicht schuldig glauben. Ich will mich bereden, daſs ein unvermeidliches Schicksal Dich mir entreiſst. Wie könnte ich Dich boshaft denken, ohne mein Unglück durch eine neue Qual zu vergröſsern!

Oft geh' ich am Abend, wenn Dunkelheit und Stille die Gegenden so öde macht, als mein Herz ist, in's Einsame, wo keine Neugier die Seufzer des Unglücklichen behorcht, und überlasse mich, unter finstern Gebüschen, meinem Gram. Ein traurig rauschender Bach murmelt in meine Klagen; der thauende Himmel scheint mit mir zu weinen, die Gebüsche beantworten meine Seufzer, und die Landschaft rings um mich her scheint in melancholischer Stille meine Schwermuth zu empfinden. Dem Unglücklichen trauert und weint alles. Wo findet er eine

Freude? Die Freuden flüchten vor ihm; er bringt allenthalben seinen Kummer mit; er steckt die ganze schöne Natur mit seiner Traurigkeit an.

Oft ruft mich der Morgenstern erst unter der feuchten Laube, welche die einfältige Hand des Landmanns aus Linden geflochten, aus meinem Tieſsinn. Da denke ich, wer ich war; und wer ich seyn könnte; alle goldne Stunden meiner glücklichen Liebe; alle Freuden, die ich genoſs, alle Entzückungen, die ich hoffen konnte, gehen da durch meine Gedanken. Mein Herz klopft, meine Wange glüht, ich vergesse mich, aber nur einen Augenblick! Dann erwache ich wieder, fühle, wer ich bin, falle aus der Freude in meine Verzweiflung zurück, und meine Thränen tränken mit dem Thaue die Blumen, die zu meinen Füſsen verwelken.

Oft, wenn ich so sitze, wenn ich meine Hände falte, wenn mein Herz seine Seufzer, und mein Auge seine Thränen, mit dem ersten Morgenweihrauch, der von dem Opferheerde der Natur aufwallt, gen Himmel gesendet; wenn dann mein verwachtes Haupt, gleich der entschlummernden Blume, hinsinkt auf meine Hand; wenn die Müdigkeit den Schlaf ruft, und die Gedanken sich tief in meine Seele zurückziehen: so spielen Träume um mich, und geben mir meinen Geliebten zurück, den Du mir versagst. Ich sehe seinen werthen Schatten, rufe ihn, strecke meine Hände nach ihm aus, umfasse ihn, drücke ihn an mein Herz. Ach, kurze Freude! Er entflieht; die Angst weckt mich aus einem schönen Traume zu einem unglücklichen Leben, und meine Augen fangen ihr trauriges Geschäft wieder an.

Auch wachend betrügt mich oft die Einbildung. Oft glaube ich, wenn in der Stille der Mitternacht die Gebüsche um mich rauschen, wenn der Mond seine Silberstrahlen durch die zerstreuten Bäume wirft und seltsame Gestalten aus Licht und Schatten bildet, welche die Phantasie auszeichnet, Dich von ferne zu sehen, oder Deine Fuſstritte zu hören. Ich sehe begierig dahin, ich lausche; jedes Gelispel der Blätter, die der sterbende Athem des Westes bewegt, gieſst Schauer auf mich herab. Mein Herz klopft stärker, und mein schmachtendes Auge sucht den, den meine Sehnsucht sich wünscht. Aber umsonst! die Gestalt verschwindet, sobald der Mond seine Stellung verändert; die Winde ruhen, alles wird melancholische, öde Stille und Einsamkeit.

Wann wird kein Traum mich mehr betrügen? Wann werde ich Dich wiederfinden? Jenseit des Grabes! — Ach, werde ich stark genug seyn, diesen öden, diesen vielleicht langen Zwischenraum des Lebens, mit standhafter Geduld zu ertragen? Werde ich nie über Dich seufzen?

Wenn Du mich verlassen willst, so solltest Du mich doch nicht ganz vergessen. Bin ich Dir so gleichgültig, daſs auch kein Gedanke Dich an Deine Cleone, oder an die trostlose Mutter Deiner Tochter erinnert? Wenn der Name Cleone das Herz des Liebhabers kalt läſst; so sollte doch der Name Mutter den Vater rühren. Bin ich keiner Zeile würdig, oder bedarf ich vielleicht Deinen Trost nicht? Wie sehr würde eine Zeile mich aufrichten! Diesen Trost solltest Du mir nicht versagen, wenn Du nicht mehr liebst. Ach, wie wenig ist nicht ein Trost für diejenige, welche Liebe hoffen und fordern durfte!

Wenn Du noch — Aber was hoffe ich? Ich bin vergessen, wie ein Todter, vergessen! Ich sehe keine Zeile, ich höre keine Nachricht von Dir. Meine Liebe forscht umsonst: und was entgeht der Nachforschung der Liebe? Das Gerücht scheint Deinen Namen, oder doch den Winkel der Erde nicht zu kennen, wohin mein Schicksal mich verbannt hat. Wir sind so getrennt, wie die, welche Erdstriche und Meere trennen; getrennt, wie die Lebendigen und Todten.

Aber Du weiſst, wo ich bin; Du weiſst, wie verlassen, wie elend! Wenn mein Zustand Dich rührte, so würde nichts Dich zurückhalten können, Deine weinende Cleone zu sehen. Keine Gewalt ist stark genug, die Liebe zu überwinden. Berge und Ströme sind geringe Hindernisse für sie. Wenn Ketten ihre Hände fesseln, so weiſs sie sich der Ketten zu entledigen, oder wenigstens ihren Seufzern den Kerker zu öffnen. Und nur ein Seufzer, wieviel redet er nicht!

Warum höre ich nichts von Dir? Wenn ein eifersüchtiges Auge über Deine Handlungen wacht; wenn Du nicht wagen darfst, zu schreiben: hast Du denn keinen Freund, dem Du einen Gruſs an Deine Cleone anvertrauen kannst? Warum kommt nicht einer von Dir, der mir in Deinem Namen sagt, daſs Du mich liebst? Ich verlange keine weitläuftige Erzählung Deines Schicksals, keine lange Entschuldigung Deines Schweigens! Ach, ich verlange nur eine kurze Versicherung von Deiner Liebe, nur einen Seufzer verlange ich, nur die wenigen Worte: Cyneas liebt seine Cleone.

Aber wenn Du auch keinen Freund um Dich hast, wenn jedes Auge Dich bewacht: so ist doch die Liebe reich genug an unschuldigen Empfindungen, alle Wächter zu hintergehen. Ein ganzes Jahr hat leicht einen freyen Augenblick; und mehr als einen Augenblick bedarfst Du nicht, um diese wenigen Worte auf ein Blatt zu werfen: ich liebe. Die Menschen sind nicht alle fühllos, sind nicht alle ohne Mitleiden. Und wenn gleich alle, die um Dich sind, fühllos wären, so könntest Du aus ihrem Eigennutze den Vortheil ziehen, den Du von ihrer Freundschaft nicht zu fordern wagst. Ist Deine Liebe so arm an Empfindungen, wie kaltsinnig mufs sie seyn!

Ach, schweige nicht länger: eine einzige Zeile wird alles entschuldigen. Für einen Seufzer will ich Dir alles vergeben: alle meine Sorgen, alle meine Thränen, alles, was ich gelitten habe und noch leide, will ich Dir für die zwey Worte vergeben: ich liebe. Sieh, wie sehr ich noch liebe! Reifse mich aus meinen tödtlichen Zweifeln, richte mich endlich durch eine Hoffnung wieder auf. — Oder wenn Du mich nicht mehr liebst, so hintergehe mich wenigstens, und gewöhne mich nach und nach an mein Unglück. Alles, auch das will ich Dir verzeihen, dafs Du mich verlässest; nur vergifs Deine Tochter nicht.

Cyneas an Cleone.

Ungeduldig riſs ich den oft geküſsten Brief auf, dessen Siegel mir sagte, daſs er von meiner Cleone kam. Meine Begierde verschlang den traurigen Inhalt; mein Herz beantwortete Seufzer mit Seufzern, und mein Auge vergalt Thränen mit Thränen. — Welch ein Gemälde! Welch ein Abriſs des Jammers! Ach, unschuldige Unglückliche! Du leidest, und ich war der Sträfliche.

Nein, verschweige mir nichts; schreibe mir Alles, laſs mich die geringsten Deiner Sorgen empfinden, laſs mich eine traurige Gemeinschaft an Deinem ganzen Kummer haben; gieſs' alle Deine Klagen, alle Deine Thränen aus: mein Herz ist geöffnet; es fordert mehr als seinen Theil; es wollte lieber Alles für Dich leiden. —

Aber wie konntest Du glauben, daſs ich so boshaft sey, Dich zu verlassen, oder so leichtsinnig, Dich nicht mehr zu lieben? O, Du Einzige, in der alle meine besten Wünsche ihr Ende finden, in der alle meine Hoffnungen einer Glückseligkeit ihr Ziel haben, in der mein unruhiges Verlangen seine Ruhe findet! jeder meiner Seufzer, den an Deiner Brust nicht die Liebe, jede Thräne, die nicht die Zärtlichkeit erzwang, sey von den Unsterblichen, die unsichtbar uns bewachten, mir zum Fluch angeschrieben.

Wie unglücklich ist Dein Zustand, arme bedauerte, theure Cleone! Aber wie viel unglücklicher machst Du ihn durch den widrigen Gedanken, daſs ich ein Treuloser seyn könnte. Ich fühle die ganze Verzweiflung, mit der Du in diesen unglücklichen Augenblicken kämpfst. Ich sehe Dich leiden, weinen, Deine Hände ringen, höre Deine Klagen, höre Deine Seufzer alle, und lasse nicht einen unbeantwortet. Vielleicht seufzest Du über mich, den Urheber Deines Unglücks — ein schrecklicher Seufzer, wenn ich ihn verdiente! Vielleicht klagst Du mich bey der göttlichen Gerechtigkeit an, die das Flehen der Unschuldigen immer erhört: ja vielleicht — o, kann ich daran denken, ohne zu zittern? — vielleicht entwischt Deiner Ungeduld ein Fluch! Weh' mir, wenn ich nicht unschuldig wäre! Aber der, der die Welt richtet, erhöre ihn, wenn ich Dich jemals verlasse!

Dich verlassen? — Wie kannst Du so denken? Seitdem ich von Dir schied, bin ich der Freude unbekannt geworden. Mein Herz hebt sich mühsam unter einer drückenden Last. Gram und Sorge verbannen die Heiterkeit aus meinem Gesichte, wie die Ruhe aus meiner Seele. Ich quäle mich unaufhörlich mit den nagenden Vorwürfen, Dich unglücklich gemacht zu haben; und nichts kann mich beruhigen, als der feste Entſchluſs, Dein Unglück zu endigen, oder es mit Dir zu theilen.

Ach, erinnerst Du dich nicht mehr an die Proben, die ich Dir vormals von meiner Liebe gab? Hast Du vergessen, wie demüthig ich mich Deinem stolzen Vetter zu Füſsen warf, wie ich die Zwistigkeiten und die Eifersucht unsrer beyden Familien vergaſs, und meiner Liebe und Dir alle die Achtung aufopferte, die die Ehre meines Hauses von mir fordern konnte? Mein eigner Stolz lehnte sich wider diese Demuth auf; meine Scham bestritt meine Erniedrigung: aber meine Liebe überwand alle. Ich umfaſste dem die Kniee, den ich verachtete, und bat mit Thränen einen Hochmüthigen um seine Einwilligung, den ich haſste. — Weiſst Du noch, wie schwer sein stolzes, sein hartes Herz mir diesen Sieg machte? Weiſst Du noch, mit welcher Geduld ich mich zu allen

Erniedrigungen herablieſs, wodurch er mich führte, um seinen Hochmuth ganz an mir zu sättigen? Ich duldete seine Verachtung und überwältigte alle meine widerspenstigen Leidenschaften: denn Du warst der Preis für diese Demuth. Erinnere Dich doch an die Stunde, wo ich endlich seine Einwilligung theuer genug erkauft hatte! Wie dankte ich Deinem Vetter, wie inbrünstig schloſs ich Dich an meine Brust, wie strömten mein Herz und meine Augen vor Freuden und Zärtlichkeit über! Erinnere Dich daran, meine Cleone, und glaube, daſs diese Hindernisse, die uns jetzt trennen, mein Verlangen, Dich zu besitzen, nur gestärkt haben.

Nein, meine Geliebte, die Tochter darf nicht an die Mutter erinnern; ich liebe die Tochter nur in der Mutter. Ihr Bild ist immer vor meinen Augen, sie lebt in meinem Herzen, sie lebt in jedem meiner Gedanken. Die Bande des Bluts sind mir nicht heiliger, als die Bande der Liebe. Du bist die Meinige, und keine Macht, keine Zeit, keine Leiden sollen mich Dir entreissen.

Warum wolltest Du denn die Liebe bereuen, die Du mir bezeigt hast? Warum erröthest Du, wenn Du an den Tag zurück denkst, der mein glücklichster war? Wenn eine Liebe, die sich auf Zärtlichkeit des Herzens, auf harmonische

Empfindungen gleichgestimmter Seelen gründet; eine Liebe ohne alle Nebenabsichten, die nichts von Eigennutz, nichts von elender Weltklugheit, nichts von Stolz wuſste; eine Liebe unter Herzen, die sich für einander geschaffen fühlen, so rein und unschuldig, wie sie der Schöpfer eingepflanzt hat, so gesetzlich, daſs unsre Vorgesetzten sie billigten; wenn eine solche Liebe die unsrige war: so haben wir nichts zu bereuen. Unglücklich kann sie seyn: aber wer sie sträflich nennt, der beleidigt die Unschuld.

Wenn auch die Welt erst unsre Empfindungen billigen, wenn der Beyfall der Verwandten erst die Liebe heiligen und das Ceremoniel ihre Banden erst schlieſsen muſs, ehe wir uns frey derselben überlassen können; das Ceremoniel, das oft verkaufte Hände in eisernen Ketten zusammenfesselt, und Herzen trennt, die sich lieben, Herzen verbindet, die sich hassen: wer ist auch alsdann ungerecht genug, unsre Liebe zu verwerfen? Du bist längst die Meinige durch den Beyfall derer, die über unsern Willen gebieten wollen. Längst haben unsre Väter den Segen über unsre Liebe gesprochen. Schon in der Kindheit waren wir für einander bestimmt. Mit inniger Freude sahen sie uns zusammen erwachsen, und vereinigten zwo unmündige Seelen, die dereinst eine der andern Glück machen sollten. Unser Bund war in der Welt und im

Himmel schon unterschrieben. Du warst meine Braut, und der Augenblick, der uns unzertrennlich verbinden sollte, rückte heran. Einige Tage — wie hatten wir nach dieser Zeit geseufzt! — sollten nur noch unsre vollkommene Glückseligkeit verschieben. Sie schienen uns Jahrhunderte; und ich eilte, mich in den Besitz meiner irdischen Glückseligkeit zu setzen. Verzeihe mir, dafs ich Dich an den Tag erinnere, der der Ursprung alles Deines Leidens und meiner Qual ist. — Habe ich da Dich und den Himmel beleidigt, so geschah es aus einer Unwissenheit dessen, was der Vorhang der Zukunft vor uns verdeckte.

Gütiger Himmel! Wie viel verbirgt eine Stunde vor den Augen der Menschen! Wie viel hängt von einem Augenblicke ab! Morgen sollte ich am Altare Deine Hand empfangen; Dein Herz hatte ich längst; und zu Deinem Unglücke war schon der Grund gelegt, unvermeidlich gelegt. Du warst schon die Mutter eines künftigen Zeugen unsrer Liebe, als das Schicksal die volle Schale seiner härtesten Prüfung über uns ausgofs. Welch ein Tag war der, der vor dem Tage herging, woran wir so glücklich zu werden hofften; o Cleone, welch ein Tag! In Deinen Armen in Entzückungen berauscht, sah ich die Sonne über mir aufgehen, und Thränen des Kummers flossen, als sie unterging. Mein zärtlicher Vater! wie hart war der Streich, der Dich von meiner Seite riſs! So lange mein mühsames Leben dauert, werde ich auf Deinem Grabe weinen! Er starb! Ströme von Thränen sind zu wenig für diesen Verlust. In ihm fiel unsre Hoffnung, unser Schutz, unsre Glückseligkeit! — Umsonst ging die folgende Sonne für uns auf, umsonst hattest Du den Brautkranz gewunden, umsonst hatten wir endlich diesen Tag hergeseufzt; er forderte andre Thränen, als die wir gehofft hatten; er sollte uns trennen, nicht verbinden. Der Tod stürzte den Altar um, an dem wir vereinigt werden sollten. Ach, Cleone, welch eine Veränderung! Unsre Liebe sah nun wieder ein Jahrhundert zwischen unsre Glückseligkeit gelegt! Erst trennte uns der Wohlstand auf Monate, hernach der Zwist unsrer Familien auf ewig! — Auf ewig? Nein, bey der heiligen Asche unsrer Väter, ewig soll er uns nicht trennen!

Glaube nicht, Cleone, daſs menschliche Hände diese heiligen Bande wieder zerreissen sollten, die schon vor dem Auge Gottes fest geschlossen sind. Keine Gewalt soll sie zerreissen, keine als — Gottes! — Ach, wie oft habe ich zu Dir hingeseufzt! wie oft war ich entschlossen, alle andre Vortheile zu verachten, und bey Dir mein ganzes Glück zu suchen! Aber — soll ich Dir noch Dein hartes Schicksal unerträgcher machen? Soll ich sagen, wie unglücklich Du mit mir seyn wirst? Mein Herz blutet, wenn ich mich der schrecklichen Betrachtung überlasse, daſs ich so gar unglücklich bin, mich bey Dir nicht entschuldigen zu dürfen! Nein, Cleone, mit der Entschuldigung müſste ich Dein Herz durchbohren, Dein Herz, das schon zu viel gequält wird. Wüſstest Du, wie grausam mein Schicksal ist! — Aber laſs mich diese Erzählung für eine bessere Stunde aufbehalten, wo meine Standhaftigkeit alle diese Hindernisse überwunden hat, und wo ich meine Cleone in meinen Armen an mein Herz schlieſse!

Der Zorn meiner Mutter ist unversöhnlich und unerbittlich; die Thränen ihres Sohnes flieſsen alle umsonst. Vergebens bemühe ich mich, die Feindschaft beyzulegen; alle Vorstellungen sind umsonst; sie schätzt die Eide, die ihr in der Hitze des Zorns entfuhren, viel zu heilig, um unsre Verbindung zu erlauben; und umsonst stelle ich ihr die Eide vor, die mich mit Dir verbinden. — Welche Eide sind heiliger, o Himmel! Eide der Feindschaften, oder der Liebe? Sie droht mir den Fluch! Der Fluch einer Mutter ist schrecklich; aber kann er den treffen, der tugendhaft handelt?

Sieh, Cleone, das ist das Schicksal Deines unglücklichen Cyneas! Von solchem Kampfe wird mein Herz gefoltert! Soll ich mich von allem Gehorsam gegen eine Mutter losreissen? Wirst Du leiden, daſs sie über mich seufze? — Zwar ungerechte Seufzer; aber doch Seufzer einer Mutter! Ach, flehe mit mir den Himmel an, liebste Cleone, der uns nur prüft, daſs er die Prüfung endige! und laſs mich arbeiten, daſs ich die Feindschaft endlich beylege. Dann kann ich Dich mit ruhigerem Gewissen besitzen; dann kann auch kein Engel unsre Verbindung sträflich finden.

Doch ich weiſs, sie ist unsträflich; sie ist mehr als unsträflich, sie ist gerecht; und sträflich würde es seyn, sie zu trennen. Ich weiſs auch, selbst der Fluch einer Mutter, dieser im Zorne entwischte Fluch, den sie vielleicht bereut und doch für unverletzlich hält, müſste kraftlos seyn, und der Himmel würde ihn nicht achten; aber soll ich des Vergnügens beraubt seyn, Dich durch meine Verbindung glücklich zu machen? Soll ich unsre Vereinigung mit Sorge für die Zukunft anfangen, und Dich vielleicht — denn wer sieht alle Zufälle voraus! — in Kurzem an dem Nöthigen Mangel leiden sehen? Mangel und Armuth sind schreckliche Feinde der menschlichen Glückseligkeit! Je mehr wir uns lieben, je stärker würden wir uns drücken. Zwar auch nicht die Armuth selbst sollte mich abhalten, redlich zu handeln; und es wäre eine elende Entschuldigung, wenn ich diese anführen wollte, um unsre Vereinigung auf ewig aufzuheben. Ein redliches Herz hat keine andre Entschuldigung, sich von seinem Versprechen loszumachen, als eine unwidertreibliche Unmöglichkeit. Es verlangt keine Entschuldigung, und verwirft alle Vorschläge des Eigennutzes oder Ehrgeizes mit Verachtung: aber wenn es hoffen kann, durch einen kurzen Aufschub der Erfüllung seines Versprechens, sich in den Stand zu setzen, sein Wort vollkommen erfüllen zu können und demjenigen, den dieser Aufschub Thränen gekostet hat, diese Thränen durch überwiegende Glückseligkeit zu vergüten; so sage, was darf es wählen? — Schreibe es keinem Mangel an Liebe zu, daſs ich so weit sehe: ich weiſs es, meine Geliebte, Liebe, heftige Liebe ist kurzsichtig; sie reiſst sich von den Fesseln der Vernunft los, und wenn sie durch einen Abgrund müſste, so fliegt sie ihrem Gegenstande zu. Allein glaube nicht, daſs ich nicht zu kämpfen hätte: was ich thue, das thue ich mit Gewalt, dem Wunsche und Entschlusse meines Herzens entgegen. Tadle es jetzt, daſs meine Liebe meiner Vernunft so viele Gewalt erlaubt; ich hoffe, sie soll ihr diese Strenge vergeben, wenn sie dieselbe mit Ruhe und desto gröſserer Glückseligkeit vergüten wird. Heftige Liebe, die sich blos ihren Wünschen überläſst, mag brünstiger seyn: Liebe, der Grundsätze und Vernunft zu Hülfe kommen, ist dauerhafter. Sie vermeidet die Sorgen, und beugt dem harten Schicksal vor, das Uebereilung und Unvorsichtigkeit gern zu bestrafen pflegt; sie legt einen festen Grund zu einer dauerhaften Zufriedenheit, und entfernt von den Tagen der Zukunft den Verdruſs und die Sorge, welche auch die glücklichste Vereinigung und die zärtlichste Liebe stören und schwächen können. Sieh, meine Cleone, also ist diese Vernunft, der ich jetzo eine Gewalt über mein Verlangen einräume, nicht weniger Liebe für Dich: und Liebe und Vernunft müssen endlich alles überwinden.

Was könnte uns vor einem unglücklichen Leben schutzen, wenn ich mich jetzo blos dem Wunsche meiner Liebe überlassen wollte? Meine Mutter hat geschworen, mich zu enterben, wenn ich ihrem Willen zuwider lebe. Sie muſs durch Güte gewonnen werden, wenn ihr Schwur unkräftig werden soll. Folge ich meiner Neigung, ach Cleone, so ist nichts gewisser, als daſs ich sie erzürne, und ihr Zorn, nur ihr Zorn ist schrecklich. — Ich werde sie endlich durch Güte gewinnen, wenigstens wird mein Gehorsam sie rühren. Ich merke schon, daſs ihr Eigensinn nachläſst. Vormals drang sie mit gröſserer Heftigkeit in mich, und forderte von mir— — darf ich es sagen? — einen Schwur, Dich zu vergessen! Aber wenn ich jemals vergessen habe, daſs sie meine Mutter war, wahrhaftig, so war es in diesem Augenblicke! da war ich meiner Liebe nicht mächtig, und goſs frey mein ganzes Herz vor ihr aus. War sie beleidigt, so muſs mich ihr Antrag entschuldigen. Man kann nicht ohne alle Beleidigung reden, wenn man uns ein Laster zumuthet.

Vielleicht wurde sie gerührt: denn seit der Zeit hat sie sich gescheut, eine Untreue von mir zu begehren. Sie verlangt keinen Eid mehr, und meine Bitten werden endlich noch ihren Eigensinn überwinden. Aber wie lange werde ich noch nach Dir seufzen? wie lange, meine Cleone, wirst Du mir entgegen hoffen? — Ach, daſs ich diese Frage zu Deiner und meiner Beruhigung nicht beantworten kann. — Vielleicht werde ich selbst diesen grausamen Zwang nicht lange mehr ertragen können. Jeder Tag vermehrt meine Liebe und meine Ungeduld! Ich bin wie ein Gefangener; jeder merkt auf meine Handlungen, jeder sucht meine Entschlüsse auszuforschen und verfolgt mich auf allen Tritten. Ich habe keinen Freund um mich; alles ist Verräther. Könnte ich noch frey mein Herz ausgieſsen und alle meine Empfindungen und Gedanken schreiben, so würde mir dieses noch ein Trost, und Dir eine Erleichterung seyn. Aber wem soll ich meine Geheimnisse vertrauen? Durch wen soll ich meiner Cleone meine Seufzer übersenden? — Aber laſs uns die Prüfung des Himmels erdulden; es wird gewiſs eine desto gröſsere Glückseligkeit darauf erfolgen. O, wie entzückt mich der Gedanke, wenn ich mir das Vergnügen vorstelle, das uns unsre Verbindung unerschöpflich geben wird! Wie werde ich meiner Cleone entgegeneilen und ihr getreues Herz an mein Herz drücken! Wie wird sie mir mit Freudenthränen im Auge und mit offnen Armen entgegenfliegen! Und wie wird eine der ersten Stunden, wann wir uns wiederfinden, Jahre voll Kummer und Sorgen bezahlt machen!

Kann indeſs dieses noch eine Beruhigung für Dich seyn, meine Geliebte, daſs unsre Trennung nicht lange mehr dauern soll; so höre noch meinen letzten Entschluſs und beurtheile daraus meine Liebe. Wenn ich sehe, daſs meine Bitten das Herz meiner Mutter nicht rühren und daſs sie vielleicht sich zu lange meiner gerechten Forderung widersetzen würde, so will ich Gelegenheit suchen, mich auf einige Tage, unter einem unverdächtigen Vorwande, zu entfernen; und dieser Tage einer soll unsre Liebe durch heilige Bande unzertrennlich machen. Nur um Dich zu beruhigen und Dir allen Zweifel zu nehmen, Cleone, habe ich diesen Entschluſs fest gefaſst. Ich kehre indeſs zu meiner Mutter zurück; und unsre Verbindung bleibt bis auf den glücklichen Augenblick verschwiegen, wo ich endlich ihren Eigensinn überwinden werde. Erwarte bald entweder diese Stunde, oder die Nachricht, daſs wir ganz glückselig sind.

Zunim an Aemilien.

Ja, geliebte Aemilie, ganz glücklich wollen wir seyn, so glücklich, als die Liebe und eine zärtliche Harmonie gleichgestimmter Seelen Sterbliche in dem Besitze der Nothwendigkeiten des Lebens machen können. Wie angenehm machst Du mir diese geerbten Vortheile, die ich ohne Dich zwar besitzen, aber unschmackhaft finden würde! Denn was ist das Glück, welches man mit keinem Geliebten theilt? Meine Unruhe, meine Unstätigkeit, meine Sehnsucht, oder wie soll ich das nennen, was ich empfand, so lange mein unbefriedigtes Herz sich noch nach demjenigen Gegenstand sehnte, den es nicht kannte, so lange als ich nach Dir, meine Aemilie, seufzte, ohne zu wissen wer und unter welchem Himmel Du warst? Alle diese unnennbaren Empfindungen waren Zeuge, wie wenig das Erbrecht auf meine väterlichen Güter und alle diese Vortheile des Glücks, wornach tausend Wünsche gehen, mich glückselig machen könnten. Ich nannte sie die meinigen, ohne in diesem Begriffe das Angenehme zu finden, was darin verborgen liegen soll. Mein schmachtendes Herz, das allein in Freundschaft, Zärtlichkeit und Vertraulichkeit seine Glückseligkeit finden kann, wofern ihm der Himmel eine Gückseligkeit bestimmt hat, blieb unberuhigt und seufzte nur zum Himmel um einen Freund, um eine geliebte Freundin, geneigt und sehnsüchtig, sich ganz zu ergeben und sich seiner ganzen Zärtlichkeit zu überlassen.

Diese Freundin habe ich in Dir gefunden; und der Gedanke, mit Dir zugleich diese Vortheile der Welt zu besitzen, gibt meinem Glücke erst denjenigen Glanz, den es sonst nicht hatte. Wie süſs ist mir diese Betrachtung, wenn ich, an der Hand der schönsten Hoffnung geführt, am stillen Abend in meinem Garten wandle und in die glückseligste Zukunft hinausdenke! Ach, wie angenehm ist es mir, zu denken, daſs ich fähig bin, diejenige Person glücklich zu machen, die ich aus einer ganzen Welt erwähle, und der ich meine ganze Liebe aufopfern werde! Denke, Aemilie, wie werth mir diese Betrachtung den sonst gleichgültigen Besitz meines Vermögens machen muſs! Erinnere mich nur oft daran, daſs Du arm bist! Ich liebe diese Erinnerung, weil sie meiner Hoffnung zu statten kommt, daſs ich Dich reich machen werde. Reich gewiſs; aber auch glücklich? — O! wie sehr wünsche ich, um Deinetwillen, daſs diese beyden Begriffe nicht von einander getrennt werden könnten! Wie sehr wünsche ich, so glücklich als möglich, als ein Sterblicher seyn kann, ja so glücklich — doch eine gröſsere Glückseligkeit ist wohl nur den edlen Seelen für ein andres Leben aufbehalten!

Aber wenn auch diese Begriffe, Reichthum und Glückseligkeit, keine nothwendige Verbindung unter einander haben, so wird sie ihnen doch die Liebe geben. O, wenn Du mich so ganz, so einzig, so zärtlich liebtest, als ich Dich, schöne Aemilie, so werden wir einander schon die Erfüllung aller unsrer Wünsche seyn! Vielleicht würde die Armuth selbst diese Glückseligkeit nicht stören; jeder würde sich in der Liebe des Andern glücklich genug schätzen. — Doch dann würde vielleicht jeder von uns, nicht zwar um sich selbst, aber doch um den Andern bekümmert seyn, oder wenigstens würde mir das unaussprechliche Vergnügen fehlen (wofern der gemeine Begriff von dem Glücke nicht ganz falsch ist), Dich glücklich gemacht zu haben. —

Und bist Du bekümmert, edle Aemilie, daſs Du meinem Vermögen nichts entgegensetzen kannst? — Nichts, sagst Du? — O, kennst Du den Werth Deiner Person so wenig? Bey der Liebe sey es geschworen, die uns bald unzertrennlich vereinigen wird, und bey derjenigen Hand, die ihre Triebe in unsre Brust für einander gelegt hat, daſs ich ohne die Hoffnung, Dich zu besitzen und mit Dir meine Güter, so wie mein Herz, zu theilen, alle diese elenden Reichthümer verachte! — Du gäbst mir nichts zurück? — Du gibst mir Alles; diese Güter, die ich ohne Dich nicht genieſsen würde, meine Ruhe, meine ganze Glückseligkeit, und alles dieses in einem Worte zusammengefaſst, — Dich! — Und wenn Du zu sittsam bist, wenn Du Dich von der schönen Seite zu wenig kennst, dieses zu begreifen, was das Herz Deines Zunim so ganz und vollständig begreift; wenn Du nicht weiſst, wie er alle Schätze hinweg werfen könnte, um Dich zu erhalten; wenn diese der Preis für Dich seyn sollten: o, meine Geliebte, so wünsche mir wenigstens nicht, daſs ich das unaussprechliche Vergnügen vermissen sollte, welches schon in dem Gedanken liegt, Dich glücklich zu machen! Du, die Du aus Deinen eignen Empfindungen weiſst, welche Wollust es ist, jedwede gleichgültige Person glücklich gemacht zu haben; Du, deren vortreffliches Herz vor Freuden schlägt, wenn Deine Freygebigkeit irgend einen Unglücklichen erleichtert hat; deren Auge ich selbst oft so liebenswürdig in schönen Thränen schwimmen sah, wenn Du Mittel gefunden hattest, ein Elend zu entfernen: Du, meine groſsmüthige Aemilie, muſst es wissen, wie glückselig der Gedanke macht, diejenige beglückt zu sehen, die wir so zärtlich lieben, und in der wir dieses gegebene Glück tausendfach selbst genieſsen! Und wolltest Du mich derselben beraubt wünschen! — O, wenn Du zu edel bist, blos empfangen zu wollen, so beruhige Dich mit den wahren Gedanken, daſs Du mir alles, im gemeinschaftlichen Genusse mit Dir, tausendfach wieder zurückgibst; denn Freude, meine Aemilie, die Du empfindest, kehrt gedoppelt in mein Herz zurück und wird Entzückung; laſs mir diese Gedanken, die so unaussprechlich vergnügen!

Wenn ich nicht mehr denken dürfte, Dich zu beglücken: was für einen Reichthum von Vergnügen werde ich in meiner gegenwärtigen Einsamkeit verlieren müssen! Niemals hat meine Eitelkeit mich bewegen können, meinen väterlichen Landsitz für die Augen der Welt auszuzieren. Einsam begrub ich mich wie ein Eremit in meinen Wäldern; oder ein Freund begleitete mich auf meinen Spazierwegen und genoſs mit mir der ländlichen Ruhe und dessen, was hier die mäſsige Natur gibt. Gespräche, oder die Sorge für die nöthigen Verrichtungen, oder einsame Betrachtungen, oder ein ländliches Vergnügen, wozu hier die ganze Natur einladet, waren meine Beschäftigungen. Die Liebe hat ihren Kreis erweitert, die Liebe gibt mich gewissermaſsen der Welt wieder zurück, von der ich wie geschieden war, und macht mich empfindlich gegen ihre Freuden: die Liebe und meine Aemilie, die mich täglich angenehmer unterhalten, und in jedem Augenblicke durch Aussichten in eine glänzende Zukunft entzücken.

In diesem ungeschmückten Hause, sagte ich zu mir selbst, welches ein Krämer vielleicht mehr für die Hütte eines Einsiedlers ansehen würde, sollte meine Aemilie wohnen? — Zwar sie liebt das ungekünstelte Nützliche und die natürliche Einfalt mehr als den Putz; aber dieser Aufenthalt ist ihrer nicht würdig genug. Wenigstens will ich das Bäurische aus ihren Augen entfernen.

Ich weiſs, sie liebt die Schönheiten und alle Werke der Natur. Wie vergnügt habe ich sie oft gesehen, wenn sie in ihrem Zimmer eine Blume aufblühen sah, oder wenn ihre wohlthätige, schöne Hand ihrem Vogel das Futter gab! Wie heiter wurde ihr entzückendes Auge, wenn ich sie an meiner Hand durch eine schöne Gegend führte, und wie begierig blieb es auf allen Schönheiten haften! — Hier will ich die

Wände ihres Zimmers mit einer Landschaft bemalen lassen. Dieses Zimmer soll das ihrige seyn, das von dieser Seite nach dem Garten sieht, von der andern in die Aue. Ein gepflanzter Weinstock soll um die Wände seine grünen Arme hinaufschlingen, und im Sommer sich, wie eine kühle Laube, um die Fenster wölben. Hier, nach der Aue hin, will ich die Weiden niederhauen lassen und die weite Aussicht über diese Ebenen, diesen silbernen Bach, bis an jenen Buchenhain, von allen Hindernissen befreyen. Oft wird sie dann gegen Abend, wenn die Sonne sich von dieser Seite weggewandt hat, wenn schrägere Strahlen auf diese grüne Ebene und auf den Wald fallen, hier, ohne zu ermüden, die schöne Landschaft betrachten. O, wenn sie dann vielleicht zu sich selbst, entzückt durch diesen Anblick, sagte: wie wohl hat mein Geliebter für mein Vergnügen gesorgt! Wenn sie plötzlich mit heitern lächelnden Augen zu mir sich kehrte, und mir in einem zärtlichen Kusse alles Vergnügen zehnfach stärker mittheilte, was sie emfindet! — dann will ich an dieser Seite im Garten ein angenehmes Blumenstück anlegen. Die schönsten Rosen sollen hier, dicht unter ihrem Fenster, blühen und ihr die ersten Düfte des Morgens und die letzten des Abends entgegenhauchen. — Hier aber am kleinen Teich im Garten, an dessen Ufern rund umher ein Wald von Schilf aufsteigt, hier will ich am Ende des hohen Schattenganges mit eignen Händen junge Linden pflanzen, sie selbst ziehen und ihre Zweige zu einer dichten Laube zusammenflechten. Eine reinliche Bank soll in diesem Gewölbe von Laub bereit stehen, wenn sie hier der kühlen Luſt genieſsen will. Jenen Bach, der mit angenehmem Gemurmel, so süſs wie die Sprache der Liebe unter Geliebten, unter diesen dichten Erlen an der Gränze des Gartens vorbeyflieſst, diesen Bach will ich in den nahen Teich leiten, daſs er da murmele und daſs seine Schwäne, durch ihre holdselige Stimme und durch das Futter, welches sie ausstreuen wird, gelockt, durch die Fläche daher segeln und dieses grüne Ufer besuchen.

Also sinne ich zu meinem Vergnügen auf das, was meiner Aemilie Vergnügen machen soll; und so genau sind unsre Freuden zusammen verbunden! — Dann eile ich, das zu vollführen, was ich erfunden hatte, und eben diese süſsen Gedanken, Dich, meine Geliebte, so glücklich zu machen, als man auf einer Welt seyn kann, ermuntern mich und machen mir diese Arbeit durch neue Vorstellungen angenehm. Nichts will ich ihr von allem dem sagen, was sie hier finden soll. Wenn es Vergnügen für sie seyn kann, so will ich die Freude haben, zu sehen, wie sie dieses Vergnügen überraschen wird. Schöne Aemilie, will ich mit einer ernsthaften Geberde zu ihr sagen, wofern Du glaubst, auf meinem ländlichen Sitze das zu finden, was Du vielleicht am meisten wünschest, so bitte ich, begib Dich so schöner Gedanken! Es würde mich zu sehr schmerzen, wenn eine Hoffnung, auch nur eine Hoffnung Dir fehl schlagen sollte. Mein Sitz ist eine Hütte, mein Land, mein Wald und mein Garten sind nicht zum Vergnügen: sie sind blos zum Nutzen. Erwarte nichts Angenehmes daselbst, wo nicht mich und meine Gesellschaft. — Dann werde ich die süſsesten Versicherungen von ihr hören; sie wird mir sagen, daſs sie nur mich liebt, nur mich um mich selbst; sie wird den angenehmen Betrug nicht vermuthen, den ich ihr unter einer verstellten Ernsthaftigkeit spiele. Ohne Erwartung wird sie kommen, und das Vergnügen wird sie überraschen. O, welch eine Entzückung für mein Herz, wenn sie, indem ich sie in diese Wohnung führe, in angenehmer Verwirrung steht, erröthet, lächelt, schweigt und alles umher betrachtet; dann holdselig ihr Auge auf mich wendet, mir zärtlich die Wangen klopft und mit einem Kusse meinen Betrug bestraft! — Dann führe ich sie in dieses Zimmer: sieh hier, meine Aemilie, sage ich zu ihr, hier hat die Natur alles versammelt, was sie Schönes hat, um Deinen Aufenthalt schön zu machen: aber alle diese Schönheiten wird diejenige übertreffen, die ihn bewohnt. Dann führe ich sie durch diesen Schattengang in die duftende Laube; wie glückselig werden uns daselbst oft die stillen Abendstunden finden! Mit den Händen umschlungen, Herz an Herz gedrückt, werden wir da entweder sitzen und den segelnden Schwan Furchen in den Teich ziehen sehen, oder Hand in Hand durch die Blumenfelder wandeln und uns von nichts als Liebe und Glückseligkeit unterreden.

Sieh, meine Aemilie, so glücklich bin ich jetzo schon blos durch die Vorstellung, wie glücklich ich Dich machen werde. Und diese vergnügten Stunden wolltest Du mir entrissen wünschen? Du kannst noch nicht glauben, wie vielfach Du mir das Glück bezahlst, das ich für Dich bereite, und wie reichlich Du mir durch wahres Vergnügen den an sich todten Reichthum ersetzest, den ich Dir anbiete. O, glaube mir, meine Geliebte, daſs ich keine andre Glückseligkeit kenne, als diejenige, die ich mit Dir getheilt genieſse. Ich würde tausend Freuden verlieren, wenn Du meinem Vermögen ein gleiches entgegensetzen könntest; und wahrhaftig, Aemilie, selbst alsdann, wenn ich Dich nun besitze, selbst alsdann würde ich weit weniger beglückt seyn, als ich nun in Kurzem (ach, wie klopft mein Herz diesen Augenblicken entgegen!) wahrhaftig seyn werde!

Melidor an Themiren.

Zum erstenmale, meine Geliebte, wirst Du zittern, einen Brief von Deinem Melidor zu lesen; aber fasse zuvor Deine Stärke zusammen, und mache Dir selbst die Nachricht nicht schrecklicher, als sie ist. Schon damals, als ich in dem wehmüthigen Abschiedskusse an Deinen Lippen hing, als unsre Seelen zusammenflossen, als Herz an Herz geschlossen, mächtiger, vielleicht von trauriger Ahnung, schlug; als eine weissagende Zähre Deinen schönen Wangen herunter glitt: damals, o meine Auserwählte, war schon die Trennung beschlossen, und unsre Schutzengel, denen der Vorhang der Zukunft eröffnet war, standen neben uns, und rührten durch dunkle Winke der Zukunft unsre Herzen zu unnennbarer Wehmuth. Sey stark genug, über Gräber hinaus zu sehen, und betrachte die Spanne des Zeitraums, die wir, wenn uns auch der Himmel das dauerhafteste Vergnügen auf der Erde bestimmt hätte, zusammen in glückseliger Eintracht und Liebe zu leben, vor uns sahen; und dann höre mit gröſserer Standhaftigkeit die Nachricht, daſs ich sterbe. O wie heiter, meine Themire, sehe ich in die Gefilde des Todes hinab. Kein Seufzer würde in dieses Leben zurückkehren; mit allen Gedanken und Wünschen würde meine stille Seele der Ruhe der Seligen entgegen eilen, und keine Thräne sollte mein sterbendes Auge beflecken, das an jener Seite des Grabes, hinter dem Schatten des Todes, die glückseligsten Gefilde erkennt, für welche mein unsterblicher Geist geschaffen wurde, wenn ich nicht Dich in dieser öden Welt hinterlieſse! Aber die innigste Liebe, so viele goldne Hoffnungen eines glücklichen Lebens, fesseln noch meine Seele an das Vergängliche, so sehr sie sich auch von allen andern irdischen Banden losgewunden hat. Nicht ohne Thränen, Geliebte, verlasse ich diesen Schauplatz, ohne Dich; und (verzeihe, o Gott, der menschlichen Schwachheit!) ich fühle noch mein Herz zwischen dem Himmel und Dir getheilt.

Wie unaussprechlich habe ich Dich geliebt! und wie glückselig war ich in der Gewiſsheit, von Dir wieder geliebt zu werden! — Aber laſs es mich vergessen, wenn ich kann, wie glücklich ich war! Laſs mich diese Reize vergessen, diese Wangen, worauf Unschuld und Sittsamkeit wohnten; diese Augen, die edle Empfindungen und Groſsmuth redeten; diese blühende Bildung, die alle irdische Schönheit und Deine ganze tugendhafte Seele ausdrückten, laſs mich sie vergessen, damit sich mein Herz ganz der Wonne und seligen Ruhe überlasse, die mich rufen. Reiſs mich nicht von der Schwelle des Himmels zurück; so tugendhaft, so unschuldig Du warest, dennoch immer zu irdische Liebe, und mische nicht Seufzer um den Staub in die Andacht, welche fessellose Hände zum Himmel falten sollen! Seufzer, die nach der niedrigen Erde zurückkehren, wenn die Ewigkeit vor uns ihren Vorhang aufzieht, wenn der Augenblick unsrer wahren Bestimmung da ist, wenn der Engel herabkömmt, und uns von fern jenseit des Grabes der Schöpfung den Ort der Seligkeit zeigt, solche Seufzer sind vielleicht Lästerungen.

Lästerungen? Nein, der Himmel hat mit unsrer Schwachheit Geduld! Ich seufze nicht nach dem Leben zurück, um seiner Freuden länger zu genieſsen. Diejenigen Freuden, die ich genossen habe, sind solche, die mich zum Theil in die Ewigkeit begleiten müssen, und diese, die im Staube zurückbleiben, schätze ich der Seufzer nicht werth. Die innige Ruhe, die aus der Tugend quillt, das heilige Vergnügen einer unschuldigen Seele über sich selbst, wenn sie sich betrachtet, das Bewuſstseyn ihrer Vollkommenheit, die selige Hoffnung, immer von einer Stufe der moralischen Gröſse zur andern empor zu steigen, und zur Erkenntniſs und Heiligkeit der Engel zu gelangen, diese Freuden sinken nicht mit dem Leibe in den Staub. Sie siegen über die Gewalt des Todes, und begleiten den entkörperten Geist, den der Tod in's letzte wahre Leben aus dem Gefängnisse stöſst, zu seiner Heimath. Ach, ich seufze nicht, geliebte Themire, daſs ich von Dir getrennt werde: mein Schicksal wird wahrhaftig unaussprechlich schöner seyn, als auf eine Zeitlang das Deinige noch ist; ich seufze, daſs Du später so glücklich seyn sollst, als ich; ich seufze, daſs die Gränzen zwischen Leben und Tod, oder vielmehr zwischen Leben und Himmel, unsre Vereinigung unterbrechen sollen; denn glaube nicht, für mich Erschaffene, glaube nicht, daſs der Tod die süſsen Empfindungen sympathetischer Seelen gegen einander verlöscht. Was die Natur in unsre Herzen gegossen, sind göttliche Triebe; und kein Trieb, der vom Himmel stammt, wird aufhören; was die Gottheit entzündet hat, sollte das der Tod verlöschen? Unsre Liebe wird dort, wenn diese Macht, die uns getrennt hat, uns wieder vereinigt, wenn aus ihrer sterblichen Hülle Deine Seele der meinigen nacheilt, in mächtigern, geläuterten Flammen brennen! Bis dahin, meine Auserwählte, bis dahin verspart die Liebe ihre höchsten Entzückungen, wovon sie auf der Erde dem unmündigen Engel nur zuweilen einen Vorschmack gibt; dann wird der Funke Luſt haben und in schönen Flammen ausbrechen. Ich fange schon an, dieses reine geläuterte Vergnügen besser zu empfinden; schon fühle ich, Themire, wie glücklich mich da die Liebe machen wird: und sollte ich nicht seufzen, diese Glückseligkeit völlig zu genieſsen? Wäre es Lästerung, ihr Engel, wenn ich zu meiner für mich erschaffenen harmonischen Seele mich an der Schwelle des Himmels zurücksehne?

Ach, was hat sie nicht noch in diesem Durchgang durch das Leben zu dulden? Welche Thränen zu vergieſsen? Welche Gefahren zu überwinden? Sollte ich nicht eine zärtliche, mitleidige Thräne über sie weinen; ich, der am Ende des Lebens richtiger von Leben und Tod urtheilen kann, als sie, die den groſsen Lehrer, den letzten Augenblick, noch erst erwarten muſs, um Wahrheiten zu lernen, die ihr unmündiger Verstand vorher nicht fassen kann? Wahrheiten, die ihr kein Lebendiger sagen kann? Wie verändert dieser Augenblick die ganze Scene der Erden! Wie bedauert ein Sterbender, dem sich schon oft die Seligkeit in himmlischen Gesichtern von ferne gewiesen, wenn sein Schutzengel alle irdischen Sorgen von seinem Lager verjagte, und in einem ätherischen Schlummer seine Seele auf das ruhige Ufer jenes Lebens versetzte, wie bedauert er diese Lebendigen, die ihn beweinen! Welche Gegenden der Wonne sieht er vor sich, welche Wildnisse voll Schrecken hinter seinem Rücken! Wünsche, deren Verlangen nimmer befriedigt, Sehnsucht, die niemals erlangt wird, Genuſs, dem Ekel folgt, Sorgen, die unaufhörlich quälen, Hoffnung, die immer betrügt, Arbeit, die niemals belohnt wird, vollenden beständig und fangen immer ihren Kreis wiederum an. Und wenn ich diese Gefahren betrachte, die allenthalben die Wege durch's Leben so unsicher machen; ach, meine Themire, wie zittre ich für die Lebendigen und für Dich! O der Himmel ist dem am gütigsten, dem er die kürzeste Laufbahn vorgeschrieben hat!

Dein Auge wird jetzo um mich in Thränen schwimmen, liebste Themire; Du wirst vielleicht die Vorsehung tadeln, daſs sie mich von Deinem Herzen hinwegreiſst. Dein Herz wird von diesem Risse bluten; der Streich wird Dir hart dünken, womit das Verhängniſs alle Deine goldnen Hoffnungen darnieder geschlagen hat; aber ich bitte Dich, laſs Dich nicht von Deinem Schmerze zu sehr verblenden! Die Sterbenden sehen weiter, als diese, die sie in Thränen hinterlassen. Sie heften ihr Auge voll Verlangen und Hoffnung auf den ewigern Schauplatz, worauf sie erst in ihrer wahren Person hervortreten: und sehen, wie geringe, wie mühsam die Rolle war, die sie auf der Welt spielten. Sie sehen die Thränen, die die Glücklichsten weinen, und hören die Seufzer, die im Leben hinter dem goldnen Vorhang ertönen. Mit einem Schauer sehen sie Verachtung, Ungerechtigkeiten, Feindschaften den Tugendhaften verfolgen. Sie bemerken die Gefahren mit Entsetzen, die dem Unschuldigen drohen; die Lockungen zum Laster, die Hindernisse zur Tugend. Sie kennen jetzt erst heller die Gränzen zwischen Laster und Tugend, zwischen Wahrheit und Lügen, die vor den Augen der Lebendigen (die so viele Vorurtheile verdunkeln) in einander zu flieſsen scheinen. Sie sehen, wie oft sie selbst und ihre Freunde dicht an dem Rande der engen Bahn der Tugend wandelten, und beben vor der Gefahr zur Rechten und Linken, die sie nun erst entdecken. Wie froh sind sie, den Ausgang aus einem Leben vor sich zu sehen, worin sie so wenig finden, was sie wünschen konnten, und soviel, wovor sie zittern müssen!

O, gewährte Dir der Himmel, fromme Themire, gewährte er Dir nur einen Blick in's Leben aus diesem Gesichtspuncte! Wollte er Dich auf einen Augenblick nur (denn Deinen Tod darf ich nicht wünschen; die Weisheit wird Deine Stunde am besten bestimmen), nur auf einen Augenblick an diesen Rand des Lebens herrufen, wo ich jetzo stehe; wie solltest Du Dein Auge von dem Anblicke des Lebens hinwegwenden und auf die ruhige Ewigkeit mit Sehnsucht heften, die Du halb enthüllt vor Dir sehen würdest! Beweine also, beweine, meine Themire, die Lebendigen, nicht die Sterbenden! Der letzte Schritt aus dem Leben ist der erste in den Himmel. Er ist kein Fall in die Tiefen und Schatten der Nacht: er ist ein Flug in's höhere Leben. Nur halb lebendig wird der Mensch unter der Sonne geboren, der künftige Bürger einer höhern Sphäre und Bruder der Engel. Ein noch unvollendetes Geschöpf für den letzten Zweck, wozu er geboren wurde, kriecht er in dieses halbe Leben hervor, und entwickelt nicht halb seine eigenen Kräfte, und bleibt sich selbst ein dunkles Geheimniſs; halb ein Engel und halb ein Insect, bis er aus der sterblichen Schale in die Unsterblichkeit hervorringt: wie der Wurm, wenn sein erstes Leben, wo er im Staube kroch, vollendet ist, aus seinem Grabe, der Hülle, die er mit sich umher trug, die Flügel loswindet, und sich in eine höhere Gegend emporschwingt. Sterben nennen wir dieses? — Und was ist denn Leben? Diese erste Erscheinung, wo die Seele ihre Kräfte so wenig entwickelt? Ist diese Erde, dieser umschränkte Raum das Handlungsfeld für eine Unsterbliche, wo so viele Kräfte ungeübt und ungebraucht bleiben? Und wenn sie nun anfängt, alle Kräfte zu brauchen, so nennen wir dieses Sterben! Was ist denn Sterben, Themire? Der Anfang des wahren Lebens; die Befreyung des Engels aus dem Gefängnisse von Erde, die zweyte, irdische Geburt aus einem Insect zum Engel! Da fallen die Decken vor unsern Augen nieder, und der ganze verjüngte Mensch ist Empfindung und Sinn. Bis dahin jagen ihn unerfüllte Wünsche, Hoffnungen, Sorgen, Unzufriedenheit: hier im Grabe fangen sie an, gesättigt zu werden. Jenseit desselben verstehen wir erst, warum wir ewig seuſzten, wünschten, hofften und nach Ruhe dürsteten: verstehen erst alle diese unendlichen Wünsche, Hoffnungen, Begierden, die niemals satt wurden; diese Zeugnisse, daſs die Seele unsterblich ist, und daſs die Zeit, wenn wir auch von der Stunde an, da die junge Erde aus dem Schooſse des Nichts hervortrat, bis an den Tag lebten, wo dieses Stäubchen, das den gränzenlosen Himmel durchschwimmt, nicht mehr seyn wird, daſs dieses Alter der Welt zu kurz ist, die Wünsche einer Unsterblichen zu befriedigen; daſs ewige Wünsche Ewigkeit beweisen. Irdische Sorgen verschwinden da wie der Schatten, wenn das Licht hervorstrahlt, und lösen sich, wie die Bilder der Phantasie am Morgen, im Traume auf.

Und diesen seligen Wechsel beweinen wir? O, wie thöricht, Themire, flieſsen doch diese Thränen! Wie müssen die Engel, die unter uns wandeln, Mitleid mit uns Kindern haben, wenn sie Seufzer hören, die einen Sterbenden in's Leben zurückrufen! Wie müssen sie unsre Unwissenheit bedauern, wenn sie um unsre Leichname die Verzweiflung die Hände ringen sehen! Den Sterbenden können wir unmöglich bedauern: das wäre ein Unsinn; das heiſst den bedauern, der glücklicher wird.

Was wolltest Du also beweinen, meine Themire? — Daſs Du mich verlierst? — Nein, Du verlierst mich nicht, für mich geschaffne, unschuldige Seele! Der Himmel hat nicht in unsre Seelen diese harmonischen Empfindungen gegossen, diese unschuldigen Flammen, diese gleichheiſse Liebe der moralischen Schönheit, diese aufrichtige, zärtliche Freude über unsre Vollkommenheit, und dieses tugendhafte Verlangen, uns, eine die andre, so glücklich zu machen, als Seelen glücklich seyn und machen können, um sie durch die Hand des Todes wieder auszulöschen! Seligkeit ist die Erfüllung aller Wünsche, die Engel wünschen können; und Deine Glückseligkeit, innig Geliebte, ist einer meiner brünstigsten Wünsche. Nach einigen Stunden der Trennung, wo in Seufzern Deine schmachtende Seele sich aus dem Leben nach mir hingieſst, nach diesen wenigen Stunden werde ich Dich in glückseligen Gefilden wieder umfassen. Da wird unsre Vereinigung vollkommen seyn, von keiner Sorge, keiner Furcht unterbrochen. O, wie unaussprechlich werden wir uns dann lieben, wenn sich unsre unsterblichen Kräfte dann alle in ihrer Wirksamkeit zeigen; wenn alle Schwachheit hinweg ist, die oft auch bey der glücklichsten Liebe der Sterblichen Verdruſs in die Freude mischt; wenn wir uns in der Sprache der Engel unsre seligen Empfindungen, unser Vergnügen an der Vollkommenheit entdecken, worin wir uns einer den andern unaussprechlich gefallen; wenn wir unsre Seligkeit mit Bewunderung anschauen und uns ewig glückselig sehen; wie unaussprechlich werden wir uns dann lieben!

Aber Dir werden diese Minuten, die uns noch trennen, langsamer vergehen, als mir! Einsam wirst Du Dich dünken, und öde werden die Tage seyn, die Du allein leben muſst. Du wirst mich vermissen, und noch oft mit Thränen im Auge nach mir seufzen, indem ich, nun von meiner Hülle entledigt, unsichtbar neben Dir stehe: denn ich hoffe, der Schöpfer wird mir erlauben, Dein Genius zu seyn. Da werde ich Dich bey jedem Schritte durch Dein Leben begleiten. Oft wird ein süſser Schauer Dir meine Gegenwart melden, wenn Du einsam am Frühlingsabende unter dem Schatten der Linden traurig sitzest und nachsinnest. Jeden Gedanken, jede Empfindung werde ich da auf Deinem Gesichte ausgedrückt lesen. Jede Thräne, die von Deinen Rosenwangen herunter zittert, und jeden leise entfliehenden Seufzer werde ich verstehen. Ach, welche Entzückung, meine Auserwählte, wird mich ergreifen, wenn ich Dich einsam, die schwimmenden Augen und die gefaltenen Hände zum Himmel gerichtet, auf den Knieen beten sehe! Welch eine Entzückung, wenn Seufzer der Andacht Deinen reinen Busen heben und Deine ganze himmlische Seele in Deinem Gesichte sich ausdrückt! O, da, Themire, da glaube, daſs Dein entkörperter Freund, Dein Genius, neben Dir steht; glaube, daſs er Dich in der Stunde, wo Du Deinen Schöpfer verehrst, oder wo Du Dein Leben mit einer tugendhaften Handlung verschönerst, unaussprechlich liebt. Glaube, daſs die Engel jede dieser Minuten mit goldner Schrift in's Buch der Ewigkeit schreiben.

Bey jeglichem Schritte werde ich Deine schöne Seele betrachten; denn, ach, ich zittre, Themire, wenn ich an die Gefahren denke, die ich schon über Dir sehe. Irdische Liebhaber werden um Dich kriechen und Dich der heilsamen Melancholie zu entreiſsen suchen, um

Deine Unschuld in den Wirbel der Freuden zu ziehen. Sie werden in Deine tugendhafte Brust irdische Neigungen zu pflanzen, Dich dem Himmel zu entreiſsen und der Erde zu geben sich bemühen. Denn diese Elenden gründen ihre Freuden auf schändliche Triumphe über die Unschuld, und kennen keine höhere Scene der Dinge, keine gröſsere Zwecke ihres Daseyns, als dieses Insectenleben hat. — Ach, Auserwählte, wenn Du zulieſsest, daſs der unreine Kuſs der irdischen Liebe Deine Lippen entheiligte, diese Lippen, die ich zur Andacht und zur Vorsprache der Tugend, der Wahrheit, der Unschuld, der Noth geheiligt wünsche; wenn Du littest, daſs eine minder unschuldige Zärtlichkeit, als die meinige war, Deine Seele — aber nein! Vergib einem besorgten Liebhaber, der bald Dein Genius seyn wird, diese unschuldige Sorge für Deine Ruhe! Solltest Du einen Sterblichen wieder lieben können, das weiſs ich, fromme Themire, so wird es eine Liebe seyn, worüber Dein erster Freund, dann vielleicht Dein Engel, sich erfreuen kann: denn glaube nicht, daſs bey Engeln Eifersucht Statt findet; diese Leidenschaft überlebt nicht den Staub, den sie zum Gegenstande hat. Das Leben unter der Sonne ist ihr Zeitmaſs. Von dieser und allen irdischen Empfindungen ist die Liebe geläutert, die unsre Seelen mit sich in die Seligkeit nehmen;

ihre Gränzen erweitern sich hier unendlich, sie umfaſst hier alles, und eine jede Seele wird von allen Seelen geliebt.

Solltest Du einen Redlichen finden, dessen Seele so tugendhaft ist, wie die Deinige, dessen Neigungen und Empfindungen die Natur den Deinigen harmonisch gestimmt hat: so ist er Deiner Liebe werth; Du wirst Deinen Gram leichter überwinden können, wenn Du Deinen verlornen Freund in einer andern Gestalt wiederfindest, und Dein einsames Leben wird sicherer vor den Lockungen und Gefahren, im Genusse unsträflicher Freuden, unbekümmerter vorübergleiten. Glaube dann, wenn Du in Deinem Herzen die ersten süſsen Unruhen der Liebe gegen ihn fühlst, glaube dann nicht, daſs Du an mir eine Untreue begehen würdest, wenn Du diese neue Liebe nicht bekämpftest und unterdrücktest. Nein, Themire, Deine irdische Schönheit blüht für einen irdischen Liebhaber, und die Bande der Freundschaft und Liebe sind in dem Himmel so eng nicht, daſs sie nur zwo Seelen vereinigte, wie auf der Erde. O, mit was für Freuden, schöne Themire, würde ich dieser glücklichen Liebe zusehen, wenn Eure reinen Seelen, eine der andern, ihre Tugend mittheilte, und wie würde ich den Ewigen für Euch flehen, daſs er Eure Tage so glücklich machte, als die Tage der Sterblichen seyn können!

Wenn Du aber auch keiner neuen Verbindung gedenkst, und alle Deine Liebe gegen Deinen verlornen Freund erschöpft hast, so hoffe ich, die Zeit wird wenigstens, wo nicht mein Andenken, dennoch Deinen Kummer lindern. Ich selbst will Dir beystehen, ihn zu überwinden. Oft soll Dein Auge, wenn es eben von Thränen überflieſst, sanft sich schlieſsen, und die traurigen Bilder Deiner Seele sollen angenehme himmlische Träume in frohe Gesichte auflösen. Der Abend, wo Du in der einsamen Laube, gestützt auf die weiſse Hand, schwermüthig sinnen und seufzen wirst, soll einen balsamischen Schlummer auf Deine müde geweinten Augenlieder herabgieſsen. Da sollen diese irdischen Scenen vor Dir hinwegschwimmen, goldne Gesichte und glänzende Bilder von dem seligen Gefilde, wohin ich bald komme, sollen da vor Dir stehen. Da will ich Deinen unschuldigen Busen im Traume von göttlichen Entzückungen arbeiten, Deine Rosenwangen glühen und Dein heiteres Gesicht lächeln sehen. In Lauben von Amaranth will ich Dir da wie ein Sterblicher erscheinen, Dich brünstig umarmen und mich mit Dir von der Tugend, Unsterblichkeit und von dem Himmel unterreden. Diese Erscheinungen erlaubt der Himmel den Engeln, um die weinenden Sterblichen zu trösten, ihre Tugend zu stärken und ihre Seelen zu den höhern Auftritten vorzubereiten, die sie erwarten.

So werde ich noch immer, selbst im Tode, mit Dir vereinigt seyn; und wenn Du dann, o meine Geliebte, des Lebens müde, Deine sterbenden Augen schlieſsest, so will ich alle Freuden des Himmels, alle Hoffnungen eines Christen und den Vorschmack des Genusses der Seligkeit in Dein Herz gieſsen, und mit dem letzten Seufzer Deine Seele empfangen und sie in das sturmlose Reich der Engel begleiten. O, wie unaussprechlich wird unsre Entzückung und Liebe seyn, wenn wir uns einander, nach einer kurzen Trennung wiedersehen! Keine Zeit (denn Zeit ist da nicht mehr) wird unsrer Liebe Gränzen setzen: keine Thräne, als die Thräne der Entzückung, wird da flieſsen! Nichts wird unerhört, nichts unvollkommen, nichts unentwickelt seyn, kein Wunsch, keine Begierde, keine von den Kräften der Seele!

So weit, meine Themire, sieh über das Leben hinaus, und über das Grab, wenn Dich ein Unfall quälen sollte. Unter den Thränen wird diese Betrachtung Dein Auge plötzlich wieder aufheitern; Deine Seele wird sich von der Gewiſsheit ihres künftigen seligern Zustandes mächtig getröstet, unter der Last irdischer Sorgen, die sie beugten, stark wieder aufheben; sie wird das, was Du auf der Welt verlieren kannst (auſser der Tugend) gar zu klein finden, einmal darum zu seufzen, und fühlen, daſs sie zu groſs sey. auf dieser kleinen Erde ihr wahres Glück zu finden.

Bald hoffe ich an dem Orte zu seyn, wohin Du mir folgen wirst. Ach, Themire, meine Seele sehnt sich dahin, und erwartet nur mit Ungeduld die letzte Hülfe des Todes. Verschwinde nur, Licht der Sonne, vor meinen Augen! Zieht euren Vorhang nieder, ihr Schatten, und empfange mich, du, stille Ruhe der letzten Nacht! — Ich höre schon die Harfen der Engel! Welche Hymnen, welche Melodien! — Weg mit der Erde! der Himmel öffnet sich mir. Ich komme, ihr heiligen Seelen meiner Freunde, ich komme! Empfangt Euern Geliebten, der lange Euch nachgeweint hat! Nimm in dem letzten Seufzer meine Seele auf, o Himmel! Hier liegt die Hülle von Staub; der Engel schwinge sich triumphirend zum Himmel!

Lebe glücklich, Themire, so lange Du lebst; stirb, ohne das Leben zu bedauern, freue Dich des bessern Auftritts, und sey Deiner künftigen Vereinigung mit Deinem Freunde versichert!

Climene an ihren Vater.

Wenn Du Deine ungehorsame Tochter auf ewig verstoſsen willst, wenn sie für die Schuld ihres Herzens ein Elend verdient hat, das so lange dauern soll, als ihr Leben: so wünscht sie nur, daſs Du sie nicht verfluchst! Nur den Trost unter der Last ihrer mannigfaltigen Sorgen und der Armuth, nur den Trost, der aus der Versicherung flieſsen kann, daſs Du sie zur Strafe zwar ihrem Elende überlässest, aber nicht hassest. Ach, sieh die Thränen an, die meine Worte erlöschen, indem ich sie niederschreibe, und verwirf nicht dieses Blatt voll Reue! Nein, mein Vater verwirf es nicht! Lies diese Zeilen, dieser Seufzer Deiner Tochter, einer vormals geliebten Tochter! O, mein Vater! — darf ich Dich noch bey diesem Namen, diesem mir immer so ehrwürdigen, so süſsen Namen nennen! —

Warum nicht? Die Natur hat Dich mir zum Vater gegeben, und die Verbindungen der Natur löset keine Zeit und keine Gewalt auf! — Nein, sie sind zu heilig, und ewig; die Empfindungen meines Herzens gegen den Urheber meines Lebens sagen es mir. Keine Zeit wird sie in mir verlöschen, kein Elend, keine Verzweiflung.

Der Himmel, den ich mit Vorsatz nie beleidigt, wo nicht vielleicht durch die unglückliche Handlung, womit ich meinen Vater beleidigte, sey Zeuge meiner innigsten Wehmuth und Reue. Diese Reue, die mich in Thränen zerschmelzt, hat wahrhaftig den Himmel ausgesöhnt; und mein Vater wollte mir nicht verzeihen? O kannst Du leiden, Du, dem ich mein Leben verdanke, daſs ich in dieser äuſsersten Noth, in allen meinen Schmerzen und Sorgen vergehe? Sollen meine heiſsen Thränen umsonst strömen, und soll die Reue mich fruchtlos verzehren? Soll dieses Leben, das Geschenk von Dir, selbst eine Strafe werden? Kannst Du Deine Tochter im Staube sich winden, zu Deinen Füſsen die Hände ringen und umsonst Dich um Vaterliebe anflehen sehen? — Wie glücklich war ich vormals! Der süſse, der theure, der stolze Name Deines Lieblings, wie schmeichelhaft tönte er meinem Herzen! Süſser als die Schmeicheleyen der Liebe von den werthen Lippen eines Geliebten! O, welch ein volles Maſs von Segen goſs da Deine

Vaterliebe über mich aus! — Was für Glückseligkeit, was für Entzückungen überflossen mich, wenn Dein lächelndes Auge mir Beyfall und Liebe redete; wenn Du mit einer holdseligen Güte: meine Tochter! zu mir sagtest; wenn ich Dich: mein Vater! nennen konnte! — O, die Freude Deines Alters, Deine Hoffnung, die Erbin Deines Segens und Deines Vermögens! — Was fehlte mir? nicht Einen Wunsch hatte ich mehr zu wünschen. Ruhe, sorgenlose Sicherheit des Lebens, Vergnügen, Glückseligkeit, alles das war mein! Wie bin ich gefallen, wie aus meinem Himmel in den Acheron hinabgeschleudert! Um mich und vor mir ist nichts als Elend; eine schreckliche Gegenwart, eine schreckliche Zukunft! — Ach, laſs mich Dir die traurige Scene meines Jammers abschildern; versage mir den Trost nicht; höre mich, mein Vater; laſs mein Herz vor Dir ganz ausbluten; und sieh dann, ob Deine Tochter für ihren Ungehorsam nicht genug bestraft ist! Clito, dieser Menschenfreund, mein Schutz, — mein Gott würde ich sagen, wenn man Menschen so nennen dürfte — Clito ist ein Zeuge dieses Anblicks, von dem er endlich sein Auge in Thränen hinweg wenden muſste.

Eine verfallene, mit Stroh bedeckte Hütte (wie habe ich sonst mit Mitleiden solche Hütten angesehen und über die Armuth derer geseufzt, die sie bewohnen muſsten!) — ist jetzo mein Pallast! Wind und Wetter verschonen mich nicht; und mein Vermählter, der sonst getreu mit mir alle Sorgen theilte und alle Arbeit allein auf sich nahm, liegt da auf Stroh gebettet, von Krankheit entkräftet, und noch mehr von Sorgen um mich verzehrt! Sonst entzog er seine, der niedrigen Arbeit ungewohnten, Hände den härtesten Verrichtungen nicht, um uns vor dem Schrecklichsten, was man denken kann, vor dem Hunger, zu retten. Jetzo liegt er ohne Pflege und Wärme; und das Beste, was er wünschen kann, ist ein baldiger Tod! O, wie wünsche ich, daſs er uns Beyde aus einem Leben voll Elend hinwegrisse! — Stumm, wie Marmorbilder, sehen wir uns an, und ein jeder heftet die Augen, die in Thränen schwimmen, auf den Gegenstand, der sein eignes Unglück verdoppelt. Auf einer Bank sitze ich, Deine beklagenswürdige Tochter, vor Kälte bebend, in Thränen zerflossen, mein melancholisches Haupt an eine verfallene Wand gelehnt, neben ihm, und wage es nicht, laut zu seufzen, um sein blutendes Herz nicht noch mehr zu verwunden. Jeder verbirgt dem Andern seine Noth, und zwingt seine Empfindungen und Schmerzen in seinem eignen Herzen zusammen. Bey Seite seufzen wir zum Himmel und erzwingen, wenn Thränen ins Auge treten, ein mühsames Lächeln — ach, und unser volles gedrängtes Herz will indeſs zerspringen! — Welch ein Unglück ist gröſser, ist unerträglicher, o mein Vater, als das, was wir leiden! — Wenn die, die sich lieben, einer dem andern zur Qual werden; wenn Liebe, die Quelle von tausend Glückseligkeiten, selbst Marter wird, wenn der schreckliche Mangel uns den Anblick derer unerträglich macht, ohne die wir sonst das Leben nichts achten!

Wer war ich sonst? — Könnte ich den Gedanken ganz verbannen, wer ich war, wenn ich nicht hoffen darf, daſs mein Elend sich endigen wird! — So glücklich, so sehr der Bequemlichkeiten und der Vergnügen des Lebens gewohnt, von einem Vater geliebt, von der Welt in ihm geehrt, ohne Sorgen, und nun — in der äussersten Armuth, von allem gefoltert, was nur quälen kann! — Nein, ich wünsche mir nicht diese Glückseligkeit zurück, dieser Wunsch ist zu stolz für mich, die ich ganz elend bin; aber nur die innere Ruhe, nur die Pein, die mich von innen verfolgt, und diese schwere Last der Armuth, die wie ein Weltkreis auf meinem Herzen liegt, diese, o Gott, nimm von mir hinweg! Ich will leiden, gern, gern will ich leiden! denn das habe ich vielleicht verdient; ich verlange nichts mehr von allem, was ich besaſs, als Deine Verzeihung, Vater, und dann das Brod, was auch das geringste Weib hat. Ach, wie wenig ist dieses von allem dem, was ich beſaſs! Aber es ist noch königlicher Reichthum gegen das, was ich nicht habe! Glücklich, wenn ich nur in einem Winkel der Erde vor der Verachtung der Welt verborgen und von Deiner Gnade, mein Vater, versichert, in stiller Armuth leben und das, was die Natur fordert, mit meiner Arbeit erwerben könnte! Diese Hände, die nie eine Arbeit abgehärtet, sollten sich nicht schämen, den Pflug zu treiben. Glückseligkeit wollte ich es nennen, mit meinem Geliebten das Feld zu bauen, oder der Heerde zu warten! Ach, mein unglückseliger Geliebter! war es denn ein so groſses Verbrechen, zu lieben, daſs der Himmel und die Welt sich vereinigen, uns zu strafen! — O Natur! Natur! deren Triebe wir für unschuldig hielten, wie hast du uns verrathen! Waren wir denn nicht für einander bestimmt? war denn die Stimme des Triebes, der uns zu sagen schien, das ein Herz für das andre gebildet sey, nur eine Sirenenstimme, die uns verführen sollte? Sind diese Sympathien, diese harmonischen Empfindungen in gleich zärtlichen Seelen nur falsche Einbildungen? Wenn die Natur ruft, ist es Verbrechen, zu folgen? — O, wie glücklich seyd ihr denn, ihr Vögel, die ihr unter den Zweigen scherzt und blos den Trieben eurer Natur folgt! Wie glücklich ihr Heerden auf dem Felde! Ihr habt nicht diese zwey streitenden Tyrannen in euch. Instinct und Vernunft, die in einem ewigen Kampfe liegen! — Und ist es denn ein so groſses Verbrechen, sich in einem zweifelhaften Streite zu irren? Ist es so sträflich, nicht ganz der Vernunft gefolgt zu seyn, wenn die Natur stärker war, als sie?

O, mein Vater! ich fühle, ja ich fühle, daſs mein Gewissen mich, wo nicht rechtfertigt, dennoch entschuldigt. Es ist ruhig, wenn ich meine Handlung untersuche! oder es sagt mir, doch mit einer sanften Stimme: „Du hast dich übereilt!“ Wie würde es wüthen, wenn ich mehr als Eines Fehlers schuldig wäre; wie würde es wüthen und Dich rächen. — Aber dennoch bereue ich! — Ach, was sage ich? Ich liebe zu sehr, und würde vielleicht noch einmal denselben Fehler begehen! — Zürne nicht, mein Vater! laſs Dich die Aufrichtigkeit Deiner Tochter nicht beleidigen! Du willst sie gestraft wissen, und eben diese zärtliche Liebe ist ihre gröſste Strafe. — War sie aber derselben würdig? — Wenn sie es war, so hatte mich der Himmel, oder die Natur zum Elende bestimmt; zum gröſsten Elende unter den Menschen; denn kein Mensch liebt stärker, als ich.

Ich will mich ganz schuldig schätzen; alles soll Gnade seyn, was ich von Dir erhalten werde: aber erlaube mir, daſs ich wenigstens versuche, mein Versehen zu entschuldigen. Es ist nur ein Trost für einen Unglückseligen, daſs er glaubt, nicht so sträflich zu seyn. Es ist vielleicht ein Zeichen, daſs sein Herz von keiner Bosheit weiſs; denn bewuſste Bosheit empört sein Gewissen ganz wider ihn und schlägt alle seine Entschuldigungen auf einmal zu Boden. Mein Herz war für den Jocasto eingenommen; ich liebte ihn; Du fandest ihn tugendhaft — ach, seine ganze Schuld war, daſs er arm war! — und Du verwarfst ihn, den mein Herz schon längst gewählt hatte. Einen Andern sollte ich lieben; — wo war der in der Welt? — Der Tag zur Verbindung wurde angesetzt; ich bat, ich flehte, ich weinte; aber Du, mein Vater, zürntest! der erste Zorn, den ich erweckt hatte; wie schuldig? darüber richte der Himmel! Kaum wagte ich, Dir Vorstellungen zu machen; meine Angst, mein Kampf, meine Verzweiflung war — fast so groſs, wie sie jetzo sind: denn nur die Armuth ist zu meinen Leiden hinzugekommen. Du nanntest mich ungehorsam; verstieſsest mich aus Deinen Augen, bis ich Gehorsam lernen würde; und da ich lieber den Tod ertragen lernen konnte, wolltest Du mein Herz zwingen, den zu lieben, den es lieben sollte: dieses Herz, worüber ich selbst nicht gebieten konnte. Was sollte ich thun, sage, mein Vater, was war mir übrig, als Verzweiflung? Unglücklicher konnte ich nie werden, als wenn ich mit dem Curio verbunden worden wäre: das empfand ich, und das empfinde ich mitten in einem Unglück, das man das äusserste nennen sollte, noch jetzo. Sieh, so gewaltig ist die Liebe, mein Vater! kann es ein Verbrechen seyn, daſs ich einer so groſsen Gewalt nicht widerstehen konnte? Ich glaubte alles versucht zu haben, um Dich zu rühren, und fand kein andres Mittel übrig, als die Flucht zu meinem Jocasto. Ich warf mich in seine Arme; und damit mich keine Gewalt demselben wieder entrisse, und die Verläumdung meiner Ehre schonen muſste, lieſsen wir unsre Liebe durch eine heilige Hand unauflöslich verbinden.

Wie glücklich würde ich seyn, wenn Du dieses Band für rechtmäſsig erkenntest! Glaube mir, mein Vater, mein Herz hat mich nicht betrogen, da es mir durch diese Liebe so viel Glückseligkeit versprach. Mitten im Elende fühlt es, daſs seiner Glückseligkeit nichts, als Deine Liebe und ein leidliches äusserliches Schicksal fehlt: dann würde ich so glücklich seyn, als ich nun elend bin! — Ach, verlangtest Du mehr, oder weniger, als mich beglückt zu sehen, indem Du meine Liebe verdammtest und eine andre befahlst? Glücklicher konntest Du mich nicht machen; auf der Erde kein Sterblicher — kein Gott. Mich unglücklich zu machen, konnte das Dein Verlangen seyn? —

Nein, mein Vater, das sind Handlungen der Tyrannen! und wenn Du es wolltest, war es sträflich, daſs ich nicht gehorchte? Wenn der Himmel mich zur Glückseligkeit erschaffen hat; so haben Sterbliche nicht Gewalt genug, mich zu zwingen, daſs ich mich aus eigner Wahl unglücklich mache. — Aber Deine Absicht war väterlich; Du glaubtest mich glücklich zu machen und von einem Unglück zurückzuhalten. — Wie wünsche ich, daſs die Gesinnungen und Empfindungen meines Herzens mit den Deinigen übereingestimmt hätten! Wie oft wünschte ich, daſs ich den Curio so sehr hätte lieben können, als meinen Jocasto! Aber was konnte ich mehr, als wünschen! Nichts mehr, mein Vater, wahrhaftig, nichts mehr, als wünschen, weinen und — nach dem Jocasto mich sehnen! Was soll ich noch sagen? Ich habe nichts, als Liebe, um meinen Ungehorsam zu entschuldigen, und nichts als Reue, ihn wieder gut zu machen; nicht Reue der Handlung selbst, sondern Reue, daſs sie Dich beleidigte.

O, wenn Dich noch Flehen und Thränen rühren können, und wenn Dein väterliches Herz nicht ganz für Dein Kind verschlossen ist; so laſs die Strafe, die ich erduldet habe, meine Beleidigung büſsen, und gib mir nur einen Theil der Glückseligkeit wieder, die ich vormals so ganz beſaſs! Laſs mich Dir zu Füſsen fallen und meine Verzeihung erflehen. Gib nicht zu, daſs ich in diesem Elende vergehe; rette zwey Unglückselige, die am Rande des Untergangs stehen, und erhalte ein Leben, woran das meinige hängt. — O, würdigtest Du Deine Tochter in ihrem äuſsersten Elende zu besuchen; ich weiſs es, mein Vater, diese traurige Scene würde Deinen Zorn besänftigen, und vielleicht würde eine Thräne mir sagen, daſs ich Vergebung hoffen könnte! Erlaube, daſs ich nur so glücklich sey, als ich seyn kann, wenn mein Herz mir verbietet, so glücklich zu werden, als Du mich machen wolltest!

Zerim an den Charites.

Erster Brief.

Wenn das Glück Deine Tugend, die Redlichkeit Deines Herzens die Freundschaft, die Du meinem bekümmerten Vater bezeigst, und die Liebe, die Du für seinen nichtswürdigen Sohn trugst, belohnt hat: so muſs jede Stunde Deines Lebens so ruhig, so glücklich gewesen seyn, als das Leben Deines verlornen Freundes unglücklich und elend ist.

An mir hat der Himmel seine Gerechtigkeit bewiesen: ich bin unter denen, die unglücklich sind, der Allerunglücklichste; und um das Maſs meiner Leiden voll zu machen, sagt mir mein eignes Gewissen, daſs ich kein beſsres Schicksal verdiene.

Wenn ich, Dein Beleidiger, noch wagen darf, die heilige Ruhe Deiner Seele durch meinen Kummer zu stören; wenn ich von dem, den ich zu Thränen über das Schickſal ſeiner geliebten Schweſter zwang, nach der grauſamſten Behandlung, die ich Dir beybrachte, noch eine Thräne des Mitleids fordern darf, Redlichſter! ſo höre, wie der Himmel Dich und Deine Schweſter an mir rächt. —

Oder haſt Du mich aus Deinem Gedächtniſse verſtoſsen, und darf meine Reue keine Vergebung mehr hoffen? — Ach, nein! mache das Maſs Deiner Freundſchaft voll, und verſage dem, den Du im Leben nicht glücklich machen konnteſt, den Troſt nicht, daſs er zum wenigſten ruhiger ſterben könne. Erlaube, daſs ich Dir Alles ſchreibe, daſs ich mein ganzes Herz vor Dir ausgieſse, und wenigſtens als ein Unglücklicher die Vergebung hoffe, die Du dem Laſterhaften verſagen muſst. Oder wenn ein muthwillig geſuchtes Unglück kein Mitleiden fordern darf, ſo verzeihe dem nichtswürdigen Sohne um des beſten Vaters willen.

Doch was ſage ich? Ich Unglücklicher! wenn ich auch Alles von Deiner Freundſchaft hoffen dürfte, weiſs ich, ob dieſes Blatt, daſs ich mit meinen Schmerzen beſchreibe, jemals in Deine Hände kommen wird? — Ich bin fortgeſtoſsen aus der Welt; an die äuſserſte Gränze hingeworfen, wo die Menſchlichkeit aufzuhören ſcheint; unter Barbaren, die ſich eine Freude machen, Menſchen zu quälen. Die übrigen Menſchen eines bessern Erdtheils sind für uns, als wenn sie gar nicht wären. — Kaum sagt uns dann und wann, wenn die Begierde, reich zu werden, oder der Sturm ein Schiff an unsre Küsten treibt, eine Nachricht, daſs auſser diesem Welttheile noch Menschen leben, Gebirge, Erdstriche und Meere verzäunen uns von der Gemeinschaft mit ihnen: und kann ich mir schmeicheln, daſs das Schicksal, welches mich von ihnen ausgestoſsen hat, meine Seufzer zu ihnen hinüberbringen werde? Dennoch will ich schreiben, weil ich eine Erleichterung meiner nagenden Sorgen im Schreiben finde. Ich will mich mit meinem Geliebten unterreden, als wenn er gegenwärtig wäre, und wenigstens mein Blatt zum Zeugen meiner Reue machen, wenn mein Verhängniſs mir nicht erlaubt, den Menschen klagen zu können. O, welch eine angenehme, welch eine süſse Erleichterung, wenn ich weinen und schreiben kann! Die Empfindungen strömen so stark, wie meine Thränen, in Klagen aus, und jede scheint mein gedrängtes Herz zu entlasten.

Das ist also meine beständige, meine liebste Beschäftigung; die einzige Zuflucht in meinem Unglücke. Wenn der heiſse Mittag mir von der Arbeit Ermüdeten auf den am Meere gelegenen Feldern die Ruhe einer Stunde erlaubt; wenn meine Gefährten hingestreckt liegen, um sich durch einen kurzen Schlaf zur neuen Arbeit zu erquicken: so suche ich am Gestade unter traurigen Felsen eine Einöde, und beschreibe jedes Blatt, das der Zufall mir in die Hände wirft, mit meinen Empfindungen. Die traurigen Fichten, die über mir rauschen; die wild zusammengebirgten Felsen, die über einander hängen, hin und wieder mit einem verdorrten Gesträuche bekleidet; die tiefen Höhlen der Felsen, die meine Seufzer wiederhallen, bilden eine wilde Scene um mich, die so schwermüthig und öde ist, als mein Herz.

Hier sitze ich, sinne, empfinde, seufze, weine und schreibe; denn Seufzen, Weinen und Schreiben — ach, traurige Beschäftigung! — ist jetzt das Angenehmste, was ich thun kann. Glaube nicht, mein liebster Charites, daſs dieser der erste Brief ist, den ich an Dich absende. Er wiederholt nur meine täglichen Seufzer, und sagt Dir das noch einmal, was ich tausendmal vielleicht umsonst gesagt habe. Wie hat sich nicht meine Hoffnung, aus dieser Welt eine Nachricht zu hören, von jedem Tage zu dem andern vertröstet? Ich segnete jeden Wind, der von Euren Ufern blies, und glaubte mit jedem Schiffe, dem mein Auge in weiter Ferne sehnsüchtig entgegen sah, einen Brief zu empfangen. Was hofft nicht der Unglückliche! Aber welche Hoffnung wird ihm erfüllt! Niemand kennt mich mehr, auſser Barbaren, deren

Gesellschaft ich gern mit der schrecklichsten Einsamkeit vertauschen wollte. Kein Bote fragt nach mir, keiner hat mir einen Brief zu geben, keiner ein Wort zu sagen. Was hat auch die beſsre Welt mit Nichtswürdigen zu schaffen, welche der Zorn des Schicksals aus ihrer Gesellschaft verstoſsen hat? Was hat die Freundschaft mit einem Undankbaren für Gemeinschaft, der alle ihre Rechte mit Füſsen trat?

Aber doch will ich, nach tausend vergeblichen Briefen, nicht aufhören zu schreiben, so lange noch mein Herz schlagen und empfinden, und meine Hand schreiben kann.

Ich will nicht Deine Wunden wieder eröffnen. Wenn ich Dich nur von meiner innigsten Reue überzeugen könnte, ohne das schwarze Register meiner Beleidigungen zu durchlaufen, und für jede mit Thränen zu bezahlen; so möchten sie alle in der tiefsten Vergessenheit begraben liegen. Aber an den Tag, wo ich Dich zum letztenmale sah, an diesen unglücklichen Tag muſs ich Dich erinnern.

Der letzte Schritt zu meinem Elende war geschehen: mein Vater war arm; die letzte Summe, die ich durch eine unselige Lüge aus seiner Hand gewunden hatte, um eine Schuld zu tilgen, dieser letzte Ueberrest von seinem ganzen Vermögen, der sein Haus vor den grausamen Händen der

Gläubiger schützen sollte, war schon in den raubbegierigen Klauen der Spieler. — Welche Qual ist der Erinnerung zu vergleichen, wenn ich die Worte bedenke, die er sprach, als er sie mir übergab! Thränen standen in seinen Augen; doch zwang er sich, mir seine Betrübniſs zu verbergen! Ich sah, wie er mühsam sein Gesicht erheitern wollte, um mir einen Vorwurf zu ersparen, der mich hätte tödten müssen, wenn mein Herz damals nicht fühlloser gewesen wäre, als itzt. — Dennoch entfiel dem unglücklichen Greise eine Thräne, die er nicht halten konnte. „Nimm dieses Geld,“ sagte er, „befriedige meinen Gläubiger. Es ist das letzte Vermögen, das ich habe; diese Summe, und das Haus, worin ich geboren bin und worin ich gern meine Augen schlieſsen möchte, ist alles, was ich übrig habe. Aber nimm das Geld: ein ehrlicher Name kann nie zu theuer bezahlt werden.“

Ich ging mit einem gerührten Herzen, seinen Befehl auszurichten; aber vielleicht war mein Schicksal schon bestimmt! Der Gläubiger war nicht zugegen: ich kehrte wieder zurück. In der allerunglücklichsten Stunde fiel es mir ein, diesen Augenblick, wo mein Herz noch gerührt war, zu gebrauchen, und Zarinen bittre Vorwürfe zu machen, und ihrer verderblichen Liebe auf ewig zu entsagen. —

Sie hatte mich treulos gegen Deine unschuldige Schwester gemacht; sie hatte angefangen, mich zu verderben; sie vielleicht sollte mein Unglück vollenden, und an mir zugleich die Laster rächen, wozu sie mich verführt hatte. — O, verwünschtes Andenken! o, unseligste Stunde meines Lebens! — Ich Thor glaubte, daſs die Entrüstung, worin sich doch meine Liebe nur verkleidet hatte, um meine Vernunft zu hintergehen, wo nicht ein standhafter Haſs, dennoch eine unüberwindliche Kaltsinnigkeit gegen diese Verrätherin war.

Zarine sah mich und empfing mich mit Gleichgültigkeit. Kannst Du glauben, daſs mir, der ich ihre schwarze Falschheit kannte, der ich in dem festen Entschlusse zu ihr ging, um wenigstens mein Unglück mit bittern Vorwürfen zu rächen, der ich durch diese Gleichgültigkeit nur noch mehr berechtigt war, meinen Entschluſs auszuführen; kannst Du glauben, daſs mir eben diese Gleichgültigkeit unerträglich wurde? — Meine unselige Liebe warf itzt die Larve ab, worunter sie sich bisher versteckt hatte. Anstatt diese neue Ungerechtigkeit mit einer verdienten Verachtung zu bezahlen, rührte mich in diesem Augenblicke kein andres Unglück, als die Furcht, Zarinen zu verlieren. Ich war wieder ihr Sclave; ich hatte keinen Entschluſs mehr; mir fehlte sogar die Standhaftigkeit, ihr mit dem geringsten

Vorwurfe zu erkennen zu geben, daſs ich ihr meinen Untergang zuschrieb.

Zarine wuſste schon, daſs meine väterlichen Güter so gut, als in den Händen der Gläubiger waren. Sie hatte erfahren, daſs mein Vater auf seine Länder die letzte Summe aufgenommen hatte, um eine Schuld zu bezahlen, welche sie genossen hatte. Kurz, sie wuſste, daſs ich nichts mehr besaſs. Wenn meine unglückliche Leidenschaft noch den geringsten Gebrauch der Vernunft in meiner Gewalt gelassen hätte; wenn ich nicht ganz blind, ganz fühllos gegen alles andere, auſser meine Liebe, gewesen wäre: so müſste ich gesehen haben, daſs ihre Gleichgültigkeit aus den allerniederträchtigsten Bewegungsgründen floſs: daſs sie mich nur geliebt hatte, um sich meines Vermögens zu bemächtigen, und mich nun ausstieſs, nachdem ich ausgezogen war. — Aber was sieht ein leichtsinniger Jüngling, der sich von dem Strome einer unsinnigen Liebe gänzlich hat hinreiſsen lassen!

Zwar vor einigen Augenblicken hatte ich diese Betrachtung bey mir selbst gemacht; hatte allen ihren buhlerischen Verräthereyen nachgedacht; hatte mich überzeugt, daſs Zarine eine Nichtswürdige war; aber wie lange ist der, der liebt, von der Bosheit seiner Geliebten überzeugt? Wie lange sieht er, wie lange hat er Vernunft, wie lange kann er gute Entschlüsse haben? —

Ein Wort, ein Miene, ein Wink, ein Blick, so sind sie hin!

Wo war der Triumph, womit ich wenigstens noch meinen Ehrgeiz gegen meine Verderberin zu sättigen, mich entschlossen hatte! Ich zitterte vor meiner Beleidigerin. Ein Blick warf mich zu ihren Füſsen. Sie war die Beleidigte, sie war die Unglückliche: ich, ich war itzt der Verbrecher. Kaum konnte ich in meiner Betäubung mich nach der Ursache einer so ungewöhnlichen Kaltsinnigkeit erkundigen; kaum konnte ich ihr sagen, daſs ich einen solchen Empfang nicht verdiente. „Ich bin zwar unglücklich,“ sagte ich ihr, „und sehe meine Güter in den Händen Anderer, und dieses ist die letzte Summe“ — (ich zog den Wechsel hervor und hielt ihn in der Hand) — „die ich hinzugeben im Begriff stehe. — Du weiſst, für wen! aber wenn ich, nach dem Verluste alles Vermögens, auch noch den Verlust Deiner Liebe auszustehen habe — ach, Zarine! hast Du mich je geliebt, so gib mir nicht Ursache, mich mit dem marternden Argwohn zu quälen, daſs Du itzt gleichgültig wirst, da ich meiner Liebe nichts mehr aufzuopfern habe!“

Zarine sah das Papier; sie schwieg einige Augenblicke und schien nachzudenken. Darauf sah ich sie in einer heftigen Bewegung. Verschiedene mächtige Leidenschaften schienen in ihrem Herzen zu kämpfen; ihre Brust arbeitete; Blässe und Röthe wechselten auf ihren Wangen. Sie warf ihren Kopf in ihre Hand; sie schlug die Augen zur Erde; Thränen standen auf ihren Wangen. Ich sah ungewöhnliche Reizungen: ich erstarrte, wandte kein Auge von ihr; mein Herz flog, wie das ihrige. Endlich stand sie ungestüm, mit einem Seufzer, auf, ging eilend, mit brennenden Augen, schmachtenden Blicken, geöffneten Armen auf mich zu, wandte sich wieder um, schlug die Hände zusammen und seufzte: «Unmöglich! nein ich kann nicht! Aber er nennt es Kaltsinn; er nennt es Kaltsinn!»

O, verfluchte Kunstgriffe einer Buhlerin, wer kann euch widerstehen! Welche Laster verabscheuen wir, die wir zu begehen, durch eine falsche, meineidige, grausame Thräne uns nicht hinreiſsen lassen! Ich stand wie eingewurzelt; ohne die Worte Zarinens zu verstehen, erschütterten sie mein Innerstes. Sie schienen das Geheimniſs eines tiefen Kummers, sie schienen Zärtlichkeit gegen mich auszudrücken: das war genug für mich. Ich hatte kein Recht mehr; ich glaubte es bey mir zu fühlen, daſs ich kein Recht hatte: mein eignes Herz schien es mir zu sagen; mein Gewissen sogar bestrafte mich. Worüber? — Was weiſs ich's! Ohne daſs eine andre Veränderung vorgegangen war, sah ich alles ganz anders. Zarine war unschuldig; Zarine war redlich und treu! denn sie weinte. Ihre grausame Gleichgültigkeit war nicht mehr die schwärzeste Falschheit; sie war Liebe, sie war Betrübniſs um mich, sie war Verzweiflung. Zarine triumphirte völlig.

Kaum konnte ich reden; doch meine Bewegung erlaubte mir noch, daſs ich sie um Vergebung bat, daſs ich ihr meinen Irrthum bekannte, daſs ich nach der Ursache ihrer Unruhe fragte. Itzt wandte sie sich wieder zu mir; ihre Thränen strömten: „Was suchst Du?“ sagte sie. „Bist Du denn der Einzige, dem mein Unglück unbekannt ist? Ich weiſs, was Du verloren hast! Aber weiſst Du, was ich verlieren werde? — Sie schloſs mich fest in ihre Arme und weinte an meiner Brust. Ich redete nicht; ich konnte nicht reden: ich war erstaunt, ich war betäubt, ich war auſser mir. Ich dachte nicht mehr an meinen Verlust; ich dachte nur an den ihrigen. —

„Ach!“ fuhr sie fort, „konntest Du mich so lange verlassen! — Welche Veränderungen sind unter dieser Zeit vorgegangen! — Itzt, da ich mich am Rande des Verderbens sehe, itzt, da ich mir nicht mehr zu rathen weiſs, da wir scheiden müssen, itzt kömmst Du! — Warum ersparst Du mir nicht wenigstens die Qual, Dich in dem Augenblicke zu sehen, wo ich Dich verlassen soll?“

Welch ein Dolch in meiner Brust! Was achtete ich itzt den Verlust aller meiner ansehnlichen Reichthümer! Ich war zwar arm, und sah kein einziges vernünftiges Mittel, wie ich mir mehr, als einen dürftigen Unterhalt verschaffen könnte; meine hohen Absichten, meine stolzen Entwürfe waren alle dahin; ich hatte meinen Kredit und mein Ansehen mit meinem Vermögen sinken gesehen, und war der Verachtung so nahe, als der Armuth: aber ich hatte noch nichts verloren, da ich hörte, daſs ich Zarinen verlieren sollte. Wenn ich noch alles gehabt hätte, so hätte ich alles hingegeben, um sie zu behalten. Wie konnte ein so leichtsinniger, ein so gedankenloser, ein so unsinnig Verliebter Bedenken tragen, die letzte Summe, die er in Händen hatte, durch eine verzweifelte Freygebigkeit auf's Spiel zu setzen!

Itzt stand mein völliger Untergang, meine Ehre, der gute Name, der Ruin, das Leben eines unglücklichen Vaters in der Willkühr der raubsüchtigsten Buhlerin, welche jemals die Erde betreten hatte.

„Nichts,“ sagte ich, „soll vermögend seyn, Dich mir zu entreiſsen. Ich werde mein Leben für nichts achten, wenn ich Dich verlieren soll. Oder kann das Leben nichts beytragen, Dich aus der Gefahr zu retten, so will ich das hingeben, was ich noch weit höher schätze, als jenes. Nimm diese Handschrift: sie ist die letzte, die ich verlieren, die letzte, die mein Vater schreiben kann. — Auſser dem, was Du hier verschrieben liesest, bleibt uns nichts mehr; Baarschaft, Landgut, Gärten, Häuser — Alles ist hin. Eine Hütte hat er noch, der arme Greis, wo er sein Haupt hinlegen kann, wenn je die Sorgen und die Ausschweifungen seines unglücklichen Sohnes ihm die Ruhe erlauben. — Aber nimm sie; laſs mich alle Gewissensqualen empfinden, nur die Pein nicht, Dich zu verlieren!"

Ich überreichte ihr die Handschrift auf zweytausend Thaler: sie schlug meine Hand zurück, riſs sich aus meinen Armen, verhüllte ihr Gesicht und verlieſs mich. Ohne mich anzusehen, rief sie nur mit einem tiefen Seufzer: „Laſs mich unglücklich seyn, laſs mich allein unglücklich seyn, aber nicht niederträchtig!" Ohne sonst ein Wort zu sagen, floh sie in ein Nebenzimmer.

Diese scheinbare Probe der uneigennützigsten Liebe, der gröſsten Verläugnung ihres eigenen Interesses, der edelsten Scham würde den Sieg der Zarine vollendet haben, wenn alle meine Entschlüsse nicht schon unter ihrem Befehle gestanden hätten. Wäre sie mehr als Verstellung, wäre sie das gewesen, wofür ich sie hielt: so würde Zarine allen Regungen für Liebe und

Ehrfurcht würdig gewesen seyn, die ein menschliches Herz für jede Tugend empfindet: so würdest Du selbst die Liebe Deines Freundes edel gefunden und seine Untreue gegen Deine geliebte Schwester vielleicht entschuldigt haben. So gewaltig, so hinreiſsend ist die Macht der Tugend auch über ein Herz, das sich selbst keiner Tugend rühmen kann. Aber welch ein Unglück, daſs oft kein sichtbarer Unterschied die allerschwärzeste Bosheit und die edelste Tugend bezeichnet, daſs der Schein die Stelle der Wahrheit vertritt, daſs unsre besten Empfindungen uns oft der Bosheit, dem Laster, dem Verderben in die Hände liefern! Unglückliche Jugend! Sie ist zu sehr Sclavin ihrer ersten ungeprüften Empfindungen, besitzt zu wenig Erfahrung, zu wenig Kenntniſs der Winkel des menschlichen Herzens, um richtig von ihren Handlungen zu urtheilen. Jeder Schein ist bey ihr überwiegend; jeder unerwartete Vorfall, der sie rührt, ist stark genug, ihre Entschlüsse zu bestimmen. Ihr Herz überläſst sich mit wankelmüthiger Ungewiſsheit allen Leidenschaften nach der Reihe. Es zürnt, ergibt sich, haſst, liebt, verabscheut, verehrt in Einem Augenblicke.

Wenn die Unbedachtsamkeit der Jugend, wenn eine an sich edle aber voreilige Empfindung und Liebe zum Guten noch ein Laster, wozu sie verleiteten, entschuldigen können, so hätte vielleicht auch ich — Nein! das Verbrechen, einen Vater unglücklich zu machen, ist zu groſs! Weg mit allen Gedanken, die mir noch mit dem geringsten Scheine schmeicheln könnten, daſs ich nicht ganz lasterhaft handelte. Ach, itzt kenne ich den Betrug, den unser eignes Herz uns spielt! Jede Leidenschaft will die Vernunft auf ihrer Seite haben. Wir bereuen nur darum, weil wir die Folgen dieser Sünde fühlen: und möchten wir dann nur unsre Neigung zum Bösen überwinden; denn das ist der Augenblick, der uns, der der Vernunft gehört. Wehe dem, der ihn verstreichen läſst! Seine Strafe und Reue wird für ihn eine vergebliche Lehre seyn. Seine erste Regung wird wieder erwachen; er wird zum zweytenmale fehlen, wird anfangen, sich selbst zu entschuldigen und nicht mehr aufhören zu sündigen.

Wuſste ich nicht, das Zarine das nichtswürdigste Herz hatte? — Was sage ich! vielleicht wuſste ich's nicht; denn was weiſs der, den die blindeste Liebe hingerissen hat? Er weiſs nichts, und glaubt alles, was er wünscht! — Aber hatte mich nicht die traurigste Erfahrung genug belehrt? Hatte ich nicht gefühlt? Hatte ich nicht Freunde, die mich warnten, nicht einen Vater, der mich mit Thränen ermahnte, nicht eine Braut, die mich flehte? War ich nicht arm? Hatte ich nicht ihr und ihrem nichtswürdigsten

Gefährten alles aufgeopfert? Hatte ich nicht eben die Thränen meines Vaters gesehen? Sah ich nicht das unvermeidlichste Verderben? —

Bedaure mich, theurer Freund, wenn Du den Unglücklichen noch bedauern kannst! den keine Ermahnungen, keine Vorwürfe, keine Bitten, keine Thränen, keine eigne Erfahrung dem Verderben entreiſsen konnten, dem er sich unsinnig überlassen hatte! — Ach, und wenn nur ich allein die Folgen meines Unsinns fühlen möchte! Wenn nur die Gerechtigkeit des Himmels das ganze Maſs der Leiden auf mein strafbares Haupt ausgegossen hätte! Wenn nur nicht der Unschuldige mit dem Schuldigen weinte! — Aber vielleicht gehört es zu meiner Verdammniſs, daſs ich zu Ketten und zur Knechtschaft verstoſsen, von Niemanden bedauert, von Allen verachtet, und von denen, die meine Wohlthäter waren, verflucht seyn sollte. —

Hier muſs ich aufhören; mein Herz ist zu voll; meine Hand zittert, indem sie schreiben will, und meine Thränen löschen alles aus, was sie niederschreibt. Die kurze Stunde der Ruhe, welche der Geiz eines unbarmherzigen Herrn seinen Sclaven erlaubt, ist verflossen. Bald wird er mich auf die Felder zurückrufen, um die Erde zu bearbeiten und die Dienste eines Stiers zu verrichten. So wechseln hier Sclavenarbeiten mit Thränen ab!

O, mein theuerster Charites, den ich nur in Gedanken anreden, mit dessen werthem Schatten ich mich nur unterhalten kann; ob ich gleich nicht hoffen darf, daſs das Schicksal von diesen Blättern, die ich mit meinen Thränen benetze und mit meinem Elende beschreibe, jemals eine Zeile in Deine Hände bringen wird; ob Du gleich nicht hörst, wenn ich Dich rufe, nicht empfindest, wenn ich Dich segne: so will ich mich doch oft mit Dir besprechen und mein Herz vor Dir ausschütten. Werther, theurer Schatten, lebe itzt wohl! Morgen suche ich Dich hier wieder, zwischen diesen öden Felsen, unter dieser traurigen Fichte, hier am Ufer des murmelnden Meeres.

Zerim an den Charites.

Zweyter Brief.

Die traurige Nacht ist überstanden. Die mittägliche Sonne sengt die heiſsen Felder, und die Sclaven, die sie bearbeiten. Der Geiz erlaubt mir abermal eine freye Stunde; und ich komme zu meinem Felsen zurück, um die unglückliche Erzählung fortzusetzen, die ich angefangen habe.

Wenn ich von Menschen ausgeschlossen, keinen Freund habe, der meinen Klagen ein mitleidiges Ohr leiht und meinen Seufzern eine Thräne gewährt, werther Schatten meines Charites, so sey Du gegenwärtig und vertritt mir die Stelle einer Welt. Oder vernehmt ihr meine Seufzer, ihr Felsen! hier will ich die traurige Geschichte meines Lebens aufzeichnen; und wenn kein günstiges Schicksal Einen von den Seufzern des Zerim seinem Charites hinübertragen will, so soll diese Höhle, deren felsigten Fuſs das Meer mit melancholischem Gemurmel schlägt, eine Abschrift meiner unglücklichen Geschichte bewahren. Vielleicht sucht einst ein verirrter Schiffer, den, wie mich, der Sturm an dieses menschenlose Ufer trägt, nach überstandener Gefahr zur See, in dieser Höhle eine kurze Zuflucht. Dann finde er hier die Blätter, beweine mit einer Thräne den Todten, der sie schrieb, über den vielleicht sonst kein Seufzer geseufzt, sonst keine Thräne geweint wird; verlasse, durch mein Beyspiel gewarnt, das unglückliche Ufer und nehme diese Blätter, als Zeugnisse meiner Zähren und Reue, mit zu seinem besseren Welttheile. Ein günstiger Wind entreiſse ihn den Händen dieser Barbaren und führe ihn — o dürfte ich dieses hoffen! — dahin, wohin meine Seufzer gehen, daſs, wenn noch von allen meinen Freunden Einer lebt, er lese, wie sehr ich wenigstens mit Reue starb, wenn ich schon lasterhaft lebte.

Ich rede dich abermal an, du, dessen Armen mich in diesem Leben mein Schicksal nicht wiedergeben kann! Meine erste Erzählung hat dich schon vorbereitet, unter dem gröſsten Scheine der Tugend die schwärzeste Bosheit zu erwarten. —

Zarinen's scheinbare Groſsmuth, ihre Verläugnung, ihre unerwartete Uneigennützigkeit war nur ein Mittel, sich ihres Sieges desto mehr zu versichern und meinen gänzlichen Untergang gewisser zu vollenden. Die Entwickelung dieser grausamen Bosheit war die Ursache meines vollendeten Elends.

Ich hatte nicht ohne Kampf, nicht ohne Gewissensunruhe, nicht ohne Empfindung des Unrechts, was ich an meinem Vater zu begehen im Begriffe stand, Zarinen die unglückliche Verschreibung angeboten. Aber nach dieser Groſsmuth, womit sie mein Erbieten ausschlug, waren auf einmal alle diese Empfindungen erstickt. Ich war ganz und allein von dem Gefühle eingenommen, was diese verrätherische Groſsmuth in mir erregte. Ich bewunderte sie eben so sehr, als ich sie liebte. Ich machte mir die grausamsten Vorwürfe, daſs ich jemals mit dem mindesten Zweifel ihre Tugend beleidigt hätte. Ich war entschlossen, mich zu ihren Füſsen zu werfen und ihr dieses Papier aufzudringen. — Ich eilte nach der Thüre, um ihr zu folgen, aber die Thüre war verschlossen und ich bat umsonst eingelassen zu werden. Alles was ich gehört hatte, alles was ich sah überzeugte mich immermehr von ihrem vortrefflichen Herzen und vermehrte die Gröſse meiner Bewunderung und die Heftigkeit meiner unumgränzten Liebe. Mein Herz konnte nicht ruhen, ich muſste erst eine so auſserordentliche Tugend so gut belohnen, als ich konnte: und Himmel! was hätte ich nicht hingegeben, um ihr die überflüssige Dankbarkeit meines Herzens zu beweisen! Was wäre mir zu kostbar gewesen, ihr eine einzige Thräne zu ersparen! Wenn die Welt mir gehört hätte, ihr hätte ich sie gegeben, zufrieden, in einer Welt, die sie beherrschte, ein Sklav zu seyn! Ich sah, daſs mein Ungestüm nichts half; und obgleich eine so heftige Bewegung, ein solcher Kampf von Leidenschaften, worin ich mich itzt befand, nicht der Zustand ist, der Nachsinnen und Verstellung erlaubt, so zwang ich mich doch, eine Mäſsigung zu zeigen, die weit von meinem Herzen entfernt war. Ich bat sie, nur einige Worte von der äussersten Wichtigkeit zu hören. „Mein Zustand," sagte ich, „ist nicht so unglücklich, als Du denkst. Ich bin noch im Stande, ohne den Verlust zu fühlen, einer Person beyzustehn, die ich höher als mein Leben achte: vergib mir die Sorge, Zarine, die ich Dir gemacht habe! Ich werde weniger Dir, als mir dienen, ich werde nur mein eignes Leben erhalten, wenn Du erlaubst, daſs ich Dich erhalte."

Alle diese Bewegungsgründe halfen nichts, und ich war entschlossen — wie unsinnig! — die Verschreibung auf ihrem Tische liegen zu lassen und mich zu entfernen, als eine andre Thüre geöffnet wurde. Zarinens Aufwärterin kam mit

Thränen in den Augen, die sie abtrocknete, indem sie aus der Thür trat, und bat mich im Namen Zarinens, mich zu beruhigen und nur noch einige Augenblicke zu warten. „Zarine," sagte sie, „welche vielleicht Ursache gehabt hat, Dich wankelmüthig zu glauben, hatte in diesem Augenblicke, wo sie von dem gröſsten Unglücke benachrichtigt worden, was ihr nur widerfahren konnte, Deine Ankunft nicht erwartet. Wer weiſs, welche Entschlüsse sie gefaſst hatte," setzte sie hinzu, „mit welchen Deine unerwartete Gegenwart sie auf einmal in einen Kampf setzte. Sie hat Ruhe nöthig; störe sie nicht darin; sie wird sich fassen, und hernach mit Dir reden."

Ich bat sie, mein Herz wenigstens zu beruhigen und mich etwas von dem traurigen Geheimnisse wissen zu lassen; allein sie weinte und entfernte sich. Von tausend Gedanken gequält, unentschlossen, verzweifelnd, warf ich mich auf einen Stuhl, und erwartete, in der grausamsten Ungeduld, den wichtigsten Augenblick der Entwicklung. Zehnmal stand ich auf und ging das Zimmer auf und nieder, denn ich konnte keine Ruhe finden; zehnmal warf ich mich wieder hin. Eine Stunde war verflossen, jeder Augenblick einen Tag lang, als ich jemand kommen hörte. Ich vermuthete Zarinen, und riſs mich schnell aus meinem Tiefsinn los, um ihr entgegen zu fliegen. Aber es war nicht Zarine, es war ihre Vertraute. Sie sagte mir, wie sehr Zarine wünschte, mich sehen zu können: allein ihre Kräfte verstatteten es nicht. „Bis auf den Abend,“ setzte sie hinzu, „muſst Du ihrer Schwachheit nachsehen; dann aber erwartet sie Dich.“

Ich bat zwar, aber umsonst, ihr nur vorher noch ein Wort zu sagen, sie nur zu sehen: der Zutritt wurde mir itzt unter den wahrscheinlichsten Vorwänden versagt. Der Tag, den ich itzt unter den härtesten Arbeiten auf dem Felde, in dem sengenden Strahle der Sonne zubringe, und die noch grausamere Nacht, wo ich jede Minute wegseufze, sind kaum so lang, so unerträglich, als mir diese wenigen Stunden waren. Ich suchte Beschäftigungen, um meine Gedanken zu zerstreuen und mir die wenigen Stunden, diese unerträgliche Last, zu erleichtern. Ich ging, mehr um mir Geschäfte zu machen, als aus Begierde, den Befehl meines Vaters zu vollziehen, zu dem Kaufmann, um auf die Verschreibung die Summe aufzunehmen. Zu meinem Verderben war ich itzt glücklicher, als vorhin; ich fand ihn und empfing das unglückliche Geld.

Andre Geschäfte des Kaufmanns hatten mich aufgehalten: der Abend brach ein, da ich ihn verlieſs. Itzt war ich unentschlossen: mein

Gewissen gab mir einige ernsthafte Warnungen und erinnerte mich an meinen Vater. Meine Ungeduld, Zarinen zu sehen, und der Gehorsam, den ich meinem Vater schuldig war, geriethen in einen Streit. Mein Herz wurde ein Kampfplatz der heftigsten Leidenschaften; doch glaube ich, es würde in diesem Kampfe meine kindliche Liebe über meine Zärtlichkeit gesiegt haben. Ich war in der That auf dem Wege nach meinem väterlichen Hause, als mir der Nichtswürdige, den Zarine ihren Vetter nannte, in groſser Eile entgegenkam. Er schien in äusserster Zerstreuung, in einer bedeutenden Eile mich nicht zu sehn und die wichtigsten Geschäfte zu haben. Aber der Nichtswürdige, was hatte er sonst für Geschäfte, als die er sich selbst machte, um mich zu betrügen!

Mein Herz erinnerte mich an die Verzweiflung Zarinens. Ich bebte für sie, ohne ihr Unglück zu wissen. Ich eilte ihm nach. „Was ist geschehen," sprach ich, „wo ist Zarine?"— „Fort!" antwortete er, „wir sind verloren! — Lebe wohl; laſs mich gehen, ich habe keinen Augenblick in meiner Gewalt!" Dieser Streich schlug mich zu Boden. — Welch ein Unglück nöthigt sie, so plötzlich zu reisen? — Vielleicht hätte mein Erbieten sie retten können. Sie wollte es nicht annehmen: warum wollte sie nicht? — Sie war nicht eigennützig genug: sie liebte mich zu sehr; sie wollte mich nicht zu Grunde richten. Um mir alle Gelegenheit zu nehmen, daſs ich ihr nicht wider ihren Willen diente, um allen meinen Bitten auszuweichen, und sich selbst vor mir, vor der Beredsamkeit und vor dem Flehen der Liebe in Sicherheit zu setzen; um diese groſsmüthige Handlung, die sie sich vorgenommen hatte, ohne alle Einschränkung auszuüben, versagt sie mir, was sie vielleicht eben so sehr wünschte, als ich, eine Unterredung, bedient sich der groſsmüthigen List, überwindet ihre eigne Liebe, überläſst sich ihrem Schicksale, meidet meine Gegenwart, flieht — So urtheilte ich von einer Handlung, welche mir die unglückliche Entwickelung für die gottloseste Erfindung erklärte, die jemals die arglistigste Betrügerey ersonnen hat.

Indeſs war dieser Betrüger fortgegangen, ohne sich aufzuhalten. Er wuſste, daſs er mich in die äuſserste Verzweiflung gesetzt, und die gewaltsamste Ungeduld und Neubegierde bey mir erregt hatte. Das war ihm genug; mehr wollte er nicht; mehr brauchte er nicht. Er, der meine unsinnige Liebe kannte, konnte versichert genug seyn, daſs er mir mit diesem Winke die stärkste Kette um den Hals geworfen hatte, um mich im Triumph hinter sich zu schleppen.

Ich konnte meiner Ungeduld und Furcht unmöglich länger widerstehen. Ich eilte ihm nach und holte ihn vor dem Hause Zarinens ein. Ich stürzte mich in brennender Ungeduld in das Haus; aber alles war öde; Zarine war wirklich entfernt. Alles sah einer übereilten Flucht gleich; alles, was sie hatte zurücklassen müssen, lag in der gröſsten Unordnung durcheinander. Faquer, ihr vorgegebener Vetter, sagte mir, er wäre nur in der Absicht zurückgekommen, um einige Kostbarkeiten, welche sie in der Eile vergessen hätte, nachzuholen. Wir suchten in der Dämmerung unter den unordentlichen Haufen von Sachen, die keinen Werth hatten: Faquer hatte, um das, was er noch erhalten wollte, zu sich zu stecken, seine Taschen ausgeleert und viele Papiere weggeworfen. Ich fand zwey Briefe, und die bekannte Hand und der unterzeichnete Name Zarine, den ich in der Dunkelheit nur eben lesen konnte, waren für mich Bewegungsgründe genug, sie zu verwahren. Ich hoffte in diesen Briefen wenigstens etwas von ihrem Schicksale zu erfahren; wenn auch gleich Faquer so unerbittlich seyn sollte, als sie gewesen war.

Aber so unerbittlich war er nicht. Ich hatte ihn ohn' Unterlaſs inständig gebeten, meine Unschuld nicht länger auf der Folter zu lassen, und mir wenigstens dieses unglückliche Geheimniſs nur halb aufzudecken: aber er hielt mich immer mit Hoffnungen auf, bis wir uns aus dem Hause entfernten. Ich beschwor ihn von neuem, sein Versprechen zu erfüllen. Endlich sagte er mir: „Zarine hat mich gebeten, keinem Menschen, und am wenigsten Dir, ihr Unglück zu offenbaren: aber ich sehe, daſs ich Dich nicht anders beruhigen kann. Alles kann ich Dir itzt nicht sagen. Laſs es Dir genug seyn, zu wissen, daſs vornehmlich die Liebe, die sie zu Dir trug, die Ursache ihres Unglücks ist; und eben deswegen will sie, daſs es Dir verborgen bleibe. Der eigennützige Freund Deines Vaters, der ihr den Schimpf beymiſst, daſs Du seine Schwester nicht so schön findest, als sie, und der in ihrer Entfernung Dein Herz seiner Schwester vielleicht versichern will, steht im Begriffe, Zarinen auf das grausamste zu beschimpfen. Diese Nacht sollte sie, aus ihrem Bette, in die ungerechteste Gefangenschaft gezogen werden. Diesen Morgen erhielt sie eine Warnung von der Hand eines Liebhabers, den sie Dir aufgeopfert hat und dem sie nichts will zu verdanken haben, so sehr er sie bittet, sich auf seinen

Schutz zu verlassen; doch würde sie blos auf den Schutz ihrer Unschuld sich nicht entfernt haben, wenn nicht ein andres Unglück, das ihr nur zu dieser Zeit empfindlich ist, sie auſser Stand setzte, durch eine Bürgschaft ihre Person in Freyheit zu erhalten und gegen den Reichthum ihres Feindes sich auf den Ausspruch der Gerechtigkeit zu verlassen." —

„Welch ein andres Unglück?" rief ich. „Ach, sie ist arm; ich verstehe Dich. Aber wenn ich die Ursache ihres Unglücks bin, so ist es meine Pflicht, sie zu schützen. Ich habe ihr diesen Schutz angeboten; warum weigert sie sich, ihn anzunehmen? Ach! Faquer, laſs sie uns wider ihren Willen erhalten. Die Summe, die ich ihr anbot, ist noch in meiner Gewalt: ich kann sie nicht besser anwenden, als wenn ich der die Ehre rette, die um mich leiden soll."

Faquer sagte mir, ich würde sie nie bereden, da sie meine Umstände wüſste, mein Anerbieten anzunehmen. „Nein, nimmer!" setzte er hinzu, — es sey denn — doch auch das ist höchst ungewiſs! — Es kann fehlschlagen, und dann — ich weiſs nicht, was ich Dir rathen soll! — Ich muſs indeſs noch ein Mittel versuchen: ich habe noch aus einigen verkauften Sachen etwas Geld gelöst. Das Glück des Spiels hat mich noch nimmer betrogen. Zwar es ist ungewiſs — allein zu Einem müssen wir uns entschlieſsen. Die Summe, die ich besitze, ist zu klein, Zarinen hier zu erhalten, und also ist nicht viel dabey gewagt: vielleicht aber, wenn ich glücklich bin, kann ich soviel gewinnen, daſs wir uns erhalten.“ Er stellte sich, als wenn er noch einmal Abschied von mir nehmen wollte. Allein wie hätte ich ihn in dieser Ungewiſsheit verlassen können? Ich bat ihn, mich nur zu Zarinen zu führen, und er willigte endlich darein; doch rieth er mir, ihr mein Anerbieten nicht zu wiederholen, noch von seinem Entschlusse das geringste zu entdecken. Er führte mich an's äusserste Ende der Stadt bis an's Haus und blieb zurück.

Ich eilte voll Ungeduld, meine Zarine zu sehen, und wurde in ein abgelegnes Zimmer geführt. Zarine kam mir in Reisekleidern entgegen. Ich erstarrte. Sie faſste mich bey der Hand. „Wer hat mich Dir verrathen?“ sagte sie. „Habe ich mir denn wenigstens den Schmerz nicht ersparen sollen, Dich vor meinem Abschiede nicht wieder zu sehen? — So will ich Dich denn noch eiumal umarmen und meine letzten Thränen an Deiner Brust vergieſsen.“ Sie sank in meine Arme. Ihren Augen standen die Thränen so sehr zu Gebote, als einer ihrer Thränen mein Herz und meine Entschlüsse. Ich überlieſs mich der Gewalt meiner Empfindungen, und nahm mir unbestraft Freyheiten, welche mir nur die Unachtsamkeit ihrer Zerstreuung und eine Liebe, die sich in dem Augenblicke, wo sie getrennt werden soll, in ihrer ganzen Gewalt entdeckt, zu erlauben schienen.

Ich bat sie, mir das Unglück zu offenbaren, weswegen sie so plötzlich den Ort verlassen wollte: sie seufzte. „Ist denn Dein Zerim nicht mehr fähig, Dir zu helfen, und sich selbst das Leben zu erhalten?" Sie vergoſs Thränen. „Ich kann, ich will Dich nicht verlieren," fuhr ich fort; „versage mir die einzige Bitte nicht, edelmüthige Zarine, theile mein ganzes Vermögen mit mir." Ich riſs meine Goldbörse heraus und reichte sie ihr; sie bedeckte mit der einen Hand ihre Augen und hielt mit der andern meine Hand zurück. Ich warf mich zu ihren Füſsen und wiederholte mit den feurigsten Ausdrücken meine Bitte: aber umsonst. Diese Betrügerin hatte sich entschlossen, mir das, was ich ihr aufdrang, auf eine andre Art abzunehmen, wofür sie mir nicht danken durfte.

Itzt wuſste ich mir nicht zu rathen. Alle meine fruchtlosen Versuche vermehrten meine brennende Begierde, Zarinen zu erhalten. Ich war fest von ihrer Groſsmuth überzeugt; und ihr Schweigen schien mir davon noch ein weit stärkerer Beweis zu seyn, als die uneigennützige Art, womit sie mir abschlug, eine nicht kleine Summe anzunehmen. — Wozu zwingt nicht oft Mangel und Noth, sogar den Uneigennützigsten! Kann man mehr von der menschlichen Groſsmuth erwarten, als daſs sie diesen beyden mächtigen Gegnern mit unerschütterter Standhaftigkeit und Verläugnung widersteht? Kann man mehr erwarten, als daſs sie alle eigene Betrachtungen, Gefahr und Unruhe dem Vortheile eines Andern nachsetzt und sich gelassen der Groſsmuth aufopfert?

So dachte ich; und dieser hohe Begriff, den ich itzt von der Groſsmuth Zarinens gefaſst hatte, machte, wenn es möglich war, meine Liebe durch eine Ehrfurcht, die ich für sie empfand, noch gewaltsamer; und da diese gewaltsame Liebe sich sonst nicht auslassen konnte, so brach sie in einen tödtlichen Haſs gegen Dich, mein Charites, aus. Ich hatte gehört, daſs Du der Urheber ihres Unglücks und meiner Verzweiflung warst. Ich haſste Dich, o redlichster, unschuldigster Freund! verzeih mir auch diese Beleidigung, die nicht meine geringste war; ja, ich haſste Dich. Ich fing an, grausame Entschlüsse der Rache zu faſsen. — Der Himmel erzeigte mir noch die Gnade, daſs er mich davon abhielt. — Wie zittre ich noch itzt, wenn ich daran denke, wie nah ich der ärgsten Bosheit war, der Bosheit ein Mörder meines Freundes zu werden!

Diesen Gedanken überlieſs ich mich, und von solchen rachsüchtigen Leidenschaften flog mein Herz, als an der Thüre geklopft wurde. Zarine flog beängstigt auf. „Wir sind verrathen," rief sie, „ich bin unglücklich! Man findet Dich bey mir!" Ich verstand diese Worte, die zufällig eben das Geheimniſs zu entdecken schienen, was Faquer mir geoffenbart hatte. Es wurde nach mir gefragt; ich ging nicht ohne Bestürzung und Muth aus dem Zimmer; aber ich hatte nur Ursache zu der ersten. Faquer lieſs mir sagen, wenn ich ihm helfen wollte, so hätte er itzt meiner Hülfe nöthig. Ich eilte zu Zarinen und sagte ihr, daſs ich sie auf einige Augenblicke verlassen müſste, und lieſs mich von dem Boten zu dem Faquer führen.

Faquer ſaſs mit einem andern Spieler am Tische. Seine wilden Geberden, sein funkelndes Auge, der Fluch, den er ausstieſs, als ich eben ins Zimmer trat, verkündigten mir sein Unglück.

Er sprang mir entgegen und umarmte mich. „Ich bin unglücklich,“ sagte er; „Zarine hat nichts mehr, als den elenden Rest, den Du dort siehst!“ ich trat an den Tisch und sah den Haufen Geld, der vor dem andern Spieler lag. So groſs meine Neigung zum Spiele war, so sehr wurde sie itzt von andern Betrachtungen im Zaum gehalten. Inzwischen fing ich behutsam an und wagte wenig. Faquer verlor beständig: mir glückte jedes Blatt, mein Haufen nahm zu, und mit demselben meine Hitze. Ich wagte mehr und mein Glück verführte mich. Faquer schien mich aufzumuntern, ob er gleich verlor. Unser Gegner hatte die Karte falsch geschlagen; ich bemerkte es, und Faquer gab mir ein Zeichen, indem er mich mit dem Fuſse anrührte. Ich wollte einen so glücklichen Augenblick nicht versäumen, auf einmal das ganze Glück des Spiels zu entscheiden. Ich hielt die ganze Bank auf einen falschen Umschlag. Mein Gegner schien zu erschrecken; er wurde blaſs, er stammelte; verdammte Künste eines Betrügers! — Er schlug mit zitternder Hand um; meine Augen waren auf den Tisch geheftet, mein Herz flog: doch erwartete ich den Ausschlag gewiſs für mich; denn das Zeichen, das Faquer mir gegeben, schien mich zu versichern, daſs ich selbst richtig gesehen hatte.

Warum halte ich Deine Neugierde auf? Die Betrügerey hinterging meine Augen, meine Sicherheit betrog mich, die Karten fielen gerade, und ich war arm. Laſs mich vielmehr, soviel ich kann, den Zustand meines Herzens beschreiben; so sehr es der Sprache an Worten fehlt, meine Verzweiflung auszudrücken. Kaltes Entsetzen lähmte meine Glieder; mein Herz schlug nicht mehr; mein Blut stand; mir vergingen Sprache und Gehör; alles schwamm vor meinen Augen. Aber diese Pause, dieses zweifelhafte Daseyn zwischen Leben und Tod dauerte nicht lange. Hundert verschiedene Regungen, die bisher geschlummert hatten, Schrecken, Gewissensbisse, Reue, Scham, Beängstigung, Abscheu vor mir selbst, brennendes Mitleiden mit meinem Vater, Furcht vor Schimpf und Armuth, ängstende Sorgen für Zarinen erwachten, stürmten auf einmal in meinem Herzen. Ich ging in äusserster Bewegung ungestüm in dem unglücklichen Zimmer auf und nieder; tausend Gedanken entstanden und vergingen. Ich dachte, ich beschloſs, ich verwarf. Itzt verfluchte ich das Spiel, dann verfluchte ich mich selbst, dann den Faquer, der mich dazu verleitet hatte, dann Dich Unschuldigen, den ich für die erste Ursache alles meines Unglücks hielt. Dann erinnerte ich mich an meinen Vater, und wie kann ich Dir die Qualen beschreiben, welche diese Erinnerung begleiteten? Ich war von Sinnen, ich verzweifelte, ich rasete, ich verfluchte mich, das Leben, die Welt und das Schicksal. Hundertmal war ich entschlossen, meinem elenden, itzt aller Hoffnung entblöſsten Leben ein Ende zu machen. Dann fiel mir das Schicksal Zarinens ein, und nur die Begierde, sie noch einmal zu sehen, verzögerte meine blutigen Entschlüsse.

Ich will sie sehen, sprach ich zu mir selbst: ich will ihr mein Unglück erzählen. Sie flieht, und ich? — Ich fliehe mit ihr: aber nicht ungerochen. Dieser unglückliche Abend hat drey Unschuldige arm, unglücklich, elend gemacht, sie, meinen Vater, mich; wenn das dem grausen Schicksal noch nicht genug ist, so soll es auch Blut flieſsen sehen: das Blut dessen, der uns alle unglücklich gemacht hat!

In diesem blutdürstigen Entschlusse verlieſs ich das Zimmer, ohne bemerkt zu haben, daſs sich sowohl Faquer, als der Andre, entfernt hatten. Itzt sah ich erst, daſs ich allein war; doch fiel mir nicht der mindeste Gedanke ein, daſs sie Betrüger waren. Ich glaubte, daſs Faquer eben so zerstreut wäre, daſs er eben so wenig wüſste, was er thäte, als ich; und eilte, Zarinen zu sehen.

Ich kam zu dem Hause und fand einen Reisewagen vor der Thüre. Ich erschrack, aber ohne Verdacht. Meine ganze Besorgniſs betraf ihren Verlust. Sie hat mich nur erwartet, um mir den letzten Abschied zu geben, dachte ich und eilte in das Haus. Aber, o Himmel! welche Bestürzung! Sie begegnete mir, indem ich mich ihrem Zimmer näherte, an der Hand des Spielers, der sich durch mein Geld bereichert hatte. Ich erstarrte und redete sie stammelnd an; sie warf mir von der Seite einen spottenden Blick zu, wandte ihr Gesicht mit einem verächtlichen Lächeln nach ihrem Begleiter, und ging vorüber, ohne mir ein Wort zu sagen. Ich war durch diesen unerwarteten Anblick unfähig, mich in der Geschwindigkeit zu entschlieſsen. Unterdeſs stiegen sie in den Wagen und fuhren eilig davon.

Meine ganze Hoffnung war noch, den Faquer zu sehen; ich suchte ihn, aber umsonst. Itzt fing ich an, den grausamsten Betrug zu argwöhnen; doch war es mir unmöglich, alles, was vorgegangen war, in einen Zusammenhang zu bringen. Wenn Zarine, dachte ich, mich hätte betrügen wollen, wozu war es nöthig, solche Umschweife zu nehmen? Mein Geld war in ihrer Hand. Würde sie mich mit demselben von sich gelassen haben? Faquer begegnete mir von ungefähr, er sah mich nicht, er wuſste nicht, daſs ich Geld hatte. Wenn ich ihn nicht selbst angeredet hätte, so würden wir uns nicht wieder gesehn haben. Das sind Zufälle, und Zufälle lassen keine Absichten zu. — Aber warum ist der Spieler in ihrer Gesellschaft so wohl aufgenommen? — Ich bin auf einmal bey Seite gestoſsen, verspottet! Vielleicht hat sie mich in ihrer äussersten Zerstreuung nicht gekannt; vielleicht hat Faquer ihn zu ihr geführt; vielleicht hat sie in der äussersten Noth, da alle andre Zuflucht ihr abgeschnitten war, ihm eine Höflichkeit bezeigen müssen, um seine Hülfe nicht von sich zu stoſsen. — Ich konnte auf keine Art weder diese widrigen Umstände vergleichen, noch das Geheimniſs entwickeln. Doch war mein Argwohn stärker, als die Gründe, womit ich sie entschuldigen konnte.

In dieser folternden Ungewiſsheit und Unruhe, erinnerte ich mich an die Papiere, welche Faquer aus Unachtsamkeit verworfen hatte. Ich zog sie eilig hervor und las die Entwicklung der feinsten und abscheulichsten Bosheit. Ach, Freund, hätte ich sie zwo Stunden früher gelesen! Ich stürzte mich in das alleräusserste Unglück, und hatte die sicherste Warnung in

Händen! So sehr hängt oft das Elend und selbst das Leben der unglücklichen Menschen von einer einzigen Kleinigkeit ab, die sie unachtsam vorbey lassen! — Hier hast Du die Abschrift der Briefe.

* * *

Zarine an den Zemes.

Vielleicht hast Du die Unglückliche schon vergessen, die Du der Liebe ihres edlern Freundes, den Armen zärtlicher Eltern, ihrer eignen Ruhe und der Unschuld entrissest, und mitten in ihrem Elende verlieſsest. Meine Zärtlichkeit, meine Thränen, meine Seufzer, alle Versuche der Liebe, von der Erniederung zu unanständigen Bitten bis zur Verzweifelung, haben Dein boshaftes Herz, Verräther, nicht rühren können. Du lachtest vielleicht und spottetest unter Deinen Freunden, die eben so niedrig denken, als Du, meines Unglücks, worein Du mich gestürzt hast. Wohlan! höre jetzo Deinen ganzen Triumph und sey so glücklich, als Du zu seyn verdienst. — O, möchte Dich dieser Brief in Deiner gröſsten Glückseligkeit finden, in den Armen einer anderen Unschuldigen, die Du eben so elend zu machen, entschlossen bist, als Du mich gemacht hast; möchte er Dich mitten in der Hoffnung des Sieges in Deinem Himmel antreffen, den rund um Dich her die Wollust zaubert! Welch ein Vergnügen, Treuloser! sollte es mir seyn, Dich aus diesen Freuden tief in einen Abgrund von Qual, aus Deinem erdichteten Himmel in eine wahrhafte Hölle hinunter zu stürzen; welch ein Vergnügen sollte dieses mir seyn, ehe ich sterbe! Lies, lies, und wenn Du noch Gewissen hast, so räche mich Dein tobendes Gewissen!

Meine Verzweiflung hat mich stark genug gemacht, der Schande zuvor zu kommen, der Du mich nicht wieder entreiſsen wolltest. Wenn Du die zärtliche Stimme einer Lebendigen verspottet hast, so will ich am Rande des Grabes, denn da stehe ich jetzo, ernsthafter mit Dir reden. Komm, wenn Du Herz hast, komm, und sieh noch einmal diejenige Zarine, deren Thränen umsonst vor Dir flossen, die auf den Knieen ihre Hände rang und von Dir umsonst die Ehre wieder forderte, welche Du ihr entrissen hattest, wenn sie Dein Herz nicht wieder haben sollte! Du sollst sie nicht mehr in Thränen gebadet, nicht mehr erniedrigt, nicht flehend finden; keinen Seufzer sollst Du von ihr hören: nein, sterben sollst Du sie sehn und Dich verfluchen hören, Niederträchtigster unter den Verräthern! O, welch ein Vergnügen, wenn meine Seele, ehe sie zu den Schatten hinabsteigt (und zu welchen? das mag ich nicht bestimmen), ihren Durst, sich zu rächen, erst an Dir löschen; wenn meine erblassenden Lippen Dich erst in's Angesicht verfluchen, und meine sterbenden Hände mit dem Blute, das sie vergossen, Dich zum Tode einweihen könnten! Eile, von mir sterben zu lernen. Mörder der Unschuld, der Du so unerschrocken Unschuldige in Schmach und Unglück reiſsen kannst, eile, von mir sterben zu lernen; denn sterben ist schwerer, als Tugend zu Grunde richten! Der Dolch liegt fertig, das Opfer ist bereit, die schreckliche Stunde rückt heran. — O, wahrhaftig, eine schreckliche Stunde! aber bey dem Gott, der die Bösewichter zeichnet, sie ist schrecklicher für Dich, als für mich! Mit Verlangen erwarte ich Dich, mein Herz vor Deinen Augen zu bestrafen, daſs es einen Lasterhaften lieben konnte; den Dolch in eine Brust zu stoſsen, die für einen Nichtswürdigen brannte, und Dich mit meinem Blute zum Gerichte Gottes einzuweihen. Glaube nicht, daſs eine vorüberrauschende Wuth diese leeren Worte vor Dir ausgieſst. Die Ehre will dieses Opfer; ich mag, ich kann, ich will die

Sonne nicht wiedersehen, der mein Schimpf offenbar ist. Ich verfluche ein Daseyn ohne Ehre, Unschuld und Tugend, bin mir selbst unerträglich, noch unerträglicher, als Du mir bist, und hasse den kleinsten Gedanken vom Leben. — Leben ohne Ehre? Leben zum Schauspiele, zum Gelächter des Pöbels und solcher Elenden, als mein Verführer war, und was noch mehr ist, zum Erbarmen der Rechtschaffenen? — So leben? o, der Gedanke tödtet schon! Meine ganze Seele zittert, und ich möchte aus der Zahl der Lebendigen unter der Sonne hinweg versinken!

Nein, schmeichle Dir nicht! So wahr ich diese entheiligte Ehre nicht unbefleckt wieder erlangen, so wahr ich mit den Thränen eines ganzen Lebens meine Ruhe, meine Unschuld, meine Glückseligkeit nicht wieder erkaufen kann: so wahrhaftig ist die Stunde beschlossen, die ich nicht überleben will! Es ist ein Verbrechen, sein Mörder zu werden; ein Verbrechen, wovor ich zittre; aber der Himmel wird dieses Verbrechen dem zurechnen, der es nothwendig gemacht hat. Auf Dich, auf Dich wird alles Blut flieſsen, wenn ich noch Gnade hoffen kann. Ueber Dich, Verführer, rufen meine Seufzer Weh, Weh vom Himmel! Du hast mich in den unseligen Stand gesetzt, wo ich von Schande und Tod Eins wählen muſs: dulde Du die Strafe, wenn ich wähle. Der Himmel war ein Zeuge meiner heiſsen Liebe, Tugend und Ehre, und er ist Zeuge des Kampfs, der meinen Busen bey dieser schrecklichen Wahl zerrissen hat!

Sollte ich die Schande ertragen, von meiner Familie, die ich entehrt habe, verstoſsen, von meinem Geschlechte verachtet, in Staub und Armuth zu kriechen und vor jeglichem Auge zu erröthen, das mich mit Verachtung oder Erbarmung ansieht? Verachtung und Erbarmen, euer Gegenstand sollte ich seyn? — Ist das Leben heiliger, als die Ehre? Dürfen wir wünschen, jenes zu erhalten, wenn diese verloren ist? — Was würdest Du wählen, sage, Verräther, was würdest Du zwischen Tod und Schande wählen? — Doch wie kann ich einen Niederträchtigen fragen, der die Unschuld der Tugend und Ehre für Erdichtungen hält? Das Leben muſst Du wählen, wenn es edel seyn soll, zu sterben: und sterben will ich!

Du siehst meine verzweiflungsvolle Unruhe, mein geängstigtes Herz, mein ganzes Elend, o Gott! siehst Du; Du warst Zeuge der heiligsten Versicherungen, wodurch sich meine verdachtlose Unschuld betrügen lieſs. Du hast die Betheurungen gehört, die meine Aufrichtigkeit einschläferten. Konnte ich, ach, konnte ich glauben, daſs ein Mensch frech genug war, Deinen heiligsten Namen zu miſsbrauchen, um mich elend zu machen? Konnte ich glauben, wenn der auf seine Stirn herabgerufene Donner der Gerechtigkeit zauderte, daſs er Dich lästerte und Meineide schwur? Er rief Dich zum Zeugen einer unveränderlichen Liebe, zum Zeugen, daſs uns bald andre Bande unauflöslich vereinigen sollten; bey seinen Hoffnungen eines künftigen Lebens schwur er! — Ihr Himmel habt diesen schrecklichen Schwur gehört. — Darf ein Wurm den Allmächtigen also lästern? Wenn auch mein Herz seinen Schwüren zu Hülfe kam, wenn ich ihn liebte: so ist doch eine tugendhafte Liebe kein Verbrechen. Aber niemals würde es ohne diese Thränen, die er zu meinen Füſsen vergoſs, ohne die Seufzer, womit er mich verfolgte, ohne diese schrecklichen Schwüre, ohne den Himmel zum Zeugen der Wahrheit zu rufen, und ohne sich der Rache einzuweihen, wenn er nicht alle Versprechungen erfüllte, niemals würde er mich ohne diese so sehr erniedrigt haben, als ich jetzo bin.

Was ist heilig, ihr Himmel, wenn der Name Gottes nicht mehr heilig ist? — Ach, vergib mir, gütige Gottheit, die Du mit Langmuth diese Lästerungen eines Bösewichts erduldetest, ohne auf sein schändliches Haupt Flammen vom Himmel herabzusenden, vergib mir die Schwachheit! oder war es Laster, so vergib es, dafs ich meine Unschuld dem Treulosen zu sicher anvertraute! Meine Sünde war doch gegen die seine noch Unschuld: und ich, ich leide alle Qual, alle Schande, indem der Stifter derselben ungestraft von einer Bosheit zur andern fortgeht und mit gleichem Betrug eine andre Unschuld verwundet, und in eben die Tiefe des Elends hinabstürzt, worin ich vergehe? — Soll ich unter der ganzen Last der Strafe sinken, indem mein Mörder ungezeichnet von der Rache die Reihe seiner Bosheiten voll macht? Welche Bosheit bestraft der Himmel, wenn er solche Meuchelmörder der Tugend verschont! — Aber verschont? Nein, es ist wahrhaftig ein andres Leben nach diesem: so wahrhaftig, als Deine Bosheit, Verräther der Gottheit und der Unschuld, der Strafe der Gerechtigkeit nicht entgehen wird!

Da werden wir uns wiederfinden! dahin fordre ich Dich in dem Augenblicke, wo ich sterbe! da sollst Du von den Thränen Rechenschaft geben, die ich vergossen habe, von allen Seufzern, die ich über Dich seufze, und von dem Blute, das ich der Ehre opfern mufs!

Gott, was leide ich! Ist jemals eine Sterbliche, die tugendhaft war, unglücklicher gewesen? Hat jemals eine Liebe, eine unschuldige Liebe, elender gemacht? — Liebe, die unerschöpfliche Quelle immerwährender Hoffnungen und Zärtlichkeit, die lauter Entzückungen und Glückseligkeiten verspricht! — O, Natur, wie bist Du verrathen! wie miſsbraucht das Sclavengeschlecht der Männer Deine heiligen Waffen, unsre Tugend zu stürzen, und bedient sich der Empfindung, wodurch du uns so glücklich machen wolltest, um uns ganz elend zu machen! — Ihr Mörder, was ist Haſs, wenn unglücklich zu machen, Liebe ist? Was ist Feindschaft, wenn alle diese Qualen, die ich leide, von der Zärtlichkeit herflieſsen? —

Er lag wie ein Wurm zu meinen Füſsen, wälzte sich vor mir im Staube, betete mich an, nahm Seufzer, Thränen, Eide zu Hülfe, meine kämpfende Tugend zu überwinden. Seine Hoffnung, der Gegenstand aller seiner Wünsche, seine ganze Glückseligkeit, das alles war ich. — Mit was für einem hämischen, verfluchten Lächeln wendet er mir nun den Rücken und bestraft meine Einfalt, daſs ich ihm mehr Ehre zutraute, als er besaſs! Wie jauchzt er über seinen Triumph und über meinen Jammer! —

Jauchze nur, Verstockter; die Hölle jauchzt mit Dir! Bald soll Dein Triumph vollkommen werden; dann will ich aus ihrer Verdammniſs die Verfluchten zu dem Schauspiele einladen, daſs sie sich mit Dir über mein Blut erfreuen! dieses Blut, dieses elende Leben ist noch das Einzige, was Du mir gelassen hast. Aber alles sollst Du haben; nach der Tugend, die Du zerstört, nach der Ehre, die Du mir geraubt hast, auch das Leben, das Du mir lieſsest. Hättest Du nur noch Gewissen; um der Rache willen wünsche ich es, damit eben der Dolch, der mich der Qual entreiſsen wird, Dein Herz zugleich durchbohren möchte; damit ich alle meine Pein, meinen Unsinn, meine Schande, meine Verzweiflung mit meinem Blute über Dich ausgieſsen könnte!

Zwar Du warst das Opfer, daſs meine Rache sich zuerst ausersehen hatte; aber ich schämte mich, das Blut eines Elenden zu vergieſsen. Es war zu wenig, Dich fühllos aus einem Leben weg zu stoſsen, dessen grausamste Foltern und Qualen Du noch nicht empfunden hattest; zu wenig Rache war es, wenn ich Dich mit mir zugleich von der Höhe des Lebens hinunter stürzte; Deine eigne Verzweiflung mag aus meiner Brust den Dolch reiſsen, um ihn in die

Deinige zu stoſsen; erst aber fühle die künftige Qual im Leben vorher, die Dich nach dem Tode erwartet! Alles müsse Hölle für Dich seyn; Hölle das Leben, Hölle die Zukunft!

Mit diesem Segen verlasse ich Dich, meinen Verführer und bald meinen Mörder. An dem Rande des Grabes schreye ich Rache über Dich! meine Sünde und meine verlorne Unschuld ruhen auf Dir; und wenn Du diese zu verantworten denkst, so verantworte auch das Blut, das nun bald vergossen seyn wird. Ewig müsse mein Schatten Dir vor Augen stehen, und die Gestalt derjenigen, die Du im Leben elend machtest und verachtetest, müsse Dich nach ihrem Tode zittern lehren!

Alcest an den Aedon.

Ob sich gleich Betrübniſs und Zärtlichkeit in meinem Herzen regten, indem mein beleidgter Thales die Stadt verlieſs, so lobe ich doch, wenn ich seinen Entschluſs genauer überlege, seine Wahl, und preise den Einsiedler, indem ich den Freund bedaure, der sich entschlieſst, fern von der Stadt und vom Laster, auf entlegnen Feldern eine reinere Luft zu schöpfen. Denn wer würde nicht lieber das elendeste Dorf oder die ödesten Felder bewohnen, als diese volle und gedrängte Stadt. Dort reiſst kein plötzlicher Tod Menschen hinweg, sondern alle, die der Hunger verschont, sterben vor Alter; hier aber verschwören sich Bosheit, Räuberey und Zufall zusammen, und bald wüthet der zusammengelaufene Pöbel, bald ein Feuer. Unbarmherzige Straſsenräuber verstecken sich hier im Hinterhalte. Geschäftige Betrüger streifen hier nach Beute umher; fallende Häuser donnern über unsern Häuptern, und ein weibischer Atheist schwatzt uns hier zu Tode.

Indem Thales den Kahn erwartete, welcher den kleinen Rest seines zerstreuten Reichthums einnehmen sollte, stand er an dem Ufer der Elbe stumm und in Gedanken, und sah das Dorf *) an, wo ehemals Grotius auf seiner Flucht eine kurze Zuflucht fand. Diese Erinnerung brachte ihn auf sein eignes Schicksal zurück; er wandte seine zornigen Augen auf die Stadt, die er verlieſs, und sprach also:

„Weil in diesen ausgearteten Tagen Verdienste sogar den geringen Lohn eines bloſsen Lobes nicht erhalten; weil in diesen verwünschten Mauern, die dem Laster und der Gewinnsucht geweiht sind, unbelohnte Wissenschaft vergebens arbeitet; weil die Hoffnung mich nur hinhält, um mein Unglück zu verdoppeln, und jeden Augenblick das Wenige, was ich habe, noch vermindert: so gib mir, o Himmel, da noch kein Stab meine sichern Schritte unterstützen darf, und das Blut noch lebendig in meinen

---

*) Dockenbuden.

Adern flieſst, einen glücklichen Ort, wo Rechtschaffenheit und Vernunft keine Schande sind! Zeige mir ein angenehmes Ufer, das grüne Weiden beschatten, ein ruhiges Thal, welches die Natur mit Blumen bemahlt, wo irgend ein Eremit vormals seine Ruhe ſand, und sicher in der Armuth seinen Feinden Trotz bot. Zeige mir einen verborgenen Aufenthalt. Laſs hier den Catulus leben, denn Catulus versteht die Kunst, hier zu leben; laſs hier diejenigen herrschen, welche Schwarz in Weiſs zu verwandeln wissen, welche die Rechte der Tugend und ihr Lob für Geld verkaufen, und für Räuber öffentlich das Wort führen, mit sclavischen Regeln die vergiftete Jugend anstecken, und der Lüge den Schwur der Wahrheit leihen können.

Laſst diese Paläste bauen, Landgüter kaufen, eine Ausgabe nach der andern sammeln, oder eine Lotterie pachten, mit verschnittenen Sängern die Schaubühne anfüllen, und eine gedankenlose Welt mit Spielen einschläfern. — Ihr Helden, fahrt fort! Was für Gränzen sollen euren Ehrgeiz einschränken? was für ein Zaum soll euren Durst nach Gewalt und Gold aufhalten? Seht, die rebellische Tugend ist überwunden; seht, unsre Ehre, unsre Reichthümer, unser Leben gehören euch!

Solchen gibt der Himmel die Beute eines seufzenden Volkes preis, wenn öffentliche Laster seinen Zorn entflammen; aber was für eine Hoffnung bleibt mir übrig, der ich vor einem Diebstahle erschrecke, und vor einem Meineide roth werde? Mir, der ich ohne Ueberzeugung die Vernunftlehre eines Staatsmannes hören, und über das Lob der Zeitungen einschlafen kann; mir, der ich einen Narren verachte, wenn er auch das Einkommen von zwanzig Gelehrten auf einem Ermel trägt, und mir umsonst Gewalt anthue, über den Spaſs eines Sejans zu lachen.

Andre können mit ungezwungnem Lächeln und ſeinerer Kunst Grundsätze zu Schanden machen und das Herz anstecken; sie können mit grösserer Geschicklichkeit den Ton eines Verliebten anstimmen und die jungfräuliche Unschuld durch Geschenke vernichten. Diese kann man kaum hoch genug erheben, indem ich, dessen bäurische Zunge das Recht niemals zu verdrehen, oder das Unrecht zu schmücken verstand, als ein Bettler fortgestoſsen und als ein Kundschafter gefürchtet, unbemerkt lebe und unbeweint sterbe.

Denn was anders macht einen dem andern werth, als gemeinschaftliches Laster? Wer Theil an den Lastern des Orgilio nimmt, der hat Theil an seinem Vermögen. Aber ich kehre mit Verachtung mein Auge von dem glänzenden Geschenke weg, wenn mir auch die Betrügerey alles anbieten sollte, was bey dem Orgon schimmlicht wurde und was Jocoste verschwendete, und verkaufe das nicht für Gold, was das Gold niemals einkaufen kann, den ruhigen Schlaf, den unbefleckten Namen und ein immer frohes Gewissen.

O ihr, unsre alten Väter, könntet ihr aus den Gräbern aufstehen, vergebens würdet ihr die Züge eurer edlen Einfalt und Tugend in dem Gesichte, der Kleidung und in den Handlungen eurer jüngern Söhne suchen. Alle sind sie im gedankenlosen Müssiggange, im eitlen Putze verloren. Der Held ist zu einem Stutzer herab verkleinert. Vernunft, Freyheit, Gottesfurcht sind durch feinere Sitten vergangen, und eure Deutschen Söhne sind Affen von Frankreich geworden. Ein Jeder, der in seinem Vaterlande nicht mehr betteln oder stehlen kann; ein Jeder, der auf der Schaubühne ausgezischt, oder vom Hofe verjagt ist, bringt seine Manieren, seine Kleidung, seine Staatsklugheit mit, und nährt sich durch gefällige List von unsrer Leichtgläubigkeit. Ihr Fleiſs läſst keinen Handel fahren, wobey zu gewinnen ist; sie singen, tanzen, reinigen Schuhe, und erwerben sich ein Händeklatschen. Alle Wissenschaften besitzen sie, und wenn man sie zur Hölle gehen heiſst, so gehen sie zur Hölle.

Für Gedichte, die frey von der Censur und leer von Scham sind, sind alle Laster hier sicher, nur die verhaſste Armuth nicht. Diese, nur diese verfolgt das strenge Gesetz; diese, nur diese bringt die Muse in Zorn. Der vernünftige Weise im zerrissenen Rocke erwacht aus seinem Traume und wird zum Gelächter; die seidenen Witzlinge schauen ihn mit losem Augen an, und wenden den bunten Verächtlichen tausendmal um. Von allem Herzeleid, das den Unglücklichen foltert, ist wahrhaftig ein spöttisches Gelächter das Bitterste. Das Schicksal verwundet ein groſsmüthiges Herz niemals tiefer, als wenn ein Phantast durch seine Beleidigung den Pfeil schärft.

Hat denn der Himmel, den Armen zu Gefallen, keine pfadlose Wüste, kein unentdecktes Ufer aufgehoben, keine unbekannte Inseln auf dem unumgränzten Meere? Laſs uns geschwind einen so glücklichen Aufenthalt ausspähen, und den Stolz der Unterdrücker nicht länger erdulden!

Die traurige Wahrheit ist allenthalben bekannt: Verdienste kommen langsam auf, wenn Armuth sie niederhält; aber hier noch weit langsamer, wo alle Sclaven des Goldes, wo Blicke Waaren sind und das Lächeln verkauft wird, wo, durch Geschenke gewonnen, durch Schmeicheleyen erfleht, der Diener die Gnade seines Herrn stückweise verkauft.

Aber höre! ein wüstes Geschrey des erschrokkenen Pöbels läuft durch die Straſsen und schallt gen Himmel. Aus einem angenehmen Traume von Reichthümern oder Macht, von einem prächtigen Palaste oder einem glückseligen Aufenthalte erweckt, fährst Du auf, und kannst kaum mit verblendeten schmerzhaften Augen in das furchtbare Licht einer herannahenden Feuersbrunst sehen. Eile, geschwind dem Schrecken zu entfliehen, und laſs Dein weniges Vermögen den Flammen zur Beute zurück; dann durchstreiche als ein elender Landstreicher die Welt; denn wo kann das verhungernde Verdienst eine Heimath finden? Vergebens wirst Du Dein Unglück erzählen; kein Einziger achtet auf Deinen Kummer, und die Meisten spotten desselben.

Sobald ein verdienter Donnerkeil vom Himmel die Reichthümer des Orgilio in den Staub, und seinen flammenden Palast in die Asche legt, so fliegt das traurige Gerücht augenblicklich über das Land, und eine öffentliche Trauer versöhnt den Himmel; ein Schwarm der Poeten erzählt in knechtischen Versen, wie sehr die Tugend mit dem Schicksale kämpfen muſs. Sieh, indem er bauet, die frohen Vasallen herzukommen und mit plötzlichen Reichthümern den aufsteigenden Palast anfüllen, und seine Schätze gröſser machen, als sie vorher waren. Nun sieht Orgilio aus allen Pfennigen der Groſsen im Lande den polirten Marmor und das schimmernde Kupferdach fertig stehen, und verdient bald von dem zornigen Himmel eine zweyte Feuersbrunst.

Könntest Du diese prächtigen Spaziergänge und die Schauspiele hier mit dem Ufer eines kleinen unbekannten Baches vertauschen: so könntest Du noch wohl einen frohen Aufenthalt finden und dort eine angenehme Aussicht über das lachende Land haben; könntest Deine Schattengänge beschneiden, Deine Blumen begieſsen, Deine Bäche leiten und Deine Lauben flechten; und indem Deine Gartenfelder eine wohlfeile Mahlzeit tragen, die kostbaren Gerichte eines feilen Herrn verachten. Da erklingt jedwedes Gebüsch von der Musik der Natur;

da bringt jeder Westwind Gesundheit auf seinen Flügeln mit, in allen Deinen Stunden wird die Sicherheit Dich da anlachen, und am Abend auf Deinem Spaziergange, am Morgen bey der Arbeit beglücken.

Aber bereite Dich zum Tode, wenn Du hier in der Nacht umhergehst, und mache Dein Testament, ehe Du auſser Deinem Hause speisest! Ein auſſahrender Narr, der durch einen neuen Titel eitel geworden ist, und so lange auf Nesseln schläſt, bis er seinen Mann getödtet hat; ein Betrunkener, der von einem Schmause daher schwankt, sucht Händel an Dir und ersticht Dich zum Spaſs. Doch auch diese Helden, die sich über Schaden freuen, diese Herren der Straſsen und das Schrecken der Wege, so rasend sie auch durch Thorheit, Jugend und Wein sind, bleiben doch mit ihren Beleidigungen nur bey dem Armen stehen; sobald sie eine groſse Laterne erblicken, so fliehen sie vor dem glänzenden Gefolge und vor der goldnen Kutsche.

Vergebens verschlieſsest Du, wenn diese Gefahr vorüber ist, Deine Thür und hoffest die balsamische Ruhe des Schlaſs. Der mitternächtliche Mörder, den Sünde grausam und Verzweiflung verwegen macht, sprengt das ungetreue Schloſs, greift Dich in den der stillen Ruhe geheiligten Stunden an, und pflanzt ungesehen einen Dolch in Deine Brust. Glücklich waren die Tage unter unsern Vätern, wo ein einziges Gefängniſs noch die Bösewichter einer ganzen Nation fassen konnte! da hielt noch die edle Gerechtigkeit, die man ohne Rang verehrte, die Wage beständig in die Höhe und senkte das Schwert! Man hielt keine Wächter, man kannte keine solche Menge von Richtern und Stadtbedienten. Glückliches Alter! Aber, ach, wie unterschieden ist es von dem unsrigen!

Ich könnte noch viel mehr sagen! — Aber sieh, der Kahn nähert sich, die Fluth läuft ab und ruft mich von dem Lande. Lebe wohl! — Wenn Du Jugend, Gesundheit und Vermögen zugesetzt hast und wenn Du in jenem einsamen Dorfe Deine Zuflucht suchst; wenn Du, wie ich, der Thorheiten und der Laster überdrüssig bist und die folgende Welt durch bittre Straflehren der jetzigen warnst: dann wird Dein Freund noch einmal seinen Zorn für die Sache der Tugend auslassen, und Du sollst der Welt erzählen, was er sprach.»

Nach diesen Worten verlieſs er mich, der ich ihn an's Ufer begleitet hatte; und wir, o Freund, sage, was sollen wir thun? Vielleicht werden wir seinem Beyspiele folgen, wenn wir aufhören, über Thoren zu lachen, und wenn das herannahende Alter alles in Verdruſs verwandelt. Doch so lange wollen wir uns den Aufenthalt in den Städten durch Satyren erträglich machen.

Strato an seinen Sohn.

Zieh hin, mein Sohn! Die Stimme des Vaterlandes ruft Dich zu seiner Vertheidigung; eine Stimme, der ein tugendhafter Bürger alle andre Betrachtungen nachsetzen muſs. Man gehorcht ihr, leider! schon gar zu ungern, und sucht sich durch elende Sophismen van einer der heiligsten Verbindlichkeiten loszumachen und den schwachen Funken des alten patriotischen Feuers völlig auszulöschen. Aber laſs die Elenden, welche nicht Muth genug haben, ihr Leben für ihr Vaterland zu wagen und aufzuopfern, falsche Gründe und Einschränkungen ersinnen und ihrem eignen Stolze schmeicheln, um sich selbst ihre schändliche Feigheit zu verbergen. Dein Leben und Dein Blut gehören dem Staate, wenn er sie fordert. Für ihn habe ich Dich gezeugt, für ihn erzogen: denn er hat Deinem Vater, er hat Dir selbst das Leben, das ohne gesellschaftliche Hülfe ein langes Elend seyn würde, angenehm gemacht. Alle seine Hände haben für Deine Bequemlichkeit, Ruhe und Glückseligkeit gearbeitet. Deine Mutter gab Dir das Daseyn, der Staat hat Dir erst das Leben gegeben. Er hat Dich in seinem Schooſse verpflegt; er hat Deine Bedürfnisse befriedigt; er hat alle Freuden, alle Vortheile eines gesellschaftlichen Lebens über Dich ausgegossen. Es ist billig, daſs dem Dein Leben geweiht sey, ohne dessen Hülfe es vielleicht nicht hätte bestehen können; aber doch nichts mehr als ein unglückliches Daseyn gewesen seyn würde. Wenn anders die Dankbarkeit, wenn die Tugend überhaupt keine Chimäre ist: so verpflichtet Dich die Dankbarkeit, Deinen Staat mit eben so groſser Liebe zu schützen, als Deinen Vater.

Wie hat immer eine so edle Pflicht, die unseren Vätern so heilig war, bey ihrer Nachwelt so sehr in Vergessenheit gerathen, wie hat jener schöne Enthusiasmus, womit Patrioten unter einander wetteiferten, wer am ersten für sein Vaterland sterben wollte, so ganz in einer Zeit erlöschen können, welche wir uns getrauen, eine gesittete, eine weise Zeit zu nennen? — Hat man etwa gefunden, daſs der Eifer für das Vaterland nichts als eine Chimäre, eine politische Erfindung, eine Art von Aberglaube war, welche die listigen Stifter der Staaten unter ihren Bürgern auszubreiten für nöthig fanden, um die Verfasser, welche sie entworfen, die Gesetze, welche sie gegeben hatten, durch den Muth und das Leben Andrer aufrecht zu erhalten? Das will man uns einbilden. Aber alle die Gründe, welche man mit Mühe erfunden hat, es zu beweisen, sind elende Schlupfwinkel, in welche sich eine bis zur Niederträchtigkeit getriebene Liebe der Gemächlichkeit und des Lebens, eine feige Furcht vor der Gefahr, der Mühsamkeit und dem Tode versteckt. Der Staat ist in unsern Zeiten zu milde, zu verschwenderisch mit seinen Wohlthaten, die er über uns ausbreitet; er hat uns üppig und eigennützig gemacht; wir vergessen über dem Ueberfluſs der Wohlthaten, die wir genieſsen, den Wohlthäter und die Dankbarkeit. Die Muſse und Ruhe, welche wir in seinem Schoſse genieſsen, haben unsre Begierden nach Vergnügen befeuert und ihren Kreis erweitert. Wir haben Künste, wir haben eine zahllose Menge von neuen Vergnügen erfunden, die uns das Leben angenehmer macht. Diese Liebe zum Leben ist endlich eine Sucht geworden. Eingenommen für Ruhe und Muſse, hassen wir jeden Gedanken, der Unruhe und Gefahr, welche ein so süſses Leben stören oder gar endigen könnten. So sind wir Zärtlinge geworden, , und unsre Weichlichkeit ist in eine weibische Furcht vor Gefahr und Tod ausgebrochen. Man hätte über diese selbst erröthen müssen; man wollte sich die Scham ersparen und suchte sie sich selbst zu verbergen; man hat daher angefangen, zu zweifeln, ob wir dem Staate soviel schuldig wären; endlich hat man auch Gründe gefunden, sich davon loszusagen. Aber können Beweise besser seyn, als die Quellen, woraus sie flieſsen?

Was für Unternehmungen, mein Sohn, kann man von Weichlingen erwarten? Zu was für uneigennützigen und groſsen Entschlüssen ist derjenige fähig, der durch eine schamlose Eigenliebe die Ordnung der Dinge umgekehrt hat und thöricht genug ist, sich einzubilden, das Ganze sey wegen eines Theils, und der Staat blos seinetwegen? Damals, als noch ein einfältiges und mäſsiges Leben den Geist des Patriotismus nährte; als abgehärtete Väter ihre Söhne auf der harten Erde schlafen, Hitze und Kälte ertragen, und bey mäſsiger Nahrung alle stärkende Leibesübungen ausstehen lehrten; damals, als noch die Zauberstimme der Wollust die Zauberstimme des Vaterlandes nicht übertönte; als man diese Stimme noch in dem Gesetze, welches entweder zu überwinden oder zu sterben befahl, deutlich zu hören glaubte; damals, als noch die Mütter ihre Söhne mit der Lehre ins Feld sandten: „mit, oder auf deinem Schilde will ich dich erwarten!" Damals konnte es noch ein Bürger begreifen, daſs er des Staates wegen war. Er konnte es einsehen, daſs auſser ihm noch etwas sey, was ihm theurer seyn muſste, als sein geliebtes Selbst. Er konnte begreifen, daſs ohne vereinigte Kräfte keine Stärke seyn kann, und daſs er diese Stärke, welche auf jedweden Bürger Ruhe, Genuſs des Lebens und Sicherheit ausgieſst, durch den Zusatz der seinigen vermehren muſste. Die Stärke des Staates ist ein allgemeiner Schatz, zu dem ein jeder seine eignen Kräfte in Zeiten des Krieges und der Gefahr auf Wucher auslegt, um im Frieden die Zinsen an Ruhe, Sicherheit und Vergnügen zu haben.

Oder sollen wir etwa glauben, daſs die allgemeine Freyheit das einzige Gut war, das in jedem Bürger diesen brennenden Eifer entzündete, für sein Vaterland zu fechten und zu sterben? Kann wohl eine Freyheit ohne Gesetze bestehen? Und genieſst der Tugendhafte, wenn er anders unter keinem Tyrannen ein Sklav ist, nicht in jedwedem Staate eine gleiche Freyheit? Der Lasterhafte und der Bösewicht allein ist nimmer frey: er hat allenthalben Gesetze über sich, die er fürchten muſs. Genieſsen wir nicht eben die Vortheile, eine gleiche Ruhe, eine gleiche Sicherheit, einen gleich freyen Genuſs des Eigenthums? Ist nicht der Staat, in dessen Schooſse wir diese genieſsen, eben so gut unser Staat? Muſs er nicht durch gleiche Mittel bestehen? Sinkt und erhebt sich nicht unser Glück, so wie er sinkt oder steigt?

Die Bande, die uns mit demselben verbinden, sind dieselben; ja, vielleicht sind unsre Verbindlichkeiten für seine Gesetze, für seinen Flor zu fechten, noch gröſser, als in denen Zeiten, wo die Bequemlichkeiten des Lebens weit geringer waren. Aber eben das, was unsre Liebe zum Vaterlande vermehren sollte, hat sie verlöscht. Der Ueberfluſs hat uns zum Wohlleben, das Wohlleben zur Liebe zum Leben, zu einer weichlichen Furchtsamkeit, zum Abscheu vor Mühseligkeiten und Gefahren verleitet. Und so sind wir durch einen schwelgerischen Genuſs der Wohlthaten des Staats gegen den Wohlthäter undankbar geworden. Es ist nicht der Mangel der Freyheit, die wir unter Einem Herrn nicht haben: nein, es ist das Wohlleben, das wir unter ihm genieſsen, was unsren Eifer für das Vaterland verlöscht.

O mein Sohn, laſs nichts Dich in den Grundsätzen stören, die Du von mir gelernt hast. Alle Einwürfe und Einschränkungen, welche dagegen gemacht werden, sind bloſse Erfindungen einer schlechten Eigenliebe, einer verzärtelten Weichlichkeit, einer schimpflichen Furcht vor dem Tode. Die Liebe des Vaterlandes ist der Inbegriff aller gesellschaftlichen Tugenden. Wie wenig Tugend muſs der Mann besitzen, der sein Vaterland blos um sich liebte, dessen Handlungen keine andre Triebfeder haben, als den Eigennutz, der um eben das Gold seinem Vaterlande dient, um welches er es eben so willig verrathen würde! Deine Eigenliebe, Deine persönliche Dankbarkeit mag Deiner Liebe zum Vaterlande zu Hülfe kommen; sie wird vielleicht dadurch gewinnen: aber wenn sie auch nicht befriedigt würde, so muſs sie ihr doch niemals schaden. Das Vaterland geht Allem vor. Ungeachtet unsre Liebe von einzelnen Personen ihren Anfang nimmt und sich von unsren Eltern auf unsre Verwandte, auf Freunde, auf Mitbürger, und so auf den ganzen Staat erweitert; so sollte doch der letzte in unsrer Hochachtung der erste seyn, weil er alle diese Verwandtschaften und Verbindungen zusammen begreift.

Derjenige, der für sein Vaterland keine Liebe empfindet, kann keine von allen diesen in ihr begriffenen Verbindungen und Pflichten erfüllen. Er wird alle seine Dienste nach seinem eignen Vortheile abmessen; er wird seinen Nebenbürger nur erhalten, wenn es seine Bequemlichkeit leidet; er wird den Armen unterstützen, wenn sein eigner Vortheil nichts dabey verliert; sein Freund, sein Bruder, sein Vater werden sich umsonst von ihm Treue, Liebe und dankbare Zärtlichkeit mit Verläugnung seiner Eigenliebe versprechen.

O, sollten alle die glänzenden uneigennützigen Tugenden, die jede Nachwelt bewundert, uns versagt seyn? Sollten wir nur die vortrefflichen Beyspiele, welche Sparta und Rom aufstellte und der patriotische Römer nachahmte, vielleicht erreichte, für uns nichts mehr seyn, als die Denkmäler eines Todten, den wir verehren, aber nie wieder zu sehen hoffen? Sollten die weiten Schranken einer so herrlichen Laufbahn, sollte das groſse Feld, wo die Liebe zum Vaterlande Gelegenheiten zu Thaten findet, für uns verschlossen seyn? Sollten wir nichts weiter können, als bewundern und beneiden? — Nein, mein Sohn! es kömmt alles auf uns an. Wir nennen es nichts weiter können, wenn wir nichts weiter wollen. Du kannst mit gleich edler Verläugnung Deiner selbst eine gleiche Tugend ausüben; kannst für Dein Vaterland fechten; kannst seine Ruhe mit Deinem Blute bezahlen.

Höre itzt seine Stimme; es ruft Dich. Tausende erheben ihre Stimme und fordern diejenigen zur Hülfe auf, die das Schwert zu ihrer Vertheidigung führen können. Es ist eine heilige Stimme: die Stimme der Greise, die nach mühsamen Jahren noch die wenigen Augenblicke, die sie zu leben haben, in Ruhe, ohne Mangel und Unterdrückung zu leben wünschen; die Stimme der Mütter, die ihren Söhnen mit Gefahr und Schmerzen das Leben geben, damit das ihrige sie dereinst beschützen möchte; die Stimme der Säuglinge, welche die Hoffnungen, wozu sie geboren wurden, Deinen Händen mit anvertrauen und von Dir die Erhaltung eines Lebens fordern, das sie dereinst ihrem Vaterlande schuldig seyn werden; es ist die Stimme aller Unglückseligen, welche sich selbst nicht beschützen können, und ohne den Beystand ihrer Nebenbürger ein hülfloser Raub ihrer Feinde und der Grausamkeiten des Kriegs seyn müssen: sollten so Viele umsonst rufen?

Dich wenigstens nicht, mein Sohn! Wenn keine andre Verbindungen Dich nöthigen könnten, für Dein Vaterland zu fechten; wenn auch die Liebe für das Vaterland nichts mehr als eine Einbildung wäre, so würde doch Dein Stand sie Dir zu einer Pflicht machen. Dein Leben gehört eigentlich dem Staate: es ist Dein Beruf, für ihn zu fechten und, wenn es seyn muſs, zu sterben. Du hast das Schwert von ihm genommen, Du darfst es nicht niederlegen. Er hat Dir das Blut bezahlt, daſs Du vielleicht für ihn vergieſsen wirst. Schone es nicht, wenn seine Noth es fordert; erinnere Dich, daſs es ein Schatz ist, der nicht Dir, sondern ihm gehört. Der Verzagte, der, seiner Pflicht uneingedenk, durch eine elende Flucht sein Leben rettet, rettet es blos zur Schande, und stiehlt es einem Staate, dem er es verkauft hatte.

Erinnere Dich, wen Du in Deinem Vaterlande lässest! Freunde, die Dich lieben, Verwandte, welche auf Dich trauen, schwache Geschwister, welche für ihre Ehre zittern, einen grauen Vater, eine graue Mutter, welche Dir Dein Leben gegeben haben, um das ihrige zu vertheidigen, ihr ganzes Vermögen, die Unterhaltung in ihrem hülflosen Alter; die Hoffnung Deiner Brüder und Dein eignes Erbe!

Als meine Jahre mir noch erlaubten, das Schwert des Vaterlandes zu führen, da stritt ich, indem ich mein Leben für die Sache meines

Staates wagte, zugleich für diejenigen, welche die Verwandtschaft des Blutes mit mir verband; für die, die Dich gebar, für Deine Geschwister und für Dich. Itzt, da das kraftlose Alter mir das Schwert aus der Hand windet, itzt muſs ich Dir es übergeben; und es ist billig, daſs Du Dein Leben für den wagst, der das seinige so oft für Dich gewagt hat.

Streite demnach, mein Sohn, für eine so heilige Sache. Ein Tropfen Blut ist wenig für den Lorbeer, der auf dem Felde der Ehre zu erfechten ist. Komm siegreich zurück; oder laſs Dein Leben für Dein Vaterland, mit denen, welche den Tod für seine Wohlfahrt nicht scheuten!

Junius vom Schlachtfelde an den Decius.

Mich hat zwar der Tod in der blutigen Schlacht verschont; aber wie grausam! da ich neben mir meinen Eucharis sinken sah und in ihm mehr als den Tod litt. O, mein Decius! er ist nicht mehr, der, den wir so brünstig liebten. Beweine mit Deinem verwaisten Freunde den besten Jüngling, den tugendhaftesten Patrioten, den zärtlichsten Freund! Er fiel an meiner Seite, der tapferste Jüngling, ein Opfer seines Vaterlandes; das Schlachtfeld trank das Blut des Helden, und meine Thränen fordern auf dem Grabe meines Geliebten meinen Freund zurück. — Ach, sie fordern ihn umsonst! das Schicksal hat diese zeitlichen Bande auf ewig aufgelöst, welche Tugend und Harmonie der Gemüther geschlungen hatten.

Was ist dauerhaft? Selbst die unschuldigsten Freuden, selbst die Glückseligkeiten des Herzens sind dem Verhängniſs, dem Zufall und sogar der Willkühr der Menschen unterworfen. Ein unglücklicher Augenblick verlöscht das edle Feuer, welches die Natur selbst in dem Busen zärtlicher Freunde entzündete. Die süſsesten Freuden des Herzens hängen, wie alle andre Vergnügen eines weltlichen Genusses, von der Entscheidung einer Minute ab; ein desto gröſserer Verlust, weil sie sich am wenigsten ersetzen lassen. Was ein Augenblick dem Geiz oder dem Stolz raubt, kann ihm der folgende wiedergeben: aber wer ersetzt den Verlust eines Freundes, und welcher Trost in einer Welt, die so arm an Freunden ist, kann die Thränen hemmen, die bey solchem Verlust strömen! Wir haben den verloren, mit dem das Leben uns angenehm war. Sein geschlossenes Auge, das alle schöne Empfindungen einer edlen Seele redete, wird uns nicht wieder lächeln. Sein Herz wird nicht mehr von den Entzückungen der Freundschaft und von den reinen Freuden überflieſsen, die er in unsrer Gesellschaft empfand, noch seine Lippen von dem Lobe göttlicher Thaten, der heiligen Tugend, oder von Lehren der Weisheit. In ihm hat die Welt ein Beyspiel eines rechtschaffenen Mannes, sein Vaterland einen Patrioten, seine Freunde einen unschätzbaren Freund verloren. Wie würden alle seine Tugenden, welche anfingen, sich mehr und mehr zu entwickeln, zur Bewunderung seiner Mitbürger hervorgestrahlt haben, wenn der Himmel sein Leben zu einer Reife hätte gelangen lassen wollen! Aber mitten in seiner Blüthe sank er hin, wie eine Blume von der Sichel des Schnitters, wie eine Rose, die der Sturm von ihrem Stamm reiſst. Sie liegt im Staube und breitet die süſsen Gerüche nicht mehr aus, wenn nach dem Sturm die übrigen sich wieder eröffnen.

O, zärtlichster und edelster unter den Jünglingen, Weiser, Rechtschaffener, Patriot; du Freund des ganzen menschlichen Geschlechts! Dein Tod war zwar so herrlich, als dein Leben; dein Blut floſs für das Recht deines Vaterlandes, für deine bebenden Mitbrüder, zu deren Verderben die Fluth von Feinden dein Vaterland überschwemmte; du starbst zwar als Sieger, und dein Auge, ehe es sich schloſs, sah noch erst den zerstreuten Feind von den siegreichen Waffen der Deinigen verfolgt, das Blutbad verlassen, wo seine geschlachteten Geschwader gesäet lagen; du hast zwar deinem Lande den Sieg, vielleicht den Frieden, durch dein Blut erkauft; aber verzeihe deinen Freunden, unter dem Frohlocken ihrer Mitbürger, eine eigennützige Thräne! Verzeihe ihnen, wenn sie den Preis für diesen Sieg vielleicht zu theuer schätzen! Ihr Vergnügen, ihr Leben war mit dem Deinen zu sehr verflochten. Wer wird ihnen den Freund wieder ersetzen, den sie verloren haben? Wer wird das Oede ihres Herzens ausfüllen? Ach es ist kein Eucharis mehr!

Laſs mich Dir seinen Heldentod erzählen, und lerne den Mann, den Du als einen Freund kanntest, auch als einen Helden kennen.

Kaum brach der furchtbare Tag an, dessen Abend Tausende nicht erleben sollten, so eilte ich, meinen Eucharis noch erst zu umarmen. Ich fand ihn in seinem Gezelt, er lag mit gefaltenen Händen auf seinen Knieen, und betete. Ich wollte ihn nicht stören, und betete hinter dem Vorhang, ungesehen, seine Worte nach. Er stand auf, und itzt trat ich hinein. Er umarmte mich brünstig. „Eben war ich entschlossen,“ sagte er, „meinen Freund zu suchen. Du kömmst mir zuvor. Noch haben wir unser Leben eine Stunde gewiſs; laſs uns diese noch leben, und glauben, daſs sie die letzte sey. Ach, mein Freund! vielleicht hat der Himmel eine Veränderung beschlossen, und dieser Tag soll uns trennen! Wir haben so gelebt, daſs wir den

Tod nicht fürchten dürfen: und rühmlicher könnten wir nicht sterben, als dort auf dem Felde, wo heute der Tod würgen soll! Ich habe mich bereitet; und wenn ich einer gewissen Ahnung glauben soll, so werde ich diese Sonne, welche noch nicht aufgegangen ist, nicht untergehen sehen! — Freund! laſs uns thun, als wenn diese Stunde unsre letzte wäre; laſs uns Abschied nehmen. Ueberleben wir, und sehen wir uns als Sieger wieder, wie groſs wird alsdann unsre Freude seyn! Lebe wohl! schone Dein theures Leben, so weit es eine kluge Tapferkeit erlaubt. — O, möchten wir beyde zusammen fechten, und leben, oder — doch nein! Dein Leben ist der Welt nöthiger; um mich werden nur einige Wenige weinen. Laſs uns an unser bedrängtes Vaterland denken! Könnte mein Blut ihm den Frieden erkaufen."

Er drückte mich an sein Herz, und wir redeten itzt nur mit Thränen. Indeſs rückte die groſse Stunde heran. Die Trompeten gaben das Zeichen: das ganze Lager wurde rege. Die greisen Krieger umarmten sich und nahmen Abschied: ein tausendfacher Tumult erfüllte das weite Lager. Wir umarmten uns noch einmal und gingen zu unsren Posten.

Kaum sah die Sonne über den Bergen hervor, so erblickten wir eine dicke Wolke von Staub, die uns entgegen kam. Nach und nach sahen wir, gleich einer langen Feuersbrunst, die Waffen der Feinde von den Strahlen der Sonne aus dem Dampf hervorblitzen. Die Donner der Schlacht krachten von allen Seiten, der Tod fing an zu würgen. Wir rückten ihm entgegen; das Blutbad hub an. Welch ein Anblick! welch ein Getümmel! Welch eine Scene für einen Menschenfreund!

Der Himmel hatte der gerechten Sache den Sieg bestimmt. Die Feinde fingen an, vor der Tapferkeit unsrer Schaaren zu weichen. Ich sah meinen Freund mitten in den Flammen; er verfolgte den weichenden Feind, der seinem Geschwader eine Fahne genommen hatte und mit dieser Beute wenigstens den Schimpf seines Abzugs ersetzen wollte. Aber wie ein ergrimmter Löwe, dem ein Feind eines seiner Jungen geraubt, verfolgte er die Schaar, um seinen Verlust wieder zu erobern.

Ich sah ihn weit von mir, als ein neuer Haufen ihn umringen wollte. Seine Gefahr befeuerte meinen Muth; ich floh ihm zu Hülfe. Er hatte seine Absicht erreicht; mit Wenigen war er in den Feind gedrungen und trug itzt die blutige Fahne in seiner siegreichen Hand Die Feinde wichen vor unsern vereinigten Kräften: aber das war der unglückliche Augenblick! Ein unglückliches Bley traf seine redliche Brust; er sank zu Boden. Der Soldat wurde niedergeschlagen; der Feind sah seinen Vortheil, er drang herein. Hier sah ich meine Brüder fallen. Grauen und Tod breitete sich unter ihren Geschwadern aus.

Itzt bemächtigte sich Zorn und Wuth meines Herzens. „Sie fallen!" rief ich. „Sehet, Brüder, eure Freunde fallen! Da liegt der redlichste Mann! Rächet seinen Tod, wenn ihr seiner würdig seyd." Ich stürzte mich mit meinem erbitterten Haufen mitten in die dichtesten Schaaren, und wollte neben meinem Eucharis hier auf der Wahlstatt sterben. Aber der Tod flohe mich, die Feinde verlieſsen den Platz, und der Sieg war auf unsrer Seite.

Ich sprang vom Pferde, um meinen sterbenden Freund zu umarmen. Er schlug noch einmal seine sterbenden Augen auf, reichte mir seine matten Arme entgegen: „ich sterbe," sagte er mit schwacher Stimme, „aber wir siegen! Umarme unsre Freunde, bring' ihnen meinen letzten Segen!" Mit einem Seufzer zu Gott entfloh seine tugendhafte Seele. Sein Haupt sank in den Staub, Todesblässe goſs sich über seine Wangen aus und die Fahne entsank seiner kalten Hand.

Also starb unser Freund! Das Bild seines Todes wird mir beständig vor Augen stehen. Theuerster Eucharis! nie, nie werde ich dich vergessen! Ströme von Thränen vergoſs ich bey der theuren Leiche. Ich umarmte meinen kalten Freund, ich vergaſs mich und die Gefahr der Meinigen. Man riſs mich von ihm weg, und ich stürzte mich von neuem mitten in die Flammen. Aber ich suchte umsonst auch hier den Tod. Ich sollte übrig bleiben, um mit Dir meinen Freund zu beweinen.

Also, mein Decius, sind unsre der heiligen Freundschaft geweihte Stunden finster, öde und leer von Freuden. Wenn uns der Himmel wieder vereinigt, wie traurig werden wir sitzen, und einer von dem andern den Trost erwarten, der beyden fehlt! Wir werden uns mit Mitleiden ansehen, stille Thränen werden von unsern Wangen schleichen, Thränen, welche wir uns zu verbergen uns umsonst zwingen werden. Wie einsam werden wir uns dünken! welche unschuldige Freude wird noch ihre Reizung behalten! Die schöne Natur, die Eucharis so oft besang, wenn er voll heiliger Entzückung die Laute nahm; die Anmuth des Frühlings, die uns so unaussprechlich vergnügte, wird für uns nicht mehr die süſsen Freuden haben. Eucharis ist nicht mehr, der liebenswürdigste Freund, der allen Freuden einen Geschmack geben muſste, ist nicht mehr!

So ist denn unter dem Himmel keine Freude beständig, auch die heiligste nicht? Die eilende Zeit reiſst sie alle dahin! Schlösser zerfallen vor ihrer Gewalt, und Throne liegen darnieder! Aber wer würde den Schutt der Schlösser und der Thronen beklagen, wenn sie nur der höhern Empfindungen der Tugend, Liebe und Freundschaft verschonen wollte! Ihr Söhne der Erden, ist das Leben nicht mühsam genug? ersinnt ihr noch neue, noch unzählige Qualen und Werkzeuge der Foltern, die der Himmel nicht erschuf? — Wie oft, liebster Decius, haben wir Freunde, als der sanfte Eucharis noch unsre Stunden verschönerte, das arme Geschlecht der Menschen beseuſzt, das Foltern, Ketten und Schwerter ersinnt, sich zu quälen und zu zerstören! Wie wüthen diese feindschaftlichen Seelen, die zur Freundschaft, zur heilsamen Eintracht, um sich die Last des Lebens zu erleichtern und unter dem ruhigen Schatten des Friedens neben einander in geselliger Liebe zu wohnen von dem Schöpfer gebildet sind! Gesegnet sey noch im Grabe, ehrwürdiger Staub der Menschenfreunde, die die glückseligen Künste des Lebens erfanden: du, der mit dem ersten Pfluge den Schooſs der Erde zerriſs und goldne Schätze, um den Hunger zu stillen, aus den Furchen hervorwachsen hieſs! Oder du, der das rohe Geschlecht aus der Wildniſs der Wälder, wo der Lebendige unter unbeweinten Leichen schlief, in Hütten versammelte, der durch weise Gesetze, vom Himmel, die Hände der Bosheit fesselte und die allgemeine Glückseligkeit auf den Thron setzte! Aber ihr unglücklichen Lehrer der Künste zu quälen und zu tödten, eure Gebeine — doch ich will nicht den Fluch über sie sprechen! Aber dich verfluche ich, Krieg, das schrecklichste unter allen Uebeln, das Menschenliebe, Mitleid und Verschonen zum Verbrechen macht!

Was empfindet ein menschliches Herz, unter den Leichen des Schlachtfeldes! Die menschliche Zunge kann es nicht sagen, welch ein Grauen meine ganze Seele erschüttert! — Hier sitze ich neben der entsetzlichen Scene, wo der Tod in tausendfachen Gestalten gewürgt hat. Welch eine Scene! Schrecken und wildes Entsetzen ergreifen die Seele! Ein unabsehbares Grabmal voll Blut und Leichen! Feinde liegen hier unter den Freunden, Sterbende unter den Todten, Menschen unter Vieh! Mit pochendem

Herzen, mit gen Himmel gerichtetem Haar, betrachte ich die langen Todtengefilde, und ein Schauer fährt nach dem andern von der Scheitel zur Ferse hinunter, jede Wunde empfinde ich, die da blutet. Was für Gesichter, fürchterlich blaſs, Geberden der grausamsten Schmerzen, noch im Tode; starrende, erlöschte Augen; Hände, die der Kampf und die Angst zum Himmel gefalten; offenstehende Lippen, die ihr Gebet in der kurzen Minute des Sterbens noch nicht vollendeten; zerschmetterte Glieder, verstümmelte Leichen; alle Geberden der Pein und der Leidenschaften, die die Natur hat. O du Gott der Güte, welch ein Anblick! Aller Jammer, alles, was vom Anfange der Erde bis auf den Tag, wo die Sonne untergeht, das Leben Schreckliches hatte, erscheint hier auf einem Gefilde versammelt! Hier krümmt sich ein Elender unter einem Haufen von Leichen auf, und sein Antlitz voll Todesblässe, fleht umsonst Erbarmen. Die kämpfenden Haufen stürmen über ihn hin. Die schnaubenden Rosse rauschen über das besäete Feld und zertreten, gleich unbemerkten Gewürmen, die im Staube der Wandrer nicht sieht, die Körper der Lebendigen und der Todten. Der Bruder, dem sein redliches Herz blutet, und arbeitet, hat nicht Zeit, seinem sinkenden Bruder die Hand zu reichen; ein Dienst, den sonst bloſse Menschenliebe einem Feinde nicht versagen könnte. Dort jammert ein Zerschmetterter und fleht mit Thränen seinen bebenden Freund, seiner Qual ein Ende zu machen; Barmherzigkeit nennt er das, was sonst ein Verbrechen ist, wovor ein Barbar erbebt. —

So war der heutige Tag; o mein Decius, welch ein Tag! — Tyrannen, deren Stolz das Blut ihrer verwandten Geschöpfe vergieſst, können ihn unter ihre rühmlichsten Tage anzeichnen, und mit Blut ihren Namen ins Gedächtniſs der Enkel schreiben: aber die Menschlichkeit wünscht ihn vergessen zu können. Der herannahende Abend, der den Ausschlag entschieden hat, und dem flüchtigen Feinde zum Schutze dient, zieht jetzo in einer melancholischen Stille über das blutige Feld einher. Die Sonne geht über die traurige Scene dunkel unter und hüllt sich in trauernde Wolken, und der Himmel vergieſst im Thau, der herabfällt, stille Thränen. Bald wird sich die Nacht um dieses weite fürchterliche Grabmal wölben. Dann wandelt das Grauen unter den Todten, und Angst ergreift den unwissenden Wandrer, der in sich gekehrt ging und auf dem bekannten Wege, wo sonst um ihn her die wallende Ernte lieblich rauschte, plötzlich den Fuſssteig unter Leichen verliert. Zitternd fährt er mit wildem Schrecken zurück, schauet ängstlich umher, kennt die Gegend nicht wieder und eilt mit flüchtigen Schritten zurück, und das Grauen geht ihm dicht an der eilenden Ferse nach.

Mit einem von Empfindung pochenden Herzen wandelte ich langsam durch die Leichen, von der Hand der Melancholie geleitet, um meinen Eucharis zu suchen. Wie Viele, die noch die aufgehende Sonne unter sichrer Freude fand, lagen hier um mich, unempfindlich und kalt, nicht bestimmt, den Untergang dieser Sonne zu sehen! Hier ein ehrwürdiger Greis, dessen silbernes Haar Blut und Staub befleckte; vielleicht ein eben so gütiger Vater zahlreicher Kinder, als ein Held, den die Liebe für sein Vaterland entflammte und mit dem Muthe der feurigen Jugend im kalten Alter beseelte. Seine Kinder werden untröstbar um die Leiche ihres Beschützers die Hände ringen, und in Thränen und Wehmuth zerflieſsen, so wie um den Helden das Vaterland weint. Aber umsonst flieſsen alle diese Thränen, vergebens ringen diese verlassenen Kinder die unschuldigen Hände: der unerbittliche Tod gibt aus seinen Gräbern seine Opfer nicht wieder zurück! ach, sonst würden auch meine Thränen mit den Thränen des rechtschaffenen Decius aus dem Grabe den Eucharis erkaufen! — Dort liegt ein Mann, auf dessen Gesichte, obgleich von den Schatten des Todes umnebelt, Grofsmuth und unerschrockne Tugend, unauslöschlich der Hand des Todes, wohnen. Hier sanken um ihren greisen Vater seine blühenden Söhne, und der Tod rottete in ihnen vielleicht auf einmal einen ganzen Stamm von Helden aus. Aber dort, dort liegt der beste Jüngling, auf einem Hügel, umringt von den Schaaren, die neben ihm fochten und starben. Mit bebenden Händen, o Decius, umfafste ich den heiligen Leichnam, drückte auf die kalten Lippen meinen heifsen Mund und trug die wertheste Last von der Wahlstatt hinweg. Alle Freunde versammelten sich um den Entseelten und brachten dem Freunde ihre Thränen. Rund um ihn her standen wir da, wir unglücklichen Freunde; jeder hatte ein Herz voll zu reden, und doch stand jeder sprachlos, und starr mit Thränen im Auge; wie marmorne Bilder um ein Grab stehen, und denken.

Unglücklicher! den sein blindes Schicksal verdammte, diesen Freund zu entseelen, ach, wüfstest du, was für ein Herz du getroffen hast, wie würdest du die That bereuen; ob es gleich hier ein Verdienst ist, Menschen zu würgen! Wüſstest du, wie viele Freunde um den seufzen, der von deiner Hand fiel; so würdest du selbst, wofern deine Seele jemals empfand, bey der wiederkehrenden Stunde der Schlacht traurig und finster Thränen vergieſsen. Du würdest den Waffen und dem barbarischen Kriege entsagen, der Feinde zur Schlachtbank versammelt, die sich nicht kannten und sich nie beleidigt hatten. Du hättest den Jüngling geliebt, du wärst vielleicht in der Zahl seiner Freunde der Zärtlichsten einer, und hättest mit eben der redlichen Liebe oftmals die Arme, wie wir, um die Schultern dieses Geliebten geschlungen; hättest du ihn im Leben gekannt. Nun bist du sein Mörder und hast ihn erwürgt, und kein Schauer, vielleicht, als er sank, bestrafte die That. — Unglückliche Menschen, die verdammt sind, zu hassen und zu tödten, ehe sie sich noch gesehen haben! Oft verdammt, für den Ehrgeiz der Fürsten, Blut zu vergieſsen, das sie geliebt haben würden; und Freunde zu würgen, die sie jenseit des Grabes umfangen werden, wo die Gewalt den Zepter niederlegt und die Macht nicht länger über Haſs und Liebe, Mitleid und Freundschaft gebietet. Da wirst du ihn finden, wenn du so tugendhaft warst, wie er, wenn du, späteres, aber eben so bestimmtes Opfer, am Altar des

Todes fällst: da wirst du den erst kennen, den du getödtet hast!

Aber wir sind nicht die einzigen Freunde, Decius, die der wüthende Krieg getrennt hat, nicht die einzigen für einander geschaffenen Seelen, die er einer der andern entriſs. Wohin Du Dein Auge nur wendest, da flieſsen Thränen um Freunde, um Väter, um Söhne, um Geliebte; und einsame Freunde, Waisen und bebende Mütter seufzen und ringen die Hände. Denn wo hat der Krieg nicht gewüthet? Aller Orten ist Jammer; die halbe Erde raucht von Flammen; Städte liegen danieder, ein Grabmal ihrer Bewohner, oder Beschützer; die Krieger fehlen den Schwertern, der Landmann dem Pfluge. Deutschland zittert unter den Füſsen der Heere, die der Ost, der West und der Süd über ihre verwüsteten Felder ausgieſst; wie sich im Sturme, wenn die Wogen des Meers die Dämme zerreiſsen, über die grünen Felder die brausende Fluth stürzt, den fliehenden Landmann verfolgt und Saaten und Dörfer fortreiſst. Zahllose Opfer fallen da, wie vor der Sichel die Ernte reicher Felder! Gallien rauscht daher und wird hier unter unsern Brüdern begraben. Der kalte Morgen schickt seine Kinder, bey Tausenden, zur Schlachtbank, meist geweihte Opfer des Krieges. Feinde verschlingen und zertreten, was der schweiſsvergieſsende Landmann gesäet hat. — Aber er wird es nicht vergebens zertreten; bey dem Schrecken, den die erzürnte Gerechtigkeit schon an seine flüchtige Ferse geheftet, bey dem Blute seiner eilenden Krieger, womit die Rache hinter ihnen den Weg zurück in die Herzen ihrer Länder gezeichnet hat, er wird nicht umsonst den vorigen Herbst verschlungen haben; mit seinem Blute wird er die Gefilde zur künftigen Ernte wiederum düngen, wo er praſste.

Entsetzlicher Krieg! wie soll ich den Abscheu, den ich gegen dich fühle, mit was für Worten soll ich ihn sagen! In welch eine Wüste, o mein leidendes Land, in welch eine Wüste bist du verwandelt! Keine Rechte sind heilig, und Unschuld und Tugend sind ein Spott in den Augen des rohen Soldaten. Bebende Greise werden von ihrem Heerde verjagt, von der Flamme hinweg, die ihre kalten Glieder erwärmte, und aus der armen Hütte, die Jahrhunderte her ihre einfältigen Väter bewohnten. Vor dem Pfluge verschont der niederträchtige Geiz des raubsüchtigen Kriegers nicht des Stiers noch des Mannes, der ihn treibt; jener zum Opfer seiner schwelgerischen Mahle bestimmt, und dieser verdammt, der feindlichen Fahne zu schwören, und die

Waffen wider sein Vaterland und wider seine Brüder zu führen. Verlassen liegt in der unvollendeten Furche allenthalben der Pflug. Dem arbeitenden Viehe hat der fressende Krieg die Nahrung und dem Hunger der Menschen die Saaten verschlungen, die der mühsame Landmann im vorigen Herbste in die Scheuern sammelte. — Vergebliche Arbeit, unnützer Schweiſs, für Feinde vergossen! Der Frühling zieht über leere Gefilde, mit Gras und Unkraut bewachsen; und die Hälfte deiner Aecker, Deutschland, wird den Klang der Sichel nicht hören, wenn der Sommer erscheint. Das Herz des Landmanns wird nicht von der Freude der Ernte, der einzigen Freude seiner mit Schweiſs bezeichneten Tage, schlagen, noch die Scheuer den Vorrath für den hungrigen Winter empfangen. Von Sorgen für sein Leben gequält, wird er seine öden Gefilde betrachten, die weinenden Augen erheben und dich verfluchen, verschlingender Krieg, der du das Blut der Menschen und den Schweiſs und die Thränen der Wittwen, Waisen und Armen säuſst, der du Gottes heilige Werke und die Werke der menschlichen Hände, dir zum Schauspiele, zerstörst; er wird den wüthenden Ehrgeiz verfluchen, der die Schöpfung verwüstet, Blut wie Wasser verschüttet und Gürtel der Erde zu Wüsten macht, um einen Fuſs breit Land zu gewinnen! Was das Roſs nicht zertritt, nicht der Muthwillen zerschlägt, und der Geiz der Menschen nicht raubt, verschlingt die Flamme. Theurung, Hunger und Seuchen wandeln dichte hinter dem Kriege. Nichts ist ihm heilig; als wären die ewigen Rechte der Gottheit, als wäre alles Gefühl der Menschenliebe und Groſsmuth aufgehoben; als regierte kein Gott den Himmel und seine Welten, so lange es den Fürsten gefällt, zu hassen! Die heiligen Tempel rauchen; nicht zufrieden, mit den Geschöpfen Gottes zu kriegen, kehrt der Grimm, der für Tyrannen und Gold ficht, seine Waffen selbst wider Gott, und zerstört die Altäre, worauf sein Weihrauch duftete, und stürzt die Tempel zu Boden, die wir seiner Ehre erbauten. Die heiligen Chöre schweigen, und wo die Andacht kniete und gefaltene Hände zum Schöpfer aufhob, da stampft vor der Krippe das Roſs; wo die Ehre Gottes Beter versammelte, da versammelt der Krieg seine blutenden Opfer und Sterbende. Flüche erschallen an dem Fuſse der entweihten Altäre, wo die Ehrfurht auf ihrem Antlitz anbetete. Entheiligt weint die untröstbare Braut um ihre verlorne Tugend, oder um den entrissenen Jüngling; Väter klagen um Söhne, Brüder um Brüder, der Freund um den Freund, und alle mischen ihre zärtlichen Thränen, Decius, in die unsrigen! Ach, wer möchte nicht sterben? wer nicht, wie er, für's Vaterland sterben und mit seinem Blute einer leidenden Welt gern die Ruhe des Friedens zurückkaufen? O, daſs doch der ewige Gott einst der verwüsteten Erde, die unter den Grausamkeiten der Zwietracht seufzt und mit Ekel das Blut trinkt, das die Fürsten verschütten, den glücklichen Frieden wieder gäbe.

Aber der Himmel schweigt noch, und aus ihrer seligen Ruhe sieht die Weisheit auf die Ameisen herunter, die um Strohhalme kämpfen. — Die geschlagenen Feinde rufen ihre Zerstreuten zusammen und versammeln neue Mörder. Eine Macht dingt von dem Zepter der andern das Blut ihrer Völker, und sendet aus ihrem Schooſse neue Ueberschwemmung von Kriegern, ficht dort mit Gelde, hier mit den Waffen. Allenthalben ruft die Trompete die Schaaren auf die Wahlstätte, wo Blut flieſsen soll: Blut, wie Ströme, die aus ihrem fruchtbaren Schooſse die Wolken des Frühlings gieſsen. —

Auch mich ruft mein Verhängniſs dahin, da für mein werthes Land zu sterben oder zu siegen. — Ach, wann werde ich dich sehen, liebster Decius? Vielleicht in diesem Leben nicht wieder! Eher vielleicht den Eucharis, als Dich!

Dann schlafen unsre Gebeine weit aus einander zerstreut, und das Schicksal gönnt uns nicht die letzte Vereinigung unsrer Asche im Grabe! — Lebe wohl, mein Decius, und erwarte Deinen Freund als Sieger zurück, und mit ihm den Frieden, oder die Nachricht, daſs er noch einmal für's Vaterland focht und starb; und jenseit des Grabes in den Armen des Eucharis seinen Decius erwartet!

Eucharius an den Austerus.

Sey nicht so sehr Dein eigner Feind, Dich über die Laster der Menschen zu ärgern und für ihre Besserung Deine eigne Ruhe aufzusetzen. Es würde der Mühe werth seyn, ein Opfer für die Tugend zu werden, wenn es nur der Welt zu einigem Nutzen gereichte, Austerus: aber ist es der Mühe werth, ein Märtyrer zu werden, wenn niemand darauf achtet, kein Einziger die Lehre eines Beyspiels annimmt, und wenn vielleicht die Meisten den Leidenden als einen Thoren verspotten? Freund, das ist das gewöhnlichste Schicksal derer, die sich verpflichtet erachten, jedwedem die unangenehmsten Wahrheiten zu sagen und alle Handlungen nach der äussersten Strenge zu beurtheilen. Nein, ich bin mit Deiner Theorie der Tugend nicht zufrieden, Austerus; noch weniger mit Deiner Ausübung. Es ist wahr, man darf der Tugend nichts vergeben; es ist wahr, so viel als sie verliert, so viel gewinnt das Laster; aber es ist falsch, wenn Du deswegen die Tugend mit der Geberde eines Cato schildern willst. Sie hält mit Strenge über ihre Gesetze und beobachtet die Gränzen ihres Gebiets; aber sie ist deswegen nicht störrisch; so wenig, als ein Monarch, der über seine Rechte mit aller Strenge hält, deswegen ein Tyrann wird; beyde geben ihre Gesetze, um die Menschen glücklich zu machen; aber nach Deinem Lehrgebäude sollte man glauben, ihre Gesetze wären nur deswegen gegeben, damit sie wie Tyrannen, Gelegenheiten zu strafen haben möchten. Wenn Du alle Pflichten untersuchst, Austerus, wozu uns das Gesetz der Natur verbindet, so wirst Du sehen, daſs sie alle den gröſsten Einfluſs auf die Glückseligkeit der Menschen haben, und daſs keine einzige eine Ausnahme davon macht. Tyrannen geben Gesetze nach Willkühr, ohne Absicht auf die Ruhe, den Frieden, oder überhaupt auf die Glückseligkeit ihrer Unterthanen. Alle ihre Absichten gehen auf sie selbst zurück: ihre Macht zu vergröſsern, freygeborne Menschen zu Sklaven zu machen und sich selbst zu Göttern, wider welche beynahe ein Gedanke sträflich wird; aber alle Pflichten, welche die Tugend uns vorschreibt, haben blos unsre Glückseligkeit zur Absicht, und ohne einen merklichen Verlust derselben, könnte keine von diesen Pflichten in ihrem Gesetze ausgelassen seyn.

Wenn Du dieses zugibst, Austerus, wenn Du alle diese Gesetze der Tugend für Mittel zur Beförderung der Glückseligkeit hältst, so wirst Du sehen müssen, daſs sie auf Menschenliebe gegründet sind. Menschenliebe ist das allgemeine Grundgebot der Tugend, woraus alle gesellschaftliche Pflichten sich herleiten lassen: und ohne Menschenliebe verlieren alle Tugenden ihre Seele, wenn ich so reden darf. Menschenliebe gibt ihnen das Leben, die Anmuth, die Schönheit. Aber die stoischen Lehrer scheinen sie dieser Schönheit zu berauben. Nach ihrem Verfahren sollte man glauben, daſs Bestrafen blos die Absicht ihrer Gesetze sey; denn sie sind immer begierig, zu tadeln und zu richten. Sie bestrafen mit Strenge und Eifer, und loben selten, oder kaltsinnig. Sie urtheilen und leben blos nach Grundsätzen, und scheinen die edlen Empfindungen gänzlich auszuschlieſsen. Ihre Tugend ist vielmehr eine äusserliche Ordnung, woran das Herz wenigen Theil nimmt; und weil sie nicht auf die Empfindungen sehen, so sind sie strenge in Ansehung der äusserlichen

Aufführung: daher ist jedes Laster in ihren Augen gleich und so wenig das Böse, als das Gute, hat seine Grade. Aber ein ganz andres Ansehn gewinnt jede Handlung, sie mag von der Schnur der Gesetze abweichen oder nicht, wenn wir die Empfindungen des Herzens dabey zu Hülfe nehmen. Wenn wir auf diese sehen und auf die Bewegungsgründe, so werden wir die Handlung gelinder beurtheilen, die oft der Stoiker verdammt, ohne der Tugend etwas zu vergeben.

Wenn eine unglückliche Mutter ihre eigne Geburt um's Leben bringt, so wird der stoische Weltweise diese Handlung verdammen, ohne die Empfindungen zu untersuchen, die in ihrem Herzen vorhergingen. Er wird sie eine Beleidigung aller Pflichten einer Mutter nennen, und nicht Worte genug finden können, die Bosheit dieser That zu benennen. Aber nicht jeder Mord ist gleich sträflich; und derjenige, der gewohnt ist, auf die Empfindung des Herzens und auf die Bewegungsgründe zu sehn, ehe er urtheilt, wird oft sogar eine solche Mörderin mehr bedauernswürdig als boshaft finden. Die herrschende Neigung, Austerus, die wir bey den Menschen finden, verändert Vieles. Setze diese Unglückselige, deren That Du so boshaft finden wirst, in die Umstände, worin sie sich vielleicht befunden hat, zurück. Setze, die Ehrbegierde sey ihre herrschende Leidenschaft, und dann bedenke den Schimpf, womit die Welt eine verbotene Liebe bezeichnet hat, die Verachtung und die Benennung, die derselben folgt. Setze die Furcht dieser unglücklichen Mutter, daſs ihre Verwandte sich ihrer schämen und daſs alle diejenigen die Hand von ihr ziehen werden, auf deren Hülfe sie sich verlassen muſs. Die mütterliche Liebe kann sich in ihrem Herzen geregt haben; sie kann mächtig gewesen seyn: aber die herrschende Leidenschaft, die Furcht vor Schande und hundert andre Empfindungen, die an sich unsträflich sind, sind mächtiger gewesen, oder haben vielmehr in einem verzweiflungsvollen Augenblick den Verstand unfähig gemacht, richtig zu wählen. Sage nun, ob sie so boshaft ist, als Du sie schätzen wirst, wenn Du blos die Handlung betrachtest? Ach, Austerus, ich fürchte, daſs sie mehr zu bedauern, als boshaft ist! Wenn eine Staatsverfassung Mittel fände, solche Unglückselige in den Stand zu setzen, daſs ihr erstes Laster verborgen bleiben könnte, so glaube ich, das andre gröbere Laster würde dem ersten nicht folgen. Die Entfernung der Schande würde die Leidenschaften hinwegschaffen, die der mütterlichen Liebe entgegenstreben; dann würde diese Liebe frey und ohne Hinderniſs wirken, und diese Gelindigkeit würde weit mehr ausrichten als das Schwert.

So müssen wir von allen Handlungen urtheilen, Austerus, wenn wir nicht oft die menschliche Natur kränken wollen. Die Strenge sollte die Gränzen des Gebiets der Tugend erhalten? Wie sehr irrst Du, Austerus! Strenge macht Sklaven und Heuchler. Sie kann nur auf das Aeusserliche ihr Auge richten; und das ist gar zu oft die Larve des Herzens. Die Tugend verliert durch Strenge und gewinnt durch Gelindigkeit. Härte und Strafe kann nimmer Empfindungen für die Tugend erregen; so wenig, als Tyrannen sich die Liebe und das Vertrauen derer erwerben können, welche sie zu Sklaven gemacht haben; denn zwischen Herren und Sklaven findet in Ewigkeit keine Freundschaft statt. Die Tugend will auch nicht durch Strenge die Gränzen ihres Gebiets erhalten; was sie will, das will sie durch Güte und Liebe gewinnen. Ihre Majestät ist mit Sanftmuth verbunden; sie reizt mehr als sie schreckt; sie bestraft mit Gelindigkeit, tadelt mit Sanftmuth und lobt mit Entzückung. Laſs uns das menschliche Herz nicht für so boshaft ansehen, als es viele störrische Weltweise wollen. Es ist weder vollkommen gut, noch vollkommen böse; und wenn es sich auf diese oder jene Seite mehr lenkt, Austerus, so geschieht es durch Bewegungsgründe. Heftiger Tadel und Strafe sind erst die äussersten Bewegungsgründe, wenn die übrigen alle vergebens erschöpft sind. Und wie weit ist derjenige, der aus einer wahren Liebe zu der moralischen Schönheit das Gute thut, demjenigen vorzuziehen, der aus Furcht vor Strafen das Böse unterläſst?

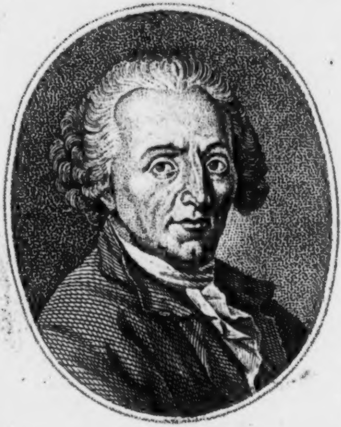
Dieses räumst Du ein; aber willst Du denn die Folge läugnen, daſs Menschenliebe und Gefälligkeit das Reich der Tugend mehr vergröſsern, als Strenge und Härte? Wenn alle menschliche Tugend unvollkommen ist und wenn sich kein Sterblicher von Fehlern lossagen kann; sage, ist denn nicht die Sprache der Mäſsigung die anständigste, die der Mensch führen kann? Entschuldige die stoischen Lehrer der Tugend nicht: es ist Stolz für einen Menschen, der genug eigne Fehler zu entschuldigen hat, wenn er gegen die Fehler seiner Mitbürger sich zu einem so strengen Richter aufwirft, der nicht verzeihen kann. O, wie kann es uns, die wir so gewissenhafte Lehrer der Menschen seyn wollen, wie kann es uns demüthigen, wenn sie uns mit gleicher Strenge in unsern eignen Busen zurückweisen und uns unsern Tadel von uns selbst anfangen heiſsen?

Glaube mir, Austerus, ein Herz, das von einer wahren Liebe für die Tugend und für die Menschen durchdrungen ist, wird mehr bey dem Anblick eines Lasterhaften vom Mitleiden, als vom Eifer eingenommen. Es freut sich über das moralische Schöne und über die Glückseligkeit eines Nebenmenschen, und leidet bey dem Anblick des Bösen, wie bey dem Anblick des Unglücks. So sehr es von den Gegenständen der äussersten Noth, von einem Dürftigen oder jedweden andern Elenden gerührt wird: so sehr wird es von einem Lasterhaften gerührt. Es bedauert die Blindheit dieser Menschen, die es nicht einsehen, wie glücklich sie durch die Tugend seyn könnten, und sucht sie davon zu überzeugen. Aber Ueberzeugung setzt Mäſsigkeit voraus. Unsre freye Natur haſst einmal den Zwang und die Gewalt; und unsre Freyheit empört sich gegen Eifer und Strenge, wie sich freygeborne Völker gegen den ersten Tyrannen empören. Die Gewohnheit an ihre Ketten, und öftere Strafen machen sie nur hartnäckig und unbiegsam: aber wenn ein Volk überzeugt ist, daſs aus der monarchischen Regierung tausend wesentliche Vortheile entspringen; wenn es sieht, daſs alle Gesetze blos ihre Absicht auf eine allgemeine Glückseligkeit haben; wenn es empfindet, daſs sein Beherrscher sich bemüht, glückliche Unterthanen zu machen: so müſste es erst rasend seyn, wenn es sich nicht gern unterwerfen sollte.

Ein solches Herz von Menschenliebe zeige, und laſs alle Deine Lehren Güte und Gefälligkeit begleiten; und wenn Du dann nichts über ihr Herz gewinnst, so will ich glauben, daſs die Strenge der Tugend dienlicher ist. Stelle ihnen die Bewegungsgründe der Tugend mit der Erinnerung vor, daſs Du auch ein Mensch bist und daſs Du mit Menschen redest; zeige ihnen, wie schön, wie vortrefflich, wie reizend die Tugend sey; halte ihnen Exempel vor, die die Welt bewundert und mit Entzückung angesehn hat, und halte solche entgegen, die Abscheu und Haſs erregen muſsten; vergleiche einen liebenswürdigen Titus, der den Tag für verloren schätzte, wo er nicht etwas Gutes thun konnte, mit einem Domitian, diesem Henker der Menschen; halte einen Sokrates, der in der Armuth bewundernswürdig ist, mit einem Nero, der auf dem Throne Verachtung erweckt, zusammen; nimm alle Neigungen, Vorurtheile und Leidenschaften zu Hülfe, um aus denselben Bewegungsgründe zur Tugend zu ziehen: ach, Austerus, wie sehr wirst Du alsdann diese Tugend befördern und ihr Gebiet erweitern!

Und diese Menschenliebe, diese Gefälligkeit wolltest Du Schmeicheley nennen? Du irrst, Austerus; man ist kein Schmeichler, wenn man die Tugend auf eine sanfte Art, der menschlichen Natur gemäſs, lehrt. Dem Laster kannst Du deswegen einen unversöhnlichen Haſs geschworen haben; Du liegst immer mit demselben in einem Kampfe, so oft Du die Tugend anpreisest. Du hast es erfahren, wie wenig Du ausrichtest, wenn Du beständig die Wahrheit mit Härte lehrst und, wie Du sagst, einer jeden Handlung ihren wahren Namen beylegst. Meinst Du denn, daſs Gelindigkeit die Natur der Wahrheit verändert und daſs sie Lüge wird, sobald sie nicht beleidigt? Schmeichler verrathen die Wahrheit und die Tugend, das ist wahr; aber schmeicheln und Wahrheiten auf eine Art sagen, daſs sie nicht beleidigen, wie sehr unterschieden ist dieses! Ein rechtschaffner Mann redet nie wider seine Grundsätze oder Gesinnungen; soll er deswegen seine Gesinnungen auf eine Art sagen, die beleidigt? Du siehst, Austerus, daſs wir nicht darüber streiten, ob man Wahrheit sagen soll und ob man seine richtigen Gesinnungen öffentlich verläugnen dürfe; kein rechtschaffner Mann wird jenes läugnen oder dieses bejahen. Wir streiten nur darüber, ob man sie nicht mit Bescheidenheit und Menschenliebe entdecken müsse.

Glaube mir, Austerus, diese rauhe Tugend, die Dir so sehr gefällt, stürzt Dich in Unglück und zieht Dir allgemeinen Haſs zu, ohne einem einzigen Menschen nützlich zu werden; und um Deiner eignen Ruhe willen bitte ich Dich, lege diese wilde Strenge ab, und sey bey Deiner Tugend auch liebenswürdig.



C. F. GELLERT.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1900.3452

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Ein und zwanzigstes Bändchen.
Gellert's Fabeln.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Christian Fürchtegott Gellert

wurde am 4. July 1715 zu Hainichen, einer kleinen Stadt im Erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, wo sein Vater Prediger war, geboren. Die geringen Einkünfte, und die kinderreiche Familie des Vaters nöthigten den jungen Gellert, schon in seinem eilften Jahre durch Abschreiben für Advokaten sich einigen Erwerb zu verschaffen. Dieser heterogenen Beschäftigung ungeachtet zeigten sich schon frühe bey ihm Spuren der Dichtkunst. Bereits in seinem 13. Jahre besang er den Geburtstag seines Vaters. Im J. 1729 kam er auf die Fürstenschule zu Meiſsen, wo er sich mit dem todten Buchstaben der römischen und griechischen Literatur bekannt machte. Auf dieser Schulanstalt lernte er Gärtner'n und Rabner'n kennen und schloſs sich wissenschaftlich und freundschaftlich innig an dieselben an. Im J. 1734 bezog er die Universität zu Leipzig, und als Theolog kehrte er 4 Jahre darauf in das Vaterhaus zurück. Da seine schwache Brust und sein nicht ganz treues Gedächtniſs das Predigen ihm sehr erschwerten, so neigte er sich zum Lehrstande. Im J. 1739 übernahm er die Aufsicht und Erziehung zweyer junger Edelleute, und im J. 1741 begleitete er den Sohn seiner Schwester in gleicher Absicht auf die Universität Leipzig. Hier lebte er ganz den Wissenschaften und unterhielt mit den Verfassern der Bremischen Beyträge, besonders mit dem kenntniſsreichen Gärtner, die innigste Freundschaft. Er fing an, sich mehr mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen und lieferte unter andern zu Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes viele Beyträge vom J. 1742 an. Dann wurde er Mitherausgeber der Bremischen Beyträge. Der leichte, natürliche Ton des jungen Dichters gefiel, und seine Fabeln und Erzählungen wurden mit der gröſsten Begierde gelesen. Er widmete sich daher dieser Dichtungsart vor allen andern. Indessen wurde er im J. 1744 Magister legens und erwarb auch in dieser Laufbahn sich den ausgezeichnetesten Beyfall. Er versuchte sich nun in mehrern Fächern der Schriftstellerey und ärndete durch neue Fabeln, durch seine Briefſammlung und die Geschichte der schwedischen Gräfin neuen Ruhm. Im J. 1751 sah' er sich leider von allen seinen Freunden getrennt; nur Rabner blieb noch in seiner Nähe. Im genannten Jahre wurde er auſserordentlicher Professor der Philosophie und erhielt ein auſserordentlich zahlreiches Auditorium. Er erwarb sich durch seine mündlichen Vorträge dieselbe Achtung und Liebe, als durch seine Schriften. Die angesehendsten Personen beeiferten sich, durch ihre Freygebigkeit, sein Leben so kummerlos und sorgenfrey als möglich zu machen. Aber während er die Augen von ganz Deutschland auf sich zog und sein Lob auf allen Zungen war, führte er, von der heftigsten Hypochondrie geplagt, das traurigste Leben. Er entsagte in dieser schwermüthigen Stimmung der aufheiternden Dichtkunst und widmete sich der ernstern Moral. Gellert, geehrt und geliebt von Allen, reichlich unterstützt von so vielen, hätte sehr glücklich seyn können, wenn sein Körper weniger gelitten hätte. Allein seine körperlichen Beschwerden lieſsen ihn zu keiner anhaltenden Heiterkeit kommen. Sein Uebel wich keinen Bädern, keinen Arzneyen. Im Dezember des Jahres 1769 wurde er von einer so hartnäckigen Verstopfung befallen, daſs an ihr die Kunst aller Aerzte scheiterte. So entschlief er am 13. Dezember 1769 in seinem 55sten Lebensjahre.

Gellert war nicht groſs von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, fast traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges ovales Gesicht, alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Sein moralischer Karacter war durchaus makellos. Er war liebreich, human, dienstfertig gegen alle Menschen. Die gröſste irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Niemand dachte bescheidner von sich selbst, als er, niemand war so willig wie er, die Vorzüge und Verdienste anderer anzuerkennen. Als Schriftsteller concentrirte Gellert die Neigung des gesammten Volks auf sich im höchſten Grade. Seine Fabeln gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verſtändliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz die ganze Liebe des Volks und bildeten es. Seine religiöſen Gedichte (Oden und Lieder) bemächtigten ſich des Herzens der Nation; Innigkeit und Hingebung zeichnen ſie auf das vortheilhafteſte aus. Wenig Talente entfaltete er als Dramatiſcher und Romanendichter, denn ſeine ſchwediſche Gräfin und ſeine Schäferſpiele werden längſt vergeſsen ſeyn, wenn ſeine Fabeln und kleinen Erzählungen noch mit Vergnügen von jedem Gebildeten geleſen werden. —

Gellerts Fabeln erſchienen zum erſtenmahl zu Leipzig im J. 1746; ein zweyter Theil folgte 1748. Schon früher hatte man ſie in einigen Zeitſchriften geleſen. Dieſer Auflage folgte eine groſse Zahl neuerer nach. Sie bilden auch den ersten Band der sämmtlichen Schriften Gellerts, die im J. 1784 zu Leipzig in 10 Oktavbänden zuerst erschienen. Von der neuesten Ausgabe der Fabeln sagt Garve: „sie seyen das Buch der Nation geworden, und man lese sie selbst da, wo sonst nichts gelesen wird.“ Sie sind in 3 Bücher abgetheilt, welche 143 Stücke enthalten, von denen nur 28 nachgeahmt sind. In unserer Etui-Ausgabe befinden sich die vorzüglicheren, die etwas über zwey Drittheile des Ganzen ausmachen. Nicht nur Deutschland, nein ganz Europa hat für diese deutschen Fabeln sich lebhaft interessirt, denn sie wurden in fast alle lebenden Sprachen übersetzt; so in die Französische in den J. 1750, 1766, 1771, 1777; in die Italienische 1770, 1776; in die Dänische, in die Russische 1775; in die Holländische 1775, in die Polnische 1777. Sogar neugriechische und hebräische Uebersetzungen sind vorhanden. Einzelne der Fabeln sind in eine große Menge Schriften anderer Art übergegangen und stehen in den mehrsten unserer zahlreichen Beyspielsammlungen und Jugendschriften.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite
Die Nachtigal und die Lerche 3
Der Zeisig 6
Der Tanzbär 8
Die Geschichte von dem Hute 10
Der Greis 14
Das Füllen 15
Der Kranke 17
Der Fuchs und die Elster 20
Das Land der Hinkenden 23
Der Kukuk 25
Das Gespenst 26
Die Bethschwester 29
Nach dem Inhalt einer Comödie, welche eben diesen Namen führet.

Seite
Der Blinde und der Lahme 34
S. die Fabel eines Unbekannten, welche Hr. Breitinger in seiner kritischen Dichtkunst auf der 232. Seite anführet.
Der Hund 36
Der Prozeſs 40
Das Pferd und die Bremse 45
Die Reise 48
Das Testament 50
Die Widersprecherin 54
Das Kartenhaus 57
Die zärtliche Frau 60
Die Spinne 63
Die Biene und die Henne 65
Der süſse Traum 68
Der Reisende 71
Der glücklich gewordene Ehemann . . 73
Der Arme und der Reiche 75
Damokles 77
S. den Cicero Lib. V. Tuscul. quaest.
Die beyden Hunde 80

Seite
Selinde 83
Der unsterbliche Autor 87
Der grüne Esel 89
S. des Abstem. LXXX. Fabel de vidua et asino viridi.
Der baronisirte Bürger 91
Der arme Schiffer 94
Das Schicksal 97
S. den Zuschauer im III. Theil auf der 532. S. u. f.
Lisette 100
Die junge Ente 103
Die kranke Frau 105
Der gute Rath 111
Der Maler 113

Zweytes Buch.

Die beyden Schwalben 115
Das Unglück der Weiber 118
Der sterbende Vater 122
Der junge Drescher 123

Seite
Die glückliche Ehe 125
Das Kutschpferd 130
Die Fliege 132
Der arme Greis 135
Der Affe 139
Der Bauer und sein Sohn 141
S. Burcard Waldis, in dem ganz neuw gemachten und in Reimen verfaſsten Esopus, im dritten Buche. 178 Bl.
Der glückliche Dichter 145
Er hieſs Chartier. S. Jöchers Gelehrten Lexicon.
Die Ente 147
Der Tod der Fliege und der Mücke . . 149
Amynt 151
Herodes und Herodias 154
Der Candidat 161
Die schlauen Mädchen 163
S. Burc. Waldis, im ersten Buche seines Esops Bl. 51.
Das Hospital 166

Seite
Der betrübte Wittwer 171
Dictionnaire de Bayle, v. Asclepiade, u. A.
Der Tartarfürſt 173
Der junge Prinz 175
Elite de bons mots, T. II. p. 66.
Cotill 176
Der beherzte Entschluſs 178
S. Burcard Waldis, im 4ten Buche 288.
Der junge Gelehrte 180
Die Bauern und der Amtmann 182
Die Frau und der Geist 185
Alcest 187
Der wunderbare Traum 190
Der Polyhistor 193
Die Nachtigal und der Kukuk 195

Drittes Buch.

Der Informator 197

Seite
Hans Nord 201
Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen, von London aus, gemeldet worden.
Alcest 204
S. Elite de bon mots, Tom. II. p. 47.
Der groſsmüthige Räuber 207
Der Arme und das Glück 209
Der ungerathene Sohn 211
Die beyden Schwarzen 213
S. den Spectator, Vol. III. n. 215.
Der fromme General 216
Rhynsolt und Lucia 218
S. den Spectator Vol. VII, n. 491.

Fabeln

und

Erzählungen.

A

Erstes Buch.

Die Nachtigal und die Lerche.

Die Nachtigal sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaſs der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Säng'rin nicht genug bewundern
konnte;

Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nacktigal;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren,
Lieſs Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr,
Und spricht: Du singst viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen:
Doch Eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr, als wenig Wochen,
Doch Philomele lacht und spricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit; warum? um schön zu singen.
Ich folg' im Singen der Natur:
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur.
Sobald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läſst sich nicht zwingen.

* * *

O Dichter! denkt an Philomelen!
Singt nicht so lang' ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch beseelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.

Soll euer Witz die Welt entzücken:
So singt, so lang' ihr feurig seyd,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt,
So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh' ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigal,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenstern hingen.
Die Nachtigal fing an ihr göttlich Lied zu singen.
„Ach, welcher singt von beyden doch so schön?
„Den Vogel möcht' ich wahrlich sehn!“
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beyde;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich mir das zu sagen?
Der Sohn läſst sich nicht zweymal fragen,
Schnell weis't er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muſs es seyn, so wahr ich ehrlich bin!
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder!
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daſs er nichts kluges singen kann.

* * *

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieser Knabe, schlieſst?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Stax kömmt, und kaum ist Stax erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug;
Warum? seht nur auf seine Mienen,
Wie vortheilhaft ist jeder Zug!
Ein Andrer hat zwar viel Geschicke,
Doch weil die Miene nichts verspricht,
So schlieſst man bey dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daſs ihm Verstand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brod ertanzen müssen,
Entrann, und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüſsten ihn mit brüderlichen Küssen,
Und brummten freudig durch den Wald;
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieſs es: Petz ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan!
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder.
Und gleich versuchten es die Brüder.
Allein, anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.

Um desto mehr lieſs sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroſs dem ganzen Haufen.
Fort, schrieen alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger seyn. als wir?
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

* * *

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist;
Doch je geschickter du vor vielen Andern bist,
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.
Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geschicklichkeit
Ein unverzeihliches Verbrechen.

Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen biengen flach herab;
Und dennoch wuſst' er ihn zu tragen,
Daſs ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb und lieſs bey seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiſs den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzusteifen.
Drauf läſst er sich dem Volke sehn.
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
Und schreit: Nun läſst der Hut erst schön!

Er starb, und lieſs bey seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut den Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und schmählt.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O! rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!

Er starb, und lieſs bey seinem Sterben
Den dreyfach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt' es anders seyn?
Er gieng schon durch so viele Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weiſser Hut lieſs lächerlich;
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.

Er starb, und lieſs bey seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;

Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiſse Bürsten wird er rein;
Er faſst ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreyen:
Was sehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut; o glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniſs verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser groſse Geist erfand.

Er starb, und lieſs bey seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht den Künstler groſs,
Und bey der Nachwelt unvergessen.
Der Erbe reiſst die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf.
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nie war die Kunst so hoch gestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die andern gegen ihn!

Er starb, und lieſs bey seinem Sterben
Den eingefaſsten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht,
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buches.

* * *

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche sagen.
Der Erbe lieſs ihm nie die vorige Gestalt.
Das Aussenwerk war neu; er selbst, der Hut, blieb alt.
Und daſs ichs kurz zusammenzieh:
Es gieng dem Hute fast, wie der Philosophie.

Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
Der neunzig Jahr die Welt gesehn;
Und wird mir jetzt kein Lied gelingen,
So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geschah,
Und singen, was ich in Geschichten
Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laſs euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur soll mein Loblied seyn.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich singe nicht von Heldenthaten,
Der Greis sey meine Poesie.

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb:
Hört, Zeiten, hörts! Er ward geboren,
Er lebte, nahm ein Weib, und starb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
Des stolzen Reiters nie gefühlt:
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dieſs Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wünschte, bald ein Roſs zu werden,
Das Sattel, Zaum und Reiter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
Das Reitzeug, die gewünschte Zierde,
Wird diesem Füllen aufgelegt.
Man führt es streichelnd hin und wieder,
Daſs es den Zwang gewohnen soll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und stolz gefällt sichs selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaſsnen Stand,

Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.
Ach! sprach es zu dem nächsten Gaule,
Mich lobten alle, die mich sahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die scharzen Mähnen stolz hinan.

Allein, wie giengs am andern Tage?
Das Füllen kam betrübt zurück;
Und schwitzend sprach es: Welche Plage
Ist nicht mein eingebilder Glück!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen,
Doch darum ward er nicht gemacht;
Er ist zu meines Reiters Nutzen
Und meiner Sklaverey erdacht.

* * *

Was wünscht man nicht bey jungen Tagen?
Ein Glück das in die Augen fällt;
Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu spät erhält.
Man eilt vergnügt, es zu erreichen:
Und, seiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach stolzen Ehrenzeichen,
Und desto tiefrer Sklaverey.

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimniſsvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr müſst euch, zischt sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey früher Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal die Schenkel netzen:
Es hilft, gedenkt an eine Frau!

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte.
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, sobald es tagte,

Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Läſst, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und daſs man viel mit wenig Worten sagt:
„Er ist's, den Kirch' und Schul' und Stadt und Land beklagt.“

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder!
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab —
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab
Verlieſs er dieses Frommen Grab.
Ach! rief er, läſst kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?
Der Küster kam von ungefähr herbey:
Den fragt der Mann, wer hier begraben sey?
Der Küster läſst sich lange fragen,

Als könnt' ers ohne Scheu nicht sagen.
Ach! hub er endlich seufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte:
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Comödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuerer, ein Bösewicht.
Nein! sprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiſs ein Bösewicht.

Der Fuchs und die Elster.

Zur Elster sprach der Fuchs: O! wenn
fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen?
Die Wahrheit, rief sie, breit' ich aus.
Was keines weiſs heraus zu bringen,
Bring' ich durch meinen Fleiſs heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürft' ich, versetzt der Fuchs, mit Bit
dich beschweren
So wünscht ich mir, etwas von deiner Ku
zu hören.

So, wie ein weiser Arzt, der auf der Büh
steht,
Und seine Künste rühmt, bald vor bald rü
wärts geht:
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räusp
und dann spricht
So lief die Elster auch den Ast bald auf, ba
nieder,

Und strich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht' ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daſs Sie vier Füſse haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werdens finden,
Denn ich beweis' es gleich mit Gründen.

Ihr Fuſs bewegt sich, wenn er geht;
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht.
Doch merken Sie, was ich jetzt sagen werde:
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuſs nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nur Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuſs sich reget,
Daſs auch Ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist Ihr Fuſs bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh' ich nunmehr den Schluſs:

Ihr Schwanz, das sey Ihr fünfter Fuſs:
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen.

* * *

Ja, dieses hat uns noch gefehlt;
Wie freu' ich mich, daſs es bey Thieren
Auch groſse Geister giebt, die alles demonstriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiſs erzählt.
Je minder sie verstehn, sprach dieses schlaue Vieh,
Um desto mehr beweisen sie.

Das Land der Hinkenden.

Vor Zeiten gabs ein kleines Land,
Worin man keinen Menschen fand,
Der nicht gestottert, wenn er redte,
Nicht, wenn er gieng, gehinket hätte:
Denn beydes hielt man für galant.
Ein Fremder sah den Uebelstand.
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern müssen;
Und gieng einher mit steifen Füſsen.
Er gieng: ein jeder sah' ihn an,
Und alle lachten, die ihn sahn,
Und jeder blieb vor Lachen stehen,
Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielts für seine Pflicht,
Den Vorwurf von sich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt, ich aber nicht:
Den Gang müſst ihr euch abgewöhnen!
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden sprechen hört.
Er stammelt nicht, genug zur Schande!
Man spottet sein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daſs wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloſs, weil er klüger ist, als wir.

Der Kuckuk.

Der Kuckuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was spricht man, fieng er an zu schreyen,
Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?
Was spricht man von der Nachtigal?
„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“
Und von der Lerche? rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.“
Und von der Amsel? fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort.“
Ich muſs dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, spricht man denn von mir?
„Das,“ sprach der Staar, „das weiſs ich nicht zu sagen;
„Denn keine Seele redt von dir.“
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen.

Das Gespenst.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält,
Er lieſs, des Geists sich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren!
Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weiſsen Tuch,
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und lieſs sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fieng ihn an zu schauern;
Er konnt' es länger nicht, als einen Auftritt dauern;
Denn, eh' der andre kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Lieſs gleich die andre Nacht den Dichter wieder kommen.
Der Dichter las, der Geist erschien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bey sich, dich will ich bald verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfe schlug, lies das Gespenst sich blicken.
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu schreyn,
Der Dichter (lauf geschwind!) soll von der Güte seyn,
Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.

Der Geist erschrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener sollte ja nicht gehen.
Und kurz, der weise Geist verschwand,
Und lieſs sich niemals wieder sehen.

* * *

Ein jeder, der dies Wunder liest,
Zieh sich daraus die gute Lehre,
Daſs kein Gedicht so elend ist,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.
Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
So kann uns dies zum Troste dienen.
Gesetzt, daſs sie zu unsrer Zeit
Auch Legionenweis erschienen:
So wird, um sich von allen zu befreyn,
An Versen doch kein Mangel seyn.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat;
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zum neuen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan,
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an;
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen,
So fleht sie doch um Mäſsigkeit im Essen;
Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht,
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit,

Welch redlich Herz, welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reiſst dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kommt? Ists nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, sie kann nicht hören.
Geh nur und hungre, wie zuvor!
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll sie dies Herz vom Himmel lenken,
Und jetzt an einen Armen denken?

Sie singt, und trägt das Essen singend auf.
Sie iſst, und schmählet auf der bösen Zeiten Lauf.
Allein, wer klopft schon wieder an der Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Bissen Brod —
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
„Seyd fromm und denkt an eure Pflicht;
„Der Herr vergiſst die Seinen nicht.

„Wann seht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man mufs zu Gott auch brünstig schreyn
und flehen!"

Doch ist die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn als Erbarmen?
Nein! nein! Sie dient und hilft den Armen;
Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis,
Und weifst sie zu Gebet und Fleifs;
Ist dieses nicht der Schrift Geheifs?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern;
Allein nur redlichen Gemüthern.
Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen,
So eilt sie doch, dem Weibe beyzuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
Die Welt mag noch so viel an ihr zu tadeln
finden,
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! sie weifs sich auch die Todten zu
verbinden.
Wann wird ein Kind zur Gruft gebracht,

Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht ?
Wann sprechen nicht die Leichengäste:
Beatens Kranz war doch der beste!
Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?
Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn,
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen,
So wird sie meinen Sarg gewiſs versilbern lassen.

Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum drittenmale noch bekleiden.
Man wirft ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der letzt in die Collecte
Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate wars, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, daſs es die Leute sehen?

Beate! laſs die Lästrer schmähen,
Und laſs sie aus Verleumdung sprechen:

Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Daſs für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Laſs dich von Andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;
Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut;
Als hättest du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt! Spötter, schweigt! Dies kann nicht seyn:
Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muſs einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straſse finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daſs ihn der andre leiten ſoll.

Dir, spricht der Lahme, beyzustehen?
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
Doch scheints, daſs du zu einer Last
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschlieſse dich mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege sagen;
So wird dein starker Fuſs mein Bein,
Mein helles Auge deines seyn.

Der Lahme hängt, mit seinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

* * *

Du hast das nicht, was Andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben:
Aus dieser Unvollkommenheit
Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So würd' er nur für sich allein,
Und nicht für mich bekümmert seyn.

Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den sie dir versagen,
Und jenem schenken, wird gemein;
Wir dürfen nur gesellig seyn.

Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Bellen widerstanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu stehlen wuſste,
Selber zweymal weichen muſste;
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzöhl und Mithridat
Muſste sich der Hund bequemen
Wider Willen einzunehmen.
Selbst des Nachbar Gastwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,
Als von ihrer Mittagskost,
Alle Brüder und Bekannten
Phylax zu besuchen rannten.
Pantalon, sein bester Freund,
Leckt ihm an dem heiſsen Munde.
O! erseufzt er, bittre Stunde!
O! wer hätte das gemeint?

Ach! rief Phylax, Pantalon!
Ists nicht wahr, ich sterbe schon?
Hätt ich nur nichts eingenommen,
Wär' ich wohl davon gekommen.
Sterb' ich Aermster so geschwind:
O! so kannst du sicher schreyen,
Daſs die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle sind.

Wie zufrieden schlief' ich ein,
Sollt' ich nur so manches Bein,
Das ich mir verscharren müssen,
Vor dem Tode noch genieſsen!
Dieses macht mich kummervoll,
Daſs ich diesen Schatz vergessen,
Nicht vor meinem Ende fressen,
Auch nicht mit mir nehmen soll.

Liebst du mich, und bist du treu,
O! so hole sie herbey:
Eines wirst du bey den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantalon;
Hab' ich nur noch gestern Morgen
In dem Winterreis verborgen;
Aber friſs mir nichts davon.

Pantalon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand.
Phylax roch bey schwachem Muthe
Noch den Dunst von seinem Gute.
Endlich, da sein Auge bricht,
Spricht er: laſs mir alles liegen!
Sterb' ich, so sollst du es kriegen:
Aber, Bruder! eher nicht.

Sollt' ich nur so glücklich seyn,
Und das schöne Schinkenbein,
Das ich — — doch ich mags nicht sagen,
Wo ich dieses hingetragen.
Werd' ich wiederum gesund,
Will ich dir, bey meinem Leben!
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst — — Hier starb der Hund.

* * *

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man die Güter zu erwerben:
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Proceſs.

Ja, ja, Processe müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden,
Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder! recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben:
Doch gieb nicht nach, setz' alles auf,
Und laſs dem Handel seinen Lauf;
Denn Recht muſs doch Recht bleiben.

* * *

Was sprecht ihr, Nachbar? dieser Rain,
Der sollte, meint ihr, euer seyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter! nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen;
„Von denen jeder sagen wird,
„Daſs lange vor der Schwedenzeit — —"

Gevatter, ihr seyd nicht gescheid!
Versteht ihr mich? Ich wills euch lehren,
Daſs Rain und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher sanfte ruhn;
Das Recht, das soll den Ausspruch thun.
So sagte Kunz, schlägt in die Hand,
Und rückt den spitzen Hut die Queere:
„Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
„So meid' ich lieber Gut und Land."
Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, sein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, sprecht ihr, kann das möglich seyn?
Kunz war zu Fuſs, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daſs ich lügen werde?
Ich bitt' euch, stellt das Reden ein;
Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpfen sprechen.

Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüſst Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen;

Der, denkt nur! spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre sein.
Allein, den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh,
Sechs Scheffel Hafer noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach' entscheiden.

Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das gröſste Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestümen,
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceſs seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist?
Ich will euch eure Sache führen;
Ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort. Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch versprach!

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Rieſs Papier wird voll geschrieben.
Das halbe Dorf muſs in das Amt:
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesammt:
Daſs, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!
Ich weiſs zwar wenig von dem Rechte:
Doch, im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das gröſste Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt; doch laſst es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laſst dem Processe seinen Lauf,
„Ich schwör euch, endlich durchzudringen!
„Doch — —
Herr, ich hör' es schon; ich will das Geld gleich bringen.
Kunz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen;
Du muſst die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daſs Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daſs er den Rain gewinnt.
O! ruft er, lernt von mir den Streit auſs höchste treiben;
Ihr seht ja, Recht muſs doch Recht bleiben!

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weiſsen Pferden,
Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt,
Und, wie ein' Mensch, stolz in Geberden,
Trug seinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem stolzen Gange
Ihm eine Brems' entgegen zog,
Und durstig auf die nasse Stange
An seinem blanken Zaume flog
Sie leckte von dem heiſsen Schaume,
Der heficht am Gebisse floſs
Geschmeiſse! sprach das wilde Roſs,
Du scheust dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie darfſt du wohl ein Pferd erbittern?
Ich schüttle nur, so muſst du zittern.
Es schüttelte: die Bremse wich.

Allein sie suchte sich zu rächen;
Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen;
Und stach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erschrack, und blieb für Schrecken
In Wurzeln mit den Eisen stecken,
Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

* * *

Auf sich den Haſs der Niedern laden,
Dies stürzet oft den gröſsten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht dienen kann,
Kann allemal, als Feind, dir schaden.

Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt:
Das jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
Um sich in Künsten umzusehn.
Er lieſs genaue Karten stechen,
Und gab dazu noch jedem das Versprechen:
Ihm, würd' er nur, so weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen seiner Schätze
Alsdann auf Reisen beyzustehn.
Es war das deutlichste einfachste der Gesetze,
Das jemahls noch die Welt gesehn;
Doch weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten:
So sah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
Half das Gesetz sehr sinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verstand,
Den er bequem für seine Rechnung fand!
Doch Alle waren eins, daſs man gehorchen müſste.

Man machte sich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüſste.
Sehr viele reisten nur im Geist,
Und überredten sich, als hätten sie gereist.
Noch Andre schafften das Geräthe
Zu ihrer Reise fleiſsig an,
Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte:
So hätte man die Reise schon gethan.
Sehr viele fiengen an, zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten; aber wenig Meilen,
Und meinten, dem Befehl sey nun genug geschehn.
Noch Andre suchten auf den Reisen
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein! sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Qual;
Behängten sich mit schweren Bürden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurücke kommen würden,
So wären sie des besten Amtes werth;
Sie reisten nicht auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

* * *

Wie elend, hör' ich Manchen klagen,
Ist nicht dies Mährchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?
Wo giebt es wohl so stumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgestellt?
Dies sind unsinnige Geschöpfe,
Und nicht Bewohner unsrer Welt.
O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
Sieh doch die meisten Christen an;
Betrachte sie, und dann sey Richter,
Ob dieses Bild unglaublich heiſsen kann?

Das Testament.

Philemon, der, bey groſsen Schätzen,
Ein edelmüthig Herz beſaſs,
Und, Andrer Mangel zu ersetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaſs:
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzustehen.
Zwey Nachbarn haſsten ihn, zwey Nachbarn ruhten nie,
Aufs schimpflichste von ihm zu sprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher als sie;
Ist dies nicht schon ein groſs Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
Nein, sprach er, laſst sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,

Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.

Er stirbt. Man findet nun sein Testament,
Und liest: Ich will, daſs einst, nach meinem Sterben,
Mein hinterlaſsnes Gut die beyden Nachbarn erben,
Weil sie dies Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht dies Testament!
„Wie? konnt' ich ihn nicht auch beneiden?
„Mir giebt er nichts, und alles diesen beyden?"

Die beyden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wuſste man noch nicht zu processiren;
Sonst hätten beyde nichts gekriegt.
Doch so erhielten sie das vollige Vermögen.
Wie rühmten sie den Sel'gen nicht!
Er war die Groſsmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles dies des Testamentes wegen;
Denn eh' er starb war ers noch nicht.

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzückt
Dem reichen Kasten Ruh und Leben.
Er hütet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Träum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füſsen aus dem Bette,
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn;
Er nimmt aus Geiz sich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läſst den, den er rief, doch leer zurücke gehn.
Arm hatt' er sich noch satt gegessen;
Reich hungert er, bey halbem Essen,
Und schnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen über Gott, und über Theurung ab,
Und war mit jedem neuen Tage
Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte sein.
Der Thorheit, sprach er, will ich wehren:
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Segens recht erfreun.
Er hielt sein Wort, und sah, in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
Schlich itzt sein Fuſs ganz unbekannt.
Ach! sprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daſs uns der Reichthum würd' verderben,
Drum hat er uns sein Gut vermacht
Du hungerst karg: ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu besitzen:
Denn keiner wuſst' ihn recht zu nützen.

Die Widersprecherin.

Ismene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch diese, daſs sie widersprach.
Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daſs alle diese Tugend haben;
Doch, wenns auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht,
So halt' ichs doch für ein Gedicht,
Und sag' es öffentlich, ich glaub' es nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;
Ich hab' es oft versucht, und manche schön genannt,
So häſslich sie auch war, bloſs, weil ich haben wollte,
Daſs sie mir widersprechen sollte;
Allein sie widersprach mir nicht.
Und also ist es falsch, daſs jede widerspricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm ich wieder zu Ismenen.
Ismenen sagte mans nicht aus Verleumdung
nach;
Es war gewiſs, sie widersprach.

Einst saſs sie mit dem Mann bey Tische;
Sie aſsen unter andern Fische,
Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, sprach der Mann, mein Engel,
ist mir recht,
So ist der Fisch nicht gar zu blau gesotten.
Das, rief sie, hab' ich wohl gedacht;
So gut man auch die Anstalt macht,
So finden Sie doch Grund, der armen Frau
zu spotten.
Ich sag' es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu
blau.
Gut, sprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht darüber streiten,
Was hat die Sache zu bedeuten?

So wie dem welschen Hahn, dem man was
Rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas' und Lefzen
steigt,
Sie roth und blau durchströmt, lang aus einander
treibet,

In beyden Augen blitzt, sich in den Flügeln
sträubet,
In alle Federn dringt, und sie gen Himmel
kehrt,
Und zitternd, mit Geschrey und Poltern, aus
ihm fährt:
So schieſst Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaſs
Gesicht;
Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und
Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stieſs, indem es stieg, das Nachtzeug von
dem Ohr.
Drauf fieng sie zitternd an: Ich, Mann! ich
deine Frau.
Ich sag' es noch einmal, der Hecht war gar
zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O! laſst sie
doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort;
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken
Wie konnt' es anders seyn? Gleich auf den
Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geräusch bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
Man reibt ihr Schläf' und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar, und hälts ihr vors Gesicht;
Umsonst! umsonst! Sie riecht es nicht!
Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann: er kömmt, und schreyt: Du stirbst, mein Leben!
Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
Wer hieſs mich dir doch widerstreben!
Ach! der verdammte Fisch; Gott weiſs, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam sie wieder Leben.
Blau war er, rief sie aus, will'st du dich noch nicht geben?
So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigsten Geruchs!

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefährer Stoſs
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reissen los.

Die Mutter kann im L'hombrespielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch wer wird gleich den Muth verlieren
Das Kind entschlieſst sich sehnsuchtsvoll
Ein neues Lustschloſs aufzuführen,
Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muſs den Schmerz besiegen:
Das erste Haus steht wieder da.
Wie lebhaft war des Kind's Vergnügen,
Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tisch! ruft das Kind, laſs dir gebieten,
Und stehe fest, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
Und reiſst es bald mit Willen ein.

* * *

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
Veränderlich sind die Gemüther,
So muſsten auch die Dinge seyn.

Bey Gütern, die wir stets genieſsen;
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden sie uns nicht entrissen,
Wo fänd' ein neu Vergnügen statt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt iſt nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geſchlecht,
Die Liebe nicht von Herzen gienge?
Das Altar ſang in dieſem Ton;
Von ſeinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaſst, o Männer, dieſen Wahn,
Und daſs ihr ihn verlaſst, ſo hört ein Beyſpiel an,
Daſs ich für alle Männer ſinge.
Du aber, die mich dichten heiſst,
Du, Liebe, ſtärke mich, daſs mir ein Lied voll Geiſt,
Ein überzeugend Lied gelinge!
Und gieb mir, zu geſetzter Zeit,
Ein Weib von ſo viel Zärtlichkeit,
Als dieſe war, die ich beſinge!

* * *

Clarine liebt den treusten Mann,
Den sie nicht besser wünschen kann,
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
Und wenn dir dies unglaublich scheint;
So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
Die sie mit ihrem Mann vereint,
War noch kein Jahr vorbey; nun glaubst du's doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein gröſser Glück, als ihren Mann:
Sie liebte, was er liebgewann,
Was eines wollte, wollten beyde:
Was ihm misfiel, misfiel auch ihr.
O! sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht' ich mir!
Ja wohl! ich wünsch' es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen,
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
Krank, sag' ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
Er quält sich viele Tage lang,
Von ganzen Strömen Schweiſs war sein Gesicht umflossen;

Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn
vergossen.
Tod! fängt sie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann,
Nimm lieber mich als meinen Mann!
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! er hört es auch; er hört Clarinen
Noth.
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier, schreyt
sie, lieber Tod!
Hier liegt er, hier in diesem Bette!

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchsichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgebläht, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüſst.
Den Blick mit halben Augen schieſst.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: was webst denn du?
Unwissender! läſst sich die Spinn erbittert hören,
Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
Ich webe für die Ewigkeit!

Doch kaum ertheilte sie den trotzigen Bescheid:
So reiſst die Magd, mit Borsten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebst der Ewigkeit.

* * *

Die Kunst sey noch so groſs, die dein Verstand besitzet;
Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nichts nützet.
Verdient, ruſt ein Pedant, mein Fleiſs denn keinen Dank?
Nein, denn er hilſt nichts mehr, als Andrer Müſsiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun, Biene, sprach die träge Henne;
Dies muſs ich in der That gestehn,
So lange Zeit, als ich dich kenne:
So seh ich dich auch müſsig gehn.
Du sinnst auf nichts, als dein Vergnügen!
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Blüthen Saft entziehn,
Mag eben nicht so sehr bemühn.
Bleib immer auf der Nelke sitzen,
Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
Wär' ich, wie du, ich thät es auch.
Was brauchst du Andern viel zu nützen?
Genug, daſs wir so manchen Morgen
Mit Eyern unser Haus versorgen.

O! rief die Biene, spotte nicht!
Du denkst, weil ich bey meiner Pflicht
Nicht so, wie du bey deinem Eye,
Aus vollem Halse zehnmal schreye;

So, denkst du, wär' ich ohne Fleiſs.
Der Bienenstock sey mein Beweis,
Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
Ich, oder eine träge Henne?
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
So sind wir nicht auf uns bedacht;
Wir sammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unser Fleiſs kein groſs Geräusch,
Und schreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du, im Neste, heisch;
So präge dir es itzund ein:
Wir hassen allen stolzen Schein;
Und wer uns kennen will, der muſs in Rost und Kuchen
Fleiſs, Kunst und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt,
Und einen Stachel eingesenkt,
Mit dem wir die bestrafen sollen,
Die, was sie selber nicht verstehn,
Doch meistern und verachten wollen:
Drum, Henne! rath' ich dir, zu gehn.'

* * *

O Spötter, der mit stolzer Miene,
In sich verliebt, die Dichtkunst schilt;
Dich unterrichtet dieses Bild.
Die Dichtkunst ist die stille Biene;
Und willst du selbst die Henne seyn:
So trifft die Fabel völlig ein.
Du fragst: was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein, wie kannst du doch so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit, durch ein Bild, zu sagen.

Der süſse Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
Erfreute Timon einst die Nacht:
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht, aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein groſser Schatz herauf;
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Lustschloſs auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und unbekleidet am Kamin,
Läſst er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muſs Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als dies ihm träumt, vergnügt:
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, daſs ihn ein Traum verführt,

Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, daſs sich sein Traum verliert.
Freund, ruft er, laſs dich nicht betrügen,
Es ist ein Traum, ermuntre dich!
O böser Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon ängstlich, bringst du mich!
Du machest, daſs mein Traum verschwindet;
Warum entziehst du mir die Lust?
Genug, ich hielt sie für gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewuſst.

* * *

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbeflissenheit;
Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd.
Wer heiſs euch, uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt,
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schad't, als nützt?
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man dunkel sieht.
Was denkt der Held bey seinen Schlachten?
Er denkt, er sey der gröſste Held.
Gönnt ihm die Lust, sich hoch zu achten,

Damit ihm nicht der Muth entfällt.
Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und laſst das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Lisetten?
Er glaubt, daſs sie die Keuschheit ist.
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wiſst.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt!
Er irrt; doch laſs ihn irrig bleiben,
Damit er Lust zu denken hat.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben:
Was treibt zu groſsen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein süſser Wahn.
Genug, daſs wir dabey empfinden!
Es sey auch tausendmal ein Schein!
Sollt' aller Irrthum ganz verschwinden,
So wär' es schlimm, ein Mensch zu seyn.

Der Reisende.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zevs, bey ungestümem Wetter,
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst! Zevs läſst sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen
Denn stürmisch sollt' es heute seyn.

Der Wandrer setzt, mit bittrer Klage,
Daſs Zevs mit Fleiſs die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
o oft ein neuer Sturmwind wüthet,
Und schnell ihm, still zu stehn, gebietet;
o oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
n diesem Holze zu entgehn;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
o sieht er einen Räuber kommen,
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt, und faſst den Pilger wohl;
Doch Wind und Regen sind zuwider,
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

O Thor! läſst Zevs sich wieder hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben,
Denn Hannchen war ein schönes Kind.
Allein, je reizender die losen Mädchen sind,
Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er sie;
Allein umsonst war alle Müh.
Was that er endlich? Er verreiste,
Und gieng, (was kann wohl ärgers seyn?)
Gieng, sag' ich, mit dem bösen Geiste
Ein Bündniſs an dem Blocksberg ein;
Ein Bündniſs, daſs er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
Sie werden hurtig eins, und schlieſsen ihren Kauf;
Der böse Geist giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen,
Und Doctor Fausten selbst betrogen;
So hielt er doch sein Wort genau.
Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh' vier Wochen sich verlieren,
So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach! spricht er, da der Geist erscheint,
Ach, darf ich, lieber böser Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weiſst, zu dienen:
Und dies erfüll' ich auch genau.
Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen,
So soll mein Dienst ein Jahr verlängert seyn.
Der Böse will sich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Frist noch zweymal ein;
Denn, sprach er bey sich selbst, so arg du immer bist,
So weiſs ich doch, daſs Hannchen ärger ist.

Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
Das Glück um seinen Beystand an.
Das Glück, das seine liebsten Gaben
Sonst immer für die Leute spart,
Die von den Gütern beſsrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entschloſs sich dennoch, auf sein Flehn,
Dem wackern Manne beyzustehn,
Und lieſs ihn in verborgnen Gründen
Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
Er sieht darauf in kurzer Zeit
Von seinen Schuldnern sich befreyt.
Doch ist ihm wohl die Noth benommen,
Da, statt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, so oft er iſst,
Kommt einer, der ihn durstig küſst,
Nach seinem Wohlseyn ängstlich fraget,

Und ihn mit Höflichkeit und List,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daſs ihn hungert, saget.

O Glück! so rief Aret, soll eins von beyden seyn;
Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn;
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

Damokles.

Glaubt nicht, daſs bey dem gröſsten Glücke
Ein Wüthrich jemals glücklich ist;
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genieſst.
Bey aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken,
Und läſst ihn nichts, als theures Elend, schmecken.

* * *

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einstens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äuſserlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluſs an Volk und Gold, erwies,
Daſs sein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dies Damokles einst gethan,
Fieng Dionys zu diesem Schmeichler an:
So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen,

Doch schmecktest du es selbst, wie würde dichs erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle seyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeygebracht.
Er sitzt, und sieht auf beyden Seiten
Der Hohen gröſste Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein,
Ein Wink, so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu seyn.
Ein Wort; so fliegt die Menge schöner Knaben,
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süſs berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt' ich dich ewig schmecken!
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;

Er sieht die drohende Gefahr
Nah über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben.
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sänger sanfte Weisen.
Ach! fängt er zitternd an zu schreyn:
Laſs mich, o Dionys, nicht länger glücklich seyn!

Die beyden Hunde.

Daſs oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Bewundrer haben,
Und daſs der gröſste Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält;
Dies Uebel sieht man alle Tage.
Allein, wie wehrt man dieser Pest?
Ich zweifle, daſs sich diese Plage
Aus unsrer Welt verdrängen läſst.
Ein einzig Mittel ist auf Erden,
Allein es ist unendlich schwer;
Die Narren müſsten weise werden,
Und seht sie werdens nimmermehr.
Nie kennen sie den Werth der Dinge.
Ihr Auge schlieſst, nicht ihr Verstand;
Sie loben ewig das Geringe,
Weil sie das Gute nie gekannt.

* * *

Zwey Hunde dienten einem Herrn.
Das Eine von den beyden Thieren,

Joli, verstand die Kunst, sich lustig aufzuführen,
Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und spielte voller Ungestümm.
Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge:
Seht, hieſs es, alles lebt an ihm!
Oft biſs er mitten in dem Streicheln;
So falsch und boshaft war sein Herz!
Gleich ſieng er wieder an zu schmeicheln:
Dann hieſs sein Biſs ein feiner Scherz.
Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie,
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen;
Er hieſs der lustige Joli.
Mit ihm vergnügte sich Lisette,
Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette,
Und beyde theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz anderm Wesen,
Zum Witze nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
Sehr ernsthaft von Natur; doch wachsam um das Haus,

Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
Joli stirbt auch. Da flieſsen Thränen;
Seht! ihn beklagt das ganze Haus;
Die ganze Nachbarschaft bezeiget ihren Schmerz.

So gilt ein bischen Witz mehr, als ein gutes Herz!

Selinde.

Das schönste Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich also sagen mag.
Schön, wie das Morgenroth, und heiter, wie der Tag:
Selinde soll sich malen lassen.
Sie weigert sich; der Maler lieſs nicht nach;
Er bat, bis sie es ihm versprach,
Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
Sie fragt, wie viel man ihm bezahlt?
Ich hätte sie umsonst gemalt;
Und hätt' ich ja was fodern sollen,
So hätt' ich Küsse fodern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar:
Die kleinste Miene muſs ihm glücken,
Das Bild war treu, und schön, bis zum Entzücken;

So reizend, daſs es selbst der Maler hurtig küſst,
So bald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
Selinde sieht es an, erschrickt, und legt es nieder.
„Hier nehm' er sein Gemälde wieder,
„Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
„Wer hieſs ihm so viel Schmeicheleyen
„Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?
„Erdichtet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
„Kurz, nehm' er nur sein Bildniſs hin!
„Ich mag nicht schöner seyn, als ich in Wahrheit bin.
„Vielleicht wollt' er die Venus malen:
„Von dieser laſs' er sich bezahlen."

So ist sie denn allein das Kind,
Das schön ist, ohn' es seyn zu wollen?
Wie viele kenn' ich nicht, die wirklich häſslich sind,
Und die für wunderschön wir halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild, und sagt kein einzig Wort,
Geht trotzig, wie ein Künstler fort.

Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und so ein schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muſs sich stellen.
Die Väter werden doch ein gültig Urtheil fällen!
O! fahrt sie nicht gebietrisch an;
So sehr sie Unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kömmt sie schon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch gesehn?
Der ganze Rath erstaunt vor diesem schönen Kinde,
Und sein Erstaunen preist sie schön;
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Gesichte.
Man sah aufs Bild; doch jedesmal
Noch längre Zeit auf das Original!
Und jeder rief: sie ist getroffen!
O! sprach sie ganz beschämt, wie könnt ich dieses hoffen?
Er hat mich viel zu schön gemalt,
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.

Selinde, hub der Richter an,
Kein Maler konnt' euch treuer malen.
Er hat nach seiner Pflicht gethan,

Abbittend sollt ihr ihn bezahlen!
Doch weil ihr von euch selbst nicht eingenommen seyd,
So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplatze;
Empfangt ein Heirathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Bescheidenheit.

O weiser Mann, der dieses spricht!
Gerechter ist kein Spruch zu finden;
Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht:
Und wärst du jung, verdientest du Selinden!
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach;
Man sprach von ihr gewiſs, wenn man von Schönen sprach;
Je mehr sie zweifelte, ob sie so reizend wäre,
Um desto mehr erhielt sie Ehre.

* * *

Je minder sich der Kluge selbst gefällt,
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Der unsterbliche Autor.

Ein Autor schrieb sehr viele Bände,
Und ward das Wunder seiner Zeit!
Der Journalisten güt'ge Hände
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er sah, vor seinem sanften Ende,
Fast alle Werke seiner Hände
Das sechstemal schon aufgelegt,
Und sich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer spanischen Perücke,
Vor jedes Titelblatt geprägt.
Er blieb vor Widersprechern sicher,
Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod
entseelt.
Und das Verzeichniſs seiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.

Man las nach dieses Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
Und seht, das Wunder seiner Zeit

Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und seine göttliche Methode
Hieſs eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloſs berühmt gewesen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh' Kenner ihn gelesen.

* * *

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
Doch bey der Nachwelt groſs zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, seicht am Geist, in strenger Lehrart schreiben.

Der grüne Esel.

Wie oft weiſs nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen;
Fängt an, mit ihm die Gassen durchzuziehn;
Er zieht, und Jung und Alt erscheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt,
Ein Esel, zeisiggrün! der rothe Füſse hat!
Das muſs die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!
Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel sehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beyden ersten Tage
Dem Esel mit Verwundrung nach.
Der Kranke selbst vergaſs der Krankheit Plage,
Wenn man vom grünen Esel sprach.
Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaaf;
Vom grünen Esel hört man singen,
Und so geräth das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen,
So war es um den Werth des armen Thiers geschehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Esel mehr zu sehn.
Und so bewundernswerth er anfangs allen schien,
So dacht' itzt doch kein Mensch mit einer Sylb' an ihn.

* * *

Ein Ding mag noch so närrisch seyn,
Es sey nur neu, so nimmts den Pöbel ein;
Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht:
Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baronisirte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm sich vor, ein groſser Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth
gebrach,
Doch die gebietrischen Geberden
Der Groſsen zuversichtlich nach.
Bald wünscht er sich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Fürsten umzugehn;
Bald wünscht er sich das Glück, dereinst vor
einem Heere
Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.
Kurz, er blieb ungewiſs, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indessen war er doch Baron;
Und sein Verdienst, die Million,

Lieſs sich, zu alles Volks Entzücken,
In Läufern und Heyducken blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg mit Gold,
Und brüstete sich mehr in seiner Staatscarosse,
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geck, der ihn gebückt um seine Gnade bat,
Und allem, was sein Stolz nur wollte
Die unverschämteste Bewundrung zollte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aſs, ihn lobt', und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überredte,
Daſs er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsichrer ist kein Schatz, als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaſs bey seinem groſsen Schatz

Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Verschwenden,
Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz:
Daſs Aeltern ihre Kinder hassen,
Wofern sie ihnen nichts, als Reichthum hinterlassen.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stack in Schulden,
Und klagte dem Philet sein Leid.
Herr, sprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab' ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit.
Indessen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, spricht er, nimm es hin, und brauch' es ohne Sorgen;
Ich freue mich, dafs ich dir dienen kann,
Du bist ein ordentlicher Mann,
Dem mufs man ohne Handschrift borgen.

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
Kein Schiffer läfst sich wieder sehen.
Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betrüger seyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch!
Ich bin aus allen meinen Schulden;
Und seht, hier sind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt' euch herzlich, nehmt sie an;
Ihr seyd ein gar zu wackrer Mann.

O! spricht Philet, ich kann mich nicht besinnen,
Daſs ich dir jemals Geld geliehn.
Hier ist mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein, ich weiſs es schon, du stehest nicht darinnen.

Der Schiffer sieht ihn an, und schweigt betroffen still,
Und kränkt sich, daſs Philet das Geld nicht nehmen will.
Er läuft, und kömmt mit voller Hand zurücke.
Hier, spricht er, ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
Noch hundert Gulden! nehmt sie hin,
Und laſst mir nur das Lob, daſs ich erkenntlich bin.
Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden;

Dies Glück, dies dank' ich euch allein;
Und wollt ihr ja recht gütig seyn,
So leiht mir wieder funfzig Gulden.

Hier, spricht Philet, hier ist dein Geld!
Behalte deinen ganzen Segen:
Ein Mann, der Treu und Glauben hält,
Verdient ihn seiner Treue wegen.
Sey du mein Freund! Das Geld ist dein:
Es sind nicht mehr, als hundert Gulden, mein,
Die sollen deinen Kindern seyn.

* * *

Mensch, mache dich verdient um Andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du liebreich bist!
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beyzustehen,
Der, wenn er Groſsmuth sieht, groſsmüthig dankbar ist!

Das Schicksal.

O Mensch! was strebst du doch, den Rathschluſs zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
Die der Unendliche bey seiner Schickung führt?
Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
Dies siehst du freylich nicht bey allen Fällen ein;
Doch wolltest du den Grund von jeder Schikkung wissen,
So müſstest du, was Gott ist, seyn.
Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
Die du zu sehn, so blöd am Geiste bist;
Und laſs dich hier ein jüdisch Beyspiel lehren,
Daſs das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen flieſst,
Und, wenn dies grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

G.

* * *

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unser Schicksal lenkt, um gröſsre Kenntniſs bat;
So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
Worauf er stand, hinab ins Ebne sehen.
Hier floſs ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
Stieg bey dem Quell von seinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reiter fort,
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an diesen Ort.
Er fand den Geldsack bey der Quelle,
Der jenem hier entfiel; er nahm ihn, und entwich:
Worauf nach eben dieser Stelle
Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
Er trank, und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
Bis es im Schlaf des Alters Last vergaſs.
Indessen kam der Reiter wieder,
Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungestüm,
Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint; der Reiter flucht und droht,
Und sticht zuletzt, mit vielen Wunden,
Den armen Alten wüthend todt.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannst du inne werden,
Wie in der Welt sich alles billig fügt;
Denn wiſs': es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einst erschlagen,
Der den verlornen Raub davon getragen.

Lisette.

Ein junges Weib, sie hieſs Lisette,
Dies Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiſs man wohl, wie junge Weiber sind;
Drum durft' ihr Mann nicht von dem Bette,
So gern er sie verlassen hätte;
Denn laſst ein Weib schön, wie Citheren, seyn,
Wenn sie die Blattern hat, so nimmt sie nicht mehr ein.
Hier sitzt der gute Mann zu seiner gröſsten Pein,
Und muſs des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kissen oft zurechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beſsrung flehn;
Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! Ich weiſs ihm nicht zu rathen;

Vielleicht besinnt' er sich, und thut, was Andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
Und Lorchen ward dazu erlesen,
Weil ihr Lisettens Eigensinn
Vor Andern längst bekannt gewesen.
Sie trat ihr Amt dienstfertig an,
Und wuſste sich in allen Stücken
Gut in die kranke Frau zu schicken,
Und auch in den gesunden Mann.
Sie war besorgt, gefällig, jung und schön,
Und also ganz geschickt, mit beyden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann sieht Lorchen an, und red't mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es ist zu deinem Glücke,
Daſs du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant!
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,

Hat Lorchen schon vorher gekannt,
Und sie mit Fleiſs zur Wärterin ernannt.
Ja, wenn sie bloſs durch Blicke redten,
So möcht' es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man sie einander küssen sehn.
Er kömmt, und klopft sie in den Nacken,
Und kneipt sie in die vollen Backen;
Sie wehrt sich anfangs zwar, gleich einer Braut,
Hält aber bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.
Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;
Allein sie küſsten gar zu laut.
Wie konnt es anders seyn? Lisette muſst' es hören.
Sie hörts, und fragt: was schallt so hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen schnell,
Es ist ihr Herr, er ächzt vor groſsem Schmerz,
Und will sich nicht zufrieden geben.
Ach! spricht sie, lieber Mann, wie redlich meints dein Herz!
O! gräme dich doch nicht! ich bin ja noch am Leben.

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das sie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug soll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verstehn;
Und jedes folgt, so bald sie nur gebietet;
Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

Die Ente wackelt mit: allein nicht gar zu weit.
Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen:
Sie läuft hinein, sie badet sich.
Wie, kleines Thier! Du schwimmst? Wer lehrt es dich?
Wer hieſs dich in das Wasser gehen?
Wirst du so jung das Schwimmen schon verstehen?

»

Die Henne läuft mit struppichtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an; und fliegt doch nicht hinein;
Denn die Natur heiſst sie das Wasser scheun.
Doch nichts erschreckt den Muth der Ente;
Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut:
Warum sie denn so ängstlich schreit?

* * *

Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Lust zu Felde liegen,
Und dich erschreckt der bloſse Name: Held.
Der schwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterst schon auf angebundnen Fähren,
Und siehst den Untergang der Welt.
Befürchte nichts für dessen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt:
Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
Dem hat sie auch den Muth sie zu bestehn gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
Die uns um die Gesundheit bringen!
Doch nöthig ists, daſs man sie kennen lernt.
Je mehr wir solcher Quellen wissen,
Woraus Gefahr und Unheil flieſsen;
Um desto leichter wird das Uebel selbst entfernt.

* * *

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges schönes Weib,
Gieng munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder,
Und fiel halb todt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt? Wie? Vergiſst ihr Blut den Lauf?
Geschwind! löst ihr die Schnürbrust auf!
Geschwind! Doch läſst sich dies erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dies nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
Zu früh ists, nach der Gattin Tod
Im ersten Jahre sich zu sehnen.
Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Aesculap
Erscheint sogleich in vollem Trab,
Und setzt sich vor das Krankenbette,
Vor dem er sich so eine Miene gab,
Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiste nach, was sein Receptbuch sagt,
Und läſst, die Krankheit zu verscheuchen,
Sich eilends Dint' und Feder reichen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doctor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
„Das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen;
„Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
„Wenn sich die jungen Weiber klagen.“

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht;
Drum muſs der zweyte Doctor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was ists? was fehlt der schönen Frau?
Der Doctor sieht es ganz genau,
Daſs sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger seyn?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Aerzte schweigt, und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muſs sich doch betrügen.
Nein, überlaſst sie der Natur,
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesetzt, daſs sie die schlimmste Krankheit hätte;
So ist sie nicht so schlimm als eure Cur.

Geduld! vielleicht genest sie heute.
Der Mann kommt nicht von ihrer Seite,
Und eh' die Stunde halb verflieſst,
Fragt er sie hundertmal, obs noch nicht besser ist?

Ach! ungestümer Mann, du nöthigst sie zum
Sprechen:
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daſs sich die Schmerzen stets vergröſsern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern!
Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befreyn.

Wer pocht? Es wird der Doctor seyn!
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt
ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
Er kömmt, so stammelt sie, er kömmt zu
rechter Zeit;
Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er sieht, so werd' ich bald erblassen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen:
So hätt' ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als er, er wirds wohl wissen,
Für meine Freundin machen müssen;
Es ist nichts schönres auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben,
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh' er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!

O fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daſs dein Weib noch ziemlich reden kann.
O laſs die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Athem wird sich wieder finden.

Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die gröſsten Schwüre,
Und eilt', die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kommt er wieder,
Sulpitia liegt noch danieder,
Und dankt ihm seufzend für den Gruſs.
Allein wer sagt, was doch der Schneider bringen muſs?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dies ist der Stoff, dies ist das reiche Kleid.
Allein was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

Ach, Engel! spricht der Mann, bey sanftem Händedrücken,
Mein ganz Vermögen gäb' ich hin,
Könnt' ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken!

O, fängt sie an, so krank ich bin,
So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen;
So können Sie noch heute sehn,
Wie mir das neue Kleid wird stehn.

Man bringt den Schirm, und sie verläſst das Bette,
So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt sie an, geputzt trinkt sie Caffee,
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war blos ein Kleid gewesen,
Und durch das Kleid muſs sie genesen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt!

Der gute Rath.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorschlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen sollte?

Freund, sprach der Greis, das weiſs ich nicht.
So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloſs zum Vergnügen,
So wählet euch ein schön Gesicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib,
So dien' ich euch mit einem andern Rathe:
Bemüht euch um ein reiches Weib.
Doch, strebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
Nun so vergeſst, daſs beſsre Mädchen sind,
Wählt eines groſsen Mannes Kind,
Und untersucht die Wahl nicht lange.
Doch wollt' ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:

So wagts, um euch nach Wunsche zu vermählen,
So wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier schwieg der Alte lachend still.

Ach! sprach der junge Mensch, das will ich ja nicht wissen;
Ich frage: welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —

O! fiel der Greis ihm ein, da müſst ihr keine nehmen.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre suchte, malte,
Lieſs einem Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frey heraus:
Daſs ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daſs es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O! rief er bey dem ersten Blick:
Ihr Götter welch ein Meisterstück!
Ach, welcher Fuſs! O, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.

Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!

Der Maler wird beschämt, gerühret:
Und sieht den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So strich er seinen Kriegsgott aus.

* * *

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Zweytes Buch.

Die beyden Schwalben.

Zwey Schwalben sangen um die Wette,
Und sangen mit dem gröſsten Fleiſs;
Doch wenn die Eine schrie, daſs sie den Vorzug hätte,
Gab doch die Andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden!
Und beyde stimmen herzhaft an.
Nun, hieſs es, sprich, wer von uns beyden

Am meisterlichsten singen kann?
Das weiſs ich nicht, sprach sie bescheiden,
Und sah sie ganz mitleidig an,
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuzwingen.
So, sprach sie, will ichs denn gestehn:
Die kann so gut, wie jene singen;
Doch singt, so lang ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen,
So kann uns eures nicht gefallen.

* * *

Ihr mittelmäſsigen Scribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laſst keinen Streit entstehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der Eine kann so gut, wie Jener, denken;
Doch keiner von euch denket schön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.
So lange wir Mosheime haben,
So sehn wir ohne Schwierigkeit,

Daſs ihr beredte Kinder seyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben
Im Gründlichen; o bleibt in Ruh!
Du demonstrirst wie er, und er so fein wie du;
Allein so lange wir Leibnitze vor uns haben,
So hört euch keine Seele zu.
O! zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unsrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein so lange wir noch Hagedorne haben,
So denkt man nicht daran, daſs ihr zugegen seyd.

Das Unglück der Weiber.

In einer Stadt, mich deucht sie lag in Griechenland,
Drang einst der Feind, von Wuth entbrannt,
Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger, in der Baserey,
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch' ein Angstgeschrey
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schreyn!
Was muſs das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwey nur schreyn.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Händen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,

Und flehten in gemeiner Noth,
Ihn insgesammt um ihrer Männer Leben.
So hats von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht, des Mannes los zu seyn?
Von tausenden nicht Eine? Nein.
Nun, das ist viel; da muſs, bey meinem Leben!
Noch gute Zeit gewesen seyn.

So hart, als auch der Feldherr war:
So konnt' er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen:
Denn welchen Mann, er sey auch ein Barbar,
Weiſs nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General seyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar so kläglich sich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und Einen noch dazu,
Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.

Allein sogar gelind war dieser Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und spricht —
Ihr Schönen? Dieses glaub' ich nicht:

Ein harter General wird nicht ſo liebreich
ſprechen.
Was willſt du dir den Kopf zerbrechen?
Genug, er hats geſagt. Ein alter General
Hat, dächt' ich, doch wohl wiſsen können,
Daſs man die Weiber allemal,
Sie ſeyn es oder nicht, kann meine Schönen
nennen.

Ihr Schönen! ſprach der General,
Ich ſchenk' euch eurer Männer Leben:
Doch jede muſs für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geſchmeide geben:
Und die ein Stück zurück behält,
Verliert den Mann vor dieſem Zelt.

Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geſchmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck für einen Mann?
Gewiſs der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, daſs er ihr Schönen ſagte,
Da er die Schönen doch ſo plagte?
Doch weit gefehlt, daſs auch nur Eine zagte:
So holten ſie vielmehr mit Freuden ihren
Schmuck
Dem General war dies noch nicht genug.
Er lieſs nicht eh' nach ihren Männern ſchicken,

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterlieſs zwey Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör' an, ich hab' in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der Sohn erschrack und stutzte lange.
Ach, Vater! hub er an, wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdenn mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort:
Für Görgen ist mir gar nicht bange,
Der kömmt gewiſs durch seine Dummheit fort.

Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf mit Milch und schwarzem Brote saſs,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fieng verdrieſslich an, sich in das Gras zu strecken;
Dacht' ängstlich seinem Schicksal nach,
Und dehnte sich dreymal, und sprach:
Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach,
Und muſst dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätst ja gern mit deinem Schatze schön;
Allein, du Narr, muſst in der Scheune stehn,
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mieke sehn.
Du bist noch jung, und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben,

Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzen Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch geberden:
So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann iſst du dein Stücke Fleisch in Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O! wenn ich doch schon Schulze wäre!

Indem Hans noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that, als käme so sie nur von ungefähr;
Allein sie kam mit Fleiſs, weil sie ihn sprechen wollte,
Und er verwegen seyn, und sie recht herzen sollte.
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hans zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr, nur mit dem Unterscheid,

Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fieng an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch aus diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Kaum hatt' er sie: so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüſsen?
Wen anders, als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft sich auf die Bank als Schulz im Dorfe nieder.

So wie ein durch den Fleiſs vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich selbst vor trunkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schönen Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erstemal Herr Doctor nennt;
So wuſst' auch Hans vor groſser Freude,
Nicht, wo er Händ' und Füſse lieſs,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieſs.

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aſs sein Fleisch, und that den Gästen oft Bescheid.
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt ist wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit,
Warf sich Herr Hans verdrieſslich auf die Stelle,
Auf der er sich sein Glück erfreut,
Und oft gewünscht: „Wenn ich doch Schulze wäre!"
Ich, fieng er zu sich selber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alle dem doch ein geplagter Mann.
Bald soll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red' und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heiſst mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teuflischen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiſs ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht schaffen soll.
Die Bauern brummen, wenn ich strafe;
Und straf' ich nicht, so lachen sie mich aus.

Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
Jetzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und wenn es Niemand thut, [illegible] hunzt die Frau mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande!
Ich griffe nach dem ersten Stande,
Und stürb' als Drescher auf dem Lande.

* * *

Wer weiſs, ob mancher Groſse nicht
Im Herzen wie der Schulze spricht?
Wer weiſs, wie viele sonst zu Fuſse ruhig waren,
Die jetzund miſsvergnügt in stolzen Kutschen fahren?
Wer weiſs, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh' es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Daſs ihr die Ruh' nicht durch den Stand gewinnt!
Lernt doch, daſs die am mindsten glücklich sind,
Die euch am meisten glücklich scheinen.

Die glückliche Ehe.

Gedankt sey es dem Gott der Ehen!
Was ich gewünscht, hab' ich gesehen:
Ich sah' ein recht zufriednes Paar;
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bey gleicher Lieb' und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein Wille lenkte hier zwey Seelen,
Was sie gewählt, pflegt' er zu wählen;
Was er verwarf, verwarf auch sie:
Ein Fall, wo Andre sich betrübten,
Stört' ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte;
So herrschte weder sie, noch er.
Sie herrschten; aber bloſs mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam bloſs ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh' wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhehlen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So lieſsen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten,
Sich nie den kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in diesem Bunde,
Der letzte Kuſs von ihrem Munde
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wann? — wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden dies nur Fabeln seyn.

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wieherte vor Stolz auf ihn.
Wann, sprach es, und fieng an die Schenkel schön zu heben,
Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?
Schweig, rief der Gaul, und laſs mich ruhig pflügen:
Denn baute nicht mein Fleiſs das Feld,
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

* * *

Die ihr die Niedern so verachtet,
Vornehme Müſsiggänger, wiſst,
Daſs selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
Daſs euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
Auf ihren Fleiſs gegründet ist.

Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
Nichts Bessers, als Verachtung werth?
Gesetzt, du hättest bessre Sitten,
So ist der Vorzug doch nicht dein:
Denn stammtest du aus ihren Hütten,
So hättest du auch ihre Sitten;
Und was du bist, und mehr, das würden sie auch seyn,)
Wenn sie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt sehr leicht; ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daſs alle Thiere denken können,
Dies scheint mir ausgemacht zu seyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aesopus hats gesagt, Fontaine stimmt mit ein.
Wer wird auch so miſsgünstig seyn,
Und Thieren nicht das kleine Glück vergönnen,
Aus dem die Welt so wenig macht;
Denk' oder denke nicht, darauf giebt Niemand Acht.

* * *

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunst mit ew'gem Stolze blickte,
Dich schnell zum Beyfall zwang, und gleich dafür entzückte,
Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
Mit edler Einfalt schon dich wieder zu dir brachte;

In diesem Bau von Ordnung und voll Pracht
Saſs eine finstre Flieg' auf einem Stein, und dachte.
Denn daſs die Fliegen stets aus finstern Augen sehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,
Kommt bloſs daher, weil sie so viel verstehn,
Und auf den Grund der Sache gehn.
So saſs auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernster Züge
Verfinsterten ihr Angesicht;
Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
Woher ist dies Gebäud' entstanden?
Ist auſser ihm wohl Jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich sehs nicht ein.
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut;
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne:
Und dies beweist, daſs ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne;
Was ist die Kunst? Ich sinn' und sinne,
Und sehe nichts als ein Gedicht.

Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Mährchen glaub' ich nicht.
Lern' es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefähr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und ſiengen an, zusammen sich zu schicken.
Daraus entstand der groſse hohle Stein,
In welchem wir uns beyd' erblicken.
Kann was begreiflicher als diese Meinung seyn?

* * *

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein, daſs groſse Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefähr zum Ursprung geben,
Und lieber zufallsweise leben,
Als einen Gott zum Thron erheben;
Das kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man sie nicht für Narren hält.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn,
(Erzählte mir mein Freund,) beschloſs ich auszugehn,
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebst dem, was er die Messe noch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken sollte,
Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon gieng vor mir, (ich geb' ihm diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiſs:)
Er gieng; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein armer schwacher Greis,

Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar,
Mit mehr als Rednerkünsten redte.
Ach! sprach er, ach erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn;
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! laſs ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein, was sprach der Reiche?
Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverschämter alter Mann!
Müſst ihr denn noch erst Branntwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu sinken?
Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht. —
Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren

Floſs von des Alten Angesicht. —
O Gott! du weiſsts! Mehr sprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab' ihm in der Angst den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
Allein er rufte mich zurück.
Ach! sprach er mit noch nassem Blick,
Ihr werdet euch vergriffen haben;
Es ist ein gar zu groſses Stück.
Ich bring' euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben!
Ihr, sprach ich, sollt es alles haben;
Ich seh, daſs ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er sagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn.
Allein, indem ich nach ihm fragte,
War er seit einer Stunde todt.

Die Mien' auf seinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er gestern redte.
Ein Psalmbuch und ein wenig Brot
Lag neben ihm auf einem harten Bette.
O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
Mit dem er so unbillig redte,
Und der vielleicht ihn itzt bey Gott verklagt,
Daſs er vor seinem Tod' ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund, und bat, die Müh', auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
Mit einer Achtsamkeit, die stolz zu sagen schien,
Als könnt' er selbst die Dame ziehn.
Er legte bald sein Miſsvergnügen,
Bald seinen Beyfall an den Tag;
Er schüttelte den Kopf itzt bey des Einen Zügen,
Und billigte des Andern Schlag.

Der Eine, der gern siegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
Der Affe stieſs darauf an ihn
Und nickte, daſs er machen sollte.
Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
Wenn du's so gut verstehst? sprach der erzürnte Knabe,
Den, jenen, oder diesen da,

Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daſs er sich fragen sah,
Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken:
Ja!

* * *

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden:
So frage sie um Rath. Sind sie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da:
So kannst du mathematisch schlieſsen,
Daſs sie nicht das Geringste wissen.

Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
Und der, Trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreist zu lügen, wieder kam,
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reise,
Mit seinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverschämtste Weise.
Zu seinem Unglück kam ein groſser Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverschämte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben oder nicht:
So sag' ichs euch, und jedem ins Gesicht,
Daſs ich einst einen Hund bey — Haag gesehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich führt,
Der — ja ich bin nicht ehrenwerth,

Wenn er nicht gröſser war, als euer gröſstes Pferd.

Das, sprach der Vater, nimmt mich Wunder;
Wiewohl ein jeder Ort läſst Wunderdinge sehn.
Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn,
So wirst du eine Brücke sehn;
(Wir müssen selbst darüber gehn,)
Die hat dir manchen schon betrogen;
(Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig seyn.)
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stöſst man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.

Der Bub' erschrack, so bald er dies vernommen.
Ach! sprach er, lauft doch nicht so sehr!
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groſs sagt' ich, daſs er gewesen wär'?
Wie euer groſses Pferd? Dazu will viel gehören.

Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr.
Allein das wollt' ich wohl beschwören,
Daſs er so groſs, als mancher Ochse, war.

Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.
Ja, Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groſs, und wenn ich ihn auch was vergröſsert hätte,
So war er doch viel gröſser als ein Kalb.

Die Brücke kömmt, Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran: doch Fritz hält ihn geschwind.
Ach, Vater! spricht er, seyd kein Kind,
Und glaubt, daſs ich dergleichen Hund gesehen.
Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen:
Der Hund war nur so groſs, wie alle Hunde sind.

* * *

Du muſst es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen sich erkühnt.
Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen:
So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bey Hofe war;
Bey Hofe? Was bey Hofe gar?
Wie kam er denn zu dieser Ehre?
Ich wüſste nicht, was ein Poet,
Ein Mensch, der nichts von Recht und Staat versteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre?
Was ein Poet bey Hofe nöthig ist? —
Ja, Freund, du hast wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daſs August zwey Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen liest.
Was ists denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! Gar nichts! Der eine macht,
Daſs man bey Hofe weint, der Andre, daſs man lacht.
Das heiſst dem Staate trefflich dienen;
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht.

K

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schlief einst bey Tag im Louvre ein. —
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich seyn:
Man hat in Frankreich guten Wein.
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund' und Kenner seyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag' ich weder Ja, noch Nein.

Gnug, der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, was man wohl merken muſs;
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu versüſsen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuſs.
Was, rief ein Prinz, den blassen Mund zu küssen?
Blaſs, sprach die Königin, blaſs ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfütze,
Und sah am Rande Gänse gehn,
Und konnt' aus angebornem Witze
Der Spötterey unmöglich widerstehn,
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geschrey und Lachen
So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
Was, sprach sie, hast du uns zu sagen?
„Ach nichts! Ich hab' euch zugesehn,
„Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn
„Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt' ich euch nur fragen."
Das, sprach die Gans, will ich dir gerne sagen:
Allein du mußt mit mir spatzieren gehn.

* * *

Ihr Kleinen, die ihr ſtets ſo gern auf Gröſsre
ſchmählet,
An ihnen tauſend Fehler ſehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daſs an euch der Sumpf, in dem ihr
euch ſo blähet,
Dieſelben Fehler auch verſteckt.
Und ſollen ſie der Welt, wie euch, unſicht-
bar bleiben;
So laſst euch nichts daraus vertreiben!

Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heiſst mich dichten;
Der Tod der Mücke heischt mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene starb, und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entschloſs sich, that drey gute Züge,
Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundin liegen:
Dies Grabmal, sprach sie, will ich scheun,
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein verblendet von dem Scheine,
Gieng sie der Lust zu eifrig nach;
Verbrannte sich die kleinen Beine,
und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr, euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnügen selbst verdarbt!
Ruht wohl, und laſst zu euren Ehren
Mich sagen, daſs ihr menschlich starbt.

Amynt.

Amynt, der sich in groſser Noth befand,
Und wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,
Doch diesesmal sein Herz vor ihm nicht zu verschlieſsen,
Und ihm zehn Thaler vorzuschieſsen.
Der Reiche gieng des Armen Bitte ein.
Denn gleich aufs erste Wort? Ach nein!
Er lieſs ihm Zeit, erst Thränen zu vergieſsen:
Er lieſs ihn lange trostlos stehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thüre gehn.
Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und schlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böser Schuldner auf,

Und fuhr ihn, (denn dafür war er ein reicher Mann,)
Bey jeder Post gebietrisch schnaubend an.
Dann fieng er an sich zu entschlieſsen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
Auf sechs Procent zehn Thaler vorzuschieſsen,
Und dies Procent zog er gleich ab.

Indeſs daſs noch der Reiche zählte:
So trat sein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er sollte doch so gütig seyn
Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts! fuhr ihn der Schuldherr an.
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die Paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
„Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb,
„Ich werde gehn und Sie verklagen;
„Amynt dort hats gehört" — Und eilends gieng der Mann.

Amynt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn sie euch vor Gerichte fragen:
So könnt' ihr ja mir zu Gefallen sagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar seyn,
Und euch, statt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn.
Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dies würde mir ein ew'ger Vorwurf seyn.
Kurz, wollet ihr mich nicht, als Zeuge, kränken:
So will ich euch die zwanzig Thaler schenken;
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.

Herr, sprach Amynt, ich habe, seit zwey Tagen,
Für meine Kinder nicht satt Brot.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald sie mich nur wieder sehn:
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht gewissenhaft zu seyn.

Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle.
Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem Einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! sprichst du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geist der Schwermuth ein!
Gesetzt, daſs ich der Wollust dienstbar wäre,
Werd' ich deswegen wohl der Mordsucht eigen seyn?
Ich glaub' es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerey sey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil noch begehrt,
Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
Auf einmal wird man nie der gröſste Bösewicht;

Allein den Grund dazu kann man auf Einmal legen.
Verletze nur mit Vorsatz Eine Pflicht:
So hast du schon das schreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchst du den Gesetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt.
Doch darfst du Ein Gebot verletzen,
So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn:
Was kann sich dir dann widersetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk' es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
Ich bitte dich, o merk' es dir!
Es giebt nicht mehr, als Eine Tugend,
Und als Ein Laster neben ihr.
Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heilgen Pflichten
Dich in und auſser dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenschaft;
Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
So oft dus wagst, nur Eins von den Gesetzen,

Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verletzen:
So schwächst du aller Tugend Kraft,
Und bist bey hundert guten Thaten,
Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend! *faſs* doch diese Lehren;
Itzt ist dein Herz geschickt dazu.
Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du!
Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön.
Sie wird bey widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn;
Und in die Welt der sel'gen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.

O Mensch! ist dir dies Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu seyn?

Nunmehr mag uns ein wahres Beyspiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

* * *

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt,
Und hieng an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heyde scheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.

Doch laſst die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kömmt am Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es, und spricht kühn:
Du hast des Bruders Weib; dies, Fürst, ist ein Verbrechen!
So redt ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig,

Er fürchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth für seine gröſste Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige auf Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zachariä Sohn,
Allein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt' ihn daraus erretten;
Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frey
an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frey indeſs Johannes auch gesprochen;
So blieb er doch dem Fürsten werth.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, daſs Gott und
Tugend ehrt;
Ein himmlisches Gefühl heiſst ihn dies Herz
noch lieben,
Und sich, daſs ers nicht hat, noch hassen kann,
betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft
zu seyn,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam?
Nein!

Doch laſst nur einen Umstand kommen,
So wird ers doch aus Wollust seyn.
Kein Laster herrscht jemals allein,
Und du begiengst vielleicht, wie er, das gröſste,
Wärst du zum gröſsten nicht zu klein.

Der Fürstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste.
Der Hof bewundert sie; Herodes wird entzückt,
Und fühlt, indem er sie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: „Gebeut itzt deinem Glücke,
„Und bitte, was du willst! für meine Lieb' um dich
„Ist nichts zu groſs, und nichts zu königlich."

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: was soll ich bitten?
„Bitt' um des Täufers trotzig Haupt."
O Gott! wer hätte das geglaubt?
Ist für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glücke?
Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,

Findt, da die Wollust ihr gebeut,
Selbst Wollust in der Grausamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen!

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Täufer liebt;
Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
Wird sich Herodias nicht gleich durch Kaltsinn rächen,
Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
Gebeut, sprach seine Brust; und eilig willigt er
In dieses grausame Vergnügen:
Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald, nach leichter Gegenwehr,
In einem Laster alle siegen!

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht', inständig an,
Daſs er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Rathstuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch, und las sie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daſs ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb' und ehre den Verstand:
Sie sollen dieses Amt vor allen Andern kriegen.

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Verrieth den besten Geist, geschaffen zum Studiren,
Zum gröſsten Amte nicht zu schwach,
Und werth, die Andern zu regieren.

Ach! sprach der Gönner ganz erfreut,
Nun kenn' ich Sie; das Amt ist Ihre;
Und in der gröſsten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis an die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein groſses Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. Nein, sprach der wackre Mann,
Nunmehr sey dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke giebt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht. — Hier griff er nach der Thüre.

Die schlauen Mädchen.

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Base zu.
Die Alte hielt, zu ihrer Muhmen Plage,
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage,
So rief sie schon: Steht auf, ihr Mädchen! es ist spät;
Der Hahn hat schon zweymal gekräht.

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hatten,
(Denn überhaupt sagt man, daſs es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesichtchen liebt;)
Die wandten sich aus ihren weichen Betten,
Und schwuren dem verdammten Hahn
Den Tod, und thaten ihm, da sie die Zeit ersahn,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich habs gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen wilder Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehn;
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist, leider! eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd, und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt' ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh' im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wuſst' in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es wär'?
Allein weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daſs sie um Mitternacht erwachte:
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

* * *

Wärſt du ſo klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszuſtehn:
So würdeſt du dich nicht ſo oft genöthigt ſehn,
Die gröſsern Uebel zu ertragen.

Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
Ich dächte doch, sie könnte wieder freyn.
Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden!
Elmire sahs, und schritt zur zweyten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn, leider! sind die Zeiten so betrübt,
Daſs es viel böse Männer giebt.
Elmire that daher ein feyerlich Gelübd,
Indem sie sich zur zweyten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun:
Denn sie war reich. Und kurz, sie lieſs sich wieder traun.

O welche Luſt erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebſter Mann!
Fromm, wie ein Kind, gefällig, wie die Freude,
Und der auf nichts, als ihr Vergnügen, ſann.
Wie hätte ſie ſich ihn denn beſſer wünſchen mögen?

Sie lieſs geſchwind den Grund zum Hoſpitale legen.
Vier Wochen ſtrichen hin. Nun war der Grund gelegt,
Und bald wird man das erſte Stockwerk ſehen;
Doch nein! Elmire kömmt, und heiſst, vom Zorn bewegt,
Die Maurer aus einander gehen.
Wie? ſollt' es nicht mehr gut in ihrer Ehe ſtehen?
Das kann nicht möglich ſeyn, ſie ſind ja kaum getraut?
Nun kurz und gut, es wird nicht fortgebaut.
Und ungefähr nach einem halben Jahre
Lag dieſer Mann auch auf der Bahre;
Der liebe Mann!

Die Frau ſchwört Stein und Bein!
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;

Und doch war sie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muſs ja vollendet seyn!)
Bereits das drittemal versprochen.

O, das war erst ein würdiger Gemahl!
Verständig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke seiner Frau erfüllt' er als Befehle.
Kurz, beyde waren recht Ein Herz und Eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn' ihr diesen Mann.
Allein sie wollte doch nicht trauen;
Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe sie darum, und hätt' es selbst gethan;
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man so leicht zweymal sich irren kann!

Sie fand nunmehr, nach einem halben Jahre,
Den Gatten noch so liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein seufzend Ja! sein zärtlich Herz erklärt.

Der Bau wird fortgesetzt. Ich seh Elmiren kommen;
Wie freundlich sieht sie diesmal aus!
„Ach, Meister, fördert doch das Haus!
„Warum habt ihrs denn angenommen?
„Ich geb' euch ja das Geld voraus:
„Laſst doch noch mehr Gesellen kommen."

Ey, das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
Das muſs ein rechter Ehmann seyn!

Die Maurer fördern sich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erste Stockwerk stehn.
Und nun läſst sich Elmire wieder sehn.
Man siehts ihr an, sie hat etwas zu sagen.
Vielleicht sah sie die Maurer müſsig stehn;
Denn leider pflegts so herzugehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas versehn?
Das sollte mich doch selbst verdrieſsen.
Itzt öffnet sie den Mund; nun wird sich's zeigen müssen.
Ach, fängt sie heftig an zu schreyn:
Hört auf, und reiſst den Plunder ein!
Ich lasse keinen Stein mehr tragen.

Wofür verbau ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.

Die böse Frau! Man sollte sie verklagen.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiſs die Gegend nennen,
Damit sich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umstand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt.)
In Poitou lieſs einst ein Mann sein Weib begraben
Allein man merk' es wohl! man ist in Poitou;
Da geht es, wenn sie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu.
Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn' ihn erst zuzudecken,
An den für ihn bestimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort.
Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin:
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,

Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen:
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt' es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl gewesen seyn?

Das letzte wird man gleich erfahren:
Nach weniger als sieben Jahren
Büſst sie das zweytemal ihr junges Leben ein.
Der Mann giebt ihr von neuem das Geleite,
Und geht gesetzt an seiner Gattin Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein so bald er nur die Hecke wieder sah,
So wies er erst, wie viel sein Herz empfände;
Er rang mit Thränen beyde Hände.
Ach! rief er aus, da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah!

Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
Daſs er, als Prinz, Europa durchgereist,
Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
Daſs kein vornehmes Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
Die wilden Damen lachten nur:
Sie nährten nach wie vor, ihr Kind mit ihren Brüsten,
Und glaubten, daſs sie der Natur
Und ihren Müttern folgen müſsten.
Der Chan fieng an, sich zu entrüsten,
Gab ein sehr scharf Mandat, und schwur:
Daſs jede Frau von Stande sterben sollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil sie sich gezwungen sahn,
So nahmen sie denn Ammen an.
Allein sie konnten sich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren,

Die meisten ſiengen an, dem Chan den Tod zu schwören.

Einst als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
Ich säug' es selbst, und säug' es mir zur Lust,
Deswegen hab' ich diese Brust.
In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürst, kein Thier beschämen.

Der gute Tartarfürst erschrack,
Und unterlieſs, um nicht sein Leben zu verlieren,
Den Europäischen Geschmack
In seinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
Bekam von ihm zweyhundert Stück Pistolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er lieſs nach ein'ger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
Indem daſs nun der Oheim mit ihm redte,
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?
Hier, sprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab' ich meine ganze Casse;
An den zweyhunderten fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gasse.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden:
Ein Prinz hat darum viel in Handen,
Damit er Vielen dienen kann!

Cotill.

Cotill, der, wie es Vielen geht,
Nicht wuſste, was er machen sollte,
Und doch nicht müſsig bleiben wollte:
Denn müſsig gehn, wenn mans nicht recht versteht,
Ist schwerer, als man denken sollte. —
Cotill gieng also vor die Stadt,
Und machte sich etwas zu schaffen.
Er gieng, und schlug im Gehen oft ein Rad.
O! schrie man, sehet doch den jungen Laſſen,
Der den Verstand verloren hat!
Er macht die Hände gar zu Füſsen.
Ihr Kinder zischt den Narren aus!
Allein Cotill lieſs sich dies alles nicht verdrieſsen.
Kurz, es gefiel ihm so, er gieng vors Thor hinaus;
Man mochte, was man wollte, sagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen.

Ich möcht' es doch bald selbst versuchen!
Er sagt' es kaum, als ers schon that.
Nun, sprach er, seh ich wohl, wie viel man
Vortheil hat.
Es ist ganz hübsch um so ein Bad,
Denn man erspart sich viele Schritte.
Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kam schon der dritte
Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
In kurzem sprach man schon gelinder;
Man fragte stark nach dem Erfinder,
Und lobt' ihn endlich öffentlich.

* * *

Nimm alles vor, es sey so toll es will;
Heiſs anfangs närrisch, wie Cotill:
Dein Beyfall ist drum nicht verloren.
Sey nur beherzt, und spare keinen Fleiſs:
Ein Thor findt allemal noch einen gröſsern
Thoren,
Der seinen Werth zu schätzen weiſs.

Der beherzte Entschluſs.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwert davon zu tragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah,
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wünschte, daſs er noch beim König Gnade finde
Besonders gieng sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah.
Auf einmal fühlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
„Ach Himmel! ist's nicht ewig Schade
„Der schöne lange Mensch; was für ein fein Gesicht,
„Und was für Augen hat er nicht!
„Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!

„Die Straf' ist in der That zu groſs.
„Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
„Ich bitt' ihn frey; ich will ihn nehmen."

Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon nieder kniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,
Dies Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du sie verlangst, so schenk' ich dir das Leben.

Johann erschrack, und sah die Jungfer an.
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben
Ja, sprach er, euer Dienst ist groſs!
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich sehs euch an; was will ich lange wählen?
Haut zu! so komm ich doch der Qual auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studirte,
Und, wie die Aeltern ganz wohl sahn,
Was Groſses schon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um solche Schriften an,
Die stark und sinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte war von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr, aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heil'gen Lorbeerkränzen
Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegen glänzen.
O! hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
Ich habe sie fast alle durchgelesen:
Allein — — Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen,

So muſs er sie noch zweymal lesen;
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen,
So sag' ers ja den Klugen nicht;
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heiſsen ihn die Zeitung lesen.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Candidat,
Der lange schon mit vielem Lobe
Die Kanzel in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe seine Probe;
Allein so gut er sie gethan,
So stand er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verstorbne Herr, das war ein andrer Mann,
Der hatte recht auf seinen Text studiret,
Und Gottes Wort, wie sichs gebühret,
Bald griechisch, bald ebräisch angeführet;
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer stattlich ausschändiret,
Und stets so fein schematisiret,
Daſs er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann! wie gesagt, erstatt' Er nur Bericht,
„Wir mögen diesen Herrn nicht haben."
So sagt doch nur, warum denn nicht?

„Er hörts ja wohl, er hat nicht solche Gaben,
„Wie der verstorbne Herr.“
Der Amtmann widerspricht;
Der Superindent ermahnt. Umsonst, sie hören nicht
Man mag Amphion seyn, und Fels und Wald bewegen,
Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz man erstattete Bericht,
Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt:
Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert:

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
Dafs man dem Candidat das Priesterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweisen sollte.

Der Sup'rindent fieng an die Bauern zu erbaun,
Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
Doch sehr gelind und fromm mit ihnen.

Herr Doctor! fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
Wozu soll diese Sanftmuth dienen? —
Ihr Richter, Schöppen, und so fort,
Hört zu! ich will mein Amt verwalten:
Ihr Ochsen, die ihr alle seyd!
Euch Flegeln geb' ich den Bescheid:
Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt sind wir noch da.

Die Bauern lächelten: Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Die Frau und der Geist.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geister dann und wann erschienen,
Lieſs sich ein Geist, in einer weiſsen Tracht,
Vor einer Frau im Bette sehen,
Und hieſs sie freundlich mit sich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüsten Platz.
Frau, sprach der Geist, hier liegt ein groſser Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz;
Und morgen um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findest du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht:
Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
So wird der Schatz verschwunden seyn.

Die Frau fand, zur gesetzten Stunde,
Die Nacht darauf sich mit dem Grabscheit ein.
Nun die muſs recht beherzt gewesen seyn!
Ich fände mich gewiſs nicht ein,

Und sollt' ich zwanzig Schätze heben.
Wer stünde mir denn für mein Leben?
Die Nacht ist keines Menschen Freund!
Und wenn's der Geist recht ehrlich mit mir meynt,
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Der Frau verschlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, spricht sie bey sich selbst, bey Leibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was sie sich vorgenommen;
Sie schweigt und gräbt getrost. — — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen,
Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wohl;
O seht, ein groſser Topf von lauter Golde voll!
O! wenn sie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte!
Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Platz?
Er kömmt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach! rief sie schnell, ich muſs mich schämen,
Sie zu bemühn — Weg war der Schatz!

Alcest.

Alcest, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er sich nicht zu dem Laster schickte,
Noch sich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiſs und Kunst sich elend sah,
Stand neulich traurig auf: Freund, geht dir dies nicht nah,
Daſs viele Kluge darben müssen,
Bloſs weil sie mehr, als Andre, wissen,
Und zu Betrug und List zu blind,
Zu groſs zu Prahlerey und Wind,
Nicht knechtisch gnug zu Schmeichlern sind!

O Freund! bedaure doch Alcesten,
Ihn, den itzt schwere Sorgen preſsten:
Ihn, der von einem Buch beschämt zum andern schlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;
Ihn, der sich laut durch manchen Trostgrund lehrte,
Und doch sein Herz viel lauter seufzen hörte;
Der herzhaft zu sich selber sprach:
Gott lebt, Gott herrscht, und hört dein Ach!

Erhört, so groſs er ist, der jungen Raben Flehen!
Drum ist er nicht zu groſs, auch dir mit beyzustehen;
Und der, indem er dieses sprach,
Doch noch im Herzen rief: Wie wird dirs künftig gehen?

Der beste Trostgrund blieb noch schwach;
Denn welch bekümmert Herz besiegt man gleich mit Gründen?
Es fehlt der starken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in seine Leidenschaft,
Um jene Macht nicht zu empfinden.
Alcest beschloſs zu seinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht gesehn.
Er, sprach er, ist es werth, und fieng schon an zu gehn,
Daſs ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird, die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,

In Hoffnung schneller geht, und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er keucht —
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorsaal wimmelte von Leuten;
Alcest erschrickt „Gott! was soll das bedeuten?
Er tritt herein; und seht, man bahrt den Damon auf!

Er kehrte von dem todten Freunde,
Nach einem letzten Kuſs, zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, sprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, so viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu seyn, der Tugend nachzustreben,
Dies sey mein Kummer auf der Welt!

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt' ichs meinen Lesern an:)
Aus dem ich mich Raths zu erholen suche,
Wenn ich selbst nichts erfinden kann;
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, so fängt mein Autor an
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saſs, so fiel mir jähling ein:
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele seyn?
In dem Gedanken schlief ich ein,
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen.
Du, sprach er, wünschest dir das frömmste Herz zu sehen?

Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, so bald er dies gethan,
Ein sanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich im heilgen Glanze stehen.
Fang an, sprach er, die Kirche durchzugehen:
Der, den dein Glanz so rührt, daſs er dich dreymal küſst,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.

Ich gieng, um es recht bald zu wissen,
In dem empfangnen Glanz, hart vor der Sacristey
Einmal, und noch einmal, vorbey,
Weil mir es schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist,
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküſst.

Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand.
Und alles schien sich aufzuhellen;
Man lächelte, man that galant,
Und küſste mir zur Noth die Hand.

Drauf lieſs ich mich, auf einer höhern Bühne,
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein kleines Weilchen stehn,

Sie sahn mich an, und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehn.
Und ungeküſst muſst' ich von dannen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände,
Hier warfen mir viel weiſse Hände
Da einen Kuſs, dort einen zu.
Ich lieſs mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz, wo wohnest du?
Allein man wollt' es nicht, mich zu umarmen, wagen,
Und ich gieng ganz betrübt nach meinem Schutzgeist zu,
Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
Indem, da ich noch durch die Halle schlich,
Sah mich, in einem schlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und seht, sie küſste mich
Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude,
Und eh' ich noch den dritten Kuſs erhielt,
So fühlt' ich schon die sel'gen Triebe
Der Redlichkeit und Menschenliebe
So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an das die Welt kaum dachte,
Besitzt das beste Herz? Ich rief es, und erwachte.

Der Polyhistor.

An jenem Fluſs, zu dem wir alle müssen,
Es mag uns noch so sehr verdrieſsen,
An jenem Fluſs kam einst ein hochgelehrter Mann,
Bestäubt von seinen Büchern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,
Indem er sich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort: Willkommen! herzlich gähnte.
„Wer seyd Ihr denn, mein lieber Mann?"
Ein Polyhistor, sprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten. — —

Indem er noch vor Charons Kahn
Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpern redte,
Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,

Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Miene.
„Und wer seyd Ihr? auch ein gelehrter Mann?"
Ich zweifle sehr, sprach er, ob ich den Ruhm verdiene:
Ich habe nichts, als mich studirt;
Nichts, als mein Herz, das mich so oft verführt,
Deſs Tiefe sucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh und Andrer Ruh zu finden;
Allein, so viel ich immer nachgedacht,
Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab' ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.

Der Polyhistor hörts und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererst zu steigen;
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muſs zuerst den Klugen überfahren:
Kaum Einer kömmt in hundert Jahren;
Allein an Leuten eurer Art,
Die stolze Polyhistor waren,
Hab' ich mich schon halb lahm gefahren.

Die Nachtigal und der Kukuk.

Die Nachtigal sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.
Die Knaben, die im Thale spielten,
Die spielten fort, und hörten nicht.
Indem lieſs sich der Kukuk lustig hören,
Und er erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren,
Das schöne Kukuk zehnmal nach.
Hörst du? sprach er zu Philomelen,
Den Herren fall' ich recht ins Ohr.
Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf kam Damöt mit seiner Schönen.
Der Kukuk schrie sein Lied. Sie giengen stolz vorbey.
Nun sang die Meisterin von zauberischen Tönen,
Vor dem Damöt und seiner Schönen,

In einer sanften Melodey
Sie fühlten die Gewalt der Lieder,
Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder,
Und hört' ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läſst vergnügte Zähren fallen.
O, rief die Nachtigal, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre,
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld, und nur zwey Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, ſprach er, und mein Ehegatte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebſten iſt. Führ er ſie treulich an.
Er ſiehts, es ſind zwey muntre Knaben:,
Und freylich wird er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich ſeyn.
Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben:
Dieſs laſs er ſie fein fleiſsig treiben,

Und präg' er ihnen ja das Christenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht so recht beschreiben;
Allein, er wird mich wohl verstehn.
Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn;
Dies macht bey aller Welt gelitten,
Und ist vor Gott im Himmel schön:
Erfüll' er also meine Bitten!
Hier geb' ich ihm zwey Stübchen ein,
Und was er braucht, das soll zu seinen Diensten seyn.

Der Lehrer fand ein Herz bey seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte Haus
Oft Kinder mit den gröſsten Gaben?
Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus,
Was würden wir für groſse Männer haben!
Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate liest,
Trüg' itzt, verdient, als Staatsmann seinen Orden;
Wohl mancher, der bey einem Bauernzwist,
Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein gröſsrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist!

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als obs die Pflicht der Väter wär'.

Nun war ein Jahr vorbey. Herr, sprach der gute Bauer,
Was soll für seine Mühe seyn?
„Ich fordre dreiſsig Thaler.“ Nein,
Nein, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer:
So kriegte ja der Groſsknecht, der mir pflügt,
Beynah so viel, als der Gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes Leben.
Nein; lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt ich müſst' ein Gut verpfänden;
Auch das. Ists denn ein Bubenstück?

Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder
Glück,
Als daſs sie's, reich und lasterhaft, verschwenden.

* * *

Hat dies sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub' es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen
sagen;
Allein dies wär' für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruſs vom Edelmanne haben,
Weil der für sein halb Dutzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreiſsig Thaler giebt.

Hanns Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerley verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daſs er ein seltnes Kunststück wüſste,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künft'gen Tag die Bürger ein;
Lieſs einen engen Krug, und sich in Kupfer
stechen:
In diesen Krug, war sein Versprechen,
Kriech' ich, Hanns Nord, mit Kopf und Bein,
Um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen seyn.

Nun gieng das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
„Das soll er mir wohl bleiben lassen.
„Mit einem Wort, es geht nicht an;
„Der dümmste Kopf muſs das verstehen.
„Allein acht Groschen wag' ich dran:

„Komm, Bruder, komm, den Narren muſs ich sehen!"
Kurz, einer riſs den Andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Carossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daſs Hanns Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dies könnte möglich seyn,
So wird doch stets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? — —
Doch unser Kutscher schläft ganz ein.
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune schlagen.

Halb London saſs nunmehr an dem bestimmten Ort,
Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
„Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der gröſste Thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe Stadt,

Die sich, vor Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt,
Vor seine Bühne drängen können?

* * *

Du lachst, doch weiſst du auch, daſs du durch gröbre List
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
Was braucht wohl ein Hanns Nord, versehn zum Bücherschmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares Titelblatt,
Das den Betrug schon bey sich hat.
Er will die ganze Welt durch Goldtinctur curiren;
Durch einen Schluſs dich gut und glücklich demonstriren;
Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studiren;
Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu conversiren;
Er lehrt dich ohne Müh sinnreich poetisiren;
Dich ohne Kosten Wirthschaft führen;
Und glücklich läſst du dich das Wunderbare rühren,
Erstaunst und eilst, und kaufst und liest —
Was denn? — Daſs du betrogen bist.

Alcest.

Durch Unglück mehr, als durch Versehn,
Verlor Alcest im Handel sein Vermögen;
Er saſs bereits der Schulden wegen.
Kein Freund erschien, ihm beyzustehn,
So viel in London ihrer waren.
Sein Sohn allein, noch in den Jünglings-Jahren,
Wagt's, seine Freyheit zu erflehn.
Er wagt sich zärtlich zu Valeren,
Der dem Alcest das meiste Geld geliehn,
Und bittet mit den treusten Zähren,
Die schamhaft von den Wangen fliehn,
Dem Vater doch das Glück der Freyheit zu gewähren.

Nein, spricht Valer, mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht,
So soll er nie die Freyheit wieder kriegen.

Bestürmt von Schaam, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füſsen.
O! Gott, was hab' ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht!
Unglücklich ist er nur; allein kein Bösewicht.
Laſst mich an seiner Statt verschlieſsen:
Ich weiche nicht von euren Füſsen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe,
Und ward mit einemmal erweicht,
Er hob' ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
Ich, sprach er, habe dich durch meine Streng' entehrt;
Laſs zur Versöhnung dich umarmen:
Dein Herz ist deiner Bitte werth.
Dem Vater soll, des Sohnes wegen,
Die ganze Schuld erlassen seyn;
Allein, wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreyn?
Der Jüngling weint.

Hör' an, ich habe viel Vermögen.
Und eine Tochter nur, die lieb' ich ungemein,

Ihr Herz ist deiner werth; willst du mein Eidam seyn?
So habe sie und meinen ganzen Segen.

Die Schöne reicht die Hand dem Jüngling dar;
Und o! wie glücklich ward dies Paar!
Itzt aber giengen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreyn.
Erst tritt der Sohn, und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein;
Ich sehe sie — — doch diese Scene
Will nur gefühlt und nicht beschrieben seyn.

Der groſsmüthige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann,
Ein Räuber, nah um London, an.
Ach! sprach der arme Wandersmann,
Ich bitt' euch, laſst mir nur das Leben;
Ich hab' euch ja kein Leids gethan,
Und wollt' euch gern, was ihr verlangtet,
geben;
Doch heute hab' ich nichts bey mir.
Ich geh' itzt nach der Stadt, um da zehn Pfund
zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier,
Und theile sie mit euch; so wahr Gott über mir!

Gut, fieng er an, du hast geschworen;
Ich glaube dirs. Geh fort! Ich wünsche dir
viel Glück.
In kurzem kam der Wandersmann zurück.
Ach sprach er mit erfreutem Blick,
Seht, was ich Aermster fand! ihr habt's doch
wohl verloren,

Zehn Pfund, und mehr noch — — welch' ein Glück!
Und diese bring' ich euch zurück;
Erlaſst mir das, was ich beschworen.

Nein, hub der Räuber an, ich habe nichts verloren;
Behaltet euer Geld, weil ihr so ehrlich seyd.

* * *

So fühlt oft selbst ein Schelm den Werth der Redlichkeit.

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, ersehn zum Graben,
Wollt' itzt ein besser Schicksal haben,
Und rief das Glück um Beystand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen,
Er fand, indem er grub, zwey starke goldne Stangen;
Allein, der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewuſst, dich in dein Glück zu schicken?

* * *

Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daſs dir noch keins erschienen.
Klag' nicht, es kömmt gewiſs ein günst'ger Augenblick;
Allein bitt' um Verstand, dich seiner zu bedienen:
Denn dieses ist das gröſste Glück.

Der ungerathne Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.
Der Vater, der kein Mittel sah,
Bey Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den Kitzel zu vertreiben,
Zwey Jahre nach Amerika;
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was halfs? Johann kam wieder;
Und wer war ärger, als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beschlossen endlich, Mann für Mann,
Daſs, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelaſsne Sohn ward also ein Soldat;
Und dies war auch der beste Rath:
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind,

So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, trotz der Schärpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen,
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann lieſs den Vater kommen:
„Nehmt Euren Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm."
Der Vater muſs ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, Ein Mittel half geschwind;
Und eh vier Wochen noch vergingen,
War sein Johann fromm, wie ein Kind.
Wie? lieſs er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den Bau?
Er wuſst' ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.

Die beyden Schwarzen.

Zwey Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverey,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beyde jung, und bey dem Freundschaftstriebe
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehn, war beyder Gegenstand.
Als Sklavin lebte sie bey Einem Herrn mit ihnen;
Und jeder wünscht' allein ihr Herz sich zu verdienen,
Und trug in jedem Blick ihr seins bescheiden an.

Ich lieb' Euch, sprach sie oft, und Einer sey mein Mann;
Allein, ich wähle nicht um keinen zu betrüben,
Vergleicht Euch, und alsdann will ich nur Einen lieben.
Ein trauriger Vergleich, für beyde stets zu schwer!

Denn jeder liebte sich bey diesem Glück zu sehr,
Als daſs er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem Andern lassen sollte.
Dies kann er nicht. Allein bey aller Zärtlichkeit,
Besaſs ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daſs, so lang' ihn nicht sein Freund selbst überredte,
Er ihn gekränkt, und sie dem Freund' entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiſs,
Zum Unglück Einer stets des Andern Hinderniſs:
Und still ertrugen sie die Qual feindsel'ger Triebe,
Die Qual der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinen machten, an;
Mit Thränen, wie sie nur zwey Brüder zu vergieſsen,
Die sich im Umglück sehn, und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein, und unentschiednem Streit

Der freundschaftlichen Treu und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen sitzen,
Wird ihre Liebe Wuth. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichen Verlust,
Und jeder stöſst den Dolch in der Geliebten Brust
Ein Sklave sah von ſern die schreckenvolle Scene.
Er kam: Hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,
Beweinten ihren Tod, sahn sie noch einmal an,
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

* * *

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloſs, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein groſser Prinz — denn trägt nicht mancher Thron
Noch Spötter der Religion? —
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem groſsen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzer lacht,
Der kein Gesetz erkennt, als das er selbst gemacht.

Prinz, sprach der General, Sie kränken meinen Glauben,
Und wollen mir, mir alten Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab' ich Ihnen denn gethan?
Nichts, rief der Fürst, Ihr seyd ein tapfrer Mann,
Ihr seyd mein bester Unterthan,
Bis auf den frommen Aberglauben:
Nur den verlaſst! „Nein, den verlaſs' ich nicht."
Auch da nicht, wenn ichs Euch befehle?

„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht,
„Gott ist nur Herr von meiner Seele,
„Und alle Fürsten sind es nicht."
Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?
Dies sind Sie, sprach der Greis, ich hab' es unverzagt
In mehr als einer Schlacht, für Sie, mein Fürst, gewagt:
Und itzt wag' ichs zu Gottes Ehre.

Thor! rief der Prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich Dich, daſs keiner ist, belehre?
„So hätt' ich Lust, ein Bösewicht zu seyn,
„Und würde, wär kein Gott, auch keinen König scheun:
„Und meiner würden in dem Heere
„Gewiſs noch viele Tausend seyn.
„Dies, Prinz, dies flieſst aus Ihrer Lehre!

Rhynsolt und Lucie.

Umsonst wandt' Rhynsolt alles an,
Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
Ein edles Herz, zur Wollust zu verführen.
Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
Allein sie wich des Fürsten Liebling aus,
Und lieſs ihm die Verachtung spüren,
Die der, wär's auch ein Prinz, verdient,
Der sich, die Tugend zu verführen,
Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,
Wenn es die Hoheit unterstützt!
Sollt' es der Brunst, die Rhynsolts Herz erhitzt,
Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des Weibes Ehmann ein,
Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
Allein, was ist denn sein Verbrechen?
Ists mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu seyn,
Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?

Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sey,
Er überführet ihn der Landesverrätherey,
Durch Briefe, die er nie geschrieben;
Und morgen eilt sein Todestag herbey.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolts Füſsen,
Und klagt und fleht verzweiflungsvoll
Doch auch, das Auge selbst, aus dem itzt Thrä-
nen schieſsen,
Das Ach! das ihn mitleidig machen soll,
Ein Blick, beseelt von Wehmuth und von Treue,
Und Hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des Richters Glut aufs neue.
Nie sah er Lucien so schön.
Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. — — —
Verschämte Muse, sag's nicht nach,
Was ein erhabnes Ungeheuer
Zu einem frommen Weibe sprach!

Und sie durch ihren Mann zu rühren,
Läſst er sie selbst in seinen Kerker führen,
Und läſst sie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit den gröſsten Leiden,
Lieb' und Verzweiflung spricht aus Beyden:
„O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht
befreyn?
„Man eilt, dich schrecklich hinzurichten,

„Vergeſs' ich nicht noch heute meiner Pflichten,
„So wirst du morgen nicht mehr seyn.
„Willst du die Schande mir verzeihn:
„Nun so gebeut!" — — Sie zittert, mehr zu sagen,
Und drückt ihn starr an ihre Brust.
Er klagt, und weint in ihre Klagen;
Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
„Soll ich den Tod, den peinlichsten erdulden?
„Ach, liebstes Weib, ich bin zu schwach!
„Befreyst du mich durch deine Schmach:
„So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
„Und doch — — O Gott! was soll ich nun erdulden?"

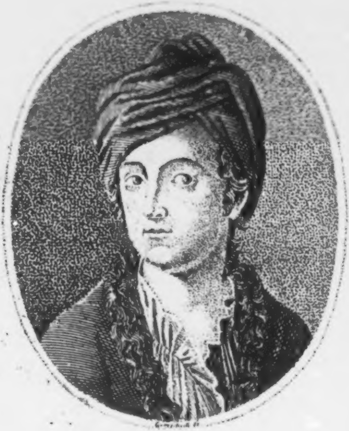
Der Morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts Tod vor Augen sah,
Ergiebt sich thränend dem Barbaren.
Er stillt die Brunst, und bittet ungescheut,
Mit einer gleichen Gütigkeit
Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
Itzt aber, fängt er lächelnd an,
Itzt kannst du deinen lieben Mann,
Nach deinem Wunsch, aus seinem Kerker holen;
Doch, daſs er mir nicht künftig schaden kann,
So hab' ich das zugleich gethan,
Was Lieb' und Klugheit mir befohlen.
Ich weiſs, du zürnst deswegen nicht.

Sie ſieht, mit Schaam und mit verletzter
Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuſchlieſsen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füſsen.

Sie steht erstarrt; kein Ach! erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen.
Des Schmerzes tödtliche Gewalt,
Heiſst sie allein auf Rache sinnen.
Sie sucht den Hof, wo Karl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
Wenn dich, ruft sie, die Schmach der Tugend
rührt,
So laſs, o Karl, dich itzt mein Flehn erweichen.
Es ist zu spät, mein Schutz zu seyn:
Du kannst nichts thun, als mich Elende rächen,
Denn Rhynsolt — — Strafe sein Verbrechen;
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Lies diese Schrift, und fühle meine Pein!

Karl liest, und eine fromme Zähre
Flieſst von des Helden Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht;
Karl liest, und eine fromme Zähre
Flieſst von des Helden Angesicht.

Doch ists genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angesetzt; der Liebling muſs erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennst du dies Weib? spricht Karl. Ein plötzliches Erschrecken
Verräth den Bösewicht: er räumt das Laster ein;
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet seyn.
Der Fürst läſst gleich den Bischof kommen,
Und wohnt der Trauung selber bey.
Du, spricht er, hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen!
Doch dies beweist nicht deine Treu:
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib ihr alle dein Vermögen.
Er thuts. Sieh, Lucia, fieng drauf der Herzog an,
Du bist durch mich gerächt: allein aus gleichen Pflichten
Räch' ich nunmehr auch deinen Mann.
Und er gebot, den Liebling hinzurichten.



E.C.v.KLEIST.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Zwey und zwanzigstes Bändchen.
Kleist's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Des Dichters Leben.

Ewald Christian von Kleist wurde am 7. März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren. Sein Geschlecht hat manchen Helden der vaterländischen Geschichte hervorgebracht; seine Aeltern, die auf ihren Gütern lebten, gaben ihm eine für damalige Zeit recht gute Erziehung; im neunten Jahre schickte ihn der Vater in die Jesuiterschule nach Cron in Groſspolen, und im 15ten auf das Gymnasium zu Danzig: schon im 17ten ging er nach Königsberg, um die Rechte zu studiren. Hier gewann er die Wissenschaften innig lieb, und erwarb sich eine Bildung, die ihn in der Folge unter den mehrsten Männern seines Standes vortheilhaft auszeichnete. Er hatte mit vielem Fleiſs die alte Literatur, die Philosophie, Mathematik, die Rechte und neueren Sprachen studirt. Da in seinem Vaterlande für ihn wenig glänzende Aussichten waren, so wendete er sich zu seinen vornehmen Verwandten in Dänemark. Dort suchte er Anfangs einen Civilposten, da es ihm aber nicht gelang, und da es den Wünschen der Seinen angemessener war, trat er unter das Militär, und wurde im J. 1736 dänischer Officier.

In dieser neuen Laufbahn studirte er alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehört, mit vielem Eifer, und trat dann in die Dienste seines Vaterlands, sobald Friedrich II. zur Regierung gekommen war. Er wurde dem Könige vorgestellt, der ihn zum Lieutenant bey dem Regimente des Prinzen Heinrich ernannte. Die Feldzüge, die der König in den ersten Jahren seiner Regierung unternahm, verschafften ihm Gelegenheit zur Ausbildung seiner militärischen Talente. Eigentliche Liebe zum Soldatenstande hatte er wohl nie; er folgte blos seiner Pflicht und dem groſsen Rufe seines Königs. Dieser Streit seiner Neigungen mit seinem Stande, und eine unglückliche Liebe, die sich bereits im J. 1738 entspann, haben ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht, oder wenigstens seinen Gedichten den Charakter der in ihnen herrschenden sanften Schwermuth aufgedrückt. Sein ältestes Gedicht ist das an seinen Schulfreund Adler vom J. 1739. Weit später, und zuerst im J. 1749 erschien das Gedicht der Frühling, das ein auſserordentliches Glück machte, und dem er seinen ganzen Ruhm verdankt.

Im J. 1757 wurde Kleist Obristwachtmeister bey dem Hausenschen Regimente, welches von Halle nach Leipzig in Garnison kam. In Leipzig erwarb er sich Gellerts und Weiſse's vertrauten Umgang; mit Gleim hatte er schon früher zu Potsdam Freundschaft geschlossen; mit Ramler war er seit 1749 vertraut. — Im J. 1759 endlich focht unser Dichter unter dem Prinzen Heinrich in der Kunnersdorfer Schlacht, erhielt erst mehrere Kontusionen, und wurde so stark in der rechten Hand verwundet, daſs er den Degen in der linken führen muſste. Er hatte so mit seinem Bataillon bereits drey Batterien erobert, führte es darauf gegen die vierte an, wurde durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor, und war nur noch 80 Schritte von der Batterie entfernt, als ihm durch einen Kartätschenschuſs das rechte Bein zerschmettert wurde. Man trug ihn hinter die Fronte; ein Feldscheer wollte ihn eben verbinden, als dieser in den Kopf geschossen wurde Bald darauf kamen Kosaken, zogen ihn nackend aus und warfen ihn in einen Sumpf. In der Nacht fanden ihn da einige russische Husaren, zogen ihn in's Trockne, und bedeckten ihn mit einem Mantel. Einer von ihnen wollte ihm sogar einen halben Gulden geben, Kleist weigerte sich ihn anzunehmen; aber der Husar warf das Geld mit edlem Unwillen auf eben den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt davon. Die liebenswürdigen Kosaken kamen am Morgen wieder, und beraubten ihn abermals. Gegen Mittag lieſs ihn ein russischer Officier, der vorbeyging, und dem sich Kleist entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Eilf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader, worauf er am 24. Aug. 1759 an Verblutung starb.

Kleist war grofs von Person, wohl gewachsen, von edlem, martialischem Ansehen. Freundlich-ernst und voll inniger Güte war der Ausdruck seines Gesichts. Tapferkeit und unerschrockener Muth, Gelehrsamkeit und Geschmack, Bescheidenheit, Humanität, Geselligkeit, Gefühl für Freundschaft, und ein edles Herz, das waren die ihn zierenden Eigenschaften. Er liebte die schöne Natur, und war bei seinen täglichen, einsamen Lustwandlungen ein aufmerksamer, gefühlvoller Beobachter ihrer Reize und Annehmlichkeiten. — Kleist nimmt unter den Dichtern, die auf den bessern Geschmack in deutscher Sprache und Poesie wirkten, eine vorzügliche Stelle ein. Ungezwungene Leichtigkeit, Gedankenfülle, ernste Sittenlehre, elegische Schwermuth und meist reine Sprache charakterisiren seine Poesien. Matte Stellen, Vorstöſse gegen den Wohllaut, Mängel des Verses kommen, wenn man Rücksicht auf seine Zeit nimmt, nur selten vor. Sein Haupttalent zeigt sich *in den Schilderungen* der Natur und des Landlebens. Von seinen Gedichten, die früher Ramler (Berl 1760.) in 2 Bänden, und später Körte (Berl. 1803) auch in 2 Bänden herausgegeben, enthält diese Etui-Ausgabe das Vorzüglichste oder vielmehr fast alle, mit Ausschluſs ganz unbedeutender Die Ausgabe von Körte liegt der unsrigen zum Grunde, weil diese den Dichter unverstümmelt giebt.

Nachrichten von Kleist's Leben findet man in vielen unserer literarischen und lexikographischen Werke. Sein Freund Uz hat ihm ein würdiges Grablied gesungen, und Nicolai durch das Ehrengedächtniſs das er ihm schrieb, das erste Beyspiel einer guten deutschen Biographie gegeben. Die ausführlichste Biographie steht vor der Körte'schen Ausgabe der Werke; und in literarischer Hinsicht findet man über diesen Dichter die besten, ausführlichsten Nachrichten in Jörden's Lexikon deutsch. Dichter. (1807) B. II. S. 641 — 696. gr. 8.

Inhalt.

Seite

Der Frühling (1745. 1756.) 3
An Wilhelmine (1744.) 46
An Herrn Rittmeister Adler (1744.) . . 51
Der Geist (1744.) 54
Sehnsucht nach Ruhe (1744.) 55
Das Landleben (1744.) 64
Phyllis und Damon (1745.) 67
Menalk (1745.) 68
Lob der Gottheit (1745.) 73
Von den Schmerzen der Liebe (1747.) . 79
Amynt (1751.) 83
Trinklied (1753.) 85
Galathee (1755.) 87
Die Heilung (1755.) 88

Seite

Einladung auf's Land (1755.) 91
Der Vorsatz (1745) 94
An Thyrsis (1756.) 97
An die preuſsische Armee (1757.) . . 98
Irin (1757.) 102
Cephis (1757.) 107
Dithyrambe (1757.) 109
Die Freundschaft (1757.) 110
Der gelähmte Kranich (1757.) 113
Lied eines Nordländers (1757.) 115
Milon und Iris (1757.) 117
Tod (1757) 122
Leben (1757.) 124
Liebeslied an die Weinflasche (1758.) . 129
Hymne (1758) 131
Cissides und Paches (1758.) 136
Hymne (1759.) 157

Ewald Chr. v. Kleists

Gedichte.

Der Frühling.

Empfangt mich, heilige Schatten, ihr Wohnungen süſser Entzückung,
Ihr hohen Gewölbe voll Laub und dunkler schlafender Lüfte,
Die ihr oft einsamen Dichtern der Zukunft Vorhang zerrissen,
Oft ihnen des heitern Olymps azurne Thore geöffnet,
Und Helden und Götter gezeigt! Empfangt mich! füllet die Seele
Mit holder Wehmuth und Ruh'! -- O daſs mein Lebensbach endlich
Von Klippen, da er entsprang, in euren Gründen verflöſse! —
Führt mich durch Gänge voll Nacht zum glänzenden Throne der Tugend,

Der um sich die Schatten erhellt! Lehrt mich den Wiederhall reizen
Zum Ruhm der verjüngten Natur. Und ihr, ihr lachenden Wiesen,
Ihr holden Thäler voll Rosen, ihr Labyrinthe der Bäche,
Ich will die Wollust in mich mit eurem Balsamhauch ziehen,
Und wenn Aurora euch weckt, mit ihrem Purpur sie trinken! —
Gestreckt im Schatten will ich in goldnen Saiten die Freude,
Die in euch wohnet, besingen! — Reizt und begeistert die Sinnen,
Dafs meine Töne die Gegend, wie Zephyr's Lispeln erfüllen,
Der itzt durchs Veilchenthal bebt, und wie die rieselnden Bäche!

Auf rosenfarbnem Gewölke, bekränzt mit Tulpen und Lilien,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel. (Aus seinem Busen ergofs sich
Die Milch der Erde in Strömen.) Schnell glitt von murmelnden Klippen

Der Schnee in Bächen herab; des Winters Gräber, die Flüsse,
In welchen Felsen von Eis mit hohlem Getöse sich stieſsen,
Empfingen ihn, blähten sich auf, voll ungeduldiger Hoffnung,
Durchrissen nagend die Dämme, verschlangen gierig das Ufer:
Wald, Feld und Wiese ward Meer! — Kaum sahn die Wipfel der Weiden
Im Thale wankend heraus — Gefleckte Täucher und Enten
Verschwanden, schossen herauf, und irrten zwischen den Zweigen,
Wo sonst vor Schmerzen der Liebe im Laub die Nachtigall seufzte
Der Hirsch, von Wellen verfolgt, streift' auf unwirthbaren Felsen,
Die traurig die Fluth übersahn. Ergriffene Bären durchstürzten
Das anfangs seichte Gewässer, sie schüttelten brummend
Die um sich gieſsenden Zotten; bald sank der treulose Boden,
Sie schnoben, schwammen zum Wald', umschlangen Tannen und Eichen

Und huben sich träufelnd empor. Hier hingen sie ängstlich im Wipfel,
Von reissenden Winden, vom Heulen der flüssespeyenden Klippen
Und schwarzen Tiefe gescheucht. — Der Büsche versammelte Sänger
Betrachteten traurig und stumm, von dürren Armen der Linden,
Das vormals *glückliche Thal, wo sie* den flehenden Jungen
Im Dornstrauch Speise vertheilt. — Die frühe Lerche, vor Jammer
Sich aufwärts schwingend, beschaute die Wasserwüste von oben
Und suchte verlaſsne Gefilde. — Es flossen Scheuren und Wände
Und Dächer und Hütten umher. — Aus Giebeln und gleitenden Kähnen
Versah der trostlose Hirt sich einer Sündfluth, die vormals
Die Welt umrollte, daſs Gemsen in schlagenden Wogen versanken!

Der Boden trank endlich die Fluth. Von eilenden Dünsten und Wolken

Flohn junge Schatten umher. Den blauen Umfang des Himmels
Durchbrach ein blitzendes Gold! – Zwar ſtreute der weichende Winter
Noch oft, bey nächtlicher Umkehr, von den geſchüttelten Schwingen,
Reif, Eis und Schauer von Schnee; noch lieſsen wüthende Stürme
Die rauhe, dumpfige Stimm' aus Islands Gegend ertönen,
Durchſtreiften ſchaurige Klüfte, verheerten taumelnde Wälder,
Und blieſen Schrecken umher und Ueberſchwemmung von Kälte; —
Bald aber ſiegte der vor noch ungeſicherte Frühling!
Die Luft ward ſanfter; es deckt' ein bunter Teppich die Felder,
Die Schatten wurden belaubt, ein ſanftes Tönen erwachte
Und floh und wirbelt' umher im Hain voll grünlicher Dämm'rung.
Die Bäche färbten ſich ſilbern, im Luftraume floſſen Gerüche,
Und Echo höret' im Grunde die frühe Flöte des Hirten.

Ihr, deren zweifelhaft Leben, gleich trüben Tagen des Winters,
Ohn' Licht und Freude verflieſst, die ihr in Höhlen des Elends
Die finsteren Stunden verseufzt, betrachtet die Jugend des Jahres;
Werft jetzt die Augen umher, laſst tausendfarbige Scenen
Die schwarzen Bilder verfärben! Es mag die niedrige Ruhmsucht,
Die schwache Rachgier, der Geiz und seufzender Blutdurst sich härmen:
Ihr seyd zur Freude geschaffen, der Schmerz schimpft Tugend und Unschuld!
Saugt Lust und Anmuth in euch! Schaut her, sie gleitet im Luftkreis'
Und grünt und rieselt im Thal! — Und ihr, ihr Bilder des Frühlings,
Ihr blühenden Schönen, o fliehet den athemraubenden Aushauch
Von goldnen Kerkern der Städte! Kommt, kommt in winkende Felder!
O kommt, und gebt dem Zephyr zum Spiele die Wellen der Locken;
Seht euch in Seen und Bächen, und gleicht den Blumen des Ufers;

Pflückt Morgentulpen voll Thau, und schmückt den wallenden Busen!

Hier, wo zur Linken der Fels, bekleidet mit Sträuchen und Tannen,
Zur Hälfte den bläulichen Strom, sich drüber neigend, beschattet,
Will ich in's Grüne mich setzen an seinen steinigen Höhen,
Und Thal und Ebne beschauen.

O welch ein frohes Gewühle
Belebt das liebliche Land! Wie reizend lächelt die Anmuth
Aus Wald und Büschen hervor! Ein Kranz von blühenden Dornen
Umschlieſst und röthet rings um die sich verlierende Weite,
Vom niedrigen Himmel gedrückt. – – Von bunten Mohnblumen laufen
Mit grünem Waitzen versetzt, sich schmälernde Beet' in die Ferne,
Durchkreuzt vom blühenden Flachs! Feldrosenhecken und Schleenstrauch,
In Blüthen freundlich gehüllt, umkränzen die Spiegel der Teiche

Und sehn sich drinnen. Zur Seite blitzt aus dem grünlichen Meere
Ein See voll goldener Strahlen, durch Phöbus glänzenden Anblick;
Es schimmert sein gelbes Gestade von Muscheln und farbigen Steinen,
Und Lieb' und Freude durchtaumeln in kleiner Fische Geschwadern
Und in den Riesen des Meers, die unabsehbare Fläche! —
Auf fernen Wiesen am See stehn majestätische Rosse,
Sie werfen den Nacken empor und fliehen und wiehern aus Wollust,
Dafs Hain und Felsen erschallt. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernsten Stier, des Mayerhofs buschige Sümpfe,
Der finstre Linden durchsieht; ein Gang von Espen und Ulmen
Führt zu ihm; durch diese blinket ein Bach, in Binsen sich windend,
Von Reihern und Schwänen bewohnt. Gebirge, die Brüste der Reben,
Stehn fröhlich um ihn herum; sie ragen über den Buchwald,

Des Hügels Krone, davon ein Theil im Sonnenschein lächelt
Und glänzt, der andere traurt im Flur vom Schatten der Wolken.

Die Lerche steigt in die Luft, sieht unter sich Klippen und Thäler,
Entzückung tönet aus ihr. — Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. — Er horcht ein Weilchen, dann lehnt er
Sich auf den gleitenden Pflug, zieht braune Wellen in's Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. — Der Säemann schreitet gemessen
Und wirft den Saamen ihm nach; die zackige Egge bewälzt sie
Mit einer ebenen Decke, O daſs der mühsame Landwirth
Für sich den Saamen nur streute! daſs ihn die Weinstöcke tränkten,
Zu seinem Munde die Zweige mit saftigen Früchten sich beugten,
Und in den Wiesen für ihn nur bunte Wogen sich wälzten! —

Allein der fräſsige Krieg, vom zähneblöckenden Hunger
Und wilden Schaaren begleitet, verheert oft Arbeit und Hoffnung;
Gleich Hagelgüssen und Sturm zerbricht er die nährenden Halmen,
Reiſst Stab und Reben zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Für sich zum schrecklichen Lustspiel! — Dann fliegen mördrisch Getöne
Und Tod und Jammer umher. Die Thäler blizzen von Waffen,
Es wälzen sich Wolken voll Feu'r aus tiefen Schlünden der Stücke,
Und füllen die Gegend mit Donner, mit Gluth und Saaten von Leichen! —
Das Feld voll blutiger Furchen gleicht einem wogenden Blutmeer;
Ein Heer der furchtbarsten Thiere, durch laufende Flammen geängstigt,
Stürzt sich mit dumpfem Gebrüll' in uferfliehende Ströme.
Der Wiederhall selber erschrickt und klagt; es zittern vor Grauen
Die wilden Felsen und heulen. Des Himmels leuchtendes Auge

Schlieſst sich, die Grausamkeit scheuend; mit blauen Finsterniſs füllen
Sich aufwärts drehende Dämpfe, gleich dickem Nebel, den Luftkreis,
Der oft vom Wiederschein blitzt! — Wie wenn der Rachen des Aetna
Mit ängstlich wildem Geschrey, daſs Meer und Klippen es hören,
Umlegene Dörfer und Städte, vom untern Donner zerrüttet,
Mit Schrecken und Tod überspeyt, und einer flammenden Sündfluth...

Ihr, denen zwanglose Völker das Steuer der Herrschaft vertrauen,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur Glückseligkeit Hafen? —
Was wünscht ihr Väter der Menschen noch mehrere Kinder! Ist's wenig,
Viel Millionen beglücken? Erfordert's wenige Sorgen? —
O mehrt derjenigen Heil, die eure Fittige suchen,
Deckt sie gleich brütenden Adlern; verwandelt die Schwerter in Sicheln;
Belohnt mit Ehren und Gunst die, deren nächtliche Lampe

Den ganzen Erdball erleuchtet; setzt Gärtner zur Baumschul' der Menschen,
Laſst goldne Wogen im Meer, für's Land, durch Schiffahrt sich thürmen,
Erhebt die Weisheit im Kittel, und trocknet die Zähren der Tugend!

Wohin verführt' mich der Schmerz! Weicht, all ihr traurigen Bilder! —
Komm, Muse, laſs uns die Wohnung und häusliche Wirthschaft des Landmanns,
Und Viehzucht und Gärten betrachten! — Hier steigt kein Marmor aus Bergen
Und zeiget Kämpfer; kein Taxus spitzt sich vor Schlössern; kein Wasser
Folgt hier dem Zuruf der Kunst. Ein Baum, worunter sein Ahnherr
Drey Alter durchlebte, beschattet ein Haus, von Reben umkrochen,
Durch Dorn und Hecken beschützt. — Ein Teich glänzt mitten im Hofe,
Mit grünem Floſskraut bestreut, wodurch aus scheinbarer Tiefe
Des Himmels Ebenbild blinkt — Er wimmelt von zahmen Bewohnern;

Die Henne jammert um's Ufer, und ruft die gleitenden Entchen,
Die sie gebrütet; sie flieh'n der Stiefmutter Stimme; durchplätschern
Die Fluth und nagen am Schilf. — Mit vorgebogenen Hälsen
Und zischernd, treiben die Gänse, fern von der Lustbahn der Jungen
Den zottigen Schleſshund: dann spielen die haarigen Kinder, sie tauchen
Den Kopf in's Wasser, und hängen mit rudernden Füſsen
Im Gleichgewichte. — Dort läuft ein kleines, geschäftiges Mädchen,
Sein buntes Körbchen am Arm, verfolgt von weitschreitenden Hühnern.
Nun steht es, und täuscht sie leichtfertig mit eitelem Wurfe; begieſst sie
Nun plötzlich mit goldenem Korn, und sieht sie sich zanken und picken. —
Dort lauscht das weiſse Kaninchen in dunkler Höhle und drehet
Die rothen Augen umher; springt endlich furchtsam zum Zaune
Und reiſst an staudigen Pappeln — Aus seinem Gezelte geht lachend

Das gelbe Täubchen, und kratzt mit röthlichen Füſsen den Nacken,
Und fliegt zum Liebling auf's Dach. — Er zürnt ob dessen Verweilen
Und dreht sich um sich und schielt; bald rührt ihn das Schmeicheln der Schönen,
Viel Küsse werden verschwendet, bis sie mit schnellem Gefieder
Die Luft durchlispeln, und aufwärts sich zu Gespielen gesellen,
Die blitzend im Sonnenglanz schwärmen. —

Von blühenden Fruchtbäumen schimmert
Der Garten, die kreuzende Gänge mit rother Dunkelheit füllen;
Und Zephyr gaukelt umher, treibt Wolken von Blüten zur Höhe,
Die sich ergieſsen und regnen — Zwar hat hier Wollust und Hochmuth
Nicht Nahrung von Mohren entlehnt und sie gepflanzet; nicht Myrten,
Nicht Aloen blicken durch Fenster — Das nützliche Schöne vergnüget
Den Landmann und etwa ein Kranz — Durch lange Gewölbe von Nuſsstrauch

Zeigt sich voll laufender Wolken der Himmel, und ferne Gefilde
Voll Seen, und buschige Thäler, umringt mit blauen Gebirgen. —
Die Fürstin der Blumen, die Lilie, erhebt die Krone zur Seiten
Hoch über streifige Tulpen. — O Tulipane, wer hat dir
Mit allen Farben der Sonne den offnen Busen gefüllet?
Ich grüſste dich, Fürstin der Blumen, wenn nicht die göttliche Rose
Die tausendblättrige schöne Gestalt, die Farbe der Liebe,
Den hohen bedorneten Thron, und den ewigen Wohlgeruch hätte! —
Die holde Mayblume drängt die Silberglöckchen durch Blätter,
Hier reicht mir die blaue Jacynthe den Kelch voll kühler Gerüche:
Es steigt unsehbarer Regen von lieblichen Düften zur Höhe,
Und füllt die Lüfte mit Balsam. Die Nachtviole läſst immer
Die stolzeren Blumen den Duft verhauchen; sie schlieſset bedächtig

Ihn ein, im Vorsatz, den Abend noch über den Tag zu verschönen! —
Ein wahres Bildniſs des Weisen, den nicht, gleich prahlenden Kämpfern,
Der Kreis von Zuschauern reizt, der tugendhaft wegen der Tugend,
In der Verborgenheit Schatten Gerüche der Wohlthaten ausstreut! —
Seht hin, wie brüstet der Pfau sich dort am farbigen Beete,
Voll Eifersucht über die Kleidung der fröhlichen Blumen stolziert er,
Kreist rauschend den grünlichen Schweif voll Regenbögen, und wendet
Den farbentrügenden Hals. — Die Schmetterlinge, sich jagend,
Umwälzen sich über den Bäumen mit bunten Flügeln: voll Liebe,
Und unentschlossen im Wählen, beschauen sie Knospen und Blüthen. —
Indessen impfet der Herr des Gartens Zweige von Kirschen
Durchsägten Schleestämmen ein, die künftig über die Kinder,
Die sie gesäuget, erstaunen. — Das Bild der Anmuth, die Hausfrau,

Sitzt in der Laube von Reben, pflanzt Stauden und Blumen auf Leinwand;
Die Freude lächelt aus ihr. Ein Kind, der Grazien Liebling,
Mit zarten Armen am Hals' ihr hangend, hindert sie schmeichelnd,
Ein andres tändelt im Klee, sinnt nach, und stammelt Gedanken. —

O dreymal seliges Volk, dem einsam in Gründen die Tage
Wie sanfte Weste verfliegen! Laſs Andre dem Pöbel, der Dächer
Und Bäum' ersteiget, zur Schau in Siegeswagen sich brüsten.
Von Elephanten gezogen; laſs sie der Wellen Gebirge
Mit Wolken von Segeln bedecken, und Japan in Westen versetzen!
Der ist ein Liebling des Himmels, den, fern von Thorheit und Lastern,
Die Ruh' an Quellen umschlingt! Auf ihn blickt immer die Sonne
Von oben lieblich herab; ihm braust kein Unglück in Wogen,

Ihm folgt die Reue nicht nach, nicht durch die wallenden Saaten,
Nicht unter die Heerden im Thal, nicht an sein Traubengeländer.
Er seufzt nicht eitele Wünsche, ihn macht die Höhe nicht schwindelnd,
Die Arbeit würzt ihm die Kost, sein Blut ist leicht wie der Aether,
Sein Schlaf entfliegt mit der Dämmrung, ein Morgenlüftchen verweht ihn. —

Ach, wär' auch mir es vergönnt, in euch, ihr holden Gefilde,
Gestreckt in wankende Schatten am Ufer geschwätziger Bäche,
Hinfort mir selber zu leben, und Leid und weltliche Sorgen
Vorüberrauschender Luft einst zuzustreuen! Ach möchte
Doch Doris die Thränen in Euch von diesen Wangen verwischen,
Und bald Gespräche mit Freunden in euch mein Leiden versüſsen;
Bald redende Todte mich lehren, bald tiefe Bäche der Weisheit

Des Geistes Wissensdurst stillen! Dann gönnt' ich Berge von Demant,
Und goldne Klüfte dem Mogul; dann möchten kriegrische Zwerge
Felshohe Bilder sich hauen, die steinerne Ströme vergössen,
Ich würde sie nimmer beneiden! —

Du Meer der Liebe, o Himmel,
Du ew'ger Brunnen des Heils! Soll nie dein Ausfluſs mich tränken? —
Soll meine Blume des Lebens, erstickt vom Unkraut, verblühen?
Nein, du beseligst dein Werk. Er lispelt ruhige Hoffnung
Mir Trost und Labsal zum Herzen; die Dämmrung flieht vor Auroren,
Die finstre Decke der Zukunft wird aufgezogen; ich sehe
Ganz andre Scenen der Dinge, und unbekannte Gefilde,
Ich sehe dich, himmlische Doris! du kömmst aus Rosengebüschen
In meine Schatten voll Glanz und majestätischem Liebreiz;
So tritt die Tugend einher, so ist die Anmuth gestaltet.

Du singst zur Zither; und Phöbus tritt schnell durch dicke Gewölke,
Die Stürme schweigen, Olymp merkt auf: die Stimme der Lieder
Tönt sanft in fernen Gebirgen, und Zephyr weht sie herüber. —
Und du, mein redlicher Gleim, du steigst vom Gipfel des Hämos
Und rührst die Tejischen Saiten voll Lust; die Thore des Himmels
Gehn auf, es lassen sich Cypris und Huldgöttinnen und Amor
Voll Glanz auf funkelnden Wolken in blauen Lüften hernieder,
Und singen lieblich darein. Der Sterne weites Gewölbe
Erschallt vom frohen Concert. — Komm bald in meine Reviere,
Komm! bring die Freude zu mir, beblume mir Triften und Anger,
O Paar, du Trost meines Lebens, du milde Gabe der Gottheit! —
Doch wie, erwach' ich vom Schlaf? wo sind die himmlischen Bilder? —
Welch ein anmuthiger Traum betrog die wachenden Sinnen?

Er flieht von dannen, ich ſeufze. — Zu viel, zu viel vom Verhängniſs
Im Durchgang des Lebens gefordert! Solch' Heil gewährt nur die Hoffnung;
Sein Schatten beglücket mich ſchon, ſelbst wird michs nimmer erfreuen!..

Allein was quält mich die Zukunft? — Weg, ihr vergeblichen Sorgen!
Laſst mich der Wolluſt genieſsen, die jetzt der Himmel mir gönnet;
Laſs mich das fröhliche Landvolk in dicke Haine verfolgen,
Und mit der Nachtigall ſingen, und mich beym ſeufzenden Gieſsbach
An Zephyr's Wehen ergötzen. — Ihr dichten Lauben, von Händen
Der Mutter der Dinge geflochten! ihr dunkeln einſamen Gänge,
Die ihr das Denken erhellt, Irrgärten voller Entzückung
Und Freude, ſeyd mir gegrüſst! — O welch ein anmuthig Leiden
Und Ruh und ſanftes Gefühl durchdränget in euch mir die Seele! —

Durch's hohe Laubdach der Schatten, das streichende Lüfte bewegen,
Worunter die sichtbare Kühl' in grüne Wogen ſich wälzet,
Blickt hin und wieder die Sonne, und übergüldet die Blätter;
Die holde Dämmrung durchgleiten Gerüche von blühenden Hecken,
Die Flügel der Westwinde duften. — In überirdischer Höhle,
Von krausen Büschen gezeugt, sitzt zwischen Blumen der Geishirt,
Bläst auf der hellen Schalmey, hält ein und höret die Lieder
Hier laut in Buchen ertönen, dort schwach und endlich verloren,
Bläst, und hält wiederum ein. — Tief unter ihm klettern die Ziegen
Am jähen Absturz der Kluft, und reiſsen an bittern Geständen. —

Mit leichten Läuften streicht jetzt ein Heer gefleckter Hindinnen,
Und Hirsche mit Aesten gekrönt, durch grüne, rauschende Büsche,
Setzt über Klüfte, Gewässer und Rohr. Moräste vermissen

Die Spur der fliegenden Last. — Gereizt vom Frühling zur Liebe
Durchstreichen muthige Rosse den Wald mit flatternden Mähnen:
Der Boden zittert und tönt, es strotzen die Zweige der Adern,
Ihr Schweif empört sich verwildert, sie schnauben Wollust und Hitze,
Und brechen, vom Ufer sich stürzend, die Fluth der Ströme zur Kühlung;
Dann fliehen sie über das Thal auf hohe Felsen, und schauen
Fern über den niedrigen Hain auf's Feld, durch segelnde Dünste,
Und wiehern aus Wolken herab. — Jetzt eilen Stiere vorüber,
Aus ihren Nasen raucht Brunst, sie spalten mit Hörnern das Erdreich
Und toben im Nebel von Staub. Verschiedene taumeln in Höhlen,
Und brüllen dumpfig heraus; verschiedne stürzen von Klippen. —

Aus hohler Klippe gedrängt, fällt dort mit wildem Getümmel
Ein Fluſs in's buschige Thal, reiſst mit sich Stücke von Felsen,

Durchrauscht entblöſsete Wurzeln der untergrabenen Bäume,
Die über flieſsende Hügel von Schaum sich bükken und wanken;
Die grünen Grotten des Waldes ertönen und klagen darüber,
Es stutzt ob solchem Getöse das Wild und eilet von dannen;
Sich nahende Vögel verlassen, im Singen gehindert, die Gegend
Und suchen ruh'ge Stellen, wo sie den Gatten Gefühle
Verliebter Schmerzen entdecken in pyramidnem Gesträuche,
Und streiten gegen einander mit Liedern, von Zweigen der Buchen. —
Dort will ich lauschen, und sie sich freun und liebkosen hören! —
Flieſs' sanft, unruhiges Flüſschen! still, ächzende Zephyr' im Laube,
Schwächt nicht ihr buhlrisches Flüstern; schlagt laut, Bewohner der Wipfel,
Schlagt, lehrt mich euren Gesang! — Sie schlagen: symphonische Töne
Durchfliehn von Eichen und Dorn des weiten Schattensaals Kammern;

Die ganze Gegend wird Schall. Der Fink, der röthliche Hänfling,
Pfeift hell aus Wipfeln der Buchen. Die bunten Stieglitze hüpfen
So fröhlich auf Strauch und Gebüsch, beschauen die blühende Distel,
Ihr Lied hüpft fröhlich wie sie. — Der Zeiſsig klaget der Schönen
Sein Leiden aus Zellen von Laub. Vom Ulmbaum flötet die Amsel
In hohlen Tönen den Baſs. — Nur die geflügelte Stimme,
Die kleine Nachtigall, weicht aus Ruhmsucht in einsame Gründe,
Durch dicke Wipfel umwölkt, der Wehmuth ewige Wohnung,
Worin aus Feld und aus Luft der Nacht verbreitete Schatten
Sich scheinen verdichtet zu haben, als sie Auroren entwichen,
Und macht die traurige Wüste zum Lustgefilde des Waldes.
Ein finsterer Teich tränkt dort rings um sich Weidengebüsche;
Auf Aesten wiegt sie sich da, lockt laut und schmettert und wirbelt,

Daſs Grund und Einöde klingt. — So rasen Chöre von Saiten! —
Jetzt girrt sie sanfter und läuft durch tausend zärtliche Töne;
Jetzt schlägt sie wieder mit Macht. Oft wenn die Gattin durch Vorwitz
Sich im belaubten Gebauer des grausamen Voglers gefangen,
Der fern im Lindenbusch lau'rt; dann ruhen die Lieder der Freude,
Dann fliegt sie ängstlich umher, ruft ihrer Wonne des Lebens,
Durch Klüfte, Felsen und Wald, seufzt unaufhörlich und jammert,
Bis sie vor Wehmuth zuletzt halbtodt in die Hecken hinabfällt!
Da klaget um sie der Schatten der todten Gattin, da dünkt ih
Sie wund und blutig zu sehn; bald tönt ihr Jammerlied wieder,
Sie setzt es Nächte lang fort, und scheint bey jeglichem Seufzer
Ihr Leben aus sich zu seufzen. — Die nahen buschigen Hügel,
Hiedurch zum Mitleid bewogen, erheben ein zärtlich Gewinsel. —

Allein was kollert und girrt mir hier zur Seiten vom Eichstamm,
Der halbvermodert und zweiglos von keinem Geflügel bewohnt wird?
Täuscht mich der Einbildung Spiel? — Sieh, plötzlich flattert ein Täubchen
Aus einem Astloch' empor mit wandelbarem Gefieder;
Dies zeugte den dumpfigen Schall im Bauch der Eichen; es gleitet
Mit ausgespreiteten Flügeln in's Thal, sucht nickend im Schatten,
Und schaut sich vorsichtig um mit dürren Reisern im Munde. —
Wer lehrt die Bürger der Zweige, voll Kunst sich Nester zu wölben,
Und sie vor listigem Raub', voll süſsen Kummers, zu sichern?
Welch ein verborgener Hauch füllt ihre Herzen mit Liebe? —
Durch dich ist alles, was gut ist, unendlich wunderbar Wesen,
Beherrscher und Vater der Welt! Du bist so herrlich im Vogel,
Der niedrig in Dornstauden hüpft, als in der Veste des Himmels,

In einer kriechenden Raupe, wie in dem flammenden Cherub! —
See, sonder Ufer und Grund, aus dir quillt Alles; du selber
Hast keinen Zufluſs in dich! — Die Feuermeere der Sterne
Sind Wiederscheine von Tropfen des Lichts, in welchem du leuchtest!
Du drohst den Stürmen, sie schweigen; berührst die Berge, sie rauchen!
Das Heulen aufrührischer Meere, die zwischen wässernen Felsen
Den Sand des Grundes entblöſsen, ist deiner Herrlichkeit Loblied!
Der Donner, mit Flammen beflügelt, verkündigt mit brüllender Stimme
Die hohen Thaten von dir. Vor Ehrfurcht zittern die Haine
Und wiederhallen dein Lob! — Heerschaaren funkelnder Wächter
Der blauen Lüfte, verbreiten in tausend harmonischen Tönen
Die Gröſse deiner Gewalt und Huld, von Pole zu Pole.
Doch wer berechnet die Menge von deinen Wundern! wer schwingt sich

Durch deine Tiefe, o Schöpfer! — Vertraut euch Flügeln der Winde;
Ruht auf den Pfeilen des Blitzes; durchstreicht den glänzenden Abgrund
Der Gottheit, ihr endlichen Geister, durch tausend Alter des Weltbaus:
Ihr werdet dennoch zuletzt kein Pünktchen näher dem Grunde,
Als bey dem Ausfluge seyn! — Verstummt denn, bebende Saiten,
So preist ihr würd'ger den Herrn!

Ein Fluſs von lieblichem Duft, den Zephyr mit säuselnden Schwingen
Von nahgelegener Wiese herbeyweht, nöthigt mich zu ihr;
Da will ich am schwirrenden Rohr', in ihrem Blumenschoos ruhend,
Mit starken Zügen ihn einziehn. — Kommt zu mir, Freunde der Weisheit,
Mein Spalding und Hirzel! durch die jüngsthin der Winter mir grünte,
Von deren Lippen die Freude zu meinem Busen mir strömet;
Kommt, legt Euch zu mir, und macht die Gegend zur himmlischen Wohnung!

Laſst uns der Kinder der Flora Geſtalt und Liebe bewundern,
Und spotten, mit ihnen geschmückt, des trägen Pöbels im Purpur! —
Laſs deiner Saiten Gesang, und deines Mundes Gespräche,
Mir süſser denn Rosenduft seyn! Hier ist der Grazien Freude,
Hier irrt am Spiegel des Himmels die Ruh', es rieselt Entzückung
Mit hellen Bächen heran. Den grünen Kleeboden schmücken
Zerstreute Wälder von Blumen Ein Meer von holden Gerüchen
Wallt unsichtbar über der Flur, in groſsen, taumelnden Wogen
Von lauen Winden durchwühlt. —

Es ist durch tausend Bewohner
Die bunte Gegend belebt Hochbeinig watet im Wasser
Dort zwischen Kräutern der Storch, und blickt begierig nach Nahrung.
Dort gaukelt der Kibitz, und schreyt um's Haupt des müſsigen Knaben,
Der seinem Neste sich naht. Jetzt trabt er vor ihm zum Ufer,

Als hätt' er das Fliegen vergessen, reizt ihn durch Hinken zur Folge,
Und lockt ihn endlich ins Feld. — Unzählbare schimmernde Würmchen
Umflattern freudig den Klee, und irren im niederen Grase
Durch Labyrinthe von Blumen in rothen und goldenen Schatten,
Und glauben in Hainen zu irren. Zerstreute Heere von Bienen
Durchsäuseln die Lüfte; sie fallen auf Klee und blühende Stauden,
Und hangen glänzend daran, wie Thau vom Mondschein vergoldet:
Dann eilen sie wieder zur Stadt, die ihnen im Winkel des Angers
Der Landmann aus Körben erbaut Ein Bildniſs edler Gemüther,
Die sich der Heimath entziehn, der Menschheit Gefilde durchsuchen,
Und dann heimkehren zur Zelle, mit süſser Beute beladen,
Und liefern uns Honig der Weisheit! —

Ein See voll fliehender Wellen
Rauscht in der Mitte der Au; draus steigt ein Eiland zu Tage

Mit Bäumen und Hecken gekrönt, das, wie vom Boden entrissen,
Scheint gegen die Fluthen zu schwimmen. — In Einer holden Verwirrung
Drängt sich Hambuttengesträuch voll feuriger Sternchen, mit Quittbaum,
Hollunder, rauchem Wachholder, und sich umarmenden Palmen.
Das Geisblatt schmiegt sich an Zweige der wilden Rosengebüsche,
Aus Wollust küssen die jungen Blüthen einander, und hauchen
Mit süſsem Athem sich an. Um bunte Kränze des Erdreichs
Schleicht Brombeer langsam im Klee, zieht grüne Netze dazwischen,
Mit sich durchschlingenden Ranken. Der blühende Hagdorn am Ufer
Bückt sich hinüber aus Stolz, und sieht verwundernd im Wasser
Den weiſsen und röthlichen Schmuck. —

Wohl dem, dem täglich der Himmel
Solch Sinnenlabsal erlaubt, dem Lenz und Flora die Freude
In's Innerste mahlen! Jedoch der Landmann empfindet

Nur selten alle die Lust. — Dort irrt er am Umfange der Wiese,
Gebeugt von Sorgengewühlen, im Felde mit kümmernder Seele,
Vielleicht weil wegen der Hitze schon etliche Halme sich neigen. —
So trinkt fast immer der Mensch die Lust in Strömen und — dürstet!
Es stirbt der Glücklichste wünschend; ein Tropfen Kummers verbittert
Ihm ganze Meere von Freude. Die Einbildung spornet die Triebe;
Wie Rosse reiſsen sie aus, die Zwang und Zügel verachten,
Und ziehn ihn mit sich zum Abgrund. Sein Stolz zielt immer gen Himmel.
Bald schilt er die Vorsicht, die ihn im Purpur und Reichthum verabsäumt:
Bald dünkt er sich selber zu schwach, und tadelt die Weisheit der Schöpfung;
Das Feuer haucht Plagen für ihn; ihm blühe auf Auen das Unglück,
Und eilt mit Fluthen heran; die Wind' umwehn ihn mit Schmerzen. —
Wohin, verwegnes Geschöpf? gedenkst du, wie Riesen der Fabel,

Auf Felsen Felsen zu häufen, und, durch den Unsinn bewaffnet,
Den Sitz der Gottheit zu stürmen? Will ein Gefäſse von Leimen
Sich wider den Töpfer empören? — Durchfleucht erst die blauen Gefilde
Mit Sonnen und Erden durchsä't, den milchfarbnen Gürtel des Himmels,
Die Sphäre jeglichen Sterns; betrachte des Ganzen Verbindung,
Sammt allen Federn der Räder, und andrer Planeten Naturen,
Die Arten ihrer Bewohner, ihr Thun, und Stufengefolge;
Ergründe mit kühnem Gefieder des dunkeln Geisterreichs Tiefe,
Sieh Wesen ohne Gestalten, merk' ihre Abhäng' und Kräfte;
Steig auf der Leiter der Dinge selbst bis zum Throne der Gottheit:
Dann strafe, woferne du kannst, die Vorsicht und Ordnung der Erde! —
Jetzt kennst du nicht besser die Wege, worauf der Himmel dich führet,
Als ein noch stammelndes Kind zu Schiff', auf dem Schooſse der Mutter,

Die Bahn des Steu'rmanns im Meer. — Willst du die Ursach erforschen,
Warum du kein Seraphin wurdest? — Entdeck' erst, Stolzer! weſswegen
Er nicht zur Made dich schuf! — Soll deiner Thorheit zu Gunsten
Die groſse Weltkette brechen, und tausend Planeten und Sonnen
Aus ihren Gleisen gerückt, in Einen Klumpen zerfallen?
Soll bis zum Throne des Höchsten des Himmels Vorhang zerreissen,
Und endlich die ganze Natur, erschüttert im Innersten seufzen?
Dies wünschest du, wenn du verlangst, was mit der Weltordnung streitet! —
Sey deiner Neigungen Herr, so wirst du das Unglück beherrschen;
Der Schöpfer ist Huld und Liebe, nur jene sind deine Tyrannen! —
Was bauet ihr Häuser auf Wellen, ihr Diebe der Indischen Berge?
Verdammt euch, Jahre lang nichts, als nasse Gräber zu sehen,
Und in den Wolken den Tod? Du, Untersucher der Gründe,

Was blickst du hohnlächelnd herab, gebläht vom Dünkel des Wissens,
Im Wahn, vom hohen Olymp auf Raupen der Erde zu schauen,
Dem dennoch Nebel und Dunst das Licht der Seele verdunkelt? —
Und ihr, ihr Helden! was eilt ihr ins Ungewitter des Treffens,
Wo Blitze kämpfen mit Blitzen, und wilde Stürme mit Stürmen?
Um des Gerichtes Posaune mit euren Thaten zu füllen?
Es lachen eurer die Wesen, die um euch unsichtbar schweben! —

Du, Wahrheitsfeſsler, dünkt ihnen das, was dir plaudernde Dohlen;
Du, Held und Geizhals, was euch um Spreu sich jagende Würmer.
Des Lebens Augenblick ist nicht werth der Anschläge Dauer,
So vieler Sorgen und Pein! Der, welchem knieende Länder
Heut Schlösser und Festungen öffnen, wohnt morgen in Höhlen des Todes,
Die Hoffnung ist mit ihm verscharrt, verstopft der Zugang des Nachruhms.

Mich däucht, es öffnen sich mir der Unterwelt schattige Thäler,
Ich seh den griechischen Held, vor dessen Klange der Waffen
Der ganze Erdball erschrack, der Seen mit Menschenblut färbte
Und bis zum Ganges den Ost in eine Wüste verkehrte; —
Wie ausgerissene Meere, Feld, Wald und Städte verschlingen; —
Ich seh' ihn in blassen Cypressen verlassen und tiefsinnig irren,
Er ringt die Hände, und füllt mit diesen Klagen die Lüfte:
„Sonst meines Unsinns Vergnügen, jetzt mir erschreckliche Bilder,
Ihr Leichen voll Wunden und Blut, weicht, weicht aus diesen Revieren!
Kehrt eure Blicke von mir, ihr halbgeöffneten Augen!
Vergeſst das Stöhnen, ihr Gründe! Weh mir, daſs jemals der Herrschsucht
Sirenenstimme mich täuschte! Du tolles Labsal der Seelen,
Zu kurz für ewige Reu, o Lob des sinnlosen Pöbels,

Warum verachtet' ich dich, grofs in mir selber, nicht eher!
Entflogene Zeit, komm wieder! — Verlasset mich, schreckliche Leichen!
Kehrt eure Blicke von mir, ihr halbgeöffneten Augen!" —

Noch wären die Schätze der Welt sammt aller Hoheit und Wollust
Für unsere Seelen zu klein, und wenn wir Aeonen durchlebten;
Der Himmel sättigt sie nur, von dessen Flamme sie lodern.
Und du, o göttliche Tugend! durch dich nur können wir freudig
Das Meer des Lebens durchschiffen! Lafs diesen Pharus uns leuchten,
So sehn wir den Hafen des Glücks, trotz Ungewittern des Zufalls,
Trotz aller Leidenschaft Sturm, der nur den Einlauf befördert;
Dann wird der Himmel uns weise, der Himmel uns gnädig bedünken! —

Ja, er ist gnädig, der Himmel, auch dir, kleinmüthiges Landvolk,

Das schon den Jammer der Kinder in künftiger Theurung beseufzet! —
Erheb die träumenden Augen! Er kommt, er kommt schon, der Segen,
Er taumelt in Wolken daher, und wird sich in Strömen ergieſsen.
Schon fliegt der Westwind voran und schwärmt in den Blättern der Bäume,
Und wirbelt die Saaten wie Strudel! — Die Sonn' eilt hinter den Vorhang
Von baumwollähnlichem Dunst; es stirbt der Schimmer des Himmels,
Und eine Decke von Schatten läuft über Thäler und Hügel.
Gekraust durch silberne Cirkel, die sich vergröſsernd verschwinden,
Verräth die Fläche des Wassers den noch nicht sichtbaren Regen. —
Jetzt fällt er häufiger nieder, sich wie Gewebe durchkreuzend,
Kaum schützt des Erlenbaums Zelt mich vor den rauschenden Güssen.
Der Wind umwälzt sich in ihm und treibt ihn vor sich wie Segel,
Er macht die Lüfte voll Tropfen, zur See voll wallender Fluthen. —

Das Volk, das kürzlich aus Wolken die Gegend mit Liedern erfüllte,
Schweigt und verbirgt sich in Büsche — Im Lindenthal drängt sich in Kreisen,
Vom Dach der Zweige bedeckt, die Wollenheerde um Stämme!
Feld, Luft und Höhen sind öde; nur Schwalben fliegen im Regen,
Und gaukeln die Teiche beschauend. — Die Augenlieder; die jetzo
Das Auge des Weltkreises decken, die Dünst' erheben sich plötzlich;
Nun funkelt die Bühne des Himmels, nun sieht man hangende Meere
In helle Tropfen zerrinnen, und aus den Lüften verschwinden! —
Es lachen die Gründe voll Blumen, und alles freut sich, als flöſse
Der Himmel selber zur Erden! — Jedoch schon schiffen von neuem
Belad'ne Wolken vom Abend, und breiten wieder das Dunkel;
Sie schütten Seen herab, und säugen die Felder, wie Brüste! —
Auch die vergieſsen sich endlich. Der Auen Trauerkleid flieget

Schnell über's Gebirge zurück; ein goldner Regen von Strahlen
Füllt jetzt wieder die Luft; der grüne Hauptschmuck der Felsen,
Voll von den Saaten der Wolken, spielt blendend gegen die Sonne.
Ein Regenbogen umgürtet den Himmel, und sieht sich im Meere;
Verjüngt, voll Schimmer und lächelnd, voll lichter Streifen und Kränze
Sehn die Gefilde mich an. — Tauch in die Farben Aurorens,
Mal' mir die Landschaft, o du, aus dessen ewigen Liedern
Der Aare Ufer mir duften, und vor den Augen mir prangen
Der sich die Pfeiler des Himmels, die Alpen, die er besungen,
Zu Ehrensäulen gemacht! — Wie blitzt die blumige Wiese
Von demantähnlichen Tropfen; wie lieblich regnen sie seitwärts
Von farbigen Blumengebüschen, und blühenden Kronen der Sträuche! —
Die Kräuter sind wieder erfrischt, und hauchen stärkre Gerüche,

Der ganze Himmel ist Duft. — Ein Chor von Sängern der Wipfel,
In Kränzen von Büschen versteckt, hüpft zwischen den Blättern zur Höhe,
Spritzt vom Gefieder die Näſs', und treibt sein süſses Geschäfte;
Schon wacht im Felde der Baum, und Echo höret Gesänge!

O grünet, ihr holden Gefilde! Ihr Wiesen und Schlösser von Laube!
Grünet, seyd die Freude des Volks! Dient meiner Unschuld auf immer
Zum Schirm, wenn Bosheit und Stolz aus Schlössern und Städten mich treiben.
Mir wehe Zephyr aus euch, durch Blumen und Hecken, noch öfter
Ruh' und Erquickung in's Herz! Laſst mich in euren Revieren
Den Herrn und Vater der Welt, der Segen über euch breitet
Im Strahlenkreise der Sonnen, im Thau und träufelnden Wolken,
Noch ferner auf Flügeln der Winde, in eurer Schönheit verehren,

Und melden voll heiliger Regung sein Lob antwortenden Sternen!
Und wenn, nach seinem Geheiſs, mein Ziel des Lebens herannaht,
Dann sey mir endlich in euch die letzte Ruhe verstattet!

An Wilhelmine.

Jetzt wärmt der Lenz die flockenfreye Luft,
Der Himmel kann im Bach sich wieder spiegeln;
Den Schäfer labt bereits der Blumen Duft,
Sein Wollenvieh springt auf begrasten Hügeln:
Der Wolken Naſs gerann jüngsthin zu Schnee,
Jetzt blitzet es auf Büschen und auf Klee.

Es drängt der Halm sein Kronenhaupt hervor,
Und Zephyr schwebt auf den smaragdnen Wellen;
Die Wiese blüht umkränzt mit jungem Rohr,
Ihr Kleid umbrämt das Silber reiner Quellen;
Die Liebe sucht der Wälder grüne Nacht,
Der Kummer flieht, die todte Welt erwacht.

Dort schläft der Hirt bey'm nahen Wasserfall,
Vom sanften Arm der Schäferin umschlungen;
Die Drossel schlägt; die holde Nachtigall
Hat dieses Paar liebreizend eingesungen. —

Ach! fühlt' ich doch, bey allgemeiner Lust,
Der Freude Reiz nur auch in dieser Brust!

Nein, nein, sie flieht, sie ist mir längst entflohn!
Kein Lenz vermag mein ewig Leid zu mindern;
Ich bin der Qual, ich bin des Unglücks Sohn,
Der Tod allein kann meinen Kummer lindern,
Weil Doris nun auf immer mir entschwand,
Durch die ich nur den Werth der Welt erkannt.

Als jüngst mein Blut aus tiefen Wunden drang,
Was hemmtest du den Strom der Lebensfluthen,
Verhängniſs, da ich mit dem Tode rang?
Muſst' ich darum mich nicht zu Tode bluten,
Damit ich mich, von schmeichelhaftem Wahn
Und Lieb' entfleischt, zu Tode weinen kann?

Untreues Glück, das nur die Thoren schätzt.
Ich suchte dich, du bleibest mir entzogen;
Die Liebe hat mir Flügel angesetzt,
Umsonst! du bist noch weiter mir entflogen!
Ich hol' auf deiner Flucht dich nimmer ein,
Und Doris wird die Meine nimmer seyn!

Bestrafe doch des groſsen Friedrichs Chor
Mit kühnem Arm der Feinde Räuberhaufen,
Ich schwänge mich gewiſs alsdann empor! —
Mit meinem Blute wollt' ich dich erkaufen!
Wie würd' ich nicht für Ruhm und Liebe glühn,
Und diese Faust dem Tod' entgegen ziehn! —

Zwar, Doris, du verdienst ein gröſser Glück,
Ich bin nicht g'nug, die Tugend zu belohnen;
Man sieht in dir der Schöpfung Meisterstück;
Dein edler Geist beglänzte Königskronen,
Und Tausende, die Rang und Hoheit ziert,
Erwählten dich, von deinem Reiz gerührt.

Doch dieses Volk, das Rang und Purpur schmückt,
Ist niedern Geist's, ist leer an wahrer Liebe.
Ich habe nichts, das Aug' und Sinn entzückt,
Jedoch ein Herz voll edelmüth'ger Triebe;
Ein Herz, das nie der Unbestand verletzt,
Ein Herz, das mehr dich als den Erdkreis schätzt!

Verhängniſs, sprich: ich solle Cäsar seyn,
Ja, ohne sie, auf tausend Welten thronen!

Den niedern Stolz mag dieses Glück erfreun.
Ich will vergnügt mit ihr in Hütten wohnen!
Die Liebe macht der Hütten Armuth reich,
Wehrt allem Leid, macht harte Fluren weich.

Wie manchen Hof, wie manche Stadt voll Pracht
Hab' ich gesehn, seit ich Dich, Doris, kenne!
Der Schönen Reiz, der andre untreu macht,
Macht, daſs ich nur in dich noch mehr entbrenne;
Er weicht sobald ich dich mir vorgestellt.
Ich wählte dich allein aus einer Welt!

O goldne Zeit, da noch des Goldes Wust
Verachtet ward, was flohst du von der Erden!
Ich ruhete gewiſs an Doris Brust,
Könnt'st du durch Flehn zurükgerufen werden.
Ach, komm zurück! doch gönne mir dabey,
Daſs neben mir mein Gleim ein Schäfer sey!

Du hörst mich nicht, Verhängniſs, ja ich soll,
Ich soll ein Ball des falschen Glückes bleiben!
So höre du, o Tod! — Nimm deinen Zoll;
Soll nur dein Pfeil die Glücklichen entleiben?
Hier ist die Brust, er öffne mir das Herz,
Ich halte Stand, ich fürchte nicht den Schmerz.

Dort, wo man durch die Luft dich in sich hauchet,
Bey Gräbern und in schreckenvollen Gründen,
Dort, wo der Feind das Schwert in Feinde taucht,
Dort will ich dich, im Fall du säumest, finden!
Dann seufz', o Doris; Ich hab' ihn betrübt,
Er lebte noch, hätt' er mich nicht geliebt!

An Herrn Rittmeister Adler. *)

Die Stürme wüthen nicht mehr, man sieht die Zacken der Tannen
Nicht mehr durch gläsernen Reif; man sieht im eislosen Bach'
Am Grunde Muscheln und Gras und junge wankende Blumen.
Ein dunkles, schwebendes Laub erfüllt den Buchwald mit Nacht
Hier reizt der Nachtigall Lied durch tausend wandelnde Töne;
Der West im Rosengebüsch bläst süſse Düfte zur Flur.
Dort strahlt im glänzenden Strom das Bildniſs blühender Hecken,

---

*) Dieser vortreffliche Mann ward 1745 bey Landshut in Schlesien von den Uhlanen erstochen.

Und flieht, nebst Ufer und Rohr, des Fischers
gleitenden Kahn.
Freund, flieh der Waffen Geräusch! jetzt ist
die Zeit des Vergnügens;
Fühl' jetzt in Wäldern die Lust, die Held und
Höfling nicht kennt.
Was hilfts, mit freudigem Blick, vom Dunst der
Ehre betrunken,
Mit Ordensketten beschwert, gekrönte Henker zu scheun?
Was hilft's, wenn künftig dein Grab vergold'te
Waffen beschützen,
Wenn man aus Marmor dein Bild in furchtbarn Panzern erhöht!
Achill und Hanniball muſs die Nacht des Todes
durchschlafen,
Die, nach der Schickung Gesetz, mich einst
in Finsterniſs hüllt.
Im Tode werd' ich ihm gleich, im Leben bin
ich beglückter.
Er sah nur Auen voll Blut, schlief nur vom
Himmel bedeckt,
Und hört' ein ewig Geschwirr von Schilden,
Spieſsen und Pfeilen;
Ihn flohn Vergnügen und Scherz und Cypris
freundlicher Sohn.
Ich seh' auf blumiger Flur das Winken schattiger Erlen,

Der Schmuck des lachenden Hains, die weiſsen Birken voll Laub,
Den thaldurchirrenden Bach. Ich schlaf' in Lauben von Rosen,
Und höre Chloens Gesang, ob dem die Nachtigall schweigt,
Und lauscht, und aufmerksam horcht. Rings um mich flattert die Freude.
Die kleine Phyllis im Hain verbirgt sich, wenn sie mich merkt;
Ich such', und finde sie nicht: bis sie im dicken Gesträuche,
Wo Phöbus selbst sie nicht sieht, ein schalkhaft Lächeln verräth!

Der Geist.

Der Tag entwich in Thetis Schoos:
Ich ging mich zu erfrischen
Am lautern Bach, der silbern floſs,
Voll Ruh' im Dunkeln, in Gebüschen.

Die Wachtel schlug; die Nachtigall
Sang mir mit süſser Kehle
Gehört vom nahen Wiederhall,
Lust und Entzückung in die Seele.

Schnell schrecket mich ein weiſser Geist,
Der durch die Sträucher blinket! —
Das Schrecken, das mich aus mir reiſst,
Weicht, als der Geist mich ruft und winket.

Die Stimm' entdeckte den Betrug,
Der Geist war Philaminde!
Wir küſsten uns, so wie die Wachtel schlug,
Wir seufzten wie die Abendwinde!

Sehnsucht nach Ruhe.

O Silberbach, der vormals mich vergnügt,
Wann wirst du mir ein sanftes Schlaflied rauschen?
Glückselig! wer an deinen Ufern liegt,
Wo voller Reiz der Büsche Sänger lauschen.
Von dir entfernt, mit Noth und Harm erfüllt,
Ergötzt mich noch dein wollustreiches Bild.

Und du, o Hain! o duftend Veilchenthal!
O holder Kranz von fernen blauen Hügeln!
O stille See, in der ich tausendmal
Auroren sah ihr Rosenantlitz spiegeln!
Bethaute Flur, die mich so oft entzückt,
Wann wird von mir dein bunter Schmelz erblickt?

Sprich Wiederhall, der, wenn die Laute klang,
Vom kühlen Sitz in dickbelaubten Linden,
Mit hellem Ton in ihre Saiten sang,

Sprich, soll ich nie die Ruhe wiederfinden?
Wie oft, wenn ich vergnügt im Schatten lag,
Und: „Doris!" rief, rieſst du mir: „Doris!"
nach!

Jetzt fliehet mich die vor empfundne Lust,
Ich kann nicht mehr dein süſs Geplauder hören.
Du fülltest dort mit Anmuth Ohr und Brust;
Hier fliegt der Tod aus tausend ehrnen Röhren.
Dort both die Flur, der Bach, mir Freude dar;
Hier wächst der Schmerz, hier flieſset die Gefahr.

Wie, wenn der Sturm aus Aeols Höhle fährt,
Und Staub und Wust im Wirbel heulend drehet,
Dem Sonnenstrahl den freyen Durchgang wehrt,
Die grüne Flur mit Stein und Kies besäet:
So tobt der Feind, so wüthend füllt sein Heer
Die Luft mit Dampf, die Felder mit Gewehr.

Der Fruchtbaum traurt, die Halme bücken sich,
Den Weinstock tödten räuberische Streiche;
Die schöne Braut sieht hier ihr ander Ich,
Den Blumen gleich, durch kalten Stahl er-
bleichen;
Ein Thränenguſs, indem sie es umschlieſst,
Netzt ihr Gesicht, wie Thau von Rosen flieſst.

Dort flieht ein Kind; sein Vater, der es führt,
Fällt schnell dahin, getroffen vom Geschütze;
Er nennt es noch, eh er den Geist verliert.
Der Knabe wankt, und stürzet ohne Stütze:
Wie Boreas, wenn er die Schwingen regt,
Gepfropftes Reis, das stablos, niederschlägt.

Die Felder hat ein Feuermeer erfüllt,
Das um sich reiſst, von keiner Macht gehemmet:
Wie, wenn der See aus seinen Ufern schwillt,
Durch Dämme stürzt und Länder überschwemmet;
Die Thiere fliehn, das Feu'r ergreift den Wald,
Der Stämme hegt, wie seine Mutter, alt.

Was Kunst und Witz durch Müh und Schweiſs erbaut,
Korinth und Rom mit stolzer Pracht gezieret,
Der Städte Schmuck wird schnell entflammt geschaut.
Wie mancher Thurm, von Marmor aufgeführet,
Um dessen Haupt ein Kranz von Wolken schwebt,
Stürzt von der Gluth! des Bodens Veste bebt.

Das blasse Volk, das löschen will, erstickt,
Die Gassen deckt ein Pflaster schwarzer Leichen;
Und dem es noch das Feu'r zu fliehen glückt,

Der kann dem Grimm der Kugeln nicht entweichen.
Statt Wasser, trinkt die nahe Wiese Blut,
Es rauscht und zischt auf Felsen voller Gluth.

Wann Phöbus weicht, weicht doch die Klarheit nicht:
Die Nacht wird Tag vom Leuchten wilder Flammen,
Den Himmel färbt ein wallend Purpurlicht;
Von Dächern schmilzt ein Kupferfluſs zusammen;
Der Kugeln Saat pfeift, da die Flamme heult:
Mond und Gestirn erschrickt, erblaſst und eilt.

Wie, wenn ein Heer Kometen aus der Kluft,
Die bodenlos, ins Chaos niederfiele:
So zieht die Last der Bomben durch die Luft,
Mit Feu'r beschweift. Vom reiſsenden Gewühle
Flieſst hier Gehirn, liegt dort ein Rumpf gestreckt,
Hier rauscht Gedärm: so ist der Grund bedeckt.

Der Erde Bauch wirft oft, vom Pulver wild,
Mit Mau'r und Heer sein felsicht Eingeweide
Den Wolken zu. Die ferne Klippe brüllt,
Des Himmels Raum erbebt, und schallt vor Leide;

Er wird mit Schutt und Leichen überschneyt,
Als wenn Vesuv und Hekla Steine speyt.

O wer entwirft den Jammer, das Geschrey,
Des Pulvers Grimm, das Winseln und das Sterben,
Naturgemäſs! — Mir sinkt der Kiel aus Scheu.
Wer kann mit Blut und Feu'r die Worte färben!
Du kennst es Mond! auf, wink' es! Wehe
du
Das was du hörst, o Luft! den Völkern zu.

So wüthet Mars. Und hört sein Wüthen auf,
So drehn wir selbst das Schwert in unsre Leiber.
Ja, Gott des Streits! hemm' deiner Waffen Lauf!
Was braucht es Krieg? wir sind uns selber
Räuber:
Uns schlieſst der Stolz' in goldne Ketten ein;
Der Geldgeiz schmelzt aus Schachten seine Pein.

Bald stiehlt ein Fürst uns Freyheit, Ruh und
Glück;
Bald suchen uns die Richter zu betrügen;
Hier wirkt das Gold ein heilig Bubenstück;
Dort ras't ein Freund, und tödtet uns mit Lügen.
Bist du geschickt, ein Andrer glaubt es nicht;
Warum? — Weil Ihm Geschicklichkeit gebricht!

Des Nächsten Glück, Erfahrung, Fähigkeit,
Und Wissenschaft und echter Tugend Proben,
Sind Fehler, die kein kluger Mensch verzeiht:
Ein groſser Geist muſs niemals andre loben.
Wer küsset, drückt und lästert, hat Verstand;
Wer redlich spricht, gehöret auf das Land.

Wenn dich das Glück auf seinen Flügeln hebt,
So kann man nichts der Freunde Huld vergleichen.
Wenn Unglück stürmt, daſs Mast und Steuer bebt,
O! wie dem Froste dann die Schwalben weichen! —
Man hat den Schwarm wie Stumme anzusehn,
Die bloſs zur Pracht auf unsern Bühnen stehn. —

Und wer auch noch auf reine Sitten hält,
Wird doch zuletzt vom Haufen hingerissen,
Gleich einem, der in wilde Fluthen fällt:
Er peitscht den Strom mit Händen und mit Füſsen.
Er klimmt hinauf; doch endlich fehlt die Kraft,
Der Leib erstarrt, sinkt, und wird fortgerafft.

Ja, Welt! du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reizet mich ein heiſser Trieb zur Tugend

Vor Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab; —
Das Beyspiel siegt; und du, o Feu'r der Jugend,
Du trocknest bald die edlen Thränen ein. —
Ein wahrer Mensch muſs fern von Menschen seyn.

Pflügt denn das Meer zum fernen Mohrenland!
Ihr, Thoren, eilt! fischt Perlen aus dem Grunde!
Es sey ein Brett des Todes Scheidewand:
Beraubt den Berg, steigt tief in seine Wunde! —
Ihr quälet euch; was sucht ihr? — Angst und Noth;
Ein goldner Dolch befördert euren Tod.

Führt Schlösser auf, laſst eine neue Welt
An jeder Wand mit Gold durchwirket sehen;
Laſst Trinkgeschirr', aus Indien bestellt,
Und Diamant den Werth von euch erhöhen!
Schlieſst euer Grab mit Marmorsäulen ein!
Ihr sehet Pracht; ich Leinwand, Erde, Stein.

Vergieſst das Blut aus falscher Tapferkeit;
Tobt kühn herum, wie wilde Hauer toben,
Damit ihr seyd, auch wann ihr nicht mehr seyd,
Damit euch einst die Todtenlisten loben!
Wird wohl der Geist durch Schilderey ergötzt,
Wenn euch der Staar die Augen hat verletzt?

Ein stolz Gespann stampft, schäumet, schnaubt und schreyt,
Die Mähne fliegt, der Adern Aeste schwellen;
Ein ganzes Heer folgt euch zur Friedenszeit.
Ihr glaubt den Glanz des Hofes zu erhellen,
Der Bänder Pracht, die wässricht auf euch ruht,
Erinnert euch: Traut Höfen gleich der Fluth.

Wie täuscht der Schein! Ihr seyd Verliebten gleich,
Die feuervoll den Gegenstand nicht kennen. —
Macht mich das Glück nicht groſs, berühmt und reich:
Geringer Gram! ich will es Fürsten gönnen.
Ein ruhig Herz im Thal, wo Zephyr rauscht,
Sey nimmermehr für Flittergold vertauscht.

Zeig du dich mir, du teppichgleiche Flur!
Du Bach, den Rohr, Gebüsch und Wald umfangen!
Kein goldner Sand, dein Murmeln reizt mich nur,
Und Zweige, die wie grüne Schirme hangen.
Wenn ich im Geist auf euch, ihr Berge, steh',
Ist mir die Welt so klein, — als ich sie seh'.

Wie der, der sich von seiner Schönen trennt,
Untröstbar ist; die dunklen Blicke hangen

An allem starr, und sehen nichts; er rennt,
Er seufzet tief, er haſst der Städte Prangen,
Liebt Kluft und Wald, klagt, ringt die Hände, schreyt,
Der Wiederhall klagt auch, und mehrt sein Leid.

So sehn' ich mich, o grüne Finsterniſs
Im dichten Hain, ihr Hecken und ihr Auen,
Nach eurem Reiz; so klag' ich, ungewiſs
Euch einmal nur, geschweige stets, zu schauen.
O! ruft mich bald! O Doris, meine Ruh,
Drück' einst mir dort die Augen weinend zu!

Das Landleben.

An Ramler.

O Freund! wie selig ist der Mann zu preisen,
Dem kein Getümmel, dem kein schwirrend Eisen,
Kein Schiff, das Beute, Mast und Bahn verlieret,
Den Schlaf entführet!

Der nicht die Ruhe darf in Berge senken;
Der, fern von Purpur, fern von Farobänken;
In eignen Schatten, durch den West gekühlet,
Sein Leben fühlet.

Er lacht der Schlösser, von Geschütz bewachet,
Verhöhnt den Kummer, der an Höfen lachet,
Verhöhnt des Geizes in verschloſsnen Mauern
Thörichtes Trauern.

So bald Aurora, wann der Himmel grauet,
Dem Meer entsteigend, lieblich niederschauet,
Flieht er sein Lager, das nur Mayen schmücken,
Mit heitern Blicken.

Er lobt den Schöpfer, hört ihm Lerchensingen,
Die durch die Lüfte sich dem Aug' entschwingen!
Hört ihm vom Zephyr lispelnd auf den Höhen
Ein Loblied wehen.

Er sieht auf Rosen Thau, wie Demant blitzen;
Schaut über Wolken, von der Berge Spitzen,
Wie schön die Ebne, die sich blau verlieret,
Der Lenz gezieret.

Bald zeigt sich fliehend auf des Meeres Rücken
Ein Schiff von weitem den nachfliehenden Blikken,
Das sie erst lange gleichsam an sich bindet,
Und dann verschwindet.

Bald sieht er abwärts, voller Glanz und Prangen,
Noch einen Himmel in den Fluthen hangen,
Noch eine Sonne Amphitritens Gränzen
Grundaus durchglänzen.

Er geht in Wälder, wo an Schilf und Sträuchen
Im krummen Ufer Silberbäche schleichen,
Wo Blüthen düften, wo der Nachtigallen
Lustlieder schallen.

Jetzt pfropft er Bäume, leitet Wassergräben,
Schaut Bienen schwärmen, führt an Wände Reben;
Jetzt tränkt er Pflanzen, zieht von Rosènstöcken
Sich Schattenhecken.

Eilt dann zur Hütte, wo kein Laster thronet,
Die Ruh und Wollust unsichtbar bewohnet:
Weil seine Doris, die nur Liebreiz schminket,
Ihm freundlich winket.

Kein Knecht der Krankheit mischt für ihn Gerichte;
Unschuld und Freude würzen Milch und Früchte.
Kein bang Gewissen zeigt ihm Schwert und Strafe
Im ſüſsen Schlafe.

Freund! laſs uns Golddurst, Stolz und Schlösser hassen,
Und Kleinigkeiten Fürsten überlassen.
Komm! Damon ruft uns! komm zum Sitz der Freuden
Auf seine Weiden.

Phyllis an Damon.

Ja, liebster Damon, ich bin überwunden!
Ich fühl', ich fühle, was dein Herz empfunden!
Mich zwingt die Dauer deiner starken Liebe
Zu gleichem Triebe.

Als ich die Hand jüngst, die dein Aug' verdeckte,
Vorwitzig fortriſs: Himmel! was erweckte
Dein schönes Auge, voll treuer Thränen,
Mir nicht für Sehnen!

Ich floh und weinte; wie ward mir zu Muthe!
Ein heftig Feuer wallte mir im Blute
Ach! ewig werden diese Flammen währen,
Die mich verzehren.

Komm! treuster Damon, den ich mir erwähle!
Auf meinen Lippen schwebt mir schon die Seele,
Um durch die deinen, unter tausend Küssen,
In dich zu flieſsen.

Menalk.

Vor Kummer floh Menalk den Reiz der bunten Flur,
Kein Schatten und kein Bach, sein Schmerz gefiel ihm nur!
Hier ging sein Wollenvieh zerstreut in Trift und Heiden,
Die Ziegen rissen dort das schmale Laub von Weiden,
Dort bitt're Rinden ab. Sein Hylax muſst' allein,
Seit Doris ihn verlieſs, der Heerde Hüther seyn
Er aber nährt' im Thal' in einer dunkeln Höhle
Mit Ulmen überdeckt, die Schmerzen seiner Seele.

„Unglücklicher Menalk! gedacht' er da bey sich,
O! warum lebst du noch? die Schickung hasset dich,

Durch sie ward Doris jüngst von dieser Flur gezogen.
O wär' den Augenblick dein Geist ihr nachgeflogen,
Und dieser Leib verwest! Zwar bey Amyntens Grab
Starb dir zugleich mit ihm Klee, Trift und Zephyr ab;
Doch endlich hat die Zeit den Kummer überwunden
Er ist, dacht' ich, zuerst der Nichtigkeit entbunden,
Und schaut dir jetzt vielleicht von oben glänzend zu,
Schaut Wolken unter sich, ist glücklicher, als du. —
Nur jetzt wird keine Zeit dein ewig Leid vermindern:
Sie lebt, und lebt entfernt! — Komm, Tod, du kannst es lindern!
Komm! jetzt ist Welt und Glück und Leben mir verhaſst.
Ihr Felsen, stürzt herab, begrabt mich in der Last,
Die meinem Scheitel droht! -- O! muſs ich euch, ihr Auen,
Die ihr uns oft verbargt, noch ferner grünen schauen?

Ihr martert meinen Geist, reizt ihr gleich das Gesicht;
Ihr zeigt mir Doris Bild, und zeigt mir Doris nicht. —
Nein, zum entfernten Belt! — Doch wer kann dir entrinnen,
O Liebe? — Welch ein Wahn betäubt die müden Sinnen!
Und trieb' auch Angst und Qual zum Nordpol meinen Schritt,
So flöh' doch Doris Bild, gleich meinem Schatten, mit. —
Ja, dort, dort seh' ich sie, dort hat sie oſt gesprungen;
Und oſt im bunten Klee den Arm um mich geschlungen;
Dort, däucht mich, hör' ich noch am Teich den Zauberklang,
Als sie und Galathee Dianens Gluth besang:
Ich war Endymion, nach dem sie heimlich blickte,
Dem sie bey manchem Ort die Hand verstohlen drückte. —
Dort ruht' ich einst allein im Rosenthal am Bach;
Ich schloſs die Augen zu, dacht' ihrem Liebreiz nach.

Die Lose wuſste sich am Ufer hinter Sträuchen,
Ohn' daſs ich sie vernahm, zu mir heranzuschleichen;
Und stand ihr Damon gleich, der um sie buhlte, nah,
So küſste sie mich doch, als er nur seitwärts sah;
Schnell sprang sie um den Strauch, die Blätter hört' ich rauschen,
Und merkte, wer es that, und lieſs mich gern belauschen. —
Doch wer belauscht mich jetzt? Wo seyd ihr Zeiten hin?
O! daſs ich mit der Lust nicht auch vergangen bin!
Jetzt wird der Südwind mich nicht mehr aus regen Büschen,
Davon der Schatten wankt, in ihrem Arm erfrischen.
Jetzt werd' ich nicht, wie sonst, die rauhen Faunen gehn,
Und Ziegen über uns am Felsen klettern sehn
Die Liebe soll hinfort der Seele Kummer nähren,
Und in der Höhle mich, ein Bild der Gruft verzehren!"

So quälte sich Menalk, bis endlich der Gesang
Von Fröschen, in die Kluſt vermischt und heiser drang;
Da stand er auf, und sah, daſs sich der Schatten streckte,
Und daſs der Abend schon die Flur mit Purpur deckte.

Lob der Gottheit.

Tausend Heere lichter Welten loben meines Schöpfers Stärke;
Aller Himmelskreise Welten preisen seiner Weisheit Werke;
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die sein Wink hervorgebracht,
Sind Posaunen seiner Liebe, sind Posaunen seiner Macht.

Soll ich denn allein verstummen? soll ich ihm kein Loblied bringen?
Nein, ich will des Geistes Flügel auch zu seinem Throne schwingen;
Und wenn meine Zunge stammelt, o! so sollen nur allein
Dieser Augen milde Bäche Zeugen meiner Ehrfurcht seyn.

Ja, sie stammelt: sieh, o Schöpfer, meines Herzens Altar rauchen!
Könnt' ich gleich den schwachen Pinsel in der Sonne Flammen tauchen,
O so wär' von deinem Wesen noch kein Zug, kein Strich gemacht;
Dir wird selbst von Davids Munde nur ein schwaches Lob gebracht.

Wer macht tausend tausend Sonnen prächtig majestätisch glänzen?
Wer bestimmt dem Riesenlaufe unzählbarer Welten Grenzen?
Wer verbindet sie zusammen? Wer belebet jeden Kreis? —
Deines Mundes sanfter Athem, Herr, dein mächtiges Geheiſs!

Wer läſst den entzückten Blicken tausend blumenreiche Auen,
Die der Wälder Schatten kühlet, so geschmückt, so reizend schauen?
Wer macht, daſs darin aus Felsen wühlend sich ein Naſs ergieſst,
Das sich endlich blitzend schlängelt, und in Muschein rieselnd flieſst?

Wer rührt durch des Regenbogens Pracht und Schönheit Aug' und Sinnen?
Wer läſst die Gesundheit blühen, und aus tausend Quellen rinnen?
Wer tränkt mit des Regens Balsam, und mit Thau die müde Flur?
Groſser Vater! deine Liebe, durch die Kräfte der Natur.

Durch dich glüht der Rose Purpur, du bevölkerst Meer und Wälder,
Zeugst den Nektarsaft der Reben, schwängerst Thäler, Berg' und Felder;
Du erfüllst die Welt mit Freude, wenn die Ruhe sie besiegt,
Wenn sie sich in Schwanenfedern sanfter Flokken schlafend wiegt.

Durch dich stürzt der Wallfisch Schiffe; Flüsse voll von Rauch und Blasen
Kochen, auf dein Winken, brausend aus den Schlünden seiner Nasen.
Durch dich kämpft der Thiere König; wer ist's, der ihm widersteht,
Wenn er wüthend seine Klauen gleich zwo Herkulskeulen dreht?

Durch dich kann des Menschen Seele in der
Sterne Kreise dringen,
Durch dich weiſs sie das Vergangne, hat Begriffe
von den Dingen,
Trennt der Sachen Aehnlichkeiten von den Sa
chen selber ab,
Urtheilt, schlieſst, begehrt und scheuet; durch
dich flieht sie Tod und Grab.

O wer kann die Wunderwerke deiner Liebe
g'nug erheben!
Du machst uns im Unglück glücklich, du bist
unsers Lebens Leben.
Zweifler, rührt euch nicht die Liebe, o so fürch-
tet Gottes Macht,
Zittert wie verscheuchte Sklaven, wenn der
Herren Grimm erwacht!

Schaut! das Trauerkleid des Himmels täuscht
die heisre Schaar der Eulen,
Schrecken überfällt die Lüfte; hört ihr ängstlich
hohles Heulen!
Schaut, wie dort der Sturm die Felsen als zer-
brechlich Glas zerschmeiſst,
Ganze Wälder wirbelnd drehet, und wie Fäden
sie zerreiſst!

Schaut! Gebirge düstrer Wolken stoſsen ungestüm zusammen;
Und aus ihren schwarzen Klüften brechen Ströme wilder Flammen;
Wald und Fluren stehn in Feuer, und die Gluth zersprengt das Land
Krokodille, Löwen, Drachen fliehen zitternd Dampf und Brand.

Wälder starker Masten stürzen vor der Wuth der Wasserwogen;
Auf zerstückten Brettern kommen Kriegesheere angeflogen,
Die der Sturm, nebst Steur und Segeln, zu der Wolken Höhe schwingt,
Bis sie schnell der schwarze Rachen des ergrimmten Meers verschlingt.

Sagt, wer donnert in den Wolken? sagt, wer brauset in den Stürmen?
Zweifler, sprich! wer schwingt die Fluthen, die sich wie Gebirge thürmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit hohlem Brüllen zu:
O verwegenes Geschöpfe! dies ist Gott! was zweifelst du?

Herr! in meinem Munde sollen deine Thaten ewig schallen;
Aber laſs dir nur die Schwachheit eines Wurmes wohlgefallen.
Herz! belebe durch dein Klopfen meinen ohnmachtsvollen Sinn,
Sprütz die Triebe, die du fühlest durch das Blut den Lippen hin!

Nein, umsonst! die Lippen schweigen; nein mein Lob ist zu geringe.
Herr, verschmähe nicht die Thränen, die ich dir zum Opfer bringe!
Sieh auf diese Liebesfluthen! sieh der Seelen Regung an,
Die sie selber zwar empfinden, aber nicht beschreiben kann!

Wenn die Augen dich, o Schöpfer! und den Glanz von deinem Throne
Mit Entzücken sehen werden, schmückt michs einst die Siegeskrone,
Werd' ich einst zu deiner Seiten mit dem Chor der Engel stehn;
O dann soll die frohe Seele würdiger dein Lob erhöhn!

Von den Schmerzen der Liebe.

Fragment.

— — — Des Frühlings verschwendete Gaben,
Die um uns düften und flieſsen, sind arm dem Kranken vor Liebe;
Aurora glühet ihm tödtlich, ihm dünkt die Sonne verſinstert;
Für ihn versendet sie nicht in ihren Strahlen Vergnügen;
Ihm ist die Schöpfung erstorben. Im Schwarm von jauchzenden Freunden
Ist er verlassen und einsam, hört nicht ihr wirbelnd Gelächter;
Hört über Felsen und Meer das liebliche Flüstern des Abgotts,
Der ihn bezaubert. Sein Geist irrt zwischen den Lilien des Busens,

Und klebt am Honig der Lippen. Und täuscht ihn Argwohn der Untreu,
Gleich einem Irrlicht den Sinn, wird ihm sein Schutzbild entrissen:
Dann hebt sein Leiden erst an, dann gleicht er vor Stürmen und Kälte
Entfärbten welkenden Blumen; dann wandelt ein Todter auf Erden.
Ihr bunten Wiesen voll Thau! ihr Gänge voll furchtsamer Espen!
Ihr Zephyr'! und die ihr vordem oft unter Schirmen von Laube
Ihn kühltet auf blühendem Klee, ihr rauhen Tannen! ihr Bäche,
Woran er oftmals entschlafen, gereizt vom heisern Gemurmel:
Gehabt in Zukunft euch wohl! forthin erweckt ihr ihm Marter.
Nur dürre, sandige Wüsten, des Oceans stürmisch Gestade,
Zerstörte Schlösser, durchnagt vom Zahn der Fäulniſs, verfinstert
Von traurig drohenden Ulmen, entlegner Kirchhöfe Schatten,
Sind Paradies für ihn: wo ihm sein Elend in Tropfen

Die bleichen Wangen herabflieſst, wo er den Tag durch herumirrt
Und oft mit heulenden Winden aus Grüften und Felshöhlen winselt,
Und ächzt mit einsamen Kauzen. Und kömmt er Abends zur Wohnung,
Nach langem Waten durch Sümpfe, betrogen vom hüpfenden Irrlicht,
So schüttelt er Unmuth und Zähren zum Ueberflieſsen in Briefe,
Und stirbt in jeglicher Reih; wie, oder die traurige Muse
Seufzt durch ihn Todtengesänge. Sein Lager wird ihm zur Folter,
Er keucht bis zum hellen Morgen vom schweren Herzen Betrübniſs;
Der Kummer wälzt ihn umher, und klopft in jeglichem Pulsschlag
Befällt ihn endlich der Schlaf, so lauern scheusliche Bilder
Rings um die Ruhstatt auf ihn. Bald irrt er in finstern Gewölben
Voll Geister und Todtengerippe; bald schrecken ihn feurige Hydern
Er will entrinnen, allein der Grund geht unter ihm rückwärts,

Und reiſst ihn mit sich zurück. Jetzt wird ihm die Erde zum Weltmeer:
Die Fluthen treiben ihn fort, er sieht den Rachen des Abgrunds,
Klimmt ängstlich an Wassergebirgen, und stirbt in ihren Ruinen.
Jetzt ruft aus einer Höhle, vor deren Tiefe ihm schwindelt,
Der Liebe Vorwurf ihm zu: schnell läſst er sich schwebend herunter,
Und wann er, nach langem Sinken, ihn zu erreichen sich schmeichelt,
So sinket der Boden der Kluft sammt seinem Götterbild' abwärts.
Vor Schrecken erwacht er darüber, fährt fort im Wachen zu träumen,
Von Angst und Schwermuth gerüttelt, erstarrt von krampfiger Dehnung. —

Amynt.

Sie fliehet fort! es ist um mich geschehen!
Ein fernes Land trennt Lalage von mir;
Dort floh sie hin! Komm, Luft, mich anzuwehen,
Du kommst vielleicht von ihr!

Wo blieb die Zeit, da alles wiederhallte
Von ihrem Ruhm, von Jugendlust und Scherz!
Als Heiterkeit aus ihren Augen wallte,
Und wallte mir in's Herz! —

Ach, sie entwich! Sagt Lalage'n, ihr Flüsse,
Daſs ohne sie der Wiese Schmuck verdirbt!
Ihr eilt zu ihr; sagt: daſs der Wald sie misse,
Und daſs ihr Schäfer stirbt.

Welch Thal blüht jetzt, von ihr gesehen, besser?
Wo tanzt sie nun ein Labyrinth? Wo füllt
Ihr Lied den Hain? Welch glückliches Gewässer
Wird schöner durch ihr Bild?

Nur einen Druck der Hand, nur halbe Blicke,
Nur einen Kuſs, wie sie mir vormals gab,
Vergönne mir von ihr; dann stürz', Geschicke,
Mich, wenn du willst, ins Grab!

So klagt' Amynt, die Augen voll von Thränen,
Blaſs und gebückt den Gegenden sein Weh;
Sie schienen sich mit ihm nach ihr zu sehnen,
Und seufzten: „Lalage!"

Trinklied.

Weiser Damon, dessen Haupt
Lorbeer um und um belaubt,
Soll dir Gram und Miſsvergnügen
Ewig Stirn und Wange pflügen?

Wie der Glanz vom trüben Licht
Schwach aus Todtengrüften bricht,
So blinkt deine trübe Seele
Aus des Leibes Trauerhöhle!

Wiſs', in deiner Jahre Zahl
Rechnet dir der Tod einmal,
Nebst den freudenvollen Tagen,
Auch die Tage voll von Plagen!

Du schwimmst in der Zeiten Raum
Wie auf Strömen leichter Schaum:
Kannst du nicht so schnell zur Erden,
Wie der Schaum zu Wasser werden?

Sieh mich an, wie mir das Haupt
Myrtenlaub und Ros' umlaubt,
Und wie mir die Tropfen gleiten,
Wegen Kürze dieser Zeiten!

Zehnmal füllt' ich schon mein Glas
Mit Lyäens edlem Naſs;
Und mein Durst wird noch nicht schwächer,
Und die Freude wächst im Becher!

Thür und Teppich tanzt um mich,
Erd' und Himmel drehen sich.
O wie selig! welch Vergnügen!
Evan, hilf, ich muſs erliegen!

Galathee.

Beglückter Schmerz, der in den Hain mich führte!
Dort schläft im Klee
Die Ursach meiner Pein, die schöne Galathee.
'O! wär' ich doch der Klee,
Daſs mich ihr Leib berührte!
Weh sanft, o Luft! daſs sich die Blätter nicht bewegen! —
Doch sie erwachet schon, und fliehet. — Folg' ich ihr?
O nein! sie zürnet, und entfliehet mir.
Hier will ich, welch ein Glück! da, wo sie lag, mich legen,
Auf Klee, der ihren Leib berührte.
Hier tret' ich, welch ein Glück! auf der beblümten Flur
Der schönen Füſse Spur.

Die Heilung.

Jüngst kam ein Kind mit Flügeln,
Das ich noch nie gesehen,
In meinen Blumengarten.
Es ging in allen Hecken,
Und sah nach allen Beeten,
Und pflückte Rosenknospen,
Und haschte Schmetterlinge,
Die um die Rosen buhlten,
Und strich die goldnen Stäubchen
Von den gesprengten Flügeln.
Jetzt wollt' es wieder haschen,
Und hob die Hand behutsam,
Und griff, und zischte plötzlich,
Und zog sie schnell zurücke.

Ein Dorn vom Stamm der Rosen
Stach ihm den zarten Finger.
Es schwang die Hand vor Schmerzen,
Und sahe nach der Wunde,
Und zog mit sauren Blicken
Den Dorn sich aus der Wunde. —
Ich lauscht' ihm gegenüber
Bey Doris in der Laube,
Und lachte seiner Mienen,
Schnell nickt' es mit dem Kopfe,
Und sagte leise: Spötter,
Weiſst du, wie Wunden schmerzen?
Du sollst es bald erfahren! —
Es zielte mit dem Bogen,
Und eh' ich mir's versahe.
Saſs mir der Pfeil im Herzen,
O! wie ward mir zu Muthe!
Ich sank vor Schmerzen nieder,
Und dachte schnell zu sterben.
Doch Doris, meine Taube,
Entzog den Pfeil der Wunde,
Und salbte sie mit Salben,
Und streichelte sie zärtlich:
Und so ward ich geheilet.
Hinfort will ich des Kindes,
Dies weiſs ich, nicht mehr spotten,

Wenn ich es wieder sehe;
Hätt' mich die schöne Doris
Aus Mitleid nicht geheilet,
So wär' ich schon gestorben.

Einladung auf's Land.

An Ewald.

Der Westwind fliehet Flur und Weiden,
Die nicht mehr blühn;
O Thyrsis! sollen Scherz und Freuden
Mit ihm entfliehn?

Nein, der Orkane wildes Blasen,
Die um mein Gut
Jetzt heulend, ausgeschlossen, rasen,
Hemmt nicht den Muth.

Komm mit mir in der öden Fluren
Bereiftes Gras,
Verfolg' mit mir des Wildes Spuren
Im Wald' von Glas.

Und hör' des Hains Gewölbe schallen,
Wenn's Horn erwacht;

Und sieh von hohen Bergen fallen
Die schnelle Jagd.

Dann eil' in meine Wohnung wieder
Müd' aus dem Hain,
Und singe mit mir süſse Lieder
Bey frohem Wein.

Und Chloris, die durch ihre Saiten
Dein Herz entwandt,
Soll Lalage's Gesang begleiten
Mit kluger Hand.

Sieh hin! die Sterne sind erschienen,
Und Luna winkt;
Sie streiten gleichsam, wer von ihnen
Am besten blinkt.

Den Scherz mit Küssen zu verschwistern,
Und, fern von Neid,
Den langen Abend zu verflüstern,
Ist's jetzo Zeit.

Komm! laſs uns unsern Geist erheitern.
Wen Gold ergötzt.
Mag in der Fluth am Felsen scheitern,
Der sich entsetzt.

Ruhm, Reichthum, Pracht, des Hofs Beschwerde,
Vom Volk verehrt,
Ist Wahn, und nicht des Herrn der Erde,
Des Weisen, werth.

Der Vorsatz.

An Uz.

Dich treibt dein Eifer, wie dein Roſs die Sporen.
O Held! was fleuchst du zu des Todes Thoren?
Suchst du, damit dich Wahn und Nachruhm labe,
Den Weg zum Grabe?

Laſs Luft und Zeiten über Thal und Höhen
Mit ew'gen Flügeln deine Thaten wehen!
Elysium wird von dem fernen Schallen
Nicht wiederhallen.

Und du, o Wuchrer! magst mit Müh' entdecken,
Was uns Gebirge weislich tief verstecken;
Auf! füll' in Peru, trotzend Fluth und Winden,
Dein Schiff mit Sünden!

Gekrönter Pöbel, laſs in stolzen Zimmern
Jaspis und Spiegel und Tapeten schimmern!
In Schlösser drängt sich oft ein Schwarm von Leide
Im Kleid' der Freude.

Der Ruh im Schooſse, will ich dieser Rotten
An hellen Bächen, wie mein Damon, spotten,
Den selbst die Dichtkunst, wenn sein Lied ertönet,
Mit Epheu krönet.

Er schwingt sich muthig in den Kreis der Sterne
Zu tausend Welten; von der hohen Ferne
Sieht er, wenn Schaaren wilder Krieger lärmen,
Nur Mücken schwärmen.

Er sieht von oben Länder Hufen gleichen,
Und Städte Löchern; und in kalten Reichen,
Sieht er in Haufen, heiſsen Geiz zu kühlen,
Maulwürfe wühlen.

Dann denkt er seufzend mit gerührten Sinnen:
„Was wollt ihr Thoren endlich noch beginnen?
„Ihr raset; meint ihr in den engen Zonen
„Ewig zu wohnen?

„Tod, Qual und Schrecken laſst ihr, um zu siegen,
„Aus hohlen Schlünden auf die Brüder fliegen:
„Ist eurem Hochmuth, in der Welt Gedränge,
„Der Raum zu enge?

„Laſs ihr nur darum ew'ge Baue gleiſsen,
„Aus eitler Lust sie wieder einzureiſsen? —
„Der Tod wird plötzlich euch auf längre Zeiten
„Ein Haus bereiten."

Drauf greift er muthig nach der goldnen Leyer,
Bestraft des Lasters kriechend Ungeheuer,
Sein Lob des Höchsten schallt in regen Lüften,
In Wald und Klüften.

So soll mein Geist sich durch die Wolken schwingen,
So rührend sollen meine Saiten klingen,
Heb mich, o Damon! von den seichte Hügeln
Auf deinen Flügeln!

An Thyrsis.

Mein Thyrsis, laſs dich nicht des Kummers Macht besiegen
Das Alter naht sich schnell, und mit ihm Miſsvergnügen
Mach' dir anjetzt nicht alten Kummer neu!
Bleib nur der Redlichkeit, bleib nur dem Himmel treu,
So wirst du bald den Neid bekämpfen,
Und Schmach und Lästerungen dämpfen.

Sieh, wie's der Adler macht, den plötzlich eine Natter
Die aus dem Strauche fährt, umschlingt.
Er kämpft mit Macht, und dringt
Mit ihr hoch in die Luft, zerreiſst sie mit den Klauen,
Und schleudert sie herab; und fliegt in stolzer Ruh,
Wie sonst, der Sonne zu.

An die preuſsische Armee.

Unüberwundenes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die gold'nen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!

Sieh! Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken!

Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren

Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen speyn, so wie des Orts Barbaren
Und Ungeheu'r, dich zu verschlingen, aus!

So tobt ein Flammenmeer, das aus Vesuvens Munde
Sich donnernd in das Feld ergieſst,
Mit dem Furcht und der Tod in Städt' und Dörfer flieſst;
Das Wasser flieht das Land, und kocht auf heiſsem Grunde!

Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich, und dein starker Arm;
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

Die Luft wird deinen Ruhm zur späten Nachwelt wehen;
Die klugen Enkel ehren dich,

Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Friderich!
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen!

Nur schone, wie bisher, im Lauf von grossen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet bist;
Das Rauben überlaſs den Feigen und Croaten!

Ich seh, ich sehe schon (freut euch, o Preussens Freunde!)
Die Tage deines Ruhms sich nah'n.
In Ungewittern ziehn die Wilden stolz heran,
Doch Friedrich winket dir; wo sind sie nun, die Feinde?

Du eilest ihnen nach, und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Schädeln ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preisen.

Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir,
o Himmel!
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen
fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!

Irin.

An Salomo Geſsner.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Auf's Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, welches ringsumher
Der nahen Inseln Strand umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feuer zu glühen.

O! wie schön
Ist jetzt die Gegend! sagt' entzückt
Der Knabe, den Irin gelehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. Sieh, sagt' er, den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sich in den rothen Wiederschein

Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend flieſst
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht, vom Winde sanft bewegt. —
O! was für Anmuth haucht anjetzt
Gestad' und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist Alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!

Ja, sagt' Irin, sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebelang,
Wenn du dabey rechtschaffen bist;
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verhindern. O Geliebtester! —
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und in noch schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O! bleib der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern

Den Armen. Hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt. Sey arbeitsam.
Erheb zum Herren der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist. Wähl' lieber Schand' und Tod,
Eh' du in Bosheit willigest
Ehr', Ueberfluſs und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil.
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah,
So ist mein langes Leben doch,
Gleich einem heitern Frühlingstag'
Vergangen, unter Freud' und Lust. —
Zwar hab' ich auch manch Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug',
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz.
Oft auch ergriff mich auf dem Meere
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hing oft mein Kahn hoch in der Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab;

Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrack', wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund; und mich dünkt',
Daſs zwischen jeder Welle mir
Ein feuchtes Grab sich öffnete
Der Sturmwind tauchte dann ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Noch eine See auf mich herab.
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl' im Kraut der See,
Durch seines Hauses gläsern Dach;
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein!
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust — Jetzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht' es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön, als Tag und Morgen seyn. — —
O Sohn! sey fromm und tugendhaft;
So wirst du glücklich seyn, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön.

Der Knabe schmiegt' sich an den Arm
Irins, und sprach: Nein Vater! nein,
Du stirbst noch nicht: der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost!
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug'. — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu — —

Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint' ihn lang', und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn.
Ein heil'ger Schauer überfiel
Ihn, wann ihm seines Vaters Bild
Vors Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Segen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt'
Auch ihm ein Frühlingstag zu seyn.

Cephis.

„Sey mir gegrüſst, Philint! sey mir gegrüſst!
Gesegnet sey der Tag, der dich mir schenkt!
O tugendhafter Greis, wie lange schon
Hab' ich dich nicht gesehn! Das Alter hat
Seitdem dein Haupt noch mehr mit Schnee bestreut.
Komm, labe dich mit mir im Schatten, komm!
Der Weinstock winkt uns dort, dort winkt uns auch
Der süſse Feigenbaum. Erquicke dich
An ihren Früchten, die die Jahrszeit reift!"

So sagte Cephis, als Philint einmal
In seinen Garten kam. Sie gingen hin.
Der arme kranke Greis erquickte sich,
Und pries den Feigenbaum und seine Frucht.
„Der Baum sey dein, Philint!" sprach Cephis: „ihn
Bedeck' ich künftig nur für dich, wenn Frost
Die Erde drückt, für dich soll er hier blühn,

Und tragen süſse Frucht." Allein Philint
Starb bald, ihm trug der Baum nicht süſse Frucht.
Und Cephis weint' um ihn, und wünscht' sich
arm
Zu sterben, und so fromm als er; begrub
Ihn unter seinen Baum; baut' ihm ein Grab,
Mit Rosen und Cypressen rund umkränzt.

Er höret oft seitdem beym Mondenschein
Ein heilig Rauschen in des Baumes Laub.
Ein süſs Gelispel drang vom Grab' herauf,
Das ihm zu danken schien Und Ueberfluſs
Von Obst und Trauben wuchs ihm jährlich; denn
Der Himmel segnet stets die Frömmigkeit.

Dithyrambe.

Freund! versäume nicht zu leben
Denn die Jahre fliehn,
Und es wird der Saft der Reben
Uns nicht lange glühn!

Lach' der Aerzt' und ihrer Ränke!
Tod und Krankheit lau'rt,
Wenn man bey dem Froschgetränke
Seine Zeit vertrau't.

Moslerwein, der Sorgenbrecher,
Schafft gesundes Blut,
Trink' aus dem bekränzten Becher
Glück und frohen Muth!

So! — Noch Eins! — Siehst du Lyäen
Und die Freude nun?
Bald wirst du auch Amorn sehen;
Und auf Rosen ruhn!

Die Freundschaft

An Gleim.

Leander und Selin, zwey Freunde, die
Verstand und Edelmuth und gleicher Trieb
Zur Tugend fest verband, vertrauten sich
Einst in Geschäften dem treulosen Meer,
Die Winde wehten erst der Gegend zu,
Die schon die Reisenden im Geiste sahn;
Das Ufer floh, und bald erblickten sie
Rings um nur Luft und See Das Firmament
War heiter und voll Glanz. Sie segelten
In seinem Wiederscheine ruhig fort,
Und nahten sich bereits der Reise Ziel:
Als schnell die Wellen sich empöreten.
Ein reiſsender Orkan erwacht', und schlug
Das Schiff von seiner Bahn. Es scheiterte
Am Felsen. Jeder sucht den Tod zu fliehn;
Das kleinste Stück vom Schiff wird jetzt sein
Schiff. —

Den beyden Freunden ward ein Bret zu Theil;
Allein es wär zu leicht für seine Last.
Wir sinken! sprach Selin; das Bret erträgt
Uns beyde nicht! O Freund, leb' ewig wohl!
Du muſst erhalten seyn, an dir verliert
Das Wohl der Welt zu viel, und ohne dich
Wär' mir das Leben doch nur eine Qual.
Nein, sprach Leander, nein, ich sterb', o Freund!
— Allein Selin verlieſs zu schnell das Bret,
Und übergab getrost dem nassen Grab'
Der Wasserwogen sich. Die Vorsehung,
Die über alles wacht, sah seine Treu
Und seine Groſsmuth an, und lieſs das Meer
Ihm nicht zum Grabe seyn. Mitleidig trugs
Auf seinen Wellen ihn zum Ufer hin
Er fand Leandern schon daselbst. — O! wer
Beschreibt die Regungen der Freude, die
Sie beyde fühlten! — Sie umarmten sich
Mit Zähren in dem Aug'. Leander sprach:
O allzutreuer Freund, in was für Qual
Hat deine Freundschaft mich gestürzt! ich hab'
Um dich zehnfache Todesangst gefühlt.
Was du thatst, wollt' ich thun; denn ohne dich
Wünscht' ich das Leben nicht — Geliebtester,
Was wär' ich ohne dich? Versetzt Selin.
Der Himmel sey gelobt, der dich mir schenkt!
Komm, laſs uns ihn, der uns vom Tod' befreyt,

Verehren, und ihm ganz das Leben weihn,
Sie knieten weinend an das Ufer hin,
Und dankten dem, der sie errettete;
Und ihre Regung drang die Wolken durch. —
Leander theilte mit Selin, der arm
An Gütern, und nur reich an Tugend war,
All seine Schätze, die Selin nur nahm,
Weil sich sein Freund dadurch glückselig pries.
Und Segen kam auf sie und auf ihr Haus;
Und lange waren sie das Wohl der Welt.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammenkam, um in ein wirthbar Land,
Jenseit des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuſs getroffen, saſs
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrey der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt, ich half so viel, als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wirds
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz

Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug'!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab Warum erschoſs
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht
Gewogner Wind vom Land ins Meer Die Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreyt vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruhn sah er das beſsre Land,
Den güt'gern Himmel, der ihn plötzlich heilt,
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab!

„Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur,!
Jenseit des Ufers gibts ein besser Land;
Gefilde voller Lust erwarten euch."

Lied eines Nordländers.

Komm, Zama, komm! Laſs deinen Unmuth fahren!
O du, der Preis
Der Schönen, komm! in den zerstörten Haaren
Hängt mir schon Eis.

Du zürnst umsonst, mir gibt die Liebe Flügel,
Nichts hält mich auf;
Kein tiefer Schnee, kein Sumpf, kein Thal, kein Hügel
Hemmt meinen Lauf.

Ich will im Wald auf hohe Bäume klimmen,
Dich auszuſpähn;
Und durch die Fluth der tiefſten Ströme schwimmen,
Um dich zu sehn!

Das dürre Laub will ich vom Strauche pflücken,
Der dich verdeckt,
Und auf der Wies' ein jedes Rohr zerknicken,
Das dich versteckt.

Und solltest du, weit über's Meer, in Wüsten
Verborgen seyn,
So will ich bald an Grönlands weiſsen Küsten
Nach Zama schreyn.

Die lange Nacht kömmt schon; still' mein Verlangen,
Und eil' zurück! —
Du kömmst, mein Licht! du kömmst, mich zu umfangen?
O welch ein Glück!

Milon und Iris.

An Lessing.

Milon.

Komm, Iris, komm mit mir in's Kühle,
Die Geisblattlaube dort erwartet uns
In grüner Dunkelheit, und streut Geruch.
Die holde Stimme hab' ich lange nicht
Gehört, mit welcher du mir ehedem
Den Himmel öffnetest, und in mein Herz
Ruh und Vergnügen sangst. Die Musen sind
Auch mir anjetzt nicht feind, sie lehren mich
Gesänge, die das Chor der Nymphen liebt,
Und die der Wiederhall im Haine singt.
Komm, laſs uns singen! komm, o meine Lust!

Iris.

O Milon! wie wird mich dein Lied erfreun,
Das Liebe dich gelehrt und Grazien!

Dein Ton, indem du sprichst, ergötzt mich mehr,
Als wenn im Veilchenthal der Westwind rauscht;
Als wenn der laute Bach durch Blumen rinnt;
O! wie vielmehr wird mich dein Lied erfreun!
Komm' in die Laube, komm! mir schlägt das Herz.

Sie gingen fröhlich hin, und Milon sang:

Milon.

O Wiederhall, der meine Pein erfuhr,
Als Iris spröde war
Vernimm nun auch mein unaussprechlich Glück,
Und breit' es aus: Sie liebet mich!

Sie liebet mich: wer ist so froh, als ich?
Wer ist so schön, als sie?
Aurora, die in rosenfarbner Tracht
Vom Himmel sieht, ist nicht so schön.

Iris.

Auch du bist schön, auch du erfreust mein Herz!
Die Ros' ist nicht so schön,
Voll Silberthau, die zarte Lilie nicht,
Vom Morgenroth gefärbt, als du!

Milon.

Wenn in dem Teich das Bild des Gartens hängt,
Und jedes blühnden Baums
Um den ein Heer von Schmetterlingen sich
Mit hundertfarb'gen Flügeln jagt:

Dann freu' ich mich; doch wenn im Rosenkranz
Am Ufer Iris geht:
Alsdann seh' ich des Gartens Bildniſs nicht,
Dann seh' ich nur ihr Bild und sie.

Iris.

Schön ist der Bach, wenn Zephyrs Fittig drauf
Der Bäume Blüthen weht;
Die Silberfluth, auf ihre Decke stolz,
Rauscht froh dahin, und hauchet Duft.

Doch schöner ist's, wenn sanfter Wind die Fluth
Von Milons finsterm Haar
Mit Blüthen und mit goldnen Veilchen schmückt:
Dann flieſs', o Bach! ich seh' sein Haar.

Milon.

O welch ein Glück ist treue Liebe! Wenn
Dein sanftes Auge sagt,

Daſs du mich liebst: dann seh ich aufwärts hin,
Zum Sitze der Unsterblichen.

Ich seufze dann, und Thränen flieſsen mir,
Vom Aug'; ich dank' entzückt
Dem Himmel für mein Glück, und bitte nicht
Um Schätze, nur um Ruh und dich.

O! sey mir stets, was du mir jetzo bist,
Mein Reichthum, Glück und Ruhm!
Mit dir ist mir die finstre Wüste schön,
Und, ohne dich, die Welt ein Grab.

Iris.

Wenn mir dein Auge sagt, daſs du mich liebst,
Dann fühl' ich auch mein Glück;
Geschwinder läuft mein Blut, der Busen wallt,
All meine Sinne sind Gefühl.

Ich suche dann einsame Gänge, wo
Nichts die Gedanken stört.
Ich seh' dein Bild, und seufze sehnsuchtsvoll,
Und dank' dem Himmel für mein Glück.

Sey mir auch stets, was du mir jetzo bist,
Mein Wunsch, mein Trost, mein Ruhm!

Mit dir ist mir die finstre Wüste schön,
Und, ohne dich, die Welt ein Grab." —

Indem sie sangen, schwieg der Wind im Hain,
Der Himmel hörte zu, das Volk der Luft
Lauscht' auf ihr Lied, versteckt in dunkles Laub.
Die kleine Lalage lauscht' auch darauf
In krausem Schatten von Gebüsch, und sprang
Hervor, und sprach bewegt: „Jetzt hab' ich euch
Belauscht, recht sehr belauscht! Ihr singet schön!"
Sie seufzt', und ihre Brust empörte sich. —
„Was seufzest du? Warum bist du bewegt?"
Fragt' Iris. Aber sie erröthete,
Und seufzt' und wollte nicht gestehn, warum.

Tod.

Rhapsodie.

1.

Weh dir, daſs du gestorben bist!
Du wirst nicht mehr Auroren sehn,
Wenn sie vom Morgenhimmel blickt
In rother Tracht, in goldnem Haar;
Und die bethauten Wiesen nicht,
Auch nicht im melanchol'schen Hain
Die Sonn' im Spiegel grüner Flur.
Der Veilchen Duft wird dich nicht mehr
Erfreun, und das Gemurmel nicht
Des Bachs, der Rosenbüsche tränkt,
Auf dem, vor Zephyrs sanftem Hauch,
Die kleinen krausen Wellen fliehn.
Auch wird dich Philomele nicht
Mehr rühren durch der Töne Macht;
Auch meines Krausens Laute nicht,
Die Philomelen ähnlich seufzt.

Allein, du wirst auch nicht mehr sehn,
Daſs sich der Tugendhafte quält,
Sich seiner Blöſse schämt, und darbt,
Und seine Lebenszeit verweint;
Indessen daſs in Seid' und Gold
Der Bösewicht stolziert und lacht.
Du wirst nicht sehn, daſs ein Tyrann
Die Ferse freygebornem Volk
Hochmüthig in den Nacken setzt,
Das ihm Tribut und Steu'r bezahlt,
Nicht für den Schutz, nein, für die Luft.
Kein Narr, kein Höfling wird dich mehr
Mit dummer Falschheit peinigen,
Und keine Rachsucht steht auf dich
Mit scheelen Blicken eines Wolfs.
Nicht Ungewitter, Pestilenz,
Und Erderschütterung, und Krieg
Erschreckt dich mehr. Der Erde Punkt,
Sammt Pestilenz und Krieg und Noth,
Flieht unter deinen Füſsen fort,
In Dunst und Blitz gewickelt. Sturm
Und Donner ruft weit unter dir;
Und Ruh und Freude labt dein Herz
In Gegenden voll Heiterkeit --
Wohl dir, daſs du gestorben bist!

Leben.

Rhapsordie.

2.

Weh dir, daſs du geboren bist!
Das groſse Narrenhaus, die Welt,
Erwartet dich zu deiner Qual.
Nicht Wissenschaft, nicht Tugend ist
Ein Bollwerk vor der Bosheit Wuth,
Die dich bestürmen wird. Verdienst
Beleidiget die Majestät
Der Dummheit, und wird dir gewiſs
(Im Fall du dir's einmal erwirbst)
Ein kerkerwerth Verbrechen seyn.
Der Schatten eines Fehlers wird,
Bey hundert deiner Tugenden,
Der Lästrung gräulichstes Geschrey

Oft hinter dir erwecken. Wenn
Voll edles Zorns, du kühn die Stirn
Zum Läster kehrst, ist alles Ruh.
Ein Zeigefinger, der schon sinkt,
Ein Nickkopf weist dir kaum, was man
Begonnen. Schnell tönt hinter dir
Des Unsinns Stimme wiederum
Wenn du nicht wie der Sturmwind sprichst;
Nicht säuſst, wie da die Erde säuſt,
Wo sich das Meer im Strudel dreht;
Wenn kein Erdbeben deinen Leib
Zu rütteln scheint, indem du zürnst:
So mangelt's dir an Heldenmuth.
Und tanzest du den Phrynen nicht
Von weitem einen Reverenz:
So mangelt's dir an groſser Welt.
Wenn du nicht spielst, und viel gewinnst,
Bis der, mit dem du spielst, erwacht;
Wenn Wollust unter Rosen nicht
Dich in die geilen Arme schlingt:
So fehlt dir Geist, so fehlt dir Witz.
Nichts, nichts, als Thorheit wirst du sehn
Und Unglück. Ganze Länder fliehn,
Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,
Vom bleichen Hunger und der Pest,
Des Kriegs Gesellen; und die See

Ergieſst sich wild, Verderben schwimmt
Auf ihren Wogen und der Tod.
Ein unterird'scher Donner brüllt,
Die Erd' eröffnet ihren Schlund,
Begräbt in Flammen Feld und Wald,
Und was im Feld' und Walde wohnt.
Und fast kein tugendhafter Mann
Lebt ohne Milzsucht, lahmen Fuſs,
Und ohne Buckel oder Staar;
Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt.
Dies alles wirst du sehn, und mehr.

Allein du wirst auch die Natur
Voll sanfter Schönheit sehn. Das Meer,
Der Morgenröthe Spiegel, wird
Mit rothem Lichte dich erfreun,
Und rauschen der Entzückung zu.
Verborgen, wenn die Sonne brennt,
In grüner Nacht, beschattet dich
Der Birken hangend Haar. Du gehst
In blühnden Hecken eines Thal's
Voll Ruh einher, und athmest Lust,
Und siehst einen Schmetterling
Auf jeder Blüth', in bunter Pracht;
Und den Fasan im Klee, der dir
Denselben Hals, bald roth, bald braun,

Bald grün, im Glanz der Sonne, zeigt.
Es werden Wiesen dich erfreun,
Mit Regenbogen ausgeschmückt;
Und in der Fluth ein Labyrinth
Von Blumen, und manch bunter Kranz,
Aus dessen Mitte Phöbus Bild
Voll Strahlen blitzt, und über dem
In holden Düften Zephyr schwärmt.
Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren ist,
Singt aus den Wolken Freud' herab
Dir in die Brust. — Auch Tugend ist
Noch nicht verschwunden aus der Welt,
Und Friedrich lebt, der sie belohnt;
Auch ist sie selbst ihr reicher Lohn.
Mitleiden, Groſsmuth, Dankbarkeit,
Und Menschenlieb' und Edelmuth
Wirkt Freud', und Freude nur ist Glück.
Fühl' Tugenden, so fühlst du Glück! —
Und mancher Freund wird dich durch Witz
Und Liebe (wie mein Lange mich)
Besel'gen und ein Trost dir seyn,
Wenn Falschheit dein Verderben sucht.
Laſs Neid und niedre Raben schreyn,
Und trinke du der Sonne Gluth,
Gleich einem Adler. Hülle dich

In deine Tugend, wenn es stürmt.
Doch öfter lacht der Himmel dir
Das Leben ist mehr Lust, als Schmerz. —
Wohl dir, daſs du geboren bist!

Liebeslied

an die Weinflasche.

O Flasche, voll vom Saft der Rhein'schen Traube,
Du Schmuck der Welt!
Beglückt ist der, der in der Rosenlaube
Im Arm dich hält!

Nun du mich liebst, ist gut und schlimm Geschicke
Mir gänzlich gleich;
Du bist mein Trost, mein Leben, Ruh und Glücke
Und Himmelreich.

Wenn Andre sich in Grausame vergaffen,
O! wie lach' ich
Der Thoren! Du bist für mein Herz erschaffen,
Und ich für dich.

Du stärkst den Muth, und führest Himmelsfreuden
In meine Brust;
Des Wassers Freund muſs Pein und Schwermuth leiden,
Und missen Lust.

Fiel Adam wohl, der Trauben g'nug gegessen,
Dadurch in Noth?
Der Biſs in Frucht, aus der wir Cider pressen,
Verdiente Tod!

Bleib mir forthin, was du mir stets gewesen,
Mein Ruhm und Heil!
Dich hab' ich mir aus einer Welt erlesen
Zum besten Theil.

Und sterb' ich einst, so wein' auf meine Asche,
Und sag' betrübt;
Hier ruhet der, der mich gebeugte Flasche
Getreu geliebt.

Hymne.

Groſs ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl
Sind Säle seiner Burg;
Sein Wagen Sturm und donnernde Gewölk',
Und Blitze sein Gespann.

Die Morgenröth' ist nur ein Wiederschein
Von seines Kleides Saum;
Und gegen seinen Glanz ist Dämmerung
Der Sonne flammend Licht.

Er sieht mit gnäd'gem Blick zur Erd' herab:
Sie grünet, blüht und lacht.
Er schilt: es fähret Feu'r von Felsen auf,
Und Meer und Himmel bebt.

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn,
Ihr Lichter seiner Burg!
Ihr Sonnenheere! flammt zu seinem Ruhm!
Ihr Erden, singt sein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere! Braust sein Lob!
Ihr Flüsse, rauschet es!
Es neige sich der Zedern hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr Löwen, brüllt zu seiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, singt!
Seyd sein Altar, ihr Felsen, die er traf,
Eu'r Dampf sey Weihrauch ihm!

Der Wiederhall lob' ihn! und die Natur
Sing' ihm ein froh Concert!
Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfleuß
In Harmonieen ganz!

Dich hat er, mehr als alles sonst beglückt;
Er gab dir einen Geist,

Der durch den Bau des Ganzen dringt, und kennt
Die Räder der Natur.

Erheb' ihn hoch, zu deiner Seligkeit;
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laſtern fliehn,
Wenn du zu ihm dich ſchwingſt.

Die Sonne ſteige nie aus rother Fluth,
Und ſinke nie darein,
Daſs du nicht deine Stimm' vereinigſt mit
Der Stimme der Natur.

Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit.
Im Sonnenſchein und Sturm!
Wann's ſchneyt, wann Froſt aus Waſſer Brücken baut,
Und wann die Erde grünt.

In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt,
Trau' ihm, und ſing' ihm Lob!

Er sorgt für dich; denn er erschuf zum Glück
Das menschliche Geschlecht.

Und, o! wie liebreich sorgt er auch für mich,
Statt Gold und Ruhm gibt er
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn;
Und Freund' und Saitenspiel.

Erhalte mir, o Herr! was du verliehst,
Mehr brauch' ich nicht zum Glück.
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig sonst,
Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen;
Und seufzen laut, und nach dem Himmel sehn,
Der durch die Zweige blickt;

Und irren an des Meers Gestad' und dich
In jeder Woge sehn;

Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich!

Auf Felsen soll mein taumelnd Auge durch
Zerriſsne Wolken sehn,
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

Cissides und Paches.

Erster Gesang.

Zwey Freunde sing' ich, die, von Ruhm entflammt,
Sich muthig gegen ein gewaltig Heer
Athens, mit kleiner Macht vertheidigten.
O Kriegesmuse, sey dem Vorsatz hold!
Begeistre mich! damit der ehrne Klang
Des Kriegs aus jedem Ton' erschall', auf daſs
Mein Lied der groſsen That nicht unwerth sey;

Als Alexander starb, vor dessen Muth
Der Orient gebebt, erkühlte sich
Athen, gereizt durch niedern Eigennutz,
Vom macedon'schen Reich Thessalien
An sich zu reiſsen, und versammelte
Gar bald ein zahlreich Heer. Leosthenes

War Führer. Wie ein Strom, im frühen Lenz
Von Regengüssen und geschmolznem Schnee
Geschwollen, rauscht und aus den Ufern dringt,
Die Flur zum Meere macht, und Wohnungen
Des Landmanns, Bäum' und Steine mit sich rollt,
Dafs Fels und Wald vom Aufruhr wiedertönt:
So rauscht die wilde Schaar Athens daher,
Verheert und überschwemmt Thessalien.

Antipater zog aus mit seiner Macht
Aus Lamia, dem stolzen Heer die Stirn
Auf freyer Flur zu bieten. Cissides,
Als Haupt von wenig Volke, blieb zurück
In einer kleinen Burg bey Lamia;
Und Paches gab darin nächst ihm Befehl,
Den gleiche Tugend ihm zum Freund gemacht.

„Ihr Macedonier!" sprach Cissides
Zur kleinen Schaar, die von der Mauer schon
Den fernen Feind mit Blicken tödtete;
„Ihr Macedonier! zeigt jetzt, dafs ihr
„Es würdig wart, von Alexandern einst
„Befehle zu empfahn Sein Heldengeist
„Sieht vom Olymp auf alles, was ihr thut.
„Den, der fürs Vaterland den Tod nicht scheut,
„Erwartet sein Olymp und ew'ger Ruhm,

„Wie ew'ge Schande jeden feigen Mann.
„Die Menge nicht, nur Muth macht Heere stark,
„Und nur durch ihn bezwangt ihr sonst die Welt.
„Athen ist nicht die Welt. Es wird sich bald,
„Bald neigen vor Antipatern und uns:
„Durch uns geschwächt, erliegt Leosthenes,
„Und durch Verlust von seinem halben Heer
„Erkauf' er unser Schloſs! — denkt, was ihr wart,
„Ihr Macedonier! und seyd es noch!
„Und fechtet noch auf Knieen, wenn ihr fallt!"
So sprach er, und ein laut Gemurmel, wie
Vor nahem Sturm im regen Meer entsteht,
Durchlief die Schaar. Ein Krieger, der mit Blut
Den Euphrat färben half, dem edler Stolz
Im offnen Angesicht voll Narben ſaſs,
Erhub die Stimm', und sprach zu Cissides:
„Miſstrauen hat das Heer, das dir gehorcht,
„Noch nie verdient; doch deine Rede zeigt
„Miſstrauen und Sorgen an. Derselbe Geist
„Der Tapferkeit beseelt uns noch, der uns
„In Asien beseelte. Jeder denkt
„In Nächten, die vor Ehrbegierd' erhitzt,
„Er oft durchwacht, an nichts, als seine Pflicht,
„Und seinen künft'gen Ruhm. Sein Leben hat

„Ein Jeder gegen seines Landes Wohl
„Und gegen seinen Ruhm verrechnet. Wird
„Von Helden was geredt, horcht jeder auf,
„Und glaubt, es geh' ihn an! Mehr Zuversicht!
„Mehr Zuversicht zu uns, o Cissides!
„Von Schande sprich uns nicht, von Feigheit nicht!
„Bis auf den letzten Mann wird sich dein Volk
„Vertheidigen; und hat die Schickung mich
„Zum letzten ausersehn, so fecht' ich noch,
„Bis mit dem Blut mein Leben von mir fleuſst!"

Der Feldherr sprach: „Miſstrauen hat mich nie,
„Auch nicht ein Schatten, gegen euren Muth,
„Ihr Brüder, eingenommen; ich bin stolz,
„Daſs solch ein Heer mir anvertraut ward.
„Gefahr erhöhet unsern Muth, und Schmerz
„Erhitzet unsre Rach', und unser Tod
„Verbürget uns Unsterblichkeit; denn bald
„Wird unsrer Thaten letzte das Gerücht
„Auf ew'gen Fittigen von einem Pol
„Zum andern tragen; endlich wird
„Gestirn nach uns benannt, und unser Ruhm
„Wird funkeln ewiglich am Horizont,
„Wo Perseus und Orion leuchten; dort

„Wird Alexander, unser Gott, mit uns
„Vom Himmel auf die Menschenkinder sehn."

Wenn, vom Orkan gepeitscht, des Meeres Fluth
Sich mit dem hangenden Gewölke mischt,
Und jetzt zur Hölle niederstürzt, und jetzt
Sich wieder in den Himmel thürmt, und heult,
Und alles Donner wird; wenn dann Neptun
Den mächtigen Trident mit starkem Arm
Aus Wasserbergen hebt, wie dann der Sturm
Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daſs Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So legte sich der Zorn der kleinen Schaar,
Sobald der Feldherr sprach, und flöſste Lust
Und Heiterkeit den Heldenseelen ein.

Indessen nahte sich der stolze Feind,
Und Mann und Roſs trat aus dem Staub' hervor.
Ein unabsehlich Heer, von Spieſsen starr,
Gleich einem Aehrenfelde, halb bedeckt
Mit blanken Schilden, Köcher voller Tod
Auf seinen Schultern, zog mit gleichem Schritt
In weiten Kreisen rauschend um das Schloſs.
Und eine weiſse Stadt von Zelten stieg

Schnell aus der Erd'; im Meere sehen so
Beym Mondenschein die lichten Wellen aus.

Mit Pfeilen und Ballisten war der Feind
Nicht zu erreichen; drum faſst Cissides
Kühn den Entschluſs, ihn in der nahen Nacht
Zu überfallen, und den Schlaf in Tod
Ihm zu verwandeln. Bald sank sie herab
Von Himmel, diese Nacht. Und Paches nahm
Zweyhundert Krieger aus der dunkeln Burg,
Und überfiel in Eil' den müden Feind,
Den jetzt ein Schlaf von Bley belastete.

Wie ein gewalt'ger Sturm den Hain ergreift,
Auf Eichen Eichen stürzt, und eine Bahn
Sich durch die Wohnung der Dryaden macht:
So machte Paches Schaar sich eine Bahn
Durch Feindes Lager; tödtete zuerst
Die fest entschlafne Wacht, und eilte dann,
Und tauchte Schwert und Spieſs in Feindes Blut,
Und machte jedes Zelt zur Todtengruft;
Bis, durch der Sterbenden Geschrey erwacht,
Das weite Lager zu den Waffen griff. —
Schnell zündet' er die öden Zelter an!
Die Flamme loderte durch alle Reihn.
In schrecklichem Tumult riſs jeder jetzt

Sein leichtes Haus zu Boden. Paches zog
Vergnügt und unverfolgt sich in die Burg;
Sah selbst erstaunt, am Morgen, was sein Schwert
Und die Gewalt des Feuers ausgeübt.

Leosthenes ergrimmt. Im Lager kam
Kaum der Ballisten Last beschwerlich an,
Und Katapulte, Thürm' und was die Wuth
Zum Untergang der Menschen ausgedacht:
Als er dem Schlosse sich in Graben und
Verdecken näherte. Nichts ward versäumt,
Was fähig war, es mit Gefahr und Tod
Zu füllen. Eisen fiel wie Regen drein;
Der Felsenstücke Last von dem Ballist
Geschleudert, sausten und durchkreuzten sich,
Irrsternen gleich, im Raum der finstern Luft,
Und jeden, den sie traf, begrub sie tief.
Und vom Geschrey der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt,
Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Libyen ertönt, wenn Löw'
Und Leopard und Luchs und Tiger brüllt,
Und jede Höhle brüllt. Doch Cissides
Blieb ruhig und ward nicht betäubt vom Lärm;
Und überschüttet auch mit Tod den Feind,
Mit siebenfachem Tod'. Ein Wolkenbruch

Von Steinen fiel auf dein erlesnes Heer,
Leosthenes! Der mächt'ge Katapult
Durchbohrte Brustwehr, und den Feind zugleich,
Mit langen Pfeilen, wie des Blitzes Strahl,
Und Spieſsen. Eine Aernt' Erschlagener
Lag weit verbreitet auf dem Feld'. Umsonst,
Daſs Mauerbohrer sich, und Thürme sich
Der Veste näherten; daſs Widder sich
Der Mauer Grund zu stürzen rüsteten;
Umsonst, daſs sich von Schilden grimmige
Phalangen thürmten; da und dort ein Schwarm,
Durch Hebel hoch gehoben in die Luft,
Von drohenden Gerüsten Pfeile schoſs:
Das Ungewitter, das vom Schlosse fiel,
Zerschlug und schleuderte zu Grund den Feind.
So schlug die wüthenden Giganten Zeus,
Als sie, den Himmel zu bekriegen, Berg
Auf Berg gethürmt; sein Blitz warf sie herab;
Verbrannt und blutig lag die tolle Schaar
Umher, und maſs der Berge Höh' verkehrt. —

Doch blieb auch mancher Held des Cisides;
Die Todten lagen um die blut'ge Mau'r,
Wie Halmen, die die Sichel hat gefällt!

Den tapfern Pharmeno *) durchbohrt' ein Pfeil;
Auch dich, Simotes, überall bedeckt
Mit Narben, groſs in jeder Kriegeskunst.
Dem unbezwungnen Zelon, der allein
Ein Heer an Muth und Geiste war, zerschlug
Ein Felsstück beyde Bein'. Er lebte lang'
Ein grausam Leben, und verbiſs den Schmerz
Voll Groſsmuth. Endlich fand sein Bruder ihn
Im Kampf mit Schmerz und Tod, und schlug erblaſst
Die Hände über sich zusammen. Selbst
Dem Tode vor Entsetzen nah, verband
Er den Geliebtesten. Ein Thränenbach
Floſs ihm vom Aug'. „Ach. Bruder! endige
„Mein Leben! endig' es, o du, um den
„Es mir allein gefiel, sprach Zelon. Nimm
„Mein unnütz Gold mir ab, das du, und nicht
„Der Feind verdient." — Allein der Bruder weint',
Und ging davon. „Verläſsest du mich auch?"
Rief Zelon: „Gönnst du mir langsamen Tod?
„Sonst treuster Freund, gönnst du mir, daſs ich noch

---

*) Die hier genannten Macedonier waren alte Officiere des Alexander.

„Den Schmerzen und der Schwachheit unterlieg',
„Und winsel' und nicht sterbe wie ein Held!
„Grausamer, geh! und rühme dich nur nie,
„Daſs du mein Bruder warst!" — Der Bruder kehrt
Zurück und fällt auf den Verwundeten,
Und lieget lang' auf seinen Lippen starr,
Indeſs mit Höllenschmerzen Zelon ringt.
Drauf setzt er seinen Bogen auf die Brust
Des Flehenden, mit weggewandtem Blick.
Mitleidig fährt der Pfeil ihm durch das Herz,
Und endigt seine Qual. Laut jammernd floh
Der edle Mörder, der freundschaftliche,
Zur Mauer hin, den Tod für's Vaterland,
Dem Bruder gleich, zu sterben; aber lieſs,
Zu groſs zum Eigennutz, der Leich' ihr Gold.

Zweyter Gesang.

Leosthenes sah, daſs die Burg mit Sturm
Schwer zu erobern war; er gab demnach
Befehl sie in den Brand zu stecken. Schnell
Warf der Ballist, statt Steine, eine Saat
Von Klumpen griech'schen Feu'rs. — Wie, wenn Vesuv
Sein brennend Eingeweid hoch durch die Luft
Umher speyt, mit erschrecklichem Geräusch
Der Feuerregen in ein Feuermeer
Im Thal zusammenflieſst, und weit das Feld
Mit laufenden und rothen Wellen deckt,
Daſs sich das Wasser in den Seen scheut,
Und vor dem Lande flieht, daſs Feld und Meer
Erschrickt und jammert: so floſs in der Burg
Der Feuerregen in ein Feuermeer
Zusammen; Tod und Schrecken schwamm darauf. —

Bald donnert in des Schloſses Innerem
Die Flamme, wie im Bauch der Höll', und fuhr
Zu allen Fenstern und zum Dach heraus
In Strudeln. Und der ganze Bau ward Gluth,
Fiel in einander, wie ein Fels, vom Blitz
Gespalten, fällt. Die Erde zitterte:
Des Himmels weiter Raum erscholl umher. —
Zu löschen war umsonst. Auch drang der Feind
Stets wüthender heran, und dacht' einmal
Den Macedon'schen Muth zu schwächen. —
Doch,
Er schwächt' ihn nicht, und Cissides blieb stets
Derselbe, Paches auch. Sie breiteten
Nacht übers Volk Athens mit Pfeil'n aus,
Ermunterten ihr Heer, und wo Gefahr
Groſs war, da waren sie. Begegneten
Sie sich, so sahen sie vergnügt sich an.
Schwieg gleich der Mund, so sprach ihr Auge viel,
Und sagt': Unsterblichkeit ist unser Theil! —
Doch auch die Freundschaft sah zum Blick heraus,
Und es blieb ungewiſs, ob Heldenmuth
Die Freunde mehr beherrscht', als Zärtlichkeit.
Sie drückten sich die Hand, und eilten dann,
Wohin sie Ehre trieb, und wo der Tod
In Feuer, Steinen, Pfeilen sausete. —

Gleich unerschrocken blieb ihr kleines Heer.
Sah Jemand seinen Freund getödtet: floſs
Vom trüben Aug' ihm eine Thränenfluth,
Doch schickt er Pfeil auf Pfeil dem Feinde zu —

Zuletzt befiel den von dem Streit, vom Brand'
Und Noth an Ruh erhitzten Cissides
Ein heft'ger Durst. Er kämpfte lange schon
Mit Angst und Ohnmacht, weil Getränk gebrach.
(Des Schlosses Brunnen war verschüttet von
Ruinen) Ach! ich sterbe' sagt' er schwach
Zum Paches: schon seh' ich den Himmel schwarz;
Durst ist mein Tod, und nicht, Leosthenes. —
Sein Freund erblaſste mehr, vor Angst, als er,
Und eilte fort, und schöpft' in seinem Helm
Von eben nur erschlagnem Blut, und brachts
Dem Cissides und sagte: Trink! Er trank,
Und seufzte schaudernd: Ach! ihr Götter! ach
Wozu bringt ihr die schwachen Sterblichen! —
Allein er ward erquickt und Heiterkeit
Kam ihm ins Antlitz. Nach dem Thau der Nacht
Erheben Blumen so (die schon die Au
Besäen wollten mit der Blätter Schmuck,
Gedrückt vom Sonnenstrahl des vor'gen Tags)
Voll Pracht ihr hangend Haupt, und glänzen, wie
Der helle Morgenstern, der auf sie sieht. —

Er ward erquickt; der tapfre Cissides,
Und eilte zu der Mau'r, wo alles noch
Mit Löwenmuthe stritt, obgleich die Zahl
Der Todten seines Volks schon gröſser war,
Als der noch Lebenden. Er kam nicht hin!
Ein Pfeil flog über die zerfall'ne Burg,
Und fuhr dem Helden . . . Ach! erschreckliche
Erinnrung! Müſsen auch des Todes Raub
Diejen'gen seyn, die zu der Erde Glück,
Zu leben ewiglich verdieneten! . . .
Fuhr in den Rücken ihm und durch die Brust,
Er fiel auf's Angesicht. Gefühllos lag
Er lange so; erholte sich dennoch,
Und wollte sich erheben; aber Kraft
Gebrach ihm. — Paches kam, und fand den Freund
Im Blute schwimmend. — Ach! wer kann den Schmerz
Des Redlichen beschreiben: Ohne sich
Zu regen, stand er. — So erstarrt die Fluth
Im Winter, wenn der rauhe Nordwind stürmt;
Sein Athem rührt sie an, und sie ist Stein.
Ach! sagte Cissides, zieh doch den Pfeil
Mir aus dem Rücken, Freund, und kehr mich um!
Der Tod für's Vaterland wird mir nicht schwer;
Die Art des Todes nur wird mir's. Wer so

Mich findet, kann vermuthen, als hätt' ich
Die Brust dem Feinde nicht gezeigt. Laſs nicht
Mit Schande mich mein Leben endigen,
Da stets mein Wunsch nur Ehr' und Tugend war!
Und Paches zog den Pfeil zur Wund' heraus
(Blut stürzt dem Eisen nach, wie Wasser aus
Dem Quell), umarmt' und erhub den Freund,
Mit Thränen in dem Aug' und kehrt' ihn um.
Hab' Dank! — Leb' ewig wohl, sprach Cissides,
Freund! — und verschied. Von tausend Sterbenden
Die Qual zusammen, ist kein Theil der Qual,
Die Paches fühlt. Er glaubt nur halb zu seyn,
Er wehklagt laut und irret wild umher,
Wie eine Löwin in der Wüste, wenn
Man ihr die Jungen raubt. Das Heer erschrack,
Und klagte mit. Der Feind erfuhr den Schmerz
Desselben, durch Ballist und Katapult.
Von Neuerschlagnen raucht' umher das Feld,
Blut und Gehirn und Leichen deckten es.

Dritter Gesang.

Nachdem der Feind den Cissides nicht mehr
Erblickte, der durch einen Federbusch
Am Helm erkenntlich war, vermuthet' er
Den Tod desselben, und dacht' im Triumph
Bald in das Schloſs zu steigen, wenn er's Jetzt
Aufbieten lieſs'. Ein Herold ward dazu
Befehliget. Sein Roſs war stolz, wie er;
Es schien die Erde zu verachten; kaum
Berührt' es sie mit leichten Füſsen; schnob
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

„Euch wenigen," sagt er, indem er sich
Der Mauer naht, „euch wenigen, die noch
„Die Macht der Waſſen des Leosthenes

„Bisher verschonet hat, euch bietet er
„Das Leben an, und seine Gnad', im Fall
„Ihr euch an ihn ergebt. Verwegenheit
„Ist eu'r vermeinter Muth. — Seht um euch! seht,
„Was für ein zahlreich Volk euch noch umſchlieſst!
„Seht, seine Spieſs' erheben sich umher,
„Wie Aehren auf dem Feld'! Und Tapferkeit
„Wird in den Busen sie euch tauchen, wenn
„Ihr länger kämpft. Laſst eure Wuth einmal
„Gehorchen der Vernunft, und übergebt
„Die Mau'r der öden Burg dem Heere, das,
„Voll Langmuth euch bewundert und nicht scheut.
„Wählt seine Huld, wo nicht, so wählt den Tod!"

„Wir haben längst gewählt!" sprach Faches. (Ernst
Und Majestät sahn aus dem Angesicht
Des Helden.) „Tod ist unser Wunsch und Glück,
„Wenn wir dadurch des Vaterlandes Wohl
„Erkaufen können. Und wir werden es! —
„Wir werden es erkaufen! Schande trifft,

„Den niedern Stolz und Geiz Athens gewiſs!
„Warum bekriegtet ihr uns ehmals nicht,
„Als Alexander uns beherrschte? Glaubt
„Ihr, unser Muth sey mit ihm auch dahin?
„Und wenn ihr dieses glaubt: ist's edel, daſs
„Ihr Schwachheit überfallt? — Allein umsonst!
„Noch lebt des Helden Geist in seinem Heer,
„Und euer Scheitel wird es fühlen — Auch
„Raubt uns der Tod des Cissides nicht Muth;
„Mit ihm liegt unsre Lust, nicht Tapferkeit.
„Nicht euch, den Tod nicht, Schande fürchten wir."

Der Herold brachte dem Leosthenes
Die Antwort kaum, als alles um die Burg
Zum Angriff sich bereitete. Wenn Sturm
Aus Aeols Höhle braust, wie Wasser aus
Der Schleus', und drückt den Wald, dann neigen sich
Die starken Wipfel zu der Erd' herab;
Tumult herrscht überall, und jeder Zweig
Vermehret das Geräusch; der Klüfte Schlund
Brüllt dumpfig; tauber Lärm erfüllet weit
Des Himmels Raum, drin Wolke Wolke jagt:
So auch erwacht' im ganzen Heer Athens
Schnell Aufruhr. Thurm, Pallist und Katapult

Und Hebel, Bohr und alles regte sich,
Und nahte sich dem Schloss in wildem Lärm.

Zwar Paches lieſs an tapfrer Gegenwehr
Nichts mangeln. Pfeil und Steine schlugen den
Erhitzten Feind, wie Schloſsen schwaches
Korn,
Danieder. Tieger sind so wüthend nicht,
Wenn man zum Zorn sie reizet, wie sein
Heer
Jetzt war. Doch die Besatzung war zu schwach,
Und allgemein der Sturm. Miſslang es hier
Dem Feinde, so erstieg er dort die Mau'r.
Das Schloſs ward überschwemmt, und ward ein
Raub
Des Todes. So verschlingt die Fluth des Meers
Das Ufer nach der Ebb' und was sich ihm
Genaht. Wo Blumen jetzt stolzierten, tobt
In Wasserwogen das Verderben jetzt. —

Auch Paches ward des Todes Raub, wie sein
Furchtloses Heer. Leosthenes fand' ihn
Durchbohrt und hingestreckt, und kannt' ihn an
Der Rüstung. Lange sah mitleidig er,
Nebst seinem Volk, das auf die Spieſse sich
Umher gelehnt, den todten Helden an,

Und eine Thräne floſs ihm von dem Aug'.
Er sah noch Edelmuth in Zügen des
Erblaſsten Angesichts. — Drauf wünscht' er, auch
Den Cissides zu sehn, doch lang umsonst.
Zuletzt erblickt er einen Teppich auf
Der Erd', erhub ihn und erschrack, als sich
Ein Macedonier aufrichtete,
Der mit dem Cissides darunter lag.
„Was liegst du bey dem Todten?" fragt man ihn.
„Er war mein Herr, erwiedert er: noch mehr,
„Mein Vater. Ich war, als er lebt', ihm treu;
„Sollt' ich vergessen, es anitzt zu seyn?
„Ihr habt ihn mir geraubt, raubt mir nur auch
Das Leben, meine Last!" — Ein Thränenguſs
Netzt ihm das Angesicht; Leosthenes
Raubt' ihm das Leben nicht, dem redlichen
Schildträger, sondern pries die seltne Treu,
Und tröstete den immer Jammernden,
Und schenkt' ihm viel. Betrachtete nachher,
Sammt dem gerührten Volk, den Cissides,
Und glaubte, die entwichne Seele noch
In groſsen Zügen des Gesichts zu sehn;
Beweint' ihn, lieſs die Asche beyder Freund'
In einer Urn' bewahren, ihnen auch

Ein prächtig Denkmal bau'n; und zog sich drauf
Schnell nach Athen zurück. Sein Heer war so
Geschwächt, daſs er vergaſs, in einer Schlacht
Antipatern zu überwältigen.

Und so ward, durch der beyden Freunde Muth
Des Vaterlands Verderben abgewandt.

Hymne.

1759.

Nicht niedre Lust, auch nicht Eroberer,
Noch Geld und Schätze will ich singen.
Mein Geist soll sich dem Tand der Erde kühn entschwingen.
Der Himmel sey mein Lied! mein Lied der Herr!

Wohin, wohin reiſst mich der Andacht Gluth?
Seht! ich entweich' auf kühnen Flügeln
Dem niedern Hochmuth und der Erde finstern Hügeln,
Und trinke froh schon andrer Sonnen Gluth.

Schon reizet mich die falsche Hoheit nicht,
Die Welt, die ich voll Qual befunden,
Verschwindet unter mir. — ist unter mir verschwunden,
Und mich entzückt bereits ein himmlisch Licht.

O welche Pracht! Welch Auge siehet ganz
Die Herrlichkeit, die Ihn umgeben,
Der alles, alles füllt, vor dem die Himmel beben? —
Den Thron des Herrn verhüllt sein eigner Glanz.

O! welch ein Gott, der blos durch Einen Ruf
Den Menschen, der Geschöpfe Heere,
Und Felsen, Seen, Wald, der Sonnen Flammenmeere,
Das Geisterreich und tausend Welten schuf!

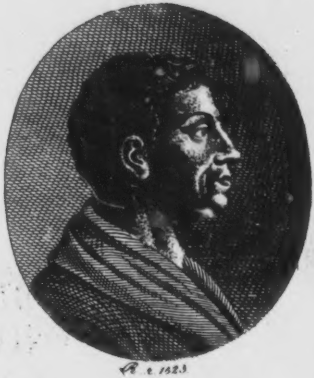
Unendlicher! Doch Schaaren Seraphim,
Entzückt im fröhlichen Gewimmel
Sind ganz Gesang und Lob, und strömen durch den Himmel.
Ihr Saiten schweigt; der Himmel singet ihm!

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN, C.F. FN. 17846/028

Joh. Joach. Winkelmann's

Kunst-Abhandlungen.



R. e. 1823

WINKELMANN.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raßmann.

Drey und zwanzigstes Bändchen.

Winkelmann's Kunst-Abhandlungen.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zwickau. 1825.
Bey den Gebrudern Schumann.

Vorwort.

Johann Joachim Winkelmann ist den 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark, wo sein Vater ein Schuhmacher war, geboren worden. Nach Vollendung seiner academischen Studien zu Halle und Jena, wo ihn die alten Klassiker und die Geschichte mehr, als die Theologie, welcher er sich eigentlich gewidmet hatte, anzogen, erhielt er das kärglich besoldete Conrectorat an der Schule zu Seehausen in der Altmark, und setzte nebenbey das einmal so liebgewonnene humanistische Studium eifrig fort. Nach fünf Jahren ward er Secretär bey der Bibliothek des Ministers Grafen von Bünau zu Nöthenitz unweit Dresden, wo er sich viel mit

Auszügemachen beschäftigte, und auch manchen Tag der Muse in Dresden auf der Gallerie zubrachte, Oesers practischer Leitung sich so ganz hingebend. Uebergetreten zur katholischen Kirche, lieſs er sich nun in Dresden nieder, begab sich aber im Jahr 1755, unterstützt durch ein kleines Jahrgehalt des Königs, nach Rom, und machte daselbst sogleich mit dem berühmten Maler Raphael Mengs eine sehr gewinnreiche Bekanntschaft. Im Jahr 1758 besuchte er Neapel, Herculanum, Portici, Caserta und Pästum, fertigte ein Verzeichniſs der geschnittenen Steine des verstorbenen Baron von Stosch in Florenz an, und ward im folgenden Jahr als Bibliothekar und Aufſeher über die Alterthümer des mit vielem Kunstsinn begabten Cardinals Alexander Albani in Rom angestellt. Ihm ward eine Wohnung im Pallaste dieses Gönners eingeräumt, und er arbeitete in dieser, ihm überaus zusagenden Stellung, die ihn gegen anderweitige Anträge taub machte, an mehreren seiner

Werke, namentlich an seiner **Geschichte der Kunst**, recht mit Liebe. Nach einem nun viermaligen Aufenthalt in Neapel, trat er, im April 1768, in Geſellschaft des Bildhauers **Cavaceppi** eine Reise nach Deutschland an, faſste aber, in düstre Schwermuth versunken, bald den Entschluſs, von Wien aus über Triest wieder nach Italien zu gehen; und sein Begleiter, der ihn nicht umzustimmen vermochte, verlieſs ihn. Bald aber traf Winkelmann hier ein grauses Geschick: er ward von seinem neuen Reisegefährten, dem Italiener **Francesco Arcangeli**, der sein Zutrauen listig zu erschleichen gesucht hatte, im Wirthshause zu Triest am 8. Juni 1768 durch Messerstiche ermordet.

Schon früh genährt mit dem Geist der alten Griechen und Römer, schwang sich Winkelmann zu dem gründlichen, umsichtigen und ſeinen Alterthumskenner hinan, der in Rom ein Licht anzündete, wie es zuvor noch nie geleuchtet hatte. Lebhafte Einbildungskraft, vortreffliches Gedächtnifs, kritischer Scharfblick, Enthusiasmus für die Kunst, eindringliche, oft feurige Darstellungsgabe vereinten sich in diesem seltnen Mann, der für seine Zeit als ein wahres Meteor betrachtet werden kann und dessen Name in der klassischen Literatur einen unsterblichen Ruhm behalten wird.

Unter seinen Schriften hat besonders die schon berührte, auch ins Französische und Italienische übersetzte, Geschichte der Kunst des Alterthums, die zu Dresden 1764 in 2 Thln. in gr. 4. mit Kupf., nebst einem Band Anmerkungen, 1767 erschien (eine zweyte von Riedel zu Wien 1776 besorgte Ausgabe wurde als unbefriedigend aufgenommen), Epoche gemacht. Nicht minder berühmt sind seine *Monumenti antichi inediti* (2 *Vol. In Roma* 1767 — 68. *Fol.* Mit 208 Kpftafeln.), die in Berlin 1791 — 92 nachgestochen und übersetzt worden sind. Wichtig für das Gemmenstudium ist die *Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch.*

à *Florence* 1760. 4°, 3444 geschnittene Steine umfassend. Auch mehrere Sammlungen seiner Briefe (die an Berendis stehen in Göthe's Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert, Tüb. 1805) sind sehr interressant.

Die beyden ersten Bände seiner sämmtlichen Werke wurden von Fernow (Dresd. 1808, mit Kpfn.), Bd. 3 — 8 (welcher achte Band die Register enthält) von Heinr. Meier und Joh. Schulze (Dresd. 1809 — 20) herausgegeben.

Wir wählten für unsere Anthologie drey einzelne Abhandlungen Winkelmanns, auf deren erste (erschienen 1755, dann 1756) er ein Sendschreiben folgen lieſs, in welchem er selbst alle Einwürfe, die ihm gegen jene Schrift gemacht worden waren, oder er sich selber machte, sammelte, und sie darauf in einer neuen Schrift, der zweyten hier mitgetheilten, beantwortete.

(Vgl. über ihn: Johann Winkelmann; eine Rede von Dr. Carl Morgenstern (Leipzig 1805, 4.); Joh. Winkelmanns letzte Lebenswoche; ein Beytrag zu dessen Biographie; aus den gerichtlichen Originalacten des Criminalprozesses seines Mörders Arcangeli, herausgegeben von Dr. Dominico von Rosetti, mit Vorrede von Böttiger (Dresd. 1818) u. s. w. Rosetti stiftete ihm auch ein Denkmal zu Triest, und gab ein desfalsiges Prachtwerk: *Il sepolcro di Winkelmann in Trieste. Venezia* 1823, gr. 4. heraus.

Inhalt.

Seite

1. Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst -- -- -- -- -- -- 3
2. Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst; und Beantwortung des Sendschreibens über diese Gedanken -- -- -- -- -- -- -- 63
3. Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, und dem Unterrichte in derselben. An den Freyherrn Friedrich Rudolph von Berg aus Liefland. -- -- -- -- -- -- -- 165

Drey
Abhandlungen
Winkelmanns.

79.

Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst.

Der gute Geschmack, welcher sich mehr und mehr durch die Welt ausbreitet, hat sich angefangen zuerst unter dem Griechischen Himmel zu bilden. Alle Erfindungen fremder Völker kamen gleichsam nur als der erste Saame nach Griechenland, und nahmen eine andere Natur und Gestalt an in dem Lande, welches Minerva *), sagt man, vor allen Ländern, wegen der gemäſsigten Jahreszeiten, die sie hier angetroffen, den Griechen zur Wohnung angewiesen, als ein Land, welches kluge Köpfe hervorbringen würde.

Der Geschmack, den diese Nation ihren Werken gegeben hat, ist ihr eigen geblieben; er

---

*) *Plato in Timaeo, edit. Francof. p. 1044.*

hat sich selten weit von Griechenland entfernt, ohne etwas zu verlieren, und unter entlegenen Himmelsstrichen ist er spät bekannt geworden. Er war ohne Zweifel ganz und gar fremd unter einem nordischen Himmel, zu der Zeit, da die beyden Künste, deren groſse Lehrer die Griechen sind, wenig Verehrer fanden; zu der Zeit, da die verehrungswürdigsten Stücke des Correggio im königlichen Saale zu Stockholm vor die Fenster, zur Bedeckung derselben, gehängt waren.

Und man muſs gestehen, daſs die Regierung des groſsen August der eigentliche glückliche Zeitpunct ist, in welchem die Künste, als eine fremde Colonie, in Sachsen eingeführt worden. Unter seinem Nachfolger, dem Deutschen Titus, sind dieselben diesem Lande eigen geworden, und durch sie wird der gute Geschmack allgemein.

Es ist ein ewiges Denkmal der Gröſse dieses Monarchen, daſs zur Bildung des guten Geschmacks die gröſsten Schätze aus Italien, und was sonst Vollkommenes in der Malerey in andern Ländern hervorgebracht worden, vor den Augen aller Welt aufgestellt sind. Sein Eifer, die Künste zu verewigen, hat endlich nicht geruht, bis wahrhafte untrügliche Werke Griechischer Meister, und zwar vom ersten Range, den Künstlern zur Nachahmung sind gegeben worden.

Die reinsten Quellen der Kunst sind geöffnet: glücklich ist, wer sie findet und schmeckt. Diese Quellen suchen, heiſst nach Athen reisen; und Dresden wird nunmehro Athen für Künstler.

Der einzige Weg für uns, groſs, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten, und was Jemand vom Homer gesagt, daſs derjenige ihn bewundern lernt, der ihn wohl verstehen gelernt, gilt auch von den Kunstwerken der Alten, sonderlich der Griechen. Man muſs mit ihnen, wie mit seinem Freunde, bekannt geworden seyn, um den Laokoon eben so unnachahmlich, als den Homer zu finden. In solcher genauen Bekanntschaft wird man wie Nikomachus von der Helena des Zeuxis urtheilen: „Nimm meine Augen," sagte er zu einem Unwissenden, der das Bild tadeln wollte, „so wird sie Dir eine Göttin scheinen."

Mit diesem Auge haben Michael Angelo, Raphael und Poussin die Werke der Alten angesehen. Sie haben den guten Geschmack aus seiner Quelle geschöpft, und Raphael in dem Lande selbst, wo er sich gebildet. Man weiſs, daſs er junge Leute nach Griechenland geschickt, die Ueberbleibsel des Alterthums für ihn zu zeichnen.

Eine Bildsäule von einer alten Römischen Hand wird sich gegen ein Griechisches Urbild allemal verhalten, wie Virgils Dido in ihrem Gefolge mit der Diana unter ihren Oreaden verglichen, sich gegen Homers Nausikaa verhält, welche jener nachzuahmen gesucht hat.

Laokoon war den Künstlern im alten Rom eben das, was er uns ist; des Polyklets Regel, eine vollkommne Regel der Kunst.

Ich habe nicht nöthig, anzuführen, daſs sich in den berühmtesten Werken der Griechischen Künstler gewisse Nachlässigkeiten finden: der Delphin, welcher der Mediceischen Venus zugegeben ist, nebst den spielenden Kindern; die Arbeit des Dioskorides, auſser der Hauptfigur in seinem geschnittenen Diomedes, nebst dem Palladio, sind Beyspiele davon. Man weiſs, daſs die Arbeit der Rückseite auf den schönsten Münzen der Egyptischen und Syrischen Könige den Köpfen dieser Könige selten beykommt. Groſse Künstler sind auch in ihren Nachlässigkeiten weise; sie können nicht fehlen, ohne zugleich zu unterrichten. Man betrachte ihre Werke, wie Lucian den Jupiter des Phidias will betrachtet haben; den Jupiter selbst, nicht den Schemel seiner Füſse.

Die Kenner und Nachahmer der Griechischen Werke finden in ihren Meisterstücken nicht allein die schönste Natur, sondern noch mehr als Natur, d. i. gewisse idealische Schönheiten derselben, die, wie uns ein alter Ausleger des

Plato *) lehrt, von Bildern, blos im Verstande entworfen, gemacht sind.

Der schönste Körper unter uns wäre vielleicht dem schönsten Griechischen Körper nicht ähnlicher, als Iphikles dem Herkules, seinem Bruder, war. Der Einflufs eines sanften und reinen Himmels wirkte bey der ersten Bildung der Griechen, die frühzeitigen Leibesübungen aber gaben dieser Bildung die edle Form. Man nehme einen jungen Spartaner, den ein Held mit einer Heldin gezeugt, der in der Kindheit niemals in Windeln eingeschränkt gewesen, der von dem siebenten Jahre an auf der Erde geschlafen, und im Ringen und Schwimmen von Kindesbeinen an war geübt worden. Man stelle ihn neben einen jungen Sybariten unsrer Zeit, und alsdann urtheile man, welche von beyden der Künstler zu einem Urbilde eines jungen Theseus, eines Achilles, ja selbst eines Bacchus, nehmen würde. Nach diesem gebildet, würde es ein Theseus bey Rosen, und nach jenem gebildet, ein Theseus bey Fleisch erzogen, werden, wie ein Griechischer Maler von zwo verschiedenen Vorstellungen dieses Helden urtheilte.

Zu den Leibesübungen waren die grofsen Spiele allen jungen Griechen ein kräftiger Sporn, und die Gesetze verlangten eine zehnmonatliche Vor-

---

*) *Proclus in Timaeum Platonis.*

bereitung zu den Olympischen Spielen, und dieses in Elis, an dem Orte selbst, wo sie gehalten wurden. Die gröſsten Preise erhielten nicht allezeit Männer, sondern mehrentheils junge Leute, wie Pindars Oden zeigen. Dem glücklichen Diagoras [*]) gleich zu werden, war der höchste Wunsch der Jugend.

Sehet den schnellen Indianer an, der einem Hirsche zu Fuſse nachsetzt: wie flüchtig werden seine Säfte, wie biegsam und schnell werden seine Nerven und Muskeln, und wie leicht wird der ganze Bau des Körpers gemacht. So bildet uns Homer seine Helden, und seinen Achilles bezeichnet er vorzüglich durch die Geschwindigkeit seiner Füſse.

Die Körper erhielten durch diese Uebungen den groſsen und männlichen Contour, welchen die Griechischen Meister ihren Bildsäulen gegeben, ohne Dunst und überflüssigen Ansatz. Die jungen Spartaner muſsten sich alle zehn Tage vor den Ephoren nackend zeigen, die denjenigen, welche anfingen, fett zu werden, eine strengere Diät auflegten. Ja, es war eins unter den Gesetzen des Pythagoras, sich vor allem überflüssigen Ansatz des Körpers zu hüten. Es geschah vielleicht aus eben dem Grunde, daſs jungen Leuten unter den Griechen der ältesten

---

[*]) *Pindar. Olymp. Od. VII. Arg. et schol.*

Zeiten, die sich zu einem Wettkampfe im Ringen angaben, während der Zeit der Vorübungen nur Milchspeise zugelassen war.

Aller Uebelstand des Körpers wurde behutsam vermieden, und da Alcibiades in seiner Jugend die Flöte nicht wollte blasen lernen, weil sie das Gesicht verstellte, so folgten die jungen Athenienser seinem Beyspiele.

Nachdem war der ganze Anzug der Griechen so beschaffen, daſs er der bildenden Natur nicht den geringsten Zwang anthat. Der Wachsthum der schönen Form litt nichts durch die verschiedenen Arten und Theile unsrer heutigen pressenden und klemmenden Kleidung, sonderlich am Halse, an Hüften und Schenkeln. Das schöne Geschlecht selbst unter den Griechen wuſste von keinem ängstlichen Zwange in ihrem Putze: die jungen Spartanerinnen waren so leicht und kurz bekleidet, daſs man sie daher Hüftzeigerinnen nannte.

Es ist auch bekannt, wie sorgfältig die Griechen waren, schöne Kinder zu zeugen. Quillet in seiner «Kallipädie» zeigt nicht soviel Wege dazu, als unter ihnen üblich waren. Sie gingen sogar so weit, daſs sie aus blauen Augen schwarze zu machen suchten. Auch zu Beförderung dieser Absicht errichtete man Wettspiele der Schönheit. Sie wurden in Elis gehalten: der Preis bestand in Waffen, die in den Tempel der Minerva aufgehängt wurden. An gründlichen und gelehrten Richtern konnte es in diesen Spielen nicht fehlen, da die Griechen, wie Aristoteles berichtet, ihre Kinder im Zeichnen unterrichten lieſsen, vornehmlich, weil sie glaubten, daſs es geschickter mache, die Schönheit in den Körpern zu betrachten und zu beurtheilen.

Das schöne Geblüt der Einwohner der mehrsten Griechischen Inseln, welches gleichwohl mit so verschiedenem fremden Geblüte vermischt ist, und die vorzüglichen Reizungen des schönen Geschlechts daselbst, sonderlich auf der Insel Scios, geben zugleich eine gegründete Muthmaſsung von den Schönheiten beyderley Geschlechts unter ihren Vorfahren, die sich rühmten, ursprünglich, ja älter als der Mond zu seyn.

Es sind ja noch itzt ganze Völker, bey welchen die Schönheit sogar kein Vorzug ist, weil Alles schön ist. Die Reisebeschreiber sagen dieses einhellig von den Georgianern, und eben dieses berichtet man von den Kabardinski, einer Nation in der Krimmschen Tartarey.

Die Krankheiten, welche so viel Schönheiten zerstören und die edelsten Bildungen verderben, waren den Griechen noch unbekannt. Es findet sich in den Schriften der Griechischen Aerzte keine Spur von Blattern, und in keines Griechen angezeigter Bildung, welche man beym Homer oft nach den geringsten Zügen entworfen sieht, ist ein so unterschiedenes Kennzeichen, dergleichen Blattergruben sind, angebracht worden.

Die venerischen Uebel, und die Tochter derselben, die Englische Krankheit, wütheten auch noch nicht wider die schöne Natur der Griechen.

Ueberhaupt war alles, was von der Geburt bis zur Fülle des Wachsthums zur Bildung der Körper, zur Bewahrung, zur Ausarbeitung und zur Zierde dieser Bildung durch Natur und Kunst eingeflöſst und gelehrt worden, zum Vortheile der schönen Natur der alten Griechen gewirkt und angewendet, und kann die vorzügliche Schönheit ihrer Körper vor den unsrigen mit der gröſsten Wahrscheinlichkeit zu behaupten, Anlaſs geben.

Die vollkommensten Geschöpfe der Natur aber würden in einem Lande, wo die Natur in vielen ihrer Wirkungen durch strenge Gesetze gehemmt war, wie in Egypten, dem vorgegebenen Vaterlande der Künste und Wissenschaften, den Künstlern nur zum Theil und unvollkommen bekannt geworden seyn. In Griechenland aber, wo man sich der Lust und Freude von Jugend auf weihte, wo ein gewisser heutiger bürgerlicher Wohlstand der Freyheit der Sitten niemals Eintrag gethan, da zeigte sich die schöne

Natur unverhüllt zum groſsen Unterricht der Künstler.

Die Schule der Künstler war in den Gymnasien, wo die jungen Leute, welche die öffentliche Schamhaftigkeit bedeckte, ganz nackend ihre Leibesübungen trieben. Der Weise, der Künstler gingen dahin: Sokrates den Charmides, den Autolykus, den Lysis zu lehren; ein Phidias, aus diesen schönen Geschöpfen seine Kunst zu bereichern. Man lernte daselbst Bewegungen der Muskeln, Wendungen des Körpers; man studirte die Umrisse der Körper oder den Contour an dem Abdrucke, den die jungen Ringer im Sande gemacht hatten.

Das schönste Nackende der Körper zeigte sich hier in so mannichfaltigen, wahrhaften und edlen Ständen und Stellungen, in die ein gelungenes Modell, welches in unsern Akademien aufgestellt wird, nicht zu setzen ist.

Die innere Empfindung bildet den Character der Wahrheit, und der Zeichner, welcher seinen Akademien denselben geben will, wird nicht einen Schatten des wahren erhalten, ohne eigne Ersetzung desjenigen, was eine ungerührte und gleichgültige Seele des Modells nicht empfindet, noch durch eine Action, die einer gewissen Empfindung oder Leidenschaft eigen ist, ausdrücken kann.

Der Eingang zu vielen Gesprächen des Plato, die er in den Gymnasien zu Athen ihren Anfang nehmen lassen, macht uns ein Bild von den edlen Seelen der Jugend, und läfst uns auch hieraus auf gleichförmige Handlungen und Stellungen an diesen Orten und in ihren Leibesübungen schliefsen.

Die schönsten jungen Leute tanzten unbekleidet auf dem Theater, und Sophokles, der grofse Sophokles, war der erste, der in seiner Jugend dieses Schauspiel seinen Bürgern machte. Phryne badete sich in den Eleusinischen Spielen vor den Augen aller Griechen, und wurde beym Heraussteigen aus dem Wasser den Künstlern das Urbild einer Venus Anadyomene; und man weifs, dafs die jungen Mädchen in Sparta an einem gewissen Feste ganz nackend vor den Augen der jungen Leute tanzten. Was hier fremd scheinen könnte, wird erträglicher werden, wenn man bedenkt, dafs auch die Christen der ersten Kirche, ohne die geringste Verhüllung, sowohl Männer als Weiber, zu gleicher Zeit und in einem und ebendemselben Taufsteine getauft oder untergetaucht worden sind.

Also war auch ein jedes Fest bey den Griechen eine Gelegenheit für Künstler, sich mit der schönen Natur auf's Genaueste bekannt zu machen.

Die Menschlichkeit der Griechen hatte in ihrer blühenden Freyheit keine blutigen Schauspiele einführen wollen, oder wenn dergleichen in dem Jonischen Asien, wie Einige glauben, üblich gewesen, so waren sie seit geraumer Zeit wiederum eingestellt. Antiochus Epiphanes, König in Syrien, verschrieb Fechter von Rom, und lieſs den Griechen Schauspiele dieser unglücklichen Menschen sehen, die ihnen anfänglich ein Abscheu waren: mit der Zeit verlor sich das menschliche Gefühl, und auch diese Schauspiele wurden Schulen der Künstler. Ein Ktesilas studirte hier seinen sterbenden Fechter *), „an welchem man sehen konnte, wieviel von seiner Seele noch in ihm übrig war."

Diese häufigen Gelegenheiten zur Beobachtung der Natur veranlaſsten die Griechischen Künstler noch weiter zu gehen: sie fingen an, sich gewisse allgemeine Begriffe von Schönheiten, sowohl einzelner Theile als ganzer Verhältnisse der Körper zu bilden, die sich über die Natur selbst erheben sollte; ihr Urbild war eine blos im Verstande entworfene geistige Natur.

So bildete Raphael seine Galathea. Man sehe seinen Brief an den Grafen Balthasar Ca-

---

*) Einige muthmaſsen, daſs dieser Fechter, von welchem Plinius redet, der berühmte Ludovisische Fechter sey, der itzt in dem groſsen Saale des Capitolium einen Platz bekommen hat.

stiglione*): „Da die Schönheiten," schreibt er, „unter den Frauenzimmern so selten sind, so bediene ich mich einer gewissen Idee in meiner Einbildung."

Nach solchen, über die gewöhnliche Form der Materie erhabenen, Begriffen bildeten die Griechen Götter und Menschen. An Göttern und Göttinnen machte Stirn und Nase beynahe eine gerade Linie. Die Köpfe berühmter Frauen auf Griechischen Münzen haben dergleichen Profil, wo es gleichwohl nicht willkührlich war, nach idealischen Begriffen zu arbeiten. Oder man könnte muthmaſsen, daſs diese Bildung den alten Griechen eben so eigen gewesen, als es bey den Kalmucken die flachen Nasen, bey den Sinesen die kleinen Augen sind. Die groſsen Augen der Griechischen Köpfe auf Steinen und Münzen könnten diese Muthmaſsung unterstützen.

Die Römischen Kaiserinnen wurden von den Griechen auf ihren Münzen nach eben diesen Ideen gebildet: der Kopf einer Livia und einer Agrippina hat ebendasselbe Profil, welches der Kopf einer Artemisia und einer Kleopatra hat.

Bey allen diesen bemerkt man, daſs das von den Thebanern ihren Künstlern vorgeschriebene

---

*) *Bellori Descriz. delle Imagini depinte da Rafaelle d'Urbino etc. Roma* 1695. *fol.*

Gesetz: „die Natur bey Strafe auf's Beste nachzuahmen," auch von andern Künstlern in Griechenland als ein Gesetz beobachtet worden. Wo das sanfte Griechische Profil ohne Nachtheil der Aehnlichkeit nicht anzubringen war, folgten sie der Wahrheit der Natur, wie an dem schönen Kopfe der Julia, Kaisers Titus Tochter, von der Hand des Evodus, zu sehen ist *).

Das Gesetz aber: „die Personen ähnlich und zu gleicher Zeit schöner zu machen," war allezeit das höchste Gesetz, welches die Griechischen Künstler über sich erkannten, und setzt nothwendig eine Absicht des Meisters auf eine schönere und vollkommnere Natur voraus. Polygnotus hat dasselbe beständig beobachtet.

Wenn also von einigen Künstlern berichtet wird, daſs sie wie Praxiteles verfahren, welcher seine Knidische Venus nach seiner Beyschläferin Kratina gebildet, oder wie andre Maler, welche die Lais zum Modell der Grazien genommen, so glaube ich, sey es geschehen, ohne Abweichung von gemeldeten allgemeinen groſsen Gesetzen der Kunst. Die sinnliche Schönheit gab dem Künstler die schöne Natur; die idealische Schönheit die erhabenen Züge: von jener nahm er das Menschliche, von dieser das Göttliche.

---

*) *Storch Pierres grav. pl. XXXIII.*

Hat Jemand Erleuchtung genug, in das Innerste der Kunst hinein zu schauen, so wird er lurch Vergleichung des ganzen übrigen Baues ler Griechischen Figuren mit den mehrsten ieuen, sonderlich in welchen man mehr der Natur, als dem alten Geschmacke gefolgt ist, ielmals noch wenig entdeckte Schönheiten nden.

In den meisten Figuren neuerer Meister sieht ian an den Theilen des Körpers, welche gerückt sind, kleine gar zu sehr bezeichnete alten der Haut; da hingegen, wo sich ebeneselben Falten in gleichgedrückte Theile Grieischer Figuren legen, ein sanfter Schwung eine s der andern wellenförmig erhebet, dergestalt, ſs diese Falten nur ein Ganzes, und zusamen nur einen edlen Druck zu machen schein. Diese Meisterstücke zeigen uns eine Haut, nicht angespannt, sondern sanft gezogen ist er ein gesundes Fleisch, welches dieselbe ne schwülstige Ausdehnung füllt, und bey en Beugungen der fleischigten Theile der htung derselben vereinigt folgt. Die Haut ft niemals, wie an unsern Körpern, besone und von dem Fleisch getrennte kleine ten.

ben so unterscheiden sich die neuern Werke den Griechischen durch eine Menge kleiner drücke, und durch gar zu viele und gar zu sinnlich gemachte Grübchen, welche, wo sie sich in den Werken der Alten befinden, mit einer sparsamen Weisheit, nach dem Maſse derselben in der vollkommneren und völligern Natur unter den Griechen, sanft angedeutet und öfters nur durch ein gelehrtes Gefühl bemerkt werden.

Es bietet sich hier allezeit die Wahrscheinlichkeit von selbst dar, daſs in der Bildung der schönen Griechischen Körper, wie in den Werken ihrer Meister, mehr Einheit des ganzen Baues, eine edlere Verbindung der Theile, ein reicheres Maſs der Fülle gewesen, ohne magere Spannungen und ohne viel eingefallene Höhlungen unserer Körper.

Man kann weiter nicht, als bis zur Wahrscheinlichkeit gehen. Es verdient aber diese Wahrscheinlichkeit die Aufmerksamkeit unsrer Künstler und Kenner der Kunst; und dieses um so viel mehr, da es nothwendig ist, die Verehrung der Denkmale der Griechen von dem ihr von Vielen beygemessenen Vorurtheile zu befreyen, um nicht zu scheinen, der Nachahmung derselben blos durch den Moder der Zeit ein Verdienst beyzulegen.

Dieser Punct, über welchen die Stimmen der Künstler getheilt sind, erforderte eine ausführlichere Abhandlung, als in gegenwärtiger Absicht geschehen können.

Man weiſs, daſs der groſse Bernini einer von denen gewesen, die den Griechen den Vorzug einer theils schönern Natur, theils idealischen Schönheit ihrer Figuren hat streitig machen wollen. Er war auſserdem der Meinung, daſs die Natur allen ihren Theilen das erforderliche Schöne zu geben wisse: die Kunst bestehe darin, es zu finden. Er hat sich gerühmt, ein Vorurtheil abgelegt zu haben, worin er in Ansehung des Reizes der Mediceischen Venus anfänglich gewesen, den er jedoch nach einem mühsamen Studium bey verschiedenen Gelegenheiten in der Natur wahrgenommen *).

Also ist es die Venus gewesen, welche ihn Schönheiten in der Natur zu entdecken gelehrt, die er vorher in jener zu finden geglaubt hat, und die er ohne die Venus nicht würde in der Natur gesucht haben. Folgt nicht daraus, daſs die Schönheit der Griechischen Statuen eher zu entdecken ist, als die Schönheit in der Natur, und daſs also jene rührender, nicht so sehr zerstreut, sondern mehr in eins vereinigt, als es diese ist? Das Studium der Natur muſs also wenigstens ein längerer und mühsamerer Weg zur Kenntniſs des vollkommnen Schönen seyn, als es das Studium der Antiken ist: und Bernini

---

*) *Baldinucci Vita del Cav. Bernino.*

hätte jungen Künstlern, die er allezeit auf das Schönste in der Natur vorzüglich hinwies, nicht den kürzesten Weg dazu gezeigt.

Die Nachahmung des Schönen der Natur ist entweder auf einen einzelnen Vorwurf gerichtet, oder sie sammelt die Bemerkungen aus verschiedenen einzelnen, und bringt sie in eins. Jenes heiſst eine ähnliche Kopie, ein Porträt machen; es ist der Weg zu Holländischen Formen und Figuren. Dieses aber ist der Weg zum allgemeinen Schönen und zu idealischen Bildern desselben; und derselbe ist es, den die Griechen genommen haben. Der Unterschied aber zwischen ihnen und uns ist dieser: die Griechen erlangten diese Bilder, wären auch dieselben nicht von schöneren Körpern genommen gewesen, durch eine fügliche Gelegenheit zur Beobachtung des Schönen der Natur, die sich uns hingegen nicht alle Tage zeigt, und selten so, wie sie der Künstler wünscht.

Unsre Natur wird nicht leicht einen so vollkommnen Körper zeugen, dergleichen der Antonius Admirandus hat, und die Idee wird sich über die mehr als menschlichen Verhältnisse einer schönen Gottheit in dem Vaticanischen Apollo nichts bilden können: was Natur, Geist und Kunst hervorzubringen vermögend gewesen, liegt hier vor Augen.

Ich glaube, ihre Nachahmung könne lehren, geschwinder klug zu werden, weil sie hier in dem einen den Inbegriff desjenigen findet, was in der ganzen Natur ausgetheilt ist, und in dem andern, wie weit die schönste Natur sich über sich selbst kühn, aber weislich erheben kann. Sie wird lehren, mit Sicherheit zu denken und zu entwerfen, indem sie hier die höchsten Gränzen des menschlich und zugleich des göttlich Schönen bestimmt sieht.

Wenn der Künstler auf diesen Grund baut und sich die Griechische Regel der Schönheit Hand und Sinne führen läſst, so ist er auf dem Wege, der ihn sicher zur Nachahmung der Natur führen wird. Die Begriffe des Ganzen, des Vollkommnen in der Natur des Alterthums werden die Begriffe des Getheilten in unsrer Natur bey ihm läutern und sinnlicher machen: er wird bey Entdeckung der Schönheiten derselben diese mit dem vollkommnen Schönen zu verbinden wissen, und durch Hülfe der ihm beständig gegenwärtigen erhabenen Formen wird er sich selbst eine Regel werden.

Alsdann und nicht eher kann er, sonderlich der Maler, sich der Nachahmung der Natur überlassen in solchen Fällen, wo ihm die Kunst verstattet, von dem Marmor abzugehen, wie in Gewändern, und sich mehr Freyheit zu geben, wie Poussin gethan; denn „derjenige, welcher beständig Andern nachgeht, wird niemals voraus kommen, und welcher aus sich selbst nichts Gutes zu machen weiſs, wird sich auch der Sachen von Andern nicht gut bedienen," wie Michael Angelo sagt.

Seelen, denen die Natur hold gewesen,

> *Quibus arte benigna*
> *Et meliore luto finxit praecordia Titan,*

haben hier den Weg vor sich offen, Originale zu werden.

In diesem Verstande ist es zu nehmen, wenn der Piles berichten will, daſs Raphael zu der Zeit, da ihn der Tod übereilt, sich bestrebt habe, den Marmor zu verlassen und der Natur gänzlich nachzugehn. Der wahre Geschmack des Alterthums würde ihn auch durch die gemeine Natur hindurch beständig begleitet haben, und alle Bemerkungen in derselben würden bey ihm durch eine Art einer chymischen Verwandlung dasjenige geworden seyn, was sein Wesen, seine Seele ausmachte.

Er würde vielleicht mehr Mannichfaltigkeit, gröſsere Gewänder, mehr Colorit, mehr Licht und Schatten seinen Gemälden gegeben haben; aber seine Figuren würden dennoch allezeit weniger schätzbar hierdurch, als durch den edlen Contour, und durch die erhabene Seele, die er aus den Griechen hatte bilden lernen, gewesen seyn.

Nichts würde den Vorzug der Nachahmung der Alten vor der Nachahmung der Natur deutlicher zeigen können, als wenn man zwey junge Leute von gleich schönem Talente, und den Einen das Alterthum, den Andern die bloſse Natur studiren lieſse. Dieser würde die Natur bilden, wie er sie findet: als ein Italiener würde er Figuren malen vielleicht wie Caravaggio; als ein Niederländer, wenn er glücklich ist, wie Jacob Jordans; als ein Franzose, wie Stella: Jener aber würde die Natur bilden, wie sie es verlangt, und Figuren malen, wie Raphael.

Könnte auch die Nachahmung der Natur dem Künstler Alles geben, so würde gewiſs die Richtigkeit im Contour durch sie nicht zu erhalten seyn: diese muſs von den Griechen allein erlernt werden.

Der edelste Contour vereinigt oder umschreibt alle Theile der schönsten Natur und der idealischen Schönheiten in den Figuren der Griechen; oder er ist vielmehr der höchste Begriff in beyden. Euphranor, der nach des Zeuxis Zeiten sich hervorthat, wird für den ersten gehalten, der demselben die erhabnere Manier gegeben.

Viele unter den neueren Künstlern haben den Griechischen Contour nachzuahmen gesucht, und fast Niemanden ist es gelungen. Der groſse Rubens ist weit entfernt von dem Griechischen

Umrisse der Körper, und in denjenigen unter seinen Werken, die er vor seiner Reise nach Italien und vor dem Studium der Antiken gemacht hat, am weitesten.

Die Linie, welche das Völlige der Natur von dem Ueberflüssigen derselben scheidet, ist sehr klein, und die gröſsten neueren Meister sind über diese nicht allezeit greifliche Gränze auf beyden Seiten zu sehr abgewichen. Derjenige, welcher einen ausgehungerten Contour vermeiden wollen, ist in den Schwulst verfallen; der diesen vermeiden wollen, in das Magere.

Michael Angelo ist vielleicht der einzige, von dem man sagen könnte, daſs er das Alterthum erreicht: aber nur in starken musculösen Figuren, in Körpern aus der Heldenzeit; nicht in zärtlich jugendlichen, nicht in weiblichen Figuren, welche unter seiner Hand zu Amazonen geworden sind.

Der Griechische Künstler hingegen hat seinen Contour in allen Figuren wie auf die Spitze eines Haares gesetzt, auch in den feinsten und mühsamsten Arbeiten, dergleichen auf geschnittenen Steinen ist. Man betrachte den Diomedes und den Perseus des Dioskorides *); den Herkules

---

*) *Stosch Pierres grav. pl. XXIX. XXX.*

mit der Jole von der Hand des Teucer[*]), und bewundre die hier unnachahmlichen Griechen.

Parrasius wird insgemein für den stärksten im Contour gehalten.

Auch unter den Gewändern der Griechischen Figuren herrscht der meisterhafte Contour, als die Hauptabsicht des Künstlers, der auch durch den Marmor hindurch den schönen Bau seines Körpers wie durch ein koisches Kleid zeigt.

Die im hohen Style gearbeitete Agrippina, und die drey Vestalen unter den königlichen Antiken in Dresden, verdienen hier als groſse Muster angeführt zu werden. Agrippina ist vermuthlich nicht die Mutter des Nero, sondern die ältere Agrippina, eine Gemahlin des Germanicus. Sie hat sehr viel Aehnlichkeit mit einer vorgegebenen stehenden Statue eben dieser Agrippina in dem Vorsaale der Bibliothek zu St. Marco in Venedig[**]). Unsre ist eine sitzende Figur, gröſser als die Natur, mit gestütztem Haupte auf die rechte Hand. Ihr schönes Gesicht zeigt eine Seele, die in tiefen Betrachtungen versenkt, und vor Sorgen und Kummer gegen alle äuſsere Empfindungen fühllos scheint. Man könnte muthmaſsen, der Künstler habe die Heldin in dem betrübten Augenblicke vorstellen wollen, da ihr die Verweisung nach der Insel Pandataria war angekündigt worden.

---

[*]) *Mus. Flor. T. II. t. V.*

[**]) *Zanetti statue nell' Antisala della Libreria di S. Marco. Venez. 1740. fol.*

Die drey Vestalen sind unter einem doppelten Titel verehrungswürdig. Sie sind die ersten groſsen Entdeckungen von Herculanum: allein, was sie noch schätzbarer macht, ist die groſse Manier in ihren Gewändern. In diesem Theile der Kunst sind sie alle drey, sonderlich aber diejenige, welche gröſser ist als die Natur, der Farnesischen Flora und andern Griechischen Werken vom ersten Range beyzusetzen. Die zwo andern, groſs wie die Natur, sind einander so ähnlich, daſs sie von einer und ebenderselben Hand zu seyn scheinen; sie unterscheiden sich allein durch die Köpfe, welche nicht von gleicher Güte sind. An dem besten Kopfe liegen die gekräuselten Haare nach Art der Furchen getheilt, von der Stirne an bis wo sie hinten zusammengebunden sind. An dem andern Kopfe gehen die Haare glatt über den Scheitel, und die vordern gekräuselten Haare sind durch ein Band gesammelt und gebunden. Es ist glaublich, daſs dieser Kopf durch eine neuere, wiewohl gute Hand, gearbeitet und angesetzt worden.

Das Haupt dieser beyden Figuren ist mit keinem Schleyer bedeckt, welches ihnen aber den

Titel der Vestalen nicht streitig macht; da erweislich ist, daſs sich auch anderwärts Priesterinnen der Vesta ohne Schleyer finden. Oder es scheint vielmehr aus den starken Falten des Gewandes hinten am Halse, daſs der Schleyer, welcher kein abgesondertes Theil vom Gewande ist, wie an der gröſsten Vestale zu sehen, hinten übergeschlagen liege.

Es verdient der Welt bekannt gemacht zu werden, daſs diese drey göttlichen Stücke die ersten Spuren gezeigt zur nachfolgenden Entdeckung der unterirdischen Schätze von der Stadt Herculanum.

Sie kamen an das Tageslicht, da annoch das Andenken derselben gleichsam unter der Vergessenheit, so wie die Stadt selbst, unter ihren eignen Ruinen vergraben und verschüttet lag: zu der Zeit, da das traurige Schicksal, welches diesen Ort betroffen, nur fast noch allein durch des jüngern Plinius Nachricht von dem Ende seines Vetters, welches ihn in der Verwüstung von Herculanum zugleich mit übereilte, bekannt war.

Diese groſsen Meisterstücke der Griechischen Kunst wurden schon unter den Deutschen Himmel versetzt und daselbst verehrt, da Neapel noch nicht das Glück hatte, ein einziges Herculanisches Denkmal, so viel man erfahren können, aufzuweisen.

Sie wurden im J. 1706 in Portici bey Neapel in einem verschütteten Gewölbe gefunden, da man den Grund grub zu einem Landhause des Prinzen von Elbeuf, und sie kamen unmittelbar hernach, nebst andern daselbst entdeckten Statuen in Marmor und Erz, in den Besitz des Prinzen Eugen nach Wien.

Dieser groſse Kenner der Künste, um einen vorzüglichen Ort zu haben, wo dieselben könnten aufgestellt werden, hat vornehmlich für diese drey Figuren einen Sala terrena bauen lassen, wo sie nebst einigen andern Statuen ihren Platz bekommen haben. Die ganze Akademie und alle Künstler in Wien waren gleichsam in Empörung, da man nur noch ganz dunkel von derselben Verkauf sprach, und ein Jeder sahe denselben mit betrübten Augen nach, als sie von Wien nach Dresden fortgeführt wurden.

Der berühmte Matielli,

> «dem Polyklet das Maſs, und Phidias das
> Eisen gab.»
> (Algarotti.)

hat, ehe noch dieses geschah, alle drey Vestalen mit dem mühsamsten Fleiſse in Thon copirt, um sich den Verlust derselben dadurch zu ersetzen. Er folgte ihnen einige Jahre hernach, und erfüllte Dresden mit ewigen Werken der

Kunst: aber seine Priesterinnen blieben auch hier sein Studium in der Drapperie, worin seine Stärke bestand, bis in sein Alter; welches zugleich ein nicht ungegründetes Vorurtheil ihrer Trefflichkeit ist.

Unter dem Wort Drapperie begreift man alles, was die Kunst von Bekleidung des Nackenden der Figuren und von gebrochenen Gewändern lehrt. Diese Wissenschaft ist nach der schönen Natur, und nach dem edlen Contour, der dritte Vorzug der Werke des Alterthums.

Die Drapperie der Vestalen ist in der höchsten Manier: die kleinen Brüche entstehen durch einen sanften Schwung aus den gröſsern Parthien, und verlieren sich wieder in diesen mit einer edlen Freyheit und sanften Harmonie des Ganzen, ohne den schönen Contour des Nackenden zu verstecken. Wie wenig neuere Meister sind in diesem Theile der Kunst ohne Tadel!

Diese Gerechtigkeit aber muſs man einigen groſsen Künstlern, sonderlich Malern neuerer Zeiten, widerfahren lassen, daſs sie in gewissen Fällen von dem Wege, den die Griechischen Meister in Bekleidung ihrer Figuren am gewöhnlichsten gehalten haben, ohne Nachtheil der Natur und Wahrheit abgegangen sind. Die Griechische Drapperie ist mehrentheils nach dünnen und nassen Gewändern bearbeitet, die sich folglich, wie Künstler wissen, dicht an die

Haut und an den Körper schlieſsen, und das Nackende desselben sehen lassen. Das ganze oberste Gewand des Griechischen Frauenzimmers war ein sehr dünnes Zeug; es hieſs daher Peplon, ein Schleyer.

Daſs die Alten nicht allezeit ſein gebrochene Gewänder gemacht haben, zeigen die erhabenen Arbeiten derselben: die alten Malereyen, und sonderlich die alten Brustbilder. Der schöne Caracalla unter den königlichen Antiken in Dresden kann dieses bestätigen.

In den neueren Zeiten hat man ein Gewand über das andere, und zuweilen schwere Gewänder, zu legen gehabt, die nicht in so sanfte und flieſsende Brüche, wie die der Alten sind, fallen können. Dieses gab folglich Anlaſs zu der neuen Manier der groſsen Parthien in Gewändern, in welcher der Meister seine Wissenschaft nicht weniger, als in der gewöhnlichen Manier der Alten zeigen kann.

Carl Maratta und Franz Solimena können in dieser Art für die gröſsten gehalten werden. Die neue Venetianische Schule, welche noch weiter zu gehen gesucht, hat diese Manier übertrieben, und indem sie nichts als groſse Parthien gesucht, sind ihre Gewänder dadurch steif und blechern geworden.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der Griechischen Meisterstücke ist endlich eine edle

Einfalt und eine stille Gröſse, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke. So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüthen; eben so zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bey allen Leidenschaften eine groſse und gesetzte Seele.

Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoon, und nicht in dem Gesichte allein, bey dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andre Theile zu beobachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beynahe selbst zu empfinden glaubt: dieser Schmerz, sage ich, äuſsert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrey, wie Virgil von seinem Laokoon singt: die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht; es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Gröſse der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktetes: sein Elend geht uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser groſse Mann, das Elend ertragen zu können.

Der Ausdruck einer so groſsen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur: der Künstler muſste die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweisen in Einer Person, und mehr als Einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein.

Unter einem Gewande, welches der Künstler dem Laokoon als einem Priester hätte geben sollen, würde uns sein Schmerz nur halb so sinnlich gewesen seyn. Bernini hat sogar den Anfang der Wirkung des Gifts der Schlange in dem einen Schenkel des Laokoon an der Erstarrung desselben entdecken wollen.

Alle Handlungen und Stellungen der Griechischen Figuren, die mit diesem Character der Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig und zu wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künstler Parenthyrsis nannten.

Je ruhiger der Stand des Körpers ist, desto geschickter ist er, den wahren Character der Seele zu schildern: in allen Stellungen, die von dem Stande der Ruhe zu sehr abweichen, befindet sich die Seele nicht in dem Zustande, der ihr der eigentlichste ist, sondern in einem gewaltsamen und erzwungenen Zustande. Kenntlicher und bezeichnender wird die Seele in heftigen Leidenschaften; groſs aber und edel ist sie in dem Stande der Einheit, in dem Stande der Ruhe. Im Laokoon würde der Schmerz, allein gebildet, Parenthyrsis gewesen seyn; der Künstler gab ihm daher, um das Bezeichnende und das Edle der Seele in eins zu vereinigen, eine Aktion, die dem Stande der Ruhe in solchem Schmerze der nächste war. Aber in dieser Ruhe muſs die Seele durch Züge, die ihr und keiner andern Seele eigen sind, bezeichnet werden, um sie ruhig, aber zugleich wirksam, stille, aber nicht gleichgültig oder schläfrig zu bilden.

Das wahre Gegentheil, und das diesem entgegenstehende äuſserste Ende, ist der gemeinste Geschmack der heutigen, sonderlich angehender Künstler. Ihren Beyfall verdient nichts, als worin ungewöhnliche Stellungen und Handlungen, die ein freches Feuer begleitet, herrschen, welches sie mit Geist, mit Franchezza, wie sie reden, ausgeführt heiſsen. Der Liebling ihrer Begriffe ist der Contrapost, der bey ihnen der Inbegriff aller selbstgebildeten Eigenschaften eines vollkommenen Werks der Kunst ist. Sie verlangen eine Seele in ihren Figuren, die wie ein Comet aus ihrem Kreise weicht; sie wünschten in jeder Figur einen Ajax und einen Kapaneu zu sehen.

Die schönen Künste haben ihre Jugend, sowohl, wie die Menschen, und der Anfang dieser Künste scheint wie der Anfang bey Künstlern gewesen zu seyn. wo nur das Hochtrabende, das Erstaunliche gefällt. Solche Gestalt hatte die tragische Muse des Aeschylus, und sein Agamemnon ist zum Theil durch Hyperbolen viel dunkler geworden, als alles was Heraklit geschrieben. Vielleicht haben die ersten Griechischen Maler nicht anders gezeichnet, als ihr erster guter Tragicus gedichtet hat.

Das Heſtige, das Flüchtige geht in allen menschlichen Handlungen voran; das Gesetzte, das Gründliche folgt zuletzt. Dieses Letztere aber gebraucht Zeit, es zu bewundern; es ist nur groſsen Meistern eigen: heſtige Leidenschaften sind ein Vortheil auch für ihre Schüler.

Die Weisen in der Kunst wissen, wie schwer dieses Scheinbarnachahmliche ist

ut sibi quivis
Speret idem, sudet multum frustraque laboret
Ausus item.

(*Hor.*)

La Fage, der groſse Zeichner, hat den Geschmack der Alten nicht erreichen können. Alles ist in Bewegung in seinen Werken, und man wird in der Betrachtung derselben getheilt und zerstreut, wie in einer Gesellschaft, wo alle Personen zugleich reden wollen.

Die edle Einfalt und stille Gröſse der Griechischen Statuen ist zugleich das wahre Kennzeichen der Griechischen Schriften aus den besten Zeiten, der Schriften aus Sokrates Schule; und diese Eigenschaften sind es, welche die vorzügliche Gröſse eines Raphael machen, zu welcher er durch die Nachahmung der Alten gelangt ist.

Eine so schöne Seele, wie die seinige war, in einem so schönen Körper, wurde erfordert, den wahren Character der Alten in neuern Zeiten zuerst zu empfinden und zu entdecken, und was sein gröſstes Glück war, schon in einem Alter, in welchem gemeine und halbgeformte Seelen über die wahre Gröſse ohne Empfindung bleiben.

Mit einem Auge, welches diese Schönheiten empfinden gelernt, mit diesem wahren Geschmack des Alterthums muſs man sich seinen Werken nähern. Alsdann wird uns die Ruhe und Stille der Hauptfiguren in Raphaels Attila, welche Vielen leblos scheinen, sehr bedeutend und erhaben seyn. Der Römische Bischof, der das Vorhaben des Königs der Hunnen, auf Rom loszugehn, abwendet, erscheint nicht mit Geberden und Bewegungen eines Redners, sondern als ein ehrwürdiger Mann, der blos durch seine Gegenwart einen Aufruhr stillt; wie derjenige, den uns Virgil beschreibt,

Tum pietate gravem ac meritis si forte virum quem
Conspexere, silent arrectisque auribus adstant.
(*Aen. I.*)

mit einem Gesichte voll göttlicher Zuversicht vor den Augen des Wütherichs. Die beyden Apostel schweben nicht wie Würgengel in den Wolken, sondern, wenn es erlaubt ist, das Heilige mit dem Unheiligen zu vergleichen, wie Homers Jupiter, der durch das Winken seiner Augenlieder den Olympus erschüttern macht.

Algardi in seiner berühmten Vorstellung eben dieser Geschichte in halberhabener Arbeit, an einem Altar der St. Peterskirche in Rom, hat die wirksame Stille seines groſsen Vorgängers den Figuren seiner beyden Apostel nicht gegeben, oder zu geben verstanden. Dort erscheinen sie wie Gesandte des Herrn der Heerschaaren: hier wie sterbliche Krieger mit menschlichen Waffen.

Wie wenig Kenner hat der schöne St. Michael des Guido in der Kapuzinerkirche zu Rom gefunden, welche die Gröſse des Ausdrucks, die der Künstler seinem Erzengel gegeben, einzusehen vermögend gewesen! Man gibt dem Michael des Concha den Preis vor jenem, *) weil er Unwillen und Rache im Gesichte zeigt, an-

---

*) *Wright's Travels.*

statt daſs jener, nachdem er den Feind Gottes und der Menschen gestürzt, ohne Erbitterung mit einer heitern und ungerührten Miene über ihm schwebt.

Eben so ruhig und stille malt der Englische Dichter den rächenden Engel, der über Britannien schwebt, mit welchem er den Helden seines Feldzugs, den Sieger bey Bleinheim vergleicht.

Die königliche Gallerie der Schildereyen in Dresden enthält nunmehr unter ihren Schätzen ein würdiges Werk von Raphaels Hand, und zwar von seiner besten Zeit, wie Vasari und Andre mehr bezeugen: eine Madonna mit dem Kinde, dem heil. Sixtus und der heil. Barbara, kniend auf beyden Seiten, nebst zwey Engeln im Vorgrunde.

Es war dieses Bild das Hauptaltarblatt des Klosters St. Sixti in Piacenz. Liebhaber und Kenner der Kunst gingen dahin, um diesen Raphael zu sehen, so wie man nur allein nach Thesbis reisete, den schönen Cupido von der Hand des Praxiteles daselbst zu betrachten.

Seht die Madonna mit einem Gesichte voll Unschuld und zugleich einer mehr als weiblichen Gröſse, in einer selig ruhigen Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen lieſsen. Wie groſs und edel ist ihr ganzer Contour!

Das Kind auf ihren Armen ist ein Kind über andere Kinder erhaben, durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unschuld der Kindheit hervorzuleuchten scheint.

Die Heilige unter ihr kniet ihr zur Seite in einer anbetenden Stille ihrer Seele, aber weit unter der Majestät der Hauptfigur; welche Erniedrigung der groſse Meister durch den sanften Reiz in ihrem Gesichte ersetzt hat.

Der Heilige dieser Figur gegenüber ist der ehrwürdige Alte mit Gesichtszügen, die von seiner Gott geweihten Jugend zu zeugen scheinen.

Die Ehrfurcht der heil. Barbara gegen die Madonna, welche durch ihre an die Brust gedrückten schönen Hände sinnlicher und rührender gemacht ist, hilft bey dem Heiligen die Bewegung seiner einen Hand ausdrücken. Eben diese Action malt uns die Entzückung des Heiligen, welche der Künstler zu mehrerer Mannigfaltigkeit, weislicher der männlichen Stärke, als der weiblichen Züchtigkeit geben wollen.

Die Zeit hat allerdings vieles von dem scheinbaren Glanze dieses Gemäldes geraubt und die Kraft der Farbe ist zum Theil ausgewittert: allein die Seele, welche der Schöpfer dem Werke seiner Hände eingeblasen, belebt es noch jetzt.

Alle diejenigen, welche zu diesem und andern Werken Raphaels treten, in der Hoffnung, die kleinen Schönheiten anzutreffen, die den Arbeiten der niederländischen Maler einen so hohen Preis geben: der mühsame Fleiſs eines Netscher, oder eines Dou, das elfenbeinerne Fleisch eines van der Werff, oder auch die geleckte Manier einiger von Raphaels Landsleuten unsrer Zeit; diese, sage ich, werden den groſsen Raphael in dem Raphael vergebens suchen.

Nach dem Studium der schönen Natur, des Contours, der Drapperie, und der edlen Einfalt und stillen Gröſse in den Werken Griechischer Meister, wäre die Nachforschung über ihre Art zu arbeiten ein nöthiges Augenmerk der Künstler, um in der Nachahmung derselben glücklicher zu seyn.

Es ist bekannt, daſs sie ihre ersten Modelle mehrentheils in Wachs gemacht haben; die neuern Meister aber haben an dessen Statt Thon oder dergleichen geschmeidige Massen gewählt: sie fanden dieselben, sonderlich das Fleisch auszudrücken, geschickter als das Wachs, welches ihnen hierzu gar zu klebrig und zähe schien.

Man will unterdessen nicht behaupten, daſs die Art, in nassen Thon zu bilden, den Griechen unbekannt, oder nicht üblich bey ihnen gewesen. Man weiſs sogar den Namen desjenigen, welcher den ersten Versuch hierin gemacht hat. Dibutades von Sicyon ist der erste Meister einer Figur in Thon, und Arcesilaus, der Freund des groſsen Lukullus, ist mehr durch seine Modelle in Thon, als durch seine Werke selbst, berühmt worden. Er machte für den Lukullus eine Figur in Thon, welche die Glückseligkeit vorstellte, die dieser mit 60000 Sesterzen behandelt hatte, und der Ritter Oktavius gab eben diesem Künstler ein Talent für ein bloses Modell in Gips zu einer groſsen Tasse, die jener wollte in Gold arbeiten lassen.

Der Thon wäre die geschickteste Materie, Figuren zu bilden, wenn er seine Feuchtigkeit behielte. Da ihm aber diese entgeht, wenn er trocken und gebrannt wird, so werden folglich die festeren Theile desselben näher zusammentreten, und die Figur wird an ihrer Masse verlieren und einen engern Raum einnehmen. Litte die Figur diese Verminderung in gleichem Grade in allen ihren Punkten und Theilen, so bliebe eben dasselbe, obgleich verminderte, Verhältniſs. Die kleinen Theile derselben aber werden geschwinder trocknen, als die gröſsern, und der Leib der Figur, als der stärkste Theil, am spätesten; und jenen wird also in gleicher Zeit mehr an ihrer Masse fehlen, als diesem.

Das Wachs hat diese Unbequemlichkeit nicht: es verschwindet nichts davon, und es kann demselben die Glätte des Fleisches, die es im Bossiren nicht ohne groſse Mühe annehmen will, durch einen andern Weg gegeben werden.

Man macht sein Modell von Thon: man formt es in Gips, und gieſst es alsdann in Wachs.

Die eigentliche Art der Griechen aber, nach ihren Modellen in Marmor zu arbeiten, scheint nicht diejenige gewesen zu seyn, welche unter den meisten heutigen Künstlern üblich ist. In dem Marmor der Alten entdeckt sich allenthalben die Gewiſsheit und Zuversicht des Meisters, und man wird auch in ihren Werken von niedrigem Range nicht leicht darthun können, daſs irgendwo etwas zuviel weggehauen worden. Diese sichere und richtige Hand der Griechen muſs durch bestimmtere und zuverläſsigere Regeln, als die bey uns gebräuchlich sind, nothwendig seyn geführt worden.

Der gewöhnliche Weg unsrer Bildhauer ist, über ihre Modelle, nachdem sie dieselben wohl ausstudirt und aufs beste geformt haben, Horizontal- und Perpendikularlinien zu ziehen, die folglich einander durchschneiden. Alsdann verfahren sie, wie man ein Gemälde durch ein Gitter verjüngt und vergröſsert, und eben so viel einander durchschneidende Linien werden auf den Stein getragen.

Es zeigt also ein jedes kleines Viereck des Modells sein Flächenmaſs auf jedes groſse Viereck des Steins an. Allein weil dadurch nicht der körperliche Inhalt bestimmt werden kann, folglich auch weder der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells hier gar genau zu beschreiben ist; so wird der Künstler zwar seiner künftigen Figur ein gewisses Verhältniſs des Modells geben können: aber da er sich nur der Kenntniſs seines Auges überlassen muſs, so wird er beständig zweifelhaft bleiben, ob er zu tief oder zu flach nach seinem Entwurf gearbeitet, ob er zu viel oder zu wenig Masse weggenommen.

Er kann auch weder den äuſsern Umriſs, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder denjenigen, welche gegen das Mittel zu gehen, oft nur wie mit einem Hauch anzeigt, durch solche Linien bestimmen, durch die er ganz untrüglich und ohne die geringste Abweichung eben dieselben Umrisse auf seinem Stein entwerfen könnte.

Hierzu kommt, daſs in einer weitläuftigen Arbeit, welche der Bildhauer allein nicht bestreiten kann, er sich der Hand seiner Gehülfen bedienen muſs, die nicht allezeit geschickt sind, die Absichten von jenem zu erreichen: geschieht es, daſs einmal etwas verhauen ist, weil unmöglich nach dieser Art Gränzen der Tiefe können gesetzt werden, so ist der Fehler unersetzlich.

Ueberhaupt ist hier zu merken, daſs derjenige Bildhauer, der schon bey der ersten Bearbeitung seines Steins seine Tiefen bohrt, so weit als sie reichen sollen, und dieselben nicht nach und nach sucht, so, daſs sie durch die letzte Hand allererst ihre gesetzte Höhlung erhalten, daſs dieser, sage ich, niemals wird sein Werk von Fehlern reinigen können.

Es findet sich auch hier dieser Hauptmangel, daſs die auf den Stein getragenen Linien alle Augenblicke weggehauen, und eben so oft, nicht ohne Besorgniſs der Abweichung, von neuem müssen gezogen und ergänzt werden.

Die Ungewiſsheit nach dieser Art nöthigte also die Künstler, einen sicherern Weg zu suchen, und derjenige, welchen die Französische Academie in Rom erfunden und zum Copiren der alten Statuen zuerst gebraucht hat, wurde von Vielen, auch im Arbeiten nach Modellen, angenommen.

Man befestigt nämlich über einer Statue, die man copiren will, nach dem Verhältniſs derselben, ein Viereck, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleyfäden herunter fallen läſst. Durch diese Fäden werden die äuſsersten Punkte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der ersten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punkt der äuſserste ist, geschehen konnte; sie geben auch dem Künstler ein sinnlicheres Maſs von einigen der stärksten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche sie decken, und er kann durch Hülfe derselben etwas herzhafter gehen.

Da aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu bestimmen ist, so werden ebenfalls die Umrisse der Figur durch diesen Weg sehr zweifelhaft für den Künstler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird sich derselbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe sehen.

Es ist sehr begreiflich, daſs in dieser Manier auch das wahre Verhältniſs der Figuren schwer zu finden ist: man sucht dieselben durch Horizontallinien, welche die Bleyfäden durchschneiden. Die Lichtstrahlen aber aus den Vierecken, die diese von der Figur abstehenden Linien machen, werden unter einem desto gröſsern Winkel ins Auge fallen, folglich gröſser erscheinen, je höher oder tiefer sie unserm Sehpunkte sind.

Zum Copiren der Antiken, mit denen man nicht nach Gefallen umgehen kann, behalten die Bleyfäden noch bis jetzt ihren Werth, und man hat diese Arbeit noch nicht leichter und sicherer machen können: aber im Arbeiten nach einem Modelle ist dieser Weg aus angezeigten Gründen nicht bestimmt genug.

Michael Angelo hat einen vor ihm unbekannten Weg genommen, und man muſs sich wundern, da ihn die Bildhauer als ihren groſsen

Meister verehren, daſs vielleicht Niemand unter ihnen sein Nachfolger geworden.

Dieser Phidias neuerer Zeiten und der gröſste nach den Griechen, ist, wie man vermuthen könnte, auf die wahre Spur seiner groſsen Lehrer gekommen; wenigstens ist kein anderes Mittel der Welt bekannt geworden, alle möglich sinnlichen Theile und Schönheiten des Modells auf die Figur selbst hinüber zu tragen und auszudrücken.

Vasari hat diese Erfindung desselben etwas unvollkommen beschrieben; *) der Begriff nach dessen Bericht ist folgender: Michael Angelo nahm ein Gefäſs mit Wasser, in welches er sein Modell von Wachs oder von einer harten Materie legte; er erhöhte dasselbe allmählig bis zur Oberfläche des Wassers. Also entdeckten sich zuerst die erhabenen Theile, und die vertieften waren bedeckt, bis endlich das ganze Modell bloſs und auſser dem Wasser lag. Auf eben die Art, sagt Vasari, arbeitete Michael Angelo seinen Marmor: er deutete zuerst die erhabenen Theile an, und nach und nach die tiefern.

Es scheint, Vasari habe entweder von der Manier seines Freundes nicht den deutlichsten

---

*) *Vasari Vite de' Pittori, Scult. et Archit. edit.* 1568. *Part.* III. *p.* 776.

Begriff gehabt, oder die Nachläſsigkeit in seiner Erzählung verursacht, daſs man sich dieselbe etwas verschieden von dem, was er berichtet, vorstellen muſs.

Die Form des Wassergefäſses ist hier nicht deutlich genug bestimmt. Die nach und nach geschehene Erhebung seines Modells auſser dem Wasser von unten auf, würde sehr mühsam seyn, und setzt viel mehr voraus, als uns der Geschichtschreiber der Künstler hat wollen wissen lassen.

Man kann überzeugt seyn, daſs Michael Angelo diesen von ihm erfundenen Weg werde auf's Möglichste ausstudiert und sich bequem gemacht haben. Er ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, folgendergestalt verfahren:

Der Künstler nahm ein Gefäſs nach der Form des Maſses zu seiner Figur, die wir ein langes Viereck setzen wollen. Er bezeichnete die Oberfläche der Seiten dieses viereckigen Kastens mit gewissen Abtheilungen, die er nach einem vergröſserten Maſsstabe auf seinen Stein hinübertrug, und auſserdem bemerkte er die inwendigen Seiten desselben von oben bis auf den Grund mit gewissen Graden. In den Kasten legte er sein Modell von schwerer Materie, oder befestigte es an den Boden, wenn es von Wachs war. Er bespannte etwa den Kasten mit einem Gitter nach den gemachten Abtheilungen, nach welchen er Linien auf seinen Stein zeichnete, und vermuthlich unmittelbar hernach seine Figur. Auf das Modell goſs er Wasser, bis es an die äuſsersten Punkte der erhabenen Theile reichte, und nachdem er denjenigen Theil bemerkt hatte, der auf seiner gezeichneten Figur erhoben werden muſste, lieſs er ein gewisses Maſs Wasser ab, um den erhobenen Theil des Modells etwas weiter hervorgehen zu lassen, und fing alsdann an diesen Theil zu bearbeiten, nach dem Maſse der Grade, wie er sich entdeckte. War zu gleicher Zeit ein anderer Theil seines Modells sichtbar geworden, so wurde er auch, so weit er blos war, bearbeitet, und so verfuhr er mit allen erhabenen Theilen.

Es wurde mehr Wasser abgelassen, bis auch die Vertiefungen hervorlagen. Die Grade des Kastens zeigten ihm allemal die Höhe des gefallenen Wassers, und die Fläche des Wassers die äuſserste Grundlinie der Tiefe an. Eben so viel Grade auf seinem Steine waren seine wahren Maſse.

Das Wasser beschrieb ihm nicht allein die Höhen und Tiefen, sondern auch den Contour seines Modells; und der Raum von den innern Seiten des Kastens bis an den Umriſs der Linie des Wassers, dessen Gröſse die Grade der andern zwey Seiten gaben, war in jedem Punkte das Maſs, wie viel er von seinem Steine wegnehmen konnte.

Sein Werk hatte nunmehr die erste, aber eine richtige Form erhalten. Die Fläche des Wassers hatte ihm eine Linie beschrieben, von welcher die äuſsersten Punkte der Erhobenheiten Theile sind. Diese Linie war mit dem Falle des Wassers in seinem Gefäſse gleichfalls wagerecht fortgerückt, und der Künstler war dieser Bewegung mit seinem Eisen gefolgt, bis dahin, wo ihm das Wasser den niedrigsten Abhang der erhabenen Theile, der mit den Flächen zusammenflieſst, bloſs zeigte. Er war also mit jedem verjüngten Grade in dem Kasten seines Modells einen gleich gesetzten gröſsern Grad auf seiner Figur fortgegangen, und auf diese Art hatte ihn die Linie des Wassers bis über den äuſsersten Contour in seiner Arbeit geführt, so daſs das Modell nunmehr vom Wasser entblöſst lag.

Seine Figur verlangte die schöne Form. Er goſs von neuem Wasser auf sein Modell, bis zu einer ihm dienlichen Höhe, und alsdann zählte er die Grade des Kastens bis auf die Linie, welche das Wasser beschrieb, wodurch er die Höhe des erhabenen Theils ersah. Auf eben denselben erhabenen Theil seiner Figur legte er sein Richtscheit vollkommen wagerecht, und von der untersten Linie desselben nahm er das Maſs bis auf die Vertiefung. Fand er eine gleiche Anzahl verjüngter und gröſserer Grade, so war dieses eine Art geometrischer Berechnung des Inhalts, und er erhielt den Beweis, daſs er richtig verfahren war.

Bey der Wiederholung seiner Arbeit suchte er den Druck und die Bewegung der Muskeln und Sehnen, den Schwung der übrigen kleinen Theile und das Feinste der Kunst, in seinem Modelle, auch in seiner Figur auszuführen. Das Wasser, welches sich auch an die unmerklichsten Theile legte, zog den Schwung derselben auf's schärfste nach, und beschrieb ihm mit der richtigsten Linie den Contour derselben.

Dieser Weg verhindert nicht, dem Modelle alle mögliche Lagen zu geben. Ins Profil gelegt, wird es dem Künstler vollends entdecken, was er übersehen hat. Es wird ihm auch den äussern Contour seiner erhabenen und seiner innern Theile und den ganzen Durchschnitt zeigen.

Alles dieses und die Hoffnung eines guten Erfolgs der Arbeit setzt ein Modell voraus, welches mit Händen der Kunst nach dem wahren Geschmack des Alterthums gebildet worden.

Dieses ist die Bahn, auf welcher Michael Angelo bis zur Unsterblichkeit gelangt ist. Sein Ruf und seine Belohnungen erlaubten ihm Muse, mit solcher Sorgfalt zu arbeiten.

Ein Künstler unsrer Zeiten, dem Natur und Fleiſs Gaben verliehen, höher zu steigen, und welcher Wahrheit und Richtigkeit in dieser Manier findet, sieht sich genöthigt, mehr nach Brod als nach Ehre zu arbeiten. Er bleibt also in dem ihm üblichen Gleise, worin er eine grössere Fertigkeit zu zeigen glaubt, und fährt fort, sein durch langwierige Uebung erlangtes Augenmaſs zu seiner Regel zu nehmen.

Dieses Augenmaſs, welches ihn vornehmlich führen muſs, ist endlich durch practische Wege, die zum Theil sehr zweifelhaft sind, ziemlich entscheidend geworden: wie fein und zuverlässig würde er es gemacht haben, wenn er es von Jugend auf nach untrüglichen Regeln gebildet hätte?

Würden angehende Künstler bey der ersten Anführung, in Thon oder in anderer Materie zu arbeiten, nach dieser sichern Manier des Michael Angelo angewiesen, die dieser nach langem Forschen gefunden, so könnten sie hoffen, so nahe, wie er, den Griechen zu kommen.

Alles was zum Preise der Griechischen Werke in der Bildhauerkunst kann gesagt werden, sollte, nach aller Wahrscheinlichkeit, auch von der Malerey der Griechen gelten. Die Zeit aber und die Wuth der Menschen hat uns die Mittel geraubt, einen unumstöſslichen Ausspruch darüber zu thun.

Man gesteht den Griechischen Malern Zeichnung und Ausdruck zu; und das ist alles: Perspectiv, Composition und Colorit spricht man ihnen ab. Dieses Urtheil gründet sich theils auf halb erhobene Arbeiten, theils auf die entdeckten Malereyen der Alten (der Griechen kann man nicht sagen) in und bey Rom, in unterirdischen Gewölben der Palläste des Mäcenos, des Titus, Trajan und der Antoninen, von welchen nicht viel über dreyſsig bis jetzt ganz erhalten worden, und einige sind nur in mosaischer Arbeit.

Turnbull hat in seinem Werke von der alten Malerey *) eine Sammlung der bekanntesten Stücke, von Camillo Paderni gezeichnet und von Mynde gestochen, beygefügt, welche dem prächtigen und gemiſsbrauchten Papier seines Buchs den einzigen Werth geben. Unter denselben sind zwey, wovon die Originale selbst in dem Kabinet des berühmten Arztes Richard Mead in London sind.

Daſs Poussin nach der sogenannten Aldrobandinischen Hochzeit studirt; daſs sich noch Zeichnungen finden, die Annibal Caraccio nach dem vorgegebenen Markus Koriolanus gemacht; und daſs man eine groſse Gleichheit unter den Köpfen in Guido Reni's Werken und unter den Köpfen auf der bekannten mosaischen Entfüh-

---

*) *Turnbull's Treatise on ancient Painting,* 1740, *fol.*

rung der Europa hat finden wollen, ist bereits von Andern bemerkt.

Wenn dergleichen Frescogemälde ein gegründetes Urtheil von der Malerey der Alten geben können; so würde man den Künstlern unter ihnen aus Ueberbleibseln von dieser Art auch die Zeichnung und den Ausdruck streitig machen wollen.

Die von den Wänden des herkulanischen Theaters sammt der Mauer versetzten Malereyen mit Figuren in Lebensgröſse geben uns, wie man versichert, einen schlechten Begriff davon. Der Theseus, als ein Ueberwinder des Minotauren, wie ihm die jungen Athenienser die Hände küssen und seine Kniee umfassen: die Flora nebst dem Herkules und einem Faun: der vorgegebene Gerichtsspruch des Decemvirs Appius Claudius, sind, nach dem Augenzeugniſs eines Künstlers, zum Theil mittelmäſsig und zum Theil fehlerhaft gezeichnet. In den mehrsten Köpfen ist, wie man versichert, nicht allein kein Ausdruck, sondern auch in dem Appius Claudius sind auch keine guten Charactere.

Aber eben dieses beweist, daſs es Malereyen von der Hand sehr mittelmäſsiger Meister sind; da die Wissenschaft der schönen Verhältnisse, der Umrisse der Körper, und des Ausdrucks bey Griechischen Bildhauern auch ihren guten Malern eigen gewesen seyn muſs.

Diese den alten Malern zugestandenen Theile der Kunst lassen den neuern Malern noch sehr viel Verdienste um dieselbe.

In der Perspective gehört ihnen der Vorzug unstreitig, und er bleibt, bey aller gelehrten Vertheidigung der Alten, in Ansehung dieser Wissenschaft, auf Seiten der Neuern. Die Gesetze der Composition und Ordonnance waren den Alten nur zum Theil und unvollkommen bekannt; wie die erhobenen Arbeiten von Zeiten, wo die Griechischen Künste in Rom geblüht, darthun können.

In dem Colorit scheinen die Nachrichten in den Schriften der Alten und die Ueberbleibsel der alten Malerey auch zum Vortheil der neuern Künstler zu entscheiden.

Verschiedene Arten von Vorstellungen der Malerey sind gleichfalls zu einem höhern Grad der Vollkommenheit in neuern Zeiten gelangt. In Viehstücken und Landschaften haben unsre Maler, allem Ansehen nach, die alten Maler übertroffen. Die schönern Arten von Thieren unter andern Himmelsstrichen scheinen ihnen nicht bekannt gewesen zu seyn; wenn man aus einzelnen Fällen, von dem Pferde des Markus Aurelius, von den beyden Pferden in Monte Cavallo, ja von den vorgegebenen lysippischen Pferden über dem Portal der St. Markuskirche in Venedig, von dem Farnesischen Ochsen und den übrigen Thieren dieses Gruppo, schlieſsen darf.

Es ist hier im Vorbeygehen anzuführen, daſs die Alten bey ihren Pferden die diametralische Bewegung der Beine nicht beobachtet haben, wie an den Pferden in Venedig und auf alten Münzen zu sehen ist. Einige Neuern sind ihnen hierin aus Unwissenheit gefolgt, und sogar vertheidigt worden.

Unsre Landschaften, sonderlich der niederländischen Maler, haben ihre Schönheit vornehmlich dem Oehlmalen zu danken: ihre Farben haben dadurch mehr Kraft, Freudigkeit und Erhobenheit erlangt, und die Natur selbst unter einem dickern und feuchtern Himmel, hat zur Erweiterung der Kunst in dieser Art nicht wenig beygetragen.

Es verdienten die angezeigten und einige andere Vorzüge der neuern Maler vor den alten, in ein gröſseres Licht, durch gründlichere Beweise, als noch bisher geschehen ist, gesetzt zu werden.

Zur Erweiterung der Kunst ist noch ein groſser Schritt übrig zu thun. Der Künstler, welcher von der gemeinen Bahn abzuweichen anfängt, oder wirklich abgewichen ist, sucht diesen Schritt zu wagen; aber sein Fuſs bleibt an dem jähesten Orte der Kunst stehen, und hier sieht er sich hülflos.

Die Geschichte der Heiligen, die Fabeln und Verwandlungen sind der ewige und fast einzige Vorwurf der neuern Maler seit einigen Jahrhunderten: man hat sie auf tausenderley Art gewandt und ausgekünstelt, daſs endlich Ueberdruſs und Ekel den Weisen in der Kunst und den Kenner überfallen muſs.

Ein Künstler, der eine Seele hat, die denken gelernt, läſst dieselbe müſsig und ohne Beschäftigung bey einer Daphne und bey einem Apollo, bey einer Entführung der Proserpina, einer Europa und bey dergleichen. Er sucht sich als einen Dichter zu zeigen, und Figuren durch Bilder, d. i. allegorisch zu malen.

Die Malerey erstreckt sich auch auf Dinge, die nicht sinnlich sind: diese sind ihr höchstes Ziel, und die Griechen haben sich bemüht, dasselbe zu erreichen, wie die Schriften der Alten bezeugen. Parrhasius, ein Maler, der wie Aristides die Seele schilderte, hat sogar, wie man sagt, den Character eines ganzen Volks ausdrücken können. Er malte die Athenienser, wie sie gütig und zugleich grausam, leichtsinnig und zugleich hartnäckig, brav und zugleich feig waren. Scheint die Vorstellung möglich, so ist sie es nur allein durch den Weg der Allegorie, durch Bilder, die allgemeine Begriffe bedeuten.

Der Künstler befindet sich hier wie in einer Einöde. Die Sprachen der wilden Indianer, die einen groſsen Mangel an dergleichen Begriffen haben, und die kein Wort enthalten, welches Erkenntlichkeit, Raum, Dauer u. s. w. bezeichnen könnte, sind nicht leerer von solchen Zeichen, als es die Malerey zu unsern Zeiten ist. Derjenige Maler, der weiter denkt als seine Palette reicht, wünscht einen gelehrten Vorrath zu haben, wohin er gehen und bedeutende und sinnlich gemachte Zeichen von Dingen, die nicht sinnlich sind, nehmen könnte. Ein vollständiges Werk in dieser Art ist noch nicht vorhanden: die bisherigen Versuche sind nicht beträchtlich genug und reichen nicht bis an diese grossen Absichten. Der Künstler wird wissen, wie weit ihm des Ripa Ikonologie, die Denkbilder der alten Völker von van Hooghe Genüge thun werden.

Dieses ist die Ursache, daſs die gröſsten Maler nur bekannte Vorwürfe gewählt. Annibal Caraccio, anstatt daſs er die berühmtesten Thaten und Begebenheiten des Hauses Farnese in der Farnesischen Gallerie, als ein allegorischer Dichter durch allgemeine Symbole und durch sinnliche Bilder hätte vorstellen können, hat hier seine ganze Stärke blos in bekannten Fabeln gezeigt.

Die königliche Gallerie der Schildereyen in Dresden enthält ohne Zweifel einen Schatz von Werken der gröſsten Meister, der vielleicht alle

Gallerien in der Welt übertrifft, und Se. Majestät haben, als der weiseste Kenner der schönen Künste, nach einer strengen Wahl nur das Vollkommenste in seiner Art gesucht; aber wie wenig historische Werke findet man in diesem königlichen Schatze! Von allegorischen, von dichterischen Gemälden noch weniger.

Der groſse Rubens ist der vorzüglichste unter groſsen Malern, der sich auf den unbetretenen Weg dieser Malerey in groſsen Werken als ein erhabener Dichter gewagt. Die Luxemburgische Gallerie, als sein gröſstes Werk, ist durch die Hand der geschicktesten Kupferstecher der ganzen Welt bekannt geworden.

Nach ihm ist in neuern Zeiten nicht leicht ein erhabeneres Werk in dieser Art unternommen und ausgeführt worden, dergleichen die Cuppola der kaiserl. Bibliothek in Wien ist, von Daniel Gran gemalt und von Sedelmayer in Kupfer gestochen. Die Vergötterung des Herkules in Versailles, als eine Allusion auf den Cardinal Herkules von Fleuri, von Le Moine gemalt, womit Frankreich als mit der gröſsten Composition in der Welt prangt, ist gegen die gelehrte und sinnreiche Malerey des Deutschen Künstlers eine sehr gemeine und kurzsichtige Allegorie; sie ist wie ein Lobgedicht, worin die stärksten Gedanken sich auf den Namen im Kalender beziehen. Hier war der Ort, etwas groſses zu machen, und man muſs sich wundern, daſs es nicht geschehen ist. Man sieht aber auch zugleich ein, hätte auch die Vergötterung eines Ministers den vornehmsten Plafond des königl. Schlosses zieren sollen, woran es dem Maler gefehlt.

Der Künstler hat ein Werk vonnöthen, welches aus der ganzen Mythologie, aus den besten Dichtern alter und neuerer Zeiten, aus der geheimen Weltweisheit vieler Völker, aus den Denkmalen des Alterthums auf Steinen, Münzen und Geräthen diejenigen sinnlichen Figuren und Bilder enthält, wodurch allgemeine Begriffe dichterisch gebildet worden. Dieser reiche Stoff würde in gewisse bequeme Klassen zu bringen und durch eine besondere Anordnung und Deutung auf mögliche einzelne Fälle, zum Unterricht der Künstler, einzurichten seyn.

Hierdurch würde zu gleicher Zeit ein groſses Feld geöffnet, zur Nachahmung der Alten, und unsern Werken einen erhabenen Geschmack des Alterthums zu geben.

Der gute Geschmack in unsern heutigen Verzierungen, welcher seit der Zeit, da Vitruv bittre Klagen über das Verderbniſs desselben führte, sich in neuern Zeiten noch mehr verderbt hat, theils durch die von Morto, einem Maler von Feltro gebürtig, in Schwang gebrachten Grotesken, theils durch nichts bedeutende Malereyen unsrer Zimmer, könnte zugleich durch ein gründlicheres Studium der Allegorie gereinigt werden, und Wahrheit und Verstand erhalten.

Unsre Schnörkel und das allerliebste Muschelwerk, ohne welches jetzt keine Zierrath förmlich werden kann, hat manchmal nicht mehr Natur als Vitruvs Leuchter, welche kleine Schlösser und Palläste trugen. Die Allegorie könnte eine Gelehrsamkeit an die Hand geben, auch die kleinsten Verzierungen dem Orte, wo sie stehen, gemäſs zu machen.

Reddere personae scit convenientia cuique.
(*Hor.*)

Die Gemälde an Decken und über den Thüren stehen mehrentheils nur da, um ihren Ort zu füllen und um die ledigen Plätze zu decken, welche nicht mit lauter Vergoldungen können angefüllt werden. Sie haben nicht allein kein Verhältniſs mit dem Stande und mit den Umständen des Besitzers, sondern sie sind demselben sogar oftmals nachtheilig.

Der Abscheu vor dem leeren Raum füllt also die Wände; und Gemälde, von Gedanken leer, sollen das Leere ersetzen.

Dieses ist die Ursache, daſs der Künstler, den man seiner Willkühr überläſst, aus Mangel allegorischer Bilder oft Vorwürfe wählt, die mehr zur Satyre als zur Ehre desjenigen, dem er seine

Kunst weiht, gereichen müssen; und vielleicht, um sich hiervor in Sicherheit zu stellen, verlangt man aus seiner Vorsicht von dem Maler, Bilder zu machen, die nichts bedeuten sollen.

Es macht oft Mühe, auch dergleichen zu finden, und endlich

— — velut aegri somnia, vanae
Fingentur species.
(*Hor.*)

Man benimmt also der Malerey dasjenige, worin ihr gröſstes Glück besteht, nämlich die Vorstellung unsichtbarer, vergangener und zukünftiger Dinge.

Diejenigen Malereyen aber, welche an diesem oder jenem Orte bedeutend werden könnten, verlieren das, was sie thun würden, durch einen gleichgültigen oder unbequemen Platz, den man ihnen anweiset.

Der Bauherr eines neuen Gebäudes,

Dives agris, dives positis in foenere nummis.
(*Hor.*)

wird vielleicht über die hohen Thüren seiner Zimmer und Säle kleine Bilder setzen lassen, die wider den Augenpunkt und wider die Gründe der Perspective anstoſsen. Die Rede ist hier von solchen Stücken, die ein Theil der feſten und unbeweglichen Zierrathen sind; nicht von solchen, die in einer Sammlung nach der Symmetrie geordnet werden.

Die Wahl in Verzierungen der Baukunst ist zuweilen nicht gründlicher: Armaturen und Trophäen werden allemal auf einem Jagdhause eben so unbequem stehen, als Ganymedes und der Adler, Jupiter und Leda unter der erhobenen Arbeit der Thüren von Erz, am Eingange der St. Peterskirche in Rom.

Alle Künste haben einen gedoppelten Endzweck: sie sollen vergnügen und zugleich unterrichten, und viele von den gröſsten Landschaftmalern haben daher geglaubt, sie würden ihrer Kunst nur zur Hälfte ein Genüge gethan haben, wenn sie ihre Landschaften ohne alle Figuren gelassen hätten.

Der Pinsel, den der Künstler führt, soll in Verstand getunkt seyn, wie Jemand von dem Schreibegriffel des Aristoteles gesagt hat: er soll mehr zu denken hinterlassen, als was er dem Auge gezeigt, und dieses wird der Künstler erhalten, wenn er seine Gedanken in Allegorien nicht zu verstecken, sondern einzukleiden gelernt hat. Hat er einen Vorwurf, den er selbst gewählt, oder der ihm gegeben worden, welcher dichterisch gemacht, oder zu machen ist, so wird ihn seine Kunst begeistern und wird das Feuer, welches Prometheus den Göttern raubte, in ihm erwecken. Der Kenner wird zu denken haben, und der blose Liebhaber wird es lernen.

Erläuterung der Gedanken von der Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst; und Beantwortung des Sendschreibens über diese Gedanken.

Ich habe nicht geglaubt, daſs meine kleine Schrift einiges Aufſehen verdienen und Urtheile über sich erwecken würde. Sie ist nur für einige Kenner der Künste geschrieben, und dieserwegen schien es überflüssig, ihr einen gewissen gelehrten Anstrich zu geben, den eine Schrift durch Anführungen von Büchern erhalten kann. Künstler verstehen, was man mit halben Worten von der Kunst schreibt; und da es der gröſste Theil unter ihnen für «thöricht hält» und halten muſs, «auf das Lesen mehr Zeit zu wenden, als auf das Arbeiten», wie ein alter Redner lehrt, so macht man, wenn man sie nichts Neues lehren kann, sich wenigstens durch die

Kürze bey ihnen gefällig; und ich bin überhaupt der Meinung, da das Schöne in der Kunst mehr auf ſeinen Sinnen und auf einem geläuterten Geschmack, als auf einem tieſen Nachdenken beruht, daſs des Neoptolemus Satz *): „Philosophire, aber mit Wenigem", sonderlich in Schriſten dieser Art zu beobachten sey.

Einige Stellen in meiner Schriſt würden eine Erklärung annehmen, und da eines Ungenannten Erinnerungen über dieselbe an das Licht getreten sind, so wäre es billig, daſs ich mich erklärte und zugleich antwortete. Die Umstände aber, in welchen ich mich bey meiner nahe bevorstehenden Reise beſinde, verstatten mir weder dieses noch jenes nach meinem gemachten Entwurſe auszuführen. Von etlichen Bedenken wird auch der Verſaſser des Sendschreibens, seiner Billigkeit gemäſs, meine Antwort im voraus haben errathen können: nämlich keine Antwort zu erhalten. Eben so ungerührt höre ich das Geschrey wider die Stücke von Correggio an, von denen man gewiſs weiſs, daſs sie nicht allein nach Schweden **) gekommen, sondern, daſs sie auch im königl. Stalle zu Stockholm gehängt haben. *) Meine Vertheidigung würde wenigstens nicht viel anders werden, als die des Armilius Scaurus wider den Valerius von Sucero war: « Dieser läugnet, ich bejahe; Römer! wem von Beiden glaubt ihr? »

---

*) Cic. de Orat. L. II. c. 37.

**) *Argenville Abrégé de la Vie des Peintr.* T. II. p. 287.

Im Uebrigen kann diese Nachricht noch weniger bey mir, als bey dem Herrn Grafen von Tessin selbst, zum Nachtheil der Schwedischen Nation gedeutet werden. Ich weiſs nicht, ob der belesene Verfasser der umständlichen Lo-

---

*) Man könnte denjenigen, welche die Geschlechtsregister der Gemälde studieren, noch eins und das andere Stück von den gröſsten Italienischen Meistern, nebst einer Folge von Besitzern derselben, namhaft machen von denen, welche ehemals in Schweden gewesen sind. Die Zerstörung der Stadt Troja, von Friedrich Barocci, ist ein solches. Es kam, vermittelst des Herzogs von Urbino, in Kaiser Rudolph's II. Hände, und befindet sich itzt in des Herzogs von Orleans Gallerie. In der Beschreibung derselben geschieht keine Meldung, woher es gekommen. Eben diese Vorstellung von eben dem Meister, ist in dem Borghesischen Pallaste zu Rom.

bensbeschreibung der Königin Christina anders geurtheilt hat, weil er uns ohne alle Nachricht gelassen über den Schatz von Gemälden, der von Prag nach Stockholm gebracht worden; über die gegen den Maler Bourdon bezeigte unerfahrne Freygebigkeit der Königin, und über den schlechten Gebrauch, den man von so berühmten Stükken des Correggio gemacht hat. In einer Reisebeschreibung durch Schweden *), von einem berühmten Manne im Dienste dieser Krone, wird gemeldet, daſs in Lincöping ein mit sieben Dozenten versehenes Gymnasium, aber kein einziger Handwerker, noch Arzt sey. Dieses könnte dem Verfasser übel gedeutet werden, und gleichwohl muſs es nicht geschehen seyn.

Ueber die Nachlässigkeiten in den Werken der Griechischen Künstler würde ich mich, bey erlaubter Muſse, umständlicher erklärt haben. Die Griechen kannten die gelehrte Nachlässigkeit, wie ihr Urtheil über das Rebhuhn des Protogenes zeigt; aber man weiſs auch, daſs es der Maler ganz und gar ausgelöscht hat. **) Der Jupiter des Phidias aber war nach den erhabensten

---

*) Freyh. *Härlemanns* Reise durch einige Schwedische Provinzen, S. 21.

**) Strabo L. XIV. p. 652. al. 965. l. B.

Begriſſen der Gottheit, die Alles erfüllt, gearbeitet; es war ein Bild wie Homers *) Eris, die auf der Erde stand und mit dem Kopf bis in den Himmel reichte; es war gleichsam nach dem Sinn der heiligsten Dichtkunst entworfen: « Wer kann ihn fassen » u. s. w. Man ist so billig gewesen, dergleichen Freyheit, die sich Raphael genommen, von den natürlichen Verhältnissen in seinem Carton vom Fischzuge Petri abzugehen **), zu entschuldigen, ja dieselbe nöthig zu finden. Die Kritik über den Diomedes scheint mir gründlich, aber deswegen nicht wider mich: die Action desselben an und für sich betrachtet, der edle Umriſs und der Ausdruck werden allezeit unsern Künstlern ein groſses Beyspiel zur Nachahmung bleiben können: und weiter war der Diomedes des Dioskorides meiner Absicht nicht gemäſs.

Meine Gedanken von der Nachahmung der Griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst betreffen vier Hauptpunkte: 1) Von der vollkommnen Natur der Griechen. 2) Von dem Vorzug ihrer Werke. 3) Von der Nachahmung derselben. 4) Von der Art der Griechen, zu denken in Werken der Kunst, sonderlich von der Allegorie.

---

*) Il. δ. v. 443.

**) Richardson Essai etc. p. 38. 39.

Den ersten Punkt habe ich wahrscheinlich zu machen gesucht: bis zur völligen Ueberzeugung werde ich hier, auch mit den seltensten Nachrichten nicht gelangen können. Diese Vorzüge der Griechen scheinen sich vielleicht weniger auf die Natur selbst und auf den Einfluſs des Himmels, als auf die Erziehung derselben zu gründen.

Unterdessen war die glückselige Lage ihres Landes allezeit die Grundursache, und die Verschiedenheit der Luft und der Nahrung machte unter den Griechen selbst den Unterschied, der zwischen den Atheniensern *) und ihren nächsten Nachbarn jenseits des Gebirges war.

Die Natur eines jeden Landes hat ihren Eingebornen sowohl, als ihren neuen Ankömmlingen eine ihr eigne Gestalt, und eine ähnliche Art zu denken gegeben. Die alten Gallier waren eine Nation, wie es die Franken aus Deutschland, ihre Nachkommen geworden sind. Die erste und blinde Wuth in Angriffen war jenen schon zu Cäsars Zeiten **) eben so nachtheilig, wie es sich bey diesen in neuern Zeiten gezeigt

---

*) *Cic.* de Fato. c. 4.

**) *Strabo* L. IV. p. 196. al. 299. l. 22.

hat. Jene hatten gewisse andre Eigenschaften, welche der Nation noch jetzt eigen sind, und Kaiser Julian *) berichtet, daſs zu seiner Zeit mehr Tänzer, als Bürger in Paris gewesen.

Die Spanier hingegen handelten allezeit behutsam und mit einem gewissen kalten Blute; und eben dadurch machten sie den Römern die Eroberung ihres Landes so schwer. **)

Man urtheile, ob die Westgothen, Mauritanier und andere Völker, die dieses Land überschwemmt, nicht den Character der alten Iberier angenommen haben. Man nehme die Vergleichung zu Hülfe, die ein berühmter Scribent ***) bey einigen Nationen über die ehemaligen und jetzigen Eigenschaften derselben macht.

Eben so wirksam muſs sich auch der Himmel und die Luft bey den Griechen in ihren Hervorbringungen gezeigt haben, und diese Wirkung muſs der vorzüglichen Lage des Landes gemäſs gewesen seyn. Eine gemäſsigte Witterung †) regierte durch alle Jahreszeiten hindurch, und die kühlen Winde aus der See überstrichen die wollüstigen Inseln im Ionischen Meere und die Seegestade des feſten Landes; und vermuthlich auch aus diesem Grunde waren im Peloponnes alle Orte an der See angelegt, wie Cicero [*]) aus des Dicäarchus Schriſten zu behaupten sucht.

---

*) Misopog. p. 342. l. 13.

**) *Strabo* L. III. p. 158. al. 238.

***) *Du Bos* Reflex. sur la Poésie et sur la Peint. T. II. p. 144.

†) *Herod.* L. III. c. 196.

Unter einem so gemäſsigten und zwischen Wärme und Kälte gleichsam abgewognen Himmel, spürt die Creatur einen gleich ausgetheilten Einfluſs desselben. Alle Früchte erhalten ihre völlige Reiſe, und selbst die wilden Arten derselben gehen in eine bessere Natur hinüber; so wie bey Thieren, welche besser gedeihen und öfter werfen. Ein solcher Himmel, sagt Hippokrates [**]), bildet unter Menschen die schönsten und wohlgebildetsten Geschöpfe und Gewächse, und eine Uebereinstimmung der Neigungen mit der Gestalt. Das Land der schönen Menschen, Georgien, beweiset dieses, welches ein reiner und heiterer Himmel mit Fruchtbarkeit erfüllt. [***]) Das Wasser allein soll so viel Antheil haben an unsrer Gestalt, daſs die Indianer †) sagen, es könne keine Schönheiten geben in Ländern, wo kein gutes Wasser sey; und das Orakel selbst gibt dem Wasser der Arethuse *) die Wirkung, schöne Menschen zu machen.

---

[*]) *Cic.* ad Attic. Lib. VI. ep. 2.

[**]) Περὶ Τόπων p. 288. edit. Foesii.

[***]) *Chardin* Voyage en Perse. T. II. p. 127. sq.

†) Journal des Savans l'an 1684. Aur. p. 153.

Mich deucht, man könne auch aus der Sprache der Griechen auf die Beschaffenheit ihrer Körper urtheilen. Die Natur bildet bey jedem Volke die Werkzeuge der Sprache nach dem Einflusse des Himmels in ihren Ländern, also daſs es Geschlechter gibt, welche wie die Troglodyten **) mehr pfeifen als reden, und andere, die ohne Bewegung der Lippen ***) reden können. Die Phasianer in Griechenland hatten, wie man es von den Engländern †) sagt, einen heiseren Lage. Unter einem rauhen Himmel werden harte Töne formirt, und die Theile des Körpers, welche hierzu dienen, haben nicht die feinsten seyn können.

---

*) ap. *Euseb.* Praepar. Evang. L. V. c. 29. p. 226. edit. Colon.

**) *Plin.* Hist. Nat. L. V. c. 8.

***) *Lahontan* Memoir. T. II. p. 217. cont. *Wœldike* de lingua Grœnland. p. 144. sq. Act. Haſn. T. II.

†) *Clarmont* de aëre, locis et aquis Angliae. Lond. 1672. 12.

Der Vorzug der Griechischen vor allen bekannten Sprachen ist unstreitig: ich rede hier nicht von dem Reichthume, sondern von dem Wohlklange derselben. Alle nordischen Sprachen sind mit Consonanten *) überladen, welches ihnen oftmals ein unfreundliches Wesen gibt. In der Griechischen Sprache hingegen sind die Vocale mit jenen dergestalt abgewechselt, daſs ein jeder Consonant seinen Vocal hat, der ihn begleitet: zwey Vocale aber stehen nicht leicht bey einem Consonanten, daſs nicht sogleich durch die Zusammenziehung zwey in Einen sollten gezogen werden. Das Sanfte der Sprache leidet nicht, daſs sich eine Sylbe mit den drey rauhen Buchstaben (Θ Φ Χ) endige, und die Verwechselung der Buchstaben, die mit einerley Werkzeug der Rede gebildet werden, hatte füglich statt, wenn dadurch der Härte des Lauts konnte abgeholfen werden. Einige uns scheinbar harte Wörter können keinen Einwurf machen, da wir die wahre Aussprache der Griechischen so wenig als der Römischen Sprache wissen. Dieses alles gab der Sprache einen sanften Fluſs, machte den Klang der Wörter mannigfaltig und erleich-

---

*) *Wotton's* Reflex. upon ancient and modern Learning. p. 4. *Pope's* Lett. to Mr. Walsh. s. *Pope's* Corresp. T. I. 74.

terte zu gleicher Zeit die unnachahmliche Zusammensetzung derselben. Ich will nicht anführen, daſs allen Sylben auch im gemeinen Reden ihre wahre Abmessung konnte gegeben werden, woran sich in den abendländischen Sprachen nicht gedenken läſst. Sollte man nicht aus dem Wohlklange der Griechischen Sprache auf die Werkzeuge der Sprache selbst schlieſsen können? Man hat daher einiges Recht zu glauben, Homer verstehe unter der Sprache der Götter *) die Griechische, und unter der Sprache der Menschen die Phrygische.

Der Ueberfluſs der Vocale war vornehmlich dasjenige, was die Griechische Sprache vor andern geschickt machte, durch den Klang und durch die Folge der Worte auf einander die Gestalt und das Wesen der Sache selbst auszudrücken. Zwey Verse im Homer **) machen den Druck, die verminderte Kraft im Eindringen, die Langsamkeit im Durchfahren und den gehemmten Fortgang des Pfeils, welchen Pandarus auf den Menelaus abschoſs, sinnlicher durch den Klang als durch die Worte selbst. Man glaubt den Pfeil wahrhaftig abgedrückt, durch die Luft

---

*) *Lakemacher* Observ. philolog. P. III. Obs. 4. p. 250. sq.

**) Iliad. δ. v. 135.

fahren und in den Schild des Menelaus eindringen zu sehen.

Die Beschreibung des von Achilles gestellten Haufens seiner Myrmidoner *), wo Schild an Schild, und Helm an Helm, und Mann an Mann schloſs, ist von dieser Art, und die Nachahmung derselben ist allezeit unvollkommen gerathen. Ein einziger Vers enthält diese Beschreibung; man muſs ihn aber lesen, um die Schönheiten zu fühlen. Der Begriff von der Sprache würde bey dem allen unrichtig seyn, wenn man sich dieselbe als einen Bach, der ohne alles Geräusch (eine Vergleichung **) über des Plato Schreibart) vorstellen wollte; sie wurde ein gewaltiger Strom, und konnte sich erheben wie die Winde, die des Ulysses Segel zerrissen. Nach dem Klange der Worte ***), die nur einen drey- oder vierfachen Riss beschreiben, scheint das Segel in tausend Stücke zu platzen. Aber auſser einem so wesentlichen Ausdrucke fand man dergleichen Worte †) hart und unangenehm.

---

*) Iliad. π. v. 215.

**) *Longin* περὶ ὕψ. Sect. 13. §. 1.

***) Odyss. ι. v. 71. conf. Iliad. γ. v. 363.

†) Eustath. v. 424. l. 10. edit. Rom.

Eine solche Sprache erforderte also feine und schnelle Werkzeuge, für welche die Sprachen anderer Völker, ja die Römische selbst, nicht gemacht schienen; so daſs sich ein Griechischer Kirchenvater *) beschwert, daſs die Römischen Gesetze in einer Sprache, die schrecklich klinge, geschrieben wären.

Wenn die Natur bey dem ganzen Baue des Körpers, wie bey den Werkzeugen der Sprache verfährt, so waren die Griechen aus einem feinen Stoffe gebildet; Nerven und Muskeln waren auf's Empfindlichste elastisch und beförderten die biegsamsten Bewegungen des Körpers. In allen ihren Handlungen äuſserte sich sogleich eine gewisse gelenksame und geschmeidige Gefälligkeit, welche ein munteres und freudiges Wesen begleitete. Man muſs sich Körper vorstellen, die das wahre Gleichgewicht zwischen dem Magern und Fleischigen gehalten haben. Die Abweichung auf beyden Seiten war den Griechen lächerlich, und ihre Dichter machen sich lustig über einen Ciarsias **), einen Philetos und über einen Agorakritus. ***)

---

*) *Gregor. Thaumat.* Orat. paneg. ad Origin. p. 49. l. 43.

**) *Aristoph.* Ran. v. 1485.

***) *Aristoph.* Equit.

Dieser Begriff von der Natur der Griechen könnte dieselben vielleicht als Weichlinge vorstellen, die durch den zeitigen und erlaubten Genuſs der Wollüste noch mehr entkräftet worden sind. Ich kann mich hierauf durch des Perikles Vertheidigung der Athenienser gegen Sparta, in Absicht ihrer Sitten, einigermaſsen erklären, wenn mir erlaubt ist, dieselbe auf die Nation überhaupt zu deuten: denn die Verfassung in Sparta war fast in allen Stücken von der der übrigen Griechen verschieden. „Spartaner", sagt Perikles *), „suchen von ihrer Jugend an durch gewaltsame Uebungen eine männliche Stärke zu erlangen; wir aber leben in einer gewissen Nachläſsigkeit und wir wagen uns nichts desto weniger in eben so groſse Gefährlichkeiten; und da wir mehr mit Muse, als mit langer Ueberdenkung der Unternehmungen, und nicht sowohl nach Gesetzen, als durch eine groſsmüthige Freywilligkeit der Gefahr entgegen gehen, so ängstigen wir uns nicht über Dinge, die uns bevorstehen, und wenn sie wirklich über uns kommen, so sind wir nicht weniger kühn, sie zu ertragen, als diejenigen, welche sich durch eine anhaltende Uebung dazu anschicken. Wir lieben die Zierlichkeit ohne Uebermaſs und die Weisheit ohne Weichlichkeit. Unser Vorzüg-

---

*) *Thucyd.* L. II. c. 39.

liches ist, daſs wir zu groſsen Unternehmungen gemacht sind.«

Ich kann und will nicht behaupten, daſs alle Griechen gleich schön gewesen sind: unter den Griechen vor Troja war nur ein Thersites. Dieses aber ist merkwürdig, daſs in den Gegenden, wo die Künste geblüht haben, auch die schönsten Menschen gezeugt worden. Theben war unter einem dicken Himmel *) gelegen, und die Einwohner waren dick und stark **), auch nach des Hippokrates Beobachtung ***) über dergleichen sumpfige und wässrige Gegenden. Es haben auch die Alten schon bemerkt, daſs diese Stadt, auſser dem einzigen Pindarus, eben so wenig Poeten und Gelehrte aufzeigen könne, als Sparta, auſser dem Alkman. Das Attische Gebiet hingegen genoſs einen reinen und heitern Himmel, welcher ſeine Sinne wirkte (die man den Atheniensern †) beylegt, folglich diesen proportionirten Körper bildete; und in Athen war der vornehmste Sitz der Künste. Eben dieses lieſse

---

*) *Horat.* L. II. ep. I. v. 244.

**) *Cic.* de Fato. c. 4.

***) περὶ τόπων. p. 204.

†) *Cic.* Orator c. 8. conf. *Dicaearch.* Geogr. edit. H. Steph. c. 2. p. 16.

sich erweisen von Sicyon, Korinth, Rhodus, Ephesus u. s. w., welches Schulen der Künstler waren, und wo es also denselben an schönen Modellen nicht fehlen konnte. Der Ort, welcher in dem Sendschreiben aus dem Aristophanes *) zum Beweise eines natürlichen Mangels bey den Atheniensern angeführt worden, nehme ich, wie er muſs genommen werden. Der Scherz des Poeten gründet sich auf eine Fabel vom Theseus. Mäſsig völlige Theile an dem Orte, wo

Sedet aeternumque sedebit
Infelix Theseus.
(*Virg.*)

waren eine Attische Schönheit. Man sagt **), daſs Theseus aus seinem Verhaſte bey den Theosprotiern nicht ohne Verlust der Theile, von welchen geredet wird, durch den Herkules befreyt worden, und daſs er dieses als ein Erbtheil auf seine Nachkommen gebracht habe. Wer also beschaffen war, konnte sich rühmen, in gerader Linie von dem Theseus abzustammen, so wie ein Geburtsmaal in Gestalt eines Spieſses ***) einen

---

*) Nubes. v. 1365.

**) Schol. ad Aristoph. Nub. v. 1010.

***) *Plutarch.* de sera num. vindict. p. 563. l. 9.

Nachkommen von den Spartis bedeutete. Man findet auch, daſs die Griechischen Künstler an diesem Orte die Sparsamkeit der Natur bey ihnen nachgeahmt haben.

In Griechenland selbst war unterdessen allezeit derjenige Stamm von der Nation, in welcher sich die Natur freygebig, doch ohne Verschwendung erzeigte. Ihre Kolonien in fremden Ländern hatten beynahe das Schicksal der Griechischen Beredsamkeit, wenn diese aus ihren Gränzen ging. „Sobald die Beredsamkeit", sagt Cicero *), „aus dem Atheniensischen Hafen auslief, hat sie in allen Inseln, welche sie berührt hat, und in ganz Asien, welches sie durchzogen ist, fremde Sitten angenommen, und ist völlig ihres gesunden Attischen Ausdrucks, gleichsam wie ihrer Gesundheit, beraubt worden." Die Ionier, welche Nileus nach der Wiederkunft der Herakliden aus Griechenland nach Asien führte, wurden unter dem heiſsern Himmel noch wollüstiger. Ihre Sprache hatte wegen der gehäuften Vocale in einem Worte noch mehr Spielendes. Die Sitten der nächsten Inseln waren unter einerley Himmelsstrich von den Ionischen nicht verschieden. Eine einzige Münze **) der

---

*) *Cic.* de Orat.

**) *Golz.* T. II. tab. 14.

Insel Lesbos kann hier zum Beweise dienen. In der Natur ihrer Körper muſs sich also auch eine gewisse Abartung von ihren Stammvätern gezeigt haben.

Noch eine gröſsere Veränderung muſs unter entferntern Colonien der Griechen vorgegangen seyn. Diejenigen, welche sich in Afrika, in der Gegend Pithicussa niedergelassen hatten, fingen an die Affen so ernstlich als die Eingebornen anzubeten: sie nannten ihre Kinder sogar nach diesem Thiere. *)

Die heutigen Einwohner in Griechenland sind ein Metall, das mit dem Zusatz verschiedener andern Metalle zusammengeschmolzen ist, an welchem aber dennoch die Hauptmasse kenntlich bleibt. Die Barbarey hat die Wissenschaften bis auf den ersten Saamen vertilgt, und Unwissenheit bedeckt das ganze Land. Erziehung, Muth und Sitten sind unter einem harten Regimente erstickt, und von der Freyheit ist kein Schatten übrig. Die Denkmale des Alterthums werden von Zeit zu Zeit noch mehr vertilgt, theils weggeführt; und in Englischen Gärten stehen jetzt Säulen **) von dem Tempel des Apollo zu Delos. Sogar die Natur des Landes

---

*) *Diodor. Sic.* L. XX. p. 763. al. 449.

**) *Stukely's* Itinerar. III. p. 32.

hat durch Nachläſsigkeit ſeine erste Gestalt verloren. Die Pflanzen in Kreta [*]) wurden allen andern in der Welt vorgezogen, und jetzt sieht man an den Bächen und Flüssen, wo man sie suchen sollte, nichts als wilde Ranken und gemeine Kräuter [**]). Und wie kann es anders seyn, da ganze Gegenden, wie die Insel Samos, die mit Athen einen langwierigen und kostbaren Krieg zur See aushalten konnte [***]), wüste liegen.

Bey aller Veränderung und traurigen Aussicht des Bodens, bey dem gehemmten freyen Strich der Winde durch die verwilderten und verwachsenen Ufer, und bey dem Mangel mancher Bequemlichkeit, haben dennoch die heutigen Griechen viele natürliche Vorzüge der alten Nation behalten. Die Einwohner vieler Inseln (welche mehr als das ſeste Land von Griechen bewohnt werden) bis in Klein-Asien, sind die schönsten Menschen, sonderlich was das schöne Geschlecht betriſſt, nach aller Reisenden Zeugniſs. †)

---

*) *Theophrast.* hist. Mart. L. IX. c. 16. p. 1131. L. 7. edit. Amst. 1644.

**) *Tournefort* Voyage Lett. I. p. 10. edit. Amst.

***) *Belon* Observ. L. II. ch. 9. p. 151. a.

†) *Belon* Observ. L. III. ch. 34. p. 350. b. *Corn. le Brun* Voyage p. 169.

Die Attiſche Landſchaft gibt noch jetzt, ſo wie ehemals *), einen Blick von Menſchenliebe. Alle Hirten und alle Arbeiter auf dem Felde hieſsen die beyden Reiſegefährten Spon und Wheler willkommen, und kamen ihnen mit ihren Grüſsen und Wünſchen zuvor. **) An den Einwohnern ***) bemerkt man noch jetzt einen ſehr feinen Witz, und eine Geſchicklichkeit zu allen Unternehmungen.

Es iſt Einigen eingefallen, daſs die frühzeitigen Uebungen der ſchönen Form der Griechiſchen Jugend mehr nachtheilig als vortheilhaft geweſen. Man könnte glauben, daſs die Anſtrengung der Nerven und Muſkeln dem jugendlichen Umriſse zarter Leiber anſtatt des ſanften Schwungs etwas Eckiges und Fechtermäſsiges gegeben. Die Antwort hierauf liegt zum Theil in dem Character der Nation. Ihre Art zu handeln und zu denken war leicht und natürlich; ihre Verrichtungen geſchahen, wie Perikles ſagt, mit einer gewiſsen Nachläſsigkeit, und aus einigen Geſprächen des Plato †) kann man ſich einen

---

*) *Dicaearch.* Geogr. c. I. p. 1.

**) Voyage de *Spon* et *Wheler.* T. II. p. 75. 76.

***) *Wheler's* Journey into Graece. p. 347.

†) Lyſis. p. 499. edit. Frf. 1602.

Begriff machen, wie die Jugend unter Scherz und Freude ihre Uebungen in ihren Gymnasien getrieben; und daher will er in seiner Republik *), daſs alte Leute sich daselbst einfinden sollen, um sich der Annehmlichkeiten ihrer Jugend zu erinnern.

Ihre Spiele nahmen mehrentheils bey Aufgang der Sonne **) ihren Anfang, und es geschah sehr oft, daſs Sokrates so früh diese Orte besuchte. Man wählte die Frühstunden, um sich nicht in der Hitze zu entkräften, und sobald die Kleider abgelegt waren, wurde der Körper mit Oehl, aber mit dem schönen Attischen Oehl überstrichen, theils sich vor der empfindlichen Morgenluft zu verwahren (wie man auch sonst in der gröſsten Kälte ***) zu thun pflegte), theils um die heftigen Ausdünstungen zu vermeiden, die nichts als das Ueberflüssige †) wegnehmen

---

*) *Plato* de Repl.

**) *Plato* de Leg. L. VII. p. 892. l. 30. 36. conf. *Petiti* Leg. Att. p. 296. *Maittaire* Marm. Arundell. p. 483. *Gronov.* ad Plauti Bacchid. V ante solem orientem.

***) *Galen.* de simpl. Medic. facult. L. II. c. 5. fol. 9. 4. Opp. T. II. *Frontin.* Stratag. L. I. c. 7.

†) *Lucian.* de Gymnas. p. 907. Opp. T. II. ed. Reitz.

sollten. Das Oehl sollte auch die Eigenschaft haben, stark zu machen. *) Nach geendigten Uebungen ging man insgemein ins Bad, wo der Körper von neuem mit Oehl gesalbt wurde, und Homer sagt von einem Menschen, der auf solche Art frisch aus dem Bade kömmt, daſs er länger und stärker scheine **), und den unsterblichen Göttern ähnlich sey.

Auf einer Vase ***), welche Carl Patin besessen, und in welcher, wie er muthmaſst, die Asche eines berühmten Fechters verwahrt gewesen, kann man sich die verschiedenen Arten und Grade der Ringens bey den Alten sehr deutlich vorstellen.

Wären die Griechen beständig barfuſs, wie sie selbst die Menschen aus der Heldenzeit †) vorstellten, oder allezeit nur auf einer angebundenen Sohle gegangen, wie man insgemein glaubt, so würde ohne Zweifel die Form ihrer Füſse

---

*) *Dionys. Halic.* Art. Rhet. c. 1. §. 6. de vi dicendi in Demosth. c. 29. edit. Oxon.

**) Odyss. t. v. 230.

***) *Patin.* Numism. Imp. p. 160.

†) *Philostrat.* Epist. 22. p. 922. conf. *Macrob.* Saturn. L. V. c. 18. p. 357. edit. Lond. 1694. *Hygin.* fab. 12.

sehr gelitten haben. Allein es läſst sich erweisen, daſs sie auf die Bekleidung und auf die Zierde ihrer Füſse mehr, als wir, verwandt haben. Die Griechen hatten mehr als zehn Namen, wodurch sie Schuhe bezeichneten. *)

Die Bedeckung, welche man in den Spielen um die Hüfte trug, war bereits weggethan vor der Zeit, da die Künste in Griechenland anfingen zu blühen **), und dieses war für die Künstler nicht ohne Nutzen. Wegen der Speise der Ringer in den groſsen Spielen, in ganz uralten Zeiten, fand ich es anständiger, von der Milchspeise überhaupt als von weichem Käse zu reden.

Ich erinnere mich hier, daſs man die Gewohnheit der ersten Christen, die ganz nackend getauft worden, fremd, ja unerweislich finde, unten ist mein Beweis ***); ich kann mich in Nebendinge nicht weitläufig einlassen.

---

*) conf. *Arbuthnotps* Tables of ancient Coins. ch. 6. p. 116.

**) *Thucyd.* L. I. c. 6. *Eustath.* ad Il. ψ. p. 1324. l. 16.

***) *Cyrilli* Hieros. Catech. Mystag. II. c. 2. 3. 4. p. 284. 85. edit. Th. Milles. Oxon. 1703. fol. *Jos. Vicecomitis* Observ. de antiq. Baptismi ritibus. L. IV. c. 10. p. 286 — 289. *Binghami* Orig. Eccles. T. IV. L. XI. c. 11. *Godeau* Hist. de l'Eglise. T. I. L. III. p. 623.

Ich weiſs nicht, ob ich mich auf meine Wahrscheinlichkeiten über eine vollkommene Natur der alten Griechen beziehen darf: ich würde bey dem zweyten Punkte an der Kürze viel gewinnen.

Charmoleos, ein junger Mensch von Megara, von dem ein einziger Kuſs auf zwey Talente geschätzt wurde *), muſs gewiſs würdig gewesen seyn, zu einem Modelle eines Apollo zu dienen, und diesen Charmoleos, den Alcibiades, den Charmides, den Adimantus **) konnten die Künstler alle Tage einige Stunden sehen, wie sie ihn zu sehen wünschten. Die Künstler in Paris hingegen will man auf ein Kinderspiel verweisen; und überdem sind die äuſsersten Theile der Körper, die nur im Schwimmen und Baden sichtbar sind, an allen und jeden Orten ohne Bedeckung zu sehen. Ich zweifle auch, daſs derjenige ***), der in allen Franzosen mehr finden will, als die Griechen in ihrem Alcibia-

---

*) *Lucian.* Dial. Mort. X. §. 3.

**) Id. Navig. c. 2. p. 248.

***) *de la Chambre* Discours, où il est prouvé que les François sont les plus capables de tous les peuples de la perfection de l'éloquence. p. 15.

des gefunden haben, einen so kühnen Ausspruch behaupten könnte.

Ich könnte auch aus dem Vorhergehenden meine Antwort nehmen über das in dem Sendschreiben angeführte Urtheil der Academie, daſs gewisse Theile des Körpers eckiger, als es bey den Alten geschehen, zu zeichnen sind. Es war ein Glück für die alten Griechen und für ihre Künstler, daſs ihre Körper eine gewisse jugendliche Völligkeit hatten; sie müssen aber dieselbe gehabt haben: denn da an Griechischen Statuen die Knöchel an den Händen eckig genug angemerkt sind, welches an andern in dem Sendschreiben benannten Orten nicht geschehen ist, so ist es sehr wahrscheinlich, daſs sie die Natur also gebildet, unter sich gefunden haben. Der berühmte Borghesische Fechter von der Hand des Agasias von Ephesus hat das Eckige und die bemerkten Knochen nicht, wo es die Neuern lehren: er hat es hingegen, wo es sich an andern Griechischen Statuen befindet. Vielleicht ist der Fechter eine Statue, welche ehemals an Orten, wo die groſsen Spiele in Griechenland gehalten wurden, gestanden hat, wo einem jeden Sieger dergleichen gesetzt wurde. Diese Statuen muſsten sehr genau nach eben der Stellung, in welcher der Sieger den Preis erhalten hatte, gearbeitet werden, und die Richter der

Olympischen Spiele *) hielten über dieses Verhältniſs eine genaue Aufſicht: ist nicht hieraus zu schlieſsen, daſs die Künstler alles nach der Natur gearbeitet haben?

Von dem zweiten und dritten Punkte meiner Schrift ist bereits von Vielen geschrieben worden: meine Absicht, wie es von selbst zeigen kann, war also nur, den Vorzug der Werke der alten Griechen und die Nachahmung derselben mit Wenigem zu berühren. Die Einsicht unsrer Zeiten fordert sehr viel von Beweisen in dieser Art, wenn sie allgemein seyn sollen, und sie setzen allezeit eine nicht geringe vorläufige Einsicht voraus. Unterdessen sind die Urtheile vieler Scribenten über der Alten Werke in der Kunst zuweilen nicht reifer, als manche Urtheile über ihre Schriften. Könnte man von Jemand, der von den schönen Künsten überhaupt schreiben wollen, und die Quellen derselben so wenig gekannt hat, daſs er dem Thucydides, dessen Schreibart dem Cicero, wegen ihrer körnigen Kürze und Höhe, wie er selbst bekennt **), dunkel war, den Character der Einfalt ***) andichtet;

---

*) *Lucian.* Pro Imagin. p. 490. edit. Reitz. T. II.

**) *Cic.* Brutus. c. 7. et 83.

***) Considerations sur les revolutions des arts. Par. 1755. p. 33.

könnte man, sage ich, von einem solchen Richter ein wahres Urtheil über die Griechischen Werke in der Kunst hoffen? Auch in einer fremden Tracht muſs Thucydides Niemanden also erscheinen. Ein andrer Schriftsteller scheint mit dem Diodor von Sicilien eben so wenig bekannt zu seyn, da er ihn für einen Geschichtschreiber hält, der den Zierlichkeiten *) nachläuft. Mancher bewundert auch etwas an der Arbeit der Alten, was keine Aufmerksamkeit verdient. „Kennern", sagt ein Reisebeschreiber **), „ist der Strick, mit welchem Dirce an den Ochsen gebunden ist, das Schönste an dem gröſsten Gruppo aus dem Alterthum, welches unter dem Namen *il Toro Farnese* bekannt ist."

Ah miser aegrota putruit cui mente salillum.

Ich kenne die Verdienste der neuern Künstler, die in dem Sendschreiben denen aus dem Alterthume entgegengesetzt sind: aber ich weiſs auch, daſs jene durch Nachahmung dieser geworden, was sie gewesen sind, und es würde zu erweisen seyn, daſs sie gemeiniglich, wo sie von der Nachahmung der alten abgewichen, in viele Feh-

---

*) *Pagi* Discours sur l'hist. Grecque. p. 45.

**) Nouveau voyage d'Hollande, de l'Allem., de Suisse et d'Italie, par Mr. *de Blainville.*

ler des gröſsten Haufens derjenigen neuern Künstler, auf die ich nur allein in meiner Schrift gezielt, verfallen sind.

Was den Umriſs der Körper betrifft, so scheint das Studium der Natur, an welches sich Bernini in reiſern Jahren gehalten hat, diesen groſsen Künstler allerdings von der schönen Form abgeführt zu haben. Eine Charitas von seiner Hand an dem Grabmale Papst Urban VIII. soll gar zu fleiſsig seyn, und eben diese Tugend an dem Grabmale Alexander VII. will man sogar häſslich finden. Gewiſs ist, daſs man die Statue König Ludwigs XIV. zu Pferde, an welcher Bernini fünfzehn Jahre gearbeitet und welche übermäſsige Summen gekostet, nicht hat gebrauchen können. Der König war vorgestellt, wie er einen Berg der Ehre hinaufreiten wollte: die Action des Helden aber sowohl als des Pferdes ist gar zu wild und gar zu übertrieben. Man hat daher einen Curtius, der sich in den Pfuhl stürzt, aus dieser Statue gemacht, und sie steht jetzt in dem Garten der Tuillerien. Die sorgfältigste Beobachtung der Natur muſs also allein nicht hinlänglich seyn zu vollkommnen Begriffen der Schönheit, so wie das Studium der Anatomie allein die schönsten Verhältnisse des Körpers nicht lehren kann. Lairesse hat diese, wie er selbst berichtet, nach den Skelets des berühmten Bidloo genommen. Man kann Jenen für einen Gelehrten in seiner Kunst halten; und dennoch findet man, daſs er vielmals in seinen Figuren zu kurz gegangen ist. Die gute Römische Schule wird hierin selten fehlen. Es ist nicht zu läugnen, die Venus des Raphael bey dem Göttermahle scheint zu schwer zu seyn, und ich möchte es nicht wagen, den Namen dieses groſsen Mannes in einem Kindermorde von ihm, welchen Marcantonio gestochen, über eben diesen Punkt, wie in einer seltnen Schrift *) von der Malerey geschehen, zu rechtfertigen. Die weiblichen Figuren haben eine gar zu volle Brust, und die Mörder dagegen ausgezehrte Körper. Man glaubt, die Absicht bey diesem Contrapost sey gewesen, die Mörder noch abscheulicher vorzustellen. Man muſs nicht alles bewundern: die Sonne selbst hat ihre Flecken.

Man folge dem Raphael in seiner besten Zeit und Manier, so hat man, wie er, keine Vertheidiger nöthig; und Parrhasius und Zeuxis, die in dem Sendschreiben in dieser Absicht, und überhaupt die Holländischen Figuren zu entschuldigen, angeführt worden, sind hierzu nicht dienlich. Man erklärt zwar die daselbst berührte Stelle des Plinius **), welche den Parrhasius

---

*) *Chambray* Idée de la peint. p. 46. au Mans 1662. 4.

**) *Plin.* Hist. Nat. L. XXXV. c. 10.

betrifft, in dem Verstande, wie sie dort angebracht worden, nämlich *), „daſs der Maler in das Magere verfallen sey, da er den Schwulst vermeiden wollen". Da man aber, wenn Plinius verstanden, was er geschrieben hat, voraussetzen muſs, daſs er sich selbst nicht habe widersprechen wollen; so muſs dieses Urtheil mit demjenigen, worin er kurz zuvor dem Parrhasius den Vorzug in den äuſsersten Linien, d. i. in dem Umrisse zuschreibt, verglichen und übereinstimmend gemacht werden. Die eigentlichen Worte des Plinius sind: „Parrhasius scheine mit sich selbst verglichen, sich unter sich selbst herunter zu setzen, in Ausdrückung der mittlern Körper." Es ist aber nicht klar, was „mittlere Körper" seyn sollen. Man könnte es von denjenigen Theilen des Körpers verstehen, welche der äuſserste Umriſs einschlieſst. Allein ein Zeichner soll seine Körper von allen Seiten und nach allen Bewegungen kennen: er wird denselben nicht allein vorwärts, sondern auch von der Seite und von allen Punkten gestellt, verstehen zu zeichnen, und dasjenige, was im erstern Falle von dem Umrisse eingeschlossen zu seyn scheinen könnte, wird in diesem Falle der Um-

---

*) (*Durand*) Extrait de l'hist. de la peint. de pline p. 56.

riſs selbst seyn. Man kann nicht sagen, daſs es für einen Zeichner mittlere Theile des Körpers gibt (ich rede nicht von dem Mittel des Leibes): eine jede Muskel gehört zu seinem äussersten Umrisse, und ein Zeichner, der fest ist in dem äuſsersten Umrisse, aber nicht in dem Umrisse derjenigen Theile, welche der äuſserste einschlieſst, ist ein Begriff, der sich weder an sich selbst, noch in Absicht auf einen Zeichner gedenken läſst. Es kann hier die Rede ganz und gar nicht von dem Umrisse seyn, auf welchem das Magere oder der Schwulst beruht. Vielleicht hat Parrhasius Licht und Schatten nicht verstanden und den Theilen seines Umrisses ihre gehörige Erhöhung und Vertiefung nicht gegeben; welches Plinius unter dem Ausdrucke der „mittlern Körper" oder „der mittlern Theile desselben" kann verstanden haben; und dieses möchte die einzige mögliche Erklärung seyn, welche die Worte des Plinius annehmen können. Oder es ist dem Maler ergangen, wie dem berühmten La Fage, den man für einen groſsen Zeichner halten kann. man sagt, sobald er die Palette ergriffen und malen wollen, habe er seine eigne Zeichnung verdorben. Das Wort „geringer" beim Plinius geht also nicht auf den Umriſs. Mich däucht, es können des Parrhasius Gemälde auſser den Eigenschaften, die ihnen obige Erklärung gibt, nach Anleitung der Worte des

Plinius, auch noch diesen Vorzug gehabt haben, daſs die Umrisse sanft im Hintergrunde vermalt und vertrieben worden, welches sich in den mehrsten übrig gebliebenen Malereyen der Alten und in den Werken neuerer Meister zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nicht findet, in welchen die Umrisse der Figuren mehrentheils hart gegen den Grund abgeschnitten sind. Der vermalte Umriſs aber gab den Figuren des Parrhasius dennoch allein ihre wahre Erhabenheit und Ründung nicht, da die Theile derselben nicht gehörig erhöht und vertieft waren; und hierin ist er also unter sich selbst herunterzusetzen. Ist Parrhasius der gröſste im Umrisse gewesen, so hat er eben so wenig in das Magere, als in den Schwulst verfallen können.

Was des Zeuxis weibliche Figuren betrifft, die er nach Homers Begriffen stark gemacht, so ist daraus nicht zu schlieſsen, wie in dem Sendschreiben geschehen, daſs er sie stark, wie Rubens, d. i. zu fleischig gehalten. Es ist zu glauben, daſs das Spartanische Frauenzimmer, vermöge ihrer Erziehung, eine gewisse männliche jugendliche Form gehabt hat, und gleichwohl waren es, nach dem Bekenntnisse des ganzen Alterthums, die gröſsten Schönheiten in Griechenland; und also muſs man sich das Gewächs der Helena einer Spartanerin, beym Theokrit *) vorstellen.

Ich zweiſle also, daſs Jacob Jordans, dessen Vertheidigung man in dem Sendschreiben mit vielem Eiſer ergriſſen hat, seines gleichen unter den Griechischen Malern ſinden würde. Ich getraue mich, mein Urtheil von diesem groſsen Coloristen allezeit zu behaupten. Der Verſasser des sogenannten Auszugs von dem Leben der Maler hat die Urtheile über dieselben fleiſsig gesammelt; aber sie zeugen nicht an allen Orten von einer groſsen Einsicht in die Kunst, und manche sind unter so vielen Umständen angebracht, daſs ein Urtheil auf mehr als auf Einen Künstler insbesondere könnte angewendet werden.

Bey dem ſreyen Zutritte, welche Ihre Königl. Maj. in Polen allen Künstlern und Liebhabern der Kunst verstatten, kann der Augenschein mehr lehren, und ist überzeugender, als das Urtheil eines Scribenten: ich beruſe mich auf die Darbringung im Tempel und auf den Diogenes vom gedachten Meister. Aber auch dieses Urtheil von Jordans hat eine Erläuterung nöthig, wenigstens in Absicht der Wahrheit. Der allgemeine Begriff von Wahrheit sollte auch in

---

*) *Theocrit.* Idyll. 18. v. 29.

Werken der Kunst statt finden, und nach demselben ist das Urtheil ein Räthsel. Der einzige mögliche Sinn möchte etwa folgender seyn:

Rubens hat nach der unerschöpflichen Fruchtbarkeit seines Geistes wie Homer gedichtet; er ist reich bis zur Verschwendung: er hat das Wunderbare wie jener gesucht, sowohl überhaupt, wie ein dichterischer und allgemeiner Maler, als auch insbesondere, was Composition und Licht und Schatten betrifft. Seine Figuren hat er in der vor ihm unbekannten Manier, die Lichter auszutheilen, gestellt, und diese Lichter, welche auf die Hauptmasse vereinigt sind, sind stärker als in der Natur selbst zusammengehalten, um auch dadurch seine Werke zu begeistern und etwas Ungewöhnliches in dieselben zu legen. Jordaus, von der Gattung niedrer Geister, ist in dem Erhabenen der Malerey mit Rubens, seinem Meister, keineswegs in Vergleichung zu stellen; er hat an die Höhe desselben nicht reichen und sich über die Natur nicht hinaussetzen können. Er ist also derselben näher gefolgt, und wenn man dadurch mehr Wahrheit erhält, so möchte Jordans den Character einer mehrern Wahrheit als Rubens verdienen. Er hat die Natur gemalt, wie er sie gefunden.

Wenn der Geschmack des Alterthums der Künstler Regel in Absicht der Form und der Schönheit nicht seyn soll, so wird gar keine anzunehmen seyn. Einer würde seiner Venus, wie ein neuerer namhafter Maler *) gethan, ein gewisses Französisches Wesen geben; ein Andrer würde ihr eine Habichtsnase machen (da es wirklich geschehen **), daſs man die Nase an der Mediceischen Venus also gebildet finden wollen); noch ein Andrer würde ihr spitzige und spillenförmige Finger zeichnen, wie der Begriff einiger Ausleger der Schönheit, welche Lucian beschreibt, gewesen. Sie würde uns mit Sinesischen Augen ansehen, wie alle Schönheiten aus einer neuern Italienischen Schule; ja aus jeder Figur würde man das Vaterland des Künstlers ohne Belesenheit errathen können. Nach des Demokritus ***) Vorgeben, sollen wir die Götter bitten, daſs uns nur glückliche Bilder vorkommen, und dergleichen Bilder sind die der Alten.

Die Nachahmung der Alten in ihrem Umrisse völlig gebildeter Körper kann unsern Körpern, wenn man will, eine Ausnahme in Absicht der Fiammingischen Kinder gestatten. Der Begriff einer schönen Form läſst sich bey jungen Kindern nicht eigentlich anbringen; man sagt: ein Kind ist schön und gesund; aber der Ausdruck der Form begreift schon die Reife gewisser Jahre in sich. Die Kinder vom Fiammingo sind jetzt beynahe wie eine vernünftige Mode, oder wie ein herrschender Geschmack, dem unsre Künstler billig folgen, und die Academie in Wien, welche geschehen lassen, daſs man den antiken Cupido den Abgüssen vom Fiammingo nachgesetzt, hat dadurch von der Vorzüglichkeit der Arbeit neuerer Künstler in Kindern über eben die Arbeiten der Alten keine Entscheidung, wie mich däucht, gegeben; welches der Verf. des Sendschreibens aus dieser angebrachten Nachricht möchte ziehen wollen. Die Academie ist bey dieser Nachricht dennoch bey ihrer gesunden Lehrart und Anweisung zur Nachahmung des Alterthums geblieben. Der Künstler, welcher dem Verf. diese Nachricht mitgetheilt, ist, soviel ich weiſs, meiner Meinung. Der ganze Unterschied ist dieser: die alten Künstler gingen auch in Bildung ihrer Kinder über die gewöhnliche Natur, und die neuern Künstler folgen derselben. Wenn der Ueberfluſs, welchen diese ihren Kindern geben, keinen Einfluſs hat in ihre Begriffe von einem jugendlichen Körper und von einem reifen Alter, so kann ihre Natur in dieser Art schön seyn: aber die der Alten ist deswegen nicht fehlerhaft.

---

*) Observat. sur les arts et sur quelques morceaux de peint. et de sculpt. exposés au Louvre en 1748. p. 65.

**) Nouvelle division de la terre par les differentes espèces d'hommes etc. dans le Journ. des Sçav. l'an 1604. Avr. p. 152.

***) *Plutarch.* Vit. Aemil. p. 147. edit. Bryani T. II.

Es ist eine ähnliche Freyheit, die sich unsre Künstler in dem Haarputze ihrer Figuren genommen haben, und die ebenfalls bey aller Nachahmung der Alten bestehen kann. Will man sich aber an die Natur halten, so fallen die vordern Haare viel ungezwungner auf die Stirne herunter, wie es sich in jedem Alter bey Menschen, die ihr Leben nicht zwischen dem Kamme und dem Spiegel verlieren, zeigen kann: folglich kann auch die Lage der Haare an Statuen der Alten lehren, daſs diese allezeit das Einfältige und das Wahre gesucht haben; da es gleichwohl bey ihnen nicht an Leuten gefehlt, die sich mehr mit ihrem Spiegel, als mit ihrem Verstande unterhalten und die sich auf die Symmetrie ihrer Haare so gut als der Zierlichste an unsern Höfen verstanden. Es war gleichsam ein Zeichen einer freyen und edlen Geburt, die Haare so, wie die Köpfe und Statuen der Griechen zu tragen. *)

Die Nachahmung des Umrisses der Alten ist unterdessen auch von denen, welche hierin nicht die glücklichsten gewesen sind, niemals verworfen

---

*) *Lucian.* Navig. s. votum. c. 2. p. 249.

worden, aber über die Nachahmung der edlen Einfalt und der stillen Gröſse sind die Stimmen getheilt. Dieser Ausdruck hat selten allgemeinen Beyfall gefunden, und Künstler haben mit demselben allezeit viel gewagt. Also sah man diese wahre Gröſse an dem Herkules von Bandinello *) in Florenz als einen Fehler an: in dem Kindermorde des Raphael **) verlangt man mehr Wildes und Schreckliches in den Gesichtern der Mörder.

Nach dem allgemeinen Begriffe „der Natur in Ruhe", könnten die Figuren vielleicht den jungen Spartanern des Xenophon ähnlich werden, welches der Verf. des Sendschreibens auch nach der Regel der „stillen Gröſse" besorgt, ich weiſs auch, daſs der gröſste Theil der Menschen, wenn auch der Begriff meiner Schrift allgemein festgesetzt und angenommen wäre, ein Gemälde nach diesem Geschmacke des Alterthums gearbeitet, dennoch ansehen könnte, wie man eine Rede vor den Areopagiten gehalten, lesen würde. Allein der Geschmack des gröſsten Haufens kann niemals Gesetze in der Kunst geben. In Absicht des Begriffs „der Natur in Ruhe" hat der Herr von Hagedorn in seinem Werke, welches mit

---

*) *Borghini* Riposo. L. II. p. 129.

**) *Chambray* Idée de la peint. p. 47.

so vieler Weisheit als Einsicht in dem Feinsten der Kunst abgefaſst ist, vollkommen recht, in groſsen Werken mehr Geist und Bewegung zu verlangen. Aber diese Lehre hat allezeit viel Einschränkung nöthig: niemals so viel Geist, daſs ein ewiger Vater einem rächenden Mars, und eine Heilige in Entzückung einer Bacchante ähnlich werde.

Wem dieser Character der höhern Kunst unbekannt ist, in dessen Augen wird eine Madonna von Trivisano eine Madonna von Raphael niederschlagen: ich weiſs, daſs selbst Künstler geurtheilt haben, die Madonna des erstern sey dem königl. Raphael ein wenig vortheilhafter Nachbar. Es schien daher nicht überflüssig, Vielen die wahre Gröſse des seltensten aller Werke der Gallerie in Dresden zu entdecken, und diesen gegenwärtig einzigen unversehrten Schatz von der Hand dieses Apollo der Maler, welcher in Deutschland zu finden ist, denen die ihn sehen, schätzbarer zu machen.

Man muſs bekennen, daſs der königliche Raphael in der Composition der Transfiguration desselben nicht beykommt; dahingegen hat jenes Werk einen Vorzug, den dieses nicht hat. An der völligern Ausarbeitung der Transfiguration hat Giulio Romano vielleicht eben so viel Antheil als dessen groſser Meister selbst, und alle Kenner versichern, daſs man beyde Hände in der

Arbeit sehr wohl unterscheiden könne. In jenem aber finden Kenner die wahren ursprünglichen Züge von eben der Zeit des Meisters, da derselbe die Schule zu Athen im Vatikan gearbeitet hat. Auf den Vasari will ich mich hier nicht noch einmal berufen.

Ein vermeinter Richter der Kunst, der das Kind in den Armen der Madonna so elend findet, ist so leicht nicht zu belehren. Pythagoras sieht die Sonne mit andern Augen an als Anaxagoras: jener als einen Gott, dieser als einen Stein, wie ein alter Philosoph *) sagt. Der Neuling mag Anaxagoras seyn: Kenner werden der Parthey des Pythagoras beytreten. Die Erfahrung selbst kann ohne Betrachtung des hohen Ausdrucks in den Gesichtern des Raphael Wahrheit und Schönheit finden und lehren. Ein schönes Gesicht gefällt, aber es wird mehr reizen, wenn es durch eine gewisse überdenkende Miene **) etwas Ernsthaftes erhält. Das Alterthum selbst scheint also geurtheilt zu haben: ihre Künstler haben diese Miene in alle Köpfe des Antinous gelegt; die mit den vordern Locken bedeckte Stirne desselben gibt ihm dieselbe nicht.

---

*) *Maxim. Tyr.* Diss. 25. p. 303. edit. Marklandi.

**) Spectator n. 418.

Man weiſs ferner, daſs dasjenige, was bey dem ersten Augenblicke gefällt, nach demselben vielmals aufhört zu gefallen: was der vorübergehende Blick hat sammeln können, zerstreut ein aufmerksameres Auge, und die Schminke verschwindet. Alle Reitzungen erhalten ihre Dauer durch Nachforschung und Ueberlegung, und man sucht in das verborgene Gefällige tiefer einzudringen. Eine ernsthafte Schönheit wird uns niemals völlig satt und zufrieden gehen lassen; man glaubt beständig neue Reitzungen zu entdecken: und so sind Raphaels und der alten Meister Schönheiten beschaffen: nicht spielend und liebreich, aber wohlgebildet und erfüllt mit einer wahrhaften und ursprünglichen Schönheit. *) Durch Reitzungen von dieser Art ist Kleopatra durch alle Zeiten hindurch berühmt geworden. Ihr Gesicht setzte Niemand in Erstaunen **), aber ihr Wesen hinterlieſs bey Allen, die sie ansahen, sehr viel zurück, und sie siegte ohne Widerstand, wo sie wollte. Einer Französischen Venus ***) vor ihrem Nachttische wird es ergehen, wie Jemand von dem Sinnreichen beym

---

*) *Philostr.* Icon. Anton. p. 91.

**) *Plutarch.*

***) Observat. sur les arts. etc. p. 65.

Seneca geurtheilt hat: es verliert viel, ja vielleicht alles, wenn man es sucht zu erforschen.

Die Vergleichung zwischen dem Raphael und einigen groſsen Holländischen und neueren Italienischen Meistern, welche ich in meiner Schrift gemacht habe, betrifft allein das Tractament in der Kunst. Ich glaube, das Urtheil über den mühsamen Fleiſs in den Arbeiten der erstern wird eben dadurch, daſs derselbe hat versteckt seyn sollen, noch gewisser: denn eben dieses verursachte dem Maler die gröſste Mühe. Das Schwerste *) in allen Werken der Kunst ist, daſs dasjenige, was sehr ausgearbeitet worden, nicht ausgearbeitet scheine; diesen Vorzug **) hatten des Nikomachus Gemälde nicht.

Van der Werff bleibt allezeit ein groſser Künstler, und seine Stücke zieren mit Recht die Kabinette der Groſsen in der Welt. Er hat sich bemüht, alles wie von einem einzigen Gusse zu machen: alle seine Züge sind wie geschmolzen und in der übertriebenen Weichlichkeit seiner Tinten ist, so zu sagen, nur ein einziger Ton. Seine Arbeit könnte daher emaillirt eher als gemalt heiſsen.

---

*) *Quintil.* Inst. L. IX. c. 4.

**) *Plutarch.* Timoleon. p. 152.

Unterdessen gefallen seine Gemälde. Aber kann das Gefällige ein Hauptcharacter der Malerey seyn? Alte Köpfe von Dennern gefallen auch: wie würde aber das weise Alterthum urtheilen? Plutarch würde dem Meister aus dem Munde eines Aristides oder eines Zeuxis sagen: „Schlechte Maler *), die das Schöne aus Schwachheit nicht erreichen können, suchen es in Warzen und in Runzeln.“ Man erzählt für gewiſs, daſs Kaiser Carl VI. den ersten Kopf von Dennern, den er gesehen, geschätzt und an demselben die fleiſsige Art in Oehl zu malen bewundert habe. Man verlangte von dem Meister noch einen dergleichen Kopf, und es wurden ihm etliche tausend Gulden für beyde bezahlt. Der Kaiser, welcher ein Kenner der Kunst war, hielt sie beyde gegen Köpfe von van Dyk und von Rembrant, und soll gesagt haben: „er habe zwey Stücke von diesem Maler, um etwas von ihm zu haben, weiter aber verlange er keine mehr, wenn man sie ihm auch schenken wolle.“ Eben so urtheilte ein gewisser Engländer von Stande. Man wollte ihm Dennerische Köpfe anpreisen: „Meint ihr“, gab er zur Antwort, „daſs unsre Nation Werke der Kunst schätzt, an welchen der Fleiſs allein, der Verstand aber nicht den geringsten Antheil hat?“

---

*) *Plutarch.* adul. et amici disc. p. 53. D.

Dieses Urtheil über Denners Arbeit folgt unmittelbar auf den van der Werff nicht deswegen, daſs man eine Vergleichung zwischen beyden Meistern zu machen gesonnen wäre; denn er reicht bey weitem nicht an van der Werffs Verdienste, sondern nur durch jenes Arbeit, als durch ein Beyspiel zu zeigen, daſs ein Gemälde, welches gefällt, eben so wenig ein allgemeines Verdienst habe, als ein Gedicht, welches gefällt, wie der Verf. des Sendschreibens scheint behaupten zu wollen.

Es ist nicht genug, daſs ein Gemälde gefällt: es muſs beständig gefallen: aber eben dasjenige, wodurch der Maler hat gefallen wollen, macht uns seine Arbeit in kurzer Zeit gleichgültig. Er scheint nur für den Geruch gearbeitet zu haben: denn man muſs seine Arbeit dem Gesicht so nahe bringen als Blumen. Man wird sie beurtheilen, wie einen kostbaren Stein, dessen Werth der geringste bemerkte Tadel verringert.

Die gröſste Sorgfalt dieser Meister ging also blos auf eine strenge Nachahmung des Allerkleinsten in der Natur: man scheute sich, das geringste Härchen anders zu legen, als man es fand, um dem schärfsten Auge, ja wenn es möglich gewesen wäre, selbst den Vergröſserungsgläsern das Unmerklichste in der Natur vorzulegen. Sie sind anzusehen als Schüler des Anaxagoras, der den Grund der menschlichen Weisheit in der Hand zu finden glaubte. Sobald sich aber diese Kunst weiter wagen, und die gröſsern Verhältnisse des Körpers und sonderlich das Nackende hat zeichnen wollen, so zeigt sich

Infelix operis summa, quia ponere totum
Nescit.

(*Hor.*)

Die Zeichnung bleibt bey einem Maler, wie die Action bey dem Redner des Demosthenes, das erste, das zweyte und das dritte Ding.

Dasjenige, was in dem Sendschreiben an den erhobenen Arbeiten der Alten ausgesetzt ist, muſs ich zugestehen, und mein Urtheil ist aus meiner Schrift zu ziehen. Die geringe Wissenschaft der Alten in der Perspective, welche ich daselbst angezeigt habe, ist der Grund zu dem Vorwurf, den man den Alten in diesem Theile der Kunst macht: ich behalte mir eine ausführliche Abhandlung über denselben vor.

Der vierte Punkt betrifft vornehmlich die Allegorie.

Die Fabel wird in der Malerey insgemein Allegorie genannt; und da die Dichtkunst nicht weniger *) als die Malerey die Nachahmung zum

---

*) *Aristot.* Rhet. L. I. c. 2. p. 61. edit. Lond. 1619. 4.

Endzweck hat, so macht doch diese allein ohne Fabel *) kein Gedicht, und ein historisches Gemälde wird durch die blose Nachahmung nur ein gemeines Bild seyn, und man hat es ohne Allegorie anzusehen, wie Davenant's sogenanntes Heldengedicht Gondibert, wo alle Erdichtung vermieden ist.

Colorit und Zeichnung sind vielleicht in einem Gemälde, was das Sylbenmaſs, und die Wahrheit oder die Erzählung in einem Gedicht sind. Der Körper ist da: aber die Seele fehlt. Die Erdichtung, die Seele der Poesie, wie sie Aristoteles nennt, wurde ihr zuerst durch den Homer eingeblasen, und durch dieselbe muſs auch der Maler sein Werk beleben. Zeichnung und Colorit sind durch anhaltende Uebung zu erlangen: Perspectiv und Composition, und diese im eigentlichsten Verstande genommen, gründen sich auf festgesetzte Regeln; folglich ist alles dieses mechanisch, und es bedarf nur, wenn ich so reden darf, mechanischer Seelen, die Werke einer solchen Kunst zu kennen und zu bewundern.

Alle Ergötzlichkeiten bis auf diejenigen, die dem gröſsten Haufen der Menschen den unerkannten groſsen Schatz, die Zeit, rauben, erhalten ihre Dauer, und verwahren uns vor Eckel

---

*) *Plato* Phaed. p. 46. l. 14.

und Ueberdruſs nach der Maſse, wie sie unsern Verstand beschäftigen. Blos sinnliche Empfindungen aber gehen nur bis an die Haut, und wirken wenig in den Verstand. Die Betrachtung der Landschaften, der Frucht- und Blumenstücke macht uns ein Vergnügen von dieser Art: der Kenner, welcher sie sieht, hat nicht nöthig mehr zu denken, als der Meister; der Liebhaber oder der Unwissende gar nicht.

Ein historisches Gemälde, welches Personen und Sachen vorstellt, wie sie sind, oder wie sie geschehen, kann sich blos durch den Ausdruck der Leidenschaften in den handelnden Personen von Landschaften unterscheiden; unterdessen sind beyde Arten nach eben der Regel ausgeführt, im Wesen eins: und dieses ist die Nachahmung.

Es scheint nicht widersprechend, daſs die Malerey eben so weite Gränzen als die Dichtkunst haben könne, und daſs es folglich dem Maler möglich sey, dem Dichter zu folgen, so wie es die Musik im Stande ist zu thun. Nun ist die Geschichte der höchste Vorwurf, den ein Maler wählen kann; die blose Nachahmung aber wird sie nicht zu dem Grade erheben, den eine Tragödie oder ein Heldengedicht, das Höchste in der Dichtkunst, hat. Homer hat aus Menschen Götter gemacht, sagt Cicero *), d. h. er hat die Wahrheit nicht allein höher getrieben, sondern er hat, um erhaben zu dichten, lieber das Unmögliche **), welches wahrscheinlich ist, als das blos Mögliche gewählt; und Aristoteles setzt hierin das Wesen der Dichtkunst, und berichtet uns, daſs die Gemälde des Zeuxis diese Eigenschaft gehabt haben. Die Möglichkeit und Wahrheit, welche Longin von einem Maler im Gegensatze des Unglaublichen bey dem Dichter fordert, kann hiermit sehr wohl bestehen.

Diese Höhe kann ein Historienmaler seinen Werken nicht durch einen über die gemeine Natur erhabnen Umriſs, nicht durch einen edlen Ausdruck der Leidenschaften allein geben: man fordert eben dieses von einem weisen Portraitmaler, und dieser kann beydes erhalten ohne Nachtheil der Aehnlichkeit der Person, die er schildert. Beyde bleiben noch immer bey der Nachahmung; nur daſs dieselbe weise ist. Man will sogar in van Dyks Köpfen die sehr genaue Beobachtung der Natur als eine kleine Unvollkommenheit ansehen; und in allen historischen Gemälden würde sie ein Fehler seyn.

---

*) *Cic.* Tusc. L. I. c. 26.

**) *Aristot.* Poet. c. 25.

Die Wahrheit, so liebenswürdig sie an sich selbst ist, gefällt und macht einen stärkern Eindruck, wenn sie in eine Fabel eingekleidet ist: was bey Kindern die Fabel, im engsten Verstande genommen, ist, das ist die Allegorie einem reifen Alter. Und in dieser Gestalt ist die Wahrheit in den ungesittetsten Zeiten angenehmer gewesen, auch nach der sehr alten Meinung, daſs die Poesie älter als Prosa sey, welche durch die Nachrichten von den ältesten Zeiten verschiedener Völker bestätigt wird.

Unser Verstand hat auſserdem die Unart, nur auf dasjenige aufmerksam zu seyn, was ihm nicht der erste Blick entdeckt, und nachläſsig zu übergehen, was ihm klar wie die Sonne ist: Bilder von der letzten Art werden daher, wie ein Schiff im Wasser, oftmals nur eine augenblickliche Spur in dem Gedächtnisse hinterlassen. Aus keinem andern Grunde dauern die Begriffe von unsrer Kindheit länger, weil wir alles, was uns vorgekommen, als auſserordentlich angesehen haben. Die Natur selbst lehrt uns also, daſs sie nicht durch gemeine Sachen bewegt wird. Die Kunst soll hierin die Natur nachahmen, sagt der Scribent *) der Bücher von der Redekunst: sie soll erfinden was jene verlangt.

---

*) Rhet. ad Herenn. L. III.

Eine jede Idee wird stärker, wenn sie von einer oder mehr Ideen begleitet ist, wie in Vergleichungen, und um so viel stärker, je entfernter das Verhältniſs von diesen auf jene ist: denn wo Aehnlichkeit derselben sich von selbst darbietet, wie in Vergleichung einer weiſsen Haut mit Schnee, erfolgt keine Verwunderung. Das Gegentheil ist das, was wir Witz, und was Aristoteles unerwartete Begriffe nennt: er fordert eben dergleichen Ausdrücke von einem Redner.*) Je mehr Unerwartetes man in einem Gemälde entdeckt, desto rührender wird es; und beydes erhält es durch die Allegorie. Sie ist wie eine unter Blättern und Zweigen versteckte Frucht, welche desto angenehmer ist, je unvermutheter man sie findet; das kleinste Gemälde kann das gröſste Meisterstück werden, je nachdem die Idee desselben erhaben ist.

Die Nothwendigkeit selbst hat Künstlern die Allegorie gelehrt. Anfänglich wird man sich freylich begnügt haben, nur einzelne Dinge von einer Art vorzustellen; mit der Zeit versuchte man auch dasjenige, was vielen einzelnen gemein war, d. i. allgemeine Begriffe auszudrücken. Eine jede Eigenschaft eines einzelnen gibt einen solchen Begriff, und getrennt von demjenigen,

---

*) *Aristot.* Rhet. L. III. c. 2. § 4. p. 180.

was ihn begreift, denselben sinnlich zu machen, muſste durch ein Bild geschehen, welches einzeln wie es war, keinem einzelnen insbesondere, sondern vielen zugleich zukam.

Die Egypter waren die ersten, die solche Bilder suchten, und ihre Hieroglyphen gehören mit unter den Begriff der Allegorie. Alle Gottheiten des Alterthums, sonderlich der Griechen, ja die Namen derselben kamen aus Egypten *): die Göttergeschichte aber ist nichts als Allegorie und macht den gröſsten Theil derselben auch bey uns aus.

Jene Erfinder aber gaben vielen Dingen, sonderlich ihren Gottheiten, solche Zeichen, die zum Theil unter den Griechen beybehalten wurden, deren Bedeutung man oftmals so wenig durch Hülfe der uns aufbehaltenen Scribenten finden kann, daſs es diese vielmehr für ein Verbrechen wider die Gottheit hielten **), dieselben zu offenbaren, wie mit dem Granatapfel ***) in der Hand der Juno zu Samos geschehen. Es

---

*) *Herodot.* L. II. c. 50.

**) *Herodot.* L. II. c. 3. c. 47. conf. L. II. c. 61. *Pausan.* L. II. p. 71. l. 45. p. 114. l. 57. L. IV. p. 317. l. b.

***) *Pausan.* L. II. c. 17. p. 148. l. 24.

wurde ärger als ein Kirchenraub gehalten, von den Geheimnissen der Eleusischen Ceres *) zu reden.

Das Verhältniſs der Zeichen mit dem Bezeichneten gründete sich auch zum Theil auf unbekannte oder unbewiesene Eigenschaften der erstern. Von dieser Art war der Roſskäfer, als ein Bild der Sonne bey den Egyptern, und diese sollte das Insect vorstellen, weil man glaubte **), daſs kein Weibchen in seinem Geschlechte sey, und daſs er sechs Monate in der Erde und eben so lange Zeit auſser derselben lebe. Eben so sollte die Katze, weil man wollte bemerkt haben ***), daſs sie so viel Junge als Tage in einem Umlaufe des Monds zu werfen pflege, ein Bild der Isis oder des Monds seyn. Die Griechen, welche mehr Witz und gewiſs mehr Empfindung hatten, nahmen nur diejenigen Zeichen von jenen an, die ein wahres Verhältniſs mit dem

---

*) *Arrian.* Epict. L. III. c. 21. p. 439. edit. Upton.

**) *Plutarch.* de Isid. et Osir. p. 355. *Clem. Alex.* Strom. L. IV. p. 657. 58. edit. Potteri. *Aelian.* Hist. Anim. L. X. c. 15.

***) *Plutarch.* l. c. p. 376. *Aldrovand.* de quadruped. digit. vivipar. L. III. p. 574.

Bezeichneten hatten, und vornehmlich welche sinnlich waren: ihren Göttern gaben sie durchgehends menschliche Gestalten. *) Die Flügel bedeuteten bey den Egyptern schnelle und wirksame Dienste: das Bild ist der Natur gemäſs; Flügel stellen bey den Griechen eben dieses vor, und wenn die Athenienser ihrer Victoria die gewöhnlichen Flügel nicht gaben, wollten sie dadurch den ruhigen Aufenthalt **) derselben in ihrer Stadt vorstellen. Eine Gans bedeutete dort einen behutsamen Regenten ***), und man gab in Absicht hierauf den Vordertheilen an Schiffen die Gestalt einer Gans. Die Griechen behielten dieses Bild bey, und der Alten Schiffsschnäbel endigen sich mit einem Gänsehals. †)

Die Sphinx ist von den Figuren, die kein klares Verhältniſs zu ihrer Bedeutung haben, vielleicht die einzige, welche die Griechen von den Egyptern angenommen haben: sie bedeutete bey

---

*) *Strabo*. L. XVI. p. 760. al. 1104.

**) *Pausan*. L. III. p. 245. l. 21.

***) *Kircher*. Oedip. Aeg. T. III. p. 64. *Lucian*. Navig. 5. votum. c. 5. *Bayf*. de re naval. p. 130. edit. Basil. 1537. 4.

†) *Scheffer*. de re nav. L. III. c. 3. p. 166. *Passerii*. Lucern. T. II. tab. 93.

jenen beynahe eben das *), was er bey diesen lehren sollte, wenn sie vor dem Eingange ihrer Tempel stand. Die Griechen **) gaben ihrer Figur Flügel, und bildeten den Kopf mehrentheils frey ohne Stola; auf einer Atheniensischen Münze ***) hat die Sphinx dieselbe behalten.

Es war überhaupt der Griechischen Nation eigen, alle ihre Werke mit einem gewissen offnen Wesen und mit einem Character der Freude zu bezeichnen: die Musen lieben keine fürchterliche Gespenster; und wenn selbst Homer seinen Göttern Egyptische Allegorien in den Mund legt, geschieht es insgemein, um sich zu verwahren mit einem „man sagt“. Ja wenn der Dichter Pampho, vor den Zeiten des Homer, seinen Jupiter beschreibt †), wie er in Pferdemist eingewickelt ist, so klingt es zwar mehr als Egyptisch, in der That aber nähert es sich dem hohen Begriffe des Englischen Dichters:

---

*) *Lactant.* ad v. 255. L. VII. Thebaid.

**) *Beger* Thes. Palat. p. 234. Numism. Musell. Reg. et. Pop. tab. 8.

***) *Haym* Tesoro Brit. T. I. p. 168.

†) ap. *Philostr.* Heroic. p. 693.

As full, as perfect in a hair as heart,
As full, as perfect in vile Man that mourns,
As the rapt Seraph thad adores and burns.
(*Pope.*)

Ein Bild, dergleichen die Schlange *) ist, die sich um ein Ey geschlungen, auf einer Tyrischen Münze des dritten Jahrhunderts, wird schwerlich auf einer Griechischen Münze zu finden seyn. Auf keinem einzigen ihrer Denkmale ist eine fürchterliche Vorstellung: sie vermieden dergleichen noch mehr als gewisse sogenannte unglückliche Worte. Das Bild des Todes erscheint vielleicht nur auf einem einzigen alten Steine **): aber in einer Gestalt, wie man es bey ihren Gastmahlen ***) anzuführen pflegte; nämlich sich durch Erinnerung der Kürze des Lebens zum angenehmen Genusse desselben aufzumuntern: der Künstler hatte den Tod nach der Flöte tanzen lassen. Auf einem andern Steine †) mit einer Römischen Inschrift ist ein Todtengerippe mit zwey Schmetterlingen, als Bildern der

---

*) *Vaillant* Num. Colon. Rom. T. II. p. 136. conf. *Bianchini* Istor. Univ. p. 74.

**) Mus. Flor. T. I. tab. 91. p. 175.

***) *Petron.* Satyr. c. 34.

) *Spon.* Miscell. Sect. I. tab. 5.

Seele, von denen der eine von einem Vogel gehascht wird, welches auf die Seelenwanderung zielen soll; die Arbeit aber ist von spätern Zeiten.

Man hat auch angemerkt *), daſs, da alle Gottheiten geweihte Altäre gehabt haben, weder unter den Griechen noch Römern ein Altar des Todes gewesen **), auſser an den entlegensten Küsten der damals bekannten Welt.

Die Römer haben in ihrer besten Zeit gedacht, wie die Griechen, und wo sie die Bildersprache einer fremden Nation angenommen haben, so sind sie den Grundsätzen ihrer Vorgänger und Lehrer gefolgt. Ein Elephant, der in spätern Zeiten ***) unter die geheimen Zeichen der Egypter aufgenommen wurde, (denn auf den vorhandenen ältesten Denkmalen dieser Nation ist das Bild †) dieses Thieres so wenig als ein Hirsch, ein Strauſs und ein Hahn zu finden) bedeutete

---

*) in extremis Gadibus. v. *Eustath.* ad Il. *ι.* p. 744. l. 4. edit. Rom. Id. ad *Dionys.* περιηγ. ad v. 453. p. 84. edit. Oxon. 1712.

**) *Kircher* Oedip. T. III. p. 555. *Cuper.* de Elephant. Exercit. I. c. 3. p. 32.

***) *Kirch.* Oedip. Aeg. T. III. p. 555.

†) *Horapollo* Hierogl. L. II. c. 84.

Verschiedenes *), und vielleicht auch die Ewigkeit, unter welchem Begriffe **) der Elephant auf einigen Münzen steht, und dieses wegen seines langen Lebens. Auf einer Münze Kaisers Antonius führt dieses Thier zur Ueberschrift das Wort: *Munificentia*; wo es aber nichts andres bedeuten kann, als groſse Spiele, in welchen man Elephanten mit aufführte.

Es ist aber meine Absicht eben so wenig, den Ursprung aller allegorischen Bilder bey den Griechen und Römern zu untersuchen, als ein Lehrgebäude der Allegorie zu schreiben. Ich suche nur meine Schrift über diesen Punkt zu rechtfertigen, mit dieser Einschränkung, daſs die Bilder, worein die Griechen und Römer ihre Gedanken eingekleidet haben, vor allen Bildern andrer Völker und vor übel entworfenen Gedanken einiger Neuern, das Studium der Künstler seyn müssen.

Es können einige wenige Bilder als Beyspiele dienen, wie die Griechischen und guten Römischen Künstler gedacht haben, und wie es möglich sey, ganz abgesonderte Begriffe sinnlich vorzustellen. Viele Bilder auf ihren Münzen, Steinen und andern Denkmalen haben ihre bestimmte

---

*) *Cuper.* l. c. *Spanh.* Diss. T. I. p. 169.

**) *Agost.* Dialog. II. p. 68.

und angenommene Bedeutung, einige aber der merkwürdigsten, welche die ihrige noch nicht allgemein haben, verdienen sie zu bekommen.

Man könnte die allegorischen Bilder der Alten unter zwey Arten fassen, und eine höhere und gemeinere Allegorie setzen, so wie überhaupt in der Malerey dieser Unterschied statt finden kann. Bilder von der erstern Art sind diejenigen, in welchen ein geheimer Sinn der Fabelgeschichte oder der Weltweisheit der Alten liegt; man könnte auch einige hieher ziehen, die von wenig bekannten, oder geheimniſsvollen Gebräuchen des Alterthums genommen sind.

Zur zweyten Art gehören Bilder von bekannterer Bedeutung, als persönlich gemachte Tugenden und Laster u. s. w.

Bilder von der ersten Art geben den Werken der Kunst die wahre epische Gröſse: eine einzige Figur kann ihr dieselbe geben; je mehr Begriffe sie in sich faſst, desto höher wird sie, und je mehr sie zu denken veranlaſst, desto tiefer ist der Eindruck, den sie macht, und um so viel sinnlicher wird sie also.

Die Vorstellung der Alten von einem Kinde, welches in der Blüthe seiner Jugend stirbt, war ein solches: sie malten ein Kind in den Armen der Aurora entführt *); ein glückliches Bild: vermuthlich von der Gewohnheit, die Leichen junger Leute beym Anbruche der Morgenröthe zu begraben, hergenommen; der gemeine Gedanke der Künstler vom heutigen Wuchs ist bekannt.

Die Belebung des Körpers durch Einflöſsung der Seele, einer der abgesondertesten Begriffe, ist durch die lieblichsten Bilder sinnlich, und zugleich dichterisch von den Alten gemalt. Ein Künstler, der seine Meister nicht kennt, würde zwar durch die bekannte Vorstellung der Schöpfung eben dieses anzudeuten glauben: sein Bild aber würde in Aller Augen nichts anders als die Schöpfung selbst vorstellen, und diese Geschichte scheint zur Einkleidung eines blos philosophischen menschlichen Begriffs und zur Anwendung desselben an ungeweihten Orten zu heilig; zu geschweigen, daſs er zur Kunst nicht dichterisch genug ist. In Bildern der ältesten Weisen und Dichter eingekleidet, erscheint dieser Begriff theils auf Münzen **), theils auf Steinen. ***)

---

*) *Hom.* Odyss. ε. v. 121. conf. *Heraclid. Pontic.* de Allegoria Homeri p. 492. *Meurs.* de Funere. c. 7.

**) *Venuti* Num. max. moduli tab. 25. Rom. 1739. fol.

***) *Bellori* Admiranda. fol. 80.

Prometheus bildet einen Menschen von dem Thone, von welchem man noch zu Pausanias Zeiten *) groſse versteinerte Klumpen in der Landschaft Phocis zeigte; und Minerva hält einen Schmetterling, als das Bild der Seele, auf dem Kopf derselben. Auf der angeführten Münze Antonini Pii, wo hinter der Minerva ein Baum ist, um den sich eine Schlange gewunden hat, hält man es für ein Sinnbild der Klugheit und Weisheit des Prinzen.

Es ist nicht zu läugnen, daſs die Bedeutung von vielen allegorischen Bildern der Alten auf blosen Muthmaſsungen beruht, die daher von unsern Künstlern nicht allgemein angewendet werden können. Man hat in der Figur eines Kindes auf einem geschnittenen Steine, welches einen Schmetterling auf einen Altar setzen will, den Begriff einer Freundschaft bis zum Altar **), d. i. die nicht über die Gränzen der Gerechtigkeit geht, finden wollen. Auf einem andern Steine soll die Liebe, die den Zweig eines alten Baums, als ein vorgegebenes Bild der Weisheit, auf welchem eine sogenannte Nachtigall sitzt, nach sich zu ziehen bemüht, die Liebe zur

---

*) *Pausan.* L. X. p. 806. l. 16.

**) *Licet.* Gemm. Anul. c. 43.

Weisheit *) vorstellen. Eros, Himeros und Pathos waren bey den Alten diejenigen Bilder, welche die Liebe, den Appetit und das Verlangen andeuteten: diese drey Figuren will man auf einem geschnittenen Steine **) finden. Sie stehen um einen Altar, auf welchem ein heiliges Feuer brennt. Die Liebe hinter demselben, so daſs sie nur mit dem Kopfe hervorragt; der Appetit und das Verlangen auf beyden Seiten des Altars: jener nur mit einer Hand im Feuer, in der andern aber mit einem Kranze; dieser mit beyden Händen im Feuer.

Eine Victoria, die einen Anker krönt, auf einer Münze Königs Seleukus, war sonst als ein Bild des Friedens und der Sicherheit, den der Sieg verschafft, angesehen; bis man die wahre Erklärung gefunden. Seleukus soll mit einemmale in der Gestalt eines Ankers geboren seyn ***), welches Zeichen nicht allein dieser König, sondern auch die Seleuciden †), dessen Nachkommen, zur Bezeichnung ihrer Abkunft, auf ihre Münzen prägen lassen.

---

*) *Beger* Thes. Brand. T. I. p. 182.

**) Ibid. p. 251.

***) *Justin.* L. XV. c. 4. p. 412. edit. Gronov.

†) *Spanh,* Diss. T. I. p. 407.

Wahrscheinlicher ist die Erklärung, die man einer Victoria *) mit Schmetterlingsflügeln, an ein Siegeszeichen gebunden, gibt. Man glaubt unter derselben einen Helden zu finden, der als ein Sieger, wie Epaminondas, gestorben. In Athen war jene Statue **) und ein Altar der Victoria ohne Flügel, als ein Bild des unwandelbaren Glücks im Kriege: der angebundene Sieg könnte hier eine ähnliche Bedeutung erlauben, verglichen mit dem angeschlossenen Mars ***) zu Sparta. Die Art von Flügeln, die der Psyche eigen ist, war der Figur vermuthlich nicht von ungefähr gegeben, da ihr sonst Adlersflügel gehören: vielleicht liegt der Begriff der Seele des verstorbenen Helden unter denselben verborgen. Die Muthmaſsungen sind erträglich, wenn eine Victoria an Trophäen von Waffen überwundener Völker gebunden, sich mit einem Sieger dieser Völker reimen lieſse.

Die höhere Allegorie der Alten ist freylich ihrer gröſsten Schätze beraubt auf uns gekommen; sie ist arm in Ansehung der zweyten Art. Diese hat nicht selten mehr als ein einziges Bild zu einem einzigen Ausdruck. Zwey verschiedene finden sich auf Münzen Kaisers Commodus, die Glückseligkeit der Zeit zu bezeichnen. Das eine *) ist ein sitzendes Frauenzimmer mit einem Apfel oder einer Kugel in der rechten, und mit einer Schaale in der linken Hand unter einem grünen Baum; vor ihr sind drey Kinder, von welchen zwey in einer Vase oder in einem Blumentopfe, als das gewöhnliche Symbolum der Fruchtbarkeit. Das andre besteht aus vier Kindern, welche die vier Jahreszeiten vorstellen durch die Sachen, welche sie tragen; die Unterschrift beyder Münzen ist: « Glückseligkeit der Zeiten.»

---

*) Ap. D. C. de Mœzinsky.

**) *Pausan.* L. V. p. 447. l. 22.

***) Ib. L. I. p. 52. l. 4.

Diese und alle andere Bilder, welche eine Schrift zur Erklärung nöthig haben, sind von niedrigem Range in ihrer Art, und einige würden ohne dieselbe für andre Bilder können genommen werden. Die Hoffnung **) und die Fruchtbarkeit ***) könnte eine Ceres, der Adel †) eine Minerva seyn. Der Geduld ††) auf einer Münze

---

*) Ib. L. III. p. 245. l. 20.

**) *Spanh.* Diss. T. I. p. 154.

***) *Spanh.* Obs. ad Juliani Imp. Orat. I. p. 282.

†) *Montfaucon* Ant. expl. T. III.

††) *Morel.* Specim. rei num. tab. 8. p. 92.

Kaisers Aurelianus fehlen auch die wahren Unterscheidungszeichen, so wie der Muse Erato; und die Parzen sind allein [*]) durch ihre Bekleidung von den Grazien unterschieden. Unterdessen sind andere Begriffe, die in der Moral unmerkliche Gränzen haben, wie es die Gerechtigkeit und die Billigkeit ist, von den Künstlern der Alten sehr wohl unterschieden. Jene [**]) wird mit aufgebundenen Haaren und einem Diadem in einer ernsthaften Miene, so wie sie Gellius [***]) malt; diese wird mit einem holden Gesichte und mit fliegenden Haaren vorgestellt. Aus der Wage, welche sie hält, steigen Kornähren hervor, welche man auf die Vortheile der Billigkeit deutet [†]), zuweilen hält sie in der andern Hand ein Horn des Ueberflusses.

Unter die vom stärkern Ausdrucke gehört der Friede auf einer Münze Kaisers Titus. Die Göttin des Friedens stützt sich mit dem linken Arm auf eine Säule, und in eben der Hand hält sie einen Zweig von einem Oelbaume, in der andern des Merkurs Stab über einem Schenkel eines Opferthiers, welcher auf einem kleinen Altare liegt. Diese Hostie deutet auf die unblutigen Opfer der Göttin des Friedens: man schlachtete dieselben auſser dem Tempel, und auf ihren Altar wurden nur die Schenkel gebracht, um denselben nicht mit Blut zu beflecken.

---

[*]) *Artemidor.* Oneirocr. L. II. c. 49.

[**]) *Agost.* Dialog. II. p. 45. Rom. 1650. fol.

[***]) Noct. Att. L. XIV. c. 4.

[†]) *Tristan.* Comment. hist. des Emper. T. I. p. 297.

Gewöhnlich sieht man den Frieden mit einem Oelzweige und Stabe des Merkurs, wie auf einer Münze *) eben dieses Kaisers; oder auch auf einem Sessel, welcher auf einem Haufen hingeworfner Waffen steht, wie auf einer Münze **) vom Drusus: auf einigen ***) von des Tiberius und Vespasianus Münzen verbrennt der Friede Waffen.

Auf einer Münze Kaisers Philippus ist ein edles Bild: eine schlafende Victoria. Man kann sie mit bessrem Rechte auf einen zuversichtlichen gewissen Sieg, als auf die Sicherheit der Welt deuten, was sie nach der Unterschrift vorstellen soll. Eine ähnliche Idee enthielt dasjenige Gemälde, wodurch man dem Atheniensischen Feldherrn Timotheus ein blindes Glück in seinen Siegen vorwerfen wollte. *) Man malte ihn schlafend, und das Glück, wie es Städte in ihr Netz fing.

---

*) Numism. Musell. Imp. R. tab. 38.

**) Ib. tab. 11.

***) Ib. tab. 29. Eriſſo Dichiaraz. di medagl. ant. P. II. p. 130.

Zu dieser Klasse gehört der Nil mit seinen sechszehn Kindern **) im Belvedere zu Rom. Dasjenige Kind, welches mit den Kornähren und den Früchten in dem Horn des Nils gleich hoch steht, bedeutet die gröſste Fruchtbarkeit; diejenigen von den Kindern aber, die über das Horn und dessen Früchte hinauf gestiegen, deuten auf Miſswachs. Plinius ***) gibt uns die Erklärung davon. Egypten ist am fruchtbarsten, wenn der Nil sechszehn Fuſs hoch steigt; wenn er aber über dieses Maſs kommt, ist es dem Lande eben so wenig zuträglich, als wenn der Fluſs das gewünschte Maſs nicht erreicht. In Rossi's Sammlung sind die Kinder weggelassen.

Was sich von allegorischen Satyren findet, gehört mit zu dieser zweyten Art. Ein Exempel gibt der Esel †) aus der Fabel des Gabrias, den

---

*) *Plutarch.* Syll. p. 50. 51.

**) conf. *Philostr.* Imag. p. 737.

***) *Plin.* Hist. Nat. L. XVIII. c. 47. *Agost.* Dial. III. p. 104.

†) *Gabriæ* Fab. p. 169. in Aesop. Fab. Venet. 1709.

man mit einer Statue der Isis beladen hatte, und welcher die Ehrfurcht des Volks gegen das Bild auf sich deutete. Kann der Stolz des Pöbels unter den Groſsen in der Welt sinnlicher vorgestellt werden?

Die höhere Allegorie würde aus der gemeinern können ersetzt werden, wenn diese nicht gleiches Schicksal mit jener gehabt hätte. Wir wissen z. B. nicht wie die Beredsamkeit oder die Göttin Peitho gebildet gewesen; oder wie Praxiteles die Göttin des Trostes Parergan, von welchem Pausanius *) Nachricht gibt, vorgestellt habe. Die Vergessenheit **) hatte einen Altar bey den Römern; vielleicht war auch dieser Begriff persönlich gemacht. Eben dieses läſst sich von der Keuschheit denken, deren Altar ***) man auf Münzen findet; ingleichen von der Furcht †), welcher Theseus geopfert hat.

Unterdessen sind die übrig gebliebenen Allegorien von Künstlern neuerer Zeiten noch nicht insgesammt verbraucht: es sind vielen unter diesen hier und da einige unbekannt geblieben, und die Dichter und die übrigen Denkmale des Alter-

---

*) *Pausan.* L. I. c. 43. p. 105. l. 7.

**) *Plutarch.* Sympos. L. IX. qu. 6.

***) *Vaillant* Numism. Imp. T. II. p. 135.

†) *Plutarch.* Vit. Thes p. 26.

thums können noch allezeit einen reichen Stoff zu schönen Bildern darreichen. Diejenigen, welche zu unsern und unsrer Völker Zeiten dieses Feld haben bereichern, und nicht weniger zum Unterricht als zur Erleichterung der Künstler arbeiten wollen, hätten Quellen, die so rein und reich sind, suchen sollen. Es erschien aber eine Zeit in der Welt, wo ein groſser Haufen der Gelehrten gleichsam zur Ausrottung des guten Geschmacks sich mit einer wahrhaften Raserey empörte. Sie fanden in dem, was Natur heiſst, nichts als kindische Einfalt, und man hielt sich verbunden, dieselbe witziger zu machen. Junge und Alte fingen an Devisen und Sinnbilder zu malen, nicht allein für Künstler, sondern auch für Weltweise und Gottesgelehrte; und es konnte kaum ferner ein Gruſs, ohne ein Emblema anzubringen, bestellt werden. Man suchte dergleichen lehrreicher zu machen durch eine Unterschrift desjenigen, was sie bedeuteten, und was sie nicht bedeuteten. Dieses sind die Schätze, nach denen man noch jetzt gräbt. Nachdem nun einmal diese Gelehrsamkeit Mode geworden war, so wurde an die Allegorie der Alten gar nicht mehr gedacht.

Das Bild der Freygebigkeit *) war bey den

---

*) *Agost.* Dial. II. p. 66. 67. Numism. Musell. Imp. Rom. tab. 115.

Alten eine weibliche Figur mit einem Horne des Ueberflusses in der einen Hand und in der andern die Tafel eines Römischen Congiarii. Die Römische Freygebigkeit schien vielleicht gar zu sparsam: man gab der selbst gemachten *) in jede Hand ein Horn, und das eine umgekehrt, um auszustreuen. Auf den Kopf setzte man ihr einen Adler, der, ich weiſs nicht was, hier bedeuten sollte. Andre **) malten eine Figur mit einem Gefäſse in jeder Hand.

Die Ewigkeit ***) saſs bey den Alten auf einer Kugel oder vielmehr auf einer Sphäre mit einem Spieſse in der Hand; oder sie stand †), mit der Kugel in der einen Hand, und im übrigen wie jene; oder eine Kugel in der Hand, und ohne Spieſs; oder auch mit einem fliegenden Schleyer um den Kopf. ††) Unter so verschiedenen Gestalten findet sich die Ewigkeit auf Münzen der Kaiserin Faustina. Den neuern Allegoristen schien dieses zu leicht gedacht: sie malten uns etwas Schreckliches †††), wie Vielen die Ewig-

---

*) *Ripa* Iconol. n. 87.

**) Thesaur. de arguta dict.

***) Numism. Musell. Imp. R. tab. 107.

†) Ib. tab. 106.

††) Ib. tab. 105.

†††) *Ripa* Iconol. P. I. n. 53.

keit selbst ist: eine weibliche Gestalt bis auf die Brust, mit Kugeln in beyden Händen; das Uebrige des Körpers ist eine Schlange, die in sich selbst zurückgeht, mit Sternen bezeichnet.

Die Vorsicht *) hat mehrentheils zu ihren Füssen eine Kugel, und einen Spieſs in der linken Hand. Auf einer Münze **) Kaisers Pertinax hält die Vorsicht die Hände ausgestreckt gegen eine Kugel, welche aus den Wolken zu fallen scheint. Eine weibliche Figur ***) mit zwey Gesichtern schien den Neuern bedeutender zu seyn.

Die Beständigkeit †) sieht man auf einigen Münzen Kaisers Claudius, sitzend und stehend mit einem Helme auf dem Haupte und einem Spieſse in der linken Hand; auch ohne Helm und Spieſs: aber allezeit mit einem auf das Gesicht gerichteten Zeigefinger, als wenn sie etwas ernstlich behaupten wollte. Bey den Neuern ††) konnte die Vorstellung dieser Tugend ohne Säulen nicht förmlich werden.

---

*) *Agost.* Dial. II. p. 57. Numism. Musell. l. c. tab. 63.

**) *Agost.* l. c.

***) *Ripa* Iconol. P. I. n. 135.

†) *Agost.* Dial. II. p. 47.

††) *Ripa* Iconol. P. I. n. 31.

Es scheint, Ripa habe oft seine eignen Figuren nicht verstanden, zu erklären. Das Bild der Keuschheit *) hält bey ihm in der einen Hand eine Geisel (welche wenig Reitzung zur Tugend gibt) und in der andern Hand ein Sieb. Der Erfinder dieses Bildes, von dem es Ripa geborgt, hat vermuthlich auf die Vestalin Tuccia zielen wollen; Ripa, dem dieses nicht eingefallen ist, kommt mit den gezwungensten Einfällen hervor, die nicht verdienen, daſs sie wiederholt werden.

Ich spreche durch den gemachten Gegensatz unsern Zeiten das Recht der Erfindung allegorischer Bilder nicht ab: es können aber aus der verschiedenen Art zu denken einige Regeln gezogen werden für diejenigen, welche diesen Weg betreten wollen.

Von dem Character einer edlen Einfalt haben sich die alten Griechen und Römer niemals entfernt: das wahre Gegentheil von derselben sieht man in Romeyn de Höoghe Bildersprache. Von vielen seiner Einfälle kann man sagen, wie Virgil von dem Ulmbaum in der Hölle.

> *Hanc sedem somnia vulgo*
> *Vana tenere ferunt, foliisque sub omnibus haerent.*
> *Aen.* VI.

---

*) Ib. P. I. n 25.

Die Deutlichkeit gaben die Alten ihren Bildern mehrentheils durch solche ihnen zugegebene Zeichen, die dieser und keiner andern Sache eigen sind (etliche wenige, die oben angezeigt worden, ausgenommen) und zu eben dieser Regel gehört die Vermeidung aller Zweydeutigkeit, wider welche man in Allegorien der Neuern gehandelt hat *), wo der Hirsch die Taufe und auch die Rache, ein nagendes Gewissen und die Schmeicheley bedeuten soll. Die Zeder soll ein Bild eines Predigers und zugleich irdischer Eitelkeiten, eines Gelehrten und einer sterbenden Wöchnerin seyn.

Die Einfalt und Deutlichkeit begleitete allezeit ein gewisser Wohlstand. Ein Schwein, welches bey den Egyptern einen Nachforscher der Geheimnisse **) soll bezeichnet haben, würde nebst allen Schweinen, welche Cäsar Ripa und andre Neuern angebracht haben, als ein unanständiges Bild von ihnen angesehen worden seyn; auſser da, wo dieses Thier gleichsam das Wappen eines Orts war, wie auf den Eleusischen Münzen ***) zu sehen.

---

*) *Picinelli* Mund. symb.

**) *Schaw.* Voyag. T. I.

***) *Haym.* Tesoro Brit. T. I. p. 219.

Endlich waren die Alten bedacht, das Bezeichnete mit seinem Zeichen in ein entfernteres Verhältniſs zu stellen. Nebst diesen Regeln soll die allgemeine Beobachtung bey allen Versuchen in dieser Wissenschaft billig seyn, die Bilder, wo möglich, aus der Mythologie und aus der ältesten Geschichte zu wählen.

Man hat in der That einige neuern Allegorien (wenn ich neu nennen derf, was völlig in dem Geschmacke des Alterthums ist), die vielleicht neben die Bilder der alten höhern Allegorie zu setzen sind.

Zwey Brüder aus dem Hause Barbarigo, die in der Würde eines Doge zu Venedig *) unmittelbar auf einander gefolgt sind, werden vorgestellt unter den Bildern des Kastor und Pollux. **) Dieser theilte, nach der Fabel, mit jenem die Unsterblichkeit, welche ihm allein vom Jupiter zuerkannt wurde: und in der Allegorie überreicht Pollux, als der Nachfolger, seinem verstorbenen Vorgänger, der durch einen Todtenkopf bezeichnet wird, eine Schlange, so wie dieselbe pflegt die Ewigkeit vorzustellen; dadurch anzuzeigen, daſs der verstorbene Bruder durch die Regierung des lebenden, so wie dieser selbst, vereinigt werde. Auf der Rückseite einer erdichteten Münze unter beschriebenem Bilde steht ein Baum, von dem ein abgebrochener Zweig herunter fällt, mit einer Ueberschrift aus der Aeneis:

---

*) *Egnatius* de exempl. illustror. Viror. Venet. L. V, p. 133.

**) Numism. Barbad. gent. n. 37. Padova 1732. fol.

Primo avulso non deficit alter.

Ein Bild auf einer von König Ludwig XIV. Münzen verdient hier auch angemerkt zu werden. *) Es wurde dieselbe geprägt, da der Herzog von Lothringen, welcher bald die Französische, bald die Oestreichische Parthey ergriff, nach der Eroberung von Marsal, aus seinen Landen weichen muſste. Der Herzog ist hier Proteus, wie sich Menelaus desselben mit List bemächtigt und ihn bindet, nachdem er vorher alle mögliche Formen angenommen hatte. In der Ferne ist die eroberte Festung, und in der Unterschrift ist das Jahr derselben angezeigt. Die Bedeutung der Allegorie hätte die Ueberschrift: *Protei artes delusæ*, nicht nöthig gehabt.

---

*) Medailles de Louis le grand. s. 1663. Par. 1702. fol.

Ein gutes Exempel der gemeinern Allegorie *) ist die Geduld oder vielmehr die Sehnsucht, das sehnliche Verlangen unter dem Bilde einer weiblichen Figur, die mit gefaltenen Händen die Zeit an einer Uhr betrachtet.

Bisher haben freylich die Erfinder der besten malerischen Allegorien noch immer aus den Quellen des Alterthums allein geschöpft, weil man Niemanden ein Recht zugestanden, Bilder für Künstler zu entwerfen, da denn also keine allgemeine Aufnahme derselben statt gefunden. Von den meisten bisherigen Versuchen ist dergleichen nicht zu hoffen gewesen: in der ganzen Iconologie des Ripa sind etwa zwey oder drey erträglich:

Apparent rari nantes in gurgite vasto;

und die verlorne Mühe **) durch einen Mohr, der sich wäscht, vorgestellt, möchte noch das beste seyn. In einigen guten Schriften sind Bilder versteckt und zerstreut, wie die Dummheit und der Tempel derselben in dem „Zuschauer“ ***) ist: diese müſste man sammeln und allgemeiner machen. Es ist ein Weg, Wochen- und Monatschriften sonderlich unter Künstlern beliebt zu machen: ein Beytrag von guten allegorischen Bildern würde dieses wirken. Wenn die Schätze der Gelehrsamkeit der Kunst zuflieſsen, so könnte die Zeit erscheinen, daſs der Maler eine Ode eben so gut als eine Tragödie schildern würde.

---

*) Thesaur. de argat. dict.

**) *Ripa* Iconol. P. II. p. 166.

***) Spectator edit. 1724. Vol. II. p. 201.

Ich will selbst versuchen ein Paar Bilder anzugeben: Regeln und viel Exempel unterrichten am besten. Ich finde die Freundschaft allenthalben schlecht vorgestellt, und die Sinnbilder derselben verdienen nicht einmal beurtheilt zu werden: sie sind mehrentheils mit fliegenden und beschriebenen Wimpeln; man weiſs, wie tief alsdann die Begriffe liegen.

Ich würde diese gröſste menschliche Tugend durch Figuren zweyer ewigen Freunde aus der Heldenzeit, des Theseus und des Pirithous malen. Auf geschnittenen Steinen *) gehen Köpfe unter dem Namen des erstern; auf einem andern Steine **) erscheint der Held mit der Keule, die er dem Pariphetes, einem Sohne des Vulkan, genommen hat, von der Hand des Philemon: Theseus kann also den Erfahrnen im Alterthume kenntlich gemacht werden. Zu Entwerfung des

---

*) *Canini* Imag. des Heros. n. I.

**) *Stosch* Pierr. grav. pl. 51.

Bildes einer Freundschaft in der gröſsten Gefahr könnte ein Gemälde zu Delphos dienen, welches Pausanias *) beschreibt. Theseus war vorgestellt, wie er sich mit seinem Degen in der einen Hand, und mit dem Degen, welchen er seinem Freunde von der Seite gezogen hatte, in der andern Hand, gegen die Thesprotier zur Gegenwehr setzt. Oder der Anfang und die Stiftung ihrer Freundschaft, so wie sie Plutarch **) beschreibt, könnte ebenfalls ein Vorwurf dieses Bildes seyn. Ich habe mich gewundert, daſs ich unter den Sinnbildern von weltlichen und geistlichen groſsen Helden und Männern aus dem Hause Barbarigo keins gefunden habe, auf einen wahren Menschen und ewigen Freund. Nicolaus Barbarigo war ein solcher: er stiftete mit Marco Trivisano eine Freundschaft, die ein ewiges Denkmal verdient hätte:

Monumentum aere perennius.

Ihr Andenken ist in einer kleinen raren Schrift ***) enthalten.

---

*) *Pausan.* L. X. p. 870. 71.

**) Vit. Thes. p. 29.

***) De monstrosa amicitia respectu perfectionis inter Nic. Barbar. et Marc. Trivisan. Venet. 1628. 4.

Ein Bild des Ehrgeitzes könnte ein kleiner Umstand aus dem Alterthume geben. Plutarch bemerkt, daſs man der Ehre mit entblöſstem Haupte*) geopfert habe. Alle übrige Opfer **), das an den Saturnus ausgenommen, geschahen mit einer Decke über den Kopf. Gedachter Scribent ***) glaubt, daſs die gewöhnliche Ehrenbezeigung unter Menschen zu der Beobachtung bey diesem Opfer Gelegenheit gegeben habe, da es vielleicht das Gegentheil seyn kann. Es kann auch dieses Opfer von den Pelasgern †) herrühren, die mit entblöſstem Haupte zu opfern pflegten. Die Ehre ††) wird vorgestellt durch eine weibliche Figur mit Lorbeern gekrönt, die ein Horn des Ueberflusses in der einen, und eine Hasta in der andern Hand hält. In Begleitung der Tugend, die eine männliche Figur mit einem Helme ist, steht sie auf einer Münze †††) Kaisers Vitellius;

---

*) *Vit. Marcelli Ortelii* Capita Deor. Lib. II. fig. 41.

**) *Thomasin.* Donar. vett. c. 5.

***) *Plutarch.* Quaest. Rom. p. 266. F.

†) *Vulp.* Latium. T. I. L. I. c. 27. p. 406.

††) *Agost.* Dialog. II. p. 81.

†††) Id. l. c.

die Köpfe dieser Tugenden sieht man auf einer Münze *) von Cordus und Calenus.

Ein Bild des Gebets könnte aus dem Homer genommen werden. Phönix, der Hofmeister des Achilles, sucht den ihm anvertrauten Held zu besänftigen, und dieses thut er in einer Allegorie. „Du muſst wissen, Achilles", sagt er, „daſs die Gebete Töchter des Jupiter sind. **) Sie sind krumm geworden durch vieles Knieen; ihr Gesicht ist voller Sorgen und Runzeln, und ihre Augen sind beständig gegen den Himmel gerichtet. Sie sind ein Gefolge der Göttin Ate, und gehen hinter ihr. Diese Göttin geht ihren Weg mit einer kühnen und stolzen Miene, und leicht zu Fuſs, wie sie ist, läuft sie durch die ganze Welt, und ängstigt und quält die Menschenkinder. Sie sucht den Gebeten auszuweichen, welche ihr unablässig folgen, um diejenigen Personen, welche jene verwundet, zu heilen. Wer diese Töchter des Jupiter ehrt, wenn sie sich ihm nähern, genieſst viel Gutes von ihnen; wenn man sie aber verwirft, bitten sie ihren Vater, der Göttin Ate Befehl zu geben, einen Solchen wegen der Härte seines Herzens zu strafen."

---

*) Ib. et *Beger.* Obs. in Numism. p. 56.

**) Il. *i.* v. 498. conf. *Heraclid. Pontic.* de Allegoria Homeri. p. 457. 58.

Man könnte auch aus einer bekannten alten Fabel ein neues Bild machen. Salmacis und der Knabe, den sie liebte, wurden in eine Quelle verwandelt, welche weibisch machte, also daſs

> *Quisquis in hos fontes vir venerit, exeat inde*
> *Semivir: et tactis subito mollescat in undis.*
> (*Ovid. Metam. L.* IV.)

Die Quelle war bey Halicarnassus in Carien. Vitruv *) glaubt, die Wahrheit dieser Erdichtung gefunden zu haben. Einige Einwohner aus Argos und Trözene, sagt er, begaben sich dahin, und vertrieben die Carier und Leleger, die sich ins Gebirge retteten und anfingen, die Griechen mit Streifereyen zu beunruhigen. Einer von den Einwohnern, welcher besondere Eigenschaften in dieser Quelle entdeckt hatte, legte bey derselben ein Gebäude an, wo diejenigen, die den Brunnen gebrauchen wollten, ihre Bequemlichkeit hatten. Es fanden sich Barbaren sowohl als Griechen hier ein, und jene gewöhnten sich an die sanften Griechischen Sitten und legten freywillig ihr wildes Wesen ab. Die Vorstellung der Fabel selbst ist Künstlern bekannt: die Erzählung des Vitruv könnte ihnen Anleitung geben, ein Bild eines Volks zu machen, welches gesittet und menschlich geworden, wie die Russen unter Peter I. angefangen haben. Die Fabel des Orpheus könnte zu eben dieser Vorstellung dienen. es kommt auf den Ausdruck an, ein Bild vor dem andern bedeutender zu machen.

---

*) Architect. L. II. c. 8.

Ist dasjenige, was ich allgemein über die Allegorie gesagt habe, nicht überzeugend genug, die Nothwendigkeit derselben in der Malerey darzuthun, so werden wenigstens die Bilder, welche als Beyspiele angebracht sind, zur Rechtfertigung meines Satzes dienen können: „dafs sich die Malerey auf Dinge erstrecke, die nicht sinnlich sind.“

Die beyden gröfsten Werke der allegorischen Malerey, die ich in meiner Schrift angeführt habe, nämlich die Luxemburgische Gallerie und die Cuppola der kaiserl. Bibliothek zu Wien, können zeigen, wie ihre Meister die Allegorie glücklich und dichterisch angewendet haben.

Rubens wollte Heinrich IV. als einen menschlichen Sieger malen, der in Bestrafung der frevelhaften Aufrührer und meuchelmörderischer Majestätbeleidiger dennoch Gelindigkeit und Gnade blicken läfst. Er gab seinem Helden die Person des Jupiter, welcher den Göttern Befehl ertheilt, die Laster zu strafen und zu stürzen. Apollo und Minerva drücken ihre Pfeile auf dieselben ab, und die Laster, als Ungeheuer gebildet, fallen übereinander zu Boden. Mars will in voller Wuth alles vollends zernichten; Venus aber, als das Bild der Liebe, hält ihn sanft bey dem Arme zurück: der Ausdruck der Göttin ist so redend gemacht, daſs man dieselbe gleichsam den Gott des Krieges bitten hört: Wüthe nicht mit grausamer Rache wider die Laster; sie sind gestraft.

Daniel Grau's ganze Arbeit an der Cuppola *) ist eine Allegorie auf die kaiserl. Bibliothek, und alle seine Figuren sind gleichsam Zweige von einem einzigen Stamme. Es ist ein malerisches Heldengedicht, welches nicht von den Eyern der Leda anfängt, sondern wie Homer vornehmlich nur den Zorn des Achilles besingt, so verewigt des Künstlers Pinsel nur allein des Kaisers Sorgfalt für die Wissenschaften. Die Anstalten zum Bau der Bibliothek hat der Künstler also vorgestellt:

Die kaiserl. Majestät erscheint unter einer sitzenden weiblichen Figur mit einem kostbaren Hauptschmucke, auf deren Brust ein goldnes Herz an einer Kette hängt, als ein Bild des gutthätigen Herzens dieses Kaisers. Mit dem Befehlsstabe gibt diese Figur den Befehl zum Bau. Unter ihr sitzt ein Genius mit Winkel,

---

*) Repræsentatio Bibliothecæ Cæsareæ. Vienn. 1737. fol. obl.

Palette und Eisen; ein andrer schwebt über ihr mit dem Bilde der drey Grazien, welche auf den guten Geschmack in dem ganzen Bau deuten. Neben der Hauptfigur sitzt die allgemeine Freygebigkeit mit einem angefüllten Beutel in der Hand, und unter derselben ein Genius mit der Tafel des Römischen Congiarii, und hinter derselben die Oestreichische Freygebigkeit mit gewirkten Lerchen *) in ihrem Mantel. Aus dem Horne des Ueberflusses fangen etliche Genien die ausgeschütteten Schätze und Belohnungen auf, um dieselben den um Künste und Wissenschaften, sonderlich um die Bibliothek verdienten Männern auszutheilen. Auf die befehlende Person richtet die persönlich gemachte Befolgung des gegebenen Befehls ihr Gesicht, und drey Kinder halten das Modell des Gebäudes. Neben dieser Figur steht ein alter Mann, der auf einer Tafel den Bau ausmiſst, und unter

---

*) Aus dem Adler auf den Heerschildern der alten Oestreichischen Markgrafen sind mit der Zeit Lerchen geworden. Man hat dieselben aus Unwissenheit von einer erdichteten Lerchenlegion der Römer herleiten wollen; welches als eine Fabel gründlich widerlegt worden. v. *Hergott* Monum. gentis Austr. T. I. Diss. II.

ihm ein Genius mit einem Senkbley, zur Vorstellung der eingerichteten Befolgung. Zur Seite des Alten sitzt die sinnreiche Erfindung mit dem Bilde der Isis in der rechten Hand, und mit einem Buche in der linken, die Natur und Wissenschaft als Quellen der Erfindung anzuzeigen; deren schwere Auflösungen das Bild einer Sphinx, welches vor ihr liegt, abbildet.

Die Vergleichung dieses Werks mit dem grossen Plafond von le Moine zu Versailles, die ich in meiner Schrift gemacht habe, ist blos als zwischen den neuesten und gröſsten Arbeiten unsrer Zeiten in Deutschland und Frankreich angestellt. Die groſse Gallerie des erwähnten Lustschlosses, von Carl le Brun gemalt, ist ohne Zweifel das Höchste in der dichterischen Malerey, was nach Rubens ausgeführt worden, und Frankreich kann sich rühmen, daſs es an dieser und der Luxemburgischen Gallerie die gelehrtesten Werke der Allegorie in der Welt habe.

Die Gallerie von le Brun stellt die Geschichte Ludwig XIV. vom Pyrenäischen bis zum Nimwegischen Frieden vor in neun groſsen und achtzehn kleinen Feldern. Dasjenige Gemälde, wo der König den Krieg wider Holland beschlieſst, enthält allein eine sinnreiche und hohe Anwendung beynahe der ganzen Mythologie, und ist von Simoneau dem Aeltern gestochen. Der Reichthum desselben erfordert eine Beschreibung, die für eine kleine Schrift zu stark werden würde: man urtheile aus ein Paar kleinern Compositionen unter diesen Gemälden, was der Künstler im Stande gewesen, zu denken und auszudrücken. Er malte den berühmten Uebergang der Französischen Völker über den Rhein. Sein Held *) sitzt auf einem Kriegswagen mit einem Donnerkeile in der Hand, und Herkules, als ein Bild des heroischen Muths, treibt den Wagen mitten durch die unruhigen Wellen. Die Figur, welche Spanien vorstellt, wird von dem Strome mit fortgerissen: der Gott des Rheins ist bestürzt und läſst sein Ruder fallen: die Victorien kommen herzugeflogen und halten Schilder, auf welche die Namen der Städte, die nach diesem Uebergange erobert sind, angedeutet werden. Europa sieht voller Verwunderung zu.

Eine andre Vorstellung betrifft den Friedensschluſs. Holland läuft, ungeachtet es durch den Reichsadler beym Rocke zurückgehalten wird, dem Frieden entgegen, welcher vom Himmel herabkömmt, umgeben mit den Genien der Scherze und des Vergnügens, die allenthalben Blumen ausstreuen. Die Eitelkeit mit Pfauenfedern gekrönt, sucht Spanien und Deutschland

---

*) *Lepicié* Vies des prem. peintr. du Roi. T. I. p. 64.

zurückzuhalten, diesem mit ihrem verbundenen Staate zu folgen; aber da sie die Höhle sehen, wo für Frankreich und Holland Waffen geschmiedet wurden, und die Fama in den Lüften hörten, die sie bedroht, so lenken sie sich gleichsam zum Frieden. Das erste von diesen zwey Bildern ist an Höhe mit Homers berühmter Beschreibung von Neptuns Fahrt auf dem Meere und dem Sprunge der unsterblichen Pferde desselben zu vergleichen.

Nach dergleichen groſsen Beyspielen wird es dennoch der Allegorie in der Malerey nicht an Gegnern fehlen, so wie es der Allegorie im Homer schon im Alterthum ergangen ist. Es gibt Leute von so zärtlichem Gewissen, daſs sie die Fabel neben die Wahrheit gestellt, nicht ertragen können: eine einzige Figur eines Flusses auf einem sogenannten heiligen Vorwurfe, ist vermögend, ihnen Aergerniſs zu geben. Poussin wurde getadelt, weil er auf seiner Erfindung Moses, den Nil persönlich gemacht hatte. *) Eine noch stärkere Parthey hat sich wider die

---

*) Eben diese Geschichte, und wahrhaftig von Poussins Hand, ist auf der königl. Gallerie zu Dresden. Man sieht, wie vortheilhaft sich der Künstler der Figur des Flusses zu seiner Composition bedient hat.

Deutlichkeit der Allegorie erklärt; und in dieſem Punkte hat le Brun ungeneigte Richter gefunden, und findet sie noch jetzt. Aber wer weiſs nicht, daſs Zeit und Verhältniſs mehrentheils Deutlichkeit und das Gegentheil zu machen pflegt? Da Phidias seiner Venus zuerst eine Schildkröte *) zugegeben, waren vielleicht Wenige von der Absicht des Künstlers unterrichtet, und derjenige, welcher eben dieser Göttin zuerst Fesseln angelegt, hat viel gewagt. Mit der Zeit wurden diese Zeichen so bekannt, als es die Figur war, welcher sie beygelegt worden. Aber die ganze Allegorie hat, wie Plato **) von der Dichtkunst überhaupt sagt, etwas Räthselhaftes, und ist nicht für Jedermann gemacht. Wenn die Besorgung, denen undeutlich zu seyn, die ein Gemälde wie ein Getümmel von Menschen ansehen, den Künstler bestimmen sollte, so würde er auch alle auſserordentliche fremde Ideen ersticken müssen. Die Absicht des berühmten Friedrich Barocci mit einer Kirsche ***) auf einen Märtyrertod des heil. Vitalis, die ein junges Mädchen über einen Specht hielt, der nach derselben schnappte, war nothwendig sehr Vielen ein Geheimniſs. Die Kirsche bedeutete die Jahreszeit, in welcher der Heilige seinen Geist aufgegeben hatte.

---

*) *Plato* Alcibiad. II. p. 457. l. 30.

**) *Baldinucci* Notiz. de' Profess. del disegno. p. 118.

***) *Argenville* Abregé de la vie des peintres, hat, wie es scheint, das Wort Ciliegia

Alle groſse Maschinen und Stücke eines öffentlichen Gebäudes, Pallastes u. s. w. erfordern billig allegorische Malereyen. Das, was groſs ist, hat einerley Verhältniſs: eine Elegie ist nicht gemacht, groſse Begebenheiten in der Welt zu besingen. Ist aber eine jede Fabel eine Allegorie zu ihrem Orte? Sie hat es weniger Recht zu seyn, als der Doge verlangen könnte, dasjenige in Terra ferma vorzustellen, was er zu Venedig ist. Wenn ich richtig urtheile, so gehört die Farnesische Gallerie nicht unter die allegorischen Werke. Vielleicht habe ich dem Annibal an diesem Orte in meiner Schrift zu viel gethan, wenn die Wahl nicht bey ihm gestanden; man weiſs, daſs der Herzog von Orleans

---

nicht verstanden, weil er gesehen, daſs es ein Zeichen des Frühlings seyn sollen, so machte er aus der Kirsche einen Sommervogel; den Hauptvorwurf des Gemäldes lieſs er unberührt, und nahm nur das Mädchen allein.

von Coypel die Geschichte des Aeneas in seine Gallerie verlangt. *)

Des Rubens Neptun **) auf der königl. Gallerie zu Dresden war ehemals für den prächtigen Einzug des Infanten Ferdinand von Spanien, als Gouverneur der Niederlande, in Antwerpen gemacht; und daselbst war es an einer Ehrenpforte ***) ein allegorisches Gemälde. Der Gott des Meeres, der beym Virgil den Winden Frieden gebietet, war dem Künstler ein Bild der nach ausgestandenem Sturm glücklichen Fahrt und Anlandung des Prinzen in Genua. Jetzt aber kann es weiter nichts, als den Neptun beym Virgil vorstellen.

Vasari †) hat nach der gleichsam bekannten und angenommenen Absicht bey Gemälden an Orten, dergleichen ich namhaft gemacht habe, geurtheilt, wenn er in Raphaels bekanntem Gemälde im Vatican, welches unter dem Namen der Schule zu Athen kekannt ist, eine Allegorie

---

*) *Lepicié* Vies des prem. peintr. P. II. p. 17. 18.

**) Recueil d'estamp. de la gall. de Dresde. fol. 48.

***) Pompa et Introitus Ferdinandi Hisp. Inf. p. 15. Antv. 1641. fol.

†) *Vasari* Vite de' Pittori etc. P. III. Vol. I. p. 76.

finden wollen; nämlich die Vergleichung der Weltweisheit und Sterndeutung mit der Theologie; da man doch nichts weiter in demselben zu suchen hat, als was man augenscheinlich sieht, d. i. eine Vorstellung der Academie zu Athen. *)

Im Alterthum hingegen war eine jede Vorstellung der Geschichte einer Gottheit in dem ihr geweihten Tempel auch zugleich als ein allegorisches Gemälde anzusehen, weil die ganze Mythologie ein Gewebe von Allegorie war. Homers Götter, sagt Jemand unter den Alten, sind natürliche Gefühle der verschiednen Kräfte der Welt; Schatten und Hüllen edler Gesinnungen. Für nichts anderes sah man die Liebeshändel des Jupiter und der Juno an einem Plafond eines Tempels dieser Göttin zu Samos an. Durch den Jupiter wurde die Luft, und durch die Juno die Erde bezeichnet. **)

Endlich mufs ich mich über die Vorstellung der Widersprüche in den Neigungen des Atheniensischen Volks, von der Hand des Parrhasius, erklären. Ich will zugleich einen Fehler anmer-

---

*) *Chambray* Idée de la peint. p. 107. 108. *Bellori* Descriz. delle Imagini dipente da Rafaello etc.

**) *Heraclid. Pontici* Allegor. Homeri. p. 443. 462. inter *Ph. Gale* Opusc. Mythol.

ken, den ich in meiner Schrift begangen habe: an die Stelle dieses Malers ist in der Schrift Aristides gesetzt, welchen man insgemein den Maler der Seele hieſs. In dem Sendschreiben hat man sich den Begriff von besagtem Gemälde sehr leicht und bequem gemacht: man theilt es zu mehrerer Deutlichkeit in verschiedene Gemälde ein. Der Künstler hat gewiſs nicht so gedacht: denn sogar ein Bildhauer, Leochares, machte eine Statue des Atheniensischen Volks, so wie man einen Tempel *) unter diesem Namen hatte, und die Gemälde, deren Vorwurf das Volk zu Athen war, scheinen wie des Parrhasius Werk ausgeführt gewesen zu seyn. Man hat noch keine wahrscheinliche Composition desselben entwerfen können **), oder da man es mit der Allegorie versucht, so ist eine so schreckliche Gestalt erschienen, wie diejenige ist, die uns Tesoro ***) malt. Das Gemälde des Parrhasius wird allezeit ein Beweis bleiben, daſs die Alten gelehrter als wir in der Allegorie gewesen.

Meine Erklärung über die Allegorie überhaupt begreift zugleich dasjenige in sich, was ich über

---

*) *Josephi* Antiquit. L. XIV. c. 8. p. 699. edit. Havert.

**) *Dati* Vite de' Pittori. p. 73.

***) *Thesaur.* Idea argut. dict. c. III. p. 84.

die Allegorie in Verzierungen sagen könnte; da aber der Verf. des Sendschreibens besondre Bedenken über dieselben angebracht hat, so will ich diesen Punkt wenigstens berühren.

In allen Verzierungen sind die beyden vornehmsten Gesetze: Erstlich, der Natur der Sache und dem Orte gemäfs, und mit Wahrheit; und zweytens, nicht nach einer willkührlichen Phantasie zu zieren.

Das erste Gesetz, welches allen Künstlern überhaupt vorgeschrieben ist, und von ihnen verlangt, Dinge dergestalt zusammen zu stellen, dafs das eine auf das andre ein Verhältnifs habe, will auch hier eine genaue Uebereinstimmung des Verzierten mit den Zierrathen.

Nonut placidis coeant immitia.

(*Hor.*)

Das Unheilige soll nicht zu dem Heiligen, und das Schreckhafte nicht zu dem Erhabenen gestellt werden; und aus diesem Grunde verwirft man die Schafsköpfe *) in dem Metopen der Dorischen Säulen an der Capelle des Luxemburgischen Palais in Paris.

Das zweyte Gesetz schliefst eine gewisse Freyheit aus, und schränkt Baumeister und Verzierer

---

*) *Blondel* Mais. de plaisance. T. II. p. 26.

in viel engere Gränzen ein als selbst den Maler. Dieser muſs sich zuweilen sogar nach der Mode in historischen Stücken bequemen, und es würde wider alle Klugheit seyn, wenn er sich mit seinen Figuren in der Einbildung allezeit nach Griechenland versetzen wollte. Aber Gebäude und öffentliche Werke, die von langer Dauer seyn sollen, erfordern Verzierungen, die einen längern Perioden als Kleidertrachten haben, d. i. entweder solche, die sich viele Jahrhunderte hindurch in Ansehen erhalten haben und bleiben werden, oder solche, die nach den Regeln, oder nach dem Geschmack des Alterthums gearbeitet worden; widrigenfalls wird es geschehen, daſs Verzierungen veralten und aus der Mode kommen, ehe das Werk, wo sie angebracht sind, vollendet worden.

Das erste Gesetz führt den Künstler zur Allegorie, das zweyte zur Nachahmung des Alterthums; und dieses geht vornehmlich die kleinern Verzierungen an.

Kleinere Verzierungen nenne ich diejenigen, welche theils kein Ganzes ausmachen, theils ein Zusatz der gröſsern sind. Muscheln sind bey den Alten nirgend, als wo es der Fabel, wie bey der Venus und den Meergöttern, oder wo es dem Orte gemäſs gewesen, wie in Tempeln des Neptun geschehen, angebracht worden; man glaubt auch, daſs alte Lampen mit Muscheln geziert *), in Tempeln dieser Gottheit gebraucht worden sind. Sie können also an vielen Orten schön, ja bedeutend seyn; wie in den Festons an dem Rathhause zu Amsterdam. **)

Die Schaſs- und Stierköpfe geben so wenig eine Rechtfertigung des Muschelwerks, wie der Verf. des Sendschreibens vielleicht glaubt, daſs sie vielmehr den Miſsbrauch desselben darthun können. Diese von der Haut entblöſsten Köpfe hatten nicht allein ein Verhältniſs zu den Opfern der Alten; sondern man glaubt auch, sie hätten die Kraft dem Blitze zu widerstehen ***), und Numa wollte hierüber einen besondern Befehl vom Jupiter bekommen haben. Das Kapital einer Korinthischen Säule †) kann eben so wenig

---

*) *Passerii* Lucernæ fict. tab. 51.

**) *Quellinus* Maison de la ville d'Amsterd. 1655. fol.

***) *Arnob.* adv. gentes. L. V. p. 157. edit. Lugd. 1651. 4.

†) Man deutet auch dergleichen Stierkopf auf der Rückseite einer goldnen Atheniensischen Münze, dessen rechte Seite einen Kopf des Herkules mit einer Keule hat, auf die Arbeiten desselben (*Haym* Tesoro Brit. T. I. p. 182. 83.); es soll auch der Kopf, wie

zu dem Muschelwerk, als ein Beyspiel eines scheinbar ungereimten Zierraths gesetzt werden, der durch die Länge der Zeit Wahrheit und Geschmack erhalten. Der Ursprung dieses Kapitals scheint weit natürlicher und vernünftiger zu seyn, als Vitruvs Angeben ist. Diese Untersuchung aber gehört in ein Werk der Baukunst. Pocake, welcher glaubt, daſs die Korinthische Ordnung vielleicht nicht sonderlich bekannt gewesen, da Perikles den Tempel der Minerva gebaut, hätte sich erinnern sollen, daſs dieser Göttin Tempeln Dorische Säulen gehören, wie Vitruv *) lehrt.

Man muſs in diesen Verzierungen so wie überhaupt in der Baukunst verfahren. Diese erhält eine groſse Manier, wenn die Eintheilung der Hauptglieder an den Säulenordnungen aus wenig Theilen besteht; wenn dieselben eine kühne und mächtige Erhobenheit und Ausschweifung erhalten. Man gedenke hierbey an die canellirten Säulen am Tempel des Jupiter zu Agrigent, in deren einzigem Reife **) ein Mensch füglich

---

man muthmaſst, ein Sinnbild der Stärke, oder des Fleiſses, oder der Geduld seyn (Hypnerotomachia Polyphili, fol. 27. Venet.)

*) *Vitruv.* L. I. c. 2.

**) *Diod. Sic.* L. XIII. p. 375. al. 507.

stehen konnte. Diese Verzierungen sollen nicht allein an sich wenig sagen, sondern sie sollen auch aus wenig Theilen bestehen, und diese Theile sollen groſs und frey ausschweifen.

Das erste Gesetz (um wieder auf die Allegorie zu kommen) könnte in sehr viel subalternen Regeln zergliedert werden: die Beobachtung der Natur der Sachen aber und der Umstände ist allezeit das allgemeine Augenmerk der Künstler; und was die Beyspiele betrifft, so scheint hier der Weg der Widerlegung lehrreicher als der Weg der Vorschrift.

Arion auf einem Delphine reitend, so wie er als ein Gemälde zu einer Sopraporte in einem neuern Werke *) der Baukunst, wiewohl nicht mit Vorsatz, wie es scheint, angebracht ist, würde nach der gewöhnlichen Deutung nur allein in Sälen und Zimmern eines Dauphin von Frankreich, dem Orte gemäſs seyn; an allen Orten aber, wo dieses Bild nicht entweder auf Menschenliebe, oder auf Hülfe und Schutz, welchen Künstler, wie Arion finden, ziehen kann, würde es nicht bedeutend seyn. In der Stadt Tarent hingegen könnte eben dieses Bild, doch ohne Leyer, noch jetzt an allen öffentlichen Gebäuden seinen Ort zieren: denn die alten Tarentiner,

---

*) *Blondel* Maisons de plais.

die Neptuns Sohn Taras für ihren Erbauer hielten, prägten denselben, wie er auf einem Delphin ritt, auf ihre Münzen.

Man hat wider die Wahrheit gehandelt in den Verzierungen eines Gebäudes, an dessen Aufführung eine ganze Nation Theil hat: an dem Palais Bleinheim des Herzogs von Marlborough *), wo über zwey Portale ungeheure Löwen von Stein gehauen liegen, welche einen kleinen Hahn in Stücke reiſsen; die Erfindung ist nichts als ein sehr gemeines Wortspiel.

Es ist nicht zu läugnen, man hat eins oder ein Paar Beyspiele von ähnlich scheinenden Gedanken aus dem Alterthume, wie die Löwin auf dem Grabmale der Liebsten des Aristogiton, mit Namen Leäna war, welches dieser Person als eine Belohnung aufgerichtet wurde, wegen der bezeigten Beständigkeit in der Marter des Tyrannen, um von ihr ein Geständniſs der Mitverschwornen wider ihn zu erpressen. Ich weiſs nicht, ob dieses Grabmal zur Rechtfertigung der Wortspiele in neuern Verzierungen dienen könnte. Die Liebste des Märtyrers der Freyheit zu Athen war eine Person von berüchtigten Sitten, deren Namen man Bedenken trug auf ein öffentliches Denkmal zu setzen. Eine gleiche Beschaffenheit

---

*) Spectator. N. 59.

hat es mit den Eidechsen und Fröschen *) an einem Tempel, wodurch die beyden Baumeister Saurus und Batrachus **) ihre Namen, die sie nicht offenbar andeuten durften, zu verewigen suchten. Gedachte Löwin hatte keine Zunge, und dieser Gadanke gab der Allegorie Wahrheit. Die Löwin, welche auf der berühmten Lais***) Grab gesetzt wurde, war vermuthlich von jener eine Copie, und hielt hier mit den Vorderfüſsen einen Widder, als ein Gemälde ihrer Sitten. †) Im Uebrigen wurde auf das Grabmal tapfrer Leute insgemein ein Löwe gesetzt.

Es ist zwar nicht zu verlangen, daſs alle Verzierungen und Bilder der Alten auch sogar auf ihren Vasen und Geräthen allegorisch seyn sollen. Die Erklärung von vielen derselben würde auch entweder sehr mühsam werden, oder auf bloſsen Muthmaſsungen beruhen. Ich unterstehe mich nicht, zu behaupten, daſs z. B. eine irdene Lampe ††) in der Gestalt eines Ochsenkopfs eine immerwährende Erinnerung nützlicher

---

*) *Pausan.* L. I. c. 43. l. 22.

**) *Plin.* Hist. Nat. L. 36. c. 5.

***) *Pausan.* L. II. c. 2. p. 115. l. 11.

†) *Pausan.* L. IX. c. 40. p. 795. l. 11.

††) *Aldrovand.* de quadrup. bisulc. p. 141.

Arbeiten bedeute, so wie das Feuer ewig ist. Eben so wenig möchte ich hier die Vorstellung eines Opfers des Pluto und der Proserpina suchen. *) Das Bild aber eines Trojanischen Prinzen, den Jupiter entführt und ihn zu seinem Liebling erwählt, war in dem Mantel eines Trojaners von groſser und rühmlicher Deutung, und also eine wahre Allegorie, welche man in dem Sendschreiben nicht hat finden wollen. Die Bedeutung der Vögel, die von Trauben fressen, scheint einem Aschentopfe eben so gemäſs zu seyn, als es der junge Bacchus, den Merkurius der Leukothea zu säugen überbringt, auf einer groſsen marmornen Vase **), von dem Athenienser Salpion gearbeitet, ist. Die Vögel können den Genuſs des Vergnügens vorstellen, welches der Verstorbene in den Elyseischen Feldern haben wird; so wie dieses nach der herrschenden Neigung im Leben zu geschehen pflegte: man weiſs, daſs Vögel ***) ein Bild der Seele waren. Man will auch bey einer Sphinx auf einem Becher †) des Künstlers Absehen auf die Begeben-

---

*) *Bellori* Lucern. sepulcr. P. I. fig. 17.

**) *Spon* Miscell. Sect. II. Art. I. p. 25.

***) *Beger* Thes. Palat. p. 100.

†) *Buonarotti* Osserv. sopra alcuni Medagl. Proem. p. XXVI. Roma 1698. 4.

heiten des Oedipus in Theben, als dem Vaterlande des Bacchus, dem der Becher geweiht seyn sollen, finden. Die Eidechse aber auf einem Trinkgeschirr des Mentor kann den Besitzer desselben anzeigen, welcher vielleicht Sauros geheiſsen hat.

Ich glaube, man habe Ursache in den mehrsten Bildern des Alterthums Allegorien zu suchen, wenn man erwägt, daſs sie sogar allegorisch gebaut haben. Ein solches Werk war die den sieben freyen Künsten geweihte Gallerie *) zu Olympia, in welcher ein abgelesenes Gedicht durch den Wiederhall siebenmal wiederholt wurde. Ein Tempel des Merkur, der anstatt der Säulen, auf Hermen oder auf Thermen, wo man jetzt spricht, ruhte, auf einer Münze **) Kaisers Aurelianus, kann einigermaſsen mit hieher gehören. In dem Fronton ist ein Hund, ein Hahn und eine Zunge: Figuren, deren Auslegung bekannt ist.

Noch gelehrter war der Bau des Tempels der Tugend und Ehre, welchen Marcellus unternahm. Da er die Beute, welche er in Sizilien gemacht hatte, hierzu bestimmte, wurde ihm sein Vorhaben durch die Oberpriester, deren Gutachten er vorher einholte, untersagt, unter dem Vor-

---

*) *Plutarch.* de garrulit. p. 502.

**) *Tristan* Comment. hist. des Emp. T.I. p.632.

wande, daſs ein einziger Tempel nicht zwey Gottheiten fassen könnte. Marcellus lieſs also zwey Tempel *) nahe an einander bauen, dergestalt, daſs man durch den Tempel der Tugend gehen muſste, um in den Tempel der Ehre zu gelangen; um dadurch zu lehren, daſs man allein durch Ausübung der Tugend zur wahren Ehre geführt werde. Dieser Tempel war vor der Porta Capena. **) Es fällt mir hierbey ein ähnlicher Gedanke ein. Die Alten pflegten Statuen von häſslichen Satyrn ***) zu machen, welche hohl waren; wenn man sie öffnete, zeigten sich kleine Figuren der Grazien. Wollte man nicht dadurch lehren, daſs man nicht nach dem äuſsern Scheine urtheilen solle, und daſs dasjenige, was der Gestalt abgeht, durch den Verstand ersetzt werde?

Ich befürchte, daſs einige Bedenken in dem Sendschreiben wider meine Schrift von mir können übergangen worden seyn, auf die ich zu antworten gewillt war. Ich entsinne mich hier auf die Kunst der Griechen, aus blauen Augen schwarze zu machen: Dioskorides †) ist der

---

*) *Plutarch.* Marcel. p. 277.

**) *Vulpii* Latium. T. II. L. II. c. 20. p. 175.

***) *Banier* Mythol. T. II. L. I. ch. 11. p. 181.

†) *Dioscor.* de re medica. L. V. c. 179.

einzige Scribent, der von derselben Meldung gethan hat. Es ist in dieser Kunst auch in neuern Zeiten ein Versuch geschehen. Eine gewisse Gräfin in Schlesien war eine bekannte Schönheit unsrer Zeiten: man fand sie vollkommen; nur hätten einige gewünscht, daſs sie statt der blauen Augen schwarze gehabt hätte. Sie erfuhr den Wunsch ihrer Anbeter, und wendete alle Mittel an, die Natur zu ändern, und es gelang ihr: sie bekam schwarze Augen; wurde aber blind.

Ich habe mir selbst und vielleicht auch dem Sendschreiben kein Genüge gethan; allein die Kunst ist unerschöpflich, und man muſs nicht alles schreiben wollen. Ich suchte mich in der mir vergönnten Muſse angenehm zu beschäftigen, und die Unterredungen mit meinem Freunde, Herrn Friedrich Oeser, einem wahren Nachfolger des Aristides, der die Seele schilderte und für den Verstand malte, gaben zum Theil hierzu die Gelegenheit. Der Name dieses würdigen Künstlers und Freundes soll den Schluſs meiner Schrift zieren.

Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, und dem Unterricht in derselben.

An den Freyherrn Friedrich Rudolph von Berg aus Liefland.

Die Fähigkeit, das Schöne in der Kunst zu empfinden, ist ein Begriff, welcher zugleich die Person und Sache, das Enthaltende und das Enthaltene in sich faſst, welches ich aber in eins schlieſse, so daſs ich hier vornehmlich auf das Erstere mein Absehen richte, und vorläufig bemerke, daſs das Schöne von weiterm Umfange, als die Schönheit ist: diese geht eigentlich die Bildung an, und ist die höchste Absicht der Kunst; jenes erstreckt sich auf alles was gedacht, entworfen und ausgearbeitet wird.

Es ist mit dieser Fähigkeit, wie mit dem gemeinen gesunden Verstande: ein Jeder glaubt denselben zu besitzen, welcher gleichwohl seltner als der Witz ist; weil man Augen hat, wie ein Andrer, so will man so gut als ein Andrer sehen können. So wie sich selbst nicht leicht ein Mädchen für garstig hält, so verlangt ein Jeder das Schöne zu kennen. Es ist nichts empfindlicher, als Jemanden den guten Geschmack, welcher in einem andern Worte eben diese Fähigkeit bedeutet, absprechen wollen; man bekennt sich selbst eher mangelhaft in allen Arten von Kenntnissen, als daſs man den Vorwurf höre, zur Kenntniſs des Schönen unfähig zu seyn. Die Unerfahrenheit in dieser Kenntniſs gesteht man zur Noth zu, aber die Fähigkeit zu derselben will man behaupten. Es ist dieselbe, wie der poetische Geist, eine Gabe des Himmels, bildet sich aber so wenig, wie dieser, von sich selbst, und würde ohne Lehre und Unterricht leer und todt bleiben; folglich hat diese Abhandlung zwey Stücke: diese natürliche Fähigkeit überhaupt, und den Unterricht in derselben.

Die Fähigkeit der Empfindung des Schönen hat der Himmel allen vernünftigen Geschöpfen, aber in sehr verschiedenem Grade, gegeben. Die mehrsten sind wie die leichten Theile, welche ohne Unterschied von einem geriebenen electrischen Körper angezogen werden und bald wiederum abfallen; daher ist ihr Gefühl kurz, wie der Ton einer kurzgespannten Saite. Das Schöne und das Mittelmäſsige ist denselben gleich willkommen, wie das Verdienst und der Pöbel bey einem Menschen von ungemeſsner Höflichkeit. Bey Einigen befindet sich diese Fähigkeit in so geringem Grade, daſs sie in Austheilung derselben von der Natur übergangen zu seyn scheinen könnten; und von dieser Art war ein junger Britte vom ersten Range, welcher im Wagen nicht einmal ein Zeichen des Lebens und seines Daseyns gab, da ich ihm eine Rede hielt über die Schönheit des Apollo und andrer Statuen der ersten Klasse. Von einem ähnlichen Gemächte muſs die Empfindung des Grafen Malvasia, des Verfaſsers der Leben der Bolognesischen Maler, gewesen seyn: dieser Schwätzer nennt den groſsen Raphael einen Urbitanischen Hafner, nach der pöbelhaften Sage, daſs dieser Gott der Künstler Gefäſse bemalt, welche die Unwissenheit jenseits der Alpen als eine Seltenheit aufzeigt; er entsieht sich nicht vorzugeben, daſs die Caracci sich verdorben durch die Nachahmung des Raphael. Auf solche Menschen wirken die wahren Schönheiten der Kunst wie der Nordschein, welcher leuchtet und nicht erhitzt: man sollte beynahe sagen, sie wären von der Art Geschöpfe, welche, wie Sanchoniaton sagt, keine Empfindung haben. Wenn auch das Schöne in der Kunst lauter Gesicht wäre, wie, nach den Egyptern, Gott lauter Auge ist, würde es dennoch so zu Einem Theile vereint, Viele nicht reizen.

Man könnte auch auf die Seltenheit dieser Empfindung aus dem Mangel an Schriften, die das Schöne lehren, einen Schluſs machen: denn vom Plato an bis auf unsre Zeit sind die Schriften dieser Art vom allgemeinen Schönen leer, ohne Unterricht, und von niedrigem Gehalte; das Schöne in der Kunst haben einige Neuern berühren wollen, ohne es gekannt zu haben. Hiervon könnte ich Ihnen, mein Freund, durch ein Schreiben des berühmten Herrn von Stosch, des gröſsten Alterthumskundigen unsrer Zeiten, einen neuen Beweis geben. Er wollte mir in demselben zu Anfang unsers Briefwechsels, weil er mich persönlich nicht kannte, Unterricht geben über den Rang der besten Statuen, und über die Ordnung, in welcher ich dieselben zu betrachten hätte. Ich erstaunte, da ich sah, daſs ein so berufener Antiquarius den Vaticanischen Apollo, das Wunder der Kunst, nach dem schlafenden Faun im Pallaste Barberini, welches eine Waldnatur ist, nach dem Centaur in der Villa Borghese, welcher keiner idealischen

Schönheit fähig ist, nach den zween alten Satyren im Campidoglio, und nach dem Justinianischen Bock, an welchem das beste Stück der Kopf nur ist, setzte. Die Niobe und ihre Töchter, die Muster der höchsten weiblichen Schönheit, haben den letzten Platz in dessen Ordnung. Ich überführte ihn seiner irrigen Rangordnung, und seine Entschuldigung war, daſs er in jungen Jahren die Werke der alten Kunst in Gesellschaft zweyer noch lebender Künstler jenseits der Gebirge gesehen, auf deren Urtheil das seinige sich bisher gegründet habe. Es wurden verschiedene Briefe zwischen uns gewechselt über ein rundes Werk in der Villa Pamphili, mit erhobenen Figuren, welches er für das allerälteste Denkmal der Griechischen Kunst hielt, und ich hingegen für eines der spätesten unter den Kaisern. Was für Grund hatte dessen Meinung? Man hatte das Schlechteste für das Aelteste angesehen; und mit eben diesem System geht Natter in seinen geschnittenen Steinen, welches aus dem, was er über die dritte und sechste Kupferplatte vorbringt, zu erweisen ist. Eben so falsch ist dessen Urtheil über das vermeintliche hohe Alterthum der Steine auf der achten bis zur zwölften Platte: er geht hier nach der Geschichte, und glaubt eine sehr alte Begebenheit, wie der Tod des Othryades ist, müsse auch einen sehr alten Künstler voraussetzen. Durch solche Kenner ist der vorgegebene Seneca im Bade, in der Villa Borghese, in Achtung gekommen, welcher ein Gewebe von strickmäſsigen Adern ist, und in meinen Augen der Kunst des Alterthums kaum würdig zu achten. Dieses Urtheil wird den Mehrsten einer Ketzerey ähnlich sehen, und ich würde dasselbe vor ein Paar Jahren noch nicht öffentlich gewagt haben.

Diese Fähigkeit wird durch gute Erziehung erweckt und zeitiger gemacht, und meldet sich eher, als in vernachläſsigter Erziehung, welche dieselbe aber nicht ersticken kann, wie ich hier an meinem Theile weiſs. Es entwickelt sich dieselbe aber eher an groſsen als kleinen Orten, und im Umgange mehr, als durch Gelehrsamkeit: denn das viele Wissen, sagen die Griechen, erweckt keinen gesunden Verstand, und die sich durch blose Gelehrsamkeit in den Alterthümern bekannt gemacht haben, sind auch derselben weiter nicht kundig geworden. In gebornen Römern, wo dieses Gefühl vor andern zeitiger und reifer werden könnte, bleibt dasselbe in der Erziehung sinnlos, und bildet sich nicht, weil die Menschen der Henne gleich sind, die über das Korn, welches vor ihr liegt, hingeht, um das entferntere zu nehmen: was wir täglich vor Augen haben, pflegt kein Verlangen zu erwecken. Es lebt noch jetzt ein bekannter Maler Nic. Ricciolini, ein geborner Römer, und ein Mann von groſsem Talente und Wissenschaften, auch auſser seiner Kunst, welcher vor ein Paar Jahren, und allererst im siebenzigsten Jahre seines Alters, die Statuen in der Villa Borghese zum erstenmale sah. Es hat derselbe die Baukunst aus dem Grunde studirt, und dennoch hat er eins der schönsten Denkmale, nämlich das Grab der Cäcilia Metella, des Crassus Frau, nicht gesehen, ungeachtet er, als ein Liebhaber der Jagd, weit und breit auſser Rom umhergestreift ist. Es sind daher aus besagten Ursachen, auſser dem Giulio Romano wenig berühmte Künstler von gebornen Römern aufgestanden; die mehrsten, welche in Rom ihren Ruhm erlangt haben, sowohl Maler, als Bildhauer und Baumeister, waren Fremde, und es thut sich auch jetzt kein Römer in der Kunst hervor. Dieser Erfahrung zufolge, nenne ich ein Vorurtheil, geborne Römer zu Zeichnern der Gemälde einer Gallerie in Deutschland mit groſsen Kosten verschrieben zu haben, wo man geschicktere Künstler fand.

Bey angehender Jugend ist diese Fähigkeit, wie eine jede Neigung, in dunkle und verwor rene Rührungen eingehüllt, und meldet sich wie ein fliegendes Jucken in der Haut, dessen eigentlichen Ort man im Kratzen nicht treffen kann. Es ist dieselbe in wohlgebildeten Knaben eher, als in andern, zu suchen, weil wir insgemein denken wie wir gemacht sind, in der Bildung aber weniger, als im Wesen und in der Gemüthsart: ein weiches Herz und folgsame Sinne, sind Zeichen solcher Fähigkeit. Deutlicher entdeckt sich dieselbe, wenn in Lesung eines Scribenten die Empfindung zärtlich gerührt wird, wo der wilde Sinn überhin fährt, wie dieses verschiedentlich geschehen würde in der Rede des Glaukus an den Diomedes, welches die rührende Vergleichung des menschlichen Lebens mit Blättern ist, die der Wind abwirft, und die im Frühling wiederum hervorsprossen. Wo diese Empfindung nicht ist, predigt man Blinden die Erkenntniſs des Schönen, wie die Musik einem nichtmusikalischen Gehöre. Ein näheres Zeichen ist bey Knaben, die nicht nahe bey der Kunst erzogen werden, noch eigen zu derselben bestimmt sind, ein natürlicher Trieb zum Zeichnen, welcher, wie der zur Poesie und Musik, eingeboren ist.

Da ferner die menschliche Schönheit, zur Kenntniſs, in einen allgemeinen Begriff zu fassen ist, so habe ich bemerkt, daſs diejenigen, welche nur allein auf Schönheiten des weiblichen Geschlechts aufmerksam sind und durch Schönheiten in unserm Geschlechte wenig oder gar nicht gerührt werden, die Empfindung des Schönen in der Kunst nicht leicht eingeboren, allgemein und lebhaft haben. Es wird dasselbe bey diesen in der Kunst der Griechen mangelhaft bleiben, da die gröſsten Schönheiten derselben mehr von unserm als von dem andern Geschlechte sind. Mehr Empfindung aber wird zum Schönen in der Kunst, als in der Natur erfordert, weil jenes, wie die Thränen im Theater ohne Schmerz, ohne Leben ist, und durch die Einbildung erweckt und ersetzt werden muſs. Da aber diese weit feuriger in der Jugend, als im männlichen Alter ist, so soll die Fähigkeit, von welcher wir reden, zeitig geübt und auf das Schöne geführt werden, ehe das Alter kommt, in welchem wir uns entsetzen zu bekennen, es nicht zu fühlen.

Es ist aber, wenn Jemand das Schlechte bewundert, nicht allezeit zu schlieſsen, daſs er die Fähigkeit dieser Empfindung nicht habe. Denn so wie Kinder, welchen man zuläſst, alles, was sie anschauen, nahe vor Augen zu halten, schielen lernen würden, eben so kann die Empfindung verwöhnt und unrichtig werden, wenn die Vorwürfe der ersten betrachtenden Jahre mittelmäſsig oder schlecht gewesen. Ich erinnere mich, daſs Personen von Talent an Orten, wo die Kunst ihren Sitz nicht nehmen kann, über die hervorliegenden Adern an den Männerchen in unsern alten Domkirchen viel sprachen, um ihren Geschmack zu zeigen: diese hatten nichts Besseres gesehen; wie die Mailänder, die ihren Dom der Kirche von St. Peter zu Rom vorziehen.

Das wahre Gefühl des Schönen gleicht einem flüssigen Gipse, welcher über den Kopf des Apollo gegossen wird, und denselben in allen Theilen berührt und umgibt. Der Vorwurf dieses Gefühls ist nicht, was Trieb, Freundschaft und Gefälligkeit anpreisen, sondern was der innere ſeinere Sinn, welcher von allen Absichten geläutert seyn soll, um des Schönen willen selbst empfindet. Sie werden hier sagen, mein Liebster, ich stimme mit Platonischen Begriffen an, die vielen diese Empfindung absprechen könnten; Sie wissen aber, daſs man im Lehren, wie in Gesetzen, den höchsten Ton suchen muſs, weil die Saite von selbst nachläſst: ich sage, was seyn sollte, nicht was zu seyn pflegt, und mein Begriff ist wie die Probe von der Richtigkeit der Rechnung.

Das Werkzeug dieser Empfindung ist der äussere Sinn, und der Sitz derselben der innere: jener muſs richtig, und dieser empfindlich und fein seyn. Es ist aber die Richtigkeit des Auges eine Gabe, welche Vielen mangelt, wie ein feines Gehör und ein empfindlicher Geruch. Einer der berühmtesten gegenwärtigen Sänger in Italien hat alle Eigenschaften seiner Kunst, bis auf ein richtiges Gehör; ihm fehlt das, was der blinde Saunderson, Newtons Nachfolger, überflüssig hatte. Viele Aerzte würden geschickter seyn, wenn sie ein feines Gefühl erlangt hätten. Unser Auge wird vielmals durch die Optik, und nicht selten durch sich selbst betrogen.

Die Richtigkeit des Auges besteht in Bemerkung der wahren Gestalt und Gröſse der Vorwürfe, und die Gestalt geht sowohl auf die Farbe, als auf die Form. Die Farben müssen die Künstler nicht auf gleiche Weise sehen, weil sie dieselben verschiedentlich nachahmen. Zum Beweise desselben will ich nicht das überhaupt schlechte Colorit einiger Maler, als des Poussin, anführen, weil dasselbe zum Theil an Vernachläſsigung, an schlechter Anführung und an der Ungeschicklichkeit liegt; ich schlieſse unterdessen aus dem, was ich selbst ausführen gesehen, daſs solche Maler ihr schlechtes Colorit nicht erkennen. Einer der besten Brittischen Maler hätte seinen Tod Hectors, in Lebensgröſse, wo das Colorit weit unter der Zeichnung ist, weniger geschätzt: dieses Stück wird in weniger Zeit, zu Rom in Kupfer gestochen, erscheinen. Mein Satz gründet sich vornehmlich auf diejenigen Künstler, die unter die guten Coloristen gezählt werden, und gewisse Mängel haben; und ich kann hier den berühmten Friedrich Barocci anführen, dessen Fleisch ins Grünliche fällt. Es hatte derselbe eine besondere Art, die erste Anlage des Nackenden mit Grün zu machen, wie man an einigen unvollendeten Stücken in der Gallerie Albani augenscheinlich erkennt. Das Colorit, welches in Guido's Werken sanft und fröhlich ist, und starke, trübe, und vielmals traurig im Guercino erscheint, liest man sogar auf dem Gesichte dieser beyden Künstler.

Nicht weniger verschieden sind die Künstler in Vorstellung der wahren Gestalt der Form, welches man schlieſsen muſs aus den unvollkommnen Entwürfen derselben in ihrer Einbildung. Baracci ist an seinen sehr gesenkten Profilen des Gesichts, Pietro von Cortona an dem kleinlichen Kinne seiner Köpfe, und Parmigiannio dem langen Ovale und an den langen Fingern kenntlich. Ich will aber nicht behaupten, daſs zu der Zeit, da alle Figuren gleichsam schwindsüchtig waren, wie vor Raphael; und da dieselben wie wassersüchtig wurden durch Bernini, allen Künstlern die Richtigkeit des Auges gemangelt habe: denn hier liegt die Schuld an einem falschen System, welches man wählte und ihm blindlings folgte. Mit der Gröſse hat es eben die Bewandniſs. Wir sehen, daſs Künstler auch in Portraits in dem Maſse der Theile, die sie in Ruhe und nach ihrem Wunsche sehen, fehlen: an einigen ist der Kopf kleiner, oder gröſser, an andern die Hände; der Hals ist zuweilen zu lang, oder zu kurz u. s. f. Hat das Auge in einigen Jahren von beständiger Uebung diese Proportion nicht erlangt, so ist dieselbe vergebens zu hoffen.

Da nun dasjenige, was wir auch an geübten Künstlern bemerken, von einer Unrichtigkeit ihres Auges herrührt, so wird dieses noch häufiger bey andern Personen seyn, die diesen Sinn nicht auf gleiche Art geübt haben. Ist aber die Anlage zur Richtigkeit vorhanden, so wird dieselbe durch die Uebung gewiſs, wie selbst im Gesichte geschehen kann: der Herr Cardinal Alex. Albani ist im Stande, blos durch Tasten und Fühlen vieler Münzen zu sagen, welchen Kaiser dieselben vorstellen.

Wenn der äuſsere Sinn richtig ist, so ist zu wünschen, daſs der innere diesem gemäſs vollkommen sey: denn es ist derselbe wie ein zweyter Spiegel, in welchem wir das Wesentliche unsrer eignen Aehnlichkeit, durch das Profil, sehen. Der innere Sinn ist die Vorstellung und Bildung der Eindrücke in dem äuſsern Sinne, und, mit einem Worte, was wir Empfindung nennen. Der innere Sinn aber ist nicht allezeit dem äuſsern proportionirt, d. i. es ist jener nicht in gleichem Grade empfindlich mit der Richtigkeit von diesem, weil er mechanisch verfährt, wo dort eine geistige Wirkung ist. Es kann also richtige Zeichner geben ohne Empfindung, und ich kenne einen solchen; diese aber sind höchstens nur geschickt, das Schöne nachzuahmen, nicht selbst zu finden und zu entwerfen. Dem Bernini war diese Empfindung in der Bildhauerey von der Natur versagt; Lorenzotto aber war mit derselben, wie es scheint, mehr, als andre Bildhauer neuerer Zeiten begabt. Er war Raphaels Schüler, und sein Jonas, in der Kapelle Chigi, ist bekannt; ein vollkommneres Werk aber von ihm, im Pantheon, eine stehende Madonna, noch einmal so groſs als die Natur, welche er nach seines Meisters Tode machte, wird von Niemand bemerkt. Ein andrer verdienter Bildhauer, ist noch weniger bekannt:

er heiſst Lorenzo Ottone, ein Schüler des Herkules Ferrara, und von demselben ist eine stehende heil. Anna in eben dem Tempel; so daſs zwo der besten neuern Statuen an eben dem Orte stehen. Die schönsten Figuren neuerer Bildhauer neben diesen, sind der heil. Andreas von Fiamingo, und die Religion von le Gros, in der Kirche al Gesu. Ich begehe hier eine Ausschweifung, welche, weil sie unterrichtet, Verzeihung verdient. Dieser innere Sinn, von welchem ich rede, muſs fertig, zart und bildlich seyn.

Fertig und schnell muſs derselbe seyn, weil die ersten Eindrücke die stärksten sind und vor der Ueberlegung vorhergehen: was wir durch diese empfinden, ist schwächer. Dieses ist die allgemeine Rührung, welche uns auf das Schöne zieht, und kann dunkel und ohne Gründe seyn, wie mit allen ersten und schnellen Eindrücken zu geschehen pflegt, bis die Untersuchung der Stücke die Ueberlegung zuläſst, annimmt und erfordert. Wer hier von Theilen auf das Ganze gehen wollte, würde ein grammatikalisches Gehirn zeigen, und schwerlich eine Empfindung des Ganzen und eine Entzückung in sich erwecken.

Zart muſs dieser Sinn mehr, als heftig seyn, weil das Schöne in der Harmonie der Theile besteht, deren Vollkommenheit ein sanftes Steigen und Sinken ist, die folglich in unsre Empfindung gleichmäſsig wirkt und dieselbe mit einem sanften Zuge führt, nicht plötzlich fortreiſst. Alle heftige Empfindungen gehen über das Mittelbare hinweg zum Unmittelbaren, da das Gefühl hingegen gerührt werden soll, wie ein schöner Tag entsteht durch Anmeldung einer lieblichen Morgenröthe. Es ist auch die heftige Empfindung der Betrachtung und dem Genusse des Schönen nachtheilig, weil sie zu kurz ist: denn sie führt auf einmal dahin, was sie stufenweise fühlen sollte. Auch in dieser Betrachtung scheint das Alterthum seine Gedanken in Bilder eingekleidet zu haben, und verdeckte den Sinn derselben, um dem Verstande das Vergnügen zu gönnen, mittelbar dahin zu gelangen. Es sind daher sehr feurige, flüchtige Köpfe zur Empfindung des Schönen nicht die fähigsten, und so wie der Genuſs unser selbst, und das wahre Vergnügen in der Ruhe des Geistes und des Körpers zu erlangen ist, so ist es auch das Gefühl und der Genuſs des Schönen, welches also zart und sanft seyn muſs, und wie ein milder Thau kommt, nicht wie ein Platzregen. Da sich auch das wahre Schöne der menschlichen Figur insgemein in der unschuldigen stillen Natur einzukleiden pflegt, so will es durch einen ähnlichen Sinn gefühlt und erkannt werden. Hier ist kein Pegasus nöthig, durch die Luft zu fahren, sondern Pallas, die uns führt.

.Die dritte von mir angegebene Eigenschaft des innern Gefühls, welche in einer lebhaften Bildung des betrachteten Schönen besteht, ist eine Folge der beyden erstern, und nicht ohne jene, aber ihre Kraft wächst, wie das Gedächtniſs, durch die Uebung, welche jenen nichts beyträgt. Das empfindlichste Gefühl kann diese Eigenschaft unvollkommner, als ein geübter Maler ohne Gefühl, haben, dergestalt, daſs das eingedrückte Bild allgemein lebhaft und deutlich ist, aber geschwächt wird, wenn wir uns dasselbe stückweise genau vorstellen wollen, wie es mit dem Bilde des entfernten Geliebten zu geschehen pflegt, wie wir auch in den mehrsten Dingen erfahren; zu sehr in das Getheilte gehen wollen, macht das Ganze verlieren. Ein blos mechanischer Maler aber, dessen vornehmstes Werk das Portrait ist, kann durch nöthige Uebung seine Einbildung erhöhen und stärken, daſs dieselbe fähig wird, ein anschauliches Bild nach allen Theilen sich einzuprägen und stückweis zu wiederholen.

Es ist also diese Fähigkeit als eine seltne Gabe des Himmels zu schätzen, welcher den Sinn zum Genusse des Schönen und des Lebens selbst hierdurch fähig gemacht hat, als dessen Glückseligkeit in einer Dauer angenehmer Empfindung besteht.

Ueber den Unterricht zu der Fähigkeit, das Schöne in der Kunst zu empfinden, welches das zweyte Stück dieser Abhandlung ist, kann zuerst ein allgemeiner Vorschlag gemacht werden, welcher hernach durch besondre Erinnerungen in den drey schönen Künsten eine nähere Anwendung haben kann. Dieser Vorschlag aber ist, wie dieser Entwurf, nicht für junge Leute, welche nur um ihr nothdürftiges Brod lernen und weiter nicht hinaus denken können, welches sich von selbst versteht, sondern für die, welche, nebst der Fähigkeit, Mittel, Gelegenheit und Muſse haben, und diese ist sonderlich nöthig. Denn die Betrachtung der Werke der Kunst ist, wie Plinius sagt, für mäſsige Menschen, d. i. die nicht den ganzen Tag ein schweres und unfruchtbares Feld zu bauen verdammt sind. Die mir gegönnte Muſse ist eine der gröſsten Glückseligkeiten, die mich das gütige Geschick, durch meinen Erhabensten Freund und Herrn, in Rom finden lassen, welcher, so lange ich bey und mit ihm lebe, keinen Federstrich von mir verlangt hat, und diese selige Muſse hat mich in Stand gesetzt, mich der Betrachtung der Kunst nach meinem Wunsche zu überlassen.

Mein Vorschlag zum Unterricht eines Knaben, an welchem sich die Spuren der gewünschten Fähigkeit zeigen, ist folgender: Zuerst sollte dessen Herz und Empfindung durch Erklärung der schönsten Stellen alter und neuer Scribenten, sonderlich der Dichter, rührend erweckt und zu eigner Betrachtung des Schönen in aller Art zubereitet werden, weil dieser Weg zur Vollkommenheit führt. Zu gleicher Zeit sollte dessen Auge an Beobachtung des Schönen in der Kunst gewöhnt werden, welches nothdürftig in allen Ländern geschehen kann.

Man lege demselben die alten Werke in erhobener Arbeit, nebst den alten Gemälden vor, welche Santes Bartoli gestochen und die Schönheit dieser Werke mit Wahrheit und mit gutem Geschmack angedeutet hat. Ferner kann die sogenannte Bibel Raphaels gesucht werden, d. i. die Geschichte des alten Testaments, welche dieser groſse Künstler an dem Gewölbe eines offnen Ganges im Vatikanischen Pallaste theils selbst gemalt, theils nach seinen Zeichnungen ausführen lassen, Dieses Werk ist auch von

von vorgedachtem Bartoli gestochen. Diese zwey Werke werden einem unverwöhnten Auge seyn, was eine richtige Vorschrift der Hand ist, und da die ungeübte Empfindung dem Epheu gleicht, welcher sich eben so leicht an einen Baum, als an eine alte Mauer anhängt, ich will sagen, das Schlechte und das Gute mit gleichem Vergnügen sieht, so soll man dieselbe mit schönen Bildern beschäftigen. Hier gilt, was Diogenes sagte, daſs wir die Götter bitten sollen, uns angenehme Erscheinungen zu geben. An einem mit Raphaelischen Bildern eingenommenen Knaben wird man mit der Zeit bemerken, was Jemand empfindet, welcher, nachdem er den Vatikanischen Apollo und den Laokoon an eben dem Orte gesehen, unmittelbar nachher ein Auge wirft auf einige Statuen verheiligter Mönche in der St. Peterskirche. Denn so wie die Wahrheit auch ohne Beweise überzeugt, so wird das Schöne, von Jugend an gesehen, auch ohne weitern Unterricht vorzüglich gefallen.

Dieser Vorschlag zum anfänglichen Unterricht ist vornehmlich gerichtet auf junge Leute, die, wie Sie, mein Freund, bis zu gewissen Jahren auf dem Lande erzogen werden, oder keinen Anführer in dieser Kenntniſs haben; aber auch diesen kann mehrere Gelegenheit dazu verschafft werden. Man suche die Griechischen Münzen des Golzius, welche unter allen am besten gezeichnet sind, deren Betrachtung und Erklärung zu unserm Zwecke nützlich und von weiterm Unterricht seyn kann. Die angenehmste und lehrreichste Beschäftigung aber werden die Abdrücke der besten geschnittenen Steine geben, von welchen eine groſse Sammlung in Gips in Deutschland zu haben ist; in Rom findet man eine vollständige Sammlung von allem, was in dieser Art schön ist, in rothen Schwefel gegossen. Zu nützlicher Betrachtung dieser und jener kann meine Beschreibung der Stoschischen geschnittenen Steine dienen. Will sich Jemand in kostbare Werke einlassen, so ist derjenige Band des Florentinischen Museums, welcher die Steine enthält, besonders zu haben.

Befindet sich der zum Schönen anzuführende Knabe an einem groſsen Orte, wo demselben mündliche Anweisung kann gegeben werden, so würde ich diesem anfänglich nichts anders als jenem vorschlagen. Aber wenn dessen Lehrer die seltne Kenntniſs hätte, die Arbeit alter und neuer Künstler zu unterscheiden, könnte zu den Abdrücken alter Steine eine Sammlung von Abdrücken neuer geschnittener Steine gesucht werden, um aus beyder Vergleichung den Begriff des wahren Schönen in den alten, und den irrigen Begriff derselben in den mehrsten neuen Arbeiten zu zeigen. Sehr viel kann gezeigt und begreiflich gemacht werden, auch ohne Anweisung in der Zeichnung: denn die Deutlichkeit erwächst aus dem Gegensatze, so wie ein mittelmäſsiger Sänger neben einem harmonischen Instrumente kenntlich, welcher im Singen ohne dasselbe anders schien. Die Zeichnung aber, welche zugleich mit dem Schreiben kann gelehrt werden, gibt, wenn dieselbe zu einer Fertigkeit gelangt ist, eine völligere und gründlichere Kenntniſs.

Dieser Privatunterricht aus Kupfern und Abdrücken bleibt unterdessen, wie die Feldmesserey, auf dem Papiere gezeichnet; die Copie im Kleinen ist nur der Schatten, nicht die Wahrheit, und es ist vom Homerus auf dessen beste Uebersetzungen kein gröſserer Unterschied, als von der Alten und Raphaels Werken auf deren Abbildungen: diese sind todte Bilder, und jene reden. Es kann also die wahre und völlige Kenntniſs des Schönen in der Kunst nicht anders, als durch Betrachtung der Urbilder selbst und vornehmlich in Rom erlangt werden; und eine Reise nach Italien ist denjenigen zu wünschen, die mit Fähigkeit zur Kenntniſs des

Schönen von der Natur begabt sind und hinlänglichen Unterricht in derselben erlangt haben. Auſser Rom muſs man, wie viele Verliebte, mit einem Blicke auf einen Seufzer zufrieden seyn, d. i. das Wenige und das Mittelmäſsige hochschätzen.

Es ist bekannt, daſs sowohl von alten Werken, als von Gemälden berühmter Meister, seit hundert Jahren beträchtliche Stücke aus Rom in andre Länder, sonderlich nach England, weggeführt worden; man kann aber versichert seyn, daſs das Beste in Rom geblieben ist, und vermuthlich bleiben wird. Die vornehmste Sammlung von Alterthümern in England ist die Pembrokische zu Wilton, und in derselben ist alles, was der Cardinal Mazarin gesammelt hat; man muſs sich aber durch den Namen des Künstlers Kleomenes unter etlichen Statuen so wenig, als durch die an einigen Brustbildern zu München gesetzten Taufnamen irren lassen: es ist leicht gepfiffen dem, der leicht tanzt. Nach dieser kommt die Arundellische Sammlung, in welcher das beste Stück eine konsularische Statue ist, unter dem Namen Cicero; folglich wird in derselben nichts seyn was schön heiſsen kann. Eine der schönsten Statuen in England ist eine Diana, welche Herr Cook, ehemaliger Englischer

Minister zu Florenz, vor vierzig Jahren aus Rom wegführte. Sie ist im Laufen und Schieſsen vorgestellt, von ausnehmender Arbeit, und es fehlt ihr nichts als der Kopf, welcher neu zu Florenz gemacht ist.

In Frankreich ist die beste Statue der sogenannte Germanicus, zu Versailles, mit dem wahren Namen des Künstlers Kleomenes, und diese Figur hat keine besondere Schönheit, sondern scheint nach einem gewöhnlichen Modell im Leben gearbeitet zu seyn. Die Venus mit dem schönen Hintern, an eben dem Orte, als welcher daselbst für ein Wunderwerk gehalten wird, ist wahrscheinlich eine Copie der unter eben dem Namen noch berühmtern Venus im Pallaste Farnese; aber auch diese kann kaum unter den Statuen vom zweyten Range stehen, und hat auſserdem einen neuen Kopf, welches nicht ein Jeder sieht, der Arme nicht zu gedenken.

In Spanien, und zwar zu Aranjuez, wo die ehemalige Odescalchische Sammlung von Alterthümern steht, welche der Königin Christina gehörte, sind das Beste zween wahrhaftig schöne Genien (welche man insgemein Kastor und Pollux nennt), und diese sind schöner als alles was in Frankreich ist. Ferner ist daselbst ein überaus schönes ganzes Brustbild des Antinous, über Lebensgröſse, und eine fälschlich sogenannte liegende Cleopatra, oder schlafende Nymphe. Das Uebrige dieser Sammlung ist mittelmäſsig, und die Musen in Lebensgröſse haben neue Köpfe von Hercule Ferrata gemacht, von dessen Hand auch der ganze Apollo ist.

In Deutschland fehlt es ebenfalls nicht an Werken der alten Kunst. Zu Wien aber ist nichts, was Erwähnung verdiente, auſser ein schönes Gefäſs von Marmor, in der Gröſse und Form der berühmten Vase in der Villa Borghese, mit einem erhaben gearbeiteten Bacchanale umher. Dieses Stück ist in Rom gefunden, und gehörte dem Cardinal Nik. del Giudice, in dessen Pallaste zu Neapel es stand. Bey Berlin zu Charlottenburg steht die Sammlung alter Werke, welche der Cardinal Polignac zu Rom gemacht hat. Das bekannteste sind eilf Figuren, welche der ehemalige Besitzer eine Familie des Lykomedes getauft hat, d. i. Achilles in Weiberkleidern unter den Töchtern von jenem versteckt: man muſs aber wissen, daſs alle äuſsern Theile dieser Figuren, sonderlich die Köpfe, neu, und, was das Schlimmste ist, von jungen Anfängern in der Französischen Academie zu Rom gemacht worden sind; der Kopf des sogenannten Lykomedes ist das Bild des berühmten Hrn. von Stosch. Das beste Stück daselbst ist ein sitzendes Kind von Erz, welches mit den Knochen, spielt, welche die Griechen Astragali, und die Römer Tali nannten, und anstatt der Würſel dienten. Der gröſste Schatz von Alterthümern befindet sich zu Dresden: es besteht derselbe aus der Gallerie Chigi in Rom, welche König Augustus mit 60000 Scudi erstand, und denselben mit einer Sammlung von Statuen vermehrte, welche der Herr Cardinal Alex. Albani demselben für 10000 Scudi überlieſs. Ich kann aber das Vorzüglichste von Schönheit nicht angeben, weil die besten Statuen in einem Schuppen von Brettern, wie die Heringe gepackt, standen, und zu sehen, aber nicht zu betrachten waren. Einige waren bequemer gestellt, und unter denselben sind drey bekleidete weibliche Figuren, welche die ersten Herkulanischen Entdeckungen sind.

Von Gemälden des groſsen Raphael ist in England nichts, wo es nicht ein St. Georg des Grafen Pembrocke ist, welcher, so viel ich mich entsinne, dem in der Gallerie des Herzogs von Orleans ähnlich ist; jener ist von Pagot gestochen. Zu Hamptoncourt sind acht Cartone desselben zu eben so viel Tapeten, welche in der St. Peterskirche verwahrt werden: diese sind von Dorigny gestochen. Neulich wurde dem Könige in England von Lord Baltimore eine Zeichnung der Verklärung Christi von diesem groſsen Meister, groſs wie das Original, aus Rom zum Geschenk überschickt, welche vermuthlich an eben dem Orte wird aufgehängt werden. Es ist dieselbe auf das Werk selbst abgezeichnet, mit schwer nachzuahmender Kunst in schwarzer Kreide ausgeführt, und diese dergestalt auf das Papier befestigt, daſs die Zeichnung nichts leiden kann. Sie kennen, mein Freund, den Künstler derselben, Herrn Johann Casanova, den gröſsten Zeichner in Rom nach Mengs, dessen Meister, und wir haben dieses einzige Werk mehr als einmal betrachtet und bewundert.

In Frankreich, und zwar zu Versailles, ist die berühmte heil. Familie des Raphael, von Edeling gestochen, und nachher von Frey, nebst der heil. Katharina. In Spanien, im Escurial, sind zwey Stücke von dessen Hand, von welchen das eine eine Madonna ist. In Deutschland sind zwey Stücke: zu Wien die heil. Katharine, und zu Dresden das Altarblatt aus dem Kloster St. Sisto zu Piacenza; aber dieses ist nicht von dessen besten Manier, und zum Unglück auf Leinwand gemalt, da dessen andre Werke in Oel, auf Holz sind; daher hatte dasselbe bereits viel gelitten, als es aus Italien ankam, und wenn dasselbe von dessen Zeichnung könnte einen Begriff geben, so bleibt derselbe aus diesem Stücke mangelhaft von dessen Colorit. Ein vermeinter Raphael, welchen der König von Preuſsen vor einigen Jahren in Rom für 3000 Scudi erstehen lieſs, ist von keinem Kunstverständigen allhier für dessen Arbeit erkannt worden; daher auch kein schriftliches Zeugniſs von der Richtigkeit desselben zu erhalten war.

Aus diesem Verzeichnisse der besten Werke alter Bildhauer und der Gemälde Raphaels ausser Rom und Italien, ist der Schluſs zu ziehen, daſs das Schöne in der Kunst anderwärts nur einzeln sey, und daſs die Empfindung desselben allein in Rom völlig, richtig und verfeinert werden könne. Diese Hauptstadt der Welt bleibt noch jetzt eine unerschöpfliche Quelle von Schönheiten der Kunst, und es wird hier in einem Monate mehr entdeckt, als in den verschütteten Städten bey Neapel in einem Jahre. Nachdem ich zu der Abhandlung über die Schönheit in der Geschichte der Kunst alles, was in Italien aus dem Alterthum von Schönheit übrig ist, untersucht hatte, glaubte ich nimmermehr einen schönern Kopf männlicher Jugend, als den Apollo, den Borghesischen Genius, und den Mediceischen Bacchus in Rom zu finden, und ich wurde aufser mich gesetzt, da wir eine fast noch höhere Schönheit in dem Gesichte eines jungen Fauns, mit zwey kleinen Hörnern auf der Stirne, zu Gesichte kam, welcher nach der Zeit entdeckt ist, und sich in den Händen des Bildhauers Cavaceppi befindet. Es fehlt demselben die Nase und etwas von der Oberlippe: was für einen Begriff würde dieser Kopf geben, wenn er unbeschädigt wäre! Eine der gelehrtesten Statuen aus dem Alterthume wurde im Monat Mai dieses 1763. Jahrs, bey Albano in einem Weinberge des Prinzen Altieri, entdeckt. Es stellt dieselbe einen jungen Faun vor, welcher eine grofse Muschel vor dem Unterleibe hält, woraus Wasser lief, und die Figur schaut mit geneigtem Haupte und gekrümmtem Leibe in dasselbe. Der Florentinische tanzende Faun scheint hart neben diesem, und man kann ihn mit keiner Statue füglicher, als mit dem von mir beschriebenen Sturze des vergötterten Herkules in Vergleichung setzen. Es wird also künftig ein Altierischer Faun berühmt werden, wie es der Borghesische fälschlich genannte Fechter und der Farnesische Herkules ist.

Nach diesem allgemeinen Vorschlage zum Unterricht, sollte derselbe auch auf das besondre Schöne führen, welches einer jeden der drey schönen Künste, der Malerey, Bildhauerey und Baukunst, eigen ist, wenn dieses Feld nicht zu weitläuftig hier zu bestreiten wäre. Ich muſs nach den Gränzen dieser Schrift, und nach denjenigen, die mir andere wichtige Ausarbeitungen und Geschäfte setzen, mich begnügen, einzelne Blumen und Kräuter auf demselben zu suchen.

Das Schöne in diesen Künsten ist schwerer in der erstern, leichter in der zweyten, und noch leichter in der dritten einzusehen; der Beweis aber von der Ursache des Schönen ist allenthalben schwer, und hier gilt der bekannte Satz, daſs nichts schwerer ist, als der Beweis einer augenscheinlichen Wahrheit, und die von allen durch Hülfe der Sinne begriffen wird.

In der Baukunst ist das Schöne mehr allgemein, weil es vornehmlich in der Proportion besteht: denn ein Gebäude kann durch dieselbe allein, ohne Zierrathen, schön werden und seyn. Die Bildhauerey hat zwey schwere Theile, nämlich das Colorit, und Licht und Schatten, nicht, durch welche die Malerey ihre gröſste

Schönheit erhebt, und also ist es stufenweis leichter, die eine, als die andre Kunst, zu besitzen und einzusehen. Aus diesem Grunde konnte Bernini, ohne Gefühl des menschlichen Schönen, ein groſser Baumeister seyn, welches Lob derselbe in der Bildhauerey nicht verdient. Dieses ist so sinnlich, daſs es mich wundert, wie es Leute geben können, welche gezweifelt, ob die Malerey oder die Bildhauerey schwerer sey: denn daſs es in den neuern Zeiten weniger gute Bildhauer als Maler, gegeben, kann dieses nicht zweifelhaft machen. Hieraus folgt, da das Schöne in der Bildhauerey mehr, als in den beyden andern Künsten, auf Eins gerichtet ist, daſs die Empfindung desselben in dieser so viel seltner seyn müsse, da dieselbe in jener Kunst selten ist, wie sich dieses auch sogar in Rom selbst an den neuesten Gebäuden offenbart, unter welchen wenige nach den Regeln der wahren Schönheit ausgeführt sind, wie es die von Vignola ohne Ausnahme zu seyn pflegen. In Florenz ist die schöne Baukunst sehr selten, so daſs nur ein einziges kleines Haus schön heiſsen kann, welches auch die Florentiner als ein Wahrzeichen weisen: eben dieses kann man von Neapel sagen. Venedig aber übertrifft diese beyden Städte durch verschiedene Palläste am groſsen Canale, welche von Palladio aufgeführt sind. Man mache selbst den Schluſs von Italien auf andre Länder. In Rom aber sind mehr schöne Palläste und Häuser, als in ganz Italien zusammengenommen: das schönste Gebäude unsrer Zeiten ist die Villa des Herrn Cardinals Alex. Albani, und der Saal in derselben kann der schönste und prächtigste in der Welt heiſsen.

Der Inbegriff des Schönen in der Baukunst ist an dem schönsten Gebäude in der Welt zu suchen, und dieses ist St. Peter. Die Mängel, welche hier Cambell in seinem Brittannischen Vitruvius und Andre finden, sind wie von Hörensagen, und haben nicht den geringsten Grund. Man setzt an der vordern Seite aus, daſs die Oeffnungen und Glieder derselben der Gröſse des Gebäudes nicht proportionirt seyen; aber man hat nicht bedacht, daſs diese vermeinten Mängel durch den Balkon, auf welchem der Pabst sowohl hier, als zu St. Johann Lateran, und zu St. Maria Maggiore, den Segen zu ertheilen pflegt, nothwendig entstehen. Die Attische Ordnung an dieser Seite ist nicht höher, als diejenige, welche das ganze Gebäude hat. Der vermeinte Hauptfehler aber ist, daſs Carlo Maderno, der Baumeister der vordern Seite, dieselbe so weit herausgeführt, und anstatt des Griechischen Kreuzes, wie die Cuppola in der Mitte gewesen wäre, diesem Tempel die Form des Lateinischen Kreuzes gegeben habe. Dieses aber geschah auf Befehl, um den ganzen Platz der alten Kirche in dem neuen Gebäude einzuschlieſsen. Diese Verlängerung war bereits von Raphael, als Baumeister von St. Peter, vor dem Michael Angelo, entworfen, und Michael Angelo scheint in der That eben diesen Vorsatz gehabt zu haben, wie dessen Grundriſs beym Bonanni zeigt. Es würde auch die Form eines Griechischen Kreuzes wider die Regeln der alten Baumeister gewesen seyn, welche lehren, daſs die Breite eines Tempels ein Drittheil der Länge desselben halten soll.

In der Bildhauerey der alten Werke ist die erste Kenntniſs zur Uebung der Empfindung des Schönen, der Unterschied des Alten und Neuen an ebenderselben Figur. Der Mangel dieser Kenntniſs hat viel vermeinte Kenner und Scribenten verführt: denn es ist dieselbe nicht allenthalben so leicht, wie an den Ergänzungen der Statuen im Pallaste Giustiniani, die auch Anfängern im guten Geschmack Ekel machen. Ich rede hier von den Zusätzen der Figur selbst: denn die derselben beygelegten Zeichen sind nicht unter der Empfindung des Schönen begriffen. Alle Scribenten haben sich bey dem sogenannten Farnesischen Ochsen betrogen, wo sie nichts Neues gefunden haben; aber das Gefühl des Schönen hätte ihnen über ganze halbe Figuren dieses Werks, wenigstens Zweifel erwecken sollen. Im Nackenden ist nicht Alles schön (denn es waren auch vor Alters gute und schlechte Künstler, wie Plato im Cratylus sagt), aber auch wenig Fehlerhaftes und Schlechtes, und da in unsrer Natur dasjenige vollkommen heiſst, was die wenigsten Fehler hat, so finden sich in diesem Verstande viel Figuren der Alten, welche für schön gelten können. Aber das Abstracte und blos Schöne ist von dem Ausdrucke in der Schönheit wohl zu unterscheiden: der Vatikanische Apollo ist ein Gesicht von dieser Art, der Borghesische Genius von jener; der Kopf des Apollo kommt nur einer unmuthigen und verachtenden Gottheit zu. Das Bekleidete der alten Figuren kann in seiner Art schön, wie das Nackende, heiſsen: denn alle ihre Gewänder sind gut und schön geworfen, und nicht alle sind nach nassen Gewändern gearbeitet, wie insgemein irrig vorgegeben wird; dieses sind die ſeinen Gewänder, welche nahe am Fleische liegen mit niedrigen und kleinen Falten. Man kann also aus diesem Grunde die neuern Künstler nicht entschuldigen, die in historischen Werken, anstatt der Gewänder der Alten, sich andre gebildet haben, die niemals gewesen sind.

An den erhobnen Arbeiten der Alten haben einige Scribenten, welche von ihren Werken nur wie die Pilgrimme von Rom reden können, auszusetzen gefunden, daſs alle Figuren gleich erhoben seyen, ohne malerische Abweichung, welche verschiedene Gründe und Weiten erfordert. Sie setzen dieses als erwiesen voraus und schlieſsen auf eine Ungeschicklichkeit, als wenn es schwerer wäre, flach, als erhoben zu modelliren. Diesen sage man, daſs sie vieles nicht wissen: es finden sich solche Werke von drey verschiedenen Abweichungen und Erhobenheiten der Figuren, und ein solches steht in dem prächtigen Saale der Villa Albani. In Werken neuerer Bildhauer muſs man von der gemeinen Regel abgehen; man kann hier nicht allezeit von dem Werke auf den Meister schlieſsen: denn z. B. die Statue des heil. Dominicus mit der Kleidung seines Ordens, in St. Peter, war dem geschickten le Gros ein fast unüberwindlicher Widerstand zur Schönheit zu gelangen.

Die Schönheit in der Malerey ist sowohl in der Zeichnung und in der Composition, als im Colorit und im Lichte und Schatten. In der Zeichnung ist die Schönheit selbst der Probierstein, auch in dem was Furcht erwecken soll: denn was von der schönen Form abweicht, kann gelehrt, aber nicht schön gezeichnet heiſsen. Verschiedene Figuren in dem Göttermahle Raphaels können mit diesem Satze nicht bestehen; aber dieses Werk ist von dessen Schülern ausgeführt, unter welchen Giulio Romano, der ihm am liebsten war, das Gefühl des wahren Schönen nicht besaſs. Da die Raphaelische Schule, welche nur wie die Morgenröthe hervorkam, aufhörte, verlieſsen die Künstler das Alterthum, und gingen, wie vorher geschehen war, ihrem eignen Dünkel nach. Durch die beyden Zucchari fing das Verderbniſs an, und Giuseppe von Apino verblendete sich und Andre. Beynahe fünfzig Jahre nach Raphael fing die Schule der Caracci an zu blühen, deren Stifter Ludwig, der Aeltere von ihnen, nur auf vierzehn Tage Rom sah und folglich seinen Enkeln, sonderlich dem Hannibal, in der Zeichnung nicht beykommen konnte. Diese waren Eklektiker, und suchten die Reinheit der Alten und des Raphael, das Wissen des Michael Angelo, mit dem Reichthum und dem Ueberfluſs der Venetianischen Schule, sonderlich des Paolo, und mit der Fröhlichkeit des Lombardischen Pinsels im Correggio, zu vereinigen. In der Schule des Agostino und des Hannibal haben sich Domenichino, Guido, Guercino und Albano gebildet, die den Ruhm ihrer Meister erreicht, aber als Nachahmer müssen geachtet werden.

Domenichino studirte die Alten mehr, als alle Nachfolger des Caracci, und arbeitete nicht, bevor er auch die geringsten Theile bezeichnet, wie man unter andern aus acht groſsen Bänden seiner Zeichnungen, in dem Museum des Hrn. Cardinals Alex. Albani, welche jetzt der König von England besitzt, darthun kann; im Nackenden aber hat er die Raphaelische Reinigkeit nicht erreicht. Guido ist sich nicht gleich, weder in der Zeichnung, noch in der Ausführung: er kannte die Schönheit, aber er hat dieselbe nicht allezeit erreicht. Sein Apollo in der berühmten Aurora ist nichts weniger als eine schöne Figur, und ist gegen den Apollo von Mengs unter den Musen in der Villa Albani, wie ein Knecht gegen dessen Herrn. Der Kopf seines Erzengels ist schön, aber nicht idealisch. Sein erstes und starkes Colorit verlieſs er, und nahm eine helle, flaue und unkräftige Art an. Guercino hat sich im Nackenden nicht vornehmlich gezeigt, und band sich nicht an die Strenge der Raphaelischen Zeichnung und der Alten, deren Gewänder und Gebräuche er auch in wenig Werken beobachtet und nachgeahmt hat. Seine Bilder sind edel, aber nach seinen eignen

Begriffen entworfen, so daſs er mehr, als die vorigen, ein Original heiſsen kann. Albano ist der Maler der Gratia, aber nicht der höchsten, welcher die Alten opferten, sondern der untern; seine Köpfe sind mehr lieblich, als schön. Nach diesen Anzeichen kann man selbst suchen, über die Schönheit einzelner Figuren in den übrigen Malern, die es verdienen, zu urtheilen.

Die Schönheit der Composition besteht in der Weisheit, d. i. sie soll einer Versammlung von gesitteten und weisen Personen, nicht von wilden und aufgebrachten Geistern gleichen, wie die von la Fage sind. Die zwote Eigenschaft ist die Gründlichkeit, d. i. es soll nichts müſsig und leer in derselben seyn, nichts, wie in Versen, um des Reims willen, gesetzt, so daſs die Nebenfiguren nicht wie gepfropfte Reiser, sondern wie Zweige von dem Stamme erscheinen. Die dritte Eigenschaft ist die Vermeidung von Wiederholungen in Handlungen und Stellungen, welche eine Armuth von Begriffen und eine Unachtsamkeit zeigen. Sehr groſse Componisten bewundert man als solche nicht: die Machinisten, oder diejenigen, welche groſse Plätze geschwind mit Figuren anfüllen können, wie Lanfranc, dessen Cupolen viele hundert Figuren enthalten, sind wie viele Scribenten in Folio. Wir wissen, wie Phädrus sagt,

Plus esse in uno saepe, quam in turba, boni.

Viel und gut steht selten beysammen; und derjenige, welcher an seinen Freund schrieb: „Ich habe nicht Zeit gehabt, mich kürzer zu faſsen", wuſste, daſs nicht das Viele, sondern das Wenige schwer ist. Thiepolo macht mehr in einem Tage, als Mengs in einer Woche; aber jenes ist gesehen und vergessen, dieses bleibt ewig. Wenn aber die groſsen Werke nach allen Theilen ausstudirt sind, wie das jüngste Gericht des Michael Angelo, wovon sich viele erstere eigenhändige Entwürfe einzelner Figuren, und Haufen mehrerer in den vormals Albanischen, jetzt königl. Englischen Zeichnungen finden, und wie die Schlacht des Constantin von Raphael ist, wo wir nicht weniger Vorwürfe von Verwunderung sehen, als der Held, dem Pallas beym Homerus das Schlachtfeld zeigen würde, alsdann, sage ich, haben wir ein ganzes System der Kunst vor Augen. Die Erläuterung der obigen Erinnerung gibt die Schlacht Alexanders wider den Porus, von Pietro von Cortona, im Campidoglio, welches ein Gemengsel von geschwind entworfenen und ausgeführten kleinen

Figuren ist, insgemein aber als ein Wunderwerk gezeigt und gesehen wird, um soviel mehr, da die Legende sagt, Ludwig XIV. habe dem Hause Savelli, wo dieses Stück war, 20000 Scudi dafür geboten, welche Lügen nebst dessen Gebote von 100,000 Louis für die Nacht des Correggio stehen kann.

Das Colorit erhält seine Schönheit durch eine fleiſsige Ausführung: denn die vielen Abweichungen der Farben und ihre Mitteltinten sind nicht geschwind gefunden und gesetzt. Alle groſse Maler haben nicht geschwind gearbeitet, und die Raphaelische Schule, ja alle groſse Coloristen, haben ihre Werke auch in der Nähe zu betrachten gemacht. Die letztern welschen Maler, unter welchen Carlo Maratta der vornehmste ist, haben geschwind ausgeführt, und sich mit einer allgemeinen Wirkung ihrer Werke begnügt; daher sie viel verlieren, wenn man sie lange und näher untersuchen will. Von diesen Malern muſs das Sprichwort in Deutschland entstanden seyn: Schön von weitem, wie die Italienischen Gemälde. Ich unterscheide hier die Frescogemälde von andern, als welche nicht fein ausgeführt werden, weil sie von weitem wirken müssen, ingleichen fleiſsig geendigte und geleckte Gemälde, welche peinlich und verzagt gearbeitet sind und sich mehr durch Fleiſs, als durch wahres Wissen anpreisen. Jene aber zeigen die Gewiſsheit und Zuversicht, und der freye Pinsel verliert nichts im Nahen, und wirkt viel weiter, als jener. Von dieser Art ist die Krone aller Gemälde im Kleinen in der Welt, im Pallaste Albani, nämlich die berühmte Verklärung Christi des Raphael, welches Viele für das Werk dieses Meisters selbst halten, Einige aber dessen Schülern zuschreiben. Von der andern Art ist eine Abnehmung vom Kreuze von van der Werff, eines seiner besten Werke, an eben dem Orte, welches der Künstler für den Kurfürsten von der Pfalz zum Geschenk an Pabst Clemens XI. gemacht hat. In dem Colorit des Nackenden sind Correggio und Titiano die Meister unter allen: denn ihr Fleisch ist Wahrheit und Leben; Rubens, welcher in der Zeichnung nicht idealisch ist, ist es hier: sein Fleisch gleicht der Röthe der Finger, welche man gegen die Sonne hält, und sein Colorit ist gegen jenes wie das ächte Porzellan gegen eine durchsichtige Glascomposition.

In Absicht des Lichts und Schattens können wenige Werke des Caravaggio und des Spagnoletto schön seyn: denn sie sind der Natur des Lichts zuwider. Der Grund ihrer ſinstern Schatten ist der Satz: Entgegengesetzte Dinge gegen einander werden scheinbarer; wie es eine weiſse Haut durch ein dunkles Kleid wird. Die Natur aber handelt nicht nach diesem Satz; sie geht stufenweis auch in Licht, Schatten und Finsterniſs, und vor dem Tage geht vorher die Morgenröthe, und vor der Nacht die Dämmerung. Die Pedanten in der Malerey pflegen diese schwarze Kunst zu schätzen, wie die in der Gelehrsamkeit einige beschmauchte Scribenten. Aber ein Liebhaber der Kunst, welcher in sich ein Gefühl des Schönen bemerkt, und nicht genugsame Kenntniſs besitzt, wird irre, wenn er von vermeinten Kennern Gemälde schätzen hört, wo ihm sein Sinn das Gegentheil spricht. Hat derselbe die Werke der besten Meister betrachtet, so daſs er eine nothdürftige Erfahrung erlangt hat, kann derselbe sein Auge und sein Gefühl mehr, als den Ausspruch, welcher ihn nicht überzeugt, sich eine Regel seyn lassen. Denn es gibt Leute, die nur das loben, was Andern nicht gefällt, um sich dadurch über die gemeine Meinung hinwegzusetzen; so wie der berühmte Maffei, welcher sehr seicht im Griechischen war, den finstern und gezwungenen Nikander dem Homerus gleich schätzte, um etwas Fremdes zu sagen, und von sich glauben zu machen, daſs er seinen Held gelesen und verstanden. Der Liebhaber der Kunst kann versichert seyn, daſs, wenn es nicht nöthig wäre, die Manier gewisser Meister zu kennen, die Gemälde des Luca Giordano, des Preti von Kalabrese, des Solimena, und überhaupt aller Neapelschen Maler, kaum die Zeit werth sind, dieselben zu untersuchen: eben dieses kann von den neuern Venetianischen Malern, sonderlich vom Piazetta, gesagt worden.

Ich füge diesem Unterricht zur Empfindung des Schönen in der Kunst folgende Erinnerungen bey: Man sey vor allen Dingen aufmerksam auf besondre eigenthümliche Gedanken in den Werken der Kunst, welche zuweilen wie kostbare Perlen in einer Schnur von schlechtern stehen und sich unter diesen verlieren können. Unsre Betrachtung sollte anheben von den Wirkungen des Verstandes, als dem würdigsten Theile, auch der Schönheit, und von da heruntergehen auf die Ausführung. Dieses ist sonderlich bey Poussins Werken zu erinnern, wo das Auge durch das Colorit nicht gereizt wird, und also den vornehmsten Werth derselben übersehen könnte. Es hat derselbe die Worte des Apostels. „Ich habe einen guten Kampf gekämpft“, in dem Gemälde der letzten Oelung, durch einen Schild über dem Bette des Sterbenden vorgestellt, auf welchem der Name Christus, wie auf den alten christlichen Lampen steht; unter demselben hängt ein Köcher, welches auf die Pfeile des Bösewichts deuten kann. Die Plage der Philister an heimlichen Orten ist in zwo Personen ausgedrückt, welche dem Kranken die Hand reichen und sich die Nase zuhalten. Ein edler Gedanke ist in der berühmten Jo des Correggio der lechzende Hirsch am Wasser, aus den Worten des Psalmisten: „Wie der Hirsch schreyet" u. s. w. genommen, als ein reines Bild der Brunst Jupiters: denn das Schreyen des Hirsches heiſst im Hebräischen, zugleich etwas sehnlich und brünstig verlangen. Schön gedacht ist der Fall der ersten Menschen von Domenichino in der Gallerie Colonna: Der Allmächtige, von einem Chor der Engel getragen, hält dem Adam seyn Vergehen vor; dieser wirft die Schuld auf die Eva, und Eva auf die Schlange, welche unter ihr kriecht; und diese Figuren sind stufenweis, wie die Handlung ist, gestellt, und in einer Kette von hinübergehender Handlung einer auf die andre.

Die zwote Erinnerung sey die Beobachtung der Natur. Die Kunst, als eine Nachahmerin derselben, soll zur Bildung der Schönheit allezeit das Natürliche suchen, und alles Gewaltsame, soviel möglich ist, vermeiden, weil selbst die Schönheit im Leben durch gezwungene Geberden miſsfällig werden kann. Wie viel angebrachtes Wissen in einer Schrift einem klaren und deutlichen Unterricht weichen muſs, so soll es dort die Kunst der Natur thun, und jene soll nach dieser abgewogen werden. Wider diesen Satz haben groſse Künstler gehandelt, deren Haupt hier Michael Angelo ist, welcher, um sich gelehrt zu zeigen, in den Figuren der groſsherzogl. Gräber, sogar die Unanständigkeit derselben übersehen hat. Aus diesem Grunde soll man in starken Verkürzungen keine Schönheit suchen: denn diese sind wie die ausstudirte Kürze in des Cartesius Geometrie, und verbergen was sichtbar seyn sollte; es können dieselben Beweise seyn von der Fertigkeit im Zeichnen, aber nicht von der Kenntniſs der Schönheit.

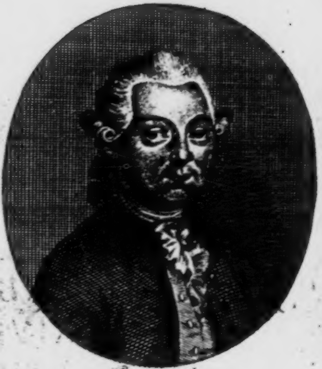
Die dritte Erinnerung betrifft die Ausarbeitung. Da diese nicht das erste und das höchste Augenmerk seyn kann, so soll man über die Künsteleyen in derselben, als wie über Schönflecken hinsehen: denn hier können die Künstler aus Tyrol, welche das ganze Vaterunser erhoben auf einen Kirschkern geschnitten haben, allen den Rang streitig machen. Wo aber Nebendinge mit der Hauptsache gleich fleiſsig ausgeführt worden, wie es die Kräuter auf dem

Vorgrunde der Verklärung Christi sind, zeigt es die Gleichförmigkeit des Künstlers im Denken und Wirken, welcher, wie der Schöpfer, auch im Kleinsten groſs und schön erscheinen wollen. Maffei, welcher, wiewohl irrig, vorgibt, daſs die alten Steinschneider die Gründe ihrer vertieften Figuren glätter, als die neuern, zu machen verstanden, muſs auf Kleinigkeiten in der Kunst mehr, als auf das Wesentliche, aufmerksam gewesen seyn. Die Glätte des Marmors ist also keine Eigenschaft einer Statue, wie die Glätte eines Gewandes, sondern höchstens wie es die glatte Oberfläche des Meeres ist: denn es sind Statuen, und zwar einige der schönsten, nicht geglättet.

Dieses kann zur Absicht dieses Entwurfs, welcher allgemein seyn sollte, hinlänglich geachtet werden. Die höchste Deutlichkeit kann Dingen, die auf der Empfindung bestehen, nicht gegeben werden, und hier läſst sich schriftlich nicht alles lehren, wie unter andern die Kennzeichen beweisen, welche Argenville in seinem Leben der Maler von den Zeichnungen derselben zu geben vermeint. Hier heiſst es: Gehe hin und sieh; und Ihnen, mein Freund, wünsche ich wieder zu kommen. Dieses war Ihr Versprechen, da ich Ihren Namen in die Rinde eines prächtigen und belaubten Ahorns zu Frascati schnitt, wo ich meine nicht genutzte Jugend in Ihrer Gesellschaft zurückrief, und dem Genius opferte. Erinnern Sie sich desselben und Ihres Freundes: genieſsen Sie Ihre schöne Jugend in einer edlen Belustigung, und fern von der Thorheit der Höfe, damit Sie sich selbst leben, weil sie es können, und erwecken Sie Söhne und Enkel nach Ihrem Bilde.

Lichtwehr's

Fabeln.



LICHTWER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Vier und zwanzigstes Bändchen.

Lichtwehr's Fabellese.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Magnus Gottfried Lichtwehr wurde am 30. Jan. 1719 zu Wurzen in Sachsen geboren. Er studirte zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, ward an letzterm Orte Doctor derselben und der Philosophie, hielt eine kurze Zeit Vorlesungen daselbst, bis er im Jahr 1752 Regierungsrath und bald nachher Mitglied der Landesdeputation zu Halberstadt wurde, wo er, nachdem ihm noch ein Paar Aemter nebenbey zu Theil geworden waren, am 7. Juli 1783 starb. Er war auch Mitglied der Königsberger Deutschen Gesellschaft und Ehrenmitglied der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig.

Sein Dichterruhm beruht hauptsächlich auf seinen Fabeln, die von Gottsched, Ramler und Moses Mendelssohn auf eine sehr empfehlende Art gewürdigt wurden. Man lobte die Neuheit und Originalität seiner Erfindungen, das Männliche und Kraftvolle seines Ausdrucks und das Treffende seiner Moral, ob man gleich auf der andern Seite eingestehen muſs, daſs diese Moral zuweilen nur halb oder wohl gar nicht in der Fabel liege, und daſs der Dichter überhaupt mehr eigentliche Erzählungen als regelrechte, gedrängte Fabeln gebe und hier und da in's Niedrige und Possenhafte versinke.

Die erste, wenig bekannt gewordene Ausgabe dieser Fabeln erschien zu Leipzig 1748 anonym. Ihr folgte zu Berlin 1758 eine verbesserte Auflage. Mit einer unrechtmäſsigen, von Ramler veranstalteten Ausgabe (Greifswalde 1761) war Lichtwehr höchst unzufrieden und ward dadurch veranlaſst, eine neue zu Berlin 1762 erscheinen zu lassen, die 1775 und 1782 wieder aufgelegt wurde.

Auſserdem lieferte Lichtwehr ein frostiges didaktisches Gedicht: Das Recht der Vernunft

(Leipz. 1758.) und eine Uebersetzung des Minucius Felix (Berl. 1763).

(Sein Leben ist von F. W. Eichholz beschrieben worden, Halberst. 1784.)

Inhalt.

Seite

1. Die beraubte Fabel. 1
2. Der Wiesel und die Hühner. 2
3. Die Katzen und der Hausherr. . . . 3
4. Der junge Kater. 5
5. Der Becker und die Maus. 9
6. Die Mäuse. 11
7. Die zwey Kaninchen. 13
8. Die Flinte und der Hase. 15
9. Der Hamster. 17
10. Der Fuchs. 19
11. Der Fuchs und der Adler 21
12. Der Fuchs und der Marder 23

Seite
13. Der Löwe und der Ziegenbock. . . 25
14. Der Affe und die Uhr. 27
15. Der Affe und der Bär. 29
16. Das schlechte Tuch. 31
17. Der Löwe und der Wolf. 33
18. Das aus der Erde wachsende Lamm. 35
19. Der Mohr und der Weiſse. 37
20. Der Riese und der Zwerg. 39
21. Die zween Weisen in Peru. . . . 41
22. Der Weise und der Alchymist. . . 43
23. Die Kinder. 44
24. Das Kameel. 45
25. Die Zauberin. 46
26. Der Autor und der Mandarin. . . . 50
27. Der Mond und der Komet. 52
28. Der Wandersmann und die Sonnenuhr. 55
29. Der Uhrensaal. 56
30. Phöbus und sein Sohn. 59
31. Der Maulwurf. 60
32. Das Pferd. 62
33. Das Reiterpferd. 64

Seite
34. Das Pferd und der Esel. 66
35. Der Hirte und die Heerde. 68
36. Der Vater und seine drey Söhne. . 70
37. Die seltsamen Menschen. 72
38. Der Kobold. 74
39. Der Quell der Jugend. 77
40. Sokrates und der Wittwer. 79
41. Der unschuldige Dichter. 80
42. Damon und Pythias. 82
43. Die Laster und die Strafe. 84
44. Boreas und die Erde. 85
45. Die Tulipane. 87
46. Der Apfelbaum und der Nelkenstock. 90
47. Mann und Frau. 92
48. Der kleine Töffel. 94
49. Das Diebsgeschlecht. 97
50. Der Fuchs und das Eichhorn. . . . 99
51. Die Rehe. 101
52. Der Esel und die Dohle. 103
53. Die Frösche und der Storch. . . . 104
54. Der Adler und der Schmetterling. . 106

Seite
55. Der Roßkäfer. 108
56. Die Schnecke und die Grille. . . . 110
57. Der Uhu und die Lerche. 112
58. Phyllis und der Vogel. 115
59. Die Schwalbe und der Sperling. . . 118
60. Der Hänfling. 119
61. Die Krähe und die Elster. 121
62. Der Vogel Platea und die Reiger. . 123
63. Die Nachtigall, der Staar und der Stieglitz. 125
64. Die Nichtigall und der Gimpel. . . 127
65. Der Bock und der Bär. 130
66. Der Hühnerhund. 131
67. Der Krokodil und das Meerpferd. . 133
68. Die zween Hähne. 136
69. Die Wespe und der Knabe. . . . 137
70. Die Schlange. 138
71. Das Reichsgericht der Thiere. . . . 139
72. Die Fische. 140
73. Jupiter und die Winde. 142
74. Des Vulkanus drey Ehen. 144

Seite
75. Die zween Jupiter. 147
76. Charon und Merkur. 149
77. Der Rhein. 151
78. Don Quichotte und Sancho Pansa. . 153
79. Vater und Sohn. 155
80. Der Springer. 158

Lichtwehr's

Fabeln.

Die beraubte Fabel.

Es zog die Göttin aller Dichter,
Die Fabel, in ein fremdes Land,
Wo eine Rotte Bösewichter
Sie einsam auf der Straſse fand.

Ihr Beutel, den sie liefern müssen,
Befand sich leer; sie soll die Schuld
Mit dem Verlust der Kleider büſsen:
Die Göttin litt es mit Geduld.

Mehr, als man hoffte, ward gefunden,
Man nahm ihr alles; was geschah?
Die Fabel selber war verschwunden,
Es stand die bloſse Wahrheit da.

Beschämt fiel hier die Rotte nieder:
»Vergib uns, Göttin, das Vergehn!
Hier hast du deine Kleider wieder;
Wer kann die Wahrheit nackend sehn?«

Der Wiesel und die Hühner.

Nach Recht und Urtheil, mit dem Prügel
Ward vor dem frohen Hausgeflügel
Ein Dieb und zweyter Tullian,
Ein schlimmer Wiesel, abgethan.
Ein Hof voll Huhner sah ihn leiden
Und gackerten dabey vor Freuden.
Nur eine Henne blieb betrübt
Und sprach: „Man bricht des Räubers Glieder;
Allein die That ist schon verübt,
Wer gibt mir meine Kinder wieder?"

Die Katzen und der Hausherr.

Thier' und Menschen schlieſen feſte,
Selbst der Hausprophete[*]) schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäſte
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Tact erbärmlich schön,
Und zwey abgelebte Kater
Quälten sich, ihm beyzustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daſs es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, kratzen,
Bis der Herr im Haus' erwacht.

---

[*]) Der Hahn.

Dieser springt mit einem Prügel
In dem finstern Saal' herum,
Schlägt um sich, zerstöſst den Spiegel,
Wirſt ein Dutzend Schalen um.

Stolpert über ein'ge Späne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr
Und zerbricht zwey Reihen Zähne; —
Blinder Eifer schadet nur! —

Der junge Kater.

Der Ausbund eines schönen Katers,
Den Muth und Alter mündig sprach,
Bekam die Würde seines Vaters
Und stellte Mäus' und Ratten nach.
Er folgte der gemeinen Weise:
Des Räubers Sohn wird gern ein Dieb,
Das Wölfchen fühlt des Wolfes Trieb,
Ein junger Kater wünscht sich Mäuse.

Es that der junge Herr so keck
Als wie ein andrer Scanderbeg,
Sein Hirn war voller Mäus' und Ratten,
Die seine Klauen noch nicht hatten.
Wer ihn gesehen haben mag,
Der hätte wirklich sollen schwören:
Dieſs sey der Mäuse jüngster Tag,
Die sich auf Deutschlands Boden nähren.

Die dunkle Nacht bezog das Land,
Der Thau wusch die bestaubten Fluren,
Als unser Held noch keine Spuren
Des längstersehnten Wildprets fand.

Das Warten löschte sacht und sachte
Des Katers erstes Feuer aus,
Er sah und hörte keine Maus:
Ein Ding, das ihn verdieſslich machte.

Er saſs und putzte sich das Kinn,
Da schlich ein Wiesel zu ihm hin.
„Was suchst du?" sprach der Kater leise;
„Ich suche," war die Antwort, „Mäuse."
„O weh! soll ich mein Bischen Brod,"
Fing Murner heimlich an zu heulen,
„Mit einem schlimmen Wiesel theilen,
So leid' ich endlich selber Noth."

Auf beſsre Kundschaft sich zu legen
Kroch er bis auf das Scheurendach,
Da flog ihm Jungfer Eul' entgegen:
„Schatz!" fragt' er, „bist du auch noch wach?"
„Ja!" sprach das schleyrichte Gesichte,
„Ich warte hier auf ein Gerichte,
Auf einen guten Abendschmaus." —
„Auf was denn, Kind?" — „Auf eine Maus."

Die Antwort ärgerte den Kater,
Er steigt herab, sieht auf den Mist;
Da ist ein Ygel, der was friſst:
„Viel Glück zur Mahlzeit, alter Vater!

Was schmeckt dir denn allhier so gut?«
»Ein Mäuschen,« sprach er, »ist mein Essen.«
»Ey, daſs du müſstest Kohlen fressen!«
Gedachte Jener voller Wuth.

»Hier,« seuft' er, »ist nichts mehr zu naschen,
Fort, auf das Feld! vielleicht kann ich
Noch eine dicke Feldmaus haschen.«
Mit dieser Hoffnung stärkt' er sich.
Er kam auf's Feld und traf im Gehen
Den Fuchs voll Zorn und Rachgier an,
Aus Neugier blieb der Kater stehen
Und sprach: »Wer hat dir was gethan?«

»O! lieſs der Fuchs sich fluchend hören,
»Ich wuſst' ein volles Mäuseloch,
Und dachte diesen Abend noch
Es mit Vergnügen auszustören.
Doch, als ich in dem Walde bin,
So geht der Schelm, der Sperber hin,
Und leert, so gehts mir, das Geniste;
Daſs er davon zerbersten müſste!«

Sobald der Kater mit Verdruſs
Des Fuchses letzte Worte hörte,
So wandt' er traurig Kopf und Fuſs,
Damit er stracks nach Hause kehrte.

«Ach!» sprach er, «wenn so Viele sind
Die nach dem Mäusefleische streben,
Was hoff' ich noch, ich armes Kind,
Von diesem Handwerk auch zu leben?»

Indem er also bey sich dachte,
So fing er eine Maus im Gehn,
Die ihn auf die Gedanken brachte
Den Mäusen dennoch nachzustehn.
Er that in Kurzem Heldenthaten,
Die Praxis macht' ihn dick und fett;
Es ging ihm, unter uns geredt,
Als wie den jungen Advokaten.

Der Becker und die Maus.

Ein Mäuschen, das an einer Semmel
In eines Beckers Laden fraſs,
Versah's und nahte sich dem Schemmel,
Darauf der Meister lauschend saſs.

Und sieh! da hatt' er sie beym Felle.
„So, so! Herr Mausekopf," rief er,
„Bist du mein Dieb? Steht auf, Geselle,
Und holet unsern Kater her."

„Ich?" sprach die Maus, „ein Dieb? Das wäre
Ein Schimpf für mich und mein Geschlecht!
Gottlob, ich halte noch auf Ehre;
Beleidigt nicht das Völkerrecht.

Ich bin ein Fremder, lieber Becker!"
„Was Völkerrecht?" warf dieser ein,
„Du hast den Tod verdient, du Lecker,
Du magst Frank' oder Schwabe seyn!

«Wie?» sprach die Maus, «wenn ich euch sage» —
«Und was?» — «was hier geschehen ist.
Der Knecht hat» — «rede!» — «dieser Tage
Dein Weib» — «was hat er sie?» — «geküſst.»

Der Becker geht dem Knecht zu Leibe,
Er schäumt, er flucht, der Knecht erschrickt,
Die Maus entwischt, Gott helf' dem Weibe. —
Wer leichtlich zürnt, wird leicht berückt.

Die Mäuse.

Es sprach unlängst im Rath der Mäuse
Ein junger Rathsherr von der Reise,
Die er gethan, und was dabey
Ihm selber zugeſtoſsen sey.
Was unter finstrer Dächer Höhlen
Er hörte, schmeckte, sah und roch,
Berührte, speiste, fand, bekroch,
Das wuſst' er deutlich zu erzählen.

„Ja," fuhr er fort, „auf manchen Böden
Sind Thiere, die wie Mäuse reden,
Sie seh'n uns gleich vom Kopf zum Bauch,
Sie sind geöhrt, wie wir, und rauh.
Doch, hört, ich sage keine Lügen,
Sie hüllen sich, so groſs als klein,
In dünne braune Mäntel ein,
Darinnen sie wie Vögel fliegen."

Da riefen zween erfahrne Greise:
„Du Narr, das waren Fledermäuse,

Die man hier täglich sehen kann;
Um dieser willen durfte man
Dich nicht in fremde Länder senden.

* * *

Und so verreisen Viel' ein Lehn,
Um in Paris ein Ding zu sehn,
Das sie umsonst zu Hause fänden.

Die zwey Kaninchen.

Unter eines Kirschbaums Schatten
Hielten zwey Kaninchen Rast,
Zwey Kaninchen, Wirth und Gast,
Und als sie geruhet hatten,
Scherzen sie im Gras' herum,
Treten manches Blümchen krumm,
Das erst gestern aufgeblühet,
Hüpfen hin und hüpfen her,
Bis der Gast von ungefähr
Ueber sich was Fremdes siehet.

Gleich hebt er den Kopf empor,
Macht ein Männchen, spitzt das Ohr,
Und erblicket einen Schützen,
Zwar von Stein (das wuſst' er nicht)
Der sein Rohr auf ihn gericht't,
Um ihn auf den Pelz zu blitzen.
Unserm Häschen wird so heiſs,
Daſs es nicht zu bleiben weiſs.

Endlich merkt es sein Geselle:
«Freund!» rief er, «was soll das seyn?
Jagt dir etwas Schrecken ein?» —

»Freylich grauet meinem Felle
Vor dem Jäger, der dort liegt.«

»Ach!« sprach Jener, »sey vergnügt;
Der hat keinen ausgerottet.
Wisse: dieser böse Mann
Zielt, so lang' ich denken kann.«

* * *

Zorn mit Ohnmacht wird verspottet.«

Die Flinte und der Hase.

Ein Jäger schlief im Haberschwaden
Und stützte sich auf seine Hand;
Sein Rohr, mit grobem Schrot geladen,
Lag ihm zu Füſsen aufgespannt.
Ihn sah und floh ein blöder Hase,
Der doch die Furcht bald fallen lieſs,
Bald näher kam und mit der Nase
An die geladne Flinte stieſs.

„Verwegner! geh!" hub hier die Flinte
Mit drohenden Geberden an,
„Wie? weiſst du nicht, daſs ich noch hinte
Dich nach der Hölle schicken kann?
Vor meinem Blitz erschrickt der Tiger,
Der Löwe, Bär, das Schwein und Rind,
Die alle muthiger und klüger
Als ein verzagter Hase sind."

„Mein Freund! du irrst in deinem Satze,"
Warf ihm der Langohr lachend ein,
„Vor deinem Drohn läuft keine Katze,
Dein Herr ist's, den wir alle scheu'n.

So lange dessen Augen wachen,
So fürchtet dich auch jedes Thier:
Allein, wenn sie sich dunkel machen,
So hat es keine Noth allhier."

* * *

Was hilft Gesetz, was helfen Strafen,
Wenn Obrigkeit und Fürsten schlafen?

Der Hamster.

Es zog der schnöde Geiz bey einem Hamster ein;
Nie mag ein Thier so karg, wie er gewesen seyn.
Er schwatzte stets von Korn, und träumte nur von Garben,
Sein Abgott war Gewinnst, sein Zweck, sich reich zu darben.
Der Bissen that ihm weh, den er des Tages aſs,
Die Früchte schmeckten ihm, die er nicht selbst beſaſs,
Und endlich lieſs der Filz sein Weib vor Hunger sterben;
Er that es, o des Schimpfs! um mehr von ihr zu erben.
Er ward im Hamsterrath auch peinlich angeklagt,
Die Mordthat im Verhör von Zeugen ausgesagt,
Und von dem Thäter selbst in den verjährten Banden
Vielleicht aus Ueberdruſs freywillig eingestanden.
Man lieſs, was fehlte mehr? den Rechten ihren Lauf
Und Viele knüpften ihn schon in Gedanken auf:
So sicher schien sein Tod. Allein das Urtheil wollte,

Daſs er sofort der Haft entlassen werden sollte,
Und weil, so schloſs es sich, Beklagter selbst bekannt,
Daſs seine Frau den Tod durch seine Kargheit fand,
So werden ihm von uns, sich besser zu verpflegen,
Zween Scheffel Korn geschenkt, und das von Rechtes wegen.

Die ganze Hamsterwelt ward auf die Richter toll.
« Wer ist des Todes werth, wenn dieser leben soll?
Macht man den Frauenmord zu einem Mitteldinge,
Beschenkt man einen Schelm, der noch zu gnädig hinge?»
So sagte Jedermann; der Geizhals läſst sie schrey'n,
Er scharret das Geschenk in seine Speicher ein,
Er iſst vor Geiz nicht mehr, die Furcht wehrt seinem Schlafe,
Er starb bey seinem Schatz, und das war seine Strafe.

Der Fuchs.

Es fand der Fuchs ein Buch im Grase,
Ein Buch im Grase? sagest du?
Wie kam das Buch in's Gras? Mein Freund,
laſs mich in Ruh,
Ich sag' er fand es da, und fand es mit der Nase,
So lautet, sag' ich, der Bericht,
Und fand er es im Grase nicht,
Wo hätt' er es denn sonst gefunden?
Das Buch, in Leder eingebunden,
Das Meister Fuchs im Grase fand,
War, o beneidenswerther Schade!
Die wohlberühmte Vulpiade,
Sonst Reineke der Fuchs genannt.
Es steckte zwar der Fuchs die Nase tief hinein,
Es schien, als hätt' er Lust zu lesen,
Allein, wie konnt' es möglich seyn?
Er war auf Schulen nie gewesen.
Der gute Schlucker suchte hier
Ein Pflaster für den leeren Magen,
Er suchte Fleisch und fand Papier.
Er wollte schon den Band zernagen,
Als er im Buche selbst sein Bildniſs hier und da
Nicht ohne Schrecken glänzen sah.
Sofort ward es von ihm durchbildert,

Und seht! der Fuchs erstaunt. Er fand sich überall
Bey manchem Glücks- und Unglücksfall,
Recht nach dem Leben abgeschildert.
Vor andern rührt' ihn die Gefahr,
Die ihn bis untern Galgen brachte
Und gar zum armen Sünder machte,
Weil alles so natürlich war.
Man sprach das Urtheil über ihn,
Der weiſse Stab lag ihm zu Füſsen;
Der Galgen stand vor ihm, und schien
Ihn schon als Hauswirth zu begrüſsen.
Der Kater Hinz hielt einen Strick
Und hieſs ihn auf die Leiter treten,
Der Bär hub an mit ihm zu beten;
So nahe schien allhier sein letzter Augenblick.
Hier schimpft' und sprach der Hühnerdieb:
„Entweder mein Gedächtniſskasten
Hat so viel Löcher als ein Sieb,
Wo nicht, so lügen die Phantasten,
Die dies gemalt, mit allem Fleiſs:
Denn nach der Bilder Sinn zu rathen,
So steh'n hier viel von meinen Thaten,
Davon ich keine Sylbe weiſs.“

⁂

Was da der Fuchs sagt, würden wir
Von hundert alten Helden hören,
Wenn sie der Bücher, die wir hier
Von ihnen lesen, kundig wären.

Der Fuchs und der Adler.

Es lebt aus Reineckens Geschlechte
Ein jung- und eitler Abkömmling,
Der oft mit mehrerm Glück als Rechte
Der schnellen Hunde Spur entging.

Da lag er nun vor seinem Loche,
Und lachte bey sich der Gefahr,
Der er noch in vergangner Woche
Durch einen Sprung entronnen war.

«Sagt,» rief er, «Höfe, Wiesen, Ställe,
Ihr Zeugen meiner Tapferkeit,
Wer stiehlt, wie ich? wer sieht so helle?
Wer läuft so schnell? wer riecht so weit?»

Vertieft in solchen Wunderdingen
Bemerkt er eines Adlers Flug,
Wie ihn mit ausgestreckten Schwingen
Das stille Meer der Lüfte trug.

„O könnt' ich fliegen, wie die Vögel!
Den Neid," erseufzt er, „macht' ich stumm,
Euch aber kahl, ihr Bauernflegel;
Mit Lust gäb' ich ein Ohr darum."

Itzt legt ein Schuſs den Adler nieder,
Der Fuchs nimmt es mit Schrecken wahr,
Zu fliegen wünscht er nimmer wieder. —
Je höher Stand, je mehr Gefahr.

Der Fuchs und der Marder.

Ein Fuchs, der manches Huhn den Bauern abgenommen,
Lieſs Nachbar Marder zu sich kommen.
„Freund!“ hub er an, „ich bin betagt,
Und, wie du siehst, nicht weiter tüchtig
Den Hühnern nachzugehn; mein Fuſs ist zwar noch flüchtig,
Allein der Schnupfen, der mich plagt,
Benimmt mir alle Kraft, das Wildpret auszuspüren,
Deswegen könntest du mich führen;
Es mangelt dir nicht an der Spur.“

„Zu dienen,“ sprach der Freund, „mein Herr befehle nur!
Vor mir mag sich kein Raub verkriechen,
Ich kann ihn auf die Meile riechen,
Es sey Huhn, Täuber oder Hahn.“

Inmittelst sah der Fuchs des Führers Rüssel an,
Und sieh, es guckt auf allen Seiten
Das Zahnfleisch durch die Schnauze vor.
„Was ist das?“ sprach der Fuchs, der schon den Muth verlor.

„Ach nichts," versetzte der. „Wie? gar nichts?" „Kleinigkeiten!"
„Doch aber?" Je, mein Herr!" fing Nachbar Marder an,
„Der Dorfhund Greif hat es gethan,
Der Bube hat mich so gebissen
Und mir das Maul mit aufgerissen."
„O!" seufzte Reineke, „wenn diesem also ist,
So werd' ich keine Feder rupfen,
Dir fehlt die Nas', ich schwimm' in Schnupfen."

⁂

Wer Schwache leiten will, der sey
Von ihrer Schwachheit selber frey.

Der Löwe und der Ziegenbock.

Der Löwe war nicht aufgeräumt,
Und hatt' ihm nicht vom Alp geträumt,
So war ihm sonst was widerfahren.
Der Fuchs und Bär verkrochen sich,
Weil sie dabey gemeiniglich
Des Lebens nicht gesichert waren.

Es hörte damals ganz allein
Der Geisbock, ohne sich zu scheun,
Den Löwen poltern, schmälen, wittern
Da war kein Fluch er muſste dran,
Da sollte stracks vor seinem Zahn
Der Wald und alle Thiere zittern.

Nachdem er sich recht satt geflucht
So wandt' er seine Donnerstimme
Zum Bock und fragt im halben Grimme,
Weswegen er ihn itzt besucht.

Der arme Geisbock war zur Stunde
Mit einer guten Antwort da,
Sie hatte Noth und Recht zum Grunde;
Doch da hieraus der Wüthrich sah,

Daſs dieses nichts verſangen wollte,
So sprang er jählings auf ihn zu,
Und schrie, als ob er bersten ſollte;
„Du Bösewicht, du Bube du!
Wie hast du dir das Herz genommen,
Mit einem Bart zu uns zu kommen,
Der du schon längst berichtet bist,
Daſs uns ein Bart zuwider ist?
O himmelschreyendes Verbrechen!
So groſse Bosheit muſs ich rächen.
Was? einen Bart? das ist zuviel."
Der Tod des Bocks beschloſs das Spiel.

* * *

Des Narren Zorn entbrennt noch mehr,
Wenn er nichts hat ihn anzublasen,
Und bloſs darüber raset er,
Daſs er nicht Ursach hat zu rasen.

Der Affe und die Uhr.

Ein Herr, genöthigt auszugehen,
Vergaſs, aus groſser Eil, die Sackuhr an der Wand,
Wo sie sein zahmer Affe fand,
Und that was er gar oft von seinem Herrn gesehen.
Er machte sie mit einer Binde
Sich um den Leib und gleich darauf
Sah er darnach und sprach: «die Uhr geht zu geschwinde;»
Er zog sie gleich von neuem auf,
Eröffnete das Glas und stellte sie zurücke;
Doch in dem andern Augenblicke
Zog er sie wieder vor. «Seht,» spricht das kluge Thier,
«Sie will nunmehr zu langsam gehen.
Das wäre recht! wie helf' ich ihr?»
Er rückt am kleinen Zifferblättchen,
Hält sie sodann mit Fleiſs an's Ohr.
Der ganze Schlag ist falsch. Er nimmt sie nochmals vor
Und künstelt unten an dem Kettchen,
Stöſst in die Räderchen. Der Affe rückt und dreht,
Bis daſs das Uhrchen stille steht.

* * *

Ach, groſser Gott! behüt' uns nur
Vor unerfahrner Pfuscher Stricken,
Die so an unserm Körper rücken,
Als wie der Aff' an dieser Uhr.

Der Affe und der Bär.

Ein Aff' und Bär, zween nahe Vettern,
Gleich groſs, gleich näschig und gleich alt,
Auch gleich geschickt im Steig' und Klettern,
Durchstrichen eifrig Feld und Wald,
Um ihrer Magen Zorn zu stillen.
Der Bär ging langsam, traurig, krumm,
Als wie ein Schuldner, und fing Grillen,
Der Affe sah sich munter um.
Der Hunger macht ihm leichte Glieder,
Ein Luftsprung kostet ihm nicht viel,
Itzt sieht er auf, itzt vor sich nieder,
Ein Affe lebt und stirbt im Spiel.
„Was nützen diese Fleischergänge?"
Rief hier der Affe mit Verdruſs.
„Wenn ich auf einen Baum mich schwänge,
Darauf sich alles zeigen muſs,
So dürften wir nicht länger suchen."
Sofort bemerkt' er einen Baum,
Die Königin der hohen Buchen,
Er kroch hinauf, man sah ihn kaum.
Drauf setzt' er sich, beroch das Wetter,
Guckt' endlich wieder in den Wald:
„O Vetter," schrie er, „lieber Vetter,

Du bist ja wie ein Zwerg gestalt't.
Was ist dir immer widerfahren,
Du bist noch einer Erbse groſs,
Da wir sonst gleicher Länge waren."
„O Vetterchen, dich hör' ich bloſs,"
Antwortete der Bär erbittert,
Und nun ward das Gezänke scharf,
Bis, da sie endlich ausgewittert,
Der Affe sich herunterwarf.
„Wie nun?" rief Petz, sobald er drunten;
„Wie nun?" versetzt der Pavian,
„Warst du denn oben, und du unten?
Sie sahen sich verwundernd an.
„Du bist ein Bär." „Und du ein Affe,"
Fiel Aff' und Bär einander ein,
„Hier ist nichts das uns Nutzen schaffe,
Die Buche muſs bezaubert seyn."

* * *

Wenn du einmal an Ehre steigst,
Und deinen Freunden und Verwandten,
Die dich als ihres gleichen kannten,
Ein fremd und stolzes Auge zeigst;
So geh' in dich, und untersuche
Der Fabel Sinn, er weist auf dich;
Denn glaube mir nur sicherlich:
Du bist das Aeffchen auf der Buche.

Das schlechte Tuch.

„Wer kauſt ein neues Modetuch?
Ihr Herren! sagt, wer kauſt drey Ellen zum
Versuch?
Verlangen Sie mein Tuch, ihr Gnaden?“
So rief vom Morgen bis zur Nacht
Ein Kaufmann, der das Tuch vom Jahrmarkt
mitgebracht,
Und rief sich heisch in seinem Laden.
„Was ruſt ihr?“ sagte man, „das Tuch mögt
ihr vergraben,
Und der ist auf sein Geld ergrimmt,
Der es euch einst vom Halse nimmt;
Ich möcht' es nicht geschenket haben.“
Der Kaufmann fitzte das Gesicht;
„Geht,“ sprach er bey sich selbst, „ich laſs
euch diesmal laufen;
Allein ihr müſst die Tücher kaufen,
Ihr mögt sie wollen, oder nicht.“
In einer Zeit von vierzehn Tagen
Bringt es der Kaufmann selbst so weit,
Daſs von des Ortes Obrigkeit
Dem Volk verboten wird, dergleichen Tuch zu
tragen;

Ja, die Verordnung ist so scharf,
Daſs man es nicht einmal im Hause haben darf.
Kaum ward es kund, so kamen Alle
Und Alle forderten etwas;
Dem Kaufmann nützte dieser Spaſs.
Er sprach: er dürfte nicht! das war die rechte Falle,
Man bot zween Thaler baares Geld
Für einen kleinen Rest; als er sich furchtsam stellt,
Kömmt es in einem Athemholen
Erst zu Dukaten, dann Pistolen.
So ward dies schlechte Tuch ein Heiligthum der Stadt,
Man wies es Reisenden: „Hört," sprach man, im Vertrauen,
„Hier könnt ihr von dem Tuch ein ächtes Stückchen schauen,
Das unser Rath verboten hat."

Der Löwe und der Wolf.

Am Fuſs der wüsten Partherfelder
Schlug König Löw' und Meister Bär
Den Richtstuhl auf: das Volk der Wälder
Stand nach der Ordnung um sie her.

Die Kuh erschien zuerst und klagte
Der Thiere strengem Oberhaupt:
Ihr Kind, das Kalb, hab', eh' es tagte,
Ein unbekannter Dieb geraubt.

Der Löwe sah umher, zu hören,
Wem sonst davon was wissend sey.
„Ich," sprach der Wolf, „kann heilig schwören,
Herr König, ich war nicht dabey."

„Und wer verklagt dich?" sprach der König.
„Verläumder!" fiel ihm Jener ein,
„Ich bin itzt krank und esse wenig,
Und kann es nicht gewesen seyn."

„Schweig!“ rief der Löwe, „das Gewissen
Läſst einen Buben nirgends ruhn:
Du hast der Kuh ihr Kalb zerrissen,
Der Bär soll dir desgleichen thun.“

So starb der Wolf, und wie man saget,
Verrieth sein Bauch was er gethan. —
Wer sich entschuldigt, eh' man klaget,
Der gibt sich selbst zum Thäter an.

Das aus der Erde wachsende Lamm.

Als die Natur den Pflanz- und Thieren
Das Daseyn gab, so fiel ihr ein,
Von Zwitterart eins aufzuführen,
Halb soll es Thier, halb Pflanze seyn.

Um dieses Unding auszubrüten,
Wuchs aus der Erd' ein kurzer Stamm,
Der Frühling gab ihm Laub und Blüthen,
Der Herbst anstatt der Frucht ein Lamm.

Nichts war an ihm vom Kopf zum Schwanze,
Das nicht dem Wollenviehe glich,
Von unten blieb es eine Pflanze,
Doch Haupt und Hals bewegten sich.

Es zeigte sich die Lust zur Weide,
Zwey Feldgewächse standen da,
Das Schaf ergriff und fraſs sie beyde,
Daſs man auch ihre Spur nicht sah.

„Vernimm, daſs es dich reuen werde!"
Rief ihm allhier ein Kohlhaupt zu.
„Sind wir nicht Kinder Einer Erde,
Und wurzeln, wachsen, blühn wie du?

Genieſse mäſsig unsrer Blätter,
Nur friſs uns nicht mit Stumpf und Stiel.*
Das Schaf war taub, es fraſs den Vetter,
Den Vetter, der ihm auch gefiel.

Was um es stand, das ward verheeret,
Die Strafe folgt auf seinen Schmaus:
Als es das Land um sich verheeret,
So dorrt es selbst vor Hunger aus.

* * *

Man sollte ja beynahe schwören,
Daſs die Tyrannen Lämmer wären.

Der Mohr und der Weiſse.

Ein Mohr und Weiſser zankten sich.
Der Weiſse sprach zu dem Bengalen:
„Wär' ich, wie du, ich lieſse mich
Zeit meines Lebens niemals malen.

Besieh dein Pechgesichte nur,
Und sage mir, du schwarzes Wesen,
Hat dich die spielende Natur
Nicht uns zum Scheusal auserlesen?“

„Gut!“ sprach der Mohr, „hat denn ihr Fleiſs
Sich deiner besser angenommen?
Die Tafel ist bey dir noch weiſs,
Der Maler soll erst drüber kommen.

Die Welt, darin wir Menschen sind,
Gleicht einem ungeheuren Baume,
Darauf bist du, mein liebes Kind,
Unstreitig die unreife Pflaume.“

Sie zankten sich noch lange Zeit,
Und weil sich keiner geben wollte,
Beschlossen sie, daſs ihren Streit
Ein kluger Richter schlichten sollte.

Als nun der Weiſse Recht behielt,
Da sprach das schwarze Kind der Mohren:
„Du siegst; ich habe hier verspielt,
In Tunis hättest du verloren."

⁂

So manches Land, so mancher Wahn.
Es kömmt bey allen Nationen
Der Vorzug auf den Ort mit an:
Schön ist, was da gilt wo wir wohnen.

Der Riese und der Zwerg.

Es traf auf seinem Gange
Ein Ries' ein Zwerglein an
Und sprach: „Ich suchte lange
So was für meinen Zahn.

Dies ist ein seltner Bissen,
Der Lust zum Trunk erweckt
Und der, auf mein Gewissen!
Auch ohne Tunke schmeckt.“

„Herr!“ sagte hier der Kleine,
„Ich bin in deiner Hand.
Was hilfts mir, wenn ich weine?
Wer thut dir Widerstand?

Doch eh' ich armer Knabe
Dein Abendessen sey,
So stelle mir zur Gabe
Nur Eine Bitte frey,

Und schwör', sie zu erfüllen;“
Er schwört, der Kleine spricht:
„So höre meinen Willen,
Ich bitte, friſs mich nicht.

Der Zwerg ging schon zurücke
Und eilte durch das Land,
Als er an dem Genicke
Des Riesen Faust empfand.

„Ach!“ schrie er, Wald und Wiese,
Ihr Zeugen meiner Noth,
Hier schwur mir dieser Riese,
Hier gibt er mir den Tod.“

Der Ries', ein schlimmer Spötter,
Sprach: „das bin ich gewohnt,
Der fürchtet keine Götter,
Der keines Menschen schont.“

Die zween Weisen in Peru.

Es sahe Peru einst zween Lehrer,
Der Sonne brünstige Verehrer,
Den Ausbund strenger Heiligkeit.
Ihr Ruhm war gleich im ganzen Süden,
Ihr Eifer wenig unterschieden,
Ihr Lehrgebäude himmelweit.

Der Eine sah, trotz ihrem Lichte,
Der Gottheit kühnlich in's Gesichte,
Sein Auge ging ihr immer nach,
Die Thränen strömten an den Wangen,
Und das Gesichte war vergangen
Eh' er sein Schauen unterbrach.

Der Andre glaubt, daſs Menschenaugen,
Gott auch im Werk zu schaun, nicht taugen,
Noch wie ihn die Natur verklärt;
Weil die Vernunft im Schlieſsen wanke,
So sey der witzigste Gedanke,
Den man von Gott macht, tadelnswerth.

Um nun die Sonne nicht zu schauen,
So liefs er eine Höhle bauen,
Wohin die Sonne niemals kam.
In dieser ward, bey langer Weile,
Der finstre Heilige, die Eule,
Der Welt, sich und der Sonne gram.

So wurden diese theuren Männer,
Der Sonne widrige Bekenner,
Durch Dunkelheit und Vorwitz blind,
Und lehren, dafs in Glaubensdingen
So Dummheit als verwegne Schwingen
Zwey Mittel der Verblendung sind.

Der Weise und der Alchymist.

Gesund und fröhlich, ohne Geld,
Lebt' einst ein Weiser in der Welt.
Ein Fremder kam zu ihm und sprach: „Auf meinen Reisen
Hört' ich von deiner Redlichkeit;
Du bist ein Phönix unsrer Zeit.
Nichts fehlt dir, als der Stein der Weisen.
Ich bin der Trismegist, vor dem sich die Natur
Stets ohne Schleyer zeigt; ich habe den Merkur,
Dadurch wir schlechtes Bley in feines Gold verkehren,
Und diese Kunst will ich dich lehren."

„O dreymal gröſster Trimegist!"
Versetzt der Philosoph, „du magst nur weiter reisen.
Der ist kein Weiser nicht, dem Gold so schätabar ist:
Vergnügt seyn, ohne Gold, das ist der Stein der Weisen."

Die Kinder.

Zwey Kinder spielten einst hart an des Piko Fuſs,
Und faſsten kühnlich den Entschluſs,
Um ihre Fertigkeit zu zeigen,
Des Berges Gipfel zu ersteigen.
Sie mochten kaum zehn Schritt hoch seyn,
Da hörte man sie jauchzend schrey'n:
„O welch entzückendes Vergnügen!
Wir haben schon den Berg erstiegen.“

* * *

Es blies sich Einer auf und sprach:
„Ich gehe der Gelahrtheit nach.“
Ein Andrer rief: „Vernehmt, daſs ich nach Weisheit reise.“
Kaum hatten sie fünf Schritt gethan,
So schrien sie: „Menschen! seht uns an,
Ich bin gelehrt, und ich bin weise.“

Das Kameel.

Es lieſs sich ein Kameel, das mit gebognem Knie
Vor seinem Meister lag, mit Waaren stark belasten;
Man brauchte Sack und Pack, und manchen schweren Kasten,
Dies alles litt das gute Vieh.
Es seufzte nicht einmal, bis es bey sich verspürte,
Daſs es die volle Ladung führte.
Da stand es wieder auf: allein des Meisters Hand
Zwang es, sich abermals zu bücken,
Der auf das arme Thier noch viele Lasten band,
Er band, und sieh! es warf die ganze Fracht vom Rücken.

⁂

Gebt Achtung, wenn ihr Kinder lehrt,
Daſs ihr auf einmal nicht sie allzustark beschwert.
Es geht der Jugend wie den Alten:
Wer alles fassen soll, wird endlich nichts behalten.

Die Zauberin.

„O Fotis! lebe wohl, ich sterbe,
Mein Schatz ist dieses Zauberbuch;
Das ist mein Gut, du bist der Erbe,
Du bist es ohne Widerspruch.
Nimm es und lies: die Welt wird zittern,
Der Abgrund fliehn, der Himmel wittern!"
Sprach Pamphile, die Zauberin,
Zu ihrer Magd, und fuhr dahin.

Die Fotis nahm die Zauberschriften
Und ward dadurch bald fürchterlich,
Sie rief die Leichen aus den Grüften,
Sie trieb die Ströme hinter sich.
Durch ihren Spruch, versetzt sie Berge,
Macht Stein aus Volk, aus Riesen Zwerge;
Thessalien sang ohne Scheu,
Daſs Fotis eine Göttin sey.

Der Ruf erhebt sie zur Sibylle,
Man glaubt, vor ihr sey nichts versteckt,
Der Menschen Thun, der Götter Wille
Sey vor ihr klar und aufgedeckt.

Vom Nil und Ganges, von den Meeren
Kömmt Volk, der Fotis Spruch zu hören;
Der Stuhl, darauf die Weise sprach,
Gab Delphens Dreyfuſs wenig nach.

Was ganze Volker göttlich nannten,
Schien einem einz'gen Schäfer nichts:
Olint, den sieben Heerden kannten,
Hielt es für Blendwerk des Gesichts.
Verwegner Schäfer! bleib' in Schranken,
Die Fotis straft auch die Gedanken,
Die ihrer Ehre schädlich sind,
Schlägst du der Zaubrer Zorn in Wind?

Umsonst, Olint ist nicht zu zwingen,
Der Fotis Langmuth macht ihn kuhn;
Er will sie um die Ehre bringen,
Und es gelingt ihm sein Bemühn.
Es sey nun ein betrübt Geschicke,
Es sey, daſs dieses Schäfers Tücke
In Fotis Buch vergessen war,
Die Kunst ward endlich offenbar.

Dort, wo in Tempe's Lustgehölzen
Zwölf Bäche sich in gleicher Eil
Von Pelions Gebirgen wälzen,
Entdeckt sich einer Höhle Theil;

Die Felsen stützten sie, wie Mauren,
Sie war des klügsten der Centauren,
Des weisen Chirons Aufenthalt,
Und viel Olympiaden alt.

Hier lag und schlief in dunkler Stille
Die allzusichre Zauberin,
Ihr Buch, das Leibbuch der Sibylle,
Warf sie unachtsam bey sich hin.
Sie schläft, Olint wacht ihr zum Schaden,
Kömmt im Gesicht der Oreaden,
Durchsucht der Fotis ödes Haus
Und holt das Zauberbuch heraus.

Es sammeln sich der Hirten Töchter
Aus Neugier all' um den Olint,
Und dieser zeigt mit Hohngelächter,
Wie eitel Fotis Künste sind.
Man machte mit dem Zauberbuche
Sofort selbst allerley Versuche,
Und fand, daſs es theils Gaukeley,
Theils Wirkung der Naturkunst sey.

Die Wahrheit besser zu ergründen,
Wird Fotis endlich selbst besucht;
Man siehet sie die Hände winden,
Man hört, daſs sie dem Glücke flucht.

Man lacht, und sie beschwört die Götter
Umsonst zu Tilgung ihrer Spötter,
Sie ward der Kinder Zeitvertreib,
Ein Spott des Volks, ein schwaches Weib.

* * *

Dies sag' ich allen kleinen Geistern:
Auch ihr sucht durch gelehrten Dunst
Der Welt die Augen zu verkleistern,
Als wärt ihr Zaubrer in der Kunst.
Excerpta, Lexika, Register,
Die Konkordanz bey manchem Priester,
Das ist der Quell des groſsen Lichts:
Nimmt man euch die, so könnt ihr nichts.

Der Autor und der Mandarin.

In China war ein Mann, den seine Neigung trieb
Durch eine Menge neuer Schriſten
Ein Denkmal seines Ruhms zu stiſten:
Unsterblichkeit ist Jedem lieb.
Es ſührte dieser Mann in allen seinen Werken
Ein'n Hauſen Schriſten an: der Vortheil war dabey,
Wie groſs sein Büchervorrath sey,
Gelegentlich mit anzumerken.

Des Mannes Ruf erscholl gar bald.
Ein alter Mandarin, der viel bey Hoſe galt,
Lieſs sich ausdrücklich einst verlauten,
Daſs seine Bücher ihn vor andern sehr erbauten.

Der Autor hört's. Der Fall war schmeichelhaft für ihn,
Er geht und dankt dem Mandarin,
Und schwört mit knechtischer Geberde,
Daſs er für solches Lob sein Sclave sterben werde.
Nachdem er sich genug bedankt,
So frägt er endlich im Vertrauen,
Wodurch er denn das Glück erlangt,
So einen Gönner zu erbauen?

„Herr!“ sprach der Mandarin, „das muſs ich euch erklären.
Wenn ich die Schriften seh', die ihr in groſser Zahl
An Rand gesetzet habt, so denk' ich allemal:
Wie manches Buch kann ich entbehren?“

Man zweifelt, ob der Schluſs dem Autor bündig schien;
Doch könnte dieser Mandarin
Gewisser Deutschen Schriften schauen,
Wie würde sich der Mann erbauen!

Der Mond und der Komet.

Die Zeit verbarg des Tages Schein,
Die Nacht schwang ihre feuchten Flügel
Schon über die bethauten Hügel
Und schlummerte den Erdkreis ein;
Ihr Schatten wich dem Sternenlichte,
Der Mond strich sein verhüllt Gesichte
Mit silberfarbnen Hörnern an;
Nicht weit von ihm stand ein Komete,
Der seinen Schweif in schiefer Bahn
Nach dem bestirnten Süden drehte.

«Weifst du auch, Nachbar,» sprach der Mond,
«Wie schrecklich von dir auf der Erde
Von manchem Volk geredet werde,
Das ihr verdunkelt Rund bewohnt?
Man sagt, du seyst ein Unglücksbote
Der Hunger, Pest und Würgen drohte,
Dein Anblick schreckt was sterblich ist,
Ja, es besorgt der Mensch nicht selten,
Wenn du am Himmel sichtbar bist,
Den nahen Umsturz aller Welten.»

«Wie? ich, o Mond! wo denkst du hin?»
Rief der erstaunende Komete,
«Ich sey ein Pest- und Kriegsprophete?
Weiſs denn die Erde, daſs ich bin?»
«Ja!» fiel die Antwort, «alle Schritte,
Die du gethan, und alle Tritte,
Die du noch thun sollst, sind bestimmt.
Man hat das Maſs von deinem Gange,
Und wann dein Strahl den Rückweg nimmt,
Das weiſs man auf der Erde lange.»

«So wissen,» fiel der Schwanzstern ein,
«Vermuthlich auch die Erdenleute
Die zwischen uns gesetzte Weite,
Wie kann ich ihnen schrecklich seyn?»
«Warum nicht?» sagte der Planete,
«Man hat gemerkt, wenn ein Komete
Sich unserm Erdenball genaht,
Daſs Theurung, Seuchen, Krieg entstunden,
Und da es Niemand anders that,
Ward der Komete Schuld befunden.

Wahr ist's, man hört genug von Pest,
Von Theurung und von Kriegsgetümmel,
Wenn auch dein Stern im obern Himmel
Der Erde sich nicht sehen läſst.»
Hier wurde der Komet entrüstet:
«O, wenn ihr meinen Ursprung wüſstet,

Verläumdrisches Geschlecht!“ sprach er;
„Was mögt ihr Euch für Fallen graben,
Da nicht einmal die Sterne mehr
Für euch am Himmel Friede haben?“

Der Wandersmann und die Sonnenuhr.

Bey einer Sonnenuhr blieb einst ein Wandrer stehn;
Die Morgensonne schien, die Uhr wies auf halb achte,
Der Mann sprach: „Es ist früh, ich will bis Mittags gehn;"
Indem er sich darauf bedachte,
So kam ein dickes Wolkenheer,
Die Sonne ward verhüllt, der Wandersmann sah wieder
Nach seiner Sonnenuhr und rieb die Augenlieder:
Die Uhr wies keine Stunden mehr.

* * *

„O," sprach er, „falsches Ding, das an das Glück sich bindet!
Hinweg mit einem solchen Freund,
Der mich so lange kennt, als mir die Sonne scheint,
Und wenn sie nicht scheint, mir verschwindet."

Der Uhrensaal.

Es trat in den vergangnen Zeiten
Ein Phönix in der Kunst hervor,
Ein Mann vor dessen Seltenheiten
Der Künstler Werk den Preis verlor.
Ihm lösten sich der Wahrheit Siegel,
Sein Witz zerbrach des Irrthums Riegel
Und drang auf der entdeckten Spur
Zum Heiligthume der Natur.

Ein Saal, den Marmorbögen bunden,
War es, wo dieses Meisters Hand
Durch Uhren, die nie stille stunden,
Ein neues Wunderwerk erfand.
Ihr Lauf beschrieb verschiedne Kreise,
Und keine wich aus ihrem Gleise,
Obschon das Uhrwerk, das sie trieb,
Den Augen ein Geheimniſs blieb.

Da alle hellen Kugeln glichen,
So war ihr Glanz doch mancherley;
Die, der an Schönheit kleine wichen,
Kam gröſsern an der Pracht nicht bey.

Die Klügsten muſsten es bekennen
Und jede was Vollkommnes nennen,
Nur merkte man mit Achtsamkeit
Die Stufen der Vollkommenheit.

Dies Kunsthaus widerstand den Jahren
Es priesen alle die gereist,
Und alle die im Lande waren,
Den unnachahmlich groſsen Geist.
An allen diesen Wunderuhren
Sah niemand ein'ger Aendrung Spuren,
Und jede lief an ihrem Ort
In der gekrümmten Bahne fort.

Doch wird des Künstlers scharfes Auge
Zuletzt an Einer Uhr gewahr,
Daſs sie im Grunde nichts mehr tauge,
Und sein Entschluſs ist sonderbar:
Er scheinet wegen einer schlimmen
Nun über alle zu ergrimmen,
Verderbt sie selbst und ziert sein Haus
Mit lauter neuen Uhren aus.

Viel sind die diesem widersprechen:
„Sollt' er den Fehler Einer Uhr
An den vollkommnen Werken rächen?
Er ist von edlerer Natur.

Will er den Uhrensaal behalten,
Warum verheert er denn die alten,
Die so vollkommen, so geschwind,
So wunderbar, so herrlich sind?

Nein! sagten sie, das ist erdichtet,
Der Augenschein hat euch bethört,
Da er das böse Werk vernichtet,
Als sey der Uhrbau selbst zerstört.*
Doch kaum sank die verworfne nieder,
So zeigten sich die andern wieder,
Und wurden, da der Fall geschehn
Für neue fälschlich angesehn.

Wer hat nun Recht von beyden Theilen?
Entscheidet, Menschen, diesen Streit!
Ihr müſst euch hier nicht übereilen,
Wenn ihr vielleicht der Meinung seyd,
Daſs Gott bey dem Gericht der Erde
Das Weltall selbst vernichten werde,
Weil der so oft genannte Mann,
Der groſse Künstler, Gott seyn kann.

Der Maulwurf.

Ein Maulwurf, der durchaus ein Weiser heiſsen wollte,
Warf vor Betrachtungen, darin er sich verlor,
Fast keinen Haufen auf; er schloſs auch noch zuvor
Die Augen zu, daſs ja ihn nichts zerstreuen sollte.
Die Nachbarn nöthigten einst diesen Sonderling,
Mit ihnen einmal auszufahren,
Und da geschahs, da ihm die Augen offen waren,
Daſs er ein Quittchen fand, das noch am Zweige hing.
Er rief dem Einen zu, der ihm erklären muſste,
Was dieses Ding wohl sey, und hörte den Bericht
Verächtlich an und sprach: „Man wundre sich nur nicht,
Daſs ich es nicht zu nennen wuſste.
Ein weiser Denkender, der sich in sich vergiſst,
Kann so gemeines Zeug nicht in dem Kopfe tragen;
Doch will ich euch dafür itzt eine Wahrheit sagen,
Die Allen ein Geheimniſs ist.
Was hilfts, daſs ihr den Koth stets durch einander werfet?
Glückselig ist, wer in der Ruh
Die Kräfte des Verstandes schärfet;

Jedoch genug hiervon: hört zu.
Der runde Kloſs, den ihr mir eine Quitte nennet,
Hängt selber an des Zweiges Fuſs,
Der Zweig hat einen Riſs, wie ihr hier sehen könnet.
So folgt, daſs er an was gehangen haben muſs.
»Der Zweig ist stark, das Ding hingegen,
Daran er hing, muſs stärker seyn,
Sonst hätt' er ihn nicht tragen mögen;
Dies Stärkre hängt vielleicht an einem Andern fest,
So annoch stärker ist, wie sich leicht schlieſsen läſst;
Dies hängt vielleicht an einem Dritten,
So stärker, als die Zwey zugleich sammt Zweig und Quitten.
Hieraus mach' ich den Schluſs: es können Zweige seyn,
Die annoch dicker sind, als unser drey vom Leibe.« —
»So warte, bis man dir,« fiel ihm ein Andrer ein,
»Die Schuppen von den Augen reibe;
Du Wurm! machst du so groſsen Wind,
Und weiſst noch nicht, daſs Bäume sind?«

Das Pferd.

Ein aufgezäumtes Roſs stand länger als zwo Stunden
Vor einer Hausthür angebunden,
Die Fliegen stachen es, ihm fiel bey dieser Pein
Die Härte seines Schicksals ein.

„Hat wohl ein andres Thier mehr Plagen?
Bald muſs es seinen Herrn und sein Gepäcke tragen,
Bald den beladnen Wagen ziehn,
Und mehr als möglich thun, der Peitsche zu entfliehn.
Nie that es einen Schritt, als mit des Reiters Willen,
Oft läſst sein Meister ihm nicht Zeit
Mit einem Trunk den Durst zu stillen.
Der Jugend Kraft verfliegt in steter Dienstbarkeit.
Was ist sein Lohn dafür? Die kurze Ruh im Stalle,
Ein wenig Haber, Heu und Stroh,
Des Lebens wird es nimmer froh."
Hier regte sich des Pferdes Galle.
Es riſs im Grimm den Zaum entzwey,
Setzt' über Fels und Fluſs, und sprang mit schnellen Füſsen

Dem dicken Walde zu. Nun war es endlich frey.
Doch eine Stunde drauf ward es vom Wolf zerrissen.

* * *

Der Knechtschaftstand ist hart, doch besser jederzeit,
Als Freyheit ohne Sicherheit.

Das Reiterpferd.

Ein jeder Weiser ist ein Held,
Er lässet sich den Tod nicht schrecken.
Der Tod kömmt ja gewiſs, er kömmt zu aller Welt.
Was sollt er sich vor ihm verstecken?
Es bring' ihn Feuer, Wasser, Erde,
Es bring' ihn endlich Wind und Luft,
So ist's Ein Tod und Eine Gruft.
Er zeigt sich überall mit einerley Geberde
Und ist ein unvermeidlich Ding;
Man stürbe doch einmal, und wenn man ewig klagte.
Merkt, was das Reiterpferd zu seinen Freunden sagte;
Als es nunmehr zu Felde ging,
Und bey dem Abschied die Befreund'ten,
Die alten Ackergäule, weinten,
So sprach es: „Ihr beklagt mich wirklich ohne Noth,
Ich geh' in einen edlen Tod,

Und sterbe jung, mit Ruhm: mich wird man einst besingen,
Euch wird ein schnöder Tod einst auf den Anger bringen."

* * *

Wie Manche schliefen itzt mit Ehren,
Wenn sie zu früh gestorben wären!

Das Pferd und der Esel.

Ein sattes Pferd ging von der Krippe
Und fiel vor Wollust auf die Streu;
Ein dürrer Esel stand dabey,
Kein Esel, sondern ein Gerippe.
Den redete der Hengst mit diesen Worten an:
«Wie geht es, guter Greis? du scheinst mir ziemlich hager,
Bist du nicht recht gesund? macht dich der Gram so mager?»

«Ach!» sprach das Müllerthier, «das hat es nicht gethan,
Der Hunger und das viele Tragen,
Des Treibers Fluchen, Stoſsen, Schlagen,
Mit Einem Wort, mein Freund, die Noth ist Schuld daran.
O käme nur der Tod, das Ende meiner Plagen!»

«Ob es dir schon so elend geht,»
Erwiederte der Gaul, «so sollst du doch nicht klagen.
Ein Weiser trägt die Noth, die nicht zu ändern steht.

Du leidest nicht allein, und kurz, was willst du machen?
Das Schicksal thut, was ihm gefällt:
Dem wird das Leben süſs, und dem wird es vergällt;
Das Weinen nützt oft mehr, als Lachen.»

Da sprach das graue Thier: «Dein Bauch ist voll und satt,
Und deine Weisheit stammt aus dem gefüllten Magen.»

* * *

Der hat gut predigen und von Verläugnung sagen,
Der selber keine Sorgen hat.

Der Hirte und die Heerde.

Der Wolf naht sich von dem Gebirge:
„Auf, Hirte! laſs die Hunde los,
Daſs er nicht Damons Heerde würge!“
So rieſen ängstlich Klein und Groſs.

Der Hirte lieſs die Heerd' im Stiche
Und lieſ an einen sichern Ort;
Mit ihm, gewohnt der alten Schliche,
Lieſ eine Kuppel Hunde fort.

Der Wolf fiel in die arme Heerde
Und mancher Bock gab Haare her;
Was er nicht fraſs fiel wund zur Erde:
So zog er fort, vom Raube schwer.

Der Hirte kam nunmehr geschlichen,
Als weiter nichts zu fürchten war:
„Warum bist du von uns gewichen?“
Schrie die noch übrig bliebne Schaar.

Der Hirte sprach: «Ich wollte bleiben;
Allein der Wolf schien damals mir
Viel gröſser, als es zu beschreiben.» —
«Wie groſs denn?» — «Wie ein junger Stier.»

«Pfui!» sagten die betrübten Thiere,
«Schämst du dich nicht, verzagter Thor?
Die Furcht stellt Wölfe groſs als Stiere,
Geschwader groſs, wie Heere vor.»

Der Vater und seine drey Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Theilt einst ein Vater sein Vermögen,
Und den mit Müh' erworbnen Segen,
Selbst unter die drey Söhne gleich.
«Ein Diamant ist's,» sprach der Alte,
«Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer schönen That
Darauf den meisten Anspruch hat.»

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zerstreun.
Drey Monden waren jetzt vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Drauf sprach der älteste der Brüder:
«Hört! es vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' einen Schein mir an;
Dem gab ich es getreulich wieder;
Sagt, war die That nicht lobenswerth?» —
««Du thatst, mein Sohn, wie sich's gehört;»»
Liefs sich der Vater hier vernehmen:
««Wer anders thut, der mufs sich schämen;
Denn ehrlich seyn, heifst uns die Pflicht.
Die That ist gut, doch edel nicht.»»

Der andre sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einst, ganz unachtsamer Weise,
Ein armes Kind in einen See,
Ich gleich ihm nach, zog's in die Höh'
Und rettete dem Kind sein Leben;
Ein Dorf kann davon Zeugniſs geben." —
„„Du thatest,"" sprach der Greis,"" mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind!""

„Der jüngste sprach: „Bey seinen Schafen
War einst mein Feind fest eingeschlafen,
An eines tiefen Abgrunds Rand.
Sein Leben stand in meiner Hand;
Ich weckt' ihn und zog ihn zurück.
„„O!"" rief der Greis mit holdem Blick,
„„Der Ring ist dein! Welch edler Muth,
Wenn man den Feinden Gutes thut!""

Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise.
Die Freunde lieſsen schaarenweise
Und grüſsten ihren Freund; wie's nun so pflegt zu gehn,
So hieſs es allemal: Uns freut's von ganzer Seele
Dich hier zu sehn; und nun erzähle!
Was ward da nicht erzählt? — „Hört," sprach er einst, „ihr wiſst,
Wie weit es bis zum Lande der Huronen ist.
Eilf hundert Meilen hinter ihnen
Sind Menschen, die mir seltsam schienen.
Sie sitzen oft am Tisch bis in die späte Nacht;
Der Tisch wird nie gedeckt, der Mund nie naſs gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Im Kampf zwey Heere stehn, sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall drohn;
Sie blieben unbeweglich sitzen;
Denn sie sind taub und stumm. Doch läſst sich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,

Der nicht zusammenhängt, und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber arg verkehren.
Glaubt, Brüder, daſs mir nie die gräſslichen Geberden
Aus meiner Seele kommen werden,
Die ich an ihnen sah. Verzweiflung, Raserey,
Boshafte Freud' und Angst dabey,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missethätern gleich.« —
««Allein, was ist ihr Zweck?»» so fragten hier die Freunde.
««Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde?»» —
«Ach nein!» — ««So suchen sie der Weisen Stein?»» — «Ihr irrt!»
««So wollten sie vielleicht des Zirkels Viereck finden?»»
«Auch nicht!» — ««Bereuen sie vielleicht die alten Sünden?»»
«Das ist es alles nicht.» — ««So sind sie gar verwirrt;
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch sehn, was thun sie dann?»» — «Sie spielen.»

Der Kobold.

Die Zeit zermalmet Stahl und Stein,
Thron, Schönheit, Schwert und Buch zerstiebt durch ihre Feile,
Sie wirſt auch Mausoläen ein,
Ihr Zahn vertilgt die Vorurtheile.
Itzt ist nichts unterm Himmel leer,
Itzt darf die Erde sich, trotz Ketzermachern, drehen,
Itzt schmäucht man keine Hexen mehr,
Itzt kann ich ohne Furcht auf Gegenfüſslern stehen.
Ich lobe mir die Zeit, in der wir itzo sind;
Wenn unsre Väter, wie wir lesen,
Der Eitelkeit mehr feind gewesen,
So sind wir Kinder nicht so blind.

Als noch der böse Nix die Wöchnerinnen schreckte,
Der Kobold hübsche Mädchen neckte,
Die weiſse Frau dem Knecht das Deckebette nahm
Und der verwünschte Mönch des Nachts zur Köchin kam,
Lieſs auch auf einer Burg ein Poltergeist sich sehen,
Klein wie ein Zwerg, von Ansehn alt,

Wie ein bejahrter Greis gestalt't,
Gekleidet, wie die Pilgrimm' gehen.
War je ein Kobold lobenswerth,
So war es dieser hier: er stand für Stall und Heerd;
Doch durfte man durch Spott es nicht mit ihm verderben,
Sonst folgten Schläge, Beulen, Scherben.
Dabey besaſs er auch die Kunst zu prophezein:
Nie fiel ein Sterbenstag bey seiner Herrschaft ein,
Da man nicht, eh' der Fall geschehen,
Den Zwerg in Boy verhüllt gesehen.

So suchte dies Gespenst durch Dienst und guten Rath
Dem Geisterpöbel vorzudringen.
Ich will nur Einen Streich besingen,
Den allerklügsten Streich, den je ein Kobold that
Es sah das Schloſs nicht ohne Schauer
Ihn plötzlich in der tiefsten Trauer:
Ein abgekrempter Hut, der fast den Mann verbarg,
Ein ungeheurer Flor, der sich nicht enden wollte,
Dies alles wies, daſs bald ein Groſser sterben sollte
Die Meisten deuteten es auf des Burgherrn Sarg.
Viel' riethen auf den Sohn und Erben,
Ja Mancher sah sie beyde sterben.
Man rieth sich endlich ungesund:
Indessen starb des Burgherrn — Hund.

Hier hörte man den Herrn auf seinen Kobold schmälen.
«Was? willst du einen Hund zu meiner Freundschaft zählen?»
«Nur nicht zu hitzig,» rief der Geist,
«Wer ward von dir geküſst, aus deiner Hand gespeist?
Wer lag an deiner Brust? Wer schlief in deinen Armen?
Wer war dein Augentrost, und fand bey dir Erbarmen?
Wer anders, als dein Hund? Es fiel mir also ein,
Daſs er vielleicht dein Bruder wäre.»

⁂

Hier schämte sich der Herr. Du, merke dir die Lehre:
Wer Thier' als Menschen liebt, der scheint kein Mensch zu seyn.

Der Quell der Jugend.

Man sagt, daſs einst ein Quell entsprang.
Wo? will ich sagen, wenn ich's finde.
Genug, wer aus dem Brunnen trank,
Der wurde wiederum zum Kinde.
Was kriechen konnte, zog dahin,
Manch altes Weibchen kam am Stabe,
Und manch mit Reif bedecktes Kinn
Erschien daselbst und ward ein Knabe.
Die Greise stürmten fast den Ort,
Sie hatten stets den Quell umringet,
Und ritten, wenn sie sich verjünget,
Auf Steckenpferden kindisch fort.

Viel tausend wurden wieder jung,
Bis das Verhängniſs, eh' man's dachte,
In einer Erderschütterung
Den ganzen Brunnen trocken machte.
Der Quell war hin, als man vernahm,
Daſs doch die Kraft des Quells von allen,
Die ihn besucht, eh' er verfallen,
Auf ihre Leibeserben kam.
Zwar sie behielten die Gestalt,

Die Runzeln blieben an der Stirne,
Sie wurden kindisch am Gehirne,
Und ihre Leiber blieben alt.

Drum, wenn ein Alter spielt und flucht,
Verliebt ist, oder andre Ränke
Der Jugend unternimmt, so denke:
Sein Ahnherr hat den Quell besucht.

Sokrates und der Wittwer.

Das frömmste Herz, der schönste Leib,
Das inniglich geliebte Weib
Wird ihres jungen Mannes Küssen
Durch einen frühen Tod entrissen.
Untröstlich über den Verlust
Zückt er den Dolch auf seine Brust,
Gehindert von getreuen Händen
Zerstöſst er sich die Stirn an Wänden.
Kaum zähmen Bande seine Wuth,
Daſs er sich nicht ein Leid anthut.
Auf Bitte wird er losgebunden,
Allein vom Schmerz ganz überwunden
Begibt er sich zu dem Sokrat,
Und bittet flehentlich um Rath.

„Ach!“ sprach er, „Weisester auf Erden,
Kann meiner Noth geholfen werden?
Ich soll nicht sterben, da das Licht
Mir dennoch tausend Geiſseln flicht.“

Der Weise schlug die Augen nieder.
„Kommt,“ sagt' er, „nach acht Monden wieder.“
Ja! nach acht Monden, welche Zeit!
Da hatt' er wiederum gefreyt.

Der unschuldige Dichter.

Ein König stellte sich selbst die Nativität
Und fand, daſs Seine Majestät
Dereinst vom Gähnen sterben sollte;
Und weil der gute Herr nicht gerne sterben wollte —
Denn auch die Groſsen schreckt der Tod —
So gab er ein Gesetz, das denen,
Die um ihn waren, alles Gähnen
Und alle Schläfrigkeit verbot.

Wie wachsam ward der Hof? Ein aufgeräumtes Wesen
Belebt das Land, beseelt die Stadt.
Geberde, Rede, Gang war munter, niemals matt.
Nur rasche Jugend ward zum Hofdienst auserlesen.

Ein Dichter, dessen Witz des Königs Huld erwarb,
Kam an den Hof, und las, o klägliche Geschichte!
Vor Seiner Majestät ein tragisches Gedichte,
Er las, der König gähnt', und starb.

Man zieht den Dichter ein, er soll den Kopf verlieren
Weil er ein Königsmörder sey,
Und um ihn selbst zu überführen,
Holt man sein Trauerspiel herbey.

Hier, um vor dem Gericht erst den Versuch zu machen,
Verliest er auf Befehl selbst das fatale Blatt,
Dabey der Fürst gegähnet hat;
Er liest, und alle Richter lachen.
„Nein," sagten sie, „das ist ein lustiges Gedicht."
Unschuldig sprach ihn das Gericht.

Damon und Pythias.

„Wer hat den gröſsten Schatz auf Erden,
Und wo mag er gefunden werden?“
So frug, wenn man es glauben soll,
Der Grieche Damon einst den Delphyschen Apoll.

Des Gottes Antwort war: „Du hast ihn längst besessen,
Und weiſst es nicht; vor deiner Thür
Wirst du ihn finden, traue mir.“

Wie schnell fliegt Damon fort! itzt geizig, erst vermessen!
„Wie?“ denkt er, „scherzt Apoll? Nein! Göttern ziemt kein Spaſs.“
Itzt sieht er schon sein Haus; da steht sein Pythias.
„Mein Theurer!“ ruft er ihm vom weiten,
„Ein Schatz, der gröſste Schatz liegt hier,
Komm eilends, halb gehört er dir.“

Sie waffnen sich mit Grabescheiten.
Der Ort wird umgewühlt; sie graben in die Nacht,

Kein Feyerabend wird gemacht.
Kein Schatz erscheint. Doch seht, mit lächelnder Geberde
Wirſt Damon unverhoſſt sein Werkzeug auf die Erde.
„O,“ rief er, „bin ich nicht ein Thor?
Freund! den die Tugend mir erkor.
Komm, Pythias! laſs dich umfangen,
Du bist der gröſste Schatz, kann Damon mehr verlangen?“

* * *

Ich billige des Griechen Satz:
Ein treu erfundner Freund, das ist der gröſste Schatz.

Die Laster und die Strafe.

Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster reisten über Land,
Um anderswo sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.
Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild,
Die Straſse war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

Itzt sah'n sie ungefähr zurücke,
Es folgte Jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.
«Du holst uns diesmal,» rief der Haufen,
«Gewiſs nicht ein;» doch diese sprach:
«Fahrt ihr nur immer fort zu laufen;
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.»

Boreas und die Erde.

Matt vom Blasen und vom Heulen,
Warf der wilde Boreas
Sich bey Herkuls alten Säulen
An dem Ufer in das Gras.

Kaum sieht ihn die Erde schlafen,
Als sie bey sich selber spricht:
„Eile deinen Feind zu strafen,
Beſsre Muſse hast du nicht.

Er ist's, der in deinen Locken
Oefters wie ein Wüthrich schwärmt
Und oft Häuser, Thürme, Glocken
Dir an Hals wirft, wenn er lärmt."

Tellus war entzündet worden,
Es entbrennt der alte Haſs:
Sie zerreiſst von Süd in Norden
Und verschlingt den Boreas.

Boreas erwacht mit Schrecken
Und ist aufzustehn bemüht,
Als er sich mit Sand bedecken
Und in Abgrund stürzen sieht.

Er geschwillt vor Zorn und Rasen,
Bläst sich auf, pfeift, saust und brüllt,
Bis das Schnauben seiner Nasen,
Die verschloſsnen Grüfte füllt.

Also mag der Aetna brüllen,
Wenn er, nach des Himmels Schluſs,
Erd' und Luft mit Gluth erfüllen
Und die Welt erschrecken muſs.

Selbst die Erde seufzt und zittert,
Bis der Nordwind stärker drängt,
Einen halben Wald zersplittert
Und das Herz der Erde sprengt.

Boreas fuhr ohne Schonen
Ueber Berge, Wald und Stadt,
Nach dem Lande der Ciconen,
Wo er seine Wohnung hat.

Drauf bekam die Erd' ein Zucken
Und erbebte dann und wann. —
Niemand wolle mehr verschlucken,
Als er drauf verdauen kann.

Die Tulipane.

Ein Beet, der Farben Wunderspiel,
Darin der Lenz sich selbst gefiel,
Trug eine Tulipane:
Ihr Schmuck wies Iris Farbenstrich,
Und ihr erhöhter Purpur glich
Dem Mund der Mariane.

Der West hielt selbst den Hauch zurück,
So oft er dieses Meisterstück
Zu küssen sich erkühnte.
Sie stahl des Gärtners Herz und Sinn
Der sie als seine Königin
Mit Zärtlichkeit bediente.

Nichts mag so schön, so kostbar seyn,
Das Schicksal reiſst es wieder ein,
Warum? das ist die Frage.
Die Tulpe war kaum aufgeblüht,
Als sich der Himmel schwarz umzieht
An einem heiſsen Tage.

Der Nordost brüllt und mehrt die Nacht,
Das Wetter rauscht, der Donner kracht;
Kaum aber schweigt er wieder,
So fällt ein Hagel, scharf wie Glas,
Schlägt Zweig und Pflanze, Laub und Gras,
Und auch die Tulpe nieder.

Der Gärtner läuft nunmehr herbey
Und findet Gras und Wüsteney,
Den Grund gerechten Schmerzens;
Er sieht sein Unglück ein und schweigt,
Bis sich der Tulpe Leichnam zeigt,
Der Blume seines Herzens.

Hilf, Flora! hilf, wie lärmt der Mann,
Und thut die Schloſsen in den Bann,
Daſs sie die Tulp' erschlagen!
Grimm und Verzweiflung zeigt sein Blick,
Er schilt halb kindisch auf das Glück
Und hört nicht auf zu klagen.

Ein Birnbaum, den des Wetters Macht
Um Knospen, Blüth' und Laub gebracht,
Der konnt' es nicht verdauen.
„Ein Blümchen," rief er, „bricht dein Herz,
Wie? rührt dich nicht ein gröſsrer Schmerz
Uns Bäume bloſs zu schauen?

Wie? daſs du nicht in Thränen rinnst,
Daſs unsre Knospen, dein Gewinnst,
Dein Brod zu Wasser worden?
Uns klagst du nicht, und hast es Fug!
Um eine Blume, die nichts trug,
Willst du dich gar ermorden."

* * *

So war der Mensch zu allen Zeiten,
So ist er jung, so bleibt er alt:
Heiſs ist er gegen Kleinigkeiten
Und gegen groſse Dinge kalt.

Der Apfelbaum und der Nelkenstock.

Ein groſser Apfelbaum, der immer Durst empfand,
Ward einem Nelkenstock, der ihm zur Seite blühte,
Gar aus der Weise gram, weil ihm des Gärtners Hand
Bisweilen Wasser gab, wenn er vor Hitze glühte.

„Nein!“ sprach der Neidhart einst mit Hohn,
„Du bist wohl eines Junkers Sohn,
Den andre Tag für Tag aus Pflicht bedienen sollen;
Doch glaub' es mir nur sicher zu,
Es läſst recht lächerlich, wenn kleine Herr'n, wie du,
Als groſse Fürsten leben wollen.
Ich dächte doch, mein Stamm, den stets die Sonne sengt,
Sey zehnmal eher werth, daſs er einmal besprengt
Und aus des Gärtners Krug vor dir getränket werde.“

„O,“ sprach der Nelkenstock, „dich tränkt ja schon die Erde,
Dich tränkt die feuchte Witterung,

Die geben dir genug zu deiner Sättigung;
Was mir Erquickung gibt, das würde dich verderben,
Die viele Feuchtigkeit nützt deiner Wurzel nicht,
Genug, wenn sie ihr nicht gebricht,
Von mehrerm würde sie ersterben."

* * *

So strebt der Neid nach fremder Ehre,
Die öfters sein Verderben wäre.

Mann und Frau.

Ein Mann, in dessen Blute sich
Die Mücken um die Wette tränkten
Und ihm des Nachts so manchen Stich,
So manche dicke Beule schenkten,
Schlug in den Aerzten nach, und ſand,
Daſs das Cypressenholz das Mückenvolk verjage:
Ob es andem? ist nicht die Frage.

Genug! der Alte nahm das Mittel gleich zur Hand,
Legt' einen grünen Zweig auf's Bette,
Und schlief der Frau darauf so sanft in Armen ein,
Als ob er nichts zu fürchten hätte.

Indessen mit der Nacht kam auch die alte Pein,
Der klein' und arge Feind schlug ihm mit seinen Pfeilen
So viele Wunden, Löcher, Beulen,
Daſs er sich fast nicht ähnlich sah.

„Ey! lieber Eheschatz! ist denn kein Mittel da,
Daſs man das Mückenzeug dir von dem Leibe banne?“

Sprach früh die Frau zu ihrem Manne.
„Was Mücken? sprach der Mann, „das sind die Mücken nicht,
Hier liegt Cypressenholz, das hat sie längst vertrieben:
Allein das ist Geschwulst, die aus dem Innern bricht."
So hat der Mann gesagt, und ist dabey geblieben.

* * *

Was sich ein Narr in Kopf gesetzt,
Das hält, wie eine Schrift, die man in Marmor ätzt.
Ich glaube, saget er, was groſse Männer sagen:
So lehret ein Kujaz, ein Gerhard, ein Kornar,
Und ein Kartesius; deswegen ist es wahr,
ch lasse mich dabey erschlagen.

Der kleine Töffel.

In einem groſsen Dorf, das an die Mulde stieſs,
Starb Crolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freyte wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieſs.
Sechs Sommer sind vorbey, als es im Dorfe brannte,
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein groſser Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr drosch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuſs; man hörte von den Bauern
Den kleinen Töffel sehr bedauern.
Zuletzt verdroſs es ihn, und als zur Kirchmeſszeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeselle,
„Ihn: „kleiner Töffel!“ hieſs, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu stehn,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn:
„Der kleine Töffel hat den Hadrian geschlagen.“

O das that Töffeln weh, und er beschloſs bey sich,
Sich in die Fremde zu begeben.
„Was?“ sprach er, „kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Immittelst ändert sich's, und man verkennet mich.“
Gleich ging er hin und ward ein Reiter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus:
„Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.“
Der Töffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Herr
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Töffel fort, man spricht von ihm nicht mehr,
Die Sachsen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock ein,
Als man den Ruf vernimmt: Es sollte Friede seyn.
Da meint nun unser Held, daſs man die Kinderpossen,
Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwitzt. Er wirkt sich Urlaub aus,
Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauerkühe;

Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Ersah ihn ungefähr und schriee:
„Je kleiner Töffel! lebt ihr noch?“

* * *

Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reist, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müſst der kleine Töffel bleiben.

Das Diebsgeschlecht.

Ein Mitglied von der finstern Bande,
Die grober Pöbel Diebe nennt,
Erzählte seiner Braut von seinem hohen Stande:
„Denn," sprach er, „es ist Zeit daſs ihr die
Freundschaft kennt."

„Mein Vater," hub er an, „ein Engel im Vergiften,
Schwang sich durch seine Kunst aufs Rad;
Mein theurer Groſspapa, der lauter Wunder that,
Herrscht, seit ich jung ward, in den Lüften;
Und meiner Mutter Ruhm ist aller Welt bekannt:
Man hat an ihrem Todestage
Auf zwanzig Klafter Holz verbrannt."

„Erlaubt mir," sprach die Braut, „daſs ich
euch gleichfalls sage,
Wer meine lieben Eltern sind:
Ich bin nur eines Kaufmanns Kind,
Er reichte freylich nicht an eures Hauses Helden;
Zwar hat er, ohne Ruhm zu melden,
Auf zwölf Familien zu Bettelvolk gemacht,
Und noch den Ruhm in's Grab gebracht,
Daſs er ein halbes Land betrogen;

Sein Vater war ein Advokat,
Die Pest und Geiſsel seiner Stadt,
Der ganze Dörfer ausgesogen;
Und seine Frau hielt wirthlich Haus,
Und lieh auf Zins und Pfänder aus
Und lieſs vom Thaler sich in ihrem ganzen Leben
Die Woche nur neun Pfennig geben:
Doch dieses muſs ich euch gestehn,
Daſs diese Leute nicht an jene Väter reichen,
Die eures Stammbaums Glanz erhöhn;
Nein! an Geburt muſs ich euch weichen.«

»Vergebt mir,« sprach der Bräutigam,
»Was fehlet eurer Eltern Stamm?
Ihr müsset das Verdienst nicht mit dem Lohn vermengen;
Sie waren alle werth, zu hängen.«

Der Fuchs und das Eichhorn.

In sichrer Höh' gerader Eichen
Sah Reineke von ungefähr
Ein braunes Eichhorn hin und her
Ringfertig durch die Gipfel streichen.
«O mein Herr Vetter!» rief der Dieb,
«Es ist mir ja von Herzen lieb,
Dich unverhofft hier zu begrüſsen.
Ich brenne seit geraumer Zeit
Vor Sehnsucht und vor Zärtlichkeit
So einen nahen Freund zu küssen.»

«Das muſs ich wohl mit Dank erkennen,»
Versetzt das Eichhorn, «daſs du mich
So heftig liebst, ich bitte dich,
Kannst du mir deinen Namen nennen?»
«Zu dienen, Eichhorn heiſset er,
Dein Vater, tröst' ihn, Jupiter,
Und meiner waren rechte Brüder,
Vollbürt'ge Brüder, und wir sind
Im andern Grad gesippt, mein Kind!
O steige doch geschwind hernieder.»

„So! sind wir zween so nahe Vettern,“
Antwortete das Eichhorn d'rauf,
„So werd' ich, nimm's nicht übel auf,
Annoch ein wenig höher klettern.
Denn meine Mutter lehrte mich,
Daſs unter nahen Vettern sich
Die Eintracht allzeit stärker nähre,
Je weiter hier auf dieser Welt,
Wo Mein und Dein uns Fallen stellt,
Der eine von dem andern wäre.“

Der gute Fuchs ging seine Straſse
Und dachte, daſs der Unterricht
Von seiner alten Muhme nicht
Auf all' und jede Fälle passe.
Nur dieses fiel, mit alledem,
Dem alten Heuchler unbequem,
Daſs sein Gewissen ihn belehrte,
Daſs unter die, bey denen man
Die Lehre wirklich brauchen kann,
Er und sein Vetter auch gehörte.

Die Rehe.

„Mein Kind! du wagest dich so kühnlich in den Wald,
Als ob kein Tiger um uns wohne;
Ersieht er dich, so bist du kalt!“
So sagt' ein Reh zu seinem Sohne.

„Wohl!“ sprach der Rehbock, „saget mir,
Was ist der Tiger für ein Thier?“

„O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
Ein Scheusal von Gestalt, sein blitzend Angesicht
Verräth den Mörder gleich, sein Rachen raucht von Blute;
Der Bär ist so erschrecklich nicht,
Und bey dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe.“

„Gut!“ unterbrach der Sohn, „nun kenn' ich diesen Herrn.“
Er ging hinweg, sein Unglücksstern
Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte.

Der Rehbock stutzte zwar, doch er erholte sich

Und sprach: „Das ist er nicht; der Tiger raucht von Blute
Und ist abscheulich fürchterlich.
Hingegen dieses Thier ist schön, geputzt und freundlich,
Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich.
O solchen Tigern geh' ich nach!"
Hub er mit Kühnheit an zu schreyen;
Doch mocht' es ihm zu spät gereuen,
Als ihm das Tigerthier drauf das Genicke brach.

* * *

Man thut gar wohl daſs man der Jugend
Der Laster Häſslichkeit entdeckt;
Jedoch man warne sie auch vor dem Schein von Tugend,
Und vor dem süſsen Gift, das in den Lastern steckt:
Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
Daſs sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

Der Esel und die Dohle.

Ein Esel mochte löstern seyn
Und wollt' auf öffentlichen Gassen
Sein lieblich Stimmchen hören lassen,
Und hub abscheulich an zu schreyn.
Die so daselbst vorübergingen
Verwünschten, schimpften ihn dafür.
„Pfuy," sagte man, „das garst'ge Thier,
Es brüllt, daſs uns die Ohren klingen."

Nur eine Dohle saſs dabey,
Die das ertönende Geschrey,
Das alle Welt mit Recht verfluchte,
Allein bewunderte und nachzuahmen suchte.

⁂

Ein Narr trifft allemal noch einen gröſsern an,
Der ihn nicht g'nug bewundern kann.

Die Frösche und der Storch.

Das Froschgeschlecht beſchloſs ein groſses Fest zu ſeyern
Und unter sich zugleich ihr Bündniſs zu erneuern;
Es schlief die sämmtliche Natur,
Als der erwachte Schwarm aus den Morästen ſuhr.

Das war ein Blöken und ein Quaken,
Ein solcher Lärmen, ein Geschrey,
So grob, so klar, so mancherley,
Daſs Berg und Thal davor erschracken.

Ganz oben auf dem Sumpf ſaſs ein entsetzlich Thier,
Das schrie so stark als ihrer vier
Und orgelte recht mit der Kehle.
Sein Bauch war groſs und klein als wie ein Blasebalg,
Bisweilen stellte sich der abgeſeimte Schalk
Als ob ihm Geist und Athem fehle.

Durch dieses Lärmen ward der Frösche Prätendent,
Der ihnen wenig Gutes gönnt,
Der Storch aus seinem Schlaf erwecket,

Davon er gleich den Grund entdecket.
„So!“ sprach er, „kann man denn nicht Eine Stunde ruhn?
Unfehlbar gibt's dort was zu thun.“
(Die Störche schlafen angezogen)
Er lieſs sein warmes Federnest
Und kam unangemeld't zum Fest,
Als wie ein Pfeil herzugeflogen,
Und ehe sich's der Frosch versah,
So war der Prätendente da
Und lieſs ihr Fleisch sich trefflich schmecken.

* * *

D'rum merke, daſs du bey der Lust
Nicht allzusicher jauchzen muſst:
Du möchtest deinen Feind erwecken.

Der Adler und der Schmetterling.

Ein Sonnenadler, den sein Flug
Bis an an die höchsten Wolken trug,
Ward durch den Wald von tausend Zungen
Als aller Vögel Fürst besungen.
Lob zeugt den Neid: ein Schmetterling,
Ein kleines, aber stolzes Ding,
Vermaſs sich ohne Scheu dem Adler gleich zu fliegen;
Wo nicht, ihm annoch obzusiegen.

Der Adler nahm den Wettstreit an
Als man ihm solches kund gethan,
Und lieſs dem Molkendiebe sagen,
Es morgen früh mit ihm zu wagen.
Der Adler war schon lange da,
Eh sein Bestreiter kam, der auf der kurzen Reise
Auf manches Blümchen flog, und da und dorthin sah,
Nach aller Schmetterlinge Weise.
So kam er an, und gleich darauf
Erhob der Adler sich zu den sapphirnen Höhen,
Der kleine Harlekin rafft sich nun gleichfalls auf
Und läſst die bunten Flügel gehen.

Allein er war nicht weit, als schon ein Wirbel kam,
Der ihn vor aller Augen nahm
Und rücklings mit herunter brachte:
Es war kein Vogel, der nicht lachte.

⁂

Ihr kleinen Dichter, merkt's, und wagt euch nicht zu viel,
Gebietet eurer Eigenliebe;
Sonst gehts Euch wie dem Molkendiebe:
Aus einem Bav wird kein Virgil.

Der Roſskäfer.

Im innern Theil des Fabelreichs,
Wohin, kraft ewigen Vergleichs,
Nur Dichteraugen sich erstrecken,
Liegt eine trefflich groſse Stadt,
Die Käfer zu Besitzern hat,
Die sie wie schwarze Wolken decken.

Hier war, wo ich nicht irrig bin,
Vor Zeiten eine Käferin:
Das Wort scheint neu; doch dort ist Käfer
Und Käferin so sehr gemein,
Als etwa Schäferin und Schäfer
Auf dem Parnaſs gewöhnlich seyn.

Rubin und Gold wich ihrem Spiegel,
Der Pfauen Pracht dem bunten Flügel,
Das Sittiggrün der schönen Brust:
Die Käfer sahen sie mit Lust.
Vor andern einer, schwarz von Leibe,
Begehrte sie für sich zum Weibe,
Der letzte Zweig von seinem Stamm;
Er führte, sagt man, einen Rappen

In seinem angebornen Wappen,
Ein sehr verliebter Bräutigam.

Was halfs? Das allzuspröde Kind
War taub und lieſs sich nicht erbitten,
Sie hielt der Mayenkäfer Sitten,
Die Feinde von den Schwarzen sind.

Sie sprach: „Hör' auf, mir liebzukosen!
Dich reizt ein Stall, ich liebe Rosen,
Ich suche Gärten, du das Feld:
Du wirst mir nimmer beygesellt.“

Verschiedner Sinn, ungleiche Triebe,
Lust, Unlust, gatten sich nicht fein;
Wenn du verabscheust was ich liebe,
So wollen wir geschieden seyn.

Die Schnecke und die Grille.

Recht langsam, Schritt vor Schritt, mit viel Behutsamkeit,
Kroch eine wohlbeladne Schnecke
Zu einer nahgelegnen Hecke.
Der Weg, so kurz er war, war für die Schnecke weit:
Ein Zeiger an der Uhr kann nicht so sachte gehen.
Itzt zieht sie Hörner ein, itzt streckt sie Hörner aus,
Itzt bleibt sie eine Weile stehen:
So drückte sie das Schneckenhaus.

Hier pries sie das Geschick der Grille,
Die an dem Wege saſs und sang:
„Wie leicht ist sie, wie schnell ihr Gang!
Sie lebt und singt in edler Stille,
Ein Sprung setzt sie in Sicherheit;
Wenn meine Wohnung mich verbindet auszuhalten
Und in der Sorge zu veralten."

Die Grille nahm sich hier die Zeit,
Die Schnecke heimlich zu belauschen,
Drauf zwitscherte sie ihr zum Trost die Worte zu:
„Wie gerne wollt' ich mit dir tauschen?

Wenn mich die Witt'rung plagt, so liegst und ruhest du
Bequemlich, zugedeckt, verschlossen;
Oft such' ich in der Nacht kalt, hungrig und verdrossen
Die Ruhe, die dich längst mit sanften Flügeln deckt;
Wenn mich der Winterschnee mit Tod und Krankheit schreckt,
Wenn ich mich mit dem Hunger quäle,
So nährst du dich in deiner Höhle.«

Hier ist die Grille fortgehüpſt,
Ich schlieſse so aus ihrer Klage:
Wer ledig ist, hat seine Plage,
Und eine Haushaltung ist auch mit Noth verknüpſt.

Der Uhu und die Lerche.

Es ſaſs ein Uhu lange Zeit
Im Schatten einer hohlen Eiche,
Der höchsten in dem Deutschen Reiche,
In einer öden Traurigkeit.

Hoch über ihm lieſs sorgenfrey
Sich eine muntre Lerche hören,
Und meldete der Sänger Chören,
Daſs itzt der Frühling nahe sey.
Ihr Lied dringt aus den heitern Lüften
In's grüne Thal, belebt die Triften,
Der Uhu horcht, und ächzt dabey,
Daſs er nicht auch so fröhlich sey.

Die Ungeduld ermuntert ihn
Sich aus dem Neste zu bemühen,
Die feige Lerche wollt' entfliehen,
Sie wollte noch als er erschien.
Doch war der armen Lerche bange,
So dauerte die Angst nicht lange,
Als sie zu ihrem Trost vernahm,
Daſs er in Friede zu ihr kam.

Es schien dem Uhu Zweifelsfrey
Das Lerchenfleisch noch nichts zu taugen;
Er schwur bey seinen groſsen Augen,
Daſs er voritzt nicht hungrig sey.
„Die Neugier,“ sprach er, „dich zu fragen,
Hat mich an diesen Ort getragen.
Bekenne, was die Ursach ist,
Daſs du beständig fröhlich bist?“

„Monarch der Eulen,“ sagte sie,
„Wer stets gesunde Tage zählet,
Und fliegen kann wohin er wählet,
Wie kann der trauern?“ „Fragst du, wie?“
Fiel ihr der Uhu in die Rede,
„Du scheinst ja sonst mir ziemlich blöde,
Gedenkst du niemals an den Tod,
Noch was dir Herbst und Winter droht?“

„Ich denke,“ sprach sie, „wohl daran,
Allein der Tod ist unvermeidlich,
Die Herbst- und Winternoth noch leidlich,
Und itzt geht ja der Frühling an.
Ich leb' indessen nach der Lehre;
Die ich von jenem Schäfer höre,
Der dort im Grünen vor uns liegt;
Ein Weiser sey nie miſsvergnügt.“

„Geh nur, du kleine Närrin du,“
Fiel der Bescheid aus, „das sind Lehren,

Die für die Lerchen nur gehoren;"
Die Lerche flog dem Schäfer zu
Und sang ganz heimlich auf der Reise:
„Wer fröhlich seyn will, der sey weise."

* * *

Merkt, Freunde, was die Lerche spricht,
Und kehrt euch an die Uhus nicht.

Phyllis und der Vogel.

Es trug Damöt vor wenig Wochen
Zu Phyllis, seiner Schäferin,
Ein Thier, das er ihr längst versprochen,
Ein abgerichtet Vöglein hin.
«Ach!» sagte Phyllis, «mein Damöt,
Es ist recht schön, kann es auch singen?» —
«Ja, Kind! es singt wie ein Poet;
Ich werde dir nichts Schlechtes bringen.»

Wie freundlich dankte sie Damöten!
Wer wünschte nicht, Damöt zu seyn?
Sie schloſs den fliegenden Poeten
In ein vergittert Häuschen ein.
Sie knakt' ihm Hanf, sie gab ihm Brod,
Das sie zuvor in Milch erweichte;
Es hieſs: der Vogel leidet Noth,
So oft sie ihm das Futter reichte

Der Vogel, dem dergleichen Fülle
Nie vor den Schnabel kommen war,
Genoſs sein Futter in der Stille
Und unterlieſs das Singen gar.
«Ey,» sagte Phyllis, «sing' auch nun,
Sieh, was ich dir für Guts erzeiget!»

Der Vogel hatte mehr zu thun,
Sie häuſt sein Futter, — nichts; er schweiget.

„Damöt, das will ich nicht vergessen,"
Rief Phyllis, daſs ich dir geglaubt!
„Der Vogel hat so viel zu fressen,
Und singt doch nicht, — ist das erlaubt?"
Es blieb dabey. Hört, was geschah:
Die Schäferin ging einst zum Schmause
Und blieb bis an den Abend da,
Der Vogel hungerte zu Hause.

Ergötzt er gleich nicht Phyllis Ohren,
So war ihr doch der Vogel lieb;
Sie schätzt ihn diesmal für verloren:
„Ach!" sagte sie, „du armer Dieb,
Indem ich hier getanzt, wirst du
Vielleicht schon mit dem Tode ringen!"
Sie eilt nach ihrer Wohnung zu,
Da höret sie den Vogel singen.

„So," rief die Phyllis, „kam dein Schweigen
Von allzuvielem Futter her;
So wird der Hanf im Preise steigen."
Sie hält ihn knapp: nun singet er. —
Der Vorsicht Weisheit zeiget sich
Vom kleinsten Wesen bis zum gröſsten,
Sie nährt die Dichter kümmerlich,
Warum? da singen sie am besten.

Die Schwalbe und der Sperling.

Die Schwalbe sann nach alter Weise,
Im späten Herbst auf ihre Reise.
Ein Sperling sprach: „das thut mir leid,
Daſs wir dich itzt verlieren müssen;
Indessen möcht' ich dennoch wissen,
Wo ihr des Winters über seyd?"

„Freund!" war die Antwort, „deine Frage
Ist kühn, doch höre was ich sage:
Kaum ist der Winter vor der Thür,
So sterben wir, und unsre Leichen
Ruhn in den Bäumen, in den Teichen,
Und mit dem Lenz erwachen wir."

„So soll ich denn, nach wenig Tagen,"
Versetzt' er, „deinen Tod beklagen?
Armselige, du stirbst zu früh!
Denn für die Hoffnung aufzuleben
Möcht' ich nicht eine Mücke geben,
Nein! wieder aufstehn wirst du nie."

„Wohl!“ sagte sie, „itzt muſs ich schweigen,
Der Frühling soll dich überzeugen.“ —
Allein, da war der Spatz nicht mehr.
O möchte dies dich, Freygeist, rühren,
Der Tag kömmt, dich zu überführen,
Allein zu spät; das fürcht' ich sehr.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
Aus seiner Eltern Neste trug,
Hub an, die Wälder zu beschauen
Und kriegte Lust, sich anzubauen.
Ein edler Trieb: denn eigner Heerd
Ist, sagt das Sprichwort, Goldes werth.

Die stolze Gluth der jungen Brust
Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
„Hier wohn' ich,“ sprach er, „wie ein König,
Dergleichen Nester gibt es wenig.“
Kaum stand das Nest, so ward's verheert
Und durch den Donnerstrahl verzehrt.

Es war ein Glück bey der Gefahr,
Daſs unser Hänfling auswärts war,
Er kam, nachdem es ausgewittert,
Und fand die Eiche halb zersplittert.
Da sah er mit Bestürzung ein,
Er könne hier nicht sicher seyn.

Mit umgekehrtem Eigensinn
Begab er sich zur Erde hin
Und baut' in niedriges Gesträuche;
So scheu macht' ihn der Fall der Eiche.
Doch Staub und Würmer zwangen ihn
Zum andernmal davon zu ziehn.

Da baut' er sich das dritte Haus
Und las ein dunkles Büschchen aus,
Wo er den Wolken nicht so nahe,
Doch nicht die Erde vor sich sahe,
Ein Ort, der in der Ruhe liegt,
Da lebt er noch, und lebt vergnügt.

* * *

Vergnügte Tage ſindet man,
Woferne man sie ſinden kann,
Nicht auf dem Thron und nicht in Hütten.
Kannst du vom Himmel es erbitten,
So sey dein eigner Herr und Knecht;
Dies bleibt des Mittelstandes Recht.

Die Krähe und die Elster.

Zwo abgelegte Lügenschwestern,
Sibyllen in der Kunst zu lästern,
Die Elster und die Kräh', ein auserles'nes Paar,
Verplauderten das ganze Jahr
Und lachten über andre Leute,
Bis sie ihr Handwerk selbst entzweyte,
Und die erhitzte Kräh', jachzornig von Natur,
Der Elster ew'ge Feindschaft schwur.

Die Elster blieb beherzt, ob ihr gleich Viele riethen,
Bey guten Zeiten auszuziehn
Und anderswo sich einzumiethen.
„Wie?" sagten sie, „du willst nicht fliehn?
Die Krähe drohet dir die Augen auszuhacken."
„Das ist die Folge nicht, deswegen einzupacken,"
Versetzt die Elster drauf, „habt ihr nur Acht auf sie;
Je grimmiger sie scheint zu wüthen,
Je leichter kann ich mich auch hüten."

Der Mond war wieder neu, als eines Morgens früh
Man unserer Elster wieder sagte,
Der Krähe Zorn sey meist vorbey.

Warum? weil sie nicht mehr sich wie zuvor beklagte,
Und von der Elster stille sey.

„Nein!“ lieſs sich diese wieder hören,
„Jtzt muſs sich meine Sorge mehren,
Dies schreckt mich ärger als ihr Zorn.“
Es ward nunmehr der Elster bange,
Sie flog behutsam aus und blieb nicht allzulange.

Immittelst reifte schon das Korn,
Da fanden sich die Freunde wieder.
„Getrost, wirf Furcht und Schwermuth nieder,
Die Krähe schenket dir die alte Zärtlichkeit,
Und zum Beweis: Sie hat nur in vergangner Wochen
Mit vielem Ruhm von dir gesprochen.“

„Nun,“ sprach die Elster, „hab' ich Zeit,
Sie lobt mich, ach wie schlau! die offenbaren Feinde
Sind arg, noch ärger die, die still und heimlich gehn;
Doch wiſst, die lobenden sind ärger als die zween,
Ich geh' von hier, lebt wohl, ihr Freunde.“

Der Vogel Platea und die Reiger.

Der Vogel Platea, nach Andern Pelikan,
Noch Andern Löffelgans, — das Thier hat viele
Namen —
Griff einst zween volle Reiger an,
Die aus dem nächsten Wasser kamen,
Und jagte diesen Herr'n die Frösche wieder ab,
Die sie im Teiche weggefangen,
Und strafte sie dabey, daſs sie den Raub begangen,
Da denn ein Wort das andre gab.

„O," rief ein Reiger, „das ist schnöde!
Wir fangen unsre Kost mit Müh,
Ein fauler Schlemmer speiset sie."
Hier fiel der Platea ihm trotzig in die Rede:
„Wie? du begehrst noch ungescheut
Gestohlne Sachen zu behalten?
Eh soll man euch die Köpfe spalten,
Es lebe die Gerechtigkeit!"
Es ward der Raub hierauf von ihm sofort verzehret.

⁂

Dergleichen Vogel wohnt noch itzt in mancher Stadt,
Der ebenfalls, wie der, verschiedne Namen hat,
Und die Gerechtigkeit zu seinem Vortheil ehret;
Man klagt darüber hier und da,
Wer zweifelt, frage nur die Leute:
Er straft die Dieberey und nährt sich von der Beute,
Als wie der Vogel Platea.

Die Nachtigall, der Staar und der Stieglitz.

„Pfuy!" rief einst eine Nachtigall
Aus ihrem Käſig, „riechts doch immer
Um uns und in dem ganzen Zimmer
So übel als in einem Stall.
Wer mag mit so verdorbnen Düſten
Um uns die reine Luſt vergiſten?"

„Das macht der Rauch," versetzt ein Staar,
„Von Kräutern, die man Knaster nennet,
Und unser Herr fast stündlich brennet,
Den Dampf davon verschluckt er gar
Und rühmt, man sollte fast erschrecken,
Es pfleg' ihm wunderschön zu schmecken."

„Was?" rief der Sprösser, „träumest du,
Er labet sich an diesem Kraute?
Wenn er noch Ameiseyer kaute
Und äſse klein Gewürm dazu,
So möcht' er rühmen was zu haben,
Das werth ist Könige zu laben."

„Vergebt mir," warf der Staarmatz ein,
„Er würde, wollt' er ja nichts sparen,
Mit altem Käse besser fahren."

„Mit altem Käse?" geh du Schwein!
„Ich rieth' ihm lieber Holz zu essen,
Als so ein ekelhaftes Fressen."

Ein kluger Stieglitz pfiff sie aus
Und sprach: „Ihr Herrn! ihr irret beyde
Mit eurer schlechten Schnabelweide;
Ich weiſs wohl einen bessern Schmaus.
Er sollte Distelköpfe kosten:
Das ist ein Essen für Starosten."

* * *

Wenn du jedwedem Urtheil trauen
Und dich nach allem richten wilt,
Was Diesem schmeckt und Jener schilt;
So muſst Du endlich Disteln kauen.

Die Nachtigall und der Gimpel.

Der Menschen Lust, der Vögel Zierde,
Die Nachtigall lieſs für Begierde
Nach fremder Luſt ihr Vaterland:
Der Wald schien leer, da sie verschwand.
Die Zahl der Traurenden unzählich,
Nur ihre Neider waren fröhlich.

Ein junger Gimpel, schön vor andern,
Entschloſs sich, willig mit zu wandern,
Sein Ansehn war ihr wohl bewuſst;
Ein feurig Roth brannt' auf der Brust,
Der Kopf war schwarz, und grau der Rücken,
Mag sich ein Vogel schöner schmücken?

Es trugen sie die leichten Flügel
Bald über Seen, bald über Hügel,
Sie flogen endlich manchen Tag,
Bis einst ein Wald vor ihnen lag.
Was kann die Vögel mehr vergnügen?
Sie säumten nicht, herabzufliegen.

Sie senkten sich noch fliegend beyde,
Als schon den Bürgern dieser Heide
Der Ruf von ihnen Nachricht gab.
Immittelst flogen sie herab,
Und fanden ganze Vögelschaaren,
Die, sie zu sehn, gekommen waren.

Des Schiffes Laub bestimmt das Segel,
Ein bunter Schmuck den Ruhm der Vögel,
Der Menschen Werth gar oft ein Kleid.
Man pries des Gimpels Kostbarkeit:
„Ey,“ sprach man, „was für innre Gaben
Mag nicht ein solcher Stutzer haben?“

Die Nachtigall fand wenig Ehre,
Es hieſs, daſs sie der Diener wäre;
Man schloſs, wie viele kleine Herrn,
Bloſs von den Schalen auf den Kern.
Der Gimpel wird ersucht zu singen,
Man glaubt, es würde himmlisch klingen.

Der Gimpel sang, die Vögel lachten,
Als sie nicht fanden was sie dachten,
Er sang wie ein Dompfaffensohn,
Langweilig, stets in Einem Ton.
Hier sahe man mit Miſsvergnügen,
Daſs Putz und Schönheit öfters trügen.

Itz läſst sich Philomele hören:
Es wechseln in den Vögelchören
Verwundrung, Lust und Achtsamkeit,
Ihr Lied bezaubert selbst den Neid,
Die Stärk' und Göttlichkeit des Klanges
Rührt alle Töchter des Gesanges.

„Die Schönheit," rief man, „deiner Lieder
Beschämt, o Fremdling, dein Gefieder!"

* * *

So mehrt des Körpers schlechtes Kleid
Erhabner Geister Trefflichkeit,
Anstatt, daſs wir in schlechten Seelen
Die Schönheit zu den Fehlern zählen.

Der Bock und der Bär.

Ein junger Bock, schnell als ein Reh,
Verlieſs aus Lüsternheit die Heerde
Und stieg mit witziger Geberde
An den Gebirgen in die Höh.

Hier fand sich eine tiefe Höhle,
In diese wagte sich der Thor,
Und plötzlich fuhr ein Bär hervor:
O wie erschrack des Geisbocks Seele!

«Was thust du hier?» so sprach der Bär.
«Ich lief,» versetzt der Bock, «voll Schrecken,
Mich vor dem Löwen zu verstecken,
Und seht, da kömmt er selber her.»

Der Bär erschrack und lief zurücke,
So schüchtern ist ein Bösewicht!
Der Geiſsbock lief mit gleichem Glücke
In's Thal. Nothlügen schadet nicht.

Der Hühnerhund.

Des kranken Mopses gutes Leben
Begehrt der neidische Bellin,
Bellin, vor dem die Hasen beben,
Das Rebhuhn fällt, die Füchse fliehn.

Da sieht man, wem das Glücke grünet!
„Seht," spricht er, „diesen Broddieb an;
Zeitlebens hat er nichts gethan,
Doch wird er wie ein Abt bedienet.

Das Brod vom schönsten Weizenkorne
Und Lerchenbrüste nähren ihn;
Seht, wie sich Herr und Frau bemühn,
Da ist Mops hinten, Möpschen vorne.

Ich bin gesund. Was ist mein Dank,
Wenn ich Feld, Busch und Thal durchkrochen?
Des Tages Prügel, Abends Knochen:
Warum bin ich nicht gleichfalls krank?"

Es hat, nach des Fontaine Lehren,
Das Glücke zu gewisser Zeit
Die grausame Gefälligkeit,
Der Thoren Wünsche zu erhören.

Bellin ward krank und Mops gesund.
Sobald der Hausherr es vernommen,
So lieſs er seinen Jäger kommen,
Und sprach: „Erschieſst den Hühnerhund.

Der arme Hund erschrack sich heftig,
Als er den Todesspruch empfing,
Und dieser Schrecken war so kräftig,
Daſs ihm sein ganzes Weh verging.
Er säumte nicht, davon zu scheiden.

* * *

Sieh! Neid, wie thöricht du verfährst!
Du kannst im Elend uns beneiden,
Darin du längst versunken wärst.

Der Krokodil und das Meerpferd.

Die Bosheit herrscht auf diesem Runde,
In Wassern, wie auf trocknem Grunde,
Was Berg und Thal und Wald beklagt,
Das geht im Fluſs und Meer nicht besser,
Man sieht die Kinder der Gewässer
Gedrückt, verfolgt und wohlgeplagt.
Es stieg aus den verborgnen Tiefen
Manch Ungeheuer in die Höh,
Es naht der Erde, Riesen liefen,
Es wich, und es erschrack die See.
Die Ufer wissen nebst den Höhlen
Von ihrem Grimme zu erzählen,
Des aufgesperrten Rachens Kluft
Ist so der Fisch' als Menschen Gruft.
Zu seinem Ruhm, der Welt zur Plage
Erschuf der Aelteste der Tage
Den ungeheuren Krokodil,
Des Meeres Furcht, der Erde Schrecken,
Den feste Panzerschuppen decken,
Den Wüthrich in dem breiten Nil.

Einst lag das Unthier an dem Strande
Des Stroms gestreckt, und dörrte sich

Den feuchten Ranzen säuberlich
In der Egypter tieſem Sande.
Ein armes Kind, das noch nicht viel
Von diesem Ungeheuer wuſste
Und sich dem Flusse nähern muſste,
Kam aus Versehn zum Krokodil.
Sofort war dieser auf den Beinen
Und biſs ihm das Genick entzwey.
Doch glaubt ihr, daſs es möglich sey?
Der Krokodil fing an zu weinen.

Ein Meerpferd, das seit langer Zeit,
Entfernt von aller Eitelkeit,
In seiner Höhle ruhig lebte
Und sich der Einsamkeit bestrebte,
Kam gleich dazu, und sah mit Lust,
Wie dieser Mörder sich betrübte.

„Ach, dieses hab' ich längst gewuſst,
Daſs dich der Himmel annoch liebte,"
Hub dieser Meerapostel an.
„Mein Bruder, das ist wohlgethan,
Bedaure du nur dein Verbrechen,
Und weine ferner Tag und Nacht,
Daſs du dies Kindlein umgebracht,
So wird die Vorsicht es nicht rächen."

„Da wär' ich so ein Thor, wie du,"
Schrie ihm der Neubekehrte zu.

„Erspare künftig deine Lehren;
Der Junge macht mich noch nicht satt,
Weil er kein Fleisch am Kopfe hat:
Das ist die Ursach meiner Zähren.“

* * *

Ihr frommen Seelen, traut des Heuchlers Thränen nicht;
Denn was er mit dem Munde spricht,
Das läugnet er in seinem Herzen,
Sein Auge weint, und die Gedanken scherzen.

Die zween Hähne.

Zween Hähne huben an zu kriegen
Und schimpſten sich ganz ungesund;
Der eine schrie: „Heraus du Hund!
Ich, oder du, muſs todt hier liegen.“

Sie rücken auf einander los,
Den Zweykampf muthig anzuheben.
Wer gibt, wer kriegt den ersten Stoſs?
Wer unter beyden läſst das Leben?

Kopf gegen Kopf, Hahn gegen Hahn,
Sieht man im kurzen Lager stehen;
Sie sehn sich ein halb Stündchen an,
Da sie still auseinander gehen.

Sie blieben ehrlich nach wie vor.
Die kurze Thorheit ist die beste.
Wer Zweykampf sucht, der ist ein Thor,
Und wer sich schlägt, der ist der gröſste.

Die Wespe und der Knabe.

Eine kühne Wespe stach
Hänschen, als er Aepfel brach,
In die Hand, eh' er es dachte.
Hänschen, das erbärmlich schrie,
War so glücklich, daſs es sie
Auf der Flucht noch feste machte.

„Gnade!" rief die Thäterin.
„Weil ich gar nicht strafbar bin,
Willst du Blutschuld auf dich laden?
Meinen Stachel, der dich kränkt,
Hat mir die Natur geschenkt,
Und ich muſs gezwungen schaden."

„Muſst du?" fragt der kleine Mann.
„Ja, da ich's nicht ändern kann."
„Eben d'rum," versetzt der Knabe,
„Weil dir das unmöglich fällt,
Schaff' ich dich auch aus der Welt,
Daſs man Friede vor dir habe."

Die Schlange.

In Afrika war eine Schlange,
Die jedes Thier ohn' Ursach biſs.
Und was sie biſs, das trieb's nicht lange;
Die Wunde schwoll; es starb gewiſs.

Dies ging ihr lange gut von statten,
Bis, da sie einst im Grase spielt',
Sie endlich ihren eignen Schatten
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biſs sie, weil sie es nicht wuſste,
Mit einer solchen Wuth nach sich,
Daſs sie darüber sterben muſste:
Daran, Verläumder, spiegle dich!

Das Reichsgericht der Thiere.

Der Thiere Häupter machten Friede,
Des innerlichen Krieges müde,
Doch mit Bewilligung des thierischen Geschlechts
Und Vorbehalt jedweden Rechts.
Ein Reichsgerichte soll, was streitig blieb, entscheiden,
Man willigte darein mit Freuden.
Die Schlang', ein kriechend Thier, ward, weil ihr Witz bekannt,
Zum Reichs-Schultheiſsenamt ernannt.
Beysitzer waren Murmelthiere,
Wenn Einer wachte, schlieſen Viere.
Schildkröten von bewährter Treu
Verwalteten die Kanzeley,
Die Schnecken wurden Advokaten,
Die hundertjähr'ge Fristen baten.
Man sagt, daſs dies Gericht nie Jemand Unrecht that,
Und daſs von ihrem Spruch nie Jemand appellirte:
Denn eh' der Reichsschultheiſs ein Urtheil publicirte,
Verstarb Parthey und Advokat.

Die Fische.

Der Hochmuth kam einmal in's Meer,
Und fuhr den Fischen in die Köpfe:
Es war vom Blackfisch bis zum Stör
Kein so geringes Seegeschöpfe,
Es wünschte was zu seyn. Des Fischmonarchen Haus
War damals voller Supplikanten,
Die meisten wirkten sich besondre Titel aus,
Darinnen sie sich selbst verkannten.
Dem Stockfisch kam der Rang zu allerletzt in Sinn,
Er schwamm zum Wallfisch, und klagte nach
der Länge,
Daſs Stockfisch schlechtweg, künftighin
Ein wenig zu verächtlich klänge.
„Nein, Stockfisch sollst du ferner seyn,"
Fiel ihm der Fische König ein;
„Doch hast du dich des Rangs noch über Stör
und Hayen
Auf ewig künftig zu erfreuen."

Vergnügt schwamm er davon. Der Ruf durch-
drang das Meer,
Und kurz darauf erschien ein Supplikantenheer,

Die Fische drängten sich bey Hauſen,
Den Stockfiſchtitel zu erkauſen.

* * *

Räumt erst dem Esel Würden ein,
Und lasset ihn den Sack zum Ehrenzeichen tragen;
So will ein Jeder Esel seyn,
Man wird sich um die Säcke schlagen.

Jupiter und die Winde.

Dem Jupiter fiel ein, zu reisen,
Wohin? wohin, als in die Welt!
Er sprach: «der Augenschein mag weisen,
Wie die Natur mein Recht bestellt.»
Kein Schwanenkleid verbarg die Glieder,
Kein goldner Thau fiel mit ihm nieder,
Kein Nebel macht' ihn unsichtbar:
Er zeigte sich, so wie er war.

Aus seiner Rechten strahlen Blitze,
Die Linke schmückt ein goldner Stab,
Ein Adler dienet ihm zum Sitze,
So fährt er auf die Erd' herab.
Es hub sich alles an zu regen,
Die Nymphen sangen ihm entgegen,
Die Faunen tanzten vor ihm her,
Die Erde jauchzt', es horcht das Meer.

«Ihr Brüder!» rief ein Fürst der Winde,
«Der Götter Haupt kehrt bey uns ein,
Und alles liegt voll Staub, geschwinde,
Die Straſsen müssen sauber seyn.

Wohlan! laſs uns die Backen füllen!«
Hub Bruder Sturmwind an zu brüllen;
»Es merke Zevs, daſs auch kein Heu
In einem klugen Windkopf ſey.«

Sie ſahren ſtracks wie wilde Drachen
Durch Süd und Nord, durch Oſt und Weſt,
Um Weg und Bahne rein zu machen,
Durch die der Gott ſich ſahren läſst.
Ihr Blaſen füllt die Luſt mit Staube,
Mit Dünſten, Sand und dürrem Laube,
Ein ſchwarzer Dampf bezog das Land,
Es wurde Nacht, und Zevs verſchwand.

⁂

Seht doch der falſchen Weiſheit Früchte!
Rief der erzürnte Zevs allhier,
Eh ihr erſcheint, war alles lichte,
Wer macht den Staub, als eben ihr?
Er winkt und droht den tollen Winden,
Und Staub und Finſterniſs verſchwinden:
Zur Beſsrung ſchreite mit Bedacht,
Weil Sturm oft Uebel ärger macht.

Des Vulkanus drey Ehen.

Vulkanus traf den Mars daselbst von neuem an,
Wo er ihn ehedem in einem Netze haschte,
Als er verbotne Früchte naschte;
Nie hatt' ihm, wie man sagt, der Kopf so weh gethan.
»Beym Styxe!« rief er aus, »ich will das Ding nicht leiden!«
Man stellt' ihm Höll' und Himmel vor,
Umsonst, der Grimm verschloſs sein Ohr,
Er lieſs sich von der Venus scheiden.

Ein Gott der Schmiede kann nicht lange Wittwer seyn,
Die Eris trat an Venus Stelle!
Vulkanus fiel, zu seiner Pein,
Vom Fegefeuer in die Hölle;
Der Eris Antwort fing sich stets von Aber an,
Nein! war das Schluſswort ihrer Rede,
Aus ihrem Munde wuchs der Zwiespalt und die Fehde,
Nichts war ihr möglich zu bejahn.
Er hatte kaum geredt, so strafte sie ihn Lügen,

Er schwur, daſs er's gesehn, sie sprach: die Sinne trügen;
Er sagte Ja, sie Nein; das schadet; immerhin.
Das war ein rechter Eigensinn.

Vulkanus ward des Dinges müde,
Und als sie ihm das Widerspiel
Einst allzuheftig hielt, nahm er den Hammerstiel
Und jagte sie aus seiner Schmiede.

Der guten Dinge gibt es drey,
Die Echo ward von ihm zur dritten Frau erlesen,
Die ihrer Jungferschaft schon lange gram gewesen;
Vulkanus war vergnügt dabey.
Was er für gut befand, das lobte sie zur Stunde,
Kein Aber kam aus ihrem Munde,
Sie wiederholte nur was ihr Vulkan befahl.
Er pfiff, sie auch; er fluchte, sie auch fluchte.
„Ich dächte," sprach der Mann, „ich dächte," rief sie nach,
„Ja!" rief er, „ja!" rief sie. Kurz, wie er's auch versuchte,
So sprach die Echo doch, was ihr Vulkanus sprach,

„O," seufzt Vulkan zuletzt, „Kind! sprichst du denn zu allen
Sonst weiter nichts, als Ja?" Ja, fiel die Antwort, „ja."
„Hilf Himmel! sitzt der Knoten da,

Das heiſst aus Hitz' in Frost gefallen,
Die Eris quälte mich mit Nein,
Und die will mich mit Ja vergeben:
Geh fort, du Affe, du! ich will alleine leben;«
»Du Affe!« sagte sie, und lieſs den Mann allein.

* * *

So fügt das Glücke nicht den Freyern überall:
Der zeugt mit seiner Frau nicht Kinder seines Leibes,
Der freyt ein böses Weib, und Mancher, statt des Weibes,
Nur einen schönen Wiederhall.

Die zween Jupiter.

Ein reicher Heide wurde Herr
Von einem irdenen und goldnen Jupiter.
Der thönerne hub an sich heftig zu beschweren,
Man woll' ihn nicht genug verehren.
„So lang ich in dem Hause bin,
So hab' ich, — prüfe dein Gewissen —
Von kalter Küche zehren müssen.
Ein wenig Salz und Mehl ist alle mein Gewinn;
Hingegen Jenes Heerd wird fett vom Opferblute,
Die Rosen schmücken ihn, der Wein flieſst um ihn her,
Mir aber thust du nichts zu gute!
Bin ich nicht Jupiter, wie er,
Ein Fürst der Sterblichen und Vater aller Götter?
Hab ich nicht ebenfalls den Donner in der Hand?
Weswegen wird der Kern dem stolzen goldnen Vetter,
Und mir die Hülse zugewandt?"

„Herr Thongott! haltet mir's zu Gnaden,"
Versetzt der Heide drauf, „was habt ihr mir genützt?

Verhütet ihr den kleinsten Schaden,
So lang' ihr auf dem Heerde sitzt?»

«Hat denn der goldne mehr gethan?»
Hub hier der Götze wieder an.

«Gar wenig,» sprach der Mann, «allein das Gold ist theuer,
Sein Werth ist groſs und bleibet mir.
Doch eures gleichen kauf' ich hier,
Herr Thongott, zween um einen Dreyer.»

Es ward der arme Zevs hierdurch so aufgebracht,
Daſs die Glasur an ihm zerborste.

* * *

O wer doch sein Verdienst erforschte,
Eh' er durch Bettelstolz sich zum Gelächter macht'!

Charon und Merkur.

Der Fährmann jener Unterwelt,
Herr Charon, war sehr reich: in vier, fünf tausend Jahren
Kann sich ein Fährmann schon was sparen,
Zumal ein Wirth wie er, der kein Gesinde hält,
Der weder iſst noch trinkt, nicht in die Schenke gehet,
Und keinen Rock gebraucht, seit er im Amte stehet.

Es faſste Charon den Entschluſs,
Sich in Elysium ein Grundstück anzukaufen,
Wozu man gut Geld haben muſs.
Hingegen war sein Sold in Kupfer eingelaufen.

Einst, als er auf dem Styx nach frischen Seelen fuhr,
So wandt' er sich zu dem Merkur
Und bat ihn, einen Theil von seinen groſsen Schätzen
Auf unsrer Oberwelt in Silber umzusetzen.

Der Gott des Handels und der Diebe
That es dem Charon auch zu Liebe;

Er nahm den Plunder an und wandte seinen Flug
Nach Deutschlands Gränzen hin, woselbst er einst bey Nachte
Den Scheidemünzenwust in die Gewölbe trug
Und lauter Silbergeld dafür dem Charon brachte.

Seit dieser schlimmen Nacht hat sich das Kupfergeld
Zu Millionen eingefunden,
Die Drittel aber sind verschwunden
Und wuchern in der Unterwelt.

Der Rhein.

Der alte Rhein beschloſs, der Währmann Deutscher Gränzen,
Die Zahl der Männer zu ergänzen,
Und suchte sich ein Ehgemahl.
Die schönste Nymphe traf die Wahl,
Ein Reiſs aus einem edlen Hause;
Der graue Bodensee, die Mosel und die Aar,
Der Neckar, nebst dem Main, der Bräut'gamsführer war,
Erschienen nach Gebühr und tanzten auf dem Schmause.
Das Schilf ward ungefähr zum dritten Male grün,
Als die beglückten Ehegatten
Ein Kleeblatt schöner Kinder hatten.
Der Vater sparte nichts, sie löblich zu erziehn,
Und liebte sie mit Recht, als seines Hauses Säulen.
Die Liebe gab ihm ein, sein groſses Wasserreich
Mit seinen Söhnen gleich zu theilen,
Sein Herz ward ihm vor Freude weich.

O Ehre! drey erwachsne Söhne
Die aus des Vaters Schooſs mit brüllendem Getöne

In's Meer, als groſse Ströme ziehn:
Ein Reiz, der unserm Rhein unüberwindlich schien.

Er macht die Jünglinge zu Flüssen,
Gibt einem Jeden seinen Strich,
Den sie mit Macht durchströmen müssen,
Er gibt, schenkt und erschöpfet sich,
Bis daſs sein eigner Strom dadurch so abgenommen,
Daſs er mit groſser Noth sich an der See hinschlich,
Allwo er einem Graben glich.

* * *

Es ging dem guten Rhein, wie Ludewig dem Frommen.

Don Quichotte und Sancho Pansa.

Versehn mit Harnisch, Helm und Speer
Kam einst von Montiels Gefilde
Der Held von Mancha muthig her,
Sein Sancho folgte mit dem Schilde.

Welch Abentheuer steht bevor
Und bringt ihm neue Lorbeerreiser?
Ist's eine Windmühl'? ist's ein Mohr?
Ein Eseltreiber oder Kaiser?

Sie ritten lange hin und her,
Eh' sie ein Abentheuer hatten,
Doch endlich sah von ohngefähr
Der Ritter seinen eignen Schatten

„Mein Sohn!" rief er, „hier ist Gefahr,
Sieh einmal nach der linken Seite!
Wie, Sancho, wirst du nicht gewahr,
Daſs neben mir ein Geist herreite?"

Er stieg vom Roſs, der Schatten auch;
Er zieht das Schwert, der Geist desgleichen;
Er haut und sticht auf Kopf und Bauch,
Der Geist vergilt ihm Streich mit Streichen.

Er balgte sich noch lange Zeit,
Bald wich der Geist, bald kam er wieder,
Der Abend endigte den Streit,
Der Sieger setzt sich müde nieder.

«Herr!» fragte Sancho, «ist er todt,
So kommt, daſs wir den Rumpf begraben!»
«Thor!» sprach der Ritter und ward roth,
«Wer sagt, daſs Schatten Leiber haben?»

«Ein Schatten?» sagte Sancho, «gut!
Mit Schatten habt ihr euch geschlagen?»

* * *

Wer eine Thorheit wissend thut,
Was soll man von dem Manne sagen?

Vater und Sohn.*)

Des reichen Pachters Kind, der hoffnungsvolle Sohn,
Studirt, und promovirt im dritten Jahre schon,
Und kömmt von Erfurt, o welch Glücke!
Mit einem groſsen D zurücke.
Der beste Schöps muſs an den Spieſs,
Und wer im Städtchen Vetter hieſs,
Der lief, als er das Ding vernommen,
Und schrie: „Herr Doctor, seyd willkommen!“

Der Ruhetag folgt auf den Schmaus,
Da packte der Herr Doctor aus
Und zog ein Buch hervor, vor dessen Gröſs' und Schwere
Der Vater fast gelaufen wäre.

„Ey,“ rief er, „Kind! ich bitte dich,
Was hält dies dicke Buch in sich?“

---

*) *Vid. Joh. Flitneri Jocos. Nequit. Censura Od. 3. p. 17.*

„Dies Buch,“ versetzt der Sohn, „und seines Körpers Bürde
Ist Schuld an meiner Doctorwürde.
O das Buch ist ein Buch: denn, lieber Vater! wiſst,
Daſs es das Corpus Juris ist.
Die groſsgedruckte Schrift, im Mittelpunkt der Seiten
Das heiſst der Text, und hat gar wenig zu bedeuten;
Allein der kleine Druck, am Rande hier und da,
Das sind die Glossen, Herr Papa,
Die von Juristenfintchen handeln,
Der Kern des ganzen Rechts, das Ränk' und Griffe lehrt,
Wodurch sich Recht in Schuld verkehrt,
Dadurch wir Schwarz in Weiſs, und Weiſs in Schwarz verwandeln.“

Der Vater merkte sich das Ding.
Bis Nachmittags der Sohn zu seinen Freunden ging,
Er hatte kaum die Thür in Händen,
Da gürtete daheim der Vater seine Lenden,
Fiel, ohne Scham und Scheu vor dem Justinian,
Mit einer Scher', o Trotz! das Corpus Juris an,
Und schnitt mit einer Wuth, auf die ich selber fluche,
Die Glossen aus dem ganzen Buche,
Da hatte keine Gnade statt,
Die Schere schnitt von Blatt zu Blatt.

Itzt kömmt der Sohn zurück; er tritt in seine Stube,
Und glaubt, er sehe sich in einer Mördergrube:
Da lag der halbe Rumpf von dem Akursius,
Und dort des Baldus rechter Fuſs,
Das Aug' entdeckte hin und wieder
Zerstümmelte Legisten-Glieder.
„Ach, Vater," hub er endlich an,
„Und sagt, was hab' ich euch gethan?
Wär' ich nicht Kind, — bey meiner Ehre! ..."

„Gemach!" versetzt der Alte, „höre,
Du handelst wunderlich, wenn dich das Ding verdrieſst.
Durch diese deine ſeine Glossen,
Juristenfintchen, Ränk' und Possen
Hab' ich ein schön Stück Feld vor kurzem eingebüſst.
Hätt' ich die Schere nicht voritzt zur Hand genommen,
Wir wären noch zuletzt um Haus und Hof gekommen."

Der Springer.

Dem Angesicht der muntern Britten
Stellt sich mit kühn und schnellen Schritten
Ein unbekannter Springer dar.
Es überraſcht, o wie verwegen!
Sein Umschwung über bloſse Degen,
Die vor Verwundrung stumme Schaar.

„Gewiſs! der Sprung ist wohlgerathen!“
Schrien Edle, Bürger und Prälaten.
„Der Mensch springt in der That recht gut,
Es scheint, als ob er Flügel hätte;
Hört, rief ein Lord, was gilt die Wette,
Daſs er noch beſsre Sprünge thut?“

Itzt wirſt er sich schnell in die Höhe,
Hilf Gott! mir schwindelt, wenn ich sehe,
Wie kühn er durch die Lüſte fährt.
Itzt senkt er sich mit leichten Gliedern,
Der Sprung ist, hieſs es, unter Brüdern
Zwey hundert Pfund und drüber werth.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK LEIPZIG

Er überschlug in einem Kreise
Sich sechsmal wunderbarer Weise,
Und übersprang gar oft das Ziel.
Das Volk, nicht müd' ihn hochzuschätzen,
Folgt taumelnd den verwegnen Sätzen,
Und jauchzend, weil er niemals fiel.

Hart an der Bühne Vordertheile
Erhob durch Kraft der Zimmerbeile
Ein stolzer Bau sich in die Luft.
Der Springer steigt auf das Gerüste,
Man wünscht, als ob er springen müſste,
Ihm Glück zu der gewissen Gruft.

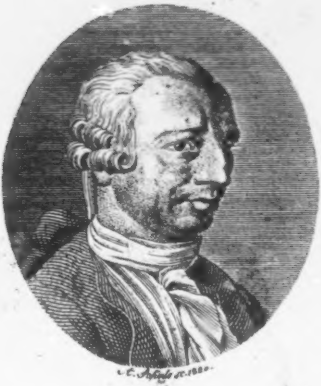
Itzt zeigt der Jüngling sich von oben,
Man hört nicht auf die That zu loben,
Durch die er sich verew'gen wird.
Doch horcht! er hat was vorzubringen:
„Ich," ruft er, „soll herunter springen,
Das denkt ihr, Britten! doch ihr irrt.

Nicht wahr? Dann thät' ich euch Genüge,
Wenn ich mir Arm und Bein zerschlüge;
Doch dies soll heute nicht geschehn.
Ich bin auf diesen Ort gestiegen,
Um hier allein und mit Vergnügen
Der andern Kämpfer Kunst zu sehn."

Mit Murren hört man seine Rede,
Dem schien er klug, und Jenem blöde,
Das ist der Welt bekannter Lauf.
Singt schön, singt feurig, muntre Dichter,
Erzwingt das Lob der strengsten Richter,
Doch hört auch, wenn es Zeit ist, auf.

A. G. Kästners

Epigramme.



C. Schule sc. 1800

G. A. KÄSTNER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenleſe

aus den

Klaſſikern der Deutſchen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1900.3452

BIBL.
VNIVER
LIPS.

Fünf und zwanzigſtes Bändchen.
Käſtner's Satyren.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Biographie.

Abraham Gotthelf Kästner wurde am 27. Sept. 1719 zu Leipzig geboren und starb zu Göttingen am 20. Juny 1800, also in einem Alter von fast ein und achtzig Jahren. Sein Vater war Professor der Rechte; und Kästner genoſs als einziges Kind der besten Erziehung. Schon in der frühesten Jugend waren Bücher seine liebste Beschäftigung; er genoſs stets nur den Unterricht des Vaters und besuchte nie eine öffentliche Schule, und schon im zwölften Jahre war er so weit gebildet, daſs er unter die akademischen Bürger aufgenommen werden konnte. Er studierte 10 Jahre lang mit vielem Fleiſse, nicht nur die Jurisprudenz, sondern auch Philosophie, Geschichte und Mathematik. Daneben erlernte er alle neuere Sprachen, und gab sich eifrig mit den schönen Wissenschaften ab. Gottscheds Leitung konnte seinen Geschmack durchaus nicht verderben. Im Jahr 1737, im 18ten seines Lebens, erhielt er die Magisterwürde; vom J. 1739 an hielt er philosophische und mathematische Vorlesungen, und im J. 1746 wurde ihm eine ausserordentliche Professur der Mathematik zu Leipzig ertheilt; und 10 Jahre darauf wurde er ordentl. Professor der Mathematik und Physik zu Göttingen, welchen Posten er 44 Jahre lang mit vieler Auszeichnung bekleidete. Er überlebte sein 50jähriges Magister-Jubiläum um 13 Jahre. Blos in den Jahren 1756 bis 58 war er verheirathet.

Kästner lebte zu Göttingen ganz seiner Wissenschaft, und machte sich sowohl durch seine Vorlesungen, als durch seine mathematischen und physikalischen Schriften sehr berühmt. Seine verschiedenen Lehrbücher erlebten alle mehrere Auflagen. Noch in seinem hohen Alter schrieb er, freylich mit weniger Glück, eine Geschichte der Mathematik in vier starken Bänden (1796 — 1800). Er war überhaupt ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, und ein rüstiger Uebersetzer. Aber dieser Mann, den man als tieſsinnigen Denker und Mathematiker verehrte, gehörte zu gleicher Zeit unter die witzigsten Köpfe und schönen Geister seines Jahrhunderts, und erwarb sich besonders als Epigrammatist einen groſsen Ruf. Witz und Laune machten die Würze seiner schriftlichen und mündlichen Unterhaltung. Sein öffentliches wie sein häusliches Leben waren gleich einfach. Er hatte bey mancher Sonderbarkeit in der Kleidung und in den Sitten, einen groſsen Fond von Güte und Herzlichkeit. Dienstfertig, freundlich, unterhaltend in hohem Grade, sah er gern Menschen bey sich, und überlieſs sich dann den witzigsten Einfällen. Er selbst besuchte aber niemanden, und ging nur regelmäſsig alle Sonntage zur Kirche. Er war klein und von groſser Beweglichkeit; besonders ausgezeichnet war der Kopf, den eine groſse, vorwärts gewölbte Stirn zierte. — In seinen Epigrammen züchtigt er die Thorheiten und Lächerlichkeiten der Menschen, ohne groſse Rücksichten auf Verhältnisse zu nehmen. Seine Pfeile des Witzes sind noch schärfer gespitzt, als die Lessingschen, und seine Ergieſsungen eines fröhlichen Scherzes in launigen Einfällen sind unerschöpflich. Seine Sinngedichte erschienen zuerst zerstreut in mehreren Zeitschriften, besonders in seinen Vermischten Schriften (Altenb. 1755 — 1783, 2 Theile); dann in einer eignen, zum Theil unächten Sammlung Marb. 1800. 8. 1. 2. Thl.) und zuletzt in Schütz's epigrammatischer Anthologie (1806. Thl. 2. S. 1 — 196.) Aus dieser letztern ist unsre Sammlung, mit Ausmerzung mehrerer unbedeutender Stücke, und mit Benutzung der erstgenannten Ausgaben, gemacht worden. Hoffentlich enthält sie mehr noch, als strengere und geschmackvolle Kunstrichter billigen werden.

Ueber Kästners Leben und Schriften belehren ausführlicher: 1) Baldingers Biographien jetztl. Aerzte. I. S. 46 — 74. 2) Elogium A. G. Kæstneri scr. C. G. Heyne. Gött. 1804. Deutsch in: Schlichtegrolls Nekrol. f. 1800. II. S. 209 — 29. 3) Einige Anekdoten aus der Jugendgeschichte des Hofr. Kästners etc. von Campe. (S. Braunschw. Journal 1788. St. 5. S. 39 — 44)

Epigramme.

Die Todesarten.

(Zernitz starb vor Keuschheit,
(Seltner Tod der Dichter!))
Pitschel an der Schwindsucht,
Schlegel vom Studieren.
Gellert, wird er sterben,
Stirbt am Hypochonder;
Doch was mich wird tödten,
Ist verhaltnes Böse
Giftiger Satiren.

2

Charakter des Herrn de la Mettrie.

Vom

Hrn. v. Maupertuis in einem Schreiben an Haller entworſen.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie;
Das heiſst auf Deutsch: Ein Narr war la Mettrie.

Die letzten Worte des Herrn de la Mettrie.

Mein Leser, was ich dir erzähle,
Ist, wo nicht völlig wahr, doch glaublich g'nug erdacht;
Sieh hier das letzte Wort, das Mettrie vorgebracht;
Wie Teufel! hab' ich eine Seele?

* * *

Freye Uebersetzung einer Stelle

aus dem Eloge des Mr. de la Mettrie. Mem. de l'Acad. Roy. des Sciençes de Pr. 1750. p. 5.

Pendant la campagne de Fribourg M. de la Mettrie fut attaqué d'une fievre chaude; une maladie est pour un philosophe une école de physique. Il crût s'appercevoir que la faculté de penser n'etoit qu'une suite de l'organisation de la machine — —

Kein Unglück ist, es muſs dem Weisen dienen;
Den groſsen Satz: die Menschen sind Maschinen,
Fand la Mettrie, mit alle seinem Witze,
Doch eher nicht als in des Fiebers Hitze.

* * *

Die veränderlichen Triebe der menschlichen Alter.

Nach Puppen wird das Kind sich sehnen
Der muntre Jüngling nach den Schönen,
Der Ruhm erhitzt des Mannes Fleiſs,
Und Gold begehrt der matte Greis.
Bey so veränderlichen Trieben,
Wer wird sein wahres Glück wohl lieben?
Nur der, der Mädchen, Ruhm und Geld,
Für Puppen der Erwachsnen hält.

* * *

Auf die Begräbnisse der Pompejer.

Nach Martial. 5. B. 75.

Den Sohn deckt Asiens und den Europens Sand,
Ihn selbsten Afrika, wenn er ein Grab noch fand;
Es faſst kein enger Raum des groſsen Stamms
Ruinen
Und die bewohnte Welt muſs ihm zur Grabstatt dienen.

* * *

Das Todtenopfer.

An den Baron v. Kroneck nach Neapel.

Mein Kroneck, Maro's Geist schwebt noch in seiner Gruft,
Wenn du dort Lorbeern brichst, so hör' auch was er ruft:
Zu Ehren hat mir sonst ein Martial gelodert *)
Von dir, o Deutscher, wird ein — **) jetzt gefodert.

---

*) Andr. Nauger verbrannte bey der Feier seines Geburtsfestes einen Martial — — addebatque, eo incendio libare se musis manibusque Virgilii, cujus imitatorem cultoremque praestare se melius haud posse, quam si vilia poetarum capita per undas insequutus et flammas perpetuo perdidisset. Fam. Strada in Eloq. lib. II. Prolus. V. p. 322. ap. Schelhorn Amoen. literar. Tom. VII. art. II. §. 30. *K.*

**) Ich stelle jedem meiner reimenden und reimfreyen Landsleute, wenn er einen zweysilbigen Namen hat, in sein Belieben, ob er sel-

Von dem Verfasser des Buchs: *des Livres difficiles à trouver.*

Vorrathsreich zu hundert Bänden, *)
Zeigt er mit bemühten Händen
Ungezählte Bücher an,
Die man schwerlich finden kann:
Käm er nur in meine Kammer
Wo zu meinem groſsen Jammer
Bücherhauſen in den Ecken
Unter Bücherhauſen stecken;
O wie Manches träſ er an,
Das man schwerlich finden kann.

---

bigen hieher setzen will. Mein eigner geht ja selbst hinein, und derjenigen, denen noch zu viel Ehre wiederführe, wenn man ihre Werke bis nach Neapel brächte, daselbst verbrannt zu werden, ist eine solche Menge, daſs man dem Virgil von ihnen Hekatomben bringen könnte. *K.*

*) Der V. Band endigt den Buchstaben B. *K.*

Das seltne Buch.

An Herrn F. G. Freytag.

Mein Freytag, dieses Buch ist rar,
Du hast davon ein Exemplar,
Und auſser Dir noch sechs bis sieben;
Wo sind die andern denn geblieben?
Freund, soviel schenkt ich weg; und lieſs sie meist noch binden,
Den Rest wirst Du bey Hollen*) finden.

---

*) Der Verleger. Das Buch war: Cadwallader Coldens Erklärung der Ursache von Newtons allgemeiner Schwere, das ich übersetzte, nicht weil es mir gefiel, sondern weil es der Graf Manteufel zu lesen verlangte, der kein Englisch verstand.

K.

Das Deutsche Kriegswesen.

Mit riesengleicher Kraft, doch ohne Kunst regiert,
Hat einst des Deutschen Arm das breite Schwert geführt;
An Muskeln nicht so stark, doch mit geübterm Witze,
Lenkt jetzt des Franzen Hand des leichten Degens Spitze;
Wir fühlen, daſs uns längst der Ahnen Kraft gebricht,
Und um der Nachbarn Kunst bemühn wir uns noch nicht.

* * *

Mars schrie, wie tausend Männer schreyn *)
Und fochte schlechter noch, als Einer sollte streiten;
Reicht dieses hin ein Mars zu seyn,
Wie manchen Mars sähn unsre Zeiten.

K.

---

*) Beym Homer.

Von einem schöpferischen Dichter.

O Zeiten! die entzückt den Ariost gelesen,
Was für ein Geist für Euch wär' nicht Fantast gewesen.

* * *

Auf einen Leipziger Gerichtsfrohn. *)

Bemüht des Feuers Gluth zu dämpfen,
Ist Bauer plötzlich hingestürzt,
So wie ein Held, dem in erhitzten Kämpfen,
Ein zischend Bley den Siegerlauf verkürzt.

---

*) Seine Geschicklichkeit und Redlichkeit machten ihn ehrlichen Leuten so beliebt, als er dadurch Verbrechern gefährlich war. Er starb plötzlich, als er bey einer Feuersbrunst zu Hülfe eilte. *K*

Das Gleichniſs scheint vielleicht euch allzu viel gewagt.
Stirbt ein Gerichtsfrohn so wie Weltbezwinger sterben?
Nein! Völker jauchzen dort, errettet vom Verderben,
Wenn Bauern Rath und Bürger klagt.
Oft stünden, wenn sie nicht nur Rang und Macht bedeckte,
Die Helden in der Zahl, die *Bauer's Name* schreckte.

Die Algebra der Stutzer.

Die Stutzer mögen sich stark auf Algebra legen,
Denn, weniger, als Nichts, ist meistens ihr Vermögen.

* * *

Auf eines Reisenden Urtheil vom Naumburger Wein.*)

«Warum pflanzt man bey Naumburg
Reben?
Der Wein ist ja abscheulich schlecht.
Fragt Pöllnitz. Hat der Tadler Recht?
Ich wage nicht Bescheid zu geben,
Doch bey der Frage fällt mir ein:
Warum muſst' er ein Autor seyn?

---

*) «Es sind überall Weinberge um Naumburg; ich weiſs nicht warum, denn der Wein ist abscheulich.» Von Pöllnitz Reisen.

K.

Eben desselben Klage über denselben Wein.

Als mein Geschick mich einst nach Naumburg brachte,
So war für mich der schlechtste Wein bestellt;
Und was den Wein erst recht abscheulich machte:
So trank ich ihn gar für mein eigen Geld.

* * *

Auf Brühiers Buch von der Ungewiſsheit der Kennzeichen des Todes.

Den, der nicht lebt, halb zweifelnd todt zu nennen,
Hat sich zum Schutz der Aerzte List erdacht.
Denn ist mein Tod nicht sicher zu erkennen,
So straft man nicht den, der mich umgebracht.

* * *

Nachahmung aus dem Horaz.

1750.

Non sum, qualis eram bonae sub regno Cynare.

Ich bin nicht mehr, der in beglückten Jahren,
Eh Sorg und Ruhm zu ernsterm Fleiſse zwang,
Von Minchens Huld, von Chloris goldnen Haaren,
Von Hannchens Reiz und Chloens Kühnheit sang.

Räthsel.

Mein Beystand mehrt des Weisen Wissen,
Wenn er mit festverknüpften Schlüssen
Das X in einer Gleichung sucht:
Ich kann des Staatsmanns Ehrgeiz stillen,
Ich pflege sein Gehirn zu füllen,
Und bin oft seiner Arbeit Frucht;
Mein weiter Raum muſs Alles fassen,
Auch das, was nichts umfassen kann;
Man trifft mich in der Groſsen Kassen,
Und in der Dichter Lieder an.

Das Eintrachtsband von Deutschlands Prinzen,
Des schlauen Frankreichs Redlichkeit,
Den Muth der handelnden Provinzen
Besitz ich schon seit langer Zeit,
Mir gleichen * * * kluge Werke
* * * Witz und * * Stärke.

* * *

Auf den Palmbaum,

der 1749 im Garten der K. Preuss. Akad. der Wissensch. reiſe Früchte trug.

Dein Schicksal, Brandenburg, hat dieser Baum erfahren;
Er dankt den ersten Trieb des groſsen Friedrichs Jahren*).
Die Zeit, zu welcher er, wie du, vollkommner reiſt,
Ist Friedrichs, dessen Lob kein einzig Wort begreiſt.

---

*) Er war achtzig Jahre alt.

* * *

Auf den Hauptmann Steinauer.

Der Krieger Furcht, der Liebling jeder Schöne,
Bey Freund und Feind macht er den Müttern Schmerz;
Den um das Leben ihrer Söhne,
Den andern um der Töchter Herz!

Auf einen Bären.*)

Der Todte redet.

Mich dem der rauhe Nord die erste Luft gegeben,
Hieſs meiner Fürstin Wink in Leipzig's Gärten leben.

---

*) Er war von einer fürstl. Person in einen Garten bey Leipzig geschenkt worden, hatte sich aber nachher losgerissen und so viel Unordnung angerichtet, daſs man ihn erschieſsen muſste. Er war sonst im Klettern und allen Dingen, die einen Bären artig machen können, sehr artig. *K.*

Die Kette ward mir schwer, ich brach sie voller Wuth,
Doch ich erkaufte mir die Freyheit durch mein Blut.
Noch klaget Doris mich; die fast zerstäubten Knochen
Bewegten sich, als sie das holde Wort gesprochen:
„Mich daur't das arme Thier! O sollt er lebend seyn!
„Wie würd' er uns nicht jetzt voll Artigkeit erfreun!"
Wie selten ist mein Glück! Man hört sie solche Klagen
Um keinen Schoshund nicht, um keinen Dichter sagen.
O Dichter, die Ihr stets in Sklavenfesseln sterbt,
Und doch durch euren Tod kein nasses Aug' erwerbt;
Laſst mich von dieser Welt nicht unbesungen scheiden,
Laſst einen Schäfer doch des Bären Tod beneiden.

* * *

An die untergehende Sonne.*)

Licht, das indem es uns verschwindet,
Schon blendend auf Surinam fällt;
O mache, daſs mein Freund empfindet,
Man nenn' ihn in der Morgenwelt.

* * *

Auf Christlob Mylius.

Ein doppelt Lob soll dort sein Grabmal zieren,
Und Haller selbst breit' es in Deutschland aus;
Als Physikus wuſst' er zu observiren,
Und wie ein Dichter hielt er Haus.

---

*) Ward im voraus auf die Zeit gemacht, da sich Herr Christlob Mylius in Amerika befinden würde, wohin er auf Kosten einer Gesellschaft Englischer Gelehrten gehen sollte. Starb aber zu London den 7ten März 1754. *K.*

* * *

Auf Denselben.

Freund, unsers Freundes Angedenken
Klagt man gewiſs mit Unrecht an;
Denn konnt er sich der Schulden wegen henken,
So hätt' er es in Leipzig längst gethan.

* * *

An Denselben.

Bey der Uebersetzung von Kepler's Harmonia mundi.

Freund, da dein zärtlich Ohr der Tonkunst Reiz empfindet,
Des Weltbau's Harmonie dein tiefer Geist ergründet,
Lies, was von beyden hier der Lehrer Newton's schreibt,
Den Deutschland hungern lieſs und seiner unwerth bleibt.

* * *

Auf Kepler.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg, und starb in Hungersnoth:[*]
Er wuſste nur die Geister zu vergnügen,
Drum lieſsen ihn die Körper ohne Brod.

31

⁂

Die Vortheile der Weisheit.

Contemtae dominus splendidior rei.
Horat.

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren;
Was gibt die Weisheit denn? den Geist dies [illegible] zu entbehren.

---

[*] Auf einer Reise, die er thun muſste, um allergnädigste Auszahlung rückständiger Besoldung allerunterthänigst anzuhalten.
K.

⁂

Ποδας ὠκυς 'Αχιλλευς.

Homer hat deines Zornes Toben,
Schnellfüſsiger Achill, erhoben;
Erstaunt hört ihm die Nachwelt zu:
Den Grimm von tausend unsrer Helden
Will kein Homer der Nachwelt melden:
Sie lieſen schneller noch, als du.

* * *

Das gelehrte Kind.

Frühzeitig wuſst' ein Kind soviel, als mancher Greis,
Frühzeitig lag das Wunder auf der Bahre;
Sein Bruder sah den mörderischen Fleiſs,
Ward Secretair, und lebt' an achtzig Jahre.

* * *

Grabschrift eines Engländers. *)

Hier, Nachwelt, ist der Ort, wo Roberts Leichnam ruht,
Sprich: Kato, oder Er, wer zeigte gröſsern Muth?
Der stieſs den Dolch in sich, vor Cäsarn frey zu bleiben,
Doch Robert henkte sich, die Zeit sich zu vertreiben.

* * *

Nach dem Tode meiner Gattin.

Ort, der mir nur Verdruſs statt Glück und Ruhe gab,
Nichts Werthes hast du mir, als meiner Lina Grab.

---

*) Destouches:

Cy git John Robert Ecuyer,
Qui se pendit pour se desennuyer.

K.

* * *

Auf einen Kunstrichter,

der in meinen Sinngedichten ängstlich gesuchten Witz sah.

Nach Witze seh' ich mich gewiſs nicht ängstlich um!
Spricht Matz; und ohne Müh' schreibt er natürlich dumm.

* * *

Auf einen Schrank, in welchem ein Menschengerippe stand.

Die Neugier fragt vielleicht: Was mag der Schrank bedecken?
Dem Weisen Unterricht, der Eitelkeit ein Schrecken.

* * *

Der Kompilator.

O! spräche doch der Sammler Fulvius
Nicht selbst nunmehr als Kritikus,
So lang' er uns nur Andrer Meinung gab,
Schrieb er doch manchmal noch was Kluges ab.

* * *

Altes und Neues.

Bardenton, Knittelvers, Minneklingklang,
Both'ngstamm'l, Mordgeschicht, Hexengesang,
Hat man in jetzigen Zeiten so gern,
Bibel und Glauben verlangt man modern.

* * *

Der Kandidat.

Stax will sich nun dem Tempel weih'n:
Wozu wird er wohl brauchbar seyn?
Im Tempel Salomons wüſst' ich es doch zu sagen;
Da wär' er gut, das ehrne Meer zu tragen.

* * *

Was Hippokratene auf Deutsch heiſst.

Ein Gallier, der Gallisch nur verstand,
Und das allein reich, stark und zierlich fand,
(Das Deutsche hatt' er stets durch schalen Spott
entehrt,
Weil ihn für dies Verdienst ein Deutscher Hof
ernährt)
Den bat ich: Nennt mir doch auf Gallisch
Hippokrene.
„Herr Deutscher, könnt ihr mich im Ernst so
seltsam fragen?
„Der Gallier behält die Griechschen Töne.“
Nun wohl, Monsieur, wir können Roſsbach
sagen.

* * *

Von einem Philosophen.

Stets wird Abstrakt die beste Welt verklagen,
Und schweiget nie von Wolfens Tadel still.
Er muſs ja was, das man versteht, noch sagen,
Denn auſserdem weiſs Niemand, was er will.

* * *

Auf eine Degenklinge.

Entblöſse mich nicht eh', bis Pflicht und Ehre zwingen;
Dann sollst du ohne Blut mich nie zurücke bringen.

* * *

Auf die Degenscheiden der Gelehrten.

Weiſs sind gelehrter Degenscheiden;
Denn Unschuld pflegt sich weiſs zu kleiden.

* * *

Die Dames.

Wo, was sie selten thut, die feine Lebensart,
Den Zwang zu lügen uns erspart;
Da muſs der Redliche sie selbst für Pflicht erkennen,
Der Dichter, der von Damen spricht,
Gäb er den Titel ihnen nicht,
So müſst er sie ja Schönen nennen.

* * *

Die Chapeaux.

Der Schneider glänzende Geschöpfe
Zählt man wohl recht für Hüte, nicht für Köpfe.

* * *

Kritik hierüber; die an einem Hofe wirklich gemacht worden.

Verbessern Sie das Sinngedicht;
Der Schneider macht ja keine Hüte!
So sprach ein Kavalier; ich dank' ihm für die Güte;
Und fragte: Kennen Sie denn ihren Schöpfer nicht?

* * *

An einen neuen Orthographen.

Manch H, manch D, manch S ersparst du Dir zu schreiben:
O Freund! Dein ganzes Werk sollt' ungeschrieben bleiben.

* * *

Reisende Deutsche.

Der Edelmann, der reiche Kaufmannssohn,
Spielt in Paris den Grafen und Baron;
Lernt da sein Geld mit Artigkeit verzehren,
Und Frankreich leckt die Deutschen Bären.
Bärinnen reisen nicht! welch grausames Verbot!
Doch Frankreichs Höflichkeit hilft ihnen aus der Noth;
Manch Heer von seinen Helden-Söhnen
Kömmt über unsern Rhein, und leckt die Deutschen Schönen.

* * *

Ueber St. Evremonds Gedanken.

Aeneas habe sich besser geschickt einen Mönchsorden, als ein Reich zu stiften.

Aeneas könnte leicht ein Ordensstifter seyn;
Denn Einen gab er an, da trät' ich selbst hinein.
Verlangst du, Freund, daſs ich ihn dir erzähle?
Den Orden unsrer Frau zur Höhle*).

Zweyerley Zeitrechnung.

Aus dem Spanischen des Giblas de Santillana.

Ach! daſs Jahre voll Vergnügen
Schnellen Winden gleich verfliegen!
Einen Augenblick voll Leid,
Macht der Schmerz zur Ewigkeit.

---

*) — Speluncam Dido, dux et Trojanus eandem conveniunt. *Virg. Aen. VI.* *K.*

Die Mutter, die keine Autorin seyn will.

In Reimen zeigt sie keine Stärke,
Schreibt weder witzig, noch gelehrt;
Indeſs verbessert sie, feilt, macht der Nachwelt werth,
Zwey ihres Mannes schönster Werke.

* * *

Auf den Stauzius.*)

Der Höllen Ewigkeit, die Stauz so eifrig lehrt,
Weichherzig, wie ich bin, doch willig zuzugeben,
Bewegt, mehr als sein Wort, mich noch des Lehrers Leben,
Das ist ja ew'ger Strafen werth!

---

*) Man sehe das Leben und die Meinungen des M. Sebaldus Nothanker. *K.*

* * *

Geſpräch.

A.

Daſs Gellert nur manch elend Lied gesungen,
Und Haller unten an bey Deutschlands Dichtern steht,
So hat ein Mauvillon, ein Unzer, jüngst geschmäht.

B.

Unmöglich! Mauvillon und Unzer sind bekannt,
Die, weiſs ich, haben mehr Verstand.

A.

Ja! Mauvillon und Unzer, doch die jungen *).

---

*) Jakob Mauvillon der jüngere (Prof. der Mathematik zu Cassel; gestorben 1785.) und Ludw. Aug. Unzer der jüngere (Kandidat der Rechte; gest. 1774.) beyde Verſasser der Briefe: Ueber den Werth einiger Deutscher Dichter. Lemgo 1771. 2. St. Der Herausg.

* * *

Auf einen Läugner der Providenz.

Daſs, wie sonst wohl der Christenpöbel denkt,
Gott jedes Menschen Thun mit weiser Güte lenkt,
Das, Mendax, läugnest Du, und wirst dich nicht betrügen,
Denn Deine Thaten lenkt der Vater gift'ger Lügen.

Der Deutsche.

(Nachahmung einer bekannten Stelle Virgils.)

Welch Volk, Thuiskons Volk! gesteht den Rang dir zu?
Der Wälsche singt und malt vortrefflicher als du;
Witz, Zärtlichkeit, Geschmack, sich putzen, kochen, tanzen,
Und was noch Alles mehr? lernst du vom muſtern Franzen;

Stolz geht des Britten Blick auf alles Land umher,
Wo denkt man tief und stark? wo spricht man frey, wie er?
Und du, Germanien! ist was von dir zu melden?
Dankt dir Europa was? Regenten, Weise, Helden!

* * *

Deutsche Verse mit Lateinischen Buchstaben.

Seht die eppischen Zeilen, frey vom Maaſse der Sylben,
Frey vom Zwange des Reimes, hart, wie Zyrchische Verse,
Leer, wie Meiſsnische Reime. Seht der glyckliche Kynstler
Fyllt mit Römischen Lettern, mit pythagorischen y y *)
Zum Ermyden des Lesers, besser zu nytzende Bogen.

---

*) Deutsche Leser müssen sich belehren lassen, daſs der Buchstabe y bey den Schweizern ü genannt wird. *K.*

* * *

Auch Hexameter. *)

P. P.

Mein nun seraphisches Minchen, hoch oben in glycklichern Sphaeren,
Mit Myriaden von Kyssen ästhetisch ätherisch umarmen.

---

*) Diese Zeilen allein haben keinen Verstand. Es ist eine Ellipse bey ihnen zu ergänzen, welches man leicht thun wird, wenn man die Elegieen nachsehen will; es gibt Zeilen von dieser Art, die auch in ihrer völligen Verbindung mit andern noch keinen Verstand haben. *K.*

Anspielung auf Bodmers Hexameter. Unter den nachzusehenden Elegieen sind hier die unter der Ueberschrift: „Sehnsucht nach Wilhelminen" im 1sten Band der verm. Schriften enthaltnen verstanden.

Der Herausg.

* * *

Auf König Gustav Adolphs Tod bey Lützen.

Zum Schrecken Ferdinands führt Adolph Gottes Krieg;
Und thränend rächete der Märtyrer den Sieg.

* * *

Ueber eine schlechte Satire, auf einen schlechten Dichter.

Der Reim, der uns, wo Matz gefehlet,
So witzlos, falsch und grob erzählet,
Wär' Matz nicht selbst sein Gegenstand,
So schien' er mir von Matzens Hand.

* * *

Eine mütterliche Warnung.

Victorien hörte ich jüngst ihren Sohn belehren:
„Fritz, sieh' die Mädchen an, als ob es Gänse wären!“
Madam, sprach ich, Sie kennen Ihr Geschlecht;
Folgt Ihnen Fritz, so denkt er meistens Recht.

Als ein Frauenzimmer vorstehendes übel aufnahm.

Was ich von Gänsen hier geschrieben,
Trifft Sie, Madam, gewiſslich nicht.
In Gänse, so wie die, von denen jene Mutter spricht,
Kann man sich ja verlieben.

* * *

Auf einen Dichter, der sich auf blau Papier drucken lieſs.

Blau, wenn sie Nichts uns zeigt, zeigt sich die Atmosphäre;
Ihr gleicht dein Buch an Farbe, wie an Leere.

Der Maler.

Auch ich mal' oft, und nehme nichts dafür,
Und der, den ich gemalt, zürnt noch dazu mit mir,
Ich gebe ganz getreu die Züge der Natur;
Weswegen ist der Mann denn selbst Karikatur?

Die Correspondentin.

Vier Wochen liest sie schon, und läſst die Feder ruhn:
Das sollt' an ihrer Statt so mancher Author thun.

An Herrn Amtmann Bürger.

Wie unsre Dramen zu Ende gehn,
Das kannst du gleich am Anfange sehn;
So gibt dir der Anfang mehr Bericht,
Als oft der hatte, der's Drama gedicht't.

* * *

Claus-Narr und die Gänschen.

Claus Narr lieſs manchen Spruch in seiner Einfalt hören;
(Der Kluge lacht dabey, und brauchet ihn zu Lehren);
Auch den, als er an eines Teiches Rand'
Bey muntern, jungen Gänschen stand:
„Ihr lieben Dingerchen! jetzt seyd ihr artig, klein,
„Bald werdet ihr nur groſse Gänse seyn."
Claus sagte laut, was ich oft schweigend fühle,
Wenn ich mit kleinen Mädchen spiele.

* * *

Die Wahl.

Den Himmel lieſs Herr Fritz,*) war bey dem Kuchen froh;
Auch machen es die meisten Christen so.

* * *

Auf eine Schreibtafel.

In der Hand meines Bildes von Tischbein gemalt.

Sorgt ja, daſs auch von Euren Zügen
Ein gutes Bild der Nachwelt übrig ist;
So sieht sie Euch Autoren mit Vergnügen,
Wenn sie Euch lange nicht mehr liest.

---

*) Ein Knabe, der zu mir kommen sollte, den Mond durch's Fernrohr zu sehen, versäumte es, um das Desert beym Abendtisch nicht zu entbehren. K.

* * *

Auf jemanden, der zu früh todt gesagt ward.

Die Fama, reicher noch an Zungen, als an Ohren,
Bereitet ihm zu früh sein Grab.
Noch wälzt er sich, durch's Paradies der Thoren
Den breiten, lust'gen Weg hinab.

* * *

Der Autor der Pücelle.

Nach dem Griechischen.

Den Legionen in der Hölle,
Las Beelzebub Voltairs Pücelle,
Und jeder Teufel war ganz Ohr:
Ihr schmeichelt keinem Erdensohne
Sprach Lucifer vom Flammenthrone,
Er schrieb nur; ich sagt' es ihm vor.

* * *

Ordnung der Weinbouteillen in meinem Keller.

Hier liegen sie, die Flaschen in Dekaden,
Und sammeln sich nur in Hekatontaden:
Aetherisch, hoch einher würd' erst mein Vers erklingen,
Könnt' er von Myriaden singen.

* * *

Auf einen meiner Collegen.

Warum nennt Ihr den Mann doch Deutschlands Pädagogen?
Hat er doch niemand sonst als seine Frau erzogen;
Und hätte **die** Verstand durch seine Zucht bekommen,
Sie hätte wahrlich ihn zum Manne nicht genommen.

59

* * *

Auf einen Andern.

Wer Gottes Macht im Mist verkennt,
Der schimpſt auf Beckmann's Element,

* * *

An Gellert,

als er mir die Uebersetzung von Chambers Buche von der Erkenntniſs der Thiere zu beurtheilen schickte, mit dem Zusatze, er verstünde die Sache nicht.

Dies, Freund, verstehst du nicht? hat deine Zaubermacht
Doch manches Thier zum Reden schon gebracht,
Was Gröſsres noch, ist ihr nicht schwer gewesen;
Sie brachte gar manch schönes Kind zum Lesen.

* * *

Widerruf.

Nun erst hab' ich mich recht bedacht;
Daſs Schönen Gellerts Lieder lesen,
Beweist nicht ihre Zaubermacht,
Stets sind sie Dichtern hold gewesen.

Sie lasen, eh noch Gellert schrieb,
Talander's Unsinn, Hunolds Oden,
Daſs Gellert beyde nun vertrieb,
Macht bloſs die Lust zu neuen Moden.

Was Gröſsres hat sein Lied vollbracht;
Es zwingt die Stutzer selbst zum Lesen;
Das heiſs ich eine Zaubermacht,
So stark wär' Orpheus nicht gewesen.

Eine Stunde.

Die Stunde, die ich soll verlieren,
Die muſs, mich eher zu verführen,
Ein kleiner Theil der Zeit nur seyn:
Doch welcher Zeit? die mir verschwunden,
Zählt zwar mit Tausenden die Stunden,
Wie viel sind noch in Zukunft mein?

* * *

Der Schwur.

Bey Göttern, die die Schäfer ehren,
Lieſs Chloe sich den Daphnis schwören;
Der Rose, die den Busen schmückt,
Ward auf ein Blatt der Schwur gedrückt;
Doch Zephyr, leicht, wie Daphnis Sinn,
Führt Blatt, und Kuſs, und Schwur dahin.

* * *

Gewissensberuhigung.

Ein Doctor *) half einem gefälligen Kinde
Jüngst von der natürlichen Folge der Sünde,
Er hat es verschworen, **) erinnert er sich,
Ja, dacht er, für andre, nicht aber für mich.

---

*) Der Arzneykunst. *K.*

**) Bey der Promotion. *K.*

* * *

Charaktere.

Janhageln gleich an Höflichkeit,
Noch stolzer, als die reichsten Britten;
Und eitel, wie Ihr Franzen seyd;
So zeigt er aller Völker Sitten.

* * *

Das alte Rom ist ihm bekannt,
Die heut'gen Schönen muſs er kennen,
Als Doctor ist er sehr galant,
Als Stutzer sehr gelehrt zu nennen.

* * *

Die zweyer Völker Reiz mir wieſs,
Die muſste wohl mein Herz gewinnen;
Frech, wie die Damen in Paris,
Plump, wie die Deutschen Schäferinnen.

Avertissement. Wer Lust hat, sich malen zu lassen, beliebe sich bey dem Verfertiger vorstehender Miniaturgemälde zu melden; er soll bestermaſsen bedient werden. Seinen lieben Landsleuten wartet der Verfasser umsonst auf, andern um ein sehr Leidliches.

K.

An einen Freymaurer.

Der Brüderschaft Geheimniſs zu ergründen,
Plagt dich, Meran, mein kühner Vorwitz nicht;
Von deinem nur wünscht ich mir Unterricht;
Was ist an dir Ehrwürdiges zu ſinden?

* * *

An den Setzer der Hamburgischen freyen Urtheile. *)

Du kannst uns mit geschickter Hand
Hexameter aus Prosa theilen!
Sind Reimreichs Oden dir bekannt,
So gib sie uns in Prosa-Zeilen.

---

*) Man hatte eine prosaische Nachricht in Hexameter-Form gesetzt, daselbst eingerückt. *K.*

* * *

Auf einen Rechtsgelehrten.

In Sekten, die entzweyt das Alterthum verehret,
Ist Paulus groſs, der sie uns beyde weist,
Den Stoiker, wenn er die Rechte lehret,
Den Epikurer, wenn er speist.

~~~~~~

Widerruf.

Nein, selbst dein Feind wird dir gestehen müssen,
Man weiſs, Abstrakt, vollkommen, was du willst,
Und daſs du nur, was alle Kinder wissen,
In dunkle Pracht barbar'scher Wörter hüllst.

~~~~~~

Zusatz zu der Inauguraldisputation der Frau Doctorin Erxleben. *)

Daſs man bey Kuren oft sich gütig übereilt,
Läſst sich, Frau Doctorin, dir noch ein Beyspiel sagen;
Daſs dein Geschlecht oft von gewissen Plagen
Zwar schnell und angenehm, doch nicht gar sicher heilt.

---

*) Geborne Leporin, Mutter des Göttingischen Professors Joh. Chr. Polycarp Erxleben. Sie erhielt zu Halle 1754 die medicinische Doctorwürde, nachdem sie im Examine und sonst rühmliche Proben ihrer Gelehrsamkeit abgelegt hatte. Ihre Diss. hat den Titel: Diss. in med. exponens: *quod nimis cito et jucunde curare sæpius fiat causa minus tutæ curationis.* K.

* * *

Das Glück der witzigen Köpfe in ihrem Vaterlande.

In fremdem Namen.*)

O Land, das mich gezeugt, du wareſt mich nicht werth,
Mein Witz war dir verhaſst, ſo ſchreckte dich mein Schwert.

---

*) Unter der Person des Herrn Steinauer aus Naumburg, der 1739 in Leipzig Magister wurde, aber weil er in seinem Vaterland keine Beförderung fand, in Französische Kriegsdienste ging und mich, nach der Schlacht bey Minden, als Grenadierhauptmann in Göttingen besuchte. — Die Namen habe ich bey dieser 2ten Ausgabe ausgeschrieben, weil von ihnen nur einer noch lebt, dem es keine Schande bringen kann, daſs sein Vaterland ihn nicht so zu schätzen wuſste, wie Dänemark und Lübeck, und weil Rabener bey den Sternchen, die statt der fehlenden Namen standen, eine groſse Unbequemlichkeit bemerkte. Wenn man im Lesen dahin kommt, sagte er, so weiſs man nicht, was man da mit dem Maule machen soll. *K.*

Gesetzt ich hätte nun auch meinen Witz gezwungen,
Die Thoren nicht verlacht, die Mädchen nicht besungen.
Und wäre vorwurfsfrey dein fromm und lieber Sohn,
Was würde dann dafür, Germanien, mein Lohn?

Vielleicht wie Cramer thut, ein Dorf voll Bauern führen;
Wie Kästner das Papier um's Tagelohn beschmieren;
Wie Gottsched stets bemüht und stets verspottet seyn;
Wie Gellert tiefen Sinn's um Andre zu erfreun;
Auch wohl mit Rabners Geist, bey Akten witzig lachen,
Und einen Bücherschatz, wie Rost, mein Freund, bewachen?
Das Glück dies gäbst du mir, verlaſsnes Vaterland?
Wie dank ich meinem Witz, der mich aus dir verbannt!
Fern von Gefahr und Ruhm wär' ich ohn' ihn geblieben;
Er hat mich auf die Bahn, die Moritz *) ging, getrieben!

---

*) Marschall von Sachsen.

K.

Ursachen, warum die Dichter vom Podagra frey sind.

Das Schmerzenskind von Bacchus und Cytheren,
Wie kommt's, daſs es die Dichter seltner plagt,
Die so getreu dies Götterpaar verehren?
Mir hat den Grund ein Dichter jüngst gesagt:
„Wir leben nicht an dieser Krankheit Jahre,
Uns legt zuvor der Hunger auf die Bahre.“

* * *

Die Dichter.

Drey Dichtern sieht man's eigen an,
Daſs Haller denken will und kann;
Und Engbrust, wenn er könnte, dächte,
Und Reimreich, könnt' er auch, nicht möchte.

* * *

Als ein Buchhändler eines Würzkrämers Tochter heirathete.

Beglückter Schwiegersohn, dir kann kein Buch vermodern;
Wenn es kein Leser kauft, wird es dein Vater ſodern.

* * *

An Liscov.

O **Liscov**, den man oft für Deutschlands **Swift** geprieſen,
Hat niemand dir dein Bild bey **Swiften** noch gewieſen? *)
Der Spinne liſtig Netz, von Fliegenleichen voll,
Reiſst von der **Biene** Flug, da es ſie fangen ſoll;
Philippi, **Rodigaſt**, und **Sievers** ſind beſiegt,
Doch **Liscov**, glaube nicht, daſs **Reinbeck** unterliegt.

---

*) In der Bücherſchlacht. Im 2ten Th. des Mährchens von der Tonne. *K.*

* * *

Ueber Gellerts Programma zum Antritt seiner Professur.

De comoedia commovente.

Das Lustspiel, das zum Weinen bringt,
Rühmt Gellert nur, weil er das Loos geschrieben;
So weit hat Krüger*) nicht sein eigen Lob getrieben;
Preist der das Trauerspiel, das uns zum Lachen zwingt?

* * *

An den Verfasser der Allemannischen Brüder.**)

Du schimpfst auf mich, weil mein verwegnes Lachen,
Dich und dein schönes Werk entehrt.

---

*) Verfasser der Allemannischen Brüder und des Mahomets. *K.*

**) Eine scharfe Beurtheilung dieses Stücks wurde in eine auswärtige Zeitung eingerückt.

* * *

Wann hätt' ich das gethan? Ich hielt ja deine Sachen
Nie meiner Zeit zum Sehn und Lesen werth.

Phaedrus: — — facilis vindicta est mihi,
Sed inquinari nolo ignavo sanguine.

⁂

Die Schmetterlinge.

Sechs Stutzer sah ich mit sechs Schönen,
Des Jägers eiteln Eifer höhnen,
Der um den bunten Schmetterling
Durch ungebahnte Wege ging.
Wie? fragt ich, wollt Ihr wohl erfahren,
Weswegen ihm der Schmetterling gefällt?
Der Vogel gleichet Euch, er ist nur in der Welt,
Geputzt zu seyn, und sich zu paaren.

Krüger hielt irrig mich für den Verfaſser, und handelte nach dem irrenden Gewissen eines beleidigten elenden Schriftstellers.

⁂

Das Wetterglas.

Neran dünkt sich gelehrt, was mag sein Vorzug seyn?
Er spricht ja Gallisch, Welsch, und Griechisch und Latein;
So wird er Witz und Geist von so viel Völkern kennen,
O nein! doch Brod und Fleisch weiſs er wie sie zu nennen:
An Kenntniſs gleicht er noch dem Wetterglase nicht,
Das mir von kalt und warm in sieben Zungen spricht *).

---

*) Der Zettel daran nannte die Aenderungen der Wärme, Lateinisch, Deutsch, Französisch, Englisch, Holländisch, Italiänisch und Spanisch. K.

Eine Gesundheit.

Voll Feuer, wie die Frucht der Reben,
Verlangt mein Wunsch daſs alle Dichter leben,
Die ganze lange Reih', die noch den Reim nicht schmäht,
Vom Haller bis zum Schönaich geht.
Doch, daſs wir, ein Opfer der Mode zu bringen,
Nicht gänzlich versehn,
So leben auch alle nicht reimende Dichter,
Vom betenden Klopstock zum Freydenker Oest.

* * *

Eine andere an Rabener.

Prophetisch trank zu Haller's Ehren,
Einst Vater Opitz Nüſslern zu*);
„Dem Spötter soll dies Glas gehören,
Der gröſser wird, als ich und du!"

---

*) Im folgenden Vers seines Lieds an Nüſsler:

Hola! gebt mir ein Glas Wein,
Wasser hab' ich nicht vonnöthen.

Eine an Gellert.

Auf der Schönen Wohlergehn
Wird dir dieses Glas gebracht,
Die den Wein von Naumburgs Höhn
Deiner Lieder würdig macht.

Auf einen Sprachenkenner.

So viel ein Reisender verschiedner Völker Zahl
Vom Tagus bis zum Ganges hört,
Mit allen spricht Panaet — und spricht des Jahrs einmal;
Um stumm zu seyn, wär' ich nicht sprachgelehrt.

Nun es gilt dir Bruder mein;
Auf Gesundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit soll lassen hinter sich. K.

* * *

Auf den Ryswicker Frieden.

Im Namen der Unterthanen Ludwigs XIV.

Aus dem Französischen.

Das Original steht in der Histoire de la Bastille.

Gleichgültig, ja fast halb gekränket,
Stehn wir, da Ludwig uns den edlen Frieden schenket,
Doch überall säh man der Freuden-Feuer Gluth
Und hörte dankerfullte Lieder;
Thät er nur uns, wie er den Feinden thut,
Und gäb' uns das, was er genommen, wieder.

* * *

Nach dem Englischen.

And he whose Fustian's so sublimely bed
Is it not Poetry but Prose run mad.

Fragment of a Satire. Siehe *Miscellanies by Dr. Swift and others. Lond.* 1747. 4to. Vol. 117.

So toll erhaben Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen,
Seh' ich für Verse nicht an, mir ist es rasende Prose.

* * *

Eines Sachsen Wunsch auf Carl XII.

Held, der uns so gepreſst, dein eifriges Bestreben
War: spät im eiteln Hauch der letzten Welt
zu leben;
Doch, wird mein Wunsch erfüllt, die Rache
gibt ihn ein,
So soll einst dein Homer ein zweyter —*) seyn.

* * *

Fragment oder Anfang einer Pœmatologie.

Vorrede: Der subjektivische Endzweck nachstehender Zeilen ist die Begierde, zu zeigen, was für groſsen Nutzen die Kunst- und Machtwörter unsrer neuesten Philosophen haben, alte Gedanken durch einen neuen Schwung aufzustutzen. Hierbey ist mein objektivischer Endzweck, die Lehre von der Dichtkunst selbst, und der formale Endzweck, solche in Verse vorzutragen; welchen mit *negativer Subordination* der Endzweck zu reimen, mit *positiver* aber der Endzweck, jeden Absatz mit einer Uebersetzung ins gemeine Deutsche zu endigen, unterworfen wird, weil solche Uebersetzung ein materiales Mittel ist, zu zeigen, wie kurz und bekannt dies Alles in der Sprache des groſsen Haufens klingen würde. Aus gegenwärtiger Probe wird man sich eine concrete Idee von dem Werke denken können:

---

*) Bodmer.

Das Bild, wodurch der Dichter rührt,
Ist schwankend, unrein abstrahirt,
Und hat kein Wo, da es kann stehen
In Existentialideen,
Das heiſst, wie sonst der Deutsche sprach:
Der Dichter ahmt erfindend nach.

~~~~~
~~~~~

Auf das Titelkupfer
zum neunten Band von Brokes irdischem Vergnügen in Gott.

Vom Schönen der Natur wird jeder Sinn entzückt;
Doch mehr noch der Verstand, der Gott darin erblickt.

* * *

Auf das Titelkupfer zu einer Tragödie.*)

Seht hier die Mexikaner Schöne,
Die durch die Hand des Bruders fällt;
Vielleicht seht Ihr sonst keine Scene
Von Schönaichs Werken vorgestellt.

---

*) Dies und die zwey folgenden Sinngedichte sind durch eine Sammlung von Trauerspielen des Freyherrn von Schönaich veranlaſst worden. *K.*

* * *

Beytrag zum Neologischen Wörterbuche,

aus dem Verse:

„Der Arm bewegt sich noch, der vormals Lorbeern trug.“

Den Siegerkranz, der sonst das Haupt gezieret,
Trägt itzt der Arm; der Ausdruck scheint mir neu:
Doch Kopf und Arm sind manchmal einerley,
Wenn ohne Kopf der Arm die Feder führet.

* * *

Das Wunderbare in einer gewissen Tragödie.

Daſs er sich tödten will, verkündigt der Barbar,
Und Niemand hält ihn auf! Ist das nicht wunderbar?

* * *

Der Blinde.

Zween Kenner, die ein Werk von Dürers Kunst erhoben,
Hört einst ein Blinder lachend an.
Wie, sprach er, könnt Ihr was so ungemäſsigt loben,
Wo ich nichts sanftes fühlen kann?
Erklärt mir das Gewäsch von Zeichnung, Farbe, Schatten,
Wo nicht, so gebt mir zu, daſs es nur Grillen sind.
Die Antwort, als sie ihn genug gehöret hatten,
War in drey Worten: du bist blind!

* * *

Das Glück, die Wahrheit zu erfinden,
Das Glück, das Weise nur empfinden,
Hört man die Thoren öfters schmähn,
Wer kann dafür, daſs sie nicht sehn?

Ein Wort im Himmel geredet, zu der Zeit, als es auf Erden 1771 war.

Als Gellert Plattnern kommen sah,
Sprach er, schwermüthig froh: Sind Sie denn auch schon da?

* * *

Der Hund mit den Schlüsseln.

Ein Gedicht in zwey Theilen.*)

I. Theil.

Apotheose, oder eigentlich Apokynose.

Der Höllenhund mit dreyfach grimmen Rachen,
Ein einzig Thor hatt' er nur zu bewachen,

---

*) Ein Knabe hatte einem Hund ein Bund Schlüssel an den Schwanz gebunden, womit der Hund fortlief, bis er sie durch die Bewegung los ward. Während der Zeit lieſs er sich Niemanden der Leute, die er sonst kannte, zu nahe kommen.

Und schützt es doch, zu schwach für seine Pflicht,
Vor Herkuls Kraft, vor den Sibyllen nicht.

Die Sicherheit von dreiſsig Thüren
Auf einem Schwanze mitzuführen,
Das wuſst ein Hund; macht durch die halbe Stadt
Im strengen Lauf, schnellfüſs'ge Mädchen matt,
Und, der sich oft für's Vaterland gewagt,
Vor dem der Gallier gezagt,
Selbst Lorenz! strebt umsonst, die Schlüssel ihm zu nehmen;
Das ist ein Hund! Vor dem muſs Cerberus sich schämen.

II. Theil.

Anastrose.

Und du! durch den der Hund die That vollbracht,
Aus dir allein hast du es nicht erdacht;
So groſser Witz ward Knaben nie zu Theile,

Das lehrte dich die Göttin Langeweile,
Und weil du dich treu ihrem Dienst geweiht,
Versprach sie dir am Himmel Ewigkeit.
Dein Name Carl strahlt hoch im Sternenglanze,
Dort sah ich ihn, an's kleinen Hundes
Schwanze.

~~~~~~

In Ziegler's Asiatische Banise.

Mit kühnen, treuen, frommen Rittern,
Verdarb sich der Geschmack von unsern guten
Müttern;
Mit ſeinerm Witz, empſindungsvollen Scherzen
Verderbt man unsrer Töchter Herzen.

~~~~~~

An einige gute Freunde.

1754.

Zwey Wege sind, Euch zu erheben,
Dem Hymen nur entziehn sie Euch:
Verschnittnen weiſs der Fürst zu geben,
Für Pfaſſen ist die Fürstin reich.

~~~~~~
~~~~~~

An die Deutsche Uebersetzung der neuen Heloise.

Das Schicksal Abälards hatt' auch St. Preux erlitten:
Der ihn uns Deutschen gab, wie hat er ihn verschnitten!

* * *

Erklärung eines Wunders, welches in der Legende erzählt wird.

Als man dem Abälard in's Grab
Der Heloise Leichnam gab;
Streckt er die Arme aus, sie liebreich zu bedecken,
Sonst hatt' er nichts mehr auszustrecken.

* * *

Gelehrte Komödien.

Geht fleiſsig hin in's Auditorium,
Da seht Ihr manches Stück, wo Männer nur
agiren.
Gelehrt heiſst man es disputiren,
Und gar ein Specimen ediren;
Die Rollen lesen sie, doch nein, sie buchstabiren,
Die Hauptperson ist immer stumm!
Der Autor sollte nur soufliren;
Doch spricht er lauter als die Helden rings herum.

* * *

Von Herrn M. M.

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht.
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und diesen kannt' er nicht.

* * *

Die Diebin.

Kaum sieben Jahr konnt' Iris zählen,
So wuſste sie voll List zu stehlen;
Die kleine Hand griff, was das Auge reizte:
Nicht, daſs sie's zu besitzen geizte;
Nur über dessen Qual, den sie beraubt, zu scherzen,
Entführt sie Obst als Kind, und als ein Mädchen Herzen.

* * *

Ueber den Gebrauch der Alten, geröstetes Korn zu opfern.

Gen Himmel wand auf Rom's Altären
Sich heil'ger Dampf gesengter Aehren;
Das Opfer kennt noch manches Land;
Der Stutzer, der Koketten Götzen,
Dem Müſsiggange, den Geschwätzen,
Wird auch bey uns Caffée gebrannt.

* * *

Herr G *).

An die Feindinnen eines Gesellschaftstheaters.

1770.

Die Ihr im wilden Tanz, wie die Mänaden glüht;
Daſs Ihr aus sprödem Stolz, den kleinen Tempel flieht,
Wo Seelen voll Gefühls, Thalia sich erzieht,
Davon ist dies der Grund, wenn ich nicht irrig schlieſse:
Zum Tanzen braucht man nichts als Füſse.

---

*) Der Gedanke der letzten Zeile ist von mir, die Veranlassung dazu aber hat Hr. G. aus guten Ursachen anders eingekleidet: Es war eigentlich die Frage, warum es für Damen unanständig wäre, mit Studierenden ein Stück von Cronegk oder Lessing aufzuführen, aber nicht unanständig ist, auf Bällen, die Studierenden geben, zu tanzen? Eine andere Ursache, als der Gebrauch, läſst sich wohl nicht anführen. *K.*

Antwort.

Freund, wenn ich im Vertrauen lache,
Warum verräthst du mich leichtfüſs'ger Damen Rache?
Zwar ihre Gunst mag ich mir nicht erwerben;
Nur send ich Seufzer in die Höh',
Dort lebt mir noch Eurydice;
Doch will ich nicht wie Orpheus sterben.

* * *

Klug und noch klüger.

Der Damen Zorn mich durch die Flucht entziehn,
Das that ich oft, und that, ich glaube, klug daran,
Doch klüger hätt' ich noch gethan,
Auch ihre Güte nicht zu fliehn.

* * *

Johann Friedrich
unten auf Erden genannt
# von Cronegk.

An den sterblichen Gotter.*)

„Mit einer Feder aus dem Flügel eines Engels geschrieben.

Dir schien es groſs ein Brutus seyn?
Was that er? Einen Mord; Rom konnt' er
nicht befrey'n,
Wie? daſs dir Codrus nicht gefiel,
Der für sein Volk als Sieger fiel!
Und mehr zu seyn, als Koch und Eckhoff sind,
Weswegen warest du nicht mein und dein Olint?

---

*) Verfasser einer noch ungedruckten Fortsetzung des Trauerspiels Olint und Sophronia, der auf einem Gesellschaftstheater den Brutus spielte. *K.*

⁂

Die Geschäfte des Teufels.

Nach der Theorie des Verfassers der Anmerkungen zum Gebrauche der Kunstrichter getreulich in Verse gebracht.

Des Teufels Bosheit nur vergällt des Menschen Leben;
Der Krieg entsteht durch ihn; er macht die Erde beben,
Von ihm kommt Fieber, Pest, des Hypochonders Stich;
Er spricht aus Rasenden und — übersetzt durch dich!

~~~

An die Herausgeber

des Göttingischen Musenalmanachs.

1770.

Man lügt ja sonst in allen Almanachen
Von Regen, Wind und Sonnenschein,
Kömmt denn davon in Euern nichts hinein?
Das Wetter werden Euch die Recensenten machen.

~~~

Antwort eines der Herausgeber.

„Das schrecklichste von allen Ungewittern
„Verkündiget, o Kästner, uns dein Witz.
„Sieh' es erhebt sich schon; doch ein Theaterblitz
„Macht auch den Furchtsamsten nicht zittern."

* * *

Gegenantwort.

Ihr trotzt dem Blitz! Wird euch nicht Regen schrecken,
Wie auf das Haupt des frömmsten Weisen floſs;
Den Regen scheut, und unsre Kritikos;
Ihr Dintenfaſs! dem weicht Xantippens Becken!

* * *

An Amalchen in Kassel.

(Ihres Alters vier Jahre.)

Dem Freunde nur von sieben Tagen
Hast du bethränt die Blicke nachgeschickt;
Es lasse der, den einst dein Herz beglückt,
Dich nie um deinen Abschied klagen.

* * *

Die vier Weltalter.

Vier Zeiten läſst uns Naso lesen;
Die erste, wie man glaubt, ist lauter Gold gewesen;
Auch Silber war einmal, nur daſs es bald verschwand.
Das Kupfer haben wir vor Kurzem noch gekannt;
Doch aus der bösen Welt ist Kupfer selbst entwichen
Und Eisen herrscht anjetzt nach Naso's weisen Sprüchen.
Ein Jude, der das hört, fällt mir hier plötzlich ein:
„Mei! War der Mann ein Münzwardein?"

* * *

Auf einen irrenden Marquis.

Durch manches Land irrt er um Unterhalt,
Das er dafür barbarisch schalt;
Im Himmel wird für ihn selbst was zu tadeln seyn,
Kömmt er nur da hinein!

* * *

Schuld und Unschuld.

1755.

Ist Töffels Frau nicht klug, ja fast gelehrt?
Und denkt ihr Mann nicht elend und verkehrt?
Ein jeder spricht: Sie kann ja nichts dafür!
Wünscht Töffel nicht sich sehnlich einen Erben?
Und wird mit ihm nicht Töffels Stamm ersterben?
Ein jeder spricht: da liegt die Schuld an ihr!

* * *

An die Feinde eines unbekannten Kunstrichters.

Den bösen Criticus doch einmal zu entdecken,
Bemüht Ihr Euch, und mit vergebner Wuth:
Vergönnt ihm nur, sich immer zu verſtecken,
Das ist das Klügste, was Er thut.

* * *

Anonymität der Recensenten.

A.

Verwegen, weil er sich nicht nennt,
Schmäht meuchlerisch der Recensent.

B.

Und müſst' er sich auch nennen,
Wer wird den Narren kennen!

* * *

An Lessings jungen Gelehrten.

Um den Monadenpreis umsonst dich zu bestreben,
Das, Damis, hat zum Spotte dich gemacht:
Doch Justin ward der Preis gegeben,
Und über wen ward da gelacht?

* * *

Gellerts hinterlassene Werke.

Er lehrte dreyſsig Jahr' die Schönen Witz und Tugend;
Vernehmt auch, welchen Dank ihm eine Freundin gab:
Getreu verwahrte sie die Fehler seiner Jugend,
Und setzte sie dem guten Mann auf's Grab.

* * *

An Herrn Canonicus Jacobi,

bey dessen Reise durch Göttingen, den 20. Sept. 1770.

Beym Phöbus wünscht' ich mir Cytheren jüngst zu finden,
Und sah' sie nur mit ihm verschwinden;
Doch, gern vergeb' ich ihr, daſs sie mir dort enteilt,
Wenn nur bey uns ihr Dichter jetzt verweilt.

* * *

Leibnitz.

Von mir ward Leibnitz dir gegeben!
Warf Sachsen einst Hannover vor;
Dir, sprach Cheruſkien, hieſs ihn der Zufall leben.
Mir, sein erkannter Werth, nachdem ich ihn erkohr;
Das Glück gab dir ihn erst, du lieſsest mich ihn nehmen,
Ist das zum Prahlen Grund? Ist's einer sich zu schämen?

* * *

In das Stammbuch des
Herrn Kirchenraths und Prof. Wundt
zu Heidelberg 1770.

Sohn, reize nicht durch deinen Witz die Thoren!
Die Warnung hat vordem mein Vater oft verloren;
Lest auch, warum sein Wort bey mir so wenig galt?
Er, ohne Falsch, wohlthätig, Gott ergeben,
(Wenn ich nur Thoren reimend schalt,)
Schalt gar Juristen durch sein Leben.

* * *

Wie Mancher würde mich um diesen Vers verklagen,
Dir, Wundt, den er nicht trifft, konnt ich ihn sicher sagen.

Ueber ein Gedicht der Karschin.

Musenalmanach 1770. S. 157.

Wie einst zum Salomo des Südens Königin,
So reist Antonia zum groſsen Friedrich hin;
Nur konnte sie wohl nicht mit Centnern Goldes kommen;
Die hatte Salomo vor Kurzem selbst genommen.

Deutschlands gerettete Ehre.

1757.

Tief setzten sie den Deutschen unter sich,
Der eitle Gallier, der ungezähmte Britte;
Germanien, das längst den Spott zu schläfrig litte,
Zeigt beyden seinen Friederich.
Der Feind *) verschmäht' ihn erst, bis er, zu stark belehrt.

---

*) Frankreich.

D. H.

Den Helden schrecklich fand, den Sieger liebenswerth;
Der Freund *) vergöttert ihn, beschämt durch Friedrichs Thaten,
Daſs ihm, mit gröſsrer Macht, bisher noch nichts gerathen. **)

O König! Deutschlands Ruhm! Weswegen zieht dein Ohr
Vom Volk, das du besiegst, die Sprache deiner vor?
Und warum zeigest du, bey deiner Feinde Menge
Dem Gnade, der noch kämpft, dem Unterdrückten Strenge?

100

Soldaten-Krankheiten.

1760.

Auch wenn ihn Stahl und Bley nicht triſſt,
Quält sich der Krieger doch, durch mancher Krankheit Giſt;

---

*) England.
**) Damals.

D. H.
K.

Den plagt das Fieber, den die Ruhr,
Der Gallier braucht fluchend den Merkur;
Ein ängstlich warnender und epidem'scher Schmerz
Beklemmt ein andres Heer; er heiſst: ein klopfend Herz.

Der Französische Fuſs.

(Pied du Roy.)

Des Königs Fuſs wär' fast ein Fuſs für Riesen,
Nie hat man Gallier gesehn
Auf solchen groſsen Füſsen stehn:
Schnell hat ihr Fuſs sich oft gewiesen.

* * *

> Dio ringraziavan, ch'avea lor si pronte
> Gambe concesse, e piedi si espediti.
>
> *Ariost. Orland. Fur. C. 27. St. 26.*

* * *

Auf eine Predigt von der Liebe Gottes.

So kalt Molybdostom von Gottes Liebe spricht,
Spräch' er von Frauenliebe nicht.

Auf eine Einladung zu Anhörung einer Rede.

Freund, deine Wissenschaft, dein redlich Herz zu ehren,
Erkenn' ich stets für meine Pflicht,
Und lachen über dich, will ich gewiſslich nicht!
Deswegen mag ich dich nicht hören.

Auf eine gedruckte Rede,

die ich einigen Bekannten zum Lesen überschickte.

Des Lobes und des Dankes Pflicht,
Will euch der fromme Redner lehren:
Ihr mögt es lesen oder nicht,
Ich aber, ach! ich muſst' es hören!

* * *

An einen Freund.

Glaubst du denn, daſs dein Witz Verläumdern furchtbar sey?
Wen schützt der blanke Stahl vor des Banditen Bley?

Verwandlungen.

1755.

Zwo Nymphen flohn vordem, in ändernder Gestalt
Vom Phöbus und vom Pan, die zärtliche Gewalt.
Die Magd, die Töffel hält: käm' ihr dein Witz zu Hülfe,
O Naso! würde sie zum Lorbeer oder Schilfe?

* * *

Antwort.

Der dritten Nymphe Flucht vergiſst der, der so fragt;
Nicht Lorbeer oder Schilf, nein, Lotus wird die Magd!

Langeweile im Himmel.

Im Himmel werden viel vor langer Weile gähnen;
Der wird sich nach Tabak, und die nach Karten sehnen;
Ein jeder miſst wohl dort, was er am liebsten sah;
Für mich sind ganz gewiſs doch kleine Mädchen da.

* * *

Wie man den Properz geſunden hat. *)

Properzens Buch lag tief verſteckt,
Im Keller hat man es entdeckt,
Und oben drauf ein Faſs voll Wein.
„Nein, ſprach Sauſejus, mein Gedicht
Das lieſs ich an der Stelle nicht,
Die nähm' ich lieber ſelber ein.

~~~~

Die Beſoldungen.

Was **Iners** hat, ward mir dreymal gegeben,
Darüber ärgert **Iners** ſich:
Thut er, um nützlich hier zu leben
Den dritten Theil ſoviel als ich?

---

*) S. **Hambergers** zuverläſsige Nachrichten von Schriftſtellern. I. Th. beym Properz.
K.

~~~~~~

Das Münzregal.

1760.

Durch Kipper, die nur Bürger waren,
Wuchs, schon vor neunmal funfzehn Jahren
Des Deutschen Kriegers Leid:
Durch Görzens*) Wits zum erstenmale
Ward falsches Münzen zum Regale
Und ist es noch zur Zeit.

* * *

Ermunternde Kraft des Kaffees.

Der Schlaf wird vom Kaffee verdrungen!
Kann ein Beweiſs wohl stärker seyn?
Was Reimreich vom Kaffee gesungen,
Las ich jüngst beym Kaffee, und schlief dabey nicht ein.

---

*) Der Angeber der Schwedischen Münzzeichen unter Karl XII. Ich überlasse es den künftigen Geschichtschreibern des Münzregals, ob etwa zur Ehre meines Vaterlandes, vor Görzen ein Sächsischer Kanzler, diese Erfindung gemacht hat, dessen Andenken noch durch die Sächsischen Seufzer erhalten wird. *K.*

* * *

Auf einen Kupferstich.

Vulkan freut sich über die Bildsäule der Minerva, die er gemacht hat.

Die Jungfer dort mit der umstählten Stirne,
Kam nicht aus göttlichem Gehirne,
Sie ist das Werk von eines Hahnrey's Hand,
Wie mancher dicke Foliant.

* * *

Zwischen einem Reisenden und einem Bauer auf einer Reise von G. nach L.

1756.

Der Reisende.

Was deckt Ihr die Hütten mit Stroh, das wenige Jahre zerstäuben?
Ein Ziegeldach bliebe den Enkeln noch stehn.

Der Bauer.

Für Enkel zu sorgen, muſs Bauern vergehn,
Sorgt unser Junker doch nicht, wo seine Kinder einst bleiben.

* * *

Drey Deutsche Heldengedichte.

Beym ersten muſs man lachen,
Bym zweyten muſs man gähnen,
Was aber bey dem dritten? —
Wer Henker kann das lesen?

108

* * *

An Jemand, der das Porträt seiner Braut nach ** zum Ansehen schickte.

1770.

Dein Mädchen kannst du uns zum Ansehn leicht
vertrauen,
Verleihn doch Männer hier zum Tanzen ihre
Frauen.

* * *

Das Fernglas.

Kannst du dir nicht das Fernglas abgewöhnen,
So richt' es nur nicht nach Climenen;
Sie glaubt, sie wird dadurch entehrt,
Auch ist sie's ja der Müh' nicht werth.

* * *

Der von einem Buchhändler bezahlte Kuſs.

*A.**) 1755.

Verschieden ist der Küsse Preiſs;
Für einen Kuſs, den er der Frau genommen,
Verlegt er ihres Mannes Fleiſs,
Konnt' ihm ein Kuſs wohl höher kommen?

* * *

Ueber ein musikalisches Vorspiel.

Leipzig. 1756.

Das Saitenspiel klang trefflich schön,
Franciska sang ein Meisterstück;
Zwar konnte man kein Wort verstehn,
Doch dieses war des Dichters Glück.

---

*) Dieses A. heiſst nicht Anno. *K.*

* * *

An Herrn Profeſsor Diez,

über die Namen seines Sohnes. 1769.

Franz Karl, wenn er dich fragen kann,
Fragt, seine Namen ihm zu deuten.
Gibst du zum Schutzgott ihm den Boromäus an?
Soll ihn Assissens Seraph leiten?

Nein! zeig ihm einen Franz, den Gallien noch ehrt:
Ihn zu besiegen war nur Karl, der Deutsche, werth:
Die waren, groſs an Geist, ihr Herz voll edler Triebe,
Empfindend für den Witz, empfindend für die Liebe.
Die zeige deinem Sohn! Es trägt sie kein Altar,
Doch wünsch' ihm einen Herrn, wie dieser einer war.

An Mademoiselle R. S. D.

(Sie war 1756, als ich Leipzig verlieſs, etwa acht oder neun Jahr alt)

So soll ich dich, entzückend Mädchen, missen,
Das Unschuld nur, sonst Nichts zum Kinde macht!
Und soll nicht mehr die zarten Lippen küssen,
Aus denen Witz von achtzehn Jahren lacht!
Dein sanfter Ernst, dein sittsam muntres Wesen,
Das allzuoft erwachsnen Schönen fehlt,
Der edle Trieb mit so viel Lust zu lesen,
Als jener Fleiſs groteske Taroks zählt;
Dein gütig Herz räumt, was es selbst begehret,
Groſsmüthig Kind, des Bruders Wünschen ein,
Fühlt seine Pflicht, eh man sie ihm erkläret,
Braucht kaum belehrt und nie vermahnt zu seyn.

Was mal' ich noch ein Bild, das mich nur kränket?
Wenn Zeit und Ort das Vorbild mir entzieht.
Sey dessen werth, was dir die Vorsicht schenket,
Dem so viel Reiz, beglückter Jüngling! blüht.

* * *

An die Karten.[*]

1759.

Ihr Blätter, wo in bunten Zügen
Gewinnſucht Wohl und Weh erblickt,
Ihr gabt entfernt mir ein Vergnügen,
So ward durch Euch kein Spieler noch entzückt,
Euch nahm — auf wiederholt Befehlen,
Sie, die nur aus Gehorſam ſpielt,
Zu lebhaft, Trümpfe nachzuzählen,
Beym Gilblas lacht, in Athalieen[**]) fühlt.
Und, ſeufzend, während ſie euch faſste,
Sprach ſie, käm' Phaon doch herein,
Mich, wenn ich ihn auch noch mehr haſste,
Verhaſstes Spiel, von dir nur zu befrey'n!

---

*) Ein Mädchen muſste zuweilen mit ihrer Mutter, wenn es derſelben an andrer Geſellſchaft fehlte, L'hombre ſpielen.

**) Racine's Tragödie. *K.*

~~~~~~
~~~~~~

Hochzeitgedicht auf einen Gelehrten.

Vom Sejus wird gewiſs dies Jahr ein Werk vollbracht;
Denn nunmehr nimmt er sich zur Arbeit selbst die Nacht.

* * *

Desgleichen.

Der erste Sohn von Sejus rüst'ger Jugend,
Wie der gerathen wird, das weiſs man jetzt noch nicht;
Doch erbt er nur vom Vater eine Tugend,
So wird er ganz gewiſs ein Kind, das viel verspricht.

* * *

An Herrn von Gerstenberg.

Gern las ich einst des braven Reuters Lehren *)
Und kannte dich, im Ohle Madsen nicht;
Das Mittel, sich so zu verstecken?
Willst du es Staxen nicht entdecken?
Er läſst von Witz und Kunst sich als Profeſsor
hören,
Doch merkt man, daſs aus ihm der Musketier
nur spricht.

~~~~~

Auf Sam. Gotth. Langen's Herausgabe an ihn geschriebener Briefe.

Der Mann, den Klotz und Bodmer, lieben, **)
Edirt für unsern Unterricht,
Was mancher ihm vorlängst geschrieben,
Nur Lessing's Vademecum nicht.

---

*) Handbuch für einen Reuter, von Ohle Madsen, Reuter. Altona, 1763. 8.

**) Haec, utinam Viscorum laudet uterque.
Horat.
In der Anmerkung über Boileau's Ep. 7. v.
~~~~~

An Frau Hofräthin Heyne,

als sie im Konzert von mir sogleich ein Sinngedicht verlangte. 1771.

Du, die den Werth von Witz und Tonkunst schätzet,
Für beyde fühlt, durch beyde selbst ergötzet;
Du weiſst: gezwungen singt ein Virtuose nicht,
Warum befahlst du denn mir gleich ein Sinngedicht?

---

100. wird erwähnt: daſs Boileau in diesem Verse eine verdeckte Schönheit gesucht: Er nahm an, die beyden Visci wären sonst in allen ihren Meinungen einander entgegen gewesen. Vielleicht hat diese Nachricht Jos. El. Schlegeln zu folgendem Verse Anlaſs gegeben:

Was Sachsen und die Schweiz mit einem Munde loben.

K.

Zweymal elf Uhr.

1761.

Um elf Uhr in der Nacht könnt ihr zum Damon gehn;
Und er wird Euch, bey ihm zu bleiben flehn:
Um elf Uhr Vormittag, dürft Ihr so viel nicht wagen,
Ihr möchtet ihn sonst aus dem Bette jagen.

~~~

Ein Grund, in die Kirche zu gehen.

Du meidest das Konzert; man drängt sich da so sehr;
O! so versäumest du die Kirche nimmermehr.

~~~

Die poetische Krönung*).

Dir, Gott der Dichter, muſs ich's klagen;
Sprach Herrmann: Schönaich darf es wagen
Und singt ein schläfrig Lied von mir.

Seyd ruhig! hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür!

---

*) Eine Person, die gewiſs nicht wider den Krönenden und Gekrönten parteyisch war, schrieb hierüber an eine Freundin d. 22. Aug. 1752. folgendergestalt: „Dergleichen Feyerlichkeiten müssen auf hohen Schulen vielleicht nicht ganz in Vergessenheit gerathen; nur ich, ich möchte nicht die Person seyn, die sich dadurch unvergeſslich machte.“ Briefe der Frau Louise Adelg. Vict. Gottsched. II. Th. 106ter Brief.
K.

* * *

Die Kinderzucht.

Ist Mopsens Kinderzucht wohl gut?
Das hab' ich noch nicht recht erwogen;
Von Mopsen selbst zeigt Alles, was er thut:
Er ist erschrecklich ungezogen.

* * *

Christ und Antichrist.*)

Entscheidet Ihr gerechten Richter,
Wer Deutschland mehr von beyden schmäht?
Der lehret: Opitz sey kein Dichter;
Bey dem: ist Schönaich ein Poet.

---

*) Der seel. Professor Christ in Leipzig, behauptete im ganzen Ernste: was Opitzen auf die Nachwelt bringen würde, wären nur die lateinischen Verse, die er gemacht hat. Uebrigens schränke ich das, was ich hier sage, nur auf des H. v. S. Poesie ein; ich habe prosaische Abhandlungen von ihm gelesen, die mir Beyfall zu verdienen scheinen;

— — et ma Muse discrete
Sait de l'homme d'honneur distinguer le Poëte. *Boileau.* K.

* * *

An Herrn Basedow.

Vielleicht ist Basedow ein Irrender, ein Ketzer;
Doch redlich, Menschenfreund, kein Prahler,
und kein Schwätzer.

* * *

Auf Rabner.

Zu spotten und uns arm zu machen,
Ist Rabners doppeltes Bemühn,
Man sieht ihn über Alle lachen,
Und Alle seufzen über Ihn. *)

---

*) Rabner war damals noch in Leipzig Steuerrevisor. Sein Amt bestand mit darin, zu verhüten, daſs die Bauern keine Güter besäſsen, ohne von denselben Abgaben zu entrichten. Er hatte aber dabey doch das Lob, so billig zu seyn, als nur seine Pflicht verstattete. Daher traf und beleidigte ihn die letzte Zeile nicht, so wenig, als der Beweis, den ich

An Denselben.

Noch sterbend, wollte sich ein Steuerrath bekehren,
Und lieſs der Armen Zahl, die er gemacht, ernähren:
An Thoren, welche Swift im Leben oft betrübt,
Hat er im Tode noch ein Liebeswerk verübt.

Auch **dein** Gewissen kann, o Rabner, einst erwachen!
Reicht dein Vermögen zu, zwo Stiftungen zu machen?

127

BIBL. VNIVERS. LIPS.

---

ihm gab, daſs ihm nächstens die Bauern singend entgegen kommen würden: *Cantabit vacuus coram latrone viator.* — Seine Antwort auf dieses Sinngedicht war, ich hätte es als Syndikus der Narren und Bauern gemacht
K.

Rangordnung der Freunde.

Nach dem Schwedischen des Herrn Grafen
Gustav Friedrich Gyllenberg.

Viel Freunden zeig' ich meinen Werth,
Doch Einem nur werd' ich die Schwächen zeigen:
Von mir wird mancher Freund, wie er verdient, verehrt,
Doch Eines Denkungsart, die mach' ich mir auch eigen.

* * *

König Jacob I. Misocapnos.

Die Schmähschrift Jacob's auf das Rauchen,
Als Fidibus wär' sie doch zu gebrauchen.

* * *

Ueber einige Verse des Brebeuf. *)

Von dem Volke, das die Schreibkunst erfunden haben soll.

C'est de lui que nous vient cet art ingenieux
De peindre la parole, et de parler aux yeux;
Et par des traits divers de figures tracés
Donner de la couleur, et de corps aux pensées.

Sein Witz hat, wie man sagt, zuerst die Kunst gelehrt,
Durch die man Töne malt, bey der das Auge hört;
Gedanken sieht man nun in tausendfachen Zügen
Geschwärzt und körperlich auf weiſsen Blättern liegen.

---

*) *Phoenices primi, famae si creditur, ausi*
Mansuram rudibus vocem signare figuris.
Lucanus.

Diese Stelle ist schon beym Lucan eine kleine Ausschweifung; denn was geht es die phönizischen Soldaten an, daſs ihr Volk die Schreibkunst erfunden hat? Würde man in einer Beschreibung von Karls V. Kriegsheeren folgende Stelle dulden?

Das Volk, durch dessen Kunst, was jetzt ein Weiser schreibt,

Klage einer Dame,

bey Zerstörung der Französischen Lünetten vor Göttingen. 1763.

Hier, wo man sonsten Myriaden
Von lang und dicken Palissaden
Tief in noch engern Löchern sah,
Hier sind, erweitert nur, die leeren Löcher da!

---

*Bald halb Europa lehrt und für die Nachwelt bleibt,
Gab manchen Landsknecht her etc.

Wenn bey einer solchen Gelegenheit das Volk soll geschildert werden, so muſs es von der kriegerischen Seite geschehn; etwa statt der eben angeführten Zeilen, so:

Auch kam das Volk, das in der starken Hand
Den Donner führt, den es erfand.

Aber wenn man nun auch dem Lucan noch anderthalben Vers zu Gute halten will, wo von rohen Figuren, die den Schall beständig machen, geredet wird, so ist doch das Bild in des Brebeuf vier Zeilen viel zu umständlich ausgemalt, und nur so erträglich, wie es hier, auſser dem Zusammenhange, in den es nicht gehört, erscheint. *K.*

Der Baron.

1761.

Mit Schönen, wie Johann ihm von der Straſse brachte,
Vertrieb sich der Baron zuweilen seine Zeit,
Die Wirthin, eine Frau, die klug und edel dachte,
Schalt ihn: durch den Besuch wird ja mein Haus entweiht!

„Madam! wollt ich mein Geld an ihre Töchter wenden,
„So kriegt man sie ja nie aus der Franzosen Händen?

* * *

Die Zimmertaxe in Göttingen.

1764.

Bemüht hat Brunnquell's Fuſs die ganze Stadt durchirrt;
Gern schloſs der Bursch ihm auf, und ängstlich mancher Wirth;

Des Hauses Lag' und Bau, und was hinein gehört,
Tapete, Spiegel, Tisch, bestimmt des Zimmers Werth.
Jüngst wollt er einer Frau den Preis geringer setzen;
Herr! sprach sie, lassen sich auch meine Mädchen schätzen?

* * *

An meine Handlaterne.

Nach Abzug der Franzosen im October 1762.

Licht, das ich sonsten trug, weil es der Feind gebot,[*]
Nun zwingt mich kein Befehl, daſs ich dich weiter trage,
Doch daſs ich ohne dich mich nicht zu gehen wage,
So häuft man mit Bedacht, auf dunkeln Straſsen Koth.

---

[*] Daſs eine feindliche Besatzung in einer Stadt verlangt, es soll Abends Niemand, der nicht zu ihr gehört, ohne Licht gehen, ist bekannt.

* * *

Grabschrift einiger Steine*).

O Fremder! wie du auch den Weg hieher genommen,
Du magst aus klein Paris**) durch grüne Gärten kommen,
So hast du, wenn du nicht gar fallend schön geflucht,
Gewiſs doch falschen Grund durch diesen Schlamm gesucht,
Und wünschest, daſs doch hier in dem verdammten Wege
Zum Trost des Wanderers, vom Haimberg Marmor läge!

---

*) Ein Platz zu Göttingen; beym Observatorium war vordem ein Garten. Die Franzosen hatten darauf Magazine und Backöfen erbaut. Nach wiederhergestellter Ruhe verscharrte der Mann, der den Platz wieder als Garten erbauen sollte, die Steine der eingeriſsnen Backöfen in die Erde.

**) Eine Gasse in Göttingen.

Wiss', diesem ganzen Raum, so weit dein Blick sich streckt,
Wir Steine haben den vor kurzem noch bedeckt.
Dem Feuer trotzten wir, in ungeheuren Massen.
De Vaux, der sie erschuf, hat bald sein Werk verlassen.

O Menschen, wie verführt Euch Rach' und Eifer nicht;
Weil Uns *De Vaux* gebraucht, misgönnt Ihr uns das Licht.
Uns, die wir uns darauf, den Weg zu bessern, freuten,
Uns würdigt Euer Zorn nicht einmal zu beschreiten,
Höhlt mühsam Erdreich aus, darin Ihr uns versenkt,
Daſs Niemand mehr an Uns, wir armen Steine! denkt.
Verdorrend, weil auf uns sich seine Wurzeln strecken,
Wird Euern Enkeln uns vielleicht ein Baum entdecken.

Das Schicksal, das uns traf, o Fremder, weiſst du nun,
Laſs den besprützten Fuſs bey unserm Grabe ruhn,

Und gab dir die Natur ein fühlend Aug' zum Weinen,
Gönn' eine Zähre nur: der Welt entriſsnen Steinen.

Peter.*)

Daſs er will Hannsens Erbe seyn,
Das bilde dir von Martin doch nicht ein!
Denn Hanns, der wird sobald nicht sterben,
Und schafft wohl noch dem Martin einen Erben.

* * *

Auf Nikolaus Bunkel.

Der lange Nickel fegt mt seinem Ladenbesen,
Ein Büchlein vor die Thür', und alle Dunse lesen.

---

*) Wer die drey Brüder aus dem Mährchen von der Tonne kennt, der wird Gelegenheit zum Nachdenken haben, wie in diesen Zeilen eine tieſe und wichtige Weissagung allegorisch eingekleidet ist. *D. H.*

Dämonologie.

Woron uns die Alten so manches erzählen,
Wie Teufel die Menschen verführen und quälen,
Das nennen die jetzigen Weisen Gedicht;
Sie läugnen die neueren Franzen doch nicht?

* * *

Heiden-Lottchen.

Weſs Glaubens ich wohl sey, das soll ich Euch belehren?
Mehr noch als Priesterin, selbst Opfer von Cytheren!

* * *

Ein Dialog.

(Als sich der Hofrath B. mit der adoptirten Nichte des Proſessors der Physik Hollmann, verlobte, welcher die Wirkung des Hebers unabhängig vom Drucke der Luft, bloſs durch den Zusammenhang der Theile des flüssigen Körpers erklärt hatte, wonach also der Heber seine Wirkung auch in einem luftleeren Raum hervorbringen müſste.)

Hollmann.

Sobald dein Heber wird im Vacuo zerflieſsen,
So sollst du meine Tochter küssen.

Hofrath B.

Ist's weiter nichts als das, so bin ich schon Ihr Sohn,
Mein Heber wirkt gewiſs durch die Cohäsion.

Hollmann.

Wohl und gelehrt!
Er ist es werth,
Daſs er wie eine Säule steh'
In unsrer Tochter Corpore!

* * *

Astronomer Royal.

Den Maskelyne ihm untersagt,
Der Titel, den er noch sich selbst zu geben wagt,
Wenn er damit sich vor dem Bogen weiſst,
Den zweyten, da er nun acht Jahr Professor heiſst,
So wird er Uns wohl was von Sternkunst lehren?
Nein! Verse sind's, man fragt, wem sie gehören?

* * *

Der Einzige.

Daſs er neun Jahr Professor hieſs,
Und nie sich als Gelehrter wieſs,
Ist seiner Ohnmacht zu verzeihn:
Doch was auch Menschenliebe spricht,
So müſste wohl die Ohnmacht nicht
Acht lange Jahr' besoldet seyn.

* * *

Der Müſsiggänger.

Was thut Superfluus, das Euch zu lachen macht?
Weil er noch nie was that, wird über ihn gelacht!

* * *

Was heiſst jetzt in der Wissenschaft mit seiner Zeit fortgehn?

In der Mathematik immer mehr wissen,
In der Theologie *) immer weniger glauben,
In der Philosophie immer neue Sprachen reden.

---

*) Manche der itzigen Verbesserer der Theologie, erinnern mich an einen Mann, der in Leipzig mit einem Guckkasten herumging und ausrief: „das Leiden Christi auf eine neue Manier!“ *K.*

* * *

Wetzlar ist der Olymp der Deutschen Processe.

Denn auf dem Olymp wohnen die Unsterblichen.

* * *

Mittel, die Bettler zu vermindern.

Beschwerlich war der Bettler Zahl,
Sie klagten über kranke Glieder.
Man schickte sie in's Hospital,
Und keiner kam zum Betteln wieder.

* * *

Medicinischer Gebrauch des Papieres.

Ziegler de remed. domestic. §. 8.

Nehmt ſein und weiſs Papier, der Durchfall
wird sich legen;
Nehmt es bedruckt, so kann es ihn erregen.

Antwort.

Werft Biebergeil und Alles weg,
Viel besser ist der Katzendreck.

V. loc. cit §. 12. *not. Z. E. G. B.*

* * *

Hallers Jugendsünde.

Was **Haller** göttlich sang, von Weisheit und von Tugend,
Das nennt er krank und schwach, die Sünden seiner Jugend.
Nun, manchen Vers von ihm, den Gottsched selbst verstünde,
Den liest sein Sohn gedruckt und spricht:
„Mein sel'ger Vater schrieb das nicht!"
Ein solcher Sohn ist **Hallers** Jugendsünde!

* * *

Das Lob.

An Herrn B.

Der nie das Werk, allein den Autor richtet,
Critodes lobt, was du gedichtet,
O hätte man ihn doch, daſs du es warst, belehrt!
So wär' dein Lied nicht durch sein Lob entehrt.

* * *

Die alternden Dichter.

Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen;
Doch manche Critici! die bleiben immer Jungen.

* * *

Uebersetzung einer Stelle aus Hübners poetischem Handbuch in Verse.

(1. *Buch.* 1. *Cap.* §. 13.)

„Und reimte man nun auch nicht mehr!
Was würde man sich denn ersparen?
Denn, wo wir jetzt zufrieden Reime sehn,
Da müſsten doch alsdann Gedanken stehn!“

So meinte Hübner einst, und denken fand er schwer.
Der gute Mann! lebt' er in unsern Jahren,
Er würde tausend Dichter sehn,
Die Reim und Denken sich ersparen.

* * *

Ueber den Eintritt der Venus in die Sonne,

den 3. Juni 1766.

Für einen Horizont in Deutschland.

Ich thäte selbst, wenn ich Cytheren hätte,
Was Phöbus thut; er geht mit ihr zu Bette.

* * *

An Jemand,

der einen jungen Herrn nach Frankreich und England als Dollmetscher begleitete.

Viel Kluge gaben ihm zu seiner Reise Geld,
Damit ging Mylius verloren,*)
Daſs dich sein Schicksal nicht befällt,
So reise du auf Kosten eines Thoren.

---

*) S. die Note des Sinngedichts an Mylius.
Der Herausg.

* * *

Der tapfere Töffel.

Philippen, der ihm nichts gethan,
Fiel jüngst mit wutherfülltem Blicke,
Und mit geballter Faust, der tapfre Töffel an,
Und kam mit blutgem Kopf zurücke!
Darüber lachte Fritz: den wird erst Töffel schlagen!
O nein! Er heult: Ich will's der Mutter sagen.

* * *

Auf Michaelis den Bibelübersetzer.

Wenn er von denen, welche Luther nicht gefragt,
Von Hagars Enkeln lernt, was Jakob's Gott gesagt,
So würde Luther selbst ihn lehrbegierig hören;
Doch richtig, edel, deutsch: das müſst ihn Luther lehren!

* * *

Ueber Lessings Schrift: wie die Alten den Tod gebildet.

Der Griechen Tod, das war ein Genius;
Doch der die Zähne blöckt, mit seiner Sense droht,
Das Mordgeripp! ist unser Dichter Tod;
Ein böser Kritikus!

Russische Ehrennamen.

Die Mundart Galliens nennt oft der Fremde schön;
Und kann darin nur fluchen oder schmähn;
Doch aus der Russischen weiſs ich nur Ehrentitel:
Als Zaar, Bojar, Knees und Utschitel.

* * *

An Herrn Dyk,

über das Kupfer vor der Bibl. der schönen Wissensch. 1757. 1r. Bd.

Als wäre sonst dein Buch nicht schön gewesen
Muſs Hagedorn, verpelzt beym Titel stehn;
Die Dichter, Freund! die gib uns nur zu lesen,
Doch ihre Mädchen laſs uns sehn!

* * *

In ein Exemplar meiner vermischten Schriften.

1769.

Ein Richter, den nichts blenden kann,
Vor dem Voltaire zittern müssen,
Prüft bald mein Buch, und tadelt nichts daran,
Er heiſst: des Sterbenden Gewissen!

* * *

Abaris.

(In ein Deutsches Buch geschrieben, das ich einem Französischen Officier, der in Göttingen Deutsch gelernt hatte, schenkte.)

Vom Abaris, den jetzt fast niemand kennt,
Der auf Apollens Pfeil die halbe Welt durchflogen,
Hat man vordem so viel gelogen;
So sey mir auch von ihm ein Mährchen jetzt vergönnt.

Athen hört ihn bewundernd an,
Denn Attisch war an ihm selbst Ausdruck, Witz und Sitten;
In Versen sprach sogar der Mann!
Ist's möglich? können das denn Scythen?

O ja! dem Scythen auch ist muntrer Witz verliehn:
Doch Wahrheit ohne Schmuck hat immer Reiz für ihn;
Fleiſs, Einsicht, Gründlichkeit sind seines Geistes Gaben
Und dankbar nennt er die, die ihn geleitet haben.

Oft Griechen, putzt Ihr aus, was erst ein Barbar ſand,
Wenn Ihr mich loben wollt, so schimpfet nicht mein Land!

Und das in Gallien, wo man ihn liest, zu sagen
Ist Gellert viel zu fromm, doch Rabner wird es wagen.

⁂

Als sich viele Gelehrte in einem kleinen Zimmer versammeln muſsten.

Für's *Corpus Academicum*
Ist dieses Zimmer viel zu klein,
Wir hätten müssen Geister seyn,
Dann wär's ein Pandämonium.

⁂

Auf Artemisien.

(Der Einfall ist von einer Dame.)

Von Mausols **Wittwe** wird Jahrhunderte gesungen;
Was hat sie denn gethan? den todten Mann verschlungen.
Und jetzt hat manche Frau, die doch kein Dichter ehrt,
Schon mehr als einen Mann lebendig aufgezehrt.

* * *

Im Namen einiger Aerzte,

deren Bildnisse Hrn. Prof. Baldinger an seinem Geburtstag übersandt wurden. 1778.

Daſs wir durch dich noch manches Weh besiegen,
Bringt selbst im Himmel uns Vergnügen;
Oft sollst du Uns dort lesen, brauchen sehn,
Und spät zu Uns herüber gehn.

* * *

An Mademoiselle A. B.

den 12. Oct. 1777.

Genieſs, was dir noch nicht das neunte Jahr
verwehrt,
Der Unschuld Glück, mit Puppen froh zu spielen;
Doch wer verwegen sie entehrt,
Dem laſs schon Witz und Stolz von achtzehn
Jahren fühlen.

* * *

Isle de Cithere und Point de Venus.

Das Land benennt der Gallier Cithere;
Der Britte gibt die Spitze
Der Venus zum Besitze,
Wo er sie in der Sonne sah,
Der erste dachte nur das Weibsstück aus dem
Meere,
Des andern Venus war: Urania!

* * *

Neue Moral aus einer alten Fabel.

Die Löwenhaut dem Esel abzuziehn,
War doch gewiſs von jenem Müller kühn;
Denn wüſste sich auch sonst der Esel nicht zu schützen,
So wälzt er sich im Koth, den Räuber zu bespritzen.

* * *

Eingetroffene Prophezeihung.

Bey einer Gedächtniſsrede auf den sel. Erxleben.

Weil ihm ein schwarzes Kleid gebricht,
So höret mich der Eine nicht.
Der Andre wird mich auch nicht hören,
Dem wird's sein schwarzes Herz verwehren.

* * *

An eine Freundin.

Was du mir schreibst, versteh' ich manchmal nicht,
Und finde Zorn, wo warme Güte spricht;
Doch halte mich noch deiner Briefe werth;
Auch Gottes Schrift wird oft so falsch erklärt.

* * *

Gelehrsamkeit unsrer Zeit.

Lernt das, Verächter unsrer Zeit:
Der Scaliger und der Salmase Streit,
Wer vom Homer die Meinung richtig traf?
Den streiten jetzt ein Amtmann und ein Graf.*)

---

*) Bürger und von Stolberg.

K.

* * *

An einen der Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs.

Von unsern Dichtersekten allen
Wünscht sich dein Almanach ja keiner zu misfallen.
Friedfertig wie du, Göcking, bist,
War noch kein Epigrammatist.

* * *

Hölty's Belesenheit.

Mehr als ein Dichter lesen soll,
Las Hölty und war des Gelesnen voll:
Ein Bischen Witz liest Versman und nicht mehr;
Darum ist auch sein Lied so leer.

* * *

Bey Gelegenheit des Gleim'schen Sinngedichts.

An den Maler Pesne, als der Dichter zwischen dem König und dem Maler in der Mitte stand, und die schönste Gegend von Potsdam vor sich sah.

Auf diesem lieblichen Gefilde,
O Pesne, mal' in meinem Bilde
Den Livius, den Scipio;
Mal' ihn, als wie er schreibt, mal ihn, als wie er spricht,
Als Ueberwinder mal' ihn nicht.

* * *

Zusatz eines Verſassers,

der übrigens von dem Helden sagt, was Lessings Minna von ihm sagt.

Nein, Pesne, soll sein Bild mich rühren,
Mal' Deutschlands Retter mir! Wie Ludwig vor ihm zagt
Nicht wie verschmäht von ihm die Deutsche Muse klagt,
Und wie Voltaire und d'Argens ihm dictiren.

* * *

Auf ein Bildniſs der Königin von Groſs-Brittanien.

Der Tugend Bild, die Menschen froh beglückt,
Das ist das Bild, das hier entzückt;
Stolz ſühlt Germanien bey ihr:
Der Britte hat sie doch von mir.

* * *

Als einige Leipziger Rathsherrn von den Preuſsen geſangen gesetzt wurden und ihnen kein Barbier zugelassen ward.

Mein Leipzig, dir wird einst, o möcht' es bald geschehn!
Von überstandner Noth das Bild noch übrig bleiben.
In ewigem Latein soll Platner dann beschreiben,
Wie Amor und Merkur *) mit Bärten ausgesehn.

---

*) Ein Paar junge Rathsherrn. K.

* * *

An Herrn Profeſsor Lichtenberg.

Als er von mir ein Paar Pistolen zur Reise nach Hannover verlangte.

Durch Deutschland, wo Georg gebeut,
Da reise waffenlos in voller Sicherheit.
Bewehrt den Reisenden um eine Gabe bitten;
Gehört zur Freyheit stolzer Britten.

* * *

An Denselben.

Du ladest zwanzig Mann und dem de Luc zu Ehren
Seh' ich sie manches Glas und manche Schüssel leeren.
Wenn Er, als wär' der Mund zum Reden nur bestimmt,
Die Flasche ruhig läſst und keinen Teller nimmt.
So war ein Opfermal, nach frommer Alten Weise,
Dampf für die Gottheit nur und für die Priester Speise.

* * *

An Lessing.

Bey ſeiner Durchreiſe durch Göttingen, wo gerade ein Tumult war.

Den 2. Aug. 1766.

Durch ſanfter Lieder Klang die Wildheit zu bezwingen,
Sah man Amphion einst durch fremde Länder ziehn.
O Lessing! wäre dir Amphions Kunst verliehn,
So müſstest du für unsre Wilden singen.

* * *

Der Musenalmanach auf dem Schnitte vergoldet.

Mit Müh' und voller Furcht, daſs nicht die Blätter reiſsen,
Trennt man das Gold, von dem sie gleiſsen.
Verklebt möcht' es wohl seyn manch Almanach's Gedicht,
Mit Golde braucht' es eben nicht.

* * *

Auf Newtons Grabmal,

an welchem ein Genius mit einer Schnellwage zu sehen ist, an der die Sonne und Planeten in verhältniſsmäſsiger Entfernung sind. Dem Genius ist, wie man erzählt, der Kopf abgeschlagen worden.

Längst ist von Euch der Geist, der Welten abgewogen
Zum Lehrer Kepler hingezogen.
Seyd, Britten! stolz auf ihn, doch denkt, was es Euch nützt,
Wenn Ihr nur noch sein Bild, und ohne Kopf, besitzt.

* * *

Der Recensent Nro. 4.

Lemgoer Bibliothek. 1778. 13. B. S. 673.

An den kein Mensch, als Er gedacht,
Den Er in meinen Vers gebracht;
Der Sprung zeigt deutlich, was Er sey:
Nur Pferdeknecht in einer Stuterey.

* * *

Der Recensenten-Styl.

1774.

Schau'st, lieber Leser, Staxen recensiren,
Die Sprach' verhunzen, seltsam grimassiren;
Denk nur, der wird begeistert seyn!
Und weiſst wodurch? durch Branntewein!

Reue.

Die Ihr durch mich noch was von Mendax wiſst,
Den schon die Welt, in der er schreibt, vergiſst;
Lernt, Enkel! daſs mich's reut, Witz so verthan zu haben,
Wenn Bernstein ein Insekt umschlieſst,
Zu kostbar liegt die Spinne da begraben.

Wider Lorenz Rohrdommel.

(Man sehe die Deutsche Republik der Gelehrten.)

Daſs ihm durch zaubrisches Bemühn,
Der Geist von manchem Buch erschien;
Erlogen ist's, das kann ich Euch versichern;
Nie war ein Geist in diesen Büchern.

Salomon's Gericht.

Scharfſinnig macht' er offenbar,
Welch Weib des Kindes Mutter war:
Doch, wird es seine Weisheit wagen,
Den Vater manches Sohn's zu sagen?

Ableitung eines Sprüchworts.

„Das Ding geht fort, als wär's geschmiert!"
Oft wird dies Sprüchwort angeführt;
Das Gleichniſs kommt vom Fahren? — Nein vom Malen,
So braucht man es bey Dramen und Journalen.

* * *

Sappho und Nantchen.

Unempfindlich für der Sappho Singen,
Lieſs ihr Phaon sie in's Wasser springen:
Doch an Nantchen, die wie Sappho sang,
Lag es nicht, wenn Amarant nicht sprang.

* * *

Vom Erfinder des Schachspiels.

Hät Salomo zu Füllung leerer Stunden,
(Rabbinen sagen es *), das Königsspiel erfunden?
Für seinen Witz war's freylich nicht zu viel,
Und eifrig, wie man weiſs, trieb er das Damenspiel.

---

*) **Wagenseil** de civitate Norimberg. Cap. 22. p. 168.
K.

* * *

Aus einem Stammbuch.

Herr Kästner zeigt mit tiefen Gründen:
Es sey kein leerer Raum zu finden;
Der Bursche Beutel zeigen ja
Quod saepe dentur vacua.

P.

Antwort.

Ja freylich ist sehr oft der Bursche Beutel leer;
Gewöhnlich doch ihr Kopf noch mehr.

~~~~~

Erzählung.

Die Sternwart' muſst' ein Jüngling oft besteigen,
Sein Lehrer wollt' ihm da die Venus zeigen,
Und das bey hellem Sonnenschein.
Als beyde manchen Weg sich nun umsonst gemacht,
Fand, ohne Lehrer, ganz allein,
Der Jüngling sie bey Nacht.

~~~~~

Aus Voltaire's Leben.

Die Kränklichkeit des Knäbchens nicht zu mehren,
Gab man die Taufe spät Voltairen;
Und hätte man gekannt, was in ihm schon
gewohnt,
Man hätt' ihn gar damit verschont.

163

* * *

Etwas zur Geschichte der vier Welttheile.

An einen Gott, der Menschen liebt, zu glauben,
So glücklich war der vierte Welttheil nicht;
Der erste gab ihm Unterricht,
Und das durch Morden und durch Rauben;
Und holte sich daher der Wollust giſt'gen Lohn,
Den hat vom ersten nun der fünfte Welttheil
schon.

* * *

Produkt des fünſten Welttheils.

Noch ſcheint für Nutzen, Luſt und Tand,
Der fünſte Welttheil nichts zu zeigen;
Es wären denn, Europen unbekannt,
Cytherens Inſel nur gefäll'ge Mädchen eigen.

* * *

Sicherheit.

Mir droht ein Arzt gar fürchterlich
Mich ſterbenskrank und todt zu ſchreiben;
Geſund und lebend werd' ich bleiben,
Schreibt er nur kein Recept für mich.

* * *

Dörfel. *)

Kometen zeichnet er die krummen Bahnen vor,
Werth, daſs man ihn zunächst beym Newton nennt.
Doch scheint ihm Voſs ein Ketzer und ein Thor,
So schmählt er auch, ganz Superintendent.

* * *

Entschuldigung an Mlle A. B.

den 3. Okt. 1779.

Dein rosenfarben neu Gewand,
Gleichgültig hab' ich's angeblickt;
Wenn mich ein herrlich Buch entzückt,
So seh ich nicht auf seinen Band.

---

*) Neuer Kometstern 1680. S. 6. ist Dörfel sehr ungehalten auf den sonst gelehrten, doch verkehrten jüngern Vossius, der in seinem Traktat de Lucis Nat. p. 84. sich nicht scheut, zu schreiben: die Erde würde einst als ein Kometstern brennen. Seinen gottlosen, unchristlichen Gedanken nach müſste, so oft ein Komet erscheint, eine Welt im Feuer untergehn. K.

* * *

An eine Dame, die Blumen aus meinem Garten verlangte.

Den 26. Nov. 1779.

Was, glaubst Du, könnte jetzt in meinem Garten blühn?
Erfrorne Myrten nur, und traurig Wintergrün?
Ein Blümchen lieſs sich nicht durch Sturm und Frost besiegen,
Und freut sich, daſs es lebt, um dich noch zu vergnügen.
Auch mich drückt lange schon des Alters Winter schwer,
Und, leider! kommt für mich kein Frühling wieder her!
So denke, was du kannst von meinem Witz erwarten,
Und fodre nicht von ihm, was Beſsres als vom Garten.

* * *

Telemach und Mentor.

Den Prinzen Telemach zu führen,
Nahm Pallas die Gestalt vom weisen Mentor an.
Mich, als ich jung war, zu regieren,
Galt eine Göttin mehr, als solch ein alter Mann.

* * *

Moderamen inculpatae tutelae.

Stax bückt nach Schlamme sich, damit er mich besprütze;
Ich geb ihm einen Stoſs: da liegt er in der Pfütze!

* * *

Wunsch eines protestantischen Virtuosen in Rom.

Hier, wo noch wild und stolz der Römer Helden stehn,
In göttlicher Gestalt die Mädchen von Athen,
Möcht ich Pygmalion, zugleich auch Perseus seyn;
Den Bildern gäb' ich Geist, die Pfaffen würden Stein.

* * *

Zusatz.

Doch wollt' ich, um die Bilder zu beseelen,
Der Pfaffen Geister wählen;
So würde jedes Bild mir laut entgegen schreyn:
Ich bleibe lieber Stein!

* * *

Heumann's Stein des Anstoſses.

Der alte Heumann fiel noch über einen Stein.
Soll das des Glaubens Eckstein seyn?
Ihn wälzen Sekten schon zweyhundert Jahr' mit Keuchen,
Der Stein des Sisyphus möcht' ihm wohl eher gleichen!

* * *

Leichencarmen.

Den Mann, auf den Ihr mir ein Trauerlied befohlt,
Hat uns der liebe Gott genommen.
An Thrason wird die Reihe kommen,
Wenn ihn dereinst der Teufel holt.

* * *

Als ich das Prorectorat niederlegte und W. es wieder annahm.

Bald werd' ich dich nicht mehr regieren,
Augusta! Jetzt erst wirst du blühn!
Ein Heiliger wird deinen Zepter führen,
Und ein Erzengel leitet ihn.

Die mit Karten spielenden Poeten.

(Denn Spielen allein wäre bey Poeten ein Pleonasmus.)

Das Pharao wählt einer der Poeten,
Die Zeit gedankenlos zu tödten;
Der andre, der auf Vortheil sinnt,
Wählt L'hombre, wo sein Witz gewinnt.
Wenn sie es noch wie der, den sie verachten,
Der unerschöpfte Reimreich machten.
Der Mann versteht doch wirklich mehr;
Denn vortheilhaft für sich und doch gedankenleer,
Die lange Zeit sich zu vertreiben;
Was thut er wohl? für zwanzig Pressen schreiben!

* * *

An Herrn Leibmedicus Zimmermann.

Das Messer hat er einst zu seinem Heil gelitten.
O hätte Meckel doch ihm auch den Wurm geschnitten!

* * *

An Denselben.

Durch's Scheibenloch, in's alte Haus,
Flog um ihn eine Fledermaus.
Gesichterkenner Zimmermann
Sah sie für einen Engel an.

* * *

Der verhehlte Geburtstag.

Den Tag verhehlt die Schöne mit Bedacht,
Der um ein Jahr sie älter macht;
Doch nie wird sie veraltert seyn,
Nimmt sie, wie du, durch Witz und Tugend ein.

* * *

Soll man ihnen Weiber geben?

(Chronologen 8. B. B. N. 3.)

Von Weibern, ob man sie den Mönchen geben soll?
Schreibt Ihr so manchen Bogen voll,
In Chronologen und Merkur:
Befragt denn keiner die Natur?
Die spricht: Ihr solltet Euch des langen Zankens schämen!
Gebt Ihnen nicht; sie werden selbst wohl nehmen!

* * *

Dogmatische Anwendung einer königlichen Sentenz. *)

Die Ihr des Teuſels Macht so ganz zu läugnen wagt,
Daſs er noch Domherrn ſührt, hat Friedrich selbst gesagt.

---

*) Reisegespräch des Königs, Halberst. 1784. 8. S. 18. Der König: Canonicus? Canonicus? Wie ſührt der Teuſel zum Beamten den Canonicus? *K.*

* * *

Aerostatische Krieger.

Da kommen sie im hohen Wolkenzuge!
Und donnern auf den Deutschen los:
Er aber schieſst sie nun im Fluge,
Wie er sie sonst im Laufen schoſs.

* * *

Ein Schleyer.

(Im Walde von Marciwowa in Polen gefunden, im Jul. 1781.)

Gefunden hab' ich ihn, doch wo meinst du, gefunden?
In mondhellen mitternächtlichen Stunden?
Von einer Löwin Mund, in Sand gewühlt,
Die ihren Durst am Brunnen gekühlt?
Von grimmen Wölfen, von Zeidelbären?
Nein! — im Brevier eines Trinitären! *)

---

*) Mönchsorden der Trinitarier.

La Mi.

Zusatz.

In Polen ging es nicht so wie bey Babylon;
Dem Mönche wär' gewiſs die Thisbe nicht entflohn!

* * *

Die Blumen, von dem Herrn des Garten.

Traurig gehend, sehn wir ihn,
Traurig müssen wir verblühn,
Ihn, weil er kein Malchen mehr erblickt,
Wir, weil uns kein Malchen pflückt.

* * *

An Madmoiselle F. B.

Noch auf dein Wohl ein fröhlich Glas zu leeren,
Wirst du, von mir Entfernte! nicht begehren:
Bey der Erinnerung: von dir getrennt zu seyn,
Wär' mir Burgunder Wermuthwein!

* * *

Spott des Todes über den Herrn Hofrath Baldinger,

den 1. März 1784.

Sonst hat er mich immer um Kranke gebracht;
Nun hab' ich ihn einmal zu Schanden gemacht;
Weg hatt' ich den Kranken, noch eh' er gekommen.
Sonst hätt' er mir freylich auch diesen genommen.

* * *

Beybehaltung der Mönchsgelübde.

Und gingen alle Klöster ein!
Was ihr Bewohner nur versprach:
Arm, ehelos und Knecht zu seyn,
Die Platte selbst*) macht ihm der Krieger nach.

---

*) Deutscher Merkur. 1785. Jan. S. 43.

* * *

Auf eines Autors Citate.

Was er aus Andern nahm, da helfen Allegaten;
Doch was er selber schreibt; wer kann den
Sinn errathen?

Publicität.

Was sie versehn, die Fürsten und die Staaten,
Zeigt er mit Deutscher Freyheit an!
Doch, soll ich Euch zu Eurem Frieden rathen,
So schreibt ja Freunden Nichts, von dem, was
er gethan.

Unter das Bild eines Arztes, der schlafend gezeichnet ward.

„Er schläft; frey machen wir indeſs den Menschen Noth;“
So lächeln Krankheit und Tod.
„Er schläft; so läſst er uns indessen auch in Ruh;“
Raunt ein Medicaster dem Andern zu.

* * *

Der Venustrabant.

Daſs ihr Adonis noch am Himmel um sie geht;
Von Wälschen ward zuerst Cythere so geschmäht,*)
Sie haben ſreylich stets die Weiber in Verdacht:
Manch Sternrohr hat umsonst den Cicisbee bewacht;
Zu zeigen hat sich ihn einst Lambert unterstanden,**)
Und die Verläumdung ward zu Schanden.
So ist's am Himmel nur; man sieht Trabantenheere,
Auf Erden leicht, um jegliche Cythere.

---

*) **Franz Fontana** und **Dominikus Cassini** werden als die ersten genennt, deren Beobachtungen von einem Venustrabanten zu reden Anlaſs gegeben.

) **Lambert erinnerte, der Venustrabant könnte sich wohl den 1. Jun. 1777 in der Sonne sehen lassen, was sich aber nicht bestätigte. *K.*

Auf einen Virtuosen.

Daſs er durch mächtigen-Geſang,
Der Löwen Grimm, der Felsen Härte zwang;
Der Ruhm war einst dem Orpheus eigen.
Doch du thust mehr: du machst die Weiber schweigen!

* * *

Selbstmord.

Wer sich erhenkt, erschieſst, ersticht,
Ist der wohl auch ein Christ?
Ich weiſs es nicht;
Das weiſs ich, daſs er närrisch ist!

* * *

Aus dem Tagebuch eines Reisenden.

Des Gastwirth's Höflichkeit war sinnreich ausgedacht:
Er pocht' mich aus dem Schlaf, und wünscht mir gute Nacht!

* * *

Als eines Dichters Manuscripte von Mäusen gefressen wurden.

Der Mäuse Durst löscht ja kein Wein,
So müssen wohl die Verse Wasser seyn!

* * *

Auf ein akademisches Jubiläum.

Mich dünkt von Euerm Jubelfeste
Das Schlechtste das Latein, das Beste Euer Wein.

* * *

Tragische Todesarten.

Eh noch der Held den Dolch, die Heldin Gift erkohr,
Starb schon das Drama selbst den sanftern Tod erfror.

* * *

Ueber die gedruckte Abschiedskarte einer geistreichen Dame.

Oft wünscht' ich, was sie schrieb, der Welt
zum Unterricht.
„Nein!" sprach sie, „drucken laſs ich nicht!
Und eh' man sich's versieht,
Gibt sie gedruckt, daſs sie von uns entflieht.

~~~~~

Process.

Dies Wort gebrauchen Alchymisten,
Desselbengleichen auch Juristen;
Es heiſst, soviel bisher Erfahrung gab:
Verspricht Gewinn, und bringt den Bettelstab.

~~~~~

Ueber eine Anzeige im Göckings Journal von und für Deutschland.

«— Im Fall unabhängige Fürsten — — groſse Anleihen zu machen wünschen, so kann man sich deshalb an den Herausgeber dieses Journals, Canzleydirektor Göcking in Ellrich poſtfrey wenden etc.»

Ein Fürst, der Geld bedarf, soll nur bey'm Göcking fragen!
Hat so was Fürsten je ein Dichter angetragen?

* * *

Auf einen Betstuhl des Vornehmsten in einer Dorfkirche.

Wo Nesseln, dicht und hoch, aus tiefem Schlamme steigen,
Der Betstuhl mag ein Bild von seinem Herzen zeigen.

* * *

Vorschlag,

als der Senat Rath pflog, wo die Bildnisse der Professoren aufgestellt werden sollten.

Den Bildern würde ich zum Platz die Kirche wählen,
So würd' es nie darin an Professoren fehlen.

* * *

Auf einen Abbé,

der sich im Concert auf die Stühle setzte, welche für die Damen bestimmt waren.

Die Stühle sind zwar nicht für das Abbé-Geschlecht,
Doch als ein Geistlicher hat er ja Weiber-Recht. *)

---

*) Sachsenspiegel L. 1. Art. 5. *K.*

* * *

Als mich der Abbé wegen dieses Sinngedichts zum Abendessen bat.

Mein Sinngedicht fand der Abbé sehr fein,
Und lud dafür zum Abendmal mich ein.
O wüſste * * so zu leben,
Der sollte mir zwey Jahr' zu Essen geben!

~~~~~~

Auf eine Einladung in eine groſse Gesellschaft.

Die Mara hör' ich nicht, macht sie mit Andern Chor;
Doch singt sie ganz allein, dann bin ich auch ganz Ohr.

~~~~~~

Ueber das Evangelium am XXVI. Sonntag nach Trinitatis.

Wenn einst der letzte Tag die Todten wird erwecken,
Da trennen sich die Schaſe von den Böcken;
Schwermüthig wird nach den wohl manche Dame sehn,
Woſern die Ziegen nicht schon bey den Böcken stehn.

* * *

Midas.

Gold und sonst nichts, war ihm des Wunsches werth,
Doch ſühlt' er bald, daſs Gold nicht nährt.
So ging es Spanien mit Peru, *)
Auch kamen die Midasohren dazu.

---

*) Ist keine *Licentia poetica*, sondern die gehörige Ausſprache. *K.*

* * *

Bey Herrn Hofrath Baldingers und seiner Töchter Gegenwart,

den 19. April 1787.

Als Aeskulap, mit Schmerz und Tod zu streiten,
Herab zu uns, von Hessens Pindus kam;
Wie billig war's, daſs er, ihn zu begleiten,
Heil und Gesundheit, seine Töchter,*) mit sich nahm.

* * *

Geadelte.

Von Leibnitz und von Wolf hab' ich mir stets gedacht:
Hochwohlgeborne nicht, und nur hochwohlgemacht.
Auch meint ich über sie nicht bey der Benennung zu lachen;
Denn wirklich ist ja Nichts aus manchem Gebornen zu machen.

---

*) Ιασὼ und Ὑγίεια, Aeskulaps Töchter.

K.

* * *

Berichtigung.

Vom Herren aus dem groſsen Orden
Hieſs es unlängst, als sey er toll geworden;
Des Bessern ward man bald berichtet;
„Unlängst geworden“ war erdichtet.

179

* * *

An einen Buchhändler.

Drey Louisd'or für eine Nachtigall,
Und halb soviel ein Jahr sie zu ernähren?
Der Nutzen ist: durch ihren Schall
Der Nachbarschaft den ſanften Schlaf zu wehren.
Wohlthätig ſanften Schlaf zu bringen,
Laſs für das Geld doch lieber Dichter singen!

* * *

Dichterhöhe.*)

Aus Reimern, deren Schwung die Erde nie verlor,
Stieg Haller einst mit Adlersflug empor;
Daſs nun hoch über ihm viel junge Dichter schweben,
Macht, weil die Bälle sich durch spreizend Gas erheben.

* * *

Uebersetzung einer Stelle

aus *Landreau du Maine au — Picq. Legislation philosophique.*

(Götting. gel. Anz. 1788. S. 1141.)

„— *Les allemands se laissent conduire au combat à coups de bâton, les François y courent et y volent d'eux-mémes; les Allemands font voir à l'ennemi des hommes en*

---

*) Haller schrieb im J. 1773, er scheine gegen die damaligen Dichter zu kriechen, ob ihm gleich 1732 Schwulst vorgeworſen worden. S. allg. d. Bibl. 81. B. 1. St. *K.*

esclaves ; les François lui montrent des hommes libres et autant des heros. —

Getrieben von des Prügels Macht
Marschirt der Deutsche Knecht schwerfällig in die Schlacht,
Den freyen Gallier sieht man zu seinen Siegen
Voll Heldenmuth, nicht laufen, wirklich fliegen.

* * *

Den Flug des Galliers sahn Weser, und der Rhein,
Da holten ihn sogar nicht Deutsche Kugeln ein!

In ein Stammbuch eines Franzosen.

Was holt vom Nachbar nicht sich über unsern Rhein
Mein Landsmann alles her? die Moden, Kochkunst, Wein,
Die Sprache, die er gern statt seiner eignen spricht,
Nur dafs er sie zu öfters radebricht.
Doch dafs der Gallier **sein** Land vor Allen ehrt,
Bey Rang und bey Geburt, auch Kunst und Wissen schätzt,

Durch richtigen Geschmack, durch ſeinen Witz ergötzt,
O, würde das von ihm der Deutsche mehr gelehrt!

Aus den Ritterbüchern.

Gern las ich ſonst die Mährchen alter Zeiten,
Wo Ritter ſich mit Rieſen ſtreiten.
Vom weiſen Zwerge lernt der Held,
Wie er das Ungeheuer fällt;
Und wenn ich recht der Fabel Deutung merke,
So heiſst ſie: Witz und Kunſt beſiegen rohe Stärke!

Pädagogie.

Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
Da ſtreckte ſich das Kind, und wuchs zu ihm hinan:
Jetzt kauern hin zum lieben Kindelein
Die pädagogiſche Männelein.

* * *

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17847/029

Mehr als Kodrus.*)

Die Wuth, sich andern vorzulesen,
Ist sonst der Dichter Wuth gewesen;
Doch ist Euch Bavens Achtung werth,
So lest ihn vor, daſs er Euch hört.

~~~~~~

Aenderung der Zeiten.

„Des Mannes theurer Zeitvertreib,
„Sulpitia, ein jung und schönes Weib,“
Schrieb Gellert nun vor funfzig Jahren,**)
Von Weibern, wie sie damals waren.
Das gilt nicht mehr in unsern Tagen,
Und, an des Mannes statt, müſst' er: der Stutzer sagen.

---

*) Juv. Sat. 1. v. 2. *K.*

**) In der Erzählung: die kranke Frau. *K.*

~~~~~~

Aus der Offenbarung Johannes.

Es sündigten mit ihr die Könige der Erden,
Durch ihren Zauberkelch ward alle Welt bethört;
Gefallen nun! Bewohnt von Teufeln und zerstört!
Um Blut, das sie vergoſs, verdammt, nie froh
zu werden!
Das Bild, das sich dem Seher wieſs,
War Babel ihm, ist uns — Paris.

* * *

Ueber Gleims Abt.

(Voſs Musenalmanach 1795. S. 183.)

Die Nonnen für den Wein zu geben,
In siebzig Jahren geht das an;
Doch, wer es schon in dreyſsig kann,
Mit dem verlang ich nicht zu leben.

* * *

Zusatz zu Gellerts Geschichte des Hutes.

Erfindungsgeist, der niemals ruht,
Blieb immerfort den Hüte-Künstlern eigen;
Auch glaubte Mancher Kopf zu zeigen,
Und zeigte schief den neusten Hut!

* * *

Brüdermörder.

Des Sultans grausames Gebot
Streckt jüngre Brüder hin, um sichrer zu regieren.
Die Aner ganz allein zu führen
Verlangt der Philosoph der ältern Brüder Tod.

* * *

Vom ewigen Frieden.

Auf ewig ist der Krieg vermieden,
Befolgt man, was der Weise spricht;
Dann halten alle Menschen Frieden,
Doch nur die Philosophen nicht.

* * *

Die Unwiderleglichen.

Von Jedem, der Euch widerspricht,
Sagt Ihr verachtungsvoll: der Mann versteht uns nicht!
Könnt Ihr nun nicht verständlich schreiben,
So mögt Ihr ungelesen bleiben.

* * *

Elias.

Da ſeuriges Fuhrwerk der Erd' ihn entreiſst,
Verläſst er dem Jünger so Mantel als Geist:
Doch manche Predigers-Jüngerlein
Bekamen seitdem den Mantel allein?

* * *

Kein Atheist.

Der nie gleich andern Leuten spricht;
Stolz trug er neuen Tieſklang vor;
Man dacht', es spräch' ein Böſewicht;
Am Ende war es nur ein Thor!

* * *

Eine noch unbemerkte Kategorie.

Die Ihr Kategorieen zählt,
Wiſst, daſs Euch doch noch eine fehlt,
In die von Euch wohl manche ſelbst gehören;
Der Philoſoph, Sanct Paul, kann sie Euch lehren. *)

---

*) *Κατηγορια ἀσωτιας.* Tit. 1. 5. *K.*

* * *

Homer.

Was ich gesungen haben soll,
Las seit Jahrtausenden die Welt empfindungsvoll.
Kalt, kritisch wird nunmehr gelesen,
Was darthut: Ich sey nie gewesen!

* * *

Beygelegter Streit.

„In mir lebt er zuerst, der Vater der Poeten!“
Das war vordem der Zank von sieben Städten.
Der Kritikus vereinigt sie:
„Um den Ihr zankt, der lebte nie.“

* * *

Kritisch.

Worüber man sich kritisch stritte,
Die Wörter waren sonst nur Griechisch und Latein;
Es müssen nach der heut'gen Sitte,
Undeutsche, Deutsch geschrieben seyn.

* * *

Die Denkerin.

„Mit Sammeln und mit Bau'n quälst du empirisch dich;
„Sieh' ſeine Fäden hier, so ganz aus meinem Ich!"
Der Mensch hielt Wachs und Honig werth,
Das Netz ward von der Wand gekehrt.

* * *

Neuerer.

Das Alte darf nicht länger bleiben,
Stets müssen sie was Neues schreiben;
Nur kennen sie das Alte nicht,
Und schreiben Neues stets, das Neuem widerspricht.

* * *

Freyheitserklärung.

Frey seyd Ihr nun! Und Brüder! Gleichbeglückt!
Sie sind gestürzt, die Euch bisher gedrückt!
Was sie von Euch so lange Zeit genommen,
Das müssen wir, und noch viel mehr bekommen;
Was Eure Städte sonst geziert,
Wird unsrer Hauptstadt zugeführt;
Auch werdet Ihr uns, die wir Euch befreyn,
Voll Dankbarkeit gehorsam seyn!

* * *

Gedächtniſsrede, vier Staatsformen zu behalten.

Sie schelten auf Aristokraten,
Und schwören Haſs der Monarchie,
Auch fühlen sie, die Demokraten,
Schon Robespierre's Kakistokratie!

* * *

Entschuldigung

Den Gallier, warum lobst du ihn nicht?
Er kann doch so viel Gutes zeigen. —
Ja! doch weil Er genug von seinem Lobe spricht,
So darf ich wohl darüber schweigen.

191

* * *

Extra ecclesiam nulla salus.

„Kein Heil ist auſser mir!“ Der Kirche die das lehrt,
Glaubt Mancher nicht soviel, der selbst zu ihr gehört. —
„Nichts wuſste man vor Uns von Wahrheit und von Tugend!“
Glaubt doch den Kritischen für jetzt die liebe Jugend. —
„Nur die sind frey, die wir beherrschen und berauben!“
Das soll die ganze Welt den Freyheitsbringern glauben!

* * *

Studenten-Orden.

Viel sagt man von Studenten-Orden.
Jetzt gibt es ja den Freyheits-Orden;
Mit Bajonetten und Kanonen
Ertheilen ihn die Meister-Nationen;
Beglückt durch ihn ist Keiner noch geworden,
So was war kein Studenten-Orden.

* * *

Das Denkmal.

Der, schlecht bezahlt, soviel für ihn gedichtet,
Ein Monument hat er dem nun errichtet.
Hätt' er ihm Brod bey seinem Leben,
Nicht nach dem Tode Stein gegeben!

* * *

Etwas zur Kunstgeschichte des Kupfers.

Das Kupfer bannte der Arzt aus Küch' und Keller hinaus,
Nun machten die Fürsten Silbergeld draus;
Ein König that es dem Andern zuvor,
Und machte daraus gar F——d'or.

* * *

An Herrn Ernsten.

Was Eyern ohne Hahn gebricht,
Weiſst du bisher, beglückter Knabe, nicht:
Drum magst du noch mit Ball und Kräusel spielen,
Lern' es nur eh' versteh'n als fühlen.

* * *

Als ich einen Bleystift zum Musenalmanach steckte.

Beym Musenalmanach sollt' auch ein Bleystift seyn,
So käm' vielleicht was Beſsres noch hinein!

* * *

An Mademoiselle Amalie.

Die Sprache Galliens muſst du nicht mehr verschmähn,
Du wirst ja gern dein Lob in ihr verstehn!

* * *

Auf einen Schriftsteller von Giften.

Sorgfältig zählt sein Fleiſs der Gifte furchtbar Heer;
Und doch ist kein Geschöpf unschädlicher als er.

* * *

Tausend und Eine Nacht.

Ein Sultan, dem die Ruhe fehlte,
Horcht', tausend und noch Eine Nacht,
Auf das, was ihm die Sultanin erzählte:
So hätt' ich nicht die Nächte zugebracht!

* * *

Die Tochter Salomon's.

Die Tochter Salomon's, die Niemand noch gekannt;
Als Mose's Retterin hat * * sie genannt.
Von Salomon's Geschlecht weiſs er doch was zu sagen!
Nach Weisheit Salomon's darf man bey ihm nicht fragen.

* * *

Epilog,

von der muthwilligsten Schauspielerin zu sprechen, die dabey am stolzesten aussehen kann.

Daſs bey den Spielen, die Ihr saht,
Kein Jüngling auf den Schauplatz trat,
Das kann Euch Herren dort belehren,
Wie leicht wir Damen Euch entbehren.

* * *

An die Stifterin des Ismenenordens,

als sie von einigen hiesigen Gelehrten eine Vergleichung der Liebe und Dichtkunst verlangte.

O Gräfin, unser Ort kennt keine Dichtertriebe,
Nicht sanfte Regungen von Zärtlichkeit und Liebe,
Hier muſst Du, wenn man Dir was Gründliches soll sagen,
Nach Würsten und Kartoffeln fragen!

* * *

An Herrn von Einem,

als er mir den Messias gegen meine Sinngedichte vertauschte.

Du gibst mir ihn für dreyſsig Blätter Spott;
So wohlfeil gab ihn doch selbst nicht Ischarioth!

Parodieen.

In das Stammbuch eines witzigen Freundes (des Herrn Baron von Cronegk).

O! könnte dich ein Schatten rühren,
Der Wollust, die die Geister spüren,
Die sich der Meſskunst zugedacht!
Du fodertest von dem Geschicke
Die leeren Stunden doch zurücke,
Die du mit Dichtern zugebracht.

Original: Haller an Doris.

O! könnte dich ein Schatten rühren,
Der Wollust, die zwey Herzen spüren,
Die sich einander zugedacht!
Du fodertest von dem Geschicke
Die langen Stunden doch zurücke,
Die dein Herz müſsig zugebracht.

* * *

Stähelin.

O Dichterkraft! O Dichterkraft! Wo gehst du
hin von mir? —
„Ich bleibe weg, ich bleibe weg, und war niemals
bey dir!“

Original: Sappho nach Stähelin's Uebersetzung.

O Jungferschaft! O Jungferschaft! Wo gehst
du hin von mir?
„Ich gehe weg, ich gehe weg, und komme
nie zu dir.“

Der Rangstreit.

Burlesk und Reimerein,
Die wollen sich entzwein:
Es sollen Jedes Sachen
Die schönsten Lieder seyn.
Den Rangstreit auszumachen
Gelinget mir allein:
Der gibt uns mehr zu lachen,
Der schläfert sanfter ein.

Original: Hagedorns Wettstreit.

Mein Mädchen und mein Wein,
Die wollen sich entzweyn.
Ob ich den Zwist entscheide?
Wird noch die Frage seyn.
Ich suche mich durch Beyde
Im Stillen zu erfreun.
Sie gibt mir gröſsre Freude,
Doch öftre gibt der Wein.

~

Die Dichter.

Von den Alpen sah ich nieder,
Wo die kleine Pleiſse schleicht,
Auf die Menge schöner Lieder,
Wie die Pleiſse sanft und seicht.
Tausend Oden hört' ich klingen,
Tausend Dichter hört' ich singen,
Alle flieſsend, deutlich, rein;
Alle werth, gekrönt zu seyn,
Und voll Schweiſses sah ich ihnen
Tausend Drucker Breitkopfs dienen.

Original: Die Schönen, von Joh. El. Schlegel.

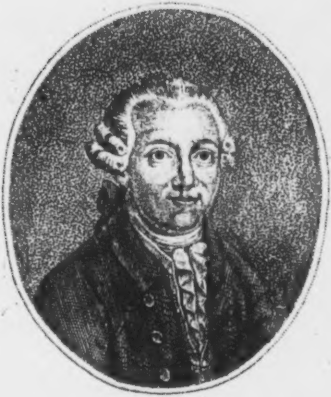
Von den Fenstern sah ich nieder
Auf der Schönheit Sammelplatz,
Auf den Seiten hin und wieder
Prangte mancher reiche Schatz.
Tausend Sclaven sah ich stehen,
Tausend Schönen sah ich gehen,
Die der Röcke weite Pracht
Weiter noch als lang gemacht,
Und voll Scherzes sah ich ihnen
Tausend Liebesgötter dienen.

Das Sinngedicht.

Den Einfall, den zwey Reime sagen,
Nennt Despreaux ein Sinngedicht.[*]
Wer wird was nach den Reimen fragen?
Vermiſst man nur den Einfall nicht.

---

[*] Un bon mot de deux rimes orné.
Art. Poet. Ch. 2. V. 102.



F. W. GLEIM.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raßmann.

Sechs und zwanzigstes Bändchen.
Gleim's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Gleim's Leben.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, wurde am 2ten April 1719 in dem Halberstädtischen Städtchen Ermsleben geboren, trieb zu Wernigerode die gewöhnlichen Schulstudien und widmete sich zu Halle in den Jahren 1738 bis 1740 der Jurisprudenz. Hier machte er zuerst Bekanntschaft mit dem Dichter Uz. Beyde Jünglinge hatten gleiche Neigung zur Poesie, beyde trieben dieselben Studien. Sie lasen gemeinschaftlich die trefflichen Werke der Alten und Neuen, belehrten sich durch gegenseitige Mittheilung darüber, und übten sich zugleich in eigenen poetischen Arbeiten. Der liebliche Dichter Götz und der hoffnungsvolle, zu früh verstorbene Rudnick aus Danzig schlossen sich bald an sie an und bildeten auf diese Art einen schön wissenschaftlichen Verein, der zu den besten Hoffnungen berechtigte. Als Gleim seine Studien zu Halle beendigt hatte, ging er nach Berlin als Stabssekretär des Prinzen Wilhelm von Schwedt, eines Sohnes des Markgrafen Albrecht. Da der erstere in der

Schlacht bey Prag fiel, so begab sich Gleim als Privatsekretär in die Dienste des Fürsten Leopold von Dessau. Er lebte späterhin zu Magdeburg und Berlin, und wurde im Jahr 1747 als Sekretär des Domkapitels zu Halberstadt, so wie in der Folge des nicht weit davon gelegenen Stifts Walbeck angestellt.[*]— Eine Reihe von einigen funfzig Jahren bekleidete er diese Stelle, die ihm Muse genug lieſs, seinem Hange zur Dichtkunst ungestört zu folgen, bis er, nachdem in der letzten Zeit dem freundlichen Greise das Licht der Augen erloschen war, am 18ten Febr. 1803 in einem Alter von beynahe 84 Jahren sanft entschied.

Der Grundzug in Gleims Karakter war

treue deutsche Liebe, reiner Enthusiasmus für alles Vortreffliche, den Trieb Freude und Frohsinn zu befördern und das Gute zu üben, wo er es nur konnte. Gleim fing in frühester Jugend an zu dichten, und legte die Leyer erst im spätesten Alter weg. Die frühern Arbeiten sind gelungener, als die späteren. Man hat ihn Deutschlands Anakreon genennt, und in vieler Hinsicht war er es auch. Glücklich erlauschte er die Naivität und Anmuth dieses Griechen; er sang den Genuſs der Lebensfreuden mit derselben Heiterkeit, wie jener. So gelungen seine Nachbildungen auch sind, so gefällt er doch mehr als Original. Seine scherzhaften Lieder sind der Ausdruck inniger Fröhlichkeit, sie sind schalkhaft, aber nicht die Sittsamkeit beleidigend.

Wein, Rosen und Mädchenkufs sind die Gegenstände seines ungekünstelten Gesangs. Einige davon sind freylich matt, die spätern fast unkenntlich. Am gelungensten sind seine Kriegslieder; die Sprache in ihnen ist durchaus kunstlos und kraftvoll, ein ungestümes Feuer durchlodert sie. Seine Fabeln empfehlen sich durch gedankenvolle Kürze und natürliche, leichte Erzählungsart. Gleim war unter den Deutschen der erste Romanzendichter und verdient wenigstens aus diesem Grunde Beachtung.

Schade dafs der Dichter nicht selbst eine vollständige, von allem Mittelmässigen gesäuberte Ausgabe seiner Werke veranstaltet hat. Immer liefs er nur einzelne Gedichte, oder kleine Sammlungen besonderer Arten, mehrentheils auf eigene Kosten, und nur für seine Freunde drucken. Fremde Hände machten sich diese Verabsäumung so sehr zu nutze, daſs man mehrere Sammlungen der sämmtlichen Gedichte, und vielerley Ausgaben der einzelnen in den Buchhandel gebracht hat. Erst nach dem Tode Gleim's veranstaltete dessen Groſsneffe Wilhelm Körte, der zugleich sein Biograph wurde, eine aus den Handschriften des Dichters berichtigte Ausgabe der sämmtlichen Werke, welche zu Halberstadt in 7 Oktavbänden in den Jahren 1811 — 1812 erschienen sind. Aus den 4 ersten Bänden dieser Ausgabe wurde die Auswahl für die unsrige gemacht, und die Redaktion glaubt nichts, was einer Auszeichnung werth ist, übergangen zu haben.

Urtheile über Gleim's Poesien befinden sich vorzüglich 1) in Herders Fragmenten über die neuere deutsche Literatur. 1767. II. 338 — 49. 2) in Hottingers Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter (in den Schriften der deutschen Gesellschaft, B. V. 210 — 17.) 3) in Kleists sämmtlichen Werken von W. Körte. II. S. 234 — 238. Nachrichten von des Dichters Leben geben, auſser den bekannten literarischen Handbüchern, 1) der Freymüthige, 1804. S. 289 — 92. 514 etc. 2) die Iris, 1804. 49 — 79. 3) die neue Berliner Monatschrift. 1803. S. 401 — 21. 1804. S. 52 — 62. und 4) Wilh.

Körte, als Herausgeber des Briefwechsels der Freunde und Zeitgenossen **Gleims**. (Zürich, 1804. und 1806. 3 Bde. 8.)

Inhalt.

I. Scherzgedichte.

Seite
An die Weisen und Schönen 3
Die Schule 4
Die Wahl 5
An den Tod 6
Amor ein Weiber 7
Der Trinker 9
Der Mangelhafte 11
Bachus und Cythere 13
Diener der Liebe 14

II. Lieder.

An die Muse 17
Abschied von Chloris 19
Kinderfragen 20
Daphne an den Westwind 21
Die Säufer und die Trinker 23
Der Unschlüssige 24
Belinde 25

Seite

Rechtfertigung 26
An den Bach 28
Lob des Landlebens 30
Die schöne Gegend 33
Ein Mädchen 37
Amor besänftigt 39
An einen Wassertrinker 41
An J. G. Jacobi 43
Der geheime Rath 46
Der Abt 49
Schwer und leicht 50
Das schöne Glas 52
Wider die strengen Weisen 54
Tafellied 56
Ständchen 58
Trinklied 60
Vaterunser 61
Apollons Leyer 63
Musengunst 65
Einheit 66

III. Volkslieder.

Lied des Landbauers 69
Lied des Hirten 71
Lied des Gärtners 74

IV. Fabeln.

Seite
Der schlafende Löwe 79
Die Nachtigall und der Uhu 80
Der Kater und die kleinen Vögel . . . 82
Der Maulwurf und der Hamster . . . 83
Der Dichter und ein Fuchs 84
Tamerlan und seine Tochter 85
Der Mahler Rubens und sein Affe . . . 87
Der alte Esel 88
Der Löwe auf der Jagd 89

V. Romanzen und Erzählungen.

Wundervolle Abentheuer Herrn Schout by Nacht etc. 93
Die Zeit 101
Der arme Mann und sein Kind 104
Der erste Kritikus 107

VI. Kriegslieder.

Bey Eröffnung des Feldzuges 111
Siegeslied nach der Schlacht bey Lowositz 113
Schlachtgesang bey Eröffnung des Feldzuges 119
Schlachtgesang vor der Schlacht bey Prag 121

Seite
Siegeslied nach der Schlacht bey Prag . 123
Lied nach der Schlacht bey Collin . . 126
Siegeslied nach der Schlacht bey Roſsbach 127
Siegeslied nach der Schlacht bey Lissa . 139
An die Musen 149
Preuſsische Kriegslieder 150
An das Preuſsische Kriegsheer 154
Auf dem Marsch unweit Lissa 157
Lied am Geburtstage des Königs 158
Unsere Kriegessänger 160
Als des Grenadiers noch junger Zeltbruder geblieben war 164
Marschlieder 165
Entschluſs, Soldat zu bleiben 181
Das Lied von Gott 183
Das Lied vom Soldatenstande 185
Das Lied von der Furcht vor'm Tode . . 187
Der alte Preuſse 189
Beruhigung 191

I.

Scherzgedichte.

An die Weisen und Schönen.

In den lauten Nachtigallen
Lockt und schlägt und jauchzt die Liebe;
In der Himmel-nahen Lerche
Singet, lobt und dankt die Liebe;
In den Schwalben unter'm Dache
Zwitschert, baut und spricht die Liebe;
In dem Tauber, in der Taube
Girrt und lockt und lacht die Liebe;
Alles Wild im freyen Felde,
Alle Vögel unter'm Himmel
Haben ihren Ton zur Liebe;
Und, — Ihr Weisen und ihr Schönen! —
Und in mir soll sie nicht singen?

Die Schule.

Kinder! habt nur Lust zum lernen;
Seht, es fehlt euch nicht an Lehrern:
Feuer, Wasser, Luft und Erde,
Alles kann euch unterrichten.

Lernet denn und werdet klüger:
Löwen lehren tapfer streiten;
Adler, kühn und muthig fliegen;
Biber lehren sicher bauen,
Bienen suchen Süſsigkeiten,
Spinnen lehren fein zu spinnen;
Aber ja vor allen Dingen
Lernt von mir und meinem Mädchen
Küsse geben, Küsse nehmen!
Seht nur her: wir halten Schule!

Die Wahl.

Könnt' ich nur wie Orpheus spielen,
Alle Mädchen sollten's fühlen,
Sollten wohl, bey Spiel und Singen,
Alle tanzen, alle Springen!

Könnt' ich wie Apelles schildern,
O so sollt' es meinen Bildern
Nicht an Reiz und Schönheit fehlen;
Lauter Mädchen wollt' ich wählen!

Könnt' ich künftig, wie Propheten,
Menschen wecken, Menschen tödten,
O so wollt' ich Geist und Leben
Allen Mädchen wieder geben!

Aber könnt' ich meinen Willen
Durch ein mächtig Wort erfüllen:
Eine sollte nach der andern
Wieder zu den Todten wandern,
Mancher Mädchen Schildereyen
Sollten brennend mich erfreuen;
Viele sollten, unzufrieden,
Gleich vom ersten Tanz ermüden,
Stille sitzen, stille stehen,
Und die andern tanzen sehen!

An den Tod.

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du denn mein Mädchen?
Kannst du nicht die Mutter holen?
Sieh, die Mutter sieht dir ähnlich!
Frische, rosenrothe Wangen,
Die mein Kuſs so schön gefärbet,
Blühen nicht für blasse Knochen!
Tod! Was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen,
Kannst du es ja doch nicht küssen!

Amor ein Werber.

Amor wirbt, ich seh' ihn werben:
Wie so freundlich, wie geschäftig
Dringt er sich in alle Haufen!
Doch er ist nicht jedem sichtbar.

Dort bedeckt er schlau mit Larven
Wangen, welche leicht erröthen,
Und entführet sie den Wächtern,
Und verbirgt sie den Verräthern,
Und begleitet sie zum Tanze!
Und entdeckt sie nur dem Tänzer,
Dem er sie zum Tanze bringet!

Wenn es ihm an Volke fehlet,
Darf er keine Trommel rühren:
Alle Straſsen voller Schlitten,
Jeder Saal voll Tanz und Larven,
Alle Kirchen voller Andacht,
Alle Bänke voller Weisheit,

Alle Gärten voller Rosen,
Alle Ufer klarer Bäche,
Alle Logen und Theater
Dienen ihm zu Werbeplätzen!

Schlauer haben ihre Riesen
Meine Preuſsen nicht geworben!

Der Trinker.

Seht den jungen Bacchus an,
Seht nur, wie er trinken kann;
Seht die Augen, die Geberden,
Würdig, nachgeahmt zu werden,
Wenn die Gläser voll von Wein
Auge, Herz und Geist erfreu'n.

Treue Brüder, laſst euch rathen,
Thut doch, was die Alten thaten,
Gebt Verdiensten ihren Lohn:
Krönet diesen Bacchussohn,
Daſs die Tugend auf der Erde
Lieblicher erkennet werde!

Der noch keinen Trunk vermieden,
Der sich sich selbst dazu beschieden,
Den kein volles Kelchglas schreckt,
Dem der Wein am besten schmeckt,
Brüder, der verdient zum Lohne
Seiner Tugend eine Krone!

Brüder, seht den Bruder an,
Wie der Bruder trinken kann;
Ihn von allen Bacchussöhnen
Müssen wir zum König krönen!
Brüder, König muſs er seyn,
Seht, er schenkt schon wieder ein!

Das Mangelhafte.

Dir, Weisheit, bin ich gar nicht gut,
Du läſst mir's oft an Freuden fehlen;
Denn das, was man am liebsten thut,
Willst du sogleich zum Bösen zählen!

Dich, Frömmigkeit, dich lieb' ich zwar,
Doch laſs mich auch zuweilen fehlen;
Ich will mir ja durch's ganze Jahr
Den Frühling nur dazu erwählen.

Wenn du mir, Liebe, günstig bist,
So laſs mir nicht Brünetten fehlen;
Wenn ich Brünetten g'nug geküſst,
Will ich dann auch Blondinen wählen.

Es fehlet mir des Eh'stands Qual,
O möchte sie mir immer fehlen,
So könnt' ich einst zur frohen Zahl
Der Tage auch die Nächte zählen!

Ach, seliger Anakreon,
Ach, daſs uns deine Zeiten fehlen!
Den Vortheil wünscht' ich mir davon;
Du solltest mir ein Mädchen wählen!

Doch! wenn gleich dieser Kenner fehlet,
So soll mir doch die Wahl nicht fehlen!
Mein Freund, der jüngst für sich gewählet,
Soll auch für mich ein Mädchen wählen!

Bacchus und Cythere.

Soll ich trinken, soll ich küssen?
Hier winkt Bacchus, dort Cythere,
Bacchus mit gesetzten Mienen,
Und Cythere mit verliebten.
Bacchus zeigt mir seine Reben,
Seht, sie sinken schwer von Trauben!
Aber seht nur dort im Schatten,
Unter Reben, liegt ein Mädchen!
Seht, es schläft und lächelt schlafend,
O wie süſs mag es wohl träumen!
Seht, wie reizend liegt das Mädchen:
Um den weiſsen, regen Busen
Hangen schwarze, reife Trauben;
Um die rabenschwarzen Locken
Blühen schöne goldne Blumen! —
Weingott, winke nur nicht länger,
Denn ich muſs erst bey dem Mädchen
Unter deinen Trauben schlummern!

Diener der Liebe.

Alles, Liebe, muſs dir dienen,
Alles dienet deinen Kindern:
Sonnen scheinen, sie zu wärmen;
Schatten schweben, sie zu kühlen;
Vögel singen, sie zu locken;
Tauben girren, sie zu reizen;
Rosen blühen, sie zu schmücken;
Sterne funkeln, sie zu leiten;
Monde leuchten, sie zu führen;
Und die Nächte tragen Wolken,
Deine Kinder zu verbergen!

Liebe, laſs doch, wenn ich liebe,
Schatten, Rosen, Vögel, Sonnen,
Sterne, Mond und Nacht mir dienen!

II.

Lieder.

An die Muse.

O du, durch die es mir gelungen,
Daſs ich die Sorgen weggesungen,
Die räub'risch oft um mich geschwärmt;
Laſs mir noch manches Lied gelingen,
Und laſs mich scherzen, lachen, singen,
Wenn Orgon klagt und zankt und lärmt.

Er meint zwar, daſs ich ihn beneide;
Was hat er aber? hat er Freude? —
Nein, volle Kasten, leer Gehirn.
Es schielt ihm Dummheit, Haſs und Tücke
Aus jedem seiner trüben Blicke,
Wie aus den Falten seiner Stirn.

Oft, wenn ich unter Rosen lache,
Und meine Tage fröhlich mache,
Brummt er, wie ein gereizter Bär.
Er sagt, daſs ich die Tugend hasse,
Weil ich den Himmel sorgen lasse,
Und sing', und nicht so bin, wie er.

O Muse, Freundin froher Jugend,
Wie dich, so lieb' ich auch die Tugend,
Sie spottet, scherzt und lacht, wie du!
Als ich den Heuchler jüngst verlachte,
Bis er vor mir drey Kreuze machte,
Gab sie mir selbst den Witz dazu.

Abschied von Chloris.

Ihr Schönen zittert allzu leicht,
Wenn Amor euch bekriegt;
Von seinem Pfeile kaum erreicht,
Hat er euch schon besiegt.

Ich fragte Chloris: „Willst du mich?“
Da sprach sie gleich: „Ich will!“
Schnell regten meine Lippen sich,
Und ihre hielten still.

Ich küſste sie ein hundert Mahl,
Da sagte sie: „Halt ein!
„Nimm meine Küss' in gröſs'rer Zahl,
„Sie sind so süſs wie Wein!“

Mit hundert Küssen fing sie an,
Und hundert folgten drauf.
Sie sprach: „Mein liebster künft'ger Mann!“
Ich aber sprach: „Hör' auf“

Kinderfragen.

Sobald ein Mädchen spinnen kann,
Sobald fängt es zu fragen an:
„Ihr Schwestern, sagt, was ist ein Mann?"
Und ihre Schwestern sagen's dann,
Und dann denkt es so oft daran,
Daſs es nicht länger warten kann;
Es küſst, und nimmt sich einen Mann!

Sobald ein Knab' im Donat lies't,
Fragt er: „Ihr Brüder, wenn ihr's wiſst,
So sagt mir, was ein Mädchen ist?"
Dann sagt ein Bruder, voller List:
„Es ist nicht, was du Knabe bist."
Dann eilt der Knab', und liebt und küſst,
Zu wissen, was ein Mädchen ist!

Daphne an den Westwind.

Komm, Zephyr, laſs in diesen Büschen
Mich deinen sanften Hauch erfrischen;
Du kannt mit längst gewohnten Lärmen
In dieser schönen Linde schwärmen.

Du kannst, auf ihren zarten Zweigen,
Gemach zu mir herunter steigen;
Kannst auch mit meinen Locken spielen,
Und mich mit deinem Fittich kühlen.

Du magst mit deinen Gaukeleyen
Die Blumen auseinander streuen!
Ich will schon frischere Violen,
Ich will schon bess're Blumen holen.

Denn, der mir jüngst mein Herz genommen,
Wird bald hieher zu weiden kommen;
Drum muſs ich frischere Violen,
Drum muſs ich bess're Blumen holen.

Du magst mit meinen Locken spielen,
Und mir die heiſsen Wangen kühlen;
Du magst um meinen Busen wehen,
Und Daphnis mag es immer sehen!

Die Säufer und die Trinker.

Die Bacchus edlen Saft verschwenden,
Bestraft er durch die Gicht,
Mit lahmen Füſsen, krummen Händen,
Und kupfrigem Gesicht.
Wo Scythen und Prälaten saufen,
Da ist der Gott der Freuden nicht dabey;
Es herrscht in ihren wilden Haufen
Die Zwietracht und die Völlerey!

O Bacchus, deine wahren Freuden
Kennt weiser Trinker Zunft!
Wir nehmen dein Geschenk bescheiden,
Und rasen mit Vernunft.
Wir singen, in vergnügten Chören,
Und tanzen freudig wohl dazu,
Und wenn wir volle Becher leeren,
Dann sehn uns keusche Musen zu!

Der Unschlüssige.

Hier steh' ich, zwischen Lieb' und Wein,
Mit rechten Angstgeberden!
Ich sehe jedes Vorzug ein,
Und kann nicht schlüssig werden.
Wie sanft bist du, wie sanft, o Kuſs!
Wie süſs, du Rebensaft!
Und welche Lust gibst du, o Kuſs,
Was du, o Wein, für Kraft!
Unmöglich ist mir ein Entschluſs!
Darum, du Wein, und du, o Kuſs!
Verträgt euch zum Genuſs, —
Kommt, gebt mir Lust und Kraft!

Belinde.

Es sank hinab das flatternde Gewand,
O, welch ein Blick! — die göttliche Belinde,
Die nun, wie Venus einst am Ida stand,
Ward um und um ein Spiel der sanften Winde! —
Ach, als ich allen Reiz enthüllet fand,
Floſs in mein Herz das süſse Gift der Sünde.

Erstaunt, entzückt, mir selber unbewuſst,
Bemächtigte sich die Gewalt der Sinnen
Ach! allzubald der Tugend meiner Brust.
Du, der du sagst: ich will den Sieg gewinnen;
Ach laſs doch nie das süſse Gift der Lust,
Laſs es doch nie nach deinem Herzen rinnen.

Rechtfertigung.

1757.

Es kann ja kein Leben
Der Reichthum mir geben,
Sonst sammelt' ich Gold,
Und gäb' es, ihr Freunde,
Dem Tode zum Sold!

Heerführer und Richter,
Und Priester und Dichter,
Sind Freunde vom Gold,
Sie dienen den Kaisern
Und Fürsten für Sold;

Sie schlagen, sie richten,
Sie beten, sie dichten,
Für Wasser und Brod;
Ganz anders verrichtet
Sein Aemtchen der Tod!

Wie Gott ihm befohlen,
So kommt er, zu holen
Jung, arm oder reich;
Fürst, Bettler und König
Ist alles ihm gleich!

Was soll ich denn sparen?
In wenigen Jahren
Kommt er auch zu mir,
Und läſst ihm nicht sagen:
„Geh weiter von hier!"

41

An den Bach.

Ich suche meine Doris, wunderschön
Ist sie; o Bach, hast du sie nicht gesehn?
Wenn sie vielleicht an deinem Ufer geht,
Hinüber will, sich fürchtet, stille steht,
Durst fühlt, sich bückt an deinen grünen Strand,
Dein Wasser schöpft mit ihrer Liljenhand,
Dann wirst du leicht sie kennen, lieber Bach!
So oft sie schöpft, wirst du erseufzen! „Ach,
Solch eine schöne Nymphe sah ich nie!"
Stillstehn wirst du, betrachten wirst du sie.
Dann kennst du sie, dann, bitt' ich, laſs sie nicht
Hinüber, Bach, zeig' ihr ihr schön Gesicht,
Im glänzenden stillstehenden Krystall,
Hier, wo ich stehe, weit vom Wasserfall!
Verschönre ihr, wenn's möglich ist, ihr Bild,
Daſs sich ihr Herz mit eigner Lieb' erfüllt,
Die sie nicht kennt, und mache, daſs sie sich
Gern lange sieht! — Dann, lieber Bach, spring' ich

Aus dem Gebüsch, das mich versteckt, hervor,
Und zeige ihr den Freund, den sie verlor;
Dann wird dein Chor von Nymphen lauschend stehn,
Und sie, die Schönste wie ein Wunder sehn,
Und sagen: „Ha, das Mädchen ist wohl gar
Ein Götterkind aus uns'rer Nymphen Schar!"

Lob des Landlebens.

1764.

Gottlob, daſs ich dem Weltgetümmel
Entflohn, und unter freyem Himmel
Nun wieder ganz mein eigen bin!
Entfernt vom Schmeichler und Verräther,
Wohn' ich am Kirchhof meiner Väter,
Und habe wieder frohen Sinn!

Ihr, meine Wälder, habt mich wieder,
Mich, welcher seine müden Glieder
So gern auf weichen Rasen streckt!
Dem Fürsten und dem Glück empfohlen,
Lief ich, nun will ich mich erholen,
Vom Schatten meines Baums bedeckt.

Hier grüſs' ich mit Gesang die Chöre
Der Singevögel, lausch' und höre
Still ihrer Lieder Harmonie;
Mit ihnen sing' ich um die Wette!
Hier, nach zerbrochner Sclavenkette,
Bin ich so froh, so frey wie sie!

Im goldnen Käfig eingeschlossen,
Verlebt' ich Armer, ungenossen,
Die Hälfte meiner Lebenszeit!
Was war mein Eifer? Immer Allen,
Des Hofes Augen zu gefallen!
Was meine Sorg'? Ein Gallakleid!

Ich hatt', in eines Sclaven Schranken,
Nicht eines freyen Mann's Gedanken,
Und eines Weisen Wünsche nicht!
Ach wie so oft war, auf der Bühne
Der Welt, mein Unglück eine Miene,
Wie oft mein Gram ein scheel Gesicht!

Nur selten sah ich aus den dunkeln
Gewölben jene Welten funkeln,
Die über meinem Haupte stehn!
Mein Blick, an's Irdische geheftet,
Verwöhnt so lange, war entkräftet,
Und konnt' in keine Ferne sehn!

Hier sah ich, was ich nimmer sahe,
Die Hölle fern, den Himmel nahe;
Hier trotz' ich ihr, hier preis' ich ihn!
Hier, wo wir all' in Hütten wohnen,
Seh' ich nicht Perlen oder Kronen,
Seh' aber Veilchen und Jasmin!

Hier kann ich schlummern; böse Träume
Umschwärmen nächtlich diese Bäume,
Umschwärmen diese Bäche nicht;
Hier schwärmt kein schwarzer Geist der Hölle,
Hier flieſst kein Gift aus dieser Quelle,
Und keine falsche Zunge sticht!

Hier sterb' ich einst! — Ihr Nachtigallen,
Laſst mir kein Trauerlied erschallen,
Wenn ihr mich hier einst sterben seht!
Ihr Bäche, murmelt keine Klage,
Wenn, der euch horchte ganze Tage,
Nicht mehr an euren Ufern geht!

Denn hin in jene sel'gen Auen
Des Himmels meinen Gott zu schauen,
Werd' ich geleitet durch den Tod!
Er komme, wenn er will, in Sünden
Und zitternd soll er mich nicht finden,
Wenn er mit seiner Sichel droht.

In Unschuld sollen meine Tage
Mir hier verflieſsen; ohne Klage
Will ich sie nur dem Himmel weihn!
Er sende Kummer oder Freuden,
In allem mir beschiednen Leiden
Werd' ich mit ihm zufrieden seyn.

In meine eig'nen Ländereyen
Kann ich den goldnen Samen streuen,
Und schreiten hinter'm eignen Pflug;
Getränk quillt mir aus meiner Erde,
Bekleidung gibt mir meine Heerde,
Gesunde Luft mein Athemzug!

Um Reichthum thu' ich keine Bitte,
Wenn auf mein Land und meine Hütte,
Nur Regen träuft und Sonne scheint!
Was nöthig ist, hab' ich zum Leben;
Will mir der Himmel mehr noch geben,
So geb' er mir nur Einen Freund!

Nur Einen, der ihm mich erwähle
Zum Angetrauten seiner Seele;
Der mitempfinde meinen Schmerz!
Der sich, gleich mir, vom Hof' entferne,
Sein eigen werd', und kennen lerne
Mein Herz, wie sein, mir eignes Herz!

Ist dann dies Herz in seinem Busen
Erfüllt mit Liebe zu den Musen,
So wird mein Berg ein Helikon;
So leben wir wie Musenbrüder,
So dichten wir und singen Lieder,
Ich David, er Anakreon!

Froh, wie im Himmel, will ich leben,
Mit solchem Freunde, mir gegeben
Von dem, der auf den Wolken thront!
Mit treuem vogelschnellen Eilen,
Durchflieg' ich oft die bösen Meilen,
Die er von mir entfernet wohnt!

O selig Leben auf dem Lande,
O groſses Glück im Mittelstande,
O Paradies der Einsamkeit!
O süſses göttliches Vergnügen,
In solchem Schatten so zu liegen,
O Tage der Zufriedenheit!

Die schöne Gegend.

1754.

Für mich bestrahlt die Sonne
Die Wälder und die Auen;
Für mich sind diese Schatten
So kühl, und diese Rasen
So weich, und diese Quellen
So rein, und jene Thäler
So lieblich anzuschauen;
Für mich bist du, o Rose,
Die Königin der Blumen! —
Für mich bist du, Gewölbe
Des Himmels, ausgespannet;
Für mich glänzt dort im Teiche
Des Mondes schwimmend Silber;
Für mich singt die Sirene
Des Waldes ihre Lieder:
Nicht für den reichen Milon,
Der hat nur Herz und Auge
Für glänzend Gold und Silber!

Nicht für den dummen Laches,
Den fetten Weltverächter,
Der, immer in Gedanken
An sich und seinen Magen,
Nicht siehet und nicht höret!
Nicht für den stolzen Pyrrhus,
Der, taub den Lebensfreuden,
Hin nach dem höchsten Gipfel
Des Glücks, auf krummen Wegen,
Mit schwerer Arbeit klimmet,
Und plötzlich desto tiefer
Zu mir herunter stürzet!

Ein Mädchen.

1766.

Ich weiſs ein Mädchen, schöner ist
Kein Mädchen auf der Welt!
Du, der du nie bezaubert bist,
Du, Weiser oder Held,

Du solltest nur mit Einem Blick,
Mit Einem nur, es sehn;
Demüthig würdest du zurück,
Zu Muth und Weisheit gehn!

Hineingezogen in ihr Netz
Der Schönheit, lägst du da;
Ihr Reich, ihr Scepter, ihr Gesetz
Erkennend, lägst du da!

Welch eine Stimme! wie so süſs,
Ernst sey es oder Scherz;
Sie säng' und spräch' ein Paradies
Selbst Gellerten in's Herz!

Ihr Auge? Solche Heiterkeit
In weiblichem Gesicht
Fand' ich auf Erden weit und breit,
Fänd' ich im Himmel nicht!

Ihr Lächeln macht das Dunkle hell!
Ein Engel würde froh,
Könnt' er es sehn! Kein Raphael,
Kein Oeser mahlt' es so!

Ihr Busen? Tugend stirbt davon!
So wunderschön ist er!
Nicht Zevs und nicht Anakreon
Sah'n einen lieblicher.

Ihr artig Grübchen in dem Kinn,
Ihr schöner Wuchs, ihr Schooſs!
Ihr Blick, ihr Gang! — o Zauberin,
O Göttin, laſs mich los!

Amor besänftigt.

1765.

Amor zürnt: ich soll nicht trinken,
Lieben soll ich nur!
Sich betrinken, sagt er, wäre
Gegen die Natur!

Kluge Männer, sagt er, lieben
Für das Vaterland,
Dumme Männer, sagt er, trinken
Sich um den Verstand!

Amor, sag' ich, lieber Amor,
Zürne nicht so sehr:
Wie gerufen kommt Belinde
Zu der Kelter her!

Eine hohle Hand zu machen
Lernet sie von mir,
Süſsen Most damit zu schöpfen
Lernet sie von mir!

Lieben will ich, und auch trinken;
Aus der hohlen Hand
Meiner zärtlichen Belinde
Trink' ich mir Verstand!

An einen Wassertrinker.

1765.

Trink, betrübter, todtenblasser
Wassertrinker, Rebenhasser,
Trink doch Wein!
Deine Wangen wirst du färben,
Weiser werden, später sterben,
Glücklich seyn!

Habt, ihr groſsen Götter! habet
Für den Trank, den ihr uns gabet.
Heiſsen Dank!
O wie duftet er der Nase,
O wie sprudelt er im Glase!
Welch ein Trank!

Allen Kummer, alle Schmerzen
Tödtet er, und alle Herzen
Macht er froh!
Durstig sang, zu seinem Preise,
Dieses schon der groſse Weise,
Salomo!

Ja, es müssen alle Weisen,
Ja, es muſs ihn jeder preisen,
Der ihn trinkt!
Finster, grämlich, menschenfeindlich
Läſst er Keinen! Seht, wie freundlich
Er mir winkt!

Siehe, spricht der Rebenhasser,
Wie so freundlich da mein Wasser
Mir auch winkt!
Ernster Weisheit bleibt ergeben,
Wer, ein Feind vom Saft der Reben,
Wasser trinkt.

Wasser, immer magst du winken!
Wer zu klug ist, Wein zu trinken,
Trinke dich!
Wasser, weg von meinem Tische,
Du gehörest für die Fische,
Nicht für mich!

An Johann Georg Jacobi.

1767.

Unter Scherz und Lachen wollen wir
Unsre Tage leben,
Und nicht einer quälenden Begier
Unser Herz ergeben!
Tausend Tonnen Goldes aufgethürmt
Können Fürsten machen,
Aber einem Geist, in dem es stürmt,
Weder Scherz noch Lachen!

Scherz und Lachen und Zufriedenheit
Fliehen feige Seelen,
Die um jede kleine Zeitlichkeit
Sich zu Tode quälen
Ordensbänder, Ehrenstellen, Geld
Schätzen Thoren theuer:
Nicht für alle Doppien der Welt
Geb' ich meine Leyer!

Mäcenaten hat sie nie gefröhnt,
Munterkeit und Freude
Hat sie stets in meine Brust getönt,
Tödtlich allem Leide!
Zu den Göttern hat mit ihr mein Geist
Sich empor geschwungen;
Keinen Cäsar, aber einen Kleist!
Hat sie mir ersungen.

Allen deinen Musen, Gräcia,
Hat sie nachgelallet,
Weil noch immer in Teutonia
Rauher Ton erschallet.
Harmonieen, seinen Ohren süſs,
Sollten immer tönen
Allen, welchen sie sich hören lieſs,
Königen und Schönen!

Königen und Schönen tönte sie;
Aber ihren Ohren
Ging die feinste Silberharmonie
Alle Mahl verloren!
Darum trotzig, wollte sie nicht mehr
Königen und Schönen,
Sondern nur gefälligem Gehör
Ihrer Freunde tönen.

Deinem jüngsten Freunde töne dann,
Töne, Leyer, töne!
Der zufriedene, der brave Mann
Liebt, wie du, das Schöne:
Liebt ein artig Blümchen auf der Flur,
Ist von edlem Herzen,
Ist ein weiser, frommer Epicur,
Weiſs; wie du, zu scherzen.

Weiſs zu singen, wie Anakreon
Und Chapelle singet,
Kann sich freuen, wenn ein Meisterton,
Leyer, dir gelinget!
Allen seinen Mädchen ungetreu,
Meister seiner Triebe,
Liebt er Wahrheit mehr, als Schmeicheley,
Freundschaft mehr denn Liebe!

* * *

Der geheime Rath.

Das beste Mädchen ist mir hold,
Und meine Treu ist echt!
Viel Tugend hat's und wenig Gold,
Und das ist mir schon recht!

Was es, auf Munterkeit und Scherz
Herausgefordert, spricht,
Das ist, wie ihre Nadel, spitz,
Verwundet aber nicht!

Gleich einer kleinen Schlange schleicht
Ihr spottgemischter Scherz,
Wie eine Pflaumenfeder leicht,
Sich ein in jedes Herz!

Wie's hören, wie's empfinden kann,
Kann wahrlich kein Poet;
Und lesen kann's, wie Winkelmann,
Der's Lesen gut versteht.

Es sitzt und lies't, und spricht und hört
Gedanken, sitzt und lies't
In ihrem Dichter ungestört,
Und schön und ungeküſst!

Und rauscht ein Blatt, dann sieht sich's um,
Sitzt sittsam, weiſs von nichts;
Spricht wenig nur, wie artig dumm,
Und nur von Moden spricht's!

Ich aber, ihr geheimer Rath,
Und ihr geheimster wohl,
Komm' ich und treff's auf frischer That
Bey Musen und Apoll:

Dann wird in stiller Einsamkeit
Gelesen und geküſst,
Doch alles mit Bescheidenheit,
Bis ausgelesen ist!

Gebunden wird ein Blumenstrauſs,
Und dann, und dann so springt
Der Herr geheime Rath nach Haus',
Denkt allem nach, und singt:

„Das beste Mädchen ist mir hold,
Und meine Treu' ist echt;
Und Tugend hat's und wenig Gold,
Und das ist mir schon recht!"

Der Abt.

1753.

Ich bin ein Abt, das müſst ihr wissen,
Und zwar, im Trinken und im Küssen,
Ein rechter Abt!
Mich dürstet, wenn ich Beichte sitze;
Nach Andachts- und nach Sommer-Hitze
Hat manches Gläschen mich gelabt!

Ich sorge nicht, ich lasse sorgen;
Ich reiche nur an jedem Morgen
Mein Deckelglas
Dem Nönnchen, das mich liebt und ehret;
Und wenn's noch dies und das begehret,
So reich' ich ihm noch dies und das!

Dem Nönnchen zwar könnt' ich entsagen,
An Sommer- und an Wintertagen,
Um Papst zu seyn!
Allein ich nähme keine Kronen,
Und dreyfach Herrschen über Thronen,
Für meinen lieben alten Wein!

Schwer und leicht.

1781.

Es ist so schwer, ein Christ zu seyn:
Papst, Propst und Abt und Biſchof treten
In Pracht daher; und stehn und beten
Ihr Paternoster nur zum Schein!
Ach, es ist schwer, ein Christ zu seyn!

Es ist so schwer, ein Christ zu seyn:
Die Thoren und die Weisen grübeln
In alten und in neuen Bibeln;
Und bauen nicht und reiſsen ein;
Ach, es ist schwer, ein Christ zu seyn!

Es ist so schwer, ein Christ zu seyn:
Für Geld seh' ich den Himmel kaufen,
Ein Huſs liegt auf dem Scheiterhaufen,
Ein Galas auf dem Rabenstein:
Ach, es ist schwer, ein Christ zu seyn!

Es ist so schwer, ein Christ zu seyn!
Wenn aber zu des Heilands Lehren
Päpst, Abt und Propst Exempel wären,
Die Seelen hell, die Herzen rein:
Dann wär's so leicht, ein Christ zu seyn!

Das schöne Glas.

An die Freunde, die des Dichters 60. Geburtstag feyerten.

Hier am Tische will ich sterben!
Sterbend halt' ich noch dies Glas,
Und empfehl' es meinen Erben,
Als den wichtigsten Verlaſs!

Unter'm Schlüssel wohl verwahren
Soll's der Trinker, der es erbt,
Daſs es nach zehn tausend Jahren
Noch ein Glas ist, unverderbt!

Und wenn Engelchöre kommen,
Die den Trinker sterben sehn,
Werd' es schnell zur Hand genommen,
Und gesagt: das Glas ist schön!

Aus dem Glase zu den Sternen
Aufgeflogen ist mein Geist;
Weise Trunkenheit zu lernen,
Bracht' es mir mein lieber Kleist.

Nüchtern konnt' ich nimmer bleiben,
Immer winkte mir das Glas:
Nüchtern wollt' ich Liebe schreiben,
Und, ihr Lieben, ich schrieb Haſs!

Nehmt's in Acht, ihr meine Lieben,
Seht, es ist ein schönes Glas!
Ihr seyd mir getreu geblieben,
Euch vermach' ich's: Wiſst ihr was?

Einmal täglich sollt ihr's leeren,
Bis zum Zweyten im April,
Dem zu Liebe, dem zu Ehren,
Welcher besser werden will.

Aber einst bin ich gestorben,
Und dann hat ein and'rer Tag
Gröſs're Rechte sich erworben,
Fest zu seyn und Lustgelag;

Und an diesem andern Tage
Leert's und liebet euren Feind,
Leert's und leert's, und jeder sage:
Treu, wie Gleim, bin ich ein Freund!

Wider die strengen Weisen.

Die strenge Weisheit uns're Weisen
Verweis't die Herzensfröhlichkeit
Von unsern kleinen Winterschmäusen,
Und meint, wir tödteten die Zeit:
Wir aber, immer fröhlich, geben
Des Lebens Kraft der todten Zeit,
Wir geben ihr das rechte Leben
Durch uns're Herzensfröhlichkeit!

Die strenge Weisheit uns'rer Weisen
Verwies die Herzensfröhlichkeit
Von ihren groſsen Winterschmäusen,
Und saſs im Winkel bey der Zeit;
Die Zeit mit ihren leichten Schwingen
Und ihrem Stundenglase lief,
Den trägen Winter hinzubringen,
Und ward zu langer Weil' und schlief:

Und schläft noch immer! o ihr Weisen,
Wir lassen euch den Schlaf der Zeit,
Bey unsern kleinen Winterschmäusen
Laſst uns die Herzensfröhlichkeit!
Sie zieht uns uns're Herzen enger
In's Band der Liebe, tödtet Neid,
Macht uns'rn Lebensfaden länger,
Und geht mit uns zur Ewigkeit!

Tafellied.

1782.

Welch ein Schweigen! Laſst uns singen!
Auf, ihr Lieben, stimmt mit ein!
Nehmt die Gläser, laſst sie klingen:
Es ist Weisheit, froh zu seyn!

Uns're Weiber sollen leben,
Weil sie fleiſsig in die Welt
Töchter uns und Söhne geben,
Weib zu werden oder Held!

Uns're Töchter sollen leben,
Wenn sie fleiſsig und geschwind
Nach der Mütter Tugend streben,
Bis sie selber Mütter sind!

Uns're Söhne sollen leben,
Wenn sie tapfer sind, wie wir;
Feinden trotzen, und nicht beben,
Wenn Gefahr klopft an die Thür!

Uns're Freunde sollen leben,
Wenn sie klug sind und an uns
Fester, wie die Kletten, kleben:
Freund zu seyn vermag kein Duns!

Uns're Priester sollen leben,
Hoch! und hoch von uns geliebt,
Wenn sie Lehren Gottes geben,
Längst von ihnen ausgeübt!

Uns're Dichter sollen leben,
Wenn sie, singend Ernst und Scherz,
Aus dem Staube sich erheben,
Und veredlen Geist und Herz!

Leben sollen uns're Fürsten,
Uns're Grafen, uns're Herr'n,
Die mit uns nach Weisheit dürsten,
Und den Durst auch löschen gern;

Und auch gern zu trinken geben
All' und jedem Menschenkind! —
Alle Menschen sollen leben,
Weil sie alle Brüder sind!

Ständchen.

Gute Nacht!
Mädchen, das der Liebe lacht,
Und die kältesten der Männer,
Und die gröſsten Herzenkenner
Alle zu Verliebten macht!
Gute Nacht!
Mädchen das der Liebe lacht!

Gute Nacht!
Schön ist dieser Tag vollbracht:
Reime haben wir gefunden,
Kränze haben wir gewunden,
Und gescherzt und viel gelacht!
Gute Nacht!
Schön ist dieser Tag vollbracht!

Gute Nacht!
Loses Mädchen! Gib doch Acht:
Von den tausend schönen Reimen,
Die dich lobten, sollst du träumen,
Bis die Lieb' in dir erwacht!
Gute Nacht!
Bis die Lieb' in dir erwacht!

Trinklied.

Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Weckt aus dem Schlafe Spiel und Scherz,
Gibt Weibern Schönheit, Männern Muth!
Seht, was der Wein für Gutes thut!

Darum besingen wir den Wein,
Und schenken ihn uns singend ein,
Und stoſsen an, und trinken ihn,
Bis uns're Männeraugen glühn!

Und aufgeweckt zu Spiel und Scherz,
Und hocherfreut das junge Herz,
Singt Mann und Weib mit frohem Muth:
Seht, was der Wein für Gutes thut!

Vater unser.

Gott ist Gott im Donnerwetter
Und im Frühlingssonnenschein,
Gott ist Gott in allem! — Götter
Können also nirgend seyn!

Laſst uns beten: Vater unser,
Unser Vater, der du bist
In dem Himmel, ewig unser,
Wo das Reich der Gnaden ist;

Auf den Erden, in den Sonnen,
Welche wir wie Funken sehn,
Willst du deines Reiches Wonnen,
Und dein Wille muſs geschehn!

Uns're Leiber werden Trümmer:
Vater, unser täglich Brot
Gieb uns heute, gib's uns immer,
Bis an uns'res Leibes Tod!

Uns're Seelen, schwer beladen,
Mit der Last der Sündenschuld,
Stützen sich auf deine Gnaden:
Ach, vergieb uns uns're Schuld!

Prüf' uns nicht bis zum Erliegen
Unter unserm Seelenschmerz!
Laſs dir deine Gnade gnügen,
Sprich uns deinen Trost in's Herz!

Und erlös' uns von dem Bösen!
Du, der Vater, kannst allein
Alles Bösen Bande lösen;
Vater, alle Macht ist dein!

Dein ist alles! deinen Namen,
Deine Kraft und Herrlichkeit
Preisen Erd' und Himmel! — Amen,
Amen! bis in Ewigkeit.

Apollons Leyer.

Als Apollon seine Leyer
An den schönsten Palmbaum hing,
Und mit eines Helden Feuer
In die Schlacht bey Troja ging:

Da kam Amor, seinen Bogen
Mit sich bringend, himmelab
Auf den Palmbaum zugeflogen:
„Leyer, komm zu mir herab!“

Und die Leyer flog, als wäre
Sie ein Vogel, silberfein
Tönend, als sey ihr es Ehre,
Amor's Leyer nun zu seyn.

Aber als der Gott der Liebe
Scherzen wollte nur mit ihr;
Eifernd sprach sie: „Nimmer bliebe,
„Gott der Liebe, ich bey dir!“

Sieh, da war sie's wohl zufrieden,
Als Apollo eifernd kam
Und im Lager der Atriden
Zürnend ihm sie wieder nahm!

Musengunst.

Wer sich der Musen Liebe nicht
Durch seine Lieb' erwirbt,
Der thue Thaten, wie ein Gott,
Es hilft ihm nichts, — er stirbt!

Der Todtengräber gräbt sein Grab,
Die Guten weinen drein,
Und schon nach Eines Monden Lauf
Wird er vergessen seyn.

Unsterblich in der Menschenwelt
Macht hohe Tugend nicht;
Nein, nein! unsterblich macht in ihr
Ein göttliches Gedicht.

Ist Nachwelt, ist Unsterblichkeit,
Held, deiner Thaten Ziel? —
Achill lebt ewig im Homer,
Aeneas im Virgil!

Darum, willst du unsterblich seyn:
Bewirb dich um die Gunst
Der Musen! Ewig lebst du nicht
Als nur durch ihre Kunst.

P.

Einheit.

Ein Gott, Ein König und Ein Weib,
Das Mehr ist Ueberfluſs,
Den, wer gesund an Seel' und Leib
Seyn will, vermeiden muſs!

Ein Gott ist nur, lehrt die Vernunft;
Die Unvernunft sagt: Nein!
Und streitet und setzt eine Zunft
Zu Götzendienern ein.

Zwey Könige sind viel zu viel!
Ein König ist genug;
Das Mehr trieb immer nur sein Spiel
Mit Blut und Lug und Trug!

Ein Weib kann eine Freundin, kann
Trost seyn und Zuversicht;
Ein Weib gab Gott dem ersten Mann:
„Mehr," sprach er, „dient ihm nicht!"

Ambrosia für Seel' und Leib
Ist Eines Weibes Kuſs:
Ein Gott, Ein König und Ein Weib!
Ein Mehr ist Ueberfluſs!

III.

Volkslieder.

Lied des Landbauers.

Ich baue, darum heiſs' ich Bauer;
Ich baue mit gesunder Hand,
Nicht einen Thurm auf eine Mauer,
Ich baue Weitzen auf das Land!

Der Herr des Landes ist der König,
Der baut den Thurm, der mich beschützt,
In welchem, Sünden unterthänig,
Verräther und Betrüger sitzt.

Ich baue redlich, im Vertrauen
Auf meinen Gott, er sieht herab
Aus seinem Himmel auf mein Bauen,
Und zählt ihm seinen Segen ab.

Zehnfältig hab' ich ihn verspüret,
Zehn Weitzenkörner gab er mir
Für Eines! Herz, davon gerühret,
Dank' ewig — ewig ihm dafür!

Dank' ihm für seinen sanften Regen,
Für seine Winde, seinen Thau;
In ihnen gab er reichen Segen,
Und milden Wachsthum meinem Bau!

O du, mein Feld! du sollst ihm grünen,
Als wenn du Braut der Sonne wärst;
Ihm und dem König will ich dienen,
Zwar Beyden treu, doch ihm zuerst!

Lied des Hirten.

Ich bin ein Hirt und will es bleiben;
Ich könnte doch nichts bessers seyn:
Die Wiſsenschaft, das Vieh zu treiben,
Ist groſs, ist edel und ist fein.

Was ist die Wissenschaft, zu kriegen?
Mir ist sie nichts! Mein stilles Feld,
Mein leises Gehn und mein Vergnügen,
Und meine Ruhe hat kein Held!

Ein Held muſs auf der Wache stehen
Kein Wolf ist mehr auf meiner Flur;
Seitdem kann ich spazieren gehen;
Wer Vieh treibt, der spazieret nur.

Seitdem blick' ich zu jener Ferne
Des blauen Himmels ruhig auf,
Und seh' und zähle seine Sterne;
Der Gott der Hirten wandelt drauf,

Und blickt herab auf seine Hirten,
Und sieht auch mich; so denk' ich dann
Und stimme froh dem Gott der Hirten
Ein herzerhebend Loblied an!

Und denke dann: wenn er es höret,
Dann blickt er gnädig niederwärts;
Und wenn er's nicht erhört, so nähret
Mit guter Andacht sich mein Herz!

Sing' ihm, mein Herz, dem Gott der Hirten! —
O du bist herrlich, du bist groſs!
Erhaben bist du, Gott der Hirten,
Bist selbst dem Himmlischen zu groſs!

Der tief in dir und deinen Werken,
Voll heiliger Betrachtung, still
Dich bittet, seinen Blick zu stärken,
Und immer tiefer sehen will;

Und tiefer sieht, und nicht ergründet,
Wie groſs du bist! — Auch ich, auch ich,
Den noch sein Gott an Erde bindet,
O du, mein Gott! ich sehe dich!

Sing' ihm, mein Herz! — In deinen Sternen,
Du Gott der Liebe, seh' ich dich!
In deiner Himmel lichten Fernen,
Auf deinen Wolken seh' ich dich!

Auf deiner blumenreichen Erde,
Du Gott der Hirten, seh' ich dich!
Ich sehe dich bey meiner Herde,
Bey meinen Lämmern seh' ich dich!

Auf diesen Wiesen, schon gemähet,
Vernehm' ich deinen stillen Gang!
Den Gang, den deine Gottheit gehet,
Den geh' auch ich mit Lobgesang!

Und will mit Lobgesang ihn gehen,
So lang' ein Odem in mir ist,
Will dich in deinen Werken sehen,
Und zeugen, wie so groſs du bist!

Ich seh' auf allen meinen Gängen
Dich groſs, allgegenwärtig mir,
Und weiſs dich gnädig den Gesängen
Des Himmels dort, der Erde hier!

Ich seh' dich deinen Segen geben,
Du, dieses Lebens guter Hirt!
Und glaube, daſs aus diesem Leben
Ein ewig Leben keimen wird.

Lied des Gärtners.

1764.

Ich armer Gärtner bin zufrieden,
Und kann auch wohl zufrieden seyn;
Zwar Arbeit hat mir Gott beschieden
Und viel Bekümmerniſs; allein
Auch groſser Freuden eine Menge,
Ja, viele Freuden, ihm sey Dank!
Und Freuden, werth, daſs ich sie sänge
Mit lautem Nachtigallgesang!

Alltäglich steh' ich mit der Sonne
Von meinem guten Lager auf!
Und sehe Lust, und sehe Wonne
Den ganzen Tag in ihrem Lauf!
Auch pflegt sie mir mit ihren Strahlen
Die hohen Bäume, Morgens früh
Und Abends spät, so schön zu mahlen,
Und durch die Bäume seh' ich sie!

Die Vögel singen ihr! Willkommen!
Willkommen! singen sie auch mir!
Kein Nestchen hab' ich ausgenommen,
Getödtet nie ein frommes Thier!

Darob ist alles mir gewogen,
Was über mir in Lüften schwebt,
Und was, herab zu mir gezogen,
Mit mir von Einer Erde lebt!

Ist unser Morgenlied gesungen,
Dann geht es an die Arbeit frisch!
Und hingesungen, hingesprungen
Wird nach der Arbeit an den Tisch!
Auf Rasen steht er, rein bedecket
Mit süſsem Kohl und kühlem Most:
Ich esse hurtig! Besser schmecket
Nicht meinem König seine Kost!

Ich esse hurtig, gehe wieder
Frisch an mein Tagewerk, und ihr,
Ihr lieben Vögel! eure Lieder
Versingen meine Mühe mir.
Oft halt' ich ein, und seh' und höre
Das groſse Leben der Natur:
Hier summen kleine Mückenchöre,
Dort Bienen auf der Blumenflur!

Der groſse Schöpfer dieses Lebens,
Von welchem Alles Odem hat,
Erschuf nichts leer und nichts vergebens;
Auf meinen Bäumen nicht ein Blatt,
Auf meinem Anger nicht ein Gräschen,
Die kleinen Lämmer mähen's weg;

An meinen Blumen nicht ein Fäschen;
Ich ſind' in Allem einen Zweck!

Der Zweck von meinem tiefen Graben
Ist, zum Exempel, auch zugleich:
Gott sorgt durch mich für euch, ihr Raben,
Und, Singevögelein, für euch!
Für euch ergrab' ich fette Maden
Und Käferchen und dürren Sand;
Ihr kommt und sitzt auf meinem Spaden,
Und singt und esst mir aus der Hand!

Die kleinen Grasemücken hüpfen
Um mich herum und sehn mir zu,
Sehn Würmchen, fangen sie und schlüpfen
Zum Nest in ihre gute Ruh.
Das thu' auch ich! Der süſse Schlummer
Gibt meinen Knochen frisches Mark,
Ich wache, weiſs von keinem Kummer,
Und fühle Leib und Seele stark!

Und alle diese meine Freuden
Theil' ich mit meiner Gärtnerin!
Mein König würde mich beneiden,
Wüſst' er das alles, was ich bin!
Ich bin zufrieden, brauche wenig,
Mein Apfel und mein Kohl ist süſs;
In meiner Hütte bin ich König,
Mein Garten ist ein Paradies!

IV.

Fabeln.

Der schlafende Löwe.

Der König Löwe schlief. — Von weitem saſs ein Luchs;
Und dieser hatte Lust, den Löwen aufzuwecken.

„Den Löwen, unsern Herrn? den Löwen, unser Schrecken?
„O, laſs ihn schlafen!“ sprach ein Fuchs.

„Herr Schmeichler, gut! ich will den Löwen schlafen lassen,
„Weil, wenn er schläft, er uns kein Todesurtheil spricht!“
Antwortete der Luchs mit spöttischem Gesicht.

Auf manchen König mag die kleine Fabel passen,
Auf unsern König paſst sie nicht!

Die Nachtigall und der Uhu.

Die Nachtigall sang ihre schönsten Lieder
Auf einem hohen Berg' einmal;
Und süſse Töne ſielen nieder
In ein nicht fernes Thal.

Und in dem Thale quackten Frösche!
Da sprach ein Uhu: „Nachtigall, o du,
„Mit deinem tönenden Gewäsche!
„Dem Quacken hör' ich lieber zu!"

„Dem Denker gibst du nichts zu denken,
„Dem Lacher nichts zu lachen, du!
„Dir will ich deine Lieder schenken,
„Dem Quacken hör' ich lieber zu!"

„Viel Köpfe haben viele Sinne,"
Sprach ein gelehrter Wiedehopf,
„Und Mark zum Denken hat der Spinne,
„Des Raben und des Esels Kopf."

„Deſswegen mag Ihr Urtheil gelten,
„Herr Uhu!" sprach ein weiser Zwerg. —
Die Nachtigall, Sie merken sich's, Herr Velten!
Vernahm's und flog sogleich auf einen höhern Berg!

Der Kater und die kleinen Vögel.

Ein Kater saſs auf einem Baum,
Und hörte kleine Vögel singen.
„Ihr," sprach er, „wär't für meinen Gaum!
„Euch alle möcht' ich gern verschlingen!"

Ein Stieglitz sagte: „Du Tyrann!
„Sollst uns wohl nicht in deinen Schnabel kriegen;
„Wir Vögel, wir sind gut daran,
„Gelobt sey Gott! wir können fliegen!
„Die Mäuschen aber dort in ihren alten Mauern,
„Die jammern mich!" — — —

„O," sprach der Kater, „kann denn ich
„Euch nicht belauern?" —

„Das Gott erbarm!"
Schrie alsobald der kleinen Vögel Schwarm,
„Wenn Macht und List
„Beysammen ist!"
Und flog, nicht einer blieb, sogleich von dannen,
Weit aus den Augen des Tyrannen.

Der Maulwurf und der Hamster.

In die gefüllte Speisekammer
Des Hamsters grub sich einst ein Maulwurf ein.
„Hier," sprach er klagend, „hier wird meines Hungers Jammer
„Einmal am Ende seyn!
„Acht Tage schon hab' ich gegraben,
„Und nichts gefunden, mich zu laben;
„Gottlob!" —

Indem er's sagt, entsteht
Ein groſser Lärm, der Hamster kommt gesprungen;
„Dieb! Räuber! Mörder!" — Gnade fleht
Der arme Hungrige! Gekämpfet und gerungen
Auf Leben und auf Tod, wie in Amerika,
Wird in der allzu engen Kammer. —
Der arme Maulwurf stirbt, und endigt seinen Jammer.

So wären, wenn's geschah,
Die Thiere ja
So grausam wie die Menschen? Nein!
Es kann wohl nicht geschehen seyn.

Der Dichter und ein Fuchs.

„Herr Dichter," sprach ein Fuchs, der an der Kette lag,
„Ich bitte, laſst mich los! ich will ein Stückchen machen,
„Ihr sollt darüber lachen;
„Nur heut' auf Einen Tag!"

„Auf einen Augenblick
„Dürft' es nur seyn, du Schalk! so lachtest du der Kette.
„Ja! wer von dir nicht schon so manches Schelmenstück
„Gehöret und gelesen hätte!
„Du bist so schlau, so listig, daſs man dich
„Fest hält, wenn man dich hat; die Kunst ist, dich zu kriegen!
„Nun aber, schlauer Schelm, wer klug ist, tröstet sich
„An seiner Kette selbst, und bleibt geduldig liegen."

Tamerlan und seine Tochter.

Die liebste Tochter Tamerlans,
Des Helden, welcher Furcht und Schrecken
Um sich verbreitete, hieb eines schönen Hahns
Geliebter Henne, — die zu wecken,
Der Hahn sein häſsliches Kriki,
Hochstehend jeden Morgen schrie, —
Nicht dieses harten Schicksals werth,
Den Kopf ab mit des Vaters Schwert.

Der Vater sah's. „Unschuldigen Geschöpfen
„Haut man den Kopf nicht ab," sprach er!
„Wer, Henker! lehrte dich des Hahns Gemahlin köpfen?
„Unmenschliche Tyrannin! wer?"

„Herr Vater, Sie!" — Tyrannin, kniee nieder!
„Gerechtigkeit muſs seyn, du bist mir nicht zu lieb!"

Der Tochter zitterten, hinknieend, alle Glieder!
Der Vater nahm das Schwert, und hieb
Den schönsten Mädchenkopf
Der liebsten Tochter ab,
Faſst ihn bey'm Schopf,
Und legt ihn sanft in's Grab!

Ob wohl mit ihrem Blut der groſse Tamerlan,
Der böse Thaten hat gethan,
Die Götter zu versöhnen meinte
Mit seinen Kriegen und mit sich?

„Gerechtigkeit muſs seyn!" sprach der Barbar, und weinte
Zwo Thränen bitterlich.

Der Maler Rubens und sein Affe.

1783.

Ein junger Pavian sah einst den Rubens mahlen,
Nahm einen Pinsel, und mahlt' auch
Die Grazien wie Kannibalen,
Mit platter Stirn und dickem Bauch.

Und Rubens lächelte dem Affen;
Das Aeffchen nahm's für Beyfall auf;
Stand, sein Geschöpfchen anzugaffen;
Warf einen Vaterblick der Affenliebe drauf;
Nahm dreister noch einmal den Pinsel, um zu mahlen
Die Grazien wie Kannibalen.

„Nein!" sagte nun, und macht' ein Zorngesicht
Herr Rubens, „nein! du Bösewicht,
„Du sollst die Zeit dir nicht
„Mit meiner edlen Kunst vertreiben!"
Und riſs den Pinsel ihm aus seiner Affenhand,
Warf zürnend ihn an eine Wand,
Und lieſs den Affen Farben reiben!

O lieſsen's doch nur auch die Affen Wieland's bleiben!

Der alte Esel.

Ein alter Esel ging, belastet mit dem Mehle
Des Müllers, seines Herrn, starrfüſsig nach der Stadt,
Empfindend, daſs es ihm an Jugendkräften fehle;
Sein Herr gieng hinter ihm! „Ich bin, schrie er, zu matt.
„Gebt mir ein wenig Mehl zur Stärkung!“ Derbe Schläge
Gab ihm sein strenger Herr! Der allzuschweren Last
Erlag das arme Thier, und starb auf halbem Wege!

Wie mit dem Esel hier der Müller, also fast
Macht's unser Junker mit dem Bauer!
Er sieht's! Die Arbeit wird dem alten Dienstmann sauer,
Er mindert ihm die Arbeit nicht;
Er denkt an keine Menschenpflicht!

Der Löwe auf der Jagd.

Der Löwe ging mit seinen Freunden,
Dem Tiger und dem Bär, friedselig auf die Jagd.
„Den," sprach er, „zählen wir sogleich zu unsern Feinden,
„Der wider uns zu seyn, die kleinste Miene macht!
„Versteht sich übrigens, wir theilen, was wir fangen
„In gleiche Theile!" — Gut! — Es wird ein Hirsch gefangen,
Der Löwe theilt, jedoch nicht jedem gleich! der Bär
Brummt seine Meinung laut! Der Tiger zeigt von weitem
Dem Theiler seine Klau'n!
Was? habt ihr Lust zu streiten?
Ihr Herr'n, so tretet nur ein wenig näher her!
Man läſst sich nicht zu lange bitten;
Auf Tod und Leben wird gestritten,

Der Theiler wird bezwumgen, Spott
Wird laut gesprochen, wird von allen kleinen Thieren
Gesungen öffentlich! „Gerecht, gerecht ist Gott,
„Die ganze Welt wollt' Er! Er ganz allein regieren!"
Ey wohl! ihr kleinen Thier', ihr sagt die Wahrheit schön,
Allein der arme Hirsch, den wir gedrittheilt sehn,
Wird der ein edler Hirsch einst wieder seyn und bleiben?

„Die Frage," sprach der Fuchs, „legt unserm Kanzler vor!
„An meinem kleinen Theil', ich meine: Wie wir's treiben,
„So geht's! Und kratze mich zuweilen hinter'm Ohr."

V.

Romanzen und Erzählungen.

Wundervolle Abenteuer
Herrn Schout by Nachts,
Cornelius van der Tyt,
vornehmen Bürgers und Gastwirths im Wallfisch
zu Hamburg,

wie er
solche seinen Gästen selbst erzählet.

Aus seiner holländischen Mundart,
in hochdeutsche Reime getreulich übersetzt.

Mein Herr, seit dreyſsig Jahren
Hab' ich sehr viel erfahren:
Was Wunder mir geschehen,
Ist mir nicht anzusehen;
Ich, Pater, Schout by Nacht und Wirth,
Bin dreyſsig Jahr herumgeirrt.

Zu Wasser und zu Lande
Hab' ich in manchem Stande
Viel Unglück dulden müssen. —
Ich weiſs nicht, ob sie wissen,
Daſs ich und eine Perserin
Im Wallfischbauch gewesen bin?

Nach sechzehn Kriegeszügen,
Und nach nicht mindern Siegen,
Muſst' ich, Trotz meiner Thaten,
In Sclaverey gerathen.
Zum Glück -- denn es verliebte sich
Die schönste Perserin in mich!

Kaum kenn' ich sie zwölf Tage,
Da küſs' ich sie, und frage
„Du Stern der Perserinnen,
Willst du mit mir entrinnen?"
So blöd' ich ihr in's Auge sah,
So munter war die Antwort: Ja!

Drauf lös't sie mir die Ketten,
Und spricht: „Wenn uns zu retten
Nun auf dem wilden Meere
Nur eine Gondel wäre!"
Und als ich nach dem Ufer sah,
War plötzlich eine Gondel da!

Ich zeigte zwölf Zechinen
Dem Schiffer, uns zu dienen;
Er bat uns, einzusteigen,
Und sprach, nach öfterm Neigen:
„Geh, Gondel, geh an deinen Ort!"
Die Gondel ging, wir schwammen fort.

Wir sahn bey hellem Himmel
Ein fröhliches Getümmel
Der scherzenden Delphinen,
Und Meerpferd' unter ihnen,
Und kamen, eh' wir's uns versahn,
In einem Hafen glücklich an!

Hier durften wir der süſsen
Versäumten Ruh' genieſsen.
Erkenntniſs zu vermeiden,
Rieth ich, uns umzukleiden;
Schnell gieng mein Kleid auf ihren Leib;
Sie war ein Mann, und ich ein Weib!

In diesem Weiberstande
Seh' ich nicht weit vom Strande
Viel Perser müſsig stehen!
Und nach dem Hafen sehen!
Da nahm mich Furcht und Grauen ein;
„Du kannst," dacht' ich, „verrathen seyn!"

Ein Mann, der freundlich lachte,
Kam, als ich dieses dachte
Und nach den Persern sahe,
Uns, seitwärts rudernd, nahe;
Der sprach mit freyer Redlichkeit,
Wie einer, den ein Gast erfreut:

„Sie werden sehr gebeten,
Zu mir an Bord zu treten!
Wir woll'n ein wenig speisen,
Und gleich dann weiter reisen!
Ich bin," sprach er, „an dessen Statt,
Der sie hieher geschiffet hat!"

Schnell flohen unsre Blicke
Bald vorwärts, bald zurücke;
Es war, ach, welch ein Schrecken!
Der Mann nicht zu entdecken
Mein Mädchen sagte nicht ein Wort,
Und zitternd traten wir an Bord.

Als wir zu Tische saſsen,
Uns umsahn, wenig aſsen,
Da sprach der Wirth: „Sie essen,
Ihr Schiffer sey vergessen!
Verbannen sie nur Furcht und Gram;
Ich bringe sie nach Amsterdam!"

Wir standen alle beyde
Verstummt vor Furcht und Freude,
Und keiner wollte wagen
Des Schiffers Stand zu fragen. —
Mein Herr, es kann nicht anders seyn,
Es muſs ein Geist gewesen seyn!

Nach eingenommener Speise,
Bey'm Antritt unsrer Reise,
Bat ich den Gott der Winde:
„Ach wehe doch gelinde!
Sey mir und meinem Mädchen gut,
Und mache, daſs der Sturmwind ruht!"

Drauf schwamm das Schiff vom Lande,
Gemach wich es dem Strande,
Der Tag war schön und helle,
Es schwiegen Sturm und Welle;
Doch eh' sich's Mann und Schiff versah,
War Sturm und Blitz und Welle da.

Pechschwarze Wolken krachten,
Und schnelle Blitze machten
Um Mann und Schiff und Welle
Das dicke Dunkel helle,
Als sollten wir bey Angst und Flehn,
Den nahen Tod noch näher sehn!

Wir fahren auf der Welle
Zum Himmel und zur Hölle.
Bald ward das Schiff vom Toben
Der Fluthen aufgehoben;
Bald blöckete des Meeres Schlund,
Dann stürzt' es wieder in den Grund!

„Ach," rief ich laut vor Schrecken,
„Nun wird uns Wasser decken!
Ach! Kind, daſs ich im Grabe
Dich noch im Arme habe,
Wünsch' ich mir einen Wallfischbauch!"
Mein Mädchen sprach: „den wünsch' ich auch!"

Schnell kam in Wasserwogen
Ein Wallfisch angezogen,
Und hielt sich in der Tiefe
Recht unter unserm Schiffe,
Das, als er's drey Mahl umgewandt,
Auf seinem Rücken stille stand.

„Ach!" sprach ich ganz verstöret,
„Der Wallfisch hat gehöret,
Was wir gewünschet haben!
Nun wird er uns begraben!"
„Verschling' uns, Wallfisch, sprach mein Schatz,
Ist auch in dir für zweye Platz?"

Mein Herz fing an zu pochen,
Denn kaum war's ausgesprochen,
So schien bey Wellenschlägen
Der Wallfisch sich zu regen,
Und plötzlich stürzte Schiff und Last,
Und in dem Meere stach der Mast.

Ich und das Mädchen schwammen,
Nicht weit davon, beysammen;
Da kam auf uns mit Flossen
Der Wallfisch losgeschossen.
„Ach!" fing mein Mädchen an zu schrey'n,
Auf ein Mahl schlang er uns hinein.

Weil wir nun in dem Magen
Nicht nah beysammen lagen,
So will ich mich bewegen
Und mich ihr näher legen,
Allein der Wallfisch hält nicht still,
So oft ich auch ihr näher will!

Dies Wälzen und dies Lärmen
Mag Magen und Gedärmen,
Worin er uns begraben,
Nicht angestanden haben,
Drum drang er uns, ach, welch ein Glück!
Bald wieder durch den Schlund zurück.

Ich hielt, dies war das Beste,
Das liebe Mädchen feste;
Drum ward's mit mir verschlungen
Und auch herausgedrungen!
Ich hielt's so fest noch an der Hand,
Und lag bey Amsterdam im Sand!

Die Zeit.

(Nach Gongora.)

Mit Blitzesfittichen entfliehn
Sekunden, Tage, Wochen, Jahre!
Die Zeit welkt Rosen und Jasmin;
Legt Greis und Jüngling auf die Bahre,
Porphyr und Marmor friſst die Zeit,
Und schöne Wangen werden Trümmer!
Wir leben der Vergänglichkeit,
Ihr Schönen, Frühling ist nicht immer!

Beständig ist der Unbestand,
Und schnell der Wechsel aller Dinge!
Im Stundenglase fällt der Sand,
Die Zeit entflieht, die ich besinge!
Der Herbst bringt Obst, der Winter Schnee,
Der Sommer Korn; des Frühlings Kränze
Verschwinden, wie auf grünem Klee
Der Nymphen und Cytherens Tänze!

Ich weiſs, ihr Herr'n, ein schönes Weib,
Das hieſs die schöne Magdalene,
Der Fürsten bester Zeitvertreib,
Sang sie, wie Telemachs Sirene!
Nun aber dreyſsig Sommer alt,
Ein Anger ohne Blum' und Hügel,
Sieht sie die kläglichste Gestalt
An ihrem Bach', in ihrem Spiegel.

Ich kenn' ein zweytes, überall
Für eine Venus ausgeschrieen;
Bischöfe sah ich, Knall und Fall,
Vor ihrem Bildniſs auf den Knieen,
Und nun, was ist's? Ach, dieses Bild
Macht Hogarth nicht mit seinen Farben!
Die Lippen blaſs, die Augen wild,
Der Busen welk, und tief die Narben.

Ein drittes kenn' ich, dieses war
Im Himmel eines Erdengottes!
Die Pallas aus der Götterschaar
Verehrte sie den Gott des Spottes.
Die hänselte so manchen Hahn,
Der müde sich nach ihr gekrähet!
Und nun macht ein vermiſster Zahn,
Daſs der Verschmähte sie verschmähet!

Auf eine vierte Häſslichkeit
Wollt' ich mich auch noch wohl besinnen!
Was hülf' es? Theuer ist die Zeit,
Ich will noch heut' ein Herz gewinnen!
Und meine Griechen haben ja
Vier Häſslichkeiten nie beschrieben;
Schweig, Muse! schweig, Belind' ist da;
Gut ist es, singen, besser, lieben!

Mit Blitzesfittichen entfliehn
Sekunden, Tage, Wochen, Jahre!
Die Zeit welkt Rosen und Jasmin,
Legt Greis und Jüngling auf die Bahre;
Porphyr und Marmor friſst die Zeit!
Und schöne Wangen werden Trümmer.
Wir leben der Vergänglichkeit,
Ihr Schönen, Frühling ist nicht immer!

Der arme Mann und sein Kind.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brot,
Und schnitt davon ein Stücklein ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bey ihm stand, und: „Gott! ach Gott!"
Seufzt' er dabey.

Beweglich both
Das kleine Kind das Stücklein Brot
Dem Vater wieder — — „Nehmt es doch,
„Ich bitt' euch, Vater! ich will noch
„Wohl warten; aber weint nur nicht!"

Der Vater wendet sein Gesicht,
Und sagt: „Ich schneide noch ein Stück,
Behalt' es Kind!"

Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab;
Doch wie erschrickt er!

Plötzlich fällt
Ein Haufen blankes Silbergeld
Aus seinem Brot.

„Ach! was ist das?"
Spricht er erschrocken; „Söhnchen, laſs
„Die Thaler liegen; ich will gehn;
„Der Bäcker soll sie liegen sehn,
„Denn der vermuthlich hat das Geld,
„Das aus dem lieben Brote fällt,
„Hineingebacken; der muſs es
„Auch wieder haben; bleib indeſs,
„Ich will geschwind zum Bäcker gehn!"

Er geht. Des Kindes Augen sehn
Erstarrt die blanken Thaler an,
Allein es rühret nicht daran.

Der Bäcker kommt, sieht sie, und spricht:
„Nein! das sind meine Thaler nicht,
„Freund, glaubt es mir! Doch wiſst ihr was?
„Ein reicher Mann macht' euch den Spaſs,
„Denn hört: das Brot, das ihr geholt,
„War nicht von mir; ihr aber sollt
„Nicht fragen, und von wem es ist
„Nicht wissen. Dieses eine wiſst,
„Daſs gestern Abend jemand kam,

„Der mir das Brot gab, das ich nahm,
„Und sagte: Wenn ein armer Mann,
„Der krank ist, nichts verdienen kann,
„Ein Brot sich holt, dann gebt ihm dies!
„So sagt' er, das ist ganz gewiſs!
„Und drauf kamt ihr, ich gab es euch.
„Seht, wie Gott sorgt! Nun seyd ihr reich,
„Das Geld hat einen rechten Glanz!"

Der arme Mann verstummte ganz,
Und auch sein Kind. Er nahm das Brot
Und seufzte, sagte nur: „Ach Gott!"
Schnitt hungrig noch ein Stück sich ab,
Und sagte: „Den, der mir es gab,
„Den segne Gott! Ach, lebte doch,"
Sprach er, „nun deine Mutter noch,
„Du liebes Kind!"

Das Söhnchen spricht:
„Weint, Herzensvater, weint doch nicht!"

Der erste Kritikus.

Als Gott der Schöpfer fertig war
Mit Körper - und mit Geister - Schaar,
Als seine Welten ihren Tanz
Schon tanzten, seine Sonnen schon
Nur Erden noch, noch keinen Thron
Erleuchteten mit ihrem Glanz,
Als Meere braus'ten, Stürme tobten,
Erzengel schon den Schöpfer lobten,
Als er mit Vaterblick auf das Erschaff'ne sah,
Und alles, alles wäre gut,
Sich selbst und Allem sagte, da,
Da war's, da setzte seinen Huth
Ein Engelchen zurecht, auf seinem linken Ohr,
Und trat aus einem Engelchor
Auf einen freyen Platz hervor,
Und sah mit Stutzerblick zu Gott dem Herrn
hinauf,
Sprach: „Mit Erlaubniſs, wäre wohl
Dem Pferde, welches seinen Lauf,

Gleich einem Vogel, fliegen soll,
Der Fuſs so recht? und wäre wohl,
Zu seinem Sprung und seinem Gang,
Dem Affen nicht der Schwanz zu lang?

Sprach's! — Was erfolgte wissen wir:

Den Affenschwanz, den Pferdefuſs
Bekam zu seiner schönsten Zier
Das Engelchen der Kritikus.

VI.

Kriegslieder.

Bey Eröffnung des Feldzuges.

1756.

Krieg ist mein Lied! weil alle Welt
Krieg will, so sey es Krieg!
Berlin sey Sparta, Preuſsens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich seine Thaten thun,
Die Leyer in der Hand;
Wenn meine blut'gen Waffen ruhn
Und hangen an der Wand.

Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bey Pauken- und Trompetenklang,
Im Lärm von Roſs und Mann;

Und streit', ein tapf'rer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonendonner brüllt?

Ein Held fall' ich; noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Helden Tod,
Der Tod für's Vaterland!

Auch kömmt man aus der Welt davon,
Geschwinder wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!

Wenn aber ich, als solch ein Held,
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb' ich dem Apoll!

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Dem Schutz, der Ruhm des Staats:
So lern' er deutscher Sprache Zier,
Und werde sein Horaz.

Dann singe Gott und Friederich,
Nichts kleiner's, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne sieht!

Siegeslied

nach der Schlacht bey Lowositz.

Den 1. October 1756.

Gott donnerte, da floh der Feind!
Singt, Brüder, singet Gott!
Denn Friederich, der Menschenfreund,
Hat obgesiegt mit Gott.

Bey Auſsig sahen wir den Held;
Wie feurig brannten wir,
Zu stehn mit ihm im Siegesfeld;
Nun stehen wir es hier.

Er ging mit einer kleinen Schaar
Den Siegesweg voran!
Und schlug, wo Feind zu schlagen war,
Und macht' uns reine Bahn!

Wir hatten Nacht, er aber nicht.
Du, hoher Paschkopoll!
Sahst ihn, im Helden Angesicht
Den Mars und den Apoll!

Auf einer Trommel saſs der Held,
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt,
Und um sich her die Nacht.

Er dachte: „Zwar sind ihrer viel,
„Fast billig ist ihr Spott!
„Allein, wär' ihrer noch so viel,
„So schlag' ich sie mit Gott!"

Das dacht' er, sahe Morgenroth,
Verlangen im Gesicht!
Der gute Morgen, den er both,
Wie munter war er nicht!

Sprang auf von seinem Heldensitz,
Sprach: „Eh' noch Sonne scheint,
„Kommt, Helden, hinter Lowositz
„Zu sehen meinen Feind!"

Da kamen Wilhelm, Bevern, Keith,
Und Braunschweigs Ferdinand!
Vier groſse Helden, weit und breit
Durch ihren Muth bekannt.

Auch drangen andre Helden sich
Den groſsen Helden nach,
Zu stehen neben Friederich,
Zu horchen, was er sprach!

Frey, wie ein Gott, von Furcht und Graus,
Voll menschlichen Gefühls,
Steht er und theilt die Rollen aus
Des groſsen Trauerspiels!

„Dort, spricht er, stehe Reiterey,
„Hier Fuſsvolk!“ — Alles steht
In groſser Ordnung, schreckenfrey,
Indem die Sonn' aufgeht.

So stand, als Gott der Herr erschuf,
Das Heer der Sterne da;
Gehorsam stand es seinem Ruf
In groſser Ordnung da!

Die Sonne trat mit Riesenschritt
Auf ihrer Himmelsbahn
Hervor, daſs wir mit ihrem Tritt
Auf einmahl vor uns sahn

Ein unaufhörlich Kriegesheer,
Hoch über Berg' und Thal;
Panduren, wie der Sand am Meer,
Kanonen ohne Zahl!

Und stutzten, Helden wohl erlaubt,
Nur einen Augenblick;
Ein haarbreit schlugen wir das Haupt,
Doch keinen Fuſs zurück!

Denn alsobald gedachten wir
An Gott und Vaterland;
Stracks war Soldat und Officier
Voll Löwenmuth, und stand,

Und näherte dem Feinde sich,
Mit gleichem groſsen Schritt.
„Halt!" sagte König Friederich,
„Halt!" da war es Ein Tritt.

Er stand, besah den Feind und sprach,
Was zu verrichten sey:
Wie Gottes Donnerwetter brach
Hervor die Reiterey.

Huy! sagte Roſs und Mann zugleich,
Flog mit Geprassel, lieſs
Land hinter sich, bis Streich auf Streich
Auf Panzer Panzer stieſs.

Zu muthig jagte sie, zu weit
Den zweymal flücht'gen Feind,
Der mehr durch Trug, als Tapferkeit,
Uns zu bezwingen meint'.

Denn, ihrer Hitze viel zu früh,
Hemmt ihres Schwerts Gewalt
Kartetschenfeuer unter sie,
Aus tück'schem Hinterhalt!

Wie boshaft freut der Ungar sich,
Dem List, nicht Muth, gelung!
Sie flieht zurück, und Friederich
Hält ihre Musterung.

„Ha! Vater Bevern!“ riefen wir,
„Uns, uns Patronen her!
„Denn deinem armen Grenadier
„Ist schon die Tasche leer;“

„Wenn er nicht Pulver wieder hat,
„So hat er hier sein Grab!
„Die Hunde regnen Kugelsaat
„Von ihrem Thurm herab!“ —

„Stürzt,“ sprach er, „sie von ihrem Thurm
„Mit Bajonet herab!“
Wir thaten es, wir liefen Sturm,
Wir stürzten sie herab.

Wir rissen Mauern ein, Pandur;
Erstiegen deinen Schutz,
Und bothen, Tiger von Natur,
Dir in die Nase Trutz!

Du liefest, was man laufen kann;
Du sprungest in die Stadt!
Wir riefen: „Alles hinter an:
„Was Herz im Leibe hat!“

Der tapf're Wilhelm aber nahm,
Und führte bey der Hand,
Dich, Müller! an, und plötzlich kam
Pandur und Stadt in Brand.

Und Brüder! — Braun, der Kluge wich,
Voll Helden Eifersucht;
Lieſs uns und unserm Friederich
Das Schlachtfeld, nahm die Flucht.

Wer aber hat durch seine Macht
Dich, Braun! und dich, Pandur!
In Angst gesetzt, in Flucht gebracht?
Gott, der auf Wolken fuhr!

Sein Donner zürnte deinem Krieg
Bis spät in schwarze Nacht.
Wir aber singen unsern Sieg,
Und preisen seine Macht!

Schlachtgesang

bey Eröffnung des Feldzuges.

1757.

Auf, Brüder, Friedrich, unser Held,
Der Feind von fauler Frist,
Ruft uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen ist.

Was soll, o Tolpatsch und Pandur,
Was soll die träge Rast?
Auf, und erfahre, daſs du nur
Den Tod verspätet hast.

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süſsen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche seyn.

Dein starkes Heer ist unser Spott,
Ist uns'rer Waffen Spiel;
Denn was kann wider unsern Gott,
Theresia und Brühl?

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bey Lowositz,
Und unser war der Sieg!

Und dröht' uns in der achten Schlacht
Franzos' und Russe Trutz;
So lachten wir doch ihrer Macht:
Denn Gott ist unser Schutz.

123

Schlachtgesang

vor der Schlacht bey Prag.

Den 6. May 1757.

Was kannst du? Tolpatsch und Pandur,
Soldat und Officier!
Was kannst du? Fliehen kannst du nur:
Und siegen können wir!

Wir kommen; zittre! Deinen Tod
Verkündigt Roſs und Mann!
Wir kommen, unser Siegesgott,
Held Friedrich, ist voran!

Auch ist mit seiner Heldenschar,
Der Held Schwerin nicht fern,
Wir sehen ihn; sein graues Haar
Glänzt uns, als wie ein Stern!

Was hilft es, Feind, daſs groſs Geschütz
Steht um dich her gepflanzt?
Was hilft es, daſs mit Kunst und Witz
Dein Lager steht umschanzt?

Gehorsam feurigem Verstand
Und alter Weisheit nun,
Stehn wir, die Waffen in der Hand,
Und wollen Thaten thun.

Und wollen trotzen deiner Macht,
Auf hohem Felsensitz,
Und deinem Streich, uns zugedacht,
Und deinem Kriegeswitz.

Und deinem Stolz und deinem Spott;
Denn diesen bösen Krieg
Hast du geboren; drum ist Gott
Mit uns, und giebt uns Sieg!

Und läſst uns herrlichen Gesang
Anstimmen nach der Schlacht.
Schweig, Leyer! — Hört Trompetenklang!
Still, Brüder, gebet Acht!

Siegeslied

nach der Schlacht bey Prag.

Den 6. May 1757.

Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott,
Er liegt, Victoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland.
Sein alter Kopf war kaum so weiſs,
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahn',
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daſs wir sie alle sahn

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
„Auf Schanzen und Geschütz!"
Wir folgten alle, Mann vor Mann,
Geschwinder wie der Blitz.

Ach! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha, welch glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat dich beweint,
Indem er uns geboth;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen deinen Tod.

Du, Heinrich, warest ein Soldat,
Du fochtest königlich!
Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf dich!

Der Pommer und der Märker stritt
Mit rechtem Christen-Muth:
Roth ward sein Schwert, auf jedem Schritt
Floſs dick Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, ging dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher,

Dacht' in dem mörderischen Kampf,
Gott, Vaterland und dich,
Sah tief in schwarzem Rauch und Dampf,
Dich, seinen Friederich,

Und zitterte, ward feuerroth
Im krieg'rischen Gesicht, —
(Er zitterte für Deinen Tod,
Für seinen aber nicht.) —

Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerton,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis deine Feinde flohn!

Nun dankt Er Gott für seine Macht,
Und singt: Victoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Flieſst nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Frieden vorzuziehn;
So stürme, Friedrich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.

Schlachtgesang

vor dem Treffen bey Collin.

Den 18. Juny 1757.

Seht, wie sie, die Geschlagene,
Noch trotzig Rache glühn,
Da stehn, nicht zittern, denken: Geh,
Geh, Preuſse! doch nach Wien!

Auf hohen Felſen stehen sie,
In ihrem Adlernest,
Hohnlachend; Brüder, sehet sie,
Sie träumen Siegesfest.

Sie wollen, hunderttausend Mann,
Uns überwinden; Ha!
Auf, Friedrich, auf! Mit uns hinan!
Mit uns, Victoria!

Siegeslied

nach der Schlacht bey Roſsbach.

Den 5. November 1757.

Erschalle, hohes Siegeslied,
Erschalle weit umher!
Daſs dich der Feind, wohin er flieht,
Vernehme hinter her!

Den, welcher unsern Untergang
In bösem Herzen trug,
Den schlage, muthiger Gesang,
Wie Friederich ihn schlug!

So wie ein junger Löwe liegt,
Und lau'rt auf seinen Feind,
Der stolz ist, in Gedanken siegt,
Ihn leicht zu zwingen meint;

So, tapf're Brüder! lagen wir,
Wir kleiner Hauf', im Thal.
Der Abend kam, da schliefen wir
Nach langem Marsch einmal!

Vom Pulverdonner eingewiegt,
Und von der Waffenlast
Ermüdet, schliefen wir vergnügt,
Und hatten gute Rast.

Nur Friedrich, welcher immer wacht,
Nur unser Held durchritt,
Voll Anstalt zu der nahen Schlacht,
Die Felder Schritt vor Schritt.

Vom sternenvollen Himmel sahn
Schwerin und Winterfeld, —
Bewundernd den gemachten Plan, —
Gedankenvoll den Held!

Gott aber wog bey Sternenklang
Der beyden Heere Krieg,
Er wog, und Preussens Schale sank,
Und Oestreichs Schale stieg.

Der Neid, der neben Thronen sitzt,
Im ungetreuen Wien,
Knirscht mit den Zähnen, Rache blitzt
Aus Augen, welche glühn;

Der hatte wider Deine Macht
Und Weisheit, Friederich!
Der Erde Fürsten aufgebracht,
Gott aber blieb für Dich.

Nun mögen sie bey ihrem Krieg
Verrathen im Gesicht:
Der Himmel gebe solchen Sieg
Dem Ungerechten nicht! —

Der groſse Morgen brach hervor,
Und brachte groſsen Tag,
Den Morgengruſs in unser Ohr
Trug mancher Donnerschlag.

Wir aber hörten kaum darauf,
Wir dachten keinen Tod;
Wir standen ausgeruhet auf,
Und kochten Morgenbrot.

Die Feinde kommen, sagte man,
Wir aber blieben still!
Wir sahn sie kommen, nah daran,
Wir aber blieben still!

Denn Friedrich war noch nicht zu sehn,
Bis Moritz sagte: „Marsch!"
Von allen war Er nun zu sehn,
Und alle sagten: „Marsch!"

Aus unser aller Augen stieg
Ein rechter Freudenstrahl.
Wir wurden alle lauter Sieg,
Und lachten ihrer Zahl.

Wir liefen alle, Mann bey Mann,
Ein jeglicher ein Held,
Als wollten wir Berg ab Berg an,
Durchlaufen alle Welt.

Was meinte da der dumme Feind?
Er meint': es wäre Flucht;
Sagt sich einander, was er meint;
Schwillt auf von Siegessucht;

Zieht einen groſsen halben Mond
Um uns're Flucht herum;
Ruft laut: „Der Hunde nicht geschont!"
Wie dumm war er, wie dumm!

Wir liefen auf der Siegesbahn;
Die Friedrich in der Nacht
Geritten war, und nach dem Plan,
Den Er allein gemacht.

Es war ein rechter Wettelauf;
Schnell aber hörten wir:
„Halt! richtet euch! marschiret auf!
„Steht!" — Plötzlich standen wir.

Mit Einem Blick konnt' uns der Feind
Querüber übersehn.
Verspottend sah er uns vereint,
Uns kleinen Haufen, stehn.

Da dacht' ein witziger Franzos':
Unrühmlich sey die Schlacht,
Sein Ludewig sey viel zu groſs,
Zu wenig Friedrichs Macht.

Als aber Keith drauf vor uns her,
Der Britte, Feuer! rief,
Und Feuer war; o da war er
Der erste, welcher lief.

Was dacht' er doch in seinem Lauf?
Er dacht', erstarrt und stumm:
Der Hölle Rachen thut sich auf,
Lief fort, sah sich nicht um.

Welch einen Sieg, o Friederich!
Gab Gott uns bald und Du!
Acht Haufen stritten nur für dich,
Die andern sahen zu.

Sie stritten, angefeu'rt von Dir
Und Heinrichs Heldenmuth:
Er blutete, wir sahn es, wir,
Und rächeten sein Blut.

Ha, welcher Donner! welcher Kampf!
Wir speyten Flamm' und Tod;
Wir wandelten in Rauch und Dampf,
Schwarz wie der Höllen-Gott.

Du, Frankreichs groſser Donnerer, *)
Verstummtest! Rächte sich
An deiner Kunst ein Stärkerer?
War Müller über dich?

Hat seines Donners Schlag auf Schlag
Dir nicht ein Haar verbrannt?
Die drohende Colonne lag
Stracks hingestreckt im Sand.

Mit seinem Häufchen Reiterey
Hieb Seydlitz mörderlich;
Welch ein Gemetzel, welch ein Geschrey:
„Wer kann, der rette sich!"

Franzose, nicht an Mann und Pferd,
An Heldenmuth gebricht's.
Was hilft dir nun dein langes Schwert,
Und groſser Stiefel? Nichts?

---

*) Graf d'Aumale, Chef der furchtbaren französischen Artillerie, dessen Vetter d'Aumale, der sich bey Eroberung von Minorca hervorgethan, und der berühmte Obrist Brijot, nebst mehr als hundert Officieren, und mehr als tausend Artilleristen liessen sich verlauten: die Preussen sollten ihnen kein Haar verbrennen, und wenn ihre 6000 Mann die Schlacht verloren, so wollten sie solche wieder gewinnen.

Dich jagt der schwärmende Husar
Mit einem wilden Blick.
Nur drohend, bracht' er eine Schaar
Gefangener zurück.

Reicht ihm der Ritter und der Graf
Die Orden Ludewigs,
Geduldig wie ein frommes Schaf
Zum Zeichen seines Siegs:

So fordert er kein Menschenblut,
Schenkt ihm das Leben gern,
Und spricht mit ihm vom Heldenmuth
Des Königs, seines Herrn.

Den Bittenden verschonet er,
Den andern haut er scharf!
Vergnügt, wenn er zu seiner Ehr'
Kein Blut vergieſsen darf.

O, welch ein Schlachtfeld, welche Flucht!
Wo blieb der groſse Mond?
Wo rufen sie voll Siegessucht;
„Der Hunde nicht verschont!"

Willkommen war die dunkle Nacht
Dem Reiter und dem Roſs,
Das langsam anfing seine Schlacht,
Geschwinde sie beschloſs;

Und allem Volke, das vom Neid
Hinein gezwungen war,
Aus allen Landen weit und breit,
Am zehnten Januar.

Dem Pfälzer, der vor Schmerz nicht lief,
Starr haltend seine Hand:
Still stand, und „Himmel! Himmel!" rief,
„Mein Finger ist verbrannt!"

Dem Trierer, welcher guten Muth
In langen Beinen fühlt,
Im Laufen stürzt, und Nasenblut
Für Wundenströme hielt.

Dem Franken, der erbärmlich schrie,
Wie eine Katz' im Fang',
Geberden macht, als macht' er sie
Auf einer Folterbank;

Und als er hinter sich den Tod
Von Bergen kommen sah,
Andächtig betete zu Gott,
Und sprach: „da kommt er ja!"

Dem Bruchsaler, dem armen Tropf,
Der Fluch und Segen sprach,
Sich zu verstecken seinen Kopf
In Weiberhaube stach;

Und seinen groſsen Knebelbart
Abschnitt, und einen Pfahl,
Zu springen schnell nach Frosches Art,
Von einem Weinberg stahl.

Dem Schweizer, der auf seiner Flucht,
„Hoch lebe Friedrich!" rief,
Unaufgeschwellt von Siegessucht,
Gern laufen sah und lief!

Und sagte: „Bruder! Friedrich ist
„Ein rechter Schweizerheld,
„Ein Tell! Gott hilft ihm wider List
„Und Macht der ganzen Welt!"

Dem Schwaben, der mit einem Sprung,
Mit bergansteh'ndem Haar,
Von Roſsbach bis nach Amelung,
In seiner Heimath war.

Dem Paderborner, welcher Gott
Hoch pries und seinen Sporn,
Und doch von kaltem Schrecken todt
Ankam zu Paderborn.

Dem Nürenberger, dessen Witz
Umrennte, wie sein Tand,
Gefühlt vom ersten Waffenblitz,
Starr ward, und stille stand.

Dem Münstermann, der kriechend schlich
In dicker Finsterniſs,
Voll Furcht und Hunger, ritterlich
In Pumpernickel biſs.

Dem Cöllner, welcher rothes Blut
Verglich mit weiſsem Wein,
Und sprach: wie gut wär' es, wie gut,
Bey meiner Braut am Rhein!

Dem Würtemberger, der sein Pferd
Aus dem Geschwader riſs,
Mehr flog, als ritt, Pistol und Schwert
Zum Teufel von sich schmiſs.

Und dem bezahlten Maynzer auch,
Der ohne Hut und Herz,
Saſs hinter einem Dornenstrauch,
Beweinend seinen Schmerz.

„Flieh," riefen tausend, „Bruder, flieh!
„Sie kommen, sie sind da!"
Auf ihren Bäuchen lagen sie,
Und bathen Leben. Ha!

Wir gaben es. Der Menschenfreund,
Der groſse Friederich
Demüthigt seinen stolzen Feind,
Und dann erbarmt er sich.

Er siegt! — — Fürtrefflicher Gesang,
Wir haben noch zu thun,
Halt ein, und werde künftig lang,
Wenn wir von Arbeit ruhn.

Wen Friedrich, oder Gott durch ihn,
Das groſse Werk vollbracht,
Gebändigt hat das stolze Wien,
Und Deutschland frey gemacht.

Wenn er im Schooſs' des Friedens ruht,
Mit Lorbeer-vollem Haupt,
Nicht müſsig, täglich Wunder thut,
Und keine Wunder glaubt.

Nachtwachend seiner Völker Glück
Und Wolfahrt überlegt,
Und Gnäd' und Huld im scharfen Blick
Der groſsen Augen trägt;

Zu Potsdam groſse Weisen lies't,
Nach Weisheit Thaten miſst;
Und mehr als alle, die er lies't,
Ein groſser Weiser ist!

Dann sing' uns alle Thaten vor,
Die wir mit ihm gethan,
Der Enkel hab' ein lauschend Ohr,
Und steh' und gaff' uns an!

Jetzt folgen wir dem Menschenfreund,
Den Blick gekehrt nach Wien,
Zu schlagen einen andern Feind,
Und lassen diesen ziehn.

Siegeslied

nach der Schlacht bey Lissa.

Den 5. December 1757.

Im allerhöchsten Siegeston,
Mehr Psalm als Siegeslied;
Stolz, wie der Feind, eh' er geflohn,
Bescheiden, wie er flieht;

Stolz, aber minder stolz, als er,
Bey'm Glück in seinem Krieg;
Fürtrefflich, nicht fürtrefflicher,
Als der erfocht'ne Sieg;

Stark, wie der Krieger, welcher schlug;
Sanft, wie der Friede doch;
Hoch, wie des Adlers Sonnenflug,
Voll Gottes Wunder, hoch!

Erhaben, wie des Helden Geist,
Der Ueberwinder ist;
Wahr, daſs selbst Feind den Sänger preis't;
Gottdankend, wie ein Christ;

Kühn, wie der Löwe von sich schaut,
Im königlichen Gang;
Wie krieg'rische Trompete laut,
Erschalle mein Gesang!

Denn überwunden ist der Feind,
In Staub ist er gelegt,
Verherrlichet der Menschenfreund,
Der Gottes Rache trägt!

Gebändiget das stolze Wien,
Gestürzt in dunkle Nacht;
Und, Brüder! Gott hat Sieg verliehn
Dem Rechte, nicht der Macht.

Drum singet herrlichen Gesang!
Wien zittere darob!
Triumph! dem groſsen Gott sey Dank,
Dem groſsen Friedrich Lob!

Ein Starker, ein Allmächtiger
Gewann für ihn die Schlacht."
„Als Rächer will ich," sprach der Herr,
„Zertreten ihre Macht."

„Vernichten will ich ihren Bund;
„Würgengel, steig herauf!
„Nimm, Hölle, nimm in deinen Schlund
„Die Schaaren Todter auf!"

„Warum verschmähn, in stolzer Pracht,
„Der Erde Fürsten mich?
„Verlassen sich auf ihre Macht,
„Stehn wieder Friederich?“

„Sind seiner groſsen Seele feind,
„Die ich in ihn gelegt?
„Und machen, daſs der Menschenfreund,
„Gezwungen Waffen trägt?

„So trag' er meine Rache dann,
„Und strafe sie!“ — So sprach
Der Herr; sein Himmel hört es an,
Sein Donner sprach es nach.

Und Friederich ward neuen Muths,
Und neuer Weisheit voll,
Betrübt, daſs er des Menschenbluts,
Nicht schonen kann, nicht soll.

Was, Brüder, that er in der Nacht,
Indem er dem Genuſs
Der Ruh' entsagte, nach der Schlacht?
Er faſste weisen Schluſs.

Den Feind bey Roſsbach, den sein Arm
Berührte mehr, als schlug,
Fast zu barmherzig; und den Schwarm
Der Hofraths Waffen trug!

Der, armes Sachsen, dein Barbar,
(Verwüstung zeichnet ihn,)
Nicht aber dein Erretter war, — —
Den, Brüder, lieſs er fliehn!

Vor uns ging er von Roſsbach ab,
Vor ihm ging Schrecken her!
Den Tag, den er uns Ruhe gab,
Den hatten wir, nicht er!

Er geht auf seiner Heldenbahn
Unaufhaltsam; er geht
So fort, als hätt' er nichts gethan,
Bis er am Ende steht.

Wir trafen ihn bey Groſsenhain,
Und hörten vor ihm her
Den Flüchtigen um Leben schrey'n.
Er gab ihm Leben; Er!

Der Haddick, welcher nach Berlin
Des Krieges Greuel trug,
Den, Brüder, sahn wir alle fliehn,
Daſs ihm das Herze schlug.

Auch war mit seiner Heldenschar
Held Marschall nicht zu sehn;
Er kam davon, die Ursach war,
Er lief, wir muſsten gehn.

Wir kamen ohne kleinen Krieg,
Denn Friedrich war voran!
Wir kamen, singend unsern Sieg,
Bey unsern Brüdern an!

Da wallete der Helden Blut,
Zu sehn den Menschenfreund!
Da war ihr Auge lauter Glut,
Und suchte seinen Feind!

Den fanden wir sonst allezeit
Auf hohem Felsensitz,
In Lagern blöder Sicherheit,
Umschanzet mit Geschütz!

Was half, Collin! dem Grenadier,
Sieghafter Heldenmuth?
Zu muthig, Brüder, gaben wir
Gebirgen unser Blut!

Jetzt aber wurden wir verlacht,
Und stolz auf ihre Zahl,
Beschlossen sie zum Feld der Schlacht,
Blachfeld das erste Mahl.

Zu feyern groſses Siegesfest,
Zu Wien beschlossen sie;
Hum! sagte Carl, der kleine Rest
Ist unser, morgenfrüh!

Brach auf mit seinem groſsem Heer,
Das in Gedanken schlug; *)
Schwarz zog es drohender einher,
Als Donnerwolkenzug;

Bis es mit Sonnenuntergang
Sich ruhig niederlieſs,
Und Carl den Abendfeldgesang
Die Pfeifer blasen hieſs.

Da stützte mit der Rechten sich,
In stolzer Siegesruh,
Die ungeheure Last auf dich,
Du kleines Niepern du!

Du aber, Golau! zittertest
An ihrer linken Hand,
Als Tages drauf der kleine Rest
Dir gegenüber stand!

Denn fortgebracht durch Kriegesschritt,
Eh' als sie sich's versah,
Stand er, er stand mit starkem Tritt
In langer Mauer da!

---

*) Man sagte den östreichischen Soldaten: „Die preussische Wachtparade solle aufgehoben werden."

Welch hoher, wunderbarer Glanz,
Uns allen wunderbar,
Erfüllte da die Gegend ganz,
Wo der Gesalbte war!

Wo Er, der Geist von unserm Heer,
Anordnete die Schlacht,
Sah, wo zu überwinden wär',
Mit kleiner, groſse Macht.

Starr mit den Augen stand der Feind,
Als er ihn sah, wie wir;
Was war es? Schwebte, Menschenfreund,
Ein Engel über dir!

War er im Wetter des Gefechts
Dein Engel? Schützt er dich?
Dich, Lust des menschlichen Geschlechts!
Dich, unsern Friederich!

Hat er dein groſses Herz erfüllt
Mit weiser Tapferkeit?
Wie? oder war, in Glanz gehüllt,
Gott selbst mit dir im Streit?

Ein Wunder aller Augen war,
Als wir dich wieder sahn,
Daſs tausend schreckliche Gefahr,
Dir, Vater! nichts gethan.

Zehn tausend Donner brachen los,
Zehn tausend folgten nach;
Groſs war des Todes Ernte, groſs!
Laut tausend Weh und Ach!

Uns schreckte fürchterlich Geschütz;
Du führtest uns darauf!
Nicht Donnerschlag, nicht rother Blitz
Hielt deine Helden auf.

Auch folgt uns in Gefahr und Streit
Dein tapf'rer Ferdinand,
Zu sterben, Held! mit dir bereit,
Den Tod für's Vaterland!

Wie schwarzer Todesengel Schar,
Flohn Helden, deren Amt
Befehl an uns zu bringen war,
Die Augen, wie geflammt.

Ein Wort, so thaten Roſs und Mann
Das ganze Todeswort!
Griff donnervolle Schanzen an,
Schlug deine Feinde fort!

Grausame kriegerische Lust
Zu tödten war noch nicht
Gekommen sonst in uns're Brust,
Getreten in's Gesicht:

Jetzt aber, Vater! hatten wir
Nicht Herz, wir hatten Wuth,
Wir sahn den Feind mit Mordbegier,
Wir dürsteten sein Blut!

Wir stampften todtenvolles Feld,
Zu haben blut'gen Sieg!
Warum empört die ganze Welt
Sich wider dich in Krieg?

Wir brannten alle feuerroth,
Hoch hob sich unser Herz!
Wir waren alle lauter Tod,
Und Tod war unser Scherz.

Zu rächen jeden Tropfen Blut,
Der unter Bevern floſs,
War alles Feuer, schäumte Wuth,
Schnob Rache Mann und Roſs!

Unmenschlich, gaben wir nicht mehr
Dem Bitten und dem Flehn
Der Knieenden vor uns Gehör,
So schnell es sonst geschehn!

Wir holten auf der schnellen Flucht
Des Feindes Fersen ein!
Warum war er voll Siegessucht?
Gestrafet muſst' er seyn!

Nicht Tiger, menschliches Geschlecht,
Glühn wider sich, wie du!
Wir, Menschen, riefen im Gefecht,
Sterbt, Hunde! Menschen zu.

Doch Kriegesmuse! singe nicht
Die ganze Menschenschlacht;
Brich ab das schreckliche Gedicht,
Und sag': Es wurde Nacht!

Und sage: Friederich, der Held,
Dacht' einsam: „Grofser Sieg,
„Berede doch die ganze Welt,
„Zu endigen den Krieg;"

„Weil Gott mir sichtbar hilft, mein Heer
„Durch ihn die Schlacht gewinnt,
„Und Völker wie der Sand am Meer,
„Ihm Spreu im Winde sind!"

An die Musen.

Was hängt die Leyer des Homer
In eurem Tempel hier
So müſsig? — Gebt sie eilends her,
Ihr Musen, gebt sie mir!

So lange König **Friedrich** ficht
Für Gott und Vaterland,
So lang', ihr Musen, nahm ich nicht
Die Leyer in die Hand!

Der Geist, den mir Apollo gab,
Hat sich nach ihr gesehnt;
Spannt aber von den Saiten ab,
Die, welche Schlachten tönt.

Apoll und **Friedrich** sind zurück
Nach ihrem Sanssouci,
Mars hört sie reden, von dem Glück
Der Völker reden sie.

Drum Kriegeston und Schlachtgesang
Soll nun vergessen seyn:
Gesungen werde **ſüſser** Klang,
Getrunken ſüſser Wein!

Preuſsische Kriegslieder.

1.

Ich bin ein Preuſse! stolz bin ich,
Daſs ich ein Preuſse bin!
Der Landesvater Friederich
Ist Held in groſsem Sinn!

Ist Held: Er sieht mit Falkenblick
Des Vaterlandes Wohl,
Und weiſs, daſs seiner Kinder Glück
Der Vater machen soll;

Ist Held: Er möchte Trug und List
Verbannen aus der Welt!
Ist Held: Er gibt Gesetz' und ist
Der erste, der sie hält;

Ist Held: Wer ihm in's Auge sieht,
Sieht einen Genius
Der Menscheit, sieht, wie stark er glüht
Von Lieb' und Herz-Erguſs.

Ist Held: Er bietet keinem Trutz,
Giebt Frieden aller Welt,
Wird aller Unterdrückten Schutz
Für Worte, nicht für Geld!

Ist Held in Weisheit, in Verstand,
In Sanftmuth, in Geduld!
Ist Held, das weiſs das Vaterland,
In Güte, Gnad' und Huld!

Der Landesvater Friederich
Ist Held in groſsem Sinn!
Ich bin ein Preuſse, froh bin ich,
Daſs ich ein Preuſse bin!

2.

Wir halten Frieden ewiglich
Und bauen unser Feld,
Und unser Vater Friederich
Ist gern ein Friedensheld!

Wenn aber einer Listen hegt,
Und krieg'rischen Verstand
Kehrt wider uns, und Waffen trägt
In unser Vaterland:

Dann steht der Pflug, dann lassen wir
Die Kinder und das Weib,
Und gehn, Soldat und Officier,
Dem Einen auf den Leib!

Und fodern Ehrlichkeit, und scheu'n
Nicht Säbelhieb und Stich;
Wir zwingen ihn, gerecht zu seyn,
Wie unser Friederich;

Und wenn er's ist, dann löschen wir
Die Kriegesfackel aus;
Und gehn in Frieden, singend Dir,
Du Friedensgott, nach Haus!

Sehn wieder uns'rer Hütten Rauch,
Und bauen unser Land:
O, Joseph, bautest du doch auch
Dein schönes Ungerland!

An das Preuſsische Kriegsheer.

Hinaus in's Kriegesfeld zur Schlacht,
Hinaus, du Kriegesheer,
Das seinem Volke Ruhm gebracht,
Hinaus, und bring' ihm mehr! —

Unzählbar, wie der Sonnen Staub,
Aufbrausend wie das Meer,
Voll Siegeswahn und Gier nach Raub,
Schwoll Feindesmacht daher!

Du flogst und widerstandest ihr,
Daſs sie nicht höher stieg;
Fall war ihr Loos; sie fiel und dir
Ward Glück und Ruhm und Sieg! —

Auf, auf! dir zeigt die neue Bahn
Zum Ruhm dein Friederich!
Er schwingt sein Schwert und geht voran
Dem Feinde fürchterlich!

Die königliche Fahne weht
Entgegen deinem Blick;
Die hohe Kriegesmuse geht
Mit dir, und singt dir Glück!

Bald singt sie deine Thaten all'
Den späten Enkeln vor,
Und durch die Lüfte dringt der Schall
In beyder Welten Ohr! —

Wo bin ich? — Ha, wie dumpf und schwer
Brüllt der Karthaunen-Tod!
Er tritt auf Leichen hoch einher,
Von Menschenblut so roth!

Das wilde Streitroſs stampft und bebt
Und riecht im Pulverdampf
Die Schlacht, es bäumt sich und erhebt
Den Kopf, und wiehert Kampf!

Der Kampf beginnt, die Kämpfer schrey'n:
Wie? — trennt der Himmel gar
Sich von einander? stürzt er ein
Mit Feuer auf die Schar? —

Was seh' ich? — Ha, der stolze Feind
Stürzt unter'm Siegeswahn:
Der Sieg ist dein! Gott ist dein Freund,
Sein Arm hat es gethan! —

Auf dann, ergreift das Heldenſchwert,
Und wen von dir der Sieg
Zum Opfer ſeiner Wuth begehrt,
Der ſterbe gern im Sieg!

Er endet glorreich als ein Held,
Den kurzen Lebenslauf,
Und bey Schwerin und Winterfeld
Stellt man ſein Bildniſs auf!

Auf dem Marsch ohnweit Lissa.

Auf diesem Hügel saſsen wir,
Sahn uns'res Sieges Frucht,
Sahn unsers Feindes Musketier
Und Reiter auf der Flucht!

Der Schrecken Gottes trieb sie fort:
Sie liefen taub und stumm
Aus ihrer Schlacht, von Ort zu Ort,
Sahn sich nicht einmal um!

Wir aber saſsen Mann bey Mann,
Und dachten keinen Spott,
Und stimmten, all' auf einmal, an:
Nun danket alle Gott!

O dieses Lied ihm singen so!
So preisen seine Macht,
Gehn wir, wir alle, frey und froh
Noch einmal in die Schlacht!

Lied am Geburtstage des Königs.

1778.

Der König lebe! denn er ist
Der bravste Mann im Reich!
An Kriegesmuth und Kriegeslist
Den alten Helden gleich!

Der König lebe! denn er heiſst:
Der Eine groſse Mann,
Dem jeder seinen Heldengeist
Im Auge sehen kann!

Der König lebe! denn er war
Wie noch kein and'rer Held,
In Thaten hehr und wunderbar,
Zum Staunen aller Welt!

Der König lebe! denn er geht
Auf seiner Heldenbahn
Mit so bescheid'ner Majestät,
Als hätt' er nichts gethan!

Der König lebe! denn er ist
Der erste Patriot,
Der keine Vaterpflicht vergiſst
In Kriegs- und Hungersnoth!

Er lebe, hochgefeyert, hoch;
Die längste Lebensfrist,
Bis Seines gleichen einmal noch
Auf Erden wieder ist!

Unsere Kriegessänger.

Das Chor.

Wir singen! der ist unser Freund,
Wer das Gesung'ne singt;
Wir singen; der ist unser Feind,
Wer aus dem Ton' uns bringt!

Wir singen, wer sein Leben kürzt
Für Gott und Vaterland;
Wir singen, wer Tyrannen stürzt,
Die Waffen in der Hand!

Wir singen Morgens, eh' es tagt,
Des guten Gottes voll,
Den König, der dem Kaiser sagt,
Daſs er nicht nehmen soll!

Wir singen Abends, wenn die Nacht,
Vom blauen Himmel sinkt,
Den König, der durch eine Schlacht
Zur Wiedergabe zwingt!

Wir singen Ihn im Eichenhain,
Wir fangen, fangen an,
Und welcher will gesungen seyn,
Der sey ein braver Mann! —

Einer.

Wer seinen Feind bezwingen kann,
Mit unerschrocknem Heldenmuth,
Und schreibt die Thaten, die er thut,
Der ist, der ist ein braver Mann!

Ein zweyter.

Und der ist auch ein braver Mann,
Wer, wo der Feind in Schanzen steht,
Um ihn herum so weislich geht,
Daſs er nicht mehr d'rin stehen kann!

Ein dritter.

Und der ist auch ein braver Mann,
Wer ohne Schwertschlag seinen Feind,
Der einen groſsen Held sich meint,
Mit einem Marsch bezwingen kann!

Ein vierter.

Und der ist auch ein braver Mann,
Wer tapferer als listig ist,
Und Krieges-Kunst und Krieges-List,
So gut wie Muth nicht leiden kann!

Ein fünfter.

Und der ist auch ein braver Mann,
Der sich bezwingt, wie seinen Feind,
Und was er ist so wenig scheint,
Daſs man's an ihm nicht sehen kann!

Einer.

Ach, gebe doch der liebe Gott,
Daſs es in Vaterlandes Noth
An braven Männern nicht gebricht,
Bis zu dem jüngsten Weltgericht!

Ein zweyter

Ach, gebe doch der liebe Gott
In dieser Vaterlandes-Noth,

Daſs unſ're braven Männer leben,
Die gegen Unrecht und Gewalt
Ihr blankes Heldenſchwert erheben!

Alle.

Und daſs ſie uns und unſern Feinden bald
Den edlen Frieden wieder geben!

Als des Grenadiers noch junger Zeltbruder geblieben war.

Er hat gewandelt, hat gethan
Auf seiner kurzen Lebensbahn,
Ihr Brüder, immer brav!
Er war, ihr Brüder, unser Freund!
So warm, als wie, wenn er den Feind
In freyem Felde traf!

Er ist gewichen keiner Macht!
Gefallen ist er in der Schlacht,
Wie tapfer und wie schön!
Er lebt im hohen Sternenzelt,
Von wannen Kleist und Winterfeld
Auf uns're Thaten sehn:

Wir Augenzeugen alle, sahn
Auf seiner kurzen Lebensbahn,
Im Gang' auf seinen Feind,
Bescheiden seinen Heldenmuth,
Und auf der Erde schönes Blut,
Und wer hat nicht geweint?

Marschlieder.

1.

Krieg ist mein Lied, weil Friede nicht
Des Feindes Sache war!
Krieg ist beschlossen! Krieg ist Pflicht,
Das Land ist in Gefahr!

Auf denn zu Waffen! auf zu Krieg!
Schon steht der Streiter da;
Schon träumt er Heldenruhm und Sieg,
Singt schon: Victoria!

Kein Droherauge, keinen Spott,
Du, der vom Felsen sieht!
„Victoria! mit uns ist Gott!“
Das, das ist unser Lied!

Mit uns ist Gott! Auf deine Macht
Geh'n wir den Kriegerschritt!
Und nehmen immer in die Schlacht
Gott in den Herzen mit!

Wir haben nicht den Durst nach Streit,
Du, Droher! du hast ihn;
Krieg kommt gezogen weit und breit,
Aus Petersburg und Wien!

Wir lieben: die Gerechtesten
Zu seyn, in aller Welt!
Und bau'n in unserm Preuſsischen
Am liebsten unser Feld.

Trotzt aber Stolz, und Hohn und Spott,
Dann brechen wir hervor!
„Victoria! mit uns ist Gott!"
Singt dann das ganze Chor,

Das Hohn und Spott nicht leiden kann,
Das ihm entgegen geht,
Und ihn erreicht, und Mann bey Mann
Ihm gegenüber steht;

Nichts achtet seine Kriegesmacht
Und seine Kriegeslist,
Und nur sich umsieht, wo zur Schlacht
Ihm beyzukommen ist,

So, daſs er seine Herrschbegier
Und seinen Muth verliert! —
Das aber überlassen wir,
Dem Weisen, der uns führt!

2.

Von unsern Vätern lernten wir,
Die Waffen in der Hand,
Des Kriegers edle Ruhmbegier,
Und Tod für's Vaterland!

Verstand führt uns in's Kriegesfeld
Und auf den starken Feind,
Der endlich von der ganzen Welt
Monarch zu werden meint!

Dem Starken aber treten wir,
In seinen Heldenlauf,
Und halten seine Herrschbegier
Mit guten Worten auf;

Sehn, daſs die guten Worte nichts
Vermögen über sie;
Sehn eines drohenden Gesichts
Furchtbare Despotie!

Sehn umgestürztes Gleichgewicht,
Wie jeder Patriot,
Und fechten, wie die Freyheit ficht,
Auf Leben und auf Tod!

3.

Wach' auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge;
Dem Geber aller Gaben,
Die wir Erschaffnen haben!

Ihm danken wir die Stärke
Zu jedem guten Werke,
Die guten Herzensgaben,
Und alles, was wir haben!

Aus seines Herzens Fülle,
Kommt uns der gute Wille,
Das Gute zu vollbringen,
Das Böse zu bezwingen!

Wenn wir mit uns in Kriegen
Uns selber nicht besiegen,
Dann wird's uns nicht gelingen,
Den andern Feind zu zwingen!

Darum, o Herr! verleihe,
Daſs ich mit aller Treue
Das Gute gern vollbringe,
Das Böse gern bezwinge.

Dem lieben Vaterlande
Mach' ich dann keine Schande,
Für Vaterland und König
Thu' ich dann nicht zu wenig!

Dann schlag' ich seine Feinde,
Dann singen meine Freunde,
Gar lieblich anzuhören,
Ein Loblied mir zu Ehren!

Stolz soll's in mich nicht bringen,
Sie mögens immer singen!
Nach Ehr' und Ruhm zu geizen,
Soll's nur noch stärker reizen!

4.

Den Braven sing' ich, der noch lebt,
Der eine That verschweigt,
Die ihn zum Sitz der Götter hebt;
Der keine Wunde zeigt;

Genannt nicht seyn will, nicht gelohnt
Für die verschwieg'ne That,
Die eines Lebens nicht geschont,
Und eins erhalten hat.

Gott donnerte, da floh der Feind! *),
Floh aber langsam, floh,
Wie wenn man umzukehren meint,
Zum Ehrenfelde, so!

So floh er, und auf seine Flucht
Noch trotzend jämmerlich,
Noch krank an schwarzer Siegessucht,
Schoſs er noch hinter sich!

Und Friederich, der Feldherr, stand
In groſser Todgefahr,
An einer hohen Felsenwand,
Der Brave ward's gewahr

---

*) Schlacht bey Lowositz.

Und trat vor ihn, und stellte sich,
Auf seines Herzens Rath,
Still in den Kugelregenstrich,
Und that die edle That!

Geflogen kam ein Büchsenschuſs
Gerad' auf den, und traf
Den Feldherrn nicht! Ein Engel muſs
Mit sagen: **das ist brav!**

Er aber ging, im Gehn sich kaum
Der edlen That bewuſst!
Ging vorwärts ruhig, fühlte kaum
Den Todschuſs in der Brust!

„Was machst du?" fragte **Friederich**:
„Ich mache, was man macht,
„Wenn man heraus, so gut als ich,
„Gekommen aus der Schlacht!"

„Was steht er? Arzt, **verbind' er ihn!**"
Rief **Friederich**, der Held!
Und sah die stolzen Feinde fliehn,
Und sah in's Siegesfeld!

Mein Braver aber schlich sich fort
Zum nöthigen Verband,
Und dacht' an seines Königs Wort,
Und dacht' an's Vaterland!

Und hat nachher in mancher Schlacht,
Nach seinem Friederich,
An's Vaterland noch oft gedacht,
Und weniger an sich!

Mit eines Kriegeshelden Fleiſs
Baut' er sein Feld noch itzt!
Wie heiſst er? Seinen Namen weiſs
Der Engel, der ihn schützt!

5.

„Wie viel?" ist unsre Frage nicht!
„Wo stehn sie?" fragen wir,
Gehn ihnen näher in's Gesicht,
Wir alten Grenadier!

Und hin und wieder fällt ein Schuſs,
Den Anfang machen sie!
Wir aber machen den Beschluſs,
Die Schlacht ist noch zu früh!

„Auf tausend Schritt! hilft uns zu nichts,
„Das Pulver nur gespart!"
Feldwebels alte Weisheit spricht's,
Und streicht sich ihren Bart!

Spricht's noch einmal, sieht auf, und lacht,
Will uns Exempel seyn! —
Geht man mit Freuden in die Schlacht,
So kommt man gut hinein!

Und ist in ihr mit rechtem Ernst!
O junger Grenadier!
Wenn du Geduld zu haben lernst,
Dann steh ich dir dafür,

Daſs du dem Kriegestod entfliehst,
Dem du entgegen gingst;
Und auf der Flucht die Feinde siehst,
Und Siegeslieder singst!

6.

Zum letzten Mahle küſs' ich dich,
Mein liebes Kind! und du
Zum letzten Mahle küsse mich,
Und thu' die Aeuglein zu!

Wenn Jedermann, was ihm gehört,
Erst wieder hat mit Recht!
Und wenn der Friede wiederkehrt
In's menschliche Geschlecht;

Wenn böse Feinde nicht mehr sind
Um Vaterland und mich,
Dann komm' ich wieder, liebes Kind,
Und herz' und küsse dich!

Und pflege dein und sehe dir
Im Blick den Vater an,
Und deine Mutter hat an mir
Den bravsten Kriegesmann!

7.

Verachtung fällt auf den, der, ruhend in Gefahren
Des Vaterlandes, sich zu sparen,
Auf Polstern schlummert! Hohnblick fällt,
Auf ihn vom Sternen-Zelt!

Deswegen dränge dich, o du geliebte Jugend,
Zum Kampf mit aller deiner Tugend!
Die alten Helden gehn die Bahn,
Der Ehre dir voran!

O du! was wär's, wenn du nicht alle deine Kräfte
Hergäbst zum groſsen Kriegsgeschäfte,
Zum Schutz des Vaterlandes dich
Nicht drängtest männiglich?

Wir Greise ſäſsen dann in unsern stillen Hütten,
Wir Schwache, könnten nichts als bitten;
Der Feind fänd' uns an unserm Heerd,
Und zög' auf uns sein Schwert!

M

Er trotzt der halben Welt, trotzt schon
beynah der ganzen,
Er pfeift, wir andern sollen tanzen;
Er steht in seiner Menschenschlacht,
Und trotzt auf seine Macht!

Der Trotzer mag sich nur auf seine Macht
verlassen,
Auf seine Fürsten, seine Cassen;
Wir andern, hörend seinen Spott,
Verlassen uns auf Gott!

Gott ist des Stolzen Feind! Mit unserm
Vatersegen,
Geht, unsre Kinder! ihm entgegen,
Und kommt, gekrönt mit Ruhm und Glück,
In's Vaterland zurück!

Wir Väter wollen Euch mit Eichenlaub
umkränzen,
Ihr sollt in allen unsern Tänzen
Und Gastgelagen, Ehrenvoll
Die Ersten seyn! Lebt wohl!

8.

Ich singe Wahrheit, keinen Wahn:
Die Hölle hat sich aufgethan,
Die Zwietracht ist herausgeflogen,
Der Himmel hat sich schwarz bezogen!

Die Zwietracht fliegt von Thron zu Thron,
Man greift zu Mordgewehren schon,
Ich sehe schon die wilden Horden,
Der Bruder wird den Bruder morden!

O Vater, Vater! sieh darein!
Dein ist die Hülfe, Vater, Dein!
Ein Wort, so stürzt sich mit Gebelle
Das Weib zurück in ihre Hölle!

So klärt die Himmelsburg sich auf,
Kein Kriegeshelden-Lebenslauf
Wird aufgesucht und schön beschrieben,
Weil sich die Menschen wieder lieben!

Sieh, ew'ger Vater! doch darein!
Dein ist die Hülfe, Vater, dein!
Dein sind die Mittel, sind die Wege,
Dein ist des edlen Friedens Pflege!

O Vater, sieh, o sieh darein!
Laſs uns die Friedensstifter seyn!
Das beste Loos werd' uns beschieden,
Denn sieh, wir wollen nichts als
Frieden!

Entschluſs Soldat zu bleiben.

Soldat bin ich, und will Soldat
Bis an mein Ende seyn,
Viel lieber als geheimer Rath;
Zu dem bin ich zu klein!

Ich messe dreiſsig halbe Zoll
Und einen halben Strich,
Bin kerngesund, und ich? ich soll
Krank werden, Brüder! ich?

Da wär' ich wohl ein rechter Narr!
Gesund, als Herr Soldat,
Wär' ich wohl krank, und steif und starr,
Als Herr geheimer Rath!

Was muſs ein jeder seyn im Staat!
Wer's gut ist, der ist mehr!
Bleib' er der Herr geheime Rath;
Ich schult're mein Gewehr!

Geh' er an seinen Arbeitstisch,
Und schreib' er Tag und Nacht,
Und eſs' er Braten oder Fisch!
Komm' ich von meiner Wacht,

Sieht er, so schlaf' ich wacker aus;
Vier Tage hab' ich Ruh',
Und die bring' ich in Saus und Schmauſs,
Wie er, nicht immer zu;

Die spar' ich, wie das dumme Gold
Herr Sparmann sparen mag,
Und mache mir von meinem Sold
Noch manchen guten Tag!

Und lern' an ihm ein Bischen, was
Im Krieg' einst nützen soll;
Mitunter trink' ich auch ein Glas
Auf meiner Brüder Wohl,

Und auf des bravsten Mann's im Staat!
Sieht er, versteht er mich?
Der beste König ist Soldat,
Ist's aber mehr als ich!

Das Lied von Gott.

„Ob wohl ein Gott im Himmel ist?"
Dacht' ich in meinem Zelt;
„Krieg hat der Türke, hat der Christ,
„Krieg hat die ganze Welt!"

„Und wär' ein Gott, so müſst' er wohl
„Ein Gott des Friedens seyn! —
„Daſs all' das Böse gut seyn soll,
„Das will mir gar nicht ein!"

„Darum so scheint's, es ist kein Gott;
„Ein Gott hätt' alle Macht,
„Zu tilgen aller Spötter Spott,
„Und aller Fürsten Schlacht!"

„Was ist's, daſs er sie nicht gebraucht?
„Den Frieden nicht gebeut?
„Und daſs noch manche Stätte raucht,
„Von Kriegesgrausamkeit?"

„Ein Wort," dacht' ich. „so wär' in Ruh
„Das ganze Erdenrund!" —
„Du Maulwurf," dacht' ich gleich hinzu,
Mich schlagend auf den Mund,

„Das Erdenrund ist nun einmal
„Des Uebels Vaterland,
„Wird aber einst ein Wonnethal
„In seines Schöpfers Hand!"

So dacht' ich, und so denk' ich noch,
Und gehe meinen Pfad!
Bin, denk' ich einsam: bin ich doch
Ein ehrlicher Soldat!

Als dieser komm' ich doch einmal
Nach dieser kurzen Zeit,
Zu Gott dem Herrn in's Wonnethal
Der langen Ewigkeit!

Und sing' auf einem schönen Stern,
Ein ehrlicher Soldat,
Ein Loblied meinem Gott und Herrn,
Das sich gewaschen hat!

Das Lied vom Soldatenstande.

Ich tausche den Soldatenstand
Für keinen andern, ich!
Ich schwör's bey dir, du Vaterland!
Bey Gott und Friederich!

Vor allen Ständen ist er der,
Der fromm und glücklich macht!
Man trägt nicht immer das Gewehr,
Geht selten in die Schlacht!

Der Bauer schreitet seinen Schritt
Schwerfällig hinter'm Pflug;
Und dessen Schritte gehn noch mit,
Der die Muskete trug!

Der arme Bürger geht gebückt,
Hat keine Kraft im Fuſs,
Geht auf zwey Beinen ungeschickt,
Und scharrt uns seinen Gruſs!

Der waffentragende Soldat,
Der geht den besten Gang
Von all' den Gehenden im Staat,
Geht munter und geschlank!

Man sieht's, wie viel er glücklicher
Als Bau'r und Bürger ist,
Und daſs er's ist, das macht, daſs er
Die rechte Maſse miſst!

Ich schwör es, liebes Vaterland,
Bey Gott und Friederich!
Ich tausche den Soldatenstand
Für keinen andern, ich!

Das Lied von der Furcht vor'm Tode.

Furcht vor dem Tode! komm mir nicht
In mein Soldatenherz!
Du machst zum bläſslichen Gesicht
Mein rothes, machst mir Schmerz!

Mit Schmerz denk' ich an Weib und Kind,
Und klage jämmerlich,
Vergesse, daſs sie sterblich sind,
Und sterblicher als ich!

Zu Haus' ist man wie festgesetzt
In einer Felsenkluft!
Man fühlt die Lunge, wie verletzt!
Im Feld' ist frische Luft!

Der Tod klopft an der Fürsten Thür
Und Thor und Cabinet!
Sie müssen alle fort, wie wir,
Und quälen sich im Bett!

Das thun wir nicht! Wir sind vergnügt!
Der Tod hat seinen Sitz
Auf einer Kugel, welche fliegt
Geschwinder wie der Blitz!

Fliegt er auf uns, so gehn wir mit
Und haben keine Qual!
Zu bösem tiefen Messerschnitt
Kommt's selten nur einmal!

Und schmerzt die Wund' an Fuſs und Hand
Dem braven Grenadier;
Was macht's? — Das liebe Vaterland,
Ehrt ihn genug dafür!

Der alte Preuſse.

1797.

Wir alten Preuſsen streichen noch
Den Schnurbart, wie vor vierzig Jahren,
Als wir des Vaterlandes Schutz
Bey Roſsbach und bey Lissa waren!

Ey, wie sie liefen! „Laſst sie!" rief
Der Prinz und Seydlitz und der König.
Gottlob, den Tod für's Vaterland,
In beyden Schlachten starben wenig,

Und seiner Thaten rühmte sich
In beyden Schlachten auch nicht Einer:
„Gott half uns siegen, Gott sey Dank!"
Sprach Oberster und sprach Gemeiner.

Wer sich auf seine Kraft verläſst,
Den dummen Teufel hohlt der Geyer;
Wem Gott nicht hilft, der sieget nicht,
Und macht' er noch so starkes Feuer!

Nichts kann aus aller unsrer Noth
Uns ziehen, nichts gewaltsam reiſsen,
Als Gottes Hülfe! Gott ist Gott!
Das glaubt mir all', ihr jungen Preuſsen!

Thut Eure Pflichten, denkt an Gott,
An's Vaterland, an Eure Freunde,
(Der König ist der Erste Freund:)
Dann schlagt ihr alle Eure Feinde!

Beruhigung.

Menschenblut ist nicht mehr theuer,
Mäſsigung ist Unverstand;
Florumhangen hängt die Leyer,
Welche Krieg sang, an der Wand!

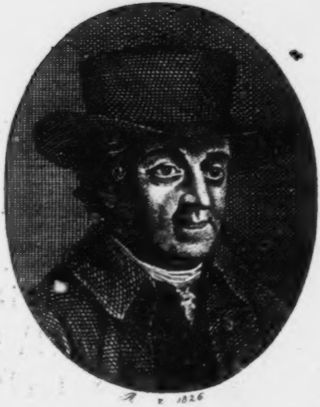
An der Wand gemächlich liegend,
Schauend traurig hin nach ihr,
Eines Säuglings Unschuld wiegend,
Schämet sich der Grenadier,

Schwatzt von Tigergrausamkeiten,
Von Verderb und Zorngericht,
Von Erschaffern böser Zeiten,
Bis er aus in Thränen bricht!

Deine Thränen, guter Alter,
Fallen auf der Vorsicht Spur;
Gott, der Eine Weltverwalter,
Wird's schon machen! Laſs ihn nur!

Justus Mösers

Patriotische Phantasieen.



J.MÖSER.

Deutsche Anthologie
oder
Blumenlese
aus den
Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Sieben und zwanzigstes Bändchen.
Möser's Phantasien.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Justus Möser wurde den 14. Dec. 1720 zu Osnabrück geboren. Er studirte zu Jena und Göttingen die Rechtsgelehrsamkeit, ward darauf Advocat in seiner Vaterstadt, und bald nachher Syndicus der Ritterschaft. In dieser Stellung leistete er, zur Zeit des siebenjährigen Krieges, dem Lande wichtige Dienste. Eine hieraus hervorgegangene Geschäftsreise nach London, trug zu seiner Ausbildung nicht wenig bey. In der Folge hatte er, während der Minderjährigkeit des Englischen Prinzen, an 20 Jahre lang, in die wichtigsten Regierungs-Angelegenheiten von Osnabrück unmittelbaren Einfluſs, und benahm sich auf diesem, in mancher Hinsicht kritischen, Posten mit groſser Klugheit, Redlichkeit und Würde. Er starb den 8. Jan. 1794 als geheimer Justizrath.

Möser nimmt unter den Deutschen Prosaikern eine vorzügliche Stelle ein, obgleich er nie als Schriftsteller zu glänzen strebte. Seine Schriften, gröſstentheils durch Amtsgeschäfte erzeugt, sind nicht nur sehr gehaltreich, sondern auch in einem originellen Style abgefaſst. Die „Patriotischen Phantasieen", woraus wir hier Auszüge geben, enthalten meist Aufſätze, welche der Verfasser vorher in dem von ihm in den Jahren 1766 — 1782 geschriebenen Osnabrückischen Intelligenz-Blättern niedergelegt hatte. Eine Sammlung dieser Aufsätze besorgte Mösers treffliche Tochter, die verstorbene Räthin von Voigt, zuerst in 2 Theilen, Berl. 1775 — 76, worauf 1778 — 86 eine neue vermehrte Ausgabe in 4 Theilen folgte, die 1804 wieder aufgelegt wurde. Es ist nicht zu läugnen, daſs durch diese Abhandlungen eine Menge wohlgereifter Ideen und Vorschläge in Umlauf gebracht worden sind, mag auch Manches nur local seyn, und hin und wieder Einiges die jetzige Zeit nicht mehr ansprechen.

Ein sorgfältiges Studium verdient auch Mösers „Osnabrückische Geschichte“, in 2 Theilen (Berl. 1780), die aber nur bis auf das Jahr 1192 geht. In seinen „Vermischten Schriften“, die Nicolai in 2 Theilen 1797 — 98) herausgab, befindet sich unter andern eine launige Abhandlung: „Harlekin, oder Vertheidigung des Groteske-Komischen", die früher schon (Hamb. 1761) erschienen war. Hier wird besonders der Unterschied zwischen Hanswurst und Harlekin aus einander gesetzt.

Mösers Biographie lieferte **Nicolai** in den eben erwähnten „Schriften." Auch **Göthe's** Wort, in dessen Werke: „Aus meinem Leben", ist voll Bedeutung.

Inhalt.

Seite.

Die Spinnstube; eine Osnabrückische Geschichte 3
Wie ein Vater seinen Sohn auf eine neue Weise erzog (aus einer ungedruckten Chronik) 22
Der erste Jahreswechsel; eine Legende 30
Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange 36
An einen jungen Dichter 44
Klage über den Buchstaben R, von meinem himmelblauen Mädchen 50

Seite.
Eine Erzählung, wie es viele gibt . . . 53
Die gute selige Frau 59
Die allerliebste Braut 66
Schreiben einer Dame an ihren hitzigen Freund 80
Die moralischen Vortheile der Landplagen 88
Trostgründe bey dem zunehmenden Mangel des Geldes 94
Der alte Rath 100
Der junge Rath 104
Etwas zur Verbesserung der Intelligenzblätter 109
Etwas zur Polizey der Freuden der Landleute 113
Der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen 121
Das abgeschaffte Herkommen; eine lehrreiche Geschichte 129

Seite.
Vorschlag, wie die Kirchhöfe aus der Stadt zu bringen 137
Reicher Leute Kinder sollten ein Handwerk lernen 147
Also ist die Anzahl der Advocaten nicht so schlechterdings einzuschränken . . 169

Mösers
Patriotische Phantasieen.

Die Spinnstube.

Eine Osnabrückische Geschichte.

Selinde, wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufname war sonst Gertraud, war die älteste Tochter redlicher Eltern, und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel möglich, alles Nothwendige in seiner gröſsten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. « Die Wissenschaften, » sagte er oft, « gehören zum Ueppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muſs man die Kräfte der Seele besser nützen. » Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebauet zu seyn, und alles Nothwendige in der grüſsten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand eben so. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhete sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächs nur bey Selinden. Ihre Rüben gingen den Märkischen weit vor; und der Bischof hatte keine andre Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesetzt; jedoch so nett von ihr gesäumt, daſs man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu seyn glaubte. Das Einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Haideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daſs es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte; und man konnte denselben um so viel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daſs sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehedem ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz; ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellerthüre gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreybeinigten Stuhle (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigten vor, weil sie sich auf demselben, ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch, auf das Geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuſse das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellerthür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt, und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich (*dortoir*) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging, und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieſs, nun aber, minder glücklich *), Boiserie genannt wird, geziert war. Des-

---

*) Pannel, *ouvrage à pans*, oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig, als

gleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsames Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andre Erbschaftsstücke verwahrt waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, lieſs sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten muſsten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stünde, und was des andern Tages vorzunehmen seyn würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schooſse zum andern, und der Vater genoſs des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bey einem Fisch- oder Vogelgarn beschäftigte, und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um

---

das erste Stück eines Schillings, seinen Ursprung hat, drückt die Sache unstreitig besser aus, als Boiserie.

Alles mit Wenigem zu sagen: so waren alle nothwendige Verrichtungen in dieser Haushaltung so verknüpft, daſs sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der gröſsten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daſs man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicherweise erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arist, der einzige Sohn seiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birn darin gegessen, welche sie ihm geschält hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen, und hatte die groſse Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmack und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schlieſsen, daſs er bey seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirthschaft nicht von ihrer besten Seite betrachtet und die Spinnstube seiner Mutter in einen Vorsaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu seyn, daſs er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuches schämte, wenn Andre in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gerne gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angesetzt, welche eine ausgesuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein so oft Arist seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er muſste manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruſs, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satyrische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. „Ist es möglich,“ sagte er einsmals gegen den Vater, „daſs Sie unter diesem Gesumse, unter dem Geplauder der

Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten Deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurückgekommen, und die Kinder können unmöglich edle Gesinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muſs nothwendig schlecht, und ihre Aufführung nicht besser gerathen. Ueberall wo ich in der Welt gewesen, haben die Bedienten ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bey der Französin; die Knaben bey dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem, und die Frau im andern Flügel. Blos der Eſssaal, nebst einigen Vorzimmern, dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfange, so soll die Spinnstube gewiſs nicht im Corps de logis wieder angelegt werden.»

«Mein lieber Arist,» war des Vaters Antwort, «ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daſs Langeweile unser gröſster Feind, und eine nützliche Arbeit unsre dauerhafteste Freundin sey. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähete. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unsre Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daſs das Spinnen die einzige Arbeit sey, welche ein Mensch bis in's höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloſs sich also dazu, und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr miſsfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens; nun lassen Sie uns auch Ihre Entwürfe als Philosophen betrachten."

„In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnigten Nächten auf den Vorposten, sich an ein schlechtes Wachtfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Commisbrod essen sehen: wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen: wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden: und wie groſs dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte! Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groſs; in der Haushaltung alle, und es muſs keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden gröſser macht, den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel, als das Kriegeshandwerk? Und sollte es vornehmer seyn, sein Leben zu vermiethen, als sein eigner Herr zu seyn, und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also nicht mit meinem Gesinde wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?»

«Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn; die Wollust sucht ihn; und der Geiz verspricht sich alles von seinen Kräften. Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde; und bey der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kleid macht nicht blos den Staatsmann: es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben seyn, daſs der Zuschnitt ihrer Mützen und Wämser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen; ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgenen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dienet mir besser, als Andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche sie nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie, sind sie versichert, daſs wir es wohl mit ihnen meinen, und sie müſsten sehr unempfindliche Geschöpfe seyn, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt und jedes Ding in demselben angegriffen werden muſs. Sie lernen gute Herren und Frauen werden. Sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten; und ihr Herz erweitert sich bey Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich Andre sonst mehr aus Stolz, als aus Religion herablassen. Ordentlicherweise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten, als Andre, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstohlene Zusammenkünfte halten. Ich muſs aber dabey bemerken, daſs ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft, und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale, oder doch brauchbare Kopien hervor.»

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutsam gemacht hätte. «Es ist einem Jeden nicht gegeben,» fiel er jedoch hier ein, «sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen; und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich. Allein unsre Umstände wollen doch einigen Unterschied haben; und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äusserliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht beweise ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daſs verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerley Gemüthsuniform erscheinenden Hofleute Langeweile verursacht, sich oft in einem Bauernhause gelabt, und ihren getreuesten Unterthanen unerkannterweise zugetrunken haben.“

„Und Sie wollten dieses verwerfen?“ versetzte Selindens Vater, mit einem edlen Unmuthe. „Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie,“ fuhr er fort, „ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie,“ (und in dem Augenblick las er die erste Stelle, so ihm in die Hand fiel): Der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte sich an nichts. „Welch eine natürliche Schilderung!“ rief er aus. „Wie sanft, wie lieblich, wie flieſsend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfärbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht, und den Kopf an einer poetischen Stanze unerschrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daſs er Alles in einen prächtigen, aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Art von Rosen verliebt? Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daſs er die Mannichfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Gröſse schildert, und durch übertriebene Vergröſserungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur Einen zu behalten. Er lieſs der Helene ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelope lieſs er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen."

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beym Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Ratzen, oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte lieſs ihn nicht zum Worte kommen, und sagte nur noch: „Ich weiſs wohl die veredelten, verschönerten, erhabenen und verwöhnten Köpfe unsrer heutigen Welt, lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läſst, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zur Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsre Würde zu verlieren. Es gibt Herren, welche in einer Dorſschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das Ihrige nicht aus der Encyklopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eignem Verstande wie aus offnem Herzen reden, allezeit gröſser seyn werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschlieſsen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten, so müſste uns der Umgang mit ländlichen unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmeres Schauspiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affekte daher schwatzen."

Wie Selinde merkte, daſs ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eignen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daſs sie sagte: sie würde sich's von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daſs er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen lieſse. Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daſs er auf einmal die Satyre vergaſs, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen; doch sagte sie endlich: „Die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiſs zum voraus, daſs sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen seyn werden." Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daſs Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie Beyderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeittag ging fröhlich vorüber, und wenn gleich Arist sich an demselben in seiner schönsten Gröſse zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluſs nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Armen im Dorfe neu; nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drey Speisen und gutes Bier, welches im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beyfallen lassen, der Braunabrung zum Nachtheil, das Wasser gesünder zu finden. Die Braut trug ihr Haideblümchen, und die liebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Reizungen. Sie war weiſs und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie, nach der Abrede, in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Putz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte: so würde man sie doch eben so wenig verstehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik *) von gemützerten, geflützerten, verschnittenen und verzattelten, von kleinspalt, kogeln, sorkett und disselsett lieset.

Selinde, die alles was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielte ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernt hätte. Sie stand spät auf, saſs bis um neun Uhr am Kaffeetische, putzte sich bis um zwey, aſs bis um vier, spielte bis acht, setzte sich wieder zu Tische bis zehn, zog sich aus bis um zwölf, und schlief wieder bis acht; und in diesem einförmigen Zirkel verfloſs der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arist allmählig an, Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgesinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war vieles verloren, vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein Ansehnliches mehr als sonst verzehrt. Er muſste sich also entschlieſsen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr, da das Probe-

---

*) Fasti Limburg. S. 18.

jahr zu Ende ging, schien sie allmählig mit einem Blicke zu fragen, wiewohl mit aller Bescheidenheit und nur so, daſs man schon etwas auf dem Herzen haben muſste, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arist in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooſs setzten und mit einem stählernen Haken an eben der Stelle beſeſtigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehte das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eins für Selinde kommen lassen, und für sich ein Gestell, zu knöthen. Denn die Mannspersonen fingen eher an zu knöthen, als zu trenseln *). Ehe sich's Selinde versah, rückte Arist mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor, und gedachte damit eine Wendung gegen sein feyerliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das charmante Rädchen mit einer unendlichen

---

*) Das Trenseln, welches vor dreyſsig Jahren Mode war, bestand darin, daſs man goldne und silberne Borten, auch seidne Zeuge in ihre Fäden auflöſete.

Menge Berlocken wäre geziert gewesen. Sie wuſste zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sah doch ganz wohl ein, daſs dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze seyn sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arist aber machte Knötchen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neuigkeit vorüber, so fühlte Arist selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändeley. Längst hatte er eingesehen, daſs nichts, als nützliche Arbeit, die Zeit verkürzen und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniſs war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden, jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhafte Ueberzeugung, da die Noth sich bey ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schiene, daſs sie Recht behalten würde . . . .

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug zu wissen, daſs Selinde den Sieg und eine ganz neue Spinnstube erhielt, woraus sie, wie zuvor, ihre Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arist nicht, daſs sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten, und die Damen, so ihn besuchten, wie im Menuet, von der Rechten zur Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt; und Jedermann weiſs, daſs sie beyde unter Rädern und Kindern ein sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabey, daſs die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen, und daſs sie, zum Andenken derselben, eine dergleichen auf dem Schlosse zu Iburg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

Wie ein Vater seinen Sohn auf eine neue Weise erzog.

(Aus einer ungedruckten Chronik.)

Zu dieser Zeit war auch ein Mann, dem brachte seine Frau einen gar hübschen jungen Sohn, und er lieſs ihn ganz philosophisch erziehen; mit bloſsen Füſsen auf den Steinen und ohne Hut im Regen. Und damit der Junge ſein wahr in seinen Reden, recht stark in seinem Vorsatze, und in allen Ausführungen unerschrokken werden möchte, so muſste er jede Sache ausdrücken, wie er sie erkannte oder empfand, und sein Wille durfte gar nicht gebeugt werden. Und der Knabe ward recht gröſs und stark, und hatte Muskeln, die einen ganzen Kerl zeigten. Und der Vater brachte den jungen Kerl, wie er ausgewachsen war, an den Hof seines Königs, der ihn sehr gnädig aufnahm und sich ob der Aufrichtigkeit und Stärke des Burschen sehr verwunderte; auch freuten sich alle Hofdamen seiner. Es währte aber nicht lange, so kamen viele Klagen an den König. Der junge Kerl hatte die Gewohnheit, daſs er allen Lügnern ins Gesicht spie und jedem Verläumder auf der Stelle einen Zahn ausschlug, wodurch der Hof in kurzer Zeit gar erbärmlich verunstaltet wurde. Da lieſs der König den Vater kommen und sagte zu ihm: er hätte ihm da einen jungen Löwen gebracht, der sich zwischen die Hirsche im Hofthiergarten nicht recht schickte; er möchte ihn also wieder heim nehmen und in den Wald versetzen. Und als der Vater ihn darauf in den Wald unter die andern Löwen thät, da war er ein Löwe wie andre Löwen, doch brüllten die andern noch trefflicher als er. Indessen lieſsen alle Hofleute ihre Jungen eben also erziehen, um sie nicht auch der Gefahr auszusetzen, dereinst ihre Zähne zu verlieren, oder sich ins Gesicht speien zu lassen. Und es war eine Freude anzusehen, was für baumstarke Kerls um den König waren, und wie sie wähnten, es mit allen Bauern im Dorfe aufnehmen zu können. Und die Hofdamen folgten ihrem Beyspiele und zogen Dirnen auf, die mit einem Malter Korn wie mit einem Federmuffe davon lieſen. Und der ganze Hof ward so ausgebildet, daſs der Mensch am Hofe dem Menschen auf dem Lande fast völlig gleich wurde. Doch konnten sie diesen nicht ganz erreichen, weil er der Mutter Natur im Schooſse saſs und ihr die besten Lehren vom Maule wegnahm.

Und der Gärtner pflanzte dem Könige lauter Eichen in seinen Garten. Aber der König ward zornig darüber und sagte: er hätte seinen Hofgarten dazu, daſs darin Blumen und Pfirschen und Trauben wachsen sollten; und verwies es dem Gärtner, daſs er ihn mit lauter Eichen besetzte. Und wie der Gärtner ihm hierauf eine lange Lobrede auf die Schönheit und Stärke der Eichen hielt, so antwortete ihm der König: er liebte die Eichen auch, aber nur im Walde, und in seinem Garten wäre ihm ein Spalierbaum lieber. Und der Gärtner gehorchte, und der Garten trug Rosen und Lilien und Tulipanen, und Zwergbäume von allerhand Früchten, die lieblich anzusehen und zu genieſsen waren.

Und der König versammelte alle Weisen seines Landes und sagte zu ihnen: er hätte einen Hund, eine Katze, eine Maus und einen Vogel so erzogen, daſs sie mit einander in seinem Zimmer ruhig herumgingen und aus Einem Geschirre zusammen fräſsen. Und nun wollten böse Leute sagen, es wäre dieses eine schlechte Katze, weil sie ihre Natur so sehr verändert hätte. Aber die sieben Weisen, welche gar wohl merkten, daſs der König von seinem Hofgesinde redete, zankten sich trefflich und sprachen: eine Katze, welche sich täglich ihre Maus hole, sey besser, als zehn andre, die solches nicht thäten; diese wären bloſse Heuchlerinnen und Schmeichlerinnen, und bisweilen noch dazu sehr falsch. Aber der König befahl, seiner Katze täglich eine gebratene Taube zu geben. Deſs war sie sehr froh, und lachte über die Weisen, welche ihr für die gebratenen Tauben rauhe Mäuse geben wollten.

Und die Dirnen, welche auf die neue Art erzogen waren, kamen auch an Hof, und hatten breite Füſse und hohe Leiber. Und die Weisen bewiesen es dem Könige klar, daſs man den Kindern, ehe und bevor sie völlig ausgewachsen wären, keine Schuhe anziehen dürfe, so daſs es auch Keiner wagte, ein Wort dagegen zu sagen. Tausend und aber Tausend wären gefallen, und hätten sich den Hals zerbrochen, blos weil sie nicht recht fest gestanden hätten. Und die Weisen zeigten eben so klar, daſs nichts gefährlicher sey, als den Leib einzuschnüren, und das mit so vielen Gründen, daſs es langwierig werden würde, sie alle zu erzählen. Und den Dirnen platzten die Schuhe, welche ihnen der Hofschuster gemacht hatte, von den Füſsen, und ihre dicken Leiber gefielen dem Könige nicht. Da das die Dirnen merkten, wollten sie ihm baſs gefallen, und herzten ihn recht kräftig. Aber dem Herrn König war das nicht immer gelegen, er wollte viel jagen und wenig schieſsen. Und darauf waren die Dirnen nicht abgerichtet; sie hieſsen das eitel Verstellung und liebten die Wahrheit.

Und es begab sich, daſs der König einstmals jagte in der groſsen Senne, und die Jäger sahen ein Thier laufen, das glich einem Affen und schien doch kein Affe zu seyn, und das lief nicht allein auf der Erden, sondern auch auf die Bäume, und setzte durch die Ströme, so daſs es weder der König, noch die Jäger, noch die Hunde einholen konnten. Endlich aber wurden die listigen Leute des wunderbar schnellen Thieres Meister und brachten es gen Hof. Und siehe, es war ein wildes Mädchen, das lief auf allen Vieren, schneller wie ein Reh, und konnte allerley Thiere fangen im Wasser und auf Erden. Und das Mädchen brauchte keine fünf andere, um sich zu putzen, und die Weisen bewiesen dem Herrn Könige, daſs die Menschen geboren wären, auf Händen und Füſsen zu laufen, und daſs es der gröſste Grad der Freyheit wäre, wenn man so wenig von einem Schneider als einem Schuster abhinge, sondern sich in allem selbst fertig machen könnte. Und das Mädchen konnte die Weisen nicht leiden, und biſs ihnen in die Waden; und der König sprach: «Wehrt dem Mädchen nicht, denn es ist Freyheit.»

Darnach begab es sich abermals, daſs der König kam in den Wald, und der Forstmeister hatte denselben sehr ausgelichtet, so daſs man nichts sahe, als groſse, starke und schöne Eichen. End der König sprach: «Lieber, warum hast Du das gethan? Braucht mein Gärtner doch auch Zaunholz und mein Müller Krümmlinge! Laſs künftig auch etwas Dickicht stehen, damit das Wild sich darin verberge!» Und er befahl seinem Forstmeister, die jungen Bäume aufzuschneiteln, wo ihrer viele bey einander stehen müſst[illegible], oder sie doch an einigen Orten so zu ziehen, daſs mehrere bey einander Raum hätten. Und der Forstmeister gehorchte, und zog dem Könige auch Stangen, die ihm in seinem Weinberge bessere Dienste thäten, als die Eichen. Und nun grünen in dem Walde Eichen, Buchen und Erlen; und allerley Vögel nisteten auf denselben, daſs der König eine groſse Freude darüber hatte.

Darnach zu Hand beriethen sich die Weisen unter einander und dachten den König zu fangen, und sprachen zu ihm: «Ob ein Adler in der Luft nicht besser wäre, als hundert Canarienvögel in der Hecke?» Und der König antwortete ihnen und sprach: «Für die Adler ist die hohe Luft, wie für die Wallfische das Meer;

und die Erde ist für die Finken, wie mein Schloſsgraben für die Karpfen. Diese besser hier, und jene besser dort.»

Und sie beriethen sich abermals und fragten: «Ob nicht ein Mensch, der gerade ginge, besser wäre, als einer der hinkte?» Er aber sagte: «Wenn man nicht schreiben kann, ohne zu hinken, und nicht jagen kann, ohne gerade zu gehen: so ist zum Schreiben der Hinkende besser, als der beste Trappenschütze.»

Und die Weisen wurden darüber uneins unter sich, ob ein Vater das Recht hätte, seinem Sohne ein Bein zu lähmen, um ihn zum Schreiber zu machen? und fragten darüber ein Urtheil vom Könige. Da erkannte der König zu Recht, daſs der Vater die Macht hätte, mit seinen Kindern zu thun was er wollte, so weit er es ihm nicht verböte. Und der König erzählte ihnen, er habe es einmal gebieten wollen, wie ein jeder Vater seine Kinder erziehen sollte; aber da sey ihm das Ding so bunt geworden, daſs er es daran geben müssen; ein Vater könne sich zwar hierin leicht an seinem Sohne versündigen, aber ein Anderer noch mehr.

Und sie fragten um ein anderes Urtheil: «Wenn der Vater nun seinem Sohne alles das beybrächte, was er selbst glaubte, und irrig in seiner Meinung wäre, ob es denn nicht besser seyn würde, ihn so aufwachsen zu lassen, bis der Sohn die Sachen selbst prüfen könnte?» Und der König ward des eiteln Fragens müde, und sagte: Die Kinder würden nicht blos durch die Lehre, sondern auch durch das Exempel des Vaters unterrichtet, und da man dieses nicht hindern könnte, so wäre es besser, daſs der Vater ihrem Urtheile die Ursachen, nach welchen er handelte, erklärte, als daſs er es gar bleiben lieſse; und wie die Weisen hierauf den Bart strichen und sagten: Es wäre nichts läppischer als das Urtheil eines Jünglings; fragte er sie: Ob sie sich nie an einem Apfelbaum in der Blüthe ergötzt hätten?

Und die sieben Weisen gingen wieder zurück, jeder in seine Heimath; und Jedermann sagte am Hofe, daſs, wenn die Hunde, Katzen und Mäuse und Vögel zusammen in Einem Korbe oder Einer Kammer leben sollten, wie dann die Welt nicht groſs genug wäre, um einem jeden Thiere sein besonderes Revier zu geben, sie so erzogen werden müſsten, wie sie der alte weise König erzogen hätte.

Der erste Jahrswechsel.

Eine Legende.

Gott hatte die Thür des Paradieses noch kaum abgeschlossen, als Eva von fern einen schönen weitglänzenden Apfelbaum erblickte, und zu ihrem lieben Adam sagte: „Siehst Du wohl, auch da sind Aepfel.“ So wie sie dieses sagte, ging sie auch hinzu, und Adam voll tiefer Wehmuth, wozu ihm noch der Ausdruck mangelte, hinter ihr drein. „Ich wüſste nicht, was den Aepfeln fehlte, daſs sie nicht eben so gut, als im Paradiese seyn sollten,“ rief sie nach dem ersten Biſs aus; aber Adam schüttelte den Kopf, und spuckte das Abgebissene auf die Erde. So brachten sie eine Weile mit dem Kosten verschiedener Früchte zu, als Nacht und Müdigkeit die beyden Vertriebenen zur Ruhe lockte, und Adam zum ersten Mal einschlief, ohne seiner Eva eine gute Nacht zu wünschen. Sie muſste indessen, wie alle Schuldigen, den Schmerz verbeiſsen, so gern sie auch ihrem Mann noch einmal gesagt hätte, daſs er es besser verstehen, und sich von seinem schwachen Weibe nicht verführen lassen sollen.

Es regnete die Nacht gewaltig, und dabey war es schon etwas kalt, wie gemeiniglich in den Herbstnächten. Ihre Pelze, welche ihnen Gott beym Abschiede auf die Reise gegeben hatte, waren durch und durch naſs geworden, und ein nasser Pelz ist eine elende Decke. „Wir müssen es machen wie die Thiere, und uns künftig des Nachts in eine Höhle oder unter dem Laube verbergen," sagte Adam, und noch hatte er sich nicht dreymal umgesehen, als er einige groſse abgeschlagene Zweige entdeckte, solche an einen groſsen Baum stützte und sich darunter ein besseres Lager bereitete. Sein Vergnügen war, solches jeden Tag immer mehr und mehr mit Schilfe und groſsen Blättern gegen das Wetter, welches jede Nacht unfreundlicher wurde, zu versichern, und in der That hatte ihn die Noth recht sinnreich gemacht: denn die Hütte war so groſs und geräumig, daſs sie sich beyde darin niederlegen und vorn zur Thür hinaus sehen konnten.

Wenn sie hier des Morgens aufwachten, war ihr erster Blick nach der Sonne, und die erste astronomische Bemerkung, die sie machten, war, daſs dieses groſse Licht immer mehr und mehr zurückblieb. „O Gott, o Gott!“ sagte Adam; die armen Leute hatten noch keinen Winter gesehn, und im Paradiese lauter gleichlange schöne Tage gehabt: „ich befürchte, es stirbt nun so alles nach einander aus. Man hört weder Frosch noch Vogel, die Früchte fallen überall ab, die Bäume verlieren ihre Blätter, und sogar das Dach unsrer Hütte fault und fällt zusammen — ich fürchte, ich fürchte, Gottes Zorn folgt uns nach, es geht alles aus, und wir mit, meine liebe Eva; auch Du sollst wieder zur Erde werden.“ Hier entfiel ihm die erste bitterliche Thräne, und Eva schluchzte an seinem Halse: „Auch Du!“

Alle Morgen, die Gott werden lieſs, kam die Sonne später, und der Abend, da sie noch weder Feuer noch Licht kannten, so früh; die Tage wurden allmählig so kurz, daſs sie nun schon nichts anders als eine lange ewige Nacht erwarteten, und blos vom Hunger getrieben noch durch den dicken Nebel herumliefen, um einige abgefallene Früchte zu sammeln, wobey Eva immer glücklicher war, als Adam, indem sie noch oft einen Apfel entdeckte, den der Mann übersehen hatte, und sich dann recht inniglich freute. Aber auch diese Hütte hörte bald auf, die Thiere auf dem Felde sammelten fleiſsiger wie sie, und ein schöner Kürbis, den Eva einstmals im Triumph nach Hause gebracht, und über alle Aepfel im Paradiese erhoben, Adam aber, um ihr kein Recht zu lassen, aus der Hütte geworfen hatte, lag, wie sie ihn jetzt aufsuchte, verfault da. Nun wühlte Eva mit ihren Händen Wurzeln aus der Erde, bis der Frost kam, und sich ihren noch nicht abgehärteten Fingern widersetzte. Endlich bedeckte ein tiefer Schnee den ganzen Erdboden, und vergrub das einsame Paar unter seiner armseligen Hütte. Keine Sonne leuchtete mehr, die ganze Natur war todt, kein Vogel sang, kein Kraut wuchs, und der blasse Schimmer des Schnees entdeckte ihnen nichts als ihr beyderseitiges Elend. Sie legten sich hin um zu erstarren, um mit der ganzen Natur einzuschlafen, um nie wieder zu erwachen; aber der Hunger verstattete ihnen auch diese letzte Ruhe nicht. Sie muſsten wider ihren Willen die Rinde von dem Laube ihrer Hütte nagen, Wurzeln unter sich hervorwühlen, und den Schnee auflecken. Eva fühlte dann und wann noch ein Herz unter dem ihrigen schlagen. „Sollte dieses,“ sagte sie zu Adam, „wohl das Kind seyn, was ich mit Schmerzen gebähren soll? Sollte dieses wohl noch kommen, um unser Elend zu vermehren, und mit uns zu verhungern?“

Bey dieser und andern dergleichen traurigen Anmerkungen glaubte Adam zum ersten Male die Sonne wieder zu sehen; der Schnee vor der Hütte war dünner geworden, und er versuchte es, sich durch denselben mehr Licht zu verschaffen. Allein er konnte sie nicht entdecken. Des andern Tages hoffte er wiederum, und der erste Strahl fiel in seine Hütte; doch war dieses noch ein schwacher Trost, indem alles um ihn herum noch immer todt blieb. Nach und nach aber merkte er, daſs der Strahl höher herabfiel und mehr Wärme mit sich brachte. Er maſs ihn einen Tag und alle Tage, und fand alle Morgen mit einer Freude, die sich nicht ausdrücken läſst, daſs er immer etwas höher fiel. Der Schnee fing an zu schmelzen, und einige Mücken tanzten vor dem Loche der Hütte. „Siehst Du," sagte Eva, „das Leben kommt wieder in die Natur, und wir werden nicht sterben." In dem Augenblick flog auch ein Vogel bey ihrer Hütte vorüber, und jeder Morgen zeigte ihnen nun einen neuen Gegenstand, der sie entzückte und begeisterte. Alle Geschöpfe sangen, hüpften und brüteten Leben; alles was Odem hatte im Walde und auf dem Gefilde frohlockte, und die leblose Natur fühlte den lebendigen Geist der Schöpfung. (Auch Eva brachte im Maien den Erstling ihrer Liebe, und sah nach überstandnem Schmerze ihren Adam stolz an.) Und nun rief Adam aus, indem er seinen neugebornen Sohn aus der Hütte ans Licht brachte: „Ach, Herr! wie wohl hast Du auch den Winter gemacht, da Du den Frühling auf ihn folgen lässest! Wie glücklich wird unser Leben seyn, wenn auch hierauf einst ein andres folgt!" — Er baute aber nun auch seine Hütte gröſser, sorgte im Sommer für den Winter, und in der Zeit für die Ewigkeit.

Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebster Freund! daſs Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten vollkommen genugthun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet seyn; aber daſs dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freylich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physionomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bey dem Schweigen eines Mannes mehr, als bey den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht sclavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daſs Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daſs derjenige, der eine groſse Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müſste erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung gedenken dürfe. Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortrage geschickt fühle, alles, was mir darüber einfällt, auf's Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von Neuem zu sich reiſst, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freyer zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bey dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt seyn will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier bey Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muſs, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmählig an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was sich nicht dazu paſst, wegzustreichen, und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einzelnheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmtheit geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabey einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daſs Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daſs das frühe Disponiren sehr miſslich sey, und finge damit an; daſs ich Ihnen sagte: „Garrick bewunderte die Clairon, als Frankreichs gröſste Actrice; aber er fand es doch klein, daſs sie jeden Grad der Raserey, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bey kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte;" so würden Sie freylich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabey fühlen, was ich wollte, das Sie dabey fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überliefs es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das mufs ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Coloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerksame Beobachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hiebey von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind, so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schreiben, Ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weifs, dafs sie alles hergibt, was sie hergeben kann. Viele, sehr Viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bey sich verborgen, ohne daſs sie es selbst wissen; man muſs die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muſs sie erhitzen, um sich aufzuschlieſsen, und zur Schwärmerey bringen, um alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; Andere halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, als den Durst zu Entdeckungen: Jeder muſs hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr gibt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und Jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein groſser Mann thut; so kann man so ziemlich sicher seyn, daſs er weiter vorgedrungen sey, als irgend ein Andrer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Rede sey faul, Sie wollen nicht Alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daſs es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Gluth gebracht werden; sie muſs vergleichen, schlieſsen und empfinden, was sie auf andere

Art ewig nicht thun wird, sie muſs verliebt und erhitzt werden gegen ihren groſsen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe gibt es keine Disposition; kaum weiſs man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

An einen jungen Dichter.

O, Ihre Lieder sind schön, mein Freund, und bezaubernd, wenn Sie wollen. Aber darf ich nun auch wohl fragen, wozu es eigentlich dienen sollte, die Reizungen der Liebe noch reizender zu malen, und den Geschmack für den Wein noch mehr zu schärfen? Haben Liebe und Wein nicht schon ihre natürlichen Reizungen für unsre Bedürfnisse, und ist es rathsam, das Gewicht, was schon auf dieser Seite den Ausschlag gibt, noch zu vermehren?

Ja, wenn die Andacht jeden Kuſs zur Todsünde gemacht hätte, wenn das schöne Geschlecht sich weigerte, die Mühseligkeiten und Gefahren des Ehestandes zu tragen, oder wenn die Männer sich in die Einsamkeit begäben, Wein und Liebe flöhen, oder wenn gar der Staat Gefahr lieſse, auszusterben, dann wäre es freylich Zeit, jenen Gegenständen alle nur mögliche Reizungen zu leihen und in jeden Busen eine neue Flamme zu singen. Aber so geht nur alles darauf hinaus, einem dasjenige, was man ohnehin nur gar zu sehr sucht, noch süſser zu machen, und den Menschen immer mehr und mehr von andern Beschäftigungen abzuziehen. Man stört die Oeconomie der Natur, welche die Arbeit sauer und das Vergnügen süſs gemacht hat, um die erste durch das andere zu befördern, nicht aber um sich dem letztern zu sehr zu überlassen.

Was würde man sagen, wenn Jemand die Ehre auf diese Art behandelte? Wenn man von nichts, als von dem hohen Vergnügen, zu gebieten und der Beherrscher vieler Tausende zu seyn, sänge, und damit den Stolzen nur noch stolzer machte? Und doch ist die Ehre in unsern heutigen Verfassungen noch fast das kräftigste Mittel, den Menschen zu edlen Thaten und kühnen Aufopferungen zu bringen. Die Ehre hat dabey über die Liebe noch den Vorzug, daſs sie blos durch edle Handlungen erworben und erhalten werden kann; man hat einmal die Anlage so gemacht, daſs Keiner sich solche erwerben kann, ohne sich ihrer würdig zu machen; und der Adel selbst fühlt die Pflicht, seine angebornen Rechte durch neue Verdienste aufrecht zu erhalten. Gleichwohl wird von den Süſsigkeiten derselben nur wenig gesungen, und unsre mehrsten Dichter scheinen sich eine Ehre daraus zu machen, den Genuſs der Ehre, so viel sie können, herabzusetzen.

Keiner schildert mehr das Vergnügen, viele Reichthümer zu besitzen und seine Schätze zu überrechnen. Und doch sollte dieses zu unsern Zeiten, worin man die Verschwendung so sehr liebt, vorzüglich reizend gemalt werden. Die Dichter sollten es sich zur Hauptpflicht machen, von nichts als dem Glücke zu singen, ein groſses unverschuldetes Eigenthum zu besitzen. Aber so denken sie, zu dieser unedlen Empfindung sinkt der Mensch von selbst herab, und es ist nicht nöthig, ihm eine edle Hülfe zu geben; gleich, als wenn Liebe und Wein minder lockten. Nur selten preisen sie noch das Glück eines freyen Mannes, der von seinem Stammgute weder Zinsen zu zahlen, noch Ritterdienste zu leisten hat, was uns Horaz so schön besingt.

Freylich kann es auch die Politik erfordern, die Liebe als das gröſste Glück zu schildern, und der Ehre oder den Reichthümern nur den untersten Platz anzuweisen. Dieses war der Fall der Griechen, welche die Gleichheit unter ihren Bürgern erhalten, und so wenig die Ehrbegierde, als die Sucht nach Reichthümern vermehren, sondern Helden durch Kränze, von schönen Händen gewunden, ziehen wollten. Aber was hier der Patriotismus erforderte, das fordert er in unsern Verfassungen nicht; und der Dichter, der bey uns von Liebe und Wein singt, arbeitet nicht nach einem so groſsen Ziele. Wenn aber die Gröſse der Wirkung den Werth der Handlung entscheidet; so hat die seinige bey weitem den Werth nicht, den sie bey den Griechen hatte.

Sehen Sie nur einmal selbst den Werth an, welchen unsre Nation zu ihrer Ehre auf die Gedichte legt, die Tugend und Religion befördern. Die Kritik hat es einigemal gewagt, darin Fehler aufzusuchen, und sie hat vielleicht in manchen Stücken recht gehabt. Allein es hat ihnen nichts geschadet; man hat ihren groſsen Nutzen erkannt und diejenigen verachtet, welche sich Mühe gaben, Fehler in den Verzierungen zu finden. Der Nutzen, den die Dichtkunst bringt, und der Vortheil, welchen die menschliche Glückseligkeit davon zieht, ist also zu jeder Zeit das Maſs gewesen, wonach man ihren Werth bestimmt hat, und das Kriegslied hat bey einer kriegerischen Nation so viel gegolten, als ein Liebeslied, wie das letztere noch dazu diente, Helden zu erwecken.

Ich erinnere mich hier eines jungen Neubauers, der ein Moor abtrocknete und eine Menge von alten Wurzeln im Schweiſse seines Angesichts ausrodete. Schon oft war er in Versuchung gewesen, dem Heere seines Königs zu folgen und diese seine Unternehmung zu verlassen. Ermüdet von der Arbeit, saſs er manchen Abend auf der ausgerodeten Wurzel eines alten Eichenstammes, auf seinen Spaden gelehnt, und dachte über sein Schicksal. Aber wenn er nun zu Hause kam, so fand er sein gutes Weib, welches ihn mit offnen Armen und an einem wohlbereiteten Tische erwartete. Sie brachte ihm frisches Wasser zum Waschen, setzte ihm den Stuhl, reichte ihm seinen Becher und legte ihm den besten Bissen vor. Dann lächelte ihm sein Erstgeborner Wonne in die Seele, und er segnete ihn und sein Weib, die ihn so glücklich machten. Jede Mühseligkeit des Tages verlor sich bey diesem süſsen Genuſs, und er eilte des andern Morgens mit neuem Muthe zur Arbeit, um sich wiederum einen solchen Abend zu verschaffen. Mit Entzücken übersah er dann, so oft er ausruhte, den Platz, welchen er bereits gewonnen und urbar gemacht hatte, überschlug die Frucht, die er darauf ziehen würde, wählte den Platz, wo seines Weibes Leibzücht stehen sollte, maſs mit seinen Augen den Garten, den er dazu nach der Mittagsseite bestimmte, grub den Graben um ihre Wiese tiefer aus, und hoffte, er würde auch Fische halten können. Und das immer mit Erinnerung der Freude, die er seinem guten Weibe und ihren Kindern verschaffen würde.

Wenn ich mir eine ganze Colonie von Neubauern auf diese Art gedenke; so würde ich ihr einen Dichter wünschen, der das Glück, von einem solchen Weibe empfangen, geliebt und erquickt zu werden, mit allen Reizungen malte, und dadurch nicht allein die Männer zum fernern Ausroden ermunterte, sondern ihnen auch ihre Belohnung fühlbarer machte. Allein die Reizungen der Liebe und des Weins für ein verwöhntes Volk zu singen, ist ganz etwas anderes. Der sanfteste Trieb, den Gott dem Menschen gab, wird dadurch abgewürdigt, daſs man ihn zu mindern und unedlen Zwecken gebraucht; und der Dichter, der dieses thut, kann das Lob und den Beyfall nicht fordern, den er sich auf die Rechnung seiner glücklichen Erfindungen und Wendungen verspricht. Ich ziehe ihm wahrlich die alten Reimchroniken vor, die zu meiner Zeit, wo man nicht gewohnt war, alles zu Buche zu setzen, edle Thaten im Gedächtniſs zu erhalten suchten. Ihr Zweck war wenigstens gröſser. Man lernt aus ihnen, und vergiſst darüber den Mangel des dichterischen Schmucks.

Klage über den Buchstaben R von meinem himmelblauen Mädchen.

O nennen Sie mich nie wieder Ihre zärtliche Freundin. Die beyden R in diesen Wörtern kratzen mir durch die Seele, und es ist sicher ein Barbar gewesen, der die sanften Ideen von Zärtlichkeit und Freundschaft mit einem Buchstaben zerstört hat, der einzig und allein für das Rauhe, Harsche, Harte und Grausame gemacht ist. Wie sanft klingt dagegen das *mio bene! mio unico bene!* wie lieblich ist sein Ton, und wie fein geht er durch die Seele! *O mon doux ami*, wenn ich Sie lieben soll, so müssen Sie meine liebessieche Empfindung nie mit solchen rauhen Tönen erschrecken; sie sind mir in dem Augenblicke, da so alles ganz an mir schmelzt, unausstehlich, und ich würde nie einen Deutschen geliebt haben, wenn er nicht in dem Worte lieben alles, was ein Ton Weiches und Sanftes haben kann, vereinigt hätte.

In demselben glänzt Ihre liebevolle Seele durch ein feuchtes Auge, und gleitet mit Sehnen in die meinige.

Ich habe mich schon bey vielen Gelehrten erkundigt, wer zuerst die beyden Wörter « zärtliche Freundin » aufgebracht hätte; aber Niemand hat mir diesen Barbaren nennen können. Das weibliche Weib *), die Winsbeckin, brauchte das letztere schon. Wahrscheinlich rührt es von den Slavaken in Obersachsen her, die *a Sigh*, ein Süchten, wie die guten Westpfälinger sagen, in einen Seufzer verwandeln, und entweder in Doppellauten kreischen, oder jedes sanfte Gefühl durch Zischen und Hauchen verscheuchen. Ihre Worte strudeln, wo sie nur flieſsen sollten, und die sanfteren Gefühle ersterben unter dem eckigten Ausdruck.

In stillen Empfindungen dahinflieſsend, gleite ich oft über ein Veilchen und benetze es mit einer ungesehenen Thräne, daſs unsre Wörter so wenig zur Sache gestimmt sind. Wenn der Italiener sagt:

Qui ci vivea di speme
Qui ci languiva inſieme;

---

*) In dem bekannten Gedichte:

Ein wiblich Wib mit Zühten sprach
Zir Tochter der si schone pflag.

so ſühlt man gleich aus dem Mangel des R, daſs hier eine weiche Empfindung ausgedrückt sey; aber bey den Deutschen ist ein ſeines Ohr zu selten, und die Physionomie ihrer Wörter so dunkel, daſs Lavater Mühe haben wird, die Regeln davon anzugeben. Ein Italiener empfängt von einem Worte seiner Geliebten mehr Wonne, als der Deutsche von ihrem ganzen Herzen. Jenes athmet ihm schon den süſsesten Genuſs zu, wann dieses unter dem dickborkigten Ausdrucke unerkannt zerspringt.

Ueberlegen Sie doch, lieber Meiner, ob Sie nicht unsre Sprache auch ein wenig dahin stimmen können. Für empfindsame Herzen gehört auch empfindsame Sprache, und ich will lieber vor Ihrem Bilde knien und aus dessen Zügen Leben schöpfen, als Sie vor mir knien sehen, wenn Sie mich nicht anders als Ihre „zärtliche Freundin" nennen können. Indessen bin ich allezeit gern Ihre gute liebe

Minna.

Eine Erzählung, wie es viele gibt.

Die Kunst in Gesellschaften zu erzählen, erfordert eine eigene Geschicklichkeit; und sie sollte billig mehr als andre studirt werden, da sie in der That wichtiger ist und einem öfterer, als andre freye Künste, zu statten kömmt. Gleichwohl wird sie jetzt ganz vernachlässigt, seitdem gewisse Leute sie zum Handwerke herabgewürdigt, und die guten Gesellschaften genöthigt haben, ihr den Abschied zu geben. Nur Wenige denken daran, wie sie zu einer Erzählung die Anlage machen sollen; um die Erfindung der Wahrheit, welche dadurch gelehrt werden soll, und deren Wichtigkeit fast ihren ganzen Werth entscheidet, bekümmern sie sich am wenigsten; und die Art der Behandlung ist ihnen fast gleichgültig, da sie nicht einmal vorher überlegen, ob die Wahrheit, so sie vortragen wollen, eine lustige oder ernsthafte Einkleidung erfordere;

und doch ist nichts Gewissers, als daſs die gröſste Wirkung von der Art der Behandlung abhänge. Oft fordert der Gegenstand nur eine leichte Anspielung auf eine schon bekannte Geschichte; oft blos das Resultat oder die Lehre einer Fabel, oft einen spitzigen und treffenden Wink, oft eine sanfte und versteckte Lehre, die man angenehmer errathen läſst, als sagt; allemal aber eine kurze Erwartung und völlige Befriedigung; welche sich beyde nicht erreichen lassen, wo man nicht beständig seine ganze Aufmerksamkeit auf den Zweck richtet, alles, was nicht zu demselben wirkt, vorbeyläſst, dasjenige aber, was dazu dient, wohl ordnet, den Hauptzügen mehr Licht als den Nebenzügen gibt, und zuletzt die Begierde des Zuhörers mit einer wichtigen Wahrheit, oder, welches einerley ist, mit einer vernünftigen Freude, so wie sie von einer solchen kleinen Erzählung zu erwarten ist, sättigt. Der gewöhnliche Lauf unserer Erzählungen ist insgemein wie in der folgenden, welche ich neulich mit eignen Ohren habe anhören müssen.

„Hiebey fällt mir ein,“ fing Jemand an, „was mir einmal unterwegs begegnete, wie ich nach Münster fuhr. Ja, ich glaube, es war nach Münster, (denn meine Frau war damals mit ihrem ersten Kinde schwanger, und sie wollte doch gern vor ihrer Niederkunft das dortige neue Schloſs besehen.) Wir waren auf der ersten Station von hier, ich meine zu Lengerich, oder zu Latbergen, das kann ich eben so genau nicht sagen, es liegt auch so viel nicht daran; und die Frühjahrszeit war so angenehm, denn es war in der Woche nach Ostern, und wir hatten Ostern damals etwas spät gehabt, so daſs es beynahe zu Ende des Aprils eingefallen war, daſs wir beyde, ich und meine Frau, welche damals noch nicht daran dachte, daſs ihr der Tod das Kind, (womit sie zum erstenmal gesegnet war,) so früh wieder rauben würde, vor der Thür standen, und sahen, wie die Leute im Mondenschein spazieren gingen. Denn, wo ich nicht irre, so war es ein Festtag, und wohl gar der erste May, der, wo mir recht ist, noch dazu auf einen Sonntag fiel, so daſs man es wohl für einen doppelten Festtag halten konnte. Auf einmal entstand ein Geschrey ganz aus der Ferne (das Haus, worin wir waren, lag nach dem Felde zu, und nicht weit davon stand etwas Holz, so jedoch nur aus einigen alten (Pollforen) und zotticht bemoosten Eichen besteht) und zwar aus der Gegend dieses Holzes, so daſs alle Spazierenden ihre Ohren wie ihre Füſse dahin richteten. Ich sagte zu meiner Frau: Wollen wir auch hingehen, wir haben doch nichts Besseres zu thun, weil es noch wohl eine Stunde währen soll, ehe der Postillion, der dem einen

Pferde noch ein Eisen unterlegen laſsen muſs, und seine Futtersäcke noch nicht angefüllt hat, fertig seyn wird. Ja, sagte meine liebe Frau, wie Du willst, ich bin bereit, und es soll mir recht angenehm seyn, mich noch ein Bischen zu vertreten. Denn von dem Fahren sind mir die Füſse etwas angelaufen, und da wir die Nacht fahren wollen, so ist's vielleicht in meinen Umständen gesund, daſs ich ein Bischen gehe. Wir folgten also den Uebrigen nach, und meine Frau hätte bald den einen Pantoffel verloren, weil sie ihre Schuh, wegen des vorerwähnten Umstandes, ausgezogen hatte. Wie wir auf dem Felde waren, hörten wir immer mehr schreyen; ich dachte, was Henker mag da zu thun seyn, es gibt doch in dem Holze wohl keine Räuber, diese können sich gewiſs nicht darin aufhalten, da sich kaum ein Hase darin verbergen kann; und wenn es auch so wäre, so sind unser so viel, daſs sie uns nichts thun sollen. Doch war mir angst, meine Frau möchte sich in ihren Umständen erschrecken, und so entschloſs ich mich, eben mit ihr wieder zurückzukehren, als ich ein lautes Gelächter hörte. Nun sprach ich zu meiner Frau: Hier wird gewiſs nichts Schreckhaftes seyn, wir wollen in Gottes Namen hingehen. Wirf aber meinen Ueberrock über Dich, damit Du Dich nicht erkältest, denn es war doch etwas frisch geworden, und ich hatte meinen Ueberrock, den ich auf der Reise zu tragen pflege, anbehalten. Wir gingen also getrost fort. Wie wir hinkamen, sahen wir eine Menge Volks unter einem groſsen Baum versammelt, und indem alle sprachen, hörten wir nicht, was einer sagte. Was ist hier zu thun? sagte ich zu einem Manne, der bey mir stand, und der, wie es schien, etwas mehr war, als die Andern. O, nichts, war seine Antwort, es ist schon fort; und wie ich mich weiter erkundigte, denn ich konnte unmöglich glauben, daſs man um nichts ein solches Geschrey gemacht haben würde, siehe da, was meinen Sie wohl, was es war? Ich will es Ihnen nur kurz und gut sagen, denn wozu dient die Weitläuftigkeit, es hatte eine groſse Eule da gesessen.»

So wird der Faden unsrer mehrsten Erzählungen ausgesponnen, so die Erwartung gemartert, und so betrogen. Wahrlich, ein grausames Verfahren, da nichts aufrichtiger ist, als die menschliche Begierde, etwas Neues und Wunderbares zu hören; und es in der That eine Sünde ist, diesen edlen und gutherzigen Trieb, da er jetzt die angenehmste Befriedigung seiner Mühe hofft, in einem kalten Schauer zu ersticken. Geschieht dieses nun vollends bey einer Mahlzeit, wo man dem Erzählenden zu Ehren, und um ihm mit einem unverwandten Auge seine Aufmerksamkeit zu beweisen, den Braten kalt und den Wein warm werden läſst: so hat man die Ursache der öftern üblen Verdauungen, der daraus folgenden Koliken und anderer gefährlichen Zufälle lediglich einem solchen Erzähler zuzuschreiben. Zwar leidet er dafür seine Strafe, wenn die ganze Gesellschaft, deren Ohren er mit der Witterung seiner Geschichte an sich gezogen hat, auf einmal durch ihr kaltsinniges Schweigen ihren Ekel zu erkennen gibt. Allein man kommt nicht zusammen, um ein verdrieſsliches Strafamt auszuüben, sondern um sich zu erheitern, und auch wohl durch eine lehrreiche und scherzhafte Erzählung zu ergötzen.

Die gute selige Frau.

Ich habe meine Frau im vierzigsten Jahre verloren, und meine Umstände erfordern, daſs ich mich wieder verheirathe. Allein so viele Mühe ich mir auch deshalb bereits gegeben, so kann ich doch keine finden, die mir ansteht, und der lieben Seligen einigermaſsen gleich ist. Ich höre von keiner, oder man sagt mir sogleich: diese Person hat sehr vielen Verstand, eine schöne Lectüre und ein überaus zärtliches Herz. Sie spricht Französisch, auch wohl Englisch und Italienisch, singt und tanzt vortreflich, und ist die artigste Person von der Welt!

Zu meinem Unglück ist mir aber mit allen diesen Vollkommenheiten nichts gedient. Ich wünsche eine rechtschaffene, christliche Frau, von gutem Herzen, gesunder Vernunft, einem bequemen, häuslichen Umgange, und lebhaftem, doch eingezogenen Wesen; eine fleiſsige und emsige Haushälterin, eine reinliche, verständige

Köchin und eine aufmerksame Gärtnerin. Und diese ist es, welche ich jetzt nirgends mehr finde. Der Himmel weiſs, daſs ich es nie verlangt habe; allein meine Selige stand alle Morgen um 5 Uhr auf, und ehe es sechs schlug, war das ganze Haus aufgeräumt, jedes Kind angezogen und bey der Arbeit das Gesinde in seinem Beruf, und des Winters an manchem Morgen oft schon mehr Garn gesponnen, als jetzt in manchen Haushaltungen binnen einem ganzen Jahr gewonnen wird. Das Frühstück ward nur beyläufig eingenommen; jedes nahm das seinige in die Hand, und arbeitete seinen Gang fort. Mein Tisch ward zur rechten Zeit gedeckt, und mit zwey guten Gerichten, welche sie selbst mit Wahl und Reinlichkeit simpel aber gut zubereitet hatte, besetzt.

Käse und Butter, Aepfel, Birnen und Pflaumen, frisch oder trocken, waren von ihrer Zubereitung. Kam ein guter Freund zu uns, so wurden einige Gläser mit Eingemachtem aufgesetzt und sie verstand alle Künste so dazu gehörten, ohne es eben mit einer Menge von Zucker verschwenderisch zu zwingen; was nicht davon gegessen wurde, blieb in dem sorgfältig bewahrten Glase. Ihre Pickels *) übertrafen alles,

---

*) Er versteht vermuthlich Sachen, so in Salz oder Essig gelegt werden.

Huhn, das legte, und fütterte nach der Jahreszeit so, daſs kein Korn zu viel oder zu wenig gegeben wurde. Das Holz kaufte sie zur rechten Jahreszeit, und lieſs die Mägde des Winters alle Tage zwey Stunden sägen, um sie bey einer heilsamen Bewegung zu bewahren. Im Sommer ward des Abends nie warm gegessen. Die warmen Suppen schienen ihr eine lächerliche Erfindung der Franzosen, und bey dem kalten Essen konnte das Geschirr auch mit kaltem Wasser gewaschen werden. Man brauchte alsdann kein Feuer, und bey Winterabenden ward bey dem letzen Feuer im Ofen gekocht. Was in der Dämmerung geschehn konnte, geschah nicht bey Lichte, und die Arbeit war darnach abgepaſst. Ihre schmutzige Wäsche untersuchte sie alle Sonnabend, und hing solche des Winters einige Tage auf Leinen, damit sie nicht zu feucht weggelegt und stockicht werden möchte. Wenn die Betttücher in der Mitte zu sehr abgenutzt schienen, schnitt sie solche los und kehrte die Auſsenseite gegen die Mitte. Auch die Hemden wuſste sie auf eine ähnliche Art umzukehren, und die Strümpfe zwey- bis dreymal anzuknütten. Alles, was sie und ihre Kinder trugen, ward im Hause gemacht, und sie verstand sich auch sehr gut auf einen Mannsschlafrock. Sie konnte ihn in einem Tage mit eigner Hand fertig machen. Im Stopfen ging ihr keine Frau vor; alle Jahr wurden einige Stück Linnen in der Haushaltung gemacht, und einige preis zugekauft, welche sie hernach zusammen bleichen lieſs. Sie bükte solches selbst, und bewahrte es so viel als möglich vor der gewaltsamen Behandlung des Bleichens. Das Garn zu einem Stück muſste von Einer Hand und von Einer Art Flachs gesponnen seyn. Von dem besten ward gezwirnet, und keine Nadel oder Nähnadel konnte nicht verloren gehn, weil nicht ausgefegt werden durfte, ohne daſs sie zugegen war. Ihr Garten ward zur rechten Zeit und mit selbstgezognem Samen bestellt. Im Frühjahr erholte sie sich in demselben von der langen Winterarbeit, indem sie säete und gätete. Die Früchte lachten dem Auge entgegen, ob sie gleich kaum den halben Dünger gebrauchte, den ihre Nachbaren ohne Verstand untergruben. Da sie allem Unkraut zeitig widerstand, so hatte sie nicht die halbe Arbeit. Alles, was sie pflanzte, gerieth recht wunderbarlich, und ihr Vieh gab bey kluger Fütterung bessere und mehr Milch, als andere mit doppeltem Futter erhalten konnten. Keine Feder wurde verloren, und kein Brocken fiel auf die Erde.

Das Bewuſstseyn ihrer guten Eigenschaften gab ihr einen ganz vortrefflichen Anstand. Alles, was bey Tische mit Appetit gegessen wurde, war die schmeichelhafteste Lobrede für sie. Das

Tischzeug konnte nicht bewundert werden, ohne daſs nicht der Ruhm davon auf sie fiel. Ihre emsigen, reinlichen und munteren Kinder verkündigten der Mutter Lob vor allen Augen; und die Ordnung im Hause, die Fertigkeit, womit alles von Statten ging, und die Zufriedenheit, womit sie vieles ohne Beschwerde geben konnte, erheiterten ihren Blick dergestalt, daſs alle Gäste davon entzückt wurden. Keiner Frau ist mehr geschmeichelt und keiner weniger Schmeichelhaftes gesagt worden. Ihr Blick breitete Lust und Zufriedenheit über alles aus, und ich kann es nicht genug sagen, wie artig sie jede Gesellschaft mit in den Plan ihrer Arbeiten ziehen konnte. In der Dämmerung schälten wir Aepfel mit ihr, oder pflückten Hopfen; und wer sein ihm zugetheiltes Werk zuerst fertig hatte, bekam von ihr einen Kuſs. Man glaube es oder nicht, der eine hielt den Zwirn, der andere wickelte ihn auf, der dritte las Erbsen oder andern Samen aus, der vierte machte Dochte zu Lichtern, und ich glaube, wir hätten ihr zu Gefallen gern mitgesponnen, wenn wir es verstanden hätten. Spinnen, sagte sie uns oft, gibt allzeit warme Füſse, und würde sehr gut gegen die Hypochondrie seyn. Wenn wir unsere Arbeit gut gemacht hatten, setzten wir uns, nachdem die Jahreszeit war, an das Darrenfeuer, und tranken ein Glas September-Bier, welches damals noch nicht so schwach gebrauet wurde, daſs es in dem ersten Monat sauer werden muſste, oder wir thaten uns sonst mit Plaudern etwas zu gute.

Nach ihrem Tode, ach, ich kann ohne Thränen nicht daran gedenken, fand ich die Brautwagen für unsere vier Töchter fertig; und wie ich alles, was sie während unserm sechzehnjährigen Ehestande in der Haushaltung gezeugt hatte, überschlug, belief es sich höher, als das Geld, was sie in aller Zeit von mir empfangen hatte. So vieles hatte sie durch Fleiſs, Ordnung und Haushaltung gewonnen. Jetzt will ich Ihnen sagen, wie es mir dermalen mit meiner allerliebsten Braut geht.

Die allerliebste Braut.

Wir haben zwar in unserm Letztern versprochen, die Abbildung der allerliebsten Braut, welche dem Wittwer von allen Menschen empfohlen worden, von seiner Hand zu geben. Allein er ist so unerfahren in der feinen Sprache und der zarten Manier, worin dergleichen Abbildungen gezeichnet werden müssen; er hat so wenig Empfindung und Kenntniſs von dem jetzt üblichen Schönen, und die Art, womit er das Ding angreift, ist so unbehülfſam, daſs wir Bedenken tragen, unsere Leser mit seiner extra curiösen Relation zu unterhalten. Die jetzigen Schönheiten sind ohnehin so fein, so zart und so geistig, sie verfliegen so leicht, und sind so changeant, daſs man es fast nicht wagen kann, mit dem Pinsel oder der Feder daran zu kommen, ohne etwas davon zu zerstören. Was dem guten Manne am seltsamsten vorgekommen ist,

ist dieses, daſs er keine einzige gesund angetroffen hat. Alle haben sich über eine Schwäche der Nerven, und einige über Migraine und Wallungen beklagt. Zwey haben ihre Sinne dergestalt verfeinert gehabt, daſs die Eine von dem Schnurren eines Rades, und die Andere von dem Geruch eines kurzen Kohls in Ohnmacht gefallen sind. Die mehrsten haben Französisch, und immer die Worte *tant pis* und *tant mieux* überaus zierlich gesprochen. Alles ist Empfindung an ihnen gewesen; weshalb auch keine das Herz gehabt, sich zum Säen und Pflanzen in die Märzen- und Aprilenluft zu wagen. Einstmals ist ihm eingefallen, mit ihnen von Kartoffeln mit Senf zu reden; er hat sich aber dadurch dergestalt lächerlich gemacht, daſs man mit ihm eine geschlagene Stunde von nichts als dem Belisaire des Marmontels gesprochen. Die Farbe der Nachtmütze, womit Voltaire zu Ferney bisweilen auf's Theater springt, wenn der Kutscher den Orosman nicht recht spielt, ist Keiner unbekannt gewesen. Allein, kaum Eine hat einen Tissot auch nur dem Namen nach gekannt, oder ihm zu sagen gewuſst, wie lange ein Rockenbrey kochen müſste, ehe er gahr würde. Seine Beschreibung von ihrem Anzuge ist vollends eine auſserordentliche Karrikatur. Die Worte haben ihm hier schlechterdings gefehlt, und seine Absicht ist, sie, zur Warnung aller Freier, mit

Anmerkungen in Kupfer stechen zu lassen. Am Ende sagt er blos, daſs eine Kammerjungfer, mit einem *Cacadou en colère* auf dem Kopfe, ihm die Thür gewiesen habe, nachdem er sich bey ihr erkundigt, ob ihre Jungfer im vorigen Sommer auch Kohlsamen aufgenommen habe. — Die Vollkommenheit in der Französischen Sprache muſs ihm besonders anstöſsig gewesen seyn, denn er thut auf dieselbe einen recht ernsthaften Ausfall. Ist, sagt er, wenn es uns erlaubt ist, seine Gründe recht zu verdeutschen, der allermindeste Gebrauch in der Haushaltung, in Küchen und Kellern davon zu machen? Ist irgend ein Nutzen anzugeben, welcher unsere Kinder für den Zeitverlust schadlos hält, den sie in ihrem lehrbegierigen Alter darauf verwenden müssen? Zugegeben, daſs sie ihre Erkenntnisse dadurch erweitern, die Sphäre ihrer Zeitkürzungen dadurch ausdehnen und in allen Gesellschaften erscheinen können, sind darum diese Erkenntnisse nützlich? Haben wir bey einer guten Haushaltung nöthig, unsere Zeitkürzungen aus Französischen Romanen zu betteln? Und ist die Kunst, in Gesellschaften erscheinen zu können, nicht die abscheulichste Verrätherin ihrer Besitzer? Wer erscheint in Gesellschaften anständiger, der redliche, fleiſsige, bescheidene Mann, der seinen Beruf würdig erfüllt, und sein Gutes in der Welt mit Freuden thut, oder der Unbesonnene, der nicht einsieht, daſs ihm seine glänzendsten Vorzüge zum gröſsten Verbrechen angerechnet werden? Der Mann, welcher dem Kaiser einen guten Tag wünscht, spricht freyer und anständiger mit ihm, als alle unterthänigsten Bücklinge. Und wie groſs sind denn die Wahrheiten, womit sie durch Hülfe der französischen Sprache ihre Erkenntniſs erweitern? Ich habe eins der gelehrtesten Mädchen, das ich sonst wohl leiden mochte, befragt: Wieviel Pfund Mehl aus einem Scheffel Rocken kämen? Wieviel Garn auf ein Stück Linnen von 60 Ellen zu Schierung und Einschlag gehörte? Und welches die beste Art sey, einen Monat lang das Gesinde gut und wohlfeil zu unterhalten? Allein, so wahr ich ehrlich bin, sie hat mir nichts, als dreymal *comment?* geantwortet, und mich spottweise gefragt, ob ich wohl eine *sauce de diable* zum wilden Schweinskopf verstünde, und wüſste, wie man die Citronen am ſeinsten dazu schälen könnte.

Vermehrung unsres Vergnügens . . . . . . das müſste erschrecklich seyn, wenn sich meine Mädchen nicht mehr in einer Comödie ergötzen sollten, als alle, die sich davon müde und krank geleſen hätten. Diese Lust genieſsen sie sehr leicht und wohlfeil, und brauchen darum das Magazin der Frau Beaumont nicht zu lesen. Sie genieſsen ihrer besser, als diejenigen, die in der Comödie nicht lachen dürfen, als wenn ihnen von dem *bel esprit du jour* die Erlaubniſs dazu ertheilt wird. Die ganze sogenannte schöne Erziehung ist höchstens die Frisur der gesunden Vernunft, und es ist eine lächerliche Thorheit, eher an die Frisur, als an das Linnen zum Hemde zu gedenken. Wenn der Luxus den Ueberfluſs zum Grunde hat, so ist er anständig, und er kann auch dem Staate nützlich seyn. Allein da, wo er auf Kosten des Nothwendigen gesucht wird, wo die Seele noch Mangel an den nothdürftigsten Wahrheiten leidet, und sich dennoch mit einem ohnmächtigen Schwunge zur Tafel der höhern Weisheit erheben will; wo unsere Töchter Französisch und Englisch plaudern sollen, ohne die geringste Theorie oder Praxis von der Haushaltung zu haben, da ist dieser Luxus der Seelen nichts, als ein prächtiges Elend, und die Folge davon ist für die Seele eben so schrecklich, als die übermäſsige Wollust für den Körper ist. Sie verzärtelt, schwächt und verwöhnt den Geist von den alten ehrlichen Tugenden, womit unsere Mütter wie in einer sammtnen Mütze umhergingen; sie bringt der Empfindung einen Ekel gegen die alltäglichen häuslichen Pflichten bey; sie verführt die Einbildung gutherziger und leichtgläubiger Kinder zu Hoffnungen, die kaum der Romanschreiber mit aller seiner Zauberey kunstmäſsig erfüllen kann, und so wie der durch den Genuſs der Wollust geschwächte Gaumen mit der Zeit Liqueurs und übertriebene Speise zu seiner Kizzelung haben muſs, eben so muſs die Seele zuletzt sich an allerhand moralisches Tollkraut, an schwärmerische und beiſsende Schriften halten, um sich des Ekels und der tödtenden Langenweile zu erwehren. Und der Himmel sey demjenigen gnädig, der alsdann nicht ohne Schwindel lesen, und ohne Migraine denken und verdauen kann; ja, der Himmel erbarme sich des Mädchens, das sich aus Büchern und philosophischen Gründen beruhigen soll! Die Philosophie ist eine abgefeimte Kupplerin, und die beste Sittenlehre eine barmherzige Schwester; zur Zeit der Anfechtung und Trübsale hilft nichts besser, als ein Rad für die Schiene und ein: Wer nur den lieben Gott läſst walten. Die schönen Wissenschaften, schlieſst unser Wittwer weiter, vertreten beym Frauenzimmer jetzt höchstens die Stelle der Leberreime. Sie dienen ihnen blos zur Zeitkürzung; und in diesem Falle sey es besser, das Nützliche dem Unnützlichen vorzuziehen. Bey den erstern komme nichts heraus. Eine Französin werde mit Hülfe ihres Rollins und der Frau Beaumont keine Genies aus ihren Untergebenen ziehn. Sie sey nur eine Putzmacherin für den Geist, und alles, was sie die Mädchen lehrte, sey ein

Bischen gelehrte Entoilage; und höchstens laufe alles auf einen kleinen Schleichhandel der Eigenliebe beyderley Geschlechts hinaus, indem die weiblichen Thoren so viel lernten, als sie gebrauchten, um sich von den männlichen Narren bewundern zu lassen; und umgekehrt. Beyde hätten sich ganz unbesonnen verglichen, alle Tage von einem Dutzend Kerls, von Shakespeare, Young, Voltaire, Lessing und Andern, zu sprechen. Man wäre vor 50 Jahren, ehe Talander und Menantes auf den Nachttischen erschienen, glücklicher und vergnügter gewesen. Das menschliche Herz habe sich bey allen guten Büchern eher verschlimmert, als verbessert, und die Treuherzigkeit, womit seine gute, selige Frau ihre Knipptasche den Armen geöffnet, wäre eine ganz andre Tugend gewesen, als das zärtliche Mitleid, womit man jetzt die Noth der Unglückseligen empfände. Er sieht es als einen Rest der ehemaligen Galanterie des Französischen Hofes unter Ludwig XIV. an, der sich aus der Garderobe auf den Trödelmarkt geschlichen hätte, daſs ein Frauenzimmer viele Bücher gelesen haben müſste; gerade, als ob sie nicht zehnmal soviel Vernunft, Geschicklichkeit, Würde und Anstand aus eigner Erfahrung und von guten Leuten lernen könnte.

Endlich kommt er in das Haus, wo er seine jetzige Braut findet. Die Mutter sitzt bey ihrer

Arbeit, und sagt ihm, ohne aufzustehen, er möge sich setzen, wenn er wolle. Dieser Empfang reizt ihn gleich, verführt ihn aber auch zu einer abermaligen bittern Ausschweifung über die Verneigungen und Complimente. Was ist erschrecklicher, will er ungefähr sagen, als die lächerliche Nachahmung des Französischen Verneigens? Wie edel ist der Stolz einer Frau, die fest im Knie, ihren Gast mit einem freundlichen Blicke bewillkommt, gegen die beschämte Verlegenheit einer knicksenden Aeffin? Erstere ist in ihrer Art vollkommen, sie ist Original; sie ist dreist mit Anstand; sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin, und sagt ihr einen groſsen Dank, wenn ihr diese einen guten Tag bietet. Man sieht, daſs sie sich fühlt; und glücklich ist das Land, wo das Mädchen, das das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist, als Voltaire auf sein Marquisat. Es war eine Zeit, wo die Hofdame sich räuchern lieſs, wenn sie mit einer Handwerksfrau gesprochen hatte; allein diese Zeit ist nicht mehr. Jetzt verachtet man nur, und verachtet mit Recht die Thörinnen, die ihren eignen Stand verachten, und ehret die Frau, die ihren Sitten und ihrem Stande getreu, dasjenige rechtschaffen ist, was sie seyn muſs. Der Minister besucht den Handwerker, aber nicht den lächerlichen Stutzer, und die ganze Welt erkennt, daſs eine unüberlegte Geringschätzung der niedrigen aber ehrlichen, arbeitsamen und bescheidenen Stände uns beynahe in die Gefahr gesetzt habe, anstatt einer guten, tüchtigen Hausehre hundert Modeprinzessinnen zu erhalten. In England verändert die gröſste Frau nach dem dreyſsigsten Jahre ihre Moden nicht mehr; sie geht damit stolz dem ganzen Hofe unter Augen; bey uns hingegen will man auch noch im Sarge kokettiren und die Würmer in einem friſirten Todtenhemde empfangen. Bey uns soll jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bettelt um Verzeihung für den ungelenken Rückgrath, da sie kühn ihre beyden runden Arme in die Seite setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllt. Hat der Mensch denn keine Würde mehr, als in so fern er ein Affe des Hofes ist? Ist da Freyheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geist ein sclavischer Nachahmer und unser edles Selbst eine entlehnte Rolle ist?

Jedoch, wir dürfen unserm Wittwer in seiner altdeutschen Laune nicht zu weit folgen. Zu seiner Entschuldigung muſs ich aber noch sagen, daſs er den vornehmen Damen einiges Klapperwerk erlaubt, um einigen vornehmeren Kindern die Langeweile zu vertreiben. Er bedauert sie aber von Herzen und bemerkt nicht unrecht, daſs sehr viele unter ihnen heimlich seufzten uhd arbeiteten, und nichts mit den Affen gemein hätten, die ihre Manieren copirten, ohne sich an ihre Werke wagen zu dürfen.

Endlich kommt er auf seine Braut. Wir wollen ihn hier selbst reden lassen. Meine gute Katharine, sagte er, saſs hinterm Weberstuhle und webte den Drell zu ihrem Brautbette. Der Weberstuhl war hübsch, und vielleicht eben so schön, als derjenige, welchen die Fürstin von Ithaka in ihrem Visitenzimmer hatte. Ich fragte sie, ob es nicht vortheilhafter wäre, auſser Haus es weben zu lassen? Ich glaube wohl, war ihre Antwort; allein, wenn wir auch nichts dabey gewinnen, so sind wir doch sicher, daſs unser gutes Garn vom Leineweber nicht vertauscht, nicht halb untergeschlagen und nicht verdorben wird. Ich habe, fügte die Mutter hinzu, allen meinen Töchtern das Weben gelehrt. Es dient zu ihrer Veränderung; sie lernen eine gute Arbeit kennen, und wissen bis auf einen Faden, was der Leineweber gebraucht. Vordem war in jedem Hause, und unser Pastor sagt, es wäre bey den Hebräern, Griechen und Römern auch so gewesen, ein Weberstuhl; und das Weben ist leichter gelernt, als das Clavierspielen. Wenn man es recht kann, so ist es auch wirklich angenehmer, und unsere Nachbarinnen können sich nicht so sehr an einem Concert ergötzen, als meine Töchter an einem neuen Muster. Was ihre Augen sehen, können ihre Hände machen, und der Nutzen davon ist merklich gröſser, als der verschwindende Schall des schönsten Concerts. Meiner Meinung nach, ist es gut, daſs die Kinder allerhand Arbeit lernen. Die meinigen knütten alle ihre Strümpfe selbst, sie machen ihre Kanten, ihr Linnen, und weben sich bunte Zeuge von Baumwolle und allerhand Garn. Sie zeigte mir ein Bette, wozu der Umhang wie die Schnüre von ihrer Arbeit waren. Ich bewunderte die schöne Zeichnung an verschiedenen Stücken, und hörte mit Vergnügen, daſs alle Mädchen auch zeichnen und malen könnten. Die Mutter machte hier wieder eine Anmerkung, die nicht uneben war. Wenn man, sagte sie, in meiner Jugend, wie das Frauenzimmer noch keine Bücher las, auf ein fürstliches, gräfliches oder adliches Schloſs kam, so wurden einem in jedem Zimmer Tapeten, Stühle, Bettgestelle und andere hübsche Meubles gezeigt, und dabey erzählt, daſs dieses Stück von der Groſsmutter, jenes von der Groſstante, und ein anderes von der Ururtante höchsteigenhändig wäre gemacht worden. Man erstaunte dann über die schöne Stickerey, über den groſsen Fleiſs, über die artigen Erfindungen, und über den Witz, womit jedes Läppchen Zeuges, was hundert Andere weggeworfen hätten, genützt und angebracht war, und ging mit dem heimlichen Wunsche nach Hause, daſs man doch auch so geschickt seyn möchte. Die lieben Ehemänner, welche nichts als die Jagd verstanden, waren entzückt über die vorzügliche Geschicklichkeit ihrer Weiber und Töchter, und bliesen sich von dem Lobe auf, welches diese erhielten und verdienten. Diese Umstände bewogen mich, da ich noch klein war, meine Eltern zu bitten, mich doch auch so etwas lernen zu lassen, und in einigen Jahren brachte ich es so weit, daſs ich mein Brod auf zehnerley Art hätte verdienen wollen. Und so habe ich auch meine Mädchen erzogen. Sollte ihnen Gott ein Unglück zuschicken, so sind sie gewiſs im Stande, sich mit ihrer Händearbeit zu ernähren. Wenn ich ihnen das Werkzeug dazu gäbe, so sollten sie mir Uhren machen. So kunstmäſsig ist ihr Gefühl durch eine beständige Uebung in allerley Arbeiten geworden. Ich bewunderte die alte Frau, die, ob sie gleich den Kopf nicht gerade und den Leib nicht so einwärts hielt, wie es der Französische Tanzmeister den guten Deutschen ohne Unterschied befiehlt, meine ganze Hochachtung erhielt, und ich versprach mir von ihrer Tochter, die während dieser Rede immer fortwebte, daſs sie eine eben so gute Mutter für meine Kinder seyn würde. Die Mutter befahl ihr aufzustehn, und mir das letzte Stück Dammast zu zeigen, was sie von ihrem eignen Garn gewirkt hätte. Flugs war sie bey der Hand, und brachte es ihrer Mutter mit einer Zuversicht, die meines Beyfalls gewiſs war. Erstere zeigte mir zugleich die Spitze, die ihre Tochter an der Mütze hatte, mit dem Beyfügen, daſs Muster und Arbeit von ihr wären. Allein, fügte sie hinzu, dergleichen Arbeit erlaube ich ihnen nur zu ihrer Veränderung in den Feyerstunden; durch die Gröſse der Ordnung, durch ihre Fertigkeit und durch ihre Aufmerksamkeit, womit sie jedes kleine Uebel in der Geburt ersticken, gewinnen sie sich Zeit genug. Sie dürfen mir kein Wurmloch ins Holz kommen lassen, oder ich schmäle, und erlaube ihnen den ganzen Tag keine Feyerstunde zu ihrer eignen Arbeit. Ebenso halte ich es, wenn sie einen Schlüssel verlegt haben, oder ich ein Stück von ihnen auf der unrechten Stelle finde. Diejenige, welche des Tages das Hauswesen und die Küche zu besorgen hat, darf mir in den Zwischenzeiten nichts thun, als spinnen, weil dieses eine Arbeit ist, wobey man ab- und zugehn kann und keinen Augenblick verliert. Mit Ordnung und Fleiſs kann einer mehr beschicken, als hundert Andere, und es ist unglaublich, wie reichlich sich beydes belohnt. Ich erstaune oft über die künstlichen Sachen, welche wir aus der Türkey erhalten, und gleichwohl soll dort alles von Frauensleuten im Hause gezeugt werden.

Wir können das Uebrige aus der Erzählung unsres Wittwers weglassen, weil er mit seiner Katharine keinen Roman spielt, und an ihr eine würdige Tochter ihrer Mutter findet.

Schreiben einer Dame an ihren hitzigen Freund.

Verzeihen will ich Ihnen gern, mein lieber Freund, und zwar von Grund meines Herzens; aber Ihre Entschuldigung, daſs Ihre polternde Hitze ein Naturfehler sey, den man übersehen müsse, lasse ich durchaus nicht gelten. Denn eines Theils ist es noch gar nicht ausgemacht, daſs es eben sowohl gebrechliche Seelen, als gebrechliche Körper gebe, und andern Theils, wenn es auch einige Seelen geben sollte, die von Natur Krüppel wären, so glaube ich doch nicht, daſs man solche Geisteskrüppel mit eben dem christlichen Mitleiden ertragen müsse, womit man einen von Natur schielenden Menschen zu ertragen verbunden ist. Endlich setzt man auch wohl den körperlichen Fehlern etwas entgegen, und schienet ein schwaches Bein, was zu hinken droht; daher es dritten Theils höchst schädlich seyn würde, dergleichen von Natur mangelhafte Seelen ohne Hülfe oder ohne Schienen, wenn ich es so ausdrücken mag, zu lassen; und woher wollen sie Schienen für die Seele suchen, wenn sie solche nicht aus dem Zorn, dem Unwillen und der Verachtung nehmen, womit man dergleichen natürliche Fehler der Seelen bestraft. Wie sehr würden diese immer mehr und mehr ihrem üblen Hange folgen, wenn man die Narren bedauerte, daſs sie von Natur nicht recht gescheidt wären, oder mit den Hitzigen Mitleid hätte! Hier muſs man nicht ablassen, mit wohlthätigen Strafen und Ermahnen, und so wie man der Kinder Seelen mit Fluchen und Segnen, mit Strafen und Belohnungen und mit allen Spann- und Sperrhölzern, die nur möglich sind, umgibt, um sie gerade zu ziehen, und vor dem Ueberschlagen zu bewahren; so muſs man auch des Mannes Seele, wenn sie eine Unart angenommen hat, so lange hämmern, bis sie einen reinen Schlacken gibt.

Wenn es jemals einen Naturfehler an der menschlichen Seele gegeben hat, so ist es gewiſs die gar zu groſse Begierde, welche wir haben, unsern Gegnern eine absurde Folge ihrer Behauptungen zu zeigen. Auch ich fühle diese Schwäche so stark, wie ein Anderer, und habe ihr vielleicht schon zuviel nachgegeben, da ich Ihnen jetzt auf gewisse Weise das Absurde

Ihrer Entschuldigung gezeigt habe. Aber was würde daraus werden, wenn man gegen diesen Fehler gar nicht auf seiner Hut wäre, wenn man immer sogleich nach einer Instanz haschte, womit man seinen Gegner so recht bey der Nase ins Narrenspital führte, und dieser einen mit noch gröſserer Erbitterung ins Tollhaus schickte? Würde es nicht eine Marter seyn, in Gesellschaften zu gehen, und würde man nicht in beständiger Angst zittern müssen, daſs sich die lieben Männer und Herrn Collegen beym Kragen faſſen würden?

Ich will indessen damit nicht sagen, daſs man diese Manier der Widerlegung ganz verlassen solle; nein, sie ist die kürzeste und treffendste unter allen, wenn sie glücklich gebraucht wird, und eigentlich bey Hofe zu Hause, wo man die Syllogismen *in forma* haſst. Ich wollte Ihnen nur damit zu erkennen geben, daſs man seinen Gegner nicht sogleich im Triumph und mit aller Bitterkeit einer Rechthaberey ins Tollhaus schicken müsse; theils, weil es beleidigend ist, theils, weil man sich auch selbst in der Geschwindigkeit versehn und eine bitterere Instanz machen kann, die durch eine noch bittere gehoben wird. Der berüchtigte Lord Rochester fuhr einmal in einer Miethkutsche aus der Comödie, und wie der Kutscher beym Empfang seines Fuhrlohns sah, daſs er den Lord gefahren hatte, sagte dieser zu ihm: „Wenn ich das gewuſst hätte, in die Hölle hätte ich Sie fahren wollen." — „O!" antwortete der Lord, „so hättest Du Narr ja mit Deinen Pferden zuerst hinein müssen." — „Phaw!" schrie der witzigere Kutscher, „ich würde Eure Herrlichkeit rückwärts hinein geschoben haben." (*I should have backed in your Lordships.*) So übel kann man oft mit einer, dem Anscheine nach, ganz guten Instanz anlaufen.

Ihr erster hitziger Ausdruck war: dasjenige, was Sie anführten, sey so klar wie die Sonne; und der Schluſs, den die ganze Gesellschaft daraus machen sollte, war natürlicher Weise dieser: daſs Ihr Gegner stockblind seyn muſste. Ob Sie Recht oder Unrecht hatten, bedarf keiner Untersuchung, denn über die Sache streiten wir nicht, sondern nur über die Manier des Vortrags. Aber fragen Sie sich selbst, ob es Ihr Wille war, der Gesellschaft einen so übeln Begriff von Ihrem Gegner zu geben? War er's nicht, wie ich versichert bin, wozu denn diese Heftigkeit? Und wenn nun die Gesellschaft gedacht hätte, es fehle Ihnen an dem Gefühl des Anständigen, was zu einem freundschaftlichen Streite erfordert wird, oder wohl gar an einer guten Erziehung, würde Ihnen dieses angenehm gewesen seyn? Gewiſs auch nicht; und so haben Sie Ihren Gegner wider Ihren

Willen und wider Ihren eignen Vortheil miſshandelt.

Ihr zweyter hitziger Ausdruck war: sie wollten es der ganzen Welt zur Beurtheilung überlassen. Hier kam Ihr Gegner auf einen noch schlimmern Posten zu stehen. Denn ein Mann, der einzeln in seiner Art zu denken ist, und die ganze Welt gegen sich hat, ist gewiſs der gröſste Sonderling, wo nicht ein sonderbarer Narr; und im Grunde ist denn doch eine Berufung auf das Urtheil der ganzen Welt eine bloſse Fanfaronade: man weiſs wohl, daſs solches nicht zu erhalten steht. Meine kleine Nachbarin *à la Circassienne* sagte mir ins Ohr: In einer so groſsen Versammlung würde gewiſs ein Schisma entstehn, und der Himmel möchte sich der jetzigen Kopfzeuge erbarmen, wenn die groſse Welt so hitzig würde, wie die kleine jetzt in meinem Zimmer . . . . . Den Spott zogen Sie sich zu, ohne es zu wissen und zu wollen.

Immer sprachen Sie von gesunder Vernunft und dem schlichten Menschenverstande, womit man Ihr Recht einsehen könne; Sie sagten, es könne nicht anders seyn, und Sie wollten kein Wort mehr darum verlieren, und schwiegen dann zu Zeiten mit Verachtung. O, wenn Sie gesehn hätten, wie wir armen Weiber, die wir mit dem frohesten Herzen, uns mit unsern lieben Männern zu ergötzen, zusammengekommen waren, bey dergleichen Scenen zitterten; wenn Sie gesehn hätten, wie oft der Frau Ihres Gegners das Blut ins Gesicht stieg, wenn Sie auf jene Art ihren Mann für stockblind oder für unverständig erklärten! Wenn Sie gesehn hätten, wie Ihre eigne liebe Frau eine heimliche Thräne nach der andern vergoſs! Wenn Sie die bedeutenden Seitenblicke unserer jungen Fräulein, das unvermerkte Achselzucken der jungen Herren, das räuspernde Item, das Bestreben, etwas vorzubringen, wobey man das Gezänk nicht hören sollte, und alle die verunglückten Mittel, Ihnen den Streitpunct zu verschieben, bemerkt hätten, wahrlich, Sie würden eine solche Schiene um Ihre Seele empfangen haben, die auch der gröſste Naturfehler derselben nicht hätte zerbrechen sollen.

Und was ward nun am Ende aus dem Allen? Ich lieſs die Karten eine halbe Stunde früher geben, um den ungeschickten Streiter mit einer Puppe zu beschäftigen, und Sie verspielten mit glühenden Wangen und zankenden Augen eine Zeit, die wir des Tags vorher zu einer weit edlern Ergötzung ausgesucht hatten. Die Wahrheit aber gewann nichts dabey, und vielleicht schmollen Sie heute und morgen noch im Kauf gegen Ihren Freund, der doch weiter nichts that, als daſs er gelassen sagte: Ihm käme die Sache, welche Sie blau fänden, etwas grünlich vor, oder schiene ihm ins Grünliche zu fallen, und ihm däuchte, man könne sie auch zur Noth für grün ansehn. So bescheiden war er in dem Vortrage der Zweifel, die Sie so hitzig zu widerlegen suchten.

O, mein lieber, würdiger Freund, Sie sind gewiſs ein Mann, dem Niemand seine groſsen Verdienste abspricht; man läſst Ihren Einsichten, Ihrem Eifer und Ihrer Redlichkeit die vollkommenste Gerechtigkeit widerfahren; man widerspricht Ihnen oft nur, um sich von Ihnen belehren zu lassen, und die starken Gründe zu hören, womit Sie jede Wahrheit in ein neues Licht zu setzen wissen; warum wollen Sie alle diese groſsen und edlen Vorzüge durch Ihre aufbrausende Hitze verderben? Warum wollen Sie diesem Naturfehler Entschuldigungen bereiten, und sich dadurch des einzigen Mittels berauben, womit er noch einigermaſsen gemäſsigt werden kann? Von mir müssen Sie wenigstens nicht fordern, daſs ich Entschuldigungen annehmen soll. Nein, das müssen Sie nicht, ich will Ihnen vielmehr jedesmal, so wie ich heute gethan habe, meinen ganzen Unwillen zeigen, damit Sie davon den lebhaftesten Eindruck nehmen und zur Zeit der Gefahr einen Erretter haben mögen. Ich will, wenn wir in Gesellschaften zusammen sind, und ich sehe, daſs Sie sich von Ihrer Hitze übermeistern lassen, meinen Crapaud *) schnurren lassen, und dann schlage dieses Geräusch wie ein Donner in die Bratpfanne, die den besten Braten immer verbrennen läſst. Ich wünsche indessen doch, daſs er Ihnen mit dieser *créme à la Sultane* wohl schmecken möge; und wenn Sie heute kommen, um die Ruthe zu küssen, womit Sie gestäupt sind, so sollen Sie an mir eine eben so warme Freundin finden, als sie ein hitziger Fechter . . . . . gewesen sind.

---

*) Eine Art neumodischer Schnurrkatzen, welche die Stelle des Fächels eingenommen hat. Eine Schnurrkatze aber ist so ein Ding, womit die Kinder spielen.

Die moralischen Vortheile der Landplagen.

„O wenn doch erst Ostern; wenn nur erst der lange Winterabend vorüber seyn möchte!" sagte im vorigen Herbste ein Heuermann zu mir, der für sich, seine Frau und sieben Kinder nicht so viel geerntet hatte, als er bis Märtini gebrauchte; dem sein gesäeter Lein nicht aufgegangen war, und den die vorjährige Theurung bereits auſser Stand gesetzt hatte, seinem Wirthe die letztverschienene Heuer zu bezahlen.

Nun sprach ich gestern zu ihm: „Ostern ist da, und der lange Winter vorüber, und ich sehe, Ihr lebt doch noch mit Eurer Frau und allen Euren Kindern. Ich glaube zwar wohl, Ihr habt Euer Brod sauer erworben, aber es wird Euch auch nie so gut geschmeckt haben, als diesen Winter, da es das Rareste war, was Ihr hattet."

„Ja wohl ist es mir sauer geworden," antwortete er; „Sie sehen meine ganze Hütte ledig, meine Frau und Kinder nackend und mich entkräftet; so sauer ist es uns geworden. Das Flachs, was wir noch hatten, war bald aufgesponnen; das Pfund Brod galt ein Stück Garn, und unser waren nur drey, die spinnen konnten, und neun, die essen wollten. Zur Arbeit auſser dem Hause war keine Gelegenheit, und wie Weihnachten heran kam, war unser Flachs versponnen und verzehrt; ach, ihr traurigen Weihnachten! — Meine Frau hatte ihre Röcke und Mutzen bereits versetzt, wir konnten nicht zu Gottes Kirche gehn. Sonst war nichts im Hause, woraus wir einiges Geld hätten lösen können, auſser einer Kuh; ich wollte sie wegführen sie zu verkaufen. Aber meine Frau und Kinder hielten sie fest umarmt, und wir schrieen Alle und standen so eine lange traurige Weile. Endlich ging ich fort, um den Jammer nicht länger zu erdulden. Ich ging zwey Stunden in der Absicht, die Meinigen nicht Hungers sterben zu sehn. Aber es war immer, als wenn mich sechs Pferde zurückzogen; ich muſste wieder zu den Meinigen; und nun kam ich einem gefüllten Backofen vorüber, und die Noth, der süſse Geruch und die Gelegenheit machten mich zum Diebe. So sauer ist es mir geworden! Bey diesem gestohlenen Brode feyerten wir unser Christfest. Aber nun stand ich des Morgens vor Tage auf, nahm meine Kuh und brachte sie dem Manne, welchem ich das Brod gestohlen hatte. Mit tausend Thränen bekannte ich ihm meine That, und der Mann, den ich als einen harten und geizigen Mann gekannt hatte, gab sie mir wieder und einen Scheffel Rocken dabey. Seitdem hat mir mein Wirth, dem ich die vorjährige Heuer noch schuldig bin, und den ich vorhin nicht ansprechen mochte, weil er selbst nichts übrig hat, ausgeholfen. Ach, Herr! es gibt doch noch Mitleiden in der Welt, es gibt noch heimliche Tugenden, die man nur zur Zeit der Noth erkennt!»

Die letzte Anmerkung des guten Mannes gefiel mir; «was wollt Ihr aber nun anfangen?» fuhr ich fort. «Ich muſs jetzt nach Holland,» sagte er, «um so viel zu verdienen, daſs ich meine Schuld bezahle. Aber ich habe kein Reisegeld, und da ich von Allen, die ich kenne, schon so viel Gutes empfangen; so mag ich keinen darum ansprechen; ich muſs also doch meine Kuh ....» Hier konnte er vor Schluchzen nicht weiter reden, und manche Thräne rollte von dem abgehärmten Gesichte. — Und wer weiſs, ob ich aus Holland wieder komme, da ich mich nach einem so traurigen Winter schwächlich finde, und mich sehr werde anstrengen müssen, um nur erst so viel zu gewinnen, als ich für Korn und Heuer schuldig bin?»

Ich gab ihm zu seiner Reise, zu seiner Erhaltung für seine Kinder — und nun eilte ich, der heimlichen Tugend nachzudenken, welche die Noth in manchen Herzen aufschlieſst. Wie groſs, wie edel, dachte ich, hat sich bey der gegenwärtigen Theurung nicht manches Herz zeigen können? Was für verborgene Quellen der Tugend hat die Noth nicht eröffnet, und wie vielen Dank sind wir der Vorsehung nicht für diese Prüfung schuldig?

Lange glückliche und wohlfeile Zeiten schläfern den Menschen endlich ein; der Arme wird unerkenntlich, weil ihm leicht geholfen wird, und die leichte Hülfe macht ihn nachlässig in seiner Arbeit. Der Philosoph spielt mit der besten Welt, und der Staatsmann mit eitlen Entwürfen. Blos wollüstige Leidenschaften erheben sich aus der Ruhe, und sinken nach einer leichten Befriedigung wieder dahin. Die Tugenden gehen mit den Complimenten ihren ebnen Weg; nichts zwingt zu Erfindungen und groſsen Entschlüssen; die öffentliche Vorsorge wird schlaff, und alles geht so gleichgültig wohl, daſs auch selbst das gröſste Genie nur halb entwickelt wird. Allein wenn die Noth hereinbricht, wenn die Gefahr Helden fordert, und ein allgemeiner Ruf den Geist aufbietet, wenn der Staat mit seinem Untergange kämpft, wenn die Gefahr desselben sich mit jedem versäumten Augenblicke verstärkt, wenn die schrecklichste Entscheidung nur mit der groſsen Aufopferung abgewandt werden kann: dann zeigt sich alles wirksam und groſs; der Redner wird mächtig; das Genie übertrifft seine eigenen Hoffnungen, Muth und Dauer begeistern den Freund, Herz und Hand öffnen sich mit gleicher Fertigkeit, Ausführungen folgen auf Entwürfe, und die Seele erstaunt über ihre eigenen Kräfte. Sie findet in sich unbekannte Tugenden, erhebt sich und findet neue, und entdeckt auf ihrer Höhe die erweiterten Gränzen ihrer Pflichten. Die vorhin in ihrer Ruhe angebeteten Gröſsen verschwinden unter ihrem Fluge, und der Mensch zeigt sich als ein der Gottheit würdiges Geschöpf.

Wie mancher Same der Tugend käme vielleicht nie zum Keimen, und wie weniger zur Reife: wenn Noth und Unglück nicht wären? Wie Vielen hat der Anblick eines abgezehrten Armen ihr eigenes Herz bekannt gemacht? Und wie manchen Armen hat nicht der Hunger mit Gefühl, Dankbarkeit und Begierde zur Arbeit beseelt, wovon er vorhin nur schwache Anfälle hatte? Sollten nicht auch viele unserer Landleute den Werth der Mäſsigkeit und Sparsamkeit besser als vorhin eingesehen, und manche eine Menge von Sachen zu entbehren gelernt haben, welche ihnen sonst durchaus nothwendig schienen? Ich erwähne jetzt nichts von dem politischen Nutzen der Landplagen, er wird zu einer andern Betrachtung führen. Wie nützlich, wie lehrreich sowohl für das Herz als den Verstand ist also nicht die jetzige Theurung? Die gütige Vorsicht scheint es mit Fleiſs so geordnet zu haben, daſs dergleichen wenigstens eine in jedes Menschen Alter fallen muſs. Ohne diese Erweckung würden Viele ein sehr dummes Leben führen. Zwar gibt sich der feinere Theil der Menschen Mühe genug, häufigere Strafen des Himmels zu verdienen, und wenn er hieran nicht genug hat, sich selbst zu quälen. Allein dessen Gefühl bedarf auch der wenigsten Erweckungen; und der Himmel braucht eben kein Land zu strafen, um einige wenige Thoren zu züchtigen. Zu groſs oder zu fühllos, um bey einem allgemeinen Unglück zu leiden, überläſst er sie ihrer marternden Einbildung.

Trostgründe bey dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Geld! Entsetzliche Erfindung! Du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberey war kein Räuber oder Held vermögend, das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbaren zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbaren, ihre Ernten und ihre Kinder sich zu eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiſs von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen lieſs. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen, und keine stehende Heere. Der Hirt gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eimer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von Allem was er bauete: denn er hatte genug für sich und genoſs des

Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen, und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt seyn, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Ernte von 50 Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen. Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen seyn, da man deine Zauberey, die Kunst, das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte. Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verhungern, hätte er den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringern zuwälzen sollen? Auf seinem Kornhaufen würde man den Bösewicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath vor Würmern, seine Heerden vor Seuchen, und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbaren sicher stellen wollen?

Ehe du kamst, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, und labe Dich an meinem Biere, und iſs von meinem Brode. Es verdirbt ja doch, und die Ernte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen und dich darben lassen? So sprach der Deutsche, wie er noch dem Römischen Gelde fluchte, und in der Wohlthätigkeit beſaſs er alle Tugenden. Ehe du kamst, war der Unterschied der Stände und der Begierde, sich zu erheben, nicht groſs unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bey unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterstrahle, und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bey jeder Landplage gleich den Geringsten unter seinen Flurgenossen an.

Ehe du kamst, war noch Freyheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen, kein Richter konnte heimlich bestochen werden, und brauchte sich bestechen zu lassen, kein Zanksüchtiger konnte eine Rechtssache weiter bringen, als seine Fütterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korns nach dem Kammergerichte reisen, und kein Kluger in die Versuchung gerathen, mehr Processe für Andere zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Gröſsere Feindschaften währten nicht länger, als bis der Kriegsvorrath verzehrt war, und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamst, wuſste man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehrt, noch die Ernten aus Westphalen für Wein und Kaffee versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eignen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte, als ein Bettler, auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreyheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamst, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniſs. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das Seinige, mit dem Maſsstabe in der Hand, zumessen; die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Aeckerzahl bestimmen, und ewig verhindern, daſs keiner zwey Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geldreichen Leute, diese Verräther der menschlichen Freyheit; das Mittel, Schulden zu machen, und tausend Schuldner zu heimlichen Sclaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen laſsen, und von dem geſetzmäſsigen Erben nicht fordern, daſs er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhte, und der Staat duldete es nicht, daſs der Acker mit jährlichen Abgiften, zum Vortheil der abgehenden Kinder, beschweret wurde.

Ehe du kamst, entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapfersten; und der Zugang zu den geheimsten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pökelfleisch nicht so leise, als für eine Tonne Goldes in Wechseln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäſsig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können; wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren und vor Würmern bewahren können! wenn der Bettler mit seinem täglichen Brode zufrieden seyn muſs, und keine Pfänder mehr verkauft werden können.

Bedauert demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet Euch vielmehr, den Rest dieses Uebels los zu werden! Werft Eure Reichthümer in's Meer, oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die Euch mit Wein, Kaffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, blos von Eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, Euch bey Eurer Mäſsigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts als Mausefallen, um Euch für die gefährlichste Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

: Johann Jacob ....

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leser werden dem Sophisten zu Gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daſs sie die Declamationes der Freygeister unserer Zeiten, gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral, mit einer gleichen Wirkung lesen mögen.

Der alte Rath.

„Da liege, so lange, bis ich dich wieder aufsetze," sagte Sidney zu seiner Brille, und warf sie unmuthig vor sich auf den Tisch, da sie seinen verdunkelten Augen nicht mehr die Dienste leisten wollte, die er vielleicht mit Unrecht von ihr forderte. In dem Augenblicke trat sein Bedienter herein, und meldete ihm eine Dame, deren Name nicht viel zur Sache thut, wenn sie auch Gertrud *) geheiſsen hätte. „Ich wollte, daſs das Ungewitter alle Quälerinnen zum Henker führte! Sagt ihr: ich sey nicht zu Hause,"

---

*) Der Kammergerichts-Assessor v. Ludolf bemerkt es irgendwo in seinen Observationibus, daſs alle Damen, so am Kammergericht Processe gehabt, diesen Namen geführt.

war die Antwort, womit er den Bedienten fortschickte. Gelassen nahm er darauf seine Brille wieder auf, und machte das Urtheil fertig, worum die Dame bitten wollte und woran er vorher gearbeitet hatte. Kaum hatte er sich in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, um eine Arbeit zu überdenken, die ihm sein Fürst aufgetragen hatte: so kam ein Hoflakay und forderte ihn nach Hofe. »Der Fürst denkt doch, ein ehrlicher Kerl habe nichts zu thun, als hin und her zu laufen,« murmelte er vor sich, und eilte mit einem solchen Eifer, seinem Herrn aufzuwarten, daſs er seine Brille darüber in Stücke warf. Der Fürst sprach ihn über die Sache, welche dieser bereits überdacht und wozu er den Plan schon völlig angelegt hatte; er konnte aber weiter nichts aus ihm bringen, als: »Ihro Durchlaucht müssen Geduld haben.« Bey seiner Zurückkunft begegnete ihm ein alter unglücklicher Mann, den er vorher in bessern Umständen gekannt hatte, und der sich ihm furchtsam näherte. Mit einem wohlthätigen Eifer gab er ihm in der Geschwindigkeit alles Geld, was er bey sich hatte, und das nicht unbeträchtlich war, begleitete es aber mit dem rauhen Segen: »Nun geht in Gottes Namen.« Zu Hause fand er jetzt seine Brille auf der Erde, schalt auf die ewigen Zeitverderber und vollendete die Arbeit seines Fürsten, obgleich die Brille vor dem einen Auge geborsten war. Es ward indessen Abend, und seine liebenswürdige Nichte glaubte den Augenblick zu finden, ihn wegen ihrer Heirath, worein er schon längst gewilligt hatte, zu sprechen. Wie sie in sein Zimmer trat, erzählte er ihr die Geschichte von seiner Brille, und das mit solchem Eifer, daſs das arme Mädchen das Herz nicht hatte, ihres Anliegens zu gedenken. Als sie endlich traurig weggehn wollte, rief er ihr nach: «A propos! Cousine, Eure Hochzeit wird bald seyn; hier habt Ihr, das ich Euch vorerst mitzugeben gedenke, aber nun laſst mich mit allen Anstalten ungeschoren. Macht alles so gut, wie Ihr könnt und wollt, ich will es bezahlen, aber nur nichts mehr davon hören. Versteht Ihr mich?» Die arme Hexe ging furchtsam weg, sah, daſs ihr der gute Onkel 10,000 Thaler zum Brautschatze geschenkt hatte, und durfte es doch nicht wagen, ihm dafür zu danken. Beym Abendessen faſste sie seine Hand und benetzte solche mit einer dankbaren Thräne. Zum Unglück für sie, war er eben in ein wichtiges Project vertieft; er fuhr also auf, und wie er ihre Rührung sah, sagte er weiter nichts, als: «Mach' ich es denn immer unrecht?» In der Eilfertigkeit, womit sie sich zurückzog, warf sie ein Glas Wein um, das vor ihr auf dem Tische stand. Hier forschte er mit der gröſsten Sorgfalt nach, ob sie sich auch erschrocken oder Schaden gethan hätte, beruhigte sie mit den freundschaftlichsten Worten, und erzählte ihr, um sie zu trösten, wie es ihm heute ebenso mit der Brille gegangen wäre . . . . . . Der alte gute Rath!

Der junge Rath.

Die feine Welt hat eine gewisse allgemeine Sprache, worin sie sich bey jeder Gelegenheit etwas Angenehmes und Gefälliges sagt. Der Einfältige spricht sie so gut, wie der Witzige, und man umarmt einen Feind wie einen Freund mit einer gewissen zärtlichen Manier, über deren Werth man sich völlig versteht. Es gibt aber in dieser feinen Welt noch Leute, welche diese Sprache und diese Manier besonders studirt haben, jeden Ausdruck ihrer Augen, jeden Ton ihrer Stimme, jeden Druck ihrer Hand, und was noch mehr ist, selbst einen guten Theil ihres Verstandes und ihrer Tugenden in dieses Geschäft übertragen, und eine besondere Wissenschaft daraus machen. Man kann dergleichen Leute nicht hassen, so lange ihr Betragen nicht aus Falschheit herrührt; man muſs sie auch dulden, wenn es nicht in's Abgeschmackte fällt; bey dem allen ist es doch das Zeichen eines kleinen Genies, so vieles auf den bloſsen Ausdruck zu geben, und anstatt sich Wahrheiten und Tugenden zu erwerben, nur immer den Grazien der Figur nachzustreben.

Selimor gehörte völlig in diese Classe. Auſser jener allgemeinen Sprache und den geläufigen Freundschaftsbezeugungen gegen alle seine Mitbürger in der feinen Welt, hatte er die Kunst, gefällig zu seyn, auf's Höchste gebracht. Dorinde mochte vorlegen oder reden, so bezeugte ihr sein aufmerksames Auge, daſs er alle ihre Gedanken und Bewegungen dankbar fühlte. Aus allen seinen Wendungen lächelte ihr eine sanfte Schmeicheley entgegen; und wenn der Fürst in den Hofsaal trat, so sprach die feinste Ehrfurcht aus jedem sanften Tritte, womit er den Boden des Zimmers berührte. Seine Stellung war der schönste Ausdruck einer liebenswürdigen Bescheidenheit, und alle Tugenden dienten seiner Begierde, der angenehmste Mann zu seyn. Ohne Liebe und Freundschaft zu fühlen, wuſste er die Spröde zu gewinnen und der Zärtlichen einen Seufzer abzulocken. Die Flatterhafte sah sich flüchtig nach ihm um, und die Ernsthafte verweilte gern bey ihm. Kurz, in der ganzen feinen Welt war kein Auge, das ihn durchschaute; er herrschte durch die Gröſse seiner

Kunst über alle verfeinerte Geschöpfe, und entzog ihnen durch die Macht seiner Bescheidenheit den ganzen Umfang seiner Herrschaft. Wäre das menschliche Leben nur ein Rosenmonat gewesen, so würde Selimor als der vollkommenste Mann gestorben seyn.

Aber nun stellten sich auch rauhe Winter ein. Der Fürst war in Schulden gerathen, und überwarf sich mit seinem Kammerpräsidenten, einem würdigen und geschickten, aber trockenen Manne. Das Wohl des Herrn und des Staats erforderte, durchaus diesen Mann beyzubehalten, und Selimor wurde an ihn abgeschickt, eine Versöhnung zu stiften. Anstatt aber solche zu befördern, verdarb er die Sache, weil er die trockene Begegnung des Präsidenten für Grobheit aufnahm, und das Herz des Fürsten immer tiefer verwundete. Selimor übernahm endlich auf Begehren des Fürsten die Kammersachen. Kaum hatte er solche auf ein halbes Jahr versehen, so war alles in Verwirrung, weil weder Arbeit noch Dauer in ihm war, und die bloſse Manier auſser der Sphäre der feinen Welt den Mangel wahrer Verdienste nicht ersetzte. Die redlichen und natürlichen Beamten verloren die Hochachtung wie den guten Willen für den Mann, der weder Erfahrung noch Wissenschaft hatte. Einer von den geringeren Bedienten, dem der alte Präsident für seine zahlreiche Familie jährlich 100 Thaler aus seiner Tasche gegeben hatte, und den Selimor nun mit einem freundschaftlichen Lobe zu seinen betrübten Kindern schickte, hieſs ihn einen Hofschranzen, weil dieser den Werth der Geschöpfe aus der feinen Welt nicht besser einsah. Der Militairstand, der in drey Monaten keine Zahlung gesehn, und seine Ungeschicklichkeit in Geschäften bemerkte, schalt ihn einen süſsen Herrn. Die Hofdamen, welche das Ihrige auch nicht erhielten, fanden ihn nun sehr fad, und wie er einer von ihnen einen kleinen Dienst mit aller der feinen Anständigkeit leistete, die er in seiner Gewalt hatte, zog diese ihm den Mann vor, der ihr rundweg, ohne viele Frisur, diente, und fand es abgeschmackt, daſs sie für jede Kleinigkeit ein zugeschnittenes Compliment machen sollte. Eine Wittwe, welche die gerechteste Forderung an die Kammer hatte, und sich bey ihm melden lieſs, ward nicht vorgelassen, weil er hörte, daſs sie keinen guten Ton im Vortrag hatte; und der Fürst, der zuletzt von allem, was vorging, auf's Genaueste unterrichtet wurde, bezeugte ihm eine völlige Verachtung.

Selimor, der so vielen Unglücksfällen nicht widerstehen konnte, entzog sich endlich der feinen Welt und ſtarb, weil er Niemandem mehr gefallen konnte. Der einzige Hofbildhauer erbarmte sich ſeiner, und ſetzte ihm ein Denkmal, woran jeder die Draperie bewunderte, und die Figur, welche weder Gröſse, noch Character und Erfindung zeigte, mit Gleichgültigkeit anſah.

Etwas zur Verbesserung der Intelligenzblätter.

Man muſs immer lernen, sollte es auch von den Wilden seyn. Die Deutschen Colonisten, welche sich in America befinden, können zwar mit Recht nicht unter die Wilden gezählt werden. Indessen hält ein Europäer doch insgemein dafür, daſs er nicht nöthig habe, bey ihnen in die Schule zu gehen. Diesmal aber wollen wir ihn doch dahin schicken, und zwar, um die Europäischen Intelligenzblätter aus den Americanischen verbessern zu lernen.

Die Germantowner Zeitung, oder Sammlung wahrscheinlicher Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreiche, welche bey Christoph Sauer zu Germantown herauskommt . . . , hat das Vorzügliche, daſs bey jedem Intelligenzblatt gleich vor dem ersten Buchstaben ein kleiner Buchdruckerstock oder Holzschnitt angebracht ist, wodurch der Inhalt des Artikels angezeigt wird.

Vor dem Artikel, worin z. E. einem verlorenen oder verlaufenen Pferde nachgefragt wird, steht ein Pferd, mit dem Kopfe nach der Auſsenseite gewandt. Ist von einem aufgefangenen oder zugelaufenen Pferde darin die Rede, so hält ein Pferd den Kopf einwärts nach dem Artikel. Auf gleiche Weise stehen Ochsen, Kühe und Schafe vor solchen Artikeln, worin von diesem Viehe geredet wird. Ist von einem gestohlenen Pferde die Frage, so sitzt ein Reiter darauf, der es wegreitet; und wenn ein anderer Diebstahl angezeigt wird, so steht ein Mann, der ein Bündel wegträgt, an der Spitze. Vor einer Citation gegen eine verlaufene Frau, steht eine Dame im Reisehute; und ein wilder Mann mit einer Keule bedeutet, daſs in dem Artikel von einem verlorenen oder verlaufenen Menschen die Rede sey. Ist ein Haus zu verkaufen, so ist auch ein Haus vorangedruckt; und eine Plantage, wenn diese zu verkaufen ist.

Auf solche Art läſst man in den Americanischen Zeitungen alle Rubriken, deren wir uns in Europa bedienen, ganz weg; erspart dadurch vielen Raum, und ist im Stande, den Inhalt des ganzen Intelligenzblatts sogleich aus den

Ochsen, Pferden, Häusern, Bouteillen, Medicingläsern und andern ähnlichen Zeichen, mit Einem Blicke zu übersehen. Die Zeichen sind fast nicht gröſser und künstlicher, als die so auf der letzten Tafel in unsern gewöhnlichen ABC-Büchern zu stehen pflegen. Allein sie sind kennbar und characteristisch, und gleich zu verstehen.

Verdiente diese Mode nun nicht auch von uns angenommen zu werden? Ich meine ja. Allein lieſsen sich auch zu unsern Artikeln eben so bedeutende erfinden? Nun, das käme auf die Probe an; und wir wollen gleich einen Versuch dazu machen.

Unsere mehrsten Artikel bestehen aus Ladungen gegen Gläubiger, welche kommen, hören und sehen, und nichts empfangen sollen. Die könnten nun wohl, wenn sie nichts Besonderes enthalten, mit einer groſsen Null, worin eine Schelle aufgehängt wäre, bezeichnet werden. Würden die Gläubiger zur Einwilligung eines Stillstandes berufen, so könnte man das Zeichen zwoer in's Kreuz gelegten Ruthen, als eine für den Schuldner und eine für den Gläubiger davorsetzen, indem insgemein beyde dadurch gezüchtigt werden. Ein Schuldner, der *bonis* cedirt, kündigte sich am besten durch einen Baum mit Vögeln an; und ein muthwilliger Bankerottier durch einen Pfahl mit dem Halseisen.

Die Lotterie-Artikel könnten durch ein vorgesetztes Perspectiv; Leute, so ihre Dienste anbieten, durch ein gesatteltes Pferd mit drey Beinen; Capitalien so gesucht werden, durch einen ausgeleerten Beutel, und Capitalien, so zu verleihen sind, durch einen erfüllten angezeigt werden. Zur Anzeige neuer Bücher schickten sich allerley Thiere, um den Inhalt anzuzeigen; und wenn die Intelligenzblätter vollends zu der Vollkommenheit gelangten, dafs auch die Personen, so zu heirathen suchen, oder zu heirathen verlangt werden, sich darin anzeigen liefsen, so würde man auch mehrere artige Zeichen gebrauchen können.

Die ganze Kunst der Allegorie würde zugleich auf diese Art zur Vollkommenheit gebracht werden können, und wer weifs, was ein Genie dabey leisten würde, wenn nur erst ein Anfang gemacht wäre?

Etwas zur Polizey der Freuden für die Landleute.

Wenn ich Polizey-Commissarius wäre, es sollte mir anders gehen, die Leute sollten mir wenigstens ein- oder zweymal im Jahr, auf der Kirmes oder Fastnacht, völlige Freyheit haben, einige Bände springen zu lassen, oder ich hieſse nicht Herr Commissarius. Unsre heutige Mäſsigkeit macht lauter Schleicher, die des Morgens ihr Gläschen und des Abends ihr Kännchen trinken, anstatt daſs die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahreszeiten, einem Donnerwetter mit Schloſsen gleich, was zwar da, wo es hinfällt, Schaden thut, im Ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehrt. — Dagegen aber würde ich auch die täglichen Säufer, wenn sie sich auch nicht völlig berauschten, ohne Barmherzigkeit in's Zuchthaus schicken.

Mit allem ihren Lehren und Predigen haben es die Moralisten endlich so weit gebracht, daſs die Leute, welche vorhin des Jahres einen Anker, aber an Einem Tage, herunterzechten, sich jetzt täglich mit einem geringern Maſse, aber des Jahres nicht mit einem Stückfasse begnügen, und hier möchte ich wohl einmal fragen: Ob wir bey diesem Tausche gewonnen oder verloren haben? Als Polizey-Commissarius sage ich: Nein. So viele Freuden uns auch der Schöpfer gibt, und so gern er es sehen muſs, daſs wir sie mit Dank und Mäſsigung genieſsen; so offenbar finde ich, daſs die Leute bey dem mäſsigen Genieſsen zu Grunde gehen, die vorhin des Jahres nur ein- oder zweymal Kopfweh zu erleiden hatten; ich finde, daſs es für die Polizey leichter sey, einmal des Jahres Anstalten gegen einen wilden Ochsen zu machen, als täglich die Kälber zu hüten.

Bey allem dem aber ist es doch auch hier zu verwundern, daſs die Freuden und Ergötzungen unsrer Vorfahren polizeymäſsiger gewesen sind, als die unsrigen. In der ganzen bekannten Welt sind von den ältesten Zeiten her gewisse Tage dem Menschen dergestalt frey gegeben worden, daſs er darin vornehmen konnte, was er wollte, in so fern er nur keinen Kläger gegen sich erwecke. Das Amt der Obrigkeit ruhte an denselben völlig, und der Fiscus selbst konnte nichts Besseres thun, als mitmachen. Man findet alte Stadtordnungen, worin an zweyen Tagen des Jahres alle Arten von Glücksspielen erlaubt wurden; die Obrigkeit duldete die Fastnachtszechen und Mummereyen bis in die Kirchen, und sorgte blos dafür, daſs die unbändigen Menschen kein Unglück anfingen; die Uebermaſse selbst wehrte sie Keinem. Man erinnert sich der Saturnalien wie der Narrenfeste; man weiſs, was zur Carnevalszeit in und auſser den Klöstern erlaubt war, und man sieht, ohne ein Montesquieu zu seyn, daſs aller Welt Obrigkeit, den Patriarchen zu Konstantinopel nicht ausgeschlossen *), den Grundsatz angenommen hatte: die Thorheit muſs wenigstens einmal im Jahre ausgähren, damit sie das Faſs nicht sprenge.

Eben dieser Grundsatz herrschte in andern Theilen bey unsern Vorfahren. Bey gewissen seltenen feyerlichen Gelegenheiten zeigten sie sich in verschwenderischer Pracht, wenn sie täglich in einem schlichten Wamse gingen. Wenn sie mit einander haderten, so schonten sie so wenig ihrer Lunge, als ihrer Fäuste; und wenn sie sich freuten, so wollten sie bersten vor

---

*) *Cedron hist. p. 639.*

Lachen. Damit schonten sie ihre Feyerkleider, und entwehrten sich des schwindsüchtigen Grams, und der Geſahr, von einer plötzlichen Freude zu sterben. Wir hingegen opſern der Mode durch tägliche kleine Ausgaben unser bestes Vermögen auf, verfolgen unsre Feinde mit der artigsten Manier, und schwindeln bey allen plötzlichen Zuſällen.

Jedoch Scherz bey Seite; wenn ich Polizey-Commissarius wäre, die Leute sollten mir zu gewissen Zeiten mehr Freuden haben, damit sie zu andern fleiſsiger und ordentlicher würden. Ich weiſs, wie dem Handwerksmann der Sonntagsbraten schmeckt, wenn er sich die ganze Woche mit einem Gemüse beholfen hat; und wie zufrieden er mit seinem Gemüse ist, wenn er an den Sonntagsbraten gedenkt. Nach diesem wahren Grundsatze würde ich jedem Dorſe, wo nicht alle Monate, doch wenigstens alle Vierteljahr ein Fest erlauben, um den täglichen Genuſs, welcher zuletzt auch oft den besten zur Uebermaſse verführt, und um so geſährlicher ist, je unbemerkter er im Finstern schleicht, und mit der lieben Gewohnheit, der andern Natur, über Weg geht, so vielmehr einzuschränken. Eine Polizey, die ihre Auſmerksamkeit dahin wendete, würde wahrscheinlich glücklicher seyn, als diejenige, welche, wie die neuere, alle

Arten von Zechereyen und Gelagen verbietet, und damit den, durch keine Gesetze zu bezwingenden, heimlichen und öftern Genuſs befördert, auch wohl selbst das Salz der Freude, was dem geplagten Menschen Reiz und Dauer zur Arbeit geben soll, völlig unschmackhaft macht.

In gewissen Ländern, und besonders am Rheine, läſst der Pfarrer des Sonntags das Zeichen mit der Glocke geben, wenn der Fideler in der Schenke auf die Tonne steigen darf, und nun fängt Alles an zu hüpfen. In der ganzen Woche aber findet man daselbst keinen Menschen in der Schenke. In Frankreich, wo das Tanzen am Sonntage verboten ist, sieht man des Abends, nach verrichteter Arbeit, häufige Tänze, und die Nation ist nüchtern und fleiſsig. In Genf findet man die Handwerker alle Abend, wenn es die Witterung erlaubt, eine Stunde auf öffentlichen Plätzen, um sich von der unermüdeten Anstrengung des Tages zu erholen; und so ist es überall, wo die Gesetzgebung auf Erfahrungen gebaut wird, Freude und Arbeit vermischt, und die Eine dient der Andern mit mächtiger Hand.

In andern Ländern hingegen, wo die Feyertage nach einer gebieterischen Theorie abgeschafft, die blauen Montage eingezogen, die Fastnachts-Lustbarkeiten verboten, die Leichen-

und Kindelbiere *) zu genau eingeschränkt, alle Zehrungen untersagt, alle Kirmesfreuden durch den nie schlafenden Fiscal gestört, und überhaupt alle Lustbarkeiten der Unterthanen, soviel immer möglich, unterdrückt sind, sieht man die Leute weit häufiger in den Schenken, stiller und trauriger, aber öfterer trinken, und auch weniger fleiſsig arbeiten. Ihre Wirthschaft geht bey allen Einschränkungen schlimmer, und der niedergeschlagene Mensch schafft mit seinen Händen dasjenige nicht, was der lustige schafft. Die Unterthanen sehen den Gesetzgeber, wie die Kinder einen grämlichen Vater an; sie versammeln sich in Winkeln, und thun mehr Böses, als sie bey mehrerer Freyheit gethan haben würden. Sie dünken sich sicher, so oft sie sich nur nicht die Hälse brechen.

Bisher hat man noch kein eignes Polizey-Reglement für die Lustbarkeiten der Landleute

---

*) In vielen Westpfälischen Dörfern gibt es noch güste Kindelbiere, d. i. Eheleute, die keine Kinder haben, können einmal in ihrem Leben auch ein Kindelbier halten, damit sie sich wegen deſsen, was sie Andern geopfert haben, erholen können. Wahrlich eine gutherzige Erfindung. Güst wird von Kühen gebraucht, die nicht kalben.

gehabt, welches hauptsächlich daher rührt, daſs die Gesetzgeber lieber selbst haben tanzen, als Andre tanzen lassen wollen. Es würde aber doch in dem Falle nöthig seyn, wenn meine Wünsche erfüllt werden sollten. In demselben würde das Erste seyn, daſs in einem gewissen zu bestimmenden Districte nur eine einzige Schenke geduldet, diese gehörig und geräumig eingerichtet, und mit allem versehen seyn sollte, was vernünftige Landleute ergötzen könnte. Der Wirth sollte seine Vorschrift haben, was er geben und nicht geben dürfte; der Tag zur Lustbarkeit sollte bestimmt und an demselben immer die nöthige Hülfe, um Unordnungen zu steuern, bey der Hand seyn. Auſser dem bestimmten Tage, und einigen andern, die noch näher bestimmt werden könnten, sollte der Wirth gar keine Gäste setzen dürfen. Die Spiele sollten bestimmt und angemessen seyn. Drey alte Männer sollten des Tages Richter seyn, und alles entscheiden können, was der Ceremonienmeister anderwärts entscheiden kann. Wer sich demselben widersetzte, sollte sofort der in der Nähe stehenden Amtshülfe übergeben; der betrunkene Mann durch sie, gegen ein gewisses Botenlohn, sofort nach Hause gebracht, und die betrunkene Frau vor ihrer Heimführung öffentlich ausgeklatscht werden. — Auf diese Weise glaube ich, daſs die vielen und verderblichen

Winkelschenken geschlossen, das beständige Leben im Wirthshause aufgehoben, dem Manne, der die Erholung am mehrsten verdient, zum besten Genuſs einer ordentlichen Freude verholfen, und überhaupt mit der Zeit ein besserer Nationalgeist erzielt werden könnte. Dabey verstände es sich von selbst, daſs an diesen Tagen alle Frohnen und Bauerwerke aufhören, und dieselben also gewählt werden müſsten, damit keine eilige Arbeit dadurch aufgehalten würde.

Der hohe Styl der Kunst unter den Deutschen.

Die Zeiten des Faustrechts in Deutschland scheinen mir allemal diejenigen gewesen zu seyn, worin unsre Nation das gröſste Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigene Nationalgröſse gezeigt hat. Die feigen Geschichtschreiber hinter den Klostermauern und die bequemen Gelehrten in Schlafmützen mögen sie noch so sehr verachten und verschreyen: so muſs doch jeder Kenner das Faustrecht des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts als ein Kunstwerk des höchsten Styls bewundern; und unsre Nation, die Anfangs keine Städte duldete, und hernach das bürgerliche Leben mit eben dem Auge ansah, womit wir jetzt ein flämisches Stilleleben betrachten, die folglich auch keine groſse Werke der bildenden Künste hervorbringen konnte, und solche vielleicht von ihrer Höhe, als kleine Fertigkeiten der Handwerker, bewunderte, sollte billig diese groſse Periode studiren und das Genie und den Geist kennen lernen, welcher nicht in Stein und Marmor, sondern am Menschen selbst arbeitete, und sowohl seine Empfindungen als seine Stärke auf eine Art veredelte, wovon wir uns jetzt kaum Begriffe machen können. Die einzelnen Räubereyen, welche zufälligerweise dabey unterlieſen, sind nichts in Vergleichung der Verwüstungen, so unsre heutigen Kriege anrichten. Die Sorgfalt, womit jene von den Schriftstellern bemerkt sind, zeugt von ihrer Seltenheit, und die gewöhnliche Beschuldigung, daſs in den Zeiten des Faustrechts alle andre Rechte verletzt und verdunkelt worden, ist sicher falsch, wenigstens noch zur Zeit unerwiesen, und eine Ausflucht einander nachschreibender Gelehrten, welche die Privatrechte der damaligen Zeit nicht aufspüren wollen. Es werden jezt in Einem Feldzuge mehr Menschen unglücklich gemacht, als damals, in einem ganzen Jahrhundert. Die Menge der Uebel macht, daſs der heutige Geschichtschreiber ihrer nicht einmal gedenkt; und das Kriegsrecht der jetzigen Zeit besteht in dem Willen des Stärksten. Unsre ganze Kriegsverfassung läſst keiner persönlichen Tapferkeit Raum; es sind geschleuderte Massen ohne Seele, welche das Schicksal der Völker entscheiden; und der ungeschickteste Mensch, welcher nur seine Stelle wohl ausfüllt, hat eben den Antheil am Siege, welchen der edelste Muth daran haben kann. Eine einfache Uebung, und ein einziger allgemeiner Character bezeichnet das Heer; und Homer selbst würde nicht im Stande seyn, drey Personen daraus in ihrem eignen Character handeln oder streiten zu lassen.

Eine solche Verfassung muſs nothwendig alle individuelle Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit, welche doch einzig und allein eine Nation groſs machen kann, unterdrücken. Sie muſs, wie sie auch wirklich thut, wenig jugendliche Uebung erfordern, nicht den geringsten Wetteifer reizen und die Fuſsmaſse zur Berechnung der Talente gebrauchen. Aber auf diesem Wege kann unsre Nation nie zu der Gröſse gelangen, welche die Natur für sie allein zu bestimmen schien, als sie den allmählig ausartenden Bürgern der Griechischen und Römischen Städte den Meiſsel und Pinsel in die Hand gab.

Ich will jetzt der Turniere nicht gedenken, welche als nothwendige Uebungen mit dem ehemaligen Faustrechte verknüpft waren, ohnerachtet ihre Einrichtung den Geist von mehr als einem Lykurg zeigt, und alles dasjenige weit hinter sich zurückläſst, was die Spartaner zur Bildung ihrer Jugend und ihrer Krieger eingeführt hatten; ich will die Vortheile nicht ausführen, welche eine wahre Tapferkeit, ein beständiger Wetteifer, und ein hohes Gefühl der Ehre, das wir jetzt zu unsrer Schande abentheuerlich finden, nachdem wir uns auch selbst in unsrer Einbildung nicht mehr zu den ritterlichen Sitten der alten Zeiten hinaufschwingen können, auf eine ganze Nation verbreiten muſste. Ich will nichts davon erwähnen, wie gemein die groſsen Thaten seyn muſsten, da die Dichter das Reich der Ungeheuer und Drachen als die unterste Stufe betrachteten, worauf sie ihre idealischen Helden Proben ihres Muths ablegen lieſsen. Nein, meine Absicht ist, blos die Vollkommenheit des Faustrechts, als eines ehemaligen Kriegsrechts, zu zeigen; und wie wenig wir Ursache haben, dasselbe als das Werk barbarischer Völker zu betrachten.

Rousseau mag noch so sehr getadelt werden: so bleibt die Stärke und die Wissenschaft, solche zu gebrauchen, doch allemal ein wesentlicher Vorzug. Unsre neuere Gesetzgeber mögen dem Menschen Hände und Füſse binden; sie mögen ihm Schwert und Rad vormalen: er wird seine Kraft allemal gegen seinen Feind versuchen, so oft er beleidigt wird. Unsre Vorfahren wagten es nicht, dieses angeborne Recht zu unterdrücken. Sie gönnten ihm seinen Lauf;

aber sie lenkten es durch Gesetze. Und das Faustrecht war das Recht des Privatkriegs unter der Aufsicht der Land-Friedensrichter.

Die Landfrieden, welche in Polen Conföderations heiſsen, waren eine Vereinigung mehrerer Mächte, um die Gesetze des Privatkriegs in Ansehen und Ausübung zu erhalten. Der Pflug war geheiligt; der Landmann in seinen Zäunen, wenn er keinen Angriff daraus that; und der Fuhrmann auf der Heerstraſse, er mochte geladen haben, was er wollte, waren gegen alle Gewalt gesichert. Die kriegenden Theile durſten im höchsten Nothfalle nicht mehr Fourage vom Felde nehmen, als sie mit der Lanze von der Heerstraſse erreichen konnten. Renten und Gülten wurden durch den Krieg nicht aufgehoben. Keiner durſte seine Bauern bewaffnen und als Helfer gebrauchen; Keiner durſte an gefriedigten Tagen Waffen führen. Die Partheyen muſsten einander die Wiedersage oder die Befehdung eine genugsame Zeit vorher verkündigen, und wenn sie solches gethan hatten, so ordentlich und ruhig die Heerstraſse ziehen, als andre Reisende, wofern sie sich nicht den ganzen Landfrieden und dessen Handhaber auf den Hals ziehen wollten. Da sie solchergestalt nicht oft mit groſsen Lagern zu Felde zogen, so brauchten sie die Fluren nicht zu verderben, die Wälder nicht auszubauen, die Länder nicht auszuhungern; und wenn es zum Treffen kam, so entschied persönliche Stärke, Muth und Geschicklichkeit.

Der Landfriedens-Oberste, welcher in Polen der Conföderations-Marschall heiſst, ward von den Verbundenen erwählt, und vom Kaiser, ehe diese Conföderations zu mächtig wurden, bestätigt. Dessen Amt und Gerichte, vor welchem die kriegenden Theile ihre Befehdungen gegen einander zum Protocoll nehmen lieſsen, war denjenigen, welche gegen die Kriegsgesetze behandelt wurden, ein sichrer Schutz.

Solchergestalt kann man behaupten, daſs das ehemalige Faustrecht weit systematischer und vernünftiger gewesen, als unser heutiges Völkerrecht, welches ein müſsiger Mann entwirft, der Soldat nicht liest, und der Stärkste verlacht. Die mehrsten heutigen Kriegsursachen sind Beleidigungen, welche insgemein eine einzige Person treffen; oder Forderungen, so eine einzelne Person zu machen berechtigt ist, und woran Millionen Menschen Theil nehmen müssen, die, wenn es auch noch so glücklich geht, nicht den geringsten Vortheil davon haben. In einem solchen Falle hätten unsre Vorfahren beyde Theile eine scharfe Lanze gegen einander brechen lassen, und dann demjenigen Recht gegeben, welchem Gott den Sieg verliehen hatte. Nach ihrer Meinung war der Krieg ein Gottesurtheil, oder die höchste Entscheidung zwischen Partheyen, welche sich keinem Richter unterwerfen wollten. Urlog war die Entscheidung der Waffen; wie Urtheil die Entscheidung des Richters. Und es dünkte ihnen weit vernünftiger, billiger und christlicher zu seyn, daſs einzelne Ritter ein Gottesurtheil mit dem Schwerte oder mit dem Speere suchten, als daſs hunderttausend Menschen von ihrem Schöpfer bitten, daſs er sein Urtheil für denjenigen geben solle, welcher dem andern Theile die mehrsten erschlagen hat.

Nun läſst sich zwar freylich das alte Recht nicht wieder einführen, weil keine Macht dazu im Stande ist. Es darf uns aber dieses nicht abhalten, die Zeiten glücklich zu preisen, wo das Faustrecht ordentlich verfaſst war; wo die Landfrieden oder Conföderations solches auf's Genaueste handhabten, und in einen Krieg nicht mehr verwickelt werden konnten, als daran freywillig Theil nehmen wollten; wo die Nation einem solchen Privatkriege ruhig zusehen und dem Sieger Kränze winden konnte, ohne Plünderungen und Gewaltthaten zu besorgen.

Unsre Vorfahren glaubten, jedem Menschen komme das Recht des Krieges zu; und auch noch jetzt können wir nicht anders sagen, als daſs es einem jeden Menschen frey stehe, sich von dem richterlichen Urtheil auf seine Faust zu berufen. Er hangt oder wird gehangen, nachdem er oder der Richter der Stärkste ist. Wir haben aber dadurch, daſs immer der stärkere Theil auf der Seite des Richters ist, die Ausübung dieses Rechts beynahe unmöglich gemacht. Anstatt daſs unsre Vorfahren, wie sie zuerst Conföderations errichteten, dessen Ausübung begünstigten und sich in vielen Reichsländern nur dahin erklärten:

„Daſs sie die Entscheidung ihres erwählten „Richters zwey Monate abwarten, und wenn „diese Entscheidung nicht erfolgte, sich ihres „Degens bedienen wollten.“

So lauten alle Vereinigungsformeln der Sächsischen Staaten; nun kam es doch zuletzt selten mehr zum Ausbruch, indem der Herzog, Bischof oder Graf, sobald die zwey Monate um waren, einen andern Termin von zwey Monaten zu neuen Unterhandlungen ansetzte, und damit den Rechtshandel zum Nachtheil des Fausthandels verewigte.

Das abgeschaffte Herkommen.

Eine lehrreiche Geschichte.

Nicht weit von der Burg zu Holte wohnten vor lieben langen Jahren ein Paar fromme Hausleute, welche den edlen Herrn daselbst für ihren gnädigen Gutsherrn erkannten, und ihm, so wie es das Herkommen mit sich brachte, getreu und redlich dienten. Ihre einzige Tochter, ein frisches, schlankes Mädchen, hatte ihres Gleichen unter allen zu dieser Burg gehörigen Leuten nicht, und wenn sie jährlich auf der Hofsprache *), welche die Herrschaft damals noch mit ihrer Gegenwart zu beehren

---

*) So wird der Versammlungstag der hofhörigen Leute im Osnabrück'schen genannt.

pflegte, tanzte, so hätte man schwören sollen, es sey niemals ein Holzschuh an ihre Füſse gekommen. Ihre Stimme war so rein und klingend, daſs man es allemal auf der Burg hören konnte, wenn sie unten im Sundern*) mit den Nachtigallen wetteiferte; und die Hausarbeit ging ihr so leicht von der Hand, daſs der guten Mutter das Herz lachte, wenn sie ihr liebes Kind die Drösche wenden sah.

Lange hatte der Sohn des alten Burgherrn, ein junger Herr, der jetzt die Jahre der Knappschaft angetreten hatte, und mit Vergnügen der Zeit entgegensah, da er auf Ebentheuer reisen sollte, die schöne Sylika (so war der Name der Dirne) insgeheim bewundert und manchen Abend das Fenster in dem dicken Thurm auf der Burg geöffnet, um sich an ihrer Stimme bey stiller Abendzeit zu ergötzen. Oft hatte er schon seiner gnädigen Frau Mutter angelegen, sie zu sich auf die Burg zu nehmen und im Perlensticken und Haarflechten unterweisen zu lassen, und dermaleinst ein geschicktes Hofmädchen (denn der Titel Kammerjungfer war derozeit noch nicht üblich) daraus zu erziehen. Allein da die

---

*) Ein beträchtliches Gehölz.

Eltern ihr einziges Kind nicht gern missen,
und noch weniger die Anerbin ihres Hofes zu
falschen Hoffnungen und gewissen Thorheiten
verwöhnt haben wollten; so hatte der alte Burg-
herr, ein Mann, der zwar manchen Biedermann
ritterlich erschlagen und manchen Bürger ge-
brandschatzt, doch niemals einem frommen
Ackersmann das mindeste Leid zugefügt hatte,
sich allezeit dagegen gesetzt, so oft sein Sohn
den Beyfall der gnädigen Frau Mutter erschmei-
chelt hatte; denn damals richtete sich der Haus-
halt noch nach den Befehlen des Herrn.

Endlich aber wagte er es doch, den Gegen-
stand seiner jugendlichen Wünsche, da er sie
auf grüner Haide allein fand, um einen Kuſs
anzusprechen, und vielleicht hätte sie ihm sol-
chen in aller Unschuld nicht verwehrt, wenig-
stens hat man nicht gehört, daſs sie ein saures
Gesicht dazu gemacht, wenn nicht die Mutter,
welche hinter der Hecke stand, auf's Eifrigste
ihrer Tochter zugerufen hätte: »Kind, thue es
nicht, es möchte eine Pflicht daraus werden.«

Mutter und Tochter wuſsten damals noch
nicht, was wir jetzt wissen, daſs ein Kuſs aus
Pflicht gegeben, niemals so streng, als ein an-
drer Hofdienst gefordert werde. Ihr Wahn war

also leicht und um so vielmehr zu entschuldigen, da sie von Jugend auf in dem Glauben erzogen waren, daſs derjenige, der seinen Hof mit einer neuen Pflicht belüde, ewig auf demselben spuken gehen müſste; ein Glaube, der ihnen jederzeit mehrere Dienste, als alle Gründe, womit die geringen Leute selten recht umzugehen wissen, geleistet hatte.

Der junge Herr erbot sich indeſs gegen die Mutter bey ritterlichen Ehren, ihrer Tochter den Kuſs so insgeheim zu geben, daſs niemals ein Zeuge darüber geführt werden könnte. Er versprach in allem Ernst, weder seinem Herrn Vater, noch seiner Frau Mutter das Mindeste davon zu sagen, und versicherte, daſs der Kuſs solchergestalt niemals in's Lagerbuch geschrieben werden sollte. Allein die Mutter beharrte auf ihrem Sinn, und meinte endlich: sie müſste wenigstens vorher ihren Mann darüber zu Rathe ziehen. Das Mädchen allein sagte nichts; und man weiſs bis auf diese Stunde nicht, ob sie nicht gern gewünscht hätte, ihren Hof mit dieser Pflicht zu beladen.

Wie sie des Abends zu Hause kamen, und einmüthig beym Heerde saſsen, erzählte die Mutter der Sylika ihrem Mann den ganzen Vorfall. Sie lieſsen beyde ihre Gedanken lange darüber gehen; endlich aber sagte der Alte, ein Mann von vieler Erfahrung: „Die Sache betrifft nicht blos mich, sondern alle zur Burg gehörigen Leute. Wenn der Gutsherr einmal das Recht hat, einen Kuſs von unserm Mädchen zu fordern, so wird er es mit der Zeit von allen begehren. Es ist also am besten, ich trage es dem ganzen Hofe vor, und was dieser beschlieſst, das soll geschehen."

Früh, wie die Sonne aufging, eilte der Alte zum Meyerhofe, und erhielt sogleich von dem Redemeyer, daſs eine Hofsprache angesagt wurde. „Ihr Männer vom Hofe," fing hierauf der beredte Redemeyer seine Rede gegen die versammelten Hofesgenossen an, „Ihr wiſst, wie oft ich das Unglück beklagt habe, daſs alle unsre Pflichten jetzt nach dem Herkommen beurtheilt werden. In den ältesten Zeiten, wie ich von meinen Vorfahren gehört habe, war es nicht also, sondern die Genossen eines Hofes hatten alle, nach ihrem unterschiedenen Verhältnisse, einerley Pflichten, welche auf einer Tafel, so hinter dem Altar hing, beschrieben waren. Man wuſste von keinem Lagerbuche und von keinem Besitze, sondern richtete sich lediglich nach dieser öffentlichen und geheiligten

Urkunde. Und man sagt, daſs im Anfange mit Fleiſs die Pflichten in jedem Hofe gleichförmig gemacht worden, um den geringen Mann gegen alle einzelnen Aufbürdungen zu versichern. Zu dieser Zeit machte man sich kein Bedenken daraus, der gnädigen Herrschaft ein Fuder Wein aus dem Rheingau zu holen, oder ihr den Heerwagen bis auf die Ronkalischen Gefilde zu fahren; denn wir waren durch jene öffentliche Urkunde sicher, daſs alles dasjenige, was einer über die durchgängig gleiche Pflicht leistete, in Ewigkeit eine Gefälligkeit bleiben würde. Und wer von uns wollte sich auch noch weigern, einem so braven Herrn, als unser alter Gutsherr ist, nicht alles aufzuopfern, was in seinem Vermögen wäre, wenn es ohne Folge geschehen könnte? Allein seitdem man angefangen hat, lediglich darauf zu sehen, was der Gutsherr bey Jedem hergebracht hat; seitdem unsre Pflichten nicht mehr hinterm Altar in unsrer Bauernkirche, sondern in Büchern beschrieben stehen, welche vor hundert Jahren Niemand gekannt hat, seit dieser Zeit, sage ich Euch, hat sich das Unglück über uns arme hofhörige Leute wie eine Fluth ausgebreitet. Wir dürfen unserm Gutsherrn, so gern wir auch wollten, nichts zu Gefallen thun; wir können seine Gnade durch unsern besten Willen nicht verdienen: wir haben dagegen von ihnen auch keine zu hoffen; und so wird die natürliche Bewegung der Erkenntlichkeit in uns erstickt; wir müssen alle Augenblick grobe Tölpel heiſsen, und sind es vielleicht auch aus Nothwendigkeit, weil wir kein Ey bringen können, das nicht gleich angeschrieben wird. Es ist also auch nicht rathsam, daſs Eure Tochter dem jungen Herrn einen Kuſs verstatte. Denn wenn derselbe auch nicht angeschrieben und in Gegenwart einiger Zeugen gegeben wird, so haben die verwünschten Rechtsgelehrten einen Eid erfunden, womit sie uns armen Leuten gleich auf den Leib fallen. Das Mädchen kann den empfangenen Kuſs nicht abschwören; und dann heiſst es, der Gutsherr ist im Besitz; und Besitz entscheidet jetzt alles; da doch ehedem weder der Besitz noch der Eid gegen die öffentlich bekannten Hofesrechte zugelassen wurde. Ein Andres wäre, wenn unsre gnädige Herrschaft die Pflichten, welche aus jedem Hofe gehen, von neuem öffentlich beschreiben und auf steinernen Tafeln in der Kirche wieder aufhängen lassen wollte. Alsdann möchten sie soviel Küsse, soviel Hühner und Eyer verlangen, als sie nur wollten. Mit Freuden sollten unsre Töchter sie hinbringen; wir wollten ihnen dienen, so oft sie es nöthig hätten, und sie würden sich auch ihrerseits gegen uns mitleidig beweisen, wenn wir einmal nicht im Stande wären, unsre Pflicht zu leisten.»

Kaum hatte die versammelte Menge dem Redemeier ihren Beyfall gegeben, so ging der Vater der Sylika nach Hause, um seiner Frau die Meinung des Hofes bekannt zu machen; und diese brachte es durch ihre schöne Tochter dahin, daſs das Herkommen ganz abgeschafft und die Tafel in der Kirche wieder aufgehängt wurde.

Seitdem hat man zwar in dieser Gegend oft im Finstern einen Kuſs gehört, aber niemals geglaubt, daſs es eine Spukerey der Sylika sey; und ihre Nachkommen wissen es ihr noch jetzt Dank, daſs keine Mutter über die Hecke rufen könne: «Thue es nicht, es wird eine Pflicht daraus.»

Vorschlag, wie die Kirchhöfe aus der Stadt zu bringen.

Die Verlegung der Gottesäcker oder Kirchhöfe auſserhalb der Stadt, ist lange der allgemeine Wunsch gewesen; man wird aber auf dessen Erfüllung nicht rechnen dürfen, bevor man nicht die Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, welche sich gegen eine solche Veränderung sträuben. Diese sind von mancherley Art, und ich will versuchen, ob ich sie nicht mit guter Manier auf die Seite schieben kann. Denn heroische Mittel wirken in dergleichen Fällen, wo es auf die Einbildung der Menschen ankommt, oft den unrechten Weg, und was ein Mensch von dem andern in der Güte erhalten kann, muſs er ihm nicht abzuzwingen suchen.

Unsere Vorfahren haben viele besondre Feyerlichkeiten mit der Begrabung ihrer Leichen verknüpft, die eines Theils auf die allgemeine Sicherheit der Menschen, andern Theils auf die Ehre und Belohnung der Verdienste, und dritten Theils auch auf einen Vortheil der Kirche und Kirchenbedienten abzielen.

Zur ersten Art gehört, daſs die Leichen nicht zu früh begraben, sondern einige Tage in ihren Särgen zur Schau gestellt, und hernach unter einer öffentlichen Begleitung an einen gemeinschaftlichen Ort abgeführt werden. Hätte ein Jeder dafür das Recht erhalten, seine Todten in der Stille und bey seinem Hause verscharren zu mögen, so würde vielleicht Mancher lebendig in's Grab gekommen, Mancher erschlagen oder vergiftet und Mancher als todt begraben seyn, der sich der Nachforschung Anderer hätte entziehen wollen. Dieses wollten unsere Vorfahren verhindern, und nach ihrer Ansicht sollte der Sarg so lange offen stehen, bis die ganze Leichenbegleitung sich von dem wahren und natürlichen Tode des Verstorbenen durch ihre eignen Augen überzeugt hätte, und desfalls zu jeder Zeit ein Zeugniſs ablegen könnte.

Zur zweyten gehört die sogenannte letzte Ehre, welche Verwandte, Freunde, Verehrer, Amtsgenossen und andre Freywillige dem Verstorbenen erzeigen, und womit sie des rechtschaffenen Mannes Lob und das allgemeine Leid des Staats öffentlich verkündigen, auch Andre zur Nachahmung aufmuntern wollen. Dieses sollte gleichsam die Ehrensäule des guten Bürgers und der Triumph des Patrioten seyn. Mit einer Begrabung ohne Gesang und ohne Klang wollten sie ungefähr soviel ausrichten, als wir mit dem Zuchthause.

Eine vernünftige Politik schuf die dritte Art. Man sahe, daſs die Menschen in jeder Ehrensache groſsmüthiger und freygebiger waren, als in einer andern; und wie man zum Unterhalt der Armen, der Kirchen und Kirchenbedienten nicht gleich förmliche Steuern auschreiben wollte, damit auch vielleicht nicht das wahre Verhältniſs getroffen haben würde, so suchte man die Ehre zu reizen und dieser eine milde Beysteuer abzugewinnen. Auf eine gleiche Art hoffte man bey den Leichen einen Beytrag zum Unterhalt der Armen und Schulen zu erhalten, und die Erfahrung hat gezeigt, daſs diese Politik ihres Zwecks nicht verfehlt habe. Die

Steuer ist um so viel ergiebiger gewesen, je mehr sie dem freyen Willen überlassen ist; und da der Mensch nur einmal sterben kann, so hat man auch nicht befürchtet, daſs dem Staate eine gar zu beschwerliche Last daraus zuwachsen würde. Mehrere Vortheile, welche Jedem bekannt sind, übergehe ich, so wie alles, was die Religion angeht, weil wir hier die Sache nur von ihrer politischen Seite betrachten können.

Alle diese wichtigen Vortheile fürchtet man zu verlieren, wenn die Grabstätten auſserhalb der Kirchen und der Stadt angewiesen würden. Man fürchtet, die Leichenbegleitungen würden bey dem weiten Wege und bey schlimmem Wetter beschwerlich werden, und sich natürlicherweise vermindern. Man fürchtet, die Ehre würde ihre Reizung verlieren, und Jeder sich zuletzt mit einem schwarzen Leichenwagen, in der frühesten Morgenzeit, und mit Einem Worte, ohne alle opfernde Ceremonie, zur Ruhe bringen lassen, so wie solches in groſsen Hauptstädten, wo der Ceremonien leicht zu viel werden, wo Keiner sich darin mehr unterscheiden kann, und wo folglich ihre ganze Wirkung aufhört, längst geschehen ist.

Unsere heroischen Cameralisten würden sich vielleicht darüber wegsetzen, und sich wohl gar freuen, daſs alle diese eitlen Ausgaben vermieden, die Heirathen, wenn die Haushaltungen solchergestalt erleichtert würden, vermehrt, und alle Kräfte blos zu ihrem Vortheil gespannt würden; sie, die hier gleich Aberglauben und Thorheit in ihrem feyerlichsten Gewande entdecken, die Kirche und ihre Bedienten eines frommen Eigennutzes beschuldigen, und die Leidenschaften der Menschen, mit Ausschluſs aller andern, besteuern wollen: sie, die noch neulich in einem Lande, aus öconomischen Gründen, die Kreuze und Kronen, womit die Gräber und Särge daselbst besetzt wurden, verboten, und damit einen allgemeinen Aufstand unter dem Volke erweckt haben. Allein dergleichen groſsen Männern ist nicht immer sicher zu folgen, und es war für die Kirche, welche daselbst die Kronen von allerley Art zu vermiethen und auch für ein Kreuz auf das Grab etwas zu genieſsen hatte, ein jährlicher Schaden von hundert Thalern, der dort nun auf eine, für die Eingepfarrten lästigere, Art ersetzt werden muſste. Unseres Orts wollen wir wenigstens erst versuchen, ob wir nicht das Alte und Neue verbinden, und solchergestalt durch einen Mittelweg das Ziel erreichen können.

Alle drey Absichten können, unsrer Meinung nach, füglich erhalten werden, wenn die Leiche, vor wie nach, aus dem Sterbehause abgeholt, sodann nach einem kurzen oder langen Umgange in die Kirche gebracht, hier entweder mit oder ohne Musik empfangen, und nachdem alles, was man dabey in der Kirche vornehmen will, vollbracht ist, oder auch noch während der Zeit von den Trägern zur Kirche heraus, und entweder auf Schultern oder zu Wagen, ohne andre Begleitung, auf den Kirchhof auſser der Stadt gebracht wird. Hiedurch wird nicht allein in der ganzen Oeconomie unsrer Vorfahren nichts zerstört, sondern auch noch den Begleitern wenigstens die Hälfte des Ungemachs, was mit der Abführung nach dem Kirchhof, besonders bey schlimmem Wetter, verknüpft ist, erspart. Ja, die Leichenabführungen können auf diese Art noch feyerlicher gemacht, die Personalien, welche seit der Zeit, daſs die bürgerlichen Tugenden ihren Werth verloren haben, aus der Mode gekommen sind, wieder eingeführt, noch mehrere Gesänge, als oft im Regen geschehen kann, gesungen, die Gemüther der

Traurenden zum Opfer für die Armen gerührt, und die Thränen der Leidtragenden deutlicher, als bey ungestümen Wetter unter freyem Himmel bemerkt werden.

Alles dieses erfordert keine mehrere Zeit, als die vorige Weise, und der Weg aus der Kirche nach dem Trauerhause, um dort entweder noch einmal zu weinen, oder noch etwas Trost zu holen, bleibt der nämliche. Fallen Seuchen und Krankheiten ein, welche eine minder feyerliche Abführung erfordern, so wird ein sogenannter Lügensarg zur Abführung in die Kirche, und für die Begleiter eben die Erinnerungen erwecken können, welche er in andern Fällen erweckt, und so wird auch darin Keinem etwas abgehn.

Uebrigens kann, um der guten Meinung der Menschen in billigen Dingen nichts zu entziehen, dem Gottesacker auſser der Stadt eben die Heiligkeit und Sicherheit mitgetheilt werden, welche derselbe in der Stadt hat; und gewiſs läſst sich solche an einem völlig umschlossenen Orte besser als hier erhalten, wo ein gemeiner Weg darüber geht. Hier wird Mancher, wenn entweder der Raum zu eng, oder das Gras zu gut ist, bald auf diese, bald auf jene Art in seiner Ruhe gestört, und Keiner würde auf seinem Grabe eine Rose ohne Gefahr blühen lassen können. Die Ruhe ist hier nicht so still und so sicher, wie es die weiche Wehmuth ihrem Geliebten wünscht, und Keiner kann hier die Einsamkeit finden, welche der Schmerz sucht. Hier kann Keiner mit Recht auf sein Grab setzen lassen, daſs er in seinem Leben Keinem beschwerlich gewesen, und es auch nach dem Tode nicht seyn wolle. Hier fällt bey einem täglichen Anblicke der heilige Schauer weg, welcher Youngs Phantasie so sehr erhöhte, und die trauerklagende Muse krächzt blos ein Leichencarmen herauf. Hier findet sich selten der Raum, dem zwar unerklärbaren aber immer doch natürlichen und nützlichen Triebe der Menschen, sich ein Andenken nach dem Tode zu stiften, mehr als einen glatten Stein zu opfern, und hier wird man nicht leicht das alte: *Sibi vivus posuit*, antreffen.

Aber ein wohlverwahrter Kirchhof vor der Stadt kann alle diese Vortheile und noch mehrere vereinigen; er kann nämlich auch seine Absonderung für diejenigen, die nicht mit Andern in Gemeinschaft ruhen wollen, haben; er kann, wie bey den Herrnhutern, zur heilsamen Erbauung für die Lebenden eingerichtet werden; er kann, da Niemand gewöhnlich darüber geht, auch Niemandem durch ein eingesunkenes Grab, wie es auf dem Stadtkirchhofe oft geschieht, gefährlich werden, und man hat bey Seuchen ge- nicht zu fürchten, daſs die Todten die Lebenden anstecken. So viele wesentliche Vortheile müssen und können alle Religionsverwandte dahin müs- vereinigen, ihre künftigen Ruhestätten an einem gemeinschaftlichen Orte vor der Stadt, wofür die Landesobrigkeit hoffentlich gern sorgen wird *), zu nehmen, und Gott mit dem Pfarrer zu Fon-

---

*) Auf den Römischen Grabmälern findet man häufig die Buchstaben *S. A. D.*, oder die Worte: *sub ascia dedicavit*; und die Gelehrten streiten über deren Bedeutung. Wahrscheinlich gab es aber zu Rom ein Zimmeramt, oder, wie wir sprechen, ein *officium structurae*, und wer etwas daran bezahlte, konnte es erhalten, daſs sein Grabmal auf ewige Zeiten rein und schön bewahrt wurde. Eine solche *dedicatio sub ascia* könnte auch bey den Kirchhöfen vor der Stadt eingeführt werden.

tenay zu bitten, daſs er diejenigen im Himmel beysammen lassen wolle, die dort nach der Schlacht in seinem Pfarrsprengel eine gemeinschaftliche Grube verschloſs, und hier sodann von einerley Würmern brüderlich werden verzehrt werden.

Reicher Leute Kinder sollten ein Handwerk lernen.

Der Hauptfehler unsrer mehrsten Deutschen Handwerker ist der Mangel an Gelde. Das Söhnchen einer bemittelten Mutter schämt sich, die Hand an eine Zange oder Feile zu legen. Ein Kaufmann muſs er werden. Sollte er auch nur mit Schwefelhölzern handeln: so erhält er doch den Rang über den Künstler, der den Lauf einer Flotte nach seiner Uhr regiert, dem Könige Kronen, dem Helden Schwerter und dem edlen Landmanne Sensen gibt; über den Künstler, der mit seiner Nähnadel den Mann macht, und den Gelehrten durch seine Presse Bewunderung und Ewigkeit verschafft. Es hält schwer, sich aus diesem Zirkel zu heben:

Wenn ein Handwerk einmal verachtet wird, so treiben es nur arme und geringe Leute, und, was arme und geringe Leute treiben, das will selten Geschmack, Ansehn, Güte und Vortreflichkeit gewinnen.

Schrecklicher Zirkel, der uns an der Wiederaufnahme der mehrsten Deutschen Landstädte zweifeln läſst! Indessen verdient die Wichtigkeit der Sache doch, daſs man einmal diesen Knoten auflöse, und dasjenige Ende ergreife, was Natur und Vernunft am ersten hervorstoſsen. Der Klügste muſs überall den Anfang machen; der soll für dieses Mal der Reiche seyn, weil er es am ersten seyn kann. Der Reiche soll also gemeine Vorurtheile mit Füſsen treten, seine Kinder ein Handwerk lernen lassen und ihnen seinen mächtigen Beutel geben, damit der böse Zirkel zerstört werde.

Nichts gibt der Stadt London ein prächtigeres Ansehn, als die Buden ihrer Handwerker. Der Schuster hat ein Magazin von Schuhen, woraus sogleich eine Armee versorgt werden kann. Beym Tischler findet man einen Vorrath von

Sachen, welche hinreichen, ein königliches Schloſs zu meubliren. Bey den Goldschmieden ist mehr Silberwerk, als alle Fürsten in Deutschland auf ihren Tafeln haben; und durch den Stadtschmied leben hundert Dorfschmiede, die ihm in die Hand arbeiten und ihm die Menge von Waaren liefern, welchen er die letzte Feile und seinen Namen gibt.

Solche Handwerker dürfen es wagen, den königlichen Prinzen ihr Gilderecht mitzutheilen. Solche Handwerker sind es, woraus der Lordmaire erwählt wird und Parlamentsglieder genommen werden. Ein solcher war Tailor, der als Generalzahlmeister im letztern Kriege sich als Meister zu dem Silberservice bekannte, woraus er die Generalität bewirthete. Was ist der Krämer dagegen, der mit Kaffee und Zucker höckert, oder mit Mausefallen, Puppen und Schwärmern hausirt?

Zur Zeit des hanseatischen Bundes hatte das Deutsche Handwerk eben die Ehre, die es noch in England hat. Noch in dem vorigen Jahrhundert lieſsen es sich die Vornehmsten einer Stadt gefallen, das Gilderecht anzunehmen; und Gelehrte machten sich sowohl eine Ehre, als eine Pflicht daraus, Gildebrüder zu werden. Die fürstlichen Räthe waren Zunftgenossen, und man hielt es für keinen Widerspruch, wie jetzt, zugleich ein guter Bürger und ein guter Kanzler zu seyn. Es ist ein falscher Grundsatz gewesen, der hier eine Trennung gemacht hat. Sehr viele Streitigkeiten und unnöthige Befreyungen würden ein Ende haben, wenn sie nie erfolgt wäre. Jedes Amt, das ein Bürger übernimmt, würdigt ihn in seiner Maſse, und ertheilt ihm einige demselben angemessene persönliche Freyheiten. Es hindert ihn aber nicht, in allen übrigen, der bürgerlichen Lasten und Vortheile theilhaftig zu bleiben.

Der Verfall der Deutschen Handlung zog den Verfall des Handwerks nach sich. Der berühmte Reichsabschied, welcher die Handwerks-Miſsbräuche heben sollte, in der That aber den Gilden einen Theil ihrer bis dahin gehabten Ehre raubte, kam hinzu. Und der Kaiser, der die Vereinigungen der Domcapitel und Ritterschaften, wegen der Ahnenprobe, bestätigte, fand es ungerecht, daſs die Gilden nicht alle Söhne vom Mutterleibe geboren in ihre Zunft aufnehmen wollten; gerade, als ob es nicht die erste und feinste Regel der Staatsklugheit wäre, unterschiedene Classen von Menschen zu haben, um Jeden in seiner Art mit einem nothdürſtigen Antheil von Ehre aufmuntern zu können. In despotischen Staaten ist der Herr Alles und der Rest Pöbel. Die glücklichste Verſassung geht vom Throne in sanſten Stuſen herunter, und jede Stuſe hat einen Grad von Ehre, der ihr eigen bleibt, und die siebente hat sowohl ein Recht zu ihrer Erhaltung, als die zweyte. Diese Grundsätze hatte man bey dem Reichsabschiede ziemlich aus den Augen gesetzt; und die Wissenschaften, welche sich damals immer mehr und mehr ausbreiteten, erhoben den Mann, der von den Schuhen der Griechen und Römer schreiben konnte, über den Mann, der mit eigner Hand weit bessere machte.

Den letzten Stoſs empfingen die Handwerke von den Fabriken. Die Franzosen, welche ihr Vaterland verlassen muſsten, adelten diesen Namen. Fürsten und Grafen durften die Aufsicht über ihre Fabrikleute, welche für ihre Rechnung arbeiteten, haben; aber wer ihnen hätte deswegen den Titel eines Amtsmeisters geben wollen, würde ihrer Ungnade nicht entgangen seyn. Der Minister eines gewissen

Herrn war ein Lederfabrikant, aber kein Lohgerber. Nach dem Plan der Neuen ist es besser, daſs alle Bürger Gesellen und die Kammerräthe Meister sind. Und die weitere Verachtung des Handwerks führt gerades Weges zu dieser Türkischen Einrichtung.

Diesem Uebel kann nicht vorgebeugt werden, oder reiche Leute müssen Handwerker werden. Da der Gold- und Silberfabrikant, der Hut- und Strumpffabriquer an vielen Orten in Palästen wohnt, und aller der Vorzüge genieſst, welche Erfahrung, Klugheit, Aufführung und Reichthum gewähren kann. Warum sollte ein Meister Hutmacher und ein Meister Strumpfwirker, wenn er es so hoch als jene bringt, nicht eben das Ansehn erlangen können? Die Meisterschaft ist gewiſs keine Unehre. Der Czar Peter der Groſse diente als Junge und Geselle, und ward Schiffszimmermeister. Der Krieg ward ehedem zunftmäſsig erlernt. Einer muſste als Junge und Knappe gedient haben, ehe er Ritter oder Meister werden konnte. Die zunftgerechten Krieger haben sich zuerst von dem gemeinen Landkrieger unterschieden, und das ist der erste Ursprung des Dienstadels gewesen. Noch jetzt ist im Militairstande ein Schatten dieser Verfassung übrig. Einer muſs erst als Gemeiner gedient haben, ehe er von Rechtswegen zum Grade eines Officiers gelangen kann. Unter den Gemeinen finden sich oft sehr schlechte Leute, und man ist in neuern Zeiten, wo jeder gesunde Kerl willkommen ist, wieder aufmerksam auf die Ehre der Rekruten. Allein es ist darum kein Schimpf, als Gemeiner gedient zu haben, ob man gleich wegen des letztern Umstandes schon anfängt, die Rekruten aus fürstlichem Geblüte höher andienen zu lassen, und überhaupt einen bedenklichen Eingang macht, jedes groſse Gesetz, dem sich nur Peter der Groſse unterwarf, allmählig in Vergessenheit zu bringen, und damit die Ehre der Gemeinen, wovon doch der Geist des Regiments abhängt, zu vermindern.

Wenn es also an sich eine Ehre ist, zunftgerecht zu seyn; und wenn sich sogleich ein Handwerk hebt, sobald es nur Leute treiben, die demselben den äuſserlichen Glanz geben können: was hindert es denn, daſs reiche Leute ihre Kinder ein Handwerk lernen lassen? Man denke nicht, die Ehre sey blos eine nothwendige Triebfeder des Militairstandes. Der geringste Bediente, der geringste

Handwerker ohne Ehrgeiz ist insgemein ein schlechter Mensch.

Um aber dem Handwerke seine Ehre wieder zu geben, sollte man jede Zunft zum wenigsten doppelt eintheilen. In England wie in Frankreich steht der handelnde Handwerker mit dem Tagwerkenden (*journeyman*) nicht in Einer Gilde, und überall werden Kaufleute von Krämern unterschieden.

Die Kaufleute machen billig die erste Classe der Bürgerschaft aus. Niemand aber sollte zu dieser Classe gehören, der nicht am Schlusse des Jahres bescheinigen könnte, daſs er eine, nach den Umständen jedes Orts, abgemessene Quantität einheimischer Producte und im Lande verfertigter Waaren auswärts verkauft habe. Nächst diesen könnten diejenigen, welche mit fremden Waaren in's Groſse handeln, ihren Rang behalten.

Auf die Kaufleute aber sollten alle Handwerker in ihrer Ordnung folgen, welche ein bestimmtes Lager von ihrer Arbeit halten. Diesen möchten die Handwerker, welche auf Bestellung arbeiten, oder Tagwerk machen und gar keinen Verlag haben, folgen. Die Krämerey sollte aber die unterste Classe von allen seyn, oder jedem Bürger offen stehn, und folglich gar kein Gilderecht haben.

Denn was ist doch in aller Welt mancher Krämer? Ein Mann, der Tag und Nacht darauf denkt, neue Moden, neue Kleidungsarten und neue Reizungen für den Geschmack einzuführen; ein Mann, der in der ganzen Welt herumlauscht, ob nicht irgendwo eine ärmere Nation sey, welche ein Stück Arbeit um etliche Pfennige wohlfeiler macht, und dann seinen Mitbürger, der unter mehreren Lasten und bey theurern Arbeitspreisen, die seinige nicht gleich eben so wohlfeil geben kann, um's Brod bringt; ein Mann, der jedem Handwerke mit klugem Fleiſse nachstellt, und, sobald es einigen Fortgang hat, sofort auf Mittel und Wege denkt, etwas Aehnliches oder etwas Anderes einzuführen, wodurch die einheimische Arbeit entbehrt, gestürzt und der Vortheil in seine Hände gebracht werden kann. —

Der allzeit fertige Einwurf, dessen sich Käufer und Verkäufer bedienen: Es wird auswärts wohlfeiler gemacht, sollte nicht leicht von einem Jeden nach seinem Vorurtheil gebraucht, sondern vom Polizeyamte beurtheilt werden. Die Holländischen Fabrikstoffe sind alle wohlfeiler, als die Französischen, und diese oft glänzender und verführerischer, als die Englischen. Allein Frankreich hält dafür, und jeder kluge Mensch wird es dafür halten, daſs der Staat weniger leide, wenn 5 Thaler an einen Einheimischen, als 3 an einen Fremden bezahlt werden. Die Ausflucht, daſs die Holländischen Stoffe wohlfeiler seyen, berechtigt den Französischen Unterthan nicht, diese aus Holland kommen zu laſsen; und der Engländer muſs seine Butter mit 8, 12 bis 18 Mgr. das Pfund bezahlen, wenn er sie gleich aus Irland unter der Hälfte frey in sein Haus geliefert erhalten könnte. Was würde auch sonst aus einem verschuldeten Staate werden, wenn die Auflagen in demselben alles theurer, und es dem Einheimischen unmöglich machten, gegen den Fremden zu gleichem Preise zu arbeiten? Unserm ehemaligen zärtlichen Landesvater, Ernst August dem Andern, kam jedes Loth Silber, das auf dem Hügel hieselbst gegraben wurde, auf vier Gulden zu stehn, und er gewann, seiner Groſsmuth nach, mehr dabey, als wenn er es für einen Gulden hätte aus Amsterdam kommen lassen. Denn was konnte er mehr gewinnen, als den Vortheil, armen Unterthanen Brod zu geben?

Die Alten hatten zwey Wege, dem Eigensinne und der Uebertheuerung der Handwerker zu wehren. Dieses war ein jährlicher freyer Markt und die Freymeisterey. Das Groſse, das Ueberlegte, das Feine und das Nützliche, was in diesem ihren Plane steckt, verdient die Bewunderung aller Kenner, und beschämt alle Wendungen der Neuern. Durch tausend Freymeister, welche in Hamburg auf einer ihnen angewiesenen Freyheit wohnen, entgeht dem Staate kein Pfennig, und zunftmäſsige Handwerker werden durch sie in der Billigkeit erhalten. Allein hundert Krämer, welche mit Ehren und Vorzügen dafür belohnt werden, daſs ſie fremde Fabriken zum Schaden der einheimischen Handwerker emporbringen, alles Geld aus dem Lande schicken, und Kinder und Thoren täglich in neue Versuchungen führen, hätten unsere Vorfahren nie geduldet. Ein Jahrmarkt dünkte ihnen genug zu seyn, den Fremden auch etwas zuzuwenden, und sowohl die zünftige, als freye Meisterschaft, in Schranken zu halten.

Und was soll man von der geringen Art Krämer sagen? Sollte es wohl der Mühe werth seyn, ihnen Zunftrecht zu vergönnen? Sie müssen, sagen sie, 6 Jahr diese Handlung mühsam lernen, und sich lange quälen, ehe sie zu der nöthigen Wissenschaft gelangen. Allein diese Lehrjahre sind eigentlich bey der Kaufmannschaft und nicht bey der Krämerey ursprünglich hergebracht. Und was ist es nöthig, den jungen Burschen dasjenige mühsam lernen zu lassen, was jede Krämerin, wenn sie einen Monat in der Bude gewesen, insgemein besser, als der ausgelernte Eheherr, weiſs? Ich sage wohlbedächtlich insgemein, denn es gibt auch groſse Krämer, welche eben so viel Einsicht, Erfahrung und Handlungswissenschaft, als der groſse Kaufmann, gebrauchen. Dergleichen privilegirte Seelen rechne ich nie mit, wenn ich von dem groſsen Haufen spreche. Von jenem sage ich nur, daſs er die öffentliche Aufmunterung nicht verdiene, und daſs die mit der Krämerey bis dahin verknüpft gewesene falsche Ehre die Anzahl der Krämer in vielen Städten unendlich vermehrt, verschiedene Handwerker völlig verdrängt, andre blos zum Pfuschen, und alle übrigen um zwey Drittheile heruntergebracht habe. Der schlechte Krämer sorgt nicht dafür, auch nur einen einheimischen Bürstenbinder empor zu bringen, und läſst sogar die weiſse Stärke, welche jede Hausmagd zu machen im Stande ist, und worauf gerade hundert von hundert zu gewinnen sind, aus Bremen kommen; so groſs ist seine Wissenschaft und sein Patriotismus. Wie glücklich werden unsre Nachbaren, die Preuſsen, seyn, wenn die, mit einer weisen Hinsicht auf die Verdienste solcher Krämer, gemachten Einrichtungen die Wirkung haben, daſs alle Handwerker sich wieder zu ihrem alten Flor erheben, und alle solche Krämer zu Grabe begleiten.

Der handelnde Handwerker in England besitzt ganz andre Eigenschaften. Er lernt erst das Handwerk und dann den Handel. Die Gesellen eines handelnden Tischlers müssen fast eben so vollkommne Buchhalter als manche Kaufleute seyn. Der Meister greift keinen Hobel mehr an. Er sieht seine 40 Gesellen den Tag über arbeiten, beurtheilt dasjenige, was sie machen, verbessert ihre Fehler, zeigt ihnen Vortheile und Handgriffe, erfindet neue Werkzeuge, beobachtet den Gang der Moden, besucht Leute von Geschmack, oder geht zu

Künstlern, deren Einsicht ihm dienen kann, und kömmt in seine Werkstatt zurück, wenn er im Parlament das Wohl von Ost- und Westindien mit entschieden oder auf der Börse seine Geschäfte verrichtet hat.

Wie unterschieden ist dieses Gemälde von unsern mehrsten Deutschen Fabriken! Da nimmt ein groſser Herr Leute an, welche sich ihm darbieten und ein hübsches Project ausgedacht haben. Der vornehme Stümper, der durch einen glücklichen Zufall ein gutes und patriotisches Herz empfangen hat, sieht es mit beyden Augen an, verliebt sich in die Hoffnung, seinem Vaterland aufzuhelfen, überläſst sich dem schlauen Projectenmacher, der nur nach seinem Beutel trachtet, und findet die erste Probe unverbesserlich. Sein Auge entdeckt ihm nichts an dem Stoffe, der ihm vorgelegt wird. Er weiſs nicht, ob zu viel oder zu wenig Wolle, Zeit und Arbeit daran verwendet ist; er kennt keine Arbeit, hat kein Maſs der Zeit; keine Hand zum Gefühl, und keinen einzigen durch Erfahrung und Einsicht gestärkten Sinn, um eine Sache richtig und schnell zu beurtheilen; und doch will er eine Fabrik regieren. Allein, was kommt am Ende heraus? Er freut sich noch, und ist längst betrogen — zur Straſe, daſs er das Handwerk nicht ordentlich gelernt hat.

Doch, ich habe mich aus meinem Wege entfernt. Die Eintheilung der Handwerker in Handelnde und Tagwerker, und die Erhebung der erstern zu dem Range wahrer Kaufleute, sollte dienen, dem Reichen, der seinen Sohn ein Handwerk lernen lassen will, einen Prospect zu geben, daſs er sich keineswegs erniedrige, wenn er diesen Schritt thut. Sein Sohn kann als handelnder Handwerker mit Recht zu eben der Ehre gelangen, wozu es der vornehmste Banquier (das Wort klingt), wenn er glücklich ist, bringen kann. Es ist nicht nöthig, daſs er ein Tagwerker bleibe; und verwünscht sey der faule Junge, wenn er reich und dumm ist, und höchstens auf dem Faulbette aller Müssiggänger, der betretenen Mittelſtraſse, liegen bleibt.

Die Ehre, wozu es reicher Leute Kinder im Handwerke bringen können, ist gezeigt. Sollte es nöthig seyn, auch den Vortheil zu beweisen? Ich denke, er müsse einem Jeden selbst einleuchten. Doch ein Exempel wird allemal noch gern angehört. Nicht leicht ist ein Ort zur Lohgerberey besser gelegen, als die hiesige Stadt; und wenn wir wollen, so müssen alle Häute aus Ostfriesland sich zu uns ziehen. Das hiesige Lohgerberamt hat Proben seiner Erfahrung und Geschicklichkeit gegeben. Es ist stark und reich gewesen, und noch jetzt in ziemlichem Ansehn, wiewohl es nach und nach immer mehr abnimmt, weil unsre Krämer sich ein Geschäft daraus machen, allerley fremdes Leder einzuführen. Worin steckt aber die wahre Ursache des Verfalls? Darin, daſs jeder Lohgerber nicht einige tausend Thaler im Vermögen hat.

Von dem Englischen Leder sagt man, daſs sechs Jahre darüber hingehen, ehe eine rohe Haut gahr und zeitig werde. Vielleicht ist hier etwas übertrieben. Aber wahrscheinlich ist es, daſs alle Häute, wenn sie drey Jahre zu ihrer Gahre und Reife haben, unendlich schöner, dauerhafter und edler werden, als sie im ersten und andern Jahre sind. Wenn nun unsre Lohgerber ein solches Kapital hätten, um alle Häute, welche jährlich in Ostfriesland und hiesigen Gegenden fallen, anzukaufen, und solche die gehörige Zeit von Jahren über reifen lassen zu können, würde sodann nicht die hiesige

Zubereitung der Englischen und Brabantischen gleich, und der Vortheil so viel gröſser seyn? Ein Lohgerber, der seine Felle unter 12 Monaten losschlagen muſs, gewinnt vielleicht kaum 4 Proc., und wer sie 3 Jahre liegen lassen kann, nicht unter 30. Von denen, die ihm den gröſsten Vortheil geben, wird er gesegnet, von dem Taglöhner hingegen, dem seine Schuhe von halbgahrem Leder im ersten Regen zerflieſsen, ohne Vortheil verdammt.

Ich betrachte die Sache jetzt nicht von ihrer edelsten Seite: sondern nur von derjenigen, welche auch dem gemeinsten Auge auſstöſst. Sonst hat Rousseau bereits die Gründe gezeigt, warum ein jeder Mensch ein Handwerk lernen solle, damit er nicht nöthig habe, fremdes Brod zu essen, wenn er eignes haben könnte. Man sah diese wichtige Wahrheit ehedem nicht deutlicher ein, als in der Türkey, wo der gefangene Ungarische Magnat, weil er nichts gelernt hatte, vor dem Karren ging, und der Handwerker seine Sclaverey so leidlich als möglich hatte. Wie viel Bedienungen und Stände sind nicht in der Welt, welche zwar einen Mann, aber nicht den sechsten Theil seines Tages erfordern! Was macht er mit den übrigen Fünfsechsteln? Er schläſt, und iſst und trinkt, und spielt und gähnt, und weiſs nicht, was er mit seiner Zeit anfangen soll. Wie mancher Gelehrte wünschte sich etwas arbeiten zu können, wobey er seinen Kopf und seine Augen minder anstrengen, und ein Stück Brod im Schweiſse seines Angesichts essen könnte, wofür jetzt seiner verstopften Galle oder seinem versäuerten Magen ekelt? In einem Lande, worin sich hunderttausend Menschen befinden, haben zehntausend gewiſs, um nur wenig zu sagen, den halben Tag nichts zu thun. Man setze diesen halben Tag zu 6 Stunden, so werden alle Jahr an die zwey und zwanzig Millionen Stunden, und wenn man jede nur auf einen Pfennig anschlägt, an die hunderttausend Thaler verloren. Würde aber, wenn ein Jeder ein Handwerk könnte, ihn seine Geschicklichkeit und der dem Menschen gegebene natürliche Trieb zur Arbeit nicht reizen, etwas mit seinen Händen zu schaffen? Jedoch diese Betrachtungen gehören eigentlich nicht zur Sache.

Eine sehr wichtige aber ist es, daſs Ihro königliche Hoheit, unser gnädigster Herr, dermaleinst aus einem Lande zu uns kommen werden, wo alle Handwerker zur gröſsten Vollkommenheit gediehen sind. Es ist kein Zweifel, oder Höchstdieselben werden wünschen, alles bey Dero geliebten Unterthanen zu finden, und nichts in der Fremde suchen zu müssen. Die ersten Eindrücke, welche Höchstdieselben von Ihren zärtlichen und rechtschaffenen Eltern (der Glanz des Thrones darf Niemanden hindern, diese Privat-Tugenden an des Königs und der Königin M. M. zu bewundern) erhalten, sind die geheiligten Pflichten, welche ein Landesherr gegen sein Volk zu beobachten hat; und unter diese rechnet man nunmehr auch, daſs ein Landesherr als Vater seinen Kindern das Brod nicht entziehe und es den Fremden gebe. Seine königliche Hoheit werden diese geheiligte Wahrheit gewiſs früh hören und gern ausüben. Wie aber, wenn unsre Handwerker alsdann nichts liefern können, was einen Herrn, der von seiner ersten Jugend an alles besser und vollkommner gesehen hat, mit Billigkeit befriedigen kann? Wenn der Schlosser ein Grobschmied; der Bildhauer ein Holzschuhmacher, und der Maler ein Michel Angelo della scopa ist? Wenn wir bey den dankbarsten Herzen uns mit unsern dummen Fingern hinter den Ohren kratzen müssen? Oder da stehen, wie der Junge des Hogarth, welchem die Pastete in den Fäusten bricht, und die Brühe durch die Hosen flieſst? Werden wir denn nicht mit Wahrscheinlichkeit sehen, und mit Recht erleiden müssen, daſs der Herr dasjenige, was er gebraucht, daher kommen lasse, wo die Eltern ihre Kinder das Handwerk besser lernen lassen? Wird nicht der ganze Hof dem Exempel des Herrn folgen? Und wird nicht das Exempel des Hofes alle Affen *du bon ton* mit Recht dahin reiſsen? Dann werden wir klagen; und wie alle diejenigen, die ihre Schuld fühlen, ungerecht genug seyn, über diejenigen zu murren, die uns mit Recht verachten. Wir werden den besten Herrn nicht so lieben, wie er es verdient, und aus Scham zuletzt undankbar werden.

Ihro königl. Hoheit, Ernst August der Andre, hatten die Gnade, einige Handwerker reisen zu lassen. Man weiſs, wie der Erfolg davon gewesen, und wie weit der Schlosser, welcher sich diese Gnade recht zu Nutze machte, alles übertraf, was wir in der Art jemals gesehen hatten. Seine Geschicklichkeit hat Andre gebildet, die ihn zwar nicht erreicht, sich aber merklich gebessert haben. Ihro königl. Majestät von Groſsbritannien fordern die hiesigen Gilden auf, und bieten den jungen Leuten, welche ein Handwerk gelernt haben und Genie zeigen, die Reisekosten und alle mögliche Beförderung an. Was können wir in der Welt mehr erwarten, und ist es nicht eine auſserordentliche Vorsorge auf die künftigen Zeiten, daſs diejenigen Knaben, welche sich jetzt zum Handwerke begeben, gerade zu der Zeit, wann die Minderjährigkeit unsers hoffnungsvollen Landesherrn ein Ende nimmt, und unsre getreuesten Wünsche Ihn zu uns führen werden, nicht blos ausgelernte, sondern auch groſse Meister seyn können? Machen wir uns nicht vorsätzlich alles des Unwillens, des Murrens und der Undankbarkeit schuldig, welche uns dereinst, wann wir als zunftmäſsige Stümper den Fremden nachgesetzt werden, gewiſs dahin reiſsen wird, im Fall wir uns nicht mit dankbarem Eifer bestreben, diese Gelegenheit mit beyden Händen zu ergreifen?

Was können also vernünftige und bemittelte Eltern besser thun, als ihre Kinder ein Handwerk lernen lassen? Mit der Krämerey wird es in 20 Jahren sehr betrübt aussehen, da sich Alles in Krämer verwandelt, und zuletzt Einer den Andern zu Grunde richten muſs. Es ist zu viel gefordert, daſs Einer blos von der Krämerey leben will. Die Modekrämer in der ganzen Welt wissen ihre Coeffüren, ihre Broderien und alle Arten Galanterien selbst zu machen. Die Tyroler arbeiten auf der Reise, und machen in jeder Stunde die Ohrringe, die Halsgeschmeide, die Zitternadeln, die Bouquets, die Allongen und unzählige andre Dinge selbst, die sie verkaufen. Die Italiener machen überall Mausefallen, Barometer und Diaboli Cartesiani. Die Franzosen reiben wenigstens Tabak, um bey einem kleinen Handel die übrigen Stunden nützlich anzuwenden. Das geschieht, weil sie eine Kunst oder ein Handwerk zum Grunde ihrer Handlung gelegt haben. Bey uns hingegen .... O Scarron! Scarron! wo bleibt Deine Perrücke und was darunter saſs?

Also ist die Anzahl der Advocaten nicht so schlechterdings einzuschränken.

»Ihr Sohn will auch die Zahl der Advocaten vermehren,» sagte jüngst mein Herr College zu mir, und zwar mit einer so widerbürstigen Miene, als wenn er mich recht empfinden lassen wollte, ihrer wären längst mehr als zu viel gewesen, und man müſste eine Aenderung darunter machen. «Freylich,» antwortete ich ihm erst ganz nachlässig, «es ist ja hier der allgemeine Anfang für junge Leute, und ich denke nicht, daſs man zu einer Zeit, worin man alle geschlossenen Zünfte aufzuheben wünscht, um jedem Genie die völlige Freyheit zu verschaffen, seine Fähigkeiten auszuüben, das edle Recht, seines Nächsten Rath und Beyſtand zu seyn, auf eine gewisse Zahl einschränken, und dieser ein Bannrecht mittheilen werde.“

„Ey,“ versetzte mein College, „es ist ein Unterschied unter Handwerkern und Fabrikanten, die das Vermögen des Staats vermehren, und solcher, die blos von dem sauren Schweiſse anderer Leute leben wollen. Es ist kein einziger Advocat, der das natürliche Vermögen des Staats auch nur um ein Korn vermehrt; Keiner, der davon das Allermindeste veredelt; sie leben alle, wie die Raubbienen von dem Fleiſse der guten Bienen; zerstören ihre Stöcke, und fliegen, wenn sie den einen aufgefressen haben, zum andern. Wie mancher fromme Mann würde ein kleines Unrecht als ein Unglück verschmerzen, oder den Frieden mit seinen Nachbaren, welcher, wenn er mit Fleiſs gesucht wird, leicht zu finden ist, unterhalten, wenn nicht diejenigen, so einzig und allein von den Zänkereyen Andrer leben, und, nachdem sie daraus ihr ganses Geschäft gemacht haben, auch leben müssen, ihm überall auflauerten, und sich seine ersten heftigen Leidenschaften, zu Nutze machten. Unsre Vorfahren sind groſs und glücklich gewesen, ehe sie Advocaten gekannt haben, und wenn wir gleich, seitdem die Menge von Gesetzen und die Kunst zu richten, einen gelehrten Mann erfordert, und seitdem dieser nicht mehr vor den Partheyen gewillkührt, sondern von der Obrigkeit angesetzt wird, auch eigne dazu ausgelernte Leute haben müssen, welche die Sachen vor Gerichte vortragen, dem Richter die Arbeit erleichtern, und darauf Acht haben, daſs er nicht in das unrechte Fach greife: so ist es doch allezeit besser, ihrer wenig, als viel, zu haben. Man sollte daher hier, eben so, wie in andern Staaten, wo man die Sache längst besser eingesehen hat, nur eine gewisse mäſsige Zahl annehmen, und nicht einem Jeden, der dazu geschickt ist, diese Freyheit gönnen. Auf diese Weise würden die Wenigen, welche sich damit abgäben, ihr Auskommen dabey finden, ihrem Stande Ehre machen, und nicht in die Versuchung gerathen können, jede geringe Zänkerey in einen kostbaren Proceſs zu verwandeln.»

«Das sind allgemeine Sätze,» erwiederte ich ihm; «wogegen sich im Allgemeinen auch wiederum Vieles einwenden läſst, und hiebey halte ich mich nicht gern auf. Wir wollen die Sache lieber sofort auf zwey Hauptfragen stellen: Entweder will der Staat den Stand der Advocaten in eine eigne abgesonderte Zunft verwandeln, und diejenigen, so sich darein begeben, von fernern Beförderungen ausschlieſsen; oder er sieht ihn als eine blühende Pflanzschule an, worin er die Männer ziehen will, welche ihm dereinst in wichtigen Ehrenstellen dienen sollten? Im erstern Falle bin ich völlig Ihrer Meinung; es ist dann besser, ihrer eine bestimmte als unbestimmte Zahl zu haben. Im andern aber, welchen ich für den glücklichsten halte, kann ich Ihnen nicht beypflichten.

Meiner Meinung nach, sind die Gesetzgeber allein schuld daran, wenn der Stand der Advocaten unter seine Würde sinket. Dadurch, daſs sie denselben von den wichtigsten Bedienungen ausschlieſsen und ihre Räthe durch die Auditorey ziehen, haben sie denselben um alle Hoffnung, mit dieser um die beste Aufmunterung, und, nach einer natürlichen Folge, auch um allen Eifer gebracht, sich als groſse und verdiente Männer zu zeigen. Sie haben demselben blos den Weg des Gewinnstes übrig gelassen, welcher immer gefährlicher wird, je weiter er ohne Begleitung der Ehre fortgeht. Sie haben dem Staate mit solchen Advocaten oft nur eine Last von schlechten Leuten zugezogen, und sich in die Nothwendigkeit gesetzt, dieselben mit Strafbefehlen in Ordnung zu halten; und dennoch soll der Advocat ein groſses Herz für Wittwen und Waisen, einen edlen Muth gegen mächtige Unterdrücker und alle Eigenschaften eines geschickten, redlichen und feurigen Mannes haben; er soll, unter einer empfindlichen Ausschlieſsung von wichtigen Ehrenstellen, auf nichts, als auf Ehre, sehen; unter bittern Verweisen, die ihm ein junger Rath bey der geringsten Gelegenheit gibt, Liebe zu seinen Geschäften, Eifer für die Unschuld und Freyheit des Geistes behalten; er soll, von guten Gesellschaften ausgeschlossen, den Ton des Hofmanns haben, sich kurz und groſs fassen und Wahrheit mit Geschmack verbinden . . . Das und viel mehr soll er thun, und dennoch beständig auf dem Fuſs eines gerichtlichen Taglöhners oder Actenkrämers gehalten werden. Ich zweifle, ob sich ein ähnlicher Fall angeben lasse, worin die Gesetzgeber so viele widersprechende Forderungen vereinigt haben.

Und was ist denn der Vortheil von diesen Anstalten gewesen, wodurch man die Advocaten von allen Beförderungen abgeschnitten, sie auf bloſsen Gewinnst eingeschränkt und sich den Zwang über Handlungen erlaubt hat, die man nicht anders, als von einer edlen, wohlgenährten Freyheit so erwarten kann, wie sie das wahre Wohl des Staats erfordert? Eine Menge von überzähligen Räthen, Referendarien, Assessoren, Auscultatoren, Auditoren und andern Figuranten, die um dem ihnen so frühzeitig und ohne Gehalt ertheilten Range gemäſs zu leben, ihr bestes Vermögen verzehren, in langen Erwartungen oft stumpf, in sichern auch wohl faul, und wenn sie bey den Collegien arbeiten, von einem alten überhäuften Conreferenten nicht immer auf's Beste zurecht gewiesen werden, — eine lange Reihe von Hagestolzen, die allen guten Töchtern mit ihrem Range in die Augen leuchten, und doch ihre zärtlichen Wünsche, weil der Stand zu viel erfordert und das Gehalt noch fehlt, nicht befriedigen können; indessen aber Manche abhalten, einem ehrlichen, intitulirten Manne die Hand zu geben, und wenn sie endlich zum wirklichen Genusse eines Dienstes gelangen, viel zu klug und bedachtsam geworden sind, um mit einem gutherzigen Kinde glücklich zuzuplatzen, — an manchen Orten eine ziemliche Vermehrung der Bedienungen, welche durch die ungeduldigen Erwartungen titulirter Personen, durch das ungestüme Anhalten dieser zu sichern Hoffnungen berechtigten jungen Männer, durch ihren erlangten Zutritt, erhaltene nähere Bekanntschaften und andre Arten von gelernten Erschleichungen, zur gröſsten Last des Staats erschaffen sind; — sehr oft auch eine minder scharfe Wahl und Prüfung eben dieser jungen Leute, die man zuerst auf künftigen Zuwachs an Geschicklichkeit, mit wenigerer Vorsicht annimmt, und doch nachwärts Ehrenhalber nicht verstoſsen kann; — eine gefährliche Erhöhung des äuſserlichen Gepräges der Menschen im Verhältnisse ihres innern Werths, und ein daher entstandener schädlicher Hunger nach Bedienungen — überall aber und hauptsächlich eine unüberwindliche Abneigung der vornehmsten und besten Genies, sich dem Advocatenstande zu widmen und demselben durch ihren Beytritt den nöthigen Grad von Ehre zu verschaffen.

Nun stellen Sie sich aber die Advocaten als eine Pflanzschule des Staats vor, worin er diejenigen, die er dereinst zu den wichtigsten Geschäften nöthig hat, bilden will.

Was für ein mächtiger Trieb muſs hier die Männer beseelen, welche den Advocatenstand wählen müssen, um sich den Weg zu den gröſsten Ehrenstellen zu öffnen? Jeder Bewegungsgrund, der einen Mann zu groſsen Hoffnungen reizen kann, kommt hier dem Stande, wie dem Staate zu statten. Der Sohn des Präsidenten wird sich hier, wie ehedem der Sohn eines Consuls zu Rom, eben so gut üben müssen, als ein Andrer, und Jeder wird sich in dem hohen Lichte zu erhalten suchen, worin er von dem Fürsten, von den Edlen des Landes und von den Patrioten bemerkt werden kann. Die geringste Unredlichkeit wird ihm in diesem Lichte schaden, und Ungeschicklichkeit und Trägheit den öffentlichen Vorwurf eines Stümpers zuziehen. Er steht unter dem allgemeinen Urtheile, und das Gepräge, was er trägt, ist nicht das Werk eines Heckemünzmeisters, sondern des redlichen gemeinen Wesens. Da er durch seine Bemühungen zugleich für seinen Unterhalt und für seinen Ruhm arbeitet, so hat er einen doppelten Grund zum Fleiſse; und eigner belohnter Fleiſs ist ein ganz andrer Lehrmeister, als ein grämlicher Conreferent, der über die Verbesserung der ersten Uebungen eines Auditors ermüdet. Von einem beständigen Wetteifer angereizt, eher als Andre das vorgesteckte Ziel zu erreichen, wird er oft einen Geldgewinnst verachten und blos für die Ehre dienen; sich schämen, kleine Zänkereyen zu verewigen, oder groſse und mächtige Familien in unnöthige Processe zu verwickeln. Wenn dann der Staat ihn auf den öffentlichen unbefleckten und unverdächtigen Ruf, als einen erfahrnen und bewährten Mann, zu seinem Dienste fordert, so wird er mit gestärktem Auge die verwickeltsten Streitigkeiten durchschauen, solche mit der gröſsten Fertigkeit beurtheilen, und in Einer Stunde oft mehr thun, als Viele von denjenigen, welche auf andre Art gebildet sind, in Tagen und Wochen thun können. Er wird das Practicable unter den verschiedenen Meinungen der Rechtsgelehrten, ohne zu schwanken, ergreifen, die Verfassung seines Landes aus einer schärfern Erfahrung genauer kennen, die Wendungen schlechter Advocaten mit einem halben Auge entdecken, und vor keiner Arbeit, so schwer sie auch immer seyn mag, erschrecken. Der Staat hat dabey den Vortheil, sich beständig, wenn er eine Ehrenstelle zu vergeben hat, eine glückliche und freye Wahl unter einer Menge von geschickten Leuten zu verschaffen; diese Menge, ohne seine Kosten, und die gemeine Ehre, welche durch Titel zu Grunde gerichtet wird, in ihrem wahren Werthe zu erhalten. Der Stand der Advocaten wird solchergestalt für ihn ein Ehrenstand werden; ein Jeder, der sich darein begibt, den Ton, welchen dieser allezeit mit sich führt, und der in der heutigen Welt mehr, als alle Sittenlehre wirkt, von selbst annehmen; kein Mädchen wird sich in der Hoffnung, dereinst Frau Räthin zu heiſsen, schämen, eine Zeitlang Frau Advocatussin, oder, um in unsrem Style zu sprechen, Frau Doctorin zu heiſsen . . .»

«Herr,» fiel endlich mein College hier ein, «ich glaube, Sie declamirten noch einen Monat so fort, wenn ich die Geduld hätte, Ihnen anzuhören. Aber wissen Sie was? Einer unsrer gröſsten Fürsten will jetzt die Advocaten ganz abschaffen, und dafür bey jeder Regierung vier Räthe einführen, welche die Sachen der Partheyen vortragen und die Stellen der Advocaten vertreten sollen.»

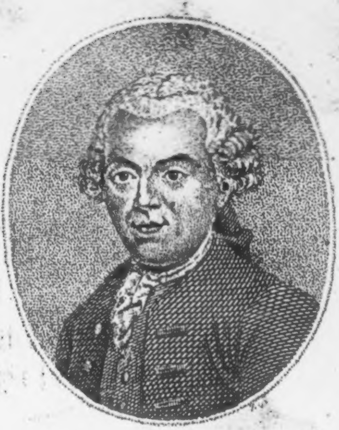
«Das höre ich gern,» erwiederte ich, «daſs man die Advocaten solchergestalt als Räthe in die groſse Thür wieder einführen will, nachdem man sie unter ihrem vorigen Namen zur Hinterthür hinausgeschickt hat. Es beweiset dieses so viel, daſs man von der Ehre zunächst rechtschaffene Leute erwarten könne, und daſs man übel gethan habe, solche den Advocaten zu entziehen. Nur zweifle ich sehr, daſs dieser Plan alle die vorhin beschriebenen Vortheile mit sich führen werde; jener scheint mir weit leichter, freyer und unendlich ergiebiger zu seyn; er hatte die Männer erzeugt, woraus der Groſskanzler bey der erstern Einrichtung verschiedene Räthe und Präsidenten wählte, und es scheint mir doch immer problematisch zu seyn, ob besoldete Richter und besoldete Advocaten . . .»

« Nehmen Sie es nicht übel,» sagte mein Herr College, « meine Frau erwartet mich,» und ging mit Angst fort; weil er besorgte, ich würd' ihn noch um seine Suppe bringen, wenn ich meinen Text nach allen seinen Theilen völlig ausführte.

Auserlesene
Gedichte

von

Johann Peter Uz.



I. P. Uz.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Acht und zwanzigstes Bändchen.

Utz Gedichte.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Biographie des Dichters.

Johann Peter Uz wurde zu Anspach geboren. Sein Geburtstag ist der 13te October 1720. Obschon er seinen Vater, der dort als Goldarbeiter lebte, früh verlor, erhielt er dennoch eine gute Erziehung. Man bestimmte ihn, seine natürlichen Talente anerkennend, zum Studieren und that ihn in dieser Absicht auf das dasige Gymnasium. Schon als Schüler übte er sich mit Glück und Liebe in der Poesie, und Anakreon, wie Horaz waren seine liebsten Freunde. Zu Halle, wohin er im J. 1739 gieng, widmete er sich der Geschichte, Philosophie und Jurisprudenz. Dort knüpfte er mit *Gleim* das Band der innigsten Freundschaft. *Götz*, *Gärtner*, *Ebert*, *Klopstock*, *Schlegel* traten frühe zu dem freundschaftlichen Bunde. In dieser Periode dichtete Uz seinen *Frühling*. Im J. 1743 kehrte er nach Anspach zurück, und widmete sich mehrere Jahre dem Studium und der Dichtkunst. Erst im J. 1748 wurde er als Sekretär bey dem Anspachischen Justizkollegium angestellt; diesen Posten, der ihm sehr wenig eintrug, bekleidete er 12 Jahre lang, und war zufrieden, daſs ihm derselbe Zeit zu litterarischen Arbeiten übrig lieſs. Im J. 1763 wurde er Assessor des kaiserlichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg, und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Anspach und von Kulmbach. Von izt an sah' er sich genöthigt, sein Dichterleben mit einem juristischen Geschäftsleben zu vertauschen. Er lebte nun ganz still und einsam seinem Amtsberufe, und die Beschäftigung mit der Dichtkunst war für ihn blos Erholung in den wenigen arbeitslosen Stunden. Er konnte sich zu keiner ehelichen Verbindung entschlieſsen, und lebte in zufriedener Einsamkeit mit seiner Mutter und Schwester. Was er in seinen Liedern von der Liebe singt, war bey alledem nicht erkünstelt, denn er war gegen das schöne Geschlecht nichts weniger, als gleichgültig. Der Burggraf Alexander bezeugte ihm im J. 1790 seine Achtung durch Uebertragung der burggräflichen Directorstelle und Ertheilung des geheimen Rathskarakters. Viele edle Zeitgenossen waren seine Freunde, und es scheint, als habe ihn die Freundschaft dafür entschädigen wollen, daſs er der Liebe und Ehe entsagte. Sein Ende glich seinem Leben; es war sanft und still. Er starb, als ernannter königl. preussischer Justizrath am 12. May 1796 in seinem 76sten Jahre.

Uz versuchte sich in scherzhaften und geistlichen Liedern, in der Ode, in der Erzählung und in dem Lehrgedicht; indeſs gründete sich sein poetischer Ruhm vorzüglich auf seine lyrischen Gedichte. Er war der erste Deutsche, der dem römischen Lyriker nachzufliegen suchte. Am glücklichsten ist er in seinen Lehrgedichten; weniger in solchen, wo bloſse Empfindung spricht. Die erste Sammlung von Uz's Ge dichten, von seinem Freunde Gleim herausgegeben, erschien im J. 1749 zu Berlin. Eine zweyte vermehrte von dem Dichter selbst besorgte Ausgabe erschien im J. 1755 zu Ansbach in einem Groſsoctav-Bande; die dritte im J. 1756 eben so zu Leipzig, der im J. 1765 eine vierte folgte. Eine vollständigere, mit saubern Vignetten verzierte Ausgabe in zwey kleinen 8. Bänden besorgte Weise im J. 1768 zu Leipzig; mit ihr erschien zugleich eine wohlfeilere Handausgabe mit nur 4 Vignetten. Neu abgedruckt wurde diese Edition im J. 1772. Bey Degen in Wien erschienen endlich im J. 1804 Uz's sämmtliche Werke, von Weise herausgegeben, in einer Prachtausgabe in groſs 4., und in einer kl. 8. Ausgabe. Aus der letztern ist die Auswahl für unsre Etui-Bibliothek gemacht, nachdem von der Redaction in den ausgewählten Gedichten alles Zeit- und Geschmackwidrige vorher sorgfältig abgeändert worden.

Urtheile über den Werth der Uz'schen Poesien befinden sich unter andern in Eschenburg's Beyspielsammlung B. II. 455. B. III. 418 etc., in Küttners Karacteristik deutscher Dichter, S. 284 — 87, und in Jördens's Lexikon, 5 B. S. 130—153, wo auch gute Nachrichten von dessen Lebensumständen stehen. Eine gute Biographie desselben befindet sich auch im 1sten Bande der Wiener Ausgabe seiner sämmtl. Werke.

Inhalt.

Seite

Der Frühling 1
An Chloe 6
Frühlingslust 8
Magister Duns 10
Das bedrängte Deutschland 13
Die alten und heutigen deutschen Sitten . 17
Die Geliebte 20
Die versöhnte Daphne 21
Die Wollust 23
Morpheus 28
Amor und sein Bruder 31
Die Wissenschaft zu leben 33
Der standhafe Weise 36
Die Freude 43
Die wahre Gröſse 46
Die Nacht 51

Seite
Die fröhliche Dichtkunst 52
Die Glückseligkeit 57
Die Grotte der Nacht 61
An die Deutschen 65
Die ruhige Unschuld 69
Theodicee 71
Der wahre Muth 79
Amor 85
An die Freyheit 87
Horaz 90
Der Schmauſs 93
Laura 95
Der Patriot 98
Gott, ein Erretter 104
Gott im Ungewitter 107
Gott der Weltenschöpfer 109
Das Erdbeben 118
An Gleim 121
Auf Cronegks Tod 124
Auf Kleists Tod 132
Das Schicksal 135
Ermunterung zum Vergnügen 138
Tempe 141
Dank 144
Gott im Frühlinge 147

Der Frühling.

Ich will, vom Weine berauscht, die Lust der Erde besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Lust,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unsre Gefilde beherrscht.

Beginnt! ich glühe bereits: beginnt, holdselige Saiten,
Entzückt der Eccho begieriges Ohr!
Tönt ſanft durch's ruhige Thal! da lauschen furchtsame Nymphen,
Nur halb durch junge Gesträuche bedeckt.

Wer kömmt vom Hügel herab voll unaussprechlicher Anmuth,
Von Glanz die fröhliche Stirne umstrahlt,
Von Philomelen begrüßet? Ihm düften frühe Violen:
Ihm lacht vom Felde das herrliche Grün.

Wunsch meiner Muse, du kömmst! o Frühling, Wonne Dionens,
Du kömmst, vom feurigen Amor umarmt,
Und Amors muthiger Arm schwingt siegbegierige Pfeile:
Die stolzen Sterblichen huldigen ihm.

Ein Schwarm der Freuden ereilt vor dir muthwillige Weste
In Tänzen, welche die Flöte belebt,
Vor dir scherzt Hebe dahin! es lachen laue Lüfte
Dich, Kind der Sonne, [illegible]lliger an.

Durchzeuch nicht länger, o Nord, verheerend unsre Gefilde!
Entfleuch nach ewigem Eise zurück,
Weil nun der schönere Lenz, den Zephyrs Fittige kühlen,
Siegprangend unsre Gefilde beherrscht!

Sie blühn, vom Thaue beperlt, und Anmuth lachet in allen:
Es lacht die ganze smaragdne Flur,
In deren Schooſse so oft bey frischer Bäche Geschwätze
Der Schlaf mein williges Auge beschleicht.

Berg, Thal und Aue besät der Blumen prächtige Menge!
Voll Stolz auf ihre beliebte Gestalt,
Bückt sich doch jede daselbst vor dir, du Blume Lyäens,
Die süſsem Scherze geheiliget ist.

Schmück' jetzt mein finsteres Haar! wann du mich, Rose, bekränzest
Und Bacchus meine Gesänge beseelt,
Flieht schnell mein trauriger Ernst: dann klinget die Laute bezaubernd
In meiner Muse [illegible]iger Hand.

Sie selbst auch werde bekränzt! die nicht mehr schläfrige Laute.
Denn itzt (willkommen, o liebliche Zeit!)
Erwacht der frohe Gesang, und die entschlafne Cyther
Ist auf erhabenere Töne bedacht;

Und auch die ganze Natur fühlt sich auf's neue begeistert,
Da sich die Sonne der Erde genaht,
Und jedes frostige Thal, so Wald, als grüne Gebirge
Sind reg' und alle Gefilde belebt.

Drum ist die Stille geflohn, verbannt in traurige Wüsten,
Der Lärm regieret im heiligen Hain:
Bald rauscht ein fröhlicher Hirsch, der sich im Flusse gebadet,
Durch frischbethaute Gebüsche zurück;

Bald tönt durch's düstre Revier die Brunst unbändiger Heerden;
Wie girrt die zärtliche Taube so sanft!
Wie seufzt, vom Laube bedeckt, Pandions einsame Tochter,
Wann kaum die nächtliche Stille beginnt!

Denn alles fühlet anitzt des Frühlings mächtige Triebe:
Wie hat der Liebe gefürchteter Arm,
Was nun die wärmere Luft und Meer und Erde bewohnet
Nur dich nicht, stolze Dorinde, besiegt!

Doch Amor bändige dich! er kömmt! zum Kampfe gerüstet,
Und hat die blutige Sehne gespannt:
Wie will ich seine Gewalt bey frohem Weine besingen,
Wann du einst seine Triumphe gemehrt!

An Chloen.

O Chloe, höre du
Der neuen Laute zu,
Die jüngst bey stiller Nacht
Mir Cipripor gebracht!
Nimm diese, war sein Wort,
Statt jener stolzen dort!
Die buhlt so lange schon
Um Pindars hohen Ton:
Doch da sie Siegern fröhnt,
Wird sie und du verhönt.

Thu wie der Tejer Greis,
Der keines Helden Preis
In seine Leyer sang,
Die nur von Liebe klang!
Er sang voll Weins und Lust
Und an der Mädchen Brust,
Da sann er auf ein Lied,
Das noch die Herzen zieht:
Das machten ihm alsdenn,
Ich und die Grazien.

Verfolge seine Spur!
Er folgte der Natur:
Du sollst bey Lieb' und Wein,
Wie er, mein Dichter seyn.
Lyäen kennst du schon,
Doch nicht Cytherens Sohn:
Dir mache wer ich bin,
Die schöne Nachbarin
Und meine schnelle Hand
Durch diesen Pfeil bekannt.

Kaum sprach er lächelnd so,
So schoſs er und entfloh,
So fühlte schon mein Herz
Noch ungefühlten Schmerz,
So sah ich voll Begier,
O Chloe, nur nach dir.
Nun siege wer da will!
Mein neues Saitenspiel
Soll nur dem frohen Wein
Und Chloen heilig seyn.

Frühlingslust.

Seht den holden Frühling blühn!
Soll er ungenossen fliehn?
Fühlt ihr keine Frühlingstriebe?
Freunde, weg mit Ernst und Leid!
In der frohen Blumenzeit
Herrsche Bacchus und die Liebe!

Die ihr heute scherzen könnt,
Braucht, was euch der Himmel gönnt,
Und wohl morgen schon entziehet!
Lebt ein Mensch, der wissen mag,
Ob für ihn ein Frühlingstag
Aus Aurorens Armen fliehet!

Hier sind Mädchen, hier ist Wein:
Soll ich ohne Freude seyn,
Wo der alte Bacchus lachet?
Herrsche, Gott der Fröhlichkeit!
O es kömmt, es kömmt die Zeit,
Die zur Lust uns träge machet.

Aber Phyllis läſst sich sehn:
Seh ich Amorn mit ihr gehen,
Ihm wird alles weichen müssen.
Weiche Wein! wo Phyllis ist,
Trinkt man seltner, als man küſst:
Bacchus, weg! ich will nun küssen,

Magister Duns.

Magister Duns, das groſse Licht,
Des Deutschen Pindus Ehre,
Der Dichter, dessen Muse spricht,
Wie seine Dingerlehre,
Der lauter Metaphysik ist,
Und metaphysisch lacht und küſst,
Lieſs jüngst bey seiner Schönen
Ein zärtlich Lied ertönen.

Er sang: o Schmuck der besten Welt,
Du Vorwurf meiner Liebe,
Dein Aug' ist's, das den Grund enthält
Vom Daseyn solcher Triebe:
Die Monas, die in mir gedenkt,
Vermag, in deinen Reiz versenkt,
Die blinden Sinnlichkeiten
Nicht länger zu bestreiten

Drauf nannt' er gründlich hier und dort
Den Grund des Widerspruches
Und noch so manches Modewort,
Die Weisheit manches Buches:
Der Mann bewies wie sich's gehört,
Und bat abstract und tiefgelehrt
Durch schulgerechte Schlüsse
Um seiner Chloris Küsse.

Das arme Kind erschrack und floh:
Die Grazien entsprungen;
Kein Dichter hatte noch also,
Seit Musen sind, gesungen.
Ein Zaub'rer läſst beim Mondenschein
Tiefmurmelnd im erschrocknen Hayn
Dergleichen Lieder hören,
Die Geister zu beschwören.

Das Mädchen floh in's nahe Thal
Aus diesem Zauberkreise,
Da sang Damöt von gleicher Qual,
Doch nach der Schäfer Weise.
Sein Lied, vermischt mit stillem Ach,
Floſs heiter wie der sanfte Bach,
Und floſs ihm aus dem Herzen,
Der Quelle seiner Schmerzen.

Ihm wollte Chloris nicht entfliehn;
Ihm ward ein Kuſs zum Lohne.
Die holden Musen schmückten ihn
Mit einer Myrthenkrone.
So sinnlich schätzt man ein Gedicht:
O Musen! Musen! wollt ihr nicht
Vom Pöbel euch entfernen,
Und Metaphysik lernen,

Das bedrängte Deutschland.

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde
Freude?

Sind, wo die Donau, wo der Mayn
Voll fauler Leichen langsam flieſset,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bacchus fröhlich ging, wo sich die Elb'
ergieſset —

Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht das deutsche Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm, nein, meistens ihm zur Schande.

Wem ist nicht Deutschland unterthan?
Es wimmelt stets von zwanzig Heeren:
Verwüstung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armuth spart, hilft Uebermuth verzehren.

Vor ihnen her entflieht die Lust,
Und in den Büschen, in den Auen,
Wo vormals an geliebter Brust
Der satte Landmann sang, herrscht Einsamkeit und Grauen.

Der Adler sieht entschlafen zu,
Und bleibt bei ganzer Länder Schreyen
Stets unerzürnt in träger Ruh,
Entwaffnet und gezähmt von falschen Schmeicheleyen.

O Schande, sind wir euch verwandt,
Ihr Deutschen jener bessern Zeiten,
Die feiger Knechtschaft eisern Band
Mehr, als den härtsten Tod, im Arm der Freyheit scheuten?

Wir, die uns kranker Wollust weihn,
Geschwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen derer Enkel seyn,
Die rauh, doch furchtbarfrey für ihre Wälder stritten?

Die Wälder, wo ihr Ruhm noch itzt
Um die bemooſsten Eichen schwebet,
Wo einst von Eintracht unterstützt,
Ihr ehrner Arm gesiegt, und Latium gebebet?

Wir schlafen, da die Zwietracht wacht,
Und ihre bleiche Fackel schwinget,
Und, seit sie uns den Krieg gebracht,
Ihm stets zur Seite schleicht, von Furien umringet.

Ihr Natterheer zischt uns um's Ohr,
Die Deutschen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
In Hermanns Vaterland ein schmählich Denkmal stiften.

Doch, Muse, wage nicht zu viel!
Verlaſs bey so verderbten Zeiten
Alcäens kriegrisch Saitenspiel,
Das die Tyrannen schält, und scherz auf sanftern Saiten!

5

Die alten und die heutigen deutschen Sitten.

Wie wenig gleichen wir den Alten!
Was wir für ungesittet halten,
Hieſs ihnen Männlichkeit:
Nur wenig ächte deutsche Bräuche
Sind unverjährt im deutschen Reiche
Zu unsrer Zeit.

Zusammenkommen, um zu zechen,
Bis alle Zungen stammelnd sprechen,
Hieſs ihnen Fröhlichkeit:
Noch schwingt bey manchem Freudenmale
Lyäus drohende Pocale
Zu unsrer Zeit.

Doch Recht und Menschheit nicht verletzen,
Auch bey ermangelnden Gesetzen,
Hieſs Ihnen Billigkeit:
Ich finde mehr gelehrt Geschwätze,
Sehr wenig Tugend, viel Gesetze
Zu unsrer Zeit.

Die Geliebte.

Nach dem Morat.

Die ich mir zum Mädchen wähle,
Soll von aufgeweckter Seele,
Soll von ſchlankem Wuchſe ſeyn;
Sanfte Güte, Witz im Scherzen
Rührt die Herzen,
Nicht ein glatt Geſicht allein.

Allzujung taugt nur zum Spielen:
Reif zu zärtlichen Gefühlen
Sey das Herz und reif die Bruſt.
Die Brünette ſoll vor allen
Mir gefallen;
Sie iſt feuriger zur Luſt.

Setz noch unter dieſe Dinge,
Daſs ſie artig tanz' und ſinge,
Welches Mädchen iſt ihr gleich?
Sagt, ihr Mädchenkenner, ſaget:
Wer's erjaget,
Hat der nicht ein Königreich?

Die versöhnte Daphne.

Im Schatten einer alten Eiche
Saſs Daphne, da die Sonne wich,
Als in dem einsamen Gesträuche
Myrtill sich ihr zur Seite schlich.

Er will den Liljenhals umfassen,
Der seinen Küssen sich entzieht:
Nichts leider! wird ihm zugelassen!
Sie rafft sich zornig auf und flieht.

Was wird von Schönen uns versaget,
Das kühne Schalkheit nicht erpreſst?
Da Daphne flieht, und fliehend klaget,
Hält ihr Myrtill sie schmeichelnd fest.

Myrtill erzwingt von Daphnen Küsse,
Die ihre Hand nur schwach bekämpft;
Denn ach! ein Kuſs ist viel zu ſüſse:
Ein Kuſs hat manchen Zwist gedämpft.

Sie schlägt die Augen schamroth nieder:
Das blöde Mädchen thut sich Zwang,
Und eifert auf gewisse Lieder,
Die jüngst Myrtill der Chloe sang.

Doch, fährt sie fort, um dir zu zeigen,
Daſs ich mit dir nicht zürnen will,
Ich will zu neuem Frevel schweigen:
Küſs' immer noch einmal, Myrtill!

Die Wollust.

Hier im Gesträuch an Florens weichem Busen,
Im Balsamdufte, ruhig hingestreckt,
Erwart' ich sie, die göttlichste der Musen,
Die sich im Busch vor meinem Wunsch versteckt.
Sie kömmt, sie kömmt: ich höre schon von weiten
In stiller Luft die Stimme güldner Saiten.

Ihr Sterblichen, die ihr dem Schicksal fluchet,
Wenn euer Arm gewünschte Ruhe flieht,
Und ihr umsonst sie unter Dornen suchet,
Wohin euch oft ein finstrer Weiser zieht,
Was quält ihr euch? die holde Wollust winket,
Und beut euch an, was euch so schätzbar dünket.

Die Wollust nicht, die auch der Pöbel kennet,
Die viehisch ras't, nicht sich vernünftig freut,
Von Lieb' und Wein, umkränzt mit Epheu, brennet,
Und Lieb' und Wein durch Uebermaſs entweiht,
Nein, die zugleich Natur und Weisheit preisen,
Der Weisheit Kind, die Königin der Weisen.

Ich sehe sie, und Morgenrosen schmücken
Die heitre Stirn', und glänzen um ihr Haupt:
Wie ruhig strahlt aus ihren süſsen Blicken
Die reine Lust, die kein Verhängniſs raubt!
Durch sie wird selbst Lyäus zahm gemacht,
Der hinter ihr mit einer Muse lacht.

Die Freude schwingt um sie die güldnen Flügel
Zu aller Zeit, auch wann das Glück entflieht:
So öde scheint kein dürrverbrannter Hügel,
Wo nicht für sie noch manche Blume blüht,
Und rings umher schwatzt unter Laub und Zweigen
Ein sanfter West, und rauhe Stürme schweigen.

Wie sollte dir nicht alles dienen müssen,
Du, die allein die Sterblichen beglückt?
Gefesselt liegt, o Göttin! dir zu Füſsen
Der bleiche Gram, der schwache Seelen drückt:
Du bändigest die hungrigen Begierden,
Die ohne dich verderblich herrschen würden.

Wie, wann der Süd sein schwarz Gefieder schüttelt,
Und auf der See sich als Tyrann erhebt,
Der Ocean, bis in den Grund gerüttelt,
Nun weiſsbeschäumt hoch in die Lüfte strebt:
Indem kein Stern die bange Nacht erheitert!
Verirret sich das morsche Schiff, und scheitert;

So wüthen auch die zügellosen Triebe,
Die uns Natur mitleidig eingesenkt:
Sie brechen los, und Recht und Menschenliebe,
Was heilig ist wird unbereut gekränkt;
Nicht ungestraft, der Frevelthaten Menge
Bestraft in uns ein Richter voller Strenge.

Die Furien, in deren blut'gen Händen
Stets fürchterlich die Dornenpeitsche saust
Verfolgen ihn, wann zwischen Marmorwänden
Der Lüste Sclav' erraubtes Gut verschmaust;
Sein Aug' entschläft: sein wachendes Gewissen
Stört seinen Schlaf mit gelber Nattern Bissen.

Unselig Glück! o ungeliebtes Leben!
So groſse Qual bezahlt kein Schatz der Welt.
Der Weise muſs nach ächten Freuden streben,
Die Klugheit würzt, und Reue nicht vergällt:
Bin ich gesund am Leib und am Gemüthe,
So dank' ich froh des Himmels milder Güte.

Wie thöricht ist's, sich Vieles nöthig machen,
Da die Natur nur Weniges verlangt!
Ich werde satt, und kann mit Freuden lachen,
Obgleich mein Tisch nicht fürstenmäſsig prangt:
Muſs edler Wein, den Blut und Seele fühlen,
Den ekeln Durst allein aus Golde kühlen?

Gold giebt das Glück, und giebt es auch den Thoren;
Die Weisheit lehrt auch schimmernd Gold verschmähn,
Und fröhlich seyn, wann, die das Glück erkoren,
Sich unvergnügt in seinem Schooſse blühn.
Das wahre Glück ist nicht, was Thoren meinen:
Sey in der That, was tausend Andre scheinen!

Morpheus.

Bey Venus ward von Schäferinnen
Der holde Morpheus hart verklagt:
Wird sein abscheuliches Beginnen
Ihm, sprachen sie, nicht untersagt?
Bey Tage sind wir Schäfern spröde:
Doch sieh, wie schalkhaft Morpheus ist!
Im Traum ist keine Hirtin blöde,
Ja leider! auch die Unschuld küſst.

Die Schäfer weihen ihm Gesänge:
Er heuchelt ihrer Zärtlichkeit,
Und spottet unsrer keuschen Strenge,
Die manch Vergnügen uns verbeut.
Ein Thyrsis, der zu Doris Füſsen
Vor wenig Stunden trostlos lag,
Kann träumend seine Spröde küssen,
Die alles will, was Morpheus mag.

Hier unterbrach die lauten Klagen
Der Traumgott voller Ungeduld,
Und sprach: o Göttin, darf ich's wagen,
So höre mich mit gleicher Huld:
Es müsse dir der Weltkreis fröhnen,
Und Amors Bogen sey beglückt,
So lang auf Wangen junger Schönen,
Ein blühend Morgenroth entzückt!

Ich muſs der frommen Mädchen lachen,
Sie träumen von verliebter Lust!
Welch Wunder? herrscht, wann Mädchen
wachen,
Die Liebe nicht in ihrer Brust?
Ich weiſs was jeder Schönen fehlet,
Um die mein stiller Fittig spielt,
Ich sehe was ihr Herz verhehlet,
Und oft'sie selbst nur dunkel fühlt.

Manch Mädchen prangt mit scheuer Tugend,
Das ingeheim zu Amor'n fleht,
Wann itzt im Frühling muntrer Jugend
Ihr Busen in der Fülle steht.
Sie seufzt, und, o gerechter Kummer!
Es jammert mich der Schäferin:
Ich führe sie bey frühem Schlummer
In ihres Hirten Arme hin.

Liebt Chloe nichts als ihre Heerde?
Sie glaubt's: ihr Auge saget mir,
Das Chloen Damon küssen werde,
Und ich verrath' es ihm und ihr.
Die Spröde schleicht mit mir in Gründe,
Zu Büschen, wo kein Fremder lauscht,
Wann beym Geschwätze sanfter Winde
Der Scherz geheimer Küsse rauscht.

Ein Jeder gleichet seinen Träumen:
Im Traume zecht Anakreon,
Ein Dichter jauchzt bey seinen Reimen,
Und flattert um den Helicon.
Für euch, Monaden, ficht mit Schlüssen
Ein Liebling der Ontologie,
Und allen Mädchen träumt von Küssen;
Denn was ist wichtiger für sie?

Der Traumgott wollte weiter sprechen,
Doch itzt rief ihm die braune Nacht:
Sie lag schon über dunklen Bächen,
Und Philomela war erwacht.
Er floh, und lächelnd sprach Cythere:
Ihr, Kinder, wiſst nicht, was ihr wollt.
O predigt nur von strenger Ehre!
Mir seyd ihr doch im Herzen hold.

Amor und sein Bruder.

Um die stille Mitternacht,
Wann allein die Liebe wacht,
Wann die schattenvolle Welt
Nur der hohe Mond erhellt,
Schlief die Nachbarin Elmire,
Schlief ihr abgelebter Mann,
Und an ihres Hauses Thüre
Pochte plötzlich Amor an.

Wer ist hier? wer lärmt noch so;
Ach! mein schöner Traum entfloh,
Rief die Magd halbschlafend aus,
Gähnt' und taumelte vor's Haus.
Amor fleht' in ihren Armen,
Und kein Mädchen widersteht,
Wenn um weibliches Erbarmen
Ein verschmitzter Amor fleht.

Ihm wird willig aufgethan,
Und sein Bruder hängt sich an:
Halb bedeckt ein Ephenkranz
Seines güldnen Hornes Glanz.
Seine schlauen Blicke brennen,
Jede Sehne schwillt von Kraft:
Die ihn kennen wollen, nennen
Ihn den Gott der Hahnreyschaft.

Amor thut sogleich bekannt,
Lehnet an die nächste Wand
Seinen Bogen lachend hin,
Hüpft und ruft mit frohem Sinn:
Trotz der festverschloſsnen Thüre,
Bruder, half ich dir herein.
Jung und feurig ist Elmire:
O sie wird nicht grausam seyn.

Die Wissenschaft zu leben.

Ein groſser Theil, vielleicht der gröſste Theil des Lebens,
Das mir die Parce zugedacht,
Schlich als ein Traum der Nacht
Mit leisen Flügeln hin, und war vielleicht vergebens.

Vergebens flammten mir so vieler Tage Sonnen,
Wenn ich, vom Schöpfer aufgestellt
Als Bürger einer Welt,
Durch eine gute That nicht jeden Tag gewonnen:

Wenn ich der Tugend Freund und groſs durch Menschenliebe,
Frey von des Wahnes Tyranney,
Wahrhaftig groſs und frey
Erst werden soll, nicht bin, und es zu seyn verschiebe.

Wie? wer nach Golde geizt, obgleich kein Gold beglücket,
Braucht alle Stunden zum Gewinn,
Und läuft nach Wucher hin,
Wann kaum der junge Tag aus weiſsen Wolken blicket.

Indeſs die halbe Welt, vom sanften Schlaf umflogen,
In bleicher Dämmrung Stille träumt,
Hat jener ungesäumt
Schon Gelder angelegt, schon Zinsen abgezogen.

Wir leben niemals heut: wir schieben auf zu leben,
Bis einst ein günstiges Geschick
Uns ein geträumtes Glück
Nach Vorschrift unsers Plans und Eigensinns gegeben.

Wie lang herrscht überall der Thorheit alter Glaube,
Als könnten wir uns nicht erfreu'n,
Nicht weis' und glücklich seyn
In einem jeden Stand, im Purpur und im Staube?

Auf Blumen seh' ich hier den armen Landmann liegen,
Den ein gepachtet karges Feld
Nur kümmerlich erhält:
Um seine braune Stirn lacht ruhiges Vergnügen.

Er lebt, wann sein Tyrann, der jeden Tag bethränet,
Sich um das Leben selbst betrügt,
Und, immer unvergnügt,
Reich, aber hungrig stets, nach gröſserm Reichthum gähnet.

Doch Clotho wartet nicht, bis wir genug erlangen,
Und wann sie uns zur kühlen Gruft
Und in die Stille ruft,
So haben Viele nie zu leben angefangen.

Der standhafte Weise.

An Herrn Hofrath C*.

Hat nur dein Saitenspiel den süſsen Scherz vergessen
Und schweigt, stets ungestimmt, an traurigen Cypressen
Und deiner holden Gattin Grab?
Wer kann, o weiser C*, den wilden Schmerz besiegen,
Wenn Seelen, deren Muth erhabne Proben gab,
Wenn starke Seelen unterliegen?

Wie? soll die Traurigkeit unwidersetzlich wüthen,
Und, wo sie einmal herrscht, stets fürchterlich gebieten
In ewig unerhellter Nacht?
Nein von den Weisen muſs die Welt und Nachwelt lesen,
Er sey gemäſsigt froh, wann ihm das Glück gelacht,
Und auch in Leiden groſs gewesen.

Ihn darf die träge Zeit auf mitleidvollen Schwingen
Nicht ihren späten Trost, nicht ihre Lindrung bringen:
Sie sey des Pöbels Trösterin,
Der Weise braucht sie nicht: er tröstet sich aus Gründen:
Die Wahrheit schimmert ihm durch trübe Nebel hin,
Er kann sie sehen und empfinden.

Sein lehrend Beyspiel strahlt auch auf entfernte Tage,
Der Schwache, der es hört, schämt sich der feigen Klage,
Und fühlet ungewohnten Muth
Um seine Heldenstirn müſs' ewig Lorbeer grünen:
O Lorbeer beſsrer Art, als den durch fremdes Blut
Die Weltverwüster sich verdienen!

Kein stoischer Gesang ertönt von meinen Saiten:
Ich waffne nicht den Stolz, die Thränen zu bestreiten;
Ihm widersteht ein zärtlich Herz.

Die Stimme der Natur gebeut in allen Seelen,
Und falſcher Groſsmuth Zwang kann einen wahren Schmerz
Nicht überwinden, kaum verhehlen.

Doch was kein Stolz vermag, kann Weisheit möglich machen;
Auch Triebe der Natur, die herrschbegierig wachen,
Gewöhnt sie zum Gehorsam an;
Sie müssen sich vor ihr, so wild sie brauſen, schmiegen,
Wie in verschloſsner Gruft, dem Aeol unterthan,
Die lauten Winde knirschend liegen.

Sieh auf den starken Trieb, der uns zur Wollust reiſset,
Im freyen Wilde Brunst, in Menschen Liebe heiſset,
Und unbeherrscht sich leicht verirrt:
Er wird Gesetz und Recht und Menschlichkeit verletzen,
Wenn ihn kein Zügel hält, und ihm gestattet wird,
Sich höhern Pflichten vorzusetzen.

Aus ihren Schranken darf auch die Natur nicht schreiten;
Soll nicht ein gleicher Zaum die weiche Wehmuth leiten,
Die ein verlornes Gut bedaurt?
Kein allzulanger Schmerz muſs unsre Ruhe stören?
Und wenn es Menschheit ist, daſs unsre Seele traurt,
So ist es Weisheit, aufzuhören.

Was kann den Sterblichen das wilde Glück entziehen,
Das ewig Leid verdient? Ist alles nicht geliehen?
Gebührt nicht alles ihm zurück?
Die Güter, die es giebt, verschenkt es nicht auf immer:
Sein schmeichelnd Lächeln ist ein kurzer Sonnenblick,
Ein kaum genoſsner Frühlingsschimmer.

Wenn sich die dunkle Luft mit Winterwolken schwärzet,
Wenn Philomele schweigt, kein lauer Zephyr scherzet,
Kein Zephyr Morgenrosen küſst,

Was hilft's, mit finstrer Stirn den Unbestand beklagen?
Es kömmt nicht mehr zurück, was einst entflohen ist,
Doch leicht wird, was wir freudig tragen.

Der Weise bleibt sich gleich im Schooſs erwünschter Freuden,
Und sieht, noch ehe sie bald oder später scheiden,
Die leichten Flügel jeder Lust:
Wenn ihr Gefieder sich in schneller Flucht verspreitet,
So sieht er's unbetäubt; er hatte seine Brust
Zu jedem Unfall vorbereitet.

Nicht unser ganzes Herz muſs am Vergnügen hangen:
Zu einem höhern Zweck hat uns die Welt empfangen,
Wo Jeder eine Rolle spielt.
Nicht blos zu trunkner Lust im Umgang eines Weibes
Bewohnt ein freyer Geist, der sich unsterblich fühlt,
Die irdne Hütte seines Leibes.

Durch Tugend müssen wir des Lebens würdig werden,
Und ohne Tugend ist kein dauernd Glück auf Erden,
Mit ihr ist niemand unbeglückt
Der Lasterhafte nur ist elend, arm, verachtet,
Auch wann er er glücklich heiſst, und sich vom Raube schmückt,
Und jüdisch ganze Länder pachtet.

Kein fremder Zufall kann der Seelen Hoheit mindern,
Kein widriges Geschick ihr wahres Wohl verhindern:
Kann, was geschieht, uns böse seyn,
Der Schöpfer einer Welt wird seine Schöpfung lieben,
Und, wenn er sie betrübt, aus weiser Huld allein
Und nicht aus blindem Haſs betrüben.

Vom strengen Strom der Zeit wird Jeder hingerissen
Bald unter heitrer Luft, bald unter Finsternissen
Und schwarzer Ungewitter Wuth.

Strom, wo sich allzuoft beschäumte Wellen thürmen,
Stets brausend, wie das Meer! o ungestüme Fluth,
Berüchtigt von erzürnten Stürmen!

Wohin der Sturm uns führt, bleibt oft vor uns verstecket,
Weil fürchterlich Gewölk die grünen Ufer decket,
Und unsrer Blicke Lauf begränzt:
Die Schatten werden fliehn, die unser' Auge banden,
Vielleicht wohl, ehe noch der andre Morgen glänzt,
Vielleicht nicht eher, bis wir landen.

Die Freude.

Ergötzt euch, Freunde, weil ihr könnt!
Den Sterblichen ist nicht vergönnt,
Von Leiden immer frey zu bleiben.
Vernunft wird öfters ohne Frucht
Sich wider schwarzen Unmuth sträuben:
Lyäus weiſs ihn zu betäuben,
Und singt ihn sieghaft in die Flucht.

Lernt, wie sich finstrer Unverstand,
Verhüllt in trauriges Gewand,
Von wahrer Weisheit unterscheide,
Die mit entwölkter Stirne glänzt,
Und in der Wollust leichtem Kleide,
Gleich ihr, im Schooſse sanfter Freude
Auch oft mit Rosen sich bekränzt.

O segnet jeden Augenblick,
Da ihr ein unvergälltes Glück
In süſser Freundschaft Armen schmecket,
Da Bacchus euch mit Ephcu krönt,
Und Witz und attisch Lachen wecket,
Und muntrer Scherz, der Narren schrecket,
Die Narren und ihr Glück verhöhnt.

Doch hört ihr, was die Wahrheit spricht?
Verwöhnt, verwöhnt die Seele nicht
Zu rauschenden Ergötzlichkeiten,
Die, wenn der Geist sie liebgewinnt,
Von Rosen unter Dornen leiten,
Und kein Vergnügen aller Zeiten,
Nur Augenblicke reizend sind.

Die Weisheit richtet meinen Sinn
Auf dauerndes Vergnügen hin,
Das aus der Seele selbst entspringet.
Geschmack und Wahrheit, ihr entzückt,
Auch wann kein Saitenspiel erklinget:
Auch wann mein Mund nicht lacht und singet,
Bin ich in euerm Arm beglückt.

Die Anmuth reizender Natur
Vergnügt mich auf beblümter Flur,
Auf Hügeln und im dunkeln Haine.

Ich jauchz' an stiller Musen Brust
So fröhlich als bey Cyperns Weine:
Ja wann ich Thoren einsam scheine,
Vertraut sich mir die reinste Lust.

So lockend jene Freude lacht,
Die nur die Sinne trunken macht,
So nah ist sie dem Ueberdrusse.
Die Wollust vom Geschmack ernährt,
Stirbt sicherlich im Ueberflusse:
Sie bleibt beym sparsamen Genusse:
Weit länger schön und liebenswerth.

Du Tochter wilder Trunkenheit,
Fleuch, ungestalte Fröhlichkeit,
Und rase nur bey blöden Reichen!
Sie mögen durch entweihten Wein
Die sanften Grazien verscheuchen.
O Freunde, laſst sie Thieren gleichen:
Und lasse Bacchus Menschen seyn!

Die wahre Gröſse.

An Gleim.

In meinen Adern tobt ein juvenalisch Feuer;
Der Unmuth reichet mir die scharfgestimmte
Leyer:
Maſst sich des Pöbels Wahn
Das Urtheil nicht von groſsen Seelen an?

Sey Richter, liebster Gleim! der Pöbel soll
nicht richten,
O du, der jedes Herz mit reizenden Gedichten
Nach Amors Willen lenkt,
Der schalkhaft scherzt, und frey und edel denkt!

Ein Mann, der glücklich kühn zur höchsten
Würde flieget,
Und, weil er Sklaven gleich, vor Groſsen sich
geschmieget,
Nun, als ein groſser Mann,
Auch endlich selbst in Marmor wohnen kann;

Der heiſst bey'm Pöbel groſs, da ihn sein Herz verdammet,
Und wenn der Bürger Gold auf seinem Kleide flammet,
So sieht die Schmeicheley
Vor Schimmer nicht, wie klein die Seele sey.

Soll seines Namens Ruhm auf späte Nachwelt grünen?
Dem Staate dient er nur, sich Schätze zu verdienen:
Bereichert ein Verrath,
So, zweiſle nicht, verräth er auch den Staat.

Der Absicht Niedrigkeit erniedrigt groſse Thaten:
Wem Geiz und Ruhmbegier auch Herkuls Werke rathen,
Der heiſst vergebens groſs:
Er schwingt sich nie vom Staub des Pöbels los.

Zeug, Alexander, hin bis zu den braunen Scythen!
Irr' um den trägen Phrat, wo heiſsre Sonnen wüthen,
Und reiſs dein murrend Heer
Zum Ganges hin bis an's entfernte Meer!

Du kämpfest überall, und siegest, wo du kämpfest,
Bis du der Barbarn Stolz, voll gröſsern Stolzes, dämpfest,
Und die verheerte Welt
Vor ihrem Feind gefesselt niederfällt.

Verkenne Menschlichkeit und menschliches Erbarmen!
Von deinem Haupte reiſst auch in des Sieges Armen
Der Tugend rauhe Hand
Die Lorbeern ab, die Ehrsucht ihr entwand.

Mit Lorbeern wird von ihr der beſsre Held bekränzet,
Der für das Vaterland in furchtbarn Waffen glänzet,
Und über Feinde siegt,
Nicht Feinde sucht, nicht unbeleidigt kriegt;

Der Weise, der voll Muths, wann Aberglaube schrecket,
Und Wahn die halbe Welt mit schwarzen Flügeln decket,
Allein die Wahrheit ehrt,
Und ihren Dienst aus reinem Eifer lehrt;

Der ächte Menschenfreund, der blos aus Menschenliebe
Die Völker glücklich macht, und gern verborgen bliebe,
Der nicht um schnöden Lohn,
Nein, göttlich liebt, wie du Timoleon!

Zu dir schrie Syracus, als unter Schutt und Flammen
Und Leichen, die zerfleischt in eignem Blute schwammen,
Der wilde Dionis
Sein eisern Joch unleidlich fühlen lieſs.

Du kamst und stürztest ihn zum Schrecken der Tyrannen,
Wie, wann ein Wintersturm die Königin der Tannen
us starken Wurzeln hebt,
on ihrem Fall ein weit Gebirge bebt.

Durch dich ward Syracus der Dienstbarkeit entzogen,
d sichrer Ueberfluſs und heitre Freude flogen
n freien Mauern zu;
ld aus Corinth! was aber hattest du?

53.

Allein die edle Lust, ein Volk beglückt zu haben:
Belohnung beſsrer Art, als reicher Bürger Gaben!
Du Stifter güldner Zeit,
Der Hoheit werth, erwähltest Niedrigkeit.

Doch dein gerechtes Lob verewigt sich durch Lieder,
Nachdem die Ehre dich auf glänzendem Gefieder
Den Musen übergab:
Noch schallt ihr Lied in Lorbeern um dein Grab.

Die Nacht.

Du verstörst uns nicht, o Nacht!
Sieh! wir trinken im Gebüsche
Und ein kühler Wind erwacht,
Daſs er unsern Wein erfrische.

Mutter holder Dunkelheit,
Nacht, Vertraute süſser Sorgen,
Die betrogner Wachsamkeit
Viele Küsse schon verborgen!

Dir allein sey mitbewuſst,
Welch Vergnügen mich berausche,
Wann ich an geliebter Brust
Unter Thau und Blumen lausche!

Murmelt ihr, wann alles ruht,
Murmelt, sanftbewegte Bäume,
Bey dem Sprudeln kühler Fluth
Mich in wollustvolle Träume!

Die fröhliche Dichtkunst.

O schattiger Parnaſs! ihr heiligen Gebüsche,
Wo ich mit kühnem Stolz mich unter Musen mische,
Nie hab ich klagend euch entweiht:
Der Scherz mit glänzendem Gefieder
Und Wein und freye Zärtlichkeit
Begeistert mich und meine Jubellieder.

Wenn mich ein Kummer drückt so mag die Muse schweigen,
Den Nachtigallen gleich die unter grünen Zweigen
Nur singen wenn sie sich erfreun:
Welch ächter Priester froher Musen
Vermischt mit Thränen seinen Wein,
Und ächzet immer auch an Daphne's Busen!

Einſt lag ich ſorgenvoll im Schatten finſtrer Buchen,
Wo ſich ein träger Bach, den Faune nur beſuchen,
Durch einſames Gefilde wand:
Mein Saitenſpiel vergaſs der Schönen,
Und meine Scherzgewohnte Hand
Verirrte ſich zu trauervollen Tönen.

Bereits entſchloſs mein Mund ſich willenlos der Klage,
Als mit entwölkter Stirn, gleich einem Frühlingstage,
Die holde Muſe mir erſchien:
Der Lippen Anmuth war den Roſen,
Den Morgenroſen vorzuziehn,
Und jeder Blick ſchien lächelnd liebzukoſen.

Mein Geiſt erwachte ſchnell aus allen trüben Sorgen,
Wie, wann im rothen Oſt der angenehme Morgen
Itzt in Aurorens Arm erwacht,
Alsdann die bangen Träume fliehen,
Und ſchwarzgeflügelt, wie die Nacht,
Mit ihr zugleich in ihre Grotte ziehen.

Soll Unmuth, schalt sie mich, dein Saitenspiel verstimmen?
Sieh auf! Anakreon, den seine Jahre krümmen,
Scheucht singend eitler Sorgen Heer:
Weicht auch die Freude von Alkäen?
Sie schwimmt ihm nach durch's rauhe Meer,
Und singt mit ihm von Amorn und Lyäen.

Horaz trinkt Chierwein und jauchzt bey seinem Weine:
Sein ewiger Gesang ertönt in Tiburs Haine
Nur an der weisen Wollust Brust.
Ihr weihe sich auch deine Leyer;
Blos diese Mutter wahrer Lust
Beseelt ein Lied mit ächtem Reiz und Feuer.

Die wache Sorge mag an schlechten Seelen nagen:
Dem Thoren fehlt es nie an selbstgemachten Plagen;
Ihn quält ein Tand, ein bloſser Traum.
Der Weise kann das Glück betrügen:
Auch wahres Uebel fühlt er kaum,
Und macht sich's leicht, und macht es zu Vergnügen.

Mit mancher Blume lacht die rauhe Bahn des Lebens:
Auf! pflückt sie! säumt ihr euch? sie welkt, und war vergebens,
Und ihr' und eure Zeit verläuft.
O Thorheit, daſs mit faulen Händen
Ihr nach erwünschten Freuden greift,
Die doch so schnell die leichten Flügel wenden!

Seyd langsam, eh' ihr wünscht, und zum Genuſs geschwinde;
Denn wiſst ihr, was euch nützt, die ihr, gleich einem Kinde,
Ohn' Ursach lacht, ohn' Ursach weint?
Ist euer Auge nicht gebunden?
Was in der Ferne böse scheint,
Wird in der Näh' oft wirklich gut befunden;

Wie, als ein frischer Wind auf unbeschifftem Pfade,
Die Helden Portugalls an dein gewünscht Gestade,
Madera, Sitz der Wollust! riſs,
Dich eine schwarze Wolke deckte,
Und stygisch dicke Finsterniſs
Sich fürchterlich bis hoch zum Himmel streckte.

Die blinde Nacht verlieſs die ungestümen Wellen:
Der Thetis Angesicht fing an sich aufzuhellen,
Sie spielte ruhig um den Strand,
Indem sie sich dem Ufer nahten,
Und jauchzend ein entzückend Land
Hier übersahn, und an's Gestade traten.

Hier lachte die Natur, die Flora stets bekränzte:
Die Blumen düfteten, von hellen Bächen glänzte
Manch rauschender Orangenhain.
Nichts fehlte zu beglücktem Leben,
Nichts als Lyäus und sein Wein:
Lyäus kam, und pflanzte süſse Reben.

Die Glückseligkeit.

Der Wahrheit ernste Stimm' erschallt in meinem Busen:
Hört eure Lehrerin! sie selbst hat mich ernannt,
Und auf den Flügeln holder Musen
An euch, ihr Sterblichen, gesandt.

Es flammt ein Weltenheer in angewiesnen Gränzen:
Es ist im lichten Raum, wo in bestimmter Bahn
Die ungezählten Sonnen glänzen,
Der Ordnung Alles unterthan.

Zur Ordnung ward, was ist, eh' etwas war, erlesen;
Sie fordert sanften West und stürmisch Ungestüm:
Ihr Band verknüpfet alle Wesen
Vom Wurme bis zum Seraphim.

Der ganzen Menschheit Wohl mach' jeder zum Gesetze:
Ich werde glücklich seyn, wenn ich durch keine That
Dieſs allgemeine Wohl verletze,
Für welches ich die Welt betrat;

Wenn wider meine Pflicht mein Herz sich nicht empöret,
Und niedrer Eigennutz nicht die Begierden stimmt,
Der ihre Harmonie zerstöret,
Am fremden Wohl nichts Antheil nimmt.

Die Quelle falscher Lust, die Aristipp gefunden,
Haucht ekle Bitterkeit selbst unter Blumen aus;
Den Weichling drücken leere Stunden:
Die Ruhe flieht sein marmorn Haus.

Denn reine Freude quillt allein aus reinem Herzen:
Sein Zeugniſs, daſs wir thun, was unsre Pflicht gebeut,
Entwaffnet Ungeduld und Schmerzen
In Tagen voller Dunkelheit.

Quält mich sein Urtheil nicht mit nagendem Verdrusse,
So sey mein Eigenthum der schlauen Bosheit Raub,
So trete mich mit stolzem Fuſse
Das ungestüme Glück in Staub.

Ich winsle nicht um Trost, nicht weibisch um Erbarmen:
Die Ruhe folget mir zum niedern Strohdach hin,
Wo ich in reiner Wollust Armen
Durch Unschuld reich und glücklich bin.

Fehlt innre Ruhe nicht, was fehlet meinem Leben,
Als was entbehrlich ist, und unentbehrlich scheint?
Sollt' ich bey jedem Unfall beben,
Und weinen wann die Thorheit weint?

Mit weiser Huld vertheilt das Schicksal Weh und Freuden,
Das bald auf Rosen uns durch's Leben wandern heiſst,
Bald aber durch bedornte Leiden
Des Lasters Armen uns entreiſst.

Ein Blick in vorig Leid wird künftig uns entzücken,
Wenn unserm Auge sich der Ordnung Plan entdeckt,
Der nun vor unsern kühnen Blicken
In heilig Dunkel sich versteckt.

Die Grotte der Nacht.

Wohin wird mein Gesang verschlagen?
Der Ocean ist voller Gluth;
Denn Titan kömmt: sein strahlenreicher Wagen
Schwebt feurig über blauer Fluth;

Indessen auf bethauten Schwingen
Die braune Nacht entlassen flieht,
Und Nymphen sie zu ihrer Grotte bringen,
Die kein unheilig Auge sieht.

Wird meinem Blick, im tiefsten Meere
Dort ihre Herrschaft aufgethan?
Es trennen sich erschrockner Schatten Heere:
Sie machen mir entfliehend Bahn.

O Ruh! o welch ein heilig Schweigen
Beherrscht ihr schattiges Revier!
Kein Vogel schwatzt aus düstrer Ulmen Zweigen:
Der muntre West entschlummert hier.

Ein zitternd Schimmern bleicher Kerzen
Erleuchte ihren dunklen Sitz,
Wo rings umher die leichten Träume scherzen,
Geflügelt wie der schnelle Blitz.

Von welchem angenehmem Kinde
Kömmt hier der schöne Morgentraum?
Seht! Phantasus hüllt sich in rauhe Rinde,
Und grünt beblättert als ein Baum.

Nun, da in junger Nymphen Händen
Gedämpfter Saiten Scherz erklingt,
Ertönt ein Lied von muschelreichen Wänden,
Das eine der Najaden singt.

Geneuſs die Ruhe, die du zeugest,
O Göttin, singt sie, holde Nacht!
Der Lärm entschläft, wann du zum Himmel steigest,
Und nur der Progne Schwester wacht.

Wie leise geh'n in feuchten Büschen
Die Winde durch den finstern Hain.
Die Ruhe will, was Odem schöpft, erfrischen:
Doch können Menschen ruhig seyn?

Umsonst sind ihre müden Glieder
Auf Sidons Purpur hingestreckt,
Wann Mitternacht mit schweigendem Gefieder
Den Marmor der Palläste deckt.

Umsonst sind schwanenweiche Betten
Bey stürmischer Begierden Wuth:
Der kranke Geist schleppt seine Sklavenketten
Stets ohne Ruh, wann alles ruht.

Der Mensch flieht von beblümten Pfaden,
Wo ihm die stille Freude winkt:
Das Gute selbst miſsbraucht er sich zum Schaden;
Zu Gift wird Nektar, den er trinkt.

Wann Tantalus im höchsten Glücke
Selbst an der Götter Tafel sitzt,
Denkt nicht sein Herz auf schwarze Bubenstücke,
Noch da ihn Himmelstrank erhitzt?

Fern von Olymps gestirnter Schwelle
Verbannt ihn Jupiters Entschluſs:
Unseliger! ihn peinigt eine Hölle,
Mehr Hölle, denn der Tartarus.

Sein Reichthum wird ihm zum Verdrusse,
Zum Qualgepränge des Geschlechts;
Er hungert, arm in vollem Ueberflusse,
Hat alles, und genieſset nichts.

An die Deutschen.

Ihr Deutschen, die an Ruhm berühmtern Vätern weichen!
Verlangt ihr, groſs zu seyn, so müſst ihr ihnen gleichen,
Nicht an der alten Rauhigkeit;
Die Heldentugend jener Zeit
Ruht nicht auf ungeschlachten Sitten,
Auf nackter Armuth, nackten Hütten.

In Freundschaft, Redlichkeit und ehrner Muth im Streite,
Der jeden Tropfen Bluts dem Vaterlande weihte,
Und jener unbewegte Sinn,
Der, taub zum niedrigen Gewinn,
Allein der Ehre Stimme kannte,
Für Vaterland und Freyheit brannte

Das machte Deutschland groſs; das eifert nachzuahmen,
So seyd ihr deutscher Art, nicht blos aus deutschem Saamen.
Ihr starrt? ihr zittert und erbleicht?
Warum irrt euer Blick verscheucht?
Die Ahnung hat mich nicht betrogen:
Zu Sklaven werdet ihr erzogen.

O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland,
Die unserm Hermann Lorbeern wand?
Wer bildet ihre jungen Seelen,
Noch ehe sie das Laster wählen?

Man bildet nur den Leib: der Jüngling lernt gefallen,
Lernt freien Tanz und Spiel, in fremder Sprache lallen,
Und buhlen, eh' er mannbar ist,
Betrügen, die er kaum geküſst,
Und seinen Hals zu schlauen Tücken
Im Joche weicher Sitten bücken.

Zur Ueppigkeit verwöhnt, wie kann er edel denken?
Wie soll er sich als Mann zur strengen Tugend lenken?
Und wird er, seiner Pflicht getreu,
Im Schoſse fauler Schwelgerey
Nie mit erkauften Uebelthaten
Des Vaterlandes Wohl verrathen?

Entkräftet vor der Zeit in Amors Myrthensträuchen,
Baut er die Nachwelt an mit Kindern, die ihm gleichen,
An einer gleichen Gattin Brust,
Die, sorglos unter eitler Lust,
Nur Putz und stolzen Aufwand liebet,
Und ihren Witz bey'm Spieltisch übet.

Aus beſsrer Aeltern Schooſs entsprangen jene Helden,
Von deren hellem Ruhm des Nachruhms Bücher melden,
Die, keinem Weltstrich unbekannt,
Als Geiſseln in des Schicksals Hand
An Rom, das feige Laster schwächten,
Der halben Erde Knechtschaft rächten.

Ein männliches Geschlecht, stark, alles zu ertragen,
Gleich streitbar, wann der Süd in trägen Sommertagen
Die Wüste Libyens verlieſs,
Und wann der alte Nordwind blies,
Und seine furchtbarn Flügel stürmten,
Die Schnee auf Schnee verderblich thürmten!

Zu welchem Wechsel ist der Völker Glück verdammet!
Ein unberühmtes Volk, das rauher Muth entflammet,
Macht sich der Erde fürchterlich,
Wird üppig und entkräftet sich,
Und fällt nach kurzgenoſsnem Glücke
Schnell in sein erstes Nichts zurücke.

Die ruhige Unschuld.

Ein Strahl der Fröhlichkeit
Erheitert meine Stirn' auch in der bösen Zeit,
Indeſs in schauervollen Büschen,
Voll ungetreuer Dunkelheit,
Die Nattern der Verleumdung zischen.

Sie lauert fürchterlich,
Still wie die Mitternacht: ihr Köcher leeret sich
Von Pfeilen, die verderblich glühen,
Und ihre Funken rings um mich,
Entzündet in der Hölle, sprühen.

Zu meinem Schutze flammt
Der Unschuld ehrner Schild; ich werd' umsonst verdammt;
Die Tugend hat mich losgesprochen,
Da Schmähsucht, die vom Neide stammt:
Mir tückisch flüsternd nachgekrochen.

Sie fällt mit scharfem Zahn
Des weisen Schätze nicht, nur seine Puppen an,
Die Puppen unsrer Kinderjahre,
Verdrängt uns auf der Ehre Bahn,
Und nagt am Lorbeer unsrer Haare.

Ich schwing' an deiner Hand,
O Weisheit, mich empor hoch über stolzen Tand
Und kurzen Sonnenschein des Glückes
Und seiner Freuden Unbestand,
Nur Freuden eines Augenblickes.

Es brüllt aus dicker Nacht
Der Donner unter mir, indeſs mir Titan lacht,
Und reine Lüfte mich umwehen,
Und über giftigen Verdacht
Und niedrer Schmähsucht mich erhöhen.

Hoch in den Wolken fleugt
Der Adler, dem ein Blick die fernen Raben zeigt;
Die sich bey'm Aas geschwätzig freuen:
Der königliche Vogel schweigt,
Und läſst die trägen Thiere schreyen.

Theodicee.

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf: ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligthum,
Und Licht bezeichnet seine Pfade
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.

Die dicke Finsterniſs entweiche,
Die aus dem Acheron vom stygischen Gesträuche
Mit kaltem Grausen sich auf meinem Wege häuft,
Wo stolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weise furchtsam schreitet,
Oft stille steht, und oft gefährlich gleitet!

Die Risse liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert sich mit immer neuer Pracht
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Seyn bedürfen.

Der Sextus einer bessern Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord groſs zu werden:
An einem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehischer Domitiane,
Herrscht unverheert in einem schönern Plane.

Doch Dämmerung und alte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten:
Der Schöpfer wählt sie nicht; er wählet unsre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beygesellt,
In ewigen Geschichten strahlen,
Der Menschheit Schmach, als Werkzeug ihrer Qualen.

Eh' ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkohr der Weiseste den ausgeführten Plan,
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfswahn,
Will stolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schoofs der Nacht verwalten?

Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finsternifs! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug' entspringt,
Und Reiz die grofse Weite schmücket,
So wird mein Geist auf seinem Flug entzücket.

Ich habe mich emporgeschwungen:
Wie groſs wird mir die Welt! die Erde flieht verschlungen,
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus.
Welch kleiner Theil der Welt ist Rheens finstres Haus!
Und, Menschen, welche kleine Heerde
Seyd ihr nur erst auf dieser kleinen Erde!

Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen andrer Art: ihr Schöpfer liebt sie alle,
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück.
Ihr Schicksal ist bestimmt, so gut als Roms Geschick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in ungemeſsner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt:
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint,
Und findet, wenn sein Blick, was bös' und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet;
Daſs, was geschieht, auf's beste stets geschiehet.

Es leide mit gepries'nem Muthe
Die Gattin Collatins! es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einst Catone zeugt,
Bis kühne Tyranney, vom Laster groſs gesäugt,
Die spätverlaſsne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom bestraft und strafend schwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie soll sich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus:
Der kalte Norden speyt ein Volk der Wilden aus,
Das durch's Verhängniſs überwindet,
Im Finstern saſs, und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, das ihr blos nach euerm Winkel kennet,
Verwegen tadelt ihr, was Weise nicht verstehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn,
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in gröſsern Glanz verstecken!

Soll Welten alles Böse fehlen?
So muſste nie der Staub der Gottheit Hauch beseelen;
Denn alles Böse quillt blos aus des Menschen Brust:
So muſs der Mensch nicht seyn. Welch grösserer Verlust!
Die ganze Schöpfung würde trauern:
Die Tugend fliehn, und ihren Freund bedauern.

Ihr, Weisen, hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr als hundert Sonnen schmücket,
Und Ordnung herrschte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig springt, und stufenweise nur
Auf ihrer güldnen Leiter steiget,
Wo sich der Mensch auf mittlern Sprossen zeiget.

Vom Wurme, der voll gröſser Mängel
Auf schwarzer Erde kriecht, und vom erhabnen Engel
Sind Menschen gleich entfernt, und beyden gleich verwandt.
Ihr freyer Wille fehlt, ihr himmlischer Verstand
Entflieget nie der engen Sphäre!
Stets fesselt ihn des Leibes träge Schwere.

Es rauschen laute Spöttereyen
Um mein verachtend Ohr: viel stolze Kluge schreyen
Dem armen Sterblichen des Willens Freyheit ab.
Die Sklaven, welche das, was weise Güte gab,
Der Menschheit Vorrecht, nicht erkennen,
Und, gleich dem Vieh, sich dessen unwerth nennen!

Verzärtelt eure Leidenschaften,
So herrschen sie zuletzt: sie werden ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft sie an euer Herz.
Der freygeborne Geist erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden,
Und ist ein Knecht, weil er nicht widerstanden.

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich sah, war Menschenwitz geringe:
Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich seyn nach einem kurzen Leben.

Mein Schicksal wird nur angefangen
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufgegangen:
Mein Geist bereitet sich zu lichtern Tagen vor,
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkohr,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verschiebet.

2

Der wahre Muth.

Mit blindem Ungestüm in schauervollen Schlachten
Die drohende Gefahr verachten,
Dem Tod entgegen gehn, ist oft erkaufte Wuth,
Nicht lorbeernwerther Heldenmuth.

Dort, wo die Menschheit schläft, in traurigen Gefilden,
In einer Welt von rohen Wilden
Verströmt ein Barbar oft so freudig als der Held
Sein Blut auf's leichenvolle Feld.

Dort soll ich wahren Muth auf güldnen Saiten preisen?
Wo find ich ihn als bey dem Weisen,
Der mit Gelassenheit, nicht stoisch aufgebläht,
An sein bestimmtes Leiden geht?

Der Tod umschattet ihn mit schnellen Finsternissen,
Ruft, unbewegt in seinen Schlüssen,
Ihn aus der Freundschaft Arm und aus der Liebe Schooſs,
Und findet ihn bereit und groſs;

Groſs, wann voll Furcht und Angst die Könige der Erden
So klein als ihre Sklaven werden,
Und alles wie ein Traum, was niedern Stolz vergnügt,
Vor ihrem trüben Blick verfliegt.

Als Held stirbt Sokrates, der für die Tugend leidet,
Und, da er aus dem Leben scheidet,
Ein beſsres Leben hofft; und seiner Ewigkeit
Sich, ihrer werth, entgegenfreut.

Athen hat ihn verdammt, die Wahrheit losgesprochen:
Sein letzter Tag ist angebrochen.
Die Freunde stehn um ihn: ihr männlich Auge weint
Um einen Lehrer, einen Freund.

Er lächelt: klagt ihr auch? Gerecht ist eure Klage,
Wenn Sokrates an diesem Tage,
Der ganze Sokrates durch kaltes Gift erbleicht,
Und in sein erstes Nichts entweicht.

Ich fühle, daſs in mir ein göttlich Etwas lodert,
Das lebt, wann seine Hülle modert,
Mir lispelt die Natur jetzt lauter als zuvor,
Du bist unsterblich! in das Ohr.

Selbst meine Seele zeugt von ihrer hohen Würde:
Die angeborne Wiſsbegierde,
Die unbefriedigt seufzt im engen Raum der Zeit,
Ist Ahnung der Unsterblichkeit.

Wir steigen stufenweis zu stets erhabnern Sphären:
So lang die Pilgrimsjahre währen,
Irr' ich im dunkeln Wald, wo zweifelhaftes Licht
Durch dichte Zweige dämmernd bricht.

Bald, bald wird mich der Tod, obgleich auf schwarzen Schwingen,
Zu einem hellern Auftritt bringen,
Woewiger Mittag, der nicht an Schatten gränzt,
Voll Klarheit in die Seele glänzt.

Da jenseits meines Grabs ich weis' und glücklich werde,
So geh' ich fröhlich von der Erde:
O Grab, vor deiner Nacht beb' an des Lasters Brust
Der feige Sklave niedrer Lust!

Die falschen Freuden fliehn gleich den gescheuchten Schafen,
Und ihn erwarten schwere Strafen!
Erwartet nach dem Tod die strenge Nemesis
In Gegenden der Finsterniſs.

Doch Seelen, die im Leib nicht blos dem Leibe lebten,
Und nach dem wahren Guten strebten,
Erheben sich im Tod, und schwingen fesselfrey
Vor ihrem Grabe sich vorbey;

Und werden hingerückt in Auen, wo der Friede
Bey süſser Nachtigallen Liede
Im Schooſs des Frühlings ruht, und ewig sie erfreut
Mit göttlicher Zufriedenheit.

Er sprach, und Freude glüht' in seinem Angesichte:
Sein Auge schien mit sanftem Lichte
So heiter, als es war, wann ihm des Freundes Hand
Bey'm frohen Gastmal Kränze wand.

Kein unvergnügtes Wort entfiel dem weisen Munde:
Doch flog die feyerliche Stunde,
Die Stunde, die den Freund des Freundes Armen raubt,
Schon wartend über seinem Haupt.

Er, jetzt voll wahren Muths, wann oft die Starken beben,
ar sterbend gröſser als im Leben:
es Greises edler Tod, frey unter äuſserm Zwang,
ar einer Sonnen Untergang.

Die Königin des Lichts läßt ihre letzen Strahlen
Des Meeres blaue Schuppen malen,
Und weicht mit Majestät im Purpur ihrer Pracht
Dem kalten Hauche naher Nacht.

Amor.

Mädchen lernet Amorn kennen,
Läſst der Schalk sich Freund nur nennen,
Seht ihm in's Gesicht!
Seht ihr feuervolle Blicke,
Voll Zerstreuung, voller Tücke,
Das ist Amor, zweifelt nicht!

Wenn er als ein Proteus lauert,
Und bald lacht, bald wieder trauert,
Und gar kläglich spricht,
Heute läuft und morgen schleichet,
Und sich keine Stunde gleichet,
Das ist Amor, zweifelt nicht!

Künstlich weiſs er liebzukosen:
Seine Lippen düften Rosen,
Wenn er mit euch spricht.
Seht ihr ihn urplötzlich wüthen,
Anfangs bitten, dann gebieten
Das ist Amor, zweifelt nicht!

Kömmt er ohne Pfeil und Bogen
Wie die Unschuld selbst geflogen,
Seht ihm in's Gesicht!
Seht ihr ihn bey Scherz und Spielen
Nach den Busen lüstern schielen,
Das ist Amor, traut ihm nicht!

An die Freyheit.

Du, die den nackten Wilden
In Wäldern glücklich macht,
Und unter königlicher Pracht
Noch in Britaniens Gefilden,
Vom güldnen Thron gebeut
Im Schooſse stolzer Sicherheit!

Du Mutter wahrer Freuden
Nicht blos im Ueberfluſs,
O Freyheit unter deren Fuſs
Auch Felsen und verbrannte Heyden
Von ungewohntem Grün
Und tausend Blumen duftend blühn!

Erstaunte Völker melden
Die Wunder deiner Hand;
Du schmückest ein geliebtes Land
Mit Patrioten, Weisen, Helden:
Derselben Arm und Rath
Sind ehrne Mauern um den Staat.

Beseelt von deinem Feuer,
Denkt jeder Bürger groſs;
Die Muse flieht in deinen Schooſs,
Und ihre hochgestimmte Leyer
Tönt göttlichen Gesang,
Wie sonst am Tiberstrom erklang.

Doch träg' in dunkler Höhle
Liegt feige Sklaverey:
Sie lähmt im Joch der Tiranney
Die kühnen Schwingen unsrer Seele,
Und tödtet alle Lust
Zum wahren Ruhm in unsrer Brust.

Sie hat des Menschen Leben,
Und was ihm heilig heiſst,
Und seinen freygebornen Geist
Der frechen Willkühr Preis gegeben,
Die unser Blut vergieſst,
Wie Wasser, das am Wege flieſst,

Gieb Göttin deinen Freunden,
Den Alemannen, Muth!
Wie? Eigennutz und blinde Wuth
Verrathen uns verschmitzten Feinden?
Spricht uns ein Fremder schon
In unsern ſesten Städten Hohn?

Die Feſſeln kühn zerbrechen,
Ist nicht mehr Deutsche Pflicht?
Wie wird von unsrer Schande nicht
Die Nachwelt einst erröthend sprechen,
Und zürnen, wann sie hört,
Daſs Deutschland seine Feinde nährt;

Wo seine Fürsten wohnten,
Nun einsam Elend ist,
Und räuberische Flamme friſst,
Was Geiz und Plünderung verschonten,
Bis Deutschland keine Stadt,
Nur seiner Städte Leichen hat!

So tief sind wir gesunken:
Wer diese Frevel sieht,
Und nicht von edlem Unmuth glüht,
Hat der an deutscher Brust getrunken?
Mit nahem Joch bedroht,
Scheut ein Germanier den Tod?

Horaz.

O du, der süſse Töne
Aus neuen Saiten zwang,
Und mit der feurigsten Camöne,
Die am Parnasse sang,
Sich in des Ruhmes Tempel schwang!

Sieh auf drey Freunde nieder,
O Flaccus; denn sie flehn:
Sie glühn, die Muse deiner Lieder
In ihren Reiz zu sehn,
Den Scholiasten plump verschmähn;

Der mit geheimer Zierde
Den feinern Geist vergnügt,
Wenn sie mit immer gleicher Würde
Bald unter Myrthen liegt,
Und bald im schnellen Sturmwind fliegt.

Sie schifft mit starkem Flügel
In ungestümer Luft,
Wohin sie vom geweihten Hügel
Und junger Blumen Duft
Ein Taumel der Begeistrung ruft.

Erschein' uns an dem Tage,
Der dir geheiligt ist,
Daſs kein Unheiliger uns plage,
Der über Preuſsens Zwist
Den ganzen Helicon vergiſst!

Schon hör' ich deiner Leyer
Alkäisch edlen Ton:
Ich fühl' ein ungewohntes Feuer.
Gebt Wein! zu lange schon
Säumt Bacchus, der uns nie geflohn.

Mit jauchzendem Entzücken
Eil', eil' er schnell herbey,
Voll Geists in feuervollen Blicken:
Voll einer Raserey,
Die keuscher Musen würdig sey!

Nicht schöner sah Lyäen
Dein liebster Aufenthalt
Auf Tyburs wasserreichen Höhen,
Wo manch bejahrter Wald
Von deinem Namen widerschallt.

Mag doch sich weise dünken,
Wer aller Freuden lacht:
Ich, ich will mit Horazen trinken,
Bis jeder Stern der Nacht
An seinem Orte funkelnd wacht.

Der Schmauſs.

Die schwarze Nacht verbreitet wieder
Ihr melancholisches Gefieder,
Der sternenvolle Himmel brennt:
Doch Komus kömmt, der Wein und Lieder
Uns, seinen Freunden, gönnt.

Des frohen Komus Fackel glänzet
Uns schöner als die Sonne glänzet:
Er selbst eröffnet unsern Schmauſs,
Mit Epheu feyerlich bekränzet,
Und ruft den Frieden aus:

Ich, droht er, flieh' und laſs' euch streiten,
Wofern ihr nicht auf andre Zeiten
Den schulgelehrten Zank verschlieſst,
Nicht, fern von trocknen Streitigkeiten,
Des Lebens heut genieſst.

Laſst sich mit Blumen in den Haaren
Die Grazien und Musen paaren:
Nur diese lade Bacchus ein!
Mit ihnen nur, ihr habt's erfahren,
Schmeckt auch der beste Wein.

Scherzt, doch mit freundschaftvollem Herzen!
Wer stets mit stachelreichen Scherzen
Auf liebe Freunde schalkhaft paſst,
Und jauchzend lacht bey ihren Schmerzen,
Sey ihrer Feinde Gast!

Ja, ja, wir wollen alles meiden,
Was dir miſsfällt, du Gott der Freuden,
Der uns mit Wein entgegenlacht!
Stoſst an, anstatt ihr Durst zu leiden,
Auf eine Götternacht!

Laura.

Dich, Laura, seh' ich? dich, Petrarchs Geliebte?
Dies ist das himmlische Gesicht,
Auch dem ein Himmel, den sie oft betrübte
Durch Grausamkeiten strenger Pflicht?

Du blaues Auge, schmachtend vom Verlangen,
Das Laurens Mund verschweigen muſs!
O welche Rosen blühen auf den Wangen!
Die vollen Lippen! welch ein Kuſs!

O säht ihr Lauren unter Blumen wallen,
Ihr Gang wär' einer Göttin Gang:
Und ihre Stimme müſste süſser schallen
Als einer Nachtigall Gesang.

Mein Herz kennt Lauren, und schlägt ihr
entgegen:
Nur fühl' ich, daſs es möglich sey,
Voll süſser Schwermuth einer Laura wegen,
Nur ihr zu leben, ewig treu;

Fern von der Schönen, wachend sie zu
träumen,
Abwesend auch ihr nachzugehn,
An allen Bächen, unter allen Bäumen
Nur sie zu hören, sie zu sehn.

Ach! alle Schönheit dieser schlanken Glieder
Verschloſs ein unbarmherzig Grab:
Doch Laura lebe durch des Dichters Lieder,
Den ihr der Gott der Liebe gab.

In seinen Liedern rieselt noch die Quelle
Mit klarer, kühler, sanfter Fluth,
Lacht noch mit Blumen jene werthe Stelle,
Wo sie am grünen Baum geruht.

Der Ort ist heilig. Junge Weste schweigen,
Und kühlen sie mit stiller Lust:

Die weiſsen Blüthen taumeln von den Zweigen
Verliebt herab auf Laurens Brust.

In süſser Irre sanft herumgetragen,
Verziehn und sinken sie gemach:
Hier herrscht die Liebe, scheinen sie zu sagen,
Hier herrscht die Liebe, seufz' ich nach.

Der Patriot.

Von allen Helden, die der Welt
Als ewige Gestirne glänzen,
Vor jenen Tausenden, die Ruhm und Sieg bekränzen,
O Patriot, bist du mein Held;

Der du, von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, nur seine Gröſse denkest,
Und lebst und stirbst für's Vaterland!

Umsonst sucht von der Tugend Bahn
Der Eigennutz dich zu verdrängen,
Und führet wider dich mit Jauchzen und Gesängen
Die lockende Verführung an;

Und ihr Gefolg, die güldne Pracht,
Den stolzen Reichthum mit der Ehre
Im purpurnen Gewand und einem Freudenheere,
Das um die süſse Wollust lacht.

Siegprangender, als Cäsar war,
Schlägt sich durch diesen furchtbarn Haufen
Die groſse Seele durch, mit Gold nicht zu erkaufen,
Nicht zu erschüttern durch Gefahr.

Denn wie ein Fels, der unbewegt,
Wann Wogen sich auf Wogen thürmen,
Im Oceane steht, und, ruhig in den Stürmen,
Den ganzen Zorn des Himmels trägt;

So stehest du mit festem Muth,
Und trotzest ohne Freund, verlassen,
Dem Grimm der Mächtigen, der Bösen, die dich hassen,
Und ihrer ungerechten Wuth.

Das Vaterland beglückt zu sehn,
Ist dir die göttlichste der Freuden,

Ist dir Ambrosia selbst in dem härtsten Leiden,
Wann Bürger dich undankbar schmähn;

Bis dich der Himmel wieder ruft,
Die lichte Wohnung wahrer Helden,
Und, wer du warst, einst des Volkes Thränen melden,
Verströmt um deine stille Gruft.

Unrühmlich, unbeweint im Tod,
Vermodern in vergeſsnen Höhlen
Die Bürger schlimmer Art, in deren kleinen Seelen
Nur niedrer Eigennutz gebot.

Die Schändlichen! das Vaterland,
Das ihnen, was sie hatten, Leben,
Ruh, Ehr' und Ueberfluſs mit milder Huld gegeben;
Erfuhr des Unglücks rauhe Hand.

Und rief sis auf, voll Zuversicht
Bey diesen dringenden Gefahren,
Lautjammernd und bethränt, mit wild zerstreuten Haaren
Zum Beystand, und erhielt ihn nicht.

Undankbar wichen sie zurück,
Benutzten den erzürnten Himmel
Zu niedrigem Gewinn, und dachten im Getümmel
Nur sich und ihres Hauses Glück.

Ihr Haus entflieht der Rache nicht,
Die endlich den Verbrecher findet:
Was mit verruchter Hand ein Bösewicht gegründet,
Zerstört ein andrer Bösewicht.

Des Bürgers Glück blüht mit dem Staat,
Und Staaten blühn durch Patrioten:
Athen besiegten Stolz und Eigennutz und Rotten,
Noch eh' es Philipps Ehrsucht that.

Und so fiel Rom, die Königin
Der Könige von allen Zonen,
Gestürzt von ihrem Thron, und ihre güldnen Kronen
Nahm ein Barbar als Beute hin.

Oft, wann in schauervoller Nacht
Ihr Schutzgeist ihren Schutt umflieget,

Stillseufzend übersieht, wie Rom im Staube
lieget,
In Trümmern seiner alten Pracht;

Und dann die groſsen Thaten denkt,
Die sein geliebtes Volk vollbrachte,
So lang fürs Vaterland der Bürger Liebe wachte,
Von grauer Weisheit sanft gelenkt;

Als, tanb für Schätze und Verrath,
Ein Curius und Scipione
Und die Fabricier und männliche Catone
Noch lebten für den freyen Staat;

Dann klagt er laut, sie sind nicht mehr:
Des Collosseums öde Mauern
Beginnen rund umher antwortend nitzutrauern,
Tiefbrausend wie ein stürmisch Meer.

Sie sind nicht mehr, und Rom starb nach;
Erhoben durch die Patrioten,
Fiel mein geliebtes Rom, als allen Bürger-
rotten
Ein patriotisch Herz gebrach;

Daſs dieser Fall der groſsen Stadt
Die sichern Völker warnend lehre,
Der gröſste Staat sey schwach, der ungezählte Heere,
Doch keine Patrioten hat.

Gott, ein Erretter.

Finsterniſs und schnelle Wetter
Brechen über mich herein,
Und ich sehe keinen Retter,
Keiner Hoffnung schwachen Schein.
Deine schweren Donner rauschen,
Gott! vom weiten wider mich:
Aber meine Feinde lauschen,
Mein Verfolger freuet sich.

Sehet! sprechen, die mich hassen,
Unser Netz hat ihn gefällt:
Ja, er liegt und liegt verlassen,
Dem wir lange nachgestellt.
Deine Tücke, schwarze Rotte,
Sind mir wenig fürchterlich:
Ich erzittre nur vor Gotte,
Gott ist aber wider mich!

Ach! ich blicke nur mit Schrecken
Izt auf meinen Richter hin:
Kann der Unschuld Schild mich decken,
Da ich ja nicht schuldlos bin?
Vor dem göttlichen Gerichte,
Kann kein Mensch unschuldig seyn:
Sind vor seinem Angesichte
Doch die Engel selbst nicht rein.

Will ich mich der Straf' entziehen,
Wie umsonst ist meine Flucht!
Mag ein Sterblicher entfliehen,
Den des Höchsten Auge sucht?
Heere, Lager, Zepter, Krone
Schützen den Verbrecher nicht:
Auch bey'm schimmerreichen Throne
Findet Gott den Bösewicht.

Herr mit kindlichem Vertrauen
Häng' ich dennoch fest an dir:
Warum sollte mir noch grauen?
Vater, du verzeihest mir.
Ich verfluche nun die Sünden,
Die mir deinen Schutz entwand:
Laſs dich finden, laſs dich finden,
Wie dich stets die Reue fand!

Wenn der Blitz in deinen Händen
Von entbranntem Zorne schnaubt,
Läſst er sich durch Reue wenden
Und verschont ein schuldig Haupt.
Du bist nicht ein Mensch, der zürne:
Herr, auf wen? auf niedern Staub?
Du, der Schöpfer der Gestirne,
Ich, der Würmer sichrer Raub.

Ach! daſs ich dich zu beflügeln,
Tag der Hülfe, nicht vermag'
Glänze bald auf unsern Hügeln!
Brich doch an, erseufzter Tag!
Knirscht vor Unmuth, meine Feinde;
Eure Bosheit fällt mich nicht;
Denn ich habe Gott zum Freunde:
Gott ist meine Zuversicht.

Gott im Ungewitter.

Du Schrecklicher, wer kann vor dir
Und deinem Donner stehen?
Der Herr ist groſs! Was trotzen wir?
Er winkt, und wir vergehen.

Er lagert sich in schwarzer Nacht!
Die Völker zittern schon!
Geflügeltes Verderben wacht
Um seinen furchtbarn Thron.

Rothglühend schleudert seine Hand
Den Blitz aus finstrer Höh'
Und Donner stürzt sich auf das Land,
In einem Feuersee:

Daſs selbst der Erde fester Grund
Vom Zorn des Donners bebt,
Und was um ihr erschüttert Rund
Und in der Tiefe lebt.

Den Herrn nnd seinen Arm erkennt
Die zitternde Natur,
Da weit umher der Himmel brennt
Und weit umher die Flur.

Wer schützt mich Sterblichen, mich Staub
Wenn, der im Himmel wohnt,
Und Welten bricht, wie dürres Laub,
Nicht huldreich mich verschont?.

Wir haben einen Gott voll Huld,
Auch wann er zornig scheint:
Es herrscht mit schonender Geduld,
Der groſse Menschenfreund!

Gott der Weltenschöpfer.

Zu Gott, zu Gott flieg auf, hoch über alle
Sphären
Jauchz' ihm, weitschallender Gesang,
Dem Ewigen! Er hieſs das alte Nichts gebären;
Und sein allmächtig Wort war Zwang.
Ihm, aller Wesen Quelle, werde
Von allen Wesen Lob gebracht,
Im Himmel, auf der Erde,
Lob seiner weisen Macht!

Von ihrer hohen Bahn, in jener lichten
Ferne,
Jauchzt ihm die Sonne freudig zu:
Du machtest mich! du Gott! Und ringsumher
die Sterne,
Das Heer des Himmels, machtest du!

Sein Lob, ihr schimmerreichen Schaaren,
Tönt auf der dunkeln Erde nach,
Von Wesen, die nicht waren,
Und wurden, als er sprach:

Wohlthätig wollt er sich im öden Raume zeigen,
Der unermeſslich ausgestreckt,
Zu seinen Füſsen lag, mit schauervollem Schweigen
Und fürchterlicher Nacht bedeckt.
Er breitete hier seine Hände
Weit aus durchs düstre leere Feld
Und zeichnete das Ende
Der ungebornen Welt.

Gott rief ihr, und sie kam: o welche Wunder drangen
Jetzt aus dem furchtbarn Schooſs des Nichts!
Der Sonnen zahllos Heer, die ihrem Schöpfer sangen,
Bestieg den güldnen Thron des Lichts:
Und jede herrscht in ihrer Sphäre:
Wo ihren flammenden Pallast
Du in das weite Leere,
Du, Gott, gegründet hast.

Ihr Himmel, öffnet euch, daſs ich bewundernd preise,
Wie Sonn an Sonne friedlich gränzt,
Und, ewig unverwirrt im angewiesnen Kreise,
Doch weit gebietend, jede glänzt!
Umsonst! die schwindelnden Gedanken,
Verloren in dem groſsen Blick,
Entfliehen in die Schranken
Der niedern Welt zurück.

Auch sie, die Erde, war bejahrtem Nichts entrissen,
Doch ungestalt und wüst und wild,
Ein roher Klumpen noch, in kalten Finsternissen
Und schwarzen Fluthen eingehüllt.
Gott schalt die Wasser, und sie flohen,
Und wälzten sich im Donner fort,
Vor ihres Herrschers Drohen,
An den bestimmten Ort.

Mit Brausen sammelten die furchtbarn Oceane
Sich nach dem Winke seiner Hand;
Es rauschten Flüsse hin, vertheilt nach weisem Plane:

Die Erde wurde festes Land.
Sie drohte nun mit Felſenstücken
Und rauhen Bergen hoch empor,
Und stieg, mit breitem Rücken,
Aus Wassern schwer hervor.

Hoch über Sonnen stund ihr Schöpfer, dem sie leben,
Und eine sah er an und sprach:
Der Erde hab ich dich zur Königin gegeben;
Zeuch sie durch sanfte Bande nach:
Daſs du, ihr leuchtend, sie erfreuest,
Und sanfte Klarheit in der Nacht
Dem stillen Monde leihest,
Den ich für sie gemacht!

Wie war dir, Erde, nun, da dich zum erstenmale
Der Sonne glänzend Antlitz fand,
Da deine Königin, auf einem lichten Strahle,
Den liebreizvollen Tag dir sand?
Er kam; die güldnen Perlen flogen,
Hell schimmerte sein Strahlen-Kranz:
Die jungen Stunden zogen
Ihn auf zum Frühlingstanz.

Schon ſchmückte fettes Gras die Fluren, alles grünte:
Vor ſeinem Schöpfer prangte ſchon
Der Blumen bunt Geſchlecht: die Roſe nur verdiente
Den holden Purpur und den Thron.
Sie tranken vom beperlten Thaue;
Sie hauchten in die laue Luft,
Auf kräuterreicher Aue,
Geſunden Balſamduft.

Die Bäume grünten auch: die friſche Pfirſich glühte,
Schon reifend für des Menſchen Mund.
Ein ſchlanker Baum trat auf in ſilberweiſser Blüthe,
Der bald mit Gold befruchtet ſtund.
Die düſtern Eichenwälder hatten
Sich über Höhen ausgeſtreckt,
Mit angenehmen Schatten
Schon Thäler überdeckt.

Nun war die Erde ſchön, geſchmückt auf allen Seiten,
Werth einer Gottheit Sitz zu ſeyn,
Noch war ſie — o zu früh, [illegible] früh verflogne Zeiten!

Von kriegrischer Verwüstung rein,
Die, auf den Wink verfluchter Ehre,
Das Antlitz der Natur verderbt,
Und Felder, selbst die Meere
Mit Menschenblute färbt.

Sie both, noch unentweiht, aus ihres Schöpfers Fülle,
Die Schätze des Vergnügens dar:
Doch allenthalben war nur eine todte Stille,
Da nichts lebendiges noch war.
Gott sprach und die Gebirge bebten,
Und Meer und Erde regten sich,
Und neue Wesen lebten:
Die todte Stille wich!

Das Volk der kalten Fluth, die schuppenreichen Heere
Bezogen ihr beschilftes Haus:
Der Wallfisch breitete sich im beschäumten Meere,
Gleich einer wüsten Insel, aus.
Hier flog mit goldgeflecktem Flügel,
Dort kroch, vom Auge kaum entdeckt,
Und doch der Gottheit Spiegel,
Das künstliche Insekt.

Hoch auf zur Sonne flog der Adler aus den Feldern:
Zum stillsten Busch entwich und sang
Die süſse Nachtigall: in Schattenreichen Wäldern
War braunes Wild, das brüllend sprang.
Bestäubte Mähnen schüttelnd, wühlten
Sich Löwen aus der Erde los;
Die jungen Lämmer spielten,
Das Rennthier suchte Moos.

Du hast mit reichem Strom das Leben ausgegossen,
Bis in die kleinste Felsenkluft!
O Schöpfer! Gütigster! Wie viele Stimmen flossen
Dir dankend in der heitern Luft,
Und drängten sich, in tausend Weisen,
Ein lieblich wild vermischtes Chor!
Dich ihren Herrn, zu preisen,
Zu deinem Thron empor.

Bald kam zur frohen Schaar der Zeuge deiner Gröſse,
Der Mensch, den du zuletzt gemacht,
Damit ein Wesen wär, das mit Vernunft genöſse,
Was deine Huld hervorgebracht.

Ihm deinem Bilde, wurde Leben
Aus deinem lebensreichen Mund,
Und die Vernunft gegeben:
Er fühlte sich und stund:

Ein wunderbar Geschöpf, das, wie die niedren Thiere,
Sich Nahrung aus der Erde gräbt,
Und wie der Engel denkt; halb, wie die niedren Thiere,
Vergeht, und halb unsterblich lebt:
Geschaffen, daſs es vor dir wandle,
Dir unterwürfig, aber frey
Nach weisen Pflichten handle,
Dich lob' und glücklich sey!

Er stammelte dein Lob mit dankbarem Gemüthe,
So bald er dacht' und froh empfand,
Und überall dich sah, dich, o du höchste Güte,
Dich am bestrahlten Himmel fand,
Dich auf der Blumenvollen Fläche,
Dich im gewürzten Myrrhenduft,
Im Murmeln kühler Bäche,
Dich in der Frühlingsluft!

Dich loben, Herr, ist Pflicht! Dein Ruhm schall' ungezwungen
Von meinem dankbarn Saitenspiel.
Dein Ruhm erschalle laut von aller Menschen Zungen,
Bis an der Erde letztes Ziel,
In ewig trauernden Gefilden,
Und wo die Sonne sanft regiert,
Und wo verbrannte Wilden
Sie zu dem Schöpfer führt!

Das Erdbeben.

Die Erde hat gebebt, und ihr geborstner Grund
Hat eine Königsstadt verschlungen:
Noch härtre Trübsal droht dem armen Erdenrund
Von schwärmender Propheten Zungen;

Wie vom bemoosten Dach, wann Finsterniſs der Nacht
Die schlummernden Gefilde decket,
Der Uhu Klagen heult, die bange Stadt erwacht,
Vom grauen Vorurtheil gewecket.

Auf Schwanenfedern horcht die Wollust, und erschrickt,
Und kalter Schweiſs näſst ihre Glieder:
Der sorgenvolle Geiz, auch schlafend unerquickt,
Bebt heut, und wuchert morgen wieder.

Propheten wimmeln stets zur trüben Zeit hervor:
Der leichte Pöbel glaubt, er zittert,
Wie dürres Laub im Herbst und wie das schwache Rohr
Der Flügel eines Wests erschüttert.

O Musen! die ihr einst im Frühling meiner Zeit
Die deutsche Leyer mich gelehret,
In euerm Lorbeerhain zum Dichter mich geweiht,
Und mit Ambrosia genähret!

Zufrieden dank' ich euch, daſs immer gleiche Lust
Noch hell in meiner Seele scheinet,
Und euer stiller Freund nicht an der Thorheit Brust
Nach Phantasien lacht und weinet.

Laſst ihr zu aller Zeit mein Antlitz heiter seyn,
Nicht blos in sonnenvollen Tagen,
Wann mich die Freude sucht, und Saitenspiel und Wein
Die Wolken vor mir her verjagen;

Da, wo im kühlen Thal die kleine Nachtigall
Bald singend über mir verweilet,
Bald an der Quelle seufzt, die, reiner als Crystall,
Geschwätzig über Kiesel eilet.

Es müss' auf meiner Stirn, wann schon die Erde bebt,
Der göttliche Gedanke schimmern,
Daſs Tugend glücklich ist, und meine Seele lebt
Auch unter ganzer Welten Trümmern.

An Gleim.

Die Kriege Friederichs, und wie mit stolzen Schwingen
Der Sieg an seiner Seite glänzt,
Wird Kleist mit Lorbeern selbst bekränzt,
Zu seiner kühnern Leyer singen.

Mein schüchtern Saitenspiel sträubt in verwöhnten Händen,
O Gleim, sich wider kriegrisch Lob:
Und traurt, seit Zwietracht sich erhob,
Und Helden edles Blut verschwenden.

Die deutsche Muse soll nicht jauchzen, sondern klagen;
Denn Deutschland fühlt der Waffen Wuth:
Mars donnert wild einher, und Blut
Umflieſset seinen ehrnen Wagen.

Gewaltige der Welt, ihr führet mit Entzücken
Das rauschende Verderben an,
Und euer lächelnd Auge kann
Die Furien des Kriegs erblicken?

Seht! eures Volkes Blut rauscht strömend von der Erde:
Ach, dies betrogne Volk ergab
Es sich wohl euerm Hirtenstab,
Damit es blos gewürget werde?

Der Vater seines Lands, und blieb' er auch verborgen,
Ist nicht geringer als der Held:
Die Sorgen um das Glück der Welt
Sind wahre königliche Sorgen.

Macht euer Land beglückt, anstatt es zu vergröſsern!
Ermuntert mit verdientem Preis
Die scheue Wissenschaft, den Fleiſs,
Und sucht die Sitten zu verbessern!

Sucht ungebautes Land in Auen umzuschaffen!
Mit rächender Gerechtigkeit

Wacht für der Unschuld Sicherheit,
Und schützt sie mit gerechten Waffen;

So wartet einst auf euch der Name guter Fürsten,
So strahlt mit eurem schönern Ruhm
Der Ehre lichtes Heiligthum
Vor denen die nach Ländern dürsten.

Umsonst! Sie hören nicht der frommen Muse Klagen;
Sie wollen Krieg, und nun bereits
Brüllt weit umher die Wuth des Streits,
Und alle Nationen zagen. —

Auf Cronegk's Tod.

Wir warteten umsonst, von Cronegk's Tod zu singen,
Auf späten Trost entfernter Zeiten [illegible]
Noch jetzt umschattet uns mit fürchterlichen Schwingen
Die unbesiegte Traurigkeit.
Umsonst gelobten wir, den schlafenden Gebeinen
Ein Lied, ein unvergänglich Lied:
Wir denken Cronegk's Grab, und weinen,
Und jede Muse flieht.

O Grab des liebsten Freunds! O Cronegk, theurer Name,
Sonst unser Stolz, nun unser Schmerz!

Die Zeit mit ihrem Trost entwölkt von ſinsterm Grame
Nur unsre Stirn, nicht unser Herz.
Wir trauern schweigend fort, und haben Recht zu trauern;
Dein Herz war uns zu nah verwandt,
Muſs doch die Menge dich bedauern,
Die dich nur halb gekannt.

Wann sie bey deinem Grab, nur weil du kurz gelebet,
Um deine schöne Jugend weint,
Und deine Gütigkeit mit nassem Aug' erhebet:
Beweinen wir in dir den Freund,
Den Freund voll Zärtlichkeit, der mit Geschmack und Sitten
Ein liebenswürdig Herz verband,
Selbst litt, wenn seine Freunde litten,
Und selbst ihr Glück empfand;

Den Edlen, den sein Herz mehr als Geburt geadelt;
Und keine niedre That entehrt,
Den kühne Schmähsucht selbst nur leis' und schüchtern tadelt,
Nur bey dem Pöbel, der sie hört,

Der Tugend ächten Freund, doch einer sanften Tugend,
Die von den Grazien geschmückt,
Umkränzt mit Rosen muntrer Jugend,
Durch stillen Reiz entzückt.

99. Nicht glänzendes Verdienst, das Nationen preisen,
Die äuſsrer Schein zu leicht gewinnt,
Das Herz macht unsern Werth bey aufgeklärten Weisen,
Die unsre wahren Richter sind,
Ein Herz, wie Cronegk's Herz, das blos aus Menschenliebe
Den Menschen wohlzuthun sich freut,
Und wenn es auch verborgen bliebe,
Das Gute nicht bereut.

Wenn Cronegk um uns war, o welche güldne Stunden!
O welche Zeit, die schnell verstrich!
Hält nun ein dunkles Grab den leichten Scherz gebunden,
Der nie von seinen Lippen wich?
Dies glückliche Genie, das flüchtig gleich dem Blitze

Durch alle schöne Kenntniſs flog,
Und Süſsigkeit mit scharfem Witze
Von allen Blumen sog?

Sein reizend Saitenspiel, wo holde Lieder tönten,
Sonst unsre Lust, ist uns geraubt!
Die Musen liebten ihn: mit frühen Lorbeern krönten
Die holden ihres Lieblings Haupt.
Er sang mit Leichtigkeit und feuriger Empfindung,
Ein Schüler Gellerts und sein Freund,
Stets unerschöpflich an Erfindung
Und allem Unsinn feind.

Er hatte, da durch ihn die Tugend lehren wollte,
Das hohe Trauerspiel erwählt:
Wir hofften, daſs an ihm auch Deutschland haben sollte,
Was ihm vor andern Völkern fehlt,
Den griechischen Cothurn, den Schmuck der bessern Bühne,
Corneillens kühnerhabnen Geist
Mit aller Anmuth des Racine,
Die uns zu Thränen reiſst.

Umsonst! Melpomene weint unter den Cypressen
Um Cronegk, der so viel versprach:
Der Hain, in welchem er oft neben ihr gesessen,
Seufzt ihre Klagen traurig nach.
Wir klagen auch mit ihr: verblühn so groſse Gaben,
Kaum aufgeblüht und kaum gekannt?
Wie viele Hoffnung wird begraben
Selbst für ein ganzes Land!

Zwar forscht umsonst der Mensch nach jedes Zufalls Grunde,
Und was Gott will, ist immer gut,
Er wählt für unsern Tod die allerbeste Stunde,
Die vor des Schicksals Throne ruht.
Ach! wider die Vernunft will sich der Schmerz empören,
Der vor sich hin zur Erde schaut:
Wir müssen doch zuletzt sie hören,
Sie ruft uns allzulaut.

Sie sagt uns, Cronegk lebt in einer höhern Sphäre:
Wir glauben ihr mit Freudigkeit;

Wenn nicht sein beſsrer Theil dem Grab entronnen wäre,
Wo wär' ein Trost für unser Leid?
Er lebt — in jene Welt der Geister aufgenommen,
Setzt er sein Leben ewig fort:
Was hier zur Reiſe nicht gekommen:
Das wächst und reiſet dort.

So hänget Ewigkeit und Zeit genau zusammen
Durch einen fürchterlichen Pfad:
Was konnte Cronegks Geist mit Heldenmuth entflammen,
Der diesen Weg getrost betrat?
Wie kann mit heitrer Stirn der muntre Jüngling scheiden,
Der, schimmernder Entwürfe voll,
Und aus den Armen aller Freuden
Zum Grab entweichen soll?

Die drohende Gefahr schwebt' um den edlen Kranken:
Nun wog er Ewigkeit und Zeit;
Und seine Seele war voll würdiger Gedanken,
Gedanken der Unsterblichkeit.

Die Hoffnung sah erstaunt in diesen ernsten Stunden
Den jungen Weisen ihr entfliehn:
Die Erde war vor ihm verschwunden,
Und Himmel war um ihn.

Du Mutter unsers Freunds, die vor ihm hingegangen,
Wo die gekrönte Tugend wohnt,
Und sterbend ihn gelehrt, den Lorbeer früh erlangen,
Der wahren Heldenmuth belohnt,
Wenn du ihn sterbend sahst (den schönen Tod des Weisen
Sehn auch Unsterbliche mit Lust).
Wie glücklich muſstest du ihn preisen
Mit hocherfreuter Brust!

Wie brannte nicht dein Herz, als nach beglücktem Streite
Dich dieser theure Sohn umfing,
Und, selbst unsterblich, nun an einer Mutter Seite
Durch jauchzende Gerechte ging!
Du segnetest den Tod, der ihn aus Finsternissen
Und Schlingen lockender Gefahr
Zu einer bessern Welt entrissen,
Die Cronegks würdig war.

Wir sehn um Mitternacht in jene blaue Ferne,
Wohin die Tugend ihn erhob:
Wo bist du? seufzen wir, auf welchem lichten Sterne
Besingst du nun der Gottheit Lob?
Der Himmel hört entzückt die Harmonie der Lieder:
Er wirft noch einen kurzen Blick
Nach unsrer finstern Erde nieder,
Und fühlt sein ganzes Glück.

Wir singen seinen Ruhm, und schildern fernen Tagen
Sein Herz und unsre Freundschaft ab:
Die Nachwelt müss' um ihn aus unsern Liedern klagen,
Sie streue Blumen auf sein Grab!
Wir werden späte noch ihm manche Thräne schenken:
Auch wann wir künftig uns erfreun,
Soll unsers Cronegks Angedenken
Uns ewig heilig sein.

An Kleist's Tod.

Auch Kleist ist hin — Laſst weit herum erschallen,
Ihr Musen, um den Oderstrand:
Ein Edler ist im Streit gefallen,
Im Streit für's Vaterland.

Sein Heldenblut floſs auf die güldne Leyer,
Die sonst in seiner Hand erklang,
In die mit kriegerischem Feuer
Er nur von Tugend sang.

Kleist ist nicht mehr — Laſst weit herum erschallen,
Ihr Musen durch die bange Welt;
Der Musen Liebling ist gefallen,
Ein Menschenfreund und Held.

Der Freundschaft Schmerz, die mit bestäubten Haaren
Stumm über seiner Urne weint,
Rührt auch die Feinde: selbst Barbaren
Beklagen einen Feind.

Doch ewig Lob erwartet groſse Seelen,
Die, nur für wahren Ruhm entbrannt,
Den schönen Tod der Helden wählen,
Den Tod für's Vaterland.

Sie fliehn empor, und werden aufgenommen
In Hütten der Glückseligkeit,
Wo Gustav Adolph hingekommen,
Das Wunder jeder Zeit.

Dort ist auch Kleist: hoch über unserm Grame
Und über Sternen geht der Held
Und Graf Schwerin (ein groſser Name!)
Mit Keith und Winterfeld.

Auf Friedrich sehn die Helden Friedrichs nieder,
Bewundernd mit besorgtem Blick,
Und flehn für ihn und ihre Brüder
Um Leben und um Glück.

Sie flehn zu Gott um Frieden für die Erde,
Damit die Ketten ew'ger Nacht
Die Furie gefesselt werde,
Die Deutschland wüste macht.

Und, bis ihr einst der, dem die Himmel dienen
Der Gott des Donners, widersteht,
Noch unter brennenden Ruinen
Und über Leichen geht.

Das Schicksal.

Nicht immer wird das Glück den Schaaren Oestreichs lachen;
Bald, bald siegt wieder Preussens Held:
Der groſse Friederich wird schrecklicher erwachen
Im waffenvollen Feld.

Der Krieg erhob jetzt ihn, jetzt seine Feinde wieder,
Der unentschiedne lange Krieg:
Noch fliegt von Heer zu Heer mit blutigem Gefieder
Der zweifelhafte Sieg.

Bewaffnet mit dem Blitz, zieht auf gebahnten Wegen
Noch einmal Friedrich gegen Wien:
Das Schicksal stellet ihm ein Olmütz nun entgegen,
Wie vormals ein Collin.

Wir sahen Friedrichs Stadt bedroht auf allen Seiten
Von Ueberschwemmungen der Wuth:
Doch zähmte nicht ein Gott bey Roſsbach und bey Leuthen
Die hochgeschwollne Fluth?

Manch glänzender Entwurf, der schon Verderben brütet,
Und loszubrechen fertig steht,
Wird von dem Ewigen, der Königen gebietet,
Durch einen Hauch verweht.

Dem Thun der Sterblichen hat er ein Ziel gestecket,
Wohin er unbemerkt es lenkt:
Umsonst hat Hoffnung uns geschmeichelt, Furcht geschrecket;
Es geht nicht, wie man denkt.

Dem Glücke, wenn es zürnt, sollt' ich mich muthlos zeigen,
Mich frech erheben, wenn es lacht?
Ein Sterblicher will nicht den stolzen Nacken beugen
Vor einer höhern Macht;

Die vom umwölkten Thron aus heil'gen Finsternissen
Das groſse Ganze still regiert,
Und uns nach einem Plan, von dem wir wenig wissen,
Durch's kurze Leben führt?

Ermunterung zum Vergnügen.

Wird stets dein Stolz der falschen Hoffnung
trauen,
Die dich mit Träumen unterhält,
Und in der Luft manch glänzend Schloſs erbauen,
Das plötzlich ohne Spur zerfällt?

Die Hoffnung träumt, was nie vielleicht
geschiehet,
So hitzig wir ihm nachgestrebt:
Indessen flieht, und ungekannt entfliehet
Die Freude, die uns nahe schwebt.

Die Rasen hier, die weiches Gras bedecket,
Und über die zu freyer Lust
Sich schattenreich die breite Linde strecket,
Erwarten dich an meiner Brust.

Hier laſs uns, Freund, bey Wein und Liedern liegen:
Wie süſs ist's, von Lyäen glühn!
Auf! hol' ihn her! ihm folge das Vergnügen,
Und eitle Sorge müsse fliehn:

Denn tiefe Nacht deckt vor uns her die Tage,
Die jeder noch durchwandern wird:
Ich schleiche fort, bereit zu Lust und Plage,
Gleich einem der im Nebel irrt.

Wie Schritt vor Schritt die schwarze Wolke fliehet,
Entdeckt sich ihm bald öder Sand,
Der, unerfrischt von kalten Quellen, glühet,
Nur dürres unfruchtbares Land.

Bald aber wird sein frohes Lied erschallen,
Wenn auf die Mühe kurzer Zeit
Am klaren Bach ein Wald voll Nachtigallen
Ihm angenehme Schatten beut.

Tempe.

Durch welch geheimen Zwang
Erwacht mein schlafender Gesang?
Ich fühle wiederum die Herrschaft weiser Musen:
Wie stürmet nicht in meinem Busen
Die ungestümme Gluth,
Und reiſst mich hin in trunkner Wuth!

Täuscht mich der süſse Wahn?
Welch Thal der Freuden lockt mich an
Mit frischbethautem Grün und ambrareichen Lüften!
Wie plaudert in der Berge Klüften
Der wache Wiederhall!
Die Vögel singen überall.

Durch kühle Büsche rauscht
Ein Zephyr, der um Floren lauscht:

Es murmelt mancher Bach, es wandelt unter Bäumen
Der holde Schlaf mit holdern Träumen.
Entzückendes Revier!
Dich, himmlisch Tempe, seh' ich hier.

Hier wo der Pelion,
Wo der Olymp, der Götter Thron,
Sich in die Wolken thürmt aus heerdenvollen Matten;
In dieser grünen Lorbeern Schatten
Glänzt als ein glatter See
Der Peneus durch beblümten Klee.

Die Gegend ist so schön,
Daſs hier die Musen sich ergehn.
Thalien seh' ich dort bedornte Rosen pflücken,
Die Schalkheit spricht aus ihren Blicken,
Und ihren Mund beseelt
Ein Lächeln, das die Thoren quält.

Wer scherzt an ihrer Hand?
Ist's Clio, deren leicht Gewand
Nachlässig flatternd wallt, und nicht mit Golde prahlet?

Fontaine, der verewigt strahlet,
Sang einst an ihrer Brust
Von Hymens Qual und Amors Lust.

Du aber irrst allein,
O Uranie, durch Thal und Hain,
Dein heilig Saitenspiel schläft unter stillem Laube,
Bis von verschmähtem niedern Staube
Sich dein entbundner Geist
Zum Himmel, seinem Ursprung, reiſst.

Den Sternen schwingest du
Dein brausendes Gefieder zu
Durch unsre gröbre Luft, die Werkstatt roher Blitze,
Und wo, wann Gott von seinem Sitze
Die Welt im Wetter schilt,
Sein ausgesandter Donner brüllt.

Du dringst Auroren nach
In ihr bepurpert Schlafgemach,
Und siehst in blauer Höh' die Erde silbern glänzen:
Bald reiſst aus unsers Titans Gränzen
Dich dein entflammter Sinn
In andrer Sonnen Herrschaft hin.

Die Erde scheint wie Nichts
In jenen Gegenden des Lichts,
Wo deiner Blicke Flug an fremde Welten landet:
Dort, wo ihr niemals überwandet,
Ihr Weltbezwinger! seht,
Wie euer Stolz euch hintergeht.

O göttlich hoher Flug!
Mein Flügel ist nicht stark genug,
Sich dir auf Neutons Pfad! o Muse, nachzuschwingen:
Ich will im niedern Busche singen,
Wo Erato sich kühlt
Und Amorn lockt, mit Amorn spielt.

Dank.

Der Herr ist gut. Ihr Himmel, höret,
Und jauchzt mir nach, der Herr ist gut;
Er hat mein Leid in Lust verkehret:
Gott ist's, der groſse Dinge thut.

Zu ihm, von dem wir Hülfe haben:
Zu Gott rief ich in meiner Noth,
Als groſse Wasser mich umgaben,
Und keine Hand mir Hülfe bot.

Verderben hatte seinen Rachen
Schon wider mich weit aufgethan:
Ich sah den stolzen Spötter lachen,
Gott aber sah mich huldreich an.

Er sah die wilden Fluthen schwellen,
Und rettete mit starker Macht
Mich mitten durch die schwarzen Wellen
Und alle Schrecken banger Nacht.

Gott ist mit mir: was kann mir schaden?
Was kann mir Staub und Asche thun?
Wie gut ist's, aller Sorg' entladen,
Herr, unter deinen Flügeln ruhn!

Ich preise dich, Fels meiner Stärke,
Gott, meine Zuflucht, mein Panier!
Wenn ich auf deine Fügung merke,
Wie wunderbar erscheint sie mir!

Du führtest mich auf dunkeln Wegen,
Verbargst vor mir dein Angesicht,
Und warest doch bey mir zugegen,
Und in der Finsterniſs mein Licht.

Ihr weisen Führungen der Liebe,
Zieht mich zu meinem Schöpfer hin!
Wie schäm' ich mich der niedern Triebe,
Da ich dem Höchsten theuer bin!

Ich fliehe des Verächters Pfade,
Der im Gewühl der Welt vergiſst,
Wie oft, wie liebreich Gottes Gnade
Ihm Hülf' und Schutz gewesen ist.

Ich aber will den spätsten Tagen
Des groſsen Retters in der Noth,
Des weisen Vaters Güte sagen,
Das Lob des Gottes Zebaoth.

Gott im Frühlinge.

In seinem schimmernden Gewand
Hast du den Frühling uns gesandt,
Und Rosen um sein Haupt gewunden.
Holdlächelnd kömmt er schon!
Es führen ihn die Stunden,
O Gott, auf seinen Blumenthron.

Er geht in Büschen und sie blühn;
Den Fluren kömmt ihr frisches Grün,
Und Wäldern wächst ihr Schatten wieder,
Der West, liebkosend, schwingt
Sein thauendes Gefieder,
Und jeder frohe Vogel singt.

Mit eurer Lieder süſsem Klang,
Ihr Vögel, soll auch mein Gesang
Zum Vater der Natur sich schwingen.
Entzückung reiſst mich hin!
Ich will dem Herrn lobsingen,
Durch den ich wurde, was ich bin.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17848/030

O Gütigster! Denn wer ist gut,
Wie du der allen Gutes thut?
Du sorgtest auch für mein Vergnügen,
Als aus dem groſsen Plan
Erstaunte Wellen stiegen,
Und Sonnen sich geschaffen sahn.

Schön ist die Erde, wann sie blüht,
Und ganz um unsre Lust bemüht,
Sich in des Frühlings Farben kleidet,
Und überall voll Pracht,
Selbst wo die Heerde weidet,
In bunter Zierde duftend lacht:

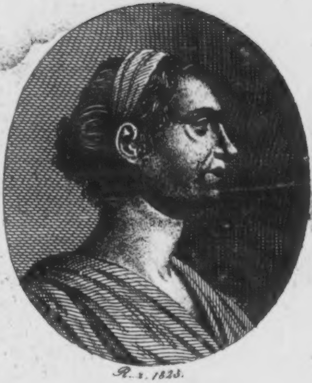
Der Gottheit würdiger Altar,
Worauf das blumenreiche Jahr,
O Herr, zu deinem Wohlgefallen,
Sein süſses Rauchwerk bringt,
Indeſs von Nachtigallen
Ein froher Lobgesang erklingt!

Du hast mit Schönheit, die entzückt,
Das Antlitz der Natur geschmückt,
O aller Schönheit reiche Quelle!
Dir geht kein Wesen vor!
Die reinste Liebe schwelle
Mein ganzes Herz zu dir empor!

Gedichte

der

Karschin.



L.KARSCHIN.

De

Kla

utsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

assikern der Deutschen.

von

Friedrich Raſsmann

1908.3452

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Neun und zwanzigstes Bändchen.

Karschin beste Gedichte.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Biographie.

Anna Louise Karschin, geborne Dürbach, wurde am 1. December 1722. auf einer adlichen Meierey unweit Schwiebus, an der Gränze Schlesiens, geboren. Ihr Vater war daselbst Pachter und Brauer. Ihre Ausbildung dankt sie ihrem Onkel, einem Amtmann. Der Vater war früh gestorben, und bey dem Onkel wollte ihre Mutter sie nicht lassen, da sie hörte, er bilde sie nicht zur Hausfrau, sondern zu einer Gelehrten. Sie nahm sie zurück, und lieſs sie auf ihrem Landgute die Kühe weiden. Eben dies einsame ländliche Leben entwickelte ihre schon frühere Anlage zur Dichtkunst, und sie las im Freyen Bücher, und machte Verse. Später zwang sie ihre Mutter zu einer Heyrath mit einem rohen Menschen, von dem sie sich nach 11 Jahren scheiden lieſs, und dann auf einem Dörfchen in gröſster Ruhe lebte. Doch die Mutter zwang sie in ein neues Eheband mit einem ganz liederlichen Handwerker, Namens Karsch. Er verschwendete sein ganzes Vermögen, und sie war gezwungen ihn zu verlassen; sie ergab sich nun mehr ihrem Versemaehen, zog viele Meilen in der Gegend umher, declamirte und dichtete und lebte davon. Nach manchem traurigen Schicksale ward ihr im J. 1761. das Glück, daſs sie der Baron von Kottwitz in Berlin groſsmüthig bey sich aufnahm. Sie wurde in die ersten Gesellschaften gezogen, und sie ergötzte sehr als Improvisirerin und allzeit fertige Dichterin. Ramler, Sulzer, und mehrere schöne Geister unterstützten sie; Gleim nannte sie sogar die Deutsche Sappho. Ihre Gedichte erschienen im J. 1763 in Berlin, und sie trugen ihr über 2000 Thaler ein; von einigen Hohen bekam sie Jahrgehalte. Friedrich II. machte sich nichts aus ihr, aber Friedrich Wilhelm II. lieſs ihr in Berlin ein einträgliches Haus erbauen; doch sie starb schon den 12. October des Jahrs 1791. Steht sie auch nicht als klassische Dichterin da, so muſs man doch gerecht seyn gegen sie, weil ihr unglückliches Schicksal und ihre Armuth in der Jugend sie hinderte, ihr ausgezeichnetes Dichtertalent mehr veredeln zu können.

Das Beste ihrer Geisteswerke hat nach ihrem Tode im J. 1792 ihre Tochter, die Frau von Klenke, (selbst Dichterin) sehr vermehrt, und 1797 zum zweytenmale, nebst ihrem Lebenslaufe, herausgegeben. —

Inhalt.

Seite
1. An Gott. 3
2. An Gott; als sie bey hellem Mondschein erwachte. 7
3. Morgengesang. 10
4. Das Vertrauen auf Gott; an Sulzer (1761). 12
5. Lobgesang nach tödtlichem Schmerz (1789). 14
6. Das Gewitter (1761). 16
7. An Gott. 19

Seite
8. Klage beym Grabe des Herrn von Kleist. 20
9. Auf den Tod des Prinzen Heinrich von Braunschweig (1761). 23
10. Ueber den Entsatz von Braunschweig (1761). 26
11. An ihren Geist, wegen der Unmöglichkeit den König zu singen. . . . 29
12. Der Feldzug in Sachsen, eröffnet vom Prinzen Heinrich (1762). 31
13. An den Prinzen Heinrich. 33
14. An Gott, bey dem Ausruf des Friedens (1763). 35
15. An die Prinzessin Amalia (1763). . . 37
16. Bey Friedrichs des Groſsen triumphirender Zurückkunft (1763). . . . 39
17. An Klio, wegen des Königs (1764). . 44
18. Ueber die Vorzüge des Prinzen Friedrichs von Braunschweig (1765). . . 47

Seite
19. Die Fahrt der königlichen Braut nach England (1761). 51
20. An die Königin (1762). 53
21. Beym jubelvollen Empfange der Königin (1765). 56
22. An die Königin (1765). 58
23. An Mnemosyne (1766). 61
24. Auf die Geburt des jungen Prinzen von Preufsen (1770). 63
25. An den jüngstgebornen Prinzen Ludwig von Preufsen (1773). 66
26. Lied der Klio (1771). 68
27. Das Feuerwerk am Ufer der Elbe; an Sulzer (Magdeb. 1762). 70
28. Die Felsenbrüder (1761). 73
29. An den Domdechanten Freyherrn von Spiegel (1765). 76
30. An Phöbus Apollo (1764). 78

Seite
31. An Gleim (22. Febr. 1762) 81
32. Lalage an Cliphästion (1768). 84
33. Der unnachahmliche Pindar; an Ramler (1763). 86
34. Jupiter und sein Adler; an denselben (1765). 91
35. An Apoll (1763). 93
36. Der Schlaf (1762). 95
37. An eine Dichterin, welche das Klavier spielte (1767). 98
38. Vorbitte wegen eines Nuſsbaums; an Palemon (1761). 100
39. An Palemon (1761). 103
40. An Demoiselle Stahl. 107
41. An einen Freund, der melancholisch den Tod einer Freundin beweinte. . 109
42. Sappho bey Erblickung des Lichts. . 111
43. Klagen eines unglücklichen Verliebten. 113

Seite
44. Sappho an Amor. 115
45. An Venus, über die stolze Phyllis. . 118
46. Klagen einer Braut an ihre Nachtigall (1761). 120
47. Klaglied über den Tod eines Kanarienvogels (1761). 123
48. An die Leda. 126
49. Nach der 14. Ode aus dem 2. Buche des Horaz. 128
50. Amynt und Cölia; nach Horaz. . . . 130
51. Der Scorpion, die Schildkröte und die Gans; eine Traumfabel. 133
52. Begebenheit im Reiche Plutons, nach der Schlacht bey Torgau (1761). . 136
53. Das Harzmoos (1761). 138
54. An Quittungsstatt geschrieben (1783). 140
55. An den Wein. 141
56. An Montan. 142

Seite
57. Guter Rath. 142
58. Als sie eine Rose zeigte, an welcher eine Rosenknospe saſs. 143
59. Als ein Dichter im Weinmonat ihr eine Rose gab. 143
60. Ueber den Aktienhandel. 144

Gedichte

der

Karschin.

An Gott.

Gott, du bist Schöpfer! groſs sind deine Werke!
Du hast des Berges Grund gelegt,
Der hoch herauf mit Riesenstärke
Sein Haupt erhub, und Wolken trägt.

Du ſchufſt die Erde, voll von deinen Gütern,
Dein Arm umuferte das Meer.
Da scherzt bey nahen Ungewittern
Der Wallfiſch auf der Fluth daher.

Hoch über meinem Haupte leuchten prächtig
Die Sonnen, hingestellt durch dich;
Und dein Geschöpf, der Löwe, mächtig
Tritt er, und ſodert Raub für sich.

Er herrschet über alle Thiergeschlechte,
Und wenn er brüllet, zittern sie;
Er macht Gebrauch von seinem Rechte,
Würgt um sich her und kennt dich nie.

Der Elephant trägt einen Thurm in Schlachten,
Ist Weiser in der Thiere Reich,
Hört Unterricht, kann tief betrachten
Und traurig seyn, dem Menschen gleich.

Der Biber baut, von hingetragnem Holze,
Sein künstlich Haus im Wasser sich;
Doch nicht das starke, nicht das stolze
Und klügste Thier erkennet dich!

Auf steilen Felsen, wie im niedern Thale
Weiſs, Herr, von dir der Adler nichts;
Er fliegt zur Sonne, trotzt dem Strahle,
Und sieht dich nicht, du Quell des Lichts!

Der Leviathan, welchen du geschaffen,
Daſs er, wie Krieger fürchterlich
Gepanzert, trotzt auf seine Waffen,
Bewegt das Meer und tränket sich

Mit einer Fluth in seinen Schlund gezogen.
Er herrscht im Wasser, ein Tyrann!
Du zogst ihn, gegen Pfeil und Bogen,
Mit mehr als erznen Schuppen an.

Er kennt dich nicht; auch sehen jene Sonnen
Nicht ihrer Strahlen Ursprung ein.
Ich Mensch, den du hast liebgewonnen,
Ich fühl' und kenne dich allein!

Den Engeln nach, weit über Thier' und Sterne
Erhoben hast du mich gemacht,
Und, daſs ich dich erkennen lerne,
Geist und Vernunft in mich gebracht.

Mit Schwingen, die du meinem Geist gegeben,
Kann mein Gedanke, auſser mir
Sich über alle Welten heben,
Allmächtiger, hinauf zu dir!

Dir, Schöpfer, dank' ich meiner Seele Kräfte;
Gott, dich erkenn' ich auf der Flur
Im tausendfältigen Geschäfte
Der nimmermüſsigen Natur!

Du sagst dem Frühling, wann er wieder kommen,
Der Erndte, wann sie garbenvoll,
Dem Ungerechten wie dem Frommen,
Die leere Tenne füllen soll.

Nach deinem Willen blühen Baum und Rebe;
Dem Weinstock setzest du die Zeit,
Daſs er uns süſse Trauben gebe,
Zum Most, der unser Herz erfreut.

In ihre Angeln hingest du die Erde;
Sie dreht sich, wenn wir auf ihr gehn.
Du treibst die Wolken, gleich der Heerde,
Die ihren Hirten muſs verstehn.

Dein Ruf gebeut, so kommen Frost und Hitze,
Und aus der Wolke flockigt Eis,
Sturm, Hagel, Regen, rothe Blitze;
Und Donner hören dein Geheiſs.

Dich fühl' ich, wenn im Frühling laue Weste
Sanft athmen, deiner Güte gleich;
Und wann im Herbst des Baumes Aeste
Sich niederbeugen, segensreich.

Dich denk'ich, wenn mich vor des Wetters Grimme
Das Feuer freundschaftlich beschützt,
Und wenn mit wörterloser Stimme
Der Vogel dir lobsingend sitzt.

An Gott.

Als sie bey hellem Mondschein erwachte.

Wenn ich erwache, denk' ich dein,
Du Gott, der Tag und Nacht entscheidet,
Und in der Nacht mit Sonnenschein
Den finstern Mond bekleidet.

Er leuchtet königlich daher,
Aus hoher ungemeſsner Ferne,
Und ungezählt, wie Sand am Meer,
Stehn um ihn her die Sterne.

Welch eine Pracht verbreitet sich!
Die Dunkelheit geschmückt mit Lichte
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angeſichte.

Du Sonnenschöpfer, wie so groſs
Bist du im kleinsten Stern dort oben!
Wie unaussprechlich namenlos!
Die Morgensterne loben

Dich mit einander in ein Chor,
Geschlossen, wie zu jener Stunde,
Da aus dem Chaos tief hervor
Ein Wort aus deinem Munde

Allmächtig diese Welten rief,
Am Firmament herumgesetzet.
Du sprachst, das Rad der Dinge lief,
Und läuft noch unverletzet.

Noch voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen!
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles;
Dem Thronenpomp, dem Kronenglück
Droht eine Zeit des Falles!

Der Mensch verblüht wie prächtig Gras,
Sein Ansehn wird der Zeit zum Raube.
Der Weise, der in Sternen las,
Liegt schon gestreckt im Staube!

Ich lese, groſser Schöpfer, dich
Des Nachts in Büchern, aufgeschlagen
Von deiner Hand! O lehre mich
Nach deinem Lichte fragen!

Sey meiner Seele Klarheit, du
Regierer der entstandnen Sterne!
Und blicke meinem Herzen zu,
Daſs es dich kennen lerne!

Morgengesang.

Der junge Tag, zurückgekommen
Mit neugeschaffnem Angesicht,
Hat halb die Freundlichkeit des Gottes angenommen,
Der ihn bekleidet mit Licht.

Du, Seele, bist nicht fortgerissen
Aus mir, durch irgend eine Macht;
O dem, auf dessen Wort die Himmel horchen müssen,
Sey neues Opfer gebracht!

Er durfte sprechen, durfte winken,
So schlug der Todesengel mich,
So muſst' ich plötzlich hin in ew'gen Schlaf versinken
Und Luft bekleidete dich!

Er hieſs mich leben, hieſs dich bleiben,
Dich, die vom Himmel niederfuhr;
Sey Funken oder Hauch, ich kann dich nicht beschreiben,
Empfinden kann ich dich nur!

Du denkst in mir, du kannst dich schwingen,
Dem unsichtbaren Winde gleich,
In einem Augenblick dahin, wo Engel singen,
Und singst mit ihnen zugleich!

Du übersteigest Mond und Sterne,
Fliehst schnell zurück, du schweiſst umher
Wie Gottes Blitz, und schwebst in unermeſsner Ferne,
Hoch über Hügel und Meer.

Du drängest dich durch dicke Mauern,
Du achtest feste Schlösser nichts;
Ich fühl' es, daſs du strebst der Gottheit gleich zu dauern,
Zu trinken Ströme des Lichts.

Dein namenloser Geiz begehret
Mehr, als die Welt zu geben weiſs;
Von Wollust oder Gold und Ehre nicht genähret,
Bleibt stets dein Hunger noch heiſs,

Bis du zum Seraph wirst erhoben.
O fühle deine Würde ganz,
Unsterbliche! dir gab der, den die Sterne loben,
Ein Theil vom himmlischen Glanz.

Das Vertrauen auf Gott.

An Sulzer.

Gott ist noch Gott, in schauervoller Stille
Nenn' ich, o Freund, ihn wunderbar!
Krieg drückt das Land, er gibt uns Brod die Fülle
Und seine Güte krönt das Jahr.

Der Feind verschlang mit nieerfülltem Schlunde
Drey Erndten, floh vor Friedrichs Zorn,
Trug unsern letzten Bissen noch im Munde:
Doch haben wir noch Oel und Korn!

Er riſs des Landmanns letzte Leinwandshülle
Ihm grimmig von der Schulter ab:
Doch war ein Gott, der aus der Segensfülle
Den Armen Brod und Kleider gab.

Viel Tausende sind durch des Schwertes Schärfe
Gemähet, so wie Gras im Thal;
Oft that der Herr, als ob er uns verwerfe
Und dem Verderber Herz befahl.

Doch leben wir, doch ziehen unsre Heere
Mit Kraft bewaffnet aus zum Streit!
Ein Knabe lacht des Riesen Schild und Speere
Und schlägt ihn, wenn es Gott gebeut.

Gott hilft uns die wir seiner Hülfe warten,
Und seine Hülfe ist uns nah;
Wir sehn nach ihr hinauf, Freund, wie dein Garten
Empor nach Regenwolken sah!

Als ihm in dreymal sieben langen Tagen
Die Sonne jeden Saft benahm,
Da bracht' ein Sturm den vollen Schlauch getragen,
Der Feld und Garten tränken kann.

Die Blitze kreuzten ohne Donnerschläge,
Gott sprach, und das Gewitter wich.
Er spricht so zu des Meeres Toben: Lege
Hier, stolze Welle, lege dich!

So spricht er zu des Krieges Wetterwolke,
Und sie gehorcht ihm, wie das Meer!
Dann sing' ich ihm. So sang vor ihrem Volke
Einst Mirjam Gottes Thaten her.

Lobgesang,

nach tödtlichem Schmerz unter meinen Kindern gesungen.

Lobet den Schöpfer, der Himmel und Erde gegründet,
Der uns wohlthätig die Fackel des Tages entzündet,
Der für die Nacht
Flimmernde Sterne gemacht,
Lieblich den Monden geründet.

Lobet den Helfer, den mächtigen Retter aus Nöthen,
Feurige Pfeile des Todes, die wollten mich tödten:
Aber ich blieb,
Habe die Rosen schon lieb,
Die sich mir künftig noch röthen.

Danket dem groſsen allgütigen Vater mein Leben,
Daſs ich nun wieder dies Auge kann freudig erheben;
Feyert ein Fest,
Daſs er im Hause mich läſst,
Mir durch den König gegeben.

Preiset den Herrscher, der Ströme mit Ufern umschränket,
Der auch wie Bäche die Herzen der Könige lenket;
Preiset ihn laut,
Daſs er mir Gaben vertraut,
Daſs er mir Freunde geschenket.

Meine Gefühle des Dankes die sollen ihm glühen,
Bis mir die lobende Seele vom Munde wird fliehen
Ueber den Mond,
Wo sie Gefilde bewehet
Ewig geschaffen zum Blühen.

Das Gewitter.

Er kommt, der Sturmwind heult ihn anzusagen,
Verhüllt in dicker Mitternacht,
Und auf dreytausend Feuerwagen
Zu uns herabgebracht!

Itzt ist er da, der Herr des Weltgebäudes!
Hört ihn! sein Donner rollet schwer;
Der Umfang seines Wolkenkleides
Blitzt Schrecken auf uns her.

Welch ein Geprassel! Kommen seine Krieger
Mit ihm dahergefahren, so,
Wie zu der Schlacht, da vor dem Sieger
Das Höllenheer entfloh?

Itzt stürzen ganze Ströme Kugeln nieder;
Gott schlägt den Weinstock, schlägt die Frucht
Des Baums, der wankend seine Glieder,
Zerriſsne Aeste, sucht.

Der Hagel rauscht und weckt die Trunkenbolde,
Sie fahren auf, und stammeln: Gott!
Der Wuchrer zittert auf dem Golde;
Dem Freygeist wird sein Spott

Von fürchterlichen Rednern widersprochen;
Gott sagt im Donner, wer er sey!
Und fährt an Sündern, ungerochen,
Im Brausen stark vorbey.

Gib Acht, Berlin! sein Zorn setzt, dir zu drohen,
Ein Dorf mit Blitzen in den Brand!
Gluth warf er nieder; nackend flohen,
Ihr Leben in der Hand

Behaltend, aus den Hütten die Bewohner;
Ihr Kleid, ihr Brod wird aufgezehrt:
Und dich, dich findet der Verschoner
Noch seiner Nachsicht werth.

O unter den von Stroh geflochtnen Dächern
Wohnt minder Bosheit, als in dir!
Sagts, ihr Paläste, den Verbrechern:
Gott war im Wetter hier!

Da bebten unsre Wände; unsre Riegel,
Von Erz gegossen sprangen los;
Sag' es, erschrockne Spree, und ihr, ihr Hügel,
Auf die er Feuer goſs!

Sagts, ihr vom Sturm zerriſsne hohe Fichten,
Ihr Eichen, sagts der Königsstadt:
Daſs, Seinen Willen auszurichten,
Der Blitz Befehle hat!

Gott zieht die Hand voll Keile schnell zurücke;
Ihm muſs der Sturm gehorchend stehn;
Er heiſst den Krieg mit einem Blicke
Fort, wie das Wetter gehn!

An Gott.

Der Du nach schrecklichen Gewittern
Das Lächeln deines Angesichts
Uns zeigest, Gott, soll ich vor deiner Wage zittern
Am Tage des Gerichts?

Ward ich heraufgeweckt zum Leben,
Nicht deiner Gröſse mich zu freun?
Nein! zu Rebellen, die vor deinem Namen beben,
Herabgestürzt zu seyn?

Soll Flammenwirbel mich empfangen?
Und schleudert deines Zornes Blick
Dein suchendes Geschöpf voll Liebe, voll Verlangen,
Von deinem Licht zurück?

Dann laſs vor deinem Angesichte
Mich werden was Gewürme sind!
Dein Blick zerschmelze mich! Mein Vater, ach, zernichte,
Vertilge ganz dein Kind!

Klagen beym Grabe des Herrn von Kleist.

Als Gleim sagte, daſs er seinen Schmerz nicht singen könnte; in seinem Namen.

Hier auf diesem Aschenkruge
Weint die Freundschaft ihrer Sehnsucht Schmerz,
Und mit diamantnem Pfluge
Zieht der Kummer Furchen in mein Herz.
Finsterniſs und Stille,
Unter eurer Hülle,
Lad' ich Erd' und Himmel zum Gehör;
Klagen will ich — ach, mein Liebling
Ist nicht mehr.

Hingeblutet ward sein Leben.
Mein Gedanke rief dem Tode zu:
Laſs dir kleinre Opfer geben!
Würger, noch nicht satt gemacht bist du
Von den Myriaden
Die im Blute baden?
O Verheerer, wenn's dein Hunger heiſst,
Nimm mich selber, nur verschone
Meinen Kleist!

Erde, die sein Blut getrunken,
Wie beneid' ich diesen Tropfen dir!
Und du Thal, wo er gesunken,
Schauervoll und heilig bist du mir!
Ach, an dieser Stäte
Werd', auf mein Gebete,
Eine Quelle, der des Wandrers Dank
Segen lächelt, wenn er schmachtend
Aus ihr trank.

Also traurig, wie den Bräuten,
Die der Schlachten Schicksal hart betraf,
Ist mir alles; mich erfreuten
Sonst die Lorbeern um des Helden Schlaf:
Aber jetzo stehen
Selber die Trophäen
Im Gemälde, mir zum Schrecken da,
Und der Ruhm, auf den mein Liebster
Sterbend sah!

Wilder Krieg, dich muſs ich hassen,
Mehr als Mütter, die du ganz beraubt!
Jede Lust hat mich verlassen
Und die Trauer wölkt sich um mein Haupt.
Wenn ich Freuden lüge,
Und die Welt betrüge
In dem Munde, der zu lachen scheint,
Ach, da fühlt mein blutend Herze,
Daſs es weint.

Zwar des Frühlings Foderungen
Mich zu freuen, die verwerf' ich nicht,
Weil von dem, der ihn gesungen,
Jedes Blatt und jede Blume spricht;
Doch in dieser Freude
Nur geborgtem Kleide
Gehet der ernährte Gram versteckt,
Den der Lenz zu neuen Klagen
Lockend weckt.

Ach, in jenen goldnen Jahren
Blieben Glück und Freude mir getreu,
Die in deinem Umgang waren,
Und kein Tag ging ohne dich vorbey!
Du, der meinem Leben
Gröſsern Werth gegeben,
Niemals liebten zweene Brüder sich
So, als wir vereinte Wesen,
Du und ich!

O du hast gelebt, mein Süſser!
Und ich blieb um dich zu weinen hier.
Keinen Trost hoff' ich gewisser
Als Befehle, die der Himmel mir
In des Todes Händen
Eilet zuzusenden.
Meine Ungeduld erwartet sie:
Dann sind unsre Seelen wieder
Harmonie!

Auf den Tod des Prinzen Heinrich von Braunschweig.

„Wo ist er, daſs ich ihn mit Thränen salbe,
Mein Sohn? — Wo ist er? Bringt ihn mir!“
So klagt die Fürstin; also ächzt das halbe
Zerriſsne Herz in ihr.

Ach, in der Schlacht, voll von des Helden Ruhme
Dacht' er Gefahr und Jugend nicht;
Er sank! — — So sinkt am Abend eine Blume,
Die sonst ihr Angesicht

Vom Stengel nach der Sonnen Antlitz wandte,
Und nun gebogen niederhängt;
Er, dessen Brust zu groſsen Thaten brannte,
Dem Bruder nachgedrängt,

Stritt wie ein Held, der unterm Waffenrocke
Schon dreyſsigmal das Feld bezog;
Staub trug er auf der jugendlichen Locke,
Die um den Nacken flog.

Die Feinde flohn. Er, jung und schön ein Sieger,
Empfand den Sieg und eilte froh
Sie auszuspähn. Den wund gewordnen Tiger
Verfolgt ein Löwe so!,

Mit einer Kugel, auf der Flucht verschossen,
Traf hinterlistig ihn der Tod.
Du Stelle, wo sein Heldenblut geflossen,
Bleib ewig purpurroth!

Klagt ihn, ihr Hügel, und ihr grünen Auen,
Ihr Wälder, klaget ihn bey Hamm!
Er fiel; so fällt, vom Künstler umgehauen,
Der jungen Ceder Stamm.

Nach ihrem Umfall ein geschnitzter Götze,
Wird Weihrauch vor ihm aufgestreut.
So stirbt ein Held, daſs ihn der Nachruhm setze
Hin zur Unsterblichkeit.

Mit diesem groſsen Muth, der im Gefechte
Ganz seinem Geiste beygewohnt,
Sah er den Tod, der keinerley Geschlechte
Und keine Tugend schont!

Den Heldenlorber um sein Haupt gewunden,
Starb er den Tod für's Vaterland!
Welch Dichter Moschus Leyer hat gefunden,
Der nehme sie zur Hand,

Und singe dieses Helden Lob, und klage
Laut in der Landestöchter Ton:
„Hier fiel im Frühling Gott gelebter Tage
Ein kriegrischer Adon!“

Ueber den Entsatz von Braunschweig.

Gebt mir frische Lorbern um die Leyer,
Denn ich glühe von der Helden Feuer,
Braunschweigs jüngster Sieger sey mein Lied!
Friedrich, seines Bruders tapfrer Rächer,
Kam geflogen, schlug die Mauerbrecher;
Zorn des Löwen hat in ihm geglüht!

Also glühte Cyrus, da er fragte,
Was die fremde Räuberrotte wagte,
Die der Meder Heerden rauben kam.
Wüthend griff er mit der zarten Rechte
Seinen Säbel, hieb dem Kriegesknechte
Klauen ab, womit er Rinder nahm.

Friedrich, der zum erstenmal gerüstet
Geht in Waffen, sah im Geist verwüstet
Seines väterlichen Hauses Stadt.
Gleich den Drachen, welche Feuer speyen,
Lagen Feindesdonner, sie bedräuen
Ringsum feste Marken, die sie hat.

Das Geschrey der Kinder und der Mütter
Drang zum Gotte, der das Ungewitter
In der hohen Luft sich theilen heiſst.
Mächtig sah er aus dem Wolkenbogen;
Und mit stärkerm Muthe angezogen
Ward des jungen Helden kühner Geist!

Wie ein Adler die versuchten Schwingen,
Mit dem gröſsern Feinde stark zu ringen,
Schnell und klüglich zu gebrauchen sucht:
Also muthig foderte die Kräfte
Friedrich, zu dem tapfersten Geschäfte.
Plötzlich bracht' er in die Feinde Flucht.

Bey dem Grabe Heinrichs laut erschollen
Sind die Jubel von den freudenvollen
Bürgern, auf dem frey gewordnen Wall.
Tausend Stimmen riefen: Friedrich lebe!
Und ein zweytes: Friedrich, Friedrich lebe!
Sprach des Harzgebirges Wiederhall!

Auf dem Brocken hörten es die Rehe;
Hirsche warfen plötzlich in die Höhe
Ihrer Häupter zackiges Geweih;
Aus den Betten wälzten sich die Thiere,
Und im Thale lieſsen zweene Stiere
Ihren Kampf und horchten dem Geschrey.

Also wird der ganze Wald erfüllet,
Wenn der Löwe Siegeslieder brüllet,
Der den Tiger tapfer überwand.
Dieses Thier, voll Blutdurst in der Seele,
Trat verwegen vor des Löwen Höhle;
Der zerriſs ihn, den er schlafen fand.

An ihren Geist,

wegen der Unmöglichkeit, den König zu singen.

O du mein Geist! stolz und verwegen singen
Den Unnachahmlichen soll ich?
Kann auch ein Strauſs mit schwergeschaffnem
Flügel schwingen
Zur hohen Sonne sich?

Kennst du des Pfeiles Bahne durch die Lüſte,
Des Windes Flug, des Blitzes Gang,
Und jenen Wellenpfad, wo Englands Flotte
schiffte?
Dann wage den Gesang,

Und singe Thaten dieses Erdengottes,
Der von Gebirgen jüngst herab
Geschleudert seinen Feind und ihn dem Blick
des Spottes
Europens übergab,

Und ihn mit seiner Rechten drückte nieder,
Mit seiner linken Herkulshand
Die Festung zu sich zog, und seine Bürger wieder
Geweckt ins Leben fand;

Und wegen seines langen Unternehmens
Gepriesen wird von Pol zu Pol,
Wann ihn die Göttinnen des Sieges und des Friedens
Geschmückt in's Kapitol

Zum groſsen Opfer seines Volkes führen:
Dann singet auf Trophäenthron
Er selber seinen Krieg, der Nachwelt Herz zu rühren,
Im Iliadenton.

Der Feldzug in Sachsen,

eröffnet vom Prinzen Heinrich.

Schnell, wie ein Sturmwind sich erhebt,
Wie aus den Wolken gehn des Donnerschlages
Boten,
So flog er hin, und schlug. Das Erzgebirge bebt.
Der Feind stürzt über seine Todten,

Flieht, wendet nicht die Stirn zurück.
Hat auf der Flucht nicht mehr im Herzen Lust
zu siegen:
Scham hat er auf der Stirn, und Furchtsamkeit
im Blick,
Als wär' ein Gott herabgestiegen.

Und hätt' aus seiner Hand den Strahl
Des Zornes unter die gewaltig hingeschossen.
Die oft sich zähleten, und, stolz auf ihre Zahl,
Des kleinen Haufen Tod beschlossen.

Spott murmelt nach der Moldau Strom
Dem fortgeschlagnen Feind; uns kommt's die Elbe sagen,
Wir singen Heinrichs That. So sang das Volk zu Rom
Des stolzen Feindes Niederlagen,

Wenn es zuvor die Götter bat,
Das Opfer zu verschmähn von ungerechten Händen
Und Jubellieder sang, wenn flüchtig Mithridat
Vergaſs den Nacken umzuwenden.

An den Prinzen Heinrich.

Sie flohen nicht, sie stürzten und erreichten
Deckbare Wälder athemlos,
O Sieger! deine wundgeschlagnen Feinde keichten:
Held Heinrich ist groſs.

Gleich einem wilden Thiere, festgeschlossen
Sahst du die Phalanx Oesterreichs;
Ihr Stolz versah sich nicht, als deine Blitze schossen,
Des tödtlichen Streichs.

Mit deinem lange Zeit geschärften Degen
Zertrenntest du den Schuppenschild
Des Thieres, das mit Grimm getreten dir entgegen,
So fürchterlich wild,

Daſs von dem Rasseln seiner starken Glieder
Das Feld ertönte, wie zur Zeit,
Als Claudius Marcell den Gallier warf nieder
Im schrecklichen Streit,

Und ſeine Waffen, glänzend gleich dem Blitze,
Geweiht dem Tempel Jupiters,
Und friſch, mit Blut beſprützt, zurückflog an die Spitze
Des muthigen Heers.

An Gott,

bey dem Ausruf des Friedens.

Was hör' ich? rauschen goldne Flügel?
Posaunet in zertheilter Luft
Ein Seraph, welcher über alle Grabeshügel
Daher fährt und die Todten ruft?

Was reiſset mich empor? ich fühle
Den nahen Himmel; bin ich schon
Hoch über der Gebirge Gipfel, über Stühle
Der Zepterführer weggeflohn?

Hör' ich, du Gott der Erdengötter,
Dich loben durch den ganzen Raum
Der neuen Schöpfung, selbst von deines Glanzes Spötter,
Der deine Wunder nannte Traum?

Erblick' ich Myriaden Sterne
Um deines Sonnenthrones Fuſs?
Hellleuchtend, daſs davor ich zitternd in der Ferne
Mein Angesicht bedecken muſs!

Horch' ich erstaunt dem hohen Liede
Der Sänger deines Namens zu?
Gott, welch ein Saitenspiel! es tönet Friede!
Friede!
Und Kronengeber, den gibst du!

Du lässest deinem Volke wieder
Die Ruhe schmecken, rufest laut
Uns aus dem Schmerzensschlaf zum Jubel neuer
Lieder
Bey den Altären, dir gebaut.

Wir lagen, gleich den Blumenstengeln,
Wenn sie der Nordost niederbeugt:
Du hebst uns auf, und hörst dein Lob von allen Engeln,
Wenn unsre stumme Freude schweigt.

An die Prinzessin Amalia,

beym Empfang des Prinzen Heinrich.

Er kommt, wie nennet hoch in deinem Busen hüpfend
Dein zärtlich Herze den, den Alles Sieger heiſst:
Mein Bruder! lispelst du, die ganze Seele knüpfend
An seinen groſsen Heldengeist.

Prinzessin, siehest du, daſs er den Kranz zerrissen,
Den, purpurroth besprützt, die Siegesgöttin wand:
Er warf den Helm vom Haupt und eilte dich zu küssen,
Und deinen Bruder Ferdinand.

Dir lächelte der Tag im Auge, da die Brüder
Dich führten, wie der Mond von Sternen wird geführt,

Du hast mit deinem Fuſs so leicht wie ein Gefieder
Den Marmorboden kaum berührt.

Dein flatterndes Gewand wie unumwölkter Himmel
Flog um die Schulter her, und hörbar rauschten dir
Die Freuden in der Brust, da aus dem Siegsgetümmel
Der Triumphirer flog zu ihr.

Dein Zuruf ist ihm mehr, als wenn durch Ehrenbogen
Ein Städtezwinger kam, und an dem Tiberstrand,
Am Wagen des Triumphs in Fesseln nachgezogen
Die Fürsten, die er überwand.

Dein Bruder lieſs im Staub nicht die Gefangnen kriechen,
Trat auf den Nacken nicht den überwundnen Feind,
Die Sachsen segnen laut, wie den Aemil die Griechen,
Den Helden und den Menschenfreund,

Der traurig nachgefolgt der Raserey Bellonens,
Und wenn er, gleich dem Mars, im Felde Wunder that,
Doch mit dem sanften Tritt des göttlichen Verschonens
Auf grüne Feindesfluren trat.

Bey Friedrichs des Groſsen triumphirender Zurückkunft.

(Im Namen seiner Bürger.)

Der du den Tempel deines neuen Freundschaftsbandes
Mit diamantnen Bogen wölbst,
O König! Vater! Schutzgott des beglückten Landes!
Uns gegenwärtig bist du selbst.

Dich, mit vermehrten Siegeskränzen Ausgeschmückter!
Empfängt der jüngste Frühlingswind,
Erfüllt mit Jauchzen deiner Bürger, die entzückter
Jetzt fühlen, daſs sie Menschen sind.

Zu lange suchten dich beflügelte Gedanken
Und Seufzer deines Volkes dort,

Wo um das Schlachtfeld sich die Helden standhaft zanken,
Und Kriegesdonner ist ihr Wort.

Zu lange bliebest du, versteckt in schwarzen Wettern,
Rund um dich werfend deinen Blitz;
Wir aber wankten, gleich verwelkten Lindenblättern,
Um deinen wüsten goldnen Sitz.

•

Vor unsers nebelvollen Geistes Blicke schlieſen
Die Schöpfung selbst und die Natur;
Wir fühlten nicht den Reiz der besten Welt; wir riefen
Dich, aller Welten Wunder, nur!

Das Klaggeschrey, die Thränenströme rauschten mächtig
Bis an den Himmel und zu dir;
Du kommst, und dein Triumph ist mehr als römischprächtig:
Nicht über Sclaven jauchzen wir;

Nicht über nachgeführte fremde Königsschätze,
Und Kronen, die der Sieger nahm:
Nein, über dich, Monarch, in welchem der Gesetze
Beschützer glorreich wiederkam.

In deinen Augen ging aus tausend Mitternächten
Ein uns geschaffnes Sonnenlicht
Hervor, und strahlet nun so lieblich deinen Knechten,
Als deines Gottes Angesicht,

Das über dir daher geleuchtet und gelächelt,
In undurchdringlicher Gefahr,
Wenn oft das Vaterland wie Sterbende geröchelt,
Und zitternd für dein Leben war.

O, laſs dein in der Schlacht nie wankend Knie umfassen,
Du Ueberwinder, und versprich,
Nicht mehr dein bittend Land verwaiset zu verlassen.
Und fodern neue Feinde dich;

Dann gib uns Waffen, laſs dein Volk zu Felde ziehen,
Du aber, unsre Wollust, bleib
In Sanssouci; und wer von uns wird schimpflich fliehen,
Den tödte sein beherztes Weib!

An Klio,

wegen des Königs.

Die einst zu jedem honigsüſsen Liede
Euripides um Beystand rief,
Dich, Muse, fühl' ich ganz, jetzt, da mein Tyndaride
Dreyhundert Nächte ruhig schlief;

Jetzt, da kein Kalydonisch Ungeheuer
Zum Kampfe für ihn übrig ist,
Und kein verdeckter Haſs; und nicht des Neides Geier
An seines Nachbars Leber friſst;

Und nur noch Alexander groſse Todten
Unruhig macht durch ein Geschrey:
„Daſs von des Orients geschenkbeladnen Boten
Gegrüſst sein Ueberwinder sey;

Daſs von dem Eismeer bis zu Herkuls Säulen,
Vom Belt bis zu dem Hellespont,

Dem König Ruhm erschallt, dem Zevs von seinen Keilen
Die blitzbeschwungensten vergonnt;

Den unter seinen Lorberkränzen neiden
Perikles würde, der Athen
Neunmal verfochten und in prächtigen Gebäuden
Hieſs seine goldnen Götter stehn;

Und in der Hand ein Horn des Ueberflusses
Geschüttelt auf das Volk herab,
Als selbst Minerva die Befehle seines Schlusses
Zum Aufbau des Odeons gab,

Und einer Burg, die nach dreytausend Tagen
Noch dem Palast nicht ähnlich schien,
Zu welchem Friedrich läſst den Marmorboden tragen
Von Starken, die zu Felde ziehn.

Wenn gegen stolzerhobne Feindesstirne
Der Held die Waffen nehmen heiſst,
Den Jeder liebt und den sein glückliches Gestirne
Hervorgebracht mit diesem Geist,

Der unerschrocken bliebe, wenn Typhonen
Bestürmen wollten seinen Sitz,
So ſest wie der Olymp, auf dem die Götter wohnen;
Beschützt genug durch ihren Blitz.

Ueber die Vorzüge des Prinzen Friedrichs von Braunschweig.

Soll ich zuerst besingen den Befreyer,
Den Retter Braunschweigs? oder das Gefühl
Des groſsen Herzens und des schönen Geistes
Feuer:
Was wählest du, mein Saitenspiel?

Den Heldenmuth des Prinzen, oder seine
Süſsrednerische Suada, die voll Geist
Von seinen Lippen rauscht, so wie durch Blumenhaine
Der Quell auf goldnem Sande fleuſst.

Dem Afrikaner Scipio, dem jungen
Pompejus und dem Sieger über ihn,
Dem Cäsar selbst, ist niemals eine That gelungen
Die mehr des Lorbeers würdig schien,

Als diese That des kühnen jugendlichen
Beschützers von der Aeltervätter Grab,
Ihm gürteten, nachdem des Feindes Macht entwichen,
Die Grazien den Degen ab,

Und küſsten seine kranzumwundnen Schläfe
Und ordneten sein staubbepudert Haar,
Und frugen, welcher Held und Halbgott überträfe
Den Jüngling, der noch glühend war

Von einem Kampf, in welchem tausend Stöſse
Sein schlanker Arm mit schnellgezücktem Speer
Den Feinden gab. Und jetzt schrieb er: zu welcher Gröſse
Das alte Rom gestiegen wär'

Zur Zeit, als von dem pflugzerriſsnen Acker
Bestäubt und braun jedweder Römer kam
Und für das Vaterland mit schnellem Eifer, wacker
Die rostbefreyten Waffen nahm.

Da liefen selbst des Sonnenwagens Räder
Nicht schneller als der Römer Siegesglück.
Wollüstig flog noch nicht in salbenreiche Bäder
Ihr Feldherr aus der Schlacht zurück.

Als aber die Lukulle, die Verschwender
Sich brüsteten an Tafeln groſs zu seyn,
Da ward die Herrscherin der unterworfnen Länder
In reichgewordnen Bürgern klein.

Als im Senat die Clodiusse sprachen,
Und redend Gold sich um das Konsulat
Tief unterm Volk bewarb, und der erwürgten
Gracchen
Vergoſsnes Blut um Rache bat;

Da ward durch ihrer eignen Kinder Wüthen
Gestürzt das stolze, hochgeseſsne Rom,
Die Königin der Welt, vor welcher Völker knieten
Vom Euphrat bis zum Donaustrom.

Nun donnert sie den fernentlegnen Thronen
Nicht Schrecken mehr durch ihres Namens Klang.
Ihr sonst berühmter Strom sieht Männer um
sich wohnen,
Gewöhnt zu weibischem Gesang.

Sie spricht nicht mehr die Sprache der Lateiner,
Und hört in ihrer neuen Mundesart
Durch Friedrichs wälsches Buch erzählen, daſs
sie kleiner
Aus einer Frau zur Sklavin ward.

Und frägt erstaunt, „ob Tasso von den Schatten
Gekommen, oder Pluto, der Monarch
Des Orkus, sich bezwang, die Reise zu verstatten
Dem Laurasuchenden Petrarch?“

Die Fahrt der königlichen Braut nach England.

Die Sonn' am blauen himmlischen Gewölbe
Stand majestätisch, sah herab
Als Englands Königin auf der beschifften Elbe
Aus sanftem Auge Grüfse gab.

Mit ihres Fahrzeugs Purpurdecke spielten
Die Lüfte; ihrer freuten sich
Durchdrungne Seelen, die den Reiz des Blickes fühlten,
Der einer Göttin Blicke glich.

Kleopatra, die auf dem Schiff von Golde
Den Mark-Anton erobern fuhr,
Safs nicht so prächtig, als die Jugendliche, Holde,
Ganz Menschenliebe, ganz Natur!

Das Meer empfing sie, Ehrfurcht in den Blicken
Wies rund um sie ein Nymphenheer.
Agenors Tochter fuhr auf Jovis Rinderrücken
Nicht so bewundert durch das Meer.

Vor ihrer Flotte scherzten die Delphine,
Und voll Erstaunen rief Neptun:
Sie hat der Juno Aug' und der Minerva Miene,
Bey welchem Gotte wird sie ruhn?

Auf Muscheln bliesen festlich die Tritonen,
Die Wellen wurden selbst ein Lied;
Glückwünschend an das Volk, bey welchem sie zu wohnen
Kühn über wilde Wellen zieht!

Und Zevs verschloſs den Sturmwind und den Regen;
Still, wie ihr Herz, war Luft und See.
Nur Wünsche flatterten von London ihr entgegen,
Daſs ihre Fahrt mit Flügeln geh.

An die Königin.

Ueber eine Lustfahrt auf der Elbe mit den Prinzessinnen von Braunschweig.

Wenn es den Erdengöttern einst gefällt
Von ihrem Thronensitz herabzusteigen
Und ohne Purpur sich des Volkes Blick zu zeigen,
Dann werden sie die Lust der Welt!

So spielt in goldnen Zeiten Friederich
Zu Sanssouci, von allem Volk gehöret,
Sein göttlich Flötenspiel, das ihn Apoll gelehret:
Und alle Welt ergötzet sich.

So saſsest du, erhabne Königin,
Auf ausgehöhltem Holze ganze Stunden,
Und fuhrest ohne Stolz, den nie dein Herz
empfunden,
Vor deines Volkes Blick dahin!

Die leichten Wimpel wehten über dir,
Wie Fahnen, die ein Triumphirer bringet
Vom Felde, wo sein Arm den Feind bezwang;
so zwinget
Der starke Löw' ein Panterthier!

Der Dichtkunst Schwester, die Musik, erscholl
In sanftgedämpftem, ſeinen, süſsen Tone:
Und du vergaſsest ganz den Glanz der Königskrone
Und warest sanfter Freuden voll!

Der Sonnen Antlitz, unverschleyert schön,
Sah auf dein kleines Schiff mit unverwandten
Und strahlenreichen Blicken, streute Diamanten
Und lieſs die Fahrt durch Silber gehn.

Die Elbe fühlte Vorzug, nannte klein
Des Deutschen Reiches stolzere Gewässer;
Beschifft, Holdseligste, von dir, dünkt sie sich besser
Und edler, als der breite Rhein.

Unsichtbar hing ein ganzes Nymphenchor
Rund um das Schiff, und wollte sich erfrischen
An Luft, die dich gekühlt; und selbst den kalten Fischen
Hub Ehrfurcht ihren Kopf empor.

An deiner linken Seite ſaſsen zwo
Gleich holde Wesen; Aehnlichkeit der Züge
Verrieth sie mir; ihr Herz war über neue Siege
Des Helden, deines Bruders froh,

Er schleudert Schrecken, Niedersturz und Flucht
In Frankreichs Heere; lässet Blitze schieſsen,
Bis Ludewig, dem er die Lilien zerrissen,
Demüthig wird und Frieden sucht.

Er kommt, der Friede, von des Himmels Höh.
Dich, Fürstin, wird an stillen Sommertagen
Vor Friedrichs Angesicht ein goldnes Fahrzeug tragen
Auf wieder stolzgewordner Spree.

Beym jubelvollen Empfange der Königin.

Die ihr euch nie den Nordwind laſst entkleiden,
Ihr Tannenwipfel, bücket euch;
Empfangt die Königin, und seht des Volkes Freuden,
Und rauscht mit ihm zugleich!

Unüberzählbar wälzet sich die Menge
Dicht an einander durch das Thor.
Von zehen tausend Zungen steigt, wie Lobgesänge,
Ein frommer Zank empor.

Welch ein Getümmel! Aller Blicke wollen
Auf einmal in ihr Angesicht.
Jetzt kommt sie; sehet da den Strom von Thränen rollen,
Der mehr als Worte spricht,

Vermischte Stimmen rufen unaufhörlich:
„Der Friede schwebet über ihr;
Der Sieger kommt; sein Thron, sein Land bleibt unzerstörlich;
Glückselig bleiben wir!" —

Und ich vergesse meines Saitenspieles
Gewohnte Töne; mich entreiſst
Den Musen, dem Apoll der Aufruhr des Gefühles.
Ich werde lauter Geist,

Und schwimme durch die Wellen des Gedränges
Zum Purpursessel, der Sie trägt:
Sie lächelt mir, und horcht, wie stark mein viel zu enges
Durchdrungnes Herze schlägt.

An die Königin.

O Königin, an allen Enden
Der Erde wirst du nun die gröſseste genannt!
So weit sich Phöbus kann auf goldnem Wagen wenden,
So weit ist Friedrich auch bekannt.

Der Wilde schnitzt sein Bild aus Holze
Vom Kokosbaum, und nennet ihn den ersten Sohn
Des Jupiters, und zeigt mit einem edlen Stolze
Den Altar seiner Nation.

Da tanzen Hand in Hand geschlungen,
Mit Muschelschalen und mit Perlen ausgeschmückt,
Um ihren neuen Gott die Greise mit den Jungen;
Sind bis zur Raserey erhitzt,

Und werfen ihre Blumengürte
Nach ihm und singen: daſs er Löw' und Hyder schlug,
Und daſs im Kriege selbst sein glücklich Volk die Myrte
Beym Gastmahl um die Schläfe trug.

So feyern ihn durch ihre Tänze
Die Insel und der Strand des weiten Oceans;
Der Indianer bringt die Beute vieler Lenze
Zum Opferdufte dieses Pans,

Und ruft ihn an, eh' er den Bogen
Und volle Köcher nimmt: „verleihe mir den Sieg!
O du, vor welchem stets das Schrecken hergezogen,
Dein Glück zieh' mit mir in den Krieg!"

So betet, mit der Stirn zur Erde,
Der wilde Kannibal von Friedrichs Ruhme voll,
Und wünscht sich Flügel, wünscht sich Titans Purpurpferde,
Den Mars zu sehn, und den Apoll,

Von welchen aller Völker Zungen
Geschichterzähler sind; der Götterlieder hört
In allen Sprachen; und von Dichtern wird besungen,
Bis einst der Weltbau wird zerstört.

Auch dich, mit Glanz Umgebne, werden
Virgile singen, bis die Felsen nicht mehr stehn,
Und keine wollenreiche weiſse Lämmerheerden
In blumenvollen Thälern gehn.

Du bist, um deines Herzens wegen,
Gesangeswürdiger, als Berenice war,
Die für den Ptolomäus erbat den Waffensegen,
Und angelobt ihr lockig Haar

Dem Gott des Kriegs, und als der ferne
Siegreiche König kam, den Hauptschmuck dargebracht,
Der zum Olymp entrückt zu einem neuen Sterne,
Ihr zur Belohnung ward gemacht.

An Mnemosyne,

beym Feste, welches Prinz Heinrich dem Könige gab.

O Göttin, die, vom höchsten Jupiter geliebt,
Die keuschen Musen hat geboren,
Wen dir der Fama Lob zur Aufbewahrung gibt,
Derselbe Held bleibt unverloren.

Durch deiner Töchter hohe Lobgesänge lebt
Einst Friedrich nach zehntausend Sonnen;
So lebet Heinrich, den der Völker Lob erhebt,
Von welchen er den Sieg gewonnen.

Ihm dampfet Weihrauch, wenn er durch die Länder reist,
Von andern Adlern überschattet,
Und in dem Lande, wo ihr, Musen, seinen Geist
Zu eurer Unterweisung hattet.

Er wird verehrt und mit Bewundrung angeblickt,
Es sey, dafs er die Legionen
Im Treffen ordnet, oder Freudenfeste schmückt
Hier, wo ihr euch entschlofst zu wohnen.

Es sey, daſs sich um ihn ein ländlich Mädchenchor
Mit vollen Blumenkörben dränget;
Es sey auch, daſs er hier in Tänzen strahlt hervor
Und Scherz in seine Blicke menget.

Ihm mag gleich Purpur, oder weiches Wäldermoos
Zum Sessel dienen; ihn empfange
Sein Pallast, oder auch sein Landhaus: er ist groſs,
Als Menschenfreund, zum Wettgesange

Für deine Kinder, du Gedächtniſsgöttin! Er
Wird mehr geliebt von seinem Bruder
Dem Könige, als selbst sein sieggewohntes Heer,
Sein Lorber, und sein Staatenruder.

Auf die Geburt des jungen Prinzen von Preuſsen.

Meine Seele taumelt, nicht berauscht vom Weine,
Im bemoosten Fasse hergebracht vom Rheine,
Oder übers Meer gesandt;
Ich bin wonnetrunken, mich erfüllen deine
Freuden, liebes Vaterland!

Alle Kinder jauchzen, alle Greise glühen;
Friedrich, dein Erhalter, wiegt auf seinen Knieen
Diesen königlichen Sohn,
Den er dir zum Herrscher weislich wird erziehen,
Und der Zögling horchet schon.

«Liebling meines Herzens,» spricht der groſse Weise,
«Wie der müde Wandrer schmachtend Trank und Speise,
«Wie der Steuermann den Rand
Tiefer Fluthen wünschet auf der weiten Reise:
Also wünschte dich das Land.

Heil mir, daſs du kamest, Heil sey deiner keuschen
Jugendlichen Mutter', die das Sehnsuchtsheischen
Meines Volkes hat gestillt.
Du wirst meine Hoffnung nimmer, nimmer täuschen;
Sie wird ganz in dir erfüllt.

Früh wirst du erkennen, daſs man auf der Erde
Durch die Tugend jenem Herrscher ähnlich werde,
Dessen Herrschaft ewig ist;
Und daſs du dem Hirten bey der kleinsten Heerde
Deine Güte schuldig bist.

Deine höchste Wollust wirst du mit Entzücken
In der Uebung finden, Menschen zu beglücken,
Und dafür geliebt zu seyn.
Keinem als dem Schmeichler wirst du zornig blicken
Und ihm nie dein Ohr verleihn."

Also redet Friedrich; seine Thränen feuchten
Diese Stirne, welche dermaleinst wird leuchten
Ueber uns voll Gnad' und Huld.
Wohl uns, daſs wir unsrer Wünsche Ziel erreichten,
Nach so langer Ungeduld!

Die verlebten Männer nebst den grauen Müttern
Sprechen: »Wohl euch, Enkel! Eure Kinder zittern
Nie vor dem Erobrungsgeist!
Keine Donner werden diesen Thron erschüttern!
Friedrichs Thron wird nie verwaist!

Töchter, streuet Blumen, bringet Opfergaben
Um die goldne Wiege; kleine muntre Knaben,
Macht ein Singechor und sprecht:
Ach, du sollst zum Opfer unsre Herzen haben,
Kind von göttlichem Geschlecht!«

An den jüngstgebornen Prinzen Ludwig von Preuſsen, in seiner Wiege.

Zweyter Sohn der kinderreichen
Friederika, sey gegrüſst!
Welchem Helden soll ich dich vergleichen,
Welchen jungen Gott umschlieſst
Dieser Adern zart Gewebe,
Diese sammetweiche Haut?
Bist du nicht der milden Phöbe
Schönem Bruder gleich gebaut?

Ha! du blickest wie der weise,
Groſse Vater Friederich. —
Bey der Tafel liegst du einst dem Greise
An der Brust, und jüngerlich
Hängst du an ihn mit den Augen,
Lässest deinen Nektar stehn,
Um die Reden einzusaugen,
Die aus seinem Munde gehn.

Lächle ihm und beyden Müttern
Deiner frohen Eltern zu:

Laſs uns nicht für deine Tage zittern.
Denn, Geliebter, ehe du
Diesen Gliederbau bezogen,
Ist schon mancher junge Fürst
Von dem Throne fortgeflogen,
Den du mitbeschützen wirst. —

Theurer Prinz, bleib auf der Erde,
Wo du sehr willkommen bist;
Bleib bey deinem Bruder hier, und werde
Ihm dereinst, was Heinrich ist
Seinem Bruder unsrem König —
Unserm väterlichen Freund,
Dem ein Säkulum zu wenig
Zeit zum Thatenraume scheint.

Lied der Klio.

Dem Herzog Ferdinand von Braunschweig.

Als die Mutter zwoer Königinnen
Ihren Ferdinand gebar,
Wuſsten alle Kastalinnen,
Daſs ein Held geboren war.

Alle wandten gierig ihr Gesichte
Nach der Klio, welche schon
Seine künſtige Geschichte
Sang in ihrer Laute Ton.

Schwestern, sang sie, dieser unterwindet
Sich soviel als Mars zu thun,
Seiner Jahre Mittag findet
Ihn im Lorbeerschatten ruhn.

Euch gewogen, theilt er Blumenkränze
Euren Kindern aus, und lebt
Dann noch andre funfzig Lenze,
Bis ihn Vater Zevs erhebt.

Ewig, ewig singen ihm die Musen
Auf der Insel Albion;
So besang der Syrakusen
Loblied den Timoleon.

Ihre Dichter tönten in die Leyer:
»Enkel, singt mit uns ein Lied
Dem Korinther, dem Befreyer,
Der jetzt vom Olympus sieht!«

Das Feuerwerk am Ufer der Elbe.

An Sulzer.

Verweile, Freund, laſs uns ihn noch genieſsen
Den Frühlingsabend, der gefühlt
Von Blumen wird, die geizig sich verſchlieſsen,
Wenn sie der Thau gekühlt.

Des Tages Thron wird von der Nacht besessen;
Mit tausend Sonnen überstreut
Schwebt über uns, von keiner Hand gemessen,
Ihr königliches Kleid.

Um ihren Sitz herrscht feyerliche Stille;
Aus ihrem unumwölkten Schooſs
Fährt nicht der Blitz, nicht brechen mit Gebrülle
Die Donner Gottes los.

Doch höre, Freund, was donnert uns zur Seite,
Das Ufer zittert von dem Knall,
Gleich dem Getös' aus fernem Kriegesstreite;
Und Antwort gibt der Wall.

Die Citadell', der Dom, die Fürstenhäuser,
Die rufen diesem Donner nach — —
So riefen Hügel einst, da Lorbeerreiser
Der Held in Sachsen brach!

Mein Blick verfolgt die steigende Rakete,
Die um den Rang der Sterne wirbt,
Und da ihr Stolz von ewig glänzen red'te,
Verlöscht und niederstirbt.

So hoch empor ist stolzer Muth gestiegen
In Friedrichs starken Feinden oft,
Wenn sie, von Wuth entflammt, sein Niederliegen
Gewünschet und gehofft.

Was kommt dort auf dem Wasser hergezogen?
Sind Mars und Venus voller Gluth
Von ihrer Laufbahn itzt herabgeflogen
Und brennen in der Fluth?

Sie treiben sich — — nun fahren sie zusammen
Wie Pandamus und Diomed;
Zwo Schiffen gleich, wenn jegliches in Flammen
Gesetzt, zu Wolken geht.

Freund, sage mir, welch lieblich Ungeheuer
Ward von der Kunst hervorgebracht?
Jetzt wird der Strom von hochgesprütztem Feuer
Dem Aetna gleich gemacht!

Schönflammigt springt in tausend groſsen Funken
Der Bogen Pracht, ich sehe sie
Und denke von der Zukunft Freude trunken:
So springt zu Sanssouci

Dem Sieger hoch entgegen jede Quelle,
Die Marmorsäulen regen sich;
Roms Heldengeister rollen aus der Hölle
Herauf zu Friederich!

Die Felsenbrüder.

An den Reichsgrafen zu Stollberg-Wernigerode.

Du Herr der Felsen, die einander gleichen,
Wie Söhne die Ein Weib gebar; *)
Stolz wuchsen sie empor, den Himmel zu erreichen:
Auf ihren Gipfel floh ein Paar

Verliebte, als für ihre schwarze Sünde
Die erste Welt in Wasser schwomm!
Da forschte Gott, ob er sie schonenswerth befinde,
Und ihrer beyder Liebe fromm.

Ein Blick in sie aus seines Dunkels Hülle
Fand ihre Seelen ganz verderbt;
Und, daſs ihr Leben nicht die Erde neu erfülle
Mit Bosheit, sprach der Rächer: sterbt!

---

*) Zwey gegeneinander stehende sehr hohe Felsen in der Grafschaft Wernigerode, nicht weit von Ilsenburg, von welchen man glaubt, die Sündfluth habe sie von einander gespalten.

Die Fluth vernahm es, die Orkane hörten
Und stürzten auf die Felsen los,
Wie Kriegesheere, die Jerusalem zerstörten:
Da bebten von der Wellen Stoſs

Der mütterlichen Erde Zwillingssöhne
Dreymal; und die Gewalt zertrieb
Sie also reiſsend, daſs auf einem Fels die Schöne,
Der Jüngling auf dem andern blieb.

Die Wolkenwelt, die über ihren Köpfen
Mit ganzen Meeren Wasser hing,
Ward finstrer, schien sich selber zu erschöpfen
Indem das Mädchen unterging.

Die dicke Luft erscholl von dem Geheule
Des Jünglings, der zum Wasser sprach:
Komm schnell herauf gestiegen, Wasser! eile!
Es kam, er schwomm dem Mädchen nach.

Sie kämpfte noch mit ihrem Untersinken,
Als ihr Geliebter sie umfing,
Und geizig war den Geist in sich zu trinken,
Der an den kalten Lippen hing.

Die Muse sagt, sie lägen an dem Flusse
Des einen Felsen, wären Stein,
Unkennbar durch die Zeit, wie ein vom Regengusse
Verwaschnes Bildniſs pflegt zu seyn.

Die Felsen aber mit erhabnem Haupte
Verkündigen des Höchsten Hand,
Der über eine Welt, die keine Gottheit glaubte,
Den Tod in Wolken abgesandt.

Sie sehen sich, trotz allen Ungewittern,
Unumgestürzt einander an:
So steht, wenn Schlag auf Schlag die Erde wird erschüttern,
Der Christ und der rechtschaffne Mann.

An den Domdechanten Freyherrn von Spiegel.

Siehst du den alten hochbeschneiten Brocken,
O Freund? Sein Haupt, so blendend weiſs,
Wie Nestors dreymal hundertjähr'ge Locken,
Verhüllt sich jetzt in wolkig Eis.

Jetzt spare nicht der graugewordnen Eichen
Zerspaltne Wipfel am Kamin,
Wirf Knoten nach, vom Stamme, der den Streichen
Des schärfsten Beils zu trotzen schien;

Und fordre Wein, den Hochheims Kelter preſste,
Als Friedrichs Stirn drey Kränze trug
Und Er den Feind wie trockne Fichtenäste
Bey Kesselsdorf zu Boden schlug.

Genieſs des gegenwärt'gen Tages Stunden;
Der künft'ge bleibt noch ungewiſs.
Hast du nicht schon des Schicksals Arm empfunden,
Der grimmig dir am Herzen riſs?

Ward nicht dein Auge zweymal schon verschleyert
Vom Todesdunkel? sah nicht jüngst
Dein Gleim, der dich bey hundert Bechern feyert,
Den Weg, den du beynahe gingst?

Sah nicht dein Geist schon jene Lorberhaine,
Wo Pindar an Homerens Hand
Vertraulich geht, und Sappho's Schatten keine
Ganz düstre Trauergrotte fand?

Ein Gott, ein Gott befreyte von dem Grabe
Den Deutschen Tyrteus (*sic*), welcher nur
Sein Leben schützt, als eine neue Gabe
Der allbeseelenden Natur,

Weil er dich funfzig Lenze zu genieſsen
Noch hoffet, und von dir geführt
Durchs Blumenthal den Balsamduft der süſsen
Bethauten Rose stärker spürt.

An Phöbus Apollo,

wegen des ihr von dem Domdechanten Freyherrn von Spiegel geschenkten dreyseitigen Pettschafts.

Der du mir dieses Saitenspiel bespanntest,
Daſs es die Seelen rühren soll,
Und mir jüngst zum Geschenk ein dreyfach Wappen sandtest,
O gütiger Apoll!

Erscheinst du nicht im Traume deinem Spiegel,
Der dich in meinen Liedern liebt,
Und oftmals meinem mattgewordnen Geiste Flügel
Durch seine Freundschaft gibt?

Ja, Phöbus, seinem Geiste vorgemalet
Hast du die Bilder also fein;
Du, dessen grünumkränzte Locke prächtig strahlet
Von Sonnenschein.

Der Griechin Kopf, die von Leukadens Klippe
In kalte tiefe Fluthen sprang.
Und noch mit todtenblasser, halberstorbner Lippe
Von Liebe sang;

Ein Saitenspiel, von ihr allein erfunden,
Und dir geopfert, daſs es sey
Einst nach Jahrtausenden mit Rosen frisch umwunden
Für mich wie neu;

Den Lorber, den ich so wie sie ersungen,
Der über dieser Leyer schwebt;
Und meines Vaters Namen, wie er sich geschlungen
In meinen webt.

Dies alles seh' ich — o du Gott der Musen,
Sprich, ob mein Herz nicht schwellen soll?
So hoch schwoll vormals nicht des Sylla stolzer Busen
Von Freude voll,

Wenn er sein blaues Auge lachend wandte
Auf seinen groſsen Siegelring,
Auf dessen Schnitten man den König Bacchus kannte,
Der treulos fing

Den Gatten seines Kindes, und ihn brachte
Gefesselt in des Römers Hand,
Der den Jugurtha, den ein Heer nicht zittern machte,
Jetzt überwand,

Und im Triumph zum erstenmal geführet
Den Sclaven, der sonst Kronen trug,
Auf Purpur schlief, und unumschränkt regieret,
Und Helden schlug.

An Gleim.

Am Tage der Geburt eines Menschenfreundes.

Läſst die Natur aus ihrer Hand
Erobrer gehn, o dann bebt schauervoll die Erde,
Erwartend, daſs auf manches Land
Tod und Verwüstung kommen werde.

Wenn ein zukünftiger Tyrann
Grimm aus dem Auge weint, das kaum ſich aufgeschlossen,
Dann sehen Engel weinend an
Der Hölle jungen Bundsgenossen.

Der Sonnen Antlitz wird entfärbt,
Wenn sie den Heuchler sieht, dem Gift im Blute schleichet,
Der künftig mit dem Hauch verderbt,
Wenn er als Freund die Hände reichet.

Bey der Geburt des Wuchrers lacht
Der Geiz, und schreckt mit Hohn die Wollust von der Wiege,
Und gibt mit schielen Blicken Acht
Wo Gold für seine Hände liege.

Den Dummkopf drückt die Trägheit an
Mit weichem Arm und spricht bey seiner ersten Thräne:
Sey ruhig, werd' ein fetter Mann,
Und über Glück und Unglück gähne!

Der Neidische kommt auf die Welt
Mit Blicken um sich her, als wollt' er trotzig wissen,
Warum's der Mutter noch gefällt,
Den Vater mehr als ihn zu küssen!

O Muse, frag' die Gottheit nicht,
Warum sie alle die herab zur Erde schickte;
Nein singe nur: Wenn Sonnenlicht
Der Tugend aus den Augen blickte!

Die Luft ward harten Eises Zwang,
Der Winter schickte sich dem Frühling auszuweichen,
Da Spiegel der Natur entdrang,
Um ihr an Gütigkeit zu gleichen.

Ganz sanft war er gemacht von ihr,
Sein Schutzgeist lächelte lobsprechendes Vergnügen;
Er sahe besser noch, als wir
Den Menschenfreund in allen Zügen.

So wie er ist, lieſs ihn hervor
Die fröhliche Natur aus ihren Meisterhänden
Und sagte: Sein gefällig Ohr
Wird sich zur Freundesmuse wenden.

O Gleim, ward nicht dein Saitenspiel,
Bespannet vom Apoll, im Kriegerdampf verloren;
So werde Lied, so sey Gefühl
Am Tage, welcher ihn geboren!

Was hör' ich? Süſser Saitenklang
Dringt in mein Herze tief, vom Himmel wird gerufen:
„Das Glück begleitet Spiegels Gang
Bis auf des Alters höchste Stufen.“

Lalage an Gliphästion,*)

über seinen jungen Freund Jacobi.

Wann seh' ich ihn mit forschbegier'gen Blicken,
Den jungen wunderbaren Mann,
Der Lieder singt, den Musen zum Entzücken,
Der dich bezaubern kann,

So ganz bezaubern, daſs du von Vergnügen
Berauschet bist, und mich jüngsthin
Vergessen hast, und lange mir geschwiegen,
Mir, deiner Schäferin!

Die Suada muſs ihn auferzogen haben;]
Ach, reden muſs er, wie Merkur,
Der ehedem, gleich einem Schäferknaben,
Von dem Olympus fuhr;

---

*) Karschin an Gleim.

Und vor dem immer wachenden Bemerker
Der armen Inachide, süſs
Und kläglich schön, und stark, und immer stärker
Die Flöte tönen lieſs;

Und nach dem Spiel ihn mit Geschwätz ergötzte,
Das lieblich von den Lippen floſs,
Bis im Entzückungsschlummer sich das letzte
Der hundert Augen schloſs!

Der unnachahmliche Pindar.

An Ramler.

Wer sich mit wächsernen Flügeln
Wagt zu pindarischem Flug,
Der bringt unsterblichen Namen
Dem Meer, in welches er stürzt.

So wie vom Brocken herabrauscht
Der aufgeschwollene Fluſs,
Wenn wassertragende Wolken
Herunter stürzen auf ihn:

So rauscht vom Munde des Pindar
Unwiderstehlich herab
Gesang des Dichters, der immer
Verdient apollischen Kranz;

Er mag in fliegender Ode,
Mit neuen Worten erfüllt,
Stark tönen, oder sanft flieſsen
In ungezwungenem Lied;

Er singe von dem Olympus
Von ewig herrschender Macht
Der Götter, oder er preise
Die Thronensitzer der Welt;

Den Held, die siegende Rückkunft
Von dem olympischen Spiel;
Den wagenlenkenden Jüngling
Und das wettlaufende Roſs;

Er sing' in klagender Stimme
Den Schmerz der ächzenden Braut,
Der ihr Verlobter entrissen
Ward in erschrecklicher Schlacht;

Er reiſse goldene Sitten
Aus der Vergessenheit Nacht,
Und führ' zu glänzenden Sternen
Den löwengleichenden Muth:

So bleibt er immer der hohe,
Ganz unnachahmliche Schwan,
Den zu den Zügen der Wolken
Hebt eine stärkere Luft.

Ich, gleich der summenden Biene,
Die saugt an blühendem Klee,
Ich sinn' am Ufer der Elbe
Auf mein zu niedriges Lied.

Ich rühre Sapphische Saiten
Mit ungeregeltem Griff;
Mir fehlt zum Heldengesange
Gluth und ein männlicher Schwung.

Dir aber, welcher dem Flakkus
Nachfolgt, dir fodert Gesang
Der Sieger, wann er, geschmücket
Mit wohlverdienetem Kranz,

Führt durch das Menschengedränge
Der grofspallästigen Stadt,
Und an dem Wagen geheftet
Führt den gebändigten Stolz

Des Feindes, welcher den König
Uns lange Jahre hindurch
Entzog, und Tage voll Schrecken
Dem Vaterlande gebracht!

Dann sing' uns festliche Spiele
Der hochaufhüpfenden Stadt,
Und der Gerechtigkeit Säle
Nicht voll vom Klägertumult,

Und wiederlebende Freuden
In's neugesittete Volk
Durch die erlangte Zurückkunft
Des groſsen Friedrichs gebracht.

Dann werd' ich, wo ich noch etwas
Hervorzubringen vermag,
Mit deiner Stimme vermischen
Mein schwächer tönendes Lied.

Gelehnt am Arme des Sängers
Der Kriegeslieder, will ich
Triumph ausrufen, und Antwort
Gibt die frohlockende Stadt.

Den weihrauchdampfenden Tempeln
Der Spree, dem horchenden Hain,
Dem jubelrufenden Volke:
Dreystimmig singen wir vor.

Gott gab der Erde den König.
Er fand nichts Gröſsers, als Ihn
Ihr zum Geschenke zu geben;
Nichts Bessers findet er je!

Jupiter und sein Adler.

An den Verfasser des Gesanges „Ptolomäus und Berenice.“

Freund! des Olympus Götter leerten
Jüngst ihre Nektarschalen:
Sie lieſsen sich herab und hörten,
Auf Wolken lauschend, dein Gedicht.

Die wonnelächelnde Cythere
Trat zur Olympia und sprach:
„Welch Sterblicher singt mir zur Ehre
So lieblich dem Apollo nach?

Wie einst Homer ihm nachgesungen,
Als er des Donnergottes Trieb
Und neue süſse Schmeichelungen
Und meines Gürtels Macht beschrieb!“

So sagte Venus, und die groſse
Verfolgerin des Herkuls schwieg,
Als von des Wolkenlenkers Schooſse
Selbst Ganymed zur Erde stieg;

Und ſelbst der Adler von dem Sitze
Des Gottes sich erhub, und kühn
Zurückwarf die getragnen Blitze,
Und auf dem Haine vor Berlin

Sein ewig glänzendes Gefieder,
Indem er horchte, niedersank,
Und Jupiter ihm rief: „Komm wieder!
Und bringe mir zum Göttertrank

Das goldne Trinkgefäſs, und bringe
Des Dichters Lied darin gelegt,
Daſs der Latona Sohn es singe,
Wenn er vor uns die Cyther schlägt;

Und trag' in deiner rechten Klaue
Der Berenice Locke, die
Ich dir auf immer anvertraue;
Statt meiner Blitze führe sie!“

An Apoll.

Apoll, nimm deine Leyer wieder!
Des Flakkus Töne fehlen ihr;
Er sang im dunkeln Walde Lieder,
Und vor ihm staunete das Thier.

Die Wölfin ging für ihre Jungen
Nach Nahrung, und vergaſs den Raub,
Und horchte was Horaz gesungen
Und nagte, gleich der Ziege, Laub.

Der Tiger und der Löwe lieſsen
Ein lange Zeit verfolgtes Reh,
Und hörten den gesungnen, süſsen,
Reizvollen Namen: Lalage. —

Ich aber kann durch diese Leyer
Nicht öffnen deines Friedrichs Ohr;
Mir stellt der Traum oft Ungeheuer
In meiner dunkeln Kammer vor.

In ihr seufz' ich oft mitternächtlich
Herauf zum nachbarlichen Mond,
Daſs ich dem Pöbel bin verächtlich,
Der Gold besitzt und besser wohnt.

Mich in dem Winkel unterm Dache
Nennt er ein schlechtgebornes Weib,
Und fordert, daſs er vornehm lache,
Von mir ein Lied zum Zeitvertreib.

O helfender Apoll! geschändet
Wirst du, wenn deine Vaterhand
Mir nicht die goldnen Saiten sendet,
Die der Sabiner aufgespannt,

Wenn mich des dritten Cäsars Rechte
Nicht über Glück und Pöbel hebt,
Weit unter dem Bezirk der Nächte,
Hoch, wie der Tiberschwan geschwebt.

Der Schlaf.

An Gleim, als er sagte, daſs er immer gut schliefe, und sie gebeten wurde, dem Schlaf ein Lied zu singen.

Die stille Nacht streut ihre Schlummerkörner
Auf den, der mit dem Pfluge zog
Und in ein krummes Joch, trotz stolz gewachsner Hörner,
Des Stieres Nacken bog.

Der Wanderer wirſt seine müden Glieder
Auf unbepfühlte Lagerstatt;
Und ruhet königlich, wenn auf ihn sein Gefieder
Der Schlaf verbreitet hat.

Freund, vom Olymp versenden ihn die Götter,
Sie wachen über ihre Welt,
Wenn er so sanft herab wie weiche Rosenblätter
Auf deine Augen fällt.

Er träufelt Balsam in die Seele nieder,
Die ganz des Tages Last gefühlt.
So wird das welke Gras nach heiſser Sonne wieder
Vom Abendthau gekühlt.

O er besucht mit Träumen künft'ger Erndte
Den, welcher Weizen ausgeklopft,
Und flieht den reichen Mann, der künstlich schwelgen lernte
Und Speis' auf Speise stopft.

Er flattert von dem Auge des Gekrönten,
Der, an das Kriegesschild gestützt,
Da stehet und sein Land vor dem unausgesöhnten
Ergrimmten Feinde schützt.

Der Geizige verwachet sich zur Strafe
Und fürchtet seines Götzen Raub;
Der weise Monadist entreiſset sich dem Schlafe
Und theilet Sonnenstaub.

Von dir, o Freund, ist nie der Schlaf gewichen,
Als wenn du hast nach Mitternacht
Voll Patriotenernst den gröſsten Held verglichen
Mit Herkuls Kämpfermacht.

Noch schlummerst du gleich zärtlichen Entzückten
In sanfter Ruh: so, wie zur Zeit,
Da Liebesgötter dich mit Veilchen, die sie pflückten,
Geworfen und bestreut;

Und Phöbus dir von dem Parnaſs hernieder
Drey Musen an die Wiege gab!
Sie sangen dich in Schlaf, und wehrten dir durch Lieder
Den schweren Traumgott ab.

An eine Dichterin, welche das Klavier spielte.

Des Jovis, der Latona Sohn
Hat mir ein Saitenspiel gegeben:
Du aber kannst im süſsen Ton
Die Stimme zum Gesang erheben.

Dein Finger hüpfet wie der West,
Der an dem süſsen Tag des Mayen
In jugendliche Blumen bläst,
Die deines Lieblings Blick erfreuen.

Hör' auf, geliebte Zauberin,
Hör' auf zu singen und zu spielen!
Ich brenne, da ich weiblich bin:
Was wird nicht dieser Jüngling fühlen,

Der über deine Schultern sieht,
Bald deinen weiſsen Hals betrachtet,
Bald dieses Auge, welches glüht
Und redet, und im Sprechen schmachtet?

Hör' auf, o Mädchen! Jeder Schlag
Dringt tiefer in des Jünglings Busen,
Und das, was dein Klavier vermag,
Vermag kaum eine von den Musen.

Vorbitte wegen eines Nuſsbaums.

An Palemon.

Erheitre nicht des Gartenhauses Wände,
Und fälle nicht, um einer Handbreit Raum,
Durch Eisen und durch zwey gedungne Hände
Den schattigen Baum.

Selbst der Prophet, der Ninivens Verderben
Hartnäckig forderte, ganz Menschenfeind,
Hat einst, gerührt von einer Pflanze Sterben,
Den Kürbis beweint.

Und du, ganz Menschenfreund, du willst die Hiebe
Im hohen Baum? auf dessen Zweigen oft
Ein Vogel singt, der, lockend, seiner Liebe
Befriedigung hofft?

Das willst du nicht. Denn wann auf weichem Sitze
Du, wie ein Fürst, in selbst geschaffner Ruh
Dich hier verbirgst, dann decket vor der Hitze
Sein Schatten dich zu.

Er ist ein Herzog im Bezirk des Gartens.
Die Pyramidenbäume wachsen nur
So durch die Kunst. Er spottete des Wartens,
Ihn zog die Natur.

O welch ein Leib! mit was für starken Gliedern
Versah sie ihn! So stand in Priams Stadt
Einst Hektor unter allen seinen Brüdern,
Vom Kampfe nicht matt.

Dein Baum, der Held, steht, wann der Frost dem Leben
Des Weinstocks und des Pfirsichbaumes droht;
Dann steht er von Pomonens Schutz umgeben,
Nicht fürchtend den Tod.

Mit andern Trauben als der Weinstock träget,
Prangt er im Herbst, und liefert seinem Herrn,
Indem ein Holz ihn unbarmherzig schläget,
Den lieblichen Kern,

Gewachsen in dem Umfang harter Schalen.
So liegt im schlechten Körper oft versteckt
Ein Herz, nicht mit dem Glanze zu bezahlen
Der Mißgunst erweckt.

So hart wie sie, soll gegen fremde Lüste
Dein Mädchen seyn, für dich allein nur schön.
Weih' ihr den Baum, und sag' einst: du Geküſste,
Dir lieſs ich ihn stehn!

An Palemon.

O Freund, was hilſt, der Hoheit und des Goldes
Besitzer seyn, in dieser Welt,
Dem Sterblichen, der wie das Gras des Feldes
Hervorkömmt, wächset, welkt und niederfällt?

Im Ueberfluſs und im Geräusch der Ehre,
Bey Saitenspiel und Tänzen seyn,
Reizt nicht das Auge; nichts nimmt das Gehöre
Und den sonst nimmer satten Busen ein,

Sobald von dem zerbrechlichen Gebäude
Ein Theil mit Schmerzen wird durchnagt.
Der kranke Mensch ist's, der zur lauten Freude,
Zum Scherz und Lachen: du bist Thorheit! sagt.

Der Reiche wühlt in seines Goldes Haufen:
Sein Abgott haucht nicht Leben ein.
Gesundheit oder Jahre noch zu kaufen,
Dazu sind beyde Welten viel zu klein.

Das kranke Mädchen fordert auf ihr Lager
Den Spiegel, zittert und erschrickt,
Wenn sie auf ihrer Wange, blaſs und mager,
Des Todes drohende Gestalt erblickt!

Den Jüngling wirft, trotz der belebten Glieder,
Trotz seines Muths im Angesicht,
Mit Riesenarm ein Fieber schnell danieder.
Witz, Jugend, Stärke, alles half ihm nicht!

Der Weltbezwinger — Nationen krochen
Im Staub' und horchten sein Gebot —
Krank liegt er machtlos. O, sein Blick gebrochen
Befiehlt nicht mehr. Im Auge sitzt der Tod.

Der Weise, der vom Himmel bis zur Erde,
Vom Cederbaum zum kleinsten Kraut
Erkenntniſs hat, fragt unter der Beschwerde
Nicht, ob der Ruhm ihm Ehrensäulen baut?

Der, dem sein Schiff auf ungebahntem Meere
Viel Lasten Reichthums zugebracht,
Nimmt, wenn sein Eigenthum ganz China wäre,
Nichts mit als nur die weiſse Todtenpracht.

Nichts folgt dem Groſsen, der in vollem Glanze
Beneidet von dem Pöbel saſs.
Dem Herrn des Gartens folgt kaum eine Pflanze,
Die irgend einer, der ihn nicht vergaſs,

Mit Thränen feuchtet, aus der Erde reiſset,
Sie auf des Freundes Grab versetzt,
Und ewig ihre Blätter grünen heiſset
Auf einem Staube, den er heilig schätzt.

O, fand mein Sulzer in des Gartens Raume
Nicht der Zypressen junge Zucht?
Wird sie auf jenem Grabe nicht zum Baume,
Den oft ein Sohn, die Gräber denkend sucht?

Hinüber durch die hohe Sternenpforte
Der Ewigkeit, ging er im Schlaf,
Dein Vater, den mit seinem Vollmachtsworte
Der Tod nicht ohne Zubereitung traf.

Du, jung, beglückt und deinen Freunden wichtig,
Sagſt zu den Gütern dieſer Welt:
Seyd mein Gebrauch; ihr alle werdet nichtig,
Sobald des Lebens Vorhang niederfällt.

An Demoiselle Stahl.

Soll ich dein schwarzes Auge loben,
Du jüngste Tochter meines Stahls?
Soll von der Muse nur dein Antlitz seyn erhoben?
Wie Schönheit eines bunten Thals.

Ist an dem Apfel auch die Schale
Bewegungsgrund zur Lüsternheit?
Verdient ein reizend Bild, im goldnen Fürstensaale,
Anbetung oder Zärtlichkeit?

Der äuſsre Firniſs des Gesichtes
Wird von den Jahren abgehaucht,
So ganz auch die Natur in Farben reines Lichtes
Den ſeinen Pinsel eingetaucht.

Nichts sind auf Stirne, Mund und Wangen
Die Lilien und Rosen, nichts
Sind Augen voller Tag, wenn sie gleich Sonnen prangen
Am Himmel eines Angesichts:

Wenn Sittsamkeit nicht aus der Seele
Sich in die sanften Blicke gieſst,
Und nicht der schöne Mund, wie ein Gefäſs mit Oele,
Aus Herzensquellen überflieſst.

Dann haſs' ich Alles; selbst dem Witze
Des Lasterhaften fluch' ich laut,
Und wäre gleich sein Kopf auf eine Marmorstütze
Des weiſsen Halses schön gebaut.

Doch müſst' ich, ihn verachtend, lieben
Dich himmlisch fühlend, sanftes Kind,
Auf dessen Antlitz ward von der Natur geschrieben,
Wie fein des Herzens Reize sind.

An einen Freund,

der melancholisch den Tod einer Freundin beweinte.

Der du mit finstern Blicken ganz verächtlich
Glück, Ruhm und Freuden übersiehst,
Nicht mehr Lorenzo bist, und einsam mitternächtlich,
Ein ändrer Young, den Schlummer fliehst,

Und jammernd sitzest, hier, wo die Gebeine
Der Freundin ruhn, mit Sand bestreut;
Die Freundschaft führt mich nach, auf daſs ich mit dir weine,
Gerührt durch deine Traurigkeit!

Auf meine Leyer will ich ernste Saiten
Mit frommgewordnen Händen ziehn,
Will singen, wie der Geist sich feyerlich bereiten
Soll, in die obre Welt zu ziehn.

Den Tod und seinen vollgefüllten Köcher,
Aus dem er Pfeil an Pfeile nimmt;
Den Regenbogenthron, besesssen von dem Rächer,
Der Frevler für die Gluth bestimmt;

Die Donner des Gerichtes, wie sie rollen
Von Pol zu Pol, und wie alsdann
Gebirge vor dem Zorn den Sünder decken sollen,
Der nicht den Blick ertragen kann,

Mit dem der Richter von des Himmels Höhe
Ihn zürnet in den Pfuhl hinab:
Er stürzt; o, wenn doch nur den Höllensturz
nicht sähe
Der Engel, den der Herr ihm gab!

Freund, also will ich singen, dafs dich Schauer
Ergreifen sollen, wenn du hörst,
Bis dafs du deine hochgeliebte, süfse Trauer,
Die Wollust deines Herzens mehrst.

Das Rauschen meines Liedes soll dich fassen
Und mit dir über Wolkengang
Zu deiner Freundin fliehn, und plötzlich dich
verlassen
Bey ihrem himmlischen Gesang!

Sappho, bey Erblickung des Lichts.

Du brennend Fett vom schon verzehrten Thiere,
Du flammend Tocht, du schwaches Licht!
Lösch' aus vor meinen Augen! ich verliere
Die Finsterniſs in meiner Seele nicht.

Wenn um mich tausend Lampen angezündet
Hellleuchtend wären, wie des Mondes Pracht,
Durch dessen Licht den Weg der Wandrer findet,
So blieb' es doch in meiner Seele Nacht.

Da möcht' ich sitzen in der dunkeln Höhle,
In die der Schäfer seine Heerde trieb,
Als vor dem Donner die erschrockne Seele,
Sich nicht bewuſst, noch in ihm blieb;

Bis über ihm ein starker Sturm die Flügel
Mit gröſserm Brausen, mit Gewalt erhub,
Den Sandfels schlug, und dann ein Stück vom Hügel
Herunterschüttelnd warf, und ihn begrub.

Da möcht' ich sitzen, wo die Schlacht gebrüllet,
Wo noch anjetzt, wenn Mond und Sonne sich,
In dicker Nacht, in Wolken eingehüllet,
Erschlagner Schatten toben fürchterlich!

Dort, unter stillen Gräbern, möcht' ich sitzen,
Auf deinem Todtenhügel, o mein Kleist!
Und mit dem Arm die bange Seele stützen,
Die deinen Freund nun ihre Sonne heiſst. —

Er kömmt! In seinem Antlitz mehr als Sterne
Mehr als des Monden nur geborgtes Licht!
Für mich kömmt er! Du Traurigkeit, sey ferne
Von meinem aufgeklärten Angesicht!

Sey fortgedrängt mit deinem Niederdrucke,
Melancholie, entweiche meinem Blick!
So weichet, wenn der Lenz in seinem Schmucke
Der Erde naht, der Winter matt zurück

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Klage eines unglücklichen Verliebten.

Flieht, ihr Freuden, weicht, ihr Scherze,
Du Gesellschaft, Saitenspiel und Tanz;
Nichts ergötzt mein traurig Herze,
Weiche, beste Welt, mit deinem Glanz!
Ewig will ich klagen,
Und von meinen Tagen
Soll nicht Einer aufgeheitert seyn.
Ach, ich will für nichts empfinden,
Als für meine Pein!

In den wildesten Gebüschen
Will ich mit verscheuchten Hirschen gehn,
Und wo gift'ge Schlangen zischen
Will ich stolz den Tod erwartend stehn!
Einsam will ich irren,
Melancholisch girren,
Wie des Turteltäubchens Gatte thut,
Dem der Habicht sein Vergnügen
Nahm mit Räuberwuth.

Da; wo nie ein Thau gefallen,
Wo noch nie ein Mädchen ward geküſst,
Wo kein Lied der Nachtigallen
Und kein Schäferrohr zu hören ist.
Da, wo mitternächtig,
Schwarz und schrecklich prächtig,
Nur die Furcht ihr ewig Wohnhaus hat,
In der Wüste will ich taumeln,
Meines Lebens satt.

Sappho an Amor.

Sohn Cytherens, kleiner Weltbezwinger,
Welch ein Schmerz durchtobte deinen Finger
Von dem Stich der Honigträgerin!
O empfind' ihn noch wie Schlangenbisse,
Und dann denke was ich leiden müsse,
Da ich wund von deinem Pfeile bin!

Nicht im Finger, nicht in weichen Backen,
Oder in dem hartgenervten Nacken,
Nein, im Herzen fühl' ich deinen Schuſs!
Ach, du hast den Pfeil mit Gift bestrichen,
Tausend Pfeile fühl' ich in den Stichen,
Welche machen, daſs ich seufzen muſs!

Habe Mitleid! Nimm itzt deinen Köcher,
Göttern ziemet ja das Amt der Rächer,
Und dein Bogen ist zur Rache stark!

Eile, räche mich! ach, Amor, eile!
Nicht allein die Spitze von dem Pfeile,
Gluth in mir verzehret Blut und Mark.

Jener Phaon mit den feuervollen
Schwarzen Augen, die mich tödten wollen,
Und mit einem Munde, rosenweich,
Findet Wollust in der Kunst zu quälen.
Zwölf betrübte Tage muſs ich zählen;
Jeder ist den Erndtetagen gleich.

O du kennst die Thäler, wo er gehet;
Dort, wo deiner Mutter Bildniſs stehet
In dem Palmenhain, da wandelt er.
Such' ihn unter dickbelaubten Eichen,
Und will er zu Rosenhecken weichen,
Flattre um ihn wie ein Vogel her.

Hurtig ist er, gleich den jungen Rehen!
Aber bleibt er an dem Wasser stehen,
Wo der weiche Klee am Ufer grünt;
Dann erinnre dich, was ich gelitten,
Spann' den Bogen, faſs ihn in der Mitten,
Triff die Stelle, die den Pfeil verdient!

In ſein Herz, noch kälter als die Schollen,
Die dem Blick der Sonne trotzen wollen,
Amor, in ſein Herze ziele du!
Dann wird ihm die tiefe Wunde ſchmerzen,
Und er eilt mit halbzerſchmolznem Herzen
Reuefühlend meinen Armen zu.

An Venus,

über die stolze Phyllis.

Die du den goldnen Apfel hingeriſsen
Zu dir, mit schöner Augen Macht,
O Venus! du wirst zürnen müssen;
Mehr als Ein Apfel ward der Phyllis dargebracht.

Mehr als Ein Schäfer wirft sich vor ihr nieder;
Ein reicher Graf umfaſst ihr Knie
Und schmeichelt ihr, und bittet wieder,
Wie sonst um Zärtlichkeit, um Gegenliebe sie,

An ihrem andern ausgestreckten Fuſse
Liegt Deutschlands gröſste Sängerin,
Und singet von dem sanften Kusse,
Den ihre Phyllis gibt, ein zärtlich Lied dahin.

Indeſſen läſst die Stolze durch den Diener
Die ſchwarzen Locken wickeln ſich,
Und wird den Graf zu ſpotten kühner,
Und heiſst der Sängerin ein höhniſch Lied an
dich.

Klagen einer Braut an ihre Nachtigall.

Du Sängerin geheimer Klagen,
Geliebte Nachtigall, du singst;
Ach, laſs dir meinen Kummer sagen,
Daſs du ihn in Gesänge bringst!

Ach, klage den, der mir entzogen
Mit allen meinen Freuden ist!
Dein Liebling ist dir auch entflogen,
Um welchen du so traurig bist.

Mein Liebling, den ich siebzehn Erndten
Gekannt, gewünscht, gehofft, geliebt,
Ach, der ist unter den Entfernten
Da, wo Gefahr das Zelt umgibt!

Wo gegenüber Feinde wohnen,
Und wo der fürchterliche Tod,
Mit starkem Donner der Kanonen,
Dem Glücke meines Lebens droht!

'Du, kluger Vogel, siehst zuweilen
Mich traurig an, als wollt' in dir
Dein Herz den Kummer mit mir theilen;
O, fühl' ihn doch, und singe mir!

Sieh, was auf meiner blassen Wange
Die Thräne der Empfindung spricht:
„So klagt im traurigsten Gesange
Ein Dichter bey den Gräbern nicht!"

Ich weine nicht des Freundes Zähre,
Ich ächze Klagen einer Braut,
Die, wenn ihr Freund gefallen wäre,
Den Gräbern ihren Schmerz vertraut.

Den ganzen Tag hör' ich das Knallen
Des Treffens, und mein Traum bey Nacht
Zeigt mir die Menschen, wie sie fallen:
So fällt mein Treu'ster in der Schlacht!

O, da sinkt neben seiner Leiche
Die zärtliche, verlaſsne Braut!
„Krieg, tödte mich mit Einem Streiche!"
So stöhnt ihr letzter Seufzer laut.

Sie stirbt; doch nein, sie wacht mit Schrecken
Vom schweren Traum zu klagen auf;
Gram schläft in ihr, Gram kommt sie wecken:
So ängstlich ist ihr Lebenslauf!

Du Vogel, hilf ihr klagend singen,
Misch' in die Töne Wehmuth ein!
Wird mir mein Glück der Friede bringen,
Dann soll dein Lied frohlockend seyn!

Klaglied über den Tod eines Kanarienvogels.

Du Sänger, aus dem Lande
Das feinen Zucker zeugt,
Erstarrt liegst du im Sande,
Und deine Kehle schweigt!

Dir klopfte viele Tage
Mit ungestümen Schmerz
Und wiederholtem Schlage
Der Tod ans kleine Herz!

In tiefer Todesstille
Befand dein Häuschen sich,
Daſs auch der kleinste Wille
Zum Singen dir entwich.

Mit kläglichem Geschreye
Im andern Bauer rief
Dich deines Freundes Treue,
Wenn früh noch alles schlief.

Du starbst, geliebter Kleiner,
Von deiner Frau beklagt!
Da von den Vögeln keiner
Nach deinem Grabe fragt,

Da weint sie bittre Zähren,
Zu kostbar, Vogel, dir!
Wenn Würmer mich verzehren
Weint sie auch über mir.

Auf meine Asche nieder
Weint meiner Freunde Leid;
Sie klagen meine Lieder,
Mein Herz voll Zärtlichkeit.

Ich singe, wie du sangest,
Nach täglichem Gebrauch,
Und was du itzt erlangest
Erlang' ich künftig auch.

Den Staub, auf dich gebreitet,
Wirſt man auch über mich;
Mein Grab, mehr ausgeweitet
Als deines, öffnet sich,

Den Körper zu empfangen,
Den jetzt ein Geist belebt,
Der sehnlich mit Verlangen
In mir nach Ruhe strebt.

Bey deiner Körner Essen
Und Wasser, hüpftest du,
Viel wird mir zugemessen:
Ich fordre mehr dazu.

Das Glück, das ich schon habe,
Ist meinem Geist zu klein.
Für ihn muſs überm Grabe
Mehr Glück, mehr Ruhe seyn.

An die Leda.

Von dem Olympus zogest du ihn nieder,
O Leda! deinetwegen trägt
Der Donnergott ein lilienweiſs Gefieder,
Der sonst mit Keulen um sich schlägt.

Er theilt die Wolken, seine Flügel trennen
Den Aether und den Sonnenstrahl;
Er kommt, und deines Auges Blicke brennen,
Dein Antlitz blühet wie das Thal.

Dein Busen schwillt wie kleine Flockenhügel,
Wenn Boreas durch Fluren bläst
Und jeder Bach verwandelt wird zum Spiegel,
Und das gestorbne Laub verwest.

Du lächelst mit der feingeschnitzten Lippe
Dem Schwane, der den Hals erhebt
Und nach der weiſsen Alabasterklippe
Wollüstig mit dem Schnabel strebt.

Sein maulbeerfarbnes Auge redet Liebe,
Die ganze Macht der Buhlerey,
Den innern Aufruhr schlau versteckter Triebe
Verräth der Schwan durch Schmeicheley.

Er will dich küssen, sterbliche Beglückte!
Beneidenswerthe Leda! dich
Umfaſst mit beyden Flügeln der entzückte,
Beflammte Gott, und wünschet sich

Den süſsen Rausch der Küssenden auf Erden,
Und fühlet Amors stärksten Pfeil,
Und trinket mit süſslachenden Geberden
Des Liebesnektars letzten Theil.

Nach der vierzehnten Ode aus dem zweyten Buche des Horaz.

Es rinnen dahin die flüchtigen Jahre.
Die Frömmigkeit selber verzögert, o Freund,
Nicht Runzeln des Alters, und silberne Haare,
Und jenen noch nimmer gezähmeten Feind.

Gelobtest du gleich zehntausend Gesänge
Auf heiliger Harfe; doch würde dein Spiel
Den Pluto nicht rühren, dem niemals die Menge
Heiſsrollender Thränen zum Opfer gefiel;

Der seinen Bezirk mit Wogen umschlossen,
Die Jeder beschiffen muſs, welcher die Luft
Getrunken und Früchte der Erde genossen,
Von der ihn das eiserne Schicksal entruft;

Es mag ihm ein Land gehorchen und dienen,
Es beten bezwungene Völker ihn an;
Ihm mögen auch wenige Furchen nur grünen,
Er sey gleich ein armer, mühseliger Mann.

Wir scheuen umsonst in herbstlichen Tagen
Die schädlichen Winde; vergebens entgehn
Wir tobenden Wellen, und schrecklichem
Schlagen
Des blutigen Mavors, wo Furien stehn.

Wir müssen Welt, Haus und Freunde verlassen·
Und blühender Gärten balsamischen Duft;
Die falbe Zypresse folgt einzig dem blassen
Zu kurzen Gebieter in traurige Gruft.

Sein Erbe holt den durch zehnmal zehn Schlösser
Verwahrten Tokayer; dann strömet der Saal
Begossen vom Weine, den selber nicht besser
Der Pontifex schmauset bey festlichem Mahl.

Amynt und Cölia. *)

Nach Horaz.

Amynt.

So lang' ich noch dein Liebling war, so lange,
O Cölia, die Lieb' auf deiner Wange
Für keinen Glücklichern, als mich, geglüht:
Da sah ich, meinen Arm um dich geschlungen,
Mich seliger, als nach Eroberungen
Der gröſsre Cäsar auf dem Thron sich sieht!

Cölia.

Als mich dein Blick, mit Keiner noch verglichen,
Noch nicht Belinden Cölia gewichen:
Da war an Ruhm und Stolz mir Keine gleich,
Die in der Welt ein Diadem getragen;
Da hörtest oft du mich Entzückte sagen,
Mir sey dein Kuſs mehr, als ein Königreich.

---

*) Aus Gleims brieflichem Nachlaſs zum erstenmal mitgetheilt von Klamer Schmidt in dessen Horaz-Verdeutschung S. 332.

Amynt.

In meinem Busen herrschet jetzt Belinde,
An der ich täglich neue Wunder finde,
Die lieblich singt und lieblich Saiten schlägt;
Für Sie zu sterben würd' ich mich nicht scheuen,
Könnt' ich ihr Leben nur vom Schnitt befreyen
Der Parze, die kein Jugendreiz bewegt!

Cölia.

Und mich entflammt, mit Wechselgluth im Busen,
Alcest, ein Jüngling, der von allen Musen
Und allen Grazien der Liebling ist.
Ach, zweymal stürb' ich, wenn er sterben sollte,
Wenn nur das Schicksal ihn verschonen wollte,
Der in mein Herz den ganzen Himmel küſst!

Amynt.

Wie aber, wenn itzt Paphia hernieder
Gestiegen kommt, wenn sie allmählig wieder
Das Zwistige mit ehrnem Joch vereint;
Wenn mich nicht weiter fesselt die Belinde,
Und Cölia, zu sühnen alle Sünde,
An meinem Halse wieder Reue weint?

Cölia.

Iſt Er auch ſchöner noch von Angeſichte
Als wie der Mond im vollgewordnen Lichte,
Du aber unbeſtändig wie ein Rohr,
Und wüthender als ſturmbewegte Wellen:
Doch zieh' ich, wenn wir wieder uns geſellen,
Dich ihm im Tode, wie im Leben vor!

Der Scorpion, die Schildkröte und die Gans.

Eine Traumfabel.

Am weidenreichen Spreegestade,
Wo die gesicherte Najade
Ihr lockigt Haar noch stolzer trug,
Seitdem in Sachsenland Held Heinrich Feinde schlug;
Am Spreegestade kroch aus einem hohlen Baum
Ein Scorpion, das glaubt man kaum.
„Gibts zu Berlin auch Scorpionen?
Ich dachte, daſs sie nur in heiſsen Ländern wohnen.“
Mein Leser, höre doch, ich sah ihn nur im Traum.
Er kroch am Ufer hin und wieder
Und sah, von bitterm Neid geregt,
Ins grüne Schilf schelsüchtig nieder
Auf ein Geschöpf, das sich mit breitem Schilde trägt,
Und schmackhaft ist an Fleisch, und nach dem Tode glänzet
In seinem Deckel schön polirt.

Der Scorpion mit Gift zum Schadenthun geschwänzet
Von der Natur, und nicht geziert
Mit bunten Flecken, wie die Schlangen,
Der Scorpion kroch an das Schilf
Und sprach: „Dir Freundin sey geklaget mein Verlangen,
Dort überm Strome will mein Bruder mich umfangen,
Und schwimmen kann ich nicht; du aber kannst, ach hilf
Mit deinen Rudern mir herüber!“
Die Kröte mit dem Schilde spricht:
„Gefälligkeit ist meine Pflicht,
Und kein Geschäfte war mir lieber
Als dies; mein Schild ist breit genug.“
Sie sprichts: er setzt sich auf und da sie nun getreulich
Den giftigen Verräther trug,
Schwamm eine Gans daher und schlug
Mit beyden Flügeln auf und schrie: „Das ist abscheulich!
Jetzt flöſst dir guten Schwimmerin
Der, den du trägst, das Gift in Rücken.“ —
„Verdammter!“ sprach hierauf die treue Trägerin,
„Mich panzert die Natur zu sehr vor deinen Tücken,
Dein Gift floſs schadlos in den Fluſs;
Sey du ihm nachgestürzt!“ Hier tauchte sie ihn nieder.

Der Scorpion hat noch viel Schwestern und viel Brüder.
O daſs nicht jeder Mensch nach dem Verrätherkuſs,
Den er gegeben hat, also ersaufen muſs!

Begebenheit im Reiche Plutons,

nach der Schlacht bey Torgau.

Im Reich der Schatten ging jüngst ein Gerücht umher:
Daſs auf der Welt ein König wär',
Der gröſser sey als alle Helden,
Von deren Thaten uns Plutarche Wunder melden.
Der Schatten Maupertuis kommt an und liest ein Buch
Von dieses Helden Thaten voll;
Bald ist er Antonin, bald Mars und bald Apoll,
Und jede Stirn wird Widerspruch!
Der Schatten von dem Weltbezwinger,
Der noch mit nervenlosem Finger
Den Staaten Plutons scheint zu drohn,
Weint neidisch eine Geisterzähre,
Daſs auf der Welt ein König wäre,
Der gröſser sey, als Philipps Sohn.
Achill stampft grimmig mit dem Fuſse,
Schwört bey dem Styx, daſs ihnen zum Verdrusse
Der gröſsre Held erdichtet sey:

„Groſs," schwört er, war nur ich, groſs war nur Alexander!"
Indem er schwört, entsteht ein gräſsliches Geschrey,
Die Helden fliegen auseinander,
Gehn dem Getümmel nach, und stehen lauter Ohr,
Zu hören was zehntausend Schatten sprechen,
Zehntausend ziehen ihn nun allen Helden vor,
Zehntausend wollen sich nicht an dem Sieger rächen,
Von Torgau kommen sie, die armen Schatten, her.
Starr steht nun Philipps Sohn, nun stampft Achill nicht mehr.

Das Harzmoos.

Gott zeigt in seiner Schöpfung Werke
Sich über unserm Haupt, sich auf der Erde groſs;
Er gab der Sonne Gluth, er gab dem Löwen Stärke,
Und bildete das kleinste Moos,
Das an dem Harzberg wächst, fein zweigigt wie Cypresse,
Voll kleiner Knospen, untersprengt
Mit etwas Röthe, so, wie junger Mädchen Blässe
Im Antlitz sich mit Roth vermengt,
Wenn sie der Jüngling angeblicket;
Die Flur, der Garten und der Wald
Und selbst die Hügel sind geschmücket.
Doch andre Blumen sterben bald:
Das fein gebaute Moos bleibt, wenn sie schon gestorben,
Tief unter Schnee noch unverdorben.
Wie ähnlich ist es mir! Tief lag ich unter Gram
Viel schwere Jahre lang, und als mein Winter kam,
Da stand ich unverwelkt und fing erst an zu grünen.

Ich muſste, wie das Moos, dem Glück zum weichen Tritt,
Dem Thoren zur Verachtung dienen.
Einst sterb' ich! doch mein Lied geht nicht zum Grabe mit.

An Quittungsstatt geschrieben.

Seine Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu bau'n,
Doch drey Thaler auszuzahlen —
Der Monarchbefehl ward, traun!
Prompt und freundlich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drey Thaler kann
Zu Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen;
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern übern Schmaus
Bey des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läſst.

An den Wein.

Wein! ich möchte dich bald hassen,
Ich bin deiner Allmacht ſeind;
Denn du willst mir meinen Freund
Immer nicht vom Becher lassen.
Du bist meiner Freuden Dieb,
Könnt' ich dich doch ganz verachten!
Milon hat dich gar zu lieb,
Und mich läſst er schmachten. —
Loben wollt' ich die Begier,
Wein zu trinken halbe Nächte,
Wenn mein Milon nur mit mir
Manchen Abend zechte;
Aber nun trinkt er den Wein
Mit den Männern ganz allein.
Ha, ihr Männer, ha, ihr Zecher,
Amor jag' euch von dem Becher
Durch die Pfeile, die im Köcher
Aufgesammelt sind zur Pein
Aller Herzenbrecher!

An Montan.

Tauch' ich die Feder in den Wein,
So kann dich dieser Irrthum lehren,
Wo mein Gedanke müsse seyn;
O könnte doch sein Ohr nur den Gedanken hören!

Guter Rath.

Um deinem Nächsten zu verzeihn,
Und seiner Thorheit nicht zu fluchen,
Mufst du die Sache selbst versuchen.
Trink' einmal übermäfsig Wein,
Verliebe dich einmal, spiel' einmal in der Karte,
Und dann bekenne misvergnügt:
Dafs tief in uns verhüllt der Thorheit Same liegt,
Und auf Gelegenheit nur warte.

Als sie eine Rose zeigte, an welcher eine Rosenknospe saſs.

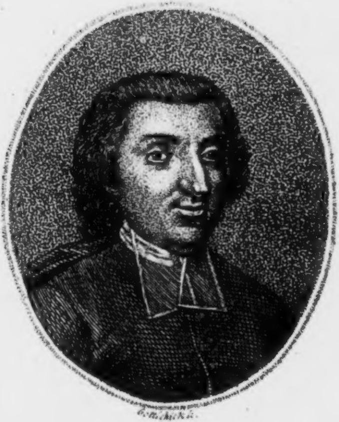
Die Rosenschwester ist noch klein;
Wenn sie ist aufgeblüht, wird diese nicht mehr seyn.

Als ein Dichter im Weinmonat ihr eine Rose gab.

Die reife Traube hört' ich jüngst zur Rose sprechen:
Wo kommst du her? wo willst du hin?
Sie sprach: Mich gab der Herbst. Ein Dichter soll mich brechen,
Für eine Dichterin.

Ueber den Aktienhandel.

Wer Geld besitzt, dem drohen Diebe,
Er schlummert nie in Sicherheit;
Viel sichrer schläft die Zärtlichkeit
Bey Aktien der Liebe.



I.N.Götz.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Dreyssigstes Bändchen.

Götz Gedichte.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Leben des Dichters.

Johann Niklas Götz wurde am 9. Juli 1721 in der Stadt Worms, wo sein Vater Prediger war, geboren. Schon im 10. Lebensjahr wurde er vaterlos; er bildete sich unter mancherley drückenden Verhältnissen zuerst auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und bezog im J. 1739 die Universität zu Halle, wo er unter Wolf, Baumgarten und Michaelis 3 Jahre lang studirte. Baumgarten war dem hoffnungsvollen jungen Manne mit besonderer Liebe zugethan, und durch die Empfehlung desselben erhielt er im J. 1742 eine Hauslehrer-

und Hausprediger-Stelle bey dem Freyherrn v. Kalkreuter, preussischen Commandanten zu Emden. Da ihm aber die schwere Luft und das schlechte Wasser Ostfrieslands ein fast ununterbrochnes Fieber veranlaſsten, so riethen ihm die Aerzte, in sein Vaterland zurück zu kehren. Er befolgte diesen Rath, verlieſs Emden im Herbste des J. 1743 und schiffte sich nach Amsterdam ein, weil er zuvor die wichtigsten Städte Hollands besuchen wollte. Aus Amsterdam kehrte er im December über Utrecht, Düsseldorf, Cölln und Coblenz nach Worms zurück. Im J. 1744 berief ihn die Wittwe des ehemaligen General-Gouverneurs von Zweybrücken, die Gräfin von Stralenheim, als Hofmeister ihrer Enkel und zugleich als Schloſsprediger nach Forbach in Lothringen. Da seine Zöglinge als Officiere in dem Regimente ihres Oheims, des Grafen von Sparre, französischen Feldmarschalls, angestellt waren, so hielt ihr Lehrer sich mit ihnen oft bey ihrem Regimente auf, und zwar bald zu Sarlouis, bald zu Metz, bald zu Straſsburg. Im J. 1746 bezog er mit denselben die Ritterakademie zu Lüneville, wo er den berühmten Voltaire näher kennen lernte. Im J. 1747 ernannte ihn der Prinz von Holstein-Beck zum Feldprediger des Regiments Royal-allemand; da ein Theil dieses Regiments zu Toul lag, so hatte er Gelegenheit, nicht allein in dieser Stadt zu predigen, sondern auch mit dem gelehrten Bischoff derselben bekannt zu werden. Nach mehrern Hin- und Herzügen, welche dieses Regiment in den verschiedenen Provinzen Frankreichs gemacht hatte, kam es nach Saint-Avolt in die Winterquartiere, wo unser Dichter vom Herzoge von Zweybrücken zum Pfarrer in Hornbach ernannt wurde. Hier verheurathete er sich im J. 1752 mit der jungen Wittwe des verstorbenen Oberpfarrers Hautten in Zweybrücken; im J. 1754 wurde er als Oberpfarrer nach Meisenheim, im J. 1761 als Pfarrer und Consistorialbeysitzer nach Winterburg versetzt. Im J. 1776 endlich machte ihn der damalige Markgraf von Baden Durlach zum Superintendenten des Oberamtes Kirchberg.

Hier lebte Götz in ruhiger Wirksamkeit unter dichterischen Nebenbeschäftigungen, als Vater eines Sohns und zweyer Töchter, und als glücklicher Gatte bis zum 4. Nov. 1781, wo er den Folgen eines Schlagflusses erlag. Seine irdischen Ueberreste schlummern zu Winterburg auf dem einsamen Gottesacker, am Fuſse einer ehrwürdigen Linde, deren Schatten er sich früher selbst erwählt hatte. Seine Grabschrift könnte, mit seinen eignen Worten, lauten;

„Honig suchende Bienen summen im Wipfel der Linde,
Wo der süſseste Dichter schläft, und aus dem Gesträuche
An dem Rande des nahen Silberbachs erschallen
Klagelieder der Nachtigall um den Sänger der Liebe.“

In der gefälligen lyrischen Gattung ist Götz einer der ersten deutschen Dichter, und er wetteifert mit den besten französischen Dichtern dieser Art, nach denen er sich auch bildete. Seine ersten dichterischen Versuche waren eine Verdeutschung des Anakreon (Frankfurt 1746. 8. Karlsruhe 1760. 8.), des Tempels zu Guido und des Paperle Gressets. Seine eigenen Gedichte erschienen anfangs unter dem Titel: Gedichte eines Wormsers. 1750. 8. Späterhin wurde er mit Ramler bekannt, durch den er seine poetischen Erzeugnisse, freylich oft zu sehr der Ramler'schen Feile Preis gegeben, in verschiedene Zeitschriften und Almanache Deutschlands einrücken lieſs. Ramler nahm eine gute Zahl von Götz's Gedichten in seine lyrische Blumenlese auf, und hatte von dem Dichter noch bey dessen Lebzeiten das ganze Manuscript seiner poetischen Arbeiten mit dem Auftrage erhalten, sie nach dem Tode desselben, verbessert und ausgewählt, herauszugeben. Diese Sammlung erschien im J. 1785 zu Mannheim in 8 Bändchen.

Vorurtheilsfreye Richter haben das eigenthümliche Verdienst dieses Dichters längst schon anerkannt; sie haben ihm eine sehr ehrenvolle Stelle an Vater Gleims Seite angewiesen; sie sahen in ihm einen glücklichen Zögling Anakreons, der, selbst in der Nachahmung des griechischen Vorbildes, reines Original bleibt. Aechte Kenner würdigen ihn auch jetzt noch so, und wenn seine Gedichte weniger bekannt geworden sind, als sie es verdienen, so liegt dies nicht sowohl an dem Mangel der Vollendung, als an der Stimmung des Publikums, und an der unpoetischen Richtung des Zeitgeistes. — Gefühl und Frohsinn sprechen auf das einnehmendste aus den Liedern dieses Dichters; ihr hervorstechender Karakter ist das anschmiegende, weiche Wesen der zarten Muse Griechenlands. An rechter Stelle anmuthig tändelnd, schalkhaft lächelnd, stets züchtig, ohne Härte strafend; ernsthaft ohne Pedanterie, warm und rührend, gewähren die hier ausgelesenen Gedichte dem unverstimmten Leser gewiſs die freudigsten Genüsse; viele derselben tragen den Stempel der Unsterblichkeit; keines verdient das Loos der Vergessenheit.

Inhalt.

Seite
An die Bienen 1
Rosalindens Strauſs 3
An die blasse Iris 4
Der Sieg über Agathen 5
Die goldne Zeit 6
An eine Spröde 13
Amor und die Vernunft 14
Daphne's einziger Fehler 15
Das Vergnügen 16
Der opfernde Sylvius 18

Seite
Einladung auf's Land 19
Das Alter 23
Warnung an einen schönen Knaben . . 25
An einen Vogelsteller 28
Lob des Wein's 30
An Belinde 34
Auf das Gras, wo Julie ruhte 35
Anakreon 36
Auf Amarillis Mund 40
Auf eine Wachtel 42
Die Macht der Liebe 43
Der Dichter an seine Reime 45
An die Cikade 46
Der wahre Reichthum 48
Ein Traum 50
Das Lächeln der Mirtis 52
Hymen und die Truppen Amors . . . 53
An drey schöne Sollicitantinnen . . . 54
An Cephise 55

Seite
Amire 56
Der Anblick von oben 59
An die Vernunft 65
Grabschrift eines Schooshündchens . . . 66
Lob des Burgunderweins 67
Daphnis von seiner Lalage 69
Auf Laura's Tod 70
Akanth und Phryne 71
Der zweyte Hochzeittag 75
Ueber die Ertragung des Glücks . . . 76
Die schlafende Schöne 78
Ueber die Vergänglichkeit 82
Oftmaliges Heurathen 84
Trauriges Andenken 85
An die Sonne 87
Die Welt 88
Der Sommer in Toskana 89
An Laura 91
Arkadische Liebe 92

Seite
Laura 93
An einen Freund 96
Menalkas und Philinde 99
Der politische Kato 102
Das Glück der Wälder 105
An die Groſsen 110
Klymene vor Gericht 112
Der Romanenritter 113
Gegen die Bettvorhänge 115
Amphion 117
Die Mädcheninsel 120
Der Dichter von seinen Liedern . . . 128

An die Bienen.

O! möcht' ich so, wie ihr, geliebte Bienen, seyn:
An innerm Geiste groſs, obwohl von Körper klein.
Möcht' ich so schnell, wie ihr, so glücklich im Bemühen,
Der Wissenschaften Feld, so weit es ist, durchziehen;
So stark durch Emsigkeit, als fähig durch Natur,
Von Kunst zu Künsten gehn, wie ihr von Flur auf Flur.
Bemüht, den treuen Freund durch Nutzen zu ergetzen,
Bereit, dem kühnen Feind den Angel anzusetzen.

Wie sehnlich wünscht mein Herz, daſs meine Melodey
An Kunst und Ordnung reich wie eure Zellen sey,
Und meines Liedes Strom wie euer Honig flieſse,
So nahrhaft für den Geist, wie für die Sinne süſse.

Rosalindens Strauſs.

Ihr Blumen, frisch und lachend wie der Morgen,
Warum dringt euer Duft so schnell durch Mark und Bein?
Lag Venus Kind in eurem Schooſs verborgen?
Sog ich mit eurem Duft es ein? —
Ach! schöner Strauſs, was machst du mir für Schmerzen!
Ich brenne, wie ein Feuerbrand.
Ja, ja, ich fühl's! ich habe dich vom Herzen
Der schönen Rosalind' entwandt.

An die blasse Iris.

Du klagst mir deine Blässe, Kind?
Hat deiner Wangen Paar der Farbe so vonnöthen,
So sprich: Ich liebe dich! dann werden sie erröthen,
Dann werden Rosen stehn, wo jetzo Lilien sind.

Der Sieg über Agathen.

Mein ist der Sieg! Agathe liebet mich!
Sie stritt zwar lang und schön und jüngferlich:
Allein wie konnte sie gewinnen? bey dem Streite
War Amor, sie und ich,
Und Amor war auf meiner Seite.

Die goldene Zeit.

Goldene Tage, womit die Jugend der Erde geschmückt war,
Ach! ihr erscheint nicht mehr, als nur in dem Liede der Dichter.
Eure Freuden, so rein, so reitzend, such' ich vergebens,
Einem Liebenden gleich, der vor dem holden Gemählde
Seiner Erblichenen steht, ihr traurig nachruft und jammert.
Damals gattete noch die alles erschaffende Tellus
Mit der herbstlichen Frucht die Blume des lächelnden Frühlings.
Jeder Sterbliche war ein Hirt; die Zonen der Erde

Waren holde Geſilde, vom Schäferstabe beherrschet,
Und man kannte noch nicht die Namen König und Sklave.
Jeder ununterwürfig genoſs der natürlichen Rechte,
Ebenderselbigen Ruh und ebenderselbigen Güter.
Dichte Lauben waren ihr Haus, verwachsene Rosen
Ihres Hauses Tapeten; ihr Tempel ein schwarzes Gehölze,
Und ein Rasen mit Blumen gestickt ihr duftender Altar.
Auf die Erde, die noch von keiner Missethat wuſste,
Stiegen die Götter herab, die sich den Söhnen der Menschen
Durch Geschenke weit mehr, als durch Gewitter, enthüllten.
Damals war't ihr noch nicht, Tumulterregende Laster,
Missethaten, im Sturm der Leidenschaften geboren!
Tugend führte bey jeglicher Lust den sittsamen Reihen.
Niemand hatte den Kelch des traurigen Irrthums getrunken,

Niemand mit trüglichen Schlingen die fromme Einfalt berücket.
Annoch war die Vernunft mit wenigem Lichte zufrieden.
Nicht vorwitzig, den Grund von seinem Vergnügen zu wissen,
War man vergnügt. Man dachte weniger, aber man lebte
Glücklicher. Als man so glücklich lebte, war man nicht weise?
Keine beschwerliche Kunst, des harten Bedürfnisses Tochter,
Keine blutige Arbeit der Hände war noch erfunden;
Aber man übete doch die fröhlichen Künste des Friedens.
Ihren Spielen verdankt die ersten melodischen Töne
Cytherens Freundin, Hermione *), Phöbus Apollo
Ihrem lebhaft empfindenden Geiste die ersten Gesänge.
Ihren Thälern und Lauben und waldigen Wohnungen nahten
Niemals eitle Begierden, unruhige Hoffnungen, Reue

---

*) *Harmonia.*

Auf die kürzeste Lust, und schwarze Bekümmerniſs niemals.
Eigennutz hatte noch nicht die Eingeweide der Erde
Goldes wegen durchwühlt, noch schädliche Feuer des Krieges
Angeblasen, und fern durch die Meere sich Wege gebahnet.
Auf Gefilden, vom Vater ererbt, verlebte der Hirte
Bis zum Grabe nur friedliche Tag', und kannte kein Ufer,
Als das Ufer, das ihn in seiner Wiege gesehen.
In unschuldiger Lust, durch holde Ketten der Freundschaft
Und der reinesten Treue verknüpft, verlebeten alle
Ohne Laster die Jugend, und ohne Schwermuth das Alter.
Die uns am Fuſse befittigt ereilt, die Parze, trat damals
Langsam zum Haupt des Schäfers. Der Schlag, der die Menschen ins Grab stürzt,
Ward durch keine Verbrechen und keine Strafe beschleunigt.
Feste waren die Tage, die Kämpfe waren Konzerte:

Die Eroberung schuldlose Mädchen, welche man liebte.
Sang man ein Liedchen, so kam Kupido und theilte den Preis aus.
Damals war er ein sittsamer Hirt, und schickte nur Pfeile
Von dem feinesten Gold' in's Herz. Ihm waren die Augen
Uns zum Unglück noch nicht mit einer Binde verschnüret.
Vor ihm gingen noch nicht Verbrechen, Zwietracht und Tücke,
Hinter ihm folgten noch nicht Tod, Thränen, Ekel und Reue.
Groſse Wissenschaft hielt die treu' und artige Hirtin
Nicht für Ehre; nur reizend zu seyn, der Stimme der Pflichten
Willig zu folgen, das war die Ehre, welche sie suchte.
Blumige Sitze waren ihr Nachtisch, ihr Spiegel die Quelle,
Ihr geliebtester Schmuck das Veilchen oder die Rose.
Schön durch Einfalt, geschmückt durch Unschuld, spann sie sich selber,
Webte sich selber ein reinlich Gewand aus den wolligen Fellen

ihrer Schafe. Den Kindern, der Blüte des wachsenden Alters,
Ueberlieſs sie die reizende Sorge, die Lämmchen zu weiden.

Welche Gottheit führt dich und deine purpurnen Tage,
Rheens glückseliges Reich, den Wünschen der Menschen zurücke?
Warum herrschest du nicht noch heute, natürliche Gleichheit!
Warum führst du nicht noch, Asträa, die goldene Wage
Unter lauter sich liebenden Menschen, den Blumen der Erde?
Liebenswürdiges Loos der frommen Alten, du fielest,
Ach! du fielest nicht mehr in unsere gekünstelte Zeiten,
Wo nur Kummer und Mangel und Knechtschaft den Schäferstand drücken!

Aber fabelst du nicht, o täuschende Muse, nur Träume?
Ist dies selige Alter der Erd' auch wirklich gewesen?
Haben wir seine Geschichte von Augenzeugen vernommen?

Ich entrolle die Bücher der Zeiten, und finde nur Klagen
Ueber die Kürze der goldenen Jahre; wer ſie beſchrieben,
Jammert, daſs er zu ſpät geboren worden. Ich leſe,
Daſs ſchon Tellus das Blut des erſten Hirten getrunken,
Und ſeitdem mit Krieg und Miſswachs und brennenden Fiebern
Dies unſchuldige Blut zu rächen ſich richt'riſch gewaffnet. —
So iſt alles denn nur ein holdes mileſiſches Mährchen?
Und der Sterbliche war von Anfang geſtrafet und ſtrafbar

An eine Spröde.

Auf deinen Wangen blüht die Lieblichkeit des Lenzen;
Man sieht des Sommers Gluth in deinen Augen glänzen;
Des Herbstes Ueberfluſs bläht sich auf deiner Brust.
O! welch ein Sammelplatz von Freuden und von Scherzen!
O Philaide! welche Lust,
Trügst du den Winter nicht im Herzen!

Amor und die Vernunſt.

Vernunſt ist oſt voll Unvernunſt:
Sie lobt die Reize schöner Kinder,
Erlaubet aber desto minder
Mit ihnen die Zusammenkunſt.
Vernunſt ist oſt voll Unvernunſt.
Doch Amor schwört: Man muſs als Knabe küssen, lachen:
Der alte Charon beut uns oſt zu früh den Nachen,
Und bringt uns zu der Todtenzunſt;
Dann weiſs des Lebens Lenz von keiner Wiederkunſt. —
Wahrhaftig! Amor spricht von allen diesen Sachen
Vernünſtiger, als die Vernunſt.

Daphne's einziger Fehler.

Sie hat das Auge
Die Hand, den Mund
Der schönen Psyche.
Sie hat den Wuchs,
Die Göttermiene,
Das holde Lächeln
Der jungen Hebe.
Sie hat Geschmack
Und Witz, und Reize,
Und weiſs zu reden,
Und weiſs zu schweigen.
O! wüſste Daphne
Nur noch zu lieben!

Das Vergnügen.

Was die weite Welt bewegt,
Und ſich auch im Würmchen regt,
Was vom Himmel ſelber quillt,
Und die ganze Seele füllt,
Das Vergnügen, folget nur
Sanften Trieben der Natur.
Stille Lauben ſind ſein Haus,
Seine Pracht ein friſcher Strauſs;
Einfalt und Gemächlichkeit
Sein gewöhnliches Geleit.
Es erhält durch Mäſsigung
Stets ſich reizend, ſtets ſich jung.
Neben ihm liegt Cypripor
Gern in Veilchen auf dem Ohr.
Keiner, der es ſchildern will,
Trifft es: denn es hält nicht ſtill.

Es verfolgen, heiſst, es fliehn,
Es empfinden, nach sich ziehn.
Wann sich oft, an einem Fest,
Weisheit von ihm fangen läſst,
Dann begehrt aus seinem Schooſs
Die Gefangne selbst nicht los.
Sein geliebter Aufenthalt
Ist der Musen Thal und Wald,
Wo es stets nach Rosen läuft;
Doch nicht stets die schönste greift:
Weil der Knospen Neuigkeit
Mehr als Schönheit es erfreut.
Manchmal fliegts zur Schäferin
Rosenhaften Lippen hin,
Oder thront voll keuscher Lust
Auf der treuen Gattin Brust.
Freunde, wiſst ihr, wo ichs fand?
Wo ich es mit Blumen band?
Zwischen Tugend und Verstand.

Der opfernde Sylvius.

Ich bring' ein Lamm und eine Turteltaube
Euch Göttern dar, und meine frühste Traube,
Und jeden Erstling, der an meinen Bäumen hing,
Und fleh' euch hier, auf meinen Knien, im Staube,
Um Reichthum nicht; er ist ein miſslich Ding:
Erhaltet mir, Unsterbliche! was ich empfing.
Ihr lenket ja die mannichfachen Triebe
Der Herzen: ach! bewahrt mir bis ins Grab,
Bewahrt das Herz mir, das ich liebe,
Und schlagt mir sonst, was euch beliebet, ab!

Einladung auf's Land.

Entflieh dem Rauch der Stadt, geliebter Freund, und rette
Dich zu mir auf das Land! Zerbrich einmal die Kette,
Womit dein Fuſs gefeſſelt iſt!
Die Wieſen lachten ſtets zufriedenen Gemüthern:
Mein Gärtchen lacht auch dir, wo du bey fremden Gütern
Dein eigner König biſt.

In ungeſtörter Ruh wird alles deine Sinne
Vergnügen, was ich aus der Erde Schooſs gewinne,
Was mir die milde Mutter ſchenkt,
Die gütige Natur, die mit den beſten Gaben

Zwar auch Dynasten pflegt zu laben:
Doch lieber an die Schäfer denkt.

Der Lenz hat Florens Rock voll Veilchen und Narcissen
Muthwillig ausgeschüttelt, hat ein buntes Kissen
Daraus gemacht, daſs er dir selbst zum Lager beut.
Und nun kommt Ceres her, die Aecker zu besehen,
Ob sie genung voll Aehren stehen,
Ob Flora nicht zuviel Cyanen eingestreut.

Die Freuden, die wir hier auf Hornbachs Flur genieſsen,
Sind wie die Lüfte rein, die unser Haupt umflieſsen;
Die Unschuld, führt sie an, wie zu Asträens Zeit.
Wir hören kein Geräusch, als nur vom Wasserfalle;
Fern von der Trommeln Lärm und der Trompeten Schalle,
Fern von der Krämer Schwur und der Gerichte Streit.

Bald gibt ein Lorbeerbaum uns Dämmerung und Kühle,
Indeſs der wache West mit gaukelhaftem Spiele,
Sanftschüttelnd, über uns balsam'sche Blüte gieſst;
Bald schnarchen wir, vereint, auf einem Rasenbette
Mit allen Fürsten um die Wette,
Ob unser Vorhang gleich nichts, als ein Dornbusch, ist.

Bald hüpfen Faunen und Dryaden aus dem Grünen,
Uns, gleich Unsterblichen, mit Kränzen zu bedienen,
Für die man gern der Fürsten Diadem vergiſst.
Dann sieht dein Aug', entzückt, was meines oft gesehen,
Daſs, wenn in Städten Menschen gehen,
Das Land voll Grazien und Götterknaben ist.

Komm, komm, geliebter Freund, zu unsern Schäferreihen,
Fortuna weiche hier mit ihren Gaukeleyen,

Hier weiche Cypris und ihr Kind
Den sanften Tugenden, die uns vor allen Schätzen
Des goldenen Paktols ergötzen,
Und weisen Seelen mehr, als Paphos Töchter, sind.

Das Alter.

(Des Sarbiewsky zweyte Ode des zweyten Buchs.)

Welcher die Thäler itzt bedeckt, der Winter,
Entblöſst sie wieder, wenn die nahen Hügel
Phöbus bestrahlet. Niemals, wenn des Alters
Schneeichter Winter
Dir auf die Schläfe späten Reif gestreuet,
Schmilzt er herunter. Mit gespannten Schwingen
Fliehen der Sommer und der Herbst und alle
Freuden des Frühlings:
Aber der Frost und deine grauen Haare
Werden dir bleiben. Die verhaſste Farbe
Können nicht Salben dir, noch immer friſche
Kränze benehmen.

Dich, den uns eine schöne Jugend brachte,
Wird uns ein neidisch Alter wieder rauben.
Aber du kannst durch groſsen Ruhm dies kurze
Leben verdoppeln.
Dessen Verlust das Vaterland beseufzet,
Lange lebt dieser. Was er hat, vermache
Jeder der guten Fama. Alles andre
Rauben die Horen.

Warnung an einen schönen Knaben.

Holdselig Kind, du, meine süſse Freude,
Anmuthig, wie der West,
Rein, als ein Lamm, das auf der Frühlingsweide
Am Bach sich säugen läſst!

Dies goldne Haar, das sich jetzt kurz gekrollet
Um deine Schläfe krümmt,
Wann es einst braun in langen Locken rollet,
Und um die Schultern schwimmt;

Wann Hebens Hand mit einem zarten Schatten
Dein rundes Kinn bekrönt,
Und sich dein Geist nach freyen Blumenmatten
Und offnen Feldern sehnt:

Dann fleuch, o Sohn, gleich dem geschwinden Blitze,
Den angenehmen Strand,
Wo neben dir auf einem Rasensitze
Dich Aegle schön genannt;

Wo sie gesagt, daſs dir der Weinstock blühet,
Dich Philomele grüſst;
Daſs, dich zu sehn, der klare Quell verziehet,
Dich abzukühlen, flieſst;

Daſs nur für dich die saftige Melone
Am Sonnenstrahle reift,
Und nur für dich der jüngste der Favone *)
Durch Rosenwäldchen streift.

Sohn! wenn sie dann, indem sie Blumen pflücket,
Ein Kränzchen dir verheiſst,
Und bald, voll Ungeduld, die Blümchen knicket,
Sich spröde von dir reiſst;

---

*) *Der Westwinde.*

Und, wie ein Reh, in junge Tannenhecken,
Nicht ohne Schalkheit flieht,
Vor ihrem Freunde schnell sich zu verstecken,
Doch so, daſs er sie sieht;

Und sollt' er noch aus Schüchternheit verziehen,
Mit süſser Stimme spricht:
Wo bist du, Freund? muſs ich noch weiter fliehen?
O Sohn! so folg' ihr nicht.

An einen Vogelsteller.

Vogelsteller, mein Freund! laſs, wenn du der Armuth entgehen willst,
Laſs sie fliegen, die frommen Vögel, die Lerchen und Schnepfen;
Laur' auf einen allein, der Amor genannt wird. Er singet
Artig, wenn er nur will, nicht nur im Frühling' und Sommer,
Auch im rauhesten Winter. Kaum singet die Tochter Pandions,
Philomele, so fein. Sein Singen störet die Mädchen
Oft im lieblichen Schlaf. Doch wenn er am artigsten singet,
Ist er am schlimmsten: und nascht von den Kirschen, ehe sie reifen.

Neben verdorrenden Eichen und Buchen fliegt er vorüber,
Setzt sich auf Aprikosenbäumchen, und stopft sich, und ruht nicht,
Eh er die niedliche Frucht bis zu dem Kerne verderbt hat.
Alles picket er an, und schon nicht des Gärtchens der Nymphen.
Trügest du diesen, mein Freund, durch Flecken und Dörfer, im Käfig
Wohl verschlossen herum: mehr Speck und Butter und Eyer
Kriegtest du in den Tornister geschenkt, als dem Jäger man schenket,
Welcher der Wälder Tyrannen (man darf ihn nicht nennen) mit Pfeilen
Auf dem hohen Gebirg' erschossen, und nun im Triumphe
Dessen grauen langzottigen Pelz auf der Spitze der Stange
Durch Arkadien trägt, umjauchzet von Knaben und Mädchen.

Lob des Weins.

Als das ewige Schicksal die ersten Menschen geschaffen,
Wies es ihnen von fern den Erdball, den kleinen Planeten,
Ihren Wohnplatz, mit Nacht als einem Mantel umhangen.
Traurigkeit wehte sie an; sie wünschten im innersten Busen,
Niemals ihn näher zu sehen, und wandten sich von ihm, und sahen
Auf den Stufen des Throns die Vernunft beym Jupiter sitzen,
Männliches Ansehns und schön, mit einer hellleuchtenden Fackel.
Gib uns, sagten sie, die: sie trag' auf der Straſse des Lebens

Diese Fackel uns vor. Ihr wiſst nicht, sagte das Schicksal,
Was ihr bittet. Besinnt euch reiflicher! Nicht sehn ist besser,
Als nur Dinge sehn, wovor den Sterblichen grauet.
Aber sie blieben dabey, sie hätten derselben vonnöthen,
Und sonst gingen sie nicht. Da wurde sie ihnen gewähret:
Doch mit scharfem Befehl, sie niemals allein zu lassen.
Also zogen sie fort, und sahn am Licht des Weibes
Den mühseligen Stand der Menschenthiere, den Mangel
An wahrhaftigem Gut; die Wege sämmtlich mit Dornen
Ueberwachsen, die ihnen die Rosengürtel entrückten;
Und den Gram, der von tausend Kanälen über sie hinfloſs,
Wo Ausweichen nicht half. Gleich einem glühenden Ringe
Schloſs sich Wehmuth um sie; und bange Traurigkeit zog sie
Ueber den Rand der Geduld. Sie sanken zu Boden und seufzten:

Seliger wären wir, hätten wir nur dies neidische Licht nicht;
Oder sähn nicht an ihm das mannichfaltige Elend,
Sondern das Leben allein auf seiner freundlichen Seite,
Schön mit Amaranthen bekränzt, und von Scherzen gefolget.
Also klagten sie, müde zu leben, und wiesen die Göttin
In das Land der Geburt, den fernen Olympus, zurücke:
Aber sie ging nicht; sie blieb des Schicksals Befehlen gehorsam,
Immer das Elend der Menschen mit ihrer Kerze bestrahlend.
Endlich kam Semelens Sohn, von Amoretten getragen,
Voller Schönheit herab, und brachte den göttlichen Weinstock
Mit smaragdnem Laub' und goldenen Ringlein gezieret.

Löscht durch den purpurnen Saft von dieser ambrosischen Staude
Der verhaſsten Matron', o ihr Menschen, das feindliche Licht aus!

Daſs ihr mindstens beruhigt lebt, so lang' ihr kein Elend
Sehen könnet. Doch wiſst, die rosenwangigen Stunden
Werden im Tempel des Schlafs es täglich wieder entzünden.

An Belinde.

Du, durch langes Geſeufz endlich erweichete!
Laſs uns suchen das Loos glücklicher Liebenden,
Uns genieſsen, Belinde,
Und mit Zärtlichkeit sättigen.

Grüner Epheu umkriecht Wände mit gierigen
Ranken; Bacchus umschlingt Ulmen mit Rebenlaub;
Laſs mit liebenden Armen
Uns umschlingen und selig seyn!

Wie dein Kränzchen, o Kind! einzelne Blätterchen
Fallen lieſs, die du hier in dem Pokale noch
Schwimmen siehst: so umschlieſst uns
Ach! in kurzem der Aschenkrug.

Auf das Gras, wo Julie ruhte.

Julie, die die Tugend kennt,
Die selbst Amor Schwester nennt,
Hat in diesem Buchenhain
Mir, zur Lindrung meiner Pein,
Heute den Besuch gegönnt.
Zeuge von der reinsten Gluth,
Gras, das sittsam sie gedrückt,
Als mich ihr Gespräch entzückt,
Sey, o! sey der Unschuld gut!
Zartes Gras, steh unverletzt
Wieder auf, wo wir geruht!
Eine Kleinigkeit versetzt
Oft die Eifersucht in Wuth.

Anakreon.

Eines Tages kam Cythere
An dem Fuſse des Parnasses
Zu Anakreon, dem Dichter,
Und ersucht' ihn, ihren Knaben,
Der sehr wild sey, zu erziehen.
Gleich nahm er ihn in die Lehre,
Lehrt' ihn der Kamönen Künste,
Macht' ihn sittsam, und gehorsam
Gegen seine schönen Lehren,
Und gewöhnt ihn, vor den Musen
Stets gekleidet zu erscheinen.

Nach der Zeit kam Venus wieder:
,,Weiser und geliebter Dichter,
Sprach sie, ,,was kann ich dir geben,
Deinen Fleiſs an meinem Kleinen,
Nach Verdienste zu belohnen?
Du erzogest ihn so schamhaft,

Offenherzig und gefällig,
Daſs ihm alle Pierinnen,
Daſs ihn alle Weisen lieben.
Möchtest du doch selber sagen,
Wie ich dich belohnen könne!
Soll ich von den Charitinnen
Dir die artigste vermählen?"

Er erwiederte bescheiden
Und mit gröſster Ehrerbietung:
Ach! wie kann ein Weiser lieben,
Göttin, welcher dich gesehen,
Wie ich dich gesehen habe?

Sie verstand ihn, und vermählte
Sich in des Parnasses Gärten
Mit ihm in geheimer Stille.
Wenn sie badete, so hatt' er
Ihren Gürtel in Verwahrung,
Wenn er dichtete, so schrieben
Ihre Grazien die Lieder,
Und sie lehrt' ihn sie verschönern.

Amor selbst muſst' ihn bedienen:
Ihm die goldne Leyer tragen,
Ihm mit seiner Fackel leuchten;
Ihm den langen Bart von Silber

Ihm die weissen Locken salben;
Ihn bey holdem Sonnenscheine
An der Hand im Schatten führen;
Ihm mit jedem neuen Morgen
Neue Rosenkränze suchen,
Und um seine Schläfe winden,
Und ihn immer: treuer Lehrer!
Und ihn immer: Vater! nennen.

Also lebt' er weis' und glücklich,
Werth Unsterblichen und Menschen.
Venus gab ihm ihres Balsams,
Der die Blume der Gesundheit
Frisch erhielt im hohen Alter.
Immer fröhlich und zufrieden
Spielt' er, als mit einem Jokus,
Mit dem Leben. Und in Unschuld,
Frey und sorgenlos, wie Kinder,
Die nur tanzen und sich freuen,
Bis man mit der Abendsonne
Sie zu Bette bringt, durchscherzt' er
Seine Lebensjahre, lachend
Als ein Weiser aller Titel,
Aller Ehren und Geschäfte.
Nach des Lobes eitelm Schalle
Fragt' er weniger, als Schiffer,
In den Hafen eingelaufen,

Nach den guten Winden fragen.
Majens Sohn lieſs ihn im Sterben
Eine vom Olymp gebrachte
Schwarze Nektartraube koſten,
Die das Sterben ihm verſüſste.

O wie thräneten Kupidens
Und Cytherens holde Augen!
O wie weinten alle Schönen,
Die noch reinen Herzens waren,
Als er ſtarb, bey ſeinem Grabe!
Mit ihm ſtarben alle Freuden,
Alle unſchuldvollen Scherze,
Auſser jenen, die auf ewig
Noch in ſeinen Liedern leben,
Von den Grazien geſchrieben,
Und verſchönert von Cytheren.

Auf Amarillis Mund.

Gesegnet, Zeugin unsres Bundes,
Du ſanfter Seuſzer ihres Mundes,
Wann sie die Liebe ſeuſzen macht!
Gesegnet, Silberton, der, wann sie lacht,
Aus einer Purpurpforte gehet,
Mit Perlen aus dem Orient besäet,
Von holder Sittsamkeit begleitet und bewacht!
Gesegnet, wohlberedtes Schweigen,
Verschlossen in dem Kerker von Rubin,
Wann wir vor ungeweihten Zeugen
Uns sehen, und vor Liebe glühn!
Gesegnet ihr vor allen,
Gemacht, dem Kummer selbst, im Leiden, zu gefallen,
Ihr Lippen, wo ich dann und wann,

Wie aus der Wolluſt Roſenkelche,
Erquickung trinken kann!
Die eine (wer kann rathen, welche?)
Scheint liebevoll voran zu ſtehen,
Als lüde ſie zu Küſſen ein,
Als ſpräche ſie: Ich ſelbſt will dir entgegen
gehen! —
Sie ſoll mir auch zuerſt geküſſet ſeyn.

Auf eine Wachtel.

der der Kopf abgebissen ward.

Du schüttelst künftighin vom zierlichen Gefieder
Den Morgenthau nicht mehr herab;
Du läufst nicht mehr im Käfig auf und nieder,
Mein Wachtelchen: ach! dich empfängt das Grab,
Doch leider! ohne Kopf. Die häusliche Megäre,
Die Katze riſs ihn ab, erpicht auf einen Schmaus,
O! daſs doch Ajax Stein [*] dein Grabstein wäre!
Sie kratzet sonst, bey meiner Ehre!
Noch deinen Ueberrest heraus.

---

[*] *Ajax warf den Hektor mit einem von den Steinen woran man die Schiffe ſeſt zu binden pflegte. Iliade XIV. 410.*

Die Macht der Liebe.

Mich wiegte einſt das Flüſtern reger Bäume
Und mein geliebter Bach in einem Erlenhain
In ſanften Schlaf und holde Träume
Bey ſpätem Abend ein.
Ein Wald - Sirenenchor durch tauſend ſüſse Lieder
Erweckte mich am Morgen wieder.
Aurora ging geſchmückt hervor
Aus ihrem Roſenthor,
Gleich einer Braut an ihrem Feſte.
Der Flora leichte Hand, der Hauch der linden Weſte,
Beſtreuete die Flur, erfüllete die Luft,
Mit Purpur und mit Balſamduft.

Ismene kam: nun hatt' ich für Auroren,
Für Zephyr und für Floren
Kein Auge mehr, und für der Vögel Chor
Und meinen Bach kein Ohr.

Der Dichter an seine Reime.

Ihr Geschenke der Natur,
Aufgesucht auf Berg und Flur,
Reime, klein an Geist und Leib,
Meiner Jugend erster Ruhm,
Und mein liebster Zeitvertreib,
Und mein einzig Eigenthum;
Von Apollen nicht gezeugt,
Von den Musen nicht gesäugt,
Nur an Amors Seit' erdacht,
Nur in Fröhlichkeit gemacht:
Wandert, holde Kinderchen,
Ferne von Pedanterie,
Immer mit den Grazien,
Immer mit der Harmonie!
Wenn euch jemand küssen will,
O! so haltet niemals still!
Fliehet mit Bescheidenheit!
Sagt, daſs ihr, voll Niedrigkeit,
Keiner Küsse würdig seyd.

An die Cikade.

(*Des Sarbiewsky siebzehnte Ode des vierten Buchs.*)

Die du auf des Jasmins oberster Locke dich
Sorglos wiegest, und, von Thränen der Nacht berauscht,
Dich mit Liedern, Cikade,
Und den horchenden Hain vergnügst;

Da der Wagen des Jahrs sich nach den zögernden
Winternächten nunmehr schneller vom Himmel stürzt:
So empfang mit Gekeife
Die zu flüchtige Sommerzeit.

Wie der glücklichste Tag leise geschlichen kömmt,
So verschwindet er auch wiederum. Lang genug
Weilet niemals die Wollust,
Allzeit aber zu lang der Schmerz.

Der wahre Reichthum.

(Des Sarbiewsky sechste Ode des dritten Buchs.)

Niemals hab' ich des Glücks Spielen zu viel getraut;
Niemals mit dem Geschick mich mit gebotner Hand
Auszusöhnen bemüht, daſs es inskünftige
Meine Ruhe nicht stören soll.

Was es morgen beschert, läst' ich zu wissen nicht.
G'nug, ich erbe mich selbst. Auſser mir liegen sie,
Die Geschenke von ihm. Nehm' es sie wieder hin!
Eines Zwanges bedarf es nicht.

Niemals hielt ich für mein, was ich verlieren kann.
Aermer werd' ich auch nicht, bleib' ich der Meinige
Ganz: ein Weiser, ein Fürst, der von dem Seinigen
Sichre Renten zu ziehen weiſs.

Das vortrefflichste Theil meines Gemüthes liegt
Tief im Busen versteckt: reicher, als Indien,
Das der beste Pilot zweymal in Jahresfrist,
Höchstens dreymal besuchen kann.

Täglich steig' ich hinein, Fremdling und Gast zugleich:
Nicht um Helfenbein, nicht, Perlen, Gewürz und Gold
Einzukaufen. Es ist eigener Güter reich,
Wenn es sie zu erkennen weiſs.

Ein Traum.

Ich schlief, berauscht von Bacchus,
In einer Geisblattlaube,
Da dünkte mich's im Traume,
Ich sey ein Gott geworden,
Und stünde mit den Sohlen
Auf einem Regenbogen,
Und trüg' ein goldnes Zepter,
Und meine Schläfe wären
Mit goldnen Sonnenstrahlen,
Gleich einer Kron', umwunden,
Und unter meinen Füſsen
Säh' ich den fernen Erdball
Als einen kleinen Pfirsich,
Nicht gröſser und nicht kleiner.
Da fühlt' ich einen Schwindel,

Und fiel mit gleichen Füſsen
Auf eine helle Wiese.
Hier stand von weissem Marmor
Die Bildsäul' einer Hirtin,
Die himmlischfreundlich lächelnd
Jasmin und Rosen streute,
Und, luftig aufgeschürzet,
Tanzt' oder tanzen wollte.
Ich küſst' ihr Stirn' und Busen,
Die unter meinen Küssen
Urplötzlich sich erwärmten.
Sie sprach, und ich erstaunte:
Du bist im Reich der Freude,
Ich, die hier unempfindlich
Bey jungen Schäfern lebte,
Nur Liebe gab, nicht annahm,
Ward eine kalte Säule,
Doch, seit du mich entzaubert,
Fühl' ich's, ich werde lieben,
Werd' einen Schäfer wählen. —
„Ich will dein Schäfer werden!"
So rief ich, und erwachte,
Und seht, als ich erwachte,
War ich es schon geworden.

Das Lächeln der Mirtis.

Sie hat so gut, als jemand, einen Busen
Von reinerm Schnee, als Zevs je fallen lieſs;
Ihr Antlitz ist der Reize Paradies,
Und wenn sie spricht, so spricht sie wie die Musen;
Die Muse spricht nicht selten minder süſs.
Doch eins ist mehr, als je die Zunge pries:
Ihr Lächeln, was man unaussprechlich findet;
Ein Lächeln, was den Rasen, der sie trägt,
Den Blumensteig, worauf sie geht, entzündet,
Und Leidenschaft, wohin sie blickt, erregt,
Mein Herz, das sonst nichts weiblichs überwindet,
Empfindet es, dies Lächeln, seufzet, girrt.
Ich glaube gar, wann in Cypressenhecken
Um meine Gruft ihr schöner Fuſs einst irrt,
Mich könne dann dies Lächeln auferwecken,
Womit sie mich noch lieber — tödten wird.

Hymen und die Truppen Amors.

Hymen stand im Hinterhalte,
Als ein Heer von Amoretten
Seines Reiches Gränzen nahte.
Wer da? schrie er halb erschrocken,
Wer da? sprecht! sonst werd' ich schieſsen.
Holder Bruder! sprach ihr Führer,
Fürchte nichts von Amors Truppen.
Es ist gar nicht unser Wille
Deine Lande zu verheeren;
Wir verlangen nur den Durchzug.

An drey schöne Sollicitantinnen.

Ihr anmuthsvollen Bettlerinnen
Gebietet, selbst im Flehn;
Und flehet, wie die Charitinnen,
Bescheiden, aber schön.

Mit Augen, die voll Thränen stehen,
Mit halb-entblöſster Brust,
Bewegt ihr alle, die euch sehen,
Zum Mitleid und zur Lust.

Das Herz, durch euren Reiz bestritten,
Erinnert den Verstand:
Die so liebreizend bitten, bitten
Mit Waffen in der Hand.

An Cephise.

Cephise, laſs den Pinsel ruhn!
Wo tausend Lilien entzücken,
Brauchst du die Wangen nicht mit Rosen auszuschmücken.
Cephise, laſs den Pinsel ruhn!
Du brauchst die Wangen nicht mit Rosen auszuschmücken!
In schwachen Augenblicken
Wird Amor es schon thun.

Amire.

Hier, wo linde Weste fächeln,
Kam sie auf den Wiesenplan,
Wie die Unschuld angethan,
Mit dem Munde mir zu lächeln,
Der nur göttlich lächeln kann.

Freundlich pries sie meine Laute,
Die doch schwache Töne gab;
Lieſs sich dann noch mehr herab,
Und umwand mit wilder Raute
Zierlich meinen Hirtenstab.

Siehst du dort in jener Linde
Eingeschnitzt ein brennend Herz?
Meinen Namen unterwärts?
Dieses schnitt sie in die Rinde
Im verwichnen Monat März.

Gestern, als mit schlaffem Zaume
Phöbus zu den Nymphen fuhr,
Kam sie wieder auf die Flur,
That bey jenem Weidenbaume,
Mein zu seyn, den ersten Schwur.

Turteltauben in der Weide,
Ein verliebtes treues Paar,
Das bereits entschlafen war,
Aufgeweckt von diesem Eide,
Girrte laut und küſste gar.

Uns entrollte manche Zähre,
Wie des Thaues Tropfen rein.
Jedes sprach von seiner Pein,
Und verlangte blos die Ehre
Das Verliebteste zu seyn.

Einen Apfel zu gewinnen,
Ida, stritten dort auf dir,
Gleich erhitzt von Ruhmbegier,
Drey olympische Göttinnen,
Doch so lebhaft nicht, wie wir.

Ich gewann. Voll heiſser Liebe
Hieſs sie mich ihr andres Ich,
Zog ins Gras mich neben sich.
War es viel für ihre Liebe,
War's zu wenig doch für mich.

Der Anblick von oben.

(Des Sarbiewsky fünfte Ode des zweyten Buchs.)

Was menschlich heiſst verlaſs' ich. O! traget mich,
Ihr Wind', ihr Wolken, eilend von hinnen. Ha!
Wie weit von mir die höchsten Berge!
Weiter noch Völker und Königreiche

Entfernet liegen! Schimmernde Tempel der
Beglückten Götter; Schlösser der Könige
Und meilenlange Städte scheinen
In der Vertiefung beynah' verschwunden.

Zerstreut erblick' ich überall unter mir
Die Völker wohnen. Trauriger Unbestand
Fortunens! Ewig neuer Wechsel
Immer sich ändernder Kreaturen!

Hier drohen neue Städte dem Himmel noch
Mit ihren ersten Wällen; doch anderwärts
Verfallen alte; dort bedecken
Kummer und Sträuche versunkne Schlösser.

Hier ist der Himmel freundlich und mild, jedoch
Die Völker fallen wüthend einander an;
Im Frieden lebt man dort; doch böse
Seuchen verheeren die schöne Landschaft.

Hier blitzt das Feld von schimmernden Waffen, und
Scheint fast zu brennen. Unterm gehobnen Arm
Des Schicksals zittern Heere: da sich
Zweifelhaft, ob er die Schlacht beginne,

Der Grimm besinnet. Marspiter anderswo
Kaum angekommen läſst die Phalangen schon
Zusammenstoſsend sich zerschmettern;
Mit der Erschlagenen Haufen deckt er

Die Lustgefilde. Sicher besegeln dort
Die breiten Meere Waaren aus Indien,
Und in den Häfen lebt's und wimmelt's
Ameisen ähnlich, in voller Arbeit.

Mars kriegt aus Einer Ursach' mit einerley
Gewehr nicht. In der lachenden Buhlerin
Gesicht kämpft Wollust: und um Eine
Helena schmachtet und brennt die Erde.

Mit Kriegen ahndet dieser ein Scheltwort; der
Mit Landverheerung einen geraubten Hund.
Ein seltnes Laster will als Beyspiel
Mächtig stolzieren und Tugend heiſsen.

Das Meer in Osten decken Mavortische
Galeeren. Thetis sendet aus ehernen
Entflammten Schlünden Blitz und Donner,
Daſs die erschrocknen Gebirge beben,

Und weit entfernter Inseln Gestade von
Verstärkten Fluthen heulen. O! haltet ein,
Barbaren, daſs nicht einfach Unglück
Feuer und Schiffbruch und Stahl verdopple!

Eröffnet ihren Kindern nicht ohnehin
Durch tausend Todesarten die Erde sich?
Drum wollen, durch empörter Völker
Stäte Tumulte bewegt, die Reiche

Nicht länger stehn, und wanken und stürzen sich
Auf ihre eignen Bürger. Verschwiegner Staub
Bleibt übrig, drauf der Stab des späten
Wanderers schreibe: Mit seinem König

Und Volke liegt hier selber das Königreich.
Gedenk' ich noch der Meere, die, über sich
Gezogen, ihre Städt' und Porte
Selber verschwemmen? der Göttertempel

Und Königsschlösser, schallend von schleichenden
Gewässern? und der Hütten, vom Ocean
Verschlungen? Aller Orten seh' ich
Tyrische Waaren und Schätze schwimmen.

O! alles zu zernichten, beeifert sich
Die Welt gewaltig. Schlachten, Belagrungen,
Gezänk und Tod bringt Libitina
Auf die beblutete Scene; bis einst

Das hell gestirnte Himmelstheater sich
Der Tage letzten schlieſset. Was weil' ich denn,
Ich Luftbesegler, die besonnten
Himmlischen Wohnungen zu schiffen?

Bewundr' ich immer, was nicht unsterblich ist?
O! tragt, o! tragt mich, fliehende Wolken, hin,
Wo durch des Himmels blaue Felder
Sonnen und Monde sich wälzen! —
Irr' ich

Getäuschet? Heben mächtige Winde mich
Noch höher aufwärts? Kleiner von neuem sind
Die Reiche mir; die Völkerschaften
Unter den Augen wie ganz verschwunden.

Die Erd', allmählig ferner, verlieret sich
In eine Kugel; endlich in einen Punkt.
O! überflieſsend Meer der Gottheit!
Insel, von keinem Gestad' umgränzet,

Doch reich an Häfen, die nicht vergänglich ſind,
Empfang', verſchling' mich Müden, mich Keichenden!
Grundloſer Ocean der Geiſter,
Drehe mich ewig in deinem Wirbel!

An die Vernunft.

Bey geliebter Seelenfreunde
Fröhlicher Zusammenkunft,
Zürnest du nur unsrer Freude,
Alte mürrische Vernunft!

Werde doch, gleich dieser Kerze,
Endlich ein wohlthätig Licht!
Leucht' uns, wenn wir uns vergnügen,
Zu der Lust, und stör' uns nicht!

Grabschrift eines Schoshündchens.

Ich ward von Sylvien geliebt in meinem Leben:
Doch weil man in der Welt nicht eben immer liebt,
Ein Abschied aber, den ein liebes Mädchen gibt,
Den Abgeschiedeten betrübt,
So hab' ich mir den meinen selbst gegeben.
Ich starb, annoch von ihr bethränet und geliebt.
Der Schönen Zärtlichkeit, dem Biby dürft ihr glauben,
Ihr glücklich Liebenden! kann ewig nicht bestehn.
Sein Mädchen stets getreu zu sehn,
Muſs man das Leben sich nicht allzulang' erlauben.

Lob des Burgunder Weins.

Der war gewiſs ein frommer Mann,
Den Jupiter so lieb gewann,
Daſs er ihm diesen Weinstock schenkte,
Ihn selbst in seinen Garten senkte,
Und voller Purpurtrauben henkte! —

Eh Peleûs in der ersten Nacht
Der Braut den Gürtel losgemacht,
Da fehlte bey dem hohen Feste,
Zu der Bewirthung seiner Gäste,
Der süſse Nektartrank, das Beste.

Alsbald sprach Zevs zur Götterschaar:
Wir trinken Nektar Jahr für Jahr,
Seitdem wir im Olympus leben:
Izt sollen einmal ird'sche Reben
Unsterblichen ein Labsal geben.

Er schüttelt sein allmächtig Haupt:
Gleich steigt der edle Stock belaubt
Mit schlanken Armen in die Lüfte,
Voll goldner Früchte, Nektardüfte,
Daſs er den Ruhm des Meisters stifte.

Cythere streckt die Finger aus,
Und klaubt ein Rebenkind heraus,
Und rizt den schönen Arm im Klauben:
O Wunder! plötzlich sind die Trauben
Gepurpurt, wie der Hals der Tauben.

Daphnis von seiner Lalage.

Fröhlich seh' ich, wie Gold, Azur und Purpur
Von dem Blumengefild' ihr Haar verschönern;
Fröhlich seh' ich, wie junger Weste Odem
Ihr die Locken bewegt.

Fühlt, wie glücklich ihr seyd, Aurorens Kinder,
Küſst, liebkoset nach Herzenslust mein Mädchen;
Wohl mir, hab' ich zu frohen Nebenbuhlern
Hier in Tempe nur euch!

Auf Laura's Tod.

Wär' es Göttern vergönnt zu weinen, sie hätten, o Laura!
  Mit verhülltem Gesicht, da du gestorben, geweint.
Was sie konnten, das thaten sie: seine Fackel verlöschte
  Hymen, und Amor zerbrach seufzend den goldnen Pfeil.
Ob dein Tod Unsterbliche gleich und Sterbliche rührte,
  Hat er am meisten doch mich, deinen Verlobten, betrübt,
Daſs ich die Seelen beneide, die dich zu den Schatten begleiten,
  Und in Elysiens Thal früher dein Angesicht sehn.

Akanth und Phryne.

Eine Romanze.

Ungefähr vor sieben Jahren
Bot Akanth aus Unbedacht
Für die Freuden Einer Nacht
Phrynen alle seine Waaren:
Aber ihm — wer hätt's gedacht? —
Ward ein tiefer Knicks gemacht.

Neues Wunder! nach drey Jahren
Hatte Phryne sich bedacht,
Und versprach ihm eine Nacht
Für die Hälfte seiner Waaren:
Aber er — wer hätt's gedacht? —
That, als hätt' er Scherz gemacht.

Drauf erschien sie nach zwey Jahren
In verführerischer Tracht,
Und verhieſs ihm eine Nacht
Für ein Drittel seiner Waaren:
Aber er — wer hätt's gedacht?
Ward darüber aufgebracht.

Nach den beyden letzten Jahren
Kam sie, wie ein glühend Dacht,
Und verhieſs für Eine Nacht
Ihm izt alle ihre Waaren:
Aber er — wer hätt's gedacht? —
Hat sie grausam ausgelacht.

Der zweyte Hochzeittag.

Der du lachend und leicht Feste der Fröhlichkeit
Unter Linden zu schildern weiſst:
Tityrn, seine Schalmey blasend, und Sylvien,
Tanzend vor dem betrunknen Faun,
Der, mit Weinlaub umkränzt, neben dem Schlauche sizt:
Zeichn' auch dieses Gemählde mir,
Mahler! denn die Natur, die dir gewogen ist,
Hüpft auf deinen Befehl herbey.
Auf drey Tage des Dorfs glückliche Königin —
Einen Strauſs, statt der Edelstein',
Auf der Brust; statt der Kron', einen Tyrolerhut,
Halb in Flechten des Haars versteckt;
Zartes Moos statt des Throns, und statt des Baldachins
Einen blühenden Rosenstrauch,

Schien von voriger Nacht jetzo das Bräutchen noch
Blaſs, verschämt und erstaunt zu seyn.
Keusch und glücklich zugleich, spricht ihr vom Angesicht
Freude, die sie gegeben hat.
Schläfrig, aber verliebt, schielet ihr Bräutigam
Noch mit trunkenem Aug' auf sie.
Sein erst werdendes Glück strahlet ihm sichtbarlich
Von der feurigen Stirn' herab.
Der die Augen ihm schlieſst, Amor, verdunkelte
Doch die Freud' in den Augen nicht.
Alle Scherze, so viel izt in der Gegend sind,
Alle Grazien, leichtgeschürzt,
Blos in Leibchen und Rock, alle muthwilligen
Liebesgötter beginnen izt
Einen trunkenen Ball, bunt mit der Liverey
Des Thalassius *) angethan.
Jeder Seladon, an seiner Asträa Hand,
Tanzt vor'm schnurrenden Dudelsack
Ausgelassen. O sebt, wie sie, ein Labyrinth
Ziehend, bald auseinander fliehen,

---

*) *Thalassius, ein Gott der Hochzeiten bey den Römern.*

Als entzweyte; bald hergehüpft, wiederum
Sich umschlingen und fröhlich thun!
Einer drücket geschwind, da er vorüber flieht,
Seiner Braunen ein Schmätzchen auf.
Sie erzürnt sich zum Schein, nennt es Vermessenheit,
Und verbirgt doch im Innersten
Kaum die Hälfte der Lust, die sie empfunden hat.
O! wer hätte liebreizende
Scham, wer hätte geglaubt, Wollust und Sittsamkeit
Auf dem Lande vereint zu sehn!
Jenen Greisen zur Seit' (unsre bukolischen
Schilderungen zu vollenden)
Gehn aufs neue, beym Krug, Funken der Fröhlichkeit
Aus der Asche des Herzens auf:
Wie ein Sommertag spät in dem Decembermond
Oft noch purpurn vom Himmel steigt.
Beym Geschwätz, was auch sie waren, vergessen sie
Alle, daſs sie bald nicht mehr sind.

Ueber die Ertragung des Glücks.

(*Des Sarbiewsky vierte Ode des dritten Buchs.*)

Fördert ein sanfter Zephyr deine Segel,
Jagen ergrimmte Wogen deine Barke:
Trotze des Glückes Wuth, und spotte seiner
Mancherley Ränke!

Lacht es: mit Groſsmuth siehe dann zur Seite;
Weint es: mit Anmuth lächle dann zurücke.
Lern' auch allein und in den stärksten Stürmen
Dich zu besitzen.

Einer berennten Stadt gleich, Freund, regiere
Selbst dich, als Konsul oder Cäsar, wenn die
Diener des Schicksals deines heitern Herzens
Feste bestürmen.

Gehe, wenn leichte Leiden dich besuchen,
Fröhlich entgegen. Ueberfluſs und Friede
Lieben die Laren deſs, bey dem zuerst sich
Traurigkeit einfand.

Günstiges Glück führt dieses Uebel bey sich,
Daſs es verzärtelt; Unglück dieses Gute,
Daſs es die Herzen endlich stählet, die es
Anfangs verwundet.

Kummer von langer Dauer ist nicht heftig.
Mach' das Geschick dir durch Geduld zur Freundin.
Wird durch Gewohnheit nicht die schlechtste Gattin
Endlich erträglich?

Die ſchlafende Schöne.

In den Augen der ſchönen Oronte
Sitzt Amor, ſo lange ſie wacht;
Streut aber Morpheus Schlummerkörner
Ihr auf die müden Augenlieder,
Dann läſst ſich Amor zum Buſen herab.

Unter einer Myrtenlaube,
Dem Tempel des Harpokrates,
Fand ich Oronten am heiſseſten Tage des Sommers.

Wie in Enna's blühendem Thale
Die junge Proſerpina,
Müde jungfräulicher Spiele,
Auf Blumen ruhete, lag ſie
Auf einem Bette von Veilchen und Roſen.

Die Bürger der Zweige,
Unbeweglich in den Nestern,
Schonten ihrer Ruhe,
Und unterbrachen den Waldgesang.

Ich nahete mich, ohne Furcht,
Ihre Reize zu betrachten;
Denn alles versicherte meinen Begierden
Unstrafbarkeit.

Bald hob ich von meiner Stirne
Das leichte Blumenkränzchen,
Und setzt' es leise der ihrigen an
Bald legt' ich einen Purpurpfirsich
Ihr in die hohle Hand;
Bald warf ich ihr auf den Busen
Ein süſs duftendes Rosenblatt,
Und überlieſs mich ganz
Meiner Sinne Bezauberung.
Denn was ich einzig fürchtete,
Ihr Auge, war geschlossen.

Ihr unter durchsichtigem Silberflor
Sanft arbeitender Busen
Hatte mit Hülfe Favons
Schon die Bande zerrissen,
Die gefangen ihn hielten,

Und zeigete mir,
Wechselsweise sich senkend und hebend,
Alle seine wachsenden Schätze.

Wie des Argus hundert Augen
Auf jene Io sich hefteten,
So starreten die meinen
Diesen schönen Busen an.

Flora! sagt' ich, holde Gemahlin Favons,
Hast du in deinen Körbchen
Junge Lilien, oder Rosenknöspchen
Frischer, als sie hier sind?

O weise Pallas, Jupiters Tochter!
Ziehe mich zurück.
Bedecke mit deiner Aegide mich,
Oder bedecke den Busen hier.'

Sie hörte mich nicht.
Fern von ihrem Cekropischen Heiligthum
Saſs sie in einem kühlenden Bade,
Wozu von seinen wohlriechenden Bergen
Ihr Inachus ambrosische Wellen gesandt.

Amor aber hörte mich.
Sichtbar saſs er auf dem schönsten Busen,

Wie auf einem Thron von Alabaster,
Und schoſs flammende Pfeil' in mein Herz.

Geh, sprach er, Sohn der weisen Athenäa,
Geh, und sey künftig weniger kühn!
Du weiſst so viel, und weiſst noch nicht,
Daſs, wenn auch eine Schöne schläft,
Doch Amor immer noch wacht?

Ueber die Vergänglichkeit.

(Des Sarbiewsky siebente Ode des zweyten Buchs.)

Menschlichem Elend wär' es eine Lind'rung,
Sänken die Dinge wieder, wie sie stiegen,
Langsam; doch oft begräbt ein schneller Umsturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt stand nichts. Der Städt' und Menschen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich, zu steigen,
Stunden, zu fallen.

Welcher dem Umsturz eines Reiches Einen
Tag nur gegeben hat, der gab genug ihm;
Unter dem Streich, ach! Eines Augenblicks er-
Liegen oft Völker.

Der du noch selbst des Todes Opfer seyn wirst,
Nenne nicht darum, weil die Zeit im Stillen
Menschen und Menschenwohnungen zerstöret,
Grausam die Götter.

Die dich zum Leben rufte, jene Stunde
Rufte zum Tod dich. Lange hat gelebet,
Wer sich durch Tugend und Verdienst ein ewig
Leben erworben.

Oftmaliges Heurathen.

Tritt man das erstemal in Hymens Tempel ein,
Und nimmt sich eine Frau, so ist es zu verzeihn;
Man wird als Wagehals bewundert,
Tritt man zum zweytenmal hinein.
Wer sich die dritte *freyt*, verdient zur Strafe hundert.

Trauriges Andenken.

Dies ist der schöne Hain, wo meine Henriette
Die Blümchen oft, indem sie ging, zerknickt.
Dies ist die weiche Lagerstätte,
Wo ihr Gesang die Götter oft entzückt.
Dies ist das blaue Veichenbette,
Wo mich so oft ihr Kuſs beglückt,
Und ich sie oft an's Herz gedrückt,
Als ob ich nichts zu fürchten hätte.
Auf dieser Bank von Sammt, in diesem Kabinette,
Band ich, ihr Bräutigam, ihr einst den Gürtel los;

Und hier sank sie — entseelt in meinen Schooſs,
Gleich einem zarten Lamm, umhängt mit Blumenranken.

Die Liebe legt, so gut sie kann,
Aus diesem Stoff süſsbitterer Gedanken
Das Angstgewebe meines Lebens an.

An die Sonne.

O fleuch, du Gott des Tages! beschleunige
Die Brautnacht, welche Still' und Geheimniſs
liebt!
Damit Theons mich beglücke,
Darf nur die Fackel der Liebe glänzen.

Was will dein Wagen? Stürz' in den Ocean!
Vergiſs, vergiſs in Thetis Umarmung dich!
Verlängre diese Nacht, der keiner
Deiner glückseligsten Tage gleichet!

Die Welt.

Die Welt gleicht einer Opera,
Wo jeder, der sich fühlt,
Nach seiner lieben Leidenschaft,
Freund, eine Rolle spielt.
Der Eine steigt die Bühn' hinauf
Mit einem Schäferstab;
Ein Andrer, mit dem Marschallsstab,
Sinkt, ohne Kopf, herab.
Wir andern armen Teufel sehn
Verachtet, doch in Ruh,
Vor dieser Bühne, gähnen oft,
Und sehn der Fratze zu.
Die Kosten freylich zahlen wir
Für's ganze Opernhaus;
Doch lachen wir, miſsräth das Spiel,
Zuletzt die Spieler aus.

Der Sommer in Toskana.

Welch' entsetzliche Gluth! welch' immer wachsende Hitze!
Bin ich den Schlössern Apolls hier, bin ich dem Phlegethon nahe?
Oder fällt Phaeton wieder mit feurigen Wagen und Pferden
Zwischen den Sternen herab, von ihren Flammen ergriffen?
Alle Früchte der Ceres stehn halb geröstet, und prudeln,
Wie das werdende Brod im Feuergewölbe des Beckers
Tellus Busen zerreiſst, und röchelt entzündete Luft aus.
Deine feurigen Ström', o Sirius, zwingen den Arno,

Auf dem Bette von Rohr des trocknen Todes zu sterben.
Daſs er Gott ist, errettet ihn nicht: sein Wasserkrug, völlig
Bis auf den Boden verraucht, wird bald sein Aschenkrug werden.

An Laura.

Der schwüle Tag hat sich verloren,
Die Nacht ist hier:
O Laura! was dein Mund geschworen,
Das halte mir.

Sieh jenes Dach von Rebenblättern,
Wo niemand lauscht,
Wo du mit mir, vor allen Göttern,
Dein Herz vertauscht.

In diese Laube laſs uns schleichen,
Die Venus schützt,
Auf der, für uns zum guten Zeichen!
Ihr Vogel sitzt.

Dann blicke Luna nach uns beyden
Von ihrem Thron,
Und seufze bey so vielen Freuden:
Endymion!

Arkadische Liebe.

Mit einem Blick, von sanfter Wehmuth trübe,
Nennt Seladon mich oft der Schäferinnen Preis,
Und fragt, ob ich den armen Seladon nicht liebe,
Fragt, ob ich es mit Fleiſs,
Bis er gestorben sey, verschiebe.
Gerechte Götter, ach! verdien' ich den Verweis,
Daſs ich der jungen Schäfer Preis,
Den treuen Seladon, nicht liebe,
Da ich mich Tag und Nacht betrübe,
Weil ganz Arkadien schon weiſs,
Daſs ich ihn mehr als meine Heerde liebe!

Laura.

Willkommen, oft besuchte Wüste,
Von schwarzer Sorg' und Unruh' leer,
Thal, das ein König lieben müſste,
Wenn er, wie ich, voll Liebe wär'.

Gekrümmte Bäche, klare Quellen,
Strom, der durch scharfe Felsen bricht,
Bezähmt das Rauschen eurer Wellen,
Ich denk' an Lauren, stört mich nicht.

Ihr schlanken Erlen, ihr müſst schweigen,
Das hat euch die Natur gelehrt,
Doch müſst ihr eure Wipfel neigen,
So oft ihr Laurens Namen hört.

Ihr Vögel, hüpft auf grünen Mayen,
Und ſingt und paaret euch im Rohr;
Doch ſtärker würde nichts erfreuen,
Sängt ihr mir von der Laura vor.

Ihr Spatzen in der hohlen Weide,
Ihr küſst das ganze lange Jahr,
Euch macht das Singen wenig Freude,
Wie mir, als ich bey Lauren war.

Ihr Schmetterlinge dieſer Auen,
Ihr muntern Blumenbuhler ihr!
Gern mag ich euch hier küſſen ſchauen;
Doch miſsfällt euer Leichtſinn mir.

Komm, Wirthin aus dem Felſenritze,
Komm, ſchöne Schlang', und horche zu!
Es gleichet Laura dir an Witze,
Und wirft ſo helle Blick', als du.

Einſiedler in der kleinen Klauſe,
Wie kannſt du ewig einſam ſeyn?
Was thuſt du in dem öden Hauſe,
Kehrt keine Gattin bey dir ein?

Des ersten Menschen erste Bitte
War um ein Weib in seinen Schooſs:
O Schnecke! deine enge Hütte
Wär', ohne Lauren, mir zu groſs.

Ihr treuen Täubchen, bunt von Hälsen,
Wie Regenbogen bunt von Brust,
Ihr lebt in Ulmen, lebt in Felsen
Allein der Lieb', allein der Lust.

Ihr möget meiner Laura sagen,
O! sagt es ihr im Monat May,
Daſs in den schönen Frühlingstagen
Kein Leben ohne Liebe sey.

An einen Freund.

Der kleine Dorfpallast, den Neid und Laster scheun,
Doch Kunst und Tugend nicht, geliebter Freund, ist mein.
Hier wohnet König Götz, um den mit keuschen Scherzen
Zufriedenheit und Ruh sich hold verschwistert herzen.
Hier hält er seinen Hof, und herrschet unumschränkt,
Von einem Thron, den ihm sein eigner Fleiſs geschenkt.
Hier höret er sein Volk, Spiel, Tanz und Fest begehen,
Und kann mit einem Blick das Ländchen übersehen,
Das seinen Zepter küſst. Hier bringt manch Kammergut,

Vom Unterthan gebaut, ihm jährlichen Tribut.
Ein Areopagus, den alle Zeiten preisen,
Der alten Redner Schaar benebst den neuen Weisen
Umgeben ihn gedrängt; und fern von Schmeicheley
Sagt dieser Staatsrath ihm, was recht und unrecht sey.
Die Laster, die ihn noch zuweilen schlau betriegen,
Hilft ihre Weisheit ihm in kurzer Zeit besiegen.
Ein schönes Schwesternchor voll Reiz und voller Scham,
Das noch den Himmel fühlt, und das vom Himmel kam,
Verkürzet ihm die Zeit mit ungezwungnen Tänzen,
Umwindet ihm das Haupt mit immer grünen Kränzen,
Und hält ihm voller Zucht, doch halb gezwungen, still:
Wenn er es insgeheim voll Ehrfurcht küssen will.

Läſst er sein Völkchen einst, nach Fürsten-Brauch und Sitten,

An einem Gallatag' auf eine Mahlzeit bitten;
Dann deckt Vergnüglichkeit die Tafel; die Natur
Tischt das Gesundeste von ihrer holden Flur
In reinen Schüsseln auf. Die Grazien bewegen
Die Rosenhände nett, die Speisen vorzulegen.
Auch fehlt Ambrosia und süſser Nektar nicht;
Sein gutes Herz ist stets das mittelste Gericht,
Und Freyheit, welcher sich Geschmack und Wohlstand gatten,
Würzt auch die mindeste von allen seinen Platten.

So lebet König Götz in seinem neuen Staat,
Wo er sehr wenig wünscht und wenig nöthig hat.
Sein gröſster Reichthum ist, den Reichthum ganz entbehren,
Um welchen Thoren sich in Ungeduld verzehren.
Ein ruhiges Geschick, das stets beglücken kann,
Genieſset unter ihm sein froher Unterthan,
Und weiſs von keiner Furcht. Des Reiches hohe Stände
Befürchten nichts so sehr, als seines Reiches Ende.

Menalkas und Philinde.

Menalkas sagte zu Philinden:
Ich kenn' ein Uebel auf der Welt;
Im Himmel ist wohl nichts zu finden,
Das mehr bezaubert und gefällt.
Die Hirten fühlen es auf diesen frohen Matten;
Für ihre Frömmigkeit gab's ihnen Zevs zum Lohn.
O Hirtin, willst du mir's gestatten,
So mach' ich dir ein Bild davon.
Ich habe selbst durch dich dies Uebel leiden müssen . . .
Du schüttelst mit dem Kopf, du scheinest nichts zu wissen?
Nun wohl! damit du lernst, woran man's kennen kann,
So höre mich nur an.

Man liebt die Einsamkeit im dunkelsten Gesträuch,
Und glaubt doch immer wen zu hören;
Daselbst zerflieſset man in Zähren,
Und keines Königs Lust ist diesen Zähren gleich.
Oft sitzt man auf dem Rand an einem stillen Bach,
Und sieht sich doch nicht selbst in den krystallnen Flächen;
Man sieht ein andres Bild, fängt an mit ihm zu sprechen,
Steht auf, und meint, es folge nach.
Es ist gemeiniglich ein Schäfer auf den Auen,
Den man beständig wünscht zu schauen,
Auf den man das Gespräch mit den Gespielen lenkt,
Der schon erröthen macht, wenn man nur an ihn denkt.
Da weidet man, wo dieser weidet,
Man sieht ihm lange nach, wenn er am Abend scheidet,
Und seufzet, kömmt er Morgens an,
Man weiſs zwar nicht warum, doch seufzet man.
Dies Uebel weiſs ich zwar mit Worten nicht zu nennen:

Doch wie beglückt wär' ich, empfändst du
was davon!

Ja, sprach die Schäferin, mich dünkt, ich
soll es kennen:
Ich fühl' es für den Seladon.

Der politische Kato.

(Des Sarbiewsky sechste Ode des zweyten Buchs.)

Lieſse Plutus es zu, was er bescherete,
Mild zu brauchen, um mehr bät' ich ihn; aber ach!
Es entzieht sich zuletzt thörichter Golddurst selbst,
Was er andern geraubet hat.

Schätze lob' ich allein, die das Gemüth gewährt:
Die der gute Verstand nützlich zu brauchen weiſs:
Die zu wachsen sich stets freuen, und nimmermehr
Trauren über Verringerung.

Herr und Cäsar wird der, aber auch der allein,
Welcher, wann das Geschick ihm, nach willkühlicher
Macht, was Gutes geschenkt oder genommen hat,
Doch nicht reicher noch ärmer wird.

Täuscht Fortuna nicht durch eitle Bemühungen
Unsre Neigungen stets? schüttet aus ihrem Schooſs
Geld und Spielwerk herab, lachend des blöden Volks,
Wenn es hitzig sich zankt und rauft?

Thoren mögen sich drum reiſsen, wie groſs sie sind,
Die Geschenke von ihm. Güter voll Unbestand,
Die ein Zufall uns leicht schaffen kann, würdig' ich
Meiner ernstlichen Wünsche nicht.

Wenn ich Fasces verdien', und das Geschick sie mir
Selber bringet, so sey Miſsgunst nur nicht dabey.
Ungeheuer! du sollst über die Schwelle nie
Meines Herrscherpalastes gehn.

Ehrenämter, die mir Tugend vertrauet, sind
Blos geliehenes Gut. Fröhlich, gebeut es Gott,
Reich' ich, wie ich sie trug, Zepter und Diadem
Einem würdigen Folger hin.

Spielt' ich meine Person, jetzt in dem Purpurrock,
Jetzt im Friedensrock gut: sollt' ich mit Freuden nicht,
Heiſst mich Jupiters Wink von dem Theater gehn,
Von mir werfen den Flitterstaat?

Und im Falle das Volk gestern mein Freudenspiel
Mit Vergnügen gesehn, morgen, mit ihm vermengt,
Auch mit ansehn, wie der, welcher mich abgelöst,
Seine tragische Rolle spielt?

Das Glück der Wälder.

(Nachahmung des Guarini.)

Ihr stillen Wälder ihr, der Unschuld Aufenthalt,
Wo unter Philomelens Lieder
Die Flöte junger Hirten schallt,
O wie vergnügt seh' ich euch wieder!
Gestünde mein zu seyn mir mein Verhängniſs zu,
So weiſs ich, daſs ich eure Ruh
Nie mit der Städte Lärm, und euer Rasenbette
Mit Schlössern nie vertauschet hätte.
Der Höfe Prunk, der Fürsten Macht,
Des Glückes hoch gepriesne Güter
Sind keine Güter, sind nur Flitterpracht
Für edel denkende Gemüther.
Sie lassen unsre Herzen leer,

Indessen sie die Phantasie erhitzen,
Ach! und besitzen uns weit mehr,
Als wir Betrognen sie besitzen.
Was hilft Geburt, Verstand, Gestalt,
Was helfen Reichthum und Gewalt,
Was hilft auch selbst der Ruhm der Tugend
Im Frühlingsmorgen unsrer Jugend,
Ist unser Herz, an dem doch alles liegt,
Ist unser Herz nicht auch vergnügt?
Die Hirtin ist beglückt zu nennen,
Die einen Leib mit Leinwand deckt,
Der solche Regungen erweckt,
Die Gold und Purpur nicht erwecken können,
Ob sie gleich über halb ihn sittsamlich versteckt.
An jenen Gütern arm, die uns Fortuna schenket,
Hat sie die bessern Güter nur,
Womit die gütige Natur
Die Kinder, die sie liebt, bedenket.
Von nagenden Begierden ungequält,
Miskennt sie alles, was ihr fehlt;
Genieſst, in schattenreichen Buchen,
Die Ruhe, welche Weise suchen,
Und lebt, von Miſsgunst unbesiegt,
Bey aller Dürftigkeit vergnügt.
Mit Honig und mit Milch erhält sie ihre Schöne;
Sie trinkt den frischen Quell, um den die Rose blüht:

Und dieser Quell, so rein als eine Hippokrene,
Ist auch das Spiegelglas, worin sie sich besieht,
So oft Arkadien der Liebe Fest begehet,
An welchem ihren Reiz ein Kränzchen nur erhöhet,
Das schöner ihr als eine Krone steht,
Mit Diamanten übersä't. —
Sie achtet's nicht, ob Eurus streichet;
Die Witterung sey, wie sie will,
So bleibet ihre Seele still,
Die einem sanften Bache gleichet.
Ihr Herz, das sich in Wünschen nie verfliegt,
Ist bey der Dürftigkeit vergnügt.
Erscheint in Gold und Glut der heitre Morgen,
So liegt ihr Eine Sorge an,
Die einzige, die schönste aller Sorgen,
Die man ihr nicht verdenken kann:
Indessen ihre Schaf' in tiefen Kräutern gehen,
Im Busch, am Hügel, auf dem Wiesenplan,
Den treuen Seladon zu sehen,
Den Hirten, den für sie kein Wahlgesetz bestimmt,
Den ihr die Lieb' allein erlesen,
Für den in ihrer Brust schon längst ein Fünkchen glimmt;
Der stets für sie, wie sie für ihn, nur da gewesen.

Er springt, wenn er sie schaut, durchs frisch bethaute Gras
Nach ihrem offnen Arm, erzählt, ich weiſs nicht was,
Von süſser Liebespein, die seinen Geist entkräftet.
Indessen sie ihr Aug' hold auf sein Auge heftet,
Sieht sie ein Thränchen dort, das sich umsonst versteckt.
Sie reicht ihm ihre Hand, führt ihn zum Rasensitze,
Den vor der strengen Sonnenhitze
Ein hoher Pappelbaum und breiter Nuſsstrauch deckt.
Bey diesem einzigen Vertrauten ihrer Flammen
Sitzt das beglückte Paar in ungestörter Ruh
Den lieben langen Tag beysammen,
Und bringt die Zeit in Lust und frommer Unschuld zu.
Ein jedes spricht, was es im Augenblick empfindet,
Was ihm Kupido sagt, was ihm am Herzen liegt,
Sie leben, wie man lebt, wenn uns das Herz verbindet
Bey ihrer Dürftigkeit vergnügt.

O Glück Elyſiens, vom Himmel euch gegeben!
O Nektartrank! o Götterbrod!
Ein Leben, dieſem gleich, iſt ein wahrhaftes Leben,
Ein andres Leben iſt ein Tod.

An die Groſsen.

(Aus dem Französischen Friedrichs II.)

Erkennt, Unselige! Fortunens falſche Streiche:
Ihr liebstes Schauspiel ist der Hoheit schneller Fall,
In ihren Händen ist der Arme, wie der Reiche,
Der Weise: wie der Thor, ein Scherz, ein leichter Ball.
Freuden, die sie heut' verschaffte,
Sieg' und nach den Siegen Ruh,
Wendet oft die Flatterhafte
Morgen einem Andern zu.

Umarmt die Schmeichlerin mich dennoch mit Bestande:

Wohlan! so dank' ich ihr für jeden Liebesblick.
Zerreiſst sie, ungetreu, die holden Freundschaftsbande:
Mit Freuden send' ich ihr Geschenk und Ring zurück;
Gatte mich, voll höhern Muthes,
Brave Penia *), mit dir,
Bringst du, statt des Heurathsgutes,
Redlichkeit und Ehre mir.

---

*) *Penia, Göttin der Armuth.*

Klymene vor Gericht.

Klymenen war das Bäuchelchen geschwollen
Dies störete der guten Nymphe Ruh.
Der Ruf davon war überall erschollen;
Man führte bald sie Themis Tempel zu.
Hier schob sie nun die ganze Schuld Apollen
Dem Schäfer des Admetus, in die Schuh.
Du hättest, sprach die Göttin, schreyen sollen
Gestehe mir die Wahrheit! schriest du?
Ach! seufzte sie, ich habe schreyen wollen,
Allein ich kam vor Lachen nicht dazu.

Der Romanenritter.

Das zarte Fräulein Rosemund,
Das sonst von Liebe nichts verſtund,
Hatt' eben erst seit wenig Wochen
Des Spieles Süſsigkeit gerochen,
Das ihre Frau Mama gespielt,
Als sie die Exiſtenz erhielt.
Nun macht' ein Herr von ſechzehn Ahnen,
Ein treuer Leser von Romanen,
Und Feind von jedem andern Buch,
Ihr alle Tage den Besuch,
Ein Herr, der jedes Wort ambrirte;
Banisen Nächte lang studierte,
Die römische Octavia
Dabey des Tags wohl zwier durchsah,
Sinnreiche Thränen, hohe Klagen
Ihr rittermäſsig vorzusagen,
Wodurch er's denn so weit gebracht,
Daſs sie ihn zärtlich angelacht,
Die Aeuglein ſtets auf ihn gewendet,

Ihm heiſse Seufzer zugesendet,
Die ihm verdeutschten, was ihr wär';
Doch wer war hölzerner, als er?

Einst, als sich der Romanenheld
Amadisirend eingestellt,
Lag sie, entfernt vom Weltgetümmel,
Halb angekleidet unterm Himmel
Des prächt'gen Bettes von Damast,
Und zitterte vor Warten fast,
Und schmolz vor süſsen Bangigkeiten,
Und leise girrte sie zu Zeiten,
Weil sie den Tauber itzt so nah
An ihrem Schwanenlager sah. —
Er, als er zitternd sich gebücket,
Noch zitternder sie angeblicket,
Zog nun aus seines Busens Schrein
Das alte Schäferseufzerlein:
Wär' ich mit dir in's Waldes Schatten,
Wo sich die sanften Weste gatten,
An einem Quell, da wollt' ich dich . . .
„Was wolltest du? Du wolltest mich
„Erdrosseln? und in's Wasser schmeiſsen?
„Das hat der Henker dir geheiſsen!"
Sprang, als sie dies im Zorn geredt,
Von ihm in's nächste Kabinet.

Gegen die Bettvorhänge.

Wer will, mag einen Vorhang haben
Von Gaze, von Seide, von Kattun.
Ich lieb' uneingepackt zu ruhn;
Nicht wie in eine Gruft begraben.
Weswegen, das erzähl' ich nun.

So wisset, liebe Nachbarinnen!
Wär' auch des Gallus Lydia
In einem Vorhangbettchen da:
Es käme doch die Lust darinnen
Den Bräuchen Hymens allzunah.

Was helfen Pracht und Zier zum Schlafen?
Wer an dem Schlafen Freude hat,
Schläft, wie ein Tityr, bey den Schafen,
Auf jeder offnen Lagerstatt,
Sich ohne seidnen Vorhang satt.

Apollo hat es oft beschworen,
Er sey von Dämmerung kein Freund.
Die Schwestern, im Olymp geboren,
Die Musen, lieben all' Auroren;
Warum? sie ist dem Vorhang feind.

Pedanten stecken sich mit Fleiſs,
In Vorhäng', öfters voller Ritzen;
Poëten niemals, wie man weiſs.
Sie tragen gar, anstatt der Mützen,
Bey Nacht ein leichtes Lorbeerreis.

Daſs bey Blitz, Donner, Regen, Wind,
Und auch bey Sonnenschein nicht minder,
Des Nereûs sonst so keusche Kinder
Am liebsten ohne Vorhang sind,
Weiſs unter uns ein jedes Kind.

Bey groſsen Flüssen, bey dem Mayn,
Dem Rhodanus, dem Vater Rhein
Sind keine Vorhäng' im Gebrauche;
Mit einem solchen Vorhangsstrauche
Hüllt sich ein schlechter Bach nur ein.

— Der Nilus selber, wie man glaubt,
Behilft sich ohne Vorhangbette;
Und ist sogar des Pfühls beraubt:
Denn hätt' er einen, o! ich wette,
Man fände ganz gewiſs sein Haupt.

Amphion.

(*Des Sarbiewsky fünf und dreyßigste Ode des vierten Buchs.*

Sperret, Thebaner! durch Gesetze fremden
Sitten den Eingang. Lehret eure Kinder
Fromme Gebräuche, Satzungen und ächten
Glauben der Väter.

Heiligkeit wohn' in euren Tempeln, Recht in
Euren Gerichten, Fried', Treu' und Wahrheit
Herrsch' in den Gassen. Aus der keuschen Stadt sey
Frevel verbannet.

Keine Bastey beschütz' ihn. Ate steige,
Ihn zu verfolgen, auf die Thürm' und dringe
Durch die demantnen Pforten. Ihn zu strafen
Wache der Donner.

Tücke, maskirt die Wahrheit, stolze Herrschsucht,
Niedrige Habbegierde, feister Reichthum,
(Heimlicher Schwelgereyen Vater) sey auf
Ewig verwiesen.

Wüthender Mangel lerne die gemeine
Kasse vermehren. Eure Waffen seyen
Eisen! denn Krieger, goldne raubend, kämpfen
Schlechter in Zukunft.

Wichtige Friedens- oder Kriegs-Geschäfte
Greift mit vereinten Kräften an. Erhabne
Tempel der Götter ruhn auf hundert Säulen
Allemal sichrer.

Eine Galeere, zwischen Klippen irrend,
Leiten bey Nacht verschiedne Sterne besser,
Mehrere Anker, die den Grund durchbeiſsen,
Halten gewisser.

Macht, durch ein langes Freundschaftsband verbunden,
Wächst in der Stille. Reicher Bürger Zwietracht,
Immer von neuem angefacht, verheert die
Mächtigsten Städte.

So sang Amphion in die süſsen Saiten. —
Dreymal ergoſs sich Dirce *); dreymal stand sie
Binnen den Ufern. Dreymal hub den braunen
Rücken Cithäron.

Klippen und Steine, schnell belebet, kamen
Seitwärts gekrochen und gesprungen, Felsen
Schoben und wälzten sich vom sanft gesenkten
Berge herunter.

Als er geschwiegen, reihten sich die wilden
Felsen zusammen, Thürm' und Mauren bildend.
Prächtig, o Theben! standst du da, mit sieben
Ehernen Thoren.

---

*) *Dirce, eine Quelle bey Theben.*

Die Mädcheninsel.

Ein elegisches Gedicht.

Steine warf Pyrrha vordem und der alte Deukalion Steine,
Nahe bey Themis Altar, auf der Parnassichen Flur,
Und erzielten ein neues Geschlecht von Menschen aus ihnen:
Männer aus Steinen des Manns, Weiber aus Steinen des Weibs.
Welche Gottheit belebt die Felsen der einsamen Insel,
Wo mein neidisches Loos mich Gescheiterten hält? —

Die du Paphos regierſt, und noch in Idalions Hainen
  Süſsen Opfergeruch, jeden Morgen empfängſt,
Mutter der Wolluſt und Ruh, laſs dieſen Felſen entſpringen
  Mädchen von ſeltenem Reiz, deinen Grazien gleich;
So voll Anmuth, wie deine Gefährtin, die blühende Hebe,
  Und der geiſtige Scherz, der dir den Buſen bewacht!
Ich, mit Amaranthen bekränzt, ihr Prieſter und König,
  Geh' durch die ſelige Flur unter ihnen einher,
Und beherrſche ſie ſanft, ſtatt eines ſilbernen Zepters,
  Mit dem duftenden Zweig, welchen die Myrte gebar.
Trag' ich nicht als König die goldene Krone der Ahnherrn,
  O! ſo mangelt mir doch kein Pieriſcher Strauſs,
Der anmuthiger duftet, als jene narkotiſche Staude,
  Die der Indiſchen Flur theure Balſame zollt!

Weiden Andre den Gaum mit perlefarbnen Fasanen,
　Oder dem köstlichen Huhn, das nur Morgenthau lezt:
Heisch' ich Zufriedener nichts, als was mir selten entstehet,
　Einen liebäugelnden Blick, einen geraubeten Kuſs.
Führt kein Wagen mich stolz durch lange Reihen Klienten;
　Sitz' ich dennoch vergnügt meinen Freundinnen im Schooſs,
Deren Auge mir ist, was Andern helle Demanten,
　Oder Hesperus ist, der sich im Megre verjüngt.
Bin ich vom Vaterland fern, das, mit nicht zärtlichen Händen,
　Mich zur Fremde verstieſs, und mir doch liebenswerth ist:
Bin ich Alter doch nah den rosenfarbigen Wangen
　Meiner holdseligen Schaar, ihrem ambrosischen Kuſs.
Ihr anmuthiger Trupp, der Florens Kinder beschämet,
　Bildet um mich herum einen schimmernden Hof.

Fährt sie von ihrem Paphos mit silbernen Schwänen herunter,
Beut mir grüſsend die Hand, nennet mich Priester und Freund.
Königin, frag' ich vertraut, wo ist mein Bruder geblieben?
Ohne den Amor ist mir kein Elysium schön! —
Siehe! dann lächelt sie süſs; schnell hüpft aus dem luftigen Schleyer,
Der Aglajen umhüllt, Amor jauchzend hervor,
Windet sich mir um den Hals, und küſst mich und grüſset mich Vater,
Klopft die Wange mir sanft, ringelt mein silbernes Haar;
Treibt dann mit Zweigen von cyprischer Myrte die lachenden Mädchen
In die Thäler zurück, wo die Nachtigall heckt,
Mir wetteifernd daselbst vielfarbige Kränze zu winden,
Und mit Anstand und Zier um die Schläfe zu ziehn.
Die dann in glücklicher Stunde den allerschönsten geflochten,
Fordert freundlich von mir einen belohnenden Kuſs,

Den ich ihr willig ertheil' und mit zwey Küssen vermehre,
Wie sie Delius einst keusch der Schwester gereicht.
So genieſs ich das Glück, Fortunen am Busen zu liegen,
Von der silbernen Pracht ihrer Flügel gedeckt;
So genieſs ich das Glück, die Grazien nackend zu sehen,
Ohne die Strafe zu scheun, die den Aktäon betraf.
Rüstig bedienen sie mich, und gehn, wie die lachenden Horen
Um den Wagen Apolls, tanzend um mich herum;
Fesseln mit Ketten von Blumen den Frieden, der unter Oliven
Nickt, und ziehen ihn sanft unter mein taftenes Zelt,
Wo sie mit Gürteln von Gold ihn an die silberne Stange
Schnüren, daſs er so leicht nicht zu entfliehen vermag;
Bis ich endlich, so alt als Tithon, dem Leben entfalle,
Sanft wie der Pfirsich dem Zweig, der ihn geboren, entfällt.

Bruder Amor, betrübt, daſs ihm sein Lehrer gestorben,
Schreibt durch's Cyprische Reich eilend ein Trauerfest aus;
Balsamiret den Leib, und stellt mit festlichem Pompe
Mein wohlriechend Skelet hoch auf der Mutter Altar,
Mit zwey Tafeln voll Liebesgesetz' in den duftenden Händen,
Ueber welchen in Gold zierlich die Ueberschrift blinkt:
Dies ist Athamas Rest, des hundertjährigen Jünglings,
Dessen Reden und Thun immer voll Grazie war.
Mit zerstreuetem Haar, in violettnem Gewande,
Wie auf Anakreons Grab ehemals Griechenland ſaſs,
Folgen die sittsame Zucht, der Jokus, die Freundschaft, die Musen,
Und die Grazien all' ächzend dem Leichenzug nach.
Aus den Thränen, die sie für mich aus Liebe vergieſsen,
Wächst ein wimmelndes Heer junger Amorn hervor,

Schlank gebildet, die Schwingen mit Purpur und Golde verbrämet,
Eines freudigen Thuns, voll von Feuer und Geist.
Diese vermählet vor meinem Altar mit meinen Gespielen
Hymen in goldenem Schmuck, mit der Fackel bewehrt. —
Mädcheninsel, so wirst du bevölkert; so schwingt sich mein Name
Zu den Vätern der Welt, zu den Lykurgen hinauf.

Der Dichter von seinen Liedern.

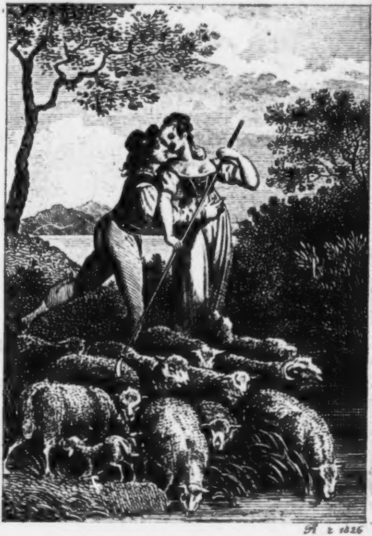
Meine jugendlichen Reime,
Jene bilderreichen Träume,
Wann, im grünen Zelt der Blume,
Ich am schönsten Busen sang,
Werden leicht den Preis gewinnen:
Denn ein Heer von Charitinnen
Hindert ihren Untergang:
Und die Zärtlichkeit darinnen
Ist ein Zauber allen Sinnen,
Rührt die Seele Lebenslang.
Alle Kinderchen von Floren
Hat sich Amor auserkohren:
Aber ein geheimer Hang
Gibt den Rosen, mit Auroren
An dem ersten May geboren,
In dem Strauſs für Leonoren
Allemal den ersten Rang.

Auserlesene

Episteln und Gedichte

von

Johann Arnold Ebert.



A 2 1826

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Ein und dreyssigstes Bändchen.
Ebert's auserlesene Episteln.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Inhalt.

Seite
1. Weihe (1788). 1
2. An C. A. Schmid; im May (1772). . 10
3. An C. C. Gärtner (1745). 40
4. An *** (1746). 47
5. An Demoiselle Ohmannin zu Hamburg (1786). 62
6. Den 18. May 1774. 69
7. Den 18. May 1783. 87
8. Den 18. May 1785. 104
9. Den 18. May 1788. 128

Anhang.

1. Der gute Brauch (1747). 135
2. Skolien; nach dem Griechischen (1743). 140
3. Hirtenlied (1740). 144
4. An den Freyherrn von Salis; Sonett. . 145

Eberts Episteln.

1.

Weihe.

Ein Greis, den kluger Vorbedacht —
Nicht Furcht, noch Unlust, sonst der Greise
Mitgesellen,
Und in den allermeisten Fällen
Auch ihr geheimer Rath, — zu dem Entschluſs
gebracht,
Vor jenem Ueberschritt der beyden groſsen
Schwellen
Sein Haus gehörig zu bestellen,
Versammelt, eh' der Tod sie von einander trennt,
Die Kinder, die zum Theil seit vielen Jahren,
Von ihrer Heimath fern, umher zerstreuet waren;
Die kaum der Vater selbst noch kennt.
Er mustert sie: — der Ein' ist groſs, doch schwächlich;
Der Andre fast ein Zwerg, wohl gar gebrechlich;
Der Dritte ziemlich hübsch, nur etwas Taugenicht: —

Doch ist, Gott Lob! auch unter diesen allen,
Die ihm am wenigsten gefallen,
Kein einziger ein Bösewicht.
Nicht ohn' ein heimliches Vergnügen
Erblickt er sich in ihren Zügen;
Nicht gegen ihre Fehler blind;
Doch auch geneigt — wie Väter sind —
Sich endlich damit auszusöhnen;
Ja, sinnreich g'nug, sie zu beschönen.
„Erbsünden; — Fehler ihrer Zeit; —
Wozu kann uns die Mode nicht gewöhnen? —
Anmuthige Nachlässigkeit; —
Der Jugend Unbesonnenheit,
Und Leichtsinn; — die Bedachtsamkeit,
(Hier wäre freilich wohl das wahre
Und eigentliche Wort, die Schläfrigkeit,
Die Kälte) meiner reifern Jahre;
Dies alles, wie im treusten Konterfeit,
In ihnen abgemalt. — Daher die sonderbare
Auffallende Verschiedenheit
Nach dem Geburtsjahr meiner Kinder,
In Gang, und Ton, und Sitten, und Gestalt; —
Die ältsten noch zu jung, die jüngsten schon zu
alt. —
Kurz, alle sind, der mehr, und jener minder,
Gleich ihrem Vater, — arme Sünder."

Doch eh' er noch von ihnen Abschied nimmt,
Hält er für gut, für das nicht lange Leben,

Das sein Prognostikon dem Häuflein längst bestimmt,
Ihm ein Paar Warnungen mit auf den Weg zu geben.

„Die Tonkunst war stets eure gröſste Lust:
Doch merkt es, eure schwache Brust
Verbietet euch die krieg'rische Trompete,
Und sie erlaubt euch höchstens nur die Flöte.

Und so vermeidet jede That,
Die langen Athem*) nöthig hat;
Denn schwerlich würde sie gelingen.
Drum geb' ich euch den wohlgemeinten Rath,
Mit stärkern Jünglingen um keinen Preis zu ringen,
Und nie im heiſsen Wettelauf
Nach einem fernen Ziel zu dringen,
Und noch viel weniger, hinauf
Zum reinern Aether euch zu schwingen.
O trachtet nicht nach hohen Dingen!
Bleibt ja in eurem Element,
Und seyd zufrieden mit der Ehre,
Daſs ihr, in einer niedern Sphäre,
Der Lieb' und Freundschaft dienen könnt.
Für dieses holde Paar Epistelchen zu schreiben,
Durch Liederchen die Zeit ihm zu vertreiben.

---

*) Werke von groſsem Umfang, *ouvrages de longue haleine.*

Nur dazu ward euch wohl noch einiges Talent
Von der haushältigen Natur gegönnt.

Der Groſsen Huld hofft niemals zu erreichen,
Und wäret ihr auch noch so klug:
Ihr seyd zu plump, zu Deutsch; nicht frey und leicht genug:
Hierin müſst ihr dem schalsten Gecken weichen.
Ihr trefft den guten Ton nicht recht:
Und doch ist euer Ton vielleicht nur darum schlecht,
Weil ihr nicht — durch die Nase sprecht.
Kurz, haltet euch zu eures Gleichen.

Doch ach! auf dieser Seite droht
Wohl gar noch eine gröſsre Noth.
Dort würdet ihr nur ausgezischet:
Allein, wenn ihr, an Kraft so arm,
An Wuchs so klein, doch unter jenen Schwarm,
Der nach dem Ruhme ringt, euch mischet,
So werdet ihr, wenn man euch kaum erblickt,
Von dem Gedränge schon erdrückt,
Vom Staube des Gewühls erstickt.
So müss' euch denn kein Schein betrügen.
Nein, laſst euch an der Gunst der kleinen Zahl,
Der euch ein Brief, ein Gruſs, von mir empfahl, —
Die, ach, stets kleiner wird! — genügen.
Bey allen übrigen macht in der kurzen Frist,
Die vom Geschick euch hier beschieden ist,

Und in dem kümmerlichen Stande
Und nicht sehr schimmernden Gewande,
Worin ihr euer Glück zu machen suchen müſst, —
Macht eurem Vater — keine Schande;
Und bleibet in dem festen Bande,
Das euch noch jetzt — wer weiſs, wie lang'? — umschlieſst.
Nur so kann seines Bruders Flecken
Und Mängel Jeder brüderlich
Durch seine Tugenden — wenn er sie hat — bedecken.
Und, Kinder, — überlebet mich!"

Er seufzet ahnungsvoll und bange, — nicht um sich,
Nur ihres nahen Todes wegen;
Umarmt sie nochmals väterlich
Und schickt sie fort mit seinem Segen.

Mit gleichen Ahnungen erfüllt,
Geb' ich dir gleichen Rath, du Häuflein meiner Lieder!
Denn diese ganze Scene gilt
Doch eigentlich nur euch. Ihr waret jene Brüder,
Und jener Greis war eures Vaters Bild.
O möchtet ihr mich nie verdammen,
Verfluchen nie den Tag, der euch zur Welt gebar,
Nie wünschen, daſs ich lieber euch den Flammen
Geopfert hätt', als der Gefahr

Euch ausgesetzt, die nun euch allzusammen
Vielleicht mit Einem Streiche droht! —
Ein schmählicher, ein öffentlicher Tod! —
Wärt ihr nicht glücklicher gewesen,
Zerstreuet, ungekannt und ungelesen,
In eurem Winkel zu verwesen?
O welcher zu gefäll'ge Freund, —
Was sag' ich? — welcher böse Feind,
Hat mich verführt, daſs ich in dies Gebinde —
Ein Bündel Stroh mit Stroh umflochten! — euch vereint?
Denn, ach, vielleicht zerflattert ihr geschwinde, —
Noch früher als der Sturm der Zeit
Selbst meinen Staub verweht — weit mehr, als sonst, zerstreut,
Wie leichte Spreu, in alle Winde;
Noch glücklich, daſs man euch nicht ganz unwürdig finde,
Zerstücket, eine Hüll' allein
Für beſsre Sammlungen zu seyn.
Nur Klopstock, Cramer, Schlegel, Ramler,
Gleim Wieland — Jeder, den des Nachruhms Ewigkeit
Zu ihren Auserwählten weiht,
Nur diese haben ohne Streit,
Als eigner Meisterwerke Sammler,
Denselben göttlichen Beruf
Von ihrem Genius, der sie zu Dichtern schuf.
Doch sollten sie, bescheiden-unentschlossen, —

Wo nicht aus edlem Stolz, ob ihrer Zeitgenossen
Kaltsinnigkeit empfindlich und verdrossen —
Sich dieser heil'gen Pflicht entziehn;
Vielleicht, wie Lessing, aus dem Leben
Schnell weggerafft, zu früh der Erd' entfliehn:
So wird die Nachwelt dankbar streben,
Das kleinste Blümchen Amarant,
Das sie noch ungesammelt ſand,
Gewissenhaft-sorgfältig aufzuheben;
Es durch ein unauflöslich Band
Mit allen übrigen in Einen Kranz zu binden,
Um ihren Aschenkrug damit noch zu umwinden;
Und jede Perle, sey sie noch so klein,
Die ihrer Kron' entfiel, und jeden Edelstein,
Den sie wohl selbst verkannt, scharfſichtig auszuspähen,
Und, daſs sie nie sich mehr verlieren,
In Eine Schnur, Ein Diadem zu reihn,
Um ihr geweihtes Bild auch damit noch zu zieren.
Doch welcher Dämon gab denn mir den Vorsatz ein? —
Noch jetzt? — bey diesen grauen Haaren? —
Nach dreyzehn Lustern? — O wie fein!
Verborgen hinter dem Latein
Glaubst du dein Alter nicht so ganz zu offenbaren?
Sprich Deutsch! — und sollt' es auch gemeine Prose seyn: —
Nach vollen — fünf und sechzig Jahren?
Schämst du dich nicht, o alter Thor,

Noch von Unsterblichkeit zu träumen?
Und hoffst du sie dir zu er — reimen?
Und flüstert dir dein Young nicht Warnungen ins Ohr?
Geht nicht der fünf und sechzigjähr'ge Thor
Noch weit dem vierzigjähr'gen vor?
Ist er nicht noch wahrhaftiger ein Thor? —
Allein, anstatt die weisen Lehren,
Die ihm sein Young ertheilt, zu hören,
Läfst sich durch das, was ihm von Vaterpflicht,
Noch leiser, Eigenlieb' und Affenliebe spricht,
Der alte Reimer noch bethören.
Denn — Alter hilft für Thorheit nicht.
Und wann sind Reimer zu bekehren?

So lebet denn auf immer wohl, —
So lang' ihr leben könnt, ihr wen'gen schwachen Lieder,
Mit diesem, welches zwar von Sittensprüchen voll,
Und doch vielleicht der schwächste seiner Brüder,
Als euer Rath euch leiten soll.

Doch Himmel! was erblick' ich eben? —
Ein Schreckenbild, das nur die Lust, in euch zu leben,
Vor meinem Blick bisher verbarg!
So wie ich euch versammelt vor mir habe,
Wird jedes Blatt ein kleiner Sarg;

Und alle stehn in einem Grabe.
Die Decke wird ein Leichenstein.
Des Titels Stelle nimmt die kurze Grabschrift ein:
«Hier liegen, sammt dem weisen Leiter,
(Der wohl lehrreicher war, doch darum nichts gescheidter,)
Episteln, Lieder — und so weiter;
Doch hoffnungslos, je wieder aufzustehn
Und lebend aus dem Grab' hervorzugehn.»

Was seh' ich hier? Sind's täuschende Schimären?
Ist's Wahrheit, die ein Gott mir offenbart?
O welch Orakel kann mir Unterricht gewähren? —
Nur eins kann mir die Dunkelheit erklären.
Ja; — und um nach des Alters Art
Mit einem Sprichwort aufzuhören:
Die Zeit wird's lehren.

2.

An C. A. Schmid.

Im May.

Du, dem mit mir der frohste Theil
Der frohen jugendlichen Stunden
So schnell, wie ein beschwingter Pfeil
Der straſſen Sehn' entfliegt, verschwunden:
Schon flieſst der minder klare Bach
Der spätern Jahre nach und nach
In Lethe's trägen Sumpf hinüber:
Schon wird der Strom des Lebens schwach,
Und jährlich seichter, jährlich trüber:
Wir werden alt! — Noch ist es Zeit, —
Vielleicht schon hohe, hohe Zeit! —
Die unwillkommne Neuigkeit
Einander selbst in's Ohr zu raunen,

Wie die Vernunft und Young *) gebeut!
Damit wir nicht zu sehr erstaunen,
Wenn uns die Jünglinge mit Hohn
Aus ihrem Reihn zu stoſsen drohn
Und uns im rauhen Wächterton,
Wie spät es sey, ins Ohr posaunen,
Wenn spröde Mädchen, unverstellt,
Sich gegen unsre Küsse wehren,
Und schalkhaft lachend uns belehren,
Daſs wir zu der beglückten Welt,
An der auch Thorheit noch gefällt,
Die tändeln darf, — nicht mehr gehören; —
Wenn sie uns hier und da ganz klar
Ein Rünzelchen, ein graues Haar
Im vorgehaltnen Spiegel weisen;
Das thaten sie ja einst sogar
Dem fröhlichsten von allen Greisen,
Der für sein hohes Stufenjahr
Noch zu anakreontisch war.
Doch gib auch nicht den losen Knaben,
Noch weniger den Mädchen — sie
Sind noch muthwilliger, als die —
Mehr Recht, als sie schon leider haben;
Man möcht' uns, eh' wir's uns versäh'n, —
Wie weit kann Muthwill' oft nicht gehn! —
Für todt erklären und begraben.

---

*) S. dessen 5te Sat. V. 499.

Nein! es befiehlt uns zwar die Pflicht,
Wann uns der Freude Sinn gebricht,
Der Freude gute Nacht zu geben:
Allein, o Freund, vergiſs auch nicht,
So lange du noch lebst, — zu leben.
Laſs uns nicht, kargen Reichen gleich, —
Denn, glaube mir, noch sind wir reich, —
Nach Gütern schmachten die uns fehlen,
Und was wir haben uns verhehlen,
Laſs uns mit froher Dankbarkeit
Und edler Selbstzufriedenheit
Der Freuden Vorrath überzählen.

Ist nicht dies süſse Tageslicht
Auch unsern Augen aufgegangen?
Sehn wir den schönen Frühling nicht
In seinem ganzen Schmucke prangen?
Wie meiner Kindheit Sonnenschein,
So hell und neu strahlt mir noch immer
Des heitern Lenzes goldner Schimmer
Ins Aug'; und nicht ins Aug' allein:
Er strahlt mir bis ins Herz hinein.
Geschmelzt von seinem Hauche flieſset
Des Blutes Bach mit schnellerm Lauf;
Beseelt von seiner Wärme schlieſset
Mein Geist sich mit den Blumen auf,
Und duftet Andacht, Dank und Wonne
Zu jeder milden Morgensonne
Und dem, der sie beflammt, hinauf.

Mit süſserm, innigern Entzücken
Pflegt' ich vordem als Knabe kaum
Den ersten blätterreichen Baum,
Die ersten Veilchen zu erblicken,
Die frühsten Rosen abzupflücken.
Den ersten bunten Schmetterling
Seh' ich noch jetzt mit dem Vergnügen,
Selbst Blüthen gleich, auf Blüthen fliegen,
Womit ich einst ihn sah — und fing.
Denn sie und Mädchen noch zu fangen, —
Ein Mädchen und ein Schmetterling
Sind ja beynah' dasselbe Ding —
Dazu ist mir der Muth vergangen;
Sie sind mir beyde schon zu flink.
Und wenn ich dann die lauten Chöre
Der liederreichen Schöpfung höre,
Wie schwingt sich da mein Geist durch's Ohr
Zur aufgeschwungnen Lerch' empor!
Wie flieſst aus deiner vollen Kehle,
Der Liebe Liebling, Philomele,
Dein schmelzend honigsüſses Lied,
Wovon kein Seufzer mir entflieht,
In meine lustberauschte Seele!
Wie ämsig bin ich noch bemüht,
Dem Sitze, den sie sich ersieht,
Mit leisem Tritte nachzuschleichen!
Und wie besorgt, sie zu verscheuchen!
Mich führt noch jetzt der Zauberklang
Von tausendfachen Melodeien,

Der labyrinthisch wilde Gang
Von regellosen Phantaseyen,
Durch einen sanften holden Zwang
In angenehme Schwärmereyen,
In die in seinen ersten Mayen
Der weiche Jüngling oft versank;
Und weckt dann in des Herzens Tiefen
Gefühle, die dort Jahrelang,
Mir selbst verborgen, ruhig schliefen.
So horch' ich inniglich vergnügt
Auf die empfindungsvollen Töne
Der zärtlichlockenden Sirene,
Bis sie dem Busch und mir entfliegt.
Oft stets mir werthe sel'ge Scene,
Wo die Natur, uneingeschränkt,
Uns ihren ganzen Reichthum schenkt
Und jeden Sinn mit Wollust tränkt;
Du gleichst noch der an Pracht und Schöne,
Worin der ersten Menschen Paar
So froh, gesund und glücklich war.
Und der Instinkt, der ihre Söhne
Zu dir unwiderstehlich treibt
Und immer gleich elastisch bleibt,
Ist einer von den edlen Trieben,
Die, uns von ihnen angeerbt,
Auch nach dem Fall noch unverderbt,
Zu unserm Trost uns übrig blieben.
Und wird der Mensch seit jenem Fall
Mit blödern Augen, stumpfern Ohren

Und gröberem Gefühl geboren?
Hat wohl der Ton der Nachtigall
An Reiz, die Sonn' an Glanz verloren?
Wie? oder traf etwan der Fluch
Der Rose lieblichen Geruch?
Verbittert' er die süſse Kirsche?
Vergiftet' er die kühle Pfirsche?
Konnt' einst die Tulpe bunter blühn?
Aurorens Wange schöner glühn?
Ein reinrer Bach auf glattern Kieseln
Durch schattenreichre Büsche rieseln?
Wär' unsre Laube minder grün,
Als Adams hochzeitliche Laube?
Fand Noah seiner Reben Blut,
Selbst nach der groſsen Wasserfluth,
Viel wäſsriger? — Und ich, ich glaube,
Ich fühle, diese ſeur'ge Traube,
Die meinen Gaum labt, meinen Muth
Begeistert, sey doch wohl so gut.
Von allem was erschaffen worden
Muſs, dünket mich, der West allein
Am meisten ausgeartet seyn;
Es scheint, als blies er jetzt aus Norden.
Den Zephyr, den ohn' Unterlaſs
Die Dichter aller Zeit erhoben, —
Jedoch vielleicht galt alles das
Dem Zephyr nur auf dem Parnaſs; —
Den unsern könnten sie nicht loben:
Kein Eurus und kein Boreas

Pflegt heftiger als er zu toben.
Die Liebe, die sie zwischen ihm
Und Göttin Flora einst gestiftet,
Wird oft durch seinen Ungestüm
Und Eigensinn gar sehr vergiftet.
Anstatt sie, wie er sonst gethan,
Mit seinem Flügel sanft zu fächeln,
Schnaubt er sie öfters brausend an,
Wie nur ein wahrer Ehemann
Sein zärtlich Weib miſshandeln kann.
Anstatt, wie sonst, sie anzulächeln,
Bewölket er sein Angesicht;
Und ihrer heitern Augen Licht
Verlischt in gleichen Finsternissen.
Anstatt inbrünstig sie zu küssen,
Verwundet er sie oft ergrimmt;
Und ihre welke Wange schwimmt
In einer Fluth von Thränengüssen:
Zerstöret wird ihr weiches Haar;
Oft hat der gausame Barbar
In zügellosem Zorn sogar
Die allerliebste kleine Schaar
Von zarten Säuglingen zerrissen,
Die noch erst in demselben Jahr
Aus ihrer Lieb' entsprossen war.
Doch, wie in allen andern Ehen,
So pflegts auch immer hier zu gehen.
Sein Aug', entwölkt aus seiner Nacht,
Verklärt allmählich sich und lacht;

Er fühlt der alten Liebe Macht
Und eilt mit sehnlichem Verlangen
Sie wieder zärtlich zu umſangen;
Er streichelt wieder ihre Wangen
Die nun von seiner Hand berührt,
Mit neubelebtem Reize prangen,
Selbst durch die Thränen nicht entziert,
Die noch an ihnen zitternd hangen.
Doch jede Spur, die von dem Zwist
In ihrem Antlitz übrig ist,
Die kleinste Zähr' und jede Wunde,
Wird dann von seinem Honigmunde
In einer einz'gen sel'gen Stunde
Der Zärtlichkeit hinweggeküſst.
Dann sprieſset aus dem neuen Bunde
Oft schneller, schöner, als zuvor,
Ein reizendes Geschlecht empor.
Den neuen Bund zu ſeyern, schallen
Die Hymnen froher Nachtigallen;
Und süſse Blumendüſte wallen
Von Zephyrs Schwingen mild herab,
Die Flora dem versöhnten Weste
Aus Dankbarkeit an diesem Feste
Von ihrem eignen Busen gab.
Trotz solchen Unvollkommenheiten
Und kleinen Widerwärtigkeiten
Die jetzo deinen Lauf begleiten,
Erblick' ich stets noch, o Natur,

In deinem Hain, in deiner Flur,
Des ersten Paradieses Spur.
Ja, diese dienen mir zum Bilde,
Zum Pfande schönerer Gefilde,
Wo Blumen, die unsterblich blühn,
Die nun noch Engel uns erziehn,
Womit uns Engel einst bekränzen,
In noch viel höhern Farben glänzen;
Und wo der Auen frisches Grün
In den unwandelbaren Lenzen
Vom heiſsen Süd, vom rauhen Nord
Vom falschen Weste nie verdorrt;
Wo Blitze nie die Luft durchschweifen,
Kein Donner brüllt, kein Sturm verheert;
Wo von äther'schem Thau genährt,
Durch keinen gift'gen Biſs versehrt,
Ambrosial'sche Früchte reifen.

Mich reizet und entzückt nicht nur
Dein groſses Urbild, o Natur!
Ich liebe dich noch in den Bildern,
Die deine Thomson von dir schildern.
Ihr Lied, obwohl zu schwach, zu klein,
Dir nachzusingen, nachzumalen,
Ist dennoch mir von deinen Strahlen
Ein angenehmer Wiederschein,
Von deiner Harmonien Schall
Ein angenehmer Wiederhall.

Sogar an dessen *) matten Liedern,
Der mit des Botanisten Fleiſs
Nur deine Schönheit zu zergliedern,
Nicht als Poet zu malen weiſs;
Nie Züg' und Farben sorgsam wählet;
Zwar jedes Härchen ängstlich zählet,
Doch das was deinen Reiz beseelet
Und uns am meisten rührt, verfehlet:
An diesem selbst ergötzt' ich mich
Als Knab', und meint' ich sähe dich!

Noch immer schmeicheln meinen Sinnen,
Die allem Schönen offen stehn,
Die Künste, deine Schülerinnen,
Die deine Pracht noch mehr erhöhn;
Sie, die der Welt mehr Freude geben,
Wenn sie dir nachzuschaffen streben
Und eine neue Welt beleben;
In die, wer sie am besten kennt,
Mit jedem Tage mehr entbrennt.
Allein, nur Einer treu und eigen
Mit ihr ein ewig Werk zu zeugen,
Das hab' ich weislich nie gewagt;
Das Glück hat, meinen Stolz zu beugen,
Mein Genius mir hart versagt,
So oft ich ihn darum befragt.
Jedoch ich tröste mich deswegen,

---

*) Brockes.

Wie andre Hagestolze pflegen.
Mir g'nügt es schon, wenn jede Kunst
Mich nur gelassen um sich leidet
Und nur mit allgemeiner Gunst,
Um die wohl Keiner mich beneidet,
Mir Sinn und Herz mit Wollust weidet.
Auch lieb' ich, frey von Eifersucht,
Wen sie beglückt, darum nicht minder,
Und ihrer Liebe jede Frucht
So sehr, als wären's meine Kinder.
Allein, so willig und bereit
Die Künste sind mir zu gefallen;
So ist die Tonkunst ohne Streit
Doch die gefälligste von allen.
Sie, der Empfindung Sprache; sie,
Ein Bild der Sphärenharmonie;
Ein Vorspiel zu den Jubelchören
Der hohen Sänger in den Sphären!
Wer, der noch Ohren hat, zu hören,
Ein Herz, zu fühlen, — wollte doch
Nicht sie empfinden, sie verehren?
Gottlob! noch kann mein Ohr sie hören;
Gottlob! es fühlt mein Herz sie noch.
Wie hat es nicht noch jüngst gezittert!
Wie hat dein Donner es erschüttert, *)
O Händel, stolzer Britten Ruhm,

---

*) In seiner berühmten Composition der Drydenschen Ode: „Alexanders Fest.“

Doch unser, unser Eigenthum!
O was für edle, süſse Schmerzen
Erwecktest du in meinem Herzen!
Wie riſs es deine Zauberkraft
Von Leidenschaft zu Leidenschaft!
Nicht so gewaltige Gefühle
Von Lieb' und Muth und Gram und Lust
Entströmten deinem Saitenspiele,
O Griech', *) in Alexanders Brust.
Denn so von dir bestürmt, zerschmettert,
Entflammt, geschmelzet, hätt' er dich
Zu seinem Brudergott von sich,
Zum lyrischen Apoll vergöttert.
Auch euch sagt meine Seele Dank,
Euch segnet sie, bis ich erblasse,
Euch, Pergolese, **) Graun ***) und Hasse, †)
Für euren heiligen Gesang.
Wenn mir sein feyerlicher Klang,
Indem ich mit dem Tode ränge,
So, wie er jüngst noch sie durchdrang,
Durch schauervolle Nerven dränge:
Ich würde glauben, daſs mir schon
Der Seraphinen Harfenton
Und Siegeslied entgegenklänge,

---

*) Timotheus. **) Wegen des Stabat mater. ***) Wegen des Todes Jesu. †) Wegen der Pilgrimme, und der St. Elena.

Und wie sollt' ich auch dich nicht hier
Nach jenen groſsen Namen nennen,
Schwanberger!*) — wie die Kunst, die mir
So oft das Herz entzückt, verkennen?
Zwar bist du jetzt noch Braunschweigs Zier:
Jedoch wer könnte darum dir
Den Ruhm, der dir gebührt, miſsgönnen?
Wer ist so ungerecht? — O nein!
Um unser Lob sich zu erwerben,
Braucht ein Genie nicht erst zu sterben,
Nicht weit von uns entfernt zu seyn.
Kann man Verdienst nicht eher finden,
Als bey der Todtenfackel Schein?
Muſs Fama ihre Stimm' ihm leihn
Und erst aus ihren tausend Schlünden
Uns, wo es sey, entgegenschreyn?

Noch stärker pocht für euch mein Busen,
Ihr höhern Grazien und Musen!
Und nie wird er für euch zu kalt,
So lange Leben in mir wallt.
Und die vor zweymal tausend Jahren
Von eurer Gluth entzündet waren,
Auch die sind mir noch nicht zu alt.
Noch täglich schwelgt in ihren Werken

---

*) Herzogl. Braunschweigischer Kapellmeister.

Mein Geist und schmecket Götterkost;
Noch täglich muſs ihr Mark ihn stärken
Und noch berauschet ihn ihr Most.
Allein, so sehr ihn der berauschet,
Wird ihm der jüngern Rebe Saft,
Womit er jenen oft vertauschet,
Darum nicht matt und unschmackhaft.
Hat jener, obwohl nun viel älter,
Dadurch mehr Süſsigkeit und Kraft,
Als da er frisch kam von der Kelter?
Nein! nicht der Jahre gröſsre Zahl
Bestimmet hier des Kenners Wahl.
Der Wein, den Phöbus beſsrer Strahl
In Seelen kocht, wird, durch die Dauer
Im Schlauche, weder mild noch sauer,
Nicht feuerreicher und nicht schal.
Weh' jenen eingeschränkten Geistern, —
Ihr Herz ist oft nicht minder klein,
Und oft so fühllos wie ein Stein, —
Die nur als neu das Neue meistern!
Die Alten, die bald Eitelkeit,
Bald Aberglaube, bald auch Neid
Hoch über alle Neuern setzet;
Die hätt' einst, ihnen zeitverwandt,
Ihr tiefgelehrter Unverstand
Und Ungeschmack gewiſs verkannt,
Und eben so gering geschätzet.
Der eigensinnige Pedant,
Der stets nur Rom und Griechenland

Als Sitze des Genie's betrachtet;
Der, mit Homer'en in der Hand,
Klopstock'en, Milton von sich bannt;
Des Pope'n, Ramler'n stolz verachtet
Und dir, Horaz, zum Opfer schlachtet;
Der hätt', als geiſselnder Orbil,*)
Des jungen Flakkus Saitenspiel
Mit seiner wilden Faust zerschmissen,
Ihm den Catull, und dem Virgil
Lucrez'en aus der Hand gerissen,
Und sie gelehret, im Lucil
Und Andronicus expliziren,
Und harte Verse recht skandiren,
Sentenzen fleiſsig exzerpiren
Und ihren eleganten Styl —
Das heiſst, die Phrases — imitiren
Und in Homer'en — buchstabiren:
Denn ihn recht lesen, ihn studiren,
Empfinden, ist für den zuviel,
Der nur sein Griechisch lernen will;
Die Kunst verstehet kein Orbil,
Und die kann er auch nicht dictiren.
O schrecklichste Paralysie,
Vermögend, selbst den Geist zu lähmen,

---

*) Der alte Grammatiker und Lehrer des Horaz, der, nachdem er 50 Jahre als Soldat gedient hatte, Schulmeister wurde.

Gewohnt, mit Jahren zuzunehmen,
Und, wo sie eindringt, nicht zu zähmen!
O traurige Orthodoxie,
Die das begeisterte Genie,
Das einzig von dem Himmel stammet
Und wieder auf zum Himmel flammet,
In Einer Sekte suchen lehrt,
Und, was zu dieser nicht gehört,
Als unerleuchtet, unbekehrt,
Zur Hölle der Kritik verdammet!
Des Phöbus Huld ist allgemein:
Sie strahlt mit ihrem Sonnenschein
Auf Alle die auf Erden wohnen;
Und er läſst alle Nationen
Aus allen Zeiten, allen Zonen,
Sogar die Lappen und Huronen,
In seinen weiten Himmel ein.
Die Meinung laſs' ich mir nicht rauben,
Sie, die mich selbst oft trösten muſs;
Und fürchte nicht der Eifrer Schluſs,
Ich sey durch diesen Afterglauben
Ein Latitudinarius.*)

---

*) So hieſsen vormals diejenigen, die man nachher auch Indifferentisten nannte; vermuthlich darum, weil sie den schmalen Weg zum Himmel breiter machten, in-

Ja, mir ist Jeder stets willkommen,
Bey dem — er sey auch noch so jung —
Ein Funken der Begeisterung,
Von keiner Kunst erweckt, entglommen;
Und den ein angeborner Schwung,
Den ungeborgte Kraft zum Ruhme
Der längst verstorbnen Dichter hebt;
Willkommen, wie die jüngste Blume,
Die, erst von diesem Lenz belebt,
An Wohlgeruch und Pracht der Farben
Den schönsten gleich zu werden strebt,
Die in dem letzten Herbste starben.
Und hat mein Deutsches Vaterland
Den edlen Spröſsling auferzogen,
So bin ich ihm noch mehr gewogen;
Kaum hab' ich ihn von fern erkannt,
So eilt ihm schon mein Lob, mein Segen,
Mein Dank, mein ganzes Herz entgegen.
Wie sehr empfindet es das Glück,
Daſs mich ein günstiges Geschick
In Deutschlands goldne Zeit geführet,
Die manch erhabnes Meisterstück
Einheimischer Talente zieret!
Vielleicht, daſs einst die spätre Welt —

---

dem sie alle Religionsmeinungen für gleichgültig hielten und allen Sekten gleiches Recht auf die Seligkeit einräumten.

Die diesen Vorzug mehr erkennet
Und kaum uns Undankbaren gönnet —
Sie jenen Seelen beygesellt,
Die ältrer Völker Glanz erhellt;
Und sie nach Klopstocks Namen nennet.
Ihr groſsen Deutschen unsrer Zeit!
Fahrt muthig fort, um Ewigkeit
Mit Rom und Grächen zu ringen,
Und allen Neuern vorzudringen,
Selbst über Britten euch zu schwingen
Und ihren Beyfall oder Neid
Durch kühne Lieder zu erzwingen;
Und sollt' euch dies auch nicht gelingen,
Fahrt dennoch fort, schon längst gewohnt,
Auch unberühmt und unbelohnt
Für Deutscher Kenner Lob zu singen. —
O wär' auch meins euch nicht zu klein!
Zwar bin ich nicht durch eigne Gaben,
Wie ihr, berechtigt stolz zu seyn;
Doch dieser Ruhm bleibt ewig mein:
Ich kann mich unpartheyisch freu'n,
Die eurigen erlebt zu haben. —
Singt was der Gott euch offenbart;
Folgt ihm zu Liedern jeder Art:
Das gröſsere wird von den Musen
Im Tempel, und in ihrem Busen
Das kleinste, heilig aufbewahrt.
Denn er ertheilet seine Gnade
Verschiednen in verschiednem Grade.

O dreymal seliges Genie, —
Doch auch wie selten! — dem er sie
Zu mehr als Einer Art verlieh!
Den Ernst, den Scherz, zur Iliade,
Und Batrachomyomachie;
Posaunenhall zur Messiade,
Und Flötenton zur Elegie;
Des Adlers Flug zur höchsten Ode;
Des Schreckens Donner und die Nacht
Der Traurigkeit zu Adams Tode;
Und Kriegsdrommeten, und die Macht
Des Bardenlieds zu Hermanns Schlacht.
Nur Einer ward von ihm erkoren,
Mit Marwood's Gift und Sara's Schmerz,
Und mit Galotti's Dolch das Herz,
Als Lessing-Shakspear, zu durchbohren;
Und auch die harte Haut der Thoren
Mit seinem salzerfüllten Scherz,
Mit seines Spottes Stachelspitzen,
Als Lessing-Martial, zu ritzen.
Der allgewalt'ge Zauberstab,
Den Phöbus in dem Styl ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren,
Und Dorngesträuch mit Rosen zieren.
Er mag, wohin er will, mich führen;
Er mag sich metamorphosiren:
Ich folg' ihm, ohn' ihn zu verlieren,
Vom Trauerspiel zum Epigramm,
Und von der Poesie zur Prose,

In jegliche Metamorphose,
So prangt der starken Eiche Stamm
Für Kenner auch mit seinem Schwamm
Und dem von ihm genährten Moose.

Sieh, Freund, wie viele Freuden wir
Noch jetzt gemeinschaftlich genieſsen; —
Und die Gemeinschaft scheint sie mir
Auch zu vermehren, zu versüſsen; —
So zahlreich, und noch stets so neu,
Wie Blumen, die in diesem May
Nach jedem Morgenthau entsprieſsen.
Genöss' ich ihn für mich allein,
So würde mich kein Lenz erfreun;
Ich würd' ihn nicht genieſsen, nein!
Mir würde selbst der Saft der Reben
Und Alles schal und bitter seyn.
Du nur kannst Allem Reize geben
Und selbst des Schönen Reize heben,
O Freundschaft, du der Sonnenschein
Des Lebens, du des Lebens Wein,
O Freundschaft, du des Lebens Leben!
Von meinen ersten Jahren an
Wie hast du mir nicht wohl gethan,
Mich auf der Jugend glatter Bahn
Stets als ein Schutzgeist treu begleitet,
Und mich mit sichrer Hand geleitet,
In jeder Noth die mich gedrückt,

Mit einem Labetrunk erquickt!
Ja, früh empfand ich deine Güte; —
Und mit dem dankbarsten Gemüthe
Bleib' ich stets ihrer eingedenk; —
Denn Hagedorn war ihr Geschenk.
Ihn gab sie mir zum Unterpfande
Des Glücks, das sie mir zugedacht;
Und Viele, die dem Vaterlande
Nach ihm den gröſsten Ruhm gebracht,
Hast du durch deine sanften Bande
Auch zu den meinigen gemacht.
Ward gleich am Geist und am Verstande
Mir ein geringes Maſs verliehn;
So glaub' ich doch wohl nicht zu kühn,
Mein Herz mach' ihnen keine Schande.
Du kehrst noch oft mit mir den Blick,
O Freund, in jene Zeit zurück,
Da uns ein seliges Geschick
Den edeln Haufen kennen lehrte,
Der, was in Witz und Sitten ächt
Und schön war, eifrig sucht' und ehrte,
Und allem, was in beyden schlecht
Und falsch war, streng' den Zutritt wehrte.
Da sah'n wir von dem hellen Licht,
Das nun in Deutschlands fernsten Gränzen
Die Nacht der Barbarey durchbricht,
Die schöne Morgenröthe glänzen.
Da fing die hoffnungsvolle Saat
Schon fröhlich an hervorzukeimen,

Die nachher mit so hohen Bäumen
Germanien beschattet hat.
Dies wagt' ich schon in jenen Tagen
Im Geiste froh vorherzusagen,
Und wünscht', es selbst erfüllt zu sehn.
Dem Himmel Dank! es ist geschehn.
Doch sollt' ich auch in diesen Tagen
So mancher Freunde Tod beklagen;
Dies hatt' ich nicht vorhergesehn! —
Wie bald muſst' ich nicht dich schon missen,
Mein Giseke! — Wie früh seyd ihr,
Mein Gellert, und mein Rab'ner, mir,
Mir und der Welt wie früh entrissen!
Was fühlte meine Seele da,
O Freund, als ich nach langem Sehnen
Der jugendlichen Wonne Scenen —
Wie sehr verändert! wiedersah!
Denn ach, fast alles, was einst jenen
Für uns die gröſsten Reize gab,
Fand ich nicht mehr! — Ich fand mit Thränen
Statt unsrer Freunde nur — ihr Grab!
So nachdrucksvolle Warnung rühret
Auch einen minder zarten Sinn;
Und sie hat mich erst überführet,
Daſs ich schon alt geworden bin. —
Jedoch es mag nur immerhin
Mein Leib — er ist nicht ich! — veralten:
Mein Herz fühlt sich in deinem Arm
Noch jetzt, o Freundschaft! jung und warm,

Und wird für diese nie erkalten,
Die mir der Himmel noch erhalten.
So lang ihn seine Huld mir läſst,
Will ich den werthen Ueberrest
Von nun an noch dreymal so fest
An meinen treuen Busen schlieſsen
Und noch dreymal so viel genieſsen;
Und trotz des Alters Grämlichkeit,
Die mir es zu verbieten dräut,
Will ich die Lust der vor'gen Zeit
Mit ihm, so oft ich kann, erneuern,
Und mitten in der Fröhlichkeit
Oft das Gedächtniſs jener Theuern,
Mit welchen wir uns sonst gefreut,
Nicht ohne süſse Wehmuth feyern.
Ja, diesen traurigen Verlust
Sich, soviel möglich, zu-ersetzen,
Wird meine nie verschloſsne Brust
Den jüngern Freund nicht unwerth schätzen,
Und, von der stolzen Tyranney,
Der mürrischen Pedanterey
Und dem Verdacht des Alters frey,
An seinen lieblichen Geschwätzen
Und seinem Muthe sich ergötzen.
Will er bisweilen nur dafür
Ein artiges Geschichtchen hören, —
Von ältern Freunden, nicht von mir; —
So werd' ich durch zu weise Lehren
Sein lautes Jauchzen niemals stören.

Sein jugendlicher Ungestüm
Wird öfters auch mich selbst verjüngen;
Und dann werd' ich gewiſs trotz ihm
Ein Hagedornisch Liedchen singen.
Ja, Freund, ich könnte mich noch itzt,
Von Wein und Freude sanft erhitzt,
Von deinem Beyfall unterstützt,
Mit ihm in einen Wettstreit wagen,
Um in Antworten oder Fragen
Des Scherzes Federball zu schlagen.
Denn, auch der Scherz beglückt, o Freund,

Wie unser Hagedorn*) uns lehret;
Ja, selbst mein Young war nicht sein Feind,
Der — wie durch eignen Wahn bethöret
So mancher Geck nun fälschlich meint —
Stets hypochondrisch klagt und weint.
Wer kannte mehr die weise Freude?
Die tolle nicht, die stets betrügt,
Schnell wie ein Rausch den Geist besiegt,
Und wie ein Rausch auch schnell verfliegt
Und die der Schmerz dann überwiegt:
Nein, jene, die dem schwersten Leide,

---

*) S. dess. Lied: Nutzen der Zärtlichkeiten.

Dem Tode selbst, nie unterliegt.
O wie muſs ich sehr oft der Schwachen,
Der überklugen Thoren lachen,
Die das Geseufz der Nachtigall
Zu dem Geheul des Uhu machen!
Wahr ist es, er weiſs überall
Des immer nahen Todes Schrecken
In ihrer jeglichen Gestalt,
Und im geheimsten Hinterhalt,
Worin sie sich vor uns verstecken,
Selbst bey dem frohen Hochzeitmahl
Und im geschmückten Bildersaal
Und unter Rosen zu entdecken;
Um aus dem Schlummer uns zu wecken,
Damit sie, wenn sein wahres Bild
Sich plötzlich nun vor uns enthüllt,
Uns weniger als sonst erschrecken.
Heiſst er denn uns des Lebens Glück
Deswegen weniger empfinden?
O nein! sein unbewölkter Blick
Kann überall auch Freude finden.
Der jetz'gen Schöpfung schönes Reich,
Das schön're Reich der Künftigkeiten
Ruft auch durch ihn von allen Seiten
Uns laut entgegen: Freuet euch!
Selbst in der Tugend ernsten Zügen
Sieht er so klar, wie Epikur,
Die ächte, reine Wollust nur,

Nur das vollkommenste Vergnügen.
Zwar hat vielleicht kein menschlich Herz
Des Lebens allerherbsten Schmerz
So inniglich, wie er, empfunden:
Doch hat er jene tiefen Wunden,
Gestärkt von seinem Gott allein,
Nicht auch mit eigner Hand verbunden?
Goſs er zur Lindrung seiner Pein
Nicht selbst, des Trostes Oel hinein?
Wann ward bey glücklichen Gesunden
Mehr Freudigkeit und Muth gefunden?
Und jenen dumpfen Jammerton,
Der ihm, vom Schmerz gepreſst, entflohn,
Wie sehr hat er nicht den bereuet! *)
Und als nun die Religion
Die Wolken um ihn her zerstreuet,
Und mit der Aussicht auf den Lohn
Der Ueberwinder ihn erfreuet:
In welchem hohen Jubelton
Hat er mit Danken und mit Loben
Die Stimme zu der Allmacht Thron,
Von dem die Hülfe kam, erhoben! **)
Wie freut' er sich, die Wunderkraft,

---

*) S. die 9. Nacht. V. 420 — 511. u. V. 2362. f.

**) S. 4. N. V. 138. 550. f.

Die seinem Herzen Ruh' verschafft,
Auch Andern, die von gleichen Pfeilen
Des Schicksals bluten, mitzutheilen,
Und mit der Salbe sie zu heilen,
Die er für eigner Schmerzen Brand
So lindernd und so heilsam fand!
Für diese Heilung seiner Wunde
Preist dich noch glücklich mancher Christ,
O Young, mit halberstarrtem Munde
In seiner letzten Todesstunde
Die nun von dir versüſset ist.
Weh' aber, weh' dem Bösewichte,
Der seine schlüpfrigen Gedichte
Als Lebensbalsam uns verschreibt;
Der mit dem Vorwand, unsre Schmerzen
Durch sanftes Kitzeln wegzuscherzen,
Sie nur auf kurze Zeit betäubt,
Und Gift uns in die Wunden reibt,
Das unser ganzes Blut entflammet;
Das, wär's auch noch so süſs und fein,
Darum nicht minder schädlich bliebe,
Und wenn, vermischt mit Lieb und Wein,
Und destillirt mit Wein und Liebe,
Es selbst Anakreon verschriebe.
Und was für Dank empfanget ihr,
Quacksalber, vom getäuschten Kranken? —
Sein letzter Odem wird dafür
Euch noch vielleicht mit Flüchen danken. —

Uns täuschet nicht die Prahlerey
Von ihrer edeln Arzeney;
Wir lassen uns die stolzen Lügen
Von mancher groſsen Wunderkur,
Die sie verrichtet, nie betrügen.
Wir suchen auch, wie sie, Vergnügen;
Und mehr: — wir suchen auf der Spur
Der bessern, edleren Natur
Das dauerhafteste Vergnügen;
Und Young ist unser Epikur.
Und scherzten er und sein Philander
Nicht auch beym Weine mit einander?
Ja; doch sie scherzten nicht allein:
Sie heiligten auch oft den Wein
Durch Ernst, der zwar den Leichtsinn fliehet,
Doch nicht die Stirn in Runzeln ziehet;
Durch weisen Ernst, der dann und wann
Auch wohl sokratisch lächeln kann.
Und fühlt' er nicht die sanften Triebe
Der zärtlichsten, der treusten Liebe,
Die keine Fieberhitze kennt,
Nie schnell emporflammt, schnell verschwindet;
Die, selbst von jener Gluth getrennt,
Wodurch sie sich zuerst entzündet,
Noch immer unauslöschlich brennt?
So lange Lucia noch lebet,
Ist seines Herzens ganze Lust
Mit ihrem Herzen dicht verwebet;

Der Tod entreiſst sie seiner Brust,
Und mit ihr alle seine Lust:
Und o wie sehnt sich nun, wie strebet
Sein Geist nach jener Welt des Lichts,
Wo die verklärte Freundin schwebet;
Und wie wird diese Welt ihm nichts! —
Doch bald ist ihm sein Wunsch gewähret:
Schon preist er nun, mit ihr verkläret,
Auf ewig nun vereint mit ihr,
In noch viel höherm Ton, als hier,
Den Tod, der ihn unsterblich machte
Und ihn ins wahre Leben brachte.
Bald werden wir in jenen Höhn,
O Freund, ihn selber strahlen sehn
Und mitten in der Engel Chören
Auch seine Lieder schallen hören; —
Selbst Engelohren sind sie schön; —
Und dort auch wird er uns noch lehren.
So lang' uns aber durch die Huld
Des Schicksals dieses Licht noch scheinet,
Erwarten wir ohn' Ungeduld
Den Ruf, der uns mit ihm vereinet;
Ertragen mit Gelassenheit
Des Lebens leichtes, kurzes Leid;
Und schmecken mit Erkenntlichkeit
Des Lebens mannichfache Freuden —
Sie übertreffen unsre Leiden
An Zahl und Gröſs' und Dauer weit: —

Die Erstlinge der Seligkeit.
Dies ist die Kunst, bey grauen Haaren
Und Runzeln stets noch jung zu seyn:
Und dies Geheimniſs ist allein
Schon mehr werth, als der Weisen Stein.
Wir Weisre sind darin erfahren,
Und wollen es der ganzen Welt
Aus Menschenlieb' und ohn' Entgeld
Durch unser Beyspiel offenbaren.

3.

An C. C. Gärtner.

O Freund, kaum warſt du mir entflohn,
So ſtarben auch die Scherze ſchon,
Die deine Gegenwart allein in mir belebet.
Auch die, ſo aus der groſsen Zahl,
Die ſpielend immer um dich ſchwebet,
Ich oft dir unbemerket ſtahl;
Die darum nur bisher ſo treu mir angehangen,
Um deinen Lobſpruch zu erlangen
Und ihre Brüder aufzufangen:
Auch dieſe ſah ich nach und nach
Von meiner Seite ſich verlieren.
Mich macht ſogar der Gram zu ſchwach,
Den Falſchen auch nur nachzuſpüren.

Sie sind vielleicht nun schon zu dir zurückgekehrt,
Dich, den rechtmäſs'gen Herrn, der sie, wann er's begehrt,
Doch stets zu rechter Zeit und ohne Zwang sich zeigen,
Und bald auch wieder sittsam schweigen
Und seinen Wink versteckt erwarten lehrt,
In die Gesellschaft zu begleiten.
Sie helfen dir vielleicht schon itzt
Der klügsten Männer Lob erbeuten;
Der sprödsten Schönen Herz bestreiten;
Wenn ein brokatner Geck vergebens auf sie blitzt
Und alberne Zweydeutigkeiten,
Gelächter, welche nichts bedeuten,
Und Possen in der Angst erschwitzt
Und bald mit stumpfen Spöttereyen,
Und bald mit groben Schmeicheleyen,
Und unverschämten Prahlereyen
Umsonst sie angreift oder schützt.
Wie glücklich wird dein schmerzend Lachen
Die Thoren dir zu Feinden machen!
Dort wird dein wohlgezogner Scherz,
Der nur dem Laster und den Thoren,
Wo er sie trifft, den Tod geschworen,
Beym Wein der sichern Freunde Herz,
Ohn' einen einz'gen zu verletzen,

Noch mehr, als selbst der Wein, ergötzen,
Und dir vielleicht schon die, so hier dich mit mir schätzen,
Durch manchen neuen Freund ersetzen.

Dein Ebert sitzt indeſs hier traurig und allein;
Und könnt' er sich auch gleich zerstreun,
So mag er nicht einmal von Freunden und vom Wein
Gestört und aufgeheitert seyn.
Ja, er verschlieſst sich vor den Freuden,
Die nun ihn schon von selbst vermeiden;
Und ladet nur die Sorgen ein,
Die, auf ihn laurend, schon von selbst zu kommen dräun.
Sie, die, durch deinen Scherz geschrecket,
Bisher sich nie an ihn gewagt,
Umringen ihn jetzt unverzagt,
Da ihn dein Scherz nicht mehr bedecket.
Nun übergibt zum erstenmal
Sein junges Herz sich ihrer Qual,
Und seine so gehaſsten Feinde
Sind nunmehr seine liebsten Freunde.
Du, der du ihrer Macht mich überlassen hast,
Vergib, — und du verdienst es fast, —
Daſs sie durch mich auch dich beschweren,

Ein Paar Minuten lang vielleicht im Scherzen stören,
Und dich noch an mich denken lehren.

Freund, weiſst du nicht mehr, welchen Schmerz
Ich deinetwegen jüngst empfunden?
Und dennoch wagst du es, mich wieder zu verwunden?
Kennst du denn nicht mein zärtlich Herz,
Das ſast sein ganzes Glück in wahre Freundschaft setzet,
Und alles Uebrige nicht schätzet,
Wenn es nicht seinen Freund ergötzet;
Das jeden Augenblick, so lang' es bey ihm ist,
So schnell er auch vorüber schieſst,
Bemerkt, erhaschet und genieſst;
Und dem sein Leben schon nicht schnell genug verflieſst,
Das jeden Augenblick, wie lange Stunden, zählet,
Und glaubet, daſs ihm alles fehlet,
Sobald es seinen Freund vermiſst.
Hast du dies Herz noch prüfen müssen?
Und solltest du nicht lange wissen,
Daſs du ein solcher Freund mir bist?

Willst du vielleicht schon jetzt allmählig mich gewöhnen,
Dich ohne Gram und ohne Sehnen
Einst gar nicht wieder hier zu sehn?
O Freund, das wirst du nie erlangen.
Wer einmal mit dir umgegangen,
Der wird es nie gewohnt, nicht mit dir umzugehn.
Und wer wird uns auch jemals trennen?
Der Himmel selbst, der Freunde Freund,
Wird uns, die er so ſest vereint,
Vor Mitleid nimmer scheiden können.
Und wenn uns auch dies Unglück dräut;
O warum wollen wir doch diese kurze Zeit,
Die jener uns vergönnt, uns selber nicht vergönnen?
O warum soll ein künftig Leid,
Ein ungewisser Schmerz uns zum voraus schon plagen?
Nein! Freund, laſs uns es muthig wagen
Und ihn durch unsre Lust aus den Gedanken jagen.
Vielleicht macht uns die Fröhlichkeit,
Auch stark genug, ihn einst groſsmüthig zu ertragen.

Ja, hätte dich nicht das Geschick
Von Anbeginn zu meinem Freund erkoren;

O warum wär' ich denn zur Freundschaft so geboren?
Und warum hatt' ich denn das Glück
Mein Herz mit deinem zu verbinden,
Da, wo ich einen Freund zu finden
Zwar oft gewünscht, doch nie gehofft?
Ja, Theuerster, ich wagt' es oft,
Dich, eh' mein Auge dich gesehen,
Mir vom Geschicke zu erflehen.
Sprich, Himmel! sagt' ich, wozu itzt
Dies Herz, das du mir gabst, mir nützt,
So lang' es nicht ein andres Herz besitzt,
Wodurch es deine Huld, — sich selbst erst recht empfindet?
Bald aber fing ich an die Kühnheit zu bereun,
Und unterm Wünschen fiel mir ein:
Wird solch ein Herz auch möglich seyn,
Wie nun dein Eigennutz erfindet?

Und dennoch ward mein Flehn erhört.
In dir erhielt ich ihn, den Freund, den ich begehrt.
O bringe mir doch ja die Stunden,
Die süſsen Stunden, bald zurück,
Da ich an wahrem Menschenglück
Mir keinen Fürsten gleich gefunden;
Da wir mit jedem Augenblick

Uns eine neue Lust erweckten,
Wann wir uns unser Glück entdeckten;
Und da ich oftmals gegen mich
Die groſse Welt, die lächerlich
Der Freundschaft lacht, klein und unglücklich nennte,
Weil sie dich nicht mit mir genieſsen könnte;
Bald, eben hierauf stolz, mit einer Art von Neid
Nur meiner Lieb' und Dankbarkeit
Dein Herz und deinen Umgang gönnte.
Komm, eh' zur freundschaftlichen Lust
Der Gram mir alle Kraft verzehret;
Eh' sich der Sorgen Heer vermehret
Und dann, verstärkt, zu meiner Brust
Den Zutritt deinem Scherz verwehret.
O komm, und laſs den festen Schluſs
Nicht durch des schönsten Mädchens Kuſs
Um keine Stunde mehr verrücken;
Und denk': In diesen Augenblicken
Könnt' ich schon einen Freund beglücken.

4.

An * * *.

Freund, heute bin ich wieder mein!
Freund, heute bin ich wieder dein!
Von nun an will ichs ewig seyn.
Die theure Huld vornehmer Mienen
Denk' ich nun nicht mehr zu verdienen;
Ich bin wohl gar so frech, und seh' nicht mehr
nach ihnen.
Der ohne dich mir bittre Wein
Soll mir vergebens tückisch winken
Und reizend mir entgegen blinken;
Bey dir darf ich ihn sichrer trinken,
So wenig, wie dich selber, scheun
Und keinen Rausch von ihm bereun.

Dir trau' ich mehr, als mir; entfernt von deiner Seite,
Wird leicht mein einsam Herz, das sonst den Sorgen dräute,
Nun kühn gewordner Sorgen Beute;
Und meiner Freuden Heer ist gegen sie im Streite,
Mit deinem nicht verstärkt, zu klein.
Dort lauern schon geladne Flaschen,
Gefüllt mit Feuergeist vom Rhein;
Nicht, deinen Freund zu überraschen,
Dem Schlafenden die Freyheit wegzuhaschen, —
Das heiſst, das Leben ihm zu nehmen; — nein!
Um von den Feinden, die uns beyden dräun,
Uns beyde schneller zu befreyn;
Die Sorgen, die noch um uns schweben,
Zu tödten oder zu zerstreun;
Die der Gelächter Schaar, die heimlich in uns leben,
Und, zur Geburt schon reif, den schwangern Busen heben,
In uns zurückzutreiben streben,
Auf ewig einzuschlieſsen dräu'n,
Und ihnen ihre Milch, den süſsen Saft der Reben,
Den wir zur Nahrung ihnen geben,
Ganz abzuschneiden sich bemühn.

Die Sorgen, die, aus Blindheit kühn,
Mit lächerlicher Wuth uns selber fesseln wollen,
Daſs wir uns nicht umarmen sollen,
Zwingt der siegreiche Wein sich schnell zurückzuziehn.
Ein Theil will, eben so verwegen,
Uns zu der Ruh den Weg verlegen;
Wir trinken nur, und schlagen ihn.
Ein Schwarm will uns die Zunge lähmen;
Ein Glas kann seinen Trotz beschämen;
Wir trinken nur, und er muſs fliehn.
Die Scherze, die sie mühsam binden
Und die sich suchen loszuwinden,
Erlösen wir durch Einen Trunk.
Ein jeder, er sey noch so jung,
Sobald er Flügel hat, darf fliegen;
Wenn er nur unsrer Lust, die ihn gezeugt, an Zügen,
An Feuer und Gesundheit gleicht. —
Und andre zeuget sie nicht leicht;
Die Kinder, die ihr nicht so glücken,
Pflegt sie selbst heimlich zu ersticken,
Bevor sie noch das Licht erblicken. —
Wir leiden auch den Knaben nicht,
Wenn ihm die schwere Kunst zu lachen,
Sich Weisen selbst beliebt zu machen,
Des strengen Wohlstands Unterricht
Und des Geschmackes Lehren fehlen;

Wenn er nicht sich mit andern zu vermählen
Und neue Scherze zu beseelen,
Und merkenswerth zu seyn verspricht;
Daſs wohl noch lange Zeit, bey ihren künſt'gen Festen
Die Lust an ihn und uns vergnügt zurücke denkt,
Und ihm und uns, zu unsrer Enkel Besten,
Die Ewigkeit in ihren Schriften schenkt,
Die in dem Büchersaal des heitern Witzes prangen;
Vor denen der Pedant den seinigen verschlieſst,
Weil es den guten Mann verdrieſst,
Daſs man nur sie, und ihn nicht, liest;
Die noch der Schönen Lob erlangen,
Und der Gesellschaft Herz dem art'gen Weltmann sangen,
Wenn mancher Foliant von jenem untergangen
Und auch ihr Titel nur kaum auszuforschen ist.

Wir spotten nur der dummen List
Des Ceremoniels, das, um bemerkt zu werden,
Steif, mit gezwungenen Geberden,
Mit abgemeſsnen Schritten geht,
Mit wohlbedachten Complimenten
Und eigennützig uns erhöht,

Und dafür gleich vor uns, wie vor Klienten,
Als Herr und als Patron sich bläht,
Dem Scheine nach sich vor uns bücket,
Dann plötzlich uns zu Boden drücket,
Indem wir uns vor ihm gebücket,
Und über unserm Kopfe steht;
Nur lächelt, leise spricht und immer in der Ferne,
Daſs man sein leeres Haupt, sein Nichts nie kennen lerne;
Und doch in jedem seinen Feind,
In jedem Wort, in jedem Blicke,
Verachtung, Eigendünkel, Tücke
Und Hochverrath zu finden meint;
Das, in Gestalt und Tracht dem Wohlstand nachzuahmen,
Oft, doch mit schlechtem Glück, sich vor dem Spiegel übt,
Und sich sogar den edlen Namen
Der groſsen Kunst zu leben gibt:
Der Kunst, die doch die Freundschaft selbst belehret,
Und stets von ihr befragt und gern von ihr gehöret,
Ihr immer von der Seite weicht,
Bis ihr die Freundschaft selber gleicht;
Die jenen Lügner bald verscheucht,
Der ihren Namen frech entehret

Und sich, als ihr Gespenst, in die Gesellschaft schleicht,
Und da Geselligkeit und Lust und Eintracht störet,
Die sie, mit der Vertraulichkeit,
Selbst durch den Wein erhält und mehret.
Ihn haben in der neuern Zeit,
Zum Troste hirnbedürft'ger Thoren,
Die Langeweile, der Verdacht,
Unwissenheit und Stolz geboren,
Und bey der Menge sklav'scher Thoren
Auch ohne viele Müh gar auf den Thron gebracht;
Und zur Behauptung seiner Macht
Hat sie sein schwaches Haupt zu Räthen sich erkoren.

G'nug, der possirliche Tyrann
Unglücklicher mitleidenswerther Gecken
Kann statt der Ehrsucht sich nur unsern Spott erwecken;
Uns beyde geht er gar nichts an.
Mag er doch die vergnügen oder schrecken,
Die, deren grober Geist der Freundschaft Lust nicht schmecken
Und nicht einmal begreifen kann.
Sie wollen sich einander nicht entdecken;

Sie thun auch wahrlich wohl daran;
Sie brauchen's sehr, sich zu verstecken.
Sie suchen, nicht zu sehr einander sich zu nahn,
Damit sie ja nicht unterthan,
Stets frey und leicht-zertrennlich scheinen;
Denn ew'ge Zärtlichkeit ist doch,
Wie diese weisen Herren meinen,
Ein eitler Wahn, zum wenigsten ein Joch.
Und wir, wir suchen uns stets fester zu vereinen,
Bis, trotz der Zwietracht Wuth und List,
Die Trennung nicht mehr möglich ist.
Doch jenes Volk hat schon selbst die Natur geschieden,
Da sie ihm einen Geist geschenkt,
Der dürftig, klein und eingeschränkt
Und doch mit Wenigem, — mit sich allein, zufrieden,
An Andrer Gröſse gar nicht denkt.
Ein groſser Geist ist froh, auch Andre groſs zu finden;
Er sucht sogar noch gröſsre Geister auf,
Und er bewegt sie bald darauf,
Sie, die nun schon von selbst auch seinen Werth empfinden
Und stolz und fröhlich sind, daſs sie so leicht ihn finden,
Sich willig mit ihm zu verbinden.

Der Anblick der Vertraulichkeit
Reizt oft auch jenes Pöbels Neid,
Erinnert ihn an seine Dürftigkeit.
O wenn er doch nur stets mit der Gelassenheit,
Der trotzenden Genügsamkeit,
Die diesem glücklichen Geschlechte
Sonst so natürlich ist, an seinen Reichthum dächte,
Und sich nur durch erzwungnen Hohn
Und durch Verachtung nur an unserm Vorzug rächte!
Die kleine Lust erlaubte man ihm schon,
Weil die Verzweiflung ihn zu dieser Frechheit brächte.
Doch, zu der armen Klugen Pein,
Fällt es auch ihm zuweilen ein,
Daſs er, wie wir, ein Freund seyn möchte.
Der angenommnen Freundschaft Schein
Soll über die nun sichern Knechte
Nur den Tyrannen noch mehr Rechte
Zu gröſsrer Tyranney verleihn.
Ein Wort, ein Blick, ein Wink soll ihnen
Lieb' und Erkenntlichkeit verdienen,
Und alles eine Gnade seyn,
So lange sie noch keine Grobheit wagen.
Auch diese muſs man oft mit Dankbarkeit ertragen;

Es ist so böse nicht gemeint:
Dafür ist man ja auch ihr Freund!
Ja, es gereicht uns gar zur Ehre;
Sie thäten ja nur fremd, wenn man ihr Freund nicht wäre.
Allein ich danke für die Ehre;
Fast wär' ich lieber noch ihr Feind. —
Dies ist sehr viel gesagt. Wie schrecklichen Gefahren
Und welcher Wuth ist der nicht ausgesetzt;
Weh' dem verruchten Undankbaren,
Der eine solche Huld nicht schätzt;
Der ihre Majestät verletzt!
Nein, vor der Feindschaft der Barbaren
Soll mich der Himmel auch bewahren!
Mit welcher gift'gen Raserey
Muſs der nicht seine Feinde hassen,
Der sie als Freunde schon so schwere Tyranney
Aus lauter Gnade fühlen lassen!

Das falsche schmeichlerische Glück
Sucht nur umsonst mit vollen Händen
Mich, der dein Herz besitzt, mich Reichen zu verblenden;
Ich weiſs, es zieht sie gleich zurück,
Wenn wir darnach schon greifen wollen.

Es führt uns oft, dem Satan gleich,
Auf einen hohen Berg, und zeigt uns manches
Reich,
Das wir von ihm erhalten sollen,
Sobald wir nur vor seinem Thron
Als Sklaven niederfallen wollen;
Und ihm gehört doch nichts davon.
Das arme Glück! ich kenn' es schon.
Ich kenne ja auch das Vergnügen,
Das stets bey meinem Freunde wohnt,
Das oft uns ruft und, ohn' uns zu betrügen,
Auch den Gehorsam gleich belohnt;
Auf dessen Kuſs ich mich schon freue,
Und dem von nun an ich auf's neue
Mein Herz, mein ganzes Leben weihe.
Der falschen Zärtlichkeit Betrug
Macht die Betrognen endlich klug.
Für die zu leicht verführte Treue
Bestraft schon die gerechte Reue
Mein unerfahrnes Herz genug.

O Freund, ich zittre vor Verlangen,
Dich zärtlich wieder zu umfangen.
O komm! Schon lockt uns die Natur
Auf jene neubeblümte Flur,
Wo sie verbuhlt sich für die Kenner schmücket,

Durch tausend Reizungen entzücket,
Und tausend andre noch versteckt
Und unsre Lüsternheit erweckt;
Wovon sie immer mehr entdeckt,
Wenn sie der Buhler Treu' erblicket.
Komm mit mir in den heil'gen Wald,
Der Scherze liebsten Aufenthalt,
Wo sie nicht tück'sche Bosheit höret,
Noch plauderhafte Dummheit störet;
Wo sie, als sanfte Weste, bald
Um unser Haupt sich lispelnd schwingen,
Uns liebliche Gerüche bringen
Und dann mit ihnen in uns dringen;
Bald auch in sichtbarer Gestalt,
Als kleine Vögel, uns umringen
Und mit in unsre Lieder singen.
Uns wird die Freundschaft und die Lust
Auf unbetretne Wege führen,
Die nur die Liebe sonst gewuſst;
Doch wird der Scherz uns nie verlieren
Und uns schon wissen nachzuspüren.
Dort wollen wir, in ihrem Arm entzückt,
Der Freundschaft Reizungen betrachten
Und Jeden, der sie schützt, für groſs und für beglückt,
Und alle die für klein und für unglücklich achten,
Die solche Reizungen verachten.

Von dem,*) der jenes Paar,**) wie wir, vertraulich kennt,
Und dessen Namen es, weil er ihn selbst verhehlet,
Aus Lieb' und Stolz verräthrisch Jeden nennt,
Der, ihres Umgangs werth, mit ihnen sich vermählet;
Von dem, der sie, von klugem Ehrgeiz voll,
Zu ihrem Dichter auch erwählet; —
Beglückte Wahl! Sie wissen wohl,
Die Musen sind ihm auch gewogen,
Und keinen haben sie sorgfältiger erzogen; —
Von dem wird manches Lied durch uns dem Hain bekannt;
Und jener Bund, der sie mit ihm erfand,
Wird uns darin die feinsten Züg' erklären,
Uns jede Sylbe fühlen lehren.
Und dann bringt dies Gefühl in unser Herz mehr Gluth,
In unsern Ton mehr Geist und Muth.

---

*) Hagedorn, der nicht lange vorher eine Sammlung seiner zum Theil schon bekannten Lieder ohne seinen Namen herausgegeben hatte.

**) Freundschaft und Lust.

Der Nachhall, der schon viele Lieder
So gut, wie Hamburgs Lieder, weiſs,
Hört sie mit Freuden immer wieder
Und singt sie selbst mit so viel Kunst und Fleiſs,
Als wären's lauter neue Lieder.
O hört' er selber uns einmal!
Vielleicht, daſs unsre Lust ihn rührte
Und bald mit einer gröſsern Zahl
Sie zu versorgen ihn verführte.
Wie würde sich nicht Deutschland freun!
Und Deutschland müſste doch allein
Nur uns dafür verbunden seyn.

Selbst meine Muse, die dich liebet,
Verspricht mir, zu dir mitzugehn
Und mir, weil sie dein Umgang übet,
Zu deinem Ruhme beyzustehn.
Aus Ehrsucht will sie mich nicht mehr von dir entfernen.
Durch deine Treu' beseelt und durch dein Ohr bemerkt,
Durch dein gerechtes Lob gestärkt,
Kann ich ihr Ehre machen lernen.

Was hat, seitdem ich manche Nacht
Bey dem Verdrusse durchgewacht,

Dein loser Freund, der Scherz, gemacht,
Der immer mit dir trinkt und lacht?
Was meinst du, sollt' er mich noch kennen?
Am Tage müſst' ich dir ihn gönnen;
Allein mich dünkt, er kann von dir
Sich doch beym Schlafengehn wohl trennen;
Er hätte wenigstens zu mir
Einmal zur Nachtzeit kommen können.
Hat er noch dann bey dir zu thun?
Ich kann ganz sicher vor ihm ruhn.
Seitdem ich dich nicht mehr gesehen,
Mag ich ihm drohen oder flehen;
Ich seh' und hör' ihn gar nicht mehr.
Da halten sich die mürr'schen Sorgen
So stolz und vornehm nicht verborgen;
Die sind gefälliger, als er;
Sie kommen ungerufen her
Und unterhalten mich bis an den hellen Morgen;
Nur reizet ihr Gespräch nicht sehr.
Oft thun sie mir sogar die Ehre
Und legen sich vertraut an meine Seite hin,
Wenn ich auch noch so frostig bin
Und ziemlich ungalant mich wehre;
Denn sie sind alt und ihr Gesicht
Ist, wie bekannt, das schönste nicht.
Indessen wird der Scherz dir noch auf seinen Schwingen
Ein Heer von seinen Träumen bringen.

Ich geh' ihn, wie es scheint, nichts an. —
Gut! wenn er mir so trotzen kann:
Ich kann ihn auch bey dir verklagen.
Du wirst so gut seyn und ihn fragen,
Ob das von ihm wohl artig ist,
Wenn er Nothleidende vergiſst,
Zumal da du ihr Freund noch bist. —
Doch nein, jetzt ſind' ich eine List;
Sey du nur gegen ihn verschwiegen.
Er soll mich plötzlich bey dir sehn:
Da kann er mir doch nicht entgehn;
Da muſs er mich nun wohl vergnügen.
Ich will den kleinen Schelm schon kriegen!

5.

An Demoiselle Ohmanninn

zu Hamburg.

Als ich das letztemal dich sah,
Mit welcher Freude sah ich da,
O liebes Mädchen, deine Wangen
Mit schönern Rosen überstreut,
Als alle, welche dem Verlangen
Der Buhlerey und Eitelkeit,
Ein armes Männerherz zu ſangen,
Die ſeinste Kunst der Schminke leiht:
Selbst die, womit zu gleicher Zeit
Lenz, Jugend, Unschuld, Fröhlichkeit
Sie schmückten, konnten so nicht prangen.
Und aus dem Auge, dessen Strahl

Sonst, ungeübt in Amors Kriegen,
Auf Greis und Jüngling ohne Wahl,
Und unbekannt mit eignen Siegen,
Umherschoſs, sah ich mit Vergnügen —
Obwohl auf mich nicht einer fiel —
Nun auf ein einzig würdig Ziel
Mit Blitz beschwingte Pfeile fliegen,
Und des getroffnen Jünglings Herz,
Froh über seinen süſsen Schmerz
Und stolz, zu deinen Füſsen liegen.

Dies führte meiner Phantasey
Auf der Erinn'rung luſt'gem Wagen
Manch Bild der Jugend schnell herbey;
Und ihres Pinsels Zauberey
Schuf mir das Alte wieder neu,
Und malt' in meines Herbstes Tagen
Mir meinen blüthenreichen May.
Da sah ich deiner Mutter Siege
Durch jenen Liebreiz ihrer Züge,
Die jetzo noch so mächtig sind,
Daſs ihnen — keine Dichterlüge! —
Der Zahn der Zeit nichts abgewinnt.
Ich sah sogar auch — deine Wiege
Mit deinen Puppen, liebes Kind;
Und manche Lust der spätern Jahre,
Die in der Freundschaft sanftem Schooſs

Ich unter euch so oft genoſs.
Doch sah ich auch, — was, ach, nicht bloſs
Ein Bild war, — meine grauen Haare;
Das welke Herbstlaub spätrer Jahre!

Und dennoch wünscht' ich mehr zu sehn.
O warum brauch' ich langer Reise,
Um dort in deiner Freunde Kreise
Dein Hochzeitfest mit zu begehn!
O könnt' ich auf der Sehnsucht Schwingen
Mit meinem Weibchen, welches heut
Sich deiner Freude mit mir freut,
Schnell durch die Lüfte zu dir dringen!
Dann würden wir in deinen Kranz
Auch unser Myrtenreischen schlingen;
Und jene würd' im Reihentanz
Mit allen um den Vorzug ringen;
Und ich — obwohl für euren Reihn
Zu ungeschickt — ich würd' allein,
Von Freude trunkner als von Wein,
Auch ohn' der Kinder Spott zu scheun,
Mit ihnen um die Wette springen;
Und Freunden, die auch mich verjüngen,
Den Hagedornschen Alten singen,
Und dieser Alte selber seyn.

Doch, wenn ich noch so viel verhieſse
Und meine Wünsche steigen lieſse;

Umsonst! — Ein Amt beschwert die Füſse
Mit einem zentnerschweren Bley;
Und davon macht kein Wunsch ſie frey.
Zwar hat die freye Phantasey,
Wie die Erinn'rung, ihren Wagen;
Und der kann weiter, schneller tragen,
Als eures Blanchard's *) Stümperey.
Doch der auch will mir nicht behagen,
Weil ungern mein noch ird'scher Geist
Getrennt von seinem Körper reist.
Jedoch er wird in seinem feinen
Mehr geist'gen Körper euch erscheinen;
Wenn ins Geheimniſs unsrer Zeit
Ihr nur gehörig eingeweiht
Und ächte Geisterseher seyd.
Ja, ohne mich erst zu beschwören,
Sollt ihr mich fühlen, sehn und hören.
Allein dabey gelob' ich euch,
Durch keinen bösen Koboldstreich,
Dem Ebenfeind' Asmodi gleich,
Der Freuden Harmonie zu stören;
Nein, wie ein guter Geist, mit euch
Sie zu genieſsen und zu mehren.

---

*) Er hatte dort nicht lange vorher eine Luftreise gethan.

Wenn dein Geliebter, holde Braut,
Ins Ohr dir zärtlich und vertraut
Die süſsen Schmeicheleyen girret;
Und dann ein fremder leiser Laut:
Bravissimo! dazwischen schwirret:
So wiſs', — wenn noch was Fremdes dir
Dann hörbar ist — es kömmt — von mir.

Wenn an der Kerze neben dir
Ein heller Feuerfunken brennet,
Den grausam und unwissend ihr
Vielleicht gar Dieb und Räuber nennet,
Und dem ihr kaum sein Plätzchen gönnet,
Den ihr verfolget: — sicherlich!
Der Räuber und der Dieb — bin ich.

Wenn in der längst gewünschten Stunde
Dein Ja zum feyerlichen Bunde
Dem bebenden, kaum offnen Munde
Halb ängstlich und halb froh entflieht,
Und deine Wange schamhaft glüht;
Wenn diese dann ein Lüftchen fühlet,
Das um sie her sanftflatternd spielet
Und besser, als dein Fächer, kühlet:
So glaube, dieser sanfte Hauch,
Der dich umwallet, — bin ich auch.

Wenn dir der Ring am Finger klebet
Und dem, den dir dein Bräut'gam reicht,
Nur ungern und gezwungen weicht;
So meinet Jedermann vielleicht,
Was ihn zurückzuhalten strebet,
Sey deine List. — Man irret sich:
Der Schalk, der ihn so hält, — bin ich.

Wenn drauf von deinen Freunden allen
Glückwünsche dir entgegenschallen;
So hörst du jeden rings herum
Im Saale deutlich wiederhallen.
Ein Freygeist ist dann wohl so dumm
Und hört, mit weisem Selbstgefallen,
Sie von der Wand zurückeprallen.
Doch traue mir; die Wand ist stumm.
Ja, Kind! — das thu' ich wiederum.

Man ringt, dir deinen Kranz zu rauben.
Doch mehr als Einer Nadel Stich,
Die ihn beschützen, rächet dich.
Man wird dich selber schuldig glauben:
Du bist es nicht. Nein! — Eigentlich —
Denn solche kleine Neckereyen
Und Tücken sind ja, dünket mich,
Auch guten Geistern zu verzeihen: —
Kurz, der sie richtete, — bin ich.

Und zum Beſchluſs der Fröhlichkeiten
Folgt Jeder bis ans Schlafgemach
Dir mit den treusten Wünschen nach.
Von allen, so dich da begleiten,
Ist doch der letzte, welcher sich
Entfernet und dich segnet, — ich.

6.

Den 18. May 1774.

So ist mir Glücklichen denn schon
Ein Jahr in diesem neuen Leben,
Das du, o Liebe, mir gegeben,
In deinem Paradies' entflohn?
So reich an tausendfacher Wonne,
An süſser Ruh, an Heiterkeit,
Wie eine milde Frühlingssonne,
Die langer Winter Dunkelheit
Mit ihrem sanften Licht zerstreut;
Beflügelt so von Fröhlichkeit,
Wie meiner ersten Jugend Jahre;
Denn trotz dem ziemlich grauen Haare,
Womit der kalte Sturm der Zeit,
Vielleicht noch mehr das Herzeleid
Der liebeleeren Einsamkeit,

Die Schläfe mir zu früh beschneyt,
Trotz dem, ward von des Schicksals Güte
Mir durch der Liebe Wundermacht
Der längst verwelkten Jugend Blüthe
Mit jenem May zurückgebracht;
Wie nach der traur'gen Winternacht,
Aus ihrem Todesschlaf erwacht,
Mit neuen Trieben, neuer Pracht,
In Zephyrs Armen Flora glühte.
Zwar ist darum nicht jede Spur,
Die Alter und der Schwermuth Stunden
Mir eingedrücket, ganz verschwunden.
Nein; so verjüngt sich jährlich nur
Die unvergängliche Natur.
Laſs ihrer Wange Rosen sterben,
Die hellen Locken sich entfärben;
Der Kranz, womit des Lenzes Hand
Die hohe Scheitel ihr umwand,
Mag, von des Sommers Gluth verbrannt,
Vom rauhen Nord zerstört, verderben:
Sie weiſs, was sie im letzten Jahr
An Schönheit und an Reiz verloren,
Wird ihr in diesem, und wohl gar
Noch schöner, wieder neu geboren.
Ja, selbst mit Fleiſs erscheint sie schlau
In immer wechselnden Gestalten,
Daſs wir nicht gegen sie erkalten.
Allein wenn wir einmal veralten,

So müssen wir der Stirne Falten,
Der jungen spött'schen Welt zur Schau,
Von keinem Kuſs vertilgt, behalten;
Und unser graues Haar bleibt grau.
Kann aber gleich der morsche Bau
Des Körpers sich nicht mehr verjüngen;
Soll's doch dem Alter nicht gelingen,
Bis in die Seel' hineinzudringen.
Allein welch Mittel hat die Kraft,
Von ihr die Runzeln abzuwehren? —
Kein Buch und keine Wissenschaft,
Und keiner Weisheit ernste Lehren;
Die könnten sie wohl noch vermehren.
Die Freundschaft selber ist zu schwach,
Des spätern Lebens Ungemach
Und Langeweile zu bestreiten,
Sie kann uns nicht zu allen Zeiten,
So treu sie immer ist, begleiten.
Die ganze Hausap'theke, die
Ein Pfuscher in der Pharmacie
Der Seele, für die Lethargie,
Die leidige Hypochondrie,
Und ihre Brut, die Agrypine,*)
Die Grillen, die Melancholie,
Und ärgere Misanthropie,

---

*) Schlaflosigkeit.

Aus guter Meinung uns verschriebe;
O wie unwirksam wäre sie,
Mit dir verglichen, mächt'ge Liebe!
Zu lange hab' ich ohne Frucht
Die schönen Mittel selbst versucht.
O säumt nicht meinen Rath zu hören,
Ihr Hagestolzen dieser Zeit,
Die ihr aus Unerfahrenheit
Noch nicht so klug und glücklich seyd!
Laſst euch nicht länger durch Schimären
Der falschen Selbstzufriedenheit,
Der falschen Ehrbegier, bethören.
Möcht' euch doch wenigstens der Neid
Zu dem System von Fröhlichkeit,
Das mich beseliget, bekehren!
In stiller Ruh, mit sich allein,
Befragt sich oftmals meine Seele:
Kannst du wohl noch beglückter seyn? —
Und meine ganze frohe Seele
Antwortet stets ein lautes Nein!
Säumt nicht euch eben so zu freun;
Sonst möchtet ihr's zu spät bereun.
Welch Mädchen werdet ihr erweichen,
Wenn eurer heiſsen Inbrunst Zeichen,
Die Seufzer, dem asthmat'schen Keichen
Und eurem letzten Seufzer gleichen?
Umsonst sucht ihr nur einen Kuſs
Des Mädchens weinend zu gewinnen,

Wenn es bey eurer Thränen Fluſs
Nicht ohne Grund schon fürchten muſs,
Daſs sie vielleicht aus blöden Sinnen,
Vielleicht aus blöden Augen rinnen.
Doch, wollt ihr euch im Ehgemahl
Nich euren Schimpf, nicht eure Qual
Und eurer Sünden Straf' erlesen;
So seyd in dieser groſsen Wahl
Behutsam, wie ich auch gewesen.
Ich? — Eitles Prahlen! Nein, nicht ich;
Der Himmel wählte selbst für mich.
Schon hatt' ich auf dies Freudenleben
Längst alle Hoffnung aufgegeben,
Und fast sogar den Wunsch verbannt.
Da wurde mir verlaſsnen Armen
Vom milden Himmel aus Erbarmen,
Geführet von der Freundschaft Hand,
Die theure Gattin zugesandt,
Die nun mich wie vom Tod' erwecket,
Gefällig meines Herbstes Haupt
Mit ihres Frühlings Rosen decket
Und mit dem Myrtenkranz umlaubt,
Und was mir Sturm und Frost geraubt
Groſsmüthig - liebreich mir verstecket.
Jungfräuliche Bescheidenheit,
Und stets sich gleiche Freundlichkeit,
Die besser als ein Modekleid
Sogar die höchste Schönheit zieret,

Der höchsten Tugend Anmuth leiht;
Ein Herz, von fremder Noth gerühret,
Von fremdem Wohlergehn erfreut,
Das, rein von Miſsgunst, edle Gaben
Und Tugenden, die Andre haben,
Mehr als die seinen kennt und liebt,
Das, frey von Schmähsucht, fremde Schwächen
Bald wahrzunehmen ungeübt,
Selbst augenscheinliche Gebrechen
Mehr als die eignen gern vergibt,
Das stets mit ungedämpftem Feuer
Auch eine Freundin lieben kann, —
Ein reifer und gesetzter Mann
Ist seinem Freunde nicht getreuer; —
Ein Geist, der jeden Reiz entzückt
Im Antlitz der Natur erblickt,
Wo er dem Leichtsinn ganz verschwindet;
Und dann, von Dankbarkeit entzündet,
Die Güte, die sie so geschmückt,
In seinem Innersten empfindet;
Der bey der Musen Saitenspiel
Von dem ekstatischen Gefuhl,
Das keine Kunst verleiht, durchdrungen,
Stets, was ihn rühret nnd ergötzt,
Bloſs nach der innern Würde schätzt
Und keine Töne fremder Zungen,
Von Wahn und Eitelkeit bethört,
Unpartriotisch, lieber hört,

Als was ein Deutscher Mund gesungen,
Vom Gotte der Begeisterungen
Nicht weniger als sie gelehrt,
Nicht weniger den Kennern werth;
Der seinen Beyfall, unbeschränket,
Vom edelsten Geschmack gelenket,
Dem Schönen jeder Gattung schenket,
Nicht vor der Nacht zurückebebt
Worein ihn Young's Gesang versenket,
Gern mit ihm sterbend sich begräbt
Und mit ihm wieder neu belebt
Frohlockend unter Sternen schwebt;
Bald sich auf Klopstock's Adlerflügel
Zu jenem heil'gen Opferhügel,
Und dann, von Seraphim umringt,
Zum Thron des Ueberwinders schwingt
Und ihm Triumphgesänge singt;
Bald mit Jacobi's Huldgöttinnen
Im Myrtenhain, den er gepflanzt,
Und bald mit Geſsners Schäferinnen
Auf seinen Wiesen lacht und tanzt;
Doch nie dabey die niedre Sphäre
Des weiblichen Talents vergiſst,
Und seiner Biegsamkeit zur Ehre
Auch da so weis' und emsig ist,
Als wenn sie ihm die einz'ge wäre:
Dies alles weckte längst in mir
Erst Achtung, dann noch sanftre Triebe —

Der Freundschaft: — Oder denket ihr,
Die Freundschaft war schon nichts als Liebe? —
Fürwahr, ich selber denk' es schier.
Der loseste von allen Streichen,
Mit welchen Amor Herzen stiehlt,
Ist der, den er dem Alter spielt.
Es meint ihm klüglich auszuweichen,
Es meint durch Ernst ihn zu verscheuchen:
Umsonst! — Der Schalk pflegt, eh' man's glaubt,
Das kalte Herz, das weise Haupt,
Durch eine Kriegslist zu beschleichen.
Sein Scherz, sein Leichtsinn ist geflohn;
Er weiſs die Mienen und den Ton
Der ernsten Freundschaft nachzuahmen;
Er gibt sich gar auch ihren Namen:
Und sieh, da sitzt der Bube schon
Ganz fest und ruhig auf dem Thron.
Nun legt er alle List bey Seite
Und offenbart sich ohne Scheu.
Damit ihm aber seine Beute
Auſs künftige gesichert sey,
Eilt Hymen — denn zu diesen Siegen
Folgt er ihm immer mit Vergnügen, —
Mit seinem Bande schnell herbey,
Das solche, die ihm widerstreben,
So schwer wie Sclavenketten drückt,
Und solche, die sich gern ergeben,
Wie sanfte Blumenfesseln schmückt.

So hat mich Amor hintergangen;
Und seine Kunst, ein Herz zu fangen,
Wies hier ein rechtes Meisterstück:
Doch sein Betrug war auch mein Glück.
O Glück der seligsten Verbindung,
Dem keine Lust auf Erden gleicht!
O Band von göttlicher Erfindung,
Dem selbst das Band der Freundschaft weicht!
Auch von den anmuthvollsten Bildern,
Die zärtliche Petrarche schildern,
Wird deine Schönheit nie erreicht.
Wer malt die Blumen in dem Kranze,
Mit dessen tausendfachem Glanze
Sich dieser May die Scheitel ziert?
Und wer beschreibt die Balsamdüfte,
Die Zephyr durch die lauen Lüfte
Von ihm zu uns herüberführt?
Zwar sucht' ich selber schon vorzeiten,
Durch Ahnungen von dir erweckt,
Den Ruhm von deinen Süſsigkeiten,
Noch eh' mein Herz sie selbst geschmeckt,
Enthusiastisch auszubreiten,
Und Viele die dein sanftes Band,
O Hymen, bloſs aus Unverstand
Und zügelloser Wildheit scheuten,
Und, von unreiner Lust entflammt,
Dein reines Feuer frech verschmähten,
Bewog mein priesterliches Amt

In den geweihten Bund zu treten.
Wie übertrifft dein Lob dies Lob,
Womit ich damals in der Ferne
Uneigennützig dich erhob,
Nun ich dich näher kennen lerne!
Und wie bestätigt nun dies Lob
Der glücklichen Erfahrung Stempel!
Und o wie strömt in deinen Tempel
Zum weihrauchdampfenden Altar,
Durch mein erbauliches Exempel
Nun fortgerissen, Paar und Paar,
Der neuen Proselyten Schaar!
Denn nun bringt dir mein Leben Ehre;
Viel gröſsre noch, als meine Lehre,
So orthodox auch diese war.
Und du, mit welcher, mir zum Lohne,
Der Vorsicht Huld mich so beglückt;
Mit welcher ich bereits entzückt
Ein Jahr in diesem Himmel wohne,
Empfange hier den ersten Dank —
Nicht, was ich dir an jedem Tage
Mit jedem meiner Blicke sage —:
Das erste Lied, das ich dir sang.
Verbuhlt, wie Tauber, ihre Brüder, —
Nur leider selten so getreu! —
Girrt sonst der Dichter Volk durch Lieder
Und süſser Töne Schmeicheley
Die sprödsten Schönen selbst herbey:

Und, ach, die unschuldvollen Tauben,
Die gar zu bald dem Schmeichler glauben,
Besorgen nichts von arger List;
Und doch wird oft der sanfte Freyer
Ein wilder räuberischer Geyer,
Der plötzlich sie zerreiſst und friſst.
Ich buhlte nie in süſsen Tönen
Und durch der Musen Zauberkunst
Um Herzen leichtgerührter Schönen,
Und nie, auch selbst um deine Gunst.
Ich rede nur die schminkelose,
Natürliche, treuherz'ge Prose,
So wie die alte Freundschaft spricht;
Und darum drohte dir auch nicht
Die schreckliche Metamorphose,
Die fürchterlicher, als der Tod,
Den frühbesungnen Schönen droht.
Nun aber ist für meine Liebe
Der Freundschaft Sprache viel zu schwach;
Nun geb' ich ihrem starken Triebe,
Der Lieder heischet, willig nach.
O gäbe sie dem Trieb' auch Schwingen!
Dann würde mir ein Lied gelingen,
Hoch über diesem, das vielleicht
Zu sehr schon jener Prose gleicht,
Zu nah' schon an der Erde schleicht;
Und das die Kälte spätrer Jahre
Noch mehr verräth, als graue Haare. —

Doch das benimmt mir nicht den Muth.
Ich weiſs, der ächten Liebe Gluth
Brennt länger ungeschwächt im Busen,
Als in dem Haupt die Gluth der Musen.
Wenn diese, wie ein Meteor,
Weit um sich her und hoch empor
Auf eine Zeitlang Funken sprühet
Und Aller Augen an sich ziehet,
Und bald dem Aug' in Nacht entfliehet:
So ist, der Lebenswärme gleich,
Die aus dem Herzen sich ergieſset
Und ungesehn den Leib durchflieſset,
Die Lieb' an sanftem Feuer reich;
An Feuer das noch länger währet
Als diese Wärme, als die Zeit,
Die alles Uebrige verzehret,
Mit jedem Tage selbst verneut
Und durch der Gattin Zärtlichkeit,
Und täglich gröſsre Tugend mehret.
Zwar ist dies alles wunderbar:
Allein durch dich, o glücklich's Jahr,
Fand ich dies alles völlig wahr.
Auch jenen edeln Spruch der Weisen
Lernt' ich von dir erst würdig preisen:
Ja, freylich ist ein eigner Heerd
Viel Millionen Goldes werth.
Allein welch Peru kann wohl prahlen,
Ein eignes Weib uns zu bezahlen,

Das dieses Heerdes Flamme nährt,
Mit nicht zu theuren Opfermahlen
Die glänzenden Penaten ehrt
Und uns sie noch mehr lieben lehrt;
Das mit dem heitersten Gesichte
Zu einem niedlichen Gerichte
Auch unsern Gast willkommen heiſst
Und wohl bewirthet; ohn' indessen
Der feinern Würzen zu vergessen,
Die muntre Scherze voller Geist
Mit leichter Hand auf alles streuen;
Die der Geschmack viel höher preist
Als eines Noel's *) Leckereyen,
Und die selbst grober Hausmannskost
Des Hautgout Reiz und Anmuth geben,
Und Schlehenwein und Apfelmost
Zu einem Göttertrank erheben.
Und welche nicht getheilte Lust
Ist wohl dem häuslichen Ergötzen,
Das immerfort von Brust zu Brust
Elektrisch strömet, gleich zu schätzen?
Nur dieses dringt durch Mark und Bein

---

*) S. *Epître au Sieur Noel, par l'Empereur de la Chine.* Sie ist von dem groſsen Friedrich an seinen Mundkoch gerichtet.

Bis in des Herzens Tiefen ein;
Da das, was sonst den Namen führet,
Die Oberfläche nur berühret.

Dein junges und doch weises Herz,
O Beste, liebet nicht bloſs Freuden,
Und ihren Sohn, den muntern Scherz:
Es kennet auch den Werth der Leiden,
Und auch die bittersüſse Lust
Der Thränen ist ihm wohl bewuſst.
Drum theilt es stets mit meinem Herzen,
Nicht nur Vergnügen, auch die Schmerzen.
Die Freunde, die mir Gott verlieh,
Sind durch die feinste Sympathie
Dir selbst so theuer, wie die deinen;
Und wenn sein Rath mir Freunde nahm,
So konnte sie mein eigner Gram
Nicht zärtlicher, als du, beweinen.
O unvergeſslich bleiben mir
Die stillen Zähren, welche dir
Bey meiner Stolberg *) Tod entflossen.

---

*) Gräfin Christ. Charlotte zu Stolberg, geb. Gräfin von Castell, Mutter der beyden Dichter, die im J. 1773 starb.

Nie wurden edlere vergossen.
Denn sie war aller Frauen Zier;
Die Zier der Menschheit! — werth, auf Erden
Von ihrem Young geschätzt zu werden,
Von Bernstorf selbst verehrt zu seyn,
Und solcher Kinder sich zu freun;
Und droben werth der Siegeskrone,
Die jener Engel Paar am Throne,
Der eignen gleich, für sie empfing
Und mit des neuen Engels Lohne
Nun freudig ihr entgegen ging.
Und dieses Muster groſser Seelen,
Sie war auch meine Freundin! — Zwar,
Was darf mein Lied es dir erzählen?
Du weiſst es ja, wie sehr sie's war.
O laſs uns ihrem Angedenken
Aus Wehmuth und Erkenntlichkeit
Auch jetzt noch eine Thräne schenken;
Selbst dieses Fest der Fröhlichkeit
Wird durch die Thräne nicht entweiht.
Auch unsre Liebe war ihr theuer,
Und ihr inbrünstiges Gebet
Hat dieses Tages erste Feyer
Vielleicht vom Himmel uns erfleht.
Sie sieht vielleicht mit holdem Blicke,
Selbst aus dem Sitz der Wonn' und Ruh,
Nach ihren Freunden noch zurücke,

Und schauet heut' auch unserm Glücke
Und dieser Feyer segnend zu.
Sie sieht mit Lust dich auserkoren,
Für jeden Freund, den ich verloren,
Hinfort mein reicher Trost zu seyn.
Denn von des Alters schweren Plagen
Ist keine schwerer zu ertragen
Als die, verlassen und allein,
Von ihren Gräbern nur umgeben,
So manchen Freund zu überleben
Und mitten in der jüngern Welt,
Die fast uns selber schon für Leichen,
Für wandelnde Gespenster hält,
Von ihr geflohn, umherzuschleichen.
So traurig steht — und steht noch kaum,
Auf einem weiten wüsten Raum,
Umringt nur noch von jungen Sträuchen,
Ein dürrer blätterloser Baum,
Der einz'ge Rest bejahrter Eichen.
Zum Himmel stolz emporgethürmt,
Stand er einmal, durch hundert Brüder
Vor allen Winden wohl beschirmt:
Sie warf das Beil zur Erde nieder.
Nun schallen keiner Vögel Lieder
Von seinen nackten Aesten wieder;
Und jedes Wetter, das nun stürmt,
Entreiſst ihm eins der mürben Glieder.

Komm, Theure, laſs uns Hand in Hand
Auf das vom May geschmückte Land,
Von frommer Dankbarkeit entbrannt,
Von Frühlingslust beflügelt, eilen,
Und mit der jauchzenden Natur
Auf jener neubeblümten Flur
Der neuen Jugend Wonne theilen.
Auf jenem schönen Dankaltar
Bracht' ich in diesen Morgenstunden,
An diesem Fest im ersten Jahr,
Der Vaterhuld, die uns verbunden,
Noch ohne dich, mein Opfer dar.
Dort weiht' ich betend mich dem Feste,
Bis mit dem Säuseln sanfter Weste
Der Himmel mir ein Zeichen gab,
Daſs ich erhört sey; denn sein Segen
Floſs mild' in einem Blüthenregen
Auf mein gesenktes Haupt herab.
Froh kehrt' ich um; auf allen Wegen
Sang meinem aufmerksamen Ohr —
So schien es mir — der Vögel Chor —
Ein fröhlich Hochzeitlied entgegen.
Nun soll dort unser beyder Dank,
Begleitet durch den Lobgesang
Der Lerchen und der Nachtigallen
Dem Stifter unsers Bundes schallen.
Dort wollen wir von neuem heut'
Einander treue Zärtlichkeit

Auf unser ganzes Leben schwören;
Und diesen feyerlichen Eid,
Ihn sollen Erd' und Himmel hören. —
Allein, was braucht ein neuer Schwur
Uns diese Treue zu versprechen?
Nein! Schwüre sind für solche nur,
Die schon geneigt sind sie zu brechen.
Ein Mädchen und ein Schmetterling
War einst mir fast dasselbe Ding:*)
Nun widerruf' ich voller Reue
Den herben ungerechten Scherz;
Denn deine wohlgeprüfte Treue
Beschämet manches Mädchenherz.
Doch meines soll sie nicht beschämen:
Nein, selbst der Jüngling soll an mir,
Wie jedes Mädchen auch an dir,
Ein Beyspiel ächter Liebe nehmen.
Die zuverlässigste Gewähr
Sind uns, selbst diese meine Freude, —
O zeigte nur dies Lied sie mehr! —
Und deines Herzens Güte; — beyde
Viel sicherer, als tausend Eide.

---

*) S. die Epistel an C. A. Schmid. S. 10.

7.

Den 18. May 1783.

Vergnügter grüſst die Lerche nicht
Dies heitre Mayenmorgenlicht,
Dem sich durch süſse Blüthendüſte
Bis in die thaubewölkten Lüſte
Ihr steigend Lied entgegenschwingt,
Als meines ihm entgegensingt;
Obwohl es in die Purpurwolke
Wetteifernd nicht mit jenem dringt,
Und leis' und ungehört vom Volke,
Dir, o Geliebte, nur erklingt.
Was sagt' ich? — Nur voll gleicher Wonne
Begrüſst' ich diese Morgensonne
Mit jener Sängerin? — O nein!

So kann sich keine Lerche freun.
Und wenn auch sie, gleich mir, sich heute
Des ihr vermählten Gatten freute;
Und wär' auch dieser ihr Gesang
Der Hochzeitfeyer Jubelklang;
Doch kann sie nicht von solchen Trieben
Der Dankbarkeit begeistert seyn:
Denn so, wie ich, kann sie nicht lieben,
Nicht so geliebet werden; — nein!
So kann sich keine Lerche freun.
Auch in unendlich weitre Ferne, —,
Viel höher, als das goldne Thor
Des Tages — als die Bahn der Sterne,
Steigt selbst mein schwacher Dank empor
Und kömmt, wenn Menschen ihn nicht hören,
Vermischt mit Seraphinenchören,
Nicht unbemerkt, vor Gottes Ohr.

Als wir noch in des Chaos Tiefen
Mit unbeflammten Sonnen schliefen,
Da knüpfte Seine Vaterhand
Schon unsrer Ehe Blumenband:
Da wurden schon die ersten Stunden,
Wo unsre Seelen sich gefunden,
Der Tag, an dem ein heil'ger Eid
Das Bündniſs unsrer Zärtlichkeit
Vielmehr für fremder Zeugen Ohren,

Als unser eignes Herz, beschworen; —
Denn dem war seine Zärtlichkeit
So zuverlässig als ein Eid! —
Der Tag war damals schon erkoren.
Da ward der Kelch der Fröhlichkeit,
Der uns in dieser sel'gen Zeit
Stets in so reichem Maſs getränket,
Bis an den Rand voll eingeschenket:
Und kaum ein einz'ger Tropfen Leid
Sollt' in den Freudenbecher flieſsen,
Um uns das Süſse zu — verſüſsen.
Und der Gott, dessen weise Wahl
Uns diesen Kelch das erstemal
Durch jenen Festtag senden wollte,
Der war's auch, welcher ihm befahl,
Wie oft er wiederkommen sollte.
Und sieh, wie er zuerst erschien,
Mit diesem vollen Lustpokale;
So hold und freundlich sehn wir ihn
Nun heute schon zum eilften Male.
Der Kelch, womit er uns erfrischt,
Ist zwar noch aus den Balsamsäften
Und mannichfachen Zauberkräften
Des ersten Liebestranks gemischt;
Dem besten Labsal edler Herzen,
Der innigsten Vertraulichkeit;
Der besten Lindrung herber Schmerzen,
Der häuslichen Zufriedenheit;

Mit Laun' und Geist gesalznen Scherzen,
Die selbst die ernste Majestät
Und selbst die strengere Diät
Des weisern Alters nicht verschmäht;
Das nicht einmal die feur'ge Würze
Des seelenvollen Kusses scheut,
Noch auch der Freude Trunkenheit,
Weil sie, wie Gift, das Leben kürze,
Und, wie ein Rausch in Schande stürze,
Sich zu gewissenhaft verbeut. —
Dies alles bringt er uns auſs neue;
Und dann noch — was den Ueberdruſs
Auf immer von uns bannen muſs —
Den herzerquickenden Genuſs
Zehnjähriger bewährter Treue.
Doch wer genösse solchen Trank
Nicht immer mit dem wärmsten Dank?
Wer kann, so lang' er auch auf Erden
Ihn trinke, seiner müde werden?
Eh' kann dein Nektar, o Tockay,
Eh' können nun, o holder May,
Die Farben deiner Schilderey,
Die Düfte, welche dich umwallen,
Die Töne deiner Nachtigallen
Dem stumpfen Sinn nicht mehr gefallen:
Denn jene Farben, jenen Ton
Und jene Düfte hab' ich schon
Entzückt mehr als ein halb Jahrhundert,

Und dennoch nie mich satt, bewundert —
Ja selbst nicht Klopstock's göttlich Lied,
Das mich ihm nach zum Himmel zieht
Und mich mit Engelsgluth durchglüht;
Und Wieland's tausend Zaubereyen,
So ihm die mächtigste der Feyen,
Die Königin der Phantaseyen —
Gefährliches Geschenk! — verliehn;
Die oft mich in die Rosenhaine
Der Erde sanft zurückeziehn
Und mit dem geistigsten der Weine,
Wie seinen alten Scherasmin,
Aus Ob'rons Becher, mich durchglühn,
Und, wie mit Ob'rons Horn, zu springen,
Zu lachen und zu tanzen zwingen.
Und dennoch büſs' ich damit nicht,
Wie dort sein heuchlerisch Gezücht,
Für irgend eine Lieblingssünde, —
Als diese, daſs ich sein Gedicht
So unbeschreiblich reizend finde.

Bewund'rung für ein solch Talent,
Das stets der Gott der Geistesgaben
Nur einem seltnen Günstling gönnt,
Ist nie vom Wunsch, es selbst zu haben,
Der Günstling selbst zu seyn, getrennt.
Sein Pinsel kann den Todten Leben,

Und Wirklichkeit dem Unding geben.
O, hätt' ich ihn, um das, was lebt,
Reif zur Geburt den Busen hebt
Und schon hervor ins Daseyn strebt,
Mit wahren, lebenden und hellen,
Mit glüh'nden Farben darzustellen!
Sein Hüon und sein Sinibald —
Sie lieben zwar mit Jugendfeuer;
Allein, bey Gott! doch nicht getreuer:
Und ächte Liebe wird nie kalt,
Nie auch nur laulich und nie alt.

Um diese Lieb' in solchen Bildern
Dir, o Geliebte, warm zu schildern,
Bedürft' ich, traun! der Sprache nicht,
Die jene buhlerische Schöne,
Die Mutter Hüons, nieselnd [*]) spricht;
Noch auch der glatten sanften Töne
Der lieblich lockenden Sirene,
Die Sinibaldo's Mutter war,
Die uns für die, so uns gebar,
Fast Ohr, Geschmack, und Herz sogar
Durch ihre Stimme weggekitzelt,
Wie jene sie uns weggewitzelt; —
Die — ist sie, gleich dem Wiederhall,

---

[*]) *Nazillant.*

Auch oft nur bloſser leerer Schall —
Uns doch durch ihres Wohlklangs Werke —
Wie jene durch des Witzes Werke —
So täuscht, daſs man, was ihr an Stärke
Des Geistes fehlet, kaum vermiſst; —
Die Wieland selbst*) — o Sünd' und Schande! —
Vor seinem ganzen Vaterlande
Noch jüngst umarmet und geküſst,
Vom Reiz der Sängerin betrogen
Der weisern Mutter vorgezogen,
Ihr, die ihm doch so sehr gewogen,
Vor Tausenden gewogen ist.
Denn auſser ihrem gröſsten Sohne,
Von welchem sie zu jedem Tone,
Den er die Sprache tönen hieſs —
Wenn er, vom Kreuz ihn bis zum Throne
Begleitend, Gott Messias pries —
Gleich seiner fühlenden Teone,**)
Die Sprache willig stimmen lieſs, —
Ist Wieland ihre schönste Krone,
Weil ihren Ruhm und ihr Gebiet
Sie auch durch ihn erweitert sieht.
Durch ihn von ihrem Werth belehret

---

*) S. dessen zweyten Brief an einen jungen Dichter.

**) S. Klopstock's so betitelte Ode.

Merkt nun das Ausland auf und höret
Sie schon mit Wohlgefallen an:
Ja selbst der Deutsche Geck, den Wahn
Und Vorurtheil bisher bethöret,
Wird schon so sehr zu ihr bekehret,
Daſs er ohn' Ekel lesen kann,
Was sonst sein zartes Ohr empöret;
Und endlich hoch und theuer schwöret,
Daſs sein melodischer Gesang,
Frey in des Sylbenmaſses Zwang
Und bangend in des Reimes Ketten,
Leicht, in der leicht'sten Prose Gang,
Und seiner Prose süſser Klang,
Harmonisch fast wie sein Gesang,
Der Grazien und Amoretten
Und Musen Muttersprache sey;
Ja, daſs — und darauf will er wetten; —
Noch niemals die Colifischetten,
Die Schatuljösen, Dindonetten *)
In einer süſsern Melodey
Von Hesperillis, Gallinetten, **) —
Hellenis ***) selbst — gespielet hätten.

---

*) S. Wielands Neuen Amadis.

**) So heiſsen die Italiänische und Französische Sprache in Ramlers Ode an Gallinetten.

***) Die Griechische Sprache.

Zwar sind mir Zung' und Ohr schon früh
Zu jener Schwestern Harmonie
Von meinem Genius gewöhnet:
Doch, nie verwöhnet, hab' ich die,
So aus Teutona's Munde tönet,
Mit falschem Ekel nie verhöhnet:
Sonst hätte den zu raschen Zorn
Ein Vers von meinem Hagedorn
Mit ihrer Härte bald versöhnet.
Und dieser, noch von dir geschätzt,
O Wieland, hat schon wohl als Knaben
Durch seinen Wohllaut dich ergötzt.
O hätt' er alle deine Gaben
Erlebt, wie würd' er dich geschätzt,
Wie hoch dich über sich gesetzt,
Wie edel dich beneidet haben! —
Dock Brockes, der so manches Jahr
In Lethe's Pfuhl begraben war,
Den tiefer noch du selbst sogar
Durch deinen höhern Ruhm begraben;
Groſsmüthig willst du diesen nun —
O laſs doch, laſs die Todten ruhn! —
Erwecken, um uns nur zu sagen,
In Deutscher Dichtkunst Kindertagen
Hab' er einst manchen Vers gemacht,
Worin kein donnernd R gekracht? *)

---

*) S. den vorher angeführten Brief.

Das that ja, ohne Dichtermuse, —
Und längst verwes'te Der auch schon! —
In einem langen Festsermon
Wohlinformirter Redner Uhse.*)
Ja, ich gesteh's, auch mir gefiel
Einst Brockes' sanftes Saitenspiel:
Doch ward ich dessen schneller müde,
Durch seiner matten Reime Schwall
Im schläfrigen gedehnten Liede,
Als seiner wahren Nachtigall;
Wenn an dem nahen Wasserfall,
Der in ihr Seufzen plätschernd rauschte,
Auf seiner Laube Rosenbank
Ich mit ihm ihrem Seufzen lauschte,
Und sein Gespräch mir besser klang
Und tiefer in die offne Seele
Des lehrbegier'gen Jünglings drang
Als sein langweiliger Gesang, —
Als selbst das Lied der Philomele.
O wie viel feuriger, als ihn,
Sah ich dann Haller'n hoch sich schwingen,
Hoch über seine Alpen dringen,
Um sie mit Kraft und Anmuth, kühn

---

*) In Uhse's „wohlinformirtem Redner" steht eine Weihnachtspredigt ohne R.

Und sanft, zu malen und zu singen;
Sah ihn mit seiner Sprache ringen;
So widerspenstig sie auch schien,
Die Widerspenstigkeit bezwingen;
Um seiner Liebe Lust und Schmerz,
Und was er will, in unser Herz,
Von ihm erweichet, einzuprägen,
Und weisen Ernst, mit bitterm Scherz
Gemischt, tief in den Geist zu legen!
Und Hagedorn, und Gleim, und Uz,
Wie eilten sie, ihm nachzuahmen,
Da sie die zarte Sprach' in Schutz,
In ihre Zucht und Pflege nahmen!
Und Viele, die nach ihnen kamen,
Den Patrioten theure Namen,
Für die, o Ad'lung,*) dir zum Trutz,
Deſs Richterspruch es hier nicht kennet,
Des Vaterlandes Liebe brennet,
Und denen die Unsterblichkeit

---

*) Adelung in seinem «Magazin für die Deutsche Sprache» schränkt das Zeitalter ihrer Blüthe und den Flor unsers Geschmacks auf die Jahre zwischen 1740 und 60 ein.

Bey solchen, die zu jeder Zeit
Ihr Volk von Barbarey befreyt,
In ihrem Tempel Nischen gönnet
Und eine Bürgerkrone weiht;
Bey jenem edeln Dichterorden,
Der seiner Sprache Werth geschätzt;
Durch den sie zum Gebrauch gewetzt,
Zur Zierde blank geschliffen worden:
Sie zeigen, daſs, nicht immer hart,
Des Deutschen Sprache schnarcht und schnarrt,
Und zischt und pfeift, und klirrt und knarrt;
Nicht spröd' und ungeschmeidig starrt.
Sie donnert nicht nur, gleich Gewittern
Die krachend einen Wald zersplittern;
Sie braust nicht nur, wie ein Orkan
In dem durchstürmten Ocean:
Sie säuselt auch, wie sanfte Weste
Im Lispeln dichtbelaubter Aeste;
Sie gleitet auch dem glatten Bach
In rieselndem Gemurmel nach.
So wird das Schmettern der Drommete,
Die mit der Schlacht Getöse kämpft,
Oft bis zum Hauch der Schäferflöte
Von ihres Meisters Kunst gedämpft.
Wahr ist es, deutsche Zärtlichkeiten
Sind wälschen nicht an Milde gleich:
Doch Lieb' und Kuſs, die sie begleiten,

Sind ja bey uns so süſs und weich! —
Sie könnten um den Vorrang streiten.
Allein sie sey auch noch so rauh;
Wir erbten dieser Sprache Bau
Von keinen Weichlingen: — von Helden.
Auch Hermann sprach den Donnerton;
Und eure ſeinern Väter flohn;
Er sprach in ihm den Römern Hohn,
Und Schmeicheleyen zu Thusnelden.
Und sangen seine Barden bloſs,
Zum Streit ihm folgend, seine Kriege?
Sie sangen in des Friedens Schooſs
Sammt ihm auch ihrer Mädchen Siege.
Und Hermanns Lieb' und Hermanns Schlacht
Ward ihrem gröſsten Nachkömmlinge
Mit dem ausdrücklichen Bedinge
Von jener heil'gen Zunft vermacht,
Daſs er mit seiner Töne Pracht
Und Anmuth sie uns wiedersinge.

O Liebe, nur für dich allein
Wünscht' ich mir eine Bardenleyer:
Dann würd' ich deiner heut'gen Feyer
Ein beſsres Lied, als dieses, weihn!
Gleich jenen, die aus gleichem Triebe
Der ehelichen Zärtlichkeit

Mein Giseke dem „Glück der Liebe"*)
Und seiner Daphne Ruhm geweiht.
Wann ihm der frohe Tag erscheinet,
Da sie für ihn geboren war;
Der Tag, der sie mit ihm vereinet;
Und der, da sie für ihn gebar;
An einem solchen Freudenfeste
Bringt er sein Lied zum Opfer dar:
Wie der Bewohner grüner Aeste,
Indem sein Weibchen auf dem Neste
Die Jungen brütet oder ätzt,
Sich singend gegenüber setzt,
Und durch sein Singen sie ergötzt.
Zwar sprach ein unberufner Richter: **)
Die Liebe machte mich zum Dichter; —
Allein wer machte den zum Richter?
Der gute Mann, wie irrt' er sich?
Denn o wie wenig kannt' er dich,
O Dichtkunst! — und wie wenig mich!

---

*) In 3 Gesängen. S. dess. Poetische Werke.

**) In einer Beurtheilung des Ged. auf den 18. May 1774 in der Allg. Deutsch. Bibliothek.

Und wenn ich auch der hohen Ehre
Des Dichterlorbers würdig wäre;
Gebührt' auch nur ein Blättchen mir:
O Freundschaft, so verdankt' ichs dir,
Und dir, o jugendliche Freude!
Denn ihr beredetet mich beyde:
Mein Trinklied und mein Haberrohr *)
Beleidigten nicht euer Ohr;
Und nichts war das mich mehr entzückte,
Als wenn ein Liedchen so mir glückte
Daſs Hagedorn mir Beyfall nickte.
Allein wie grausam rächet sich
Die Lieb' an mir verkehrten Thoren!
Denn, ach, sie hat nun wider mich
Mit meinem Alter sich verschworen.
Sie treibt mich oft zum Singen an,
Zur Strafe für mein langes Zaudern:
Und wenn ich ihrem Triebe dann
Nicht länger widerstehen kann,
So zwingt das Alter mich zu — plaudern.
Doch pflegt die Liebe selber nicht
Oft an vertraulichen Geschwätzen

---

*) Deutet auf ein Paar jugendliche Schäferlieder des Verfassers.

Sich, gleich dem Alter, zu ergötzen,
Und die oft höher noch zu schätzen
Als Pope's gedrungenstes Gedicht?

O Theure, laſs denn deine Liebe
Nun jenem doppeltstarken Triebe
Zum Schwatzen langer Weile Pein,
So dir dies Lied gemacht, verzeihn.
Zwar läſst das Alter insgemein
Sich im Erzählen oder Lehren
Von keiner andern Rede stören,
Und weiſs von selbst nie aufzuhören:
Doch läſst die Liebe sich mit Lust
Von der Geliebten unterbrechen,
Und hört, gelehnt an ihre Brust,
Sie gern von ihrer Liebe sprechen.
So hör' auch ich in süſser Ruh
Nun dir in deinem Arme zu: —
Wie wir, vor tausend andern Paaren,
In zehn so schnell verfloſsnen Jahren
So glücklich und zufrieden waren,
Und noch sind, und — Sieh, wiederum
Verlier' ich mich ins Schwatzen — drum
Sprich du; — das Alter selbst ist stumm. —
Bald aber strömen unsre Flammen
Zu Einer Andacht Gluth zusammen,

Hinauf zu Ihm, der sie vereint, —
Der sie entflammt hat, wie die Sonne,
Mit welcher dieses Tages Wonne
Zum eilftenmal uns heut erscheint.

8.

Den 18. May 1785.

O wie willkommen kömmst du wieder,
Des holden Mayen holder Sohn!
Nach siebzehn deiner schönen Brüder
Schwebst du auf deinem Strahlenthron,
Für mich der schönste stets, hernieder,
Und heischest neue Jubellieder.
Laſs deinem ältsten Bruder nur
Ein Heer von Dichtern, Dichterlingen,
Triumphgesäng' entgegensingen
Und alle Blumen jeder Flur,
Den ganzen Frühling der Natur,

Ihm huldigend zum Opfer bringen:
Laſs tausend Mädchen, sorgenlos,
Obwohl gewarnt vor seinen Pfeilen
Und Amors blutigem Geschoſs --
Denn er ist Amors Streitgenoſs,
Und beyder Wunden schwer zu heilen;
Laſs jene Mädchen, unverwahrt,
Mit Jünglingen von gleicher Art
Vom jungen Leichtsinn schnell gepaart,
Ihn tanzend zu bekränzen eilen:
Nicht alle Mayenblümchen blühn
In jedem Haine bloſs für ihn;
Ja, manche, die ich dir zum Kranze
Wohl gar an seinem Morgen pflanze,
Muſs er für dich mir selbst erziehn.
Und wenn ich dann mit diesem Kranze,
Mit Ihr, der meine Zärtlichkeit
Bey dieses Festes erstem Glanze
Auf ewig Hand und Herz geweiht,
Noch stets, wie damals, hocherfreut
Und dankbar dir entgegentanze:
So stimm' ich oft, so gut ich kann,
Zu deinem Ruhme Lieder an,
Die dir vielleicht nicht übel tönen.
Noch konnte dein nicht ekles Ohr
Der bessern Mayensänger Chor,
Die zu partheyisch stets nur jenen,
Nur jenen mit Gesängen krönen,

Zu meinem Glücke, nicht verwöhnen.
Und so, mein Lieber, bin denn ich
Bisher von allen Musensöhnen
Der einz'ge Sänger noch für dich,
Wie du der erste May für mich.

Und dennoch schwieg dir meine Leyer
Bey dieses Tages letzter Feyer?
Das kleine süſse Madrigal,
Womit der feur'ge Provenzal
Zur Zeit verliebter Abentheuer
Das Herz gerührter Schönen stahl,
Die nun sich mit zu rascher Wahl
Galantern Enkeln übergeben;
Den Meistern in der Kunst zu leben,
Die jeder Iris*) Namenstag,
Die oft nur in der Luft**) seyn mag,

---

*) Iris war einer von den gewöhnlichsten Namen, welche die Französischen Poeten lange ihren Geliebten in den an sie gerichteten Madrigalen u. s. w. zu geben pflegten.

**) *Une Iris en l'air*, d. i. eine erdichtete Person.

Zu einem Heil'genſest*) erheben?
Auch der Epistel Modeton
Verstummte dir? Sie, die nun schon
Das arme Madrigal vom Thron
Des Nachttisches zu stoſsen scheinet,
Weil sie sein zärtliches Gefühl
Und ihrer ſeinen Scherze Spiel
Und liebliches Geschwätz vereinet,
Bald schalkhaft lacht, bald zärtlich weinet,
Bald, wie die Schwalbe, schnell und leicht,
Hart an der Erde flatternd streicht,
Bald, wie die Bien', auf Blüthen schwebet,
Bald wiederum der Lerche gleicht
Die singend sich zum Himmel hebet.

Zeus, sagt man, hab' einst auch im May,
Von einer Nymphe Blick gerühret,
Dem Boten seiner Buhlerey
Den schönsten Liebesbrief diktiret:
Doch, weil er selbst gar bald gespüret,
Daſs nicht die ſeinste Schmeicheley,
Daſs nicht der Eidschwur ew'ger Treu

---

*) Der Namenstag einer Dame oft zugleich Namenstag einer Heiligen.

Dem Reize zu vergleichen sey,
Womit Apolls Poeterey
Epistelchen an Daphnen zieret
Und Herz und Ohr zugleich verführet;
Hab' er mit einem Donnerfluch,
Den Götter nur zu fluchen wissen,
Den ungerathenen Versuch
Des ersten Billet doux zerrissen,
Und sein bedräuter Sekretär
Hab' eilends von dem Pindus her
Ihm eine Muse rufen müssen.
Weil ihr Epistelchen gefiel,
So weihten Zeus und Amorette
Hinfort der Muse leichten Kiel
Dem Scherz, der Lieb' und der Toilette.
Der Prose trockner, schwerer Styl
Blieb dem Geheimen Kabinette.
Nur dieses Amt behielt Merkur,
Weil er gerade dazu nur
Die nöthigen Talente hätte.
Ja, endlich muſst' er oft sogar,
Wenn er auch selbst in Staatsgeschäften
Zu einer Reise fertig war,
Sein eigen doppelt Flügelpaar
Zu einer Reis' in Lieb'sgeschäften
Der Mus' an Haupt und Füſse heften.
Doch ihre Dienstgeflissenheit,
Mit welcher sie seit jener Zeit

Der ird'schen Buhler Liebeshändeln,
Auf jedes Gecken Wink bereit;
Die unverdiente Hülfe beut
Und seinem süſslichschalen Tändeln
Zum mindsten ihren Namen leiht, —
Hat ihre Würde sehr entweiht.
Gesellschaft und Gefälligkeit
Macht oft Geschmack und Sitten schlimmer,
Und selbst die Musen sind nicht immer
Vor der Gefahr in Sicherheit:
Sie lieben Flitterstaat und Schimmer
Und ein verbrämtes Modekleid,
So gut als andre Frauenzimmer.
Des Hauptes Schwingen setzte man
Der sonst zu trägen Rechten*) an,
Um sie zum Schreiben zu beflügeln;
Und den verschnürten Leib umwand
Manch buntes oft durchschlungnes Band,**)
Das weit von ihres Pindus Hügeln

---

*) Bezieht sich auf die Leichtigkeit der poetischen Briefe, wie

**) auf die Verschränkungen der männlichen und weiblichen Reime.

Barbar'scher Wenden Vaterland
Einmal mit unglücksel'gem Klügeln
Und ungeschickter schwerer Hand
Zum Schmuck der Musen schlau erfand;
Das selbst den Fuſs oft wie mit Zügeln,
Indem er jetzt der Erd' entflieht,
Trotz seinen Schwingen, niederzieht.
Und — o Erfindung, werth der Wenden!
Um ihren Anputz zu vollenden,
Und über jenes Schmuckes Zwang
Sie zu betäuben und zu blenden,
Behing man sie an allen Enden
Mit gleichgestimmter Schellen Klang,
Und nannt's harmonischen Gesang.

Mit diesen Bändern eingeschnüret,
Mit diesen Schellen ausstaffiret,
Im neuesten Geschmack gezieret,
Den Frankreichs Kunst für sie erdacht,
Hat sie doch stets mich mehr gerühret,
Als in der liederlichen Tracht,
Die Deutsche Pfuscher aufgebracht,
Die sie zu einer Schlumpe macht.
Ja, so auch hab' ich sie verehret;
Und wenn ich sie um ihren Rath,
Ein Fünklein ihrer Flamme bat,
Das ungestraft kein Lied entbehret;

Das, mehr, als jenen Flitterstaat,
Auch die Epistel nöthig hat: —
So ward die Bitte mir gewähret.
Warum denn ward ich nicht erhöret,
Als ich zuletzt sie darum bat?
Ist sie mir damals nicht erschienen,
Um ihren Lieblingen zu dienen? —
Nur dieses könnte mich versühnen.
Gab ihr vielleicht gerade nun
Zu ihrer Lust, nach langem Ruhn,
Ihr Uz, ihr Gotter viel zu thun? —
War sie von Gleim nicht wegzubringen,
Als wäre sie bey ihm daheim? —
Half sie Jacobi, seinem Gleim
Ein Liedchen, süſs wie Honigseim,
In ihres Gresset's Tone singen,
Und lehrte sie selbst seinen Reim
Gleich ihren Silberglocken klingen? —
Begeisterte sie Göckingk, frey
Und kühn sein Herz voll Lieb' und Treu',
Voll Hasses aller Tyranney
Und aller Art von Sklavery
Und Eitelkeit und Schmeicheley,
Ins Herz des Freundes auszuschütten? —
Flog sie auf Nicolai's Bitten,
Zur Schilderung der feinsten Sitten,
Horaz'ens Pinsel ihm zu leihn? —
Dann hätt' ich nichts dabey gelitten;

Dann würd' ich bald getröstet seyn.
Nur fällt mir noch ein Zweifel ein. —
Ach! selbst der niedrigsten der Musen,
Bey der ich sonst noch etwas galt,
Bin ich vielleicht bereits zu alt.
Vielleicht — wie sehr auch noch mein Busen
Für sie von heiſser Inbrunst wallt,
Ist ihre Brust für mich schon kalt.
Denn mehr als allen andern Schönen
Sind zärtliche Verehrer jenen
Nie leicht zu jung, nur leicht zu alt.

Jedoch gedankt sey's deiner Liebe!
Noch bin ich's nicht, o Theure, dir!
Und wenn gleich jene Spröde mir
Auf immer unerbittlich bliebe;
So könntest du mir schon allein
Auf immer statt der Muse seyn.

So warm auch der Empfindung Quelle
Sich aus dem Herzen noch ergieſst;
So heiſs, vermischt mit jener Welle,
Der Strom der Phantasey noch flieſst:
Oft dämpfet, eh' wir's uns versehen,
Des Alters Kälte beyder Gluth
Und zwingt die reiſsend schnelle Fluth

Zu Eis erstarrend stillzustehen.
Doch, wie vom Frost wir die Natur
Durch Weste nun entfesselt sehen;
So laſs den Geist der Liebe nur
Sanfthauchend jene Ström' umwehen;
Und beyde thauen wieder auf,
Und beyd' erneuern ihren Lauf.
Wenn durch des Schicksals seltnes Fügen
Die reichen Quellen von Vergnügen:
Empfindung und Begeisterung,
Nie ganz erstarren, nie versiegen,
Der bleibt noch selbst im Alter jung,
Und jung bis zu den letzten Zügen.
Und geben sie nicht allezeit
Dem Liede Ruhm und Ewigkeit: —
O der erhabenen Schimären
Kann er bey der Zufriedenheit,
Die seinem Leben sie gewähren,
Schon jetzt, wie nach dem Tod', entbehren.
Wer, dem Pyrmont die Nerven stählt,
Das Herz mit neuem Muth beseelt,
Wird unerkenntlich sich beschweren,
Daſs ihm Unsterblichkeit noch fehlt,
Und von dem Quell auch sie begehren?

Doch heute fühl' ich deinen Hauch,
O Genius der Freundschaft, auch!

Von deinem Odem angewehet,
Wird mein entzückter Geist erhöhet,
Und die entbrannte Phantasey
Ruſt manche freudenvolle Scene
In ihrer ganzen Wunderschöne
Mir aus dem letzten Jahr herbey;
Mein Blut ſängt stärker an zu wallen
Und lauter mein Gesang zu schallen.
Und selbst die Liebe, welcher ich
Ihn angestimmt, erfreuet sich
Ihn mit der Freundschaft Ruhm zu theilen
Und heiſst, o Theure, selbst, durch dich
Bey diesen Scenen ihn verweilen.

Du weiſst, wie wir von Sehnsucht warm,
Mit schon von fern gestrecktem Arm,
Von Werth und Neigung angezogen,
Dem auch nach uns gestreckten Arm
Der edeln Freunde zugeflogen.
Und wer, o wer beschreibt die Lust
Die unser pochend Herz entzückte,
Da nun das Auge sie erblickte,
Da nun der Arm schon ihre Brust
An unsern treuen Busen drückte;
Da unerschöpflich Geist und Herz,
Von Wonn' und Freundschaft aufgeschlossen,
In ſanftem Ernst, in heiterm Scherz,

Gleich vollen Strömen, sich ergossen,
Und Seelen in einander flossen;
Da Dresdens Kunst und die Natur,
So prangend sie auch vor uns standen,
Dem sonst nicht stumpfen Blick verschwanden,
Weil wir den Reiz der Freundschaft nur,
Das Glück des Wiedersehns empfanden!
Allein wie prangend sahen wir
Nun beyde wieder vor uns stehen!
So herrlich hatten wir sie hier,
Auf ihrem Schauplatz, nie gesehen.
Wie stolz sahn wir die Elbe bald,
So nah' noch ihres Ursprungs Gränzen,
Hier, wo sein Tempel, Flur und Wald,
Und Fels und Rebenhügel kränzen,
Fast, wie bey meinem Hamburg, glänzen;
Dort, wo ihr reicher Uebermuth
Mit eingeschlungner Flüsse Gluth,
Als ihrem Eigenthume prahlet,
Und dann für jede Meeresfluth
Dem Ozeane den Tribut
Mit jeder Ebbe dankbar zahlet.
Doch trug sanftwallend ihre Brust
Im leichten Nachen uns mit Lust,
Und williger, als dort die Schlösser
Voll schwerer reichthumschwangrer Fässer;
Die Lasten seufzender Gewässer.
Bald reizten unser Aug' und Ohr

Die Künste mehr, als je zuvor.
Des Mitgenusses süſse Freude
Vervielfacht und verfeinert beyde;
Und dieser Freude Feyenmacht
Bestrahlte nun mit neuer Pracht
Corregge'ns strahlenreiche „Nacht.“
Durch sie sahn wir mit mehr Entzücken,
Zum Himmel Dolce's Christus blicken,
Und hören lauter das Gebet
Das um des Vaters Segen fleht;
Sahn, fast erweicht, sie zu bedauern,
Battoni's Magdalena trauern;
Sahn jauchzend Amors Siegesblick,
O Mengs, in deinem Meisterstück
Auf unbesiegte Herzen lauern,
Und wünschten uns zu dem Geschick,
In seinem Dienst zu leben, Glück,
Und unsre Freyheit nicht zurück.
Sie gab durch ihre Wunderwerke
Besozzi's *) Tönen noch mehr Stärke.
Sie war's, durch welche dein Gesang,
O Duscheck **), nun noch tiefer drang;

---

*) Der groſse Virtuose auf der Hautbois in Dresden.

**) Eine vortreffliche Sängerin aus Prag, die sich damals hören lieſs.

Und hätte Mara selbst gesungen,
Auch ihrer Stimme Zauberklang
Hätt' uns durch sie*) noch mehr durchdrungen,
Als ihr's sonst ohne sie gelang.
Und du, in der wir, schon den Chören
Anbetender Erzengel nah,
Ihr Heilig! Heilig! Heilig! hören,
Du Bild der Harmonie der Sphären,
O Himmlische Harmonika,
Du strömtest unter Naumanns Finger,
Dem allgewalt'gen Herzenzwinger,
In uns den wollustreichsten Schmerz,
Zu mächtig für ein sterblich Herz.
Doch half auch diesem Herzenzwinger
Zum Siege jene Sympathie
Und unsrer Herzen Harmonie.

O seltne Menschen, seltne Brüder
Und Freund' und Dichter! — Eure Lieder,
Voll hoher, feur'ger Phantasie,
Und voll Gefühls, vermöchten nie
Die Freuden alle zu erzählen,
Die unser Herz mit euch empfand,

---

*) Die Freude des Mitgenusses.

Mit euch, und jenen Engelseelen,
Die, um sie durch ein feſtes Band
Schon hier mit euren zu vermählen,
Gehüllt in irdisches Gewand, —
Werth, daſs es Engel selber wählen;
Sich halb zu zeigen, halb zu hehlen —
Der Himmel euch herabgesandt.
Was braucht mein Lied euch noch zu nennen?
Wer wird euch ungenannt nicht kennen? —
Doch Stolbergs Name selbst ist mir
Zu ſüſs! — Ich kann ihn nicht ersticken.
Er ist des besten Liedes Zier:
O laſst ihn auch das meine schmücken,
Das, ist es gleich nicht seiner werth,
Schon stolz ist, wenn's ihn nicht entehrt.
Wer ist, der euch nicht liebt und achtet,
Und euren Freund für glücklich hält,
Und selber es zu werden schmachtet,
Wenn er auch nur das Bild betrachtet,
Das euer eigner Geist der Welt
In seinen Werken dargestellt?
Selbst Graff, aus dessen treuen Bildern,
Die er mit warmer Liebe malt,
Des Urbilds Seele wiederstrahlt,
Konnt' euch doch nicht so ähnlich schildern:
Und welche kleine Kennerzahl
Bewundert diesen Wiederstrahl!
Doch wer ist, der nicht jenen kennet,

Und nicht darin das Feuer sieht,
Das stets in eurem Haupte brennet
Und stets in eurem Herzen glüht?
Den Adel, der, von dem getrennet
Den nur der Thor, allein so nennet,
Zu seiner Gröſs' ihn nicht vermiſst;
Doch, wie bey euch, mit ihm vereinet,
Dem Weisen selbst oft gröſser scheinet
Und oft vielleicht auch gröſser ist:
Den ächten hohen Menschenadel,
Den, ihrer rauhen Ahnen werth,
Der hochgebornen Dummheit Tadel
Für klein und bürgerlich erklärt;
Und der mit wen'ger Klugen Lobe,
Das den unendlich überwiegt,
Und mit der bessern Ahnenprobe,
Die im Archiv des Himmels liegt,
In stolzer Ruhe sich begnügt.
Dem niedrigsten, dem höchsten Leben
Kann er mehr Würd' und Anmuth geben.
Er kann Verstand und Herz nicht nur,
Er kann auch den Geschmack erheben.
Er lehrt euch jede lichte Spur
Der groſsen herrlichen Natur
In Shakspear'n, Dante'n und Homer'en,
Im Ossian und Klopstock ehren.
Und was in jedem edeln Staat
Ein edler Geist je dacht' und that,

Muſs euren eignen täglich nähren;
Und mit den Edeln schnell bekannt,
Fühlt ihr mit ihnen euch verwandt:
Ihr zählt sie stolz zu euren Ahnen,
Betretet ihres Ruhmes Bahnen
Und folget ihren Siegesfahnen.
Sie selbst erkennen ihr Geschlecht
Gar bald mit innigem Vergnügen
In eures hohen Geistes Zügen,
Und das euch angestammte Recht
Zu ähnlichen erhabnen Siegen,
Die schöner als die Lorbern sind,
Die ein Eroberer gewinnt:
Zu Siegen, die kaum minder nützen,
Als wann der Freygebornen Muth
Und Vaterlandeslieb' ihr Blut
Für Freyheit, Vaterland versprützen.
Auch euer Lied kann beyde schützen.
Ja, weit mehr, als Drommetenklang,
Kann euer mächtiger Gesang
Auch jene Streiter selbst erhitzen
Und ihren Eifer unterstützen.
So hat einst durch dein kühnes Lied,
Alcäus! schrecklicher Bedräuer
Der Volkstyrannen-Ungeheuer,
Und deins, Tyrtäus! dessen Feuer
In unser Herz noch Funken sprüht,
Und, Aeschylus! durch den Bardiet,

Worin für deines Volks Befreyer, —
Dich selbst, ein ew'ger Lorber blüht,
Der Streitgefährten Brust geglüht!
Da euer Schwert, was eure Leyer
Als Heldenthaten ihnen pries,
Zugleich mit eigner Hand bewies.
Und euch auch, ihrer Leyer Erben —
Denn auch von diesen Dichtern stammt
Der Feuergeist, der euch entflammt —
Solch ein gedoppelt heilig Amt
Würd' euch auch ihren Ruhm erwerben.
Ihr würdet, wär' es euer Loos,
Vor einer Heldenschaar nicht bloſs
Als Barden, — auch als Helden, groſs,
Selbst kämpfend, siegen oder sterben,
Ach, aber dann hätt' euer Freund,
Mit Deutschlands Edelsten vereint,
Den Ruhm, den sterbend ihr errungen,
Von eurer Tugend selbst gezwungen,
Trotz seinem Schmerze, laut besungen; —
Vielleicht auch nur von Schmerz durchdrungen
Mit stummer Wehmuth ihn beweint!
So laſst euch denn an leichtern Siegen,
Die euch ein günstiges Geschick
Für Deutschlands Ehr' und unser Glück
Zugleich beschieden hat, genügen.
Fahrt fort, mit gleichem Ruhm und Muth,
Obwohl in Kämpfen ohne Blut,

Der Vorurtheile blinde Brut,
Die Deutschen Genius belügen
Und um verdienten Lohn betrügen,
Durch Lehr' und Beyspiel zu bekriegen.
Der Gallier, in dessen Joch
So zahm oft Fürst und Höfling noch
Verstand, Geschmack und Sitten schmiegen;
Wenn auch von Königen beschirmt*)
Der Riese stolz empor sich thürmt;
Von eurer kleinen Schaar bestürmt
Muſs er doch endlich unterliegen.
Und wenn auch Fürst und Fürstenschranz,
Vom Wahn geblendet, noch nicht ganz
Des Deutschen Witzes Strahl empfindet,
Der minder leuchtet als entzündet;
Vielleicht macht eures Namens Glanz —
Der mir in jenem oft verschwindet,
Oft noch mehr Glanz von ihm erhält —
Daſs er, dem Fremdling beygesellt,
Zwar weniger als der gefällt,
Doch Gnade noch vor ihnen findet.
Sollt' aber Tadelsucht und Neid
Und niedrige Partheylichkeit

---

*) Man denke an die Schrift *sur la Litterature Allemande.*

Und höhn'scher Dünkel sich erfrechen,
Das Recht auf wohlerworbnen Ruhm,
Des wahren Dichters Eigenthum,
Kunstrichterlich euch abzusprechen;
So sucht durch immer höhern Schwung
Zum Gipfel der Begeisterung
An ihrer Bosheit euch zu rächen.
Wie seinen Oedip Sophokles,
So laſst für euch dann Otanes,
Timoleon und Theseus *) sprechen.
So rächet Hermann's Sänger sich
Für kritischer Insekten Stich.
Denn trotz dem ewiggrünen Kranze
Der sein ehrwürdig Haupt umschlingt,
Und trotz dem unverloschnen Glanze,
Der um die grauen Schläfe blinkt,
Hat Klopstock selbst doch seine Wanze **),
Die, wenn sie kann, ihn sticht, und stinkt.
Sollt er, gereizet durch ihr Necken,
Dem übrigen Geschmeiſs zum Schrecken,
Mit ihrem Blute sich beflecken? —

---

*) Trauerspiele der Grafen zu Stolberg.

**) So nennt Horaz einen seiner kritischen Gegner: *Men' moveat cimex Pantilius?* (Serm. I. 10. v. 78.)

Sie stäche zwar nicht mehr; — allein,
Nie würden wieder seine Hände
Vom leidigen Gestanke rein;
Und des Geschmeiſses ist kein Ende.
Er gönnt dem Wurm die kurze Frist
Ein Tröpflein seines Ruhms zu trinken,
Das der Beraubte nie vermiſst,
Um einen Augenblick zu — stinken,
Und in sein Nichts zurückzusinken;
Und fühlt, daſs er unsterblich ist.
Doch einen einz'gen edeln Richter
Verehrt und scheut ein edler Dichter —
Wie einst Horaz Quintil'en — mehr,
Als ein zahlloses Mückenheer
Der mikroskop'schen Splitterrichter.
Und minder schonend noch, als der,
Ist gegen ihn — ihr wiſst es — er.

Ich seh', du lächelst hier, o Theure,
Daſs ich, wie auſser mir entzückt,
Vom Traum der Phantasey berückt,
Die Scenen, die uns dort beglückt,
Sogar auch heute noch erneure:
Doch dieses Lächeln danket mir,
Daſs ich der Liebe Fest mit dir
Auch als ein Fest der Freundschaft feyre.
Die vielen Freuden, welche wir

In jenen nie vergeſsnen Stunden
Mit unsern Werthen dort empfunden,
Sind längst zu dieses Tages Zier
Von mir in einen Kranz gebunden.
Ihn konnte selbst des Winters Wuth,
So streng' er war, doch nicht verderben;
Er wird auch von des Sommers Gluth,
So glühend sie auch sey, nicht sterben.
Der Lieb' und Freundschaft Blumen blühn
Beständig, gleich dem Immergrün;
Selbst in des Lebens rauhsten Zeiten; —
Sie blühn bis in die Ewigkeiten.
Ihr Duft erhebt sich bis zu Dem,
Der ihren Saamen ausgestreuet,
Durch dessen Segen er gedeihet;
Und ist Ihm selber angenehm;
Mehr, als wann, ohne jene Triebe
Der warmen Freundschaft und der Liebe,
Des Schöpfergeistes Sonnenkraft
Aus kaltem Stoffe Blumen schafft.
Ruft aber der Begeistrung Sonne,
Vereint mit jenen, sie hervor:
Dann steigt von dieser Blumenflor
Der süſseste Geruch empor:
Des Himmels und der Erde Wonne!
O daſs von diesen, die ich heut
Als Opfer meiner Dankbarkeit
Dem Gotte jener beyden bringe,

Ein Wohlgeruch zum Himmel drünge!
Wie nun zu Ihm hoch in der Luft
Der Mayenblüthen Opferduft
Dem Altar der Natur entschwebet,
Zu Ihm, durch den sie wieder lebet
Und sich aus der beeisten Gruft
Des langen Todes froh erhebet.
Dann würd' ich mit so vielem Glück,
Als ich von ihm empfing, zufrieden,
Mein so freygebiges Geschick
Mit fernerm Bitten nicht ermüden.
Ja selbst um deine Wiederkehr,
O Tag, der mir so oft bisher
Und stets so freudenreich erschienen,
Würd' ich bescheiden nun nicht mehr
Dich anzuflehen mich erkühnen.
Und wär' auch dieser mein Gesang
Für dich der allerletzte Dank;
So — doch was seh' ich? meine Liebe!
Dein Auge, welches mir vorhin
So heiter lächelte, wird trübe? —
Und eine Thräne bebt darin?
O ich versteh' der Thräne Sinn!
Ach, kehre, kehre zu uns wieder,
Des holden Mayen holder Sohn!
Und schweb' auf deinem Strahlenthron,
Nach siebzehn deiner schönen Brüder
Der schönste mir, noch oft hernieder.

Wenn dir's der Himmel nicht verbeut,
So sind auch neue Jubellieder
Dich zu empfangen dann bereit;
Vielleicht zwar schon ein wenig leiser, —
Vielleicht miſstönend gar und heiser: —
Gewiſs voll gleicher Dankbarkeit.

9.

Den 18. May 1788.

Auch dieser Tag bringt unserm frohen Blick
Das Fest, das unsrer Liebe Glück
Geheiligt hat, Geliebteste, zurück.
Er bringt dir meinen Dank und meinen Jubel wieder,
Und Blumen, bloſs für ihn erst gestern aufgeblüht;
Nur keine — zürne nicht, o Beste! — keine Lieder.
In dem, was hier dein günstig Auge sieht,

Magst du — ich wünsch' es selbst — von dem, was in mir glüht,
Den schwachen Wiederschein erkennen;
Du magst nun, wie du willst, es nennen; —
Nur nenn's, ich bitte dich, kein Lied.

Von Flammen, die im Dichter brennen,
Und ohne deren Gluthen noch
Kein zärtlich Lied entstand, o warum wollte doch
Mein Genius mir nicht das Flämmchen länger gönnen,
Das er mir sonst noch wohl gegönnt?
Warum es doch so bald von jener Flamme trennen,
Die in dem Liebenden so hell und heiſs noch brennt?
Ach lange schon verlosch es, lange!
Die Sonne des Genies, auch meines Flämmchens Quell,
Sinkt in des Lebens Winter schnell,
Sehr schnell zu ihrem Untergange,
Und strahlet nicht mehr warm noch hell.
Und aller Glanz, den wir aus fremdem Witze
Für uns noch dann zu schöpfen uns bemühn,
Und alle die geborgte Hitze,
So wir aus jenen Phantasie'n,

Die seit Jahrhunderten auf des Parnasses Spitze
Noch jetzt von jener Sonne glühn,
Mit Kunst und Fleiſs in uns herüberziehn,
Ist unserm Haupt und unserm Herzen
Nur, was dem Auge Licht — von Kerzen,
Dem Leibe Feuer — vom Kamin.

Weit dauerhafter sind der Liebe heil'ge Flammen,
Sie, die, wie unser Lebenslicht,
Aus Gottes reinstem Aether stammen;
Und ehe dies verlischt, verlöschen sie auch nicht.
Selbst in dem Frost der weisern Alten
Kann ihre Gluth nie ganz erkalten;
Nur sie erwärmt ihn bis ans Grab.
Denn nach dem besten Thermometer,
Das Seelenwärme miſst, nimmt diese stets viel später,
Als jene, die im Pulse klopfet, ab;
Und sinket, wenn sie sinkt, bey treuen Gatten,
Selbst in des nahen Todes Schatten,
Wo bis zum Frierpunkt hin die andern Trieb' ermatten,
Zur Freundschaft nur, und tiefer nie, hinab.

Auch nur so tief kann meine nimmer fallen;
Auch deine nicht, so lange wir

Hienieden mit einander wallen.
Und dafür bürgen mir und dir —
Nicht dieses Blatt, nicht seine sieben Brüder,
Die ältern — und vielleicht des Namens werthern Lieder,
Die es dir nur, als den geringsten Zoll
Des wärmsten Danks, gesammelt bringen soll:
Nein, beſsre Bürgen sind uns jene funfzehn Jahre,
Voll süſser Lust und Ruh, der treusten Liebe voll;
Und — kläng' es jedem jüngern Paare
Auch etwas albern, kindisch, toll; —
Die Lieb'serklärung, — ja, zwar eine sonderbare,
Und doch vielleicht, — ihr Mädchen, merkt es wohl! —
Die einz'ge zuverlässigwahre: —
Die Lieb'serklärung — grauer Haare.

Anhang.

Der gute Brauch.

Ich höre gern beym Weine singen,
Zumal, wenn man vom Weine singt.
Er macht, daſs alle Stimmen klingen;
Daſs selbst des Dichters Lied gelingt.
Ihr werdet ihn doch nicht vertreiben;
Mich dünkt, es ist ein guter Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
Er ist vortrefflich, er soll bleiben.

Nach meinem wenigen Bedünken
Muſs wohl der Trieb, uns zu erfreun,
Die Lust und das Talent zu trinken
Dem Menschen angeboren seyn.
Der Trieb ist uns als Grundtrieb eigen,
Und nicht etwan ein bloſser Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
Das wollen wir noch heute zeigen.

Von guten Bräuchen alter Zeiten
Pflegt man doch nicht leicht abzugehn.
Und wer wird hier nicht ohne Streiten
Dem Wein den Vorrang zugestehn?
Wir lieſsen's also doch beym Alten,
Wär' auch das Trinken nur ein Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
Wir wollen's immer beybehalten.

Wenn's auch noch nicht erfunden wäre;
O wir erfinden's noch der Welt,

Wir pflanzten Wein, bey meiner Ehre!
Und gäben ihr ihn, ohne Geld.
Wie würden wir sie uns verbinden!
Wir würden ewig, wie der Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
Wir würden's ganz gewiſs erfinden.

Ihr wiſst, wie Scherz und Spott gefallen;
Es fehlt uns nicht an Stoff und Muth.
Zum Stoff sind nun gewiſs vor allen
Die Myriaden Narren gut.
Wie nützt man nicht durch scharfes Spotten!
Und selbst der Wein erhält den Brauch.

Chor.

Das meinen wir auch;
Wir denken sie noch auszurotten.

Fang' ich erst an, Ein Glas zu leeren,
So schenk' ich gleich auch wieder ein.
Man pflegt so bald nicht aufzuhören;

Und dazu fehlt's hier nicht an Wein.
Das wird wohl euer Lob erlangen.
Man sagt, das sey ein alter Brauch.

Chor.

Wir haben ihn auch;
Allein man pflegt auch anzufangen.

Skolien.

(Nach dem Griechischen.)

1.

Gesundheit! vor allen den Gaben,
Die Sterbliche wünschen und haben,
Nimmst du mit Recht den Vorsitz ein.
Nach dir soll die Schönheit sich setzen.
Den redlich erworbenen Schätzen
Will ich die dritte Stelle weihn.
Was bleibt für die vierte zurücke? —
Ich weiſs schon; die geb' ich dem Glücke
Bey jungen Freunden jung zu seyn.

2.

Plutus! du bringst alles Weh.
Nicht die Erde, nicht die See
Trage deine Thronen!
Geh zum schwarzen Höllenfluſs!
Geh zum finstern Tartarus!
Da nur muſst du wohnen.

3.

Seht, wie Zeus durch Regengüsse
Alles überschwemmt!
Seht, der Lauf der schnellsten Flüsse
Wird durch Eis gehemmt.
Seht, die Luft ist schon den Winden
Völlig unterthan.
Auf! den Frost nicht zu empfinden,
Zündet Feuer an.
Doch man muſs, nach meinem Dünken,
Nun auch fröhlich seyn.
Gebt uns reichlich Wein zu trinken,
Aber guten Wein:
Der — ihr kennt ihn, den ich meine —
Süſs und mild und leicht,

Nicht so bald, wie andre Weine,
Uns zu Kopfe steigt.

4.

Freunde, netzt die Zungen,
Netzt und kühlt die Lungen,
Mit dem besten Wein!
Auf! und schenket ein!
Seht, der Hundsstern glüht!
Alles, was man sieht,
Alles ist erhitzt;
Alles durstet itzt.
Sollten wir allein
Denn nicht durstig seyn?

5.

Vor allen Pflanzen muſs der Wein
Von dir zuerst gepflanzet seyn.

6.

Lebe, liebe, trinke, lärme,
Kränze dich mit mir!
Schwärme mit mir, wenn ich schwärme;
Ich bin wieder klug mit dir.

7.

Auf! o Freund, und schenk' mir ein,
Schenk' mir reichlich ein, und höre,
Laſs dir dieſe Lehre
Heut von mir geſaget ſeyn:
Man muſs das Getränk der Reben
Jedem braven Manne geben.

Hirtenlied.

Nein, nie verlaſs' ich eure Ruh',
Ihr Wälder, Bäche, Thäler, Höhen.
Ihr, Sylvia, und Heerde, du,
Ihr sollt mich einst auch sterben sehen.
Der Hügel hier, auf welchen sich
Die hingegoſsnen Glieder strecken,
Nur der soll dann auch wieder mich
Mit seinem grünen Rasen decken.

Die Pan geweihte Stille läſst
Auch mich in sanften Schlummer fallen.
Ihn unterhält der laue West:
Ihn stören bloſs die Nachtigallen.

O süſse Ruhe der Natur!
O noch viel angenehmer Stören!
Ja, Nachtigallen, stört sie nur:
Die beste Ruh' ist, euch zu stören.

An Freyherrn von Salis.

Sonett.

O Salis, welches Gottes Retterhand
Hat früh dich durch das Feld, wo Mavors streitet,
Und über Blut und Tod zum Siege schreitet,
Zur Blumenau der Ruhe hingewandt;

Hat durch der tollen Lust Schlaraffenland,
Wo lachend, tanzend, sie ins Elend gleitet,
Zum Quell der sel'gen Wehmuth dich geleitet,
Wo dich die ihr geweihte Muse fand?

Sie, die durch Gray's und Hölty's ew'ge Lieder
Des Landvolks Grab mit Rosen einst bestreut,
Hat Beyd' in dir und Matthisson vereint.

O gebt uns Beyd' in euch noch lange wieder;
Und bleibt, als ächte jüngre Zwillingsbrüder,
Der Muse süſser Wehmuth stets geweiht.

Anzeige.

Die bereits erschienenen Bändchen der

Taschenbibliothek
der
ausländischen Klassiker,

welche durch alle Buchhandlungen zu haben sind, enthalten:

1—2. Voltaire's Candide; übersetzt von Sigismund. 2 Thle.
3. Moliere's Tartüff; von Dr. Langenbeck.
4—6. Voltaire's Karl XII.; von M. Stein. 3 Thle.
7. } Byron's Poesien; von J. Körner.
13—17. } Heinr. Döring, Theod. Hell,
21—26. } A. Schumann, u. s. w. 12 Thle.
8. Shakespeare's Timon; von G. Regis.
9—10. Torq. Tasso's lyrische Gedichte; von K. Förster. 2 Thle.
11—12. } Virgils Aeneide; von Dr. Nürn-
27—28. } berger. 4 Thle.
18—19. Alfieri's Tyranney; von H. Schweizer. 2 Thle.

20, Torq. Tasso's Amyntas; von H. L. v. Danford.
29—30. W. Scott's Jungfrau vom See; von Willib. Alexis. 2 Thle.
31—34. dessen Guy-Mannering, oder der Sterndeuter; v. Wilhelmine Gerhard. 4 Thle.
35—36. Guarini's treuer Schäfer; von H. Müller. 2 Thle.
37—38. Thomson's Jahreszeiten; von Dr. Schmitthenner. 2 Thle.
39—40. Delille's Landmann; von Dr. Georg Döring. 2 Thle.
41—42. Thom. Moore's Lalla Rookh; von M. Witthaus. 2 Thle.
43—44. W. Scott's schwarzer Zwerg; von Ernst Berthold. 2 Thle.
45—48. dessen Ivanhoe; von Elise v. Hohenhausen. 4 Thle.
49—53. dessen Seeräuber von Heinrich Döring. 5 Thle.
54—58. dessen Herz Mid-Lothians etc.; von Sophie May. 5 Thle.
59—62. dessen Kloster; von Dr. Friedrich Diez. 4 Thle.
63—66. dessen Abt, Fortsetzung des Klosters; von H. Müller. 4 Thle.
67—70. dessen Waverley etc.; von Karl Richter. 4 Thle.

71—74. dessen Presbyterianer; von Ernst Berthold. 4 Thle.

75—78. dessen Alterthümler; von Heinrich Döring. 4 Thle.

79—82. dessen Robin der Rothe; von Henriette Schubart. 4 Thle.

83—84. dessen Legende von Montrose und seinen Gefährten; von Henriette von Montenglaut. 2 Thle.

85—88. dessen Kenilworth; von Elise von Hohenhausen. 4 Thle.

89—90. dessen Lied des letzten Minstrels; von Willibald Alexis. 2 Thle.

91—94. dessen Nigels Schicksale; von Sophie May. 4 Thle.

95—97. dessen Die Braut; von Henriette von Montenglaut. 3 Thle.

98—101. dessen Quentin Durward; von Heinrich Döring. 5 Thle.

102. Byrons Poesien. 13^{r} Theil. Don Juan, 3^{r} u. 4^{r} Gesang. Uebersetzt von Wilh. Reinhold.

103. Byrons Poesien. 14^{r} Theil. 1 Parga; übersetzt von Jul. Körner. 2) Beppo; übersetzt von Aug. Schumann.

104. Shakespeare's König Lear; übersetzt von Beauregard Pandin.

105. Dessen die Irrungen; übersetzt von Demselben.

106 — 109. **Calderon's** Schauspiele. 1^{s} bis 4^{s} Bdch. Uebersetzt von G. N. **Bärmann.**

110 — 111. **Alfieri's** Trauerspiele. 1^{s} und 2^{s} Bdch. Uebersetzt von W. v. **Lüdemann.**

112 — 116. W. **Scott's** Peveril; von **Julius Körner.** 5 Thle.

117 — 120. **Dessen** St. Ronans Brunnen; von **Elise v. Hohenhausen.** 4 Thle.

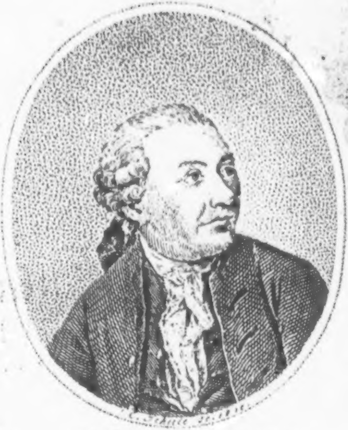
121. **Byron's** Poesien. 15^{r} Theil. Die beyden Foscari; übersetzt von W. v. **Lüdemann.**

122 — 125. **Calderon's** Schauspiele. 5^{s} — 8^{s} Bdch. Uebers. von C. **Richard.**

126. **Byron's** Poesien. 16^{r} Theil. Werner. Uebers. von W. v. **Lüdemann.**

127 — 134. **Cervantes** Don Quijote von der Mancha. Uebers. von H. **Müller.** 8 Thle.

135 — 138. W. **Scott's** Redgauntlet. Uebers. von M. **Carl Richter.** 4 Thle.



F. G. KLOPSTOCK.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raßmann.

Zwey und dreyssigstes Bändchen.

Klopstock's auserlesene Oden.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Leben des Dichters.

Friedrich Gottlob Klopstock wurde den 2. Jul. 1724 zu Quedlinburg geboren. Von 10 Kindern seiner Eltern war er das älteste. Der Vater, anfangs Quedlinburgischer Commissionsrath, pachtete in der Folge das Amt Friedeburg im Brandenburgischen Antheile der Grafschaft Mansfeld. Es war dies ein origineller Mann, in hohem Grade bieder und gut, voll edeln Trozzes und unerschütterlichen Muthes. Unser Dichter verlebte hier seine Knabenjahre in ländlicher Unschuld unter der Aufsicht eines guten Hauslehrers. Vom 13. bis zum 16. Jahre lebte er, mehr gymnasiastischen, als gelehrten Beschäftigungen gewidmet, auf der Schule zu Quedlinburg.

Dann kam er auf die Schulpforte, eine der berühmten Fürstenschulen Sachsens, wo er bis zum Jahre 1745 blieb. Seine Hauptbeschäftigung war hier die Erlernung der alten Sprachen; der Rector Freytag und der Conrector Stübel waren seine vorzüglichsten Lehrer.

Die Neigung zur Dichtkunst äussert sich nirgends lieber, als in klösterlicher Einsamkeit. Schon sehr frühe fertigte Klopstock Oden und Schäfergedichte, die alle poetische Versuche seiner Mitschüler übertrafen. Unter mehrern kühneren Entwürfen zu gröſsern Gedichten ging der Plan zu seinem Messias hervor. Milton's verlornes Paradies war ihm ganz unbekannt; erst in der Folge gewann er den englischen Dichter lieb und machte dessen Werk zum Gegenstande seines eifrigsten Studiums.

Im J. 1745 ging Klopstock von Pforte nach Jena. Hier widmete er sich der Theologie. In aller Stille arbeitete er da die drey ersten Gesänge des Messias aus und zwar nach dem auf der

Schule gemachten Plane. Bereits im J. 1746 vertauschte der sinnige Jüngling das rohere Universitätsleben in Jena mit dem etwas verfeinerten zu Leipzig. An den Ufern der Pleiſse, in Gesellschaft seines A. Ludw. Karl Schmidts und seines Cramers, vollendete er das angefangene Riesenwerk, von welchem die ersten 3 Gesänge im J. 1748 im 4. Bande der Bremischen Beyträge, und auch einzeln zu Halle, abgedruckt wurden. Ganz Deutschland fuhr überrascht empor und stand verwundernd vor einer Erscheinung still, an der alles befremdete. Deutschland war gerechter gegen seinen Klopstock, als England gegen seinen Milton. Der hohe Genius des Werkes siegte schweigend über alle Tadler.

Um eben dieselbe Zeit dichtete Klopstock auch seine ersten Oden. Die meisten wurden, auf einzelne Bogen gedruckt, in's Publikum gebracht. Erst im J. 1771 veranstaltete der Verf. die erste Sammlung derselben.

Da Leipzig nach dem Abgang der Freunde

Klopstocks für ihn wenig Reiz mehr hatte, so verließs er es im J. 1748 und begab sich als Hauslehrer nach Langensalza. Hier lernte er seines Schmidts Schwester, die durch seine Oden nachher so berühmte Fanny, zuerst persönlich kennen. Mehrere seiner Oden und Elegieen voll inniger Zärtlichkeit und reiner Seelenliebe zeugen von der edlen Leidenschaft, mit welcher er diesem Mädchen anhing, das zwar von seiner Liebe sich geschmeichelt fühlte, aber sie ernstlich zu erwiedern keine Neigung hatte. Der Schmerz über diese Kälte, die Anstrengung, mit welcher er arbeitete, stürzten ihn in eine lang anhaltende Schwermuth, welche nur mit der Zeit von ihm bekämpft werden konnte. — Im Sommer 1750 machte Kl. eine Reise in die Schweiz, eingeladen von Bodmer und bewundert von allen Helvetiern. Durch zwey herrliche Oden verewigte er seinen dortigen Aufenthalt von drey Vierteljahren. Im Jahr 1751 folgte er einer Einladung der Dänischen Regierung nach Kopenhagen, auf der Reise dahin lernte er zu Hamburg die geistreiche Tochter eines Hamburger Kaufmanns, Margaretha Moller kennen. Diese Bekanntschaft verwandelte sich von beyden Seiten bald in die zärtlichste Liebe, von der alle Oden des Dichters, in denen der Name Cidli vorkommt, ein unvergängliches Denkmal bleiben. In Kopenhagen lebte Klopstock fast ausschlieſslich der Vollendung seines Messias. Im J. 1752 lebte Kl. einige Monate zu Hamburg, wo er die herrlichen Oden dichtete, in denen die Liebe zu seiner Cidli sich ausspricht. Erst im Jahre 1754 wurde das geliebte Mädchen seine Gattin, aber schon im J. 1758 entriſs sie ihm der grausame Tod. Er begrub sie in dem Dorfe Ottensen, bey Altona, wallfahrtete oft zu ihrem Grabe, und bestimmte schon bey ihrem Tode den Ort, wo er einst neben ihr ruhen wollte. —

Bis zum J. 1771 hatte Kl. seinen gewöhnlichen Aufenthalt zu Kopenhagen; von da an lebte er zu Hamburg. Seit 1763 hatte er den Titel eines

Dän. Legationsraths erhalten. Um das J. 1775, ladete ihn der Markgraf von Baden, Friedrich, zu sich nach Carlsruhe ein; dort blieb er inzwischen nur ein Jahr, und kehrte sodann mit dem Titel eines Badenschen Hofrathes abermals nach Hamburg zurück. Noch in seinem höhern Alter, nämlich im J. 1791, schloſs er mit seiner vieljährigen Freundin, Johanna v. Winthem, geb. Dimpfel, ein zweytes Ehebündniſs. In dem letzten Jahrzehend seines stillen Gelehrtenlebens erregte der warme Antheil, den er an der Französischen Revolution nahm, keine geringe Aufmerksamkeit. Viele seiner Oden verdanken demselben ihre Entstehung. Die Neufranken beehrten ihn mit dem Bürgerrechte, das National-Institut erwählte ihn zu seinem Mitgliede. Die Pariser Schreckensscenen kühlten ihn wieder ab. — Die letzten Kräfte seines Lebens verwendete er zur Besorgung einer neuen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, von welcher er jedoch nur den Abdruck der Oden und des

Messias erlebte. Er starb am 14. März 1803, in einem Alter von 78 Jahren, 8 Monaten und 12 Tagen. Sein Leichenbegängniſs war sehr feyerlich, sein Tod erregte die Theilnahme aller Deutschen.

So tiefer Ernst sich über Klopstocks sämmtliche Schriften verbreitet, so munter und aufgeweckt war sein gesellschaftlicher Umgang; ein unaufhörlich sanftströmender attischer Scherz war die Würze desselben. Höchst selten trübte Miſsmuth und üble Laune die Heiterkeit seines Geistes. Mit Wehmuth und Rührung sah er in der Folge seines Lebens einen nach dem andern von den Vertrauten, die ehemals zu Leipzig das Band der innigsten Freundschaft mit ihm geknüpft hatten, vor ihm in's Grab sinken, und zuletzt stand er aus jenem schönen Kreise nur noch allein da. So ging seine ernste Weissagung in der rührenden Ode an Ebert in eine wunderbare genaue Erfüllung. Ein langwieriges Fieber hatte in der letzten Krankheit seinem ausgetrockneten Körper schon alle Kraft ausgesogen. Doch blieb sein Bewuſstseyn stark und ungeschwächt bis auf wenige Tage vor seinem Tode.

Klopstock ist der erste Bildner des höheren, kühneren poetischen Ausdrucks unserer Sprache, der ihr zuerst einen Reichthum schöner Kompositionen erschuf, und sie den freyeren Schwung der Wortfolge lehrte, der Urheber und Vollender des epischen Hexameters im Deutschen, der glücklichste Nachbilder der lyrischen Sylbenmaſse der Griechen, der sie mit einer Menge von ihm selbst erfundener vom erhabensten und schönsten Rhythmus vermehrte, und der doch nie den Kreis der Bildsamkeit, nie die Regel der Bewegung, welche Analogie und Klarheit ihr vorzeichneten, übertrat. Zugleich ist er ein Dichter von ächt deutschem Gepräge und Character. Nirgends findet sich in seinen Werken die Spur eines ausländischen Einflusses. Unter den Oden dieses Dichters sind nur wenige, die nicht an Fiction, an Reichthum und Schönheit poetischer Bilder, und an Wohllaut des Silbenmaſses das Gepräge der höchsten lyrischen Vollendung an sich tragen. Sie erschienen zuerst in mehreren Zeitſchriften zerstreut, oder auf einzelnen Bogen. Gesammelt aber: Darmst. 1771. 8. (wovon nur 34 Ex. aufgelegt worden sind) Frankf. u. Leipz. 1771. 8. (herausgeg. von dem bekannten Dichter der Fürstengruft, C. F. D. Schubart.) — Hamb. 1771. kl. 4. von dem Dichter selbst veranstaltet — Wetzlar, 1779 8. blos einige Oden enthaltend, und als Nachlese zu betrachten. — Leipz. 1798. 2 Bde. gr. 8 (in 4 verschiedenen Ausgaben.) Hier sind die Oden chronologisch geordnet, und von der letzten Hand des Dichters. Beyde Bände enthalten 195 lyrische Stücke; aus ihnen sind diejenigen gewählt, welche unsere Taschen-Ausgabe in sich faſst. —

Nur einige von Klopstocks Oden haben Uebersetzer unter den Franzosen gefunden. Der bekannte Meilhan und ein Herr Dorat haben sich als solche bekannt gemacht. Auch scheint es, daſs diese Gedichte weniger zu einer wörtlichen Uebertragung, als zu einer freyen Nachbildung im Französischen geeignet seyen. — Erläutert oder commentirt findet man Klopstocks Oden: 1) in C. F. Cramers Klopstock Er und über ihn; 2) in der pract. Anleitung, Geist und Herz durch die Lektüre der Dichter zu bilden; 3) in Vetterleins Chrestomatie deutscher Gedichte; 4) in Pölitz's pract. Handbuch zur Lect. der deutschen Classiker; 5) in Delbrücks Gedichten; 6) in Ramlers Einleit. in die schönen Wissenschaften etc. — Mehrere derselben sind von berühmten Componisten in Musik gesetzt worden. —

Inhalt.

Seite
Wingolf, 1747 1
An Gieseke, 1747 18
Die künftige Geliebte, 1748 . . . 20
An Ebert, 1748 28
Petrarka und Laura, 1748 . . . 33
An Fanny, 1748 38
Der Abschied, 1748 41
An Gott, 1748 49
Selmar und Selma, 1748 . . . 56
Heinrich der Vogler, 1749 . . . 61
An Bodmer, 1750 64
Der Zürchersee, 1750 66
Die todte Clarissa, 1750 . . . 71
Der Verwandelte, 1750 73
Dem Erlöser, 1750 76

Die Königin Louiſe, 1752 80
Der Rheinwein, 1753 87
Die Frühlingsfeyer, 1759 91
Das neue Jahrhundert, 1760 98
Die Welten, 1764 104
Die Geſtirne, 1764 107
Dem Unendlichen, 1764 112
Aganippe und Phiala, 1764 . . . 114
Kaiſer Heinrich, 1764 117
Die Zukunft, 1764 122
Thuiskon, 1764 126
Der Eislauf, 1764 128
Der Bach, 1766 132
Teone, 1767 136
Unſere Sprache, 1767 139
Mein Vaterland, 1768 144
Der Camin, 1770 149

Wingolf.

∪ — ∪ — ∪, — ∪∪ — ∪∪
∪ — ∪ — ∪, — ∪∪ — ∪∪
∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪∪ — ∪∪ — ∪ — ∪

Erstes Lied.

Wie Gna im Fluge, jugendlich ungestüm
Und stolz, als reichten mir aus Iduna's Gold
Die Götter, sing' ich meine Freunde
Feyrend in kühnerem Bardenliede.

Willst du zu Strophen werden, o Haingesang?
Willst du gesetzlos, Ossians Schwunge gleich,
Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,
Frey aus der Seele des Dichters schweben?

Die Wasser Hebrus wälzten mit Adlereil
Des Zelten Leyer, welche die Wälder zwang,
Daſs sie ihr folgten, die den Felsen
Taumeln, und wandeln aus Wolken lehrte.

So floſs der Hebrus, Schattenbesänftiger,
Mit fortgerissen folgte dein fliehend Haupt
Voll Bluts, mit todter Stirn, der Leyer
Hoch im Getöse gestürzter Wogen.

So floſs der Waldstrom hin nach dem Ocean!
So flieſst mein Lied auch, stark, und gedankenvoll.
Deſs spott' ich, ders mit Klüglingsblicken
Höret, und kalt von der Glosse triefet.

Den segne, Lied, ihn segne bey festlichem
Entgegengehn, mit Freudenbegrüſsungen,
Der über Wingolſs hohe Schwelle
Heiter, im Haine gekränzt, hereintritt.

Dein Barde wartet. Liebling der sanften Hlyn,
Wo bleibst du? Kömmst du von dem begeisternden
Achäerhämus? oder kömmst du
Von den unsterblichen sieben Hügeln?

Wo Scipionen, Flaccus und Tullius,
Urenkel denkend, tönender sprach, und sang,
Wo Maro mit dem Capitole
Um die Unsterblichkeit muthig zankte!

Voll sichres Stolzes, sah er die Ewigkeit
Des hohen Marmors: Trümmer wirst einst du seyn,
Staub dann, und dann des Sturms Gespiele,
Du Kapitol! und du Gott der Donner!

Wie oder zögerst du von des Albion
Eyland herüber? Liebe sie, Ebert, nur!
Sie sind auch deutsches Stamms, Ursöhne
Jener, die kühn mit der Woge kamen!

Sey mir gegrüſst! Immer gewünscht kömmst du,
Wo du auch herkömmst, Liebling der sanften Hlyn!
Vom Tybris lieb, sehr lieb von Hämus!
Lieb von Britaniens stolzem Eyland.

Allein geliebter, wenn du voll Vaterlands
Aus jenen Haynen kömmst, wo der Barden Chor
Mit Braga singet, wo die Telyn
Tönt zu dem Fluge des deutschen Liedes.

Da kömmst du jetzt her, hast du dem Mimer schon
Die geistervolle silberne Fluth geschöpft!
Schon glänzt die Trunkenheit des Quells dir,
Ebert, aus hellem entzückten Auge.

«Wohin beschworst du, Dichter, den Folgenden?
Was trank? was seh ich? Bautest du wieder auf
Tanfana? Oder, wie am Dirce
Mauren Amphion, Walhalla's Tempel?»

Die ganze Lenzflur streute mein Genius,
Der unsern Freunden rufet, damit wir uns
Hier in des Wingolf lichten Hallen
Unter dem Flügel der Freud' umarmen.

Zweytes Lied.

Sie kommen, Cramern gehet in Rhythmustanz,
Mit hochgehobner Leyer Iduna vor!
Sie geht, und sieht auf ihn zurücke,
Wie auf die Wipfel des Hains der Tag sieht.

Sing noch Beredsamkeiten! die erste weckt
Den Schwan in Glasor schon zur Entzückung auf!
Sein Fittig steigt, und sanft gebogen
Schwebet sein Hals mit des Liedes Tönen!

Die deutsche Nachwelt singt der Barden Lied,
(Wir sind ihr Barden!) einst bey der Lanze Klang!
Sie wird von dir auch Lieder singen,
Wenn sie daher zu der kühnen Schlacht zeucht.

Schon hat den Geist der Donnerer ausgehaucht,
Schon wälzt sein Leib sich blutig im Rheine fort,
Doch bleibt am leichenvollen Ufer
Horchend der eilende Geist noch schweben.

Du schweigest, Freund, und siehest mich weinend an,
Ach! warum starb die liebende Radikin?
Schön wie die junge Morgenröthe,
Heiter und sanft, wie die Sommermondnacht.

Nimm diese Rosen, Gieseke; Velleda
Hat sie mit Zähren heute noch sanft genäſst,
Als sie dein Lied mir von den Schmerzen
Deiner Gespielin der Liebe vorsang.

Du lächelst! Ja, dein Auge voll Zärtlichkeit
Hat dir mein Herz schon dazumal zugewandt,
Als ich zum erstenmal dich sahe,
Als ich dich sah, und du mich nicht kanntest.

Wenn einst ich todt bin, Freund, so besinge
mich!
Dein Lied voll Thränen wird den entfliehenden
Dir treuen Geist noch um dein Auge,
Das mich beweint, zu verweilen zwingen.

Dann soll mein Schutzgeist, schweigend und
unbemerkt,
Dich dreymal segnen! dreymal dein sinkendHaupt
Umfliegen, und nach mir, der scheidet,
Dreymal noch sehn, und dein Schutzgeist werden.

DerThorheitHasser, aber auch Menschenfreund,
Allzeit gerechter Rabner, dein heller Blick,
Dein froh und herzenvoll Gesicht ist
Freunden der Tugend, und deinen Freunden

Nur liebenswürdig; aber den Thoren bist
Du ſurchtbar! Scheuche, wenn du noch schweigst,
sie schon
Zurück! Laſs selbst ihr kriechend Lächeln
Dich in dem rügenden Zorn nicht irren.

Stolz, und voll Demuth, arten sie niemals aus!
Sey unbekümmert, wenn auch ihr zahllos Heer
Stets wüchs', und wenn in Völkerschaften
Auch Philosophen die Welt umschwärmten!

Wenn du nur Einen jedes Jahrhundert nimmst
Und ihn der Weisheit Lehrlingen zugesellst;
Wohl dir! Wir wollen deine Siege
Singen, die dich in der Fern erwarten.

Dem Enkel winkend stell' ich dein heilig Bild
Zu Tiburs Lacher, und zu der Houyhmeſs Freund;
Da sollst du einst den Namen (wenig
Führeten ihn) des Gerechten führen!

Drittes Lied.

Lied, werde ſanfter, flieſse gelinder fort,
Wie auf die Rosen hell aus des Morgens Hand
Der Thau herabträuft, denn dort kömmt er
Fröhlicher heut und entwölkt, mein Gellert.

Dich soll der schönsten Mutter geliebteste
Und schönste Tochter lesen, und reizender

Im Lesen werden, dich in Unschuld,
Sieht sie doch etwa wo schlummern, küssen.

Auf meinem Schoos, in meinen Umarmungen
Soll einst die Freundin, welche mich lieben wird,
Dein süſs Geschwätz mir sanft erzählen,
Und es zugleich an der Hand als Mutter

Die kleine Zilie lehren. Des Herzens Werth
Zeigt auf dem Schauplatz keiner mit jenem Reiz,
Den Du ihm gabst. Da einst die beyden
Edleren Mädchen mit stiller Groſsmuth,

Euch unnachahmbar, welchen nur Schönheit blüht,
Sich in die Blumen setzten, da weint' ich, Freund,
Da flossen ungesehne Thränen
Aus dem gerührten entzückten Auge.

Da schwebte lange freudiger Ernst um mich,
O Tugend! rief ich, Tugend, wie schön bist du!
Welch göttlich Meisterstück sind Seelen,
Die sich hinauf bis zu dir erheben!

Der du uns auch liebst, Olde, komm näher her,
Du Kenner, der du edel und feuervoll,

Unbiegsam beyden, beyden furchtbar,
Stümper der Tugend und Schriften hassest!

Du, der bald Zweifler, und Philosoph bald war,
Bald Spötter aller menschlichen Handlungen,
Bald Miltons, und Homerus Priester,
Bald Misanthrope, bald Freund, bald Dichter.

Viel Zeiten, Kühnert, hast du schon durchgelebt,
Von Eisen Zeiten, silberne, goldene!
Komm, Freund, komm wieder zu des Britten
Zeit, und zurück zu des Mäoniden!

Noch zween erblick'ich. Den hat vereintes Blut,
Mehr noch die Freundschaft, zärtlich mir zugesellt,
Und den des Umgangs süſse Reizung,
Und der Geschmack mit der hellen Stirne.

Schmidt, der mir gleich ist, den die Unsterblichen
Des Hains Gesängen neben mir auferziehn!
Und Rothe, der sich freyer Weisheit
Und der vertrauteren Freundschaft weihte.

Viertes Lied.

Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt!
Wo seyd ihr? Eile, säume nicht, schöne Zeit!
Kommt, auserkohrne, helle Stunden,
Da ich sie seh', und sie sanft umarme!

Und du, o Freundin, die du mich lieben wirst,
Wo bist du? Dich sucht, Beste, mein einsames,
Mein fühlend Herz, in dunkler Zukunft,
Durch Labyrinthe der Nacht hin suchts dich!

Hält dich, o Freundin, etwa die zärtlichste
Von allen Frauen mütterlich ungestüm:
Wohl dir! auf ihrem Schoose lernst du
Tugend und Liebe zugleich empfinden!

Doch hat dir Blumenkränze des Frühlings Hand
Gestreut, und ruhst du, wo er im Schatten weht,
So fühl auch dort sie! Dieses Auge,
Ach dein von Zärtlichkeit volles Auge,

Und der in Zähren schwimmende süſse Blick,
(Die ganze Seele bildet in ihm sich mir!
Ihr heller Ernst, ihr Flug zu denken,
Leichter als Tanz in dem West und schöner!)

Die Mine, voll des Guten, des Edlen voll,
Dies vor Empfindung bebende sanfte Herz!
Dies alles, o die einst mich liebet!
Dieses geliebte Phantom ist mein! du,

Du selber fehlst mir! Einsam und wehmuthsvoll
Und still und weinend irr' ich, und suche dich,
Dich Beste, die mich künftig liebet,
Ach die mich liebt! und noch fern von mir ist!

Fünftes Lied.

Sahst du die Thräne, welche mein Herz vergoſs,
Mein Ebert? Traurend lehn' ich auf dich mich hin,
Sing mir begeistert als vom Dreyfuſs,
Brittischen Ernst, daſs ich froh wie du sey!

Doch jetzt auf Einmahl wird mir das Auge hell!
Gesichten hell, und hell der Begeisterung!
Ich seh in Wingolfs fernen Hallen
Tief in den schweigenden Dämmerungen,

Dort seh' ich langsam heilige Schatten gehn!
Nicht jene, die sich traurig von Sterbenden
Erheben, nein, die, in der Dichtkunst
Stund' und der Freundschaft, um Dichter schweben!

Sie führet, hoch den Flügel, Begeistrung her!
Verdeckt dem Auge, welches der Genius
Nicht schärft, siehst du sie, seelenvolles,
Ahndendes Auge des Dichters, du nur!

Drey Schatten kommen! neben den Schatten tönts
Wie Mimers Quelle droben vom Eichenhain
Mit Ungestüm her rauscht, und Weisheit
Lehret die horchenden Wiederhalle! —

Wie aus der hohen Drüden Versammlungen,
Nach Braga's Telyn, nieder vom Opferfels,
Ins lange tiefe Thal der Waldschlacht,
Satzungslos sich der Barden Lied stürzt!

Der du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiser Zufriedenheit,
Die Lippe voll von Schmerz: (Es horchen
Ihm die Bemerkungen deiner Freunde,

Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin,)
Wer bist du, Schatten? Ebert! er neiget sich
Zu mir, und lächelt. Ja er ist es!
Siehe der Schatten ist unser Gärtner!

Uns werth, wie Flaccus war sein Quintilius,
Der unverhüllten Wahrheit Vertraulichster,
Ach kehre, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zurück! Doch du fliehest fern weg!

Fleuch nicht, mein Gärtner, fleuch nicht!
du flohst ja nicht,
Als wir an jenen traurigen Abenden,
Um dich voll Wehmuth still versammelt,
Da dich umarmten, und Abschied nahmen!

Die letzten Stunden, welche du Abschied nahmst
Der Abend soll mir festlich auf immer seyn!
Da lernt' ich, voll von ihrem Schmerze,
Wie sich die wenigen Edlen liebten!

Viel Mitternächte werden noch einst entfliehn.
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten, und euch Exempel wurden!

Sechstes Lied.

In meinem Arme, freudig, und weisheitsvoll,
Sang Ebert: Evan, Evoe Hagedorn!
Da tritt er auf dem Rebenlaube
Muthig einher, wie Lyäus, Zeus Sohn!

Mein Herz entglühet herrschend und ungestüm
Bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
Evan, mit deinem Weinlaubstabe
Schone mit deiner gefüllten Schale!

Ihn deckt' als Jüngling eine Lyäerin,
Nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu!
Und dies war allen Wassertrinkern
Wundersam, und die in Thälern wohnen,

In die des Wassers viel von den Hügeln her
Stürzt, und kein Weinberg längere Schatten streckt!
So schlief er, keinen Schwätzer fürchtend,
Nicht ohne Götter, ein kühner Jüngling.

Mit seinem Lorbeer hat dir auch Patareus
Und eingeflochtner Myrthe das Haupt umkränzt!
Wie Pfeile von dem goldnen Köcher,
Tönet dein Lied, wie des Jünglings Pfeile.

Schnellrauschend klangen, da der Unsterbliche
Nach Peneus Tochter durch die Gefilde flog!
Oft wie des Satyrs Hohngelächter,
Als er den Wald noch nicht laut durchlachte,

Zu Wein und Liedern wähnen die Thoren dich
Allein geschaffen. Denn den Unwissenden
Hat, was das Herz der Edlen hebet,
Stets sich in dämmernder Fern verloren!

Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
Mehr Harmonien, als ein unsterblich Lied;
In unsokratischem Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster!

Siebentes Lied.

Er sang's. Jetzt sah ich fern in der Dämmerung
Des Hains am Wingolf Schlegeln aus dichterischen
Geweihten Eichenschatten schweben,
Und in Begeistrung vertieft und ernstvoll

Auf Lieder sinnen. Tönet! da töneten
m Lieder, nahmen Geniusbildungen

Schnell an! In sie hat er der Dichtkunst
Flamme geströmt, aus der vollen Urne!

Noch Eins nur fehlt dir! falt' auch des Richters
Stirn,
Daſs, wenn zu uns sie etwa vom Himmel kömmt
Die goldne Zeit, der Hain Thuiskons
Leer des undichterischen Schwarmes schatte.

Achtes Lied.

Komm, goldne Zeit, die selten zu Sterblichen
Heruntersteiget, laſs dich erflehn, und komm
Zu uns, wo dir es schon im Haine
Weht, und herab von dem Quell schon tönet!

Gedankenvoller, tief in Entzückungen
Verloren, schwebt bey dir die Natur. Sie hats
Gethan! hat Seelen, die sich fühlen,
Fliegen den Geniusflug, gebildet.

Natur, dich hört' ich im Unermeſslichen
Herwandeln, wie, mit Sphärengesangeston,
Argo, von Dichtern nur vernommen,
Strahlend im Meere der Lüfte wandelt.

Aus allen goldnen Zeiten begleiten dich,
Natur, die Dichter! Dichter des Alterthums!
Der späten Nachwelt Dichter! Segnend
Sehn sie ihr heilig Geschlecht hervorgehn.

An Giseke.

Geh! ich reiſse mich los, obgleich die männliche Tugend
Nicht die Thräne verbeut,
Geh! ich weine nicht, Freund. Ich müſste mein Leben durchweinen,
Weint' ich dir, Giseke, nach!
Denn so werden sie alle dahin gehn, jeder den andern
Trauernd verlassen, und fliehn.
Also trennet der Tod gewählte Gatten! der Mann kam
Seufzend im Ocean um,
Sie am Gestad, wo von Todtengeripp, und Scheiter, und Meersand
Stürme das Grab ihr erhöhn.
So liegt Miltons Gebein von Homers Gebeine gesondert,
Und der Cypresse verweht

Ihre Klag' an dem Grabe des Einen, und kommt nicht hinüber
Nach des Anderen Gruft.
So schrieb unser aller Verhängniſs auf eherne Tafeln
Der im Himmel, und schwieg.
Was der Hocherhabene schrieb, verehr' ich im Staube,
Weine gen Himmel nicht auf.
Geh, mein Theurer! Es letzen vielleicht sich unsere Freunde
Auch ohne Thränen mit dir;
Wenn nicht Thränen die Seele vergieſst, unweinbar dem Fremdling
Sanftes edles Gefühls.
Eile zu Hagedorn hin, und hast du genug ihn umarmet,
Ist die erste Begier,
Euch zu sehen, gestillt, sind alle Thränen der Freude
Weggelächelt entflohn,
Giseke, sag' ihm alsdann, nach drey genossenen Tagen,
Daſs ich ihn liebe, wie du!

Die künftige Geliebte.

Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichsten Thränen,
Sing' ich traurig allein dies wehmüthige Lied.
Nur mein Auge solls mit schmachtendem Feuer durchirren,
Und, an Klagen verwöhnt, hör' es mein leiseres Ohr!
Ach warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabest du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz?
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Daurend Verlangen, und ach keine Geliebte dazu?
Die du künftig mich liebst, (wenn anders zu meinen Thränen
Einst das Schicksal erweicht eine Geliebte mir giebt!)

Die du künftig mich liebst, o du aus allen erkohren,
Sag', wo dein fliehender Fuſs ohne mich einsam jetzt irrt?
Nur mit Einem verrathenden Laut, mit Einem der Töne,
Die der Frohen entfliehen, sag' es, einst Glückliche, mir!
Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,
Ohne daſs du mich kennst; o so verhehl' es mir nicht!
Sag' es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleicht,
Das aus innerster Brust Klage seufzt, und stirbt.
Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lippe
Daſs, die ich liebe, du mir immer unsichtbar noch bist!
Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder Arm aus,
Und umfasset ein Bild, ach das deine vielleicht!
Wo, wo such' ich dich auf? wo werd' ich endlich dich finden?
Du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!

Jener Ort, der dich hält, wo ist er? wo flieſset der Himmel,
Welcher dein Aug' umwölbt, heiter und lächelnd vorbey?
Werd' ich mein Auge zu dir einst, segnender Himmel, erheben,
Und umarmet sie sehn, die aufblühen du sahst?
Aber ich kenne dich nicht! es ging die fernere Sonne
Meinen Thränen daselbst niemals unter und auf.
Soll ich jene Gefilde nicht sehn? Führt nie dort im Frühling
Meine zitternde Hand sie in ein blühendes Thal?
Sinkt sie, von süſser Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust?
Ach wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine
Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich dahin!
Unbesingbare Lust, ein süſser begeisternder Schauer,
Eine Thräne, die mir still den Wangen entfiel!

Und, o ich sehe sie! mitweinende, weibliche Zähren;
Ein mir lispelnder Hauch, und ein erschütterndes Ach!
Ein zusegnender Laut, der mir rief, wie ein Schatten dem Schatten
Liebend ruft, weissagt, dich, die mich hörete, mir.
O du, die du sie mir und meiner Liebe gebahrest,
Hältst du sie, Mutter, umarmt; dreymal gesegnet sey mir!
Dreymal gesegnet sey dein gleich empfindendes Herz mir,
Das der Tochter zuerst weibliche Zärtlichkeit gab!
Aber laſs sie jtzt frey! Sie eilt zu den Blumen, und will da
Nicht vom Zeugen behorcht, will gesehen nicht seyn.
Eile nicht so! doch mit welchem Namen soll ich dich nennen,
Du, die unaussprechlich meinem Verlangen gefällt?
Heiſsest du Laura? Laura besang Petrarcha in Liedern,
Zwar dem Bewunderer schön, aber dem Liebenden nicht!

Wirst du Fanny genannt? Ist Cidli dein fey'rlicher Name?
Singer, die Joseph und den, welchen sie liebte, besang?
Singer! Fanny! ach Cidli! ja Cidli nennet mein Lied dich,
Wenn im Liede mein Herz halb gesagt dir gefällt;
Eile nicht so, damit nicht vom Dorn der verpflanzeten Rose
Blute, wenn du so eilst, dein zu flüchtiger Fuſs;
Du mit zu starken Zügen den Duft des Lenzes nicht trinkest,
Und um den blühenden Mund sanfter die Lüfte nur wehn.
Aber du gehest denkend und langsam, das Auge voll Zähren,
Und jungfräulicher Ernst deckt das verschönte Gesicht.
Täuschte dich jemand? und weinest du, weil der Gespielinnen eine
Nicht, wie von ihr du geglaubt, redlich und tugendhaft war?
Oder liebst du, wie ich? erwacht mit unsterblicher Sehnsucht,
Wie sie das Herz mir empört, dir die starke Natur?

Was sagt dieser seufzende Mund? Was sagt mir dies Auge,
Das mit verlangendem Blick sich zum Himmel erhebt?
Was entdeckt mir dies tiefere Denken, als sähst du ihn vor dir?
Ach, als sänkst du ans Herz dieses Glücklichen hin!
Ach du liebest! So wahr die Natur kein edleres Herz nicht
Ohne den heiligsten Trieb derer, die ewig sind, schuf!
Ja, du liebest, du liebest! Ach wenn du den doch auch kenntest,
Dessen liebendes Herz unbemerket dir schlägt!
Dessen Wehmuth dich ewig verlangt, dich bang vom Geschicke
Fodert, von dem Geschick, das unbeweglich sie hört!
Weheten doch sanftrauschende Winde sein innig Verlangen,
Seiner Seufzer Laut, seine Gesänge dir zu!
Winde, wie die in der goldenen Zeit, die vom Ohre des Schäfers,
Hoch zu der Götter Ohr, flohn mit der Schäferin Ach.
Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,

Schauert hin durch den Wald, rauscht, und verkündet mich ihr:
Ich bin redlich! Mir gab die Natur Empfindung zur Tugend;
Aber mächtiger war, die sie zur Liebe mir gab,
Zu der Liebe, der schönsten der Tugenden, wie sie den Menschen
In der Jugend der Welt stärker und edler sie gab.
Alles empfind' ich von dir; kein halb begegnendes Lächeln;
Kein unvollendetes Wort, welches in Seufzer verflog;
Keine stille mich fliehende Thräne, kein leises Verlangen,
Kein Gedanke, der sich mir in der Ferne nur zeigt;
Kein halb stammelnder Blick voll unaussprechlicher Reden,
Wenn er den ewigen Bund süſser Umarmungen schwört;
Auch der Tugenden keine, die du mir sittsam verbirgest,
Eilet mir unerforscht und unempfunden vorbey!
Ach, wie will ich, Cidli, dich lieben! Das sagt uns kein Dichter,

Und selbst wir im Geschwätz trunkner Beredsamkeit nicht.
Kaum, daſs noch die unsterbliche selbst, die fühlende Seele
Ganz die volle Gewalt dieser Empfindungen faſst!

An Ebert.

Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke vom blinkenden Weine
Tief in die Melancholey!
Ach du redest umsonst, vor dem gewaltigen Kelchglas,
Heitre Gedanken mir zu!
Weggehen mufs ich, und weinen! vielleicht, dafs die lindernde Thräne
Meinen Gram mir verweint.
Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellinnen zu.
Wäret ihr nicht, und könnte der Mensch sein Leiden nicht weinen;
Ach! wie ertrüg' er es da!
Weggehen mufs ich, und weinen! Mein schwermuthsvoller Gedanke
Bebt noch gewaltig in mir.

Ebert! sind sie nun alle dahin! deckt unsere Freunde
Alle die heilige Gruft;
Und sind wir, zween Einsame, — dann von allen noch übrig!
Ebert! verstummst du nicht hier?
Sieht dein Auge nicht trüb' um sich her, nicht starr ohne Seele?
So erstarb auch mein Blick!
So erbebt' ich, als mich von allen Gedanken der bängste
Donnernd das erstemal traf!
Wie du einen Wanderer, der zueilend der Gattin
Und dem gebildeten Sohn,
Und der blühenden Tochter, nach ihrer Umarmung schon hinweint,
Du den, Donner ereilst,
Tödtend ihn ſassest, und ihm das Gebein zu fallendem Staube
Machst, triumphirend alsdann
Wieder die hohe Wolke durchwandelst; so traf der Gedanke
Meinen erschütterten Geist,
Daſs mein Auge sich dunkel verlor, und das bebende Knie mir
Kraftlos zittert', und sank.
Ach, in schweigender Nacht, ging mir die Todtenerscheinung,
Unsre Freunde, vorbey!

Ach in schweigender Nacht erblickt' ich die offenen Gräber,
Und der unsterblichen Schaar!
Wenn mir nicht mehr das Auge des zärtlichen Giseke lächelt!
Wenn, von der Radikin fern,
Unser redlicher Cramer verwest! wenn Gärtner, wenn Rabner
Nicht sokratisch mehr spricht!
Wenn in des edelmüthigen Gellert harmonischem Leben
Jede Saite verstummt!
Wenn, nun über der Gruft, der freye gesellige Rothe
Freudegenossen sich wählt!
Wenn der erfindende Schlegel aus einer längern Verbannung
Keinem Freunde mehr schreibt!
Wenn in meines geliebtesten Schmidts Umarmung mein Auge
Nicht mehr Zärtlichkeit weint!
Wenn sich unser Vater zur Ruh, sich Hagedorn hinlegt;
Ebert, was sind wir alsdann,
Wir Geweihten des Schmerzes, die hier ein trüberes Schicksal
Länger, als Alle sie lieſs?

Stirbt dann auch einer von uns, (mich reiſst mein banger Gedanke
Immer nächtlicher fort!)
Stirbt dann auch Einer von uns, und bleibt nur Einer noch übrig;
Bin der Eine dann ich —
Hat mich dann auch die schon geliebt, die künftig mich liebet,
Ruht auch sie in der Gruft,
Bin dann ich der Einsame, bin allein auf der Erde:
Wirst du, ewiger Geist,
Seele zur Freundschaft erschaffen, du dann die leeren Tage
Sehn, und fühlend noch seyn?
Oder wirst du betäubt zu Nächten sie wähnen und schlummern,
Und gedankenlos ruhn?
Aber du könntest ja auch erwachen, dein Elend zu fühlen,
Leidender, ewiger Geist.
Rufe, wenn du erwachst, das Bild von dem Grabe der Freunde,
Das nur rufe zurück!
O ihr Gräber der Todten! ihr Gräber meiner Entschlafenen!
Warum liegt ihr zerstreut?

Warum liegt ihr nicht in blühenden Thalen beysammen?
Oder in Hainen vereint?
Leitet den sterbenden Greis! Ich will mit wankendem Fuſse
Gehn, auf jegliches Grab
Eine Cypresse pflanzen, die noch nicht schattenden Bäume
Für die Enkel erziehn,
Oft in der Nacht auf biegsamen Wipfel die himmlische Bildung
Meiner Unsterblichen sehn,
Zitternd gen Himmel erheben mein Haupt, und weinen, und sterben!
Senket den Todten dann ein
Bey dem Grabe, bey dem er starb! nimm dann, o Verwesung!
Meine Thränen, und mich!
Finstrer Gedanke, laſs ab! laſs ab in die Seele zu donnern!
Wie die Ewigkeit ernst,
Furchtbar, wie das Gericht, laſs ab! die verstummende Seele
Faſst dich, Gedanke, nicht mehr!

Petrarca und Laura.

— ∪ (∪∪) — ∪∪ —, — ∪∪ — ∪∪
— ∪ (∪∪) — ∪∪ — ∪∪.

Andern Sterblichen schön, kaum noch gesehn von mir,
Ging der silberne Mond vorbey.
Thränend wandt' ich von ihm mein melancholisches
Müdes Auge dem Dunkeln zu.
Dreymal schlug mir mein Herz; dreymal erbebtest du,
Tochter des ewigen Hauchs, in mir,
Seele, zur Liebe gemacht, dreymal erschreckte dich
Deiner Einsamkeit bang Gefühl.
Hätte die dich gesehn, welcher du zittertest,
Der du seufzend, Unsterbliche,
Thränen weintest, wie sie wehmuthsvoll Edlere
Weinen, wäre vielleicht sie nicht

Durch die Thränen gerührt; hätte vielleicht sie nicht
  Eine Thräne mit dir geweint.
Aber süſsere Ruh deckte mit Fittigen
  Ihres friedsamen Schlummers sie,
Und ihr göttliches Herz, über mein Herz erhöht,
  Hub gelinder des Mädchens Brust,
Mich nur flohe die Ruh, und mein Gespiele sonst,
  Mein geselliger sanfter Schlaf,
Ging dem Auge vorbey, und dem getrübteren
  Ihm zu wachen und bangen Blick.
Tief in die Dämmrung hin sah es, und suchte dich,
  Seiner Thränen Genossin auf.
Dich, des nächtlichen Hains Sängerin, Nachtigall!
  Doch du sangest mir jetzo nicht.
Dein mitweinender Ton, dein melancholisch Ach,
  Selbst die Linderung fehlte mir.
Endlich schlummert' ich ein, und ein Unsterblicher,
  Schloſs mitleidig das Auge mir.
Hast du mich weinen gesehn, o du Unsterblicher,
  Der mitleidig mein Auge schloſs;
O, so sammle sie ein, sammle die heiligen
  Thränen in goldene Schalen ein,
Bring sie, Himmlischer! dann zu den Unsterblichen,
  Denen zärtlich ihr Herz auch schlug:

Zu der göttlichen Rowe, oder zur Radikin,
Die im Frühlinge sanft entschlief:
Oder zu Doris hinauf, die noch ihr Haller weint,
Wenn er die jüngere Doris sieht,
Daſs dann Eine vielleicht, hat sie mein Schmerz bewegt,
Aus den holden Versammlungen
Niedersteige; das Herz jener, die inniger
Mein unsterblicher Geist verlangt,
Zu erweichen, und sie zu den Empfindungen
Gleicher Zärtlichkeit einzuweihn!
Also dacht' ich und schlief. Und der Unsterbliche
Gab mitleidig mir einen Traum,
Laura sah' ich im Traum, bey ihr den fühlenden,
Liedervollen Petrarka stehn.
Sie war jugendlich schön; nicht wie das leichte Volk
Rosenwangichter Mädchen ist,
Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn
Von der Natur, und im Scherz gemacht,
Leer an Empfindung und Geist, leer des allmächtigen
Triumphirenden Götterblicks.
Laura war jugendlich schön, ihre Bewegungen
Sprachen alle die Göttlichkeit
Ihres Herzens, und werth, werth der Unsterblichkeit
Trat sie hoch im Triumph daher,

Schön, wie ein feſtlicher Tag, frey, wie die heitre Luſt,
Voller Einfalt, wie du, Natur.
An ihr klopfendes Herz legte Petrarka ſich.
Alſo ſagte der Glückliche:
„Ach! dein klopfendes Herz, was vor Empfindungen
Schlägt's mir in den bewegten Geiſt!
Jeder wallende Hauch deiner beſeelten Bruſt
Hebt mich zu den Unſterblichen.
Ich! wie ruh' ich ſo ſüſs! laſs mich! die Seele faſst
Deiner Liebe Gewalt nicht mehr!
Laura, Laura! mein Geiſt hebt ſich, voll hoher Luſt,
Auf die Hügel der Seligen;
Auf die Hügel der Ruh, wo's von Entzückungen
Taumelnd ſchwebt um mein trunknes Haupt!
Singet, Söhne des Lichts, meiner Empfindungen
Unausſprechliche ſüſse Luſt!
Singt ſie, ich weine ſie nur, ja, die Unſterblichkeit
Wein' ich froh von der Liebe durch!“
Mein Petrarka! Sie ſprachs; aber nun redeten
Frohe Seufzer und Thränen nur.
Ach! wie flieſst ihr ſo ſanft, unter Umarmungen,
Ewigkeiten voll Ruh, vorbey!
Daſs wir dort uns geliebt, ach, wie belohnt uns dies
Unſrer Namen Unſterblichkeit

Auf der unteren Welt! Unserer Zärtlichkeit
Folgt dort Enkel und Enkelin.
Enkel, die ihr uns folgt, euch soll die goldene Zeit
Lächelnd Blumen und Kränze streun!
Ihr sollt glücklicher seyn, als es die Herrscher sind,
Mehr als siegende Könige!
Euch gehorche das Spiel, das von der Leyer tönt,
Singet, würdig der Ewigkeit,
Würdig der, die euch liebt; gebt sie den folgenden
Späten Tagen zum Muster hin!
Enkelinnen, die ihr Laura's Empfindung habt,
Euch verflieſse die goldne Zeit,
Wie ein ewiger May, wie ein gefey'rter Tag,
Unter ſüſsen Umarmungen!
Ihr sollt glücklicher seyn, als des Eroberers
Braut! die Tochter des Siegenden!
Euch nur singe das Spiel, das von der Leyer tönt,
Seyd unsterblich, wie Laura ist!

An Fanny.

◡ — ◡ — ◡, — ◡◡ — ◡ —,
◡ — ◡ — ◡, — ◡◡ — ◡ —,
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡,
— ◡◡ — ◡◡ — ◡ — ◡.

Wenn einst ich todt bin, wenn mein Gebein zu Staub'
Ist eingesunken, wenn du, mein Auge, nun
Bang über meines Lebens Schicksal,
Brechend im Tode, nun ausgeweint hast,

Und still anbetend da, wo die Zukunft ist,
Nicht mehr hinaufblickst, wenn mein errungner Ruhm,
Die Frucht von meiner Jünglingsthräne,
Und von der Liebe zu dir, Messias!

Nun auch verweht ist, oder von wenigen
In jene Welt hinüber gerettet ward:
Wenn du alsdann auch, meine Fanny,
Lange schon todt bist, und deines Auges

Stillheitres Lächeln, und sein beseelter Blick
Auch ist verloschen, wenn du, vom Volke nicht
Bemerket, deines ganzen Lebens
Edlere Thaten nunmehr gethan hast,

Des Nachruhms werther, als ein unsterblich Lied,
Ach wenn du dann auch einen Beglückteren
Als mich geliebt hast, laſs den Stolz mir,
Einen Beglückteren, doch nicht Edlern!

Dann wird ein Tag seyn, den werd ich auferstehn!
Dann wird ein Tag seyn, den wirst du auferstehn!
Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die du einander, Natur, bestimmtest.

Dann wägt, die Wagschal' in der gehobenen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt misklingt,
Tönet in ewigen Harmonien.

Wenn dann du dastehst jugendlich auferweckt,
Dann eil' ich zu dir! säume nicht, bis mich erst
Ein Seraph bey der Rechten faſſe,
Und mich, Unsterbliche, zu dir führe.

Dann soll dein Bruder, innig von mir umarmt,
Zu dir auch eilen! dann will ich thränenvoll,
Voll froher Thränen jenes Lebens
Neben dir stehn, dich mit Namen nennen,

Und dich umarmen! Dann, o Unsterblichkeit,
Gehörst du ganz uns! Kommt, die das Lied nicht singt,
Kommt, unaussprechlich ſüſse Freuden!
So unaussprechlich, als jetzt mein Schmerz ist.

Rinn' unterdeſs, o Leben! Sie kommt gewiſs
Die Stunde, die uns nach der Zypresse ruft!
Ihr andern, seyd der schwermuthsvollen
Liebe geweiht! umwölkt und dunkel!

Der Abschied.

◡ — ◡ — ◡, — ◡◡ — ◡◡
◡ — ◡ — ◡, — ◡◡ — ◡◡
◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡
— ◡◡ — ◡◡ — ◡ — ◡.

Wenn du entschlafend über dir sehen wirst
Den stillen Eingang zu den Unsterblichen,
Und aufgethan die erdeferne
Pforte des Himmels, enthüllt den Schauplatz

Der Ewigkeit, dann nahe dir hören wirst
Die Donnerrede deſs, der Entscheidung dir
Kund thut; so fey'rlich spricht die Gottheit,
Wenn sie das Urtheil der Tugend ausspricht;

Wenn du dann lächelnd näher dir hören wirst
Die Stimme Salems, welcher dein Engel war,
Und, mit des Seraphs sanftem Laute,
Deines entschlafenen Freundes Stimme:

Dann werd' ich vor dir lange gestorben seyn.
Den letzten Abend sprach ich, und lehnte mich
An deines Bruders Brust, und weinend
Senkt' ich die Hand ihm in seine Hand hin:

«Mein Schmidt, ich sterbe, sehe nun bald um mich
Die groſsen Seelen, Popen und Addison,
Den Sänger Adams neben Adam,
Neben ihm Eva mit Palmenkränzen,

Der Schläfe Miltons heilig, die himmlische,
Die fromme Singer, bey ihr die Radikin,
Und durch deſs Tod mich Staunen traf, daſs
Traurigkeit auch, und nicht Freud' allein sey

Auf Erden! meinen Bruder, der blühte, schnell
Abfiel! Bald tret' ich die Versammlungen,
Hin ins Getön, ins Halleluja,
In die Gesänge der hohen Engel.

Heil mir! mein Herz glüht, feurig und ungestüm
Bebt mir die Freude durch mein Gebein dahin!
Heil mir! die ewig junge Seele
Flieſset von Göttergedanken über.

Schon halb gestorben, lebet von neuem mir
Der müde Leib auf; so werd' ich auferstehn.
Der süſse Schauer wird mich fassen,
Wenn ich mit dir von dem Tod' erwache.

Wie mir es sanft schlägt! leg' an mein Herz dich, Freund!
Ich lebt', und daſs ich lebte, bereu' ich nicht,
Ich lebte dir, und unsern Freunden,
Aber auch ihm, der nun bald mich richtet!

Ich hör', ich höre fern schon der Wage Klang,
Nach ihr der Gottheit Stimme, die Richterin;
O wäre sie der bessern Thaten
Schale so schwer, daſs sie überwöge!

Ich sang den Menschen, menschlich, den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Mein groſser Lohn mir, eine goldne,
Heilige Schale von Christenthränen.

Ach, schöne Stunden! traurige schöne Zeit,
ir immer heilig, die ich mit dir gelebt!
ie erste floſs uns frey und lächelnd,
ugendlich hin, doch die letzte weint' ich!

Mehr, als mein Blick sagt, hat dich mein Herz geliebt;
Mehr, als es seufzet, hat dich mein Herz geliebt;
Laſs ab vom Weinen; sonst vergeh' ich:
Auf, sey ein Mann! geh', und liebe Rothen!

Mein Leben sollte hier noch nicht himmlisch seyn,
Drum liebte die mich, die ich so liebte, nicht.
Geh, Zeuge meines Trauerlebens,
Geh, wenn ich todt bin, zu deiner Schwester;

Erzähl', nicht jene mir unvergeſslichen
Durchweinten Stunden, nicht, wie ein trüber Tag!
Wie Wetter, die sich langsam fortziehn,
Mein nun vollendetes kurzes Leben;

Nicht jene Schwermuth, die ich an deiner Brust
Verstummend weinte; Heil dir, mein theurer Freund
Weil du mit allen meinen Thränen
Mitleid gehabt, und mit mir geweint hast!

Vielleicht ein Mädchen, welches auch edel ist,
Wird, meiner Lieder Hörerin, um sich her
Die Edlen ihrer Zeit betrachten,
Und mit der Stimme der Wehmuth sagen:

O lebte der noch, welchem so tief das Herz
Der Liebe Macht traf! Die wird dich segnen, Freund!
Weil du mit meinen vielen Thränen
Mitleid gehabt, und mit mir geweint hast!

Geh, wenn ich todt bin, lächelnd, so wie ich starb,
Zu deiner Schwester; schweige vom Traurenden;
Sag ihr, daſs sterbend ich von ihr noch
Also gesprochen, mit heitrem Blicke;

Des Herzens Sprache, wenn sie mein todter Blick
Noch reden kann, ach sag' ich ihr! Wie liebt' ich dich!
Wie ist mein unbemerktes Leben,
Dir nur geheiligt, dahingegangen!

Des besten Bruders Schwester! Nimm Göttliche,
Den Abschiedssegen, welchen dein Freund dir giebt;
Gelebet hat keiner, der dich also
Segnete, keiner wird so dich segnen,

Womit der lohnet, welcher die Unschuld kennt,
Von aller hohen himmlischen Seligkeit,
Von jener Ruh der frommen Tugend,
Flieſse dein göttliches Herz dir über!

Du müssest weinen Thränen der Menschlichkeit,
Viel theure Thränen, wenn du die Dulder siehst,
Die vor dir leiden, durch dich müsse
Deinen Gespielinnen sichtbar werden

Die heilige Tugend, Gottes erhabenste,
Hier nicht erkannte Schöpfung, und selige,
Von ihrem Jubel volle Freuden
Müssen dein jugendlich Haupt umschweben,

Dir schon bereitet, da du aus Gottes Hand
Mit deinem Lächeln heiter gebildet kamst;
Schon da gab dir, den du nicht kanntest,
Heitere Freuden, mir aber Thränen!

O schöne Seelen, die ich mit diesem Ernst
So innig liebte! Aber in Thränen auch
Verehr' ich ihn, das schönste Wesen,
Schöner als Engel ihn denken können.

Wenn hingeworfen vor den Unendlichen
Und tief anbetend ich an des Thrones Fuſs
Die Arme weit ausbreite, für dich
Hier unempfundene Gebete stammle:

Dann müſs' ein Schauer von dem Unendlichen,
Ein sanftes Beben derer, die Gott nun sehn,
Ein süsser Schauer jenes Lebens
Ueber dich kommen, und dir die Seele

Ganz überströmen. Ueber dich müssest du
Erstaunend stehn, und lächelnd gen Himmel schaun!
Ach, dann komm bald im weiſsen Kleide,
Wallend im lieblichen Strahl der Heitre!

Ich sprach's; und sah noch einmal ihr Bildniſs an,
Und starb. Er sah das Auge des Sterbenden,
Und klagt ihr nicht, weil er sie liebet,
Daſs ihm so früh sein Geliebter hinstarb.

Wenn ich vor dir so werde gestorben seyn,
O meine Fanny, und du auch sterben willst;
Wie wirst du deines todten Freundes
Dich in der ernsteren Stund' erinnern?

Wie wirst von ihm du denken, der edel war,
So ganz dich liebte? wie von den Traurigen,
Trostlos durchweinten Mitternächten?
Von der Erschütterung seiner Seele?

Von jener Wehmuth, wenn nun der Jüngling oft,
Dir kaum bemerket, zitternd dein Auge bat,
Und schweigend, nicht zu stolz, dir vorhielt,
Daſs die Natur ihn für dich geschaſſen?

Ach dann! wie wirst du denken, wenn schnell dein Blick
Und ernst ins Leben hinter dem Rücken schaut?
Das schwör' ich dir, dir ward ein groſses,
Göttliches Herz, und das mehr verlangte.

Stirb sanft! o, die ich mit unaussprechlicher
Empfindung liebte! Schlummr' in die Ewigkeit
Mit Ruh hinüber, wo dich Gott schuf,
Als er dich machte voll schöner Unschuld.

An Gott.

A nice and subtle happiness I see
Thou to thy self proposest, in the choice
Of thy associates.
Milton.

∪ — ∪ — ∪, — ∪∪ — ∪∪
∪ — ∪ — ∪, — ∪∪ — ∪∪
∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪∪ — ∪∪ — ∪ — ∪.

Ein ſtiller Schauer deiner Allgegenwart
Erschüttert, Gott! mich. Sanfter erbebt mein Herz,
Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
Daſs du auch hier, wo ich weine, Gott! bist.

Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher,
Dein Blick, der Seher, durch mein eröffnet Herz.
Sey vor ihm heilig, Herz, sey heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entſprungen!

Verirrt mich Täuschung? oder ist wirklich wahr,
Was ein Gedanke leise dem andern sagt?
Empfindung, bist du wahr, als därf' ich
Frey mit dem Schöpfer der Seele reden?

Gedanken Gottes, welche der Ewige
Der Weis' itzt denket! wenn ihr den menschlichen
Gedanken zürnet: o wo sollen
Sie vor euch, Gottes Gedanken! hinfliehn?

Flöhn sie zum Abgrund, siehe, so seyd ihr da!
Und wenn sie bebend in das Unendliche
Hineilten; auch im Unbegränzten,
Wart ihr, allwissende! sie zu schauen!

Und wenn sie Flügel nähmen der Seraphim,
Und aufwärts flögen, in die Versammlungen,
Hoch ins Getön, ins Halleluja,
In die Gesänge der Harfenspieler;

Auch da vernähmt ihr, göttliche Hörer! sie.
Flieht denn nicht länger, seyd ihr auch menschlicher,
Flieht nicht; der ewig ist, der weiſs es,
Daſs er in engen Bezirk euch einschloſs.

Des frohen Zutrauns! ach, der Beruhigung,
Daſs meine Seele, Gott! mit dir reden darf!
Daſs sich mein Mund vor dir darf öffnen!
Töne des Menschen herabzustammeln!

Ich wag's, und rede! Aber du weiſst es ja,
Schon lange weiſst du, was mein Gebein verzehrt,
Was, in mein Herz tief hingegossen,
Meinen Gedanken ein ewig Bild ist;

Nicht heut erst sahst du meine mir lange Zeit,
Die Augenblicke, weinend vorübergehn;
Du bist es, der du warst, Jehova
Heiſsest du! aber ich Staub von Staube;

Staub, und auch ewig, denn die Unsterbliche,
Die du mir, Gott! gabst, gabst du zur Ewigkeit;
Ihr hauchtest du, dein Bild zu schaffen,
Hohe Begierden nach Ruh und Glück ein.

Ein drängend Heer! Doch eine ward herrlicher
Vor allen andern! Eine ward Königin
Der andern alle, deines Bildes
Letzter und göttlichster Zug, die Liebe.

Die fühlst du selber, doch als der Ewige;
Es fühlen jauchzend, welche du himmlisch schufst,
Die hohen Engel deines Bildes
Letzten und göttlichsten Zug, die Liebe,

Die grubst du, Adam, tief in sein Herz hinein!
Nach seinem Denken von der Vollkommenheit,
Ganz ausgeschaffen, ihm geschaffen,
Brachtest du, Gott! ihm der Menschen Mutter;

Die grubst du mir auch tief in mein Herz hinein!
Nach meinem Denken von der Vollkommenheit,
Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Führst du sie weg, die mein ganzes Herz liebt,

Der meine Seele ganz sich entgegen gieſst,
Mit allen Thränen, welche sie weinen kann,
Die volle Seele ganz zuströmet!
Führst du sie mir, die ich liebe, Gott, weg;

Weg, durch dein Schicksal, welches unsichtbar sich
Dem Auge fortwebt, immer ins Dunklere webt,
Fern weg den ausgestreckten Armen;
Aber nicht weg aus dem bangen Herzen.

Und dennoch weiſst du, welch ein Gedank' es war.
Als du ihn dachteſt, und zu der Wirklichkeit
Erſchaffend rieſst, der, daſs du Seelen
Fühlender, und für einander ſchuſst,

Das weiſst du, Schöpfer! Aber dein Schickſal trennt
Die Seelen, die du ſo für einander ſchuſst,
Dein hohes, unerforſchtes Schickſal,
Dunkel für uns, doch anbetungswürdig.

Das Leben gleichet, gegen die Ewigkeit,
Dem ſchnellen Hauche welcher dem Sterbenden
Entflieſst, mit ihm entfloſs die Seele,
Die der Unendlichkeit ewig nachſtrömt.

Einſt löſt des Schickſals Vater in Klarheit auf,
Was Labyrinth war, Schickſal iſt dann nicht mehr,
Ach dann, bey trunknem Wiederſehen,
Giebſt du die Seelen einander wieder.

Gedanke, werth der Seel' und der Ewigkeit,
Werth, auch den bängſten Schmerz zu beſänftigen,
Dich denkt mein Geiſt in deiner Gröſse;
Aber ich fühle zu ſehr das Leben.

Das hier ich lebe, gleich der Unsterblichkeit,
Dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich mir
sich aus,
Ich seh', ich sehe meine Schmerzen,
Gränzenlos dunkel, vor mir verbreitet.

Laſs, Gott, dies Leben, leicht wie den Hauch
entfliehn!
Nein, das nicht! gieb mir, die du mir gleich
erschuſst,
Ach, gieb sie mir, die leicht zu geben,
Gieb sie den bebenden, bangen Herzen.

Dem ſüſsen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist,
Und sprachlos ihr Gefühl zu sagen,
Nur, wenn sie weinet, nicht ganz verstummet!

Gieb sie den Armen, die ich voll Unschuld oft,
In meiner Kindheit, die zu dem Himmel hub,
Wenn ich, mit heiſser Stirn voll Andacht,
Dir um die ewige Ruhe flehte.

Mit Einem Winke giebst du, und nimmst du ja
Dem Wurm, dem Stunden sind wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück; dem Wurm, der Mensch heiſst,
Jähriget, blühet, verblüht, und abfällt,

Von ihr geliebet, will ich die Tugend schön
Und selig nennen! will ich ihr himmlisch Bild
Mit unverwandten Augen anschaun,
Ruhe nur das, und nur Glück das nennen,

Was sie mir zuwinkt! Aber o frömmere,
Dich auch, o die du ferner und höher wohnst,
Als unsre Tugend, will ich reiner,
Unbekannt, Gott nur bemerket, ehren.

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegenjauchzen! will ich mein voller Herz,
In heiſsern Hallelujaliedern,
Ewiger Vater, vor dir ergieſsen.

Dann, wenn sie mit mir deinen erhabenen Ruhm
Gen Himmel weinet, betend, mit schwimmendem
Entzücktem Auge; will ich mit ihr
Hier schon das höhere Leben fühlen.

Das Lied vom Mittler, trunken in ihrem Arm
Von reiner Wollust sing' ich erhabner dann
Den Guten, welche gleich uns lieben,
Christen wie wir sind, wie wir empfinden.

Selmar und Selma.

Meine Selma, wenn aber der Tod uns Liebende trennet?
Wenn dein Geschick dich zuerst zu den Unsterblichen ruſt?
Ach! so werd' ich um dich mein ganzes Leben durchweinen,
Jeden nächtlichen Tag, jede noch trübere Nacht,
Jede Stunde, die sonst in deiner Umarmung vorbeyfloſs,
Jede Minute, die uns, innig genossen, entfloh!
Ach! so vergehen mir dann die übrigen Jahre voll Schwermuth,
Wie der vergangenen keins ohne Lieb' uns entfloh.

Ach mein Selmar, wenn künftig der Tod uns Liebende trennet,
Wenn dein Geschick dich zuerſt zu den Unſterblichen ruſt;
Dann, dann wein' ich um dich mein ganzes übriges Leben,
Jeden schleichenden Tag, jede schreckliche Nacht!
Jede Stunde, die sonst, mit deinem Lächeln erheitert,
Unter dem süſsen Gespräch zärtlicher Thränen entfloh!
Ach, so vergehen mir dann die übrigen Tage voll Schwermuth,
Wie, der Liebe leer, keiner vordem uns entfloh.
Meine Selma, du wolltest nach mir nur Tage noch leben?
Und ich brächte nach dir Jahre voll Traurigkeit zu?
Selma, Selma, nur wenig bewölkte trübe Minuten,
Bring' ich, seh' ich dich todt, neben dir seelenlos zu!
Nehme noch Einmal die Hand der Schlummernden, küsse dein Auge

Einmal noch, in die Nacht sink' ich, und sterbe bey dir,
Selmar, ich sterbe nach dir! den Schmerz soll Selmar nicht fühlen,
  Daſs er sterbend mich sieht, Selmar, ich sterbe nach dir!
Bringe dann auch nur wenig bewölkte trübe Minuten,
  Seh' ich, Selmar, dich todt, neben dir seelenlos zu!
Blicke noch Einmal dich an, und seufze noch Einmal: Mein Selmar!
  Sink an die ruhende Brust, zittr' und sterbe bey dir!
Selma, du stürbest nach mir? den Schmerz soll Selma nicht fühlen,
  Daſs sie sterbend mich sieht. Selma, du stirbst nicht nach mir.
Selmar, ich sterbe nach dir! Das ist es, was ich vom Schicksal
  Lang mit Thränen erbat. Selmar, ich sterbe nach dir!
Ach wie liebest du mich! Sieh diese weinenden Augen!
  Fühle dies bebende Herz! Selmar, wie liebest du mich!

Meine Selma, du stürbest nach mir? du fühltest die Schmerzen,
Daſs du sterbend mich sähst? Selma, wie liebest du mich!
Ach wenn eine Sprache dort wäre, dir alles zu sagen,
Was mein liebendes Herz, meine Selma, dir fühlt;
Würde dies Aug' und sein Blick, und seine Zähren voll Liebe,
Und dies Ach des Gefühls, das mir gebrochen entfloh,
Doch zu einer Sprache der Götter, dir alles zu sagen,
Was mein liebendes Herz, meine Selma dir fühlt,
Ach, wenn doch kein Grab nicht wäre, das Liebende deckte,
Die einander so treu, so voll Zärtlichkeit sind!
Aber weil ihr denn seyd, ihr immer offenen Gräber;
Nehmt zum wenigsten doch, nehmt auf Einmal uns auf!
Hörst du mich, der zur Liebe mich schuf? Ach wenn du mich hörest;

Laſs mit eben dem Hauch, Selma sterben, und mich,
Selmar, ich sterbe mit dir. Ich bete mit dir von dem Himmel
Diese Wohlthat herab. Selmar, ich sterbe mit dir!

Heinrich der Vogler.

Der Feind ist da! Die Schlacht beginnt:
Wohlauf zum Sieg herbey;
Es führet uns der beste Mann
Im ganzen Vaterland.

Heut fühlet er die Krankheit nicht,
Dort tragen sie ihn her,
Heil, Heinrich! heil dir Held und Mann
Im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier,
Und herrscht den Sieg herbey!
Schon ist um ihn der Edlen Helm
Mit Feindes Blut bespritzt.

Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Schwer in des Kaisers Hand,
Daſs alles tödtliche Geschoſs
Den Weg vorübergeh.

Willkommen, Tod fürs Vaterland,
Wenn unser sinkend Haupt
Schön Blut bedeckt; dann sterben wir
Mit Ruhm fürs Vaterland.

Wenn vor uns wird ein offnes Feld
Und wir nur Todte sehn
Weit um uns her, dann siegen wir
Mit Ruhm fürs Vaterland.

Dann treten wir mit hohem Schritt
Auf Leichnamen daher,
Dann jauchzen wir im Siegsgeschrey;
Das geht durch Mark und Bein.

Und preist mit frohem Ungestüm
Der Bräut'gam und die Braut;
Er sieht die hohen Fahnen wehn
Und drückt ihr sanft die Hand.

Und spricht zu ihr: Da kommen sie,
Die Kriegesgötter, her.
Sie stritten in der heiſsen Schlacht
Auch für uns beyde mit.

Uns preist der Freudenthränen voll
Die Mutter, und ihr Kind;
Sie drückt den Knaben an ihr Herz,
Und sieht dem Kaiser nach.

Uns folgt ein Ruhm, der ewig bleibt,
Wenn wir gestorben sind.
Gestorben für das Vaterland
Den ehrenvollen Tod.

An Bodmer.

— ⏑ — ⏑⏑ —, — ⏑⏑ — ⏑⏑
— ⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑.

Der die Schickungen lenkt, heiſset den frömmsten Wunsch,
Mancher Seligkeit goldnes Bild
Oft verwehen, und ruft da Labyrinth hervor,
Wenn ein Sterblicher gehen will.
In die Fernen hinaus sieht, der Unendlichkeit
Uns unsichtbaren Schauplatz, Gott!
Ach, sie finden sich nicht, die für einander doch,
Und zur Liebe geschaffen sind.
Jetzo trennt die Nacht fernerer Himmel sie,
Jetzo langer Jahrhunderte.
Niemals sah dich mein Blick, Sokrates Addison,
Niemals lehrte dein Mund mich selbst.

Niemals lächelte mir Singer, der Lebenden
Und der Todten Vereinerin.
Auch dich werd' ich nicht sehn, der du in jener Zeit,
Wenn ich lange gestorben bin,
Für das Herz mir gemacht, und mir der ähnlichste,
Nach mir einmal verlangen wirst;
Auch dich werd' ich nicht sehn, wie du dein Leben lebst,
Werd' ich einst nicht dein Genius.
Also ordnet es Gott, der in die Fernen sieht,
Tiefer hin ins Unendliche.
Oft erfüllet er auch, was sich das zitternde
Volle Herz nicht zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehn wir dann unser Glück,
Sehn's mit Augen, und glauben's kaum.
Also freuet' ich mich, da ich das erstemal
Bodmers Armen entgegen kam.

Der Zürchersee.

— ◡ — ◡◡ —, — ◡◡ — ◡◡
— ◡ — ◡◡ —, — ◡◡ — ◡◡
— ◡ — ◡◡ — ◡
— ◡ — ◡◡ — ◡◡.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den groſsen Gedanken
Deiner Schöpfung noch Einmal denkt.

Von des schimmernden Sees Traubengestaden her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft,

Komm, und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süſse Freude, wie du! gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Fanny gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuſs
Zürch in ruhigem Thal freye Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeygeflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

»Hallers Doris,« die sang, selber des Liedes werth,
Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt!
Und wir Jünglinge sangen,
Und empfanden, wie Hagedorn.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt,
Da, da kamest du, Freude!
Volles Maſses auf uns herab;

Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich.
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoſs!

Süſs ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem ſanſt
In der Jünglinge Herzen,
Und die Herzen der Mädchen gieſst.

Ach du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich;

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beſsre, ſanſtere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt;

Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entschlieſsungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weisen ist.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein groſser Gedanke,
Ist des Schweiſses der Edlen werth!

Durch der Lieder Gewalt, bey der Urenkelin
Sohn und Tochter noch seyn; mit der Entzückung Ton
Oft beym Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gieſsen ins sanfte Herz,
Ist, beym Himmel! nicht wenig,
Ist des Schweiſses der Edlen werth.

Aber ſüſser iſt noch, ſchöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wiſſen ein Freund zu ſeyn,
So das Leben genieſsen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit.

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umſchattungen,
In den Lüften des Walds, und mit geſenktem Blick
Auf die ſilberne Welle,
That ich ſchweigend den frommen Wunſch:

Wäret ihr auch bey uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoos einſam von mir verſtreut,
Die in ſeligen Stunden
Meine ſuchende Seele fand!

O ſo bauten wir hier Hütten der Freundſchaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns ſich in Tempe,
Jenes Thal in Elyſium.

Die todte Clarissa.

— ∪∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪ — ∪ — ∪∪ — ∪ — ∪
— ∪∪ — ∪.

Blume, du stehst verpflanzet, wo du blühest,
Werth, in dieser Beschattung nicht zu wachsen,
Werth, schnell wegzublühen, der Blumen Edens
Beſsre Gespielin!

Lüfte, wie diese, so die Erd' umathmen,
Sind, die leiseren selbst, dir rauhe Weste,
Doch ein Sturmwind wird (o er kömmt! entflieh du,
Eh er daherrauscht,)

Grausam, indem du nun am hellsten glänzest,
Dich hinstürzen! allein, auch hingestürzet,
Wirst du schön seyn, werden wir dich bewundern,
Aber durch Thränen.

Reizend noch stets, noch immer liebenswürdig,
Lag Clarissa, da sie uns weggeblüht war,
Und noch stille Röthe die hingesunkne
Wange bedeckte.

Freudiger war entronnen ihre Seele,
War zu Seelen gekommen, welch' ihr glichen,
Schönen, ihr verwandten, geliebten Seelen,
Die sie empfingen,

Daſs in dem Himmel sanft die liedervollen
Frohen Hügel umher zugleich ertönten:
Ruhe dir, und Kronen des Siegs, o Seele,
Weil du so schön warst!

So triumphirten, die es würdig waren.
Komm, und laſs wie ein Fest die Stund' uns, Cidli,
Da sie fliehend uns ihr erhabnes Bild lieſs,
Einsamer feyren!

Sammle Cypressen, daſs des Trauerlaubes
Kränz' ich winde, du dann auf diese Kränze
Mitgeweinte Thränen zur ernsten Feyer
Schwesterlich weinest!

Der Verwandelte.

— ∪ — ∪∪ —, — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ —, — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — ∪
— ∪ — ∪∪ — ∪∪

Lang in Trauren vertieft, lernt' ich die Liebe, sie,
Die der Erde entfloh, aber auch wiederkehrt
Zu geheimerer Tugend,
Wie die erste der Liebenden

Voller Unschuld im Hauch duftender Lüfte kam,
Und mit jungem Gefuhl an das Gestade trat,
Bald sich selbst mit den Rosen
Von dem Hang des Gestades sah.

Die erschien mir! O Schmerz da sie erschienen war,
Warum trafest du mich mit dem gewaltigsten
Deiner zitternden Kummer,
Schwermuthsvoller, wie Nächte sind?

Jahre trafſt du mich schon! Endlich (das hofft' ich nicht)
Sinkt die traurige Nacht, ist nun nicht ewig mehr,
Und mir wachen mit Lächeln
Alle schlummernden Freuden auf!

Seyd ihrs selber? und täuscht, täuschet mein Herz mich nicht?
Ach ihr seyd es! die Ruh, dieses Gefühl, so sanft
Durch das Leben gegossen,
Fühlt' ich, als ich noch glücklich war!

O wie staun' ich mich an, daſs ich itzt wieder bin,
Der ich war! wie entzückt über die Wandlungen
Meines Schicksals, wie dankbar
Wallt mein freudiges Herz in mir!

Nichts Unedles, kein Stolz (ihm ist mein Herz zu groſs!)
Nicht betäubtes Gefühl; aber was ist es denn,
Das mich heitert? O Tngend,
Sanfte Tugend, belohnest du?

Doch bist du es allein? oder (o darf ichs auch
Mir vertrauen?) entschlüpft, Tugend, an deiner Hand
Nicht ein Mädchen der Unschuld
Deinen Höhn, und erscheinet mir?

Sanft im Traume des Schlafs, sanfter im wachenden,
Daſs ich, wenn sie vor mir eilend vorüberschlüpft,
Stamml', und schweig', und beginne:
Warum eilst du? ich liebe dich!

Ach, du kennst ja mein Herz, wie es geliebet hat!
Gleicht ein Herz ihm? Vielleicht gleichet dein Herz ihm nur!
Darum liebe mich, Cidli,
Denn ich lehrte die Liebe dir!

Dich zu finden, ach dich, lernt' ich die Liebe, sie,
Die mein steigendes Herz himmlisch erweiterte,
Nun in süsseren Träumen
Mich in Edens Gefilde trägt!

Dem Erlöser.

∪ — ∪ — ∪, — ∪∪ — ∪ —
∪ — ∪ — ∪, — ∪∪ — ∪ —
∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪
— ∪∪ — ∪∪ — ∪ — ∪.

Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Geſilde nach
Dein hohes Lob, o Sohn! wer bin ich,
Daſs ich mich auch in die Jubel dränge?

Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunſt in den Verwesungen!
Und denkt Gedanken, daſs Entzückung
Durch die erschütterte Nerve schauert!

Auch du wirſt einmal mehr wie Verwesung seyn,
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir schlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
Als er sich jetzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriſs, und ein Leben dastand!

O Feld vom Aufgang bis, wo sie untergeht
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,
Wann seh ich dich? wann weint mein Auge
Unter den tausendmal tausend Thränen?

Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,
Flieſst schnell vorüber, flieſst, daſs ich aufersteh'!
Allein sie säumen, und ich bin noch
Diesseits am Grabe! O helle Stunde,

Der Ruh Gespielin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit
Dies Leben reift, noch nie besuchter
Acker für ewige Saat, wo bist du?

Laſs mich dort hingehn, daſs ich die Stätte seh,
Mit hingesenktem trunkenem Blick sie seh!
Der Erndte Blumen drüber streue,
Unter die Blumen mich leg' und sterbe!

Wunsch groſser Aussicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du die süſse Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünschen, kämst; wer gliche,
Dem, der alsdann mit dem Tode ränge?

Dann misch' ich kühner unter den Throngesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger
Den meine Seele liebt, den Besten
Aller gebornen, den Sohn des Vaters!

Doch laſs mich leben, daſs am erreichten Ziel
Ich sterbe! Daſs erst, wenn es gesungen ist,
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh'!

O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest! zeige die Wege mir,
Die du da gingst! worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht,
Folg' ich der Spur nach, welche du wandeltest:
Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge sieht ihn.

Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinen erhabensten
Gedanken lehr' ihn Hoheit! führ' ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daſs ich den Nachhall derer, die's ewig sind,
Den Menschen singe! daſs mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flamme nehme,
Flammen ins Herz der Erlöseten ströme!

Die Königin Louise.

Da sie ihr Nam' wird im Himmel nur genennet,
Ihr sanftes Aug' im Tode schloſs,
Und, von dem Thron', empor zum höhern Throne,
Im Siegsgewande trat,

Da weinten wir! Auch der, der sonst nicht
Thränen kannte,
Ward blaſs, erbebt' und weinte laut;
Wer mehr empfand, blieb unbeweglich stehen,
Verstummt' und weint' erst spät.

So steht mit starrem Blick, der Marmor auf
dem Grabe;
So schautest du ihr, Friedrich, nach;
Ihr Engel sah, als er zu Gott sie führte,
Nach deinen Thränen hin.

O, Schmerz! stark, wie der Tod! Wir sollten zwar nicht weinen,
Weil sie so groſs und edel starb;
Doch weinen wir. Ach, so geliebt zu werden,
Wie heilig ist dies Glück!

Der König stand, und sah, sah die Entschlafne liegen,
Und neben ihr den todten Sohn.
Auch er, auch er, o Gott! o, unser Richter!
Ein Friedrich starb in ihm.

Wir beten weinend an. Weil nun nicht mehr ihr Leben
Uns lehrt; so lehr' uns denn ihr Tod!
O himmlische, bewundernswerthe Stunde,
Da sie entschlummerte,

Dich soll der Enkel noch, du Todesstunde, feyern;
Sie sey ein Fest um Mitternacht,
Voll heiliger tief eingehüllter Schauer,
Ein Fest der Weinenden!

Nicht diese Stunde nur, Sie starb viel lange Tage,
Und jeder war des Todes werth,
Des lehrenden. des ehrenvollen Todes,
Den sie gestorben ist.

Die ernste Stunde kam, in Nebel eingehüllet,
Den sie bey Gräbern bildete.
Die Königin, nur sie, vernimmt den Fuſstritt
Der Kommenden, nur sie.

Hört, durch die Nacht herauf, der dunkeln
Flügel Rauschen,
Den Todeston; da lächelte sie.
Sey ewig, mein Gesang, weil du es singest,
Daſs Sie gelächelt hat!

Und nun sind Throne nichts, nichts mehr der
Erde Gröſsen,
Und alles, was nicht ewig ist;
Zwey Thränen noch! die eine für den König!
Für Ihre Kinder die,

Und für die liebende, so sehr geliebte Mutter.
Und dann wird Gott allein geliebt;
Die Erde sinkt, wird ihr zum leichten Staube;
Und nun, entschlummert sie.

Da liegt im Tode sie, und schön des Seraphs Auge,
Der sie zum Unerschaffnen führt,
Indem erblaſst' die Wang', und sinkt; es trocknen
Die letzten Thränen auf.

Schön sind und ehrenvoll des Patrioten Wunden;
Mit höhrer Schöne schmückt der Tod
Den Christen; ihn die letzte Ruh, der sanften
Gebrochnen Augen Schlaf!

Nur wenige verstehn, was dem für Ehren bleiben,
Der liegt, und überwunden hat,
Dem ewigen, dem Gott geweihten Menschen,
Der auferstehen soll!

Fleug, mein Gesang, den Flug unsterblicher Gesänge,
Und singe nicht vom Staube mehr!
Zwar heilig ist ihr Staub; doch sein Bewohner
Ist heiliger, als er!

Die hohe Seele stand vor Gott. Ihr groſser Führer,
Des Landes Schutzgeist, stand bey ihr.
Dort strahlt es auch, um sie, an ihrer Seite,
Wo Carolina stand.

Die groſse Tochter sah vom neuen Thron herunter,
Sah bey den Königen ihr Grab:
Der Leiche Zug. Da sah sie auf den Seraph;
So sprach die Glückliche:

Mein Führer, der du mich zu dieser Wonne führtest,
Die fern von dort, und ewig ist!
Kehrst du zurück, wo wir zum Tod' itzt werden,
Dann bald unsterblich sind:

Kehrst du dorthin zurück, wo du des Landes Schicksal,
Und meines Königs Schicksal lenkst;
So folg' ich dir. Ich will ſanft um dich schweben,
Mit dir, sein Schutzgeist seyn.

Wenn du unsichtbar dich den Einsamkeiten nahest,
Wo er um meinen Tod noch klagt,
So tröst' ich seinen Schmerz mit dir! so lispl' ich
Ihm auch Gedanken zu.

Mein König, wenn du fühlst, daſs sich ein sanft'res Leben,
Und Ruh' durch deine Seele gieſst;
So war ichs auch, die dir in deine Seele
Der Himmel Frieden goſs.

O, möchten diese Hand, und diese hellen Locken,
Dir sichtbar seyn! ich trocknete,
Mit dieser Hand, mit diesen goldnen Locken,
Die Thränen, die du weinst.

O, weine nicht! Es ist, in diesem höhern Leben,
Für sanfte Menschlichkeit viel Lohn,
Viel groſser Lohn! und Kronen bey dem Ziele,
Das ich so früh ergriff.

Du eilst mit hohem Blick, doch länger ist die Laufbahn!
Mein König, diesem Ziele zu;
Die Menschlichkeit, dies gröſste Lob der Erde!
Ihr Glück, ihr Lob ist dein.

Ich schwebe jeden Tag, den du, durch sie, verewigst,
Dein ganzes Leben um dich her!
Auch dies ist Lohn des früherrungnen Zieles,
Zu sehen, was du thust.

Ein solcher Tag ist mehr, als viele lange Leben,
Die sonst ein Sterblicher verlebt!
Wer edel herrscht, hat doch, stürb' er auch früher,
Jahrhunderte gelebt!

Ich schreibe jede That, hier wurd' ihr Antlitz heller,
Und himmlischlächelnd stand sie auf,
Ins groſse Buch, aus dem einst Engel richten;
Und nenne sie vor Gott.

Der Rheinwein.

∪ — ∪ — ∪, — ∪∪ — ∪∪,
∪ — ∪ — ∪, — ∪∪ — ∪∪,
∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪,
— ∪∪ — ∪∪ — ∪ — ∪.

O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst Niemand, lad' in die Kühlung ein.
Wir drey sind unser werth, und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,

Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog,
Und deiner heiſsen Berge Füſse
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte,

Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienest du es, daſs man den hohen Geist
In dir verstehen lern', und Cato's
Ernstere Tugend von dir entglühe.

Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
Kennet aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiſs
So viel nicht; aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärkre,

Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt, die kennt er besser,
Als der Erweis, der von Folgen triefet.

Rheinwein, von ihnen hast du die edelste,
Und bist es würdig, daſs du des Deutschen Geist
Nachahmst, bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark, und von leichtem Schaum leer.

Du duftest Balsam, wie mit Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daſs selbst der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt, und nur gleitend fortschifft.

Freund, laſs die Hall' uns schlieſsen; der Lebensduft
Verströmet sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns besuchen, breit sich setzen,
Und von der Weisheit wohl gar mit sprechen.

Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall, lehr' uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben;
Hast du geweinte, geliebte Sorgen,

Laſs mich mit dir sie sorgen! Ich weine mit.
Wenn dir ein Freund starb; nenn' ihn! so starb er mir;
Das sprach er noch; nun kam das letzte,
Letzte Verstummen; nun lag er todt da.

Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst du, des Freundes Tod, der trübste:
Wär' sie nicht auch, die Geliebte, sterblich.

Doch wenn dich, Jüngling, andere Sorg entflammt,
Und dirs zu heiſs wird, daſs du der Barden Gang
Im Hayne noch nicht gingst, dein Name
Noch unerhöht mit der groſsen Fluth fleuſst;

So red'! In Weisheit wandelt sich Ehrbegier,
Wählt jene. Thorheit ist es, ein kleines Ziel,
Das würdigen, zum Ziel zu machen,
Nach der unsterblichen Schelle lauſen!

Noch viel Verdienst ist übrig. Auſ, hab' es nur;
Die Welt wirds kennen. Aber das edelste
Ist Tugend. Meisterwerke werden
Sicher unsterblich; die Tugend selten.

Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren kennen. Athme nun auſ, und trink!
Wir reden viel noch, eh des Auſgangs
Kühlungen wehen, von groſsen Männern.

Die Frühlingsfeyer.

Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen; schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten, und in Entzückung vergehn.

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und anbeten!
Halleluja, Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.

Da der Hand des Allmächtigen
Die gröſseren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen,
Mehr, wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlich golden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht,
Ach, nicht unsterblich!

Ich bin heraus gegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergieb, vergieb
Auch diese Thräne dem Endlichen,
O du, der seyn wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Thal
Des Todes führen wird! ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mays, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuſs von neuem du, mein Auge,
Freudenthränen;
Du, meine Harfe
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf' umwunden, ich singe dem Herrn.
Hier steh' ich. Rund um mich
Ist Alles Allmacht, und Wunder Alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du,
Namenloser! Du,
Schufest sie.

Lüfte, die um mich wehn, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte!
Sandte der Herr, der Unendliche;

Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie,
Die Morgensonne wird schwül,
Wolken strömen herauf;
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde;
Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen seyn kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr, Herr, Gott! barmherzig und gnädig;
Du Naher, erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde,
Vater! du zürnest nicht.

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten
Ueber den stärkenden Halm.
Ueber die herzerfreuende Traube!
Vater! du zürnest nicht.

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still,
Auch das Würmchen mit Golde bedeckt, merkt auf.
Ist es vielleicht nicht seelenlos? Ist es unsterblich?

Ach, vermöcht' ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarest du dich,
Immer dunkler wird die Nacht um dich!
Und voller von Segen!

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den schütternden Donner des Herrn?

Herr, Herr, Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sey dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? Sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen, wie sie mit lauter Woge den Wald durchströmen!
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl?
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft!

Aber nicht unsre Hütte;
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

Ach! schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen;
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd' erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanften Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17849/031

Das neue Jahrhundert.

Weht sanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Ausgegraben den Staub der Patrioten,
Verweht ihn nicht!

Veracht' ihn, Leyer, wer sie nicht ehrt!
Und stammt' er auch aus altem Heldenstamme, veracht' ihn!
Sie entrissen uns der hundertköpfigen Herrschsucht,
Und gaben uns Einen König.

O Freyheit,
Silberton dem Ohre,
Licht dem Verstand', und hoher Flug zu denken,
Dem Herzen groſs Gefühl!

O Freyheit, Freyheit! nicht nur der Demokrat
Weiſs, was du bist,
Des guten Königes glücklicher Sohn,
Der weiſs es auch.

Nicht allein für ein Vaterland,
Wo das Gesetz und Hunderte herrschen,
Auch für ein Vaterland,
Wo das Gesetz und Einer herrscht,

Ersteiget, wem diesen Tod sein groſses Herz verdient,
Ein hohes Thermopylä,
Oder einen andern Altar des Ruhms,
Und locket sein Haar, und stirbt,

Unsterblicher dir!
Mit Blumenkränzen umwindet
Die Muse dein heiliges blutiges Haar,
Und weinet Mutterthränen dir nach.

Süſs und ehrenvoll ist es, sterben für's Vaterland,
Für Friedrich,
Und für des edlen Vaters
Glückliche Kinder, sein Volk.

Ich seh', ich seh', ein Geist der Patrioten
Entflammet der Krieger Schaar!
Du flieſsest, flieſsest,
Blut für das Vaterland.

Namen, jetzt nicht bekannter, als andere Namen sind,
Fliegen wie Adler empor;
Die Mutter, die Braut trocknen die bebende Thräne schnell,
Denn des Todten Verdienst entweihten Thränen;

Allein mit Weisheit, die männlicher,
Mit Vaterliebe, die edler, als Muth zu kriegen, ist,
Hält Friedrich sein Schwert zurück;
Europa donnert, er schweigt.

Dank dir, unser Vater,
Daſs wir dein Fest, und unser Fest,
Unter des segentrieſenden Friedens
Beschattendem Fittige feyern!

Nicht mit der lärmenden Pracht
Der Freude, welche nur schimmert, und tönt,
Nein, deiner würdiger, Friedrich,
Mit tief anbetendem Preise des Weltbeherrschers,

Der uns dich und deine Väter gab,
Mit stiller Ruh feyern wir,
Mit Freude tief in dem Herzen,
Und ihrer entzückenden Thräne!

Entschlafnes Jahrhundert
Hebe dein niedergesunkenes Haupt noch Einmal empor,
Und gieb dem neuen Jahrhundert
Den Segen, welchen du hattest!

Es hebet aus seinem Grabe sich auf
Und segnet:
Nur Friedrich und Christian
Sollen das neue Jahrhundert beglücken.

Das flehen wir und unsre Kinder,
Vorsehung, dich an,
Dich an, die jetzo die Völker
Mächtig erinnert, sie herrsche.

Hört ihr der Herrscherin donnernde Wage nicht klingen?
In ihren furchtbaren Klang
Schreyen Blut und Elend;
Nur wenige singen von Frieden darein.

Die donnernde Woge tönet fort, und wägt,
Ein Sandkorn mehr, jetzt in die Eine,
Dann in die andere Schale,
Ist Sieg voll Blut und Elend.

Noch werden der Krieger Stolzeste sagen: Nicht deine brüllenden Tode
Schrecken mich, nicht deine Wetter, Schlacht!
Aber das Sinken und Steigen der göttlichen Wagschal
Und ihr Todeston schrecken mich.

O Vorsehung, beschleuſs doch endlich,
Endlich die blutigen
Wieder besiegten Siege,
Mit Einem der Frieden gebeut.

So wollen unser Vater, und wir,
Er, daſs er uns liebet,
Wir, daſs wir ihn lieben,
Ohne Wehmuth uns freu'n.

Wie glücklich sind wir!
Weht über der Patrioten Gebein, ihr Winde, sanft!
Auch an Friedrichs ungehinderter Liebe
Haben sie Theil.

O du, das uns mit jeder fröhlichen Hoffnung lächelt,
Festliches erstes Jahr!
Mit dem Flügel der Sommermorgenröthe,
Schwebst du dem Tage voran.

Die Welten.

Groſs ist der Herr, und jede seiner Thaten,
Die wir kennen, ist groſs!
Ocean der Welten, Sterne sind Tropfen des Oceans,
Wir kennen dich nicht.

Wo beginn ich, und ach! wo end' ich
Des Ewigen Preis?
Welcher Donner giebt mir Stimme?
Gedanken welcher Engel?

Wer leitet mich hinauf
Zu den ewigen Hügeln?
Ich versink', ich versinke, geh' unter
In deiner Welten Ocean.

Wie schön und wie hehr war diese Sternennacht,
Eh' ich des groſsen Gedankens Flug,
Eh' ich es wagte, mich zu fragen:
Welche Thaten thäte dort oben der Herrliche?

Mich, den Thoren, den Staub!
Ich fürchtet', als ich zu fragen begann,
Daſs kommen würde, was gekommen ist.
Ich unterliege dem groſsen Gedanken.

Weniger kühn, hast, o Pilot,
Du gleiches Schicksal.
Trüb' an dem fernen Olymp
Sammeln sich Sturmwolken.

Jetzo ruht noch das Meer fürchterlich still.
Doch der Pilot weiſs,
Welcher Sturm dort herdroht;
Und die eherne Brust bebt ihm,

Er stürzt an dem Maste
Bleich die Segel herab.
Ach, nun kräuselt sich
Das Meer, und der Sturm ist da.

Donnernder rauscht der Ocean als du, schwarzer Olymp!
Krachend stürzet der Mast,
Lautheulend zuerst der Sturm;
Singt Todtengesang!

Der Pilot kennet ihn. Immer steigender hebst, Woge, du dich!
Ach! die letzte, letzte bist du; das Schiff geht unter,
Und der Todtengesang heult dumpf fort
Auf dem groſsen immer offenen Grabe der Sturm.

Die Gestirne.

∪ — ∪∪ —, — ∪ —, — ∪∪ —
∪∪ —, — ∪∪ — ∪∪ — ∪ (—) — ∪
∪∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪ —
∪∪ — ∪, (—) ∪∪ — — ∪∪ —.

Es tönet sein Lob Feld und Wald, Thal und Gebirg,
Das Gestad' hallet, es donnert das Meer dumpfbrausend
Des Unendlichen Lob, siehe des Herrlichen,
Unerreichten von dem Danklied der Natur;

Es singt die Natur dennoch dem, welcher sie schuf.
hr Getön schallet vom Himmel herab, lautpreisend
n umwölkender Nacht rufet des Strahls Gefährt
Von den Wipfeln, und der Berg' Haupt es herab:

Es rauschet der Hain, und sein Bach lispelt es auch
Mit empor, preisend, ein Feyrer, wie er! die Luft wehts
Zu dem Bogen mit auf. Hoch in der Wolke ward
Der Erhaltung und der Huld Bogen gesetzt.

Und schweigest denn du, welchen Gott ewig erschuf?
Und verstummst mitten im Preis' um dich her? Gott hauchte
Dir Unsterblichkeit ein. Danke dem Herrlichen!
Unerreicht bleibt von dem Aufschwung des Gesangs

Der Geber, allein dennoch sing, preis' ihn, o du,
Der empfing! Leuchtendes Chor um mich her, ernstfreudig,
Du Erheber des Herrn, tret' ich herzu, und sing'
In Entzückung, o du Chor, Psalme mit dir,

Der Welten erschuf, dort des Tags sinkendes Gold,
Und den Staub hier voll Gewürmegedräng, wer ist der?
Es ist Gott, es ist Gott! Vater! so rufen wir,
Und unzählbar, die mit uns rufen, seyd ihr!

Der Welten erschuf, dort den Leuen! Heiſser ergieſst
Sich ein Herz! Widder, und dich Capricorn, Pleionen,
Scorpion, und den Krebs. Steigender wägt sie dort
Den Begleiter. Mit dem Pfeil zielet und blitzt

Der Schütze; wie tönt, dreht er sich, Köcher und Pfeil!
Wie vereint leuchtet ihr, Zwilling', herab! Sie heben
Im Triumphe des Gangs freudig den Strahlenfluſs
Und der Fisch spielet, und bläst Ströme der Glut.

Die Ros' in dem Kranz duftet Licht. Königlich schwebt,
In dem Blick Flamme, der Adler, gebeut Gehorsam
Den Gefährten um sich; Stolz, den gebognen Hals
Und den Fittig in die Höh, schwimmet der Schwan.

Wer gab Melodie, Leyer, dir? zog das Getön
Und das Gold himmlischer Saiten dir auf? Du schallest
Zu dem kreisenden Tanz, welchen, beseelt von dir,
Der Planet hält in der Laufbahn um dich her.

In festlichem Schmuck schwebt, und trägt Halm' in der Hand
Und des Weins Laub die geflügelte Jungfrau. Licht stürzt
Aus der Urn' er dahin; aber Orion schaut
Auf den Gürtel, nach der Urn schauet er nicht.

Ach gösse dich einst, Schaale, Gott auf den Altar,
So zerfiel Trümmer die Schöpfung! es bräch des Leun Herz,
Es versiegte die Urn'! hallete Todeston
Um die Leyer, und gewelkt sänke der Kranz.

Dort schuf sie der Herr, hier dem Staub näher den Mond,
So, Genoſs schweigender kühlender Nacht, sanft schimmernd
Die Erdulder des Strahls heitert; in jener Nacht
Der Entschlafnen da umstrahlt einst sie Gestirn.

Ich preise den Herrn; preise den, welcher des Monds
Und des Tods kühlender heiliger Nacht zu dämmern
Und zu leuchten gebot. Erde, du Grab, das stets
Auf uns harret, Gott hat mit Blumen dich bestreut.

Neuschaffend bewegt steht er auf zu dem Gericht,
Das gebeindeckende Grab, das Gefild der Saat, Gott!
Es erwachet, wer schläft. Donner entstürzt dem Thron:
Zum Gericht hallts, und das Grab hörts und der Tod.

Dem Unendlichen.

Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher! denkt; wie sinkt es,
Wenns auf sich herunterschaut!
Elend schauts wehklagend dann, und Nacht und Tod.

Allein du rufst mich aus meiner Nacht, der im Elend, der im Tod hilft;
Dann denk' ich es ganz, daſs du ewig mich schufst,
Herrlicher! den kein Preis, unten am Grab', oben am Thron,
Herr, Herr, Gott! den dankend entflammt, kein Jubel genug besingt.

Weht, Bäume des Lebens, ins Harfengetön!
Rausche mit ihnen ins Harfengetön, krystallner Strom!
Ihr lispelt und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz, Gott ist es, den ihr preist!

Donnert, Welten, in feyerlichem Gang, in der Posaunen Chor!
Du, Orion, Wage, du auch;
Tönt all' ihr Sonnen auf der Straſse voll Glanz,
In der Posaunen Chor!

Ihr Welten, donnert,
Und du, der Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz, Gott; nie es ganz, Gott,
Gott, Gott ist es, den ihr preist.

Aganippe und Phiala.

⏑⏑ — ⏑ (—) — ⏑⏑ — | — (⏑) — ⏑
— ⏑⏑ — , — ⏑ (—) — ⏑⏑ —
⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏑
⏑⏑ — — , (⏑) ⏑⏑ — ⏑

Wie der Rhein im höheren Thal fern herkommt,
Rauschend, als käm Wald und Felsen mit ihm,
Hochwogig erhebt sich sein Strom,
Wie das Weltmeer die Gestade

Mit gehobner Woge bestürmt, als donner' er,
Rauschet der Strom, schäumt, fliegt, stürzt sich herab
Ins Blumengefild', und im Fall
Wird er Silber, das emporstäubt.

So ertönt, so strömt der Gesang: Thuiskon,
Deines Geschlechts. Tief lags, Vater, und lang
In säumendem Schlaf, unerweckt
Von dem Aufschwung und dem Tonfall

Des Apollo, wenn, der Hellenen Dichter,
Phöbus Apoll Lorbeern, und dem Eurot
Gesänge des höheren Flugs
In dem Lautmaaſs der Natur sang,

Und den Hain sie lehrts, und den Strom. Weitrauschend
Halltest du's ihm, Strom, nach, Lorbeer, und du
Gelinde mit lispelndem Wehn,
Wie der Nachhall des Eurotas.

Und Thuiskons Enkel entsprang tiefträumend,
Eiserner Schlaf, dir nicht, eiserner Schlaf!
Dir nicht; und erhabner erscholl
Von den Palmen um Phiala [illegible]

Doch ihm auch Prophetengesang. Kaum stammelnd
Hört' er ihn schon! Früh sang, selber entflammt,
Die Mutter dem Knaben ihn vor,
Und dem Jüngling, daſs er staunte.

Mit dem Schilfmeer braust' er; entscholl Carisim,
Donnert' am Bach Kison, tönt' auf der Höh'
Moria, daſs laut von dem Psalm,
Vom Hosanna sie erbebte.

An dem Rebenhügel ergoſs die Klage
Sulamiths sich; Wehmuth, über dem Graun
Des Tempels in Trümmern, der Stadt
In der Hülle des Entsetzens.

Kaiser Heinrich.

⏑ — ⏑ — ⏑, — ⏑⏑ — ⏑⏑,
⏑ — ⏑ — ⏑, — ⏑⏑ — ⏑⏑,
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑,
— ⏑⏑ — ⏑⏑ — ⏑ — ⏑.

Laſs unsre Fürsten schlummern in weichem Stuhl,
Vom Höfling rings umräuchert, und unberühmt,
So jetzo, und im Marmorsarge
Einst noch vergeſsner, und unberühmter.

Frag' nicht des Tempels Halle; sie nennte dir
Mit goldnem Munde Namen, die keiner kennt:
Bey diesen unbekränzten Gräbern
Mag der Heralde, sich wundernd, weilen

Laſs dann und jetzt sie schlummern! Es schlummert ja
Mit ihnen der selbst, welcher die blutigen
Siegeswerthen Schlachten schlug, zufrieden,
Daſs er um Galliens Pindus irrte.

Zur Wolke steigen, rauschen, ihm ungehört,
Der deutschen Dichter Haine, Begeisterer,
Wehn nah am Himmel sie. Doch, ihr auch
Fremdling, erstieg er des Pindus Höh' nicht.

Schnell Fluſs, und Strom schnell, stürzen, am Eichenstamm,
In deinem Schatten, Palme, zwey Quellen fort.
Ihr seht die reinen tiefen Quellen,
Seht der Dichtenden Grundanlagen.

Weich, Ungewitter! deinem zu trüben Blick
Ist überschleyert Schönheit im Anbeginn;
Bald rieselt sie nicht mehr als Quelle,
Gieſst in Gefilde sich, reiſst das Herz fort.

Wer sind die Seelen, die in der Haine Nacht
Herschweben? Lieſst ihr, Helden, der Todten Thal
Und kamt ihr, eurer späten Enkel
Rachegesang an uns selbst zu hören?

Denn ach! wir träumten, jetzo erschrecket uns
Der Adler keiner über der Wolkenbahn.
Des Griechen Flug nur ist uns furchtbar,
Aber die Religion erhöhet

Uns über Hämus, über des Hufes Quell!
Posaun', und Harfe tönen, wenn sie beseelt,
Und tragischer, wenn sie ihn leitet,
Hebet, o Sophokles, dein Kothurn sich.

Und wer ist Pindar gegen dich, Bethlems Sohn,
Des Dagoniten Sieger, und Hirtenknab',
O Isaïde, Sänger Gottes,
Der den Unendlichen singen konnte!

Hört uns, o Schatten! Himmelan steigen wir
Mit Kühnheit. Urtheil blickt sie, und kennt den Flug.
Das Maas in sichrer Hand, bestimmen
Wir den Gedanken, und seine Bilder.

Bist du, der Erste, nicht der Eroberer
Am leichenvollen Strom? und der Dichter Freund?
Ja, du bist Karl; verschwind, o Schatten,
Welcher uns mordend zu Christen machte!

Tritt, Barbarossa, höher als er empor!
Dein ist der Vorzeit edler Gesang, denn Karl
Lieſs, ach umsonst, der Barden Kriegshorn
Tönen dem Auge. Sie liegt verkennet

In Nachtgewölben unter der Erde, wo
Der Klosteroden, klaget nach uns herauf
Die farbenhelle Schrift geschrieben,
Wie es erfand, der zuerst den Schall gab

In Herrmanns Vaterlande Gestalt, und gab
Altdeutschen Thaten Rettung vom Untergang.
Bey Trümmern liegt die Schrift, des stolzen
Franken Erfindung, und bald in Trümmern,

Und ruft, und schüttelt (hörst du es, Gellner, nicht?)
Die goldnen Buckeln, schlägt an des Bandes Schild
Mit Zorn! Den, der sie höret, nenn' ich
Dankend dem froheren Wiederhalle.

Du sangest selbst, o Heinrich: Mir sind das Reich
Und unterthan die Lande; doch miſst' ich eh
Die Kron', als sie! erwählte beydes
Acht mir und Bann, eh' ich sie verlöre.

Wenn jetzt du lebtest, edelster deines Volks,
Und Kaiser! würdest du, bey der Deutschen Streit
Mit Hämus Dichtern, und mit jenen
Am Capitol, unerwecklich schlummern?

Du sangest selber, Heinrich: Mir dient, wer blinkt
Mit Pflugschaar, oder Lanze; doch miſst' ich eh
Die Kron', als Muse, dich! und euch, ihr
Ehren, die länger als Kronen schmücken.

Die Zukunft.

— ◡◡ — , — ◡◡ — , ◡◡ — ◡
— ◡◡ — , ◡◡ — ◡ , (—) ◡◡ — ◡
— ◡ — ◡◡ — , ◡ (—) — ◡
— ◡◡ — ◡◡ —.

Himmlischer Ohr hört das Getön der bewegten
Sterne; den Gang, den Seleno und Pleione
Donnern, kennt es, und freut hinhörend
Sich des geflügelten Halls,

Wenn der Planet fliehend sich wälzt, und im Kreislauf
Eilet, und wenn, die im Glanze sich verbergen,
Um sich selber sich drehn! Sturmwinde
Rauschen, und Meere dann her,

Hesperus Meere, Meere des Monds, und der Erd' ihr
Sanfter, allein wie erhebt sichs im Bootes.
O wie thürmt es empor! Hochwogig
Donnerts am Felsengestad'.

Lauter noch schwebt dort der Altar, und die goldne
Königin dort, mit dem Palmzweig in der Rechte;
Lauter schwingt sich der Schwan, und lauter
Wehet die Rose daher.

Psalmengesang tönet darein! Die erhabnen
Feyrer am Thron, die Gerechten und Vollkommnen
Singen Jubel und Preis, Anbetung!
Danken, sie können es, Gott!

Ahndung in mir, dunkles Gefühl der Entzückung,
Welche den Staub an dem Staub einst unaussprechlich
Trösten soll, o Gefühl, Weissager
Inniger ewiger Ruh,

Lispel, entflohn jenem Gesang der entflammten
Söhne des Heils, o, besuch' oft die beladnen
Erdewandrer, komm mildthätig,
Trockne des Weinendnen Blick!

Strahlendes Heer, Welten! ist auch ein Erschaffner
Irgendwo noch, wie der Mensch, schwach? Es erschreckt uns
Unser Retter, der Tod! Sanft kommt er,
Leis' im Gewölke des Schlafs;

Aber er bleibt fürchterlich uns, und wir sehn nur
Nieder ins Grab, ob er gleich uns zur Vollendung
Führt, aus Hüllen der Nacht hinüber
In der Erkenntniſs Land,

Von der Geduld steinigem Pfad in ein heitres
Wonnegefild, zur Gesellschaft der Vollkommnen,
Aus dem Leben, das bald durch Felsen
Zögernder flieſset, und bald

Flüchtiger da, wo, zu verblühn, die bekränzten
Frühling' ihr Haupt in des Thaus Glanz und Gerüchen
Schimmernd heben; es spiel' hinunter,
Oder es säume, Geschwätz.

Thuiskon.

◡◡ — ◡◡◡ — ◡◡◡ — ◡◡ — ◡ —,
◡ — ◡◡◡ — ◡◡◡ — ◡◡ — ◡ —,
— ◡◡◡ — ◡◡ — ◡ —,
◡◡ — ◡◡◡ — ◡ — ◡◡ —.

Wenn die Strahlen vor der Dämmrung nun entfliehn und der Abendstern
Die sanſteren, entwölkten, die erfrischenden Schimmer nun
Nieder zu dem Haine der Barden senkt,
Und melodisch in dem Hain die Quell ihm ertönt;

So entsenket die Erscheinung des Thuiskon, wie Silber stäubt
Von fallendem Gewässer, sich dem Himmel, und kommt zu euch
Dichter, und zur Quelle. Die Eiche weht
Ihm Gelispel. So erklang der Schwan Venusin,

Da verwandelt er dahin flog. Und Thuiskon vernimmts, und schwebt
In wehendem Geräusche des begrüſsenden Hains, und horcht;
Aber nun empfangen, mit lautrem Gruſs
Mit der Sait' ihn und Gesang, die Enkel um ihn.

Melodieen, wie der Telyn in Walhalla, ertönen ihm
Des wechselnden, des kühneren, deutscheren Odenflugs,
Welcher, wie der Adler, zur Wolk' itzt steigt,
Dann herunter zu der Eiche Wipfel sich senkt.

Der Eislauf.

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡◡ —,
◡◡ — ◡ — ◡ — ◡◡ —,
— ◡ —, — ◡◡ —, — ◡ —,
— ◡◡ —, — ◡◡ —.

Vergraben ist in ewige Nacht
Der Erfinder groſser Name zu oft;
Was ihr Geist grübelnd entdeckt, nutzen wir;
Aber belohnt Ehre sie auch?

Wer nannte dir den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuſs Flügel erfand?

Und sollte der unsterblich nicht seyn,
Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roſs muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Rhein selber nicht hat?

Unsterblich ist mein Name dereinst!
Ich erfinde noch dem schlüpfenden Stahl
Seinen Tanz! Leichteres Schwungs fliegt er hin,
Kreiset umher, schöner zu sehn.

Du kennest jeden reizenden Ton
Der Musik, drum gieb dem Tanz Melodie;
Mond, und Wald höre den Schall ihres Horns,
Wenn sie des Flugs Eile gebeut,

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiſs, und flüchtiger tanzt,
Laſs der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Cristalls Ebne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

Wie schweigt um uns das weiſse Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verräth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.

Wir haben doch zum Schmause genug
Von des Halmes Frucht? und Freuden des Weins?
Winterluſt reizt die Begier nach dem Mahl;
Flügel am Fuſs reizen sie mehr.

Zur Linken wende dich, ich will
Zu der Rechten hin halbkreisend mich drehn;
Nimm den Schwung, wie du mich ihn nehmen siehst:
Also! nun fleug schnell mir vorbey!

So gehen wir den schlängelnden Gang
An dem langen Ufer schwebend hinab.
Künstle nicht! Stellung, wie die, lieb' ich nicht.
Zeichnet dir auch Preisler nicht nach.

Was horchst du nach der Insel hinauf?
Unerfahrne Läufer tönen dort her!
Huf und Last gingen noch nicht übers Eis,
Netze noch nicht unter ihm fort.

Sonst späht dein Ohr ja alles; vernimm,
Wie der Todeston wehklagt auf der Flut!
O wie tönt's anders! wie hallt's, wenn der Frost
Meilen hinab spaltet den See!

Zurück! laſs nicht die schimmernde Bahn
Dich verführen, weg vom Ufer zu gehn;
Denn wo dort Tieſen sie deckt, strömt's vielleicht,
Sprudeln vielleicht Quellen empor.

Den ungehörten Wogen entströmt,
Dem geheimen Quell entrieselt der Tod;
Glittst du auch leicht, wie dies Laub, ach! dorthin;
Sänkest du doch, Jüngling! und stürbst.

Der Bach.

◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡◡ —,
◡◡ — ◡ — ◡ — ◡◡ —,
— ◡ —, — ◡◡ —, — ◡ —,
— ◡◡ —, — ◡◡ —.

Bekränzt mein Haar, o Blumen des Hains,
Die am Schattenbach des bardischen Quells
Nossa's Hand sorgsam erzog, Braga mir
Brachte, bekränzt, Blumen, mein Haar!

Es wendet nach dem Strome des Quells
Sich der Lautenklang des wehenden Bachs.
Tief, und still strömet der Strom; tonbeseelt
Rauschet der Bach neben ihm fort.

Inhalt, den volle Seel', im Erguſs
Der Erfindung, und der innersten Kraft,
Sich entwirft, strömet; allein lebend muſs,
Will es ihm nahn, tönen das Wort.

Wohllaut gefällt, Bewegung noch mehr!
Zur Gespielin kohr das Herz sie sich aus.
Diesem säumt, eilet sie nach; Bildern folgt,
Leiseres Tritts, ferne sie nur.

So säumet, und so eilt sie nicht nur:
Auch empfindungsvolle Wendung beseelt
Ihr den Tanz, Tragung, die spricht, ihr den Tanz,
All ihr Gelenk schwebt in Verhalt

Mir gab Siona Sulamith schon
An der Palmenhöh den röthlichen Kranz
Sarons. Ihr weiht' ich zuerst jenen Rhein,
Welcher im Chor hallt des Triumphs,

Nun rufet seinen Reihen durch mich
In der Eiche Schatten Braga zurück,
Hüllte nicht daurende Nacht Lieder ein,
Lyrischen Flug, welchem die Höhn

Des Lorbeerhügels horchten; o schlief
In der Trümmer Graun Alzäus nicht selbst:
Rühmt' ich mich kühneres Schwungs, töne, stolz
Rühmt' ichs, uns mehr Wendung fürs Herz,

Als Tempe's Hirt vom Felsen vernahm,
Und der Kämpfer Schaar in Elis Gefild;
Als mit Tanz Sparta zur Schlacht eilend, Zeus
Aus des Altars hohem Gewölk!

Der groſse Sänger Ossian folgt
Der Musik des vollen Baches nicht stets,
Taub ihm, zählt Galliens Lied Laute nur;
Zwischen der Zahl schwankt und dem Maaſs

Der Britte; selbst Hesperien schläft.
O sie wecke nie die Sait' und das Horn
Braga's auf! Flögen sie einst deinen Flug,
Schwan des Glasoor, neidet' ich sie.

Nachahmer, wie Nachahmer nicht sind,
Du erwecktest selbst, o Flakkus! sie nicht;
Graue Zeit währet' ihr Schlaf! O, er währt
Immer, und ich neide sie nie.

Schon lange maſs der Dichter des Rheins
Das Getön des starken Liedes dem Ohr;
Doch mit Nacht decket' Allhend ihm sein Maaſs,
Daſs er des Stabs Ende nur sah

Ich hab' ihn heller blitzen gesehn,
Den erhabnen, goldnen, lyrischen Stab;
Kränze du, röthlicher Kranz Sarons, mich!
Winde dich durch, Blume des Hains!

Theone.

— ∪∪ —, — ∪∪ —, ∪∪ — ∪,
— ∪∪ —, ∪∪ — ∪, (—) ∪∪ — ∪,
— ∪ — ∪∪ — ∪ — ∪,
— ∪∪ — ∪∪ —,

Still auf dem Blatt ruhte das Lied, noch erschrocken
Vor dem Getös des Rhapsoden, der es herlas,
Unbekannt mit der sanſtern Stimme
Laut', und dem volleren Ton.

Da, wo er schrie, lag ein Homer. Auf den Dreyfuſs
Setzt' ihn sein Wahn, und verbarg ihm, daſs ihm stutzte,
Stand der Strom des Gesang, des Dichters
Genius zornig entfloh.

Aber o lern, Sängerin selbst, von Teonens
Zaubernder Kunst, wenn dem Inhalt sie wie Wachs schmilzt,
Und der Seele des Liedes gleiche,
Schöne Gespielinnen wählt.

Hörst du, wie sie an der Gewalt des Rhapsoden
Rächet das Lied; wie dem Ohre sie es bildet,
Sind nicht, Sängerin, dieser Töne
Wendungen auch Melodie?

Ja, Melodie innig vertraut mit des Herzens
Feinstem Gefühl; nicht die Haltung, wie die Flöte
Tönet, oder wie deine Stimme
Ueber die Flöte sich hebt.

Sage, warum bebst du? was stürzt dir die Thräne
Eilend herab? was besänftigt nun dein Herz dir?
Thats Teone nicht auch? und rührt dich
Etwa der Dichter allein?

Höre, für sie dichtet' er! hör' auch die kleinste
Kunst des Gesangs ist Teonen nicht verborgen,
Folg' ihr, wie in des stolzen Rhythmus
Tanz sie mit Leichtigkeit schwebt.

Pflanze für sie Blumen im Hain an dem Bache,
Nossa, daſs ich, wenn mit Einklang sie vielleicht einst
Meiner Lieder Gefühl begleitet,
Kränze Teonen ihr Haar.

Unsre Sprache.

◡◡ — ◡ (—) ◡◡ — ◡ (—) — ◡◡◡ —,
◡ — ◡◡◡ — ◡◡ — ◡◡ —,
— ◡◡◡ — ◡ — ◡ —,
◡ — ◡◡ — ◡◡ — ◡◡◡ —.

An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt,
Stürzet, da erblickt' ich, zeug' es, Hain!
Die Göttin, sie kam zu dem Sterblichen herab.

Und mit Hoheit in der Miene stand sie; und ich sah
Die Geister um sie her, die den Liedern entlockt
Täuschen, ihr Gebild. Die Wurdi's Dolch
Unschuldige traf, die begleiteten sie fern,

Wie in Dämmrung; und die Skulda's mächtigerer Stab
Errettete, die schwebten umher im Triumph,
Schimmernd, um die Göttin, hatten stolz
Mit Laube der Eiche die Schläfe sich bekränzt.

Den Gedanken, die Empfindung, treffend, und mit Kraft.
Mit Wendungen der Kühnheit, zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unsere Helden Eroberung, ein Spiel.

O Begeistrung, sie erhebt sich, feurigeres Blicks
Ergiefst sich ihr Auge, die Seel' in der Glut.
Ströme, denn du schonest defs umsonst,
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht!

Wie sie herschwebt an des Quells Fall! Mächtiges Getön,
Wie Rauschen im Beginne des Walds ist ihr Schwung.
Draufsen um die Felsen braust der Sturm;
Gern höret der Wandrer das Rauschen in dem Wald,

Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres
Getön,
Wie Wehen in dem tieferen Wald' ist ihr
Schwung.
Drauſsen um die Felsen braust der Sturm;
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

Die der Fremdling nicht entweiht, (Teutonien
erlag
Nur Siegen, unerobert!) o freyere, dich
Wagte der geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln; die Adler entflogen, und du bliebst,

Die du warest. An dem Rhodan klirret sie
noch laut
Die Kette des Eroberers; laut am Ibeer,
Also, o Britanne, schallt ihr noch
Der Angel und Sachse mit herrschendem Geklirr.

So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus
Geschlecht;
Entscheidungen, Vergeltungen sprachen wir
aus,
Rache, mit des Deutschen Schwert, und Wort,
Die Kette verstummte mit Varus in dem Blut.

Die dich damals mit erhielten, Sprache, da im Forst
Der Weser die Erobererkette versank,
Schweigend in der Legionen Blut
Versank, sie umhüllt die Vergessenheit mit Nacht.

Ha! die Geister der Bardiete, welche sie zur Schlacht
Ertöneten dem zürnenden Vaterlandsheer,
Folgen mit der Todeswunde dir!
Ha! Norne, dein Dolch! Wirst auch diesen, so sie klagt

Die vertilgten, du vertilgen? Bilder des Gesangs!
Ihr Geister! ich beschwör' euch, ihr Genien; lehrt,
Führet mich den steilen kühnen Gang
Das Haines, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!

Die Vergessenheit umhüllt', o Ossian, auch dich!
Dich huben sie hervor, und du stehst nun da;
Gleichest dich dem Griechen, trotzest ihm,
Und fragst, ob wie du er entflamme den Gesang?

Voll Gedanken auf der Stirne höret' ihn Apoll,
Und sprach nicht, und gelehnt auf die Harfe Walhalls
Stellt sich vor Apollo Bragor hin,
Und lächelt, und schweiget, und zürnet nicht auf ihn.

Mein Vaterland.

So schweigt der Jüngling lang,
Dem wenige Lenze verwelkten,
Und dem silberhaarigen thatenumgebenen Greise,
Wie sehr er ihn liebe! das Flammenwort hinströmen will.

Ungestüm fährt er auf um Mitternacht,
Glühend ist seine Seele;
Die Flügel der Morgenröthe wehen, er eilt
Zu dem Greis', und saget es nicht.

So schweig auch ich. Mit ihrem eisernen Arm
Winkte mir stets die strenge Bescheidenheit;
Die Flügel wehten, die Laute schimmerte,
Und begann von selber zu tönen; allein mir bebte die Hand.

Ich halt es länger nicht aus! Ich muſs die Laute nehmen,
Fliegen den kühnen Flug,
Reden, kann es nicht mehr verschweigen,
Was in der Seele mir glüht.

O schone mein, dir ist dein Haupt umkränzt
Mit tausendjährigem Ruhm: du hebst den Tritt der Unsterblichen,
Und gehest hoch vor vielen Landen her.
O schone mein, ich liebe dich, mein Vaterland!

Ach! sie sinkt mir, ich hab' es gewagt;
Es hebt mir die Hand die Saiten herunter,
Schone, schone! Wie wehet dein heiliger Kranz,
Wie gehst du den Gang der Unsterblichen daher!

Ich seh ein sanftes Lächeln,
Das schnell das Herz mir entlastet;
Ich sing es mit dankendem Freuderuf dem Wiederhall,
Daſs dieses Lächeln mir ward.

Früh hab ich dir mich geweiht. Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,

Erkohr ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreyer, zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.

Noch geh ich sie, und wenn ich auf ihr
Des Sterblichen Bürden erliege;
So wend' ich mich seitwärts, und nehme des Barden Telyn,
Und sing', o Vaterland, dich dir.

Du pflanztest dem, der denket, und ihm, der handelt;
Weit schattet, und kühl dein Hain,
Steht und spottet des Sturmes der Zeit,
Spottet der Büsch' um sich her.

Wen scharfer Blick, und die tanzende glückliche Stunde führt,
Der bricht in deinen Schatten, kein Mährchen sie,
Die Zauberruthe, die, nach dem helleren Golde,
Dem neuen Gedanken, zuckt.

Oft nahm deiner jungen Bäume das Reich an der Rhone,
Oft das Land an der Thems' in die dünneren Wälder.
Warum sollten sie nicht? Es schieſsen ja bald
Andere Stämme dir auf.

Und dann, so gehörten sie ja dir an. Du sandtest
Deiner Krieger hin. Da klangen die Waffen! da ertönte
Schnell ihr Ausspruch: Die Gallier heiſsen Franken,
Engelländer die Britten.

Lauter noch, lieſsest du die Waffen klingen: Die hohe Rom
Ward zum kriegerischen Stolz schon von der Wölfin gesäugt;
Lange war sie Welttyrannin. Du stürzetest,
Mein Vaterland, die hohe Rom in ihr Blut.

Nie war, gegen das Ausland,
Ein anderes Land gerecht, wie du!
Sey nicht allzugerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen, wie schön dein Fehler ist.

Einfältiger Sitte bist du, und weise,
Bist ernsteres tieferes Geistes, Kraft ist dein Wort,
Entscheidung dein Schwerdt. Doch wandelst du gern es in die Sichel, und triefst,
Wohl dir, von dem Blute nicht der andern Welten!

Mir winket ihr eiserner Arm; ich schweige,
Bis etwa sie wieder schlummert,
Und sinne dem edlen schreckenden Gedanken nach,
Deiner werth zu seyn, mein Vaterland.

Der Camin.

»Wenn der Morgen in dem May mit der Blüthen
Erstem Geruch erwacht;
So begrüſset ihn entzückt vom bethauten
Zweige des Waldes Lied;
So empfindet, wer in Hütten an dem Walde
Wohnet, wie schön du bist,
Natur! Jugendlich hellt sich des Greises
Blick, und dankt; lauter freut
Sich der Jüngling; er verläſst mit des Rehes
Leichterem Sprung den Busch,
Und ersteigt bald den erhöhteren Hügel,
Stehet, und schaut umher,
Wie der Wecker mit dem röthlichen Fuſs
Auf die Gebirge tritt,

Und den Frühling um sich her durch das Wehn
Der frühen Luft bewegt.
Wenn der Morgen des Decembers in des Frostes
Düften erwacht, und glänzt;
So begrüſset ihn mit Hüpfen von dem Silber-
Zweige der Sänger Volk,
Und ersinnet für den künftigen May
Neue Gesänge sich,
So empfindet, wer in Hütten auf dem Lande
Wohnet, wie schön du bist.
Natur! Munter erhellt sich des gestärkten
Greises Blick. Mehr noch fühlt
Sich der Jüngling; er enteilt mit des Rehes
Leichterem Sprung dem Heerd',
Und im Laufe zum besternten Landsee
Blickt er umher, und sieht,
Wie der Wecker mit dem röthlichen Fuſs
Halb im Gewölke steht,
Und der Winter um sich her das Gefilde
Sanft schimmernd bedeckt, und schweigt.
O ihr Freuden des Decembers! er rufts,
Säumt nicht, betritt den See,
Und beflügelt sich mit dem Stahle den Fuſs.
Ein Städter, sein Freund, verlieſs
Den Camin früh. Er entdeckt von dem hohen
Roſs in der Ferne schon
Den Landmann, wie er schwebt, und den Crystall
Hinter sich tönen läſst.

O ihr Freuden des Decembers! so ruft
Der Städter nun auch, und springt
Von dem Rosse, das in Wolken des Dampfes
Steht, und die Mähne senkt.
Jetzt legt auch die Beflüglung des Stahls
Der Städter sich an, und reiſst
Durch die Schilfe sich hervor. Sie entschwingen,
Pfeilen im Fluge gleich,
Sich dem Ufer. Wie der schnellende Bogen
Hinter dem Pfeil ertönt,
So ertönet das erstarrte Gewässer
Hinter den fliegenden.
Mit Gefühle der Gesundheit durchströmt
Die frohe Bewegung sie,
Da die Kühlungen der reineren Luft
Ihr eilendes Blut durchwehn,
Und die zarteste des Nervengewebs
Gleichgewicht halten hilft,
Unermüdet von dem flüchtigen Tanze,
Schweben sie Tage lang;
Und musiklos gefällt er. Wenn am Abend
Rauchender Winterkohl
Sie geletzt hat, so verlassen sie schnell
Die sinkende Glut des Heerds,
Und beseelen sich die Ferse, die Ruh
Der schimmernden Mitternacht
Durch die Freuden des gewagteren Laufs
Zu stören. Sie eilen hin,

Und verlachen, wer noch jetzo bey dem Schmauſe
Weilend und schlummernd gähnt.
Die gesünderen, und froheren wünschet
Der kennende Zeichner sich,
Und vertauschte das gelohnte Modell
Gern mit dem freyeren.«
Da der Weichling Behager so gesprochen,
Gürtet er fester noch
Sein Rauchwerk; und die Flamme des Camins
Schwingt noch lärmender
In dem neuen Gehölze sich empor.
Dicker und höher steigt,
Aus der vollen unermeſslichen Schale,
Duftend von weiſsem Rack,
Der Punschdampf. An des schwatzenden Stahles
Naget indeſs der Rost.

Anmerkungen.

Wingolf.

«Gna» Nach der Mythologie unserer Vorfahren, eine Untergöttin, welche Freya, die erste der Göttinnen, mit ihren Befehlen aussandte. «Iduna's» Diese Göttin bewahrte in einer goldnen Schale Aepfel, welche die Götter stärkten, und ihnen die Unsterblichkeit erhielten. «Ullers» Schönheit, Pfeile und Schrittschuhe unterscheiden ihn von den andern Göttern. «Des Zelten» Orpheus, des Traziers. «Wingolfs» Des Tempels der Freundschaft. «Hlyn» Die Göttin der Freundschaft. «Scipionen» Kenner, wie Scipio war. «Trümmer» Die Trümmer ist die Einheit der lange festgesetzten Mehrheit:

Trümmern. Einige sagen jetzt: Trümmer in der Mehrheit von dem alten: Trumm, welches man wahrscheinlich nicht zurück nehmen wird. Wir sagen die Scheitern des Schiffs in der Mehrheit, davon ist: die Scheiter die Einheit. «Braga» Auch Bragor, der Gott der Dichtkunst. «Telyn» Die Leyer der Barden. Sie heiſst noch jetzt in der neueren Zeltischen Sprache so, die am meisten von der älteren behalten hat. «Mimer» Die Quelle der Dichtkunst, und der Weisheit. «Tunfana» Ein Tempel der Deutschen. «Mauren Amphion» Der Leyer Amphions folgten Steine, und wurden zu Thebens Mauer. «Walhalla's Tempel» den Tempel Wingolf. «Iduna» Sie ist Braga's Frau. «Beredtsamkeiten» Eine Ode von Cramer heiſst: Die geistliche Beredtsamkeit. «Glasor» Ein Hain im Walhalla, dessen Bäume goldne Zweige haben. «auch Lieder» Ein damaliger Vorsatz. «Radikin» Cramers Braut. «Velleda» Ein deutscher Name. Die durch Tacitus bekannte Druidin hieſs so. Henyhmeſs» zu Swift, dem Lobredner der Pferdemenschen. «Olde» Er starb als Arzt in Hamburg 1750. «Kühnert» Er war zuletzt Burgemeister in Artern. «Schmidt» Fanny's Bruder. «Rothe» Nachmals Archivar in Dresden. «Sing mir« Er las uns aus den englischen Dichtern mit vielem Feuer vor. »feinere Schäferin« Bezieht sich auf sein Schäferspiel: Die geprüfte Treue. »Evan Lyäus« Beynamen des Bachus. »Patercus« Einer von Apollo's Beynamen. »Schlegeln« Johann Adolph. »Argo« Eins der hellsten und schönsten Gestirne.

Der Abschied.

»Bruder« Dieser noch nicht sechsjährige Knabe ging, nicht lange vor seinem Tode, bey einem starken Gewitter und Regen auf den freyen Platz hinaus und blieb mit der Mütze in der Hand stehn. Sein Vater rief ihm zu. Er antwortete: Ich verehre den grofsen Gott.

An Gott.

Diese Ode wurde zu Hamburg 1752 mit folgendem Vorberichte besonders herausgegeben: Man hat diese Ode nach einer sehr unrichtigen Abschrift gedruckt, ohne den Verfasser auch nur im Geringsten zu veranlassen, es zu erlauben. Sie war weder ehemals für das

Publikum geschrieben, noch hernach demselben bestimmt. Man schreibt oſt ſür sein eigenes Herz, und ſür wenige Freunde: und Arbeiten dieser Art haben zu wenig die Mine öſſentlich zu erscheinen, als das berühmte kleine Haus des Sokrates ſür ganz Athen gebauet war. Da aber die Ode nun einmal bekannt gemacht ist; so hat sie der Verſasser nach seiner Handschriſt herausgegeben, und einige vielleicht zu vergeſsliche Leser an jenes kleine Haus erinnern wollen.

Dieses gilt auch von einigen andern Oden, die, wer hiervon urtheilen kann, leicht bemerken wird.

Dem Erlöser.

«nur Glücklichen» Denen, welche die Hoſſnung der Unsterblichkeit, und der Auferstehung glücklich macht. Auſ diese engere Bestimmung des Wortes Glücklich weisen die Vorstellungen, welche in der Ode herrschen.

Die Welten.

«Weniger kühn» Ich hätte dieser Vergleichung wahrscheinlich die Bildung nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

gegeben, welche sie hat, wenn ich in einem Gewittersturme, in einer Zeit von etwa zehn Minuten, nicht jede Sekunde dem Tode nah gewesen wäre.

Aganippe und Phiala.

«Phiala» Der Quell des Jordans.

Kaiser Heinrich.

«dem Schall gab» Karl der Groſse, der sich zuweilen auch mit Erfindungen neuer Alphabete beschäftigte, lieſs die Lieder der Barden, welche man bisher nur durch mündliche Ueberlieferung gekannt hatte, zuerst aufschreiben. Der englische Geschichtschreiber Paris hat noch Handschriften dieser Lieder gesehn.

Der Eislauf.

«Namen dereinst» Deswegen, weil ich diesen Tanz noch erfinde.

Der Bach.

«nach dem Strome . . Bachs» Aus der Quelle entsteht ein Strom, und ein Bach.

«So säumet . . Wendung» Das erste der Zeitausdruck, das zweyte der Tonverhalt. «Schwan des Glasoor» Braga.

Unsre Sprache.

«die den Liedern entlockt, Täuschen ihr Gebild» Die in einen Leib gehüllten Geister der Lieder, sind diesen bis zur Täuschung gleich, zeigen ihren ganzen Charakter. Diese Erdichtung sollte einen eben so fabelhaften Ton haben, als die Erdichtung der elysischen Schatten. «Wurdi's Dolch» der Norne der vergangnen Zeit. «Skulda's» die der zukünftigen.

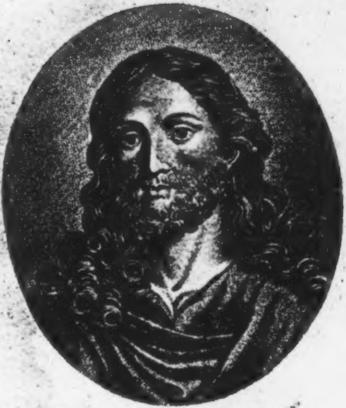
F. G. Klopstock's

Messias,

nach

dem Bedürfnisse unserer Zeit
abgekürzt.

Erster Theil.



Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1900.3452

BIBL.
VNIVER
LIPS.

Drey und dreyssigstes Bändchen.

Klopstock's Messias. 1r Theil.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorrede.

Nicht ohne Furcht übergeben wir diesen Versuch einer, nach dem Bedürfnisse unserer Zeit, abgekürzten Messiade dem Publikum: aber wir sind uns bewuſst, daſs uns dabey heilige Scheu gegen die Würde des Gedichts und die Gröſse des Sängers leitete, in dessen Hauptwerke wir eine Zierde der vaterländischen Litteratur verehren, die ein ewiges Denkmahl der Vorzüglichkeit unseres Volkes und unserer Litteratur ist; wir sind uns bewuſst, daſs wir durch dies Unternehmen die Absicht des heiligen Barden befördern, und die Anerkennung der Würde des Gedichts verbreiten wollen.

Klopstock gehört zu den Männern des inneren Lebens, welche über ihr Zeitalter stehen und Lehrer und Erzieher ihres Volkes sind. Von Gottesfurcht durchdrungen, wählte er die Besingung des erhabensten Gegenstandes der Vernunft, den Mittelpunkt der Religion, Versöhnung der Menschen mit Gott, zur Hauptbeschäftigung, zum Berufe seines Lebens. Damals muſste er sich noch entschuldigen, das Heiligste zum Stoffe der Dichtkunst gewählt, und diesen Stoff nicht in klingenden Reimen, sondern im ernsten Rhythmus des Hexameters vorgetragen zu haben; er schwieg zu den kleinen und groſsen Kritiken, welche gegen und über ihn erschienen; er erinnerte nur: „Gebildete Leser „halten das durch die Zeit reifgewordene Ur„theil des Publikums für unfehlbar, nicht des „Kritikers;“ der Nachwelt war es vorbehalten, ihn zu rechtfertigen. Er half Schillern bilden, den die Folgezeit noch höher setzen wird, als die Zeitgenossen: denn der Beyfall derselben begleitet gleich rauschend den Barden, der im Dichtergewande Gedanken mittheilt, die den Menschen über, seine Zeit erheben, aber von wenigen in ihrer inneren Bedeutung und vollen Wahrheit gefaſst werden, und den Dichter, der liebliche Bilder der Einbildung schafft, den Schwächen der Zeit huldigt, und daher der groſsen Zahl mittelmäſsiger Menschen angenehm ist, die ihn fassen und schön finden können. Doch die Meisterwerke ersterer Art gewinnen mit der Zeit, denn sie sind nicht das Werk eines vorübereilenden Zeitgeistes, sondern des Göttlichen der stets gleichbleibenden menschlichen Natur: aber Werke letzterer Art verlieren mit der Zeit, denn ihnen mangelt die aus der reinen Menschennatur geschöpfte Idealität, und ihre Gebilde der Phantasie verlieren mit dem Fortschreiten der Zeit die leichte Verständlichkeit und den ansprechenden Reiz.

Schiller also verkündigte durch Lehre und Beyspiel den „Beruf des Dichters," welcher ergötze und nütze. Höher soll er stehen, als seine Zeit; die in den Wissenschaften zerstreuten Strahlen der Verstandesbildung soll er in sich vereinen; was in der menschlichen Natur Eins ist, aber durch die wissenschaftliche Behandlung zersplittert werden muſs, soll er durch lebendige Darstellung zu dieser Einheit zurückführen. Deshalb soll er die menschliche Natur in ihrem Zusammenhange erkennen; den Gewinn der Wissenschaften zur Verständigung und Beseligung soll er dem Volke zuführen, und es bewahren vor den Irrthümern und Miſsbräuchen der einseitigen Verstandesbildung; durch liebliche Bildersprache soll er sich einen Weg zu den Herzen der Menschen bahnen; durch Zustimmung des Herzens und des Gefühls soll der erleuchtete Verstand erwärmt werden, und so die Kraft erlangen, wohlthätig und lebendig in das Leben einzugreifen.

Doch wir hören dieses lieber mit Klopstocks Worten: „Das Genie ohne Herz ist nur halbes

„Genie. Die letzten und höchsten Wirkungen „der Werke des Genies sind, daſs sie die ganze „Seele bewegen. Die höhere Poesie ist ganz „unfähig, uns durch blendende Vorstellungen „zum Bösen zu verführen. Der letzte Endzweck „der höheren Poesie und zugleich das wahre „Kennzeichen ihres Werthes ist moralische „Schönheit: diese allein verdient es, daſs sie „unsere ganze Seele in Bewegung setze. Der „Dichter muſs uns über unsere kurzsichtige Art „zu denken erheben, uns dem Strome entreiſsen, „mit dem wir fortgezogen werden. Er muſs uns „mächtig daran erinnern, daſs wir unsterblich „sind, und auch schon in diesem Leben viel „glückseliger seyn könnten. Der Mensch, aus „diesem Gesichtspunkte angesehen, ist der ei„gentliche Zuhörer, den die höhere Poesie ver„langt. Der Dichter legt dem Verstande am „liebsten diejenigen Wahrheiten vor, die gewuſst „zu werden verdienen, und die nur der „rechtschaffene Mann ganz versteht;

„in den Herzen sucht er vorzüglich diejenigen
„Empfindungen zu treffen, die es erweitern,
„groſs und edel zu seyn lehren."

Demnach ist Religion der würdigste Gegenstand der Dichtkunst: denn ihr Licht allein erleuchtet und erwärmt; ihre lebendige Kraft allein führt die nutzbaren Ergebnisse aller Verstandesbildung ins Leben ein.

Klopstock schrieb das erste groſse Dichterwerk in Hexametern. Diese Form der Dichtkunst stellte Voſs nachher in ihrer Vollendung dar; aber ohne Klopstock konnte Voſs nicht gebildet werden, der auf die Schultern des groſsen Lehrers trat. Klopstock wies zuerst nach, daſs alle bisher für das Heldengedicht gewählten Versarten ohne epischen Ausdruck seyen, und der Deutsche entweder „nicht in Versen
„schreiben und sich seine Worte, wie Demost-
„henes und Fenelon, in derjenigen Harmonie,
„welcher die Prosa fähig ist, zuzählen lassen,
„oder sich zu dieser Versart der Alten ent-

„schlieſsen müsse.“ Doch ein wahres Genie entschlieſst sich nicht ohne reife Ueberlegung zu einer Neuerung der Form: man sagt, daſs Klopstock die ersten Gesänge zuerst in dichterischer Prosa entworfen habe, bis ihm die Bildsamkeit der Deutschen Sprache zum Hexameter durch wiederholte Versuche klarer wurde. Dann aber lehrte er sein Volk, daſs die dichterische Form wesentlich in der rhythmischen Reihe, im Falle des Tones, und ganz besonders in dem Geheimnisse der poetischen Periode, bestehe, wodurch Virgil sich über alle anderen Hexameter-Dichter erhebt. So ging von Klopstock die jetzt erst vollkommenste Theorie des musikalischen Rhythmus aus, ohne welche bisher auch die Versarten der Alten bedeutungslos abgemessen wurden, ja die Regeln der Griechischen und Lateinischen Quantität willkührlich und grundlos erscheinen. Er entwöhnte uns von der unbedingten Verehrung des Reimes, indem er durch mündliches Beyspiel die Hexameter lesen lehrte; denn nur der, welcher rhythmische Reihen richtig liest, vermiſst nicht mehr das Geklingel des Reimes in der ernsten Poesie; er erfand als Original die mannigfaltigsten Formen des Rhythmus, welche den wesentlichsten Theil der geschmackvollen mahlerischen Dichtung ausmachen, wenn sie, wie in Klopstock, der Natur unserer Sprache angemessen sind: so vorbereitet, konnte dann Voſs nachweisen, daſs die Töne der Deutschen Zunge, obgleich nur durch Accente gehalten, dennoch der quantitirenden Prosodie der Alten sich nähern könnten.

Dennoch gehört die Messiade zu den Werken, welche mehr gerühmt als erkannt werden. Hin und wieder vernimmt man sogar Urtheile Einzelner: die Messiade sey unserer aufgeklärteren Zeit nicht mehr genieſsbar! Es ist mehr zarte Achtung gegen den groſsen Dichter und edlen Deutschen, welche dies Urtheil Einzelner nicht allgemeiner werden läſst, als klares Bewuſstseyn der Gründe, wiefern dasselbe wahr oder falsch sey. Der wichtigste Grund, welcher zur Rechtfertigung jenes Urtheils ausgesprochen ist, besteht in der Meinung: nur derjenige, welcher der Dogmatik, die diesem Werke zum Grunde liege, unbedingt huldige, könne dieſs Gedicht ertragen und auch als Ein Ganzes erhaben finden; seitdem aber durch die Fortschritte der Verstandesbildung dies Gothische Gebäude eingesunken sey, könne man die ausschweifende Dichterphantasie, welche den Plan des Ganzen eingegeben habe, mehr anstaunen, als sich durch dasselbe zum Göttlichen erheben.

Wie wenig muſs derjenige, welcher so urtheilt, die angeblichen Fortschritte der Theologie gefaſst haben! Ein Hauptgewinn unserer religiösen Aufklärung ist die Erkenntniſs der symbolischen Natur aller positiven Dogmen. Wer, mit der Zeit fortschreitend, diese erkennt, kann vielleicht auf einem andern Wege zu den eben verlassenen Dogmen zurückkehren, auch im Geist und in der Wahrheit der Lehre Jesu den Stab über hyperorthodoxe oder mystische Dogmatiken und Religionsphilosophien brechen; aber, wenn er folgerecht zu denken versteht, nicht über ein Dichterwerk, welches auf dogmatische Symbole aufgebaut ist. Sollten nicht eben diese Fortschritte unserer Bildung, bestimmter als bisher, uns den Punkt nachweisen, wo Religion und Poesie zusammentreffen, und uns fähig machen, in der dichterischen Behandlung der Symbole die Idee zu ergreifen, welche ewig wahr und göttlich ist, ohne durch Buchstäblerey in Aberglauben zu verfallen?

Doch wir wollen obiges Urtheil von einer allgemein faſslicheren Seite prüfen. Wir lassen hier die Frage ganz unentschieden, ob Klopstock selbst das Wesen und die innere Bedeutung des Symbols von dem sinnlich-positiven Ausdruck derselben im Bewuſstseyn zu trennen vermocht habe? Gesetzt, sein Zeitalter und seine Erziehung hätten dies nicht verstattet, so ist's gewiſs, daſs im Gemüthe der Edeln Philosophie und Religion sich nie widersprechen, und daſs die wahrhaft-aufgeklärten Menschen aller Zeiten unter den verschiedensten Begriffsformen einen und denselben religiösen Glauben bezeichneten. Klopstock sagt: „Der Christ, der „seine Religion nur halb versteht, sieht da nur „einen Schauplatz von Trümmern, wo der tief„sinnige Christ einen majestätischen Tempel „sieht." (Wir fürchten, daſs Klopstock hier nicht nur als Weiser, sondern auch als Prophet gesprochen habe!) „Und gleichwohl haben „sie, wenn mir die kühnste aller Vergleichun„gen erlaubt ist, die Mythologie studirt, den „Homer zu verstehen."

Wie geht es zu, daſs wir den Homer schön finden? Wir vergessen unsere Bildung, versetzen uns in die Bildungsweise seiner Zeit, würdigen ihn aus den Verhältnissen desselben zu der Griechischen Welt. Unsere Verehrung gegen Homer steigt dann noch, wenn wir aus der Geschichte erkennen, wie dies Werk als

Elementarschrift mehrere Jahrhunderte hindurch unter seinem Volke wohlthätig wirkte. Wir räumen daher dem kein Urtheil über Homer ein, der nicht diejenigen Vorkenntnisse besitzt, wodurch ihm die Griechische Welt anschaulich vorschwebt. Jetzt fordern wir den durch Französische After-Philosophie Gebildeten oder Verbildeten auf, unter ähnlichen Bedingungen über die Messiade zu urtheilen. Niemand hat ein Urtheil über den Messias — nicht über den Inhalt, welcher nicht Christ ist — auch nicht einmal über die Form, welcher nicht diejenigen christlichen Vorkenntnisse besitzt, ohne welche weder die aus der Bibel genommenen Bilder, Vergleichungen, Darstellungen verständlich sind, noch der Plan und die Einheit des Ganzen aufgefaſst werden kann. Allein diese Art der Vorkenntnisse ist durch die Umwälzung der Erziehung, die im Gefolge der veränderten Verstandesbildung, besonders bey den gebildeten Ständen, eintrat, jetzt seltener geworden als vorher: man kann es sich sogar nicht verhehlen, daſs auch unter den gelehrten Ständen sehr viele zwar die Begriffe der Griechischen und lateinischen Welt, aber wenige, die der semitischen und hellenistischen Welt kennen. Lasset uns offenherzig seyn: dies ist der Hauptgrund, warum jetzt wenigere, als sonst, die Messiade verstehen, und mehrere, als sonst, sie für dunkel und schwülstig erklären; so gewiſs es auch wohl ist, daſs Meisterwerke jeder Art nur immer von wenigen Eingeweihten völlig verstanden werden. Wie könnte das Ganze uns klar seyn, wenn wir bey einzelnen Ausdrücken und Bildern oft anstoſsen? Doch ihrer ist der Nachtheil, und ihre Strafe ist, daſs sie es nicht verstehen.

Uebrigens steht Klopstock als epischer Dichter weit höher als Homer und die Homeriden. Beyde behandeln ihre Stoffe mit gleicher Anschaulichkeit; aber Homer schildert sinnliche Gegenstände, Klopstock geistige; Homer besingt die Heldensagen seines Volks, Klopstock Symbole, welche die Verhältnisse der Menschheit zur Gottheit darstellen; Homer dichtet für Griechen, Klopstock für die gebildete Menschheit; Homer ist eine Stütze der Nationalität seines Volks, Klopstock zeigt allen den Weg zum ewigen Leben; Homer wird von scharfsinnigen Alten mit Recht ein Verderber des Bardengesangs genannt; Klopstock hingegen macht durch seine Behandlung der Symbole es einem jeden Leser möglich, den lebendigen Gott zu erkennen. Denn Homer gebrauchte und erweiterte zuerst diejenigen mythischen Symbole, durch welche die Orphiker das Göttliche erkannt und gelehrt hatten, wie ihr Zeitalter zu erkennen und zu lernen vermochte, zum Dichterschmuck. Indem die Zuhörer den ihrem Vorfahren verständlichen symbolischen Ausdruck der religiösen Wahrheit von den neuen gehaltlosen Dichtungen nicht zu unterscheiden vermochten, beschleunigte er die Zeit, wo der Gentilismus aufhörte, subjectiv richtig gewählte Symbole für das objectiv vorhandene mitzutheilen, d. h., wahr und bildend zu seyn. Indem aber Klopstock den ganzen Umfang der religiösen Symbole und Erzählungen als Dichtungsstoff benutzt, läſst er nicht nur die ewige Wahrheit der Lehre Jesu unangetastet, sondern, wie ein zweyter Paulus, lehrt er jeden nach dem Maaſse seines Geistes die Wahrheit finden und lieben. Diese Bemerkung drängte sich uns bey den zahlreichen Stellen auf, welche beweisen, wie treu der Dichter das Wesentliche der Lehre Jesu auffaſste. Wie geschickt weiſs er das Verstandes-Urtheil der Leser zu entfesseln bey der Darstellung der Engelerscheinung am Grabe Jesu!

Wer daher die Messiade würdigen will, muſs ein Christ seyn; oder sie lehre ihn, es zu werden. Ein Christ ist derjenige, welcher den lebendigen Gott, den heiligen und gerechten Vater der Menschen, erkennt; Jesum von Nazareth als dessen Gesandten, als Heiland und

Retter des menschlichen Geschlechtes verehrt, der den ewigen Willen der Gottheit uns offenbarte, und uns dadurch mit unserem Geiste, durch den wir göttlicher Natur sind, bekannt machte; welcher Gott im Geist und in der Wahrheit verehret, d. h., an den heiligen Geist glaubt, vollkommen zu seyn sich bestrebet durch sittliche Einheit mit Gott und Jesu, und dies durch Liebe gegen die Brüder beweist. Denn dies ist das ewige Leben, welches Jesus den Seinen (Joh. 17, 3.) verhieſs.

Gegründet wäre der Vorwurf, daſs mit dem Veralten der symbolischen Dogmatik die Messiade ungenieſsbar würde, wenn dieser Dogmatik, in so fern sie aus der Bibel geschöpft ist, nicht die ewig-wahre Lehre Jesu zum Grunde läge. Sie ist ja aber nur die Hülle derselben, welche zunächst den Apostel Paulus, oder vielmehr dessen Zeitalter, welches ihn ergriff, zum Urheber hat. Wie Paulus und die Zeitgenossen nur durch diese Verstandesformen die Ideen

Jesu erkannten, so wird dies auch bey uns und den folgenden Geschlechten möglich, ja nothwendig seyn, weil unsere Verstandesbildung aus dem Christenthume und der der Alten hervorgegangen ist. Zwar haben wir keine Opfer um und neben uns; daher viele Theile der Opfer-Symbolik für uns die sprechende Bedeutung verloren; allein die Versöhnungs-Idee, die den Opfern aller Zeiten und Völker zum Grunde lag, diese ist eine Forderung der menschlichen Vernunft überhaupt; sie bleibt daher stets Bedürfniſs der Menschheit; ohne diese ist die höchstmögliche Tugend durch demüthige Buſse und tägliche Besserung nicht zu erreichen. Sie ist es, welche reine, ausdauernde, heitere Tugend nur in den Christen schafft, sie ist es, welche der fromme Orthodoxe, der seine Rechtgläubigkeit aus der Bibel schöpfte, in dem Opfertode Jesu wiederfindet. So ergriff auch Klopstock dies Wesentliche des Christenthumes, und selbst dadurch, daſs er die Opfersymbolik mit dich-

terischer Freyheit ausführte, erleichtert er es
uns, den Standpunkt der ideellen Beurtheilung
derselben zu finden. «Die Religion,» sagt er,
«ist in der Offenbarung ein gesunder, männli-
«cher Körper; unsere Lehrbücher haben ein Ge-
«rippe daraus gemacht. Die moralische Wahr-
«heit der Bibel, besonders da, wo sie eine Stufe
«höher als die Philosophie steigt, muſs in ihrer
«vollen Stärke gesagt werden, aber nicht mür-
«risch und tiefsinnig: die Offenbarung ist dieses
«auch nicht.» Und er hat redlich Wort gehal-
ten. «Seyd vollkommen,» fährt er fort, «wie
«Gott! Wenn der Dichter diese Wahrheit nicht
«vergebens sagen will, so muſs er sie so sagen,
«daſs sie das Herz eben so sehr als den Ver-
«stand beschäftiget: das Herz durch Religion
«ganz zu rühren, ist eine neue Höhe, die für
«uns, ohne Offenbarung, mit Wolken bedeckt
«war! Hier können Dichter und Leser einan-
«der am gewissesten kennen, ob sie Christen
«sind; denn wird der Dichter, auch bey dem

„glücklichsten Genie, ohne wirkliche Empfindung der Schönheit der Religion, ohne eigne „Rechtschaffenheit des Herzens, die nicht schimmern, vielweniger glänzen will, diese Bewegung in uns hervorbringen können?“

Wir müſsten über die Würde der Menschheit, und was sie über die Thiere zu Gott erhebt, was in allen Zeiten und Landen stets gleich in ihr ist, ganz verblendet seyn, wenn wir noch sagen wollten: die Messiade sey nur für eine gewisse Zeit geschrieben!

Ist etwa ein Lob, ist etwa eine Tugend,
Dem trachtet nach!... Die Flamme erkohr
ich zur Leiterin mir!
Hoch weht die heilige Flamme voran,
und weiset
Dem Ehrbegierigen besseren Pfad.

So empfand Klopstock, wenn er an der Messiade arbeitete! Doch auch nur der aufgeklärte Christ wird ihm eine Thräne des Danks und der

Andacht weihen! Nicht umſonst sagte der Deutsche Barde:

> Belohnt bin ich, belohnt! Ich habe gesehen
> Die Thräne des Christen rinnen:
> Und darf hinaus in die Zukunft
> Nach der himmlischen Thräne blicken!

Laſst es uns gestehen, daſs der noch fortdauernde Kampf der philosophischen und theologischen Sekten, so gewiſs er unter Gottes Leitung segensreich endigen wird, bis jetzt wahre religiöse Aufklärung, d. h. Erkennung des Grundes der christlichen Frömmigkeit in der innern Uebereinstimmung der Philosophie und Offenbarung, erschwert hat. Zum Glück trifft dieser Kampf die Religion nicht selbst; diese liegt in uns und bleibt zu allen Zeiten in gleicher Würde: unsere Zeit sehnt sich aufrichtig und wahrhaft nach derselben, ein Pfand der segensreichen Entwicklung der philosophischen und theologischen Irrungen. Nur wer die Uebereinstimmung der wahren Philosophie und Theologie, welche im menschlichen Gemüthe, nicht in den Sekten begründet sind, lebendig erkennt, weiſs, daſs das Christenthum auch in der kalvisch-dogmatischen Form des siebzehnten Jahrhunderts zur Erkenntniſs des lebenden Gottes leiten könne, und daſs die symbolisch-positive Form der Bibel nie aufhören werde, die Menschen zu Gott zu führen. Ohne jene lebendige Erkenntniſs muſs allerdings der Halbaufgeklärte oder Uebergebildete, auch bey dem besten Willen, die Messiade durch und durch erhaben zu finden, nicht nur in einzelnen Theilen derselben, sondern auch im ganzen Plane, der die Versöhnung durch Jesum als eine übersinnliche Thatsache darstellt, deren Wirkung sich über das ganze Weltall verbreite, Züge des Aberglaubens erblicken. Doch noch kurze Zeit, so werden die einzelnen Theologen aufhören, die Versöhnungslehre für moralisch-gefährlich zu erklären, wovon freylich in Paulus und Luthers Leben und deren ächten Schülern sich keine

Spur findet. Nur entschiedene Unkunde des menschlichen Herzens, gänzliche Trennung der Wissenschaften von ihrem inneren Verbande und von der Welt, dazu selbst Unkunde des semitischen Geistes und hellenistischen Ausdrucks konnte eine solche unchristliche Meinung hervorbringen. Es ist hier nicht der Ort, dies wissenschaftlich zu entwickeln; unter andern enthält Krugs Religionsphilosophie eine Darstellung der Versöhnungslehre, welche hervorgegangen aus philosophischem Beobachtungsgeiste zugleich dem inneren Sinne der Lehre Jesu und Paulus völlig gemäſs ist, und jene Theologen zur Besinnung bringen könnte *).

Die Aesthetik wird den Charakter des Plans der Messiade darin zu setzen haben, daſs Klopstock die Paulinische Symbolik der Versöhnungs-

---

*) Unter den älteren Schriften ist noch jetzt sehr lehrreich Mösers Sendschreiben an den Vikar, abzugeben bey J. J. Rousseau.

lehre zum Stoff einer neuen Dichter-Symbolik wählte: daſs er dabey, dem Sprachgebrauch der Bibel folgend, die Versöhnung des Menschengeschlechts an Ein Moment der Zeit knüpfte, und als Versöhnung des Weltalls darlegte.

Warum sollte der Dichter dazu kein Recht haben? Die Art der menschlichen Erkenntniſs, die Gesetze unseres Verstandes und der Sprache zwingen uns, alle Thatsachen des Geistes und der übersinnlichen, welche als solche der Zeit und dem Raume nicht unterworfen sind, nicht nur der Zeit und dem Raume zuzuweisen, sondern auch mit Begriffen zu bezeichnen, welche aus der sinnlichen Welt abstammen. Positiv und symbolisch ist jedes Wort, was auch der schärfste Denker über Religion sagt; den Sinn finden wir nur durch das Anhalten an die übersinnliche Natur auch unseres Geistes. Schon Plato gab im Cratylus diese einzig mögliche Art an, wie die allgemeine Verständlichkeit übersinnlicher Bezeichnungen zu erklären und der philosophische Streit zu schlichten sey. Wir reden vom ewigen Rathschlusse Gottes, und meinen die Erziehung des menschlichen Geistes durch den göttlichen; von der Erlösung und Versöhnung, und meinen den sittlichen Endzweck der göttlichen Erziehung, Rückkehr der Menschen zu Gott und Einheit mit dem göttlichen Willen; von dem Gerichte Gottes, und meinen die moralische Weltordnung; von dem Reiche Gottes, und meinen die Herrschaft und den Sieg des Guten; von den Offenbarungen Gottes, und meinen die nur von dem göttlichen Geiste ausgegangene allmählige Entwicklung der religiösen Ideen unter den Menschen; von der Ausgieſsung des heiligen Geistes und den Geistesgaben, und meinen die durch freye Kraft der von Gott geschenkten Tugend sich in Einzelnen und Allen entwickelnde religiöse Aufklärung und Kraft; vom ewigen Leben, Auferstehung und Gericht, und meinen die Beseligung des Menschen und der Menschheit durch christliche Frömmigkeit. Und wer so glaubt und handelt, hat Jesu Sinn in sich aufgenommen, d. h. ist Eins mit Jesu.

Doch wenn erst die zahlreichen und mannichfaltigen Schattengefechte des Razionalismus und Supernaturalismus durchgefochten und von Streitern und Zuschauern als Schattengefechte anerkannt und gewürdigt sind, wenn Philosophie und Offenbarung sich aufrichtig versöhnt haben, und erstere ihre Abhängigkeit von der letzteren, letztere das Bedürfniſs des Schutzes der ersteren gegen Aberglauben und Schwärmerey anerkannt haben, dann wird auch Klopstocks Messiade in mehrerer, christlich erzogenen Leser Gemüthe, die Ideen der Vernunft beleben, und Klopstock allgemeiner als Barde der Deutschen verehrt werden.

Diese abgekürzte Messiade soll eine Vorschule zur Verständlichkeit, Erbaulichkeit und Würdigung des Meisterwerks seyn.

Die Abkürzung besteht im Allgemeinen darin, daſs die von Klopstock zu der biblischen Symbolik hinzugefügte Dichtersymbolik abgeschnitten ist, folglich der gröſste Theil der Darstellungen aus der übersinnlichen Welt, der Engel und Teufel. Den epischen Charakter behält die biblische Symbolik schon durch ihre eigenen Grundzüge. So ist alles das weggelassen, welches die Phantasie ausschlieſslich oder vorzüglich beschäftigt, und die Aufmerksamkeit mehr auf den göttlichen Charakter Jesu geleitet, welcher als Held des Epos überall erscheint und handelt. So soll die Göttlichkeit Jesu, als des Ideal-Menschen, der durch Einheit mit Gott frey von Sünde und Irrthum war, wie er sich selbst zeichnet, lebendiger erkannt werden: diese treue Auffassung der Göttlichkeit des Heilandes, welche gehaltvoller als ein metaphysischer Name ist, soll uns reizen und stärken, seinen Fuſsstapfen zu folgen, und um Gotteswillen das Kreuz zu tragen, was er getragen hat (Phil. 2, 5 — 13.). Es ist ein groſser Vorzug des Christenthums, daſs es in dem Tode und der Verherrlichung Jesu uns nicht nur über unser Verhältniſs zu Gott beruhigt, sondern auch in seinem Stifter das tadelloseste Muster aufstellt, so daſs wir durch eine Thatsache erkennen, daſs und wie Einheit unseres Willens mit Gott, und dadurch ewiges Leben in dieser und jener Welt zu erreichen sey.

Vor allen bedarf unsere Zeit einer Messiade, welche das Werk der Erlösung im Sinne des Johannes schildert, zu dessen Vollbringung Jesu Lehre und Beyspiel, Leben und Wunder, Leiden und Tod, Auferstehung und Herrlichkeit auf gleiche Weise als ein untheilbares Ganze gehören: das, was Johannes in seiner Landessprache „das Werk Jesu“ nennt und Jesus selbst so genannt hat. Denn forschen wir nach den letzten Ursachen so vieler Verirrungen der Wissenschaften und des Lebens seit vierzig Jahren, so finden wir sie in dem Mangel der Uebereinstimmung der Bildung des Verstandes und Herzens. Der Verstand (das Vermögen der Begriffe) ist vorausgeeilt, reflectirt als allein stehendes Vermögen, ohne auf das in der urtheilbaren Menschennatur begründete Verhältniſs desselben zu dem Willen und Gefühle zu achten: der Mensch will sogar die Religion nur zu einer Sache des Verstandes machen, da dieser sich bescheiden sollte, die Aussprüche der praktischen Vernunft mit logischer Schärfe zum Bewuſstseyn zu bringen. Dadurch verkennen wir nicht nur das Wesen der Religion, sondern lassen uns auch bey anderen Wissenschaften in dürre Wüsten der Spekulation führen. Das Leben zu verschönern, verschwendet der Verstand seine Kräfte, fröhnt dem Hange zur Sinnlichkeit und Selbstsucht, den die Französische Philosophie unter uns verbreitete; aber herausgerissen aus der innern Verbindung mit dem übrigen Vermögen der Menschen, vermag er nicht, das Leben zu beglücken, und in einem andern Sinne, als Salomo es meint, nimmt mit unserer Weisheit Schmerz und Unzufriedenheit zu; ja, vermag er nicht einmal die Wahrheit zu finden und den lebendigen Sinn für dieselbe zu verbreiten, der das Leben der Christen beseelt. Daher philosophische, theologische, politische Systeme, ohne Brauchbarkeit und Anwendbarkeit, im Widerspruche mit dem Bedürfnisse und der Handlungsweise der Menschen; hohe Verstandesbildung, ohne Seelenruhe und Zuversicht des Handelns, ohne gewisse Ueberzeugung von dem Einen, was noth thut; Gelehrsamkeit ohne Sitten, humaniora ohne Humanität *). Welcher Partheywuth ist Europa durch diese Uneinigkeit des Verstandes und Herzens preisgegeben! welcher Verwilderung der Sitten, der Seele aller Gesetze! Der Menschenfreund zittert vor den Folgen: — doch durch

---

*) Versteht sich, nicht Regel, sondern Ausnahme: aber auch als Ausnahme zu häufig!

Gottes Gnade, welcher unser Geschlecht erzieht, ohne dessen Freyheit aufzuheben, steht dem Uebel das Heilmittel zur Seite; die Miſsbräuche müssen erst schreyend werden, ehe die Miſstöne allgemein hörbar werden; dann aber lernt man auch über Fehler verständiger urtheilen. Die Begebenheiten der letzten Jahre haben die Verwirrung der Begriffe, welche aus dem Miſsverhältnisse der Bildung des Herzens und Verstandes entsprang, noch vermehrt. Die Ungewiſsheit, welche dadurch in die letzten Grundsätze des Denkens und Handelns gekommen ist, drohen ein gewisses Verderben, wenn das Zeitalter nicht einlenkt zum Guten und Göttlichen: dagegen verheiſst die Regsamkeit unserer Zeit einen groſsen Segen, wenn sie Jesum Christum als das Muster und Ideal der Menschheit, und in dieser Göttlichkeit seines Wesens und Werkes die Verpflichtung anerkennt, gesinnt zu seyn, wie er gesinnt war, und zu wandeln, wie er gewandelt hat.

Möge dies Werkchen ein Scherflein dazu beytragen, hin und wieder den religiösen Glauben zu stärken, die Liebe zu dem lebendigen Gott, dem Heiligen, zu wecken, die Hoffnung des himmlischen Reichs zu beleben, die in Sinnlichkeit und Sophisterey gesunkenen Gemüther zu erheben, durch die Anschauung der Lehre und des Lebens Jesu allen Forschungen nach Wahrheit in den Wissenschaften des Verstandes den Weg zur ächten Wahrheit zu zeigen, und Liebe gegen die Brüder, als Dank gegen Gottes Vatergüte, zu befördern!

Gegen das Viele und Grofse, welches in diesem Wunsche liegt, ist das, was wir noch über diese Abkürzung der Messiade hinzuzusetzen haben, wenig und gering.

Dafs auch in dieser abgekürzten Messiade höhere Geister an dem Werke Jesu Antheil nehmen, wird dem Ergreifen des Wesentlichen keinen Eintrag thun. Durch das Sittengebot und den göttlichen Geist, welchen Jesus den

Seinen ertheilt, erhebt sich unser Geist über die Sinnenwelt, und tritt in die übersinnliche ein, deren Gesetze auch die seinigen sind. Dazu kommt, daſs Jesu nicht die Zoroastrischen, nicht die Aeonen-Engel lehrte; wohl mag der Christ mit den alten Hebräern da göttliche Bothschaft und Fügung verehren, wo Menschen oder Begebenheiten ihn zur Erkenntniſs Gottes leiteten.

Auch Satan ist beybehalten worden. Der Messias besiegt das Böse; wie sollte es dem Dichter nicht erlaubt seyn, letzteres zu personificiren? Auch hierbey haben wir darauf gesehen, durch Weglassung dessen, was die Einbildungskraft allein beschäftigt, den Zweck des Ganzen nicht in Schatten zu setzen.

Wenn Adam und Eva als Personen des Gedichtes erscheinen, so stellen diese, wie schon Origenes bemerkt, das Menschengeschlecht dar, wie es wirklich ist. Eine aufgeklärte grammatisch-historische Exegese wird auch in der Geschichte des Falles nichts anderes finden. Im Falle und der Begnadigung Adams sehen wir das Schicksal aller Einzelnen unter uns, und im Gebete der ersten Eltern den Ausdruck unserer Empfindung gegen den Retter des menschlichen Geschlechts.

Die Zusammenstellung Adams und Jesu enthält die „divina comedia" der Menschheit; Adam den sinnlich-vernünftigen Anfang, Jesus die übersinnliche Vollendung; daher sehr treffend die Offenbarung Jesum den zweyten Adam nennt, den Erstgebornen der neuen Schöpfung des Geistes.

Auch Moses und Abraham sind vorgeführt worden. Fern war Jesus von dem Rationalismus, der alles aus sich selbst zu schöpfen wähnt. Auch er erkannte die Erziehung der Menschheit durch Gott an; Moses höchstes Gesetz erklärt er auch für das seinige; Moses Gesetz zu erfüllen, nicht zu lösen, sey sein Beruf. Doch Moses Lehre selbst war von dem

Monotheismus Abrahams abhängig; diese beyden gehören daher auch zu den Vorgängern und Lehrern Paulus, welcher die reine, in ihrer einfachen Gröſse nur von wenigen erkennbare Lehre Jesu, in diejenige kirchliche Form einkleidete, durch welche sie auf viele wirken kann.

Ausserdem erscheinen die mannigfaltigsten Einzelnheiten der Menschen; keine Lage des Gemüths, kein Zustand der Seele wird gefunden werden, der hier nicht sein Gemählde, und dadurch Ruhe und Trost im Leben und Tode fände.

Maria hat ihren idealen Charakter beybehalten. Groſse Söhne stammen von groſsen Müttern, und religiöse Sittlichkeit des Familienlebens ist die letzte Quelle aller Wohlfahrt und des Staatenglücks. Die Verehrung der Maria, wenn sie nur von Abgötterey entfernt bleibt, ist eine theologische Consequenz, welche für

Tausende praktisch-wohlthätiger ist, als die Consequenzen von den operibus ad intra.

Nach obigem Verhältniſs Jesu zu Adam sollte eine Messiade drey Theile haben: Kampf der Sinnlichkeit mit dem Geiste, Untergang der Sinnlichkeit, übersinnliches Seyn. In einer Adamide würde der Mensch fallen, d. h. von seinem eigenen Fleische besiegt werden; in der Messiade unterliegt Jesus der Sinnlichkeit anderer. Der Verrath und die Verurtheilung Jesu machen den ersten Theil aus.

In einer Adamide würden selbstverschuldete Leiden den Menschen wieder zur Gottheit erheben: in der Messiade leidet Jesus unverschuldet für die Menschheit, und Gott ist den Menschen gnädig, um dessentwillen, was sie nach den ihnen gegebenen Anlagen seyn sollten, nicht was sie wirklich sind. Leiden und Tod Jesu machen den zweyten Theil aus.

In einer Adamide würde der Mensch den Grad der Seligkeit erlangen, der seiner mit

Freyheit durchkämpfenden Tugend (virtus) entspricht: in der Messiade erhebt sich der Christ zur Rechten des Vaters, und derjenige, in, durch und zu welchem die Menschen geschaffen wurden, wird im Himmel durch Seligkeit Eins mit Gott, wie er es auf Erden durch den Willen war. Jesu Auferstehung, diese Thatsache, welche selbst dem ernstesten Philosophen den Finger Gottes offenbaren muſs, sobald er die historischen Folgen derselben erwägt, und die Himmelfahrt und das Sitzen zur Rechten Gottes machen den dritten Theil aus.

Jedem Theile ist eine Anrufung vorausgeschickt, doch ist der zwiefachen Momente eines jeden Theils wegen die Eintheilung in sechs Gesänge gewählt, und jeder Gesang, wie in der Ilias, von der wichtigsten Thatsache benannt worden. Der Plan am Ende der Vorrede, welcher zum Verstehen nothwendig zu seyn schien, wird das Verhältniſs zu dem Meisterwerke näher nachweisen.

Bey der Bestimmung des Textes sind wir im Allgemeinen der Göschenschen Ausgabe gefolgt. Klopstock gehört zwar zu den groſsen Männern, welche früh correct schreiben, aber auch zu den bescheidenen, welche stets an ihren Werken feilen. Die letzten Verbesserungen haben offenbar den Zweck, die Reinheit der Metrik zu erhöhen; da aber bey den ersten Ausgaben in sehr groſser Zahl Trochäen für Spondeen stehn, dieses zu den Eigenthümlichkeiten des Klopstockischen Hexameters gehört, und auch durch die sorgfältigste Nachbesserung ohne gröſsere Nachtheile nicht verwischt werden kann, so haben wir oft ältere Lesarten vorgezogen, wenn sie deutlicher und natürlicher waren. Deutlichkeit und Einheit war das Ziel unseres Strebens; daher einzelne Aenderungen und Zusätze, wenn theils die Wiederherstellung des zerrissenen Zusammenhangs, theils die sittliche Richtung des Werks es erforderten; daher die Wahl der äusseren Anordnung, der Rechtschreibung und der

Lesezeichen. Bey letzteren haben wir die Bemerkung gemacht, daſs das Zuviel in mehreren Ausgaben das richtige Lesen erschwert, welches sie doch befördern sollten: bey der Rechtschreibung bedauern wir, daſs unser Volk noch keine geregelte besitzt, der Deutlichkeit und Lesbarkeit haben wir bisweilen die Gleichförmigkeit aufgeopfert.

Wir können die Messiade noch zu einem besonderen Gebrauche empfehlen. In Schulen pflegen kleine Andachtsübungen zu seyn. Sie sind freylich hin und wieder, wie die Tischgebete und häusliche Andachten, verschwunden; indeſs die groſsen Weltbegebenheiten haben uns gelehrt, daſs ohne Religion, welche Verstand und Gefühl mit gleicher Macht durchdringet und ergreift, weder Erziehung, noch Familien- und Staatenglück gedeihet, und mäſsige Menschenkenntniſs lehrt uns, daſs der Erwachsene nur das ist, wozu er sich früh in der Jugend gewöhnte. Wohl uns, wenn schon auf Schulen die jungen Gemüther für die Uebung christlicher Tugend begeistert werden! Betritt unser Volk schon jetzt eine neue Stufe der Bildung, welche eine Vergleichung mit der Reformation aushält, so wird sich dieses vor allen durch die gröſsere Verbreitung eines aufgeklärten und thätigen Christenthums offenbaren. Schaffen wir dies unter den gelehrten und gebildeten Ständen, so folgen die der Sinnlichkeit näher liegende Verbesserungen von selbst nach: erreichen wir diese nicht, so möchten die edelsten Verbesserungsformen doch nur Buchstaben ohne Geist bleiben. Diesen Geist durch Ein Mittel mehr zu wecken, schlagen wir zu einer Andachtsübung auf Schulen folgendes vor:

Drey Werke hat die Deutsche schöne Litteratur, welche im Dichtergewande das Wesentliche der der Jugend nöthigen Religionskenntnisse enthalten: Tiedge's Urania, Klopstock's Messias, Friedrichs Luther. Diesen Cyclus wähle der Lehrer zu Andachtsübungen auf Schulen. Ein kurzer mündlicher Vortrag belehre über den Inhalt des vorzulesenden Stückes, und flechte die Erklärungen oder Bemerkungen ein, welche zum deutlichen und erbaulichen Auffassen desselben nöthig sind. Dann lese er das Stück mit Ausdruck und Gefühl vor, und wiederhole sokratiſch den Inhalt, oder nach Umständen die Prüfung desselben. Was Tiedge oft zu unbestimmt und Friedrich zu unvollständig sagt, kann gleichfalls leicht durch den mündlichen Vortrag geschärft oder ergänzt werden. Um das Formelle dieser Werke lehrreicher und fruchtbarer aufzufassen, empfehlen wir — wo diese Vorkenntnisse fehlen sollten — Reinbeck's allgemeine angewandte Sprachlehre. Wir können aus Erfahrung versichern, daſs diese Uebung einen wohlthätigen Einfluſs auf die jungen Gemüther habe, und ihnen ein günstiges Vorurtheil für religiösen Glauben und Christenthum einflöſse, welches sie gegen Irrungen der Speculation und der Welt sicherer stellt.

Das zweyte Bändchen dieser Etui-Bibliothek enthält schon das Leben Klopstock's. Mehr Materialien sind enthalten in Kramers: Er über ihn, Halle 1780 — 82, 3 Theile; und in: Schmidts Klopstock und seine Freunde, Halberstadt 1810. Unter den Oden des zweyten Bändchens schildert S. 76 die: an den Erlöser die Empfindungen, mit welchen der Dichter sein Werk bearbeitete; ein Gegenstück ist die: an den Erlöser: Ich hofft' es zu dir ff. welche 1773 auf die Vollendung des Werks gedichtet wurde. 1748 erschienen zuerst zwey Gesänge, dann noch zwey; 1751 die ersten fünfe, 1755 zehn Gesänge, 1768 funfzehn; 1780 die vollständige Ausgabe mit der eigenthümlichen Rechtschreibung des Verfassers, 1801 ff. die Ausgabe bey Göschen. Von der Kritik hat Klopstock wenig gelernt; sein Lob war oft Tirade, seine ungeschickten Nachahmer zerarbeiteten sich in Empfindungen ohne verständigen Gehalt; aber viel hat die Kritik von Klopstock gelernt. Nachgelesen zu werden verdient: **Blankenburgs litterärische Zusätze zu Sulzer** II. 80. **Bibliothek der schönen K. u. W.** I. 2. 297. **Allgem. deutsche Bibl.** 18. **Briefe über die neueste Litteratur** 1767. passim. besond. S. 107. 118. **Hottingers Vergleichung der alten und neuen Dichter** 1789. **Denina über das Schicksal der Litteratur.** II. 135. **Benkowitz Vergleichung der Messiade mit Homer, Virgil und Milton,** 1796, die beste unter denen durch die Preisaufgabe der Amsterdamer Gesellschaft veranlaſste Schrift; etc.

Was Klopstock zum Sänger des Messias bildete? der ländliche Aufenthalt, die Schulpforte, das Studium der Klassiker, die romantische Lage von Jena, der Freunde-Verein zu Leipzig, seine zärtliche Liebe, die Muſse, welche ihm ein König gab? Wie viel andere haben diese und mehrere Bildungsgelegenheiten! Erkenne aber aus seinem Werke den Adel seines Verstandes und Herzens: dieser allein machte ihn fähig, obige Bildungsgelegenheiten so und nicht anders zu benutzen, und die Messiade zu schreiben.

Inhalt.

Erster Gesang.

Der Verrath.

V. 1 — 104. Inhalt des Epos. Anrufung des heiligen Geistes. Zuruf an die Menschen, dem ewigen Sohne durch ein göttliches Leben zu singen. Der Messias entfernt sich vom Volke, geht auf den Oelberg, und verspricht Gott noch einmal in einem feyerlichen Gebete, die Erlösung zu übernehmen. 105 — 164. Die Seelen der Väter sehen den Messias bey anbrechendem Tage erwachen. Adam und Eva begrüſsen ihn mit einem heiligen Liede, welches ihre Freude über den Erlöser ausdrückt. 165 — 329. Der Messias bewährt seine göttliche Kraft, das Böse zu überwinden, durch die Heilung eines von Satan Besessenen. Jesus hatte von Raphael, dem Schutzengel Johannes, erfahren, daſs dieser Jünger in den Gräbern einen Besessenen betrachte. Er gehet dahin, und findet Samma und dessen Sohn, Joel, der seinen Bruder, Benoni, beklagte, den Samma in einem Anfalle satanischer Wuth am Felsen zerschmettert hatte. Satan will bey der Ankunft des Messias Samma durch Verzweiflung tödten. Der Messias antwortet der stolzen Rede Satans nicht; dieser muſs vor der Gewalt des Messias entfliehen. Samma wird von seinen Qualen befreyt, und Jesus bleibt mit Johannes allein bey den Gräbern. 330 — 716. Die Leiden des Erlösers über die Sünden der Menschen. Eloa steigt vom Himmel und zählt seine Thränen. Die Seelen der Väter senden den Seraph Selia, Jesum zu beobachten. Der Messias schläft zum letztenmal ein. Die Schutzengel der Jünger unterrichten Selia von dem Character der Apostel, der Werkzeuge Gottes, wodurch das Reich Gottes verbreitet wird. „Die Göttlichkeit ihrer Herzen kannten sie nicht: Gott kannte sie besser. Er schuf sie zu Seelen, welche dereinst des Ewigen Offenbarungen schauten. Wie Engel sich lieben, so lieben sie Jesum.“ 717—902. Die Jünger entschlafen, Ischariot läfst sich vom Bösen besiegen. Satan erscheint ihm, weil er vorher schon die Unschuld der Seele entheiligt hatte, unter der Gestalt seines Vaters im Traume, und räth ihm des Nutzens wegen Jesum zu verrathen. Selbstgespräche des Verräthers: das Böse siegt in ihm. Der Messias erwacht, und redet mit seinen Jüngern von der nahen Trennung. Ischariot, der sich seitwärts verborgen hält, hört den Messias, und fängt an, die Wirkungen seiner eigenen Bosheit und der Eingebungen Satans bey sich zu empfinden.

Zweyter Gesang.

Das Gericht.

V. 1 — 99. Der Hohepriester Kaiphas, Haupt der Sadduzäer, ein kluger Weltmann, der auch einen Traum von Satan gehabt hat, versammelt das Synedrium, den Tod Jesu endlich völlig zu beschlieſsen. Er erzählt seinen Traum, den er für eine göttliche Eingebung ausgibt. 100 — 176. Philo, Haupt der Pharisäer, ein Heuchler, der die Religion zum Deckmantel der Bosheit nimmt, widerspricht ihm hierin; verurtheilt aber Jesum mit noch gröſserer Heftigkeit zum Tode. 177 — 252. Als Pharisäer und Sadduzäer im Begriff sind, sich kämpfend gegen einander zu erheben, tritt Gamaliel auf, beklagt die innere Spaltung, und räth, die Sache Gott zu überlassen. Er schildert Jesum, dessen Wunder der Liebe und himmlische Tugend, der von einer so leidenschaftlichen Versammlung nicht verurtheilt werden könne. Nikodemus dankt Gamaliel öffentlich für die Vertheidigung Jesu, und warnt, durch den Mord des Messias nicht Gottes Gerichte auf Judäa zu laden. 253 — 352. Philo hält eine wüthende Rede wider Jesum, Gamaliel und Nikodemus, zu welcher ihn Satan zuvor eingeweiht hat. 353 — 525. Nikodemus antwortet Philo. Er preist den Messias. Niemand könne ihn einer Sünde zeihen; auch Philo nicht, der doch bey dieser Aufforderung Jesu gegenwärtig gewesen sey: nur Dummheit und Bosheit könne die messianische Würde Jesu verkennen. Er beklagt den Miſsbrauch der falschen Religion zur Mordsucht, und beruſt sich auf die Gerichte jener Welt. Er beweint das Schicksal des Messias, der der Bosheit unterliegen werde, und erwiedert nach dem Willen und der Lehre Jesu Philo's Flüche mit Segen. Dann verläſst er mit Joseph die Versammlung. 526 — 570. Schweigendes Staunen ergreiſt die Versammlung. Als sie sich trennen will, tritt

Judas herein, und sagt seine Absichten dem Hohenpriester insgeheim. Dieser entdeckt sie der Versammlung, und belohnt den Verräther. Judas entfernt sich wieder, Jesum zu suchen. 571 — 703. Der Messias naht sich Jerusalem, und schickt Petrus und Johannes hinein, das letzte Abendmahl für sie zu bereiten. Petrus sieht von dem Söller des Hauses Maria, die mit einigen Freunden Jesum suchet. Empfindungen und Charaktere Marias und ihrer Begleiter. Diese sehen Petrus, und kommen hinauf. Maria fragt Johannes um den Aufenthalt ihres Sohnes; sie wolle ihn bitten, nicht nach Jerusalem zu gehen, wo man seinem Leben nachstelle. Johannes antwortet, dafs Jesus bald von Bethanien her kommen werde. Maria kann ihn nicht erwarten, und geht ihrem Sohne entgegen, ihm ihre Bitte vorzutragen. 704 — 764. Jesus nimmt einen andern Weg, und verweilt bey Golgatha. Er steht bey Josephs neuem Grabe, und denkt nach über seinen Tod, seine Auferstehung und den Sieg seiner Lehre, die Erneuerung des Menschengeschlechtes zu der Unschuld der Schöpfung. 765 — 1016. Jesus kömmt gegen Abend in die Stadt, und setzt sich mit allen Jüngern zu Tische. Er redet von seinem Tode, nimmt von ihnen Abschied, weissagt von seinem Verräther, und stiftet das Gedächtniſs seines Todes. Johannes fällt, da er den Kelch sieht, zu Jesu Füſsen. Jesus verheiſst seiner Liebe zum Lohne Offenbarungen von der Herrlichkeit des Messias und dem Siege des Himmelreichs. Auch Judas will Jesu zu Füſsen fallen, aber der Herr heiſst ihn aufstehn und redet von seinem Verräther. Judas geht fort. Es ist Nacht. Die Gedanken des Verräthers, da er zu Kaiphas geht. Jesus redet, da die Versammlung ganz heilig ist, von seiner Verherrlichung und erneuert das Gebot der Liebe. Petrus Kühnheit und die Verkündigung seiner nahen Untreue. Jesus betet knieend unter seinen Jüngern für diese und die Christenheit, damit die Liebe, mit der Gott ihn liebe, auch ihr Herz ergreife, und den unsterblichen Geist sein Versöhner erfülle.

Dritter Gesang.

Das Leiden.

V. 1—161. Anrufung der heiligen Muse. Jesus geht, von allen Jüngern begleitet, über den Kidron zum Oelberge. In Gethsemane folgen ihm nur drey Jünger; dann eilt er allein voraus in die Einsamkeit. Das Leiden hebt an; er betet: Vater! ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir! doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Er sieht die Qualen der Verdammten und fühlt ihr Elend; kommt zu den schlafenden Jüngern, und ermuntert sie zur Wachsamkeit. Seine Leiden werden stärker. Judas naht sich mit der Schaar. Des Verräthers Gedanken. Der Angriff der Schaar. Auf des Messias Anrede fallen sie, wie todt, nieder, Nachdem sie wieder aufgestanden sind, gibt der Verräther das Zeichen durch den Kuſs. Jesus läſst sich binden, hält Petrus von fernerer Gegenwehr zurück, und redet die Schaar an. 162 — 290. Unterdeſs war die Priester-Versammlung voll Unruhe wegen des Ausgangs. Ein Bothe erzählt, daſs die Schaar vor Jesu todt niedergefallen sey; ein zweyter die Gefangennehmung des Messias und von der Furcht der führenden Schaar; ein dritter, der von dieser Furcht nichts mehr weiſs, daſs Jesus sich schon dem Palaste nahe. Da die Ankunft Jesu sich verzögert, weil er unterwegs bey Hannas aufgehalten war, so geht Philo nebst einigen dahin, Jesum zu Kaiphas zu bringen. Als Philo bey Hannas eingetreten war, miſshandelt Jesum ein Knecht. Johannes Angst, als er Jesum in Philo's Gewalt sieht. Johannes begibt sich zu des Hohenpriesters Palast und bleibt im Dunkeln stehen. Der Messias erscheint vor dem Synedrium mit göttlicher Ruhe. 291 — 495. Portia, Pilatus Gemahlin, welche Jesum schon länger verehrte, war, ihn zu sehen, in des Hohenpriesters Palast gekommen. Sie freut sich der erhabenen Ruhe, mit welcher Jesus vor seinen Richtern steht. Philo flucht dem Messias, und klagt ihn der Empörung an, der Gotteslästerung und der falschen Wunder. Portia bewundert Jesum während Philo's Rede; sie beobachtet Petrus, und bejammert den Schmerz der Mutter Jesu. Kaiphas wiederholt die Anklage der Empörung gegen das Gesetz, die Priester und den Kaiser, und fordert Zeugen auf. Fünf unterrichtete Zeugen reden: Jesus schweigt. Kaiphas fordert zweymal zornig Jesum zu reden auf. Jesus erwiedert auf die letzte Frage des Hohenpriesters, daſs er der Sohn Gottes und der Richter der Welt sey. Kaiphas und die übrigen, vor allen Philo, verurtheilen Jesum zum Tode am Kreuze. Die Wache begeht Grausamkeiten an Jesu. Portia wird so gerührt, daſs sie sich entfernen muſs: in ihrer Wehmuth wendet sie sich zu dem ersten der Götter. 496 — 593. Petrus war hinausgegangen. Er entdeckt Johannes seine Verläugnung, verläſst ihn, und beweint seinen Fall. 564 — 672. Das Synedrium hält die letzte Versammlung. Philo ersinnt, drohend vor Jesu auf- und abgehend, Mittel, allen möglichen Schwierigkeiten, die sich der Hinrichtung Jesu entgegensetzen könnten, zu begegnen, und bewegt die Versammlung, Jesum sogleich zu Pilatus zu führen. Sie erscheinen vor dem weichlichen, übergebildeten Römer, der mehr auf Jesum, als auf dessen Ankläger achtet. Die Anklage des Kaiphas: der Messias bemerkt kaum seinen Ankläger. Pilatus nimmt Jesum in's Richthaus, ihn besonders zu verhören. Jesus erklärt vor Pilatus sich für einen sittlichen König, der, die Wahrheit zu lehren, von Gott gesandt sey. Pilatus belächelt es, daſs ein Jude die Wahrheit lehren wolle, die alle Denker Griechenlands nicht finden könnten. Er kehrt zu der Versammlung zurück, erklärt Jesum für unschuldig; er wolle ihn zum Herodes senden, dem Herrn über Galiläa, wo Jesus gewirkt habe, und der das jüdische Gesetz verstände. 673—899. Maria sucht ihren Sohn, geht in ihrer Traurigkeit zu Portia und bittet diese, ihren Gemahl zu warnen, daſs er den Unschuldigen nicht verdamme. Portia war dazu schon durch einen Traum geneigt, und schickt sogleich zum Pilatus. Sie erzählt Maria ihren Traum. Socrates sey ihr erschienen, und habe sie über die Nichtigkeit der Griechischen Religion belehrt: jetzt leide der gröſste der Menschen um der Menschen willen, und vollende dadurch der Tugenden gröſste: dieser sey es, den Pilatus jetzt richte. Dann schildert sie eine bildliche Darstellung der Versöhnung, die ihr im Traume vorschwebte. Maria verkündet ihr den Einen lebendigen Gott, und daſs Gott durch Jesum die wahre Gottesverehrung offenbare; daſs aber Jesus selbst zu sterben entschlossen sey. 900—1155. Der Messias wird zu Herodes geführt.

Das Betragen einiger Jünger und Freunde. Herodes fühlt sich geschmeichelt, dem Wunderthäter Wunder befehlen zu können, und verlangt von Jesu sinnliche Wunder. Jesus schweigt. Herodes verkennt ihn von neuem, hält dies Schweigen für Verachtung, verspottet den Messias, und schickt ihn zu Pilatus zurück. Philo sendet seine Getreuen aus, das Volk wider Jesum einzunehmen. Zu Pilatus gelangt die Bothschaft seiner Gemahlin. Er hatte, um Jesum zu retten, mit demselben einen berüchtigten Mörder, Barrabas, dem Volke vorstellen lassen, damit es um Jesu Loslassung bitten möchte. Er erklärt Jesum für unschuldig. Das Volk verlangt Barrabas Loslassung. Pilatus bezeugt durch ein feyerliches Händewaschen seine Unschuld am Tode Jesu. Das Volk übernimmt die Blutschuld. Barrabas wird losgelassen, der Messias zur Geiſselung geführt. Pilatus bringt Jesum mit Dornen gekrönt zum Volke heraus, um Mitleid zu erregen; vergebens. Der Messias gibt an Engel geheime Befehle, bey seinem Tode seine Freunde mit himmlischer Tröstung zu erquicken. Noch einmal bemüht sich Pilatus vergebens, Jesum zu retten: Kaiphas sagt ihm, daſs Jesus schon dadurch den Tod verdient habe, daſs er sich zum Sohne Gottes erkläre. Pilatus erschrick, nimmt Jesum in seinen Palast zurück und befragt ihn. Jesu Antwort. Pilatus versucht noch einmal, ihn zu befreyen; aber nach dem Vorwurfe der Priester, daſs er auf diese Art sich nicht als ein Freund des Kaisers zeige, übergibt Pilatus Jesum in der Priester Gewalt, ihn zum Tode zu führen. 1156 — 1258. Verzweiflung und Selbstmord des Verräthers. Die Seele desselben kömmt nach dem Tode des Körpers wieder zum Bewuſstseyn; Obaddon, der Todesengel, kündigt ihr ewige Verdammung an. Der Todte muſs dem Engel folgen.

Der Messias.

Erster Gesang.

Der Verrath.

V. 1 — 104.

Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Meſsias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet, verherrlicht, wieder erhöht hat.
Also geschah des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Gegen ihn auf: er that's und vollbrachte die groſse Versöhnung.
  Aber, o Werk, das allein der Allbarmherzige kennet,
Darf die Dichtkunst sich auch aus dunkler Ferne dir nahen?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich hier still anbete;

Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen.
Rüste mit deinem Feuer sie, du, der die Tiefen der Gottheit
Schaut, und den Menschen aus Staube gemacht zum Tempel sich heiligt!
Rein sey mein Herz! So darf ich, obwohl mit der bebenden Stimme
Eines Sterblichen, doch den Gottversöhner besingen,
Und die furchtbare Bahn mit verzieh'nem Straucheln durchlaufen.
Menschen! wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfinget,
Da der Schöpfer der Welt, als Erlöser, auf Erden herabkam:
So hört meinen Gesang! Ihr besonders, ihr wenigen Edlen,
Theure, herzliche Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit der Zukunft des grofsen Gerichts vertrauliche Seelen!
Hört mich, und singt dem ewigen Sohn durch ein göttliches Leben!
Nah' an der heiligen Stadt, die sich jetzt durch Blindheit entweihte,
Und die Krone der hohen Erwählung unwissend hinwegwarf,

Sonst die Stadt der Herrlichkeit Gottes, der heiligen Väter
Pflegerin, jetzt ein Altar des Bluts, vergossen von Mördern;
Hier war's, wo der Messias von einem Volke sich losriſs,
Das zwar jetzt ihn verehrte, doch nicht mit jener Empfindung,
Die untadelhaft bleibt vor dem schauenden Auge der Gottheit.
Jesus verbarg sich diesen Entweihten. Zwar lagen hier Palmen
Vom begleitenden Volk; zwar klang dort ihr lautes Hosanna:
Aber umsonst. Sie kannten ihn nicht, den König sie nennten;
Und, den Gesegneten Gottes zu sehn, war ihr Auge zu dunkel.
Gott kam selbst von dem Himmel herab. Die gewaltige Stimme:
Sieh! ich hab' ihn verklärt und will ihn von neuem verklären!
War die Verkündigerin der gegenwärtigen Gottheit:
Aber sie waren, Gott zu verstehn, zu niedrige Sünder.
Unterdeſs nahte sich Jesus dem Vater, der wegen des Volkes,
Dem die Stimme geschah, mit Zorn zu dem Himmel hinaufſtieg.

Denn noch einmal wollte der Sohn des Bundes Entschlieſsung,
Seine Menschen zu retten, dem Vater ſeyerlich kund thun.

Gegen die östliche Seite Jerusalems liegt ein Gebirge,
Welches auf seinem Gipfel schon oft den göttlichen Mittler,
Wie in das Heilige Gottes, verbarg, wenn er einsame Nächte
Unter des Vaters Anschau'n ernst im Gebete durchwachte.
Nach dem Gebirge begab er sich jetzt. Der fromme Johannes,
Er nur ſolgt' ihm dahin bis an die Gräber der Seher,
Wie sein göttlicher Freund, die Nacht im Gebete zu bleiben.
Und der Mittler erhub sich von dort zu dem Gipfel des Berges.
Da umgab von dem hohen Moria ihn Schimmer der Opfer,
Die den ewigen Vater noch jetzt im Bilde versöhnten.
Ringsum nahmen ihn Palmen ins Kühle. Gelindere Lüfte,
Gleich dem Säuseln der Gegenwart Gottes, umflossen sein Antlitz.

Jesus redete. Er und der Vater durchschauten den Inhalt

Gränzlos; dieſs nur vermag des Menschen Stimme zu sagen:
Göttlicher Vater! die Tage des Heils und des ewigen Bundes
Nahen sich mir; die Tage, zu gröſseren Werken erkohren,
Als die Schöpfung, die du mit deinem Sohne vollbrachtest.
Sie verklären sich mir so schön und herrlich, als damals,
Da wir der Zeiten Reich durchschauten; die Tage der Zukunft
Durch mein göttliches Schaun bezeichnet und glänzender sahen.
Dir nur ist es bekannt, mit was für Einmuth wir damals,
Du, mein Vater, und ich und der Geist die Erlösung beschlossen.
In der Stille der Ewigkeit, einsam und ohne Geschöpfe,
Waren wir bey einander. Voll unsrer göttlichen Liebe
Sahen wir auf die Menschen, die noch nicht waren, herunter.
Edens selige Kinder! ach, unsre Geschöpfe! wie elend
Waren sie, sonst unsterblich', nun Staub, und entstellt von der Sünde!
Vater, ich sah ihr Elend, du meine Thränen. Da sprachst du:

Lasset der Gottheit Bild in dem Menschen von neuem uns schaffen!
Also beschlossen wir unser Geheimniſs, das Blut der Versöhnung
Und die Schöpfung der Menschen verneut zu dem ewigen Bilde!
Hier erkohr ich mich selbst, die göttliche That zu vollenden.
Ewiger Vater, das weiſst du, das wissen die Himmel, wie innig
Mich seit diesem Entschluſs nach meiner Erniedrung verlangte!
Erde, wie oft warst du, in deiner niedrigen Ferne,
Mein erwähltes, geliebteres Augenmerk! Und du, o Kanan,
Heiliges Land, wie oft hing unverwendet mein Auge
An dem Hügel, den ich von des Bundes Blute schon voll sah!
Und wie bebt mir mein Herz von süſsen, wallenden Freuden,
Daſs ich so lange schon Mensch bin, daſs schon so viele Gerechte
Sich mir sammeln, und nun bald alle Geschlechte der Menschen
Mir sich heiligen werden! Hier lieg' ich, göttlicher Vater,
Noch nach deinem Bilde geschmückt mit den Zügen der Menschheit,

Betend vor dir: bald aber, ach bald wird dein tödtend Gericht mich
Blutig entstellen und unter den Staub der Todten begraben.
Schon, o Richter der Welt, schon hör' ich fern dich und einsam
Kommen und unerbittlich in deinen Himmeln dahergeh'n.
Schon durchdringt mich ein Schauer, dem ganzen Geistergeschlechte
Unempfindbar, und, wenn du sie auch im grimmigen Zorne
Tödtetest, unempfindbar! Schon seh' ich den nächtlichen Garten
Vor mir liegen, hinke vor dir in niedrigen Staub hin,
Lieg' und bet' und winde mich, Vater, im Todesschweiſse.
Siehe, da bin ich, mein Vater. Ich will des Allmächtigen Zürnen,
Deine Gerichte will ich mit tiefem Gehorsam ertragen:
Tödte mich! nimm mein ewiges Opfer zu deiner Versöhnung!
Jesus sprach's und erhub sich. In seinem Antlitz war Hoheit,
Seelenruh' und Ernst und Erbarmung, als er vor Gott stand.
Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne vernommen,

Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: Ich breite mein Haupt durch die Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit; sag': Ich bin ewig!
Sag' und schwöre dir, Sohn: *Ich will die Sünde vergeben!*

V. 105—164.

Jetzt stieg über den Cedernwald der Morgen herunter.
Jesus erhub sich; ihn sah'n in der Sonne die Seelen der Väter.
Als sie ihn sah'n, da sangen zwo Seelen gegen einander,
Adams Seele, mit ihr die Seele der göttlichen Eva:
Schönster der Tage, du sollst vor allen künftigen Tagen
Festlich und heilig uns seyn; dich soll vor deinen Gefährten,
Kehrest du wieder zurück, des Menschen Seele, der Seraph
Und der Cherub, beym Aufgang und Untergange begrüßen.
Steigst du zur Erde herab; verbreiten dich Orione

Durch die Himmel; und gehst du am Thron der Herrlichkeit Gottes
Strahlend hervor: so wollen wir dir in feyrendem Aufzug
Jauchzend mit Halleluja-Gesängen entgegensegnen!
Dir, unsterblicher Tag, der du unsern getrösteten Augen
Gott, den Messias, auf Erden in seiner Erniedrigung zeigtest!
Wie er so schön ist, o unser Messias in menschlicher Bildung!
Wie sich in seinem erhabenen Antlitz die Gottheit enthüllet!
Selig bist du und heilig, die du den Messias gebahrest;
Seliger du, als Eva, der Menschen Mutter. Unzählbar
Sind die Söhne von ihr, und sind unzählbare Sünder:
Aber du hast Einen, nur einen göttlichen Menschen,
Einen gerechten, ach Einen unschuldigen, theuren Messias,
Einen ewigen Sohn (ihn schuf kein Schöpfer) geboren!
Zärtlich mit irrendem Blick seh' ich hernieder zur Erde;
Dich, Paradies, dich seh' ich nicht mehr. Du bist in den Wassern

Niedergestürzt, im Gericht der allgegenwärtigen Sündfluth!
Deiner erhab'nen, umschattenden Cedern, die Gott selbst pflanzte,
Deiner friedsamen Laube, der jungen Tugenden Wohnung,
Hat kein Sturm, kein Donner, kein Todesengel geschonet!
Bethlehem, wo ihn Maria gebahr, ihn brünstig umarmte,
Sey du mir mein Eden; du Brunnen Davids, die Quelle,
Wo ich göttlich erschaffen zuerst mich sahe; du Hütte,
Wo er weinte, sey du mir die Laube der ersten Unschuld!
Hätt' ich dich in Eden geboren, du Göttlicher, hätt' ich
Gleich nach jener entsetzlichen That, o Sohn, dich geboren:
Siehe, so wär' ich mit dir zu meinem Richter gegangen;
Da, wo er stand, wo unter ihm Eden zum Grabe sich aufthat,
Wo der Erkenntnisse Baum so fürchterlich rauschte, die Stimme
Seiner Donner den Richterspruch des Fluches mir aussprach,
Wo ich im bangen Erbeben versank, zu sterben versank, da

Wär' ich zu ihm gegangen; dich hätt' ich weinend umarmt, Sohn!
An mein Herz dich gedrückt, und gerufen: Zürne nicht, Vater!
Zürne nicht mehr; ich habe den Mann Jehovah geboren! —
Heilig bist du, anbetungswürdig und ewig, o Erster!
Der du deinen göttlichen Sohn von Ewigkeit zeugtest;
Ihn nach deinem Bilde gezeugt, zum Erlöser der Menschen,
Meines von mir beweinten Geschlechts, erbarmend erwähltest.
Gott hat meine Thränen geseh'n; ihr habt sie gesehen
Seraphim, und sie gezählt; auch ihr, ihr Seelen der Todten,
Seelen meines entschlaf'nen Geschlechts, sie alle gezählet.
Wärest du nicht, o Messias, gewesen; die ewige Ruhe
Hätte selbst mir traurig und ungenieſsbar geschienen.
Aber von deiner göttlichen Huld, von deiner Erbarmung.
Stifter des ewigen Bundes, von ihr umschattet, da lernt' ich
Selbst in der Wehmuth Schmerz mehr Seligkeiten empfinden. —

Und nun trägst du sein Bild, das Bild des sterblichen Menschen,
Gottmensch, Mittler, dich beten wir an! Vollende dein Opfer,
Das du für uns, Weltrichter, für uns zu vollenden herabstiegst.
Mache die Erde bald neu, die du zu verneuen beschlossest,
Dein und unser Geburtsland! Komm zurück in den Himmel!
Komm, sey gegrüſst in deinen Erbarmungen, Gottmensch! Erlöser!

V. 165 — 329.

Jesus stieg an dem Oelberg nieder. An seiner Mitte
Standen Palmen vor allen auf niedrigen Hügeln erhaben,
Von leichtschimmernden Wolken des Morgennebels umflossen.
Unter den Palmen vernahm der Messias den Engel Johannes,
Raphael ist sein Name, der ihn hier betend verehrte.
Liebliche Winde zerflossen von ihm, und trugen die Stimme,
Die sonst keine Geschöpfe nicht hörten, hinab zu dem Mittler.

Raphael, komm! rief ihm der Messias mit freundlichem Anblick,
Wandle mir hier ungeseh'n zu der Seite! Wie hast du die Nacht durch
Unsers lieben Johannes unschuldige Seele durchwachet?
Welche Gedanken, die deinen Gedanken, o Raphael, glichen,
Hatt' er? Wo ist er jetzt? — Ich bewacht' ihn, sagte der Seraph,
Wie wir die Erstlinge deiner Erwählten, o Mittler, bewachen.
Seinen geöffneten Geist umschatteten heilige Träume,
Träume von dir. O hättest du ihn da schlummern gesehen,
Als er dich, Göttlicher, sah! Ein heiliges Frühlingslächeln
Füllte sein Antlitz. Dein Seraph hat auch in Edens Gefilden
Adam gesehn, da er schlief, und das Bild der werdenden Eva
Und des bauenden Schöpfers vor seine Gedanken herabkam.
Aber so schön war er kaum, wie dein göttlicher Jünger Johannes.
Doch jetzt ist er dort unten in traurigen nächtlichen Gräbern,
Und klagt einen besessenen Mann, der im Staube der Todten

Fürchterlich bleich, wie lebend Gebein, herübergestreckt liegt.
Jesus, du solltest ihn seh'n, du solltest den zärtlichen Jünger
Neben ihm voll mitleidiges Kummers und Wehmuth erblicken,
Wie vor Menschenliebe sein Herz ihm erbarmend zerflieſset,
Wie er bebet. Mir selbst drang eine Thräne der Wehmuth
Zitternd ins Auge. Da wandt' ich mich weg. Das Leiden der Geister
Die du zur Ewigkeit schuſst, ist mir stets durch die Seele gedrungen.
  Raphael schwieg. Der Göttliche sah mit Zorne gen Himmel.
Vater, erhöre mich! Es werde der Hasser der Menschen
Deinem Gericht' ein ewiges Opfer, das jauchzend der Himmel,
Das mit Bestürzung und Schande und Schmach die Hölle betrachte!
  Also sagt' er, und näherte sich den Gräbern der Todten.
Unten am mitternächtlichen Berge waren die Gräber
In zusammengebirgte, zerrüttete Felsen gehauen.
Dicke, finsterverwachsene Wälder verwahrten den Eingang

Vor dem Blicke des fliehenden Wandrers. Ein trauriger Morgen
Stieg, wenn über Jerusalem schon der Mittag sich senkte,
Dämmernd noch in die Gräber mit kühlem Schauer hinunter.
Samma, so hieſs der besessene Mann, lag neben dem Grabe
Seines jüngsten geliebteren Sohns in kläglicher Ohnmacht;
Neben ihm stand sein anderer Sohn und weinte zu Gott auf.
Jenen todten, welchen der Vater beweint' und der Bruder,
Brachte vordem die zärtliche Mutter, erweicht durch sein Flehen,
Mit in die Gräber zum Vater hinab, zum Vater im Elend,
Den jetzt Satan in grimmiger Wuth bey den Todten herumtrieb.
Ach mein Vater! so rief der kleine geliebte Benoni,
Und entfloh den Armen der Mutter, die ängstlich ihm nachlief;
Ach mein Vater! umarme mich doch! und krümmt' um die Hand sich,
Drückte sie an sein Herz. Der Vater umfaſst ihn und bebte.

Da der Knabe mit stillem, liebkosenden Lächeln ihn ansah,
Warf ihn der Vater an einen entgegenstehenden Felsen,
Daſs sein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann;
Und mit leisem Röcheln entfloh die Seele voll Unschuld.
Jetzo klagt er ihn trostlos, und faſst das kalte Behältniſs
Seiner Gebeine mit sterbendem Arm. Mein Sohn, Benoni!
Ach Benoni, mein Sohn! — so sagt er, und jammernde Thränen
Stürzen vom Auge, das bricht und langsam starrend dahinstirbt.
Also lag er beklommen von Angst, da der Mittler hinabkam.
Joel, der andere Sohn, verwandte sein thränendes Antlitz
Von dem Vater, und sah den Messias die Gräber herabgeh'n.
Ach mein Vater! erhob er voll froher Verwund'rung die Stimme,
Jesus, der groſse Prophet, kömmt in die Gräber hernieder!
Satan hört es, und sah bestürzt durch die Oeffnung des Grabmahls.
So seh'n Gottesleugner, der Pöbel, aus dunklen Gewölben,

Wenn am donnernden Himmel das hohe Gewitter heraufzieht,
Und in den Wolken der Rache gefürchtete Wogen sich wälzen.
Satan hatte bisher aus der Fern' nur Samma gepeinigt;
Aus den tiefſten, entlegensten Enden des nächtlichen Grabmahls
Sandt' er langsame Plagen hervor. Jetzt erhub er sich wieder,
Rüstete sich mit Todesschrecken, und stürzt auf Samma.
Samma sprang auf, dann fiel ohnmächtig von neuem er nieder.
Sein erschütterter Geist (er rang noch kaum mit dem Tode!)
Riſs ihn, von dem mörd'rischen Feind zum Unsinn empöret,
Felsenan. Hier wollt' ihn vor deinen göttlichen Augen,
Richter der Welt, am hangenden Felsen Satan zerschmettern!
Doch du warest schon da, und deine voreilende Gnade
Trug dein verlaſsnes Geschöpf auf treuen, allmächtigen Flügeln,
Daſs er nicht sank. Da ergrimmte der Geist des Verderbers
Und erbebte. Ihn schreckte von fern die kommende Gottheit.

Indem richtete Jesus sein helfendes Antlitz auf Samma;
Eine belebende göttliche Kraft, mit dem Blicke vereinet,
Ging von ihm aus. Da erkannte der bange, verlassene Samma
Seinen Retter. Ins bleiche Gesicht voll Todesgestalten
Kam die Menschheit zurück; er schrie und weinte gen Himmel;
Wollte reden, allein kaum konnt' er, vor Freuden erschüttert,
Bebend stammeln. Doch breitet er sich mit sehnenden Armen
Nach dem Göttlichen aus, und sah mit getröstetem Auge,
Voll Entzückung, nach ihm von seinen Felsen herunter.
Wie die Seele des trüberen Weisen, die, in sich gekehret,
Und an der Ewigkeit der künftigen Dauer verzweifelnd,
Innerlich bebt; der unsterblichen schauert vor ihrer Vernichtung:
Aber jetzt nahet sich ihr der weiseren Freundinnen Eine;
Ihrer Unsterblichkeit sicher und stolz auf Gottes Verheiſsung,
Kommt sie zu ihr mit tröstendem Blick. Die trübe, verlaſsne

Heitert sich auf, und windet mit Macht vom jammernden Kummer
Ungestüm freudig sich los; die ewige jauchzt nun, und segnet
Sich in Triumph, und ist von neuem unsterblich geworden!
Also empfand der besessene Mann die Beruhigung Gottes.
Jetzo sprach der Messias mit mächtiger Stimme zu Satan:
Geist des Verderbens! Wer bist du, der du vor meinem Antlitz
Dieſs zur Erlösung erwählte Geschlecht, die Menschen, so quälest?
Ich bin Satan! antwortet' ein zorniges, tiefes Gebrülle,
König der Welt, die oberste Gottheit unsklavischer Geister,
Die mein Ansehn etwas erhabnerem, als den Geschäften 270
Himmlischer Sänger bestimmt. Dein Ruf, o sterblicher Seher,
(Denn Maria wird wohl Unsterbliche niemals gebären!)
Dieser dein Ruf drang, wer du auch bist, [3] zu der untersten Hölle.
Selber ich verlieſs sie! sey stolz ob meiner Heraufkunft!
Dich von himmlischen Sclaven verkündigten Retter zu sehen.

Doch du wurdest ein Mensch, ein götterträumender Seher,
Wie die, welche mein mächtiger Tod hinab in die Erde
Gräbt! Drum geb' ich nicht Acht, was die neuen Unsterblichen thaten.
Aber nicht müſsig zu seyn, so plagt' ich, (das hast du gesehen!)
Deine Geliebten, die Menschen. Da schau' die Todesgestalten,
Meine Geschöpfe, auf diesem Gesicht! Jetzt eil' ich zur Hölle.
Unter mir soll mein allmächtiger Fuſs das Meer und die Erde,
Mir anständige Wege zu bahnen, gewaltsam verwüsten.
Stirb indeſs noch, Verlaſsner, vor mir! — Er sprach's und er stürzte
Stürmend auf Samma. Allein des ruhigschweigenden Mittlers
Stille, verborgne Gewalt kam, gleich der Allmacht des Vaters,
Wenn er Welten geheim und still den Untergang zuwinkt,
Satan in Zorne zuvor! Er floh und vergaſs im Entfliehn
Unter allmächtigen Fuſse das Meer und die Erde zu schlagen.
Samma stieg indeſs von seinem Felsen hernieder.

Also entfloh von dem hohen Euphrates Nebucadnezar,
Da ihm der Rath der heiligen Wächter die Bildung des Menschen
Wiedergab, ihm von neuem zum Anschaun des Himmels erhöhte.
Gottes Schrecknisse gingen nicht mehr, mit dem Rauschen Euphrates,
Ihm in Wettern vorüber, als wären's des Sinai Wetter.
Nebucadnezar erhub sich auf Babylons hangende Höhen;
Nicht mehr ein Gott, lag er gen Himmel gebreitet, und dankbar
Tief im Staube gebeugt, den Ewigen anzubeten.
So kam Samma zu Jesus herab, und fiel vor ihm nieder.
  Darf ich dir folgen, du heiliger Mann? Ach laſs mich mein Leben,
Das du von neuem mir gabst, bey dir, Mann Gottes, vollenden!
  Also sagt' er, und schlang sich mit brünstigen, zitternden Armen
Um den Erlöser, der ihm mit menschenfreundlichen Blicken
Dieſs erwiederte: Folge mir nicht, doch verweile dich künftig
Oft an der Höh' der Schädelstätte; da wirst du die Hoffnung

Abrahams und der Propheten mit deinen Augen erblicken.
Indem Jesus zu Samma so sprach, da wandte sich Joel
Zu Johannes, und sagte zu ihm mit schüchterner Unschuld:
Lieber! ach führe du mich zu Gottes groſsem Propheten,
Daſs er mich höre; du kennest ihn ja. — Der zärtliche Jünger
Nahm ihn und führt' ihn zu Jesus. Da sagt' er in seiner Unschuld:
Gottes Prophet, so kann denn mein Vater und ich dir nicht folgen?
Aber, o darf ich es sagen, warum verweilest du jetzo,
Wo mein jugendlich Blut erstarrt vor der Todten Gebeinen?
Komm, Mann Gottes, ins Haus, wohin mein Vater zurückkehrt:
Dort soll meine verlassene Mutter mit Demuth dir dienen.
Milch und Honig, die lieblichste Frucht von unseren Bäumen,
Sollst du genieſsen: die Wolle der jüngsten Lämmer der Aue
Soll dich decken. Ich selber will dich, o Gottes Prophet, dann,
Kömmt der Sommer, unter die Schatten der Bäume begleiten,

Die mein Vater im Garten mir gab. Mein lieber Benoni!
Ach, Benoni, mein Bruder! dich laſs ich zurück in dem Grabe!
Ach, nun wirst du mit mir die Blumen künftig nicht tränken!
Wirst am kühlenden Abend mich niemals brüderlich wecken!
Ach Benoni! ach Gottes Prophet! da liegt er im Staube!
Jesus sah ihn erbarmungsvoll an und sprach zu Johannes:
Trockne dem Knaben die Zähren vom Aug'; ich hab' ihn viel edler
Und rechtschaffner als viele von seinen Vätern, gefunden.
Also sagt' er, und blieb mit Johannes allein in den Gräbern.

V. 330—716.

Unter dem nahen Gebein, von Nacht und Schatten umgeben,
Saſs er und überdachte sich selber, den Sohn des Vaters
Und den Menschen zum Tode bestimmt. Vor seinem Gesichte
Sah er der Menschen Sünden, die alle, die seit der Erschaffung

Adams Kinder vollbrachten, auch die, so die schlimmere Nachwelt
Sündigen wird, ein unzählbares Heer, Gott fliehend, vorbeygeh'n.
Satan war mitten darin und herrschte. Vom Angesicht Gottes
Trieb er den Sünder, das Menschengeschlecht, und versammelt' es zu sich.
Wie die Ebnen des Meers ein mitternächtlicher Strudel
Ringsum in sich verschlingt, und immer zum Untergang offen,
Unsichtbar unter den Wolken des niedersteigenden Himmels, 340
Alle zu sichre Bewohner des Meers in die Tiefen hinabzieht.
Jesus sah die Sünden und Satan: dann sah er zu Gott auf;
Gott, sein Vater, sah auch nach ihm tiefsinnig herunter.
Damals hat der ewige Vater die andere Thräne
Still geweint: die erste weint' er, da Adam verflucht ward.
Auch kam Seraph Eloa, von himmlischen Wolken umflossen,
Zu der Erd' herunter, und sah von Antlitz zu Antlitz
Gottes Erlöser, und zählte die menschenfreundlichen Thränen,

Alle Thränen, die Jesus weinte. Dann stieg er gen Himmel.
Als er hinaufstieg, erblickt ihn Johannes. Ihm öffnete Jesus
Daſs er den Seraph erblickte, das Auge. Er sah ihn und staunte,
Und umarmte voll Inbrunst den Mittler, nannt' ihn mit Seufzern
Seinen Erlöser und Gott: mit unaussprechlichen Seufzern
Nannt' er ihn so, und blieb bey ihm in ſüſser Umarmung.
Aber die übrigen Eilfe, die Jesum lange nicht sahen,
Gingen im Dunkeln am Fuſs des Berges und suchten ihn traurig.
Auſser einen, der Jesum, wie sie, nicht liebend mehr ehrte,
Waren sie Männer voll Unschuld. Die Göttlichkeit ihrer Herzen
Kannten sie nicht: Gott kannte sie besser. Er schuf sie zu Seelen,
Welche dereinst des Ewigen Offenbarungen schauten.
Doch nicht jener zugleich, so, der himmlischen Jüngerschaft unwerth,
Jesum verrieth: er konnte sie schaun, verrieth er nicht Jesum.
Ihre Beschützer, Engel der Erde, die unter der Aufsicht

Gabriels stehn, erhuben sich jetzt auf die Höhen des Oelbergs,
Und betrachteten da mit der süſsen Freundschaft Genusse
Ungesehn die Gespielen, wie sie den göttlichen Mittler
Ringsum thränenvoll suchten. Da kam mit eilendem Schritte
Von der Sonn' ein Seraph, und stand auf einmal vor ihnen.
Es war Einer der Viere, die gleich nach Uriel herrschen.
Selia war sein Name. Jetzt sprach er also zu ihnen:
Sagt mir, himmlische Freunde, wo ist, in welchen Gefilden
Wandelt er jetzt, der erhabne Messias? Die Seelen der Väter
Senden mich, daſs ich ihn auf allen göttlichen Wegen
Still begleite, und jede That der groſsen Erlösung
Achtsam bemerke; kein heiliges Wort, kein Seufzer des Mitleids
Soll von seinem unsterblichen Mund ungehört mir entfliehen!
Selia endigte so. Ihm erwiederte Seraph Orion,
Simons Schutzgeist: Dort unten, wo sich die traurigen Gräber

Oeffnen, und sinkend sich mit des Oelbergs Fuſse vertiefen,
Dort steht, himmlischer Freund, der hohe Messias und denket.
Selia sah ihn, und blieb unverwandt in sanfter Entzückung
Stehn. Schon waren eilendes Flugs zwo fliehende Stunden
Ueber sein Haupt mit der Stille der Nacht vorübergeflogen,
Als er noch stand. Jetzt kam der letzte vertrauliche Schlummer
In das Auge des Mittlers herab. Die heilige Ruhe
Eilte, gesandt von Gott, vom Allerheiligsten Gottes,
Nieder in stillen Düften auf ihn, und kühlendem Säuseln.
Jesus schlief. Drauf wandte sich Selia zu der Versammlung,
Und trat mitten hinein, und sprach vertraulich zu ihnen:
Sagt mir, himmlische Freunde, wer sind die Männer am Hügel,
Die da wandeln, und, wie verlassen und traurig, herumgehn?
Sehet, sanfter, rührender Schmerz deckt ihre Gesichte,
Doch entstellt er sie nicht. So zeigen edlere Seelen

Ihre Wehmuth. Sie weinen vielleicht um einen geliebten
Und entschlafenen Freund, der ihnen an Tugenden gleich war.
Ihm erwiedert Orion: Das sind die heiligen Zwölfe,
Selia, die zu Vertrauten der Mittler Gottes sich auskohr.
Ach, wie selig sind wir; dafs uns ihr Meister geboten,
Ihre Beschützer und Freunde zu seyn! Da sehen wir immer,
Wie er mit süfser geselliger Liebe sich ihnen eröffnet,
Wie er sie lehret, und bald mit mächtiger Rede den Eingang
Zu den hohen Geheimnissen zeigt, in menschlichen Bildern
Bald die unsterbliche Tugend verklärter und fühlbarer zeigt,
Und dadurch ihr empfindendes Herz zu der Ewigkeit bildet.
O wie vieles lernen wir da! Wie ladet sein Beyspiel
Aufzumerken uns ein, und ihm anbetend zu folgen!
Salia, solltest du ihn, und seine göttliche Freundschaft,
Und sein edles, des ewigen Vaters würdiges Leben

Täglich sehen, dein Herz zerflöſs in stiller Entzückung!
Auch ist es schön, und klinget auch selbst in unsterblichen Ohren
Lieblich, wenn seine Vertrauten von ihm sich zärtlich besprechen.
Seraph, wie wir uns lieben, so lieben sie Jesum. Ich sagt' es
Oft in unsrer Versammlung, und wiederhol' es auch jetzo:
Vielmals wünsch' ich von Adams Geschlecht, ja selber auch sterblich
Mit den Menschen zu seyn; kann anders ohne die Sünde
Sterblichkeit seyn. Vielleicht verehrt' ich ihn inniger, treuer;
Meinen Bruder von eben dem Fleisch und Blute geboren,
Liebt' ich vielleicht weit brünstiger noch. Mit welcher Entzückung
Wollt' ich für ihn, der zuerst für mich starb, mein Leben verlieren!
Mitten im heiſsen, unschuldigen Blut, mit brechenden Augen
Wollt' ich ihn preisen! Mein schwaches Seufzen, mein sterbendes Stammeln
Sollte, wie Harmonie der hohen Lieder Eloas,
Geht er am Throne vorbey, in den Ohren Gottes ertönen.

Dann, dann schlössest, Selia, du, schlöss' einer von diesen
Sanft mit unsichtbarer Hand die gebrochnen Augen des Todten,
Führte die fliehende Seele dann zu des Ewigen Throne.
Selia sprach: Wie rührest du mich! Wie reizet dein Wunsch mich,
Auch ein Bruder der Menschen zu seyn! Die Männer am Hügel,
Die sind also die Zwölfe, die heiligen Freunde des Mittlers,
Welche zu seyn, selbst Seraphim, auch mit der Sterblichkeit, wünschen? 430
Seraphim, nennet sie mir. Ich will die Namen auch hören,
Die schon lang' in dem Buche des Lebens leuchtender glänzen.
Nennet mir jenen zuerst, der dort mit feurigem Auge
Um sich blickt, und mit Ungeduld in den Nächten des Waldes
Suchet, Jesum vielleicht! Muth seh' ich, entschloſsnere Kühnheit
Seh' ich in seinem Gesicht. Aufrichtig sagt es mir alles,
Was, vom fühlenden Herzen entflammt, die Seele gedenket.
Dieser ist Simon Petrus (erwiederte Seraph Orion,)

Einer der gröſsten. Mich wählte, daſs ich ihn beschützte, der Mittler.
Wie du sagtest, so ist auch mein Freund. Du solltest ihn immer
Nebst mir in jedem kleinen Betragen, in Jesu Gesellschaft,
Wenn er freudig ihn hört, auch wenn er am fernen Gestade,
Nicht vor dem Auge des Göttlichen mehr, doch von meinem begleitet,
Schlummert, verloren in Träume von Gott, da immer ihn sehen!
Seraph, du würdest sein fühlendes Herz noch göttlicher nennen.
Einst, als Jesus die Jünger befragte: Für wen sie ihn hielten?
Sprach er: Du bist Christus, der Sohn des lebenden Gottes!
Dieses sagt' er, und weinte vor Freude. Wir weineten, Seraph,
Mit dem Glücklichen, als er es kaum vor Wonne, vor Wehmuth
Aussprach. Doch ach, hätt' ich nur nicht selbst aus des Mittlers
Munde von Petrus gehört: Du wirst mich dreymal verleugnen!
Traurige Worte; was sagtet ihr mir? Ach Simon, mein Bruder,

Hörtest du sie? Und wenn du sie hörtest, wie ward's dir im Herzen?
Simon, du sagtest zwar kühn: Du wolltest nie ihn verleugnen,
Deinen Erlöser und Gott! doch Jesus sagt' es noch Einmal.
Wenn du es wüſstest, wie mir mein Herz in Trauern zerflieſset,
Denk' ich daran; du stürbest viel lieber, als daſs du den besten,
Deinen getreu'sten, unsterblichen Freund unedel verkenntest.
Aber du weiſst ja, wie Jesus dich liebt; du sahst ja sein Auge,
Das voll göttlicher Huld bey diesen Worten dich ansah;
Simon Petrus, du wirst ihn doch nicht unedel verkennen?
Nein, sprach Selia, nein! er wird nicht seinen getreu'sten,
Seinen unsterblichen Freund unedel verleugnen, Orion!
Schau ihn nur an, welch' redliches Herz dieſs Angesicht ausdrückt!
Aber wer ist jener, der dort auf männlicher Stirne
Feuer zur Tugend und zürnenden Haſs der Laster verbreitet?
Ist es nicht Simons Vertrauter? O, wie er um ihn sich beschäftigt!

Wär' er sein Bruder, so könnt' er ihm nicht vertrauter begegnen.
Sipha, sein Engel, redete jetzt: Du irrest nicht, Seraph,
Dieser ist Simons Bruder, Andreas. Sie wuchsen zugleich auf,
Und Orion und ich erzogen der Jünglinge Seelen
Neben einander mit Sorgsamkeit auf. Oft hab' ich ihn damals,
Wenn mit Zärtlichkeit beyde die brünstige Mutter umarmte,
Unvermerkt zu jener vollkommneren Liebe gebildet,
Die er dereinst dem grofsen Messias heiligen sollte.
Als ihm Jesus am Jordane rief, da war er noch einer
Von den Jüngern Johannes. Noch klang ihm die Rede Johannes
Von dem kommenden Mittler am immerhörenden Ohre,
Als ihn mit seinem durchdringenden Blick, voll segnender Liebe,
Jesus berief. Ich hab' ihn gesehen; göttliches Feuer
Drang gewaltig in ihn; er flog dem Messias entgegen!

Jetzo sprach Philippus Beschützer, Libaniel, also:

Den du dort um beyde gesellig und friedsam erblickest,
Dieser ist Philippus. Viel menschenfreundliches Lächeln
Bildet die Züge des stillen Gesichts, und treues Bestreben,
Alle, die Gott zum Bilde sich schuf, als Brüder zu lieben,
Ist der geliebtere Trieb in seinem göttlichen Herzen.
Auch hat Gott in ihn der süſsen Beredsamkeit Gaben
Viele gelegt. Wie vom Hermon der Thau, wenn der Morgen erwacht ist,
Träufelt, und wie wohlriechende Lüfte vom Oelbaum flieſsen,
Also flieſst von Philippus Munde die liebliche Rede.
Selia sprach weiter: Der dort mit langsamen Schritten
Unter der Ceder wandelt, wer ist der? Auf seinem Gesichte
Glüht die edle Begierde nach Ruhm. Da geht er, wie einer
Von den Unsterblichen, welche der Nachwelt ihre Geschäfte
Heiligen, und von Enkel zu Enkel unsterblicher werden!
Seraph Adona sprach: Der Zebedäide Jakobus

Ist der, welchen du siehst. Die Ehrbegierde des Weisen
Ist nur auf göttliche Dinge gerichtet. Vor jener Versammlung
Aller Menschen, im groſsen Gericht der erwachenden Todten,
Durch die Entscheidung des ewigen Ersten und seines Gesalbten,
Würdig noch der Ehre zu seyn! das ist sein Bestreben.
Weniger Ehre wär' Schmach für diese himmlische Seele!
Sieht er den Göttlichen kommen, so geht er von Seligkeit trunken,
Ihm entgegen, als ging er ihm schon am ewigen Throne
Jauchzend entgegen. Unter den heiligen Zwölfen ist dieser,
Also sagen der Vorsicht Tafeln, der Märtyrer Erstling.
Bald wird er gehn in Triumph auf der Zukunft weiterem Schauplatz,
Und des ewigen Geistes Begierde unendlicher stillen.

Simon, der Kananit, den du dort sitzend erblickest,
Sagte sein Engel, Megiddon, war ein Schäfer in Saron.
Jesus rief ihn vom Felde. Sein stilles Leben voll Unschuld,

Und die Demuth, mit welcher er ihm in Einfalt diente,
Wandte das Herz des Erlösers ihm zu. Denn da er ermüdet
Einst zu ihm kam, da schlachtet' er Jesu mit sorgsamer Eile
Gleich ein jugendlich Lamm, und stand, und dient' ihm in Unschuld,
Segnete sich und die niedrige Hütte, wo Gottes Prophet war.
Folge mir! sprach der Messias zu ihm, verlasse die Heerden:
Denn ich bin es, von dem du das Lied der himmlischen Schaaren
Bey dem bethlehemitischen Quell, als ein Knabe, vernahmest.
Dort geht mein Geliebter hervor, sprach Seraph Adoram,
Schau, Jakobus, der Alphäide! Dies ernste Gesichte
Ist verschweigende Tugend, die weniger saget, als ausübt.
Kennt ihn der Ewige nur, wenn ihn auch von Enkel zu Enkel
Menschen nicht kennten, er unbekannt den Unsterblichen bliebe;
Siehe, er würde vom Ruhm unbelohnt doch edel und gut seyn.
Umbiel sprach ferner: Der dort voll Gedanken und einsam

Tief in dem Walde sich zeigt, ist Thomas, ein feuriger Jüngling.
Stets entwickelt sein Geist aus Gedanken Gedanken! Ihr Ende
Findet er oft nicht, wenn sie vor ihm sich, wie Meere, verbreiten.
Bald hätt' er sich in dem finstern Gebäu sadduzäischer Träume
Kläglich verloren; allein des Messias gewaltige Wunder
Retteten ihn. Er verlieſs die labyrinthischen Irren,
Kam zu Jesus. Doch würd' ich mich seinetwegen noch öfter
Zärtlich bekümmern, hätt' ihm zu dieser denkenden Seele
Nicht die Natur ein redliches Herz und Tugend gegeben.
   Jener ist Matthäus, so sprach Bildai, ein Jünger,
Der in dem vollen Schooſs wollüstiger Eltern erzogen,
Und durch sie zu dem niedern Geschäft der Reichen verwöhnt ward,
Die des unsterblichen Geistes uneingedenk, unersättigt,
Wie für die Ewigkeit sammeln. Allein die mächtigern Triebe
Seines Geistes erhuben sich bald, da er Jesum erblickte.

Kaum winkt' ihm der Messias, er folgt', und lieſs die Geschäfte,
Die ihn bisher zu der Erde gedrückt, den Thieren zurücke.
So entreiſst sich ein Held der Könige weichlichen Töchtern,
Ruft ihn der Tod für das Vaterland. Das Gefilde, wo Gott steht,
Und dem Verderben, gerüstet mit Rache, die Schuldigen zuzählt,
Rufet ihn mehr, als ewiger Ruhm, die Stimme der Unschuld.
  Seraph Siona fuhr fort: Der dort mit silbernem Haupthaar
Jener freundliche Greis, ist Bartholomäus, mein Jünger. 550
Schon sein frommes, heiteres Antlitz! Die heilige Tugend
Wohnt da gern. Den Sterblichen wird die Strenge der ernsten,
Wenn er vor ihnen sie thut, weit liebenswürdiger werden.
Du wirst viel zu dem Herrn versammeln. Sie werden dein Ende
Sehn, und sich wundern, wenn du in dem Schweiſse des Todes
Deinen Mördern und Brüdern, wie junge Seraphim, lächelst.
Trocknet mit mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte,

Himmlische Freunde, damit sein abschiednehmendes Lächeln
Alle Versammlungen sehn, und sich zu dem Sohne bekehren.
Jener blasse, verstummende Jüngling, so sagte jetzt Elim,
Ist mein auserwählter Lebbäus. So zärtlich und fühlend,
Als die Seele des stillen Lebbäus, sind wenig geschaffen.
Seine Mutter gebar ihn unter den Palmen. Da kam ich
Ungesehn, und kühlte den Knaben mit lieblichen Lüften.
Aber er weinte schon dazumal mehr, als Sterbliche weinen,
Wenn sie mit dunkler Empfindung den Tod von ferne schon fühlen.
Also bracht' er bey jeder Thräne, die Freunde vergossen,
Innig gerührt, bey jedem Schmerze der Menschen empfindlich,
Seine Jugend voll Traurigkeit hin. So ist er bey Jesu
Immer gewesen. Wie sehr bin ich deinetwegen bekümmert!
Wenn der Erlöser stirbt, dann wirst du, heiliger Jüngling,
Unter des Elends Last vergehn! Ach, stärk' ihn, Erlöser,

Stärk' ihn alsdann, Erbarmer der Menschen, damit er nicht sterbe!
Siehe, da kommt er selbst, tiefsinnig mit wankendem Schritte,
Gegen uns her. Hier kannst du ihn, Seraph, näher betrachten,
Und von Antlitz zu Antlitz der Seelen zärtlichste sehen.
Als der Seraph noch sprach, da trat der stille Lebbäus
Unter sie hin. Von keinem Geschöpf, wie er glaubte, vernommen,
Klagte mit frommer Trauer Lebbäus: So find' ich ihn nirgends!
Schon ist ein trauriger Tag, schon sind zwo Nächte vergangen;
Und wir sehen ihn nicht! Ja, seine verruchten Verfolger
Haben ihn endlich gewiſs ergriffen! Ich armer Verlaſsner
Kann noch leben, und Jesus ist todt! Dich haben die Priester
Kläglich erwürgt, du göttlicher Mann! Ich sah dich nicht sterben!
Ach, und ich habe dir nicht dein göttliches Auge geschlossen!
Sagt, Verruchte, wo würgtet ihr ihn? In welche Gefilde,
Welche bange, verödete Wüste, zu welchen Gebeinen

Unter den Todten brachtet ihr ihn, und nahmt ihm das Leben?
Ach, wo liegest du, göttlicher Freund? Ja, unter den Todten,
Bleich und entstellt, der innigen Huld und des himmlischen Lächelns,
Aller deiner erbarmenden Blicke von Mördern beraubet,
Liegest du; und dich haben die Deinen nicht sterben gesehen!
Ach, daſs nur dieſs bange Herz nicht länger mehr schlüge!
Daſs mein Geist, geschaffen zur Angst, wie dies dunkle Gewölke,
Tief in die Nacht des Todes entflöh'! ich läge und schliefe!
Also klagt' er, und sank ohnmächtig in Schlummer darnieder.
Elim bedeckt' ihn mit Spröſslingszweigen des schattenden Oelbaums,
Wehete dann mit wärmeren Lüften sein starrend Gesicht an,
Unsichtbar, und goſs ihm Leben und ruhigen Schlummer
Ueber sein Haupt. Er schlief, und sah im heiligen Traume,
Durch den Engel, den Mittler lebendig herumgehn.
Selia hing mit thränendem Blick und menschlichem Mitleid

Ueber ihm, als bey den Gräbern noch einer der Jünger heraufstieg.
Nennet mir auch jenen, so sagt er, der dort an dem Berge
Uns sich nahet. Ihm fällt ein schwarzes, lokkichtes Haupthaar
Ueber die breiten Schultern herab. Dies Haupt, das über die Häupter
Aller Jünger ragt, vollendet sein männliches Ansehn.
Aber, darf ich es sagen, und irr' ich nicht, himmlische Freunde,
Wenn ich in diesem Zug des Gesichts Unruhe entdecke,
Und in jenem nicht Edles genug? Doch er ist ja ein Jünger,
Und er wird ja dereinst Gericht mit dem Göttlichen halten!
Aber ihr schweigt, Unsterbliche! Keiner von meinen Geliebten
Sagt mir ein Wort? Ach, warum schweigt ihr, himmlische Freunde?
Hab' ich euch traurig gemacht, daſs ich diesen Jünger verkannte?
Redet mit mir, ich habe geirrt. Und du, heiliger Jünger,
Zürne du nicht; ich will, wenn du einst, als Märtyrer, Gott ehrst,
Und im Triumph die Unsterblichen siehst, dann will ich den Fehl dir

Durch die zärtlichste Freundschaft vor diesen Seraphim gut thun.
Ach, so muſs ich denn reden (so sprach Ithuriel seufzend,
Ging mit banggerungenen Händen dem Seraph entgegen,)
Ach, so muſs ich denn reden, mein Freund! Ein ewiges Schweigen
Wäre für meinen Kummer und deine Beruhigung besser!
Aber du willst es, ich rede, o Seraph. Ischariot heiſst er,
Welchen du siehst. Da, Seraph, ich wollte nicht über ihn weinen,
Ungerührt und thränenlos und ohne Betrübniſs
Wollt' ich ihn sehn, und in heiligem Zorn den Schuldigen meiden:
Hätt' ihm Gott nicht ein Herz, das auch dem Guten erweicht ward,
Und in der unentheiligten Jugend Unschuld gegeben;
Hätt' ihn nicht der Messias der Jüngerschaft würdig geachtet,
Die er auch frommes Herzens begann und mit heiligem Wandel.
Aber ach, nun hat Haſs den Junger wider den Mittler,
Wider den liebenden Mittler empört. Er hasset Johannes,

Weil den Jesus vor allen mit inniger Zärtlichkeit liebet;
Und, zwar dieſs verbürg' er sich gern, er haſst den Erlöser!
Auch sind in einer erschrecklichen Stunde Begierden nach Reichthum
Tief in seiner Seele (die war sonst edler) gewurzelt.
Denn sie kannt' ich im Jünglinge nicht: Von ihnen geblendet
Glaubt er, nun werde Johannes dereinst, vor den andern Jüngern,
Aber besonders vor ihm, in dem neuen Reiche des Mittlers
Ringsum herrliche Schätze, des neuen Reiches Erstlinge, sammeln! 640
Jetzt ist sein Herz so elend, so bloſs dem Sturme des Lasters,
Daſs ich wegen jedes Gefühls und jedes Gedankens
Innig sorge, sie führen ihn einst zum schnellen Verderben.
Daſs die unsterbliche Seele, du du, erhabner Messias,
Auch zu deiner Ewigkeit schuſst, von ihrer Verirrung
Wiederzukehren, die theuren, ihr übrigen Stunden ergriffe!
Daſs sie, würdig der hohen Geburt und der schaffenden Stimme,

Da zur Unsterblichkeit Gott sie rief, und der Jüngerschaft weihte,
Jeder Lockung des Lasters unüberwindlich und siegreich,
„Gleich dem muthigsten Seraph, mit Heiligkeit widerstünde!
„Theurer Seraph, was sagt denn der Mittler, Sprach Selia ferner.
Ach, was sagt denn der göttliche Mittler von dem Verlornen?
Können des Göttlichen Blicke noch sehen den nahen Verbrecher?
Liebt er ihn noch? und, wenn er ihn liebt, wie entdeckt er sein Mitleid?
„Selia, du zwingst mich, ich muſs dir alles entdecken,
Was ich so gern vor mir selbst, vor dir und den Engeln verbürge.
Jesus liebt den Unwürdigen noch. Voll sorgsamer Liebe,
Zwar mit Worten nicht, aber mit Blicken der göttlichsten Freundschaft,
Sagt' er ihm jüngst bey einem zufriednen, vertraulichen Mahle
Vor der Jünger Versammlung: Er sey's, er werd' ihn verrathen!
Selia, siehe, da kommt er herauf. Ich will den Verruchten
Ferner nicht seh'n, komm mit mir. — Ithuriel sagt es, und eilte.

Selia ſolgte betrübt. Johannes unsterblicher Schutzgeist,
Salem, ein himmlischer Jüngling, begleitete beyde von Ferne.
Selia und Ithuriel gingen beyde zu Jesu
In die Gräber. Da trat mit erheitertem Angesicht Salem
Unter sie hin, und blickte sie an, und umarmte sie zärtlich.
Frohe, besänftigte Züge verklärten das Angesicht Salems,
Und ein jugendlich Lächeln umfloſs die unsterbliche Stirne;
Da, wie die Pforten des Morgens im Frühling sich öffnen, 670
Sich sein heiliger Mund voll süſser Beredsamkeit aufthat
Und ihm von der Lippe der Hauch sanfttönend herabfloſs.
 Seraph, beruhige dich, der dort in den Gräbern bey Jesu,
Jener ist Johannes, der liebenswürdigste Jünger.
Schau ihn an; bald wirst du nicht mehr an Ischariot denken!
Heilig, wie ein Seraph, o wie der Unsterblichen einer,
Lebt er bey Jesu, der ihm sein Herz vor allen eröffnet,

Und mit göttlicher Huld sich ihn zum vertrautesten wählte!
Wie die Freundschaft des hohen Eloa und Gabriels Freundschaft,
Also ist Johannes und Jesu göttliche Freundschaft.
Und er ist es auch würdig. Noch ward in heiligen Stunden
Keine so himmlische Seele vom groſsen Schöpfer gebildet,
Als die unschuldige Seele Johannes. Ich hab' es gesehen,
Da die Unsterbliche kam. Sie priesen glänzende Reihen
Himmlischer Jünglinge selig, und sangen von der Gespielin:
Sey uns zu deiner Schöpfung gegrüſst, unsterbliche Freundin,
Heilige Tochter des göttlichen Hauchs, komm, sey uns gesegnet!
Du bist schön und zärtlich, wie Salem; wie Raphael himmlisch
Und erhaben. Dir werden aus deiner heiteren Fülle,
Wie aus der Morgenröthe der Thau, die Gedanken geboren,
Und dein menschliches Herz, dein Herz voll Innigkeit flieſset

Ueber von süſsem Gefühl, so wie der Unsterblichen Auge
Voller Entzückungen weint, wenn es frömmere Thaten erblicket.
Tochter des göttlichen Hauchs, vertraulichste Schwester der Seele,
Die in ihrer unschuldigen Jugend einst Adam beseelte,
Komm, wir führen dich jetzt zu deinem Genossen, dem Leibe,
Den die Natur schön bildet, damit sein Lächeln, o Seele,
Schatten deiner Himmelsgestalt im Antlitze zeige.
Ja, er wird schön, und deinem Leibe, du Göttlicher, gleichen,
Den nun bald der ewige Geist zu dem schönsten der Menschen
Bilden wird, den schönsten von allen Kindern von Adam.
Ach, dieſs zarte Gebäu muſs einst in den Staub hinsinken
Und verwesen! Aber dich wird bey den Todten dein Salem
Suchen, und auferwecken, und, wenn du erwacht bist, verklären!
Herrlich, nach himmlischer Bildung, mit neuer Schönheit umkränzet,
Wird er dich dann in kommende Wolken, du Richter der Menschen,

Deinem Messias entgegen zu seinen Umarmungen führen.
Also sang von meinem Johannes die himmlische Jugend.
Salem sagt' es und schwieg. Er und die Seraphim blieben
Um Johannes herum voll süſser Zärtlichkeit stehen.
Also stehn drey Brüder um eine geliebtere Schwester
Zärtlich herum, wenn sie auf weichverbreiteten Blumen
Sorglos schläft, und in blühender Jugend Unsterblichen gleichet.
Ach, sie weiſs es noch nicht, daſs ihrem redlichen Vater
Seiner Tugenden Ende sich naht. Ihr dieses zu sagen,
Kamen die Brüder; allein sie sehn sie schlummern und schweigen.

V. 717 — 902.

Unterdeſs schliefen, müde von Kummer, die übrigen Jünger
In den Schatten des Oelbergs ein. Der unter dem Oelbaum,

Wo er seinen bedeckenden Arm am tieſsten herablieſs;
Jener im Thal, das sich bey kleinen Hügeln versenkte; 720
Dieser am Fuſs der himmlischen Ceder, die hoch und erhaben
Stand, und mit leisem Geräusch von dem stillen waldigen Wipfel
Schlummer und Thau auf die Ruhenden träufte. Viel schliefen in Gräbern,
Welche die Kinder der mordenden Stadt den Propheten erbauten.
Judas Ischariot war nicht weit von dem stillen Lebbäus,
Der sein Verwandter und Freund war, voll Unruh eingeschlafen.
Aber Satan, der seitwärts in einer verborgenen Höhle
Alles, was die Engel von ihren Jüngern erzählten,
Hatte gehört, brach zürnend hervor, und lieſs, voll Gedanken
Zu dem Verderben entflammt, sich über Ischariot nieder, 730
Goſs dann einen verführenden Traum in sein offnes Gehirne.
Gleich erschien dem Jünger im Traum sein Vater, und sah ihn
Starr und trostlos an, und sprach mit bebender Stimme:

Und du schläfst, Ischariot, unbekümmert und ruhig,
Und entfernst dich so lang von Jesu, als wenn du nicht wüſstest,
Daſs er dich haſst, und die übrigen Jünger alle dir vorzieht?
Warum bist du nicht immer um ihn, mit ihnen zugegen?
Warum suchest du nicht von neuem sein Herz zu gewinnen?
Ach, wem lieſs, Ischariot, dich dein sterbender Vater!
Gott! mit welcher Vergehung hab' ich's, mit welchem Verbrechen
Hat's mein Geschlecht verdient, daſs ich aus dem Thale des Todes
Kommen, und um Ischariot hier und sein trauriges Schicksal
Weinen muſs? Und meinst du, du werdest im Reich des Messias,
Das er errichtet, glücklicher seyn; so betrügst du dich, Armer!
Kennest du nicht Petrus, o kennst du die Zebedäiden,
Diese geliebteren Jünger nicht mehr? Die sind es, die werden
Gröſser, als du, und herrlicher seyn! Die werden bey Jesu
Schätze, wie Ströme, zu sich von des Landes Milde versammeln.

Auch die übrigen werden ein viel glückseliger Erbe,
Als mein verlassener Sohn von ihrem Messias empfangen.
Komm' ich will dir ihr Reich in seiner Herrlichkeit zeigen.
Steige mir nach! auf, wanke nicht! komm, ermanne dich, Judas!
Siehest du dort vor uns das unendliche breite Gebirge,
Welches ins fruchtbare Thal verlängte Schatten hinabstreckt?
Hier wird unaufhörlich, wie aus dem schimmernden Ophir,
Gold gegraben; hier trieſt das Thal, durch selige Jahre
Reich und unerschöpflich, vom Ueberflusse des Segens.
Dieſs ist seines erwählten Johannes gesegnetes Erbe.
Jene Hügel, belastet von dichten schattenden Reben,
Diese von wallendem Korn weit überflieſsende Auen
Sind dem geliebteren Petrus von seinem Messias gegeben.
Siehst du die ganze Fülle des Landes? Wie hier sich die Städte,
Gleich der Königstochter, Jerusalem, unter der Sonne

Glänzend und hoch, voll unzählbarer Menschen, im Thale verbreiten!
Wie sich neue Jordane dort, die Städte zu wässern,
Unter jener Umwölbung der hohen Mauern dahinziehn!
Gärten, gleich dem befruchteten Eden, beschatten den Goldsand
Ihrer Gestade. Dieſs sind die Königreiche der Jünger.
Aber erblickst du, Ischariot, auch in jener Entfernung
Dort das kleine gebirgichte Land? Da liegt es verödet,
Wild, unbewohnt und steinicht, mit dürrem Gehölz durchwachsen,
Ueber ihm ruhet die Nacht in der kalten weinenden Wolke,
Unter ihr Eis und nordischer Schnee in unfruchtbaren Tiefen,
Wo zur Oede und Nacht und deiner Gesellschaft verdammet
Nächtliche Vögel die donnergesplitterten Wälder durchirren.
Ach dein Erbe! Wie werden vor dir, verachteter Jünger,
Bald die übrigen eilfe mit triumphirender Stirne
Stolz vorübergehn, und kaum in dem Staube dich merken!

Judas, du weinest vor Gram und edelmüthigem Zorne!
Sohn, du weinest umsonst, umsonst flieſst jede der Thränen,
Die in deiner Verzweiflung dir flieſst, wenn du selbst dir nicht beystehst!
Höre mich an, ich schlieſse dir ganz mein väterlich Herz auf:
Sieh, der Messias säumt mit seiner groſsen Erlösung
Und mit dem herrlichen Reich, das er aufzurichten verheiſsen,
Nichts ist den Groſsen verhaſster, als Nazareths König zu dienen!
Täglich sinnen sie Tod ihm aus. Verstelle dich, Judas,
Schein', als wolltest du ihn in die Hand der wartenden Priester
Ueberliefern: nicht Rache zu üben, weil er dich hasset;
Sondern ihn nur dadurch zu bewegen, daſs er sich endlich
Ihrer langen Verfolgungen müde und furchtbarer zeige,
Daſs er, mit Schande, Bestürzung und Schmach, sie zu Boden zu schlagen,
Sein so lange erwartetes Reich auf einmal errichte.
O dann wärst du ein Jünger von einem gefürchteten Meister;

Dann, dann würdest du auch dein Erbtheil früher erlangen!
Ist es auch klein, so kannst du es doch, erlangst du es früher,
Endlich mit unermüdetem Fleiſs, mit Wachen und Arbeit,
Durch Anbauung und Handeln bereichern, damit es der andern
Groſsem gesegneten Erbe, wiewohl von ferne nur, gleiche.
Hierzu füllen gewiſs für die Ueberlieferung Jesu
Dir die dankbaren Priester mit ihrem Golde die Hände. 800
Dieſs ist der Rath, den dir dein bekümmerter Vater ertheilet.
Schaue mich an! Ist es nicht mein blasses erstorbenes Antlitz?
Ja, aus dem Reiche der Schatten, da deinetwegen noch zärtlich,
Komm' ich hieher, und zeige dir deine Rettung im Traume!
Doch du erwachst. Verachte nicht, Sohn, die ermahnende Stimme
Deines Vaters, und laſs mich nicht trauernd zu meinen Genossen,
Zu den Seelen der Todten mit Herzeleid nicht hinabgehn.

Satan richtete sich nach seiner Gesichte Vollendung

Ueber ihm auf. So richtet sich hoch ein werdender Berg auf,
Welcher ein Thal war, wenn Thäler um ihn bey Erschütt'rung der Erde
Mit den gesunknen Gewölben hinab in die Tiefe sich stürzen.
Judas erwacht, springt ungestüm auf: Ja, sie war es, die Stimme
Meines todten Vaters! so red't er, so sah ich ihn sterben!
Also ist es gewiſs: Er hasset mich! Selbst bey den Todten
Ist es bekannt! Was du immer mit zitternder Ahnung vermuthet,
Du Verlaſsner, das melden dir jetzt die Seelen der Todten!
Nun wohlan! so will ich denn hingehn, und alles vollenden,
Was mein Gesicht mir gebot! Allein so handl' ich ja untreu
An dem Messias? Und wenn mir zürnende Schwermuth den Traum gab,
Oder der Satan? . . . Entfleuch, zu furchtsamer kleiner Gedanke! . . .
Aber ich fühle bey mir nach Reichthum heiſse Begierden?
Heiſse Begierden nach Rache? . . . Was bist du, Seele, so zärtlich,
Ach so empfindlich und bang, dich mit schwachen Gedanken zu quälen?

Träume zeigen sich dir! die Träume befehlen dir Rache!
Wenn ein Gesicht sie gebeut, so ist die Rache geheiligt!
Satan hört' ihn so reden, den schon die Gerichte des Richters
Ferne trafen, weil er vorher die Unschuld der Seele
Schon entheiliget hatte. Mit vollem schweigenden Stolze
Schaute Satan auf ihn, und mit wildem Antlitz herunter.
Also sieht ein gefürchteter Fels vom hohen Olympus
In das wogende Meer auf schwimmende Leichname nieder!
Aber nun faſst der Donner ihn bald, bald wird er zertrümmert
Tief im Meere ein Thal seyn und liegen; ihn werden die Inseln
Fallen sehn, und rings zujauchzen dem rächenden Donner.
Satan verlieſs das Gebirg', und ging mit gehobenen Schritten
Ueber Jerusalem hin, und sucht in den stillen Palästen
Kaiphas auf, den Feind und den Hohenpriester der Gottheit,
Ueber sein Herz voll Bosheit noch viel boshaftre Gedanken

Auszugieſsen, und ihn mit dunkeln Gesichten zu täuschen.
Judas Ischariot blieb noch vertieft in irre Gedanken
Auf dem Gebirge. Der Tag ging jetzt der schlummernden Welt auf.
Jesus erwachte; Johannes mit ihm. Sie gingen zusammen
Auf den Berg, und fanden daselbst die Jünger noch schlafend.
Jesus ergriff dem frommen Lebbäus die sinkenden Hände,
Sprach, als er jetzt erwachte, zu ihm: Da bin ich, und lebe,
Frommer Lebbäus! — Der Jünger sprang auf, umarmt' ihn mit Thränen,
Lief, und weckte die übrigen Jünger, und brachte sie Jesu.
Als sie ihn rings vertraulich umgaben, sprach er zu ihnen:
'Komm, du heilige Schaar, wir wollen uns untereinander
Diesen übrigen Tag vor dem Abschiedskusse noch freuen!
Komm, jetzt stehet uns Saron noch offen, thaut noch der Himmel
Ueber uns aus dem frühen Gewölk in die Segensgefilde.
Siehe die himmlische Ceder, von meinem Vater erzogen,

Sendet noch kühlende Schatten herab. Noch seh' ich den Menschen
Von so göttlicher Bildung bey meinen Unsterblichen wandeln!
Aber bald ist das alles nicht mehr! Bald wird sich der Himmel
Dunkel mit schreckenden Wolken umziehn! bald werden die Tiefen
Ungestüm erzittern, und diese Gefilde voll Segen,
Dies geliebte Gefilde verwüsten! Bald schauen die Menschen
Mit Mordblicken mich an! Bald werdet ihr alle mich fliehen!
Weine nicht, Petrus, und du, mein zärtlichbekümmerter Jünger,
Weine du nicht! Wenn der Bräutigam da ist, weinet die Braut nicht.
Ach, ihr werdet mich wieder erblicken, mich sehn, wie die Mutter,
Sie ein einziger Sohn bey den Auferstehenden sehn wird.
Dieses sagt' er, und stand mit göttlichheiterem Antlitz
Unter ihnen; allein in seinem Herzen empfand er
Innerlich Seelenangst und der Söhnung erhabene Leiden.
Also ging er, und ward von allen vertraulich begleitet,

Nur von Ischariot nicht. Der hatt' ihn unter den Schatten
Waldichter Wipfel von ferne gehört. So weiſs er es selbst schon,
Sagt' er in sich, da er Jesum, der eilt', in der Ferne noch nachsah, —
Daſs ihm ein Tag der Finsterniſs droht! So wird er auch wissen,
Wie er seinen Verfolgern begegnen, und unüberwindlich,
Was er anfing, endigen soll. Doch weiſs er auch, Judas,
Weiſs er, was du beschlossest, auch schon? Du willst ihn verrathen! ...
Aber wenn das Gesicht mich nun täuschte? der Traum mich betröge?
Täuschet mein Traum mich, und kam er, noch mehr den Gehaſsten zu quälen:
O so sey sie verflucht die Stunde, in welcher ich einschlief!
Und zu mir mein Vater mit Todtengestalt heraufkam!
Kehrt sie zurück, dann müsse man sterbend Geheul auf den Bergen
Hören! sterbend Geheul in tiefen fallenden Gräbern
Müsse man hören! Verflucht sey der Ort, wo ich lag und einschlief!
Dort, dort müss' ein entsetzlicher Sohn den Vater erwürgen!

Ha! dort flieſse das Blut von meinem geliebteren Freunde,
Wenn er mit eigener Hand in seiner Wuth sich erwürgt hat!
Judas, wohin verirrest du dich! Verirrest? Was zürnst du
Ueber dich selbst? Du verirrest dich nicht wenn du also getäuscht wirst!
Lehrte mich ein gesandtes Gesicht den Messias verrathen,
Und ich sündige dran: seyst du auch, unter den Tagen
Schrecklichster Tag, verflucht, da mich der Messias erwählte,
Da er voll Liebe, mit Blicken der Huld, dem Gehorchenden sagte:
Folge mir nach! Du müssest umwölkt, und dunkel, und Nacht seyn!
Nahest du, müsse die Pest in Finsternissen umhergehn!
Dich, Tag, nenne kein Mensch! und unter den Tagen vergeſs' dich
Gott! . . . Wie ergreift mich die Angst! wie zittern mir alle Gebeine!
Judas, wo bist du? Erwache! Sey stark! . . . Was quälst du dich, Aermster?
Deine Gesichte täuschen dich nicht! Und wenn sie dich täuschten;
Kannst du es anders, als so, wornach du dürstest, erlangen?

Alſo rief er, wüthet' er, war ſeit ſeinem Geſichte
Zwo erſchreckliche Stunden der Ewigkeit näher gekommen.

Der Meſſias.

Zweyter Geſang.

Das Gericht.

V. 1 — 99.

Kaiphas aber lag, nach Satans dunklem Gesichte,
Noch voll Angst auf dem Lager, von dem die Ruhe gefloh'n war;
Schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder, und warf sich
Ungestüm, voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roſs, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrey, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmen auf ihn, er liegt, und sinkt mit gespaltetem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Todten, und glaubt zu vergehen.
Dann erhebt er sich wieder, und ist noch, denket noch, fluchet, 10

Dafs er noch ist, und spritzt mit bleichen, zukkenden Händen
Himmelan Blut; Gott fluchet er, wollt' ihn gerne noch leugnen.
Also betäubt stand Kaiphas auf, und liefs die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volk schnell zu sich berufen.
Mitten im hohen Palast war ein weiter Saal der Versammlung
Aus des erhabenen Libanons Hain salomonisch erbauet.
Dort versammeln sich die Priester und Aeltesten Judas;
Mit den Aeltesten Joseph von Arimathäa, ein Weiser
Unter der ganzen entarteten Nachwelt des göttlichen Abrams,
Von der Zahl der übrig gebliebenen wenigen Edeln. 20
Still, wie der friedsame Mond in der hohen dämmernden Wolke
Ueber uns wallt, so ging in diesen Versammlungen Joseph.
Auch kam Nicodemus, ein Freund des Messias und Josephs.
Kaiphas trat jetzt herrisch hervor, und ergrimmte, und sagte:
Endlich, ihr Väter Jerusalems, müssen wir etwas beschliefsen,

Und mit gewaltigem Arm den Widersacher vertilgen:
Oder er führet es aus, was er wider uns lange schon aussann,
Und wir halten vielleicht heut' unsere letzte Versammlung!
Ja, dieſs Priesterthum Gottes, das Gott auf Sinai selber
Durch den gröſsten Propheten der Enkel Enkeln gesetzt hat,
Das, in der langen Gefangenschaft, selbst Babylons Thürme,
Das im Sturme der Waffen die sieben schrecklichen Hügel
Nicht zu erschüttern vermochten, das wird ein sterblicher Seher,
Israel, uns, dem Tempel des Herrn zur Schande vertilgen!
Ist nicht Jerusalem sein? Sind nicht die Städte Judäas
Sclavinnen ihres vergötterten Sehers? Entfliehet das Volk nicht
Abergläubisch und blind dem Tempel weiserer Väter,
Seine verführenden Wunder in weitentlegenen Wüsten
Anzustaunen, die Wunder, die durch ihn Satan verrichtet?
Und was blendet wohl mehr? was ist dem staunenden Pöbel

Wunderbarer, als wenn er sogar Gestorbne vom Tode,
Oder vielmehr ohnmächtige Kranke vom Schlummer erwecket?
Unterdeſs sind wir ruhig, und warten, wenn uns sein Anhang
In der Empörungen Wuth vor seinen Augen erwürgt hat,
Daſs er uns auch von den Todten erwecke! Ja, Väter, ihr seht mich
Stumm und erstaunend an! Könnt ihr noch zweifeln? Ja, zweifelt,
Zweifelt nur, und schlummert! Nie rief ihn Judäa zum König
Ungestüm aus! das wiſst ihr nicht! Niemals bestreut' es mit Palmen
Jauchzend die Wege! Nie haben sie ihm Hosanna gesungen!
Daſs du statt Hosanna den Fluch des Ewigen hörtest!
Daſs im betäubten Ohre dir des Donnerers Stimme,
Statt des Triumphtons schallte! Daſs tief in dem Thore des Todes
Könige dir von dem eisernen Stuhl aufstünden, die Kronen
Niederlegten, mit bitterm Spott Hosanna dir riefen!
Ja, unwürdige Väter des Volks! (Verzeihet dies Wort mir,

Welches ergrimmt im heiligen Zorn mein wüthender Geist sprach!)
Nicht die Klugheit allein, nein, viel was höh'res gebeut uns,
Gott gebeut uns, ihn schnell von dem Antlitz der Erde zu tilgen!
Vormals redete Gott durch offenbarende Träume
Unseren Vätern. Entscheidet, ob nicht auch Kaiphas Träume,
Die Gott sendet, gesehn hat? — Ich lag (voll Todesgraun war
Mir die Nacht) auf dem Lager, und dachte dem endlichen Ausgang
Dieser neuen Empörungen nach. So dacht' ich, und schlief dann
Unentschlossen und kummervoll ein. Da war ich im Traume
In dem Tempel, und eilte, mit Gott das Volk zu versöhnen.
Schon floſs Blut der Opfer vor mir; ich ging anbetend
Schon ins Allerheiligste Gottes; ich hatte den Vorhang
Schon eröffnet: da sah (noch beben mir alle Gebeine!
Gottes Schreckniſs fällt noch auf mich, wie tödtend, herunter!)
Aron sah ich, im heiligen Schmuck, mit drohender Stirne

Gegen mich kommen. Sein Auge voll Feuer, von göttlichem Grimm voll,
Tödtete! Sein Brustbild voll ernster, gewaltiger Strahlen
Blitzte, wie Horeb, auf mich! Der Cherubim Fittige rauschten
Fürchterlich her von der Lade des Bundes! Auf einmal entfiel mir
Schwindend mein Hohepriestergewand, wie Asch' auf die Erde.
Fleuch! rief Aron mit schreckendem Ton, — du, des Priesterthums Schande,
Fleuch! Elender, dir sag' ich, daſs du die heilige Stätte
Künftig nicht mehr, als Priester des Herrn, verwegen entheiligst.
Bist du es nicht? — Hier sah er mich grimmig mit tödtendem Blick an,
Wie man herab auf den Todfeind blickt, und lieber ihn würgte! —
Bist du es nicht, Unwürdiger! du, der jenen Verruchten,
Jenen entsetzlichen Mann ungestraft das Heiligthum lästern,
Meinen Bruder, Moses, und mich, und Abraham schmähen,
Und die Sabbathe Gottes mit feiger Trägheit entweihn sieht?
Geh, Elender! damit dich nicht schnell, wo du ferner verweilest,

Gottes Gnadenstuhl mit dem heiligen Feuer verzehre. —
Also sagt' er. Ich floh, und kam mit zerfliegenden Haaren,
Und mit Asch' auf dem Haupt: gewandlos, entstellt und verwildert
Unter das Volk. Da stürmte das Volk und wollte mich tödten. —
Da erwacht' ich. Drey Stunden voll Qual, drey ängstliche Stunden
Hab' ich seitdem, wie sinnlos, in Todesschweiſse gelegen.
Und noch beb' ich, noch zittert mein Herz von geheimen Schauer;
Und, der Stimme beraubt, erstarrt mir die Zunge im Munde!
Er muſs sterben! Von euch, versammelte Väter, erwart' ich,
Wie er sterben soll, schleunigen Rath! — Mit starrendem Blicke
Stand er hier sprachlos. Endlich erwacht' er wieder, und sagte:
Besser tödten wir einen, als daſs wir alle verderben!
Aber auch dieses gebeut die Weisheit: die Tage des Festes
Muſs er nicht sterben, damit ihn sein sclavischer Pöbel nicht schütze!

Kaiphas schwieg. Kein Laut, noch Geräusch von Redenden wurde
Durch die Versammlung gehört. Sie blieben alle verstummend,
Wie vom Donner gerührt, und starr und unbewegt sitzen.
Joseph sah die herrschende Stille. Da wollt' er für Jesum,
Ihn zu vertheidigen, reden; allein ein gefürchteter Priester,
Seine Wuth, mit welcher schnell, zu reden, hervortrat,
Schreckten. Philo war des Priesters Name. Noch hatt' er
Nie von Jesu geredet, zu stolz, vor der Reiſe der Sachen
Unentscheidend zu reden. Ihn hielten alle für weise,
Kaiphas selbst, doch haſst ihn der pharisäische Philo.
Der stand auf. Sein tiefes und melancholisches Auge
Funkelte. Jetzo sprach er mit zornig geflügelter Stimme:
Kaiphas! du wagst es, uns hohe, göttliche Träume
Herzuerzählen, als wüſstest du nicht, daſs er, der Ewige, niemals

Wollüstlingen erscheinen, daſs heimlichen Sadduzäern
Wohl kein Geist was verkündigen wird. Entweder du leugst uns;
Oder du sahst das Gesicht; Gott lieſs so tief sich herunter.
Ist das erste; so zeigst du dich deiner Römischen Staatskunst
Und des erhandelten Priesterthums werth: und, wär' auch das letzte,
Hoherpriester! so wisse, daſs Gott, Verbrecher zu strafen,
Sonst auch täuschende Geister zu falschen Propheten gesandt hat.
Daſs der Sclave von Jesabels Baal, daſs Ahab verderbe,
Daſs nicht länger zu Gott das Blut des Getödteten rufe,
Steigt ein Todesengel vom Thron, und gibt den Propheten
Falsche Prophezeihung! und siehe, die rollenden Wagen
Trugen den sterbenden Ahab ins Feld hin, wo Nabot erwürgt ward.
Aber dein Traum gebeut ja, den Widersacher zu strafen! —
Du hast keinen gehabt! doch hast du mit Weisheit erfunden.
Nicht, als ob ich für schuldlos hielte den schuldigen Jesu!

Gegen den Nazaräer bist du ein kleiner Verbrecher!
Du entweihest das Heiligthum nur: er will es zerstören!
Ihm ist in der richtenden Wage, die oft Verbrecher,
Oft schon hochgethürmte Bezwinger der Völker zu leicht fand,
Eh' er wurde, sein Blut zum gewissen Tode gewogen!
Er soll sterben! und ich, ich will es mit meinen Augen
Sehen, wenn er erstarrt! Von dem Hügel, wo er erwürgt wird,
Will ich Erde mit Blut bedeckt ins Heiligthum tragen;
Oder noch rauchende Steine von Blut beym hohen Altare
Niederlegen, Abrahams Volke ein ewiges Denkmahl!
Niedrige Furcht, die uns beugt, den wankenden Pöbel zu scheuen!
Kleinmuth, nicht von den Vätern gelehrt! Wofern wir dem Donner,
Gottes rächendem Donner zuvorzukommen nicht eilen,
Wird mit ihm uns Gott zerschmettern! Mit brechenden Augen
Werden wir's sehen, wenn er stirbt, und unrein neben ihm sterben!

Ganz allein hinstellen will ich mich unter den Pöbel;
Winke von mir sind Gebot! und, weh dem unter dem Volke,
Der sich wider mich auflehnt, sagt, der Leichnam des Träumers
Blute nicht Gott zu ehren! Ihn soll die ganze Gemeine
Steinigen, sendet mein schauender Blick ihr Winke zum Tode!
Vor den Augen des ganzen Judäas, dem Antlitz der Römer,
Soll der Empörer sterben! Dann wollen wir stolz im Gerichte
Sitzen, und lautfeyrend zu Gottes Heiligthum einziehn.
  Philo sprach's, und ging mit hocherhobenem Arme
Vorwärts in die Versammlung, und stand, und rufte von neuem:
Seliger Geist, wo du jetzo auch bist, wenn du, himmlisch bekleidet,
Neben Abraham ruhst, und um dich Propheten versammelst;
Oder wenn du vielleicht in deiner Kinder Versammlung
Würdigest einzukehren, und unter den Sterblichen wandelst,
Moses Geist! dir schwör' ich, bey jenem ewigen Bunde,

Den du gelehrt von Gott aus donnernden Wettern uns brachtest:
Ich will eher nicht ruhn, als bis dein Hasser erwürgt ist!
Als bis ich von des Nazaräers vergossenem Blute
Volle Hände zum hohen Altare der Dankenden bringe,
Und sie über mein Haupt, das lange schon grau war, erhebe!

Also sagt' er, und feu'rte sich an, zu wähnen, die Gottheit
Decke getünchte Gräber nicht auf; doch nannte sein Herz ihn
Heuchler! Er fühlt' es, und stand mit unverrathendem Auge
Vor der Versammlung. Von Grimm und übermannender Wuth voll
Lehnt an seinen goldnen Stuhl sich Kaiphas nieder,
Und erbebte. Ihm glühte das Antlitz. Er schaut auf die Erde
Sprachlos, starr. Ihn sahen die Sadduzäer, und standen
Gegen Philo mit Ungestüm auf. Wie tief in der Feldschlacht
Kriegrische Rosse vor eisernen Wagen sich zügellos heben,
Wenn die klingende Lanze daherbebt, fliegend dem Feldherrn,

Den sie zogen, den Tod trägt, dann blutathmend zur Erd' ihn
Stürzt. Sie wiehern empor, und drohen mit funkelnden Augen,
Stampfen die Erde, die bebt, und hauchen dem Sturme entgegen.

V. 177—252.

Jetzo hätte voll Wuth sich schnell die Versammlung getrennet;
Wäre nicht unter ihnen Gamaliel aufgestanden.
Heitre Vernunft erfüllte sein Antlitz. Der weisere sprach so:
Wenn in diesem Sturme des grimmigen Zornes Vernunft noch 180
Etwas vermag, wenn Weisheit euch lieb ist: so höret mich, Väter!
Wenn der ewige Zwist stets wieder unter euch aufwacht,
Wenn Pharisäer und Sadduzäer, wenn diese Namen
Ewig euch trennen: wie werdet ihr da den Propheten vertilgen?
Zwar Gott sendet vielleicht die eifersüchtige Zanksucht
Unter euch, Väter, weil er es seinem hohen Gerichte

Vorbehalten, dem Nazaräer ein Urtheil zu sprechen.
Lasset, Väter, Gott sein Gericht! Ihr möchtet zu schwach seyn,
Seinen Donner zu tragen, und unter den mächtigen Waffen,
Denen die Himmel erzittern, in niedrigem Staube hinsinken.
Schweigt ihr vor Gott! und hört der Stimme des kommenden Richters
Still entgegen! Er wird bald reden, und seine Stimme
Wird der Erdkreis erstaunt bis zum fernsten Ende vernehmen.
Spricht Gott zu dem Gewitter: Zerschmettr' ihn! und zu dem Sturme:
Hauche sein sinkend Gebein, wie Staub, in alle vier Winde!
Oder zum blinkenden Schwert: Auf, waffne rächende Hände,
Trinke das Blut des Sünders! gebeut er den Tiefen der Erde:
Thut euch auf, und verschlingt ihn! so ist er der schuldige Träumer.
Aber wenn er durch himmlische Wunder die Erde zu segnen
Fortfährt; wenn der Blinde durch ihn zu der Sonne sein Antlitz
Freudig erhebt, und mit sehendem Aug' auf den leitenden Vater

Staunend blickt; (verzeiht mir, wofern ich entflammt von der Gröſse
Seiner Thaten, vielleicht nach eurem Sinn, zu erhaben
Von ihm rede!) wenn Tauben das Ohr sich der Stimme des Menschen
Wieder öffnet, wenn es die Rede des segnenden Priesters
Wieder vernimmt, und die Stimme der Braut, und die weinende Mutter,
Und das feyrende Chor, und die Hallelujagesänge;
Wenn durch ihn die Todten dahergehn, gegen uns zeugen,
Ach, gen Himmel weinen mit wieder lebendem Auge,
Göttlichzürnend auf uns herabblicken, ihr Grab uns zeigen, 210
Und mit jenem Gerichte uns drohn, vor dem sie schon waren;
Wenn er, welches noch göttlicher ist, untadelhaft fortfährt
Vor uns zu leben; wenn er mit seiner mächtigen Tugend
Wunder thut, und Gott gleicht: ach, so beschwör' ich euch, Väter,
Beym lebendigen Gott, sprecht, sollen wir ihn verdammen?

Aber Nikodemus saſs, und betrachtete schweigend
Aller Antlitz. So wie ein Mann, der ein Sünder ist, zitternd
Stehet und bleich wird, wenn über ihm nah der Donner des Herrn ruft,
Also war die Versammlung. Auch Philo und Kaiphas schienen
Vor Gamaliels Weisheit zu zittern. Mit Furcht und Verachtung
Sahe sie Nikodemus, stand auf, und wagt' es zu reden.
Hochgebildet, ein Mann von menschenfreundlichem Ansehn,
Stand er; Wehmuth und Ernst erfüllten des Denkenden Antlitz,
Und die Ruh' des empfindenden, unbefleckten Gewissens
Sprach sein ganzes Gesicht. Sein treuer Zeuge, das Auge,
Weint', und verbarg nicht die Thränen. Er glaubte, er spräche vor Menschen.
Also sagt' er: Gesegnet sey mir Gamaliel, ewig
Unter den Männern! gesegnet sey, du theurer, die Rede
Deines Mundes! Es hat dich der Herr zum Helden gesetzet,
Und ein schneidendes Schwert in deinen Mund dir gegeben!

Noch bebt unser Gebein, das deine Rede getheilt hat!
Noch sinkt unser ohnmächtiges Knie! Noch decket Dunkel
Unser Auge! Noch sehen wir Gott in strafenden Wettern,
Dafs die Empörer wider sein Thun des Staubs sich erinnern,
Der sie gebahr! Der Gott, der diese Weisheit dich lehrte,
Der ein Herz des Entschlusses dir, und männlichen Muth gab,
Schütze, Gamaliel, dich! Der gottgesandte Messias
Sey auch dein Messias, und deines Samens Messias.
Doch euch kann ich nicht segnen, die Gottes erhabnen Propheten
Also verfolgen! Philo, dich nicht! dich, Kaiphas, auch nicht!
Weinen kann ich um euch! wenn anders die Stimme des Weinens
Eurem Herzen hörbar noch ist, und wenn für die Unschuld
Menschlich vergossene Thränen noch eure Seelen bewegen!
Jetzo klagt noch der Thränen Stimme, zu retten die Unschuld:
Höret sie, Väter! Ist erst ihr heiliges Blut vergossen;

O dann ruft, wie die Wetter Gottes, erhabner die Stimme
Ihres vergossenen Bluts! sie ruft, und steigt in den Himmel
Zu des Ewigen Ohr.. Der wird sie hören, und kommen,
Und, im Gericht ohn' Erbarmen, um den Getödteten rechten:
Juda, Juda! wo ist dein Messias? Und wenn er nicht da ist, 250
Wird er vom Anfang her bis zum Niedergange vertilgen
Alle Männer des Bluts, die seinen Heiligen würgten.

V. 253 — 352.

Also trat er zurück. Noch saſs mit drohendem Auge
Philo da, und erbebte vor Wuth und grimmigem Zorne
In sich selber, und zwang sich aus Stolz, den Zorn zu verbergen.
Aber er zwang sich umsonst. Sein Blick ward dunkel, und Nacht lag
Dicht um ihn her, und Finsterniſs deckte vor ihm die Versammlung.
Jetzo muſst' er entweder ohnmächtig niedersinken,

Oder sein' starrendes Blut auf einmal feuriger werden,
Und ihn wieder mächtig beleben. Es hub sich, und wurde
Feuriger, und von dem hochaufschwellenden Herzen ergoſs sich's
In die Mienen empor. Die Mienen verkündigten Philo!
Er sprang ungestüm auf, riſs sich aus der Reih', und ergrimmte!
Ihn sah Satan, und sprach bey sich selbst: Dich weih' ich zur Rede!
Wie wir unten im Abgrund weih'n, so weih' ich dich, Philo!
Gleich der Hölle gefürchteten Wassern, ströme sie wild hin!
Stark, wie das flammende Meer! wie vom Hauch der Donner geflügelt,
Die mein Mund spricht, wenn er gebeut! Wie je in dem Abgrund
Menschenfeindlich mit Grimm, an seinen unendlichen Bergen,
Von den Göttern hinuntergeredt ward, daſs es die Ströme
Horchend lernten, und um sich herum den Strömen erzählten!
So sprich Philo! so führe dies Volk im Triumphe gebunden!
Sprich dem Nazaräer den Tod! Ich will dich belohnen!

Und dein Herz mit den Freuden der Hölle, sobald du sein Blut siehst,
Ganz erfüllen, und, kommst du zu uns, dein Führer werden,
Und zu den Seelen dich führen, die Helden waren, und würgten!
Aber Philo stand da, schaut' ernst gen Himmel, und sagte:
Blutaltar, wo Gott das Lamm der Versöhnung gebracht wird,
Und ihr andern hohen Altäre, wo vormals die Opfer,
Gott ein süſser Geruch, sich unentheiligt erhuben! 280.
Und du Allerheiligstes selbst, du Lade des Bundes!
Und ihr furchtbar rauschenden Cherubim! Gnadenstuhl Gottes,
Wo von Menschen unangefeindet der Ewige vormals
Saſs, und über Verbrecher aus heiligem Dunkel Gericht hielt!
Tempel des Herrn, den Gott mit seiner Herrlichkeit füllte!
Und du Hörer der göttlichen Stimme, Moria! Moria!
Wenn euch der Nazaräer verwüstet; euch diese Verworfnen,
Diese Männer der Bosheit, geführet von dem Empörer,

Mit verwüsten: so bin ich an der Verwüstung nicht schuldig!
Bin unschuldig, wenn unsere Kinder mit ängstlichem Blicke
Und mit bebendem Knie, mit bangzerrungenen Händen,
Gehn, und den Gott der Väter in seinem Heiligthum suchen,
Ihn nicht finden! sich Throne der Nazaräer gesetzt hat,
Wo Gott über den Cherubim saſs! wenn vor aller Antlitz
Götzensclaven dem Sünder entweihendes Räuchwerk bringen,
Wo der Vorhang hing! wo sonst nur der Erste der Priester
Betend, mit verhülltem Gesicht zu dem Stuhle der Gnade
Hintrat. Laſs mich, Gott, den Jammer nicht sehen! und mein Auge
Eher brechen, als dieser Gräul der Verwüstung dein Volk trifft!
Aber was ich noch thun kann, dem nahen Verderben zu wehren,
Dieses thu' ich vor Gott! Hier steh' ich vor deinem Antlitz!
Hör', Gott Israels mich: wenn du je in dem Himmel gehört hast,
Was von dir auf der Erde ein Mensch in dem Staube gefleht hat!

Traf, auf Elias Gebet, die gesandten Mörder des Königs
Feuer vom Himmel, und fraſs sie weg von dem Gipfel des Carmel;
Riſs, da Moses dich bat, in ihre Tiefen die Erde
Cora lebend und Dathan hinab, und die Abiramiden:
O so höre, Gott Israels, mich! Ich fluche den Männern,
Die dich schmähen, und den Sünder, der Moses Feind ist, beschützen.
Nikodemus! dein Ende sey, wie das Ende des Träumers!
Und dein Grab, wie das Grab des Empörers! unter den Mördern,
Welche fern vom Altar und Tempel gesteiniget werden!
Hart sey dein Herz, wenn du stirbst, ununterwürfig der Gottheit!
Thränenlos sey dein Auge! das Weinen müss' ihm versagt seyn!
Willst du zu Gott dich sterbend bekehren, weil du geweint hast,
Einen Verruchten zu schützen, und weil dein dienstbares Auge
Wider den Ewigen stritt, unheilige Thränen herabgoſs!
Auch du schützest den Träumer, Gamaliel! Finsterniſs decke

Und entsetzliches Dunkel das Auge dir! Sitz' dann, und warte
Auf die Hülfe des Nazaräers, und schmachte vergebens!
Taubheit schlieſse dein Ohr! ein schreckliches Ende dein Leben!
Lieg' dann, und harre, bis dich der Nazaräer erwecke!
Lieg', und verwese, und harre umsonst! Und, wenn du dem Pöbel,
Der ihn wie du anstaunst, in dem letzten Traume noch sagtest:
Merket darauf, er wird mich erwecken! so trete der Pöbel
Auf dein Grab, und spotte daselbst des Propheten und deiner!
Vor dem Gerichte stehe dein Geist dann, und höre sein Urtheil!
Hebe empor den gefürchteten Arm, und schlage den Sünder,
Schlage Nikodemus, Gott, und vollende die Flüche,
Die ich zu Ehren dir that! Ihn, welcher das Knie so wie er, bog,
Leg' auch ihn in den Staub, Gamaliel hin, wo der Tod wohnt!
Aber deinen grimmigern Zorn, worunter der Erde
Berge, gehst du daher, worunter die Hölle erzittert,

Deine Donner, die rings um dich her, Unendlicher, donnern,
Nimm, und schlag' den schwärzeren Sünder, den Nazaräer!
Ich bin jung gewesen, und bin zum Greis geworden,
Habe dir stets nach der Weise der Väter gedient und geopfert;
Aber, o Gott, läſst du mein sterbendes Auge den Jammer erblicken,
Daſs der Empörer von Nazareth siegt! dein ewiger Bund nichts,
Daſs nichts mehr dein Heiligthum gilt, und dein Eid und dein Segen,
Den du Abraham schwurst, und nach ihm den Abrahamiden:
So entsag' ich hiemit vor dem Antlitz des ganzen Judäa
Deinem Recht und Gesetz! so will ich ohne dich leben!
Ohne dich soll mein sinkendes Haupt in die Grube sich legen!
Ja, wenn du von der Erde Antlitz den Träumer nicht wegtilgst:
So bist Du nicht Moses erschienen! so war es ein Blendwerk,
Was er im heiligen Busch an dem Fuſse des Horebs erblickte!
Stiegest du zu der Höhe des Sina nicht wunderbar nieder!

Keine Posaune klang! kein Donner! so bebte der Berg nicht!
So sind unsere Väter und wir seit Abrahams Zeiten
Unter den Völkern der Welt die beweinungswürdigsten Menschen!
Weh uns! so ist kein Gesetz! so bist du Israels Gott nicht!

V. 353 — 525.

Philo sprach's, trat grimmig zurück. Allein Nikodemus
Stand mit unverwendetem Antlitz. So, wie ein Mann steht,
Welcher den Unterdrücker erduldet, und in sich den Vorzug
Und die Erhabenheit seiner Tugend und Unschuld empfindet.
Ernst ist in seinem Gesicht, tief in der Seele der Himmel!
Jetzo dachte der göttliche Mann voll Gedanken der Ehrfurcht
An die heilige Nacht, wo allein mit ihm der Messias
Von der Ewigkeit sprach, und von den Geheimnissen Gottes;
Wo er in Tiefsinn mit Mienen voll Seele, mit himmlischem Lächeln,

Neben ihn stand, und sprach. Er sah sein Antlitz voll Gnade.
Und den mehr als menschlichen Geist der göttlichen Augen,
Sah die Enthüllung der Unschuld des Paradieses, erhabne,
Strahlende Züge des ewigen Bildes, den Sohn des Vaters!
Also stand er stillanbetend, zu selig, vor Menschen
Sich noch zu fürchten. Mächtiges Feuer, ein Schauer vom Himmel,
Hub ihn empor. Jhm war's, als seh' er Jehovah; als ständ' er
Vor der Versammlung des Menschengeschlechts, und dem Richter der Welten.
Auf ihn schaute die ganze Versammlung. Sein Auge voll Ruhe, 370
Voll des unwiderstehlichen Feuers der furchtbaren Tugend,
Schreckte die Sünder. Sie fühlten den Sieger! Er zwang sie zu hören:
 Heil mir, daſs mein Auge dich, du Göttlicher, schaute!
Heil mir, daſs ich der Väter Hoffnung, den Retter, erblickte!
Welchen zu sehn, in dem Haine zu Mamre schon Abraham oftmals,
Einsam seufzte! den David, der Mann zum Beten geschaffen,

Gern aus des Vaters Arm herunter hätte gebetet!
Den die Propheten, in Staube gebückt, mit Thränen verlangten,
Die Gott sammelt und zählt! den uns Unwürdigen Gott gab!
Ja, du zerrissest die Himmel umher, du eiltest hernieder
Unter dein Volk, es zu segnen, du Eingeborner des Vaters!
Oder, wie diese Männer dich nennen, du Träumer und Sünder!
Ach, unschuldiger Mann, wer sind sie, die also dich nennen?
Und wann hast du Lügen geträumt? wann hast du gesündigt?
Stand er nicht vor dem Gesicht der versammelten Israeliten?
Standst du nicht, Philo, dabey? und rief er nicht also, und sagte:
Wer kann einer Sünde mich überzeugen? — Wo war da,
Philo, der grimmige Zorn auf diesen Lippen der Lästrung?
Warum standest du, stand um dich her dein Haufen so sprachlos?
Erst war überall herrschendes Schweigen und wartende Blicke!
Wilde Gesichter voll Freude! Gesichter von sorgender Furcht voll!

Still und verstummend stand die Versammlung, und wartete, bis sich
Einer erhübe, und wider ihn zeugte. Da aber nicht Einer
Unter dieser dichten Versammlung unzählbarer Menschen
Wider den Göttlichen aufstand und zeugte! da hub sich die Stimme
Von dem segnenden Volk von allen Seiten gen Himmel,
Daſs Moria davon, und des Oelbergs waldichte Gipfel,
Von der Stimme, der rufenden, bebten! Da drangen die Blinden
Und die vormals Tauben herzu, und dankten, und jauchzten!
Siehe, da kam ein unzählbares Volk, das er wunderbar vormals
Speist' in den Wüsten, und eilte, und dankte dem Menschenfreunde!
Da rief unter dem Volk mit lauter Stimme der Jüngling,
Den er vor Nains Thoren erweckte, der rief und sagte:
Du bist mehr, als ein Mensch! du bist kein Sünder geboren!
Gottes Sohn, der bist du! Die Hand, die ich gegen dich strecke,
War mir erstarrt! Dies Auge, das weint, dir, Göttlicher, zuweint,

War mir geschlossen! Auch sie, die dir jauchzend betet, die Seele
War nicht bey mir! Sie trugen mich hin zu dem Grabe der Todten.
Aber du gabest der starrenden Hand, du gabest dem Auge
Leben und Feuer! Ich sah von neuem die Erd' und den Himmel,
Und die zitternde Mutter bey mir! Du riefest die Seele
Wieder zurück! Sie trugen nicht mehr zu dem Grabe den Jüngling!
Du bist mehr als ein Mensch! du bist kein Sünder geboren!
Heil mir! du bist des Ewigen Sohn! der Verheiſsne, die Wonne
Deiner Mutter! die Wonne der Erde, die du erlösest! —
Also rief er. Allein du standest, und sahst zu der Erde.
Warum verstummtest du so vor dem Antlitz des ganzen Judäa,
Philo? Doch was erzähl' ich dies hier? Ihr wiſst es ja alle!
Hättest du Augen zu sehn, und Ohren zu hören, und wäre
Nicht dein Verstand mit Dunkel umhüllt, und dein Herz voll der Bosheit;
O du hättest in ihm den Sohn des ewigen Vaters

Lange erkannt! Und wärst du hierzu zu niedrig gewesen;
Hättest du Gott doch gescheut, und tief in dem Staube gewartet,
Bis ihn vom Himmel herab der Richter gerechtfertigt hätte,
Oder über sein Haupt dem Untergange gerufen.
Religion der Gottheit! du heilige Freundin der Menschen!
Tochter Gottes! der Tugend erhabenste Lehrerin! Ruhe,
Bester Segen des Himmels, wie Gott, dein Stifter, unsterblich!
Schön, wie der Seligen einer! und süſs, wie das ewige Leben!
Schöpferin hoher Gedanken! der Frömmigkeit seligster Urquell!
Oder wie sonst dich die Seraphim, unaussprechliche! nennen;
Wenn dein ewiger Strahl in edlere Seelen sich senket:
Aber ein Schwert in des Rasenden Hand! des Bluts und des Würgers
Priesterin! Tochter des ersten Empörers! nicht Religion mehr!
Schwarz, wie die ewige Nacht! voll Grau'ns, wie das Blut der Erwürgten,
Die du schlachtest, über Altären von Todten dahergeh'nd!

Räuberin jenes Donners, den des Richtenden Arm sich
Vorbehalten; dein Fuſs steht über der Hölle, dein Haupt droht
Gegen den Himmel empor; wenn ungestalt des Verbrechers
Seele dich macht, wenn das Herz des Menschenfeindes dich umschafft
Zur abscheulichen! . . . Religion! den lehrtest du würgen,
Ohne den du nicht wärest? dem deine göttlichsten Kinder
Sangen, eh' du zu Menschen kamest, die dich entheil'gen,
Deinen Stifter zugleich, und deinen göttlichen Inhalt?
Religion! den lehrtest du würgen? . . . Das lehrtest du uns nicht!
Das ist ferne von dir, die du des ewigen Kind bist,
Friedensstifterin! . . . Heil! Bund Gottes! ewiges Leben!
Meine Seele bewegt sich in mir; mein bebendes Knie sinkt.
Schwermuth, und Mitleid, und Angst erschüttern meine Gebeine;
Wenn ich dies alles in ernsten Betrachtungen überdenke:

Und ein Schauer vor Menschen, ein Graun vor denen, die Gott schuf,
Ueberfällt mich, so oft ich es denke, wie wenig ihr dieses
Bey euch empfindet; wie niedrig ihr seyd, nur menschlich zu fühlen;
Wie ohnmächtig, zu sondern die Religion und die Mordsucht;
Und wie pöbelhaft klein, die lichten Strahlen der schönen
Und der liebenswürdigen Unschuld nur dunkel zu sehen!
Zwar was sorget die Unschuld, von euch gesehen zu werden!
Gott sieht sie; der Himmel mit Gott! Sie wird nicht erzittern,
Wenn sie der niedrige Sünder verdammt! Wenn Seraphim dastehn
Und sie bewundern, ihr hoch von dem Himmel der Ewige lächelt;
Wenn dann wir in unserer Heimath niedrigem Staube
Stehn und wider sie zeugen: wie klein und verachtungswürdig
Stehn wir da und zeugen! Und wenn in dem Weltgerichte,
Wenn dereinst vor der ganzen Versammlung erwachender Todten
Seraphim gegen uns wandeln, und stehn, und wider uns zeugen;

Wenn die Stimme der Cherubim ruſt, und, auf uns donnernd,
Gottes Heilige nennt; Gott redet, und die Gefechten
Zu sich in hohem Triumph zu seiner Herrlichkeit einführt;
O, wie werden wir da den Hügeln flehen: Bedeckt uns!
Und den Bergen: Fallt auf uns her! und den Meeren: Verschlingt uns!
Und dem Verderben: Vernichte du uns, daſs die uns nicht sehen,
Die wir verdammten! daſs sie uns nicht sehen, die schrecklichen Frommen!
Daſs uns der Vater so furchtbarer Kinder im Grimme nicht anschau! . . .
Stärke mich, groſser Gedanke, Gedanke vom Weltgerichte!
Ein Berg Gottes sey mir, zu dem ich entfliehe, wenn nun mich,
Sterbender Mittler, dein letzter, letzter Anblick erschüttert.
Ach, ich fühl' es zu sehr, wie meine Seele bewegt wird,
Welch' zweyschneidiges Schwert auf meinen Scheitel daherblinkt,
Wenn ich deinen nahenden Tod von ferne betrachte!
Ach vergebens, erhabner Gedanke, vergebens erhöhst du

Meine Seele! dem fühlenden Herzen, dem Herzen voll Mitleids,
Voll von Jammer, voll Angst ist deine Tröstung nicht hörbar.
Du sollst sterben, du göttlicher Jüngling! du, welchen mein Arm hielt,
Als du ein Knabe noch warst; umschlossen hielt dich mein Arm da,
Drückte dich an mein Herz, mit freudigem stillen Erstaunen!
Um dich standen die Weisen herum, und hörten dich lehren,
Und bewunderten dich! O damals stand auch der Himmel,
Aus den ewigen Pforten zu Legionen gegossen,
Um dich herum, und hörte dich lehren, und jauchzte dir Lieder!
Siehe du wecktest Todte! dein Wille gebot den Dämonen, 490
Und die Dämonen gehorchten! Die Himmel sahen dich handeln,
Wenn du voll freundlicher Milde die Leiden der Sterblichen heiltest! . . .
Du sollst sterben! So stirb denn! Ist's deines erhabenen Vaters
Heiliger Rathschlufs, stirb! Ich aber will weinend gehen
An dein Grab, zu dem heiligen Quell der Bethlehemiten.

Wo dich Maria gebar, da will ich weinen und sterben,
Bester der Menschen! du Gottessohn! du Engel des Bundes!
Theurer Jüngling! Mein Ende sey, wie dein Ende! Mein Grab sey
Neben dem Grabe dieses Gerechten! nah den Gebeinen,
Die in Sicherheit ruhn, und dem ewigen Leben erstehen!
Doch was säumet mein Fuſs aus dieser Versammlung zu gehen?
Heilig und rein, der geh' ich hinaus! Gott hat mich gehöret!
Rein des gerechten unschuldigen Blutes! Nun rufe zu dir mich,
Richter der Welt! Ich habe kein Theil an dem Rathe der Sünder!
Also spricht er, bleibt noch stehn, fällt nieder und betet·
Der du vor Abraham warst, Messias, sey du mein Zeuge
An dem Tag des Weltgerichts! Dich bet' ich als Gott an! —
Stand dann auf, und red'te zu Philo. Sein Antlitz war heiter,
Wie der Seraphim Angesicht ist. — Du hast mir gefluchet!
Aber ich segne dich, Philo! Der hat's mich also gelehret,

Den ich, als Gott, anbetete. Philo, vernimm mich, und kenn' ihn!
Wenn du nun sterben willst, Philo: wenn jetzt des Unschuldigen Blut dich
Schreckt, und auf dich, wie ein Meer, herabstürzt; deinem Ohr nun,
Wie ein Wetter des Herrn, der Rache Stimmen ertönen;
Wenn du dann wirst hören um dich durch das Dunkle dahergehn
Gottes Tritt, den eisernen Gang des wandelnden Richters,
Und der entscheidenden Wagschal' Klang, des blinkenden Schwerts Schlag,
Welches er wetzt, sein Geschoſs von dem Blute der Grausamen trunken;
Wenn von dem Angesicht Gottes die Todesangst ausgehet,
Dich erschüttert; und nun ganz andre Gedanken die Seele
Ueberströmen; und um dein starres sterbendes Auge
Lauter Gericht ist; du dich alsdann vor dem tödtenden Richter
Windest und krümmst, mit bebender Angst laut weinend zu Gott flehst
Um Erbarmung: so höre dich Gott, und erbarme sich deiner! —
Also sagt er, und geht durch sie hin. Ihn begleitete Joseph.

V. 526 — 570.

Nikodemus ging bey dem Arimathäer, und sagte,
Als er von ihm sich wandte: Du aber schämtest dich seiner,
Theurer Joseph! — Das ging ihm durchs Herz. Der frömmere Joseph
Hatte geheim schon geweint, daſs er unentschlossen verstummt war.
Zitternd ging er von Nikodemus, vermochte vor Wehmuth 530
Nicht zu sprechen. Er hub nur den Blick voll Unschuld gen Himmel.
Nikodemus lieſs die Versammlung in tiefem Erstaunen,
Und, auf den Tag des Gerichts, mit Wunden der Seele gebrandmarkt:
Wunden, deren Gefühl sie jetzt zu betäuben sich zwangen,
Aber die offen einst sind, weit offen den Tag der Vergeltung,
Ewig zu bluten, wenn dann nicht mehr der Zeuge betäubt wird,
Den der Richter der Welt in das Herz der Menschen gesandt hat.
Alle schwiegen. Es hätte sich jetzt die Versammlung getrennet;
Wäre Ischariot nicht, des Gehaſsten Jünger, gekommen.

Judas Ischariot ward hereingeführet. Sie sahn ihn
Voll Verwundrung die Reihen der tiefen Versammlung vorbeygehn,
Und mit ruhiger Miene dem Hohenpriester sich nähern.
Der empfing ihn, und neigte sein lächelndes Antlitz auf Judas.
Judas spricht insgeheim mit dem Hohenpriester. Der kehrt sich
Zu der Versammlung und sagt: Noch sind in Israel übrig,
Die ihr Knie vor dem Götzen nicht beugen. Der Mann ist sein Jünger,
Und doch muthig genug, das Gesetz der Väter zu halten!
Er verdient Belohnung! — Ischariot nahm die Belohnung,
Und erfüllt vom Stolze, daſs ihn die Väter so ehrten,
Ging er aus der Versammlung. Noch war ihm der Lohn zu geringe;
Doch ermuntert' er sich mit der Hoffnung, mehr zu besitzen,
Wenn er die That mit Eifer und Weisheit ausgeführt hätte.
  Philo sah den Jünger vorbeygehn, haſst' ihn. Daſs Einer
Von den Geringen des Volks an seiner Ehre den Antheil

Haben sollte, das quält' ihn. Doch sah er mit winkendem Lächeln
Nieder auf ihn und ſeuert' ihn an, sein Werk zu vollführen.
Lange schaut er Ischariot nach. So schaut dem Erobrer,
Eilt er zur Schlacht, der erste der Mörder mit Spott und Triumph nach.
Satan war's, der den Helden die blutige Grausamkeit lehrte,
Und in ihm das Gefühl der Menschenliebe betäubte. 560
Jetzo flattert der Traum des ewigen Ruhms um sein Auge;
Blühende Lorbeern zieren des Siegers Stirne. Nur Menschen,
Die, dem Unsterblichen nachzuahmen, Thiere, wie er, sind,
Hält er für schätzbar. Es fliegt der Löwe, Tod zu gebieten.
Schon ertönen ihm süſs in dem Ohre des eisernen Feldes
Dumpfe Gewitter! er hört unerweicht der Sterbenden Winseln!
Daſs auch ihn zu der Liebe das Christenthum einlud, vergiſst er,
Daſs auch ihn mit den Todten der Donner einst zum Gericht weckt! —
Judas, vom Aug' und dem Wunsche des Pharisäers begleitet,

Und in goldene Träume vertieſt, ging, Jesum zu suchen.

V. 571—703.

Jesus kommt aus den Schatten des nahen Kidron, und wandelt
Durch die Palmen im Thal. Er sieht Jerusalem liegen,
Und den Tempel, sein Bild, sieht seiner Feinde Versammlung,
Und der Christen erste. — Seht da die Zeugin! so sprach er
Zu den Jüngern; ich weine nicht mehr um Jerusalems Kinder.
Schaut der Heilgen Gräber! Die alle hat sie getödtet.
Aber von ihren Söhnen sind viel, die werden einst mein seyn;
Meine Zeugen mit euch! Jetzt will ich ruhig den Rathschluſs
Meines Vaters vollenden. Bald wird euch alles enthüllt seyn.
Gehet, Petrus, und du, Johannes, beyde zur Stadt hin.
Euch wird in Jerusalems Mauern ein Jüngling begegnen:
Einen Wasserkrug trägt dieser Jüngling, und sieht sich

Oft nach euch um, und liebt die beyden Fremdlinge. Folgt
Ihm, wo er hingeht. Kommt ihr ins Haus, so sagt dem Bewohner:
Unser Lehrer sendet uns her, das Fest hier zu feyern.
Und der redliche Mann wird auf den oberen Saal euch
Eilend führen. Der ist schon bereitet. — Es fanden die Jünger
Alles so, und lieſsen das Lamm zu dem Mahle bereiten.
Petrus verweilte sich nicht, das Mahl bereiten zu sehen;
Eilt auf den hohen Söller des Hauses, und schaute mit Sehnsucht 590
Nach der Seite der Stadt, die auf Bethanien führte,
Jesum kommen zu sehn. Da er so mit geflügeltem Blicke
Jede Ferne durcheilt, da sieht er die liebende Mutter
Seines Messias, begleitet von wenigen Freunden, dahergehn,
Müd' und voll Schmerz. Sie hatte den Sohn nun Tage gesuchet,
Lange Nächte durchweint! doch durch den Schmerz nicht entstellet,
Ging die hohe Maria, unwissend der eigenen Würde,

Die ihr die Unschuld gab, und strenge Tugend bewachte:
Reines Herzens, von Stolz nicht entehrt, die menschliche Seele!
Werth, wenn es eine der Sterblichen war, der Töchter von Eva
Erstgeborne zu seyn, wär' Eva unschuldig geblieben:
Hoch, wie ihr Lied; holdselig, wie Jesus, und geliebet
Von dem Sohne. Sie kam mit Freunden, die immer ihr folgten.
Lazarus, den der Messias vor Kurzem vom Tode erweckte,
Lazarus, himmlisch gesinnt und gewiſs des ewigen Lebens,
Ging am nächsten an ihr. Sein niederschauendes Auge
Schauete Tiefsinn her, mit einer Hoheit vereinet,
Die, unaussprechlich der Sprache der Menschen, nur sterbende Christen
Fühlen, und durch ihr Lächeln im Tode beym Namen sie nennen.
Lazarus dachte den Tod, und die Auferstehung vom Tode,
Da er zu dem Messias, wie zu des Ewigen Anschaun,
Aus dem Staube, gefaſst von dem Schauer Gottes, heraufstieg.

Seine Schwester, Maria, die fromme Hörerin Jesu,
Die in ihrer Unschuld und Ruh' vor ihm hingegossen,
Da den ewigen Theil zu seinen Füſsen erwählte,
Diese folgte dem himmlischen Bruder. Ihr ruhiges Antlitz
War mit Todesblässe bedeckt. In dem Auge voll Wehmuth
Hielt sie die rührendste Thräne zurück, die jemals geweint ward.
Von Nathanael, ihrem Geliebten, dem Jesus den Namen
Des Rechtschaffenen gab, zu ihrem himmlischen Bruder, 620
Welcher gestorben, und ihr von den Todten wiedergekehrt war,
Zitterten hin und her des heiligen Mädchens Gedanken.
Ruhig fühlt' sie den kommenden Tod. Um Nathanaels willen,
Nur um ihres himmlischen Bruders, um Lazarus willen,
Trauert sie wegen der Blässe, von der die Gespielinnen reden.
Neben ihr ging die sittsame Cidli, die Tochter Jairus,
Still in Unschuld waren ihr kaum zwölf Jahre verflossen,

Als sie, dem jungen Leben entblühend, heiter und freudig
In die Gefilde des Friedens hinüberschlummerte. Todt lag
Cidli vor dem Auge der Mutter. Da kam der Messias,
Rief sie aus dem Schlummer zurück, und gab sie der Mutter.
Heilig trägt sie die Spuren der Auferstehung; doch kennt sie
Jene Herrlichkeit nicht, mit der ihr Leben gekrönt ist,
Nicht die zartaufblühende Schönheit der werdenden Jugend,
Noch ihr himmlisches Herz, dir, edlere Liebe, gebildet.
Aber die Mutter Jesu erhub ihr Antlitz, und sahe
Petrus stehen. Da eilte sie schnell, den Messias zu finden.
Petrus war in den Saal heruntergegangen, und kam ihr
Mit Johannes entgegen. Sie sahen sie kommen, und staunten,
Als sie sie sahen. So viel sprach von der Hoheit des Geistes
Ihre Bildung! So hatte sie der mit Würde bekleidet,
Der, eh' er Mensch ward, Schöpfer war, und wieder es seyn wird,

Wenn er neue, nicht sterbliche Leiber den ewigen Seelen
Aus dem Staube der Auferstehung wird heiſsen hervorgehn!
Ihre Begleiterinnen, die unter den Töchtern Judäas
Zwo der liebenswürdigsten waren, und werth von der Mutter
Ihres Propheten geliebt, und übertroffen zu werden,
Gingen neben Maria mit sanfter, vertraulicher Demuth.
Wie vor allen Bergen Judäas Tabor hervorragt,
Er, der Zeuge der Herrlichkeit Jesu, zwar ruhet auch Sion 650
Lieblich vor Gott; zwar barg den erhabnen Messias der Oelberg
Oft, wenn er rang im Gebet; zwar trägt die Stirne Morias
Hoch das Allerheiligste Gottes, und zittert darunter:
Aber vor allen Bergen Judäas ist Tabor doch herrlich,
Tabor, verbreitet vor Gott, ein Zeuge der hohen Verklärung:
Also war unter den heiligen Frauen die hohe Maria.
Als sie bey den geliebteren Jüngern Jesum nicht sahe,

Blieb sie stehen voll Wehmuth. Da sie zu reden vermochte,
Wandte sie gegen Johannes ihr Antlitz, und lächelte weinend:
Den mein Arm getragen; der oft mit kindlichem Blicke
An mein Herz sich geneigt hat: ich zittre, Sohn ihn zu nennen!
Denn er ist viel zu erhaben für eine sterbliche Mutter!
Viel zu wunderthätig und grofs, von Maria geboren,
Und geliebet zu seyn! wo ist, o theurer Johannes,
Ach, wo ist er, des Ewigen Sohn? Ich hab' ihn schon lange
Ueberall ängstlich gesucht, dafs er nicht nach Jerusalem komme,
In die entheiligte, wüthende Stadt. Sie wollen ihn tödten!
Ach, sie wollen ihn tödten, den meine Hände getragen
Haben, meine Brüste gesäugt, den mit der Liebe der Mutter
Weinend ich anblickte, als er ein blühendes Kind war.
Sanft erwiedert der fromme Johannes: er hat uns geboten,
Hier ihm ein Mahl zu bereiten, das Lamm des Bundes zu schlachten.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Bald wird er selbst von Bethania kommen. Erwart' ihn, Maria!
Rede mit ihm, wenn er kommt, was dann dein Herz dir gebietet:
Das so mütterlich ist, so würdig unsers Propheten!
Aber die Mutter Jesu stand auf. Er kommt nicht, Johannes,
Sagte sie ängstlich; ich eil' ihm entgegen. Wenn ihn nur die Mordsucht
Seiner Feinde nicht schon zu den todten Propheten gesandt hat!
Wenn er noch lebet, mein Sohn noch lebet, und wenn ich es werth bin,
Ihn noch einmal zu sehn, mit meinen Augen zu schauen,
Ach, des Propheten Gestalt, und meines Sohnes Geberde!
Dann sein gnädiges Antlitz auf seine Mutter noch Einmal
Würdigt herab zu lächeln; so will ich es zitternd wagen,
Hin zu seinen göttlichen Füſsen mich niederzuwerfen.
Weinen will ich vor ihm, und, wenn mein Auge ermüdet,
Will ich mütterlich ihm in das Antlitz blicken, und sagen:

Um der Thränen willen, der Erstlinge deiner Erbarmung,
Die du als Kind, als Knabe geweint hast! um jener Entzückung,
Jener Seligkeit willen, die da in mein Herz sich ausgofs,
Da die Unsterblichen deine Geburt im Triumphe besangen!
Wenn ich dir jemals theuer war, und wenn du zurückdenkst,
Wie du mit kindlicher Huld der Mutter Freude belohntest,
Als ich nach bangem Suchen dich fand an der heiligen Stätte
Unter den Priestern, die dich mit stummer Bewundrung ansahn!
Wie ich jauchzend, mit offenen Armen, entgegen dir eilte,
Tempel und Lehrer nicht sah, nur dich an das Herz gedrückt hielt,
Und anbetend mein Auge zu dem, der ewig ist, aufhub!
Ach, um dieser himmlischen Freude, der Ewigkeit Vorschmack!
Um der Menschlichkeit willen, mit der du jeden begnadigst,
Um der Leidenden willen, die durch dich Ruhe des Körpers,
Friede der Seele beglücket! erbarme dich meiner, und lebe!

Also spricht sie, und eilt. So fliegt ein grosser Gedanke
Feurig gen Himmel zu dem empor, von dem er gedacht ward.

V. 704—764.

Aber der ewige Sohn sah seine Mutter dahergehn,
Nicht mit dem menschlichen Auge; mit jenem Auge, mit dem er
Jedes Wurmes Geburt, den Staub, auf welchem er wohnet,
Den, wo sein Leben verfliegt, und des Seraphs Gedanken vorhersieht.
Ach, ich will mich deiner erbarmen! Mehr, als die Mutter
Ihres Sohns sich erbarmt, will ich mich deiner erbarmen,
Wenn ich auferstehe! — So dacht' er bey sich, und nahm dann 710
Einen andern Weg. Die Abenddämmerung kam jetzt
Auf die Erde hernieder. Er ging mit langsamen Schritten
Zu dem Hügel, der Golgatha heifst. Nicht fern von dem Hügel
War ein einsames Grab in hangende Felsen gehauen.

Noch kein Todter verweste daselbst. Dies baute der Weise,
Joseph von Arimathäa, am letzten Tage des Todes
Ueber dem Staub hier zu stehen: und wuſste nicht, wem er es baute!
Welchen Tempel er baute, und welchem Todten den Tempel!
Jesus steht bey dem Grabmahl, richtet auf Golgathas Hügel
Blicke voll göttliches Tiefsinns. Also denket der Gottmensch:
Ach, nun sinken die Lasten des Tages. Mit schlummernden Lüften
Kommt die erbetete Nacht, ruht über Gethsemane. Bald wird
Wieder erleuchten ein Tag den Hügel, der dämmernd heraufsteigt.
Golgatha! den die Gebeine der niedrigsten Sünder bedecken,
Du bist zum Altare geworden! das Opfer ist willig,
Dort geschlachtet zu werden! Es wird bald bluten, willkommen,
Tod für das Menschengeschlecht! Dann wird mein Vater mich sehen
Vor dem Thron, wo ich war: die Seraphim werden mich sehen,
Und viel Zeugen von denen, für die ich sterbe!

Tod für die Erben des ewigen Lebens! Zur Rechten des Vaters
Saſs ich mit Herrlichkeit überkleidet, der Schöpfer der Menschen
Und der Freund der Erschaffnen! Ich bin ihr Bruder geworden!
Auch mit Herrlichkeit überkleidet, voll schöner Wunden
Will ich mein Leben für sie auf deinen Höhen verbluten,
Golgatha! Dann (hier wandt' er sich um, und schaut' auf das Grabmahl)
Dann will ich hier in dem stillen Gewölbe des kühlenden Grabes
Wenige Stunden, wie in den Gefilden der Seligen, schlummern,
Einen sanfteren Schlaf, als der, den Adam sich dachte,
Da das groſse Räthsel vom Tode ihm selber enthüllt ward,
Und ihm an einem traurigen Abend der heiligen Wächter
Hoher Rathschluſs scholl. Er sollte sich legen und schlafen,
Viele Jahrhunderte schlafen, und über ihn sollten die Füſse
Seiner Söhne wandeln; er ihre Stimme nicht hören!
Aber auch die sind gestorben, und über ihren Gebeinen

Hat der Söhne Fuſs mit säumendem Schritte gewandelt! —
Ach, ist unter den Freuden der jauchzenden Ewigkeit Eine
Meiner Seligkeit zu vergleichen? Sie werden erwachen!
Alle an einem Tage der Wonne, des lauten Weinens
Und des Triumphs, der Feyer, der Jubellieder erwachen!
Weil mein Leib in dem Mutterschooſse der Erde geschlummert,
Weil des Menschensohnes Gebein zu dem Leben ohn' Ende
Auferstand! Dann wird des zweifelnden Staubes Besorgniſs,
Jede Thräne wird schweigen. Der Tod wird werden des Lächelns
Und des Triumphs ein süſser Gedanke. Kein drohendes Grab wird
Und kein Tod mehr seyn auf der neuen Erde Gefilden.
Sinn' ich ihm nach, so zittert Entzücken mir durch die Gebeine,
Und der Menschheit Empfindung verstummt! Sie kommen und wandeln
Hell mit weiſsen Kleidern geschmückt. Viel tragen auch Wunden,
Wie des Menschen Sohn, hellglänzende Wunden, sie jauchzen

Jubel dem Sieger, und nennen ihn Sohn! und nennen ihn Bruder!
Wer kann auf Erden sie zählen? wer in den Himmeln? Ihr Nam' ist
Tausendmal tausend! Die Alle sind mein! Das Alt' ist vergangen!
Alles hab' ich verjüngt zu der Unschuld der Schöpfung! ... Doch erst muſs
Golgatha sterben mich sehen, und dieses Grab mich bedecken!

V. 765 — 1016.

Jesus eilte nunmehr, mit seinen Jüngern das letzte
Festliche Mahl zu halten! Er eilte viel hohe Paläste
Prächtiger Sünder vorbey, trat jetzt in die stillere Wohnung
Eines verkannten redlichen Manns. Sie legten sich schweigend
Um das bereitete Lamm des Bundes. Nah am Messias
Lag Johannes, und lächelte sanft. Viel heiterer schaute
Jesus in die Versammlung. Von seinem Angesicht flossen
Ruh' und Wehmuth und Tiefſinn und Seligkeit in die Versammlung.

So ist nach dem Gefühl der ersten Entzückungen Joseph
Unter seinen Brüdern gewesen, da jetzo die Thränen,
Da die lauten Thränen im sehenden Auge verstummten,
Da die Sprache zurück ihm kam, nicht mehr an des Bruders
Halse Benjamin hing, und nun sein Vater noch lebte.
Singe, mein Lied, den Abschied des Liebenden von den Geliebten,
Und die Reden der traurenden Freundschaft. Wie damals der Jünger,
Der mit dem hohen Jakobus ein Sohn des Donners genannt wird, 780
Und in der einsamen Patmos die Offenbarung auch sahe,
An der Brust des Messias der vollen Seele Gefühl sprach,
Dann zu dem Himmel vom Auge des Liebenswürdigsten aufſah;
Also flieſse mein Lied voll Empfindung und seliger Einfalt.
Jesus sprach, und schaute voll Wehmuth in die Versammlung:
Mich hat herzlich verlangt, mit euch dieſs Mahl noch zu halten,
Eh' ich leide. Bald sind sie erfüllt, die Worte der Zeugen,

Welche von mir verkündiget haben. Ihr kennt den Propheten,
Der gewürdiget ward, zu sehn die Erscheinung der Gottheit;
Der der Seraphim Stimme vernahm, die den auf dem Throne
Mit dem festlichen Hallelujah der Himmel empfingen,
Daſs von dem Schalle der Lieder des Tempels Schwellen erbebten,
Und das Heiligthum ganz von Opferwolken erfüllt ward.
Dieser himmlische Seher hat im prophetischen Geiste
Einen Menschen, wie ihr seyd, gesehn, und vom Geiste gelehret
Also von ihm verkündet: Die Schönheit des göttlichen Mannes,
Seine Gestalt ist vergangen! Das Lächeln der friedsamen Jahre,
Jede Ruhe des Lebens ist hin! Das Elend der Sünder
Ist ganz über sein Haupt gekommen. Die Menschen verstummen,
Wenn sie sehen den Jammer in seiner Seele! Sie wenden
Ihm ihr Angesicht weg. Er aber hat unsere Schmerzen,
Unser Elend getragen! Wir wähnten, er trüge die Lasten

Seiner Schuld! es hätte Gott den Sünder erschüttert!
Aber um unserntwillen sind jene Wunden geöffnet,
Die er blutet: Wir sind die Verbrecher; die Hand des Verderbens
Hat ihn um unserntwillen ergriffen! Er leidet, dafs Friede
Ueber uns komme; dafs Heil mit seinem Flügel uns decke;
Denn wir wandelten alle den Weg der Irre; wir alle
Waren elend genug: uns selber Weisheit zu wählen.
Darum hat unsere Schuld auf ihn der Rächer geworfen!
Er ist unser Versöhner, und geht ins Gericht und leidet,
Wird bis zum Tode gehorsam, und öffnet den göttlichen Mund nicht.
Wie ein verstummendes Lamm zu dem Opferaltare geführt wird;
Also geht er geduldig daher, und schweigt. Nun ist er
Aus dem Gerichte genommen! Wer kann nun seine Versöhnten
Zählen? wer der heiligen Schaar, die durch ihn gerecht sind?
Weil er sein Leben für die Sünder zum Opfer gebracht hat,

Werden ihm ganze Geschlechte zur neuen Schöpfung erwachsen,
Und sein Leben wird Ewigkeit seyn! — So sagt' der Erlöser,
Schaute gen Himmel und schwieg. Er hatte lange geschwiegen,
Fuhr jetzt fort: Es ist das letztemal, daſs wir zusammen
Halten dies Abendmahl! Ich werde mit den Geliebten
Nun nicht mehr das Gewächs der frohen Rebe genieſsen,
Noch die Lämmer im Thal. Allein in den Hütten des Friedens,
Wo viel Wohnungen sind, dort werdet ihr euren Messias
Wiedersehen, und nebst den versammelten Vätern des Bundes
Neue Feste begehn, die Abschiednehmen nicht trennet.

Jesus schwieg, und die Jünger um ihn. So schwieg in den Hallen
Auf Moria das heilige Volk, da der weiseste Jüngling
Unter den Söhnen von Abram, da Salomo bey den Altären
Seine Krone vor dem, der ewig ist, niedergeworfen
Und der Weihe Gebet vollendet hatte; da sichtbar

Wurde der Tempel erfüllt von der Herrlichkeit Gottes.
Ach, nun weifs ich's gewifs (flüsterte leise Lebbäus
Dem Ischariot zu) der Sohn des Menschen wird sterben,
Was die übrigen Jünger von seinen Reden auch denken,
Die er vom Tode so oft zu uns hält! Komm', Ruhe vom Elend,
Tod, des müden Wanderers Schlaf, und erbarme dich meiner,
Wenn, wie ein Lamm zum Altar, der beste der Menschen geführt wird;
Komm dann, mein einziger Trost! — Hier sprach er lauter, und Seufzer 840
Unterbrachen die Rede des Jünglings. Ihn sah der Messias;
Dich, Ischariot, auch. Mit menschenfreundlicher Wehmuth
Schaut' er in der Versammlung umher, und sagte zu ihnen:
Ja, ich mufs es euch sagen! Hier, bey meinen Geliebten,
Ist ein Jünger, der mich verrathen wird; einer der Zwölfe!
Banges Erstaunen ergriff die Versammlung. Sie fragten ihn alle:
Herr, bin ich's? — Der Messias erwiedert: Ja, einer der Zwölfe!

Einer von euch, die mit mir das Mahl des Bundes jetzt halten.
Zwar (hier deckte sein Antlitz die ernste Miene des Richters!)
Zwar der Sohn des Menschen geht, wie die Seher verkünden,
Seinen erhabenen göttlichen Weg: doch wehe dem Menschen,
Der ihn verräth! Es wäre dir besser, du wärst nicht geboren!
Jesus schaute voll Ernst. Ihn fragte Judas noch einmal.
Jesus erwiedert mit leiserer Stimme: Du sagtest es selber.
Aber Gedanken voll Ruhe erheiterten wieder den Mittler;
Süſse Gedanken vom ewigen Heil. Er stand, das Gedächtniſs
Seines Todes zu stiften. Jetzt sprach er die fey'rlichen Worte,
Die so viele Priester der Christen, so viel der Gemeinen
Kühn entweih'n, und in lauten Gesängen das Urtheil des Todes
Ueber sich rufen. Er kennt sie nicht, der göttlicher lebte,
Und am Kreuze nicht starb, für ewige Sünder zu büſsen!
Alle empfingen von ihm das Brod, das er hatte geweihet,

Und den heiligen Kelch. Sie kamen alle mit Demuth
Und in trauernder Stille, von seiner Hand es zu nehmen.
Da Johannes sich nahte, und auf den glänzenden Kelch sah,
Warf er zu Jesu Füſsen sich nieder, küſste sie weinend;
Trocknete dann die Thränen mit seiner fallenden Locke,
Und sank tiefverstummend ans Herz des erhabnen Messias.
Dir, Geliebter, wird einst mein himmlischer Vater vor allen
Offenbaren den Glanz der Herrlichkeit deines Messias!
Dies ist der Lohn der himmlischen Liebe! — So sagte voll Tröstung
Leise zu ihm der Versöhner. Zuletzt kam Judas, und warf sich,
Wie Johannes, zu Jesu Füſsen. Ihm sagte der Gottmensch:
  Judas, steh auf! — und gab ihm den Kelch, des Todes Gedächtniſs!
Er empfing ihn mit Ruh'. Ihm sah der Messias ins Antlitz,
Ward erschüttert im Geist, und sprach mit erhabener Stimme:
  Alle kenn' ich, die ich mir auserwählte: doch Einer

Wird mich verrathen! Ich sag' es euch jetzt, daſs ihr glaubt, wenn's geschehn ist,
Und daſs ihr wiſst, wie ich den belohne, welcher getreu bleibt;
So vernehmet von mir die Würde der Ueberwinder:
Wer, wen ich sende, aufnimmt, der nimmt mich selbst auf! wer aber
Also mich aufnimmt, nimmt auch den auf, der mich gesandt hat!
Diese Krone empfängt kein Verräther: Ich sag' es noch Einmal:
Einer von euch wird gewiſs den Sohn des Menschen verrathen!
Jeder sahe den andern von neuem mit sorgender Angst an.
Petrus winkt Johannes. Der neigt sich ans Herz des Messias.
Herr, wer ist es? — So fragt mit sanfter Stimme Johannes.
Dem ich dies Brod eintauche, dem ich's mit vertraulicher Liebe
Und mit Bruderfreundlichkeit gebe, der ist es, Johannes!
Also sagt der Messias, und reicht den Bissen voll Freundschaft
Judas Ischariot hin. Johannes sah dies und bebte;
Aber aus Menschenliebe schwieg er vom nahen Verräther.

Judas ging mit Ungestüm fort. Die Nacht war gekommen;
Ihn umgaben die Schrecken der Nacht. Mit starrendem Blicke
Schauet' er in die Finsterniſs aus, und sprach zu sich selber:
Also weiſs er's gewiſs! Nun wird's der sanfte Johannes,
Der stets lächelt, wenn man um ihn zugegen ist, sagen;
Alles sagen, was ihm an dem Herzen Jesu vertraut ist.
Alle werden es wissen! . . . . Es sey! die neuen Beherrscher
Müssen erst fliehn, eh' sie Könige werden! Vielleicht, daſs Johannes
Bald sein Lächeln verlernt, und in Banden Petrus nicht kühn ist!
Und (hier glüht' er von selbst, hier wirkte der zündende Traum nicht)
Und selbst Jesus, wie streng, wie hochgebietend befahl er:
Judas, steh auf! So gebietet er nicht dem Liebling, Johannes!
Zwar den Königen wird nicht befohlen. Ich will sie noch sehen,
Ehe sie Könige sind; in der Fessel will ich sie sehen,
Aber ihr Freund will sterben? . . . Was ist das? Welch' ein Gedanke

Ist das Sterben für den, der selber Todte geweckt hat?
Sterben? . . . Will er mein Herz nur erweichen? Sey du nicht zu menschlich,
Leidendes Herz! Wenn er stirbt, so ist's nur ein Zufall gewesen;
Daſs er so oft den Feinden entging! so ist er ein Träumer,
Und von Gott nicht gesandt! Auch unsere Priester sind Weise,
Sind Geweihte des Gottes der Götter! sie haſsten ihn immer!
Und sie handeln nach Moses Gesetz! Ich bin ihr Vertrauter! . . .
Er wird nicht sterben! Doch will ich ihn sehn in der Kette,
Wie er da redet! Vielleicht, daſs er dann der geliebteren Jünger
Hohe Würde vergiſst, und den niedrigen Judas auch ansieht!
Doch ich muſs eilen! es warten auf mich Jerusalems Herrscher.
Also denket er, eilt zu des Hohenpriesters Palaste.
Und die Versammlung war jetzt ganz heilig. Wie damals der Frommen
Heiliges Volk, in reinerer Schöne, dem Antlitz des Siegers,

Der zu der Rechten des Vaters sitzt, erschien, da die Christen
Von dem Grab Ananias, der Gott log, wiedergekommen,
Kein Unedler mehr war, zu entweihen der Heiligen Eigenthum.
Jesus, seiner Gröſse gewiſs, und wegen der Nähe
Seiner Versöhnung ins Helle der Ewigkeit ausgebreitet,
Sprach mit göttlicher Hoheit und Ruhe zu seinen Erwählten:
Nun ist der Sohn des Menschen verherrlicht! und ob er gleich Mensch ist,
Dennoch ist Gott auch verherrlicht durch ihn! da durch ihn des Himmels
Höchstes Geheimniſs, die Gottheit durch ihn den Menschen enthüllt wird,
Wird der Vater ihn auch durch Erbarmung ohn' Ende verklären.
Bald wird er ihn den Menschen in seiner Schönheit entdecken!
Eure Traurigkeit unterbricht mich. Was weinet ihr, Kinder?
Ja, es ist wahr, ich werd' euch verlassen. Ihr werdet mich suchen,
Und nicht finden. Ihr könnet den Weg, den ich gehe, nicht gehen.
Aber weinet nicht mehr. Ihr werdet mich wieder erblicken!

Kinder, ich geb' euch ein neues Gebot, ein Gebot, das edler,
Viel erhabener ist, als was die Satzungen lehren:
Liebet euch unter einander. Wie euer Mittler euch liebte,
Also liebet euch unter einander. Dann wiſs' es der Erdkreis,
Daſs ihr mein seyd, wenn ihr so unter einander euch liebet!
  Simon Petrus stand auf, trat näher zu Jesus und sagte:
Herr, wo gehest du hin? — Du kannst mir jetzo nicht folgen!
Sprach der Erlöser; einst folgest du mir, die Wege zu wandeln,
Die ich wandle. — Hierauf erwiederte Petrus mit Feuer:
Warum sollt' ich dir jetzo nicht folgen? Ich lasse mein Leben
Für dein Leben! — Du lieſsest dein Leben? Ich sag' es noch Einmal:
Simon, du wirst vor des Tags Anbruch mich dreymal verleugnen!
  Jesus war aufgestanden. Er kniete nieder zu beten.
Neben ihm knieten die Jünger. Seyd ihr auch alle zugegen?
Sprach der Erlöser mit Wehmuth. Hier sind wir! sprachen die Junger.

Eines Stimme hör' ich nicht mehr! Seyd ihr alle zugegen? —
Judas Ischariot fehlt! antwortete zitternd Lebbäus,
Sank dann nieder. — Der Mittler erhub sein Antlitz gen Himmel,
Betete mit erhabener Stimme: Die Stund' ist gekommen,
Deinen Eingebornen in seiner Schönheit zu zeigen!
Zeig' ihm nun, Vater, daſs du durch ihn verherrlichet werdest!
Unter seine Gewalt gabst du die Sterblichen alle,
Daſs er sie auferwecke vom Tode, und ewiges Leben
Ihnen gebe. Das aber ist ewiges Leben, dich, Vater,
Der du der ewige bist, und den du gesandt hast, erkennen,
Jesum, den Sohn und den Herrscher! Ich sehe, Vater, im Geiste
Schon die Fülle der ganzen Vollendung. Ich hab' auf der Erde
Dich verherrlicht! habe vollführt den Rathschluſs der Gottheit!
Nun erwarten mich Kronen zu deiner Rechten! Du wirst mir
Wieder die Herrlichkeit geben, die mein war, ehe die Welt war.

Deinen gefürchteten Namen hab' ich den Erwählten verkündigt
Aus den Sündern. Du gabest sie mir. Sie haben die Weisheit,
Die ich sie lehrte, ich bin ihr Zeuge, mit Treue gehalten!
Nun erkennen sie auch, daſs, was ich habe, von dir ist:
Denn ich habe sie alles gelehrt, was du selber mich lehrtest.
Also haben sie's aufgenommen! die göttliche Wahrheit
Tief in das Herz gefaſst: Daſs ich von dem Vater gesandt bin!
Vater, ich bitte für sie! für die Welt nicht! weil sie auch dein sind;
Weil wir in jedem Besitz der Seligkeiten vereint sind!
Vater, ich bitte für sie! denn auch durch sie bin ich herrlich!
Ich verlasse die Erde nun, komme zum Throne des Himmels,
Vater, zu dir, zurück; sie aber bleiben auf Erden,
Sehen noch lange der Sünder Mühe, und fühlen ihr Elend!
Laſs sie, heiliger Vater, der hohen Erkenntniſs getreu seyn;
Alle erhalte in deinem Namen, die du mir geschenkt hast.

Laſs sie eins seyn, wie wir; ein Haus voll Brüder! Ich sorgte
Selber für sie, da ich noch, gleich ihnen, Mensch war. Ich wachte
Ueber ihren unsterblichen Geist. Hier sind sie, mein Vater!
Keinen hab' ich verloren! Nur hat der Sohn des Verderbens
Mich verlassen, und ist den Propheten ein Zeuge geworden!
Nunmehr komm' ich zu dir! Das sag' ich, da ich bey ihnen
Noch auf der Welt bin, daſs sie an meine Herrlichkeit denken,
Und sich freuen, wie ich mich freue! Sie haben die Worte
Deines Lebens gehört. Der Sünder hat sie gehasset, 990
Wie er mich haſste! Nicht bitt' ich, daſs du der Erde sie nehmest,
Schütze sie nur vor ihrem Verfolger, dem Geist des Verderbens!
Denn sie gehören den Sündern nicht zu. Sie wandeln in Unschuld,
Wie ich wandle. Die Welt hat kein Theil an deinen Versöhnten.
Heilige sie in deiner Wahrheit: dein Wort ist die Wahrheit!
Wie du in die Welt mich gesandt hast, so send' ich sie wieder;

Lasse mein Leben für sie, damit sie rein und geheiligt,
Ausgesöhnter vor dir erscheinen. Doch bitt' ich, o Vater,
Nicht für die Jünger allein! Der neuen Schöpfungen Kinder
Werden einst, wie aus dem Morgen der Thau, durch ihr Wort mir geboren!
Auch für diese bitt' ich, mein Vater, daſs alle sie eins seyn,
Wie wir eins sind! und daſs die ganze Erd' es erkenne,
Daſs du mich, Vater, sandtest! Ich habe das ewige Leben,
Meine Herrlichkeit denen gegeben, die du mir geschenkt hast,
Daſs sie eins seyn, wie wir; zu einem göttlichen Endzweck
Alle vollendet! und daſs die Sünder der Erd' es vernehmen:
Jesus sey von dem Himmel gesandt! Gott liebe die Kinder
Seiner Versöhnung, wie er den Erstling der Söhne geliebt hat!
Vater, es sollen meine Versöhnten zu mir sich versammeln,
Daſs sie seyn, wo ich bin, und meine Herrlichkeit sehen,
Jene, die du mir, Liebender, gabst, eh' die Himmel entstanden!

Dich verkennet die Welt, gerechter Vater; ich aber
Kenn' dich! Den Erwählten hab' ich enthüllt das Geheimniſs
Meiner Sendung und deiner Gottheit, und will's noch enthüllen,
Daſs die Liebe, mit der du mich liebtest, ihr Herz auch ergreiſe,
Und den unsterblichen Geist nur sein Versöhner erfülle.

Der Messias.

Dritter Gesang.

Das Leiden.

V. 1 — 161.

In das Heilige hast du mich, Sionitin, geführet,
Aber ins Allerheiligste nicht, zu dem richtenden Vater.
Du, die am Sion den heiligsten unter den Sängern Jehovas
Sahst, von ihm lerntest, als er von dem ewigen Geiste gelehrt sang,
Den der Richter im Tode verlieſs, den gröſsten der Todten,
Lehr', Sionitin, mich wieder; du lerntest himmlische Dinge!
Komm und leite den Schritt des wankenden, deines Geweihten;
Führe mich in des Gekreuzigten Nacht. Des Heiligthums Schauer
Faſst mich! Ich will den Sterbenden sehen, ich will die gebrochnen
Starren Augen, den Tod auf der Wange, den Tod in den schönsten

Unter den Wunden! dich sehen, du Blut der Versöhnung! Er bebte,
Rang mit dem Tode, da sank ihm sein Haupt, er blutete, neigte
In die Nacht hin sein heiliges Haupt! da verstummte der Gottmensch!
Jetzt erhub sich der Mittler, entgegen zu gehen dem Vater
Ueber Kidron in das Gericht. Ihm folgten die Jünger.
Als er näher dem Bach kam, ging er mit schnelleren Schritten
In Gethsemane fort. Das nächtliche Rauschen des Oelbaums
Tönte lauter am Hügel. Noch folgten ihm drey von den Jüngern
In die schreckende Nacht. Er entriſs sich ihnen und eilte
Ganz in's Einsame hin, zum Heile der Menschen zu leiden.
Ueber den Staub der Erde gebücket lag der Messias,
Bang mit Todesschweiſse bedeckt mit gerungenen Händen,
Sprachlos, aber gedrängt von Empfindungen! Stark, wie der Tod trifft,
Schnell, wie Gottes Gedanken, erschütterten Schauer auf Schauer,
Auf Empfindung Empfindung, des ewigen Todes Empfindung

Den, der Gott war und Mensch. Er lag, und fühlt', und verstummte.
Aber, da immer bänger die Bangigkeit, heiſser die Angst ward,
Statt des Todesschweiſses vom Antlitz des Leidenden Blut rann:
Hub er vom Staube sich auf, und streckte die Arme gen Himmel;
Thränen flossen in's Blut; er betete laut zu dem Richter:
Vater, die Welt war noch nicht . . . Bald starb der erste der Menschen;
Bald ward jede der Stunden mit sterbenden Sündern bezeichnet!
Ganze Jahrhunderte sind, von deinem Fluche belastet,
Also vorübergegangen . . . Nun ist sie, Vater, gekommen;
Da die Welt noch nicht war, da noch kein Todter verweste,
Wurde sie schon die selige Stunde des Leidens erkohren:
Und nun ist sie gekommen! . . . O seyd mir, Schlafende Gottes,
Seyd mir in euren Grüften gesegnet! Ihr werdet erwachen! . . .
Ach, wie fühl' ich der Sterblichkeit Loos! Auch ich bin geboren,
Daſs ich sterbe! . . . Der du den Arm des Richters emporhältst,

Und mein Gebein von Erde mit deinen Schrekken erschütterst,
Laſs die Stunde der Angst mit schnellerem Fluge vorbeygehn!
Vater! Es ist dir alles möglich, ach laſs sie vorbeygehn!
Ganz von deinem Zorne, von deinem Schrecken gefüllet,
Hast du mit ausgebreitetem Arm den Kelch der Leiden
Ueber mich ausgegossen. Ich bin ganz einsam, von allen,
Die ich liebe, den Engeln, den Mehrgeliebten, den Menschen,
Meinen Brüdern, von dir, von dir, mein Vater, verlassen!
Schau, wo du richtest, ins Elend herab! Jehovah! wer sind wir,
Adams Kinder und ich! Laſs ab, die Schrecken des Todes
Ueber mich auszugieſsen! . . . Doch nicht mein Wille geschehe,
Vater, dein Wille geschehe! . . . Mein hingeheftetes Auge
Schauet aus in die Nacht, und kann nicht weinen; mein Arm bebt,
Starrt nach Hülfe gen Himmel empor; ich sink' auf die Erde;
Sie ist Grab! . . . Nicht mein, o Vater, dein Wille geschehe! . . .

Also sprach er, und richtete sich von seinem Gebet auf,
Stützt auf die wankende Rechte sich nieder und schaut in die Nacht hin.
Und da gingen ihm vor den Gedanken des ewigen Todes
Schreckengestalten vorüber. Er sah die verworfenen Seelen,
Welche dem Tag der Schöpfung, dem Seyn zur Ewigkeit, fluchten.
Hörte das dumpfe Geheul des wiederhallenden Abgrunds;
Donnernde Ströme von Felsen herab in die Tiefe sich stürzend;
Auf den donnernden Strömen, der Angst geflügelte Stimme;
Sanftere Flüsse, die täuschend die Seelen zur Ruhe einluden,
Zum Entschlummern ins Nichts. Dann wuchs der Betrogenen Jammern;
Dann, in Einen unendlichen Seufzer der alten Verzweiflung
Ausgegossen, empörte die Stimme des Menschengeschlechts sich,
Klagte der Schöpfung den Schöpfer an! verwünschte sein Daseyn!
Und, dafs er ewig sey! Ihr Elend fühlte der Mittler!
Drauf verliefs der Messias der Leiden traurige Stille;

Wandte sich zu den schlafenden Jüngern, nach so viel Leiden,
So viel einsamer Angst, der Menschen Antlitz zu sehen.
Mit dem Anblick der Menschen, mit diesem Troste zufrieden,
Ging der Erlöser, und nahte sich still den schlafenden Jüngern.
Jetzo stand der Messias vor seinen Jüngern, und sah sie
Tief im Schlafe. Noch füllte der Ernst des hohen Jakobus
Glühendes Antlitz. So schlummert ein Christ, wenn dem Tode er nahet,
Ruhig und ernst. An den sanften Johannes lehnte sich Petrus,
Nicht, wie Johannes, voll lächelnder Ruh'. Jetzt rief der Messias:
Simon Petrus, du schläfst! vermagst du mit mir, da ich leide, 80
Auch nicht Eine Stunde zu wachen? Ach! bald wird die Ruhe,
Bald der Schlummer nicht mehr dein weinendes Auge bedecken!
Wachet und betet, damit der Versucher nicht über euch komme.
Zwar ihr wolltet es gern: allein auch ihr seyd Erde,
Und den himmlischen Geist drückt noch der Sterblichkeit Bürde.

Aber noch dauert das ernste Gericht, die bängsten der Leiden
Ueber ihn auszugieſsen, und kein Erbarmen zu kennen.
Und er neigte sich tief, rang seine Hände gen Himmel,
Und verstummte. So windet ein Lamm, geschlachtet am Altar,
Sich in seinem Blute. So lag, umströmt von des Himmels 90
Ihm nun nächtlichen Wolken, umströmt von Blute, so neigte
Abel sich, als er entschlief und seinen Vater nicht sahe.
Aber, o sieh, was drüben im Dunkeln flammend heraufzieht! . . .
Welch ein niedriger Haufen! Euch sandte die Hölle, Empörer!
Und ihr Führer, ihr Führer! . . . Nicht so wird er einst wandeln,
Wenn die Posaune den Staub aus jenen Hügeln hervorruft,
Die vor dem Richter ihn deckten, dann wirst du so fröhlich nicht wandeln,
Du Verräther des Herrn. Der Haufen nahte sich wüthend,
Trug die Flammen empor, und irrte mit suchendem Auge

Durch's Labyrinth der Bäum' und der Nacht. Ihn sahe der Gottmensch.
Nun erhub sich die dunkelste Nacht, die über ihn herging,
Wolkicht empor, und als sie sich hub, entflossen ihr Schauer.
Einer ergriff den Verräther. Er trotzte der mächtigen Warnung,
Und so rüstet' er sich: Wo ist er? Die Lieblinge sahn ihn,
Wie sie sagen, auf Tabor in Himmelswolken gekleidet;
Aber in Banden noch nicht. So sollen sie jetzo ihn sehen,
Und sich Hütten der Freude zu bauen vergessen! Doch bebst du,
Schauerndes Herz! Kann Kühle der Nacht auch Männer erschüttern?
Schweig, Empörer! . . . Bald ist es gethan! Dann will ich mir Hütten,
Nicht im Traume nur, bauen! — Er dacht's und er eilte von neuem.

Als der Mittler die Kommenden sah, da betet' er also
In sich selber: Es ist weit, weit von den ewigen Höhen
Bis zu diesen Sündern herunter. O Weg' in dem Staube,
Die ich wandle! Ich will sie wandeln! Sie werden einst glänzen

Wenn in diesen Tiefen die Auferstehung erwacht ist,
Und nun ganz das Gericht es enthüllt, warum sie Gott ging.
Judas Ischariot führte den Haufen. Der Priester Befehl war:
Männer zu waffnen und Jesum bey seinen Gräbern zu suchen,
Ihn zu binden, und vor die Versammlung zu führen. Es kannte
Judas den Ort des stillen Gebets und der nächtlichen Sorge
Für die Menschen. Er hatte der Schaar ein Zeichen gegeben:
Welchen ich küsse, der ist es! Allein noch erbarmt des Verräthers
Sich die Nacht, und läſst ihm noch nicht den entsetzlichen Kuſs zu.
Aber nicht lange, so fiel mit ungeduldigem Grimme
Auf die schlafenden Jünger die Schaar. Da ging der Erlöser
Gegen die Sünder, und sprach mit seiner Hoheit: Wen suchet ihr? —
Und sie ergrimmten, und ruften, und schwangen die bebenden Fackeln:
Jesum, den Nazaräer! — Nun waren die übrigen Jünger
Alle gekommen. Mit göttlicher Ruhe, als wenn er dem Sturm

Und dem wogenden Meer, vor ihm zu schweigen, geböte,
Sprach er zur Schaar: Ich bins! Des Sohnes Allmacht ergriff sie,
Und sie sanken betäubt vor seiner Stimme danieder.
Judas sank mit ihnen. So liegen im Felde des Treffens
Todte; so wälzt sich unter den Todten der grimmigsten einer,
Wenn aus der stilleren Mitte der Schlacht der denkende Feldherr
Um sich herum (ihm gebot es Gott!) Verderben versendet.
Aber jetzt war die Betäubung vorüber; jetzt hub der Verräther
Von der Erde sich auf: nun war die schrecklichste Stunde
Seiner Erschaffung, und er ganz nah dem Gerichte gekommen.
Voll verborgenes Grimms, mit aufgeheiterter Miene,
Trat er zu dem Messias und küſst' ihn! Er hat es vollendet!
Und der Thaten schwärzeste schlich, wie ein Schatten, zur Hölle.
Aber der Gottmensch sah dem Verräther mitleidig ins Antlitz:
Judas! und du verräthst durch einen Kuſs den Messias?

Ach, mein Freund, wärst du nicht gekommen! — So sagte der beste
Unter den Menschen, und gab sich der Schaar, sich binden zu lassen.
Petrus sah es. Den kühneren weckt der Anblick, er reiſst sich
Durch die Jünger hervor, und verwundet im muthigen Angriff
Einen der Schaar. Dem heilet der Menschenfreund die Wunde,
Schaut auf Petrus herüber und sagt: Sey ruhig, mein Jünger.
Bät' ich meinen Vater um Schutz; es würden vom Himmel
Mächtige Legionen erscheinen, dem Sohne zu dienen.
Aber wie würden alsdann der Propheten Worte vollendet?
Und zu der Schaar, die ihn band: Ihr seyd gerüstet gekommen,
Mich zu fahen, als wär' ich ein Mörder, der Wüthenden Einer,
Die dem Tode bestimmt, und durch der Unmenschlichkeit Thaten
Ueber andere Sünder erhöht sind! Ich bin ja im Tempel
Immer um euch gewesen! hab' euch die Wege des Lebens
Und des Todes gelehrt; ihr lieset ruhig mich lehren!

Aber eure Stund' ist gekommen, der Finsterniſs Werke
Auszuführen. — Er schwieg, und war an dem Bache der Cedern.

V. 162 — 290.

Unterdeſs stand in dem hohen Palast die Versammlung der Priester
Wie auf Wogen der zweifelnden Hoffnung. Ihr sorgendes Murmeln
Stieg von der Höhe des innersten Saals die Marmorgeländer
Zum vielhörenden Ohr des fürchtenden Pöbels hinunter.
Dieser staunte mit starrendem Blick; sprach von dem Propheten
Zitterndes Lob und stammelnde Flüche; vergaſs der Bewundrung
Und der goldenen Leuchter, die flammend die Säulen umgaben.
Aber die Priester besprachen sich untereinander: Die Bothen
Kommen noch nicht! wo bleiben die Bothen? Vielleicht, daſs sie Judas
Und den Haufen verfehlten? Vielleicht wird der schwarze Verräther
Auch zum Verräther an uns? Ach, vielleicht, verleitet, wie vormals,

Durch Blendwerke des Schreckens der Nazaräer die Männer!
Also besprachen sie sich. Da kam ein Bothe! die Haare
Flogen ihm und die Wange war bleich; erkaltender Schweiſs lief
Ueber sein Antlitz; er rang die bebenden Hände. So sprach er:
Hoherpriester! wir kamen dahin, und fanden ihn endlich
Ueber dem Bache, nicht fern von den Gräbern. Das Grauen der Gräber
Schreckte uns nicht; allein es hingen schwärzere Wolken,
Als ein Mensch noch gesehn hat, am ganzen Himmel herunter. 180
Und doch drangen die Männer hinein; ich blieb in der Ferne.
Aber ich sah den Propheten! Da liefen, ich kann's nicht erzählen,
Wie es geschah, da liefen mir Schauer durch alle Gebeine!
Doch sie erkannten ihn nicht, so nah er auch dastand, und drangen
Auf die Männer um ihn. Da sprach er gewaltig: Wen sucht ihr?
Unsere Männer fürchteten nichts, und ruften mit Grimme:
Jesus, den Nazaräer! Da sprach er, noch hör' ich's, noch sinken

Alle Gebeine mir hin! er rief mit der Stimme des Todes
Gegen uns her: Ich bins! So sprach die Stimme. Sie stürzten
Auf ihr Angesicht hin! Sie liegen todt da! Nur ich bin 190
Ihm entronnen, damit ich die Todesbothschaft euch brächte!
 Und die Priester hörten des Schreckens Worte den Bothen
Sagen, und standen entfärbt, und blieben starr, wie ein Fels steht,
Stehen. Nur Philo vermag, überwältigt vom Schrecken,
Diese Worte zu zürnen: Du bist sein Jünger, Verwegner!
Oder dich täuschte die bildende Nacht! Geöffnete Gräber
Sandten dir Schwindel und Todte. Die Todten sahst du! Die Männer,
Welche wir sendeten, leben und fallen vor Worten nicht nieder!
 Als er noch redete, kam ein anderer Bothe: Wir haben
Viel gelitten! Wir sind vor ihm zu der Erde gesunken! 200
Denn sein Blick war entsetzlich, und Tod in des Redenden Stimme.
Aber dennoch führen wir ihn gebunden. Er gab uns

Selbst die Hände, sich binden zu lassen. Sie führen ihn bebend,
Wissen nicht, ob sie von neuem gebietende Worte des Schreckens
Hören werden. Allein er geht mit geduldiger Stille,
Und ist schon in den Mauren Jerusalems. — Also der Bothe.
Und der dritte kam an und rief: Gott segne die Väter!
Aber so müssen sie alle verderben, die wider euch aufstehn,
Alle Feinde des Herrn, wie der Galiläer, verderben!
Denn wir führen gebunden ihn her mit Banden, die Worte
Nicht auflösen, noch lächelnde Mienen. Ihn haben die Seinen
Alle verlassen. Er naht dem Palast. Gott gebe sein Blut euch!
Als der Wüthende schwieg, trat Satan in die Versammlung
Und die Freude der Hölle mit ihm. Sie fasset die Priester
Schwindelnd, umflattert ihr Auge mit Bildern quellender Wunden,
Und des bleichen, kommenden Todes; umströmt mit der Stimme
Seiner Qualen ihr Ohr: Nun verstummt Er ewig! und über

Seinen Gebeinen empor erhebt der Heiligen Fuſs sich!
Lang ergriff sie der Taumel; allein noch blieb der Prophet aus:
Und sie wütheten sehr, und sandten zum zweytenmal Bothen.
Philo ging mit den Bothen. Es hatte die Schaar den Messias
Auf dem Wege, zu Hannas, dem Hohenpriester, geführet.
Denn es war der Greis in der Nacht schwerduftenden Stunden
Aufgestanden, zu sehn den Mann, der Juda verwirrte!
Und Johannes folgte von fern. Der friedsame Schlummer
War von dem Aug' ihm entflohn, der Wehmuth Kummer bedeckt' es,
Deckte die bleichere Wange; zuletzt (er kannte den Priester,
Daſs er kein Wüthrich, wie Kaiphas, war) bezwang er die Wehmuth
Seines Herzens, ging in den Richtsaal, sah den Messias,
Wie er vor Hannas stand. Der Hohepriester befragt ihn:
  Kaiphas wird dich richten! O wärst du so schuldlos, als, was du
Thatest, ruchbar ward; so würden die Völker der Erde,

Würde Abrahams Gott und seiner Kinder dich segnen!
Sag nun selber, was hast du gelehrt? was hast du für Jünger?
Lehrtest du Moses Gesetz? und thatst du es? thaten's die Jünger?
Hannas sprach's und bewunderte Jesum, mit welcher Geberde
Eines Propheten er dastand! mit welcher bescheidneren Hoheit
Unentheiligt vom Stolze! Der Gottmensch würdigt ihn, also
Zu erwiedern: Ich lehrt' in dem Tempel, frey vor dem Volke,
Frey vor den Lehrern im Volk! Du fragst mich! Frage die Hörer!
Als er noch sprach, drang Philo herein. Da fuhr die Versammlung
Ungestüm auf; da that ein Knecht mit knechtischer Seele
Eine That, die niedrig genug war, Unmenschlichkeiten
Anzukündigen. Philo gebot, den Empörer zu nehmen,
Ihn dem Todesurtheil entgegenzuführen. Sie thaten's.
Als ihn Johannes in Philo's Gewalt sah, deckt' ihm des Todes
Blässe die Wangen, und Dunkel sein Auge; da zittert' er, brach ihm

In der Wehmuth das Herz! Zuletzt, da er aus dem Palaste
Zitterte, sieht er von fern die wehenden Fackeln: er wankte
Gegen des Hohenpriesters Palast, und blieb in der Nacht stehn.
Aber der Führer der Schaar, die Jesum begleitete, Philo,
Riſs sich wüthend voran, eilt' in die Versammlung, und alle
Sehn's an seinem Triumph, und dem hohen, flammenden Auge,
Daſs der Todtenerwecker gebunden und dicht am Palast sey!
Doch sie hatten nicht Zeit, daſs sie Philo jauchzten! Der Gottmensch
Trat herein. Sie sahn den Kommenden, trauten dem Anblick
Kaum die Wirklichkeit zu, und bebten vor Wuth und Entzückung.
Aber er trat die Stufen herauf, und stand vor dem Richtstuhl.
Alle Hoheit, sogar die Hoheit des sterblichen Weisen
Legte er ab, und war nur ruhig, als säh' er den Abfall
Einer Quelle vor sich, und dächte nur sanfte Gedanken,
Nach erhabnern an Gott, die Augenblicke zu ruhen.

Von dem göttlichen Ernste hatt' er nur wenige Züge,
Leise Züge behalten: doch konnte kein Engel sie haben,
Wollt' er sie haben; allein auch nur ein Engel vermochte,
Dieser Göttlichkeit Mienen und ihren Geist zu bemerken.
Also stand er. Philo und Kaiphas hefteten gimmig
Ihren Blick auf die Erde. Dem gab die Würde das Vorrecht,
Erst zu reden, jenem der Eifer. Noch schwiegen sie beyde. 290

V. 291—495.

Aber im Seitenpalast zog sich, von einsamen Lampen
Halb durchdämmert, ein zirkelnder Gang zum Richtsaal hinüber.
Dort, an ein Marmorgeländer gebückt, stand unter den Frauen
Portia, jugendlich schön, das Weib Pilatus, des Römers.
Aber ihr Geist war nicht jung. Die Blume blühte, mit Früchten,
Wie die Mutter der Gracchen, die ausgearteten Römer

Zu bereichern: allein in dem ernsten Rathe der Wächter
War Roms Untergang und kein Erretter beschlossen.
Hingerissen von der Begier, den groſsen Propheten
Endlich zu sehn, war, nur von wenigen Sclaven begleitet,
Portia eilend gekommen. Sie hatte diesmal die Würde
Einer herrschenden Römerin, jeden Zweifel der Hoheit
Leicht vergessen! Es leitete sie des Ewigen Vorsicht!
Und sie stand, und sah ihn, der Todte weckte, des Priesters
Muthigen Haſs noch muthiger trug, und entschlossen genug war,
Unter einem so niedrigen Volk' unerkannt, unbewundert,
Groſs zu handeln. Sie sah den erhabnen Mann, mit Bewundrung;
Heiſs von Erwartung, und froh, daſs mit dieser Ruh' er vor seinen
Hassern und vor dem gezückten Schwerte des Todesurtheil
Dastand. Doch so kannt' ihn nicht Philo; es sagte der Heuchler:
Bringt ihn näher, und bindet ihn fester. Doch eh' wir ihn richten,

Hebt auf heilige Hände zu Gott, daſs er endlich sein Urtheil
Ausgesprochen, und uns nicht länger durch Schweigen geprüft hat!
Höre ferner der Deinen Gebet! So müssen sie alle,
Die sich empören, verderben, und keiner ihrer gedenken,
Auſser, wo bey entfleischtem Gebein die Schädel der Todten
Liegen, und wo das Blut der Empörer den Hügel hinabrann,
Daſs er dampfte! Ja, Dank, Dank! laute festliche Wonne
Bey den Altären! und Israel soll ein Jubelgesang seyn!
Du wirst bluten! Bis jetzt schloſs Juda die Augen und sahe!
Hielt sein Ohr zu und hörte! Doch ist der schwindelnde Taumel
Endlich vorübergerauscht. Sie sehn nun, hören, was da ist,
Den, so vor Abraham war, in der Todeskette! Zwar oftmals
Sahn sie ihn schon, und warfen, auf Augenblicke, des Irrthums
Eiserne Banden von sich, mit freyem, männlichen Arme
Heilige Steine zu fassen, den Lästerer Gottes zu tödten!

Aber sie wurden von neuem getäuscht. Doch heut' ist das Ende
Ihrer Verblendung und deines Betruges, Empörer, gekommen!
Welch ein kleiner Haufen des Volks auch dasteht; so werden
Aus den wenigen doch sehr viele wider dich zeugen,
Wenn wir sie rufen. Das wird der Hohepriester gebieten.
Aber ich klage dich an, und nehme Juda zum Zeugen,
Erd' und Himmel zum Richter: Du bist ein Empörer! Du hast dich
Selbst zum Gotte gemacht, du, der in der Krippe geweint hat!
Schläfer wecktest du auf und keine Todte! Doch Mütter,
Selbst die Mütter und Schwestern, die sahn ja die Sterbenden sterben!
Auf! dich trifft nun die Reih'; erwecke dich selbst! doch es werden
Männer im Tode dich sehn. Der soll so leise nicht schlafen!
Lieg dann bey den Erwürgten, die Gott verworfen hat! Schlaf dort,
Dort den eisernen Schlaf; dort, wo die kommende Sonne
Und der wandelnde Mond den Dampf der Verwesungen auftrinkt,

Bis der Tod reift, und von Gebeinen Golgatha
weiſs wird! — —
Doch ich entsetze mich vor des Sünders Ver-
brechen! das alles
Hüllet der Ausgang auf. Beschleunige du ihn,
und richte,
Hoherpriester! — Er sprach's und starrt', und
konnte nicht zürnen.
Aber die Stille ward stiller. Und Portia sah
den Propheten,
Wie er gegen die Rede des Todfeinds dastand.
Freude
Funkelt ihr Blick, und ihr Herz schlug lauter,
und hohe Gedanken
Strömten herauf in ihr Haupt. Ihr war, als
hübe das neue,
Hohe Gefühl sie empor. Dann forscht sie mit
feurigen Augen
Um sich umher, ob sie unter der Menge nicht
edlere fände,
Welche mit ihr den Propheten bewunderten.
Aber sie suchte
Gute Seelen umsonst in einem Volke, das reif
war,
Bald gerichtet zu werden, zu stehn auf den flam-
menden Trümmern
Seines Tempels, in welchem nun nicht Iehova
mehr wohnte.

Einen bemerkte sie nur, der fern in dem untern Palaste
Mit dem Haufen am Feuer sich wärmte. Sie schauten ihn wild an,
Und sie stritten mit ihm: er widerlegte sie feurig.
Endlich schien ihm der Muth zu entsinken, und bleich und verwildert
Schaut' er um sich herum, dann wieder auf den Propheten.
Ach, der Mann ist sein Freund, so dachte die Heidin, er strebet
Ihn zu retten, und will, daſs dieser Pöbel die Wege,
Welche der Weise wandelt, begreife: wie edel er lebte,
Und wie menschlich er war, und Gutes ohne Geräusch that.
Aber sie lassen ihn nicht, und drohn, ihn auch vor den Pöbel,
Der dort richtet, zu führen. Davor erschrack er, und bebte
Vor dem Tode zurück, den ihm die Wüthenden drohten.
Und ihn sandte vielleicht des Bedrängten Mutter, und fleht ihn,
Hingesunken in Thränen vor ihm, daſs er ging' und vom Tode,
Ach vom Tode befreyte der Söhne besten und liebsten!

O wie wird sie vor Schmerz, die liebenswürdige Mutter,
(Liebenswürdig ist sie, sonst hätte sie ihn nicht geboren,
Diesen Weisen!) wie wird sie vor Schmerz und Jammer versinken,
Wenn sie vernimmt, wie der wüthende Pharisäer geredt hat!
Aber was ist es in mir, daſs zu so zärtlichen Sorgen
Für die Unbekannte mein Herz mit Empfindungen aufwallt,
Die ich niemal empfand? Sind es Wünsche, den Edlen geboren,
Ihn der Erde gegeben zu haben? Dein Leben verflieſse,
Mutter, zu glückliche Mutter! voll Stolzes auf ihn! und dein Auge
Seh' ihn nicht sterben, obgleich sein Tod die Erde wird lehren.
Jetzo erhob der Hohepriester sich auf den Gerichtsstuhl;
Also sagt er: Obgleich ganz Juda die Lasten empfindet,
Die auf aller Schultern der Mann, den wir richten, gelegt hat;
Und so sehr die Erd' ihn auch kennt, daſs er wider den hohen,
Rächenden Gott auf Moria, des Allerheiligsten Priester,

Und den groſsen Cäsar in Rom sich wüthend empörte;
Obgleich ganz Judäa sein Todesurtheil mit ausspricht,
Und nicht Kaiphas nur dem Schwerte gebeut, daſs es schlage;
Dennoch wollen wir ihn mit Zeugen richten, und hören!
Zwar ist Israel jetzt nicht versammelt; die meisten der Zeugen
Decket die Mitternacht. Doch so wenige Menschen auch hier sind,
Wird es an Zeugen uns doch nicht mangeln. Es komme, wer Recht thut,
Und das Vaterland liebt, und spricht, was lauter und wahr ist.
Also sagte der Hohepriester. Da traten belohnte,
Unterrichtete Männer herauf, und zeugten. Vor allen
Hatte mit Schmähsucht Philo und erdekriechender Bosheit
Ihre schon kleinen, beweglichen Herzen erfüllt. Mit entflammtem,
Wilden Blick sah einer der Männer seitwärts, sagte:
Wie er den Tempel entweiht, das wissen wir alle. Doch hat er
Nie so sehr ihn entheiligt, als damals, da er der Opfer

Fromme Verkäufer vertrieb. Ihr wart versammelt zu beten; 400
Aber er trieb mit Grimm der Opferthiere Verkäufer
Aus der geweihten Halle. Gewiſs, er ehret den Gott nicht,
Dem ihr die Opfer zu heiligen kamt: er hätte die Opfer
Sonst nicht verdrungen, noch diesen Raub am Tempel begangen.
Also zeugt' er. Nach ihm erschien ein andrer, erklärte
Jesu göttlichen Eifer mit gleichem Unsinn: O damals
Wollt' er den Tempel nehmen, von dort auf Jerusalem fallen!
Aber der Schwarm, der ihn wohl in der fernen Wüste zum König
Ausrief, blieb ihm hier nicht getreu. Er muſste zurückfliehn.
Drauf erhub ein Levit sich, und that, als könnt' er verachten, 410
Zeugte: Hat er nicht Gott gelästert, weil er voll Stolzes
Wähnt, er könne die Sünde vergeben? Am Sabbath erlaubt er
Aehren zu lesen! Belebt am Sabbath verdorrende Hände!
Und doch wähnt der Verbrecher, er könne Sünden vergeben!

Jetzo sprach der Vierte: Die wilde Lache des Hohns stieg
Ihm in die Mienen empor, und tönt' in des redenden Stimme.
Also sagt er: Ich mufs zwar zeugen; doch brauchet ihr, Väter,
Zeugnisse wider den Mann, der von Unternehmungen schwindelt,
Die auf solchen Träumen erbaut sind? Er hat es geredet,
Und das Volk, so ihm gleichet, vernahm's mit starrendem Auge:
Brecht den Tempel! Drey Tage, so hebt sich ein neuer vom Staube
Wieder empor. Ich bau' ihn! . . . Das war er fähig zu sagen.
Auch ein Greis entehrt sein Alter und sagt: Zu den Zöllnern,
Diesen Sündern, gesellt (ich bin ein Zöllner gewesen)
Hat er jene Weisheit erfunden, die Moses verachten,
Und durch sündiger Kranken Heilung den Sabbath entweihn lehrt.
Also zeugten die Zeugen, und ringsum strömt der Erwartung
Blick auf Jesum, wie sich der Empörer vertheidigen werde.
Also stehn um den sterbenden Christen mit bleichen Gedanken

Und mit halber Freude, die gern sich freute, die Haufen
Niedriger Spötter, und athmen leis' und stammeln Erwartung:
Auch ihm wird der muthige Traum vom unsterblichen Leben,
Wie er selber, vergehn! — Er bekennt's noch! — Aber der Weise
Betet für sie und für sich, und lächelt die Gräber vorüber.
Also starrt ihn das wartende Volk an. Aber der Gottmensch
Schweigt . . . Und Kaiphas riſs geflügelter Grimm fort; er saget:
Frevler! schweigst du zu dem, was diese wider dich zeugen?
Aber der Gottmensch schwieg. Da ergrimmte der Priester von neuem:
Rede! beym lebenden Gott beschwör' ich dich: Bist du Christus?
Christus, des Angebeteten Sohn? — Er hatt' es gesprochen;
Und nun stand er emporgerichtet, und schaute Verderben.
Aber der Gottmensch schaute gen Himmel. Die Seraphim staunten,
Als er es that: so sehr sahn sie an seiner Geberde,
Wie er zurück die Gottheit hielt, und in menschlicher Ruhe

Das verbarg, was Welten erschuf. So hält er
noch jetzo,
Fürchterlich durch Säumen, sein Weltgericht
auf, und erduldet's,
Daſs der Empörungen Strom, mit langen Jahrhunderten, ströme.
Jetzo sah er dem Priester ins Antlitz, und
sagt ihm: Ich bin es,
Was du sagtest! und wisse, daſs ich jetzt Werke
vollende,
Welche der Anfang sind des Gerichts! Den
Menschen von Erde, 450
Den auch eine Mutter gebar, ihr werdet ihn
sehen
Sitzen zur Rechten Gottes und kommen in Wolken des Himmels!
Also eröffnete der, der mit dem letzten der
Tage
Schreckenvoller wird kommen, als je ein Engel
des Todes
Ihn in der Nächte tiefſten den stürmenden Psalter herabsang;
Also öffnet' er Einem geflügelten Blicke die Zukunft;
Schloſs dann schnell dem erstaunenden Blick
den furchtbaren Schauplatz.
Kaiphas, denn nun schleuderten ihn die
Ströme des Grimms fort,
Und nun kannt' er kein Maſs, nicht Schranken,
nicht zwingende Schranken!

Kaiphas schritt entflammter hervor! trug Tod der Stirne!
Zitterte laut! zerriſs sein Gewand! mit glühendem Auge
Starrt' er fürchterlich hin, rief in die verstummende Menge:
Redet! Er lästerte Gott! Was brauchen wir Zeugen? Ihr hörtet's!
Redet! was denkt ihr? Er lästerte Gott! — Sie ruften: Er sterbe!
Philo schwoll empor: Er sterbe, er sterbe! Die Fülle
Meines Herzens ergeuſst sich! Er sterbe den Tod der Verruchten!
Oben am Kreuz, den langsamen Tod der eisernen Wunden!
Daſs sein modernd Gebein kein Grabmahl finde! kein Hügel
Ueber ihm mit Blumen bewachse! Verwes' an der Sonne,
Ha! der offnen Sonne, Gebein! und hör' an dem Tage,
Wenn dem verdorrten Gebein Gott ruft, die Stimme des Herrn nicht!
Also sagte der Mann, so dem Tode reif war. Er sagt' es!
Angefeuert von ihm, drang nun in wüthendem Taumel
Wild das Volk auf den Göttlichen zu! — — Die edlere Heidin,

Portia, konnte den Anblick nicht mehr ertragen, erhub sich
Auf den Söller. Mit aufgehobenen, ringenden Händen,
Stand sie, mit Augen, die starr zu dem dämmernden Himmel hinaufsahn,
Und so zweifelt ihr Herz: O du, der erste der Götter!
Der die Welt aus Nächten erschuf, und dem Menschen ein Herz gab!
Wie dein Name auch heiſset, Gott! Jupiter! oder Jehova!
Romulus, oder Abrahams Gott! nicht einzelner Menschen,
Nein! du Aller Vater und Richter! darf ich's dir weinen,
Was mir meine Seele zerreiſst? Was hat er verbrochen,
Dieser friedsame Mann, daſs ihn Unmenschliche tödten?
Ist er dir so festlich der Anblick, die leidende Tugend,
Gott! von deinem Olympus zu sehn? Er ist es den Menschen!
Süſs und schauervoll ist den Menschen die stolze Bewundrung!
Aber, der die Sterne gemacht hat, kann der bewundern?
Nein, du kannst nicht bewundern! Allein ein hohes Gefühl ist's,

Für den Gott der Götter; es könnte sein göttliches Auge
Sonst nicht sehn, dafs der Schuldlose litte! Wie wirst du ihn lohnen,
Der dir diesen festlichen Pomp der Menschheit aufführt.
Mir, mir rinnt das Mitleid die Wange herunter; allein du
Kennst nur an der leidenden Tugend die bebende Thräne!
Gott der Götter! belohn', und ist es dir möglich, bewundr' ihn!

V. 496—563.

Als sie jetzt sich gebückt und geneigt hat über den Söller,
Hört sie am untern Palaste wie eines Verzweifelnden Stimme.
Petrus war es. Der fromme Johannes war an dem Thore
Stehen geblieben. Er hörte den jammernden Petrus, erkannt' ihn,
Rief ihm entgegen: Ach lebet er, Petrus? Du weinst! Du verstummest!
Rede! — Lafs mich, Johannes, ach läfs mich im Einsamen sterben!
Sterben will ich! Er ist verloren! Ich bin noch verlorner!

Judas, Judas! entsetzlicher Jünger! Du hast ihn verrathen!
Ich verrieth ihn mit dir! Vor allen, welche mich fragten,
Hab' ich ihn, ach! in meinem zu tiefen Elend verleugnet!
Fleuch, fleuch, wende dich weg, Johannes! laſs mich im Stillen
Sterben! Stirb, stirb auch! Er ist zum Tode verurtheilt!
Und, ich Treuloser, hab' ihn vor allen Sündern verleugnet!
Petrus rief's dem Verstummenden zu, und riſs sich von dannen!
Aber er blieb im einsamen Dunkel am thauenden Eckstein 510
Stehn, und schwankt' an den Stein, und hielt sich, und sank an ihm nieder,
Neigte sein müdes Haupt, und weinete lang, und verstummte.
Endlich strömte sie aus in brechende Worte, die volle
Tieferschütterte Seele: Laſs ab mit des Todes Gestalten
Mich zu schrecken! sie dringen, wie Schwerter, in meine Gebeine,
Meine zermalmten Gebeine! Laſs ab, und wende, o wende
Diese tödtenden Blicke von mir, womit du mich ansahst,

Als die schreckliche That, die schwärzeste, von mir geschehn war.
Ach, was that ich! Mein Freund, mein Freund! dich hab' ich verleugnet,
Den ich liebte, der mich, wie sonst kein Lehrer, geliebt hat;
Der ein göttlicher Mann war! Zu kleine Seele, was thatst du!
Siehe, nun wird er mich auch im Weltgerichte, vor seinen
Frömmeren Jüngern, vor seinen erhabenen Engeln, nicht kennen!
Kenne mich nicht, ich verdien' es! O kenne mich wieder! erbarme
Meiner Angst dich! Was hab' ich gethan! Je mehr ich's empfinde,
Desto tiefer gräbt es mir in die Gebeine den Tod ein.
Stirb! .. O könnt' ich sterben! ... Ich werde sterben, doch langsam!
Hier verstummt' er, und weint', und verdiente, weinen zu können.
Neben ihm stand sein Hüter, Orion, sah ihn und fühlte
Mitleid zwar, doch auch Engelfreuden. Da wandte sich Petrus,
Hub sich empor, und schaute gen Himmel: Du furchtbarer Richter!
Vater der Menschen und Engel, und deines Sohnes! du kennest

Mein erschüttertes Herz, und das Beben des tiefſten Gedankens.
Dein Kind, Jesum, hab' ich verleugnet! Erbarme dich meiner!
Ach, erbarme dich meiner, du Vater des göttlichen Kindes!
Er soll sterben! Ich bin es nicht werth, mit dem Theuren zu sterben!
Aber laſs mich ihn noch, eh' er zum Grabe sein Haupt neigt,
Eh' er unter die treueren Jünger den Segen, die letzte
Liebe, vertheilt; laſs dann mich noch den liebenden sehen,
Daſs sein sterbender Blick mir verzeihe! Dann fleh' ich nur Gnade,
Keinen Segen! zu bang, zu sehr Verbrecher, zu rufen:
Hast du nur Einen Segen? Nur Einen für diese Gerechten?
Ach, wenn ich nur Vergebung erweine, so will ich hingehn,
Ihn vor allen Menschen bekennen. So lange, mein Schöpfer,
Du mir Tage des Menschen gebeutst zu leben, so lange
Sey's mein theures Geschäft: ich will die guten, die frommen,
Alle reinen Herzen, ich will sie suchen, und ihnen

Kennen, verleugnen in Thun: er erweinte der Märtyrer Krone!

V. 564—672.

Doch, von der Sünde geblendet und ihrem Gerichte belastet,
Dachte ganz anders der Haufen der Sünder. Des Ewigen Vorsicht
Lieſs das Maaſs der Sünde anfüllen. Der Priester versammelt
All' in dem inneren Saal. Dort halten sie Rath und verschwören
Wider den Ewigen sich. Sie hatten das Opfer dem Tode
Lange geweiht: sie halten nur Rath vom Pilatus, vom Volke,
Und, wie er sterben soll. Am Kreuz auf Golgatha sollst du
Bluten! . . . Philo verachtet, von ihrem Rathe zu lernen;
Bricht schnell aus der Versammlung, und sucht den Messias, und findet
Ihn bey den Wachen am sinkenden Feuer. Hier geht er mit wildem
Drohenden Schritt von ihm auf und nieder. Sein treffendes Auge
Heftete sich unverwandt auf den Mittler, und funkelte Rache.

Aber so sehr ihn die Wuth auch beherrschte, so sann er doch sorgsam
Und scharfſichtig die Reihen der Schwierigkeiten herunter,
Stellte jeder Entschlüsse, Beredsamkeit, priesterlich Ansehn,
Oder das Aeusserste selbst entgegen, lieſs keine dem Zufall.
Einmal, er dacht' an das Volk, erhebt sein Herz sich zu beben;
Aber er zwingt's, entschlossen, zu tödten oder zu sterben!
Noch einmal, er dachte, was er zu vollenden bereit war,
Zittert das Herz ihm, doch schnell besiegt er sein zeugend Gewissen!
Jetzt eilt Philo zurück zur Versammlung: Noch säumen wir, Väter?
Brach die Dämmrung nicht an? und soll er am Abend noch leben?
Philo bewegte sie leicht. Sie eileten, nahmen und führten
Zu Pilatus den ewigen Sohn, ein furchtbarer Haufen,
Hohepriester, Gesetzerklärer, die Aeltesten Judas.
Und der Morgen athmete kalt. Da Jesus den Tempel,

Der nun, wenige Stunden nur noch, des Versöhnenden Opfer
Bilden sollte, durch dämmernde Schimmer des Tages enthüllt sieht,
Schaut er vom Tempel gen Himmel. Sie eilten; es eilte schon Volk mit;
Denn es hatte der Ruf die Geschichte der Nacht nicht verschwiegen.
Einige waren vorausgesandt, und hatten Pilatus
Schon die Kommenden angekündet. Sie kamen. Er staunte,
Dafs ganz Juda vor ihm erschien, um Einen Gefangnen
Anzuklagen. Sie gingen mit ihm die erhabenen Stufen
Drängend hinauf, und blieben am Thor auf Gabbatha stehen.
Hier war der Richtstuhl jetzt. Die Gebräuche des Festes geboten,
Nicht in die Halle zu gehn. Pilatus safs auf dem Richtstuhl;
Jener entartete Römer, ein weicher Kenner der Wollust,
Stolz und grausam dabey; doch klug genug, von der Römer
Alten Gerechtigkeit einige Mienen zu zeigen. Er sprach jetzt:
Wessen beschuldigen diesen Verklagten die Aeltesten Judas?

Und selbst Kaiphas seh' ich? — Er sprach's mit Hoheit, und schaute
Mehr auf Jesus, als auf die Versammlung. Der Hohepriester
Trat nun näher hinzu, und sprach: Wir glauben, Pilatus
Kenne uns so, und fälle dieſs Urtheil von Israels Vätern,
Daſs sie diesen vor ihn nicht führen würden, wofern er
Nicht ein Schuldiger wär'! Er ist, Pilatus, er ist es
Mehr, wie es einer noch war, seitdem du Israel richtest!
Diesen Gram verbergen in sich die Väter Judäas,
Können ihn dir nicht erklären, wie sehr der Jesus sich auflehnt,
Wider unsers Propheten Gesetz und den heiligen Tempel!
Wie er in blendenden Reden, durch täuschende Wunder ein Zaubrer,
Unser Volk uns verführt! Schon lang, Pilatus, ach lange
Hat er zu sterben verdient! — Hier unterbrach ihn der Römer:
Aber so richtet ihn denn nach eurem Gesetze! — Wie beutst du
Dieſs, Pilatus, uns an? Du weiſst ja, Römer, wir dürfen

Keinen tödten! — Er hält hier inne, den Zorn zu verbergen,
Daſs Pilatus sie an die entrissene Freyheit erinnre.
Aber jetzt redet er weiter: Du weiſst, mit welchem Gehorsam,
Welchem tiefen Gehorsam und unerschütterter Treue
Wir Tiberius, unserm Beherrscher, dem Vater der Völker,
Der stets glücklicher sey! wie wir ihm gehorchen. Der Jesus,
Den du, Pilatus, vor dir erblickest, rottet die Völker
In den Wüsten Judäas zusammen! Ein mächtiger Redner,
Ueberredet er sie, der Oberherrschaft des Cäsars
Sich zu entreiſsen, und ihn zum König zu wählen. Ich bin es,
Den die Propheten verkündeten! Ich der Erlöser in Juda! —
Und damit er noch mehr die kleinen Seelen gewinne,
Jedes Gesinnung erforsche, sie alle kenne, sie alle
Sich verführe: behält er sie in den Wüsten, und speist sie!
Dieser Jesus, so klein er dir scheint, jetzt da ihn Judäa

In der Kette dem Richter gebracht hat; er war's nicht, o Römer,
Als er noch in den Wüsten von Galiläa herumzog.
Da gewann er die Herzen des Volks! Deſs Zeug' ist der Einzug
In Jerusalem. Doch ich beschreibe den Pomp und das Jauchzen,
Dieses Tages Entweihungen, nicht! Du warst ja zugegen,
Hörtest der Völker Geschrey, ihr Hosanna, den taumelnden Jubel,
Diesen Triumph, daſs davon selbst dein Richthaus erbebte.
Aber der Gottmensch stand tiefsinnig, der groſsen Erlösung
Leiden ruhten auf ihm. Der Tode tödtlichster rief ihn
Zum Altare. Die Menschen, die neben ihm wütheten, waren
Opferer nur: er bemerkte sie kaum. So bemerket der Feldherr,
Welchen das Vaterland sandte, den kühnen Erobrer zu strafen,
Und die zürnende Thräne der Freygebornen den Stolzen
Fühlen zu lassen! er merket den Staub der würgenden Schlacht nicht!
Aber so sehr er Römer auch ist, so bewundert Pilatus

Doch den schweigenden Mittler. — Du hörst die mächtige Klage,
Und du schweigest? Vielleicht willst du vor dieser Versammlung
Dich nicht vertheidigen? Komm! — Der Gottmensch folgt ihm ins Richthaus.
Damals irrte die Ungewiſsheit mit wankendem Schritte
Um die Priester, und zeichnet ihr Antlitz mit bebender Blässe.
Unterdeſs war der ewige Sohn bey Pilatus im Richthaus.
Und Pilatus befragt ihn: Du bist der König Judäas?
Jesus schaut mit gelinderem Ernst dem Römer ins Antlitz:
Wär' ich ein König der Erde, wie ihr besiegtet, so hätt' ich
Völker; die stritten für mich! Ich bin kein König der Erde!
Aber so bist du denn doch ein König? — Ich bin es! Ich lieſs mich
Zu der Erde herunter, ich ward geboren, die Menschen
Wahrheit zu lehren. Wer sich der heiligen weihte, versteht mich!
Hier bricht Pontius ab, und sagt mit der Miene des Weltmanns,
Der kurzsichtig, doch lächelnd, des Ernstes Sache verurtheilt:

Was ist Wahrheit? — Er hatt' es gesagt, und begleitet' ihn wieder
In die Versammlung zurück. Ich finde, sagt er den Priestern,
Keine Schuld des Todes an ihm. Ihr nanntet vorhin mir
Galiläa. Dort lehnt' er sich auf. Drum sehet, ich send' ihn
Zu Herodes. Es ist sein Gebiet. Er bestraf' ihn! Und sollte,
Wie mir es scheint, die Frage vielmehr von eurem Gesetze,
Als von Empörungen seyn; so ist es wieder Herodes,
Der sie besser entscheidet als ich. So gebot Pilatus.

V. 673—899.

Unterdeſs kam die Mutter des liebsten unter den Söhnen,
Nach durchwachter, einsamer Nacht, mit dem Schauer der Dämmrung,
Nach Jerusalem; fand ihn im Tempel nicht, wo sie ihn suchte,
Fand den göttlichen Sohn nicht! Versenkt in ängstliches Staunen,
Höret sie von den Palästen der Römer herüber ein dumpfes

Tiefaufſteigend Getöse. Sie ging dem Getöse entgegen,
Ohne daran zu denken, woher es entstünde? Nun geht sie
Unter dem Volke, das rings durch Jerusalem gegen den Richtstuhl
Drang. Beklommen, allein noch ruhig wegen des Aufruhrs
Ursach', naht sie dem Richtstuhl sich. Hier sieht sie Lebbäus.
Doch kaum sah Lebbäus die Mutter, da floh er — Ach, flieht er?
Warum wendet er sich weg? So dachte Maria. Die Vorsicht
Zückt auf sie mit diesem Gedanken das Schwert, das bestimmt war,
Ihr durch die Seele zu gehn. Maria erhub sich, und sahe
Jesus! Ihr Engel, als er die Todesblässe, mit der sie
Bleich ward, als er die starrenden Augen der Mutter erblickte,
Wandt' er sein Antlitz. Doch sie, da ihrem Auge das Dunkel,
Ihrem Ohr die Betäubung entsank, ging vorwärts und bebte
Näher zum Richtstuhl hin, und sah noch einmal den Sohn stehn,
Sah die mächtigen Kläger um ihn und den richtenden Römer!

Hörte die Stimme des Volks, die rings mit Wuth von dem Tode
Wiederhallte. Was sollte sie thun? Zu welcher Erbarmung
Sollte sie flehn? Sie schaute sich um, da war kein Erbarmer!
Schaute gen Himmel empor, auch er verstummte der Mittler!
Jetzo betet ihr blutendes Herz: O, der ihn durch Engel
Mir verkündigen lieſs, mir ihn in Bethlehems Thal gab,
Daſs ich mit Mutterfreuden mich freute, mit denen der Mütter
Keine sich jemals freute, mit Freuden, die selber die Engel
In dem Liede von seiner Geburt nicht alle besangen!
Höre, Erbarmer, den Jammer der Seele, der mehr mich erschüttert,
Als der Gebärerin Angst! Das mütterlichste der Herzen
Gabest du mir, mit den besten der Söhne, den besten vor allen
Erdegebornen! Laſs ihn nicht sterben! ist anders mein Flehen
Deinem göttlichen Willen gemäſs, o du, der die Himmel
Schuf, und der Thräne gebot, zu dir um Erbarmung zu flehen!

Hier verstummt ihr Herz. Der Strom der kommenden Schaaren
Trieb sie seitwärts, und nahm ihr des Sohnes Anblick. Sie entriſs sich
Jetzt dem Gedränge; sie stand, sie ging, sie suchete, fand nicht,
Nicht die Jünger! Zuletzt verhüllte sie sich und weinte
Sprachlos. Als sie darauf ihr Auge erhebt, da erblickt sie
Sich an dem Seitenpalaste des Römers. Vielleicht, daſs hier Menschen
Wohnen, denkt sie, vielleicht, daſs selbst in der Schwelger Palästen
Eine Mutter gebar, der es, Mutterliebe zu fühlen,
Nicht zu klein ist. O wenn es wäre, was viele der Mütter
Von dir, Portia, sagen, daſs du ein menschliches Herz hast,
Wenn das wäre! Sie denkt's. Schon eilt sie die Marmorgeländer
Unverhüllter hinauf, und geht in den schweigenden Sälen.
Aber nicht lange, so kommt aus einem fernen Gewölbe
In des Palastes Seite, die sich zu dem Richtstuhl hinzog,
Eine Römerin her, und sieht Maria. Die junge,

Bleiche Römerin blieb, so wie gelöst ihr das Haar floſs,
Und das leichte Gewand die bebenden Glieder herunter,
Voll Bewunderung stehn. Denn die Mutter des Unerschaffnen
Zeigte, wiewohl der Schmerz sie verhüllte, in ihren Geberden
Eine Hoheit, von Engeln, weil die auch dann sie verstanden,
Noch bewundert: verhüllt vom Schmerz, dann stieg sie am tiefsten
Zu den Menschen hinab, von ihnen bewundert zu werden.
Endlich redet die Römerin: Sag', o sage, wer bist du? 730
Wer du auch seyst, noch nie hab' ich diese Hoheit gesehen,
Diesen göttlichen Schmerz! — Da unterbrach sie Maria:
Wenn du wirklich das Mitleid, das du in deinem Gesicht hast,
Auch in dem Herzen empfindest; so komm, o Römerin, führe
Mich zu Portia! — Mehr noch erstaunt, antwortet mit leiser,
Sanfter Stimme die Römerin: Ich bin Portia. — Du bist
Portia selbst? Ein geheimes, ein linderndes, stilles Verlangen

Wünschte mir Portia so, da ich dich sahe. Du bist es
Also selber, o Römerin? . . . Zwar du kennest die Schmerzen
Einer Mutter nicht ganz, die zu einem Volke gehöret,
Welches ihr haſst: doch Israelitinnen selber erzählen,
Daſs dein Herz voll Menschlichkeit sey! Der Mann, den Pilatus
Richtet! er hat kein Uebel gethan, den Tyrannen verklagen!
Ich bin seine Mutter! — Maria hatt' es gesprochen.
Portia blieb vor ihr stehn, und sah mit sanftem Erstaunen,
Mit Entzückung sie an. Denn über den Kummer des Mitleids
Siegte der höhre Gedanke. Sie konnte jetzt nur bewundern.
Endlich rief sie: Er ist dein Sohn? Glückselige, du bist
Dieses Göttlichen Mutter? Du bist Maria? — Dann wendet
Sie sich von ihr, und richtet gen Himmel ihr staunendes Auge. — 750
Sie ist seine Mutter, ihr Götter! Euch mein' ich, ihr höhern,
Besseren Götter, die mir, in dem Traume voll Ernst, sich entdeckten.

Jupiter heiſst ihr nicht, ihr heiſst nicht Phöbus Apollo!
Aber wie euer Name auch heiſst, ihr seyd es, ihr sandtet
Mir die Mutter des gröſsten der Menschen, wenn er ein Mensch ist!
Und mich bittet sie? mich? Nein, bitte mich nicht, o führe
Mich vielmehr zu ihm hin, zu deinem erhabenen Sohne,
Daſs er der Dunkelheit mich, den Zweifeln entreiſse! von fern nur
Auf mich blicke, und mir die Lehre der Gottheit entfalte. —
Portia hatte zuletzt sich gewandt. Mit Augen voll Liebe 760
Suchte Maria der Römerin Auge; sie fand es und sagte:
Wie ist deine Seele bewegt! Ja, Portia liebt mich! . . .
Portia! o ich war es auch, war der glücklichsten Mütter
Glücklichste. So hat keine der Mütter geliebt, wie ich liebe!
Aber bey deinem Herzen voll Mitleids, o Römerin, rufe
Deine Götter nicht an! Hilf selbst, sie können nicht helfen!
Und auch du vermagst nicht zu helfen, wenn Gottes Rathschluſs,

Daſs er sterbe, beschloſs! Allein es würde Pilatus,
Wenn des Unschuldigen Blut nicht seine Seele befleckte,
Freudiger stehen vor dem Gericht des Gottes der Götter.
Portia schaut auf sie hin, und fing an leise zu reden:
O was sag' ich zuerst? was zuletzt? wie voll ist mein Herz mir!
Erst sey dieses dein Trost, ist es anders Trost dir: Ich will dir
Helfen, du Theure! Dann wisse, die Götter, welche du meintest,
Fleht' ich nicht an. Ein heiliger Traum, von dem ich jetzt aufsteh',
Lehrte mich bessere Götter, zu denen hab' ich gebetet!
Sieh, ein Traum, wie noch keiner um meine Seele geschwebt hat,
Ach, ein himmlischer, schreckender Traum! Ich würde dir helfen,
Wärst du auch nicht, Maria, gekommen. Der Traum, den ich sahe,
Hatte mir schon für dich mit mächtiger Stimme gesprochen.
Aber er endete fürchterlich, und ich verstand ihn zuletzt nicht.
Da erwacht' ich, und fand mich in kalten Schweiſsen. Ich eilte

Gleich, den erhabnen Verklagten zu sehn. Da hatten die Götter
Mit des Verklagten Mutter gesandt. — Hier schwieg sie, und winkte
Einer Sclavin, die ferne von ihr in der Tiefe des Gangs stand:
'Geh' zu Pilatus, und sag' ihm: Er ist ein groſser, gerechter,
Göttlicher Mann, den du richtest! verdamme du nicht den Gerechten!
Um des Göttlichen willen, Pilatus, hat ein Gesicht mich
Heut im Schlafe geschreckt! — So stille denn, liebende Mutter,
Deine Schmerzen, und komm, daſs ich unter die Blumen dich führe,
Dort in die Morgensonne, damit wir die Menge nicht hören,
Und ich dir sage, was mich die ernste Stunde gelehrt hat.
Portia sprach's, und sie stiegen hinab. Die edlere Heidin
Sieht mit ernstem Angesicht nieder. Noch schweigt sie, voll Wunderns
Ueber den Traum, und vertieft in neue Gedanken. Ihr Engel
Hatt' in ihre Seele den Traum gegossen, und immer
Aus den Lieblingsgedanken, die sie am feurigsten dachte,

Neue Gedanken entwickelt, in ihrem Herzen die feinsten,
Zartesten Saiten gewisser zu treffen, und ganz sie zu rühren.
Jetzt entreiſst sie sich ihren Betrachtungen, sagt zu Maria:
Socrates, ... zwar du kennest ihn nicht; doch ich schaure vor Freuden,
Wenn ich ihn nenne! das edelste Leben, das jemals gelebt ward,
Krönt' er mit einem Tode, der selbst dies Leben erhöhte!
Socrates, ... immer hab' ich den Weisen bewundert! sein Bildniſs
Unaufhörlich betrachtet; ihn sah ich im Traume. Da nannt' er
Seinen unsterblichen Namen: Ich, Socrates, den du bewunderst,
Komm' aus den Gegenden über den Gräbern herüber. Verlerne,
Mich zu bewundern! Die Gottheit ist nicht, wofür wir sie hielten;
Ich, in der strengeren Weisheit Schatten; ihr, an Altären.
Ganz die Gottheit dir zu enthüllen, ist mir nicht geboten.
Sieh, ich führe dich nur den ersten Schritt in den Vorhof
Ihres Tempels. Vielleicht, daſs in diesen Tagen der Wunder,

Da die erhabenste That der Erde geschieht, daſs ein beſsrer,
Höherer Geist kommt, und dich in das Heiligthum tiefer hineinführt.
So viel darf ich dir sagen, und dieſs verdiente dein Herz dir:
Socrates leidet nicht mehr von den Bösen! Elysium ist nicht,
Noch die Richter am nächtlichen Strom. Das waren nur Bilder
Schwacher, irrender Züge. Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andere Sonnen, als die in Elysiums Thale!
Siehe, es zählet die Zahl, und die Wagschal' wägt, und das Maaſs miſst
Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste
Sich in das Kleine! wie fliegt ihr Wesen verstäubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt: die meisten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders,
Als wir dachten! Dein schreckendes Rom ist ein höherer Auswurf

Voll Ameisen; und eine der redlichen Thränen des Mitleids
Einer Welt gleich! Verdiene du, sie zu weinen! Was diese
Heilige Welt der Geister sehr ernst jetzt feyert, und was mir
Selbst nicht enthüllt ward, und ich von fern nur bewundre,
Ist: Der gröſste der Menschen, wofern er ein Mensch ist, er leidet,
Leidet mehr, als ein Sterblicher litt, wird am tieſsten gehorsam
Gegen die Gottheit! vollendet dadurch der Tugenden gröſste!
Und dies alles geschicht um der Menschen willen, und jetzo!
Sieh, ihn sah dein Auge! Pilatus richtet den Thäter
Dieser Thaten! Und flieſst sein Blut; so hatte noch niemals
Lauter der Unschuld Blut gerufen! — Hier schwieg die Erscheinung.
Aber sie rief, indem sie verschwand, aus den Fernen herüber:
Schau! — Ich schaute. Da waren um mich aufhebende Gräber;
Hingen dicht an die Gräber von allen Himmeln herunter
Schwere Wolken; die rissen sich auf bis zur obersten Höhe.

Und ein Mann, dem Blut entströmete, ging in die Wolken,
Wo sie sich öffneten. Schaaren unzählbarer Menschen zerstreuten
Sich auf den Gräbern, und schauten mit offnen, verlangenden Armen
Jenem Blutenden nach, der in die Wolken hineinging.
Viele von ihnen bluteten auch. Die weiten Gefilde
Tranken ihr Blut und bebten! Ich sah die Leidenden leiden!
Aber sie litten mit Hoheit, und waren bessere Menschen,
Als die Menschen um uns. Ein Sturm kam jetzo herüber,
Schreckend schwebt' er einher, und hüllte die Felder in Nacht ein. 850
Da erwacht' ich! — Sie schwieg. So stutzt ein letzter Gedanke,
Wenn er, der Vorsicht Tiefen zu nah, auf einmal zurückbebt.
So blieb Portia stehn. Maria wandte gen Himmel
Ihr vieldenkendes Auge: Was soll ich, Portia, sagen?
Zwar ich versteh' es selber nicht ganz, was der Traum dich gelehrt hat:
Aber ich schaue dich an, und verehre dich! Höhere Geister

Werden kommen, und dich in das Heiligthum führen! Doch darf ich
Dies dir sagen, so gern ich, wenn jene reden, verstumme:
Er, der diese wandelnden Himmel, so leicht, wie den Sproͤſsling,
Der dort keimet, erschuf; der hier dem Menschen ein Leben,
Voller Müh', voll fliehender Freud', und fliehenden Schmerzes
Gab, daſs sie nicht vergäſsen den Werth der höheren Seele,
Und es fühlten, daſs über dem Grab' Unsterblichkeit wohne!
Er, Er ist nur Einer! Er heiſst Jehova, der Schöpfer
Und der Richter der Welt! des ersten unter den Menschen,
Adams, Gott; dann vieler von Adams Söhnen; dann Abrams,
Unsers Vaters. Allein die Art, auf die wir ihm dienen,
Ist den Frommen bey uns, wie sehr auch die Stolzen sich aufblähn,
Dennoch dunkel. Doch hat sie der Ewige selber geboten!
Und er kennet sie, wird sie enthüllen! enthüllet sie jetzt schon!
Jesus, der groſse Prophet, der Wunderthäter, der Redner

Gottes! mit namenlosen Freuden, mit Schauer, mit Staunen und Ehrfurcht,
Nenn' ich ihn Sohn! Er kam, es zu thun! Ich sollt' ihn gebären!
Jesus sollt' er heiſsen, er sollte die Menschen erlösen!
Kündigte mir ein Unsterblicher an. Wir nennen sie Engel;
Aber sie sind Erschaffne, wie wir. Doch die Götter der Griechen
Und des furchtbaren Roms, wofern sie wären, sie wären,
Gegen die Engel, Sterbliche nur. Als ich in der Hütte
Jesum, den Knaben der Wunder, gebar, da sangen ihm Heere
Dieser Unsterblichen! — Portia war bey ihr niedergesunken, 880
Hielt die geöffneten Hände zum Himmel empor, und erstaunte,
Wollt' anbeten; wollte, mit leiser Stimme, Jehova
Nennen; allein sie fühlt es, sie darf den gröſsten der Namen
Noch nicht nennen! Sie hub sich empor, und schaute mit Wehmuth
Auf die Mutter, und sprach: Er soll nicht sterben! — Das wird er!
Ach, schon lang' hat mir der Kummer mein Leben belastet;

Denn er sagt es, Portia, selbst! Was mir und den Frommen,
Die ihm folgen, von allem Geheimniſsvollen am schwersten
Und unerforschlichsten ist: Er hat zu sterben beschlossen!
Ach, nun reiſst sie von neuem mir auf, die Wund' in der Seele! 890
Deine Gespräche von Gott bedeckten sie leise: nun reiſst sie
Wieder auf, und blutet, die tiefe Wunde! Doch segne
Gott, ja Abrahams Gott, er segne dich! Aber o wende
Dieſs dein weinendes Auge von mir! Es tröstet umsonst mich!
Denn er beschloſs zu sterben! und stirbt! — Die Stimme verlieſs sie;
Lange standen sie beyde mit weggewendetem Antlitz.
Endlich, wie ein Sterbender sich noch einmal zum Freunde
Kehrt, sprach Portia noch: O du, du theu'rste der Mütter!
Mutter! ich geh', und weine mit dir, bey dem Grabe des Todten!

V. 900 — 1155.

So besprachen sie sich: die Hohenpriester begleiten
Zu Herodes den göttlichen Sohn, mit ihnen die Menge.
Und schon lief ein Geschrey durch des Fürsten Palast: Den Jesus
Aus Galiläa, den groſsen Propheten, sende Pilatus
Zu Herodes! Der Fürst versammelt der Höflinge Haufen
Eilend um sich, und sitzt. Dann sagt er zu ihnen: Es soll mir
Dieser Tag es entscheiden! Ihr habt es alle vernommen,
Was der erhöhende Ruf nicht verschwieg. Die Kranken mit Worten
Heilen; mit Worten vom Tode erwecken: und dennoch gefangen?
Seht, ich staune, wie ihr! — So sagt' er, und sagte nicht alles,
Was er dachte. Sein Herz war ihm viel stolzer geschwollen. —
Ja, der gröſste Prophet von unsern Propheten, er neigt sich,
Als Verklagter, vor mir! Ich bin sein Richter! gebiet' ihm
Wunder zu thun! Wofern er sie thut, wie könnt' er? es sind ja

Keine möglich! doch thut er so was, so hat ihm Herodes
Wunder geboten! und thut er sie nicht, so ist er doch immer
Jener Berühmte, dem Palmen Jerusalem streut', und Hosanna
Sang, deſs Richter ich bin! — Ihn unterbrachen die Priester,
Die mit hallendem Schritt in die Säle traten. Doch Jesus
War noch unter dem Volke, das ihn umdrängte. Nun wollten
Tausend ihn sehn! dann wieder tausend! Sie stürmeten, ruſten,
Standen, weineten, staunten, verfluchten, segneten! Jesus
Ging in diesem Sturme mit jener erduldenden Stille,
Welche die Sprache zwar nennt, doch die Seele so hoch nicht hinaufdenkt,
Als sie der Mittler empſand. Auch sah in der Fern' er die Seinen,
Kannte den ewigen Trost, der in ihre Seelen Entzückung
Strömen sollte. Schon wart ihr gezählt, ihr Thränen der Freude!
Aber sie weineten diese noch nicht. Die meisten von ihnen
Waren unter dem Volk, und drangen zu ihm, um den letzten,

Ach den letzten Segen zu flehn! Die strömende Menge
Zwang sie zurück. Sie versuchten es oft; doch sie hatte die Menge
Einmal in ihre Wirbel gefaſst, die Jünger, und Petrus,
Und Johannes, und dich, Lebbäus! Nathanael, viele
Von den Siebzigen, viele der Freundinnen Jesus, Maria
Magdale, Maria, die Mutter der Zebedäiden.
Magdale hielt sich nicht mehr; sie erkannte neben sich einen,
Dem der Messias das Aug' einst aufthat: Hilf mir, wofern du
An die Stunde noch denkst, da er dir die Sonne zurückrief!
Hilf mir! und führe mich durch die Wüthenden, daſs ihn mein Auge
Einmal noch seh'! ihn noch einmal segne! Sie wollen ihn tödten! —
Aber sie flehte vergebens. Der Dankbare konnt' ihr nicht helfen.
Petrus war zu beängstet, sich wieder zu nahen. Johannes
Blieb auf einer Anhöh', betend Ruhe zu suchen.
  Jetzo ging der Richter der Welt in Herodes Palaste;
Und sie führten ihn vor den Fürsten. So lassen gestrafte,

Schwindelnde Denker vor sich die Vorsicht erscheinen, und geben
Ihr Gedanken des Staubs, und richten die Vorsicht Gottes;
Aber die ewige zeigt sie dem kommenden Donner. Herodes
Staunete, da er ihn sah! So sehr sein Stolz sich empörte,
Staunt' er doch! Die Hoheit, so viel unerschütterte Stille
Hatte der Fürst nicht erwartet. Er sah ihn lange mit Einem
Blick an. Endlich bezwang der Stolz das Erstaunen; er sagte:
  Deine Wunder, Prophet! sie sind in die Länder erschollen,
Und ich hörte davon. Doch des Rufes Stimme vergröſsert,
Oder verkleint; und selten, daſs er die Thaten erzählte,
Wie sie waren. So zeig' denn, Prophet! wofür ich die Wunder
Halten solle, die dir, vielleicht zu klein noch, der Ruf gab!
Nicht, als ob ich zweifle, du habst sie vollendet! mein Auge
Wünscht nur, dich handeln zu sehn! Doch daſs die Wahl nicht verweile,
Sondr' ich Groſses dir aus! Sieh, jedes ist würdig des Thäters.

Dort erhebt Moria sich! Schau des Tempels Gewölbe,
Und die Zinne des glänzenden Tempels! sie thürmt sich empor! sprich:
Neige dich, Zinne, vor dem Propheten! Im Schooſse des Tempels
Lieget Davids Gebein! Wie würde der heilige König
Jauchzen, wenn er Jerusalem säh'! wie würden wir staunen,
Wenn wir ihn sähen! O ruf', Prophet, den Gebeinen des Königs,
Daſs er die dunkeln Wölbungen flieh', und lebend herumgeh'!
Aber du schweigst! So gebeut dem Jordan: Erhebe dich, Jordan!
Wende den wogichten Strom! und fleuſs um Jerusalem! schütze
Ihre schimmernden Thürme, dann kehr' in Genezaret wieder!
Oder befiehl's dem Sion, daſs er sich erhebe, dem Himmel
Näher sich lagr' auf des Oelbergs Gipfel. Es schaun ihm die Völker,
In dem groſsen, umhergeworfenen Schatten, erstaunt nach!
Noch verstummst du! — Er sagt's, und wuſste nicht, wem er es sagte!
Wuſste nicht, daſs der gefürchteten Hügel und der gebückten

Königreiche Tyrann vor dem, mit welchem er redte,
Nur erhöhterer Staub sey! Herodes rief ihm noch Einmal:
Und du verstummest? — Der Gottmensch sah mit Einem Blicke
Seiner Hoheit ihn an! Der Fürst verkennt ihn in allem:
Denn er glaubt, der Prophet veracht' ihn! Da stand er im Grimm auf!
Dann gebot er mit bitterm Spotte der Wache: Man kleid' ihn
In das weiſse Gewand, mit dem die Römer sich kleiden,
Wenn sie sich ihren Würden bestimmen! Pontius urtheilt
Weise, kennt das Verdienst! Er wird ihn zum Könige weihen,
Zu dem Hosanna, den Palmen, ihm Purpur geben, und Kronen!
Also sagt' er, und wandte sich weg. Die Wache des Fürsten
Kleidete Jesum ins weiſse Gewand, und schaut' ihn mit Hohn an.
Endlich sandt' ihn Herodes zurück. Die furchtbare Menge
Hatten neue Schaaren gemehrt, die zur Feyer des Festes
Kamen. Sie gingen unzählbar herauf, und begleiteten Jesum.

Rings ertönte die thürmende Stadt, da Judäa daherging.
Philo sah's, ihn erschreckt's nicht! Der hohe Führer des Schiffs sieht
Also das kommende Meer, und freut sich der tragenden Fluthen.
Philo entdeckt, es sey das Volk noch getheilt; es verehren
Jesum viele Tausende noch: allein ihn erschreckt's nicht!
Denn die Ehrsucht schwellte das Herz ihm empor, und verstieg sich
Taumelnd über die Wolken. Den feurigen Sünder umgaben
Seine Vertrauteren, Pharisäer. Geflügelte Worte
Sprach er zu ihnen, dann sandt' er sie unter das weichende Volk aus.
Und sie vertheilten sich schnell. So fleuſst von dem Becher des Todfeinds
Gift, und jeder Tropfen entzündet den Tod. Die Vertrauten
Eilen, und unterrichten das Volk, nach seiner Erbittrung
Jeder mit seiner Beredsamkeit, seinen Künsten der sanften
Oder strengen Priesterlichkeit; vielzüngichte Redner.
Wähnt ihr, er habe Wunder gethan? Herodes gebot ihm,

Wunder zu thun. Er vermocht's nicht. Ihr sahet ihn, wie er verstummt stand.
Glauben auch Israels Väter an ihn? Dem fluch' ich, der Abram
Lästerte! der das Gesetz sein ganzes Leben entweiht hat!
Siehe, der Priester Gottes verklagt ihn! Sandte den Gott uns,
Den er verläſst? er verläſst ihn! ihr seht in der Kett' ihn! Die Heiden
Richten ihn, doch zu gelinde! sie kennen nicht ganz den Empörer!
Bittet heute nicht um den Gefangenen; die blinden Bewundrer
Seine Thaten, sie möchten für ihn den Römer erbitten:
Und ihr hättet zur Bitte verführt, euch träfe die Sünde!
Männer! ihr seyd das heilige Volk! Euch schimmert der Tempel!
Euch nur flammen vom hohen Altare die Opfer gen Himmel!
Rächet (euch ruft der Staub der Propheten! sein heilig Gebein ruft,
Abrams Gebein, auf) rächt den gröſsten unter den Vätern!
  Also rotteten sie zu ihrer Rotte Judäa.'
Tausende rissen Tausende fort, der Zweifelnden waren

Wenige, weniger noch der Tugendhaften und Treuen!
So stehn, wenn der geschmetterte Wald vor dem wilden Orkane
Auf vielmeiligen Bergen die langen Rücken herunter
Liegt, noch einsame Cedern, und tragen die bebende Wolke.
Portia's Bothin eilt zum Pilatus: Er ist ein gerechter,
Göttlicher Mann, den du richtest; verdamme du nicht den Gerechten!
Um des göttlichen Willen, Pilatus, hat ein Gesicht mich
Heut' im Schlafe geschreckt! Das sagt ihm die Sclavin.
Pontius hatte hierauf, für Jesum das Volk zu bewegen,
Einen berufnen Gefangnen, von dem viel Sagens im Lande,
Ehe die Kette ihn bändigte, ging, insgeheim in das Richthaus
Führen lassen. Jetzt kamen zurück das Volk und die Priester.
So wie hinauf sie nach Gabbatha gingen, so ward der Gefangne
Gegen sie her auf der Höhe geführt. Sein glühendes Auge
Schweifte seitwärts herum, er hielt den schnaubenden Athem;

Nicht die Reue, die Wuth, bog ihm den sträubenden Nacken.
Also stand er gebückt, und schluckte zornigen Schaum ein,
Und am nervichten Arme klirrt' ihm die Kette. Pilatus
Stellete sich zu der Rechten den Gottversöhner. Der Mörder
Sah den Mann in dem weiſsen Gewande. Der, oder er selber
Muſste sterben! der Zweifel durchdrang ihn mit stechendem Feuer;
Und sein Herz schlug sichtbar empor! So stand er zur Linken.
Aber Pontius sprach, und wies zu der Rechten: Ihr brachtet
Diesen Menschen herauf: Er wende vom Cäsar das Volk ab!
Doch ich hab' ihn verhört, und find' ihn nicht schuldig. Auch findet
Ihn Herodes nicht schuldig. Ich lass' es nicht zu, daſs er sterbe!
Aber weil ich das Fest mit Befreyung eines Gefangnen
Feyre, so geiſsl', und geb' ich ihn los! Doch ihr hört die Vernunft nicht!
Welchen, so sagt's denn, so wüthet denn, welchen soll ich euch geben:
Barrabas, oder Jesum, der ein Gesalbter genannt wird?

Barrabas! stieg ein Geschrey mit einer Wuth, daſs die Engel,
Die um den Göttlichen standen, ihr bebendes Angesicht wandten;
Barrabas! stieg es empor. Pilatus entriſs dem Erstaunen
Sich mit Zorn, und rief: Was mach' ich aber mit Jesu,
Was mit eurem Gesalbten? Sie stürmeten, stampften und ruften:
Laſs ihn kreuzigen! — Aber (noch einmal entschloſs sich der Römer,
Ihre Wuth zu erweichen,) was aber hat er verbrochen?
Nein, er hat den Tod nicht verdient! — Sie wurden ergrimmter,
Ruften, und ihr Geschrey beseelten Stimmen der Priester;
Stammelnd und bleich und knirschend, mit wildem flammenden Auge,
Riefen sie: Kreuzige! Kreuzige! — Sion erscholl vom Getöse
Ihres Rufens, mit ihm die verlaſsnen Hallen Morias,
Und die thürmende Stadt, und Staub stieg mit dem Getös' auf.
Pontius sah, zu erschrocken, daſs er vergebens für Jesum,

Ihn zu befreyn, arbeite; beſchloſs unrömisch, das Urtheil
Ueber den Mann zu sprechen, den er für schuldlos erkannte.
Furchtsam hatt' er vorher verlassen den hohen Gerichtsstuhl,
Stieg jetzt wieder hinauf, und gab Befehle. Der Sclav' kam
Eilend zurück, und trug, durch der Priester getheilte Versammlung,
Ein korinthisch Gefäſs, drin eine silberne Quelle.
Und er hielt's vor Pilatus. Der winkte dem Volke. Das Volk stand,
Blickte schweigend hinauf. Nun rann die Quelle. Pilatus
Wusch sich feyerlich vor dem Volk die Hände. Der Cherub,
Welcher in Gosen vordem die Hütten schonend vorbeyging,
Die mit der Lämmer Blut bezeichnet waren, er schwebt' jetzt,
Fürchterlich, mit dem Verderben, mit Gottes Schrecken gerüstet,
Ueber Juda's Gefilden, das Volk dem Gerichte zu weihen.
Sein geheftetes Auge verlieſs des Versöhnenden Blick nicht.
Und er sah in dem Blicke des Göttlichen, mit der Verwerfung,

Eine Thräne gemischt. Der Todesengel begann jetzt
Jene Worte des Fluchs, die dem Himmel des Richtenden Urtheil
Kund thun, wenn dem vollen Gerichte Nationen gereift sind!
Wie in der Fern' Erdbeben den Tod weissagen, so rauschte
Seine Stimme. Dann grub er in eherne Tafeln das Urtheil,
An des Richtenden Thron es aufzustellen. Pilatus
Winkte dem Sclaven, sich zu entfernen. Dann rief er zum Volke:
Nehmt ihr's auf euch, ihr Wüthenden! Ich, ich bin an dem Blute
Dieses Gerechten nicht schuldig! — Er rief's herunter. Da wendet
Israels Engel sein Angesicht weg, erzittert, entfärbt sich
Und verläſst sie! Sie sprechen ihr Todesurtheil, und rufen:
Ueber uns komme sein Blut und über unsere Kinder! —
Bleiches Entsetzen und Stille, wie sie um Gräber erstarrt liegt,
Schauer und Angst, wie des Sterbenden, folgten nun; aber nicht Reue!
Pontius gebot zu der Rechten und Linken, und Jesus

Ward in die Halle zur Geiſsel geführt; zu dem Volke der Mörder!
Barrabas, als er um sich nicht mehr den eisernen Klang hört,
Und nun frey ist, schüttelt sich, brüllt mit stürmender Freude,
Steht, verstummet, und läuſt; dann steht er wieder. Das Volk bebt,
Wo er sich nahet, zurück. So erschrickt ein heiſser Verbrecher
Vor der vollendeten That: doch Philo ergötzte der Anblick.
Aber o du, die vom Götterversöhner ihr Antlitz gewandt hat,
Sing, Sionitin, die Geiſslung, das Rohr, den Purpurmantel,
Und die Krone! doch nur mit einem weinenden Laute.
Jetzt ist um ihn die Wache, viel niedrige Seelen, versammelt.
Und sie kleiden ihn ungestüm aus. So entblättert der Sturmwind
In der durstenden Wüste, worin kein lebender Quell rinnt,
Einen einsamen Baum, des Wandrers heiſses Verlangen.
Und sie rissen ihn fort zu einem Pfeiler, und banden
Ihn an den Pfeiler hinauf; und Blut quoll unter der Geiſsel!

Drauf verhüllten sie ihn in einem Mantel von Purpur,
Gaben in seine Recht' ihm ein Rohr, und drückten von Dornen
Eine Kron' auf sein Haupt; und Blut quoll unter der Krone!
Dann . . . Doch mir sinket die Hand die Harſ' herab, ich vermag nicht,
Alle Leiden des ewigen Sohns, sie alle zu singen!
Pontius sah, wie er litt, und entſchloſs sich wieder zum Mitleid,
Das er empfand, das Volk zu bewegen. Er winkte dem Mittler,
Ihm zu folgen, und ging heraus nach Gabbatha. Jesus
Folgt' ihm, aber ermüdet, mit wankendem Schritte. Sie sahn ihn
Fernher kommen. Pilatus wies zurück mit der Rechte,
Rief herunter: Ich führ' ihn heraus, ihr Israeliten,
Euch noch Einmal zu sagen, daſs er den Tod nicht verdient hat.
Jesus kam nun näher: sie sahn es, wie er zum Richtstuhl
Trat im Purpur heran, mit der blutigen Krone. Nun stand er.
Pontius rief zu ihnen herab, mit der Stimme des Mitleids:

Sehet, welch' ein Mensch! — Indem Pilatus es sagte,
Gab der Versöhner den Engeln, die um ihn bebten, Befehle;
Nicht durch Worte, sie sahen es in des Göttlichen Antlitz,
Was er, bewegt von der Jünger Schmerz und der andern Erwählten,
Ihnen gebot. Geheimere, himmlische Tröstungen waren's,
Ruh' im Elend! Wenn ich am hohen Kreuze nun blute!
Wenn ich todt bin, und nun, nun unter den Schlafenden liege!
Pontius hatte von neuem gewünscht, das Volk zu erweichen;
Aber sie zeigten ihm bald, wie fühllos sie blieben. Sie riefen,
Und das Rufen der Priester erscholl vor dem Brüllen der Menge:
Kreuzige! ruften sie wieder. Da brach Pilatus in Zorn aus:
Nehmet ihn denn, und kreuziget ihn! Ich find' ihn nicht schuldig!
Pontius spricht's mit geflügelten Worten, und wendet sich zornvoll.
Kaiphas aber ereilet ihn, sagt: Es sprach schon, Pilatus,
Unser Gesetz sein Urtheil aus; nach dem muſs er sterben!

Denn er machte sich selbst zum Sohne Gottes. — Der Heide
Zittert, als er den Namen hört von dem Sohne der Götter.
Und er ging mit Jesu zurück, und fragt' ihn voll Unruh:
Sage, von wannen du bist? — Der Gottmensch schwieg bey der Frage.
Pontius zürnt und sagt: Du redest also mit mir nicht?
Weiſst du nicht, daſs dein Tod und dein Leben in meiner Gewalt sind?
Jesus sprach: Du hättest sie nicht, wär' dir sie von oben
Nicht gegeben. Doch sind die schuldiger, die mich verklagen.
Pontius geht zur Versammlung zurück. Sie sehen ihn kommen,
Und entdecken an der entflammten Geberde, warum er
Wiederkomme. Sie schrien ihm entgegen: Lässest du, Römer,
Diesen los, so bist du des Cäsars Freund nicht. Denn wer sich
Selbst zum Könige macht, der empört sich gegen den Cäsar!
Pontius ward erbittert, und da er Edlers zu wagen
Sich zu klein fühlt, spottet er ihrer. Sie aber umringten

Jesum, und führten ihn stolz in wildem Triumph zu dem Tode,
Und der furchtsame Römer entschlich zu seinem Palaste.

V. 1156—1258.

Doch ein verworfnerer Sünder als sie, der schwarze Verräther
Seines göttlichen Freundes, als er den kommenden Tod sah,
Dem den Gerechten die Priester entgegenführten; erhub er
Schnell sich, und eilt' auf Gabbatha zu. Die stürmende Menge
Hielt ihn mächtig zurück; er muſste sich wenden. Jetzt floh er 1160
Zu dem Tempel. Es hatte dahin, aus Sorge vor Aufruhr,
Kaiphas Priester gestellt. Der Verräther wuſst' es. Er ging schon
In den schweigenden Hallen der hohen Tempelgewölbe.
Als er die hangende Hölle des Allerheiligsten wahrnahm,
Wandt' er sich weg, ward bleicher, zitterte laut! Dann erhub er
Sich zu den Priestern, und sprach mit wüthender Reue: Da habt ihr

Euer Silber! — und warf's zu ihren Füſsen! — Der Fromme,
Den ich verrieth, sein Blut ist Blut der Unschuld! Das kommt nun
Ueber mein Haupt! — Er sprach's, und rollte die offneren Augen,
Ging, und eilte, und floh der Menschen Anblick, und riſs sich
Aus Jerusalem, stand; drauf ging er, stand nun, dann floh er,
Schaute mit wildem Antlitz umher, ob er Menschen erblicke?
Als er keinen erblickte, der Stadt nun stummes Getöse
Ganz sich dem Ohre verlor, beschloſs er zu sterben! — Sie kann nicht,
Nein, sie kann nach dem Tode nicht fürchterlicher mich fassen,
Diese namlose Qual! Zu entsetzliche Qualen, o wüthet,
Wüthet, so lang ihr noch könnt! Wenn dies Auge sich schlieſst, und wenn alles
Diesem Ohre verstummt; seh' ich sein Blut nicht, so hör' ich
Seine brechende Stimme nicht mehr! Doch der auf Horeb
Sprach ja: Du sollst nicht tödten! Er ist mein Gott nicht! Ich habe
Keinen Gott mehr! Elend! du bist mein Gott! Du gebietest,

Laut gebietest du mir den Tod! ich gehorche! So stirb denn,
Stirb, Verlorner! Du bebst? hier stürmt's! Noch Einmal empöret
Sich das Leben in dir, und ringt zu leben! Verräther!
Du willst leben? vor allen, die je verriethen, gebrandmarkt,
Du? . . . Er breitet vor mir, wie ein weitgeöffnetes Grab, sich
Fürchterlich aus! er ist der bängste der bangen Gedanken,
Die ein Sterblicher jemals empfand: Ich hab' ihn verrathen! . . .
Stirb! Die Seele, die dir nach dem Tode noch elend zurückbleibt,
Tödt' auch sie! O die du in mir, als wärest du ewig,
Dich erhebest, vernimm dein Schicksal, Seele des Todten:
Sieh, ich verwünsche dich auch der Vernichtung! — So rufet er, schauet
Starrend hin, und mischt zu der tiefgestürzten Verzweiflung
Gegen den, der ewig ist, Rache! Dem Gang des Verworfnen
Folgten Ithuriel, und der Todesengel Obaddon.
Als jetzt still Ischariot steht, und mit jeder Geberde

Mehr dem Gerichte sich weiht; spricht feuriger Eil' zu Obaddon
Seraph Ithuriel: Sieh, er geht zu dem Tode! Noch Einmal
Wollt' ich ihn sehn, denn ich war sein Engel. Jetzt lass' ich den Sünder
Dir und der Rache! Ich bin sein Hüter gewesen; doch nimm ihn,
Feyerlich übergeb' ich dir, Todesengel, das Opfer!
Nimm' ihn, er opfert sich selbst, und führ' ihn zum ewigen Tode!
Aber ich hülle mich ein, und wende mein Antlitz! — Er eilte
Mit dem fliegenden Worte davon. Ischariot wählte
Schon den Ort des Todes sich aus. Als Obaddon den Hügel
Sah, da trat er herauf auf die Höh', und hub die Rechte
Mit dem flammenden Schwert empor, und hielt sie gen Himmel;
Sprach die fey'rlichen Worte, die Engel des Todes sprechen;
Füllet ein Mensch der Empörungen Maſs, und tödtet sich selber:
Tod! bey dem furchtbaren Namen des groſsen Unendlichen! Tod, komm
Ueber den Mann von Erde! Sein Blut sey über ihm selber!

Siehe, du löschest die Sonne dir aus! Der Tod und das Leben
Lagen vor dir, daſs du wähltest: du, Sterblicher, wähltest den Tod dir!
Sonne, verlisch! komm Todesangst! und thue dich weit auf,
Grab! und nimm ihn, Verwesung! Sein Blut ist über ihm selber!
  Judas vernahm des Unsterblichen Stimme. So hört ein Verirrter
Stimmen im einsamen Wald voll Nacht, wenn über den Bergen
Meilenferne Gewitter die Ceder der Wolk' entstürzen.
Und er rief in der Wuth der Verzweiflung: Ich kenne das Rauschen
Deiner Stimme zu wohl! du bist der todte Messias! 1220
Du verfolgst mich, und forderst dein Blut! Hier bin ich! Hier bin ich!
  Judas rief's mit starrendem Blick, und erwürgte sich. Staunend
Trat Obaddon selber zurück, da er starb! Die ergriffne,
Schwankende Seele schütterte dreymal noch, als ihm das Herz brach;
Aber das viertemal trieb sie der Tod von des Sterbenden Stirne
Siegend empor. Sie schwebte dahin. Leichtflieſsendes Leben,

Unseres Seyns Urkraft, sie unauflösbar dem Tode,
Folgt' ihr aus dem Leichname nach, und bewegte sich schneller
Als Gedanken um sie, und ward zum schwebenden Leibe,
Daſs sie mit hellerem Auge den Abgrund sähe, mit feinerm
Und geschreckterem Ohr des Richtenden Donner vernähme.
Aber es war ein Leib, unausgeschaffen, voll Schwäche,
Nur empfindlich der Qual, und menschenfeindlich von Bildung.
Jetzo hatte sich von der Betäubung des Todes die Seele
Schnell besonnen, indem begann sie zu denken: Ich fühle
Wieder? Wer bin ich geworden? Wie leicht hinschwebend erheb' ich
Mich in die Höh'! Doch sind das Gebeine? Das sind nicht Gebeine!
Aber es ist doch ein Leib! Wie dunkel seh' ich! Wer bin ich?
Aber, entsetzlich ist mein Gefühl! ich fühl', ich bin elend!
Bin ich Judas, der starb? Wo bin ich? Wer ist auf dem Hügel
Jene lichte Gestalt, die immer furchtbarer herglänzt?

Wärst du, mein Auge, dunkel geblieben! Aber sie wird stets
Heller! noch heller: ach fürchterlich heller! Judas, entfliehe!
Weh mir! Es ist der Richter der Welt! ich kann nicht entfliehn!...
Und das ist mein abscheulicher Leichnam! — Er schwebte verzweifelnd
Dicht an dem Boden. Erhebe dich! rief von dem Hügel Obaddon,
Schwebe nicht erdwärts! Ich bin der Richter der Welt nicht. Ich bin nur
Einer der Bothen von ihm, der Todesengel Obaddon!
Höre dein Urtheil! Es ist dein erstes; und trübere folgen.
Ewiger Tod dir! Du hast den Gottversöhner verrathen,
Hast dich wider Jehova empört, und dich selbst getödtet!
Also saget, der in der furchtbaren Rechte die Wagschal'
Hält, in der Linken den Tod: Es ist kein Maaſs, sie zu messen,
Keine Zahl, so sie zählt, die Qualen, die auf des Verräthers
Haupt sich sammeln! Erst zeig' ihm am Kreuz den blutenden Mittler;
Drauf die Hütten der Wonne von fern; dann führ' ihn zur Hölle.

Alſo ſagte der Engel das Urtheil. Der bebende Todte
Wurde dunkler vor Schrecken, und folgte von ferne dem Seraph.

F. G. Klopstock's

Messias,

nach

dem Bedürfniſſe unſerer Zeit
abgekürzt.

Zweyter Theil.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Vier und dreyssigstes Bändchen.
Klopstock's Messias. 2r Theil.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Inhalt.

Vierter Gesang.

Der Tod.

V. 1 — 105. Der Versöhner wird zum Tode geführt und trägt sein Kreuz. Als er ermattet, zwingt das Volk einen Wanderer, das Kreuz zu tragen. Als Jesus am Golgatha angekommen ist, redet er die, welche über ihn weinen, an. Das Kreuz wird errichtet: die Erde fängt an, in ihren Tiefen zu beben. Noch steht der

Gottmensch beym Kreuze. Adam betet zu ihm: die Wichtigkeit der Augenblicke der Versöhnung. Der Messias wird gekreuzigt: er sieht auf das Volk herab, und bittet für dasselbe den Vater um Gnade. 106 — 299. Die Bekehrung des mitgekreuzigten Missethäters. Die Sonne wird verfinstert; das Erdbeben steigt weiter herauf. Schrecken ergreift das Volk; Jesu Blut kömmt über dasselbe Leiden des Versöhners am Kreuze. Das Erdbeben nimmt zu; ein Sturm folgt darauf; dann ein Donnerschlag ins todte Meer: die Erde wird wieder still. Eva ist sehr bewegt: als sie den Anblick des sterbenden Messias nicht mehr aushalten kann, sieht sie auf Maria. Zwey Todesengel kommen und schweben siebenmal um das Kreuz: Empfindungen des Versöhners: der Eindruck, den dieses auf Eva macht. Ihre Wehmuth bricht in einem Gebete aus: durch einen gnadenvollen Blick des Versöhners kömmt sie zu der Ruhe des ewigen Lebens zurück. Sie segnet die Menschen zum Tode ein. 300 — 483. Das Betragen der Freunde Jesu. Johannes und Maria unter dem Kreuze. Der traurende Petrus kömmt so weit zu sich, daſs er sich entschlieſst, seine Freunde aufzusuchen. Ein Gespräch zwischen einem Fremden und Samma hält ihn auf. Samma erkennt Petrus; dieser findet Lebbäus, der ihm nicht anworten kann. Er findet seinen Bruder Andreas, welcher ihm auf eine gelinde Art seine Verläugnung vorwirft. Er dankt mit Blicken, und trifft Joseph und Nikodemus an, welche von seiner Verläugnung noch nichts wissen: traurend kehrt er zum Golgatha zurück. Leiden Johannes, Maria und der Freundinnen. Blicke des Messias trösten Maria; mehr dessen

Anrede vom Kreuze herab. Leiden des Mittlers am Kreuze. Das Erdbeben fängt von neuem an: das Volk erschrickt. 484 — 583. Der Todesengel Obaddon führt die Seele Ischariots zum Kreuze, zeigt ihr den sterbenden Messias, dann den Himmel der Seligen von fern, bringt sie hierauf in die Hölle. 584 — 708. Der Messias fühlt den nahenden Tod, sieht nach seinem Grabe herunter und betet für die Sterbenden. Jesu Freunde zerstreu'n sich: Lazarus geht Lebbäus nach, und sucht ihn durch Mittheilung seiner höheren Einsicht von dem Berufe und der Versöhnung Jesu zu trösten. 709 — 978. Der Eindruck, den der nahe Tod Jesu auf die ersten Eltern macht. Sie schweben zum Grabe Jesu hinab, und erinnern sich in einem Gebete ihres Falles. Sie danken, daſs sie Gnade erlangt haben, und beten für das menschliche

Geschlecht. Der Todesengel schwebt zu der Erde hinab, tritt auf Sinai, fleht um Stärke, den Befehl Gottes zu vollbringen, steht auf und sagt, was ihm Gott geboten habe. Der Messias stirbt.

Fünfter Gesang.

Die Auferstehung.

V. 1 — 144. Anrufung der Offenbarung. Die Herrlichkeit des Messias unterredet sich im Allerheiligsten mit dem versöhnten Vater von den Folgen der Versöhnung und der Entwicklung des Geschicks des Menschengeschlechtes. Indem sie ins Allerheiligste schwebt, zerreiſst der Vorhang des Tempels; der Schatten und das Bild der Versöhnung weicht dem Wesen und der That derselben. Auch die Erde bebte, als die Herrlichkeit des Messias zum Tempel herüberschwebte. Die Väter empfinden durch die Vollendung der Versöhnung Frieden Gottes und himmlische Ruhe. Gabriel sagt ihnen, daſs sich jeder zu seinem Grabe begeben solle. Der Messias verläſst den Tempel, und weckt die Heiligen vom Tode auf. Empfindungen der ersten Eltern, als sie an Adams Grabe stehen, über die neue Schöpfung der Menschheit durch Jesum, und über die durch ihn gegebene Unsterblichkeit. Die Seraphim besingen Jesum, den Geber der Unsterblichkeit. 145 — 292. Der bekehrte Schächer stirbt im Glauben an Jesum. Jesu Seite wird mit dem Speere durchstochen. Ein Engel führt die Seele des Bekehrten ins Paradies. 293 — 653. Joseph erhält von Pilatus, auf Portias Fürbitte, die Erlaubniſs, den Leichnam Jesu zu begraben. Trauer der Mutter des Herrn. Joseph und Nikodemus salben und begraben Jesum. Johannes führt Maria in seine Wohnung: hier versammeln sich, Maria zu trösten, die Jünger und die Freunde Jesu. Die Klagen der traurenden Freunde um Jesu. Nikodemus kommt auch in die Versammlung und bringt die Krone, welche er bey dem Begräbnisse von Jesu genommen hatte. Lazarus bemüht sich, durch die Hinweisung zu trösten, wie Gott selbst Jesum gerechtfertiget habe. Es ist Mitternacht: Salem, Johannes Engel, und Selith, Marias Engel, unterreden sich über die Trauer ihrer Geliebten und die göttlichen Zwecke derselben zur Seligkeit. Salem stärkt Johannes durch einen Traum, in welchem die Beseligung der Menschen als Folge des Todes Jesu dargestellt wird. 654 — 806. Die Herrlichkeit des

Vaters ſteigt zum Tabor hernieder: Eloa verkündigt den auferſtandenen Vätern, daſs die Stunde der Auferſtehung gekommen ſey. Die Erde bebt vor der Erſcheinung des Herrn. Gebet Adams, worin er die Sendung und den Sieg Jeſu preiſt, und die Zeugen der Auferſtehung zu ihrer künftigen Wirkſamkeit und zum ewigen Leben einſegnet: Eva preiſt die künftige Chriſtenheit. Der Meſſias ſteht vom Tode auf: die Seelen der Seligen rufen dem Sieger des Todes ihre Freude zu. 807 — 902. Die Prieſter ſind voll Erwartung verſammelt: einige Römer der Wache, auch ihr Hauptmann, Cneus, der ſchon beym Kreuze die Unſchuld Jeſu erkannt hatte, verkündigen den verſammelten Prieſtern die Auferſtehung Jeſu. Kaiphas räth, die Römiſche Wache zu beſtechen: Philo, voll Verzweiflung, tödtet ſich mit dem Schwerte des

Römischen Hauptmanns, welches er sterbend von sich schleudert. Cneus legt das triefende Schwert auf den Todten, weiht es der Verzweiflung des Sünders und verläſst die Versammlung. 903—1192. Die Freunde Jesu sind noch in der Hütte am Tempel versammelt: die frommen Weiber bereiten die Salbung des Herrn, und gehen mit der Morgendämmerung zum Grabe. Gabriel saſs auf dem weggewälzeten Felsen; nicht fern von ihm schwebten Eloa und Abdiel: sie wollen den frommen Weibern erscheinen. Maria Magdalena war vorausgegangen, sieht den Felsen weggewälzt und eilt nach Jerusalem zurück: die folgenden Weiber nahen sich, und sehen Gabriel als Jüngling, der ihnen die Auferstehung Jesu verkündigt und befiehlt, es den Jüngern und Petrus zu sagen, sie würden Jesum in Galiläa sehen. Auch die beyden andern Engel erscheinen und verkündigen dasselbe. Unterdeſs kommen Petrus und Johannes mit Magdalena: diese drey wählen einen kürzeren Weg nach dem Grabe, und verfehlen die nach Jerusalem eilenden Weiber. Johannes ist voraus, sieht die Leinwand zusammengelegt und geht nicht ins Grab: Petrus eilt ins Grab, Johannes folgt ihm; sie überzeugen sich von Magdalenas Bothschaft, und gehen verstummt zurück. Magdalena weilt noch am Grabe: die Engel reden mit ihr, auch Jesus redet sie an. In Betrübniſs versunken und mit abgewendetem Blicke hält sie diesen für den Gärtner, und fragt, wohin er den Körper getragen habe? Jesus ruft sie mit seiner seelenvollen, herzlichen Stimme mit Namen. Sie erkennt die Stimme des Herrn, und fällt ihm zu Füſsen. Er sendet sie zu den Freunden zurück, die Auferstehung zu verkündigen. Jesus erscheint den andern frommen Weibern, die nach Jerusalem eilten. Diese und Magdalena melden das Vorgefallene der Versammlung: Petrus und Thomas zweifeln. Der erstere begibt sich zu dem Grabe; von da zum Kreuze. Er sieht Jesum unter dem Kreuze, eilt zur Versammlung zurück, und verkündet die Auferstehung. Thomas zweifelt von neuem: Lobgesang der Maria.

Sechster Gesang.

Die Himmelfahrt.

V. 1 — 161. Jesus entdeckt sich Matthias und Kleophas in Emmaus. 162 — 362. Thomas war aus der Versammlung geeilt, um Ruhe der Seele in der Einsamkeit zu suchen, wodurch aber die

Unruhe seiner Seele sich mehrt. Matthias und Kleophas verkündigen der Versammlung die neue Erscheinung Jesu: jeden noch übrigen Zweifel des Lebbäus und anderer hebt Jesus durch seine Erscheinung vor der Versammlung selbst. Das Entzücken der Versammlung. Jesus iſst mit Maria und den Freunden: er befiehlt den Jüngern, seine Lehre der Welt zu verkündigen, verheiſst ihnen den heiligen Geist, die Gabe, Wunder zu thun, die Macht, Sünden zu erlassen und zu behalten. Petrus erfleht Vergebung auch aus Jesu Munde. 363 — 443. Thomas kehrt zurück, und hört die Versammlung ein Auferstehungslied singen. Er geht hinein und äuſsert von neuem Zweifel. Jesus erscheint allen seinen Jüngern, und Thomas stimmt in das Gebet der Versammelten ein. 444 — 777. Einige der auferstandenen Gerechten erscheinen, künftige Christen zu berufen. Sittliche Bedeutung dieser Erscheinungen für alle christlichen Leser. Jedidoth, der siebente und jüngste Sohn der frommen Mutter, deren Kinder zu Epiphanes Zeit Märtyrer wurden, erscheint Stephanus, und weiht ihn zum ersten Märtyrer der Christenheit. Jemina, Hiobs Tochter, und Rahel erscheinen Portia am Grabe Jesu; weihen sie zur Christin: in Galiläa würde auch sie Jesum erblicken: sie lehren sie das Gebet des Herrn. Abraham und Moses wollen dem andächtigen Saulus erscheinen; Gabriel sagt ihnen, daſs der Herr seinem künftigen Apostel selbst erscheinen wolle, und was dieser für das Christenthum wirken werde: Moses weiht den Jüngling zum Apostel mit der Liebe des Christenthums (wie Paulus selbst diese im Briefe an die Korinther gezeichnet hat.) 776 — 56.

868. Jesus erscheint einigen Jüngern am See Tiberias; frägt Petrus dreymal, ob er ihn liebe, und verkündiget diesem sein Schicksal. Der Ausspruch Jesu über Johannes. 869 — 1101. Jesus erscheint mehr als Fünfhunderten auf Tabor, wie diese mit Lazarus das Abendmahl feyern: auch Portia ist unter diesen. Rede Jesu an die Christen (aus den letzten Reden im Johannes.) 1102 — 1213. Jesus erscheint Jakobus allein am Tabor, und den Zwölfen und Siebzigen in einem Palmenwäldchen. Hohenpriesterliches Gebet Jesu (aus Johannes.) 1214 — 1344. Johannes hat eine Offenbarung von der Ausgieſsung des heiligen Geistes. Die Zeit der Himmelfahrt Jesu war gekommen. Thomas führt die Zwölfe und Siebzig nach Gethsemane: Jesus kommt zu ihnen, und führt sie auf den Gipfel des Oelbergs. Auf demselben sind die Triumphbeglei-

ter, Seelen, Auferstandene und Engel, unsichtbar gegenwärtig. Verklärung des Messias. Er befiehlt, in Jerusalem der Ausgieſsung des heiligen Geistes zu harren; segnet seine Jünger und fährt gen Himmel. Eloa und Salem verkündigen den Jüngern die Wiederkehr Jesu. Die Jünger kehren Gott preisend nach Jerusalem zurück, sich bis zur Ausgieſsung des heiligen Geistes zum Gebet zu vereinen. 1345 — 1507. Der Messias erhebt sich gen Himmel. Gabriel schwebt den Triumphbegleitern voran, und fordert sie zum Lobliede des Versöhners auf. Wechselchöre *) der Erstandnen: in der Milchstraſse Wechselchöre der Seraphim. Der Triumphzug nähert sich dem Throne Gottes: die Engel rufen sich die Ankunft des Sohnes zu. Als Jesus sich dem Throne nahet, bleiben die Väter, dann die Engel zurück, um anzubeten: zuletzt auch Gabriel an der untersten Stufe des Thrones. Vater und Sohn sind in voller Gottesliebe verklärt: Jesus Christus setzt sich zu der Rechten des Vaters.*

---

*) Das Versmaſs derjenigen Stellen, welche nicht Hexameter sind, wird das richtige Lesen derselben erleichtern:

1) V. 1349.

— ⏑ — ⏑ —, — ⏑ —
— ⏑ —, — ⏑ —, — ⏑ —,
⏑ — — ⏑⏑ —, ⏑ — ⏑ —
⏑ — —, ⏑⏑ —, ⏑⏑ —

2) V. 1360.

⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ — —,
⏑ ⏑ — —, ⏑⏑ — —, ⏑⏑ — ⏓
— ⏑ — ⏑ —, — ⏑⏑ —,
— ⏑⏑ — ⏑⏑ —, — ⏑⏑⏑ —

3) V. 1379.

⏑⏑ — ⏑⏑ —, — ⏑ — ⏑⏑ —
⏑⏑ —, — ⏑ — ⏓, — ⏑⏑⏑ —
⏑ — —, ⏑ — —, ⏑ — ⏓, ⏑⏑ — ⏑
⏑⏑ — ⏑⏑⏑ —, — ⏑ — ⏑⏑ —

4) V. 1405.

— ⏑⏑⏑ —, — ⏑ —, — ⏑⏑ —
⏑⏑⁚— ⁚— ⏑⏑ — ⏑⏑ —, $\overset{\frown}{-}$ — ⏑

⏑⏑ — ⏑⏑ —, — ⏑⏑ — ⏑ $\overset{\smile}{-}$

⏑⏑ — $\overset{\smile}{-}$, ⏑⏑ — —, ⏑⏑ —

5) V. 1432.

⏑⏑ — ⏑ — ⏑⏑ —, $\overset{\smile}{-}$ — ⏑

— ⏑⏑ — — —, — ⏑⏑ —

⏑ — ⏑⏑ — ⏑⏑ —

⏑⏑ — $\overset{\smile}{-}$, ⏑⏑ — ⏑

6) V. 145, wie V. 1360.

Der Messias.

Vierter Gesang.

Der Tod.

V. 1 — 105.

Langsam trug, in der Ferne von Juda begleitet, der Heiland
Gegen den Hügel sein Kreuz; doch schwerer die Sünde der Menschen.
Kraftlos schwankt er am Fuſse des Hügels. Die wüthenden Haufen
Zwangen einen Wanderer, der an Golgatha's Abhang
Furchtsam hinabstieg, daſs er das Kreuz dem Ermatteten trüge.
Unter dem Volk, das ihm folgte, beweinten ihn Einige; weiche,
Wuthlose Seelen, doch die mit ganzem Herzen am Eiteln,
Hingen, und kaum den Göttlichen kannten. Ihr flüchtiges Mitleid
War nur sinnlich; nicht edel, nicht Mitleid der Seele! Der Gottmensch
Hört sie klagen, und wendet sich um, und redet mit ihnen: 10

Warum weinen Jerusalems Töchter? Beweinet mich nicht!
Weinet über euch selber, und über eure Kinder!
Denn es nahen die Tage der Angst. In den furchtbaren Tagen
Werden sie jammern: O selig die Unfruchtbaren! die Leiber,
Die nicht gebaren! die Brust, die nicht säugte! dann werden sie sagen
Zu den Bergen: Fallet auf uns! und den Hügeln: Bedeckt uns!
Denn geschahe das mir, was wird den Sündern geschehen!
Jetzt war Jesus zur Höhe des groſsen Altares gekommen.
Und er schaute zum Richter empor ... Die Kreuziger nehmen
Ihm das Kreuz ab, errichten es unter Todesgebeinen.
Und das Kreuz erhub sich gen Himmel, und stand. Der geweihte
Festliche Tag, er schimmert noch sanft; noch freut sich die kleinste
Schöpfung im Labyrinthe der lebenathmenden Lüfte.
Doch Ein Wink, und es fängt in ihrem Schooſse die Erde,
In den geheimsten entlegensten Tiefen, mit leiser Erschüttrung

An zu beben. Ueber dem Antlitz der schauernden Erde
Rüsten Stürme sich, wirbeln, und heulen in hangenden Klüſten.
Und es schwankte das Kreuz. Der Gottmensch stand bey dem Kreuze!...
Adam sah ihn, und hielt sich nicht mehr. Mit glühender Wange,
Mit hinfliegendem Haar, mit offenen, bebenden Armen
Eilt' er hervor zu dem äussersten Hange des Bergs, sank nieder;
Weinte vor Wonne, und ewiges Leben; und Wehmuth und Staunen
Ueberströmten sein Herz. Des vollen Herzens Empfindung
Wurde jetzt Stimme; er blickt' auf die Gräber; da betete Adam:
Nein, der Seraph nennt dich nicht aus! Die Unsterblichen weinen,
Wenn sie, in deine Liebe vertieſt, die tausendmal tausend
Herrlichkeit zu nennen beginnen, und betend verstummen!
Ach, ich nenne dich Sohn! und verstumme, und weine mit ihnen!
Jesus Christus! mein Sohn! Mein Sohn, wo wend' ich mich hin? wo,
Daſs ich dieses unnennbare Heil, die Wehmuth ertrage?

Dich, o Staub, dich segne ich, o Erde, aus der ich gemacht ward!
Ewige Wonne! die ganz die Begier des Unsterblichen ausfüllt!
O der groſse, der tiefe, der himmelvolle Gedanke,
Dein Gedanke, Jehova! Du schufst! da schufst du auch Adam!
Adam aus Staube, damit er der Vater des Ewigen würde!
Steh' hier still, unsterbliche Seele, durchschaue die Tiefe,
Diese weite Tiefe der Wonne! Was sind, o ihr Himmel!
Was für Augenblicke, die jetzt die Unsterblichen leben!
Jeder ist göttlich, und jeder trägt auf dem eilenden Flügel
Ewigkeiten der Ruhe! und die wird Adam durchleben!
Nun ist dieser nicht mehr, nun dieser! Erhabnere kommen
Immer näher, noch näher! O eure Stimmen, ihr Himmel!
Gebet mir eure Stimmen, daſs ich durch die Schöpfungen alle
Laut ausrufe: Das Opfer steht an dem Schatten des Todes!
Mache dich auf, erhebe dein Haupt, komm', stehe vom Staub auf,

Menschengeschlecht, und schmücke dich schön mit betenden Thränen!
Denn das Allerheiligste steht am geöffneten Grabe.
Meine Kinder, ach meine Kinder, ihr seyd die Geliebten!
Euch versöhnt er! Kommt zu dem Sterbenden, Kinder von Adam!
Wer im Palast mit Golde bedeckt wohnt, lege die Krone
Nieder, und komm'! Ihr, die sich mit Hütten von Erde beschatten,
Laſst die niedrigen Hütten, und kommt! Ach, aber sie hören
Meine Stimme, die Stimme des Liebenden nicht. Ihr Verwesten,
Welche die Gräber und das Gericht im Tode bedecken,
Höret sie auch nicht! Du bist, der du dich opferst, auf ewig
Bist du Erbarmer! . . . Vollender, du gnadenvoller Erdulder!
Siehe, du wirst es vollenden! Und nun, unaussprechliche Wehmuth
Ueberfällt mich, und dringt in jede Tiefe der Seele!
Nun, nun gehet er hin. O stärke mich, endlichen, stärke
Mich, den ersten der Sünder, und der die Verwesung gesehn hat,

Du, der ihn im Tode verläſst, Weltrichter Jehova!
Jetzo nahen die Kreuziger sich dem Versöhner! Jehova
Schaut', und hielt die Erde, die sank; es schaute Jehova,
Siehe, der war und seyn wird, auf Jesu Christum herunter:
Und sie kreuzigten ihn! . . . Die du unsterblich, wie sie ist,
Welche ihn sahn, o du, die seine Wunden auch sehn wird,
Neige dich tief an das unterste Kreuz, umfass' es, verhülle
Dich, o Seele, bis dir die bebende Stimme zurückkömmt.
Als wenn über die Schöpfung umher allmächtig der Tod läg',
Und in den Welten alle nur stille Verwesungen schliefen,
Nun kein Lebender auf der Verwesenden Staube mehr stünde:
So mit feyrlicher, todter Stille schauten die Engel,
Und die Väter auf dich, Gekreuzigter! Aber sein Leben,
Da sein unsterbliches Leben begann mit dem stärksten der Tode,
Nun zu ringen, und nun sein erstes Blut floſs:

Wurde da das Erstaunen der Engel! Sie jauchzeten, weinten,
Und es hallten die Himmel von neuen Anbetungen wieder.
Ströme des Bluts entquollen dem Heiland! Jetzt schaut er auf Juda,
Das von Jerusalem an bis nah zu dem Kreuze gedrängt stand.
Sieh, er neigte sich hin, und rief herab von dem Hügel:
Vater! sie wissen es nicht, was sie thun! erbarme dich ihrer!
Stille Bewundrungen wandelten dir, du Stimme der Liebe,
Durch die Heere der Schauenden nach. Die huben ihr Antlitz
Zu dem Blutenden auf, und sahn die Blässe des Todes,
Deine, du tödtlichster unter den Todten, über ihn strömen.
Dies nur sahe der Sterblichen Auge: der groſsen Gestorbenen
Seelenvolleres sah geheimere Dinge: Sein Leben,
Wie es rang, sein Leben von keinem Tode zu tödten,
Hätte Gott den Tod nicht gesandt! wie allmächtige Schauer
Durch den Sterbenden schütterten! wie er, verlassen vom Vater,

Hing an dem hohen Kreuze! zu welchem Heile sein Blut floſs!
Welche Versöhnung dies Blut, aus diesen Wunden, herabquoll!
Sieh, er hub gen Himmel das Auge, und suchte nach Ruhe,
Aber er fand nicht Ruhe! mit jedem fliegenden Winke
Starb er Einen furchtbaren Tod; und fand nicht Ruhe . . .

V. 106—299.

Mit dem Versöhner waren zween Verbrecher gekreuzigt.
Denn zu dieser Tiefe beschloſs des Ewigen Rathschluſs,
Und sein eigener, ihn zu erniedrigen. Einer der Mörder
Hing zu der Rechten ihm, und zu der Linken der andre. Der eine
War ein versteinerter Sünder, ein graugewordner Verbrecher. 110
Dieser kehrte sein finstres entstelltes Gesicht zu dem Mittler:
Christus wärst du? Ha, wärest du's; hülfest du uns! hülfest dir selber!
Stiegest von diesem Baume herunter, den Gott verflucht hat!

Aber der andre Verbrecher, ein Jüngling, verführt in der Blüthe,
Böses Herzens nicht, doch hingerissen zur Sünde,
Rang aus seinem Elend sich auf, und strafte den andern:
Und auch du, dem Tode so nah, so nah dem Gerichte,
Denn das sind wir! du fürchtest auch jetzo Gott nicht! Wir leiden
Zwar mit Recht, was wir leiden, den Lohn von dem, so wir thaten;
Aber dieser (er winkt auf Jesum) hat nichts verbrochen. 120
Und nun kehrt er sich ganz zu dem Gottversöhner, und strebet
Gegen ihn tief sich hinzuneigen. Ihm flieſsen die Wunden
Blutiger, als er es thut; allein er achtet des Bluts nicht,
Nicht der offneren Wunden! Er neigt zum Versöhner sich nieder,
Rufet: Ach Herr, wenn du zu deiner Herrlichkeit eingehst,
Dann erinnre dich meiner! — Mit göttlichstrahlendem Lächeln
Sah dem erschütterten Sünder der sterbende Mittler ins Antlitz:
Heut', ich sag' es dir, wirst du im Paradiese mit mir seyn!

Jener vernahm mit heiligem Schauer die Worte des Lebens;
Ganz empfand er sie, ganz war seine Seele durchdrungen,
Und vor Seligkeit zittert' er laut. Er wendet sein Auge
Nun nicht mehr von dem Göttlichen weg. Nach ihm hin, nun immer
Stets nach dem Menschenfreund, ist's thränendes Blickes gerichtet!
Und so brach es zuletzt. Jetzt, da sein Leben noch athmet,
Spricht er in sich gebrochene Worte, des ewigen Lebens
Dunkles Gefühl; er denkt: Wer war ich? wer bin ich geworden?
Dieses Elend zuvor, und nun die Wonne! dies Beben!
Dieser Seligkeit süſses Gefühl! Wer bin ich geworden?
Wer ist der am Kreuze bey mir? Ein frommer, gerechter,
Heiliger Mensch? Viel mehr, viel mehr! des ewigen Vaters
Sohn! der gottgesandte Messias! Sein Reich ist erhabner,
Herrlicher, weit von der Erde, weit! Das ist er, ihr Engel!
Aber wie tief erniedrigt er sich! zu diesem Tode!

Und noch tiefer zu mir! Zwar dieses erforschet mein Geist nicht;
Aber er hat mich von neuem geschaffen. Jetzt, da dem Tod' ich
Unterliege, da schuf er mich neu. So sey denn auf ewig
Angebetet von mir, obwohl ich dich nicht begreife!
Du bist göttlich, und mehr, mehr als der erste der Engel!
Denn ein Engel konnte mich so von neuem nicht schaffen!
Konnte mir meine Seele so hoch zu Gott nicht erheben!
Göttlich, ja das bist du, und dein, dein bin ich auf ewig!
Also dacht' er, und sank in entzücktes Staunen. Wohin er
Blickt, vom Himmel herab, herauf von der liegenden Erde,
Lächelt ihm alles. Auf ihn war Gottes Ruhe gekommen.
Unter fürchterlicheren Hüllen, als Hüllen der Nacht sind,
Sollte dein Leben, Versöhner, verbluten. Die Sonne ward finster,
Und die Erde ward still vor der sinkenden Dämmrung. Die Dämmrung
Wurde dunkler, stiller die Erde. Schatten mit bleichem

Schimmer, ängstliche, trübe Schatten beströmten die Erde.
Stumm entflogen die Vögel des Himmels in tiefere Haine;
Bis zu dem Wurme verschlichen bestürzt die Thiere der Felder
Sich in die einsame Kluft. Die Lüfte rauschten nicht, todte
Stille herrschte. Der Mensch sah schweraufathmend gen Himmel.
Jetzo würd' es noch dunkler: in fürchterlichsichtbare Nächte
Lagen gehüllt die weiten Gefilde der Erde, und schwiegen.
Aber am hohen Kreuz hing Jesus Christus herunter
In die Nacht; und es rann, mit des Duldenden Blute, des Todes
Schweiſs. Die Erde lag in ihrer Betäubung. Betäubter
Bleibet der Freund nicht am Grabe des frühentfliehenden Freundes,
Oder, wer groſse Thaten versteht, an dem Marmor des edlen
Patrioten, der Tugenden nachlieſs. Starrer Geberde
Hängt er über der heiligen Trümmer, und weint nicht. Auf Einmal
Faſst ihn mit anderem Wüthen der Schmerz, erschüttert ihn! Also

Lag die Erde betäubt, so bebte sie auf. Der bewegte
Golgatha schauerte jetzo mit ihr bis zum obersten Kreuze.
Und des geopferten Wunden ergiefsen das ewige Leben
Strömender, da das umnachtete Kreuz mit Golgatha's Höhn bebt.
Fürchterlich überschattet die Nacht den Hügel des Todes,
Und den Tempel, und dich, Jerusalem. Starr vor Entsetzen
Stand das Volk, und sah mit wildem Blick zu dem Kreuz auf.
Furchtbar strömte das Blut der Versöhnung. Es kam nun, sein Blut kam
Ueber ihre Kinder und sie. Sie wollten ihr Antlitz
Wenden, allein stets richten's allmächtige Schrekken zum Kreuz hin.
Auf die Wange des Sterbenden kam noch die Farbe des Lebens
Schnell wie Winke zurück, geschwinder als Winke zu fliehen.
Aber jetzt kam sie nicht mehr. Die todesvollere Wange
Senkte sich sichtbar! Sein Haupt, von dem Weltgerichte belastet,
Hing zum Herzen. Er hub's arbeitend empor gen Himmel,

Aber es sank zu dem Herzen zurück. Der hangende Himmel
Wölbt' sich um Golgatha, wie um Verwesungen Todtengewölbe,
Graunvoll, fürchterlich, stumm! Der Wolken nächtlichste schwebte
Ueber dem Kreuz, hing weit verbreitet herab; an der Wolke
Fey'rliche Todesstille, die selbst den Unsterblichen Graun war.
Ein Gedanke, so war sie nicht mehr! Von jedem gelindern
Schalle unangekündigt zerriſs ein Getöse, das aufstieg.
Laut die Erde; da bebten der Todten Gebeine, da bebte
Bis zu der Zinne der Tempel. Das war ein Bothe des Sturmwinds.
Und der Sturmwind kam, und braust' in den Cedern. Die Cedern
Stürzten dahin! Er braust' auf der stolzen Jerusalem Thürme;
Und sie zitterten ihm. Das war ein Bothe des Donners.
Fürchterlich schlug in das Meer des Todes der Schlag! und die Wasser
Fuhren schäumend empor, und die Erd' und die Himmel erschollen.
Und mit starrem Fuſse stand auf der Erde die Stille

Wieder. Sprachlos schaute die Menschheit auf den Versöhner!
Aber die erste Gebärerin blickt' am wehmuthvollsten
Auf den Sohn, den Messias, der sichtbar den langsamen Tod starb.
Wenn von seinem Anschaun ihr Auge in trübender Wehmuth
Dunkel nun ward, ihr Blick mit Dämmrungen kämpfte, so sank er
Nieder dann auf eine der Sterblichen, Eine vor allen,
Die mit hangendem Haupt, auf wankenden Füssen, mit bangem
Jammerbleichen Gesicht, mit niederstarrendem Auge,
Leer der Thränen (noch wurde ihr nicht die lindernde Thräne!)
Unbeweglich und stumm (der Tod verstummt so!) am Kreuze
Stand. — Sie ist es, sie ist des groſsen Geborenen Mutter!
Dachte schnell die erste der Mütter. Mir sagt's dein Jammer!
Siehe, du bist Maria! Das fühlt' ich, als Abel am Altar
Blutig lag! Das fühlst du! bist des Sterbenden Mutter!

Also hing sie mit liebendem Blick an Maria. Sie hätt' ihn
Noch von der Dulderin nicht, der theuren Tochter, gewendet;
Wären vom Anfang her mit ernstem fey'rlichen Fluge
Nicht zween Todesengel gekommen. Sie kamen, schwiegen,
Schwebten langsam. Ihr Blick war Flamme! Verderben ihr Antlitz!
Nacht ihr Gewand! So schwebten sie langsam gegen des Kreuzes
Hügel her. Sie hatte vom Thron der Richter gesendet.
Fürchterlich kamen sie näher zum Kreuze herüber: sie ſtanden!
Als sie nun von Antlitz zu Antlitz den Sterbenden sahen,
Wandten sie, der zu der Rechten, und der zu der Linken erhoben,
Jeder den tönenden Flug, und ernst, und todtweissagend
Flogen sie siebenmal so um das Kreuz. Den Flügeln entrauschte
Todeston! So ertönt's dem Menschenfreunde vom Schlachtfeld,
Wenn, zu Tausenden schon, in ihrem Blut die Erschlagnen
Liegen! Er flieht gewendet; indem verröchelt noch einer,

Dann noch einer, und nun der einsame letzte das Leben.
Schrecken Gottes lagen auf ihren Flügeln verbreitet,
Schrecken Gottes rauschten herab, da die Furchtbaren flogen.
Und sie flogen das siebentemal. Der Sterbende richtet
Müde sein Haupt auf, blickt den Todesengeln ins Antlitz,
Blickt gen Himmel, dann ruft mit unhörbarer Stimm' aus der Tiefe
Seine Seele: Laſs ab den Wundenvollen zu schrecken!
Ihrer Flügel Schlag und diesen Ton des Entsetzens
Kenn' ich! laſs ab, Weltrichter! — Er ruft's, und blutet. Jetzt wandten
Ihren wehenden Flug die Todesengel gen Himmel!
Lieſsen trübere Wehmuth der Schauenden, bangeren Tiefsinn,
Stummer Erstaunen zurück, Erstaunen über die Gottheit!
Eva senkt ihr entschimmertes Haupt zu der Erde, dem Grabe
Ihrer Kinder, und breitet die hohen Arme gen Himmel.
Nun berührt der Traurenden Stirne den Staub, nun falten

Vor der umnachteten Stirn die gerungenen Hände sich bang zu.
Halb erhebt sie sich, sinket wieder, erhebet sich, blicket
Starr umher. Es dämmert um sie. Sie ist bey Gebeinen,
Irgendwo unter Todtengebeinen; zwar drüben am Grabe,
Aber am Grabe doch! Endlich begann die gebrochene Stimme,
Und der Unsterblichen Harmonieen zerflossen in Seufzer:
Darf ich Sohn dich nennen, noch Sohn dich nennen? O wende,
Wende nicht weg dein Auge, das bricht! Du vergabst mir, Versöhner,
Mein Versöhner und der Gebornen! Die Himmel erschollen,
Und der Thron des Ewigen klang von der Stimme der Liebe,
Die der Verbrecherin Leben gebot, unsterbliches Leben!
Aber du stirbst! jetzt stirbst du! Zwar ist es ewige Gnade,
Die mich lossprach; aber du stirbst! Er dringt, wie ein Wetter,
Gegen mich an, der Gedanke voll Nacht! O laſs mich dir weinen!
Zwar bist du für Thränen zu groſs; doch laſs mich dir weinen!

Sieh, ich durste nach Ruh'! vergib, vergib auch die Thränen!
Du Versöhner! Geliebter! o du Geliebter! du Liebe!
Du verzeihest! . . . Verzeihet ihr auch, zu dem Tode Geborne,
Ihr, die Eva gebar? Wenn mir ihr Röcheln, ihr letzter
Starrender Blick mir flucht; so segne du mich, Erwürgter!
Fluchet der Todten nicht, Kinder! Um euch durchweint' ich mein Leben;
Da mein Herz brach, weint' ich um euch; und Thränen verwesten
Mit der verwesenden! . . . Bricht nun euer Herz auch, Kinder!
Nun im Tode; so strömt aus seinen Wunden euch Labsal,
Wonne des besseren Lebens euch zu! Ihr sterbt nicht, ihr schlummert
Nur zu dem Gottversöhner hinauf! Dann glänzen die Wunden,
Die jetzt bluten, die Wunden des Unerschaffnen, der todt war.
Fluchet der Mutter nicht, Kinder! Ihr seyd unsterblich, wie Er ist! . . .
Du, der Geliebten Geliebtester! du, doch dich nennet kein Nam' aus!
Siehe, du stirbst! O wär' die trübe, die bebende Stunde,

Wär' sie mit Flügeln des Lichts vorübergeflogen! Gedanke,
Grabgedanke, laſs ab! ... Noch wird sie bleicher, noch sinket
Seine todte Wange! Die Wunden, noch schauern sie Blut aus!
Ach, sein göttliches Haupt, jetzt sank's noch tiefer herunter
In die Nacht! Dies Athmen, o Tod, ist deine Stimme!
Ja, so röchelst du! ... Tod! das ist deine Stimme! ... Wo bin ich? ...
Aber er wendet sein Angesicht auf mich! Der Seraphim Jubel
Sing' es, daſs er sein Angesicht wandte! Die Pforten der Himmel
Hallen es nach, daſs der Gottversöhner noch Einmal sein Antlitz
Auf die Mutter der Sterblichen wandte! Des ewigen Lebens
Ruhe umschattet mich wieder! Ich hebe zum Schöpfer mein Aug' auf,
Strecke die heiſsgefalteten Hände zu dem, der erwürgt wird,
Meine Kinder, und segn' euch! In seinem Namen (ihn schlieſsen
Himmel nicht ein! Vor ihm hat das Unermeſsliche Gränzen!) –
In des Heiligen Namen, des Wiederbringers der Unschuld

In des Todtenerweckers, im Namen des Richters der Welten!
In des Sterbenden Namen, der zählt der Leidenden Thränen!
Und durch seinen blutigen Schweiſs in Gethsemane! durch die
Vollen Wunden! dies Blut, das aus diesen Wunden herabquillt!
Durch dies hangende Haupt! die müden Augen voll Jammer!
Diese Stirne der Angst! die Todesmiene! dies Schauern!
Durch sein Rufen zum Richter! segn' ich euch, Kinder, zum Tod' ein!

V. 300 — 483.

Jesu war sein Haupt zum Herzen heruntergesunken, 300
Und es schien, als schlummert' er. Selbst der lästernden Menge
Ungestüm legte sich, wie an dem unbestürmten Gestade
Endlich das Weltmeer ruht. Die den Göttlichen liebten, umirrten
Golgatha, oder die äusserste Fern', aus der den Versöhner
Noch mit weinendem Blick sie zu sehn vermochten. Doch jeder

Mied den andern, damit sie sich nicht die tiefe Wunde
Tiefer grüben, sprächen sie sich. Nur der Jünger der Liebe
Und des Leidenden Mutter verlieſsen sich nicht. Sie standen
Unten am Kreuz. Der Jünger, der schwur, daſs er Jesum nicht kenne,
War die schlaflose Nacht und den Morgen umhergezittert,
Hatte Ruhe gesucht, und keine Ruhe gefunden.
Petrus ermattet jetzt ganz, und bleibt auf einer der Anhöhn
Nah' an Golgatha stehn, und läſst die bleicheren Hände,
Die er nicht mehr zu ringen vermag, hinsinken. Sein Auge
Strebt mit suchendem Blick die stolze Stadt zu erkennen.
Aber sie lag, so weit sie Gefilde bedeckte, so hoch sie
Thürmte, gehüllt in traurende, schwerbelastende Dämmrung
Fürchterlich da. Kaum daſs noch von seiner Zinne der Tempel,
Und von den steigenden Thürmen der Sion sterbenden Schimmer
Sinken lieſsen. So lag Jerusalem. Petrus wandte

Nach der Seite sein Auge, von der ein dumpfes Gemurmel
Kam, Gespräche der Fremdlinge, die zu dem Feste
Gekommen waren, und jetzo eilten, am Kreuz den Propheten zu sehen.
Petrus geht zu ihnen herab. Nach seinen Geliebten
Suchet er unter den stilleren Haufen. Ein Mann in fremden Gewande,
Glänzend gekleidet und schwarz von Gesicht, fragt einen der Greise,
Dessen Auge Vertraulichkeit ist, und dem ein geliebter
Zarter, bebender Sohn an dem Arm hängt. Aber so sag' denn,
Sprach der Fremdling, was hat er, dafs sie ihn tödten, verbrochen? —
Was er verbrach? Sie tödten ihn, weil er den Kranken Genesung,
Gehende Füfse den Lahmen, den Tauben Ohren, den Blinden
Augen gab, die Besessenen, ich war der Elenden Einer!
Ihren Qualen entrifs! ach, weil er die Todten erweckte;
Weil er in mächtigen Reden die Pforten des ewigen Lebens
Unseren Seelen eröffnete, weil er ein göttlicher Mann war!

Aber (er sah, indem er sich wendete, Petrus) du siehst hier,
Fremdling, einen seiner Geliebten, die der Prophet sich
Auserwählete, daſs sie ihn sehen und hörten, und die er
Von der wahren Verehrung des Ewigen alles gelehrt hat.
Unterrichte du selbst (er kehrt zu Petrus sich) lehre
Diesen Fremdling und mich, warum sie den Göttlichen tödten.
Laſs, Mann Gottes, laſs dich erbitten! und wende dein Antlitz
Nicht von mir weg. Du kennest ihn, du warst sein Erwählter!
Brüder lieben sich so nicht, als du und Johannes ihn lieben!
Petrus wandte noch immer sich weg, nicht, weil er erkannt war,
Denn jetzt war er zu sterben bereit! Das Wort von Johannes
Und ihm selbst durchdrang sein innerstes Mark ihm. Ihr Freunde,
Sprach er endlich mit stammelnder Wehmuth, was ich zu sagen
Jetzo vermag, das ist: Er stirbt der beste der Menschen!
Mit den eilenden Worten verlor er sich unter der Menge.

Aber Samma und Joel: und Candacens Vertrauter,
Welcher nachher Philippus von Gottes Geiste gerufen,
In die Quelle des Heils eintauchte, gingen mit Staunen
Hin nach Golgatha. Petrus entdeckt' in der Ferne Lebbäus,
Wie er im Trüben an einem verdorrenden Baume gebückt stand;
Und ging gegen ihn hin. Ihn redete Petrus mit leisem,
Brechendem Laut an: Hast du ihn auch an dem Kreuze gesehen?
Zwar auch du bist elend, doch darfst du zu ihm dein Auge
Offen erheben, aber ich . . . O lindre mein Elend!
Hier, hier blutet sie mir, hier blutet die brennende Wunde!
Einen Laut nur, den einzigen Trost nur von meinem Geliebten!
Aber du schweigst? . . . Noch schwieg er. Vergebens rang sein Gefühl sich
Nun zur Stimme zu werden. Doch waren sein bebendes Antlitz,
Seine Thränen nicht sprachlos! Allein die Tröstung berührte
Simons Seele nur leise. Mit schwerem Herzen entweicht er;

Ueberläſst sich von neuem der Menge Wogen, und treibt so
Mit dem Strome. Da er jetzt einem der eilenden Hauſen
Weggedrungen entkommt, da sieht er auf einmal Andreas,
Seinen Bruder, vor sich. Er wollte ihn fliehen; allein er
Winkt ihm zu, daſs er sich mit ihm noch weiter entſerne.
Nunmehr wendet Petrus sich um: Mein Bruder, mein Bruder! —
Und umarmt ihn, nicht feurig wie sonst; mit müder Umarmung
Faſst er ihn um, und weint an des Bruders Halse. Mein Bruder,
Ach mein Bruder! erwiedert mit sanſter Wehmuth Andreas,
Gerne wollt' ich; allein ich kann, ich kann's nicht verschweigen!
Simon, es blutet mein Herz mit deinem Herzen! ... Den besten
Unter den Menschen, den treusten, den liebevollsten der Freunde,
Gottes Sohn! ... den hast du ... vor seinen Feinden ... verleugnet!
   Göttliche Traurigkeit, dem, den er verleugnete, heilig;
Voller, herzlicher Dank, geweiht der Treue des Bruders,

Waren in Simons Auge; allein der Mund verstummte.
Und sie hielten, und sahen sich kaum. Dann gingen sie seitwärts
Hand in Hand, und sahen sich kaum. Zuletzt entsanken
Ihre Hände sich, und sie verlieſsen einander. Des Trostes
Stets noch bedürftig, noch immer voll heiſsen Durstes nach Troste
Ging der einsame Petrus. Nicht lange, so schreckt ihn der Anblick
Zweener Männer, die er verehrte. Zwar wollt' er entrinnen;
Aber sie waren zu nah. — Kennt uns des göttlichen Lehrers
Theurer Jünger nicht mehr? sprach Joseph von Arimathäa.
Simon, wir sind auch Jünger. Wir waren es heimlich; doch jetzo 390
Sind wir bereit, uns zu ihm vor allem Volk zu bekennen.
Nikodemus, mein Freund (du kennst den Edlen!) er that's schon
Vor der Versammlung des Raths. Mit unerschüttertem Muthe
Sprach er für Jesum; ich aber, ach, ich bekannt' ihn so spät erst!
Nur durch das Weggehn, als Nikodemus der Sünder Versammlung,

Sich nicht mehr zu entweihen, verlieſs. — So hemme denn, Joseph,
Theurer Joseph, den Schmerz, sprach Nikodemus, der immer
Deine sanfte Seele noch quält. Du gingst ja mit mir weg!
Du bekanntest ihn ja! — Mit thränenhellerem Blicke
Richtete Joseph sein Auge gen Himmel: Erhör', o erhöre, 400
Du Gott Jesu und Abrahams Gott, warum ich dich anfleh'!
Den ich so schwach, da er lebte, bekannte, laſs den mich, du Helfer,
Wenn er todt ist, mit Muth vor aller Augen bekennen!
  Hier schweigt Joseph. Indem sein Gebet zu des Ewigen Throne
Stieg, und zu ihm die Erhörung mit ihren Gnaden herabkam,
Wandte sich Nikodemus zu Petrus: Du blickest, o Simon,
Traurend von uns weg. Wir fühlen's, was du empfindest,
Ach, wir empfinden den Tod, der den heiligsten unter den Menschen
Jetzt zu tödten beginnt, und vielleicht den gefürchteten Schlag bald,
Bald den letzten gethan hat! Allein, o liebender Jünger, 410

Sag' es uns auch, geuſs diesen Balsam in unsere Seelen,
Daſs uns dies dein Auge voll Wehmuth zugleich nicht verklage,
Daſs wir vordem den göttlichen Mann ins geheim nur bekannten.
Doch wir verdienen es wohl! — Wie ein Baum, ergriffen vom Sturme,
Nach der einen Seite durch bleibendes Brausen gebogen
Steht, so stand mit gewandtem Gesicht der bebende Petrus.
Aber jetzt unterlag er der Angst, verhüllte sich, flohe,
Suchte Ruhe in gröſserer Qual. Denn er kehrte mit Eile
Zu dem Todeshügel zurück. Er war zu des Hügels
Fuſse mit schwerem Schritte gekommen. Ihm athmet sein Leben
Schneller, und jetzo wagt er es, zu dem Kreuze die Augen
Aufzuheben; allein nicht bis zu des Sterbenden Haupte.
Unten am Kreuze erblickt er, nicht fern von einander, Johannes
Und die Mutter des groſsen Geopferten; beyde vor Jammer
Eingewurzelt, beyde verstummt und thränenlos beyde.

Auch nicht fern umgaben das Kreuz nicht wenige Treue,
Welche von Galiläa gefolgt dem Göttlichen waren.
Wie geringer Geburt, wie unbeladen vom Glücke,
Wie unmerklich der Welt sie auch waren; so hat der Geschichten
Ewigste doch aus dem redlichen Haufen einige Namen,
Einige theure Namen erhalten der glaubenden Nachwelt.
Engel nannten sie früher mit neuen Namen am Throne!
Magdale, Maria, Maria die Mutter Joses
Und Jakobus, Maria die Mutter der Zebedäiden,
Und du, deren Schwester, die jetzt den besten der Menschen,
Ihren eigenen Sohn am langsamtödtenden Kreuz sah,
Auch Maria genannt; die waren von denen, die näher
Kamen zum Kreuz, als viele, die auch den Göttlichen liebten.
Magdale Mirjam war zu der Erde niedergesunken.
Sehnsuchtsvoll zu sterben, nun auch zu sterben! entriſs sie
Jeder Hoffnung, jeder Erinnrung der Wunder des Mittlers

Sich mit Ungestum! ward von ihrer Traurigkeit Strome
Unaufhörlich ergriffen und fortgeschleudert. So lag sie
Auf dem Hügel, und füllte mit ihrer Klage den Himmel!
Sie zu trösten geneigt, obgleich selbst trostlos, redet
Joses sanfte Mutter sie an, und verstummet im Reden.
Bleich steht in der dämmernden Nacht der Zebedäiden
Klagende Mutter. Sie ringt die Hände gen Himmel, und blicket
Starr hinauf, und staunt, daſs die göttliche Rache noch säume.
Ganz von Schmerze betäubt, und so vor Traurigkeit sprachlos,
Daſs die schwache Lindrung der Seufzer, auch diese, versagt war,
Kniete nicht fern von Maria, der Mutter des göttlichen Dulders,
Ihre Schwester, und sah in der Nacht den Blutenden schweben.
Tödtlich schmerzte das Schwert, das durch die Seele zu gehen,
Dessen Rathschluſs setzte, der die geschlagenen Wunden

Auch allein zu heilen vermag. Des Göttlichen Mutter
Hielt nur die Tröstung, die Gott dann oft den Leidenden sendet,
Wenn sie nun kaum noch hofften, und wenn die blutende Wunde
Ihnen am tiefsten in den zerrissenen Seelen entbrannte.
Kommende Tröstung entstrahlte den sanften Augen des Mittlers
Der zum Tode betrübten. Des Gottversöhners Erbarmung
Konnte gegen Johannes sich nicht, und die Mutter im Jammer
Länger nicht halten. Er sah auf sie mit Blicken herunter,
Welche mit neuem Leben ihr sinkendes Leben durchströmten.
Und er neigte, sie anzureden, sein göttliches Antlitz
Gegen sie nieder. Da hörte mit bebendem Warten die Mutter
Freudigbang, als ob sie vom Tode erwacht', in die Höhe;
Und zu ihr kam die Stimme des ewigen Sohnes herunter:
Meine Mutter! Er ist dein Sohn! — darauf zu dem Jünger:
Sie ist deine Mutter! — Die beyden Liebenden wandten

Sich mit Staunen und Dank und Thränen gegen einander.
Aber der Sterbende schwebte, von Gottes Gerichte belastet,
Litt, was zu denken, die Seele erbebt; was zu sagen die Sprache,
Selbst der Himmel, die Gott an dem Throne besingt, verstummet!
Stille voll Tiefsinn schwieg um den Todeshügel. Die Erde
Zitterte unaufhörlich in ihren Tiefen; doch wurden
Ihre verborgneren Schauer noch in den Thalen nicht hörbar,
Wo Jerusalem lag. Erst Einmal war die Erschütt'rung
Zu der Empörerin aufgestiegen. Dunkles Gefühl nur,
Etwas, das von fern herdroht, noch versenkt in der Zukunft
Meere, doch rauscht schon Fluth des Gehobnen; Ahnung von Rache
Wegen des Blutes, das jetzo floſs, befiel in dem ganzen
Weiten Drange um Golgatha her mit Grausen des Volks Herz.

V. 484—583.

Schwebendes Fluges brachte indessen der hohe Obaddon
Näher zum Kreuze den zagenden Geist des schwarzen Verräthers.
Dunkel, ein Flecken der Nacht, die über die Erde herabhing,
Angstvoll, als wenn, wohin er auch schwebete, über ihm Blitze
Sich zu entzünden; unter ihm sich die Erde zu öffnen,
Jene der Rächenden Feuer auf ihn herunterzuschleudern,
Diese mit gleichem Ergrimmen ihn zu verschlingen bereit sey; 490
Also näherte sich dem Kreuze der Geist des Verräthers.
Und er sahe (das mufst' er!) zum Todesengel Obaddon
Unverwendet empor. So wie die Rechte des Seraphs,
Und in der schreckenden Rechten das flammende Schwert sich bewegte,
Und den Flug ihm gebot; so flog der gerichtete Sünder.
Jetzo blieb Obaddon auf einer hangenden Wolke
Mit dem Bebenden stehn, und sprach mit gebietender Stimme:

Schau, Verworfner! Da liegt Bethania! ... Kaiphas Hütte
Hier! ... Dort unten das Haus, wo du seines Todes Gedächtniſs
Auch mit empfingst! ... Da ist Gethsemane! ... Jener, dein Leichnam! ...
Bebst du? aber fleuch nicht! (Er streckte das flammende Schwert aus.)
An dem Kreuz, das umnachteter über die andern aufstieg,
Der ist Jesus Christus! ... Er stirbt, sich wegen der Menschen
Gott zu opfern; ihr Leben und ihren Tod zu versüſsen;
Diesem Tode, den du jetzt leidest, dem ewigen Tode
Sie zu entreiſsen, und sie zu erhöhn zu der Gottheit Anschaun!
Und nun wende dich, Todter! — Mit niedergebückter Verzweiflung
Wendete sich der Todte. Schon schweben sie unter Gestirnen.
Und die unübersehbare Weite der schweigenden Schöpfung
Schreckt den Verräther. Ein schneller, ihm qualenvoller Gedanke
Von dem allgegenwärtigen Richter erschüttert ihn! Lange
Bebet er, eh' er es wagt zu dem Todesengel zu sagen:

Fürchterlichster der Engel, vernichte mit dem entflammten,
Blitzewerfenden Schwerte mich! Ach, zu dem ewigen Richter,
Führe zu seinem Throne mich nicht! — Gehorch' und verstumm' du!
Also gebot ihm der Todesengel, und führt' ihn erzürnter.
Endlich stand auf einer der Sonnen (Obaddon befahl's ihm)
Judas Ischariot still, bey ihm der Engel des Todes.
Und er zeigt dem Verräther von fern den Himmel der Gottheit,
Ihrer sichtbarsten Herrlichkeit Stätte, die Stätte des Anschauns!
  Dies, so sagte Obaddon zum Gottverworfenen, dies ist
Gottes Himmel, der seligsten Offenbarungen Schauplatz,
Welcher die, so ihn lieben, der Unaussprechliche würdigt.
Gott hat vor den Verworfenen stets sein Antlitz verborgen!
Auf dem Throne der Nacht (fall' nieder, beb' und verzweifle!)
Den dir Schrecken umhüllen, da schauen wir sonst des Erhabnen
Herrlichen Glanz . . . Dort ist der himmlische Sion. Auf ihm wird

Er, der vom Anbeginne zum Heiland der Menschen gesetzt ist,
Oft den vollendeten Frommen mit seinen Gnaden erscheinen.
Zwölfe jener goldenen Stühle, die du auf dem Sion
Gleich den Sonnen erblickest, sind des Erlösenden Jüngern
Von dem groſsen Belohner bestimmt. Auf diesen, Verräther,
Richten die Jünger dereinst die Welt. Du warest ein Jünger!
Jammre nicht, vernichtet zu werden; du jammerst vergebens!
Schau! so viel dein Auge der Herrlichkeit des Himmels
Jetzt zu entdecken vermag: so viele Qualen hat Gott dir
Hier, Gerichteter, zugemessen! Vergebens bestrebst du
Dich, Ohnmächtiger, nicht zu dem Himmel hinüberzublicken!
Lerne die Allmacht kennen des Richtenden. Felsen im Meer gleich,
Die kein Sturm nicht bewegt, sollst du hier stehen und schauen!
Daſs er in diesen Himmel, zu dieser ewigen Ruhe,
Die ihn lieben, erhöh', stirbt Jesus Christus am Kreuze.

Mit den Worten verlieſs Obaddon ihn, schwebte zum Himmel
Weiter hinüber, und blieb auf der Sonne eine des Himmels,
Anzubeten. Er kommt zurück von dem ernsten Gebete
Zu dem Verworfnen, der stehet und schaut, und ewigen Tod fühlt.
Wende, Todter, dich! komm! Ich führe dich jetzt zu der Hölle!
Deiner ewigen Wohnung! — So sprechen Donner, so sprach es
Mit zerschmetternder Stimme der Todesengel; und eilte.
Und schon näherten sie der Hölle sich, hörten von ferne
Ihr Getöse, das an der äussersten Schöpfung Gestade
Brüllend schlug, und unter den nächsten Sternen verhallte.
In dem Raume, den Gott ihr in dem Unendlichen abmaſs,
Wälzt sie sich, keiner Ordnung gehorsam, auf und nieder,
Keinem Gesetze der langsamen, oder schnellen Bewegung,
Fleugt sie eilend einher; so hatte Gott ihr geboten,
Ihrer Bewohner neue Verbrechen durch wildere Flammen,

Durch geschärftere Pfeile des ewigen Todes zu rügen!
Damals flog sie mit wüthender Eile herauf. Der Verworfne
Und sein mächtiger Führer verlassen die Gränzen der Welten,
Schweben hinab zu der Hölle Thor. Der Engel des Todes,
Der es hütet, erkennt Obaddon, sieht den Verbrecher,
Der sich neben ihm krümmt, und noch zu entfliehen sich martert.
Aber, unter dem flammenden Schwerte gebückt, mufs er eilen!
Und der herrschende Seraph, des Abgrunds Hüter, eröffnet
Mit weitschmetterndem Krachen die diamantene Pforte.
Lägen Gebirge darin, sie würden den furchtbaren Eingang
Nicht anfüllen; sie würden nur rauher ihn machen! Obaddon
Bleibt hier stehn mit dem Todten. Es führt kein Weg zu der Hölle
Schreckenden Tiefen. Es wälzen sich nah bey der Pforte die Felsen
Unabsehlich hinab, durch träufelndes Feuer gespaltet.
Sprachlos, schwindelnd, bleich, mit weitvorquellendem Auge

Blickt das Entsetzen hinunter. Der göttlichen Rache Vollender
Stand (hier schläſt kein Tod!) an diesem Grabe mit dir still,
Judas Ischariot, du Verräther! Da sagte der Seraph
Weggewendet, allein das niedersinkende Schwert wies
In die Tiefe: Dies ist der Gerichteten Wohnung, und deine!
Daſs sie nicht, die Erdegebornen, die Sünder, den Tod hier
Leiden, den ewigen Tod, stirbt Jesus Christus am Kreuze!
Also sagt' er, und stürzt den Verworfnen hinab in den Abgrund!
Eilet, entschwingt der Hölle sich, fliegt durch die Welten. Jetzt kömmt er
Zu dem Altar des Geopferten Gottes, zu Golgatha wieder,
Steht und wartet auf neue Befehle der zürnenden Allmacht.

V. 584 — 708.

Immer weiter komm' ich auf meinem furchtbaren Wege,
Immer näher zum Tode des Sohns. Ach, wär's nicht der Liebe,

Nicht der Tod der ewigen Liebe, so würd' ich erliegen
Unter der Last der Betrachtung! O du, der auf Golgatha starb! Du,
Dessen Allgegenwart mich von allen Seiten umringt hat,
Du erforschest meine Gedanken! du siehest es alles,
Was ich denke, vorher, du Naher! Ja, selber kein Wort ist
Mir auf der Zunge, das du nicht wissest. Mein Gott! mein Versöhner!
Leite mich, mein Versöhner, und wenn ich strauchle, vergib mir!
Todesblässe bedeckte des Göttlichen Antlitz. Dem Auge,
Das zu brechen begann, entsanken verlöschende Blitze,
Fielen auf sein Grab, das gegen Golgatha über
Einsam, unter alternden Bäumen, in Felsen gehauen lag.
Todesschlummer, bald wird dich mein Leib dort schlummern! so dachte
Jesus Christus, indem sein Blick an dem Grabe verweilte,
Darum nahm ich ihn an den Leib von Staube! Verwesen
Soll er nicht; doch soll er entschlafen liegen. Mein Vater,

Trockne die Thränen von deren Gesicht, die dann um mich weinen!
Ausgesöhnter! erbarme dich ihrer! sie weinen um Jesum,
Deinen Eingebornen! Erbarme dich ihrer, wenn nun auch
Ihre letzte Stunde von dir zu ihnen gesandt wird!
Heiliger Vater, erbarme dich aller, die an den Geliebten,
Deinen ewigen Sohn, den Gottgeopferten, glauben;
Wenn in diesem Glauben nun auch mit dem Tode sie ringen! . . .
Ach, ich fühl' ihn, ich fühle den Tod! Des Ewigen Schrecken
Trägt er! er ist ein Schwert in der Hand des Allmächtigen! furchtbar
Ist er! . . . Zwar sie werden, was ich empfand, nicht empfinden! . . .
Vater, Vater! erbarme dich aller, die dürstend nach Hülfe,
Die in des Todes Kampf um Labsal, um Gnade dich anflehn!
Derer, die aus viel Trübsal ihr müdes Leben dem Grabe
Brachten, in Dürftigkeit lebten, und dennoch dich nicht verkannten!
Die, wie schuldlos sie waren, mit Schmach der Sünder befleckte;

Die, den Freunden getreu, die Feinde segneten; Demuth,
Liebe der Brüder, und Liebe der Menschen, durch Handlungen zeigten;
Derer, die unverblendet von Ehre und Reichthum und Hoheit
Gutes zu thun sie brauchten, und sie zu entbehren vermochten;
Aller, die, nach den verschiedenen, von dir gegebenen Gaben,
Weniger oder mehr Anlasse, durch welche die Vorsicht
Sie anlockte, mit reiner, mit herzlicher Liebe dir dienten:
Derer erbarme dich, Vater, in ihren letzten Stunden!
Wenn ihr Auge nun auch zu brechen beginnt, die Verwesung
Ihren Leib verlangt, der Schöpfer die Seele; dann sende
Deine Tröstung, den Geist, der unaussprechlich in ihnen
Bete, bis über das, so sie kannten und baten, du sie
Ueberschwenglich erhörst, und zu deiner Ruhe sie einführst.
Gott der Liebe, mein Vater, um dieser quellenden Wunden!
Dieser blutigen Krone, die meiner Schläfe sich eingrub!

Dieser Todesangst, die mir die Gebeine durchschüttert!
Dessen, was ich litt, jetzt leide, noch leiden werde!
Dieser Liebe willen, mit der ich, erniedrigt zum Tode,
Bis zum Tode am Kreuze, das Heil der Menschen vollende:
Hör' mich, und laſs, die ich liebe, getreu bis ans Ende mir bleiben!
Trostvoll sterben! den Lohn der Ueberwinder empfangen!
Also denkt und betet in sich, Er, der von der Welten
Anfang zum Heil uns gesetzt ward; gnädig und duldend,
Voller Güte und Treue; der ewige Priester der Gottheit
Betete so, da er jetzt zum Allerheiligsten einging. 640
Sichtbar kam der Versöhner dem Tode näher! Der Frommen
Meiste zerstreuen sich, vermögen nicht mehr des Sterbenden Anblick
Auszuhalten. Mit gleitendem Fuſs, mit starrendem Auge
Ging Lebbäus fort. Nicht so von dem Trauren erschüttert,
Aber durchdrungen von Wehmuth, folgt in der Ferne dem Jünger

Lazarus. Als Lebbäus zu einem verfallneren Grabmahl
An dem Oelberg kam, da ging er hinunter. Vor ihm lag
Eine Trümmer. Er sank auf den Felsen, umfaſst' ihn, und legte
Seine Stirne darauf. Allein er verstummte. So kniet' er
In noch trüberer Nacht, als jetzt die Erde bedeckte.
Lazarus stand an der Oeffnung des Grabes, begann mit sanfter
Leiser Stimme, mit der, die selbst der müdeste Schmerz hört:
Sinke nicht, du Geliebter, nicht ganz in Traurigkeit unter!
Höre mich, hebe dein Antlitz aus diesem Grab' auf! Ach, kennst du
Meine Stimme nicht mehr? Ich bin's, den du immer geliebt hast!
Der so herzlich dich liebt! um den du vor Kurzem auch weintest,
Lazarus, den der Gekreuzigte Gottes ins Leben zurückrief.
Ach, mit namlosen Freuden, entzücktem, bebendem Staunen
Danktest du unserm göttlichen Retter! O denk' es dir wieder!
Augenblicke vorher, eh' wir ihm dankten, da lag ich

Noch im Grab', und begann zu verwesen! .... Wir haben es oftmals
Mit einander besprochen; allein stets riſs dich der Jünger
Meinung mit fort: Es muſs sein Reich ein weltliches Reich seyn,
Eh' es kann zum himmlischen werden. Doch löstest du niemals
Ganz den Zweifel mir auf, der meine Seele zurückhielt,
In den Worten das Irdische mühsam zu suchen, durch die uns
Unser göttlicher Freund viel klarer Himmlisches kund that!
Winde von deinem Jammer dich los, du Geliebter! Erkläre
Mich nicht anders, als dies mitweinende Herz es gemeint hat!
Ja, du sollst ihn beweinen, den Göttlichen sollst du beweinen! 670
Denn er ist unaussprechlich der Schmerz, mit dem er am Kreuze
Nun so lange schon stirbt! Doch muſst du unter dem Jammer
Nicht erliegen .... Er kann, wenn er will, von dem Kreuze noch steigen!
Oder, wenn er entschläft, ist's möglich, daſs er verwese?
Jesus, des Angebeteten Sohn, der Himmelsgesandte!

Der vor Abraham war! ist's möglich, daſs er verwese?
Also sagt' er. Es hält mit unbeweglichen Händen
Noch den Felsen Lebbäus; allein er wendet sein Antlitz
Gleichwohl nach Lazarus um. Zwar blickt er mit starrendem Auge,
Aber er sah zu dem Freunde doch auf. Da lief, da umarmte
Lazarus ihn, und entriſs den Jammervollen dem Grabmahl,
Faſst' ihn bey der Rechten, und blieb mit ihm stehen. Sie sahen
Unter hangenden Nächten die stolze Jerusalem liegen;
Sahn den entschimmerten Tempel, den überschatteten Sion,
Und auch Golgatha! Hebe (so sprach zu dem zitternden Freunde
Lazarus) hebe dein Auge auf, Jünger, und sieh ich sehe
Gottes Gegenwart auf dem benachteten, furchtbaren Schauplatz!
Sehe, sie wandeln über der Erde, dem Grabe der Menschen!
Einen Tag, wie dieser ist, hast du den jemals gesehen?

Haben, Lebbäus, mit dir dein Vater, die ältesten Greise
Jemals von einem Tage, der diesem gleichet, gesprochen?
Welche Feyerlichkeit hat Gott ihm gegeben! Wie furchtbar
Hat er die Erd' und den Himmel in seine Schrecken gehüllet!
Wie mit todter Stille die Schauenden alle gefesselt!
Wenn nun Gott durch den Tod des Heiligen Dinge vollbrächte,
Welche wir nicht verstünden? Dir kann ich es sagen, Geliebter,
Leidender, weil es vielleicht dir deine Traurigkeit lindert;
Sonst verschwieg' ich es noch! Seitdem der Göttliche blutet,
Fühl' ich in mir, wie soll ich es ganz und würdig dir sagen?
Fühl' ich etwas Stilles und Friedevolles, das selber
Meine Wehmuth, mit der ich ihn leiden sehe, besänftigt!
Rings ist alles heilig um mich! Wohin ich mich wende,
Find' ich des Ewigen Spur, des Allgegenwärtigen Nähe!
Ja, was Göttliches ist es, das mir die heilige Ruh' gibt.

Staunend vernimmt mein Ohr ein wehendes Rauschen, als hört' ich
Schaaren Unsterblicher wandeln! Ja! hier ist der Tempel der Gottheit!
Hier der Seligen himmlisches Heer! Dies läfst in der Seele
Ruhe und Seligkeit zurück und göttlichen Frieden!

V. 709—978.

Aber keiner empfand den näheren Tod des Versöhners,
Als der Vater, und als ihn die Mutter der Menschen empfanden. 710
Beyde schwebten mit traurigem Fluge den Oelberg herunter,
Langsam sich dem Todeshügel nahend, und wurden
Dunkler vor trüber Wehmuth, als sie den Hügel erblickten.
Jetzo standen sie still. Da, wo der Getödtete schlummern,
Bald nun, nach der Vollendung der gröfsten unter den Thaten,
Auch in dem Staube begraben, wie seine Brüder, die Menschen,
Schlummern sollte, da standen sie still, mit starrenden Blicken,

Unbeweglich, und fühlten in ihrem innersten Leben
Jeden Schrecken des Todes des Mittlers von neuem.
Vor dem Grabmahl lag ein Felsen gewälzt; an der Seite
Starrend lag vor der Oeffnung des Grabes ein Fels: an der einen
Seite des Felsen stand der Vater der Menschen, die Mutter
Ihm gegenüber. Sie sank an den Felsen dahin. Der Gedanke
Vom so nahen Grabe des Wundenvollen durchdrang ihr
Zu gewaltig, ein Pfeil des Allmächtigen, ihre Seele.
Er ermannte sich noch; er streckte gen Himmel die Arme,
Dreymal nannt' er in sich des Gottversöhnenden Namen,
Und so lange sah er, mit bleibendem Blick, ihm ins Antlitz,
Ihm, der dahing, bleich war, als nie ein Sterbender bleich war.
Aber auch Adam hielt nunmehr den erschütternden Anblick
Länger nicht aus. Er sank in den Staub der Erde danieder,
Hub vor seine Stirn' die festgefalteten Hände,

Blickte zur Erde nieder, aus welcher ihn einst Jehova emporschuf;
Dann erhub er in lautem Gebet die flehende Stimme:
Herr! Herr! Gott! barmherzig, und gnädig, und treu, und geduldig,
Gott, Verzeiher der Sünde, der Missethat, des Verbrechens!
Hoherpriester! Prophet! und König! du Menschensohn! höre
Höre auf deinem Sühnaltar, auf dem du erwürgt wirst,
Unser Gebet, das jetzt von deinem Grabe zu dir fleht!
Unsere Missethat hat Gott uns vergeben. Wir schauen
Nun Jahrtausende schon vom Antlitz zu Antlitz die Gottheit!
Einer Seligkeit voll, die wir drüben am Grabe vergebens,
Auch mit dem reinsten Gedanken vom Schöpfer, rangen zu denken,
Schauen wir Gott! Denn es ward, uns ward die Sünde vergeben!
Um des Todes willen, der dich, geschlachtetes Opfer
Für die Verbrecher! erbarmender, dich jetzt tödtet, vergeben!
Aber an diesem Tage der zweyten Schöpfung, an dem du,

Mittler, das ganze Menschengeschlecht, zu des Ewigen Anschaun,
Wenn sie nicht widerstreben, zurückführst! alle versöhnest!
Aller Sünden vernichtest, und sie der Strafe der Sünde,
Jenem gefürchteten, ewigen Tod allmächtig entreiſsest!
An dem Tage, da du für uns alle, o Mittler, dich opferst:
Darf ich mich meiner Sünde mit stiller Wehmuth erinnern!
Nicht, daſs ich wähne, du werdest noch Einmal mit mir ins Gericht gehn;
Du Erbarmer, wie könnt' ich, der Gottes Antlitz geschaut hat!
Und für welchen du jetzt zu dem Allerheiligsten eingehst!
Dennoch laſs es noch Einmal vor dir, mein Gott, mich bekennen,
Wer ich war! Ach, bis zu dem Tode bist du erniedrigt,
Bis zu dem Tode am Kreuze, du Richter der Welten, erniedrigt!
Heut darf Adam an seine verziehene Miſsethat denken.
Voll von heiliger Wehmuth und Seligkeit hielt er hier inne.
Eva hatte mit ihm gebetet, nicht ihre Stimme,

Aber ihr Herz und Antlitz. Sie hörte jetzt auf zu verstummen:
Ja! du Hingegebener, an diesem Tage des Blutes,
Ach, am Tage, da sie dich begraben werden, Erdulder!
Darf auch Eva sich des verziehnen Verbrechens erinnern,
Und mit frommem Trauren und weinendem Dank es bekennen!
Also betet sie; und Adam begann von neuem:
Ja! wir fingen es an, wir setzten es fort, und vollbrachten's,
Ach, wir thaten's! Und wer war's, wer hatte das leicht'ste
Aller Gebote gegeben? Es war Jehova, das erste,
Höchste, liebenswürdigste, beste, das Wesen der Wesen!
Unser Schöpfer, der uns aus Staube zu Menschen emporschuf!
Den wir kannten, den wir in unserer staunenden Seele
Unaussprechlich empfanden! der jedes Gebet mit Entzückung,
Jeden neuen Entschluſs: nicht von dem Gebote zu weichen!
Jeden Gehorsam vor unserem Fall mit Wonne belohnte!
Der uns immer an sich, durch tausendmal tausend Geschöpfe

Voll tiefsinniger Schönheit, erinnerte; wo die Betrachtung
Sicher mit neuen Entdeckungen, mit neuen Freuden gekrönt ward!
Der die Mutter der Menschen mir gab, mich der Mutter der Menschen!
Dessen erscheinende Herrlichkeit uns noch höher zu ihm hub,
Als das alles, das uns von allen Seiten umringte!
Unser Schöpfer! ... Du hast es uns, unser Vater, vergeben!
Preis, Anbetung und Dank, und liebevoller Gehorsam
Sey dem Mittler, auf den der Richter unsere Last wirft,
Und die Last des ganzen Geschlechtes der sterblichen Sünder!

Also betete Adam, mit ihm die Mutter der Menschen,
Er mit lauter Stimme; sie in der Tiefe der Seele.
Und von dem Angesichte des sterbenden Gottversöhners
Kam Barmherzigkeit, göttliche Stärke, Ruhe des Himmels;
Kamest du, Frieden Gottes, der höher als alle Vernunft ist,
Nieder auf sie. Sie empfanden es ganz, wie ihr Mittler sie liebte!

Neuer Inbrunst voll, streckt Adam die Arme zum Kreuz aus:
Du, mein Herr und mein Gott! wie kann ich, du Liebe, dir danken
Ewigkeiten, sie sind zu kurz, genug dir zu danken!
Hier will ich liegen und beten, bis du dein göttliches Haupt nun
Neigest im Tode! Nur vor dem fürchterlichsten der Engel,
Nur vor seiner Stimme soll meine Stimme verstummen,
Wenn er kömmt, und den Tod von deinem Vater verkündet, 800
Der dich verlassen hat! . . . Höre um dieses Todes willen,
Den für die Sünden du stirbst, hör', Gottverlaſsner, mein Flehen,
Herr! für deine Versöhnten, für meine Kinder, für alle,
Die das weite, das furchtbare Grab, die Erde, bewohnen,
Und aus den Gräbern erstehn am Tage der groſsen Entscheidung;
Für zahllose Kinder, für diese fleh' ich dich, Herr, an!
Weinend, mit dürftigem Leibe, mit viel mehr dürftiger Seele,
Kommen sie auf die Erde. Du, ihr Mittler, erbarmst dich

Dann schon ihrer, und nimmst sie in deinen göttlichen Bund auf.
Wenn sie noch kaum Gedanken zu stammeln vermögen, so laſs sie
Oft den wiederholen: Du habest sie früh durch ein Wunder
Aufgenommen zu dir, und dein, Herr, seyn sie auf ewig!
Die den Geist des Vaters und Sohnes im heiligen Wasser
Zu dem ewigen Leben empfangen, und die, so du anders
Führest zum ewigen Leben; die alle, welche mit Blut du
Theurer erkauft, und sie dem Anschaun Gottes geweiht hast,
Leite sie, wenn ihr Alter nun aufblüht, pflege der zarten,
Biegsamen Sprosse, daſs sie zu jeder Fruchtbarkeit reifen,
Welche du in sie legtest. In ihnen trübe die Sünde
Nie zu sehr den Schimmer der früherleuchtenden Gnade,
Lösche das Feuer nicht aus, das, dich zu lieben, sie anflammt!
Mittler! vor allen in denen nicht, deren reiferes Alter
Du, der Erde zu leuchten, und sie an Gott zu erinnern;

Oder in jenen, die du erkohrest, vom höheren Schauplatz,
Wo durch dich sie stehen, auf ihre Brüder, die Menschen,
Wohlthun, Frieden, und Schutz, und Gerechtigkeit auszuschütten!
Alle, die es nun wissen, was Gott von ihnen, der Wesen
Höchstes, heiligstes, bestes, der anzubetende Schöpfer,
Mit so vieler Geduld, so viel Barmherzigkeit, fordert,
Laſs, laſs alle Menschen, ihr kurzes Leben am Staube,
Diese Stunde der Prüfung, zu ihrer Seligkeit, leben!
Daſs der Wanderer nicht an dem Quell, und unter den Schatten
Jene Krone, die Gott von fern ihm zeigte, verschlummre!
Oder sie gar an der Kette zu kleiner Freuden verachte!
Deren Herzen nicht ganz am Unendlichen hangen, und die sich
Auf den Arm des sterblichen Helfers zu sehr verlassen!
Denen die Ehre zu süſs ist, und die, ach! Beyfall der Menschen,
Sich zu ihrer Thaten Belohnung erwählen, und Gottes

Auge, das schaut, und zählt, und richtet, vergessen,
Welchem Tadel und Lob der Menschen, wie Blasen der Luft, wiegt:
Die sich in Sinnlichkeit verweben! sie hatten der Lüste
Bande muthig zerrissen; allein die feinere Wollust
Lockt sie täuschend vom Gipfel der besseren Freuden herunter!
Die den Bruder nicht ganz, mit herzlicher Liebe nicht lieben:
Wer zwar wohlthut, aber gesehen will werden, und Ehre,
Für die leichteste Pflicht der Menschlichkeit Ehre! verlanget:
Wer nur halb dem Feinde verzeiht, unbiegsam, der Rache,
Dessen, der rächen will, alles zu überlassen; noch minder
Fähig, den, der ihm flucht, aus voller Seele zu segnen!
Alle, die über das Grab zu selten blicken, zu flüchtig
An die Unsterblichkeit denken; zu der, du ihr Gott, sie gemacht hast:
Wenn sie nicht hören die Stimme der Huld, die sanfte des Vaters;
Herr! so rufe sie durch Leiden zurück aus der furchtbaren Irre.

Aber die ganz von Gott abweichen, das Laster zum Abgott
Machen, und sklavisch dienen dem Lügner und Mörder vom Anfang,
Die Unseligen wecke von ihrem Tode durch Elend!
Meine Kinder, ach meine Kinder! er liebt unaussprechlich,
Der am Kreuze für euch sein Leben dem Ewigen opfert!
Ist es möglich, Unsterbliche, könnt ihr euren Versöhner,
Euren Beruf, zu wandeln im Licht, in dem Himmel verkennen? 860
Rühre die steinernen Herzen mit deiner allmächtigen Liebe!
Schaffe sie um, und bringe sie rein zu dem Ewigen wieder!
Euer erschüttertes Herz vernehme die Stimme des Blutes,
Das von Golgatha strömt, und Gnade! Gnade! für euch fleht,
Gnade! .... Mit heiligem Schauer vernehme sie eure Seele,
Mit Anbetung, und jener Entzückung, des ewigen Lebens
Vorgeschmack, welcher die Erben des Grabes, beym Anblick des Todes
Ueberschwenglicher stärkt, als alle Weisheit der Erde!

Nicht des Sterbenden brechender Blick, noch der liegende Todte;
Nicht die Gruft voll Verwesungen, nicht die verzehrende Flamme,
Nicht die Asche des Todten, zerstreut in den Tiefen der Schöpfung;
Nichts, was deinen Rächer, den Tod mit Furchtbarkeit rüstet,
Wird sie erschrecken! Denn du erhörest mein Flehen, Versöhner!
Weckest ihre Seelen, bevor die Leiber entschlafen,
Zu dem ewigen Leben! Ach, daſs sie von dir aus dem Schlafe
Tödtender Sünden erweckt, mit Furcht die Seligkeit suchen,
Die kein Auge nicht sah, kein Ohr nicht hörte, die niemals
Eines noch Sterblichen Herz empfand! Nichts scheide sie, Gottmensch,
Nichts von deiner Liebe! Von Staub ist der Leib, in dem sie,
Die du versöhnst, die heilige Seele, der Ewigkeit Erbin
Tragen. Es krümme die Last des drückenden irdischen Leibes
Nicht zu der Erde sie nieder, nicht sie, die du, Göttlicher, liebest!
Sie, mit denen der Vater der Wesen nicht ins Gericht geht!

Die der Geist des Vaters und Sohnes zum Tempel sich heiligt!
Heiſs, voll Thränen und Arbeit, und werth der groſsen Belohnung,
Werth, wie es seyn kann, was Sterbliche thun, die Schwachen und Sunder!
Sey der daurende Kampf der himmelringenden Seele!
Seligkeit überströmt mich, und Wonne mein innerstes Wesen!
Denk' ich an jene Gnaden, die auf die Siegenden warten:
Gottes Anschaun, dies vor dem Tode noch ihnen verborgne,
Namenlose Gefühl, und Erkenntniſs des Unerschaffnen!
Gott, Vollender, wenn du nun zu deinem letzten Gericht kommst,
Wenn du entlastest die Erde von Fluch, und zum Eden sie umschaffst:
Ach, dann laſs unzählbar, wie Sand an dem Meere, die Schaar seyn
Derer, die losgesprochen zu deiner Herrlichkeit eingehn!
Wolken werden sich oft, du hast es mir, Herr, nicht verborgen!
Ueber deine Gewählten, die unsichtbare Gemeine
Deiner Kinder verbreiten, des schwärmenden Aberglaubens.

Und der geleugneten Religion verfinsternde Wolken!
Selbst auch Herrscher der Welt, die zu dieser Höh' du emporhubst!
Daſs sie dein groſses Gesetz: Wie sich selbst die Brüder zu lieben!
Ungefesselt durch eigene Noth, fast gränzenlos übten;
Die in dem Staube gebückt den Gott verherrlichen sollten,
Der vor ihnen dies weite Gefilde der Menschlichkeit aufthat,
Die erniedrigen sich, des blutigen Aberglaubens,
Oder des Wahnes, der dich verleugnet, Sclaven zu werden!
Ihre Brüder zu peinigen! oder durch's mächtige Beyspiel
Sie in Wüsten zu führen, wo deine Quellen nicht rinnen,
Wo die Beweinungswerthen kein Trost der besseren Welt labt!
Diese Zeiten der Nacht, so oft sie über den Erdkreis
Kommen, verkürze du sie! daſs nicht auch deine Geliebten
Mit dem Sünder verleitet sich jener Krone berauben,
Die du ihnen mit Blute erwirbst, mit dem Tode am Kreuze!

Zahllos, Herr, sey die Schaar der Ueberwinder, wie Tropfen
Auf dem frühen Gefilde, wie Sterne der leuchtenden Schöpfung;
Wenn du sie nach vollbrachtem Gericht zu der Herrlichkeit einführst!
O du, der uns geliebt, mit einer Liebe geliebt hast,
Die ein Geheimniſs der Himmel und ihres Staunens Gesang ist,
Ewiges Licht vom ewigen Lichte! Sohn Gottes, Versöhner!
Heil! Fürbitter und Freund! und Bruder der sterblichen Menschen!
Deiner Ersterschaffnen Gebet, ach! derer, die fielen,
Deiner Erlöseten tiefes Gebet, erhöre, erhör' es!
  Jetzo schwebte der Engel, der Bothe der richtenden Gottheit,
Tief zu der Erde hinab, und trat auf den Sinai nieder,
Stand, entsetzte sich. Himmel und Erde, so däucht' es ihm, wollten
Fliehn! hinsinken! vergehen! Von Gottes Befehle belastet,
Stand er auf Sinai einsam! Gott, der Wesen Erhalter,

Stärket ihn, daſs er nicht selbst hinsank und verging! das Entsetzen
Lieſs mit dem eisernen Arm jetzt von ihm ab; doch war er
Ganz Erstaunen noch, ganz noch Wehmuth. Die sinkende Rechte,
Hielt arbeitend das flammende Schwert, und in Schimmer erblaſsten
Seine blutgerötheten Strahlen, die, jeder ein Blitz, glühn,
Zücken und tödten, wenn er von dem Richter zu tödten gesandt ist.
So von des sterbenden Gottversöhners Anblick erschüttert,
Sank er gegen den Hügel des Todes aufs Angesicht nieder,
Anzubeten, eh' er die Befehle Jehova's vollbrächte.
Seine Stimme verwandelt in leise Laute des Traurens,
Donnerte nicht, wie vordem; er sprach in der Tiefe der Seele:
Gott, versöhnter Vater der Geister! o stärk', Unerschaffner,
Stärke den Endlichen! gib ihm Kraft, den Befehl zu vollbringen!
Ach, die Lasten des groſsen Befehls, wie gesunkene Welten,
Liegen sie, seit du am Kreuz das unerforschte Gericht trägst,

Herr, auf mir, dem Endlichen! Gott, Weltrichter, wer bin ich,
Ach, wer bin ich, daſs Gott, den fürchterlichsten der Tode
Anzukünden, mich sendet? Ein Geist, seit gestern erschaffen,
Und in einen Leib, der Endlichkeit ersten Erinnrer,
Eingeschlossen, den du aus einer nachtenden Wolke
Und aus strömenden Flammen erschufst! Allmächtiger Mittler!
Grauen umgibt mich und Angst, und Trauren, die niemals ich fühlte!
Aber ich muſs den Befehl vollbringen! Jehova gebot ihn!
Also sprach er, und stand mit Schauer auf Sinais Höh' auf.
Jede Furchtbarkeit gab, da er stand, Jehova ihm wieder.
Schreckend stehet er da, und hält nach der Schädelstätte
Sein weitflammendes Schwert, und hinter ihm macht sich ein Sturm auf.
Mit dem fliegenden Sturm erscholl des Unsterblichen Stimme.
Siehe, die Palmenwälder, der Jordan, Genezareth rauschten
Vor dem mächtigen Sturm; und es strömte das Abendopfer

Erdwärts mit vorschieſsender Glut! Der Unsterbliche sagte:
Dem du dich opferst, es hat Jehova dein göttliches Opfer
Angenommen! Unendlich ist der Gerechtesten Zürnen!
Mittler! du hast dem unendlichen Zorne dich unterworfen!
Du allein! und mit dir ist keiner von allen Erschaffnen!
Deines Blutes Geschrey um Gnade, um Gnade des Richters
Ist vor ihn gekommen! Allein er hat dich verlassen:
Wird dich verlassen, bis du den gottversöhnenden Tod stirbst!
Fliegende Winke nur noch; so wirst du ihn, Göttlicher, sterben! —
Also sagte der Todesengel, und wandte sein Antlitz.

Jesus Christus erhub die gebrochenen Augen gen Himmel,
Ruft mit lauter Stimme, nicht eines Sterbenden Stimme,
Mit des Allmächtigen, der sich, das Staunen der Endlichkeiten,
Freygehorsam dem Mittlertode hingab! er rufte:
Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen? . .

Schnell ergriſſ ihn, allein zum letztenmale,
der Menschheit
Ganzes Gefühl. Er ruſte mit lechzender Zunge:
Mich dürstet! . . . .
Ruſt's, trank, dürstete! bebte! ward bleicher!
blutete! ruſte:
Vater, in deine Hände befehl' ich meine Seele! . . . .
Dann: (Gott! Mittler! erbarme dich unser!)
Es ist vollendet! . . .
Und er neigte sein Haupt, und starb . . . .

Der Meſſias.

Fünfter Geſang.

Die Auferſtehung.

V. 1 — 145.

Wenn ich nicht zu sinkend den Flug der Religion flog,
Wenn ich Empfindung ins Herz der Erlöseten strömte; so hat mich
Gottes Leitung getragen auf Adlersflügeln! es hat mich,
Offenbarung, von deinen Höhn die Empfindung beseligt!
Wer an dem reinen, krystallenen Strom, der unter des Lebens
Bäumen vom Throne fleuſst, nicht weilte mit heiliger Ehrfurcht,
Des Beyfall erreiche, verweht von dem Winde, mein Ohr nicht!
Leite mich ferner, du unsichtbare, du Führerin, leite
Meinen bebenden Gang! Des Sohnes Erniedrigung sang ich;
Bring' mich höher hinauf, auch seine Wonne zu singen!

Aber darf ich mich auch des Vollenders Freuden zu singen
Unterwinden? von Auferstehungen rauschend die Höhen
Und die Thale? des Siegers Triumph, da vom Tode er aufstand?
Und die Erhebung des Sohns von dem Staube hinauf zu dem Himmel
Aller Himmel, empor zu dem Throne des ewigen Vaters?
Die mich hören und mir, hilf, Himmelerhobener, tragen,
Ach, uns armen Glücklichen, deiner Herrlichkeit Schrecken!
  Ewig nun, Erbarmer der Menschen, schaut' auf des Todten
Leichnam der Ausgesöhnte. Der Sohn, der Schöpfer vom Anfang,
Christus sah zu dem Vater empor. Wer ist der Erschaffne,
Der zu empfinden vermag, mit welcher Liebe sie schauten?
  Jesus Christus, der Miterhalter der Schöpfungen, schwebte
Nach dem Tempel, und schnell erfüllet die heiligen Hallen
Christus Herrlichkeit, schnell das Allerheiligste Gottes.
Sieh, es zerriſs, indem sie ins Allerheiligste schwebte,

Von des Gewölbes fernen Höh', aus der er herabhing,
Bis zu dem liegenden Saum der geheimniſsverhüllende Vorhang!
Und es verschwand dein Schatten vor dir, vollbrachte Versöhnung!
Hier sprach Jesus Christus mit seinem himmlischen Vater
Von der ganzen Erlösung Vollendung. Dieses zu denken,
Hat die Seele kein Bild; es zu sagen, nicht Worte die Sprache.
Siehe, wie Nacht sich in ewiges Licht aufklärt!... wie des Sohns Heil
Keinem nicht Labyrinth mehr ist!... war ihres Gespräches
Inhalt. Dann das Volk, deſs Söhnungsaltäre aufhörten
Bilder des ewigen Opfers zu seyn! deſs Tempel nun Trümmer,
Bald nun Staub ist! und dieses Schicksals Entwicklung!... der Menschheit
Endliche Zukunft ging vor dem Auge des Sohnes vorüber.
Jesus war noch im Allerheiligsten. Keinem der Engel
Offenbaret er sich jetzt sichtbar, keinem der Väter.
Seine Gegenwart kündeten zwar, da hinüber zum Tempel

Er von dem trüben Golgatha schwebte, wehendes Rauschen
Ihnen an, und, Erde! die du dem Göttlichen bebtest.
Aber sie sahen die Herrlichkeit nicht, vor welcher die Wolken
Rauschten, die Erde erschrack. Sie beteten nur in der Fern' an;
Jetzo gegen die Höh' des Moria. Denn immer erbebte
Noch das Allerheiligste! Bilder vom Tode des Mittlers
Füllten zwar noch die Seelen der Väter; allein wie kein Engel
Ihnen sie nachzuempfinden vermag, ergreifet, durchströmt sie
Wonne mit jenem jetzt süſsern Gedanken von deinem Tode,
Gottversöhner, vereint, die sanfteste Ruhe des Himmels;
Ruh' und Friede Gottes, und Liebe Christus, die jeden
Ihrer Gedanken erleuchtete, jedes Gefühl entflammte!
Denn sie empfanden, es sey der Erschaffung zur Ewigkeit letzter
Seligster Zweck, die Liebe zu Jesus Christus, dem Mittler
Zwischen Gott und den Menschen! In dieser sanften Entzückung

Sahen die Seelen der Heiligen jede die andre verloren.
Zu der Seligkeit, dich, o ihr Versöhner, zu lieben
Hub sie noch höher die himmlische Liebe gegen einander;
Eine Seele sie alle, sie alle Ein Tempel des Mittlers!
Gabriel eilte zu ihnen vom Todeshügel herüber,
Trat dann unter sie hin. Noch konnt' er vor Wonne nicht reden.
Also hatte der Lichtanblick der Ewigerlös'ten
Ihm das Innre bewegt. Wie Harfen tönt' ihm die Stimme:
Meine Brüder! Unsterbliche! kaum darf ich Brüder euch nennen!
Christus Väter! ich führ' euch herab von dem Himmel zur Erde;
Väter! noch Ein Befehl ist mir an dem Throne geworden,
Also gebietet er: Geht zu euren Gräbern, Erlös'te!
Schnell verbreiteten sich der Heiligen Schaaren, und eilten
Jeder zu seinem Grabe. Es war von jenem Altare,
Bey dem Abel entschlief, noch übrig ein moosiger Felsen.

Adam ward, und der Seinen viele, an diesem Altare,
Den fast ganz der Wasser Gericht wegwälzte, begraben:
Adam eilte mit wenigen Frommen, sie dort zu versammeln.
Also entriſs er sich dem Erstaunen: Ihr fühltet, ich sah es,
Wie ich heiligen Schrecken empfand, als Gottes Befehl kam.
Aber freut euch mit mir: ich werde jenen Gerichtstag,
Wenn der Erlöser zum Eden die Erd' umzuschaffen, herabkommt,
Und ihr, meine Kinder, mit mir, wir werden vom Tode
Hier erwachen! erwachen bis hin an das Ende der Erde
Alle, die liegen und schlafen, zu Ewigkeiten erwachen!
Alle meine zahllosen Kinder, der ersten Erschaffung
Leiber, verherrlichte, seelenähnliche Leiber empfangen.
Ach, zu welcher Seligkeit schuf uns Jehova! Wie hast du,
Tod des Versöhnenden, uns, und zu welchen Freuden erhoben!
Säume nicht, letzter der Tage, daſs wir nicht länger verlangen;

Säume, säume vielmehr, daſs noch zahlloser die Schaar sey
Derer, die einst zu dem ewigen Leben aus Gräbern hervorgehn!
So sprach Adam mit seliger Ruhe, und seine Gefährten
Dachten mit ihm dem frohen Gedanken vom letzten der Tage
Wonnevoll nach. So standen sie jeder an seinem Grabe.
Von dem Fuſse des Bergs bis hinauf zu der Zinne des Tempels
Bebete fürchterlicher Moria. Schreckende Wolken
Wälzten sich aus dem Allerheiligsten, strömten herüber
Durch die Hallen des Heiligen, dann in des Tempels Vorhof,
Dann gen Himmel. Wohin die schreckenden Wolken sich wandten,
Bebte die Erde, und spalteten Felsen, und huben sich Stürme.
Endlich standen die Wolken, gebreitet über die Gräber,
Leuchtender still; und ein Sturmwind brauſst herab über die Gräber:
Aber des ewigen Sohnes Allmacht war nicht im Sturme!
Und die Erde bebt um die Gräber: allein des Versöhners

Allmacht war in der bebenden Erde nicht! Es entströmten
Flammen den Wolken: aber der Herr war nicht in den Flammen!
Jetzo kam von dem Himmel ein sanftes Säuseln hernieder:
Und des ewigen Sohnes Allmacht war in dem Säuseln;
Siehe, die Gräber thaten sich auf: es erstanden die Väter!
Jetzt däucht's Adam, als rief er: Ich werde, ich werde geschaffen!
Und er strebte, sich aufzurichten. Noch kniet' er im Staube.
Harfen tönten ihm zu! ihm sang der Seraph und Cherub:
Werde von neuem, und nun auf ewig geschaffen! auf ewig!
Siehe, du starbst an dem dunkelsten deiner Tage des Todes,
Adam! O Heil dir ersten; erwache! und lebe nun Leben!
Seliges, Adam! wie du nach deiner Schöpfung nicht lebtest!
Ach nun stirbst du des Todes nicht mehr! — Noch kniet er im Staube,
Sah noch dunkel. Es ward mit dem auferstehenden Leibe
Sein ätherischer Leib, der seit dem Tod' ihn umhüllte,

Jetzo vereint. Der wurde des umgeschaffnen Verklärung.
Schnell erhub er sich, stand, und streckte gen Himmel die Arm' aus:
Wonne mir! du hast mich von neuem aus Staube gerufen!
Ja, nun weiſs ich wahrhaftig! du hast mich wieder, Versöhner!
Herrlicher mich, wie in Eden erschaffen! O daſs ich dich fände, 120
Gottversöhner, daſs ich den Allmächtigen fände! wie wollt' ich
Niederfallen vor ihm, wie ihn anbeten! Du bist uns
Nahe, zwar nicht gesehn, doch bist du uns nahe, Versöhner!
Und auch sie erwachen um mich! Schaut nieder, ihr Engel!
Um den Vater der Menschen erwachen die heiligen Kinder!
Eva begann sich empor zu heben: Wer bin ich geworden?
Bin ich in Eden? wo bin ich? Ich lebe wieder im Leibe
Meiner ersten Erschaffung? O dort ist Adam! Wie glänzt er!
Und wie glänz' ich! O du, deſs Wunden einst strahlen, wo bist du,

Daſs ich eil' und dir danke, du Wiederbringer der Unschuld!
Adam eilte zu ihr, sie eilte zu Adam: doch konnten
Sie nicht reden, da sie sich in ihrer Entzückung umarmten;
Nur den Namen des Todtenerweckers konnten sie stammeln.
Chöre der himmlischen Heere mit brüderlicher Entzückung
Schauten staunend umher im Gefilde der Auferstehung.
Und die Seraphim hielten sich nicht, und strömten ihr Loblied
Hin in den Wonn'ausruf der auferstandnen Gerechten:
Preis und Dank dem Todtenerwecker! dem göttlichen Geber
Dieses jauchzenden, ewigen Lebens, das jetzt aus den Gräbern
Aufblüht! Freue deiner Bewohner, die kommen sollen,
Himmel, dich! Es wehen mit leisem Lispel entgegen
Diese früheren Halme dem Rauschen der grossen Erndte;
Siehe, es singet ihr Lied dem Rufen der Erndter: Ihr Todten,
Kommt! dem Posaunenhall: Gib, Meer, sie wieder, und Erde!

Ach, dem Jubelgeschrey des letzten Tages entgegen.

V. 146 — 292.

Trübe war noch der Himmel um Golgatha. Nächtliche Wolken
Ueberwölbten die Thäler und Höhen, des söhnenden Opfers
Ganzen Schauplatz. Mit tiefgesunkenem Haupte, die Schläfe
Mit der Krone der Schmach bedeckt, im Blute, das auch starr
Stillstand, jetzo nicht mehr um Gnade zum Richtenden rufte,
Hing dein Leichnam (nicht Thränen, und nicht des Bebenden Stimme
Nennet dich!) starr an dem hohen Kreuze dein Leichnam herunter!
Auch der leiseste Laut der Lüfte verstummt' um den Todten,
Erd' und Himmel verstummten. Von Menschen verlassen, einsam
Lag der Hügel. So liegt ein Schlachtfeld von der Erschlagnen
Nun begnadigten oder gerichteten Seelen verlassen.
Unverwendet blickte der mitgekreuzigte Jüngling

Auf den Todten, obgleich im schweren Schlummer sein Auge
Dunkel zu werden begann ... Du bist gestorben! gestorben!
Du, den meine Seele, so sehr sie zu lieben vermag, liebt!
Und nun bin ich allein in diesem Tode der Marter!
Ach, gern will ich es leiden; will alles, alles erdulden,
Denn du hast viel mehr gelitten, viel mehr, wie ich leide.
Aber verlaſs du mich nicht, wie dein Gott dich verlieſs! Ich vertiefe
Mich vergebens in den Gedanken, durchforsche vergebens:
Gott, dein Gott verlieſs dich! ... Erstaunungsvoller, als alles,
Was mich jemals erschreckt, ist dieser zu ernste Gedanke!
Könnt' ich nur noch stammeln; ihr treuen Wenigen würdet
Mir's antworten, ob ihr ihn sahet, als er zu Gott rief?
Oder ihr sahet sein Haupt empor ihn richten? sein Auge
Nach dem Himmel starren? des Rufenden Angesicht saht?
Seine donnernde Stimme, mit der er ruſte, vernahmt ihr!

Könnt' ich's euch stammeln! Um mich vergingen Himmel und Erde!
Und es entströmte mir heiſseres Blut! ich glaubt', ich stürbe!
Ach, sie sehn mitleidig mich an! Ihr Sanften! ihr Frommen!
Weinen kann mein Auge nicht mehr; es würd' euch beweinen!
Dich vor allen, o Mutter! Verlaſs sie nicht, wie dein Vater
Dich verlieſs! Ach mich, verlaſs mich so nicht, Erbarmer!
Also dacht' er, und rang mit dem Tode. Gottes Erleuchtung
Ueberstrahlt' ihn jetzt heller. Den Zweck des göttlichen Opfers,
Daſs des Geopferten Blut in das ewige Leben gequollen,
Gott versöhnt sey! lehrt' ihn der Geist des Sohnes und Vaters!
Und er erstaunte, wie nur zu erstaunen vermag, wen Gott lehrt.
Von Pilatus, ihn hatten die Hohenpriester gebeten,
Nicht bis die Uebelthäter den Tod der Kreuzigung stürben,
Nicht zu warten, sie jetzt zu tödten, sie jetzt zu begraben,
Daſs der Verfluchten Gebein das Passah-Fest nicht entweihte!

Drum kommt von Pilatus ein Sclav', und er eilt und er redet
Mit dem Hauptmann. Dieser gebeut. „Schnell fasset der nächste
Eine Keule voll Bluts, von vieler Gekreuzigten Tode,
Nahet sich eilend, und schon begleiten ihn seine Genossen,
Hält sie mit dem nervichten Arm hoch über dem Haupte:
Stirb! — und schmettert nieder. Da brach das Gebein des Verbrechers,
Da erscholl von der Wurzel das Kreuz bis hinauf zu dem Wipfel.
Und der begnadigte Jüngling vernahm des erschütterten Kreuzes
Dumpfen Schall, den Verkündiger seines nahenden Todes:
Sanft klang ihm die prophetische Stimme des nahenden Todes!
Und schon wandte der Römer sich, ging mit starrendem Grauen
Vor dem Kreuz in der Mitte vorbey. Denn Götter der Rache
Schwebten, so däucht' es ihm, schwebten um dieses Kreuz in der Mitte!
Und er kam zu dem Jüngling; der blickte mit Ruh' auf ihn nieder.
Und der Kreuziger, schnell des Jünglings Qualen zu enden,

Stürzte mit allen Kräften, die ihm der härtende Krieg gab,
Auf sein müdes Gebein die blutige, triefende Keule
Aechzend herab: da brach's und schütterte, blutete; krachend
Hallte das Kreuz! herauf von der Wurzel stäubte die Erde!
Ringsumher erbebten der Hingerichteten Schädel!
Endlich ging er noch Einmal, allein mit säumendem Fuſse,
Nach dem Kreuz in der Mitte, und stand, und sah auf den Leichnam,
Rufte dem Hauptmann zu, der unten am Hügel voll Tiefsinns
Langsam ging; er rief: Bey den Göttern! er ist gestorben!
Ihm antwortete der Hauptmann: Ich weiſs, daſs er todt ist; doch nimm du
Einen Speer, und durchstoſs ihm das Herz! — So sagt' er, und wandte
Wieder sich weg, und blickte mit trüberem Ernst auf die Erde.
  Schon erhub sich der blinkende Speer, schon zuckte er rückwärts,
Eilender vor, und drang in die Seite des göttlichen Leichnams:
Wasser entquoll, und Blut der Seite des göttlichen Leichnams.

Jetzo sahn die verlöschenden Augen des sterbenden Jünglings,
Aber nur fern, so däucht' es ihm, nur in trübender Dämmrung,
Noch dies Blut aus dem Leichnam des heiligen Dulders rinnen.
Und es brach ihm sein Herz. Indem der Leib und die Seele,
Nicht zu scheiden, dir nicht, o Tod, zu weichen, noch ringen;
Eh' des starken Bands der Natur unerforschte Gewebe
Alle zerreiſsen, empfindet des Sterbenden Seele so, denkt so,
Oder ist sich bewuſst; doch Worte menschlicher Sprachen
Streben umsonst zu sagen, wie Seelen der Sterbenden handeln.
Nun, nun ... ach, auch meiner erbarme dich! deines Blutes
Um des Todes willen, den du für Alle! . . . verlieſs dich
Gott! Gott! Gott verlieſs dich! Erbarme dich Aller! meiner!
Ja, um deiner Geburt, um deiner Leiden willen,
Um des Gerichts! um deines versöhnenden Todes am Kreuze!
Deiner Auferstehung! und deiner Erhebung zum Vater!

Deines Todes und Lebens willen! ... Du bist es, du bist es!
Amen, Amen! du bist der Vollender! und eingegangen,
Hoherpriester, ins Allerheiligste! deine Versöhnung,
Sie ist ewig! Es ist vollendet! allmächtige Stimme,
Hör' ich sie wieder! ... Mein Grab, du warst sein Altar! O freu' dich
Deiner Verwesung, zermalmtes Gebein! Hier wirst du verwesen!
  Als er so in der Tiefe des Herzens flehte, da nahte
Plötzlich ein Engel sich, schwebt' um ihn mit leiserem Fluge,
Blickt' ihn an. Schnell ward des Unsterblichen Angesicht heller;
Also segnet' er ihn zu dem Tod' ein: Quelle des Lebens!
Unaussprechlicherer Barmherzigkeit, höherer Gnaden
Geber, als je der Mensch und der Engel verstanden und baten,
Der du den Richter der Welt mit denen versöhntest, die fielen!
Sey die Stunde mit ihm, vor der selbst Engel erbebten,
Wenn sie durch diese gefürchtete Nacht zu dem Ewigen gingen;

Wandl' in dem finstern Thale mit ihm, und laſs ihn die Wonne
Deines Lebens von ſern, und seiner Vollendung erblicken!
Wonnegedanken des Himmels durchströmten des Sterbenden Seele:
Gott! du Liebe, die ewig liebt! Gerettete Seele,
Stammle es nicht! du ringest vergebens hier noch zu danken.
Herr! Herr! Gott! barmherzig, und gnädig, und treu, und geduldig!
Gott! Verzeiher der Sünde, der Missethat, des Verbrechens!
Herr! in deine Hände ... Ach, Schaaren des Paradieses!
Und in hellem Gewande! ... Wie wehen die Palmen der Sieger!
Herr! Herr! Gott, barmherzig, und gnädig, und treu, und geduldig!
Herr! in deine Hände befehl' ich ... Jetzo nicht länger!
Länger nicht weile, versöhnte, gerechte, begnadigte Seele!
Mittler! in deine Hände befehl' ich ... Er starb. Da verlieſsen
Mit der Seele die ſeinsten noch übrigen Leben die Leiche,
Nun die Hülle der Seele zu werden, dereinst die Verklärung

Ihres verflogenen Staubes, wenn ihm das nahe Gericht ruft.
Also dachte die Seele: War dies der Tod? O sanfte,
Schnelle Trennung, wie soll ich dich nennen? Tod nicht! es heiſse
Tod dein Name nicht mehr! Und du, du selbst, der Verwesung
Fürchterlicher Gedanke! wie schnell bist du Freude geworden!
Schlummere denn, mein Gefährt' in dem ersten Leben! verwese,
Saat von Gott gesäet, dem Tag der Garben zu reifen!
Ja, verwese! Wie viel, und welche Leben empfind' ich!
Diese können nicht sterben! die neuen Leben nicht sterben!
Nicht mehr hielt sich der Engel. Er hatte des Jünglinges Seele
Wie mit himmlischem Glanz sie bekleidet wurde, gesehen.
Und er kam ihr, strahlend vor Wonne der innigsten Liebe,
Strahlend vor höherer Wonne entgegen, daſs sie erlöst sey!
Thränen rannen vom Auge des Himmlischen, als ihm der Sünder,
Welcher Buſse gethan und Gott sich geheiligt hatte,

Auch entgegen eilte. So sprach zu dem Engel die Seele:
Knecht des Höchsten! denn du bist einer der Seligen Gottes,
Deine Hoheit und Ruh', die aus deinem Angesicht leuchten,
Sagen es mir! als dich mein werdendes Auge von fern sah,
Deines schwebenden, tönenden Ganges melodisches Rauschen
Dort mir scholl, da erschrack ich freudig! Du siehest, ich bebe
Noch vor dir; allein Entzückung ist, Seraph, mein Beben!
Und in der Zukunft tief verloren sagte der Engel:
Komm', du erster Todter, den Christus Opfer versöhnet,
Du, der spät zu Gott, erst in dem Gefängniſs, sich wandte!
Gnad' am Altare selber empfing! du, künftiger Sünder,
Weisheitverlassene Hoffnung! und nach dem Tod' ihr Entsetzen!
Komm', was dir der Versöhner verhieſs, wird jetzo erfüllet!
Denn ich führe dich hin zu den Freuden des Paradieses.
Also sprach er und eilte. Die Seele folgte dem Seraph.

V. 293 — 653.

Trüb' ist und bang in ihren verborgensten Tiefen die Seele,
Wenn sie fürchtet, daſs Gott sie aus ihrem himmlischen Erbe
Stoſsen werde. Verirrt in dem Labyrinthe der Vorsicht,
Wenden sich weg von weiterem Forschen alle Gedanken;
Jede von ihren Empfindungen treffen, ach, Golgathas Schrecken.
Nie, nie wird sie das weiſse Gewand der Sieger bekleiden!
Nie in dem Himmel die Palme der Ueberwinder ihr werden!
Und die Krone nicht strahlen! Sie liegt hinschmachtend im Staube; 300
Und sie würde vergehn, wenn sie Ein Gedanke nicht hielte,
Er ihr Retter nicht wäre, ihr Engel, gesandt von dem Himmel!
Dieser groſse: Sich Gott in Allem zu unterwerfen!
So voll Jammers, und so von jeder Hoffnung verlassen
War der kleine Haufe der wenigen unter den Menschen,
Die den Versöhner kannten des Ewigen, da ihn ihr Auge

Starr und todt auf Golgatha sah, und um ihn nun alles
Oed' und verstummt'; und so war's der von Arimathäa',
Er der Eine, daſs sie nicht ganz dem Jammer erlagen.
Dich zu begraben, du Todter des Herrn, entschloſs sich Joseph,
Muthiger jetzt, und Rächer an seiner vorigen Kleinmuth.
Laut ruft er auf Golgatha, daſs es der Hauptmann der Römer,
Und, wie sehr auch Angst sie betäubte, die Zeugen es hörten:
Ich begrabe den Todten des Herrn! Dort gegen uns über
Lieget sein Grab und meins. Nein! ich will nur bey des Felsen
Eingang ruhn. Auf, Nikodemus, und alle Myrrhen,
Alles, was du von der Aloe brachst, das nimm, und erwarte
Mich bey dem Kreuz. Ich geh', und ich komme vom Fürsten der Römer
Schnell zurück; auch bring' ich die Leinwand zu dem Begräbniſs. —
Und er eilte. So eilt der Entschluſs, das Leben zu ändern,
Wenn er wahr ist, und jeder Entschluſs der Sünde vergebens

Gegen ihn den blinkenden Dolchstoſs wüthend emporhebt,
Oder umsonst Einschläfrungen ihm und Seligkeit zusingt,
Also eilt' er zur That! Der Arimathäer erreichte
Bald des Heiden Palast, und ſand ihn umgeben von Unruh';
Sahe Portia bleich, und trüb' ihr Auge von Jammer.
Was begehrst du von mir? — Des Todten Leichnam, Pilatus,
Den du nicht kanntest, und den du, von meinem Volke verleitet,
Heut auf Golgatha kreuzigen lieſsest. Ich will ihn begraben. —
Aber was geht der Todte dich an? — Sehr viel, Pilatus,
Und nur weniger, als den Richter droben, der Götter
Gott! — Am Cocytus, und nicht in dem Himmel, richten die Götter!
Er nicht, den du voll Stolz den Gott der Götter jetzt nanntest,
Iſraelit! Rhadamanthus und Minos, und Aeakus richten! —
Ob die Götter der Römer, und ob am Cocytus sie richten,
Laſs uns dann, o Pilatus, entscheiden, wann unsere Leichen

Urne füllen und Grab. Jetzt fleh' ich, o unser Beherrscher,
Auch der Mörder Beherrscher, die den Propheten erwürgten,
Innig dich an: Gib mir, gib wenigen Frommen den Leichnam
Dieses göttlichen Manns! — So wär' er so schnell denn gestorben?
Sag', ist er wirklich todt? — Jetzt hielt es Portias Wehmuth
Länger nicht aus. Gib diesem redlichen Manne den Todten,
Oder begrabe mich selbst! Sie sprach's, und es stürzt' ihr die Thräne.
Sende zum Hauptmann am Kreuz! Pilatus sagt' es zu Joseph, —
Und wenn er kommt, so führ' ihn zu mir. Er sandte. Der Hauptmann
Kam. Sie traten herein. Ist, den sie vor Barrabas wählten,
Jetzt schon todt? — Todt war er. Ihm wollte keiner die Beine
Brechen, bis einer zuletzt die Lanze tief ihm ins Herz stieſs.
Und Pilatus erwiedert: Gib dem Manne den Leichnam,
Daſs er ihn, wo er will, begrabe. Wo hast du beschlossen,
Ihn zu begraben? — In meinem Grabe, an Golgathas Hügel.

Alſo ſagt' er, und ging, und kam zu dem Hügel des Todes.
Chriſtus Mutter erblickte zuerſt den Treuen, und ſah es,
Daſs er das Sterbegewand zu ihres Sohnes Begräbniſs
Trug, und weinte vor inniger Wehmuth; doch ohne Sprache
Blieb ſie noch ſtets, ſtumm immer noch, mit dem Schwert in der Seele.
Und ſo bebte zum erſtenmal die Lippe Johannes:
Mutter des Herrn, uns armen Leidenden iſt es doch Lindrung,
Daſs ihn Joſeph begräbt. Allein, indem er es ſagte,
Wandt' er gleichwohl vom Grabe den Blick. Die Mutter des Todten 360
Und des Jüngers antwortete nicht. Der fromme Joſeph
Eilte zum Kreuz, und ihm kam Nikodemus entgegen.
Wer von den Zeugen ſich ihnen naht, dem ruſen ſie beyde
Tröſtend zu: Wir dürfen den Todten Gottes begraben!
Aber die Leidenden traten zurück, und blieben von fern ſtehn.

Jetzt trat Joseph herzu, und Nikodemus, und legten,
Der das Sterbegewand, und der die Gerüche der Myrrhe,
In den Staub. Dann nahmen sie von dem Kreuze den Leichnam,
Und sie lieſsen ihn sanft auf Golgathas Hügel herunter
Sinken! Nun ruht' er am Kreuz. Sie eileten, gaben der Staude
Leben dem Leichengewand', und wollten, der einst mit Posaunen
Auferstehung gebeut, so schützen vor der Verwesung.
Aber Maria, sie stand verhüllt, und konnte zum Leichnam
Nicht hinblicken. Und Joseph und Nikodemus umwanden
Jetzt den Todten; doch unter den Händen der Bebenden ward zu
Blute das Sterbegewand! Dann nahm der Arimathäer,
Ach, die blutige Krone vom Haupte des heiligen Todten,
Reichte sie dem Gefährten, und hüllte das göttliche Haupt ein.
Dann erhuben sie von der Erde den heiligen Leichnam,
Trugen langsam ihn von Golgathas Höhen, und langsam

Dann ihn nieder zum Grabe, das gegen Golgatha über
Einsam unter alternden Bäumen in Felsen gehaun lag.
Und sie entwälzten den deckenden Stein der Oeffnung des Grabmahls.
Josephs Auge erkohr in seiner Tiefe die Stätte
Für den Entschlafnen, und so zerfloſs die traurende Seele:
Endlich hat des Lebens, ach, endlich des Todes Dulder
Wo er sein Haupt hinlege! — Sie nahmen den heiligen Leichnam,
Senkten ihn sanft hinab in die Tiefe des Grabes, und wandten
Oft von dem liegenden Todten weg ihr weinendes Auge,
Bis sie zuletzt den Felsen mit müdem Arm' aufhuben,
Seine dumpfe Last in des Grabmahls Oeffnung sinken
Lieſsen, und Nacht ausbreiteten über den Leichnam des Mittlers.
Und Johannes wandte sein Antlitz, und sprach zu Maria:
Meine Mutter, nun deckt ihn die Nacht. Ach, laſs uns den Hügel
Nun verlassen. Ich will dich zu meiner Hütte geleiten.

Ganz aus ihrer Seele (die Seele der Mutter des Mittlers
War erhaben!) mit trübem und thränenblutendem Auge
Sprach sie, und endete so ihr langes Todtenverstummen:
Deine Mutter? Entzückung der Himmel kann es mir einst seyn,
Ach, daſs Er der Gebende war! die letzte der Freuden
Auch nicht, o sein Jünger, daſs du der gegebene Sohn warst:
Aber Jammer und Tod und Grab, und alles Entsetzen
Ist es, daſs er mein Sohn nicht mehr ist! —
Da verstummte sie wieder,
Und verhüllte sich. Bleich, wie die jammervollste der Mütter,
Führte der Sohn an dem Todeshügel sie langsam herunter.
Abgesondert von andern, von dichten Palmen umgeben,
Und in dem Schatten des Tempels, nicht fern von Jerusalems Mauer,
Lag ein einsames Haus, das Johannes, des göttlichen Lehrers
Lieblingsjünger, bewohnte. Da bracht' er vom Kreuze Maria
Traurend hinab. Er selbst sank fast vor innigem Gram hin.

Wen er, indem sie herab von dem Hügel wankten, erblickte
Von den Zwölfen, den Siebzigen, und den heiligen Weibern,
Bat er zu seiner Mutter zu kommen, und wär' es ihm möglich,
Ihr die tiefe Wunde zu heilen, die Wund' in der Seele;
Zwar nicht ganz, das könnte kein Mensch, das könnte der Herr nur!
Gabriel kann es, nicht wir, wenn ihn noch Einmal vom Himmel
Gott, daſs sie ihn von neuem erhebe, der leidenden sendet,
Daſs von neuem ihr Geist sich freue Gottes des Retters!
Bald versammelten sich in diesem Hause die Jünger,
Und der Siebzige viel, und viel der heiligen Weiber.
An der Mauer hinab, gedeckt von dem vordersten Hause,
Zog sich ein anderes. In diesem war der Saal der Versammlung.
Ueber dem Saal erhub sich der Söller, entstieg der Mauer
Höhen, und öffnete für das Auge ein reiches Gefilde.
Singe, mein Lied, die Thränen der Liebenden um den Geliebten,

Ach, der traurenden Freundschaft Klage. Wie Israels Wehmuth
Auf den blutigen Rock des Sohnes Rahels, auf Josephs,
Josephs floſs, so flieſse mein Lied voll Empfindung und Einfalt.
Langsam, weinend, mit schwerem Athem erreichte Maria
Endlich die Hütt' an dem Tempel, und trat in den Saal der Versammlung,
Wo sie den Heiligen, den sie geboren, und der nun todt war,
Oft vordem gesehen, und oft die Thräne der Freude
Weggewendet und eingehüllt in den Schleyer sich hatte.
Als sie, wo er gesessen, und wo er himmlisch gesprochen,
Und sie gesegnet hatte, die leere Stelle, auf immer
Leer nun, erblickte; da weinte sie laut, sank neben ihr nieder,
Knieet' und neigte verstummend die Stirne darauf; bis endlich
Magdales und der Mutter Johannes Liebe vermochte,
Sie in die Höhe zu heben. Nun saſs sie verhüllt, wie am Kreuze;
Und mit ihr verstummten die anderen. Simon Petrus

Trat herein und weinete laut: So ist er begraben! . . .
Ja, ich hoff' es zu Gott, wir alle werden um ihn bald
Auch begraben liegen! Mir soll es Joseph verheiſsen,
Soll es mit einem heiligen Eide gen Himmel mir schwören,
Daſs er neben ihn mich, dicht an den Felsen des Todten,
Legen will! — Und mich in den Felsen! ruſte Maria.
Aber Lebbäus versuchte vergebens zu reden, doch setzt' er
Sich in die dunkelste Ferne des Saals, und verhüllte sein Antlitz.
Händ' und Augen zum Himmel erhebend, ruſte Jakobus:
Todt! er ist todt! und nichts ist alle menschliche Gröſse;
Auch die wirkliche selbst, sie, die zu glänzen verachtet,
Und nur handelt, ist nichts! Denn über ihn haben Verruchte,
Haben Tyrannen gesiegt! — Er verstummt, und des Weinens Stimme
Scholl nur dumpf im dämmernden Saal. Ihn hatte Maria
Magdalena mit einer entschlummernden Todtenlampe

Sparsam erhellt. So lag in verlöschendem Schimmer des Altars
Abel mit stummer Lippe; und seines Blutes Stimme
Jammerte nur. Jetzt kamen noch heilige Weiber, und trugen
Sterbetücher, und trugen noch Salben für den Entschlafnen.
Magdales Seele erhub sich so weit aus der Traurigkeit Abgrund,
Daſs sie zu klagen vermochte. So klagte die Hörerin Jesu:
Wie viel anders, wie sehr viel anders ist es mit uns nun,
Da er ... Mutter, stirb du nicht auch, damit wir nicht vollends
Gar vergehn! ... Nun empfind' ich es erst, nun lern' ich es weinen,
Was der Bethlehemit einst über Jerusalem weinte,
Ueber die einsame Wittwe, die Fürstin unter den Heiden,
Und der Länder Königin war! Wir waren geringe,
Lebten dürftig im Staube, und dennoch waren wir glücklich!
Denn er war ein göttlicher Mann, der todt ist! Allein jetzt
Ach, was sind wir geworden! gestürzt in welches Elend!

Und was werden wir seyn! und welche Nächte voll Jammers
Werden wir weinen! O möchten der Jammernächte nicht viel seyn!
Und die letzte des ewigen Schlafs bald kommen, des Schlummers
In dem besseren Lager, als unser Lager voll Thränen!
Unsere Feinde schweben empor, und spotten der armen,
Die den göttlichen Mann verehrten, in ihrer Einfalt.
Auch sein spotteten sie, und gaben ihm, als er im Durste
Rufte, nicht Galle nur, sie gaben die untersten Hefen
Ihres Hohnes ihm auch in seinen Qualen! ... O Richter!
Geuſs auch ihnen, Vergelter, der Rache Taumelkelch voll!
Laſs sie bis zu den Hefen hinab ihn trinken, und sterben!
 Und sie schwieg. Zu ihr sprach Jesu Mutter und weinte,
Daſs sie vor innigem Schmerz die gebrochnen Worte kaum aussprach:
Ueberlaſs du es ganz dem Richter, o Magdale! Rief denn
Nicht in seinem Blute mein Sohn herab von dem Kreuze:

Vater! sie wissen nicht, was sie thun: erbarme dich ihrer!
Und Bewundrung ergriff und unaussprechliche Wehmuth
Aller Herzen, ein Kampf der erhabensten Freud' und der trübsten,
Bittersten Schmerzen; allein die Schmerzen siegten, und bald ward
Aller Seele von neuem zu Nacht. Jetzt sagte Lebbäus:
Ja, erbarme dich ihrer, o Richter und Vater! doch unser,
Unser erbarme dich auch, und laſs uns sterben! Was können
Wir auf der Erde noch thun? was sind wir ohne den Todten?
Ach, sein Vater, er sagt' es uns einst, in deinem Hause
Sind der Wohnungen viel! O laſs nur an deines Hauses
Schwellen uns liegen, und nicht in des Elends Hütten uns bleiben!
Keiner komme, und wag' es, und wolle mich trösten! Ich kenne
Keinen Trost, als allein den Tod! Den lieb' ich, und der kann
Nur mich trösten, der oft des Todes Namen mir ausspricht.
Siehe, er ist mir ein lieblicher Schall zu der Blumenzeit! ist

Tempelgesang mir! Mich grüſse kein Gruſs von dem Leben! und unser
Liebstes Gespräch sey derer Herüberwallen, die nun schon
Glückliche sind, sey Grab und Todtengesang, und Erde
Niedergeschüttet auf Erde! Wie leichte Wanderer laſst uns
Fertig stehen, den Stab in der Hand! Ich liebe nicht mich nur:
Ach, ich liebe, wie mich, und segn' euch mit eben dem Segen,
Wie der ist, um welchen ich, ihr Geliebten, euch flehte:
Sterbt! — Und Kephas rief: Ja sterben, sterben! Im Grab ist's
Nun gut seyn! Die Hütten laſs uns, o Erbarmer, einander
Baun! — Kaum hatt' er's gesagt, so trat der leidende Thomas
Auch herein. Sein wankender Fuſs verweilt' an der Schwelle.
Welcher Anblick drang in die Seele des Zögernden! Menschen,
Fromm, wie wenige waren, und seine Freunde, verlassen
Von dem Helfer im Himmel und von dem Helfer auf Erden,
Jesu, und mitten in diesem Gram verlassen! Ein Grabmahl

Ward ihm der dämmernde Saal: sie Todtenbilder, die weinend
Rings um ihn her verstummten. Wenn ihr es noch seyd, die des Einzugs
Lautes Hosanna vernahmen, was säumet ihr, wirklich zu sterben?
Warum bleibt ihr so lang' in diesem Kampfe des Todes?
Ich, ich fühle den nahenden Tod, und ich glaubte bey euch hier
Schon, die glücklicher wären, zu finden, einige, die wir
Auch begraben könnten! Er ist begraben, der Leben,
Ewiges Leben uns gab, und Lazarus auferweckte!
  Jetzo trat mit traurendem Ernst in die stumme Versammlung
Joseph von Arimathäa: Ihr Brüder Christus und meine,
Nikodemus, mein Freund, kam auch, und erwartet zitternd
Ob ihm einzutreten vergönnt sey? Er trägt … Ach Joseph,
Bester Mann, was trägt er? was trägt er, Joseph? — Ich seh' es,
Ja, ihr leidet zu viel! und ach, was würdet ihr leiden?
Nein! er muſs sich wenden und fliehn! — Was trägt er? was ist es?

Joseph, was trägt er? — Ihr danket's mir noch. Ich geh', und ich bitt' ihn,
Daſs er sich wend' und entflieh'! Er bringt die blutige Krone! —
Jammernd rufte die Mutter: Die blutige Krone? — Der Mutter
Lautes Rufen durchdrang der felsenstarren Versammlung
Mark und Gebein! Sie hatt' es kaum gen Himmel gerufen,
Als, die Kron' in der Hand, des Todten Zeuge hereintrat.
Und sie entriſs sich der haltenden Arm', nahm bleicher den Schleyer
Von dem Gesicht, und deckte damit die tödtende Krone!
Rang die Hände, und wankte, und stürzte zur Erde. Sie hielten,
Wie sie konnten, die Mutter, und sanken mit ihr! — Verstumme!
Denn du vermagst nicht, o du der wehmuthtönenden Harfe
Leisester Laut, das erste Stammeln der Mutter zu weinen,
Da sie nun wieder emporgerichtet stand, und die Arme
Nach der Hülfe des Herrn ausbreitete! Bleich, wie des Todes
Antlitz, jammert die Mutter: Noch Einmal sie sehen? Warum, ach,

Brachtet ihr sie? Ich sah sie von seinem Blute starrend
Lang' um sein Haupt! Allein, der im Himmel wohnet, hat furchtbar
Seinen Bogen auf mich gespannt, und tödtlich Geschoſs drauf,
Weh' mir Armen! gelegt! Ich bin sein Ziel! Zum Verderben
Richtet er zu den flammenden Pfeil! Ist unter den Himmeln
Irgendwo noch, gebar noch eine der Mütter, die sterben
Einen Sohn sah, welcher dem heiligen Todten am Kreuz glich?
Lazarus, himmlischen Sinnes (er kannte den Tod und das Wesen
Einer herrlichern Welt; er empfand, daſs zeitliche Leiden
Nichts sind gegen das himmlische Seyn, das Christen beseligt)
Suchte die tief in Trauer Versunk'nen durch Trost zu erheben.
Hand und Auge gen Himmel erhebend, sprach er mit Inbrunst:
Lohn' es ihm ferner, wie Du es ihm zu lohnen beginnest,
Daſs er, weil du es wolltest, hinab bis zum Tode des Kreuzes
Ist gegangen! Was deckt des Todten Krone der Schleyer?

Laſst mich, ich will sie sehen in ihrem Blute! Der Engel
Kronen leuchten, ich kenn' ihr fernes Schimmern; des Todten
Blutige Krone ist mir viel mehr! Denn belohnt es ihm Gott nicht
Wunderbarer, als wir, als du es wagtest zu hoffen,
Seine Mutter? Erhebe dein Antlitz aus dieses Jammers
Abgrund, Mutter des göttlichen Mannes, und höre. Die Erde
Bebte, da er entschlief; dich hat ihr Beben erschüttert!
Nacht, du hast ihr Schrecken gesehn! umhüllte die Erde!
Aber noch weiſst du nicht ganz, wie der im Himmel von ihm zeugt.
Sieh, in des Tempels Vorhof stieg das Opfer gen Himmel;
Furchtbar wehte die Flamm' in die Nacht, die Moria bedeckte.
Bey den Altären standen die Opferer, schau'rten vor Schrecken
Dieser Nacht, und blickten hinein durch des Heiligen Thore
Nach dem Allerheiligsten. Priester knieten im Tempel,
Dankten dem Rächer, daſs nun an dem Kreuz der Gerichtete blute!

Wagten's bey diesem Dank ihr glühendes Auge zu wenden
Nach dem Allerheiligsten! Da, da rächte der Rächer!
Denn von dem hohen Gewölbe bis hin zu dem liegenden Saume
Reiſset des Allerheiligsten Vorhang! Schrecken des Todes
Stürzen die Betenden tiefer, und spät erst können sie fliehen.
Denn mit gewaltigem Arme faſst sie Entsetzen; Entsetzen
Folgt den Verstummenden nach, da sie endlich dem Tode entrinnen!
O des Trostes vom Himmel, daſs der des Todten gedenket,
Der, da am Kreuze er starb, in Nacht die Erde verhüllte,
Beben hieſs die Felsen, und sterblicher Augen die Stätte
Aufthat seiner Herrlichkeit! — Die Hörenden schwiegen
Voll Erstaunens, allein nur wenig lindernde Tröstung
Drang den Duldern ins Herz. Sie waren zu tief verwundet!
Also sieht, wer schwindelnd herab an der hangenden Klippe
Wandelt, im blühenden Thal die Schöne des heiteren Tags nicht.

Durch den helleren Wald verbreitet sein Schimmer umsonst sich,
Wallet umsonst mit dem Strome dahin. Des fürchtenden Wandrers
Aug' ist rings umher des Frühlings Wonne verschwunden.
Jetzo hatte sich schon die Mitternacht auf die Erde
Niedergesenkt. Den jammerbelasteten Freunden des Mittlers
Sank sie mit Todesschatten und Graun der Gräber herunter,
Ach, einst ihnen schöner als Frühlingstage, wenn Christus
Sie durchwacht' im Gebet; und schrecklicher jetzo, wie jemals,
Weil die Himmelsstimme des göttlichen Beters verstummt war.
Immer leiser verlor sich der Klage Laut, und der Thräne
Lindrung floſs nicht mehr. Die furchtbare Kälte des Leidens
Lag auf ihrer Seele, wie unbewegliche Felsen.
Selbst die Seraphim standen um sie in trüberem Glanze
Mitleidsvoll, und sahen's, wie Christus Begnadigte litten.
Salem, Johannes Engel, und Selith, der Engel Marias,

Redeten also miteinander: Wir wissen, o Salem,
Daſs es herrlich endigen wird, und dennoch, mein Bruder,
Leiden wir fast, wie sie! — Wie sie? Sehr vieles empfinden
Wir den Armen nicht nach. Wir können, wie sie, nicht leiden!
Sie sind Menschen, und wissen es nicht, mein himmlischer Bruder,
Daſs es herrlich endigen wird! Statt dieses Ausgangs
Aus dem Labyrinth, der ihnen täuschender Traum wär',
Wenn du auch, von den Strahlen des Himmels glänzend, ihn zeigtest,
Sehen sie immer des Jammers mehr in der Labyrinthe
Dunkleren Pfaden. — Ich schwindl' an den Tiefen, in die sie hinabsehn! —
Und ich blicke mit Ruh' in die Tiefen des göttlichen Rathes!
Ach, das Mitleid schmelzt dich zu sehr. Ich gestehe, du littest,
Selith, wie jene. Denn nur, von der Menschen Leiden durchdrungen,
Konntest du denken, wie Menschen denken! nur, trübe von ihrem
Leiden, vergessen, es sey der Zweck des göttlichen Rathes,

Sie durch Elend zu bessern, und seliger einst sie zu machen,
Als sie zu seyn vermöchten, wenn ihre Seele des Elends
Kelch nie hätte getrunken, und wenn zu der Zeit der Erquickung,
Da aus den Strömen des Lebens umsonst die Glücklichen trinken,
Sie zurück an den bittern Kelch dort unten nicht dächten.
Als sie so miteinander sich unterredeten, goſs sich
Kurzer Schlaf auf den Thränenblick Johannes, und Salem
Schwebte mit Eile herzu; und schon entflammte des Jüngers
Lauteres Herz ein Traum mit neuem Lebensgefühle.
Libanon war's, auf Libanon unter rauschenden Cedern
Ging er, als flög' er Flüge daher. Der Morgen mit Purpur
(Keinen sah er erwachen, wie den) und mit Golde bekleidet
Schimmerte durch die Wipfel des thauenden Hains, und Bäche
Tönten im Thal, wie Tempelgesang. Bald tönten ihm lauter,
Viel entzückender noch beseelte Harfen, und Stimmen

Mit den Harfen, die sangen: O Sohn der himmlischen Mutter!
Trockne, du Sohn der himmlischen Mutter! die Thräne der Wehmuth!
Aber ihm däucht' es, als ob er dennoch die Thräne nicht trockne.
Dieses Gefühl vermochte noch nicht des mächtigen Seraphs
Traum zu tilgen; so floſs auch im Schlafe der bittere Quell' fort.
Da bewölkte den Schimmer der röthliche, leuchtende Morgen,
Und in unabhörbarer Ferne erstarb der Harfe
Ton, erstarb der Ton der himmlischen Stimmen. Doch führt' ihn
Eine schneller noch, wie zuerst er eilte, in dem Hain fort.
Denn der Unsterbliche strebte, und lieſs nicht ab. Der geführte
Sahe, da haueten Männer, mit glühender Wuth in dem Blicke,
Eine der Cedern um, daſs dumpf von dem schreckenden Umsturz
Libanon scholl! Sie hauten die Ceder zum Kreuz. Das erhub sich,
Schattete furchtbar! allein es entsproſsten auf Einmal dem Kreuze
Palmen! Da war der Jünger nicht mehr in Libanons Haine.

Ach, er war in Eden, und sah von dem Himmel ihm glänzen
Mehr, als Purpur und Gold, und vernahm erhabnere Chöre;
Und es schlug ihm das Herz von der Wonne vollem Gefühle.

V. 654 — 806.

Aber die Väter und Seraphim hörten fern in den Himmeln
Aus den Sonnenwegen herab ein Wetter Jehovas
Kommen! Schon war zu dem tiefen Tabor des Vaters
Herrlichkeit niedergestiegen; sie hatten ihn wandeln gesehen!
Wetter hörten sie fliegen, und huben freudig ihr Haupt auf,
Hörten hinauf in die Himmel der Himmel. Es nahte sich eilend,
Schnell, wie Gedanken. Es nahte der Erde. Mit glühender Stirne, 660
Schimmerndem Auge, entzückt von jeder Wonne des Himmels,
Eine Flamme des Herrn, den Sonnen gleich, da sie Gottes
Schaffender Hand entzitterten, über Erden zu herrschen,

Strahlt' Eloa herab in der Auferstandnen Versammlung,
Rufte: Die Stund' ist gekommen, der Herrlichkeit Stunde gekommen!
Mit der Morgendämmerung wird der Versöhner der Sünde
Seinen Leichnam erwecken! Ihr hört den Göttlichen wandeln!
Und er schwebet hinab zu dem Grabe. Das mächtige Wetter,
In den Himmeln ein Zeuge des Ewiglebenden, mildert
Jetzo seine Gewalt, daſs die Erde vor ihm nicht entfliehe.
Seine Donner hielt es zurück; Sturmwinde nur rauschten,
Daſs vor ihnen vom Libanon an sich die Wälder Judäas
Gegen das Grabmahl beugten! Die Erde ward nur erschüttert,
Daſs von des Seir Gebirge Aegyptus Wasser, das Weltmeer,
Und der Karmel, und wieder des Libanons Höhen erschracken,
Und der wankendströmende Jordan hinauf bis zur Quelle
Und Amana! Allein noch bebte das Grab nicht. Der Fels lag
Unbewegt, wie er hingewälzt vor das offene Grab war.

Aber die Himmlischen, sie, die lauter die Ström und das Weltmeer
Rauschen hörten, die Wälder erschallen, lauter die Berge
Beben, als sie ein menschliches Ohr zu hören vermochte,
Freudig sanken auf's Antlitz die Cherubim und die Erstandnen
Vor der gegenwärtigen Gottheit des Sündeversöhners.
Adam betete laut, wie im Jubelgesang: Unerschaffner!
Dann ein weinendes Kind, ein weiser Knabe, die Wonne
Gottes und derer, die sündigten! dann ein himmlischer Lehrer,
Der, wie die Mutter des Sohns, sich des Menschen durch Wahrheit erbarmte!
Dann ein Hoherpriester, der selbst sich opfert', und einging
In das Allerheiligste, Fluch und Sünde für Sünder!
Ach, ein Gekreuzigter! und ein Todter! wie können wir würdig,
Gott, du Liebe, dich preisen für das, was du thatest und thun wirst!
O du fühlbar Naher, nun wirst du es thun und erwachen!
Siehe, des Todes Schmach, die Schmach des Kreuzes, sie lieget

Dann dir unter dem Fuſs! Allgegenwärtiger Mittler!
Aber uns offenbarter Allgegenwärtiger, Heil uns,
Daſs wir, dich erwachen zu sehen, gewürdiget werden!
Bald wird der groſse Todte, der Schlummernde Gottes, erwachen!
Wie du kamest, als du aus der Nacht den Erdkreis riefest,
Also kommst du mit tausendmal tausend Leben umströmet
Und vor dir beseelender Sturm her! Himmlisches Säuseln
Wird von dem Sturme nun bald sich sondern, und deinen Leichnam
Wecken, du Ewiglebender! Seht ihr die äussersten Schimmer
Seiner Herrlichkeit, die neben Sternen herabstrahlt?
Und die röthlichen Morgen vor ihm, die mildern die Strahlen
Seiner Gottheit? O daſs vor ihm die Geschaffenen alle
Beugen ihr Knie! vor ihm, vor ihm der Begnadigten Kronen
Alle sinken! Er kommt, das Gefängniſs gefangen zu führen!
Gaben der Ewigkeit denen zu geben, die er versöhnt hat.

Du verstummende Wonne, o wart' anbetend der Stunde;
Die er auferſteht! . . . O, ihr noch Söhne des Staubes,
Meine Kinder, vor allen, ihr wenigen, die er gewählt hat,
Seiner Auferstehung in allen Landen der Gräber
Zeuge zu seyn; ihr, deren Blick noch Thränen der Wehmuth
Trüben, die ihr den unterliegenden Todten nur kennet,
Seine Herrlichkeit nicht, noch die, mit der er belohnet!
Mit dem ganzen, dem göttlichen, unaussprechlichen Segen
Seiner Auferstehung, mit dieser Fülle der Fülle,
Aller dieser Ueberschwenglichkeit, segn' ich, o Kinder,
Euch zu dem ewigen Leben! Gesegnet sey euer Leiden,
Jeder Kampf der Streitenden, jeder Sieg der Gestärkten!
Euer Schweiſs in der Arbeit des Heiligen, der euch die Kraft gibt!
Jeder Tropfen der Angst, der Thränen, oder des Blutes,
So wie, der sie zählt, es beschleuſst! gesegnet sey die Weisheit

Eurer Rede! die Heiligkeit eures Wandels! im Himmel
Sey er! gesegnet die Wunder, womit des Vaters und Sohnes
Geist euch rüstet! Ihr sollt die kleineren Segen nicht haben,
Welche vergehn; allein in dem Namen Jesus Christus
Heiſst aufstehn, und wandeln die Sterbenden und die Todten!
Seyd, wenn dereinst ihr selbst entschlafet, o dann vor allen
Unaussprechlich gesegnet! Euch werde, am Ende der Laufbahn,
Nach der Geburt in das ewige Leben, der Siegenden Krone,
Und der Aeltesten Thron, die Geschlechte der Menschen zu richten,
Sie, die neben ihm strahlender ward, indem sie ihr Auge
Nach der Herrlichkeit wendete, die in den Himmeln herabkam,
Eva streckte die Hand auch gegen des Göttlichen Grab aus:
Siehe, du ruhst noch in Nacht, brich durch den Felsen, und ströme
Ewiger Quell des ewigen Lebens, und labe die Seelen
Aller Durstenden, aller, die gleich dem brennenden Rehe

Schreyen nach dir! O Strom; der in die bessere Welt strömt,
Nimm in deiner Gestade beseelenden Hauch, in die Kühle
Deiner Schatten den Waller nach Kanaan auf, das ihm Labsal
Werde, und Stärkung zur weiteren Pilgerschaft; daſs die Hoffnung
Seiner eigenen Auferstehung den Wankenden letze!
Hoffnung, himmlisches Licht in des Sterbenden brechendem Auge,
Ja, du Hoffnung, auch zu erwachen, mit Christus zu leben!
Geuſs du deine Freuden auf die, die in Christus entschlafen,
Gnadevoll aus, damit sie nicht schrecke das Graun der Verwesung!
Selige Stunde, welche nun bald, zu entzücken, hervorbricht,
Eine nicht zählbare Schaar unsterblicher Leben, ach, aller,
Welche, jenseit der Gräber, die Kinder Adams einst leben,
Liegen, o Stunde seines Erwachens, in dir verborgen!
Welche Leben! und welche Besitzer nicht endlicher Leben!
Meine Kinder seyd ihr! Zerreiſs' den Felsen, und ströme,

Ewiger Quell der ewigen Leben! Zu groſsen Wassern
Wirst du werden, o Quell! zu Gottes Ocean! ströme!
Wie es den tausendmal tausend der Todten Gottes einst seyn wird,
Hat das groſse Weh von dem Falle bis an den Gerichtstag
Ausgeklagt, und steigt nicht mit jedem Tropfen der Zeit mehr,
Der in das Meer hinträuſt der Vergänglichkeit, seines Gebornen
Weinen gen Himmel empor, noch eines Sterbenden Röcheln 760
Unter die Preisgesänge der Unentweihten vom Tode.
Wie es ihnen wird seyn, wenn mit des letzten der Tage
Morgendämmerung nun das lange Wehe des Weinens
Und des Röchelns auf ewig verstummt: sie werden vor Wonne
Freudig erschrecken! aus ihrem erhobenen, dankenden Auge
Thränen der Seligkeit stürzen! und ihrer Jubel Triumphlied
Wird mit jener Posaune, der Todtenweckerin, streiten,
Streiten und überwinden! wie dann es wird der Gerechten

Tausendmal tausenden seyn: so war es der kleineren Schaar jetzt,
Die an dem Grabe des Herrn vor Hoffen und vor Erwarten
Dessen, das kommen sollte, verschmachtet war: da die Wolken
Rissen! da Gabriel dort, eine Flamme Gottes, herabfuhr!
Da er von Bethlehem über die Schädelstätte zum Grabe
Flog! da von Ephrata's Hütte hin bis zu dem Kreuze, vom Kreuze
Bis hinunter ins Grab, die Erde bebte! da Satan,
Wie ein Gebirge, dahin, des Leichnams Hüter, wie Hügel,
Stürzten! da weg von dem Grabe den Fels der Unsterbliche wälzte!
Da sich mit Freuden Gottes Jehova freute! da Jesus
Auferstand! — — —
Stille war erst am verlassenen Grabe. Nicht lange, so wurde
Deiner Begnadeten Kreis vor Seligkeit heller, und jauchzte,
Wie die Morgensterne, die erstgebornen der Schöpfung.
Denn sie sahen den Sohn, nach seinen Todeskämpfen,

Auferstanden! nicht mehr, wie am Kreuze, mit sinkendem Haupte!
Herrlich schwebtest du über dem Felsen des offenen Grabes,
Göttlich, unaussprechlich umstrahlt mit Siege, mit Siege,
Halleluja, mit Siege, des ewigen Todes Triumphe!
Du, der mächtig ist, riefen mit lautem Jubel die Seelen,
Du, der mächtig ist; du, deſs Namen heilig ist! dem sich
Unsere Knie beugen, dem unser geheimstes Gefühl sich
In die Tiefe der Tiefen wirft; den Namen nicht nennen,
Auch dein heiliger nicht, und hocherhabner vor allen,
Groſser Beginner und groſser Vollender, erstanden für ewig!
Aller Kniee beugen sich dir, im Himmel, auf Erden,
Unter der Erde! du, den Ephrata Bethlem geboren,
Den Gethsemane, den die Schädelstätte getödtet,
Den uns wiedergegeben das Grab hat! Neige dich, Tiefe,
Vor dem Sieger, und hebe vor ihm, o Höhe, die Händ' auf!

O du gnädiger, gnädiger Letzter, der alles verneuet,
Alles himmlischer macht! Auch wir sind letzte. Wir leben,
Sind unsterblich durch dich, und sehen in jeder Aeone,
Durch der Ewigkeit ganze Fülle, das Angesicht Gottes!
Stimmen der Menschen! seufzt ihr aus dem Staube die Freude,
Daſs er lebet, empor! An des Ewiglebenden Throne
Werdet ihr einst, die jetzt die beklommene Freude nur seufzen,
Unaussprechliche Wonne dem groſsen Begnadiger singen!

V. 807 — 902.

Schon zwo Mitternächte war nun die Versammlung der Priester
In der Halle beysammen des Hohenpriesters gewesen.
Und sie begannen, des Schlafes beraubt, den werdenden Morgen
Wieder zu sehen. Sie saſsen verstummt und dachten den Ausgang.
Jener besiegelte Stein, der Römer Wache (Pilatus

Hatte sie ihren Bitten gewährt: die Thoren gedachten
So die Auferstehung zu hindern!) ach, mehr noch der Todte!
Waren das bleibende Bild vor ihren zerrütteten Seelen.
Ungewiſsheit! du warfst sie mit jeder gewaltigen Unruh',
Welche du hast, mit deinen gethürmten Wogen, mit allen
Deinen Stürmen herum. Der dritte furchtbare Tag kam!
An dem Grabe des Herrn begann die Römische Wache
Zu sich selber zu kommen, und einer sprach zu dem andern:
Ach, wie geschah dir? ich hörte die Erde beben, da stürzt' ich
Schnell in den Staub. — Der Genoſs antwortet ihm: Also geschah es.
Und ein anderer sprach, indem er auf den Gefährten
Bang sich lehnte: Wie war's? die Erde bebte mir, warf mich
An den Felsen. Der andere sprach: Ich glaubte zu sterben,
Da der Sturmwind wirbelt' und heult' und den Felsen zermalmte.
Nein, er ist nicht zermalmt: doch liegt er nicht mehr vor dem Grabe.

Jetzo rufte, geführt von einem der Wache, der Hauptmann:
(Cneus sein Name, der Jesus auf Golgatha sterben, den Hügel
Unter ihm hatte beben, und stürzen die Felsen gesehen:)
Lebt ihr, so nennet mir die Namen. Sie nannten die Namen.
Cneus ging in das Grab, und sah es leer, und den Felsen
Weg von dem Grabe gewälzt. Das that auch wundernd die Wache.
Geht aus einander! — Er sprach's: drauf nahm er einen, und sagt' ihm:
Geh' du voran zum Palast des Priesters, und bringe mir Bothschaft,
Ob bey ihm Versammlungen sind? Ich komme den Weg auch. —
Sage, wo gehest du hin? befragten den Bothen die andern.
Nach des Priesters Palast. — Er eilete weiter. Sie folgten.
Wie, von keinem andern geweckt, ein schneller Gedanke
Denen, die in der Nacht des melancholischen Grübelns
Weit verloren umirren, die Seele auf Einmal erschüttert;

Unvermuthet kam, und mit athemlosen Entsetzen
So in die stumme Versammlung der Bothe. — Am Grabe zu wachen,
Sandtet ihr uns; doch umsonst! Die Erde bebt', und der Fels sprang
Weg von dem Grabe, und leer ist es nun! — Er rief's, und verlieſs sie.
Und sie taumelten auf von ihren Sitzen, und standen
Starr, Denkmale des Schreckens. Drey Römer folgten dem ersten,
Eilten den offenen Saal hinein, und riefen zusammen:
Seht ihr nun zu, weg stürzte der Fels! was ihr thut! und die Erde
Hub sich empor! Das Grab, ein Sturmwind wirbelt' und heulte,
Sahen wir leer! Erst fielen wir hin, wie Todte, ja leer sahen
Wir das Grab hernach. — Gleich schnellherschmetternden Donnern
War den Priestern ihr Zeugniſs! Da traf sie der letzt' und der stärkste.
Denn ein fürchterliches Gelächter erhub, in des Schreckens
Unsinn, Philo. So schweigt der Tod, so schwiegen die Priester,
Und auch Philo wieder. Doch Kaiphas hatte sich endlich

Wieder ermannt. Schnell lieſs er die Aeltesten rufen. Die kamen,
Eilten geflügelt herzu. Auch kamen noch andere Hüter.
Und sie traten herein. — Wir sehen's, ihr habt es vernommen!
Dank, den Göttern Dank, wir leben! Warum erkühntet
Ihr euch, Priester, den Sohn des Donnergottes zu tödten? 860
Siehe, sein Grab ist leer. Kaum sind wir lebend entronnen! —
Aber der Hohepriester erhub sich, und sprach zu der Wache:
Römer, geht hinab zu den Meinen, und wärmt euch am Feuer.
War auch euer Hauptmann bey euch? — Er war's, und er stürzte
Nieder mit uns, und sahe, wie wir, das geöffnete Grabmahl. —
Und er führte sie weg, und gebot den Seinen, mit Speise
Diese Männer zu laben und mit der Stärkung der Traube.
Endlich leiteten ihn die Seinen zurück; und er setzte
Wankend sich nieder, und sprach: Ihr müſst die Römer erkaufen;
Oder Juda empöret sich! Doch was ist mir das Leben

Nun, da ich fast, o Saddok, an deiner Lehre verzweifle!
Aber täuscht die Angst die Erschrocknen nicht? Erdbeben
Ist gewesen. Allein ob sie das Grab auch wohl leer sahn?
Als er noch redete, kam der Römische Hauptmann. Sie standen
Schnell vor ihm auf, und traten zurück. — Ihr kennt mich. Ich sah ihn
Auch an dem Kreuz, und glaubte schon damals, ein Sohn der Götter
Stürbe! Ihr wisset nun auch, was am Grabe geschah! — Indem trat
Philos Engel herein. Von dem hohen, treffenden Auge
Strömet' er Rach' auf den Sünder herab; doch lieſs er nicht rauschen
Seiner Schrecken Stimme, nicht ihre Todestöne. 880
Schwarze, blutende Stunde, du Todesstunde, beflügle
Deiner Schritte letzten! Sey, Thal Benhinnon, gegrüſset,
Sey mir gegrüſst, Benhinnon! — Indem er dies in sich selber
Sprach, enteilten ihm siebenfältige Schrecken; die stürzten
Alle auf Philo. Der ging mit fürchterlichlachender Ruhe

Gegen Cneus, und fragte mit dumpfer, langsamer Stimm' ihn:
Offen das Grab? und ohne den Todten? — Ohne den Todten! —
Römer, bezeugst du bey Jupiter dies? — Bey Jupiter zeugt' ich's
Nicht; bey Jehova, den ich anbete, beschwür' ich es, wenn ich
Mich's zu beschwören entschlösse, und dir, Elender, nicht müſste
Eidlos gelten mein Wort! — Da ruſte mit Ungestüm Philo:
Ha! vernahmt ihr's! Er sah es offen, und ohne den Todten!
Und er schwur nicht: Du hast mehr als geschworen, o Römer! —
Ruſt' es, und reiſst dem Hauptmann sein Schwert von den Hüſten, und stöſst sich's
Wüthend ins Eingeweide mit beyden Armen hinunter,
Schleudert es weit von sich weg, und taumelt nieder zu sterben!
Als er sich wälzt' in rauchendem Blute, riſs er die Wund' auf,
Spritzete Blut gen Himmel: Ha, Nazaräer! so ruſt' er,
Starb!... Und Cneus ergriff sein liegendes Schwert und nahte
Sich dem Todten, und lieſs es auf ihn, wie es blutete, fallen:

Schrecken, euch, und ewige Nacht, und dir, o Verzweiflung,
Weih' ich dies Schwert! — Da wandt' er sich schnell und verlieſs die Versammlung.

V. 903 — 1192.

Immer noch in ihr Leiden versenkt und schmachtend nach Troste
War in der Hütt' an dem Tempel die jammervolle Versammlung;
Wie an der glanzverbergenden Decke der näheren Zukunft
Oft Schnellsterbende dicht schon wandeln, und dennoch weinen!
Und die heiligen Weiber vermischten mit Oele der Würze
Blume zur Salbung des Herrn, und Thränen rannen darunter.
Doch sie erwarteten nicht der Morgendämmerung Ankunft:
Nacht noch war es beynah', als sie die Jünger verlieſsen. 910
Die aus Magdalas Hütten und Kleophas Weib, Maria,
Und Johanna, mit ihr die Schwester der leidenden Mutter,
Salome, dann die zu zärtliche Mutter der Zebedäiden

Waren die Führerinnen. Ihr lieben, ihr seht ihn noch Einmal,
Sprach bey dem Abschied die Mutter, ich aber seh' ihn nicht wieder.
Gehet denn hin im Namen des Herrn. — Sie schwiegen und gingen.
Und der Morgen athmete kalt. Sie eileten, sprachen:
Aber wer wälzt den Stein von dem Grabe? — Doch dieser Kummer
Hielt sie nicht auf. Wir thun, sprach Magdalena Maria,
Was wir können, und schützen, so lang das Salben vermögen, 920
Ihn vor der grauenvollen Verwesung. So sprach sie, und eilte.
Gabriel saſs auf dem weggewälzeten Felsen, und sagte
Zu Eloa und Abdiel, die nicht fern von ihm schwebten:
Ach, kaum daſs ich vermag zu erscheinen, so beb' ich vor Freuden!
Seht ihr die Zeuginnen kommen? Ich will als Jüngling erscheinen;
Sonst ergriffe die armen Glücklichen, schreckte zu mächtig
Meiner Herrlichkeit Schrecken. Erscheinet ihr ihnen als Männer,
Wenn sie mehr der Unsterblichen Glanz zu ertragen vermögen.

Magdalas Bewohnerin kam, sah offen das Grabmahl,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden lieſsen
Sich nicht schrecken, und gingen heran. Da erblickten sie schleunig
Auf dem Felsen, der weggewälzt an der Oeffnung des Grabs lag,
Einen Jüngling, der schimmerte. Seine Gestalt war dem Blitze
Gleich, dem Schnee sein Gewand. Er sprach mit der Stimme der Wonne:
Fürchtet euch nicht! Ich weiſs, daſs ihr den Gekreuzigten suchet,
Jesus! Er ist nicht hier! Er ist von den Todten erstanden,
Wie er verkündiget hat. Kommt her, und sehet die Stätte,
Wo der Göttliche ruhte. — Da führet' er sie in das Grabmahl.
Gehet eilend nun hin, und sagt's den Jüngern, und sagt es
Kephas: Auferstanden sey er von den Todten. Und siehe,
Jesus gehet hinab nach Galiläa. Da werdet
Ihr ihn sehn. Nun eilt, und verkündet's den Zwölfen. — Sie blieben

Unentschlossen, und zitterten säumend. Im Strahlengewande
Traten noch zween der Engel herein. Sie erschracken, und schlugen
Nieder zur Erde ihr Angesicht. Was suchet ihr, sprachen
Diese Männer, unter den Todten den Lebenden? Hier ist
Jesus nicht. Erstanden ist er! Gedenkt, was er sagte,
Als er in Galiläa noch war. In die Hände der Sünder
Muſs der Sohn des Menschen gegeben werden, gekreuzigt
Muſs er werden, erwachen den dritten Tag von dem Tode!
Jetzo eileten sie mit Beben und inniger Freude,
Lieſen, es nun den Jüngern des Herrn zu verkündigen. Petrus
Und Johannes kamen indeſs mit Magdale wieder.
Als sie Jerusalem jetzt verlieſsen, sagte Johannes
Zu den Gefährten: Der Weg an jenen Gesträuchen hinunter
Ist ein schnellerer Weg. Er führt', ihm folgten die andern.
Wo einander am meisten die beyden Wege sich nahten,

Sondert ein Hügel sie nur. Von diesem Hügel geschieden,
Gingen sich, ohn' einander zu sehen, die heiligen Weiber
Und die Jünger vorüber. So nahn oft Pilger nach Salem,
Deren Seelen sich gleich und für einander gemacht sind,
Sich in diesem Leben, und fehlen sich dennoch. In Salem
Sehn sie sich erst, verwundernd, daſs sie sich hier nicht gefunden.
Kephas sprach zur Gefährtin, indem sie dem Führer mit Mühe
Und von ferne nur folgte: Genommen wäre der Leichnam?
Von den Priestern? Allein die haben, sagt man, den Grabstein
Ja versiegelt! So haben ihn denn Elende genommen,
Ihm das Todtengewand zu rauben. Er sprach's, und Johannes
War dem Grabe schon nah'. Gelegt erblickt er die Leinen;
Aber er ging, voll unentschlossenes Kummers und Ehrfurcht,
Nicht hinein. Nun kam auch athemlos Petrus, und eilte,
So wie er kam, in das Grab. Er sahe das Tuch, so des Todten

Haupt umwand, besonders gelegt, und nicht bey den Leinen,
Fand es zusammengewickelt. Ihm folgte Johannes ins Grabmahl,
Sah es, und überzeugte sich ganz von Magdales Bothschaft.
Aber davon, daſs nach der Propheten Gesicht der Messias
Aufstehn müsse, wuſsten sie nicht. Sie gingen verstummt fort.
Magdale weilte am Grabe, und blickt' und wischte die Thränen
Schnell mit Heftigkeit weg, um zu sehen, sie blickt' und starrte
Aengstlich hinunter ins Grab. Zwar waren Engel im Grabe,
Und erschienen ihr; doch kaum sah sie die Engel: denn Jesum
Sahe sie nicht, nicht Jesum! — Was weinest du? sprachen die Engel. —
Ach, sie haben genommen, den meine Seele liebet,
Und ich weiſs nicht, wohin sie ihn legten! So sprach sie, und wandte
Sich von dem Grabe. Da sichet sie Jesum stehen, und weiſs nicht,
Daſs es Jesus ist. — Was weinest du, Weib? wen suchst du? —
Sie antwortet dem Gärtner (sie meint, sie sehe den Gärtner)

Hast du ihn weggenommen? wohin hast du ihn getragen?
Ach, in welche Finsterniſs? daſs ich eil' und ihn suche!
  Nahe, wie sie, der unaussprechlichsten Seligkeit, weint so
Selbst ein Geliebter des Herrn, wenn seiner Sterblichkeit letztes,
Aber stärkstes Gefühl die ganze Seel' ihm erschüttert.
Aber zwo Thränen nur noch; und welche Wonn' ist die seine!
Selber von dem, mit dem sie von Jesu redete, wendet
In der Traurigkeit ihrer Seele Maria ihr Antlitz.
Aber wie Harfen am Thron, wie Jubel der Ueberwinder,
Singen sie ganz in Liebe zerflossen das Lamm, das erwürgt ward;
Nicht wie der Ueberwinder Harfen und Jubel am Throne,
Inniger, herzlicher, liebender scholl des Auferstandnen,
Jesu Stimme der Weinenden, Jesu Stimme: Maria!
  Und sie hört', und erkannte die Stimme des Herrn, und indem sie
Kaum sich ihrer bewuſst, in der Angst der Freude dahinsank,

Bebend und bleich in den Staub hinsank zu den Füſsen des Mittlers,
Strebete sie, was sie empfand, dem Erstandenen zuzurufen;
Aber sie stammelt' und athmete kaum, und blickte den Herrn an,
Weint' und stammelte nur mit leisem Staunen: Rabbuni!
Und sie hielt mit wankender Hand des Göttlichen Fuſse.
Liebend und ganz Barmherzigkeit sah sie der Herr an, und sagte:
Halt mich nicht also! Noch bleib' ich bey euch. Du siehst mich noch wieder!
Und noch hab' ich mich nicht zu meinem Vater erhoben!
Geh' zu unsern Brüdern, und sage zu ihnen: Die Stunde
Meiner Herrlichkeit naht. Ich gehe zu meinem Vater
Und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem! —
Jesus verschwand, und sie ging mit der Bothschaft der Wonne belastet.
Salome naht sich mit ihren Begleiterinnen dem Thore.
Aber, der Maria verschwand, begegnet den andern
In der duftenden Kühle des werdenden röthlichen Tages,

Mit der Sonne, die kam und Gottes Herrlichkeit strahlte.
Und er war es gleich Selbst! Sie erkannten ihn alle, der nun nicht
Unter den Todten mehr war. Seyd mir gegrüſset! so sagte
Jesus Christus. Sie sanken vor ihm mit Beben zur Erde,
Hielten ihm seine Füſse. — Seyd nicht erschrocken, und gehet,
Und verkündigt es meinen Brüdern. Nach Galiläa
Sollen sie gehn. Dort sehen sie mich. — Er verschwand mit den Worten.
Und die Zeuginnen huben einander mit sprachloser Freud' auf;
Gingen eilend nach Salem, der Wonne Bothschaft zu bringen.
Müde vor Angst der Freude, voll Schweiſs die Stirne, die Wange
Bleich, mit bebenden Lippen, mit starrer, lechzender Zunge
Trat Maria Magdale unter die Traurenden (Petrus
War schon vorher zurück mit Johannes gekommen, und hatte
Ueber die ganze Versammlung traurige Wolken gebreitet)
Strebte die Hände gen Himmel zu heben, sie sanken ihr nieder:

Und sie faltet sie fest. Er ist erstanden! erstanden!
Also ruft sie mit einer Stimme des freudigen Schreckens,
Die nicht Harfen der Seraphim, nicht ihr Gesang ausdrückte.
Eilend kamen die übrigen Zeuginnen dessen, der lebte:
Hört uns! ihr weint . . . o hört uns! Wir haben ihn lebend gesehen!
Christus Mutter hatte bisher mit sinkendem Haupte
Niedergesehn. Sie erhub ihr helleres Auge, und blickte
Sanft auf Magdale, stand dann mühsam auf, und hielt sich.
Und sie leiteten sie. Sie ging zu Magdale, reicht' ihr
Ihre Hand, und hielt die Hand der Geliebten, und sah sie
Wieder mit innigem Blick an, und sagte mit leisem Laute:
Du hast Christus gesehn, und seine Stimme gehöret?
Meinen Sohn? Doch darf ich (hier sah sie mit himmlischer Demuth
Forschend sich um) o darf ich noch Sohn ihn nennen? Geliebte,
Euer Auge sagt's mir, ich darf ihn so nennen! Maria,

Hatt' er auch Mahle der Wunden? — Sie wandte ſich weg, und weinte.
Mutter des gröſsten der Söhne, erwiederte Magdale ſanfter,
Weine nicht. Er iſt von dem Tode erſtanden. Ich weiſs nicht,
Ob ich Mahle der Wunden ſah. Von Freuden erſchüttert,
Sah ich beynah nur ſein Antlitz. Und himmliſche Gnaden
In des göttlichen Antlitz, und unausſprechliche Gnaden!
Chriſtus Mutter weinte nicht mehr. Sie faſst die Geliebte
Jetzo bey beyden Händen, und ſieht gen Himmel. Sie lieſs ihr
Nun die Hände ſinken, und trat tieſdenkend zurücke,
Wandte zu den Zeuginnen ſich und ſagte: Begnadigte, Chriſtus
Habt ihr erſtanden geſehn, und ſeine Stimme gehöret?
Freudig traten die Zeuginnen um ſie herum, und erzählten,
Welcher Red' und Erſcheinung der Herr ſie gewürdiget hätte.
Simon Petrus nahte ſich jetzt. Unzählbare Zweiſel
Stürmten auf ihn. Er fragt' und bebte die Antwort zu hören:

Seine Stimme habt ihr gehört? ... Ja, Simon Johanna,
Seine Stimme, des Göttlichen Stimme, des Auferstandnen!
Aber Didymus kam: Sahst du auch Engel, Maria
Magdale? ... Kaum erblickt' ich die Engel. Mein Auge war finster
Vor Betrübniſs. Ich wandte mich schnell. Denn eines dem Gärtner
Aehnlichen wurd' ich gewahr. Ich erkannt' ihn sogleich nicht; erkannt' ihn
Erst, als er bey dem Namen, mit seiner Stimme, mich nannte. —
Also sahest du kaum, die du doch Unsterbliche nennest?
Ihn erkanntest du auch nicht gleich, und hieltest zuerst ihn
Für den Gärtner? Die andern erzählen, er sey bekleidet
Wie vordem gewesen. So war des Gärtners Gewand denn,
Wie das seine sonst war? Wie viel der Unsterblichen waren's,
Magdale, die du sahst? — Zween sah ich. — Die andern erblickten
Einen erst, dann noch zween. — Er sprach's, und wandte sein Antlitz.

Magdalena erhub ihr hohes Auge gen Himmel:
Wenn er euch nur nicht irret, o du des Lebenden Mutter,
Und ihr Jünger des Herrn! Laſs meiner Seligkeit jetzt mich,
Thomas. Ich will dir hernach antworten. Da nahm sie die Mutter
Jesu, und führte sie weg, mehr Wonnegespräche zu halten.
  Kephas, dem Zweifel sein Herz zerrissen, und dem es noch immer
Scholl, und zu Thränen ihn zwang: Den Jüngern sagt es, und sagt es
Petrus! ihm wurde Salem zu enge; er lieſs die Versammlung,
Eilte hinaus. Er hatte den Weg zu der Wüste genommen,
Aber er kam auf den Weg zurück, so zum Grabe ihn führte.
Und er stand von der Stille der sanfterwachenden Erde,
Und der frühen Erfrischung des werdenden Schimmers umgeben,
An dem Hange des Todtenhügels. Er blickt' in das offne
Grab hinunter: Zu schreckliche That! Sie hätten ihn also
Weggenommen, damit sie ihn hier bey den Schädeln begrüben?

Joseph hätte vergebens den Heiden erfleht? Wir hätten
Unter die Thränen des Jammers vergebens einige Zähren
Trüber Freude gemischt? Denn ach, wie kann ich es glauben:
Auferstanden sey er! erschienen sogar, das glauben?
Bängster unter den Schmerzen, du hast die blutenden Seelen
Ueberströmt, sie dahin in deinen Fluthen gerissen,
Und sie haben, getäuscht von der Angst, ihn erstanden gesehen! —
Kreuz des Todes (er hub sein trübes Auge zum Kreuz auf)
Kreuz des Todes! du zeugest zu laut, und Himmel und Erde
Haben dein furchtbares Zeugniſs gehört! Gestorben, gestorben,
Ja, gestorben ist er! Da ging ein Schwert durch die Seele
Seiner Mutter! ein tödtendes Schwert durch seine Seele!
Wiedersehen? Ach, das werd' ich einst wahrhaftig, ich werd' ihn
Wiedersehen; allein am Throne des Ewigen! hier nicht!
Warum zitterst du, geängstete Seele, vor dieser

Deiner einzigen Ruhe zurück? Ja, zittre vor ihr nur,
Meine Seele zurück! Zwar bist du erhört, und der Richter
Hat die Reue, mit der du büſstest, erbarmend gesehen;
Aber du darſst, du darſst dich nicht freuen!... Kann der nicht erwachen,
Der dem Meere gebot und mich hielt auf der wüthenden Woge?
Ja, du Todter Gottes, vergib, vergib es dem Trauren,
Meiner Seele Jammer, wofern du lebst! Ach, du hielt'st mich,
Als ich vor der kommenden Woge zweifelnd dahinsank;
Rett' auch jetzt mich! Ich bin, das weiſst du, bänger als damals,
Und du hilſst mir nicht, Herr, und reichest mir nicht, der noch mehr sinkt,
Deine göttliche Rechte! Bey deiner erbarmenden Liebe,
Bey dem Blick voll Gnade, voll Gnade, womit du mich ansahst,
Als nun meiner Verleugnung zu schwere Last auf mich stürzte!
Ach, bey der Barmherzigkeit fleh' ich dich an: O erbarm' dich
Meiner Angst! und erschein' auch mir, wofern du erscheinest.

Nein, ich bitte zu viel. Geht, sagt's den Jüngern und Petrus!
Sprach der Engel. War dieses nicht schon unaussprechliche Gnade?
Herr, ach solltest du mir, der dich verleugnet', erscheinen?
Mir? und bist nicht Lebbäus, und nicht Jakobus erschienen,
Nicht Johannes, nicht ihr, der liebendsten unter den Müttern!
Aber auch Magdale hat gesündigt! Wann hat sie gesündigt?
Eh' sie ihn kannte! Und hab' ich geliebt, wie Magdale liebte?
Also dacht' er, und stieg mit schwerem Schritte den Hügel
Langsam hinauf, und sank auf seine Kniee zu beten,
Schauete nieder und flehte zu Gott. Da er aufsah, erblickt' er
Christus unter dem Kreuze! Wer faſst das Erstaunen, die Wonne
Seiner Seele, da er vor sich den Lebenden stehn sah!
Und ihm reichte mit göttlicher Huld der Sünderversöhner
Seine Rechte. Doch Petrus vermag nicht aufzustehen,
Strebt, und sucht mit der anderen Hand den Arm des Erstandnen,

Fest sich daran zu halten; allein sie sank in den Staub ihm.
Nun erhub er sich wieder, umschlang mit beyden Armen
Jesu Rechte, bebte daran, und drückte sie innig
An sein Herz, und senkte die Stirn auf den Arm des Erstandnen.
Erde, so däucht' es ihm, wollten um ihn, und Himmel vergehen!
Endlich schaut' er hinauf in des Göttlichen Antlitz, begann nun
Mit der stammelnden Stimme der ersten Freude zu rufen:
Herr, Herr, Gott! barmherzig und gnädig! — und blickt' und schaute
Auf den Lebenden. Herr, Herr, Gott! barmherzig und gnädig!
Ruft' er noch Einmal, und bebte nicht mehr, und empfand des Versöhners
Ueberschwenglich tröstenden, unaussprechlichen Anblick.
Brüder, auch ihr sollt schöpfen, so denkt er, und eilte nach Salem,
Aus der Quelle des himmlischen Trostes! — Schon hatt' er die Mauren
Salems erreicht, schon naht' er sich seiner Brüder Versammlung,
Die voll Erwartungen war, und Zweifel, und Freud', und Erstaunen.

Und er trat mit gefalteten Händen in die Versammlung:
Lob und Preis, und Ehre sey, Anbetung und Dank sey
Gottes Sohne, der uns mit einer Liebe geliebt hat,
Die uns Jubelgesang in dem Leben wird seyn, und im Tode!
Ihm, der den wunderbaren Tod ist gestorben, erstanden
Ist, und erschienen! Auch mir ist der Herr erschienen! Am Kreuze
Stand er! Da sah ihn mein Auge, da sah ich des Göttlichen Antlitz!
Und sie nahen sich ihm, bewundern ihn, preisen ihn selig,
Und erstaunen über den Herrn, der vom Tode des Kreuzes
Auferstand! und ein tiefanbetendes Schweigen fesselt
Aller Zungen. Endlich umgeben sie näher den neuen
Seligen Zeugen des Auferstandnen, umarmen voll Wonn' ihn,
Drücken ihn an ihr Herz und weinen. Des Lebenden Mutter
Hielt bey der Rechten ihn, und Magdala bey der Linken.
Wie am heiteren Himmel sich eine Wolke heraufzieht,

Einsam, und trübe, und ernst, so nahte sich Didymus Kepha:
Selber, Simon! Ja, wenn es möglich wäre, so glaubt' ich
Dir, o Simon! — Er wandte mit innigem Grame sein Antlitz.
Wende dich, Thomas, und danke mit uns! Der Herr ist erstanden!
Ja, Anbetung, und Ehre, und Preis, und Jubel und Dank sey
Ihm, der wunderbar starb, von dem Tod wunderbar aufstand,
Und erscheinet! Er wird sich unser aller erbarmen!
Mit den Worten entsinkt die Mutter Christus des Zeugen
Bebendem Arme. Sie liegt auf ihren Knieen, und breitet
Freudig die Arme gen Himmel, und ruft mit der Stimme der Wonne:
Meine Seele erhebet den Herrn! Mein Innerstes freut sich
Gottes meines Erlösers! Du hast die Thränen der Mutter,
Deiner traurenden Magd von deinem Kreuze gesehen!
Hast sie all' erbarmend gezählt! Die Enkel der Enkel
Werden mich selig preisen! Wie wunderbar ist er, wie groſs ist

Alles sein Thun, der mächtiger, als der Tod ist! Ach, heilig
Ist sein Name, heilig! und ewig ist er Erbarmer!
Allmacht ist sein Arm! Er stürzt blutdürstende Stolze!
Mächtige stürzt er vom Thron, und erhebt die niedrige Demuth.
Die nach Heile dürsten, erquickt er; die selbst sich genug sind,
Läſst er leer! Ach, ewig ist er Barmherzigkeit! tröstet
Die ihn lieben! Abraham hat er, und Abrahams Kinder
Dies geschworen. Er hält den theuren Eid der Erbarmung!
Ja Anbetung, und Ehre, und Preis, und Jubel und Dank sey
Jesus Christus, der lebt, der mächtiger, als der Tod ist!

Der Messias.

Sechster Gesang.

Die Himmelfahrt.

V. 1 — 161.

Emmaus war das Ziel von zween der Jünger des Heilands,
Kleophas und Matthias; und fromme Gespräche vom Tode
Und dem Gerüchte der Auferstehung des Herrn verkürzten
Ihnen den Weg, der jetzo umschattenden Palmen sich nahte.
Und sie waren durch eines herüberhangenden Hügels
Schatten gegangen. Des Weges gewendete Krümmungen zeigten
Seitwärts ihnen den schattenden Hang. Dort sahen sie langsam
Einen Wanderer kommen. Erhabnes, männliches Ansehns
War der Fremdling, und schien in ernstes Denken verloren.
Laſs uns langsamer gehn, Matthias. Vielleicht, daſs der Fremdling

Unser Gefährt' wird, und uns das traurende Herz mit Gesprächen
Seiner Weisheit erquickt. Denn weise scheint er, und edel. —
Was, o Kleophas, hilft uns seine Weisheit, wofern er
Nicht von Jesu mit uns sich unterredet? — Indem kommt
Ihnen der Wanderer nah, und grüſst sie mit Liebe. Mit Ehrfurcht
Grüſsen sie ihn. — Wo gehet ihr hin? — Nach Emmaus. — Darf ich
Euer Gefährt' seyn? Ich gehe durch Emmaus. — Sey, o du Theurer!
Sey, wir bitten dich, unser Gefährt'. — Was sprecht ihr so feurig
Unter einander? Ich sah's, ganz hingen an diesen Gesprächen
Eure Seelen, und waren voll Traurigkeit. Kleophas sagte:
Ach, was konnten wir sprechen? Bist du es allein, der nicht wisse,
Was in Jerusalem diese Zeit des Traurens geschehn ist?
Was geschah denn? — O Fremdling! du kennest also, du kennest
Jesum von Nazareth nicht? den Propheten Gottes? der mächtig
Vor dem Herrn und dem Volke durch Wunder und himmlische Weisheit,

Der ein göttlicher Mann war! Allein, ach, unsre Beherrscher
Haben, entflammt von dem Grimme, der Wuth der untersten Hölle,
Ihn ergriffen, und ihn dem Heiden Pilatus zum Tode
Uebergeben! der hat sein Todesurtheil gesprochen!
Hat, o dürft' ich die Art des furchtbaren Todes nicht nennen,
Ihn gekreuzigt! Fordere nicht, daſs ich wieder die Wunden
Meiner Seel' aufreiſse, dir seinen Tod zu beschreiben;
Wie er schwebt' an dem Kreuz! und wie der Hügel sein Blut trank!
Wie er bleich und erstarrt um Hülfe, um Hülfe! zu Gott rief!
Ach, wir hofften auf ihn, und hielten ihn für den Messias!
Israel, hofften wir, sollt' er erlösen! Und über das alles
Brach der dritte der Tage schon an, seit dieses geschehn ist.
Und Matthias begann: Auch haben die Weiber der unsern
Uns erschreckt. Heut gingen sie in der Frühe, zum Grabe;
Seinen Leichnam fanden sie nicht. Sie kamen mit Zittern,

Hatten Gesichte der Engel gesehen, die sagten, er lebe!
Ach, wir vermochten nicht, uns zu freuen! Einige gingen
Auch zu dem Grabe, und fanden es offen, und ohne den Todten!
Jetzo kamen sie zu den umschattenden Palmen. Der Wandrer
Sah sie mit der Erhabenheit an, die Gröſse der Seele,
Und nicht Stolz ist, und sprach mit der mächtigen Stimme der Wahrheit:
Ihr Unweisen! und langsamen, harten Herzen zu glauben,
Dem zu glauben, was euch die Propheten verkündiget haben!
Muſste nicht dies der Messias leiden? und nach der Vollendung
Seiner Leiden, erst dann zu seiner Herrlichkeit eingehn?
Mit Erstaunen sahn sie sich an; mit bebender Ehrfurcht
Ihn! Gern hätten sie ihn, doch nur Augenblicke, verlassen,
Und von ihm mit einander gesprochen. Ihr trüberes Auge
Wurde Licht, und begegnete sich mit feurigen Fragen:
O wer ist er, wer ist, der unsere Seele mit Ehrfurcht

Und mit Staunen erfüllt? Doch hat er nur angefangen,
Ueber sie durch die Gewalt der siegenden Wahrheit zu herrschen.
Wie ein Sturm, der beginnt, mit gehaltner Stärke noch wehet,
Noch den kühleren Wald nicht ganz füllt; Stille ruhet
Noch in seinen Thalen, noch liegen blässere Schatten, 60
Ganz ist die Sonne noch nicht von des Sturmes Wolken umnachtet!
Also begann ihr erhabner Gefährt'. Nicht lang', und er führte
Sie in die Tiefen der Offenbarung hinab. Den Messias
Zeiget' er ihnen, ein Redner Gottes, in jeder der Tiefen.
Sie vermochten nicht mehr zu widerstehen. So reiſst sich
Durch den Wald der stärkere Sturm. Die Bäume des Waldes
Zittern, rauschen mit Ungestüm alle, beugen sich alle
Vor dem herrschenden Sturm, den Donnerwolken und Fluthen
Himmelstürzender Meere von Berge begleiten zu Berge!

Und sie standen ermattet, und baten um Ruhe, und wischten
Sich den Schweiſs von der glühenden Stirn! — Mann Gottes! wir kennen
Zwar dich nicht; doch bist du, o den wir mit Ehrfurcht anschaun,
Wahrlich, ein göttlicher Mann! Bleib', ach, und laſs an der Kühle
Dieser Quelle uns ruhn! — Sie setzten sich neben einander
Gegen sie über der göttliche Fremdling. Er redet' jetzt ſanfter,
Redete von der Liebe des Sohns zu den Menschen; der Liebe
Seiner Menschen zu ihm. Sie dachten des grossen Hirten
Tod mit heiterer Seele, gelabt von inniger Ruhe.
Wie, auf einen strahlenden Tag, sich die Abenddämmrung
Luſtiger über die Müden ergieſst, so goſs er Erquickung
In ihr Herz. Und liebt ihr ihn also? Dies fragte er jetzo.
Sollten wir ihn nicht lieben? Sie sprachen's mit eilender Stimme.
Habt ihr ihn immer geliebt? — Wir verlieſsen ihn, als sie zum Tod' ihn
Führten, hinauf zu dem Kreuz! das verstummende Lamm zum Altare!

Da verlieſsen wir ihn! — Doch jetzo, da ihr es wisset,
Daſs er um euretwillen gestorben ist, wollet ihr jetzo
Auch um seinetwillen, wenn er es forderte, sterben? —
O du Theurer, wir hoffen zu Gott, der Liebende würd' uns
Stärken, daſs wir es könnten! Allein, o zürne, mit Ehrfurcht
Fragen wir, zürne nicht! Ist er auferstanden? du weiſst ja
Alles von ihm, und dürfen wir uns, Mann Gottes, des Heils freun,
Jesus Christus wieder zu sehen? Der Wanderer sagte:
Josephs Brüder erkannten ihn nicht! Doch der Wonn' und des Weinens
Selige Stunde kam, und Joseph vermochte nicht länger
Sich zu halten, und weinete laut! Er sagt' es, erhub sich,
Ging. Sie folgten ihm freudigerschrocken, in Zweifel verloren,
Was sie glauben, nicht glauben sollten? Er war's ja doch Selbst nicht!
Aber ein Engel vielleicht! ... Sie standen wieder: Ach dürfen
Wir noch Einmal, o du, den wir nicht kennen, dich fragen?

Zwar nicht kennen, doch den wir unaussprechlich verehren,
Unaussprechlicher lieben! Wer bist du? sage, wer bist du?
Aber wir dürfen dich nicht umarmen! O sag' es uns: Bist du
Einer der Engel vielleicht, die am Grabe sich zeigten? — Umarmt mich!
Und sie umarmten ihn lange, und weineten ihm an dem Halse.
  Endlich nahten sie Emmaus. Ihr Geliebten, ich gehe
Nun zu den Meinen. So sprach ihr Begleiter. Ihr sehet, mein Weg zieht
Hier durch Emmaus sich. — O bleib' bey uns, du Geliebter!
Sieh', es will Abend werden. Der Tag hat schon sich geneiget.
Und sie hielten ihn zitternd bey beyden Händen und baten.
Laſst mich! die Meinen sind fern; und sie warten meiner mit Schmerzen. —
Sie, Mann Gottes, sie haben dich immer. Du siehst ja, wie herzlich
Wir dich lieben; o bleib'! Und warum wolltest du, Theurer,
In die Gefahren der Nacht dich begeben? Auch muſst du von Jesu
Noch mit uns reden! O bleib' bey uns! — So will ich denn bleiben,

Meine Brüder. Kleophas dankt, mit Freud' in den Blicken,
Nicht mit Worten, und eilet voran, ein Mahl zu bereiten.
Und schon nahten sie Kleophas Hütte. Sie sahn, er entschöpfte
Wasser zum Trinken der Mündung des Quells; dann setzt' er es eilend
Bey sich nieder, und wusch balsamischduftende Kräuter.
Seine Hand umflossen mit abgerissene Blumen;
Einige glitten hinab mit des werdenden Baches Gelispel.
Aber er sah Matthias, und sah den göttlichen Fremdling
Nahn, sprang eiliger auf! Sey mir, Mann Gottes, willkommen!
Alle dein Segen, mit dem der Herr dich segnete, gehe,
Du Mann Gottes, mit dir in meine Hütte! — Matthias
Folgte, und trug das Gefäſs, und darin die lebende Quelle,
Mit der träufelnden Kräuter Erfrischung. Kleophas hatte
Schon den unbelasteten Tisch mit dem ganzen Reichthum
Seiner Hütte besetzt, mit Milch, und Honig, und Feigen,

Und mit stärkendem Brod, und herzerfreuendem Weine;
Hatte die Teppiche schon umhergebreitet. Sie legten
Sich zu dem Mahle, der Fremdling allein, sie gegen ihn über.
Und der Fremdling begann auf sie sein Auge zu richten
Ernst und freudig. Mit Ruhe, mit Dank, mit feyrlichem Anstand
Hielt er das Brod: so pflegt' es Jesus zu halten! er blickte
Still gen Himmel; so pflegte gen Himmel Jesus zu blicken!
Und sie starrten sich an, und ihn. Er betete. Jesu
War die Stimme des Betenden! und, auf Einmal, das Antlitz
Jesus Christus des Betenden Antlitz! Er betete also:
Unser Vater im Himmel sey für die Gabe gepriesen,
Die er mild' uns gab, den dürftigen Leib zu erhalten.
Vielen scheint sie gering; doch hat mit eben der Allmacht,
Welche die Himmel erschuf, sie unser Vater bereitet.
Ach, auch seine Worte sogar! Da sanken vor Freude

Bleich sie nieder, mit anzubeten. Er redete wieder:
Preis sey ihm! Er rufte der Sonn', uns zu leuchten, dem Monde,
Von der Stirne der Müden den Schweiſs zu trocknen. Er schuf uns
Unser tägliches Brod. Anbetung unserem Vater!
Jesus brach das Brod, und gab es ihnen. Sie nahmen's
Bleicher vor Freude, und blickten ihn an, nun wollten sie reden; 150
Konnten nicht reden! Er sah sie noch Einmal mit segnender Huld an,
Und verlieſs sie. Da sprangen sie auf, und folgten ihm, eilten,
Suchten, und fanden ihn nicht. Sie kehrten mit Ruh' zu der Hütte. —
Ja, wir sehn ihn noch wieder! Ich bin im Himmel, Geliebter,
Nicht auf der Erd', in dem Himmel! ach, Kleophas! — Kleophas sank ihm
An das Herz und schwieg. Darauf umarmt' er ihn feurig,
Hielt ihn lang', und umarmt' ihn von neuem. — Matthias, o brannte
Unser Herz nicht in uns, da er auf dem Wege von Gott sprach?
Da er die Offenbarung uns aufschloſs? Aber wir säumen?

Schon ergriff er den Stab. Auch that's Matthias. Sie gingen,
Unverweilt den Brüdern die Bothschaft der Wonne zu bringen.

V. 162 — 362.

Jetzo waren die Jünger versammelt; verschlossen die Thüren;
Thomas allein war fern, bey den fernsten Gräbern des Oelbergs
Sich in der Einsamkeit in die Qualen der traurigen Zweifel
Tiefer zu stürzen. Er wollte das nicht; er wollte die müde,
Tiefverwundete Seele durch Ruh' der Einsamkeit lindern.
Aber nicht lang', so erscholl das Haus von eiligem Klopfen.
Und sie erschracken. Da scholl's von neuem. Jakobus erhub sich,
Eilt' hinunter und fragte. Matthias und Kleophas waren's.
Und er liefs sie herein, die glücklichen Freunde. Sie sanken
Fast vor Müdigkeit, athmeten, standen, gingen langsam,
Trockneten sich die Stirn. Wen flohet ihr? sagte Jakobus.

Und sie lächelten sanft, ermannten sich, eilten, stiegen
Mit Jakobus hinauf, und traten in die Versammlung.
Siehe, des Lebenden Mutter und Magdalena Maria
Kamen, mit ihnen der Glaubenden mehr den beyden entgegen,
Traten um sie, und riefen mit freudestrahlendem Auge,
Riefen: Der Herr erstand wahrhaftig, ist Simon erschienen!
Kleophas hub mit Erstaunen die Hand gen Himmel, und sagte:
Heil uns! Er ist erstanden, ist erstanden! Auch wir sind
Seine Zeugen! auch uns ist Jesus Christus erschienen!
Petrus nahte sich schnell: Auch diese, die euch umgeben,
Haben ihn lebend gesehn, nur nicht Maria. Er wird dir,
Hoff' es freudig zu ihm, du seine Mutter, erscheinen!
Magdale sah ihn zuerst, und allein; dann sahn ihn die Neune;
Dann erschien er auch mir. Ach, namlos ist die Entzückung,
Welche das Herz uns erschütterte, da wir nun sahn, daſs er lebte!

Aber, o sehet um uns die Traurenden. Unsere Brüder
Trauren, indem wir uns freun. Schon fingen sie an, uns zu glauben;
Aber ach, Thomas, wie elend ist er, wie im Jammer versunken!
Thomas hat sie verwirrt! Der beweinungswürdige Jünger
Ist noch ohne Jesus! er hat sie verwirrt! O sie freuten
Schon mit unseren Freuden sich. Herr, erbarme dich ihrer!
Aber Johannes erhub sich, trat zu ihnen, und sagte:
Mich verwirrte Didymus nicht. Ich traure nur, Simon,
Daſs der Lebende mir nicht erschien! — Er ist ja, du Theurer,
Seiner Mutter sogar, und der Deinen noch nicht erschienen!
Sagt's denn, erzählt's den Betrübten, o Christus Brüder und meine,
Daſs ihr lebend, lebend ihn saht! — So viel das Entzücken
Ihnen die Ordnung der Rede vergönnte, berichteten beyde,
Wie sie Jesum vor Emmaus trafen, beym Mahl ihn erkannten,
Dann, wie er sie verlieſs, und sie vergebens ihn suchten.

Doch mit hangendem Haupte, und finster zum Boden hinstarrend
Saſs Lebbäus, deſs Seele verfinsternde Zweifel umwölkten;
Er, deſs Seele so viel, so stark zu empfinden vermochte,
Hatte die frohe Geschichte mit grübelnder Kälte vernommen,
Mehr, wie die andern, von Didymus zweifelndem Scharfsinn erschüttert!
Wie ein einsamer Uebriger, der durch den Tod den letzten
Seiner Freunde verlor, von ängstlichen Träumen, in denen
Er ihn lebend erblickte, und nicht zu erreichen vermochte,
Halberwachend das dunklere Bild des Freundes noch suchet,
Klaget, nicht weiſs, ob er schlafe, nicht, ob er wache; das Herz schlägt
Hoch ihm empor, und Flammen durchströmen ihm die Gebeine:
Also waren noch viele der thränenvollen Versammlung.
Siehe, da trat der Gottmensch in die Versammlung! Wie Felsen,
Ein Erstaunen starrten sie alle! — Da redet' er also:
Friede sey mit euch! — Sie sahn ihn, und sahn ihn nicht, standen,

Blickten ihn an. Von den Strömen zu vieler Gedanken ergriffen,
Wie in Meeren des Lichts, in denen Unsterbliche sänken,
Sanken sie, konnten sich nicht herausarbeiten, und wähnten,
Einen Engel zu sehn! — Mit der Liebe Stimme, mit seiner,
Sprach der Erstandne: Vor mir seyd ihr erschrocken, ihr Lieben?
Warum kommen euch diese Gedanken in eure Herzen?
Sehet meine Hände und meine Füſse, Geliebte!
Denn kein Engel hat Fleisch und Gebein, wie ihr seht, daſs ich habe.
Und sie bebten herzu. Maria sank vor ihm nieder,
Hielt die Füſse des Auferstandnen, sahe die Wunden,
Fasset ihn bey der Rechten, und sah die Wunde der Rechten,
Dann der Linken. Und nun vermochte sie auch in des Sohnes
Antlitz hinaufzuschaun. Wie das Angesicht eines Engels
Wurd' ihr Angesicht! — Schon umknieten die meisten ihn, sahen
Seine Wunden, und reicheten ihm die Hände. Die nahmst du,

Sohn des Vaters, und hieltest sie; lieſsest sie sinken, der andern
Ausgestreckte, zitternde Hände zu nehmen, Erbarmer!
Und, ein Jubelgesang dem Auferstandnen, erhub sich
Mit gebrochenen Worten die Stimme des sanfteren Weinens.
Jetzt rann über die Wange des Göttlichen Eine Thräne.
Lange hielt Johannes die Rechte des Liebenden, lange
Sah er mit glänzendem Auge hinauf in sein Antlitz, und wollt' ihn
Fragen, und fragt' ihn nicht! wollt' ihm sagen, wie innig, wie herzlich
Er ihm dankte, wie tief er ihn anbetet', und that's nicht!
Endlich begann er, doch schnell verstummt' er noch mehr. Denn der Gottmensch
Redet' ihn an. Du standest am Kreuze, und bliebst bis zum Tode!
Aber wo ist Lebbäus? — Lebbäus lag auf der Erde,
Hielt und küſste den Saum an des Mittlers Gewande. Da stand er
Eilend auf, da die Stimme des Herrn bey dem Namen ihn nannte,
Nahte sich, bleich wie ein Todter vor Freude. Der Göttliche sagte:

Hier ist meine Rechte, Lebbäus! — und reicht' ihm die Rechte.
Und Lebbäus streckte verstummend die Hand nach dem Herrn aus!
Aber sie sank ihm nieder. Da beugte Jesus sich vorwärts 250
Nach dem Jüngling, ergriff die Hand des Sinkenden, hielt sie
Lange mit Liebe. Die Seele des Freudigerschrocknen, sein Mund nicht,
Stammelte: Gnade bist du, ganz Gnade! Der Kanaanite
Simon, Jakobus der Alphäide umarmten einander,
Freuten des Herrn sich, blickten umher, sahn sich und den Herrn an!
Auch die andern begannen vom Herrn auf einander zu blicken,
Sich zu freuen, daſs er sie alle begnadiget hatte!
  Um sie knieten die früheren Zeugen, Petrus, Matthias,
Kleophas, und die begnadigten Weiber, die Heldenseelen,
Sie, die bis zu dem Kreuz hinauf dem Leidenden folgten! 260
Unter ihnen steht der Ueberwinder des Todes,
Hebt die Augen mit aller seiner Hoheit, und breitet

Seine Hände gen Himmel. Noch strahlete zwar die Verklärung
Nicht von ihm; doch war in seinem Antlitz voll Gnade
Mehr, als jemals, Göttlichkeit. Sie vermochten nicht länger
Ihm in das Antlitz zu schaun. Jakobus neigte sich tiefer
Gegen die Erde, und wagt' es, und rief mit flehender Stimme:
Herr, Herr, Gott! noch erhebe dich nicht zu deinem Vater!
Ach, erhöre ... Der Göttliche sprach: Ich bleibe noch bey euch,
Kindlein. Er sprach's, und nun ergriffen zu mächtige Freuden
Ihre Seelen. Sie wuſsten es kaum, was sie dachten und sagten.
Ach, ist es möglich, daſs Jesus es selber ist? Sind wir im Himmel?
Oder auf Erden? Ist Jesus es selbst? Ach, bist du es selber,
Der auf Golgatha blutete? bist du es selbst, du Erbarmer?
Sehen wir? oder verlieren wir uns in süſsen Gesichten?
Jesus wendete sich, ging hin zu dem Tische, und legte
Auf die verbreiteten Teppiche sich, und sagte zu ihnen:

Habet ihr etwas Speise für mich? — Sie erhuben sich eilend,
Traten herzu, und waren beschäftiget, Speise zu bringen.
Aber Johannes drang sich hervor vor den andern, und brachte
Honigseim und gerösteten Fisch, und setzte die Speise
Vor den Herrn, dann trat er zurück mit schweigender Ehrfurcht.
Voll von sanfter Vertraulichkeit sagte der Auferstandne!
Nahe dich mir, Geliebter, wie sonst! Ihr, meine Geliebten,
Nahet euch auch, und ruhet um mich auf den Teppichen. Komm denn,
Meine Mutter, und ruh' bey deinem Sohne. Da kam sie.
Und da kamen die andern. Er saſs. Und über den Anblick
Seiner vertraulichen Liebe, daſs sie an Einem Tische
Mit dem Göttlichen ruhten, und er vor ihnen, wie sonst, saſs,
Legte sich ihrer Entzückungen Ungestüm. Stillere Freuden
Kamen in ihr besänftigtes Herz, und völliger Glaube!
Da er ihre Herzen gestillt sah, sprach der Erbarmer:

Seht, den Zeugen glaubtet ihr nicht, die euch sagten, ich lebte!
Mich, mich hätte ihr Auge vom Tod' erstanden gesehen!
Ihnen, denen ihr sonst in allem trautet, und deren
Redlichkeit ihr ja kanntet, o warum glaubtet ihr hier nur
Ihnen nicht? Unbiegsam war eure Seele, Geliebte.
Weinet nicht, Kindlein! ich habe ja euer doch mich erbarmet.
Aber lernt, wie das Herz des Sterblichen ohne mich sey!
Hatt' ich euch nicht gesagt, oft wiederholet: Gekreuzigt
Würd' ich werden? vom Tode, der Tage dritten, erwachen?
Hat dies Moses nicht auch gesagt? die Propheten, die Psalme
Nicht verkündet? und hub ich euch nicht die Hülle der Schrift auf?
Was ich sagte, das sagten auch diese Zeugen: Getödtet
Müſste ich werden, vom Tod' erstehn! In Jerusalem sollten
Meine Zeugen beginnen, von hier zu den Völkern der Erde

Gehn, und ihnen die beyden erhabensten Seligkeiten:
Wiederkehr zu dem, der sie schuf, und den sie verlieſsen;
Und Vergebung der Sünden, des ewigen Lebens Anfang.
Predigen. Brüder des Mittlers, ihr seyd die Zeugen. Ihr sollt mich
Auf der Erde verkündigen. Sieh, des Vaters Verheiſsung
Will ich euch senden. Ihr sollt, bin ich zu dem Vater gegangen,
In Jerusalem bleiben, bis ihr mit Kraft aus der Höhe
Angethan hinwandelt, und lehrt: Wer glaubt und getauft wird,
Der wird selig! verdammt, wer nicht glaubt! Der Glaubenden viele
Sollen Wunder begleiten. In meinem Namen vertreiben
Sie den Satan aus den Beseſsnen; und reden in neuen
Zungen der Völker. Auch Schlangen vertreiben sie. Ohne zu sterben,
Trinken sie tödtlichen Trank! Sie legen die Händ' auf den Kranken,
Und der Kranke genes't. — Der Versöhner erhub sich mit Wonne,
Ging dann vorwärts in die Versammlung. Sie drangen um ihn sich

Freudig herum, ganz nah ihn zu sehn. Der Liebende sagte:
Nahet euch, meine Jünger! — Die andern entfernten sich wieder,
Nicht nur neidlos; sie freueten sich, wie vollendete Fromme
Sich in dem Himmel des Heils der Mehrbegnadeten freuen,
Ueber die Gnade, die Jesus gab den Ersterkohrnen.
Und der Göttliche stand, um ihn die hohen Apostel.
Auch sie sollten bluten! Er sah in dem Geiste sie bluten;
Und, von inniger Lieb' erschüttert, sprach er zu ihnen:
Friede sey mit euch! — So sprach des Göttlichen Stimme. 330
Und wie einer, deſs Seele der Freuden zu viel belasten,
Athmet er tiefer herauf, und hauchte sie an, und sagte:
Jetzt schon empfaht den heiligen Geist! In reicherer Fülle
Werdet ihr bald ihn empfahn. Wem ihr die Sünden erlasset,
Sind sie erlassen: wem ihr sie behaltet, sind sie behalten.
Und sie vernahmen den groſsen Befehl mit Erstaunen und Demuth.

Jetzo däucht es ihnen, als wollte der Herr sie verlassen.
Und sie standen um ihn, und wagten es nicht, ihn zu bitten,
Daſs er bliebe; doch zitterten sie, doch fleht' ihm ihr Auge.
Petrus, gefaſst von Gedanken, die seine Seele wie Flammen
Ueberströmeten, warf zu den Füſsen Jesu sich nieder,
Hielt sie, küſste sie, rief: Ich kann auf der Erde nicht danken!
Herr, in dem Himmel will ich dir danken! Ich weiſs es, Erbarmer;
Denn so sprach der Gesendete: Sagt's den Jüngern, und Petrus!
Denn du erschienest mir! und du erscheinest mir! weiſs es, Erbarmer,
Göttlicher Sündeversöhner, du hast mir meine Verleugnung,
Mein Erretter und aller Gefallenen Retter, vergeben:
Aber laſs sie, du Liebe, mich dir noch Einmal bekennen,
Herr, bekennen vor deinem Antlitz, beweinen! der Gnade
Stimme mich hören! Vergebung aus deinem göttlichen Munde,
Deine Himmelsstimme, daſs du in das Leben mich aufnimmst,

Hören, eh' ich von dir zu denen, die du versöhnt hast,
Geh', und in deinem Namen den Sündern Sünde vergebe!
Und er sahe mit vollem Vertrauen und inniger Demuth
In des Liebenden Antlitz. Da sprach der Geopferte Gottes:
Siehe, das weiſst du, ich habe für deine Seele gebetet,
Daſs ihr Glaube nicht ganz sie verlieſse. Mich hörte mein Vater.
Simon, steh auf! Es ist dir deine Sünde vergeben!
Auch noch Einmal werdet ihr mich in Jerusalem sehen,
Hören von mir, wenn ihr in Galiläa mich sehn sollt.
Also sprach der Geopferte mit so göttlicher Stimme,
Daſs sie ihr Mark und Gebein durchdrang, und die innerste Seele.

V. 363—443.

Didymus hatte sich lang von seinen Brüdern gesondert,
Jetzo kehrt' er zurück, und kam zu der Hütt an dem Tempel:

Aber er säumet' und ging nicht hinein, und wandelt' am Eingang
Unter den Palmen. Er ging jetzt, lehnte sich jetzt an der Palmen
Eine. Bald hört' er sie singen. Da kam er, und blieb an der Pforte
Stehen. Sie sangen ein Lied der Auferstehung, der neuen
Lieder eins, wie am Throne die Seelen der Märtyrer singen.
Jesus Christus erstand! Er wird die Seinen erwecken!
Seine Kindlein werden im Schooſse der Erde nicht ewig
Liegen, entstellt von der Hand der Verwesung, die Stimme des Segens
Wird ertönen; vor ihr verstummen des Fluches letzter
Laut. Erzengel werden sich freuen und leuchtender strahlen
Von den süſsen Entzückungen über die Todten, die leben!
Ach, daſs jetzo nicht mehr das Grab ist, nicht mehr die Verwesung
Herrscht, noch in Grüften zerstört der hohen Seele Genoſs liegt!
Wehet, Winde, vom Morgen, und bringt den Staub der Zerstörung!
Bringt der Zerstörung Staub, ihr wehenden Winde, vom Abend!

Brause, Sturm der Mitternacht, und bringe die Trümmern!
Jesus Christus erstand! Er wird die Seinen erwecken!
Seine Kindlein werden im Schooſse der Erde nicht ewig
Liegen, entstellt von der Hand der Verwesung. Wie Träumenden wird es
Dann uns seyn, wenn wir wiederkehren ins Leben der Engel.
Wehet, Winde, vom Morgen, daſs wir in das Leben der Engel
Wiederkehren! O säusle die Todten Gottes herüber,
Mittagswind! zu dem neugeschaffenen Paradiese.
Sieh, an der Pforte des ewigen Edens schrecket des Cherubs
Schweigen nie, droht nie die hohe Flamme des Schwertes!
Denn wir halten das Mahl mit dem Sohne, in der Lebensbäume
Kühle; das Mahl, in dem Säuseln um uns der Gegenwart Gottes!
Denn erstanden ist er, der bis zu dem Tode die Seinen
Liebte, bis zu dem Tod' am Kreuz! — So hatte sie Thomas
Preisen gehört, und war auf die Schwelle gesunken. Er deckte

Mit der Hülle sein Antlitz! Ihm floſs die Thräne, wie Blut dem
Flieſst, der am Leben verzweifelnd im Kampfgefilde gestreckt liegt,
Und, ihr Gefährt', den Siegsruf hört der Streiter für Freyheit.
Noch vermocht' er nicht aufzuſtehn. In das müde Gebein drang
Strömender Duft ihm der Mitternacht. Er fühlt' ihn nicht, weinte,
Weinete laut, mit der Wehmuth Schauer auf Wehmuthsschauer,
Daſs ihm die ganze Seele zerfloſs. Er riſs sich mit Eil' auf,
Ging zu den Brüdern hinein. Nun sahen sie endlich wieder
Thomas, ihren Bruder, und kamen mit ihrer Wonne
Lebenswort ihm entgegen. Er hört's, und lange verstummt er.
Aber es kehrete bald in die Seele ihm wieder des Leidens
Furchtbare Kälte, senket' auf ihn den lastenden, starken,
Eisernen Arm; und er rufte: Seh' ich ihm in den Händen
Nicht die Mahle der Nägel, und leg' ich in diese Mahle
Meine Finger ihm nicht, und nicht in des Lebenden Seite

Meine Hand; so glaub' ich es nicht! — Der Hörenden Wange
Glühete, wurde bleich! Doch schon erbarmt sich der Retter!
Und der Göttliche stand vor seinen Jüngern! — So schöpfen
Christen, welche des Todes Graun erlagen, entschlafen
Nun, aus den Strömen des Lichts: so stürzete vor den Erstandnen
Thomas sich nieder. Der Göttliche sprach zu den Zeugen mit seiner
Herzlichkeit: Friede sey mit euch! Dann sagt' er zu Thomas:
Lege mir deine Finger hierher! sieh meine Hände:
Lege mir in die Seite die Hand, und sey ungläubig
Nicht, sey gläubig. — Der bebende Zeuge des Auferstandnen
Rufte: Mein Herr! und mein Gott! — Da sprach der ewige Mittler:
Siehe, du sahst, und glaubetest. Der ist selig, der nicht sieht,
Aber dennoch glaubt! Und jetzt war seiner Gemeinen
Herr und Gott dem Auge der ersten Zeugen verschwunden.
Thomas betet' ihm nach, stand auf, und ging zu den Jüngern,

Und zu den anderen Brüdern umher, und bat um Erlassung
Seiner Schuld. Die Liebenden hatten lang' ihm vergeben.
Und der Selige sprach von dem Märtyrertode, dem Kleinod
An der Laufbahn Ziel! Sie sprachen mit ihm von des Blutes
Zeugniſs! der Krone der Ueberwinder am Ziele der Laufbahn!
Aber jetzt ward ihr Himmelgespräch, wie von selber, zum Liede:
Seyd in der Zukunft Ferne gegrüſst, Gemeinen des Mittlers!
Seyd, o Brüder, gesegnet mit seines Todes, mit seiner
Auferstehung Segen, o die ihr im Leben der Prüfung
Ihn nicht seht, erst jenseit der Gräber den Göttlichen sehet!
Aber dennoch glaubt! Glückselige, wandelt des Himmels
Wandel, und legt hier Eine Gemeine zum Tode euch nieder,
Und zu dem Schaun; legt Eine dort euch nieder zum Tode
Und zu dem Schaun. Es werden einst euer einige wandeln,
Ach, in schrecklichen Zeiten, den Wandel zum Tod' und dem Schauen!

Kämpft! Er kräftiget euch! kämpft daurenden Kampf! Uns, Brüder,
Höhnten und tödteten sie! euch höhnen sie nur: und dennoch
Kürzt der eure Zeiten, wie er die unsrigen kürzte,
Der aus Liebe zu uns den Eingeborenen hingab,
Der bis ans Ende der Welt bey denen wird seyn, die er liebet!

V. 445 — 777.

Siehe, das Werk des Erstandnen beginnt! Die verklärten Gerechten
Schwebten, also geschah der Wille des ewigen Sohnes,
Welcher der Erstling ist der Erstandnen, empor von den Gräbern
In die heilige Stadt, zu erscheinen den künftigen Christen.
Klein war nur die selige Schaar, die Wurzel des Baumes,
Noch nicht einmal berufen. Sie schliefen noch unter den Hüllen
Ihres Gesetzes. Es sollten zum erstenmal sie Erstandne
Wecken, dann Kephas in seiner Rede der Salbung von Christus!

Und zu deren Gemeine, die selig wurden, hinzuthun
Sie dreytausend auf Einmal. Noch schlummerten selbst, die von ihnen
Sollten Erstlinge werden; verstanden noch nichts von dem neuen
Ewigen Liede der Wonne; noch schliefen die anderen Sieger,
Ohne Palmen und hellgemachte Kleider im Blute.
Ach, noch schlafen wir Letzten der Erde! Werden wir Armen
Auch erwachen vom Schlafe, damit uns Christus erleuchte?
Lehre, Gesang des Messias, am Beyspiel weniger Frommen 460
Auf die Berufung zu merken, die Gottes Gnade uns sendet!
Denen, die nach ihm fragen, verheiſst der Herr sich zu zeigen;
Wunder ist alles um uns, und Offenbarung des Höchsten!
Er ist jeglichem nah! denn in ihm leben und sind wir!
Unter den Schatten Morias erhub ein schallendes Haus sich,
Ueber die andern empor, einst fürchterlicher zu stürzen,
Jenen verkündeten Tag der groſsen Adlerversammlung!

Auf den stilleren Söller war der reichen Bewohner
Einziger Sohn gestiegen. Er war in der Blume des Lebens,
Aber ein Jüngling voll Ernst, die Freude seiner Gespielen,
Und der Mutter Entzückung! Der Mond, enthüllt vom Gewölke,
Ging jetzt über der hohen Jerusalem und dem Moria
Ruhig einher, und schimmerte sanfte Gedanken herunter
Denen, die noch im Schlafe, dem täglichen Tode, nicht lagen;
Dir vor allen, o Stephanus, Jüngling voll Tiefsinn. Er wallte
Leis' in den Labyrinthen umher, die des Sehers Geschichte,
Welchen Bethlem gebar, um seine Seele, je mehr sie
Forschte, je gröſser und unausgänglicher herzog.
Lockicht lag sein dunkleres Haar auf dem leichten Gewande,
Das ihn umfloſs, und auf der gedankenstützenden Rechte.
Als er so nachsann, trat ein Jüngling herauf: Sie haben
Mir die Quelle geschöpft, mich gesalbt (Arabiens Stauden

Duftet' er) haben mich ſchon durch leichte Speiſen erfriſchet.
Keiner Erquickungen mehr, nur dieſes heiteren Abends,
Dieſer Ruhe bedarf ich noch. — Sey mir, o Pilger, geſegnet!
Unſerer Hütte Friede ſey dein! — Geliebterer Aeltern
Einziger Sohn, ich bin von dem Meer herübergekommen,
Habe vieles gelitten. — Eh' du mir, redlicher Fremdling,
Was du litteſt, erzähleſt, muſs ich dich fragen: Vernahmſt du
Schon von Jeruſalems groſsen Propheten die ernſte Geſchichte? 460
Ihm antwortete Jedidoth mit ſchneller, geflügelter Stimme:
Ach, von dem heiligen Mann, der geſtorben iſt wegen der Wahrheit,
Wegen der höheren Wahrheit, die Er, nicht Moſes, uns lehrte?
Der (es verbreitet eilender ſtets in Salem der Ruf ſich!),
Der von den Todten erſtand, noch mächtiger ſie zu beweiſen? —
Fremdling, Staunen befällt mich bey deiner Rede. Der Wahrheit
Märtyrer wär' er geſtorben? — Das ſagſt du, und kommſt doch von fern her,

Kommst, ein Waller des Meers? — Wo, was er lehrt', uns erzählt ward,
Sag ich hernach; jetzt laſs mich dich auch, o Stephanus, fragen:
Wenn du nun wüſstest, daſs er, nicht nur ein Zeuge der Wahrheit,
Daſs er ein gröſserer noch, ein Versöhner der Menschen, gestorben,
Und von dem Tode erweckt sey; o würde dein blühendes Leben
Dann zu theuer dir seyn, die groſse Wahrheit zu zeugen?
Würdest du bis an den Tod, wenn unsere grauenden Häupter
Durch die leise Hand der Natur zu dem Grabe sich neigen,
Würdest du dies dein Leben so lang, o Stephanus, lieben?
Oder es früher geben für den, der das seine zuerst gab? —
Was ich thäte, weiſs Gott! was ich aus innigster Seele
Und mit jedem entflammten Verlangen wünsche, das weiſs ich! —
Und was wünschest du denn, du edler Jüngling? — O nenne
Mich nicht edel, den schwachen und sündigen Jüngling, du Pilger,
Der so erhabene Dinge mich fragst: Wie ich den Erretter

Lieben wolle? was ich entschlossen sey zu beginnen
Jenes ewige Leben? Ach, der mein Herz mir erschüttert,
Meine Seele beseelt, du Wunsch voll süſser Entzückung,
Würdest du mir gewährt; so strömte, von Jesu zu zeugen,
Dies mein jugendlich Blut aus allen Quellen des Lebens! —
Nicht dich mehr zu entflammen, ach, dich zu belohnen, du lieber,
Künſtiger Märtyrer, höre des siebenten Jünglings Geschichte.
Ihn, ihn lockt' Epiphan mit jedes Glückes Verheiſsung, 520
Mit den Gröſsen der Welt; umsonst! Er sandte vergebens
Seine Mutter, die Heldin, zu ihm. Die sprach zu dem Sohne:
Ach, du Lieber, du Jüngster, du einziger Uebriger, den ich
Unter meinem Herzen getragen, gesäugt drey Jahre,
Mütterlichmühsam erzogen, mein Sohn, erbarme dich meiner!
Und, o schau zu dem Himmel empor, herab auf die Erde,
Alles dies hat der Herr, er hat den Menschen geschaffen!

Drum erbarme dich meiner, und stirb! Entschlossen zum Tode
Rief er, als seine Mutter noch sprach: Was harret ihr, Wüther?
Und, Epiphan, du entsetzlicher Mann! wirst du dem Gerichte,
Du dem allmächtigen Gott entkommen? Das ewige Leben
Haben meine Brüder nun schon, die nicht lange und wenig
Litten! Er starb. — Und Stephanus zittert' und weinte vor Rührung.
Werth sind deine Thränen mir, Jüngling! Ich zählte sie alle! —
Eines Sünders Thränen? So rief der Jüngling und bebte.
Eines Sünders, allein den Jesu Opfer entsündigt,
Und in das Allerheiligste führt. — Jetzt blickt' auf die beyden
Jesus, der Auferstandne, vom hohen Tabor herunter,
Sah den Sterblichen stehn in des Mondes Schimmer, im eignen
Dich, Unsterblicher. Schnell, da zu sinken Stephanus anfing,
Und der Erscheinung erlag, rief noch Jedidoth herüber:

Ich war's, himmlischer Bruder, der sich der Mutter erbarmte.
Dort (schon schwebt er empor) dort lernt ich, was Jesus euch lehrte.
Und er stieg zu dem Himmel hinauf, und verschwand in den Wolken.
Und ein neuer nach dir, du Morgen der Auferstehung,
Stieg, des schönsten Tags Verkündiger, über die Hügel
Judas röthlich empor, und Portia wachte mit ihm auf,
Mehr von Träumen, als Schlafe. Sie ging hinab zu der Blumen
Frühen Gerüchen; allein sie dufteten ihr vergebens:
Wieder ein Morgen erlebt, ein Tag der Erde! Doch trüb' ist's
Immer mir in der Seele noch, immer noch Nacht; da erwachet,
Geber des Lebens, kein Tag! Noch immer träum' ich im Dunkeln,
Lieg', und schmachte, dich zu erkennen, und den zu erkennen,
Den wir in seinem Grabe nicht finden. Ach, wenn die letzte
Meiner Sonnen nun kommt, wird es Nacht auch dann noch in mir seyn?

Tag erst, wenn sie hinab in die Oceane sich senket?
Ach, laſs mich nicht mir, und erleuchte mich! Schrecken des Todes
Schrecken nicht mich, wenn du mir leuchtest, Geber des Lebens!
Nun du Fels im Meer, in dem tiefen Meere der Zweifel,
Du Gedanke: der Wille gescheh' des ersten der Wesen!
Sey auch jetzo, wie du schon warst, mir Geängsteten Zuflucht!
Werde denn sanft, zu verlangende Seele! Heitert mich, Düfte,
Und ihr Farben des Frühlings, mich auf! Doch neben dem Grabe
Dessen, welcher vielleicht nicht unter den Todten mehr schlummert,
Lächelt der Frühling ja auch. Was säum' ich, mich dort zu erfrischen,
Wo mir ein wenig Schimmern von fern der Fragenden etwa
Einer, der dort um ihn weinte, zeiget. — So denkt sie, und winket,
Ihr von weitem zu folgen. Sie ging schon gegen das Grabmahl
Aus der thürmenden Stadt. Sie sahen herüber zum Felsen

Rahel kommen, und Jemina, Hiob, des ausgeprüſten
Und des wiedergesegneten, Tochter. Die Seligen sprachen
Untereinander: Sie kommt, auf die wir warten, Rahel,
Die gen Himmel hinauf aus ihrer Nacht arbeitet!
Laſs sie uns leiten zum himmlischen Lichte des ewigen Lebens!
 Griechinnen schienen sie nun, und waren herübergekommen
Von den Inseln, der Töchter des Archipelagus Einer.
Und sie kamen einher mit leichten Stäben, und Purpur
Flocht ihr ruhendes Haar. Sie gingen die Römerin langsam
Und in Gedanken vertieſt vorüber. Doch Portia wandte
Sich nach ihnen herum, und sprach: Verweilt, wenn ihr dürſet,
Pilgerinnen. Ihr irrtet an diesem Grabe mit Tieſsinn.
Kanntet ihr, den es vor wenigen Tagen noch deckte? — Wer bist du,
Die du uns ſragest? Du scheinst mir der Israelitinnen keine.

Bist du vom Kapitol, dem schrecklichsten Hügel der sieben,
Eine der Herrscherinnen, so laſs uns, und spotte nicht unser,
Römerin! — Dessen spotte der Hocherhabne des Himmels,
Welcher sich unterwindet zu spotten der redlichen Unschuld!
Kennet mich mehr! Zwar bin ich Pilatus Gattin, doch würd' ich
Tief erniedrigt mich sehn, wenn ich euer zu spotten vermöchte.
Seyd ihr nicht, anzubeten, von fernen Meeren gekommen? 500
Und ich sollte mit niedrigem Spott die Frömmigkeit lohnen?
Redet mit mir, damit ihr mich kennet. Dies Grab des Todten,
Ueber eure Vermuthungen, ist es mir theuer und heilig!
Kam der Ruf auch zu euch: Er sey erstanden vom Tode,
Den es deckte? — Du denkst von Jesu, dem Sohne des Höchsten,
Als wir keine von euch, die Götter glauben, noch fanden!
Und du verdienst von uns, daſs wir mit der offensten Einfalt

Zu dir reden, und ruhig erwarten, wie du es beurtheilst.
Mehr noch kam, wie nur Ruf, zu uns, und meine Gefährtin
Hier hat eine der Frommen gesehn; der war er erschienen. —
Rede, o Glückliche, welche die mehr noch glückliche Fromme,
Seine Begnadete, sah. Ist sie noch in dem Leben des Elends?
Hat er sie nicht hinüber ins bessere Leben genommen?
Portia sprach, da Rahel die Bothschaft von Jesu vollendet,
Wie er Maria erschien und beglückte, geflügelte Worte:
Bringt sie mir her, damit ich zu ihr aus meinem Schmerze
Mein ermüdetes Haupt erhebe, sie weinend bewundre,
Weinend! Denn von der Quelle der Ruh', die über sie strömte,
Wird kein Tropfen mich kühlen! Zu Abrahams Volk gehör' ich,
Heidnische Römerin, nicht, viel minder zu jenen Geliebten
Unter den Töchtern Jerusalems, denen der Sieger erscheinet,

Siehe, der groſse Sieger des Todes! Warum belohnt ihn
Kein Triumph? kein hoher Triumph, daſs Jerusalem halle?
Daſs der Sion davon, und des Tempels Wölbungen beben?
Warum tragen sie nicht vor ihm her die Bilder der Väter?
Warum weint ihm nicht nach, wer lahm war und gehet? wer taub war,
Höret? blind war und sieht? dem Wunderthäter, der todt war
Und nun lebet? daſs nie ein Triumph, wie der seine, gesehn sey!
Keiner der stolz die siegenden Hügel umzog, und den Lorbeer
Niederlegt' in dem Kapitole bey Jupiters Donner!
Doch, wo verlier' ich mich hin? Sein Reich, das hört' ich ja selber,
Ist nicht von dieser Welt. — Entsunken dem schwellenden Wunsche
Nach Triumphen, wie jene, die Blutvergieſser belohnten,
Schwung sie sich auf in erhabnere Höh'n, und schwieg voll Betrachtung
Eines Reiches der künftigen Welt. Da sie Jemina sahe,

Wie sie in diese Betrachtung versank mit freudigem Ernste,
Sprach sie mit himmlischem Lächeln: Wie freu' ich mich deiner Betrachtung
Ueber das Reich der künftigen Welt, und daſs dir Triumphe
Dieser Erde zu klein für den Herrn der Herrlichkeit waren!
Du, die traurig nicht mehr, nicht mehr ein Spiel der Verirrung 630
Seyn, die sich freuen sollte, daſs wir dir sagen, der Todte
Sey erstanden! und dir vielleicht die Zeuginnen selber
Sagen werden, sie hätten den Herrn des Todes gesehen! —
Mir? So athmete Portia ſanft, mit leiserem Laute. —
Weichet, Zweifel, von ihr! Der Ewigkeiten Beherrscher,
Der von dem Anbeginne das Reich der Himmel beseligt,
Sey dein Gott! er, der dich geschaffen hat, sey dein Erbarmer!
Denn du brachst mir mein Herz, Jehova sey dein Erbarmer!
  Thränen stürzeten, daſs ihr die Stimm' erstarb, von ihr nieder,

Als ihr auf die Stirne die Hand die Unsterbliche legte,
Und sie segnete. Portia sprach, da die Stimm' ihr zurückkam:
Leite mich, wer du auch bist, der begnadeten Sterblichen Eine,
Oder Eine der Himmlischen, die den Menschen erscheinen,
Leite, was soll ich thun? o führe du mich zu Gott hin!
Hörtest du, Portia, schon, daſs Todte mit Jesu erstanden?
Fragte mit ruhiger Stimme sie Rahel; mit schneller die Heidin:
Ach, was sagest du mir, erstanden Todte mit Jesu? —
Ja, der Ruf beginnt zu erschallen, es hätten mit Jesu
Todte das Grab verlassen, und die erschienen den Frommen,
Die den Göttlichen liebten. — O lasset mich meinem Erstaunen
Mich entreiſsen, und mich besinnen! Zu viel der Entzückung
Schwindelt um mich! Erstanden ist er? erstanden noch Todte?
Er erscheinet und sie? O Tag des Lebens, an dem ich

Diese Wunder Gottes erfahre! — Wir wollen dich leiten,
Portia. Suche sie nicht, die Christus sehen; du findest
Doch sie nicht auf. Er wird, wen er dir senden will, senden,
Daſs sie dir zeugen von ihm! In Galiläa erscheint er,
Auſser der Zeugen ersten, noch andern; in Salem nur ihnen.
Diese geheiligten Erstlinge werden umher auf der Erde,
Was er that und lehrte, verkündigen, werden ihr Zeugniſs
Freudig mit ihrem Blute bestätigen, dann der Treue
Ewigen Lohn empfahn am Throne des groſsen Belohners!
Eile nach Galiläa. Wenn du ihn selber nicht siehest,
Wird er dir doch von denen, die er begnadete, senden!
Und nun müssen wir dich (sie lächelten Liebe) verlassen. —
Ich beschwör' euch bey Gott, der auch mich begnadete, bleibt noch,
Ach, verlaſst mich noch nicht, und sagt, o saget: Wer seyd ihr?

Zwar ein Gefühl, wie keins mir noch ward, erfüllt mich mit Ahnung,
Hebt mich empor, und umgibt mich mit süsser Vermuthungen Schimmer,
Dafs ihr Unsterbliche seyd! allein, ach, sagt es mir selber,
Dafs ihr es seyd, damit auch nicht Ein Wölkchen mir bleibe,
Welches den werdenden Tag in meiner Seele verdunkle.

Und sie blickten vor Freude sich an, und blieben. Wir wollen
Beten dich lehren! und knieten mit ihr an das Grab des Erstandnen.

Vater unser im Himmel! Dein Name werde geheiligt.
Zu uns komme dein Reich! In dem Himmel geschehe dein Wille
Und auf der Erde. Verleih' uns unsere tägliche Nahrung.
Wie dem Schuldiger wir vergeben, vergib uns die Schulden!
Führ' uns nicht in Versuchungen, sondern erlös' uns vom Bösen!
Denn das Reich ist dein, und die Macht, und die Herrlichkeit! Amen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17850/032

Als sie endeten, und: Dein ist die Herrlichkeit! riefen,
Und zu dem Himmel erhuben die ausgebreiteten Arme,
Hüllten sie schnell in Schimmer sich, und entschwebten dem Grabmahl
Leicht in den Schatten der Bäume dahin. Sie sahen mit Lächeln
Oft sich noch um nach Portia, wonnevoll über der Heidin
Sprachloser Freude. Sie blieb in dem Staube knieen, und streckte,
Unvermögend sich aufzurichten, nach ihnen die Arm' aus.
Jemina war, und zuletzt auch Rahel verschwunden. Vom Auge
Portias rann die Freude nun über die röthere Wange,
Und sie erhob sich, leicht wie ein Laub, das Athem der Luft hebt.
Vater, das Reich ist dein, und die Macht, und die Herrlichkeit! Amen.
Also eilte sie betend hinab zu Jerusalems Thoren.
Abraham schweben, und Moses am hohen Tempelgewölbe,
Schaun auf des Festes Feyrer hinab, und forschen betrachtend,

Einen darunter zu finden, der ihrer Erscheinungen werth sey;
Aber sie suchen lang vergebens. Endlich erblicken
Sie an einem der palmenbewundenen Pfeiler voll Ernstes
Einen Jüngling, und voll der tiefanbetenden Andacht.
Feuer strömt' ihm herab aus jedem Blicke, geheiligt
Dem, defs grofsen Namen die hohe Posaune jetzt hallte,
Sie der Schlacht, des Triumphs und der Hallelujah Gefährtin.
Milder wurde sein Blick, und von werdenden Thränen beschimmert,
Als ihr Donner schwieg, und nun mit sanftem Gelispel
Korahs Gidith erklang, und die Harfe, Davids Gespielin,
Und die Stimme des Menschen, vor allen Saiten und Erzen
Unerschöpflich, die mächtigste Herrscherin über die Herzen.
Also scholl es hinauf in den himmelsteigenden Tempel:
Auf den heiligen Bergen ist sie, die Veste, gegründet!

Sions Thore, viel mehr als alle Wohnungen Jakobs,
Liebt sie der Herr! In dir, du Stadt des Allmächtigen, werden
Herrliche Dinge verkündet! verkündet die Ehre Jehova's!
  Mit anhaltender Andacht Ernst, erhoben zum Geber
Aller Gaben, zu dem, der ewig lebet und herrschet,
Kniecte Saulus. Und aus der groſsen, gedrängten Versammlung
Kohren ihn Moses sich aus, und Abraham, ihm zu erscheinen.
Als der Jubel schwieg und des Festes Feyrer zerströmten,
Schwebten sie, ihn zu begleiten, ihm nach. Mit Eile, die strahlte,
Kam, da sie folgten, herab von des Tabors wolkigen Höhen
Gabriel ihnen entgegen, und schnell erflog er ihr Schweben:
Väter, erscheinet ihm nicht; der Herr will ihm selber erscheinen!
Dort erblickt ihr Damaskus. Er eilt in diesen Gefilden,
Dein entflammter Verfolger, Gemeine Gottes. Er wüthet,

Sammelt Schaaren um sich. Die wüthen, wie er, und morden!
Aber plötzlich umstrahlt ihn ein Licht von dem Himmel; zur Erde
Fällt er nieder, und hört in der hohen Wolke die Stimme:
Saulus, was verfolgst du mich, Saulus? Da ruft er gen Himmel:
Herr, wer bist du? und ihm antwortet die schreckliche Stimme:
Ich bin Jesus, den du verfolgst! Schwer wird es dir werden,
Wider den Stachel zu lecken! Er ruft mit Zittern und Zagen:
Herr, was gebietest du? was soll ich thun? Der Wecker vom Himmel,
Jesus, der Thronende zu der Rechten des ewigen Vaters,
Gibt ihm Befehl. Den thut er, obgleich geschlagen von Blindheit.
Sieh, es leiten ihn seine Gefährten, die neben ihm zagen,
Nach Damaskus zum Seher. Ein auserwähltes Rüstzeug
Ist er dem Herrn! Verkündigen soll er des Göttlichen Namen
Vor den Heiden und ihren Beherrschern, und Israels Söhnen!

Zeigen will ihm der Herr, wie viel er um seinetwillen
Leiden soll! Er empfäht den heiligen Geist, und die Blindheit
Läſst ihn. Er wird getauft, und predigt des Göttlichen Namen:
Daſs er sey des Ewigen Sohn, der todte Messias,
Der erstandne, verherrlichte, himmelerhobne Messias!
Er verbreitet das himmlische Reich selbst bis zum Gestade,
Wo im Westen der Ocean fluthet; er gründet die Schriften,
Die in der Nacht verfinſterter Zeiten den Helden erwecken,
Der das Licht entzündet, das nimmer verlöschet, die Menschen
Zu stets hellerem Licht, vom Glauben zum Schauen erhebet!
Gabriel schwieg; und Abraham rief mit gefalteten Händen:
Daſs du bist der Vollender vom Anbeginne der Welten!
Daſs sich beugen sollen in deinem Namen die Kniee
Aller im Himmel und auf der Erde, und unter der Erde!

Aller Zungen bekennen, des ersten am ewigen Throne,
Und des letzten am Grabe: Du seyst zu der Ehre des Vaters
Herr! du Eingeborner zur Herrlichkeit, Halleluja!
Und sie schwiegen lang vor inniger Wonne. Zuletzt sprach
Moses, und weihete so den ernsten Jüngling: Die Liebe
Christus dringe dich und der Brüder! Sey denn gerüstet,
Niederzustürzen die Höhen, die gegen den Herrn sich erheben!
Lehr' ihn, Redner wie Menschen, und lehr' ihn, Redner wie Engel;
Aber habe die Liebe zugleich, die Liebe zu Christus,
Die den Geliebten der engen, der dunkeln Wissenschaft vorzieht,
Und der Brüder Liebe, die freundliche, duldende, sanfte,
Die nicht eifert, nicht spottet, von keinem Stolze sich aufbläht,
Die kein Zorn entstellt, die nicht das Ihrige suchet!
Nie zu erbittern, trachtet sie nie, dem Bruder zu schaden;

Ungerechtigkeit freuet sie nicht, sie freuet die Wahrheit;
Alles glaubet sie, trägt sie, und hoffet alles, duldet
Alles! ist nie zu ermüden! sie dauert ins ewige Leben!
Diese Liebe sey dein! du Jüngstgeborner der Gnade
Unter den heiligen Bothen, den Jesus selber erscheinet!
Denn die, welche du liebst, sind Glieder der hohen Gemeine,
Und ohne Flecken und Tadel ist die hohe Gemeine,
Ist des Bräutigams Braut, und in seinem Blute gewaschen,
Jenem, das lauter ruft, als Abels; und nicht um Rache!
Heil euch! und lauter als rief von dem Berge des Schreckengeheges,
Sina, der Donner, der Cherubim Schaar, die Posaun'; und um Fluch nicht!
Hinter Stephanus ging von dieser Weihe begleitet
Saulus hinab. Die Heiligen schwebten nach Tabor hinüber.

V. 778 — 868.

An dem Gestade des Sees Tiberias redete Jesus
Im Gebete zu Gott, und dachte die endliche Zukunft
Unsers Geschlechts, das einst zu seiner Erkenntniſs emporreift
Und zu dem Erbe des Himmels. Herauf war der Morgen gestiegen;
Und die Strahlen des werdenden Tages milderte leichter
Nebel, ein Schleyer aus Glanz und weiſsem Dufte gewebet.
Ruh' war auf die Gefilde umher, sanftathmende Stille
Ausgegossen. Ein Nachen entglitt da langsamsichtbar
Voll von Freunden dem lieblichen Duft des werdenden Tages.
Nackt bey dem überhangenden Netz stand vorn in dem Nachen
Kephas. Es saſsen umher, mit silberhaarigem Haupte,
Bartholomäus, Lebbäus gelehnt auf ein Ruder, mit vollem

Freudeglänzenden Blicke der Zwilling, mit lächelnder Heitre
Selbst Nathanael, saſsen die Zebedäiden, Jakobus,
Mit den Gedanken im Himmel, Johannes, beym Herrn auf der Erde,
Da sie näher heran zu dem Ufer kommen, erblicken
Sie den Mittler, allein sie erkennen ihn nicht; doch verehren
Sie den ernsten Fremdling, der dort des Morgens in sanfte
Ruhe versenkt und seiner Gedanken sich freut. Von den Pilgern
Allen, welche die Götzen des Griechen, oder der sieben
Mündungen Strom und seine Gebilder verlieſsen, des Passah
Feyer mit uns zu begehn, und des Tempels Psalme zu hören,
Keiner hat diese Hoheit der Seele! so sagte Jakobus.
Aber der Fremdling redet mit ihnen: Habet ihr Speise,
Meine Kinder? — Sie hatten die Nacht vergebens gefischet,
Hatten der Speise nicht. Da sagte der Unbekannte:

Werfet das Netz zu der Rechten des Schiffs; so werdet ihr finden.
Und sie warfen es aus, und konnten's nicht ziehn vor der Fische
Menge. Der Zug, so das Netz da, wo der Fremdling es sagte,
Und so schnell belastete, zeigt Johannes den Mittler.
Freudig ruft' er: Es ist der Herr! Da Kephas vernommen,
Daſs es der Herr sey, eilet' er, gürtete sich mit dem Hemde,
Warf sich ins Meer! schwamm schnell heran zum Gestade, voll Unruh, 810
Christus näher zu sehn. Er sah ihn, erkannt' ihn! Die andern
Eilten im Nachen, zogen das Netz mit den Fischen herüber,
Traten ans Land, und erkannten vor Wonne verstummt den Versöhner!
Brod und Kohlen, und Fisch' auf den Kohlen lagen vor ihnen
An dem Ufer. Der Göttliche sprach: Bringt auch von den Fischen,
Die ihr finget. Und schnell sprang Kephas wieder ins Wasser;
Zog das schwere Netz voll groſser Fische, das dennoch

Nicht zerriſs, auf das Land, und Leben wimmelt' im Netze. —
Kommt, und haltet das Mahl. — Sie hielten's. Vertraulich, mit Liebe,
Saſs er am Ufer unter den Wonnevollen, und reichte
Ihnen Speise. Jetzt war das zweyte der frohen Mahle,
Nach dem traurigen Mahl vor seinem Tode, geendet.
Und sie wandelten hin am Gestade. Der Göttliche sagte:
Simon Johanna, liebst du mich mehr, als diese mich lieben?
Schnell tritt Petrus näher zu ihm, antwortet: Du weiſst, Herr,
Daſs ich dich liebe! Mit inniger Huld sprach Jesus: So weide
Meine Lämmer! und schwieg nicht lang', und fragte noch Einmal:
Simon Johanna, liebest du mich? In dem innersten Herzen
Fühlet es Kephas; noch trauert er nicht, antwortet: Du weiſst, Herr,
Daſs ich dich liebe! Mit inniger Huld sprach Jesus: So weide
Meine Schafe! und steht, und fragt den Gerührten noch Einmal:

Simon Johanna, liebest du mich? Da kam in des Jüngers
Seele Traurigkeit, daſs ihn der Herr zum drittenmal fragte.
Und mit der Stimme der Wehmuth erwiederte Petrus: Du weiſst, Herr,
Alle Dinge; du weiſst, daſs ich dich liebe! So weide
Meine Schafe! sprach der Versöhner. Du warest ein Jüngling,
Kephas, und gürtetest dich, und wandeltest hin, wo du wolltest.
Wenn das Alter dir kommt, dann wirst du die Hände ausstrecken,
Andere werden dich gürten, dich andere führen; dich führen,
Wo du nicht hin willst. Folge mir nach! — Der Jünger verstand es,
Welche Führung dies sey, und mit welchem Tod' er, ein Zeuge
Deſs, der erstand, Gott preisen würde. Jetzt wendete Kephas
Sich, und sahe den Jünger auch folgen, den Jesus liebte,
Der an der Brust ihm lag bey dem traurigen Mahle der Scheidung.
Kephas sprach: Was soll aber der? Der Erlöser erwiedert:

Wenn ich will, daſs er bleibe, bis ich komme, was geht dies
Dich an? Folge du mir nach! Nun sahe der Jünger
Auge den Auferstandnen nicht mehr. So erhebet das Meer sich
Und so senkt es die Woge nieder, und wird zur Ebne,
Wie vom Erschienenen unter einander die Einsamen sprachen.
Ja, ich folge ihm nach, rief Simon, ich sterbe, wie er starb!
Gürtet und führt'; ich sterbe, wie er! Du aber, Johannes,
Stirbst nicht, wie er! Du bist unsterblich. — Du bist unsterblich!
Rief Jakobus, und hub zu dem Himmel sein Auge, vor Wonne
Trunken. — Ich, unsterblich! das sagt er ja nicht. — Bis er komme,
Bleiben! was sagt' er denn anders? Du bist, o Jünger der Liebe,
Bist unsterblich! Erkohren hat er für deine Treue
Diesen Lohn, die Krone! Du bist unsterblich, Johannes! —
Freudig sagt es Lebbäus, fuhr fort: Das wurde noch keinem:
Heil dir, Seliger Gottes, zu deiner groſsen Belohnung!

Eins nur ist mir Zweifel. Wir sterben, und gehn zu dem Mittler;
Und du bleibest zurück? Doch er ist ja bey den Seinen
Bis zu der Tage letztem! bey ihnen im Himmel, bey ihnen
Auf der Erde. Du stirbst nicht, Johannes! — Sie wandten sich, gingen
Voll der künftigen Welt zurück zu des Lebens Geschäften,
Ruderten hin und wieder, und theileten aus, in der Freude
Ihres Herzens, das volle Netz, wo etwa ein Nachen
Lag, der auch bis zur Frühe, wie ihrer, vergebens umherglitt.

V. 869 — 1101.

Lange hatte sich schon, und weit der Ruf von des Mittlers
Auferstehung verbreitet; und daſs die Jünger ihn sähen!
Und daſs himmlische Zeugen aus jenen Hütten des Friedens
Zu den Sterblichen kämen! und er, von welchem die Todten

Zeugten, sey wieder hinab nach Galiläa gegangen,
Daſs er von neuem sich offenbare. Gesendete Freunde
Eilten herum, und verkündeten freudig: Auf dem Gebirge
Tabor versammeln sich, die des Erstandenen harren; und Bothen
Eilten durchs Land: Der Auferstandene wird sich noch Einmal
Offenbaren! Er hat auch diese Gnade verheissen:
Eilet nach Tabor, um euch mit der Freude der Engel zu freuen!
Lazarus stand auf Tabor in Cederschatten, und sagte:
Vielen will er Seligkeit geben: er würde so lange
Sonst nicht säumen. Wir sind nur erst zweyhundert versammelt;
Und mehr sollen es seyn, die er mit dem ersten Genusse
Seines Erbes erquicken; auf die er von ferne den Schimmer
Seiner Ewigkeit ausstreun will! So harret denn, Brüder,
Dieses reicheren Maſses der himmelvollen Erbarmung;

Harret sein, wie sie droben am Thron des Göttlichen harren.
Preiset seinen Namen, und singt ihm, Psalme des Tempels
Nun nicht mehr, singt Psalme der Erben dem göttlichen Sohne,
Daſs uns preisend finde, wer kommt, sein Antlitz zu sehen,
Daſs den Erscheinenden Jubel der neuen Lieder empfangen.
Mirjam ergriff den Psalter, und hub ihr Auge gen Himmel;
Schon entströmte Begeistrung der sanfterschütterten Saite:
Da die Engel des Throns um die Hütte Bethlehems sangen,
Weinet' er! aber es ward der Preisenden Halleluja
Fey'rlicher, als sie rinnen die Thräne des Göttlichen sahen. —
Wechselnd erwiederte Magdales Tochter der Mutter des Mittlers:
Ich, die Sünderin, sank zu seinen Füſsen mit stiller
Reue, und er erbarmte sich mein, dem in Bethlem der Thränen
Mitleid floſs, der mit Gnade den Preis der Himmlischen hörte.

In Gethsemane flossen dem Gottversöhner nicht Thränen;
Schweiſs und Blut floſs! Laut hat auch dieses um Gnade gerufen.
Als er Jerusalem sah, da weinet' er über ihr Elend!
Sammeln wollt' er die Armen, wie eine Henne die Küchlein
Unter ihre Flügel; allein sie wollten nicht kommen!
Wollten des Liebenden nicht, und ruften in Gabbathas Hallen:
Ueber uns komme sein Blut, und über unsere Kinder!
Ach, es floſs, und auch für sie, auf dem hohen Altare
Golgatha! Wandte nicht da von ihm das Gericht sein geschrecktes
Antlitz weg, und floh? Scholl da die Hölle nicht dumpf auf,
Voll des Entsetzens vor ihm? Ward da sein Eid nicht erfüllet,
Den er dem Ewigen schwur: Ich will die Menschen erlösen!
Hat den Vollender nicht Gott mit Preis und Gnade gekrönet,
Seit er am Kreuze sein Haupt in die Nacht des Todes geneigt hat?

Ach, zu seiner Herrlichkeit schaut mit Wonne mein Blick auf;
Aber dennoch wend' ich ihn oft zu dem blutigen Altar
Wieder hin, und beweine den, deſs Haupt in die Nacht sich
Neigte, gekrönt mit der Krone der Schmach auf der Stätte der Schädel!
Komm, wir harren dein; uns lasten der süſsen Erwartung
Freud' und Unruh', komm du, den nicht mehr auf dem Hügel
Krönet die Krone der Schmach! nicht mehr der Felsen des Grabmahls
Hüllet in dunklere Nacht, als über Golgatha schwebte.
Komm, du Toderweckter, du Mächtiger; komm, der das Leben
Wiederbrachte, gesegnet mit allen Segen des Vaters!
Komm, wir schauen nach dir hinab in die Thale, gen Himmel,
Auf die Gebirge umher, mit innigem Blicke der frommen,
Süſsen Erwartung; o komm zu deiner ersten Gemeine!
Siehe, so wartet, die Freud' in dem Blick', und geschmückt mit der Unschuld

Schmucke, die Braut des Bräutigams, wie der Gemeinen erste
Deiner wartet, der auferstand, zu erwecken die Todten! 930
Wallt, Gemeinen der Enkel, mit frohem Tritt zu der ersten
Grabe; sie wird, euch wird der Herr des Lebens erwecken!
Wallet herzu, die Blume der Erndt' in der Hand, und die Lippe
Seines Preises voll, zu eurer Väter Gebeinen.

Magdale unterbrach den Gesang durch Rufe der Freude:

Ach, sein Häuflein, die erste Gemeine, mehret sich immer!
Seht ihr, o Zeugen, kommen die neuen Zeugen auf jedem
Wege, der aus dem Thale nach Tabors heiliger Höh' steigt?
Ach, wie auf allen Pfaden zur Wonne schneller des Pilgers
Stab sich bewegt, und dunkler der Staub der Füſse sich wölket! 940
Ach, es eilen der Glücklichen viele, viel der Erkohrnen,
Christus herauf, ihn wieder von Gott verkläret zu sehen!

Aber Mirjam lieſs den Gesang und die Saiten ertönen:

Ja, verklär' ihn auch mit dieser Klarheit, o Vater,
Daſs das Antlitz des Menschensohnes die erste Gemeine
Sehe mit Himmelswonne, sie seines Lichtes Ströme
Trinke, dadurch auf immer gelabt, und nach Troste nicht dürste,
Dann nach Erquickung nicht lechze, wenn nun das Schwert des Tyrannen
Ueber sie kommt, und sie, ihr letztes Zeugniſs zu zeugen
Von dem Sohne Gottes, heran zu dem blutigen Tode
Gehen! Laſs dann nicht säumende Qual die Nahen am Ziele
Ueberlasten, und bald ihr Blut, o Erbarmender, reden!
Bin auch ich erkohren, das groſse Zeugniſs zu zeugen,
Ich gewürdigt, zu gehen den blutigen Weg zu dem Grabe,
Sohn des Vaters, so wende nicht ganz, wenn ich langsam sterbe,
Dich von der Sinkenden. Mir genügt ein Brosam des Trostes!
Dir genüget, nicht ihm, der dein so sehr sich erbarmt hat,

Brosame nur zu geben. Wenn er zur Zeugin dich rufet;
Siehe, so ist dir keine der Qualen alle so sehr Qual,
Daſs du nicht wieder hörest die Himmelsstimme: Maria!
Und nicht wieder sinkst zu seinen Füſsen. Am Grabe
Weilet er dann nicht mehr; er sitzt auf der Herrlichkeit Throne,
Herrscht an des Vaters Rechte, zu dessen Füſsen du dann sinkst!
Also sangen Maria und Magdale. Viele der Engel
Und der Erstandenen waren herauf zu den Zeugen gekommen,
Und mit ihnen auch andere Zeugen; der Siebzig erwählten
Viele, mit ihnen sie alle, die einst ihn verlieſsen, und weinend
Diese; der Lahmen und Blinden noch viel, und der Tauben, die Christus
Hatte geheilt, und Todte, die er in das Leben gerufen.
Portia auch! und Freude befiel und Verwundrung Maria,
Daſs der Versöhner schon jetzt in den Himmel die Heidin berufe.

Und sie rührte die Harfe der neuen Jerusalem wieder:
Sohn des Vaters, noch mehrest du stets der Erben des Lebens,
Deiner Seligen Schaar! Viel hast du heut dir versammelt,
Daſs sie dein Antlitz sehen, den Gott von dem Tode geweckt hat.
Fest wird sie auf den heiligen Bergen gegründet, gegründet
Hoch auf dem Gipfel, der über die Sterne raget, des neuen
Bundes Salem! Ja, eile nur vor, und verlier' in die Zukunft
Dich, mein Blick. Wonn' ist es zu sehen den Auferstandnen,
Aber Wonn' ist es auch, hinabzuschauen die Reihen
Jener Zeiten, in welchen die kleine Quelle, das Häuflein,
Heerschaar strömt! Du Herrlicher! wie begannest du: Einer
Schwachen Sterblichen, die um dich weint', erschienst du zuerst! dann
Deinen hohen Aposteln, auf welche Geiſsel und Banden
Warten, und Thron' im Gericht, und mehr als Einmal, daſs stark sie

Würden, eh' sie hinaus aus dem Lager gingen, zu tragen
Deine Schmach mit dir! dann dieser kleinen Gemeine!
Und wie fuhrest du fort! Der Baum des Erkenntnisses Gottes
Wuchs, und breitet' über die Völkerheere der Erde
Lebenschattend sich aus! Und in der Fülle der Zeiten 990
Wirst du es herrlich vollenden! Sie Alle Ein Reich des Erbarmers,
Alle vom Aufgang der Sonne bis zu den Enden der Erde,
Alle beseligt im Schauen der Gottheit und Bürger des Himmels!
Alle Ein Volk des Höchsten, sie All' Eine Heerde, Du Hirte!
Werfet die Kronen vor ihm, Heerschaaren des Himmels, die Palmen
Nieder vor Jesus Christus, dem Allvollender, und singet,
Singet das Halleluja der tausendmal tausend Schaaren! —
Aber sie lieſs in Erstaunen versunken die Harfe sinken.
Lazarus, da er sie jetzt mehr als fünfhundert gelagert

Sah vor der Mutter Christus und sich, und wuſste, sie wären 1000
Erben des Heils und Erstlinge Gottes, die näher am Thron einst
Kronen trügen, und wallten, im Labyrinthe der Vorsicht,
Wie den gebahnten Weg in der Morgensonne der Wandrer,
Freute sich innig, und ward von seiner Wonne Gedanken,
Wie auf Flügeln, getragen. Er sah in dem kühlenden Schatten
Eines Hügels Gefäſse mit Speis' und Tranke, des Halmes
Frucht und der Rebe stehen. Begeistert sprach er zu ihnen:
Sondert Brod und Wein des Brudermahles, und setzet
Vor den Zeugen es nieder, damit es geheiligt werde.
Ihr, die ihr harret seiner Erscheinung, lasset sein Mahl uns
Halten, das heilige Mahl zu seines Todes Gedächtniſs.
Und sie hörten es freudig ihn sagen, und sendeten sieben
Jünglinge, Brod zu sondern und Wein, und lagerten näher

Sich an einander. Schon begannen viele zu knieen,
Viele die Hände, mit Thränen im Blick, gen Himmel zu falten.
Und die Jünglinge brachten das Brod und den Wein, und sie setzten
Vor der Versammlung es nieder. Als Lazarus aber hinzutrat,
Stand, und mit denkendem Blick die festgefalteten Hände
Hoch gen Himmel erhob, und zu reden jetzo beginnen
Wollte; da drangen ringsumher mit Schauer der Wonne
Und mit ihren Thränen die Cherubim und die Erstandnen
Zu der Gemeine Christus herzu; und Lazarus sagte
Feyerlichernst, und als fleht' er zugleich dem Geopferten Gottes:

Jesus Christus, unser Versöhner, in seiner Leiden
Schrecklichen Nacht, da er verrathen wurde zum Tode,
Nahm er Brod, und danket' und brach's, und gab es den Jüngern:
Nehmet und esset. Das ist mein Leib, den ich für euch gebe.

Dieses thut, so oft ihr es thut, zu meinem Gedächtniſs.
Jesus Christus, unser Versöhner, in seiner Leiden
Schrecklichen Nacht, da sein Schweiſs und sein Blut in Gethsemane träufte,
Nahm er den Kelch, und danket', und gab ihn den Jüngern und sagte:
Trinket All' aus dem Kelche des neuen Bundes, gestiftet
Durch mein Blut, das ich für eure Sünde vergieſse.
Dieses thut, so oft ihr trinket, zu meinem Gedächtniſs.
Sie empfingen das Mahl des Versöhners mit inniger Demuth,
Und mit festem Entschluſs, treu bis an das Ende zu bleiben.
Und, indem sie sich näherten, oder wieder sich wandten,
Stärkten sie sich, und riefen sich zu: Stets weiter im Wege,
Welcher zu Gott uns leitet! Am Ziel der erhabenen Laufbahn
Ist das Kleinod erst! ... Schmach hat er selber geduldet,
Hat gelitten, wie keinem von uns zu leiden gesetzt ist!

Hochgelobet im Himmel, und hochgelobet auf Erden
Sey der Mittler! Er hat die Versöhnung vollendet! . . . Des Bundes
Kelch erquicke dich noch, wenn das Herz dir durstet, die Seele
Lechzt in der Märtyrerstunde! ... Je schwerer die Leiden der Erde
Ueber euch kommen, je lauter gen Himmel sie rufen, je mehr sey
Euer Leben verborgen mit Christus in Gott! ... Wie der Engel,
Mutter, dich grüſste, so grüſse du mich, die Gesegnete Gottes!
Ich bin zu dem Sohne, dem himmlischen Erbe, gekommen!
Was ist alle Gröſse der Erde mir nun? Und es wartet
Höhere Wonne noch mein! Den göttlichen Unbekannten
Soll ich sehen, den Unerforschten, den Wunderbaren! . . .
Aber Maria rief mit lauter Stimme gen Himmel:
Hoherpriester! des Ewigen Sohn, ich gebar, ich gebar dich!
Deinen Tod will ich, bis du mir rufest, verkünden!

Hochgelobet im Himmel, und hochgelobet auf Erden
Sey der Versöhner Gottes! . . . Da so sie sich stärkten, und jetzt schon,
Wie an den Schwellen der ewigen Hütten, Worte des Lebens
Sich zuriefen, sahen sie Jesum an einer der Höhen
Niederkommen, und gegen sich her den Göttlichen wandeln.
Ach, schon stand er nah vor ihnen. Auf Einmal umschwebte
Aller Augen Entzückung. Wie Frühlingssäuseln im Walde
Sanft herrauscht, so ertönte der Redenden leiser Zuruf,
Und der Weinenden, als die Ueberzeugung vom Himmel
Ihnen ward, und verwandelt wurde ihr Glauben in Schauen!
Wie der Waller im Sonnenstrahl, der dürstet', und trank, und noch
Dürstet und trinkt; so sahn sie mit Himmelsbegierde den Herrn an.
Aber er hielt sich nicht mehr, und begann und sagte zu ihnen:
Kindlein, Heil sey und Friede mit euch! In dem Hause des Vaters

Sind der Wohnungen viel. Ich geh', und bereite darin euch
Stätten, und kehr' in dem Tode zu jedem wieder, und nehm' ihn
Auf zu mir, daſs er sey, wo ich bin! Wenn ihr mich liebet,
Haltet ihr, was ich gebot. Ich fleh' zu dem Vater, er sendet
Euch den Tröster, den Geist der Wahrheit, welchen die Sünder
Nicht zu empfahn vermögen. Sie kennen ihn nicht; ihr aber
Werdet ihn kennen, wenn er mit euch sich vereint, und mit ihm ihr
Euch vereinigt. Sieh, ich verlasse euch nicht, wie im Tode
Ihre Waisen die Mutter verläſst. Denn ich kehre wieder,
Euer Führer, der euch hinauf zur Erkenntniſs des Himmels
Bringt, und dem ewigen Leben! Denn hier schon werdet ihr lernen,
Daſs mit dem Vater vereint ich bin, und mit mir vereint ihr
Seyd, und ich mit euch. Wer, was ich habe geboten,
Weiſs und hält, der liebet mich! und den wird der Vater

Lieben! und ich werde ihn lieben, und ihm mich offenbaren!
Ja, wir werden ihn lieben, ich und der Vater, und kommen,
Und bey ihm wohnen! Ich bin der Weinstock, und der Vater
Ist Weingärtner, ihr seyd die Reben. Jede der Reben,
Welche nicht Frucht trägt, schneidet er ab; und jede, die Frucht trägt,
Reiniget er, daſs der Früchte noch mehr die Herrliche trage.
Ihr erkohrt mich nicht; ich aber hab' euch erkohren,
Euch Gedeihen gegeben, daſs Frucht ihr trüget, und wüchset
In die Ewigkeit! Hört mein groſses Gebot, und ein Labsal
Sey es euch; denn die Welt wird, wie mich sie gehaſst hat, euch hassen:
Liebet euch untereinander! Ich laſs' euch meinen Frieden,
Meinen Frieden geb' ich euch. Ihm gleichet der Erde
Friede nicht. Mit Ruh' und mit Unerschrokkenheit stärk' er
Eure Seelen. Ihr werdet euch freuen, wenn ihr mich liebet!

Also hörten sie ihn die letzten Worte der Weihung
Zu dem nahenden Kampf und zu dem ewigen Leben
Sagen, und sahn ihn nicht mehr. Die Seligkeit ihres Entzückens 1100
War zu heiterer Freude und Ruhe der Seele geworden.

V. 1102—1213.

Die von den Siebzigen waren auf Tabor gewesen, verliefsen
Jetzo den Berg der Verklärung, und stiegen herab, und kamen
Seitwärts von Stegen geführt in ein Palmenwäldchen des Thales.
Und sie fanden daselbst die heiligen Zwölfe versammelt;
Fanden, wer nicht von ihnen war auf Tabor gewesen.
Und sie verkündeten allen des Heil, das so vielen vom Herrn ward,
Kurz, mit Flammenworten. Wie konnten sie reden? sie weinten!

Tiefes Schweigen und Vorgefühl des Himmels, ach Wonne,
Dämmrung sie von dem Erbe des Lichts, war in der Versammlung.
Aber Jacobus entriſs sich der Mitgenossen Umarmung.
Jünger des Herrn, wo eilest du hin? Der Herr wird, der Herr wird
Seinen Kindlein erscheinen! — Ich geh' ihm entgegen! nach Tabor
Geh' ich zu ihm! — Wie würdest du trauren, wenn er erschiene,
Und du wärest nicht hier! — Er siehet alles und weiſs es,
Wie ich dürst', ihn zu sehn, und warum ich entgegen ihm gehe.
Laſst mich, ich werde nicht trauren. — Er ging. Bald kam er in hoher
Felsen Schatten, und stand, und hob die Hände gen Himmel:
Herr, Herr, Gott! noch erhebe dich nicht zu deinem Vater,
Ach, erhöre mein Flehn! Zwar hoffen wir alle, du werdest
Uns noch erscheinen; allein wie wissen wir's denn? Ach, verlaſs uns,
Mittler Gottes, noch nicht! Ich habe vor dir, du Erbarmer,

Gnade gefunden! Ich will mich hier in der Höhle verbergen,
Niederknien und dein Heil erwarten. Geh' du vorüber;
Siehe, so will ich von fern, Herr, deiner Herrlichkeit nachsehn.

Jesus Christus ergriff ihm die Hand, da er lag und ihm flehte,
Richtet' ihn auf, und segnet' ihn ein zu der himmlischen Sendung.
Und der Selige folgte mit Freudausrufen und Beben
Christus den Weg hinab in das Palmenwäldchen des Thales.
Schon an dem fernen Fuſs des Berges erblickten die Jünger
Christus, und neben dem Herrn den glücklichen Zebedäiden.

Und er grüſsete sie mit seinem himmlischen Gruſse:
Friede sey mit euch! Bald werd' ich, meine Geliebten,
Bald nicht mehr mit euch des Wiedersehens genieſsen
Auf der Erde; mit euch vom Honigseime nicht essen;
Noch, was ihr in der Frühe des Tags am Gestade bereitet;

Nicht im Schatten mehr ruhn; allein in den Hütten des Friedens,
Wo viel Wohnungen sind, dort werdet ihr euren Messias
Wiedersehn, und, nebst den versammelten Vätern des Bundes,
Freuden der Freundschaft empfahn, die Abschiednehmen nicht trennet.
Und er sank vor den Zeugen zur Erde anbetend nieder,
Redete mit erhabener Stimme: Die Zeit war gekommen,
Deinen Eingebornen in seiner Schönheit zu zeigen!
Siehe, du hast ihn gezeigt, und bist verherrlichet worden,
Vater, durch ihn! Ihm hast du gegeben die Sterblichen alle,
Daſs er sie auferwecke vom Tode, und ewiges Leben
Ihnen gebe. *Das aber ist ewiges Leben, dich, Vater,*
Den allein wahrhaftigen Gott, und den du gesandt hast,
Jesum Christum erkennen! Ich sehe, Vater, im Geiste
Schon die Fülle der ganzen Vollendung! Ich hab' auf der Erde

Dich verherrlicht! habe vollführt der Gottheit Rathſchluſs!
Nun erwarten mich Kronen zu deiner Rechten! Du wirst mir
Wieder die Herrlichkeit geben, die mein war, ehe die Welt war.
Deinen gefürchteten Namen hab' ich den Erwählten verkündigt
Aus den Sündern. Du gabest sie mir. Sie haben die Weisheit,
Die ich sie lehrte, selbst ich bin ihr Zeuge! mit Treue gehalten!
Nun erkennen sie auch, daſs, was ich habe, von dir ist.
Denn ich habe sie alles gelehrt, was du selber mich lehrtest!
Also haben sie's aufgenommen! die göttliche Wahrheit
Tief in das Herz gefaſst, daſs ich von dem Vater gesandt bin!
Vater, ich bitte für sie, für die Welt nicht! weil sie auch dein sind;
Weil wir in jedem Besitz der Seligkeiten vereint sind!
Vater, ich bitte für sie! denn auch durch sie, bin ich herrlich!
Ich verlasse die Erde nun bald, und kehre gen Himmel,

Vater, zu dir zurück: sie aber bleiben auf Erden,
Sehn noch lange der Sünder Müh', und fühlen ihr Elend!
Laſs sie, heiliger Vater, der hohen Erkenntniſs getreu seyn,
Die sie haben werden von dem, der jetzo versöhnt ist.
Laſs sie Eins seyn, wie wir; ein Haus voll Brüder! Ich sorgte
Selber für sie, da ich noch, gleich ihnen, Mensch war. Ich wachte
Ueber ihren unsterblichen Geist. Hier sind sie, mein Vater!
Keinen hab' ich verloren! Nur hat der Sohn des Verderbens
Mich verlassen, und ist den Propheten ein Zeuge geworden.
Nunmehr komm' ich zu dir! Das sag' ich, da ich bey ihnen
Noch auf der Welt bin, daſs sie an meine Herrlichkeit denken,
Und sich freuen, wie ich mich freue. Sie haben die Worte
Deines Lebens gehört. Der Sünder hat sie gehasset,
Wie er mich haſste! Nicht bitt' ich, daſs du der Erde sie nehmest!

Schütze sie nur vor ihrem Verfolger, dem Geist des Verderbens!
Heilige sie in deiner Wahrheit. Dein Wort ist die Wahrheit!
Vater, ich lieſs mein Leben für sie, damit sie, gereiniget
Von der Sünde, vor dir erschienen! Doch bitt' ich, o Vater,
Nicht für die Jünger allein. Der neuen Schöpfungen Kinder
Werden einst, wie aus dem Morgen der Thau, durch ihr Wort mir geboren!
Auch für diese bitt' ich, mein Vater, daſs alle sie Eins seyn,
Wie wir Eins sind, und daſs die Erd' es erkenne,
Daſs du mich, Vater, sandtest! Ich habe das ewige Leben,
Meine Herrlichkeit denen gegeben, die du mir geschenkt hast,
Daſs sie Eins seyn, wie wir, zu Einem göttlichen Endzweck
Alle vollendet! und daſs die Sünder der Erd' es vernehmen,
Jesus sey von dem Himmel gesandt! Gott liebet die Kinder
Seiner Versöhnung, wie er den Erstling der Söhne geliebt hat.

Vater, es sollen meine Versöhnten zu mir sich versammeln.
Daſs sie seyn, wo ich bin, und meine Herrlichkeit sehen,
Jene, die du mir, Liebender, gabst, ehe die Himmel entstanden!
Dich verkennet die Welt, gerechter Vater; ich aber
Kenne dich! Den Erwählten hab' ich enthüllt das Geheimniſs
Meiner Sendung, und deiner Gottheit, und will's noch enthüllen,
Daſs die Liebe, mit der du mich liebtest, ihr Herz ergreife,
Und den unsterblichen Geist nur sein Versöhner erfülle.

Also betete Christus verklärt mit der Göttlichkeit Miene,
Und er richtet sich auf, und entweicht der Sterblichen Auge.

Wenn erhabener Tempelgesang, von der Auferstehung
Oder vom ewigen Licht; Erfindung der Töne, dem Liede
Gleich, und Stimme des Menschen, und Hauch und Saite zu Einem
Groſsen Zwecke vereint, mit Schönheit beginnt, jetzt steigend,

Sinkend jetzt fortfährt mit Schönheit, nun steigender, immer
Inniger, sanfter, erschütternder, mit Urschönheit endet;
Wie es dann den Hörenden ist, so war es (ich rede
Menschlich von himmlischen Dingen) den Jüngern, als sie den Herrn sahn, 1210
Als sie beten ihn hörten voll göttlicher Gnade und Wahrheit.

Aber sie machen endlich sich auf, verlassen die Palmen
Galiläa's, und kehren zurück mit Wonne gen Salem.

V. 1214—1344.

Selber von denen, mit welchen er der Erlösung sich freute,
Sonderte sich Johannes. Er wollte allein mit Gott seyn!
Und gesunken in tiefe Stille der Seele, gesunken

Ueber des ewigen Heils Fortgang in ernste Betrachtung,
Wallt er einher in der Zukunft Irre. Voll inniger Demuth
Wagt er, mit Tritten des Menschen, die Wege Gottes; und fehlt sie!
Voll des süſsesten Mitleids stand bey dem Betenden Salem;
Und der Unsterbliche sah, daſs ein Schlummer von Gott auf den Jünger
Fiel. Bald hellte des Eingeschlafenen Antlitz der Engel
Lächeln. So fand den Erwachenden noch die Genossin am Kreuze,
Und an dem Throne dereinst vor des Bundes groſsem Vollender!
Und es rief ihr entgegen, des Mittlers Mutter und seiner,
Freudelaut entgegen: O Mutter Christus, ich lernte
Weisheit und künftiges Heil in diesem Schlummer voll Wonne!
Ach, es war ein Gesicht! Viel anders war's, was ich sahe,
Als ich mir es dacht' in dem Wahne von Gottes Enthüllung,
Denn ich hatte gewagt hinauszugehn in die Fernen

Unserer Zukunft! hatte, was Gott thun würde, zu forschen
Mich, der ein Sünder noch ist, und ein Sterblicher, unterwunden!
Ach, mich unterwunden, an jener Tiefe zu weilen,
Wo hinunter zu schaun umsonst selbst Engel es lüstet.
Siehe, wir waren mit herzlicher Einmuth in unserer Hütte
An dem Tempel versammelt. Der kleinen Gemeine Gespräch war
Frey, und keines Meinung beherrschte des andern Meinung.
Mutter des Herrn! wenn nur die künftigen groſsen Gemeinen
Nicht verlassen der Liebe Pfad, und sich rauhe der harten
Bitteren Herrschsucht wählen! Wir sahen wohl Licht; doch es dämmert' 240
Auch in dem Lichte. Wir waren zum Tode entschlossen, doch fehlt' es
Uns am Muth zu dem späteren Tode. Wir waren der eignen
Seligkeit viel zu begierig, um mit Verleugnung zu sorgen
Für die Seligkeit andrer. Wir wollten auf Erden nicht säumen,

Ach, nicht säumen! ergriffen den Stab des Wanderers, hofften,
Dürsteten, bald bey Christus zu seyn! Da erhub sich auf Einmal
Um die Hütt' ein Brausen, als eines gewaltigen Windes!
Siehe, vom Himmel kam das erschütternde Brausen, und füllte
Ganz die Hütte, worin wir saſsen. Wir sahn uns an, sahn
Flammen uns auf der Zunge wehn. Noch mächtiger ward uns 1250
Ausgegossen Gefühl in das Herz, wie wir niemals empfanden!
Flammen! wie lernten wir ihn da lieben! durchströmten die Seele!
Und die Dämmerung sonderte sich von unserer Erkenntniſs
Lichte! Wir waren entschlossen zum späteren Tode, entschlossen
Graues Haar in Märtyrer Blut zu senken! Wir liebten
Eigene Seligkeit, aber sie mit Verleugnung, mit heiſser
Inniger Sorge für's Heil der gotterwählten Gemeinen!
Dürsteten zwar, bey Christus zu seyn; doch gerne, geböt' es

Also der Wille des Herrn, nach vieler langsamer Jahre
Säumen erst, erst dann, wenn von uns hinüber in Schaaren
Brüder wären gegangen, die wir erwecket, gelehret
Hätten, gestärkt, mit Labsal gelabt in dem Leben und Tode!
Fertige Wandrer hinauf zu gehn zu der Heimath im Himmel
Waren wir jetzo nicht mehr; wir standen gegürtet, erhoben
War der Wanderer Stab, umher auf der Erde zu wallen,
Hier mit Arbeit und Schweiſs und vielen Thränen zu wachen
Ueber die Seligkeit derer, die unsere Sendung erkennten;
Aber uns auch, wo sie des ewigen Lebens sich unwerth
Hielten, zu wenden, und weichend den Staub von den Füſsen zu schütteln!
Also sagte Johannes, und füllete durch die Erzählung
Seines Gesichts der Mutter des Herrn mit Wonne die Seele.
Thomas hatte bey sich die Zwölf' und die Siebzig versammelt,

Nach Gethsemane sie zu führen, und dort zu besuchen
Jene Stätte, wo Christus am Abend der früheren Scheidung
Niedergesunken zu tiefem Gebet vor dem Richter der Welt lag.
Thomas Gedanke war's nicht; es war die Leitung des Mittlers,
Die ihn nach Gethsemane brachte. Auf Einmal wandelt
Unter ihnen der Herr. Er führt die Zeugen: sie folgen.
Jetzo wurde des Oelbergs Krümmung steiler. der Gipfel
Ragte höher empor. Noch schweigt der Versöhner; sie aber
Reden mit Wehmuth untereinander. Sie glaubten an Jesu
Etwas zu sehn, das ihnen die nahende Scheidung verkünde.
Schweres Herzens standen sie oft, und sahen sich oft um
Nach dem Todeshügel und nach dem offenen Grabe;
Länger nach diesem! Der Liebende war von dort zu den Seinen
Wiedergekommen! Mit dem Labsal erquickten die Jünger

Ihre Seelen. Die Gipfel des Oelbergs deckt' ungesehen
Voll Erwartung die selige Schaar, die sich zu Begleitern
Seiner Auffahrt Christus erkohr, erstandne Gerechte,
Seelen auch, die Seraphim alle, die ihm auf der Erde
Dienten, von jener Nacht in Bethlehem an, bis zu dieser
Letzten Verklärung. Wie eine der ältesten Cedern des Waldes
Hebt auf Libanons Höh', stand Gabriel unter der Heerschaar.

Jesus war hinauf zu der letzten Höhe des Oelbergs
Mit den Jüngern gekommen. Gelindere Lüfte des stillen
Werdenden Tages umsäuselten sanft, und kühlten die armen
Glücklichen, welche so schwer an der Sterblichkeit Bürde noch trugen.
Unter ihnen stand der Eingeborne des Vaters,
Schön und schrecklich zu schaun! so hatten noch nie den Messias
Seine Zeugen gesehn, noch nie auf der Erde die Engel!

Stand in einer Hoheit, die keine Saite nicht, keine
Stimm' ausdrückt des Menschen, kein himmelnaher Gedanke.

Christus stand auf der Höhe des Berges: um ihn die Zeugen;
Und er breitete gegen die Jünger mit Liebe die Arm' aus:

Weicht von Jerusalem nicht! Harrt da der Verheiſsung des Vaters,
Die ihr, als ich erstand, von mir vernahmet. Johannes
Hat mit Wasser getauft; ihr aber sollet getaufet
Werden mit dem heiligen Geiste. Nur wenige Tage
Und die Verheiſsung kommt! Der Jünger etliche fragten:
Richtest in diesen Tagen du wieder auf, o Messias,
Israels Reich? — Die Stunde, die seiner Macht der Vater
Vorbehalten, gebührt, ihr Sterblichen, euch nicht zu wissen!
Aber ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfahn,

Der von dem Himmel auf euch herab wird kommen, und werdet
Meine Zeugen seyn in Jerusalem, werdet's in Juda
Und in Samaria seyn, und bis an das Ende der Erde!

Christus nahte sich mehr, erhub die Hände, und schaute
Auf die Zeugen mit inniger Huld: Gott segn' und behüt' euch!
Gott erleuchte sein Angesicht über euch, und sey euch gnädig!
Gott erhebe sein Antlitz auf euch, und gebe euch Friede! 1320

Also segnete sie der Versöhner. Himmel! und Erde!
Und ihr all', ihr Erlös'ten Gottes! nun hatt' es der Mittler
Alles, alles auf Erden vollendet! Siehe, die Wolke
Kam herunter, und hub ihn empor zu dem Himmel. Die Zeugen
Sahen lang dem Gekreuzigten nach, dem Erstandnen vom Tode!
Lange mit freudeweinendem Blick, mit erschütterter Seele,

Ach, mit jenem Gefühl, wie es uns wird werden, wenn Christus
Wiederkehrt, als Richter der Welt, in den Wolken des Himmels!

Und sie sahn ihn nicht mehr. Zween Männer in weiſsem Gewande
Traten auf Einmal vor sie. Die waren Eloa und Salem.
Und der Eine mit lichterem Haar, und dem goldenen Stabe
In der Rechten, sprach zu ihnen, die kaum in der süſsen
Wonne Betäubung ihn hörten: Ihr Männer von Galiläa,
Warum steht ihr und schauet gen Himmel? Dieser Jesus,
Welcher von euch hinauf in den Himmel stieg, kehrt wieder,
Wie ihr ihn sahet hinauf in den Himmel steigen. Sie sagten's,
Wendeten sich, und wurden nicht mehr von den Jüngern gesehen.

Aber die Jünger verlieſsen mit Dank und Preis den Oelberg,
Eilten und kamen hinab nach Jerusalem: waren beysammen

In dem Tempel, zu beten; zu beten, in ihrer Hütte
An dem Tempel beysammen: und harreten, also geweihet,
Auf die Verheiſsung des Vaters, daſs Kraft aus der Höhe zum Zeugniſs
Von dem Versöhner über sie käme! daſs über sie würde
Ausgegossen die Feuertaufe des heiligen Geistes!

V. 1345 — 1507.

Weit schon über den Wolken erhub sich der Gottversöhner,
Mit den Schaaren um ihn, auf dem lichten Pfade zum Throne.
Gabriel strahlte schwebend voran; die fliegenden Locken
Säuſelten ihm, und er sang in die Lispel der goldénen Harfe:

Fanget bebend an, athmet kaum
Leisen Laut, denn es ist Christus Lob,

Was zu singen ihr wagt! die Ewigkeit
Durchströmt's! tönt von Aeoon fort zu Aeoon!

Drauf erhub ein Chor Erstandner der zitternden Wonne
Stimme. Die Harfen rauschten mit sanftem Getön, und wie fernher
Rufte der Donnerhall der Posaune. So rauscht am Gebirge
Weit herunter von Lüften der Hain und von Silberbächen,
Wenn im Geklüft einher der wasserärmere Waldstrom
Langsam kommt. Das Chor der Erstandnen schaute zum Mittler
Weinend hinauf. So sang es dem Ueberwinder des Todes:

Begleit' ihn zum Thron auf, o Lichtheer!
Mit der Harf' ihn, der Posaun' Hall und dem Chorpsalm,
Jesus, Gottes Sohn! Menschlich ist Er!
Gnädig! das rufest du laut, blutiger Altar!

Es preis' ihn der Toderb' und Seraph!
Es erheb' ihn die Versammlung der Gerechten
Jesus! Hehr ist er! heilig! Es gab,
Siehe dem Herrlichen! Jehova das Gericht!

Es sing' ihm der Heilerb' und Cherub!
O ihr Chör' all' in dem Lichtheer Hosianna!
Jesus! Sohn, du bist König der Welt!
Ewiger König der Stadt Gottes in der Höh'!

Wie wirst du am Thron den empfangen,
Der es ganz litt, der es ganz that! den Vollender!
Vater! du den Sohn! Donner des Throns,
Gebt der Unsterblichen Chor Flügel und Triumph!

Und sie schwiegen. Es schwebet' an einer Sonne Gefilden
Langsamer fort ein anderes Chor Erstandne. Sie sangen
Ihm, der stets lichtheller des Vaters Rechte sich nahte:

O Vollender! wie wird Er, der ewig ist, dich
In des Throns Höh'n empfangen! Ewiger, wie wirst
Du hingehn! des Herrn Sohn den Herrn schaun! der erhabne,
Der unendliche Genoſs deſs, der seyn wird und war!

Du, o Licht von dem Licht! Gottmensch! groſs durch den Tod
An dem Kreuz! Hehr Sühnopfer! Herrlicher dem,
Der abfiel und umkehrt! der Staub schlief, und darauf erst
Ein Unsterblicher, wie sie, Glanz der Engel empfäht.

Der erlösende Sohn, Allerheiligster! ging
In die Nacht deines Grauns ein! Aber wie hat ihn
Erhöht Gott! Ihr Knie sinkt dem Anfang aus der Höhe
Dem Erniedrigten und Herrn, aller Endlichen Knie!

Und wie schallet empor, hoch im Himmel empor,

Und im Staub, ihres Zuruſs Wonnemelodie!
Erhöht wird des Herrn Sohn! der Gottmensch! der Gesalbte!
Dem Unendlichen zum Preis! Gott dem Vater zum Preis!

Wie der freudige Fromme, der jetzt die Gräber nicht denket,
Oder, denket er sie, mit dem Troste der Auferstehung
Ihre Nächte durchstrahlt; wie der, wenn der Morgen im Frühling
Ihm erwacht, mit Wonn' in dem Aug' in die schönen Gefilde
Weit umher blickt, laut sein Gebet dem Schöpfer des Frühlings
Hinströmt, also schaüten umher, ertönten vom Jubel
Chöre Seraphim, da in der Straſse des Lichts des Triumphes
Heerschaar schwebt', und mit strahlenden Meeren der hellere Himmel
Sie umgab, und die Stern' in Gedränge zu tausenden wallten.
Dieser Jubel der Seraphim scholl umher in den Sternen:

Ertönet sein Lob, Erden, tönt's Sonnen! Gestirn!
Ihr Gestirn' hier in der Straſse des Lichts, hall't's feyrend,
Des Erlösenden Lob! siehe des Herrlichen,
Unerreichten von dem Danklied der Natur!

Lobsing', o Natur, dennoch dem, der dich schuf!
Dein Gesang ström' in den Himmeln einher! hochpreisend,
Von erbebender Höh', rufe des Strahls Gefährt'
In Kidrona und dem Palmthal, ihn herab!

Ihr Wasser der Mond', Erdemeer, rauschet darein!
Wie das sanftlispelnde Harfengetön, zum Chorpsalm
Der Posaunen empor, Lüfte der Palmen wehn,
So erhebt euch zu der Sternheere Gesang!

Wie wandelt ihr her, welche Gott zahllos erschuf!

O du Heerzug der Gestirne! wie strahlt, wie laut ruft
Des Erlösenden Preis ihr zu der Höh' hinauf,
Zu der Glanzschaar um den Thron Gottes empor!

Du bist es, o Sohn, dem der Welt Jubel ertönt!
Du ein Quell aller Beseligung Herr, Heilgeber!
Unerschöpflicher Quell dessen, was glücklich macht!
Ist ein Weg wo? ist ein Flug auch zu dem Licht,

Zum Heile, den er uns nicht führt? Alle nicht führt?
Labyrinth alle des groſsen, des unnennbaren,
Des belohnenden Heils! Selige führt durch dich,
Von Aeonen her zu Aeonen fort, Labyrinth!

Tönender schon, mit hellerer Saite, lauterem Donner

Ihrer Posaunen, strömt' ein Chor in diesen Gesang aus,
Cherubim waren's, die flammten, und freudig ihr Antlitz verklärten:

Der Entwurf des ewigen Reichs der Schöpfung
Ward, zu Gestalt Urstoff! Heer ohne Zahl
Bewohner, und Welten entflohn
Vor Erstaunen, daſs sie waren!

Dem Erschaffungsrufe des Sohns. Lautdonnernd
Scholl es, gebot Kreislauf! Langsam und schnell,
Umschwebte den Strahl sein Gefährt';
Mit Entzückung der Bewohner!

Des Erlösers ewiges Reich war! Tiefsinn,
Herrlichkeit strahlt' aus der Schöpfung Entwurf!
Glückseligkeit Aller! Es führt
Da hinauf auch von dem Elend

Ein bethränter Pfad! O besingt, Graberben!
Erben des Lichts! Brüder dessen, der starb!
Den Pfad von den Leiden herauf
Zum Gerichtstuhl! Denn ihr richtet!

Labyrinth war, Erben! der Weg an dunkeln
Felsen empor! Grabnacht hüllt' ihn euch ein.
Das Blut der Entsündigung rann;
Und Gericht hält, wer erlös't ward.

Aber hundert Cherubim schwebten hervor, und enthüllten
Wieder ihr Antlitz, und wiesen hoch mit der Palme gen Himmel:

Begleit' ihn zum Thron auf, Triumphheer!
Mit der Harf ihn, der Posaun' Hall, und den Chorpsalm,
Jesus, Gottes Sohn! Herrscher ist Er!
Herrscher! das rufet ihr laut, Donner um den Thron!

Es ruf' ihm der Heilerb' und Cherub,

O ihr Chör', all' in dem Lichtheer, Hosianna!
Jesus! Gottes Sohn! Dulder! du steigst, Todter! zur Rechten des Herrn, Ewiger, empor!

Jetzo kam der Triumph dem Himmel so nah, daſs Gottes
Thron sie strahlen in seiner ganzen Herrlichkeit sahen.
Da den Triumph, den Triumph die nahesten Engel erblickten,
Standen sie alle zuerst erstaunt, bald aber erhub sich
Wonnausruf voll frohen Erschreckens. Die Stunde, da Christus
Wieder würde, der Ueberwinder, den Himmel betreten,
War der Himmlischen keinem bekannt, war's selber der Thronen
Ersten nicht. Sie hatten nur fern durch der Welten Getöne
Jubel gehört. Von Gebirg rief zu Gebirge, der Cherub
Rief: Der Messias! dem Cherub, aus Hainen riefen in Haine
Seelen und Seraphim sich: Der Messias! von Strahle zu Strahle,

Bis hinauf zu den Opferaltären, hinauf zu den hohen
Wolken des Allerheiligsten scholl: Der Messias! hinaufſcholl
Zu dem Thron: Der Messias! daſs weit um sie her der Wälder,
Daſs der Ströme Geräusch unhörbar ward, des Krystallmeers
Woge selbst, vor der Stimme der Rufenden! Aber da Jesus,
Da der groſse Vollender nunmehr mit einem der letzten
Sonnenschimmer den Himmel betrat, da sanken der Engel
Kronen, da streuten mit sanfterer Freude die Himmlischen alle 1480
Palmen auf den erhabenen Weg, der zum Throne des Herrn führt.
Auch die Triumphbegleiter, die Auferstandnen und Engel,
Streuten Palmen, und gingen einher mit froher Demuth.
Aber die Seelen, belastet von neuem Himmelsgefühle,
Wären in einem der Haine des Weges geblieben; hätt' ihnen
Gabriel nicht mit der goldnen Posaune zu folgen gerufen.

Jesus nahte dem Thron. Und stiller wurde die Stille:
Und die Posaune rief den Seelen nicht mehr! die Väter
Standen; noch folgten die Engel, nicht lange, so blieben auch sie stehn,
Sanken nieder, anzubeten. Gabriel hatte
Keiner der Endlichen sonst, des Thrones unterste Stufe
Mit dem Messias betreten. Dort kniet' er, beynah unsichtbar
Durch den herunterströmenden Glanz, und schauete zu Gott auf.

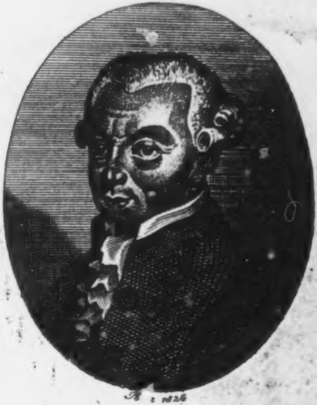
Siehe, der Hocherhabene war, der Unendliche war, Er,
Den noch alle kennen, dem Alle danken noch werden,
Aller Freudenthränen noch weinen, Gott, und der Vater
Unsers Mittlers, der Allbarmherzige war in voller
Gottesliebe verklärt! . . . Der Sohn des Vaters, des Bundes
Stifter, Er, der das All mit seinem kräftigen Wort trägt,
Den noch Alle kennen, dem Alle danken noch werden,

Aller Freudenthränen noch weinen, siehe das Opfer
Für die Sünde der Welt, der Getödtete war, der Erstandne,
Jesus, der Mittler, der Allbarmherzige war in voller
Gottesliebe verklärt! . . . So sahen den Vater die Himmel
Aller Himmel! So sahen den Sohn des Vaters aller
Himmel Himmel! Indem betrat die Höhe des Thrones
Jesus Christus, und setzete sich zu der Rechten des Vaters.

Blumenlese

aus

Kant's Schriften.



KANT.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Fünf und dreyssigstes Bändchen.
Kant's philosophische Schriften.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Immanuel Kant wurde den 22. April 1724 zu Königsberg geboren. Obzwar er Anfangs Theologie studirt hatte, so trat er doch im Jahre 1755 als academischer Lehrer auf, und wurde 1770 zu Königsberg Profeſsor der Logik und Metaphysik. Seine Hauptbeschäftigung war also Philosophie, und seine, mit neuen Terminologien versehene speculative Philosophie eröffnete eine neue Epoche in der Philosophie, erregte manche Gegner und ſand viele Vertheidiger. So trugen z. B. Feder, Garve, Jacobi, Herder und vorzüglich Schulze, gegen verschiedene Ansichten Kant's die Waffen. Doch die Schaar seiner Anhänger vermehrte sich bald, und selbst die, welche die Kantische Philosophie frey untersuchten, haben sich um dieselbe mehr verdient gemacht, als die Kantianer selbst. Unter seinen vortrefflichen Schriften, die bey ihrer Erscheinung von der damaligen Welt mit vielem Beyfall aufgenommen wurden, und in unsern Tagen dem nach Wahrheit Strebenden noch lieb und werth seyn müssen, hat die meiste Sensation gemacht seine „Kritik der reinen Vernunft," wovon die fünfte Auflage in Leipzig 1799 erschien, und die „Kritik der practischen Vernunft," (Riga 1787). In diesen beyden Werken hat er seine Ansichten, die Philosophie betreffend, niedergelegt. Die übrigen Abhandlungen, welche zwar auch in das philosophische Fach schlagen, sind diesen Werken untergeordnet, wie z. B. seine Untersuchungen über die Natur, über das Schöne u. s. w., weshalb wir hier die übrigen Schriften übergehen. —

Kant hat sich also die Verehrung der Nachwelt durch seine Leistungen in der Philosophie im vollen Maſse erworben, welche sich denn auch schon auf mehrere Weise würdig geäussert hat, so z. B. bey seiner zu Königsberg gehaltenen Gedächtniſsfeyer, bey welcher man seine, aus Cararischem Marmor von Schadow gearbeitete Büste in einer offenen Halle der Königsberger Dom- und Universitätskirche, wo bereits die Gebeine des groſsen Mannes ruheten, als ein Denkmal öffentlicher Verehrung aufstellte, und jene Halle dadurch zu einer Stoa Kantiana weihete. —

Will man ausführlich über Kant lesen, so nehme man „Ernst Borowski's Darstellung des Lebens und Characters Kant's“ (Königsberg 1805), oder „Jachmann's Im. Kant, geschildert in Briefen“ (Königsberg 1805) zur Hand. Kant hat seine Vaterstadt fast nie verlassen, und in derselben unablässig bis zu seinem Tode fortgewirkt. Er starb am 12ten Februar 1804.

Inhalt.

Seite

1. Pflicht. 1
2. Tugend. 6
3. Triebfeder der tugendhaften Handlungen 10
4. Der bestirnte Himmel und das Moralgesetz. 24
5. Moralgesetz. 27
6. Achtung gegen das Moralgesetz. . . 32
7. Character als Denkungsart. 38
8. Grundsätze eines guten Characters. . 43
9. Ehrfurcht gegen Gott. 46
10. Glaube an Unsterblichkeit. 49

11. Das Gewissen. 53
12. Ueber die Leidenschaften überhaupt. . 56
13. Habsucht. 59
14. Selbsterkenntniſs. 61
15. Beweis für das Daseyn Gottes aus der Natur. 65
16. Moralischer Beweis für das Daseyn Gottes. 68
17. Hoffnung besserer Zeiten. 71
18. Theodicee, oder Vertheidigung der göttlichen Weisheit wegen der Uebel in der Welt. 83
19. Christenthum. 91
20. Nutzen der Kritik der reinen Vernunft. 94
21. Land des reinen Verstandes. 97
22. Veruneinigung der Vernunft mit sich selbst. 99
23. Unbedingte Nothwendigkeit. 101

24. Unzulänglichkeit des ontologischen Beweises für das Daseyn Gottess . . 103
25. Unzulänglichkeit des cosmologischen Beweises für das Daseyn Gottes. . 104
26. Unzulänglichkeit des physicotheologischen Beweises für das Daseyn Gottes 106
27. Genie und Geniemänner. 109
28. Freyheit im Denken. 111
29. Enthaltsamkeit. 119
30. Dankbarkeit. 121
31. Einsamkeit. 125
32. Sterben. 127
33. Traum. 129
34. Das Lachen. 132
35. Das Weinen. 135
36. Fortschreiten zum Bessern in der Erziehung. 138
37. Erziehung des schönen Geschlechts. . 145

38. Einige Vergleichungen zwischen dem Manne und der Frau. 148
39. Empfindung und Empfindeley. . . . 152
40. Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen. 155
41. Das melancholische Temperament des Schwerblütigen. 157
42. Das cholerische Temperament des Warmblütigen. 159
43. Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen. 161
44. Character der Französischen Nation. . 164
45. Character der Englischen Nation. . . 167
46. Character der Spanischen Nation. . . 171
47. Character der Italienischen Nation. . 173
48. Character der Deutschen Nation. . . 176

Pflicht.

Die Menschen, ob sie gleich das Ansehn des Moralgesetzes selbst anerkennen, sind dennoch unheilig genug dazu, daſs sie die Lust wohl anwandeln kann, dasselbe dennoch zu übertreten. Auf der einen Seite flöſst ihnen das Moralgesetz, mit seinem unbedingten Gebot, die höchste Achtung ein; auf der andern aber widerstehen die Neigungen diesem Gesetze. Da aber dennoch der Wille dieses Gesetzes gethan werden soll, so kann dieses nicht anders geschehen, als dadurch, daſs der Mensch den Neigungen freywillig, aus Achtung gegen das Gesetz, widersteht. Zu diesem Widerstande wird die freye Willkühr des Menschen durch das Gesetz genöthiget, und der Gehorsam gegen diese Nöthigung des Gesetzes ist das, was man Pflicht nennt.

Nur das, was aus Achtung gegen das Gesetz geschieht, ist Tugend. Die Neigungen mögen für, oder wider die Pflicht seyn, so können sie im ersten Falle zur Moralität der Handlung nichts hinzuthun, im andern aber dürfen sie uns von dem, was Pflicht ist, nicht abhalten.

Sein Leben zu erhalten, ist zum Beyspiel Pflicht, und überdem hat auch jedermann von selbst Neigung dazu. Aber um deswillen hat die oft ängstliche Sorgfalt, die der gröſste Theil der Menschen dafür trägt, doch keinen innern Werth, und der Grundsatz derselben keinen moralischen Gehalt. Sie bewahren ihr Leben zwar pflichtmäſsig, aber nicht aus Pflicht. Dagegen, wenn Widerwärtigkeiten und hoffnungsloser Gram den Geschmack am Leben gänzlich weggenommen haben; wenn der Unglückliche, stark an Seele, über sein Schicksal mehr entrüstet, als kleinmüthig, oder niedergeschlagen, den Tod wünscht, und sein Leben doch erhält, ohne es zu lieben, nicht aus Neigung oder Furcht, sondern aus Pflicht, alsdann hat sein Grundsatz einen moralischen Gehalt.

Wohlthätig seyn, wo man kann, ist Pflicht, und überdem gibt es manche, so theilnehmend gestimmte Seelen, daſs sie, auch ohne einen Bewegungsgrund der Eitelkeit oder des Eigennutzes, ein inneres Vergnügen daran finden, Freude um sich zu verbreiten, und die sich an der Zufriedenheit Anderer, sofern sie ihr Werk ist, ergötzen können. Aber ich behaupte, daſs in solchem Falle dergleichen Handlung, so pflichtmäſsig, so liebenswürdig sie auch ist, dennoch keinen wahren sittlichen Werth habe. Gesetzt aber, das Gemüth jenes Menschenfreundes wäre von eigenem Gram umwölkt, der alle Theilnehmung an Anderer Schicksal auslöscht, er hätte immer noch Vermögen, andern Nothleidenden wohlzuthun, aber fremde Noth rührte ihn nicht, weil er mit seiner eigenen genug beschäftigt ist, und nun, da keine Neigung ihn mehr dazu anreizt, risse er sich doch aus dieser tödtlichen Unempfindlichkeit heraus, und thäte die Handlung, ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht, alsdann hat sie allererst ihren ächten moralischen Werth.

Noch mehr, wenn die Natur diesem oder jenem überhaupt wenig Sympathie in's Herz gelegt hätte, wenn er (übrigens ein ehrlicher Mann) von Temperament kalt und gleichgültig gegen die Leiden Anderer wäre, vielleicht, weil er selbst, gegen seine eigene mit der besonderen Gabe der Geduld und aushaltender Stärke versehen, dergleichen bey jedem andern auch voraussetzt, oder gar fordert; wenn die Natur einen solchen Mann (welcher wahrlich nicht ihr schlechtestes Produkt seyn würde) nicht eigentlich zum Menschenfreunde gebildet hätte, würde er denn nicht noch in sich einen Quell finden, sich selbst einen weit höheren Werth zu geben, als der eines gutartigen Temperaments seyn mag? Allerdings! Gerade da hebt der Werth des Characters an, der moralisch und ohne alle Vergleichung der höchste ist, nämlich, daſs er wohlthue, nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht.

Pflicht! du erhabener groſser Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bey sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern blos ein Gesetz aufſtellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und auch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläſsliche Bedingung desjenigen Werths ist, den sich Menschen allein selbst geben können.

Tugend.

Tugend ist die moralische Stärke des Willens eines Menschen in Befolgung seiner Pflicht, welche eine moraliche Nöthigung durch seine eigene Vernunft ist. Sie ist ein fortdauernder Kampf der moralischen Gesinnung mit den Neigungen; eine beharrlich gesetzmäſsige Gesinnung aus Achtung gegen das Gesetz. Die Laster, als die Brut gesetzwidriger Gesinnungen, sind die Ungeheuer, die der Tugendhafte zu bekämpfen hat. Diese sittliche Stärke und Tapferkeit macht die gröſste und einzige wahre Kriegsehre des Menschen aus. Auch wird sie die eigentliche Weisheit genannt, weil sie den Endzweck des Daseyns der Menschen zu dem ihrigen macht. In ihrem Besitze ist der Mensch allein frey, gesund, reich, ein König, und so weiter. Und das alles kann er weder durch Zufall, noch Schicksal einbüſsen, weil er sich selbst besitzt, und der Tugendhafte seine Tugend nicht verlieren kann. Tugend ist aber auch nicht blos als Fertigkeit und als eine lange, durch Uebung erworbene Gewohnheit moralisch guter Handlungen zu erklären und zu würdigen. Denn wenn diese nicht eine Wirkung überlegter, fester und immer mehr geläuterter Grundsätze ist, so ist sie weder auf alle Fälle gerüstet, noch vor der Veränderung, die neue Anlockungen bewirken können, hinreichend gesichert.

Die Tugend in ihrer eigentlichen Gestalt erblicken, ist nichts anders, als die Sittlichkeit, von aller Beymischung des Sinnlichen und allem unächten Schmuck des Lohnes oder der Selbstliebe entkleidet, zu sehen. Wie sehr sie alsdann alles Uebrige, was den Neigungen reizend erscheint, verdunkle, kann ein Jeder, vermittelst des mindesten Versuchs, leicht inne werden.

Die wahre Stärke der Tugend ist, das Gesetz in Gemüthsruhe und mit einer überlegten und festen Entschlieſsung in Ausübung zu bringen. Das ist der Zustand der Gesundheit im moralischen Leben, dagegen der Enthusiasmus eine augenblicklich glänzende Erscheinung ist, welche Mattigkeit hinterläſst.

Es ist lauter moralische Schwärmerey und Steigerung des Eigendünkels, wenn man die Gemüther zu edlen, erhabenen und groſsmüthigen Handlungen aufmuntert, und sie dadurch in den Wahn setzt, als müſsten sie nicht aus Pflicht und Achtung für das Gesetz geschehen. Man bringt auf diese Art eine würdige, überfliegende, phantastische Denkungsart der Menschen hervor, sich mit einer freywilligen Gutartigkeit ihres Gemüths, das weder Sporns noch Zügels bedürfe, zu schmeicheln, und darüber ihre Schuldigkeit, an welche sie doch eher, als an's Verdienst denken sollten, zu vergessen. Es lassen sich wohl Handlungen Anderer, die mit groſser Aufopferung, und zwar blos um der Pflicht willen, geschehen sind, unter dem Namen edler und erhabener Thaten preisen, aber nur in so fern als Spuren da sind, welche vermuthen lassen, daſs sie ganz aus Achtung für die Pflicht, nicht aus Herzensaufwallungen geschehen sind. Will man sie aber als Beyspiel der Nachahmung aufſtellen, so muſs durchaus die Achtung für die Pflicht, als das einzige ächte moralische Gefühl, zur Triebfeder gebraucht werden. Diese Achtung ist eine ernste, heilige Vorschrift, die es nicht unserer eitlen Selbstliebe überläſst, mit sinnlichen Antrieben zu tändeln, und uns auf verdienstlichen Werth was zu Gute zu thun. Wenn wir nur wohl nachsuchen, so werden wir zu allen Handlungen, die anpreisungswürdig sind, schon ein Gesetz der Pflicht finden, welches gebietet, und nicht auf unser Belieben ankommen läſst, was unserm Hange gefällig seyn möchte.

Triebfeder der tugendhaften Handlungen.

Die ächte und einzige Triebfeder der Tugend ist das Moralgesetz selbst. Dieses läſst den Menschen die Erhabenheit seiner eigenen übersinnlichen Existenz spüren, und wirkt Achtung für seine höhere Bestimmung in ihm. Nun lassen sich mit dieser Triebfeder gar wohl die Reize und Annehmlichkeiten des Lebens verbinden, ja es kann sogar rathsam seyn, diese Aussicht auf einen fröhlichen Genuſs des Lebens zu dem moralischen Beweggrunde hinzu zu thun; aber nur um den Anlockungen des Lasters das Gegengewicht zu halten, nicht um hierin die eigentlich bewegende Kraft zu setzen, wenn von Pflicht die Rede ist. Denn das würde so viel seyn, als die moralische Gesinnung in ihrer Quelle verunreinigen. Die Ehrwürdigkeit der Pflicht hat nichts mit Lebensgenuſs zu schaffen; sie hat ihr eigenthümliches Gesetz und auch ihr eigenthümliches Gericht, und wenn man auch Beyde noch so sehr zusammenschütteln wollte, um sie der kranken Seele, gleichsam als Arzeneymittel, vermischt zu reichen, so scheiden sie sich doch alsbald von selbst, und thun sie es nicht, so wirkt das erste gar nicht. Wenn aber auch das physische Leben hierbey einige Kraft gewönne, so würde doch das moralische ohne Rettung dahin schwinden.

Wie? ist es denn nur darum gut, tugendhaft zu seyn, weil es eine andere Welt gibt, oder werden die Handlungen nicht vielmehr dereinst belohnt werden, weil sie an sich selbst gut und tugendhaft waren? Enthält das Herz des Menschen nicht unmittelbar sittliche Vorschriften, und muſs man, um ihn allhier seiner Bestimmung zu bewegen, durchaus die Maschine an eine andere Welt ansetzen? Kann derjenige wohl redlich, kann er wohl tugendhaft heiſsen, welcher sich gern seinen Lieblingslastern ergeben würde, wenn ihn nur keine künftige Strafe schreckte, und wird man nicht vielmehr sagen müssen, daſs er zwar die Ausübung der Bosheit scheue, die lasterhafte Gesinnung aber in seiner Seele nähre, daſs er den Vortheil der tugendähnlichen Handlungen liebe, die Tugend selbst aber hasse? Und in der That lehret die Erfahrung auch, daſs so viele, welche von der künftigen Welt belehrt und überzeugt sind, gleichwohl dem Laster und der Niederträchtigkeit ergeben, nur auf Mittel sinnen, den drohenden Folgen der Zukunft arglistig auszuweichen. Aber es hat wohl niemals eine rechtschaffene Seele gelebt, welche den Gedanken hätte ertragen können, daſs mit dem Tode alles zu Ende sey, und deren edle Gesinnung sich nicht zur Hoffnung der Zukunft erhoben hätte. Daher scheint es der menschlichen Natur und der Reinigkeit der Sitten gemäſser zu seyn, die Erwartungen der zukünftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt, ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der andern Welt zu gründen. — Wenn ein dir sonst beliebter Umgangsfreund sich bey dir wegen eines falschen abgelegten Zeugnisses dadurch zu rechtfertigen meinte, daſs er zuerst die, seinem Vorgeben nach, heilige Pflicht der eigenen Glückseligkeit vorschützte, alsdann die Vortheile herzählte, die er sich alle dadurch erworben, und die Klugheit namhaft machte, die er beobachtet, um wider alle Entdeckung sicher zu seyn, selbst wider die von Seiten deiner selbst, dem er das Geheimniſs darum allein vertraute, damit er es zu aller Zeit abläugnen könne; dann aber im ganzen Ernst vorgäbe, er habe eine wahre Menschenpflicht ausgeübt: so würdest du ihm entweder gerade in's Gesicht lachen, oder mit Abscheu davon zurückbeben, ob du gleich, wenn jemand blos auf eigene Vortheile seine Grundsätze gesteuert hat, wider diese Maſsregeln nicht das Mindeste einzuwenden hättest. Oder setzet, es empfehle euch jemand einen Mann zum Haushalter, dem ihr alle eure Angelegenheiten blindlings anvertrauen könnet, und, um euch Zutrauen einzuflöſsen, rühmte er ihn, als einen klugen Menschen, der sich auf seinen eigenen Vortheil meisterhaft verstehe, auch als einen rastlos wirksamen, der keine Gelegenheit dazu ungenützt vorbeygehen liesse, endlich, damit auch ja nicht Besorgnisse wegen eines pöbelhaften Eigennutzes desselben im Wege stünden, rühmte er, wie er recht fein zu leben verstünde, nicht im Geldsammeln, oder brutaler Ueppigkeit, sondern in der Erweiterung seiner Kenntnisse, einem wohlgewählten belehrenden Umgange, selbst im Wohlthun gegen die Dürftigen sein Vergnügen suchte, übrigens aber wegen der Mittel nicht bedenklich wäre, und fremdes Geld und Gut ihm hierzu, sobald er nur wisse, daſs er es unentdeckt und ungehindert thun könne, so gut wie sein eigenes wäre: so würdet ihr entweder glauben, der Empfehlende habe euch zum Besten, oder er habe den Verstand verloren. So deutlich und scharf sind die Gränzen der Sittlichkeit und der Selbstliebe abgeschnitten.

Hat nicht jeder auch nur mittelmäſsig ehrliche Mann bisweilen gefunden, daſs er eine sonst unschädliche Lüge, dadurch er sich entweder selbst aus einem verdrieſslichen Handel ziehen, oder wohl gar einem geliebten und verdienstvollen Freunde Nutzen schaffen konnte, blos darum unterlieſs, um sich nicht in Geheim in seinen eigenen Augen verachten zu dürfen? Hält nicht einen rechtschaffenen Mann im gröſsten Unglücke des Lebens, das er vermeiden konnte, wenn er sich nur hätte über die Pflicht wegsetzen können, noch das Bewuſstseyn aufrecht, daſs er die Menschheit in seiner Person doch in ihrer Würde erhalten und geehrt habe, daſs er sich nicht vor sich selbst zu schämen und den innern Anblick der Selbstprüfung zu scheuen Ursache habe? Dieser Trost ist nicht Glückseligkeit, auch nicht der mindeste Theil derselben; denn niemand wird sich Gelegenheit dazu wünschen. Aber er lebt, und kann es nicht erdulden, in seinen eigenen Augen des Lebens unwürdig zu seyn. Diese innere Beruhigung ist also blos eine Abhaltung der Gefahr, im persönlichen Werthe zu sinken, nachdem der Werth seines Zustandes von ihm schon gänzlich aufgegeben worden ist. Sie ist die Wirkung von einer Achtung für etwas ganz anderes, als das Leben, wogegen das Leben, mit aller seiner Annehmlichkeit, gar keinen Werth hat. Er lebt nur noch aus Pflicht, nicht weil er am Leben den mindesten Geschmack findet.

Man erzähle einem zehnjährigen Knaben die Geschichte eines redlichen Mannes, den man bewegen will, den Verläumdern einer unschuldigen Person beyzutreten. Man bietet ihm Geschenke oder hohen Rang an, er schlägt es aus. Dieses wird bloſsen Beyfall und Billigung in der Seele des Zuhörers wirken, weil es Gewinn ist. Nun fängt man es mit Androhung des Verlustes an. Es sind unter diesen Verläumdern seine besten Freunde, die ihm jetzt ihre Freundschaft aufſagen, nahe Verwandte, die ihn, der ohne Vermögen ist, zu enterben drohen, Mächtige, die ihn in jedem Orte und Zustande verfolgen und kränken können, ein Landesfürst, der ihn mit dem Verlusto der Freyheit, ja des Lebens selbst, bedroht. Ja, was noch mehr ist, seine mit äuſserster Noth und Dürftigkeit bedrohte Familie bittet ihn um Nachgiebigkeit, er selbst hat für eigene Noth sowohl, als für Mitleid, ein sehr empfängliches Gefühl, er wünscht den Tag, der ihn einem so unaussprechlichen Schmerze aussetzt, nicht erlebt zu haben. Dennoch bleibt er seinem Vorsatze der Redlichkeit treu, ohne zu wanken, oder nur zu zweifeln. Und nun wird mein jugendlicher Zuhörer stufenweise, von der bloſsen Billigung zur Bewunderung, von da zum Erstaunen, endlich bis zur gröſsten Verehrung, und einem lebhaften Wunsche, selbst ein solcher Mann seyn zu können, (ob zwar freylich nicht in seinem Zustande) erhoben werden. Und gleichwohl ist hier die Tugend nur darum so viel werth, weil sie so viel kostet; nicht weil sie etwas einbringt. Die ganze Bewunderung, und selbst die Bestrebung zur Aehnlichkeit mit diesem Character, beruht hier gänzlich auf der Reinigkeit des sittlichen Grundsatzes, welche nur dadurch recht in die Augen fallend vorgestellt werden kann, daſs man alles, was Menschen nur zur Glückseligkeit zählen mögen, von den Triebfedern der Handlung wegnimmt. Also muſs die Sittlichkeit auf das menschliche Herz desto mehr Kraft haben, je reiner sie dargestellt wird. Woraus denn folgt, daſs, wenn das Gesetz der Sitten und das Bild der Heiligkeit und Tugend auf unsere Seele überall einigen Einfluſs ausüben soll, sie diesen nur sofern ausüben könne, als sie rein, und unvermengt von Absichten auf sein Wohlbefinden, als Triebfeder an's Herz gelegt wird, darum, weil sie sich im Leiden am herrlichsten zeigt. —

Man kann zwar nicht in Abrede seyn, daſs, um ein entweder noch ungebildetes, oder auch verwildertes Gemüth zuerst ins Gleis des moralisch Guten zu bringen, dasselbe einiger vorbereitenden Anleitungen bedürfe, es durch seinen eigenen Vortheil zu locken, oder durch den Schaden zu schrecken. Allein sobald dieses Maschinenwerk, dieses Gängelband nur einige Wirkung gethan hat, so muſs durchaus der reine moralische Bewegungsgrund an die Seele gebracht werden, der nicht allein dadurch, daſs er der einzige ist, welcher einen Character gründet, sondern auch darum, weil er den

Menschen seine eigne Würde fühlen lehrt, dem Gemüthe eine ihm selbst unerwartete Kraft gibt, sich von aller sinnlichen Anhänglichkeit, sofern sie herrschend werden will, loszureiſsen, und in der Unabhängigkeit seiner moralischen Natur und Seelengröſse, dazu er sich bestimmt sieht, für die Opfer, die er darbringt, eine reichliche Entschädigung zu finden.

Wenn wir irgend etwas Schmeichelhaftes vom Verdienstlichen in unsere Handlungen bringen können, dann ist die Triebfeder schon etwas mit Eigenliebe vermischt, und hat also einige Beyhülfe von Seiten der Sinnlichkeit. Die Handlung, da jemand, mit der gröſsten Lebensgefahr, Leute aus dem Schiffbruch zu retten sucht, wenn er zuletzt selbst sein Leben dabey einbüſst, wird zwar einerseits zur Pflicht gerechnet, andererseits aber und gröſstentheils auch als eine verdienstliche Handlung angesehen. Aber unsere Hochschätzung derselben wird gar sehr durch den Begriff von der Pflicht gegen sich selbst, welche hier etwas Abbruch zu leiden scheint, geschwächt. Entscheidender ist die groſsmüthige Aufopferung seines Lebens zur Erhaltung des Vaterlandes, und doch, ob es auch so vollkommen Pflicht sey, sich von selbst und unbefohlen dieser Absicht zu weihen, darüber bleibt einiger Scrupel übrig, und die Handlung hat nicht die ganze Kraft eines Musters und Antriebes zur Nachahmung in sich.

Ist aber etwas eine unerläßliche Pflicht, deren Uebertretung das Moralgesetz an sich und ohne Rücksicht auf Menschenwohl verletzt, und dessen Heiligkeit gleichsam mit Füßen tritt, so widmen wir der Befolgung desselben, mit Aufopferung alles dessen, was für die innigste aller unserer Neigungen nur immer einen Werth haben mag, die allervollkommenste Hochachtung, und finden unsere Seele durch ein solches Beyspiel gestärkt und erhoben, wenn wir an demselben uns überzeugen, daß die menschliche Natur einer so großen Erhebung über alles, was die Natur nur immer an Triebfedern zum Gegentheil aufbringen mag, fähig sey.

Der Heiligkeit der Pflicht allein alles nachsetzen und sich bewußt werden, daß man es könne, weil unsere eigene Vernunft dieses als ihr Gebot anerkennt, und sagt, daſs man es thun solle, das heiſst, sich gleichsam über die Sinnenwelt selbst gänzlich erheben, und ist in demselben Bewuſstseyn des Gesetzes auch als Triebfeder eines die Sinnlichkeit beherrschenden Vermögens unzertrennlich, wenn gleich nicht immer mit Effect, verbunden, der aber doch auch, durch die öftere Beschäftigung mit derselben, und die Anfangs kleineren Versuche ihres Gebrauches, Hoffnung zu seiner Bewirkung gibt, um in uns nach und nach das gröſste, aber rein moralische Interesse daran hervorzubringen. Denn wir gewinnen endlich das lieb, dessen Betrachtung uns den erweiterten Gebrauch unserer Erkenntniſskräfte empfinden läſst. Gewinnt doch ein Naturbeobachter Gegenstände, die seinen Sinnen Anfangs anstöſsig sind, endlich lieb, wenn er di groſse Zweckmäſsigkeit ihrer Organisation daran entdeckt, und so seine Vernunft an ihrer Betrachtung weidet; und Leibnitz brachte ein Insect, welches er durch's Microscop sorgfälti betrachtet hatte, schonend wieder auf sein Bla zurück, weil er sich durch seinen Anblick belehrt gefunden, und von ihm gleichsam eine Wohlthat genossen hatte.

Es ist eine ganz irrige Besorgniſs, daſs, wenn man die Vorstellung der Pflicht alles dessen beraubt, was sie den Sinnen empfehlen kann, sie alsdann keine andere, als kalte, leblose Billigung, aber keine bewegende Kraft oder Rührung bey sich führen würde. Es ist gerade umgekehrt; denn da, wo nun die Sinne nichts mehr vor sich sehen, und die unverkennliche und unauslöschliche Idee der Sittlichkeit dennoch übrig bleibt, würde es eher nöthig seyn, den Schwung einer unbegränzten Einbildungskraft zu mäſsigen, um ihn nicht bis zum Enthusiasmus steigen zu lassen, als aus Furcht vor Kraftlosigkeit dieser Ideen, für sie in Bildern und kindischem Apparat Hülfe zu suchen.

Alles, was sinnlich ist, ist als Zuthat zum Princip der Sittlichkeit nicht allein ganz untauglich, sondern der Lauterkeit der Sitten selbst höchst nachtheilig. Denn der eigentliche und über allen Preis erhabene Werth eines schlechterdings guten Willens besteht eben darin, daſs das Princip der Handlungen von allen Einflüssen zufälliger Gründe, die nur Erfahrung an die Hand geben kann, frey sey. Wider diese Nachlässigkeit, oder gar niedrige Denkungsart in Aufsuchung des Princips unter sinnlichen Bewegursachen und Gesetzen, kann man auch nicht zu viel und zu oft Warnungen ergehen lassen, indem die menschliche Vernunft in ihrer Ermüdung gern auf diesem Polster ausruht, und in dem Traume süſser Vorspiegelungen, die sich doch statt der Juno eine Wolke umarmen lassen, der Sittlichkeit einen aus Gliedern ganz verschiedener Abstammung zusammengeflickten Bastard unterschiebt, der allem ähnlich sieht, was man daran sehen will, nur der Tugend nicht, für den, der sie einmal in ihrer wahren Gestalt erblickt hat.

Der bestirnte Himmel und das Moralgesetz.

Zwey Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfterer und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beyde darf ich nicht als Dunkelheiten verhüllt, oder im Ueberschwenglichen ausser meinem Gesichtskreise, suchen und blos vermuthen. Ich sehe sie vor mir, und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewuſstseyn meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äussern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, in's unabsehlich Groſse, mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in gränzenlosen Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweyte fängt von meinem unsichtbaren Selbst, von meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in blos zufälliger, sondern in allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erste Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpſs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten, einem bloſsen Punkt im Weltall, wieder zurückgeben muſs, nachdem es eine kurze Zeit, man weiſs nicht wie, mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweyte erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit, und selbst von der ganzen Sinnenwelt, unabhängiges Leben offenbart, wenigstens soviel sich aus der zweckmäſsigen Bestimmung meines Daseyns durch dieses Gesetz abnehmen läſst, indem diese nicht auf Bedingungen und Gränzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern in's Unendliche geht.

Moralgesetz.

Das höchste Moralgesetz, aus welchem alle andere Gebote der Pflicht abgeleitet werden können, heiſst so: Handle nur nach demjenigen Grundsatze, von dem du zugleich wollen kannst, daſs er ein allgemeines Gesetz werde. Zum Beyspiel, es sieht sich einer durch Noth gedrungen, Geld zu borgen. Er weiſs wohl, daſs er nicht wird bezahlen können, sieht aber auch, daſs ihm nichts geliehen werden wird, wenn er nicht festiglich verspricht, es zu einer bestimmten Zeit zu bezahlen. Er hat Lust, ein solches Versprechen zu thun. Noch aber hat er so viel Gewissen, sich zu fragen: ist es nicht unerlaubt und pflichtwidrig, sich auf solche Art aus der Noth zu helfen? Gesetzt, er beschlösse es doch, so würde sein Grundsatz der Handlung so lauten: Wenn ich mich in Geldnoth zu seyn glaube, so will ich Geld borgen, und versprechen, es zu bezahlen, ob ich gleich weiſs, es werde niemals geschehen. Nun ist dieser Grundsatz der Selbstliebe, oder der eigenen Zuträglichkeit, mit meinem ganzen künftigen Wohlbefinden vielleicht wohl zu vereinigen, allein jetzt ist die Frage: ob es recht sey? Ich frage mich daher so: wie es dann stehen würde, wenn mein eigennütziger Grundsatz ein allgemeines Gesetz würde? Da sehe ich nun sogleich, daſs derselbe niemals als ein allgemeines Gesetz gelten und mit sich selbst zusammenstimmen könne, sondern sich nothwendig widersprechen müsse. Die Allgemeinheit eines solchen Gesetzes würde das Versprechen und den Zweck, den man damit haben mag, selbst unmöglich machen, indem niemand glauben würde, daſs ihm was versprochen sey, sondern über alle solche Aeuſserungen, als eitles Vorgeben, lachen würde.

Ein anderer findet in sich ein Talent, welches ihn, vermittelst einiger Cultur, zu einem, in allerley Absicht brauchbaren Menschen machen könnte. Er sieht sich aber in bequemen Umständen, und zieht vor, lieber dem Vergnügen nachzuhängen, als sich mit Erweiterung und Verbesserung seiner glücklichen Naturanlagen zu bemühen. Noch fragt er sich aber: ob das auch mit dem, was man Pflicht nennt, übereinstimme? Da sieht er nun, daſs zwar eine Natur nach einem solchen allgemeinen Gesetze immer noch bestehen könne, obgleich der Mensch (so wie die Einwohner der Südsee) sein Talent rosten lieſse, und sein Leben blos auf Müssiggang, Ergötzlichkeiten, Fortpflanzung, mit einem Wort, auf Genuſs zu verwenden, bedacht wäre. Denn als ein vernünftiges Wesen will er nothwendig, daſs alle Vermögen in ihm entwickelt werden, weil sie ihm doch zu allerley möglichen Absichten dienlich und gegeben sind.

Oder es denkt einer, dem es wohl geht, indessen er sieht, daſs andere mit groſsen Mühseligkeiten zu kämpfen haben, (denen er auch wohl helfen könnte): was geht's mich an? mag doch ein jeder so glücklich seyn, als es der Himmel will, oder er sich selbst machen kann, ich werde ihm nichts entziehen, ja nicht einmal beneiden. Nur zu seinem Wohlbefinden, oder seinem Beystande in der Noth, habe ich nicht Lust, etwas beyzutragen! Nun könnte allerdings, wenn eine solche Denkungsart ein allgemeines Gesetz würde, das menschliche Geschlecht gar wohl bestehen, und, ohne Zweifel, noch besser, als wenn jedermann von Theilnehmung und Wohlwollen schwatzt, auch sich beeifert, gelegentlich dergleichen auszuüben; dagegen aber auch, wo er nur kann, betrügt, das Recht der Menschen verkauft, oder ihm sonst Abbruch thut. Aber, ob es gleich möglich ist, daſs nach jenem Grundsatze ein allgemeines Naturgesetz wohl bestehen könnte, so ist es doch unmöglich, zu wollen, daſs ein solches allenthalben gelte. Denn ein Wille, der dieses beschlösse, würde sich selbst widerstreiten, indem der Fälle sich doch manche ereignen können, wo er anderer Liebe und Theilnehmung bedarf, und wo er, durch ein solches, aus seinem eignen Willen entsprungenes Naturgesetz, sich selbst alle Hoffnung des Beystandes, den er sich wünscht, rauben würde.

Achtung gegen das Moralgesetz.

Alle Neigungen zusammen, machen die Selbstsucht aus. Diese besteht aber entweder in der Selbstliebe, das ist, in einem über alles gehenden Wohlwollen gegen sich selbst; oder in dem Wohlgeſallen an sich selbst. Das Wohlwollen gegen sich, heiſst auch insbesondere Eigenliebe; das Wohlgeſallen an sich aber Eigendünkel. Der Eigenliebe thut nun das Moralgesetz blos Abbruch, indem dasselbe jene als natürlich und noch vor dem moralischen Gesetz in uns rege, nur einzuschränken und mit dem Gesetz in Uebereinstimmung zu bringen gebietet; da sie alsdann eine vernünſtige Selbstliebe genannt wird. Aber der Eigendünkel schlägt dasselbe gänzlich danieder, indem alle Ansprüche der

Selbstschätzung, die vor der Uebereinstimmung mit dem sittlichen Gesetze vorher gehen, nichtig und ohne alle Befugniſs sind.

Durch diese Einschränkung der Selbstliebe, und Niederschlagung des Eigendünkels, entsteht nun ein schmerzhaftes, demüthigendes Gefühl für unsere Sinnlichkeit; aber auch zugleich ein beseligendes, erhabenes Gefühl für die unbedingte Würde unserer moralischen Natur und vernünftigen Persönlichkeit. Dieses demüthigende, aber auch zugleich erhebende Gefühl, welches das Moralgesetz in uns bewirkt, heiſst nun das moralische Gefühl, oder, die Achtung gegen das Gesetz, und macht den einzigen sittlichen Bewegungsgrund, oder die einzige moralische Triebfeder, von unsern Handlungen, aus.

Ob also gleich die Vorstellung von dem Pflichtgefühl dem Lehrlinge anfänglich eine Empfindung von Schmerz erregt, so kündigt ihm dieselbe doch auch zugleich eine Befreyung von der mannichfaltigen Unzufriedenheit, worein ihn die Neigungen stürzen, an, und macht das Gemüth für die

Zufriedenheit aus andern Quellen empfänglich. Das Herz wird doch von einer Last, die es jederzeit in geheim drückt, befreyet und erleichtert, wenn an reinen moralischen Entschlieſsungen dem Menschen ein inneres, ihm selbst sonst nicht einmal recht bekanntes Vermögen, die innere Freyheit, aufgedeckt wird, sich von der ungestümen Zudringlichkeit der Neigungen dermaſsen loszumachen, daſs gar keine, selbst die beliebteste nicht, auf eine Entschlieſsung, zu der wir uns jetzt unserer Vernunft bedienen sollten, Einfluſs habe.

Ich befinde mich in einem Falle, wo ich nur allein weiſs, daſs das Unrecht auf meiner Seite ist. Aber das freye Geständniſs desselben, und die Anerbietung zur Genugthuung, findet bey mir an der Eitelkeit, dem Eigennutze, und selbst an dem sonst nicht unrechtmäſsigen Widerwillen gegen den, dessen Recht von mir geschmälert ist, groſsen Widerspruch. Wenn ich mich nun dennoch über alle diese Bedenklichkeiten hinwegsetzen kann, so ist das ein Bewuſstseyn einer Unabhängigkeit von Neigungen und von Glücksumständen, und der Möglichkeit, sich selbst genug zu seyn, welche mir überall, auch in anderer Absicht, heilsam ist.

Und nun findet das Gesetz der Pflicht durch den Werth, den uns die Befolgung desselben empfinden läſst, leichtern Eingang, durch die Achtung für uns selbst, im Bewuſstseyn unserer Freyheit. Auf diese Achtung, wenn sie wohl gegründet ist, wenn der Mensch nichts stärker scheut, als sich in der innern Selbstprüfung in seinen eignen Augen geringschätzig und verwerflich zu finden, kann nun jede gute sittliche Gesinnung gepfropft werden; weil dieses der beste, ja der einzige Wächter ist, das Eindringen unedler und verderbender Antriebe vom Gemüthe abzuhalten.

Tugendhafte Handlungen, so viel Aufopferung sie auch gekostet haben mögen, bewundern zu lehren, ist noch nicht die rechte Stimmung, die das Gemüth des Lehrlings für's moralisch Gute erhalten soll. Denn so tugendhaft jemand auch sey, so ist doch alles, was er immer Gutes thun kann, blos Pflicht; seine Pflicht aber thun, ist nichts mehr, als das thun, was in der gewöhnlichen sittlichen Ordnung ist, mithin nicht bewundert zu werden verdient. Vielmehr ist diese Bewunderung eine Abstimmung unsers Gefühls für die Pflicht, gleich als ob es etwas Ausserordentliches und Verdienstliches wäre, ihr Gehorsam zu leisten.

Aber eins ist in unserer Seele, welches, wenn wir es gehörig in's Auge fassen, wir nicht aufhören können, mit der höchsten Verwunderung zu betrachten, und wo die Bewunderung rechtmäſsig, und zugleich auch seelenerhebend ist; und dies Eine ist die ursprüngliche moralische Anlage in uns überhaupt. Was ist das, kann man sich selbst fragen, in uns, wodurch wir von der Natur durch so viel Bedürfnisse beständig abhängige Wesen, doch zugleich über diese in der Idee so weit erhoben werden, daſs wir sie insgesammt für nichts, und uns selbst des Daseyns für unwürdig halten, wenn wir ihrem Genusse, der uns doch das Leben allein wünschenswerth machen kann, einem Gesetze zuwider, nachhängen sollten, durch welches unsere

Vernunft mächtig gebietet, ohne doch dabey weder etwas zu verheiſsen, noch zu drohen? Das Gewicht dieser Frage muſs ein jeder, der vorher von der Heiligkeit, die in der Idee der Pflicht liegt, belehrt worden ist, innigst fühlen; und selbst die Unbegreiflichkeit dieser, eine göttliche Abkunft verkündigenden Anlage, muſs auf das Gemüth bis zur Begeisterung wirken, und es zu den Aufopferungen stärken, welche ihm die Achtung für seine Pflicht auferlegen mag.

Dieses Gefühl der Erhabenheit seiner moralischen Bestimmung öfters rege zu machen, ist als Mittel der Erweckung sittlicher Gesinnungen vorzüglich anzupreisen, weil es dem angebornen Hange zur Verkehrung der Triebfeder in den Maximen unserer Willkühr gerade entgegen wirkt, um in der unbedingten Achtung für's Gesetz die ursprüngliche sittliche Ordnung unter den Triebfedern, und hiemit die Anlage zum Guten im menschlichen Herzen, in ihrer Reinigkeit wieder herzustellen.

Character, als Denkungsart.

Von einem Menschen schlechthin sagen zu können, er hat einen Character, heiſst nicht allein sehr viel von ihm gesagt, sondern auch gerühmt. Denn das ist eine Seltenheit, die Hochachtung gegen ihn und Bewunderung erregt. Einen Character schlechthin zu haben, bedeutet aber diejenige Eigenschaft des Willens, nach welcher sich der Mensch selbst an bestimmte practische Principien bindet, die er sich durch seine eigene Vernunft unabänderlich vorgeschrieben hat. Ob nun zwar diese Grundsätze auch bisweilen falsch und fehlerhaft seyn dürften, so hat die Art und Weise des Wollens überhaupt, nach festen Grundsätzen zu handeln, etwas Schätzbares und

Bewunderungswürdiges in sich, wie es denn auch etwas Seltenes ist.

Selbst ein Mensch von einem bösen Character, wie Sylla, wenn er gleich durch die Gewaltthätigkeit seiner festen Maximen Abscheu erregt, ist doch zugleich ein Gegenstand der Bewunderung: wie Seelenstärke überhaupt, in Vergleichung mit Seelengüte, welche freylich beyde in einem Menschen vereinigt seyn müssen, um zum Titel der Seelengröſse berechtigt zu seyn.

Der steife, unbiegsame Sinn bey einem gefaſsten Vorsatz, wie etwa an Carl dem zwölften, ist zwar eine, dem Character sehr günstige Naturanlage, aber noch nicht ein bestimmter Character überhaupt. Denn dazu werden Maximen erfordert, die aus der Vernunft, und moralisch practischen Principien hervorgehen. Daher kann man nicht füglich sagen: die Bosheit dieses Menschen ist eine Charactereigenschaft desselben, denn alsdann wäre sie teuflisch. Der Mensch aber billigt das Böse in sich nie; und so gibt es eigentlich keine Bosheit aus Grundsätzen, sondern nur aus Verlassung derselben.

Der Mensch, der sich eines Characters in seiner Denkungsart bewuſst ist, hat ihn nicht von der Natur, sondern muſs ihn jederzeit erworben haben. Es kommt hiebey nicht auf das an, was die Natur aus dem Menschen, sondern was dieser aus sich selbst macht. Denn das erstere gehört zum Temperament, und nur das letztere gibt zu erkennen, daſs er einen Character habe.

Man kann auch annehmen, daſs die Gründung desselben, gleich einer Art der Wiedergeburt, eine gewisse Feyerlichkeit der Angelobung, die er sich selbst thut, ihm dieselbe, und den Zeitpunct, da diese Umwandelung in ihm vorging, gleich einer neuen Epoche, unvergeſslich mache. Erziehung, Beyspiele und Belehrung, können diese Festigkeit und Beharrlichkeit in Grundsätzen nicht nach und nach, sondern gleichsam nur durch eine Explosion, die auf den Ueberdruſs am schwankenden Zustande des Instinkts auf Einmal erfolgt, bewirken. Vielleicht werden nur Wenige seyn, die diese Revolution vor dem dreyſsigsten Jahre versucht, und noch Wenigere, die sie vor dem vierzigsten fest gegründet haben.

Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch; denn der eine Eindruck erlischt, während dessen man an einem andern arbeitet. Die Gründung eines Characters ist aber eine absolute Einheit des innern Princips des Lebenswandels.

Auch sagt man, daſs die Poeten keinen Character haben, und zum Beyspiel lieber ihre besten Freunde beleidigen, ehe sie einen witzigen Einfall aufgeben; daſs er bey Hofleuten, die sich in alle Formen fügen müssen, gar nicht zu suchen, bey den Geistlichen aber, die dem Herrn des Himmels, zugleich aber auch den Herren der Erde in einerley Stimmung den Hof machen, es mit der Festigkeit des Characters nur miſslich bestellt sey. Vielleicht sind wohl aber gar die Philosophen daran Schuld, dadurch, daſs sie diesen Begriff noch nie abgesondert, in ein genügsam helles Licht gesetzt, und die Tugend nur in Bruchstücken, aber nie ganz in ihrer schönen Gestalt vorstellig, und für alle Menschen interessant zu machen gesucht haben.

Grundsätze eines guten Characters.

Erstlich, nicht vorsätzlich unwahr zu reden; daher auch behutsam zu sprechen, damit man nicht den Schimpf des Widerruſs auf sich ziehe.

Zweytens, nicht heucheln; vor den Augen gut gesinnt scheinen, hinter dem Rücken aber feindselig seyn.

Drittens, sein erlaubtes Versprechen nicht brechen; wozu auch gehört, selbst das Andenken einer Freundschaft, die nun gebrochen ist, noch zu ehren, und die ehemalige Vertraulichkeit und Offenherzigkeit des Andern nicht nachher zu miſsbrauchen.

Viertens, sich nicht mit schlechtdenkenden Menschen in einen Geschmacksumgang einzulassen, und, das *noscitur ex socio etc.* eingedenk, den Umgang mit ihnen nur auf Geschäfte einzuschränken.

Fünftens, sich an die Nachrede aus dem seichten und boshaften Urtheile anderer nicht zu kehren, denn das Gegentheil verräth schon Schwäche; wie auch die Furcht des Verstoſses wider die Mode, welche ein flüchtiges, veränderliches Ding ist, und wenn sie denn schon einige Wichtigkeit des Einflusses bekommen hat, ihr Gebot wenigstens nicht auf die Sittlichkeit auszudehnen. —

Mit einem Worte: Wahrhaftigkeit im Innern des Geständnisses vor sich selbst, und zugleich im Betragen gegen jeden Anderen, sich zur obersten Maxime gemacht, ist der einzige Beweis des Bewuſstseyns eines Menschen, daſs er einen Character hat. Und da diesen zu haben das Minimum ist, was man von einem vernünftigen Menschen fordern kann, zugleich aber auch das Maximum des inneren Werthes und der Menschenwürde, so muſs ein Mann von

Grundsätzen zu seyn, und einen bestimmten Character zu haben, der gemeinsten Menschenvernunft möglich, und dadurch, der Würde nach, dem gröſsten Talente überlegen seyn.

Ehrfurcht gegen Gott.

In der Religion scheint Niederwerfen, Anbetung mit niederhängendem Haupte, mit zerknirschten, angstvollen Gebehrden und Stimmen, das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu seyn, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben, und noch beobachten. Allein diese Gemüthsstimmung ist bey weitem nicht mit der Idee der Erhabenheit einer Religion und ihres Gegenstandes an sich und nothwendig verbunden. Der Mensch, der sich wirklich fürchtet, weil er dazu in sich Ursache findet, indem er sich bewuſst ist, mit seiner verwerflichen Gesinnung wider eine Macht zu verstoſsen, deren Wille unwiderstehlich und zugleich gerecht ist, befindet sich gar nicht in der Gemüthsfassung, um die göttliche Gröſse zu bewundern, wozu eine Stimmung zur ruhigen Betrachtung, und ein ganz freyes Urtheil erforderlich ist.

Nur alsdann, wenn er sich seiner aufrichtigen, gottgefälligen Gesinnung bewuſst ist, dienen jene Wirkungen der Macht, in ihm die Idee der Erhabenheit dieses Wesens zu erwecken. Denn alsdann erkennt er eine, dessen Willen gemäſse, Erhabenheit der Gesinnung bey sich selbst, und wird dadurch über die Furcht vor solchen Wirkungen der Natur, die er nicht als Ausbrüche seines Zorns ansieht, erhoben. Nur unter dieser Voraussetzung sind wir fähig, durch den Anblick der Macht in der Natur zur Idee der Erhabenheit desjenigen Wesens zu gelangen, welches nicht blos durch seine Macht, die es in der Natur beweiset, innige Achtung in uns wirkt, sondern noch mehr durch das Vermögen, welches in uns gelegt ist, die Macht der Natur ohne Furcht zu beurtheilen, und unsere Bestimmung als über dieselbe erhaben zu denken.

Auf solche Weise allein, unterscheidet sich innerlich Religion vom Aberglauben, welcher letztere nicht Ehrfurcht für das Erhabene, sondern Furcht und Angst vor dem übermächtigen Wesen, dessen Willen der erschreckte Mensch sich unterworfen sieht, ohne es doch hochzuschätzen, im Gemüthe gründet; woraus denn freylich nichts als Gunstbewerbung und Einschmeichelung, statt einer Religion des guten Lebenswandels, entspringen kann.

Glaube an Unsterblichkeit.

Obgleich der theoretische Beweis für die Unsterblichkeit unzureichend ist, so wird dennoch deswegen für die Annehmung eines künftigen Lebens nicht das Mindeste verloren. Denn der blos speculative Beweis hat auf die gemeine Menschenvernunft ohnedem niemals einigen Einfluſs haben können.

Er ist so auf eine Haarspitze gestellt, daſs selbst die Schule ihn auf derselben nur so lange erhalten kann, als sie ihn als einen Kreisel um denselben sich unaufhörlich drehen läſst, und er also in ihren eigenen Augen keine beharrliche Grundlage abgibt, worauf etwas gebaut werden könnte.

Die Beweise, die für die Welt brauchbar sind, bleiben hiebey alle in ihrem unverminderten Werthe, und gewinnen vielmehr, durch Abstellung jener dogmatischen Anmaſsungen, an Klarheit und ungekünstelter Ueberzeugung, indem sie die Vernunft in ihr eigenthümliches Gebiet, nämlich die Ordnung der Zwecke, die doch zugleich eine Ordnung der Natur ist, versetzen. Als praktisches Vermögen ist die Vernunft berechtigt, unsere Existenz über die Gränzen der Erfahrung und des Lebens hinaus zu erweitern, ohne dabey auf die theoretischen Bedingungen eingeschränkt zu seyn.

Die Vernunft muſs es nothwendig zum Grundsatz annehmen, daſs kein Organ, kein Vermögen, kein Antrieb, und überhaupt nichts Entbehrliches, oder für den Gebrauch Unproportionirtes und Unzweckmäſsiges anzutreffen, sondern alles seiner Bestimmung im Leben genau angemessen sey. Nach der Analogie mit der Natur lebendiger Wesen in dieser Welt zu urtheilen, müſste nun der Mensch, der doch allein den letzten Endzweck von allem diesen in sich enthalten kann, das einzige Geschöpf seyn, welches davon ausgenommen wäre. Denn seine Naturanlagen, nicht blos den Talenten und Antrieben nach, sondern vornehmlich das moralische Gesetz in ihm, gehen so weit über allen Nutzen und Vortheil, den er in diesem Leben daraus ziehen könnte, daſs das letztere sogar das bloſse Bewuſstseyn der Rechtschaffenheit der Gesinnung, bey Ermangelung aller Vortheile, und alles Schattenwerkes von Nachruhm, über alles hochschätzen lehrt, und sich innerlich dazu berufen fühlt, sich durch sein Verhalten in dieser Welt, mit Verzichtthuung auf viele Vortheile, zum Bürger einer besseren, die er in der Idee hat, tauglich zu machen.

Dieser mächtige, niemals zu widerlegende Beweisgrund, begleitet durch eine, sich unaufhörlich vermehrende Erkenntniſs der Zweckmäſsigkeit in allem, was wir vor uns sehen, und durch eine Aussicht in die Unermeſslichkeit der Schöpfung, mithin auch durch das Bewuſstseyn einer gewissen Unbegränztheit in der möglichen Erweiterung unserer Erkenntnisse, sammt einem, dieser angemessenen Triebe, bleibt immer noch übrig, wenn wir es gleich aufgeben müssen, die nothwendige Fortdauer unserer Existenz aus der blos theoretischen Erkenntniſs unserer selbst einzusehen.

Das Gewissen.

Jeder Mensch hat Gewissen, und findet sich durch einen inneren Richter beobachtet, bedroht und überhaupt im Respect, d. i. in einer mit Furcht verbundenen Achtung, gehalten. Diese, über die Gesetze in ihm wachende Gewalt, ist nicht etwas, was er sich selbst willkührlich macht, sondern es ist seinem Wesen einverleibt. Es folgt ihm, wie sein Schatten, wenn er zu entfliehen gedenkt. Er kann sich zwar durch Lüste und Zerstreuungen betäuben, oder in Schlaf bringen, aber nicht vermeiden, dann und wann zu sich selbst zu kommen, oder zu erwachen, wo er alsbald die furchtbare Stimme desselben vernimmt. Er kann es, in seiner äussersten Verworfenheit, allenfalls dahin bringen, sich daran gar nicht mehr zu kehren, aber sie zu hören, kann er doch nicht vermeiden.

Gewissenlosigkeit ist nicht Mangel des Gewissens, sondern Hang, sich an dessen Urtheil nicht zu kehren. Die Pflicht ist hier, sein Gewissen zu cultiviren, die Aufmerksamkeit auf die Stimme des inneren Richters zu schärfen, und alle Mittel anzuwenden, um ihm Gehör zu verschaffen.

Für das Urtheil des künftigen Richters kann sich der Mensch kein anderes Schicksal denken, als daſs ihm sein ganzes Leben dereinst werde vor Augen gestellt werden, nicht blos ein Abschnitt desselben, vielleicht der letzte und für ihn noch günstigste.

Was meint der Leser wohl dazu! Wird nicht schon blos dieser Gedanke, welcher dem Menschen, der eben nicht der ärgste seyn darf, vieles in die Erinnerung zurückruft, was er sonst, leichtsinniger Weise, längst aus der Acht gelassen hat, die dünkelhafte Selbstgefälligkeit und Sorglosigkeit eines Menschen erschüttern?

Wenn man im Menschen den Richter, der in ihm selbst ist, anfragt, so beurtheilt er sich strenge, denn er kann seine Vernunft nicht bestechen. Stellt man ihm aber einen andern Richter vor, so wie man von ihm, aus anderweitigen Belehrungen, Nachricht haben will, so hat er wider seine Strenge vieles vom Vorwande der menschlichen Gebrechlichkeit hergenommenes, einzuwenden. Ueberhaupt denkt er ihm dann beyzukommen, es sey nun, daſs er entweder durch reuige, nicht aus wahrer Gesinnung der Besserung entspringende Selbstpeinigung, der Bestrafung von Ihm zuvor zu kommen denkt, oder ihn durch Bitten und Flehen, ja selbst auch durch Formeln, und für gläubig ausgegebene Bekenntnisse, zu erweichen sucht. Und wenn ihm hierzu Hoffnung gemacht wird, so macht er auch, nach dem Sprichwort: Ende gut, alles gut, schon frühzeitig seinen Anschlag, um nicht ohne Noth zu viel am vergnügten Leben einzubüſsen, und, bey'm nahen Ende desselben, doch in der Geschwindigkeit die Rechnung zu seinem Vortheile abzuschlieſsen.

Ueber die Leidenschaften überhaupt.

Die Leidenschaft ist eine, durch die Vernunft des Menschen schwer oder gar nicht bezwingliche Neigung. Die Leidenschaft setzt immer eine Maxime des Menschen voraus, nach einem, von der Neigung ihm vorgeschriebenen Zwecke zu handeln. Sie ist also jederzeit mit Vernunft verbunden; und bloſsen Thieren kann man keine Leidenschaft beylegen, so wenig, wie reinen Vernunftwesen. Leidenschaften sind Krebsschäden für die reine praktische Vernunft, und mehrentheils unheilbar, weil der Kranke nicht will geheilt seyn, und sich der Herrschaft des Grundsatzes entzieht, durch den dieses allein eschehen könnte.

Gleichwohl haben die Leidenschaften ihre Lobredner auch gefunden. (Denn wo finden die sich nicht, wenn einmal Bösartigkeit in Grundsätzen Platz genommen hat?) Da heiſst es: „daſs nie etwas Groſses in der Welt ohne heftige Leidenschaften ausgerichtet worden, und die Vorsehung selbst habe sie weislich, gleich als Springfedern, in die menschliche Natur gepflanzt."

Von den mancherley Neigungen mag man wohl dieses zugestehen, derer, als eines natürlichen und thierischen Bedürfnisses, die lebende Natur nicht entbehren kann. Aber daſs sie Leidenschaften werden dürften, ja wohl gar sollten, hat die Vorsehung nicht gewollt; und sie in diesem Gesichtspuncte vorstellig zu machen, mag einem Dichter verziehen werden, nämlich mit Pope zu sagen: „Ist die Vernunft nur ein Magnet, so sind die Leidenschaften Winde." Aber der Philosoph darf diesen Grundsatz nicht gestatten, selbst nicht, um sie als eine provisorische Veranstaltung der Vorsehung zu preisen, welche absichtlich, ehe das menschliche Geschlecht zum gehörigen Grade der Cultur gelangt wäre, sie in die menschliche Natur gelegt hätte.

Habsucht.

Geld ist die Loosung, und wen Plutus begünstiget, vor dem öffnen sich alle Pforten, die vor dem minder Reichen verschlossen sind. Die Erfindung dieses Mittels, welches sonst keine Brauchbarkeit hat, als blos zum Verkehr des Fleiſses der Menschen, und zur Beförderung alles Physisch-guten, hat, vornehmlich nachdem es durch Metalle repräsentirt wird, eine Habsucht hervorgebracht, die zuletzt auch ohne Genuſs ein dem bloſsen Besitze selbst mit Verzichthuung des Geizigen auf allen Gebrauch, eine Macht enthält, von der man glaubt, daſs sie den Mangel jeder andern zu ersetzen hinreichend sey. Diese ganz geistlose, wenn gleich nicht immer moralisch verwerfliche, doch blos mechanisch geleitete Leidenschaft, welche vornehmlich dem Alter, zum Ersatz seines natürlichen Unvermögens, anhängt, und die jenem allgemeinen Mittel, seines groſsen Einflusses halber, auch schlechthin den Namen eines Vermögens verschafft hat, ist eine solche, die, wenn sie eingetreten ist, keine Abänderung verstattet. Die Ehrsucht macht gehaſst, die Herrschsucht gefürchtet, und die Habsucht verachtet.

Selbsterkenntniſs.

Das erste Gebot aller Pflichten gegen sich selbst ist: Erkenne, erforsche und ergründe dich selbst, nicht nach deiner physischen Vollkommenheit, sondern nach der moralischen, in Beziehung auf deine Pflichten und dein Herz, ob es gut oder böse sey, ob die Quelle deiner Handlungen lauter oder unlauter sey. Das moralische Selbsterkenntniſs, das in die schwer zu ergründenden Tiefen des Herzens zu dringen verlangt, ist aller menschlichen Weisheit Anfang. Nur die Höllenfahrt des Selbsterkenntnisses bahnt den Weg zur Vergötterung.

Es ist überdies dem Menschen nicht möglich, so in die Tiefe seines eignen Herzens einzuschauen, daſs er jemals von der Reinigkeit seiner moralischen Absicht und der Lauterkeit seiner Gesinnung auch nur in einer Handlung völlig gewiſs seyn könnte, wenn er gleich über die Gesetzmäſsigkeit derselben gar nicht zweifelhaft ist. Vielmals wird Schwäche, welche das Wagstück eines Verbrechens abräth, von demselben Menschen für Tugend gehalten. Wie viele mögen ein langes, schuldloses Leben geführt haben, die nur glücklich waren, so vielen Versuchungen entgangen zu seyn. Wie viel reiner moralischer Gehalt bey jeder That in der Gesinnung gelegen habe, das bleibt ihnen selbst verborgen.

Welcher Mensch kennt sich selbst, wer kennt andere so durch und durch, um zu entscheiden: ob ein Mensch, seinem innern moralischen Werthe nach, vor dem allsehenden Auge eines Weltrichters, überall noch irgend einen Vorzug vor dem Andern habe, und es so vielleicht nicht ein ungereimter Eigendünkel seyn dürfte, bey dieser oberflächlichen Selbsterkenntniſs, zu seinem Vortheil über den moralischen Werth und das verdiente Schicksal seiner selbst sowohl, als Anderer, irgend ein Urtheil zu sprechen. Um dieses zu können, müſste er erst von den Ursachen seines vermeintlich wohlgeführten Lebenswandels Alles, was nicht seinem freyen Willen, sondern dem Glücke angehört, absondern, zum Beyspiel, sein angebornes gutartiges Temperament, die natürlich gröſsere Stärke des Verstandes und der Vernunft, und die Gelegenheit, wo ihm der Zufall glücklicherweise viele Versuchungen ersparte, die einen Anderen trafen.

Unpartheylichkeit in Beurtheilung unserer Selbst in Vergleichung mit dem Gesetze, und Aufrichtigkeit im Selbstgeständnisse unsers innern moralischen Werths, oder Unwerths, sind Pflichten gegen uns selbst. Diese Selbsterkenntniſs wird erstlich die schwärmerische Verachtung seiner selbst als Mensch überhaupt, verbannen, denn sie widerspricht sich selbst. Es kann ja nur durch die herrliche, in uns befindliche Anlage zum Guten, die den Menschen achtungswerth macht, geschehen, daſs wir den Menschen, der dieser zuwider handelt, aber nicht die Menschheit an sich, verachtungswürdig finden. Dann aber widersteht die Selbsterkenntniſs auch der eigenliebigen Selbstschätzung, bloſse Wünsche, wenn sie mit noch so groſser Sehnsucht geschehen, da sie an sich doch thatleer sind und bleiben, für Beweise eines guten Herzens zu halten.

Beweis für das Daseyn Gottes aus der Natur.

Die gegenwärtige Welt eröffnet uns einen so unermeſslichen Schauplatz von Mannichfaltigkeit, Ordnung, Zweckmäſsigkeit und Schönheit, daſs selbst nach den Kenntnissen, welche unser schwache Verstand davon hat erwerben können, alle Sprache, über so viele und unabsehlich groſse Wunder, ihren Nachdruck, alle Zahlen ihre Kraft zu messen, und selbst unsere Gedanken alle Begränzung vermissen, so, daſs sich unser Urtheil vom Ganzen in ein sprachloses, aber desto beredteres Erstaunen auflösen muſs. Allerwärts sehen wir eine Kette von Wirkungen und Ursachen, von Zwecken und Mitteln, Regelmäſsigkeit im Entstehen oder Vergehen; und indem nichts von selbst in den Zustand getreten ist, darin es sich befindet, so weis't es immer hin nach einem anderen Dinge, als seiner Ursache, welche gerade eben dieselbe weitere Nachfrage nothwendig macht, so, daſs auf solche Weise das ganze All im Abgrunde des Nichts versinken müſste, nähme man nicht etwas an, das ausserhalb diesem unendlichen Zufälligen, für sich selbst ursprünglich und unabhängig bestehend, dasselbe hielte, und, als die Ursache seines Ursprungs, ihm zugleich seine Fortdauer sicherte.

Dieser Beweis für das Daseyn Gottes verdient jederzeit mit Achtung genannt zu werden. Er ist der älteste, klarste, und der gemeinen Menschenvernunft am meisten angemessene. Er belebt das Studium der Natur, so wie er selbst von diesem sein Daseyn hat, und dadurch immer neue Kräfte bekommt. Er bringt Zwecke und Absichten dahin, wo sie unsere Beobachtung nicht von selbst entdeckt hätte, und erweitert unsere Naturkenntnisse, durch den Leitfaden des

Glaubens an Gott. Diese Kenntnisse wirken aber auch wieder auf ihre Ursache zurück, und vermehren den Glauben an einen höchsten Urheber bis zu einer unwiderstehlichen Ueberzeugung. Es würde daher nicht allein trostlos, sondern auch ganz umsonst seyn, dem Ansehen dieses Beweises etwas entziehen zu wollen. Die Vernunft, die durch so mächtige und unter ihren Händen immer wachsende, obzwar nur natürliche Beweisgründe unablässig gehoben wird, kann durch keine Zweifel subtiler abgezogener Speculation so niedergedrückt werden, daſs sie nicht aus jeder grüblerischen Unentschlossenheit, gleich als aus einem Traume, durch einen Blick, den sie auf die Wunder der Natur und der Majestät des Weltbaues wirft, gerissen werden sollte, um sich von Gröſse zu Gröſse bis zur allerhöchsten, vom Bedingten zur Bedingung, bis zum obersten und unbedingten Urheber zu erheben.

Moralischer Beweis für das Daseyn Gottes.

Wenn sich ein moralischer Mensch, umgeben von einer schönen Natur, in einem ruhigen, heitern Genusse seines Daseyns befindet, so fühlt er in sich ein Bedürfniſs, irgend jemand dafür dankbar zu seyn. Oder er sehe sich ein ander Mal im Gedränge von Pflichten, denen er nur durch freywillige Aufopferung Genüge leisten kann und will, so fühlt er in sich ein Bedürfniſs, hiermit zugleich etwas Befohlenes ausgerichtet und einem Oberherrn gehorcht zu haben. Oder er habe sich etwa, unbedachtsamer Weise, wider seine Pflicht vergangen, wodurch er doch eben nicht Menschen verantwortlich geworden ist, so werden die strengen Selbstverweise dennoch eine Sprache in ihm führen, als ob sie die Stimme eines Richters wären, dem er darüber Rechenschaft abzulegen hätte. — Der Glaube an einen Gott und an eine andere Welt ist mit meiner moralischen Gesinnung so verwebt, daſs, so wenig ich Gefahr laufe, die erstere einzubüſsen, eben so wenig besorge ich, daſs mir der zweyte jemals entrissen werden könne.

Das einzige Bedenkliche, das sich bey diesem Vernunftglauben findet, ist, daſs sich derselbe auf die Voraussetzung einer moralischen Gesinnung gründet. Nehmen wir einen, der in Ansehung sittlicher Gesetze gänzlich gleichgültig wäre, so wird die Frage, welche die Vernunft hier aufwirft, blos eine Aufgabe für die Speculation, und kann alsdann zwar noch mit starken Gründen, aber nicht mit solchen, denen sich die hartnäckigste Zweifelsucht ergeben müſste, unterstützt werden. Es ist aber kein Mensch bey diesen Fragen frey von allem Interesse. Denn, ob er gleich von dem moralischen, durch den Mangel guter Gesinnung, getrennt seyn möchte, so bleibt doch auch in diesem Falle genug übrig, um zu machen, daſs er ein göttliches Daseyn und eine Zukunft fürchte. Denn hierzu wird nichts mehr erfordert, als daſs er wenigstens keine Gewiſsheit vorschützen könne, daſs kein solches Wesen und kein künftig Leben anzutreffen sey, wozu er die Unmöglichkeit von beyden darzuthun haben würde, welches gewiſs kein vernünftiger Mensch übernehmen kann. Der moralische Unglaube ist eine Verzichthuung auf das eigene Bedürfniſs der Vernunft. Dies ist ein miſslicher Zustand des menschlichen Gemüths, der den moralischen Gesetzen zuerst alle Kraft der Triebfedern auf das Herz, mit der Zeit sogar ihnen selbst alle Autorität benimmt, und die Denkungsart veranlaſst, die man Freygeisterey nennt, d. i. den Grundsatz, gar keine Pflicht mehr zu erkennen.

Hoffnung besserer Zeiten.

Wenn der denkende Mensch die Uebel überschlägt, die das menschliche Geschlecht so sehr, und, wie es scheint, ohne Hoffnung eines bessern, drücken, so fühlt er einen Kummer, der wohl gar Sittenverderbniſs werden kann, von welchem der Gedankenlose nichts weiſs: nämlich Unzufriedenheit mit der Vorsehung, die den Weltlauf im Ganzen regiert. Es ist aber von der gröſsten Wichtigkeit: mit der Vorsehung zufrieden zu seyn, ob sie uns gleich auf unserer Erdenwelt eine so mühsame Bahn vorgezeichnet hat: theils, um unter den Mühseligkeiten immer noch Muth zu fassen; theils, um, indem wir die Schuld davon auf's Schicksal schieben, nicht unsere eigene, die vielleicht die einzige Ursache aller dieser Uebel seyn mag, darüber aus den Augen zu setzen, und in der Selbstbesserung die Hülfe dagegen zu versäumen.

Wenn es ein der Gottheit würdiger Anblick ist, einen tugendhaften Mann mit Widerwärtigkeiten und Versuchungen zum Bösen ringen und ihn dennoch dagegen Stand halten zu sehen; so ist es ein, ich will nicht sagen einer Gottheit, sondern selbst des gemeinsten, aber wohldenkenden Menschen höchst unwürdiger Anblick, das menschliche Geschlecht von Periode zu Periode zur Tugend hinauf Schritte zu thun, und bald darauf eben so tief wieder in Laster und Elend zurückzufallen sehen. Eine Weile diesem Trauerspiele zuzuschauen, kann vielleicht rührend und belehrend seyn, aber endlich muſs doch der Vorhang fallen. Denn auf die Länge wird es zum Possenspiel, und, wenn die Acteure es gleich nicht müde werden, weil sie Narren sind, so wird es doch der Zuschauer, der an einem oder dem andern Act genug hat, wenn er daraus mit Grund abnehmen kann, daſs das nie zu Ende kommende Stück ein ewiges Einerley sey. Die am Ende folgende Strafe kann zwar, wenn es ein bloſses Schauspiel ist, die unangenehmen Empfindungen durch den Ausgang wiederum gut machen. Aber Laster ohne Zahl, wenn gleich mit dazwischen eintretenden Tugenden, in der Wirklichkeit sich über einander thürmen zu lassen, damit dereinst recht viel gestraft werden könne, ist, wenigstens nach unsern Begriffen, sogar der Moralität eines weisen Welturhebers und Regierers zuwider.

Ich werde also annehmen dürfen, daſs das Menschengeschlecht beständig im Fortschreiten zum Bessern begriffen sey, und daſs dieses zwar bisweilen unterbrochen, aber nie abgebrochen seyn werde Diese Voraussetzung zu beweisen, habe ich nicht nöthig. Denn ich stütze mich auf meine angeborene Pflicht, in jedem Gliede der Reihe der Zeugungen so auf die Nachkommenschaft zu wirken, daſs sie immer besser werde, wovon also die Möglichkeit angenommen werden muſs. Es mögen nun auch noch so viele Zweifel gegen meine Hoffnungen aus der Geschichte gemacht werden, die, wenn sie beweisend wären, mich bewegen könnten, von einer, dem Anscheine nach vergeblichen Arbeit abzulassen; so kann ich doch, so lange dieses nur nicht ganz gewiſs gemacht werden kann, die Pflicht gegen die Klugheitsregel, auf's Unthunliche nicht hinzuarbeiten, nicht vertauschen.

Bey dem traurigen Anblick, nicht sowohl der Uebel, die das menschliche Geschlecht aus Natursachen drücken, als vielmehr derjenigen, welche die Menschen sich unter einander selbst anthun, erheitert sich doch das Gemüth durch die Aussicht, es könne künftig besser werden, und zwar mit uneigennützigem Wohlwollen, wenn wir längst im Grabe seyn, und die Früchte, die wir zum Theil selbst gesäet haben, nicht einerndten werden Ueberdem lassen sich manche Beweise geben, daſs das menschliche Geschlecht, im Ganzen, wirklich in unserm Zeitalter, in Vergleichung mit allen vorigen, ansehnlich zum Moralisch-bessern fortgerückt sey, und daſs das Geschrey von der unaufhaltsam zunehmenden Verunartung desselben gerade daher kommt, daſs, wenn es auf einer höhern Stufe der Moralität steht, es noch weiter vor sich sieht, und sein Urtheil über das, was man ist, in Vergleichung mit dem, was man seyn sollte, mithin unser Selbsttadel immer desto strenger wird, je mehr Stufen der Sittlichkeit wir schon erstiegen haben.

Die Platonische Republik ist, als ein vermeintlich auffallendes Beyspiel von erträumter Vollkommenheit, die nur im Gehirn des müssigen Denkers ihren Sitz haben kann, zum Sprichwort geworden; und Brücker findet es lächerlich, daſs der Philosoph behauptete, ein Fürst würde niemals wohl regieren, wenn er nicht der Ideen theilhaftig wäre. Allein man würde besser thun, diesem Gedanken mehr nachzugehen, und ihn (wo der vortreffliche Mann uns ohne Hülfe läſst) durch neue Bemühungen in's Licht zu stellen, als ihn, unter dem sehr elenden und schädlichen Vorwande der Unthunlichkeit, als unnütz bey Seite zu setzen. Eine Verfassung von der gröſsten menschlichen Freyheit nach Gesetzen, welche machen, daſs jedes Freyheit mit der andern ihrer zusammen bestehen kann, (nicht von der gröſsten Glückseligkeit, denn diese wird schon von selbst folgen) ist doch wenigstens eine nothwendige Idee, die man nicht blos im ersten Entwurfe einer Staatsverfassung, sondern auch bey allen Gesetzen zum Grunde legen muſs. Hierbey muſs man anfänglich die gegenwärtigen Hindernisse bey Seite legen, die vielleicht nicht sowohl aus der menschlichen Natur unvermeidlich entspringen mögen, als vielmehr aus der Vernachlässigung der ächten Ideen bey der Gesetzgebung. Denn nichts kann schädlicheres und eines Philosophen unwürdigeres gefunden werden, als die pöbelhafte Berufung auf vorgeblich widerstreitende Erfahrung, die doch gar nicht existiren würde, wenn jene Anstalten zu rechter Zeit nach den Ideen getroffen würden, und an deren Statt nicht rohe Begriffe, eben darum, weil sie aus Erfahrung geschöpft worden, alle gute Absicht vereitelt hätten.

Welches der höchste Grad seyn mag, bey welchem die Menschheit stehen bleiben müsse, und wie groſs also die Kluft, die zwischen der Idee und ihrer Ausführung nothwendig übrig bleibt, seyn möge, das kann und soll niemand bestimmen, eben darum, weil es Freyheit ist, welche jede angeborne Gränze übersteigen kann. —

Es muſs irgend eine Erfahrung im Menschengeschlechte vorkommen, die, als Begebenheit, auf eine Beschaffenheit und ein Vermögen desselben hinweiset, Ursache von dem Fortrücken desselben zum Bessern zu seyn. Eine solche Begebenheit hat sich nun in unsern Zeiten ereignet. Sie besteht aber nicht etwa in wichtigen, von Menschen verrichteten Thaten oder Unthaten, wodurch, was groſs war, unter Menschen klein, oder, was klein war, groſs gemacht wird, und wie, gleich als durch Zauberey, alte, glänzende Staatsgebäude verschwinden, und andere an deren Statt, wie aus den Tiefen der Erde, hervor kommen. Nein, nichts von allem dem. Es ist die bloſse Denkungsart der Zuschauer, welche sich bey diesem Spiele groſser Umwandlungen öffentlich verräth, und eine so allgemeine und doch uneigennützige Theilnehmung der Spielenden auf einer Seite, gegen die auf der andern, selbst mit Gefahr, diese Partheylichkeit könne ihnen sehr nachtheilig werden, dennoch laut werden läſst, und dadurch im Ganzen einen moralischen und uneigennützigen Character des Menschengeschlechts, wenigstens in der Anlage, beweiset, der das Fortschreiten zum Bessern nicht allein hoffen läſst, sondern selbst schon ein solcher ist, so weit das Vermögen für jetzt zureicht.

Die Revolution eines geistreichen Volks, die wir in unsern Tagen haben vor sich gehen sehen, mag gelingen, oder scheitern; sie mag mit Elend und Gräuelthaten dermaſsen angefüllt seyn, daſs ein wohldenkender Mensch dieselbe, wenn er sie, zum Zweytenmale unternehmend, glücklich auszuführen hoffen könnte, doch das Experiment auf solche Kosten zu machen nie beschliessen würde, diese Revolution, sage ich, findet doch in den Gemüthern aller Zuschauer, die nicht selbst in diesem Spiele mit verwickelt sind, eine Theilnehmung, dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus gränzt, und deren Aeusserung selbst mit Gefahr verbunden war, die also keine andere, als eine moralische Anlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann.

Diese Ursache ist aber zwiefach: Erstens die des Rechts, daſs ein Volk von andern Mächten nicht gehindert werden müsse, sich eine bürgerliche Verfassung zu geben, wie sie ihm selbst gut zu seyn dünkt; zweytens, die des Zwecks, daſs diejenige Verfassung eines Volks allein an sich rechtlich und moralisch gut sey, welche ihrer Natur nach so beschaffen ist, den Angriffskrieg nach Grundsätzen zu meiden, mithin in die Bedingung einzutreten, wodurch der Krieg abgehalten, und so dem Menschengeschlechte, bey aller seiner Gebrechlichkeit, ein ungestörtes Fortschreiten zum Bessern gesichert wird.

Ich behaupte demnach, dem Menschengeschlechte, nach den Aspecten und Vorzeichen unserer Tage, ein nicht mehr gänzlich rückgängig werdendes Fortschreiten zum Bessern, auch ohne Sehergeist, vorhersagen zu können. Denn ein solches Phänomen in der Menschengeschichte vergiſst sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen zum Bessern in der menschlichen Natur aufgedeckt hat, dergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Laufe der Dinge herausgeklügelt hätte, und welches allein Natur und Freyheit, nach innern Rechtsprincipien im Menschengeschlecht vereinigt, aber, was die Zeit betrifft, nur als unbestimmt und Begebenheit aus Zufall verheiſsen konnte.

Aber, wenn der bey dieser Begebenheit beabsichtigte Zweck auch jetzt nicht erreicht würde, wenn die Revolution, oder Reform der Verfaſsung eines Volks, gegen das Ende doch fehlschlüge, oder, nachdem diese einige Zeit gewährt hätte, doch wiederum alles in's vorige Gleis zurückgebracht würde, wie die Politiker jetzt wahrsagen, so verliert jene philosophische Vorhersagung doch nichts von ihrer Kraft. Denn jene Begebenheit ist zu groſs, zu sehr mit dem Interesse der Menschheit verwebt, und, ihrem Einflusse nach, auf die Welt in allen ihren Theilen zu ausgebreitet, als daſs sie nicht den Völkern, bey irgend einer Veranlassung günstiger Umstände, in Erinnerung gebracht, und zu Wiederholung neuer Versuche dieser Art erweckt werden sollte; da denn, bey einer, für das Menschengeschlecht so wichtigen Angelegenheit, endlich doch, zu irgend einer Zeit, die beabsichtigte Verfassung diejenige Festigkeit erreichen muſs, welche die Belehrung durch öftere Erfahrung in den Gemüthern aller zu bewirken nicht ermangeln würde. Es ist also nicht ein blos gutgemeinter, und, in praktischer Absicht, empfehlungswürdiger, sondern, allen Ungläubigen zum Trotz, auch für die strengste Theorie haltbarer Satz: daſs das menschliche Geschlecht im Fortschreiten zum Bessern immer gewesen sey, und so fernhin fortgehen werde, welches, wenn man nicht blos auf das sieht, was in irgend einem Volke geschehen kann, sondern auch auf die Verbreitung über alle Völker der Erde, die nach und nach daran Theil nehmen dürften, die Aussicht in eine unabsehliche Zeit eröffnet.

Ein Arzt, der seinen Patienten von Tag zu Tage auf baldige Genesung vertröstete; den einen, daſs der Puls besser schlüge; den andern, daſs der Auswurf, den dritten, daſs der Schweiſs Besserung verspräche, u. s. w., bekam einen Besuch von einem seiner Freunde. Wie geht's, Freund, mit ihrer Krankheit? war die erste Frage. Wie wird's gehen? Ich sterbe vor lauter Besserung! — Ich verdenke es Keinem, wenn er, in Ansehung der Staatsübel, an dem Heil des Menschengeschlechts und dem Fortschreiten desselben zum Bessern, zu verzagen anhebt. Allein ich verlasse mich auf das heroische Arzeneymittel, welches Hume anführt, und eine schnelle Kur bewirken dürfte. Wenn ich jetzt, sagt er, die Nationen im Kriege gegen einander begriffen sehe, so ist es, als ob ich zwey besoffene Kerle sähe, die sich in einem Porcellän-Laden mit Prügeln herumschlagen. Denn nicht genug, daſs sie an den Beulen, die sie sich wechselseitig geben, lange zu heilen haben, so müssen sie hinterher noch allen den Schaden bezahlen, den sie anrichteten. Die Nachwehen des gegenwärtigen Krieges aber, können dem politischen Wahrsager das Geständniſs einer nahe bevorstehenden Wendung des menschlichen Geschlechts zum Bessern abnöthigen, das schon jetzt im Prospect ist.

Theodicee,
oder
Vertheidigung der göttlichen Weisheit wegen der Uebel in der Welt.

Unter einer Theodicee versteht man die Vertheidigung der höchsten Weisheit des Welturhebers gegen die Anklage, welche die Vernunft aus den Unvollkommenheiten der Welt gegen den Schöpfer anbringt. Die Vernunft fragt nämlich: Wie kann das moralische und physische Uebel, oder die Sünde und das Unangenehme in der Welt, mit der Heiligkeit und Güte Gottes bestehen? Und wie kommt das mit seiner Gerechtigkeit überein, daſs es dem Bösen oft wohl, dem Guten aber übel geht?

Die Vertheidigung gegen diese Anklage kann nun keinesweges durch die theoretische Vernunft hinlänglich geführt werden, wohl aber durch die praktische. Denn durch die letztere wird Gott selbst der Ausleger seines, durch die Schöpfung verkündigten Willens, dergestalt, daſs wir diese Auslegung als eine unmittelbare Erklärung und Stimme Gottes ansehen müssen, durch die er dem Buchstaben seiner Schöpfung einen Sinn gibt. Eine solche moralische Auslegung des Willens Gottes finde ich nun in einem alten heiligen Buche allegorisch ausgedrückt.

Hiob wird als ein Mann vorgestellt, zu dessen Lebensgenuſs sich alles vereinigt hatte, was man, um ihn vollkommen zu machen, nur immer ausdenken mag. Gesund, wohlhabend, frey, ein Gebieter über Andere, die er glücklich machen kann, im Schoſse einer glücklichen Familie, unter geliebten Freunden, und über das Alles, was das Vornehmste ist, mit sich selbst zufrieden in einem guten Gewissen. Alle diese Güter, das letzte ausgenommen, entriſs ihm plötzlich ein schweres, über ihn zur Prüfung verhängtes Schicksal. Von der Betäubung über diesen unerwarteten Umsturz allmählig zum Besinnen gelangt, bricht er nun in Klagen über seinen Unstern aus. Darüber kommt es zwischen ihm und seinen vorgeblich sich zum Trösten einfindenden Freunden bald zu einer Disputation, worin beyde Theile, jeder nach seiner Denkungsart, vornehmlich aber nach seiner Lage, seine besondere Vertheidigung zur moralischen Erklärung jenes schlimmen Schicksals aufstellt.

Die Freunde des Hiobs bekennen sich zu dem System der Erklärung aller Uebel in der Welt aus der göttlichen Gerechtigkeit, als so vieler Strafen für begangene Verbrechen; und ob sie zwar keine zu nennen wufsten, die dem unglücklichen Manne zu Schulden kommen sollten, so glaubten sie doch aus sich selbst urtheilen zu können, er müfste deren auf sich ruhen haben, weil es sonst nach der göttlichen Gerechtigkeit nicht möglich wäre, dafs er unglücklich sey. Hiob hingegen erklärte sich für das System des unbedingten göttlichen Rathschlusses. „Er ist einig," sagt er, „er macht's, wie er will." Hiob 23, 13. Uebrigens betheuert er mit Entrüstung, daſs ihm sein Gewissen seines ganzen Lebens halber keinen Vorwurf mache; was aber menschliche, unvermeidliche Fehler betrifft, Gott selbst wissen werde, daſs er ihn als ein gebrechliches Geschöpf gemacht habe.

In dem, was beyde Theile vernünſteln, oder übernünſteln, ist wenig merkwürdiges; aber der Character, in welchem sie es thun, verdient desto mehr Aufmerksamkeit. Hiob spricht, wie er denkt, und wie ihm zu Muthe ist, auch wohl jedem Menschen in seiner Lage zu Muthe seyn würde. Seine Freunde dagegen sprechen, als wenn sie im Geheim von dem Mächtigern (über dessen Sache sie Recht sprechen, und bey dem sich durch ihr Urtheil in Gunst zu setzen, ihnen mehr am Herzen liegt, als an der Wahrheit) behorcht würden. Diese ihre Tücke, Dinge zum Schein zu behaupten, von denen sie doch gestehen muſsten, daſs sie sie nicht einsahen, und eine Ueberzeugung zu heucheln, die sie in der That nicht hatten, sticht gegen Hiobs gerade Freymüthigkeit, die sich so weit von falscher Schmeicheley entfernt, daſs sie fast an Vermessenheit gränzt, sehr zum Vortheil des letzteren ab. „Wollt ihr," sagt er, „Gott vertheidigen mit Unrecht? Wollt ihr seine Person ansehn? Wollt ihr Gott vertreten? Er wird euch strafen, wenn ihr die Person ansehet heimlich! Es kommt kein Heuchler vor Ihn, etc. Hiob 23, 7 — 11. 16.

Das letztere bestätigt der Ausgang der Geschichte wirklich. Denn Gott würdigt Hiob, ihm die Weisheit seiner Schöpfung, vornehmlich von Seiten ihrer Unerforschlichkeit, vor Augen zu stellen. Er läfst ihn Blicke auf die schöne Seite der Schöpfung thun, wo dem Menschen begreifliche Zwecke die Weisheit und gütige Vorsorge des Welturhebers in ein unzweydeutiges Licht stellen. Dagegen läfst er ihn aber auch auf die abschrekende Seite blicken, indem er ihm Produkte seiner Macht und darunter auch schädliche und furchtbare Dinge hernennt, deren jedes für sich zwar zweckmäfsig eingerichtet, in Ansehung anderer aber, und selbst der Menschen, zerstörend, zweckwidrig und mit einem allgemeinen, durch Güte und Weisheit angeordneten

Plane nicht zusammenstimmend zu seyn scheint. Indessen beweiset er ihm doch die den weisen Welturheber verkündigende Anordnung und Erhaltung des Ganzen, obgleich seine Wege, selbst schon in der physischen Ordnung der Dinge, wie vielmehr in der Verknüpfung derselben mit der moralischen, für uns unerforschlich und verborgen seyn müssen.

Der Schluſs ist dieser: Indem Hiob gesteht, daſs er nicht etwa frevelhaft, sondern nur unweislich über Dinge abgesprochen habe, die ihm zu hoch sind, und die er nicht versteht, so fällt Gott das Verdammungsurtheil wider seine Freunde, weil sie, der Gewissenhaftigkeit nach, nicht so gut von Gott geredet hätten, als sein Knecht Hiob.

Betrachtet man nun die Theorie, die jeder von beyden Seiten behauptete, so möchte die seiner Freunde eher den Anschein mehrerer speculativen Vernunft und frommer Demuth bey sich führen; Hiob aber würde, wahrscheinlicher Weise, vor einem jeden Gerichte dogmatischer Theologen ein schlimmes Schicksal erfahren haben. Also nicht der Vorzug der Einsicht, sondern nur die Aufrichtigkeit des Herzens, die Redlichkeit, seine Zweifel unverholen zu gestehen, und den Abscheu, Ueberzeugung zu heucheln, wo man sie doch nicht fühlt, vornehmlich nicht vor Gott, wo diese List ohnedies ungereimt ist: diese Eigenschaften sind es, welche den Vorzug des redlichen Mannes, in der Person Hiobs, vor dem religiösen Schmeichler im göttlichen Richterausspruch entschieden haben.

Der Glaube aber, der ihm durch eine so befremdliche Auflösung seiner Zweifel, nämlich blos durch die Ueberführung von seiner Unwissenheit, entsprang, konnte auch nur in die Seele eines Mannes kommen, der mitten unter seinen lebhaftesten Zweifeln sagen konnte: „Bis daſs mein Ende kommt, will ich nicht weichen von meiner Frömmigkeit," u.s.w. 27. 5—6. Denn mit dieser Gesinnung bewies er, daſs er nicht seine Moralität auf den Glauben, sondern den Glauben auf die Moralität gründete, in welchem Falle dieser, so schwach er auch seyn mag, doch allein lauter und ächter Art ist, indem er so nicht eine Religion der Gunstbewerbung, sondern des guten Lebenswandels gründet.

Christenthum.

Das Christenthum hat, ausser der gröſsten Achtung, welche die Heiligkeit seiner Gesetze unwiderstehlich einflöſst, noch etwas Liebenswürdiges in sich. Seine Absicht ist: zur Beobachtung der Pflicht Liebe zu befördern, und bringt sie auch hervor, weil der Stifter desselben nicht als ein Befehlshaber, sondern als ein Menschenfreund redet, der in seinem Gehorsam fordernden Willen seinen Mitmenschen ihren eigenen wohlverstandenen Willen an's Herz legt, wonach sie von selbst freywillig handeln würden, wenn sie sich gehörig prüften. Es ist also eine freye Denkungsart, gleich weit entfernt von Sclavensinn und von Bandenlosigkeit, wodurch das Christenthum die Herzen der Menschen für sich zu gewinnen vermag.

Obgleich daher der Lehrer desselben auch Strafen ankündigt, so ist das doch nicht so zu verstehen, als sollten diese die Triebfedern werden, seinen Geboten Folge zu leisten, denn sofern würde es aufhören, liebenswürdig zu seyn; sondern man darf dies nur als liebreiche, aus dem Wohlwollen des Gesetzgebers entspringende Warnung, sich vor dem Schaden zu hüten, welcher unvermeidlich aus der Uebertretung des Gesetzes entspringen muſste, auslegen. Und wenn das Christenthum Belohnungen verheiſst, so muſs dies ebenfalls nach der freyen Denkungsart nicht so ausgelegt werden, als wäre es ein Angebot, um dadurch den Menschen zum guten Lebenswandel gleichsam zu dingen; denn da würde das Christenthum wiederum für sich selbst nicht liebenswürdig seyn.

Nur ein Ansinnen solcher Handlungen, die aus uneigennützigen Beweggründen entspringen, kann gegen den, welcher das Ansinnen thut, Achtung einflöſsen; ohne Achtung aber gibt es keine wahre Liebe. Also muſs man jener Verheiſsung nicht den Sinn beylegen, als sollten die Belohnungen für die Triebfedern der Handlung genommen werden. Die Liebe, wodurch eine edle Denkart an einen Wohlthäter gefesselt wird, richtet sich nicht nach dem Guten, was der Bedürftige empfängt, sondern blos nach der Gütigkeit des Willens dessen, der geneigt ist, es zu ertheilen, wenn er auch etwa nicht dazu vermögend seyn, oder durch andere Beweggründe, welche die Rücksicht auf das allgemeine Beste mit sich bringt, an der Ausführung gehindert werden sollte.

Nutzen der Kritik der reinen Vernunft.

Man wird bey einer flüchtigen Uebersicht dieses Werks wahrzunehmen glauben, daſs der Nutzen davon nur negativ sey, uns nämlich mit der speculativen Vernunft niemals über die Erfahrungsgränze hinaus zu wagen, und das ist auch in der That ihr erster Nutzen. Dieser aber wird alsbald positiv, wenn man inne wird, daſs die Grundsätze, mit denen sich speculative Vernunft über ihre Gränze hinauswagt, in der That nicht Erweiterung, sondern, wenn man sie näher betrachtet, Verengung unseres Vernunftgebrauchs zum unausbleiblichen Erfolg haben, indem sie wirklich die Gränzen der Sinnlichkeit, zu der sie eigentlich gehören, über alles zu erweitern, und so den reinen, practischen Vernunftgebrauch gar zu verdrängen drohen. Daher ist eine Kritik, welche den Gebrauch der speculativen Vernunft blos auf Erfahrung einschränkt, sofern zwar negativ, aber indem sie dadurch zugleich ein Hinderniſs aufhebt, welches den practischen Vernunftgebrauch einschränkt, oder gar zu vernichten droht, so ist sie in der That von positivem und sehr wichtigem Nutzen. Ist man einmal überzeugt, daſs es einen schlechterdings nothwendigen practischen oder moralischen Gebrauch der reinen Vernunft gebe, in welchem sie sich unvermeidlich über die Gränzen der Sinnlichkeit erweitert, dazu sie zwar von der speculativen keiner Beyhülfe bedarf, dennoch aber wider ihre Gegenwirkung gesichert seyn muſs, um nicht in Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, so kann man der Kritik diesen positiven Nutzen nicht absprechen. Wollte man ihr diesen Nutzen dennoch nicht zugestehn, so wäre es eben so viel, als sagen, daſs die Policey keinen positiven Nutzen schaffe, weil ihr Hauptgeschäft doch nur ist, der Gewaltthätigkeit, welche Bürger von Bürgern zu besorgen haben, einen Riegel vorzuschieben, damit ein jeder seine Angelegenheiten ruhig und sicher treiben könne.

Land des reinen Verstandes.

Wir haben jetzt das Land des reinen Verstandes nicht allein durchreiset, und jeden Theil davon sorgfältig in Augenschein genommen, sondern es auch durchmessen, und jedem Dinge auf demselben seine Stelle bestimmt. Dieses Land aber ist eine Insel, und durch die Natur selbst in unveränderliche Gränzen eingeschlossen. Es ist das Land der Wahrheit (ein reizender Name), umgeben von einem weiten und stürmischen Ocean, dem eigentlichen Sitze des Scheins, wo manche Nebelbank, und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder lügt, und indem es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abentheuer verflechtet, von denen er niemals ablassen, und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann. Ehe wir uns aber auf dieses Meer wagen, um es nach allen Breiten zu durchsuchen, und gewiſs zu werden, ob etwas in ihnen zu hoffen sey, so wird es nützlich seyn, zuvor noch einen Blick auf die Karte des Landes zu werfen, das wir eben verlassen wollen, und erstlich zu fragen, ob wir mit dem, was es in sich enthält, nicht allenfalls zufrieden seyn könnten, oder auch aus Noth zufrieden seyn müssen, wenn es sonst überall keinen Boden gibt, auf dem wir uns anbauen könnten; zweytens, unter welchem Titel wir denn selbst dieses Land besitzen, und uns wider alle feindselige Ansprüche gesichert halten können.

Veruneinigung der Vernunft mit sich selbst.

Unglücklicherweise für die Speculation (vielleicht aber zum Glück für die practische Bestimmung des Menschen) sieht sich die Vernunft, mitten unter ihren gröſsesten Erwartungen, in einem Gedränge von Gründen und Gegengründen verwickelt. Dennoch ist es sowohl ihrer Ehre, als auch sogar ihrer Sicherheit wegen nicht thunlich, sich zurückzuziehen, und diesem Zwiste als einem bloſsen Spielgefechte gleichgültig zuzusehen, noch weniger schlechthin Friede zu gebieten, weil der Gegenstand des Streites sehr interessirt. Daher bleibt der Speculation weiter nichts übrig, als über den Ursprung dieser Veruneinigung der Vernunft mit sich selbst nachzusinnen, ob nicht etwa ein bloſser Miſsverstand daran Schuld sey, nach dessen Erörterung vielleicht zwar beyderseits stolze Ansprüche wegfallen, aber dafür ein dauerhaft ruhiges Regiment der Vernunft über Verstand und Sinne seinen Anfang nehmen würde.

Unbedingte Nothwendigkeit.

Die unbedingte Nothwendigkeit, die wir, als den letzten Träger aller Dinge, so unentbehrlich bedürfen, ist der wahre Abgrund für die menschliche Vernunft. Selbst die Ewigkeit, so schauderhaft erhaben sie auch ein Haller schildern mag, macht lange den schwindeligten Eindruck nicht auf das Gemüth; denn sie miſst nur die Dauer der Dinge, aber trägt sie nicht. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, man kann ihn aber auch nicht ertragen: daſs ein Wesen, welches wir uns auch als das höchste unter allen möglichen vorstellen, gleichsam zu sich selbst sage: Ich bin von Ewigkeit zu Ewigkeit, ausser mir ist nichts, ohne das, was blos durch meinen Willen etwas ist; aber woher bin ich denn? Hier sinkt alles unter uns; und die gröſste Vollkommenheit, wie die kleinste, schwebt ohne Haltung blos vor der speculativen Vernunft, der es nichts kostet, die eine, so wie die andere, ohne die mindeste Hinderniſs verschwinden zu lassen.

Unzulänglichkeit des ontologischen Beweises für das Daseyn Gottes.

Da der so berühmte ontologische Beweis vom Daſeyn eines höchsten Wesens, ein Beweis aus bloſsen Begriſſen und Ideen ist, so ist alle Mühe und Arbeit damit verloren, und ein Mensch möchte wohl eben so wenig aus bloſsen Ideen an Einsichten reicher werden, als ein Kaufmann an Vermögen, wenn er um seinen Zustand zu verbessern, seinem Cassenbestande einige Nullen anhängen wollte.

Unzulänglichkeit des cosmologischen Beweises für das Daseyn Gottes.

Wir wollen nun eine List der speculativen Vernunft offenbaren, mit welcher sie in dem cosmologischen Beweise ein altes Argument in verkleideter Gestalt für ein neues aufstellt, und sich auf zweyer Zeugen Einstimmung beruft, nämlich einen reinen Vernunftzeugen, und einen anderen von empyrischer Beglaubigung, da es doch nur der erstere allein ist, welcher blos seinen Anzug und Stimme verändert, um für einen zweyten gehalten zu werden. Um seinen Grund recht sicher zu legen, fuſset sich dieser Beweis auf Erfahrung, und gibt sich dadurch das Ansehn, als sey er vom ontologischen Beweise unterschieden, der auf lauter reine Begriffe sein

Vertrauen setzt. Dieser Erfahrung aber bedient sich der cosmologische Beweis nur, um einen einzigen Schritt zu thun, nämlich zum Daseyn eines nothwendigen Wesens überhaupt. Was dieses für Eigenschaften habe, kann der empyrische Beweisgrund nicht lehren, sondern da nimmt die Vernunft gänzlich von ihm Abschied, und forscht hinter lauter Begriffen.

Unzulänglichkeit des physicotheologischen Beweises für das Daseyn Gottes.

Ob wir gleich wider die Vernunftmäſsigkeit und Nützlichkeit des Beweises aus den Vollkommenheiten der Welt nichts einzuwenden haben, sondern dieselbe vielmehr anempfehlen müssen, so können wir darum doch die Ansprüche nicht billigen, welche diese Beweisart auf apodictische Gewiſsheit und auf einen, gar keiner Gunst oder fremden Unterstützung bedürftigen Beyfall machen möchte, und es kann der guten Sache keinesweges schaden, die dogmatische Sprache eines hohnsprechenden Vernünftlers auf den Ton der Mäſsigung und Bescheidenheit eines zur Beruhigung hinreichenden Glaubens herabzustimmen. Ich behaupte demnach, daſs der physicotheologische Beweis das Daseyn eines höchsten Wesens niemals allein darthun könne, sondern es jederzeit dem ontologischen, als dem einzig möglichen, überlassen müsse, diesen Mangel zu ergänzen.

Die Physicotheologen haben also gar nicht Ursache, gegen die transcendentale Beweisart so spröde zu thun, um auf sie mit dem Eigendünkel hellsehender Naturkenner, als auf das Spinnengewebe finsterer Grübler, herabzusehen. Denn, wenn sie sich nur prüfen wollten, so würden sie finden, daſs, nachdem sie eine gute Strecke auf dem Boden der Natur und Erfahrung fortgegangen sind, und sich gleichwohl immer noch eben so weit von dem Gegenstande sehen, der ihrer Vernunft entgegen scheint, sie plötzlich diesen Boden verlassen, und in's Reich bloſser Möglichkeit übergehen, wo sie auf den Flügeln der Ideen demjenigen nahe zu kommen hoffen, was sich aller ihrer empyrischen Nachsuchung entzogen hatte. Nachdem sie endlich, durch einen so mächtigen Sprung, festen Fuſs gefaſst zu haben vermeinen, so verbreiten sie den nunmehr bestimmten Begriff über das ganze Feld der Schöpfung, und erläutern das Ideal, welches lediglich ein Produkt der reinen Vernunft war, ob zwar kümmerlich genug, und weit unter der Würde seines Gegenstandes, durch Erfahrung, ohne doch gestehen zu wollen, daſs sie zu dieser Kenntniſs oder Voraussetzung durch einen andern Fuſssteig, als den der Erfahrung, gelangt sind.

So liegt demnach dem physicotheologischen Beweise der cosmologische, diesem aber der ontologische Beweis zum Grunde. Und da ausser diesen drey Wegen der speculativen Vernunft keiner mehr offen ist, so ist der ontologische Beweis, als ein Beweis aus lauter reinen Vernunftbegriffen, der einzig mögliche, der aber zu keiner apodictischen Gewiſsheit zureichend seyn kann; mithin kann die Gewiſsheit für das Daseyn Gottes nur durch den moralischen Beweis gewiſs beglaubigt werden.

Genie und Geniemänner.

Ob der Welt durch groſse Genie's im Ganzen sonderlich gedient sey, weil sie doch oft neue Wege einschlagen und neue Aussichten eröffnen, oder ob mechanische Köpfe, wenn sie gleich nicht Epoche machten, mit ihrem alltäglichen, langsam am Stecken und Stabe der Erfahrung fortschreitenden Verstande, nicht das Meiste zum Wachsthum der Künste und Wissenschaften beygetragen haben, indem sie, wenn gleich Keiner von ihnen Bewunderung erregte, doch auch keine Unordnung stifteten, mag hier unerörtert bleiben.

Aber ein Schlag von ihnen, Geniemänner, oder besser, Genieaffen genannt, hat sich unter jenem Aushängeschilde mit eingedrängt, welcher die Sprache von der Natur ausserordentlich begünstigter Köpfe führt, das mühsame Lernen und Forschen für stümperhaft erklärt, und den Geist aller Wissenschaft mit Einem Griffe gehascht zu haben, ihn aber in kleinen Gaben concentrirt und kraftvoll zu reichen vorgibt. Dieser Schlag ist, wie der der Quacksalber und Marktschreyer, den Fortschritten in wissenschaftlicher und sittlicher Bildung sehr nachtheilig, wenn er über Religion, Staatsverhältnisse und Moral, gleich dem Eingeweihten, oder Machthaber, vom Weisheitssitze herab, im entscheidenden Tone abspricht, und so die Armseligkeit des Geistes zu verdecken weiſs. Was ist hier anders zu thun, als zu lachen und seinen Gang mit Fleiſs, Ordnung und Klarheit geduldig fortzusetzen, ohne auf jene Gaukler Rücksicht zu nehmen.

Freyheit im Denken.

Zu der allgemeinen Freyheit gehört auch die, seine Gedanken und Zweifel, die man sich nicht selbst auflösen kann, öffentlich zur Beurtheilung auszustellen, ohne darüber für einen unruhigen und gefährlichen Bürger verschrieen zu werden. Dies liegt schon in dem ursprünglichen Rechte der menschlichen Vernunft, welche keinen andern Richter erkennt, als selbst wiederum die allgemeine Menschenvernunft, worin ein Jeder seine Stimme hat. Und da von dieser alle Besserung, deren unser Zustand fähig ist, herkommen muſs, so ist ein solches Recht heilig, und darf nicht geschmälert werden.

Was ist aber bey der Uneinigkeit der speculativen Philosophen zu thun, vornämlich in Ansehung der Gefahr, die daraus dem gemeinen Besten zu drohen scheint? Nichts ist natürlicher, nichts billiger, als die Entschlieſsung, die ihr deshalb zu nehmen habt. Laſst diese Leute nur machen; wenn sie Talent, wenn sie tiefe und neue Nachforschung, mit Einem Worte, wenn sie nur Vernunft zeigen, so gewinnt jederzeit die Vernunft. Wenn ihr andre Mittel ergreift, als die einer zwanglosen Vernunft, wenn ihr über Hochverrath schreit, das gemeine Wesen, das sich auf so subtile Bearbeitungen gar nicht versteht, gleichsam als zum Feuerlöschen zusammenruft, so macht ihr euch lächerlich. Denn es ist die Rede gar nicht davon, was dem gemeinen Besten hierunter vortheilhaft, oder nachtheilig sey, sondern nur, wie weit die Vernunft es wohl in ihrer, von allem Interesse abstrahirenden Speculation bringen könne, und ob man auf diese überhaupt etwas rechnen, oder sie lieber gegen das Practische gar aufgeben müsse. Anstatt also mit dem Schwerte drein zu schlagen, so sehet vielmehr, von dem sichern Sitze der Kritik, diesem Streite geruhig zu, der für die Kämpfenden mühsam, für euch unterhaltend, und bey einem gewiſs unblutigen Ausgange für eure Einsichten erſprieſslich ausfallen muſs. Denn es ist etwas sehr Ungereimtes, von der Vernunft Aufklärung zu erwarten, und ihr doch vorher vorzuschreiben, auf welche Seite sie nothwendig ausfallen müsse. Ueberdem wird Vernunft schon von selbst durch Vernunft so wohl gebändigt und in Schranken gehalten, daſs ihr gar nicht nöthig habt, Schaarwachen aufzubieten, um demjenigen Theile, dessen besorgliche Obermacht euch gefährlich scheint, bürgerlichen Widerstand entgegen zu setzen. Auch bedarf die Vernunft gar sehr eines solchen Streits, und es wäre zu wünschen, daſs er eher und mit uneingeschränkter öffentlicher Erlaubniſs wäre geführt worden. Denn um desto früher wäre eine reife Kritik zu Stande gekommen, bey deren Erscheinung alle diese Streithändel von selbst wegfallen müssen, indem die Streitenden ihre Verblendung und Vorurtheile, welche sie veruneinigt haben, einsehen lernen.

Die Einwürfe, die zu fürchten seyn möchten, liegen in uns selbst. Wir müssen sie gleich alten, aber niemals verjährenden Ansprüchen, hervorsuchen, um einen ewigen Frieden auf deren Vernichtung zu gründen. Aeussere Ruhe ist nur scheinbar. Der Keim der Anfechtungen, der in der Natur der Menschenvernunft liegt, muſs ausgerottet werden. Wie können wir ihn aber ausrotten, wenn wir ihm nicht Freyheit, ja selbst Nahrung geben, Kraut auszuschlieſsen, um sich dadurch zu entdecken, und es hernach mit der Wurzel zu vertilgen? Sinnet demnach selbst auf Einwürfe, auf die noch kein Gegner gefallen ist, und leihet ihm sogar Waffen, oder räumt ihm den günstigsten Platz ein, den er sich nur wünschen kann. Es ist hierbey gar nichts zu fürchten, wohl aber zu hoffen, nämlich, daſs ihr euch einen, in alle Zukunft niemals mehr anzufechtenden Besitz verschaffen werdet.

Aber die Jugend, welche dem academischen Unterrichte anvertraut ist, soll doch wenigstens vor dergleichen Schriften gewarnt und von der frühen Kenntniſs so gefährlicher Sätze abgehalten werden, ehe ihre Urtheilskraft gereift, oder vielmehr die Lehre, welche man in ihnen gründen will, fest gewurzelt ist, um aller Ueberredung zum Gegentheil, woher sie auch kommen möge, zu widerstehen?

Wie aber, wenn in der Folge entweder Neugierde, oder der Modeton des Zeitalters ihr dergleichen Schriften in die Hände spielen, wird alsdann jene jugendliche Ueberredung noch Stich halten? Derjenige, der nichts als dogmatische Waffen mitbringt, um den Angriffen seines Gegners zu widerstehen, sieht nun in dergleichen Schriften Scheingründe, die den Vorzug der Neuigkeit haben, gegen Scheingründe, welche dergleichen nicht mehr haben, sondern vielmehr den Verdacht einer miſsbrauchten Leichtgläubigkeit der Jugend erregen, auftreten. Er glaubt nicht besser zeigen zu können, daſs er der Kinderzucht entwachsen sey, als wenn er sich über jene wohlgemeinte Warnungen wegsetzt; und so trinkt er das Gift, das seine Grundsätze dogmatisch verdirbt, in langen Zügen in sich.

Gerade das Gegentheil von dem, was man hier anräth, muſs in der academischen Unterweisung geschehen; aber freylich nur unter der Voraussetzung eines gründlichen Unterrichts in der Kritik der reinen Vernunft. Denn nur durch deren Principien kann er die grundlosen Behauptungen des dogmatischen Gegners Stück vor Stück prüfen, um sie in lauter Dunst aufzulösen. Und so fühlt er frühzeitig seine eigne Kraft, sich wider dergleichen schädliche Blendwerke, die für ihn zuletzt allen Schein verlieren müssen, völlig zu sichern. Ob nun zwar eben dieselben Streiche, die das Gebäude des Friedens niederschlagen, auch seinem eignen speculativen Bauwerke, wenn er etwa dergleichen zu errichten gedächte, eben so verderblich seyn müssen, so ist er darüber doch gänzlich unbekümmert, indem er es gar nicht bedarf, darin zu wohnen, sondern noch eine Aussicht in das practische Feld vor sich hat, wo er mit Grund einen festern Boden hoffen kann, um darauf sein vernünftiges und heilsames System zu errichten.

So gibt's demnach keine eigentliche Polemik im Felde der reinen Vernunft. Beyde Theile sind Luftfechter, die sich mit ihrem Schatten herumbalgen; denn sie gehen über die Natur hinaus, wo für ihre dogmatischen Griffe nichts vorhanden ist, was sich fassen und halten lieſse. Sie haben gut kämpfen; die Schatten, die sie zerhauen, wachsen, wie die Helden in Walhalla, in einem Augenblicke wiederum zusammen, um sich auf's Neue in unblutigen Kämpfen belustigen zu können.

Männer von Geistesfähigkeiten und von erweiterten Gesinnungen! ich verehre euer Talent und liebe euer Menschengefühl. Aber habt ihr auch wohl überlegt, was ihr thut, und wo es mit euren Angriffen auf die Vernunft hinaus will? Ohne Zweifel wollt ihr, daſs Freyheit zu denken ungekränkt erhalten werde; denn ohne diese würde es selbst mit euren freyen Schwüngen des Genie's bald ein Ende haben. Wir wollen sehen, was aus dieser Denkfreyheit natürlicherweise werden müsse, wenn ein solches Verfahren, als ihr beginnt, überhand nimmt.

Freunde des Menschengeschlechts und dessen, was ihm am heiligsten ist! nehmt an, was euch, nach sorgfältiger und aufrichtiger Prüfung, am glaubwürdigsten scheint; es mögen nun Facta, es mögen Vernunftgründe seyn. Nur streitet der Vernunft nicht das, was sie zum höchsten Gut auf Erden macht, nämlich das Vorrecht, ab, der letzte Probierstein der Wahrheit zu seyn. Widrigenfalls werdet ihr, dieser Freyheit unwürdig, sie auch sicherlich einbüſsen, und dieses Unglück noch dazu dem übrigen schuldlosen Theile über den Hals ziehen, der sonst wohl gesinnt gewesen wäre, sich seiner Freyheit gesetzmäſsig und dadurch auch zweckmäſsig zum Weltbesten zu bedienen.

Enthaltsamkeit.

Junger Mann! gewinne die Arbeit lieb. Versage dir Vergnügungen, nicht um ihnen zu entsagen, sondern, so viel als möglich, immer nur im Prospect zu behalten. Stumpfe die Empfänglichkeit für dieselben nicht durch Genuſs frühzeitig ab. Die Reife des Alters, welche die Entbehrung eines jeden physischen Genusses nie bedauern läſst, wird selbst in dieser Aufopferung dir ein Capital von Zufriedenheit zusichern, welches vom Zufall unabhängig ist.

Junger Mann! versage dir die Befriedigung der Lustbarkeit, der Schwelgerey, der Liebe, und dergleichen; wenn auch nicht in der stoischen Absicht, ihrer gar entbehren zu wollen, sondern in der feinen epicurischen, um einen immer noch wachsenden Genuſs zur Ausſicht zu haben. Dieses Kargen mit der Baarschaft deines Lebensgefühls macht dich durch den Aufschub des Genusses wirklich reicher, wenn du auch dem Gebrauche derselben am Ende des Lebens groſsentheils entsagt haben solltest. Das Bewuſstseyn: den Genuſs in deiner Gewalt zu haben, ist, wie alles Idealische, fruchtbarer und weiter umfassend, als Alles, was den Sinn dadurch befriedigt, daſs es hiemit zugleich verzehrt wird, und so von der Masse des Ganzen abgeht.

Dankbarkeit.

Dankbarkeit ist die Verehrung einer Person wegen einer uns erwiesenen Wohlthat. Das Gefühl, was mit dieser Beurtheilung verbunden ist, ist das Gefühl der Achtung gegen den Wohlthäter.

Die Dankbarkeit ist nicht nur eine Pflicht, wozu uns das moralische Gesetz nöthigt, sondern sie ist auch noch besonders eine heilige Pflicht, d. i. eine solche, deren Verletzung die moralische Triebfeder zum Wohlthun in dem Grundsatze selbst vernichten kann. Denn heilig ist der moralische Gegenstand, in Ansehung dessen die Verbindlichkeit durch keinen ihr gemäſsen Act völlig getilgt werden kann, wobey der Verpflichtete immer noch verpflichtet bleibt. Alle andere ist gemeine Pflicht. Man kann aber durch keine Vergeltung einer wahren Wohlthat über dieselbe quittiren, weil der Empfänger den Vorzug des Verdienstes, den der Geber hat, nämlich der Erste im Wohlwollen gewesen zu seyn, diesem nie abgewinnen kann. Aber auch ohne einen solchen Act des Wohlthuns ist selbst das bloſse herzliche Wohlwollen schon Grund der Verpflichtung zur Dankbarkeit.

Es geht aber die Dankbarkeit nicht allein auf die Zeitgenossen, sondern auch auf die Vorfahren, selbst diejenigen, die man nicht mit Gewiſsheit namhaft machen kann. Dies ist auch die Ursache, weswegen es für unanständig gehalten wird, die Alten, welche als unsre Lehrer angesehen werden können, nicht nach Möglichkeit wider alle Angriffe, Beschuldigungen und Geringschätzung zu vertheidigen. Ein thörichter Wahn aber ist es, ihnen um des Alterthums willen einen Vorzug in Talenten und gutem Willen vor den Neuern anzudichten, und alles Neue in Vergleichung damit zu verachten.

Was den Grund der Verbindlichkeit zu dieser

Dankbarkeit betrifft, so ist er nach dem Nutzen, den der Verpflichtete aus der Wohlthat gezogen hat, und der Uneigennützigkeit, mit welcher ihm dieselbe ertheilt worden ist, zu schätzen. Der mindeste Grad ist, gleiche Dienstleistungen dem Wohlthäter (wenn er dieser empfänglich und noch lebend ist, und wenn er es nicht ist, Andern) zu erweisen, und eine empfangene Wohlthat nicht als eine Last, deren man gern überhoben seyn möchte (weil der so Begünstigte gegen seinen Gönner eine Stufe niedriger steht, und dies dessen Stolz kränkt), anzusehen, sondern selbst die Veranlassung dazu als eine moralische Wohlthat aufzunehmen, d. i. als eine gegebene Gelegenheit, mit der Innigkeit der wohlwollenden Gesinnung zugleich Zärtlichkeit des Wohlwollens zu verbinden, und so die Menschenliebe zu cultiviren. Undankbarkeit ist ein die Menschheit empörendes Laster, nicht blos des Schadens wegen, den ein solches Beyspiel den Menschen zuzieht, indem es von fernerer Wohlthätigkeit abschreckt, sondern weil die Menschenliebe hier gleichsam auf den Kopf gestellt, und der Mangel der Liebe gar in Befugniſs, den Liebenden zu hassen, verunedelt wird.

Einsamkeit.

Sich selbst genug zu seyn, mithin Gesellschaft nicht bedürfen, ohne doch ungesellig zu seyn, und sie zu fliehen, ist etwas, dem Erhabenen sich Näherndes, so wie jede Ueberhebung von Bedürfnissen. Dagegen ist Menschen zu fliehen, aus Menschenfeindseligkeit, oder aus Menschenscheu, theils häſslich, theils verächtlich. Gleichwohl gibt es eine Art von Menschenfeindseligkeit, wozu die Anlage sich mit dem Alter in vieler wohldenkenden Menschen Gemüthe einzufinden pflegt, welche zwar Wohlwollen genug hat, aber vom Wohlgefallen an Menschen durch eine lange traurige Erfahrung weit abgebracht ist. Hievon zeigt der Hang zur Eingezogenheit, der phantastische Wunsch, auf einem entlegenen Landsitze, oder auch bey jungen Personen die erträumte Glückseligkeit, auf einem, der übrigen Welt unbekannten, Eilande, mit einer kleinen Familie seine Lebenszeit zubringen zu können, welche die Romanschreiber, oder Dichter der Robinsonaden, so gut zu nutzen wissen. Falschheit, Undankbarkeit, Ungerechtigkeit und das Kindische in den von uns selbst für wichtig und groſs gehaltenen Zwecken, in deren Verfolgung sich Menschen selbst unter einander alle erdenkliche Uebel anthun, stehen mit der Idee dessen, was sie seyn könnten, wenn sie wollten, so im Widerspruch, und sind dem lebhaften Wunsche, sie besser zu sehen, so sehr entgegen, daſs, um sie nicht zu hassen, da man sie nicht lieben kann, die Verzichtthuung auf alle gesellschaftliche Freuden nur ein kleines Opfer zu seyn scheint. Diese Traurigkeit, nicht über die Uebel, welche das Schicksal über andere Menschen verhängt, sondern die sie sich selbst anthun, ist, weil sie auf Ideen beruht, etwas Erhabenes.

Sterben.

Das Sterben kann kein Mensch an sich selbst erfahren, sondern nur an Andern wahrnehmen. Ob es schmerzhaft sey, ist aus dem Röcheln, oder den Zuckungen des Sterbenden nicht zu beurtheilen; vielmehr scheint es blos eine mechanische Reaktion der Lebenskraft, und vielleicht eine sanfte Empfindung des allmähligen Freywerdens von allem Schmerz zu seyn.

Die allen Menschen, selbst den Unglücklichsten, oder auch den Weisesten, natürliche Furcht vor dem Tode, ist also nicht ein Grauen vor dem Sterben, sondern, wie Montaigne richtig sagt, vor dem Gedanken, gestorben zu seyn, den der Candidat des Todes nach dem Sterben noch zu haben vermeint, indem er das Cadaver, was nicht mehr Er selbst ist, doch als sich selbst im düstern Grabe, oder irgend sonst wo, denkt. Die Täuschung ist hier nicht zu heben, denn sie liegt in der Natur des Denkens, als eines Sprechens zu und von sich selbst.

Traum.

Das Träumen scheint zum Schlafen so nothwendig zu gehören, daſs Schlafen und Träumen einerley seyn würde, wenn der Traum nicht als eine natürliche, obzwar unnatürliche Agitation der innern Lebensorgane durch die Einbildungskraft hinzukäme. So erinnere ich mich sehr wohl, wie ich als Knabe, wenn ich mich, durch Spiele ermüdet, zum Schlafen hinlegte, im Augenblicke des Einschlafens, durch einen Traum, als ob ich in's Wasser gefallen wäre, und, dem Versinken nahe, im Kreise herumgedreht würde, schnell erwachte, um aber bald wieder ruhiger einzuschlafen; vermuthlich, weil die Thätigkeit der Brustmuskeln im Athemholen, welches von der Willkühr gänzlich abhängt, nachläſst, und so mit der Ausbleibung des Athemholens die Bewegung des Herzens gehemmt, dadurch aber die Einbildungskraft des Traums wieder in's Spiel versetzt werden muſs.

Dahin gehört auch die wohlthätige Wirkung des Traums bey'm sogenannten Alpdrücken. Denn ohne diese fürchterliche Einbildung von einem uns drückenden Gespenst, und der Anstrengung aller Muskelkraft, sich in eine andre Lage zu bringen, würde der Stillstand des Bluts dem Leben geschwind ein Ende machen. Eben darum scheint die Natur es so eingerichtet zu haben, daſs bey weitem die mehrsten Träume Beschwerlichkeiten und gefahrvolle Umstände enthalten, weil dergleichen Vorstellungen die Kräfte der Seele mehr aufreizen, als wenn alles nach Wunsch und Willen geht. Man träumt oft, sich nicht auf seinen Füſsen erheben zu können, oder sich zu verirren, in einer Predigt stecken zu bleiben, oder aus Vergessenheit statt der Perücke in groſser Versammlung eine Nachtmütze auf dem Kopfe zu haben, oder als wenn man in der Luft nach Belieben hin und her schweben könne, oder im fröhlichen Lachen, ohne zu wissen warum, aufwachte.

Wie es zugehe, daſs wir oft im Traume in die längst vergangene Zeit versetzt werden, mit längst Verstorbenen sprechen, dieses selbst für einen Traum zu halten versucht werden, aber doch diese Einbildung für Wirklichkeit zu halten uns genöthigt sehen, wird wohl immer unerklärt bleiben. Man kann aber wohl für sicher annehmen, daſs kein Schlaf ohne Traum seyn könne, und wer nicht geträumt zu haben wähnt, seinen Traum nur vergessen habe.

Das Urtheil jenes Griechischen Kaisers, der einen Menschen, welcher seinen Traum, er habe den Kaiser umgebracht, seinen Freunden erzählte, zum Tode verurtheilte, unter dem Vorwande, es würde ihm nicht geträumt haben, wenn er nicht im Wachen damit umgegangen wäre, ist der Erfahrung zuwider und grausam. Wenn wir wachen, so haben wir eine gemeinschaftliche Welt; schlafen wir aber, so hat ein Jeder seine eigne.

Das Lachen.

Der Zorn (wenn man, ohne Widerstand zu besorgen, brav schelten darf) ist zwar auch ein ziemlich sicheres Mittel zur Verdauung, und manche Hausfrau hat keine andere innigliche Motion, als das Ausschelten des Gesindes, wie denn auch, wenn sich Kinder und Gesinde hiebey nur geduldig betragen, eine angenehme Müdigkeit die Lebenskraft gleichförmig durch die Maschine verbreitet. Aber wegen des besorglichen Widerstandes der Hausgenossen ist dieses Mittel auch nicht ohne Gefahr.

Das gutmüthige, nicht hämische, mit Bitterkeit verbundene Lachen, ist dagegen beliebter und gedeihlicher, nämlich das, was man jenem Persischen Könige hätte empfehlen sollen, der einen Preis für den aussetzte, welcher ein neues Vergnügen erfinden würde. Die stoſsweise geschehende Ausathmung der Luft, von welcher durch die Nase im Niesen nur ein kleiner, doch auch belebender Effect ist, wenn ihr Schall unverbissen ertönen darf, stärkt, durch die heilsame Bewegung des Zwerchfells, das Gefühl der Lebenskraft. Es mag ein gedungener Possenreiſser, oder ein zur Gesellschaft der Freunde gehörender durchtriebener Schalk seyn, der nichts Arges im Sinne zu haben scheint, der es hinter den Ohren hat und nicht mitlacht, sondern mit scheinbarer Einfalt eine gespannte Erwartung, wie eine gespannte Saite, plötzlich losläſst, so ist es Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, und welche diese weit beſser befördern, als es die Weisheit des Arztes thun würde. Aber auch eine groſse Albernheit einer fehlgreifenden Urtheilskraft kann eben dieselbe Wirkung thun, aber freylich auf Kosten des vermeintlich Klügern.

Einen in der Gesellschaft zum Stichblatt des Witzes zu haben, Spott ohne Anzüglichkeit und ohne stachlicht zu seyn, gegen den der Andere mit dem seinigen zu ähnlicher Erwiederung gerüstet, und so ein fröhliches Lachen in sie zubringen bereit ist, ist eine gutmüthige und zugleich cultivirende Belebung derselben. Geschieht dieses aber auf Kosten eines Einfaltspinsels, den man dem Andern, wie einen Ball, zuschlägt, so ist das Lachen, als schadenfroh, wenigstens unfein; und geschieht es an einem Schmarotzer, der sich Schwelgens halber zum muthwilligen Spiele hingibt, dann ist es ein Beweis von schlechtem Geschmack, als stumpfem moralischen Gefühl derer, die hiezu mit vollem Halse lachen können.

Kinder, vornämlich Mädchen, müssen früh zum freymüthigen, ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden. Denn die Erheiterung der Gesichtszüge hiebey, drückt sich nach und nach auch im Innern ab, und begründet eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet.

Das Weinen.

Das Weinen, ein mit Schluchzen geschehenes convulsivisches Einathmen, wenn es mit Thränenguſs verbunden ist, ist, als ein schmerzlinderndes Mittel, gleichfalls eine Vorsorge der Natur für die Gesundheit. Eine Wittwe, die, wie man sagt, sich nicht will trösten lassen, und die Ergieſsung der Thränen nicht gehindert wissen will, sorgt, ohne es zu wissen, oder eigentlich zu wollen, für ihre Gesundheit. Ein Zorn, der in diesem Zustande einträte, würde diesen Erguſs, zu ihrem Schaden, bald hemmen. Doch ist es nicht immer Wehmuth, sondern auch Zorn, der Weiber und Kinder in Thränen versetzen kann. Denn das Gefühl seiner Ohnmacht gegen ein Uebel bey einem starken Affect, es sey des Zorns, oder der Traurigkeit, ruft die äussern natürlichen Zeichen zum Beystande auf, die dann auch, nach dem Recht des Schwächern, eine männliche Seele wenigstens entwaffnen.

Dieser Ausdruck der Zärtlichkeit, als Schwäche des Geschlechts, darf indessen den theilnehmenden Mann nicht bis zum Weinen, aber wohl bis zur Thräne im Auge rühren, weil er im erstern Falle sich an seinem eignen Geschlechte vergreifen, und so mit seiner Weiblichkeit dem schwächern Theile nicht zum Schutze dienen, im zweyten aber gegen das andere Geschlecht nicht die Theilnehmung beweisen würde, welche ihm seine Männlichkeit zur Pflicht macht, nämlich dasselbe in Schutz zu nehmen, wie es der Character, den die Ritterbücher dem tapfern Manne zueignen, mit sich bringt, der gerade in diese Beschützung gesetzt wird. Die Anwandlung zu Thränen, und zwar aus groſsmüthiger, aber ohnmächtiger Theilnehmung am Leiden Anderer, kann dem Manne verziehen werden, dem die Thräne im Auge glänzt, ohne sie in Tropfen fallen zu lassen, noch weniger, sie mit Schluchzen zu begleiten, und so eine widerwärtige Musik zu machen.

Fortschreiten zum Bessern in der Erziehung.

Die Menschengattung soll die ganze Naturanlage der Menschheit, durch ihre eigne Bemühung, nach und nach von selbst herausbringen. Eine Generation erzieht die andere. Der Mensch kann nur Mensch werden durch die Erziehung, und er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Wenn einmal ein Wesen höherer Art sich unserer Erziehung annähme, so würde man doch sehen, was aus dem Menschen werden könnte. Vielleicht, daſs die Erziehung immer besser werden, und daſs jede folgende Generation einen Schritt näher thun wird zur Vervollkommnung der Menschheit; denn hinter der

Education steckt das groſse Geheimniſs der Vollkommenheit der menschlichen Natur. Es ist entzückend, sich vorzustellen, daſs die menschliche Natur immer besser durch Erziehung werde entwickelt werden, und daſs man diese in eine Form bringen kann, die der Menschheit angemessen ist. Dies eröffnet uns den Prospect zu einem künftigen glücklichern Menschengeschlechte. Ein Entwurf zu einer Theorie der Erziehung ist ein herrliches Ideal, und es schadet nichts, wenn wir auch nicht gleich im Stande sind, es zu realisiren. Man muſs nur nicht gleich die Idee für schimärisch halten und sie als einen schönen Traum verrufen, wenn auch Hindernisse bey ihrer Ausführung eintreten. Vormals hatten die Menschen nicht einmal einen Begriff von der Vollkommenheit, welche die menschliche Natur erreichen kann, und wir selbst sind noch nicht einmal mit diesem Begriffe auf dem Reinen. Daher ist die Erziehung das gröſste Problem, und das schwerste, was dem Menschen kann aufgegeben werden. Denn Einsicht hängt von der Erziehung, und Erziehung hängt wieder von der Einsicht ab. Daher kann die Erziehung auch nur nach und nach einen Schritt vorwärts thun, und nur dadurch, daſs eine Generation ihre Erfahrungen und Kenntnisse der folgenden überliefert, diese wieder etwas hinzuthut, und es so der folgenden übergibt, kann ein richtiger Begriff von der Erziehungsart entspringen.

Die Pädagogik muſs ein Studium werden; sonst ist nichts von ihr zu hoffen, und ein in der Erziehung Verdorbener erzieht sonst den Andern. Der Mechanismus in der Erziehungskunst muſs in Wissenschaft verwandelt werden; sonst wird sie nie ein zusammenhängendes Bestreben werden, und eine Generation möchte niederreiſsen, was die andere schon aufgebaut hätte.

Ein Princip der Erziehungskunst, das besonders solche Männer, die Pläne zur Erziehung machen, vor Augen haben sollten, ist: Kinder sollen nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftig bessern Zustande des menschlichen Geschlechts erzogen werden, so wie es der Idee der Menschheit und deren ganzen Bestimmung angemessen ist. Dieses Princip ist von groſser Wichtigkeit. Eltern erziehen gewöhnlich ihre Kinder nur so, daſs sie in die gegenwärtige Welt, sey sie auch verderbt, passen. Sie sollten sie aber besser erziehen, damit ein zukünftiger besserer Zustand dadurch hervorgebracht werde. Es finden sich hier aber zwey Hindernisse: die Eltern nämlich sorgen gemeiniglich nur dafür, daſs ihre Kinder gut in der Welt fortkommen; und die Fürsten betrachten ihre Unterthanen nur wie Instrumente zu ihren Absichten. Eltern sorgen für das Haus, Fürsten für den Staat. Beyde haben nicht das Weltbeste und die Vollkommenheit, wozu die Menschheit bestimmt ist und wozu sie auch die Anlage hat, zum Endzwecke. Die Anlage zu einem Erziehungsplane muſs aber kosmopolitisch gemacht werden. Und ist dann das Weltbeste eine Idee, die uns in unserm Privatbesten kann schädlich seyn? Niemals! Denn wenn es gleich scheint, daſs man bey ihr etwas aufopfern müsse, so befördert man doch nichts destoweniger durch sie immer auch das Beste seines gegenwärtigen Zustandes.

Und dann, welche herrliche Folgen begleiten sie! Gute Erziehung gerade ist das, woraus alles Gute in der Welt entspringt. Die Keime, die im Menschen liegen, müssen nur immer mehr entwickelt werden; denn die Gründung zum Bösen findet man nicht in den Naturanlagen des Menschen. Das nur ist die Ursache des Bösen, dafs die Natur nicht unter Regeln gebracht wird; im Menschen liegen nur Keime zum Guten.

Erst mufs man Experimentalschulen errichten, ehe man nur Normalschulen errichten kann. Die Erziehung und Unterweisung mufs nicht blos mechanisch seyn, sondern auf Principien beruhen. Doch darf sie auch nicht blos räsonnirend, sondern gleich, in gewisser Weise, Mechanismus seyn. In Oesterreich gab es meist nur Normalschulen, die nach einem Plan errichtet waren, wider den Vieles mit Grund gesagt wurde, und dem man besonders blinden Mechanismus vorwerfen konnte. Nach diesen Normalschulen mufsten sich denn alle andern richten, und man weigerte sich sogar, Leute zu befördern, die nicht in diesen Schulen gewesen waren. Solche Vorschriften zeigen, wie sehr die Regierung sich damit befasse; und bey einem dergleichen Zwange kann wohl unmöglich etwas Gutes gedeihen.

Man bildet sich zwar insgemein ein, daſs Experimente bey der Erziehung nicht nöthig wären, und daſs man schon aus der Vernunft urtheilen könne, ob etwas gut, oder nicht gut seyn werde. Man irrt hierin aber sehr, und die Erfahrung lehrt, daſs sich oft bey unsern Versuchen ganz entgegengesetzte Wirkungen zeigen, von denen, die man erwartete. Man sieht also, daſs, da es auf Experimente ankommt, kein Menschenalter einen völligen Erziehungsplan darstellen kann. Die einzige Experimentalschule, die hier gewissermaſsen den Anfang macht, die Bahn zu brechen, war das Dessauische Institut. Man muſs ihm diesen Ruhm lassen, ohngeachtet der vielen Fehler, die man ihm zum Vorwurfe machen könnte: Fehler, die sich bey allen Schlüssen, die man aus Versuchen macht, vorfinden, daſs nämlich noch immer neue Versuche dazu gehören. Es war, in gewisser Weise, die einzige Schule, bey der die Lehrer die Freyheit hatten, nach eignen Methoden und Planen zu arbeiten, und wo sie unter sich sowohl, als auch mit allen Gelehrten in Deutschland in Verbindung standen.

Erziehung des schönen Geschlechts.

Mühsames Lernen, oder peinliches Grübeln, wenn es gleich eine Frau darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind, und können dasselbe wohl zum Gegenstande einer allgemeinen Bewunderung machen; aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre groſse Gewalt über das andere Geschlecht ausübt. Eine Frau, die den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquisin Chastelet, mag nur immerhin noch einen Bart haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinns noch kenntlicher ausdrücken, um welchen sie sich bewerben. Die Schönen werden sich in der Geschichte den Kopf nicht mit Schlachten, und in der Erdbeschreibung nicht mit Festungen anfüllen. Denn es schickt sich für sie eben so wenig, daſs sie nach Schieſspulver, als für die Männer, daſs sie nach Biesam riechen sollten.

Der Inhalt der groſsen Wissenschaft der Frauen ist vielmehr der Mensch; und unter den Menschen der Mann. Ihre Weisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden. Bey der Gelegenheit, die man ihnen geben will, ihre schöne Natur auszubilden, muſs man dieses Verhältniſs jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesammtes moralisches Gefühl, und nicht ihr Gedächtniſs zu erweitern suchen, und zwar nicht durch allgemeine Regeln, sondern durch einiges Urtheil über das Betragen, welches sie um sich sehen. Die Beyspiele, die man aus andern Zeiten entlehnt, um den Einfluſs einzusehen, den das schöne Geschlecht in die Weltgeschäfte gehabt hat, die mancherley Verhältnisse, die es in andern Zeitaltern, oder in fremden Landen gegen das männliche gestanden; der Character beyder, sofern er sich hierdurch erläutern läſst, und der veränderliche Geschmack der Vergnügungen, machen ihre ganze Geschichte und Geographie aus. Eben so werden sie von dem Weltgebäude nicht mehr zu kennen nöthig haben, als nöthig ist, den Anblick des Himmels an einem schönen Abend ihnen rührend zu machen, wenn sie einigermaſsen begriffen haben, daſs noch mehr Welten und daselbst noch mehr schöne Geschöpfe anzutreffen seyn. Niemals ein kalter und speculativer Unterricht, jederzeit Empfindungen, und zwar solche, die so nahe wie möglich bey ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Erfahrung und ein Herz voll Gefühl erfordert. Jeder andern können die Frauen wohl entbehren, wie sie denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbilden.

Einige Vergleichungen zwischen dem Manne und der Frau.

Der Mann ist leicht zu erforschen; die Frau verräth ihr Geheimniſs nicht, obgleich Anderer ihres, wegen ihrer Redseligkeit, schlecht bey ihr verwahrt ist. Er liebt den Hausfrieden und unterwirft sich gern ihrem Regiment, um sich nur in seinen Geschäften nicht gehindert zu sehen. Sie scheut den Hauskrieg nicht, den sie mit der Zunge führt, und zu welchem Behuf ihr die Natur Redseligkeit und affectvolle Beredtheit gab, die den Mann entwaffnet. Er fuſst sich auf das Recht des Stärkern, im Hause zu befehlen, weil er es gegen äussere Feinde schützen soll; sie auf das Recht des Schwächern, vom männlichen Theile gegen Männer geschützt zu werden, und macht durch Thränen der Erbitterung den Mann wehrlos, indem sie ihm seine Ungroſsmüthigkeit vorrückt. Des Mannes Wirthschaft ist Erwerben, die des Weibes aber Sparen.

Die Frau setzt früh in sich selbst Zuversicht, zu gefallen; der Jüngling besorgt immer, zu miſsfallen, und ist daher in Gesellschaft der Damen verlegen und genirt. Diesen Stolz des Weibes, durch den Respect, den es einflöſst, alle Zudringlichkeiten des Mannes abzuhalten, und das Recht, auch ohne Verdienst Achtung für sich zu fordern, behauptet sie schon aus dem Titel ihres Geschlechts. Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend. Die Natur will, daſs das Weib gesucht werde. Daher muſste sie selbst nicht so delikat in der Wahl seyn, als der Mann, den die Natur auch gröber gebaut hat, und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt. Denn wäre sie in Ansehung der Schönheit seiner Gestalt ekel und ſein in der Wahl, um sich verlieben zu können, so müſste sie sich bewerbend, er aber weigernd zeigen, welches den Werth ihres Geschlechts, selbst in den Augen des Mannes, gänzlich herabsetzen würde.

Der Mann beurtheilt weibliche Fehler gelind, die Frau aber öffentlich sehr strenge; und junge Frauen, wenn sie die Wahl hätten, ob ihr Vergehen von einem männlichen oder weiblichen Gerichtshofe abgeurtheilt werden solle, würden sicher das erste zu ihrem Richter wählen.

Der junge Ehemann herrscht über seine ältere Ehefrau. Dieses gründet sich auf die Eifersucht, nach welcher der Theil, welcher dem andern im Geschlechtsvermögen unterlegen ist, vor Eingriffen des andern Theils in seine Rechte besorgt ist, und sich dadurch zur willfährigen Begegnung und Aufmerksamkeit gegen ihn zu bequemen genöthigt sieht. Daher wird jede erfahrne Ehefrau die Heirath mit einem jungen Mann, auch nur von gleichem Alter, widerrathen; denn im Fortgange der Jahre altert doch der weibliche Theil früher, als der männliche.

Wenn man aber auch von dieser Ungleichheit absieht, so ist auf die Eintracht, welche sich auf Gleichheit gründet, nicht mit Sicherheit zu rechnen, und ein junges verständiges Weib wird mit einem gesunden, aber doch merklich ältern Manne, das Glück der Ehe doch besser machen.

Empfindsamkeit und Empfindeley.

Die Empfindsamkeit ist ein Vermögen und eine Stärke, sowohl den Zustand der Lust, als Unlust, zuzulassen, oder auch vom Gemüthe abzuhalten, und hat also eine Wahl. Dagegen ist die Empfindsamkeit eine Schwäche, durch Theilnehmung an Anderer ihrem Zustande, die gleichsam auf dem Organ des Empfindelnden nach Belieben spielen können, sich auch wider Willen afficiren zu lassen. Die Empfindsamkeit ist männlich; denn der Mann, welcher einem Weibe oder Kinde Beschwerlichkeiten oder Schmerz ersparen will, muſs so viel ſeines Gefühl haben, als nöthig ist, um Anderer ihre Empfindung nicht nach seiner Stärke, sondern nach ihrer Schwäche zu beurtheilen, und die

Zartheit seiner Empfindung ist zur Groſsmuth nothwendig. Dagegen ist die thatleere Theilnehmung seines Gefühls, sympathetisch zu Anderer ihren Gefühlen das seine mittönen und sich so blos leidend afficiren zu lassen, läppisch und kindisch. So kann und sollte es Frömmigkeit, beschwerliche, aber nothwendige Arbeit, ja selbst das Sterben in guter Laune geben; denn alles dieses verliert seinen Werth dadurch, daſs es in schlimmer und mürrischer Stimmung begangen und erlitten wird.

Ein theilnehmender Schmerz, der sich nicht will trösten lassen, oder auf den wir uns, wenn er erdichtete Uebel betrifft, bis zur Täuschung durch die Phantasie, als ob es wirkliche wären, vorsätzlich einlassen, beweis't und macht eine weiche, aber zugleich schwache Seele, die eine schöne Seite zeigt, und zwar phantastisch, aber nicht einmal enthusiastisch genannt werden kann.

Romane, weinerliche Schauspiele, schale Sittenvorschriften, die mit fälschlich sogenannten edlen Gesinnungen tändeln, in der That aber das Herz welk, und für die strenge Vorschrift der Pflicht unempfindlich, aller Achtung für die Würde der Menschheit, das Recht der Menschen, und überhaupt aller festen Grundsätze, unfähig machen; selbst ein Religionsvortrag, welcher kriechende, niedrige Gunstbewerbung und Einschmeichelung empfiehlt, die alles Vertrauen auf eignes Vermögen zum Widerstande gegen das Böse in uns aufgibt, statt der rüstigen Entschlossenheit, die Kräfte, die uns bey aller unsrer Gebrechlichkeit doch noch übrig bleiben, zu Ueberwindung der Neigung zu versuchen; die falsche Demuth, welche in der Selbstverachtung, in der winselnden erheuchelten Reue und einer blos leidenden Gemüthsfassung die Art setzt, wie man allein dem höchsten Wesen gefällig werden könne, vertragen sich nicht einmal mit dem, was zur Schönheit, weit weniger aber noch mit dem, was zur Erhabenheit der Gemüthsart gezählt werden könnte.

Das sanguinische Temperament des Leichtblütigen.

Man kann das Characteristische in dem Begehrungsvermögen in das Naturell oder die Naturanlage, in das Temperament oder die Sinnesart, und in den Character oder die Denkungsart eintheilen. Das Naturell und Temperament zeigen an, was sich aus dem Menschen machen läſst, der Character aber, was er aus sich selbst zu machen bereit ist.

Der Sanguinische gibt seine Sinnesart an folgenden Aeusserungen zu erkennen. Er ist sorglos und von guter Hoffnung, gibt jedem Dinge für den Augenblick eine groſse Wichtigkeit, und den folgenden mag er daran nicht weiter denken.

Er verspricht ehrlicherweise, aber hält nicht Wort, weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend seyn werde. Er ist gutmüthig genug, Andern Hülfe zu leisten, ist aber ein schlimmer Schuldner, und verlangt immer Fristen.

Er ist ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge gern groſse Wichtigkeit geben, und hat alle Menschen zu Freunden. Er ist gewöhnlich kein böser Mensch, aber ein schlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar sehr reut, der aber diese Reue, die nie ein Gram wird, bald vergiſst. Er ermüdet unter Geschäften, und ist doch rastlos beschäftigt in dem, was blos Spiel ist, weil dieses Abwechselung bey sich führt, und das Beharren seine Sache nicht ist.

Das melancholische Temperament des Schwerblütigen.

Der zur Melancholie Gestimmte, nicht der Melancholische, gibt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine groſse Wichtigkeit. Er denkt tief, findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen, und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten. Er verspricht schwerlich, weil ihm das Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht, daſs dieses alles aus moralischen Ursachen geschähe (denn hier ist nur von sinnlichen Triebfedern die Rede), sondern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit, und eben darum besorgt, miſstrauisch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht.

Uebrigens ist diese Gemüthsstimmung, wenn sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes, wenigstens dem Anreize nach, entgegen, weil der, welcher selbst die Freude entbehren muſs, sie auch schwerlich Andern gönnen wird.

Das cholerische Temperament des Warmblütigen.

Man sagt von ihm : er ist hitzig; brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läſst sich durch Nachgeben des Andern bald besänftigen, zürnt alsdann, ohne zu hassen, und liebt wohl gar den noch destomehr, der ihm bald nachgegeben hat. Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst ungern den Geschäften, eben darum, weil er es nicht anhaltend ist, und macht also gern den bloſsen Befehlshaber, der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde; er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu thun, und will laut gepriesen seyn. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz, und ist dem Schein nach groſsmüthig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz; denn er liebt mehr sich selbst.

Er hält auf Ordnung, und scheint deshalb klüger, als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu seyn; er ist höflich, aber mit Ceremonie; steif und geschroben im Umgange, und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkung durch den Widerstand Anderer gegen seine stolzen Anmaſsungen, als je der Geizige durch seine habsüchtigen, weil ein bischen kaustischen Witzes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläst, indessen daſs der Geizige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. Mit einem Worte, das cholerische Temperament ist unter allen am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich selbst aufruft.

Das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen.

Phlegma bedeutet Affectlosigkeit, nicht Trägheit, oder Leblosigkeit; und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum sofort nicht einen Phlegmatischen oder Phlegmatiker nennen, und ihn unter diesem Titel in die Classe der Faullenzer setzen.

Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Unthätigkeit, sich selbst durch starke Triebfedern nicht zu Geschäften bewegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist willkührliche Unnützlichkeit, und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft, nicht leicht oder rasch, aber, wenngleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden. Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen solle, wenn andrerseits der Cholerische rasend werden möchte, dafs er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann.

Mit einer ganz ungewöhnlichen Dosis von Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma, von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen, und doch von Grundsätzen, nicht vom Instinkt, ausgehend, hat der Kaltblütige nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bey ihm die Stelle der Weisheit, und man nennt ihn, selbst im gemeinen Leben, oft den Philosophen. Durch dieses ist er Andern überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf ihn losgeschnellten Ballisten und Katapulten prallen von ihm, als einem Wollsack, ab. Er ist ein verträglicher

Ehemann, und weiſs sich die Herrschaft über Alle zu verschaffen, indessen er Allen zu Willen zu seyn scheint, weil er durch seinen unbiegsamen, aber überlegten Willen, den ihrigen zu dem seinigen umzustimmen versteht, wie Körper, welche mit kleiner Masse und groſser Geschwindigkeit den Stoſs ausüben, den Gegenstand durchbohren, mit weniger Geschwindigkeit aber, und gröſserer Masse, das ihnen entgegenstehende Hinderniſs mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern.

Character der Französischen Nation.

Die Französische Nation characterisirt sich unter allen andern durch den Conversationsgeschmack, in Ansehung dessen sie das Muster aller übrigen ist. Sie ist höflich, vornämlich gegen den Fremden, der sie besucht, wenn es gleich jetzt ausser der Mode ist, höfisch zu seyn. Der Franzose ist es nicht aus Interesse, sondern aus unmittelbarem Geschmacksbedürfniſs, sich mitzutheilen. Da dieser Geschmack vorzüglich den Umgang mit der weiblichen groſsen Welt angeht, so ist die Damensprache zur allgemeinen Sprache der letztern geworden; und es ist überhaupt nicht zu streiten, daſs eine Neigung solcher Art auch auf Willfährigkeit in Dienstleistungen, hülfreiches Wohlwollen und allmählig auf allgemeine Menschenliebe nach Grundsätzen Einfluſs haben, und ein solches Volk im Ganzen liebenswürdig machen müsse.

Die Kehrseite der Münze ist die, nicht genugsam durch überlegte Grundsätze gezügelte, Lebhaftigkeit, und, bey hellsehender Vernunft, ein Leichtsinn, gewisse Formen, blos weil sie alt, oder auch nur übermäſsig gepriesen werden, wenn man sich gleich dabey wohl befunden hat, nicht lange bestehen zu lassen, und ein ansteckender Freyheitsgeist, der auch wohl die Vernunft selbst in sein Spiel zieht, und, in Beziehung des Volks auf den Staat, einen alles erschütternden Enthusiasmus bewirkt, der noch über das Aeusserste hinausgeht. Die Eigenheiten dieses Volks, in schwarzer Kunst, doch nach dem Leben gezeichnet, lassen sich, ohne weitere Beschreibung, nur durch unzusammenhängend hingeworfene Bruchstücke, als Materialien zur Characteristik, leicht in ein Ganzes vorstellig machen.

Die Wörter: *Esprit*, statt *bon sens*, *frivolité*, *galanterie*, *petit-maitre*, *coquette*, *etourderie*, *point-d'honneur*, *bon-ton*, *bureau d'esprit*, *bon-mot*, *lettre de cachet*, und dergleichen mehr, lassen sich nicht leicht in andere Sprachen übersetzen, weil sie mehr die Eigenthümlichkeit der Sinnesart der Nation, die sie spricht, als den Gegenstand bezeichnen, der dem Denkenden vorschwebt.

Character der Englischen Nation.

Der alte Stamm der Britten, eines Celtischen Volks, scheint ein Schlag tüchtiger Menschen gewesen zu seyn. Allein die Einwanderungen der Deutschen und des Französischen Völkerstamms haben, wie es ihre vermischte Sprache beweis't, die Originalität dieses Volks verlöscht; und da die insularische Lage seines Bodens, die es wider äussere Angriffe ziemlich sichert und vielmehr selbst Angreifer zu werden einladet, dasselbe zu einem mächtigen Seehandlungsvolk machte, so hat es einen Character, den es sich selbst anschaffte, wenn es gleich von Natur eigentlich keinen hat. Der Character des Engländers dürfte mithin wohl nichts anders bedeuten, als den durch frühe Lehre und Beyspiel erlernten Grundsatz, er müsse sich einen solchen machen, d. h. einen zu haben affectiren; indem ein steifer Sinn, auf einem freywillig angenommenen Princip zu beharren und von einer gewissen Regel (gleich gut, welcher) nicht abzuweichen, einem Manne die Wichtigkeit gibt, daſs man sicher weiſs, wessen man sich von ihm, und er sich von Andern, zu gewärtigen hat.

Daſs dieser Character dem des Französischen Volks mehr als irgend einem andern gerade entgegengesetzt ist, erhellt daraus, weil er auf alle Liebenswürdigkeit im Umgange mit Andern, ja sogar unter sich selbst, Verzicht thut, und blos auf Achtung Anspruch macht, übrigens Jeder blos nach seinem Kopfe leben will. Für seine Landesgenossen errichtet der Engländer groſse und allen andern Völkern unerhörte Stiftungen. Der Fremde aber, der durch's Schicksal auf Jenes Boden verschlagen und in groſse Noth gerathen ist, kann immer auf dem Misthaufen umkommen, weil er kein Engländer, d. h. kein Mensch ist.

Aber auch in seinem eignen Vaterlande isolirt sich der Engländer, wo er für sein Geld speist. Er will lieber in einem besondern Zimmer allein, als an der Wirthstafel für dasselbe Geld speisen, weil bey der letztern doch etwas Höflichkeit erfordert wird; und in der Fremde, z. B. in Frankreich, dahin die Engländer nur reisen, um, wie Dr. Sharp, alle Wege und Wirthshäuser für abscheulich auszuschreien, sammeln sie sich in diesen, um blos unter sich Gesellschaft zu halten.

Sonderbar ist es doch, daſs, da der Franzose die Englische Nation gemeiniglich liebt, und mit Achtung lobpreist, dennoch der Engländer, der nicht aus seinem Lande gekommen ist, Jenen im Allgemeinen haſst und verachtet, woran wohl nicht die Rivalität der Nachbarschaft (denn da sieht sich England dem Letztern ohne allen Streit überlegen), sondern der Handelsgeist überhaupt schuld ist, der, in der Voraussetzung den vornehmsten Stand auszumachen, unter Kaufleuten desselben Volks sehr ungesellig ist. Da beyde Völker einander, in Ansehung der beyderseitigen Küsten, nahe, und nur durch einen Kanal von einander getrennt sind, so bewirkt die Rivalität derselben unter einander doch einen auf verschiedene Art modificirten politischen Character in ihrer Befehdung, nämlich, Besorgniſs auf der einen, und Haſs auf der andern Seite, welche zwey Arten ihrer Unvereinbarkeit sind, wovon jene die Selbsterhaltung, diese die Beherrschung, im entgegengesetzten Falle aber die Vernichtung der andern zur Absicht hat.

Character der Spanischen Nation.

Der aus der Mischung des Europäischen mit Afrikanischem Blute entsprungene Spanier zeigt in seinem öffentlichen und Privatbetragen eine gewisse Feyerlichkeit, und selbst der Bauer gegen Obere, denen er auch auf gesetzliche Art gehorsam ist, ein Bewuſstseyn seiner Würde. Die Spanische Grandezza, und die selbst in ihrer Conversationssprache befindliche Grandiloquenz, zeigen auf einen edlen Nationalstolz. Daher ist ihm der Französische vertrauliche Muthwille ganz zuwider. Er ist mäſsig; den Gesetzen, vornämlich denen seiner alten Religion, herzlich ergeben. Diese Gravität hindert ihn auch nicht, sich an Tagen der Ergötzlichkeit zu vergnügen, und wenn an einem Sommerabende der Fandango geſiedelt wird, fehlt es nicht an jetzt müssigen Arbeitsleuten, die zu dieser Musik auf den Straſsen tanzen. Das ist seine gute Seite.

Die schlechtere ist: Er lernt nicht von Fremden; reiset nicht, um andere Völker kennen zu lernen; bleibt in Wissenschaften wohl Jahrhunderte zurück; schwierig gegen alle Reform, ist er stolz darauf, nicht arbeiten zu dürfen; von romantischer Stimmung des Geistes, wie das Stiergefecht, grausam, wie das ehemalige *Auto da Fe* beweiset, und zeigt in seinem Geschmack zum Theil aussereuropäische Abstammung.

Character der Italienischen Nation.

Der Italiener vereinigt die Französische Lebhaftigkeit und den Frohsinn mit Spanischem Ernst und Festigkeit, und sein ästhetischer Character ist ein mit Affect verbundener Geschmack, so wie die Aussicht von seinen Alpen in die reizenden Thäler einerseits Stoff zum Muth, andrerseits zum ruhigen Genuſs darbietet. Das Temperament hierin ist eine Stimmung der Sinnlichkeit zum Gefühl des Erhabenen, sofern es zugleich mit dem des Schönen vereinbar ist. In seinen Mienen äussert sich ein starkes Spiel seiner Empfindungen, und sein Gesicht ist ausdrucksvoll. Das Plädiren ihrer Advocaten vor den Schranken ist so affectvoll, daſs es einer Declamation auf der Schaubühne ähnlich sieht.

So wie der Franzose im Conversationsgeschmacke vorzüglich ist, so ist es der Italiener im Kunstgeschmacke. Der Erstere liebt mehr die Privatbelustigungen, der Andere öffentliche, als pompöse Aufzüge, Processionen, groſse Schauspiele, Carnavals, Maskeraden, Pracht an öffentlichen Gebäuden, Gemälde mit dem Pinsel, oder in musivischer Arbeit gezeichnet, Römische Alterthümer im groſsen Styl, um zu sehen und in groſser Gesellschaft gesehen zu werden. Dabey aber auch, um doch den Eigennutz nicht zu vergessen, Erfindung der Wechsel, der Banken und der Lotterie. Das ist seine gute Seite, so wie die Freyheit, welche die Gondalieri und Lazzaroni sich gegen Vornehme nehmen dürfen.

Die schlechtere ist: Sie conversiren, wie Rousseau sagt, in Prachtsälen, und schlafen in Ratzennestern. Ihre Conversationi sind einer Börse ähnlich, wo die Dame des Hauses einer groſsen Gesellschaft etwas zu Kosten reichen läſst, um im Herumwandeln sich einander die Neuigkeiten des Tages mitzutheilen, ohne daſs dazu eben Freundschaft nöthig wäre. Die schlimme aber: Das Messerziehen, die Banditen, die Zuflucht der Meuchelmörder in geheiligte Freystätte, das vernachlässigte Amt der Sbirren, und dergleichen, welche aber doch nicht sowohl dem Römer, als vielmehr seiner zweyköpfigen Regierungsart zugeschrieben wird. Dieses sind aber Beschuldigungen, die ich keinesweges verantworten mag, und mit denen sich gewöhnlich Engländer herumtragen, denen keine andere Verfassung gefallen will, als die ihrige.

Character der Deutschen Nation.

Die Deutschen stehen im Rufe eines guten Characters, nämlich dem der Ehrlichkeit und Häuslichkeit: Eigenschaften, die eben nicht zum Glänzen geeignet sind. Der Deutsche fügt sich, unter allen civilisirten Völkern, am leichtesten und dauerhaftesten der Regierung, unter der er ist, und ist am meisten von Neuerungssucht und Widersetzlichkeit gegen die eingeführte Ordnung entfernt. Sein Character ist, mit Verstand verbundenes Phlegma. Er ist dabey doch der Mann von allen Ländern und Klimaten, wandert leicht aus, und ist an sein Vaterland nicht leidenschaftlich gefesselt. Wo er aber in fremde Länder als Colonist hinkommt, da schlieſst er bald mit seinen Landesgenossen eine Art von bürgerlichem Verein, der durch Einheit der Sprache, zum Theil auch der Religion, ihn zu einem Völkchen ansiedelt, welches unter der höhern Obrigkeit in einer ruhigen, sittlichen Verfassung, durch Fleiſs, Reinlichkeit und Sparsamkeit vor den Ansitzungen andrer Völker sich vorzüglich auszeichnet. So lautet das Lob, welches selbst Engländer den Deutschen in Nordamerika geben.

Da Phlegma, im guten Sinne genommen, das Temperament der kalten Ueberlegung und der Ausdaurung in Verfolgung seines Zwecks; imgleichen des Aushaltens der damit verbundenen Beschwerlichkeiten ist, so kann man von dem Talente seines richtigen Verstandes und seiner tief nachdenkenden Vernunft so viel, als von jedem andern, der gröſsten Cultur fähigen Volke erwarten; das Fach des Witzes und des Kunstgeschmacks ausgenommen, als worin er es vielleicht den Franzosen, Engländern und Italienern nicht gleich thun möchte. Der Deutsche zeichnet sich in dem aus, was durch anhaltenden Fleiſs auszurichten ist, und wozu eben nicht

Genie erfordert wird, welches letztere auch bey weitem nicht von der Nützlichkeit ist, als der mit gesundem Verstandestalent verbundene Fleiſs des Deutschen.

Sein Character im Umgange ist Bescheidenheit. Er lernt mehr, wie jedes andere Volk fremde Sprachen; ist, wie Robertson sich ausdrückt, Groſshändler in der Gelehrsamkeit, und kommt im Felde der Wissenschaften zuerst auf manche Spuren, die nachher von Andern mit Geräusch benutzt werden. Er hat keinen Nationalstolz, und hängt, gleich als Cosmopolit, nicht an seiner Heimath. In dieser aber ist er gastfreyer gegen Fremde, als irgend eine andere Nation, wie Boswell gesteht. Er disciplinirt seine Kinder mit Strenge zur Sittsamkeit, wie er denn auch, seinem Hange zur Ordnung und Regel gemäſs, sich eher despotisiren, als sich auf Neuerungen (zumal eigenmächtige Reformen in der Regierung) einlassen wird. Das ist seine gute Seite.

Seine unvortheilhafte Seite ist, sein Hang zum Nachahmen, und die geringe Meinung von sich, Original seyn zu können, was gerade das

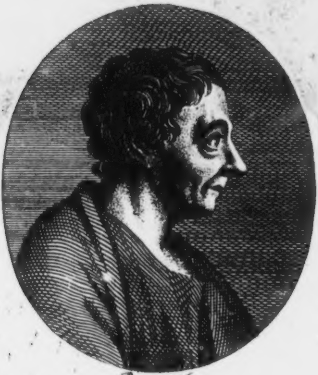
Gegentheil des trotzigen Engländers ist. Vornämlich aber eine gewisse Methodensucht, sich mit den übrigen Staatsbürgern nicht etwa nach einem Princip der Annäherung zur Gleichheit, sondern nach Stufen des Vorzugs und einer Rangordnung peinlich classificiren zu lassen, und in diesem Schema des Ranges, in Erfindung der Titel vom Edlen und Hochedlen, Wohl- und Hochwohl-, auch Hochgeboren, unerschöpflich, und so aus bloſser Pedanterie knechtisch zu seyn, welches alles freylich wohl der Form der Reichsverfassung Deutschlands zugerechnet werden mag. Dabey läſst sich aber die Bemerkung nicht bergen, daſs doch das Entstehen dieser pedantischen Form selbst aus dem Geiste der Nation und dem natürlichen Hange des Deutschen hervorgehe, nämlich zwischen dem der herrschen, bis zu dem der gehorchen soll, eine Leiter anzulegen, woran jede Sprosse mit dem Grade des Ansehens bezeichnet wird, der ihr gebührt, und der, welcher kein Gewerbe, dabey aber auch keinen Titel hat, wie es heiſst, Nichts ist, welches denn dem Staate, der diesen ertheilt, freylich was einbringt, aber auch bey Unterthanen Ansprüche, einer des andern Wichtigkeit in der Meinung zu begränzen, erregt, welche andern Völkern lächerlich vorkommen muſs. Und um ein Ganzes unter Einen Begriff zu fassen, so verräth diese Peinlichkeit und das Bedürfniſs der methodischen Eintheilung in der That die Beschränkung des angebornen Talents.

Auserlesene

Gedichte

von

Karl Wilhelm Ramler.



RAMLER

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Sechs und dreyssigstes Bändchen.

Ramler's Gedichte.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Inhalt.

Seite
1. An den König von Preuſsen, Friedrich den Zweyten. 3
2. Auf die Geburt des Königs von Preuſsen, Friedrich Wilhelms des Zweyten, den 25. Sept. 1744. 5
3. An die Stadt Berlin (1759). 8
4. An die Feinde des Königs (1760). . . 11
5. An den Frieden (1760). 14
6. Lied der Nymphe Persante (1760). . . 16
7. Auf ein Geschütz (1760). 19
8. An den Oesterreichischen Fabius (1760). 22
9. An die Könige (1761). 24
10. An seinen Arzt (1762). 27
11. An die Göttin der Eintracht (1762). . 29

12. Auf die Wiederkunft des Königs vom Feldzuge (1763). 31
13. An die Muse. 34
14. Glaukus Wahrsagung (1755). 37
15. Der Triumph. 43
16. An den Generallieutenant von Buddenbrock. 46
17. An den Römischen Kaiser, Joseph den Zweyten (1769). 48
18. An seinen Freund Philibert (1771). . . 50
19. Rede am sechzigsten Geburtstage des Königs von Preuſsen, Friedrichs des Zweyten (1772). 52
20. Abschied von den Helden. 57
21. An die Prinzessin Amalia. 59
22. An die Königin von Preuſsen, Friederike Luise. 61
23. Uraniens Lob Berlins (1749). 63
24. An den Apollo. 68
25. An die Venus Urania (1770). 69
26. An die Liebe (1768). 72
27. Ptolemäus und Berenice (1765). . . 74
28. An Hymen. 77
29. Die Jahresfeyer. 79

Seite
30. An Delien. 81
31. Amynt und Chloe. 84
32. An Lalagen. 85
33. In ein Stammbuch. 87
34. Der May; ein Wettgesang (1758). . . 88
35. Das Fest des Daphnis und der Daphne; ein Wettgesang (1769). 92
36. Achelous, Bacchus und Vertumnus. . 96
37. An den Vulkan. 101
38. Sehnsucht nach dem Winter (1744). 103
39. Nänie auf den Tod einer Wachtel. . 105
40. An seinen Freund Lycidas. 108
41. Die Wiederkehr. 110
42. An Galinetten. 111
43. An Bernhard Rode. 113
44. An Christian Gottfried Krause (1762). 117
45. Ino; eine Kantate. 119
46. Pygmalion; eine Kantate. 125
47. Alexanders Fest, oder die Gewalt der Musik; eine Kantate aus dem Engl. des Dryden. 133
48. Lob der Gottheit; nach dem 19. Psalm. 140

Seite
49. Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem; eine geistliche Kantate. . . 142
50. Der Tod Jesu; eine geistliche Kantate. 148

Vorwort.

Carl Wilhelm Ramler wurde am 25. Februar 1725 zu Colberg geboren. Er studirte auf der Universität zu Halle, wo er sich zunächst an Gleim und Uz anschloſs, Philologie, ging darauf nach Berlin, wo er bald mit Spalding, Sulzer und Ewald, von Kleist vertraute Freundschaft pflog, und ward 1748 Profeſsor der Logik, nachher der schönen

Literatur, beym dasigen Cadettencorps, welches Lehramt er erst im J. 1790 niederlegte und vom König Friedrich Wilhelm II., der seinen Verdiensten huldreiche Anerkennung nicht versagte, pensionirt wurde. Eine Zeitlang war er Mitdirector des Berliner Theaters, und, nach Engels Abgang, alleiniger Director desselben, bis er 1796, Alters halber, sich davon zurückzog. Er starb am 11. April 1798, zugleich als Mitglied der dasigen Academie der Wissenschaften.

Ramler ist als Dichter früherhin, wo man ihn geradezu den Deutschen Horaz nannte und alle kritischen Institute sich im Posaunenton über ihn vernehmen liefsen, unstreitig überschätzt, aber auch in neuerer Zeit, unter andern in den Schlegel'schen «Characteristiken und Kritiken" vielleicht zu sehr herabgewürdigt worden. Obgleich nicht geleugnet werden kann, daſs fast alle seine Erzeugnisse mehr von Anstrengung und Fleiſs, als von schöpferischem Genie und ächter Begeisterung zeugen; so kann man doch auch nicht in Abrede stellen, daſs er in dieser antiken, mit Mythologie und andern Anspielungen reich verbrämten Manier, die er sich durch eifriges Studium der Alten, namentlich des Römers, der auch ihm „Freund, Lehrer und Begleiter" war, doch immer sehr achtungswerth und vielleicht unerreicht bleiben wird. Als Metriker beſaſs er groſse Gewandtheit, lieſs sich aber doch nicht selten Härten zu Schulden kommen; was freylich zunächst der damaligen Zeit zum Vorwurf gereicht. Nach einigen vorausgeschickten kleinern Sammlungen erschienen seine „lyrischen Gedichte“ zu Berlin 1772, und seine „poetischen Werke (mit des Dichters Leben von von Gökingk herausgegeben) in 2. Bänden ebendas. 1800 in gr. 4. und gr. 8. mit Kpfn.

Als Uebersetzer des Horaz trat er zuerst mit „funfzehn Oden aus dem Horaz“, in den Versmaſsen des Originals, mit allgemeinem Beyfall (Berl. 1769) auf. Er fuhr mit dieser Arbeit fort und lieſs öfters einzelne verdeutschte Oden in die Berlinische Monatsschrift u. s. w. einrücken, bis nach seinem Tode die sämmtlichen Oden mit Anmerkungen, in 2 Bänden (Eb. 1800, neuaufgelegt 1818) herauskamen. Auſserdem lieferte er eine Uebersetzung des Martial im Auszuge (5 Thle. Leipz. 1788—91), des Katull (Eb. 1793) und des Anakreon (Berl. 1801), welche letztere recht mit Liebe gefertigt worden.

Seine Anthologieen, die „Lieder der Deutschen" (Berl. 1766), die „Sammlung der besten Sinngedichte der Deutschen Poeten" (Riga 1766), die „lyrische Blumenlese" (2 Thle. Leipz. 1774—78), die „Fabellese" (3 Bde. Berl. 1788—90) und deren Fortsetzung (1797) werden, wenn gleich zum Theil mehr in literarischer, als ästhetischer Hinsicht, immer ihren Werth behalten.

Ramler ist auch nicht ohne Verdienst als Herausgeber sowohl einiger verstorbenen, als damals lebenden Dichter. Er gab (mit Lessing)

Logau's Sinngedichte (Leipz. 1759), dann (allein) dieselben vermehrt (1791), ferner **Wernike's** Ueberschriften (Eb. 1780), **Lichtwer's** Fabeln (Greifsw. 1761), **Kleist's** Gedichte (2 Bde. Bern 1765, nachher Berl. 1778) und **Götz's** vermischte Gedichte (3 Thle. Mannh. 1785, wieder aufgelegt 1807) heraus. Die eigenmächtigen Verbesserungen, die er sich bey noch lebenden Dichtern, ohne vorher Rücksprache mit ihnen zu nehmen, erlaubte, wurden ihm im Ganzen im gelehrten Publicum sehr übel ausgelegt; **Lichtwer** stellte sich höchst ungeberdig ob der ihm zugefügten Unbilde an, und säumte nicht lange mit einer neuen Ausgabe seiner Fabeln, worin er die Ramlerschen Lesearten wieder ausmerzte; Andre hingegen,

z. B. Götz und Uz, lieſsen sich die Verbesserungen Ramlers unbedingt gefallen: er galt bey ihnen als Meister vom Stuhl. Die Feile, welche der Dichter bey seinen eignen Arbeiten fast bis an sein Lebensende nicht aus der Hand lieſs, hat, da sein Genie immermehr verknöcherte, ohne Widerrede eine Menge Stellen verdorben. *) —

Noch haben wir von Ramler eine, mit Deutschen Beyspielen durchwebte Uebersetzung des *Batteux* (4 Bde. Leipz. 1758, zuletzt 1803), eine Mythologie (2 Thle. Berl. 1790) und einige andre Schriften.

(Vergl. über ihn Jördens a. a. O. Jenisch

---

*) Vergl. die Nachschrift zu diesem Bändchen.

Schilderung seines poetischen Characters in Jördens Berlin. Musenalmanach für 1791, Nicolai's Ehrengedächtniſs auf ihn, Gökingk a. a. O. u. s. w.)

Oden
und
vermischte Gedichte.

An den König von Preuſsen, Friedrich den Zweyten.

Friedrich! du dem ein Gott das für die Sterblichen
Zu gefährliche Loos eines Monarchen gab,
Und, o Wunder! der du glorreich dein Loos
erfüllst,
Siehe, deiner von Ruhm trunkenen Tage sind
Zwanzigtausend entflohn; ihnen folgt allzubald
Jedes Denkmal von dir: alle die Tempel, der
Pallas und dem Apoll und dem verwundeten
Kriegesgotte geweiht, werden Ruinen seyn.
Zwar das Jahrbuch der Welt nennt, wann der
Eifergeist
Stolzer Könige schläft, dich den Eroberer,
Dich den Groſsen: doch, ach, heiſst dies ein
Leben für
Deine Tugenden? So lebt in Europens, so
In der älteren Welt Asiens mancher Fürst,

Dir an Weisheit nicht gleich. Selbst der unsterbliche
Macedonier — wie lebt er? Bewundert nur,
Nicht geliebt: denn er fand keinen Dircäischen
Herold,*) dessen Gesang weiter, als Phidias
Marmor, oder Apells athmende Farbe strebt.
Aber siehe, wie lebt Cäsar Oktavius
Durch den Edlen in Rom? (Edel im Buche der
Groſsen Götter, obgleich nicht auf der Rolle des
Censors) Ewig geliebt, ewig ein Muster der
Väter jegliches Volks. — Glücklicher Barde, der
Unverdächtig, ein Lob, reiner als Beyder Lob,
In sein Saitenspiel singt! Glücklicher Barde, der
Nicht den Feldherrn allein und den geschäftigen
Landesfürsten in dir, der auch den Vater des
Hauses, der auch den Freund, der auch den fröhlichen
Weisen, groſs in der Kunst jeder Kamöne, singt!
Götter! wäre doch ich dieser beneidete
Barde! Selber zu schwach, aber durch meinen Held,
Und die Sprache gestärkt, die wie Kalliopens
Tuba tönet, wie weit lieſs' ich euch hinter mir,
Sänger Heinrichs, und dich, Ludewigs ganze Zunft!

14

---

*) Pindar.

Auf die Geburt des Königs von Preuſsen, Friedrich Wilhelms des Zweyten.

Den 25. Sept. 1744.

Gebt mir den königlichen Rebensaft,
Erzeugt am Rhein, gereift am letzten Hügel
Von Afrika, *) der meiner Seele neue Flügel
Und einen kühnern Taumel schafft!

Denn hört ihr nicht? uns ist ein Brennussohn,
Ein König ist der jungen Welt geboren;
Es rufen dreyſsig ehrne Schlunde, — meinen Ohren
Ein jubelgleicher Donnerton —

Daſs wir mit Weinlaub unsre Locken heut,
Mit Myrten unsrer Nymphen Stirne kränzen,
Die Nacht mit Rundgesängen ſeyern und mit Tänzen,
Bis Phosphor uns die Flucht gebeut. — —

---

*) Capwein.

O wehe! wie durchraset mir der Geist
Des Bassareus *) die Seele! Gnade! Gnade!
Ich will ja singen, Gott der taumelnden Mänade,
Was deine trunkne Wuth mich beiſst.

Ja, singen will ich von der Seligkeit
Des fehdelosen Landes; von der Beute
Der goldnen Gärten; von den Spielen junger Bräute
Am Weinfest und zur Erndtezeit.

Ich sing', o Cypern, Tyrus und Athen!
Von Schiffen sing' ich, die mit jeder Krone
Der Kunst, beladen mit der Blüthe jeder Zone,
Die Wind' in deine Thore wehn;

Und von dem neuen Helikon, umringt
Mit Galliern und Britten; und von weiten
Amphitheatern, und wohin von allen Seiten
Die ganze Fluth Europens dringt.

Ich selber, nicht mehr kämpfend um den Preis,
Ermuntre dann durch meinen Zuruf, kröne
Durch meinen Beyfall dann des goldnen Alters
Söhne,
Schon längst ein schwanenfarbner Greis.

---

*) Bacchus.

Zu glücklich, wenn ich dann das Loos erhielt,
Ich Unbestechlicher, mit milden Händen
Die theuren Urnen und Tripoden auszuspenden
Den edlen Barden, die gespielt.

Die Flöte süſs gespielt, die Laute süſs,
Und kühn die Mäonidische *) Drommete:
Die Laute, wie der Greis von Teos, **) und die Flöte,
Die der Sikulerhirte ***) blies;

Und hätte meinem Busenfreunde dann
Entzückt vor allem Volk den Kranz gegeben,
Und es zerrisse mir die Parze schnell mein Leben,
Und dieser König säh' es an!

---

*) Homer heiſst der Mäonide.

) Anakreon. *) Theokrit.

An die Stadt Berlin.

Ich sahe sie! — mir zittern die Gebeine! —
Ich sah, bekümmertes Berlin,
Die Göttin deines Stroms vor deinem Tannenhaine
Mit ihren Schwänen ziehn.

Vergönne mir, Najade, nachzulallen,
Was mein erstauntes Ohr durchdrang
Und was dein Göttermund den Frauen sang, und allen
Hamadryaden sang. — —

„Sey mir gegrüſst, Augusta, meine Krone!
Die Städte Deutschlands bücken sich!
Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
Und weichen hinter mich!

Was fürchten wir, ist gleich die Zahl des Feindes
Wie dieser beyden Ufer Sand?
O Tochter! hast du nicht zur Seite meines Freundes
Stets einen Gott erkannt?

Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke
Und donnerte den Feind zurück?
Warf nicht der Kriegesgott einst plötzlich eine Wolke
Vor seines Mörders Blick?

Sah ich nicht jüngst, als er vom fernen Süden
Den Riesen aus der Mitternacht
Sein Heer entgegenriſs, — ein kleines Heer von Müden,
Bereit zur zehnten Schlacht, —

Wie das Panier, von seiner Hand gefasset,
Zur drohenden Aegide ward?
Die Feinde sahn den Schild der Pallas, die sie hasset,
Und hafteten erstarrt

Am Boden; — bis sie durch sein Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam weiter drang,
Wie Halme von des Himmels Schloſsen, niederlagen
Dreyhundert Hufen lang?

Ja! dinget nur die halbe Welt zusammen,
Und raset wider Einen Mann,
Und wendet wider ihn Verrath, Nacht, Meineid, Flammen,
Den ganzen Orkus an!

Borussiens gerechter Held soll siegen:
Die Götter schützen ihren Sohn.
Bald wird er im Triumph zu seinen Kindern fliegen.
Er kömmt! ich seh' ihn schon.

Er kömmt, das Haupt mit Strahlen rings umwunden,
Wie Delius-Apollo kam,
Als er den Python schlug und ihm mit tausend Wunden
Die schwarze Seele nahm.

Eilt, ihn in Erz den Enkeln aufzustellen!
Eilt einen Tempel ihm zu weihn
Am Rande meines Stroms! ich brenne, seine Schwellen
Mit Blumen zu bestreun."

An die Feinde des Königs.

Wie lange schwingt die rasende Megäre
Die Fackel? Götter dieser Welt,
Warum verfolgt ihr ihn, zu seiner eignen Ehre,
Den unbezwungnen Held?

Ist's möglich? machen euch so viel Gefahren,
Mit welchen ihr ihn ringen saht,
So viele Kronen, die mit Blut zu kaufen waren,
So manche Götterthat,

So manch von ihm zertretnes Ungeheuer,
Nicht wieder zur Versöhnung Lust?
So lange loderte der Rache schwarzes Feuer
In keines Gottes Brust.

Als Herkuls Arm den Löwen erst erdrückte,
Der in Nemäens Felsen lag,
Und, mit der Panzerhaut bedeckt, sein Rachschwert zückte,
Und schnell, und Schlag auf Schlag,

Der Hydra, die ihn zu ermüden wagte,
Ihr immerwachsend Leben nahm,
Obgleich die Fersen ihm ein kriechend Seethier nagte,
Das ging und wiederkam;

Und dann die falsche Brut der Stymphaliden,
Die wild aus ehrnen Schnäbeln schrien,
Mit ehrnen Klauen raubten und den Kampf vermieden,
Aus Sumpf und Busch zu ziehn

Ein Mittel traf; (denn diese zu erlegen,
War nur ein Spiel für Herkuls Hand;)
Und drauf aus Thrazien die Rosse, die den Segen
Der Felder weggebrannt,

Und flammenathmend in die Hütten drangen,
Und ihren Schlund, das offne Grab,
Mit Menschen fülleten, lebendig aufgefangen
Den wilden Thieren gab:

Da sank der Zorn der reuerfüllten Götter;
Und Juno, frey von Rachbegier,
Brach aus: Sohn Jupiters, der Sterblichen Erretter,
O, mehr ein Gott, als wir!

Geneuſs, geneuſs der Ruh, die dir entzogen,
Seit ich dies Feuer angefacht,
Und alle Himmlischen durch meine Wuth betrogen
Auf dich entbrannt gemacht;

Geneuſs der Opfer, die von beyden Enden
Der Erde künftig Jedermann
Dir bringen wird, nicht uns! und nimm von meinen Händen
Den ersten Nektar an!

An den Frieden.

Wo bist du hingeflohn, geliebter Friede?
Gen Himmel, in dein mütterliches Land?
Hast du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

Wohnst du nicht noch auf einer von den Fluren
Des Ozeans, in Klippen tief versteckt,
Wohin kein Wuchrer, keine Missethäter fuhren,
Die kein Eroberer entdeckt?

Nicht, wo, mit Wüsten rings umher bewehret,
Der Wilde sich in deinem Himmel dünkt,
Sich ruhig von den Früchten seines Palmbaums nähret?
Vom Saſte seines Palmbaums trinkt?

O, wo du wohnst, laſs endlich dich erbitten:
Komm wieder, wo dein süſser Feldgesang
Von heerdenvollen Hügeln und aus Weinbeerhütten
Und unter Kornaltären klang.

Sieh diese Schäfersitze, deine Freude,
Wie Städte lang, wie Rosengärten schön,
Nun sparsamdünn, wie Bäumchen auf verbrannter Haide,
Wie Gras auf öden Mauern stehn.

Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze;
Die jüngst verlobte Garbenbinderin
Trägt, ohne Saitenspiel und Lieder, ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin.

Denn, ach, der Krieg verwüstet Saat und Reben
Und Korn und Most, vertilget Frucht und Stamm,
Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch uns geben,
Erwürgt das kleine fromme Lamm.

Mit unsern Rossen führt er Donnerwagen,
Mit unsern Sicheln mäht er Menschen ab;
Den Vater hat er jüngst, er hat den Mann erschlagen,
Nun fodert er den Knaben ab.

Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Ueberrest!
Bind' an der Hölle Thor mit siebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber fest.

Lied der Nymphe Persante.*)

(Als die Festung Kolberg von dem Russischen Heere einmal zu Lande und zum zweytenmal von der Russischen und Schwedischen Flotte vergebens belagert worden war.)

Er siegt! mein Perseus siegt! — Ihr Freudenzähren,
Erstickt nicht meinen Lobgesang! —
O Fluthen meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang!

Hier, wo der Belt, mein Kolberg zu verschonen,
Mit Dünen sein Gestad' umzieht,
Saſs ich und sang entzückt den horchenden Tritonen
Von meinem Freund' ein Lied.

„Er schlug das Raubthier jüngst, das der beschneite
Riphäus auf mich ausgespien,
Als ich, verlassen von den Göttern, seine Beute
Unwiederbringlich schien." —

---

*) Fluſs bey Kolberg.

Ich sprachs, als ich urplötzlich einen Drachen
Aus blauer Tiefe steigen sah,
Mit funfzig aufgeriſsnen feuerspey'nden Rachen:
Ohnmächtig lag ich da.

Mein Perseus flog in diesem Augenblicke
Herab von seiner Warte, schwang
Sein glorreich Eisen, hielt den Tod im Meer zurücke
Dreymal neun Tage lang.

Ha! welche Flammenströme schoſs die Hyder
Nach seinem Leben! — Endlich fand
Mein Flehn der Götter Ohr, und Waffen fielen nieder
Da, wo mein Gastfreund stand.

Sobald ihm Plutons Helm das Haupt verhüllte,
Ihn Hermes Flügel trug, der Speer
Der schrecklichen Minerva seine Rechte füllte,
Stürzt' er die Pest ins Meer.

Von meinen Lippen soll sein Lob erschallen,
Ich feyre dankbar meinen Held,
So lang' in dieses Hafens Arme Segel wallen,
Vom Ostwind' aufgeschwellt.

Ihm selbst will ich, wann er den Strand begrüſset,
Auf seine Wege Kalmus streun
Und Muscheln; denn mein Fluſs ist arm: kein Goldsand flieſset,
Kein Ambra rollt hinein.

Und du, mein Barde, der du vor den Thoren
Von deiner mütterlichen Stadt
Einst Lieder lalletest, wenn sie, die dich geboren,
Noch deine Liebe hat:

So singe meinen Liebling, meinen Retter
In jene Laute, die dir jüngst
Besaitet ward, in welche du den Kampf der Götter
Mit den Titanen singst.

Auf ein Geschütz.

(Als von den Russen vor Berlin eine Kugel aus einer ungewöhnlichen Ferne bis mitten in die Stadt geschossen ward.)

O du, den glühend Eisen, donnernd Feuer
Aus offnem Aetnaschlunde flammt,
Die frommen Dichter zu zerschmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle stammt!

Wer zur Verheerung blühender Geschlechter
Dich an das Sonnenlicht gebracht,
Hat ohne Reue seine Mutter, seine Töchter
Frohlockend umgebracht.

Ganz nahe war ich schon dem Styx, ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus;
Ich hörte schon das Rad Ixions rasseln, sahe
Die Brut des Danaus,

Verdammt zum Spott bey bodenlosen Fässern;
Und Minos Antlitz und das Feld
Elysiens; den groſsen Ahnherrn eines gröſsern
Urenkels, und sein Zelt

Voll tapfrer Brennen sah ich: ihre Lieder,
Ihr Fest bey jedem Freudenmahl
Ist er, der wider sechs Monarchen ficht und wider
Satrapen ohne Zahl.

Schon säng' ich seine jüngste That: wie brausend
Ein Meer von Feinden ihn umfing,
Er aber seinen Weg hindurch auf zehen tausend
Zertretnen Schädeln ging.

Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden;
Schon säh' ich Cäsarn lauschend nahn,
Mit ihm den weisen Antonin, und den von beyden
Gefeir'ten Julian.

Allein Merkur stand neben mir und wandte
Durch seinen wundervollen Stab
Den Ball, der mich ins Reich der Nacht zu schleudern brannte,
Von meinen Schläfen ab.

Denn stärker soll ich noch die Laute schlagen,
Wann er durch Weihrauchwolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen
Des Ueberwinders keicht;

Wann er, auf einem Throne von Trophäen,
Rund um sich her der Künste Kranz,
Und wir im Musentempel seine Siege sehen
Versteckt in Spiel und Tanz;

Wann er, ein Gott Osir! durch unsre Fluren
Im seligsten Triumphe fährt,
Indeſs der Ueberfluſs auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert.

◆

An den Oesterreichischen Fabius. *)

(Nach dem Siege des Königs von Preuſsen bey Torgau, den 3. Nov. 1760.)

O Fabius! gereut dich nach drey Jahren
Dein glücklicher Verzug?
Wo waren deine Felsen? waren
Die Felsen selbst nicht steil genug?

Vergissest du, wie man bey Nacht dem Sieger
Ins müde Lager streift,
Und wie man eine Handvoll Krieger
Mit einem Ozean ersäuft?

Und wie man Bundsverwandte Nationen
Bequem zur Schlachtbank schickt,
Indem man, seines Heers zu schonen,
Von sichrer Höh' weit um sich blickt? —

---

*) Generalfeldmarschall Daun.

Wer nimmt sich nun der Diener armer Staaten
Der hohen Bassen an,
Und straft den stolzen Potentaten,
Der selbst regieren will und kann?

Wer rächt die Feldherrn, die nach Ehre dürsten,
Nach Beute lüstern sind,
An diesem wunderbaren Fürsten,
Der seine Schlachten selbst gewinnt?

Und, ach, wer rächt die Zunft der schönen Geister,
Nun du geschlagen bist,
An einem Könige, der Meister
In allen ihren Künsten ist?

Weh deinem Pontifex, der stets die Laien
Mit Wundern hintergeht!
Er kann ja keinen Degen weihen,
Der wider Pallas Helm besteht.*)

---

*) Pabst Clemens XIII. hatte Daun mit einem geweihten Degen beschenkt.

An die Könige.

Soll wieder eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eure Sündfluth ein?
Und sollen wieder alle Tempel und Trophäen
Berühmte Trümmer seyn?

Und alle Künste spät aus Asch' und Moder
Und Todtengrüften auferstehn,
Und aus der Nacht des regellosen Zufalls? oder
Auf ewig untergehn:

Wenn nun die weise Vorwelt ausgestorben,
Das unerzogne Kindeskind
Ein Räuber ist, die nicht zu Räubern angeworben
Armsel'ge Pflüger sind? — —

O ihr, verderblicher, als der entbrannte
Vesuv, als unterirdische
Gewitter! ihr des magern Hungers Blutsverwandte,
Der Pest Verschworene!

Die ihr den schnellen Tod in alle Meere
Auf Donnergaleonen bringt,
Und von Lisboa bis zum kalten Oby Heere
Zum Wechselmorde dingt!

Und, ach, mit Deutschlands Bürgern Deutschlands Bürger
Zerfleischet, Einen bessern Held,
Der Brennen weisen König zu betrüben, Würger
Der Welt und Afterwelt!

Wenn eurer Mordsucht einst ein Friede wehret,
Der Jedem das geraubte Land
Und seine bangen Festen wiedergibt, — verheeret,
Entvölkert, abgebrannt:

Ihr Könige, wie wird es euch nicht reuen, —
Wo nicht die fromme Reue fleucht,
Durch Wollust, falsche Weisheit, laute Schmeicheleyen
Des Höflings weggescheucht, —

Daſs euer Stahl unmenschlich Millionen
Urenkelsöhne niederstieſs,
Daſs keiner, satt des Unglücks, seine Legionen
Das Blutfeld räumen hieſs,

Und lieber, schuldlos tapfer, durch die Wogen
Des stillen Ozeans den Pfad
Gesuchet, eine Welt entdeckt, ein Volk erzogen,
Wie Manko Kapak *) that,

Der neue Schöpfer seiner Vatererde:
Er theilte Feld und Binsenhaus
Und Weib und Kleid und Zucht und Götter, einer Heerde
Zerstreuter Wilden aus;

Und hieſs dem frommen Volk ein Sohn der Sonne,
Gleich milde, wachsam so wie sie,
Und so wie sie des neugebornen Landes Wonne,
Und ewig jung wie sie.

---

*) Stammvater der Könige in Peru.

An seinen Arzt.

Mein Arzt, mein Freund, o, laſs mich ihn entsiegeln,
Den Hochheims edle Kelter zwang,
Und jenen, alt als ich, der einst auf Tarzals Hügeln
Die Morgensonne trank!

Daſs ich dies todtenkalte Fieber höhne,
Das um mein Eingeweide schleicht,
Und hohe säkularische Päane töne: —
Denn Friederich erreicht

Heut seiner Jahre Mittag, den Phalangen
Europens nicht, auch nicht der Wuth
Der Horden Asiens bezwinglich, noch den Schlangen
Der Eumenidenbrut; —

Und trunkne Jubel jauchze, daſs von allen
Feindinnen nur Theresia

Noch trotzen darf; daſs Tanaquil *) jüngsthin gefallen,
Und nun Kleopatra. **)

---

*) Maria Josepha, Gemahlin des Königs von Pohlen, Augusts III.

**) Die Russische Kaiserin Elisabeth.

An die Göttin der Eintracht.

Konkordia! — durch dich rollt jede Sphäre,
Und wo dein Fuſs ein Land betrat,
Da zeichneten volkreiche Städte, Tänze, Chöre
Der Jungfrau deinen Pfad;

Doch Draht und Beil trägt dir mit schnellem
Schritte,
Die Blicke drohend, taub das Ohr,
Der Brüder Blut, der Ehen Schmach, den Raub
der Hütte
Zu rächen, Ate vor: —

Zu dir erheben aus zerstörten Städten,
Zu dir auf Trümmern um den Strand,
Zu dir auf Saaten, die des Rosses Huf zertreten,
Die Völker Mund und Hand;

Zu dir die Pflanzstadt ungeborner Söhne,
Die deiner milden Künst' entbehrt,
Daſs doch dein Geist den Zorn der Könige versöhne,
Der jetzt die Welt verheert.

Dir hat dein Freund, Teutoniens Erretter,
Der Held, der dreymal Frieden heischt,
Bevor sein schwerer Arm durch sieben Donnerwetter
Der Fürsten Raubsucht täuscht,

Vereint mit Suncien durch deine Bande,
Und mit Ruthenien vertraut,
Nach langer Arbeit einen Tempel an dem Rande
Des alten Belts erbaut.

Schränkt sich Semiramis in ihre weiten
Fruchtreichen Dynastien ein,
So wird er mit entzückter Seele dir den zweyten
Auf den Sudeten weihn.

Fall' an sein Herz, o Königin! mit Zähren
Der Freude; fleug an seine Brust,
Amalia, von deinen frommen Dankaltären,
Und rede, wenn die Lust

Dich reden läſst. Vermählte seiner Brüder,
Küſst sein friedselig Angesicht:
„Willkommen, Schutzgeist deines Volkes!“ und sagt wieder:
„Willkommen!“ und mehr nicht.

Ihr Jungfraun, deckt mit immergrünen Zweigen,
Mit einem ganzen Lorbeerhain,
Den Weg! mischt Blumen, die der offnen Erd' entsteigen,
Und frühe Blüthe drein!

Ihr edeln Mütter, opfert Spezereyen,
Die Sabatha*) den Tempeln zollt,
Da, wo sein goldner Wagen durch gedrängte Reihen
Entzückter Augen rollt.

---

*) Stadt in Arabien.

Heil uns, daſs unser Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So sagt, ihr Jünglinge. Du, Chor der Alten, sage:
Heil uns, daſs wir das Ziel

So viel gekrönter Thaten sahn! wir sterben
Von Wonne trunken: Friederich
Bleibt hinter uns; ihr stolzen Enkel sollt ihn erben.
Triumph! so sag' auch ich:

Wenn unter hohen, jubelvollen Zungen
Ein süſser Ton auch mir gerieth;
Triumph! ich hab' ein Lied dem Göttlichen gesungen,
Und ihm gefällt mein Lied.

An die Muse.

Willst du den allerhöchsten Zevs erhöhen,
Der sein allmächtig Haupt bewegt
Und den Olymp erschüttert? oder Athenäen,
In diesem Haupt gepflegt,

Die mit bestählter Asche, nimmer müde,
Den Typhon, den Encelados
Zurückewarf und mit der ewigen Aegide
Die Felsen, ihr Geschoſs?

Singst du den ersten König in die Saite,
Die Patareus *) dir aufgespannt?
Ihn? oder seinen Bruder? oder wählst du heute
Den Guelfen Ferdinand?

In königlicher Weisheit unterwiesen,
Zu Kriegestugenden erhitzt,
Sind Beyde hoher Hymnen werth. — Bald singe diesen,
O Muse, jenen itzt!

---

*) Apollo.

Wohlan, mein Lied! Spann' alle deine Segel
Bis an den Wimpel auf, und sprich:
Als der Monarch, den Sprea, Viadrus und Pregel
Anbeten, Friederich.

Arminius, von Völkern angefallen,
Die Neid und Wahn und Haſs verband,
Mit seinem Donner nicht allgegenwärtig, allen
Und ewig widerstand:

Da brach, genährt im sorgelosen Frieden,
Gleich einem neuen Meteor,
Das den Orion auslöscht und die Tyndariden,
Prinz Heinrichs Geist hervor.

Als Jüngling schlief er ehmals in der Höhle
Aoniens, und war die Lust
Der Musen; itzt erhöheten sie seine Seele:
Mit unbewegter Brust

Hielt er der Söhne Teuts verschworne Heere
Zurück von unsrer Flur; — so stand
Das Isthmische Gebirge, trennte beyde Meere,
Ward zweyer Völker Band; —

Und plötzlich schlug er die betäubten Schaaren,
Und krönete, dies war der Schluſs
Der Götter! jene zwölf herkulische Gefahren
Des Deutschen Genius. —

Wagst du noch mehr zu singen? — daſs der Sieger,
So weit er in der Feinde Land
Mit seinem Lager flog, gesegnet, seine Krieger
Zum Wohlthun ausgesandt?

Selbst unerforschlich, jeden Anschlag kannte?
Früh thätig jeden hintertrieb?
Nein! sage, daſs ihn Friedrich selbst den Feldherrn nannte,
Der ohne Fehler blieb.

Glaukus Wahrsagung.

(Als die Französische Flotte im Jahr 1755 aus dem Hafen von Brest nach Amerika segelte.)

Als Ludewigs Pilot mit stolzer Flotte
Westgalliens beschäumtes Thor
Verlieſs, hub Glaukus aus der tiefen Felsengrotte
Sein blaues Haupt empor:

Unglücklicher! der schon von Hoffnung trunken,
Des Ozeans Gebieter ist,
Du führst in deinen Schiffen einen Feuerfunken,
Der beyde Welten friſst.

Bald nimmt Avernus eine Myriade
Zu früh entleibter Seelen ein;
Bald werdet ihr im Meer der Hayen, am Gestade
Der Aaren Beute seyn.

Die Götter, die jetzt lachend mit euch ziehen,
Bereuen ihr geschenktes Glück,
Verachten euren Uebermuth, und alle fliehen
Nach Albion zurück:

Daſs Albion der meerumfloſsnen Erde
Gerechte Friedensrichterin,
Der räubervollen Ozeane Schrecken werde,
Der Inseln Königin:

Ihr aber, flüchtig unter jeder Zone,
So manchen schwimmenden Palast,
Und Port und Meer und Eyland und der Colombone
Durchströmte Flur verlaſst.

O, weiche Söhne tapfrer Franken, sprechet
Helvetien um Männer an!
O, plündert unbewehrte Fürstenthümer! brechet
Mit Wagen, Roſs und Mann

In eurer Väter alte Sitze! schreitet
Kühn über den gehörnten Rhein;
Sucht Pallas Liebling auf, der für sein Erbe streitet,
Und eurer Macht zu klein,

Und von verschwornen Barbarn überfallen,
Einst wanken muſs: erdrücket ihn! —
Ihr unter den Verschwornen sollt, ihr unter allen
Allein, mit Schande fliehn.

Der Ort, wo sieben Krieger funfzig jagen,
Ob ihr ihn zu vernichten sucht,
Ein Brandmal wird er euch, worauf in späten Tagen
Ein beſsrer Enkel flucht.

Hätt' eine neue Helena den Vesten
Gleich alle Reisigen entwandt,
Und alle Prinzen aus Lutetiens Palästen
Zu Feldherrn mitgesandt:

Dort auf den Gräbern Röm'scher Legionen
Erwartet eure Tapferkeit
Ein Fürst, den Jupiter, der Hirtenstäb' und Kronen
Aus Einer Urne streut,

Nicht zum Monarchen, aber zum Vergnügen
Des menschlichen Geschlechts erkor.
Ha! welch ein lauter Päan steigt von seinen Siegen
In mein entzücktes Ohr!

Also zerbrach die sieggewohnte Rechte
Alcidens und sein edler Zorn
Dem wandelbaren Gotte das zum Blutgefechte
Wild aufgeworfne Horn;

Also bezwang, versperrt im Felsenschlunde,
Ulyſs den Riesen, der an Macht
Dreyhundertmal ihn übertraf, durch Eine Wunde,
Mit Klugheit angebracht:

Und so besieget euch, auf eure Listen
Und Punischen Betrug entbrannt,
Ein Held, den Pallas und der Brennen Friedrich rüsten,
Der Gwelfe Ferdinand;

Und so mit ewig unerschöpftem Witze
Verhöhnt er euch, die ihr den Streit
Durch stärkre Heere, Wälle, donnernde Geschütze
Zu führen muthig seyd,

Sobald sein himmlisch Feuer wenig Britten
Und Deutschlands jugendlichen Rest
Beseelt: ein Wunder allen, welche Krefelds Hütten
Bewohnen und das Nest

Des hohen Roncevalls, und die Gefilde,
Wodurch der Esse Gieſsbach rinnt.
Hier sahen euch, gelehnt auf ihre Schilde,
Sein Ahnherr Wittekind,

Und der Cheruskerfürst, der groſse Schatten
Des Legionentödters fliehn;
Zehn Parasangen hinter eurer Flucht die Matten
Voll Raub und voll Ruin.

Vergebens flieht ihr diesen Feind, geschwinder
Als Kraniche den Adler; setzt
Vergebens zwischen euch und eurem Ueberwinder
Jetzt Berge, Ströme jetzt:

Auf ungezähmten Rossen, mit der Flamme
Des Schwertes, zürnet hinter euch
Ein zweyter Ferdinand aus diesem Götterstamme,
Dem Sohn der Thetis gleich;

Nicht wundenfrey, doch unverkürzt an Jahren. —
Geh, lebe! war der Parze Schluſs,
Nach deinem Vater spät ein Kriegesgott der Schaaren
Am stillen Okkarus. —

Ihm folgen beyde Brüder; beyde glühen
Nach Ehre: Kriegesdonner, wie
Die Scipionen, und im Frieden von Thalien
Geliebet, so wie sie.

Dein Eigenthum durch alle Folgezeiten,
O Haus der Helden! Jeder spannt
Des Gottes Silberbogen und des Gottes Saiten
Mit gleich geübter Hand.

Und dennoch übersteigt so weit und weiter
Des Herzens Güte diesen Werth,
Als jenen Sonnenball der groſse Tag, der heiter
Durch alle Himmel fährt."

So, gleich Arions Liede, gleich dem Liede,
Das tief im Meer Delphine zwang,
So, Gwelfe, dir zum Ruhm, zum Hohn dir, Burbonide,
Teutoniens Gesang. —

Du stehst beschämt, o Burbons Enkel? — Höre
Ein nie zuvor geträumtes Glück:
Der Britten schwacher Kriegesdämon gibt dir Ehre,
Und Land und Meer zurück.

Der Triumph.

Schäme dich, Kamill,
Daſs du mit vier Sonnenpferden
In dein errettetes Rom zogst!
Und du, Romulischer Feinde
Glücklicher Sieger, o Julius,
Daſs dich, mit goldenen Städten und Schlachten
Und mit Adlern und Spolien
Deiner Brüder umgeben,
Zum hohen Kapitol dein stolzer Wagen trug! —
Friederich, ein Prinz der Brennen,
Ward angefallen von Völkern Hungariens,
Von Illyriens Reitern und Daciens:
Alle dem Zepter der Königin zinsbar,
Die Vindobonens saatenreiche Fluren
Und Austrasiens Auen beherrscht,
Und der Bajonen Gebirge
Und Hesperiens goldene Gärten;
Dieser erhabenen Fürstin,
Deren Wohlfahrt vom Himmel in
Sieben Sprachen erflehet wird;
Deren Heere, geführt vom Stab Eugens,
Ehmals unbezwinglich, und itzt

Verbunden waren mit allen, die
Am Mäotischen, Kaspischen, Finnischen
Sunde wohnen, den rauhen
Samojeden und Ostiaken
Und dem Tartar am Sangarfluſs:
Einer Monarchin dienstbar, Einer
Die den weiten Umkreis
Ihrer Welten nicht kennt.
Auch trat zu ihnen der Söhne Sarmatiens
Selbsterwählter König,
Und stellte seine Sachsen, ein treues Volk,
Mitten auf den Pfad des Siegers,
Unter eine Felsenburg.
Und die hohen Satrapen Germaniens
Fielen zahlreich dem Bunde bey.
Und die theuer erkauften Suenonen
Drangen aus dem beeisten Norden hervor:
Eltern der Helden, mit denen ein Jüngling
Europen und Asien schreckte.
Und Gallien, das an zwey Meeren thront,
Dessen Fahnen und Wimpel
Unter allen Himmeln wehn,
Lieſs seinen Schwarm aus,
Gleich dem Heere schwirrender Grillen;
Die vor sich her ein blühend Land,
Und hinter sich Wüsten sehen. —

Aber, Thalia, laſs ab
Die Flotten und Fuſsknecht' und Reiter zu zählen?

Friederich, so sage, bekriegt
Von scheelsüchtigen, oder getäuschten,
Oder gezwungenen Fürsten,
Kehrte nach sieben blutigen Jahren
So mächtig zurück, als er auszog,
Nur an Ehre gröſser,
Und triumphirte nicht. —
Siehe, er lenkt unsern Ehrenbogen aus
Und unsern goldbehängten Rossen,
Und besteigt den prahlenden Wagen nicht.
Denn sich selbst mit eines Gottes Zufriedenheit
Ansehn, ist der Triumphe
Allerhöchster; — und des Dichters
Allerhöchster Triumph ist,
Diesen König besingen.
Drum schweige du nie von ihm, mein Lied,
Stolzer, als der Ceïsche
Und der Thebanische Päan:
Keinem Golde feil,
Auch selbst dem seinigen nicht.
Und ob er auch diesen Triumph verlenkt,
Und, deiner Töne nicht gewohnt,
Sein Ohr zu Galliens Schwänen neigt;
So singe du doch den Brennussöhnen
Ihren Erretter unnachgesungen.

An den Generallieutenant von Buddenbrock.

(Bey Uebersendung einiger heroischen Oden.)

Der du den Kriegesgeist in der Geschichte liebest
Und in der Poesie,
Und Deutsche Redlichkeit bey wälscher Klugheit übest, —
Die schwerste Harmonie! —

Empfiehl, o Buddenbrock, mir nicht die Heldensöhne
Von Sparta, Rom, Athen;
Verlange nicht durch mich auf väterlicher Scene
Dein Lieblingsvolk zu sehn.

Ein Dichter, unerlöst von fremder Sorge, singet
Ein leichteres Gedicht.
Corneillens Diadem, Voltairens Kranz erringet
Der müde Kämpfer nicht.

Als Ludwigs Maler *) sich des jüngern Ammons Züge
Durch Kodomannus Land —
Dem stolzen Gallier ein Vorbild eigner Siege —
Zu schildern unterwand:

Da richtete sein Arm nicht Fechter ab, nicht Schützen,
Erzog nicht Roſs und Mann;
Denn Künste dieser Art, so sehr sie Kriegern nützen,
Stehn tausend Händen an.

Und hätt' ihm sein Gestirn ein doppelt Loos beschieden,
Dann wär' er früh erbleicht,
Dann hätt' er Babylon mit seinem Philippiden
Nicht im Triumph erreicht.

Freund deines Königes, nimm kleine Siegeslieder,
Nimm, was ich geben kann,
Ein Opfer Friederichs und seiner tapfern Brüder,
Mein achtes Lustrum an.

---

*) Lebrun.

An den Römischen Kaiser Joseph den Zweyten.

Von deinen Siegen, Cäsar Germaniens,
Singt mein gerechtes Loblied den ersten Sieg:
Wie du, zu groſs dem Eifergeiste,
Preuſsens erhabenen König aufsuchst,

In Landen aufsuchst, welche sein Heldenschwert
Von deinem Erbreich hiebevor trennete;
In ihm den weisen Vater ehrend,
Einen dir ähnlichen Freund eroberst;

Und seiner Feldherrntugenden höchste dir
Erstrebst, dein weites Reich zu befestigen;
Ihn selber nimmer zu bekämpfen:
Josephs, des Völkererhalters, Eidschwur.

O, deiner Thaten erste strahlt herrlicher
In eines Gottes Augen, als Ilions
Und Babylons Eroberungen,
Oder die Schlachten der Zingiskane.

Geh nun in deiner rühmlichen Laufbahn fort,
Und leuchte künftig — unter der glänzenden
Gekrönten Reihe deiner Ahnherrn
Groſs in den Künsten der Triumphirer,

In allen Friedenskünsten der gröſsere, —
Gleich dieses Erdballs Sonne, bey tausenden
Des gränzenlosen blauen Aethers
Sichtbar allein und allein erwärmend.

An seinen Philibert.

Des Patrioten Muse, mein Philibert,
Haſst eitle Selbstsucht, eifert um Vorrang nie;
Stolz auf des Vaterlandes Ehre,
Heischet sie Kränze für ihre Schwestern.

Sie fröhnet nie dem Glück, das ererbet ward,
Dem unverwandten Ehrenamt nie; sie drängt
Sich nicht mit heuchlerischem Weihrauch
Schamlos zum Throne der Erdengötter.

Sie singt, dem Neide willig verborgen, bald
Die Groſsmuth Josephs, bald der Gerechtigkeit
Und Gnade Bündniſs in der weisen
Heldin Rutheniens, Deutschlands Tochter;

Vor allen Einen göttlichen Bürgerfreund,
Der Häuser, Künste, Sicherheit rings umher
Dem Volke schenket, unbekümmert
Um den kurzsichtigen Dank und Undank;

Der jüngst die kargen Felder dem Ackersmann
Aus eignem Füllhorn reichlich befruchtete;
Dem Fleiſs entnervter Landessassen
Königlich milde sein Schatzhaus aufthat;

Gefallner Kriegesobersten darbende
Versteckte Wittwen speisete, kleidete:
Selbst mäſsig, wie sein Antonin, und
Ohne den Kleiderprunk weicher Barbarn.

Rede

am sechzigsten Geburtstage des Königs von Preuſsen, Friedrichs des Zweyten.

(Gehalten von einer Schauspielerin auf dem Kochischen Theater in Berlin, den 24. Jan. 1772.)

Heil dir, erhabene Stadt, der Städte Königin, Heil dir!
Dein geliebter Monarch besteigt des höheren Alters
Erste Staffel, und wird die ganze Leiter des Lebens
Mit erneuerter Stärke — dies sagt mir dein Schutzgott! — vollenden.

Wonne durchströme sein Herz, wenn heute sein ruhiges Auge
Nach den Erndten von Ehren auf seiner Laufbahn zurücksieht:
Und ihn sein Alter das Alter von zehen Königen dünket.

Willst du sie zählen? — Wie kannst du sie zählen, die seligen Erndten
Dieses Fürsten, der keinen Schritt that, wo nicht ein Lorbeer,
Wo nicht ein Amarant aus seinem Fuſstritt emporstieg?
Der mit dem ersten Blick vom neuen Throne den Mangel
Seines Volkes ersah, die Speicher der Krieger ihm aufschloſs,
Und sein Opfer empfing, von Freudenthränen ein Opfer!
Der ein Kriegsheer fand, von keinem Monarchen gefürchtet,
Und mit diesem ein Heer gewöhnt zum Siege besiegte,
Und sein Erbe gewann und die Fessel den Leidenden abriſs!
Der ein Königreich fand, aus dem die sanfteren Künste,
Scheu vor den wilden Waffen, entflohn: und der alle zurückrief;
Städte weites Umfangs mit dichten Palästen erfüllte,
Meilenlange Wüsten mit Saaten und Heerden und Hütten!
Der die Hadersucht fand, aus deren zerschlagenen Köpfen

Sieben neue wuchsen, und seiner Themis ein Schwert gab,
Das mit jedem Streich Ein Haupt auf ewig ihr abschlug.
Siehe! noch sitzen im Tempel der Göttin, Wahrheit und tiefe
Wissenschaft, unermüdeter Fleiſs und Liebe der Menschen,
Führen die Wage noch, und entfernte Völker begehren
Hier gewogen zu seyn. Noch suchen Germaniens Aerzte
Seiner Aerzte Beystand. Noch zünden im Heiligthum Gottes
Seine Lehrer die Fackel der halb erloschnen Vernunft an
Und erleuchten die Welt und die Nachwelt. Noch sind die Feldherrn,
Unter ihm gebildet, der Fürsten Eifersucht; noch sind
Seine Heere das Muster am Rhodan und Ister und Oby.

Du, schon als Jüngling gekrönt von der Staatskunst, Weisheit und Muse!
Du, mit dem Sternengürtel zwölf herrlicher Siege gegürtet!

Du, dem der stolze Monarch der Thrazier, Syrer, Aegypter
Sendet Boten und Opfer! o Friedrich, den zu bewundern,
Den zu lieben, des Deutschen Fürstendivans erhabnes
Haupt den Thron der Väter verlieſs; den Antonia, Sachsens
Angebetete Fürstin, mit Hymnen besuchte, wie Saba's
Königin einst mit Räthseln den weisen König Idumens!
Du, der noch heute der kaum geträumeten Wollust genieſset,
Sunciens Königin an sein Herz zu drücken, die Schwester
Seiner Seele, die Mutter zukünftiger nordischer Helden!
Erster der Sterblichen, o geneuſs der Freuden und Ehren
Bis zu der höchsten Stufe des menschlichen Lebens, und siehe
Mit dem allgütigen Auge, das tausend Talente beseelet,
Auf die Dichter Deutschlands herab, die Jünger Thaliens
Und Melpomenens, daſs sie die Palme den Fremden entreiſsen,

Und der ganze Norden, der jetzt die Barden der Enkel
Hermanns zu hören begehrt, in deiner Augusta sie höre;
Hier vor unserer Bühne die Sprache des Heldenvolks höre;
Hier die Diener des Staats nach der Arbeit des Tages sich ausruhn;
Hier die Töchter des Landes statt minderer Spiele den bessern
Witz, den feinern Geschmack und die Spiele der Weisen erlernen;
Jede Thorheit der Völker, Geschlechter und Stände belachen,
Jede leidende Tugend mit Thränen beschenken, und alle
Helden bewundern, die dir, o Vater des Vaterlands, gleich sind!

Abschied von den Helden.

Nicht Friedrichs Helden, welche der Brenne liebt,
Schwerin und Heinrich, Bevern und Winterfeld,
Nicht jeder Gwelfe nur und Seidlitz
Sind der gewaltigen Hymne würdig:

Auch ihr, der Staaten friedliche Wächter, habt
Ein hohes Recht an unsern geflügelten
Gesängen; auch der tapfre Richter
Mächtiger Frevel und armer Unschuld;

Auch deren Geist dem immer erneuerten
Geschlecht der Menschen Güter und Künste fand;
Auch wer allwachsam seinen Bürgern
Ueberfluſs, Sitte, Gesundheit mittheilt.

Noch viele goldne Pfeile ruhn unversucht
Im Köcher eines Dichters, der frühe schon
Sein Leben ganz den liederreichen
Schwestern Uraniens angelobt hat;

Der, hoffend auf die Krone der Afterwelt,
Den bürgerlichen Ehren entsagete;
Der alle Wege, die zum Reichthum
Führen, verlieſs: ein zufriedener Jüngling.

Verleiht, bevor dies Haupthaar der Reif umzieht,
Ein guter Gott mir einen Aonischen,
Mit Bächen und Gebüsch durchflochtnen
Winkel der Erde, so sollen alle

Durch alle Winde fliegen, den Weisesten
Ein süſser Klang, dem Ohre des blöden Volks
Kaum merklich. — Ungeschwächt soll ihre
Töne der Brittische Barde trinken;

Sie sollen hell den Himmel Ausoniens
Durchwirbeln; — dort war ehmals ihr Vaterheerd —
Auch Galliens vergnügter Sänger
Höre den Nachhall nicht ohne Scheelsucht.

An die Prinzessin Amalia.

(Als sie die Kantate „der Tod Jesu" in Musik zu setzen anfing.)

Vom ganzen Walde wählt mein Lied
Die Zeder, die gen Himmel blüht,
Die Rose, von den Blumenbeeten,
Berlin, von allen Königsstädten:
Ich will den weisen und den Held,
Von allen Göttern dieser Welt,
Und von Göttinnen, dieses Weisen
Und dieses Helden Schwester preisen.

Mit allen Grazien hat Sie
Die ewigjunge Harmonie,
Des Himmels Tochter, ausgeschmücket;
Auch hat sie tief Ihr eingedrücket;
Den Wohllaut, der vom Himmel stammt;
Denn beydes ist ihr irdisch Amt:
Sie lehret Eintracht in den Tönen,
Und stimmt das Angesicht der Schönen.

Bald greift die hohe Sängerin
Nach einer ernsten Harfe hin:
Sie läſst die Saiten Assaphs klingen
Und Ihren Dichter den besingen,
Der Zions König war, den Held,
Der blutig sterbend eine Welt
Und eine Nachwelt glücklich machte
Und Frieden vom Olympus brachte.

Amalia, dein Trauerton
Durchschallt das Land. Ich sehe schon
Der Dankbarkeit und Wehmuth Zeichen,
Geweint von Fürsten, die dir gleichen:
Ein Engel faſst sie heilig auf,
Bis sie, nach dieser Zeiten Lauf,
Dein letztes Diadem zu zieren,
In tausend Perlen sich verlieren.

An die Königin von Preuſsen, Friederike Luise.

(Als sie die Sternwarte der Akademie der Wissenschaften besuchte.)

Nicht auf Erden allein, holdselige Zierde der Brennen!
Liebst du die schöne Natur,
Weidest dein Auge nicht bloſs an mannigfaltiger Blumen
Frühe verschwindendem Reiz:
Du durchwandelst auch oft die blauen Gefilde des Himmels,
Staunest die Sonnensaat an,
Kennst im unendlichen Raum die nimmer verblühende goldne
Aehre der Jungfrau so gut,
Als in deinem Garten den sanften Purpur der Rose,
Welche dein Ebenbild ist;
Hast in mitternächtlicher Stunde dich mehr an Orions
Strahlendem Gürtel ergötzt,

Als an dem deinigen, reich mit Asiens theuer erkauſten
Schimmernden Steinen bedeckt.
Ha! wie sorgsam forschtest du jüngst am arktoischen Pole!
Suchtest bey Cynthius Schwan
Und dem geflügelten Rosse der Pieriden des groſsen
Friederich Ehrenbild auf,
Das wir patriotisch mit unauslöschlichen Flammen
Tief in den Aether gebrannt!
Würfe doch — aber spät! — ein Sternebeherrschender Enkel
Jene Plejaden vom Thron,
Und ertheilt' ihn, o Königin, deinem und Friederich Wilhelms
Herrlichem Siebengestirn!

Uraniens Lob Berlins.

(Bey Gelegenheit eines Granatapfels, der daselbst zur Reife gekommen war.) *)

„Find' ich dich hier in deiner grünen Krone?
Zerspaltest du die purpurrothe Brust
An dieser Sonn'? o Liebling der Pomone!
O Apfel Proserpinens! — die mit Lust
Und Wollust deine goldnen Körner
Im Reich des Höllengottes aſs,
Und allen Nektar ferner
Und den Olymp vergaſs.

---

*) Sehr stark umgearbeitet in der neuesten Ausgabe. Man vergleiche:

„Hier blühst du? hier, in dieser kalten Zone?
Hier öffnest du die purpurrothe Brust?
Siegprangest hier in deiner goldnen Krone,
Du Liebling Proserpinens, die mit Lust
Und ohne Reue deine Körner
Selbst in des Orkus Gärten aſs u. s. w.

Der Erdball ändert sich: das Meer entfliehet
Und macht dem Pfluge Raum; der Fels sinkt ein;
Und, o Berlin! dein dürrer Boden blühet;
Pomona füllt ihr Horn in dir allein;
In dir kann Flora, nach Begehren,
Sich tausendfache Kränze drehn,
Und ganz verdeckt in Aehren
Die blonde Ceres gehn.

Und fremde Bäum', ihr junges Haupt umschoren,
Bringt dir Sylvan und zieht ein Labyrinth
Von Büschen auf vor diesen stolzen Thoren,
Die mir und allen Künsten offen sind,

Der Erdball ändert sich: dem alten Strande
Entflieht das Meer, Gebirge sinken ein;
Und hier? ein Tempe grünt auf diesem Sande;
Pomona füllt ihr Fruchthorn hier allein;
Hier kann sich Flora nach Begehren
Aus allen Blumen Kränze drehn,
Und ganz versteckt u. s. w.

Und fremde Bäum' u. s. w.
Trägt hier Sylvan u. s. w.
Von Büschen u. s. w.
Die nun den klugen Künsten offen sind,

Die jetzt auf Flügeln Dädals eilen,
Hoch über Meer und über Land,
Bleymaſse, Meiſsel, Feilen
In ihrer harten Hand.

Urplötzlich sind der Felsen graue Rücken
Zu Tempeln und Palästen ausgehöhlt,
Die rund umher der Pyrrha Kinder schmücken,
Noch halb den Steinen gleich, und halb beseelt.
Ihr Götter! prächtig aus Ruinen
Erhebt sich euer Pantheon:
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen schon!

Die schnell u. s. w.

Urplötzlich seh' ich Felsen in Gestalten
Ausonischer Paläste ausgehöhlt:
Der Pyrrha Kinder stehn umher, dem kalten
Geburtsstein halb noch gleich, und halb beseelt.
Hier steigt ein Tempel aus Ruinen
Empor, entwichne Pallas, dir;
Die Weisen alle dienen,
Die Völker lernen hier.

Sagt, Sterbliche, den Sphären ihre Zahlen,
Und sagt dem wilden Winde seinen Lauf,
Und wägt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen,
Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
Und steiget an der Wesen Kette
Bis dahin, wo den höchsten Ring
Zevs an sein Ruhebette
Zu seinen Füſsen hing.

Wohl dir, o du, durch meinen Freund regieret,
Athen an Geist, voll Muth, wie Sparta war:
Es zog, von Kastors Liede gern verführet,
Zum Kampf hinaus mit aufgebundnem Haar;
Die Feinde, die den Kampf verloren,
Erwiederten, — nicht ohne Neid! —

Wohlan, ihr Sterblichen! erforscht die Zahlen
Der Sphären, sagt den Winden ihren Lauf;
Wägt euren Mond, zerspaltet Sonnenstrahlen,
Deckt u. s. w.
Verfolgt der Wesen lange Kette
Bis an den allerhöchsten Ring,
Der an Zevs Ruhebette
Hängt, hangen wird, und hing.*

(Die sechste Strophe ist unterdrückt.)

Die Stadt sey nur geboren
Zu Waffen und zum Streit." —

So sang Kalliope, die, voll Entzücken
Mit ihrer kriegerischen Tuba kam,
Und, nicht gesehn von ungeweihten Blicken,
Den Weg zum Tempel des Apollo nahm,
Wo schon mit Lauten und mit Flöten,
Verlarvt und im Zypressenkranz,
Sich ihre Schwestern drehten
Im schönsten Reihentanz.

So sang u. s. w.
Jüngsthin zu Friedrichs hohem Wohnsitz kam,
Und u. s. w.
Den Weg zu Phöbus neuem Tempel nahm,
Wo u. s. w.

An den Apollo.

(Bey Eröffnung des Opernhauses in Berlin.)

Apollo! denn dir hat Friedrich den Tempel
Auf Stufen erhöht, mit Säulen umpflanzet
Und deinen Spielen eingeweiht:

Melpomene singt in Eratons Laute;
Terpsichore tanzt, in Waffen, im Schleyer,
Dir menschliche Geschichten vor.

Vergönne doch auch der süſsen Cythere
Den Zutritt, und o! dem freundlichen Amor,
Der leicht gerüstet vor ihr hüpft;

Den Grazien, die der Gürtel entbehren,
Der Suada mit hold einladenden Lippen
Und allem jungen Göttervolk.

Komm, munterer Witz und Muthwill' und Lachen!
Komm, artiger Trotz und fröhlicher Leichtsinn,
Und du, schalkhafter kleiner Scherz!

An die Venus Urania.

Göttin Liebe, dir weiht heute dein Agathon,
Unsers Cineas Sohn, seinen vollendeten
Tempel: zeuch in dein Haus, Venus Urania,
Erstgeborne des Himmels, ein!

Freude hüpfe voran, Unschuld begleite dich,
Unauflöslich vereint folge dir, Arm in Arm,
Holde Sanftmuth und nie täuschende Wahrheit und
Unbestechliche Treue nach.

Keine reinere Hand brachte dir Weihrauch dar,
Als dein Diener und Freund, mit ihm Arsinoe,
Ihm an Tugenden, ihm gleich an erhabnem Geist
Ihm an beyderley Grazien.

Keinen heiligern Sitz beut dir ein sterblich Paar:
Schaudernd wird ihn, ihn wird ewig die schmeichelnde
Aftergöttin, nach dir fälschlich genannt, und ihr
Unholdinnengefolge fliehn:

Frechheit, blutlos von Stirn, Reue mit schlafender
Natter, Falschheit verlarvt, Eifersucht immer
wach,
Und mit rasendem Dolch und mit Medeïschem
Becher Rach' und Verzweifelung;

Wann der schädliche Trupp aus den Hesperischen
Myrten, oder von dir, eitles Lutetien,
Auszeucht, oder den Weg aus dem Auranzien-
Hain der heiſsen Iberer nimmt,

Durch Teutonien irrt, dort ein beglücktes Volk
Zu verderben, das noch sittsame Töchter zeugt,
Noch vom besseren Blut Siegmars entsprossene
Biederherzige Söhne nährt.

Aber täglich begrüſst dich die Gerechtigkeit,
Die nun unter uns bleibt, dich die tief forschende
Weisheit, leichtes Gesprächs, dich die verschwiegene
Freundschaft, deinen Huldinnen gleich.

Immer wechselnd besucht jede der Musen dich;
Und zur glücklichen Zeit eilet die helfende
Muttergöttin herbey, daſs sie die Lieblinge
Deines Busens verewige.

Nimm dein Heiligthum ein, Tochter des Himmels! hier
Sey dein erster Altar! wohne bey diesem Stamm,
Bis im Jahrbuch der Welt Friedrich, der Brennen Stolz,
Und am Himmel die Sonne stirbt.

An die Liebe.

Liebe, die du Götter oft um Schäfer tauschest,
Lieber unter Lauben und auf Blumen lauschest,
Als Paläste suchest und aus Golde trinkst
Und auf Zedern tanzest und auf Sammet sinkst:

Einen Prinzen höre von den Gwelfussöhnen,
Die noch nicht die Sitten goldner Zeiten höhnen,
Die noch warmes Herzens, ohne Falschheit sind,
Ohne Stolz im Purpur, liebreich wie dein Kind.

Höre diesen Feldherrn, den Thalia liebet,
Dem sie von den Künsten alle Blüthe gibet,
Dem sie gütig folget in die Männerschlacht,
Fröhlich zu der Feyer einer Gallanacht.

Deinen Friedrich*) höre, der dir in drey Zungen
Lieder sang, die süſser dir kein Fürst gesungen,
Itzt dir hundert Opfer als ein Sieger bringt,
Der in Rosenfesseln eine Fürstin zwingt:

---

*) Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels.

Eine, die an Jugend und an Witz und Sitte,
Und an Reiz, an Liebreiz der Huldinnen Dritte,
Deines reinen Feuers, deiner Gottheit voll,
Bald mit Amoretten ihn beglücken soll.

Göttin, unter Flöten, unter Silbersaiten,
Die der Viadrinnen Jubellied begleiten,
Steig' herab und koste seinen Opferwein,
Steig' herab und athme seinen Weihrauch ein.

Ptolemäus und Berenice.

Ptolemäus.

O Berenice! schöner als der Morgen,
Für mich geboren, lange mir verborgen!
Ich sahe dich, ich liebte dich:
Doch, ach, was fühltest du für mich?

Berenice.

Ich fühlte deine feuervollen Blicke,
Und wandte schnell die meinigen zurücke:
Schon traut' ich ihnen selbst nicht mehr;
Denn, ach, sie liebten dich zu sehr!

Ptolemäus.

Nach dir kann nichts hinfort mein Herz gewinnen,
Nach dir auch nicht die schönste der Göttinnen:
Vergeblich böte sie mir heut
Mit ihrer Hand Unsterblichkeit.

Berenice.

Vor dir hat nichts mein junges Herz gerühret;
Nun würde dir's durch keinen Gott entführet,
Und gäb' er mir, mit seiner Hand,
Die Gottheit über Meer und Land.

Ptolemäus.

Ach, willst du mir nicht bald dein zweytes Leben,
Dein Ebenbild, in einer Tochter geben?
Nicht dieser Augen schlauen Witz?
Nicht diesen Mund, der Suada Sitz?

Berenice.

Dein sey das Ebenbild des ersten Sohnes!
Wann dich dereinst die Sorgen deines Thrones
Aus meiner Arme Banden ziehn,
Umarm' ich doch statt deiner ihn.

Ptolemäus.

Wenn mich und dich die Göttin Isis liebet,
Und mir dein Bild in einem Sohne gibet,
So bring' ich diese Schal' ihr dar,
Die Zeugin unsers Bundes war.

Berenice.

Und wenn die Götter mir dein Bild verleihen,
So will ich ihnen diese Locke weihen,
Die funfzehn oder sechzehn Jahr
Die Zierde meiner Scheitel war.

Ptolemäus.

Ach, soll ein Stahl dies schöne Haar verletzen,
So müss' ein Gott es an den Pol versetzen;
Dort ist der Raum noch nicht gefüllt,
Dort flamm' es als ein Sternenbild.

Berenice.

Bis in den Himmel fliege deine Schale:
Dort werde sie bey jedem Freudenmahle
Voll Nektar, der die Götter tränkt,
Und voll Unsterblichkeit geschenkt.

Ptolemäus.

Wann spät nach mir dich selbst der Himmel fodert,
Dann thronest du, wo deine Locke lodert:
Der ganze Norden ehret dich;
Doch lange nicht so sehr, als ich.

Berenice.

Mit mir zugleich geneuſs im Sternensaale
Den Göttertrank aus deiner goldnen Schaale.
Geliebter! kann er süſser seyn,
Als dieser hochzeitliche Wein?

An Hymen.

Lyäens und Cytherens Sohn,
Im schönsten Rausch geboren,
Gott Hymen, der du dir zum Thron
Das Hochzeitbett erkoren!

Dir fleht der sorgenvolle Greis:
O Stifter der Geschlechter!
Nimm, was ich nicht zu schützen weiſs,
Nimm mir die groſsen Töchter.

Dir schmückt das fromme Mädchen sich
Bey seinem Morgenliede;
Der weise Jüngling hofft auf dich,
Des falschen Amors müde.

Dich rufen junge Wittwen an
Im hochbetrübten Schleyer;
Im Flor bekennt der Trauermann
Dir sein gewaltig Feuer.

Du, mehr als andre Götter werth,
Dir flehen auch die Prinzen:
Erfülle was der Krieg geleert,
Erfüll' uns die Provinzen.

O, wenn dich noch ein Opferschmaus
Herab vom Himmel ziehet,
So komm in meines Leukons *) Haus,
Der am Altare knieet.

Komm, einen Ring an jeder Hand,
Und um die Schläfe Myrten,
Und um den Arm ein goldnes Band,
Das Knie der Braut zu gürten,

Die, wenn von Wein und Liebe voll,
Ein Gast zu viel begehret,
Und sie doch etwas missen soll,
Am liebsten Band begehret.

Die Schaar der trunknen Räuber theilt
Sich in die goldne Beute:
Sie flieht indeſs, der Liebling eilt
Und gibt ihr das Geleite.

---

*) C. F. Weiſse.

Die Jahresfeyer.

Nymphen dieser Flur und ihr jungen Hirten,
Wiſst ihr, wenn ich heut unter braune Myrten
Späte Rosenblüthe band,
Und, ihn feſtlich zu bewirthen,
Frühe Purpurtrauben ſand?

Wenn ich dieses Beets duftende Melone,
Dieses Feigenbaums Honigfrüchte schone?
Diesen Fremdling Ananas
Mit der königlichen Krone?
Unserm trauten Lycidas.

Hier ist heut sein Fest; hier, wo schlanke Linden
Mit Akazien sich vertraut umwinden
Und ein weites Laubdach ziehn,
Sollt ihr heut gekränzt ihn finden,
Seine Dorilis und ihn.

Kennt ihr Dorilis? Hespers heller Kerze
Gleicht ihr Aug', ihr Haar ist von Adlerschwärze,
Rosensaft ihr Mund, ein Thron
Tausend zephyrlicher Scherze,
Ihre Stimm' ein Lautenton.

Einst that die Natur zu dem schönsten Bilde.
Weisheit, schlauen Witz, Edelmuth und Milde,
Wollte nun ein Knäbchen baun,
Und dem Brennischen Gefilde
Diesen Liebling anvertraun.

Bald besann sie sich: Sind es nicht fünf Jahre,
Seit ich solchen Sohn schuf und aufbewahre?
Nein, ein Weibchen werde dies,
Das mit ihm sich künftig paare.
Sehet, so ward Dorilis.

An Delien.

Schönste Delia! gleich muthig ein tödtendes
Erz zu spannen, und gleich fertig ein wälsches Lied
Zur Theorbe zu singen:
Du betrauerst den Athamas,

Der am Tajo nur dich unter den trotzigen
Kriegesschaaren, nur dich in dem gefährlichern
Zirkel schmachtender Jungfraun
Und liebkosender Frauen denkt.

Dir den Gram zu zerstreun, deckst du mit männlichem
Federhute die Stirn, gürtest ein Jagdschwert um,
Lenkst mit purpurnem Zügel
Den blauscheckigen Tartargaul.

Dich begleitet Nearch von dem gefällten Reh
Oder Dambirsch zurück zu den Erfrischungen,
Unter kühle Platanen
In sein seidenes Tafelzelt.

Weib des treuen Gemahls, scheue die Dämmerung,
Und das wallende Blut nach der vertrauten Jagd,
Und des Meeres und Landes,
Mark und Würze dir aufgetischt;

Und den tückischen Wein, der wie das Auge des
Rebhuhns röthelt, *) vom Blut Amors erhitzet ist,
Oft die Wächter der Unschuld
Von der Seite der Nymphe schreckt:

Den verständigen Ernst, und die besorgte Scham,
Und den muthigen Stolz, sich zu empören rasch,
Und die wachsame Klugheit,
Deren Aug' in die Zukunft sieht. —

Als Cythere, das Lied ihres Joniers
Zu belohnen, die Taub' ihres Gespanns ihm gab,
Flog, das Joch zu ergänzen,
Amor emsig von Baum auf Baum,

Fand ein Täubchen im Ulm, dessen Stamm Wein umkroch,
Streift' am Aste den Arm, drückte den Tropfen Bluts
Auf ein Rebenblatt, eilte
Mit der Beute dem Wagen zu.

---

*) Rother Champagnerwein, *Oeil de perdrix.*

Nach Jahrhunderten ward Asiens edler Stock
An die Marne verpflanzt, in das verarmte Land,
Wo der singende Winzer
Seine Traube für Fremde preſst.

Und noch — siehe vom Blut Amors ein Wunderwerk! —
Ist der hüpfende Most lustiges Leichtsinns voll,
Voll verwegener Schalkheit;
Schnell verlodernder Flamme voll.

Amynt und Chloe.

Ich bins, o Chloe! fleuch nicht mit nacketem Fuſs
Durch diese Dornen! fleuch nicht den frommen Amynt!
Hier ist dein Kranz, hier ist dein Gürtel!
Komm, bade sicher, ich störe dich nicht.

Sieh her, ich eile zurück, und hänge den Raub
An diesen Weidenbaum auf. — Ach! stürze doch nicht!
Es folgt dir ja kein wilder Satyr,
Kein ungezähmter Cyklope dir nach. — —

Dich, schlankes flüchtiges Reh, dich hab' ich erhascht.
Nun widerstrebe nicht mehr; nimm Gürtel und Kranz,
Und weihe sie der strengen Göttin,*)
An deren ödem Altare du dienst.

---

*) Diana.

An Lalagen.

Ist's möglich, Lalage? glüht dies Rosengesicht
Ohn' alle Liebe? Bekennt die wallende Brust
In keiner Ader Sehnsucht? hebt sie
Nicht Ein mitleidiger Seufzer empor?

Begleit' ich immer umsonst, wann Hesper erwacht,
Mit matter Stimme das Lied der Zither? und bring'
Umsonst ein Elegieenopfer
An jedem Morgen auf deinen Altar? *)

Und folg' ich immer umsonst bald unter den Trupp
Der bunten Larven, und nun zum Schauplatz, und, ach,
Umsonst hier unter Blüthendüfte
Und Nachtigallengesänge dir nach?

Die gute Göttin bestraft die Nymphe, die stolz
Des Jünglings Leiden verhöhnt: Ein drohender Wink,
So bist du völlig eine Rose,
Ringsum mit neidischen Dornen verwahrt.

---

*) Nachttisch.

Auch Daphne flohe, zu keusch! den jungen Apoll,
Und stand, und fühlte nicht mehr, und sproſste
zum Baum,
Wovon er seufzend diesen Zweig brach,
Der noch die Sänger der Liebe bekränzt.

In ein Stammbuch.

Wer war es, der aus Schilf die erste Flöt' erfand?
Wer schnitt den ersten Vers in eines Baumes Rinde?
Wer schuf das erste Bild aus Schatten an der Wand?
Die Liebe! — Liebe wirkt geschwinde;
Und langsam der Verstand.

Der May.

Ein Wettgesang.

Alexis.

Willkommen, allmächtiger May!
Schönster unter den zwölf Göttern,
Die dort am Himmel im Kreise sich lagern!
Du krönest mit Segen das Jahr.

Rosalia.

Willkommen, allgütiger May!
Bester unter allen Göttern,
Die Feld und Garten mit Früchten erfüllen!
Du segnest mit Liebe die Welt.

Alexis.

Ich sah den jungen May:
Seine Silberglocken
Hingen um den Schlaf.
Als er vom Himmel fuhr,
Blühten alle Wipfel;
Als er den Boden trat,
Liefs er Violen und Hyazinthen im Fufstritt zurücke.

Rosalia.

Ich sah den jungen May:
Eine Myrtenruthe
Blühend in der Hand.
Als er vom Himmel fuhr,
Sangen ihm die Lerchen;
Als er zur Erde sank,
Seufzten vor Liebe die Nachtigallen aus allen
Gebüschen.

Alexis.

Willkommen, allmächtiger May!
Schönster unter den zwölf Göttern!
Du krönest mit Segen das Jahr.

Rosalia.

Willkommen, allgütiger May!
Bester unter allen Göttern!
Du segnest mit Liebe die Welt.

Alexis.

Seht, die Traube bricht hervor
Unter jungen Rebenblättern
Und verkündigt Most.
Dieses machen die fröhlichen Götter,
Bacchus und der May.

Muntre Schäfer, laſst uns trinken:
Eine Schale dem May, und eine dem Bacchus
zur Ehre!

Rosalia.

Seht, der Wiese junges Grün,
Laue Lüfte, Wohlgerüche
Laden uns zum Tanz.
Dieses wollen die fröhlichen Götter,
Amor und der May.
Schäferinnen, laſst uns tanzen:
Einen Reihen dem May, und einen dem Amor
zur Ehre!

Alexis.

Willkommen, allmächtiger May!
Du krönest mit Segen das Jahr.

Rosalia.

Willkommen, allgütiger May!
Du segnest mit Liebe die Welt.

Alexis.

Glücklich ist der Hirt,
Der im May die Welt erblickte,
Wann die Rose die Knospe durchbricht:
Seine Kindheit hauchte Freude,
Freude düftet sein Alter dereinst.

Rosalia.

Glücklich ist der Hirt,
Den im May die Hirtin liebet,
Wann der Weinstock die Pappel umarmt:
Seine Jugend liebt sie zärtlich,
Zärtlich liebt sie sein Alter dereinst.

Alexis und Rosalia.

Ihr Kinder des Mayen, lobsinget dem May!
Sein Einfluſs beseligt die ganze Natur.

Das Fest des Daphnis und der Daphne.

Ein Wettgesang.

Philemon.

Ich will den edlen Daphnis singen, der zur Braut
Die junge Daphne sich erkor;
Und will ein jährig Böckchen und den besten Most
Vom Neckar opfern und vom Rhein.

Sylvia.

Von Daphnen will ich singen, von der edeln Braut,
Die würdig unsers Daphnis war;
Ihr will ich Blumen und von jeder Sommerfrucht
Ein auserles'nes Körbchen weihn.

Philemon.

Mein Lied sey Daphnis, der die süſsen Saiten rührt
Des Sängers aus der fremden Flur,
Womit er Löwen, oder wilde Männer zwang,
Er selber spröde Nymphen zwingt.

Sylvia.

Mein Lied sey Daphne, die viel süſse Lieder lernt
Von Schäfern unsrer eignen Flur,
Seit unsre Schäfer singen, wie die Nachtigall,
Die fremden, wie die Grille singt.

Philemon.

Wo Daphnis hintritt, steige
Ein heiliger Lorbeerwald auf:
Zur Krone für den Jüngling,
Der Räuber und Wölfe verjagt;
Zur Krone für den Sänger,
Der göttliche Lieder erfand.

Sylvia.

Wo Daphne wandelt, sprosse
Ein feuriger Rosenwald auf:
Zum Kranze für den Jüngling,
Der fröhliche Feste begeht,
Zum Kranze für die Hirtin,
Die Jugend und Liebe beseelt.

Philemon.

Ich preise meinen Daphnis, der die Künste liebt,
Die man an fernen Ufern ehrt;
Er führt sie bald in unsre Schäferhütten ein
Dann hebt ein goldnes Alter an.

Sylvia.

Ich preiſe meine Daphne, meine Daphne liebt
Die frommen Sitten unſerer Flur;
Aſträa kehrt vom Himmel auf die Flur zurück:
Dann hebt ein goldnes Alter an.

Philemon.

Den Daphnis lieb' ich, der die beſten Heerden zieht,
Als Jüngling ſeiner Fluren Ruhm,
Der vor Gefahr ſie ſchützen, ſie vermehren kann;
Im Alter einſt der Hirten Gott.

Sylvia.

Ich liebe Daphnen, die den Jüngling glücklich macht:
Zwiefacher Honig iſt ihr Mund;
Die ſeine Sorgen theilen, ſie verſüſsen kann:
Schon jung Gelübd' und Opfer werth.

Philemon.

Mit Nektarbächen tränke,
O Liebe, dies göttliche Paar!
Das Alter ſey der Weisheit,
Die Jugend der Freude geweiht.

Sylvia.

In warme Freundſchaft wandle
Die feurige Liebe ſich bald!

Die weiſe Freundſchaft dauert,
Die trunkene Liebe verfleucht.

Philemon.

Ihr Himmliſchen, höret mein Lied!
Gebt einen Sohn dem Daphnis:
Des Vaters holdſeliges Bild,
Den Stolz der keuſchen Mutter,
Die Krone der ſeligen Flur.

Sylvia.

Ihr Liebenden, höret mein Lied!
Umarmt noch Enkelſöhne:
Der Götter allgütigen Lohn,
Das Wunder aller Fluren,
Die Sterne der künftigen Welt.

Achelous, Bacchus und Vertumnus.

Achelous.[*]

Ich, des Oceanus Sohn, schlug diesen Felsen, und schäumend
Brauste mein Strom in das Thal.
Akarnanien sah sich mit Bächen durchflochten und brachte
Blumen und Früchte mir dar.

Bacchus.

Ich Sohn Jupiters rief aus halb verdorrtem Gesträuche
Kühlende Trauben hervor.
Thraziens Schäfer, vom Saft der ambrosischen Beere geletzet,
Sang den wohlthätigen Gott.

---

[*] Der Name dieses berühmten Griechischen Flusses anstatt des Wassers selbst.

Achelous.

Silbergeschuppte Geschwader ernähr' ich und Muscheln, am Grunde
Meiner wohlthätigen Fluth,
Tränke das Wild und stille der Wollenheerde, der Heerde
Brüllender Rinder den Durst.

Bacchus.

Ich zerdrücke die Frucht des dicht beblätterten Weinbaums,
Labe die Menschen mit Most,
Labe die Götter an Festen der Menschen; die Thiere des Waldes
Tränke der schlechtere Bach!

Achelous.

Ich erhalte der Welt das Leben: ich wasche des Blutes
Tödtliche Seuchen hinweg.
Schäfer, trinket den Bach und überlebet die Fürsten,
Welche der Weingott erwürgt!

Bacchus.

Ich bin Erhalter der Welt: ich tödte der Erdebewohner
Tageverkürzenden Gram.
Fürsten, trinket den brausenden Most und fühlet euch Götter!
Sclaven, seyd alle gekrönt!

Achelous.

Schüchterne Jungfraun enthüllen sich mir und baden die Glieder
In der durchsichtigen Fluth.
Alle Reize zu spähn und alle Spiele der Nymphen,
Bleib' ich im Schilfe versteckt.

Bacchus.

Wenn ich das schüchterne Mädchen zu meinem Weine berede,
Steig' ich von Scherze zu Scherz;
Trinket die Nymphe, so scheuet sie nicht mehr den glühenden Liebling,
Der ihr den Gürtel entführt.

Achelous.

Freund, vermähle mein Wasser mit deinem all-
mächtigen Tranke.
Welch ein glückseliger Bund,
Wenn dein Wein das Leben erfreut, mein Was-
ser die Freuden
Ewig unschädlich erhält!

Bacchus.

Geuſs zu deiner Urne, mein halb erstorbener
Gastfreund,
Diesen erwärmenden Schlauch.
So verlängre die Welt sich den Wohlgeschmack!
so die Gesundheit!
So den balsamischen Schlaf!

Vertumnus.

Schlieſst auch mich in den Bund ein, ihr Kämpfer!
hier lachet ein Füllhorn
Goldener Aepfel euch an!
Nehmt den säu'rlichen Saft in euer vermähltes
Getränk auf,
Und das krystallene Mark,

Von den Hydaspischen Nymphen aus süſsem
Rohre gelocket,

Und den gewaltigen Geist
Ihres Rohres, verschlossen in diesen gehöhleten
Onyx.

Füllet die Becher, und wiſst:
Diesen verwandelten Wein hab' ich einst der
Pomona gepriesen,

Die mich als Jüngling verwarf,
Und in Matronengestalt sie leicht zum Trunke
beredet,

Leichter zur Liebe berauscht.

An den Vulkan.

(Bey Einweihung eines Kamines in einem Gartenhause.)

Dir, o Sohn der Juno, sey dieser Marmorheerd heilig,
Herrscher der Feueressen in Lemnos,
Der du mit flammender Lohe den aufgeblähten Xanthus
Halb verraucht in sein Lager zurückzwangst, —
Daſs du den Boreas hier und sein kaltes Gefolge verjagest.
Dankbar weih' ich dir täglich ein Opfer:
Ein unsträfliches Blatt von der schönen Elvire geschrieben,
Der Vermählten des mürrischen Balbus.
Daſs kein böser Verdacht die muntere Freundin entehre,
Lodre dir, eifersüchtigem Gatten
Der süſslächelnden Cypria, sonder Reue dies Opfer,
Wann ich am Morgen vor deinem Altare

Die geröstete Frucht des Arabischen Kaffeebaums trinke,
Und ein blaues Ambrosienwölkchen
Mir die Stirn umwirbelt, gleich einem der seligen Götter;
Oder am Abend den Fürsten der Deutschen
Weine versuche, den einst der reiche Patrizier Ulſo
Feyerlich schwur so lange zu schonen,
Bis ihm ein lachender Sohn entgegenlallte; der aber,
Dreyſsig Jahre sein Weibchen bewachend,
Ohne Sohn verstarb und ohne den sorgsam bewahrten
Festwein, dessen Erlösung nun anhebt.

Sehnsucht nach dem Winter.

Die Stürme befahren die Luft, verhüllen den Himmel in Wolken
Und jagen donnernde Ströme durchs Land;
Die Wälder stehen entblöſst; das Laub der geselligen Linde
Wird weit umher in die Thäler geführt.
Der Weinstock, ein dürres Gesträuch . . . Was klag' ich den göttlichen Weinstock?
Auf! Freunde, trinket sein schäumendes Blut,
Und laſst den Autumnus entfliehn mit ausgeleeretem Füllhorn,
Und ruft den Winter im Tannenkranz her.
Er deckt den donnernden Strom mit diamantenem Schilde,
Der alle Pfeile der Sonne verhöhnt,
Und füllt mit Blüthe den Wald, daſs alle Thiere sich wundern,
Und säet Lilien über das Thal.
Dann zittern die Bräute nicht mehr in wankender Gondel; sie fliegen
Beherzt auf gleitenden Wagen dahin:

Der Liebling wärmet ſich falſch im Hermeline der Nymphe,
Die Nymphe lächelt, und wehret ihm falſch.
Dann baden die Knaben nicht mehr, und ſchwimmen nicht unter den Fiſchen;
Sie gehn auf harten Gewäſſern einher,
Und haben Schuhe von Stahl: der Mann der freundlichen Venus
Verbarg der Blitze Geſchwindigkeit drein.
O Winter, eile voll Zorn, und nimm den kälteſten Oſtwind,
Und treib die Krieger aus Böhmen zurück,
Und meinen erſtarreten Kleiſt! Noch hab' ich ihm ſeine Lykoris
Und Wein von mürriſchem Alter bewahrt.

Nänie auf den Tod einer Wachtel.

Weint, ihr Kinder der Freude! weine Jokus,
Weine, Phantasus! Alle des Gesanges
Töchter, alle des jungen Frühlings Brüder,
Sirenetten und Zephyretten, weinet!
Ach! die Wachtel ist todt, Naidens Wachtel,
Die so gern in Naidens hohler Hand saſs,
Und gestreichelt von ihrer Rechten achtmal
Ihren Silberschlag so hell gellend anschlug,
Daſs das purpurbemalte Porzellan klang.
Wenn das Mädchen zu singen und zu spielen
Anhub, lauschte sie still und nickte freundlich;
Wenn das Mädchen zu singen und zu spielen
Ablieſs, hüpfte die kleine Liederfreundin
Auf die Laute des Mädchens, lockte horchend
In die Laute, daſs alle sieben Saiten,
Bauch und Boden der Laute widertönten.
Wenn das Mädchen, versenkt in Träume, stumm saſs,
Flog die Gauklerin dem Pagoden Lama
Auf den Wackelkopf, wiegte mit dem Kopfe
Des Pagoden sich weidlich hin und wieder.

Ach! kein Vogel war diesem gleich: der Juno
Vogel nicht, der nur schön war; auch der Pallas
Vogel nicht, der nur klug war, und nicht scherzte.
Unser Vogel war schön und klug: Naide
Scherzt' und kosete gern mit unserm Vogel;
Und der Vogel verstand Naiden, gab ihr
Nickend Antwort, schlug an, sobald sie winkte,
Ging und kam auf ihr Wort, und saſs ihr rüstig
Auf der Schulter, und lieſs sich küssen, lieſs sich
Aus den Lippen der trauten Wirthin ätzen.

Welcher menschliche Geist belebte diesen
Vogel? Rede, du kleiner lieber Liebling,
Eh die bräunliche Seide dich umwickelt
Und dies Grab dich auf ewig einschlieſst! Warst du
Nicht ein lieblicher Flötenspieler? warst du
Nicht vor Zeiten ein süſser Minnesinger? —
Nichts! er redet nicht mehr; es hat ihn seiner
Schönen Stimme der Tod beraubt und seines
Schönen Nickens! der böse Tod, gestaltet
Als ein Geyergeripp, der nächtlich alle
Kleinen Vögel erwürgt und alle groſsen.
Doch sein niedlicher Schnabel soll nicht sterben:
Unter Perlen und Gold und edle Steine
Will das Mädchen ihn wohl durchbalsamt legen,
Oft mit Seufzern ihn ansehn, oft mit Thränen,
Oft ihn herzlich an ihre Lippen drücken.

Hier nun ruhe sein kalter Leichnam, unter
Diesem Rosenbaum. Mayenblumen pflanz' ich
Auf sein Grab, und von bunten Tausendschönchen
Einen Kranz. Sein vergnügter Geist, das weiſs ich,
Ist gen Himmel geflohn, gleich einem kleinen
Funken. Laſs ihn auf deiner Schulter sitzen,
Schnittermädchen des Himmels, die du Weizen
In den Händen und Mohn im Körbchen trägest.

An seinen Freund Licidas.

Wen seine Mutter unter den zärtlichen
Gesängen heller Nachtigallchör' empfing, *)
Wer ihr in ihren Götterträumen
Nächtlich als Schwan sich vom Busen loswand,

Hängt nicht erstrittne Fahnen und Schlüssel von
Bezwungner Städte Thoren und feindliche
Galeerenschnäbel in Gradivus
Blutige Tempel auf; keine Schiffe,

Mit Künsten aller Völker, mit jeder Frucht
Der sonnenrothen Berge, des kalten Meers,
Der aufgedeckten Hölle wuchernd,
Fliegen für ihn um die beyden Pole.

---

*) „Ich reisete mit deinem Vater 9 Monate vor deiner Geburt aufſs Land, mehr der Nachtigallen als des Gesundbrunnens wegen.“ Diese Worte einer damals 60 jährigen Mutter gaben zu diesem kleinen Liede Anlaſs.

Ununterwiesen wird er als Knabe schon
Die Frühlingsblume singen, und froh bestürzt
Sich einen Dichter grüſsen hören.
Ihm wird die jüngste der Charitinnen,

Die Tugendfreundin Scham sich zur Führerin
Erbieten; ihm wird Pallas die Wolke früh
Vom Auge nehmen, daſs ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne.

In Wäldern wird er einsam den Vater der
Natur verehren. Endlich, o Lycidas,
Erwartet er, gleich eines fremden
Mannes Besuche, den Tod mit Gleichmuth.

Die Wiederkehr.

Ich, Kalliopens oft heimlich entflohener
Jünger, der ich zu lange dir,
Strenge Kritika, dir, Schwester der eitelen
Pansophia, gefolget bin,
Kehre reuevoll um, eile voll Sehnsucht der
Allgefälligen Göttin zu.
Denn mein Tadel, obgleich ganz in den lautersten
Honig eingetaucht, schmerzete
Meinen Selim; und noch schwäret sein krankes Herz.

Ja! nun weih ich mich ewig der
Holden Muse! Mit ihr sang ich der Wälder Lob,
Sang Lyäens und Amors Lob,
Und mich liebte mein Freund. — O, sich geliebt zu sehn,

Welche Seligkeit! Liebe, dich
Tauscht mein trunkener Geist nicht um das Zeigen mit
Fingern, um der Versammelung
Händeklatschen, des Volks ehrenbezeugendes
Aufstehn, dich um Gespräche mit
Groſsen Königen nicht, noch um die schmeichelnde
Tafel ihrer Gewaltigen.

An Galinetten. *)

Ausgeartetes Kind einer unsterblichen
Mutter, hast du doch mehr Herzen erobert, als,
Die weit edleres Gangs, edleres Ansehns ist,
Deine Schwester Iberika! **)

Mehr mit Worten bestrickt, als die gefällige
Hesperillis: ***) obgleich ihrer Gesänge Ton
Ein Sirenenton ist, ihre Beredsamkeit
Gleich dem Bache der Suada flieſst!

Nun erhebst du die Stirn, trotzest der göttlichen
Teutonida? verlockst alle Verehrer ihr
Durch ein leichtes Geschwätz, durch ein verbuhltes Lied,
Durch ein fröhliches Gaukelspiel?

---

*) Französische Sprache. **) Spanische Sprache.
***) Italiänische Sprache.

Fleuch zur Marne zurück unter die brausenden
Landessöhne, dem Wein ihrer Gebirge gleich!
Oder buhle forthin nur mit den Fremdlingen
Unsrer Fluren, o Schmeichlerin!

Mit den Boten der ausländischen Könige,
Mit dem flüchtigen Trupp eitler Patrizier,
Und verderbe den Geist weiser Druiden nicht,
Nicht der heiligen Barden Chor!

An Bernhard Rode.

Der du dem blutenden Cäsar beym Dolche des
Freundes das Antlitz,
Das noch den Mörder liebreich straft, in
Purpur hüllst;
Philipps Sohn zu des schnöde geſesselten Königes Leichnam
Voll Wehmuth hinführst; Ilions laut ächzenden
Priester mit Drachen umwindest, o Rode, Melpomenens Maler!
Verlaſs die keusche Groſsmuth deines Scipio,
Deines Coriolan gefahrenvollen Gehorsam;
Verlaſs der Brennusfürsten stolze Reihe jetzt,
Von dem Fahnenerober Albert-Achill, bis zu
Wilhelms
Erhabnem Schatten, Wilhelms, der durch
Schnee, durch Eis,
Wie der Sturmwind sein Heer auf die flüchtige
Ferse des Feindes
Und seinen feigen Nacken stürzt, und sage
mir,
Welche Gottheit dir Feuer zu deinen Schöpfungen eingoſs,
Und diese kalte Sanftmuth, eiteln Aberwitz

Still zu dulden; den Neid mit keinem Gemälde zu strafen,
Den Hohn mit keinem Blick? Entsagest du dem Geist
Der Apelle, der Bonarotti nur hierin? Verkennst du
Den überwundnen steilen Fuſspfad hinter dir,
Ganz auf den strahlenden Tempel der Kunst das Auge geheftet?
Und schweigt voll Demuth, wenn dir Reichthum, Ehrenamt,
Und der allwissende Jüngling, gereist in geflügelter Eile
Durch sieben theure Bildersäle, Lehren gibt?
Geometer und Krieger und Widersprecher und Anwalt
Nicht deines Bildes Rede, Weisheit, Adel ehrt?
Todtes Gemäuer vorzieht und grasende Rinder, und Körbe
Voll Trauben und die ganze lange Bettlerzunft?
Bist du der Eine Gerechte, der seinem Witze gebietet:
„Verachte Männer nicht, in deiner Wissenschaft
Ungeübter Sinne, gerüstet mit nützlichen Gaben,
Die dir versagt sind, und mit Bürgertugenden?“

Du der besondere Mann, der in den mitbuhlenden Werken
Der zeitverwandten Meister ſeine Schönheit sieht,
Zehentausenden überläſst die Fehler zu spähen?
Der Menschenfreund nur du, der dem Verzagten gönnt,
Tapferes Muthes zu scheinen, dem miſsgerathenen Künstler,
Den Richterstab zu führen, bey dem blöden Volk
Sonder Gefahr und nächtliche Wachen sich Ruhm zu erwerben,
Ob deine Seele gleich die göttlichschöne Kunst
Nicht aus Ruhmsucht liebt, nein, so wie der Weise die Tugend? — —
Dir gleicht der edle Graun, der Saitenbändiger,
Der den eignen Gesang der hohen Olympier hörte
Und ihn an Sprea's Ufer nachsang: aber nie
Marsyas bäurischen Ton verhöhnte, noch Urtheil und Ohren
Der umgestimmten Midasenkel. Dir und ihm
Setze die Wahrheit dies goldene Denkmal: die gröſsesten Meister
In groſsen Künsten, gröſser an Bescheidenheit. —

Wen von dem heiligen Chor der vaterländischen Dichter
Gesellt euch beyden mein gerechtes Loblied zu?
Meinen lange geprüfeten Kleist, den ländlichen Barden.
Bescheiden als ein Musenpriester, als ein Held, —
Hört es, Pierische Jünger! Mavortische, hört es! — bescheiden
In jedem Lorbeerdiadem empfang' er hier —
Falls ich in Theuts und Mannus oft wieder verwelkender Sprache
Noch Kränze flechten kann — den seltnern Ehrenkranz.

An Christian Gottfried Krause. *)

Mein Krause, den nicht der Themis Orakel,
Der Zank am Altar, im Tempel der Aufruhr,
Entwöhnten, zärtliche Lieder
Aus siebenfach tönenden Saiten zu ziehn!

Laſs Andre den Sieg des feurigen Heinrich,
Den schnellen Triumph des Löwen besingen,
Der, selbst im Schlummer noch schrecklich,
Die Lybischen Wüsten in Ehrfurcht erhält;

Und endlich, gereizt vom drohenden Panther,
Den nimmer umsonst gewageten Sprung thut,
Die Klau' im Bauch ihm, im Nacken
Den zähnebewaffneten Rachen begräbt.

---

*) Starb als Advokat bey den Berlinischen Stadtgerichten. Vf. eines Werks von der musikalischen Poesie (Berl. 1753.) und mehrerer Tonstücke.

Ich ſinge mit dir die ſanfteren Siege
Der Daphne, das Glück um Iris zu brennen,
Um euch, ihr leuchtenden Augen!
Dich, ſtrebender Buſen! dich, Grazienmund!

Ino.

Eine Kantate.

Wohin? wo soll ich hin?
Mein rasender Gemahl verfolgt mich. Ohne Retter
Irr' ich umher, so weit das Land mich trägt, und bin
Entdeckt, wohin ich irre. Keine Höhle,
Kein Busch, kein Sumpf verbirget mich.
Ha! nun erkenn' ich dich,
Grausame Königin der Götter!

Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht dich ewig entflammen?
Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.

Du hast dich an Semelen ja
Mit Jupiters Blitze gerochen:
Was hat die Schwester verbrochen?
War meine That des Todes werth?

Ungöttliche Saturnia,
Wird Rachsucht dich ewig entflammen?
Wer kann mein Mitleid verdammen?
Ich hab' ein Götterkind ernährt.

O all' ihr Mächte des Olympus,
Ist kein Erbarmen unter euch?
Hier schwank' ich unter der geliebten Last,
Die mein zerfleischter Arm umfaſst;
Hier fliehet, dem gescheuchten Rehe,
Der aufgejagten Gemse gleich,
Des Kadmus königliche Tochter; springt
Von Klipp' auf Klippe, dringt
Durch Dorn und Hecken. — —
Nein, weiter komm' ich nicht;
Ich kann nicht höher klimmen . . . Götter!
Ach, rettet, rettet mich! ich sehe
Den Athamas: an seinen Händen klebt
Noch seines Sohnes Blut.
Er eilt, auch diesen zu zerschmettern.
O Meer! o Erde! er ist da;
Ich hör' ihn schreyen! er ist da!
Ich hör' ihn keichen! Jetzt ergreift er mich. — —
Du blauer Abgrund, nimm von dieser Felsenspitze
Den armen Melicertes auf!
Nimm der gequälten Ino Seele! — — —

Wo bin ich? o Himmel,
Ich athme noch Leben?

O Wunder! ich walle
Im Meere? mich heben
Die Wellen empor? —

O Wehe mir! mein Sohn!
Ich leb', und, ach, im Falle
Verlier ich meinen Sohn!

Mein Schutzgott! mein Erretter!
Was hilft mir dieses Leben?
Ach, gib mir meinen Sohn!

O Wehe mir! mein Sohn!
Er ist dem Arm entfallen;
Der Abgrund deckt ihn schon. — —

Ich séh' ihn, ihr Götter!
Ihn küssen, ihn heben
Die Nymphen empor. —

Euch dank' ich dies Leben,
Dies bessere Leben?
Euch dank' ich den Sohn?

Ich seh' ihn — ihr Götter! —
Sich höher erheben;
Kein Kind mehr, wie vor.

Wo sind wir? o Himmel!
Wir athmen? wir leben?
O Wunder! wir wallen
Im Meere? uns heben
Die Wellen empor? — — —

Ihr hängt um meine Schläfe zackige Korallen,
Und Perlen in mein Haar?
Ich dank' euch, Töchter Doris! — Seht, o seht
die Schaar
Der freudetrunknen blauen Götter!
Sie flechten Schilf und Lotosblätter
Um meines Sohnes Haar.
Wie gütig, wie vertraut empfanget ihr
Zwey Sterbliche, wie wir!
Ihr gebt uns eure Götterkränze
Und zieht uns mit euch unter eure Tänze. — — —

Ungewohnte Symphonieen
Schlagen mein entzücktes Ohr.
Panope! dein ganzer Chor
Und die blasenden Tritonen
Rufen laut: „Leukothea!“ —
Ist zur Göttin aufgenommen.
Gott Palämon, sey willkommen!
Sey gegrüſst, Leukothea!“ —

Meint ihr mich, ihr Nereiden?
Nehmt ihr mich zur Schwester an?

Meint ihr meinen Sohn, ihr Götter?
Nehmt ihr ihn zum Mitgott an?
Ihr allgütigen Erretter,
O mein Dank soll nicht ermüden,
Weil mein Busen athmen kann.

Und nun? Ihr wendet euch so schnell zurück?
Ihr eilt mit aufgehobnen Händen? — — —
Welch ein Blick!
Auf einem perlenhellen Wagen
Wird der Monarch der Wasserwelt
Hoch auf dem Saum der Fluth getragen.
Bis an den Himmel flammt der goldene Trident.
Ich höre seiner Rosse Brausen, sehe
Den Gott, den zweyten Gott der Götter. — — —

Der du mit Allmacht dieses Element
Beherrschest, o Neptun, mein König! tragen
Die Räder deines Wagens dich
In diesen inselvollen Sund, und lassen
Den Sonnenwagen hinter sich,
Mir meine Gottheit anzusagen?
Ach! ewig soll mein Dank,
Mit jeder Sonne soll mein lauter Lobgesang
Von allen Wellen wiederhallen.

Tönt in meinen Lobgesang
Wellen, Felsen und Gestade!

Sagt dem guten Gotte Dank!
Heil dem Gotte, dessen Gnade
Dich zur Göttin ausersah,
Selige Leukothea!

Tochter der Unsterblichkeit!
In die tiefste Meereshöhle
Senke dein gehäuftes Leid.
Deine qualentladne Seele
Labe mit Ambrosia.

Tönt in meinen Lobgesang,
Wellen, Felsen und Gestade!
Sagt dem guten Gotte Dank!
Heil dem Gotte, dessen Gnade
Dich zur Göttin ausersah,
Selige Leukothea!

Pygmalion.

Eine Kantate.

Abgöttin meiner Seele! wie?
Mit jedem Morgen schöner? — Ach, Elise,
Auch leblos bist du liebenswürdiger, als diese,
Von der ich deinen Namen lieh.
So schön gebaut war meine junge Schwester nicht;
Auch saſs auf ihrem Augenliede
Nicht diese warme Zärtlichkeit;
Auch hatte sie das süſse Lächeln nicht,
Das an dem Rande dieses Mundes hängt. —
Glückseliger bin ich bey dir,
Glückseliger, wann diesen glatten Nacken hier
Mein unbescholtner Arm umfängt,
Als in den Myrtenlauben
Der Nymphen dieser Flur.
Ach, daſs ich dich verlassen muſs!
Ach, daſs ich, sterblicher als du,
Unheiligen dich überlassen muſs!
Gespielin, Freundin, Liebe!
O, winke mir nur einmal zu,

Weil doch kein Gott die Zunge dir entbindet,
Daſs dich mein Seufzen rührt, dein Busen Lieb'
empfindet.

Ihr Götter! welche Phantasei'n!
O Wahnsinn! ... Wahnsinn, den ich liebe! ...
Ihn hauchte mir ein Dämon ein. —
Hoff' ich bey dir auf Gegenliebe,
Fühlloser, tauber Marmorstein?

Bist du zur Straſe mir so schön geglückt?
Hat dir ein Gott in diese Wangen
Dies Lächeln mir zur Qual gedrückt?
Was sagt dies zärtliche Verlangen,
Das dir aus beyden Augen blickt?
Nicht wahr? „Wir leiden gleiche Pein."

Ihr Götter, welche Phantasei'n!
O Wahnsinn! ... Wahnsinn, den ich liebe! ...
Ihn hauchte mir ein Dämon ein. —
Hoff' ich bey dir auf Gegenliebe,
Fühlloser tauber Marmorstein?

Nicht taub, nicht fühllos, nein!
Ihr Auge gibt mir zärtliche Verweise;
Ihr Mund will zürnen ... Horch! dringt nicht
ganz leise
Der ſeinste Silberton hervor?

Eröffnen sich die halb geschloſsnen Lippen nicht? . . .
Sie öffnen sich. — Ach, daſs mein irdisch Ohr
Nicht fähig ist den zarten Laut zu fassen!
Mich hört sie; denn ihr Auge spricht,
Die Stirne denkt; — sie denkt gewiſs.
Ist nicht in jedem Baum ein Geist enthalten?
Warum nicht auch ein Geist
In dieser schönsten aller menschlichen Gestalten?
Dies ist ja die Gestalt der Cypria,
Die ich bey Nacht in Träumen sah,
Die jeden Morgen um mich schwebte,
Indem mein arbeitsamer Stahl
Ihr diesen Marmor nachzubilden strebte. —
Und führt' ich nicht einmal —
O wunderbares Schicksal! — statt des Meiſsels
In meinen Händen einen Pfeil?
Der war aus Amors Köcher! Ach es muſs ein Theil
Der Gottheit, Liebe muſs in diesem Bilde wohnen,
Ein Keim von Lieb', ein Embryo von Geist. Ja, ja!
Schon ist er der Entwicklung nah.
Ich darf nur diesem kalten Haupte Leben,
Nur meine Wärme diesem Herzen geben. —
Hat nicht Prometheus seinen Thon
Durch einen Feuerfunken
Zum Leben angefacht?
Hat nicht der Juno Sohn,
Hephästos, Red' und Weisheit
In ein gegoſsnes Bild gebracht?

Hat nicht Deukalion
Aus ungeformten Steinen
Ein Volk hervorgebracht? — —
Ach, armer Sterblicher!
Was ist dein Feuer, was dein Athem
Ohn' eines Gottes Macht? —
Verlassener Pygmalion!
Wer von den Göttern wird dein Werk vollenden?
Wer wird ein himmlisch Licht in diese Stirne
senden?

O Venus Urania, bracht' ich nur dir,
So bald Aurora mich weckte,
So bald mich Hesperus hier
Am Busen Elisens entdeckte,
Nur dir auf jedem Altar,
Im Hain, am Ufer, auf Höhen, auf Wiesen,
Wo nur ein heil'ger Stein, wo nur ein Rasen war,
Das erste Weihrauchopfer dar;
So höre mein Gebet: Belebe mir Elisen!

Hab' ich die Töchter dieser Insel je
Zu deinem reinen Dienst beschworen;
Hab' ich dein Cypern vom Altar
Der Aftergöttin abgezogen;
Hab' ich zu tadellosen Priesterinnen dir
Die jüngste Blüthe meines Volks erkoren:
O Göttin, so begnadige
Mit diesem einzigen Geschenke deinen Freund:

Laſs Blut in diese Wange rinnen!
Geuſs Feuer in dies Auge!
Erweiche diese Brust! — — —

Nein, Aphrodite, nein!
Du kannst mich nicht erhören:
Die Macht, die dir das Schicksal gab, ist allzuklein. —

Doch wie? Beherrscherin der Sphären?
Der Wasser? aller Erdbewohner? — — Nein,
Du willst mich nicht erhören!
Du willst nicht! diese würde schöner seyn,
Als deine ganze göttliche Gestalt ... O Himmel!
Der Boden wankt: das offene Gewölbe zittert.
Ein Strahl, ein Schwefelkeil! er zielt auf mich.
Elise ... Wehe mir! sie wird zersplittert.
Ich Lästerer! die Gottheit rächet sich. — — —

Wo bin ich? leb' ich? ... rund umflossen
Von himmlischen Gerüchen? ...
Ha! welch ein reiner Strom von Licht
Ist über meinem Bildniſs ausgegossen! ...
Ihr Götter! ist's ein Traum? ... ihr Angesicht ...
Es röthet sich! ... ihr Auge lebt! ...
Mit einem tiefen Seufzer hebt
hr Busen sich empor! —

Erstickendes Vergnügen, tödte mich nicht eher,
Als bis ich sie voll Inbrunst an mein Herz gedrückt. —
Nun hebt sie Haupt und Hand
Voll freudiger Erstaunung in die Höhe.
Dankt sie der Göttin? Ja, sie dankt, sie dankt. — —
Nun senkt sie Haupt und Hand
Herab; bewundert nun den neuen Leib;
Betastet ihr in Purpurflor
Verwandeltes Gewand . . .
O gute Göttin, nun erblickt sie mich!

Erschrick nicht! ich bin dein;
Dein bin ich, meine Liebe!
Du bist für mich geschaffen, du bist mein.
Gib mir die Hand — wie weich! wie warm! —
Und steig' herab und komm in meinen Arm. — — —
Jetzt fühlst du doch? jetzt fühlst du meinen Kuſs, Elise? —
Schlägt dieses Herz vor Furcht? schlägt es vor Liebe? —
Fühlst du, wie meines ihm entgegenschlägt? — —
Wie? meine Braut! du kannst mir nichts zur Antwort geben?
Ach, bald sollst du mir Antwort geben!

Bald sollen diese Lippen mich
Pygmalion! mein Trauter! nennen;

Bald soll dein süſser Mund mir zärtlich sagen können:
Pygmalion, ich liebe dich!

So bald dein Aug' erwacht, will ich dich lallen lehren:
Ich liebe dich!
Und eh' dein Aug' entschläft, sollst du noch einmal hören:
Ich liebe dich!

Bald sollen diese Lippen mich
Pygmalion! mein Trauter! nennen;
Bald soll dein süſser Mund mir zärtlich sagen können:
Pygmalion, ich liebe dich!

Ja, diese leichte Mühe;
Dies selige Geschäft,
Dies stündliche Vergnügen
Behielt mir meine Göttin vor.

Allgütige! wofern dich hier
Noch dein ambrosisches Gewölk umhüllt,
So siehe hier mich in den Staub gebückt:
Mit Freudenthränen dank' ich dir.

O Venus Amathusia,
Die du die gränzenlosen Wünsche
Des kühnsten Sterblichen erfülltest,
Nimm an das Reineste was ich dir opfern kann;
Nimm meinen frommen Dank,
Nimm meinen lauten Lobgesang
Für deine Schöpfung an!

Alexanders Fest
oder
die Gewalt der Musik.

Eine Kantate aus dem Englischen des Dryden.

Am königlichen Fest, als Persis ſiel
Durch Philipps tapfern Sohn,
Saſs hoch in stolzem Pomp
Der göttergleiche Held
Auf seinem ſurchtbarn Thron:
Der Feldherrn Trupp rund um ihn her,
Im Haare Rosen, Myrten um den Schlaf —
Der Sieger Haupt verdient den Kranz —;
Die holde Thais neben ihm,
Des Aufgangs blumengleiche Braut,
Wie Hebe jung, wie Hebe schön.

Selig, selig, selig Paar!
Nur unser Held,
Nur unser Held,
Nur unser Held
Verdient die Braut.

Der Sänger ragt hervor
Vom lauten Chor umringt:
Er rührt sein Spiel mit rascher Hand,
Ein wirbelnd Lied durchwallt die Luft
Und Wonne schwellt die Brust.

Das Lied begann vom Zevs,
Der seinen sel'gen Sitz verlieſs: —
So mächtig ist der Liebe Zug! —
Ein feuerrother Drach' umhüllt den Gott;
Er fährt in lichten Kreisen hin
Zur reizenden Olympias,
Sucht voll Begier die Schwanenbrust
Und krümmt sich um den schlanken Leib,
Und prägt ein Bildniſs von sich selbst,
Den zweyten Herrn der Welt.
Den stillen Trupp entzückt das hohe Lied.
Seht unsre Gottheit hier! schallt laut empor;
Seht unsre Gottheit hier! tönt wieder laut zurück.

Der König horcht
Mit stolzem Ohr,
Dünkt sich ein Gott,
Bewegt sein Haupt,
Und wähnt, es bebt die Welt.

Des Bacchus Lob stimmt nun der süſse Künstler an,
Des Bacchus, ewig schön und ewig jung.
Der Freuden Gott zeucht aus im Pomp:
Tönt, Drommeten! Cymbeln, klingt!
Im schönsten Purpur glüht
Sein lachend Angesicht.
Oboen hallet laut! er kömmt! er kömmt!

Bacchus, ewig jung und schön,
Lehret uns den Reihentrunk.
Bacchus Schlauch ist unser Erbtheil,
Trinken ist der Krieger Labsal:
Reich das Erbtheil,
Süſs das Labsal,
Süſs das Labsal nach dem Streit.

Siegprangend fühlt der Held das Lied:
Ficht alle seine Schlachten durch,

Besieget dreymal seinen Feind,
Schlägt dreymal den er schlug.

Der Sänger merkt wie Wuth ihn schwellt,
Die Wange glüht, das Auge strahlt:
Schnell, weil er Erd' und Himmel trotzt,
Aendert er, und zähmt die Wuth.

Nun flöſst sein Trauerton
Sanft Mitleid in das Herz.

Er sang den Perser, groſs und gut,
Der durch des Schicksals Wuth
Fällt, fällt, fällt, fällt,
Von seiner Höhe fällt
Und sich im Blute wälzt;
Verlassen in der letzten Noth
Von allen, die sein Herz geliebt,
Auf bloſsen Sand dahin gestreckt:
Bis ohne Freund sein Auge bricht.

Gesenkt das Haupt, sitzt der muthlose Held,
Bedenket mit gerührter Brust
Den Wechsellauf des schnellen Glücks;
Dann stiehlet sich ein Seufzer fort,
Und Zähr' auf Zähre fleuſst.

Der Meister lächelt, weil er sieht
Daſs Lieb' im Hinterhalte schläft:
Verwandte Töne wecken sie;
Denn Mitleid schmelzt zur Lieb' ein Herz.

Töne sanft, du Lydisch Brautlied!
Wieg' ihn ein in süſse Wollust.

Krieg, o Held, ist Sorg' und Arbeit;
Ehrsucht gleich den Wasserblasen:
Wächset immer, füllt sich nimmer;
Kämpfet stets, muſs stets verheeren.

Sauer ward der Sieg der Welt dir:
Nimm, o nimm hier die Belohnung!
Thais sitzet dir zur Seite:
Nimm den Lohn! ihn gab ein Gott dir. —
Der ganze Chor erheb' ein Lobgeschrey!
Heil, Liebe, dir! dir, Tonkunst, Ehr'
und Dank!

Der Fürst, der seine Gluth umsonst verhehlt,
Blickt an den Reiz, der ihn entzückt,
Und seufzt und blickt,
nd blickt und seufzt auf's neu.
un fällt, von Lieb' und Wein zugleich bestürmt,
r matte Sieger fällt in Thais Arm.

Erschalle, goldnes Saitenspiel,
Mit lautem Ton! und noch mit lauterm Ton!
Brich die Bande seines Schlummers,
Und weck' ihn, stürm' ihn auf mit lautem Donner!

Horch, horch! der Donnerton
Hat ihn aufgeschreckt.
Er erwacht, als vom Grab',
Und erstaunt und starrt umher.
Gib Rach', gib Rach', gib Rach'! heult alles laut.
Sieh, die Furie naht!
Sieh die Schlang' um den Schlaf,
Wie sie rollt, wie sie zischt,
Wie die Flamme den Augen entfährt!

Ha! welche bleiche Schaar
Schwingt den Brand in der Faust!
Ihr Geister des Heers,
Auf dem Blutfeld' erwürgt,
Und des Grabes beraubt,
Ihr klagt uns eure Schmach.

Rache, Rache gib
Deinem wackern Heer!

Blick' auf, wie die Schaar den Lohbrand erhebt!
Wie sie winkt, auf Persepolis winkt!
Der Götterfeinde stolzen Thürmen droht!

Es jauchzen die Fürsten voll trunkner Wuth,
Und der Held hat zum Unglück die Fackel entbrannt.

Thais führt ihn an,
Und leuchtet zum Verderb.
Durch Thais und Helenen
Entbrennt ein Ilion.

So stimmte vor,
Als Bälge noch nicht athmeten,
Der Orgel Mund noch schwieg,
Der Grieche seiner Flöte Ton,
Der Saiten Chor,
Zu Stolz und Wuth und Schmerz und sanfter Zärtlichkeit.

Vom Himmel kam Cäcilia,
Entwarf den liedervollen Bau:
Die Zauberhafte, reich an Phantasey,
Schafft Raum der eingeschränkten Kunst,

Dehnt pompreich, dehnt den Lobgesang,
Von höherm Geist entflammt, in tausend
Stimmen aus.

Timotheus, tritt ab den Preis!
Nein, beyde theilt den Kranz!
Er zog die Menschen himmelan,
Sie zog den Gott herab.

Lob der Gottheit.

Nach dem neunzehnten Psalm.

Des Himmels ewig daurendes Gewölbe,
Das über allen Sternen hängt,
Der Erdball unter ihm, gegründet auf sich selber,
Verkündigt seinen Herrn.

Ihn lobt der Tag, ihn singt mit tausend Zungen
Die Nacht, und alle Welt vernimmt
Den Lobgesang der Nacht, und alle Völker hören
Des Tages Königin.

Sie steigt auf ihren Purpurthron im Osten,
Geht triumphirend ihre Bahn,
Und überschaut ihr Reich, bis sie der Abendhimmel
In seine Thore nimmt.

Ihr Anblick, wann sie durch den Aether wallet,
Zieht Wälder aus der Erde Schooſs,
Und aus der Fluth den Thau, der aus den Wolken träufelt,
Und aus den Bergen strömt.

Sie wickelt das erwärmte Rund der Erde
In einen grünen Teppich ein,
Bestreut mit Blumen ihn, hell leuchtend, wie die Farben
Des Gürtels, den sie webt.

Aus ihrem Feuermeer füllt seine Lampe
Der Mond mit Licht; der Morgenstern
Und seiner Brüder Chor, von ihr bekränzt mit Strahlen,
Tanzt freudig um sie her.

Laut ruft sie durch die gränzenlose Tiefe,
Und alle Sterne rufen laut:
'Allmächtig ist die Hand, die uns zusammenfaſste
Und in den Weltraum warf.

Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem.

Eine geistliche Kantate.

(Den Eingang macht ein Hirtenlied von Instrumenten gespielt.)

Hier schläft es, — o wie süſs! — und lächelt in dem Schlafe
Das holde Kind.
Hier schläft das Kind vom Stamm des Hirten David.
Hier schläft auf weichem Klee, auf frisch gemähten Blumen
Der Hirten Gott.

Ja, ja! der Hirten Gott.
Bald wird man Ströme Milch auf allen Auen sehen,
Wo Lämmer mit den Müttern gehen.
Die Felsen gieſsen Oel herab.
Die goldnen Erndten brechen
Aus ungepflügter Erd' hervor.
Aus hohlen Weiden an den Bächen
Rinnt Honig in die Fluth.
Wenn Tabor sich und Hermon sich

In neue Blüthen hüllen,
Trägt Karmel dort das Haupt von Früchten schwer empor.
Der Treiber bindet seine Füllen
An einen Weinbeerbaum,
Und wäschet seines Kleides Saum
In Traubenblut.

Hirten aus den goldnen Zeiten,
Blas't die Flöten, rührt die Saiten!
Euer Tagewerk sey Freude,
Euer Leben sey Gesang!

Gott der Hirten, dessen Macht
Aus der Wüste Sin und Kades
Einen Garten Gottes macht,
Ach! mit welchen Zungen
Wird dein Lob gesungen? —
Nimm zum Lobe meine Freude,
Meine Freude sey mein Dank.

Hirten aus den goldnen Zeiten,
Blas't die Flöten, rührt die Saiten!
Euer Tagewerk sey Freude,
Euer Leben sey Gesang!

Der Löwe wiegt in seinen Klauen
Das kleine Lamm;

Aus Einer Hürde gehn die Kühe, die Löwinnen,
Und ihre Jungen spielen drinnen:
Denn Schilo weidet, und sein Stab
Ist sanft, und seiner Nieren Gurt ist Friede.

Die Bogen sind zerbrochen,
Die Wagen sind verbrannt:
Die Schwerter fällen Saaten nieder;
Des Kriegers Lanze steht, und wurzelt in das Land,
Und strebet in die Luft, und wird ein Oelbaum
wieder:
Denn Schilo weidet, und sein Stab
Ist sanft, und seiner Nieren Gurt ist Friede.

Kehre wieder, holder Friede!
Mache doch die Kreatur
Wie sie war in Edens Flur!
Ihrer Zwietracht ist sie müde.

Kehre wieder, holder Friede!
Komm von deines Gottes Thron,
Wo du vormals hingeflohn!
Unsrer Zwietracht sind wir müde.

Erd' und Himmel sey, wie vor,
Ein Gesang, Ein Chor!

Die Pestilenz darf ferner nicht
In Finsternissen schleichen;

Der heiſse Mittag tödtet nicht,
Und sendet keine Seuchen.
Jehova fähret durch den Himmel,
Und sieht sein seliges Geschlecht.
Unschädlich rollt sein ehrner Wagen
Hoch über unsern Häuptern hin;
Wir sehen Majestät, und sagen:
„Im Himmel wird Jehova thronen,
„Und unser Schilo wird bey seinen Hirten wohnen!"

Schönstes Kind aus Juda Samen,
Wachse bald!
Daſs es bald ein Himmel werde,
Dieses weite Rund der Erde,
Dein gebenedeites Land.

Lobt, ihr Stummen! hüpft, ihr Lahmen,
Wie die Rehe durch den Wald!
Hört, ihr Tauben, unsre Lieder!
Blinde, seht die Schöpfung wieder!
Schmerz und Plage sind verbannt.

Schönstes Kind aus Juda Samen,
Wachse bald!
Daſs es bald ein Himmel werde,
Dieses weite Rund der Erde,
Dein gebenedeytes Land.

Ach, seht! das Kind erwacht.
Es strahlt ein Gott aus seinen Augen.
Ach, welch ein Gott! —
Er tritt auf Magogs Bauch:
Blut klebt an seiner Ferse.
Sie stürzen in den Abgrund,
Die Geister aus der alten Nacht;
Der Abgrund schlieſst sich hinter ihnen:
Die Welt ist rein! die Schöpfung lacht.

Nein, keinen Erdensohn,
Den erstgebornen Gottessohn
Hat uns in dieser Mitternacht
Der oberste der Seraphinen,
Eloa, kund gemacht.
Wir lagen schaudernd auf dem Boden:
Urplötzlich ward es licht.
Ein ganzes Heer verklärter Himmelssöhne
Stand auf der Luft, und sang:

Vergeſs' ich dieses Liedes
In meinem ganzen Leben,
So müsse meine Zunge
An meinem Gaumen kleben.
Stimmt an das Lied der Oberwelt!
Damit es unser Held,

Der neugeborne Heiland, höre.
Ehre, Ehre, Ehre!
Ehre sey Gott in der Höhe!
Friede sey auf Erden!
Ein Wohlgefallen den Menschen!

Der Tod Jesu.

Eine geistliche Kantate.

Du, dessen Augen flossen,
So bald sie Zion sahn
Zur Frevelthat entschlossen
Sich seinem Falle nahn,
Wo ist das Thal, die Höhle,
Die, Jesu, dich verbirgt?
Verfolger seiner Seele,
Habt ihr ihn schon erwürgt?

Sein Odem ist schwach; —
Seine Tage sind abgekürzet;
Seine Seele ist voll Jammer;
Sein Leben ist nahe bey der Hölle.

Ihr Palmen in Gethsemane!
Wen hört ihr so verlassen trauern?
Wer ist der ängstlich Sterbende? — — —

Ist das mein Jesus? — Bester aller Menschenkinder,
Du zagst? du zitterst, gleich dem Sünder,
Auf den sein Todesurtheil fällt? —
Ach seht! er sinkt, belastet mit den Missethaten
Von einer ganzen Welt.
Sein Herz, in Arbeit, fliegt aus seiner Höhle.
Sein Schweiſs rollt purpurroth
Die Schläf' herab. Er ruft: Betrübt ist meine Seele
Bis an den Tod!
Laſs, Vater, diese Stunde —
Laſs sie vorübergehn!
Nimm weg, nimm weg den bittern Kelch von meinem Munde! — —
Du nimmst ihn nicht? — — Wohlan! dein Wille soll geschehn.

Held, auf den der Tod den Köcher
Ausgeleert,
Hör' am Grabe den, der, schwächer,
Trost begehrt;
Gottmensch, nimm dich seiner an!
Wann ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe, wo vergebens
Mein Geist zurücke strebt;
Wann ich den Richter kommen höre

Mit Wag' und Donner, und die Sphäre
Von seinem Fuſstritt bebt:
Welch ein Gott vertritt mich dann?
Du Held, auf den die Köcher
Einst Höll' und Tod geleert,
Du hörest den, der, schwächer,
Am Grabe Trost begehrt;
Du willst, du kannst sein Schutzgott seyn.

Wen hab' ich in der letzten Pein?
Wer wird mir Rath und Trost verleihn?
Mit neuer Hoffnung mich beleben?
Wer blickt voll Huld mich Schwachen an,
Wann mir kein Mensch mehr helfen kann,
Und ich der Welt muſs Abschied geben?
Wer schafft der trüben Seele Licht,
Thust du es, o mein Heiland, nicht?

Der Held erhebt sich von der Erde,
An seines Engels Hand,
Und sucht die Jünger auf, die seine Seele liebet.
Die Jünger hat ein Schlummer übermannt;
Hier liegen sie gestützt, mit trauriger Geberde.
Betrachtend steht der Menschenfreund, und spricht,
Mit über sie gehängtem holden Angesicht:

„Der Geist ist willig, nur der Leib ist schwach!“
Und bückt sich, Petrus Hand sanft anzurühren,
nieder:
„Auch du bist nicht mehr wach?
„O, wacht und betet, meine Brüder!“

Ein Gebet um Muth und Freude,
Freud' im Tode, Muth im Leide,
Theilt die Wolken, dringt zum Herrn,
Und der Herr erhört es gern.

Klimm' ich zu der Tugend Tempel
Matt den steilen Pfad hinauf,
O, so sporn' ich meinen Lauf,
Nach der Wanderer Exempel,
Durch die Hoffnung jener schönen
Ueber mir erhabnen Scenen,
Und erleichtre meinen Gang
Mit Gebet und mit Gesang.

Ein Gebet um Muth und Freude,
Freud' im Tode, Muth im Leide,
Theilt die Wolken, dringt zum Herrn,
Und der Herr erhört es gern.

Herr, höre die Stimme unseres Flehens
Wann wir zu dir schreyen,

Wann wir unsere Hände erheben
Zu deinem heiligen Chor.

Es klingen Waffen, Lanzen blinken bey dem Schein
Der Fackeln; Mörder dringen ein,
Ich sehe Mörder! — Ach! es ist um ihn geschehen.
Er aber, unerschrocken, nahet sich
Den Feinden selbst; groſsmüthig spricht er: «Sucht ihr mich,
«So lasset meine Freunde gehen.»
Die schüchternen Gefährten fliehn auf dieses Wort.
Ihn bindet man, ihn führt man fort.
Sein Petrus folgt, der einzige von allen;
Er folgt, zur Hülfe schwach, von fern;
Mitleidig folgt er seinem Herrn
Zum schrecklichen Palaste
Des Hohen-Priesters Kajaphas. —
Was hör' ich hier? Ach! Petrus selber spricht,
Ich kenne diesen Menschen nicht? —
Wie tief bist du von deinem Edelmuth gefallen! —
Doch siehe! Jesus wendet sich,
Und blickt ihn an. Er fühlt den Blick,
Er geht zurück,
Er weinet bitterlich.

Ihr weich geschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Ihr thränenlosen Sünder, bebet!
Einst, mitten unter Rosen, hebet
Die Reu' den Schlangenkamm empor,
Und fällt mit unheilbaren Bissen
Dem Frevler an das Herz.

Ihr weich geschaffnen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen;
Bald höret euer Ohr
Das strafende Gewissen,
Bald weint aus euch der Schmerz.

Unsere Seele ist gebeuget zur Erde,
O Wehe, daſs wir so gesündiget haben

Jerusalem, voll Mordlust, ruft mit wildem Ton:
„Sein Blut komm' über uns und unsre Söhn' und Töchter!"

Du siegst Jerusalem! und Jesus blutet schon;
In Purpur ist er schon des Volkes Hohngelächter:
Damit er ohne Trost in seiner Marter sey,
Damit die Schmach sein Herz ihm breche.
Voll Liebe steht er da, von Gram und Unmuth frey,
Und trägt sein Dornendiadem. —
Und eine Vatermörderhand faſst einen Stab,
Und schlägt sein Haupt: ein Strom quillt Stirn' und Wang' herab. —
Seht, welch ein Mensch! — Des Mitleids Stimme
Vom Richtstuhl des Tyrannen spricht:
Seht, welch ein Mensch! — und Juda hört sie nicht;
Und legt dem Blutenden, mit noch nicht sattem Grimme,
Den Balken auf, woran er langsam sterben soll:
Er trägt ihn willig fort, und sinkt ohnmächtig hin.
Nun kann kein edles Herz die Wehmuth mehr verschlieſsen!
Die lang' verhaltnen Thränen flieſsen.
Er aber sieht sich tröstend um, und spricht:
«Ihr Töchter Zions, weinet nicht!»

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuſs in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

Der Tod mag auf den Blitzen eilen,
Er mag aus hohlen Fluthen heulen,
Er mag der Erde Rand zersplittern:
Der Weise sieht ihn heiter an.

So stehet ein Berg Gottes,
Den Fuſs in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenstrahlen:
So steht der Held aus Kanaan.

Zu deiner Ehre will ich alle Plagen,
Schmach und Verfolgung ohne Murren tragen;
Nach deinem Beyspiel will ich selbst mit Freuden
Den Tod erleiden.

Da steht der traurige, verhängniſsvolle Pfahl.
Unschuldiger! Gerechter! hauche doch einmal
Die matt gequälte Seele von dir! — Wehe! Wehe!

Nicht Bande, Ketten nicht, ich sehe
Gespitzte Keile. — Jesus reicht die Hände dar,
Die theuren Hände, deren Arbeit Wohlthun war.
Auf jeden wiederholten Schlag durchschneidet
Die Spitze Nerv' und Ader und Gebein. Er leidet
Es mit Geduld, bleibt heiter, und hängt da,
Zur Schmach erhöht, voll Blut, in Todesschmerzen,
Am Golgatha. —
Ihr Männer Israels, o, ruft in eure Herzen
Erbarmung! Laſst die Rach' im Tode ruhn! —
Umsonst: die Väter höhnen ihn;
Ihr Hohn ist bitter, grausam fröhlich ihre Mienen.
Und Jesus ruft: «Mein Vater, ach, vergieb es ihnen!
«Sie thun unwissend, was sie thun.»

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daſs mein Herz euch liebt:
Euch verzeihn ist meine Rache.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daſs euch Gott beglückter mache!

Jesu, wir sind deine Kinder!
Menschenfreund, wir folgen dir!

Heilig ist Gott Zebaoth:
Und erträgt den Missethäter
Mit erbarmender Geduld.

Mächtig ist der Welten Gott:
Und erzeigt dem Hochverräther
Stündlich neue Gnad' und Huld.

Ihr nur eifert über Sünder,
Grausam, Sünder, eifert ihr.

Feinde, die ihr mich betrübt,
Wisset, daſs mein Herz euch liebt:
Euch verzeihn ist meine Rache.

Die ihr mich im Unglück schmäht,
Hört mein ernstliches Gebet:
Daſs euch Gott beglückter mache!

Jesu, wir sind deine Kinder;
Menschenfreund, wir folgen dir!

O! welch ein neuer Gräuel kränket
Den Heiligen in Israel? Wo find' ich ihn?

Hier unter Missethätern aufgehenket,
Woran erkenn' ich ihn? — —
An seiner Tugend. —
Schmach, Folter, Todesangst vergiſst er, und bedenket
Maria, dein verlaſsnes Alter, und ertheilt
Dem Freunde seines Busens diesen letzten Willen:
„O Jüngling! das ist deine Mutter.“ — Dieser eilt
(Ein Schüler Jesu!) sein Vermächtniſs zu erfüllen:
Und Jesus sieht es an; —
Und wird noch mehr entzückt, und fühlet keine Wunden,
Weil er jetzt einen Strahl von Trost den trüben Stunden
Noch Eines reuerfüllten Sünders schenken kann.
Er kehrt sein Antlitz hin zu dem an seiner Seite
Gekreuzigten Verbrecher, ihm zu prophezein:
„Ich sage dir, du wirst noch heute
„Mit mir im Paradiese seyn!“

Singt dem göttlichen Propheten,
Der den Trost vom Himmel bringet:
Daſs der Geist sich aufwärts schwinget;
Erdensöhne, singt ihm Dank!

Die du von dem Staube fliehest,
Und die rollenden Gestirne
Unter deinen Füſsen siehest,
Nun genieſse deiner Tugend!

Steig' auf der Geschöpfe Leiter
Bis zum Seraph!

Steige weiter,
Seele! — Gott sey dein Gesang!

Seele! Gott sey dein Gesang!

Singt dem göttlichen Propheten,
Der Unsterblichkeit verkündigt!

Singt dem himmlischen Gesandten,
Der ein Paradies euch aufschleuſst!

Singt dem groſsen Gottessohne,
Der euch zu den Engeln abruft!
Erdensöhne, singt ihm Dank!

Freuet euch alle, ihr Frommen!
Das Wort des Herrn ist wahrhaftig;
Was er verheiſset, das hält er gewiſs.

Auf einmal fällt der aufgehaltne Schmerz
Des Helden Seele wüthend an: sein Herz
Hebt die gespannte Brust; — in jeder Ader wühlet
Ein Dolch; — sein ganzer Körper fliegt
Am Kreuz empor; — er fühlet
Des Todes siebenfache Gräuel; — auf ihm liegt
Die Hölle ganz; er kann ihn nicht mehr fassen,
Den Schmerz, der ihn allmächtig drückt,
Er ruft: «Mein Gott! mein Gott! wie hast du mich verlassen!» — —
Auch diese finstre Stunde rückt
Vorbey. Nun seufzet er: «Mich dürstet.» Ihn erfrischet
Sein Volk mit Wein, den es mit Galle mischet. — —
Nun steigt sein Leiden höher nicht;
Nun triumphirt er laut, und spricht:
«Es ist vollbracht! empfang', o Vater, meine Seele!»
Und neigt sein Haupt auf seine Brust, — und stirbt.
Es steigen Seraphim von allen Sternen nieder,
Und klagen laut: Er ist nicht mehr!
Der Erde Tiefen schallen wieder:
Er ist nicht mehr!

Erzittre, Golgatha! er starb auf deinen Höhen.
O Sonne, fleuch! und leuchte diesem Tage nicht!
Zerreiſse, Land, worauf die Mörder stehen!
Ihr Gräber, thut euch auf! ihr Väter, steigt
ans Licht!
Das Erdreich, das euch deckt,
Ist ganz mit Blut befleckt.

Er ist nicht mehr! so sage
Ein Tag dem andern Tage:
Er ist nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er ist nicht mehr!

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund
Verläſst sein theures Leben.
Künftig wird sein Mund uns nicht
Lehren Gottes geben.

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund

Sinkt unter tausend Plagen.
Konnte seine sanfte Brust
Soviel Schmerz ertragen?

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Ihr Augen, weint!
Der Menschenfreund,
Der Edle, der Gerechte,
Wird verachtet, wird verschmäht,
Stirbt den Tod der Knechte.

Weinet nicht!
Es hat überwunden
Der Löwe vom Stamm Juda.

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an!

Freund Gottes und der Menschenkinder,
Der seinen ewigen Gesetzen

Des Todes Siegel aufgedrückt,
Anbetung sey dein Dank!
Den opfre Jedermann!

Hier liegen wir gerührten Sünder,
O Jesu, tief gebückt,
Mit Thränen diesen Staub zu netzen,
Der deine Lebensbäche trank:
Nimm unser Opfer an!

Nachschrift.

Man ist bey gegenwärtiger Auswahl der Ramler'schen Gedichte im Ganzen der Ausgabe vom J. 1772 *) gefolgt. Jedoch sind mehrere Lesearten der jüngsten Ausgabe, die unbedenklich den Vorzug zu verdienen scheinen, in den Text aufgenommen worden. Wer indeſs auch

---

*) Auch Matthisson richtete sich in der «lyrischen Anthologie» nach dieser Edition.

in diesen Fällen die ältern Lesearten wieder hergestellt haben möchte, der benutze folgende Uebersicht derselben:

An den König von Preuſsen. (S. 1.)

Vers 13 — — — So lebt in Europens, und
— 16 — — — bewundert, und
— 22 — — — (Edlen im Buche der
— 36 — — und dich, ganze Zunft Ludewigs.

An die Stadt Berlin. (S. 8.)

Vers 37 Er kömmt das Haupt von Strahlen rund umwunden

An die Feinde des Königs. (S. 11.)

Vers 33 Dem wilden Viehe gab.

An den Frieden. (S. 14.)

Vers 27 — — die die Milch ihm geben

Auf ein Geschütz. (S. 19.)

Vers 30 Durch seinen wunderbaren Stab.
— 33 Denn ich soll noch die Laute stärker schlagen

An den Oestr. Fabius. (S. 22.)

Vers 2 Dein glückliches Verziehn?
— 4 Die Felsen nicht mehr steil für ihn?
— 11 Indessen man, sein Heer zu schonen

Auf die Wiederkunft des Königs. (S. 31.)

Vers 30 Die Maraba den Tempeln zollt.

Glaukus Wahrsagung. (S. 37.)

Vers 19 Das Schrecken der beraubten Oceane werde
— 41 Ob alle Reisigen aus euren Vesten,
Ob eine neue Helene,
Euch alle Prinzen aus Lutetiens Palästen
Zu Feldherrn sendete.
— 53 „Also zerbrach mit sieggewohnter Rechte
Der Alkumena Sohn, im Zorn
— 57 „Also entkräftete der göttergleiche
— 59 „Dreyhundertmal ihn übertraf mit Einem Streiche,

Nicht ohne Muth vollbracht.
Also besieget euch u. s. w.
Vers 81 Vergeblich flieht —
— 93 Ihm folgen seine Brüder; alle glühen
— 97 Ein Eigenthum —
Von Braunschweigs Helden! —

Der Triumph. (S. 43.)

Vers 27 Samojeden, den Ostiaken.

An den Generallieutenant von Buddenbrod. (S. 46.)

Vers 19 Dem Künste jeder Art, wie sehr —

Rede am sechzigsten Geburtstage des Königs. (S. 52.)

Vers 33 Du, schon als Jüngling gekrönt mit der Weisheit und Staatskunst und Muse!
— 37 Den zu lieben, das Haupt des Deutschen fürstlichen Divans
Jüngst den Thron —

An die Venus Urania. (S. 69.)

Vers 5 Freude hüpfe dir vor —

Die Jahresfeyer. (S. 79.)

Vers 6 — — — düftende Melone

An Delien. (S. 81.)

Vers 38 An die Marne gepflanzt —

An Lalagen. (S. 85.)

Vers 16 Rund um —

Das Fest des Daphins u. s. w. (S. 92.)

Vers 37 — — — der die schönsten Heerden zieht
— 39 — — — sie vergröſsern kann

Achelous u. s. w. (S. 96.)

Vers 41 Schlieſst mich in euren Bund ein
— 44 Und den schneeweiſsen Krystall

Nänie u. s. w. (S. 105.) *)

Vers 17 Wenn das Mädchen versenkt im Traum und stumm ſaſs

An seinen Freund Lycidas (S. 108.)

Vers 7 — — — in Gradivens
— 17 Die wohlbewachte Scham —
— 18 Entbieten. Ihm wird Pallas die Wolke von
Den Augen nehmen —

An Bernh. Rode. (S. 113.)

Vers 1 Der du dem blutenden Cäsar beym Dolche des Freundes in Purpur
Das Antlitz hüllest, das den Mörder liebreich ſtraft.

---

*) Hier ſolgende nachträgliche Anmerkung:

Naide, geb. zu Ermsleben, war die Gattin des Controleur Dennſtädt in Berlin. Ramler und Langemack waren ihre Hausgenoſſen. Briefe Ramlers an sie enthält das Morgenblatt für gebildete Stände 1807. No. 162.

Vers 42 Und itzt an Spreens Ufern nachsingt:
aber —

An C. G. Krause. (S. 117.)

Vers 7 Der, selbst im Schlummer erschrecklich
— 11 Im Bauch des Feindes die Klauen,
Im Nacken den zähnebewaffneten Schlund

Ino. (S. 119.)

Vers 26 Die königliche Tochter Cadmus —
— 46 O wehe mein Sohn!
Er ist mir im Falle
Den Armen entflohn.

Mitleidiger Retter,
Was hilft mir mein Leben?
Ach, gib mir den Sohn!

O wehe, mein Sohn!
Er ist mir entfallen!
Er ist mir entflohn! — — —

Ich seh' ihn, ihr Götter!
Von Nymphen umgeben:
Stolz ragt er hervor.

Berichtigung.

Seite 30 Vers 5 (von oben) lies: Suecien
— 78 — 5 (von unten — entbehret

Anzeige.

Die bereits erschienenen Bändchen der

Taschenbibliothek
der
ausländischen Klassiker,

welche durch alle Buchhandlungen zu haben sind, enthalten:

1—2. **Voltaire's** Candide; übersetzt von **Sigismund.** 2 Thle.
3. **Moliere's** Tartüff; von Dr. **Langenbeck.**
4—6. **Voltaire's** Karl XII.; von M. **Stein.** 3 Thle.
7. 13—17. 21—26. **Byron's** Poesien; von J. **Körner. Heinr. Döring, Theod. Hell, A. Schumann,** u. s. w. 12 Thle.
8. **Shakespeare's** Timon; von G. **Regis.**
9—10. **Torq. Tasso's** lyrische Gedichte; von **K. Förster.** 2 Thle.
11—12. 27—28. **Virgils** Aeneide; von Dr. **Nürnberger.** 4 Thle.
18—19. **Alfieri's** Tyranney; von H. **Schweizer.** 2 Thle.

20. Torq. Tasso's Amyntas; von H. L. v. Danford.

29—30. W. Scott's Jungfrau vom See; von Willib. Alexis. 2 Thle.

31—34. dessen Guy-Mannering, oder der Sterndeuter; v. Wilhelmine Gerhard. 4 Thle.

35—36. Guarini's treuer Schäfer; von H. Müller. 2 Thle.

37—38. Thomson's Jahreszeiten; von Dr. Schmitthenner. 2 Thle.

39—40. Delille's Landmann; von Dr. Georg Döring. 2 Thle.

41—42. Thom. Moore's Lalla Rookh; von M. Witthaus. 2 Thle.

43—44. W. Scott's schwarzer Zwerg; von Ernst Berthold. 2 Thle.

45—48. dessen Ivanhoe; von Elise v. Hohenhausen. 4 Thle.

49—53. dessen Seeräuber von Heinrich Döring. 5 Thle.

54—58. dessen Herz Mid-Lothians etc.; von Sophie May. 5 Thle.

59—62. dessen Kloster; von Dr. Friedrich Diez. 4 Thle.

63—66. dessen Abt, Fortsetzung des Klosters; von H. Müller. 4 Thle.

67—70. dessen Waverley etc.; von Karl Richter. 4 Thle.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
LEIPZIG

71—74. dessen Presbyterianer; von Ernst Berthold. 4 Thle.

75—78. dessen Alterthümler; von Heinrich Döring. 4 Thle.

79—82. dessen Robin der Rothe; von Henriette Schubart. 4 Thle.

83—84. dessen Legende von Montrose und seinen Gefährten; von Henriette von Montenglaut. 2 Thle.

85—88. dessen Kenilworth; von Elise von Hohenhausen. 4 Thle.

89—90. dessen Lied des letzten Minstrels; von Willibald Alexis. 2 Thle.

91—94. dessen Nigels Schicksale; von Sophie May. 4 Thle.

95—97. dessen Die Braut; von Henriette von Montenglaut. 3 Thle.

98—101. dessen Quentin Durward; von Heinrich Döring. 5 Thle.

102. Byrons Poesien. 13r Theil. Don Juan, 3r u. 4r Gesang. Uebersetzt von Wilh. Reinhold.

103. Byrons Poesien. 14r Theil. 1 Parga; übersetzt von Jul. Körner. 2) Beppo; übersetzt von Aug. Schumann.

104. Shakespeare's König Lear; übersetzt von Beauregard Pandin.

105. Dessen die Irrungen; übersetzt von Demselben.

106—109. **Calderon's** Schauspiele. 1s bis 4s Bdch. Uebersetzt von G. N. **Bärmann.**

110—111. **Alfieri's** Trauerspiele. 1s und 2s Bdch. Uebersetzt von W. v. **Lüdemann.**

112—116. W. **Scott's** Peveril; von **Julius Körner.** 5 Thle.

117—120. **Dessen** St. Ronans Brunnen; von **Elise v. Hohenhausen.** 4 Thle.

121. **Byron's** Poesien. 15r Theil. Die beyden Foscari; übersetzt von W. v. **Lüdemann.**

122—125. **Calderon's** Schauspiele. 5s — 8s Bdch. Uebers. von C. **Richard.**

126. **Byron's** Poesien. 16r Theil. Werner. Uebers. von W. v. **Lüdemann.**

127—134. **Cervantes** Don Quijote von der Mancha. Uebers. von H. **Müller.** 8 Thle.

135—138. W. **Scott's** Redgauntlet. Uebers. von M. **Carl Richter.** 4 Thle.

Aus

Just. Friedr. Wilhelm Zachariä's

Gedichten.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1900.3452

Sieben und dreyssigstes Bändchen.

Zachariä's Gedichte.

BIBL.
VNIVE
LIPS

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Just. Friedrich Wilhelm Zachariä wurde den 1. May 1726 zu Frankenhausen in Thüringen, wo sein Vater fürstl. Schwarzburgischer Kammersekretär war, geboren. Er studirte die Rechtsgelehrsamkeit zu Leipzig, fühlte aber bald eine überwiegendere Neigung zur schönen Literatur, gesellte sich dem dasigen dichterischen Verein, und ging darauf nach Göttingen, wo er Mitglied der Deutschen Gesellschaft wurde. Kurz nachher erhielt er die Hofmeisterstelle am Carolinum zu Braunschweig, und starb als ordentlicher Professor der Dichtkunst an dieser Anstalt, und zugleich als Kanonikus am St. Cyriatsstifte, den 30. Jan. 1777, daselbst.

Zachariä's meiste Celebrität beruht auf seiner Einführung des komischen Heldengedichts unter den Deutschen. Er trat zuerst mit dem „Renomisten" (in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes") auf, einem an Charakterisirung und witzigen und satyrischen Stellen überaus reichen Gedicht, das freylich jetzt, indem es an eine ganz verschollene Zeit mahnt, nicht mehr die Wirkung hervorbringen kann, die sein erstes Erscheinen hervorbrachte. Ihm folgten der Phaeton, das Schnupftuch, Verwandlungen, Lagosiade, Murner in der Hölle, und Herzynia; welche drey letzten die schwächsten sind. Weit weniger glücklich zeigte sich der Dichter in der unvollendeten ernsthaften Epopöe: Cortes (oder die Eroberung Mexiko's). Die Tageszeiten, sowie die vier Stufen des weiblichen Alters, liefern manches gelungene Gemälde; unter den Liedern (von den Oden schweigen wir lieber) werden einige, z. B. «die Nacht» einen dauernden Werth behalten.

Zachariä's «Poetische Schriften» erschienen zuerst in einer Sammlung von 9 Bänden zu Braunschweig 1763—65, dann in einer verbesserten Auflage in 2 Theilen 1772, die 1777 wieder abgedruckt wurde. Der hierin nicht befindliche «Cortes» 1. Bd. kam 1766 einzeln heraus. Nach des Dichters Tode erschienen noch seine «hinterlassenen Schriften,» herausgegeben von Eschenburg, Braunschweig 1781, die von keiner Bedeutung sind.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Zachariä theils durch das Unternehmen, in einer poetischen Chrestomathie das Andenken unsrer ältern Dichter, z. B. Opitz, Paul Flemming, Weckherlin u. s. w. zu erneuern, theils durch seine Nachbildungen und Auffrischungen der Fabeln des Burkard Waldis. In beyderley Hinsicht verweisen wir wegen der literarischen Notiz auf das 13. und 11. Bändchen dieser Anthologie.

Was Zachariä sonst noch schrieb, kann hier füglich übergangen werden.

Inhalt.

Seite
1. Der Renomist; ein scherzhaftes Heldengedicht in sechs Gesängen. 1
2. Der Phaeton; ein scherzhaftes Heldengedicht in fünf Gesängen. 140
3. Aus: „Der Abend.“ 192
4. Die Nacht. 199
5. An die Liebe. 201
6. Das Klavier. 202
7. Das schlafende Mädchen. 204
8. An den Sylphen Ariel. 206
9. Die Landschaft. 208
10. Allgemeines Gebet. 210

Der Renomist.

Ein scherzhaftes Heldengedicht in sechs Gesängen.

Erster Gesang.

Den Helden singt mein Lied, den Degen, Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena ging, doch nicht in Leipzig siegte.
Ich singe, wie sein Muth so manchen Feind bekämpft,
Und wie sein Siegesschwert des Stutzers Stolz gedämpft.

Mod' und Galanterie eröffnen ihm vergebens
Die blumenvolle Bahn des sanftern Musenlebens;
Umsonst gebraucht Roman der Liebe ganze List;
Selinde strahlt umsonst, er bleibt ein Renomist:
Bewundernswerth im Sieg, und groſs auch noch im Falle.
Verläſst er Leipzigs Zwang, und rettet sich nach Halle.

Wirf einen Blick auf mich, o Göttin Schlägerey,
Damit mein Heldenlied des Helden würdig sey!
Laſs in dein Heiligthum die scheue Muse sehen,
Und laſs sie den Gebrauch der Jen'schen Welt verstehen;
Daſs sie die Sprache faſst, die der Student nur spricht
Und nie entweihet ward vom komischen Gedicht.

Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab.
Mit Keichen stolperte der Pferde müder Trab;
Doch jagten sie zuletzt, den Weg sich zu verkürzen,
Daſs Thetis zitterte, ihr Phöbus möchte stürzen:
Als auf dem müden Gaul ein Jenischer Student
Im stolpernden Galopp durch bunte Wiesen rennt,

Und oft voll inn'rer Angst, die nie Philistern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen könnten, schaute.
Es war ein Renomist, und Raufbold hieſs der Held;
Er floh als Märtyrer aus seiner Jen'schen Welt.
Doch war sein hohes Amt, ein groſses Schwert zu tragen,
Oft für die Freyheit sich auf offnem Markt zu schlagen,
Zu singen öffentlich, zu saufen Tag und Nacht,
Und Ausfäll' oft zu thun auf armer Schnurren Wacht,
Als Hospes war er oft des Bacchus erster Priester,
Und ein geborner Feind vom Fuchs und vom Philister.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger List.
Bezahlen muſste nie ein wahrer Renomist.
Er sprach nie ohne Fluch, und sprach von nichts als Morden;
Und doch hat Don Quichot von seinem Ritterorden
So prächtig nicht gedacht, als er von seinem Amt,
Das ihm, von Held zu Held erhalten, zugestammt.

Vergebens lockten ihn die angenehmen Musen:
Ein krieg'risch Feuer brannt' in seinem wilden
Busen;
Zum Korporal gemacht, und nicht zum Musen-
sohn,
Sprach er den Grazien und Wissenschaften Hohn.
Nachdem sein starker Arm den kühnsten Streit
vollführet,
Traf ihn des Bannes Strahl, und er ward re-
legiret.
„O Jena!“ — ruft er aus — „bald werd' ich
nicht mehr seyn!
Bald wird der feige Fuchs sich meines Falles
freun!
Bald wird man auf dem Markt nicht mehr mich
brüllen hören!
Kein Wetzen mehr von mir wird eure Ruhe
stören,
Philister! — Welch ein Schlag! die Freyheit
ist dahin,
Dein Ansehn, Jena, fällt, da ich nun nicht
mehr bin!“
Er sagt's: springt auf sein Pferd; und zwanzig
Kreditoren
Sahn ihn zu spät entflohn, und ihren Raub
verloren.

Da, wo die Pleiſse sich mit krummen Flu-
then schlingt

(Und manches bunte Schiff auf frohe Dächer bringt,)
Liegt eine stolze Stadt, die hoch die Dächer zeiget,
Groſs durch die Musen prangt und durch den Handel steiget.
Von der nahm Raufbold schon der Thürme Spitzen wahr.
Schornsteine schimmerten, gleich weiſser Lämmer Schaar;
Die Pracht kam nach und nach von einzel'n Häusern nahe,
Bis er zuletzt die Stadt in vollem Glanze sahe.
Ein Spornstich und ein Fluch beflügelten sein Roſs.
Der groſsen Peitsche Knall, und mancher Ribbenstoſs,
Jagt es mit Schäumen fort, und fast im Augenblicke
Fliehn ganze Gegenden im Schnellen Lauf zurücke.
Es war ein Jenisch Pferd, es flog mehr, als es lief.
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es sprengt ihn muthig durch; im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reiter zum Entsetzen.

Es hieſs Kalmuck, und ward in Jena sehr verehrt.
Es nährte sich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Haber und mit Heu: nach seinem schnellen Laufen
Verlangt es Bier und Brod, und konnte Branntwein saufen.
Sechs Meilen war es schon im schnellen Trot gerennt;
Die Mähne flatterte, vom Südwind oft zertrennt
Es wieherte vor Lust; als es in seinem Trabe
Auf einmal stutzig wird. Es setzt durch Busc und Graben,
Schlägt brausend hinten aus; ein weiſser dicke Schaum
Bedeckt in seiner Angst den alten rothen Zaum
Und schnaubend steht es still. Halt, Raufbol laſs es stehen!
Die Pferde sehen oft, was keine Mensche sehen!
Es steht ein Geist vor ihm, von gnomische Natur,
Der Renomisten Schutz, sein Name war Pandu
Er flog oft über ihm mit schwarzberuſste Schwingen,
Und stärkte seinen Muth beym Anblick scharf Klingen.
Da er aus Jena ging, hatt' er die dünne Luft

Um ihn herum verdickt in einen dunkeln Duft;
Ein Nebel floſs um ihn, der ihn dem Blick versteckte,
Damit kein Gläubiger den fernen Weg entdeckte.
Nun sieht er, doch zu spät, das helle Leipzig nah.
Er merkt, daſs Raufbolds Blick mit Lust Paläste sah;
Ha! — dacht' er bey sich selbst — denkst du wohl hier zu bleiben?
Verräther! meine List soll dies schon hintertreiben.
Wie leicht vergäſsest du den Renomistenstand,
Und würdest auch ein Narr, gepudert und galant.
Nein! dies erlaub' ich nicht. Er sagt's, und lähmt dem Pferde
Den linken Hinterfuſs; es stürzt, und fällt zur Erde.
Sogleich springt Raufbold ab und schreit voll Rachbegier:
„Auch du noch fällst mir um, du canaljöses Thier?"
Er flucht, und peitschet es mit mörderischen Händen;
Doch es lag, wie es lag, entkräftet, lahm an Lenden.
„O!" — schrie er unmuthsvoll in seiner Peitsche Knall —

„Wärst du, o Bestje, doch in des Philisters Stall,
Der dich, nichtswürd'gen Gaul, zum Schimpfe mir gegeben,
So möchtest du allda verrecken, oder leben!“
Indem sah ihn Kalmuck mit matten Augen an,
Als spräch' er: Schone mich, da ich nicht laufen kann!
Zwar Raufbold streichelt ihn, daſs er zu stehn begonnte;
Doch war er so geschwächt, daſs er kaum schreiten konnte.
Also geht er gespornt lautdonnernd nebenher,
Und führt den müden Gaul vom Mantelsacke schwer;
Die Stiefeln drücken ihn, doch muſs er sich bequemen
Bis dicht an Leipzigs Thor den Weg zu Fuſs zu nehmen.
Hier sieht zuletzt Pandur, daſs sich sein Hannibal,
Trotz aller seiner List und trotz Kalmuckens Fall,
Nach Kapua doch wagt; er heilet auf der Brücke
Kalmuckens lahmen Fuſs, und flucht auf das Geschicke.
Doch Raufbold setzt sich auf, sprengt muthig durch das Thor,
Legt sich wie ein Husar mit halbem Leibe vor,

Und spornt Kalmucken an, der in der Angst es wagte
Und voll Verzweifelung mit ihm durch Leipzig jagte.

Der wilden Peitsche Knall betäubt die Straſse ganz.
Die Schatten herrschten schon, doch der Laternen Glanz
War an den Wänden hier, was dort an Himmelssphären
Bestrahlte Welten sind, die Dunst und Nacht verklären.

Zum Blauen Hecht trug ihn Kalmucks geschwinder Lauf.
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.
Er setzte sich, und warf mit grimmiger Geberde
Den Degen auf den Tisch, die Handschuh auf die Erde.
»Armsel'ger!« — ruft er aus — »in Leipzig bist du nun?
Ja, hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
Wer wird dich Renomist allhier zu nennen wagen,

Hier, wo man fast nicht weiſs, daſs Burſche
Degen tragen?
O, wie beseufz' ich nicht mein widriges Geschick,
Denk' ich, mein Jena, noch an deine Lust
zurück!
O Schicksal, wär' es doch dein mir geneigt'rer
Wille!
Doch Schnurren, doch Pedell" — Hier schwieg
er plötzlich stille,
Und warf sein schweres Haupt in seine tapfre
Hand.
Die starren Augen sahn verwirret nach der
Wand;
Der Hut, den er ergrimmt tief in die Augen
rückte,
Verrieth des Kummers Last, der ihn im Herzen
drückte.
Drauft greift er mit der Hand an den geschärften
Stahl
Der auf dem Tische lag, zieht ihn und wetzt
dreymal.
Aus dem zerritzten Gips schlug funkenreicher
Schimmer,
Und wüthend schleudert er ihn in das öde
Zimmer.

Indem tritt voller Furcht die Jungemagd
herein.

Ihr Angesicht erblaſst bey seines Degens Schein.
„Befehlen Sie etwas?“ — Er sprach mit wilden Mienen:
„Kennst du die Krone wohl?“ — Sie sagt: „Mein Herr, zu dienen.“ —
„So geh dahin,“ — fuhr er mit rauhem Basse fort —
„Und bringe dies Billet an den bestimmten Ort.
Allein du sollst durchaus nicht meinen Namen sagen:
Ich bin incognito. Sey stumm bey ihren Fragen.
Sie eilt mit Schrecken fort. Die Stimme, die es sprach,
Lieſs in der feigen Brust ein still Entsetzen nach.
Doch die Gesandtschaft schien ihr angenehm und wichtig;
Die alte Iris ward zum erstenmale flüchtig;
Zum erstenmal verlor der jüngferliche Gang,
Bey Eil' und Dämmerung, den affektirten Zwang.

An drey Jenenser war die Einladung gerichtet.
Sie waren alle drey als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schulen schon gekannt,
Verknüpft in Jena noch ein festes Freundschaftsband.
Sie waren seines Ruhms und seines GlücksAchaten,

Berühmt, wie er, durch Bier und Renomistenthaten,
Auch relegirt wie er, noch immer roh und wild,
Und auch in Leipzig noch der Jen'schen Freyheit Bild.
Wer sich nur unterstand sie kühnlich anzublicken,
Den drohte schon voll Wuth ihr Auge zu zerstücken.
Ihr Stichblatt, das die Hand an ihrem Degen deckt,
War wie Medusens Schild, der mit dem Ansehn schreckt;
Ein Stichblatt eigentlich, in Noth ein Suppenteller;
Und wer es sah, ging auch in pan'schem Schrekken schneller.
Bey ihnen hieſs vergnügt so viel, als wild und toll.
Drey Lasen waren stets von Wurzner Nasse voll.
Ihr Singen war ein Schreyn, und ihre Freude Rauſen;
Sie haſsten Buch und Fleiſs, und ihr Beruf war Sauſen.

In Jen'scher Lebensart traf sie das Mädchen an.

Sie opferten mit Schreyn dem Bacchus und Vulkan,
Und saſsen hoch und stolz, gleich unterird'schen Göttern,
Bey einer Fluth von Bier in Wolken und in Wettern.
Ein Jeder las erstaunt, und Jeder fragt' und rieth,
Was für ein Fremder sie noch nach dem Hecht beschied;
Allein des Schicksals Buch blieb unerklärt verschlossen.
Sie warfen alle sich halb taumelnd und verdrossen
In ihren Oberrock, und eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf. „Wie? Bruder, seh' ich recht?"
Sogleich sprang Jeder zu. „Ja, Bruder!" schrie ein Jeder,
„Der Teufel hole mich! er ist's, wir sehn ihn wieder."
Es drückt sich Mund auf Mund, es rasselt Bart an Bart,
Und Jeder steht erstaunt ob seiner Gegenwart.
„Kerl!" — sprach zuletzt von Torf — „wie kömmst du angezogen!
Die Manichäer sind gewiſs von dir betrogen!
„Du bist ein Teufelskerl! So manchen armen Tropf

Prellt und beziehet schon dein canaljöser Kopf.
Doch du bist relegirt, ich wollte wohl drauf schwören!
Mich dünkt, das Vögelchen hab' ich schon singen hören.
Doch sage mir, warum liegt alles um dich her?
Warum der Degen bloſs? was soll dies Mordgewehr?»
Er schwieg, und Raufbold sprach: «Laſst euch zusammen nieder!»
Sie thaten's, er fuhr fort: «Ihr wiſst es, werthen Brüder,
Wie oft mein muth'ger Arm für Jena sich gewagt,
Wie oft die Schnurren euch, wie oft ich sie gejagt;
Ihr wiſst, wie sorgsam ich für unsre Freyheit wachte,
Wenn sie ein neu Edikt uns zu entreiſsen dachte;
Dafür hab' ich den Lohn. Ja — ich bin relegirt!
Warum? weil ich mein Amt mit Ehr' und Ruhm geführt.
Dreymal hatt' ich mich nun auf offnem Markt geschlagen,
Und dreymal hatt' ich auch den Sieg davon getragen!

Kein Andrer war, wie ich, im Stoſs und Hiebe schnell;
So kömmt Beelzebub im schielichten Pedell;
Man forderte mich vor, ich muſste höllisch schwitzen;
Ich bot zwölf Thaler an, nichts konnte mich beschützen.
Ich sollt', ich muſste fort. Gleich ward mein Pferd bestellt,
Und die Philister sind von mir verflucht geprellt.
Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen.
Zwar hab' ich mit Verdruſs den dummen Weg genommen;
Allein was war zu thun? ihr waret alle hier.
Bleib' ich nun, oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?»

Wie, wenn ein groſses Volk von Rednern wird beweget,
Sich der zu der Parthey, der zu der andern schläget,
Ein murmelndes Getös die stille Luft durcheilt;
Die Zwietracht drauf das Volk in zwo Partheyen theilt,
Davon die eine will, was jener Mund verneinet,

Bis sich zuletzt das Heer der Streitenden vereinet:
So war auch hier der Streit; es folgte Wort auf Wort.
Der Eine sprach: „Bleib hier;“ der Andre sprach: „Zieh fort.“
Doch Raufbold selber war schon insgeheim entschlossen,
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genossen.
Zuletzt fing Banner an: „Hört, was mein Anschlag ist;
Herr Bruder, höre zu. Du bist ein Renomist;
Dies ist genug, bleib hier, es wird dich nicht gereuen;
Du kannst den Leipzigern Staub in die Nase streuen.“ —
„Wie?“ — fiel ihm Krach ins Wort, von Daries gelehrt —
Dies ist die beste Welt; sie wird nicht umgekehrt;
Zwey Dinge werden wir nie völlig ähnlich finden;
Denn das, was ist, das ist. Wer kann mich überwinden?
Wenn unser Raufbold bleibt, so weiſs ich alles schon,
So ist die *ratio sufficiens* davon“ —

„Pedante," — rufte Torf — „laſs deine magern Schlüsse!
Wär' es ein Wunder wohl, daſs die Geduld uns risse?
Herr Bruder Raufbold, thu, was dir am klügsten dünkt,
Itzt ist der beste Rath, setzt euch, ihr Narr'n, und trinkt!" —
„Und trinkt, und trinkt," — schrien auch die Andern um die Wette —
„Und sauft, und saufet euch bis morgen in das Bette!"
Sogleich brüllt Rufbold laut: „Schafft Bier!" Der Hausknecht kam,
Der in den krummen Arm zwo grüne Lasen nahm.
Er brachte Bier, Tobak, zwo Karten und vier Pfeifen,
Und ein kostbares Stück, ein Paſsglas mit zween Greifen:
Zween Vögel, die so oft die Chroniken geziert,
Und oft im Alterthum mit Rittern Krieg geführt.
Sie zierten dieses Glas, wie sie ein Pfeil verfehlet,
Und sie ein Ritter dann mit seiner Lanz' entseelet.
„Nun, Brüder," rief der Wirth, „zieht eure Jacken aus,

Denn heute geb' ich euch den Jen'schen Abschiedsschmauſs."
Er sagt's, und alsobald lag auf dem Nebentische
Stock, Kleider, Handschuh, Hut, in seltsamem Gemische:
Er setzt sich obenan, und ruft: „Auf! folget mir!"
Und alsobald füllt er das groſse Glas mit Bier,
Und sauft dem Ersten zu auf's Wohlseyn der Scharmante:
Ein Mädchen, welches er dem Namen nach kaum kannte.
Den Schlüssel von der Thür hielt er, dem Zepter gleich,
Als Hospes, in der Hand, und gab in seinem Reich
Ein heiliges Gesetz, ohn' Abziehn auszutrinken.
Oft lieſs sein Richterarm den schweren Schlüssel sinken;
Weh dem, der dies Gesetz als ein Rebelle brach!
Wenn er das Donnerwort: *pro poena*, zu ihm sprach,
So muſst' ein neuer Strom in seine Kehle fliessen;
Sonst stand er in Gefahr sein Mädchen einzubüſsen.

Das Bier bewies die Kraft, der falsche Witz fing an,
Und alle prahlten nun Schandthaten, nicht gethan.
Tobak und Saufen macht, daſs die sich Freunde nennen,
Die nach dem wilden Schmaus sich oft nicht wieder kennen.
«Mein Seele» — sprach von Torf — „den Ruhm hat diese Stadt,
Daſs sie, bey allem Zwang, doch schöne Menscher hat!
Ich habe nie mich viel mit ihnen abgegeben;
Allein ihr Brüder, hoch! und laſst Selinden leben.
«Vivat Selinde hoch!» brüllt tief ihr rauher Schlund;
«Vivat Selinde hoch!» schreyt noch einmal ihr Mund,
Zum drittenmale hoch! — das ganze Zimmer schüttert,
Daſs auf dem nassen Tisch das grüne Paſsglas zittert.
Wie, nach Homers Bericht, wenn in dem Trojerstreit
Mars, gleich zehntausend Mann, aus Schmerz der Wunde schreyt,
Das ganze Heer erbebt, nebst Bergen, Thal und Felsen:

So bebt die Stube hier von vier Studentenhälsen.
Drauf malt Torf ihr Gesicht mit solcher Anmuth ab,
Daſs eines Jeden Fluch ihm brausend Beyfall gab.
Der Renomist versetzt, der insgeheim entbrannte:
„Ich wähle sie hiermit mir selber zur Scharmante.“ —
„Den Teufel auch!“ sprach Torf, der ungern sie verlor;
Doch Rauſbold schwur alsbald ihm zwanzig ganze vor.
Torf holte sie nicht nach; die Kraft betrog sein Hoffen,
Und Leipzigs Krone ward dem Feigen abgesoffen.
Es steigt zu gleicher Zeit ein schwarzer Tobaksduft
Aus langen Röhren auf, und trübt die dicke Luft.
Die Wirbel drehen sich auf wunderbare Weise,
Wie in Cartesens Luft die länglicht runden Kreise.
Der Wächter singt zwey Uhr. O unbarmherzger Ton!
O neid'scher Seigerschlag, warum störst du sie schon!

Doch man gehorcht ihm nicht, und läſst ihn peroiren,
Und seinen Nachtgesang nachspottend nicht vollführen.
Man trank nach altem Brauch, mit Schwüren voller Kraft,
Auf die Bestätigung der alten Brüderschaft.
Zum Zeichen ew'ger Treu ward jeder Hut durchstochen,
Und mit Geschrey und Lärm jedwedes Glas zerbrochen.
«Nun, Brüder, ist es Zeit, brecht auf, es ist vier Uhr;» —
So sprach von Torf, als er von seinem Stuhle fuhr —
«Laſst uns zu Hause gehn, der Schlaf scheint sich zu regen.»
Man taumelt auf, und sucht Stock, Kleider, Hüt und Degen.
Doch eh' man gänzlich schied, so füllte man das Glas
Noch einmal obenan mit braunem Gerstennaſs.
«Es lebe Jena hoch!» — Torf trank; im Augenblicke
Zertrümmert' er das Glas in tausend kleine Stücke.
Krach nimmt den ganzen Rest der Pfeifen in die Hand,

Und schleudert, wie ein Zevs, sie donnernd an die Wand,
Daſs der zerbrochne Thon fast alle Winkel füllte
Und des Zerstörers Wuth erst durch Ruinen stillte.

Ermüdet von Gesang und Saufen und Geschrey,
Gehn die Verwüster nun, und taumeln alle drey,
Mit ungewissem Schritt durch Glas- und Pfeifentrümmer,
Bis auf den weiten Markt, bey heller Lampen Schimmer.
Sie eilen nun zur Ruh, da Andrer Aug' erwacht,
Und rufen brüllend aus: «Herr Bruder, gute Nacht!»

Zweyter Gesang.

Der Morgenröthe Blick, der Glanz von einzeln Sternen,
Erhellte dort die Luſt, wie hier den Markt Laternen;
Zu dem die Schwärmer gehn, die Bier und Nacht betrügt.
Ein brüllendes Geschrey, das von den Lippen fliegt,
An jeder Wand sich bricht, tief in die Heustraſs' hallet,
Schallt wieder, wie im Wald ein Echo wiederschallet.
Von Torſs verwegne Faust nimmt einen schweren Stein,
Und zielt mit diesem Fels nach einer Lampe Schein,

Die wie ein Sirius an Schubarths Hause prahlte
Und aller andern Glanz hochmüthig überstrahlte.
Sein Riesenwurf durchfährt der Lampe gläsern Haus;
Er trifft das lichte Tocht, es zittert und löscht aus.
Wie wenn der groſse Stern Orions schnell verschwindet,
Ihn kein geſchärfter Blick, kein Sehrohr wieder findet;
Den Ort, den er beglänzt, ein leeres Blau erfüllt,
Und drauf der kleine Raum in alte Nacht sich hüllt:
So sinkt der Luftkreis auch, den diese Lamp' erhellet,
Ins finstre Schattenreich, da sie sein Wurf zerschellet.

Sogleich, da durch den Stein die Lamp' in Stücken springt,
Singt man ein Siegeslied, wie man in Jena singt.
Torf, der es freudig hört, wie man ihm Beyfall wettert,
Wird stolz, wie Zevs, wenn er die Riesenbrut zerschmettert.

In Trümmern von dem Glas sucht er den kühnen Stein,
Und steckt siegprangend ihn zum Angedenken ein.
Indessen standen sie, und sangen an der Wage:
«Sadonc, Sadonc, Sadonc! so geht es alle Tage
Im schönsten Saalathen!» — und hohe Lieder mehr.
Ihr Schreyn war wie das Schreyn von einem ganzen Heer;
Die stille Nacht trug es auf ihren schwarzen Schwingen
Fern hin zu Raufbolds Ohr; er hört ein Jenisch Singen.
Er springt vom Lager auf, steckt seinen Raufer an,
Und folgt den Liedern nach, die mehr und mehr sich nahn.
Sie führen ihn zum Markt. Hier fand er seine Brüder,
Sie sehn ihn; Jauchzen mischt sich in die wilden Lieder.
«Triumph!» — schreyn sie — «Triumph, Triumph, Victoria!
Er ist's! er ist es selbst! der alte Knab' ist da!»

Sie ziehn die Degen aus, die wie ein Nordlicht scheinen,
Und zeichnen ihren Weg mit Feuer aus den Steinen.

Es hebt nicht weit vom Markt Schellhafers stolzes Dach
Sich prangend in die Höh', um das manch zärtlichs Ach
Und mancher Seufzer fliegt, der, wenn sich Liebe härmet,
Hier in der Irre bleibt und um die Ziegel schwärmet.
Es deckt dies stolze Dach den längsten Saal der Stadt,
Auf welchem manche Braut den Kranz verloren hat;
Und wo der Gratulant manch Hochzeitlied verstreuet,
Weil ihn zu Ball und Schmaus sein kluger Bauherr weihet.
Der Fenster lange Reih' gibt ihm ein heitres Licht,
Das in verschiedner Form durch reines Glas sich bricht.
Man sieht fast keine Wand, und wo man sie erblicket,
Ist sie durch Kunst und Pracht mit Säulen ausgeschmücket:

Mit Säulen, die zwar erst Korinthens Witz erdacht,
Doch die des Deutschen Hand beglückter nachgemacht,
Da sie nach Marmorart den groben Stein bezogen,
Und angenehm den Blick, der es erforscht, betrogen.
Ein Chor hängt an der Wand, gleich einem halben Mond,
Wo mancher Liebesgott im hölzern Schnitzwerk wohnt.
Von hier schallt oftermals, bey hohen Lustbarkeiten,
Trompet' und Paukenschall in feyerliche Saiten.
Die Neugier sieht bestürzt oft aller Tanzkunst Pracht
Auf diesem weiten Saal in einen Ball gebracht.
Wie manches Ehpaar wird ihn mit Entzücken zeigen,
Und denkt mit süſser Lust an seinen ersten Reigen!
Auch jetzt war hier ein Ball den Schönen angestellt.
Es schimmerte voll Glanz die junge Stutzerwelt,
Und manches schöne Kind, besiegt vom sanften Triebe,

Hebt die erhitzte Brust und glüht von Tanz und Liebe.
Selbst die Galanterie, die Göttin, deren Macht
Die alte Deutsche Welt fein und gesittet macht,
Besuchte diesen Ball, und kam mit Glanz und Schimmer
Und königlichem Pomp in das erhellte Zimmer.
Es rauschet um sie her ein flüchtiges Gewand.
Der blauen Augen Glanz siegt ohne Widerstand;
Ihr lockig blondes Haar, mit vieler Kunst gekräuselt,
Wird vom verliebten West, von Seufzern, stets umsäuselt.
Sie herrscht als Königin; ihr Zepter ist ein Stab,
Zu dem ein Elephant die besten Zähne gab.
Ihm wird der Menschen Mund den Namen Fächer geben;
Doch bey der Göttin ist's ein Stab zum Tod und Leben.
Ein Wink, ein sanſter Stoſs, ein leichter Schlag erklärt,
Was oſt ihr Mund verneint, und doch ihr Herz gewährt.

Ein mächt'ger Zauberstab, der, wenn sie es gebietet,
Rasch aus einander rauscht und wie ein Sturmwind wüthet;
Oft sanft die volle Brust und heiſse Wangen kühlt,
Wenn sie mit Lieb' und Treu' und Frauentugend spielt.
Er öffnet sich niemals, daſs er nicht Schalkheit lächelt,
Und zauberischen Wind, voll Gluth und Wollust, fächelt.
Bey dieser Oeffnung rührt den Blick ein künstlich Bild.
Bedeutender, als selbst Achills berufner Schild,
In den der Schmiedegott mit seiner Kunst geätzet,
Was ein empfindlich Herz erschrecket und ergötzet.
Auf diesem Fächer steht in seiner ganzen Macht,
Die oft Olymp und Welt in Unordnung gebracht,
Der kleine Liebesgott, mit schalkheitsvollen Blicken,
Dem Bogen in der Hand, dem Köcher auf dem Rücken;
Wie er mit starkem Arm nach jungen Schönen zielt,

Und Tugenden zerstört und Herzen unterwühlt.
Er sieht stolz um sich her, wie seine Pfeile fliegen,
Wie Helden untergehn, und Tänzerinnen siegen;
Wie der bestrickte Graf das Schneidermädchen liebt,
Und wie der Fräulein Herz dem Schreiber sich ergibt.

So kam die Göttin an, und des Gefolges Menge,
Das strahlend sie umringt, macht fast den Saal zu enge.
Ihr Liebling ist der Putz. Sein silbernes Gewand
Ist reich mit Gold gestickt, sein Haar ein farbig Band.
So ist Medusens Haar ein Heer gekrümmter Schlangen,
Die zischend um ihr Haupt, lebend'ge Locken, hangen.
Ihm weihn, als einem Gott, die Schönen zum Altar
Den Nachttisch, der so oft ein schön Gesicht gebar.
Er senkt des Morgens sich in einem zarten Staube,

Der zierlich sie bereiſt, auf Locken um die Haube.
Er flieht die Einsamkeit, und unfruchtbare Nacht,
Wenn sie die Mummerey nicht Tagen ähnlich macht.
Viel Nymphen sprangen auch auf dem bestäubten Boden
Mit Schuhen von Damast; sie hieſsen neue Moden:
Ein schön gekleidet Heer, doch stets veränderlich,
An welchem die Gestalt bey jedem Anblick wich.
Die aufgeputzte Reih' der Moden Deutscher Lande
Zog sich vor andern hier in reizendem Gewande
Um die Galanterie, von Dresden und von Wien;
Steif, die von Augsburg her; und frey, die von Berlin.
Jedoch die artigste von diesen Moden allen
War Leipzigs-Mode. Schön, und sicher zu gefallen,
War sie nicht allzusteif und auch nicht allzufrey;
War stets Nachahmerin, doch im Nachahmen neu;

Französisch halb, halb Deutsch; beglückt in ihren Wahlen,
Und eine Pythia von den Provinzialen.
O Ewigkeit, wenn je der Witz etwas erdacht,
Was Ohren süſs entzückt und Dichter ewig macht;
So laſs die Krämer nicht mein Lied zu Düten nehmen,
Noch meine Reime sich bey niedern Höken schämen.
Wenn Berenizens Haar in lichtem Schimmer steht,
Und eine Locke glänzt, die Popens Lied erhöht:
So laſs der Mode Haar auch zu den Sternen dringen,
Und du, o Muse, komm, und hilf sie mir besingen!

Ein dunkelbraunes Haar, mit Puder vorn bestäubt,
Das ein durchglühter Stahl in runde Locken treibt,
Flieſst in den Nacken hin; die Scheitel bis zur Stirne
Bedeckt ein leichter Schmuck von zartgewebtem Zwirne.

Die Haube schlieſst nicht an, und flieht aus dem Gesicht,
So wie ein Strahlenschein den Heiligen umflicht.
Gefärbte Federn blühn, wie Blumen an der Seite;
Und dickes goldnes Band, von der gehör'gen Breite,
Das hinten zierlich sich in eine Schleife legt,
Wird an den Spitzen oft vom sanften West bewegt:
So wie ein Flügelpaar am Kopf des Götterboten,
Wenn er bald Kuppler ist, und bald Fourier der Todten.
Von ihrem freyen Hals hängt eine Perlenschnur,
So schön von Wachs gemacht, als wie die von Natur.
Ein zartes Palatin, zu dünn etwas zu decken,
Ist doch bemüht, die Brust verräth'risch zu verstecken.
Ein groſser Blumenbusch, von Seide nachgemacht,
Beschattet ihre Brust in falscher Frühlingspracht,
So wie ein Perser sich in langen Aermeln zeiget,
Wenn er im Trauerspiel auf unsre Bühne steiget:

So hängt um ihren Arm, an einem zarten Flor,
Ein zarteres Geweb' aus ihrem Kleid' hervor.
Ihr Schuh ist niedrig stumpf, mit aufgesteifter Lasche,
Und eine Schnalle strahlt anstatt des Bandes Masche.
Dies ist der Mode Bild. Ein Denkmal von Genie,
Erfindung und Geschmack! Selbst die Galanterie
Bemüht sich, diese Tracht vor andern nachzuahmen;
Sie geht in Deutschland so, wie Leipzigs holde Damen.

Ein plötzliches Geschrey von Raufbolds trunkner Schaar
Macht Alles aufmerksam was in dem Saale war;
Und schnell drang dies Geschrey von Raufbolds vollen Brüdern
Bis zur Galanterie auf eines Nords Gefiedern.
Der blanke Degen klirrt, das Pflaster spejet Gluth;
Den Tanzenden entfällt auf einmal aller Muth.

Dreymal bellt ihr Petit, der auf dem Schooſse zittert;
Dreymal erbebt der Saal, dreymal wird sie erschüttert.
«Geliebte, hört dies Schreyn,» — spricht sie, von Furcht verstört —
«Hat man in Leipzig je solch einen Lärm gehört?
Ist Wohlanständigkeit auf einmal hier verloren?
Und schreyt der Pöbel so durch unsre zarten Ohren?
Sind dies Studenten? Nein, O welch ein wild Geschrey!
Wie? Leipzig wirst du mir auf einmal ungetreu?
Will der bebänderte, nie bloſs geseh'ne Degen
Auf einmal krieg'risch seyn, auf einmal Lärm erregen?»
Die Mode sieht indeſs, mit aufgebrachtem Sinn,
Voll Unmuth, Furcht und Angst, starr auf den Boden hin.
Ihr Herz fängt bey dem Lärm unruhig an zu schlagen.
Jetzt schweigt sie, jetzt will sie beherzt zu reden wagen.
Und endlich hebt sie an: «O Göttin, zürne nicht,

Wenn Ungezogenheit den festen Damm durchbricht,
Den nie" — Jedoch die Furcht verbietet ihr zu sprechen;
Und Raufbold und sein Heer rathschlagt indeſs Verbrechen.
Ihr Stürmer, haltet ein! Der keichende Lindan,
Der Schutzgott Leipzigs kam auf schnellen Flügeln an;
Mit Staub auf seinem Kopf und mit zerriſsnen Haaren;
Die Moden machen Platz; er drängt sich durch die Schaaren
Und schieſst, als wie ein Pfeil, auf die Galanterie.
Mit thränenvollem Blick sinkt er vor ihr aufs Knie:
„Mein Leipzig," — rief er aus — „wird sich zum Ende neigen!
Vier Stürmer hör' ich schon nach diesem Saale steigen;
Ein wüster Renomist, den Jena fortgejagt,
Hat sich durch mein Versehn in diese Stadt gewagt.
Vor ihnen bebt der Markt; sie schreyen wie Barbaren,
Als scheuten sie sich nicht vor meinen Wächterschaaren.

Drey sind schon Jahre hier; allein der Schwarm verlacht
Mit spöttischem Gesicht noch meiner Kinder Tracht:
Dies ist der gröſste Schimpf, den sie auf Leipzig bringen.
Doch, Göttin, hilf mir nur den Renomisten zwingen.
Da sind sie selber schon! ja, dies ist ihr Geschrey:
O Göttin, wir vergehn! das Schicksal steh' uns bey!»

Er sprach noch, als bereits die wilden Schwärmer kommen.
Da sie von fern Musik und Paukenschall vernommen,
So folgten sie beherzt dem frohen Schalle nach,
Und jetzo traten sie ins zitternde Gemach.
Der freche Raufbold sah mit einer Räubermiene
Tief in den langen Saal: Es zittert die Blondine,
Und die Brünette bebt; der junge Herr erstarrt,
Und die Matrone schreyt vor seinem schwarzen Bart.

Er, Raufbold, kehrte sich zu seinen Kameraden
Und sprach: „Wir sind zwar hier zum Tanz nicht eingeladen,
Doch folgt mir alle nach, und fodert, so wie ich,
Das erste Mädchen auf; der Teufel hole mich!
Schlägt mir das Mensch es ab, so sollt ihr Wunder sehen,
Der ganze Tanzsaal soll mit Schrecken untergehen!"
Er sagt's, und tritt hervor; doch Alle schreyn und fliehn.
Der weite Reifrock rauscht, die jungen Stutzer ziehn
Wie Kraniche davon; die Thüren sind zu enge,
Und Spitz und Band entfliegt im ängstlichen Gedränge.
Auf einmal war der Saal von so viel Schönen leer,
Und Niemand war darin, als Raufbold und sein Heer.
Er lachte wild und laut, daſs er sie so erschrecket;
Von Siegeszeichen war das Schlachtfeld ganz bedecket;
Es schimmerte der Staub von Flittergold, und Staat;

Wohin beynah der Fuſs des stolzen Siegers trat,
Lag Schnupftuch, Blumenstrauſs, und halbzerriſsne Streifen,
Manschetten halb zerfetzt, und halb' und ganze Schleifen.
Ein Jeder bücket sich und steckt mit frohem Muth
Die schimmernde Trophäe an seinen alten Hut:
Sie tanzen mit sich selbst, bis es drey Küper wagen,
Von dem entweihten Saal die Stürmer zu verjagen.
Sie eilen aus der Schlacht, von Kampf und Siege satt,
Und Jeder sinket bald auf seine Lagerstatt.

Doch die Galanterie, die zwar im Saal geblieben,
Die aber Furcht und Angst hoch auf das Chor getrieben,
Sah ganz erstaunt um sich, und rief der Mode zu:
«O Freundin, welch ein Volk! und dieses leidest du?
Wie frech hat nicht der Mund der Rasenden gesungen!

Wie manches niedre Wort ist in mein Ohr gedrungen!
Doch, Mode, laſs nicht zu, daſs dieser Renomist,
Zum Trutz der art'gen Welt, ein solcher Unhold ist.
Der Schläger muſs durchaus in Leipzig sich bekehren.
Hat ein Sylvan gelernt, dich eifrig zu verehren,
Ein Schläger so wie er; vom Jenischen Gebrauch
So sehr, wie er, befleckt; so lernt es Raufbold auch.
Kein Schneider müſste mehr die Mode loben können;
Kein Mädchen müſste mehr mit schwarzen Augen brennen;
Des Goldes alte Kraft, der Treſsen Wunderschein
Müſst' auf ein junges Herz ganz ohne Wirkung seyn;
Wenn dieser Renomist uns widerstehen wollte
Und nicht auch, wie Sylvan, ein Stutzer werden sollte.
Erschein' ihm red' ihm zu, eil' in den blauen Hecht;
Und Raufbold werde bald ein süſser Jungferknecht."

Sie sagt's; die Mode steigt auf ihren goldnen Wagen,
Den Möpschen durch die Luft nach Raufbolds Zimmer tragen.
Ein groſser Geisterschwarm, ein Komplimentenheer,
Setzt sich um sie herum und macht den Wagen schwer!
Sie werden, wie der Mund der Menschen sie verhandelt,
Schnell in der obern Luft in Geisterchen verwandelt.
Verschiedner Mund ist treu, man darf den Worten trau'n;
Die Höflichkeit half sie mit zarter Hand erbau'n,
Vom Umgang lernten sie, sich zu den Städten wenden,
Und von der Artigkeit, ihr Wortgepräng' verschwenden.
Sehr viele, sieht man sie mit scharfen Blikken an,
Entdecket man erstaunt zweyköpfig, wie den Jan.
Die vordre Stirne zeigt die Schmeicheley im Glücke,
Und auf der hintern wohnt die Falschheit und die Tücke.
Sie schweben oft am Hof, im falschen Vorgemach,

Und loben ins Gesicht, und schmähen hinten nach.
Die Guten setzen sich der Mode nur zur Linken,
Indem die Falschen stolz zu ihrer Rechten sinken.

Ihr Wagen kam nunmehr vor Raufbolds Zimmer an,
Den jetzt der süſse Schlaf, der Träume leichter Wahn,
Und auch der Geist Pandur auf seiner Streu bewachte,
Der manche Schlägerey ihm ins Gedächtniſs brachte.
Die Mode steigt herab, die Geister warten hier,
Ihr luft'ger Körper ging durch die verschloſsne Thür.
Doch wie erstaunte sie; ein Schwindel kam ihr nahe,
Da sie in Rauch gehüllt das wüste Zimmer sahe.
Auf dem verbrannten Tisch lag halbverglimmtes Kraut,
Das in Virginien der nackte Mohr erbaut.
Zerbrochner weiſser Thon in länglichten Cylindern,

Und Brand und Asche sucht der Göttin Fuſs zu hindern.
Noch dampfte der Toback. Wie wenn der Teukrer Pracht
In heiſsen Schutt zerfällt; der wilden Flammen Macht
Mit loderndem Geräusch die bange Luft zertheilet;
Zuletzt ein schwacher Dampf aus den Ruinen eilet:
So dampfte der Toback, den das geschwärzte Rohr
Durchglimmt zurücke lieſs, aus Graus und Schutt hervor.
Sie floh, vom Rauch erblaſst, der ihr Gewand befleckte,
Zu der verwirrten Streu, auf der sich Raufbold streckte.
Pandur verbarg sich ihr; sah sie, und ward verliebt.
So mächtig ist der Reiz, der unsre Mod' umgibt.
Sie sprach also zu ihm: «O Stürmer von der Saale,
Dein Herz eröffne sich vor meinem sanften Strahle,
Der itzt zum erstenmal auf einen Schläger fällt;
Und sich, die Königin der jungen art'gen Welt

Entdeckt im Traume dir, was Bücher dir verhehlen,
Und dunkle Weisen nicht im Hörsaal euch erzählen.
Das Schreyen deiner Schaar hat unsre Lust gestört;
Selbst die Galanterie hat es erstaunt gehört;
Der Schutzgeist Leipzigs kam, und hat mit vielen Klagen
Die Jen'sche Raserey der Göttin vorgetragen.
O Held, erzürne nicht die Göttin, deren Macht
Vielleicht die Schönste dir der Nymphen zugedacht.
Ich kann allein ihr Herz zu deinem Glück versöhnen.
Ich will's, wenn du versprichst, mich nicht mehr zu verhöhnen.
Sey nur ein Leipziger; verwirf die schlechte Tracht,
Die dich hier lächerlich, und Schönen schrecklich macht.
Dein Zopf verwandle sich in einen schwarzen Beutel;
Kein Hut bedecke mehr die aufgeputzte Scheitel;
In Jena lieſs dir nur ein kurzer Aermel schön,
Weit besser wird dir hier ein langer Aufschlag stehn.
Dein ungekämmtes Haar gleicht einem Sperlingsneste:

Wie häſslich läſst dir nicht die leichte gelbe Weste.
Sie, die jetzt spöttisch kurz um deine Hüften schlägt,
Sey länger aus Grisett, und stark mit Gold belegt.
Die Reiter laſs allein die schweren Stiefeln drücken,
Wie kann die Mädchen nicht ein seidner Strumpf entzücken!
Dein Degen werde klein, und knüpf' um ihn ein Band,
Zum Zeichen, daſs du dich zu meinem Reich bekannt.
Verabscheu von nun an die ungezognen Händel;
Sprich zierlich und galant, und rieche nach Lavendel.
Vergiſs den Rauchtoback, der hier noch schmauchend glimmt,
Und nimm dafür Rappee, wie ihn der Stutzer nimmt.
Dann will ich festlich dich zum Petitmaitre schlagen;
Du sollst, ein neuer Held, dich für die Schöne wagen:
Der glückliche Sylvan, der meine Macht verehrt,
Bekehret dich vielleicht, so wie ich ihn bekehrt."

Sie sagt's, und eilt davon. Er wirft mit trägem Wenden
Sich dreymal gähnend um, und greift mit schweren Händen
Nach seinem Rauferstahl, der zu dem Haupte lag;
Und springt halbtaumelnd auf, durch einen Fechterschlag,
Dem, der sich unterstand, die Jen'sche Tracht zu schelten,
Mit Hieben, wie er sprach, die Mühe zu vergelten.
Die Mode war entflohn; und er sinkt träg' und matt
Von neuem in die Ruh auf harte Lagerstatt.

Pandur bedachte nun, mit innerlichem Grimme,
Der Mode lockend Wort, und die Sirenenstimme.
Er lehnet sich bestürzt auf einen Fidibus,
Groſs wie ein Weberbaum, und dreymal stampft sein Fuſs.
„Wie?“ — sagt er ihm ins Ohr — „Held! läſst du dich verführen?
Und soll dich das Geschwätz der albern Mode rühren?
O Raufbold, sieh mich an! ich bin der Heldengeist,

Der dich oft in der Flucht dem Schnurrenstock entreiſst.
Ich schreck' an deiner Statt die wilden Häscherhaufen,
Und steh' dir treulich bey, im Zweykampf und im Saufen.
Ich bin dir nachgefolgt; ich bin's, der vor der Stadt
Dem flüchtigen Kalmuck den Fuſs gelähmet hat;
Ich dachte dich dadurch von Leipzig abzuhalten.
O hätt' es mir geglückt! — Doch laſs mich weiter walten!
Auch hier erwartet dich ein lorbernwerther Ruhm.
Ist hier nicht eben auch der Markt dein Eigenthum?
Kein Häscher, kein Pedell, soll deine Freude stören;
Der Stutzer soll erstaunt das wilde Wetzen hören,
Und wenn dein tapfrer Arm nichts mehr zu schlagen weiſs,
So geb' ich dir zum Sturm die Häscherhöhle preis.
Was du in Jena wagst, das kannst du hier auch wagen.
Wie bald kann dich Kalmuck aus diesen Mauern tragen,

Da in der Nachbarschaft das schöne Halle liegt,
Wo noch die Freyheit herrscht, wo noch der Bursche siegt.
Doch wärst du wohl zu klein, die Jen'sche Tracht zu ändern,
Die Haare zu bestreun, den Degen zu bebändern?
Und zögest du den Strumpf dem tapfern Stiefel vor?
Kannst du so niedrig seyn, so geh' und werd' ein Thor!
Stink' nach Pomad' und Oel, wie hier die Narren pflegen,
Und lauſe Chapeaubas im Sturmwind und im Regen.
Geh, schlage weibisch dich zum weiblichen Geschlecht,
Und leb' und stirb allhier, als wie ein Jungfernknecht!
Allein ich sehe dich mit Recht unwillig werden,
Den edelmüth'gen Zorn verrathen die Geberden. —
Wohlan, so mache dich Pandurens Schutzes werth!
Im Stalle trauert schon Kalmuck, das edle Pferd,
Daſs es so müſsig steht; flieh wieder nach der Saale,

Da wo sie Halle netzt. Hier hofft zum zweytenmale
Auf deine Tapferkeit ein neues Ehrenfeld,
Der Brüder lust'ge Schaar und eine freye Welt.
Du wirst den Offizier von breiten Steinen ſchmeiſsen,
Und wirst der Renomist von Renomisten heissen."

So sagt Pandur, und schweigt. Und Raufbolds Herz blieb treu,
Und widerstand voll Stolz der Mode Schmeicheley.

Dritter Gesang.

Die Luft belebte schon der Sonne reger Schimmer.
Sie warf den güldnen Strahl in Raufbolds Ruhezimmer;
Der Vorhang, der ihn brach und rauschend vor ihn trat,
Zog an der weiſsen Wand ein länglichtes Quadrat;
Das groſse Stichblatt schien in falben Schattenbildern
Der Schreckkometen Lauf elliptisch abzuschildern.
Ganz Leipzig hub sich nun halbtaumelnd in die Höh.
Zur Arbeit ging der Mann, die Dame trank Kaffe;
Die Schöne malte sich mit Rosen ihre Wangen,

Und Liljen blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt,
Kein Blätterchen ſuhr auf, die Musche muſst' es decken,
Und wo auch gar keins war, lag doch ein schwarzer Flecken.
Nur Raufbold ruhte noch, und lag von Sorgen frey.
Bis in den hellen Tag auf einer harten Streu.
Von Schätzen nie beschwert auf seinen weiten Reisen,
Schlief er so arm und ſanft, als wie die alten Weisen.
Sein ganzer Reichthum war sein groſses Raufer-schwert,
Und seine ganze Lust Kalmuck, das edle Pferd.
So manchen ſüſsen Traum lieſs ihn Pandur ergötzen;
Vom wüthenden Tumult, von Schreyen und von Wetzen
War seine Seele voll. Erstiegne Schnurrbartheyn,
Und Ständchen, fielen ihm im ſüſsen Schlummer ein.
Ein paarmal lächelt er mit einer wilden Freude,

Und spricht verwirrt etwas von einem mod'schen Kleide.
Pandur hört's, und erschrickt. Er traut der Mode nicht,
Und untersucht genau des Helden Angesicht.
Miſstrauisch meint er schon, zu seinem gröſsten Schrecken,
Geheime Neigungen zur Mode zu entdecken.
„O Rauſbold!“ seufzet er — „du schläſst? ach wüſstest du,
Wie ich unruhig bin bey deiner süſsen Ruh!
Wie deine Wort', im Traum entflogen, mich erschrecken;
Dein Antlitz würde sich mit edlem Unmuth decken!
Wer weiſs, ob dich nicht schon der Mode Wort verführt!
Wer weiſs es, ob nicht schon dein Herz die Neigung spürt,
Die leichte Jen'sche Tracht rebellisch zu verändern,
Und, wie ein Narr, den Hals und Degen zu bebändern!
Nimmt denn auch dich der Glanz von der Veränd'rung ein?
O, wärst du doch zu stolz ein Leipziger zu seyn!

O, möchtest du doch nie den Fuſs mit weiſsen Strümpfen,
Und deinen Degen nie mit Narrentand beschimpfen!"

So sprach er, und stützt sich auf Raufbolds Degenknopf.
Viel Anschläg' irren ihm durch seinen schlauen Kopf;
Zuletzt entschlieſst er sich, vom Helden sich zu wagen,
Und um sein künſt'ges Glück Orakel zu befragen.

In Leipzig war damals die nun verlorne Kunst,
Aus dickem Kaffesatz, durch schwarzer Geister Gunst,
Die Zukunft auszuspähn, und die geheimsten Thaten,
Geschehn, und künftig noch, prophetisch zu errathen.
Pandur, der dieses weiſs, verstellt sich alsobald;
Gibt sich aus dicker Luft die Jenische Gestalt;
Zieht groſse Handschuh an, und eilet nach der Grotte,
Zum Delphos neu'rer Welt, zum Pythschen Kaffegotte.

Vergib es mir, o Nacht, und du, prophetscher Geist,
Wenn man dein Heiligthum profanen Augen weist.

Da, wo Schellhafers Haus die festen Mauern endet,
Ragt, wenn man seinen Blick schief gegen über wendet,
Ein glänzend Haus empor, das durch die neue Pracht
Fast einem Tempel gleicht, Paläste finster macht.
So wie im dicken Wald ein Kranz bejahrter Eichen
Durch seine Wipfel droht den Himmel zu erreichen;
Ein schlanker Tannenbaum sie sämmtlich übereilt
Und durch sein grünes Haupt die leichten Wolken theilt:
So streckt dies stolze Haus den Giebel in die Lüfte,
Und hüllt das hohe Dach in ew'gen Rauch und Düfte.
Der Eingang zeigt sogleich in einer Schilderey,
Daſs dies des Kaffegotts geweihter Tempel sey.

Es liegt ein Araber an einem Kaffebaume;
Ihm bringt in hellem Gold von dem durchsüſsten Schaume,
Den man aus Bohnen kocht, die die Levante schickt,
Ein nackter Liebesgott, der lächelnd auf ihn blickt.
Pandur trat kühn herein, und stieg zur Grotte nieder.
Ein heil'ges Schrecken fuhr durch seine starren Glieder,
Da er dem Gott sich naht, umringt von stiller Nacht,
Und fürchterlich geschmückt mit unterird'scher Pracht.
Er saſs im schwarzen Pomp. Das Zepter, das er führte,
War wie ein Löffelchen; die Krone, die ihn zierte,
Dem Zuckerhute gleich. Es steigt die blaue Gluth.
Vom rauchenden Altar, auf dem ein Kessel ruht,
Der unaufhörlich braust, von schwarzem Ruſs bezogen,
So wie des Phlegetons unaufhaltsame Wogen.
So manche Miſsgeburt, gezeugt vom finstern Spleen
Und dickem schweren Blut, umflattert rauschend ihn.

Das Hypochonder ſaſs und krümmte sich vor Schmerzen,
Und die Melancholie sprach Selbstmord in dem Herzen.
Pandur faſst einen Muth und ging hindurch zum Thron,
Bückt vor dem Gotte sich, und sprach mit rauhem Ton:
„Du, der du mit Kaffe die Leipziger belobest,
Und zur vornehmen Frau ein Gärtnerweib erhebest;
Der du mit deinem Trank Holzhacker so beglückst:
Als du im Staatsgemach den groſsen Herrn entzückst:
Ich nahe mich zu dir von fernem Ruf belehret,
Daſs dir des Schicksals Macht die seltne Gunst verehret,
Die Zukunft zu durchschau'n, und im Kaffe zu sehn,
Was Astrologen kaum durch das Gestirn verstehn.
O sage mir, Prophet, wird Rauſbold unterliegen?
Wird endlich über ihn der Pleiſse Mode siegen?

Und wird der Niedrige, nach aller meiner Müh,
Zuletzt doch noch ein Sclav von der Galanterie?»

Er schwieg. Der Gott versetzt: «Der Ruf ist wahr gewesen,
Daſs ich die Zukunſt kann aus dickem Kaſſe lesen;
Doch bist du nicht Pandur, der uns zuwider ist?
Und ist dein Rauſbold nicht ein wilder Renomist?
Soll ich, dem Feind von uns die Zukunſt zu verrathen,
Verrückt im Kopfe seyn, und auf dem Dreyfuſs braten?
Denn wisse, Schlägergeist, es kostet Müh und Schweiſs,
Eh' ich, vom Geiste voll, zu prophezeyen weiſs.»
Pandur versetzte drauf: «Du kennst schlecht deine Freunde;
Die Leipziger allein sind deine wahren Feinde.
Wie bin ich nicht erstaunt! wie ist dein Reich verheert!
Es raucht kein Tempel mehr, wo Knaster dich verehrt;
Dein sonst so mächtig Reich naht sich dem Untergange;

Das freye Kaffehaus seufzt jetzt im sclav'schen Zwange;
Die Stutzer dieser Stadt sind meist von dir getrennt,
Indem ihr Wankelmuth den Thee als Gott erkennt.
Und hat die Mode nicht die Neuerung ersonnen,
Und die Galanterie den Thee selbst liebgewonnen?
Nein! Jena, glaube mir, in Allem groſs und frey,
Verschmäht den weib'schen Thee, und ist nur dir getreu.
Willst du die Zukunft noch zu meiner Ruh durchschauen,
So will ich dir voll Dank drey Kaffehäuser bauen;
Von nun an soll Kaffe, um Weihrauch dir zu streun,
Wenn hoch geschmauset wird, des Schmauses Anfang seyn."

Er sagt es, und der Gott erhob vom Thron die Glieder,
Und setzt wahrsag'risch sich auf einen Dreyfuſs nieder;
Und alsobald erschien des Tempels Priesterin,

Die wilde Phantasie, und reicht ihm Kaffe hin.
Er trank; es herrscht um ihn geweihte grause Stille;
Doch plötzlich tönt die Gruft von schrecklichem Gebrülle,
Und blaue Flammen gehn von seinem Dreyfuſs aus;
Panduren überfiel ein ungewohnter Graus,
Als ihm die Phantasie den dicken Kaffe brachte,
Und der prophet'sche Gott also den Anfang machte:
„Was seh' ich? — In die Gruft des Schreckens geht der Held —
Der Panzer rauscht daher im schwarzen eisern Feld —
Ich sehe Schlacht und Krieg, und rühmliche Gefahren —
Kann dieser Held sein Herz vor Liebe nicht bewahren?
Er putzt, er pudert sich? Er ficht, es strömet Blut —
Wie? hat ein Leipziger solch einen tapfern Muth?
O laſs nicht ab, Pandur, und steh' ihm bey im Falle!
Dies ist das Rosenthal, ich seh', ich sehe Halle!"

Also der Gott. Sein Mund schäumt von prophet'scher Wuth;
Doch nach und nach senkt sich sein aufgebrachtes Blut.
Pandur bückt sich voll Dank; vom künſtigen Geschicke
Des tapfern Helden voll, eilt er zu ihm zuzurücke.

Indeſs versammelt sich der Mode Vorgemach.
Sie schimmert auf dem Thron, und rief dem Putz, und sprach:
„Geh' hin, geliebter Putz, zum ersten meiner Söhne,
Der Stutzer Obersten, Sylvanen, dem die Schöne
Sogleich ihr Herz ergibt, wenn seine Feder strahlt,
Und hohen Stand und Geld die goldne Weste prahlt.
Erweck' ihn, hilf sein Haar durch heiſses Eisen krümmen;
In Puder und Jasmin laſs seine Locken schwimmen;
Und wenn sich sein Verdienst im Gallakleid erhebt,
Und endlich seinen Witz des Schneiders Gunst belebt,

So laſs ihn in den Hecht zum Renomisten tragen,
Der wird vielleicht, wie er, der kurzen Tracht entsagen.
Er war sein alter Freund; sein schön gepudert Haar
Erreicht vielleicht den Zweck, der mir unmöglich war."

Sie sagt's, der Putz eilt fort. Sein Haar im West zerflogen,
Formirt den Sterblichen den schönsten Regenbogen.
Sein halb mit Gold gestickt, halb silbernes Gewand,
Das er mit viel Geschmack nachlässig um sich wand,
Wallt in der obern Luft im allerreinsten Schimmer,
Und bald erreicht sein Flug Sylvans geschmücktes Zimmer.
Sogleich verweilt den Blick die aufgeputzte Wand,
An der er manch Gemäld' auf bunten Tüchern fand.
Zween Spiegel, deren Last zwo groſse Schleifen hielten,
Und neidisch auf sich selbst in güldnen Rahmen spielten,

Entdeckten ihm sein Bild; und mit Zufriedenheit
Tritt er ins Schlafgemach. — In stiller Einsamkeit
Schlief ruhig noch Sylvan, und lieſs den Morgen sterben,
Den Nachttisch traurig seyn und den Kaffe verderben.
Ihm nahte sich der Putz und sprach: „Auf, junger Held!
Der Ruhm erwartet dich in der beglänzten Welt;
Und eine Gottheit selbst befiehlt dir zu erwachen:
Die Mode schickt mich her, dich heute schön zu machen.
Dein Bruder Raufbold ist in Leipzig angelangt;
Sollt' er nicht sehn, wie stolz der Stutzer aus dir prangt?
Eil' in den blauen Hecht, versuch' ihn zu bekehren.
Wer kann ihn, so wie du, die Mode lieben lehren?“

Indem erwacht Sylvan. Er trug vor kurzer Zeit,
Als ein Jenenser noch, ein ungesteiftes Kleid;

Doch Stutzer lehrten bald ihn den Kaput verachten.
Er ward ihr Oberhaupt, der Erst' in neuen Trachten.
So wie ein Renegat, mehr als ein Muselmann
Von frommer Wuth erhitzt, den Christen hassen kann;
So schien der Stutzer auch Jenenser mehr zu hassen,
Weil er vor kurzer Zeit erst ihre Tracht verlassen.
Er warf den Schlafrock um, noch halb vom Schlaf entstellt;
Und da der rasche Stoff von seinen Achseln fällt,
Macht er ein sanft Getön, indem die seidnen Falten
Mit säuselndem Geräusch zu dem Pantoffel wallten.
Sein Diener bringt Kaffe. «Pardieu!» — spricht er — «Johann,
Mir träumt sehr albern Zeug — doch zieh mich hurtig an,
Und dann frag' in dem Hecht, ob Raufbold angekommen.»
Er sagt's, und hurtig ward der Anputz vorgenommen.
Ein weiſser seidner Strumpf umwickelte das Knie.

Der Schuh, ein Meisterstück von seines Schusters Müh,
Erhob in schwarzem Glanz mit Band besetzte Kanten,
Und Schnallen schimmerten von Böhm'schen Diamanten.
Le Grand trat ins Gemach: ein lumpichter Franzos,
Doch in der seltnen Kunst, das Haar zu kräuseln, groſs.
Ein weiſses Puderhemd floſs zu des Stutzers Füſsen.
Le Grand baut das Toppee, und läſst die Locken schlieſsen.
Ein dicker Staub von Mehl, der still im Püster lag,
Schieſst ungestüm heraus und trübt den heitern Tag.
Der Putz half sein Toppee mit klugen Fingern thürmen,
Und setzte sich darauf, es tapfer zu beschirmen.
Den weiſsen Hals umgab ein schwarzes seidnes Band,
Das sich bey seinem Kinn in eine Schleife wand;
Ein neuer Modesammt, aus aschenfarb'ger Seide,
Voll Laubwerk schön gewebt, dient ihm zum Oberkleide.

Ein breitgewirktes Gold umgab der Weste Rand,
Und Atlaſs hieſs der Stoff, aus welchem sie entstand.
Sie war noch prächtig neu; die Farbe glich den Lüſten,
Wenn sie der Frühling leert von rauhen Winterdüſten.
Ein schwarzer Atlaſs war der Hüſten enges Kleid;
Das Uhrband schimmerte mit goldner Herrlichkeit.
Um seinen Degen war ein weiſses Band geschlagen,
Zum Zeichen, nie damit ein Blutduell zu wagen.
Sein Rohr aus Indien ziert ein besondrer Knopf,
Aus Meiſsner Porzellan ein Frauenzimmerkopf:
Der unbeseelte Ton sprach in das Aug' Entzücken;
Der Reiz war auf der Stirn, der Muthwill in den Blicken.

So stellte sich das Haupt von Leipzigs Stutzern dar.
Es rauschte West und Rock, es duſtete sein Haar,

Und um ihn her goſs sich, in süſser Atmosphäre,
Lavendel und Jasmin, der schönen Welt zur Ehre.
Ein kühnes Entrechat trug ihn zum Spiegelglas,
Wo er Toppee und Haar noch einmal klügelnd maſs;
Doch hätt' ihn, da der Schmuck ihm allzuschön geglücket,
Beynah sein eignes Bild, wie den Narziſs, entzücket.
Indeſs trat sein Lakay ins duftende Gemach
Und sagte: „Gnäd'ger Herr, ich fragt' im Hechte nach;
Ihr Traum hat wahr gered't; Herr Rauſbold ist gekommen,
Die Sänfte wartet schon, die ich mit hergenommen."

Sogleich fliegt er herab; allein indem er geht,
So schickt er noch zuvor zur Mode dies Gebet:
„O Göttin, welcher ich drey Stunden Zeit verschwendet,
Eh' ich den langen Putz auf dein Geheiſs vollendet;

Die Sänfte bringt mich jetzt zu einem Schläger hin,
Dem ich vielleicht ein Spott in meinem Anzug bin:
Doch deine Wunderkraft begleiten meine Lehren!
Vielleicht kann ich zu dir sein wildes Herz bekehren.“

So ſprach er, und ſein Wort drang zu der Göttin Höhn;
Die Mode liebet ihn, und ſie erhört sein Flehn.
Ein Complimentenheer muſs sich herab begeben,
Zu seinem Schutze ſeyn und ſeinen Mund beleben.
Der Putz verſammelt ſie, theilt ihre Schaaren ein,
Und er fängt vom Toppee gebiet'risch an zu ſchreyn:
„Du, zierlicher Brador, ſetz' dich auf ſeine Schleife,
Daſs um den weiſsen Hals dein ſchwarz Gefieder ſtreife;
Und wenn der Geiſt Scharmant die Knie ihm zierlich beugt,
So mache, daſs ſein Haupt ſich gleichfalls artig neigt.

Du aber, Seladon, liebäugle mit den Blicken,
Die Schönen, die ihn sehn, betrüg'risch zu bestricken.
Beredter Florimand, den Mund eröffne du,
Wenn sein Verstand nicht denkt; und denkt er, schlieſs' ihm zu.
Ihr andern Geister könnt auf seinem Hute sitzen.
Die Tresse soll ein Theil, ein Theil die Feder schützen.
Da, wo sein schroff Toppee die höchste Spitze macht,
Nehm' ich selbst meinen Sitz. Nehmt ihr mein Wort in Acht,
Und wird Sylvan beschützt, so will ich euch beglücken;
Wo nicht, so sollen euch die schwersten Strafen drücken.
Der Eine soll zwölf Jahr mit steifem Rücken stehn;
Der Andre soll niemals nach jungen Schönen sehn;
Der Dritte, wenn er scherzt, soll stets vernünftig scherzen,
Und Tobacksdampf soll euch die bunten Flügel schwärzen."

So sagt er; und die Schaar wird durch die Ehr' entflammt;
Mit stolzem Angesicht eilt Jeder an sein Amt.

Indessen läſst Sylvan die Thür der Sänfte schliessen;
Die Träger schreiten fort mit weitgedehnten Füſsen.

Geräusch und Lärm nahm nun im blauen Hechte zu.
Der wilde Renomist verläſst die lange Ruh,
Und hebt sein schweres Haupt, dem hohen Tag' entgegen,
Vom harten Stroh empor, auf dem er sanft gelegen.
Von seinen Lippen schallt ein Jenischer Gesang,
Und nach Kalmucken war sein allererster Gang.
Er stand im öden Stall und hing die schlaffen Ohren.
„Was machst du, armes Thier? hast du den Muth verloren?"
Sprach Raufbold ganz bewegt und gab ihm beſsres Heu:
Und dankbar wiehert er mit einem Lustgeschrey.
Da er zurücke ging nach seinem finstern Zimmer,
Umleuchtet plötzlich ihn des Stutzers heller Schimmer.

Der Renomist kann sich nicht so geschwind entziehn.
Sylvan fliegt auf ihn zu, umarmt und küsset ihn.
«Was Teufel! Bruderherz!» — sprach Raufbold voller Freuden —
«Wer hätte das gedacht bey unserm letzten Scheiden,
Daſs wir in Leipzig einst uns würden wiedersehn! —
Doch, Kerl, du bist dir ja, der Teufel hole! schön.
Gehst du beständig so, wie aus dem Ey geschälet,
Und sind die Haare stets in dem Toppee gezählet?» —
«Mon Cher,» — versetzt Sylvan — «wir leben hier galant:
In Leipzig gilt doch noch Verdienst und Adelstand,
Und ventre bleu! wer wird in Kleidern schlechter gehen,
Da wir hier jeden Tag die schönsten Damen sehen?
Doch, Bruder, wie konfus sieht nicht dein Anzug aus!
Wie kömmst du in den Hecht, in dies vilaine Haus?

Hat niemand dir im Thor den Engel angewiesen,
Und Artopö gelobt, und Waplern dir gepriesen?»

Indeſs erreichten sie das finstere Gemach.
Der Schläger schreyt: «Kaffe!» indem der Stutzer sprach:
«Herr Bruder, mich erfreuts, daſs du hier angelanget.
Nach einem Jen'schen Freund hat oft mein Herz verlanget.
Du bist ein hübscher Kerl; bleib hier, verändre dich;
Vergiſs die Jen'sche Tracht, und werde so, wie ich:
So sollst du hier mit mir ein Engelsleben führen,
Und ich will selber dich bey Damen produciren.»
Der Renomist macht ihm ein höhnisches Gesicht,
Und sagte: «Nein, Sylvan, zum Narren werd' ich nicht!»
«Zum Narren?» — fing Sylvan schon hitzig an zu fragen —
Doch indem ward Kaffee und Knaster aufgetragen.

„Da, Bruder, lange zu" — sprach Raufbold — „stopf dir ein!"
Allein es bat Sylvan, ihm gütigst zu verzeihn;
Er rauche jetzt nicht mehr. Kaum will es Raufbold glauben.
„Allein du wirst es mir doch hochgeneigt erlauben?"
Sprach er mit bitterm Spott. Die Pfeife ward gefüllt,
Die sein gesträubtes Haupt in dicken Dampfkreis hüllt.
Der Stutzer zitterte, in fremder Atmosphäre,
Wie im Kometenschweif des bangen Erdballs Schwere.

Der krieg'rische Pandur kam aus dem Stall zurück.
Die Neugier lenkt sogleich auf den Sylvan den Blick;
Doch wie verdroſs es ihn, da er den Puder wittert!
Sein Fluch macht, daſs das Heer der Complimente zittert,
Der Putz, ihr Führer, bebt, und Jeder wird erschreckt,
Da dieser wilde Geist mit Lachen sie entdeckt.

Wie wenn die Frösch' im Lenz aus lauen Sümpfen fliehen,
Und aus vertrautem Schilf an die Gestade ziehen;
Die Schaar, wenn etwas rauscht, vom Rand ins Wasser hüpft,
Mit flüsterndem Geräusch in schlanke Binsen schlüpft,
Bis auf den Boden sinkt; und sich kaum sicher schätzet,
Wenn in dem Wassergras das Heer vertraulich schwätzet;
Jedoch, sobald die Fluth nicht mehr von Wellen bebt,
Der kühnste Frosch zuerst sein dickes Haupt erhebt,
Und wenn der grüne Leib kein zitternd Wasser fühlet,
Mit seinen Füſsen steigt, und auf der Fläche spielet;
So bebt vor seinem Blick der Geister feige Schaar.
Der, von der Furcht gejagt, flieht in des Stutzers Haar;
Der in den groſsen Hut; und Jener in die Schatten,
Wo unter seinem Hals sich Bind' und Schleife gatten.
«O!» — ruft der Schlägergeist, indem er spöttisch lacht —

„Wie tapfer gebt ihr nicht auf euren Helden Acht!
Warum flieht ihr vor mir? Ich werd' euch nicht verderben;
Ihr seyd zu schön geputzt, und allzuklein zum Sterben."

Er sprach, und lachte laut. Zu tück'scher That geschwind,
Verwandelt sich sein Leib in einen Wirbelwind,
Der durch das Zimmer braust, des Stutzers Haar verheerte,
Und eine halbe Wand von dem Toppee zerstörte.
Jedoch der treue Putz baut schnell es wieder auf,
Und lieſs in seiner Wuth der Schmähsucht freyen Lauf.
Pandur verhöhnet ihn; doch nicht zum Krieg geschaffen,
Straft ihn des Putzes Witz mit stacheligten Waffen.
Die Helden standen auf. „Komm, Raufbold," — sprach Sylvan —
„Und sieh' einmal mit mir die hies'gen Gärten an."
Und alsobald gehn sie, dem Zufall überlassen.

Es donnert Raufbolds Fuſs, der Sporn klirrt durch die Gassen,
Der blanke Kieselstein ächzt unter seinem Schritt,
Und Fensterglas erbebt, indem er niedertritt.

Nicht fern vom Petersthor, auf dessen vordern Theilen
Der Helden Rüstung ruht, und die verzierten Säulen
Die Last der Kugeln drückt, die wie Kolossen stehn
Und in gevierte Reihn erhabner Linden sehn;
Auf dem berühmten Platz, der Muhmenplatz genennet,
Den, auf der Ammen Arm, die kleine Schöne kennet,
Und, wenn sie gröſser wird, an angenehmer Hand,
Die süſsen Triebe fühlt, die sie noch nicht gekannt:
Ging jetzt der Renomist an eines Stutzers Seite,
Kunst und Natur lockt ihn, mit angenehmem Streite;
Doch Apels Garten prangt in königlicher Pracht
Umsonst für seinen Blick, zum Schönen nicht erwacht.

Sein Fuſs tritt grimmig auf, daſs die Allee erzittert,
Daſs jede Bank erbebt und eine Linde splittert.
Die Pleiſse selber hebt, bekränzt mit jungem Rohr,
Ihr neubegierig's Haupt aus träger Fluth empor.
Sie sieht so manches Volk aus weit entlegnen Ländern:
Den Gallier, der floh, den Glauben nicht zu ändern;
Der Pol'sche Jude kömmt zu ihren Schätzen her,
Der Kaufmann Griechenlands, und der Armenier;
Es gehn an ihrem Strand die seltsamsten Gesichter,
Staatsleute voller Wind und abgedankte Dichter:
Doch niemals sah sie noch in ihrem weiten Reich
Solch einen jungen Herrn, dem Renomisten gleich.
Die Ungezogenheit sprach aus den wilden Blicken,
Die groſse Peitsche hing schief über seinem Rücken,
Der kurze Rock verrieth ein schmutzigs Oberhemd,

Und seine ganze Tracht war widerlich und fremd.
Es wieherten indeſs von ſern geschmückte Rosse,
Der Stutzer ward bestürzt beym Anblick der Karosse.
Selinde ſaſs darin. Der Schönheit Wunderschein
Verklärt Sylvans Gesicht, und Rauſbold ward zum Stein.
„Nun, Bruder,“ — sprach Sylvan — „mich dünkt, du bist getroffen!“
„Kann man dieſs Mädchen denn nicht nah zu sehen hoffen?“
Sprach Rauſbold ganz verwirrt. Es lächelte Sylvan,
Und fing also zu ihm mit süſsen Mienen an:
„Du sollst den höchsten Grad von meiner Freundschaft sehen,
Und sollst den Nachmittag mit zu Selinden gehen;
Doch, Rauſbold, anders nicht, als wenn du dich bekehrst,
Und dieses schöne Kind durch deine Tracht verehrst.
Gern wollt' ich dir ein Kleid von meinen Kleidern leihen;
Allein du möchtest mir den Antrag nicht verzeihen.

Wohlan, so putze dich in allem andern nur.
Es lege sich dein Haar in zierliche Frisur;
Ich will dir den Le Grand zu deinen Diensten senden,
Und der frisire dich mit schöpferischen Händen.
Doch zieh' die Stiefeln aus. Ist Kopf und Fuſs galant,
So siegt die Miene leicht im mäſsigen Gewand.
Um vier Uhr will ich dich mit zu der Schönen nehmen;
Allein kein wildes Wort muſs mich und sie beschämen.
Geh, mache dich bereit, ich meld' uns selber an."
Und Raufbold, voller Dank, umarmet den Sylvan.

Vierter Gesang.

Wie, wenn ein rauher Bär aus Lapplands kalten Wäldern,
Vom steten Nord entlaubt, zu den beschneiten Feldern
Mit trägen Klauen kömmt, sie halb erstarrt bewegt,
Sich mit bereifter Haut durch öde Furchen trägt,
Die Menschen zwar nicht flieht, doch sie auch nicht verletzet!
Bis, wenn die Lappen ihn durch ein Geschrey gehetzet,
Er sein befrornes Haupt unwillig aufwärts hebt,
Den lichten Schnee zerscharrt, mit breiten Tatzen gräbt;
Doch, wenn sein feiger Feind auf ihn zu gehn verweilet,
Er wiederum zurück in finstre Wälder eilet,

Mit brummendem Getös zu seinen Höhlen irrt:
So murrt der Renomist, da er verwundet wird.
Sylvan läſst ihn allein, und eilet aus den Linden;
Und Rauſbold denket nichts, als Anputz und Selinden.
Voll Unmuth warf er sich auf eine nahe Bank.
Er, den kein schöner Blick in Jena noch bezwang,
Fühlt tief in seiner Brust die angenehme Wunde;
Und diese Klage brach aus seinem Heldenmunde:
„Unwürdiger, du liebst? und schimpfſt den hohen Stand?
Und machst zu Leipzigs Spott dein Jenisches Gewand?
O Jena! muſstest du zum Unglück mich verjagen?
Ich Unbezwungner soll der Liebe Ketten tragen?
Zu Seuſzern ungewöhnt, fremd in galanter Kunst,
Bewerb' ich kriechend mich um eines Mädchens Gunst?
Und man verlangt von mir, abtrünnig schon deswegen,
Den Jenischen Kaput und Stiefeln abzulegen?“

So sprach er, und er sah starr auf den Boden hin. —
O Liebe, sieget stets dein stolzer Eigensinn?
Muſs man bey so viel Muth von diesem Jen'schen Helden,
Mit seiner Liebespein, auch seine Schwachheit melden?
Hast du die Schönheit nicht zum Unglück oft gebraucht?
Hat nicht um Helenen ein Ilium geraucht?
Sah nicht die ganze Welt, Philippens Sohn zur Schande,
Auf einer Nymphe Wort, Persepolis in Brande?
Wie oftmals suchen wir von eines Reiches Fall
Und mächt'ger Thronen Sturz, die Ursach überall?
Und oftmals, dürften wir in Menschenherzen lesen,
Ist nur ein schöner Blick der Grund davon gewesen;
Und eine Sultanin, erhitzt von Lieb' und Wuth,
Setzt oft allein um sich ihr weites Reich in Blut.
Muſs auch ein bloſser Blick den Schläger überwinden?
Doch, Held, du fällst mit Ruhm! — Ein Blick war's von Selinden.

Du schmückest den Triumph der gröſsten Siegerin.
Die Staatsperücke fällt zu ihren Füſsen hin,
Der lange Zopf wünscht sich an ihrer Sclaven Stelle,
Und alles huldigt ihr, der Degen und die Elle.

Indessen schäumt vor Wuth der Geist der Schlägerey.
„Wie?“ — ruft er brüllend aus — „mein Raufbold ungetreu?“

Sein Held eilt nach der Stadt, und kömmt, voll von Gedanken,
Vom stolzen Petersthor bis an die vordern Schranken.
Auf seinem Posten stand ein alter Stadtsoldat,
Ein sechzigjähr'ger Schutz der nie verlaſsnen Stadt.
Nie hatt' er auf den Feind die Flinte losgeschossen,
Sein Kriegesleben war in gröſster Ruh verflossen.
Den läſst zum erstenmal Mars auf die Kriegesbahn;
Der Renomist stöſst ihn mit starken Armen an.
Wie wenn man mit der Hand an die bejahrten Rinden

Halbhohler Weiden stöſst, die in den sichern Gründen
Noch stehn, weil sie ein Bach, der sie benetzt, belebt;
Und wie vom kleinen Stoſs die ganze Weide bebt:
So fühlt auch der Soldat die dürre Brust erschüttert,
Er wankt vom starken Stoff, und tritt zurück und zittert;
Der wilde Renomist höhnt ihn mit bitterm Scherz —
Und hier gab ihm Pandur die groſse That ins Herz,
Den nie erlangten Ruhm allein davon zu tragen
Und in die finstre Gruft der Häscher sich zu wagen.
Voll Freude jauchzet schon der schreckliche Pandur:
Doch Leipzigs Schutzgeist folgt unsichtbar Raufbolds Spur,
Und, von dem scharfen Blick Pandurens unentdecket,
Späht er den Vorsatz aus, der ihn mit Recht erschrecket.
Er eilet alsobald, vom kriegerischen Ort,
Zu der Galanterie, auf schnellen Schwingen fort.

Da, wo Versailles sich mit stolzem Haupt erhebet,
Und wo die Kunst die Flur trotz der Natur belebet;
Wo der Galanterie so mancher Sieg gelingt,
Wo mancher Staatsmann lügt und mancher Marquis singt,
Liegt ein verschonter Wald von Zeit und Sturm und Winden,
Den Seladons nur sehn und Clelien nur finden.
Hier hat bey einem Volk, das nie beständig ist,
Das Schwür' im Friedensſchluſs, wie in der Eh', vergiſst;
Und voller Mitleid nur auf Deutsche Treue schauet,
Sich die Galanterie ein prächtig Schloſs erbauet.
Ein Mädchen, schön und wild, steht an dem stolzen Thor;
Die volle Brust ist bloſs, den Leib umhüllt nur Flor,
Der mehr verräth, als deckt; Verführung heiſst die Dame,
Doch bey Franzosen ist nur Artigkeit ihr Name.
Verstellung trägt allhier der edlen Treue Kleid,

Und um sie her steht List und falsche Zärtlichkeit.
Auf einem stolzen Thron, von Sammt und Gold beschweret,
Sitzt die Galanterie, die man hier bückend ehret.
Zu ihren Füſsen schwingt der kleine Gott Roman
Den sieggewohnten Pfeil. Ihn hat der Alten Wahn
Den Liebesgott genannt; mit seinen schwachen Händen
Verwirret dieses Kind das Glück von allen Ständen.
Die Wollust schildert er unschuldig, sanft und hold,
Und manchen Crebillon hat er in seinem Sold;
Er hat manch Herz verderbt, und manchen Kopf verwirret,
Daſs er im Labyrinth der Liebe sich verirret.

Der Schutzgeist Leipzigs war dem Thron der Göttin nah.
Als sie ihn noch von fern mit trübem Antlitz sah,
So rufte sie ihm zu: „Was quälen dich für Sorgen,
Getreuester Lindan? Hast du an diesem Morgen

Dein schönes Haar verbrannt? Ist es nunmehr zu kurz?
Wächst dein Toppee nicht mehr? Verschieſst dein blauer Schurz?“

Er aber bückte sich, und sprach mit ernsten Mienen:
„O Göttin, welcher wir auch an der Pleiſse dienen,
Seit dem Germanien begierig nachgemacht
Was hier der Schneider träumt und jeder Narr erdacht:
Du hast es selbst gesehn, wie Raufbold uns erschrecket.
Allein ich habe schon sein stolzes Herz entdecket;
Er liebt — Selinde hat die groſse That gethan.
Doch, Göttin, send' ihm noch den mächt'gen Gott Roman,
Damit er sein Gehirn mit süſsem Dunst umhülle,
Und manches Abentheu'r die Einbildung erfülle:
So wird der Renomist, der uns so lang getrutzt,
Ein Stutzer, wie Sylvan, der sich am Nachttisch putzt.“

Er schwieg. Es tönt der Saal, die bunten Pfeiler beben.
Von jedem schönen Mund wird Beyfall ihm gegeben,
Und die Galanterie sprach so mit süſsem Ton:
„Geh, waffne dich, Roman, du mein geliebter Sohn,
Und ſolge diesem Geist bis in die stolzen Linden,
Die Lorbern warten dein, du gehst zum Ueberwinden.
Besiege Raufbolds Herz, und einen Schlägergeist,
Den schrecklichen Pandur, der von der Mod' ihn reiſst."

Sie sagt's; der Gott Roman hebt seine Purpurflügel,
Und schwingt sich, wie Lindan, hoch über Thal und Hügel;
Indem sein schneller Flug durch blaue Lüfte stieſs,
Entdeckt er unter sich das prangende Paris.
Sein Einfluſs macht, daſs sich die wilden Köpf' erhitzen,
Und von verliebtem Tand die Druckerpressen schwitzen.

Es wurden unter ihm, durch seinen hohen Schwung,
Viel Avantüren reif, und Hexenmährchen jung.

Vor Leipzig senken schon die Pilger ihr Gefieder,
Roman schieſst in den Hecht, zu seinem Siege, nieder.
Er trat in das Gemach, wo Raufbold mit dem Arm
Sein schweres Haupt gestützt; voll Gram und innern Harm
Schaut er um sich herum; Pandur sah es und fluchte,
Ob er sein Schicksal gleich sich zu verbergen suchte;
Obgleich sein wilder Hauch in Raufbolds Seele stürmt
Und ob Gedanke gleich sich auf Gedanken thürmt.
Indessen spannt Roman den siegesvollen Bogen,
Kaum ist der starke Pfeil in Raufbolds Herz geflogen,
So ändert er sogleich die grimmige Natur:
Er spricht aus süſsem Ton, und es erblaſst Pandur.
So wie ein sichrer Hirsch aus seinem Stande setzet,

Wenn ihn im dicken Forst ein wilder Pfeil verletzet;
Er färbt mit seinem Blut den unglücksel'gen Ort,
Und träget Pfeil und Tod auf rothem Rücken fort:
So springt auch Raufbold auf, sein Herz ist überwunden,
Und fühlet, trotz Pandur, der Liebe süſse Wunden.
Die Mode kam jetzo, und siegt mit besserm Glück.
Pandur verbirget sich, beschämt vor ihrem Blick;
Der Renomist verschmäht im Herzen Jen'sche Trachten!
Es jauchzete Roman, die Complimente lachten.
Le Grand trat in's Gemach, voll art'ger Höflichkeit;
Mit einem alten Rock, von Puder überstreut.
Er sprach aus süſsem Duft wohlriechender Pomaden:
„Der Herr Baron Sylvan schickt mich zu Ihro Gnaden,
Ihr schönes braunes Haar kömmt in die rechte Hand.
Zwo Stunden nur, mein Herr, so sind Sie ganz galant."

Er sagt's, und läſst sogleich den Schläger niedersitzen.
Die Schere wüthete mit zwo geschärften Spitzen,
Sein Haar wird abgemäht, so wie ein reiſes Feld,
Das vor dem wilden Hieb der scharfen Sichel fällt.
Nun muſsten Locken sich in Papiljotten pressen;
Sie wurden vom Le Grand sorgfältig abgemessen;
Sie rauchten dampfend auf, gequetscht vom heiſsen Stahl,
Und dreymal ruht Le Grand vor ungewohnter Qual.
Er hatte nie ein Haar, wie dieses Haar, gesehen;
Es schien, den Borsten gleich, dem Kamm zu widerstehen;
Doch dem Herkul'schen Fleiſs bleibt nichts mehr hinderlich:
Stolz hebt sich sein Toppee, und Locken ründen sich.
Die Puderwolke floſs auf seine Locken nieder;
Der neue Stutzer nies't, und das Gemach schallt wieder.
Nun macht sich das Gefolg der Mode zu ihm her.

Ein kleiner Geist besieht sein schreckliches Gewehr:
Den Degen, der so oft das Jen'sche Pflaster fühlte,
Und der sich oft mit Blut im wilden Zweykampf kühlte.
Ein andrer Geist, der Tanz, nahm seine Handschuh wahr,
Und zog sie lächelnd an, und bot ihm weiſse dar.
Von einem dritten Geist ward ihm der Hut entführet,
Den die geschickte Hand Französisch aufstaffiret.

Indem erschien Sylvan, und holt den Schläger ab,
Der, einer Musche gleich, ihm gröſsre Schönheit gab.
Der Stutzer lächelte, daſs ihm der Sieg gelungen,
Und seiner Schönen Blick auch Raufbolds Herz bezwungen.
Die frohe Mode sieht den beyden Helden nach,
Und beyden öffnet sich Selindens Staatsgemach.
Die Assemblee erstaunt vor diesem seltnen Paare.

Ein Schläger nach dem Kleid, ein Stutzer nach
dem Haare,
Macht Raufbold ganz verwirrt ein krummes
Compliment,
Und starrt Personen an, wovon er keine kennt.
Ein Bauer, welcher nie ein Schauspiel ange-
sehen,
Pflegt in der Oper so gedankenlos zu stehen;
Er starrt mit offnem Maul, und glaubet dumm
manchmal,
Er sey auf einmal nun im ew'gen Freuden-
saal.
Der Stutzer präsentirt den Schläger an Selin-
den;
Der wilde Renomist kann keine Worte fin-
den;
Ihr Blick bezaubert ihn; er bückt sich starr und
stumm;
Holdselig lächelnd kehrt Selinde sich herum:
„Was ist das für ein Thier, das Sie mir präsen-
tiren?
So manches schöne Kind wird dieser Held ver-
führen.
Welch ein scharmanter Rock! O, sehn Sie ihn
doch an!
Wie heiſst der Paris denn, mein Herr Baron
Sylvan?"
So spottet hinter ihm die angenehme Dame.
Der Stutzer winkt, und sprach: „Von Raufbold
ist sein Name." —

„Von Raufbold? wie? im Ernst?" — fiel ihm die Schön' ins Wort.
Es schwur Sylvan: „Ma Foi!" und fuhr mit Lachen fort:
„Er ist in Sie verliebt. Er stürmt zehn Häscherwachen,
Wenn es Ihr Mund befiehlt." Die Schöne fiel vor Lachen
In einen Lehnstuhl hin; und Raufbold trübet schon
Mit Runzeln seine Stirn, die Tod und Schrekken drohn.
Vergebens suchen ihn zween Herrn zu unterhalten;
Er legt die krause Stirn in unzufriedne Falten.
Roman, der ihm gefolgt, sieht seines Sieges Frucht;
Er überströmt sein Herz mit wilder Eifersucht.
Der Zwietracht Fackel flammt; er sieht als ein Verbrechen
Selindens Lachen an, und denket sich zu rächen.
„Wie? Raufbold!" — lispelt ihm jetzo Pandur ins Herz? —
„Man macht aus deiner Tracht und deinen Sitten Scherz?
Ist denn aus deiner Brust die Ehrsucht ausgerottet?

Ein sprödes Mädchen lacht, ein dummer Stutzer spottet;
Und du stehst feig und stumm, und siehst den Spott mit an?
Verführte darum dich der sklavische Sylvan
Zu Puder auf dem Kopf, zu Strümpfen an den Füſsen,
An seinen Wagen dich, als Sieger anzuschliessen?
Vergebens ist dein Kopf von Weizenmehle weiſs;
Er gibt verräth'risch dich dem Spott der Nymphe preis,
Die er bezwungen hat. Doch was sag' ich, bezwungen?
Die er dir wider Recht meineidig abgedrungen.
Denn ist sie denn nicht dein? Hat nicht dein tapfrer Mund
Sie zur Scharmant' erklärt? Hat nicht dein tapfrer Schlund,
Der zwanzig Ganze lieſs zu deinem Magen rinnen,
Die Ehre hoch erkauft, ein Mädchen zu gewinnen?
O Raufbold, mache dich von solchen Fesseln frey,
Und zeige, daſs dein Herz noch nicht erniedrigt sey.

Selinde bleibet dein! — Will sie Sylvan erwerben,
So laſs nach dem Gesetz ihn saufen, oder sterben!
Wer tritt ein Mädchen ab, auch bey dem schlechtsten Muth?
Entweder ströme Bier, wo nicht, so flieſse Blut.
Willst du das Grundgesetz der Jen'schen Welt verwandeln,
Wie ein Philister stehn und wie ein Pinsel handeln?

So sprach der wilde Geist, und lieſs das was er sprach
In Raufbolds harter Brust mit Feuerschriften nach.
Der Renomist dreht um, und ohn' ein Wort zu sprechen
Eilt er aus dem Gemach, am Stutzer sich zu rächen.
Er hört, daſs hinter ihm ein laut Gelächter tönt,
Das auf der edlen Flucht weitschallend ihn verhöhnt.
„Mokirt euch nur,“ — sprach er, „ihr, abgeschmackte Nymphe,
Und du, geputzter Narr! — Blut wäscht von jedem Schimpfe.“

Er eilet in den Hecht mit weitem Schritt zurück,
Und wie ein Meteor flammt sein erzürnter Blick.

* * *

Bey den Jenensern ist ein alt Gesetz in Ehren,
Das alte Bursche stets die junge Nachwelt lehren;
Das man mit Ehrfurcht sagt und unverbrüchlich hält,
So lang' in Jena noch die Freyheit sich erhält.
Dies ist's: So oft man sich vor volle Gläser setzet,
Wählt sich der nasse Bursch' ein Mädchen, das er schätzet.
Zu der Scharmante wird sie ſestlich deklarirt,
Und dem Amanten nie mit andrer Art entführt,
Als sich auf offnem Markt den Hals mit ihm zu brechen;
Und, wenn es Freunde sind, in Bier sie abzuzechen.
Man säuft sich von Verstand bloſs auf ihr Wohlergehn.
Man kennt die Schöne nicht als daſs man sie gesehn;

Doch dies ist genug, deshalb die Schnurrbartey zu stürmen
Und sie mit Bier und Blut herkulisch zu beschirmen:
Die Renomisten sinds, die dies Gesetz erhöht,
Durch deren Heldenstahl es immer noch besteht.
Sie lassen eh' Toback und Karten untergehen,
Als dieses Grundgesetz der Jen'schen Welt verschmähen.
Ein alter Renomist, als er im Zweykampf starb,
Und in dem Paradies *) die Hölle sich erwarb,
Sprach noch mit blassem Mund zu seinen Sekundanten:
„Beschützet dies Gesetz, beschützet die Scharmanten.
Die Seel' entflieht mir jetzt, die Freyheit nicht zugleich.
Sie und mein Degen kömmt nach meinem Tod auf euch —
Braucht ihn, daſs dies Gesetz kein feiger Kerl verhöhne,
Sauft, fechtet, und sterbt so, wie ich, für meine Schöne!"

---

*) Eine Gegend um Jena.

Dies alles wiederholt der wilde Renomist
In öder Einsamkeit, die schrecklich um ihn ist.
Er flucht durch das Gemach; Roman flieht nun erschrocken;
Er stürzet wüthend sich in seine schönen Lokken,
Und was Le Grand mit Müh in Stunden aufgethürmt,
Das wird im Augenblick verwüstend durchgestürmt.
Der Puder steigt empor, die Locke wird zerstöret,
Und wie ein dicker Wald sein stolz Toppee verheeret.
Wie auf dem rauhen Harz, wenn durch den hohen Wald
Die wilde Kuppel bellt, das laute Hüfthorn schallt,
Mit wildgestäubtem Haar ein aufgebrachter Hauer
Den dickverwachs'nen Hain, wo er im schwarzen Schauer
Bemooster Eichen lag, mit festem Zahn zerstückt,
Und den beharzten Leib aus spröden Büschen rückt:
So wüthet Raufbold auch, erzürnt und unerschrocken,
In ein Toppee voll Mehl und parfümirte Lokken.

Sein Schutzgeist aber jauchzt, daſs ihm der Sieg gelingt,
Und Lieb' und Mode nicht des Helden Herz bezwingt.
„Wie?“ — sprach der Renomist — „er nimmt mich zu der Schöne,
Damit man meine Tracht mit blut'gem Spott verhöhne?
Und überdies gehört Selinde mir allein!
Sie kann von Zweenen nicht zugleich Scharmante seyn!
Sie zu erkaufen, lieſs ich Bier mit Strömen flieſsen;
Mit gleicher Tapferkeit will ich auch Blut vergieſsen.
Wir wollen sehn, Sylvan, wie scharf dein Degen ist;
Ob du so stark damit, als mit der Zunge bist?
Treuloser, konntest du die alte Freundschaft brechen?
Allein ich bin beglückt; ich will und kann mich rächen.“

Er sprach noch, als die Schaar von seinen Brüdern kömmt
Und mit Umarmungen des Zornes Fluthen hemmt.
Von Torf, ſein von Geruch, schrie: „Was der Hagel! Bruder,

Der Teufel hole mich, hier stinkt Pommad' und Puder!
Wie, Raufbold! Nimmermehr! Ein Renomist frisirt?
O Pinsel, welch ein Narr hat dich dazu verführt?"

So sagt er, und das Blut steigt wild in Raufbolds Wangen.
Nie war auf ihnen noch die Schamröth' aufgegangen;
Er ward zum erstenmal in seinem Leben roth,
Doch wahrsagt diese Scham Sylvanen Blut und Tod.

„Setzt euch und höret mich" — sprach er — „geliebte Brüder!"
Sie setzen alle sich, gleich strengen Richtern, nieder;
Nur Raufbold stand allein. Voll Wuth und Eigensinn
Schaut er mit tiefem Ernst in die Versammlung hin
Und sprach: „Ihr seht mich hier von meiner Höh' gestürzet,
Ihr seht mein Haar verstutzt und mein Toppee verkürzet.
Ich schmiegte klein genug mich in der Mode Joch,

Und Torf hat völlig recht, der Puder stinket noch.
Doch seht zu gleicher Zeit, wie ich dies Haar zerzauset;
Die allergröſste Wuth hat das Toppee durchbrauset:
Es sträubt gleich Borsten sich; ich bin euch wieder gleich;
Mit edlem Stolz flieh' ich der Mod' und Liebe Reich.
Ich baute Locken auf, ein Mädchen zu besiegen;
Die Rache reiſst sie ein, und Rache heiſst mich kriegen.
Sylvan hat mich beschimpft, Selinde mich verlacht;
Man spottete voll Hohn auf meine Jen'sche Tracht.
Sagt, Brüder, muſs ich mich nicht billig vor euch schämen?
Allein noch kann ich mir die Rache selber nehmen;
Vielleicht mach' ich bey euch den Fehler wieder gut,
Und wasche meinen Schimpf in dieses Schurken Blut.
Sagt, Brüder, darf ich wohl die edle Zeit verlieren?
Muſs ich nicht heute noch den Feigen provociren?»

„Ja, freylich!" ruften sie voll Eifer allesammt,
Und Raufbolds Herz und Kiel ward alsobald entflammt;
Von Lieb' und Raserey und Eifersucht getrieben,
Ward scharfer Spott erdacht, und das Kartell geschrieben.
Wie jauchzte nicht Pandur! Er zeigt sich alsobald,
Und nimmt vom Hausknecht Hans das Kleid und die Gestalt.
Er eilt mit dem Kartell, den Stutzer aufzufinden;
Sein Weg war nicht umsonst, er fand ihn bey Selinden.
Der Stutzer liest beym Spiel das krieg'rische Kartell.
Voll Tapferkeit und Muth, und im Entschlieſsen schnell,
Schrieb er mit Bleyſtift nur darunter diese Worte:
„Ich komme ganz gewiſs zu dem bestimmten Orte."

Fünfter Gesang.

Das wicht'ge Lombrespiel war jetzt nicht wichtig g'nug.
Sylvan verstellte sich; Selinde merkt Betrug;
Die Schlachtordnung hört auf; es fielen ungerochen
Die Lombrekönige, von Freundesschwert durchstochen.
Spadilje saſs verzagt in schandewerther Ruh,
Und als ein Dummkopf gab Sylvan die Basta zu.
Selinde sieht erstaunt den Stutzer Fehler machen;
Der Argwohn und die Furcht vor seiner Ruh erwachen;
Das Spiel hört plötzlich auf, daſs durch des Schicksals Schlag
Der König und der Sclav vermischt zusammenlag.
So liegt im weiten Thal des Todes bey einander
Der Räuber und der Held: Cartouch' und Alexander.
Selindens trüber Blick spricht Unzufriedenheit,

Und alles eilet fort vor der bestimmten Zeit.
Sylvan nimmt seinen Hut, und will sich ihr empfehlen:
„Grausamer" — sagte sie — „du willst es mir verhehlen,
Was deinen freyen Blick in Unordnung gebracht?
Sprich, ist es nicht der Brief, der dich verwirrt gemacht?"
Der Stutzer wird bestürzt. „Ja," — sagt er — „deinetwegen
Zieh' ich mit tapfrer Faust den sieggewohnten Degen.
Der Brief war ein Kartell; der wilde Renomist
Glaubt, daſs ein Leipziger ein Bärenhäuter ist;
Doch, Schöne, da ich jetzt für deine Schönheit streite,
So ist auch schon der Sieg mit Lorbern mir zur Seite."
Selinde, die erblaſst in ihren Lehnstuhl sinkt,
Und in dem bittern Schmerz gesalzne Thränen trinkt,
Schien in Verzweifelung und Wehmuth zu zerflieſsen
Und lieſs den ganzen Strom der wilden Klagen schieſsen.
„Grausamer," — sagte sie — „Du bist nicht meiner werth!

Versichre ja mich nicht, daſs mich dein Herz verehrt!
Wie? mein Geliebter will ein wilder Schläger werden?
Ja, ja, du bist es schon in Sitten und Geberden.
Geh, Wilder, schlage dich; — doch rühme dich nur nicht,
Daſs ich den je geliebt der gleich die Hälse bricht.
Und mit dem wilden Thier willst du den Zweykampf wagen?
Wie bald wirst du den Tod auf blassen Lippen tragen!
Grausamer, nein, du bist in Leipzig nicht erzeugt,
Und eine Furie hat dich mit Gift gesäugt!
O hättest du zu mir die kleinste Gunst getragen,
Und wärst ein Leipziger, du würdest ihn verklagen."

Sie schwieg; so wie ein Baum den stolzen Wipfel neigt,
Wenn ihn jetzt bald der Süd, und bald der Nordwind beugt;
So wird Sylvan bestürmt Er wankt auf beyde Seiten:
Die Liebe heiſst ihn fliehn, die Ehre heiſst ihn streiten;

Allein die Ehre siegt. „O Schöne!" — fing er an —
„Was foderst du von mir! Verdiente wohl Sylvan
Selindens Zärtlichkeit, wenn er sich fürchten wollte,
Und wenn sie ungestraft ein Raufbold schimpfen sollte?
Ich habe manchen Kampf mit allem Glück gewagt;
Und Raufbold spricht zwar groſs, allein er ist verzagt.
Erheitre du mein Glück mit deinen hellen Strahlen,
So soll gewiſs sein Blut die Ausfodrung bezahlen."

Er sagt's, und eilt sogleich beherzt aus dem Gemach.
Selinde sieht ihn gehn, und sieht ihm weinend nach,
Und schickt voll Todesangst viel Wünsche zu den Sternen,
Von ihres Lieblings Haupt das Unglück zu entfernen.

Der zärtliche Lindan, der Schutzgott Leipzigs, sieht,
Daſs über seinen Sohn ein Ungewitter zieht;

Voll banger Sorgsamkeit eilt er mit schnellen Flügeln
Zu der Galanterie, ihr Streitheer aufzuwiegeln.
„O Göttin“ — ſing er an — „ich muſs um Beystand ſlehn.
Wie oft zwingt mich die Noth, zu deinem Thron zu gehn!
Doch, Göttin, kann ich wohl der Stutzer Haupt verlassen
Und Stutzer untergehn, und Schläger siegen lassen?
Kaum wird am Horizont die künſt'ge Sonne stehn,
So wird das Rosenthal den schärfſten Zweykampf sehn.
Suchst du nicht Raufbolds Arm, o Göttin, aufzuhalten,
So kann ein einz'ger Hieb Sylvanens Haupt zerspalten.
Der Zweykampf ist gewiſs; die Streiter sind voll Wuth;
Ich, Göttin, zittre schon vor Scenen voller Blut.“

Er sagt's, und heftete mit trauriger Geberde
Den Supplikantenblick voll Thränen auf die Erde.
Die Göttin fühlt den Schmerz; voll Mitleid sagte sie:
„Wie schwach ist nicht der Blitz von der Galanterie

Im Streit und im Duell! Sollt' ich ein Herz bekriegen,
Und über Sprödigkeit verstellter Tugend siegen;
Sollt' ich etwa voll List den Ehmann hintergehn;
So wäre meine Macht bereit dir beyzustehn.
Doch die Galanterie, was kann die da dir nützen,
Wo wilde Kämpfer stehn und blanke Degen blitzen?
Weit besser steht gewiſs die Göttin Schlägerey,
Die an der Saale herrscht, dem Leipz'ger Helden bey.
Sylvan hat unter ihr in Jena noch gefochten,
Und manchen Lorbeerkranz ihr um die Stirn geflochten;
Sey klug und sey beredt, und fodre von ihr dreist,
Zu deines Helden Schutz, auch einen Schlägergeist.
Ich kann dir weiter nichts zu deinem Troste sagen,
Als daſs wir das Duell mit anzusehen wagen."

So die Galanterie. — Lindan stürzt in die Luft,
Und eilt zur Schlägerey in die berühmte Kluft.

Als Hausknecht war indeſs Pandur zurückgekommen.
Die Stürmer hatten schon Sylvans Entschluſs vernommen,

Und alle lobten ihn und seinen Heldenmuth,
Und ruften: das ist noch ein edles Jen'sches Blut!"

Ein Renomist wird stets des Andern Muth erheben,
Und das verdiente Lob zuerst dem Gegner geben.
Den tapfern Feind rühmt oft ein groſsmuthsvoller Held,
Damit man seinen Sieg für desto wicht'ger hält.

Nun stürzten sich auſs neu des Bieres braune Wellen
Aus dem zu vollen Glas. So wie die Fluthen schwellen,
Wenn auf dem schweren Nil der nasse Südwind schwebt,
Und über Strand und Damm die wilden Wasser hebt;
Und wie im lauen Lenz, wenn sich die Nacht verkürzet,
Der aufgelöste Schnee von hellen Felsen stürzet,
Mit rauschendem Getös in öde Thäler dringt,
Wo ihn im Augenblick der dürre Sand verschlingt:
So stürzt das braune Bier, mit rauschendem Gezische,
Dem schnellen Waldstrom gleich vom überschwemmten Tische.

Des glimmenden Tobacks verdoppelter Gebrauch
Umnebelt das Gemach und füllt die Luft mit Rauch;
Es steigt Dampf und Gesang aus ihren rauhen Hälsen,
Und es glühn hier und da gluthschwangre Aschenfelsen.
Der jauchzende Pandur ermuntert ihren Sinn.
Entzückungsvoll schaut er auf die Verwüstung hin;
Er breitet über sie die fürchterlichen Schwingen,
Und läſst mit rauhem Mund sie Heldenthaten singen.
Der Barden Lied hob oft die Deutsche Tapferkeit;
Und Jeder ward ein Held, ein Hermann in dem Streit.
Auch jetzo feu'rt ein Lied des Renomisten Wangen
Zum allerschrecklichsten und kühnsten Unterfangen.
„Wer“ — fing er muthig an — „kennt, Brüder, unter euch
Das mir an jedem Ort verhaſste Schnurrenreich?
Wo wohnt die Häscherschaar, das Schrecken aller Feigen?

Darf man nie ungestraft zu dieser Hölle steigen,
Und sehn, ob man den Kerls die Hälse brechen kann?
Wer führt mich unter euch zu dieser Ehrenbahn?
Mein Amt verlangt von mir, von allen Schnurrbarteyen
Jedweden Musensitz groſsmüthig zu befreyen.
So wie ein Reiter bebt, wenn der Befehl ihn zwingt,
Daſs er verzweiflungsvoll in Bajonette dringt:
So bebt auch jetzt die Schaar von Raufbolds nassen Brüdern;
Das Jauchzen und die Lust hört auf in ihren Liedern.
Der Tapferste, von Torf, stand endlich auf und sprach:
Warum fragst du so sehr nach unsern Häschern nach?
Und welch ein toller Geist schuf in dir den Gedanken,
Die Hölle zu besehn, mit Teufeln dich zu zanken?
Die Häscherstube gleicht dem finstern Höllenreich;
Sie selber, glaube mir, sind wilden Teufeln gleich.
Ein Harnisch, den noch nie ein Riesenschwert durchhauen,

Und Stangen waffnen sie, und senden Furcht und Grauen
Vor ihren Schritten her, und ihnen folgt der Sieg."
Der edle Jüngling sagt's, und setzte sich und schwieg.
Der tapfre Renomist erwiederte verwegen:
„Wer kann mir widerstehn? Beschützt von diesem Degen,
Wollt' ich wie Herkules hinab zur Hölle gehn,
Und kühn den Acheron und den Kocytus sehn.
Ja, Bruder, glaube mir, das Luder mit drey Rachen
Wollt' ich, mein Seel! so zahm wie einen Schooſshund machen.
Warum sollt' ich denn nun nicht so verwegen seyn
Und diesem Häscherpack in eigner Wohnung dräun,
Mein Muth soll hier so gut, als wie in Jena, jagen;
So wahr ich Raufbold bin, so wahr will ich es wagen!"

So sagt er, und steht auf; und alle folgten ihm
Mit Riesenschritten nach. Pandur braust ungestüm

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Vor seinem Liebling her bis zu der Häscherhöhle,
Und gieſst Verwegenheit in seines Helden Seele.

Die träge Finsterniſs warf schon mit brauner Hand
Auf Leipzig Schlaf und Traum, und Still' auf Feld und Land;
Schon sah man den Boot den festen Pol umgehen,
Und manche Sonne sich im kalten Norden drehen;
Der Mann, die gnäd'ge Frau und ihre Hunde ruhn;
Der Wangen Lilien und Rosen lagen nun
In Tüchern abgewischt; und manches Gipsgesichte,
Am Tage lang gehaſst, eroberte bey Lichte:
Da kam der Renomist und seine treue Schaar
Auf den einsamen Markt, der jetzt ihr eigen war.
Gestiefelt ist ihr Fuſs, umgürtet ihre Lenden,
Und Schlägerhandschuh sind an den Cyklopenhänden.
So oft ihr Riesenfuſs mit Schrecken niedertritt,
So oft erbebt der Markt, und jeder Wächter mit.
Sie ziehn die Degen aus, die Strahlen um sich streuen.

Wie wenn die Löwin sich aus öden Wüsteneyen
Des dürren Lybiens mit ihren Jungen trägt,
Mit langsam trägem Schritt sich durch den Sand bewegt,
Das dürre scharfe Laub mit schweren Klauen drücket,
So manchen spröden Busch mit breiter Brust zerstücket,
Und ein Geräusch erregt, das durch die Felder eilt
Und in der sanften Nacht die stillen Lüfte theilt:
So hört man ihren Schritt und den gezognen Degen,
So leise sie auch gehn, ein sanft Geräusch erregen.

Da, wo der grüne Thurm am Rathhaus sich erhebt,
Sind die Behausungen, die ew'ge Nacht begräbt:
Der Knechte Schaar wohnt hier. Das fürchterliche Schrecken
Steht an dem dunkeln Thor; und an den beyden Ecken
Lauscht in der Dämmerung schreckvoller Einsamkeit
Die schlaue Hinterlist, und die Verwegenheit.
Der Renomist steht still, und eh' er weiter eilet
Ward also sein Befehl dem kleinen Heer ertheilet:

«Mein Fuſs tritt jetzt den Weg zu ew'gem Nachruhm an;
Doch Keiner folge mir zu dieser Ehrenbahn!
Die That ist schwer und groſs, und kühn mein Unterfangen,
Den Lorbeerkranz davon will ich allein erlangen.
Von meiner Tapferkeit allein, doch g'nug, beschützt,
Geh' ich in dieses Loch, durch edle Rach' erhitzt.
Verfolget mich der Schwarm, so steht mir bey, ihr Brüder!
Allein ich schmeichle mir, ich seh' euch siegend wieder.»

Er sagt's; und stürzet sich, des hohen Siegs gewiſs,
Mit löwenmäſs'gem Muth in dicke Finsterniſs;
Und sein Pandur erhebt zur tollen That die Seele:
So ging es denn beherzt zur dunkeln Häscherhöhle.
Das Schrecken hält ihn an und haucht ihm ins Gesicht
Und treibt sein Haar empor: allein er fliehet nicht.
Aeneas, und mit ihm die kumische Matrone,
Begaben einst sich so zu Plutons schwarzem Throne.

Vergebens schreckte sie manch scheuſsliches
Phantom,
Der wilde Höllenhund und des Kocytus Strom.
Sie lieſsen sich beherzt in Charons Nachen
laden,
Und traten glücklich aus an stygischen Ge-
staden.
Es öffnet sich von selbst das fürchterliche Thor.
Pandur geht unsichtbar dem jungen Helden vor;
Allein kaum sieht er sich in dieser tiefen Grotte,
Und schaut in wilder Pracht der Knechte ganze
Rotte:
Als ihn der Muth verläſst, und das Entsetzen
kömmt
Und einen kalten Strom von Schauder auf ihn
schwemmt.
Die Häscher sahn ihn nicht; Pandur hielt ihn
verborgen.
Sie saſsen unter sich und spielten ohne Sorgen;
Der müſs'ge Panzer hing an der beruſsten
Wand,
Bey dem ihr Mordgewehr, die lange Stange,
stand.
Der abgenomm'ne Helm lag dräuend neben
ihnen,
Und Muth und freyer Scherz sprach aus den wil-
den Mienen.
Auch übten ein'ge sich in stolzer Sicherheit,
Spartan'scher Jugend gleich, zu einem künft'gen
Streit:

Sie warfen nach dem Ziel mit ihren schweren Stangen
Und Jeder sucht erhitzt den Lorbeer zu erlangen.
Vergebens lockte sie das angenehme Bier,
Sie folgen jetzt allein der hohen Ruhmbegier.
So kämmten Griechen einst in schützenden Gebirgen
Ihr langes gelbes Haar, die Perser zu erwürgen,
Und übten sich zur Schlacht; von eisernem Getön
Der Waffen und des Schwerts erklangen Thal und Höhn.
Der tapfre Renomist schaut hoch in ihre Reihen
Und sieht dem Spiele zu mit heimlichem Erfreuen;
Doch endlich zeigt er sich, trat unter sie und sprach:
„Ihr gebt an Stärke nicht den alten Helden nach.
O tapfre Krieger, sagt was habt ihr zu beschützen,
Daſs hier die Lanze strahlt und Helm und Panzer blitzen?“
Ein junger Häscher sprach: „Herr, ein Hochedler Rath
Vertrauet unserm Arm die Sicherheit der Stadt.
Wenn die Studenten schreyn und durch die Straſsen stürmen,

Ziehn wir gewaffnet aus, die Ruhe zu beschirmen." —
„Hundsfötter, Kerls, seyd ihr," sprach Raufbold, und alsbald
Reiſst er aus seiner Hand die Stange mit Gewalt.
Mit drey entsetzlichen und riesenmäſs'gen Sprüngen
Eilt er, um die Trophäe der Brüderschaar zu bringen.
Der Häscher steht erstaunt und schreyt zuletzt: „Gewalt!"
Daſs von dem lauten Ruf die Höhle wiederschallt.
Sie eilen allesammt von süſsem Bier und Karten
Und greifen im Alarm nach ihren Hellebarten.
Der Renomist indeſs schwingt in der Siegeshand
Den langen Weberbaum, den er dem Feind' entwandt.
Hochtönend sprach sein Mund von diesem Siegeszeichen:
„Die feige Schnurrenschaar soll jetzt wohl vor uns weichen.
Der stärksten Stange hat ein Raufbold sie beraubt;
Ihr eigner Donner fällt auf ihr gepanzert Haupt.
Auf! Brüder, wetzt und schreyt, und laſst sie pereiren,
So will ich euch beherzt zu neuen Siegen führen."

Sogleich durchdringt die Luſt ein lautes Pereat!
Der fehdeschwangre Ton brüllt durch die stille Stadt;
Drauf wetzt die ganze Schaar; die Gluth fährt aus den Steinen,
Daſs sie in Strahl und Glanz, wie Meteore, scheinen.
Zuletzt gehn sie zur Thür, und Raufbold schreyt hinein:
«Verzagte Hunde, wie? ihr schlieſst euch ängstlich ein?
Habt ihr noch Muth? heraus, heraus, und laſst euch schauen,
Wie groſs ist nicht mein Trieb, euch auf das Maul zu hauen.»
So spottet er voll Hohn. — Still waffnet sich das Heer.
Die dürre Lanze klingt, der Panzer rauscht daher,
Und endlich speyt das Thor die fürchterlichen Haufen
Aus seinem schwarzen Schlund, und die Jenenser laufen.
Doch Raufbold sammelt sie von der unedlen Flucht,
Gieſst Feuer in ihr Herz, und bittet, droht und flucht.
Indessen nahet sich, mit vorgehaltnen Spieſsen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17851/033

Die schwarze Legion, die Schläger einzuschliessen.
Doch sie erwarten's nicht, und fliehn zum zweytenmal.
Und sie verfolgt im Fliehn, gleich einem Wetterstrahl,
Der Springstock, und ein Heer von krummgehakten Stangen,
Die hinter ihnen her auf glattem Pflaster sprangen.
«Halt Brüder!» — ruft der Held — «der Sturm ist nun vorbey,
Und unser Fuſs ist nun von ihren Stangen frey!
Ein Jeder waffne sich, wie ich, mit einer Stange,
Und jagt die Lumpenkerls zu ihrem Untergange.»
Er sagt's, und es geschieht. Bellona brüllt auf's neu;
Der Angriff wird erneut mit Lärm und mit Geschrey.
O Muse, melde mir die Helden, und die Namen,
Die in der eisern Schlacht zum Ruhm des Kampfes kamen!
Zuerst fühlt einen Schlag von Raufbolds tapfrer Hand
Der Häscher Oberster, der dicke Hildebrand;
Ein halbes Faſs voll Bier schlief in dem weiten Magen;
Er taumelt von dem Schlag, und kann nicht wieder schlagen.

Doch ihn rächt Ilseboll, in dem Gebirg erzeugt;
Er trifft den Renomist, daſs schon sein Knie sich beugt;
Doch schnell stärkt ihn Pandur: er trifft mit schweren Händen
Den schlanken Martin Dampf an seine dürren Lenden.
Er fiel vom Schmerz betäubt; man schleppt ihn aus dem Kampf.
O unglücksvolle Nacht! O armer Martin Dampf!
Wie wird die junge Frau, die du genommen, klagen!
Er war ein Ehmann erst von vierzehn süſsen Tagen.
Ein anderer Achill, der wilde Ballerstatt,
Traf jetzt den edlen Torf auf's rechte Schulterblatt,
Und Krach fiel ganz betäubt, gleich einer hohen Eiche,
Vor Wildehammers Wuth und seinem schweren Streiche.
Doch Raufbold traf jetzo den naseweisen Knall.
Die ganze Schlachtordnung erschrack vor seinem Fall.
Er war der Tapferste. Im Lande schöner Kuchen,
In Golitz fing er an die Flügel zu versuchen,
Und schlug, als Knabe noch, einst einen Musquetier,

Daſs er zur Erde fiel, vor seines Vaters Thür.
Jetzt lag er selbst besiegt und brüllte durch die Gassen.
Die Häscher fingen an das Schlachtfeld zu verlassen,
Und zogen langsam sich und ordentlich zurück.
Der tapfre Renomist, zufrieden mit dem Glück,
Befahl den Streitenden, dem Feind nicht nachzusetzen.
Sie gingen langsam fort mit Schreyen und mit Wetzen.
Doch ihren Feind verdroſs die angethane Schmach;
Sie sandten ihnen noch die letzten Stangen nach.
Der letzte Donner traf die Schläger an den Füſsen;
Dem Renomisten ward der Stiefel aufgerissen;
Und hätte nicht Pandur den Helden noch beschützt,
So hätte dieser Stock sein edles Blut versprützt.
Sie zogen im Triumph nach ihrem blauen Hechte,
Und unters Rathhaus ging die Schaar der starken Knechte.
Mit hoher Prahlerey ward alles nun erzählt,
Und Keinem hatte Herz und Tapferkeit gefehlt.

Lindan, o hättest du die wilde Schlacht gesehen;
Wie hättest du geeilt den Häschern beyzustehen!
Doch fern weg war er jetzt! Da wo die Saale flieſst,
Und an das Paradies die wilden Fluthen gieſst,
Liegt eine dunkle Gruft, das Teufelsloch benennet,
In der der Schlägerey ein ew'ger Weihrauch brennet.
Am schwarzen Throne steht die wilde Trunkenheit;
Sie wankt bey jedem Schritt, singt Lieder, wetzt und schreyt.
Die Zanksucht und das Spiel steht an des Thrones Seiten,
Die Argwohn, Eifersucht, und Neid und Hohn begleiten.
Auf schwarzem Throne sitzt, in fürchterlicher Pracht,
Die Göttin Schlägerey, und herrscht in Graus und Nacht.
Ein weiſslicher Kaput, mit einem feur'gen Kragen,
Ist ihre liebste Tracht, die sie bisher getragen.
An ihrer Seite hängt ein groſses Rauferschwert,
Gleich dem Japanschen Stahl von einem hohen Werth.

Im Stichblatt sind geätzt die ersten Renomisten,
Wie sie den Himmel drohn mit Felsen zu verwüsten.
Nicht weit von ihnen sieht man klein're Stürmer stehn,
Die auf dem Jen'schen Markt mit stolzen Häuptern gehn,
Auf glattem Kieselstein die blanken Degen schärfen
Und mit der wilden Hand in helle Scheiben werfen.
Lindau naht sich dem Thron und sprach: „O Schlägerey,
Wie oft stehst du dem Fuchs und dem Verzagten bey!
Wenn die Studenten nur mit wilden Schlachten kriegen,
So ist dir's einerley, wo Renomisten siegen.
In Leipzig hat bisher noch Niemand dich verehrt.
Allein Sylvan, der dir in Jena zugehört,
Und jetzt in Leipzig ficht, wird unsern Stutzern zeigen,
Daſs auch die Leipziger zu keinem Schimpfe schweigen.
Doch, Göttin, wird wohl dem dein mächt'ger Schutz versagt,
Der sich zu deinem Ruhm in einen Zweykampf wagt?“

Der deinen Dienst behält auf allen seinen Reisen,
Und den die Dame liebt, doch auch die Helden preisen?
Send' ihm auch einen Geist aus deinem mächt'gen Reich,
Und mache seinen Arm dem Arme Raufbolds gleich.
Sein Beyspiel wird gewiſs dir neue Helden ziehen,
Und deine Herrschaft wird auch an der Pleiſse blühen."
Also Lindan. — Sein Wort floſs zu der Göttin Ohr,
Und alsobald ruft sie den Thanathos hervor.
Ein ungeheurer Geist! sein Blick weissagt Verderben;
Von seiner Sichel wird manch edler Jüngling sterben;
Die Mutter klagt um ihn in mancher schwarzen Nacht,
Daſs in der Musen Schooſs das Schwert ihn umgebracht.
Sie schwingen Beyde sich nach Leipzigs stillen Linden,
Wo sie in ſüſser Ruh den müden Stutzer finden.
Doch schlief er unverzagt, wie Alexander schlief,
Als die Trompete schon zum blut'gen Angriff rief.

Nur Raufbold wachte noch, und sang mit seinen Schaaren
Ein wildes Siegeslied, daſs sie entkommen waren.
Es stürzt manch volles Glas in ihren weiten Schlund.
Der Nilstrom sitzet so am siebenfachen Mund,
Und gieſst die dicke Fluth aus sieben Wasserkrügen,
Daſs Krokodille gehn, wo bald die Ochsen pflügen.
Der helle Sternenrock entfiel der schwarzen Nacht;
Die Stürmer fesselte des Schlafes ſüſse Macht;
Sie lassen sich aus Stroh ein Lager zubereiten,
Bis sie Aurora ruſt zu neuem Ruhm und Streiten.
Doch Raufbold selbst legt sich, mit siegesvollem Muth,
Gestiefelt und gespornt auf den zerfetzten Hut.

Sechster Gesang.

Noch lag die halbe Welt im frühen Schlaf verborgen.
Anstatt des Morgenroths sah man die blassen Sorgen,
Die in der stillen Nacht die todten Menschen fliehn,
Den grauen Orient mit wildem Schritt beziehn.
Der müde Stutzer wird vom Tanathos erwecket,
Der rauschend über ihn die schwarzen Schwingen strecket;
Und er stand muthig auf. Er waffnet ruhig sich;
Er zog den Degen aus; er strahlte fürchterlich
Und war scharf wie der Wind; auf seinem Tische lagen
Die andern Waffen noch, erforderlich zum Schlagen.
Wenn er den Fuſs erhebt, klirrt er im silbern Sporn;
Und seiner Peitsche Knall verkündigt seinen Zorn.

Sein Sekundant kam auch auf einem stolzen Pferde,
In schimmerreicher Pracht und muthiger Geberde;
Und Beyde reiten nun beym ersten Sonnenstrahl,
Mit Flammen in der Brust, zum Kampf in's Rosenthal.
Die Sonne stieg indeſs blutroth zum Horizonte.
Kaum, daſs ihr trüber Strahl auf Leipzig blikken konnte;
Sie hüllt in Dunst und Nacht den feuerrothen Schein;
So sehr verhaſst schien ihr der blut'ge Tag zu seyn.
Den Renomisten weckt ihr trauervoller Schimmer,
springt gestiefelt auf, vom Tritte bebt das Zimmer.
Er waffnet gleichfalls sich, besieht der Handschuh Paar,
Zu dem von einem Hirsch das dickste Leder war;
Er spiegelt sich darauf in seines Degens Fläche,
Und späht mit stillem Ernst die Stärk' und auch die Schwäche;
Betrachtet seinen Hut, durch manchen Hieb zerfetzt,
Den er mit edlem Grimm tief in die Augen setzt;

Er nimmt die Peitsche dann, die an der Wand gehangen,
Damit zuerst den Feind lautknallend zu empfangen.
Und dann ging er zuletzt zum wiehernden Kalmuck,
Legt das Gebiſs ihm an und der Schabracke Schmuck,
Und sprach: „Geliebter Gaul, den Raufbold nur geritten,
So lange seine Faust für Jena noch gestritten;
O Gaul, der mich beglückt und treu davon gebracht,
Als hinter mir der Bann auf meinen Kopf gekracht:
Mein Heil sey heute dir auch in der Flucht befohlen!
Aus Zärtlichkeit zu dir hat Raufbold dich gestohlen;
Denn nimmermehr sollst du den Fuchsthurm wiedersehn
Und, jedem Pinsel feil, bey dem Philister stehn.
Du sollst ein Zeuge seyn von meinen tapfern Thaten,
Sollst mein Gefährte seyn durch alle weiten Saaten,
Die ich durchirren muſs. Dafür sey Bier und Brot,

So gut, als wie mir selbst, das Labsal in der Noth.
Erst soll mein Schwert den Stolz des Jungfernknechtes schlagen;
Dann sollst du schleunig mich zum freyen Halle tragen."

So Raufbold. — Und Kalmuck braust aus der Nase Dampf,
Erhebt den langen Hals, und wiehert Lust zum Kampf.
Auch stampften drauſsen schon noch drey Studentenpferde,
Mit rasselndem Gebiſs, voll Ungeduld die Erde.
Sie alle sitzen auf, und jagen durch die Stadt:
Krach, Banner, und von Torf an Sekundantens Statt.
Indessen kamen auch, gleich lauten Meereswogen,
Von der Galanterie die Schaaren angezogen;
Geharnischt allesammt, mit Waffen angethan,
Zur Schutzwehr allesammt für ihren Held Sylvan.
Ein Jeder hatte sich mit Schwert und Helm beschweret
Und der Galanterie Zeughäuser ausgeleeret.
Ein seltsam Kriegesheer, auch ihren Waffen nach,
Das zu Sylvanens Schutz sehr wenig Trost versprach.

Mit einer Schnürbrust war des Putzes Brust bedecket;
Romanens Köcher war mit manchem Pfeil bestecket.
Doch was half hier der Pfeil, der durch sein süſses Gift
Nicht Kriegern Schaden thut und nur Verliebte trifft!
Die Einen waffneten geschärfte Bilderscheren;
Die Andern wollten sich mit groſsen Nadeln wehren;
Es schwingt des Dritten Faust des Kräuseleisens Brand;
Ein voller Pudersack braust in des Vierten Hand;
Noch Andre wollten sich mit Sonnenfächern schlagen,
Und wenigstens mit Wind den wilden Feind verjagen.
Der schwarze Thanathos sah voller Hohn herab
Auf dieses schwache Heer, das ihm die Mode gab;
Die Stärk' ist nicht im Arm, kein Muth schlägt in der Ader;
Doch weist er das Gesicht dem flatternden Geschwader
Zu seinem Posten an. «Nehmt dieses nur in Acht,» —
Ruft er — «so thut ihr schon, was euch zu Helden macht!»

Da, wo vor Ranstädts Thor der krummen Pleiſse Wellen
Mit stillem sanften Lauf an grüne Küsten schwellen,
Liegt ein berühmter Hain, den schon die graue Zeit,
In angenehmer Nacht, den Liebenden geweiht.
Man hat den heil'gen Wald das Rosenthal genennet;
Und welches Mädchen ist, das diesen Ort nicht kennet?
Hier sieht auf ihrer Fluth die Pleiſse Gondeln gehn,
Die unter Spiel und Scherz und blasendem Getön
Von dem beschilften Rand auf Golitz freudig eilen,
Wo den Geschmack Musik und Tanz und Kuchen theilen.
Hier thürmet sich das Grün der Eichen in die Höh';
Dort wird der Buchen Laub zur schattigen Allee;
Und dort sucht hellgrün Gras durch seine lichten Flächen
Des dunklen Lindengangs Schattirungen zu brechen.
Ein lachender Prospekt steigt nach dem andern auf;

Dort hemmt ein volkreich Dorf des Auges schnellen Lauf,
Und hier die Pleiſsenburg. Die angenehmen Gänge
Seh'n all' ein lachend Ziel von ihrer tiefen Länge.
Hier war der Tummelplatz, wo Jena seinen Held,
Und Leipzig den Sylvan zum Zweykampf aufgestellt.
Hieher sprengt Raufbolds Roſs nebst seinen Sekundanten.
Ihr rauschender Galopp, die Augen, die schon brannten,
Ein ausgestoſsner Fluch, ein siegendes Geschrey,
Zeigt der Galanterie, daſs dieses Raufbold sey.
Drum sprach sie dieses noch zu ihrem nahen Heere:
«Ihr Geister, wo euch nicht der Trieb nach Ruhm und Ehre,
Wofern euch mein Befehl zum Streit nicht spornen kann;
So seht auf diese Stadt und schützet den Sylvan!
Wie? wollt ihr, daſs dem Fürst der Stutzer meiner Reiche
Der wilde Renomist mit einem einz'gen Streiche
Die Schönheit rauben soll, die sein Gesicht geziert?

Beschützt nur dies Gesicht, dem euer Schutz gebührt!
Auf dich, o Thanathos, setz' ich mein ganz Vertrauen,
Laſs meinem Liebling nur nicht das Gesicht zerhauen!
Dafür soll Jena mich in meiner Hoheit sehn;
Man soll dort Chapeaubas, wie hier in Leipzig, gehn;
Man soll so gut, wie hier, die Petitmaitres kennen,
Und bey Toback und Bier nicht mehr für Schönen brennen.
Zu Ehren wird man mir Mehl in die Haare streun;
Der Name Renomist wird dann ein Schimpfwort seyn.
Alsdann soll meine Macht dich selber auch verwandeln:
Dann sollst du jung und schön an meinem Hofe wandeln;
Dann sey dir Putz und Scherz ein angenehmer Amt,
Und jede Nymphe sey von deinem Blick entflammt!"
So sprach sie, und der Geist verspricht ihr Wunderwerke
Und trotzt mit edlem Stolz auf seine Löwenstärke.

Indessen nahen sich die grimmigen Partey'n,
Die sich einander schon den Tod in Mienen dräu'n.
So wie Dragoner schnell von schwarzen Pferden springen,
Und, tapferm Fuſsvolk gleich, in feste Glieder dringen:
So sprang der Renomist und auch Sylvan herab,
Indem der Letztere sein Pferd dem Reitknecht gab.
Sie ziehn sich hurtig aus, und in dem Augenblicke
Tritt Raufbold, wie Sylvan, in seinen Stand zurücke.
Zuerst wagt Raufbolds Faust den ausgedachten Streich
Auf seines Feinds Gesicht; doch er miſslingt sogleich.
Der treue Thanathos hielt dem barbar'schen Degen,
Mit unsichtbarer Hand, den Götterschild entgegen.
Wie schäumte nicht Pandur! doch wie erstaunt er nicht,
Daſs Thanathos voll Muth für einen Stutzer ficht.
„Abtrünniger Rebell! hat Jena dich beleidigt,
Daſs jetzt dein feiler Arm den Jungfernknecht vertheidigt?

Erkennest du nicht mehr die Macht der Schlägerey?
Sprich, feiger Renegat, was macht dich ungetreu?"
Antworten konnten nie den Thanathos verweilen,
Er eilt, ihm mit dem Schwert die Antwort zu ertheilen.
Jetzt fielen sich erzürnt die Schlägergeister an
Und stürmten in den Wald. Indessen sieht Sylvan,
Daſs Raufbold Blöſse gibt; folgt dem geheimen Triebe,
Und haut den Handschuh auf mit einem starken Hiebe.
Der Renomist erschrickt, doch sieht er noch kein Blut;
Und setzt die Stöſse fort mit neuem Heldenmuth.
Sylvan seufzt jetzt bey sich zu der bedrängten Schöne;
Ihr Meiſsner Porzellan macht ein betrübt Getöne;
Den Kaffe, den man sonst nur dunkelbraun gesehn,
Sah man jetzt dick und schwarz im bunten Schälchen stehn.
Auf dem Klaviere sprang ein ganzes Heer von Saiten,
Und eine Glocke fing von selber an zu läuten.

»Ach!« — seufzt Selinde laut — »armseliger Sylvan,
Vielleicht nur zu gewiſs ist es um dich gethan!
Doch lebst du, und erhört der Himmel noch ein Flehen,
So müsse dich mein Blick als Sieger wieder sehen!«

Ihr Flehn war nicht umsonst. Zum zweytenmale bloſs,
Bekömmt der Renomist vom Stutzer einen Stoſs,
Der durch den Handschuh durch bis in die Ader dringet,
Daſs das erzürnte Blut hoch in die Lüfte springet.
Der Renomist wird blaſs; mit Muth und Ungestüm
Wagt er den alten Streich; der Streich gelinget ihm.
Doch er gelingt nur halb. Nur obenhin geritzet,
Wird mit dem tapfern Blut Sylvans Gesicht besprützet.
Die Geister flohn davon, die sein Gesicht bewahrt,
Im Fliehn auch noch voll Angst, nach aller Feigen Art.
Sylvan war im Begriff, den letzten Streich zu wagen,

Als sich dazwischen schon die Sekundanten schlagen;
Und Raufbold hatte g'nug. An seiner Hand gelähmt,
Warf er den Degen hin ohnmächtig und beschämt.
„Ist's möglich" — ruft er aus — „hast du mich überwunden?
O warum lehrt' ich dich, die Kunst mich zu verwunden!
Da du in Jena warst, gab ich dir Unterricht,
Wie man nach Kreuſslers Art mit wahrem Vortheil ficht.
Du hast ihn wohl gebraucht; ich kann das Denkmal zeigen;
Das gröſste Glück bleibt dein: Selinde bleibt dein eigen!
Du bist ein braver Kerl, und meiner Freundschaft werth;
Umarme mich, Sylvan! und nun gebt mir mein Pferd."

Es ward herbeygeführt; es hing die schlaffen Ohren,
Als hätt' es allen Muth bey Raufbolds Fall verloren!
Er setzt sich auf, und sang: „Mein Leipzig, gute Nacht!"
Das Echo wiederholt: „Mein Leipzig, gute Nacht!

Kalmuck jagt mit ihm fort; die groſsen Peitschen knallen,
Daſs in dem weiten Wald die Eichen wiederschallen.
Eh' Phöbus Wagen noch ins Meer gesunken war,
Sah Halle diesen Held und seine Brüderschaar.
Der siegende Sylvan eilt in die Stadt zurücke,
Und schenkt sich alsobald Selindens Thränenblicke.
O, welch ein Strom von Lust floſs in der Schönen Herz,
Vor kurzer Zeit zernagt vom allerschärfsten Schmerz!
Sie trocknete sein Blut mit ihren seidnen Haaren.
Und mancher süſse Kuſs belohnt Sylvans Gefahren.

Mit Herrlichkeit umringt und Lorbeern stolz umlaubt,
Erhob die Mode nun mit neuer Pracht ihr Haupt;
Und die Galanterie ging nach der Jen'schen Saale.
Da wurden Stutzer reif an ihrem holden Strahle.
So artig, so geputzt, als Leipzigs Stutzer ist;
In ew'ge Schande fiel der Name Renomist.

Der Phaeton.

Ein scherzhaftes Heldengedicht in fünf Gesängen.

Erster Gesang.

Singe, Muse, den Unfall von einer verwegenen Gräfin,
Die es gewagt, neptunische Rosse mit männlichem Muthe
Zu regieren; vom Phaeton aber, obgleich nicht beschädigt,
In den See gestürzt, den jetzt noch ihr Name verewigt.

Die du den Dichter beseelst, der bald die Schlachten der Mäuse
Ueber die Erde trompetet; und bald die Locke Belindens

Unter die Sterne versetzt: begeistre mich komische Muse!
Oder du, noch mächt'ger wie sie, du, meine Seline!

Und der Oberste Tromm saſs hoch im elastischen Lehnstuhl,
Fühlt die Stahlfedern nicht und sybaritische Polster;
Hörte nicht des melodischen Cimbels harmonische Klänge,
Noch den süſsen Gesang von seiner Tochter Diana.
Eine gefürchtete Furie peitschte mit Geiſseln von Schlangen
Lange den Alten schon; Podagra heiſst ihr schrecklicher Name.
Seine Füſse lagen in Betten und dicken Verbänden,
Und ein knotiger Stock ward sinkenden Armen zur Stütze.
Ach, nun dacht' er zurück an seine gewonnenen Schlachten
Ueber den Roſsschweif der Türken, und über des Galliers Fahnen!
Noch mehr dacht' er zurück an seine gewonnenen Schlachten
Ueber die Mädchen der Freude, die holden Braunen und Blonden:

Denn sie hatten, das wuſst' er, so wie die feurigen Weine,
Seinen Körper verderbt und Gift in die Füſse gejaget.

Zweymal schon hatte der Mittag die gelbe Dirne gebraten
Und den durstigen Landmann zum frischen Becher gelocket;
Zweymal schon drehten umsonst sich fettgemästete Hühner,
Enten und langgeschnäbelte Schneppen und Puter ums Feuer.
Denn der Oberste schrie vor Schmerz, wie Mars und zehntausend,
Und man durfte für ihn die traurende Tafel nicht decken.
Aber als jetzt zum drittenmale der Mittag sich nahte,
Sprach des Alten Tochter, Diana, zu Hannchen der Zofe:
„Nimm die frischesten Schwämme, die heute mir Peter, der Kuhhirt,
Aus dem Walde gebracht; das Einzige, welches mein Vater
Etwan im Schmerze noch iſst, und hol' mir aus meiner Kommode,
Wo Kornetten und Hemden und Schürzen bey Dutzenden liegen,

Eine häusliche Schürze, und folge mir nach in die Küche;
Denn dem Vater will ich dies Essen selber bereiten.
Da schlug Hannchen voll Schmerz die niedlichen Marmorhände
Ueber dem Kopfe zusammen und sprach mit weinender Stimme:
»Meine schöne Gebiet'rin, nur eine feindliche Gottheit
Schaſſt in deiner verweg'nen Brust so stolze Gedanken!
Welche Gräfin waget sich wohl zum untersten Stockwerk
In die Küche, so tief hinab zum flammenden Feuer,
Welches die Schönheit verderbt und alle Farbe verwüstet?
Wird der ekle Geruch vom Eingeweide der Enten
Deine hochadliche Nase trotz alles Rappee nicht erfüllen?
Laſs uns, o Schöne, doch nicht zu schmutzigen Köchinnen sinken,
Und vor dem schwarzen Gesicht der Küchenjungen erschrecken!
Ist nicht Brandiſs, der Koch, aus einer fürstlichen Küche?
Wird er nicht eben so gut, als wir die Schwämme bereiten?«

Also sprach sie vergebens. Denn unter den zärtlichen Klagen
Hatte die Gräfin sich schon mit einer Schürze gewaffnet;
Und sie lachte voll Hoheit und sprach: „Komm, folge mir, Feige!“
Alsbald stiegen sie Beyde hinab in der Küche Gewölber,
Gleich dem beherzten Ulyſs, und gleich dem frommen Aeneas,
In die brüllende Hölle, voll Gluth und prasselnder Flammen.
Wahrlich, schreckliche Bilder! an einen Bratspieſs geschmiedet,
Drehte der schwitzende Kunz, ein andrer Ixion, den Braten.
Karpfen lagen allhier mit aufgerissenen Bäuchen,
Schwammen in eigenem Blut, und schnappten nach eignen Gedärmen.
Kochender Essig wird bald wild über die Floſsfedern strömen;
Und die glänzende Schuppe mit Himmelsfarbe sich färben.
Eine glühende Magd streift, mit blutgierigen Fäusten,
Einem Hasen das Fell voll Grausamkeit über die Ohren.
Ach, er wird sie nicht mehr am blumigten Abhang spitzen,

Wird nicht mehr als die Zierde der Rammler im Sprunge sich zeigen.
Brandiſs, der Wüthrich und Koch, war dieser Hölle Beherrscher,
Und ward reich und gemästet durch Marter und Qualen der Thiere.
Unrechtmäſsig war er mit weiſsen Kleidern geschmücket,
Denn der Nacht Liverey gebührte dem Pluto zu tragen.
Eine zackige Gabel regiert er in grimmigen Händen,
Und am Gürtel trug er ein scharfes mörd'risches Messer.

Alles bückte sich tief, als jetzt die himmlische Schönheit
Sich dem Feuerheerd naht; sie ruft dem Koch; voll Erstaunen
Sieht er die Gräfin vor sich stehn, und sinkt ihr zu Füſsen,
Hört ihr Verlangen hierauf, und küſst ihr zitternd die Schürze.
Alsbald faſst er selber mit harten Händen in's Feuer,
Legt die glühenden Brände zurecht und spielt mit den Bränden.
Also reitet im Feuer ein Waghals auf flammenden Balken,

Wärmt sich am krachenden Haus, und senget die gelbe Perücke;
Oder ein kühner Physikus faſst die elektrische Stange,
Fodert den Donner heraus und leitet in Funken den Blitz ab.

Wellen von Butter verschlangen nunmehr die sprudelnden Schwämme,
Und es strahlte voll Gluth der Gräfin purpurne Wange,
Obgleich Hannchens zitternde Hand mit dem Schnupftuch sie schirmte.
Und nun war es vollbracht. Auf einem silbernen Teller
Raucht das hohe Gericht, und wartet verzehret zu werden.
Etwas hatte der nagende Schmerz den Alten verlassen,
Und sein Magen fing an, nach einem Ragout sich zu sehnen;
Als sich Diana zu ihm, mit ihrem Pilzengerichte,
Voller Zärtlichkeit naht, und so holdselig ihn anred't:
„Theuerster Vater, wie sehr hat meine Seele gezittert,
Und des Podagra Wuth für dich gewiſs mitgefühlet!

Aber dieses ist nun der dritte Mittag, da Brandiſs
Seine besten Künste vergeblich verschwendet, und trauert,
Daſs die Schneppe nicht schmeckt und die Pastete verschmäht wird.
Doch ich hoffe mit Recht, du werdest dein Leibgericht essen,
Das ich mit eigenen Händen für dich, mein Vater, bereitet.«

Dieses sagte sie. Lächelnde Freude verschönert den Alten,
Und sein silbernes lockiges Haar umzittert das Haupt ihm.
Zärtlich sprach er zu ihr: »Du hast es glücklich errathen,
Meine geliebte Diana, was ich zu essen gewünschet;
Und mein Traum wird erfüllt, mir hat von Schwämmen geträumet.
Keine Pariser Pastete, noch Schneppen, und bunte Forellen,
Könnten mich in Versuchung führen, mit Wollust zu essen:
Aber Champignons, Champignons! theuerste Tochter, die ess' ich,
Oder ich hieſse nicht Hans! Wo sind sie? Man decke die Tafel.«

Schleunig setzten zween Diener, in ihren Röcken voll Borden,
Eine Tafel gedeckt, vor ihren ermunterten Alten;
Und es traten herein, der Informator der Gräfin
Und die hagre Französin, und setzten mit ihm sich zur Tafel.
Ein gehörnter Kapaun ward in der silbernen Schale
Aufgetragen, und badete sich in der kräftigen Suppe,
Von dem eignen Gebeine kräftig, ihm selbst nicht genieſsbar;
Einem Geizhals gleich in ungebrauchtem Vermögen.
Eine Pastete kam auch von Haselhühnern, und dampfte
Wollust und süſsen Geruch; und ein halbwüchsigter Hase,
Bunter mit Specke gespickt, als ein Pedante mit Griechisch.
Auch Forellen hielten den Schwanz in zähnvollen Rachen;
Doch bald wird sie getrost der Informator verzehren,
Der sie mit Fluthen von Wein in seinen Magen hinabschwemmt.
Jetzo schmecket mit Lust der Alte die herrlichen Pilze,
Und ein gnädiger Beyfall bekrönte die Kochkunst Dianens.

In dem süſsen Affekt befahl er, zur Freude der Gäste,
Eine Flasche Tokayer aus seinem Keller zu holen.
Als sie kam, da füllt er selbst die krystallenen Gläser,
Trank auf Dianens Gesundheit und sprach dem Podagra Hohn zu.
Auch der Informator goſs jetzt, auf der gnädigen Gräfin
Hohes Wohlseyn, den theuren Tokayer gewaltig hinunter;
Wie ein Strom im Gebirge, Kunstwerke zu treiben, hinabflieſst.
Voller Freuden umarmt der Alte noch einmal die Tochter,
Sagte: «Du hast mich gelabt; mein Podagra hat mich verlassen.
Bitte nun, was du willst, von deinem gütigen Vater;
Feyerlich schwör' ich dir zu, ich halt' es, so wahr ich Hans Tromm bin!»
Dieses war sein gröſsester Schwur, so wie bey den Göttern
Ehmals der Styx. Die Gräfin verfärbte bescheiden die Wangen,
Und stand auf, und verneigte sich tief und sprach zu dem Vater:
«Wenn du mich liebst, und deine Diana nicht unwerth der Liebe

Eines Helden seyn soll, der wider die Türken gestritten;
Wenn es wahr ist, was du mir oft mit Beyfall versichert,
Daſs kein Junge noch je so gut zu Pferde gesessen;
So erlaube mir, Vater, daſs, wenn die morgende Sonne
Meinen Geburtstag bestrahlt, ich, ohne männliche Hülfe,
Mit dem Phaeton fahre, mit welchem noch Niemand gefahren,
Und in dem Stalle dazu die Pferde mir selber erwähle.»

Dieses sagte sie. Traurig zerriſs der Alte den Schlafrock,
Und die Französin schlug sich vor ihren breternen Busen.
«Kind des Unglücks, was bittest du mich!» — versetzte der Alte —
«Konntest du anders denn nichts, als schwarze Gefahren verlangen?
«Mädchen zu seyn, ist dein Schicksal; du bittest nicht als ein Mädchen.
Was du bittest, ist groſs, und für die kindischen Jahre
Und die schwache weibliche Hand nur allzugefährlich!

Selber zu fahren, ist schwer. Nur ich allein und Andreas
Können die Pferde regieren, die du zu lenken vermeinest.
Warum wurdest du nicht zum wilden Jungen geboren!
Aber du bist ganz das Bild von deiner heroischen Mutter,
Eine tapfre Serini, die mich ins Schlachtfeld begleitet,
Und durch die wilde rasende Lust, mit Hengsten zu fahren,
Früher ihr Leben verlor — soll ich nun dich auch verlieren?"

Also sprach er; und Thränen flossen in finstern Runzeln,
Wie der zerschmelzende Schnee in braunen Furchen versieget.
„Aber mein Vater," — erhub die junge Gräfin die Stimme —
„Warum fürchtest du dich, da ich mich selber nicht fürchte?
Hab' ich von Jugend auf nicht auf wilden Pferden geritten,
Auf dem Spanischen Gaul, und auf dem Ungrischen Klepper?
Oder ist es so schwer, mit einem Wagen zu fahren?

Bin ich nicht oft auf der Jagd dein kühner Kutscher gewesen?
Vater, du willst nur nicht den neuen Phaeton wagen!
O vertraue mir ihn, ich bring' ihn schadlos zurücke."

Also sprach sie, und schwieg; und ihre blühende Jugend
Und der Schönheit Gewalt besiegen den furchtsamen Vater.
„Nun, es sey dir erlaubt, ich habe geschworen und halt' es.
Nimm den Phaeton hin, und wähle dir selber die Pferde,
Die am willigsten sind. Doch weiter sollst Du nicht fahren,
Als aufs Gut Amalienburg zu deiner Verwandtin.
Alsbald küſst ihm entzückt die junge Heldin die Hände,
Neigt sich vor ihm, und fliegt davon, um Anstalt zu machen.
Und vergebens ruft sie der Informator zur Schule,
Und die Französin zur Arbeit: sie eilt, und suchet ihr Hannchen.

Zweyter Gesang.

„Hannchen! Hannchen!“ erscholl der Gräfin liebliche Stimme;
Hannchen ruſte die Wand, und Hannchen ruſte das Echo.
Endlich erschien sie. Sie hielt in ihren fleiſsigen Händen
Einen embrionischen Strumpf, zur Hälfte geboren,
Dessen völliges Seyn noch in der Zukunft verhüllt lag.
„Freue dich!“ — sagte die Gräfin zu ihr — mein gütiger Vater
Hat mir erlaubt, mich selbst im neuen Wagen zu fahren.
Morgen will ich im hohen Triumph, mit wiehernden Rossen,
Meine Cousine besuchen, und in dem fliegenden Trabe
Wie ein Sturmwind daherziehn, daſs von dem donnernden Rade

In den ’schütternden Fenstern die Scheiben erbeben sollen.
Mache mir alles zurecht am Amazonenhabite,
Und bereite dich selber mit mir zur lust'gen Spazierfahrt.“
Und die Zofe ward blaſs, so, daſs ihr der Strumpf aus der Hand fällt,
Und sie vor Schrecken verstummt. „Hilf Himmel!“ — versetzte sie endlich —
„Hör' ich's, oder täuscht mich ein Traum. Gleich bärtigen Kutschern,
Willst du, Gräfin, dich selbst in einem Phaeton fahren?
Was für Unglück drohet dir nicht! In was für Gefahren
Rennest du hin! doch renne hinein; ich liebe mein Leben,
Und verlange noch nicht, so jung mich rädern zu lassen.“ —
„Feiges weibliches Herz!“ — versetzte die muthige Gräfin —
„Bist du denn besser, als ich? Wer will denn, Thörin, dich rädern?
Laſs den Sorgen nicht Raum, und nimm zum schlechten Geschenke
Dieses mohrne Kleid, das ich nur dreymal getragen.“

Muth und Freude goſs sich in Hannchens bestochene Seele.

Von dem Geschenke der Gräfin bekehrt, erhebet sie schmeichelnd
Ihren heroischen Muth, und spricht mit prahlenden Worten:
„Könnt' ich dich, o Gräfin, verlassen? Mit freudigem Herzen
Geh' ich mit dir in jede Gefahr. Schon seh' ich die Zügel
In der sicheren Hand, du wirst den Phaeton führen
Besser als wie Andreas ihn führt, der mürrische Schnurrbart."

Also sagte sie. Diana schießt die Treppe hinunter,
Und ihr Achates, ihr Hannchen, mit ihr zum wiehernden Stalle.
An der Pforte des Stalles empfing sie der Kutscher Andreas,
That sein Pferdemaul auf und grüßte die gnäd'ge Comtesse.
Huldreich dankt ihm die Gräfin mit einem bezaubernden Lächeln,
Und sie trat in den prächtigen Stall von Hannchen begleitet.
Pferde standen allhier in langgeordneten Reihen,
Die den güldenen Hafer aus muschelförmigen Krippen

Fraſsen; jegliches Roſs war von dem andern gesondert,
Und ein Pfeiler von Stein sprach seinen bedeutenden Namen.
Nenne die Namen, o Muse! Der wilde Centaurus, ein Springer,
Leicht auf zierlichen Schenkeln, er wiehert der Gräfin entgegen:
Ein hochmüthiger Schimmel, der gern ein Spanier seyn will,
Zum Bastarde sich wünscht und seine Herkunft verachtet.
Perle, mit Aepfeln gefleckt, und eine Dänische Stute,
Spitzte muthig das Ohr, und goſs vom schekkigten Rücken
Einen prächtigen Schweif herab auf marmornes Pflaster.
Muck, ein Ungrischer Fuchs, prahlt mit verstümmelten Ohren,
Die ihm die Türken verschlitzt, und mit dem Brandmaal der Feinde.
Neben ihm stampfte Farouch, ein jagdgewöhnter Polacke.
Dampf braust aus der hohen gekrümmten Nase. Die Adern
Beiſst er oft selber sich auf, und wiehert Begierde zum Jagen.
Diese hatten als Sclaven noch nie vor Wagen gezogen,

Und verachteten stolz die andern vollen Gespanne.
Sechse, von gleicher Gestalt, mit schwarzen Köpfen und Mähnen,
Waren des Obersten bester Zug, und hieſsen die Mohren.
Doch zween weiſse Hengste, so weiſs, wie der blendende Schnee ist,
Waren die Krone des Stalles: von Spanischer Art, und so muthig
Wie die Pferde der Sonne; den Hafer der siebenten Ernte
Fraſsen sie erst; man hatte beständig zugleich sie erzogen;
Kastor hieſs einer, und Pollux der andre: bedeutende Namen,
Die dem edlen Paar der erste Bereiter gegeben.
Diesen naht sich Diana. Sie kannten die Stimme der Gräfin,
Und die schmeichelnde Hand, die ihrem Rükken so sanft that.
«Ihr, groſsmüthige Rosse,» — so sprach sie; «meine Bekannten,
Meine Lieblinge! lange schon hat Diana gewünschet,
Euer Kutscher zu seyn und eure Nasen zu lenken.
Dieser mein Wunsch ist gewährt: mein Vater hat mir erlaubet,
In dem Phaeton morgen die erste Spazierfahrt zu machen.

Ich erwähl' euch dazu, obgleich die Mohren drob murren
Und das Purpurgeschirr, so euch wird schmükken, beneiden.
Viel zu edel und stolz, als daſs euch Kutscher regieren,
Will ich selber euch lenken und durch die Ebene jagen.
Wenn ihr gehorsam seyd und nicht rebellisch mir durchgeht,
So versprech' ich euch auch, daſs ihr zwölf Tage den Hafer
Ohne Heckerling fressen und meine Lieblinge seyn sollt."

Also Diana. Ihr küſst die Hände der schmeichelnde Pollux,
Und erfreut sieht Kastor sich um und wiehert ihr Beyfall.
Sie verlieſs sie, und sprach zum alten Kutscher Andreas:
„Schmiere des Phaetons Räder, denn mit der morgenden Sonne
Will ich selber mich fahren. Nimm auch die rothen Geschirre
Und polire die Schnallen und blindgewordenen Buckeln."
Voller Verwunderung sperrt Andreas den zähnlosen Mund auf.

Aber Diana geht fort, und läſst ihn in der Erstaunung
Dumm und gedankenlos stehn, und eilt zum Zimmer zurücke.

Jetzo warf sich die Gräfin in einen sammetnen Seſſel,
Und gab für den morgenden Putz der Zofe Befehle.
„Laſs uns“ — sprach sie zu ihr — „zu diesem wichtigen Werke
Unsre Gedanken versammeln, und lege mir alles zurechte.“
Und die Zofe ging hin, und nahm aus einer Kommode
Ihr Amazonengewand mit hellem Grüne gefärbet.
Schimmernde Schleifen voll Lahn, und dicke goldene Troddeln
Zitterten vorn an der Brust und streuten Strahlen ins Auge.
Einen gebiet'rischen Hut mit einer schwimmenden Feder,
Wie ihn Jünglinge tragen, die an dem Ufer der Saale,
Oder der leimigten Leine, die Freyheit der Musen beschützen,
Legte die Zofe dazu, der Gräfin Miene zu heben.
Auch ein männliches Hemd, mit ausgebognen Manschetten,

Neue Dänische Handschuh, für Knabenhände geschaffen,
Legt sie ferner ihr hin, nebst einer neuen Soubise.
Alles billigt die Gräfin, und wählt das Band zu den Haaren.
Perlenfarbenes Band wird von der Gräfin gewürdigt,
Zu dem morgenden Tag pechschwarze Locken zu binden.

Also lagen vor ihr unüberwindliche Waffen,
Herzen der Männer gefährlich, und manchem Jünglinge tödtlich.
Eben so lagen vor dir die Waffen, stolzer Achilles,
Die dir im heifsen Vesuv der hinkende Schmiedegott stählte,
Dem Trojaner ein Donner, und tödtlich dem Sohne des Priams.
Noch in Gedanken vertieft von ihrer morgenden Ausfahrt,
Naht sich Kahlmann zu ihr, der Informator, und sagte:
»Muthige Schöne, verzeih dem gröfsten deiner Verehrer,
Oder, darf ich es wagen, mich mit dem Namen zu nennen,
Deinem Lehrer, der ganz in Unterthänigkeit stirbet,

Noch ein Wort der Warnung an dich ergehen zu lassen.
Die Geschichte sagt uns von einem verwegenen Jüngling,
Einem Sohne der Sonne, dem Phaeton, welcher dem Wagen,
Den du morgen zu führen gedenkst, den Namen gegeben.
Er vertraute zu viel auf seine Klugheit und Stärke,
Wollte so gut, wie Phöbus, die Himmelspferde regieren,
Aber stürzte herab vom Wagen, und brannte die Welt an,
Wie das alles mit mehrerm zu lesen» — «Mein theuerster Kahlmann,»
Fiel ihm die Gräfin ins Wort und lacht' ihm satyrisch ins Antlitz —
«Welche Weisheit redet aus dir! doch hoff' ich, die Warnung
Kann Dianen nicht treffen; nimm deine Warnung zurücke.
Ich bin keine Tochter des Phöbus; zu himmlischen Pferden
Will ich mich nicht versteigen, ich fahre mit irdischen Hengsten,
Und vergeblich ist es, mir meinen Entſchluſs zu bestreiten.

Kahlmann machte hierauf den ehrerbietigsten Bückling,
Daſs die Nase beynah bis auf die Erde gestoſsen.
Doch ein bedeutender Blick flog, da er wegging, auf Hannchen,
Die er lange schon liebte, zwar etwas pedantisch, doch zärtlich.
Hannchen folget' ihm nach, führt' ihn ans Fenster und sagte:
„Welch ein verwegner Entschluſs! Die Gräfin ist nicht zu bewegen,
Sie beharret voll Eigensinn drauf, sich selber zu fahren,
Und ich soll sie begleiten! Ach, bitte, theurer Geliebter,
Daſs kein Unglück uns trifft; mein Herz weissaget mir Böses."
Da ergossen sich Ströme von Thränen, und Seufzer erschollen
In den hallenden Saal, und Küsse rauschten zum Abschied.
Wie einander umarmend, bey einem schleunigen Marsche,
An den Ecken der Straſsen die Krieger und Mägde sich letzen,
Ewige Treue sich schwören und harte Fäuste sich drücken:
Also suchten sich auch die beyden Verliebten zu trösten.

Doch die silberne Schelle der Gräfin erklinget: die Zofe
Trocknet die Augen sich ab und legt die Lippen in Falten.
Schon hat ihr plumper Amant sie aus dem Gesichte verloren,
Und geht hin und vergiſst sie darauf bey der dampfenden Pfeife.

Dritter Gesang.

Fama posaunet indeſs mit ihrer Wundertrompete,
Die Partheygänger oft, und Held, und Dichter in Sold nimmt,
Ueber die Gegenden aus: Diana werde sich selber
Mit heroischem Muth auf ihrem Phaeton fahren.
Dieses hörte der Neid, und zischte mit allen den Schlangen,
Welche sein trauriges Haupt statt einer Perücke verhüllen.
„Ist denn" — sprach er — „die Welt zu meiner Plage verschworen,
Und will Alles nunmehr merkwürdige Thaten verrichten?
Von den stolzen Königen an, die selber regieren,
Selber Schlachten gewinnen, bis auf des Parnassus Insekten
Schnaubt jetzt Alles nach Ruhm. Wie fruchtbar ist Deutschland an Helden,

Und wie fruchtbar an Dichtern, die Iliaden uns drohn!
Selbst das schöne Geschlecht ist halb zu Männern geworden.
Hüte schmücken den Kopf, und Amazonenhabite
Oft zu zerrissenen Hemden gehn auf den Dörfern in Schaaren.
Daſs die Schöne zu Wien auf leichten Pferden dahinfliegt,
Von dem lauten Geschrey des frohen Volkes begleitet,
Hab' ich leider gesehn! doch soll ich sogar noch erleben,
Daſs, wie die Helden der Alten, die Dame selber sich fähret,
Und durch edlen Muth die blendende Schönheit erhebet?
Nein, ich wäre nicht Neid, wofern ich dies ruhig erlaubte!
Wenigstens soll doch die Fahrt zu einem Trauerspiel werden!"

Schleunig schwinget er sich mit ausgespreiteten Flügeln
Ueber die schreckliche Höhle hinaus, die den Wüthrich beherbergt.

Und die Nacht hing düster herab vom wolkigen Himmel

Ueber die niedern Hütten des eingeschlafenen
Landmanns.
Jetzo gingen, erlöst von ihren ehernen Ketten,
Lange Gespenster umher und machten die Hofhunde bellen.
Mancher schreyende Kanz und mancher wahrsagende Kibitz
Foderten Leichen vom Dorf: ein süſser Gesang
für den Kantor
Welcher, voll Aberglauben, auf häufige Leichen
sich freute.
Auf dem Schloſs des Barons, des treusten Verehrers der Gräfin,
Sinkt der ruſsigte Fittig des wüthenden Neides
hernieder.
Hier verwandelt er sich in einen lachenden
Sylphen,
Und erschien dem Baron mit diesen güldenen
Worten:
„Wie schläfst du so sanft, du Schönster der
Sterblichen! Anmuth
Schmücket die Wang' auch im Schlaf, und
Sieg die offene Stirne.
O, wie schlank ist dein Wuchs, und o! wie
hohl ist dein Rücken,
Wenn du zu Pferde dich zeigst, und wenn du
zum Tanze hervortrittst.
Du verdienest es auch, daſs eine Diana dich
liebet,

Diese Zierde der Gegend, die erste Blume der Schönheit.
Aber weiſst du auch wohl, wozu sich die Gräfin entschlossen?
Mit den wildesten Hengsten will sie im Phaeton fahren,
Selber will sie sich fahren, ohn' alle männliche Hülfe.
Aber dies heiſst dich, Baron, und deine Liebe verachten.
Raubt sie dadurch nicht dir und allen Männern das Vorrecht,
Das geheiligte Recht, allein mit Pferden zu fahren?
Ueberlässest du ihr die Zügel des Kastor und Pollux,
O so bist du nicht werth, die weiſse Feder zu tragen,
Oder den rühmlichen Namen von einem Ritter zu führen!
Kannst du gelassen es sehn, daſs sie im Phaeton glänzet,
Selbst wie Aurora sich fährt und Männerrechte verhöhnet;
O, so kannst du dich nur, gleich einem Alcides, erniedern,
Und mit Demuth am Rocken von deiner Omphale spinnen."

Also der Neid; er lieſs in schweren ängstlichen Träumen
Den Verliebten zurück und flog zu des Obersten Stalle.
Eben schnarchte geruhig der wachehaltende Stallknecht,
Und jetzt käuten die muthigen Rosse das nächtliche Futter.
Hier verwandelt er sich in den bärtigen Kutscher Andreas,
Und sprach also zum Kastor und zum schönmähnigen Pollux:
«Rosse, von Span'schem Geschlecht, ihr wiſst, daſs immer Andreas
Euch geliebt, und euren Stammbaum getreulich bekräftigt.
Will sich der Springer wohl rühmen, als ob er mit euch zu vergleichen
Auch ein Spanier sey und eben den Vorzug verdiene,
Den euch der Oberste gibt und euch Andreas gegeben?
Niemals hat euch der Knall der rothen Peitsche gezüchtigt;
Niemals hat euch ein brausender Fluch die Ohren beleidigt.
Ja, ich darf es wohl sagen, wir haben als Freunde gelebet,
Und ich habe mit euch so manche Stunde verplaudert.

Aber, wertheste Hengste, wie seyd ihr auf einmal gefallen!
Einem Kinde seyd ihr, als Steckenpferde, geschenket!
Ja, ein Mädchen soll nun die muthigen Rosse regieren,
Die der Oberste selbst nicht zu regieren gewaget!
Wahrlich, zu schimpflich für euch, zu schimpflich für euren Andreas!
Wenn ihr noch Wallachen wärt, wärt ihr nur schläfrige Stuten,
Wärt ihr etwa niemals auf einer Reitbahn gewesen,
Oder wenn euer Kutscher nicht Kutscher zu heiſsen verdiente!
Aber wie macht nicht mein waldigter Bart vom Bocke Parade,
Wenn ich mit stummen Zeichen und mit den Augen euch lenke,
Und ansehnlicher bin, als mancher fürstliche Kutscher.
Warum soll mich denn nun die stolze Gräfin verachten?
Will sie mehr seyn, als ich, der alt bey Pferden geworden,
Und so Manchen, verguldet auf allen Nähten, gefahren?
Aber leidet es nicht, ihr meine getreuesten Freunde,

Daſs ein Kind euch regiert; denn kann man anders Sie nennen?
Werdet flüchtig mit ihr! Sie wird vor Schrecken erblassen,
Und nicht wieder es wagen, mit euch spazieren zu fahren!»

Also sagt er, und spritzt von seinem verderbenden Gifte
Ein Paar Tropfen ins Futter der sonst gehorsamen Hengste,
Und verschwand. Der giftige Hafer erhitzet die Rosse,
Daſs sie wilder, als sonst, sich bäumen, und stampfen und wiehern.

Aber von schwarzen Träumen gequält, verlieſs schon der Freyherr
Sein damastenes Lager noch vor dem Anbruch des Morgens.
Dreymal pfiff er nach Petern mit einer durchdringenden Pfeife,
Daſs das einsame Schloſs in allen Winkeln es hörte;
Daſs die Fenster erklangen und alle Jagdhunde bellten,
Und ein räubrischer Marder, geschreckt vom schmetternden Schalle,
Ohne die Hühner zu schmecken, auf halbem Wege sich umwandt'.

Peter erschien. „Gleich sattle mein Roſs!" — befahl ihm der Jüngling —
„Mit dem Anbruch des Tags will ich zum Obersten jagen."
Da er beschäftiget war, in gröſster Eil' sich zu putzen,
Und am gestiefelten Fuſs bereits der silberne Sporn klirrt;
Trat die Tante herein. Schon eine betagte Matrone,
Liebte sie zärtlich den jungen Baron, wie Mütter nur lieben.
Von der schrecklichen Pfeife geweckt, verlieſs sie das Lager,
Sah den Freyherrn gestiefelt und sprach: „Mein Fritz, mein Geliebter,
Sage, wohin so früh?" — „Zur Gräfin Diana," versetzt er.
„Wie?" — ruft ängstlich die Tante, „noch eh' am östlichen Himmel
Sich das Morgenroth zeigt, willst du zu Pferde dich setzen?
Wenigstens hoff' ich, mein Sohn, du wirst mit dem Trank der Levante
Dich verwahren! Dies that dein seliger Vater. Er ritt nicht
Ohne Kaffe getrunken zu haben. Die Nebel sind jetzt noch
Giftig. Hast du auch Lust, mein Sohn, zu glühendem Weine?

Willst du Chok'lade? Befiehl! Sie soll den Augenblick dastehn.»
Aber der Jüngling verbat voll Ungeduld alles, und eilet
Von der Tante die Stufen hinab. Er schwingt sich zu Pferde,
Jagt von dannen, und Wolken von Staub verhüllen den Jüngling.
Heiſse Zähren vergieſst die klagenreiche Matrone,
Und ihr thränender Blick folgt ihm noch lange von fern nach.

Vierter Gesang.

Und schon zog mit rosigter Hand Aurora den Vorhang
Dämmernder Wolken hinweg von wieder erwachenden Fluren.
Duftend und glänzend trat sie daher, und tröpfelte Perlen
Auf die Erde. Die Sterne verschwanden; die schimmernden Schaaren
Treibet Lucifer fort, und geht aus dem Himmel der Letzte.
Tief im erwachenden Dorf stand jetzt hochtönend der Kuhhirt,
Und erweckte die Dirne mit einer erschrecklichen Peitsche.
Schwarz und scheckigt, und roth, ging jetzt die blöckende Heerde
Nach dem Stoppelfeld zu, und von harmonischen Schellen
Schallte das Thal, der winkende Hain, der glänzende Hügel;

Als der Kutscher Andreas sich in das Wagenhaus machte,
Und die Hülle vom Phaeton nahm; mit herkulischen Kräften
An die Deichsel sich stellt und ihn allein auf den Hof fährt.

Und er stand in der Mitte des Hofs. Mit güldenem Schnitzwerk
War er geziert; ein Wunder der Welt. Aurora ward neidisch,
Daſs ihr veralteter Wagen nicht diesem Phaeton gleichkam.
Ganz in barock'schem Geschmack war er vom Künstler geschaffen.
Eine vergüldete Muschel formirte den Kasten; und hinten
Ragt aus der Muschel ein Mohr, mit einem silbernen Turban,
Welcher einen Sonnenschirm hielt, mit Troddeln und Franzen:
Ein neumodischer Himmel, der prächtig die Fahrenden deckte.
Purpurne Räder mit Laubwerk durchwebt, und leicht wie die Räder
An dem Wagen Neptuns, von Wasserpferden gezogen,
Werden im glänzenden Sande die flüchtigen Spuren nicht zeigen,

Oder auf thauigtem Gras, wie Zephyr, die Spizzen nur biegen.
Ein balsamisches Theer tränkt jetzt die durstigen Räder;
Und es feget den zarten Staub ein sträubender Borstwisch
Aus den Fugen der Muschel und aus den zierlichen Speichen.
Axen werden probirt und Linzen werden befestigt;
Und Andreas war fertig mit aller Arbeit am Wagen.

Plötzlich sprengt in den Hof der edelmüthige Freyherr,
Sieht den Phaeton stehn, und fürchtet des Traumes Erfüllung.
„Kutscher, wer fährt in dem Wagen?" — „Die Gräfin," versetzte der Kutscher.
„Kann dies ihr Vater erlauben?" sprach voll Verwundrung der Freyherr;
Und der Kutscher zuckte die Achsel, und sagte nichts weiter.

Traurig trat der Baron ins Zimmer des Alten. Er schrie ihm
Fröhlich entgegen: „Woher so früh?" und füllte die Pfeife.
„Gnädiger Herr," versetzt der Baron, „die Gräfin zu retten,

Komm ich hierher, da kaum die erste Dämmerung anbricht!
Wie? ihr zärtlicher Vater erlaubt ihr, sich selber zu fahren?
Dies ist viel! O wenn ihr nur nicht ein Unglück begegnet!
Und was treibt sie denn zu diesem verwegnen Entschlusse?
Hat sie nicht Zeitvertreib g'nug? Steht nicht ein prächtiger Flügel
Auf dem Saale für sie, durch den sie uns oftmals dahinreiſst,
Wenn sie mit englischer Stimme, gleich einer Astrea, zaubert?
Und stehn nicht im Closet in schönvergüldeten Bänden
Witzige Deutsche, Franzosen und Britten, nur sie zu vergnügen?
Lockt nicht die bunte Tapete, die Stickerey zu vollenden,
Die sie mit gröſstem Geschmack zu ihrer Freude gezeichnet?
Uns gehöret allein die Herrschaft über die Pferde;
Und in solche Gefahren muſs keine Dame sich stürzen,
Liebreiz schmück' ihr holdes Gesicht, und Sanftmuth die Seele.» —

„Junge, du sprichst wie ein Buch;“ — gab ihm der Alte zur Antwort —
„Aber muſs ich nicht halten, was ich ausdrücklich versprochen?
Gestern bringt mir das Mädchen, in meinen äussersten Schmerzen,
Einen Teller mit Schwämmen, die sie mir selber bereitet;
Voller Freude darob verläſst mich das Podagra. Mädchen,
Sprach ich, bitte von deinem Vater das, was du verlangest;
Ich erfüll' es, — und schwur dabey — so wahr ich Hans Tromm bin.
Siehe, da bittet das Mädchen, was kaum ein Junge gebeten.
Kannst du es hindern, mein Sohn; du wirst mich ewig verpflichten.“
„Wenigstens“ — sagte der Freyherr — „theil' ich mit ihr die Gefahren,
Und verlasse sie nicht im Phaeton, oder im Tode.
Fahren soll sie zwar selbst, doch sollten die muthigen Hengste
Sich in Freyheit zu setzen und flüchtig zu werden versuchen;
So vermag ich doch noch, mit starken geübteren Händen
In die Zügel zu fallen, und sie vor Unglück zu retten.“

Alo sagt er, der freudige Vater umarmt ihn zärtlich.
Aber dem Freyherrn klopfte das Herz nach seiner Diana,
Die am Nachttisch noch war in Hannchens putzenden Händen.
Endlich erschien sie, geschmückt, so wie die Göttin des Krieges,
Aber auch gleich der Cythere von Paphos voll Liebreiz und Anmuth.
Ihr schwarzlockiges Haar schwimmt über die Schultern; ein breites
Perlenfarbiges Band nimmt sie nachlässig zusammen.
Ihren weiſsen blendenden Hals erhebt die Soubise,
Und der schimmernde Federbusch strahlt vom drohenden Mannshut.
Ihre zierliche Hand bekleidet ein männlicher Handschuh,
Und sie schwingt die gebiet'rische Peitsche. So trat sie heroisch
Vor den lächelnden Vater und ihren Freyherrn. Versteinert
Nahm der letzte das Wort. «Was hör' ich, theuerste Gräfin?
Wie? du wagst es, allein mit muthigen Hengsten zu fahren!
Welch ein Einfall! Ein schrecklicher Traum weissaget mir Unglück.

Gräfin, wenn du mich liebst, und diese feurigen Rosse
Selbst durchaus zu regieren gedenkst, so gönne mir gütig
Dir zur Seite den Platz, und laſs im äussersten Nothfall
Mich die Zügel ergreifen und vor Gefahren dich schirmen.“
Als er so sprach, ward Hannchen das Herz auf einmal erleichtert;
Mit gezwungenem Ton und affektirtem Gesichte
Sagte sie: „Soll denn das Flehn des schönen Freyherrn umsonst seyn?
Er wird besser, als ich, in diesem Phaeton schimmern.
Dir bleibt, Gräfin, noch immer der Ruhm, nach welchem du strebst,
Sollt' er im Nothfall die Zügel auch fassen; die Regeln des Wohlstands
Leiden nicht, daſs du allein so flüchtig im Lande herum ziehst.“
Alles wagt es, der Gräfin Entschluſs noch mehr zu bestürmen,
Von dem Obersten an, bis auf die hagre Französin.
Endlich muſste sie sich so vielen Bitten ergeben.
Und sie sprach: „Es sey denn, Baron! doch muſst du allein nur
In der gröſsten Gefahr die Zügel ergreifen.“ Der Freyherr

Gab ihr sein Wort, und küſst' ihr drauf mit frohem Entzücken
Ihre marmorne Hand, schon von dem Handschuh geharnischt.

Und die Hengste tanzten in Sprüngen und muth'gen Courbetten
Ueber das schallende Pflaster vom bärtigen Kutscher geleitet.
Kastor wiehert zuerst, und der schönmähnige Pollux
Wiehert noch heller, als er, und hebt sich auf zierlichen Beinen.
Purpurrothes Geschirr bedeckte die glänzenden Rücken,
Und sie schüttelten schrecklich den dicken seidenen Hauptschmuck.
Etwas verläſst schon der Muth das Herz der stolzen Diana,
Und sie preist sich beglückt, daſs sie der Freyherr begleitet.
Diesem strahlte der Muth aus seinen feurigen Augen,
Und er hätte die wilden Pferde der Sonne beherzter
Durch den staunenden Thierkreis gejagt, als Phaeton ehmals,
Welcher die Erde verbrannt und Menschen zu Mohren gesenget.

Und sie setzten sich beyde nunmehr in den goldenen Wagen.
Welch ein vortreffliches Paar! Fritz war der prächtigste Jüngling.
Roth mit silbernen Schleifen und eine Weste von gelbem
Blendenden Atlas erhub ihn. Schwarz war die Feder des Hutes,
Welchen die silberne Tresse, gleich einem Nordschein, umgränzte.

«Gib mir die Zügel, Andreas!» rief jetzt die muthige Gräfin.
Und stolz trat er hinzu, und überreicht' ihr die Zügel.
Alles wünschet nunmehr, sie glücklich wieder zu sehen;
Und der Vater gab ihr zum Abschied noch diese Vermahnung:
«Mädchen, möchtest du doch des Vaters Lehren behalten!
Brauche selten die Peitsche, doch öfters die Zügel. Von selber
Laufen die feurigen Rosse; nur sie zu halten, ist Arbeit.
Bleib' im ebenen Wege; den See vermeide zur Rechten,
Und die Hügel zur Linken, und schau' nach Linzen und Rädern.

Alles befehl' ich dem günstigen Glück, es wolle dich leiten!
Und im Nothfall dir, Fritz! Fahr' hin, der Himmel sey mit euch!»

Auf das gegebene Zeichen entfliehn mit Wiehern die Hengste
Durch das steinerne Thor. Noch einmal schaut sie zurücke;
Grüſst noch einmal den Alten, der ihr voll Sorgsamkeit nachruft:
«Sittsam, sittsam, Diana!» Sie haut die Hengste zusammen,
Wendet in vollem Trab um, und fliegt nun über die Ebne.

Fünfter Gesang.

Wie ein wilder Orkan auf brausenden Wogen daherfährt,
Sich in dicke Dunkelheit hüllt und Flammen umherstreut:
Eben so flogen durch's Feld die feuerschnaubenden Hengste,
Und bestreuten mit Staub den Freyherrn und seine Diana.
Doch sie hielt noch die Zügel mit unerschrockenen Händen,
War Regentin allein, und machte den Freyherrn zum Faulen:
Wie den König im Schach die stolze Gemahlin beherrschet,
Listig auf Unternehmungen sinnt und ins Treffen sich waget;
Gleich dem tödtenden Blitz durchstreift sie die Länder des Bretspiels;
Da indeſs der Monarch, tief unter den schwarzen Verschnitt'nen.

Für sich arbeiten läſst und in Banketten sich groſs macht.
Aber der Freyherr ertrug, obgleich unwillig, die Schande,
Solchen muthigen Rossen nicht selber Gesetze zu geben.
Dreymal wurden sie schüchtern, und dreymal sucht' er die Zügel
Aus den Händen Dianas in seine Hände zu bringen.
Doch sie behauptet ihr Recht, und fährt im fliegenden Trab fort;
Zischend sah es der Neid, und sann auf blutige Ränke.

Ein krystallener See lag an dem Wege, gekränzet
Mit sanftflüsternden Pappeln und hohen schattigen Ulmen.
Karpfen wohnten darin und groſse korsarische Hechte.
An dem Ufer des Sees saſs eine blonde Sirene,
Wassernixe genannt, und kämmte die güldenen Haare.
Manchen blühenden Jüngling, indem er am Ufer geangelt,
Oder im flüsternden Schilf nach wilden Enten gewadet,
Hatte die treulose Nymphe mit süſsen Liedern gelocket,

Und ihn unter die Fluth zu ihrem Palaste gezogen.
Hier, wofern wir der Sage der Amm' und der Wärterin trauen,
Werden in Ställen von Kuchen mit süſsen Rosinen und Mandeln
Arme Knaben gemästet, und von der Nixe gefressen.
Freundlich sagte der Neid zu ihr, mit gleiſsenden Worten:
„Schönste der Nixen, wie kämmst du so müſsig dein güldenes Haupthaar?
Wollen die Knaben nicht mehr zu deinem Teiche sich nahen,
Und verschmähen sie scheu die zuckersüſsen Rosinen?
Siehst du von fern nicht den Staub von hurtig eilenden Rossen,
Und den Glanz des strahlenden Wagens, der jetzo sich nähert?
Eine muthige Schöne führt einen bezaubernden Jüngling;
Schöner hast du noch nie ein Jünglingsantlitz gesehen!
Willst du den holden Adonis; so lock' ihn mit süſsen Gesängen,
Daſs die Schöne sich naht, so schreck' ich die flüchtigen Rosse,
Daſs sie mit Brausen ihr durchgehn und in die Fluthen ihn werfen.

Alsdann bin ich von Rach' und blutigen Scenen gesättigt,
Wenn sie den Wagen zerbricht und ihren Liebling beweinet.»

Also der Neid. Die Nixe lächelt gefällig ihm Beyfall,
Und sie schickt sich sogleich, die schwarze That zu vollbringen.
Von sirenischen Liedern erschallt das ganze Gestade,
Daſs die räub'rischen Hechte, die Karpfen erstaunten, wie ehmals,
Als sie, dem heil'gen Antoni zu Ehren, die Häupter erhuben,
Und aufmerksam die Predigt des frommen Mannes verschlangen.
Und schon sah Diana die Nymphe mit güldenen Haaren,
Hört die schmeichelnden Lieder, und wollte näher sie hören;
Beugt aus dem mittelsten Weg und fährt zur Rechten am See her.
Zärtlich warnt sie der Freyherr; doch sie, die Warnung verachtend,
Rennt in ihr Unglück, die holde Sängerin näher zu sehen.
Jetzo wirkte das Gift in aufgeschwollenen Adern,
Und die schüchternen Rosse gehorchten nicht länger den Zügeln.

Schäumend gingen sie durch, vom scheuſslichen Neide geschrecket;
Doch beherzt ergriff sie der Freyherr, und pries sich schon glücklich,
Als von der vordersten Axe das Rad verräthrisch ablief,
Und die Gräfin sanft in wallende Fluthen hinabsank.
Aber den Augenblick sprang der tapfre Jüngling vom Wagen,
Faſste die blasse Diana und hob sie aus schäumenden Fluthen.
Viel zu spät entdeckte die Nymphe die blühende Beute,
Denn der schnelle Baron trug schon die Gräfin ans Ufer.
Welch ein rührender Anblick war es dem rettenden Helden,
Seine Diana durchnäſst in seinen Armen zu sehen!
Zärtlich sah sie ihn an, und sprach: «O du, mein Geliebter,
Gern verdank' ich es dir, daſs du mein Leben gerettet!
Billig hat den verwegnen Entschluſs mein Schicksal bestrafet.
Aber du hast mich gerettet, mein Fritz, wie muſs ich dich lieben!»

Dankbar küſst sie der Freyherr für dieses Geständniſs, und lehnet
Ihren zitternden Rücken an einen vertraulichen Ulmbaum,
Und flog hin nach den Hengsten und nach dem zertrümmerten Wagen.
Diese standen, wie Mauern, nicht weit vom verlassenen Wege,
Gleichsam zu edel, um jetzt die Flucht im Unglück zu nehmen.
Fritz trat schmeichelnd hinzu, und führt sie durch gütige Worte
Mit dem schleifenden Wagen bis an die Füſse der Gräfin.
Nichts war an dem Wagen entzwey; das purpurne Rad schwamm
An dem Ufer, das er sogleich von neuem am Wagen
Wieder befestigt. Umsonst winkt ihm mit freundlichen Mienen
Die betrogene Nixe. Der Freyherr hebet die Gräfin
In den befestigten Wagen, und nimmt nun selber die Zügel.

Jetzo fühlten die Rosse die starken Hände des Jünglings,
Und gehorchten mit Lust dem majestätischen Zuruf.

Und der Freyherr wandt' um, und fuhr zurück nach dem Schlosse,
Triumphirend und stolz auf seine gerettete Schöne.
Also bringet Pluto die schöne Tochter der Ceres
Zu den Stygischen Ufern, und Ciane wüthet vergebens.
Giftig sieht es der Neid, sieht seine Listen vereitelt,
Und geht hin, und stürzt in eine Bentleysche Seele,
Welche neidisch auf Noten von jüngern Gelehrten sich härmet.
Unzufrieden mit sich und mit dem Menschengeschlechte,
Wird der Neid den Körper gewiſs zur Verzweiflung bringen,
Daſs er hingeht und trauert, und misantropisch sich aufhängt.

Alles stürzte dem Schloſshof zu beym Rasseln der Räder,
Alles tritt um den Wagen herum und klaget die Gräfin.
Aber Diana eilte beschämt durch wimmelnde Mengen,
Fiel in den Arm des Vaters und brachte den Alten zu Thränen.
Viel zu gütig dazu, als ihr Verweise zu geben,
Da sie noch bebte vor Nässe, war er bemüht sie zu trösten.

Der erzürnte Baron hob nun den rächenden Arm auf,
Und bestrafte voll Zorn die durchgegang'nen Rebellen.
Kastor fühlte die Peitsche, und der schönmähnige Pollux
Lehnt sich umsonst in die Höh; sie zeichnet den Rücken mit Blute;
Und indem sie der bärtige Kutscher zum Stalle zurückfuhrt,
Reiſst er unwillig ihr Maul mit scharfer bezwingenden Stange,
Und flucht Donner und Blitz zu ihren erschrokkenen Ohren.

Hannchen nahm jetzt die Gräfin, und zog ihr am glänzenden Nachttisch
Ihren Waffenrock aus, und gab ihr weibliche Kleider.
In unschuldiges Weiſs ward sie, gleich Engeln, gekleidet,
Und die amazonische Miene verlor sich in Sanftmuth.
Dreymal schöner war sie in einer bescheidenen Haube,
Als in der krieg'rischen Tracht und in dem drohenden Hute.

Alles endigte ſich mit einem fröhlichen Gaſtmahl,
Und der Bund der Verliebten ward von dem Alten beſtätigt.
Bis auf den heutigen Tag heiſst, von dem Unfall der Gräſin,
Dieser See der Dianenſee. Ein warnender Name
Amazoniſchen Schönen, die mit verwegenen Händen
Pferd und Ehmann regieren, und Hut und Freyheit uns rauben!

Aus:

„Der Abend."

Und nun rauscht in den Abendgefilden ein Vorhang von Wolken
Gegen mir auf, und öffnet mir schnell die prächtigste Scene.
Tief am Himmel erscheint mit breitem zitternden Antlitz
Und mit sanfterem Strahl die niedersinkende Sonne.
Ihren Wagen umringt ein Haufen geselliger Wolken,
Die ihr lieblicher Glanz mit tausend Verändrungen färbet.
Kaum lacht so die streifige Flur im blumigen Frühling,
Wenn sie, vom fruchtbaren Regen erfrischt, mit spielenden Farben
Vor des Wanderers Blick am fernen Gehölze vorbeyläuft,

Als die himmlische Flur in wechselnden Farben jetzt schimmert.
Zwar die Sonne tauchet nun schon die Räder des Wagens
In den Ozean ein, doch gönnt sie dem blühenden Erdkreis
Noch ihr holdes Gesicht bey ihrem lieblichen Abschied.
Ungern scheidet sie sich; mit einem Auge voll Sehnsucht
Schaut sie öfters sich um nach ihrem verlaſsnen Gebiete,
Welches hinter ihr, wie sie entweicht, der Abend erobert.
Plötzlich gerathen dadurch die Vögel des Himmels in Aufruhr,
Als wenn eine Posaune das Zeichen zum Aufbruch gegeben.
Und das Abendroth steckt das winkende Purpurpanier auf,
Welches von Westen sogleich tief in den Himmel hinabströmt.
Alles erhebt sich, und sucht die alte sichere Zuflucht
Vor der drohenden Nacht, die schon im Hinterhalt lauert.
Schreyende Schaaren von Kibitzen steigen mit silbernen Flügeln

Von dem sumpfigen Moor, und kehren sich gegen die Sonne;
Laute Züge geschwätziger Dohlen begeben sich eilend
Nach der dampfenden Stadt, und lassen sich flatternd hernieder
Auf das einsame Dach und zur bewachsenen Mauer
Eines verfallenen Thurms, von dessen kahlen Ruinen
Traurig das fremde Gebüsch zum fernen Erdreich herabgrünt.
Andres Gefieder wendet sich nun zur schirmenden Wohnung
In dem dichten Gebüsch und in den dornigen Hecken,
Oder im wölbenden Baum und in aufgeborstenen Felsen.
Ringsum schweigt der grauende Wald; die einsame Luft selbst
Hört nicht mehr der Lerche Gesang, und scheint nun entvölkert;
Auſser daſs hier noch und da der melancholische Rabe,
Mit arbeitendem Flug, nach alten moosigen Eichen
Seine Reise beginnt, und auf schnell pfeifendem Fittig

Zum einheimischen Teich die Ente wieder zurückkehrt.
Und zum letztenmal blickt die abschiednehmende Sonne
Ueber die Flur; sie zittert, und sinkt! Nun ist sie verschwunden,
Plötzlich verschwunden! — Zwar sterbende Farben verweilen noch etwas
Ueber der dämmernden Welt; doch nimmt das Abendroth endlich
Seine Standarte hinweg, und steckt die nächtliche Fahne
An die Zinne des Himmels; sie wirft den dichteren Schatten
Ueber die ganze Natur; es sinkt der verhüllende Vorhang,
Und das bunte Theater des Tags verändert sich plötzlich
In viel blässere Scenen, viel tiefer und dunkler schattiret.

— — — — — —
— — — — — —

Laſs uns dort das rauhere Thal, o Muse, besuchen,
Und am hangenden Fels, in langen schrecklichen Wäldern,
Kühn einhergehn, und mit zur fröhlichen Knappschaft uns mischen.

Ein zufriedenes Volk, obgleich ein sparſamer Himmel
Ueber den traurenden Thälern hängt; die selten die Sonne
Gütig besucht; in welchen noch nie der ackernde Landmann
Furchen gezogen, die Ceres vergiſst und Bacchus nicht kennet.
Von dem Marmorgestein neigt sich die zitternde Tanne
Ueber die schreckliche Tiefe herab, und höret die Bude
Unten im steinigten Thal die schallenden Fluthen ergieſsen.
So wie sie verödete Berge wohlthätig vorbeyflieſst,
Läſst an ihren Gestaden der Genius über die Gruben
Mühlen und Hütten und Puchwerk entstehn. Vom Rasseln der Räder,
Von dem Pfeifen der Bälge, vom wilden Donner des Hammers,
Schallt ein lautes vermischtes Gebrüll in die hohlen Gebirge,
Und die Gegend umher erfüllt ein betäubender Nachhall.
Nie ermüdet Vulkan, den hohen Ofen zu feuern,

Welcher in unaufhörlichen Strömen von glühendem Eisen
Sich ergieſst; indeſs daſs bey der versengenden Hitze
Munter der Hüttenmann geht. Ihm fahren die sprühenden Funken
Um das blasse Gesicht, und Flammen folgen dem Fuſstritt.
Knieend, stöhnend, gewinnt der Bergmann in tiefen Gebirgen
Flimmerndes Erz; läſst, dunkelgewöhnt, die Freuden des Tages
Und den Wechsel des Jahres vergeblich über sich wandeln.
Ihn besucht nicht der Glanz des lieblichen Morgens. Der Abend
Steigt nicht in die Tiefe hinab. Das Grubenlicht streuet
Seinen sterbenden Schein durch unterirdische Dämpfe
Freudenlos um ihn herum, und mit unsäglicher Arbeit
Sucht er im harten Gestein die oft verschwindenden Gänge.
Glücklich, wenn ihn nur nicht die schädlichen Wetter ersticken,
Oder der Gruben giftiger Dunst zum Schatten ihn dörret!

Oftmals stürzt er herab von halbvermoderten Fahrten;
Eine verräth'rische Wand schieſst ein, begräbt ihn im Erze;
Oder zu früh entzündetes Pulver erschlägt ihn im Felsen.
Alles dies hindert ihn nicht, die finstre Grube zu lieben,
Und zu sparsamem Brod oft nur die Quelle zu trinken u. s. w.

Die Nacht.

Das Ende vieler dunkeln Tage,
Die treue Nacht bricht schon herein.
Verhülle dich, mein Geist, und klage!
Vielleicht ist diese Stunde dein.

Ein Leiden, das man unterdrücket,
Vermehret den geheimen Schmerz;
Und jede Thräne, die ersticket,
Gräbt blutig sich in unser Herz.

Jetzt, da die Thoren mich verlassen,
Die diesen trüben Tag umschwärmt,
Will ich dem Schmerz mich überlassen,
Der minder wird, wenn er sich härmt.

Der Schlaf wird mich vorübergehen,
Der oft den Rücken mir gewandt,
Wenn noch von aufgehellten Höhen
Das Morgenroth mich weinend fand.

Ich fleh' ihn an, mir zu erscheinen,
Doch er ist wie ein falscher Freund:
Er kömmt im Glück nur zu den Seinen,
Und flieht ein Auge, welches weint.

Schon siegt der Tag mit hellem Strahle;
Wo bist du, holder Gott der Ruh?
Er kömmt, und drückt zum erstenmale
Ein Auge voller Thränen zu.

An die Liebe.

Liebe, du Göttin zärtlicher Schmerzen
In unsern jungen fühlenden Herzen,
Laſs mir, holde Liebe,
Meine Traurigkeit!
Wenn ich mich betrübe,
Ehret dich mein Leid.

Einsame Thränen liebender Jugend
Sind oft die Zeichen höherer Tugend,
Als des Weisen Lehren,
Der in Wüsten flieht;
Und das Schwert vor Heeren,
Das zum Siege zieht.

Liebe, du bildest Herzen vom neuen,
Zärtliche Töne will ich dir weihen!
Daſs mein Herz empfunden,
Das verdank' ich dir.
Und auch trübe Stunden,
Liebe, sende mir!

Das Klavier.

Du Echo meiner Klagen,
Mein treues Saitenspiel,
Nun kömmt nach trüben Tagen
Die Nacht, der Sorgen Ziel.
Gehorcht mir, sanfte Saiten,
Und helft mein'Leid bestreiten . . .
Doch nein, laſst mir mein Leid
Und meine Zärtlichkeit!

Wenn ich untröstbar scheine,
Lieb' ich doch meinen Schmerz;
Und wenn ich einsam weine,
Weint doch ein liebend Herz.
Die Zeit nur ist verloren,
Die ich mit goldnen Thoren,
Bey Spiel und Wein und Pracht,
So fühllos durchgelacht.

Ihr holden Saiten, klinget
In sanſter Harmonie!
Flieht was die Oper singet,
Und ſolgt der Phantasie.
Seyd sanſt, wie meine Liebe,
Besinget ihre Triebe,
Und zeigt durch eure Macht,
Daſs sie euch siegend macht.

Das schlafende Mädchen.

Die Göttin süſser Freuden,
Die Nacht stieg aus dem Meer,
Und ſanfter Liebe Leiden
Sang keine Flöte mehr;
Der Mond mit blassem Scheine
Versilberte die stillen Haine.

Da führte mich die Liebe
Zu meinem Mädchen hin.
Ich fand ihr Aug' oft trübe
Aus Lieb' und Eigensinn;
Und niemals durft' ichs wagen,
Ihr was von Küssen vorzusagen.

Nachlässig hingelehnet,
Schlief sie jetzt am Klavier.
Zur Ehrfurcht stets gewöhnet,
Naht' ich mich nicht zu ihr;
Doch weckten ihre Wangen
Mein ganzes zärtliches Verlangen.

Wenn Weste sich liebkosen,
Lacht so nicht ihr Gesicht;
Und so schön schläſt auf Rosen
Die Blumengöttin nicht.
In ihren sanſten Mienen
War nie der Himmel mehr erschienen.

Kannst du sie jetzt nicht küssen,
So küssest du sie nie!
So wollt' ich mich entschlieſsen . . .
Ach, da erwachte sie!
Nichts konnte mehr mich strafen.
Sie wird so schön nicht wieder schlafen.

An den Sylphen Ariel.

Beschützer meiner Schöne,
Wachsamer Ariel,
Erschein' auf diese Töne,
Und nimm von mir Befehl!
Selinden zu bewachen,
Sey künftig dein Beruf.
Nichts muſs dich gröſser machen,
Seit Gabalis dich schuf.

Dich finde nicht der Morgen
Bey meines Mädchens Putz.
In weit erhabnern Sorgen
Beweise sich dein Schutz.
Belindens braunen Locken
Gab Pope dich zur Wacht,
Jetzt nimm so unerschrocken
Selindens Herz in Acht.

Wenn, überdeckt mit Tressen,
Der Stutzer um sie schwebt,
Und seinen Blick vermessen
Der Narr nach ihr erhebt,
So scheuche dein Gefieder
Den leeren Stutzer fort,
Und donnre Narren nieder
Durch ein gescheites Wort.

Erhalt' in ihren Herzen
Den Spott, der siegreich ist,
Wenn in gezwungnen Scherzen
Der Landwitz sich ergieſst.
Ein niederschlagend Lachen
Bewaffn' ihr Angesicht,
Den Junker klein zu machen,
Der aus Banisen spricht.

Bedeckt nun die Gefilde
Vom Abend Thau und Ruh;
So setze meinem Bilde
Der Liebe Reizung zu.
Gib, daſs ich so sie rühre,
So wie sie mich gerührt,
Als sie an dem Klaviere
Mein zärtlich Herz entführt.

Die Landschaft.

Geliebtes Feld, dein aufgeklärter Himmel,
Der sanft und rein um stille Fluren flieſst,
Empfange mich vom Lärm und vom Getümmel
Der weiten Stadt, wo Unmuth mich umschlieſst!

Wie fröhlich steigt aus silberfarbnen Wellen
Das Morgenroth zum feuchten Horizont!
Der graue Wald, den Lust und Tag erhellen,
Zeigt in der Höh die Wipfel schon umsonnt.

Die Lerche steigt in musikal'schen Schaaren
Mit süſser Stimm' auf sichern Haiden fort,
Und fürchtet nicht des falschen Garns Gefahren,
Und fürchtet nicht des Feuerrohres Mord.

Voll Anmuth lockt das blühende Gestade,
Die Oker flieſst mit sanftern Wellen fort;
Am Ufer tanzt die lachende Najade,
Der Tanz und West ihr fliegend Haar verwirrt.

Der wilde Busch, von Blüthen überschneiet,
Besieht sich stolz in spiegelklarer Fluth;
Sie flieſst dahin, von keinem Sturm entweihet,
So rein und still, wie Silber in der Gluth.

Es hängt indeſs an Klippen voller Weide
Der bärt'ge Bock, der die Gesträuche nagt;
Da unbesorgt der Hirte Lieb' und Freude
Auf heiserm Rohr den öden Felsen sagt.

O Einsamkeit, dürft' ich mich dir ergeben!
Hier herrschest du im ungestörten Hain.
Warum muſs ich im Lärm der Städte leben?
Hier könnt' ich froh, wie dieser Hirte, seyn!

Allgemeines Gebet.

Allmächtiger, der seinen Thron
In Himmeln hoch erhöhet;
O höre mich, der Erde Sohn,
Der dir im Staube flehet!

Du schuſst mich Staub, und lieſsest Staub
Zum Engel sich erheben;
Hier unten der Verwesung Raub,
Um ewig dort zu leben.

Ein denkend Thier! Wie arm, wie bloſs,
Ist es, der Herr der Erden!
Ein denkend Thier! Wie frey, wie groſs,
Unsterblich soll es werden!

Welch ein Geschenk gabst du mir nicht,
Da du Vernunft mir schenktest,
Und der Erkenntniſs göttlich's Licht
In meine Seele senktest!

Verleih mir doch die Wissenschaft,
Mein ew'ges Glück zu finden;
Und gib mir Willen, Muth und Kraft,
Mich selbst zu überwinden.

Lehr' mich, was mein Gewissen sagt,
Dem Himmel vorzuziehen;
Und laſs mich, was es untersagt,
Mehr als die Hölle fliehen.

Mach' fühlend dieses harte Herz,
Wenn meine Brüder leiden;
Und laſs an meines Hassers Schmerz
Sich nie mein Auge weiden.

Laſs mich nie mit verwegner Hand
Nach deinem Donner trachten;
Noch Jeden, der dich nicht erkannt,
Der Hölle würdig achten.

Im Glücke Furcht, im Unglück Muth
Sey alles, was ich flehe.
Was du, mein Schöpfer, willst, ist gut,
Und was du willst, geschehe!

Laſs mich mein Brod durch deine Gunst
Nicht ohne Müh erwerben,
Und lehre mich die groſse Kunst
Zu leben, und zu sterben.

O du, vor dem der Seraph kniet,
Den Cherubim umringen,
Mit allen Sternen schallt das Lied,
So deine Heil'gen singen.

Ich beuge, Herr, vor dir mein Knie;
Du hast den Staub erhoben!
Heil mir! ich bin ein Geist, wie sie,
Der Mensch darf, Herr, dich loben!

Ausgewählte

Gedichte

von

Christian Felix Weiſse.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Acht und dreyssigstes Bändchen.

Weisse's Gedichte.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Vorwort.

Christian Felix Weiſse wurde am 28. Jan. 1726 zu Annaberg *) im Erzgebirge geboren. Er studirte auf der Universität zu Leipzig die humanistischen Wissenschaften, und schloſs sich besonders an **Joh. Heinrich Schlegel** und **Lessing** an. In diesen Zeitraum fallen seine ersten theatralischen Arbeiten; sein Lust-

---

*) Die Secularfeyer seines Geburtstags fand daselbst im J. 1826 satt, wozu **A. Mahlmann** ein Festspiel (Leipz. 1826) dichtete.

spiel: „Der Leichtgläubige" ward von der Neuberschen Schauspielergesellschaft auf die Bühne gebracht. Auch der nähere Umgang mit dem berühmten Schauspieler **Eckhoff**, seine Verbindung mit **Rabener**, **Gellert**, von **Cronegk** (welcher Letztre ihn mit **Uz** bekannt machte) wurde bald für ihn sehr gewinnreich. Er ging darauf mit einem jungen Grafen, bey dem er eine Hofmeisterstelle übernommen hatte, nach Paris, lebte dann, mancherley literarischen Arbeiten obliegend, bey einem andern jungen Grafen zu Burgscheidungen in Thüringen, hielt sich dann in Berlin auf, und starb am 16. December 1804 als Kreissteuereinnehmer zu Leipzig.

Weiſse hob zuerst mit **Lessing**, dem er freylich an Genie nachstand, das Deutsche Theater aus seiner schmachvollen Niedrigkeit empor. Die Lustspiele unsers Dichters, sowie seine, durch Hiller's Melodieen noch mehr verbreiteten Operetten (z. B. der lustige Schuster; der Erndtekranz u. s. w.) zeichneten sich für die damalige Zeit ungemein aus; unter seinen Trauerspielen fand insonderheit sein „Richard der Dritte" gerechte Anerkennung. Die sehr singbaren „scherzhaften Lieder", sowie seine „Amazonenlieder" (eine glückliche Nachbildung der Gleim'schen Kriegslieder) wurden gleichfalls bald überall beliebt. Ein hohes Verdienst erwarb sich Weiſse noch als Kinderschriftsteller durch die Herausgabe seines, gewiſs bis späthin fortlebenden Kinderfreundes, der eine liberalere Erziehungsart einführte und ungemein viel Gutes wirkte.

Unter seinen Schriften heben wir hier aus: Komische Opern (3 Bde. Leipz. 1767 — 71. Zuletzt 1777); kleine [illegible] Gedichte (3 Bde.

Eb. 1772); der Kinderfreund; ein Wochenblatt (29 Bdchn. 1771 — 82. 3te verb. A. 12 Thle. 1781); Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes (12 Thle. 1784 — 92); Trauerspiele (5 Thle. 1776 — 80); Lustspiele (3 Bde. 1783). Weiſse besorgte auch die Bibliothek der schönen Wissenschaften vom 5ten Bande an, sowie zum Theil die neue Bibliothek derselben, 63 Bde. Auch gab er J. P. **Uz** poetische Werke, nach dessen eigenhändigen Verbesserungen (3 Thle. Wien 1804) heraus.

Seine Selbstbiographie ward von S. F. **Frisch** und O. E. **Weiſse** (Leipz. 1806) herausgegeben.

(Vergl. den umfänglichen Artikel bey **Jördens** Bd. 5. S. 248 — 302 nebst den Nachträgen.)

Inhalt.

Scherzhafte Lieder.

Seite
1. An die Muse. 3
2. Liebe und Wein. 5
3. Die Schwatzhaftigkeit. 6
4. Die Verschweigung. 7
5. An ein junges Mädchen. 9
6. Die Pfeile Amors; an Chloen. . . . 11
7. Mein Mädchen. 13
8. Der Wald. 15
9. Nerine und Damis. 16
10. Der Sturm. 17

Seite
11. Die Haselsträuche. 19
12. Auf die Herausforderung einer Amazone 20
13. Die früh aufgehende Sonne. 21
14. An den Amor. 22
15. Philomele. 23
16. Die Klugheit. 24
17. Mein Vorsatz. 25
18. Der verschwundene Amor. 26
19. Amor und der Dichter. 27
20. Chloe im Bade. 30
21. Zweykampf mit dem Amor. 31
22. Der Gebrauch der Jugend. 32
23. Aufmunterung zum Trinken; an Chloen. 33
24. Die versöhnliche Laura. 34
25. An einen Bach im Winter. 35
26. Doris und Damon. 36
27. Der wankende Entschluſs. 37

Seite
28. An den Traumgott. . . . . . . : . 38
29. Kupido. 39
30. Die schreckliche That. 40
31. Die Geburt der Venus. 41
32. Die unbelohnte Mühe; Damöt und Phyllis. 42
33. Der Kuſs. 43
34. Befehl an den Zephyr. 44
35. Klagen der jungen Lalage. 45
36. Die Lehre; Alexis und Neäre. . . . 46
37. Die Schläferin. 48
38. Auf einen entflohenen Vogel; an Lalagen. 49
39. Die Wahl. 50
40. Der Zauberer. 51
41. Chloe an ihren Kanarienvogel. . . . 53
42. Antwort auf eine Aufforderung zur Freundschaft. 54
43. Paris mit dem Apfel, und die drey Göttinnen, Pallas, Juno und Venus. 55

Seite
44. Das zu gute Herz. 57
45. Die schöne Aussicht. 59
46. Die stumme Schöne. 60
47. Die Vorsicht. 61
48. Die kluge Vorsicht; Veit und Babet. . 62
49. Verlust für Verlust 63
50. Selinde. 64
51. Das wird sich weisen. 65
52. Die Bosheiten der Stadt. 67
53. Die Zufriedenheit. 69
54. Die Linde; an Chloen. 70
55. Weisheit und Thorheit. 71

Amazonenlieder.

1. Abschied einer neuen Amazone bey Eröffnung des Feldzuges. 75

Seite

2. Die Amazone erhält die erste Nachricht mit einem Bildnisse von ihrem Geliebten. 78
3. Klagen einer Liebhaberin beym entfernten Getöse einer Schlacht. 82
4. Willkommen einer neuen Amazone bey der Wiederkunft ihres Geliebten nach geendigtem Feldzuge. 86
5. Entschluſs der Amazone, ihrem Geliebten zu folgen. 90
6. Lied einer neuen Amazone beym entfernten Tumulte der Schlacht. . . . 94
7. Lied der Amazone bey der Flucht der Feinde. 100
8. Lied der Amazone bey einem Viktorieschieſsen. 105
9. Empfindungen der Amazone nach einer verlornen Schlacht. 109
10. Die Amazone erwacht aus ihrer Ohnmacht und sieht ihren verwundeten Geliebten. 114

Seite
11. Loblied der Amazone auf ihres Geliebten Pferd. 121
12. Klagen einer neuen Amazone bey dem Falle ihres Geliebten. 125
13. Thränen der Amazone über dem Grabe ihres Helden. 130

Lieder für Kinder.

1. Das Veilchen. 137
2. Der Vorsatz. 138
3. Der Fleiſs. 139
4. Der Aufſchub. 141
5. Die Eule. 143
6. Die Rosenknospe. 144
7. Die Biene. 146
8. An einen in der Schlinge erwürgten Krammetsvogel. 147
9. An die Spinne. 148

Seite
10. Der junge Baum. 150
11. Das äusserliche Ansehn. 151
12. Die Schönheit. 152
13. Die Freundschaft. 154
14. Der wahre Reichthum. 155
15. An den Schlaf. 156

Vermischte Gedichte.

1. Elegie bey dem Grabe Gellerts. . . 159
2. Aufmunterung zur Freude an einem Frühlingstage (nach Horaz Od. I, 4.). 169
3. Beschäftigung im Winter (nach Horaz Od. I, 9.). 171
4. Die Lerche und der Kukuk. . . . 174
5. Der Schmetterling und die Biene. . 177
6. Auf einen zu künstlichen Garten. . 180

Scherzhafte Lieder.

An die Muse.

O Muse, die du dich in Scherzen
Und jugendlichen Spielen übst,
Mehr zärtliche, als stolze Herzen,
Und Schäfer mehr als Fürsten liebst:
Laſs dich in Büschen und in Gründen
Von deinem frohen Jünger finden,
Der noch den Reiz der Jugend fühlt
Und gern mit Frühlingsblumen spielt.

Er soll sich nicht unsterblich singen:
Was heiſst der Dichter Ewigkeit?
Sein Lied soll nicht von Waffen klingen;
Du, Muse, hassest Blut und Streit.
Hier, unter schattenreichen Bäumen
Will er von Fried' und Freude träumen,
Mit einem Scherz von Lieb' und Wein
Der Freund' und Mädchen Herz erfreun.

So stimme denn zu süſsen Tönen,
O Göttin, selbst sein kleines Lied!
Wird ihn auch nicht der Lorbeer krönen,
Der für die Heldendichter blüht:
Ist doch ein Strauſs, den Chloe bindet,
Ein Kranz, den ihm Thamire windet,
Ein Händedruck, ein süſser Blick
Von Lalagen sein Trost und Glück.

Liebe und Wein.

Ohne Lieb' und ohne Wein,
Was wär' unser Leben?
Alles, was uns kann erfreun,
Müssen diese geben.
Wann die Groſsen sich erfreun,
Was ist ihre Freude?
Hübsche Mädchen, guter Wein,
Einzig diese beyde.

Helden, die des Siegs sich freun,
Fragen nichts nach Kränzen,
Sie erholen sich beym Wein
Und bey schlauen Tänzen.
Uns drückt oft des Lebens Pein,
Doch nur, wann wir dürsten:
Aber gebt uns Lieb' und Wein,
O, so sind wir Fürsten!

Die Schwatzhaftigkeit.

Schweige, kleine Schwätzerin!
Immer hast du was zu fragen,
Immer etwas noch zu sagen,
Und so geht die Zeit dahin.

Denke! mancher Augenblick
Ist schon ungenützt verschwunden:
Durch Minuten legt man Stunden,
Durch sie Tag und Jahr zurück.

Sieh! wie ich selbst schwatzhaft bin,
Deine Schuld! komm! laſs dich küssen,
Und dir so den Mund verschlieſsen:
Schweigst du nun, du Schwätzerin?

Die Verschweigung.

Sobald Damötas Chloen sieht,
So sucht er mit beredten Blicken
Ihr seine Klagen auszudrücken,
Und ihre Wange glüht.
Sie scheinet seine stillen Klagen
Mehr als zur Hälfte zu verstehn,
Und er ist jung, und sie ist schön;
Ich will nichts weiter sagen.

Vermiſst er Chloen auf der Flur,
Betrübt wird er von dannen scheiden;
Dann aber hüpft er voller Freuden,
Entdeckt er Chloen nur.
Er küſst ihr unter tausend Fragen
Die Hand, und Chloe läſst's geschehn,
Und er ist jung, und sie ist schön:
Ich will nichts weiter sagen.

Sie hat an Blumen ihre Lust:
Er stillet täglich ihr Verlangen;
Sie klopft ihn schmeichelnd auf die Wangen,
Und steckt sie vor die Brust:

Der Busen bläht sich, sie zu tragen,
Er triumphirt, sie hier zu sehn;
Und er ist jung, und sie ist schön:
Ich will nichts weiter sagen.

Wann sie ein kühler heitrer Bach,
Beschützt von Büschen, eingeladen,
In seinen Wellen sich zu baden:
So schleicht er listig nach.
In diesen schwülen Sommertagen
Hat er ihr oftmals zugesehn,
Und er ist jung, und sie ist schön:
Ich will nichts weiter sagen.

An ein junges Mädchen.

Du kleine Blondine
Bezauberst ja schon!
Die sprechende Miene
Kann bitten, kann drohn.

Schon hebet den Schleyer
Die wachsende Brust,
Die Blicke sind Feuer
Und tödtende Lust.

Schon ladet zum Küſschen
Der schwellende Mund,
Schon wölbet dein Füſschen
Sich niedlich und rund.

Du singest, du spielest,
Du tanzest, wie schön!
Und willst, was du fühlest,
Dir selbst nicht gestehn.

Die Mutter mag sagen,
Du seyst noch zu klein:
Du darfſt es nur wagen,
Es nicht mehr zu seyn.

Noch kleiner, Rosette,
Ist Amor, als du. —
O laſs ihm zum Bette
Dein Herzchen doch zu!

Die Pfeile Amors.

An Chloen.

Ich sah den Amor heut im Traume:
O Chloe, schlummern sah ich ihn,
Dort unter jenem Ahornbaume,
Der uns sein Schirmdach oft geliehn.

Sein Köcher lag, halb ausgefallen:
Die Pfeile, sah ich, glichen sich;
Doch am Gefieder war vor allen
Nicht einer, der dem andern glich.

Der Knab' erwachte, sah mich stehen,
Und sprach: Nicht wahr? du wunderst dich,
Mein Federwerk so bunt zu sehen?
Nun ist es unverbesserlich.

Mit diesem schwarzbekielten Pfeile
Schieſs' ich den finstern Menschenfeind:
Die Federn sind von einer Eule,
Denn die war nie dem Lichte freund.

Für solche, die nicht Liebe fühlen,
Doch immerdar von Wollust glühn,
Ist dieser Pfeil: und mit den Kielen
Des wilden Sperlings krönt' ich ihn.

Der Adler flieget zu dem Kecken,
Zum Plauderer ein Krähenschwanz;
Und wieder einen eitlen Gecken
Leiht mir der Pfau der Farben Glanz.

Dem Pfeil hier wird das Herz zum Raube,
Das treuer Liebe fähig ist,
Und aus der Brust der Turteltaube
Ward er mit Federn ausgerüst't.

Von allen, die ich dir gewiesen,
Wird der von mir nur werth geschätzt. —
Ach, rief ich, Amor, ach, durch diesen
Hast du für Chloen mich verletzt.

Mein Mädchen.

Wenn man mir ein Mädchen nennt,
Als das schönste unter allen,
Wenn man sagt: ein Jeder brennt
Diesem Mädchen zu gefallen:
O dies ist sie! dies, dies, dies
Ist mein Mädchen ganz gewiſs.

Sagt man, sie ist weiſs und roth,
Gleich den Lilien und Rosen,
Jeder Zug ein Aufgebot
Dieser Huldin liebzukosen:
O dies ist sie! dies, dies, dies
Ist mein Mädchen ganz gewiſs.

Rühmt man eine kleine Hand
Und ein Aermchen, weich, zu drücken,
Einen Wuchs, den man umspannt,
Und ein Füſschen zum Entzücken:
O dies ist sie! dies, dies, dies
Ist mein Mädchen ganz gewiſs.

Lobt man groſser Augen Nacht
Und ein Haar von Rabenschwärze,
Einen Mund zum Kuſs gemacht,
Eine Brust, den Thron der Scherze:
O dies ist sie! dies, dies, dies
Ist mein Mädchen ganz gewiſs.

Der Wald.

Schwestern, wagt euch in den Hain
Ja nicht allzu tief hinein!
Denn, so wahr ich ehrlich bin,
Es geht um und spukt darin.

Jüngstens ging ich ganz allein.
In der Dämmerung hinein:
Gleich war ein Gespenst auch da,
Das Damöten ähnlich sah.

O wie schlug das Herze mir!
Glaubt ihr, Schreyen half dafür?
Denkt, wie dicht ist nicht der Hain!
Todt hätt' ich mich müssen schreyn.

Nerine und Damis.

Nerine.

Ey, Damis, sahst du nicht, wie jener Schmetterling
Die junge Rose dort so treulos hinterging?
Kaum hat er sie geküſst, so küſst er andre Rosen!
Sprich, wenn du von mir eilst, wen eilst du liebzukosen?

Damis.

Ey, Mädchen, sieh doch hin, was macht die Rose drauf?
Sie thut dem Schmeichler kaum den schönen Busen auf,
So gönnt sie gleiches Glück der räuberischen Biene.
Wenn Damis von dir eilt, wer küſst denn dich, Nerine?

Der Sturm.

Der lichte Himmel schwärzet sich:
Ein jäher Sturm braust in den Zweigen,
Auf Erden herrschet fürchterlich
Ein allgemeines Schweigen.
Der kleinen Sänger tonreich Heer
Vergiſst sein Lied, und lauscht in Sträuchen,
Und nur die Schwalbe schieſst hervor
Und schwebet auf den Teichen.

Komm, Iris, eilends folge mir!
Doch sieh, wie sich die Rosen bücken:
Vom Sturm bedroht, flehn sie zu dir,
Du sollst sie liebreich pflücken.
Sie fürchten ihren nahen Tod;
O, brich sie, eh sie sich entfärben,
Und laſs ihr jugendliches Roth
An deinem Busen sterben!

Wir sind entflohn. Was fürchten wir
In dieser dicht verwachsnen Laube?

Welch Glück! es wartet unser hier
Der Saft der Moslertraube.
Verwegner Nord, tob' immerhin;
Und nimm, willst du hier ja noch wehen,
Nimm meiner Iris Palatin,
Nur laſs die Gläser stehen!

Die Haselsträuche.

Heil euch, verwachsnen Haselsträuchen!
Wie sehr liebt euch die Jugend nicht!
In eure Schatten seh' ich manchen Schäfer
schleichen
Mit seiner Schäferin, so bald die Sonne sticht.
Warum denn schleichen sie hinein? —
Es wird des Schattens wegen seyn.

Heil euch, fruchtbaren Haselsträuchen!
Auch wann die Sonne nicht mehr sticht,
Im Herbst seh' ich sehr oft den Schäfer zu
euch schleichen
Mit seiner Schäferin: des Schattens wegen nicht;
Warum denn schleichen sie hinein?
Es wird der Nüsse wegen seyn.

Auf die Herausforderung einer Amazone.

Du kleine stolze Amazone,
Mit deinem groſsen Federhut!
So sehr ich meines Lebens schone,
So hab' ich doch bey dir noch Muth.

Du sollst mich auf dem Kampfplatz finden,
Ich fechte nach der Ritter Pflicht:
Nur laſs die Augen dir verbinden!
Mit deinen Augen fecht' ich nicht.

Die früh aufgehende Sonne.

Ihr Freunde, wundert euch nur nicht,
Daſs Titan stets so früh erwachet,
Da mich kaum sein mittäglich Licht
Zur Mahlzeit wieder munter machet.

Wahrhaftig! kann es anders seyn?
Der gute Titan! geht er unter,
So trinkt er Wasser: tränk er Wein,
So würd' er auch wohl später munter.

An den Amor.

Lieber Amor, leihe mir
Einen doch von deinen Pfeilen!
Ich schwör' auch den Raub mit dir,
Chloens Herz, mit dir zu theilen. —

Falscher! du verweigerst sie?
Wart! ich will's der Mutter klagen!
Chloens Augen leihst du sie,
Und mir willst du sie versagen?

Philomele.

Ach, Thyrsis, welchen süſsen Schmerz
Singt Philomele mir ins Herz!
Es schmilzt von ihren Klagen.
Ach, Thyrsis, wenn du jetzo kämst,
Mich küssend in die Arme nähmst,
Was könntest du nicht wagen!

Die Klugheit.

Ja, Damon, ich verstehe dich!
Du suchst mir einen Kuſs zu rauben:
Gut! Einen will ich dir erlauben;
Doch sey auch klug! verstehst du mich?

Der Strauſs am Busen reizet dich?
Ich seh', du wünschest ihn zu rauben:
Wohl! ich will dir auch dies erlauben;
Doch sey auch klug! verstehst du mich?

Du sehnest nach dem Schatten dich?
Und siehst dich um nach jenen Lauben?
Komm; führ' mich hin, ich will dir's glauben:
Doch sey auch klug! verstehst du mich?

Mein Vorsatz.

Wie sehr lieb' ich mein Mädchen nicht!
Sie hat ein allerliebst Gesicht,
Es ist zu schön, es zu beschreiben;
Doch daſs, wenn sie mir untreu wäre,
Ich drüber den Verstand verlöre:
Das lass' ich wohl bleiben.

Wie gern trink' ich Burgunderwein!
Kein Nektar kann so kräftig seyn,
Mein Glas wird nie lang' stehen bleiben;
Doch daſs ich Nächte lang dies triebe,
Und Morgens mir die Stirne riebe:
Das lass' ich wohl bleiben.

Noch wallt die Freud' in meiner Brust;
Noch hab' ich viel zu leben Lust,
Wenn mich die Parzen nicht vertreiben;
Doch daſs ich winselnd Abschied nähme;
Wenn schon so früh die Parze käme:
Das lass' ich wohl bleiben.

Der verschwundene Amor.

Ich trank mit Chloen Malaga:
Schnell war der Gott der Liebe da.
Ach! seufte Chloe, sieh, schon stört er unsre Freuden;
Hasch' ihn mit mir, ich will die Flügel ihm beschneiden.

Halt, liebste Chloe! sagt' ich, halt!
Die Flügel wachsen ihm zu bald,
Dem kleinen Bösewicht! wir wollen ihn ersticken:
Nicht wahr? so kann er uns in Zukunft nicht berücken.

Wir haschten: eh man sich's versah,
War er bald dort, bald wieder da;
Zuletzt verschwand er gar. Doch, als wis ausgetrunken,
Da fühlten wir, er war in unsern Wein gesunken.

Amor und der Dichter.

Amor.

Guter Dichter, singe mir
Doch zu Ehren kleine Lieder!
Fordre kühnlich von mir wieder
Was du willst, ich geb' es dir.

Der Dichter.

Schmerzen hab' ich nur von dir:
Soll für die mein Lied dich ehren? —
Aber laſs doch einmal hören:
Welchen Lohn versprichst du mir?

Amor.

Meine Mutter hat ein Paar
Allerliebste Turteltauben:
Sieh, ich will ihr eine rauben,
Thu' ich es gleich mit Gefahr.

Der Dichter.

Wie? zwey Täubchen, welche sich
So getreu und zärtlich lieben,
Durch die Trennung zu betrüben!
Harter Räuber, schäme dich!

Amor.

Aber einen stolzen Schwan
Von Cytherens Wolkenwagen?
Wagst du den wohl auszuschlagen?
Er fliegt mit dir himmelan.

Der Dichter.

Einen Schwan? was hätt' ich da?
Niemals fahr' ich durch die Sphären.
Und wie wollt' ich ihn ernähren?
Fehlt mir doch Ambrosia!

Amor.

Nimm hier meiner Augen Band!
Fühl', wie weich! — Macht dies dir Freude?
Von der allerfeinsten Seide
Webt' es meiner Mutter Hand.

Der Dichter.

Nehm' es, wer es nöthig hat!
Wozu brauch' ich Augenbinden?
Immer seh' ich nach Selinden;
Und noch seh' ich mich nicht satt.

Amor.

Nun sieh meinen Köcher hier!
Von den wohlbekielten Pfeilen,
Die der Mädchen Herz ereilen,
Geb' ich meinen schnellsten dir.

Der Dichter.

Und er trifft? O welch ein Lohn!
Gib ihn! — Himmel! wie geschwinde
Traf er! Mein, mein ist Selinde! —
Guter Gott! ich singe schon.

Chloe im Bade.

Ich habe Chloen im Bade gesehn,
Wie reizend war sie nicht! wie schön!
Sie stand als eine der Himmlischen da,
Die Paris auf dem Ida sah.

Gleich einer Lilie hinter Krystall,
So glänzte sie jetzt überall:
Ihr Busen glänzte — — geblendet zusehr,
Sah ich vor Glanze gar nichts mehr.

Zweykampf mit dem Amor.

Vernunft bewaffnet mich:
Nun, Amor, streit' ich wider dich!
Du magst ein Gott, ich sterblich seyn.
Doch streite, so wie ich, allein!

Ich sieg', ich schwör' es dir!
Nur muſst du, dies beding ich mir,
Den Bacchus nicht um Hülfe flehn: —
Ein Andrer streite wieder zween!

Der Gebrauch der Jugend.

Was nützt die Rose, wenn man sie nicht bricht?
Man geht unfühlend vorbey,
Fragt nicht, wie schön sie sey;
Sie stirbt, der Jüngling beklaget sie nicht!

Was nützt die Traube, wenn man sie nicht preſst?
Sie muſs durch göttlichen Wein
Erst unser Herz erfreun;
Sonst schmückt sie traurig das durstige Fest.

Was hilft die Schönheit, die ungenützt flieht!
Zu keinem Kusse verführt?
Matt, kindisch, ungerührt,
Stirbt sie im Frühling der Jahre verblüht!

Was hilft das Leben, wenn man es nicht nützt?
Wenn man die fröhliche Zeit
Zu lieben sich verbeut?
Was hilft dir, Doris, dein Leben anitzt?

Aufmunterung zum Trinken.

An Chloen.

Komm, liebe Chloe, trink' mit mir!
Sieh nur dies Glas, es winket dir,
Und kannst du noch verschönert seyn:
Vermag es nichts, als dieser Wein.

Doch rein, bis auf den Boden rein
Muſs dieses Glas getrunken seyn; —
Vielleicht, wann sich der Grund entdeckt;
Hat Amor sich dahin versteckt.

Die versöhnliche Laura.

Ich kenne diese sanften Winke:
Sie laden mich zum Frieden ein:
Versöhnte Laura, komm und trinke
Auf unsern Friedensschluſs vom besten Deutschen Wein.

O, nähmen Könige der Erden
Zum Beyspiel, Laura, dich und mich:
Sie würden bald versöhnet werden:
Des Mittags zanken wir, und Abends küss' ich dich.

An einen Bach im Winter.

Du rauschest, sanfter Bach, auch nicht vor Freuden mehr?
Kein Blümchen spiegelt sich in dir:
Von Schnee bedeckt, von Eise schwer,
Gleichst du an Schwermuth mir.

Du gleichest mir, so lang' Elise grausam ist:
Da glänzt mir keine Freude mehr;
Mein Herz, das alles Glück vergiſst,
Klopft kaum, von Seufzern schwer.

Doch dich löst einst der Lenz zu neuen Freuden auf:
Da singt um dich der Vögel Chor,
Dein murmelnder verliebter Lauf
Lockt Blum' und Laub hervor.

O, daſs mir doch, wie dir, auch einst ein Lenz erschien,
Ergäb' sich einst Elise mir!
Da würden mir auch Freuden blühn,
Ein ew'ger Lenz in ihr!

Doris und Damon.

Doris.

Lieber Damon, dein Begehren
Dich zu lieben, geh' ich ein.
Aber willst du mir auch schwören,
Ewig mir getreu zu seyn?

Damon.

Liebe Doris, dein Begehren
Geh' ich mit Entzücken ein:
Aber willst du mir auch schwören,
Ewig jung und schön zu seyn?

Der wankende Entschluſs.

Ja, ja, dem Traubengott allein
Will ich die besten Stunden weihn:
Die Liebe macht mir nichts als Plagen.
Auf, Brüder, helft mir sie verjagen!

Ich sang's; die Brüder sangen drein:
»Was ist die Liebe gegen Wein?
Ein Auge gegen Bacchus Rebe?
Es sterbe Venus! Bacchus lebe!«

Schwört! schwört! fing Jeder an zu schreyn:
Und Cydalise trat herein;
Ein Zittern fuhr mir durch die Glieder,
Und schamvoll beugten sich die Brüder.

An den Traumgott.

Hier schlief ich, hier auf dieser Stelle;
Dies ist das veilchenvolle Gras,
Dies ist der Baum, dies ist die Quelle:
Hier träumte mir vom jungen Licidas!

Er kam, und o, mit welchen Blicken!
Sie sprachen, was sein Mund nicht sprach.
Sein ganzes Herz mir auszudrücken,
Hub er zu seufzen an; ich seufzte nach.

Mit Stammeln klagt' er mir sein Leiden,
Mit Stammeln ich ihm meinen Schmerz;
Da schlug er seinen Arm voll Freuden
Um meinen Hals und drückte mich ans Herz.

Frey küſst' er mich, und, welch ein Glücke!
Ich ward nicht einmal roth dabey:
Ich gab ihm jeden Kuſs zurücke,
Erst schwach und schüchtern, dann gleich stark, gleich frey.

Hier schlummr' ich nun von neuem wieder:
O Traumgott, komm mit leisem Schritt,
Und zeige mir den Schäfer wieder! —
Hast du noch mehr der Freuden? bring' sie mit!

Kupido.

Stellt mir der weise Lisidor
Den Gott der Liebe schrecklich vor,
Mit schweren fürchterlichen Pfeilen,
Wovon die Wunden selten heilen,
Und glaubt alsdann, ich fürchte mich:
So irrt er sich.

Malt mir ein zärtlicher Amynt
Den Gott der Liebe als ein Kind,
Sanft, schlau, zu schmeicheln stets beflissen,
Schön wie der Lenz, schön bis zum Küssen:
Wie wird alsdann dies Kind für mich
So fürchterlich!

Die schreckliche That.

Ihr Götter habt es angesehen,
Welch eine Bosheit hier geschehen:
Und zaudert noch und straft ihn nicht,
Den undankbaren Bösewicht?

Ihr Enkel, hört ihr meine Lieder,
So sagt es euren Enkeln wieder,
Und präget ihnen zeitig ein
So schwarze Frevelthat zu scheun!

Auf diesen sonnenreichen Höhen
Brach ein Verräther von Lyäen
Sie, die zur Reife Hoffnung gab,
Der Trauben schönste, — unreif ab.

Die Geburt der Venus.

Die Zephyr wiegten sich auf sanft geschwollnen Wellen,
Der Lenz schwebt' auf dem stillen Meer;
Der Scherz' und Freuden schalkhaft Heer,
Und die sich hüpfend zu ihm gesellen,
Die Grazien umringten Hand in Hand,
Entgürtelt, den beblümten Strand:
Da stieg, so sagt uns die Fabel, Cythere,
Vom Schaum geboren, aus dem Meere!

Doch Bibulus verwarf den alten Aberglauben;
Bey einem Glase blanken Wein
Sah er das Ding weit besser ein:
Die frohen Winzer kelterten Trauben;
Der Most schäumt' auf; ein schönes Mädchen sprang
Herbey mit einer Schal' und trank:
Da ward, er sah es ganz deutlich, Cythere
Geboren aus dem Saft der Beere!

Die unbelohnte Mühe.

Damöt und Phyllis.

Damöt.

O welch ein süſser Augenblick!
Wie sehnlich wünscht' ich mir das Glück,
Dich hier allein zu sehn!

Phillis.

Nun wohl! du siehst mich also hier!
Doch sprich, was möchtest du von mir?
Denn ich muſs wieder gehn.

Damöt.

Gib mir die schöne Hand! ich muſs
Sie küssen. Ach, für diesen Kuſs
Gäb' ich mein Leben hin!

Phillis.

Die Hand? mehr nicht? — da hast du sie! —
Nun, das verlohnt sich wohl der Müh,
Daſs ich gekommen bin!

Der Kuſs.

Ich war bey Chloen ganz allein,
Und küssen wollt' ich sie;
Jedoch sie sprach, sie würde schreyn,
Es sey vergebne Müh.

Ich wagt' es doch, und küſste sie,
Trotz ihrer Gegenwehr.
Und schrie sie nicht? Ja wohl, sie schrie; —
Doch lange hinterher.

Befehl an den Zephyr.

Du Zephyr, der das stille Sehnen
Des Hirten seiner Hirtin sagt,
Wenn er, zu blöde bey der Schönen,
Nur Büschen seinen Kummer klagt;

Find'st du, dem Schlummer überlassen,
Selinden, die die Lieb' empört,
So lispl' ihr zu, ich müſst' erblassen,
Wenn sie mein Seuſzen nicht erhört.

Doch, fragt sie nichts nach meinen Klagen,
Lacht sie wohl noch zu der Gefahr:
So kannst du im Vertrau'n ihr sagen,
Was du erst sagtest, sey nicht wahr.

Klagen der jungen Lalage.

Was fällt doch meiner Mutter ein!
Vorzeiten lieſs sie mich allein:
Itzt keinen Augenblick.
Ich geh' zum Busch, ich geh' zum Bach,
So schreyt sie mir von weitem nach:
„Heh! Mädchen, komm zurück!"

Die gute Mutter sorget wohl,
Daſs mir allein nicht grauen soll.
Nein, dafür steh' ich ihr.
Ich geh' da oder dorten hin,
Mein Thyrsis weiſs schon, wo ich bin,
Dann — nun! dann spielen wir.

Denkt sie, wenn sie nicht bey mir ist,
Daſs mir der Wolf mein Schäfchen friſst:
Ach, so betrügt sie sich.
Der Wolf? ey, das hat groſse Noth!
Ich glaube, Thyrsis schlüg' ihn todt:
Er liebt es mehr, als ich.

Die Lehre.

Alexis und Neäre.

Alexis.

Komm, schönes Kind! laſs dich die Liebe lehren!
Wir sind allein.

Neäre.

Ja, Freund! ich will es dir nicht wehren,
Ich will gelehrig seyn.

Alexis.

Hier setze dich, und lies in meinen Blicken! —
Sieh mich recht an!

Neäre.

Was seh' ich? — O, welch ein Entzücken,
Das ich nicht nennen kann!

Alexis.

Gib mir die linke Hand und wirf die rechte
Mir um den Hals.

Neäre.

Gut! mein Alexis; doch ich dächte,
Du thät'st es ebenfalls.

Alexis.

Nun küsse mich, bis mir und dir, Neäre,
Die Lippen glühn.

Neäre.

Wie wird mir? — Ach, Alexis, lehre
Mich deiner Lehr' entfliehn!

Die Schläferin.

Nennt mich nur eine Schläferin!
Ich weiſs gar wohl, warum ich's bin.
Was mir im Traume widerfährt,
Ist wohl des langen Schlafens werth.

Im Traume, — soll ich's euch gestehn? —
Im Traume küſst mich Damaren.
Wird wachend mich sein Kuſs erfreun:
Gebt Acht, so schlaf' ich nicht mehr ein.

Auf einen entflohenen Vogel.

An Lalagen.

Da flieht er fort! — du weinst um ihn?
O, laſs den Undankbaren fliehn!
Du füttertest ihn aus der Hand:
Wie lohnt er dir? mit Unbestand.

Das was er konnte, kann auch ich;
Er sang dir, und ich singe Dich;
Er pickte dich, und flieht von dir,
Ich küsse dich, und bleibe hier.

Er setzte sich auf deinen Schooſs.
Gut! er war klein und ich bin groſs.
Auf meinem Schooſse herz' ich dich:
Das konnt' er nicht, und das kann ich.

Die Wahl.

Mein Nachbar ist ein guter Mann:
«Sieh meine Töchter beyde,
Und sage, welche steht dir an;
Dein ist die Wahl! entscheide!» —
Die Wahl ist schwer! Die Ein' ist braun,
Die Andre blond! und, im Vertrau'n,
Ich liebte sie wohl beyde.

Mein Nachbar wär' ein beſsrer Mann,
Gäb' er mir alle beyde.
Dann käm' es auf zwo Proben an:
Wer gibt die gröſste Freude?
Ich schwör's, so wahr ich ehrlich bin,
Ich gäb' ihm eine wieder hin,
Und mit der Zeit wohl beyde.

Der Zauberer.

Ihr Mädchen flieht Damöten ja!
Als ich zum erstenmal ihn sah,
Da fühlt' ich — so was fühlt' ich nie —
Mir ward — mir ward — ich weiſs nicht wie?
Ich seufzte zitterte, und schien mich doch zu freu'n:
Glaubt mir, er muſs ein Zaub'rer seyn!

Sah ich ihn an, so ward mir heiſs,
Bald ward ich roth, bald ward ich weiſs,
Zuletzt nahm er mich bey der Hand:
Wer sagt mir, was ich da empfand!
Ich sah, ich hörte nichts, sprach nichts als Ja und Nein —
Glaubt mir, er muſs ein Zaubrer seyn!

Er führte mich in dies Gesträuch,
Ich wollt' ihn fliehn und — folgt' ihm gleich;
Er setzte sich, ich setzte mich,
Er sprach — nur Sylben stammelt' ich;
Die Augen starrten ihm, die meinen wurden klein:
Glaubt mir, er muſs ein Zaub'rer seyn!

Entbrannt drückt' er mich an sein Herz.
Was fühlt' ich! welch ein süſser Schmerz!
Ich schluchzt'! ich athmete sehr schwer!
Da kam zum Glück die Mutter her:
Was würd', o Götter, sonst nach so viel Zauberey'n
Aus mir zuletzt geworden seyn!

Chloe an ihren Kanarienvogel.

Du böser kleiner Schreyhals du,
Bald dürft' ich dir dein Schreyn verwehren!
Mich so in meiner sanften Ruh,
Mich so im schönsten Traum zu stören!

Mir lag Damötas an der Brust,
Ich gab und liefs mir Küsse nehmen,
Und träumend durft' ich mich der Lust
Nicht etwa wie beym Wachen schämen.

Da kam der Dieb mit seinem Schreyn,
Als ob er was dabey verlöre.
O, wüfst' ich nur, so möcht' es seyn,
Wie weit es noch gekommen wäre!

Antwort auf eine Aufforderung zur Freundschaft.

Mädchen, wie? in deinen Jahren
Willst du, daſs wir Freunde seyn?
Geh, du bist ganz unerfahren,
Lade mich zur Lieb' itzt ein.

Siehe Zephyrn, siehe Floren!
Ist sie Freundin? ist er Freund?
Schon im Lenz, der sie geboren,
Hat die Liebe sie vereint.

Deinen Haſs wollt' ich itzt lieber,
Als die Qual, dein Freund zu seyn:
Hast du zwanzig Jahre drüber,
Dann geh' ich die Freundschaft ein.

Paris mit dem Apfel, und die drey Göttinnen, Pallas, Juno und Venus.

Pallas.

Komm, Jüngling, komm! suchst du Verstand,
Du findest ihn bey mir.
Gib diesen Apfel meiner Hand.
Ich gebe Weisheit dir.

Paris.

Mir Weisheit? — Weisheit lehrte mich
Stets klug, nie lustig seyn.
Behalte, was du hast, für dich:
Ich aber will mich freun.

Juno.

Zevs ist mein Mann; mein weites Reich
Geht über Erd' und Meer:
Zum König mach' ich dich sogleich,
Gib mir den Apfel her!

Paris.

Ist man denn als ein König froh?
Fürwahr! ich glaube, nein.
Nur als ein Hirte bin ich so,
Und will es länger seyn.

Venus.

Dich reizt nicht Weisheit, hohes Glück?
Was willst du, Herzchen? sprich!
Ist wohl ein Druck, ein süſser Blick,
Und dieser Kuſs für dich?

Paris.

O welch ein Kuſs! o welch ein Blick!
Du bist nach meinem Sinn.
Das fehlte nur zu meinem Glück.
Da! nimm den Apfel hin.

Das zu gute Herz.

Du schönes Röschen, hängst dein Haupt?
Weil jene schmeichelnde Narzisse
Dir alle süſsen Küsse
Von deinem Zephyr raubt.
Ach, Röschen, geht es mir
Nicht eben so, wie dir?

Da läuft mein flatternder Amynt
Von mir zur lächelnden Melisse,
Und theilt mit ihr die Küsse,
Die doch für mich nur sind.
Mein Haupt häng' ich, wie du,
Und weine noch dazu.

Da schwör' ich denn, Diane soll
Mich an dem Ungetreuen rächen.
Ich schwör's, mit ihm zu brechen,
Ich schwör' ihm Haſs und Groll.
Doch ich erblick' ihn nur:
Und weg ist Groll und Schwur.

Dein Zephyr kömmt, es kömmt Amynt:
Schnell ſängt dein Haupt sich an zu heben,
Mein Herz ſängt an zu beben;
Und, ach, ich armes Kind,
Schon hab' ich ihn geküſst,
Eh' ihm vergeben iſt.

Die schöne Aussicht.

Wie reizend schön ist diese Flur!
Hier prangt die Kunst, dort lächelt die Natur;
Hier blüht ein junger Mayenwald,
Der von Gesängen wiederschallt.

Dort irrt ein silberheller Bach
Dem krausen Labyrinth der Brombeerbüsche nach;
Hier strahlt die bunte Wiese vor,
Dort schwillt ein stolzer Berg empor.

Hier glühen Blumen ohne Zahl,
Die Ros' auf dieser Höh', das Veilchen dort im Thal; —
Doch laſst mich hier erst Daphnen sehn!
Ist ohne Daphnen etwas schön?

Die stumme Schöne.

Als ich die junge Clitia
Schön, wie den Frühlingsmorgen, sah,
Rief ich: welch reizendes Gesicht!
O Schade, daſs sie doch nicht spricht!

Sie sprach, und nun war ich ganz Ohr,
Kaum stammelt sie zwey Worte vor,
So rief ich: welch ein schön Gesicht!
Nur ewig Schade, daſs sie spricht!

Die Vorsicht.

So geh doch, geh! Was tändelst du?
Du küssest mich? Mit deinem Küssen!
Hör' einmal auf! laſs mich in Ruh!
Was wird denn d'raus, das möcht' ich wissen?
Ich schrey', ich schrey', gib Acht!
Der lose Vogel lacht? —
So mache nur die Thüre zu!

Die kluge Vorsicht.

Veit und Babet.

Veit.

Du, Babet, wirst mir ungetreu!
Du küssest Staxen ohne Scheu:
Ich hab' es selbst gesehn.
Was hilft Versprechen, Pflicht und Eid?
O, warum traut' ich armer Veit?
Mir ist ganz recht geschehn.

Babet.

Mit Unrecht, Veit, erzürnst du dich!
Dies hab' ich blos gethan, um mich
Zu Zeiten vorzusehn:
Denn wenn dein Herz mir untreu wär',
Wo nähm' ich flugs den Andern her?
Nun hab' ich ihrer zween.

Verlust für Verlust.

Als ich in jenen stillen Gründen
Mit meinem Schäfer Thyrsis ging,
Und ganz mein Leben zu empfinden,
Mit Lust an seinen Lippen hing:
Indeſs raubt meinen kleinen Heerden
Der Wolf ein Schäfchen. Thyrsis sprach:
Laſs dir dafür nicht bange werden! —
Drauf küſst er mich, und flog ihm nach.

Er bracht' es auch und setzt' es nieder:
Doch, was verrieth mir da sein Blick?
Er brachte mir das Schäfchen wieder,
Allein sein Herz lieſs er zurück.
Dort sah er Chloen! — Kann er glauben,
Dies Schäfchen sey mein gröſstes Glück?
Ach, Thyrsis, laſs den Wolf es rauben,
Und bringe mir dein Herz zurück!

Selinde.

Schön ist Selinde, wenn sie lächelt;
Schön, wenn sie schweigt, schön, wenn sie spricht;
Schön, wenn sie scherzt, sich schalkhaft fächelt;
Schön, wenn sie zornig mit mir bricht.

Schön, wenn sie tanzt, schön, wenn sie spielet;
Schön, wenn sie singt, schön, wenn sie liest;
Schön, wenn sie Lieb' und Mitleid fühlet:
Am allerschönsten, wenn sie küſst!

Das wird sich weisen.

Rosalien, das schöne Kind,
Das jeder Jüngling liebgewinnt,
Fängt itzt der zärtliche Philint
Im Lieben an zu unterweisen.
Noch färbt, wann er von Küssen spricht,
Ein schamhaft Roth ihr Angesicht:
Ob nach acht Tagen, weiſs ich nicht;
Das wird sich weisen.

Selinde zieht den Bellamor
Dem seufzervollen Lisidor
Und seiner Augensprache vor:
Er droht mit Gift, Pistol und Eisen.
Man läſst ihn ungeschlossen gehn,
Läſst alles ihm im Wege stehn:
Ist's um sein Leben nun geschehn?
Das wird sich weisen.

Wie ruhig kann Agnese nicht,
Wenn eine Frau Gesetz und Pflicht
Und die geschworne Treue bricht,
Sich wegen ihrer Tugend preisen!

Bald setzt der flatternde Kleant
Ihr unversuchtes Herz in Brand:
Hat ihre Tugend noch Bestand?
Das wird sich weisen.

Jost, der das Geld nach Säcken zählt,
Dem nichts, als nur Verstand gefehlt,
Geht, weil ihn Muhm' und Oheim quält,
Mit Wechseln wohl versehn, auf Reisen.
In England, Welschland, Engeland
Wird bald der reiche Jost bekannt:
Was bringt er mit? vielleicht Verstand?
Das wird sich weisen.

Die Bosheiten der Stadt.

Krispus kauſt und baut Paläste,
Kleidet seine Diener reich,
Hält Mätressen, ſeyert Feste,
Und traktirt, den Fürsten gleich:
Dennoch sagt die böse Stadt,
Daſs er nicht viel übrig hat.

Stax beweist aus Ehrenstellen
Sein Verdienst ums Vaterland,
Und aus vier, fünf Sterbefällen
Seinen göttlichen Verstand:
Dennoch sagt die böse Stadt,
Daſs er keins von beyden hat.

Mit dem vollen Federhute
Prangt der goldne Gänserich,
Und von seinem edlen Blute
Ueberzeugt sein Wappen mich:
Dennoch sagt die böse Stadt,
Daſs kein Kutscher Ahnen hat.

Mops zählt seinen Ehesegen
Uns in funfzehn Kindern her;
Und man rühmet allerwegen,
Daſs sie klüger sind, als Er:
Dennoch sagt die böse Stadt,
Daſs er sich verzählet hat.

Lais schlägt die Augen nieder,
Hasset Tanz, Musik und Spiel,
Singet stets Bekehrungslieder
Und hält auf den Kubach viel:
Dennoch sagt die böse Stadt,
Daſs sie Bänkelkinder hat.

Ueberall verfolgt Selinden
Ein gepudert Stutzerheer;
Jeden weiſs sie zu entzünden,
Und ihr wird kein Sieg zu schwer:
Dennoch sagt die böse Stadt,
Daſs sie keinen Freyer hat.

Die Zufriedenheit.

Wie sanft, wie ruhig fühl' ich hier
Des Lebens Freuden ohne Sorgen!
Und sonder Ahnung leuchtet mir
Willkommen jeder Morgen.

Mein frohes, mein zufriednes Herz
Tanzt nach der Melodie der Haine,
Und angenehm ist selbst mein Schmerz,
Wenn ich vor Liebe weine.

Wie sehr lach' ich die Groſsen aus,
Die Blutvergieſser, Helden, Prinzen!
Denn mich beglückt ein kleines Haus,
Sie nicht einmal Provinzen.

Wie wüthen sie nicht wider sich
Die göttergleichen Herr'n der Erden:
Doch brauchen sie mehr Raum als ich,
Wenn sie begraben werden?

Die Linde.

An Chloen.

Ach, Chloe, von der schönen Linde,
Die unsrer Lieb' oft Schatten gab,
Fällt bleich, getödtet von dem Winde,
Das Laub, der Stolz des Frühlings, ab!

Doch wird nach trüben Wintertagen
Für sie ein neuer Frühling blühn,
Und dieser Schmuck, den wir beklagen,
In voller Pracht sie überziehn.

Uns aber, liebe Chloe, blühet
Ein Frühling, Einer nur allhier.
Je öfter uns der Lenz entfliehet,
Ach, desto älter werden wir!

O Kind, er blüh' uns nicht vergebens!
Laſs uns durch Liebe glücklich seyn!
So darf uns doch im Herbst des Lebens
Des Lebens Frühling nicht gereun.

Weisheit und Thorheit.

Ich wollt' es mit der Weisheit halten:
Schnell legt' ich meine Stirn in Falten,
Sprach überall und allemal
Von hohen Dingen und Moral.

Doch bald ward ich der Weisheit müde.
Ich gähnte zwar in Ruh und Friede;
Doch Jünglinge und Mädchen sahn
Mich wieder kalt und gähnend an.

Nein, dacht' ich, Thorheit ist mir lieber:
Die Jugend eilt zu bald vorüber.
Nein, Lachen, Liebe, Tanz und Scherz,
Euch überlass' ich ganz mein Herz.

Ich lachte, liebte, tanzte, scherzte,
Bis mich's in allen Gliedern schmerzte:
Beym Tanzen ward die Zeit mir lang,
Und von dem Weine ward ich krank.

Nun halt' ich es mit allen beyden,
Bald mit dem Ernst, bald mit den Freuden;
Die ernste Weisheit ist mein Weib,
Die Thorheit ist mein Zeitvertreib.

Die ein' ist Wirthin in dem Hause,
Die andre Wirthin, wenn ich schmause,
Und wenn die Frau zu spröde thut,
So macht es die Mätresse gut.

Amazonenlieder.

Abschied einer neuen Amazone bey Eröffnung des Feldzuges.

Genug, o Jüngling! länger nicht!
Genug der Lieb' und Ruh!
Bisher war Liebe deine Pflicht,
Und feurig liebtest du!

Bald machte dich ein edler Wein,
Bald meine Lippen warm;
Bey süſsen Flöten schlieſst du ein,
Schlieſst ein in meinem Arm.

Der Pauken und Trompeten Klang
Weckt dich vom Schlummer auf;
Es ruft der hohe Schlachtgesang
Dich zu dem Heldenlauf.

Die stolze Fahn' entwickelt sich
Und flattert vor dem Heer;
Mars donnert laut und rufet dich,
Und schwingt den mächt'gen Speer.

Schon steht dein edles Roſs und stampft,
Und wirft sein stolzes Haupt;
Es riecht den Streit, und Feuer dampft,
So oft es zornig schnaubt.

Es klirrt mit seinem goldnen Zaum
Und schüttelt seine Mähn',
Zermalmet sein Gebiſs voll Schaum
Und wiehert, dich zu sehn.

Der Krieger lehnt sich aufs Gewehr,
Flucht dem Verzuge wild,
Und trinkt indeſs die Flasche leer,
Die er zum Marsch gefüllt.

Noch einmal bringt die Mutter ihm
Sein Kind, schluchzt, red't kein Wort:
Mit väterlichem Ungestüm
Drückt er's, und schickt sie fort.

Und du? — ergreife schnell dein Schwert!
Es dürstet feindlich Blut;
Wenn es aus seiner Scheide fährt,
Schlag' es voll edler Wuth;

Entfalle nie der sichern Hand,
Und treffe wo es fällt!
Es ehr' es einst das Vaterland
Und sag': „Dies trug der Held!" —

So wie mein Herz vor Liebe schlägt, —
O fühl' es, dieses Herz! —
So schlag' im Feld, das Palmen trägt,
Von Ruhmbegier dein Herz!

Du küssest mir die Thränenfluth
Vom glühenden Gesicht?
Ach, wischt' ich dort den Tropfen Blut
Und Schweiſs dir vom Gesicht! — —

Nichts mehr! die Ehre ruft dich hin,
Sie ruft dich weg von mir:
Auf! diese Nebenbuhlerin,
Vergönn' ich, Jüngling, dir!

Geh' und versäume keine That
Die dich mit Lorbeern ziert,
Und folg' ihr, wenn sie dich den Pfad
Zu ihrem Tempel führt!

Die Amazone erhält die erste Nachricht mit einem Bildnisse von ihrem Geliebten.

Hier sitz' ich — dieses Hügels Sand
Hoch aufgebaut vom Sturm,
Und durch den Mittagsstrahl entbrannt,
Sey mir itzt Wart' und Thurm:

Die schwarze Fichte sey mein Dach,
Hier bin ich Aug' und Ohr:
Hier seh' ich jener Straſse nach,
Wo dich mein Blick verlor.

Hier täuscht' mich mancher schöne Traum
Mit süſsen Phantasei'n,
Hier, Jüngling, zeigt der leere Raum
Mir nichts, als dich allein.

Spielt auf den nahen Sümpfen hier
Der Wind in feuchtem Rohr:
So lispelt deine Stimme mir
Manch süſses Wort ins Ohr.

Wenn auf dem spiegelhellen Teich
Ein Strahl der Sonne blickt,
So sieht er mir dem Panzer gleich,
Der deinen Busen drückt.

Dort härtet stolzer Marmor sich
Für deinen Lebenslauf,
Und jener Wald keimt bloſs für dich
Zu Bürgerkronen auf. — —

Was hör' ich? — klingt mir nicht ein Tritt
Von jenem Fuſssteig her?
Ein Wandrer — fliegend eilt sein Schritt,
Und ganz bestäubt ist er! —

Freund! Freund! was bringst du? — einen Brief?
Wo ist er? — gib! — von ihm?
O, daſs das Siegel schnell zerlief'!
Er ist — er ist von ihm!

Weg Siegel! — nein, den Kuſs zuerst!
Und nun! was seh' ich hier?
O Himmel! wenn du selbst es wärst,
Zehntausend Küsse dir! —

Ja, ja, er ist's! dies ist sein Bild!
Der Kopf vom Jupiter,
Der von der Frucht Minervens schwillt,
Von Muth und Weisheit, Er!

Dies ist der groſsen Augen Trutz!
Dir Feind Verderben, dir!
Dem Vaterlande Sieg und Schutz!
Ihm Ehre, Liebe mir!

Dies ist Achillens hohe Brust,
Von Götterblut belebt,
Der, ganz sich seiner Kraft bewuſst,
Den Arm auf Hektorn hebt.

Komm! ruh' an meinem Herzen, hier,
Hier, wo es für dich schlägt!
Hier, wo sich längst das Urbild mir
Unsterblich eingeprägt. — —

Was les' ich? Schon die erste Schlacht?
O Botschaft voller Glück!
Schon wich vor deiner kleinen Macht
Der stolze Feind zurück?

Auf Felsen stand er, bot dir Hohn?
Auf Felsen that er kühn?
Mit deiner Donner Legion
Zerschmettertest du ihn. —

Triumph! sieh, Bote, dies Geschoſs
Erhielt ich einst von ihm;
Ihm brenn' ich es zu Ehren los:
Heil und Triumph mit ihm!

Die Fichte taumelt! — Ha! sie nimmt
An meiner Freude Theil.
Die Fichte rauschet! — Ha! sie stimmt
Triumph ihm an und Heil.

Ja, ja, sie wuchs so schlank und schön
Zu meines Jünglings Ehr'!
Er schaffe mir so viel Trophä'n
Als Aeste sind, und mehr!

Damit ich sie von oben an
Bis unten an den Stamm
Mit Spolien behängen kann,
Die er dem Feinde nahm;

Und drunter soll sein stolzes Schwert
Auf seinem Panzer ruhn,
Und wer ein Held zu seyn begehrt,
Hieher die Wallfahrt thun.

Und Zevs! wenn dein gespaltner Blitz
Voll Grimms darnieder fährt,
So bleib' auf diesem Heldensitz
Der Baum nur unversehrt!

Klagen einer Liebhaberin beym entfernten Getöse einer Schlacht.

Horch! welch ein langer Donner hallt
Vom fernen Himmel her!
Ha! blitzt es nicht durch jenen Wald?
Steht dort nicht unser Heer? —

Und kämpſt er nicht in diesem Heer,
Mein Liebling und mein Held? —
Weh mir! die Donner rollen mehr!
Mars raset durch das Feld.

Der Boden bebet unter mir,
Die Berge taumeln dort,
Die Wälder rauschen ängstlich hier,
Der Strom wallt schneller fort!

Es wallt mein Blut, es dränget sich
Ins Herz! — ich athme schwer!
Das Schrecken gieſset über mich
Eiskalte Schauer her.

Wo ist er? ach, wo such' ich itzt
Ihn, der mein Herz entführt?
Dort, wo die Wuth, so oft es blitzt,
Zehnfachen Tod gebiert?

Dort, wo den höllischen Gesang
Erynnis laut erhebt,
Wo ihre Fahne meilenlang
In Lüften blutig schwebt?

Dort, wo sie voll Unmenschlichkeit
Aus schwarzer Nebel Nacht
Herab sieht und sich schrecklich freut,
So oft ein Donner kracht?

Bey jedem abgeschlag'nen Glied
Mit Wollust sich verweilt,
Doch lieber, wo sie sterben sieht,
Zum letzten Röcheln eilt?

Sie taucht ihr scheuſsliches Gewand
In warmes Heldenblut,
Und trocknet die betriefte Hand
An der Karthaunen Gluth.

Und ihre Furien umher,
Ach, sammeln Thränen ein:
Sie schluckt sie, wär' es auch ein Meer,
Stets heiſser durstend, ein.

Ach, dort! — vielleicht fährt in sein Herz
Itzt, itzt ein tödtend Bley,
Schlägt ihm mit einem Höllenschmerz
Arm oder Fuſs entzwey.

Vielleicht daſs eines Mörders Hand
Beym schwarzen Haar ihn hält,
Und weil der Tapfre widerstand,
Sein schönes Haupt zerspellt;

Vielleicht, von Raubbegier empört,
Erschrecklich ihn entblöſst,
Und ihn, den er noch ächzen hört,
Zu andern Leichen stöſst. —

Ach hier, entsetzlich, liegen sie,
Ein abgestreiftes Laub!
Ein Spiel der Zephyrwinde früh
Und nun des Nordwinds Raub.

Drückt' ich sein schwimmend Auge doch
Ihm noch wehmüthig zu!
Vielleicht sucht' es mich brechend noch
Und fänd' in meinem Ruh!

Zög' ich noch seinen letzten Hauch
Mit meinen Küssen ein!
Gewiſs rief er mich sterbend auch
Und nennte mich noch Sein!

Wüsch' ich die Wunden voller Blut
Mit meinen Thränen ab,
Und übergöſs' mit einer Fluth
Von Thränen noch sein Grab!

Umsonst! — Was seh' ich? diese Fluth
Rauscht roth gefärbt daher.
Ach, wie? wenn auch von seinem Blut
Der Strom gefärbet wär'!

Hier will ich sitzen und allein,
Und immer weinen; hier,
O Freund, ein Trauerdenkmal seyn,
Den Blick gewandt nach dir.

Vielleicht spült eine Welle dich
An dieses Ufer an,
Daſs, wenn mein Gram mich tödtet, ich
Dich noch umarmen kann!

Willkommen einer neuen Amazone bey der Wiederkunft ihres Geliebten nach geendigtem Feldzuge.

Er kömmt! horch, mein begierig Ohr!
Er kömmt, der junge Held!
Ha, meine Sonne bricht hervor!
Verläſst ihr blutroth Feld!

Ja, ja, die Trommeln rasseln schon
Durch das gewölbte Thor!
Mein Herz hüpft bey dem Jubelton,
Mein Busen schwillt empor.

Er zieht herein, der hohe Wald
Von blinkendem Gewehr,
Und die zerschoſsne Fahne wallt
Ehrwürdig vor ihm her.

Ich sehe schon den langen Zug
Bestäubter Krieger nahn!
War dieſs das Roſs nicht, das ihn trug
Hin auf die Ehrenbahn? —

Er ist's! ha! wie der Augen Gluth
Die Wolke Staub durchbricht!
Ein grünes Reis schmückt seinen Hut,
Schweiſs deckt sein Angesicht. —

Geschwind steck' ein dein blitzend Schwert,
So vieler Feinde Grab!
Und stürze dich vom stolzen Pferd'
In meinen Arm herab!

O Wollust, Wollust! drücke dich
An meinen Busen kühn,
Laſs deine Seel' in Küssen mich
In meine Seele ziehn!

So schön war nicht Latonens Sohn
Mit blinkendem Geschoſs,
Achilles nicht vor Ilion,
Mars nicht in Venus Schooſs!

Wie glänzt dein männlich Angesicht,
Vom Sonnenstrahl verbrannt!
So reizend blüht' es da noch nicht,
Als es nur Schatten fand.

Nach Pulver riecht dein schwarzes Haar,
Weit schöner, regellos,
Als es durch Kunst gelocket war
Und Balsam es durchfloſs. —

Du schlingst ein goldnes Band mir an?
Was ist dies für ein Band? —
O Glück! von der ersiegten Fahn'?
Ersiegt durch deine Hand?

Sieh her! die Ehre gab es dir,
Die Liebe nimmt es sich,
Macht eine Fessel, fesselt hier
An deinen Busen mich.

Dein Busen flattert auf! — laſs sehn!
So viele Narben hier?
Aus jener Schlacht, auf jenen Höhn,
O Jüngling, sagst du mir?

Mit mehr als himmlisch süſser Lust
Blick' ich die Zierden an:
Reiſs' auf! laſs sehn die edle Brust,
Daſs ich sie zählen kann!

Und hundertmal laſs mich sie sehn!
Hier eine — da — und da!
Ich küss' euch, ach, wie göttlich schön!
Dem Herzen, ach, wie nah!

Hätt' ich doch noch das schöne Blut,
Die Wunden selbst erblickt,
Und du auf meinem Arm geruht
Und ich sie zugedrückt!

Die Liebe gräbt die Siegel mir,
Die dir die Ehre gab,
Tief in das Herz; sie bleiben hier
Wie deine bis ins Grab.

Entschluſs der Amazone, ihrem Geliebten zu folgen.

Mein Jüngling ist nun fort! und ich?
Ich sitz' und träume hier?
Thusneldens Tochter, schäme dich!
Er geht! und du bist hier!

Wo eil' ich hin? wo drückt sein Fuſs
Mir sichre Spuren ein?
Sagt. sagt, wo ich ihn suchen muſs,
Mich seines Ruhms zu freun?

Ach! wo ein Heer von Löwen geht,
Verfehlt man da den Pfad?
Den breiten blut'gen Fuſs verräth
Der Sand, in den er trat.

Vielleicht find' ich den Weg zu ihm
Mit Leichen überstreut,
Die schon sein Heldenungestüm
Dem Vaterlande weiht.

Wenn Hektors Stirne fürchterlich
Mit stolzer Feder winkt,
So schreyt der Säugling, flüchtet sich
Zur Brust, an der er trinkt:

O, laſst den Helm ihn näher sehn!
Bald spielt er selbst damit,
Und wünscht sich mit dem Helm zu gehn,
Den Streit, den Hektor stritt.

In deinem Panzer spiegelt' ich,
O Freund, mich hundertmal;
Und oft zum Scherze schmückt' ich mich
Mit deinem Heldenstahl.

Sollt' ich erzittern, wenn die Pflicht
Den Stahl zu ziehn begehrt:
So wär' ich deiner Liebe nicht,
Nicht meines Landes werth. —

Freund! Freund! ein Schwert blinkt über dir,
Blutdürstend sucht es dich!
Itzt zittr' ich! Wehe, wehe mir!
Auf mich, o Schwert, auf mich!

Ha! gebt mir Degen, Helm und Pferd!
Ich glüh' von edlem Zorn.
Es fühl' der Feind mein rüstig Schwert,
Mein braunes Roſs den Sporn.

Die Furcht für dich stärkt mir die Hand
Und lenkt das schnelle Roſs,
Und hebt den Säbel auf, und spannt
Ein tödtendes Geschoſs!

Sieh mir ins Auge, stolzer Feind!
Tritt näher her zu mir!
Ich kämpfe für den Busenfreund,
Für ihn; für mich kämpft Er!

Fühl' einen jungfräulichen Arm!
Fühl' itzt was Liebe droht,
Wie deiner Donner Gluth, so warm,
Und stärker als der Tod.

O Jüngling! Held! du zagst für mich?
Miſsgönnst du mir mein Glück? —
Du schreyst mir zu: Entferne dich! —
Ha! nimm dein Wort zurück!

Sonst stürz' ich mich mit kühner Brust
Tief in den Feind hinein,
Um, wenn du mich erretten muſst,
Des Siegs gewiſs zu seyn!

O Sieg! o welch ein hohes Wort!
Es setzt mir Flügel an,
Und reiſst mich auf das Schlachtfeld fort,
Zu dir, zu dir hinan.

Ja, Held, auch mich reizt die Gefahr;
Laſs meinen Antheil mir!
Was Schrecken, was Entsetzen war,
Wird Lust und Scherz bey dir.

Fleuch in den Feind! Apoll flieh' itzt,
Und Daphne folg' ihm nach!
Sie eile, wo sein Bogen blitzt,
Sein Köcher klingt, ihm nach.

Lied einer neuen Amazone beym entfernten Tumulte der Schlacht.

Ja, ja, die fürchterliche Schlacht
Hebt an! — Es bebt der Grund,
Der Himmel blitzt, der Donner kracht
Tief aus der Hölle Schlund.

Die Mütter mit zerstreutem Haar,
Und Weiber flehn umher,
Und athmen zitternd oder starr
Vor Schrecken kaum noch mehr;

Und schrein empor, wenn dort herauf
Der Wind die Flügel schlägt
Und eines Donners hohlen Lauf
Zu uns herüber trägt. — — —

Unheil'ger Pöbel, weg von hier!
Weg weibisches Geheul!
Dort kämpft der Ruhm! Triumph ist hier!
Heil dir, o Jüngling, Heil!

Wie ist mir? — Welch ein Schauer bebt
Durch den betäubten Sinn?
Ich flieg' empor, ein Sturmwind hebt
Mich über Wolken hin!

Ha! riech' ich nicht den Pulverdampf
Und unter mir wird Nacht?
Nacht, wo der Blitz von heiſsem Kampf
Den Tod nicht sichtbar macht. —

Da stehn sie, beyde Heere hin,
Und messen weit ihr Grab;
Sie messen ihres Siegs Gewinn
In blut'gen Lorbeern ab.

Ruhm, wirf dein Licht zu mir herauf,
Von jener Ehrenbahn,
Daſs ich des Jünglings Heldenlauf,
Ihn fechten sehen kann!

Wo ist er? — Ach! dort seh' ich ihn
Vor seiner Krieger Reihn,
Die kühn dem Tod' entgegenglühn,
Des Sieges werth zu seyn.

Sie überschatten fürchterlich
Den Boden weit umher:
So ziehn an Felsen Wolken sich
Dahin, von Donnern schwer.

O Jüngling, ganz von Ruhm entbrannt,
Sey ein Alcides du![a]
Du kämpfest für dein Vaterland,
Und ich, ich seh' dir zu. —

Ja, ja, er steht, von Hitze roth,
Fest, wie sein Schicksal steht;
In seiner Hand blitzt schon der Tod,
Weh dem der widersteht!

Voll Ungeduld erzittert er,
Daſs das Gefecht verweilt,
Das schon auf jener Seit' umher
Vom Blute triefend eilt.

Sein Roſs voll edlem Ungestüm
Beiſst am Gebiſs sich wund,
Will fort und trampelt unter ihm,
Und schlägt und stampft den Grund.

Zehnmal drückt er den Hut sich wild
Ins drohende Gesicht,
Das seinen Feldherrn heimlich schilt,
Warum noch er nicht ficht?

Er sieht sich nach ihm um — doch, halt!
Welch ein willkommner Ton!
Die mächtige Trompete schallt,
Die Pauke wirbelt schon.

Der Krieg, die Zwietracht und die Wuth
Eilt auf das Feldgeschrey,
Mit Fackeln übertüncht mit Blut,
In Dampf gehüllt herbey.

Sie stürzen sich in jede Brust,
Und jeder Busen kocht;
Es schwillt das Herz von Würgelust,
Das unterm Panzer pocht.

Und unter finstrer Stirnen Nacht
Flammt wilder Augen Gluth;
Die Lippen schlieſsen sich mit Macht
Und jeder Zug wird Wuth.

Und nun drückt er zum letztenmal
Den Hut sich tief herein:
Gebt Acht! — Mein Jüngling hebt den Stahl
Und winkt den Heldenreihn! —

Itzt schlieſst sich donnernd Roſs an Roſs:
Er sprach — es war gethan;
Itzt läſst er seine Zügel los,
Und spornt und jagt voran.

Er jagt, ein Kriegesgott, voran,
Kriegsgötter hinter ihm.
Der Feind steht fest: doch eine Bahn
Haut bald ihr Ungestüm.

So stürzt sich von Gebirgen dort
Ein Strom des Sturms herab,
Reiſst Bäum' und Heerden mit sich fort,
Und sie ins Thal, ihr Grab.

Nicht Berge, die dem Himmel drohn,
Sind seiner Wuth zu schwer,
Auf seinem Rücken weit davon
Trägt er Ruinen her. —

Welch ein Getös! welch ein Geschrey!
Der Löw' und Tiger ficht:
Itzt schont die Furcht vor später Reu'
In Vätern Söhne nicht.

Es tönt der Wald, der Felsen Kluft
Hallt durch der Echo Mund;
Nur Arm und Schwert erfüllt die Luft,
Und Leich' und Blut den Grund. —

Wie? stürzt sich nicht ein ganzes Heer
Auf meinen Jüngling los,
Als wär' der ganze Feind nur Er? —
Ach! blutet nicht sein Roſs?

Er weicht! er weicht! o weh! weh mir!
Weg schreckliches Gesicht!
Mein Auge flieht beschämt vor dir,
Und kennt dich weiter nicht! —

Ach, flöh' Er! — Er? mein Jüngling fliehn,
Der stets von Ruhm geglüht?
Doch flöh' Er? o so tödtet ihn,
Ihr Donner, eh' er flieht!

Lied der Amazone bey der Flucht der Feinde.

Ha! die Trompete schallt! mit Macht
Schallt sie: Triumph ist da!
Der Ruhm ertönt, mein Muth erwacht!
Der Feind — dort flieht er ja? —

Umsonst verbergen Wolken Staub
Sein bleiches Angesicht:
Des Adlers Blick entgeht der Raub
Gescheuchter Tauben nicht.

Er flieht! doch sinkt er noch im Fliehn,
Ihm donnert nach mein Held!
Rauscht über Sterbende dahin
Und sä't ein Leichenfeld.

Er flieht! So flieht der Wolken Heer,
Der Sturmwind hinterdrein.
Sie sind zerstreut! sie sind nicht mehr!
Und bald lacht Sonnenschein.

Noch beugt er sich hoch übers Pferd,
Wirft seine Donner noch:
Auf ihren Rücken trieft sein Schwert. —
Ihr Feind', entflieht ihm doch!

Seht, eure Helden schlägt er ab,
Und Völker bluten hin! —
Ihr kämpft auſs neu'? um euer Grab?
So kämpft und reizet ihn!

Ein stählern Ungewitter blitzt
Auf eure Scheitel her:
Da ist kein Gott, der euch beschützt,
Kein Gott, kein Held, wie Er!

Der Boden gleitet unter euch,
Er glänzt vom Blute roth;
Ihr fallt, und Mann und Roſs zugleich,
Und überall ist Tod.

O Jüngling, wenn ein Augenblick
Sich deine Wuth vergiſst:
Schau auf die Bahn des Ruhms zurück,
Die du durchlaufen bist.

Ach! welche lange Straſse Blut
Mit Leichen überschwemmt!
Sie steht, die schreckensvolle Fluth,
Ein See, vom Tod gedämmt. —

Was wühlt von Roſs und Mann bedeckt
Sich winselnd dort hervor?
Ach, ein zerriſsner Leichnam streckt
Arbeitend sich empor,

Ruft röchelnd dem zerspaltnen Haupt
Des Freunds: „Erbarme dich!
Und wenn es dir dein Schmerz erlaubt,
Ach, tödte, tödte mich!“ —

Ein schöner Jüngling! ach! vielleicht
Sonst fast so schön, wie du:
Ein tapfrer Jüngling! sonst vielleicht
So tapfer fast, als du!

Vielleicht, daſs am verschwiegnen Bach
Sein zärtlich Mädchen weint,
Und sich mit Philomelens Ach
In dunkler Nacht vereint! —

Halt' ein! o Held! G'nug der Trophä'n
Auf deiner Ehrenbahn!
Der Streiter weite Wunden flehn
Dein Mitleid blutend an;

Und tief in Staub getreten küſst
Dein siegreich Schwert der Feind;
Von Schweiſs und Blut gebadet flieſst
Dein Busen selbst, o Freund!

Dem Krieger wird das Schwert zu schwer,
Matt seufzt sein Arm nach Rast;
Es schnaubt sein Roſs und fühlt nunmehr
Des mächt'gen Reiters Last.

Zurück! — Die kriegrische Musik
Gebeut! — Auf Leichen her
Versammelt sich vor dir der Krieg
Und steht! — O sieh nunmehr!

Wie? Jüngling! hast du sie gezählt?
Auch den, der itzt noch fällt? —
Sieh, wo ein einz'ger Mann dir fehlt,
Da fehlt dir auch ein Held!

Du weinst? ja, ja, wein' immerhin!,
Flieſst, edle Thränen, flieſst!
Ein Mensch! itzt gröſser als vorhin,
Wo du nur Sieger bist!

Salb' ihre Wunden, salbe sie
Mit diesem Balsam ein!
Wenn du nicht weinen könntest, nie
Nennt' ich dich ferner mein.

Doch wein' auch über deinen Feind,
Auch er fiel als ein Held!
Wer den Besiegten nicht beweint,
Ist werth, daſs er so fällt.

Er seufzt nach Trost, auf! eil' ihm zu
Und lindre seine Qual!
So segnet er den Sieger; du
Siegst dann zum zweytenmal. —

Ruhm, setze die Posaunen an,
Durchschüttre weit die Welt!
Sag' ihr: dies hat der Held gethan,
Und mich, mich liebt der Held!

Lied der Amazone bey einem Viktorieſchieſsen.

Auf! stolze Sieger! auf! heran!
Auf! kündiget mit Macht
Den Tag der Welt in Donnern an,
Der euch den Sieg gebracht.

O Tag des Schreckens und der Wuth,
Der ganz den Feind zerbrach!
Bezeichnet mit der Seinen Blut
Trägt ihn sein Almanach.

Welch unermeſsliches Gebiet
Umlief an ihm der Tod!
So weit ein menschlich Auge sieht,
Schwimmt es von Blute roth.

Von Leichen steht mein Heer umschanzt,
In Leichen steckt sein Speer,
Und wo sein Arm die Fahne pflanzt
Find't es den Grund nicht mehr.

Dir trotzte stolz auf diesen Ort
Der Feinde mächtig Heer:
So steht ein Wald von Masten dort,
Umschattend weit ein Meer.

Das Volk an Küsten, dem es droht,
Fühlt schon den ganzen Feind,
Fühlt schon die Fesseln und den Tod,
Steht stumm, und schaut, und weint.

Da schifft ein Cherub über ihm
Auf schwarzen Stürmen her,
Belacht des Schauspiels Ungestüm,
In Donnern lachet er;

Haucht Stürm' und wirſt ihn wie den Ball
Der Kinder, bis an Pol,
Damit er durch den tiefsten Fall
In Abgrund stürzen soll.

Wo bist du Wald, der dort geschwebt?
Kaum, daſs ein armes Bret,
Auf dem halbtodt ein Fremdling hebt,
Des Stolzes Fall verräth. —

Doch weg! der Nord mag dich verwehn,
Dich, schreckliches Gesicht!
Ich will den Ruhm der Sieger sehn,
Besiegter Elend nicht.

Dich will ich sehn, mein junger Held,
Auf deinem braunen Roſs,
Das oft mit dir durch eine Welt
Gefahren muthig ſchoſs.

Bedeckt mit nicht unedlem Schweiſs
Und Staub will ich dich sehn,
Vom Lauf wie ein Adonis heiſs
Und auch wie er, so schön.

Dort flammt sein Schwert, ein Meteor,
Das schrecklich niederfährt:
Ein brennender Volkan sein Chor,
Der Länder weit verheert! —

Wohlan! laſs deine Fahnen wehn!
Du mächtig Heer, heran!
Damit ich jeden Helden sehn
Und ihn bewundern kann.

Schlagt an! des Pulvers mächt'ger Blitz
Ström' laut aus dem Gewehr!
Der Donner lauf' aus dem Geschütz
Die ganze Fronte her!

Schallt, schmetternde Trompeten, froh!
Ihr Pauken, murmelt drein!
Es tön' die rauschende Oboe
Mit schreyenden Schalmey'n!

Und unter Pfeifen rolle weit
Und breit der Trommeln Schall!
Dann schreyt, ihr stolzen Sieger, schreyt
Das Siegsgeschrey dreymal! —

O welch ein frohes Zittern trägt
Dies Schrey'n in meine Brust:
Triumph! Triumph! der Sieg! — er schlägt
Die Fittige vor Lust!

Der Dampf des Pulvers thürmet sich
Zu seinem Wagen auf,
Und voll Entzücken schwing' ich mich
Im Siegsgepränge drauf.

Nun seh' ich euch, ihr Helden all! —
O was hab' ich erblickt!
Ich seh', ich seh' von Trojens Fall
Die Götter selbst entzückt.

Empfindungen der Amazone nach einer verlornen Schlacht.

Entsetzen! welch ein tiefer Schmerz
Zermalt, durchängstet mich!
Es blutet! — blute nur, mein Herz,
Und ganz verblute dich!

Damit die Augen jene Höh'n,
Die Gräber deiner Ehr'
Und deiner Palmen nicht mehr sehn,
Nicht dich, geschlagnes Heer!

Ach, Anblick voller Schand' und Weh!
So tief fielst du herab?
War für dich kein Thermopylä?
Kein allgemeines Grab?

Wie Blätter fortgejagt vom Wind'
Im Herbst, rollst du umher,
Und suchst und findest — o wie blind! —
Nicht deine Fahnen mehr?

Kehr' um das Haupt, das du gewandt,
Nach den verlaſsnen Höhn,
Und sieh im feindlichen Gewand
Die Schadenfreude stehn!

Sie streckt den langen Hals empor,
Zeigt ihren gelben Zahn,
Und schwenkt dir deine Fahnen vor,
Und schreyt und zischt dich an.

Sie donnert dir ihr Siegeslied
Mit jenem Donner nach,
Der einst in deiner Faust geglüht
Und ihre Kraft zerbrach.

Wo ist er? ach, wie Semele
Wirst du durch ihn verzehrt,
Wenn sie voll Neugier in der Näh'
Den Zevs zu sehn begehrt!

So sind denn dies, mein Vaterland,
Dies deine Söhne hier?
Ach, ihre Rücken sind verbrannt,
Sie schau'n zurück nach dir!

Schick' die beschämten Mütter her!
Da! flieht in ihren Schooſs,
Der euch vor feindlichem Gewehr,
Noch eh' ihr saht, verschloſs! —

O Vaterland, du kehrst dich um
Und schlägst die Augen zu?
Ein Tropfen jagt den andern, stumm
Vor Wehmuth seufzest du!

Sie selber stehn, sehn sich nicht an,
Versteinert sehn sie da
Das Feld, auf das sie bluten, an,
Und denken — denkt ihr ja?

Denkt eure Schande, — doch nein, nein,
Denkt eurer Lorbeern Pracht,
Um diese Stunde zu bereun,
Die sie zur Schande macht.

Und du, o Jüngling — mehr als Tod! —
Mein Jüngling weiter nicht!
Die Scham jagt mir ihr Scharlachroth
Heiſs über das Gesicht.

Wo bist du? ach! bist du geflohn?
Flieh' aus der Welt! flieh mich!
Des Feind's Gelächter, Sieg und Hohn,
Ha! treffe zehnfach dich!

Bist du gefangen? — bindet ihn! —
Ach, nein, nein; bindet mich!
Laſst den Unglücklichen entfliehn,
Ich weiſs, dann schämt er sich.

Vielleicht hebt Rache, Scham und Wuth
Ihm das entfallne Schwert;
Vielleicht vergieſst er eh sein Blut
Für mein's, das ihm gehört. —

Doch nennt ihn dieser Krieger nicht,
Der auf der Trommel sitzt?
Er trägt in seinem Angesicht
Der Ehre Stempel, schwitzt,

Schwitzt Blut, und keichet und erzählt:
Die Neugier schlieſst um ihn
Den dichten Kreis und jeder hält
Das Ohr begierig hin,

Kopf über Kopf, und horcht und wagt
Den Odem kaum zu ziehn: —
„Was hast du, Krieger?" O, er klagt,
Und zeigt und nennet ihn.

Weh mir! — „Ha! glaubt mir, so wie Er
Hat noch kein Held gethan!
Stets flog er wüthend vor uns her
Und führt' uns zehnmal an;

Warf Wäll' umschanzt von Donnern ein,
Lief steile Felsen auf,
Und schwemmte lange dichte Reihn
Herab in seinem Lauf.

Die Schwerter stürmten auf ihn los
Und er zerfloſs in Blut;
Sein Schwert zerbrach, es fiel sein Roſs:
Da stand er, ohne Hut,

Stand unbewegt, wie eine Säul',
Der ihr Korinthisch Haupt,
Den Stolz der Kunst, ein Donnerkeil
Des Jupiters geraubt.

Noch focht er: aber da ward ich
Betäubt durch einen Hieb!
Ich fiel, hieher nur schleppt' ich mich
Unwissend, wo er blieb.

Vermuthlich ist er todt!» — Er todt!
Wo bin ich? — Finstres Grab,
Eröffne dich! o Tod, o Tod,
Komm, stürze mich hinab! — —

Was für ein Flor deckt mein Gesicht!
Bist du es, ſüſse Ruh?
Ich sehe nicht, ich höre nicht! —
Ich sinke! — Jauchzt mir zu!

Die Amazone erwacht aus einer Ohnmacht und sieht ihren verwundeten Geliebten.

Wer raubt den süſsen Schlummer mir?
War's Schlummer, oder Tod?
Süſs war er — Jüngling, nicht mit dir
Zu leben, das ist Tod!

War es ein Traum? ach! träumt' ich nur
Den Helden, ewig ihn! —
Auf einer Purpurwolke fuhr
Er eben vor ihm hin.

Des Ruhmes Göttin flog ihm vor:
Die goldne Tuba klang.
Die Welt erstaunt' und horcht' empor;
Sie wies auf ihn und sang,

Und schlug um seine Stirn den Kranz
Von Gold und Diamant,
In deren blendend reinen Glanz
Sie frische Lorbeern wand.

Doch vor dem Heldenangesicht
Verlosch der Krone Pracht:
So wie des vollen Mondes Licht
Die Sterne dunkel macht.

Es war der ganze Himmel hell
Die ganze Erde hell,
Und wo sein Haar flog, war es hell,
Wie um den Mittag hell.» —

Was seh' ich? — Wer beugt über mir
Sein glänzend Angesicht?
Ist er es? ist der Himmel hier?
Wie? träum' ich wachend nicht?

Ich sinke — Himmel! wessen ist
Der Arm? wer drücket mich
An seinen Busen? — Ach! du bist
Es selbst! — Ich fühle dich.

Heil mir! Triumph! O welche Macht
Zerbrach dein eisern Grab,
Und riſs von deiner Augen Nacht
Des Todes Siegel ab?

Auf deinen schönen Wangen hängt
Noch seine Farbe bleich,
Der Lilie, die ihr Haupt itzt senkt
Vom Thau beladen, gleich.

Des Tages neugeborner Stern
Von einer Wolk' umhüllt!
Narcissens Bild, doch in der Fern' —
Im Wasser nur sein Bild!

Komm, leg' in meinen sanften Schooſs
Dein edles, süſses Haupt!
Doch reiſs' der Stirne Band erst los,
Das seinen Reiz mir raubt.

Laſs Blumen sie dafür umblühn,
Gepflückt von meiner Hand —
Was sagst du? — Himmel! Wunden glühn
Hier unter diesem Band?

Laſs mich sie sehn und lehre mich
Von ihnen die Geschicht'! —
Wie glorreich! trüg' ich sie für dich,
Ich weiſs, sie schmerzten nicht!

Und dein Gewand — ganz roth! — von Blut
Kenn' ich die Farbe kaum:
So glänzt im Lenz die Purpurfluth
Am sanften Pfirsichbaum.

Unthätig hängt dein rechter Arm,
Der sonst die Blitze trug,
Und oft von ihren Flammen warm
Den Feind in Abgrund schlug.

Ach! dieser Arm — er ist entzwey!
Des Ajax Kraft zerbrach
Durch ein beflügelt tödtlich Bley:
Da hängt er kraftlos, schwach!

O Held, so droht der Säbel hier
Dem Feinde weiter nicht?
Ein Löw', ein heldenmüth'ger Stier,
Der ohne Waffen ficht!

Du lächelst? — G'nug, du flöſsest mir
Ein neues Leben ein!
Der Heilungsgott verhieſs es dir:
Du lebst und bleibest mein!

Und deine Wunden? — Ha! der Krieg
Schrieb auf die hohe Brust,
Der Ehre Tafel, deinen Sieg,
Dein Lob und meine Lust. —

Nicht so dies Heer! — Schau es nicht an,
Verwunde nicht dein Herz!
Du sähst — ach, Held, du fühltest dann
Erst deiner Wunden Schmerz. —

Was thust du? — Lieb' und Mitleid führt
Dich, Jüngling, allzuweit:
Du blickst sie an? du bist gerührt?
Nein, dies ist Weichlichkeit!

Sie weinen über deiner Hand?
Umfassen küssend sie?
Du selbst — — wein' um dein Vaterland!
Sonst, Jüngling, weine nie!

Du sagst: „Als Helden fochten sie,
Als Helden meiner werth:
Doch, ach, ein Gott stritt wider sie,
Weit mächt'ger als ihr Schwert.

Es kämpfte Regen, Hagel, Wind
Mit uns auf sein Gebot,
Und schlug uns unaufhörlich blind:
Dann fuhr herab der Tod.

Von Felsen, hoch wie Riesen, fuhr
In Feu'r er auf uns her;
Wir stürmten: doch auf Felsen nur,
Nicht auf ein feindlich Heer.

Doch stritten wir, und standen fest,
Und rangen mit dem Tod,
Und hielten oft das Heft ihm fest,
Und schlugen wie der Tod.

Blick hin, an jene Berge hin!
Nimm jenen Kirchhof auf!
Du wirst ein weites Feld umziehn,
Und Feinde-Gräber drauf.

Zu schwache Kraft! ach, endlich schoſs
Der Tod sein ganz Geschütz
In einer Fluth von Wettern los;
Ein Donner und Ein Blitz!

Da wich erst unser Krieger, doch
Er wich erst auſs Gebot,
Und stand oft in dem Weichen noch
Und trotzete dem Tod.

Ich fiel, und um mich wurde Nacht,
Und, als ich wieder sah,
Lag ich tief aus dem Grab' erwacht
Auf diesen Weiden da.

Zwölf Helden fochten über mir,
Und sie erkämpften mich,
Und flochten diese Bahre hier,
Die trug zum Leben mich.“ — —

Triumph! Triumph! o zeige mir
Die Heldenseelen an,
Damit ich sie noch auſser dir
Zehnfach belohnen kann.

Ein Bürger, den ein Arm erhielt,
Rom, war dir Kronen werth!
O dieser Held, den man erhielt,
Wie viel ist dieser werth?’

Und du, mit Schaudern seh' ich dich,
Dich hohes Heldenheer!
Welch ein Verdacht! ich hasse mich,
So sehr ich dich verehr'.

Heil dir, daſs du noch nicht verzagst,
In deinem Fall nicht bebst,
Geschlagen noch zu leben wagst
Und Brüder überlebst! —

Du Held! mein Arm eröffnet sich,
Dich glorreich zu empfahn!
Mit frohem Zittern schau' ich dich
Und deine Wunden an.

Heil' unter meiner Hand, o Freund!
Der mehr, als Wunde, that;
Dann geh' und straf' den stolzen Feind,
Daſs er gesieget hat!

Loblied der Amazone auf ihres Geliebten Pferd.

Geschöpf, für Götter selbst gebaut,
Du Ehre deiner Zucht!
Von uns mit Wollust angeschaut,
Von ihr mit Eifersucht.

Du schönes Roſs! ein Ebenbild
Der Rosse des Apoll,
Wann itzt in Flammen eingehüllt
Sein Wagen leuchten soll.

In Straſsen steht der Jüngling, blickt
Erstaunt, miſst deinen Werth,
Zeigt dich mit Fingern, ruft entzückt:
»O hätt' ich solch ein Pferd!«

Dein hochgewölbter Hals erhebt
Sich wie ein Pharusthurm;
Die breite Brust, die nie gebebt,
Trotzt wie der Fels im Sturm.

Ein Kastor und ein Pollux glühn
In deinem Augenpaar;
Die goldne Mähne strömt dahin
Wie Berenicens Haar.

Gleich zween Schlünden am Vesuv
Raucht deiner Nase Dampf,
Und schnaubt den mächtigen Beruf
Nach Feuer und nach Kampf.

Von welchem hohen Stolz entbrannt
Seh' ich mein Streitroſs itzt,
Wenn in des jungen Helden Hand
Sein goldner Zügel blitzt.

Es fühlt des Jünglings ganzen Muth,
Schnaubt nach dem Heldenlauf,
Beiſst wüthend die von edler Gluth
Geschwollnen Adern auf,

Stampft, wiehert, rückt den Zaum und schlägt;
Glaubt, daſs er sich vergiſst,
Daſs er vergiſst, welch Roſs ihn trägt
Und wer er selber ist. — —

Es rollt die Pauke! — Ha! wie spitzt
Es sein aufmerkend Ohr
Und horcht — des Jünglings Säbel blitzt:
Es steigt voll Muth empor.

Du edles Thier, du strebest fort!
Wie? siehst du nicht vor dir
Den mächt'gen Wald von Pfählen dort?
Die weiten Gräben hier?

Die Wäll' und Schanzen, wo der Tod
Herüber furchtbar sieht?
Den Spieſs, der deinem Herzen droht?
Die Kugel, die dir glüht?

Umsonst! kaum gibt die Zung' einmal
Ein längst gewünscht Gebot,
So fährst du wie der Sonnenstrahl
Dahin, suchst Blut und Tod;

Fliegst über Berg' und Thäler fort,
Schnaubst wüthend die Gefahr,
Fliegst wie ein Pfeil, fliegst wie der Nord,
Der brausend dich gebar.

Kaum biegt das Gras sich unter dir,
Bist hier — dort — überall! —
Der Donner rollt —: die Streitbegier
Wächst mit der Donner Knall.

Du siehst das scharfe Bajonet
In langen, dichten Reihn,
Von einer starken Faust gedreht,
Umsonst dem Herzen dräun;

Und kömmst zurück mit Sieg beglückt;
Mit hoher Wunden Zier
An Brust und Seiten ausgeschmückt
Frohlockst du wiehernd mir;

Und bringst der edlen Bürde Last,
Von Siegespalmen schwer,
Aus Müh' und Kampf zu Lieb' und Rast
Für meine Kränze her.

Dann streichl' ich dich, dann schmück' ich dich
Mit meinem schönsten Band,
Dann speis' ich dich, ich selber, ich
Mit meiner eignen Hand:

Die reine Krippe ruhe hier
Auf Marmorsäulen fest,
Und reiche fetten Weizen dir
Wenn dich die Kraft verläſst.

Und wenn, dereinst in blauer Fern'
Ein neuer Stern entbrennt,
So werde nach dir dieser Stern
Von aller Welt genennt.

Klage einer neuen Amazone bey dem Fall ihres Geliebten.

Wie ist mir? was für Ahnung füllt,
Gepreſste Seele, dich? —
Das Schrecken hebt sein schwarzes Schild
Und überschattet mich.

Und finstre Wolken lagern sich
Vom Tode schwer umher:
Er brütet — alles schweigt um mich
Still, stille so wie Er! —

Auf einmal bricht der Donner los,
Die Luft durchkreuzt der Blitz!
Itzt spaltet sich der Erde Schooſs,
Und itzt der Götter Sitz!

Es bebt mit mir der Erden Ball — —
Ha! welch ein Fall war dies?
Dies, dies war eines Helden Fall:
Des meinen? ganz gewiſs!

Ja, ja, aus jener tiefen Nacht
Schoſs itzt ein Donnerkeil! —
Hör' ich nicht das Geschrey der Schlacht?
Der Sterbenden Geheul?

Er fällt, weh mir! er fällt! er liegt
Mein lorbeernreicher Freund!
Der Sieger stürzt herab! er siegt,
Der überwundne Feind! —

Ach, laſst mich sehn noch, wie er fällt!
Fällt er auch seiner werth?
Noch siegreich? noch im Tod ein Held?
Noch groſs? noch mit dem Schwert?

Noch siegreich, noch im Tod' ein Held,
Das Schwert noch in der Hand:
Er fällt! bewundre du ihn, Welt,
Und wein', o Vaterland!

Dort steht der Feind! ein hoher Wall
Von Erde schützet ihn,
Da seine Donner überall
In lautem Feuer glühn.

Umsonst! vor seinen Schaaren fliegt
Mein Held, wie Jupiter
Mit seinen Blitzen, die er wiegt,
Auf seinem Adler her;

Stürzt über Wall und Graben hin
Und fesselt ihren Tod:
Sie stehn und fechten — nein, sie fliehn
Von seinen Streichen roth.

Sie fliehn, er folgt! — Halt' ein, halt' ein,
Gebeut der Helden Wuth;
Hör' deine frommen Krieger schreyn,
Du blutest! schon' dein Blut!

Dein Arm — dein Busen — sieh dich an!
Es rieselt hier — und dort. — —
Er lächelt seine Wunden an,
Er lächelt, stürzt sich fort. — —

So sieh! ein Heer nimmt sie in Schutz,
Ein neues feindlich's Heer! —
Er stürmt hinein, voll edlem Trutz
Dünkt er sich auch ein Heer.

Wie wüthet nicht der junge Held!
Es fallen ganze Reihn:
So schlägt der Hagel durch das Feld
Die goldnen Saaten ein.

Sie bluten — doch der Rache Gott,
Die Fackel in der Hand,
Erhellt ihr Aug' im grimm'gen Spott
Und steckt ihr Herz in Brand.

Sie stürzen wüthend auf ihn los,
Und bald ist er umringt!
Er kämpft, er ficht, es bäumt sein Roſs,
Und wer sich nähert, sinkt. —

Held, sieh dich um! wie schlägt, wie bebt
Mein angstvoll Herz in mir!
Mit angespannten Nerven hebt
Ein Arm sich über dir.

O Weh! itzt fällt die Faust herab
Und schlägt! o wehe mir,
Weh mir! der Todesstreich! — Dein Grab! —
O Vaterland, weh dir! —

Da liegt Er! ach! da drängt mit Wuth
Der stolze Feind herbey,
Damit er von dem Heldenblut,
Auch Er, besprützet sey.

Sein Roſs auch fällt, stolz mit dem Held
Zu fallen, den es trug;
Auf einen Berg von Leichen fällt
Er hin, den er erschlug.

So fällt der Held im Tod' auch groſs!
Da floh der groſse Geist,
Riſs sich aus der Verwüstung los:
So fiel — der Preuſsen Kleist.

Wo biſt du, meines Jünglings Schaar?
Du, deren Heldenmuth
Durch Feindes Macht getrennet war?
Komm, ſchnaube Rach' und Wuth!

Hier liegt er, dein Patroklus, hier!
Der Feinde Furcht, itzt Spott!
Dein Führer, Vater, Freund, ja dir
Ein Schutzgeiſt und ein Gott!

Das Vaterland, das dir ihn gab,
Soll nicht ſein Reſt erfreun?
Und ſeiner Mörder Grab, das Grab
Des tapfern Jünglings ſeyn?

Auf! haut euch, Krieger, eine Bahn
Und ſchafft ihn mir zurück!
Vielleicht, daſs ich dann weinen kann:
Zu weinen, welch ein Glück!

Thränen der Amazone über dem Grabe ihres Helden.

Heil mir! willkommne Thränenfluth!
Mein aufgeschwollen Herz
Zerschmilzt — ein längst begehrtes Gut!
In einen süſsen Schmerz.

Ja, badet meine ganze Brust,
Ihr Thränen, stürzt herab!
Der Jugend Stolz, der Helden Lust
Ist Staub, sein Haus ein Grab.

So sollt ihr ihn nie wiedersehn,
Thränvolle Blicke? nie?
Sein Angesicht, wie furchtbar schön!
Schön ohne Zwang und Müh.

Schön, wie des Krieges ernster Gott,
Mit schwarzem Haar geziert,
Als ihn der schönste Liebesgott
Nach Amethunt geführt!

So soll ihn mein entzücktes Ohr
Nie wieder hören? nie?
Ach, sein Gespräch, der Musen Chor,
Der Sphären Harmonie!

So sollt, entzückte Lippen, ihr
Ihn nie mehr küssen, nie?
Sein Kuſs sanft, wie der Blumen Zier
Der Thau des Morgens früh!

So irr' ich einsam und allein —
Von ihm nie froh geschreckt?
Nie mehr find' ich im finstern Hain
Den jungen Gott versteckt?

Dann sucht sie ihren Cephalus
Auror', und sucht und weint:
Vergebens flieſst ihr Thränenguſs,
Kein Cephalus erscheint. —

Was hör' ich? — welch ein bang Geräusch
Stimmt meiner Wehmuth bey?
Es nähert sich! von Klagen heisch
Schluchzt ein vermischt Geschrey!

Ich sehe — langsam feyerlich
Naht eine Schaar allhier
Von meines Helden Kriegern sich,
Und Mengen folgen ihr.

Ach! die versengten Wangen glühn
Von Schmerzen tiefer Art,
Und dicke, dicke Tropfen fliehn
Auf ihren finstern Bart. — —

O Helden, o was traget ihr
In diesem Mantel her? —
Kein Wort? — ihr schluchzt? o wehe mir!
Er ist's! mein Jüngling! Er!

Weg, weg, miſsgünstiges Gewand!
Ich will, ich muſs ihn sehn!
Mein ist er und dem Vaterland! —
O Jüngling! o wie schön!

Ach, laſs mich dich umarmen, Held!
Mein Kuſs erwärme dich!
Dich, dessen Anblick eine Welt
Erwärmen konnt' — und mich!

Nicht weiter klopft dies Herz, o Freund,
Von Lieb' und Ruhmbegier!
Nicht mehr trotzt dieser Blick dem Feind,
Und lächelt sanft nach mir!

Nicht mehr hebt dieser tapfre Arm,
Schwert, unermüdet dich!
Nicht mehr schlingt er, von Inbrunst warm,
Um meinen Nacken sich!

Nichts mehr! der bleiche Rest sogar
Zerfällt in Staub dahin? — —
Halt! sagen mir nicht, wer er war,
Die Wunden, die hier glühn?

Laſst mich sie sehn! — Triumph und Ehr'
Und Preis und Sieg ist hier!
Wie tief! ihn schmerzen sie nicht mehr!
Mein Vaterland, doch dir!

Der Ruhm drückt deinem Lebenslauf,
Der sich so rühmlich schloſs,
Im Blut die letzten Siegel auf,
Das aus den Wunden floſs.

Sie schlucken meine Thränen ein,
Und die versiegen hier!
Du willst nicht mehr beweinet seyn:
Dein Ruhm gebeut es mir!

Er hebt mich stolz aus deinem Grab!
Mein Herz erweitert sich
Und fleugt dir nach: zu sehr hinab
Zog Lieb' und Sehnsucht mich.

Heil mir, daſs du gefallen bist,
So glorreich, ehrenvoll!
O daſs ich nicht bin, was er ist,
Und auch so fallen soll!

Entriſs' itzt meine Seele sich
Dem weiblichen Gebein
Und stürzt' in deinen Leichnam sich,
Um groſs wie du zu seyn:

Wie wollt' ich dann mit tapfrer Hand
Dich rächen, und mit Muth
Für dich auch kämpfen, Vaterland!
Nicht schonen Gut noch Blut,

Und für dich sterben: welch ein Tod!
Ach, für das Vaterland
Zu sterben, welch ein stolzer Tod
Für dich, o Vaterland!

Und dann von einer Heldenschaar,
Wie die, beweint zu seyn?
O Loblied, das nie gröſser war! — —
Kommt Helden, scharrt ihn ein!

Und thürmt von Feindeschedeln hier
Ein hohes Denkmal auf,
Und steckt der Fahnen stolze Zier,
Die er erbeutet, drauf!

Und um die Pyramide will
Ich einen finstern Hain
Von Lorbeern pflanzen, und hier still
Ihm meine Seufzer weihn.

Und, Vaterland! den heil'gen Hain
Soll deine Thränenfluth
Begieſsen, bis auch mein Gebein
In seiner Urne ruht.

Lieder für Kinder.

Das Veilchen.

Warum, geliebtes Veilchen, blühst
Du so entfernt im Thal?
Versteckst dich unter Blättern, fliehst
Der stolzern Blumen Zahl?

Und doch voll Liebreiz duftest du,
So bald man dich gepflückt,
Uns süſsre Wohlgerüche zu,
Als manche, die sich schmückt.

Du bist der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt,
Und den, der ihr Verdienst enthüllt,
Mit frommen Dank belohnt.

Der Vorsatz.

Weil ich jung bin, soll mein Fleiſs
Eifrig sich bestreben,
Daſs ich mög' einst, als ein Greis,
Recht zufrieden leben.

Zwar will ich mich jugendlich
Meiner Tage freuen;
Doch nicht also, daſs es mich
Darf im Alter reuen.

Der Fleiſs.

Süſser, angenehmer Fleiſs!
O wie herrlich ist der Preiſs,
Den er jedem Jüngling beut,
Der ihm seine Kräfte weiht.

Wenn die Langeweile gähnt
Und sich krank nach Possen sehnt,
Hüpft in froher Thätigkeit
Die ihm nie zu lange Zeit.

Ja, auf seidnen Schwingen fliehn
Seine Stunden vor ihm hin;
Den verlornen Augenblick,
Nichts sonst, wünscht er sich zurück.

Er ist stark, gesund und frisch,
Arbeit würzet ihm den Tisch,
Und kein kranker Ekel schleicht
Sich zu seiner Mahlzeit leicht.

Wenn er winkt, drückt ihm die Ruh
Seine Augen willig zu:
Nie hat ihn ein Traum geweckt,
Der im Schlummer ihn erschreckt.

Er begegnet allemal
Früh dem ersten Sonnenstrahl,
Wann er, munterm Fleiſs geneigt,
Von den Bergen niedersteigt.

In der Jahre reifern Lauf
Suchen Ehr' und Würd' ihn auf:
Glück und Segen warten sein,
Ihn im Alter zu erfreun.

Aller Orten trifft er dann
Früchte seiner Arbeit an,
Keinen Augenblick der Zeit,
Den er nun umsonst bereut.

Auch im Alter, auch als Greis
Ist er munter und voll Fleiſs,
Und ihn trägt kein falscher Stab
An sein ruhig, spätes Grab.

Der Aufschub.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! heute will ich ruhn:
Morgen jene Lehre ſassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dies und jenes thun.

Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen:
Dies nur kaum ich übersehen;
Was geschehn kann, weiſs ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze:
Die ich hoff', ist die für mich?

Jeder Tag, ist er vergebens,
Ist im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeschriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, so wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Die Eule.

Die Eule scheut das Sonnenlicht
Und kriecht in finstre Höhlen:
Warum? weil ihre Werke nicht
Den Menschen sich empfehlen.

Mich übereile keine That,
Die ich einst muſs bereuen!
Denn wer ein gut Gewissen hat,
Braucht nie den Tag zu scheuen.

Die Rosenknospe.

Du süſse, schöne Rose du!
Mit Lust betracht' ich dich:
Halb aufgeblüht und noch halb zu,
Ach, lächelst du auf mich.

Vom Thau gebadet stehst du hier,
Frisch, glänzend, lieblich, schön!
Die schlauen Weste schmeicheln dir,
Indem sie ſanfter wehn.

Doch traue nicht! ach, öffne nicht
Dich ihren Schmeicheley'n!
Der Tag steigt auf; sein brennend Licht
Wird dein Verderben seyn!

Im Morgen meiner Lebenszeit
Blüh' ich, der Knospe gleich:
Noch ist mein Herz von Fröhlichkeit
Und süſsen Wünschen reich.

Doch öffn' ich dieſes der Begier,
Der Wolluſt falſchem Scherz:
So trifft mich ihre Gluth, in ihr
Verwelkt ein junges Herz.

Die Biene.

Kinder, geht zur Biene hin!
Seht die kleine Künstlerin,
Wie sie emsig sich bemüht
Und aus Allem Honig zieht!
Unverdrossen duldet sie
Ihres kurzen Lebens Müh,
Ist geschäftig spät und früh.

Und ich sollte müſsig seyn?
Nein, ich will schon, jung und klein,
Arbeitsamer seyn, als sie,
Da mir Gott Verstand verlieh.
Meines Lebens schönste Zeit
Sey in froher Thätigkeit
Gott und meinem Glück geweiht!

Nicht zur trägen Weichlichkeit
Gab mein Schöpfer mir die Zeit.
Ich empfing aus seiner Hand
Leben, Kräfte und Verstand.
Nützlich brauchen will ich sie,
Immer thät'g spät und fruh:
Reicher Segen lohnt der Müh'.

An einen in der Schlinge erwürgten Krammetsvogel.

Armes, kleines, liebes Thier,
O wie traurig hängst du hier!
Ach, der falſche Reiz der Beeren
Und ihr lachend Scharlachroth
Schien dir Freude zu gewähren;
Und die Freude war dein Tod.

Besser suchtest du für dich
Deine Speise kümmerlich.
Bey der Armuth kargen Festen
Droht nicht S[illegible]inge, Gift und Stahl;
Doch nicht selten Weh den Gästen
Bey der Wollust Freudenmahl.

Mich verführ' im Ueberfluſs
Nie unmäſsiger Genuſs!
Gibt's zu trinken, gibt's zu essen,
Und mir winkt die Schwelgerey:
So will ich es nie vergessen,
Auch die Schlinge hängt dabey.

An die Spinne.

Kunstvolle Weberin, die ich
Hier so geschäftig finde,
Wie wunderbar ergötzet mich
Dein künstliches Gewinde!
Die Fäden — o, so zart spinnt sie
Die ſeinste Hand am Rädchen nie!
Wie ſanft, wie gleich sie flieſsen!
Wie richtig sie sich schlieſsen!

Sey ruhig unter meinem Tisch!
Nie soll's die Köchin wagen
Und dich mit ihrem Federwisch
Aus deinen Zirkeln jagen.
Hier will ich deine Wunder sehn,
Und sorgsam nach der Ursach' spähn,
Was du dabey gewinnest
Daſs du so künstlich spinnest. —

Was seh' ich? eine Fliege fing
Sich itzt in den Geweben!
Sie kämpſt: du packst das arme Ding
Und raubst ihr kleines Leben!

Geht deine Kunst auf Mordbegier?
Fort! sie gilt weiter nichts bey mir!
Was heiſst es, Kunst und Gaben
Zu böser Absicht haben?

Der junge Baum.

Das liebe kleine Bäumchen hier
Ist, wie man sagt, gleich alt mit mir,
Und trägt so jung und zart
Schon Früchte von der besten Art.

Es lohnt dem Gärtner, dessen Hand
So vielen Fleiſs darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachsen seyn?

O, bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar itzt nur noch an Blüthen reich.
Doch gibt mir Gott Gedeihn,
So will ich's auch an Früchten seyn.

Das äusserliche Ansehn.

Unter schön gewachsnen Bäumen
Stand ein niedrer krummer Baum:
Sie, in ihrer Hoheit Träumen,
Gönnten ihm das Leben kaum:
O kömmt nur der Zimmermann,
Sprachen sie, so muſst du dran!

Doch schon kommt er angestiegen —
Wie? was fällt dem Thoren ein?
Sie bemerkt er mit Vergnügen,
Sollt's auf sie gemünzet seyn?
Himmel! alle [illegible]ut' er um!
Dieser blieb, denn er war krumm.

* * *

O man trotze nicht auf Erden
Auf Gestalt und äuſsre Pracht:
Das kann oft zum Fall uns werden,
Was uns stolz und eitel macht.
Wer nicht sehr ins Auge fällt,
Den beneidet nicht die Welt.

Die Schönheit.

Liebenswürdig möcht' ich seyn,
Jedermann gefallen!
Doch, wie nimmt man Herzen ein?
Wie gefällt man Allen?

Macht's die Stirn, die fleckenlos
Blondes Haar umziehet?
Eine Wange, wo die Ros'
Unter Lilien blühet?

Hilft ein Auge, hell und rein,
Wie die Bergkrystallen?
Zähne, wie das Elfenbein?
Lippen, wie Korallen?

Thut's ein Körper, wohlgebaut,
Voll und schön zum Mahlen,
Wo die sanfte, weiche Haut
Adern blau durchstrahlen?

Lieblich, doch vergänglich sind
Aller Schönheit Farben!
Gleich den Blumen, die geschwind
Nach dem Frühling starben!

Nein, nur, wo mit Edelmuth
Sich die Stirne schmücket,
Menschenlieb' in voller Gluth
Aus den Augen blicket;

Auf der Wange Sittsamkeit
Neben Rosen stehet,
Und des Mundes Lieblichkeit
Weisheit ernst erhöhet;

Wo das Herz mit Lieb' erfüllt
Gegenlieb' erwecket,
Und die Menschheit Gottesbild
Ueberall entdecket: —

Da ist Schönheit, Trefflichkeit,
Lieb' und Wohlgefallen!
Da gefällt man allezeit;
Da gefällt man Allen.

Die Freundschaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich ernstlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Der ist mein Freund,
So wenig er es scheint.

Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset
Mir alles lobt, nie was verweiset,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergibt, eh ich's bereut:
Der ist mein Feind,
So freundlich er auch scheint.

Der wahre Reichthum.

Warum durchirrt nach Gut und Geld
Der Mensch die fernsten Meere?
Als ob für ihn nicht eine Welt
Schon groſs genug wäre!
Doch wenn er, was er wünscht, besitzt,
So stirbt er, ohne daſs er's nützt.

Dies können nicht die Güter seyn,
Die man sich soll erwerben:
Ein Weiser sammelt Schätze ein
Die nimmer verderben.
Die Tugend ist's; nach dieser Zeit
Folgt sie ihm in die Ewigkeit.

An den Schlaf.

Komm, süſser Schlaf, erquicke mich!
Mein müdes Auge sehnet sich
Der Ruhe zu genieſsen:
Komm, sanſt es zuzuschlieſsen.

Wie aber, Freund, o schlössest du
Von nun an es auf ewig zu,
Und diese Augenlieder
Sähn nie den Morgen wieder?

So weiſs ich, daſs ein schöner Licht
Einst meinen Schlummer unterbricht,
Das ewig, ewig glänzet,
Und keine Nacht begränzet.

Vermiſchte Gedichte.

Elegie bey dem Grabe Gellerts.

Hier, wo so Viele schon in tiefem Todesschlummer
Das mütterliche Erdreich deckt;
Wo man kein Glück verschläft, wohl aber vielen Kummer,
Nicht Furcht und Hoffnung täuscht noch schreckt;
Wo man Jahrhunderte die groſse Aussaat säte
Die immermehr zur Erndte reiſt,
Und Jeglicher von uns, der früh und jener späte,
Die Zahl bemooster Hügel häuſt;
Wo Freund und Feind vermengt in Ruh beysammen liegen,
Der Groſse nicht den Kleinern drückt,
Das Grab des Thoren oft ein Marmor voller Lügen,
Der Weisheit Grab ein Veilchen schmückt:
Hier liegt nunmehr auch der, an dessen frommer Seite
Ich diese Stätt' einst oft betrat,

Indem er sich im Geist des groſsen Sabbaths freute
Den er vom Himmel sich erbat,
Und mich, vertraut mit den hier schlummernden Gebeinen,
Zu dem und jenem Grabe rief,
Und meine Zärtlichkeit oft weinend lehrte weinen,
Wo einer seiner Edlen schlief:
Hier liegt auch Gellert! hier, in diesem leichten Sande,
Von silberweiſsem Schnee umhüllt,
Wo freundschaftlich dabey von dem noch frischern Lande
Die brüderliche Grabstatt schwillt.*)
Hier liegt er, und ich schau' mit tiefgebeugtem Blicke,
Aus dem die stumme Wehmuth flieſst,
Auf diese fromme Gruft, und denke dann zurücke,
Wer dieser war, den sie umschlieſst. —
Ach Gellert! — o wer kann g'nug einen Gellert preisen!
Nennt, was nur gut ist, es ist hier:

---

[*] Sein Bruder, der Oberpostcommissarius F. L. Gellert in Leipzig, starb in der vierten Woche nach ihm und hatte sich bey des Dichters Beerdigung gleich sein Grab neben ihm zurechte machen lassen.

Den Dichter, Menschenfreund, den Christen und den Weisen,
Des Himmels Lust, der Erde Zier! —
Wagt' ichs nach Zähren selbst die Tugenden zu zählen,
Die mit ihm unsrer Erd' entflohn:
So würd' es immer mir noch an der Summe fehlen,
Und doch weint eine Nation.
Sie weint! ganz Deutschland weint! denn Gellert war ihr Dichter:
So klang ihr noch kein Saitenspiel. —
Kein Tadel und Ein Lob! Ein Leser und kein Richter!
Ein allgemein, Ein gleich Gefühl! —
In jener Dichterzeit hätt' einst auf seinen Lippen
Sich Hyblens Biene früh geletzt;
Von Grazien gewiegt, hätt' ihm aus Aganippen
Das Musenchor d[illegible] Mund genetzt.
Doch uns, uns ward von Gott der edle Mann gegeben,
Sein Herz, wie sein Geschmack so rein:
Er sollte durch sein Lied, er sollte durch sein Leben
Uns Lehrer und Exempel seyn. —
Die Wahrheit, die man stets in schmutzigem Gewande,
Oft auch in ihrer Blöſse flieht,
Verlor oft unter uns die Macht der sanften Bande,
Womit sie Herzen an sich zieht.

Dort sahn wir sie geschmückt von Gay und La Fontainen,
Und neideten ihr Vaterland:
Da gab die Menschlichkeit ihm die Gewalt der Thränen,
Die Fabel ihm ihr leicht Gewand.
Er warf's der Wahrheit um. Nun prangte sie mit Zügen
Des Reizes und der Harmonie,
Und Jedes öffnete das Herz ihr mit Vergnügen
Und drang heran und küſste sie;
Und ganz Germanien, vom Thron bis zu den Hütten,
Das seinen Orpheus liebgewann,
Nahm Beſs'rung im Geschmack, mit ihm auch beſs're Sitten —
Vielleicht auch beſsre Herzen an.
Der Mütter erst Geschenk an ihre zarten Kleinen
War Gellerts weises Fabelbuch:
Sie lallten Gellerten, und lernten ohne Weinen,
Und merkten seinen Sittenspruch. —
Du Knabe, wein' um ihn! — von Lieb' und Dank beseelet,
Wein' deinen Freund, mein Mädchen, du!
Wann du ihm stammelnd sonst aus ihm was vorerzählet,
Wie segnend lächelt' er dir zu. — —
Dich, Deutsches Lustspiel, sah mit Abscheu oder Gähnen
Noch damals oft manch sittsam Herz:

Dich lehrt er lächeln, dich die Freude sanfter Thränen,
Dich Tugend und bescheidnen Scherz.
Nun borgt es weiter nicht von Franzen oder Britten
Den Körper zu der Deutschen Tracht:
Auf Deutschen Bühnen sah man auch itzt Deutsche Sitten,
Und hatt' auf eigne Fehler Acht. —
Doch für ein solches Herz warst du, o Welt, zu enge,
Du, Menschenweisheit, viel zu klein!
Nicht nützlich wollt' er bloſs: durch heilige Gesänge
Wollt' er auch Andern heilig seyn.
Da warf er sich in Staub vor Gottes Throne nieder
Und flehte still um Geist und Kraft: —
Und der Allm[illegible]htige vernahm's und hörte wieder,
Und gab dem Frommen Geist und Kraft.
Er sang. — So wurdest du von wenig Menschenzungen,
Gott, Mittler, und Religion,
So geistreich, mächtig, schön, empfindungsvoll gesungen,
Es sprach das Herz aus jedem Ton.
So hub er durch Gesang viel tausend schwache Seelen
Mit sich zum Sternenzelt empor:
Der Spötter selbst horcht' auf, und gönnet den Befehlen

Des Heils schon ein geneigter Ohr.
Er wird gerührt, er glaubt an einen Gott der Götter,
Erniedrigt sich in Staub, bereut,
Und betet an und dankt, dankt Gellerten dem Retter
Durch eine ganze Ewigkeit. —
Heil dir, o Gellert, Heil! Steigt von den Dankaltären
Das Morgenopfer, dein Gesang
Bis zu den Sphären auf, so dringt auch zu den Sphären
Für dich des frommen Beters Dank.
Oft schläft er mit dir ein. In deinem sanften Liede
Zieht er der Engel Schutz herab,
Und ruhet sanft und wünscht im Traume dem noch Friede,
Der ihm die süſse Stärkung gab.
Ja du, du tröstest ihn in seiner letzten Stunde:
Da stammelt er von dir im Tod
Noch einen Seufzer, stirbt mit Gellerten im Munde:
Und so entfleucht sein Geist zu Gott. —
Triumph, o Gellert, dir! wie viele tausend Segen
Flohn deiner eignen Seele nach!
Wie viele flogen ihr vom Himmel schon entgegen,
Als sie ihr morsches Haus zerbrach!
Ja, o wer sagt es mir, was töneten für Lieder
Dann unter deiner Freunde Schaar,
Den Engeln, Seligen, im ganzen Himmel wieder,

Als deine Stunde nahe war?
Und welche Lieder dann, als mit dir nun dein Engel
Zur himmlischen Versammlung kam,
Sie deiner Tugend Lob, die deiner Menschheit Mängel
So mächtig überwog, vernahm,
Und dann die Stimm' erklang von tausend frommen Zeugen:
Dies ist — — — doch, wo gerath' ich hin?
Mich schlägt ein blendend Licht zurück in tiefes Schweigen:
Noch fühl' ich, daſs ich Erde bin.
Ich fühl's! ich harre noch allein bey Gellerts Grabe.
Die Traurigkeit streckt über mir
Die schwarzen Flügel aus; was ich verloren habe,
Was alle Welt, seh' ich nur hier.
Ich seh' des Jünglings Fuſs zu jenem Lehrstuhl eilen
Den vormals eine Welt umschloſs,
Und wo er, Frömmigkeit und Tugend mitzutheilen,
Den Balsam seiner Lehr' ergoſs;
Wo Helden oft im Krieg' bey Greis und Jüngling saſsen
Und — für den Lehrer, welch ein Lohn! —
Die Lorbeererndte gern voll Friedenswunsch vergaſsen

Und menschlicher ins Lager floh.
Ich seh' an deiner Thür den lehrbegierg'en Armen
Dem sie zur Zuflucht offen stand,
Wann er für Liebe Haſs, Verweise für Erbarmen
An eines Reichen Thüre fand.
Ich höre Väter dich für ihre Söhne flehen,
Ihr Vater und ihr Freund zu seyn;
Und wer hat ungehört dich Einen bitten sehen?
Und welcher wagt's, es zu bereu'n?
Wer wagt's, seit deinen Werth Germanien erkennet,
Wann ihn die Muse hier genährt,
Daſs er sich nicht von dir noch einen Schüler nennet,
Auch selbst, wenn dich sein Herz entehrt? —
Ach, taub ist nun dein Ohr, die Thüren sind verschlossen,
Der Lehrstuhl einsam und verwaist!
Der Jüngling steht von fern, indem er überflossen
Von heiſsen Thränen dorthin weist:
„Ach dort, dort war der Mann, der mich zur Tugend weckte,
Der mich der Thorheit Pfad' entriſs,
Der liebreich seine Hand nach mir Verlaſsnen streckte
Und mir den Weg zum Himmel wies!" —
Ja, Jüngling, er ist hin! Von vielem Jammer müde
Ruht hier sein heiliges Gebein.

Der Fromme schlummre sanft! mit ihm sey Gottes Friede!
Wie er, so schlummre Jeder ein!
Der Same, den er hier durch Lehren und durch Leben
So hundertfältig ausgestreut,
Wird sich auf Kindeskind — zur schönsten Frucht erheben,
Die noch in jener Welt gedeiht! — —
Ihr kleinen Zeugen, ihr, der väterlichen Schmerzen,
Welch Glück, daſs ihr ihn noch gekannt!
Gekannt? ach, nur gekannt! O säh' ich eure Herzen
Gebildet auch von seiner Hand!
Sehr oft werd' ich mit euch auf diesen Hügel steigen
Und, wenn [illegible]oll kindlich frohem Muth
Ihr junge Blumen pflückt, euch unter Thränen zeigen,
Welch' heil'ge Asche d'runter ruht:
„Die Asche Gellerts ist's! Gott wohnt' in seinem Herzen
Und Menschenlieb' in seiner Brust;
Gefällig noch im Ernst und heilig noch im Scherzen,
War Wohlthun seine gröſste Lust.
Gefürchtet und geliebt vom Alter, von der Jugend,
Galt ihm Religion und Pflicht

Weit mehr als eine Welt; und fand er keine Tugend,
So lobt' er selbst die Fürsten nicht.“
Dann sollt ihr beyde mir auf diesem Grabe schwören,
Der wahren Weisheit euch zu weihn,
In Gellerten nicht nur den Dichter zu verehren,
Nein, auch so fromm, wie er, zu seyn.

Aufmunterung zur Freude an einem Frühlingstage.

(Nach Horaz. Od. I, 4.)

Der rauhe Winter schmilzt. Im Hauch der
sanften Weste
Verjüngt der Lenz die halberstorbne Welt;
Der Baum verwundert sich der neuentsproſsnen
Aeste,
Kein früher Reif versilbert mehr das Feld.

Der Tanz eröffnet sich geleitet von Cytheren,
Indem der Mond in voller Anmuth scheint,
Und jede Grazie mit süſser Mädchen Chören
Zur Fröhlichkeit bescheiden sich vereint.

Ihr kleiner art'ger Fuſs schlägt wechselsweis die
Erde,
Der stampfet jetzt, wenn jener spielend schwebt:
Indeſs Vulkan den Arm mit grimmiger Geberde
Nebst seiner Schaar am Ambos mächtig hebt.

Itzt laſs uns um das Haupt die grüne Myrthe schlingen
Und Blumen halb erst aufgeblüht,
Ein junges Lamm dem Pan im Hain zum Opfer bringen,
Durch den das Licht der Sonne sparsam sieht.

Es klopft der bleiche Tod an Hütten und an Schlösser:
O wären wir stets seinem Zuruf treu!
Damit die Rechnung nicht von unsrer Hoffnung gröſser,
Als unsers Ziels sehr kurze Summe sey.

Freund, mitten in dem Glanz von deinen besten Freuden,
Ja, Freund, auch dir droht bald des Todes Nacht;
Und dieser Tag heiſst dich vielleicht am Abend scheiden,
Von welchem dich der Morgen angelacht.

Dann wird nicht mehr dein Haupt mit Rosen sich bekrönen,
Du wirst nicht mehr des Schmauses König seyn!
Und sie, der Schönen Neid, des Jünglings Wunsch und Sehnen,
Ach, Chloe selbst, wird dich nicht mehr erfreu'n!

Beschäftigung im Winter.

(Nach Horaz. Od. I, 9.)

Freund, sieh, wie jene stolzen Höhen
Von tiefem Schnee beladen stehen,
Ein silberblendend Weiſs!
Der Wald seufzt unter seinen Lasten,
Und selbst die schnellen Ströme rasten
Gekerkert in das Eis.

Laſs uns den Winterfrost verscheuchen,
Und von gedürrten Birk' und Eichen
Rauch' itzund dein Kamin!
Hier laſs die vollgeschenkten Becher
Für deine mitvertrauten Zecher
Von altem Rheinwein glüh'n!

Das Schicksal sorgt für uns hienieden.
Es mag das Meer im Sturme sieden;
So bald das Schicksal will,
So schweigt der Sturm: die Luft wird heiter,
Kein Baum, kein Blatt bewegt sich weiter,
Und Luft und Meer ist still.

Was fürchtest du den nächsten Morgen?
Das Ziel von allen deinen Sorgen
Sey dieser Tag allein!
Wird er dir noch einmal gegeben,
Nütz' ihn, und laſs dein blühend Leben
Wein, Lieb' und Tanz erfreun!

Freund! dann ist alles, alles eitel;
Wenn nicht mehr deine junge Scheitel
Die finstre Locke schmückt:
Itzt laſs dich öfter in Alleen,
Bey Bällen, auf dem Schauplatz sehen,
Und wo die Lieb' entzückt.

Bald finde sie beym Mondenscheine,
Dein Mädchen, im verschwiegnen Haine,
Wann eure Stunde schlägt.
Hier laſst ein süſs Gemurmel rauschen,
Wo keine Neider euch belauschen,
Und nichts, als ihr sich regt.

Bald wird dein Mädchen dich zu schrecken
Im tiefsten Winkel sich verstecken,
Von kleiner Schalkheit voll:
Ein reizendes und loses Lachen
Wird bald den Winkel kennbar machen,
Wo man sie suchen soll.

Dann laſs sie ihren Frevel büſsen!
Hast du das Armband ihr zerrissen,
So zieh' den Ring ihr ab.
Die kleine Hand wird sich zwar wehren,
Doch wird ihr kleiner Kampf dich lehren,
Daſs sie es gerne gab.

Die Lerche und der Kukuk.

Als einst mit lieblichem Gesang
Die Lerche sich der Erd' entschwang,
Rief ihr von einem Ulmenbaume
Ein Kukuk höhnisch lachend zu:
„Welch albernes Geschöpf bist du!
Stets sieht man dich in Lüften schweben,
Um deine Stimme zu erheben.
Du singst, eh noch das Morgenroth erwacht,
Und wieder in die späte Nacht;
Singst, wenn beym ersten Blick vom Lenzen
Die Fluren noch vom Reife glänzen;
Singst längst den heiſsen Sommer hin
Bis zu des Herbstes welkem Grün. —
Und nun warum? Die Menschen zu entzücken,
Die dich auf's schändlichste berücken,
Um dich zu fangen, Netze stricken,
Dich dann in deinem Blut ersticken,
Damit — verdammte Schwelgerey! —
Von deinem Fett ihr Gaum gekitzelt sey.
Pfui der Undankbaren! die Muse zu ermorden,
Durch die erst mondenlang ihr Ohr vergnüget
worden." —

„„Je nun, was soll, was kann ich thun?““ —
„Auf deinem Nest im Weizenfelde ruhn,
Dich pflegen, mästen, Kinder zeugen,
Und — schweigen;
Und überfiel' ein Drang, zu singen, dich,
Noch schlechter singen, als wie ich. —
Du siehst, an Eulen, Kauzen, Raben
Wird sich kein Leckergaumen laben;
Doch sängen sie, wie du, so schön,
Bald würd' es ihnen so, wie dir, ergehn.“

„„Du Narr, du glaubst wohl, daſs des Singens wegen
Die Menschen mir nur Schlingen legen?
Nach meinem Fleische gehn sie auf die Jagd,
Weil's ihrer Leckerey behagt.
Der Pfau singt schlecht, und sie bepflücken
Die Federn ihm, um sich damit zu schmücken.
Dem Truthahn und der Gans, die ebenfalls
Schlecht singen, kostet es den Hals.
Doch würd' ihr Undank auch mich nie zum Schweigen bringen;
Bey mir ist Singen Pflicht, d'rum muſs und will ich singen.
In der erfüllten Pflicht bin ich genug belohnt,
Wenn auch die Grausamkeit der Menschen mich nicht schont.

Denn wollte man auf Dank bey jeder Handlung zählen,
So würd' es bald der Welt an guten Thaten fehlen.""

Der Schmetterling und die Biene.

Ein schöner bunter Schmetterling —
Ich glaub' es war das Pfauenauge — hing
An einem Hyazinthenstocke,
Und spiegelte mit Wohlgefälligkeit
Im Sonnenglanz sein sammtnes Federkleid.
Schnell sah er in dem Kelch von einer Silberglocke
Ein Bienchen. — Voller Zorn schrie er: „Was will das hier?
Ein kleines, so armsel'ges Thier
Wagt sich so nah zu mir?
Man sieht's an seinem härnen Rocke,
Daſs es von Staub geboren ist,
Im Staub zu kriechen auserkiest;
Bestimmt, sein Biscken Brod mit Placken zu erwerben
Und in der Dunkelheit zu leben und zu sterben.
„Herr Gärtner!" — hier rief er den Gärtner zu sich hin —
So wahr ich, seh' er selbst, das Kind der Schönheit bin,
So ist der Anblick mir nicht länger auszustehn!

Vertreib' er doch die schmutz'ge Nachbarin,
Noch besser ist's, den Hals ihr umzudrehn!"

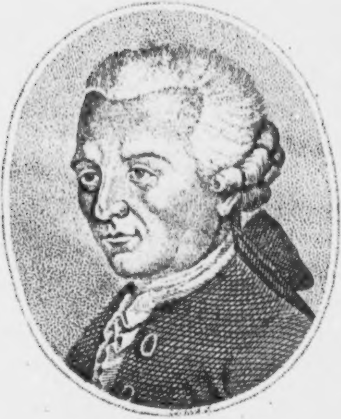
Der Gärtner hörte lang' schon dem Geschwätze zu:
„Du bunter Taugenichts!" sprach er, „was schwatzest du?
Dir hab' ich Lust den Hals zu brechen!
Du kannst von deiner Herkunft sprechen?
Du! eine Raupe sonst, für uns die gröſste Last,
Die du mir Blüth' und Blatt im Lenz zerfressen hast;
Und nun nichts thust, als in der Luft umher zu gaukeln
Und, auf dein Kleidchen stolz, auf Blumen dich zu schaukeln,
Und, wenn du deine Zeit unnütz verthan,
Uns ein Geschmeiſs von Raupen herzusetzen?
Und dieses Bienchen siehst du mit Verachtung an?
Ja freylich, wenn wir bloſs den Werth nach Kleidern schätzen, —
Und doch wiss', wenn Geburt was wär',
Sie ist ein Königskind; allein sie ist weit mehr,
Ist Fleiſs und Arbeit selbst, prangt nicht mit falschem Glanze,
Baut Häuser, sammelt mühsam ein,
Und nicht von andrer Gut, auch nicht für sich allein,

Sie sammelt Schätze für das Ganze.
Wart'! wart'! du sollst es sehn!« — Und hiermit hascht' er ihn;
Er zappelte und wollt' entfliehn.
Umsonst. Er ward zum Bienenstock getragen
Und in den Korb hineingesteckt.

Hier hat er kaum der Bienen Fleiſs entdeckt,
Sie ihn, so kriegt' ein Schwarm ihn bey dem Kragen
Und schrie: »Fort, fort mit dir!
Kein Stolz und Müſsiggang gilt hier.
Wir kennen kein Verdienst, das Stand und Schneider geben,
Und leben nicht, um bloſs zu leben:
Wer jenes nicht durch innern Werth erwirbt,
Ist nicht des Lebens werth, und werth nur, daſs er stirbt.«

Auf einen zu künstlichen Garten.

Dein Garten ist sehr schön geschmückt!
Hier Statuen und dort Kaskaden;
Die ganze Götterzunft, hier Faunen, dort Najaden,
Und schöne Nymphen, die sich baden;
Und Sand, vom Ganges hergeschickt,
Und Muschelwerk und güldne Vasen,
Und Porzellan auf ausgeschnittnem Rasen,
Und buntes Gatterwerk und — — — eines such' ich nur — — —
„Ist's möglich, daſs was fehlt?“ — Nichts weiter — die Natur.



I.G. v. ZIMMERMANN.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Neun und dreyssigstes Bändchen.

Zimmermann's Einsamkeit.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Biographie des Verfassers.

Brugg, eine kleine Stadt in dem Kanton Bern in der Schweiz, ist der Ort, wo Johann Georg von Zimmermann am 8. December 1728 geboren wurde. Sein Vater war Rathsherr daselbst; seine Mutter stammte aus Morges in der französischen Schweiz. Er wurde im Vaterhause durch sehr gute Lehrer bis zu seinem vierzehnten Jahre erzogen, kam dann auf die Schule zu Bern, und ging im Jahr 1747 nach Göttingen, um die Arzneykunst zu studiren. Die vier Jahre, die er daselbst, unter Hallers, seines Landsmanns, Leitung zubrachte, vergingen unter den nützlichsten Vorbereitungen in sehr verschiedenen Kenntnissen. Aber er widmete sich den Studien mit zu groſser Anstrengung, und zernichtete dadurch sein körperliches Wohlseyn dergestalt, daſs er späterhin ganz eine Beute der Hypochondrie wurde. Im Jahr 1751 wurde er Doctor. Er ging über Holland und Frankreich nach Bern zurück. Er heyrathete später eine Verwandtin Hallers, und wurde nun als Stadtphysicus zu Brugg, seinem Geburtsorte, angestellt. So glücklich er in diesem neuen Verhältnisse auch hätte leben können, so sehr hinderten ihn sein feuriges Streben nach einem gröſsern Wirkungskreise und seine Hypochondrie daran. Seine Umgebungen sprachen seinen Geist so wenig an, daſs er sich stets zurück von allen Gesellschaften zog, und so den Grund zu seinem Hange zur Einsamkeit und zum Studium derselben legte. In dieser Stimmung arbeitete er seinen ersten Versuch über die Einsamkeit aus, der zuerst im Jahr 1756 und zuletzt im Jahr 1773 gedruckt wurde, und welcher als die Grundlage seines gröſsern Werkes über die Einsamkeit (4 Bände, Octav. Leipzig. 1784 — 1785.) anzusehen ist. Eine Prachtausgabe des kleinen Buches von der Einsamkeit, das wir in unserer Etui-Bibliothek mit aufgenommen haben, lieferte Degen in Wien, im Jahr 1803, in einem Groſs-Quartbande, für 13 Rthlr. 8 Gr.

Im Jahr 1788 erschien auch eine italienische Uebersetzung von diesem Versuche.

Zimmermann gründete theils durch dieses Buch, theils durch seine Abhandlung vom Nationalstolze seinen Ruhm im gröſsern Publicum. Beyde Schriften sind auch mit einer seltenen Wärme des Herzens, groſsen Einsichten und reizender Beredsamkeit geschrieben. Zimmermann verband mit dem Tiefsinne des Weltweisen und der Naturkenntniſs des Arztes einen feinen Witz und den edelsten Patriotismus. Mit scharfem

Blicke beobachtete er die Menschen in der politischen und groſsen Welt, und schilderte sie aufs treffendste. Mit hinreiſsendem Feuer erhob er die Liebe zum Vaterlande und jede freye Bürgertugend. Der Reichthum an Beyspielen aus der Geschichte aller Zeiten und aus dem täglichen Leben macht seine tiefsinnigen Betrachtungen angenehm und unterhaltend. In seinem Vortrage herrschen Ordnung und Bündigkeit; sein Styl ist schön, reich, kraftvoll, originell, aber nicht ganz rein.

Nachdem er, unentschlüſsig und hypomuſste im Jahr 1771 sich einer schmerzhaften Operation an einem Schaden im Unterleibe unterwerfen; einige Jahre später raffte der Tod auch seine einzige Tochter hin, und an seinem einzigen Sohne erlebte er das groſse Unglück einer Verstandes-Zerrüttung. Unter so groſsen Leiden trat eine zweyte Gattin als sein Schutzengel auf. Ihr verdankt er einige glücklichere Jahre seines spätern Lebens. Durch die Ausarbeitung seines gröſsern Werkes über die Einsamkeit verschaffte er seinem Geiste ebenfalls eine gesündere Nahrung; dieses Werk war die Ursache, daſs Katharina die Groſse sich mit ihm in einen lebhaften Briefwechsel setzte, und als Friedrich der Groſse im Jahr 1786 hart darnieder lag, wurde Zimmermann auch zu ihm gerufen. Dieser Ruf veranlaſste seine beyden Schriften über diesen König, und diese einen gelehrten Streit, der nur mit dem Tode des Verfassers endete. Sein Auftreten als Politiker ist die gröſste Schattenseite seines Lebens; es kostet ihn einen groſsen Theil seines guten Rufes als Mensch, und setzt ihn als Politiker in ein lächerliches Licht. Nach einem langen Kampfe zeigte sich endlich im Jahr 1794 eine auffallende Abnahme seiner Kräfte, die ihn außer Stand setzte, etwas Vernünftiges zu thun oder zu wollen, und er verschied ganz verstandesschwach, am 7. October 1795, im 67sten Jahre seines Lebens.

Vorrede.

Ein weit umhersehender Geist, der verehrungswürdige Sammler und Herausgeber des hannöverischen Magazins, hatte Nachsicht genug, dieser philosophischen Kleinigkeit in den ersten Blättern des gegenwärtigen Jahres eine Stelle zu vergönnen.

Man kennt, liest und liebt in ganz Deutschland das hannöverische Magazin. Bloſs durch eine so sehr geschätzte Empfehlung kam also dieses Bruchstück eines allein in meiner Einbildung schwebenden Werkes über die Einsamkeit in die Welt. Aeusserst betroffen war ich daher, als ich hörte, daſs auswärtige Buchhandlungen einen besondern Abdruck davon liefern wollten. In einer solchen Verlegenheit blieb mir nichts übrig, als für diesen Abdruck selbst zu sorgen, und in der Eile so viel an diesem Aufſatze zu verbessern, als ich verbessern konnte.

Aber unverbesserlich ist ein Fehler aller meiner Schriften, ein Fehler, auf den allemal bey ihrer ersten Erscheinung an des Tages Lichte, von meiner Jugend an bis zu dieser Stunde, der Fluch in Süden und Norden fiel: meine Liebe für die Wahrheit.

Hannover, den 29. Januar 1775.

Von der Einsamkeit.

In diesem unruhvollen Leben, unter dem Zwange der Welt und der Pflichten, unter der drückenden Last der Geschäfte, unter diesem für mich ewig fremden und ewig trüben Himmel möchte ich noch einmal die Freuden meiner muntern Jugend zurückrufen, etwas von jenen unschuldigen Freuden meiner besten Jahre, in welchen ich keine höhere Wollust gekannt, als die Wollust des einsamen Denkens: keine bessern Vergnügungen, als die häuslichen, die jetzt auf ewig von mir verschwunden sind.

Ueber einige wichtige Verhältnisse des Menschen möchte ich nachdenken. Ueber etwas, das in allen Zeiten und unter den berühmtesten Völkern, der stillen Betrachtung würdig gewesen, das mit allmächtigem Reize unter allen Himmelsstrichen auch schöne Seelen fortgerissen, über ein ebenfalls ewig für mich verschwundenes Glück, über die Einsamkeit. Es wird mir zwar nicht möglich seyn, diesen so reichen und die ganze Kunst zu leben umfassenden Gegenstand itzt zu erschöpfen. Meine Absicht ist bloſs, etwas weniges zu sagen, das vielleicht den Verstand auf einige Stunden unterhalten kann, vielleicht auch in der Folge für das Herz nicht ganz gleichgültig seyn würde, wenn ich innere Ruhe genug hätte, um mein Herz den Vergnügungen des Herzens zu öffnen.

Durch Einsamkeit verstehe ich hier jede Entfernung von der Gesellschaft der Menschen. Aber ich weiſs auch, daſs man eben so gut ausser den heiligen Mauern eines Klosters, oder dem Bezirke einer stillen ländlichen Gegend, einsam seyn kann. Der Umgang mit sich selbst ist in jeder groſsen Gesellschaft, und in der volkreichsten Stadt eben so möglich, als in den Wüsten von Lybien, in den hohlen Bäumen von Japan und in dem Kloster der Trappe. Montagne fand sich nur in groſsen Gesellschaften einsam.

Die gröſste aller Künste, die Kunst zu leben, glauben mehrentheils nur diejenigen allein zu besitzen, die am wenigsten davon verstehen. Menschen von diesem Schlage scheint überhaupt die Abneigung gegen die Gesellschaft der Menschen eine Thorheit zu seyn; sie können es nicht leiden, daſs man ausser ihrer vornehmen Bahn vernünftig seyn will. Vollends gemeine Köpfe verstehen diese Abneigung noch weniger; denn sie sind die beste Gesellschaft für schlechte Köpfe, und darum bilden sie sich ein, sie seyen für alle Menschen die beste Gesellschaft. Darum halten sie denjenigen für krank, der sich ihrem Umgange auch nur auf einen Tag entzicht; darum geht es ihm, wenn er länger demselben entfliehen kann, bey ihnen, wie dem Democritus bey den Abderiten. Der hochweise Senat zu Abderus schickte eiligst zu dem Hippocrates, mit der Nachricht, ihr Mitbürger Democritus sey wahnwitzig; er habe den Werth der Welt vergessen, er sey bey Tag und bey Nacht in sich selbst verschlossen, er verirre sich in waldichten Schatten und an den kleinen Ufern der Bäche, er verlache die Menschen, ihre Geschäfte, Sitten und Gedanken, er verlache alle Dinge dieser Erde, und klebe nur an dem, was über der Erde und unter der Erde sey. *) Hippoarates kam nach Abderus, und fand den Democritus unter einem tief an die Erde hängenden Ahorn mit der Zergliederung verschiedener Thiere und mit einer Abhandlung von dem Wahnwitze beschäftigt. O Democritus, rief der Vater der Arzneykunst mit Entzückung aus, du schreibst gegen deine Mitbürger zur rechten Zeit! **)

Sehr gute Köpfe sind zwar oft für die Vortheile der Einsamkeit gar nicht gefühllos, aber sie opfern doch lieber die Vergnügungen des Verstandes den Vergnügungen der Sinnlichkeit auf; ihr Wille ist zu Benutzung der Einsamkeit nicht stark genug. Schlechte Köpfe hassen oft die Einsamkeit, weil sie da am deutlichsten fühlen, wie schlecht ihre Gesellschaft ist.

---

*) Senatus populusque Abderitarum in Epist. ad Hippocratem, vid. Hippocratis Opera omnia (edit. Leiden.) T. II. p. 901 seq.

**) Hippocrates in Epist. ad Damagetum. Op. T. II. p. 916.

Die Freunde der Einsamkeit sind zuweilen so sehr betrogen, als ihre Feinde. Ein Mönch liebt sein Kloster, weil er dem obersten Wesen zu gefallen glaubt, wenn er seine Horas singet, sein Breviarium liest, und sein Crucifix küſst. Ein Einsiedler verwünscht die Welt und die Menschen, weil er sich beredet, das wichtige Geschäft des Menschen sey gethan, sobald man unter dem Gebrülle der wilden Thiere lebt. Heilig ist die Einsamkeit für den Mystiker, der sich in gedankenlosen Entzückungen mit der Gottheit auf das genaueste verbunden glaubt. Heilig ist sie dem Narren, der in Indostan nackend auf einem Haufen Asche sitzet, Hände und Füſse über einander krümmet, und unter den senkrechten Strahlen der Sonne mit erstarrten Augen auf die inwendige Erleuchtung lauert. Dreymal heilig ist die Einsamkeit dem schwärmerischen Verehrer der zahllosen Einsiedler von Aegypten, der in der thebaischen Wüste das neue Jerusalem sieht, und in ihren hypochondrischen Bewohnern vollendete Bürger des Himmels.

Selbstbetrug und Thorheit sind der Menschen Loos. Wir irren im Dunkeln, bis uns das sanfte Licht der Vernunft nach unendlichen

Fehltritten, nach tausend fruchtlos durchwanderten Labyrinthen, von dem ungewissen Pfad auf die schmale Straſse der Wahrheit leitet.

Vielleicht wäre ich alsdann so glücklich, daſs ich etwas von der Einsamkeit sagen könnte, wenn ich vorerst die Gründe untersucht hätte, die einigen Menschen die Liebe für das gesellschaftliche Leben einflöſsen, und andern die Liebe für die Einsamkeit. Die Untersuchung des Triebes zum gesellschaftlichen Leben ist leicht; jeder Menschenkenner kann sie in dem täglichen Umgange machen. Die Untersuchung des Triebes zur Einsamkeit ist schwer, weil sich bey derselben der Gesichtskreis nothwendig auf entfernte Zeiten und Völker ausbreiten muſs, auf Denkungsart und Sitten ausserhalb den Gränzen unserer Alltagsgesichter.

Der Mensch scheint für den Menschen geschaffen. Nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern der natürliche und angeborne Trieb der Creatur mit ähnlichen Creaturen zu leben, haben die Bande der Gesellschaft geknüpft. Die Welt sollte nicht eine Einsamkeit seyn.

Ein reizendes Vergnügen quillt aus dem Umgange unserer Mitgeschöpfe. In dem Ausdruck unserer Empfindungen, in der Mittheilung unserer Begriffe, in der beständigen Auswechslung derselben mit den Begriffen und Empfindungen unserer Freunde liegt eine Seligkeit, die auch der hartnäckigste Einsame fühlt. Ich kann den Felsen meine Klagen nicht bringen, und dem Abendwinde meine Freuden nicht erzählen; meine Seele sehnet sich nach einer verschwisterten Seele, mein Herz schlägt für ein ähnlich denkendes und ähnlich fühlendes Herz; Himmel und Erde verschwinden bey der, die wir lieben. Fern von der Welt und ohne Rücksicht auf die Menschen wären alle unsere Kenntnisse, unsere Einfälle und Gedanken uns geschmacklos; unsere Fehler blieben unentdeckt, unsere Laster ungeahndet. Wir müſsten wild seyn, um gänzlich menschenscheu zu seyn.

Diese angeborne Neigung für den gesellschaftlichen Umgang wird durch verschiedene Ursachen verstärkt. Die Begierde, mit seines gleichen zu leben, treibt den Menschen oft so sehr von sich selbst weg, daſs er dabey den Umgang mit sich selbst ganz verlernet. Die Entfernung von der Welt scheint ihm eine Entfernung von allen Vergnügungen, sobald er diese ganz auſser sich zu finden hofft. Durch den Wunsch, der Welt zu gefallen, wird in einem Kreise von Belustigungen der Gedanke, in sich selbst zu sehen, zerstört. Unsere eigene Gesellschaft wird uns ekelhaft, weil wir in dem Umgange mit andern und in der Zerstreuung die Hülfe zu finden glauben, die unser eigener Umgang uns versagt. Wir hängen in der Einsamkeit von uns ab, in der Welt von der Welt. Wer mit sich selbst nicht zu leben weiſs, hat in der Einsamkeit Langeweile.

Die Langeweile, diese schreckliche Krankheit der Seele, ist die Abwesenheit angenehmer Ideen. Sie stürzt uns in eine gedankenlose Unthätigkeit, sie erregt die Empfindung einer unüberwindlichen Leerheit in der Seele, sie erstickt alle ihre Kräfte. Ein Mann von Verstand sieht ganz genau aus, wie der gröſste Dummkopf, wenn man ihm Langeweile macht.

Es giebt zwey Arten von Langeweile. Die eine ist der Ekel vor sich selbst, die andere ist der Ekel vor andern. Jene ist eine Quelle des Triebes zum gesellschaftlichen Leben, diese eine Quelle der Neigung zur Einsamkeit. Alle Menschen sind der Langenweile unterworfen;

ein gemeiner Kopf fühlt dieselbe am meisten im Umgange mit sich selbst, ein aufgeklärter Kopf am meisten im Umgange mit andern. Ein gemeiner Kopf weifs mit sich selbst nicht zu leben, darum sucht er sein Vergnügen aufser sich, und darum ist sein Visitenzettel das wichtigste Geschäft seines Lebens. Dem aufgeklärten Kopfe ekelt oft vor der besten Gesellschaft, wenn er in derselben nicht findet, was er zu finden gehofft; darum sucht er sein Vergnügen in sich selbst. Der kleine Geist ist also mit der Langenweile am meisten geplagt, wenn er allein ist; ein aufgeklärter Kopf am meisten in Gesellschaft.

Kleine Geister rühmen sich zwar, sie haben niemals Langeweile. Dieses hat seine völlige Richtigkeit, wenn ihnen nur die Anlässe nicht mangeln, oft in Gesellschaft mit kleinen Geistern zu seyn; denn nichts ist für sie zu schlecht. Der elendeste, auf die kleinsten und erbärmlichsten Gegenstände, auf eine fast unbegreifliche Wenigkeit von Ideen eingeschränkte Umgang gefällt ihnen, weil ihre Seele bey diesen Gegenständen allein auffährt, und weil sie ihr ganzes Leben hindurch gewohnt waren, sich mit dieser elenden Wenigkeit von Ideen zu behelfen. Ein kleiner Geist hat in dem geſellſchaftlichen Leben nur alsdann Langeweile, wenn er unglücklicher Weise mitten in eine Geſellſchaft aufgeklärter Köpfe fällt.

Mit der Langenweile gedrückt, wünscht der Mensch natürlicher Weise seinen Geist diesem Stand der Unwirksamkeit zu entreiſsen. Entweder müssen die Sinne bewegt sein, oder der Verstand. Die Sinne sind viel beweglicher, als der Verstand; Fühlen ist viel leichter als Denken; wir sind viel lieber durch andere bewegt als durch uns selbst. Darum suchen beyde Geschlechter die Oerter, wo die meiste Bewegung ist, oder doch seyn soll; wo unzählige Lichter und Diamanten, wollustathmende Busen und Ambradüfte, melodische Töne und die geheimsten Tiefen der Empfindung erschütternde Tänze, der Seele ein neues Leben versprechen. Zum Denken zu träge, gehen wir auf Assembleen und Bälle, weil wir von denselben ein Vergnügen hoffen, das unserer Trägheit nichts kostet. Die Vergügungen des Verstandes bieten sich so reizvoll nicht an; man muſs sie mühsam suchen, und darum sucht man sie lieber nicht. Die Neigung für die Einsamkeit kann also so allgemein nicht seyn, als die Neigung für das geſellſchaftliche Leben, weil es unendlich schwerer ist, den Verstand zu unterhalten, als die Sinne.

Ein Mensch, der Langeweile hat, sucht also die Vergnügungen, für die er das meiste Gefühl hat, die seine Seele am geschwindesten mit angenehmen Ideen erfüllen. Ein guter, und vorzüglich ein aufgeweckter Kopf, weiſs sich allenthalben zu helfen, denn allenthalben findet er Stoff zum Denken und zum Lachen; ein guter, aber hypochondrischer Kopf, ist schon ekel, und darum schwer zu befriedigen. Aeusserst unpassend, laut und grob müssen die Eindrücke der äusserlichen Dinge seyn, wenn der Dummkopf Vergnügen fühlen soll. Daher kommt bey unempfindsamen und geistlosen Menschen der groſse Geschmack für unwitzige Zoten, für den Wein und die körperlichen Aeusserungen der Liebe. Daher ist der heftigen Kälte des Clima ungeachtet, die Neigung für die körperliche Liebe in Sibirien so äusserst groſs; und gewiſs nur darum, weil die Männer und die Weiber in Sibirien aus Trägheit und aus gänzlichem Mangel des Witzes gemeinschaftlich so tief in die Langeweile einsinken, daſs ihnen keine andere Hülfe übrig bleibt, als die kleinen Vergnügungen, die sich in Griechenland die Cyniker auf den Straſsen machten. Einsame Mädchen und auf dem Lande gähnende Damen fallen oft nur aus Langerweile in die Sünde des Fleisches.

Um geschwinde und stark bewegt zu seyn, eilt der in sich selbst kein Vergnügen findende Mensch in die Welt. Von Gesellschaft zu Gesellschaft von Spieltisch zu Spieltisch, von einem Balle zum andern und von einem Canape auf das andere geschleudert, findet er ohne groſses Nachdenken sein Glück. Jedes neue Kopfzeug und jedes neue Gesicht bringt einen Geck in Bewegung, und wenn der Abend kommt, vergiſst er in den Armen einer buhlerischen Dirne die Dame, vor der er zwey Stunden früher auf den Knien lag. Solche Schwindelgeister schwärmen entweder Tag für Tag und Jahr für Jahr ihr Leben in einem beständigen Wirbel von leeren Besuchen durch; oder sie zappeln von Gedanken zu Gedanken, von Project zu Project, immer unentschlossen, immer heute bereit, etwas zu unternehmen, um es morgen zu verfluchen.

Andere taugen nicht einmal zum Müſsiggange. Sie verschwenden ihre Zeit, ohne dieselbe auch nur nach der Armuth ihres Geistes zu genieſsen; sie sind allenthalben übel, auch sogar bey Tische; allenthalben ist ihnen der Athem schwer und der Kopf dick; allenthalben haben sie Langeweile und allenthalben machen sie Langeweile. Sie scheinen beschäftigt, und verrichten nichts; sie laufen immer und bleiben immer auf eben demselben Flecke. Sie bedauern die Kürze ihrer Lebenstage, und erschrecken bey dem bloſsen Anblick eines Buches, oder einer pflichtmäſsigen Arbeit. Sie sehen ihre Geschäfte sich häufen, jammern und seufzen über ihre Menge, und vergessen, daſs sie nur die Arbeit vermindert. Sie sehen mit Entsetzen ihre Jahre ablaufen, und denken jeden Morgen, wie sie doch mit diesem langen Tage fertig werden wollen. Im Sommer wünschen sie den Winter, im Winter den Sommer, am Morgen den Abend, am Abend den Morgen, und hassen ihn, sobald er kommt. Solche Elende wissen nur darum nicht weder mit sich selbst noch mit andern umzugehen, weil sie die Seele nicht im Kopfe haben, sondern im Magen; ihr ganzes Leben ist eine lange Unverdaulichkeit.

Andere werden von den Gefahren der Rücksicht auf sich selbst gezwungen, von sich weg in die Welt zu fliehen. Die warnenden Biſse ihres Gewiſsens fodern sie vor einen Richter, der sie erschreckt. Ihre Werke waren Werke der Finſterniſs, und sie fürchten nur allzu wahrhaft die Ausſichten in die ewige Finſterniſs.

Andere werfen sich in die Welt hinein, damit sie die Erinnerung eines Verlustes, oder die Furcht eines bevorstehenden Unglücks von sich entfernen. Die auch so sehr gewünschte Einsamkeit ist für den Unglücklichen nicht tröstlich, dem alle Freuden seines Lebens im Grabe liegen; der die geliebte Todesgestalt umfasset, so oft er allein ist; der alles Glück auf Erden hingäbe, um mit ihr in einer armen Hütte zu leben; der alle Kraft seiner Seele verschwunden sieht, keine andere Empfindung kennt und erwartet, als Schmerz, und im Umgange mit sich selbst keinen andern Gedanken, als Verzweiflung.

Die Einsamkeit wird, wie die Religion, den Menschen oft so melancholisch vorgemahlt, daſs viele bey guter Laune gar nicht daran denken können; und darum nehmen sie nur in Krankheiten und Widerwärtigkeiten zu derselben ihre Zuflucht.

Wir fühlen also einen angebornen Trieb, mit unsers gleichen zu leben. Dieser Trieb wird durch den Ekel vor uns selbst verstärkt, und durch die Leichtigkeit vermehrt, uns selbst in der Welt zu vergessen. Wir suchen darum die Vergnügungen, die uns am geschwindesten diesem Stande der Unwirksamkeit entreiſsen; wir wirbeln in der Welt herum, und vergessen in derselben unsere Bestimmung. Wir hassen oder fürchten den Umgang mit uns selbst.

Weit heftiger, als der Trieb zum gesellschaftlichen Leben, ist jedoch der Trieb zur Einsamkeit; aber er ist nicht so gemein, und bezieht sich schon auf einen über die Alltäglichkeit hinwegstrebenden Schwung der Seele *).

In seine ersten Begriffe aufgelöst, scheint der Trieb zur Einsamkeit allemal der Trieb zu einer Art von Ruhe. Durch Ruhe verstehe ich

---

*) Mehr wahres und falsches kann nicht in wenigen Worten gesagt werden, als in diesen: Quicunque solitudine delectatur, aut fera, aut Deus est. Bacon. Sermon. fidel. Oper. (edit. Amstelaed. 1683.) T. VI. p. 103.

die Entfernung einer Beschwerde, die uns zur Last wird; die in der Einsamkeit gesuchte Ruhe ist eine Entfernung von allem, was unsere inwendige Zufriedenheit stören kann, oder uns von unserm angenehmsten Denken abhält. Wie wohl muſs es einem Manne von Geschäften seyn, wenn der dürre Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er itzt in der Einsamkeit seines Zimmers Arbeiten vor sich sieht, bey denen er denken und empfinden kann! Ruhe und Vergnügen läſst sich zwar auch bey jeder einsamen Arbeit empfinden, wenn der Kopf so dürre ist als die Arbeit.

Nicht leicht können wir aufhören zu denken, aber wir wechseln gern mit unsern Gedanken ab. Diese Abwechslung ist ein wahres Bedürfniſs des Menschen. Sie wird bey allen Arten von Geschäften, sie wird noch mehr bey unsern Vergnügungen erfordert. Das Angenehme hört immer durch den allzulangen Genuſs auf, angenehm zu seyn; bey jedem Gegenstande unserer Leidenschaften wird zuletzt der Kopf stumpf. Liegt der Gegenstand unserer Leidenschaft in der Einsamkeit, so suchen wir bey der Zerstreuung der Welt die Ruhe in einer neuen Reihe von Gedanken; haben wir alle unsere Verrichtungen in der Welt, so finden wir diese Ruhe in der Einsamkeit. Pascal nennt den Trieb nach Ruhe ein Ueberbleibsel der ursprünglichen Erhabenheit des Menschen; er glaubt, unser wahres Glück bestehe in der Ruhe.

Der Trieb nach Ruhe ist um so viel stärker, weil er mitten in dem Weltgetümmel wächst, und weil auch bey der gröſsten Wirksamkeit der Seele Ruhe doch immer zuletzt das wünschenswürdigste Glück scheint. Pyrrhus wuſste ein besseres Ende seiner Kriege nicht auszudenken, und Friedrich schien die Ruhe in dem Laufe seiner gröſsten Thaten für den glücklichsten Zustand eines Monarchen zu halten, da er, aller seiner Lorbeern ungeachtet, sich der rührenden Worte bediente: wann werden meine Plagen enden!

Ein Miethling, der unter seinem Schweiſse erliegt, und ein Minister, der die Menschen nur glücklich machen möchte, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe, um von da, wie Schiffer, von dem sichern Strande über Welten und Stürme hinweg zu sehen. Diese Sehnsucht nach Ruhe ist weiter nichts, als die Begierde, verdrüſsliche Ideen mit angenehmen zu verwechseln.

Könige werden des Thrones, Groſse ihrer Ehren, Reiche ihres Ueberflusses, und der Adel seines Hochmuths müde; sie entziehen sich allmählig dem eiteln Gelerme und dem Puppenspiel der Welt, und legen ihr Haupt in der Einsamkeit nieder.

Der Beyfall von Rom und der tägliche Genuſs eines theuer errungenen Lobes hatte für den ehrsüchtigen Cicero die Reize nicht, die er in seinem schattichten Tusculum fand, und Horaz vertauschte mit der innigsten Freude die Ergötzungen des ersten Hofes der Erde gegen das Landleben von Blandusium und das quellenreiche Tibur.

In dem einsamen und demüthigen Kloster des heiligen Justus in Spanien vergrub Kaiser Carl der Fünfte seine Gröſse, seinen Ehrgeiz und jene grenzenlosen Projecte, durch die er ein halbes Jahrhundert hindurch Europa in Bewegung gesetzt, alle Völker nach einander mit dem Schrecken seiner Waffen erfüllt und mit der Furcht seines Joches. *)

Die berühmte Zenobia, jene ihres Lehrmeisters Longinus so würdige Fürstinn, die eben so gut zu schreiben verstand, als im Felde zu überwinden, trug ihr Unglück mit Würde, und wuſste sich über den Verlust eines Thrones durch die stillen Freuden der Einsamkeit zu trösten, und über die verlornen Vergnügungen ihrer Hoheit durch die Vergnügungen des Geistes. **)

Ein Mensch, der im Unglücke lebt, ein Philosoph, ein Christ, ein Schwärmer, ein Menschenfeind, suchen alle, jedoch nicht aus eben denselben Beweggründen, die Einsamkeit. Der Trieb zu derselben entsteht auch aus andern mannichfaltigen Ursachen, und mit ganz verschiedenem Zwecke; aus Liebe zur Mode, aus Ehrsucht, aus Heucheley, aus gut und übel verstandenen Religionsbegriffen, und sehr oft aus dem Unterleibe.

---

*) Robertson Histoire du Regne de Charles Quint. T. VI. p. 200.

**) Thomas Essay sur le caractère, les moeurs et l'esprit des Femmes dans les différens siècles p. 45.

Unglückliche und Bedrängte gehen in die stille Einsamkeit, weil uns die Welt nur so lange reizend vorkömmt, als es darinn nach unserm Willen geht; und weil schwarze Dunkelheit Himmel und Erde für uns zu umhüllen scheint, sobald uns unsere Lage in der Welt miſsfällt. Das unendliche Ungemach, welches die ersten Christen von ihren Verfolgern auszustehen hatten, war nicht die geringste Ursache ihrer Abgeschiedenheit. Tief melancholischer Menschen herrschende Begierde ist, allein zu seyn.

Ein Philosoph, oder wie ich mich lieber ohne alles Gepränge ausdrücke, ein Freund der Wahrheit und der Tugend, sucht die Einsamkeit, theils aus Miſsvergnügen und Ekel vor der Welt, theils aus Begierde, seinen Geist und sein Herz immer mehr zur Erkenntniſs und zum Gefühle des Guten und Wahren zu erheben. 1. 22

Wer, unabhängig von allen Vorurtheilen und Meynungen der Menschen, die unerbittliche Vernunft zur einzigen Richtschnur seiner Denkungsart wählt, und ihren Aussprüchen lieber folgt, als den Aussprüchen der gedankenlosen Menge, verliert alle Achtung bey dieser Menge. Die abstechende Verschiedenheit seiner Denkungsart und die Kraft der Seele, mit welcher er dieselbe in Handlungen durchsetzt, scheint dem groſsen Haufen der Menschen auf schlechte und verwerfliche Grundsätze gebaut, weil diese Grundsätze nicht die ihrigen sind. Ein denkender Mensch will freylich auf ihren Wegen nicht gehen; und diesen Eigensinn begreift man nicht, weil man nicht einsieht, daſs ein Mann von Verstand nicht handeln kann, wie ein Thor. Jeder schlechte Kopf haſst darum jeden Mann von Verstand, weil bey diesem die Wahrheit mehr als alles gilt, die jener fürchtet; weil dieser der Tyranney der Vorurtheile trotzt, die des Dummkopfs einzige Weisheit sind. Kein Dummkopf kann einen Mann von Verstand gelinder beurtheilen, als die Abderiten den Democritus.

Nichts giebt jedem Menschen eine so unwiderstehliche Abneigung gegen andere Menschen, als die gänzliche Unähnlichkeit der Begriffe und Gesinnungen. Wie könnten Leute, die ihre vernunfterwürgende Vorurtheile und Irrthümer für die einzige und höchste Weisheit halten; die in keiner fehlerhaften Neigung und in keinem Laster wollen widersprochen seyn; die von dem Geschmacke an Wissenschaften und Künsten eben so wenige Begriffe haben, als von Gott und Ewigkeit, wie könnten solche Leute einen Menschen vertragen, der ihnen so geradezu entgegen denkt und empfindet? Darum treten sie ihm allenthalben auf den Kopf. Seine besten Handlungen werden darum verläumdet; alles Gute wird ihm abgeläugnet; seine Reden hält man für Unsinn, und seine furchtfreye Denkungsart für pöbelhaft. Aber der Verdruſs, dem bey solchen Schicksalen kein Freund der Wahrheit und der Tugend entgehen kann, stört die Heiterkeit seiner Seele nur so lange, als er die Ketten nicht zerrissen hat, die ihn an solche Leute fesseln.

Plutarch sagt: die Hofschranzen des jüngern Dionysius haben den Dion gehaſst, beneidet und verfolgt, weil er nicht gelebt, wie sie; weil er nicht oft genug in ihre Gesellschaft gekommen, und weil er an ihren Reden und Belustigungen keinen Geschmack gefunden. Darum gaben sie seinen Tugenden die wahrscheinlichsten Farben des Lasters. Darum schwärzten sie ihn bey dem Dionysius an. Darum hieſsen sie sein ernsthaftes Wesen Stolz, und die sanfte Freymüthigkeit seiner Reden Uebermuth und Hartnäckigkeit. Darum sagten sie, wenn er einen guten Rath geben wollte, er machte Satyren; und wenn er an ihren Ausschweifungen nicht Theil nahm, er verachte sie. *)

So unaufhaltsam wüthen alle eingeschränkten Köpfe gegen Vernunft, Wissenschaft und Tugend, daſs man alles, was wahr, gut und schön ist, verläugnen; nach jedes Narren Pfeife tanzen; keine Niederträchtigkeit scheuen, oder alle eingeschränkte Köpfe fliehen muſs. Denken ist, nach dem Aristippus, nichts anders, als sich den unversöhnlichsten Haſs unwissender, blödsinniger, abergläubischer und verdorbener Menschen auf den Hals ziehen. Auch sagten die Epheser sehr gut: wenn einer unter uns geschickt ist, so ziehe er aus, und sey es anderswo.

---

*) Plutarch in vita Dion.

Tausendmal hat man wahrgenommen, daſs ein Prophet in seinem Vaterlande immer entweder miſskennet sey, oder verfolgt werde. Mir deucht, ich möchte in keinem Lande in der Welt ein Prophet seyn. Allenthalben ist jeder erträglich gute Kopf für alle einsichtlose Köpfe ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, so bald er anders denkt, als sie. Pope glaubt darum, daſs kein Gelehrter jemals anders zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gelangt sey, als durch die äuſserste Hartnäckigkeit, und den eingewurzelten Entschluſs, gegen den Strom zu schwimmen.

Nach diesen aus der Geschichte aller Zeiten und aller Völker hergenommenen Beobachtungen wird begreiflich, daſs sich jeder gefühlvolle Freund der Wahrheit und der Tugend die Welt muſs miſsfallen lassen, weil er ihr so sehr miſsfällt. Solon verschloſs sich in sein Haus, da er der Tyranney des Pysistratus nicht länger zu widerstehen vermochte: er warf seine Waffen mit der Erklärung auf die Straſse: lange genug habe ich die Gesetze und mein Vaterland vertheidigt; und nun machte er Verse gegen die Athenienser. *)

---

*) Plutarch in vita Solon.

Pericles, der doch unmittelbar mit dem Volke in Athen zu thun hatte, näherte sich demselben nur selten. Er bemühte sich nicht, in den öffentlichen Versammlungen über jede Kleinigkeit zu reden. Er besuchte selbst diese Versammlungen nicht mehr, als er muſste, und versparte seine Talente auf Zeit und Gelegenheit. *)

Die Sittenlehre eines Philosophen soll ihn, unabhängig von andern, glücklich machen; diese Unabhängigkeit ist nur in der Einsamkeit möglich. In jedem reizlosen und die Flamme des Geistes auslöschenden Orte hat ein Philosoph doch wenigstens von seiner Einsamkeit den Vortheil, daſs er, unabhängig von der Barbarey dieses Ortes, den Umgang der Weisen genieſsen kann, die durch ihre Schriften zu ihm reden.

Die zweyte Ursache, die also einen Freund der Wahrheit und der Tugend bewegt, die Einsamkeit zu suchen, ist die Begierde, seinen Geist immer mehr mit allem auszuzieren, was

---

*) **Plutarch** in vita Pericl. T. II. p, 207.

schön und groſs ist, und in Handlungen ausgedrückt, allein edel. Diese Begierde ist die Sehnsucht nach seiner Vervollkommnung, und die Einsamkeit ist dazu der Weg. Da entzieht man den Geist dem Zwange der Sinne, da faſst man Flügel, da erwirbt man die Energie der Gedanken und Gesinnungen, mit der man sich nachher im Umgange der Welt ihrer Unvernunft und ihren Lastern entgegensetzt, wie ein fester Damm dem ungestümen Meere.

In der Einsamkeit werden die Seelenkräfte am meisten erweitert, belebt, geschärft und erhöht. Daher kommt es, daſs Philosophen, Dichter, Redner und Helden, welche ihre Kenntnisse ausdehnen, und ihren Geist seinen angebornen Trieben gemäſs erheben wollten, die Einsamkeit suchten und liebten. Sie verlieſsen die Gesellschaft der Menschen, aus Liebe für die Stille ihrer Gärten, und die Schatten ihrer Gebüsche. Homer hat uns nicht nur die einsamen Oerter von Griechenland, sondern auch die von Italien, mit einer Stärke und einer Wahrheit abgemahlt, daſs wir, wie Cicero sagt, durch seine Beschreibungen sehen, was er selbst nicht gesehen hat. Demosthenes zog in eine Kammer unter der

Erde, damit er dem Geräusche von Athen entfliehe; er blieb in derselben ganze Monate, und lieſs sich die Hälfte seines Hauptes scheeren, damit ihm der Gedanke nicht aufſteige, diese Kammer, wo er seine Reden verfertigte, zu verlassen. **Virgil** und **Horaz** wurden, wie jeder gute Schriftsteller, in der Einsamkeit unsterblich. **Scipio Emilianus** theilte sich zwischen den Waffen und den Büchern, seinen Geschäften im Felde und den sanften Arbeiten des Cabinetts. Sein Geist lebte wechselsweise durch den Krieg und die Wissenschaften; *) und so leben noch itzt in seinen stillen Einsamkeiten, in die ich ohne die gröſste Erhöhung meiner Seele nicht einzugehen vermochte, drey diesem **Scipio** und den berühmtesten Alten an Lorbeern und Geiste ähnliche Helden, einer in Sanssouci, einer in Fechel und einer in Antoinettenruh. Im alten Brittanien, in Germanien und Gallien, räumten die Druiden die Städte, wenn sie von ihren Amtsgeschäften frey waren, und schlugen ihre Cellen in den Waldern auf; sie waren zugleich die Priester, die Magistrats-Personen, die

---

*) Vellejus Paterculus, Lib. I. cap. 15.

Aerzte und die Philosophen dieser Völker. *)

Jeder emporstrebende und gefühlvoll nach Wissenschaft dürstende Geist hat in allen Zeiten die Einsamkeit gesucht und gepriesen; denn nur ein solcher Geist ist fähig, seine Seele den Reizungen der Sinne zu entziehen, und mit seinen Gedanken über die dumme Alltäglichkeit hinwegzufliegen. Der Kirchenlehrer Hieronymus ward in der Entfernung von der Welt ein Mann von auſserordentlicher Beredsamkeit, mächtig mit der Feder, und von so erhabenem Geiste, daſs er seinen Glanz weit umher aus dem Dunkeln warf; er hat in der Einsamkeit gelebt, und sie empfohlen. Der vortreffliche Johnson **) sagt, daſs sich kaum ein Schriftsteller finde, der die Vortheile eines einsamen Aufenthaltes nicht anpreise, der sich und seine Leser mit den Melodien der Vögel, mit dem sanften Wehen der Gebüsche und der einnehmenden Musik kleiner Wasserbäche nicht unterhalte; daſs kein Geist jemals gewesen sey, der durch den weiten Umfang seiner Fähigkeiten oder die Gröſse seiner Thaten erhoben war, von dem wir nicht einige Denkmäler einsamer Weisheit und stiller Würde besitzen.

---

*) Encyclopédie, T. V. p. 149.

**) Rambler, T. VI. p. 23.

Die entzückende Begierde, den Beyfall und die Freundschaft des aufgeklärten und besten Theils der Menschen zu verdienen, reiſst jeden Feuerkopf in die Einsamkeit. Unter der Marter des erbärmlichsten Aufenthaltes wächst diese Sehnsucht, und besucht ihn bey dem Getümmel des Tages, wie bey der stillen Mitternacht; sie begleitet ihn auf allen seinen Wegen, und entflammt zu jeder schweren Unternehmung seine Brust. Ein Jüngling lebt mit den Fähigkeiten eines Cäsars in einer Hütte; die Welt, die er als ein Feldherr erschüttert und als ein Monarch zu einem Paradiese gemacht hätte, ist ein ganz verschiedenes Theater für ihn; er bezwingt keine Königreiche, aber er unterwirft sich das Reich der Wahrheit. In dem einsamen und kleinen Biberach ward Wieland die Ehre des deutschen Geschmacks, der Stolz seiner Nation, und einer der gröſsten Schriftsteller von Europa.

Aus erhabnern Beweggründen äuſsert sich der Trieb zur Einsamkeit bey einem Christen, der über seine Bestimmung nachdenkt. Er sieht, daſs die Welt nicht das ist, was ihm sein gröſstes Vergnügen bringen soll; höherer Freuden und eines bessern Daseyns versichert, tändelt er sein Leben nicht hinweg. Bekannt mit der Kraft der sinnlichen Eindrücke, sucht er sich in die Unabhängigkeit von dem Irdischen zu setzen, nach welcher jedes schöne Herz im Kloster strebt. Lieber will er frühzeitig und in der noch nützlichen Blüthe der Jahre das freywillig verläugnen, was man auf dem Sterbebette allemal verläugnen muſs. Alle groſe Pflichten der Menschen will er gern erfüllen; aber der Weltlinge Lüste verschwinden auch vor ihm bey jedem Blicke in die ernste Ewigkeit, wie die Schatten der Nacht beym Anbruche der Morgenröthe. Aus solchen Beweggründen treten in der römischen Kirche aufrichtige gutgesinnte Menschen in den Mönchs-Stand. So entsteht in den schauerlichen Cellen der Nonnen jene bey dem weiblichen Geschlechte vorzüglich auffallende Hoheit des Herzens zur frommen Verwerfung der Sinnlichkeiten und der heroischen Ueberwindung scharf gefühlter Lüste. In Absicht auf die

Religion, und auf alles, was unter ihren Lehren und Vorschriften im edelsten Verstande liebenswürdig macht, ist doch die schönste Menschenseele immer eine weibliche Seele.

Ueberspannte Begriffe einer geistlichen Vollkommenheit treiben Schwärmer in die Einsamkeit. Der Umgang mit der Welt deucht diesen lebhaften und schwachen Köpfen eben so gefährlich, als dem Thoren, der die Menschen floh, aus Furcht, sie möchten ihm seine gläserne Nase zerbrechen. Die Entfernung von der Arbeit scheint dem Schwärmer Vernunft, die Entfernung von dem Menschen Frömmigkeit, die Erstarrung seiner Sinne Verbindung mit dem obersten Wesen Solche Schwärmerinnen hat es indessen auch gegeben, die so sinnlich waren, daſs sie Gott als ihren Buhler liebten. *)

Der Menschenfeind brütet in der Einsamkeit den Gift aus, den er mit der zufriedenen Miene

---

*) Von der Erfahrung in der Arzneykunst. Tom. II. pag. 525 — 529.

der Bosheit in die Welt zu speyen hofft; ich hatte das Unglück, einen solchen Auswurf der menschlichen Gesellschaft ganz in der Nähe zu kennen. Aussatz deckte sein Gesicht, Schlangen wirbelten in seinen Haaren, seine Reden waren ein beständiges Zänkeln, seine liebreichsten Blicke tödtend, seine Thaten Wuth, er war die immer offene Zuflucht aller Feinde der allgemeinen Ruhe, der Verfechter aller Ungerechtigkeiten, der Beschützer aller Bösewichter, der Verfolger aller redlichen Leute, der Hasser aller Glücklichen, der Aufseher aller Verläumder, der Urheber aller Verläumdungen, das Archiv aller Lügen, der Vater einer Furie, der Advocat des Teufels. Gewiſs nur in einem Anfalle der schrecklichsten Hypochondrie wünschte ein vormals sehr berühmter Mann, *) eine einsame Insel bewohnen zu

---

*) Herr von Saint Hiacinthe, ein Sohn des berühmten Bischofs Bossuet, und Verfasser des angenehmen Buches: Chef d'Oeuvre d'un Inconnu, par le Docteur Mathanasius.

können, um jeden verunglückten Menschen, der auf derselben nackend, verhungert und erfroren anlanden würde, zu tödten. Alle Menschenfeinde scheuen das Licht, weil es ihre Häſslichkeit entdeckt; dem Neide gleich, von dem die Caraiben sagen: er sey eine der ersten Creaturen auf der Erde gewesen; er habe das Uebel auf derselben verbreitet, und geglaubt, er sey sehr schön; aber beym Anblicke der Sonne habe er sich verborgen, und nun erschiene er nur des Nachts.

Die Menschen suchen endlich auch die Einsamkeit aus Liebe zur Mode, aus Ehrsucht, aus Heucheley, aus Begierde, alte Sünden abzukaufen, und neue zu begehen.

Leute von Stande, werden zuweilen durch die Mode in die Einsamkeit getrieben. Diese Mode will in einigen Ländern, daſs zu Anfange des Sommers alles, was vornehm ist, oder sich für vornehm hält, auf das Land gehe, und daſs die Vornehmen alsdann ausrufen, wie ich oft die Berner auf ihren Landgütern in der Schweiz ausrufen hörte: nun sey kein Mensch mehr in den Städten; denn bekanntlich sind die Vornehmen allein Menschen. Ein ganz nach meinem Herzen schreibender Philosoph hat angemerkt, *) daſs Personen von Stande gröſstentheils bey diesem allgemeinen Anmarsche weder Ermüdung von der Arbeit, noch Begierde nach Wissenschaft vorwenden können, weil ihre einzige Absicht sey eine Scene von Müſsiggange mit der andern zu verwechseln, und in der Stille zu schlafen, nachdem sie öffentlich ihre Nächte durchgeraset haben; daſs ihr gröſster Vortheil von der Einsamkeit die Verwandlung des Belachenswerthen in Verborgenheit sey, und eine Verminderung der Zeugen ihres thörichten Lebens; diejenigen, welche ihre Tage dem Müſsiggange weihen, haben nichts von waldichten Schatten und blumichten Thälern zu hoffen; die Dryaden werden sie nicht mit Weisheit begeistern, sie werden darum nicht lernen, besser zu denken, zu urtheilen und zu handeln, weil sie fern von dem Gewühle der Städte sind Die meisten vornehmen Engländer,

---

*) Rambler. T. VI. p. 26.

die den Sommer auf dem Lande verwüsten, setzt dieser groſse Verfaſser hinzu. *) können nach ihrer Rückkehr sich keines andern Vortheils rühmen, als daſs sie die Zeit wie andere Creaturen von ihrem Range hingebracht; und so gut als sie von der Glückseligkeit und Schönheit des Landes reden dürfen, von einer Glückseligkeit, die sie niemals gefühlt, und von einer Schönheit, die sie niemals geschätzt haben.

Man verläſst die Welt auch aus Ehrsucht. Jeder Mensch will hochgeschätzet und geehret seyn; zu diesem Zwecke kommt in einem Kloster oft der geringste Mensch. Die angebliche Niedrigkeit der Mönche macht sie in den Augen der meisten Menschen eben so wenig verächtlich, als sie es in ihren eigenen sind. Wer reich, oder gelehrt, oder witzig ist, will, daſs es auch andere Menschen wissen; wer einen besondern Trieb hat, arm, demüthig und fromm zu seyn, will ebenfalls, daſs es andere wissen. Die ausnehmende Ehre, die

---

*) Rambler, T. VI. p. 29.

man in allen Weltgegenden dem erhabenen Stande von Menschen erzeiget, die freywillig arm werden, und versichern, daſs sie allen Lüsten der Sinne und des Fleisches absagen, erweckt die Begierde, in diesen Stand zu treten. Aus wahrer Hochachtung für den Mönchs-Stand ist ein Spanier und ein Portugiese gegen einen Mönchen nicht eifersüchtig; in dem * *schen Reiche hält es ein Vater für eine Ehre, wenn ein Heiliger bey seiner Tochter schläft. *) Ich bin sehr oft in Klöstern gewesen, und sehr oft fiel mir daselbst die Geschichte des Diogenes ein, der einst in seinem schmutzigen Aufzuge über die prächtigen Fuſsdecken in den Zimmern des Plato einhergieng, und dabey sagte: ich trete den Stolz des Plato mit Füſsen; ja, erwiederte Plato, aber nur durch eine andere Art von Stolz.

Zuweilen verläſst man die Welt aus Heucheley. Der mit dem Mönchsstande so oft verbundene Begriff von Heiligkeit hat vielleicht

---

*) Helvetius de l'Esprit. T. I. p. 189.

auch manchen Bösewicht bewogen, seine inwendige Häſslichkeit da zu verschönern, wo unter einem härenen Kleide, unter tief geschöpften Seufzern und an die Erde gehefteten Blicken, das Laster verschwindet. Son Tche fand solche Einsame bey den Chinesen, und nennt sie eben so arglistige als eigennützige Betrüger, die durch eine heuchlerische Entfernung von der Welt den Ruhm der Tugend und der Weisheit suchen. *)

Man verläſst die Welt aus Begierde, alte Sünden abzukaufen. Die katholische Kirche hält das Mönchsleben für einen Stand der Reinigung und Abwaschung von allen Flecken der Seele. Darum waren die Klöster anfangs eine Art von Gefängniſs oder Verweisung, womit man in Frankreich unter den Regierungen der zwey ersten königlichen Häuser, und in den Morgenländern seit dem sechsten Jahrhun-

---

*) Discours de Son Tché in des Du Halde Déscription de l'Empire de la Chine etc. T. II. p. 787.

derte die gröſsten Herren strafte. *) Schon in dem siebenten Jahrhunderte sandten die Aeltern ihre Kinder um die Wette in diese zweyte Taufe. Die ganze Christenheit war überzeugt, man dürfe nur den Mönchen seine Güter zu verzehren geben, damit man ein langes schuldvolles Leben bey Gott aussöhne; **) die Hoffnung der Seligkeit war noch gewisser für diejenigen, die mit den Gütern ihrer Erben auch ihre Personen den Klöstern weihten. So erlangen sie durch ihr Geld und durch ihre Erniedrigung die Fürbitte der Mönche, dieser Staatsminister des Himmels.

Man verläſst die Welt zuweilen aus Begierde, neue Sünden ungestraft zu begehen. Die Andacht der Japaneser würde nach der Menge ihrer Geistlichen, ihrer Einsamen und ihrer Klöster unläugbar seyn, wenn diese Einsamen und die Klöster nicht etwas zu viel Freyheit hätten. Auf dem Wege von Meaco nach Jedo sieht man einen Berg, der mit nicht weniger als dreytausend Tempeln bebaut ist. In Meaco selbst finden sich, den zahlreichen Hof des geistlichen Oberhauptes von Japan nicht mitgerechnet, nur allein zwey und funfzig tausend hundert und neun und sechzig Pfaffen. Vor zwölfhundert Jahren hat ein gewisser Gienno Giossa den Orden der Jammabos oder Bergsoldaten in Japan gestiftet, die ihrer Regel nach ursprünglich gehalten sind, für ihre Götter und die Religion des Landes zu fechten. Sie sind aber eine Art von Eremiten, welche die zeitlichen Güter für die ewigen, das Vergängliche für das Unvergängliche, ein bequemes Leben für ein strenges verlassen, und die Kasteyungen des Leibes den Wollüsten vorziehen sollen. Diese Jammabos leben auf den heiligen Bergen, steigen aber doch zuweilen herunter, baden sich des Winters in kaltem Wasser, und nothzüchtigen alsdann auf den Straſsen alles, was weiblich ist. Die Anzahl der Klöster soll nur darum in Japan so ganz übermäſsig seyn, weil die Mönche das Recht haben, sich unter dem Deckmantel der

---

*) Fleury, Moeurs des Chretiens. p. 137.

**) Moshem. Instit. Histor. Christianae antiquioris. p. 435.

Entfernung von der Welt, und in dem Dienste des Himmels, alle Arten von schändlichen Vergnügungen zu machen. *)

Bis hieher habe ich die Ursachen des Triebes zur Einsamkeit gesucht, die unmittelbar in der Seele liegen. Aber auch die körperlichen Ursachen dieses Triebes sind nicht unbeträchtlich.

Die Neigung für die Einsamkeit kann bisweilen, wie unsere Tugenden, unsere Laster, unsere Fähigkeiten, unsere Religionsbegriffe, eine bloſse Temperamentssache seyn, oder auch eine Krankheit. Unser Körper ist gar zu oft die nächste Ursache unserer Denkungsart. Gröſstentheils floſs der schwarze Seelenschwung der ägyptischen, syrischen und mesopotamischen Einsamen aus dem Unterleibe.

---

*) Kempfer histoire du Japon. T. II. p. 46. 54. T. III. p. 24. 28. Charlevoix histoire du Japon. T. I. p. 102.

Die körperlichen Ursachen der Neigung zur Einsamkeit kommen entweder von dem physischen Einflusse der äuſserlichen Dinge auf den Körper, oder von seiner inwendigen Beschaffenheit. Wir denken durch unser Klima, wie durch unsere Krankheiten; anders in dem ehrlichen und etwas schwerfälligen Niedersachsen, anders in dem heitern und aufgeweckten Languedoc, und wieder anders in dem brennenden Aegypten. In den Nerven liegen die Krankheiten, die den nächsten Einfluſs auf die Seele haben, und folglich auf unsere ganze Denkungsart; der Barometer dieser Denkungsart ist im Unterleibe. Wir denken und handeln immer verhältniſsmäſsig mit unserer Verdauung.

Mit der Schwachheit der Nerven verbindet sich allemal eine gröſsere Empfindlichkeit der Seele. Die Einbildungskraft solcher Kranken wird geschwinder erregt, und ihre Leidenschaften sind stärker. Diese gröſsere Empfindlichkeit giebt bey jedem einzelnen Schmerze allen schmerzhaften Gefühlen Raum. Daher entsteht Unmuth, Furcht, Verzweiflung und gänzlicher Verlust aller Energie des Geistes, so lange man nicht durch den electrischen Schlag einer herzerhöhenden Leidenschaft getroffen ist. Tief hypochondrische Menschen wünschen oft das ganze menschliche Geschlecht zu fliehen.

Bis zum Erstaunen geht in den Morgenländern der Trieb zur Einsamkeit, und dieses ist eine so seltsame moralische Erscheinung, daſs ich ihre Wirklichkeit aus den Denkmälern aller Zeiten erweisen muſs, ehe ich ihre Ursachen durch die Philosophie erforsche.

Die in der heiligen Schrift aufbehaltenen Beyspiele des Elija, des Elisa, der Kinder der Propheten, die sich Hütten an den Gestaden des Jordans erbaut, dem Gedränge der Städte entwichen, und von Kräutern gelebt; der Kinder Rechab, die unter Zelten wohnten; des Jonadab, eines Sohns des Rechab, und seiner Kinder, die alle in der Einsamkeit lebten, beweisen nicht viel, weil sie nur einzelne oder wenige Personen betreffen. Es haben sich aber unter den Juden ordentliche

Secten von Einsamen hervorgethan: die Essener und die Therapeuten.

Die ersten Ursprünge der Essener verlieren sich in der Dunkelheit des Alterthums; ihre älteste Geschichte ist eine Reihe von Muthmaſsungen, die ich sehr entfernt bin, für Beobachtungen anzugeben. Man glaubt, es haben sich nach der ersten Zerstörung des Tempels hier und da einige Juden in wüste und einsame Oerter geflüchtet, und daselbst wegen der Unmöglichkeit des öffentlichen Gottesdienstes ihr Leben, nach der viel ältern und ihnen nothwendig bekannten Weise der Aegypter, in der Betrachtung hingebracht. Es ist wahrscheinlich, daſs diese Juden, denen in Aegypten eingeführten Lehrsätzen des Pythagoras zufolge, sich selbst beredet haben, man könne ohne Tempel nnd Altäre in der Stille seines Geistes dem Herrn ein reines und gefälliges Opfer bringen. Es ist wahrscheinlich, daſs diese unter wenigen eingeführte Gewohnheit nachgehends zur Lehre geworden, und daſs diese einmal beliebte Lebensart auch in den bessern Zeiten der Juden andern gefallen habe, und allmählig in die Seele erwachsen sey, die ihre pythagoräischen Lehrsätze mit dem mosaischen Gesetze zusammen zwang. *) Gewiſs ist, daſs die Essener eine jüdische, der Einsamkeit und der Betrachtung sich widmende Secte gewesen sind, die vieles von den Heiden und am meisten von den Pythagoräern genommen, und die sich durch Aegypten, Syrien und Palästina ausgebreitet hat. **)

Die Lehren und Meynungen der Essener waren nicht durchaus einstimmig, ob sie gleich alle darinn übereinkamen, daſs der vernünftige Gottesdienst in der Stille und in der Betrachtung bestehe, daſs man Gott durch eine strenge Tugend gefällig werde, und daſs man zu dieser sich durch eine genaue Diät und andere Prüfungen vorbereiten müsse. ***) Die eine

---

*) Brucker Histor. Philosoph. p. 322.

**) Josephus de Bello Judaico. Lib. II. Philo de vita contemplativa. Brucker. p. 323.

***) Moshem. Institut. Histor. Christ. antiq. p. 40.

Gattung der Essener hieſsen Theoretici, diese lebten in der Abgeschiedenheit und in einer beständigen Betrachtung; die von der andern Gattung hieſsen Practici, diese lebten unter sich in Gesellschaft. *) Einige unter den letztern verwarfen sogar die Hevrath nicht, aber sie setzten ihre Weiber drey Jahre zuvor auf die Probe, und enthielten sich ihrer geheimen Umarmung, so bald diese zur Fortpflanzung überflüſsig war; **) die meisten blieben jedoch unverehelicht, weil sie die Untreue der Weiber befürchteten, und bey dem Miſsfallen über dieselbe, den Hauskrieg. Die strengsten unter den Essenern waren die wenigen, die in den ägyptischen Wüsten schmachteten, um Gott allein mit dem Geiste zu dienen; hingegen trugen die, welche in Judäa und Palästina wohnten, und deren Anzahl auf viertausend stieg, ganz das Joch der jüdischen Ceremonien.

---

*) Encyclopédie. T. V. p. 997.

**) Josephus l. c. Bruckner. p. 323.

Die Therapeuten sind eben, wie die Essener, in Aegypten entstanden. Sie haben, wie diese, nach ihrer Rückkehr unter dem Ptolemäus Philadelphus, in den Gefilden von Judäa Gott allein mit dem Herzen gedient, und nachgehends sich ebenfalls; aber weit häufiger, in andere Länder, vorzüglich in die verschiedenen Provinzen von Aegypten, und besonders um Alexandria, verbreitet. *) Ihre Lehren und Thaten hatten einen höhern und überhaupt weit mehr schwärmerischen Schwung; und daher entfernten sie sich auch mehr von dem mosaischen Gesetze und der gesunden Vernunft. **) Sie verlieſsen ihre Weiber, ihre Kinder und ihre Güter, voll der gröſsten Entschlüsse, die sie ausführten, voll der Begeisterung, die alle Bande der Natur zerreisset. ***) Sie lebten abgesondert in Cellen, und doch beysammen, mehrentheils auf dem berühmten Berge Nitria, unweit der Stadt Alexandria in Aegypten, wo nach der Zeit auch die Christen ihren Zug hinnahmen. Da ergaben sie sich, neben ihren äuſserst strengen Uebungen in der Gottseligkeit, nach den Lehrsätzen des Pythagoras, der Metaphysik, der Astronomie und der Dichtkunst. *)

---

*) Philo de vita contemplativa. p. m. 14.

**) Mosheim. p. 41.

***) Brucker. p. 324.

Die christliche Religion kam durch den Evangelisten Marcus nach Aegypten; er warf den Saamen seines Evangeliums in Alexandria aus, **) und dieser brachte ägyptische Früchte. Jesus hatte durch seine göttliche Lehre den Menschen das Bild der höchsten moralischen Vollkommenheit aufgestellt; die meisten ägyptischen Christen bestrebten sich, dieses höchste Ideal zu übertreffen; man nannte sie Asceten, das ist, solche, die sich üben. Sie übten sich auch wirklich in allem, was der menschlichen Natur am schwersten fällt. Sie züchtigen ihren Leib, und zwangen ihn zu der Knechtschaft des Geistes. Sie verrichteten alle Werke der Buſse, ohne daſs es ihnen die Kirche befahl, oder sie in Ermangelung derselben von den Sacramenten ausschloſs. Die Jungfrauen schämten sich ihrer Weiblichkeit. Die Jünglinge lieſsen sich platt aus der Wurzel entmannen. Mädchen, Frauen, Jünglinge und Männer thaten nichts, als fasten, wachen, heulen und beten.

---

*) Brucker. p. 325.

**) Eusebius. Hieronymus Observations sur Philon. (Paris 1709.) p. 75.

Die Asceten verschlossen sich nur in ihre Häuser. Aber die bald losbrechende Wuth der Verfolgungen zwang viele, in die Wüsten zu fliehen; viele entschlossen sich, da zu bleiben. So entstand auch allmählig unter den Christen die einsiedlerische und durch die Pythagoräer vorlängst in Uebung gebrachte cenobitische Lebensart; die dreyhundert und fünf Jahre nach Christi Geburt der heilige Antonius zuerst gewissen Regeln unterwarf.

Antonius war ein Aegypter. Er wurde in seiner Kindheit zum Lernen angehalten, aber er lernte nichts, floh seine Lehrer und seine Mitschüler, huckte auf sich selbst, und speculirte. Dieser schwarzgallichte Jüngling verlohr zwischen seinem achtzehnten und zwanzigsten Jahre seine sehr reichen Aeltern, schenkte alle seine Güter weg, verlieſs sein Haus, wohnte bis in sein fünf und dreiſsigstes Jahr mitten unter Gräbern, nachgehends noch zwanzig Jahr auf einem Berge, um sich zu üben. Seine Jünger versammelten sich auf seinem Berge, um ihn her; er lieſs sie gemeinschaftlich mit einander leben. Von dieser Zeit sah man christliche Klöster auf Bergen, und Cellen in Wüsten. *)

Die Bewohner der Klöster hieſsen nicht mehr Asceten, ob sie gleich ascetisch lebten,

---

*) Athanasius Archiepiscopus Alexandriae, in vita Antonii Oper. (edit. Paris. 1627.) p. 452. 453. 461.

sondern Einsame, oder Mönche; die übrigen Einsiedler, oder Bewohner der Wüste. Man nannte Cenobiten solche, die beysammen wohnten; Anachoreten solche, die gänzlich in die Einsamkeit giengen, nachdem sie eine geraume Zeit in den Klöstern versucht hatten, ihre Leidenschaften zu bezwingen. Doch waren auch die Cenobiten sehr einsam, weil sie niemanden sahen, als ihre Mitgesellen, und in der Entfernung vieler Tagereisen von allen bewohnten Oertern mitten in dem dürren und brennenden Sande wohnten. Unter einander sahen sie sich nur des Abends und des Nachts bey dem Gebete; den ganzen Tag arbeiteten sie allein, oder zwey und zwey in Cellen. Keiner öffnete den Mund. *)

Hilarion, ein Lehrjünger des Antonius, brachte bald hernach eben dieselbe Lebensart nach Syrien und Palästina, mit erstaunender Wirkung. Man folgte ihm von allen Seiten.

---

*) Fleury moeurs des Chretiens. p. 179. 180.

Es entstanden unzählige Klöster. Die Mönche besuchten in die Wette ihren Anführer, um sich immer mehr in ihren grofsen Entschlüssen zu stärken, und sie giengen in eben dieser Absicht mit ihm von Kloster zu Kloster. *) Um diese Zeit brachten **Eugenius**, **Gaddana** und **Azyzus** eben denselben Geist nach Mesopotamien und in die benachbarten Länder.

Unzählige Enthusiasten wurden durch diese Enthusiasten begeistert. Aegypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien, Pontus, Cappadocien und Armenien **) waren in kurzer Zeit mit unzählbaren Menschen angefüllt, die allen Geschäften und Bequemlichkeiten des Lebens, allem Umgange sich entzogen, Hunger und

---

*) **Hieronymus** in vita Hilarion. Eremit. Oper. (edit. Basil. 1516.) T. I. fol. 111. 112. 113.

) **Hieronymi Epist. ad Paulinum de instit. Monachi; Op. T. I. fol. 46.

Mangel und mannichfaltige Plagen litten, damit sie zu einer genauern Gemeinschaft mit der Gottheit gelangen möchten. Doch war die Anzahl dieser Menschen immer in Aegypten am gröſsten, wo fast so viele Mönche in den Wüsten wohnten, als Menschen in den Städten; fünftausend fanden sich, unter dem Kaiser Valentinianus, auf dem einzigen Berge Nitria. *) Auch die Städte selbst waren davon nicht frey; die einzige thebaische Stadt Oxyrinthus beherbergte zweytausend Mönche, und zwanzigtausend heilige Jungfrauen; alle öffentliche Gebäude, alle vormals der Abgötterey gewidmete Tempel dienten ihnen zur Wohnung. Die Anzahl der Klöster war gröſser, als die Anzahl der Häuser; auf jedem Thore, auf jedem Thurme, in jedem Winkel von Oxyrinthus huckte ein Mönch. **)

---

*) Heraclidis Eremitae, Bythiniae Episcopi, Paradisus, seu de sanctis Egypti et variorum locorum patribus. Paris. 1503. fol. 4.

**) Ruffinus de vita Patrum. Lib. I.

Nach dieser kurzgefaſsten Geschichte der Einsamen unter den Juden und Christen von Asien und Africa, komme ich zu den Einsamen unter den Heiden von Asien. Die Brachmanen oder Gymnosophisten von Indien scheinen unter die allerältesten Einsamen zu gehören. Von Vätern gleicher Art erzeuget, wurden sie schon in der ersten Jugend zu einem speculativen Leben gezogen; bey mehrern Jahren übergab man sie in derselben Absicht eigenen Lehrern, die sie zur Einsamkeit, zum Studiren und zum Stillschweigen anhielten; in ihrem sechs und zwanzigsten Jahre war ihr Noviciat vorbey. *) Von dieser Zeit an dachten sie an kein Amt; sie entzogen sich allen Geschäften, und lebten auf einem Berge, oder an den stillen Ufern eines Flusses, in der Betrachtung philosophischer Wahrheiten, in der Enthaltsamkeit von Fleischspeisen, und in der äuſsersten Reinlichkeit. **)

---

*) De l'Esprit. T. II. p. 159.

**) Brucker. p. 45.

Die neuern Einsamen von Indien haben ihren Ursprung von dem Vichnou der Siameser, dem Badhum der Cingalesen, dem Xaka Saka oder Siacka der Chinesen und Japanesen, den man insgemein Fo, Foe oder Fotoque, das ist, den Götzen nennt. Dieser falsche Gott, oder besser zu reden, dieser Gesetzgeber, soll in seinem neunzehnten Jahre seinen Pallast, seine Frau und seinen Sohn verlassen haben, um unter der Aufſicht eines Einsiedlers ein sehr abgeschiedenes, betrachtungsvolles und rauhes Leben zu führen; um den sichtbaren Dingen sich zu entziehen, damit er die unsichtbaren sehe. Er ſaſs insgemein mit übereinander geschlungenen Beinen; er legte seine Hände auf die Brust, und die Spitzen seiner Daumen zusammen. Diese exstatische Stellung entzieht, nach der Meinung der Indianer, die Seele ganz der Sinnlichkeit, und in derselben ſand Fo die tiefen Geheimnisse seiner Religion, *) die Kunst, nichts zu empfinden, um desto lebhafter zu phantasiren.

---

*) Charlevoix. T. I. p. 110. 111.

Nach einer so wichtigen Entdeckung hatte nunmehr Fo, gleich allen groſsen und kleinen Geistern auch seine Bewunderer vonnöthen; darum trat er aus seiner Einsamkeit hervor, und lieſs sein Licht leuchten vor den Leuten. Als ein Charlatan erwarb er sich bald ein Gefolge von unzählbaren Jüngern, die Indien mit seinen Lügen erfüllten. Die Pendets, oder Doctoren von Indostan, die Talapoinen von Siam, die Lamas der Tartaren, die Bonzier von China und Japan, wurden seine Nachfolger. Die von ihm gestiftete Religion ist der herrschende Glaube von Ostindien, und das Buch, in welchem man ihre Maximen nach dem Tode des Fo gesammelt, und den asiatischen Völkern übergeben hat, heiſst Fokokio, oder wegen seiner vorzüglichen Vortrefflichkeit in den Augen dieser Idioten, auch nur Kio, das Buch aller Bücher, die Bibel. *)

Die Ueberbleibsel der alten Gymnosophisten flossen vermuthlich mit den Jüngern des Fo

---

*) Kempfer, T. II. p. 56.

zusammen, oder haben vielmehr alle den nämlichen Ursprung. In spätern Zeiten theilten sie sich in mannichfaltige Secten, die nach ihrer äuſsern Gestalt verschieden, und in ihrem innern Wesen gleich sind. Sie kommen auch darinn mit allen Secten der Erde überein, daſs sie nach und nach ausarten, und am Ende immer noch weniger taugen, als im Anfange.

Eine solche Secte von öffentlichen Heuchlern und schamlosen Wollüstlingen sind die Gioghis. Ihrer ersten Stiftung gemäſs sollen sie der Welt sich enthalten, ein einsiedlerisches, oder doch wanderndes Leben führen, nackend gehen, und sich immerfort in die tiefsten Betrachtungen versenken. Martern sollen sie sich selbst auf alle nur ersinnliche Weise, nicht in der Meinung, daſs die Leiden der Kreatur dem Schöpfer angenehm seyen, sondern um zu zeigen, wie sehr sie ihre tiefen Betrachtungen über die Gottheit dem Zwange der Sinne entreiſsen, und gegen alle Leiden dieser Zeit gefuhllos gemacht sind. Um nun diese Entkörperung des Geistes der Welt in ihrem vollen Glanze fühlbar zu machen, bemühen sich die Gioghis, nicht nur unempfindlich gegen den Schmerz zu scheinen, sondern, welches vielleicht noch schwerer ist, gefühllos für die Wollust Daher stellt sich jeder an den Teichen, wo die heidnischen Damen von Indien ihre gottesdienstlichen Abwaschungen verrichten, nackend auf einen Säulenfuſs Die nackten Damen grüſsen und beten im Vorbeygehen die nackten Heiligen mit tiefer Andacht an; indessen verdrehen diese auf eine scheuſsliche Weiſse die Augen, und äuſsern nicht die allergeringste Spur von körperlicher Empfindsamkeit. Nach der Meinung der indianischen Damen liegt in dieser Anbetung, dessen ungeachtet, etwas sehr befruchtendes.*)

Unter einer unendlichen Menge und sehr groſsen Verschiedenheit von indianischen Mönchen: Santons, oder Fakirs, das ist, Leuten, die der Welt abgesagt, sind viele, die in einer Art von Klöstern wohnen, wo sie ihre Vorsteher haben, und das Gelübde des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit schwören. Diese werden Janguis, oder mit Gott Verbundene, genannt, und sitzen Tag und Nacht hindurch an ihren Teichen, oder in den Gallerien ihrer Tempel, auf einem Haufen Asche. Andere, denen die Haare in Zöpfen bis an die Waden hinunter hängen, strekken oft einen, und zuweilen beyde Arme unabläſsig über ihren Köpfen in die Höhe; sie haben Nägel einen halben Finger lang, ebenfalls in Zöpfe geflochten; ihre Arme sind entfleischt und ausgedörrt. Ganze Banden solcher Fakirs sieht man sehr oft; alle sind nackend, einige mit Keulen bewaffnet, andere mit gedörrten Tygerhäuten über die Schultern geziert. So wandern sie durch die Städte und Dörfer, bis alles Volk sie sieht; alsdann machen einige die wunderbarsten Sprünge, und erfüllen die Luft mit ihrem Geschrey; andere martern sich selbst bis zu Convulsionen. Um das Ungemach des Tages zu vergessen, nimmt sodann jeder des Nachts das erste Weib zu sich, das er findet; oder er geht auch, im

---

*) Grose Voyage aux Indes Orientales. p. 288.

Nothfall, in ein zu solchen Absichten bequemes Haus. Die Begierde, sich nackend auf den Straſsen zu zeigen, ist bey den Fakirs so groſs, daſs Bernier in Dehli einen solchen Kerl sah, dem Aurengzeb befohlen hatte, sich zu kleiden, und der sich lieber den Hals abschneiden lieſs, *) vermuthlich, damit er gegen die Regeln seines Ordens nicht sündige.

Durch ganz Ostindien und Persien ist die Menge der Mönche und ihrer verschiedenen Arten und Gattungen ungemein beträchtlich. Corea ist mit Klöstern und Tempeln angefüllt, und in diesen Klöstern befinden sich oft fünf bis sechshundert Mönche, die unter der Gerichtsbarkeit einer Stadt stehen; es giebt Städte, die bis viertausend Mönche unter sich haben. Sie sind in Banden abgetheilt. Der

---

*) Bernier description des Etats du grand Mogol, de l'Hindoustan, de Cachemire etc. T. II. p. 121. 122. 123. Esprit des Nations. T. II. p. 73.

älteste Mönch ist der Vorsteher der übrigen; begeht einer etwas fehlerhaftes, so verordnet ihm der Abt durch die übrigen Mönche zwanzig bis dreyſsig Schläge auf den Theil, worauf man sitzt. Uebrigens sind diese Mönche wenig geachtet, weil man sie fast wie Sklaven hält; hingegen werden ihre Aebte Männer von Bedeutung, wenn sie gelehrt sind. Sie haben in diesem Falle den gleichen Rang mit den Groſsen des Landes, und man nennt sie Mönche des Königs. *)

Eine Art von Anachoreten giebt es in Pegu; man nennt sie Santons. Sie verlangen niemals ein Allmosen, wenn sie auch verhungern sollten; denn man kommt allen ihren Wünschen zuvor. Wer ihnen gebeichtet hat, wird nicht bestraft, seine Missethaten seyen auch noch so groſs. Diese Santons wohnen in hohlen Bäumen, und nach dem Tode erweiset man ihnen göttliche Ehre. **)

---

*) Charlevoix. T. I. p. 625.

**) De l'Esprit. T. I. p. 189.

Der sublimste, und auf alle nur erdenkli-
che Religionen passende Mysticismus, ist die
Grundlage der Lehre der Sophis von Persien,
ener Abkömmlinge der alten Magen. Ihre
Schriften äufsern auf allen Seiten den Hang
ach der innigsten Vereinbarung mit Gott, und
ler vollkommensten Entkörperung der Seele Sie
ersichern, dafs sie in diesem Zustande der Abge-
ogenheit eine Wollust, fast wie diejenigen füh-
en, um die ein sanfter Wind säuselt, wenn
ie für Hitze fast ersticken. *)

Alle diese historischen Beweise der vor-
üglichen Neigung zur Einsamkeit in heifsen
ändern führen mich endlich zu der Erfor-
chung der Ursachen dieser Neigung, die theils
hysisch sind, und theils moralisch, theils in
er Luft liegen, theils in dem Temperamente,
nd theils in der Regierungsform.

Aegypten ist eines der heifsesten Länder
er Welt Mit dem Januar kommt der Früh-
ng, und im Februar ist er schon zu Ende;
ie Wärme des Sommers währt bis in den An-

) Grose Voyag. p. 321.

guſt, und sie iſt so groſs, daſs im May schon die Trauben reif sind; der ungemein gelinde Winter iſt auf den November und December eingeschränkt. Schon im März, und nachgehends im April und May, wehen in Aegypten insgemein so sehr unerträglich heiſse Mittagswinde, daſs sie aus einem brennenden Ofen zu kommen scheinen. Auch wird daher die Hitze so heftig, daſs kein Mensch gegen dieselbe ausdauern könnte, wenn nicht bald darauf theils kühlere Winde, und theils die Ueberschwemmungen des Nilſtromes, die Luft erfriſchten. Ganz Aegypten iſt, mit Ausnahme der Seeküſten, dürr und sandig. In dem mittlern und obern Theile regnet es beynah nie, oder der Regen bedeutet höchſtens so viel, als bey uns der Thau. Der Himmel iſt daher ungemein hell. Reisende, die vier bis fünf Jahre in Aegypten, und sogar in Cairo zugebracht, sahen den Himmel bey Tage niemals trübe, und des Nachts niemals anders verdunkelt, als wie er es bey der ganzen Majeſtät einer ſternenklaren Nacht iſt. *)

---

*) Prosper Alpinus de medicina Aegypt. (Venet. 1591.) pag. 9. 10. Ejus-

Nun weiſs man, wie träge und unthätig der Mensch allenthalben bey einer übermäſsigen Hitze wird. Schon die Türken haben daher nicht die geringste Neugier, und unsere Quietisten können die Ruhe nicht mehr lieben, als sie. *) Die Aegypter kennen daher, wie die Syrer und alle Morgenländer, die zur Lust vorgenommene Bewegung nicht; in unsern Zeiten ist Tabackrauchen, Kaffeetrinken und Müſsiggehen ihr einziges Geschäft. **) Aus dieser Trägheit und Unwirksamkeit des Körpers entsteht also natürlicher Weise in der Seele der Trieb zur Ruhe und Einsamkeit.

Das mehrentheils sehr heiſse und trockene Klima von Asien zeuget eben dieselbe Un-

---

dem histor. natural. Aegypti. T. II. p. 4. 10. 17.

*) De la Mottraye Voyages etc. T. I. p. 265.

**) Russel und Buffon Histor. natural. T. III. p. 429.

wirksamkeit bey sehr vielen Völkern dieses Welttheils. Daher kommt ihre wenige Neugier, ihr Kleben an alten Sitten und Gewohnheiten, ihr Müſsiggang, ihre Unterwürfigkeit, ihr Hang zur Ruhe und zur Einsamkeit. Daher studirt man in den Morgenländern, und besonders in dem friedsamen China, so sehr die Moral. Daher entstand die herrschende Religion der Heiden von Indien, die zur tiefsten Einsamkeit hinreiſsende Lehre des Fo.

In der allgemeinen Religion des Fo lehret man den Menschen nur, was er thun soll. Aber in der inwendigen, und nur den Gelehrten, den Freygeistern und den gröſsten Herren kundgemachten Lehre dieses Träumers wird ihm gesagt, warum er es thun soll. Nun diesen geheimniſsreichen, und auf eine gänzliche Atheisterey hinauslaufenden Grundsätzen zufolge, soll der Mensch bemühet seyn, dem leeren Urstoff aller Wesen, dem Nichts, aus welchem alles entstanden sey, und in welches alles zurück falle, diesem reinen, unveränderlichen, höchst vollkommenen, aller

Wirksamkeit, alles Verstandes und aller Empfindung beraubten Wesen gleich zu kommen. Nichts zu wollen, nichts zu denken, nichts zu empfinden, soll unser unveränderliches Gesetz seyn. Und je mehr wir uns von allen Empfindungen reinigen, je mehr wir unser eigen Daseyn vergessen, je mehr wir uns zu der Natur der Steine erheben, desto näher seyn wir der höchsten Vollkommenheit. Die Augen sollen nicht sehen, die Ohren sollen nicht hören, die Sinne sollen über und über leer seyn, der Mund soll nicht sprechen, die Hände sollen nichts betasten, die Füſse sollen nicht gehen. Denn alles sey an dem Menschen zur Stille und zur Unwirksamkeit gemacht, und die angeführte Diät sey der einzige Weg zur Gemeinschaft mit dem Wesen aller Wesen, und zum höchsten Glücke. *)

---

*) Tchin sur l'origine du Monde bey dem du Halde. T. III. p. 59. Charlevoix. T. I. p. 141. Du Halde. T. III. p. 24. 63.

Das Temperament der Einwohner sehr heisser Länder ist ebenfalls eine Ursache ihrer vorzüglichen Neigung zur Einsamkeit. Ihre Trägheit schliefset nicht, wie die schwerfällige Trägheit einiger nordischen Völker, die Empfindlichkeit aus. Sie haben sehr viel Gefühl, und die stärkste Einbildungskraft. Kein Wort ist in ihren bilderreichen Sprachen ohne Nachdruck, und selbst die eigenthümlichen Namen sind jedesmal Gemählde der damit bezeichneten Sachen. Aber diese Einbildungskraft ist auch oft in Verwirrung, und versteiget sich bis zu den heftigsten Ausdrücken des Aberglaubens und der zügellosen Schwärmerey.

Ob nun gleich diese Beobachtung der Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit der morgenländischen Völker zu widersprechen scheint, so deucht sie mir doch, nach andern Beobachtungen, der menschlichen Natur sehr gemäfs. Gar zu oft sieht man in der Hypochondrie, in der Melancholie, und überhaupt in den Nervenkrankheiten, die äufserste Schwachheit, Trägheit und Unwirksamkeit mit der äuſsersten Empfindlichkeit verbunden. Im hohen Grade hypochondrische, histerische und melancholische Menschen sind freylich furchtsam und voll Bedenklichkeiten, und haben auch darum den unglücklichen Hang, jedem Manne von Genie die Flügel abzuschneiden. Gleichwohl reiſset sie in warmen Ländern ihre eigene gewaltsam aufgebrachte Einbildungskraft zu einer Wuth hin, in der sie keine Gefahren schenen. Dieser Zustand ist der Wahnwitz, in welchen in diesen Ländern die Nervenkrankheiten oft übergehen; und in welchem also, blos durch eine stärkere Anstrengung der Einbildungskraft, die äuſserste Stärke aus der äuſsersten Schwachheit entsteht. Das Temperament der Morgenländer ist das eigentliche sogenannte melancholische Temperament.

Den Aegyptern war von jeher dieses Temperament so eigen, als irgend einem Volke von der Welt. *) Ihre Körper sind unter

---

*) Maillet Description de l'Egypte. T. II. p. 57.

einem so ungemein heiſsen und trockenen Himmel durchaus hager und dürre, und wahre Bilder der Melancholie, die bekanntlich die Neigung zur Einsamkeit zeuget und vorzüglich in Aegypten gezeuget hat. Unter der schweren Luft und der verwirrenden Sonnenhitze von Aegypten nahmen die Essener und die Therapeuten bey den flüchtenden Juden ihren Ursprung; sodann bey den Christen in ihrem zweyten Jahrhunderte die Asceten; endlich die Ceboniten und Anachoreten. Diese betrachteten, als neue Therapeuten, aus einem zu weit getriebenen Eifer für die geheimniſsvolle Erleuchtung und übernatürliche Vollkommenheit der pythagoräischen und platonischen Philosophen, aber besonders aus der übel verstandenen Lehre Jesu und seiner Apostel, die irdischen Freuden, die Sinnlichkeiten und ihren unglücklichen Körper mit Haſs und Grauen. Um von der menschlichen Gesellschaft nicht angesteckt zu werden, sagten sie allem Umgange ab; sie verlieſsen die Städte, und flohen mit ihrer melancholischen Weisheit in Einöden, Klüfte, Höhlen, Felsen und Cellen. Eben so heckte das abergläubische und traurige Syrien zur Nachahmung die Encratiten aus. Diese hielten allen Genuſs des Weins und des Fleisches, alle Bequemlichkeiten des Lebens, nebst der ordentlichen Gemeinschaft der Liebe und alle Pflege für sündlich, und machten ein unerheitertes Daseyn zur vorzüglichen Pflicht *)

Die Beständigkeit des morgenländischen Charakters zeigt sich auch in der Neigung der Aegypter zur Melancholie und zur Einsamkeit. Ein groſser Arzt, der sich einige Jahre in Aegypten aufgehalten und daselbst seine Kunst ausgeübt hatte, fand die Menge melancholischer Menschen noch in neuerlichen Zeiten unzählbar. Er sagt, ihre Körper sehen schwarz, unfläthig, und gleich den Mumien trocken und dürre aus; ihr Gehirn sey theils durch die übermäſsige Sonnenhitze, theils durch ihre wenige Nahrung, theils durch ihr häufiges Wachen gleichsam ausgebrannt; und sie glauben, daſs sie ein heiliges und sündenfreyes Leben führen, weil sie die Reichthümer, Lüste

---

*) Hagedorn in den Anmerkungen zu seinen Gedichten. T. IV. p. 95.

und Gemächlichkeiten der Welt verachten, und die süſsen Umarmungen ihrer Weiber fliehen. *) Die allerältesten Einsamen unter den Aegyptern, von welchen Herodotus sagt, sie haben, um den Göttern angenehmer zu werden, sich den Annehmlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens entzogen, **) die Essener, die Therapeuten, die Einsamen der ersten christlichen Jahrhunderte, und die noch in den neuern Zeiten in der Wüste zwischen Cairo und Alexandria ***) in den vier Klöstern des heiligen Macarius lebenden coptischen Mönche, lassen keinen Zweifel an der Wirkung der Luft, des Bodens und des Temperamentes auf die Neigung zur Einsamkeit. Der Gottesgelehrte, der Weltweise und der Gesetzgeber werden hier die physischen Ursachen als Ursachen der Meinungen, der Religionen und der Stiftungen nicht miſskennen.

---

*) Prosper Alpinus de medicina Aegypt. p. 26.

**) Herodot. Lib. II.

***) Prosper Alpinus histor. natural. Aegypti. T. II. p. 113.

Aus der stärkern Einbildungskraft und dem melancholischen Temperamente der Morgenländer flieſst ihre unaufhaltsame Neigung zur Schwärmerey, ihre übermäſsige Begierde nach einer niemals erreichbaren Vollkommenheit, durch die man gröſser seyn möchte, als die Natur, besser, als der Mensch mit seinen von dem Schöpfer ihm eingeflanzten Trieben seyn kann; und also auch die übermäſsige Neigung zur Einsamkeit. Daher ward Pythagoras der erste allgemeine Lehrer und Gesetzgeber aller morgenländischen Völker durch den Grundsatz, daſs man die Seele entkörpern müsse, um zu einem nähern Umgange mit der Gottheit zu gelangen. Daher waren die morgenländischen Christen des zweyten Jahrhunderts durh die Lehre der Pythagoräer und Platoniker von der Kunst, über die Natur zu leben, so sehr bezaubert. Daher waren die Gesetze der morgenländischen Kirchen viel härter, als die Gesetze der abendländischen. Daher sind die thörichten Buſsen der Indianer noch jetzt fast eben so grausam, als vormals die Kreuzigungen des Fleisches unter den ersten Christen, ihr ascetisches Leben und ihre lächerliche Hochachtung für die Jungferschaft. Daher waren die Asceten so sehr auf das Entmannen erpicht, daſs die christliche Kirche ſich gezwungen ſand, diesen tollen Eifer gegen ein brauchbares Glied durch ein positives Gesetz zu hemmen. *) Daher flohen Millionen schwarzgelber Hypochondristen in Einöden und Cellen.

Die ausgeartete oder abgeänderte Religion, und selbst das Temperament, mildern zuweilen die Wirkungen des Klima in Absicht auf die in der Einsamkeit gesuchte Bezwingung der Sinnlichkeit, denn nur in dieser Absicht paſste die Philosophie der pythagoräischen und platonischen Heiden zu der Religion der Christen. Das gefühlvolle Wesen und die starke Einbildungskraft der Morgenländer zeuget bey ihnen eine ungemeine Neigung zu den körperlichen Aeuſserungen der Liebe. Diese bey allen hitzigen, müſsigen und gedankenleeren Menschen allmächtige Triebkraft der Sünde zu

---

*) Fleury Moeurs des Chretiens. p. 81.

überwinden, flohen viele in die Einsamkeit; da indessen andere ein einsames und ihren Lüsten angemessenes Leben mit einander verbanden Viele der angeführten heutigen Einsamen und Heiligen von Indien, und jetzt auch viele der muhamedanischen Einsamen und Heiligen von Aegypten befinden sich in diesem dem Geiste und dem Fleische bequemen Falle.

Ueberhaupt machen die muhamedanischen Geistlichen in Aegypten drey Klassen aus Die erste Klasse bedient die Tempel; die zweyte Klasse besteht aus Mönchen, die, von der menschlichen Gesellschaft entfernt, in Klöstern wohnen; die dritte Klasse theils aus abgeschiedenen, in Einöden lebenden, und dem Himmel ganz im Geiste dienenden Anachoreten, und theils aus wandernden Heiligen. Die in ägyptischen Klöstern wohnenden muhamedanischen Mönche werden Dervische genannt; ihr Leben ist ehelos; sie studiren die Weltweisheit und Gottesgelahrtheit, und lesen unter ihren Bäumen den ganzen Tag Nahe bey Cairo findet sich ein Kloster mit vierzig solcher Mönche, von denen man glauben sollte, daſs sie Aerzte wären, denn sie sind alle verschiedener Meinung. Einige scheinen Atheisten zu seyn, einige disputiren über die Sterblichkeit der Seele nach der Epikurer Art, einige verfechten die Unsterblichkeit, viele sind Christo weit geneigter, als dem Muhamed.

Doch die gröſste Anzahl der muhamedanischen Geistlichen von Aegypten besteht aus den wandernden Heiligen, und diese habe ich hier im Auge. Die Europäer nennen sie Santons, und die Araber Siech, ein Wort, das einen aus Heiligkeit und Narrheit zusammengesetzten Menschen bezeichnet. Mit dem beynahe unsichtbaren Nebel eines feinen Hemdes bekleidet, durchwandern diese Heiligen die Städte, die Flecken und die Dörfer, allenthalben zaumlos, und berechtigt, ungestraft bey dem ägyptischen Frauenzimmer alles zu thun, was sie gelüstet. Auf den Märkten sogar nehmen sie Brod, gebratenes Fleisch und andere Eſswaren nach Belieben weg, und die Verkäufer danken dem Himmel für diese Ehre, wie das ägyptische Frauenzimmer für jene. Begegnen diese Heiligen irgend einem Weibe auf der Straſse, so nehmen sie dieselbe höflich und gelinde bey der Hand, und ergötzen sich mit ihr unter aller Menschen Augen, wie Hunde. Auch hierüber beklagen sich weder die Männer, noch die Anverwandten dieser Weiber, und am wenigsten die Weiber selbst. Man muſs es dem Heiligen verzeihen, sagen sie, denn er ist unsinnig. *)

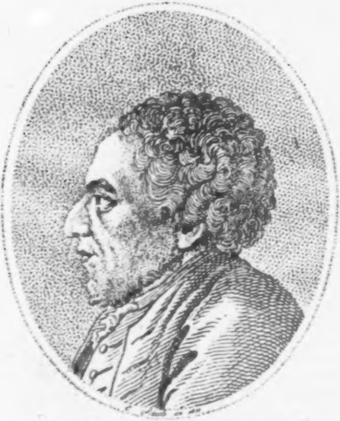
In der Regierungsform der Morgenländer liegt noch eine Ursache ihrer Neigung zur Einsamkeit. Die griechischen Philosophen lebten in Democratien, oder unter Tyrannen. Diese die Würde der menschlichen Natur mit gleichem Unsinn entehrende Regierungsarten bewogen sie oft, die Städte zu verlassen, um in der Stille die Wahrheit zu suchen, und unverfolget weise zu seyn. Die Philosophie, oder vielmehr der Enthusiasmus, der den Geist niederdrückenden Geschäften entzieht, um in der Einsamkeit ihn zu erhöhen, kam aus Griechenland nach Aegypten. Pythagoras ging in die Einsamkeit, nachdem er in dem unruhigen Samos den Ekel gegen die Tyranney

---

*) Prosper Alpinus histor. natural. Aegypti. T. II. p. 93. 94. 95.

empfunden. Für einen groſsen Theil der Welt wurden die von ihm gestifteten Klöster so viele Pflanzschulen von Enthusiasten, die, über alle zeitliche Vortheile erhaben, das geistliche Reich ihres Lehrers über Nationen von Enthusiasten ausbreiteten. Die unumschränkte Gewalt der asiatischen Monarchen bahnte um so viel leichter dem Hange zur Einsamkeit in jenen unglücklichen Ländern den Weg, wo die unterjochte Natur ihre Seufzer verhehlet, wo der Despot alles ist, und der Unterthan nichts. Die Freunde der Wahrheit und der Tugend entwichen dieser Tyranney, voll Verachtung für die Tyrannen, und fanden auf blumichten Hügeln und in quellenreichen Gefilden mehr, als alles, was sie verlohren hatten, unter allen Glücksgütern das gröſste, die Freyheit.

Beleuchtet habe ich nunmehr den Trieb zum gesellschaftlichen Leben, den Trieb zur Einsamkeit, und die vorzüglichste Neigung zu derselben in den Morgenländern, aber von der Einsamkeit selbst habe ich im Grunde wenig gesagt. Noch sollte ich meine ehemals aus den Archiven der Kirchenväter und den Lebensbeschreibungen der Heiligen, aus den Werken der Asceten und den Philosophen aller Zeiten gemachten Auszüge durchblättern, und dieses alles mit meinen eigenen Empfindungen und Beobachtungen vergleichen, damit aus einem so äuſserst unvollkommenen Versuche ein Ganzes werde. Noch hätte ich jene für die Naturgeschichte des Menschen so merkwürdigen Nachtheile der Einsamkeit, in Absicht auf den Verstand, die Einbildungskraft und die Leidenschaften, zu betrachten Alsdenn erst wäre ich dem Zwecke nahe, der mich in den sanften Erholunsgstunden meiner Jugend zu diesen Kenntnissen angeflammet, dem vielleicht für mich allzukühnen Zwecke, die Geist und Herz erhöhenden Vortheile der Einsamkeit zu übersehen und zu empfinden, und dieses groſsen Gegenstandes voll, ein philosophisches Werk von der Einsamkeit zu schreiben, das vor mir niemand geschrieben hat.



M. MENDELSSOHN.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenleſe

aus den

Klaſſikern der Deutſchen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Vierzigſtes Bändchen.

Moses Mendelson's Phädon.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Moses Mendelssohn

wurde im Jahr 1729 zu Dessau von sehr unbemittelten Aeltern geboren. Sein Vater war ein Jüdischer Kinderlehrer und konnte wenig mehr für die Bildung seines Sohnes thun, als ihn in den Lehren des Talmuds unterrichten. Im 14ten Jahre seines Lebens verlieſs er das väterliche Haus, und, geleitet von seinem Hange zu den Wissenschaften, begab er ſich nach Berlin, wo er einen mehr befriedigenden Unterricht und Aussichten für ein erträgliches Unterkommen zu finden hoffte. Nicht Dürftigkeit allein, sondern auch ein schwächlicher Körper schienen seinen Anstrengungen zu widerstreben; er trotzte jedoch allen Hindernissen. Glücklicherweise machte er Bekanntschaft mit einigen begüterten Glaubensgenossen, durch deren Unterstützung sein Unterhalt gesichert wurde. Ungestörter und sorgenloser konnte er nun die Zeit auf seine eigene Ausbildung verwenden. Mit Anstrengung erlernte er die lateinische Sprache, so wie manche der neuern; am liebsten aber beschäftigte er sich mit dem Studium der Mathematik und Philosophie. Wolf und Leibnitz waren von früher Jugend an seine Idole. Die Bekanntschaft mit Lessing, welche er im Jahr 1754 machte, hatte auf seine vollkommnere Ausbildung den mächtigsten Einfluſs. Seine äussere Lage verbesserte sich dadurch, daſs ein reicher Seidenfabrikant seiner Nation ihn erst zum Erzieher seiner Kinder, in der Folge zum Inspector, dann zum Director und endlich zum Gesellschafter seiner Handlung machte. Er besorgte neben seinen Studien und schriftstellerischen Arbeiten die Geschäfte der Fabrik mit einer musterhaften Pünktlichkeit. Sein Tod, vielleicht beschleunigt durch einen gelehrten Zwist mit Jacobi, erfolgte schon am 4ten Januar 1786. — Mendelssohn war der Sokrates unter den neuern Weisen, ein feiner, bescheidener und geschmackvoller Denker, der die abstraktesten Wahrheiten in das Graziengewand der Schönheit einzukleiden, die Sprache des belehrenden Ernstes mit der Sprache der Herzlichkeit zu verschmelzen, und die tiefsinnigsten Untersuchungen der speculativen Philosophie an die nützlichen Wahrheiten des gemeinen Lebens anzuschlieſsen wuſste. Er bildete — und dieses besonders in dem Phädon — den Sokratischen Dialog des Plato und Xenophon nach, und seinem musterhaften Beyspiele in einer Periode des schlechten Geschmacks verdankt die deutsche Sprache einen groſsen Theil ihrer Bildung und Würde. Mit ihm, seinem Freunde Lessing, und mit Fr. Nicolai hebt eine neue Epoche in der deutschen Kritik an, wo, ohne Rücksicht auf die Person, blos die Sache beurtheilt wird. Ueberdieſs erwarb sich Mendelssohn groſse Verdienste um die Bildung und Aufklärung seiner schwer bildbaren Nation, deren Zierde er in jeder Hinsicht war Besonders suchte er derselben dadurch zu nützen, daſs er einige Schriften abfaſste, die zur höhern Bildung derselben vieles beytragen muſsten; auch ehrte er seine Glaubensgenossen dadurch, daſs er Lavaters Aufmunterung, zur christlichen Religion überzugehen, sanft von sich ablehnte. — Seine, nicht zahlreichen, Schriften nennt Meusels gelehrtes Deutschland.

Phädon,

oder

über die Unsterblichkeit
der Seele.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Phädon,

oder

über die Unsterblichkeit der Seele.

Echekrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Krito, Simmias.

Erstes Gespräch.

Echekrates.

Warst du selbst, mein **Phädon**! denselben Tag beym Sokrates, als er im Kerker den Gift zu sich nahm, oder hat es dir jemand erzählet?

Phädon.

Ich selbst, **Echekrates**! war da.

Echekrates.

Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verschied er? Ich möchte dieses so gern erzählen hören. Keiner von unsern Phliasischen Bürgern reiset jetzt sehr oft nach Athen, und auch von daher hat uns schon lange niemand besucht, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken, und ist gestorben; nicht den geringsten Umstand mehr.

Phädon.

Nichts von seiner Verurtheilung?

Echekrates.

O ja! das hat uns jemand erzählet. Wir verwunderten uns noch, daſs man ihn, nachdem er bereits verurtheilt gewesen, noch so lange hat leben lassen. Wie kam dieses, Phädon?

Phädon.

Ganz von ungefähr, Echekrates! Es traf sich eben, daſs das Schiff, welches die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor seiner Verurtheilung bekränzt wurde.

Echekrates.

Und was ist das für ein Schiff?

Phädon.

Dasselbe, wie die Athenienser sagen, in

welchem einst Theseus die sieben Paar Kinder nach Kreta geführt, die er allda, sowohl als sich selbst, beym Leben erhalten hat. Die Stadt soll, wie es heiſst, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in diesem Schiffe stattliche Geschenke nach Delos zu schicken, und seit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen soll, so behänget der Priester des Apollo das Hintertheil desselben mit Kränzen, und sofort nimmt die Feyer der Theorie ihren Anfang. Dieses Fest dauert so lange, bis das Schiff zu Delos angelangt, und von da wieder zurück gekommen ist, binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergieſsen rein gehalten wird, und nach dem Gesetze niemand öffentlich hingerichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, so können die Verurtheilten hierdurch lange Frist gewinnen.

Der Zufall fügte es, wie ich schon vorhin gesagt, daſs die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geschahe, ehe Sokrates verurtheilet worden, und darum verstrich eine so geraume Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode.

Echekrates.

Aber den letzten Tag, Phädon! wie ging es da? Was hat er gesprochen? Was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesstunde bey ihm? Oder wollten die Archonten niemanden zu ihm lassen? Und verschied er, ohne einen Freund um sich zu haben?

Phädon.

Keineswegs! es waren ihrer viele zugegen.

Echekrates.

Entschliſse dich immer, lieber Phädon, uns alles dieses umständlich zu erzählen, wenn dich keine Geschäfte abhalten!

Phädon.

Ich habe jetzt Muſse, und werde euch suchen Genüge zu leisten. Mir ist nichts angenehmer, als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Echekrates.

Und deine Zuhörer, Phädon! sind der nehmlichen Gesinnung. Erzähle also alles, so genau und so umständlich, als es dir möglich ist.

Phädon.

Ich war zugegen, Freund! aber mir war wunderbar zu Muthe. Ich fühlte kein Mitleiden, kein solches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unsern Armen erblasset. Der Mann schien mir glückselig, beneidenswerth, Echekrates! so sanft, so ruhig war sein Betragen in der Todesstunde, so gelassen waren seine letzten Worte. Sein Thun dünkte mich, nicht wie eines Menschen, der vor seiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt; sondern wie eines Unsterblichen, der versichert ist, da, wo er hinkömmt, so glückselig zu seyn, als je einer gewesen. Wie konnte ich also die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unser Gemüth zu verwunden pflegt? Gleichwohl hatten die philosophischen Unterredungen unsers Lehrers damals die reine Wollust nicht, die wir an ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine seltsame, nie gefühlte Mischung von Lust und Bitterkeit, denn das Vergnügen ward beständig von der nagenden Empfindung unterbrochen: „Bald werden wir ihn auf ewig verlieren.“

Wir Anwesenden befanden uns alle in diesem sonderbaren Gemüthszustande, und die entgegengesetzten Wirkungen desselben zeigten sich gar bald eben so sonderbar auf unsern Gesichtern. Man sah uns jetzt lachen, jetzt

Thränen vergieſsen, und öfters zeigte sich ein Lächeln um die Lippen, und heiſse Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierinnen uns alle. Du kennest ihn, und sein weichmüthiges Wesen.

Echekrates.

Wie sollte ich ihn nicht kennen?

Phädon.

Dieser machte die seltsamsten Bewegungen. Er empfand alles weit feuriger, war entzückt, wenn wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da schwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn fast mehr gerührt, als durch den Anblick unsers sterbenden Freundes.

Echekrates.

Wer waren denn die Anwesenden alle?

Phädon.

Von den hiesigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus und sein Vater Krito, Hermogenes, Epigenes, Aeschines, Anthisthenes, Ktesippus, Menexenus und noch einige andere. Plato, glaube ich, war krank.

Echekrates.

Waren auch Fremde da?

Phädon.

Ja! aus Theben: Simmias, Cebes und Phädondes, und aus Megara: Euklides und Terpsion.

Echekrates.

Wie? waren denn Aristippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon.

O nein! diese sollen sich damals zu Aegine aufgehalten haben.

Echekrates.

Sonst war also niemand dabey?

Phädon.

Ich weiſs mich auf keinen mehr zu besinnen.

Echekrates.

Nun, mein Lieber! was für Unterredungen sind dabey vorgefallen?

Phädon.

Ich werde dir alles vom Anfange bis zum Ende erzählen.

Wir waren gewohnt, so lange Sokrates im Gefängnisse saſs, ihn täglich zu besuchen. Wir pflegten zu diesem Ende in der Gerichtsstube zusammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn gesprochen worden (denn diese ist sehr nahe am Gefängnisse), und allda uns so lange mit Gesprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn nicht so früh zu geschehen pflegt. So bald diese aufging, begaben wir uns zum Sokrates, und brachten mehrentheils den ganzen Tag bey ihm zu. Den letzten Morgen fanden wir uns früher als gewöhnlich ein, denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hause gingen, daſs das Schiff von Delos angekommen sey, und beschlossen, das letztemal uns so früh als möglich einzustellen.

Als wir zusammen waren, kam uns der Schlieſser, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, engegen und bat uns, zu verziehen, und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die eilf Männer, sprach er, nehmen jetzt dem Sokrates die Fessel ab, und melden ihm, daſs er heute sterben müsse. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein gingen, fanden wir den so eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegend, Xantippe, du kennest sie, saſs neben ihm in stiller Betrübniſs, und hielt ihr Kind auf dem Schooſse. Als sie uns erblickte, fieng sie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. Ach! Sokrates! dich sehen heute deine Freunde, und du sie zum letztenmale! und ein Strom von Thränen folgte auf diese Worte. Sokrates wandte sich zum Krito, und sprach: Freund, laſs sie nach Hause bringen. —

Kritons Bedienten führten sie hinweg: sie ging und heulete, und zerschlug sich jämmerlich die Brust. wir standen wie betäubt. Endlich richtete sich Sokrates im Bette auf, krümmete das Bein, das vorhin gefesselt war, und indem er dasselbe mit der Hand rieb, sprach er: O meine Freunde! welch ein seltsames Ding scheinet das zu seyn, was die Menschen angenehm nennen! wie wunderbar! Dem ersten Anblicke nach ist es dem Unangenehmen entgegen gesetzt, indem keine Sache dem Menschen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm seyn kann: und dennoch kann niemand eine von diesen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengesetzte zu fühlen, als wenn sie an beyden Enden an einander befestiget wären. Hätte Aesopus dieses bemerkt, fuhr er fort, so hätte er vielleicht folgende Fabel erdichtet. „Die Götter wollten die „streitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieses sich nicht thun „lieſs, knüpften sie dieselben an beyden En-

„den zusammen, und seit der Zeit folgen sie „sich einander beständig auf dem Fufse nach." So ergehet es mir auch jetzt. Die Fesseln hatten mir Schmerzen verursacht, und jetzt, da sie hinweg sind, folgt die angenehme Empfindung nach.

Beym Jupiter! ergriff Cebes das Wort, gut, dafs du mich erinnerst, Sokrates! Du sollst, wie man sagt, hier im Gefängnisse einige Gedichte verfertiget, nehmlich Aesopische Fabeln poetisch ausgeführet, und eine Hymne an den Apollo aufgesetzt haben. Nun fragen mich viele, und vornehmlich der Dichter Evenus, was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch solches vorher niemals gethan? Soll ich dem Evenus Bescheid geben, wenn er mich wieder fragt: (und fragen wird er gewifs,) so sage mir, was ich ihm antworten soll.

Sage ihm, o Cebes! erwiederte Sokrates, nichts als die Wahrheit: dafs ich diese Gedichte keinesweges in der Absicht verfertiget, ihm in der Dichtkunst den Rang abzulaufen; denn ich weifs, wie schwer dieses ist, sondern blofs um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben, und daher auch in dieser Art von Musik, in der Dichtkunst, meine Kräfte zu versuchen. Die Sache verhält sich aber folgender Gestalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten sehr oft einen Traum, der mir unter vielerley Gestalten erschien, aber immer eben denselben Befehl gab: Sokrates! befleissige dich der Musik und übe sie aus! Bisher hielt ich diese Ermahnung blos für eine Aufmunterung und Anfrischung, wie man sie den Wettläufern nachzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts neues zu thun befehlen; denn die Weltweisheit ist ja die vortrefflichste Musik, und dieser habe ich mich stets beflissen; er will also bloſs meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit sie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich gesprochen worden, und das Fest des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeschoben, kam mir der Gedanke ein, ob man mir nicht der gemeinen Musik obzuliegen befohlen, und ich hatte Muſse genug, diesen Gedanken nicht fruchtlos verschwinden zu lassen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgesange auf den Gott, dessen Fest damals gefeyert ward. Allein mir fiel nachher bey, daſs, wer Poet seyn will, Erdichtungen, aber nicht Vernunftsätze behandeln müsse; daſs aber ein Lobgesang keine Erdichtungen enthielte. Da ich nun selbst keine Gabe zu dichten besitze; so bediente ich mich anderer Leute Erfindungen, und brachte einige Fabeln des Aesops, die mir zuerst vor die Hand kamen, in Verse. — Dieses kannst du, mein Cebes! dem Evenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruſs, und wenn er weise ist, so mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Ansehen nach auf Befehl der Athenienser noch heute abreisen.

Und dieses wünschest du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne diesen Mann sehr gut, und so viel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für diesen Wunsch schlechten Dank wissen. — Wie? versetzte jener, ist denn Evenus kein Weltweiser? Mich dünkt, ja, sprach Simmias. — Nun so wird er mir gewiſs gerne folgen, erwiederte Sokrates, er, und jedermann, der diesen Namen verdienet. Er wird zwar nicht selbst Hand an sich legen: denn dieses ist unerlaubt, wie einem jeden bekannt ist — Indem er dieses sagte: lieſs er beyde Füſse vom Bette auf die Erde herab, um in dieser Stellung die Unterredung fortzusetzen. Cebes fragte:

Wie ist dieses zu verstehen, Sokrates? Es ist nicht erlaubt, sagst du, sich selbst zu entleiben, und dennoch soll jeder Weltweise einem Sterbenden gerne nachfolgen.

Wie? Cebes! sprach Sokrates: Du und Simmias, ihr habet beyde den Weltweisen Philolaus gehört, hat er euch denn niemals hiervon etwas gesagt?

Nichts ausführliches, mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe verschiedenes von der Sache gehört, und will euch solches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reisen will, habe Ursach, sich nach der Beschaffenheit des Landes, dahin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen. Diese Unterredung ist also meinen jetzigen Umständen angemessen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnen-Untergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweiset man, fragte Cebes, dafs der Selbstmord unerlaubt sey? Philolaus und andere Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeschärft, dafs er verboten sey, aber mehr hat mir niemand davon beygebracht. —

Wohlan! Lafs uns versuchen, ob wir nicht ein mehreres davon herausbringen können.

Was meyneſt du, Cebes? Ich behaupte, daſs der Selbſtmord ſchlechterdings in allen möglichen Umſtänden unerlaubt ſey. Wir wiſſen, es giebt Leute, für welche es beſſer wäre, geſtorben zu ſeyn, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daſs die Heiligkeit der Sitten auch von dieſen Unglücklichen fodern ſollte, ſich nicht ſelbſt wohl zu thun, ſondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten. — Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl iſt es ſo ſchwer nicht, dieſe anſcheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimniſſen zu ſagen pflegt, daſs wir Menſchen hienieden wie die Schildwachen ausgeſtellet wären, und alſo unſere Poſten nicht verlaſſen dürfen, bis wir abgelöſet würden, iſt zwar nicht ohne Grund, dürfte aber ſo leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht ſchwer zu faſſen ſind. Ich glaube als ausgemacht vorausſetzen zu können, die Götter (laſst mich jetzt ſagen Gott, denn wen habe ich zu ſcheuen?) Gott iſt unſer Eigenthumsherr, wir ſind ſein Eigenthum, und ſeine Vorsehung besorgt unser Bestes. Sind diese Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, sprach Cebes.

Ein Leibeigener, der unter der Vorsorge eines gütigen Herrn stehet, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben widersetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielleicht, wenn ein Funken von Rechtschaffenheit in seinem Busen glimmet, muſs es ihm eine wahre Freude seyn, die Wünsche seines Gebieters durch sich erfüllet zu sehen, und um so viel mehr, wenn er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daſs sein eigenes Bestes an diesen Wünschen Theil nimmt.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie, Cebes, als der unerschaffene Werkmeister den künstlichen Bau des menschlichen Leibes gewirkt, und ein vernünftiges Wesen hineingesetzt, hatte er da böse oder gute Absichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er müſste sein Wesen, die selbstständige Güte, verleugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen könnte; und was ist ein Gott, der sein Wesen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates! ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläubige Volk wandelbare

Gestalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bey einer andern Gelegenheit diesen lästerlichen Irrthum bestritten.

Derselle Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken, erhalten, und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungskräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugesinnten Leibeigenen also muſs es uns eine heilige Pflicht seyn, die Absichten unsers Eigenthumsherrn zu ihrer Reiſe gedeihen zu lassen, sie nicht gewaltsamer Weise in ihrem Laufe zu hemmen; sondern vielmehr alle unsere freywilligen Handlungen mit densellen auf das vollkommenste übereinstimmen zu lassen.

Darum habe ich gesagt, mein lieber Cebes! daſs die Weltweisheit die vortrefflichste Musik sey, denn sie lehrt uns, unsere Gedanken und Handlungen so einzurichten, daſs sie, so viel uns möglich ist, mit den Absichten des allerhöchsten Eigenthumsherrn vollkommen übereinstimmen. Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: so kann gewiſs keine Musik herrlicher und vortrefflicher seyn, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unsere Gedanken und Handlungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwissenden in eine groſse und wundervolle Harmonie zu stimmen — O Gebes! und der verwegene Sterbliche sollte sich erdreisten, diese entzückende Harmonie zu zerstören?

Er würde den Abscheu der Götter und Menschen verdienen, mein lieber Sokrates!

Sage mir aber auch dieses, mein Trauter! Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollstrecken?

Allerdings!

Sie sind also auch Wahrsager, die uns den Willen und die Absichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das ist unstreitig ein Rathschluſs des Allerhöchsten, wohin die von ihm erschaffene Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieses läugnen?

So lange uns also diese Wahrsager andeuten, daſs die Erhaltung unsers Lebens zu den Absichten Gottes gehöre, sind wir verpflichtet, unsere freyen Handlungen denselben gemäſs einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unserer Natur Gewalt entgegen zu setzen, und die Diener der obersten Weisheit in ihrer Verrichtung zu stören. Diese Schuldigkeit liegt uns so lange ob, bis Gott uns durch eben dieselben Wahrsager den ausdrücklichen *Befehl* zuschickt, dieses Leben zu verlassen, so wie er ihn heute mir zugeschickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, sprach Cebes. Allein nunmehr begreife ich um so viel weniger, mein lieber Sokrates! wie du vorhin hast sagen können, ein jeder Weltweiser müsse einem Sterbenden gerne folgen wollen. Ist dieses wahr, was du jetzt behauptest, daſs wir ein Eigenthum Gottes sind, und daſs derselbe unser Bestes besorge; so scheint jener Satz ungereimt. Wie? Soll ein vernünftiger Mann sich nicht betrüben, wenn er die Dienste eines Oberherrn verlassen muſs, der sein bester und gütigster Versorger ist? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frey, und sein eigener Herr zu werden, wie kann der unverständige Mündel sich schmeicheln, unter seiner eigenen Anführung besser zu stehen, als unter der Anführung des allerweisesten Vormundes? Ich sollte meinen, es sey vielmehr ein groſser Unverstand, wenn man sich durchaus in Freyheit setzen, und auch den besten Oberherrn nicht über sich leiden will. Wer Vernunft besitzet, wird sich allezeit mit Vergnügen der Aufſicht eines andern unterwerfen, dem er bessere Einsichten zutrauet, als sich selbst. Ich würde also gerade das Gegentheil von deiner Meinung herausbringen. Der Weise, würde ich sagen, müsse sich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er sterben soll.

Sokrates hörete ihm aufmerksam zu, und schien sich an seiner Scharfſinnigkeit zu ergözzen. Sodann kehrte er sich zu uns, und sprach: Cebes kann schon einem zu schaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beständig Ausflüchte.

Allein diesesmal, sprach Simmias, scheinet Cebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiser bewogen werden, sich ohne Miſsvergnügen der gütigen Vorsorge des allerweisesten Aufſehers zu entziehen? — Und wo mir recht ist, Sokrates! so zielet Cebes mit seinen Einwürfen eigentlich wider deine jetzige Aufführung, der du so gelassen, so willig, nicht nur uns alle verlässest, denen dein Tod so schmerzlich fällt; sondern dich auch der Aufſicht und Vorsorge eines solchen

Beherrschers entäuſserst, den du uns als das weiseste und gütigste Wesen zu verehren gelehret hast.

So? sprach **Sokrates**: Man hat mich angeklaget, wie ich höre? Ich werde mich also wohl förmlich vertheidigen müssen?

Allerdings! sprach **Simmias**.

Gut! versetzte **Sokrates**: Ich will mich bemühen, meine jetzige Schutzrede besser einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe.

Höre, **Simmias**! und du, **Cebes**! Hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erstlich immer noch unter demselben gütigsten Versorger zu stehen, und zweitens die Seelen der Verstorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundschaft hienieden vorzuziehen ist: so wäre es freylich eine Thorheit, den Tod so wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröstlichsten Hoffnungen, das mir beydes nicht entstehen wird. Das letztere zwar getraue ich mir nicht mit aller Gewiſsheit zu behaupten; aber daſs die Vorsehung Gottes auch da noch über mich walten werde, dieses, Freunde! behaupte ich so zuversichtlich, so gewiſs, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daſs ich verscheiden soll; denn ich weiſs, daſs mit dem Tode noch nicht alles für uns aus ist. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein solches, das, wie die alte Sage versichert, für Tugendhafte weit glückseliger seyn wird, als für Lasterhafte.

Wie da? sprach Simmias, mein lieber Sokrates! Willst du diese heilsame Versicherung im innersten deiner Seele verschlossen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die so viel tröstliches hat? Es ist billig, seinen Freunden ein so herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du uns von deiner Meynung überzeugest, so ist auch deine Schutzrede fertig.

Ich will es versuchen, versetzte er. Doch laſs uns erst den Kriton hören, der schon lange etwas sagen zu wollen scheinet.

Ich? nichts, mein Lieber! erwiederte Kriton. — Der Mann hier, der dir den Gift bringen soll, läſst mir keine Ruhe: ich soll dich bitten, nicht so viel zu reden. Man erhitzt sich so sehr, spricht er, und dann wirkt der Trank so gut nicht. Er hätte schon öfters einen zweiten oder dritten Gifttrunk bereiten müssen, für Leute die sich das Reden nicht hätten verwehren lassen.

Laſs ihn, im Namen der Götter! sprach Sokrates, hingehen und sein Amt versehen. Er halte den zweiten Giftrunk bereit, oder den dritten, wenn er meinet. —

Diese Antwort hatte ich mir vermuthet, sprach Kriton; allein der Mensch will nicht ablassen. —

O laſs ihn! versetzte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenschaft zu geben, warum ein Mensch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröliches Muths seyn müsse, indem er sich nach dem Tode die gröſste Seligkeit zu versprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes! ich dieses behaupte, will ich zu erklären suchen. —

Das wissen vielleicht die wenigsten, meine Freunde! daſs wer sich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, seine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, sterben zu lernen. Ist aber dieses: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in seinem ganzen Leben, alle Wünsche, alle Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken, und sich doch zu betrüben, wenn das längst erwünschte Ziel endlich erreicht wird?

Simmias lachte. Beym Jupiter! sprach er, Sokrates! ich muſs lachen, so wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier sagst, dürfte das Volk nicht so sehr befremden, als du meynest. Das hiesige insbesondere könnte dir sagen, wie sie gar wohl wufsten, dafs die Weltweisen sterben lernen wollten, daher sie ihnen auch das widerfahren liefsen, was sie verdienten, und wornach sie sich sehnten.

Ich würde ihnen alles einräumen, Simmias! nur das nicht, dafs sie es einsehen. Sie wissen nicht was der Tod ist, nach dem die Weltweisen sich sehnen, und in wie weit sie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede jetzt mit meinen Freunden.

Ist der Tod nicht etwas, das sich beschreiben und erklären läfst?

Freylich! versetzte Simmias.

Ist er aber etwas anders, als eine Trennung des Leibes und der Seele? — Sterben nämlich heifst diefs nicht, wenn die Seele den Leib, und der Leib die Seele dergestalt verläfst, dafs sie keine Gemeinschaft unter einander mehr haben, und jeder für sich bleibet? Oder weifst du deutlicher anzuzeigen, was der Tod sey?

Nein! mein Lieber!

Ueberlege einmal, Freund! ob es dir auch so vorkömmt, wie mir. Was meynest du? Wird der wahre Liebhaber der Weisheit den sogenannten Wollüsten nachhängen, und nach köstlichen Speisen und Getränken so sonderlich streben?

Nichts weniger, antwortete Simmias.

Wird er der Liebe ergeben seyn?

Eben so wenig!

Und in Ansehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er in seinen Kleidern z. B. auf Pracht und Ueppigkeit sehen, oder wird er sich mit dem Nothwendigen begnügen und das Ueberflüſsige nicht achten?

Was man entbehren kann, sprach jener, macht dem Weisen keine Sorgen.

Wollen wir nicht überhaupt sagen, fuhr Sokrates fort, der Weltweise sucht sich aller unnöthigen Leibessorgen zu entschlagen, um mit mehrerer Achtsamkeit der Seele warten zu können?

Warum nicht?

Er unterscheidet sich also schon hierin von den übrigen Menschen, daſs er sein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten fesseln läſst, sondern seine Seele zum Theil der Gemeinschaft des Leibes zu entwöhnen sucht.

Es scheint so.

Der gröſste Haufe der Menschen, o Simmias! wird dir sagen, daſs der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genieſsen will. Das nennen sie sich nach dem Tode sehnen, wenn man dem sinnlichen Wohlleben absagt und sich aller fleischlichen Wollust enthält.

Dies ist die Wahrheit, Sokrates!

Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitliebenden im Nachdenken, und wird er sich sonderlichen Fortgang in der Weisheit versprechen können, wenn er sich nicht von den sinnlichen Gegenständen zu erheben gelernet hat? — Ich erkläre mich. — Die Eindrücke des Gesichts und des Gehörs sind, so, wie sie uns von den Gegenständen zugeschickt werden, bloſs einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn diese müssen erst mit dem Verstande aus ihnen gezogen werden. Nicht?

Allerdings!

Auch als einzelne Empfindungen ist ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter singen mit Recht: die Sinne täuschen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und sehen, ist voller Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber diese beyden Sinne keine deutlichen Einsichten gewähren: so wird der übrigen weit undeutlichern Sinnen gar nicht zu gedenken seyn.

Freylich nicht.

Wie muſs es nun die Seele anfangen, wenn sie zur Wahrheit gelangen will? Wo sie sich auf die Sinne verläſst, so ist sie betrogen.

Richtig!

Sie muſs also nachdenken, urtheilen, schlieſsen, erfinden; um durch diese Mittel, so viel möglich, in das wahre Wesen der Dinge einzudringen.

Ja!

Aber wann geht das Nachdenken am besten von statten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichsam nicht fühlen, wenn weder Gesicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns selbst erinnern. Alsdann ziehet die Seele ihre Aufmerksamkeit von dem Körper ab, verläſst, so viel sie kann, seine Gesellschaft, um in sich versammelt, nicht den Sinnenschein, sondern das Wesen, nicht die Eindrücke, wie sie uns zugeführet werden, sondern das, was sie wahres enthalten, zu betrachten.

Richtig!

Abermals eine Gelegenheit, bey welcher die Seele des Weisen den Leib zu meiden, und sich so viel sie kann, von ihm zu entfernen suchen muſs.

Allem Ansehen nach!

Um die Sache noch deutlicher zu machen: Ist die allerhöchste Vollkommenheit ein bloſser Gedanke, ohne äuſserlichen Gegenstand, oder bedeutet es ein wirkliches Wesen, das auſser uns vorhanden ist?

Freylich ein wirkliches, auſser uns vorhandenes, schrankenloses Wesen, dem das Daseyn vorzugsweise zukommen muſs, mein Sokrates!

Und die allerhöchste Güte, und die allerhöchste Weisheit? Sind diese auch etwas Wirkliches?

Beym Jupiter! Ja! Es sind unzertrennliche Eigenschaften des allervollkommensten Wesens, ohne welche jenes nicht da seyn kann.

Wer hat uns aber dieses Wesen kennen gelehret? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie gesehen?

Gewiſs nicht!

Wir haben es auch nicht gehöret, nicht gefühlt; kein äuſserlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkungsvermögen, u. s. w. zugeführet, und dennoch wissen wir, daſs diese Dinge auſser uns wirklich sind, in dem allerhöchsten Grade wirklich sind. Kann uns niemand erklären, wie wir auf diese Begriffe gekommen sind?

Simmias sprach, die Stimme Jupiters,

mein lieber Sokrates! Ich werde mich abermals auf dieselbe berufen.

Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortreffliche Flötenstimme höreten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenspieler zu kennen, der unser Ohr so sehr zu entzücken weiſs?

Vielleicht jetzo nicht, lächelte Simmias, da wir hier die vortrefflichste Musik hören.

Wenn wir ein Gemälde betrachten, fuhr Sokrates fort, so wünschen wir, die Meisterhand zu kennen, die es verfertiget hat. Nun liegt in uns selbst das allervortrefflichste Bild, das Götteraugen und Menschenaugen jemals gesehen, das Bild der allerhöchsten Vollkommenheit, Güte, Weisheit, Schönheit, u. s. f. und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der diese Bilder hineingezeichnet?

Cebes erwiederte: Ich erinnere mich einst vom Philolaus eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.

Will Cebes seine Freunde, versetzte Sokrates, nicht an dieser Hinterlassenschaft des glückseligen Philolaus Theil nehmen lassen?

Wenn diese, sprach Cebes, die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es sey! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, sprach **Philolaus**, hat die Seele nicht von den äuſsern Sinnen, sondern durch sich selbst erlangt, indem sie ihre eigenen Wirkungen beobachtet, und dadurch ihr eigenes Wesen und ihre Eigenschaften kennen lernt. — Dieses deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdichtung hinzusetzen hören: Laſst uns vom Homer, pflegte er zu sagen, die beyden Tonnen entlehnen, die in dem Vorsaale Jupiters liegen, aber zugleich uns die Freyheit ausbitten, sie nicht mit Glück und Unglück, sondern die zur Rechten mit wahrem Wesen, und die zur Linken mit Mangel und Unwesen anzufüllen. — So oft die Allmacht Jupiters einen Geist hervorbringen will, so schöpft er aus diesen beyden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schicksal, und bereitet, nach dessen Maſsgebung, eine Mischung von Wesen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geistes enthält. Daher findet sich zwischen allen Arten von geistigen Wesen eine verwundernswürdige Aehnlichkeit; denn sie sind alle aus eben den Tonnen geschöpft, und nur an der Mischung unterschieden. Wenn also unsere Seele, welche gleichfalls nichts anders ist, als eine solche Mischung von Wesen und Mangel, sich selbst beobachtet, so erlangt sie einen Begriff von dem Wesen der Geister und ihren Schranken, von Vermögen und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verstand, Weisheit, Kraft, Absicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tausend andern unkörperlichen Dingen, über welche sie die äuſsern Sinne in der tiefsten Unwiſsenheit lassen würden.

Wie unvergleichlich! versetzte Sokrates. Siehe, Cebes! Du besitzest einen solchen Schatz, und wolltest mich sterben lassen, ohne mir denselben einmal zu zeigen! — Doch laſs sehen, wie wir ihn noch vor dem Tode genieſsen wollen. Philolaus sagte also: Die Seele erkennet ihre Nebengeister, indem sie sich selbst beobachtet. Nicht?

Ja!

Und sie erlanget Begriffe von unkörperlichen Dingen, indem sie ihre eigenen Fähigkeiten auseinander setzt, und jeder, um sie deutlicher unterscheiden zu können, einen besondern Namen giebt?

Allerdings.

Wenn sie aber ein höheres Wesen, als sie selbst ist, einen Dämon z. B. sich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?

Cebes schwieg; und Sokrates fuhr fort:

Habe ich die Meinung des Philolaus anders recht begriffen, so kann sich die Seele zwar niemals von einem höhern Wesen, als sie selbst ist, oder nur von einer höhern Fähigkeit, als sie selbst besitzet, einen der Sache gemäſsen Begriff machen; allein sie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifen, dem mehr Wesen und weniger Mängel zu *Theile worden, als ihr selbst*, das heiſst, welches vollkommener ist, als sie; oder hast du es vielleicht vom Philolaus anders gehört?

Nein!

Und von dem allerhöchsten Wesen, von der allerhöchsten Vollkommenheit hat sie auch nicht mehr, als diesen Schimmer einer Vorstellung. Sie kann das Wesen desselben nicht in seinem ganzen Umfange begreifen *); aber sie denkt ihr eigenes Wesen, das, was sie Wahres, Gutes und Vollkommenes hat, trennet

---

*) Einige Weltweise wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daſs wir von Gott nicht wissen, was er ist, sondern was er nicht ist, und stellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache so vor, als wenn wir von Gott und seinen Eigenschaften gar nichts wüſsten. Nun ist es nicht zu läugnen, daſs wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit

---

entfernt seyn können, wenn wir auch wissen, dafs sie dieses, oder jenes nicht sey. Allein wie oft ist nicht schon mit Grunde angemerkt worden, dafs wir den vollkommensten Wesen nur Mängel und Einschränkungen absprechen, und diese Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe. Dafs wir zuweilen für gut finden, die Eigenschaften Gottes verneinungsweise auszudrücken, ist eigentlich dem Ursprung unserer Begriffe von Gott zuzuschreiben, als welche die Verneinung unserer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort unveränderlich z. B. ist die Verneinung einer Unvollkommenheit, und im Grunde ein positiver Begriff, nehmlich immer dasselbe; aber wir drücken diesen Begriff verneinungsweise aus, weil wir durch die Verneinung der uns beywohnenden Veränderlichkeit darauf gekommen sind. In diesem Verstande ist also der angeführte Satz ungegründet, denn unsere Begriffe von Gott zeigen nicht es in Gedanken von dem Mangel und Unwesen, mit welchem es in ihr vermischt ist, und

---

an, was Gott nicht ist; sondern was ihm nicht fehlet. Will man aber nur so viel sagen, dafs wir von den positiven Eigenschaften Gottes keine Anschauung, keine selbstgefühlte Vorstellung haben; so wird dieses willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die mancher aus diesem an sich unschuldigem Satze hat ziehen wollen. Das wenige, was uns von den göttlichen Eigenschaften bekannt ist, verliert dadurch weder seine Wahrheit noch Gewifsheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheit nie selbst fühlen; so haben wir doch durch die innere Anschauung unserer selbst die Grundlage zu diesen Vollkommenheiten kennen lernen, und diese anschauend erkannte Grundlage mit der hinzugefügten symbolischen Absonderung der Mängel und Einschränkungen geben einer Menge von Lehrsätzen und Folgen ihre ausgemachte Gewifsheit. Saundersons hatte keine selbstgefühlte geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit ist. —

Apollodorus, der bisher alle Worte des Sokrates leise nachgesprochen hatte, gerieth hier in Entzückung, und wiederholte laut: das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit ist.

Und Sokrates fuhr fort: Sehet ihr, meine Freunde! wie weit sich der Weisheitliebende von den Sinnen und ihren Gegenständen entfernen muſs, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückseligkeit ist, das allerhöchste und vollkommenste Wesen? In dieser Gedankenjagd muſs er Augen und Ohren verschlieſsen, Schmerz- und Sinnenlust ferne von seiner Achtsamkeit seyn lassen, und wenn

---

Vorstellung vom Lichte: aber die allgemeine Aehnlichkeit des Gesichts mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtstralen durch Worte beyzubringen, und die ganze Theorie der Optik, die er seinen Zuhörern aus diesen Grundbegriffen erklärte, war nichts desto weniger unumstöſslich.

es möglich wäre, seines Leibes ganz vergessen, um desto einsamer sich ganz auf seine Seelenvermögen und ihre innere Wirksamkeit einzuschränken.

Der Leib ist seinem Verstande bey dieser Untersuchung nicht nur ein unnützlicher, sondern auch ein beschwerlicher Geſellſchafter: denn jetzt sucht er weder Farbe noch Gröſse, weder Töne noch Bewegung, sondern ein Ding, das alle mögliche Farben, Gröſsen, Töne und Bewegungen, und, was noch weit mehr ist, alle mögliche Geister sich aufs deutlichste vorstellet und in allen ersinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehülflicher Gefährte ist der Körper auf dieser Reise!

Wie erhaben! rief **Simmias**, aber auch wie wahr!

Die wahren Weltweisen, sprach **Sokrates**, die diese Gründe in Erwägung ziehen, können nicht anders, als diese Meinung hegen, und einer zum andern sprechen: Siehe! hier ist ein Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter weg führet, und alle unsere Hoffnungen vereitelt. Wir sind versichert, daſs die Erkenntniſs der Wahrheit unser einziger Wunsch sey. Aber so lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe schleppen; so lange unsere Seele noch mit dieser irdischen Seuche behaftet ist; können wir uns unmöglich schmeicheln, diesen Wunsch ganz erfüllt zu sehen. Wir sollen die Wahrheit suchen. *Leider!* läſst uns der Körper wenig Muſse zu dieser wichtigen Unternehmung. Heute fordert sein Unterhalt unsere ganze Sorge; morgen fechten ihn Krankheiten an, die uns abermals stören; sodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Furcht, Begierden, Wünsche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerstreuen, die unsere Sinnen von einer Eitelkeit zur andern locken, und uns nach dem wahren Gegenstande unserer Wünsche, nach der Weisheit, vergebens schmachten lassen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menschen? wer anders, als der Körper, und seine unersättlichen Begierden? Denn die Habsucht ist die Mutter aller Unruhen, und unsere Seele würde niemals nach eigenthümlichen Besitzungen geizen, wenn sie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu sorgen hätte. Solchergestalt sind wir die meiste Zeit beschäftiget, und haben selten Muſse zur Weltweisheit. Endlich, erzielet man auch irgend eine müſsige Stunde, und macht sich bereit, die Wahrheit zu umarmen: so stehet uns abermals dieser Störer unserer Glückseligkeit, der Leib, im Wege, und bietet uns seine Schatten, statt der Wahrheit, an. Die Sinne halten uns, wider unsern Dank, ihre Scheinbilder vor und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz: und sie soll in diesem allgemeinen Aufruhr gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? - Unmöglich! Wir müſsen also die seligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Auſsen und Ruhe von Innen uns das Glück verschafft, den Leib völlig aus der Acht zu schlagen, und mit den Augen des Geistes nach der Wahrheit hinzusehen. Aber wie selten, und wie kurz sind auch diese seligen Augenblicke! —

Wir sehen ja deutlich, daſs wir das Ziel unserer Wünsche, die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unserm Tode; beym Leben ist keine Hoffnung dazu. Denn kann anders die Seele, so lange sie im Leibe wohnet, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, so müſsen wir eines von beyden setzen: entweder, wir werden sie niemals erkennen, oder, wir werden sie nach unserm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläſst, und vermuthlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in diesem Leben zu jener seligen Erkenntniſs vorbereiten, so müſsen wir unterdessen dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfordert; wir müssen uns seiner Begierden und Lüste enthalten, und uns, so oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchsten gefallen wird, uns in Freyheit zu setzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreiet, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchste und vollkommenste Wesen, mit lautern und heiligen Sinnen zu beschauen, indem wir vielleicht andere neben uns eben derselben Glückseligkeit geniefsen sehen — Diese Sprache, mein lieber Simmias! dürfen die wahren Wissensbegierigen unter einander führen, wenn sie sich von ihren Angelegenheiten besprechen, und diese Meinung müssen sie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?

Nicht anders, mein Sokrates!

Wenn aber dem also ist, mein Lieber! hat ein solcher, der mir heute nachfolget, nicht grofse Hoffnung, da, wo wir hin kommen, besser als irgendwo, das zu erlangen, wornach er im gegenwärtigen Leben so sehr gerungen?

Allerdings!

Ich kann also meine Reise heute mit guter Hoffnung antreten, und jeder Wahrheitliebender mit mir, wenn er bedenkt, dafs ihm ohne

Reinigung und Vorbereitung kein freyer Zutritt zu den Geheimnissen der Weisheit verstattet wird.

Dieses kann nicht geleugnet werden, sprach **Simmias**.

Die Reinigung aber ist nichts anders, als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen, und anhaltende Uebung, über das Wesen und die Eigenschaften der Seele selbst Betrachtungen anzustellen, ohne sich darin etwas, das nicht die Seele ist, irren zu lassen; mit einem Worte, die Bemühung, sowohl in diesem als in dem zukünftigen Leben, die Seele von den Fesseln des Leibes zu befreyen, damit sie ungehindert sich selbst betrachten und dadurch zur Erkenntniſs der Wahrheit gelangen möge.

Allerdings!

Die Trennung des Leibes von der Seele nennt man den Tod.

Freylich.

Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden also alle ersinnliche Mühe an, sich dem Tode, so viel sie können, zu nähern, sterben zu lernen. Nicht?

Es scheinet so.

Wäre es nun aber nicht höchst ungereimt, wenn ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts gelernet, als die Kunst zu sterben, wenn ein solcher, sage ich, zuletzt sich betrüben wollte, da er den Tod sich nahen sieht; wäre es nicht lächerlich?

Unstreitig.

Also, Simmias! muſs den wahren Weltweisen der Tod niemals schrecklich, sondern allezeit willkommen seyn. Die Gesellschaft des Leibes ist ihnen bey allen Gelegenheiten beschwerlich, denn wofern sie den wahren Entzweck ihres Daseyns erfüllen wollen, so müssen sie suchen die Seele vom Leibe zu trennen, und gleichsam in sich selbst zu versammeln. Der Tod ist diese Trennung, die längst gewünschte Befreyung von der Gesellschaft des Leibes. Welche Ungereimtheit also, bey Herannahung desselben zu zittern, sich zu betrüben! Getrost und fröhlich vielmehr müssen wir dahin reisen, wo wir Hoffnung haben, unsere Liebe zu umarmen, ich meine die Weisheit, und des überlästigen Gefährten los zu werden, der uns so vielen Kummer verursacht hat. Wie? gemeine und unwissende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünschen in ihrer Betrübniſs nichts sehnlicher, als die Oberwelt verlassen und zu dem Gegenstande ihrer Liebe, oder ihrer Begierden, hinabsteigen zu können: und diese, die gewisse Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in solchem Glanze zu erblicken, als in jenem Leben, diese sind voller Angst? diese beben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reise an? O nein! mein Lieber! nichts ist ungereimter, als ein Weltweiser, der den Tod fürchtet.

Beym Jupiter, ganz vortrefflich! rief Simmias.

Zittern und voller Angst seyn, wenn der Tod winkt, kann dieses nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daſs man nicht die Weisheit, sondern den Leib, das Vermögen, die Ehre oder alle drey zusammen liebet?

Ganz untrüglich.

Wem geziemet die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr, als dem Weltweisen?

Niemanden.

Und die Mäſsigkeit, diese Tugend, die in der Fertigkeit bestehet, seine Begierden zu bezähmen, und in seinem Thun und Lassen eingezogen und sittsam zu seyn, wird sie nicht vornehmlich bey dem zu suchen seyn, der seinen Leib nicht achtet, und bloſs in der Weltweisheit lebt und webt?

Nothwendig, sprach er.

Aller übrigen Menschen Mannhaftigkeit und

Mäſsigkeit wird dir ungereimt scheinen, wenn du sie näher betrachtest.

Wie so, mein Sokrates?

Du weiſst, versetzte er, daſs die mehresten Menschen den Tod für ein sehr groſses Uebel halten.

Richtig, sprach er.

Wenn also diese so genannten tapfern und mannhaften Leute unerschrocken sterben, so geschiehet es bloſs aus Furcht eines noch gröſsern Uebels.

Nicht anders.

Also sind alle Mannhaften, ausser den Weltweisen, bloſs aus Furcht unerschrocken. Ist aber eine Unerschrockenheit aus Furcht nicht höchst ungereimt?

Dieses ist nicht zu leugnen.

Mit der Mäſsigkeit hat es dieselbe Beschaffenheit. Aus Unmäſsigkeit leben sie mäſsig und enthaltsam. Man sollte dieses für unmöglich halten, und dennoch trift es bey dieser unvernünftigen Mäſsigkeit völlig ein. Sie enthalten sich gewisser Wollüste, um andere, nach welchen sie gieriger sind, desto ungestörter genieſsen zu können. Sie werden Herren über jene, weil sie von diesen Knechte sind. Frage sie, sie werden dir freylich sagen, sich von seinen Begierden beherrschen zu lassen, sey Unmäſsigkeit; allein sie selbst haben die Herrschaft über gewisse Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sklaverey gegen andere, die noch ausgelassener sind. Heiſset nun dieses nicht gewiſsermaſsen aus Unmäſsigkeit enthaltsam seyn?

Allem Ansehen nach.

O mein theurer Simmias! Wollust gegen Wollust, Schmerz gegen Schmerz, und Furcht gegen Furcht vertauschen, gleichsam, wie Münze, für ein groſses Stück viele kleine einwechseln: dieſs ist nicht der Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig ist, und für welche man alles andere hingeben muſs, ist die Weisheit. Mit dieser schafft man sich alle übrigen Tugenden an: Tapferkeit, Mäſsigkeit, und Gerechtigkeit. Ueberhaupt bey der Weisheit ist wahre Tugend, wahre Herrschaft über die Begierden, über die Verabscheuung, und über alle Leidenschaften; ohne Weisheit aber erlanget man nichts, als einen Tausch der Leidenschaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laster Sklavendienste thun muſs, und an sich selbst nichts Gesundes und Wahres mit sich führet. Die wahre Tugend ist eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tausch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäſsigkeit, Mannhaftigkeit, Weisheit, sind kein Tausch der Laster gegen einander. Unsere Vorfahren, welche die Teleten, oder die vollkommenen Versöhnungsfeste gestiftet, müssen, allem Ansehen nach, sehr weise Männer gewesen seyn, denn sie haben durch diese Räthsel zu verstehen geben wollen, daſs, wer unversöhnt und ungeheiligt die Oberwelt verläſst, die härteste Strafe auszustehen habe; der Geläuterte und Versöhnte aber nach seinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit diesen Versöhnungsgeheimnissen umgeben, pflegen zu sagen: Es giebt viele Thyrsusträger, aber wenig Begeisterte: und meines Erachtens verstehet man unter den Begeisterten diejenigen, die sich der wahren Weisheit gewidmet. Ich habe in meinem Leben nichts gespart, sondern unabläſsig gestrebt, einer von diesen Begeisterten zu seyn, ob mein Bemühen fruchtlos gewesen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen, werde ich da, wo ich hinkomme, am besten erfahren, und so Gott will, in kurzer Zeit. —

Dieses ist meine Vertheidigung, Simmias und Cebes! warum ich meine besten Freunde hienieden ohne Betrübniſs verlasse, und bey Herannahung der Todesstunde so wenig zittre.

Ich glaube allda bessere Freunde und ein besseres Leben zu finden, als ich hier zurück asse, so wenig auch dieses beym gemeinen Haufen Glauben finden wird.

Hat nun meine jetzige Schutzrede bessern Eingang gefunden, als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, so bin ich vollkommen vergnügt.

Sokrates hatte ausgeredet, und **Cebes** rgriff das Wort: Es ist wahr, **Sokrates**! du hast dich vollkommen gerechtfertiget; alein was du von der Seele behauptest, muſs vielen unglaublich scheinen; denn sie halten nsgemein dafür, die Seele sey nirgend mehr nzutreffen, sobald sie den Körper verlassen, ondern werde, gleich nach dem Tode des Menschen, aufgelöset und zernichtet. Sie teige, wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf, us dem Körper in die obere Luft, allwo sie vergehe, und völlig aufhöre zu seyn. Könnte s ausgemacht werden, daſs die Seele für sich bestehen kann, und nicht nothwendig mit diesem Leibe verbunden seyn muſs, so hätten die Hoffnungen, die du mir machest, eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit; denn so bald es mit uns nach dem Tode besser werden kann: o hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daſs es mit ihm wirklich besser werden wird. Allein die Möglichkeit selbst ist schwer zu begreifen, daſs die Seele nach dem Tode noch denken, daſs sie noch Willen und Verstandeskräfte haben soll; dieses also, mein Sokrates! erfordert noch einigen Beweis.

Du hast Recht, Cebes! versetzte Sokrates. Allein was ist zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können, oder nicht?

Ich bin sehr begierig, sprach Cebes deine Gedanken hierüber zu vernehmen.

Wenigstens kann derjenige, erwiederte Sokrates, der unsere Unterredung höret, und wenn es auch ein Komödienschreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beschäftige mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich sind. Die Untersuchung, die wir jetzt vor haben, ist vielmehr so wichtig, daſs uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beystand einer Gottheit zu flehen, bevor wir zum Werke schreiten. — Er schwieg, und saſs eine Weile in Andacht vertieft; sodann sprach er: Doch, meine Freunde! mit lauterm Herzen die Wahrheit suchen, ist die würdigste Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beystand leisten kann. Zur Sache also: Der Tod, o Cebes! ist eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes, und wir wollen jetzt untersuchen, was bey dieser Veränderung sowohl mit dem Leibe des Menschen, als mit seiner Seele vorgehet. Nicht?

Richtig!

Sollte es nicht rathsam seyn, erst überhaupt zu erforschen, was eine natürliche Veränderung ist und wie die Natur ihre Veränderungen nicht nur in Ansehung des Menschen, sondern auch in Ansehung der Thiere, Pflanzen und leblosen Dinge hervor zu bringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf diese Weise näher zu unserm Entzwecke kommen.

Der Einfall scheinet nicht unglücklich, versetzte Cebes; wir müssen also fürs erste eine Erklärung suchen, was Veränderung sey.

Mich dünkt, sprach Sokrates, wir sagen, ein Ding habe sich verändert, wenn unter zwoen entgegengesetzten Bestimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhört, und die andere anfängt wirklich zu seyn. Z. B. schön und häfslich, gerecht und ungerecht, gut und böse, Tag und Nacht, schlafen und wachen, sind dieses nicht entgegengesetzte Bestimmungen, die bey einer und eben derselben Sache möglich sind?

Ja!

Wenn eine Rose welkt und ihre schöne Gestalt verliert: sagen wir alsdann nicht, sie habe sich verändert?

Allerdings!

Und wenn ein ungerechter Mann seine Lebensart verändern will, muſs er nicht eine entgegengesetzte annehmen, und gerecht werden?

Wie anders?

Auch umgekehrt, wenn durch eine Veränderung etwas entstehen soll, so muſs vorhin das Widerspiel davon da gewesen seyn. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht gewesen, und hinwiederum Nacht, nachdem es vorhin Tag gewesen: ein Ding wird schön, groſs, schwer, ansehnlich u. s. w. nachdem es vorhin häſslich, klein, leicht, unansehnlich gewesen ist. Nicht?

Ja!

Eine Veränderung heiſst also überhaupt nichts anders, als die Abwechslung der entgegengesetzten Bestimmungen, die an einem Dinge möglich sind. Wollen wir es bey dieser Erklärung bewenden lassen? Cebes scheint noch unentschlossen. —

Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokrates! Das Wort entgegengesetzte macht mir einiges Bedenken. Ich sollte nicht glauben, daſs schnurstracks entgegengesetzte Zustände unmittelbar aufeinander folgen könnten.

Richtig! versetzte Sokrates. Wir sehen auch, daſs die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelzustand zu finden weiſs, der ihr gleichsam zum Uebergange dient, von einem Zustande auf den entgegengesetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag, vermittelst der Abenddämmerung, so wie der Tag auf die Nacht, vermittelst der Morgendämmerung. Nicht?

Freylich.

Das Groſse wird in der Natur klein, vermittelst der allmähligen Abnahme, und das kleine hinwiederum groſs, vermittelst des Anwachses.

Richtig.

Wenn wir auch in gewissen Fällen diesem Uebergange keinen besondern Namen gegeben: so ist doch nicht zu zweifeln, daſs er wirklich vorhanden seyn müsse, wenn ein Zustand natürlicher Weise mit seinem Widerspiel abwechseln soll: denn muſs nicht eine Veränderung, die natürlich seyn soll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt sind, hervorgebracht werden?

Wie könnten sie sonst natürlich heiſsen?

Diese ursprünglichen Kräfte aber sind stets wirksam, stets lebendig: denn wenn sie nur einen Augenblick entschliefen, so würde sie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieses natürlich nennen?

Wie könnten wir? sprach Cebes.

Was die natürlichen Kräfte also jetzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben sie schon von jeher gearbeitet; denn sie waren niemals müſsig, nur daſs ihre Wirkung erst nach und nach sichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B. die die Tageszeiten verändert, arbeitet schon jetzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen, aber sie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge sind von der Geburt des Tages bis auf seinen Tod.

Richtig.

Im Schlafe selbst arbeiten die Lebenskräfte schon an der künftigen Erwachung, so wie sie im wachenden Zustande den künftigen Schlaf vorbereiten.

Dieses ist nicht zu leugnen.

Und überhaupt, wenn ein Zustand natürlicher Weise auf sein Widerspiel erfolgen soll, wie solches bey allen natürlichen Veränderungen geschiehet: so müssen die stets wirksamen Kräfte der Natur schon vorher an dieser Veränderung gearbeitet, und den vorhergehenden Zustand gleichsam mit dem zukünftigen beschwängert haben. Folgt nicht hieraus, daſs die Natur alle mittlern Zustände mitnehmen muſs, wenn sie einen Zustand mit seinem Widerspiel ablösen will?

Ganz unleugbar.

Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entstehe, ob nicht Anfangs zu viel nachgegeben worden. Wir erfodern zu jeder natürlichen Veränderung dreyerley: einen vorhergehenden Zustand des Dinges, das verändert werden soll; einen darauf folgenden, der jenem entgegengesetzt ist, und einen Uebergang, oder die zwischen beiden liegenden Zustände, die der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg bahnen. Wird dieses zugegeben?

Ja, ja! rief Cebes. Ich sehe nicht ab, wie man an dieser Wahrheit sollte zweifeln können.

Laſs sehen, erwiederte Sokrates, ob dir folgendes eben so unläugbar scheinen wird. Mich dünkt, alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben, sondern, indem die Zeit ohne zu ruhen forteilet, und das Künftige beständig zu dem Vergangenen zurück sendet, so verwandelt sie auch zugleich alles Veränderliche, und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Gestalt. Bist du nicht auch dieser Meynung, Cebes?

Sie ist wenigstens wahrscheinlich.

Mir scheinet sie unwidersprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit, und kein bloſser Begriff ist, muſs eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geschicke, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, so wird etwas an ihm anders, als es vorhin gewesen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe sind: was könnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in seinem Laufe hemmen?

Jetzt bin ich überzeugt.

Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daſs uns gewisse Dinge oft eine Zeit lang unverändert scheinen; denn scheinet uns doch auch eine Flamme eben dieselbe, und dennoch ist sie nichts anders, als ein Feuerstrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaſs empor steigt und unsichtbar wird. Die Farben kommen unsern Augen öfters wie unverändert vor und gleichwohl wechselt beständig neues Sonnenlicht mit den vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit suchen, so müssen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht aber nach dem Sinnenschein beurtheilen.

Beym Jupiter! versetzte Cebes, diese Wahrheit öffnet uns eine so neue als reizende Aussicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde!

fuhr er fort, indem er sich zu uns wandte, die Anwendung von dieser Lehre auf die Natur unserer Seele scheinet die wichtigsten Folgen zu versprechen.

Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu schicken, versetzte Sokrates, ehe ich auf diese Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingestanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben; sondern, so wie die vergangene Zeit älter wird, so wächst auch die aneinander hängende Reihe der Abänderungen, die dagewesen sind. Nun überlege, Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten, oder stätigen Reihe auf einander?

Ich begreife nicht, sprach Cebes, was du sagen willst. —

Beyspiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des stillen Wassers scheinet uns in einem fort zu gehen, und jedes Wassertheilchen mit denen, die um ihn sind, gemeinschaftliche Grenzen zu haben; da hingegen ein Sandhügel aus vielen Körnlein bestehet, deren jedes seine eigene Grenzen hat. Nicht?

Dieses ist begreiflich.

Wenn ich das Wort Cebes ausspreche, folgen hier nicht zwo vernehmliche Sylben auf einander, zwischen welchen keine dritte anzutreffen ist?

Richtig!

Das Wort Cebes also geht nicht in einem fort; sondern die Sylben, aus welchen es bestehet, folgen in einer unstätigen Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigene Grenzen.

Richtig!

Aber in dem Begriffe, den mein Geist mit diesem Worte verbindet, giebt es auch hier Theile, die ihre eigene Grenzen haben?

Mich dünkt, nein!

Und mit Recht, denn alle Theile und Merkmale eines zusammengesetzten Begriffes fliefsen so in einander, dafs sich keine Grenzen angeben lassen, wo dieses aufhört, jenes anfängt, sie machen also zusammen ein stätiges Ganze aus, da hingegen jede Sylbe ihre bestimmten Grenzen hat, und ihrer viele, die zusammenkommen, ein Wort ausmachen, in einer unstätigen Reihe auf einander folgen.

Dieses ist vollkommen deutlich.

Ich frage also von der Zeit; Ist sie mit dem ausgesprochenen Wort, oder mit dem Begriffe zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer stätigen, oder unstätigen Ordnung auf einander?

In einer stätigen, erwiederte Cebes.

Freylich, versetzte Simmias; denn durch die Folge unserer Begriffe erkennen wir ja die Zeit: wie ist es also möglich, daſs die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerley seyn sollte?

Die Theile der Zeit, fuhr Sokrates fort, gehen also in einem fort, und haben gemeinschaftliche Grenzen?

Richtig!

Das kleinste Zeittheilchen ist eine solche Folge von Augenblicken, läſst sich in noch kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenschaften der Zeit behalten. Nicht?

Es scheinet.

Es giebt also auch keine zwo Augenblicke, die sich einander die nächsten sind, das heiſst, zwischen welchen sich nicht noch ein dritter gedenken lieſse?

Dieses folgt aus dem Zugestandenen.

Geben die Bewegungen und überhaupt alle Veränderungen in der Natur, nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?

Ja!

Sie folgen also, wie die Zeit in einer stätigen Verbindung aufeinander?

Richtig!

Es wird daher auch keine zween Zustände geben, die sich einander die nächsten sind, das heiſst zwischen welchen nicht noch ein dritter anzutreffen sey?

Es scheinet also.

Unsern Sinnen kömmt es freylich so vor, als wenn die Veränderungen der Dinge rückweise geschähen, indem sie solche nicht eher, als nach merklichen Zwischenzeiten wahrnehmen; allein die Natur gehet nichts desto weniger ihren Weg, und verändert die Dinge allmählich, und in einer stetigen Folge auf einander. Der kleinste Theil dieser Folge ist selbst eine Folge von Veränderungen; und man mag zween Zustände so dicht an einander setzen, als man will, so giebt es immer noch einen Uebergang dazwischen, der sie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg zeigt.

Ich begreife dieses alles sehr wohl, sprach Cebes.

Meine Freunde! rief Sokrates, jetzt ist es Zeit, uns unserm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe gesammelt, die für unsere Ewigkeit streiten sollen, und ich verspreche mir einen gewissen Sieg. Wollen wir aber nicht, nach Gewohnheit der Feldherren, ehe wir zum Treffen kommen, unsere Macht noch einmal übersehen um ihre Stärke und Schwäche desto genauer kennen zu lernen?

Apollodorus bat sehr um eine kurze Wiederholung.

Die Sätze, sprach Sokrates, deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, sind diese:

1) Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreyerley erfordert: 1) Ein Zustand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, 2) ein anderer, der seine Stelle vertreten soll, und 3) die mittlern Zustände, oder der Uebergang, damit die Veränderung nicht plötzlich, sondern allmählich geschehe.
2) Was veränderlich ist, bleibt keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.
3) Die Folge der Zeit gehet in einem fort, und es giebt keine zween Augenblicke, die sich einander die nächsten sind.
4) Die Folge der Veränderungen kommt mit der Folge der Zeit überein, und ist ebenfalls so stätig, so aneinanderhängend, dafs man keine Zustände angeben kann, die sich einander die nächsten wären, oder zwischen welchen nicht ein Uebergang Statt finden sollte. Sind wir nicht über diese Punkte einig worden?

Ja! sprach Cebes.

Leben und Tod, mein lieber Cebes! versetzte Sokrates, sind entgegengesetzte Zustände: Nicht?

Freylich!

Und das Sterben der Uebergang vom Leben zum Tode?

Freylich!

Diese groſse Veränderung trifft vermuthlich die Seele sowohl als den Leib: denn beyde Wesen standen in diesem Leben in der genauesten Verbindung.

Allem Ansehen nach.

Was mit dem Leibe nach dieser wichtigen Begebenheit vorgehet, kann uns die Beobachtung lehren; denn das Ausgedehnte bleibt unsern Sinnen gegenwärtig: aber wie, wo, und was die Seele nach diesem Leben seyn wird, muſs bloſs durch die Vernunft ausgemacht werden; denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menschlichen Sinnen gegenwärtig zu seyn.

Richtig!

Wollen wir nicht, mein Theuerster! erst das Sichtbare durch alle seine Veränderungen verfolgen, und, hernach, wo möglich, das Unsichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?

Das scheint der beste Weg, den wir einschlagen können, erwiederte **Cebes**.

In jedem thierischen Leibe, **Cebes**! gehen beständig Trennungen und Zusammensetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der thierischen

Maschine abzielen. Tod und Leben fangen bey der Geburt des Thieres schon an gleichsam mit einander zu ringen.

Dieſs zeigt die tägliche Erfahrung.

Wie nennen wir den Zustand, fragte Sokrates, in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maschine vorgehen, mehr auf das Wohlseyn, als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die Gesundheit?

Wie anders?

Hingegen werden die thierischen Veränderungen, welche die Auflösung der groſsen Maschine verursachen, durch Krankheiten vermehret, oder auch durch das Alter, welches die natürlichste Krankheit genannt werden kann.

Richtig!

Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmählich zu. Endlich zerfällt das Gebäude, und löset sich in seine kleinsten Theile auf. Aber was geschieht? Hören diese Theile auf, verändert zu werden? Hören sie auf, zu wirken und zu leiden? Gehen sie ganz verlohren?

Es scheinet nicht, versetzte Cebes.

Unmöglich, mein Werthester! erwiederte Sokrates, wenn das wahr ist, worüber wir einig geworden; denn giebt es wohl ein Mittel zwischen Seyn und Nichtseyn?

Keinesweges.

Seyn und Nichtseyn waren also zween Zustände, die unmittelbar auf einander folgen, die sich einander die nächsten seyn müſsen: wir haben aber gesehen, daſs die Natur keine solche Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geschehen müssen, hervorbringen kann. Erinnerst du dich wohl noch dieses Satzes?

Sehr wohl, sprach Cebes.

Also kann die Natur weder ein Daseyn, noch eine Zernichtung zuwege bringen?

Richtig!

Daher gehet bey der Auflösung des thierischen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort, zu seyn, zu wirken, zu leiden, zusammengesetzt und getrennt zu werden, bis sie sich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zusammengesetzten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieses steigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier, und verläſst das Thier, um einem Wurme zur Nahrung zu dienen. Ist dieses nicht der Erfahrung gemäſs?

Vollkommen, mein Sokrates! antwortete Cebes und Simmias zugleich.

Wir sehen also, meine Freunde! daſs Tod und Leben, in so weit sie den Leib angehen, in der Natur nicht so getrennt sind, als sie in unsern Sinnen scheinen. sie sind Glieder einer stetigen Reihe von Veränderungen, die durch stufenweise Uebergänge mit ainander auf das genaueste verbunden sind. Es giebt keinen Augenlick, da man, nach aller Strenge, sagen könnte: Jetzt stirbt das Thier; so wenig man, nach aller Strenge, sagen kann: Jetzt wärd es krank, oder jetzt ward es wieder gesund. Freylich müſsen die Veränderungen unsern Sinnen, wie getrennt scheinen, da sie uns nicht eher, als nach einer geraumen Zwischenzeit, merkbar werden; aber genug, wir wissen, daſs sie es in der That nicht seyn können.

Ich besinne mich jetzt auf ein Beyspiel, das diesen Satz erläutern wird. Unsere Augen die auf einen gewissen Erdstrich eingeschränkt sind, unterscheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es ist uns, als wenn diese Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgesondert wären. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennet gar deutlich, daſs die Umwälzung von Tag und Nacht stetig an einander hängen, und also jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich sey.

Homer hat nur, als Dichter, die Freyheit, seiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen: als ob jemanden, der nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeschränkt ist, die Tageszeit noch wirklich getrennte Epochen wären, und es nicht vielmehr zu jeder Zeit sowohl Morgen als Abend wäre. Es ist den Dichtern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; allein, der Wahrheit zu folge, müſste Aurora mit ihren Rosenfingern beständig die Thore des Himmels offen halten, und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Orte zum andern schleppen, so wie die Götter, wenn sie nur des Nachts schlafen wollen, gar nicht oder beständig schlafen müssen. —

So lassen sich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterscheiden; denn das Stetige und Aneinanderhängende läſst sich nur in der Einbildung, und nach den Vorspiegelungen der Sinne, in bestimmte und abgesonderte Theile zertrennen; der Verstand aber siehet gar wohl, daſs man da nicht stehen bleiben muſs, wo keine wirkliche Abtheilung ist. Ist dieses deutlich? meine Freunde!

Gar sehr, erwiederte Simmias [illegible]

Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es sich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die dasselbe Ding erlitten, fängt sich, nach dem Urtheile unserer Sinne, da eine Epoche an, wo uns das Ding wirklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieses nennen wir das Aufkeimen der Pflanze, und die Geburt des Thieres. Den zweiten Zeitpunkt, da, wo sich die thierischen oder pflanzigten Bewegungen unsern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wann endlich die thierischen oder pflanzigten Formen verschwinden und unscheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verwesung des Thieres oder der Pflanze. In der Natur aber sind alle diese Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette, allmähliche Auswickelungen und Einwickelungen desselben Dinges, das sich in unzählige Gestalten einhüllet und einkleidet. Ist hieran noch irgend ein Zweifel?

Im geringsten nicht, versetzte Cebes.

Wenn wir sagen, fuhr Sokrates fort, die Seele stirbt, so müssen wir eines von beyden setzen: Entweder alle ihre Kräfte und Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu, oder sie leidet, wie der Leib, allmählige Verwandelungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen, und in dieser Reihe giebt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele mehr, sondern etwas anders geworden ist; so wie der Leib, nach unzähligen Veränderungen, aufhöret, ein menschlicher Leib zu seyn, und in Staub, Luft, Pflanze, oder auch in Theile eines andern Thieres verwandelt wird. Giebt es einen dritten Fall, wie die Seele sterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmählich?

Nein, erwiederte Cebes. Diese Eintheilung erschöpft die Möglichkeit ganz.

Gut, sprach Sokrates. Die also noch zweifeln, ob die Seele nicht sterblich seyn könnte, mögen wählen, ob sie besorgen, sie möchte plötzlich vesschwinden, oder nach und nach dasjenige aufhören zu seyn, was sie war. Will Cebes nicht ihre Stelle vertreten, und diese Wahl über sich nehmen?

Die Frage ist, ob jene die Wahl ihres Sachwalters würde gelten lassen. Mein Rath wäre, wir überlegten beyde Fälle, denn wenn sie auf meine Wahl Verzicht thäten, und sich anders erklären sollten: so dürfre morgen niemand mehr da seyn, der sie widerlegen kann.

Mein lieber Cebes! versetzte Sokrates, Griechenland ist ein weitläuftiges Reich, und auch unter den Barbaren muſs es viele geben, denen diese Untersuchung am Herzen liegt. — Doch es sey! Laſst uns beyde Fälle untersuchen. Der erste war: Vielleicht vergehet die Seele plötzlich, verschwindet in einem Nu. An und für sich ist diese Todesart möglich. kann sie aber von der Natur hervorgebracht werden?

Keinesweges, wenn das wahr ist, was wir vorhin zugegeben, daſs die Natur keine Zernichtung hervorbringen könne.

Und haben wir dieses nicht mit Recht zugegeben? fragte Sokrates. Zwischen Seyn und Nichtseyn ist eine entzetzliche Kluft, die von der allmählig wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann.

Ganz recht versetzte Cebes. Wie aber, wenn sie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit, zernichtet würde?

O mein Theuerster! rief Sokrates aus, wie glücklich, wie wohl versorgt sind wir, wenn wir nichts als die unmittelbare Hand des einzigen Wunderthäters zu fürchten haben! Was wir besorgten, war, ob die Natur unserer Seele nicht an und für sich selbst sterblich sey; und diese Besorgniſs suchen wir durch Gründe zu vereiteln; ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, sie durch ein Wunderwerk zernichten werde? — Nein, Cebes! laſs uns lieber befürchten, die Sonne würde uns in Eis verwandeln, ehe wir von der selbstständigen Güte eine grundböse Handlung, die Zernichtung durch ein Wunderwerk, befürchten wollen.

Ich bedachte es nicht, sprach Cebes, daſs mein Einwurf beynahe eine Lästerung sey.

Die eine Todesart, die plötzliche Zernichtung, schreckt uns also nicht mehr, fuhr Sokrates fort; denn sie ist der Natur unmöglich. Doch überlegt auch folgendes, meine Freunde! gesetzt, sie wäre nicht unmöglich, so ist die Frage: wann? zu welcher Zeit, soll unsere Seele verschwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?

Allem Ansehen nach.

Nun haben wir aber gesehen, daſs es keinen bestimmten Augenblick giebt, da man sagen kann, jetzt stirbt das Thier. Die Auflösung der thierischen Maschine hat schon lange vorher ihren Anfang genommen, ehe noch ihre Wirkungen sichtbar geworden sind, denn es fehlt niemals an solchen thierischen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider sind; nur daſs sie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, sondern eine jede ihren besondern Endzweck angenommen hat; und alsdann ist die Maschine aufgelöset. Dieses geschiehet so allmählig, in einer so stetigen Ordnung, daſs jeder Zustand eine gemeinschaftliche Grenze des vorhergehenden und nachfolgenden Zustandes, eine Wirkung des vorhergehenden und eine Ursache des nachfolgenden Zustandes zu nennen ist. Haben wir dieses nicht eingestanden?

Richtig.

Wenn also der Tod des Körpers auch der Tod der Seele seyn soll: so muſs es auch keinen Augenblick geben, da man sagen kann, jetzt verschwindet die Seele; sondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maschine aufhören zu einem einzigen Endzwecke zu harmoniren, muſs die Seele auch an Kraft und innerer Wirksamkeit abnehmen. Scheinet es dir nicht also, mein Cebes?

Vollkommen.

Aber siehe, welche wunderbare Wendung unsere Untersuchung genommen hat! Sie scheinet sich, wie ein Kunstwerk meines Eltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben.

Wie so?

Wir haben angenommen, unsere Gegner besorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zusehen, ob diese Furcht gegründet sey, oder nicht. Wir haben darauf untersucht, in welchem Augenblicke sie zernichtet werden möchte; und diese Untersuchung selbst brachte uns auf das Widerspiel der Voraussetzung, daſs sie nehmlich nicht plötzlich vernichtet werde, sondern allmählich an innerer Kraft und Wirksamkeit abnehme.

Desto besser, antwortete Cebes. So hat sich jene angenommene Meinung gleichsam selbst widerlegt.

Wir haben also nur noch dieses zu untersuchen, ob die innern Kräfte der Seele nicht so allmählich vergehen können, wie sich die Theile der Maschine trennen.

Richtig.

Lasset uns diese getreuen Gefährten, Leib und Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben sollen, auf ihrer Reise verfolgen, um zu sehen, wo sie zuletzt bleiben. So lange der Körper gesund ist, so lange die mehresten Bewegungen der Maschine auf die Erhaltung und das Wohlseyn des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung auch ihre gehörige Beschaffenheit haben, so besitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denket, liebet, verabscheuet, begreifet und will. Nicht?

Unstreitig.

Der Leib wird krank. Es äuſsert sich eine sichtbare Miſshelligkeit zwischen den Bewegungen, die in der Maschine vorgehen, indem ihrer viele nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen harmoniren, sondern ganz besondere und streitende Endzwecke haben. Und die Seele?

Wie die Erfahrung lehret, wird sie indessen schwächer: empfindet unordentlich, denkt falsch und handelt öfters wider ihren Dank.

Gut! Ich fahre fort. Der Leib stirbt, das heiſst: alle Bewegungen scheinen nunmehr nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzuzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige schwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkele Vorstellungen verschaffen: auf diese muſs sich also die Kraft der Seele so lange einschränken. Nicht?

Allerdings.

Die Verwesung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinschaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maschine ausgemacht haben, bekommen jetzt ganz verschiedene Endzwecke, werden zu mannigfaltigen Theilen ganz verschiedener Maschinen. Und die Seele, mein Cebes? wo wollen wir die lassen? Ihre Maschine ist verweset. Die Theile, die noch von derselben übrig sind, sind nicht mehr ihre, und machen auch kein Ganzes aus, das beseelt werden könnte. Hier sind keine Gliedmaſsen der Sinne, keine Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung sie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll also alles in ihr öde seyn? Sollen alle ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabscheuungen, Neigungen und Leidenschaften verschwunden seyn, und nicht die geringste Spur hinterlassen haben?

Unmöglich, sprach Cebes. Was wäre dieses anders als eine völlige Zernichtung, und keine Zernichtung, haben wir gesehen, steht in dem Vermögen der Natur.

Was ist also für Rath, meine Freunde? Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht: denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinausschieben, wäre immer noch vom Daseyn zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet seyn kann. Sie wird also fortdauern, ewig vorhanden seyn. Soll sie vorhanden seyn, so muſs sie wirken und leiden; soll sie wirken und leiden, so muſs sie Begriffe haben: denn empfinden, denken und wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Wesen zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer sinnlichen Empfindung, und wo sollen sinnliche Empfindungen herkommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaſsen der Sinne vorhanden sind?

Nichts scheinet richtiger, sprach Cebes, als diese Folge von Schlüssen, und gleichwohl leitet sie zu einem offenbaren Widerspruch.

Eines von beyden, fuhr Sokrates fort; entweder die Seele muſs vernichtet werden, oder sie muſs nach der Verwesung des Leibes noch Begriffe haben. Man ist sehr geneigt, diese beyden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muſs einer davon wirklich seyn. Laſs sehen, ob wir aus diesem Labyrinthe keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unser Geist natürlicher Weise nicht vernichtet werden. Worauf gründet sich diese Unmöglichkeit? — Seyd unverdrossen, Freunde, mir durch dornichte Gänge zu folgen: sie führen uns auf eine der herrlichsten Gegenden, die das Gemüth der Menschen jemals ergötzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Veränderung auf die Folge geleitet, daſs die Natur keine Vernichtung bewirken könne?

Richtig!

Von dieser Seite ist also schlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müssen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, sie muſs nach dem Tode fortdauern, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier stehet uns die Unmöglichkeit im Wege, daſs unser Geist, ohne sinnliche Eindrücke, Begriffe haben soll, aber wer leistet für diese Unmöglichkeit die Gewähr? Ist es nicht bloſs die Erfahrung, daſs wir hier in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke haben denken können?

Nichts anders.

Was für Grund haben wir aber, diese Erfahrung über die Grenzen dieses Lebens auszudehnen, und der Natur schlechterdings die Möglichkeit abzusprechen, die Seele, ohne diesen gegliederten Leib denken zu lassen? Was meynest du, Simmias? würden wir einen Menschen nichst höchst lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlassen hätte, und aus seiner eigenen Erfahrung schlieſsen wollte, daſs in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders als bey uns, abwechselten?

Nichts wäre ungereimter.

Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereden seyn, daſs es dereinst von seiner Wurzel abgelöset, in freyer Luft das erquickende Licht der Sonne genieſsen werde? würde es nicht vielmehr aus seinen jetzigen Umständen die Unmöglichkeit eines solchen Zustandes beweisen zu können glauben?

Allem Ansehen nach.

Und wir Blödsinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieses Leben eingekerkert, durch unsere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach diesem Leben möglich sey? — Ein einziger Blick in die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde solcher Schlüsse überführen. Wie dürftig, wie schwach würde sie seyn; wenn ihr Vermögen nicht weiter reichete, als unsere Erfahrung!

Freylich.

Wir können also mit gutem Grunde diese Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegengesetzt, dafs unser Geist untergehen sollte. Homer läfst seinen Held mit Recht ausrufen: Fürwahr! auch in den Häusern des Orkus webt noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kommt *). Die Begriffe, die uns Homer von dem Orkus, und von den Schatten, die hinunter wandeln, machet, scheinen

---

*) Plato hat diesen Vers des Homers anders verstanden, als einige neuere Ausleger, und führet ihn im 3. B. seiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieser Stelle die günstigere Auslegung gelten zu lassen.

zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen: aber dieses ist gewiſs, meine Geliebten! unser Geist siegt über Tod und Verwesung, läſst den Leichnam zurück, um hienieden in tausend veränderten Gestalten die Absichten des Allerhöchsten zu erfüllen, er aber erhebt sich über den Staub, und führet fort, nach andern natürlichen, aber überirdischen Gesetzen, die Werke des Schöpfers zu beschauen, und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erwäget aber dieses, meine Freunde! wenn unsere Seele, nach dem Tode ihres Leichnams, noch lebet und denkt, wird sie nicht auch alsdann, so wie in diesem gegenwärtigen Zustande, nach der Glückseligkeit streben?

Wahrscheinlich dünkt michs, sprach Simmias; allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr, und wünsche deine Gründe zu hören.

Meine Gründe sind diese, versetzte Sokrates: Wenn die Seele denkt, so müssen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechseln, so muſs sie diese Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heiſst einen Willen haben; hat sie aber einen Willen, wohin kann dieser anders zielen, als nach dem höchsten Grade des Wohlseyns, nach der Glückseligkeit?

Dieses war allen deutlich. Aber wie? fuhr

Sokrates fort: das Wohlseyn eines Geistes, der nicht mehr für die Bedürfnisse seines Leibes zu sorgen hat, worin bestehet dieses? Speise und Trank, Liebe und Wollust kann ihm nicht mehr behagen; was in diesem Leben Gefühl, Gaumen, Augen und Ohren ergötzt, ist allda seiner Achtung unwürdig; kaum daſs ihm noch eine schwache, vielleicht reuvolle Erinnerung von den Wollüsten bleibet, die er in Gesellschaft seines Leibes genossen. Wird er wohl nach diesen sonderlich streben?

So wenig als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleyen der Kindheit, sprach Simmias.

Wird etwa ein groſses Vermögen das Ziel seiner Wünsche seyn?

Wie könnte dieses in einem Zustande möglich seyn, wo, allem Ansehen nach, kein Eigenthum besessen, kein Vermögen genossen werden kann?

Die Ehrbegierde ist zwar eine Leidenschaft, die, dem Ansehen nach, dem abgeschiedenen Geiste noch bleiben kann; denn sie scheinet wenig von den Leibesbedürfnissen abzuhängen: allein, worin kann der körperlose Geist den Vorzug setzen, der ihm Ehre bringen soll? Gewiſs nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in den Adel der Geburt: denn alle diese Thorheiten läſst er mit seinem Körper auf der Erde zurück.

Freylich!

Es bleibet ihm also nichts, als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniſs der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und über seine Nebengeschöpfe erheben könnte. Ausser dieser edlen Ehrbegierde ergötzen ihn noch die geistigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper geneuſst, Schönheit, Ordnung, Ebenmaſs, Vollkommenheit. Diese Empfindungen sind der Natur eines Geistes so anerschaffen, daſs sie ihn niemals verlassen können. Wer also auf Erden für seine Seele Sorge getragen, wer in diesem Leben sich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben lassen, der hat die gröſsten Hoffnungen, auch nach dem Tode in diesen Uebungen fortzufahren, und von Stufe zu Stufe sich dem erhabensten Urwesen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und vorzugsweise die Schönheit selbst ist. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genossen, so oft eure Seele, von einer geistigen Schönheit hingerissen, den Leib sammt seinen Bedürfnissen vergaſs, und sich ganz der himmlischen Empfindung überlieſs. Welcher Schauer! welche Begeisterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann diese erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch ist in der That jeder Begriff einer geistigen Schönheit ein Blick in das Wesen der Gottheit; denn das Schöne, Ordentliche und Vollkommene, das wir wahrnehmen, ist ein schwacher Abdruck dessen, der die selbstständige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit ist. Ich erinnere mich, diese Gedanken bey einer andern Gelegenheit deutlich genug auseinander gesetzt zu haben, und will gegenwärtig nur diese Folge daraus herleiten: Wenn es wahr ist, daſs nach diesem Leben Weisheit und Tugend unsern Ehrgeiz, und das Bestreben nach geistiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unsere Begierden ausmachen: so wird unser fortdauerndes Daseyn nichts als ein ununterbrochenes Anschauen der Gottheit seyn, ein himmlisches Ergötzen, das, so wenig wir jetzo davon begreifen, den edlen Schweiſs des Tugendhaften mit unendlichem Wucher belohnt. Was sind alle Mühseligkeiten dieses Lebens gegen eine solche Ewigkeit! Was ist Armuth, Verachtung und der schmählichste Tod, wenn wir uns dadurch zu einer solchen Glückseligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer sich eines rechtschaffenen Wandels bewuſst ist, kann sich unmöglich betrüben, indem er die

Reise zu dieser Seligkeit antritt. Nur wer in seinem Leben Götter und Menschen beleidiget, wer sich in viehischer Wollust herumgewälzt, wer der vergötterten Ehre Menschenopfer geschlachtet, und an anderer Elend sein Ergözzen gefunden, der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue, keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank sey es der Gottheit! mir keine von diesen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer gesucht, und die Tugend über alles geliebt habe: so freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von hinnen ruft, um in jenem Lichte zu genieſsen, wornach ich in dieser Finsterniſs gestrebt habe. Ihr aber, meine Freunde! überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen, und wenn sie euch überzeugen, so segnet meine Reise, und lebet so, daſs euch der Tod dereinst abrufe, nicht mit Gewalt von hinnen schleppe. Vielleicht führet uns die Gottheit dereinst in verklärter Freundschaft einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!

Zweytes Gespräch.

Unser Lehrer hatte ausgeredet, und ging wie in Gedanken vertieft, im Zimmer auf und nieder; wir saſsen alle und schwiegen, und dachten der Sache nach. Nur Cebes und Simmias sprachen leise mit einander. Sokrates sah sich um und fragte: Warum so leise, meine Freunde? Sollen wir nicht erfahren, was an den vorgebrachten Vernunftgründen zu verbessern sey? Ich weiſs wohl, daſs ihnen zur völligen Deutlichkeit noch verschiedenes fehlet. Wenn ihr euch also jetzo von andern Dingen unterhaltet, so mag es gut seyn; redet ihr aber von der Materie, die wir vorhaben, so entdeckt uns immer eure Einwürfe und Zweifel, damit wir sie gemeinschaftlich untersuchen, und entweder heben, oder selbst mit zweifeln mögen. Simmias sprach: Ich muſs dir gestehen, Sokrates! daſs wir beyde Einwürfe zu machen haben, und uns schon lange einer den andern antreiben, sie vorzubringen, weil beyde gerne deine Widerlegung hören möchten, ein jeder aber sich scheuet, dir bey jetziger Widerwärtigkeit beschwerlich zu fallen. Als Sokrates dieses hörte, lachelte er, und sprach: Ey! wie schwer, o Simmias! werde ich andere Menschen bereden können, daſs ich meine Umstände für so miſslich nicht halte, da ihr mir es noch immer nicht glauben könnet, und besorget, ich möchte jetzt unmuthiger und verdrieſslicher seyn, als ich vormals gewesen bin. Man saget von den Schwänen, daſs sie, nahe an ihrem Ende, lieblicher singen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn diese Vögel, wie es heiſst, dem Apoll geheiliget sind, so würde ich sagen, daſs ihr Gott sie in der Todesstunde einen Vorschmack von der Seligkeit jenes Lebens empfinden läſst, und daſs sie sich an diesem Gefühl ergötzen und singen. Mit mir verhält es sich eben so. Ich bin ein Priester dieses Gottes; und, in Wahrheit! er hat meiner Seele ein ahnendes Gefühl von der Seligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt, und mich, nahe an meinem Tode, weit heiterer seyn läſst, als in meinem ganzen Leben. Eröffnet mir also ohne Bedenken eure Zweifel und Einwürfe! Fraget, was ihr zu fragen habt, so lange es die eilf Männer noch erlauben! — Gut! erwiederte Simmias, ich werde also den Anfang machen, und Cebes mag folgen. Ich habe nur noch eine einzige Erinnerung voraus zu schicken: Wenn ich Zweifel wider die Unsterblichkeit der Seele errege, so geschieht es nicht wider die Wahrheit dieser Lehre, sondern wider ihre vernunftmäſsige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen du, o Sokrates! gewählt hast, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Im übrigen nehme ich diese trostvolle Lehre von ganzem Herzen nicht nur so an, wie du sie uns vorgetragen, sondern so, wie sie uns von den ältesten Weisen ist überliefert worden, einige Verfälschungen ausgenommen, die von den Dichtern und Fabelerfindern hinzugethan worden sind. Wo unsere Seele keinen Grund der Gewiſsheit findet, da trauet sie sich den beruhigenden Meynungen, wie Fahrzeugen auf dem bodenlosen Meere an, die sie bey heiterm Himmel sicher durch die Wellen dieses Lebens hindurch führen. Ich fühle es, daſs ich der Lehre von der Unsterblichkeit und von der Vergeltung nach unserm Tode nicht widersprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten sich erheben zu sehen, ohne alles, was ich je für wahr und gut gehalten, seiner Zuverlässigkeit beraubt zu sehen. Ist unsere Seele sterblich, so ist die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen; so fehlet der Tugend aller Glanz, der sie unsern Augen göttlich macht; so ist das Schöne und Erhabene, das Sittliche sowohl als das Physische, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheiten (denn nichts vergängliches kann den schwächsten Stral göttlicher Vollkommenheit fassen); so sind wir, wie das Vieh, hieher gesetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben; so wird es in wenigen Tagen gleich viel seyn, ob ich eine Zierde, oder Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemühet, die Anzahl der Glückseligen, oder der Elenden zu vermehren; so hat der verworfenste Sterbliche so gar die Macht, sich der Herrschaft Gottes zu entziehen, und ein Dolch kann das Band auflösen, welches den Menschen mit Gott verbindet. Ist unser Geist vergänglich, so haben die weisesten Gesetzgeber und Stifter der menschlichen Gesellschaften uns oder sich selbst betrogen; so hat das gesammte menschliche Geschlecht sich gleichsam verabredet, eine Unwahrheit zu hegen, und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben; so ist ein Staat freyer, denkender Wesen nicht mehr, als eine Heerde vernunftloses Viehes, und der Mensch — ich entsetze mich, ihn in dieser Niedrigkeit zu betrachten. Der Hoffnung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses Wundergeschöpf das elendeste Thier auf Erden, das zu seinem Unglücke über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten und verzweifeln muſs. Nicht der allgütige Gott, der sich an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe ergötzt, ein schadenfrohes Wesen muſste ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiſs nicht, welche beklemmende Angst sich meiner Seele bemeistert, wenn ich mich an die Stelle der Elenden setze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muſs alle ihre Freuden vergällen. Wenn sie der Freundschaft genieſsen, wenn sie die Wahrheit erkennen, wenn sie die Tugend ausuben, wenn sie den Schöpfer verehren, wenn sie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen: so steiget der schreckliche Gedanke der Zernichtung, wie ein Gespenst in ihrer Seele empor, und verwandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung. Ein Hauch, der ausbleibt, ein Pulsschlag, der stille stehet, beraubt sie aller dieser Herrlichkeiten; das Gott verehrende Wesen wird Staub, Moder und

Verwesung. Ich danke den Göttern, daſs sie mich von dieser Furcht befreyet, die alle Wollüste meines Lebens mit Scorpionenſtichen unterbrechen würde Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menschen, und von dem Verhältnisse, in welchem er mit Gott stehet, lassen mir keinen Zweifel mehr über seine Bestimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löset alle diese Schwierigkeiten auf, und bringet die Wahrheiten, von welchen wir auf so mancherley Weise überzeuget sind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertiget die Gottheit, setzet die Tugend in ihren Adel ein, giebt der Schönheit ihren Glanz, der Wollust ihre Reizung, versüſset das Elend, und macht selbst die Plagen dieses Lebens in unsern Augen verehrenswerth: indem wir alle Begebenheiten hienieden mit den unendlichen Reihen von Folgen vergleichen, die durch dieselben veranlasset werden. Eine Lehre, die mit so vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie steht, und durch welche wir so ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben sehen, findet uns sehr geneigt, sie anzunehmen; bedarf beynahe keines fernern Beweises. Denn wenn gleich von diesen Gründen, einzeln genommen, vielleicht keiner den höchsten Grad der Gewiſsheit mit sich führet: so überzeugen sie uns doch, zusammengenommen, mit einer so siegenden Gewalt, daſs sie uns völlig beruhigen, und alle unsere Zweifel aus dem Felde schlagen. Allein, mein lieber Sokrates! die Schwierigkeit ist, alle diese Gründe, so oft wir es wünschen, mit der gehörigen Lebhaftigkeit gegenwärtig zu haben, um ihre Harmonie mit Einleuchtung zu überschauen. Wir sind zu allen Zeiten, und in allen Umständen dieses Lebens, ihres Beystandes benöthiget: aber nicht alle Zeiten, nicht alle Umstände dieses Lebens, vergönnen uns die Ruhe und Besonnenheit der Seele, uns aller dieser Gründe lebhaft zu erinnern, und die Kraft der Wahrheit zu fühlen, die ihrem Zusammenhange eingeflochten ist. So oft wir uns einen Theil derselben entweder gar nicht, oder nicht mit der erforderlichen Lebhaftigkeit vorstellen, so verlieret die Wahrheit von ihrer Stärke, und unsere Seelenruh ist in Gefahr. Wenn aber jener Weg, den du, o Sokrates! einschlägst, uns durch eine einfache Reihe von unumstöſslichen Gründen zur Wahrheit führet: so können wir hoffen, uns des Beweisthums zu versichern, und ihn zu allen Zeiten in unserer Gewalt zu haben. Eine Kette deutlicher Schlüsse läſst sich leichter in die Gedanken zurück bringen, als jene Uebereinstimmung der Wahrheiten, die gewissermaſsen ihre eigene Gemüthsbeschaffenheit erfordert. Aus dieser Ursache trage ich kein Bedenken, dir alle die Zweifel entgegen zu setzen, die der entschlossenste Leugner der Unsterblichkeit vorbringen könnte. Wo ich dich recht verstanden habe, so war dein Beweis etwa folgender: Seele und Körper stehen in der genauesten Verbindung; dieser wird allmählig in seine Theile aufgelöset, jene muſs entweder vernichtet werden, oder Vorstellungen haben. Durch natürliche Krafte kann nichts zernichtet werden; daher kann unsere Seele, natürlicher Weise, niemals aufhören Begriffe zu haben. Wie aber, mein lieber Sokrates! wenn ich durch ähnliche Gründe bewiese, daſs die Harmonie fortdauern müsse, wenn man auch die Leyer zerbräche; oder daſs die Symmetrie eines Gebäudes noch vorhanden seyn müsse, wenn auch alle Steine von einander gerissen, und zu Staub zermalmet werden sollten? Die Harmonie so wohl, als die Symmetrie, würde ich sagen, ist etwas; Nicht? Man würde mir dieses nicht läugnen; jene stehet mit der Leyer und diese mit dem Gebäude in genauer Verbindung; auch dieses muſste man zugeben. Vergleichet die Leyer oder das Gebäude mit dem Körper, und die Harmonie oder Symmetrie mit der Seele: so haben wir erwiesen, daſs das Saitenspiel länger dauern müsse, als die Saiten, daſs Ebenmaſs länger, als das Gebäude. Nun ist dieses in Absicht auf die Harmonie und Symmetrie höchst ungereimt; denn da sie die Art und Weise der Zusammensetzung andeuten: so können sie nicht länger dauern, als die Zusammensetzung selbst.

Ein Gleiches läſst sich von der Gesundheit behaupten: Sie ist eine Eigenschaft des gegliederten Körpers, und nirgends anders anzutreffen, als wo die Verrichtungen dieser Glieder zur Erhaltung des Ganzen abzielen; sie ist ein Eigenthum des Zusammengesetzten, und verschwindet, wenn das Zusammengesetzte in seine Theile aufgelöset wird. Mit dem Leben hat es wahrscheinlicher Weise eine ähnliche Bewandniſs. Das Leben einer Pflanze höret auf, so bald die Bewegungen in den Theilen derselben zur Auflösung des Ganzen abzielen. Das Thier hat vor der Pflanze die Gliedmaſsen der Sinne und die Empfindung, und endlich der Mensch die Vernunft voraus. Vielleicht ist diese Empfindung in den Thieren, und selbst die Vernunft des Menschen, nichts als Eigenschaften des Zusammengesetzten, so wie Leben, Gesundheit, Harmonie, u. s. w. die ihrer Natur und Beschaffenheit nach nicht länger dauern können, als die Zusammensetzungen, von denen sie unzertrennlich sind. Reichet die Kunst des Baues hin, Pflanzen und Thieren Leben und Gesundheit zu geben, so kann eine höhere Kunst vielleicht dem Thiere Empfindung, und dem Menschen Vernunft verleihen. Wir Blödsinnigen begreifen jenes so wenig, als dieses. Des geringsten Blättchens kunstreiche Bildung übersteigt alle menschliche Vernunft, enthält Geheimnisse, die des Fleiſses und der Scharfsinnigkeit unserer spätesten Nachkommen noch spotten werden: und wir wollen vorschreiben, was durch die Organisation erhalten werden kann, und was nicht? Wollen wir der Allmacht oder der Weisheit des Schöpfers Grenzen setzen? Eines von beyden, dächte ich, müssen wir nothwendig, wenn unsere Nichtigkeit entscheiden soll, daſs die Kunst des Allmächtigen selbst kein Vermögen zu empfinden und zu denken durch die Bildung der feinsten Materie hervorbringen könne.

Du siehst, mein lieber *Sokrates*! was deinen Schülern zur völligen unwankenden Ueberzeugung noch fehlet. Ist die Seele beym Leben etwas, das der Allmächtige ausser dem Körper und seiner Bildung geschaffen und mit ihm verbunden hat: so hat es seine Richtigkeit, daſs die Seele auch nach dem Tode fortdauern und Vorstellungen haben müsse; allein wer leistet für jenes die Gewähr? die Erfahrung scheinet vielmehr das Gegentheil auszusagen. Das Vermögen zu denken wird gebildet mit dem Körper, wächst mit demselben, und leidet mit demselben ähnliche Veränderungen. Jede Krankheit in dem Körper wird von Schwäche, Zerrüttung oder Unvermögen in der Seele begleitet. Vornehmlich stehen die Verrichtungen des Gehirns und der Eingeweide in so genauer Verbindung mit der Wirksamkeit des Denkungsvermögens, daſs man sehr geneigt ist, beyde aus einer Quelle herzuleiten, und also das Unsichtbare durch das Sichtbare zu erklären; so wie man Licht und Wärme einer einzigen Ursache zuschreibt, weil sie in ihren Veränderungen so sehr übereinstimmen.

Simmias schwieg, und Cebes ergriff das Wort. Unser Freund Simmias, sprach er, scheinet nur das sicher besitzen zu wollen, was ihm versprochen worden; ich aber, mein lieber Sokrates! möchte gern mehr haben, als du uns zugesagt. Wenn deine Beweise auch wider alle Einwürfe geschützet werden, so folgt doch nichts mehr aus denselben, als daſs unsere Seele nach dem Hintritt unsers Körpers fortdauert und Vorstellungen hat; aber wie fortdauert? vielleicht so, wie sie im Schwindel, in einer Ohnmacht, oder im Schlafe fortdauert. Die Seele des Schlafenden muſs nicht ganz ohne Begriffe seyn: Die Gegenstände umher müssen durch schwächere Eindrücke auf seine Sinne wirken, und in seiner Seele wenigstens schwache Empfindungen erregen, sonst würden stärkere und schwächere Eindrücke ihn nicht aufwecken können *). Aber was sind dieses für Begriffe? Ein dunkles Gefühl ohne Bewufstseyn, ohne Erinnerung, ein vernunftloser Zustand, in welchem wir uns des Vergangenen nicht erinnern, und dessen wir uns auch in Zukunft nie wieder besinnen. Sollte nun unsere Seele mit der Trennung von dem Leibe in eine Art von Schlaf oder Hinbrüten versinken, und nie wieder aufwachen, was hätten wir durch ihre Fortdauer gewonnen? Ein vernunftloses Daseyn ist von der Unsterblichkeit, die du hoffest, noch weiter entfernt, als die Glückseligkeit der Thiere von der Glückseligkeit eines Gott erkennenden Geistes. Wenn das, was ihm nach dem wiederfähret, uns angehen, und

---

*) Wenn mächtige Eindrücke lebhafte Empfindungen erregen: so müssen die schwächsten selbst nicht ganz ohne Wirkung seyn; sondern Empfindungen veranlassen, die nur dem Grade der Lebhaftigkeit nach von jenen unterschieden sind.

schon hienieden Furcht oder Hoffnung in uns erregen soll: so müssen wir selbst, die wir uns allhier unser bewuſst sind, noch in jenem Leben dieses Selbstgefühl behalten, und uns des Gegenwärtigen erinnern können. Wir müssen das, was wir seyn werden, was wir jetzt sind, vergleichen, und darüber urtheilen können. Ja, wo ich dich recht verstanden, mein lieber Sokrates! so erwartest du nach dem Tode ein besseres Leben, eine gröſsere Erleuchtung des Verstandes, edlere und erhabnere Bewegung des Herzens, als den beglücktesten Sterblichen auf Erden zu Theile worden: worauf gründet sich diese schmeichelnde Hoffnung? Der Mangel alles klaren Bewuſstseyns ist für unsere Seele, wenigstens für eine kurze Zeit, ein nicht unmöglicher Zustand; hievon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Wie, wenn ein solcher nach dem Tode in Ewigkeit fortdauern sollte?

Zwar hast du uns vorhin gezeigt, daſs alles Veränderliche unaufhörlich verändert werden müsse, und aus dieser Lehre leuchtet ein Stral der Hoffnung, daſs meine Besorgniſs ungegründet sey. Denn, wenn die Reihe der Veränderungen, die unserer Seele bevorstehen, ins Unendliche fortgehen, so ist höchst wahrscheinlich, daſs sie nicht bestimmt sey, in Ewigkeit fort zu sinken, und von ihrer göttlichen Schönheit immer mehr und mehr zu verlieren; sondern daſs sie sich, wenigstens mit der Zeit, auch erheben und die Stufe wieder einnehmen werde, auf welcher sie schon in der Schöpfung gestanden, nehmlich eine Betrachterin der Werke Gottes zu seyn. Und mehr als einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit braucht es nicht, uns in der Vermuthung zu bestärken, daſs dem Tugendhaften ein besseres Leben bevorstehet. Indessen, mein lieber Sokrates! wünsche ich auch diesen Punkt von dir berühret zu sehen, weil ich weiſs, daſs alle Worte, die du heute sprichst, sich tief in meine Seele eingraben, und von unauslöschlichem Andenken seyn werden.

Wir hörten alle aufmerksam zu, und wie wir uns nachher gestanden, nicht ohne Unwillen, daſs man uns eine Lehre zweifelhaft und ungewiſs machte, von welcher wir so sehr überzeugt zu seyn glaubten. Nicht nur diese Lehre, sondern alles, was wir wuſsten und glaubten, schien uns damals ungewiſs und schwankend zu werden, da wir sahen, daſs entweder wir die Gabe nicht besitzen, Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden, oder daſs sie an und für sich selbst nicht zu unterscheiden seyn müſsten.

Echekrates.

Mich wundert es nicht, mein lieber Phädon! daſs ihr so dachtet: mir selbst ward, indem ich dir zuhörte, nicht anders zu Muthe. Die Gründe des Sokrates hatten mich völlig überführt, und ich schien versichert, daſs ich sie niemals würde in Zweifel ziehen können; allein des Simmias Einwurf macht mich wieder zweifelhaft, und ich erinnere mich, daſs ich vormals eben der Meinung gewesen, daſs die Kraft zu denken eine Eigenschaft des Zusammengesetzten seyn, und ihren Grund in einer feinen Organisation oder Harmonie der Theile haben könne. Aber sage mir, lieber Phädon! wie hat Sokrates diese Einwürfe aufgenommen? ward er so verdrüſslich darüber, als ihr, oder begegnete er ihnen mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth? und hat seine Antwort euch Genüge gethan, oder nicht? Ich möchte dieses alles gern so umständlich als möglich von dir vernehmen.

Phädon.

Habe ich den Sokrates jemals bewundert, mein lieber Echekrates! so war es gewiſs bey dieser Gelegenheit. Daſs er eine Widerlegung in Bereitschaft hatte, ist eben nichts unerwartetes von ihm. Was mir bewundernswürdig schien, war erstlich die Gütigkeit, Freundlichkeit und Sanftmuth, womit er das Vernünfteln dieser jungen Leute aufgenommen; sodann wie schnell er gemerkt, was für Eindrücke die Einwürfe auf uns gemacht, wie er uns zu Hülfe eilete, wie er uns gleichsam von der Flucht zurück rief; zur Gegenwehr aufmunterte, und selbst zum Streite anführte.

Echekrates.

Wie war dieses?

Phädon.

Das will ich dir erzählen. Ich saſs ihm zur Rechten neben dem Bette, auf einem niedrigen Sessel, er aber etwas höher, als ich. Er ergriff mein Haupt, und streichelte mir die Haare, die in den Nacken herunterhangen; wie er denn gewohnt war, zuweilen mit meinen Locken zu spielen: Morgen, sprach er, Phädon! dürftest du wohl diese Locken auf das Grab eines Freundes streuen. Allem Ansehen nach, erwiederte ich. O! thue es nicht, versetzte er. Warum denn das? fragte ich. Noch heute, fuhr er fort, müssen wir beyde unser Haar abschneiden, wenn unser schönes Lehrgebäude so dahin stirbt, und wir nicht im Stande sind, es wieder aufzuwecken. Und wenn ich an deiner Stelle wäre; und man hätte mir eine solche Lehre zu Grunde gerichtet: so würde ich, wie jener Argiver, ein Gelübde thun, nicht eher mein Haupthaar wieder wachsen zu lassen, bis ich des Simmias und Cebes Gegengründe besiegt hätte. Man pflegt zu sagen, sprach ich: Herkules selbst richtet wider zween nichts aus. So rufe denn, weil es noch helle ist, mich deinen Jolaus zu Hülfe, versetzte er. Gut! sprah ich; ich will dich zu Hülfe rufen; aber nicht wie Herkules seinen Jolaus; sondern wie Jolaus den Herkules. Das thut nichts zur Sache, erwiederte er. Vor allen Dingen müssen wir uns vor einem gewissen Fehltrit in Acht nehmen. Vor welchem? fragte ich. Daſs wir nicht Vernunfthasser werden, sprach er, so wie gewisse Leute Menschenhasser werden. Kein gröſseres Unglück könnte uns wiederfahren! — Der Vernunfthaſs und der Menschenhaſs pflegt auf eine ähnliche Weise zu entstehen. Der Menschenhaſs nehmlich entstehet insgemein, wenn man Anfangs ein blindes Vertrauen in Jemanden setzet, und ihn in allen Stücken für einen getreuen, aufrichtigen und rechtschaffenen Menschen hält, sodann aber erfähret, daſs er weder aufrichtig noch rechtschaffen sey; besonders wenn uns dieses zu wiederholten malen, und sogar in Ansehung derer begegnet, die wir für unsere besten und vertrautesten Freunde gehalten.

Alsdann wird man miſsvergnügt, wirft seinen Haſs auf alle Menschen ohne Unterschied, und trauet Niemanden mehr die mindeste Rechtschaffenheit zu. Hast du nicht bemerkt, daſs es also zu gehen pflegt? Sehr oft, antwortete ich. Ist dieses aber nicht schändlich? und heiſst es nicht, ohne die geringste Einsicht in die menschliche Natur, von der menschlichen Gesellschaft Nutzen haben wollen? Wer nicht ganz ohne Nachdenken ist, findet hierin gar leicht die Mittelstraſse, die in der That auch die Wahrheit für sich hat. Der vollkommen guten oder bösen Menschen sind nur sehr wenige. Die mehresten halten ungefähr das Mittel zwischen beyden Grenzen: — Wie sagst du? fragte ich — So wie etwa, sprach er, in Ansehung der Gröſsten und Kleinsten, oder der übrigen Eigenschaften. Was ist seltner, als ein Mensch, Hund oder anderes Geschöpf, das sehr groſs oder sehr klein, sehr schnell oder sehr langsam, ausserordentlich schön, häſslich, schwarz, weiſs, u. s. w. sey? Und hast du nicht auch bemerkt, daſs in allen diesen Dingen das Aeuſserste an beyden Seiten wenig und selten, das Mittelmäſsige hingegen am allerhäufigsten angetroffen wird? Mich dünkt es, sprach ich. Meynst du nicht, versetzte er, wenn auf die äuſserste Nichtswürdigkeit ein Preis gesetzt würde, daſs sehr wenige Menschen denselben verdienen würden?

Wahrscheinlicher Weise, antwortete ich. Höchst wahrscheinlicher Weise, fuhr er fort. Jedoch in diesem Punkte findet sich zwischen der Vernunft und zwischen dem menschlichen Geschlechte vielmehr eine Unähnlichkeit, als eine Aehnlichkeit: und ich bin durch deine Fragen auf diesen Abweg verleitet worden. Die Aehnlichkeit ist aber alsdann zu sehen, wann Jemand, ohne gehörige Untersuchung, und ohne Einsicht in die Natur der menschlichen Vernunft, irgend einen Schluſs für wahr und bündig hält, und kurz darauf ihn wiederum unwahr zu finden glaubt, er möchte es nun an und für sich selbst seyn, oder nicht: — vornehmlich wenn dieses, so wie vorhin in Ansehung der Freundschaft, sich öfters zugetragen. Alsdann ergeht es ihm, wie jenen berüchtigten Tausendkünstlern, die so lange, was man nur will, verfechten und widerlegen, bis sie sich einbilden, die Weisesten unter den Sterblichen, ja die einzigen zu seyn, die da wahrgenommen, daſs die Vernunft, so wie alle übrigen Dinge auf Erden, nichts Sicheres und Zuverläſsiges habe: sondern daſs alles, wie auf dem Euripus, im Meerstrudel auf und nieder schwanke, und keinen Augenblick an seiner vorigen Stelle bleibe. Es ist wahr, sagte ich. Wie aber, mein lieber Phädon! fuhr er fort; gesetzt, die Wahrheit sey an und für sich nicht nur zuverlässig und unveränderlich, sondern auch dem Menschen nicht ganz unerforschlich: und es lieſse sich jemand von dergleichen Vorspiegelung von Gründen und Gegengründen, die sich einander aufheben, dahin verleiten, daſs er nicht sich und seiner Unfähigkeit die Schuld gäbe, sondern aus Unwillen sie lieber der Vernunft selbst zur Last legte, und die übrige Zeit seines Lebens alle Vernunftgründe haſste und verabscheute, alle Wahrheit und alle Erkenntniſs ferne von sich seyn lieſse: wäre das Unglück dieses Menschen nicht bejammernswerth? Beym Jupiter! antwortete ich, sehr bejammernswerth. Wir müssen also fürs erste diesen Irrthum zu vermeiden, und uns zu überzeugen suchen, daſs nicht die Wahrheit selbst ungewiſs und schwankend, sondern unser Verstand öfters zu schwach sey, dieselbe fest zu halten, und sich ihrer zu bemeistern; damit wir unsere Kräfte und unsern Muth verdoppeln und immer neue Angriffe wagen müssen. Wir alle sind dazu verpflichtet, meine Freunde! Ihr des bevorstehenden Lebens, und ich des Todes halber: ja, ich habe sogar einen Beweggrund dazu, der ziemlich, nach gemeiner unwissender Leute Denkungsart, mehr rechtsüchtig, als wahrliebend scheinen dürfte. Wenn diese etwas zweifelhaftes zu untersuchen haben, so bekümmern sie sich wenig, wie die Sache an sich selber beschaffen sey, wenn sie nur Recht und ihre Meynungen von den Anwesenden Beyfall erhalten. Ich werde von diesen Leuten nur in einem Punkte unterschieden seyn. Denn daſs ich die Anwesenden von meiner Meynung überführe, ist bey mir nur eine Nebenabsicht; meine vornehmste Sorge gehet dahin, mich selbst zu bereden, daſs sie der Wahrheit gemäſs sey, weil ich gar zu groſsen Vortheil dabey finde. Denn siehe, liebster Freund! ich mache folgenden Schluſs: Ist die Lehre, die ich vortrage, gegründet, so thue ich wohl, daſs ich mich davon überzeuge; ist aber den Verstorbenen keine Hoffnung mehr übrig, so gewinne ich wenigstens dieses, daſs ich meinen Freunden noch vor meinem Tode nicht durch Klagen beschwerlich falle. Ich ergötze mich zuweilen an dem Gedanken, daſs alles, was dem gesammten menschlichen Geschlechte wirklichen Trost und Vortheil bringen würde, wenn es wahr wäre, schon deswegen sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich habe, daſs es wahr sey. Wenn die Zweifelsüchtigen wider die Lehre von Gott und der Tugend vorwenden, sie sey eine bloſse politische Erfindung, die zum Besten der menschlichen Gesellschaft erdacht worden: so möchte ich ihnen allezeit zurufen: O! meine Freunde! erdenket einen Lehrbegriff, welcher der menschlichen

Gesellschaft so unentbehrlich ist, und ich wette, daſs er wahr sey. Das menschliche Geschlecht ist zur Geselligkeit, so wie jedes Glied zur Glückseligkeit, berufen. Alles, was auf eine allgemeine, sichere und beständige Weise zu diesem Endzweck führen kann, ist unstreitig von dem weisesten Urheber aller Dinge als ein Mittel gewählt, und hervorgebracht worden. Diese schmeichelhafte Vorstellungen haben ungemein viel tröstliches, und zeigen uns das Verhältniſs zwischen dem Schöpfer und dem Menschen in dem erquickendsten Lichte: daher ich nichts so sehr wünsche, als mich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Jedoch, es wäre nicht gut, wenn meine Unwissenheit hierüber noch lange dauern sollte. Nein! ich werde bald davon befreyet werden. — In dieser Verfassung, Simmias und Cebes! wende ich mich zu euren Einwürfen. Ihr meine Freunde! wenn ihr meinem Rathe folgen wollet, so sehet mehr auf die Wahrheit, als auf den Sokrates. Findet ihr, daſs ich der Wahrheit getreu bleibe, so gebt mir Beyfall; wo nicht, so widersetzet euch ohne die geringste Nachsicht: damit ich nicht, aus gar zu guter Meynung, euch und mich selbst hintergehe, und wie eine Biene, die ihren Stachel zurück läſst, von euch scheide. —

Wohlan, meine Freunde! merket auf, und erinnert mich, wo ich etwas von euren Gründen auslassen, oder unrichtig vortragen würde. Simmias räumet ein, daſs unser Denkungsvermögen entweder für sich geschaffen seyn, oder durch die Zusammensetzung und Bildung des Körpers hervorgebracht werden muſs: Nicht? — Richtig! — In dem ersten Falle, wenn die Seele nehmlich als ein für sich geschaffenes unkörperliches Ding zu betrachten ist, billigt er ferner die Reihe von Vernunftschlüssen, durch welche wir bewiesen, daſs sie nicht mit dem Körper aufhören, durchaus nicht anders vergehen könne, als durch den allmächtigen Wink ihres Urhebers. Wird dieses noch zugegeben, oder stehet unter euch jemand noch an? — Wir stimmten alle willig ein. — Und daſs dieser allgütige Urheber kein Werk seiner Hände jemals zernichte: so viel ich mich erinnere, hat auch hieran Niemand gezweifelt. — Niemand — Aber dieses befürchtet Simmias: Vielleicht ist unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen; sondern, wie die Harmonie, wie die Gesundheit, oder wie das Leben der Pflanzen und der Thiere, die Eigenschaft eines künstlich gebildeten Körpers: war es nicht dieses, was du besorgtest? — Eben dieses, mein Sokrates! — Wir wollen sehen, sprach er, ob dasjenige, was wir von unserer Seele wissen, und, so oft wir wollen, erfahren können, nicht deine Besorgniſs unmöglich machet. Was geschiehet bey der künstlichsten Bildung oder Zusammensetzung der Dinge? werden da nicht gewisse Dinge näher zusammengebracht, die vorhin von einander entfernet waren? — Allerdings! — Sie sind vorhin mit andern in Verbindung gewesen, und nunmehr werden sie unter sich verbunden, und machen die Bestandtheile des Ganzen aus, das wir ein Zusammengesetztes nennen. — Gut! — Durch diese Verbindung der Theile entstehet erstlich in der Art und Weise, wie diese Bestandtheile neben einander sind, eine gewisse Ordnung, die mehr oder weniger vollkommen ist. — Richtig! Sodann werden auch die Kräfte und Wirksamkeiten der Bestandtheile durch die Zusammensetzung mehr oder weniger verwandelt, nachdem sie durch Wirkung und Gegenwirkung bald gehemmt, bald befördert, und bald in ihrer Richtung verändert werden. Nicht? — Es scheinet. — Der Urheber einer solchen Zusammensetzung siehet bald einzig und allein auf das Nebeneinanderseyn der Theile: z. B. bey der Wohlgereimtheit und dem Ebenmaſs in der Baukunst, wo nichts als diese Ordnung der Nebeneinanderseyenden in Betrachtung kommt; bald hingegen gehet seine Absicht auf die veränderte Wirksamkeit der Bestandtheile, und die daraus erfolgte Kraft des Zusammengesetzten, wie bey einigen Triebwerken und Maschinen; ja es giebt dergleichen, wo man deutlich siehet, daſs der Künstler sein Absehen auf beydes, auf die Ordnung der Theile und auf die Abänderung ihrer Wirksamkeit zugleich gerichtet hat. — Der menschliche Künstler, sprach Simmias, vielleicht etwas selten, aber der Urheber der Natur scheint diese Absichten allezeit auf das allervollkommenste verbunden zu haben. — Vortrefflich, versetzte Sokrates; jedoch ich verfolge diese Nebenbetrachtung nicht weiter. Sage mir nur dieses, mein Simmias! kann durch die Zusammensetzung eine Kraft im Ganzen entstehen, die nicht in der Wirksamkeit der Bestandtheile ihren Grund hat? — Wie meynst du? mein Sokrates! — Wenn alle Theile der Materie, ohne Wirkung und Widerstand, in einer todten Ruhe neben einander lägen, würde die künstlichste Ordnung und Versetzung derselben, im Ganzen irgend eine Bewegung, einen Widerstand, überhaupt eine Kraft hervorbringen können? — Es scheinet nicht, antwortete Simmias; aus unwirksamen Theilen kann wohl kein wirksames Ganzes zusammengesetzt werden. — Gut! sprach er, wir können diesen Grundsatz also annehmen. Allein wir bemerken gleichwohl, daſs in dem Ganzen Uebereinstimmung und Ebenmaſs angetroffen werden kann, obgleich jeder Bestandtheil für sich weder Harmonie, noch Ebenmaſs hat: wie gehet dieses zu? Kein einzelner Laut ist harmonisch: und gleichwohl machen viele zusammen eine Harmonie aus. Ein wohlgeordnetes Gebäude kann aus Steinen bestehen, die weder Ebenmaſs noch Regelmäſsigkeit haben. Warum kann ich hier aus unharmonischen Theilen ein harmonisches Ganzes, aus regellosen Theilen ein höchst regelmäſsiges Ganzes zusammensetzen? — O! dieser Unterschied ist handgreiflich, versetzte Simmias, Ebenmaſs, Harmonie, Regelmäſsigkeit, Ordnung, u. s. w. können ohne Mannigfaltigkeit, nicht gedacht werden: denn sie bedeuten das Verhältniſs verschiedener Eindrücke, wie sie sich uns, zusammengenommen, und in Vergleichung gegen einander, darstellten. Es gehört also zu diesen Begriffen ein Zusammennehmen, eine Vergleichung mannigfaltiger Eindrücke, die zusammen ein Ganzes ausmachen, und sie können daher den einzelnen Theilen unmöglich zukommen. — Fahre fort, mein lieber Simmias! rief Sokrates mit einem innern Wohlgefallen über die Scharfsinnigkeit seines Freundes: sage uns auch dieses; Wenn jeder einzelne Laut nicht einen Eindruck in das Gehör machen sollte, würde aus vielen wohl eine Harmonie entstehen können? — Unmöglich! — So auch mit dem Ebenmaſse: Jeder Theil muſs in das Auge wirken, wenn aus vielen das, was wir Ebenmaſs nennen, entstehen soll. — Nothwendiger Weise. — Wir sehen also auch hier, daſs im Ganzen keine Wirksamkeit entstehen kann, wovon der Grund nicht in den Bestandtheilen anzutreffen, und daſs alles übrige, was aus den Eigenschaften der Elemente und Bestandtheile nicht flieſst, wie die Ordnung, Symmetrie u. s. w., einzig und allein in der Art der Zusammensetzung zu suchen sey. Sind wir von diesem Satze überzeugt, meine Freunde? — Vollkommen. — Es kömmt also bey jeder, auch der allerkünstlichsten Zusammensetzung der Dinge, zweyerley zu betrachten vor: erstlich, die Folge und Ordnung der Bestandtheile in der Zeit oder im Raume; sodann die Verbindung der ursprünglichen Kräfte, und die Art und Weise, wie sie sich im Zusammengesetzten äuſsern. Durch die Anordnung und Lage der Theile werden zwar die Wirkungen der einfachen Kräfte eingeschränkt, bestimmt und abgeändert, aber niemals kann durch die Zusammensetzung eine

Kraft oder Wirksamkeit erhalten werden, deren Ursprung nicht in den Grundtheilen zu suchen ist. Ich verweile mich hier ein wenig bey diesen subtilen Grundbetrachtungen, meine Freunde! wie ein Wettläufer, der zu verschiedenen malen ansetzt, um alsdann mit vermehrtem Triebe fortzueilen, sich um das Ziel herum zu schwenken, und, wenn ihm die Götter Glück und Ruhm beschieden, den Sieg davon zu tragen. Erwäge es mit mir, mein lieber Simmias! wenn unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen, sondern eine Eigenschaft des Zusammengesetzten seyn soll: muſs es nicht entweder, wie Harmonie und Ebenmaſs, aus einer gewissen Lage und Ordnung der Theile erfolgen, oder, wie die Kraft des Zusammengesetzten, seinen Ursprung in der Wirksamkeit der Bestandtheile haben? — Allerdings, da, wie wir sehen, kein Drittes sich gedenken läſst. — In Ansehung der Harmonie haben wir gesehen, daſs z. B. jeder einzelne Laut nichts Harmonisches hat, und die Uebereinstimmung bloſs in Gegeneinanderhaltung und Vergleichung verschiedener Laute bestehe: Nicht? Richtig! – Eine gleiche Bewandniſs hat es mit der Symmetrie und Regelmäſsigkeit eines Gebäudes: sie bestehet in der Zusammenfassung und Vergleichung vieler einzelnen unregelmäſsigen Theile Dieses ist nicht zu leugnen. Aber diese Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, ist sie wohl etwas anders, als die Wirkung des Denkungsvermögens? und wird sie, ausser dem denkenden Wesen, irgendwo in der Natur anzutreffen seyn? — Simmias wuſste nicht, was er hierauf antworten sollte. — In der undenkenden Natur, fuhr Sokrates fort, folgen einzelne Laute, einzelne Steine auf und neben einander. Wo ist hier Harmonie, Symmetrie, oder Regelmäſsigkeit? Wenn kein denkendes Wesen hinzukommt, das die mannigfaltigen Theile zusammennimmt, gegen einander hält, und in dieser Vergleichung eine Uebereinstimmung wahrnimmt, so weiſs ich sie nirgend zu finden; oder weiſst du, mein lieber Simmias! in der seelenlosen Natur ihre Spur aufzusuchen? — Ich muſs mein Unvermögen bekennen, war seine Antwort, ob ich gleich merke, wohin dieses abzielet. — Eine glückliche Vorbedeutung! rief Sokrates, wenn dem Gegner selbst seine Niederlage ahnet. Antworte mir indessen unverdrossen, mein Freund! denn du hast keinen geringen Theil an dem Siege, den wir über dich selbst zu erhalten hoffen: Kann der Ursprung einer Sache aus ihren eignen Wirkungen erkläret werden? Kann der Schatten, den ein

Baum wirft, für die Erzeugungsursache dieses Baumes, oder der wohlriechende Duft für die Ursache der Blume angegeben werden? — Auf keinerley Weise. — Ordnung, Ebenmaſs, Harmonie, Regelmäſsigkeit, überhaupt alle Verhältnisse, die ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten des Mannigfaltigen erfodern, sind Wirkungen des Denkungsvermögens. Ohne Hinzuthun des denkenden Wesens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannigfaltigen Theile ist das regelmäſsigste Gebäude *ein* bloſser Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmonischer, als das Aechzen der Nachteule. Ja ohne diese Wirkung giebt es in der Natur kein Ganzes, das aus vielen auſser einander seyenden Theilen bestehet; denn diese Theile haben ein jedes sein eignes Daseyn, und sie müssen gegen einander gehalten, verglichen, und in Verbindung betrachtet werden, wenn sie ein Ganzes ausmachen sollen. Das denkende Vermögen, und dieses allein in der ganzen Natur, ist fähig, durch eine innerliche Thätigkeit, Vergleichungen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen: daher der Ursprung alles Zusammengesetzten, der Zahlen, Gröſsen, Symmetrie, Harmonie u. s. w. in so weit sie ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten erfordern, einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu suchen seyn muſs. Und da dieses zugegeben wird, so kann ja dieses Denkungsvermögen selbst, die Ursache aller Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, unmöglich aus diesen ihren eigenen Verrichtungen entspringen, unmöglich in einem Verhältniſs, Harmonie, Symmetrie, unmöglich in einem Ganzen bestehen, daſs aus aussereinanderseyenden Theilen zusammen gesetzt ist: denn alle diese Dinge setzen die Wirkungen und Verrichtungen des denkenden Wesens voraus, und können nicht anders, als durch dieselben, wirklich werden. — Dieses ist sehr deutlich, versetzte Simmias. — Da ein jedes Ganzes, das aus Theilen, die ausser einander sind, bestehet, ein Zusammennehmen und Vergleichen dieser Theile zum voraus setzet, dieses Zusammennehmen und Vergleichen aber die Verrichtung eines Vorstellungsvermögens seyn muſs: so kann ich den Ursprung dieses Vorstellungsvermögens selbst nicht in ein Ganzes sezzen, das aus solchen auseinanderseyenden Theilen bestehet, ohne eine Sache durch ihre eigenen Verrichtungen entstehen zu lassen. Und eine solche Ungereimtheit haben die Fabeldichter selbst, so viel ich weiſs, noch niemals gewagt. Niemand hat noch den Ursprung einer Flöte in das Zusammenstimmen ihrer Töne, oder den Ursprung des Sonnenlichts in den Regenbogen gesetzt. — Wie ich bemerke, mein lieber Sokrates! ist nunmehro auch der Ueberrest unsers Zweifels dahin. — Er verdienet indessen besonders erwogen zu werden, erwiederte jener, wenn ich anders durch diese dornigten Untersuchungen eure Geduld nicht ermüde. Wage es immer, Freund! rief ihm Kriton zu, auch die Geduld dieser auf die Probe zu setzen. Du hast der meinigen wenigstens nicht geschonet, als ich auf die Ausführung eines Vorschlags drang. — Nichts von einer Sache, fiel ihm Sokrates in das Wort, die nunmehr ihre zuverlässige Richtung hat. Wir haben hier Dinge zu untersuchen, die noch dem Zweifel unterworfen zu seyn scheinen. Zwar dieses nicht mehr, daſs unser Vermögen zu empfinden und zu denken in der Lage, Bildung, Ordnung und Harmonie körperlicher Bestandtheile zu suchen seyn sollte: dieses haben wir, ohne weder der Allmacht noch der Weisheit Gottes zu nahe zu treten, als unmöglich verworfen. Aber vielleicht ist dieses denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zusammengesetzten, wie die Kraft der Bewegung, der Ausdehnung, des Zusammenhängens u. s. w. die von der Lage und Bildung der Theile wesentlich unterschieden, und dennoch nirgend anders, als im Zusammengesetzten, anzutreffen sind? Ist dieses nicht der einzige Ueberrest des Zweifels, den wir bestreiten, mein werther Simmias? — Richtig! — Wir wollen also diesen Fall setzen, fuhr Sokrates fort, und annehmen, unsere Seele sey eine Wirksamkeit des Zusammengesetzten. Wir haben gefunden, daſs alle Wirksamkeiten des Zusammengesetzten aus den Kräften der Bestandtheile flieſsen müssen: werden also, nach unserer Voraussetzung, die Bestandtheile des denkenden Körpers nicht Kräfte haben müssen, aus denen im Zusammengesetzten das Vermögen zu denken resultiret? — Allerdings! — Aber die Kräfte dieser Bestandtheile, von welcher Natur und Beschaffenheit wollen wir sie annehmen? sollen sie der denkenden Thätigkeit ähnlich oder unähnlich seyn? — Diese Frage begreife ich nicht recht, war Simmias Antwort — Eine einzelne Sylbe, sprach Sokrates, hat mit der ganzen Rede dieses gemein, daſs sie vernehmlich ist; aber die ganze Rede hat einen Verstand, die Sylbe keinen: Nicht? — Richtig — Indem also nur jede Sylbe ein zwar vernehmliches, aber verstandleeres Gefühl erregt, so entspringt aus ihrem Inbegriffe dennoch ein verständiger Sinn, der auf unsere Seele wirkt. Allhier entspringet die Wirksamkeit des

Ganzen aus den Kräften der Theile, die ihnen unähnlich sind. — Dieses läſst sich begreifen. — In Ansehung der Harmonie, Ordnung und Schönheit haben wir ein gleiches wahrgenommen. Das Wohlgefallen, das sie in der Seele wirken, entspringet aus den Eindrücken der Bestandtheile, deren jeder weder Wohlgefallen noch Miſsfallen erregen kann! — Gut! — Abermals ein Beyspiel, daſs die Thätigkeit des Ganzen aus Kräften der Bestandtheile, die ihnen unähnlich sind, entspringen könne. — Ich gebe es zu. — Ich weiſs nicht, ob ich nicht vielleicht zu weit gehe, mein Freund! aber ich stelle mir vor, alle Thätigkeiten körperlicher Dinge können aus solchen Kräften des Urstoffs entspringen, die ihnen ganz unähnlich sind. Die Farbe z. B kann vielleicht in solche Eindrücke aufgelöset werden, die nichts gefärbtes haben, und die Bewegung selbst entspringet vielleicht aus ursprünglichen Kräften, die nichts weniger als Bewegung sind. Dieses würde einen Beweis erfordern, sprach Simmias. — Es ist aber vor jetzt nicht nöthig, daſs wir uns hierbey aufhalten, sprach jener; es ist genug, daſs ich durch Beyspiele erläutert, was ich unter den Worten verstehe: die Wirksamkeit des Ganzen könne aus Kräften der Bestandtheile, die ihnen unähnlich sind, entspringen. Ist dieses nunmehro deutlich? — Vollkommen! — Nach unserer Voraussetzung also würden die Kräfte der Bestandtheile entweder selbst Vorstellungskräfte; und also der Kraft des Ganzen, die aus ihnen entspringen soll, ähnlich, oder von einer ganz andern Beschaffenheit, und daher unähnlich seyn. Giebt es ein Drittes? — Unmöglich! — Antworte mir aber auch auf dieses, mein Lieber! Wenn aus einfachen Kräften eine von ihnen verschiedene Kraft im Zusammengesetzten entspringen soll, wo kann diese neuentstandene Kraft anzutreffen seyn? Ausser dem denkenden Wesen sind die Kräfte des Ganzen nichts anders, als die einzelnen Kräfte der einfachen Bestandtheile, wie sie sich durch Wirkungen und Gegenwirkungen einander abändern, und einschränken. Nun kann durch Wirkung und Gegenwirkung keine Kraft entspringen, die diesen Wirkungs- und Gegenwirkungskräften unähnlich sey. Wenn wir also etwas Unähnliches im Ganzen erhalten wollen, so müssen wir abermals unsere Zuflucht zu dem denkenden Wesen nehmen, das die Kräfte in Verbindung und zusammengenommen sich anders vorstellet, als sie dieselben einzeln und ohne Verbindung denken würde. Ein Beyspiel hievon siehet man, ausser der Harmonie, auch an den Farben. Bringet zwo verschiedene Farben in einen so kleinen Raum

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17852/034

Inhalt.

Lieder.

1. An die Leier. 3
2 Die Liebe 5
3. Der schwörende Liebhaber 6
4. Die drey Reiche der Natur. 7
5. Die Namen. 9
6. Die Küsse. 10
7. Antwort eines trunknen Dichters. . . 12
8. Der Flor. 13
9. Die Gespenster. 14
10. Das Paradies. 17
11. Die Küsse. 18

Seite
12. An die Schwalbe; die 12. Ode Anakreons. 19
13. Der Kunstrichter und der Dichter. . 20
14. Phyllis an Damon. 21
15. Der Irrthum 22
16. Die Türken. 23
17. Alexander. 24
18. Die Schöne von hinten. 25
19. An eine kleine Schöne. 26
20. Die lügenhaſte Phyllis. 27
21. Die sieben und vierzigste Ode Anakreons. 28
22. Der trunkne Dichter lobt den Wein . 29
23. Der Geschmack der Alten. 30
24. An den Horaz. 31
25. Die Gewiſsheit. 32
26. Der Tod. 33
27. Lied aus dem Spanischen. 35
28. Der gröſste Mann. 36
29. Die Faulheit, ... 38
30. Der Regen. 39
31. An den Wein. 40

Seit
32. Der alte und der junge Wein. 42
33. Die Biene. 43
34. Nach der zehnten Ode Anakreons. . . 43
35. Die schlafende Laura. 45
36. Der Donner. 47
37. Die Musik. 48
38. Die Haushaltung. 49
39. Die Stärke des Weins. 50
40. Die Betrübniſs. 51
41. Die Beredsamkeit. 52
42. Das Leben. 53
43. Die wieder den Cäsar verschwornen Helden. 54
44. Der Faule. 56
45. Für wen ich singe. 57
46. Der Eintritt des Jahres 1754. . . . 59

Fabeln und Erzählungen.

1. Zeus und das Pferd. 65
2. Zeus und das Schaf. 67

Seite
3. Das Schaf. 69
4. Der Adler. 70
5. Der Löwe mit dem Esel. 71
6. Der Fuchs und die Larve. 72
7. Der Tanzbär. 73
8. Die Geschichte des alten Wolfs; in sieben Fabeln. 74
9. Die Ziegen. 81
10. Die Esel. 82
11. Der Esel und das Jagdpferd. . . . 84
12. Aesopus und der Esel. 85
13. Der Hirsch und der Fuchs. 86
14. Der Stier und der Hirsch. 88
15. Der Löwe und der Hase. 89
16. Das Roſs und der Stier. 90
17. Der Hirsch und der Fuchs. 91
18. Der Fuchs und der Tieger. 92
19. Der junge und der alte Hirsch. . . 93
20. Der Rangstreit der Thiere; in vier Fabeln. 94

Seite

21. Der Fuchs. 97
22. Die Maus. 98
23. Der Wolf auf dem Todbette. . . . 99
24. Die Wasserschlange. 100
25. Die Hunde. 101
26. Der Wolf und der Schäfer. 102
27. Der Adler und die Eule. 103
28. Die Schwalbe. 104
29. Die junge Schwalbe. 105
30. Das Schaf und die Schwalbe. . . . 106
31. Der Strauſs. 107
32. Der Rabe und der Fuchs. 108
33. Der Pfau und die Henne. 110
34. Der Schäfer und die Nachtigall. . . 111
35. Die Grille und die Nachtigall. . . . 112
36. Der Phönix. 113
37. Der Pelikan. 114
38. Die Sperlinge. 115
39. Der Sperling und die Feldmaus. . . 116
40. Der Hämster und die Ameise. . . . 117

Seite
41. Die Eiche und das Schwein. 118
42. Die Eiche. 119
43. Der wilde Apfelbaum. 120
44. Der Dornstrauch. 121
45. Der Geizige. 122
46. Tiresias. 123
47. Das Geschenk der Feyen. 124
48. Der Geist des Salomo. 125
49. Der Besitzer des Bogens. 126
50. Die eherne Bildsäule. 127
51. Herkules. 128
52. Die Furien. 129
53. Die Brille. 131
54. Nix Bodenstrom. 135
55. Faustin. 136
56. Die eheliche Liebe. 137
57. Das Geheimniſs. 138
58. Das Kruzifix. 142

Seite

Aus dem dramatischen Gedicht: „Nathan der Weise.“ (Aufz. III. Auftr. 5 — 7.) 145

Sinngedichte. 169

Vorwort.

Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Jan. 1729 zu Camenz in der Oberlausitz geboren. Auf der Fürstenschule zu Meiſsen brachte er es schon in Kenntnissen sehr weit, und bezog dann die Universität zu Leipzig, wo er mehr für sich studirte, als daſs er sich in den Hörsälen regelmäſsig einfand, und wo der vertraute Umgang mit Weiſse und C. Mylius, so wie die Bekanntschaft mit der Neuber'schen Schauspielergesellschaft auf seine weitere Ausbildung einen bedeutenden Einfluſs hatte. Nach Endigung seiner academischen Laufbahn begab er sich nach Berlin und Wittenberg (an welchem letztren Orte er Magister wurde), und kehrte wieder nach Berlin zurück, wo er mit Moses Mendelsohn, Nicolai, Ramler und Andern in für ihn sehr ersprieſsliche freundschaftliche Verhältnisse trat. Nach einem abermaligen Aufenthalt in Leipzig, der ihm durch die Bekanntschaft mit von Kleist und von Brawe sehr interessant ward, zog ihn seine Neigung wieder nach Berlin hin. Er lebte hier in groſser literarischer Thätigkeit, und ward zum Mitglied der Academie der Wissenschaften erwählt. Darauf ging er als Gouvernements-Secretair zum General von Tauenzien nach Breslau, das er aber 1765 wieder mit Berlin vertauschte, von wo er sich eine Zeitlang als Dramaturg in Hamburg niederlieſs. Im Jahr 1769 wurde er, auf Ebert's Vermittlung, als Herzogl. Braunschweigischer Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel angestellt, und starb daselbst am 15. Febr. 1781. Das im J. 1796 vor dem dasigen Bibliotheksgebäude ihm errichtete Monument ist seines Namens würdig.

Ein bleibenderes Denkmal aber, ein *monumentum aere perennius*, hat sich Lessing in dem ganzen Bereiche Deutscher Zunge und in den Jahrbüchern der Literatur durch seine Schriften gegründet. Er gehörte zu den ausgezeichnetsten

Köpfen, die in vielfacher Hinsicht Epoche gemacht haben und der spätesten Nachwelt als glänzende Sterne leuchten. Beurtheilungskraft, Scharfsinn, Witz standen ihm völlig zu Gebote; äuſserst umfassend waren seine philologischen, literarischen, antiquarischen und artistischen Kenntnisse. So wie er ganz besonders als Chorage der bessern geläuterten Kritik hervorragt, so steht er auch als schaffender, origineller, die Fesseln der Französischen Manier zersprengender Dichter, namentlich im Fache des Lust- und Trauerspiels und des von ihm zuerst gestalteten philosophischen Drama's, auf einer hohen Stufe. Auch als lyrischer Dichter, als gewandter Fabulist und ſeiner Epigrammatist (unter diesen Gesichtspuncten betrachtet ihn unsre Anthologie) hat er unverwelkliche Lorbeern eingeerndtet; was er im Gebiete der Theologie geleistet, gehört nicht hieher.

Schon auf der Academie trat Lessing als Schriftsteller auf, indem er zu einer Hamburgischen Wochenschrift: „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths", beysteuerte. Nach ein Paar Lustspielen und den, mit Beyfall aufgenommenen Kleinigkeiten (Stuttg. 1751 f.) gab er seine Schriften (6 Thle. Berl. 1753 — 56) und darauf (mit Mylius) vermischte Schriften (Eb. 1754) heraus. Es folgten die Trauerspiele: Miſs Sara Sampson (1755), und Philotas (1759), desgleichen das Lustspiel: Minna von Barnhelm (1767). Den meisten Ruhm erwarb er sich aber durch das Trauerspiel: Emilia Galotti, und das, philosophisch gehaltene, Drama: Nathan der Weise (1779), zu welchem J. G. Pfranger ein Seitenstück: „Der Mönch von Libanon“ (1782) lieferte. Einer besondern Erwähnung verdienen noch sein „Laokoon, oder über die Gränzen der Malerey und Poesie (Berl. 1766), und seine, noch immer unübertroffene, Hamburgische Dramaturgie (2 Bde. 1768), sowie auch nicht übergangen werden darf, daſs er (mit Ramler) von Logau's Sinngedichte (Leipz. 1759), von Brawe's Trauerspiele (Eb. 1768) und Andr. Scultetus (eines frühgestorbenen Breslauischen Dichters) Gedichte (Braunschw. 1771) herausgab. Lessings Schriften kamen in 30 Theilen (Berl. 1771 — 94) heraus, worauf sein theatralischer Nachlaſs in

2 Theilen (1784—86) folgte. Eine neue wohlfeilere Taschenausgabe der Schriften in 34 Bänden wurde zu Berlin (1825) begonnen; die schönwissenschaftlichen Schriften in 6 Bänden in demselben Format erschienen Eb. 1827.

Lessings Leben ist von dessen Bruder K. G. Lessing (3 Thle. Berl. 1793—95) ans Licht gestellt worden.

(Vergl. über ihn den sehr reichhaltigen Artikel bey Jördens III. S. 234—328, nebst den Supplementen.)

Lieder.

An die Leier.

Töne, frohe Leier,
Töne Lust und Wein!
Töne, ſanfte Leier,
Töne Liebe drein!

Wilde Krieger singen,
Haſs und Rach' und Blut
In die Laute singen,
Ist nicht Lust, ist — Wuth.

Zwar der Heldensänger
Sammelt Lorbern ein;
Ihn verehrt man länger;
Lebt er länger? Nein.

Er vergräbt im Leben
Sich in Tiefſinn ein:
Um erst dann zu leben,
Wann er Staub wird seyn.

Lobt sein göttlich Feuer,
Zeit und Afterzeit!
Und an meiner Leier
Lobt die Fröhlichkeit.

Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Mensch schon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süſse Liebe,
Mach' mein Leben süſs!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniſs.

Schmachten lassen
Sey der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig schmachten lassen,
Dieses sey sie nicht.

Der schwörende Liebhaber.

Ich schwör' es dir, o Laura, dich zu hassen;
Gerechten Haſs schwör' ich dir zu.
Ich schwör' es allen Schönen, sie zu hassen,
Weil alle treulos sind, wie du.
Ich schwör' es dir, vor Amors Ohren,
Daſs ich — — ach, daſs ich falsch geschworen!

Die drey Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bey,
Warum Naturreich dreyfach sey.
Die Thier' und Menschen trinken, lieben,
Ein Jegliches nach seinen Trieben:
Delphin und Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und netzt den Mund.
Was also trinkt und lieben kann,
Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweyte Reich,
Dem ersten nicht an Güte gleich:
Sie liebet nicht, doch kann sie trinken;
Wenn Wolken träufelnd niedersinken,
So trinkt die Zeder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das zweyte Reich gethan.

Das Steinreich macht das dritte Reich;
Und hier sind Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durst und zarte Triebe,
Er wächset ohne Trunk und Liebe.

Drum, was nicht liebt, noch trinken kann,
Wird in das letzte Reich gethan,
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch?—Ein Stein.

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
„Wie soll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris
Die Welt der Enkel kennen?“ —
„„Ach, Namen sind nur Töne!““
Sprach meine holde Schöne.
„„Wähl' selbst. Du kannst mich Doris,
Und Galathee und Chloris,
Und — wie du willst mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.““

Die Küſse.

Ein Küſschen, das ein Kind mir schenket,
Das mit dem Küssen nur noch spielt,
Und bey dem Küssen noch nichts denket,
Das ist ein Kuſs, den man nicht fühlt.

Ein Kuſs, den mir ein Freund verehret,
Das ist ein Gruſs, der eigentlich
Zum wahren Küssen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küſst er mich.

Ein Kuſs, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Segenskuſs,
Wenn er sein Söhnchen lobt und liebet,
Ist etwas, das ich ehren muſs.

Ein Kuſs von meiner Schwester Liebe
Steht mir als Kuſs nur so weit an,
Als ich dabey mit heiſserm Triebe
An andre Mädchen denken kann.

Ein Kuſs, den Lesbia mir reichet,
Den kein Verräther sehen muſs,
Und der dem Kuſs der Tauben gleichet:
Ja, so ein Kuſs, das ist ein Kuſs!

Antwort eines trunknen Dichters.

Ein trunkner Dichter leerte
Sein Glas auf jeden Zug;
Ihn warnte sein Gefährte;
„Hör' auf! Du hast genug.“

Bereit vom Stuhl zu sinken,
Sprach der: „Du bist nicht klug;
Zuviel kann man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.“

Der Flor.

O Reitze voll Verderben!
Wir sehen euch, und sterben.
O Augen, unser Grab!
O Chloris, darf ich flehen?
Dich sicher anzusehen,
Laſs erst den Flor herab!

Die Gespenster.

Der Alte.

O Jüngling, sey so ruchlos nicht,
Und läugne die Gespenster!
Ich selbst sah eins beim Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenster,
Das saſs auf einem Leichenstein:
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

Als meiner Schwester Sohn verschied, —
Das sind nunmehr zehn Jahre! —
Sah seine Magd, die trefflich sieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein!
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

Und als mein Freund im Treffen blieb,
Das Frankreich jüngst verloren,
Hört' seine Frau, wie sie mir schrieb,
Mit ihren eignen Ohren,
Zu Mitternacht drey Eulen schrein:
Drum müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Es müssen wohl Gespenster seyn.

Der Alte.

In meinem Keller selbst geht's um.
Ich hör' oft ein Gesause;
Doch werden die Gespenster stumm,
Ist nur mein Sohn zu Hause.
Denk' nur, sie saufen meinen Wein:
Das müssen wohl Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich eins davon zu seyn.

Der Alte.

Auch weiſs ich nicht, was manche Nacht
In meiner Tochter Kammer
Sein Wesen hat, bald seufzt, bald lacht;
Oft bringt mir's Angst und Jammer.
Ich weiſs, das Mädchen schläft allein:
Drum müssen es Gespenster seyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts dawider ein;
Doch wünscht' ich ihr Gespenst zu seyn.

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut. —

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär'?
Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube—
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Küsse.

Der Neid, o Kind,
Zählt unsre Küsse:
Drum küss' geschwind
Ein Tausend Küsse;
Geschwind du mich,
Geschwind ich dich!
Geschwind, geschwind,
O Laura, küsse
Manch Tausend Küsse:
Damit er sich
Verzählen müsse.

An die Schwalbe.

Die zwölfte Ode Anakreons.

Schwatzhafteste der Schwalben, sprich,
Was thu' ich dir? wie straf' ich dich?
Soll ich dich um die Schwingen
Mit meiner Scheere bringen?
Soll ich, zu deiner Pein,
Ein andrer Tereus seyn?
Und willst du gern der Progne gleichen?
Muſst du, zu frühe Schwätzerin,
Muſst du von meiner Schäferin
Mir meinen schönen Traum verscheuchen?

Die Kunstrichter und der Dichter.

Die Kunstrichter.

Ihr Dichter, seyd des Stoffes voll,
Den eure Muse singen soll:
Alsdann geräth das Lied euch wohl.

Der Dichter.

Wohl! wohl! Ihr Herren Richter, wohl!
Seht her! ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muse singen soll;
Ich bin, ich bin des Weines voll:
Und doch geräth kein Lied mir wohl.

Die Kunstrichter.

Du bist des Stoffes allzuvoll,
Den deine Muse singen soll:
Darum geräth kein Lied dir wohl.

Phyllis an Damon.

Lehre mich, o Damon singen,
Singen, wie du trunken singst.
Laſs auch mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeistert bringst.
Wie du mich willst ewig singen,
Möcht' auch ich dich ewig singen.

Durch des Weines Feuerkräfte,
Nur durch sie singst du so schön.
Aber diese Göttersäfte
Darf ich schmachtend nur besehn.
Dir rieth Venus Wein zu trinken,
Mir rieth sie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Kann es dieser Trank nicht seyn? —
Wie? du willst mir Küsse geben,
Küsse, feuriger, als Wein? —
Damon, ach, nach deinen Küssen
Werd' ich wohl verstummen müssen.

Der Irrthum.

Den Hund im Arm, mit bloſsen Brüsten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher lieſs sich's nicht gelüsten,
Daſs er ihr Blicke gab.

Ich kam gedankenvoll gegangen,
Und sahe steif heran.
Ha! denkt sie, der ist auch gefangen,
Und lacht mich schalkhaft an.

Allein, gesagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt sich hier.
Ich sah nach ihrem bunten Hunde:
Es ist ein artig Thier.

Die Türken.

Die Türken haben schöne Töchter,
Und diese scharfe Keuschheitswächter;
Wer will, kann mehr als Eine frein:
Ich möchte schon ein Türke seyn.

Wie wollt' ich mich der Lieb' ergeben,
Wie wollt' ich liebend ruhig leben!
Und — — doch sie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke seyn.

Alexander.

Der Weise sprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
Ist manches Volk, ist manche Stadt.“
Was thut der Mann von tausend Siegen?
Die Memme weint, daſs, dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Ist's wahr was ihn der Weise lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daselbst auch Wein und Mädchen statt:
So lasset, Brüder, Thränen flieſsen,
Daſs, dort zu trinken und zu küssen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh Freund! sieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit,
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bey der kleinsten Hindrung stocken,
Der weiſse Hals voll schwarzer Locken,
Der wohlgewachsne schlanke Leib,
Verräth ein junges art'ges Weib.

Komm, Freund, komm, laſs uns schneller gehen,
Damit wir sie von vorne sehen.
Es muſs, trügt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis seyn.
Komm, eile doch! — O welches Glücke!
Jetzt sieht sie ungefähr zurücke.
Was war's, das mich entzückt gemacht?
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küſse mich!
Kleine Schöne, schämst du dich?
Küsse geben, Küsse nehmen,
Darf dich itzo nicht beschämen.
Küsse mich noch hundertmal!
Küss' und merk' der Küsse Zahl.
Ich will dir, bey meinem Leben!
Alle zehnſach wiedergeben,
Wenn der Kuſs kein Scherz mehr ist,
Und du zehn Jahr älter bist.

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon spricht:
«Kind, lüge nicht!
Sonst werd' ich strafen müssen,
Und dich zur Strafe küssen.»
Er droht mir, sieht verdrieſslich aus,
Und strafet mich schon im voraus.

Sonst log ich nicht.
Nur seit er spricht:
«Du sollst mir ſein mit Küssen
Die losen Lügen büſsen,»
Red' ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schwestern, sagt, wo kömmt das her?

Die sieben und vierzigste Ode Anakreons.

Alter, tanze! Wenn du tanzest,
Alter, so gefällst du mir!
Jüngling, tanze! Wenn du tanzest,
Jüngling, so gefällst du mir.

Alter, tanze, trotz den Jahren!
Welche Freude, wenn es heiſst:
Alter, du bist alt an Haaren,
Blühend aber ist dein Geist!

Der trunkne Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren. Wein, von dir bemeistert,
Und deinem flüss'gen Feu'r begeistert,
Stimm' ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein Dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? in was für kühnen Weisen
Werd' ich, o Göttertrank dich preisen?
Dein Ruhm, hör' ihn summarisch an,
Ist, daſs ich ihn nicht singen kann.

Der Geschmack der Alten.

Ob wir, wir Neuern vor den Alten
Den Vorzug des Geschmacks erhalten,
Was les't ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze sprach?
Die Franzen sind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel spricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geschmack und Witz, es frey zu sagen,
War bey den Alten allgemein.
Warum? sie tranken alle Wein.
Doch ihr Geschmack war noch nicht fein;
Warum? sie mischten Wasser drein.

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mädchen küsse,
Entflammt von unserm Gott, dem Wein,
Dann seh' ich, ohne krit'sche Schlüsse,
Dich tiefer als zehn Bentley ein.

Dann fühl' ich sie, die süſsen Küsse,
Die ein barbar'scher Biſs verletzt,
Sie, welche Venus, nebst dem Bisse,
Mit ihres Nektars Fünftheil netzt.

Dann fühl' ich, mehr als ich kann sagen,
Die Göttin, durch die Laura küſst,
Wie sie sich Amathunts entschlagen,
Und ganz in mich gestürzet ist.

Sie herrscht im Herzen, sie gebietet;
Und Laura löscht die Phyllis aus.
Sie herrscht im Herzen? nein, sie wüthet;
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

Die Gewiſsheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiſs ich freilich nicht:
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daſs ich morgen trinken werde,
Weiſs ich ganz gewiſs.

Der Tod.

Gestern, Brüder, könnt ihrs glauben?
Gestern, bey dem Saft der Trauben, —
Bildet euch mein Schrecken ein! —
Kam der Tod zu mir herein.

Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
«Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!»

««Lieber Tod,»» sprach ich mit Thränen,
««Solltest du nach mir dich sehnen?
Sieh, da stehet Wein für dich!
Lieber Tod, verschone mich!»»

Lächelnd greift er nach dem Glase;
Lächelnd macht er's auf der Base,
Auf der Pest, Gesundheit leer;
Lächelnd setzt er's wieder her.

Fröhlich glaub' ich mich befreiet,
Als er schnell sein Drohn erneuet,
«Narre, für dein Gläschen Wein,
Denkst du, «spricht er,» los zu seyn ?»

««Tod! bat ich, ich möcht' auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laſs mich: ich verspreche dir
Meine Kranken halb dafür.»» —

«Gut, wenn das ist, magst du leben!»
Ruft er. «Nur sey mir ergeben.
Lebe bis du satt geküſst
Und des Trinkens müde bist.» —

««O wie schön klingt dies den Ohren!
Tod, du hast mich neugeboren!
Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!

Ewig muſs ich also leben,
Ewig! denn beym Gott der Reben,
Ewig soll mich Lieb' und Wein,
Ewig Wein und Lieb' erfreun!»»

Lied aus dem Spanischen.

Gestern liebt' ich,
Heute leid' ich,
Morgen sterb' ich;
Dennoch denk' ich
Heut' und morgen
Gern an Gestern.

Der gröſste Mann.

Laſst uns den Priester Orgon fragen:
Wer ist der gröſste Mann?
Mit stolzen Mienen wird er sagen:
«Wer sich zum kleinsten machen kann.»

Laſst uns den Dichter Kriton hören:
Wer ist der gröſste Mann?
Er wird es uns in Versen schwören:
«Wer ohne Mühe reimen kann.»

Laſst uns den Hofmann Damis fragen:
Wer ist der gröſste Mann?
Er bückt sich lächelnd; das will sagen:
„Wer lächeln und sich bücken kann."

Wollt ihr vom Philosophen wissen,
Wer ist der gröſste Mann?
Aus dunkeln Reden müſst ihr schlieſsen:
„Wer ihn verstehn und grübeln kann."

Was darf ich jeden Thoren fragen:
Wer ist der gröſste Mann?
Ihr seht, die Thoren alle sagen:
«Wer mir am nächsten kommen kann.»

Wollt ihr den klügsten Thoren fragen:
Wer ist der gröſste Mann?
So fraget mich; ich will euch sagen:
«Wer trunken sie verlachen kann.»

Die Faulheit.

Fleiſs und Arbeit lob' ich nicht.
Fleiſs und Arbeit lob' ein Bauer.
Ja, der Bauer selber spricht,
Fleiſs und Arbeit wird ihm sauer.
Faul zu seyn, sey meine Pflicht;
Diese Pflicht ermüdet nicht.

Bruder, laſs das Buch voll Staub!
Willst du länger mit ihm wachen?
Morgen bist du selber Staub!
Laſs uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit seyn.

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an!
So klagt der arme Bauersmann;
Doch eher stimm' ich nicht mit-ein,
Es regne denn in meinen Wein.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich itzo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollst du mich in allen Sachen
Dreist und klug, beherzt und weise,
Mir zum Nutz, und dir zum Preise,
Kurz zu einem Alten machen.

Wein, werd' ich dich künftig trinken,
Werd' ich dich als Alter trinken,
Sollst du mich geneigt zum Lachen,
Unbesorgt vor Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz, zu einem Jüngling machen.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken:
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten, seyn!

Der Jüngling trinkt, sich alt und klug zu trinken:
Drum muſs der alte Wein,
Für mich, den Jüngling, seyn!

Die Biene.

Als Amor in den goldnen Zeiten
Verliebt in Schäferlustbarkeiten
Auf bunten Blumenfeldern lief,
Da stach den kleinsten von den Göttern
Ein Bienchen, das in Rosenblättern,
Wo es sonst Honig holte, schlief.

Durch diesen Stich ward Amor klüger.
Der unerschöpfliche Betrüger
Sann einer neuen Kriegslist nach:
Er lauscht in Rosen und Violen;
Und kam ein Mädchen sie zu holen,
Flog er als Bien' heraus, und stach.

Nach der zehnten Ode Anakreons.

Was frag' ich nach dem Groſssultan,
Und Mahomets Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an,
Mit allen seinen Schätzen.

Was sorg' ich ihrer Kriegesart,
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Specereien salben.

Kann ich nur mein gesalbtes Haupt
Mit Rosen stolz umschlieſsen,
Und wenn mir sie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen strafend küssen.

Ein Thor sorgt für die künft'ge Zeit.
Für heute will ich sorgen.
Wer kennt, mit weiser Gründlichkeit,
Den ungewissen Morgen?

Was soll ich hier, so lang' ich bin,
Mich um die Zukunft kränken?
Ich will mit kummerlosem Sinn
Auf Wein und Liebe denken.

Denn plötzlich steht er da, und spricht,
Der grimme Tod: «Von dannen!
Du trinkst, Du küssest länger nicht!
Trink' aus! Küss' aus! Von dannen!»

Die schlafende Laura.

Nachläſsig hingestreckt,
Die Brust mit Flor bedeckt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das säuselnd ihn durchstrich.
Lieſs unter jenen Linden
Mein Glück mich Lauren finden.
Sie schlief, und weit und breit
Schlug jede Blum' ihr Haupt zur Erden,
Aus miſsvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht gesehn zu werden.
Sie schlief, und weit und breit
Erschallten keine Nachtigallen,
Aus weiser Furchtsamkeit
Ihr minder zu gefallen
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den sie vielleicht itzt träumte,
Von dem, ich hoff' es, träumte,
Der staunend bey ihr stand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich lieſs mich sanfte nieder,

Ich ſegnete, ich küſste sie,
Ich ſegnete, und küſste wieder:
Und schnell erwachte sie.
Schnell thaten sich die Augen auf.
Die Augen? — nein, der Himmel that sich auf,

Der Donner.

Es donnert! — Freunde, laſst uns trinken!
Der Frevler und der Heuchler Heer
Mag knechtisch auf die Kniee sinken.
Es donnert! — Macht die Gläser leer!
Laſst Nüchterne, laſst Weiber zagen!
Zevs iſt gerecht, er straft das Meer:
Sollt' er in seinen Nektar schlagen?

Die Musik.

Ein Orpheus spielte; rings um ihn,
Mit lauschendem Gedränge
Stand die erstaunte Menge,
Durch's Ohr die Wollust einzuziehn.
Ein Trinker kam von ungefähr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faſst' er sich, blieb horchend stehn,
Und ward entzückt, und schrie: „Wie schön!
So schön, als wenn bey meinem wackern Wirthe
Das helle Paſsglas klirrte!"

Die Haushaltung.

»Zankst du schon wieder?« sprach Hans Lau
Zu seiner lieben Ehefrau.
««Versoffner, unverschämter Mann!»»
«Geduld, mein Kind, ich zieh' mich an.» — —
««Wo nun schon wieder hin?»» — «Zu Weine.
Zank du alleine.»

««Du gehst? — — Verdammtes Kaffeehaus!
Ja! blieb' er nur die Nacht nicht aus.
Gott! ich soll so verlassen seyn? —
Wer pocht? — Herr Nachbar? — nur herein!
Mein böser Teufel ist zu Weine:
Wir sind alleine.»»

Die Stärke des Weins.

Wein ist stärker als das Wasser:
Dies gestehn auch seine Hasser.
Wasser reiſst wohl Eichen um,
Und hat Häuser umgerissen:
Und ihr wundert euch darum,
Daſs der Wein mich umgerissen?

Die Betrübniſs.

Der Dichter und sein Freund.

Der Freund.

Freund, welches Unglück, welche Reue
Macht dir so bittern Schmerz?

Der Dichter.

Ach Freund, sie flieht, die Ungetreue!
Und sie besaſs mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falsche dich betrüben?
Du bist ja klug genug.

Der Dichter.

O schweig! das heiſst nicht lieben,
Läſst uns die Liebe klug.

Die Beredsamkeit.

Freunde, Wasser machet stumm:
Lernet dieses an den Fischen.
Doch beym Weine kehrt sich's um:
Dieses lernt an unsern Tischen.
Was für Redner sind wir nicht,
Wenn der Rheinwein aus uns spricht!
Wir ermahnen, streiten, lehren;
Keiner will den Andern hören.

Das Leben.

Sechs Tage kannt' ich sie,
Und liebte sie sechs Tage.
Am siebenten erblaſste sie,
Dem ersten meiner ew'gen Klage.
Noch leb' ich, zauderndes Geschick!
Ein pflanzengleiches Leben.
O Himmel, ist für den kein Glück,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O nimm dem Körper Wärm' und Blut,
Dem du die Seele schon genommen!
Hier, wo ich wein' und wo sie ruht,
Hier laſs den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daſs er meine Jahre
Bis zu des Nestors Alter spare?
Ich habe, trotz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die wider den Cäsar verschwornen Helden.

Cassius. Decimus. Brutus. Cimber.

Cassius.

Jetzt, Helden, laſst uns rühmlich sterben,
Eh' Rom noch Königsfesseln trägt!
Wer sollte nicht mit Lust verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederschlägt?

Decimus.

Ja — aber ohne Rache sterben,
Und ohne Nutz dem Vaterland —
Freund, das heiſst pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt' ich Muth und Hand?

Cassius.

O Brutus, voller tiefen Sorgen
Seh' ich dein Herz für Rom zertheilt!
O Freund, noch Einen freyen Morgen,
So hat die Knechtschaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäsar Rom will unterdrücken,
Muſs Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken:
Mit Zittern zwar, doch drück' ich ihn.

Cassius.

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom steht, wenn Brutus Brutus ist.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm, zeige, daſs du Beyde bist!

Cimber.

Auch ich will Alles mit euch wagen;
Auch ich muſs ohne König seyn.
Denn könnt' ich einen Herrn ertragen,
Ertrüg' ich allererst den Wein.

Der Faule.

Rennt dem scheuen Glücke nach!
Freunde, rennt euch alt und schwach!
Ich nehm' Theil an eurer Müh:
Die Natur gebietet sie.
Ich, damit ich auch was thu', —
Seh' euch in dem Lehnstuhl zu

Für wen ich singe.

Ich singe nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verstehn.

Ich singe nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll spitz'ger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und euch die Muster selber seyd.

Ich singe nicht den kühnen Geistern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerschöpften Meistern
Die Lorbern nur umsonst begeizt.

Ich singe nicht, durch Stolz gedrungen,
Für dich, mein Deutsches Vaterland!
Ich fürchte jene Lästerzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich singe nicht für fremde Reiche.
Wie käm' mir solch ein Ehrgeiz ein?
Das sind verwegne Autorstreiche.
Ich mag nicht übersetzet seyn.

Ich singe nicht für fromme Schwestern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter singen, lästern,
Daſs wir nicht alle Schmolken sind.

Ich singe nicht für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt, wie ich,
Für euch, für euch sind meine Lieder.
Singt ihr sie nach: o Glück für mich!

Ich singe nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis, nur für dich!
Für dich, für dich sind meine Töne.
Stehn sie dir an, so küsse mich.

Der Eintritt des Jahres 1754.

Wem tönt dies kühnre Lied? Dies Lied, zu wessen Lobe
Hört es noch manche spätre Welt?
Hier steh' ich, sinne nach, und glüh' und stampf' und tobe,
Und suche meiner Hymnen Held.

Wer wird es seyn? Vielleicht im blut'gen Panzerkleide
Des Krieges fürchterlicher Gott?
Um ihn tönt durch das Feld gedungner Krieger Freude,
Und der Erwürgten lauter Tod.

Wie, oder ist's vielmehr in fabellosen Zeiten
Ein neuer göttlicher Apoll,
Der, schwer entbehrt, mit schnell zurückberufnen Saiten
Den Himmel wieder füllen soll?

Wo nicht, so werde der der Vorwurf meiner Lieder,
Der sich als Themis Rächer wies,
Und dessen frommes Schwert der gift'gen Zanksucht Hyder
Nur drey von tausend Köpfen lieſs.

Doch ihn, Apoll und Maſs, in Friedrichen vereinet,
Vereine, mein Gesang, auch du!
Wann einst ein junger Held bey seinem Grabe weinet,
So zähl' ihm seine Thaten zu!

Fang' an von jenem Tag' — doch welch ein neues Feuer
Reiſst mich vom niedern Staub empor?
Auch Könige sind Staub! Seyd ihnen treu; dem treuer,
Der sie zu besserm Staub' erkohr.

Wer wird, voll seines Geist's, mir seinen Namen melden?
Sein Nam' ist ihm allein bewuſst.
Er ist der Fürsten Fürst, er ist der Held der Helden:
Er füllt die Welt und meine Brust.

Er rief sie aus des Nichts nur ihm folgsamen Schlunde;
Er ruft sie noch, daſs sie besteht.
Sie bebt, sie wankt, so oft ein Hauch aus seinem Munde
Den Fluch in ihre Sphären weht.

O dreimal Schrecklicher! — — doch voller Quell des Guten,
Du bist der Schreckliche nicht gern.
Den weiten Ozean zerfleischen deine Ruthen;
Uns, Vater, zeigst du sie von fern.

Wie, daſs des Undanks Frost die trägen Lippen bindet,
Volk, dem er Heil, wie Flocken, gibt!
'Ihm dank' es, wenn ein Jahr in süſser Ruh verschwindet;
Ihm dank' es, daſs dich Friedrich liebt!

Fabeln und Erzählungen.

Zeus und das Pferd.

»Vater der Thiere und Menschen,« so sprach das Pferd, und nahte sich dem Throne des Zeus, »man will, ich sey eins der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt geziert, und meine Eigenliebe heiſst mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern seyn?« —

»Und was meinst du denn, daſs an dir zu bessern sey? Rede ich nehme Lehren an! »sprach der gute Gott, und lächelte.

»Vielleicht,« sprach das Pferd weiter, »würde ich flüchtiger seyn, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären; ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen; eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren; und da du mich doch einmal bestimmt hast, deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen seyn, den mir der wohlthätige Reiter auflegt.«

«Gut,» versetzte Zeus, «gedulde dich einen Augenblick!» Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub, da verband sich organisirter Stoff; und plötzlich stand vor dem Throne — das häſsliche Kameel.

Das Pferd sah, schauderte, und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

«Hier sind höhere und schmächtigere Beine,» sagte Zeus; «hier ist ein langer Schwanenhals; hier ist eine breitere Brust; hier ist der anerschaffne Sattel! Willst du, Pferd, daſs ich dich so umbilden soll?»

Das Pferd zitterte noch.

«Geh!» fuhr Zeus fort: «diesesmal sey belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so daure du fort neues Geschöpf» — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kameel — — «und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern.»

Zeus und das Schaf.

Das Schaf muſste von allen Thieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus, und bat, sein Elend zu mildern.

Zeus schien willig, und sprach zu dem Schafe: «Ich sehe wohl, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen, und deine Füſse mit Krallen rüsten?» —

«O nein,» sagte das Schaf, «ich will nichts mit den reiſsenden Thieren gemein haben.»

«Oder,» fuhr Zeus fort, «soll ich Gift in deinen Speichel legen?» — «Ach,» versetzte das Schaf, «die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehaſst.» —

«Nun, was soll ich denn? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen, und Stärke deinem Nacken geben.»

«Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte leicht so stöſsig werden, als der Bock.»

«Und gleichwohl,» sprach Zeus, «muſst du selbst schaden können, wenn sich andre, dir zu schaden, hüten sollen.»

„Müſst' ich das!" seufzte das Schaf. „O so laſs mich, gütiger Vater, wie ich bin. Denn das Vermögen, schaden zu können, erweckt, fürchte ich, die Lust, schaden zu wollen, und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun."

Zeus segnete das fromme Schaf, und es vergaſs von Stund an zu klagen.

Das Schaf.

Als Jupiter das Fest seiner Vermählung feierte, und alle Thiere ihm Geschenke brachten, vermiſste Juno das Schaf.

„Wo bleibt das Schaf?" fragte die Göttin. „Warum versäumt das fromme Schaf, uns sein wohlmeinendes Geschenk zu bringen?"

Und der Hund nahm das Wort und sprach: „Zürne nicht, Göttin! ich habe das Schaf noch heute gesehen; es war sehr betrübt, und jammerte laut."

„Und warum jammerte das Schaf?" fragte die schon gerührte Göttin.

„Ich Aermste!" so sprach es, „ich habe jetzt weder Wolle noch Milch: was werde ich dem Jupiter schenken? Soll ich, ich allein, leer vor ihm erscheinen? Lieber will ich hingehen, und den Hirten bitten, daſs er mich ihm opfere!"

Indem drang mit des Hirten Gebete der Rauch des geopferten Schafes, dem Jupiter ein süſser Geruch, durch die Wolken. Und jetzt hätte Juno die erste Thräne geweint, wenn Thränen ein unsterbliches Auge benetzten.

Der Adler.

Man fragte den Adler: «Warum erziehest du deine Jungen so hoch in der Luft?»

Der Adler antwortete: «Würden sie sich, erwachsen, so nahe zur Sonne wagen, wenn ich sie tief an der Erde erzöge?»

Der Löwe mit dem Esel.

Als des Aesopus Löwe mit dem Esel, der ihm durch seine fürchterliche Stimme die Thiere sollte jagen helfen, nach dem Walde ging, rief ihm eine naseweise Krähe von dem Baume zu: «Ein schöner Gesellschafter! Schämst du dich nicht, mit einem Esel zu gehen?» —

«Wen ich brauchen kann,“ versetzte der Löwe, «dem kann ich ja wohl meine Seite gönnen.»

So denken die Groſsen alle, wenn sie einen Niedrigen ihrer Gemeinschaft würdigen.

Der Fuchs und die Larve.

Vor alten Zeiten fand ein Fuchs die hohle, einen weiten Mund aufreiſsende Larve eines Schauspielers. «Welch ein Kopf!» sagte der betrachtende Fuchs. «Ohne Gehirn, und mit einem offenen Munde! Sollte das nicht der Kopf eines Schwätzers gewesen seyn?»

Dieser Fuchs kannte euch, ihr ewigen Redner, ihr Strafgerichte des unschuldigsten unsrer Sinne!

Der Tanzbär.

Ein Tanzbär war der Kett' entrissen,
Kam wieder in den Wald zurück,
Und tanzte seiner Schaar ein Meisterstück
Auf den gewohnten Hinterfüſsen.
«Seht,» schrie er, «das ist Kunst, das lernt man in der Welt.
Thut mir es nach, wenns euch gefällt,
Und wenn ihr könnt!» — Geh, «brummt ein alter Bär,
Dergleichen Kunst, sie sey so schwer,
Sie sey so rar sie sey,
Zeigt deinen niedern Geist und deine Sclaverey.»

⁂

Ein groſser Hofmann seyn,
Ein Mann, dem Schmeicheley und List,
Statt Witz und Tugend ist;
Der durch Kabalen steigt, des Fürsten Gunst erstiehlt,
Mit Wort und Schwur als Komplimenten spielt,
Ein solcher Mann, ein groſser Hofmann seyn,
Schlieſst das Lob oder Tadel ein?

Die Geschichte des alten Wolfs.

In sieben Fabeln.

I.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faſste den gleiſsenden Entſchluſs, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuſse zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Herden seiner Höhle die nächsten waren.

„Schäfer!“ sprach er,“ du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muſs ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger; mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.“

„Wenn du satt bist? das kann wohl seyn,“ versetzte der Schäfer. „Aber wann bist du denn satt? du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!“

II.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweyten Schäfer.

„Du weiſst, Schäfer,“ war seine Anrede, „daſs ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.“

„Sechs Schafe?“ sprach der Schäfer. „Das ist ja eine ganze Heerde!“ —

„Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen,“ sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich kaum im ganzen Jahre dem Pan.“

„Auch nicht vier?“ fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drey? — Zwey?“ — —

„Nicht ein einziges!“ fiel endlich der Bescheid; „denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.“

III.

Aller guten Dinge sind drey; dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

„Es geht mir recht nahe,“ sprach er, „daſs ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie unrecht man mir thut. Gib mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den Niemand unsicher macht, als ich, frey und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! welche Kleinigkeit! Könnte ich groſsmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer? Worüber lachst du denn?“

„O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund?“ sprach der Schäfer.

„Was geht dich mein Alter an? Immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.“

„Erzürne dich nicht, alter Isegrim! Es thut mir leid, daſs du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kömmst. Deine ausgebiſsenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloſs um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr, nähren zu können.“

IV.

Der Wolf ward ärgerlich, faſste sich aber doch, und ging auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

«Schäfer,» sprach er, «ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und so, daſs ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weiſst, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber anstatt deines verstorbenen Hundes in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daſs sie keins deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.»

«Du willst sie also,» versetzte der Schäfer, «gegen deine Brüder im Walde beschützen?»—

«Was meine ich denn sonst? Freilich.»

«Das wäre nicht übel! Aber, wenn ich dich nun in meine Hürden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben ausser dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen — —»

«Ich höre schon,» sagte der Wolf, «du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!»

V.

«Wäre ich nicht so alt!» knirschte der Wolf. «Aber ich muſs mich, leider, in die Zeit schicken.» Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

«Kennst du mich, Schäfer?» fragte der Wolf.

„Deines gleichen wenigstens kenne ich," versetzte der Schäfer.

„Meines gleichen? daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daſs ich deiner, und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin."

„Und wie sonderbar bist du denn?"

„Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloſs mit todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daſs ich mich dann und wann bey deiner Heerde einfinden, und nachfragen darf, ob dir nicht — "

„Spare die Worte!" sagte der Schäfer. „Du müſstest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe friſst, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt, und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft also keine Rechnung, und geh'!"

VI.

„Ich muſs nun schon mein Liebstes daran wenden," um zu meinem Zwecke zu gelangen, dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

«Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz?» fragte der Wolf.

«Dein Pelz?» sagte der Schäfer. «Laſs sehen! Er ist schön! die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.»

«Nun so höre, Schäfer; ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz.»

«Ey sieh doch!» sagte der Schäfer. «Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein; dein Pelz würde mir am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gib mir ihn gleich jetzt.» — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

VII.

«O die Unbarmherzigen!» schrie der Wolf, und gerieth in die äusserste Wuth. «So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!»

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, riſs ihre Kinder nieder, und ward nicht ohne groſse Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: „Wir thaten doch wohl Unrecht, daſs wir den alten Räuber auf das Aeusserste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!“

Die Ziegen.

Die Ziegen baten den Zeus, auch ihnen Hörner zu geben; denn anfangs hatten die Ziegen keine Hörner,

„Ueberlegt es wohl, was ihr bittet!" sagte Zeus. „Es ist mit dem Geschenke der Hörner ein anderes unzertrennliches verbunden, das euch so angenehm nicht seyn möchte."

Doch die Ziegen beharrten auf ihrer Bitte, und Zeus sprach: „So habt denn Hörner!"

Und die Ziegen bekamen Hörner — und Bart! Denn anfangs hatten die Ziegen auch keinen Bart. O wie schmerzte sie der häſsliche Bart! Weit mehr, als sie die stolzen Hörner erfreuten!

Die Esel.

Die Esel beklagten sich bey dem Zeus, daſs die Menschen mit ihnen zu grausam umgingen. „Unser starker Rücken," sagten sie, „trägt ihre Lasten, unter welchen sie und jedes schwächere Thier erliegen müſsten. Und doch wollen sie uns, durch unbarmherzige Schläge, zu einer Geschwindigkeit nöthigen, die uns durch die Last unmöglich gemacht würde, wenn sie uns auch die Natur nicht versagt hätte. Verbiete ihnen, Zeus, so unbillig zu seyn, wenn sich die Menschen anders etwas Böses verbieten lassen. Wir wollen ihnen dienen, weil es scheint, daſs du uns dazu erschaffen hast; allein geschlagen wollen wir ohne Ursache nicht seyn."

„Mein Geschöpf," antwortete Zeus ihrem Sprecher, „die Bitte ist nicht ungerecht; aber ich sehe keine Möglichkeit, die Menschen zu überzeugen, daſs eure natürliche Langsamkeit keine Faulheit ist. Und so lange sie dieses glauben, werdet ihr geschlagen werden. — Doch ich sinne euer Schicksal zu erleichtern. — Die Unempfindlichkeit soll von nun an euer Theil seyn; eure Haut soll sich gegen die Schläge verhärten, und den Arm des Treibers ermüden.“

„Zeus!“ schrieen die Esel, „du bist allezeit weise und gnädig!“ — Sie gingen erfreut von seinem Throne, als dem Throne der allgemeinen Liebe.

Der Esel und das Jagdpferd.

Ein Esel vermaſs sich, mit einem Jagdpferde um die Wette zu laufen. Die Probe fiel erbärmlich aus, und der Esel ward ausgelacht. „Ich merke nun wohl," sagte der Esel, „woran es gelegen hat: ich trat mir vor einigen Monaten einen Dorn in den Fuſs, und der schmerzt mich noch." —

„Entschuldigen Sie mich," sagte der Kanzelredner Liederhold, „wenn meine heutige Predigt so gründlich und erbaulich nicht gewesen, als man sie von dem glücklichen Nachahmer eines Mosheim erwartet hätte: ich habe, wie Sie hören, einen heisern Hals, und den schon seit acht Tagen."

Aesopus und der Esel.

Der Esel sprach zu dem Aesopus: „Wenn du wieder ein Geschichtchen von mir ausbringst, so laſs mich etwas recht Vernünftiges und Sinnreiches sagen."

„Dich etwas Sinnreiches!" sagte Aesop; „wie würde sich das schicken? Würde man nicht sprechen, du seyst der Sittenlehrer, und ich der Esel?"

Der Hirsch und der Fuchs.

„Hirsch, wahrlich, das begreif' ich nicht,"
Hört' ich den Fuchs zum Hirsche sagen,
„Wie dir der Muth so sehr gebricht?
Der kleinste Windhund kann dich jagen.
Besieh dich doch, wie groſs du bist!
Und sollt' es dir an Stärke fehlen?
Den gröſsten Hund, so stark er ist,
Kann dein Geweih mit Einem Stoſs' entseelen.
Uns Füchsen muſs man wohl die Schwachheit übersehn;
Wir sind zu schwach zum Widerstehn.
Doch daſs ein Hirsch nicht weichen muſs,
Ist sonnenklar. Hör' einen Schluſs.
Ist Jemand stärker, als sein Feind,
Der braucht sich nicht vor ihm zurückzuziehen;
Du bist den Hunden nun weit überlegen, Freund:
Und folglich darfst du niemals fliehen."
„„Gewiſs, ich hab' es nie so reiflich überlegt.
Von nun an,"" sprach der Hirsch, „„sieht man mich unbewegt.
Wenn Hund und Jäger auf mich fallen;
Nun widersteh' ich allen.""

Zum Unglück, daſs Dianens Schaar
So nah mit ihren Hunden war.
Sie bellen, und sobald der Wald
Von ihrem Bellen wiederschallt,
Fliehn schnell der schwache Fuchs und starke
Hirsch davon.

*
* *

Natur thut allzeit mehr, als Demonstration.

Der Stier und der Hirsch.

Ein schwerfälliger Stier und ein flüchtiger Hirsch weideten auf einer Wiese zusammen.

„Hirsch," sagte der Stier, wenn uns der Löwe anfallen sollte, so laſs uns für Einen Mann stehen; wir wollen ihn tapfer abweisen." — „Das muthe mir nicht zu," erwiederte der Hirsch; „denn warum sollte ich mich mit dem Löwen in ein ungleiches Gefecht einlassen, da ich ihm sicher entlaufen kann?"

Der Löwe und der Hase.

Ein Löwe würdigte einen drolligen Hasen seiner nähern Bekanntschaft. „Aber ist es denn wahr," fragte ihn einst der Hase, „daſs euch Löwen ein elender krähender Hahn so leicht verjagen kann?"

„Allerdings ist es wahr," antwortete der Löwe; „und es ist eine allgemeine Anmerkung, daſs wir groſsen Thiere durchgängig eine gewisse kleine Schwachheit an uns haben. So wirst du, zum Exempel, von dem Elephanten gehört haben, daſs ihm das Grunzen eines Schweins Schauder und Entsetzen erweckt." —

„Wahrhaſtig?" unterbrach ihn der Hase. „Ja, nun begreif' ich auch, warum wir Hasen uns so entsetzlich vor den Hunden fürchten."

Das Roſs und der Stier.

Auf einem feurigen Rosse flog stolz ein dreister Knabe daher. Da rief ein wilder Stier dem Rosse zu: „Schande! von einem Knaben lieſs' ich mich nicht regieren!"

„Aber ich," versetzte das Roſs; „denn was für Ehre könnte es mir bringen, einen Knaben abzuwerfen?"

Der Hirsch und der Fuchs.

Der Hirsch sprach zu dem Fuchs: „Nun wehe uns armen schwächern Thieren! der Löwe hat sich mit dem Wolf verbunden.“

„Mit dem Wolf?“ sagte der Fuchs. „Das mag noch hingehen! der Löwe brüllt, der Wolf heult; und so werdet ihr euch noch oft mit der Flucht retten können. Aber alsdann, alsdann möchte es um uns Alle geschehen seyn, wenn es dem gewaltigen Löwen einfallen sollte, sich mit dem schleichenden Luchs zu verbinden.“

Der Fuchs und der Tieger.

„Deine Geschwindigkeit und Stärke, sagte ein Fuchs zu dem Tieger," möchte ich mir wohl wünschen."

„Und sonst hätte ich nichts, was dir anstände?" fragte der Tieger.

„Ich wüſste nichts!" — — „Auch mein schönes Fell nicht?" fuhr der Tieger fort. „Es ist so vielfarbig als dein Gemüth, und das Aeussere würde sich vortrefflich zu dem Innern schikken."

„Eben darum," versetzte der Fuchs," danke ich recht sehr dafür. Ich muſs nicht scheinen, was ich bin. Aber wollten die Götter, daſs ich meine Haare mit Federn vertauschen könnte!"

Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: «Ich kann mich der Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte.»

«Welche glückliche Zeit muſs das für unser Geschlecht gewesen seyn!» seufzte der Enkel.

«Du schlieſsest zu geschwind!» sagte der alte Hirsch. «Die Zeit war anders, aber nicht besser. Der Mensch hatte da, anstatt des Feuerrohrs, Pfeile und Bogen; und wir waren eben so schlimm daran als jetzt.»

Der Rangstreit der Thiere.

In vier Fabeln.

I.

Es entstand ein hitziger Rangstreit unter den Thieren.

Ihn zu schlichten, sprach das Pferd: „Lasset uns den Menschen zu Rathe ziehen! Er ist keiner von den streitenden Theilen, und kann desto unpartheyischer seyn.“

„Aber hat er denn auch den Verstand dazu?“ lieſs ein Maulwurf sich hören. „Er braucht wirklich den allerfeinsten, unsere oft tief versteckten Vollkommenheiten zu erkennen.“

„Das war sehr weislich erinnert,“ sprach der Hamster.

„Ja wohl,“ rief der Igel: „ich glaube es nimmermehr, daſs der Mensch Scharfsichtigkeit genug besitze.“

«Schweigt ihr!» befahl das Pferd, «wir wissen es schon, wer sich auf die Güte seiner Sache am wenigsten zu verlassen hat, ist immer am fertigsten, die Einsicht seines Richters in Zweifel zu ziehen.»

II.

Der Mensch ward Richter.

«Noch ein Wort,» rief ihm der majestätische Löwe zu, «bevor du den Ausspruch thust. Nach welcher Regel, Mensch, willst du unsern Werth bestimmen?»

«Nach welcher Regel? Nach dem Grade ohne Zweifel,» antwortete der Mensch, «in welchem ihr mehr oder weniger mir nützlich seyd.»

«Vortrefflich!» versetzte der beleidigte Löwe. «Wie weit würde ich alsdann unter den Esel zu stehen kommen! du kannst unser Richter nicht seyn, Mensch! Verlaſs die Versammlung.»

III.

Der Mensch entfernte sich.

«Nun?» sprach der höhnische Maulwurf, und ihm stimmten der Hamster und der Igel wieder bey, «siehst du, Pferd, der Löwe meint es auch, daſs der Mensch unser Richter nicht seyn könne. Der Löwe denkt wie wir.»

„Aber aus besserm Grunde, als ihr!" sagte der Löwe, und warf ihnen einen Blick der Verachtung zu.

IV.

Der Löwe fuhr weiter fort: „Der Rangstreit, wenn ich es recht überlege, ist ein nichtswürdiger Streit. Haltet mich für den Vornehmsten oder für den Geringsten; es gilt mir gleichviel: genug, ich kenne mich." Und so ging er aus der Versammlung.

Ihm folgten der weise Elephant, der kühne Tiger, der ernsthafte Bär, der kluge Fuchs, das edle Pferd: kurz alle, die ihren Werth fühlten oder zu fühlen glaubten.

Die sich am letzten wegbegaben, und über die zerrissene Versammlung am meisten murrten, waren der Affe und der Esel.

Der Fuchs.

Ein verfolgter Fuchs rettete sich auf eine Mauer. Um auf der andern Seite gut herab zu kommen, ergriff er einen nahen Dornstrauch. Er lieſs sich auch glücklich daran nieder, nur daſs ihn die Dornen schmerzlich verwundeten. «Elende Helfer,» rief der Fuchs, «die nicht helfen können, ohne zugleich zu schaden!»

Die Maus.

Eine philosophische Maus pries die gütige Natur, daſs sie die Mäuse zu einem so vorzüglichen Gegenstande ihrer Erhaltung gemacht habe. Denn eine Hälfte von uns, sprach sie, erhielt von ihr Flügel, daſs, wenn wir hier unten auch alle von den Katzen ausgerottet würden, sie doch mit leichter Mühe aus den Fledermäusen unser ausgerottetes Geschlecht wieder herstellen könnte.

Die gute Maus wuſste nicht, daſs es auch geflügelte Katzen gibt. Und so beruht unser Stolz meistens auf unsrer Unwissenheit.

Der Wolf auf dem Todbette.

Der Wolf lag in den letzten Zügen, und schickte einen prüfenden Blick auf sein vergangnes Leben zurück. «Ich bin freylich ein Sünder,» sagte er; aber doch, hoffe ich, keiner von den gröſsten. Ich habe Böses gethan; aber auch viel Gutes. Einsmals, erinnere ich mich, kam mir ein blöckendes Lamm, welches sich von der Heerde verirrt hatte, so nahe, daſs ich es gar leicht hätte würgen können; und ich that ihm nichts. Zu eben dieser Zeit hörte ich die Spöttereien und Schmähungen eines Schafes mit der bewundernswürdigsten Gleichgültigkeit an, ob ich schon keine schützenden Hunde zu fürchten hatte.»

«Und das alles kann ich dir bezeugen,» fiel ihm Freund Fuchs, der ihn zum Tode bereiten half, ins Wort. «Denn ich erinnere mich noch gar wohl aller Umstände dabey. Es war zu eben der Zeit, als du dich an dem Beine so jämmerlich würgtest, das dir der gutherzige Kranich hernach aus dem Schlunde zog.»

Die Wasserschlange.

Zeus hatte nunmehr den Fröschen einen andern König gegeben: anstatt eines friedlichen Klotzes, eine gefräſsige Wasserschlange.

„Willst du unser König seyn," schrieen die Frösche, „warum verschlingst du uns?" — „Darum," antwortete die Schlange, „weil ihr um mich gebeten habt." —

„Ich habe nicht um dich gebeten!" rief einer von den Fröschen, den sie schon mit den Augen verschlang." — „Nicht?" sagte die Wasserschlange. „Desto schlimmer! So muſs ich dich verschlingen, weil du nicht um mich gebeten hast."

Die Hunde.

»Wie ausgeartet ist hier zu Lande unser Geschlecht!» sagte ein gereiseter Pudel. «In dem fernen Welttheile, welchen die Menschen Indien nennen, da, da gibt es noch rechte Hunde: Hunde, meine Brüder — ihr werdet es mir nicht glauben, und doch habe ich es mit meinen Augen gesehen — die auch einen Löwen nicht fürchten und kühn mit ihm anbinden!»

«Aber,» fragte den Pudel ein gesetzter Jagdhund, «überwinden sie denn auch den Löwen?»

«Ueberwinden?» war die Antwort. «Das kann ich nun eben nicht sagen. Gleichwohl, bedenke nur, einen Löwen anzufallen!» —

«O», fuhr der Jagdhund fort, «wenn sie ihn nicht überwinden, so sind deine gepriesenen Hunde in Indien — besser als wir, so viel wie nichts — aber ein gut Theil dümmer.»

Der Wolf und der Schäfer.

Ein Schäfer hatte durch eine grausame Seuche seine ganze Heerde verloren. Das erfuhr der Wolf, und kam seine Kondolenz abzustatten.

„Schäfer;" sprach er, „ist es wahr, daſs dich ein so grausames Unglück betroffen? Du bist um deine ganze Heerde gekommen? die liebe, fromme, fette Heerde! Du dauerst mich, und ich möchte blutige Thränen weinen."

„Habe Dank, Meister Isegrim!" versetzte der Schäfer. „Ich sehe, du hast ein sehr mitleidiges Herz."

„Das hat er auch wirklich," fügte der Schäfer Hylax hinzu, „so oft er unter dem Unglücke seines Nächsten selbst leidet."

Der Adler und die Eule.

Der Adler Jupiters und Pallas Eule stritten.
„Abscheulich Nachtgespenst!“ — „„Bescheidner, darf ich bitten.
Der Himmel heget mich und dich;
Was bist du also mehr als ich?““
Der Adler sprach: „Wahr ist's, im Himmel sind wir beide;
Doch mit dem Unterscheide:
Ich kam durch eignen Flug,
Wohin dich deine Göttin trug.“

Die Schwalbe.

Glaubet mir, Freunde, die groſse Welt ist nicht für den Weisen, ist nicht für den Dichter! Man kennt da ihren wahren Werth nicht, und, ach, sie sind oft schwach genug, ihn mit einem nichtigen zu vertauschen.

In den ersten Zeiten war die Schwalbe ein eben so tonreicher melodischer Vogel, als die Nachtigall. Sie ward es aber bald müde, in den einsamen Büschen zu wohnen, und da von Niemand, als dem fleiſsigen Landmann und der unschuldigen Schäferin gehört und bewundert zu werden. Sie verlieſs ihre demüthigere Freundin und zog in die Stadt. — Was geschah? Weil man in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied zu hören, so verlernte sie es nach und nach, und lernte dafür — bauen.

Die junge Schwalbe.

„Was macht ihr da?" fragte eine Schwalbe die geschäftigen Ameisen. „Wir sammeln Vorrath auf den Winter," war die geschwinde Antwort.

„Das ist klug," sagte die Schwalbe; „das will ich auch thun." Und sogleich ſing sie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Nest zu tragen.

„Aber wozu soll das?" ſragte endlich ihre Mutter. „Wozu? Vorrath auf den bösen Winter, liebe Mutter; sammle doch auch! die Ameisen haben mich diese Vorsicht gelehrt."

„O laſs den irdischen Ameisen diese kleine Klugheit," versetzte die Alte; „was sich für sie schickt, schickt sich nicht für bessere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schicksal bestimmt. Wenn der reiche Sommer sich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieser Reise entschlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfnisse rasten, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erweckt."

Das Schaf und die Schwalbe.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Nest auszurupfen. Das Schaf sprang unwillig hin und wieder. «Wie bist du denn nur gegen mich so karg?» sagte die Schwalbe. «Dem Hirten erlaubst du, daſs er dich deiner Wolle über und über entblössen darf; und mir verweigerst du eine kleine Flocke. Woher kömmt das?»

«Das kömmt daher,» antwortete das Schaf, «weil du mir meine Wolle nicht mit eben so guter Art zu nehmen weiſst, als der Hirte.»

Der Strauſs.

Das pfeilschnelle Rennthier sah den Strauſs, und sprach: «das Laufen des Strauſses ist so auſserordentlich eben nicht; aber ohne Zweifel fliegt er desto besser.»

Ein andermal sah der Adler den Strauſs, und sprach: «Fliegen kann der Strauſs nun wohl nicht; aber ich glaube, er muſs gut laufen können.»

Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe trug ein Stück vergiftetes Fleisch, das der erzürnte Gärtner für die Katzen seines Nachbars hingeworfen hatte, in seinen Klauen fort.

Und eben wollt' er es auf einer alten Eiche verzehren, als sich ein Fuchs herbeischlich und ihm zurief: «Sey mir gesegnet, Vogel des Jupiter!» — «Für wen siehst du mich an?» fragte der Rabe. — «Für wen ich dich ansehe?» erwiederte der Fuchs. «Bist du nicht der rüstige Adler, der täglich von der Rechten des Zeus auf diese Eiche herabkommt, mich Armen zu speisen? Warum verstellst du dich? Sehe ich denn nicht in der siegreichen Klaue die erflehte Gabe, die mir dein Gott durch dich zu schikken noch fortfährt?»

Der Rabe erstaunte, und freute sich innig, für einen Adler gehalten zu werden. Ich muſs, dachte er, den Fuchs aus diesem Irrthum nicht bringen. — Groſsmüthig dumm lieſs er ihm also seinen Raub herabfallen, und flog stolz davon.

Der Fuchs fing das Fleisch lachend auf, und fraſs es mit boshafter Freude. Doch bald verkehrte sich die Freude in ein schmerzhaftes Gefühl; das Gift fing an zu wirken, und er starb.

Möchtet ihr euch nie etwas anders als Gift erloben, verdammte Schmeichler!

Der Pfau und die Henne.

Einst sprach der Pfau zu der Henne: „Sieh' einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einhertritt! Und doch sagen die Menschen nicht: der stolze Hahn; sondern nur immer: der stolze Pfau!“

„Das macht,“ sagte die Henne, „weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersieht. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.“

Der Schäfer und die Nachtigall.

Du zürnest, Liebling der Musen, über die laute Menge des Parnassischen Geschmeises? — O höre von mir, was einst die Nachtigall hören muſste.

„Singe doch, liebe Nachtigall!" rief ein Schäfer der schweigenden Sängerin an einem lieblichen Frühlingsabend zu.

„Ach," sagte die Nachtigall, „die Frösche machen sich so laut, daſs ich alle Lust zum Singen verliere. Hörst du sie nicht?"

„Ich höre sie freilich," versetzte der Schäfer. „Aber nur dein Schweigen ist schuld, daſs ich sie höre."

Die Grille und die Nachtigall.

„Ich versichre dich," sagte die Grille zu der Nachtigall, „daſs es meinem Gesange gar nicht an Bewunderern fehlt." — „Nenne mir sie doch," sprach die Nachtigall. — „Die arbeitsamen Schnitter," versetzte die Grille, „hören mich mit vielem Vergnügen, und daſs dieses die nützlichsten Leute in der menschlichen Republik sind, das wirst du doch nicht läugnen wollen?"

„Das will ich nicht läugnen," sagte die Nachtigall; „aber deswegen darfst du auf ihren Beyfall nicht stolz seyn. Ehrlichen Leuten, die alle ihre Gedanken bey der Arbeit haben, müssen ja wohl die feinern Empfindungen fehlen. Bilde dir also ja nichts eher auf dein Lied ein, als bis ihm der sorglose Schäfer, der selbst auf seiner Flöte sehr lieblich spielt, mit stillem Entzücken lauscht."

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Der Phönix.

Nach vielen Jahrhunderten gefiel es dem Phönix, sich wieder einmal sehen zu lassen. Er erschien, und alle Thiere und Vögel versammelten sich um ihn. Sie gafften, sie staunten, sie bewunderten und brachen in entzückendes Lob aus.

Bald aber verwandten die besten und geselligsten mitleidsvoll ihre Blicke, und seufzten: «Der unglückliche Phönix! Ihm ward das harte Loos, weder Geliebte noch Freund zu haben; denn er ist der einzige seiner Art!»

Der Pelikan.

Für wohlgerathene Kinder können Eltern nicht zu viel thun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft, dann wird Liebe zur Thorheit.

Ein frommer Pelikan, da er seine Jungen schmachten sah, rizte sich mit scharfem Schnabel die Brust auf, und erquickte sie mit seinem Blute. „Ich bewundre deine Zärtlichkeit," rief ihm ein Adler zu, „und bejammre deine Blindheit. Sieh doch, wie manchen nichtswürdigen Kuckuck du unter deinen Jungen mit ausgebrütet hast!"

So war es auch wirklich; denn auch ihm hatte der kalte Kuckuck seine Eier untergeschoben. — Waren es undankbare Kuckucke werth, daſs ihr Leben so theuer erkauft wurde?

Die Sperlinge.

Eine alte Kirche, welche den Sperlingen unzählige Nester gab, ward ausgebessert. Als sie nun in ihrem neuen Glanze da stand, kamen die Sperlinge wieder, ihre alten Wohnungen zu suchen. Allein sie fanden sie alle vermauert. »Zu was,« schrieen sie, »taugt denn nun das groſse Gebäude? Kommt, verlaſst den unbrauchbaren Steinhauſen!«

Der Sperling und die Feldmaus.

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, seh'ich schon nicht adlermäſsig aus—
Ich flieg' ihm gleich.» — «Fleug, Prahler!» rief die Maus.
Indeſs flog jener auf, kühn auf geprüfte Schwingen;
Und dieser wagts, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daſs ihr ungleicher Flug
Sie beyde bis zur Höh' gemeiner Bäume trug,
Als beyde sich dem Blick der blöden Maus entzogen,
Und beyde, wie sie schloſs, gleich unermeſslich flogen.

* * *

Ein unbiegsamer F* will kühn wie Milton singen.
Nach dem er Richter wählt, nach dem wird's ihm gelingen.

Der Hamster und die Ameise.

»Ihr armseligen Ameisen!« sagte ein Hamster. »Verlohnt es sich der Mühe, daſs ihr den ganzen Sommer arbeitet, um ein so Weniges einzusammeln? Wenn ihr meinen Vorrath sehen solltet!« — —

»Höre,« antwortete eine Ameise,« wenn er gröſser ist, als du ihn brauchst, so ist es schon recht, daſs die Menschen dir nachgraben, deine Scheuren ausleeren, und dich deinen räuberischen Geiz mit dem Leben büſsen lassen!«

Die Eiche und das Schwein.

Ein gefräſsiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallnen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiſs, verschluckte es bereits eine andre mit dem Auge.

„Undankbares Vieh!“ rief endlich der Eichbaum herab. „Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.“

Das Schwein hielt einen Augenblick inne, und grunzte zur Antwort: „Meine dankbaren Blicke sollten nicht ausbleiben, wenn ich nur wüſste, daſs du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen.“

Die Eiche.

Der rasende Nordwind hatte seine Stärke in einer stürmischen Nacht an einer erhabnen Eiche bewiesen. Nun lag sie gestreckt, und eine Menge niedriger Sträuche lag unter ihr zerschmettert. Ein Fuchs, der seine Grube nicht weit davon hatte, sahe sie des Morgens darauf. „Was für ein Baum!“ rief er. „Hätte ich doch nimmermehr gedacht, daſs er so groſs gewesen wäre!“

Der wilde Apfelbaum.

In den hohlen Stamm eines wilden Apfelbaums lieſs sich ein Schwarm Bienen nieder.

Sie füllten ihn mit den Schätzen ihres Honigs. Und der Baum ward so stolz darauf, daſs er alle anderen Bäume gegen sich verachtete.

Da rief ihm ein Rosenstock zu: „Elender Stolz auf geliehene Süſsigkeiten! Ist deine Frucht darum weniger herbe? In diese treibe den Honig herauf, wenn du es vermagst. Dann erst wird der Mensch dich segnen.“

Der Dornstrauch.

»Aber sage mir doch,« fragte die Weide den Dornstrauch, »warum du nach den Kleidern des vorbeygehenden Menschen so begierig bist? Was willst du damit? Was können sie dir helfen?«

»Nichts!« sagte der Dornstrauch. »Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreiſsen.«

Der Geizige.

„Ich Unglücklicher!“ klagte ein Geizhals seinem Nachbar. „Man hat mir den Schatz, den ich in meinem Garten vergraben hatte, diese Nacht entwendet, und einen verdammten Stein an dessen Stelle gelegt.“

„Du würdest,“ antwortete sein Nachbar, „deinen Schatz doch nicht genutzt haben. Bilde dir also ein, der Stein sey dein Schatz; und du bist nichts ärmer.“

„Wäre ich auch schon nichts ärmer,“ erwiederte der Geizhals; „ist ein Andrer nicht um so viel reicher? Ein Andrer um soviel reicher! Ich möchte rasend werden.“

Tiresias.

Tiresias nahm seinen Stab und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem Haine, wo drey Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die sich begatteten. Da hub Teresias seinen Stab auf, und schlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! indem der Stab auf die Schlangen herabsank, ward Tiresias zum Weibe.

Nach neun Monden ging das Weib Tiresias wieder durch den heiligen Hain; und an eben dem Orte, wo die drey Wege einander durchkreuzten, ward sie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hub Tiresias abermals ihren Stab auf, und schlug unter die ergrimmten Schlangen, und — o Wunder! indem der Stab die kämpfenden Schlangen schied, ward das Weib Tiresias wieder zum Manne.

Das Geschenk der Feyen.

Zu der Wiege eines jungen Prinzen, der in der Folge einer der gröſsten Regenten seines Landes wurde, traten zwey wohlthätige Feyen.

„Ich schenke diesem meinem Lieblinge," sagte die eine, „den scharfſichtigen Blick des Adlers, dem in seinem weiten Reiche auch die kleinste Mücke nicht entgeht."

„Das Geschenk ist schön," unterbrach sie die zweite Feye. „Der Prinz wird ein einsichtsvoller Monarch werden. Aber der Adler besitzt nicht allein Scharfſichtigkeit, die kleinsten Mükken zu bemerken; er besitzt auch eine edle Verachtung, ihnen nicht nachzujagen. Und diese nehme der Prinz von mir zum Geschenke!"

Der Geist des Salomo.

Ein ehrlicher Greis trug des Tages Last und Hitze, sein Feld mit eigner Hand zu pflügen, und mit eigner Hand den reinen Samen in den lockern Schooſs der willigen Erde zu streuen.

Auf einmal stand unter dem breiten Schatten einer Linde eine göttliche Erscheinung vor ihm da; der Greis stutzte.

„Ich bin Salomo," sagte mit vertraulicher Stimme das Phantom. „Was machst du hier, Alter?"

„Wenn du Salomo bist," versetzte der Alte, „wie kannst du fragen? du schicktest mich in meiner Jugend zu der Ameise: ich sah ihren Wandel, und lernte von ihr fleiſsig seyn und sammeln. Was ich da lernte, das thue ich noch." —

„Du hast deine Lection nur halb gelernt," versetzte der Geist. „Geh noch einmal hin zur Ameise, und lerne nun auch von ihr in dem Winter deiner Jahre ruhen, und das Gesammelte genieſsen."

Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoſs, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: „Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen;" fiel ihm ein. „Ich will hingehen und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen." — Er ging hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd?"

Der Mann war voller Freuden. „Du verdienst diese Zierrathen, mein lieber Bogen!" — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

Die eherne Bildsäule.

Die eherne Bildsäule eines vortrefflichen Künstlers schmolz durch die Hitze einer wüthenden Feuersbrunst in einen Klumpen. Dieser Klumpen kam einem andern Künstler in die Hände, und durch seine Geschicklichkeit verfertigte er eine neue Bildsäule daraus; von der ersten in dem, was sie vorstellte, unterschieden, an Geschmack und Schönheit aber ihr gleich.

Der Neid sah es und knirschte. Endlich besann er sich auf einen armseligen Trost: «Der gute Mann würde dieses, noch ganz erträgliche Stück auch nicht hervorgebracht haben, wenn ihm nicht die Materie der alten Bildsäule dabey zu statten gekommen wäre.»

Herkules.

Als Herkules in den Himmel aufgenommen ward, machte er seinen Gruſs unter allen Göttern der Juno zuerst. Der ganze Himmel und Juno erstaunten darüber. «Deiner Feindin,» rief man ihm zu, «begegnest du so vorzüglich?» — «Ja, ihr selbst,» erwiederte Herkules. «Nur ihre Verfolgungen sind es, die mir zu den Thaten Gelegenheit gegeben, womit ich den Himmel verdient habe.»

Der Olymp billigte die Antwort des neuen Gottes, und Juno ward versöhnt.

Die Furien.

„Meine Furien," sagte Pluto zu dem Boten der Götter, „werden alt und stumpf. Ich brauche frische. Geh also, Merkur, und suche mir auf der Oberwelt drey tüchtige Weibspersonen dazu aus." Merkur ging. —

Kurz hierauf sagte Juno zu ihrer Dienerin: „Glaubtest du wohl, Iris, unter den Sterblichen zwey oder drey vollkommen strenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber vollkommen strenge! verstehst du mich? Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu haben rühmt. Geh immer, und sieh, wo du sie auftreibst." Iris ging. —

In welchem Winkel der Erde suchte nicht die gute Iris! Und dennoch umsonst. Sie kam ganz allein wieder, und Juno rief ihr entgegen: „Ist es möglich? O Keuschheit! o Tugend!"

„Göttin!" sagte Iris, „ich hätte dir wohl drey Mädchen bringen können, die alle drey vollkommen streng und züchtig gewesen, die alle drey nie einer Mannsperson gelächelt, die alle drey den geringsten Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt: aber ich kam leider zu spät.»

„Zu spät?» sagte Juno. „Wie so?»

„Eben hatte sie Merkur für den Pluto abgeholt.»

„Für den Pluto? Und wozu will Pluto diese Tugendhaften?» —

„Zu Furien.»

Die Brille.

Dem alten Freyherrn von Choysant,
Wagt's Amor einen Streich zu spielen.
Für einen Hagestolz bekannt,
Fing, um die Sechzig, er sich wieder an zu fühlen.

Es flatterte, von Alt und Jung begaſſt.
Mit Reizen ganz besondrer Kraft,
Ein Bürgermädchen in der Nachbarschaft.
Dies Bürgermädchen hieſs Finette.
Finette ward des Freyherrn Siegerin.
Ihr Bild stand mit ihm auf, und ging mit ihm zu Bette.
Da dacht' in seinem Sinn
Der Freyherr: und warum denn nur ihr Bild?
Ihr Bild, das zwar den Kopf, doch nicht die Arme füllt?
Sie selbst steh' mit mir auf, und geh' mit mir zu Bette
Sie werde meine Frau! Es schelte, wer da schilt;
Genäd'ge Tant' und Nicht' und Schwägerin!
Finett' ist meine Frau, und — ihre Dienerin."

Schon so gewiſs? Man wird es hören.
Der Freyherr kömmt, sich zu erklären,
Er greift das Mädchen bey der Hand,
Thut, wie ein Freyherr, ganz bekannt,
Und spricht: «Ich, Freyherr von Choysant,
Ich habe Sie, mein Kind, zu meiner Frau ersehen.
Sie wird sich hoffentlich nicht selbst im Lichte stehen.
Ich habe Guts die Hüll' und Fülle.»
Und hierauf las er ihr, durch eine groſse Brille,
Von einem groſsen Zettel ab,
Wie viel ihm Gott an Gütern gab;
Wie reich er sie beschenken wolle;
Welch groſsen Wittwenschatz sie einmal haben solle.
Dies alles las der reiche Mann
Ihr von dem Zettel ab, und guckte durch die Brille
Bey jedem Punkte sie begierig an.

«Nun, Kind, was ist ihr Wille?»
Mit diesen Worten schwieg der Freyherr stille,
Und nahm mit diesen Worten seine Brille —
Denn, dacht' er, wird das Mädchen nun
So wie ein kluges Mädchen thun;
Wird mich und sie ihr schnelles Ja beglücken;
Werd' ich den ersten Kuſs auf ihre Lippen drücken.

So könnt' ich, im Entzücken,
Die theure Brille leicht zerknicken! —
Die theure Brille wohlbedächtig ab.

Finette, der dies Zeit sich zu bedenken gab,
Bedachte sich und sprach nach reiflichem Bedenken:
»Sie sprechen, gnäd'ger Herr, vom Freien und vom Schenken:
Ach, gnäd'ger Herr, das alles wär' sehr schön!
Ich würd' in Sammt und Seide gehn —
Was gehn? Ich würde nicht mehr gehn;
Ich würde stolz mit Sechsen fahren.
Mir würden ganze Schaaren
Von Dienern zu Gebote stehn.
Ach, wie gesagt, das alles wär' sehr schön,
Wenn ich — wenn ich — — .«
»»Ein Wenn? Ich will doch sehn,«« —
Hier sahe man den alten Herrn sich blähn, —
»»Was für ein Wenn mir kann im Wege stehn!««

»Wenn ich nur nicht verschworen hätte« — —
»»Verschworen? was? Finette,
Verschworen nicht zu freyn? —
O Grille, rief der Freyherr, Grille!««
Und griff nach seiner Brille,
Und nahm das Mädchen durch die Brille
Nochmals in Augenschein,

Und rief beständig: „„Grille! Grille!
Verschworen nicht zu frey'n!““

„Behüte!“ sprach Finette,
„Verschworen nur mir keinen Mann zu freyn,
Der so, wie Ihre Gnaden pflegt,
Die Augen in der Tasche trägt!“

Nix Bodenstrom.

Nix Bodenstrom, ein Schiffer nahm —
War es in Hamburg oder Amsterdam,
Daran ist wenig oder nichts gelegen —
Ein junges Weib.
„Das ist auch sehr verwegen,
Freund!" sprach ein Kaufherr, den zum Hochzeitschmause
Der Schiffer bat. „Du bist so lang' und oft von Hause;
Dein Weibchen bleibt indeſs allein:
Und dennoch — willst du mit Gewalt denn Hahnrei seyn?
Indeſs, daſs du zur See dein Leben wagst,
Indeſs, daſs du in Surinam, am Amazonenflusse,
Dich bey den Hottentotten, Kannibalen plagst
Indeſs wird sie — — "
„„Mit eurem schönen Schlusse!""
Versetzte Nix. „„Indeſs, indeſs! Ey nun!
Das nämliche kann Euer Weibchen thun, —
Denn, Herr, was braucht's dazu für Zeit? —
Indeſs ihr auf der Börse seyd.""

Faustin.

Faustin, der ganze fünfzehn Jahr
Entfernt von Haus und Hof und Weib und Kindern war,
Ward, von dem Wucher reich gemacht,
Auf seinem Schiffe heimgebracht.
„Gott!“ seufzt der redliche Faustin,
Als ihm die Vaterstadt in dunkler Fern' erschien,
Gott! strafe mich nicht meiner Sünden,
Und gib mir nicht verdienten Lohn!
Laſs, weil du gnädig bist, mich Tochter, Weib und Sohn
Gesund und fröhlich wieder finden!“ —
So seufzt Faustin, und Gott erhört den Sünder.
Er kam, und fand sein Haus in Ueberfluſs und Ruh.
Er fand sein Weib und seine beyden Kinder,
Und — Segen Gottes! — zwey dazu.

Die eheliche Liebe.

Klorinde starb; sechs Wochen drauf
Gab auch ihr Mann das Leben auf,
Und seine Seele nahm aus diesem Weltgetümmel
Den pfeilgeraden Weg zum Himmel.
«Herr Petrus!» rief er, «aufgemacht!» —
««Wer da?»» — «Ein wackrer Christ.»
««Was für ein wackrer Christ?»» —
«Der manche Nacht,
Seitdem die Schwindsucht ihn auf's Krankenbette brachte,
In Furcht, Gebet und Zittern wachte.
Macht bald!» — — das Thor wird aufgethan.
««Ha! ha! Klorindens Mann!
Mein Freund »» spricht Petrus, ««nur herein!
Noch wird bey eurer Frau ein Plätzchen ledig seyn.»» —
«Was? meine Frau im Himmel? wie?
Klorinden habt ihr eingenommen?
Lebt wohl! habt Dank für eure Müh'!
Ich will schon sonst wo unterkommen.»

Das Geheimniſs.

Hans war zum Pater hingetreten,
Ihm seine Sünden vorzubeten.
Hans war noch jung, doch ohne Ruhm,
So jung er war, von Herzen dumm.

Der Pater hört ihn an. Hans beichtete nicht viel.
Was sollte Hans auch beichten?
Von Sünden wuſst' er nichts, und desto mehr vom Spiel.
Spiel ist ein Mittelding, das braucht er nicht zu beichten.
„Nun soll das alles seyn?
Fällt," sprach der Pater, „dir sonst nichts zu beichten ein?" —
„„Ehrwürd'ger Herr, sonst nichts."" —
„Sonst weiſst du gar nichts mehr?" —
„„Gar nichts, bey meiner Ehr'!"" —
Sonst weiſst du nichts? das wäre schlecht!
So wenig Sünden? Hans, besinn' dich recht." —
„„Ach, Herr mit seinen scharfen Fragen —
Ich wüſste wohl noch was."" —
„Nun? nur heraus!" — „„Ja das,

Herr Pater, kann ich ihm bey meiner Treu nicht sagen.«
»So? weiſst du etwa schon, worüber junge Dirnen,
Wenn man es ihnen thut, und ihnen nicht thut, zürnen?
»»Herr, ich versteh' euch nicht.«« — »Und desto besser, gut.
Du weiſst doch nichts von Dieberey, von Blut?
Dein Vater hurt doch nicht?« — »»O meine Mutter spricht's;
Doch das ist alles nichts.«« —
»Nichts? Nun, was weiſst du denn? Gesteh! du muſst es sagen!
Und ich versprech' es dir,
Was du gestehest, bleibt bey mir.« —
»»Auf sein Versprechen, Herr, mag es ein Andrer wagen;
Daſs ich kein Narre bin!
Er darf's, ehrwürd'ger Herr, nur einem Jungen sagen,
So ist mein Glücke hin.«« —
»Verstockter Bösewicht,« fuhr ihn der Pater an,
»Weiſst du, vor wem du stehst? — daſs ich dich zwingen kann?
Geh! dein Gewissen soll dich brennen!
Kein Heiliger dich kennen!
Dich kenn' Maria auch nicht und Mariens Sohn!«
Hier wär' dem armen Bauernjungen

Vor Angst beinah das Herz zersprungen.
Er weint, und sprach voll Reu': ««Ich weiſs»» — «Das weiſs ich schon,
Daſs du was weiſst; doch was?» — ««Was sich nicht sagen läſst.»» —
«Noch zauderst du?» — ««Ich weiſs.»» — «Was denn?» —
««Ein Vogelnest..
Doch wo es ist, fragt nicht; ich fürchte drum zu kommen.
Vorm Jahre hat mir Matz wohl zehne weggenommen.»» —
«Geh, Narr! ein Vogelnest war nicht der Mühe werth,
Daſs du es mir gesagt, und ich's von dir begehrt.»

* * *

Ich kenn' ein drollig Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren;
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimniſs hat, kann leicht den Mund verschlieſsen.

Das Gift der Plauderey ist, nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Mährchen lehren,
Daſs oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wohl spricht: War das der Mühe werth,
Daſs ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

Das Kruzifix.

„Hans!“ sprach der Pater Lukas,“ du muſst laufen,
Uns in der nächsten Stadt ein Kruzifix zu kaufen.
Nimm Matzen mit, hier hast du Geld.
Du wirst wohl sehn, wie theuer man es hält.“

Hans kömmt mit Matzen nach der Stadt.
Der erste Künstler war der beste:
„Herr! wenn Er Kruzifixe hat,
So lass' Er uns doch eins zum heil'gen Osterfeste.“

Der Künstler, der ein Mann
Von muntrer Laune war und gern der Einfalt lachte,
Und gern die Dummen dümmer machte,
Fing scherzend sie zu fragen an:
„Was wollt ihr denn für eines?“ —
„Je nun!“ spricht Matz, „ein wacker feines.
Ihr werdet sehn, was ihr uns gebt.“ —

«Das glaub' ich wohl, allein das frag' ich nicht:
Wollt ihr ein todtes, oder eins, das lebt?»

Hans guckte Matzen, und Matz Hansen ins Gesicht;
Sie öffneten das Maul, allein es redte nicht.

«Nun! gebt mir doch Bericht;
Habt ihr den Pater nicht gefragt?»

«Mein Blut!» spricht endlich Hans, der aus dem Traum erwachte,
«Mein Blut! er hat uns nichts gesagt.
Weiſst du es, Matz?» — „Ich dachte,
Wenn du's nicht weiſst, wie soll ich's wissen?»—
«So werdet ihr den Weg noch einmal gehen müssen.» —
«Das wollen wir wohl bleiben lassen.
Ja! wenn es nicht zur Frohne wär'.»

Sie denken lange hin und her,
Und wissen keinen Rath zu fassen.
Doch endlich fällt es Matzen ein:
„Ja, Hans, sollt's nicht am besten seyn,
Wir kauften eins, das lebt? Denn sieh,
Ist's ihm nicht recht, so macht's ja wenig Müh'
Wär's auch ein Ochs, es todt zu schlagen.»—

„Nun ja!" spricht Hans, „das wollt' ich eben sagen,
So haben wir nicht viel zu wagen."

* * *

Das war ein Argument gewisser Theologen,
Das Hans und Max *ex tuto* zogen.

Aus
dem dramatischen Gedicht:
»Nathan der Weise.»

(Aufz. III. Auftr. 5 — 7.)

(Des Sultans Schwester hat den wiederstrebenden Saladin aufgefordert, sich aus einer Geldverlegenheit dadurch zu retten, daſs er Nathan, der hoch im Volk in Ehren steht, in eine Falle lockt. Er kömmt und sie hat sich entfernt, nachdem ihr Saladin geboten, nicht etwa zu horchen.)

Saladin. Nathan.

Saladin.

Tritt näher, Jude! — Näher! — nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!

Nathan.

Die bleibe deinem Feinde!

Saladin.

Du nennst dich Nathan?

Nathan.

Ja.

Saladin.

Den weisen Nathan?

Nathan.

Nein.

Saladin.

Wohl, nennst du dich nicht; nennt dich das Volk.

Nathan.

Kann seyn; das Volk!

Saladin.

Du glaubst doch nicht, daſs ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt.

Nathan.

Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte? Wenn dem Volke weise
Nichts weiter wär', als klug? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?

Saladin.

Auf seinen wahren Vortheil, meinst du doch?

Nathan.

Dann freylich wär' der Eigennützigste
Der Klügste. Dann wär' freylich klug und weise
Nur Eins.

Saladin

Ich höre dich erweisen, was
Du widersprechen willst. — Des Menschen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst du;
Hast du zu kennen wenigstens gesucht;
Hast drüber nachgedacht: das auch allein
Macht schon den Weisen.

Nathan.

Der sich Jeder dünkt
Zu seyn.

Saladin.

Nun der Bescheidenheit genug!
Denn sie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, ekelt.
(*Er springt auf.*)
Laſs uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!

Nathan.

Sultan, ich

Will sicherlich dich so bedienen, daſs
Ich deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.

Saladin.

Bedienen? wie?

Nathan.

Du sollst das Beste haben
Von Allem; sollst es um den billigsten
Preis haben.

Saladin.

Wovon sprichst du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schwester. (Das der Horcherin!)
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.

Nathan.

So wirst du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverhohlen . . .

Saladin.

Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Gesteuert. Davon weiſs ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz: —

Nathan.

Gebiete, Sultan —

Saladin.

Ich heische deinen Unterricht in ganz
Was Anderm; ganz was Anderm. — Da du nun
So weise bist: so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan,
Ich bin ein Jud'.

Saladin.

Und ich ein Muselmann;
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drey
Religionen kann doch Eine nur
Die wahre seyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt
Ihn hingeworfen, oder, wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wohlan! so theile deine Einsicht mir
Denn mit. Laſs mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln, nicht die Zeit
Gehabt. Laſs mich die Wahl, die diese Gründe

Bestimmt, — versteht sich, im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meiner mache. — Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wohl seyn, daſs ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat, die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? — So rede doch!
Sprich! — Oder willst du einen Augenblick
Dich zu bedenken? Gut; ich geb' ihn dir. —
(Ob sie wohl horcht? Ich will sie doch belauschen;
Will hören, ob ichs recht gemacht. —) Denk' nach!
Geschwind' denk' nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen.

(*Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem sich Sitta begeben.*)

Nathan (*allein*).

Hm! hm! — wunderlich! — Wie ist
Mir denn? — Was will der Sultan? — was? — Ich bin
Auf Geld gefaſst; und er will — Wahrheit, Wahrheit!

Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man auf's Brett
Nur zählen darf; das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich, oder er? — Doch wie? sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fordern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daſs er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was ist für einen Groſsen denn
Zu klein? — Gewiſs, gewiſs: er stürzte mit
Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muſs
Behutsam gehn! — Und wie? wie das? — So ganz
Stockjude seyn zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft' er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — das war's! das kann

Mich retten! — Nicht die Kinder bloſs speist man
Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Saladin. Nathan.

Saladin.

(So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung? — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht' auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

So gewiſs
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie Alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja, ja! wenn's nöthig ist und nutzt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel:
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh' ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubst du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So stolz bescheiden? Mach'! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand beſaſs. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daſs ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger lieſs, und die Verfügung traf,
Auch ewig ihn bey seinem Hause zu
Erhalten? Nämlich so. Er lieſs den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daſs dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sey; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses
werde. —
Versteh' mich, Sultan.

Saladin.

Ich versteh' dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drey Söhnen,

Die alle drey ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drey er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der dritte — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergieſsend Herz
Die andern zwey nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem Jeden
Die fromme Schwachheit hatte zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwey
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bey dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwey andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heiſst, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden insbesondre;
Gibt jedem insbesondre seinen Segen, —
Und seinen Ring, und stirbt. — Du hörst doch,
Sultan?

Saladin.

(Der sich betroffen von ihm gewandt.)

Ich hör', ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wird's?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst.—
Kaum war der Vater todt, so kömmt ein Jeder
Mit seinem Ring', und Jeder will der Fürst
Des Hauses seyn. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst; der rechte Ring war nicht
Erweislich; —

(Nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet.)

fast so unerweislich, als
Uns itzt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das soll
Die Antwort seyn auf meine Frage?

Nathan.

Soll
Mich bloſs entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die

Der Vater in der Absicht machen lieſs,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daſs die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären:
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis' und Trank.

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muſs doch wohl allein auf Treu'
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt.
Kann ich von dir verlangen, daſs du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das Nämliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin.

(Bey dem Lebendigen! der Mann hat Recht
Ich muſs verstummen.)

Nathan.

Laſs auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwür dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genieſsen. — Wie nicht minder wahr! — der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen seyn; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass'; eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sey, des falschen Spiels
Bezeihen, und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan.

Der Richter sprach: Wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daſs ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daſs der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muſs
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwey
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach auſsen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seyd ihr alle drey
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drey nicht ächt. Der ächte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, lieſs der Vater
Die drey für [illegible] machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich!

Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch Jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den ächten. — Möglich, daſs der Vater nun
Die Tyranney des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiſs,
Daſs er euch alle drey geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwey nicht drücken mögen,
Um Einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre Jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freyen Liebe nach!
Es strebe von euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bey euren Kindes-Kindeskindern äuſsern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,

Als ich, und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versprochne Mann zu seyn: . . .

Saladin.

(Der auf ihn zustürzt, und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läſst.)

Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan.

Was ist dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tausend tausend Jahre deines Richters

Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sey mein Freund.

Nathan.

Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu sagen?

Saladin.

Nichts.

Nathan.

Nichts?

Saladin.

Gar nichts. — Und warum?

Nathan.

Ich hätte noch Gelegenheit gewünscht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin.

Braucht's
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan.

Ich komm' von einer weiten Reis', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Fast hab' ich
Des baaren Gelds zuviel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiſs nicht recht, wo sicher damit hin. —
Da dacht' ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert, — etwas brauchen könntest.

Saladin.

(Ihm steif in die Augen sehend.)

Nathan,
Ich will nicht fragen, ob Al - Haſi schon
Bey dir gewesen; — will nicht untersuchen,
Ob dich nicht sonst ein Argwohn treibt, mir dieses
Erbieten freyer Dings zu thun . . .

Nathan.

Ein Argwohn?

Saladin.

Ich bin ihn werth. — Verzeih' mir! — denn was hilft's?

Ich muſs dir nur gestehen, daſs ich im
Begriffe war —

Nathan.

Doch nicht das Nämliche
An mich zu suchen? . . .

Saladin.

Allerdings.

Nathan.

So wär'
Uns beyden ja geholfen! — daſs ich aber
Dir alle meine Baarschaft nicht kann schicken,
Das macht der junge Tempelherr. — Du kennst
Ihn ja. — Ihm hab' ich eine groſse Post
Vorher noch zu bezahlen.

Saladin.

Tempelherr?
Du wirst doch meine schlimmsten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterstützen wollen?

Nathan.

Ich spreche von dem Einen nur, dem du
Das Leben spartest . . .

Saladin.

Ach! woran erinnerst
Du mich! — Hab' ich doch diesen Jüngling ganz
Vergessen! — Kennst du ihn? — Wo ist er?

Nathan.

Wie?
So weiſst du nicht, wieviel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich geflossen? Er,
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

Saladin.

Er? Hat er das? — Ha! darnach sah er aus.
Das hätte sicherlich mein Bruder auch gethan,
Dem er so ähnelt! Ist er denn noch hier?
So bring' ihn her! — Ich habe meiner Schwester
Von diesem ihren Bruder, den sie nicht
Gekannt, so viel erzählet, daſs ich sie
Sein Ebenbild doch auch muſs sehen lassen!
Geh, hol' ihn! — Wie aus einer guten That,
Gebar sie auch schon blose Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Thaten flieſsen!
Geh, hol' ihn.

Nathan.

(*Indem er Saladins Hand fahren läſst.*)
Augenblicks! Und bey dem Andern
Bleibt es doch auch?

(*ab.*)

Saladin.

Ach! daſs ich meine Schwester
Nicht horchen lassen! — Zu ihr! zu ihr! —
denn
Wie soll ich alles das ihr nun erzählen?
(Ab von der andern Seite.)

Sinngedichte.

Der Stachelreim.

Erast, der gern so neu, als eigenthümlich spricht,
Nennt einen Stachelreim sein ledig Sinngedicht.
Die Reime hör' ich wohl; den Stachel fühl' ich nicht.

Nikander.

Nikandern glückte einst ein trefflich Epigramm,
So fein, so scharf, als je von Kästnern eines kam.

Nun schwitzt er Tag und Nacht, ein zweytes auszuhecken.
Vergebens! was er macht, verdirbt.
So sticht ein Bienchen uns, und läſst den Stachel stecken,
Und martert sich, und stirbt.

Merkur und Amor.

Merkur und Amor zogen
Auf Abentheuer durch das Land.
Einst wünscht sich Jener Pfeil und Bogen
Und gibt für Amors Pfeil und Bogen
Ihm seinen vollen Beutel Pfand.

Mit so vertauschten Waffen zogen,
Und ziehn noch, beyde durch das Land.
Wenn Jener Wucher sucht mit Pfeil und Bogen,
Entzündet Dieser Herzen durch das Pfand.

Thrax und Stax.

Stax

Thrax' eine taube Frau zu nehmen!
O Thrax, das nenn' ich dumm!

Thrax

Ja freylich, Stax! ich muſs mich schämen.
Doch sieh', ich hielt sie auch für stumm.

Auf Lucinden.

Sie hat viel Welt, die muntere Lucinde,
Durch nichts wird sie mehr roth gemacht.
Zweydeutigkeit und Schmutz, und Schand' und Sünde,
Sprecht was ihr wollt: sie winkt euch zu, und lacht.
Erröthe wenigstens, Lucinde,
Daſs nichts dich mehr erröthen macht!

Auf das Jungfernstift zu **.

Denkt, wie gesund die Luft, wie rein,
Sie um dies Jungfernstift mag seyn!
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

Auf eine lange Nase.

O aller Nasen Nas'! Ich wollte schwören,
Das Ohr kann sie nicht schnauben hören.

Bav's Gast.

So oft Kodyll mich sieht zu Baven schmausen gehen,
Beneidet mich Kodyll. Der Thor!
Das Mahl bey Baven kömmt mir theuer g'nug zu stehen:
Er liest mir seine Verse vor.

Im Namen eines gewissen Poeten, dem der König von Preuſsen eine goldne Dose schenkte.

Die goldne Dose, — denkt nur, denkt! —
Die König Friedrich mir geschenkt,
Die war — was das bedeuten muſs? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

Auf den Laar.

Daſs Laar nur müſsig geh, wie kann man dieses sagen?
Hat er nicht schwer genug an seinem Wanst zu tragen?

Hinz und Kunz.

Hinz.

Was doch die Groſsen alles essen!
Gar Vogelnester; eins, zehn Thaler werth.

Kunz.

Was? Nester? Hab' ich doch gehört,
Daſs manche Land und Leute fressen.

Hinz.

Kann seyn! kann seyn, Gevattersmann!
Bey Nestern ſingen sie denn an.

Das schlimmste Thier.

Wie heiſst das schlimmste Thier mit Namen?
So fragt' ein König einen weisen Mann.
Der Weise sprach: von wilden heiſst's Tyrann,
Und Schmeichler von den zahmen.

B a v.

Bav selbst hat manchen guten Schauer,
Wär' Eselstrab auch nur von Dauer.

Auf den Pfriem.

Pfriem ist nicht bloſs mein Freund; er ist mein andres Ich.
Dies sagt er nicht allein, dies zeigt er meisterlich.
Er steckt in seinen Sack ein Geld, das mir gehöret,
Und thut mit Dingen groſs, die ihn mein Brief gelehret.

Auf den Sextus.

Die, der Ein Auge fehlt, die will sich Sextus wählen?
Ein Auge fehlet ihr, ihm müssen beyde fehlen.

An die Fuska.

Sey nicht mit deinem rothen Haar
So äusserst, Fuska, unzufrieden!
Ward dir nicht schönes braunes Haar,
So ward dir braune Haut beschieden.

Der geizige Dichter.

Du fragst, warum Semir ein reicher Geizhals ist?
Semir, der Dichter? er, den Welt und Nachwelt liest?
Weil, nach des Schicksals ew'gem Schluſs,
Ein jeder Dichter darben muſs.

Pompils Landgut.

Auf diesem Gute läſst Pompil
Nun seine sechste Frau begraben.
Wem trug jemals ein Gut so viel?
Wer möchte so ein Gut nicht haben?

An die Herren X. und Y.

Welch Feuer muſs in eurem Busen lodern!
Ihr habt den Muth, euch kühn herauszuſodern.
Doch eure Klugheit hält dem Muthe das Gewicht:
Ihr ſodert euch, und stellt euch nicht.

Die Ewigkeit gewisser Gedichte.

Verse, wie sie Bassus schreibt,
Werden unvergänglich bleiben: —
Weil, dergleichen Zeug zu schreiben,
Stets ein Stümper übrig bleibt.

An den Doctor Sp**.

Dein Söhnchen läſst dich nie den Namen Vater hören:
Herr Doctor! ruft es dich. Ich dankte dieser Ehren! —
Die Mutter wollt' es wohl so früh nicht lügen lehren?

Auf den Mnemon.

Ist Mnemon nicht ein seltner Mann!
Wie weit er sich zurück erinnern kann!
Bis an die erſten Kinderpoſsen:
Wie viel er Vögel abgeschossen,
Wie manches Mädchen er begossen;
Bis an das Gängelband, bis an die Ammenbrust,
Ist, was er litt und that, ihm alles noch bewuſst.
Zwar alles glaub' ich nicht; ich glaub' indessen,
Die Zeit ist ihm noch unvergessen,
Als seine Mutter Dorilis
Noch nicht nach seinem Vater hieſs.

Auf den Rufus.

Weiſs ich's, was Rufus mag so viel Gelehrten schreiben?
Dies weiſs ich, daſs sie ihm die Antwort schuldig bleiben.

Auf Dorinden.

Ist nicht Dorinde von Gesicht
Ein Engel? — Ohne Zweifel. —
Allein ihr plumper Fuſs? — der hindert nicht.
Sie ist ein Engel von Gesicht,
Von Huf ein Teufel.

An das Bild der Gerechtigkeit, in dem Hause eines Wucherers, nebst der Antwort.

Gerechtigkeit! wie kömmst Du hier zu stehen?
Hat dich dein Hausherr schon gesehen?
„Wie meinst du, Fremder, diese Frage?
Er sieht und übersieht mich alle Tage.“

Auf einen adlichen Dummkopf.

Das nenn' ich einen Edelmann!
Sein Ur — Ur — Ur — Ur — Aelterahn
War älter Einen Tag, als unser aller Ahn.

Auf Frau Trix.

Frau Trix besucht sehr oft den jungen Doktor Klette.
Argwohnet nichts! Ihr Mann liegt wirklich krank zu Bette.

Auf die Iris.

Der Iris blühend volle Brust
Reizt uns, o D*, zu welcher Lust!
Doch ihr erbärmliches Gesichte,
O D*, macht Reiz und Lust zunichte.
Sieh, Freund, so liegen Frost und Flammen,
Und Gift und Gegengift beysammen.

Auf Lukrins Grab.

Welch tödtender Gestank hier, wo Lukrin begraben,
Der unbarmherz'ge Filz! — Ich glaube gar, sie haben
Des Wuchrers Seele mit begraben.

Auf den falschen Ruf von Nigrins Tode.

Es sagte, sonder alle Gnade,
Die ganze Stadt Nigrinen todt.
Was that die Stadt in dieser Noth?
Ein Zehntheil von der Stadt sprach: Schade!
Doch als man nach und nach erfuhr, daſs das Geschrey
Ein bloſses blindes Lärmen sey:
So holten, was zuvor das eine Zehntheil sprach,
Die andern neune nach.

Auf Stipsen.

Stips ist, trotz einem Edelmann,
Ein Dummkopf und ein braver Degen;

Borgt, wie ein frecher Edelmann;
Zahlt, wie ein Edelmann mit Schlägen;
Verprasset sein und anderer Vermögen,
Wie ein geborner Edelmann:
Und doch — wer kann dergleichen Thorheit
fassen? —
Will Stips sich noch erst adeln lassen.

Auf den Sanktulus.

Dem Alter nah, und schwach an Kräften,
Entschlägt sich Sanktulus der Welt
Und allen weltlichen Geschäften,
Von denen keins ihm mehr gefällt.
Die kleine trübe Neige Leben
Ist er in seinem Gott gemeint,
Der geistlichen Beschauung zu ergeben;
Ist weder Vater mehr, noch Bürger mehr, noch
Freund.
Zwar sagt man, daſs ein trauter Knecht,

Des Abends durch die Hinterthüre,
Manch hübsches Mädchen zu ihm führe.
Doch, böse Welt, wie ungerecht!
Ihm so was übel auszulegen!
Auch das geschieht bloſs der Beschauung wegen.

An den Salomon.

Hochweiser Salomon! Dein Spruch,
„Daſs unter tausenden kein gutes Weib zu finden,“
Gehört — gerad' heraus — zu deinen Zungensünden;
Und jeder Fluch ist minder Fluch,
Als dieser schöne Sittenspruch.
Wer sie bey Tausenden will auf die Probe nehmen,
Wie du gethan, hochweiser Mann!
Muſs sich bey Tausenden der Probe freylich schämen,
Wird drüber wild, und lästert dann.

Auf Trill und Troll.

Ob Trill mehr, oder Troll mehr zu beneiden ist,
Trill, der Dorindens Bild, Troll, der Dorinden küſst:
Das möcht' ich wohl entschieden wissen, —
Da beyde sie gemalt nur küssen.

Entscheidung des Vorigen.

Ich denke, Trill ist noch am besten drān:
Weil ihn das Bild nicht wieder küssen kann.

An die **

Du fragst: Wer gibt für meinen Sohn
Mir einen Namen an? —
Für deinen Sohn, und wessen Sohn? —
Du schweigest? — 'Nenn' ihn Pan.

Auf einen Brand.

Ein Hurenhaus gerieth um Mitternacht in Brand.
Schnell sprang, zum Löschen oder Retten,
Ein Dutzend Mönche von den Betten.
Wo waren die? Sie waren — — bey der Hand.
Ein Hurenhaus gerieth in Brand.

Grabschrift des Nitulus.

Hier modert Nitulus, jungfräuliches Gesichts,
Der durch den Tod gewann: er wurde Staub aus Nichts.

An den Pompil.

Ich halte Spielen zwar für keine Sünde:
Doch spiel' ich eher nicht, Pompil,
Als bis ich keinen finde,
Der mir umsonst Gesellschaft leisten will.

Auf den Tod eines Affen.

Hier liegt er nun, der kleine, liebe Pavian,
Der uns so Manches nachgethan!
Ich wette, was er itzt gethan,
Thun wir ihm Alle nach, dem lieben Pavian.

Auf Nickel Fein.

In Jahresfrist, verschwur sich Nickel Fein,
Ein reicher, reicher Mann zu seyn.
Auch wär' es traun! nach seinem Schwur gegangen,
Hätt' man ihn nicht vor Jahresfrist gehangen.

Auf eine Liebhaberin des Trauerspiels.

Ich höre, Freund, dein ernstes, schönes Kind
Will sich des Lachens ganz entwöhnen,
Kömmt in den Schauplatz nur, wenn süſse Thränen
Da zu vergieſsen sind. —
Wie? fehlt es ihr bereits an schönen Zähnen?

An Dorilis.

Dein Hündchen, Dorilis, ist zärtlich, tändelnd, rein:
Daſs Du es also leckst, sollt' das mich wundern? nein!
Allein dein Hündchen lecket dich:
Und dieses wundert mich.

An einen schlechten Maler.

Ich ſaſs Dir lang und oft: warum denn, Meister Steffen?
Ich glaube fast, mich nicht von ungefähr zu treffen.

Auf eine Bildsäule des Amor.

O Chloe, halte deinen Blick
Von diesem Schalke, ja zurück!
Gesetzt, er wär' auch ohne Leben:
Was er nicht hat, das kann dein Blick ihm geben.

Auf den Fabull.

Fabull verschlieſset alle Kisten
Vor Freunden, Dienern, Weib und Kind,
Damit sich Niemand läſst gelüsten
Zu sehen, daſs sie ledig sind.

Die blaue Hand.

Ein Richter war, der sah nicht wohl:
Ein Färber kömmt, der schwören soll.
Der Färber hebt die blaue Hand;
Da ruft der Richter: „Unverstand!
Wer schwört im Handschuh? Handschuh aus!"—
„Nein!" ruft der Färber, „Brill' heraus!"

Der Schuster Franz.

Es hat der Schuster Franz zum Dichter sich entzückt.
Was er als Dichter that, das thut er noch: er flickt.

An einen geizigen Vater.

Verlangt dein Kind ein Freyer,
Der wenig nach der Mitgiſt fragt;
So denke, was das Sprichwort sagt:
Sehr wohlfeil ist sehr theuer.

Auſ den Kauz.

Wer sagt, daſs Meister Kauz Satyren auſ mich schreibt?
Wer nennt geschrieben das, was ungelesen bleibt?

Auf den Lupan.

Des beiſsigen Lupans Befinden wollt ihr wissen?
Der beiſsige Lupan hat jüngst ins Gras gebissen.

An den Leser.

Du, dem kein Epigramm gefällt,
Es sey denn lang und reich und schwer:
Wo sahst du, daſs man einen Speer,
Statt eines Pfeils vom Bogen schnellt?

An den Herrn von Dampf.

Dein Diener, Herr von Dampf, ruft: Platz da!
vor dir her.
Wenn ich an deiner Stelle wär',
Den Diener wollt' ich beſser brauchen:
Du kannst dir freyen Gang ja durchs Gedränge—
hauchen.

Kunz und Hinz.

Kunz.

Hinz, weiſst du, wer das Pulver hat erfunden?
Der leid'ge böse Geist.

Hinz.

Wer hat dir, Kunz, das aufgebunden.
Ein Pfaſſe war's, der Berthold heiſst.

Kunz.

Sey drum! so ward mir doch nichts aufgebunden.
Denn sieh! Pfaff', oder böser Geist
Ist Maus wie Mutter, wie man's heiſst.

Auf Dorinden.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daſs sie aus Eitelkeit nur in die Kirchen rennt;
Daſs sie nicht betet und nicht höret,
Und Andre nur im Beten störet.
Sie bat, — mein eignes Ohr ist Zeuge,
Denn ihre Schönheit geht allmählig auf die Neige —
Sie bat mit ernstlichen Geberden:
« Laſs unser Angesicht, Herr, nicht zu Schanden werden! »

Auf die Magdalis.

Die alte reiche Magdalis
Wünscht mich zum Manne, wie ich höre.
Reich wäre sie genug; das ist gewiſs;
Allein so alt! — Ja, wenn sie älter wäre!

Auf Lorchen.

Lorchen heiſst noch eine Jungfer. Wisset, die ihr's noch nicht wiſst:
So heiſst Lucifer ein Engel, ob er gleich gefallen ist.

Klimps.

Der alte, fromme Klimps, bey jedem Bissen Brod,
Den er genoſs, sprach: Segne Gott!
Den schönen Spruch nicht halb zu lassen, sprach:
Und stirb! sein frommes Weib mit Hiobs Weib ihm nach.

Das Pferd Friedrich Wilhelms auf der Brücke zu Berlin.

Ihr bleibet vor Verwund'rung stehn,
Und zweifelt doch an meinem Leben?
Laſst meinen Reiter mir die Ferse geben:
So sollt ihr sehn!

Auf die feige Mumma.

Wie kömmt's, daſs Mumma vor Gespenstern flieht,
Sie, die doch täglich eins im Spiegel sieht?

Eine Gesundheit auf die Gesundheiten.

Weg, weg mit Wünschen, Reimen, Schwänken!
Trinkt fleiſsig, aber trinket still!
Wer wird an die Gesundheit denken,
Wenn man die Gläser leeren will?

Auf den Avar.

Avar stirbt, und vermacht dem Hospital das
Seine,
Damit sein Erbe nicht verstellte Thränen
weine.

Auf den Marius.

Dem Marius ward prophezeiet,
Sein Ende sey ihm nah.
Nun lebet er drauf los; verschwelgt, verspielt,
verstreuet:
Sein End' ist wirklich da!

Die groſse Welt.

Die Wage gleicht der groſsen Welt:
Das Leichte steigt, das Schwere fällt.

In ein Stammbuch.

Wer Freunde sucht, ist sie zu finden werth;
Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

Sittenspruch.

Man würze, wie man will, mit Widerspruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Kost, und Widerspruch nicht Fehde.

An den Dümm.

Wie! Eſelsohren, Dümm, hätt' ich dir beygelegt?
Gewiſs nicht! Ohren nur, so wie sie Midas trägt.

Auf die Katze des Petrarch.

(Nach dem Lat.)

Warum der Dichter Hadrian
Die Katzen so besonders leiden kann?
Das läſst sich leicht ermessen!
Daſs seine Verse nicht die Mäuse fressen.

Der kranke Stax.

„Komm' ich vom Lager auf, und gibt Gott Fried' im Staat,"
Gelobt der kranke Stax, „so werd' ich ein Soldat!"

Auf die Hütte des Irus.

Vorbey, verwegner Dieb! denn unter diesem Dache,
In jedem Winkel hier, hält Armuth treue Wache.

An zwey liebenswürdige Schwestern.

Reiz, Jugend, Unschuld, Freud' und Scherz
Gewinnen euch ein jedes Herz;
Und kurz: ihr brauchet eures gleichen,
Den Grazien, in nichts, als an der Zahl, zu weichen.

An den Marull.

Groſs willst Du, und auch artig seyn?
Marull, was artig ist, ist klein.

Auf den Fell.

Als Fell, der Geiferer, auf dumpfes Heu sich streckte,
Stach ihn ein Scorpion. Was meint ihr, das geschah?
Fell starb am Stich? — Ey ja doch, ja!
Der Scorpion verreckte.

Schimpfliches Lob.

Du schmähst mich hinterrücks? Das soll mich wenig kränken
Du lobst mich ins Gesicht? Das will ich Dir gedenken!

Die Wohlthaten.

Wär' auch ein böser Mensch gleich einer lekken Bütte,
Die keine Wohlthat hält: demungeachtet schütte —
Sind beydes, Bütt' und Mensch nicht allzu morsch und alt —
Nur deine Wohlthat ein. Wie leicht verquillt ein Spalt!

An einen Lügner.

Du magst so oft, so fein, als Dir nur möglich, lügen:
Mich sollst Du dennoch nicht betrügen.
Ein einzigmal nur hast du mich betrogen
Das kam daher, du hattest nicht gelogen.

Auf die Galathee.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar;
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

Auf einen gewissen Leichenredner.

O Redner! dein Gesicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Maul erbärmlich spricht.
Eh du mir sollst die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber sterb' ich nicht!

Ueber das Bildniſs eines Freundes.

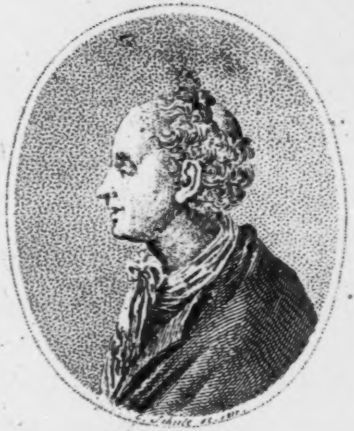
Der mir gefällt,
Gefiel er minder gleich der Welt.

In ein Stammbuch.

Ein Kirchhof ist,
Mein frommer Christ,
Dies Büchelein,
Wo bald kann seyn
Dein Leichenstein
Ein Kreuzelein!

In eines Schauspielers Stammbuch.

Kunst und Natur
Sey auf der Bühne Eines nur;
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt.



S. GESSNER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Zwey und vierzigstes Bändchen.
Salomon Gesner's Idyllen.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Gessners Biographie.

Salomon Geſsner wurde zu Zürch, den 1. April des Jahres 1730 geboren. Sein Vater war Conrad Geſsner, Mitglied des groſsen Raths, seine Mutter eine geborne Hirzel. Die frühe Jugend unsers Dichters erregte eben keine groſsen Erwartungen; sein erster Erzieher, so wie die damalige Schulmethode waren nicht dazu geeignet, den Funken, der in dem Knaben verborgen lag, zu wecken. Dem Trocknen seiner Lehrstunden wuſste er dadurch auszuweichen, daſs er heimlich während derselben in Wachs poussirte und so schon damals einen entschiedenen Hang zu den bildenden Künsten verrieth. Diese Beschäftigung füllte auſserdem auch alle seine Musestunden so lange fast allein aus, bis ihm zufällig ein Robinson Crusoë in die Hände fiel; von jetzt an versuchte sich der Knabe auch im Schriftstellisiren. Er fertigte eine abentheuerliche Geschichte nach der andern, erst ganz offen, dann aber, als seine Lehrer ihm diese frühe Autorschaft streng verwiesen, etwas versteckter. Wäre die Methode des Sprach- und Schulunterrichts besser gewesen, unser Dichter würde nicht auf diesen Abweg gerathen seyn; denn dadurch, daſs er den ernsten Studien immer auszuweichen suchte, vernachlässigte er diejenigen Vorkenntnisse, welche dem Gelehrten unentbehrlich sind, nicht wenig; und in der That, er brachte es in spätern Jahren nur mit Mühe so weit, daſs er einige römische Dichter in der Ursprache, und die griechischen in der lateinischen Uebersetzung, lesen konnte. Was ihm dabey an philologischen Kenntnissen abging, das ward ihm durch seinen poetischen Sinn, und durch sein äusserst feines und richtiges Gefühl, womit er jede verborgene Schönheit reiner auffaſste, als sie die genaueste philologische, und ästhetische Analyse darzulegen vermag, reichlich ersetzt.

Ein Glück war es für ihn, daſs seine Aeltern ihn von der Schule hinweg nahmen, und auf ein benachbartes Dorf, zu einem Landgeistlichen in die Kost thaten. Hier wurde er mit dem Sohne seines Kostherrn, der ein eifriger Freund der alten Literatur, und ein entschiedener Liebhaber der schönen Wissenschaften war, bekannt. Der Dichter Brockes fiel ihm hier zuerst in die Hände; er gewann ihn lieb, verschlang ihn, ahmete ihn nach. Aber er lernte von ihm so, wie ein grofses Kunstgenie von einem mittelmäfsigen Meister lernt. — Berg, der Ort seines damaligen Aufenthalts, ist als die Wiege seines poetischen Genie's anzusehen. Dieses Dorf liegt in einer der anmuthigsten Gegenden. Hier entfaltete die schöne Natur vor den Augen des gefühlvollen Jünglings ihre dem Städter verborgenen, oder in der Zerstreuung meistens nur flüchtig bemerkten Reize. Hier tranken seine geschärften Sinne mit langen Zügen das Vergnügen ein, welches der Genuſs einer freyen Luft, der Anblick des offenen Himmels, die blumigte Wiese, der sprudelnde Quell, die grünende Saat, und der schattenreiche Hain jeder unverwahrlosten Seele gewährt. Hier faſste sein der sanftern Eindrücke jeder Schönheit so empfängliches Herz die ersten Grundzüge jener idealischen Welt auf, die er bald nachher mit den liebenswürdigen Kindern seiner zauberhaften Phantasie bevölkerte. Zur Vollendung seines poetischen Talentes fehlte nun blos das Gefühl der ersten Liebe noch. Die Tochter seines Kostherrn, ein sanftes, gesittetes Mädchen, seine tägliche Gesellschafterin, wurde bald der Gegenstand seiner innigen Liebe.

Nur zwey Jahre dauerte diese glückliche Periode zu Berg. Nach Verlauf derselben kehrte er nach Zürch zurück, um dem Wunsche seines Vaters gemäſs, unter Leitung desselben sich dem Buchhandel zu widmen. Seine Familienverhältnisse und eigener Hang sich zu bilden, brachten ihn in die Gesellschaft junger gebildeter Männer; dieser Umgang hatte auf seinen poetischen Geist den günstigsten Einfluſs. In diese Periode fallen auch seine ersten Uebungen im Zeichnen. Fast wurde er durch einen Zufall bestimmt, kurz darauf der Mahlerey sich im Ernste, und ausschlieſslich zu widmen. Um ihn für seine künftige Bestimmung geschickter zu machen, brachte ihn sein Vater in einer angesehenen Buchhandlung zu Berlin unter. Hier wurde ihm aber durch eine etwas zu strenge Behandlung diese Beschäftigung so sehr verleidet, daſs er eigenmächtig abging, und sich in dieser Stadt der Vergnügungen ohne feste Bestimmung aufhielt; da nun sein deshalb aufgebrachter Vater sich weigerte, ihn in dieser Lage mit Geld zu unterstützen, so war er entschlossen, sich ausschlieſslich der Mahlerey, als Erwerbszweig, zu widmen. Er hatte auch bereits den Anfang gemacht, als das Verhältniſs zu seinem Vater sich änderte, ihm durch die Verwendung seiner Landsleute zu Berlin neue Geldvorschüsse zukamen und somit die Nothwendigkeit, der Kunst sich zu widmen, von selbst verschwand. Er benutzte seinen Aufenthalt zu Berlin demungeachtet, sich in künstlichen und literarischen Arbeiten zu vervollkommnen, wiewohl er gegen die Einladungen zum Genusse der mannichfaltigen Vergnügungen, die Berlin darbietet, keinesweges taub war.

Sulzer und Ramler, und noch einige andere junge Gelehrte und Künstler waren in seinem täglichen Umgange. Der erste mit seinem kritischen Ernste zog ihn aber weniger an, als der lyrische Dichter. Diesem legte er seine poetischen Arbeiten zur Prüfung vor, und Ramler unterlieſs nichts, sie zu feilen und zu neuen Productionen aufzumuntern.

Von Berlin aus begab sich Geſsner nach Hamburg, wo er Hagedorns Bekanntschaft machte und durch denselben dort die angenehmsten Tage verlebte, dann kehrte er über Straſsburg nach seiner Vaterstadt zurück. Der Gewinn, den er von dieser Reise mit nach Hause brachte, war ein gereinigter und befestigter Geschmack, und jene Politur, ohne welche kein Werk des Genies dem gebildeten Leser gefallen, noch Anspruch auf Unvergänglichkeit machen kann. Bodmer und Breitinger, als Bekämpfer Gottscheds, Klopstock als Sänger der Messiade, und Wieland beschäftigten damals die Landsleute Geſsners viel zu sehr, als daſs er durch seine jetzt einzeln in Zeitschriften ausgeworfenen poetischen Blumen ihre Aufmerksamkeit hätte gewinnen können. Dies hinderte ihn inzwischen nicht, im J. 1754 seinen Daphnis herauszugeben, sich durch dieſs gröſsere Gedicht einen Weg zu bahnen, und auf demselben kühner und glücklicher fortzuschreiten. Es kann hier unsere Absicht nicht seyn, jede seiner poetischen Erscheinungen zu berücksichtigen; wir dürfen uns blos auf das beschränken, was seine Idyllen betrifft, nach dem wir den Abriſs seines Lebens vollendet haben werden. Noch weniger wird man hier über Geſsner den Künstler etwas ausführliches erwarten. Er selbst hat sich in dieser Hinsicht auf's trefflichste in seinem Briefe an den Mahler Füeſsli characterisirt. Mächtigen Einfluſs auf die Ausbildung und Anwendung seines Kunsttalents hatte seine Verbindung mit Mademoiselle Heidegger, einem eben so gebildeten, als liebenswürdigen Mädchen. Es war im dreiſsigsten

Jahre seines Lebens, als er mit derselben sich verband. Um seinen Eltern nicht beschwerlich zu fallen, entſchloſs er sich, als Künstler zu arbeiten. Er trat als Mahler und als Kupferstecher auf, und errang sich Beyfall, zuweilen Bewunderung. Er selbst war immer am wenigsten hierinn mit sich zufrieden. Er glaubte nie dem Ideale, das ihm vorgeschwebt hatte, genug gethan zu haben. Kalt und voll Mistrauen hörte er den Beyfall der Kenner und das Urtheil der Künstler an. Er muſste sich selbst überlassen bleiben, bis sein Unmuth in stillen Klagen sich erschöpft hatte, und er im Stande war, seine Arbeiten wie ein fremdes Werk, ohne Rückblick auf ein unerreichbares Ideal anzusehen. Alsdann kehrte oft das Vertrauen auf seine Kraft zurück, und sein Geist erhob sich mit erneuertem Muthe. So saſs er einst, nach einem langen Zwischenraume von Muthlosigkeit mit seiner Gattin beym Morgenthee, als sein Blick, wie von ungefähr, sich auf eines seiner Gemälde richtete, in welchem ein Trupp von Knaben und von Satyrn, unter einer, mit Weinstöcken umrankten Felsengrotte, sich zum Tanze schlingen. Sein Auge erheiterte sich zusehends, und kündigte die plötzliche Wiederkehr seiner fröhlichen Laune mit dem lebhaften Zurufe an: Sieh doch einmal, die närrischen Jungen; sie tanzen noch immer!

Während Geſsner sich mit Zeichnen, Mahlen und Radiren, sparsamer auch mit Dichten beschäftigte, war sein edles Weib nichts weniger als geschäftlos. Die Holde theilte mit ihm die Sorgen der Erziehung, belebte den oft sinkenden Muth des Gatten, und spornte ihn zu unausgesetzter Thätigkeit an; besorgte seine Oekonomie, und trug lange Jahre hindurch ganz allein die beschwerliche Last seiner Buchhandlung. Geſsner war aber auch dieses ehelichen Glückes vollkommen werth; denn sein Character war so schlicht und liebenswürdig, wie seine Idyllen. Er beſaſs einen groſsen, hellen Verstand, und eine Beurtheilungskraft, welche mit seltener Richtigkeit in allem gerade zum Ziele traf. Aber sein Geist war mehr eindringend, als umfassend, mehr strebsam als lebhaft. Daher sein Mistrauen in sich selbst, daher die Schüchternheit in seinem öffentlichen Leben. Von der Feinheit seines Geschmacks, der Zartheit seiner

Empfindung- und seines Gefühls zeigen seine unsterblichen Schriften. Auf Gelehrsamkeit, im strengern Sinne des Worts, machte Geſsner keine Ansprüche. Er begnügte sich mit jenem Grade von literarischer Ausbildung, ohne welchen kaum irgend ein Schriftsteller, selbst bey den gröſsten Naturanlagen, classisch werden kann. Die gründlichsten und tiefsten Einsichten, welche er besaſs, betrafen die Grundsätze der Mahlerey und Dichtkunst. — Die Grundlage seines sittlichen Characters war eine seltne Herzensgüte, ein froher, heiterer, zufriedner Sinn, der sich in jeder Lage gefiel und von Allem das Gute und Genieſsbare aushub. In frühern Jahren war sein Geschmack in der Wahl seiner Gesellschafter ausschlieſsender. Er lebte beynahe einzig sich selbst, und den Musen; er suchte und liebte keinen Umgang, als mit Männern von Kenntnissen, und aufgeklärter Denkungsart. Das gröſste Behagen fand er an den Gesprächen der treuherzigen Ehrlichkeit, oder an dem süſsen Geschwätze kindischer Einfalt und Unschuld. Er war in seinen Nebenstunden der treueste Gefährte seiner eigenen Kinder und nahm frohen Antheil an allen ihren Spielen. Auch in seinen ältern Tagen blieb er warmer Kinderfreund. Eben die Hand, welche Pinsel und Feder für die Unsterblichkeit führte, schnitzte oft mit sorgsamen Fleiſse ein Spielwerk, um damit einem fröhlichen Knaben für ein Paar Augenblicke die Zeit zu verkürzen. Im Umgange war er der liebenswürdigste Gesellschafter. Sein Witz war treffend, seine Laune heiter, sein Scherz fein und unanſtöſsig. Er beleidigte nie, und fürchtete stets, es zu thun. Seine Bescheidenheit war fast gränzenlos. Er sprach selten von seinen Arbeiten, er soll nie über sie geurtheilt haben. — Geſsner war, so lange er lebte, der Mittelpunkt, um welchen herum in Zürch alle Männer von Geist und Geschmack sich versammelten. Seine gewöhnlichsten Gesellschafter waren Wyſs, Hirzel (der Verf. des philosophischen Bauern), Steinbrüchel, Vögeli, Tobler, Stäfer, Heinrich Fueſsli, Bürkli, Heidegger, Leonard Meister etc. Den Sommer verlebte er auf einem nahen Landhause in einer der reizendsten Gegenden. In den letzten Jahren bezog er eine einfache, aber bequeme Wohnung, mitten im Sihlwalde, dessen Oberaufſicht ihm übergeben war. Dahin folgten ihm seine Freunde nach, und lebten in dieser romantischen Abgeschiedenheit goldene Tage. Sein Vaterland ehrte und liebte ihn, als einen seiner würdigsten Söhne. Er wurde schon frühe in den täglichen Rath aufgenommen, obschon er für einen politischen Geschäftskreis keinen Sinn hatte.

Ein apoplektischer Zufall machte seinem Leben, das wie ein stiller Bach durch ein blumiges Wiesenthal dahin floſs, ein sanftes Ende. Er lebte und endete, wie die Helden seiner lieblichen Idyllen. Es war am 2. Merz 1788, als er sanft entschlief. Ihn beweinten seine Gattin, seine drey Kinder und eine geliebte Schwester. Sein jüngerer Sohn, späterhin der Schwiegersohn Wielands, würde der Fortsetzer seines Geschäfts als Buchhändler; auf seinen ältern Sohn hat sein Kunsttalent und seine originelle Laune, und auf alle seine Kinder seine edle Denkungsart, seine Herzensgüte und die übrigen Eigenschaften seines liebenswürdigen Characters fortgeerbt. — Nach seinem Tode setzten ihm einige seiner Mitbürger auf einem reizenden, von ihm häufig besuchten Spaziergange, da wo die Sihl und die Limmat in einander flieſsen, ein von dem berühmten Trippel verfertigtes Denkmal.

Ausführlichere Nachrichten über das Leben und die Talente Geſsners geben unter andern folgende Schriften: 1) Bertola Elogio di F. Geſsnero. Pavia, 1789. 8. Deutsch, Zürch, 1789. 8. — Görlitz, 1794. 8. — 2) Salomon Geſsner. Von I. I. Hottinger. Zürich, 1796. 8. —

3) Biographie Geſsners (ein Ausz. aus Hottinger.) vor dem 1. Bdchn. der, von Sammer in Wien besorgten, aus 3 Bdchn bestehenden, Ausgabe seiner sämmtl. Werke. —

– Geſsner hat in seinen Idyllen sich eine eigene Schäferwelt erschaffen, und sie mit den liebenswürdigsten, seligsten Kindern eines goldnen Weltalters bevölkert. Es sind Geschöpfe seiner Phantasie, in welchen seine edle Seele, sein sanftes Herz sich spiegeln, und in der That mehr Ideale, als Menschen. Kaum wagen wir es, seinen Schäfer Bruder zu nennen, und der Kuſs einer Schäferin däucht unsern Lippen zu rein. Theokrits Hirten, obschon seine Urbilder, sind leidenschaftlicher, und ihre Triebe sinnlicher. Geſsners Schäfer sind Wesen von einer bessern

Art als wir Menschen. Sie haben alle Einfalt des kindischen Alters der Welt, und dabey doch das Gefühl aufgeklärter Menschheit. Der Adel ihres Herzens ist angestammt, nicht erworben, die Feinheit ihrer Empfindungen angeboren, und die Regelmäſsigkeit ihrer Triebe in dem schönsten Verhältnisse mit beyden. Seine ganze Schäferwelt liegt unter einem glücklichern Klima, das von höhern Farben glüht, von einer goldnern Sonne, und einem silbernern Monde beleuchtet wird, und deren Bewohner ihres Wohnsitzes werth sind. Ihre Liebe ist rein, wie der Aether, ihre Gesinnungen sind ungetrübt, wie der Felsenquell, der sich im Marmorbecken sammelt. Wohlthun ist ihre Beschäftigung, ihre Leidenschaft; ihr Gesang ist der Schönheit der Natur, der kindlichen

Ehrfurcht, dem Lobe der Gottheit und jeder sanften Tugend geweiht. Geſsners losester Faun ist frömmer, als Theokrits Hirten es sind.

Freilich ist dieser Character der Geſsnerschen Schäfer ein allgemeiner Character, der fast jede Individualität ausschlieſst. Wie einer empfindet, so empfinden sie alle, und man glaubt beynah' überall nur ein Wesen, aber dieses in verschiedenen Verhältnissen zu sehen. Wiederholung und Einförmigkeit scheinen hier unvermeidlich; allein wie gut hat sie der Dichter vermieden! Welche Abwechslung der Auftritte, welche Mannichfaltigkeit der Situationen, und welche Schattirungen der Tugend, der Liebe, des Mitleids und der Zärtlichkeit hat er nicht überall anzubringen gewuſst. Wie süſs stammelt nicht das Kind eben dieselbe Empfindung, welche der Jüngling feuriger, der Mann entzückter, und der Greis mit wonnevoller Ruhe ausspricht! Wie unerschöpflich ist nicht der Vorrath seiner Bilder, wie verschieden sind seine Gesichtspuncte, wie vielfach seine Wendungen, und wie neugeformt jede wiederkommende Empfindung! — Theokrit und Geſsner, beyde sind groſs und einzig in ihrer Art. Wer von beyden den Preis gewinne, das kömmt auf den Richter an. Wenn Pan entscheiden soll, so erhält Theokrit den Eichenkranz; wenn Apollo Richter ist, so wird er Geſsnern mit der im Morgenthau gepflückten Rose kränzen. —

Das erste Bändchen der Idyllen erschien zuerst im Jahr 1756. Sie wurden durch die Lectüre des Theokrits veranlaſst. Seine bescheidene Muse kündigt sich als blose Nachahmerin dieses Urbildes an; sie ist aber nichts weniger, als dieses. Geſsner brach sich eine ganz neue Bahn, vielleicht verdient er den Beynamen eines veredelten Theokrits. Der theokritische Gesang ist der Ton einer sanften Schallmey, der Geſsnersche der Zauberklang einer Flöte, die in dem Innersten der Seele nachhallt — Die Idyllen sind es vorzüglich, denen Geſsner seine Ruhe verdankt. Schon dieses erste Bändchen wurde mit Enthusiasmus aufgenommen; man setzte ihn seinem griechischen Vorgänger an die Seite. Demungeachtet trat er mit dem zweyten Bändchen nicht ehe als im Jahr 1772 hervor. Die Stücke in diesem hier haben vor den frühern noch den besondern Vorzug, daſs bey mehrern derselben entweder die individuelle Empfindung seiner häuslichen Glückseligkeit, oder ein besonderer Vorfall seines Lebens zum Grunde liegt. In diese Zahl gehören der **Herbstmorgen**, so wie **Daphnis und Chloë.**

Durch den bekannten, damals in Paris lebenden Schweitzer, Huber, wurden Geſsners Idyllen zuerst auf den Boden Frankreichs verpflanzt. Geborne Franzosen von groſsen Talenten vereinigten sich mit ihm, um diese Nachbildungen der Vollkommenheit des Originals so nahe als möglich zu bringen. **Türgot** und **Diderot** zeichneten sich darin besonders aus. In einer mit Vignetten gezierten saubern Ausgabe kam diese Uebersetzung im Jahr 1762 zu Lyon heraus. Die Aufnahme entsprach der Erwartung vollkommen.

Der Verf. wurde in fast allen Journalen gelobt. Zu Paris waren die Idyllen in jedermanns Händen. Selbst Rousseau war entzückt darüber. Er schrieb an Huber, der ihm ein Exemplar mitgetheilt hatte, aus Montmorenci: «Ihr Geſsner ist ein Mann nach meinem Herzen. In einem Anfalle des quälenden Schmerzes erhielt ich ihren Brief, sammt den Idyllen. Nachdem ich jenen gelesen hatte, öffnete ich nachlässig das Buch, in der Meinung es sogleich wieder zu schlieſsen. Aber ich schloſs es nicht ehe, als ich es ganz gelesen hatte, und legte es nur aus der Hand, um es wieder zu lesen.» — Ein noch besseres Loos war der Uebersetzung des zweiten Bändchens der Idyllen vorbehalten. Diese wurde von Heinr. Meister, einem Mitbürger des Verf., besorgt, und erschien im J. 1772. Sie war ein treues Abbild des Originals und wurde von dem Publicum fast verschlungen. Späterhin übersetzte man die Idyllen auch in mehrere, ja fast in alle Sprachen des gebildeten Europa's. Englische und italienische Uebersetzungen machten sich besonders bemerkbar. Wir bringen von den letztern blos die von Procopio in Erwähnung, weil sie in Deutschland gedruckt ist und zur Seite das deutsche Original hat. Dieses letztere ist rechtmäsig und unrechtmäſsig in sehr verschiedenen Ausgaben erschienen, von denen die unsrige hoffentlich nicht die schlechteste seyn wird.

Inhalt.

	Seite.
An den Leser.	1
An Daphnen.	1
Lycas und Milon.	7
Milon.	9
Idas. Mycon.	14
Daphnis.	16
Phillis. Chloë.	19
Mirtil.	21
Amyntas.	24
Damon. Daphne.	26
Der zerbrochene Krug.	28
Damon. Phillis.	31
Daphnis. Chloë.	34
Menalkas, und Aeschines der Jäger.	37
Lycas, oder die Erfindung der Gärten.	41
Palemon.	44
Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesangs.	47
Mirtil. Thyrsis.	50
Der Faun.	56
Chloë.	60
Tityrus. Menalkas.	63
Mirtil und Daphne.	65
Milon.	69
	71

Seite.
Die übel belohnte Liebe. 72
Daphne. Chloë. 78
Die Nelke. 83
Daphne. Micon. 84
Der Herbstmorgen. 88
Die Zephyre. 92
Mycon. 94
Thyrsis. 101
Daphnis. 103
Thyrsis und Menalkas. 106
Daphne. 107
Der Blumenstrauſs. 112
Daphnis und Micon. 114
Daphne und Chloë. 119
Menalkas und Alexis. 126
Der Sturm. 135
Daphnis. Chloë. 137
Die Eiferſucht. 141
Erythia. 148
Das hölzerne Bein. 155

An den Leser.

Diese Idyllen sind die Früchte einiger meiner vergnügtesten Stunden; denn es ist eine der angenehmsten Verfassungen, in die uns die Einbildungskraft und ein stilles Gemüth setzen können, wenn wir uns mittelst derselben aus unsern Sitten weg in ein goldnes Weltalter setzen. Alle Gemählde von stiller Ruhe und sanftem ungestörtem Glücke müssen Leuten von edler Denkart gefallen; und um so viel mehr gefallen uns Scenen, die der Dichter aus der unverdorbenen Natur herholt, weil sie oft mit den seligsten Stunden, die wir durchlebt, Aehnlichkeit zu haben scheinen. Oft reiſs' ich mich aus der Stadt los, und fliehe in einsame Gegenden; dann entreiſst die Schönheit der Natur mein Gemüth allein dem Ekel und allen den widrigen Eindrücken, die mich aus der Stadt verfolgt hatten; ganz entzückt, ganz Empfindung über ihre Schönheit, bin ich dann glücklich, wie ein Hirt im goldnen Weltalter und reicher, als ein König.

Die Ekloge hat ihre Scenen in eben diesen so beliebten Gegenden; sie bevölkert dieselben mit würdigen Bewohnern, und giebt uns Züge aus dem Leben glücklicher Leute, wie sie sich bey der natürlichsten Einfalt der Sitten, der Lebensart und ihrer Neigungen, bey allen Begegnissen, in Glück und Unglück betragen. Sie sind frey von allen den sklavischen Verhältnissen, und von allen den Bedürfnissen, die nur die unglückliche Entfernung von der Natur nothwendig macht; sie empfangen, bey unverdorbnem Herzen und Verstand, ihr Glück gerade aus der Hand dieser milden Mutter, und wohnen in Gegenden, wo sie nur wenig Hülfe fodert, um ihnen die unschuldigen Bedürfnisse und Bequemlichkeiten reichlich darzubieten. Kurz, sie schildert uns ein goldnes Weltalter, das gewiſs einmal da gewesen ist; denn davon kann uns die Geschichte der Patriarchen überzeugen: und die Einfalt der Sitten, die uns Homer schildert, scheint auch in den kriegerischen Zeiten noch ein Ueberbleibsel desselben gewesen zu seyn. Diese Dichtungsart bekömmt daher einen besondern Vortheil, wenn man die Scenen in ein entferntes Weltalter setzt; sie erhalten dadurch einen höhern Grad der Wahrscheinlichkeit, weil sie auf unsre Zeiten nicht passen, wo der Landmann mit saurer Arbeit unterthänig seinem Fürsten und den Städten den Ueberfluſs liefern muſs, und Unterdrückung und Armuth ihn ungesittet und schlau und niederträchtig gemacht haben. Ich will damit nicht läugnen, daſs ein Dichter, der sich ans Hirtengedicht wagt, nicht besondere Schönheiten ausspüren könne, wenn er die Denkungsart und die Sitten des Landmannes bemerket; aber er muſs diese Züge mit feinem Geschmacke wählen, und ihnen ihr Rauhes zu benehmen wissen, ohne den ihnen eigenen Schnitt zu verderben.

Ich habe den Theokrit immer für das beste Muster in dieser Art Gedichte gehalten. Bey ihm findet man die Einfalt der Sitten und der Empfindungen am besten ausgedrückt, und das Ländliche und die schönste Einfalt der Natur: er ist mit dieser bis auf die kleinsten Umstände bekannt gewesen; wir sehen in seinen Idyllen mehr als Rosen und Lilien. Seine Gemählde kommen nicht aus einer Einbildungskraft, die nur die bekanntesten und auch dem Unachtsamen in die Augen fallenden Gegenstände häuft, sie haben die angenehme Einfalt der Natur, nach der sie allemal gezeichnet zu seyn scheinen. Seinen Hirten hat er den höchsten Grad der Naivetät gegeben; sie reden Empfindungen, so wie sie ihnen ihr unverdorbenes Herz in den Mund legt, und aller Schmuck der Poesie ist aus ihren Geschäften und aus der ungekünstelten Natur hergenommen. Sie sind weit von dem epigrammatischen Witz entfernt, und von der schulgerechten Ordnung. Er hat die schwere Kunst gewuſst, die angenehme Nachlässigkeit in ihre Gesänge zu bringen, welche die Poesie in ihrer ersten Kindheit muſs gehabt haben. Er wuſste ihren Liedern die sanfte Miene der Unschuld zu geben, die sie haben müssen, wenn die einfältigen Empfindungen eines unverdorbenen Herzens eine Phantasie befeuern, die nur mit den angenehmsten Bildern aus der Natur angefüllt ist. Zwar ist gewiſs, daſs die noch weniger verdorbene Einfalt der Sitten zu seiner Zeit, und die Achtung, die man damals noch für den Feldbau hatte, die Kunst ihm erleichtert hat. Der zugespitzte Witz war noch nicht Mode; sie hatten mehr Verstand und Empfindung für das wahre Schöne, als Witz.

Mir däucht, das ist die Probe darüber, daſs Theokrit in seiner Art vortrefflich sey, weil er nur Wenigen gefällt; denen kann er nie gefallen, die nicht für jede Schönheit der Natur, bis auf die kleinsten Gegenstände, empfindlich sind; denen, deren Empfindungen einen falschen Schwung genommen haben; und einer Menge von Leuten, die ihre Bestimmung in einer falsch - ekeln Galanterie finden. Denen ekelt vor dem Ländlichen; ihnen gefallen nur Hirten, die so geziert denken, wie ein witziger Dichter, und die aus ihren Empfindungen eine schlaue Kunst zu machen wissen. Ich weiſs nicht, ob die meisten Neuern entweder zu bequem gewesen sind mit der Natur und den Empfindungen der Unschuld sich genauer bekannt zu machen; oder, ob es Gefälligkeit für unsere ausgearteten Sitten ist, in der Absicht, sich allgemeinern Beyfall zu erwerben, daſs sie so weit sich von dem Theokrit entfernen. Ich habe meine Regeln in diesem Muster gesucht; und es wird mir eine Versicherung der glücklichen Nachahmung seyn, wenn ich diesen Leuten auch miſsfalle. Zwar weiſs ich wohl, daſs einige wenige Ausdrücke und Bilder im Theokrit bey so sehr abgeänderten Sitten uns verächtlich geworden sind; dergleichen hab' ich zu vermeiden getrachtet. Ich meyne aber hier nicht dergleichen, die ein französischer Uebersetzer in dem Virgil nicht ausstehen konnte; diejenigen, die ich meyne, hat Virgil, der Nachahmer des Theokrits, selbst schon weggelassen.

S. Geſsner.

An Daphnen.

Nicht den blutbespritzten kühnen Helden, nicht das öde Schlachtfeld singt die frohe Muse; sanft und schüchtern flieht sie das Gewühl, die leichte Flöt' in ihrer Hand.

Gelockt durch kühler Bäche rieselndes Geschwätze, und durch der heiligen Wälder dunkeln Schatten, irrt sie an dem beschilften Ufer, oder geht auf Blumen, in grün gewölbten Gängen hoher Bäume, ruht im weichen Gras, und sinnt auf Lieder, für dich, für dich nur, schönste Daphne! Denn dein Gemüth voll Tugend und voll Unschuld, ist heiter, wie der schönste Frühlingsmorgen. So flattert muntrer Scherz und frohes Lächeln stets um die kleinen Lippen, um die rothen Wangen, und sanfte Freude redet stets aus deinen Augen. Ja, seit du Freund mich nennst, geliebte Daphne, seitdem seh' ich die Zukunft hell und glänzend, und jeden Tag begleiten Freud' und Wonne.

O, wenn die frohen Lieder dir gefielen, die meine Muse oft den Hirten abhorcht! Auch oft belauschet sie in dichten Hainen, der Bäume Nymphen und den ziegenfüssigen Waldgott und schilfbekränzte Nymphen in den Grotten, und oft besuchet sie bemooste Hütten, um die der Landmann stille Schatten pflanzet, und bringt Geschichten her von Groſsmuth und von Tugend, und von der immer frohen Unschuld. Auch oft beschleichet sie der Gott der Liebe, in grünen Grotten dicht verwebter Sträuche, und oft im Weidenbusch an kleinen Bächen. Er horchet dann auf ihr Lied, und kränzt ihr fliegend Haar, wenn sie von Liebe singt und frohem Scherz

Dieſs, Daphne! dieſs allein belohne meine Lieder: dieſs sey mein Ruhm, daſs mir an deiner Seite, aus deinem holden Auge Beyfall lächle. Den, der nicht glücklich ist, wie ich, begeistre der Gedanke, den Ruhm der späten Enkel zu besingen; sie mögen Blumen auf sein Grabmal streu'n, und grünen Schatten über den Verwesten pflanzen!

Lycas und Milon.

Der junge Sänger Milon (denn auf seinem zarten Kinn stunden die Haare noch sparsam, so wie das zarte Gras im jungen Frühling aus spätgefallenem Schnee nur sparsam vorkeimt) und Lycas mit dem schöngelockten Haar, gelb wie die reife Saat, kamen zusammen mit der blökenden Heerde hinter dem Buchenwald. Sey mir gegrüſst, Lycas! sprach der Sänger Milon! und bot ihm die Hand; sey mir gegrüſst, laſs in den Buchenwald uns gehn; indeſs irret unsere Heerde im fetten Gras am Teich, mein wacher Hund wird's nicht zugeben, daſs sie sich zerstreue.

Lycas. Nein, Milon! wir wollen hier unter den gewölbten Felsen uns setzen; es liegen da heruntergerissene Stücke mit sanftem Moos bedeckt. Dort ist's lieblich und kühl. Sieh', wie der klare Bach stäubend in wankende Gesträuche sich stürzt; er rieselt unter ihrem Gewebe hervor, und eilt in den Teich. Hier ist's lieblich und kühl: laſs auf die bemoosten Steine uns setzen, dann steht der Schatten des Buchenwalds dunkel gegen uns über.

Und izt gingen sie, und setzten sich unter dem Felsen auf die bemoosten Steine. Und Milon sprach: Lange schon, du Flötenspieler Lycas!

lange schon hab' ich deinen Gesang loben gehört: laſs uns einen Wettgesang singen. denn auch mir sind die Musen gewogen; jenes junge Rind will ich zum Preis dir setzen; es ist schön gefleckt, schwarz und weiſs.

Lycas. Und ich, ich setze die beste Ziege aus meiner Heerde, samt ihrem Jungen; dort reiſst sie das Epheu von der Waide am Teich, das muntre Junge hüpft neben ihr. Aber Milon, wer soll Richter seyn? Soll ich den alten Menalkas rufen? Sieh', er leitet die Quelle in die Wiese am Buchenwald: er versteht den Gesang. Izt riefen die jungen Hirten den Menalkas, und er kam und setzte sich zu den Knaben auf einen weichbemoosten Stein, und Milon hub den Gesang an.

Milon. Selig ist der zu preisen, der die Gunst der Musen hat. Wenn uns das Herz vor Freude hüpft, wie lieblich ist es dann, ein Lied zu singen, dem Echo und dem Hain! Nie entsteht mir ein liebliches Lied. wenn mich der Mondschein entzückt, oder des Morgens Rosenfarbe. Auch weiſs ich, daſs der Gesang die trüben Stunden heiter macht. Denn mir sind die Musen gewogen, und jene schneeweiſse Ziege ist ihnen zum Opfer bestimmt: bald will ich sie, die Hörner mit Blumen umkränzt, opfern, und neue Loblieder singen!

Lycas. Als stammelndes Kind saſs ich dem Vater auf dem Schoos, und wenn er ein Lied auf der Rohrflöte blieſs, dann horcht' ich schon aufmerksam zu, und lallt' es ihm nach. Oder lächelnd nahm ich die Flöt' ihm vom Mund, und blies gebrochene Töne hervor Aber bald erschien Pan mir im Traume. Jüngling! so sprach er, geh' in den Hain, und hole die Flöte, die der Sänger Hylas an die mir geheiligte Eiche hing, du bist es werth, ihm nachzuspielen. Erst gestern hab' ich ihm Sprossen von meinen neu gepfropften Bäumen gebracht, und einen Krug voll Oel und einen Krug voll Milch vor ihm ausgegossen.

Milon. Auch die Liebe begeistert zu Gesängen, mehr als das helle Morgenroth, mehr als der liebliche Schatten, mehr als der Schimmer des Monds. O! wenn ein tugendhaftes Mädchen unsre Lieder lobt! wenn es unsere Lieder mit sanftem Lächeln belohnt, oder mit einem Kranze! Seit Chloë ihren Hirten mich nennt, seitdem ist's in meinem Herzen so helle, wie in dieser Gegend voll Sonnenschein im Frühling; seitdem sing' ich bessere Lieder: Chloë, die sanft lächelt, wie die milde Ceres, und weise ist, wie die Musen.

Lycas. Ach! mein Herz ist lange frey von Liebe geblieben; da sang ich ruhig nichts als frohe Lobgesänge den Göttern, oder von der Pflege der Heerde, oder vom Pfropfen der Bäume, oder vom Warten des Weinstockes. Aber seit ich Amarillis sah, die unempfindliche Amarillis, seitdem sing' ich nur Trauerlieder; seitdem stört Wehmuth jede meiner Freuden. Bald hätt' ich meine Liebe besiegt, nur selten kam sie in mein Herz zurück. Aber ach! ich werde sie nicht wieder besiegen, seit ich sie beym blühenden Schlehenbusch sah' und ihren Gesang hörte. Muthwillige Zephirs schwärmten im Busche, und rissen die weiſsen Blüthen weg, und streuten sie auf das Mädchen hin, und ahmten den besiegten Winter mit seinen Flocken nach.

Milon. Dort, wo der schwarze Tannenwald steht, dort rieselt ein Bach aus Stauden hervor; dorthin treibt Chloë oft ihre Heerde. Jüngst hab' ich, als das Morgenroth kam, den ganzen Ort mit Kränzen geschmückt; flatternd hingen sie von einer Staude zur andern, und wanden sich um ihre Stämme; da war es wie ein Heiligthum des Frühlings oder der freundlichen Venus. Ich will izt noch unsere Namen in diese Fichte schneiden, sprach ich, und dann will ich mich in jenen Busch verbergen, und ihr Lächeln sehen, und ihre Worte behorchen. So sprach ich und schnitt in die Rinde, als plötzlich ein Kranz um meine Schläfe sich wand; schnell, sanft erschrocken, sah' ich zurück, und Chloë stund lächelnd da. Ich habe dich behorcht, sprach sie, und drückte den zärtlichsten Kuſs auf meine Lippen.

Lycas. Dort an dem Hügel steht meine beschattete Hütte, dort an der blumichten Quelle stèhen meine Bienenkörbe in zwey Reihen; wirthschaftlich wohnen sie da im kühlen Schatten der Oelbäume. Noch kein junger Flug hat sich zu weit von meinem Anger entfernt; sie sumsen fröhlich umher auf blumichtem Anger, und sammeln mir Honig und Wachs im Ueberfluſs. Sieh, wie meine Kühe mit vollem Euter gehn, und wie die jungen Kälber muthwillig sie umhüpfen, und wie meine Ziegen und meine Schafe so zahlreich die Stauden entblättern, und das Gras mähen. Dieſs, o Amarillis! dieſs alles gaben mir die Götter; und sie lieben mich, weil ich tugendhaft bin. Willst du, o! willst du mich nicht auch lieben, wie es die Götter thun, weil ich tugendhaft bin?

So sangen die Hirten; und Menalkas sprach: Wem soll ich den Preis zutheilen, ihr schönen Sänger? Eure Lieder sind süſs wie Honig, lieblich flieſsen sie, wie dieser Bach; so ermuntert der Kuſs von rosenfarbigen Lippen. Nimm du, Lycas! das schwarz gefleckte Rind, und gieb dem Milon die Ziege mit ihrem Jungen!

Milon.

O du, die du lieblicher bist, als der thauende Morgen, du mit den groſsen schwarzen Augen; schön wallet dein dunkles Haar unter dem Blumenkranz weg, und spielt mit den Winden. Lieblich ist's, wenn deine rothen Lippen zum Lachen sich öffnen; lieblicher noch, wenn sie zum Singen sich öffnen. Ich habe dich behorcht, Chloë! dich hab' ich behorcht, da du an jenem Morgen beym Brunnen sangest, den die zwo Eichen beschatten: böse, daſs die Vögel nicht schwiegen, böse, daſs die Quelle rauschte, hab' ich dich behorcht. Izt hab' ich neunzehn Erndten gesehen, und ich bin schön und braun von Gesicht. Oft hab' ichs bemerkt, daſs die Hirten aufhörten zu singen und horchten, wenn mein Gesang durchs Thal hintönte, und deren Gesang würde keine Flöte besser begleiten, als meine. O schöne Chloë! liebe mich! Siehe, wie lieblich es ist, auf diesem Hügel in meinem Felsen zu wohnen! Sieh, wie das kriechende Epheu ein grünes Netz anmuthig um den Felsen herwebt, und wie sein Haupt der Dornstrauch beschattet. Meine Höhle ist bequem, und ihre Wände sind mit weichen Fellen behangen, und vor den Eingang hab' ich Kürbisse gepflanzet; sie kriechen hoch empor, und werden zum dämmernden Dach. Sieh', wie lieblich die Quell' aus meinem Felsen schäumt, und hell über die Wasserkresse hin durch hohes Gras und Blumen quillt! Unten am Hügel sammelt sie sich zum kleinen See, mit Schilfrohr und Waiden umkränzt, wo die Nymphen bey stillem Mondschein oft nach meiner Flöte tanzen, wenn die hüpfenden Faunen mit ihren Crotalen mir nachklappern. Sieh', wie auf dem Hügel die Haselstaude zu grünen Grotten sich wölbt, und wie die Brombeerstaude mit schwarzer Frucht um mich her kriecht, und wie der Hagebuttenstrauch die rothen Beeren emporträgt, und wie die Aepfelbäume voll Früchte stehn, von der kriechenden Weinreb' umschlungen. O Chloë! dieſs alles ist mein! Wer wünschet sich mehr? Aber ach! wenn du mich nicht liebest, dann umhüllt ein dichter Nebel die ganze Gegend. O Chloë! liebe mich! Hier wollen wir dann in's weiche Gras uns lagern, wenn Ziegen an der felsichten Seite klettern, und die Schafe und die Rinder um uns her im hohen Grase waten; dann wollen wir über das weit ausgebreitete Thal hinsehn, in's glänzende Meer hin, wo die Tritonen hüpfen, und wo Phöbus von seinem Wagen steigt, und wollen singen, daſs es weit umher in den Felsen wiedertönt, daſs Nymphen still stehn und horchen, und die ziegenfüſsigen Waldgötter.

So sang Milon, der Hirt, auf dem Felsen, als Chloë in dem Gebüsch ihn behorchte; lächelnd trat sie hervor, und faſste dem Hirten die Hand, Milon! du Hirt auf dem Felsen! so sprach sie, ich liebe dich mehr als die Schafe den Klee, mehr als die Vögel den Gesang. Führe mich in deine Höhle; süſser ist mir dein Kuſs als Honig, so lieblich rauscht mir nicht der Bach.

Idas. Mycon.

Idas.

Sey mir gegrüſst, Mycon! du lieblicher Sänger! Wenn ich dich sehe, dann hüpft mir das Herz vor Freude. Seit du auf dem Stein beym Brunnen mir das Frühlingslied sangest, seitdem hab' ich dich nicht gesehen.

Mycon. Sey mir gegrüſst, Idas! du lieblicher Flötenspieler! Laſs uns einen kühlen Ort suchen, und in den Schatten uns lagern.

Idas. Wir wollen auf diese Anhöhe gehn, wo die groſse Eiche des Palemons steht; sie beschattet weit umher, und die kühlen Winde flattern da immer. Indeſs können meine Ziegen an der jähen Wand klettern: und vom

Gesträuche reiſsen. Sieh', wie die groſse Eiche die schlanken Aeste umherträgt, und kühlen Schatten verbreitet; laſs hier bey den wilden Rosengebüschen uns lagern, die sanfte Winde sollen mit unsern Haaren spielen. Mycon! dieſs ist mir ein heiliger Ort! O Palemon! diese Eiche bleibt deiner Redlichkeit heiliges Denkmal. Palemon hatte eine kleine Heerde; er opferte dem Pan viele Schafe. O Pan, bat er, laſs meine Heerde sich mehren! so kann ich sie mit meinem armen Nachbar theilen. Und Pan machte, daſs seine Heerde in einem Jahr um die Hälfte sich mehrte; und Palemon gab dem armen Nachbar die Hälfte der ganzen Heerde. Da opfert' er dem Pan auf diesem Hügel, und pflanzt' eine Eiche, und sprach: O Pan! immer sey dieser Tag mir heilig. an dem mein Wunsch sich erfüllte; segne die Eiche, die ich hier pflanzte; sie sey mir ein heiliges Denkmal! Alle Jahre will ich dann in ihrem Schatten dir opfern. Mycon! soll ich dir das Lied singen, das ich immer unter dieser Eiche singe?

Mycon. Wenn du mir das Lied singest, dann will ich diese neunstimmige Flöte dir schenken: ich selbst habe die Röhre mit langer Wahl am Ufer geschnitten, und mit wohlriechendem Wachs vereint.

Idas sang izt:

Die ihr euch über mir wölbt, schlanke Aeste! ihr streut mit euerm Schatten ein heiliges Entzücken auf mich. Ihr Winde! wenn ihr mich kühlt, dann ist's, als rauscht' eine Gottheit unsichtbar neben mir hin. Ihr Ziegen und ihr Schafe! schonet, o schonet! und reiſst das junge Epheu nicht vom weiſsen Stamme, daſs es emporschleiche, und grüne Kränze flechte rings um den weiſsen Stamm. Kein Donnerkeil, kein reiſsender Wind soll dir schaden, hoher Baum! Die Götter wollen's, du sollst der Redlichkeit Denkmal seyn. Hoch steht sein Wipfel empor; es siehet ihn fernher der Hirt, und weiset ihn ermahnend dem Sohn! es sieht ihn die zärtliche Mutter, und sagt Palemons Geschichte dem horchenden Kind auf dem Schooſs. O! pflanzt der Redlichkeit so manch Denkmal, ihr Hirten! daſs wir einst voll heiligen Entzückens in dunklen Hainen einhergehn.

So sang Idas; er hatte schon lange geschwiegen, und Mycon saſs noch wie horchend. Ach, Idas! mich entzückt der thauende Morgen, der kommende Frühling entzückt mich: noch mehr des Redlichen Thaten.

So sprach Mycon, und gab ihm die neunstimmige Flöte.

Daphnis.

An einem hellen Wintermorgen saſs Daphnis in seiner Hütte; die lodernden Flammen angebrannter dürrer Reiser streuten angenehme Wärme in der Hütte umher, indeſs der herbe Winter sein Strohdach mit tieſem Schnee bedeckt hielt; er sah' vergnügt durch das enge Fenster über die winterliche Gegend hin. Du herber Winter! so sprach er; doch bist du schön! Lieblich lächelt izt die Sonne durch die dünnbenebelte Luft über die schneebedeckten Hügel hin; flimmernder Schneestaub flattert umher, wie in Sommertagen über dem Teich kleine Mücken im Sonnenschein tanzen. Lieblich ist's, wie aus dem Weiſsen empor die schwarzen Stämme der Bäume zerstreut stehn, mit ihren krummgeschwungenen unbelaubten Aesten; oder eine braune Hütte mit dem beschneiten Dach; oder wenn die schwarzen Zäune von Dornstauden die weisse Ebene durchkreuzen. Schön ist's, wie die grüne Saat dort über das Feld hin die zarten Spitzen aus dem Schnee emporhebt, und das Weiſs mit sanftem Grün vermischet. Schön glänzen die nahen Sträuche; mit Duft geschmückt sind ihre dünnen Aeste, und die dünnen umher flatternden Fäden. Zwar ist die Gegend öde, die Heerden ruhen eingeschlossen im wärmenden

Stroh; nur selten sieht man den Fuſstritt des willigen Stiers, der traurig das Brennholz vor die Hütte führt, das sein Hirt im nahen Hain gefällt hat. Die Vögel haben die Gebüsche verlassen; nur die einsame Meise singet ihr Lied, nur der kleine Zaunschlüpfer hüpfet umher, und der braune Sperling kommt freundlich zu der Hütte, und picket die hingestreuten Körner. Dort, wo der Rauch aus den Bäumen in die Luft emporwallt, dort wohnet meine Phillis! Vielleicht sitzest du izt beym wärmenden Feuer, das schöne Gesicht auf der unterstützenden Hand, und wünschest den Frühling. Ach Phillis; wie schön bist du! Aber, nicht bloſs deine Schönheit hat mich zur Liebe gereizt. O wie liebt' ich dich seit jenem Tag, da dem jungen Alexis zwey Ziegen von der Felsenwand stürzten! Er weinte, der junge Hirt. Ich bin arm, sprach er, und habe zwey Ziegen verloren; die eine war trächtig. Ach! ich darf nicht zu meinem armen Vater in die Hütte zurückkehren. So sprach er weinend; du sahest ihn weinen, Phillis! und wischtest die mitleidigen Thränen vom Auge, und nahmest aus deiner kleinen Heerde zwey der besten Ziegen. Da, Alexis! sprachst du, nimm diese Ziegen: die eine ist trächtig. Und wie er vor Freude weinte, da weintest du auch vor Freude, weil du ihm geholfen hattest. O! sey immer unfreundlich, Winter; meine Flöte soll doch nicht bestaubt in der Hütte hangen; ich will dennoch von meiner Phillis ein frohes Lied singen. Zwar hast du alles entlaubt, zwar hast du die Blumen von den Wiesen genommen; aber du sollst es nicht hindern, daſs ich einen Kranz flechte; Epheu und das schlanke Immergrün mit den blauen Blumen will ich durch einander flechten. Und diese Meise, die ich gestern fieng, soll in ihrer Hütte singen. Ja ich will dich ihr heute bringen und den Kranz, sing' ihr dann dein frohes Lied, sie wird freundlich lächelnd dich anreden, und in ihrer kleinen Hand die Speise dir reichen. O wie wird sie dich pflegen, weil du von mir kömmst.

Phillis. Chloë.

Phillis.

Du Chloë, immer trägst du dein Körbchen am Arm.

Chloë. Ja, Phillis, ja; immer trag' ich das Körbchen am Arm, ich' würd' es nicht um eine ganze Heerde geben; nein, ich würd' es nicht geben!

So sprach sie und drückt' es lächelnd an ihre Seite.

Phillis. Warum, Chloë! warum hältst du dein Körbchen so werth? Soll ich rathen? Sieh! du wirst roth, soll ich rathen? —

Chloë. Ha! — roth?

Phillis. Ja, wie wenn einem das Abendroth in's Angesicht scheint.

Chloë Ha! Phillis! — ich will dir's sagen: Der junge Amyntas hat mir's geschenkt, der schönste Hirt; er hat es selbst geflochten. Ach! sieh', wie nett, sieh' wie schön die grünen Blätter und die rothen Blumen in das weiſse Körbchen geflochten sind; und ich halt' es werth; wo ich hingehe, da trag' ich's am Arm. Die Blumen dünken mich schöner, sie riechen lieblicher, die ich in meinem Körbchen trage, und die Früchte sind süſser, die ich aus dem Körbchen esse, Phillis — doch was soll ich alles sagen? — Ich — ich hab's schon oft geküſst. Er ist doch der beste, der schönste Hirt.

Phillis. Ich hab' es ihn flechten gesehen; wüſstest du, was er da zu dem Körbchen sprach! Aber Alexis, mein Hirt, ist eben so schön; du solltest ihn singen hören; ich will das Liedchen dir singen, das er gestern mir sang.

Chloë. Aber, Phillis! was hat Amyntas zum Körbchen gesagt?

Phillis. Ja, ich muſs erst das Liedchen singen.

Chloë. Ach! — ist es lang?

Phillis. Höre nur: «Froh bin ich, wenn das Abendroth am Hügel mich bescheint! Doch, Phillis, froher bin ich noch, wenn ich dich lächeln seh. So froh geht nicht der Schnitter heim, wenn er die letzte Garb' in seine volle Scheune trägt, als ich, wenn ich, von dir geküſst, in meine Hütte geh'.» So hat er gesungen.

Chloë. Ein schönes Lied! Aber, Phillis! Was sprach Amyntas zum Körbchen?

Phillis. Ich muſs lachen. Er saſs am Sumpf im Weidenbusch, und indem daſs seine Finger die grünen und die braunen und die weiſsen Ruthen flochten, indeſs —

Chloë. Nun denn, warum schweigst du?

Indeſs, fuhr Phillis lächelnd fort, indeſs, sprach er: Du Körbchen! dich will ich Chloë'n schenken, der schönen Chloë, die so lieblich lächelt. Da sie gestern die Heerde bey mir vorbeytrieb: Sey mir gegrüſst, Amyntas! sprach sie, und lächelte so freundlich, so freundlich, daſs mir das Herz pochte. Schmiegt euch gehorsam, ihr bunten Ruthen, und zerbrecht nicht unter dem Flechten; ihr sollt dann an der liebsten Chloë Seite hangen. Ja! wenn sie es werth hält — o wenn sie es werth hielte! wenn sie es oft an ihrer Seite trüge! So sprach er, und indeſs war das Körbchen gemacht; und da sprang er auf, und hüpfte, daſs es ihm so wohl gelungen war.

Chloë. Ach! ich geh'. Dort, hinter jenem Hügel treibt er seine Heerde; ich will bey ihm vorbeygehn. Sieh, will ich sagen, sieh, Amyntas! ich habe dein Körbchen am Arm.

Mirtil.

Bey stillem Abend hatte Mirtil noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die ruhige Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten in stillem Entzücken ihn aufgehalten. Aber izt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand da seinen alten Vater sanftschlummernd im Mondschein, hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihm hin. Lange stand er da, sein Blick ruhete unverwandt auf dem Greise; nur blickt' er zuweilen auf, durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohn vom Auge.

O du! so sprach er izt, du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre! Vater! wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiſs ging dein zitternder Fuſs aus der Hütte hervor, in stillem Gebete den Abend zu feyern; und betend schlieſst du ein. Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach! wie glücklich bin ich! die Götter hören dein Gebet. Oder warum ruhet unsre Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Aesten? Warum ruhet der Segen auf unserer Heerde, und auf den Früchten unsers Feldes? Oft, wenn du bey meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest; wenn du dann gen Himmel blickest und freudig mich segnest — ach! was empfind' ich dann, Vater! ach dann schwellt mir die Brust, und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heut' an meinem Arm aus der Hütte gingest, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher, da sprachst du: Meine Haare sind unter Freuden grau worden. Seyd immer gesegnet, Gefilde, nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werd' ich euch an seligere Gefilde vertauschen. Ach Vater! bester Freund, bald soll ich dich verlieren.

Trauriger Gedanke! Ach! dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen; und dann, so oft ein seliger Tag kömmt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmahl streu'n.

Izt schwieg er, und sah mit thränendem Aug' auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und schlummert! sprach er izt schluchzend: Es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seine Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weiſsen Bart! O daſs die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau! Izt küſst er ihm die Stirne, sanft ihn zu wecken, und führt' ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

Amyntas.

Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in seiner Rechten. Er hatte sich Stäbe geschniten zu einem Zaun, und trug ihre Last gekrümmt auf der Schulter. Da sah' er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauschenden Bach: und der Bach hatte wild seine Wurzeln von der Erd' entblöſst; und der Baum stand da, traurig und drohte zu sinken. Schade! sprach er, solltest du Baum in dieſs wilde Wasser stürzen; nein, dein Wipfel soll nicht zum Spiel seiner Wellen hingeworfen seyn! Izt nahm er die schweren Stäbe von der Schulter. Ich kann mir andere Stäbe holen, sprach er, und hub an, einen starken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub frische Erde. Izt war der Damm gebaut, und die entblöſsten Wurzeln mit frischer Erde bedeckt; dann nahm er sein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit seiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andere Stäbe zu holen. Aber die Dryas *) rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: Sollt' ich unbelohnet dich weglassen, gütiger Hirt? Sage mir's, was wünschest du zur Belohnung? Ich weiſs, daſs du arm bist, und nur fünf Schafe zur Weide führest. O! wenn du mir zu bitten vergönnest, Nymphe: so sprach der arme Hirt! Mein

---

*) Die Dryaden waren Schutzgöttinnen der Eichen: sie entstanden und starben auch wieder mit dem Baume.

Nachbar Palemon ist seit der Erndte schon krank: laſs ihn gesund werden!

So bat der Redliche, und Palemon ward gesund. Aber Amyntas sah' den mächtigen Segen in seiner Heerde und bey seinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter lassen die Redlichen nicht ungesegnet.

Damon. Daphne.

Damon.

Es ist vorübergegangen, Daphne! das schwarze Gewitter: die schreckende Stimme des Donners schweigt. Zittre nicht, Daphne! die Blitze schlängeln sich nicht mehr durch schwarze Gewölke. Laſs uns die Höhle verlassen; die Schafe, die sich ängstlich unter diesem Laubdach gesammelt, schütteln den Regen von der triefenden Wolle, und zerstreuen sich wieder auf der erfrischeten Weide. Laſs uns hervorgehn, und sehen, wie schön die Gegend im Sonnenschein glänzt!

Izt traten sie Hand in Hand aus der schützenden Grotte hervor. Wie herrlich! rief Daphne, dem Hirten die Hand drückend, wie herrlich glänzt die Gegend! Wie hell schimmert das Blau des Himmels durch das zerrissene Gewölk! Sie fliehen, die Wolken! wie sie ihren Schatten in der sonnenbeglänzten Gegend zerstreu'n! Sieh Damon! dort liegt der Hügel mit seinen Hütten und Heerden im Schatten! Izt flieht der Schatten, und läſst ihn im Sonnenglanz: sieh, wie er durch's Thal hin über die blumichten Wiesen läuft!

Wie schimmert dort, Daphne! rief Damon, wie schimmert dort der Bogen der Iris, von einem glänzenden Hügel zum andern ausgespannt; am Rücken das graue Gewölk, verkündigt die freundliche Göttin von ihrem Bogen der Gegend die Ruhe, und lächelt durchs unbeschädigte Thal hin.

Daphne antwortete mit zartem Arm ihn umschlingend: Sieh', die Zephire kommen zurück, und spielen froher mit den Blumen, die verjüngt mit dem hell blitzenden Regentropfen prangen, und die bunten Schmetterlinge und die beflügelten Würmchen fliegen wieder froher im Sonnenschein; und der nahe Teich — wie die benetzten Büsche und die Weiden zitternd um ihn her glänzen! Sieh, er empfängt wieder ruhig das Bild des hellen Himmels und der Bäume umher.

Damon. Umarme mich, Daphne! umarme mich! Wie herrlich ist alles um uns her! welche unerschöpfliche Quelle von Entzücken! Von der belebenden Sonne bis zur kleinsten Pflanze sind alles Wunder! O! wie reiſst das Entzücken mich hin! wenn ich vom hohen Hügel die weit ausgebreitete Gegend übersehe, oder wenn ich, in's Gras hingestreckt, die mannichfaltigen Blumen und Kräuter betrachte und ihre kleinen Bewohner; oder wenn ich in nächtlichen Stunden den gestirnten Himmel, wenn ich den Wechsel der Jahrszeiten, oder den Wachsthum der unzählbaren Gewächse — wenn ich die Wunder betrachte, dann schwellt mir die Brust; Gedanken drängen sich dann auf, ich kann sie nicht entwickeln: dann wein' ich und sinke hin, und stammle mein Erstaunen dem, der die Erde schuf! O Daphne, nichts gleicht dem Entzücken, es sey denn das Entzücken, von dir geliebt zu seyn.

Daphne. Ach Damon! auch mich, auch mich entzücken die Wunder! O laſs uns in zärtlicher Umarmung den kommenden Morgen, den Glanz des Abendroths und den sanften Schimmer des Mondes, laſs uns die Wunder betrachten, und an die bebende Brust uns drücken, und unser Erstaunen stammeln! O welch unaussprechliche Freude, wenn dieſs Entzücken zu dem Entzücken der zärtlichsten Liebe sich mischet!

Der zerbrochene Krug.

Ein ziegenfüſsiger Faun lag unter einer Eiche in tiefem Schlaf ausgestreckt, und die jungen Hirten sahen ihn. Wir wollen, sprachen sie, ihn fest an den Baum binden, und dann soll er uns für die Loslassung ein Lied singen. Und sie banden ihn an dem Stamm der Eiche fest, und warfen mit der gefallenen Frucht des Baumes ihn wach. Wo bin ich? so sprach der Faun, und gähnte, und dehnte die Arme und die Ziegenfüſse weit aus: Wo bin ich? Wo ist meine Flöte? Wo ist mein Krug? Ach! da liegen die Scherben vom schönsten Krug! Da ich gestern im Rausch hier sank, da hab' ich ihn zerbrochen. — Aber wer hat mich festgebunden? So sprach er, und sah' rings umher und hörte das zwitschernde Lachen der Hirten. Bindet mich los, ihr Knaben, rief er. Wir binden dich nicht los, sprachen sie, du singest uns denn ein Lied. Was soll ich euch singen, ihr Hirten? sprach der Faun, — von dem zerbrochenen Krug will ich singen; da setzt euch ins Gras um mich her.

Und die Hirten setzten sich ins Gras um ihn her; und er hub an:

Er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Schön war mein Krug, meiner Höhle schönste Zierde, und ging ein Waldgott vorüber, dann rief ich: Komm, trink'; und siehe den schönsten Krug! Zeus selbst hat bey dem frohesten Fest nicht einen schönern Krug.

Er ist zerbrochen, ach! er ist zerbrochen, der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Wenn bey mir die Brüder sich sammelten, dann saſsen wir rings um den Krug. Wir tranken; und jeder, der trank, sang die darauf gegrabene Geschichte; die seinen Lippen die nächste war. Izt trinken wir nicht mehr, ihr Brüder! aus dem Krug; izt singen wir nicht mehr die Geschichte, die jedes Lippen die nächste ist.

Er ist zerbrochen, ach! er ist zerbrochen! der schönste Krug! Da liegen die Scherben umher.

Denn auf den Krug war gegraben, wie Pan voll Entsetzen am Ufer sah, wie die schönste Nymphe in den umschlingenden Armen in lispelnden Schilf sich verwandelte. Er schnitt da Flöten von Schilfrohr von ungleicher Länge, und klebte mit Wachs sie zusammen, und blies dem Ufer ein trauriges Lied. Die Echo horchte die neue Musik, und sang sie dem erstaunten Hain und den Hügeln.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug. Da liegen die Scherben umher.

Dann stund auf dem Kruge, wie Zeus, als weiſser Stier, auf dem Rücken die Nymph' Europa auf Wellen entführte. Er leckte mit schmeichelnder Zunge der Schönen entblöſsetes Knie. Indeſs rang sie jammernd die Hände über dem Haupt, mit dessen lockichtem Haar die gaukelnden Zephire spielten, und vor ihm her ritten die Amors, lächelnd auf dem willigen Delphin.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug. Da liegen die Scherben umher.

Auch war der schöne Bacchus darauf gegraben. Er saſs in einer Laube von Reben, und eine Nymphe lag ihm zur Seite. Ihr linker Arm umschlang seine Hüften; den rechten hielt sie empor, und zog den Becher zurück, nach dem seine lächelnden Lippen sich sehnten. Schmachtend sah' sie ihn an, und schien ihn um Küsse zu flehen, und vor ihm spielten seine gefleckten Tiger; schmeichelnd aſsen sie Trauben aus der Liebesgötter kleinen Händen.

Aber er ist zerbrochen, er ist zerbrochen, der schönste Krug. Da liegen die Scherben umher. O klag' es Echo, dem Hain, klag' es dem Faun in den Höhlen! Er ist zerbrochen. Da liegen die Scherben umher.

So sang der Faun; und die jungen Hirten banden ihn los, und besahen wunderud die Scherben im Gras.

Damon. Phillis.

Damon.

Izt hab' ich sechzehn Frühlinge gesehen; doch, liebste Phillis! noch keiner war so schön, wie der; weiſst du warum? — Ich hüt' izt neben dir die Heerde.

Phillis. Und ich, ich hab' izt dreyzehn Frühlinge gesehn. Ach liebster Damon! keiner, nein keiner war für mich so schön, wie der; weiſst du warum? —

Izt drückte sie ihn seufzend an die Brust.

Damon. Sieh, Phillis, wie der dichte Busch bey dieser Schleusse schattigt sich wölbt! höre, wie die Quelle rauschet! Dort wollen wir in's hohe Gras uns legen.

Phillis. Ja, lieber Damon! denn bey dir nur bin ich froh. Sieh her! Mein Busen bebt voll Freude; denn — denk einmal! fünf lange Stunden hab' ich dich nicht gesehn.

Damon. Hier, liebe Phillis, hier setze dich in den Klee! O könnt' ich immer dich lächeln sehn und deine Augen! —

Nein, sieh mich nicht so an! (sprach er, und drückte sanft des Mädchens Augen zu); glaube, wenn dein Blick so lächelnd mir ins Auge sieht, ich weiſs nicht, wie mir dann geschieht; ich zittre, ich seufze dann, und meine Worte stocken.

Phillis. Nimm, Damon, nimm die Hand von meinen Augen! denn, wenn du meine Hand in deine drückest, dann geht's mir eben so. Wie fährt's durch mich! Ich weiſs nicht, was es ist. Wie pochet dann mein Herz!

Damon. Sieh, Phillis, sieh! was ist dort auf dem Baum? Zwey Tauben. — Sieh — sieh, wie sie freundlich sich mit den Flügeln schlagen! höre, wie sie girren! Izt, izt — — sie picken sich den bunten Hals, und izt den kleinen Kopf und nun die kleinen Augen. Komm, Phillis! komm, wir wollen mit den Armen uns auch umschlagen, wie sie mit den Flügeln. Reiche deinen Hals mir her und deine Augen, daſs ich dich schnäbeln kann —

Phillis. Halt deine Lippen doch auf meine Lippen, dann, Damon! schnäbeln beyde.

Damon. Ach! Phillis, ach, wie süſs ist dieses Spiel! Euch dank ich's, euch, ihr kleinen Tauben. Der Sperber tödt' euch nie —

Phillis. Habet Dank, ihr kleinen Tauben, habet Dank! Flieget her in meinen Schoos; kommt, wohnet bey mir! Im Feld und im Hain will ich die besten Speisen euch sammeln: indeſs daſs Damon mich schnäbelt, könnt ihr dann auf meinem Schoos euch schnäbeln. — Sie kommen nicht — sie fliegen weg.

Damon. Höre, Phillis! Mir fällt was ein. Wenn dieses Küsse wären, von denen jüngst Amyntas sang:

„Dem müden Schnitter ist ein frischer Trunk „nicht halb so süſs, als Liebenden ein Kuſs; „viel lieblicher ist sein Geräusch, als wenn ein kühler Bach, wenn uns der schwüle Mit„tag brennt, durch dunkle Schatten flieſst."

Phillis. Ja gewiſs; bald wollt' ich wetten, daſs es Küsse sind. Komm, wir wollen gehn und Chloë fragen. — Doch setze mir zuerst den Kranz zurecht! — Du hast mein Haar zerzaust.

Daphnis. Chloë.

Das Abendroth kam, als Chloë mit ihrem Daphnis zu dem rieselnden Bach in das einsame Weidengebüsche kam; Hand in Hand gedrückt kamen sie in's Gebüsche. Aber schon saſs Alexis am rieselnden Bach; ein schöner Jüngling, aber noch nie war die Liebe in seinem Busen erwachet. Sey mir gegrüſst, du liebeleerer Jüngling! sprach Daphnis; vielleicht zwar hat izt ein Mädchen dein Herz enthärtet, da du so einsame Schatten suchest; denn die Liebenden suchen gerne einsame Schatten. Ich komme mit meiner Chloë her; wir wollen im stillen Busch das Glück unsrer Liebe singen. So sprach er, und drückte des Mädchens Hand an seine Brust. Willst du zuhören, Alexis?

Alexis. Nein, kein Mädchen hat mein Herz enthärtet. Ich kam hieher, zu sehn, wie schön der Abend die Berge röthet; aber gern will ich euren Gesang hören. Es ist lieblich, beym Abendroth einen schönen Gesang zu hören.

Daphnis. Komm, Chloë! hier laſs uns neben ihm in's Gras setzen; wir wollen ein Lied singen; meine Flöte soll deinen Gesang begleiten, Chloë! und du, Alexis! du bist ein guter Flötenspieler; begleite du den meinen!

Ich will ihn begleiten, sprach Alexis; und izt setzten sie sich in's Gras am Bach, und Daphnis hub an:

Daphnis. Du stilles Thal, und ihr belaubte Hügel! Kein Hirt ist so glücklich, wie ich; denn Chloë liebet mich. Lieblich ist sie, wie der frühe Morgen, wenn die Sonne sanft vom Berge heraufſteigt; dann, dann freut sich jede Blume, und die Vögel singen ihr entgegen, und hüpfen froh auf schlanken Aesten, daſs der Thau vom Laube fällt.

Chloë. Froh ist die kleine Schwalbe, wenn sie vom Winterschlaf im Sumpf erwachet, und den schönen Frühling sieht; sie hüpft dann auf den Weidenbaum, und singet ihr Entzücken den Hügeln und dem Thal, und ruft: Gespielen, wachet auf! der Frühling ist izt da. Doch viel entzückter bin ich noch, denn Daphnis liebet mich, und ich ruf' euch Gespielen zu: Viel süſser ist's, als der kommende Frühling, wenn uns ein tugendhafter Jüngling liebt.

Daphnis. Schön ist es, wenn auf fernen Hügeln die Heerden in dunkeln Büschen irren; doch schöner ist's, o Chloë! wenn ein frischer

Blumenkranz dein dunkles Haar durchirret. Schön ist des heitern Himmels Blau; doch schöner ist dein blaues Auge, wenn es mir lächelnd winkt. Ja, liebe Chloë! mehr lieb' ich dich, als schnelle Fische den klaren Teich; mehr, als die Lerche die Morgenluſt.

Chloë. Da, als ich im stillen Teich mich besah: Ach! seufzt' ich, könnt' ich dem Daphnis gefallen, dem besten Hirten! Indeſs stundst du ungesehen mir am Rücken, und warfest Blumen über mein Haupt hin, daſs mein Bild in hüpfenden Kreisen verschwand. Erschrocken sah ich zurück, und sah' dich, und seufzte; und da drücktest du mich an deine Brust. Ach! riefst du, die Götter sind Zeugen, ich liebe dich. Ach! sprach ich: ich liebe dich; mehr, als die Bienen die Blüthen, mehr, als die Blumen den Morgenthau.

Daphnis. O Chloë! wenn du mit thränendem Auge, wenn du mit umschlingendem Arme mir sagst: Daphnis! ich liebe dich! Ach! dann seh' ich durch den Schatten der Bäume hinauf in den glänzenden Himmel. Ihr Götter! seufz' ich dann, ach! wie kann ich mein Glück euch danken, daſs ihr Chloën mir schenkt? Und dann sink ich an ihre Brust hin und weine, und dann küſst sie die Thränen mir vom Auge.

Chloë. Und dann küſs' ich die Thränen dir vom Auge; aber häufigere Thränen flieſsen dann mir vom Auge, und mischen sich zu deinen Thränen. Daphnis! seufz' ich dann. Ach, Chloë! seufzest du! und die Echo seufzet uns nach. Die Heerd' erquickt das junge Frühlingsgras. Der kühle Schatten erquickt bey schwüler Mittagshitze. Mich, Daphnis, mich erquicket nichts so sehr, als wenn dein holder Mund mir sagt, daſs du mich liebst.

So sangen Daphnis und Chloë. Glückliche Kinder! so sprach Alexis, und seufzt': Ach! izt fühl' ich's, daſs die Lieb' ein Glück ist; euer Gesang und eure Blicke und euer Entzücken haben mir's gesagt.

Menalkas, und Aeschines der Jäger.

Der junge Hirt Menalkas weidete auf dem hohen Gebirge, und er ging tief ins Gebirg, im wilden Hain ein Schaf zu suchen, und im wilden Hain fand er einen Mann, der abgemattet im Busch lag. Ach, junger Hirt! so rief der Mann: Ich kam gestern auf dieſs wilde Gebirge, die Rehe und die wilden Schweine zu verfolgen; und ich habe mich verirret, und bis izt keine Hütte, und keine Quelle für meinen Durst, und keine Speise für meinen Hunger gefunden. Der junge Menalkas gab ihm izt Brod aus seiner Tasche und frischen Käs', und nahm seine Flasche von der Seite. Erfrische dich, so sprach er, hier ist frische Milch; und dann folge mir, daſs ich dich aus dem Gebirge führe! Und der Mann erfrischete sich, und der Hirt führte ihn aus dem Gebirge.

Aeschines, der Jäger, sprach izt: Du schöner Hirt! du hast mein Leben gerettet; wie soll ich dich belohnen? Komm' mit mir in die Stadt! Dort wohnet man nicht in strohernen Hütten; Palläste von Marmor steigen da hoch an die Wolken, und hohe Säulen stehen um sie her. Du sollst bei mir wohnen, und aus Gold trinken, und die köstlichen Speisen aus silbernen Schüsseln essen.

Menalkas sprach: Was soll ich in der Stadt? Ich wohne sicher in meiner niedern Hütte, sie schützt mich vor Regen und rauhen Winden; und stehen nicht Säulen umher, so stehen doch fruchtbare Bäume und Reben umher. Dann hohl' ich aus der nahen Quelle klares Wasser im irdenen Krug; auch hab' ich süſsen Most, und dann eſs' ich, was mir die Bäume und meine Heerde geben; und hab' ich nicht Silber und Gold, so streu' ich wohlriechende Blumen auf den Tisch.

Aeschines. Komm' mit mir, Hirt! Dort hat man auch Bäume und Blumen; dort hat sie die Kunst in gerade Gänge gepflanzet, und in schön geordnete Beete gesammelt. Dort hat man auch Quellen; Männer und Nymphen von Marmor gieſsen sie in groſse marmorne Becken.

Menalkas. Schöner ist der ungekünstelte schattigte Hain mit seinen gekrümmten Gängen; schöner sind die Wiesen mit tausendfältigen Blumen geschmückt. Ich hab' auch Blumen um die Hütte gepflanzet, Majoran und Lilien und Rosen; und o wie schön sind die Quellen, wenn sie aus Klippen sprudeln, oder aus dem Gebüsche von Hügeln fallen, und dann durch blumigte Wiesen sich schlängeln! Nein, ich geh' nicht in die Stadt.

Aeschines. Dort wirst du Mädchen sehen in seidenem Gewand, von der Sonne unbeschädigt, weiſs wie Milch, mit Gold und köstlichen Perlen geschmückt: und die schönen Gesänge künstlicher Saitenspieler entzücken da dein Ohr.

Menalkas. Mein braunes Mädchen ist schön; du solltest sie sehen, wenn sie mit frischen Rosen und einem bunten Kranz sich schmückt; und o wie froh sind wir, wenn wir bey einer rauschenden Quelle im schattigten Busch sitzen! Sie singt dann: o wie schön singt sie! und ich begleite ihren Gesang mit der Flöte. Unser Gesang tönt dann weit umher, und die Echo singet uns nach; oder wir behorchen den schönen Gesang der Vögel, die von den Wipfeln der Bäume und aus den Gebüschen singen; oder singen eure Saitenspieler besser, als die Nachtigall oder die liebliche Grasmücke? Nein, nein, ich geh' nicht mit dir in die Stadt.

Aeschines. Was soll ich dir denn geben, Hirt? Hier nimm die Hand voll Gold und dieſs goldne Hüfthorn!

Menalkas. Was soll mir das Gold? Ich habe Ueberfluſs. Soll ich mit dem Golde die Früchte von den Bäumen kaufen, oder die Blumen von den Wiesen? Oder soll ich die Milch von meiner Heerde kaufen?

Aeschines. Was soll ich dir denn geben, glücklicher Hirt? Womit soll ich deine Gutthat belohnen?

Menalkas. Gieb mir die Kürbisflasche, die an deiner Seite hängt; mir däucht, der junge Bacchus ist darauf gegraben, und die Liebesgötter, wie sie Trauben in Körben sammeln. — Und der Jäger gab ihm freundlich lächelnd die Flasche, und der Hirt hüpfte vor Freuden, wie ein junges Lamm hüpft.

Lycas oder die Erfindung der Gärten.

Izt schlieſst uns der stürmende Winter ins Zimmer und Wirbelwinde durchwühlen den silbernen Regen der Flocken. Izt soll mir die Einbildungskraft den Schatz von Bildern öffnen, die sie in dem blumigten Lenz und in dem schwülen Sommer und in dem bunten Herbst sich gesammelt; aus ihnen will ich izt die schönsten wählen, und für dich, schöne Daphne! in Gedichte sie ordnen. So wählt ein Hirt seinem Mädchen zum Kranze nur die schönsten Blumen. O daſs es dir gefalle! wenn meine

Muse dir singt, wie in der Jugend der Tage ein Hirt der Gärten Kunst erfand.

Das ist der Ort, sprach Lycas, der schöne Hirt; hier unter diesem Ulmbaum ist's, wo gestern, als die Sonne wich, die schöne Chloë mir die ersten Küsse gab; hier stundst du und seufztest, als meine zitternden Arme dich umschlangen, als meine stockende Stimme meine Liebe dir sagte, und mein pochendes Herz und meine Thränen im Auge. O da, Chloë! da entsank dein Hirtenstab der zitternden Hand, da sankst du an meine bebende Brust. Lycas! so stammeltest du, o Lycas! ich liebe dich. Ihr stillen Büsche, ihr einsamen Quellen seyd Zeugen, euch hab' ich meine Liebe geklagt; und ihr, ihr Blumen, ihr tranket meine Thränen wie Thau.

O Chloë! wie bin ich entzückt! Welch unaussprechliches Glück ist die Liebe! Hier dieser Ort sey der Liebe geheiligt! Ich will um die Ulme her Rosenstauden pflanzen; und die schlanke Waldwinde soll sich an ihrem Stamm hinaufschlingen, mit den weifsen purpurgestreiften Blumen geschmückt. Ich will hieher den ganzen Frühling sammeln; die schöne Saatrose will ich hier bey der Lilie pflanzen. Ich will auf die Wiesen und auf die Hügel gehen, und will ihnen die blumigten Pflanzen rauben; die Viole und die Nelke, und die blaue Glockenblume, und die braune Scabiose, alles, alles will ich sammeln, dann soll es seyn, wie ein Hain voll Gerüche, und dann will ich um den Blumenhain her die nahe Quelle leiten, daſs er zur kleinen Insel wird; und rings umher will ich einen Zaun von Dorngebüschen und von wilden Rosen pflanzen, daſs die Ziegen und die Schafe die Blumen nicht verwüsten. O dann kommet, ihr, die ihr der Liebe lebt, seufzende Turteltauben; kommt dann im Wipfel der Ulme zu klagen; und ihr, ihr Sperlinge! verfolgt euch durchs Rosengebüsch, und singt von wiegenden Aesten; und ihr, ihr bunten Schmetterlinge! haschet euch im Blumenhain, und paart euch auf wankenden Lilien.

Dann sagt der Hirt, der vorübergeht, wenn ihm die Zephire die Gerüche weit her entgegentragen: Welcher Gottheit ist dieser Ort heilig? Gehört er der Venus, oder hat ihn Diana so schön geschmückt, um müde von der Jagd hier zu schlummern?

Palemon.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch die Haselstaude und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach, und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles ist munter, und jede Pflanze hat sich im Thau verjüngt. Auch ich, auch ich scheine verjünget; mein Stab soll mich Greis vor die Schwelle meiner Hütte führen: da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber setzen, und über die grünen Wiesen hinsehn. O wie schön ist alles um mich her! Alles, was ich höre, sind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde singen ihr Entzücken; auch die Heerden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwässerten Thal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! soll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge seyn? Neunzig Male hab' ich izt den Wechsel der Jahreszeiten gesehen; und wenn ich zurück denke, von izt bis zur Stunde meiner Geburt — eine weite liebliche Aussicht, die sich am Ende, mir unübersehbar, in reiner Luft verliert — o wie wallet dann mein Herz auf! Izt das Entzücken, das meine Zunge nicht stammeln kann — sind meine Freudenthränen, ihr Götter! nicht ein zu schwacher Dank?

Ach! flieſset, ihr Thränen! flieſset die Wangen herunter! Wenn ich zurücksehe, dann ist's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt; und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter; sie erfrischen die Felder, und beleben die Pflanzen. Nie haben schädliche Seuchen unsere Heerden gemindert; nie hat ein Unfall unsre Bäume verderbt, und bey dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt sah ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lächelnd auf meinem Arm spielten, oder wenn meine Hand des lallenden Kindes wankenden Fuſstritt leitete. Mit Freudenthränen sah' ich in die Zukunft hinaus, wenn ich diese jungen Sprossen aufkeimen sah'. Ich will sie vor Unfall schützen, ich will ihres Wachsthums warten, sprach ich; die Götter werden die Bemühung segnen; sie werden emporwachsen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So sprach ich, und drückte sie an meine Brust; und izt sind sie voll Segen emporgewachsen, und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchsen die Aepfelbäume und die Birnenbäume, und die hohen Nuſsbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzt habe, hoch empor; sie tragen die alten Aeste weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dieſs, dieſs war mein heftigster Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Brust in meinen Armen starbest. Zwölfmal hat izt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt. Aber der Tag nahet, ein froher Tag, da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbey! O! ich seh' es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiſs über meine Brust herunter wallet. Ja, spiele mit dem weiſsen Haar auf meiner Brust, du kleiner Zephyr! der du mich umhüpfest; es ist es so werth, als das goldene Haar des frohen Jünglings, und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude seyn! ich will meine Kinder um mich her sammeln, bis auf den kleinen stammelnden Enkel, und will den Göttern opfern. Hier vor meiner Hütte sey der Altar! Ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Leyer nehmen: und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den Altar her Loblieder singen. Dann will ich Blumen über meine Tafel streuen, und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen.

So sprach Palemon, und hub sich zitternd an seinem Stab auf, und rief die Kinder zusammen, und hielt den Göttern ein frohes Fest.

Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesangs.

In der ersten Jugend der Tage, da die wenigen Bedürfnisse der Unschuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menschen die jungen Künste erzeugten, da lebt' ein Mädchen, in denselben Tagen war keines so schön, keines war so zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden. Freudenthränen begrüſsten das Morgenroth und die schöne Gegend, und Entzücken das Abendroth und den Schimmer des Monds. Damals war der Gesang noch ein regelloses Jauchzen der Freude. Sobald der frühe Hahn von der Hütte rief, daſs der Morgen da sey — denn da hatten sie sich zur Freude schon gesellige Thiere mit Speise vor die Hütte gewöhnet — dann ging sie unter ihrem schützenden Dach hervor: ein Dach von Schilf und Tannenästen, an den Stämmen nahe stehender Bäume befestigt; da wohnte sie im Schatten, und über ihr, in den dichtbelaubten Aesten, die singenden Vögel. Sie ging dann hinaus, die Gegend zu sehen, wie sie im Thau glänzt, und den Gesang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt saſs sie dann da, und horchte, und suchte ihren Gesang nachzulallen. Harmonischere Töne flossen izt von ihren Lippen, harmonischer, als noch kein Mädchen gesungen hatte, was ihre liebliche Stimme von eines jeden Gesang nachahmen konnte, ordnete sie verschieden zusammen. Ihr kleinen frohen Sänger! (so sprach sie mit singenden Worten) wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könnt' ich dem glänzenden Morgen so lieblich wechselnde Tön' entgegensingen! O! lehrt mich die wechselnden Töne, dann sing' ich mein sanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenstrahl. So sang sie, und unvermerkt schmiegten ihre Worte sich harmonisch in süſstönendem Maas nach ihrem Gesange; voll Entzücken bemerkte sie die neue Harmonie gemessener Worte. Wie glänzt der gesangvolle Hain! so fuhr sie erstaunt fort: wie glänzt die Gegend umher im Thau! O du, der dieses alles schuf! Wie bin ich entzückt! Izt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben, als meine Gespielen. So sang sie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines schwiegen und horchten.

Alle Morgen ging sie izt, die neue Kunst zu üben, in den Hain. Aber ein Jüngling hatte sie schon lange in dem Haine behorcht; entzückt stund er dann im deckenden Busch, und seufzt' und ging tiefer in den Hain, und sucht' ihr Lied nachzuahmen. Einstmals saſs er staunend unter seinem Schilfdach, auf seinen Bogen gelehnt; denn er hatte die Kunst, den Bogen zu führen, erfunden, um die Raubvögel zu tödten, die seine Tauben ihm raubten, denen er auf dem nahen Stamm ein Haus von schlanken Weidenästen geflochten hatte. Was ist das, so sprach er, das aus meinem Busen herauſseufzt, das so bang in meinem Herzen sitzt? Zwar wechselt es ab mit Entzücken und mit Freudenthränen, wenn ich das Mädchen im Hain sehe, und seinen Gesang höre; aber wenn sie weg ist, o dann, dann sitzt Schwermuth in meinem Busen. Ach! was ist es, das aus meinem Busen herauſseufzt? Indeſs spielte seine Hand mit der angespannten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton ging von der Saite, und der Jüngling horchte und wiederholt' erstaunt den Ton. Dann staunt' er, und dacht', eine neue Erfindung zu entwickeln, tief nach, und dann spielt' er wieder mit der angespannten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber izt sprang er auf, und fing an, Stäbe zu schneiden; zwey lange Stäbe und zwey kürzere, und die zwey kürzern befestigt' er unten und oben gegen die zwey längern Stäbe, und spannte, zwischen den zwey längern, Saiten an die kürzern fest. Izt hub seine Hand an zu spielen, und da bemerkt' er die liebliche Verschiedenheit der Töne, der schwächern und stärkern Saiten, dann band er sie wieder los, und ordnete verschiednere Saiten in eine harmonischere Reihe, und izt hub er an zu spielen, und voll Freude zu hüpfen.

Izt ging der Jüngling, so oft der Morgen kam, die neue Kunst zu üben, in den dichten Hain, und suchte zu den Liedern, die er dem Mädchen im Hain abgehorchet hatte, harmonisch begleitende Töne auf seinen Saiten. Aber man sagt, er habe lang' umsonst gesucht, und viele Töne haben den Gesang nicht begleiten wollen; aber ein Gott sey im Hain ihm erschienen, und habe die Saiten der Leyer harmonisch geordnet, und seine Lieder ihm vorgespielt. Bey jedem Morgenroth sucht' er izt das Mädchen im Hain, und lernte neue Lieder, und ging dann an die Quelle zurück, auf seiner Leyer sie nachzuspielen.

An einem schönen Morgen saſs das Mädchen im Hain, mit Blumen bekränzt saſs es da, und sang: Sey gegrüſst, liebliche Sonne! hinter dem Berg hervor. schon beglänzen deine Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln, und der frohen Lerche hoch schwebendes Gefieder. Dir singen die Vögel des Hains entgegen. — Izt schwieg sie, und sah aufmerksam umher: Welche liebliche Stimme mischet sich in meinen Gesang? (so rief sie erstaunt) Sie begleitet jeden Ton meines Gesanges! Wo bist du? — Warum schweigest du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Bist du ein gefiederter Bewohner dieses Hains, o so schwinge die Flügel hieher auf diesen Fichtenbaum, daſs ich dich sehe und deinen Gesang höre! So sprach sie, und sah weit in den Wipfeln umher. Bist du schüchtern weggeflogen? Oder — diese Stimme hab' ich noch nie im Hain gehört. — Wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuscht doch kein Traum? Ich will noch ein Lied singen: Seyd willkommen, liebliche Blümchen umher! Gestern waret ihr Knospen, izt stehet ihr offen da; euch grüssen die lieblichen Morgenlüfte, und die sumsenden Bienchen, und der bunte Schmetterling; er flattert froh um euch her, und trinket euern Thau. So sang sie, oft unterbrochen, rund umherspähend; denn die Stimme hatte den Gesang wieder begleitet.

Izt stund sie schüchtern auf. Nein! ich habe mich nicht betrogen; jeden Ton hat die Stimme begleitet. So sprach sie, als der Jüngling aus dem Gebüsche hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leyer unter dem Arm. Lächelnd nahm er des schüchternen Mädchens Hand. O du schönes Mädchen! (sprach sein sanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme). Kein beflügelter Bewohner des Hains hat deinen Gesang nachgesungen. Ich war es, der deinen Gesang mit diesen Saiten begleitete. Alle Morgen ging ich in den Hain, deinen Gesang zu hören, und dann ging ich einsam tief in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu singen. Und glaube, Mädchen, mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. — Der flüchtige Blick des Mädchens streifte oft schüchtern über den Jüngling hin, und ruhete dann auf den Saiten. O schönes Mädchen! (fuhr der Jüngling fort, indem sein Auge schmachtend sie anblickte) wie wär' ich entzückt, wenn du mir vergönntest, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite sitzend, deinem Gesang mit diesen Saiten zu folgen! Izt sah' das Mädchen auf. Jüngling, so sprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenspiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es seyn als der Wiederhall! Und izt komm mit mir unter mein schattiges Dach; denn die Mittagssonne brennet schon.

will in meinem düstern Schatten süſse Früchte zum Mittagsmahl dir auftischen, und frische, süſse Milch.

Izt ging der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach; und sie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Gesang und das Saitenspiel. Erst lange hernach ward es von der Flöte begleitet; denn Marsyas brachte die Flöte unter die Waldgötter, die die Erfinderin Minerva im gerechten Zorn über den Spott der Göttinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zwey Bäume auf einem hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die späten Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenspieles und des Gesanges.

Myrtil. Thyrsis.

Mirtil hatte sich in einer kühlen nächtlichen Stunde auf einen weit umsehenden Hügel begeben; gesammelte dürre Reiser brannten vor ihm in hellen Flammen, indeſs daſs er, einsam ins Gras gestrecket, mit irrenden Blicken den Himmel mit Sternen besäet, und die vom Mond beleuchtete Gegend durchlief. Aber schüchtern sah er sich izt um; denn es rauschte etwas im Dunkeln daher. Es war Thyrsis. Sey mir willkommen, sprach er, setze dich zum wärmenden Feuer! Wie kömmst du hieher, izt da die ganze Gegend schlummert?

Thyrsis. Sey mir gegrüſst! hätt' ich dich zu finden geglaubt, ich hätte nicht so lange gezaudert, den lodernden Flammen zu folgen, die im Dunkeln so schön in's Thal glänzen. Aber höre, Mirtil! izt, da des Mondes düstrer Schimmer und die einsame Nacht zu ernsten Gesängen uns locket, höre, Mirtil! ich schenke dir eine schöne Lampe, die mein künstlicher Vater aus Erde gebildet hat; eine Schlange mit Flügeln und Füſsen, die den Mund weit-aufſperrt, aus dem das kleine Licht brennt; den Schweif ringelt sie empor, bequem zur Handhabe. Dieſs schenk' ich dir, wenn du mir die Geschichte des Daphnis und der Chloë singest.

Mirtil. Ich will dir die Geschichte des Daphnis und der Chloë singen, izt da die Nacht zu ernsten Gesängen lockt. Hier sind dürre Reiser; sieh' du indeſs, daſs das wärmende Feuer nicht erlöschet!

Klaget mir nach, ihr Felsenklüſte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Sanft glänzte der Mond, als Chloë am einsamen Ufer stund, sehnlich wartend; denn ein Nachen sollte den Daphnis über den Fluſs bringen. Lange säumt mein Geliebter, so sprach sie; die Nachtigall schwieg und horchte der zärtlichen Accente. Lange säumt' er, doch — horch' — ich höre ein Plätschern, wie Wellen, die wider einen Nachen schlagen. Kömmst du? Ja! — doch nein! — Wollt ihr mich noch oft betrügen, ihr plätschernden Wellen? O! spottet nicht des ungeduldigen Wartens des zärtlichsten Mädchens! Wo bist du izt, Geliebter? Beflügelt Ungeduld nicht deine Füſse? Wandelst du izt im Hain dem Ufer zu? O daſs kein Dorn die eilenden Füsse verletze, und keine schleichende Schlange deine Fersen! Du keusche Göttin, Luna oder Diana! mit dem nie fehlenden Bogen, streue von deinem sanften Glanz auf seinem Weg hin! O! wenn du aus dem Nachen steigest, wie will ich dich umarmen! — Aber izt, gewiſs izt, izt trügt ihr mich doch nicht, ihr Wellen! O! schlaget sanft den Nachen! traget ihn sorgfältig auf euerm Rücken! Ach! ihr Nymphen! wenn ihr je geliebet habet! wenn ihr je wiſst, was zärtliche Erwartung ist — Ich seh' ihn, sey mir gegrüſst! — Du antwortest nicht? Götter! — Izt sank Chloë ohnmächtig am Ufer hin.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Ein umgestürzter Nachen schwamm daher, der Mond beschien die klägliche Geschichte. Am Ufer lag Chloë ohnmächtig, und eine schauernde Sille herrschte umher! Aber sie erwachte wieder, ein schreckliches Erwachen! Sie saſs am Ufer! bebend und sprachlos, und der Mond verbarg sich hinter den Wolken; ihre Brust bebte von Schluchzen und Seufzen. Izt schrie sie laut, und die Echo wiederholte der trauernden Gegend ihr Geschrey, und ein banges Winseln rauschte durch den Hain und durch die Gebüsche; sie schlug die ringenden Hände auf die Brust, und riſs die Locken vom Haupt. Ach Daphnis! Daphnis! o ihr treulosen Wellen! ihr Nymphen! ach, ich Elende! ich zaudre, ich säume, den Tod in den Wellen zu suchen, die mir die Freude meines Lebens geraubt haben? So rief sie, und sprang vom Ufer in den Fluſs.

Klaget mir nach, ihr Felsenklüfte! traurig töne mein Lied zurück, durch den Hain und vom Ufer!

Aber die Nymphen hatten den Wellen befohlen, sorgfältig sie auf dem Rücken zu tragen. Grausame Nymphen! rief sie, ach! zögert nicht meinen Tod! ach! verschlingt mich, Wellen! Aber die Wellen verschlangen sie nicht: sie trugen sie sanft auf dem Rücken, zum Ufer eines kleinen Eylandes. Daphnis hatte mit Schwimmen sich ans Eyland gerettet. Wie zärtlich sie ihm in die Arme sank, und ihr Entzücken, o das kann ich nicht singen! zärtlicher als wenn die Nachtigall ihrem Gefängniſs entflieget; ihr Gatte hatte Nächte durch im Wipfel kläglich geseufzet; sie fliegt izt entzückt dem schauernden Gatten zu, sie seufzen und schnäbeln und umschlagen sich mit ihren Flügeln; aber izt tönt ihr Entzücken in Freudenliedern die stille Nacht durch.

Klaget izt nicht mehr, ihr Felsenklüfte! Freude töne izt vom Hain zurück und vom Ufer! Und du, gieb mir die Lampe! denn ich habe dir die Geschichte des Daphnis und der Chloë gesungen.

Der Faun.

Nein, für mich kein froher Tag! so rief der Faun, als er beym Morgenroth aus seinem Felsen taumelte. Seit mir die schönste Nymph' entfloh', haſs' ich den Schein der Sonne. Bis ich sie wieder finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden, soll keine Blume rings um meine Höhle stehn; mein Fuſs soll sie, noch ehe sie blühen, zertreten; und meine Flöte soll — und diesen Krug soll er zertreten.

Sein Fuſs zertrat, da kam ein andrer Faun; er hub den schweren Schlauch von seiner Schulter. *Du rasest, du!* rief er, und lachte; heut', an dem frohen Tag, Lyaeens Fest! Schnell wind' einen Epheukranz um deine Hörner, und komm zum Fest, dem besten Tag im Jahre!

Nein, für mich kein froher Tag, so sprach der Faun, ich schwöre! Bis ich sie finde, soll kein Epheukranz um meine Hörner sich winden. O schwarze Stunde, da mir die Nymph' entfloh'; sie floh' bis an den Fluſs, der ihren Lauf izt hemmte. Unentschlossen stand sie da; ich bebte schon vor Freude: schon glaubt' ich das sträubende Mädchen mit starken Armen zu umfassen, als die Tritonen, o die verfluchten Räuber! sich aus dem Flusse erhoben, und die Nymph' um ihre Hüften fassen, und dann, in die Hörner blasend, schnell mit ihr an das andre Ufer schwammen. Ich schwöre beym Styx! bis ich sie wieder finde, soll kein Kranz von Epheu um meine Hörner sich winden.

Und eine spröde Nymphe macht dir — so sagt der andre Faun, o ich muſs lachen! —

und eine spröde Nymphe macht dir so trübe Tage! Mir, Faun! mir soll die Liebe nicht eine trübe Stunde machen; nein, keine trübe Stunde! Versagt' mir diese den Kuſs, dann hüpf' ich zu der andern hin. Ich schwör' es dir, Faun! meine Lippen sollen keine Nymphe mehr küssen, wenn mich Eine nur eine Stunde in ihren Armen behält, heut' an dem frohen Fest; ich will sie alle lieben, alle will ich küssen. Kränke dich nicht, Faun! du bist noch jung und schön; schön ist dein braunes Gesicht, und wild dein groſses schwarzes Aug', und dein Haar kräuſst sich schön um die krummen Hörner her; sie stehen aus den Locken empor, wie zwey Eichen aus dem wildesten Busch. Laſs dich kränzen, Faun! hier ist das schönste Schoſs, laſs dich kränzen! Ich höre schon fernher ein wildes Geräusche von Thyrsusstäben, und Klapperschalen und Flöten! Bücke dich her, das Geschrey kömmt schon nahe; schon kommen sie hinter dem Hügel hervor; laſs dich kränzen! Wie stolz die Tiger den Wagen ziehn! O Lyaeus! sieh' die Faunen, die Nymphen, wie sie hüpfen! welch frohes Getöse! O Evan Evoe! — du bist bekränzt; schnell hebe den Schlauch mir auf die Schulter! O Evan Evoe!

Chloë.

Ihr freundlichen Nymphen, die ihr in diesem stillen Felsen wohnet, ihr habt dichtes Gesträuch vor die kühle Oeffnung hingepflanzt, daſs stille Ruhe und sanfter Schatten euch erquickt; die ihr diese klare Quelle aus euern Urnen gieſset, wenn ihr nicht izt im dichten Hain mit den Waldgöttern euch freut, oder auf dem nahen Hügel; oder wenn ihr auf euern Urnen schlummert, o dann störe meine Stimme nicht eure Ruhe! Aber höret meine Klagen, freundliche Nymphen, wenn ihr wachet! Ich liebe — ach! — ich liebe den Lycas mit dem gelben Haar. Habt ihr den jungen Hirten nicht gesehn, wenn er seine gefleckten Kühe und die hüpfenden Kälber hier vorübertreibt, und hinter ihnen hergehend auf seiner Flöte dem Wiederhall ruſt? Habt ihr seine blauen Augen, sein sanftes Lächeln nicht gesehn? Oder habt ihr seinen Gesang gehört, wenn er vom frohen Frühling singt, oder von der frohen Erndte, oder vom bunten Herbst, oder von der Pflege der Heerde? Ach! ich liebe den schönsten Hirten, und er weiſs es nicht, daſs ich ihn liebe. O wie lang warst du, herber unfreundlicher Winter! der du von den Fluren uns scheuchest! Wie lang ist's, seit ich im Herbst ihn das leztemal sah! Ach! da lag er schlummernd im Busch; wie schön lag er da! Wie spielten die Winde mit seinen Locken, und der Sonnenschein streute schwebende Schatten der Blätter auf ihn hin! O! ich seh' ihn noch; sie hüpften auf seinem schönen Gesicht umher, die Schatten der Blätter, und er lächelte, wie im frohesten Traum. Schnell sammelt' ich da Blumen, und wand sanft einen Kranz um des Schlafenden Haar und um seine Flöte; und da trat ich zurück. Ich will doch warten, sprach ich, bis er aufwacht, wie wird er lächeln, wie wird er sich wundern, wenn er sein Haupt umkränzt sieht, und seine Flöte. Hier will ich's erwarten, er muſs mich wohl sehen, wenn ich hier stehe, und wenn er mich nicht sieht — dann will ich laut lachen. So sprach ich, und stund im nahen Busch, als meine Gespielen mich riefen. O wie war ich böse, ich muſst' izt gehen, und konnte sein Lächeln nicht und seine Freude nicht sehen, als er sein Haar und seine Flöte bekränzt sah. Wie froh bin ich! Izt kommt der Frühling zurück; izt werd' ich ihn wieder auf den Fluren sehn! Ihr Nymphen! hier will ich Kränze an die Aeste der Gebüsche hängen, die eure Höhle beschatten; es sind die ersten Blumen, frühe Violen, und Mayblumen, und gelbe Schlüsselblumen, und röthliche Maaslieben, und die ersten Blüthen.

Seyd meiner Liebe gewogen; und wenn der Hirt an dieser Quelle schlummert, dann sagt im Traum ihm, daſs es Chloë ist, die seine Flöte und sein Haar bekränzt hat, daſs es Chloë ist, die ihn liebt.

So sprach Chloë, und umhing die noch unbelaubten Gebüsche mit den ersten Blumen, und ein sanftes Geräusch drang aus der Höhle, wie wenn die Echo den fernen Gesang einer Flöte nachsingt.

Tityrus. Menalkas.

Auf einem Hügel lag der Greis Menalkas, am mildern Sonnenstrahl, und sah durch die herbstliche Gegend hin, sanft staunend, als Tityrus, sein jüngster Sohn, unbemerkt schon lang an seiner Seite stund: voll sanften Entzückens seufzte der Greis, und der Sohn sah lang mit stiller Freude auf den Vater herunter. Vater, sprach er izt mit sanften Worten, wie süſs muſs dein Entzücken seyn! Lange schon seh' ich's, wie dein Blick die herbstliche Gegend durchwandelt, und höre dein Seufzen. Vater, gewähre mir izt eine Bitte!

Menalkas. Sage deine Bitte, mein Lieber, und setze dich an meine Seite, daſs ich die Stirne dir küsse! Und Tityrus setzte sich an seine Seite, und der Greis küſste zärtlich des Sohnes Stirne.

Vater! so fuhr der Jüngling fort, mir erzählte mein ältester Bruder — denn oft, wenn wir im Schatten bey der Heerde sitzen, dann reden wir von dir, und dann flieſsen uns Thränen von den Augen, Freudenthränen — Er hat mir erzählt, dich habe vordem die Gegend den besten Sänger genannt, und manche Ziege habest du im Wettgesange gewonnen. O, wolltest du es versuchen, mir izt ein Lied zu singen, izt da die herbstliche Gegend dich entzückt? Gewähre mir, Vater! gewähre mir diese Bitte.

Sanft lächelnd sprach izt Menalkas: Ich will es versuchen, ob mich die Musen noch lieben, die so oft den Preis mir ersingen halfen; ich will ein Lied dir singen.

Izt durchlief sein Blick noch einmal die Gegend; und nun hub er an:

Höret mich, Musen! höret mein heischeres Rufen. Im Frühling meiner Tage habt ihr an rauschenden Bächen und in stillen Hainen nie unerhört mich gelassen. Laſst mir dies Lied gelingen, mir grauem Greise!

Was für ein sanftes Entzücken flieſst aus dir izt mir zu, herbstliche Gegend! Wie schmückt sich das sterbende Jahr! Gelb stehn die Sarbachen und die Weiden um die Teiche her, gelb stehn die Aepfel- und die Birnbäume, auf bunten Hügeln und auf der grünen Flur, vom feurigen Roth des Kirschenbaums durchkreuzet. Der herbstliche Hain ist bunt, wie im Frühling die Wiese, wenn sie voll Blumen steht. Ein röthliches Gemische zieht von dem Berg sich in's Thal, von immer grünen Tannen und Fichten gefleckt. Schon rauschet gesunkenes Laub unter des Wandelnden Füſsen, ernsthaft irren die Heerden auf welkem blumenlosem Gras, nur steht die röthliche Zeitlose da, der einsame Bote des Winters. Izt kommt die Ruhe des Winters, ihr Bäume! die ihr uns mild eure reifen Früchte gegeben, und kühlenden Schatten dem Hirt und der Heerde. O, so gehe keiner zur Ruhe des Grabes, er habe denn süſse Früchte getragen, und erquickenden Schatten über den Nothleidenden gestreut! Denn, Sohn! der Segen ruhet bey der Hütte des Redlichen und bey seiner Scheune. O Sohn! wer redlich ist, und auf die Götter traut, der wandelt nicht auf trügendem Sumpf. Wenn der Redliche opfert, dann steigt der Opferrauch hoch zum Olymp, und die Götter hören segnend seinen Dank und sein Flehn. Ihm singet die Eule nicht banges Unglück, und der traurig krächzende Nachtrabe, er wohnet sicher, und ruhet unter seinem friedlichen Dach; die freundlichen Hausgötter sehen des Redlichen Geschäfte, und hören seine freundlichen Reden, und segnen ihn. Zwar kommen trübe Tag' im Frühling, zwar kommen donnernde Wolken im segenvollen Sommer: aber, Sohn, murre nicht, wenn Zeus unter deine Hand voll Tage auch trübe Stunden mischet! Vergiſs nicht meine Lehren, Sohn! ich gehe vor dir her zum Grabe. Schonet, ihr Sturmwinde, schonet des herbstlichen Schmuckes; laſst sanftere Winde spielend das sterbende Laub langsam den Bäumen rauben: so kann mich die bunte Gegend noch oft entzücken. Vielleicht, wenn du wiederkömmst, schöner Herbst! vielleicht seh' ich dich dann nicht mehr. Welchem Baum entsinkt dann das sterbende Laub auf mein ruhiges Grab?

So sang der Greis; und Tityrus drückte weinend des Vaters Hand an seine Wangen.

Mirtil und Daphne.

Schon so frühe, meine Schwester? Noch ist die Sonne nicht hinterm Berg' hervor; kaum hat die Schwalbe ihren Gesang angefangen, der frühe Hahn hat kaum noch den Morgen gegrüſst, und du bist schon in den Thau hinausgegangen. Was willst du heute für ein Fest bereiten, daſs du so frühe dein Körbchen voll Blumen sammelst?

Daphne. Sey mir gegrüſst, geliebter Bruder! Woher am feuchten Morgen? Was beginnest du in der stillen Dämmerung? Ich habe hier Veilchen gesucht und Mayblumen und Rosen, und will izt, da unser Vater und unsere Mutter noch schlafen, will ich sie auf ihr Bette hinstreuen, dann werden sie unter lieblichen Gerüchen erwachen und sich freuen, wenn sie mit Blumen sich umstreut sehn.

Mirtil. O du geliebte Schwester! mein Leben lieb' ich nicht so sehr, wie ich dich liebe! Und ich — Du weisest es, Schwester! gestern beym Abendroth, als unser Vater nach unserm Hügel hinsah, auf dem er oft ruhet: Lieblich wär' es, so sprach er, stünd' eine Laube dort, die uns in ihren Schatten nähme. — Ich hört' es, und that als hätt' ich's nicht gehört, aber früh vor der Morgensonne ging ich hin, und baute die Laube und band die flatternden Haselstauden an ihren Seiten fest. O, meine Schwester! sieh hin, die Arbeit ist vollendet. Verrathe nichts, bis er selbst sieht, der Tag soll uns voll Freude seyn!

Daphne. O, mein Bruder, wie angenehm wird er erstaunen, wenn er die Laube von Ferne sieht. Izt geh' ich hin, schleiche leise zu ihrem Bette mich hin; und streue diese Blumen um sie her.

Mirtil. Wenn sie unter den lieblichen Gerüchen erwachen, dann werden sie mit freundlichem Lächeln sich ansehn, und sagen: das hat Daphne gethan. Wo ist sie, das beste Kind? Sie hat für unsre Freude vor unserm Erwachen gesorgt.

Daphne. Und Bruder, wenn er dann vom Fenster her die Laube sieht: Wie, trüg' ich mich? so sagt er dann, eine Laube steht dort auf dem Rücken des Hügels. Gewiſs, die hat mein Sohn gebaut. Gesegnet sey er! Ihn hält die Ruhe der Nacht nicht ab, für unsers Alters Freude zu sorgen. Dann, Bruder! dann ist uns der ganze Tag voll Wonne. Denn wer am Morgen was Gutes beginnt, dem gelingt alles besser, und auf jeder Stunde wächst ihm Freude.

Milon.

Der junge Milon fing im Tannenhain schlau einen Vogel, der von Federn schön war, doch schöner noch war sein Gesang. Er macht in hohlen Händen ihm ein luſtig Nest, und bringt voll Freud' ihn dahin, wo sein Vieh im Schatten lag, und da legt er den hohlen Strohhut auf den Boden hin, thut den Gefangenen drunter, eilt schnell zu nahen Weiden, und suchet sich die schlanksten Aeste, denn er will einen schönen Käficht bauen. Wenn ich nun, so sprach der Hirt, den schönen Käficht habe, dann trag ich, Vogel! dich zu Chloën hin. Für dieſs Geschenk begehr ich dann von ihr, ach! einen ſüſsen Kuſs. Sie ist nicht wunderlich, den gibt sie wohl, und gibt sie den, dann raub' ich schlau zwey, drey, wohl viere noch dazu. O, wär' der Bauer nur schon izt gebaut! so sprach er, und da lief er schnell, die Weidenschosse unter seinem Arm, zu seinem Strohhut hin. Allein wie stand er traurig da. Der Hut lag umgekehrt durch einen bösen Wind, und mit dem Vogel waren seine Küsse weg.

Die übel belohnte Liebe.

Im Jagdnetze verwickelt lag der Satyr bis zu dem Morgenroth im Schilfe des Sumpfes; der eine Ziegenfuſs ſtack über ſich aus dem Netze hervor, ermattet lag er da, unvermögend, ein einziges Glied loszuwickeln. Die Vögel, die um den Schilf flatterten, flogen herbey, und die quackenden Frösche hüpften furchtſam näher, über den wunderbaren Fang erſtaunt. Izt will ich heulen, ſprach er, was meine Kehle vermag, will ich heulen, bis jemand herbey kömmt. Und er heulte, daſs es rings umher von Hügeln zu Hügeln durch Haine und Thäler durchs weite Land nachheulte. Fünfmal heult' er, und fünfmal umſonſt, da kam ein Faun aus dem Hain hervor. Woher kommt dieſs häſsliche Geſchrey? ſo rief er. Laſs die ſcheuſsliche Stimme noch einmal hören, daſs ich den Ort deines Aufenthalts finde! Und der Satyr heulte noch einmal, und der Faun lief zum Sumpf, und fand den lächerlich Gefangenen. Um aller Götter willen! rief der Satyr, Freund, wickle mich los aus dem verfluchten Netze! Schon ſeit dem frühen Mondenſchein lieg' ich hier im Sumpf. Aber der Faun ſtand da, beyde vor Lachen erſchütterte Hüften unterſtützt, da er die lächerlich zuſammengewickelte Geſtalt im Netze ſah, das eine Bein unbeweglich emporgestreckt, mit halbem Leib im Sumpfe versunken. Izt hub er an das Netz loszuwickeln, und stellt ihn auf die Füſse. So schläft sich's gut, sprach er, nicht wahr? Sag', um aller Götter willen, sag' mir, durch was für ein Schicksal hast du die wunderbare Schlafstätte gefunden? O ihr Götter! sprach der Losgewickelte, so wird die feurigste Liebe belohnt. O; verflucht sey die Stunde, da ich sie zum erstenmal sah! Aber laſs uns dort auf die schief überhängende Weide setzen! mich schmerzt das eine Bein. Sie setzten sich auf die Weide, und da hub er die traurige Geschicht' an: Ein ganzes Jahr schon lieb' ich die Nymphe des Baches, der dort aus dem Gesträuche unter jenem Felsen hervorquillt, dort, wo die Tanne auf dem Felsen steht. Unerhört, immer unerhört, ein Jahr lang stand ich halbe Nächte durch vor ihrer Höhle, und klagt' ihr meine Pein, stand unerhört da, und seufzt' und jammert', oder blieſs ihr zur Lust auf meiner Querpfeife, oder sang ihr ein bewegliches Lied von meiner Liebe, daſs die Felsen hätten weinen mögen: aber immer unerhört.

Das Lied möcht' ich wohl hören, sprach der Faun.

Sollt' ich's dir nicht singen? sprach der Satyr, es ist das beste, das ich in meinem Leben gemacht habe. Da hub er an sein Lied zu singen:

O, du schönste Göttin! denn gegen dir ist Venus ein gemeines Weib. Willst du meine Liebe immer unerhört lassen; immer taub seyn bey meinen Klagen, wie der Stein hier, auf dem ich sitze? O, ich Elender! soll ich immer umsonst vor deiner Höhle pfeifen, und singen, und winseln und klagen, am heiſsen Mittag und in der kalten Nacht? Wüſstest du, wie süſs es ist, einen jungen Gatten zu haben! Frage jene stille Eule, die hinter deinem Felsen im hohlen Stamme wohnt, und die des Nachts vor Freude jauchzt, wie ich in meinen guten Tagen jauchzte, wenn ich trunken nach meiner Höhle ging! O! wüſstest du es, du würdest hervorhüpfen, mit deinen weiſsen Armen meinen braunen Rücken umschlingen, und mich freundlich in deine Wohnung führen; dann würd' ich vor Freude hoch aufhüpfen, wie ein junges Kalb hüpft. O du Grausame! Wie oft hab' ich deine Höhle mit Tannästen geschmückt, an denen die starkriechende Frucht hing, und mit Aesten von Eichen, damit, wenn du vom Tanz oder von den Spielen (ach! mit andern) nach Hause kömmst, du über der schönen Pracht erstaunest! Wie oft hab' ich, du Unempfindliche, im jungen Frühling die ersten Brombeeren in groſsen Körben vor deine Höhle gestellt, oder was jede Jahreszeit gab, Haselnüsse und die besten Wurzeln! Hab' ich dir nicht im Herbst in meinem gröſsesten Gefäſse gestoſsene Trauben gebracht, die in ihrem schäumenden Most schwammen, und frischen Ziegenkäs'? Schon lange unterricht' ich einen schwarzen Ziegenbock für dich, und lehr' ihn Künste, die dich erfreuen sollen. Er steht, wenn ich ihn ruſe, an mir auf, und küſst mich; und wenn ich auf meiner Querpfeiſe blase, dann stellt er sich, das solltest du sehen, auf seine hintern Füſse, und tanzet, wie ich tanze. O du Grausame! Seit meine Liebe mich so heftig plagt, seitdem schmeckt mir weder Speise noch Trank, und mein Weinschlauch liegt des Tages oft eine ganze Stunde uneröffnet da. Ehedem war mein Gesicht rund, wie eine Kürbisflasche, izt bin ich hager und entstellt, auch ist der süſse Schlaf von mir gewichen. O wie süſs schlief ich sonst, bis die heiſse Mittagssonn' in meiner Höhle mich brannte, oder der Durst mich weckte. O Nymphe, quäle, ach quäle mich nicht länger! Viel lieber wollt' ich in Nesselstauden mich wälzen, lieber ohne einen Tropfen Wein eine Stunde lang im heiſsen Sand an der brennenden Sonne liegen. O, komm, komm, du milchweiſse Nymphe! komm aus deiner Einsamkeit mit in meine Höhle! Sie ist die schönste im ganzen Hain. Ich habe weiche Ziegenfelle für dich und mich ausgebreitet, an ihren beyden Seiten hängen und stehen meine Trinkgefäſse, groſs und klein in zierlicher Ordnung; und ein herrlicher Geruch von Most und Wein kömmt dir von auſsenher entgegen. O denke, denke, wie süſs es ist, wenn einst die muntern Kinder um unsere Weinkrüge her sich jagen, oder auf dem Weinschlauch sitzen und lallen. Vor meiner Höhle steht eine hohe Eiche, und in ihrem Schatten das Bildniſs des Pans, ich hab' ihn selbst künstlich aus Eichenholz geschnitten, er weint über die Nymphe, die in Schilf ihm verwandelt ward. Sein Mund ist weit offen, du könntest einen ganzen Apfel drein legen, so stark hab' ich seinen Schmerz ausgedrückt; ja selbst die Thränen, die Thränen selbst hab' ich in's Holz geschnitten. Aber ach! du kommst nicht, du kommst nicht! Ich muſs meine Verzweiflung wieder nach meiner einsamen Höhle tragen.

Izt schwieg der Satyr, und erstaunte über das spöttische Gelächter seines Retters. Aber sage mir, sprach der Faun, wie kamst du in das Netz?

Gestern, wie gewohnt, so sprach der Verliebte, stand ich der Höhle nahe, und sang mein Lied in den beweglichsten Accenten, wohl dreymal mit lautem Seufzen unterbrochen; und da ich traurig zurückging, stack das eine meiner Beine in einem Netz, das schnell über mich geworfen ward. Ich sank zu Boden, und da ich mich losmachen wollte, verwickelt' ich mich immer mehr; ein lautes Gelächter erscholl um mich her. Die Nymphe mit ihren Gespielen stunden um mich, und schleppten mich immer mehr verwickelt in den Sumpf. «Hier bin ich, (sprach die Grausame, und stand mit ihren Gespielen laut lachend am Sumpf) Und du kommst nicht, daſs ich deinen braunen Rücken umarme, und du hüpfest nicht, wie ein junges Kalb, du Grausamer? So schlafe denn hier, und ich trage meine Verzweiflung in meine einsame Höhle zurück.» Izt gingen sie zurück; weither hört' ich noch ihr spöttisches Gelächter. Aber mich sollen die wilden Thiere zerreiſsen, wenn ich je zu ihrer Höhle zurückgeh'.

Geh' sprach der Faun, ich hätte für deine beschwerliche Liebe dich früher gestraft, geh, tanze mit deinem Ziegenbock, und vergiſs deiner Liebe, oder schneide dein Abentheuer in Eichenholz!

Daphne. Chloë.

Daphne.

Sieh', schon steigt der Mond hinter dem schwarzen Berg herauf, schon glänzt er durch die obersten Bäume. Hier dünkt es mich so anmuthsvoll, laſs uns hier noch verweilen, indeſs wird mein Bruder die Heerde wohlbesorgt nach Hause führen.

Chloë. Lieblich ist diese Gegend, lieblich des Abends Kühlung; laſs uns hier verweilen!

Daphne. Sieh', da an der Seite des Felsens, da ist der Garten des jungen Alexis! Komm, laſs uns über den Zaun sehn! Im ganzen Land ist dieſs der lieblichste Garten, keiner so lieblich geordnet, keiner ist so gut gepflegt.

Chloë. Sey's denn, wir wollen.

Daphne. Kein Hirt weiſs die Pflege der Pflanzen, wie er. Ist's nicht so?

Chloë. O ja!

Daphne. Sieh', wie alles mit gesundem Wuchse aufblühet, was an der Erde wächst, und was an Stäben sich emporhält. Dort rieselt Wasser vom Felsen, sieh wie es, ein Bächlein, durch die Schatten des Gartens flieſst! Sieh, auf dem Felsen, wo die Quelle sich stürzt, hat er von Geiſsblatt eine Laube gepflanzt, da muſs man wohl ganz die weite schöne Gegend sehn.

Chloë. Mädchen! du lobest mit Hitze. Lieblich ist alles. Lieblicher der Garten des braunen Alexis, als alle Gärten des Landes; schöner seine Blumen, als alle Blumen, so angenehm, wie diese, rieselt keine Quelle, kein Wasser ist so kühl, kein Wasser ist so süſs.

Daphne. Aber du lachest, Chloe?

Chloë. Ey nicht doch! sieh, ich breche diese Rose, sage mir, ist ihr Geruch nicht süsser, als aller andern Rosen? Lieblich, als hätte Amor selbst sie gepflegt.

Daphne. Ach, sey nicht schalkhaft!

Chloë. Nun, aber — unterdrücke den Seufzer nicht, der deinen Busen hinaufdringt!

Daphne. Ach, du bist boshaft; komm, laſs uns gehn!

Chloë. So plötzlich? Mir gefällts hier so wohl, so wohl. Doch horch! — Ich höre rauschen. Da unter dem Hollundergesträuch sieht man uns nicht. Ha! sieh, er ist es selbst. Still! sage mir in's Ohr, er ist doch wohl auch schöner, als jeder andre Hirt?

Daphne. Ach! ich gehe.

Chloë. Ich lasse dich nicht: Sieh, er staunt, er seufzt; gewiſs ein Mädchen sitzt ihm tief im Busen. Kind! deine Hand zittert. Fürchte dich nicht! Es ist ja kein Wolf da.

Daphne. Laſs mich, ach, laſs mich!

Chloë. Still! Horche —

Im Schatten des Hollundergesträuches stunden die Mädchen verborgen. Indeſs hob Alexis, unbewuſst, daſs er behorcht war, mit lieblicher Stimme diesen Gesang an:

Du blasser stiller Mond, sey Zeuge meiner Seufzer; und ihr, ihr stillen Schatten! wie oft habt ihr: Daphne, Daphne, mir nachgeseufzt. Ihr Blümchen, die ihr mich umduftet, Thau blinkt auf euren Blättern, wie der Liebe Thräne auf meinen Wangen blinkt! O dürſt' ich, dürſt ich's ihr sagen, daſs ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt! Jüngst fand ich am Brunnen sie, einen schweren Krug hatte sie mit Wasser gefüllt. Laſs mich die dir zu schwere Last des Kruges nach deiner Hütte tragen! So stammelt' ich. Wie bist du gütig! so sprach sie. Zitternd nahm ich den Krug, und blöde, und seufzend, den Blick zur Erde geschlagen, ging ich an Daphnens Seite, und durſt' ihr nicht sagen, daſs ich sie liebe, mehr als die Biene den Frühling liebt. Wie hängst du traurig da, an meiner Seite, kleine Narzisse, diesen Mittag noch in frischer Blüthe, izt verwelkt! Ach! so, so werd' ich junger Hirte verwelken, wenn Daphne meine Liebe verschmäht. Ach! wenn sie meine Liebe verschmäht, dann werdet ihr, ihr Blumen, ihr mannigfaltigen Pflanzen, bisher meine Freude, meine süſseste Sorge, dann werdet ihr ungepflegt alle verwelken; denn für mich blüht keine Freude mehr. Wildes Unkraut wird euch dann ersticken, und verwachsne Dornengebüsche werden mit ungesunden Schatten euch decken. Ihr Bäume, die ihr die süſsesten Früchte truget, von meiner Hand hier gepflanzt, von Laub und Früchten entblöſst, werden eure todten Stämme traurig aus der Wildniſs emporstehn, und hier, hier werd' ich mein übriges Leben verseufzen. Mögest du dann, indeſs meine Asche hier ruhet, mögest du in den Armen eines liebenswürdigern Gatten das süſseste Glück in vollem Maase genieſsen! Doch nein! was plagt ihr mich, ihr Bilder schwarzer Verzweiflung? Noch blühet meine Hoffnung. Lächelt sie doch freundlich, wenn ich zögernd neben ihr vorübergehe. Jüngst blieſs ich am Hügel auf meinem Rohr, als sie durch die nahe Wiese ging; sie stand stille. Kaum hatt' ich sie erblickt, so zitterten meine Lippen und jeder meiner Finger, und blieſs ich gleich so schlecht, doch blieb sie stehn und horchte.

O, wenn ich einst sie als Braut in diese Schatten führe, dann sollen eure Farben höher glühn, ihr Blumen, dann düftet ihr jeden Wohlgeruch zu! dann bieget, ihr Bäume, bieget die schattigen Aeste zu ihr herunter, mit süſsen Früchten behangen!

So sang Alexis. Daphne seufzte, und ihre Hand zitterte in ihrer Freundin Hand. Aber Chloë rief ihm: Alexis, sie liebt dich! Hier steht sie unter dem Hollunderbaum; komm, küsse die Thränen von ihren Wangen, die sie vor Liebe weint! Schüchtern trat er hin, aber sein Entzücken kann ich nicht sagen, als Daphne, schaamhaft an Chloëns Busen geschmiegt, ihm gestund, daſs sie ihn liebe.

Die Nelke.

Ein Nelkenstock ist in Daphnens Garten, am Zaun. Im Garten ging sie, und trat zum Nelkenstock; eine Nelke, rothgestreift, blühte da frisch auf. Izt bog sie lächelnd die Blume zu ihrem schönen Gesicht, und freute sich des süſsen Geruches; die Blume schmiegte sich an ihre Lippen. Warme Röthe stieg auf meine Wangen; denn ich dachte: Könnt', o könnt' ich so die süſsen Lippen berühren! Weg ging izt Daphne, da trat ich an den Zaun. Soll ich, soll ich die Nelke brechen, die ihre Lippen berührten? Mehr würd' ihr Geruch mich erquicken, als Thau die Blumen erquickt. Begierig langt' ich nach ihr. Nein! so sprach ich, sollt' ich die Nelke rauben, die sie liebt? Nein! an ihren Busen wird Daphne sie pflanzen; dann werden ihre süſsen Gerüche zum schönen Gesicht aufdüften, wie ein süſser Geruch zum Olymp aufsteigt, wenn man der Göttin der Schönheit opfert.

Daphne. Micon.

Daphne.

Sage mir, mein Geliebter! was ſoll dieser kleine Altar hier? Welcher Gottheit ist er wohl heilig?

Micon. Dem Amor, meine Geliebte! dem Amor ist er heilig. Ach, wie ſüſs ist's mir, an dieser Quelle zu ruhen, wo wir, du weiſst es — kleine Kinder waren wir noch, nicht höher als dieses Bäumchen — manche Stunde in ſüſsen unschuldigen Spielen verkürzten! Ich selbst, ich habe dem Amor diesen Altar geweiht: denn da, ſüſses Andenken! da keimte die Liebe schon in unserm Busen.

Daphne Weiſst du was, ich will Myrthen und Rosen um diesen Altar pflanzen; dann soll sich's, schützet sie Pan, wie ein kleiner Tempel wölben; denn auch mir, auch mir, mein Geliebter! ist jenes Andenken ſüſs.

Micon. Weiſst du noch? Wir machten Sahalen von Kürbis, legten Kirschen und Brombeeren drein, und lieſsen im Bach wie Schiffe sie schwimmen.

Daphne. Weiſst du noch? Kleine Schälchen von Haselnüssen, und Schälchen von Eicheln, und der gehöhlte Samenkopf der Feuerblume waren unser Hausgeräth; wir tranken Tröpfchen Milch daraus, oder wir aſsen Brosamen und kleine Rosinen draus. Du warst da spielweise mein Mann, und ich dein Weib.

Micon. So ist es. Siehst du dieses Gesträuche? Noch wölbt sich's, aber nun ist es verwildert, das war unsre Wohnung; wir wölbten's, so hoch wir reichen konnten. So klein war's, eine junge Ziege würde mit dem Hörnchen das oberste des Gewölbes zerrissen haben. Von Aestchen und Weidenruthen flochten wir die Wände umher, und vorne schloſs ein Gitterchen unser Haus. Ach! wie süſs, wie süſs war jede Stunde, die wir rauben konnten, um als Mann und Weib hier zu wohnen.

Daphne. Ein Gärtchen pflanzt' ich vor dem Haus, weiſst du noch? Von Schilf pflanzten wir einen Zaun umher. In einem Augenblick würd's ein Schaf ganz abgefressen haben, so groſs war's.

Micon. Noch weiſs ich's, die kleinsten Blümchen der Wiese und der Flur pflanztest du drein.

Daphne. Erfindsam warst du immer, mein Lieber! Aus der Quelle hast du einen Brunnen geleitet; in unsern Zaun hinein: durch hohlen Schilf führtest du das Wasser. In ein Bett fiel's, das du von Holz höhltest; ganz angefüllt wär's dem Durstigen ein guter Trunk gewesen. Doch sieh', da liegt es noch am Bache.

Micon. Ungesegnet ist das Haus, wo keine Kinder sind. Ein zerstümmelt Bildchen des Amor hattest du gefunden. Du pflegtest ihn, und zogest ihn als eine treue Mutter. Eine Nuſsschale war sein Bett, da schlief er bey deinem Gesang auf Rosenblättern und Blümchen.

Daphne. Ja, nun wird er uns die gute Pflege belohnen.

Micon. Einst macht' ich von Binsen einen kleinen Käfich: ein Heupferdchen that ich drein, und gab dir das Geschenk. Du nahmst es heraus, mit ihm zu spielen. Du hieltest es; aber gewaltsam wollt' es entfliehen, und lieſs ein Beinchen in deinen Fingern zurück. Vor Schmerzen zitternd saſs es da auf einem Gräschen. Sieh', o sieh' das arme Thierchen! sieh', wie es zittert! es schmerzt dich; ach! ich hab', ich habe dir weh' gethan. So sagtest du, und weintest voll Mitleid. Ach, wie entzückend war es mir, so gütig dich zu sehn!

Daphne. Noch gütiger warst du wohl, mein Geliebter! da, als mein Bruder zwey Vögelchen aus dem Netze stahl. Gib mir die Vögelchen! so sagtest du; aber er gab sie nicht. Diesen Stab will ich dir für die Vögelchen geben; sieh', mit Müh' und Fleiſs hab' ich die braune Rinde geschnitten, daſs Aestchen mit Laub um den sonst weiſsen Stab sich winden. Der Tausch war gemacht, die Vögelchen dein. In deine Hirtentasche thatest du sie, klommest schnell den Baum hinauf, und setztest sie in ihr Nest; Freudenthränen, mein Lieber! netzten da meine Wangen. Hätt' ich dich vorher nicht geliebt, so hätt' ich doch von da dich geliebt.

Micon. So waren die Tage unsrer Kindheit honigsüſse, da zum Spiel ich dein Mann war, du mein Weib.

Daphne. Auch mein graues Alter wird sie nicht vergessen.

Micon. Wie glücklich, meine Geliebte, werden unsre Tage seyn, wenn den kommenden Mond, so hat es deine Mutter geordnet, Hymen zum Ernst machet, was bisher nur süſses Kinderspiel war.

Daphne. Segnen die gütigen Götter uns, dann mein Geliebter! war Mann und Weib nie glücklicher, als wir.

Der Herbstmorgen.

Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Micon ans Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischte Reblaub, das, von sanften Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel, Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchsten Hügel stunden, Inseln gleich, draus empor, mit ihren rauchenden Hütten, und ihrem bunten herbstlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, stunden die Bäume; mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken übersah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden, und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Gesang der muntern Vögel, die bald hoch in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stund er lange so; aber in frommer Begeisterung nahm er izt die Leyer von der Wand, und sang:

Möcht' ich, ihr Götter! möcht' ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen! Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überströmt in vollem Segen, Anmuth herrschet überall und Freude, und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen. Schön, schön ist die ganze Gegend, in des Herbstes feyerlichstem Schmucke.

Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangene Bosheit benagt; der seinen Segen zufrieden genieſst; und, wo er kann Gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm voll Wonne, und ſanft umfängt die Nacht ihn mit süſsem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude, genieſst sein frohes Gemüth; ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber doppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilt, die Schönheit und jede Tugend schmückt; einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, ist jedes Glück mir süſser. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwey wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen: kein Miſston stört die süſse Harmonie, und wer es hört, wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrieth, welchen du nicht erfülltest? War je eine Freude, die ich genoſs, die du nicht durch deine Freude versüſstest? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verschwand? Ja, da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundlichen Hausgöttern setzten sie sich, um nimmer von uns zu weichen: wirthschaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bey jedem Unternehmen; und alles, was du vollführest, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o, seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir alles mit doppelter Anmuth geschmückt; gesegnet ist meine Hütte, gesegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles, was ich sammle. Freudig ist jeden Tages Arbeit, und komm' ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzükket mich da deine holde Geschäftigkeit, mich zu erquicken! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst, und, wenn der Winter um unsre Hütten stürmet, dann beym Feuerheerde, an deiner Seite, unter Geschäften und sanftem Gespräche, fühl' ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit. Bey dir eingeschlossen mögen Winde wüthen, und Schnergestöber die ganze Aussicht rauben! Dann erst fühl' ich's, wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glückes seyd ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreiz der Mutter geschmückt; was für Segen blüht in euch uns auf! Die erste Sylbe, die sie euch stammeln lehrte, war, mir zu sagen, daſs ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Gefälligkeit herrschet schon in jedem eurer Spiele. Die Freude seyd ihr unsrer Jugend, und euer Glück wird einst des Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm' ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knieen hangend, mit kindischer Freude die kleinen Geschenke empfanget, süſse Früchte, oder was ich, bey der Wartung der Heerde, kleines Feld- oder Gartengeräthe euch schnitzte, eure kleine Geschäftigkeit zu üben: o wie erquickt mich dann jede eurer unschuldsvollen Freuden! Mit Entzücken eil' ich dann, o Daphne, in deine offnen Arme, und mit holder Anmuth küssest du die Thränen der Freude von meinen Wangen.

Aber izt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm; schön war sie, wie der thaubenetzte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. O mein Geliebter! so schluchzte sie, o wie bin ich glücklich! Wir kommen, o wir kommen dir zu danken, daſs du so uns liebst.

Izt schlieſst er alle drey in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes

Glück; und wer sie da gesehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt, empfunden haben, daſs Tugendhafte glücklich sind.

Die Zephyre.

Erster Zephyr.

Was flatterst du hier so müssig im Rosenbusche? Komm, fliege mit mir in's schattigte Thal; dort baden Nymphen sich im Teiche.

Zweyter Zephyr. Nein, ich fliege nicht mit dir. Fliege du zum Teich, umflattre deine Nymphen; ein süſseres Geschäft will ich verrichten. Hier kühl' ich meine Flügel im Rosenthau, und sammle liebliche Gerüche.

Erster Zephyr. Was ist denn dein Geschäft, das süſser ist, als in die Spiele froher Nymphen sich zu mischen?

Zweyter Zephyr. Bald wird ein Mädchen hier den Pfad vorübergehn, schön, wie die jüngste der Grazien. Mit einem vollen Korbe geht sie bey jedem Morgenroth zu jener Hütte, die dort am Hügel steht; sieh', die

Morgensonne glänzt an ihr bemoostes Dach' Dort reichet sie der Armuth Trost, und jedes Tages Nahrung. Dort wohnt ein Weib, fromm, krank und arm; zwey unschuldvolle Kinder würden hungernd an ihrem Bette weinen, wäre Daphne nicht ihr Trost. Bald wird sie wieder kommen, die schönen Wangen glühend, und Thränen im unschuldvollen Auge; Thränen des Mitleids und der süſsen Freude, der Armen Trost zu seyn. Hier wart' ich, hier im Rosenbusch, bis ich sie kommen sehe; mit dem Geruche der Rosen, und mit kühlen Schwingen flieg' ich ihr dann entgegen; dann kühl' ich ihre Wangen, und küsse Thränen von ihren Augen. Sieh', das ist mein Geschäft.

Erster Zephyr. Du rührest mich. Wie süſs ist dein Geschäft! Mit dir will ich meine Flügel kühlen, mit dir Gerüche sammeln, mit dir will ich fliegen, wenn sie kömmt. Doch — sieh! am Weidenbusch herauf kömmt sie daher; schön ist sie wie der Morgen; Unschuld lächelt sanft auf ihren Wangen, voll Anmuth ist jede Geberde. Auf! da ist sie, schwinge deine Flügel! so schöne Wangen hab' ich noch nie gekühlt.

Mycon.

Von Miletus kamen wir, Milon und ich, Apollen unser Opfer zu bringen. Schon sahn wir von ferne den Hügel, wo der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lorbeerhain hoch in die blaue Luft emporsteht, und weiter hinaus flimmerte, dem Auge endlos, die Aussicht in's Meer. Mittag war's und der Sand brannte unsere Sohlen, und die Sonne den Scheitel; so gerade stund sie über uns, daſs die Locken an der Stirne ihre Schatten das ganze Gesicht herunterwarfen. Die Eidexe schlich lechzend im Farrenkraut am Weg, und die Grille und die Heuschrecke zwitscherte unter dem Schatten der Blätter im gesengeten Grase. Von jedem Tritt flog heiſser Staub auf, und bräunte die Augen, und saſs auf den gedorreten Lippen. So gingen wir schmachtend. Aber wir verlängerten die Schritte, denn vor uns sahn wir am Wege dicht emporstehende Bäume: schwarz war der Schatten unter ihnen, wie Nacht. Mit schauerndem Entzücken traten wir da in die lieblichste Kühlung. Entzückender Ort, der so plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoſs! Die Bäume umkränzten ein groſses Bett, worein die reinste, kühleste Quelle sich ergoſs. Die Aeste hingen ringsum zu ihr herunter, mit reifen Aepfeln und Birnen behangen, und zwischen den Stämmen der Bäume flatterten fruchtbare Gesträuche, Krauselbeeren und Brombeeren, und die Erbselstaude. Aber die Quelle rauschte aus dem Fuſs eines Grabmahls hervor, welches das Geisblatt und die schlanke Winde, und schleichender Epheu umwanden. Götter! so rief ich, wie lieblich ist dieser Ort der Erquickung! Heilig und gesegnet sey mir, der diese Schatten so gutthätig gepflanzt hat; vielleicht ruht seine Asche hier. Hier, sprach Milon, hier an der Vorderseite des Grabmahls sehe ich, unter den Ranken von Geisblatt, eingegrabene Züge; vielleicht sagen uns die, wer er ist, der so für des Wanderers Erfrischung sorgt. Und izt hob er die Ranken mit einem Stab, und las:

Hier ruhet die Asche des Mycon! Gutthätigkeit war sein ganzes Leben. Lange nach seinem Tode wollt' er noch Gutes thun, und leitete diese Quelle hieher, und pflanzt' diese Bäume.

Gesegnet sey deine Asche, du Redlicher! so sprach ich; gesegnet die Deinen, die du zurücklieſsest! Und da kam jemand unter den Bäumen hervor; ein schönes Weib war's, von schlanker Gestalt und edlem Ansehen. Einen Wasserkrug trug sie am Arm, und so kam sie zu der Quelle. Seyd mir gesegnet in diesen

Schatten, so redete sie mit holder Freundlichkeit: ihr seyd Fremde; vielleicht, vielleicht hat ein zu weiter Weg bey der Sonnenhitze euch ermüdet. Sagt, kann zu eurer Erfrischung noch etwas euch dienen, als was ihr hier findet?

Sey uns gesegnet, so erwiederten wir, gutthätiges Weib! Wir bedürfen keiner andern Erfrischung: süſs hat uns diese Quelle, süſs haben diese Früchte und dieser Schatten uns erquickt. Ehrfurcht erfüllt uns für den Redlichen, dessen Asche hier ruhet, der so für die Bedürfnisse des Wanderers sorgte. Du bist aus dieser Gegend, du kanntest den Mann; sag' uns, indeſs dieser heilige Schatten uns kühlt, sag' uns, wer er war?

Izt stellte die Frau ihren Wasserkrug auf den Fuſs des Grabmahls, lehnte sich drauf, und sprach mit freundlichem Lächeln:

Mycon, so hieſs er, der die Götter ehrte: dessen süſseste Wollust war, andern Gutes zu thun. In dieser ganzen Gegend wird kein Hirt seyn, der nicht mit Freundschaft und Dankbarkeit sein Andenken ehrt; keiner, der nicht Geschichten seiner Redlichkeit und seiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich selbst, ich dank's ihm, daſs ich das glücklichste Weib bin — hier glänzten Thränen in ihren Augen — das Weib seines Sohns. — Mein Vater war gestorben; in kummervoller Armuth lieſs er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille, von unsrer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genährt, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unser einziger Reichthum. Zwey Ziegen gaben uns ihre Milch, und ein kleiner Baumgarten seine Früchte. Nicht lange lebten wir in dieser Ruhe; Auch meine Mutter starb, und hinterlieſs mich trostloses Kind. Aber Mycon nahm mich in sein Haus, und übergab mir häusliche Geschäfte, und war mehr mein Vater als mein Herr. Sein Sohn, der beste und schönste Hirt der ganzen Gegend, sah meine redliche Geschäftigkeit, und meine aufmerksame Sorge, meines Glückes werth zu seyn; er sah' es und liebte mich, und sagt' es mir, daſs er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir selbst nicht gestehn. O Damon, Damon! vergiſs deine Liebe! Ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienstmagd deines Hauses zu seyn. So fleht' ich ihn immer; aber er vergaſs seine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus beschäftigt, die Wolle der Heerde zur Arbeit zu rüsten: da trat Mycon herein, und setzte sich neben mir an die Morgensonne. Lange sah' er mit freundlichem Lächeln mich an: Kind! so sprach er izt, deine Frömmigkeit, deine Geschäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir so wohl, du bist das beste Kind, und ich will, geben die Götter das Gedeihen, ich will dich glücklich sehen. Könnt' ich, mein bester Herr! könnt' ich glücklicher seyn, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin? So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit flossen von meinen Augen. Kind! sprach er, ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möcht' in meinem Alter meinen Sohn und dich glücklich sehn. Er liebt dich; kannst du, sage mir's, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn? Izt entsank die Arbeit meiner Hand; zitternd, erröthend stund ich vor ihm. Er nahm meine Hand, und: kannst du, so sagt er, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn? Ich fiel vor ihm nieder! drückte im stummen Entzücken seine Hand an mein bethräntes Gesicht, und von selbigem Tag an bin ich das glücklichste Weib. Izt trocknete sie ihre Augen. Das war der Mann, der hier ruhet, so fuhr sie fort: aber wie er diese Quelle hieher geleitet, und diese Schatten gepflanzt hat, das wünscht ihr noch zu wissen, und ich will's euch erzählen:

Gegen das Ende seines Lebens gieng er oft, und setzte sich hier an der Straſse, grüſste freundlich den Wandrer, und bot den Armen und dem Müden Erquickung. Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von fruchtbaren Bäumen hier pflanzte, und eine kühle Quelle in diesen Schatten leitete? Weither ist keine Quelle und kein Schatten, so erquick' ich, wenn ich lange nicht mehr bin, den Müden, und den, der an der Sonnenhitze schmachtet. So sprach er, und lieſs vom Feld her die kühleste Quelle leiten, und pflanzte fruchtbare Bäume umher, die früher und später reifen. Die Arbeit war vollendet; und izt gieng er zum Tempel des Apolls, opferte und bat: Laſs, was ich pflanzte, gedeihen; so kann der Fromme, der fernher zu deinem Tempel geht, im kühlen Schatten sich erfrischen.

Der Gott hatte seine Bitte gnädig erhört. Den folgenden Morgen erwacht' er frühe, und sah aus seinem Fenster nach der Straſse. Da sah er, wo er die Spröſslinge pflanzte, hochaufgewachsene Bäume. Götter, so rief er, was seh ich! Kinder, sagt mir's, täuscht mich ein Traum? Ich sehe, was ich gestern gepflanzt, zu Bäumen emporgewachsen. Voll heiligen Erstaunens giengen wir izt unter den Schatten; im vollesten Wuchse stunden die Bäume da, und streckten die starken Aeste weit umher, die Last der reifen Früchte bog sie herunter zum blumigten Gras. O Wunder! so rief der Greis, ich Alter soll selbst noch in diesen

Schatten wandeln? Und wir dankten und opferten dem Gotte, der, so gnädig, noch mehr als seine Wünsche erfüllte. Aber, ach! er wandelte nicht lange mehr in diesen Schatten; er starb, und wir begruben ihn hier, daſs der, welcher in diesen Schatten ruhet, dankbar seine Asche segne.

So erzählte sie. Gerührt segneten wir die Asche des Redlichen. Süſs hat uns die Quelle, süſs der Schatten erquickt; aber mehr noch, was du uns so freundlich erzähltest. Sey uns gesegnet! so sprachen wir, und gingen voll frommer Empfindung zum Tempel Apolls.

Thyrsis.

Umsonst, so klagte Thyrsis seine Qual, für mich umsonst, ihr gütigen Nymphen, schwebt angenehme Kühlung in diesen Schatten, wo ihr eure Quellen im wölbenden Gesträuch ausgiesset. Ich schmachte, ach! wie man an der Sommersonne schmachtet. Unten am kleinen

Hügel, auf dem die Hütte der Chloë steht, saſs ich, und blieſs der Echo ein sanftes Liedchen vor. Oben beschattet den Hügel der Baumgarten, den sie wartet und pflanzt, und neben mir plätscherte das Wasser herunter, das ihn durchschlängelt, an dessen blumigem Bord sie oft schlummert, oft ihre Hände und Wangen kühlt. Plötzlich hört' ich das Knarren des Riegels, der des Gartens Thüre schlieſst. Sie trat heraus, ein sanfter Wind flatterte in ihrem blonden Haar und im leichten Gewand. O wie schön, wie schön war sie! Ein reinliches Körbchen voll glänzender Früchte trug sie an der einen Hand; und schamhaft, auch da, wo sie keinen Zeugen vermuthet, hielt sie mit der andern das Gewand über den jungen Busen fest: denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblöſset haben; aber es schmiegte sich um Hüften und Kniee, und flatterte sanft rauschend rückwärts in die Luſt. So ging sie auf der Höhe des Hügels vorüber. Aber zween Aepfel fielen vom Körbchen, und hüpften den Hügel hinunter, gerade auf mich, auf mich zu, als hätt' Amor selbst ihren Lauf gelenkt. Ich nahm sie von der Erde, und drückt' an meine Lippen sie; und so trug ich sie den Hügel hinauf, und gab sie dem Mädchen wieder. Meine Hand zitterte, ich wollte reden; aber ich seufzte nur. Aber Chloë blickte nieder, sanfte Röthe überhauchte ihre schöne Wangen; sanft lächelnd, und röther, schenkte sie die schönen Aepfel mir. Izt stunden wir — ach was ich empfand! — schüchtern beyde, dann gieng sie mit sanftem Schritt der Hütte zu. Mein unverwandter Blick sah ihr nach, da sie hineintrat, sah sie zögernd und freundlich noch einmal zurücke; sah ich sie gleich nicht mehr, mein Blick war doch an die Schwelle der Thüre geheftet. Izt ging ich, Zittern war in meinen Knieen, den Hügel hinunter. Ach! stehe du mir bey, gütiger Amor! Was ich seither empfinde, wird nie wieder in meinem Busen erlöschen!

Daphnis.

In stiller Nacht hatte Daphnis sich zu seines Mädchens Hütte geschlichen; denn die Liebe macht schlaflos. Hell schimmerten die Sterne durch den ganzen Himmel gesäet, sanft glänzte der Mond durch die schwarzen Schatten der Bäume, still und düster war alles, jede Geschäftigkeit schlief, und jedes Licht war erloschen. Nur Funken vom Mondschein hüpften auf rieselndem Wasser, oder ein seltenes Würmchen leuchtete im tiefsten Dunkel. Da saſs er der Hütte gegenüber in schwermüthiger Entzückung, und sah nur mit festgekettetem Blick das Fenster der Kammer, wo sein Mädchen schlief. Halb geöffnet war's den kühlen Winden, und des Mondes sanftem Licht. Mit sanfter Stimme hub er izt diesen Gesang an:

Süſs sey dein Schlummer, du meine Geliebte! Erquickend wie der Morgenthau! Sanft und ruhig liege dort, wie ein Tropfen Thau im Lilienblatt, wenn die Blumen kein Hauch bewegt; denn sollte reine Unschuld nicht ruhig schlummern? Nur süſse frohe Träume sollen um sie schweben. Steigt herunter, süſse Träume, auf den Strahlen des Mondes steigt zu ihr herunter! Nur frohe Triften soll sie sehn, wo milchweiſse Schaafe weiden; oder ihr soll's dünken, sie höre den Gesang sanfter Flöten, schön wie Apoll sie spielt, durch's einsame Thal tönen. Oder laſst ihr's seyn, sie bade in einer reinen Quelle sich, und Myrten- und Rosenstauden wölben sich um sie her; von niemanden gesehn, als den kleinen Vögeln, die ihr von jedem Aestchen singen. Oder ihr dünke, als spiele sie mit den Huldgöttinnen; und sie nennen sie Geliebte und Schwester; und sie brechen Blumen in der schönsten Flur. Die Kränze, die sie flicht, gehören den Huldgöttinnen, die jene flechten, gehören ihr. Oder laſst sie im Schatten von Bäumen durch balsamdüftende Blumen irren: laſst kleine Liebesgötter wie Bienen schwärmen, sich fliehen und sich haschen: Zehn fliegen mit der Last eines düftenden Apfels her; ein andrer Schwarm bringt eine reife Traube: noch andre schwärmen in Blumen, und jagen ihr Gerüche zu. Dann komme im Schatten ihr Amor entgegen, doch ohne Bogen und Pfeile, daſs sie nicht schüchtern wird; aber mit jeder süſsen Anmuth des Liebreizes geschmückt Auch laſs mein Bild ihr erscheinen, wie ich schmachtend vor ihr steh, erröthend niederblicke, und mit Seufzen unterbrochen ihr sage, daſs ich vor Liebe verschmachte. Noch durft' ichs ihr nicht sagen. O möchte bey diesem Traum ein Seufzer ihren Busen schwellen! Möchte schlafend sie sanft lächeln und erröthen! O möcht' ich schön seyn, wie Apoll, da er die Heerden weidete; möchten meine Lieder süſs tönen, wie die Lieder der Nachtigall: möchte jede Tugend mich schmücken, daſs ich's werth wäre, von ihr geliebt zu seyn!

So sang er und dann ging er im Mondschein nach seiner Hütte zurück; hoffnungsvolle Träume versüſseten ihm die übrigen Stunden der Nacht. Früh am Morgen trieb er seine Heerde den Hügel hinan, wo seines Mädchens Hütte am Wege steht. Langsam gingen seine Schafe und weideten zu beiden Seiten des Bordes. Graset, ihr Schafe, ihr Lämmer! nirgends ist bessere Weide. Wo sie hinblickt, blühet alles schöner; wo sie wandelt, wachsen Blumen. So sagt' er, als sein Mädchen ans Fenster trat. Die Morgensonne beschien ihr schönes Gesicht; deutlich sah er's, daſs sie lächelnd ihn anblickte, und daſs ein höheres Roth auf ihre Wangen stieg. Langsam mit pochendem Herzen ging er vorüber: Holdselig grüſst sie ihn, und holdselig blickt sie ihm nach; denn sie hatte seinen nächtlichen Gesang behorcht.

Thyrsis und Menalkas.

Thyrsis.

Dem Amor hatt' ich ein Gelübde gebracht, im kleinen marmornen Tempel. Ein reinliches, ganz neues Körbchen hing ich im Myrtenwäldchen auf, und einen frischen Kranz, und meine beste Flöte. O lieber Amor, sey, (so fleht' ich) sey meiner Liebe gewogen! Heute gieng ich beym kleinen Tempel vorbey, trat in den Myrtenhain, und sah nach meinem Körbchen. Und sieh, sieh, was ich da sah! Ein Vögelchen saſs auf des Körbchens Rand, und sang. Da trat ich näher, da flog es weg: ich sah in's Körbchen, und sieh, ein wohlgebautes Nestchen war, und Eierchen waren drinnen; und das Weibchen schmiegte sorgsam sich drüber, und blickte mich an, als wollt' es mich flehn: Zerstöre, junger Hirt! o zerstöre die kleine Wirthschaft nicht! der andere flatterte um meine Stirn und Haare. Ich ging zurück, schnell war das Männchen wieder auf des Körbchens Rand; mit frohem Zwitschern freuten sie sich, und sangen. Nun sage du mir, lieber Menalkas, der du alle Deutungen weiſst, sage mir, was bedeutet das?

Menalkas. Glücklich werdet ihr, dein Mädchen und du, beysammen wohnen, und fruchtbar wird eure Liebe seyn!

Thyrsis. Bey den Göttern! das dacht' ich auch; doch wollt' ich deine Weisheit hören. Sieh, dieses junge Zickchen schenk ich dir; und diese Flasche voll Honig, süſs, wie meines Mädchens Lippen, und lauter, wie die Luft. So sprach er, und hüpfte vor Freude, wie eine junge Ziege im Mayenthau hüpft.

Daphne.

Daphne war schön und arm; fromm erzogen von einer Mutter, die ihr zu frühe starb. Izt war sie die Dienstmagd des Mycon: Er baute das Landgut eines reichen Bürgers aus Mitylene, und Daphne weidete seine Heerde. Einst ging sie mit Thränen in ihren Augen zum stillen Grabe der Mutter, goſs eine Schale voll Wasser aus, und hing Kränze an die Ranken der Stauden, die sie drüber her gepflanzt hatte. Da setzte sie neben dem Grabe sich hin, weinte und sprach: O theures Andenken deiner Tugend, deiner Frömmigkeit, o geliebteste Mutter du, du hast meine Unschuld gerettet. Sollt' ich je deine Ermahnungen vergessen, die du mit ruhigem Lächeln mir gabst, und an meinen Busen hinsankest und starbst; sollt' ich je vergessen, wie tugendhaft du warest, dann, o dann mögen die gütigen Götter mich vergessen; dann mag ich im Elend sterben, und dein heiliger Schatten möge mich fliehn! Du Geliebte, du hast meine Unschuld gerettet. Alles, ach! alles, will ich deinem Schatten erzählen. Hab' ich doch, ich Verlassene, hab' ich doch sonst niemand, dem ich mit frommen Vertrauen mein Herz öffnen dürfte. Nicias, der Herr des Mycon, dessen Heerde ich weide, kam auf sein Gut, des Herbstes Freuden zu sehn. Er sah mich, that freundlich mit mir, er lobte meine Heerde, dafs ich so gut sie pflege, sagte, ich wär' ein süfses Mädchen, und gab mir Geschenke. Götter! ich einfältiges Mädchen, was wissen wir doch auf dem Lande! Gütig, dacht ich, ist unser Herr; ihn mögen die Götter dafür segnen; zu ihnen will ich für ihn beten, das ist alles, was ich kann. Glücklich sind die Reichen und von den Göttern geliebt; doch sie verdienen's ja wohl, sie sind gütig wie er. So dacht ich, und ich litt' es, wenn er meine Hand in die seine schloſs, und erröthete und durfte nicht aufblicken, da er einen Ring von Gold an meinen Finger steckte! Sich, auf diesem Steinchen dieſs Kind mit Flügeln, das soll dich glücklich machen! So sprach er, und streichelte meine errötheuden Wangen. — Ist er doch wie ein Vater gütig mit dir! Wie verdienst du so viel Gnade von einem so reichen und mächtigen Herrn: so dacht ich einfältiges Kind. Aber, ach! wie war ich betrogen! Heute früh fand er im Garten mich; da faſst er mich freundlich unter dem Kinne: Bringe, sprach er, mir frische Blumen — ich möchte an ihrem Geruch mich erquicken — dort in die Laube von Myrten. Geschäftig und freudig sucht' ich die schönsten aus, und lief mit froher Eile nach der Laube. Leicht bist du wie ein Zephyr, und schöner als die Göttin der Blumen; so sagt er, und — Götter, Götter! noch beb' ich durch alle Gebeine, er riſs mich auf seinen Schoos hin, drückt' an seinen Busen mich, und alle Versicherungen, die verführen, und alles was Liebe Reizendes sagen kann, das floſs von seinen Lippen. Ich weint', ich bebte und wäre, der Verführung zu schwach, ach! izt unglücklich, izt nicht mehr dein unschuldiges Kind. Hätte, so dacht ich, deine fromme Mutter dich [illegible] unkeusche Umarmungen niederträchtig dulden gesehn! Ich dacht's, und bebte zurück, und entfloh! Izt komm ich. Geliebte, ich komm, auf deinem Grabe zu weinen. Ach, daſs ich junges armes Kind, so frühe dich verlor! Eine zu zarte Pflanze bin ich, die den Stab verlor, an den sie sich schmiegte. Diese Schaale voll Wasser gieſs' ich deinem frommen Schatten aus. Nimm diese Kränze, nimm meine Thränen! Möchten, o möchten sie bis zu deinen Gebeinen dringen! Und höre, höre geliebte Mutter, ach! deiner Asche, die hier unter den bethränten Blümchen ruhet, deinem heiligen Schatten wiederhol' ich dies Gelübde. Tugend und Unschuld, und die Furcht der Götter sollen das Glück meines Lebens seyn. Sey ich nur arm und froh, und zufrieden, und thue nichts, das du nicht mit freundlichem Lächeln gebilliget hättest; dann werd' ich, wie du es warst, von Göttern und den Menschen geliebt, weil ich fromm, redlich und dienstfertig bin, und dann sterb' ich einst lächelnd und mit Freudenthränen, wie du starbst.

Und izt ging sie. Frohe Empfindung der Tugend strömte ganz durch sie hin, und glänzte in ihren Thränenbenetzten Augen. Schön war sie, wie ein Frühlingstag, wenn ein sanfter Regen fällt, und doch die Sonne scheint. Froh wollte sie zu ihren Geschäften; aber Nicias kam auf dem Weg ihr entgegen. Mädchen! so sprach er, und Thränen flossen seinen Wangen herun-

Der Blumenstraus.

Daphnen sah' ich! Vielleicht, ach! vielleicht würd's mein Glück seyn, hätt' ich sie nicht gesehn! So reizend sah ich sie nie. An der heiſsen Mittagssonne lag ich im dunkeln Weidenbusch, am kühlen Bache, da, wo er sanft rieselnd durch Steine fällt. Schatten wölbte sich über mir, und über dem kühlen Bache; da saſs ich ruhig. Aber seitdem, ach! ist für mich keine Ruhe mehr. Nicht weit von mir rauschte das Geräusch, und Daphne, Daphne kam, durch des Bordes Schatten, herunter an den Bach. Reinlich zog sie ihr blaues Gewand von den kleinen weiſsen Füſsen herauf, und trat in die helle Fluth. Sie bückte sich, und wusch mit der rechten Hand ihr reizvolles Gesicht; mit der Linken hielt sie ihr Gewand, daſs nicht das Wasser es netzte. Aber nun stund sie still, und wartete, bis kein Tropfen von ihrer Hand mehr das Wasser bewegte. Still war's, und jeder ihrer Reize schien ungefesselt ihr entgegen. Izt lächelte sie ihre eigene Schönheit an, und drückte das Geflechte der goldenen Haare zurechte, die sich in einen reizvollen Knoten verbanden. Für wen, so seufzt' ich, ach für wen diese Sorgfalt? Wem, ach! wem will sie gefallen? Wer ist der Glückliche, um deswillen sie mit zufriednem Lächeln sicht, daſs sie so reizend ist? Indeſs sie gebückt so über dem Bache stund, fiel der Blumenstraus von ihrem Busen ins Wasser, und schwamm, indeſs sie wegging, zu mir herunter. Ich fing ihn, ich küſst' ihn; für eine ganze Heerde hätt' ich ihn nicht gegeben. Aber, ach! der Blumenstrauſs welkt, ach! er welkt, der, nur zween Tage sind s, mit der Quelle zu mir floſs. Ach! wie ich ihn pflegte! In meiner Trinkschale stund er, die ich im Frühling mit Gesang gewann. Amor sitzt künstlich drauf geschnitten, in einer Laube von Geisblatt; lächelnd versucht er die Schärfe seiner Pfeife mit der Spitze der Finger, und vor ihm schnäbeln sich zwo Tauben. Dreymal des Tages goſs ich ihm frisch Wasser zu, und des Nachts stellt ich ihn am Gitter meines Fensters in den Thau. Dann stand ich vor ihm, und athmete seine süſsen Gerüche. Süſser waren die Gerüche, glühender waren die Farben, als aller Blumen des Frühlings; denn, ach! an ihrem Busen haben sie geblüht! Staunend stund ich dann vor der Schale. Ja, Amor! so seufzt' ich, sie sind scharf, deine Pfeile; wie sehr, wie sehr muſs ich's fühlen! Laſs, o laſs Daphnen nur die Hälfte so für mich empfinden, dann will ich diese Schale dir weihn! Auf einem kleinen Altar soll sie stehn, und alle Morgen umwind' ich sie mit einem frischen Blumenkranz, und, ist es Winter, mit einem Myrtenzweig. O, möchtet ihr, kleine Tauben, möchtet ihr ein Bild meines künftigen Glückes seyn! Aber ach! der Blumenstraus welkt, so sehr ich ihn pflege: traurig hängen die Blumen und blaſs am Borde der Schale herunter, hauchen keine Gerüche mehr, und ihre Blätter fallen. Ach! Amor, laſs, ach laſs ihr Welken für meine Liebe nicht von übler Deutung seyn!

Daphnis und Micon.

Daphnis.

Sieh! der Bock dort watet in dem Sumpf, und die Schafe folgen ihm. Ungesunde Kräuter wachsen da im Schlamm, und Ungeziefer schlürfen sie mit dem Wasser. Komm, wir wollen sie zurücktreiben.

Micon. Die Unsinnigen! Hier ist Klee und Rosmarin, und Thimian und Quendel, und an jedem Stamme schleicht das Epheu; doch gehn sie zum Sumpf. Aber wir machen's wohl selbst oft so; gehen beym Guten vorüber, und wählen, was uns schädlich ist.

Daphnis. Sieh', wohin er watet; die Frösche springen weit vor ihm her aus dem Schilfe. Heraus, ihr Einfältigen, ans grasige Bord! Wie garstig ihr die weiſse Wolle beflecket!

Micon. Nun seyd ihr da: Hier sollet ihr weiden! Aber sage mir, Daphnis, was ich da sehe. Marmorsäulen liegen im Sumpfe, und Schilf und Unkraut schlägt sich drüber. Sieh', ein zerfallnes Gewölbe, von Epheu überschlungen, und Dornen wachsen aus jeder Ritze.

Daphnis. Ein Grabmal war's.

Micon. Das muſs es wohl gewesen seyn. Sieh', da liegt die Urne im Schlamm. Bilder scheinen aus ihren Seiten hervorzuspringen: Fürchterliche Krieger sind's und tobende Pferde; sieh', mit ihren Hufen zertreten sie Männer, die verwundet zu Boden stürzen. Der muſs wohl kein Hirt gewesen seyn, dessen verschüttete Asche so traurige Bilder einschlossen; der muſs wohl kein Liebling der Gegend gewesen seyn, dessen Grabmal ihr so zerfallen lasset; die Nachkommen müssen wohl wenig seinem Andenken geopfert, wenig Blumen auf sein Grab gestreut haben.

Daphnis Ein Unmensch war er. Fruchtbare Felder hat er verwüstet, und freye Menschen zu Sclaven gemacht. Die Hufe seiner Reuter stampften die Saaten zu Boden, und mit den Leichen unsrer Voraltern hat er die öden Felder übersäet. Wie wüthende Wölfe die Heerden überfallen, so überfiel er mit bewaffneten Schaaren die Unschuldigen, die ihm kein Leid gethan. So dachte er sich in seiner Bosheit groſs, brüstete sich in marmornen Palästen, und schwelgte in dem Raub unglücklicher Länder; und da hat er dies Denkmal seiner Bosheit selbst hieher gebaut.

Micon. Götter! ein Unmensch war der; aber wie einfältig! Seinen Greuelthaten baut' er ein Denkmal, daſs auch die späten Nachkommen sie nie vergessen: nie vergessen, wenn sie hier vorübergehn, seinem Andenken zu fluchen. Zertrümmert liegt nun sein Grabmahl, und seine Asche ist im Sumpf verschüttet, indeſs in der Urne Ungeziefer im Schlamm brütet. Lächerlich ist's, wie da ein junger Frosch dem tobenden Held auf dem Helm sitzt, und eine Schnekke sein drohendes Schwerdt hinaufschleicht.

Daphnis. Was bleibt nun von seiner fürchterlichen Gröſse? Nichts als das schwarze Andenken seiner Bosheit, indeſs die Furien seinen Schatten peinigen.

Micon. Und niemand, niemand thut einen frommen Wunsch für ihn. Götter! wie unglücklich ist der, welcher sein Leben mit Lasterthaten befleckt! Auch nach seinem Tod ist sein Andenken ein Abscheu. Nein, könnt' ich mit einer Schandthat den Reichthum der ganzen Welt gewinnen, lieber, viel lieber wollt' ich nur zwo Ziegen hüten, und redlich und keiner Bosheit mir bewuſst seyn. Die eine wollt' ich noch den Göttern opfern, und ihnen danken, daſs ich glücklich bin. Der Böses thut, gebt ihm alles, er ist nie glücklich.

Daphnis. Laſs uns den Ort verlassen, der nur traurige, schwarze Bilder aufweckt! Komm mit mir, ein froheres Denkmal will ich dir weiſen! das Denkmal, das ein redlicher Mann, mein Vater, sich errichtet hat. Du, Alexis, magst indeſs die Schafe und die Ziegen hüten.

Micon. Mit Freude geh' ich mit dir, das Andenken deines Vaters zu feyern, dessen Redlichkeit auch izt noch weit umher geehret wird.

Daphnis. Hier, Freund, gehe diesen Fuſssteig durch die Wiese, hier an dem mit Hopfen behangenen Gränzgott vorbey.

Und sie gingen. An der Rechten des schmalen Weges wuchs Gras, das an ihre Hüften reichte; zur Linken war ein Kornfeld, dessen Aehren über ihren Häuptern winkten: und der Weg führte sie in die stillen Schatten fruchtbarer Bäume, in deren Mitte eine bequeme Hütte stund. In diesen anmuthsvollen Schattenplatz stellte Daphnis einen kleinen Tisch, und holte einen Korb voll Früchte, und einen Krug voll kühlen Weins.

Micon. Sag mir, wo ist das Denkmal deines Vaters, daſs ich die erste Schale Wein dem Schatten des Redlichen ausgieſse?

Daphnis. Hier, Freund, gieſse sie in diesen friedsamen Schatten aus! Was du hier siehest, ist ein rühmliches Denkmal. Die Gegend war öde; sein Fleiſs hat diese Felder gebaut, und diese fruchtbaren Schatten hat seine eigene Hand gepflanzt. Wir, seine Kinder, und unsere späten Nachkommen, werden sein Andenken segnen, und jeder, dem wir aus unserm Segen Gutes thun; denn der Segen des Redlichen ruhet auf diesen Feldern und Triften, und in diesen stillen Schatten und auf uns.

Micon. Du Redlicher! diese Schale, die ich hingieſse, sey deinem Andenken geweiht! Herrliches Denkmal, womit man Segen und

Nahrung auf würdige Nachkommen bringt, und auch nach seinem Tode Gutes thut!

Daphne. Chloë.

Daphne.

Schwül ist's noch, neigt sich gleich die Sonne schon; noch schmachten alle Gewächse. Laſs uns hier ans Ufer heruntergehn, wo kleine Wellen den Bord schlagen! Kühl ist's da im überhangenden Gesträuche.

Chloë. Geh' Mädchen! ich folge dir; geh! weiter voraus, sonst schlagen die Ranken mir in's Gesicht.

Daphne. Wie klar dies Wasser hier ist! jedes Steinchen siehst du am Grunde; wie sanft, wie sanft es flieſst! Ha! bey den Nymphen! ich werfe mein Gewand hier an's Ufer, und laufe bis an den Busen in diese angenehme Kühlung.

Chloë. Wenn jemand kömmt, wenn jemand uns sieht!

Daphne. Kein Fuſssteig führt hier zum Ufer; ganz umschlieſst uns dichtes Gesträuch; und der Apfelbaum, der vom Ufer über das Wasser hängt, deckt uns mit seinem grünen Gewölbe; in einer grünen Höhle sind wir hier eingeschlossen; jedem Auge verborgen. Sieh, nur hier und da öffnet die Belaubung sich einem kleinen Sonnenstrahl, und schlieſst sich plötzlich wieder.

Chloë. Sey's denn, Daphne! was du wagest, das wag' ich auch.

Izt legten die Mädchen ihr Gewand ans Ufer, und mit sanftem Schauern traten sie in die kalte Fluth; hüpfende Wellen umschlangen ihre runden Kniee, und izt ihre weiſsen Hüften; denn sie setzten auf Steine sich, die unter den Wellen am Ufer lagen.

Daphne. Munter und neu belebt bin ich. Was fangen wir an, wollen wir ein Liedchen singen?

Chloë. Einfältiges Kind! Singen, daſs man uns vom Ufer hört?

Daphne. So wollen wir flüstern. Weiſst du was? Erzähle mir ein Geschichtchen.

Chloë. Ein Geschichtchen?

Daphne. Ja, ein geheimes artiges Geschichtchen; du erzählest mir zuerst, und dann erzähl' ich dir.

Chloë. Ich weiſs wohl eins, artig genug, aber —

Daphne. Verschwiegen bin ich, wie diese Gebüsche.

Chloë. Sey's denn. Jüngst trieb ich meine Heerde den Hügel hinunter in die Trift, deren Ufer das Meer spült. Ein groſser Kirschbaum steht, du weiſst es, mitten auf dem Hügel. Als ich — doch, bin ich nicht närrisch? Mein Geheimstes erzähl' ich dir.

Daphne. Aus dem Geheimsten meines Busens erzähl' ich dir dann wieder.

Chloë. Nun: als ich den Pfad einsam hinunterging, auf einmal hört' ich eine liebliche Stimme, die ein süſses Lied sang. Schüchtern stund ich stille, sah rings um mich her, und niemand, niemand konnt' ich sehn. Ich ging, und immer kam ich der Stimme näher. Ich ging, und izt war sie hinter mir; denn ich war dem Kirschbaum vorbey, in dessen Wipfel die süſse Stimme sang: Aber was sie sang, das darf ich nicht sagen, weiſs ich gleich jede Sylbe noch.

Daphne. Du muſst es mir sagen: Hier in diesem verschwiegenen Schatten haben wir keine Geheimnisse; besonders sind Mädchen im Bade vertraut.

Chloë. Sey's denn! Unverschämt muſs ich mein eigen Lob wiederholen — Doch, junge Hirten schweifen immer in unserm Lob aus — Da ich den Hügel herabging — Ich spüre es, Röthe steigt mir auf die Wangen: Wer ist sie, die in so schlanker Länge den Hügel hereingeht? so hub das Lied an, sagt mir's, ihr sanften Winde, die ihr mit ihren Haaren und mit dem flatternden Gewande spielt. Wer ist sie? Ist's etwa der Huldgöttinnen eine? Ist es, so muſs sie wohl die jüngste und die schönste seyn. Wohlriechender Quendel und die gelben Sträuschen des Schottenklee schmiegen sich unter ihrem sanften Fuſstritte. Wie die Wegwarte und die Feuerblume, und die blauen Glockenblumen am Borde des Weges sich neigen, und ihre kleinen Füſse küssen! Die deine Füſse küſsten, die deine Fersen traten, die will ich sammeln; zween Kränze will ich flechten, den einen für mein Haar, den andern will ich dem Amor weihn. Wie sie mit schwarzen Augen umhersieht! O, sey nicht schüchtern! Ich bin kein Raubvogel, noch einer, der Unglück bedeutet. Aber, o möcht' ich, um mit süſsen Tönen dich zu halten, möcht' ich lieblich singen wie die Grasmücke, oder wie die Nachtigallen in der hellen Frühlingsnacht! denn so entzückt die Nachtigall der Frühling nicht, wie deine Schönheit mich. Eile nicht so schüchtern vorüber! Ihr Dornen, bieget euch rückwärts, verwundet ihre kleinen Füſse nicht! Bey ihrem Gewand möcht' ihr sie wohl halten, daſs das süſse Mädchen ein wenig verzögre. Aber sie eilt; die kleinen Westwinde; für mich gefällig, sie stemmen sich gegen sie, aber ihr Gewand nur flattert rückwärts; dich selbst, schüchternes Mädchen! dich selbst vermögen sie nicht zu halten. Die schönsten Früchte, die dieser Baum mir gibt, die will ich in einem Körbchen beym Mondschein an dein Fenster hängen. Nimmst du sie gütig an, dann bin ich, ach! dann bin ich der Glücklichste der ganzen Trift. Du eilest. Ach! izt werden jene Bäume dich meinem Auge verbergen! Noch seh ich die letzte Falte deines Gewandes, aber izt, ach, izt verschwindet sogar das Ende deines Schattens!

So sang er. Mit niedergeschlagenem Auge ging ich vorüber, doch blickt' ich verstohlen nach des Baumes Wipfel, aber niemand konnt' ich in den dichtbelaubten Aesten sehn. Ob ich schlief, sobald es Nacht war? Das dacht ich doch, nicht so? Genug, ich sah — der Mond leuchtet' ihm — ich sah, ein junger Hirt band ein Körbchen an meinem Gitter fest; der Mond schien hell, und warf seinen Schatten neben mir auf mein Bett hin, daſs ich erröthete, und bald, da er weggeschlichen war — ich muſste doch wissen, ob's blos ein Traum war — ging ich ans Fenster, und band das Körbchen los; voll der schönsten Kirschen war's, süſser, als ich sie jemals aſs; Rosenknospen und Myrten hatt' er drunter gemischet. Aber wer war der Hirt, vorwitziges Mädchen? das sag' ich dir doch izt noch nicht.

Daphne. Verlang' ich's doch nicht von dir zu wissen; geheimniſsreich bist du. Daſs es mein Bruder war, magst du mir ja verschweigen, war doch das Körbchen mein Geschenk, das er ans Gitter hing. Roth, wie die Rosenknospen waren, wirst du von da, wo die Wellen am Busen spielen, bis in die Locken deiner Stirn, und blickest seitwärts ins Wasser. Umarme mich, und sey — sey meinem Bruder gut und mir!

Chloë. Würd' ich mein geheimstes Geschichtchen dir erzählen, liebt' ich dich nicht wie mich?

Daphne. Daſs deine Schwatzhaftigkeit dich nicht unruhig mache, so mach' ich's eben so, und erzähle dir, was tief in meinem Busen liegt. Den letzten Neumond opferte mein Vater dem Pan; zum Fest lud er den Menalkas, seinen Freund, und Daphnis, sein Sohn begleitete ihn. Der blieſs beym Opfer auf zwo Flöten, und keiner, du weiſst es, bläſst sie so gut. Goldhelle Locken flossen auf sein schneeweiſses Gewand, festlich geschmückt war er, schön wie der junge Apoll. Nach geendetem Opfer gingen wir, den Tag mit Freude zu enden — Doch horche — es rauscht im Gesträuch, es rauscht zum Ufer herunter.

Chloë. Horche! immer näher — näher. Ihr Nymphen, schützet uns! Schnell, das Gewand um unsre Schultern, laſs uns fliehn!

Und die schüchternen Mädchen flohen, wie Tauben fliehn, wenn der Geyer aus der Luft sich stürzt. Und doch war's nur ein junges Reh, das durstend an ihr Ufer kam.

Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas, achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen, silbern war sein Haar auf seiner Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fuſstritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt, und so den stillen Schlaf erwartet, so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig, denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer in dem Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet: reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne, und das lassen die Götter nicht ungesegnet. Vor seiner Hütte saſs er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes, oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichten der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten, und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süſsester Zeitvertreib, gaukelten dann um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig seyn, und nachgebend, und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier, und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischet' er immer süſstreffenden Unterricht. Er selbst macht ihnen ihr Spielgeräthe, immer kamen sie gelaufen: Mach uns dies und mach uns das! und wenn's fertig war, küſsten sie ihn, und hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrt' er sie die Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blieſs ihnen vor, wie man den Schafen und den Ziegen zur Weide und von der Weide bläſst. Er lehrte sie viele Lieder, die kleinen muſsten sie singen, die gröſseren sie mit der Flöte begleiten. Oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichten, dann saſsen sie aufmerksam an der Erde oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saſs er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis sein Enkel stund allein bey ihm. Ein schöner Jüngling, izt hatt' er dreyzehn Frühlinge gesehn, der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldnen Locken wallete sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, andern Gutes zu thun, und dem, der in der Noth ist, beyzustehen, und daſs kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat. »Die schön aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsern Busen vor Vergnügen; aber süſser, mein Sohn, süſser ist jene Freude noch.« Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter; mit Entzücken sah es der Greis! Du weinest, mein Sohn! so sagt' er, und sah mit freundlichem Blick ihm ins Gesicht, aber gewiſs nicht meine Reden allein können dieſs, in deinem Busen muſs etwas seyn, das ihnen diese Stärke gibt.

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. Ach! sagt' er, ich fühl' es, ich fühl' es ganz: Nichts ist süſser, als andern Gutes thun.

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände, und sprach: Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ich's, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte.

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts: Sind, so sprach er, deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu giessen?

Ich sehe, mein Sohn, sagte Menalkas, ich sehe, daſs du mir was verhehlest, zum erstenmale vielleicht, das deinen Busen schwellt und schon auf deiner Zunge sitzt.

Alexis weinte, und sprach: O so will ich dir alles erzählen, was ich sonst in dem innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns, drum wollt' ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mir's so sanft empfinden läſst, daſs Gutesthun die süſseste Freud' unsers Lebens ist. Eins unsrer Schafe hatte sich verirrt, ich sucht' es in dem Gebirge, und ich hörte im Gebirg' eine Stimme, die jammerte: da schlich ich mich hin, und ein Mann stund da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter, und legte sie auf den dürren Boden hin. Weiter, so sprach er, vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein ganzer Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen, und kein Baum, und keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daſs sie mich erquicke. Ach Götter! um mich her seh' ich nur Wildniſs, keinen Fuſssteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter können meine schwankenden Kniee nicht. Doch, ihr Götter! ich murre nicht, denn immer habt ihr geholfen! So sagt' er, und kraftlos legt' er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehn, lieſs ich da, so schnell ich konnte, zu unsrer Hütte, raſſte einen Korb voll gedörrter und friſcher Früchte zuſammen, nahm meine gröſseste Flasche voll Milch, und, so schnell ich konnte, lief ich ins Gebirge zurück, und ſand den Mann noch, den iſt ein ſanfter Schlaf erquickte. Leise, leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn und die Flasche voll Milch; und still schlich ich in's Gebüsche zurück. Aber bald, da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin, und sprach: Wie süſs ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ich's versuchen, dich weiter zu schleppen, hast du doch so sanft mir zum Pfühle gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daſs ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte ſinde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt. Izt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben, da erblickt' er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. Götter! was seh' ich? so rief er. Ach! mir Hungrigen träumet von Speise; und wenn ich erwache, ist's nichts mehr. Doch nein, Götter! ich wache, ich wache. Izt langt' er nach den Früchten. Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? Das erste aus dieser Flasche gieſse ich dir aus, und diese beyden, die grösesten dieser Früchte, weih' ich dir. Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt! So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoſs er da sein Mahl. Erquickt stund er wieder auf, und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. Oder, so sagt' er, haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen hergeführt, o warum soll ich ihn nicht sehn, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daſs ich dir danke, daſs ich dich segne? Segnet ihn ihr Götter! Segnet den Redlichen, die Seinen; segnet, o segnet alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm' ich mit; mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen. Jzt ging er: O, ich weinte vor Freude! Aber ich lief durchs Gebüsch den Weg ihm vor, und setzte mich an einen Bord hin, wo er vorbey muſste; er kam, er grüſste mich, und sprach: Höre, mein Sohn! sage, hast du niemand in diesem Gebüsche gesehn, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte? — Nein, niemand hab' ich in diesem Gebüsche gesehn, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte. Aber sage mir, so fragt' ich, wie kommst du in diese Wildniſs? Uebel hast du gewiſs dich verirret; denn hier führt keine Straſse. Uebel, so erwiedert er, übel hab' ich mich verirret, mein Sohn: und hätte nicht eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger und vor Durst im Gebirge gestorben. — So laſs mich nun den Weg dir weisen; gib deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter. Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir, und so führt' ich ihn auf die Straſse. Und sieh, das ist es nun, was izt noch mich vor Freude weinen läſst. Gering und mühelos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn's mir zu Sinne kömmt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muſs der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!

Und der Greis umarmte den schönen Knaben, voll der süſsesten Freude. O, so sprach er, froh und ruhig geh ich ins Grab, laſs ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück.

Der Sturm.

Auf dem Vorgebirge, an dessen Seite der schilfreiche Tifernus ins Meer flieſst, ſaſsen Lacon und Battus, die Hirten der Rinder. Ein schwarzes Gewitter stieg fernher auf; ängstliche Stille war in den Wipfeln der Bäume, und die Seevögel und die Schwalben schwirrten in banger Unruhe hin und her. Schon hatten sie die Heerden vom Gebirge nach ihrer Wohnung geschickt, sie aber blieben auf dem Gebirge zurück, die fürchterliche Ankunft des Gewitters, und den Sturm auf dem Meere zu sehn. Fürchterlich ist diese Stille, so sagte Lacon: Sieh, die untergehende Sonne verbirgt sich in jene Wolken, die Gebirgen gleich am Saume des Meeres aufsteigen.

Battus. Schwarz liegt das unabsehbare Meer vor uns. Noch ruhig — aber eine bange Stille, die bald mit fürchterlichem Tumulte wechseln wird. Ein dumpfes Geräusche tönt fernher, wie das Geheul der Angst und eines allgemeinen plötzlichen Unglücks etwa von Ferne gehört wird.

Lacon. Sieh! langsam steigen die Gebirge der Wolken; immer schwarzer, immer fürchterlicher heben sie ihre Schultern hinter dem Meer hinauf.

Battus. Immer fürchterlicher wird das dumpfe Geräusche; Nacht liegt auf dem Meere, schon hat sie die Diomedischen Inseln verschlungen, du siehst sie nicht mehr. Nur flimmert noch die Flamme des Leuchtethurms von jenem Vorgebirge in der schauervollen Dunkelheit. Aber izt, izt fängt das Geheul der Winde an; sieh! sie zerreiſsen die Wolken — treiben sie wüthend empor; sie toben auf dem Meere, es schäumt —

Lacon. Fürchterlich kommt der Sturm daher. Doch gern will ich ihn wüthen sehn; mit Angst gemischte Wollust schwellt ganz meinen Busen. Wenn du willst, so bleiben wir: bald sind wir das Gebirge herunter in unsrer wohlverwahrten Hütte.

Battus. Gut, ich bleibe mit dir. Schon ist das Gewitter da, schon toben die Wellen an unserm Ufer, und die Winde heulen durch die gebogenen Wipfel.

Lacon. Ha! sieh, wie die Wellen toben, ihren Schaum in die Wolken emporspritzen, fürchterlich wie Felsengebirge sich heben, und fürchterlich in den Abgrund sich stürzen! Die Blitze flammen an ihren Rücken, und erleuchten die schreckenvolle Scene.

Battus. Götter! sieh, ein Schiff; wie ein Vogel auf einem Vorgebirge sitzt, sitzt es auf jener Welle. Ha! sie stürzt. Wo ist's nun, wo sind die Elenden? Begraben, im Abgrund.

Lacon. Trüg' ich mich nicht, so steigt's dort auf dem Rücken jener Welle wieder empor. Götter, rettet, o rettet sie! Sieh, sieh! die nächste Welle stürzt mit ihrer ganzen Last auf sie her. O was suchtet ihr, daſs ihr so, euer väterliches Ufer verlassend, auf ungeheuern Meeren schwebt? Hatte euer Geburtsland nicht Nahrung genug, euern Hunger zu sättigen? Reichthum suchtet ihr, und findet einen jammervollen Tod.

Battus. Am väterlichen Ufer werden eure Väter und eure Weiber und eure Kinder vergebens weinen; vergebens für eure Rückkunft in den Tempeln Gelübde thun. Leer wird euer Grabmahl seyn: denn euch werden Raubvögel am Ufer fressen, verschlingen die Ungeheuer des Meers euch nicht. O Götter, laſst immer mich ruhig in armer Hütte wohnen! Zufrieden mit wenigem, nähre mein Anger mich, und mein kleines Feld und meine Heerde.

Lacon. Strafet mich, Götter! wie diese, wenn je Unzufriedenheit in meinem Busen seufzt! wenn ich jemals mehr wünsche, als was ich habe: Ruhe und mäſsige Nahrung!

Battus. Laſs uns hinuntergehn! vielleicht daſs die Wellen von diesen Elenden ans Ufer werfen. Leben sie noch, so haben wir den Trost, sie zu retten, sind sie todt, so beruhigen wir doch ihren Geist, und geben ihnen ein ruhiges Grab.

Sie gingen hinunter ans Ufer, und fanden im Sand ausgestreckt einen schönen Jüngling todt. Mit Thränen begruben sie ihn am Ufer. Trümmer des Schiffes lagen im Sande verstreut; und sie fanden unter den Trümmern eine Kiste, öffneten sie, und schwere Reichthümer von Gold waren drinnen. Was soll uns das? sagte Battus.

Lacon. Behalten wollen wir's, nicht um reich zu seyn, davor bewahren mich die Götter! um's zurückzugeben, wenn's ein Eigenthümer sucht, oder einem, der's mehr nöthig hat als wir.

Ungenutzt und ungesucht lag der Schatz lange bey den Beyden; da lieſsen sie draus am Ufer einen kleinen Tempel bauen. Sechs Säulen von weiſsem Marmor hielten den schattigen Vordergiebel empor, und in der Vertiefung stund die Bildsäule des Pans. Der Zufriedenheit war dieser Tempel geweiht, und dir, gütiger Pan!

Daphnis. Chloë.

Früh am Morgen trat Daphnis aus der Hütte, und ſand Chloën, seine kleinere Schwester, beſchäftigt aus Blumen Kränze zu winden. Thau glänzte auf allen, und zu dem Thau fielen ihre Thränen.

Daphnis. Liebe Chloë! was sollen diese Kränze? Du weinest, ach!

Chloë. Weinst du doch selbst, mein Lieber! Aber ach! sollten wir nicht weinen? Sah'st du es, wie traurig unsere Mutter bey uns vorüberging, wie sie uns die Hände drückte und schluchzte, und ihr thränenvolles Aug' verbarg?

Daphnis. Ich sah es. Ach, unser Vater! er muſs wohl mehr krank seyn, als er gestern war.

Chloë. Ach, mein Bruder, mein Bruder! wenn er stirbt! — Ach, wie er uns lieb hat, wie er uns küſst, wie er uns herzt, wenn wir thun, was er gerne hat, und was den Göttern gefällt!

Daphnis Ach liebe, liebe Schwester! Wie traurig alles ist! Umsonst liebkoset mich mein kleines Schaf; ſast, ach ſast vergeſs ich's, ihm seine Speise zu geben. Umsonst flattert meine Taube auf meine Schulter, und schnäbelt mich um meine Lippen und um mein Kinn; nichts, nichts macht mir Freude. Ach, unser Vater! sollt' er sterben, ich stürbe auch.

Chloë. Ach, unser Vater! Weißt du noch? Fünf Tage sind's nun, seit er uns beyde auf seinem Schooſse hielt und weinte —

Daphnis. Ach Chloë! Wie er uns auf die Erde stellte, wie er erblassete! Ich kann euch nicht mehr halten, geliebte Kinder. Mir ist übel, sehr übel, und da wankt er zu seinem Bette; seitdem ist er krank.

Chloë. Ach! immer kränker. Sieh, was ich vorhabe, Bruder! Frühe ging ich aus der Hütte, um frische Blumen zu brechen, und diese Kränze zu machen; dann gehe ich zu der Bildsäule des Pan's; denn immer sagen unser Vater und unsre Mutter: die Götter sind gütig, und hören gerne fromme Gebete. Ich will gehn, und diese Kränze ihm opfern, und, sieh du es hier im Käfich, das liebste, was ich habe, mein Vögelchen, will ich ihm auch opfern.

Daphnis. Ach, meine liebe Schwester! Ich will mitgehen, warte nur zwey Augenblicke, warte, ich will mein Körbchen voll der schönsten Früchte holen, und meine Taube, die will ich auch zum Opfer bringen.

Er lief und kam bald zurück, und sie gingen zu der Säule des Pans, die nicht weit unter Fichten auf einem Hügel stand. Izt knieten sie vor ihm hin, und so flehten sie zu dem Gotte:

Daphnis. Pan, du gütiger Schützer unsrer Triften, höre, höre unser Flehn! Wir sind die Kinder des kranken Menalkas; höre, o höre unser Flehn!

Chloë. Höre, o höre unser Flehn, guter Pan! Nimm an unser kleines Opfer, wie Kinder es geben können! Diese Kränze leg' ich vor dir hin; könnt' ich's erreichen, um deine Schläfe und deine Schultern würd' ich sie winden. Rette, o rette gütiger Pan! unsern Vater, und schenke ihn uns armen Kindern wieder!

Daphnis. Diese Früchte bring' ich dir, die süſsesten, die ich habe: nimm, ach! nimm sie gütig an! Die beste Ziege würd' ich dir geopfert haben, wäre sie nicht stärker, als ich Kind bin. Aber bin ich gröſser, dann opf're ich dir alle Jahre zwei, daſs du unsern Vater uns schenktest. Laſs unsern besten Vater gesund werden!

Chloë. Dieses Vögelchen will ich dir opfern, gütiger Pan! es ist unter allem, was ich habe, das liebste. Sieh, es fliegt auf meine Hand, um Speise zu haben; aber opfern will ich's dir, guter Pan!

Daphnis. Und diese Taube würg' ich dir, Sieh! sie will spielen und freundlich thun: aber opfern will ich sie, guter Pan, daſs du den Vater uns schenkest. Höre, o höre unser Flehn!

Die Kinder wollten jetzt würgen mit kleinen zitternden Händen, aber eine freundliche Stimme rief: Gerne hören die Götter die Gebete der Unschuld; würget eure Freude nicht, Kinderchen, euer Vater ist gesund!

Und er war gesund. Entzückt über die Frömmigkeit der Kinder, gingen sie selbigen Tages noch alle, dem Pan zu opfern, und Menalkas erlebte in vollem Segen seine Enkel.

Die Eifersucht.

Die wüthendste der Leidenschaften ist Eifersucht, die giftigste der Schlangen, die Furien in unsern Busen werfen. Das hat Alexis empfunden. Er liebte Daphnen, und Daphne liebte ihn. Beyde waren schön; er männlich braun, sie weiſs und unschuldig, wie die Lilie, wenn sie am Morgenroth sich öffnet. Sie hatten sich ewige Liebe geschworen. Venus und die Liebesgötter schienen jede Gutthat über die auszugieſsen. Der Vater des Alexis hatte von einer schweren Krankheit sich erholt. Sohn! so sprach er: ich hab' ein Gelübde gethan, dem Gotte der Gesundheit sechs Schafe zu opfern; geh hin, und führe die Schafe zu seinem Tempel! Zwey lange Tagreisen weit wars zum Tempel des Gottes. Mit Thränen nahm er Abschied vom Mädchen, als hätt' er ein weites Meer zu befahren, und traurig trieb er die Schafe vor sich her. Sich so entfernend seufzt' er, wie die Turteltaube seufzt, den langen Weg hin, ging durch die schönsten Fluren, und sah sie nicht; die schönsten Aussichten verbreiteten sich, und er fühlte ihre Schönheit nicht; er fühlte nur seine Liebe, er sah nur sein Mädchen, sah sie in ihrer Hütte, sah sie bey den Quellen im Schatten, hörte seinen Namen sie nennen, und seufzte. So ging er hinter seinen Schafen her, verdrüſslich, daſs sie nicht schnell sind wie Rehe, und kam zum Tempel. Das Opfer ward gebracht, geschlachtet, und er eilt, von Liebe beflügelt, nach seiner Heimath zurück. In einem Gebüsche drang ein Dorn tief in seinen Fuſs, und der Schmerz erlaubte ihm kaum zu einer nahen Hütte zu schleichen. Ein gutthätiges Paar nahm ihn auf, und belegte mit heilenden Kräutern seine Wunde. Götter, wie bin ich unglücklich, so seufzt' er immer, und staunt und zählt jede Minute; jede Stunde scheint ihm eine traurige Winternacht; und endlich goſs ihm eine ungünstige Gottheit das Gift der Eifersucht in sein Herz. Götter! welch ein Gedanke! So murmelt er, und sah wüthend umher: Daphne könnte mir ungetreu seyn! Häſslicher Gedanke! Aber Mädchen sind Mädchen und Daphne ist schön; wer sieht sie ohne zu schmachten? Und schmachtet nicht Daphnis schon lange? Schön ist er: wen rührt nicht sein Gesang, wer bläst die Flöte wie Er? Seine Hütte steht bey Daphnens Hütte, nur ein reizender Schatten steht zwischen beyden. O flieh mich, flieh mich, häſslicher Gedanke! Immer gräbst du dich tiefer in meinen Busen und peinigt mich Tag und Nacht. Oft zeigt ihm die kranke Einbildung sein Mädchen, wie sie schüchtern im Schatten schleicht, wo Daphnis an der Quelle ihr und dem Wiederhall die Schmerzen seiner Liebe singt, er sieht ihr schmachtendes Auge, er sieht's, wie Seuſzer ihren Busen schwellen. Oder er sieht sein Mädchen in gewölbten Schatten, sieht sie, schleicht näher, ungestört heftet sein trunkener Blick sich auf jede Schönheit. Er bückt sich, küſst ihre Hand, und sie erwachet nicht, er küſst ihre Wangen, er küſst ihre Lippen — Und sie erwachet nicht! ruft er wüthend. O ich Elender! Aber, was für häſsliche Bilder schaff' ich mir selber! warum bin ich so erfindsam, mich mit der grausamsten Marter zu quälen, warum denk' ich nur, ich Undankbarer, was ihre Unschuld beleidigt?

Der sechste qualvolle Tag war schon, und seine Wunde noch nicht ganz geheilt. Er umarmte seine Wohlthäter. Was fromme Wohlthätigkeit sagen kann, das sagten sie, ihn zurückzuhalten. Umsonst, von Furien verfolgt, eilt er, so schnell er kann. Abend war's, und der volle Mond schien, da er von Ferne Daphnens Hütte sah. Izt, izt flieht mich, häſsliche, martervolle Gedanken! Dort wohnt sie, die mich liebt: und heute noch, heute noch wein' ich vor Freude in Ihren Armen. Er sprach es, und eilte. Aber unter der Weinlaube hervor, die zu der Hütte führte, sah er sein Mädchen dahergehen. Sie ist's! Ha Daphne! du bist's; deine schlanke Länge, dein sanfter Gang, dein schneeweiſses Gewand! Sie ist's, Götter! Aber wohin geht sie nächtlicher Weile? Gefährlich ist es schwachen Mädchen, in der Nacht auſs freye Feld sich zu wagen. Vielleicht will sie voll Sehnsucht auf meinen Weg mir entgegen. Er sprachs. Aber ein Jüngling kömmt ihr aus der Laube nach; schleicht sich an ihre Seite, und freundlich drückt sie ihre Hand in die seine. Ein Blumenkörbchen gab er ihr; mit süſser Gebehrde nahm sie's an ihren Arm. So gingen sie von der Hütte weg im Mondschein daher. Voll Entsetzen stund Alexis in der Ferne, und bebt von der Sohle bis zum Haupt. Götter! Ha! was seh' ich! Zu wahr, ach zu wahr ist's, was mich quälte! Eine mitleidige Gottheit hat's vorhergesagt. Ach ich Elender! O wer bist du, Gott oder Göttin, die mein Unglück mich vorher empfinden lieſs? Räche, o räche mich; strafe vor meinen Augen, strafe diese Treulosigkeit, und dann laſs mich Elenden sterben!

Mit in einander geschlungenen Armen gingen das Mädchen und der Jüngling; mit huldreichen Gebehrden gingen sie im Mondschein, dem Myrtenwäldchen zu, das den Tempel der Venus umkränzt.

In die Schatten dieser Myrten gehen sie. So sagte wüthend Alexis: in diese Schatten, wo sie oft mir die treueste Liebe schwur! Izt sind sie im Wäldchen. Götter! Jch sehe sie nicht mehr; verborgen im dichtesten Gesträuche, da werden sie in den Schatten sich setzen. Doch nein, ich sehe sie wieder; im Mondschein glänzt ihr weiſses Gewand, durch die Ranken und die schwarzen Stämme. Sie stehn still; hier ist ein schöner offener Platz und weiches Gras. Treulose! Hier setzet euch hin, hier dem hellen Mond gegenüber, und schwört euch bey seinem Schimmer eure lasterhafte Liebe zu. Möchten die Furien euch verjagen! Aber nein, horcht! die Nachtigallen singen ihre zärtlichsten Lieder, die Turteltauben seufzen um sie her. Doch nein! auch hier bleiben sie nicht; sie gehn zum Tempel der Göttin. Ha! ich will näher, ich will sie sehn, ich will sie behorchen.

Er schlich in den Myrtenhain. Immer gingen sie dem Tempel näher, der auf weissen Marmorsäulen im Mondschein in die nächtliche Luft emporglänzte. Wie? Sie wagen's, die Stufen des Tempels zu betreten? Sollte die Göttin der Liebe die schwärzeste Untreue schützen? So sagt' er, und sah das Mädchen die Stufen des Tempels hinaufgehen; das Blumenkörbchen am Arm, ging sie unter die umzirkelnden Säulen, und der Jüngling blieb an einer derselben stehn. Im Schatten des Haines trat Alexis näher. Schauernd und voll Verzweiflung schlich er in den Schatten, den eine der Säulen warf, schmiegte sich an die Säule hin, und sah Daphne zum Bilde der Venus gehn; wie milchweiſsem Marmor stund sie im Mondschein, als schmiegte sie mit dem Anstand einer Göttin vor den erstaunten Blicken anbetender Sterblicher sich rückwärts, und blickte huldreich zu den Opfernden von ihrem Fuſsgestell nieder. Daphne sank vor der Göttin auf's Knie, legte die Blumenkränze vor sich hin, und mit wehmüthiger Gebehrde und schluchzend flehte sie so: Höre, o höre, süſse Göttin, du Schützerin treuer Liebe, höre mein Flehn; nimm gütig an die Kränze, die ich zum Opfer dir bringe! Abendthau und meine Thränen glänzen drauf. Ach! schon ist's der sechtse Tag, seit Alexis mich verlieſs. O milde, gute Göttin, laſs ihn gesund in meine Arme zurückkommen! Schüzze, o schütze ihn auf seinem Wege, und führ' ihn, so gesund und so voll Liebe, wie er mich verlieſs, in meine schmachtenden Arme zurück!

Alexis hört's, sieht gegen sich über den Jüngling stehn, dem izt der helle Mond ins Gesicht schien. Es war Daphnens Bruder; denn furchtsam wollte sie nicht nächtlicher Weile allein zum Tempel gehn.

Alexis trat hinter der Säule hervor. Daphne von dem frohesten Entzücken überrascht, er voll Freude und voll Scham, sanken beyde mit umschlungenen Armen vor der Göttin hin.

Erythia.

Myrson.

Hier laſs uns im Bache gehn, das Wasser kühlt unsre Füſse; über uns wölben sich Weiden und schlanke Eschen mit Schatten!

Lycas. Sey's denn! bey dieser schwülen Hitze sucht jeder schmachtend die Kühlung.

Myrson. Laſs uns gehen bis dahin, wo der Bach herunter sich stürzt! Lieblich ist's dort und kühl, als schwämmst du beym Mondschein im Wasser.

Lycas. Horche, schon hör' ich des fallenden Wassers Geräusche. Es ist, als sucht' jedes Geschöpf in diesen Schatten seine Freude. Welch Gesumse, welch Schwirren, welch Zwitschern, welch frohes buntes Gewimmel flattert da im Schatten! Diese kleine Wasserstelze, will sie den Weg uns weisen? Sieh, wie sie vor uns her so munter von Stein zu Stein hüpft! Ha! Sieh da, wie ein heller Sonnenstrahl in diesen hohlen Weidenstamm fallt, mit Winden und Epheu behangen! Sieh doch, ein junges Böckchen schläft drinnen;

wie schlau hat sich das die angenehme Ruhstatt gewählt!

Myrson. Du siehst alles; nur nicht, daſs wir da sind, wo wir seyn sollen.

Lycas. Ha, ja! Pan! Ihr Götter! Welch angenehmer Ort ist das!

Myrson. Wie ein silberner Teppich, den ein sanfter Wind bewegt, deckt der stürzende Bach die hinter ihm sich wölbende Höhle; ein Kranz von Gesträuchen umfaſst ihn. Komm, laſs uns hinter den Wasserfall in die Höhle gehn!

Lycas. Ha! mir schauerts von angenehmer Kühlung. Wie der Bach vor uns niederplätschert! Jeder fallende Tropfen flimmert am Sonnenstrahl wie Feuer.

Myrson. Laſs hier auf die höhern mit Moos bedeckten Steine uns setzen; unsre Füſse ruhen unbenetzt auf denen, die in dem Wasser liegen, indeſs daſs der Wasserfall uns in die Höhle verschlieſst.

Lycas. So einen anmuthsvollen Ort hab' ich noch nie gesehn.

Myrson. Ja anmuthsvoll ist er, auch ist er dem Pan heilig. Am Mittag fliehn ihn die Hirten: man sagt, daſs er dann oft da ruhet. Auch wird von der Quelle eine Geschichte gesungen; verlangst du das, so will ich sie singen.

Lycas. Hier sitzen wir bequem; auf diesem Polster von Moos lehn' ich mich an die Felsenwand hin, und höre mit Entzücken deinen Gesang.

Schön, du Tochter des Eridanus! schöner als alle von Dianens Gefolge, warst du, Erythia! War gleich ihre Schönheit noch im Aufblühn, halb Kind noch, war sie schon von schlanker Gröſse; kindische Unschuld lächelte noch im schönsten Gesichte, und Schüchternheit im glänzend blauen Auge; ihr junger Busen, nur sanft gewölbt, versprach erst noch den vollern Wuchs. Bey der Sonnenhitze hatte mit ihren Gespielen sie auf den Gebirgen die Rehe verfolgt; und müde und von Durst schmachtend lief sie zu einer Quelle. Sie kühlte die Hand, und wusch ihr schönes Gesicht! dann schöpfte sie einen kühlen Trunk, und schlürft' ihn mit kleinen Lippen. So beschäftigt, über den Bach gebückt, dachte sie an keine Gefahr! aber Pan hatte aus nahen

Gesträuchen sie betrachtet, und Liebe flammte schnell in seinem Busen auf. Ihr unbemerkt schlich er herbey, bis das Geräusche des nahesten Grases an ihrem Rücken ihn verrieth. Erschrocken sprang sie auf, entwischte seinen nervigten vor Verlangen zitternden Armen! schon fühlte seine Wärme sie an ihren Hüften! ein Rosenblatt hätt' ausgefüllt, was zwischen ihr und seiner Hand noch war. Schnell sprang sie über den Bach, leicht war sie wie ein Reh, und Schrecken machte sie schneller; so lief sie; er lief ihr nach; so lief sie über die Trift hin, wie ein schneller Wind über des Grases Spitzen streift. Aber plötzlich stand sie vor Entsetzen still. Am äuſsersten Rand eines Felsen stand sie, bebte zurück, und sah erblassend in's tiefe Thal. Dann rief sie mit ängstlichem Geschrey: O Diana! Schützerin der Keuschheit, o rette, rette mich, daſs kein unkeuscher Arm meine Hüften umschlinge! Rette, o rette, Diana, Schützerin der Keuschheit! Aber der Gott war an ihrer Ferse schon — schon fühlt sie seinen Athem — und izt seinen umschlingenden Arm. Doch, die der Liebe ungewogene Göttin hört' ihr angstvolles Flehn. Wasser trieft von seinen umschlingenden Armen, und der an sie gedrückten Brust herunter; sie zerschmilzt in seiner Umarmung zur Quelle — schmilzt, wie Frühlingsschnee an einem braunen Felsen — schmilzt, trieft von seinen Armen — rieselt sein Knie herunter — rieselt durch's Gras — stürzt von der Felsenwand, und rieselt schon unten im Thal. Und so entstand Erythia, die reine Quelle.

Das hölzerne Bein.

(Eine Schweitzer-Idylle.)

Auf dem Gebirge, wo der Rautibach in's Thal rauschet, weidete ein junger Hirt seine Ziegen. Seine Querpfeife rief den siebenfachen Wiederhall aus den Felsklüften; und tönte munter durchs Thal hin. Da sah er einen Mann von der Seite des Gebirges heraufkommen, alt und von silbergrauem Haar, und der Mann, langsam an seinem Stabe gehend, denn eines seiner Beine war von Holz, trat zu ihm, und setzte sich an seiner Seite auf ein Felsenstück. Der junge Hirte sah ihn erstaunt an, und blickt' auf sein hingestrecktes hölzernes Bein. Kind, sagte der Alte mit Lachen, gewiſs du denkst, mit so einem Beine blieb ich wohl unten im Thal? Diese Reise aus dem Thal mach' ich alle Jahre einmal. Dieses Bein, so wie du es da siehst, ist mir ehrenhafter, als manchem seine zwey guten; das sollst du wissen. Ehrenhaft, mein Vater, mag es wohl seyn, erwiederte der Hirte; doch ich wette, die andern sind bequemer. Aber müde muſst du doch seyn. Willst du, so geb' ich dir einen frischen Trunk aus jener Quelle, die dort am Felsen rieselt.

Der Alte. Du bist ein guter Knabe! ein Trunk frisches Wasser wird mich erquicken. Gehst du, und holst ihn, so erzähl' ich dir dann die Geschichte von meinem hölzernen Beine. Der junge Hirt lief, und schnell bracht' er einen frischen Trunk aus der Quelle zurück.

Der Greis hatte sich erquickt. Daſs mancher eurer Väter, so sprach er, voll Narben und zerstümmelt ist, das sollt' ihr Gott und ihnen danken, ihr Jungen. Muthlos würdet ihr den Kopf hängen, statt izt an der Sonne froh zu seyn, und mit muntern Liedern den Wiederhall zu rufen. Munterkeit und Freude tönt izt durch's Thal, und frohe Lieder hört man von einem Berge zum andern. Freyheit, Freyheit beglückt das ganze Land. Was wir sehen, Berg und Thal, gehören uns; freudig bauen wir unser Eigenthum, und was wir sammeln, das sammeln wir mit Jauchzen für uns.

Der junge Hirte. Der ist nicht werth ein freyer Mann zu seyn, der je vergessen kann, daſs unsre Väter es erfochten.

Der Alte. Und der's nicht eben so thun würde, mein Sohn! Seit jenem blutigen Tag ging ich alle Jahr' einmal auf diese Höhe aus dem Thal herauf! aber ich spür' es, dieſs wird wohl das letztemal seyn. Von hier seh ich die ganze Ordnung der Schlacht, die wir für unsere Freyheit gewannen. *) Sieh, hier an der Seite hervor kam die Schlachtordnung der Feinde; viele tausend Spieſse blitzten daher, und wohl zweyhundert Ritter in prächtiger Rüstung; Federbüsche schwankten auf ihren Helmen, und unter ihren Pferden zitterte das Land. Schon einmal war unser kleiner Haufe zertrennt: nur wenige Hunderte waren wir. Wehklagen war weit umher, und der Rauch des brennenden Näfels erfüllte das Thal und schlich fürchterlich an den Gebirgen hin. Aber am Fuſs des Berges stund izt unser Hauptmann; dort stund er, wo die beyden Weiſstannen auf dem Felsen stehn! nur wenige stunden bey ihm. Mir ist's, ich seh' ihn noch muthvoll dastehn, wie er die zerstreuten Haufen zusammenruft; wie er das Panner hoch in die Luft schwingt, daſs es rauscht wie ein Sturmwind vor einem Gewitter. Von allen Seiten her liefen die Zerstreuten zu. Siehst du vom Felsen herunter, jene Quellen? Steine, Felsen und umgestürzte Bäume mögen sich ihnen entgegensetzen; sieh, sie dringen durch, sie stürzen sich weiter, und sammeln sich dort im Teiche. So war's, so eilten die Zerstreuten herbey, und schlugen durch die Feinde sich durch; stunden um den Held her und schwuren: Wir kleiner Haufen, steht Gott uns bey, wollen siegen oder doch sterben! In gedrängter Schlachtordnung stürmte der Feind auf uns ein. Eilfmal schon hatten wir ihn angegriffen, und zogen dann wieder an den uns schützenden Berg zurück. Ein enge geschlossener Haufe, stunden wir wieder da, undurchdringlich wie der hinter uns stehende Fels. Aber izt, izt fielen wir, durch dreyſsig Tapfere von Schwytz verstärkt, in die Feinde, wie ein Bergfall oder ein geborstener Fels hoch hinunter in einen Wald sich wälzt, und vor sich her die Bäume zersplittert. Die Feinde vor und um uns her, Ritter und Fuſsknechte, in fürchterliche Unordnung gemengt, stürzten einander selbst, indem sie unsrer Wuth wichen. So wütheten wir unter den Feinden, und drangen über Todte und Zerstümmelte vorwärts, um weiter zu tödten. Ich auch: aber im Gewühl stürzt' ein feindlicher

---

*) Die Schlacht bey Näfels, im Canton Glarus, im Jahr 1388.

Reuter mich zu Boden, und sein Pferd zertrat das eine meiner Beine. Einer, der neben mir focht, sah rückwärts, rafft' auf seine Schulter mich, und lief mit mir aus der Schlacht. Ein frommer Ordensmann betete nicht weit auf einem Felsen um unsern Sieg: Pflege diesen, Vater! er hat gefochten wie ein Mann. Er sprachs, und lief in die Schlacht zurück. Sie wurd' gewonnen, Kinder, sie wurd' gewonnen! Mancher der Unsern lag da, über einem Haufen Feinde ausgestreckt, sagte man nachher, wie ein müder Schnitter auf der Garbe ruht, die er selbst geschnitten hat. Ich wurde gepflegt, ich wurde geheilt: Aber meinen Retter kannt' ich nicht; nie hab' ich's ihm danken können, daſs ich lebe. Ich hab' ihn umsonst gesucht: umsonst Gelübde, umsonst Wallfahrten gethan, daſs irgend ein Heiliger oder ein Engel mir's offenbare. Ach! umsonst. Ich soll ihm in diesem Leben nicht danken.

Der junge Hirte hatte mit Thränen im Aug' ihm zugehört, und sprach: Vater, du kannst's in diesem Leben ihm nicht mehr danken! Erstaunt rief der Alte: Wie, was sagst du, weiſst du denn, wer er war?

Der junge Hirt. Mich müſste alles trügen, oder es war mein Vater selbst. Oft hat er mir die Geschichte der Schlacht erzählt, und dann gesagt: Lebt wohl der Mann noch; welcher so tapfer an meiner Seite ſocht, den ich aus dem Schlachtfelde trug?

Der Alte. O Gott, und ihr Heiligen! der Redliche sollte dein Vater seyn?

Der junge Hirt. Eine Narbe hatt' er hier (er wieſs auf die linke Wange); der Splitter eines Spieſses hatt' ihn verwundet, vielleicht eh' er aus der Schlacht dich trug.

Der Alte. Seine Wange blutete, da er mich trug. O mein Kind, mein Sohn!

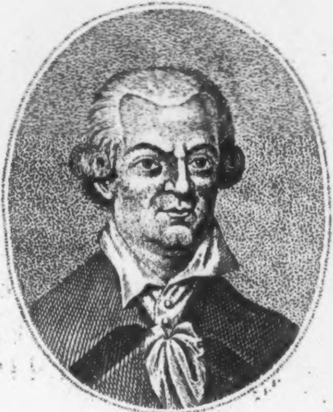
Der junge Hirt. Vor zwey Jahren starb er; und izt' hüt' ich; denn er war arm, um schlechten Lohn hier diese Ziegen.

Der Alte umarmt' ihn. O Gott sey's gedankt, so kann ich seine Wohlthat in dir ihm wieder vergelten! Komm, Sohn, komm in meine Wohnung; ein andrer kann diese Ziegen hüten. Und sie gingen hinunter in's Thal, nach seiner Wohnung. Reich war der Greis an Feld und an Heerden, und eine einzige schöne Tochter war seine Erbin. Kind, so sprach er, der mein Leben gerettet, war der Vater dieses Knaben. Könntest du ihm gut seyn, ich gäb' ihm dich zum Weibe. Schön und munter war der Knabe; gelbe Locken kräusten sich um sein schönes Gesicht, und feuervolle, doch bescheidne Augen blinkten draus hervor. Aus jungfräulicher Zucht bedachte sie drey Tage sich; der dritte war ihr schon zu lange. Sie gab dem Jüngling ihre Hand, und der Alte weinte mit ihm Freudenthränen, und sprach: Seyd mir gesegnet, izt, izt bin ich der glücklichste Mann!

Volksmährchen

von

Johann Carl August Musäus.



I. C. MUSÆUS.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Drey und vierzigstes Bändchen.
Musäus beste Volksmärchen.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Biographischer Abriss.

Johann Carl August Musäus wurde zu Jena, wo sein Vater damals Landrichter war, im J. 1735 geboren. Der offene muntere Knabe erwarb bald die Zuneigung seines Vetters, des nachherigen General-Superintendenten Weissenborn zu Eisenach, welcher ihn vom 9ten Jahre an zu sich nahm, und erst im 19ten Jahre wieder von sich lieſs. Er genoſs in dem Hause dieses Mannes eine recht gute Erziehung. Viertehalb Jahre studierte dann der Jüngling zu Jena Theologie, wurde darauf Magister, kehrte nun zu seinem als Amtmann nach Eisenach versetzten Vater zurück, lebte hier einige Zeit als Kandidat des Predigtamts, und predigte nicht ohne Beyfall. Er sollte Pfarrer auf einem benachbarten Dorfe werden, die Bauern protestirten aber dagegen, weil sie ihn hatten — tanzen sehen. Er beschäftigte sich nun fleiſsiger mit der Literatur, und gab seine Satyre Grandison der zweyte, im J. 1760 heraus. Nach diesem ersten Versuche, der nicht ohne Beyfall aufgenommen wurde, lieſs Musäus lange Zeit die Feder ruhen, und lebte eifriger den Pflichten seines Berufes.

Im J. 1763 wurde er Pagenhofmeister am Weimar'schen Hofe, und sieben Jahre nachher Professor am dasigen Gymnasium. Sein Amt war eben nicht ergiebig, weſshalb er seine müſsigen Stunden mit Privatunterricht ausfüllte. Auch hielt er, seitdem er sich verehlicht hatte, Kostgänger in seinem Hause. Endlich trat er, nach einem langen Zwischenraume, wieder als Schriftsteller auf. Es war die Physiognomik, die er jetzt bekämpfte. Seine physiognomischen Reisen wurden mit groſsem Beyfall gelesen, und brachten seinem Namen Celebrität, welche durch seine Volksmährchen der Deutschen nur noch erhöhet wurde.

Er versammelte — erzählt man — zuweilen mehrere alte Weiber mit ihren Spinnrädern um sich, setzte sich in deren Mitte, und lieſs sich, vielleicht mit eckelhafter Geschwätzigkeit, von ihnen vorplaudern, was er nachher so reizend nacherzählte. Auch Kinder rief er oft von der Straſse, wurde mit ihnen Kind, lieſs sich Mährchen erzählen, und bezahlte jedes mit einem Dreyer. Eines Abends kam seine Frau von einem Besuche zurück; als sie die Thür des Zimmers öffnete, dampfte ihr eine Wolke von schlechtem Taback entgegen, und sie erblickte durch dieselbe ihren Mann am Ofen sitzend neben einem alten Soldaten, der sein kurzes Pfeifchen zwischen den Zähnen hielt, tapfer darauf losschmauchte, und ihm Mährchen erzählte. Die Volksmährchen, die er als Gegengift des Siegwartismus betrachtete, machten ihn zu einem Lieblingsschriftsteller der Deutschen. — Freund Hain's Erzählungen in Holberg's Manier, die er im Jahr 1786 herausgab, sind voller Witz, Laune und Lebensweisheit. Die Volksmährchen suchte er unter dem Titel: Strauſsfedern, von denen im J. 1787 der erste Band erschien, fortzusetzen, er starb aber schon am 28. Oktober des ebengedachten Jahres. Eine höchstseltene Krankheit, der Herzpolyp, endete sein Leben. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfaches, aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, die Musäus im Leben besaſs, sind auch in seinen Schriften ausgedrückt. Auch wurde er dieser Eigensch ten wegen allgemein geliebt; obgleich er Satyren schrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht; auch griff er nie die Person, sondern die Sache an. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte schalkhafte Anspielungen und eine ungemeine Heiterkeit, drückten allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabey hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt, und die kleinen Nachläſsigkeiten, die er darin sich erlaubte, fallen so wenig auf und stehen mit dem Dargestellten in so enger Verbindung, daſs selbst Wieland, der im J. 1787 die zweyte Ausgabe der Volksmährchen besorgte, an dem Style und der Sprache des Dichters nur sehr wenig änderte. Den ersten drey Bänden dieser, aus 5 Bänden bestehenden Ausgabe, sind die hier gewählten Mährchen entnommen. — Musäus nachgelassene Schriften hat Aug. v. Kotzebue (1791) herausgegeben, und denselben eine kurze Biographie des lieblichen Dichters vorgesetzt. — Urtheile über den schriftstellerischen Charakter desselben liefern: 1) Bergk's Kunst, Bücher zu lesen. S. 277 etc. 2) Eschenburg's Beyspiel-Samml. B. 8. S. 266. und 3) Jördens's Lexikon B. III. S. 559—70.

Inhalt.

Seite
Die Bücher der Chronika der drey Schwestern 1
Der geraubte Schleyer 81
Legende vom Rübezahl 177

Die

Bücher der Chronika

der

drey Schwestern.

Erstes Buch.

Ein reicher, reicher Graf vergeudete all sein Hab' und Gut. Er lebte königlich, hielt alle Tage offne Tafel; wer bey ihm einsprach, Ritter oder Knappe, dem gab er drey Tage lang ein herrliches Banket, und alle Gäste taumelten mit frohem Muth von ihm hinweg. Er liebte Bretspiel und Würfel; sein Hof wimmelte von goldgelockten Edelknaben, Läufern und Hayducken, in prächtiger Livree, und seine Ställe nährten unzählige Pferde und Jagdhunde. Durch diesen Aufwand zerrannen seine Schätze. Er verpfändete eine Stadt nach der andern, verkaufte seine Juwelen und Silbergeschirr, entlieſs die Bedienten und erschoſs die Hunde; von seinem ganzen Eigenthum blieb ihm nichts übrig, als ein altes Waldschloſs, eine tugendsame Gemahlin und drey wunderschöne Töchter. In diesem Schlosse hauste er von aller Welt verlassen; die Gräfin versah mit ihren Töchtern selbst die Küche, und weil sie allerseits der Kochkunst nicht kundig waren, wuſsten sie nichts als Kartoffeln zu sieden. Diese frugalen Mahlzeiten behagten dem Papa so schlecht, daſs er grämlich und miſsmuthig wurde, und in dem weiten leeren Hause lärmte und fluchte, daſs die kahlen Wände seinen Unmuth widerhallten. An einem schönen Sommermorgen ergriff er aus Spleen seinen Jagdspieſs, und zog zu Walde, ein Stück Wild zu fällen, um sich eine leckerhafte Mahlzeit davon bereiten zu lassen.

Von diesem Walde ging die Rede, daſs es darin nicht geheuer sey; manchen Wandrer hatte es schon irre geführt, und mancher war nie daraus zurückgekehrt, weil ihn entweder böse Gnomen erdrosselt oder wilde Thiere zerrissen hatten. Der Graf glaubte nichts und fürchtete nichts von unsichtbaren Mächten; er stieg rüstig über Berg und Thal, und kroch durch Busch und Dickig, ohne eine Beute zu erhaschen. Ermüdet setzte er sich unter einen hohen Eichbaum, um mit einigen gesottenen Kartoffeln und ein wenig Salz, dem ganzen Vorrath seiner Jagdtasche, sein Mittagsmahl zu halten.

Von ungefähr hub er seine Augen auf, siehe da! ein grausam wilder Bär schritt auf ihn zu. Der arme Graf erschrack gewaltig über diesen Anblick; entfliehen konnt er nicht, und zu einer Bärenjagd war er nicht ausgerüstet. Zur Nothwehr nahm er den Jägerspieſs in die Hand, sich damit zu vertheidigen, so gut er könnte. Das Ungethüm kam nah heran; auf einmal stand's und brummte ihm vernehmlich diese Worte entgegen: Räuber, plünderst du meinen Honigbaum? Den Frevel sollst du mit dem Leben büſsen! Ach, bat der Graf, ach, freſst mich nicht, Herr Bär, mich lüstet nicht nach eurem Honig, ich bin ein bied'rer Rittersmann. Seyd ihr bey Appetit, so nehmt mit Hausmannskost vorlieb und seyd mein Gast. Hierauf tischt er dem Bären alle Kartoffeln in seinem Jagdhut auf. Dieser aber verschmähte des Grafen Tafel und brummte unwillig fort: Unglücklicher, um diesen Preis lösest du dein Leben nicht; versprich mir deine groſse Tochter Wulfild augenblicks zur Frau, wo nicht, so freſs ich dich! In der Angst hätte der Graf dem verliebten Bären wohl alle drey Töchter zugesagt, und seine Gemahlin obendrein, wenn er sie verlangt hätte; denn Noth kennt kein Gesetz. Sie soll die Eure seyn, Herr Bär, sprach der Graf, der anfing sich wieder zu erholen; doch setzte er trüglich hinzu, unter dem Beding, daſs ihr nach Landes Brauch die Braut löset, und selber kommt, sie heimzuführen. Topp, murmelte der Bär, schlag ein, und reichte ihm die rauhe Tatze hin, in sieben Tagen löß' ich sie mit einem Zentner Gold und führe mein Liebchen heim. Topp, sprach der Graf, ein Wort ein Mann! Drauf schieden sie im Frieden auseinander; der Bär trabte seiner Höhle zu, der Graf säumte nicht, aus dem furchtbaren Walde zu kommen, und gelangte bey Sternenschimmer kraftlos und ermattet in seinem Waldschloſs an.

Es versteht sich, daſs ein Bär, der wie ein Mensch vernünftig reden und handeln kann, niemals ein natürlicher, sondern ein bezauberter Bär ist. Das merkte der Graf wohl; darum dacht' er, den zottigen Eidam durch List zu hintergehen, und sich in seiner festen Burg so zu verschanzen, daſs es dem Bären unmöglich wäre, hineinzukommen, wenn er auf den bestimmten Tag die Braut abholen würde. Wenn gleich einem Zauberbären, dacht' er bey sich selbst, die Gabe der Vernunft und Sprache verliehen ist, so ist er am Ende gleichwohl ein Bär, und hat übrigens alle Eigenschaften eines natürlichen Bären. Er wird also doch wohl nicht fliegen können, wie ein Vogel; oder durchs Schlüsselloch in ein verschlossenes Zimmer eingehen, wie ein Gespenst, oder durch ein Nadelöhr schlüpfen.

Den folgenden Tag berichtete er seiner Gemahlin und dem Fräulein das Abenteuer im Walde. Fräulein Wulfild fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, als sie hörte, daſs sie an einen scheuſslichen Bären vermählt werden sollte, die Mutter rang und wand die Hände und jammerte laut, und die Schwestern bebten und bangten vor Wehmuth und Entsetzen. Papa aber ging hinaus, beschauete die Mauern und Graben ums Schloſs her, untersuchte, ob das eiserne Thor schloſs- und riegelfest sey, zog die Zugbrücke auf und verwahrte alle Zugänge wohl.

stieg darauf auf die Warte, und fand da ein Kämmerlein hochgebaut unter der Zinne und wohlvermauert, darin verſchloſs er das Fräulein, die ihr seidenes Flachshaar zerraufte, und sich schier die himmelblauen Augen ausweinte.

Sechs Tage waren verflossen, und der siebente dämmerte heran, da erhob sich vom Walde her groſs Getöse, als sey das wilde Heer im Anzug. Peitschen knallten; Posthörner schallten, Pferde trappelten, Räder rasselten. Eine prächtige Staatskarosse mit Reitern umringt rollte über's Blachfeld daher an's Schloſsthor. Alle Riegel schoben sich, das Thor rauschte auf, die Zugbrücke fiel, ein junger Prinz stieg aus der Karosse, schön wie der Tag, angethan mit Sammet und Silberstück. Um seinen Hals hatte er eine goldne Kette dreymal geschlungen, in der ein Mann aufrechts stehen konnte; um seinen Hut lief eine Schnur von Perlen und Diamanten, welche die Augen verblendeten, und um die Agraffe, welche die Strauſsfeder befestigte, wär' ein Herzogthum feil gewesen. Rasch, wie Sturm und Wirbelwind, flog er die Schneckentreppe im Thurm hinauf, und einen Augenblick nachher bebte in seinem Arm die erschrockne Braut herab.

Ueber dem Getöse erwachte der Graf aus seinem Morgenschlummer, schob das Fenster im Schlafgemach auf, und als er Roſs und Wagen, und Ritter und Reisige im Hofe erblickte, und seine Tochter im Arm eines fremden Mannes, der sie in den Brautwagen hob, und nun der Zug zum Schloſsthor hinausging, fuhrs ihm durch's Herz, und er erhob groſs Klaggeschrey: Ade, mein Töchterlein! Fahr hin, du Bärenbraut! Wulfild vernahm die Stimme ihres Vaters, lieſs ihr Schweiſstüchlein zum Wagen herauswehen, und gab damit das Zeichen des Abschieds.

Die Eltern waren bestürzt über den Verlust ihrer Tochter, und sahen einander stumm und staunend an. Mama traute gleichwohl ihren Augen nicht, und hielt die Entführung für Blendwerk und Teufelsspuk, ergriff ein Bund Schlüssel und lief auf die Warte, und öffnete die Klause; aber sie fand weder ihre Tochter noch etwas von ihrer Geräthschaft; doch lag auf dem Tischlein ein silberner Schlüssel, den sie zu sich nahm, und als sie von ungefähr durch die Lucke blickte, sah sie in der Ferne eine Staubwolke gegen Sonnenaufgang emporwirbeln, und hörte das Getümmel und Jauchzen des Brautzugs bis zum Eingang des Waldes. Betrübt stieg sie vom Thurm herab, legte Trauerkleider an, bestreute ihr Haupt mit Asche, weinte drey Tage lang, und Gemahl und Töchter halfen ihr wehklagen. Am vierten Tage verlieſs der Graf das Trauergemach, um friſche Luſt zu schöpfen, und wie er über den Hof ging, stand da eine ſeine dichte Kiste von Ebenholz, wohlverwahrt und schwer zu heben. Er ahnete leicht, was drinnen sey; die Gräſin gab ihm den Schlüssel, er schloſs auf, und fand einen Zentner Goldes, eitel Dublonen, Eines Schlags. Erfreut über diesen Fund, vergaſs er all sein Herzleid, kaufte Pferde und Falken, auch schöne Kleider für seine Gemahlin und die holden Fräulein, nahm Diener in Sold, und hob von neuem an zu prassen und zu schwelgen, bis die letzte Dublone aus dem Kasten flog. Dann machte er Schulden, und die Gläubiger kamen schaarenweis, plünderten das Schloſs rein aus, und lieſsen ihm nichts als einen alten Falken. Die Gräſin sott mit ihren Töchtern wieder Kartoffeln, und er durchstreifte tagtäglich das Feld mit seinem Federspiel aus Verdruſs und Langerweile.

Eines Tages lieſs er den Falken steigen, der hob sich hoch in die Lüſte und wollte nicht auf die Hand seines Herrn zurückkehren, ob er ihn gleich lockte. Der Graf folgte seinem Flug, so gut er konnte, über die weite Ebne. Der Vogel schwebte dem grausenvollen Walde zu, welchen zu betreten der Graf nicht mehr waghalsen wollte, und sein liebes Federspiel verloren gab. Plötzlich stieg ein rüstiger Adler über dem Walde auf und verfolgte den Falken, welcher den überlegenen Feind nicht sobald ansichtig wurde, als er pfeilgeschwind zu seinem Herrn zurückkehrte, um bey ihm Schutz zu suchen. Der Adler aber schoſs aus den Lüften herab, schlug einen seiner mächtigen Fänge in des Grafen Schulter, und zerdrückte mit dem andern den getreuen Falken. Der bestürzte Graf versuchte mit dem Speer von dem gefiederten Ungeheuer sich zu befreyen, schlug und stach nach seinem Feinde. Aber der Adler ergriff den Jagdspieſs, zerbrach ihn wie ein leichtes Schilfrohr, und kreischte ihm mit lauter Stimme diese Worte in die Ohren: Verwegner, warum beunruhigst du mein Luftrevier mit deinem Federspiel? Den Frevel sollst du mit deinem Leben büssen. Aus dieser Vogelsprache merkte der Graf bald, was für ein Abenteuer er zu bestehen habe. Er faſste Muth und sprach: Gemach, Herr Adler, gemach! Was hab' ich euch gethan? Mein Falk hat seine Schuld ja abgebüſst, den laſs ich euch, stillt euren Appetit. Nein, fuhr der Adler fort, mich lüstet eben heut nach Menschenfleisch, und du scheinst mir ein fetter Fraſs. Perdon, Herr Adler, schrie der Graf in Todesangst, heischt was ihr wollt von mir, ich geb' es euch: nur schont meines Lebens. Wohl, versetzte der mörderische Vogel, ich halte dich bey'm Wort; du hast zwo schöne Töchter, und ich bedarf ein Weib. Versprich mir deine Adelheid zur Frau, so laſs ich dich mit Frieden ziehn, und löse sie von dir mit zwo Stufen Gold, jede einen Centner schwer. In sieben Wochen führ' ich mein Liebchen heim. Hierauf schwang sich das Ungethüm hoch empor und verschwand in den Wolken.

In der Noth ist einem alles feil. Da der Vater sahe, daſs der Handel mit den Töchtern so gut von statten ging, gab er sich über ihren Verlust zufrieden. Er kam diesmal ganz wohlgemuth nach Hause, und verhehlte sorgfältig sein Abentheuer; theils den Vorwürfen, die er von der Gräfin fürchtete, auszuweichen; theils der lieben Tochter das Herz vor der Zeit nicht schwer zu machen. Zum Schein klagte er nur über den verlornen Falken, von welchem er vorgab, er habe sich verflogen. Fräulein Adelheid war eine Spinnerin, wie keine im Lande. Sie war auch eine geschickte Weberin, und schnitt eben damals ein Stück köstlicher Leinwand vom Weberstuhle, so ſein wie Battist, welche sie unſern der Burg auf einem frischen Rasenplatze bleichte. Sechs Wochen und sechs Tage vergingen, ohne daſs die schöne Spinnerin ihr Schicksal ahnete: obgleich der Vater, der doch etwas schwermüthig wurde, als der Termin der Heimsuchung nahete, ihr unter der Hand manchen Wink davon gab, bald einen bedenklichen Traum erzählte, bald die Wulfild wieder in Andenken brachte, die längst vergessen war. Adelheid war frohen und leichten Sinnes, wähnte, das schwere Herzblut des Vaters erzeuge hypochondrische Grillen. Sie hüpfte sorgenlos bey Anbruch des bestimmten Tages hinaus auf den Bleichrasen, und breitete ihre Leinwand aus, damit sie vom Morgenthau getränkt würde. Wie sie ihre Bleiche beschickt hatte, und nun ein wenig umherschauete, sah sie einen herrlichen Zug Ritter und Knappen herantraben. Sie hatte ihre Toilette noch nicht gemacht, darum verbarg sie sich hinter einen wilden Rosenbusch, der eben in voller Blüthe stand, und glotzte hervor, die prächtige Kavalkade zu schauen. Der schönste Ritter aus dem Haufen, ein junger schlanker Mann in offnem Helm, sprengte an den Busch, und sprach mit sanfter Stimme: Ich sehe dich, ich suche dich, fein Liebchen, ach verbirg dich nicht; rasch schwing dich hinter mir auf's Roſs, du schöne Adlerbraut! Adelheid wuſste nicht wie ihr geschah, da sie diesen Spruch hörte; der liebliche Ritter gefiel ihr baſs; aber der Beysatz: Adlerbraut, machte das Blut in ihren Adern erstarren: sie sank in's Gras, ihre Sinnen umnebelten sich, und bey'm Erwachen befand sie sich in den Armen des holden Ritters, auf dem Wege nach dem Walde.

Mama bereitete indeſs das Frühstück; und als Adelheid dabey fehlte, schickte sie die jüngste Tochter hinaus, zu sehen, wo sie bliebe. Sie ging und kam nicht wieder. Der Mutter schwanete nichts Gutes, sie wollte sehen, warum ihre Töchter so lange weilten. Sie ging und kam nicht wieder. Papa merkte, was vorgegangen sey; das Herz schlug laut in seiner Brust; er schlich sich zu dem Rasenplatze, wo Mutter und Tochter noch immer nach der Adelheid suchten und sie ängstlich bey'm Namen riefen, und auch er lieſs seine Stimme weidlich erschallen, wiewohl er wuſste, daſs alles Rufen und Umsuchen vergeblich war. Sein Weg führte ihn an dem Rosenbusche vorbey, da sah er was blinken, und wie er's genau betrachtete, waren's zwo goldene Eyer, jedes einen Zentner schwer. Nun konnt' er nicht längern anstehn, seiner Gemahlin das Abenteuer der Tochter zu offenbaren. Schandbarer Seelverkäufer, rief sie aus, o Vater! o Mörder! Opferst du um schändlichen Gewinnstes willen also dein Fleisch und Blut dem Moloch auf? Der Graf, sonst wenig beredtsam, vertheidigte sich jetzt aufs beste, und entschuldigte sich mit der dringenden Gefahr seines Lebens: aber die trostlose Mutter hörte nicht auf, ihm die bittersten Vorwürfe zu machen. Er wählte also das unfehlbarste Mittel, allem Wortstreit ein Ende zu machen, er schwieg und lieſs seine Dame reden so lange sie wollte, brachte indessen die goldnen Eyer in Sicherheit, und wälzte sie gemach vor sich her; legte darauf Wohlstandshalber drey Tage lang Familientrauer an, und dachte nur darauf, wie er seine vorige Lebensart wieder beginnen wollte.

In kurzer Zeit war das Schloſs wieder die Wohnung der Freude, das Elysium gefräſsiger

Schranzen. Ball, Turnier und prächtige Feste wechselten täglich ab. Fräulein Bertha glänzte am Hofe ihres Vaters den stattlichen Rittern in die Augen, wie der Silbermond den empfindsamen Wandlern in einer heitern Sommernacht. Sie pflegte bey den Ritterspielen den Preis auszutheilen, und tanzte jeden Abend mit dem siegenden Ritter den Vorreihen. Die Gastfreygebigkeit des Grafen und die Schönheit der Tochter zog von den entlegensten Orten die edelsten Ritter herbey. Viele buhlten um das Herz der reichen Erbin, aber unter so vielen Freywerbern hielt die Wahl schwer, denn einer übertraf den andern immer an Adel und Wohlgestalt. Die schöne Bertha kührte und wählte so lang, bis die goldnen Eyer, bey welchen der Graf die Feile nicht gespart hatte, zur Gröſse von Haselnüssen geschmolzen waren.

Die gräflichen Finanzen geriethen nun wieder in den vorigen Verfall, die Turniere wurden eingestellt, Ritter und Knappen verschwanden, das Schloſs nahm wieder die Gestalt einer Einöde an, und die hohe Familie kehrte zu den frugalen Kartoffelmahlzeiten zurück. Der Graf durchstrich miſsmuthig die Felder, wünschte ein neues Abenteuer; und fand keins, weil er den Zauberwald scheuete.

Eines Tags verfolgte er ein Volk Rebhühner so weit, daſs er dem schauervollen Walde nahe kam, und ob er sich gleich nicht hineinwagte, so ging er doch eine Strecke an der Brahne hin, und erblickte da einen groſsen Fischweiher, der ihm noch nie zu Gesichte gekommen war, in dessen silberhellen Gewässer er unzählige Forellen schwimmen sah. Dieser Entdeckung freuete er sich sehr. Der Teich hatte ein unverdächtiges Ansehen; daher eilt' er nach Hause, strickte sich ein Netz, und den folgenden Morgen stand er bey guter Zeit am Gestade, um solches auszuwerfen. Glücklicherweise fand er einen kleinen Nachen mit einem Ruder im Schilfe. Er sprang hinein, ruderte lustig auf dem Teiche herum, warf das Netz aus, fing mit einem Zuge mehr Forellen als er tragen konnte, und ruderte vergnügt über seine Beute dem Strande zu. Ungefähr einen Steinwurf vom Gestade stand der Nachen in vollem Lauf fest und unbeweglich, als säſs er auf dem Grunde. Der Graf glaubte das auch, und arbeitete aus allen Kräften, ihn wieder flott zu machen, aber vergebens. Das Wasser verrann ringsumher, das Fahrzeug schien an einer Klippe zu hangen, und hob sich hoch über die Oberfläche empor. Dem unerfahrnen Fischer war dabey nicht wohl zu Muthe. Obgleich der Nachen wie angenagelt stand, so schien sich doch von allen Seiten das Gestade zu entfernen, der Weiher dehnte sich zu einer groſsen See aus, die Wogen schwollen auf, die Wellen rauschten und schäumten, und mit Entsetzen ward er inne, daſs ein ungeheurer Fisch ihn und seinen Nachen auf dem Rücken trug. Er ergab sich in sein Schicksal, ängstlich harrend, welchen Ausgang es nehmen würde. Plötzlich tauchte der Fisch unter, der Nachen ward wieder flott, aber einen Augenblick drauf erschien das Meerwunder über dem Wasser, sperrte einen abscheulichen Rachen gleich der Höllenpforte auf, und aus dem finstern Schlunde schallten, wie aus einem unterirdischen Gewölbe, vernehmlich diese Worte hervor: Kühner Fischer, was beginnst du hier? Du mordest meine Unterthanen? Den Frevel sollst du mit dem Leben büſsen! Der Graf war nun bereits mit dergleichen Abenteuern so bekannt worden, daſs er wuſste, wie er sich dabey zu benehmen hätte. Er erholte sich bald von seiner ersten Bestürzung, da er merkte, daſs der Fisch doch ein vernünftig Wort mit sich reden lieſs, und sprach ganz dreuste: Herr Behemot, verletzt das Gastrecht nicht, vergönnt mir ein Gerichte Fisch aus eurem Weiher; sprächt ihr bey mir ein, so stünd' euch Küch' und Keller gleichfalls offen. So traute Freunde sind wir nicht, versetzte das Ungeheuer: kennst du noch nicht des Stärkern Recht, daſs der den Schwächern friſst? Du stahlst mir meine Unterthanen, sie zu verschlingen, und ich verschlinge dich! Hier riſs der grimmige Fisch den Rachen noch weiter auf, als wollt' er Schiff mit Mann und Maus verschlingen. Ach schonet, schonet mein Leben, schrie der Graf, ihr seht, ich bin ein mageres Morgenbrod für euren Wallfischbauch! Der groſse Fisch schien sich etwas zu bedenken: wohlan, sprach er, ich weiſs du hast eine schöne Tochter, versprich mir die zum Weibe, und nimm dein Leben zum Gewinn. Als der Graf hörte, daſs der Fisch aus diesem Tone zu reden anfing, verschwand ihm alle Furcht: Sie stehet zu Befehl, sprach er, ihr seyd ein wackrer Eidam, dem kein biedrer Vater sein Kind versagen wird. Doch, womit löset ihr die Braut nach Landes Brauch? Ich habe, erwiederte der Fisch, weder Gold noch Silber; aber im Grunde des Sees liegt ein groſser Schatz von Perlenmuscheln, du darfst nur fordern." Nun, sagte der Graf, drey Himten Zahlperlen sind wohl nicht zu viel für eine schöne Braut. Sie sind dein, beſchloſs der Fiſch, und mein die Braut, in ſieben Monden führ' ich mein Liebchen heim. Hierauf ſtürmt' er luſtig mit dem Schwanze, und trieb den Nachen bald an den Strand.

Der Graf brachte ſeine Forellen nach Hauſe, lieſs ſie ſieden, und ſich dieſe Cartheuſermahlzeit nebſt der Gräfin und der ſchönen Bertha wohlſchmecken. Das arme Fräulein ahnte nicht, wie theuer ihr dies Mahl zu ſtehen kommen würde.

Unterdeſſen nahm der Mond ſechsmal ab und zu, und der Graf hatte ſein Abenteuer beynahe vergeſſen; als aber der Silbermond zum ſiebentenmal ſich zu runden begann, dacht' er an die bevorſtehende Kataſtrophe, und um kein Augenzeuge davon zu ſeyn, drückte er ſich ab, und unternahm eine kleine Reiſe in's Land. In der ſchwülen Mittagsſtunde, am Tage des Vollmonds, ſprengte ein ſtattlich Geſchwader Reiter an's Schloſs; die Gräfin, beſtürzt über ſo vielen fremden Beſuch, wuſste nicht, ob ſie die Pforte öffnen ſollte oder nicht. Als ſich aber ein wohlbekannter Ritter anmeldete, ward ihm aufgethan. Er hatte gar oft zur Zeit des Wohlstandes und Ueberflusses in der Burg den Turnieren beygewohnt, und zu Schimpf und Ernst gestochen, auch manchen Ritterdank von der schönen Bertha Hand empfangen, und mit ihr den Vorreihen getanzt; doch seit der Glücksveränderung des Grafen, war er gleich den übrigen Rittern verschwunden. Die gute Gräfin schämte sich vor dem edlen Ritter und seinem Gefolge ihrer groſsen Armuth, daſs sie nichts hatte, ihm aufzutischen.* Er aber trat sie freundlich an, und bat nur um einen Trunk frisch Wasser aus dem kühlen Felsenbrunnen des Schlosses, wie er auch sonst zu thun gewohnt war; denn er pflegte nie Wein zu trinken, daher nennte man ihn scherzweise nur den Wasserritter. Die schöne Bertha eilte auf Geheiſs der Mutter zum Brunnen, füllte einen Henkelkrug und kredenzte dem Ritter eine krystallene Schale. Er empfing sie aus ihrer niedlichen Hand, setzte sie da an den Mund, wo ihre Purpurlippen die Schale berührt hatten, und that ihr mit innigem Entzücken Bescheid. Die Gräfin befand sich indessen in groſser Verlegenheit, daſs sie nicht vermögend war, ihrem Gaste etwas zum Imbiſs aufzutragen; endlich besann sie sich, daſs im Schloſsgarten eben eine saftige Wassermelone reifte. Augenblicklich drehete sie sich nach der Thür, brach die Melone ab, legte sie auf einen irdenen Teller, viel Weinlaub drunter und die schönsten wohlriechenden Blumen ringsumher, um sie dem Gaste aufzutragen. Wie sie aus dem Garten trat, war der Schloſshof leer und öde, sie sahe weder Pferde noch Reisige mehr, im Zimmer war weder Ritter, noch Knappe; sie rief ihre Tochter Bertha, suchte sie im ganzen Hause, und fand sie nicht. Im Vorhause aber waren drey Säcke von neuer Leinwand hingestellt, die sie in der ersten Bestürzung nicht bemerkt hatte, und die von aussen anzufühlen waren, als wären sie mit Erbsen gefüllt; genauer sie zu untersuchen, lieſs ihre Betrübniſs nicht zu Die gute Mutter überlieſs sich ganz ihrem Schmerz, und weinte laut bis an den Abend, wo ihr Gemahl heimkehrte, der sie in groſsem Jammer fand. Sie konnt' ihm die Begebenheit des Tages nicht verhehlen, so gern sie es gethan hätte, denn sie befürchtete von ihm groſse Vorwürfe, daſs sie einen fremden Ritter in die Burg gelassen, der die liebe Tochter entführt hätte. Aber der Graf tröstete sie liebreich und frug nach den Erbssäkken, von welchen sie ihm gesagt hatte, ging hinaus, sie zu beschauen, und öffnete einen in ihrer Gegenwart. Wie groſs war das Erstaunen der betrübten Gräfin, als eitel Perlen herausrollten, so groſs, wie die groſsen Gartenerbsen, vollkommen gerundet, fein gebohrt, und von dem reinsten Wasser. Sie sahe wohl, daſs der Entführer ihrer Tochter jede mütterliche Zähre mit einer Zahlperle bezahlt hatte, bekam von seinem Reichthum und Stande eine groſse Meynung, und tröstete sich damit, daſs dieser Eidam kein Ungeheuer, sondern ein stattlicher Ritter sey, welche Meynung ihr der Graf auch nicht benahm.

Nun hatten die Eltern zwar alle ihre schönen Töchter eingebüſst, aber dafür besaſsen sie einen unermeſslichen Schatz. Der Graf machte bald einen Theil davon zu Gelde. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von Kaufleuten und Juden im Schlosse, die um die köstlichen Zahlperlen handelten. Der Graf lösete seine Städte ein, that das Waldschloſs an einen Lehnsmann aus, bezog seine vormalige Residenz, richtete den Hofstaat wieder an, und lebte nun nicht mehr als ein Verschwender, sondern als ein guter Wirth, denn er hatte nun keine Tochter mehr zu verhandeln. Das edle Paar befand sich in groſser

Behaglichkeit, nur die Gräfin konnte sich über den Verlust ihrer Fräulein nicht beruhigen; sie trug beständig Trauerkleider, und würde nimmer froh. Eine Zeitlang hoffte sie, ihre Bertha mit dem reichen Perlenritter wieder zu sehen, und so oft ein Fremder bey Hofe gemeldet wurde, ahnete sie den wiederkehrenden Eidam. Der Graf vermocht' es endlich nicht länger über sich, sie mit leerer Hoffnung hinzuhalten, in der traulichen Bettkammer, welche so manchem Männergeheimniſs Luſt macht, eröffnete er ihr, daſs dieser herrliche Eidam ein scheuſslicher Fisch sey. Ach, erseufzte die Gräfin, ach, ich unglückliche Mutter! Hab' ich darum Kinder geboren, daſs sie ein Raub grausender Ungeheuer werden sollten? Was ist alles Erdenglück, was sind alle Schätze für eine kinderlose Mutter! Liebes Weib, antwortete der Graf, beruhige dich, es ist nun einmal nicht anders; wenn's von mir abhinge, sollt es dir an Kindersegen nicht gebrechen. Die Gräfin nahm diese Worte sehr zu Herzen. Sie meynte, ihr Gemahl mache ihr Vorwürfe, daſs sie altere und die Unfruchtbare im Hause sey; denn er selbst war noch ein feiner rüstiger Mann. Darüber betrübte sie sich so sehr, daſs sie in groſse Schwermuth fiel, und Freund Hain wär' ihr wohl ein willkommener Gast gewesen, wenn er bey ihr eingesprochen hätte.

Zweytes Buch.

Alle Jungfrauen und Dirnen am Hofe nahmen groſsen Theil an dem Leiden ihrer guten Frau, und jammerten und weinten mit ihr; suchten sie auch wohl zu Zeiten durch Sang und Saitenspiel aufzuheitern; aber ihr Herz war keiner Freude mehr empfänglich. Jede Hofdame gab weisen Rath, wie der Geist des Trübsinns weggebannet werden möchte, gleichwohl war nichts zu erdenken, das den Kummer der Gräfin gemindert hätte. Die Jungfrau, welche ihr das Handwasser reichte, war vor allen andern Dirnen klug und sittsam und bey ihrer Gebieterin wohlgelitten; sie hatte ein empfindsames Herz, und der Schmerz ihrer Herrschaft lockte ihr manche Thräne in's Auge. Um nicht vorlaut zu scheinen, hatte sie immer geschwiegen; endlich konnte sie dem innern Drange nicht länger widerstehen, auch ihren guten Rath zu ertheilen. Edle Frau, sagte sie, wenn ihr mich hören wolltet, so wüſst ich euch wohl ein Mittel zu sagen, das die Wunden eures Herzens heilen sollte. Die Gräfin sprach: rede! Unfern von eurer Residenz, fuhr die Jungfrau fort, wohnet ein frommer Einsiedler in einer schauervollen Grotte, zu welchem viel Pilger in mancherley Noth ihre Zuflucht nehmen. Wie wär's, wenn ihr von dem heiligen Manne Trost und Hülfe begehrtet? wenigstens würde sein Gebet euch die Ruhe eures Herzens wiedergeben.

Der Gräfin gefiel dieser Vorschlag, sie hüllte sich in ein Pilgerkleid, wallfahrtete zu dem frommen Eremiten, eröffnete ihm ihr Anliegen, beschenkte ihn mit einem Rosenkranze von Zahlperlen, und bat um seinen Segen. Dieser war dann auch so kräftig, daſs, eh' ein Jahr verging, die Gräfin ihrer Traurigkeit quitt und ledig war, und eines jungen Sohns genaſs.

Groſs war die Freude der Eltern über den holden Spätling. Die ganze Grafschaft verwandelte sich in einen Schauplatz der Wonne, des Jubels und der Feyerlichkeit bey der Geburt des jungen Stammerben. Der Vater nannte ihn Reinald das Wunderkind. Der Knabe war schön, wie der leibhafte Amor selbst, und seine Erziehung wurde mit solcher Sorgfalt betrieben, als ob die Morgenröthe der philantropistischen Methode damals schon angebrochen gewesen wäre. Er wuchs lustig heran, war die Freude des Vaters und der Mutter Trost, die ihn wie ihren Augapfel wahrte. Ob er nun wohl der Liebling ihres Herzens war, so verlosch doch das Andenken an ihre drey Töchter nicht in ihrem Gedächtniſs. Oft, wenn sie den kleinen lächelnden Reinald in die Arme schloſs, träufelte eine Zähre auf seine Wangen, und als der liebe Knabe etwas heranwuchs, fragte er oft wehmüthig: gute Mutter, was weinest du? Die Gräfin verhehlte ihm aber mit Vorbedacht die Ursache ihres geheimen Kummers: denn ausser dem Gemahl wuſste niemand, wo die drey jungen Gräfinnen hingekommen waren. Manche spekulative Köpfe wollten wissen, sie wären von irrenden Rittern entführt worden, welches damals nichts Ungewöhnliches war; andere behaupteten, sie lebten in einem Kloster versteckt, noch andere wollten sie im Gefolge der Königin von Burgund, oder

der Gräfin von Flandern, gesehen haben. Durch tausend Schmeicheleyen lockte Reinald der zärtlichen Mutter endlich das Geheimniſs ab; sie erzählte ihm die Abenteuer der drey Schwestern mit allen Umständen, und er verlor kein Wort von diesen Wundergeschichten aus seinem Herben. Nun hatte er keinen andern Wunsch, als wehrhaft zu seyn, um auf das Abenteuer auszugehn, seine Schwestern im Zauberwalde aufzusuchen und ihren Zauber zu lösen. Sobald er zum Ritter geschlagen war, begehrte er vom Vater Urlaub, einen Heerzug, wie er vorgab, nach Flandern zu thun. Der Graf freuete sich des ritterlichen Muthes seines Sohnes, gab ihm Pferde und Waffen, auch Schildknappen und Troſsbuben, und lieſs ihn mit Segen von sich, so ungern auch die sorgsame Mutter in den Abschied willigte.

Kaum hatte der junge Ritter seine Vaterstadt im Rücken, so verlieſs er die Heerstraſse, trabte mit romantischem Muth auf das Waldschloſs zu, und begehrte von dem Lehnsmann Herberge, der ihn ehrlich empfing und wohlhielt. Am frühen Morgen, da im Schloſs noch alles in süſsem Schlummer lag, sattelte er sein Roſs, lieſs sein Gefolge zurück, und jagte voll Muth und

Jugendfeuer nach dem bezauberten Walde hin. Je weiter er hineinkam, je dichter wurde das Gebüsch, und vom Huf seines Pferdes schalleten die schroffen Felsen wieder. Alles um ihn her war einsam und öde, und die dichtverwachsenen Bäume schienen dem jungen Waghals den weitern Eingang mitleidig zu versperren. Er stieg vom Pferde, lieſs es grasen, und machte sich mit seinem Schwert einen Weg durch den Busch, kletterte an steilen Felsen hinan und gleitete in Abgründe hinab. Nach langer Mühe gelangte er in ein gekrümmtes Thal, durch welches sich ein klarer Bach schlängelte. Er folgte den Krümmungen desselben; in der Ferne öffnete eine Felsengrotte ihren unterirdischen Schlund, vor welcher etwas, das einer menschlichen Figur ähnlich war, sich zu regen schien. Der kecke Jüngling verdoppelte seine Schritte, nahm den Weg zwischen den Bäumen hin, blickte der Grotte gegenüber hinter den hohen Eichen durch, und sahe eine junge Dame im Grase sizzen, die einen kleinen ungestalten Bären auf dem Schooſse liebkoste, indeſs noch ein gröſserer um sie schäkerte, bald ein Männchen machte, bald einen posierlichen Purzelbaum schlug, welches Spiel die Dame sehr zu belustigen schien. Reinald erkannte nach der mütterlichen Erzählung die Dame für seine Schwester Wulfild, und sprang hastig aus seinem Hinterhalt hervor, sich ihr zu entdecken. Sobald sie aber den jungen Mann erblickte, that sie einen lauten Schrey, warf den kleinen Bären in's Gras, sprang auf, dem Kommenden entgegen, und redete ihn mit wehmüthiger Stimme und ängstlicher Geberde also an: O Jüngling, welcher Unglücksstern führt dich in diesen Wald? Hier wohnt ein wilder Bär, der friſst all' Menschenkind, die seiner Wohnung nahen. flieh und errette dich! Er neigte sich züchtiglich gegen die bildschöne Dame und antwortete: Fürchtet nichts, holde Gebieterin, ich kenne diesen Wald und seine Abenteuer, und komme, den Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält. Thor! sprach sie, wer bist du, daſs du es wagen darſst, diesen mächtigen Zauber zu lösen, und wie vermagst du das? Er: Mit diesem Arm und durch dies Schwert! Ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, des Grafen Sohn, dem dieser Zauberwald drey schöne Töchter raubte. Bist du nicht Wulfild, seine Erstgeborne? Ob dieser Rede entsetzte sich die Dame noch mehr, und staunte den Jüngling mit stummer Verwunderung an. Er nutzte diese Pauſe und legitimirte sich durch so viel Familiennachrichten, daſs sie nicht zweifeln konnte, Reinald sey ihr Bruder. Sie umhalsete ihn zärtlich, aber ihre Knie wankten vor Furcht wegen der augenscheinlichen Gefahr, worin sein Leben schwebte.

Die schöne Wulfild führte hierauf ihren lieben Gast in die Höhle, um da einen Winkel auszuspähen, ihn zu beherbergen. In diesem weiten düstern Gewölbe lag ein Haufen Moos, welches dem Bären und seinen Jungen zum Lager diente; gegenüber aber stand ein prächtiges Bette mit rothen Damast behangen und mit goldnen Tressen besetzt, für die Dame. Reinald muſste sich bequemen, eiligst unter der Bettlade Platz zu suchen, und da sein Schicksal zu erwarten. Jeder Laut und alles Geräusch war ihm bey Leib und Leben untersagt, besonders prägte ihm die angstvolle Schwester wohl ein, weder zu husten noch zu niesen.

Kaum war der junge Waghals an seinem Zufluchtsorte, so brummte der fürchterliche Bär zur Höhle herein, und schnoberte mit blutiger Schnautze allenthalben umher; er hatte den edlen Falben des Ritters im Walde ausgespürt und ihn zerrissen. Wulfild saſs auf dem Thronbette wie auf Kohlen, ihr Herz war eingepreſst und beklommen, denn sie sahe bald, daſs der Herr Gemahl seine Bärenlaune hatte, weil er vermuthlich den fremden Gast in der Höhle merkte. Sie unterlieſs deſshalb nicht, ihn zärtlich zu liebkosen, streichelte ihn sanft mit ihrer sammetweichen Hand den Rücken herab, und grauete ihm die Ohren; aber das grämliche Vieh schien wenig auf diese Liebkosungen zu achten. Ich wittere Menschenfleisch, murmelte der Fresser aus seiner weiten Kehle. Herzensbär, sagte die Dame, du irrst dich, wie käm' ein Mensch in diese traurige Einöde? Ich wittere Menschenfleisch, wiederholte er, und spionirte um das seidene Bette seiner Gemahlin herum. Dem Ritter ward dabey nicht wohl zu Muthe, und trotz seiner Herzhaftigkeit, trat ihm ein kalter Schweiſs vor die Stirne. Indessen machte die äusserste Verlegenheit die Dame herzhaft und entschlossen: Freund Bär, sprach sie, bald treibst du mir's zu bunt, fort hier von meiner Lagerstatt, oder fürchte meinen Zorn! Der Schnautzbär kümmerte sich wenig um diese Drohung, und hörte nicht auf, um den Bettumhang herum zu tosen. Allein so sehr er auch Bär war: so stand er gleichwohl unter dem Pantoffel seiner Dame. Wie er aber Miene machte, seinen Dickkopf unter die Bettlade zu zwängen, faſste sich Walfild ein Herz, und versetzte ihm einen so nachdrücklichen Fuſstritt in die Lenden, daſs er ganz demüthig auf seine Streu kroch, sich nieder kauerte, brummend an den Tatzen sog und seine Jungen leckte. Bald darauf schlief er ein und schnarchte wie ein Bär. Sogleich erquickte die traute Schwester ihren Bruder mit einem Glase Sekt und etwas Zwieback, ermahnte ihn, gutes Muths zu seyn, nun sey die Gefahr gröſstentheils vorüber. Reinald war von seinem Abenteuer so ermüdet, daſs er bald darauf in tiefen Schlaf fiel, und mit dem Schwager Bär um die Wette schnarchte.

Bey'm Erwachen befand er sich in einem herrlichen Prunkbette, in einem Zimmer mit seidenen Tapeten. Die Morgensonne blickte freundlich zwischen den aufgezogenen Gardinen herein; neben dem Bette lagen auf einigen mit Sammet bekleideten Taburetts seine Kleider und die ritterliche Waffenrüstung, auch stand ein silbernes Glöcklein dabey, den Dienern zu schellen. Reinald begriff nicht, wie er aus der schaudervollen Höhle in einen so prächtigen Pallast sey versetzt worden, und war zweifelhaft, ob er jetzt träume, oder vorhin das Abenteuer im Walde geträumt habe. Aus dieser Ungewiſsheit zu kommen, zog er die Glocke. Ein zierlich gekleideter Kammerdiener trat herein, fragte nach seinen Befehlen, und meldete, daſs seine Schwester Wulfild und ihr Gemahl Albert der Bär, seiner mit Verlangen warteten. Der junge Graf konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen. Ob ihm gleich bey Erwähnung des Bären der kalte Schweiſs vor die Stirn trat, so lieſs er sich doch rasch ankleiden, und trat in's Vorgemach heraus, wo er aufwartende Edelknaben, Läufer und Hayducken antraf; mit diesem Gefolge gelangte er durch eine Menge Prachtgemächer und Vorsäle zum Audienzzimmer, wo ihn seine Schwester mit dem Anstande einer Fürstin empfing. Neben sich hatte sie zwey allerliebste Kinder, einen Prinzen von sieben Jahren und ein zartes Fräulein, das noch am Gängelbande geleitet wurde. Einen Augenblick hernach trat Albert der Bär herein, der jetzt sein grausendes Ansehn und alle Eigenschaften eines Bären abgelegt hatte, und als der liebenswürdigste Prinz erschien. Wulfild stellte ihm ihren Bruder vor, und Albert umhalsete seinen Schwager mit aller Wärme der Freundschaft und Bruderliebe.

Der Prinz war mit all' seinem Hofgesinde durch einen feindseligen Zauber auf gewisse

Tage verzaubert. Er genoſs nämlich die Vergünstigung, alle sieben Tage, von einer Morgenröthe bis zur andern des Zaubers entledigt zu werden. Sobald aber die silbernen Sternlein am Himmel erbleichten, fiel der eherne Zauber wieder mit dem Morgenthau auf's Land; das Schloſs verwandelte sich in einen schroffen, unersteiglichen Felsen, der reizende Park ringsumher in eine traurige Einöde, die Springbrunnen und Kaskaden in stehende trübe Sümpfe, der Inhaber des Schlosses wurde ein Zottelbär, die Ritter und Knappen Dächse und Marder, die Hofdamen und Zofen Eulen und Fledermäuse, die Tag und Nacht girrten und wehklagten.

An einem solchen Tage der Entzauberung war es, wo Albert seine Braut heimführte. Die schöne Wulfild, die sechs Tage geweint hatte, daſs sie an einen zottigen Bär vermählt werden sollte, lieſs ihren Trübsinn schwinden, als sie sahe, daſs sie sich in den Armen eines jungen wohlgemachten Ritters befand, der so minniglich sie umfaſste und sie in einen herrlichen Pallast einführte, wo ein glänzendes Brautgepränge ihrer wartete. Sie wurde von schönen Dirnen in Myrthenkränzen mit Gesang und Saitenspiel empfangen, ihrer ländlichen Kleidung entlediget, und mit königlichem Brautschmuck angethan. Ob sie gleich nicht eitel war, so konnte sie doch das geheime Entzücken über ihre Wohlgestalt nicht verhehlen, da ihr die krystallenen Spiegel von allen Wänden des Brautgemachs tausend Schmeicheleyen sagten. Ein prächtiges Gastmahl folgte auf die Vermählungsceremonie, und ein glänzender Prunkball beschloſs die Feyerlichkeit des festlichen Tages. Die reizende Braut athmete Wonne und Seligkeit in den Gefühlen der Liebe, die an ihrem Brauttage, nach der Sitte der keuschen Vorwelt, sich zum erstenmal in ihrem jungfräulichen Herzen regten, und das widerliche Bären-Ideal war ganz aus ihrer Phantasie verdrungen. In der Mitternachtsstunde wurde sie von ihrem Gemahl mit Pomp in die Brautkammer eingeführt, wo alle Liebesgötter im Plafond von Freude belebt ihre goldnen Flügel zu regen schienen, da das liebende Paar hineintrat.

Der süſse Morgentraum schwand eben dahin, als die Neuvermählte erwachte, und ihren Gemahl mit einem liebevollen Kuſs gleichfalls aus dem Schlafe zu wecken vorhatte. Aber wie groſs war ihr Erstaunen, da sie ihn nicht an ihrer Seite fand, und, den seidenen Vorhang aufhebend, sich in ein düsteres Kellergewölbe versetzt sahe, wo das gebrochne Tageslicht durch den Eingang hineinfiel; und nur eben so viel Hellung gab, daſs sie einen furchterweckenden Bären wahrnehmen konnte, der aus einem Winkel hervor trübsinnig nach ihr hinblickte.

Sie sank auf ihr Lager zurück, und starb vor Entsetzen hin. Nach einer langen Weile kam sie erst wieder zu sich, und sammelte so viel Kräfte, eine laute Klage anzuheben, welche die krächzenden Stimmen von hundert Eulen ausserhalb der Höhle beantworteten. Der empfindsame Bär konnt's nicht aushalten, diese Jammerscene mit anzusehen, er muſste hinaus unter Gottes freyen Himmel, den Schmerz und Unwillen über sein hartes Schicksal auszukeuchen. Schwerfällig hob er sich vom Lager und zottelte brummend in den Wald, aus welchem er nicht eher als am siebenten Tage kurz vor der Verwandlung zurückkehrte. Die sechs traurigen Tage wurden der untröstbaren Dame zu Jahren. Ueber der hochzeitlichen Freude hatte man aus der Acht gelassen, die Bettlade der Braut mit einigen Lebensmitteln und Erfrischungen zu versehen; denn über alle leblosen Dinge, welche die schöne Wulfild unmittelbar berührte, hatte der Zauber keine Macht; aber ihr Gemahl würde, auch selbst in ihren Umarmungen, in der Stunde der Verwandlung zum Bären worden seyn. In der Beklommenheit ihres Herzens, schmachtete die Unglückliche zwey Tage dahin, ohne an Nahrungsmittel zu gedenken; endlich aber forderte die Natur die Mittel ihrer Erhaltung mit groſsem Ungestüm, und erregte einen wilden Heiſshunger, der sie aus der Höhle trieb, einige Nahrung zu suchen. Sie schöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Wasser aus dem vorüberrieselnden Bächlein und erquickte damit ihre heiſsen trocknen Lippen, pflückte einige Hambutten und Brombeeren, und verschlang in wilder Betäubung eine Handvoll Eicheln, die sie gierig auflas, und noch eine Schürze voll aus bloſsem Naturtrieb mit in die Höhle zurücknahm; denn um ihr Leben war sie wenig bekümmert: sie wünschte nichts sehnlicher als den Tod.

Mit diesem Wunsche schlief sie am Abend des sechsten Tages ein, und erwachte am frühen Morgen in eben dem Gemache wieder, in welches sie als Braut eingetreten war. Sie fand da alles noch in der nämlichen Ordnung wie sie es verlassen hatte, und den schönsten zärtlichsten Gemahl an ihrer Seite, der in den rührendsten Ausdrücken ihr sein Mitleid über den traurigen Zustand bezeigte; in welchen seine unwiderstehliche Liebe zu ihr sie gebracht hatte, und sie mit Thränen in den Augen um Verzeihung bat. Er erklärte ihr die Beschaffenheit des Zaubers, daſs jeder siebente Tag solchen unwirksam mache, und alles wieder in seiner natürlichen Gestalt darstelle. Wulfild würde durch die Zärtlichkeit ihres Gemahls gerührt; sie bedachte, daſs eine Ehe noch gut genug wäre, wo der siebente Tag immer heiter sey, und daſs nur die glücklichsten der Ehen sich dieses Vorrechts rühmen könnten; kurz, sie fand sich in ihr Schicksal, vergalt Liebe mit Liebe, und machte ihren Albert zum glücklichsten Bären unter der Sonne. Um nicht wieder in den Fall zu kommen, in der Waldhöhle zu darben, legte sie jederzeit, wenn sie zur Tafel ging, ein Paar weite Poschen an, welche sie mit Konfekt, süſsen Orangen und anderm köstlichen Obst belastete. Auch den gewöhnlichen Nachttrunk ihres Herrn, der in's Schlafgemach gestellt wurde, verbarg sie sorgfältig in ihrer Bettlade, und so war ihre Küche und Keller immer für die Zeit der Verwandlung zureichend bestellt.

Ein und zwanzig Jahr hatte sie bereits im Zauberwalde verlebt, und diese lange Zeit hatte keinen ihrer jugendlichen Reize verdrängt; auch war die wechselseitige Liebe des edlen Paares noch Gefühl des erſten mächtigen Instinkts. Mutter Natur behauptete, aller anscheinenden Störungen ungeachtet, allenthalben ihre Rechte; auch in der Zauberwelt wacht sie mit groſser Sorgfalt und Strenge dafür, und wehret allem Fortschritt und den allmähligen Veränderungen der Zeit ab, so lange durch die widernatürlichen Eingriffe der Zauberey die Dinge dieser Unterwelt ihrer Bothmäſsigkeit entzogen sind. Laut dem Zeugniſs der heiligen Legende stiegen die frommen Siebenschläfer, nachdem sie ihren hundertjährigen Schlaf ausgeschlafen hatten, so munter und rüstig aus den römischen Katakomben hervor, wie sie hineingegangen waren, und hatten nur um eine einzige Nacht gealtert. Die schöne Wulfild hatte nach der Berechnung der guten Mutter Natur, in den ein und zwanzig Jahren nur drey Jahre verlebt, und befand sich also noch in der vollen Blüthe des weiblichen Alters. Eben diese Beschaffenheit hatte es auch mit ihrem Gemahl und dem ganzen verzauberten Hofstaat.

Alles das eröffnete das edle Paar dem holden

Ritter auf einem Lustwandel im Park, unter einer Laube, woran sich wilder Jasmin und Hills kletterndes Geiſsblatt zusammen verflochten. Der glückliche Tag schwand unter dem Gepränge einer bunten Hofgalla und wechselseitigen Freundschaftsbezeugungen nur zu bald dahin. Man nahm das Mittagsmahl ein, nachher war Apartement und Spiel. Ein Theil der Höflinge lustwandelten mit den Damen im Park, trieben Scherz- und Minnespiel, bis man zur Abendtafel trompetete, wo in einer Spiegelgalerie unter Beleuchtung unzähliger Wachskerzen gespeiset wurde. Man aſs, trank und war fröhlich bis zur Mitternachtsstunde; Wulfild versorgte nach Gewohnheit ihre Poschen und rieth ihrem Bruder, seine Taschen auch nicht zu vergessen. Als abgetragen war, schien Albert unruhig zu werden, und flüsterte seiner Gemahlin etwas in's Ohr. Sie nahm darauf ihren Bruder bey Seite und sprach wehmüthig: Geliebter Bruder, wir müssen uns scheiden, die Stunde der Verwandlung ist nicht mehr fern, wo alle Freuden dieses Pallastes hinschwinden. Albert ist um dich bekümmert, er fürchtet für dein Leben; er würde dem thierischen Instinkt nicht widerstehen können, dich zu zerreiſsen, wenn du die bevorstehende Veränderung hier abwarten wolltest; verlaſs diesen unglücklichen Wald und kehre nie wieder zu uns zurück. Ach, erwiederte Reinald, es begegne mir, was das Verhängniſs über mich beschlossen hat, scheiden kann ich mich nicht von euch, ihr Lieben! Dich, o Schwester, aufzusuchen, war mein Beginnen, und da ich dich gefunden habe, verlaſs ich diesen Wald nicht ohne dich. Sage, wie ich den mächtigen Zauber lösen kann? Ach, sprach sie, den vermag kein Sterblicher zu lösen! Hier mischte sich Albert in's Gespräch, und wie er den kühnen Entschluſs des jungen Ritters vernahm, mahnte er ihn mit liebreichen Worten von seinem Vorhaben so kräftig ab; daſs dieser endlich dem Verlangen des Schwagers und den Bitten und Thränen der zärtlichen Schwester nachgeben, und zum Abschied sich bequemen müſste.

Fürst Albert umarmte den wackern Jüngling brüderlich, und nachdem dieser seine Schwester umhalset hatte und nun scheiden wollte, zog Jener seine Brieftasche hervor, und nahm daraus drey Bärenhaare, rollte sie in ein Papier und reichte sie dem Ritter gleichsam scherzweise als ein Wahrzeichen hin, sich dabey des Abenteuers im Zauberwalde zu erinnern. Doch, setzte er ernsthaft hinzu, verachtet nicht diese Kleinigkeit; sollt' euch irgend einmal Hülfe Noth thun, so reibt diese drey Haare zwischen den Händen und erwartet den Erfolg. Im Schloſshofe stand ein prächtiger Phaeton mit sechs Rappen bespannt, nebst vielen Reitern und Dienern. Reinald stieg hinein: Ade, mein Bruder! rief Albert der Bär am Schlage; ade, mein Bruder! antwortete Reinald das Wunderkind, und der Wagen donnerte über die Zugbrücke dahin, auf und davon.

Die goldnen Sterne funkelten noch hell am nächtlichen Himmel, der Zug ging über Stock und Stein, Berg auf, Berg ab, durch Wüsten und Wälder, über Stoppen und Felder, sonder Ruh und Rast, in vollem Trab. Nach einer guten Stunde begann der Himmel zu grauen: plötzlich verloschen alle Windlichter; Reinald fand sich unsanft auf die Erde gesetzt, ohne zu wissen, wie ihm geschah; der Phaeton mit Roſs und Wagen war verschwunden, aber bey dem Schimmer der Morgenröthe sahe er sechs schwarze Ameisen zwischen seinen Füſsen hin gallopiren, die eine Nuſsschale fortzogen.

Der mannliche Ritter wuſste sich das Abenteuer nun leicht zu erklären; er hütete sich sorgfältig, eine Ameise etwan unversehens zu zertreten, erwartete ganz ruhig den Aufgang der Sonne, und weil er sich noch innerhalb der Gränzen des Waldes befand, beschloſs er seine beyden jüngern Schwestern gleichfalls aufzusuchen, und wenn es ihm nicht gelingen sollte, sie zu entzaubern, ihnen wenigstens einen Besuch zu machen.

Drey Tage irrte er vergebens im Wald umher, ohne daſs ihm etwas Sonderbares aufſtieſs. Eben hatte er die letzten Ueberbleibsel eines Milchbrodes von Schwager Albert des Bären Tafel aufgezehrt, als er hoch über sich in der Luft etwas rauschen hörte, wie wenn ein Schiff in vollem Segeln die Wellen durchschneidet. Er schauete auf und erblickte einen mächtigen Adler, der sich aus der Luft auf ein Nest herablieſs, das er auf einem Baume hatte. Reinald war über diese Entdeckung hocherfreut, verbarg sich im Unterwuchs der Holzung, und lauerte bis der Adler wieder auffliegen würde. Nach sieben Stunden hob er sich vom Neste; alsbald trat der lauschende Jüngling hervor in's Freye, und rief mit lauter Stimme: Adelheid, geliebte Schwester, wenn du auf dieser hohen Eiche hausest, so entworte meiner Stimme; ich bin

Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich suchet, und die Bande des mächtigen Zaubers zu zerstören strebt, die dich ſesseln. Sobald er auſgehört hatte zu reden, antwortete eine sanſte weibliche Stimme von oben, wie aus den Wolken: Bist du Reinald das Wunderkind, so sey willkommen deiner Schwester Adelheid, säume nicht, zu ihr herauſ zu klimmen, die Trostlose zu umarmen.

Entzückt über diese ſrohe Bothschaſt, wagte der Ritter ſreudig den Versuch, den hohen Baum hinauſ zu klettern, aber vergebens. Dreymal lieſ er rund um den Stamm, aber der war zu dicke, ihn zu umklaſtern, und die nächsten Aeste viel zu hoch, sie zu erſassen. Indem er begierig auſ Mittel sann, seinen Zweck zu erreichen, ſiel eine seidne Strickleiter herab, durch deren Beyhülſe er bald bis in den Gipſel des Baums zu dem Adlerneste gelangte, es war so geräumig und so ſeste gebauet, wie ein Altan auſ einer Linde. Er ſand seine Schwester unter einem Thronhimmel sitzend, von aussen gegen die Witterung mit Wachstaſſet bekleidet, und inwendig mit rosenſarbnem Atlas ausgeschlagen; auſ ihrem Schooſse lag ein Adlerey, welches auszubrüten sie beschäſtiget war. Der

Empfang war auf beyden Seiten sehr zärtlich, Adelheid hatte genaue Kundschaft von ihres Vaters Hause, und wuſste, daſs Reinald ihr nachgeborner Bruder war. Edgar, der Aar, ihr Gemahl, war auf Wochen verwünscht. Alle sieben Wochen war eine von der Bezauberung frey. In dieser Zwischenzeit hatte er seiner Gemahlin zu Liebe, unerkannterweise oft das Hoflager seines Schwiegervaters besucht, und gab ihr von Zeit zu Zeit Nachricht, wie es in ihres Vaters Hause stand. Adelheid lud ihren Bruder ein, die nächste Verwandlung bey ihr abzuwarten; und obgleich der Termin erst in sechs Wochen bevorstand, so willigte er doch gern ein. Sie versteckte ihn in einen hohlen Baum, und beköstigte ihn täglich aus dem Magazin unter ihrem Sopha, das mit Schiffsprovision, das heiſst, solchen Eſswaaren, die sich erhalten, auf sechs Wochen reichlich versehen war. Sie entlieſs ihn mit der wohlmeinenden Vermahnung: so lieb dir das Leben ist, hüte dich vor Edgars Adlerblick, sieht er dich in seinem Gehege, so ist's um dich geschehen; er hackt dir die Augen aus und friſst dir das Herz ab, wie er nur erst gestern dreyen deiner Knappen that, die dich hier im Walde suchten.

Reinald schauderte über das Schicksal seiner

Knappen, versprach seiner wohl zu wahren, und harrete in dem Pathmus des hohlen Baums sechs langweilige Wochen aus; doch genoſs er das Vergnügen, mit seiner Schwester zu kosen, so oft der Adler vom Neste flog. Aber für diese Prüfung seiner Geduld wurde er nachher durch sieben freudenvolle Tage sattsam entschädiget.

Die Aufnahme bey'm Schwager Aar war nicht minder freundschaftlich als bey'm Schwager Bär. Sein Schloſs, seine Hofſtatt, alles war hier so, wie dort; jeder Tag war ein Freudenfest, und die Zeit der fatalen Verwandlung rückte nur zu geschwind herbey. Am Abend des siebenten Tags entlieſs Edgar seinen Gast mit den zärtlichsten Umarmungen, doch warnt' er ihn, sein Gehege nicht wieder zu betreten. Soll ich mich, sprach Reinald wehmüthig, ewig von euch scheiden, ihr Geliebten? Ist's nicht möglich, den unglücklichen Zauber zu lösen, der euch hier gefangen hält? Hätt' ich hundert Leben zu verlieren, ich wagte sie alle, euch zu erlösen. Edgar drückte ihm herzig die Hand: Dank, edler junger Mann, für eure Lieb' und Freundschaft; aber laſst das kecke Unterfangen schwinden. Es ist möglich, unsern Zauber zu lösen, aber ihr sollt's, ihr dürft's nicht. Wer's beginnt, dem kostet es das Leben, wenn's miſslingt, und ihr sollt nicht das Opfer für uns werden.

Durch diese Rede wurde Reinald's Heldenmuth nur mehr angefeuert, das Abenteuer zu bestehen. Seine Augen funkelten vor Verlangen, und die Wangen röthete ein Strahl von Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen. Er drang in den Schwager Edgar, ihm das Geheimniſs mitzutheilen, wie der Zauber des Waldes aufzulösen sey; doch dieser wollt' ihm nichts enträthseln, aus Sorge, das Leben des kühnen Jünglings in Gefahr zu setzen. Alles, was ich euch sagen kann, lieber Bruder, sprach er, ist daſs ihr den Schlüssel der Bezauberungen finden müſst, wenn es euch gelingen soll, uns zu erlösen. Seyd ihr vom Schicksal bestimmt, unser Befreyer zu seyn, so werden euch die Sterne Weg und Bahn anzeigen, wo ihr ihn zu suchen habt; wo nicht, so ist Thorheit all euer Beginnen. Hierauf zog er seine Brieftasche hervor, und nahm daraus drey Adlerfedern, die er dem Ritter darreichte, sich seiner dabey zu erinnern. Wenn ihm einst Hülfe Noth thät, sollt er sie zwischen den Händen reiben und den Erfolg erwarten. Drauf schieden sie freundlich auseinander. Edgars Hofmarschalk und das Hofgesinde begleiteten den lieben Fremdling durch einen langen Gang, mit emporstrebenden Weymouths-Fichten, Kiefern und Eibenbäumen bepflanzt; bis zum Ausgang des Geheges, und als er ausserhalb desselben war, schlossen sie das Gatterthor zu und kehrten eilig zurück, denn die Zeit der Verwandlung stand bevor.

Reinald setzte sich unter eine Linde, das Wunder mit anzusehen; der Vollmond leuchtete hell und klar; er sah das Schloſs noch gar deutlich über die Gipfel der hohen Bäume hervorragen. Aber in der Morgendämmerung sah er sich in einen dicken Nebel eingehüllt, und wie diesen die aufgehende Sonne niederdrückte, war Schloſs und Park und Gartenthor verschwunden, und er befand sich in einer traurigen Einöde, oben auf einer Felsenwand neben einem unermeſslichen Abgrund.

Der junge Abentheurer blickte ringsumher, einen Weg hinab in's Thal zu finden; da ward er in der Ferne einen See gewahr, dessen Spiegelfläche der Abglanz der Sonnenstrahlen versilberte. Mit groſser Mühe arbeitete er sich den ganzen Tag durch den dichtverwachsenen Wald;

sein Dichten und Trachten war nur auf den See gerichtet, wo er seine dritte Schwester Bertha vermuthete; aber je weiter er in den wilden Busch hineinkam, je undurchdringlicher ward er, der See verlor sich aus seinen Augen und mit ihm die Hoffnung, ihn wieder zu erblicken. Gegen Sonnenuntergang sah er zwar die Wasserfläche wieder zwischen den Bäumen durchschimmern, als der Wald lichter wurde; aber dennoch erreicht' er das Ufer nicht vor hereinbrechender Nacht. Ermüdet schlug er sein Lager unter einem Feldbaum auf, und erwachte nicht eher, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Durch den Schlaf fand er sich gestärket und seine Glieder rüstig und wacker; er sprang rasch auf und wandelte längs dem Ufer hin voller Gedanken und Anschläge, wie er zu seiner Schwester im Weiher gelangen möchte. Vergebens lieſs er seinen Spruch und Gruſs erschallen: Bertha, geliebte Schwester, hausest du in diesem Weiher, so gieb Antwort auf meine Rede, ich bin Reinald, das Wunderkind genannt, dein Bruder, der dich aufsucht, deinen Zauber zu lösen und dich aus diesem nassen Gefängniſs herauszuführen: Ihm antwortete nichts als das vielstimmige Echo vom Walde her. O ihr lieben Fische, fuhr er fort, als ganze Schaaren rothgesprengter Fohren an's Ufer schwammen und den jungen Fremdling anzugaffen schienen, ihr lieben Fische sagt's eurer Gebieterin an, daſs ihr Bruder hier am Ufer harret, ihr zu begegnen. Er zerpflückte alle Brodfragmente, die er noch in seinen Taschen fand, und warf sie in den Teich, die Fische damit zu bestechen, ob sie seiner Schwester von ihm Botschaft bringen möchten; allein die Fohren schnappten die Semmelbrocken gierig auf, ohne sich um ihren Wohlthäter weiter zu bekümmern. Reinald sah wohl, daſs mit seiner Fischpredigt nichts ausgerichtet war, deshalb versucht' er auf eine andere Manier sein Unternehmen auszuführen. Als ein flinker Ritter, war er in allen Leibesübungen wohlgeübt, und schwimmen konnt' er wie eine Wassermaus; darum entschloſs er sich kurz, entkleidete sich von seiner Rüstung, nahm von den Waffen nichts als das blanke Schwert in die Hand, und sprang im Waffenrock von feuerfarbnem Atlas (weil er keines Nachens ansichtig wurde wie weiland sein Vater) beherzt in die Fluthen, um den Schwager Behemot aufzusuchen. Er wird, dachte er, mich nicht gleich verschlingen, und schon ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen, wie er bey meinem Vater that. Drauf plätscherte er geflissentlich in den Wellen, das Meerwunder herbeyzulocken, und schaukelte auf den blauen Wogen mitten in den Weiher hinein.

So lang es seine Kräfte erlaubten, verfolgte er den nassen Pfad getrost, ohne daſs ihm ein Abenteuer aufstieſs; wie er aber anfing zu ermatten, schaute er nach dem Gestade um, und sah unfern einen dünnen Nebel aufsteigen, der hinter einer emporstehenden Eisscholle hervorzukommen schien. Er ruderte aus allen Kräften, die Erscheinung näher zu betrachten, und fand eine kurze Säule von Bergkrystall aus dem Wasser hervorragen, die hohl zu seyn schien, denn aus dieser stieg ein herzerquickender Wohlgeruch in kleinen Dampfwolken in die Höhe, welche der Windstrom spielend auf das Wasser warf. Der kühne Schwimmer vermuthete, daſs das wohl der Schlot zu der unterirdischen Wohnung seiner Schwester seyn könne. Er wagt' es also, darin hinabzuschlüpfen, und diese Vermuthung täuschte ihn nicht. Der Rauchfang führte unmittelbar in den Kamin des Schlafgemachs der schönen Bertha, welche eben beschäftigt war, im reizendsten Morgenanzug ihren Chokolat bey einem kleinen Feuer von rothem Sandelholz zu bereiten. Wie die Dame das Geräusch im Schlote vernahm und auf einmal zwey Menschenfüſse den Kamin herabzappeln sah, wurden ihre Lebensgeister von diesem unerwarteten Besuch so sehr überrascht, daſs sie vor Schrecken den Chokolatentopf umstieſs, und rücklings auf ihren Armstuhl in Ohnmacht sank. Reinald rüttelte sie so lange, bis sie wieder zu sich selbst kam, und sobald sie sich ein wenig erholt hatte, sprach sie mit matter Stimme: Unglücklicher, wer du auch seyst, wie darfst du es wagen, diese unterirdische Wohnung zu betreten? Weiſst du nicht, daſs diese Vermessenheit dir den unvermeidlichen Tod bringt? — Fürchte nichts, meine Liebe, sprach der wackere Ritter, ich bin dein Bruder Reinald, das Wunderkind genannt, der weder Gefahr noch Tod scheut, seine geliebten Schwestern aufzusuchen und die Bande des mächtigen Zaubers aufzulösen, der sie fesselt. Bertha umarmte ihren Bruder zärtlich; aber ihr schlanker Leib zitterte vor Furcht.

Ufo der Delphin, ihr Gemahl, hatte den Hof seines Schwiegervaters gleichfalls zuweilen im strengsten Incognito besucht, und unlängst in Erfahrung gebracht, daſs Reinald ausgezogen sey, seine Schwester aufzusuchen. Dies kühne Vorhaben des Jünglings hatte er oft beklagt: wenn ihn, sprach er, Schwager Bär nicht friſst;

noch Schwager Aar ihm die Augen aushackt, so wird ihn doch Schwager Delphin verschlingen, ich fürchte, in der Anwandlung thierischer Wuth dem Triebe nicht widerstehen zu können, ihn hinunter zu schlurfen; und wenn du ihn mit deinen zarten Armen umfaſstest, du Liebe, um ihn zu schützen, so würd' ich deine krystallne Wohnung zertrümmern, daſs dich die hereinströmenden Fluthen ersäuften, und ihn würd' ich in meinem Wallfischbauch begraben; denn zur Zeit der Verwandlung, weiſst du, ist unsre Wohnung jedem Fremden unzugänglich.

Alles das verhehlte die schöne Bertha ihrem Bruder nicht; er aber antwortete: kannst du mich nicht vor den Augen des Meerwunders verbergen, wie deine Schwestern thaten, daſs ich hier weile, bis der Zauber schwindet? Ach, versetzte sie, wie könnt' ich dich verbergen? Siehest du nicht, daſs diese Wohnung von Krystall ist, und daſs alle Wände so durchsichtig sind, wie der Eishimmel? *) Es wird doch ir-

---

*) Sonderzweifel ist das das prächtige Eisgewölbe, womit Dr. Berger die Erde umgiebt. Entweder hat er seine Theorie aus einem Volksmährchen genommen, oder als Volksmährchen erfunden.

gend ein undurchschaubarer Winkel im Hause seyn, gegenrednete Reinald; oder bist du die einzige deutsche Frau, welche die Augen ihres Mannes nicht zu täuschen vermag? Die schöne Bertha war in dieser Kunst ganz unerfahren; sie sann und sann, endlich fiel ihr noch zum Glück die Holzkammer ein, wohin sie ihren Bruder bergen könnte. Er nahm den Vorschlag ohne Einwendung an, verschränkte das Holz in der durchsichtigen Kammer so kunstreich, wie ein Biber seinen unterirdischen Bau, und verbarg sich darin auf's beste. Die Dame eilte darauf an ihren Putztisch, setzte sich so reizend auf als möglich, legte eins der schönsten Kleider an, das ihren schlanken Wuchs begünstigte, ging in's Audienzgemach, harrend auf den Besuch ihres Gemahls, des Delphins, und stand da so minniglich, wie eine der drey Grazien in der Einbildungskraft eines Dichters. Ufo, der Delphin, konnte des Umgangs seiner liebenswerthen Gemahlin während der Zeitperioden der Verzauberung nicht anders genieſsen, als daſs er ihr täglich einen Besuch machte, sie von aussen durch das gläserne Haus sah, und sich an dem Anblick ihrer Schönheit weidete.

Kaum hatte die holde Bertha ihr Sprachzimmer betreten, so kam der ungeheure Fisch herangeschwommen; das Wasser fing schon von weitem an zu rauschen, und die Fluthen kräuselten sich in Wirbeln rings um den krystallenen Pallast. Das Meerwunder stand von aussen vor dem Gemach, athmete Ströme von Wasser ein, und stürzte sie wieder aus seinem weiten Schlunde hervor, gaffte dabey mit glotzenden meergrünen Augen die schöne Frau stumm und staunend an. So sehr sich auch die gute Dame angelegen seyn lieſs, eine unbefangene Miene zu heucheln, so wenig war das in ihrer Gewalt: alle Schälkeley und Verstellung war ihr ganz fremd, das Herz bebte und bangte ihr, der Busen hob sich hoch und schnell, ihre Wangen und Lippen glüheten und erbleichten plötzlich wieder. Der Delphin hatte ungeachtet seiner dämischen Fischnatur dennoch so viel physiognomisches Gefühl, daſs er aus diesen Anzeichen Unrath merkte, scheuſsliche Grimassen machte, und pfeilgeschwind fortschoſs. Er umkreiste den Pallast in unzähligen Schraubengängen, und trieb solchen Unfug in den Wogen, daſs die krystallene Wohnung davon erbebte, und die erschrockene Bertha nicht anders glaubte, er würde solche augenblicks zerschellen. Der spähende Delphin konnte indessen bey dieser strengen Haussuchung nichts wahrnehmen, was seinen Verdacht zu bestärken schien; daher ward er allgemach ruhiger, und zum Glück hatte er durch sein Toben das Wasser so getrübt, daſs er nicht sehen konnte, in welchem Zustand die bängliche Bertha sich befand. Er schwamm fort, die Dame erholte sich wieder von ihrem Schrekken, Reinald verhielt sich still und ruhig in der Holzkammer, bis die Zeit der Verwandlung herankam; und obgleich allem Ansehen nach Schwager Delphin nicht allen Verdacht schwinden lieſs, (denn er vergaſs nie bey seinem täglichen Besuch dreymal die Runde um's Haus zu schwimmen, und alle Winkel des krystallnen Pallastes zu durchspähen) so geberdete er sich doch nicht so wüthig dabey, als das erstemal. Die Stunde der Verwandlung befreyete endlich den duldsamen Gefangenen aus der einsamen Holzkammer.

Als er eines Tages erwachte, befand er sich in einem königlichen Pallast auf einer kleinen Insel. Gebäude, Lustgärten, Marktplätze, alles schien auf dem Wasser zu schwimmen, hundert Gondeln schwankten auf den Kanälen auf und ab, und alles lebte und webte auf den offnen Plätzen in fröhlicher Geschäftigkeit; kurz das Schloſs des Schwager Delphins war ein kleines Venedig. Der Empfang des jungen Ritters war hier eben so herzig und freundschaftsvoll, als an den Höfen der beyden andern Schwäger. Ufo, der Delphin, war auf Monden verwünscht; der siebente war jedesmal der Rastmonat der Verzauberung: von einem Vollmond bis zum andern gedieh alles in seinen natürlichen Zustand. Weil Reinalds Aufenthalt hier länger dauerte, so ward er mit dem Schwager Ufo auch bekannter, und lebte mit ihm vertrauter als mit den andern. Seine Neugierde peinigte ihn schon lange, zu erfahren, durch welches Schicksal die drey Prinzen in den unnatürlichen Zustand der Bezauberung wären versetzt worden, er forschte fleiſsig deſshalb an der Schwester Bertha, aber die konnt' ihm keine Auskunft geben, und Ufo beobachtete über diesen Punkt ein geheimniſsvolles Stillschweigen. Reinald erfuhr also nicht, was er wünschte Unterdessen eilten die Tage der Freude auf den Fittigen der Winde dahin, der Mond verlor seine Silberhörner und rundete seine Gestalt mehr mit jedem Tage.

Bey einer empfindsamen Abendpromenade verständigte Ufo seinen Schwager Reinald, daſs die Zeit der Trennung in wenig Stunden bevorstehe, und mahnte ihn an, zu seinen Eltern zurück zu kehren, die seinethalben in groſser Sorge lebten; die Mutter sey untröstlich, seitdem es am

Hofe kund worden, daſs er nicht nach Flandern, sondern in den Zauberwald auf Abenteuer ausgegangen sey. Reinald fragte, ob der Wald noch viele enthalte, und vernahm, es sey nur noch eins übrig, davon er bereits Kundschaft habe: nämlich um den Minnesold den Schlüssel der Bezauberungen zu suchen und den kräftigen Talisman zu zerstören; so lange dieser wirke, sey für die Prinzen keine Erledigung zu hoffen. Aber, fügte Ufo der Delphin freundschaftlich hinzu, folgt gutem Rathe, junger Mann! dankt den translunarischen Mächten und dem Schutz der Damen, eurer Schwestern, daſs ihr nicht das Opfer eures kühnen Unterfangens, den Zauberwald zu durchstreifen, geworden seyd. Laſst euch gnügen an dem Ruhm, den ihr erworben habt, ziehet hin und gebt euren Eltern Bericht von alle dem, was ihr gesehen und gehört habt, und führt durch eure Rückkehr die gute Mutter vom Rande des Grabes zurück, wohin sie Harm und Gram um euch gebracht. Reinald versprach, was Schwager Ufo verlangte, mit Vorbehalt, zu thun, was er wollte; denn die Herren Söhne, wenn sie mütterlicher Zucht entwachsen, groſs und bengelhaft worden sind, und sich auf den tollen Rappen schwingen, kümmern sich wenig um die treuen Mutterzähren. Uſo merkte bald, worauf des Jünglings Sinn gestellt war; deshalb zog er seine Brieftasche hervor und nahm daraus drey Fischschuppen, reichte sie ihm zum Geschenk dar und sprach: wenn euch einst Hülfe Noth thut, so reibt sie zwischen den Händen, daſs sie flugs erwarmen, und erwartet den Erfolg.

Reinald bestieg eine schön vergoldete Gondel, und lieſs sich durch zwey Gondelirer an's feste Land rudern. Kaum war er am Gestade, so verschwand die Gondel, das Schloſs, die Gärten, die Marktplätze, und es blieb von all' der Herrlichkeit nichts übrig, als ein groſser Fischteich mit hohem Schilf bewachsen, welches ein kühles Morgenlüftchen durchsäuselte. Der Ritter befand sich wieder an dem Platze, wo er vor drey Monden kühnlich in's Wasser sprang, sein Schild und Harnisch lag noch auf der Stelle und der Speer stand daneben gepflanzt, wie er seine Waffen verlassen hatte. Er aber gelobte sich selbst, nicht eher zu rasten, bis der Schlüssel der Bezauberungen in seiner Hand wäre.

Drittes Buch.

Wer sagt mir an den geraden Weg, und wer leitet meinen Fuſs auf die rechte Bahn, die zu dem wunderbarsten der Abenteuer führet in diesem gränzenlosen Walde? — O ihr translunarischen Mächte, blickt freundlich auf mich herab, und wenn ein Erdensohn diesen mächtigen Zauber lösen soll, so laſst mich diesen glücklichen Sterblichen seyn!

So sprach Reinald ganz in sich gekehrt, und ging fürbaſs seine unwegsame Straſse Waldeinwärts. Er durchstrich sieben Tage lang sonder Furcht noch Grausen die endlose Wildniſs, und schlief sieben Nächte lang unter freyem Himmel, daſs seine Waffen vom nächtlichen Thau rosteten. Am achten Tage erstieg er eine

Felsenzinne, von der er wie vom St. Gotthards Berge in unwirthbare Tiefen hinabblickte. Von der Seite öffnete sich ein Thal mit grüner Vinca überzogen, von hohen Granitfelsen umschlossen, welche Schierlingstannen und traurige Cypressen überragten. In der Ferne kam's ihm vor, als säh' er da ein Monument aufgerichtet. Zwey kolossenmäſsige Marmorsäulen mit ehernen Knäufen und Füſsen trugen ein Dorisches Gebälke, welches an eine Felsenwand gelehnt war, und ein stählernes Thor überschattete, mit starken Bändern und Riegeln versehen; auch lag noch zum Ueberfluſs ein Anwurf davor, von der Gröſse eines Scheffels. Unfern des Portals weidete ein schwarzer Stier im Grase, mit funkelnden umherschauenden Augen, als wenn er den Eingang zu bewachen hätte.

Reinald zweifelte nicht, daſs er das Abenteuer gefunden habe, von dem ihm Schwager Ufo der Delphin Erwähnung gethan hatte; und sogleich beschloſs er solches zu bestehen, und schlüpfte von der Felsenzinne hinab in's Thal. Er nahete dem Stier auf einen Bogenschuſs, eh' ihn dieser zu bemerken schien; aber nun sprang er rasch auf, lief wüthig hin und her, als rüst' er sich zum Kampf gegen den Ritter, wie ein Andalusischer, schnaubte gegen den Erdboden, daſs sich Staubwolken empor hoben, stampfte mit den Füſsen, daſs der Grund erbebte, und schlug mit den Hörnern gegen die Felsen, daſs sie in Stücken sprangen. Der Ritter setzte sich in eine angreifende Stellung, und wie der Stier auf ihn anlief, vermied er das gewaltsame Horn durch eine geschickte Wendung, und führte einen so kräftigen Schwertstreich nach dem Halse des Ungethüms, daſs er vermeinte, das Haupt vom Rumpfe zu sondern, wie der tapfere Skanderbeg. O Jammer! der Hals des Stiers war für Stahl und Eisen unverwundbar: das Schwert zerbrach in Stücken und der Ritter behielt nur das Heft in der Hand. Er hatte nichts zu seiner Vertheidigung übrig, als eine Lanze von Ahornholz mit einer zweyschneidigen Spitze von Stahl; aber auch die zerknickte beym zweyten Angriff wie ein schwacher Strohhalm. Der stöſsige Ochs erfaſste den wehrlosen Jüngling mit den Hörnern, und schleuderte ihn wie einen leichten Federball hoch in die Luft, auflaurend, ihn aufzufangen, oder mit den Füſsen zu zertreten. Glücklicherweise gerieth er im Fallen zwischen die ausgebreiteten Aeste eines wilden Birnbaums, die ihn wohlthätig umfaſsten. Ob ihm gleich alle Rippen im Leibe knackten, so blieb ihm doch noch so viel Besinnungskraft, daſs er sich fest an den Baum anklammerte, denn der wüthige Ochs stieſs mit seiner ehernen Stirne so gewaltsam gegen den Stamm, daſs dieser sich aus der Wurzel hob und zum Fall neigte.

In der Zwischenzeit, als der mörderische Stier sich wendete, einen Anlauf zu nehmen, den gewaltsamen Stoſs zu wiederholen, dachte Reinald an die Geschenke seiner Schwäger. Der Zufall führte ihm das Papier mit den drey Bärenhaaren zuerst in die Hand, er rieb sie aus allen Kräften, und in dem Augenblicke kam ein grimmiger Bär daher getrabet, der einen harten Kampf mit dem Stier begann; der Bär ward seiner bald mächtig, würgt ihn nieder und zerriſs ihn in Stücken. Wie sich der hohle Bauch öffnete, flog heraus ein scheuer Entvogel, der mit groſsem Geschrey davon flog. Reinald ahnete, daſs dieser Zauber, des Sieges, welchen der Bär erkämpft hatte, spottete, und den Gewinn desselben davon trage; er griff deshalb flugs nach den drey Federn und rieb sie zwischen den Händen. Darauf erschien ein mächtiger Adler, hoch in der Luft, vor welchem der furchtsame Entvogel sich nieder in's Gebüsche drückte; der Adler schwebte in unermeſsner

Höhe über ihm. Wie der Ritter das bemerkte, scheucht' er den Entrich auf und verfolgt' ihn, bis der Wald lichter wurde, und weil er sich nicht mehr bergen konnte, flog er auf und nahm seinen Flug gerade nach dem Weiher zu. Der Adler aber schoſs aus den Wolken herab, ergriff und zerfleischte ihn mit seinen mächtigen Fängen. Indem er starb, lieſs er ein goldnes Ey in den Weiher fallen. Der aufmerksame Reinald wuſste auch dieser neuen Täuschung zu begegnen; er rieb flugs die Fischschuppen zwischen den Händen; da hob sich ein Wallfisch aus dem Wasser, der das Ey in seinem weiten Rachen auffing und es an's Land spie. Deſs war der Ritter froh in seinem Herzen, und säumte sich nicht, das goldne Ey mit einem Stein entzwey zu schlagen. Da fiel ein kleiner Schlüssel heraus, den er triumphirend für den Schlüssel der Bezauberungen erkannte.

Schnellfüſsig eilt' er nun zu dem stählernen Portal zurück. Der Zwergschlüssel schien für das riesenmäſsige Vorlegschloſs nicht gemacht zu seyn, inzwischen wollt' er doch einen Versuch damit machen; aber kaum berührte der Schlüssel das Schloſs, so sprang es auf, die schweren eisernen Riegel schoben sich von selbst zurück, und die stählerne Pforte that sich auf. Frohen Muthes stieg er in eine düstere Grotte hinab, in welcher sieben Thüren in sieben verschiedene Zimmer führten, allesammt prächtig aufgeputzt und herrlich mit Walratlichtern erleuchtet. Reinald durchwandelte alle nach der Reihe, und trat aus dem letztern in ein Kabinet, wo er eine junge Dame ansichtig wurde, die auf einem Sopha in einem unerwecklichen magischen Schlummer ruhete. Bey diesem herzanfassenden Anblick erwachte in seiner Brust das Gefühl der Liebe: still und staunend stand er da und verwandt kein Auge von ihr, ein Beweis seiner Unerfahrenheit und Unschuld, der ihm und der Zeit, worin er lebte, zur Ehre gereicht.

Nachdem Ritter Reinald sich von seinem Erstaunen erholet hatte, blickte er ein wenig im Zimmer umher, und sah der schlafenden Dame gegenüber eine alabasterne Tafel voll wunderbarer Charaktere. Er vermuthete, daſs darauf der Talisman eingegraben sey, der alle Zaubereyen des Waldes in ihrer Kraft erhielt. Aus gerechtem Unwillen ballte er seine Faust, mit dem eisernen Handschuh bewaffnet, und schlug mit Mannskraft dagegen. Sogleich fuhr die schöne Schläferin schreckhaft zusammen, erwachte, that einen scheuen Blick nach der Tafel, und sank in ihren betäubenden Schlummer zurück. Reinald wiederholte den Schlag und es erfolgte alles, so wie vorher. Nun war er darauf bedacht, den Talisman zu zerstören; aber er hatte weder Schwert noch Speer, nichts als zwey rüstige Arme. Mit diesen erfaſst er die magische Tafel, und stürzte sie vom hohen Postament auf das Marmorpflaster herab, daſs sie in Stücken zerfiel. Augenblicks erwachte die junge Dame wieder aus ihrem Todtenschlummer, und bemerkte nun erst beym dritten Erwachen die Gegenwart eines Ritters, der sich gar tugendlich und ehrlich auf ein Knie vor ihr niederlieſs. Doch eh' er zu reden anhub, verhüllte sie ihr holdseliges Angesicht mit ihrem Schleyer und sprach gar zornmüthig: Hinweg von mir, schändlicher Unhold! Auch in der Gestalt des schönsten Jünglings sollst du weder meine Augen täuschen, noch mein Herz betrügen. Du kennst meine Gesinnung, laſs mir meinen Todtenschlaf, worein mich deine Zauberey versetzt hat.

Reinald begriff den Irrthum der Dame, darum lieſs er sich diese Sprache nicht befremden, und gegenredete also: Holdes Fräulein, zürnet nicht! Ich bin nicht der gefürchtete Unhold, der euch hier gefangen hält, ich bin Graf Reinald, das Wunderkind genannt, sehet hier den Zauber zerstöret, der eure Sinnen umnebelt hatte. Das Fräulein blinzte ein wenig unter dem Schleyer hervor, und als sie die alabasterne Tafel zertrümmert sah, wunderte sie sich baſs über die kühne That des jungen Abenteurers, blickte ihn holdselig an, und er gefiel ihren Augen. Sie hob ihn freundlich auf, indem sie ihm die Hand reichte und sprach: Ist's so, wie ihr saget, edler Ritter, so vollendet euer Werk und führet mich aus dieser grausenvollen Höhle, daſs ich Gottes Sonne glänzen sehe, wenn's draussen taget; oder die goldnen Sternlein am nächtlichen Himmel.

Reinald bot ihr den Arm, sie durch die sieben Prunkzimmer zu führen, durch welche er eingetreten war. Er öffnete die Thür; aber draussen war's egyptische Finsterniſs, daſs man das Dunkel greifen konnte, wie im Anfang der Schöpfung, eh' der elektrische Strahl des Lichtes angezündet war. Alle Kerzen waren erloschen, und die krystallenen Kronleuchter gossen nicht mehr ihren sanften Schimmer aus den hohen Kuppeln der Basaltgewölbe herab. Das edle Paar tappte lange im Dunkel, eh' sie sich aus diesen labyrinthischen Gängen herausfanden, und des Tages Schimmer durch den fernen Eingang einer unförmlichen Felsenhöhle hereindämmern sahen. Die Entzauberte empfand die herzerquickende balsamische Kraft der allbelebenden Natur, und athmete mit Entzücken den Blumenduft, den ihr der laue Zephyr über die blühenden Auen entgegen wehete. Sie setzte sich mit dem schlanken Ritter in's Gras, und er entbrannte gegen sie in heiſser Liebe; denn sie war schön, wie das Meisterstück der Schöpfung, das erste Weib aus Adams Rippen geformt. Doch quälte ihn eine andere Leidenschaft schier noch mehr, das war die Begierde, zu erfahren, wer die schöne Unbekannte sey, und wie sie in diesen Wald verzaubert worden. Er bat sie züchtiglich, ihm davon Bescheid zu geben, und das Fräulein that ihren Rosenmund auf und sprach:

Ich bin Hildegard, die Tochter Radbods, des Fürsten von Pommerland. Zornebock, der Sorbenfürst, begehrte mich von meinem Vater zur Gemahlin; weil er aber ein scheuſslicher Riese und ein Heide war, auch in dem Ruf stand, daſs er ein groſser Schwarzkünstler sey, ward er unter dem Vorwand meiner zarten Jugend abgewiesen. Darüber ergrimmte der Heide so sehr, daſs er meinen guten Vater befehdete, ihn in einem Treffen erlegte, und sich seiner Länder bemächtigte. Ich war zu meines Vaters Schwester, der Gräfin von Vohburg, geflohen, und meine drey Brüder, allesammt stattliche Ritter, waren der Zeit ausser Landes auf ihren Ritterzügen. Dem Zauberer konnte mein Aufenthalt nicht verborgen bleiben, und sobald er meines Vaters Land in Besitz genommen hatte, beschloſs er mich zu entführen; und vermöge seiner Zauberkünste war ihm das ein leichtes. Mein Oheim, der Graf, war ein Liebhaber von der Jagd, ich pflegt' ihn oft dahin zu begleiten, und alle Ritter seines Hofes wetteiferten bey dieser Gelegenheit, mir immer das bestgerüstete Pferd anzubieten. Eines Tages drängte sich ein unbekannter Stallmeister mit einem herrlichen Apfelschimmel zu mir heran, bat mich im Namen seines Herrn, dieses Pferd zu besteigen, und zu würdigen, es als mein Eigenthum aufzunehmen. Ich fragte nach dem Namen seines Herrn, er entschuldigte sich diese Frage eher zu beantworten, bis ich den Gaul erprobt, und nach der Rückkehr von der Jagd mich würde erklärt haben, daſs ich das Geschenk nicht verschmähe. Ich konnte dieses Anerbieten nicht wohl ausschlagen, über das war das Pferd so prächtig gerüstet, daſs es die Augen des ganzen Hofes auf sich zog. Gold und Edelsteine und prächtige Stickerey war an der purpurnen Satteldecke verschwendet. Ein rother seidner Zaum lief vom Gebiſs am Halse hinauf, Stangen und Bügel waren von gediegenem Golde dicht mit Rubinen besetzt. Ich schwang mich in den Sattel und hatte die Eitelkeit, bey dieser Kavalkade mir selbst zu gefallen. Der Gang des edlen Rosses war so leicht und so gemächlich, daſs es mit dem Huf die Erde kaum zu berühren schien. Leichtfüſsig setzt' es über Graben und Hecken, und die kühnsten Reiter vermochten nicht, ihm zu folgen. Ein weiſser Hirsch, der mir bey der Jagd aufstieſs und dem ich nacheilte, zog mich tief in den Wald und trennte mich von dem Gefolge der Jäger. Um mich nicht zu verirren, verlieſs ich den Hirsch, zum Sammelplatz der Jagd zurückzukehren; aber das Pferd sträubte sich mir zu gehorchen, bäumte sich auf, schüttelte die Mähne und wurde wild. Ich versucht' es zu begütigen; aber in dem Augenblick nahm ich mit Entsezzen wahr, daſs sich der Apfelschimmel unter mir in ein gefiedertes Ungethüm verwandelte: die Vorderfüſse breiteten sich in ein Paar Flügel aus, der Hals verlängte sich, an dem Kopf streckte sich ein breiter Schnabel hervor, ich sah einen hochbeinigen Hippogryphen unter mir, der einen Anlauf nahm, sich mit mir in die Luft schwang, und in weniger als einer Stunde in diesen Wald versetzte, wo er sich vor der stählernen Pforte eines alten Schlosses niederlieſs.

Mein erstes Schrecken, von dem ich mich noch nicht erholt hatte, vermehrte sich, als ich den Stallmeister erblickte, der mir den Morgen den Apfelschimmel vorgeführt hatte, und sich jetzt ehrerbietig nahte, mir aus dem Sattel zu helfen. Betäubt von Schrecken und Unmuth, lieſs ich mich schweigend durch eine Menge Prachtgemächer zu einer Gesellschaft in Galla gekleideter Damen begleiten, die mich als ihre Gebieterin empfingen und meine Befehle erwarteten. Alle beeiferten sich, mich aufs Beste zu bedienen; aber niemand wollte mir sagen, wo und in wessen Gewalt ich mich befände. Ich überlieſs mich einer stummen Traurigkeit, welche Zornebock der Zauberer auf einige Augenblicke unterbrach, der in der Gestalt eines gelben Zigeuners zu meinen Füſsen lag und um meine Liebe bat. Ich begegnete ihm so, wie mir mein Herz eingab, dem Mörder meines Vaters zu begegnen. Des Wüthrichs Sitten waren wild, seine Leidenschaften stürmten in seiner Brust, er wurde leicht aufgebracht; ich rang mit der Verzweiflung, trotzte seiner Wuth, und forderte ihn auf, seine Drohungen zu erfüllen, den Pallast zu zertrümmern und mich unter den Ruinen zu begraben; aber schnell verlieſs mich der Unhold und gab mir Frist, mich zu bedenken.

Nach sieben Tagen erneuerte er seinen verhaſsten Antrag; ich wies ihn mit Verachtung von mir, und er stürzte wüthend aus dem Zimmer. Kurz nachher erbebte die Erde unter meinen Füſsen, das Schloſs schien in den Abgrund hinabzurollen. Ich sank auf meinen Sopha und meine Sinne schwanden dahin. Aus diesem Todesschlummer erweckte mich des Zauberers furchtbare Stimme: Erwache, sprach er, liebe Schläferin, aus deinem siebenjährigen Schlummer, und sage mir an, ob die wohlthätige Zeit den Haſs gegen deinen getreuen Paladin gemildert hat. Erfreue mein Herz mit dem kleinsten Strahl von Hoffnung, und diese traurige Grotte soll sich in den Tempel der Freude verwandeln. Ich würdigte den schändlichen Zauberer keiner Gegenrede noch eines Anblicks, verhüllte mit meinem Schleyer mein Gesicht und weinte. Mein Trübsinn schien ihn zu rühren, er bat, er flehete, er jammerte laut und wand sich wie ein Wurm zu meinen Füſsen. Endlich ermüdete seine Geduld, er sprang rasch auf und sprach: Wohlan, es sey d'rum, in sieben Jahren sprechen wir uns wieder! D'rauf hob er die alabasterne Tafel aufs Postament; sogleich fiel sin unwiderstehlicher Schlaf auf meine Augenlieder, bis der Grausame meine Ruhe von neuem unterbrach. Unempfindliche, redete er mich an, wenn du noch gegen mich grausam bist, so sey es wenigstens nicht gegen deine drey Brüder. Mein untreuer Stallmeister hat ihnen dein Schicksal entdeckt, aber er ist bestraft, der Verräther. Sie sind gekommen, diese Unglücklichen mit Heereskraft, dich aus meiner Hand zu reissen: aber diese Hand war ihnen zu schwer, und sie beseufzen ihre Unbesonnenheit unter mancherley Gestalten in diesem Walde. Eine so armselige Lüge, zu welcher der Unhold seine Zuflucht nahm, meine Standhaftigkeit zu überwinden, erbitterte mein Herz nur noch mehr gegen ihn. Hohn saſs auf meinen Lippen und die bitterste Verachtung. Unglückliche, fuhr der tobende Heide auf, dein Schicksal ist entschieden! Schlaf so lang, als die unsichtbaren Mächte diesem Talisman gehorchen! Flugs schob er die alabasterne Tafel zurechte, und der magische Taumel raubte mir Leben und Empfindung. Ihr habt mich, edler Ritter, durch Zerstörung des Zaubers aus diesem Todesschlafe erweckt. Aber ich begreife nicht, durch welche Macht ihr diese That habt ausrichten mögen, und was den Zauberer abhalten mag, euch zu widerstehen. Zornebock muſs nicht mehr am Leben seyn, ihr würdet sonst an seinem Talisman euch nicht ungestraft vergriffen haben.

Die reizvolle Hildegard urtheilte ganz recht: Der Unhold war mit seinen Sorben ins Böhmerland eingefallen, wo damals die Fürstin Libussa aus dem Feyengeschlecht regierte, und hatte an ihr, wie der mächtige Cyrus an der Scythen Königin Tomyris, seine Meisterin gefunden. Zornebock war gegen die berühmte Böhmer Königin in der Zauberkunst nur ein Lehrling; sie hatte ihn mit ihren Künsten überholt, daſs er das Schlachtfeld räumen und den Streichen eines handfesten Ritters unterliegen muſste, dem sie magische Waffen gab, welchen die Passauer Kunst nicht widerstand.

Als die schöne Hildegard schwieg, nahm Reinald das Wort und erzählte ihr seine Abenteuer. Wie er ihr Meldung that von den drey verwünschten Prinzen im Walde, die seine Schwäger waren, nahm sie das groſs Wunder; denn sie vermerkte nun, daſs Zornebock's Erzählung keine Lüge, sondern Wahrheit gewesen sey. Der Ritter war eben im Begriff, seine Geschichte zu enden: da erhob sich im Gebirge groſs Triumphiren und Freudengeschrey. Bald darauf brachen drey Geschwader Reiter aus dem Wald hervor, an deren Spitze Hildegard ihre Brüder, und Reinald seine Schwestern erkannte. Der Zauber des Waldes war gelöset. Nach wechselseitigen Umarmungen und Freudenbezeugungen verlieſs die Karavane der Entzauberten die schauervolle Einöde und begab sich in das alte Waldschloſs. Reitende Boten flogen nach der Residenz des Grafen, die frohe Botschaft von der Ankunft seiner Kinder zu verkünden. Der Hof befand sich eben in tiefer Trauer über den Verlust des jungen Grafen, den man als einen Todten beweinte; die Eltern glaubten, daſs ihn der Zauberwald auf ewig verschlungen habe. Die traurende Mutter hatte auf Erden keinen Trost mehr, und fuhlte kein Vergnügen als das, für ihre Kinder Todtengepränge anzustellen. Eben war man im Begriff, Reinalds Exequien zu feyern; aber schneller konnte weiland der täuschende Nicolini seinen pantomimischen Schauplatz nicht wandeln, als in der Residenz des Grafen bey dieser frohen Botschaft alle Dinge eine andere Gestalt annahmen: alles athmete nun wieder Leben und Freude. In wenig Tagen empfand das ehrwürdige Elternpaar die Wonne, ihre Kinder und Enkel zu umarmen. Adelheid hatte seit dem Besuch ihres Bruders aus dem Ey ein liebevolles Fräulein gebrütet, das von der mütterlichen Brust seine kleinen Arme dem Groſspapa lächelnd entgegenstreckte, und ihm bey'm Empfang die silberfarbenen Locken zauste. Unter allen Feyerlichkeiten dieser glücklichen Wiederkehr, zeichnete sich Reinald's Beylager mit der schönen Hildegard besonders aus. Ein ganzes Jahr verging unter mancherley Abwechslungen von Freude und Ergötzlichkeiten.

Endlich bedachten die Prinzen, daſs ein allzulanger Genuſs des Vergnügens den männlichen Muth und die Thatkraft ihrer Ritter und Knappen erschlaffen möchte; auch war die Residenz des Grafen zu eng, so viel Hofhaltungen bequem zu fassen; die drey Eidame rüsteten sich also mit ihren Damen zum Abzug. Reinald, der Stammerbe, verlieſs seine grauen Eltern nimmer, und drückte ihnen als ein frommer Sohn die Augen zu. Albert der Bär kaufte die Herrschaft Askanien und gründete die Stadt Bernburg; Edgar der Aar zog in der Helvetier Land unter den Schatten der hohen Alpen und bauete Aarburg an einen Fluſs ohne Namen, der aber von der Stadt, an welcher er hingleitet, nachher benennet wurde. Ufo der Delphin that einen Heereszug nach Burgund, bemächtigte sich eines Theils dieses Reichs und nannte die eroberte Provinz das Delphinat. Und wie die drey Prinzen bey den Namen ihrer Städte und Dynastien auf das Andenken ihrer Bezauberungen anspielten, so nahmen sie auch ihre Thiergestalten aus der Zauberepoche zum Symbol ihrer Wappen an. Daher kommt es, daſs Bernburg einen goldgekrönten Bären, Aarburg einen Adler, und das Delphinat einen Meerfisch im Wappen führet bis auf diesen Tag. Die köstlichen Zahlperlen aber, welche an Gallatagen den Olympus der sämmtlichen Erdengöttinnen unsers Welttheils verherrlichen, und für orientalische geachtet werden, sind die Ausbeute des Weihers im Zauberwald, und befanden sich ehemals in den drey leinenen Säcken.

Der
geraubte Schleyer.

Der geraubte Schleyer. *)

Unfern der Stadt Zwickau, im Erzgebürge, liegt das bekannte Schwanenfeld, welches den Namen hat von einem Weiher, der Schwanenteich genannt, der heutzutage zwar beynahe versiegt, aber doch noch nicht ausgetrocknet ist. Das Wasser desselben hat eine Eigenschaft, die weder dem Pyrmonter Brunnen, noch dem Karlsbade, noch den Wassern zu Spaa, oder sonst einem Gesundbrunnen innerhalb Deutschland, auch selbst dem welschen Königsbade zu Pisa nicht verliehen ist. Es ist das wahre Schönheitsöhl, wirksamer als die verjüngende

---

*) Oder das Mährchen à la Montgolfier.

Salbe des räthselhaften St. Aimar, kräftiger als Mayenthau, reinigender als Eselsmilch, oder das zur Erhaltung buhlerischer Reize erfundene Waschwasser à la Pompadour, köstlicher als das berufene Talksteinöhl. Still und geräuschlos gleitet die wundersame Quelle unter dem Schatten unedler Gesträuche dahin, deren Wurzeln sie tränket, und verbirgt sich, beschämt, daſs ihre Kraft und Wirkung verkannt wird, bald wieder in den mütterlichen Schooſs der Erde, da ihre stolze Nachbarin im Karlsbad mit vornehmem Ungestüm hervorsprudelt, sich prahlerisch durch heiſse laugenhafte Dämpfe ankündiget, und von der ganzen gichtbrüchigen Welt sich Lobreden halten läſst. Es ist kein Zweifel, wenn die verborgenen Tugenden der gebürgischen Quelle, das unstete und flüchtige Gut der weiblichen Schönheit stet und vest zu machen, oder die welkende Blüthe derselben wieder zu erfrischen, kund und offenbar würde, daſs die weibliche werthe Christenheit mit eben der Inbrunst und dem Eifer zum Zwickauer Schönheitsbrunnen zu groſsem Vortheil und Gewinn der guten Stadt wallfahrten würde, wie die türkische Karavane nach Mecca zum Grabe des Propheten; auch würden die Töchter der Stadt fleiſsig herausgehen mit ihrem Zuber, des köstlichen Wassers zu schöpfen, und so wenig ermangeln, bey dieser Gelegenheit Heyrathsgewerbe zu betreiben, wie vormals die Naborittinnen. Aber wie nicht der Saum einer jeden Wolke von der Sonne vergüldet wird, nicht jede Blume, die erfrischender Morgenthau tränket, hohe Farben spielt, auch nicht jede verschwitzte Perl, durch Limoniensaft gereiniget, ihr erstes Wasser wieder gewinnt, sondern bey gleicher Wirksamkeit der Lichtstrahlen, des fruchtbaren Thaues und der Zitronensäure, gewisser eintretenden Umstände halber dennoch nicht immer gleiche Wirkung erfolgt: so würde nach Maſsgabe angezogener Gleichnisse auch nicht jede badende Nymphe durch die Zwickauer Wunderquelle, der unbezweifelten Wirksamkeit derselben unbeschadet, Jugend und Schönheit fesseln: denn beyde sind durch den nassen Weg eines Wasserbades ohnehin schwerer zu gewinnen, als durch den trocknen des Pinsels und der Schminkdose dem Auge vorzulügen.

Doch hier tritt noch der besondere Umstand ein, daſs das Zwickauer Schönheitsbad seine wundersame Eigenschaft nur an solchen Damen äussert, welche, sey's auch im tausenden Gliede, aus der Sippschaft der Feen abstammen. Das sey inzwischen nicht gesagt, um irgend eine Schöne von dieser heilsamen Badekur abzuschrecken: denn welche ist versichert, daſs sie geradezu in unverrückter Geschlechtsfolge von väterlicher und mütterlicher Seite aus Mutter Evens irdener Hüfte entsprossen sey, und nicht in die lange Reihe vergessener Aeltermütter irgend eine Fee zwischen eintrete, und sonach ein Tropfen ätherisches Blut in ihren Adern flieſse? Ist immer möglich, daſs der unermüdete Forschungsgeist der Menschenkunde, in dem Menschenantlitz ein Feenprofil ausspähet, wie er bereits eine Königslinie geahndet, und ein Armensünderprofil gefunden hat. Bis dahin können vielleicht andere Merkzeichen die Stelle der zu hoffenden gewissern Ueberzeugung vertreten. Jedes zauberische Talent der Töchter Teutoniens, es sey dieses der Wohlgestalt des Wuchses, dem Blick der Augen, der Eurithmie des Mundes, der Wölbung des Busens, den Organen der Stimme verliehen; oder es bestehe in der Gabe eines bezaubernden Witzes, oder einer gewissen Kunstfertigkeit, läſst ein Erbtheil aus dem groſsmütterlichen Feenschatz vermuthen, und wo ist ein Mädchen, das nicht irgend so ein Zauberkünstchen treiben sollte? Die Wallfahrt in's Zwickauer Schönheitsconservatorium wäre d'rum des Weges wohl werth, und insonheit der Theil der schönern Welt dazu aufzumuntern, welchem das Schicksal bevorstehet, die Flagge der Schönheit des nächsten streichen zu müssen.

Im Angesicht des kleinen Sees, in welchen die magische Quelle ihren Silberstrom ergoſs, wohnte an dem sanften Abhange eines Hügels, in einer lustigen Felsengrotte, **Benno**, der fromme Einsiedler, der den Namen von dem bekannten frommen Bischoff in Meissen zum Aushängeschild seiner Tugend und Frömmigkeit entlehnt hatte, und nicht minder im Geruch der Heiligkeit stand als sein Namenspatron. Niemand wuſste zu sagen, wer Benno eigentlich sey, noch von wannen er kommen war. Vor langen Jahren langte er als ein rüstiger Pilger an, lieſs sich in der Gegend des Schwanenfeldes *) nieder, erbauete eigenhändig eine artige Einsiedeley, pflanzte einen kleinen Garten umher, in welchem er die herrlichste Baumschule von ausländischen Obstbäumen und Traubengeländer anlegte. Er zog darin auch süſse Melonen, welche damals für eine groſse Leckerey gehalten wurden, und womit er die Gäste, die bey ihm einsprachen, bewirthete und labte. Seine Gastfreyheit machte ihn eben so beliebt, als seine heitre Gemüthsart. Die gebürgischen Einwohner wendeten sich wegen seiner Frömmigkeit an ihn, als einen Anwald und Unterhändler bey allerley Nothdurft vor dem himmlischen Tribunal; und er gewährte seine Vorsprache oft ganz entgegengesetzten Wünschen mit grosser Bereitwilligkeit, ohne die Gebühr eines reichen Almosens. Gleichwohl fehlte es ihm an keinem Bedürfniſs des Lebens, vielmehr gab ihm der Segen des Himmels an allem Ueberfluſs. Ob indessen den frommen Benno ein himmlischer Beruf aus dem Geräusche der Welt in seine einsame Klause trieb, oder ob ihm wie dem frommen Abälard eine Heloise zum kontemplativen Leben, Beruf und Neigung gab, das wird sich vielleicht in der Folge veroffenbaren.

---

*) Eine lustige Gegend bey Zwickau, die noch jetzt diesen Namen führet, und solchen einer alten Volkssage zufolge von einer gewissen Schwanhildis, so wie die Stadt den ihrigen von deren Vater, dem Cygnus, erhalten haben soll. Beyde gehören in's Feengeschlecht, und stammen wahrscheinlich aus den Eyern der Leda her.

Um die Zeit, als Markgraf Friedrich mit dem Biſs, seine Fehde mit dem Kaiser Albert ausfocht, und das Schwabenheer das Osterland verheerte, hatte bereits das Alter den ehrwürdigen Benno mit einer ansehnlichen Glatze geschmückt, und die Ueberbleibsel seines Haarwuchses an der Stirn gebleichet. Er ging krumm und sehr gebückt an seinem Stabe einher, und hatte nicht mehr die Kräfte, seinen Garten im Frühling umzugraben, wünschte sich daher einen Gehülfen und Beystand; aber die Wahl fiel ihm schwer, im Gebürge einen Hausgenossen zu finden, der nach seinem Sinne war, denn das Alter machte ihn miſstraulich und wunderlich. Unverhofft gewährte ihn der Zufall seines Wunsches, und lieſs ihn einen Gehülfen finden, an den er sich wie an seinen Stab halten konnte. Die Meiſsner hatten bey Lucka die Schwaben in einer groſsen Schlacht erlegt, und ihrer bey sechzig Schock erschlagen. *) Ein panisches Schrecken

---

*) Glafeys Kern der sächsischen Geschichte. Daſs die Sieger die Erschlagenen nach Schocken zählten, wie die Lerchen, kann vielleicht daher kommen, weil die Leipziger Bürger, die sich bey dem Markgrafen befanden, diesen Heereszug mit einem Lerchenstreichen verglichen; denn der Sieg wurde ihnen sehr leicht.

fiel auf das Schwabenheer, die Furcht gab ihnen die gewöhnliche Losung: rette sich wer kann! Jeder, der nach der Schlacht noch ein Paar gesunde Füſse unter sich fühlte, dankte Gott und allen Heiligen dafür, und bediente sich derselben wie die aufgeschreckten Lerchen der Flügel, sich über die betrüglichen Garnwände empor zu schwingen und den Netzen des Todes zu entrinnen; viele flohen nach den nächsten Wäldern und die ermatteten verbargen sich in hohle Weiden. Eine getreue Spieſsgenossenschaft, sieben Mann an der Zahl, gelobten sich, treulich bey einander auszuhalten, sich nicht zu trennen und zusammen zu leben und zu sterben. Es gelang ihnen, dem nachhauenden Feinde glücklich zu entkommen; sie waren insgesammt frische wohlbewadete Bursche, die kein Läufer aus Midian würde eingeholet haben. Endlich ermüdeten sie doch durch den allzulangen Wettlauf, und da die Nacht hereinbrach, berathschlagten sie sich, wo sie einen Ort finden möchten, sich zu verbergen. Im freyen Felde hielten sie sich nicht sicher genug; sie faſsten also den Entschluſs, in ein einsames Dorf sich zu schleichen, das ihnen eben aufstieſs; denn sie urtheilten ganz recht, daſs die Mannschaft daraus mit in's meiſsnische Lager gezogen sey. Dennoch waren sie sehr behutsam, und um das strengste Incognito zu beobachten, nahmen die sieben Helden in einem Backofen ihre Herberge, ihre Anwesenheit desto sicherer zu verhehlen. Nun mag wohl ein Backofen eben nicht das bequemste Gastbette seyn, und vor der Lucker Schlacht würden sie auch mit einem solchen Nachtquartier schwerlich vorlieb genommen haben, denn tausend Heringe schlafen leicht friedsamer in einer Tonne beysammen, als sieben Soldaten in einem Backofen; aber diesmal machte die Noth Quartier, die groſse Ermattung gebot Eintracht und der Schlaf Schweigen; es fiel ein Paar Augen nach dem andern zu, und die Unglückskameradschaft schlief bis an den hellen Tag, ob sie gleich verabredet hatten, in der Morgendämmerung in aller Stille abzuziehen.

Aber ehe die Siebenschläfer erwachten, waren sie bereits von einer Bäuerin entdeckt worden, die, weil das Gerücht des Sieges schon in's Land erschollen war, aus groſser Freude über diese Botschaft einen Kuchen eingemengt hatte, den sie in aller Frühe backen wollte. Wie sie zum Ofen kam und die Einquartierung da wahrnahm, merkte sie bald an den zerſetzten Wämsern und Hosen, daſs diese fremden Gäste Flüchtlinge wären, sie lief also flugs in's Dorf und sagt's ihren Nachbarinnen an. Augenblicks versammelte sich die Schaar der Bäuerinnen, gerüstet mit Bratspieſsen und Ofengabeln, nicht anders, als wenn sie in der ersten Mayennacht den Besen satteln und auf den Brocken ziehen wollten. Der Backofen wurde von der weiblichen Kohorte förmlich berennt, man hielt Kriegsrath, ob man mit gewaffneter Faust oder mit dem Element des Feuers den Feind angreifen wollte; denn beschlossen war es, die Schmach der Jungfrauen und Weiber an den schändlichen Buhlern zu rächen, die bey dem Einfall in's Land weder die Heiligkeit der Klöster noch die Zucht der tugendsamen Hausmütter und ihrer Töchter verschonet hatten. Ob nun wohl die sieben Märtyrer an der Sünde ihrer Landsleute vielleicht sehr unschuldig waren, so sollten sie doch für sie die Schuld abbüſsen: die strenge Keuschheitskommission verurtheilte sie nach gepflogenem Rathe allesammt zum Bratspieſs. Schon schwung der Geist der Rache die ungewohnten Waffen in der Hand der Dörferinnen, nicht anders als Bacchantenwuth den schweren Thyrsus in der Hand der Thyaden. Der ganze Haufe stürmte einmüthig auf die Heldenherberge ein, ohne die Unverletzbarkeit des Gastrechtes zu respektiren;

die wehrlosen Wichte wurden mit kräftigen Stössen und Gabelstichen gar unsanft aus dem erquickenden Schlafe geweckt. Sie ahneten aus diesem unfreundlichen Morgengruſse ihre Gefahr, stimmten groſse Lamenten an, kapitulirten aus dem Ofen heraus und baten flehentlich um ihr Leben. Doch die unerbittlichen Amazonen gaben kein Quartier, stachen und gabelten so behende von aussen in den Mordkeller hinein, bis eine völlige Todtenstille darin herrschte und keiner der unglücklichen Spieſsgesellen mehr ein Glied regte; hierauf verwahrten sie die Thür von aussen und zogen triumphirend im Dorfe umher. *)

Sechse von der verbündeten Kameradschaft waren bey diesem Ofenscharmützel wirklich auf dem Platze geblieben, dem siebenten, der klüger oder entschlossener war als die übrigen, gab die Gefahr ein sicheres Rettungsmittel an die Hand; er nahm in Zeiten eine weise Retirade in die Feuermauer, stieg durch solche unbemerkt aus dem schauervollen Kerker, gleitete vom Dach herunter und gelangte in's Freye,

---

*) Glafey ist abermals Gewährsmann dieser Anekdote.

lief aus allen Kräften dem nahen Gebüsche zu, und wanderte so unter fortwährender Todesfurcht den ganzen Tag in der Irre herum bis zu Sonnenuntergang. Vor Entkräftung und Hunger sank er unter einen Feldbaum, und nachdem die Abendkühlung seine Kräfte erfrischet hatte, hob er die Augen auf und sahe in einer kleinen Entfernung einen andächtigen Eremiten, der vor einem sehr simplifizirten Kreuz, das nur mit Baumbast zusammen gebunden war, seine Andacht verrichtete. Dieser fromme Anblick machte ihm Muth, er nahete in einer demüthigen Stellung dem ehrwürdigen Ordensmanne, kniete hinter ihn, und da dieser sein Gebet vollendet hatte, ertheilte er dem Fremdling den Segen. Wie er aber diesen so bleich und entstellt sah, auch aus seiner Kleidung urtheilte, daſs er Lanzknecht oder Schildknappe sey, lieſs er sich mit ihm in's Gespräch ein. Der ehrliche Schwab vertrauete ihm seinen Unstern so treuherzig, als ob er seine Beichte aufsagte, ohne seine Furcht vor dem Tode zu verhehlen; denn er fürchtete immer, der Würgengel mit der Bratspieſssense bewaffnet, folge ihm auf dem Fuſse nach, und werde ihn noch bald g'nug einholen. Den gutmüthigen Einsiedler jammerte das unschuldige Schwabenblut; er bot ihm Schutz und Obdach in seiner Wohnung an. Zwar bildete dem furchtsamen Flüchtling seine verworrene Phantasie gleich bey'm ersten Eintritte die düstre Grotte als einen Mordkeller ab; nicht nur dieses Felsengewölbe, sondern auch die Kapelle, die Speisekammer, der Keller des Einsiedlers, ja selbst das azurne Gewölbe des Himmels gewann in seinen Augen die Gestalt eines Backofens, es überlief ihn ein kalter Todtenschauer nach dem andern. Aber der freundliche Greis sprach ihm bald wieder Muth ein, reichte ihm Wasser, die Füſse zu waschen, tischte ihm gutes Brod und einige Gartenfrüchte zur Abendmahlzeit auf, labte seine trockne Zunge, die an dem Gaumen klebte, mit einem Becher Wein, und bereitete ihm ein Nachtlager von weichem Moos. Friedbert, der Schwab, schlief auf beyden Ohren, bis ihn der fromme Benno zum Gebet weckte, worauf er bey'm Frühstück aller Noth und Herzeleids vergaſs, und nicht Worte genug hatte, seinem guten Wirth für die menschenfreundliche Aufnahme und Pflege sattsam zu danken.

Nach drey Tagen dünkte es ihm Zeit fürder zu ziehen; doch sehnte er sich aus diesem ruhigen und sichern Aufenthalte so wenig hinweg, als es einem Schiffer, der bey'm Sturm in einer windsichern Bucht den Anker hat fallen lassen, lüstet, sich in die offne See zu wagen, so lange noch die Winde draussen heulen und die hohlen Wellen brausen. Benno seiner Seits fand an dem ehrlichen Schwaben einen so schlichten und geraden Sinn, so viel Treuherzigkeit und Dienstbeflissenheit, daſs er ihn stets bey sich zu behalten wünschte. Diese Uebereinstimmung des Willens machte bald beyde Theile des Handels einig; Friedbert nahm von dem Altvater die Tonsur, wechselte das Soldatenkleid mit einem Eremitenrock, und blieb als dienender Bruder in der Klause, seines Wohlthäters zu warten, die Küche und den Garten zu beschikken, und die nach der Einsiedeley wallfahrtenden Pilger zu bedienen. Um die Zeit der Sonnenwende, wenn der Frühling von dem Sommer sich scheidet und die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, verfehlte Benno nie, seinen treuen Diener auf Kundschaft an den Weiher zu schikken, um zu sehen, ob sich Schwäne darauf blicken lieſsen, ihren Flug zu beobachten, und die Anzahl derselben zu bemerken. Er schien immer auf diesen Bericht sehr aufmerksam, der Schwanenbesuch machte ihn gutes Muths; aber wenn sich um die gewöhnliche Zeit keine

Schwäne blicken lieſsen, schüttelte der Alte den Kopf und blieb einige Tage miſsmüthig und grämisch. Der geradsinnige Schwabenkopf hatte keinen Arg daraus, forſchte entweder dieser sonderbaren Neugierde des Grüblers nicht weiter nach, oder meinte die Ankunft oder Abwesenheit der Schwäne sey eine Vorbedeutung von Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Jahres.

Eines Tages, da Friedbert auf der Lauer stand, in der Abenddämmerung einige Schwäne über den Teich hatte hinschweben sehen, und solches nach Gewohnheit dem Vater Benno ansagte, bezeigte dieser groſse Freude darüber, lieſs eine leckerhafte Abendmahlzeit zurichten, und Wein auftragen vollauf. Der jovialische Becher äusserte bald seine belebenden Kräfte an beyden fröhlichen Tischgenossen. Der ehrwürdige Greis legte seine Ernsthaftigkeit ganz ab, wurde gesprächig und ſcherzhaft, und schwatzte von Traubensaft und Minneglück, daſs wer ihn gehört hätte, würde vermuthet haben, der Greis von Tejos sey wieder aufgelebt, und habe sich in einen Eremiten umgewandelt. Er stimmte sogar das antike Trinklied an, das seitdem Trauben gekeltert und Mädchen sind geliebt worden, üblich gewesen ist, und welches Vater Weiſse seinen Zeitgenossen wieder sangbar gemacht hat: Ohne Lieb' und ohne Wein, was wär' unser Leben. Indem er seinem Pflegesohne den vollen Becher reichte und dieser redlich Bescheid that, trat er ihn traulich mit diesen Worten an: Mein Sohn, gieb mir Antwort auf eine Frage an dein Herz, aber gebiete ihm, daſs es kein Schalk sey oder dich selbst betrüge; auch bezähme deine Zunge, daſs kein verlognes Wort darüber gleite: denn so du erfunden würdest, daſs du trüglich redetest, würde die Lüge deine Zunge schwärzen, wie der Ruſs einen Topf am Feuerheerde. Darum sag' mir aufrichtig und sonder Trug, ist Frauenliebe je in dein Herz kommen und der süſse Minnetrieb darinnen erwacht; oder schlafen noch die Gefühle zarter Leidenschaft in deiner Seele? Hast du den Honigbecher keuscher Brunst gekostet, oder aus dem üppigen Kelch der Wollust getrunken? Nährst du noch vielleicht geheime Liebesflammen mit dem Hoffnungsöhle, oder sind sie durch den Hauch des Wankelmuths erkaltet und erloschen, oder glimmt noch ein verborgener Funke unter der Asche der Eifersucht? Seufzet eine Dirne nach dir, die deinen Augen gefiel, und dich jetzt als einen Todten beweinet, oder deiner Wiederkehr in's

Vaterland harret mit sehnlichem Verlangen? Schleuſs mir auf die Geheimnisse deines Herzens, so soll sich das meinige gegen dich öffnen, daſs ich dir kund thue, was dir lieb zu hören seyn wird.

Ehrwürdiger Vater, antwortete der truglose Schwab, was mein Herz anbelanget, so wisset, daſs es nie der Liebe Fesseln getragen hat, und annoch so frey ist, als der Vogel in der Luft von den Netzen des Vogelstellers. Ich bin als ein junger Gesell unter Kaiser Alberts Fahnen gezwungen worden, eine Lanze zu tragen, ehe noch das Milchhaar am Kinn sich zum männlichen Krausbart krümmte, und die Dirnen meiner achteten; denn die Gelbschnäbel, wiſst ihr wohl, sind bey ihnen nicht hoch am Brete.*) Zudem bin ich ein verzagter Tropf in Betreff der Liebe; wenn mich's auch zuweilen lüstete, zu liebäugeln, hatt' ich kein Herz, einer feinen Dirne dreust unter die Augen zu sehen, und es ist mir nie begegnet, daſs mir eine mit Liebe entgegen gekommen wär', um durch einen Wink oder Blick mich anzukörnen. Also wüſst' ich nicht, daſs eine weibliche Zähre um mich geflossen sey, ausgenommen die meine Mutter und Schwestern weinten, da ich in's Heer zog.

---

*) In diesem Stück hat sich heutzutage der Geschmack, zum Vortheil der jungen Herren, wie jedermann weiſs, gar merklich geändert.

Das vernahm der Alte gern, und fuhr also fort: Du hast mir nun drey Jahre lang aufgewartet wie es einem ehrlichen Diener zusteht; dafür gebührt dir ein billiger Lohn, von dem ich wünschte, daſs du ihn aus der Hand der Liebe empfingst, wofern dir anders das Glück günstiger ist als mir. Wisse, daſs mich nicht die Andacht, sondern die Liebe aus fernen Landen hieher in diese Klause geführet hat. Vernimm meine Abenteuer und die Abenteuer des Weihers, der dort als ein Silbermeer in dieser mondlichten Nacht vor unsern Augen hingegossen ist. In meiner Jugend war ich ein kecker mannlicher Ritter, seſshaft in Helvetien, aus dem Geschlecht der Grafen von Kyburg, trieb Kurzweil und Minnespiel, und erschlug einen Pfaffen, der mir eine feine Magd abgewonnen hatte durch Betrug, daſs sie mir untreu ward. Drauf zog ich gen Rom, Ablaſs zu holen vom heiligen Vater des Todtschlags halber; der legte mir eine Buſse auf, daſs ich drey Kreuzzüge thun sollte in's heilige Land, gegen die Sarazenen zu streiten, mit dem Beding, daſs, wenn ich nicht wieder heimkehrte, der heiligen Kirche all mein Gut sollte verfallen seyn. Ich verdingte mich auf eine der Venediger Galeeren und schiffte frohen Muths davon. Aber im Jonischen Meere blieſs der tückische Afrikanerwind in unsre Segel, das Meer thürmte sich auf, unser Schifflein ward ein Spiel der Wellen, und lief auf dem Aegeer-Meer nahe bey der Insel Naxos auf eine verborgene Klippe, daſs es zu Trümmern ging. Ob ich gleich der Schwimmkunst unkundig war, faſste mich doch mein Schutzengel bey'm Schopf und hielt mich über Wasser, daſs ich das Land erreichte, wo mich die Strandbewohner freundlich aufnahmen und meiner pflegten, bis ich des eingeschluckten Seewassers mich entlediget hatte. D'rauf begab ich mich nach Quisa an's Hoflager des Fürsten Zeno, eines Abkömmlings des Markus Sanuto, welchem Kaiser Heinrich aus Schwaben die Cykladen als ein Herzogthum verliehen hatte, und wurde unter dem Namen eines wälschen Ritters wohl empfangen.

Hier sah ich die schlanke Zoe, seine Gemahlin, von dem schönsten griechischen Ebenmaaſs, die Apelles würde gewählt haben, die Göttin der Liebe zu konterfeyen. Ihr Anblick entzündete eine Flamme in meinem Herzen, in welcher alle andere Gedanken und Begierden mit aufloderten. Ich vergaſs meiner Gelübde der Kreuzfahrt in's heilige Land, und mein Dichten und Trachten war nur darauf gestellt, der jungen Fürstin meine Liebe zu verständigen. Bey jedem Speerrennen that ich mich hervor, denn die weichlichen Griechen kamen mir weder an Kräften noch an Behendigkeit bey. Ich unterlieſs nicht, durch tausend kleine Aufmerksamkeiten, die uns Männern so leicht das weibliche Herz gewinnen, der reizenden Zoe mich anzuschmeicheln. Mit Sorgfalt spähete ich durch meine Kundschafter, wie sie sich an jedem Hoffeste kleiden würde; die Farbe ihres Gewandes war immer die meiner Feldbinde und Helmdecke. Sie liebte Sang und Saitenspiel, auch muntere Reihentänze, tanzte selbst zum Entzücken wie die Tochter der Herodias; ich überraschte sie oft mit einer Serenade, wenn sie des Abends unter dem heitern griechischen Himmel auf der Terrasse ihres Blumengartens am Meer lustwandelte, und die kleinen Silberwellen am Strande das freundliche Flüstern traulicher Seelen nachahmten. Ich lieſs aus Morea Tänzerbanden kommen, sie zu belustigen, und trieb nicht wenig Verkehr mit den Modehändlerinnen zu Konstantinopel, die Erfindungen des weiblichen Putzes nach dem neuesten Geschmack der Kaiserstadt aus der ersten Hand zu empfangen, und sie auf mancherley Wegen zu der Dame meines Herzens gelangen zu lassen, doch so, daſs sie leicht den Urheber dieser Galanterieen errathen konnte.

Wenn du in der Liebe einige Erfahrung hättest, mein Sohn, so würdest du wissen, daſs solche, dem Anschein nach unbedeutende Gefälligkeiten, in der artigen Welt Hieroglyphen sind, die der Unkundige für Spielwerk und Tändeley erkläret, die aber bestimmten Sinn und Deutsamkeit so gut haben als Buchstaben und Worte in der gemeinen Sprache, das heiſst, sie sind eine Art rothwälscher Sprache, die ihrer zwey, die sich darauf verstehen, im Beyseyn eines dritten reden können, ohne daſs dieser weiſs, ob er verrathen oder verkauft ist; die Liebenden verstehn aber alle Worte, ohne eines Unterrichts oder einer Erklärung zu bedürfen. Diese meine Stummen, die ich in's Innre des Pallaſts schickte, sprachen daselbst sehr laut zu meinem Vortheil; ich bemerkte mit Entzücken, daſs mich die schönen Augen der

Fürstin im Gewühl der Höflinge um sie her zuweilen aufzusuchen und mir viel Verbindliches zu sagen schienen. Dadurch wurde ich dreuster in meinen Anschlägen; ich fand eine Vertraute unter ihren Frauenzimmern, die sich gegen die Gebühr zur Botschafterin der Liebe dingen lieſs. Es kam zu wechselseitigen Erklärungen, es wurden geheime Zusammenkünfte unter vier Augen verabredet, die jedoch immer miſsglückten: ein kleiner Umstand zerstörte jedesmal den Plan, welchen die Liebe entworfen hatte; entweder fand ich meine Prinzessin da nicht, wo sie mich hinbeschieden hatte, oder der Ort, wo ich sie treffen sollte, war mir unzugänglich. Dämon Eifersucht hielt die schöne Griechin in so engem Gewahrsam, daſs ich ihres Anblicks nie anders als im Angesicht des ganzen Hofes genieſsen konnte. An diesen Schwierigkeiten zerschelleten, wie an einer ehernen Mauer, meine Hoffnungen und Wünsche, aber nicht die Leidenschaft, welche als eine hungrige Wölfin immer gieriger wurde, je weniger sie Nahrung fand. Die lodernde Flamme verzehrte das Mark in meinen Gebeinen; die Wangen erbleichten, meine Lenden verdorreten, mein Gang wurde unstet, denn die Kniee wankten wie ein leiches Schilfrohr, das der

Wind hin und her beuget. Bey all diesem Ungemach fehlte mir ein treuer Freund, in dessen verschwiegenen Busen ich meinen Kummer hätte ausschütten können, und der zum mindesten mit täuschender Hoffnung meinen ermatteten Geist wieder belebt hätte.

Als ich nun so siech in meiner Herberge lag, und mich des Lebens verziehen hatte, lieſs mich der Fürst durch seinen Leibarzt Theophrast besuchen, dem er die Sorge für meine Genesung anbefohlen hatte. Ich reichte ihm die Hand, in Meinung, daſs er den Puls prüfen wollte, er schüttelte sie aber mit freundlichem Lächeln, ohne sich um die Reizbarkeit meiner Nerven zu bekümmern, und sprach: Vermeinet nicht, edler Ritter, daſs ich gekommen bin, durch Salben und Latwergen eure Genesung zu befördern nach Art unkundiger Aerzte, die auf den tauben Dunst *) kuriren; eure Gesundheit ist auf den Fittichen der Liebe entflohen, sie kann auch nur auf denselben zurückkehren. Ich verwunderte mich baſs, daſs Meister Theophrast so genauen Bescheid um die Geheimnisse

---

*) Auf gut Glück, auf Gerathewohl.

meines Herzens wuſste, als wenn er's mit dem anatomischen Messer zerlegt hätte, und als ein Opferpriester daraus wahrsagte. Also verhehlt' ich ihm nichts von dem, was er bereits wuſste, und fügte noch gar trübselig hinzu: Wie soll ich von der Liebe Genesung hoffen, die mich tückisch mit einem Bande umschlungen hat, in welchem bereits der unauflösliche Knoten zugezogen ist? Es bleibt mir nichts übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben, und in der trüglichen Schlinge zu ersticken. Mit nichten, versetzte er; Liebe ohne Hoffnung ist freylich bittrer als der Tod; aber laſst eure Hoffnung darum nicht schwinden. Es begiebt sich nichts neues unter der Sonne, was sich aber schon begeben hat, das kann sich auch wieder begeben. Der magre Tithon hatte sich nicht träumen lassen, daſs er in dem Bette der Morgenröthe schlafen würde; dennoch hat er sich in den Armen der Göttin so abgeliebt, daſs endlich seine ganze Korpulenz zur Schöpfung einer Heuschrecke kaum hinreichte. Da der Hirtenknabe auf dem Berg Ida seinen Schafen das dürre Gras hinunterschalmeite, ahndete er nichts davon, daſs er die schöne Spartanerin dem sorglosen Menelaus entreissen und als eine Liebesbeute davon führen würde; und was war der

Ritter Anchises mehr als ihr? Dennoch erhielt er bey der schönsten der Göttinnen des Himmels über den rüstigen Kriegsgott den Preis, und der sterbliche Krieger stach den unsterblichen Feldherrn bey ihr aus. So philosophirte mir der Arzt meinen Kummer aus dem Herzen heraus; die Worte seines Mundes gingen mir glatt ein, und war für mich mehr Würze und Heilkraft darin, als in den Büchsen der Apotheker. Bald nach meiner Genesung trieb ich wieder das alte Spiel, und es gewann das Ansehen, als wenn mein Glück jetzt bey beſsrer Laune sey. Der Arzt Theophrast wurde mein Busenfreund, der Vertraute und Unterhändler meiner Liebe. Die schöne Zoe hinterging die Wachsamkeit ihrer Hüter, es gelang mir, die eherne Mauer der vormaligen Schwierigkeiten ohne Schwierigkeit zu überspringen, und ich fand die so lang gewünschte Gelegenheit, sie unter vier Augen zu sprechen in der Jasminlaube ihres Lustgartens. Das Entzücken, welches ich fühlte, dem Ziele meiner Wünsche so nahe zu seyn, goſs eine Wonne in meine Seele, die über alle sterbliche Empfindungen hinaus reicht. Ich stürzte ganz von Liebe begeistert zu ihren Füſsen und ergriff ihre schwanenweiſse Hand, die ich mit stummer Inbrunst an die Lippen drückte, indem ich meinen Geist sammelte, ihr das Geständniſs der Liebe zu thun. Aber der schlaue Dynast hatte alle meine Schritte beobachtet, brütete schon lange Zeit über einem Basilisken-Eye, und lieſs mich in die Falle eingehen, die er mit Hinterlist mir zubereitet hatte. Eine Schaar von der Leibwache des Fürsten drang aus einem Hinterhalte hervor, und riſs mich gewaltsam aus den Armen der schönen Zoe, die sie mit ängstlicher Bewegung ausbreitete, mich in Schutz zu nehmen. Doch das Schrecken des fürchterlichen Ueberfalls bemächtigte sich ihrer Sinnen bey dem Geklirr der Waffen, ihre Lebensgeister schwanden dahin, die Rosen ihrer Wangen erbleichten, und sie sank mit einem stöhnenden Seufzer ohnmächtig auf einen Sopha zurück.

Ringsum vom Meer umflossen, liegt auf einem steilen Felsen ein fester Thurm, von der Insul nur einen Steinwurf entfernt, und allein durch eine mit Wache besetzte Zugbrücke zugänglich. Im heidnischen Zeitalter hatte hier die Freude gewohnt: diese Ruine war vormals ein berühmter Tempel gewesen, wo der Freudengeber Bacchus verehrt wurde. *) Diesen

---

*) Nach Tournefort's Zeugniſs ist das Thor des Tempels

heidnischen Gräuel hatte die christliche Liebe in einen Hungerthurm verwandelt, wo Heulen und Zähnklappen wohnte. Die unglücklichen Schlachtopfer der Despotenwuth fanden hier den unvermeidlichen Untergang. Ich wurde gezwungen, in dieses schändliche Verlies auf einer endlosen Leiter hinabzusteigen, welche, sobald mein Fuſs den Abgrund berührt hatte, wieder zurückgenommen wurde. Egyptische Finsterniſs herrschte in dem tiefen Mordkeller, und leichenhafter Geruch umnebelte meine Sinnen. Ich wurde bald inne, daſs ich mich am Eingange des Reichs der Todten befand, denn ich strauchelte bald an einem Beingerippe, bald an einem halbverweseten Körper, da ich mir einen Platz zu meinem Sterbelager aussuchte. Voll Verzweiflung bettete ich mich auf das harte Steinpflaster und rief den Tod, daſs er mich bald von den Qualen des Lebens befreyen möchte; er schickte aber diesmal seinen Bruder, den Schlaf, der mich eine Zeitlang meines Elends vergessen machte. Bey'm Erwachen sah ich zu

---

noch zu sehen, wie auch die Kanäle, wodurch der Wein in gewisse Behältniss[illegible]ägte gebracht zu werden.

meiner Verwunderung eine Hellung in der Höhle, und als ich umschauete was es sey, erblickte ich eine brennende Ampel in der Mitte der Todtenkammer, auf einem Henkelkorbe, der von oben an einer Schnur schien herabgelassen zu seyn. Ich untersuchte, was darinnen sey, und fand ihn mit allerley Eſswaaren, nebst einigen Flaschen Chieerwein beladen, und einem Oehlkrug, das Licht zu unterhalten. Ob mir nun gleich die Lampe alle Schrecknisse des schauervollen Kerkers versichtbarte, so bekämpfte doch die Empfindung des Hungers bald die des Eckels; ich schob flugs einige Beingerippe zusammen, und bereitete mir daraus einen Tisch und Sessel, setzte mich zum Korbe, und that eine Mahlzeit wie ein Todtengräber, der vor dem Frühstück ein Grab ausgeworfen hat.

Nach einigen Tagen, wie mich bedünkte, denn die Zeit hatte in dem unterirdischen Käfig bleyerne Flügel, vernahm ich über mir ein Getöse, die Leiter mit den zahllosen Sprossen rollte herab, ich sahe einen Mann daran heruntergleiten, den ich entweder für einen Unglückskameraden oder für einen Schergen hielt, Meine Freude war meiner Verwunderung gleich, da ich den Arzt Theophrast erkannte, dessen

Stimme mir in der Todtengruft so lieblich in die Ohren tönte, als der Schall der letzten Posaune, welcher die Todten aus den Gräbern hervorrufen wird. Freund Theophrast umarmte mich herzlich und that mir die Absicht seiner Botschaft kund, indem er mir gebot, ihm zu folgen. Er sprach ganz lakonisch und verweilte unten nicht lange, weil ihm die mephitische Luft in dem Höllenschlunde nicht behagen mochte. Vermuthlich war ich der erste, dessen Fuſsstapfen aus der Höhle des Löwen rückwärts gingen. Unter der Geleitschaft meines guten Engels gelangte ich in seiner Wohnung an, wo er mir das Geheimniſs meiner wunderbaren Befreyung eröffnete. Danket eurem Schicksal und der Macht der Liebe, sprach er, daſs ihr diesmal dem schmählichen Hungertode entronnen seyd. Fliehet eilig aus dem Zauberkreise der Cykladen, bevor euch der Ausgang aus diesem gefahrvollen Labyrinth auf ewig verschlossen wird. Ein eifersüchtiger Fürst ist mehr denn Argus und Briareus; er hat hundert Augen, euch zu beobachten, und hundert Hände, euch zu greifen. Zeno ist der verliebteste Ehemann, aber der rachgierigste Feind; in seinen Adern flieſst Tigerblut, doch die Fesseln der Liebe hemmen seinen wüthigen Sinn; darum rächt er Amors Schalkheiten streng an den Paladins der schönen Zoe, aber nie an ihr. Euer Loos würde das nämliche eurer Vorgänger im Thurm gewesen seyn, wenn sie nicht für euch mehr empfunden hätte als für alle übrigen, die für sie ausgelitten und ausgehungert haben. Sie erbot sich, ihre Unschuld und eure Tugend durch die Feuerprobe zu erhärten, und verlangte dreust eure Befreyung aus dem Mordkeller. Wie ihr aber der Fürst diese ziemliche Bitte auf eine schnöde Art versagte, ging sie mit trauriger Geberde von ihm, und gelobte sich mit einem theuren Eide, von Stund an keine Speise mehr anzurühren, um mit euch, Herr Ritter, gleiches Todes zu sterben. Das lieſs sich der hartherzige Gemahl wenig anfechten und zog auf die Jagd; sie nutzte seine Abwesenheit, die Thurmwache zu bestechen, und euch mit Speise nach Nothdurft versorgen zu lassen, ob sie gleich selbst, ihrem Gelübde getreu, sich aller Nahrung enthielt. Nach drey Tagen wurde dem Fürsten angesagt, daſs die lederfarbene Bleichsucht an den Rosenwangen seiner Gemahlin zehre, und die Fackel des Lebens in ihren himmlischen Augen zu erlöschen beginne. Das bekümmerte ihn in der Seele, er flog reumüthig zu ihren Füſsen, und beschwor sie, von dem Entschlusse abzustehen, ihre Schönheit zu vernichten und aus der Welt zu scheiden. Er gewährte ihr die Bitte um euer Leben; doch mit dem Beding, daſs ihr aus Naxos auswandern sollt, wie Vater Adam aus dem Paradies, ohne jemals die Rückkehr zu versuchen. Der Fürst befahl mir die Gesundheitspflege der schönen Zoe, und sie die Sorge für eure Befreyung an. Also rüstet euch zum schleunigen Abzug; es liegt ein Schiff bereit nach dem Hellespont, das euch sicher ans ſeste Land bringen wird.

Als er seine Rede geendet hatte, umhalsete ich den biedern Arzt und dankte ihm meine Errettung mit freundlichen Worten. Aber der Abschied von Naxos lag mir gleichwohl schwer auf dem Herzen. Die Reize der schönen Zoe hatten mich so bezaubert, daſs es mir leichter schien, aus dem Leben als von ihr zu scheiden. Freund, sprach ich, eure letzten Worte sind mir eine Botschaft des Todes. Habt ihr mich nicht selbst belehrt, Liebe ohne Hoffnung sey bitterer als der Tod? Hättet ihr mich immer in dem Hungerthurme verschmachten lassen, so wär' ich dieses elenden Lebens quitt, das mir zur Qual wird, wenn ich meine Buhlschaft auf ewig meiden soll. Laſst mich eines ehrlichen und ritterlichen Todes sterben. Sagt dem Fürsten unverholen, daſs ich die schöne Zoe zur Dame meines Herzens erkohren habe, und bereit bin, das durch einen ritterlichen Kampf auf Tod und Leben zu erhärten. Und weil ich sie doch nimmer zur Beute erlangen kann, will ich um sie gegen seine Ritterschaft kämpfen, bis ich erliege unter dem Waffenkampf, damit sie mir im Verborgnen ein mildes Zährlein weine. Freund Theophrast schüttelte sein ehrwürdiges Haupt, und lächelte mich an, wie ein Arzt den Kranken anlächelt, dem die Fieberhitze das Hirn verwirrt. Euer Beginnen ist Thorheit, erwiederte er; ein wackrer Rittersmann muſs nicht kämpfen, um überwunden zu werden, sondern obzusiegen, und Lob und Ehre dadurch zu erringen. Ueberdem dünkt mich, werde der Fürst eure angebotene Fehde nicht nach den Gesetzen der Ritterschaft, sondern der Eifersucht richten, und euch ohne Zeitverlust wieder nach dem Vorhof des Orkus schikken. Dieweil aber Liebe mächtiger ist als der Tod, und ich vermerke, daſs eure Leidenschaft über die Vernunft siegt, und daher nichts von der schönen Zoe euch abwendig machen kann: will ich abermal einen Tropfen von dem Lebensthau der Hoffnung in euer Herz träufeln, der euch zwar nicht heilen, aber doch erquicken wird. Vernehmet ein Geheimniſs, das nur wenig Weltweisen offenbar ist, und welches mir nicht Lohn noch Gewinn entreissen würde, wenn nicht Freundschaft und Mitleid mit eurem Zustande das Siegel der Verschwiegenheit lösete. Die von euch angebetete Zoe stammt, wie mehrere unserer griechischen und andere Schönheiten aus allerley Nationen, von der Sippschaft der Feen ab, und nur zur Halbscheid aus sterblichem Geblüt. Die alten Volkssagen von einem Göttergeschlecht, das ehemals in Griechenland hausete, ist kein Traum der Phantasie, obwohl die Poeten viel Fabeley und Lügen d'rein gemengt haben, daſs Wahrheit und Irrthum nur schwerer von einander zu scheiden ist, als reines Silber, wenn es sich mit Spieſsglas verschlackt hat; gleichwohl ist das Silber in der Schlacke enthalten, und dem Verständigen kennbar. Jenes Göttergeschlecht ist nichts anders, als eine Gattung ätherischer Luftgeister, welche die obern Regionen der Atmosphäre, das ist, den Olymp bewohnen; sie sind das nächste Glied in der ausgespannten Kette der Geschöpfe aufwärts, das sich an die Menschheit anschlingt. Sie lebten mit den Menschen vormals in traulicher Einigung und sichtbarer Gemeinschaft, gatteten sich mit den Adamskindern, und ihre Nachkommenschaft hat sich noch bis auf diesen Tag in der Unterwelt erhalten. Der schalkhafte Schwan, der die unbesorgte Leda im einsamen Bade berückte, und hinterher den Donnerer spielte, war nichts anders als ein solcher Genius, welcher seine weibliche Nachkommenschaft mit der Gabe ausgesteuret hat, unter gewissen Umständen und zu gewissen Absichten die Schwanengestalt ihres Ahnherrn nachzuahmen. Aus dem Schooſse unsrer mütterlichen Erde quillen in den drey bekannten Welttheilen, *) drey Brünnlein hervor, welche den Luftgeistern dienen, sich darin abzukühlen; zugleich ist ihnen die Eigenschaft verliehen, den reizenden Bewohnerinnen der obern Regionen, die wir unter dem Namen der Feen kennen, und welche die Vorwelt als Göttinnen des Himmels ehrte, ihre jugendliche Gestalt und Schönheit zu erhalten. Eben diese Kraft und Wirkung äussern diese Quellen an allen sterblichen

---

*) Zur Zeit da Vater Benno lebte, kannte man nur die drey Theile der alten Welt, der vierte war noch nicht entdeckt.

Schönen, die ihre Abkunft von einem Genius oder einer Fee herleiten können, wenn sie jährlich einmal zur Zeit der Sonnenwende darin baden. Weil jedoch diese Brünnlein in fernen Landen anzutreffen sind, und nur dem Zweige der Abkömmlinge aus dem Feenadel, der aus dem Schwanengeschlecht der Mutter Leda sproſst, Schwingen zum Flug verliehen sind, so können sich wenige ihres Erbgutes erfreuen, und die mehresten welken nach dem gemeinen Loos der Adamstöchter als sterbliche Blumen dahin.

So wunderbar es euch auch vorkommen mag, edler Ritter, so gewiſs ist es, daſs die Geschlechtstafel der schönen Zoe bis zu den Eyern der Leda hinaufgehet. Der sicherste Beweis davon ist, daſs sie alle Jahr einmal zum Schwane wird, oder, wie sie zu reden pflegt, ihr Schwanenkleid anlegt; denn Ledens Töchter machen nicht wie die übrigen Menschenkinder nackend ihren Eintritt in die Welt, sondern bedeckten ihren zarten Leib mit einem luftigen Gewand, aus verdichteten Lichtstrahlen des Aethers gewebt, welches sich nach dem Maaſse ihres Wachsthums ausdehnet, und nicht nur alle Eigenschaften der reinsten Feuerluft besitzt, die irdische Körperschwere zu überwinden, und mit leichtem Flug bis an die Wolken zu erheben, sondern auch noch überdies der Besitzerin die Schwanengestalt mittheilt, so lange sie damit bekleidet ist. Die jährliche Reise in's Schönheitsbad erfordert eine Zeit von neun Tagen, und wenn diese Wallfahrt nicht verhindert oder unterlassen wird, so gewähret sie der weiblichen Eitelkeit den sonst unerreichbaren Lieblingswunsch des immerwährenden Genusses der Schönheit und Jugend.

Verdreuſst es euch nun nicht, den fernen Weg zu ziehen, und euch an einem dieser wunderbaren Brunnen zu lagern, um der schönen Zoe das Geständniſs der Liebe zu thun, das sie auf Naxos schwerlich von euch anhören würde, so will ich euch anzeigen, wo ihr dieselbe zu suchen habt. Die erste dieser Brunnquellen ist gelegen im Reich Habissinia tief in Afrika, und besteht aus den berühmten Quellen des Nilflusses; die zwote ist ein grundloser Wasserpfuhl am Fuſs des Gebürges Ararat in Asia, welcher die Wasserfluth des Weinerfinders in sich verschlungen hat; und die dritte quillt in Europa im Reich Germania, da, wo die Wurzel der Sudeten gegen Westen in's ebeſſere Land ausläuft; sie sammlet ihr Gewässer in einen

Weiher, welcher in einem anmuthigen Thale liegt, von des Landes Eingebornen das Schwanenfeld genannt. Diesen Weiher pflegt Zoe am öftesten zu besuchen, denn er ist ihr am nächsten gelegen; es wird euch auch nicht schwer fallen, die magischen Schwäne von den natürlichen durch eine Federkrone auf dem Haupte zu unterscheiden. Wenn ihr nun auf der Lauer stehet in der frühen Morgenstunde, ehe die Strahlen der aufgehenden Sonne das Wasser berühren, oder des Abends, da sie eben zu Rüste gegangen ist und ihr erbleichendes Licht den westlichen Himmel noch röthet, so habt wohl Acht, ob Schwäne ziehen. Wenn ihr wahrnehmet, dafs sie sich aufs Wasser oder in den Schilf herablassen, so werdet ihr bald darauf im Weiher anstatt der Schwäne badende Nymphen erblicken, und euer Scharfblick wird euch leicht entdecken, ob eure Geliebte dabey sey, oder ob sie sich nicht in der Gesellschaft ihrer Basen befindet. Ist euch das Glück günstig, sie euch entgegen zu führen, so zaudert nicht, ihres Schleyers und der Krone, die ihr am Ufer finden werdet, euch zu bemächtigen; dadurch kommt sie in eure Gewalt und kann ohne dieses Flügelkleid nicht mehr entfliehen.

Was ihr dann ferner zu thun habt, wird euch die Liebe eingeben.

Freund Theophrast schwieg, und ich verwunderte mich höchlich über seine Rede, wuſste nicht, ob ich seinen Worten Glauben geben oder ihn Lügen strafen sollte, daſs er mich durch ein Mährchen äffen wollte. Er betheuerte mir aber mit einem hohen Eidschwur und einer zuversichtlichen truglosen Miene, die mir glaubwürdiger schien als ein körperlicher Eid, daſs sich die Sache in der That also verhalte. Nachdem ich eine Zeitlang geschwiegen hatte, sprach ich mit vollem Vertrauen auf seine Worte: Wohlan Freund, geleitet mich alsbald auf das Schiff; ich will das Abenteuer bestehen, davon ihr mir saget, will die Welt durchkreuzen wie der ewig laufende Jud', bis ich gelange zu einem der Brünnlein, an welchem ich das Ziel meiner Wünsche zu finden vermeine. D'rauf schiffte ich durch den Hellespont gen Konstantinopel, nahm daselbst ein Pilgerkleid, und zog, in Gesellschaft einiger wallfahrtenden Brüder, die aus dem heiligen Lande zurückkamen, so schier ich immer konnte, den Sudeten zu, in welchen ich lange Zeit herumirrete, bis mir der sehnlich gesuchte Schwanenteich verkundschaftet wurde. In dessen Angesicht erbauete ich unter der heuchlerischen Hülle der Andacht diese Einsiedeley, die bald von frommen Seelen besucht wurde, weil jedermann mich für einen Heiligen hielt, und himmlischen Trost von mir begehrte, der ich inwendig doch nur fleischliche Gefühle hegte: denn meine Gedanken und Begierden trachteten mit Ungestüm nach dem Anblick der geliebten Schwanengestalt.

Bald nachher, als ich mich hier wohnhaft niedergelassen hatte, errichtete ich dort jene Schilfhütte, daraus im Verborgenen zu bestimmter Zeit nach den Badegästen zu glotzen, und wurde inne, daſs mich der Arzt Theophrast nicht mit Lügen berichtet hatte. Um die Zeit der sömmerlichen Sonnenwende sah ich bald mehr bald weniger Schwäne auf dem Weiher anlangen, die zum Theil ihre natürliche Gestalt behielten, theils, wenn sie das Wasser berührten, in liebliche Dirnen sich umgestalteten; doch meine Geliebte konnt' ich darunter nicht ansichtig werden. Drey Sommer harrete ich vergebens unter ungeduldiger Hoffnung aus, die mich täuschte. Der vierte kam, ich spekulirte fleiſsig aus meinem Hinterhalt hervor, hörte eines Tages in der Morgendämmerung Fittige über mir rauschen, und erblickte bald da auf badende Nymphen im Weiher, welche mit groſser Unbefangenheit im Wasser scherzten, ohne zu wähnen, daſs sie von den Augen eines Spähers belauscht würden. Indem der Tag begann, sah ich mit Entzücken die Gestalt der schönen Zoe vor mir schweben; das Herz schlug laut in meiner Brust. aber der Taumel der Leidenschaft bemächtigte sich meiner ganzen Seele dermaſsen, daſs ich Freund Theophrast's guter Lehren ganz darüber vergaſs. Anstatt des Besitzes der reizenden Buhlschaft durch das sichere Unterpfand ihres Flugschleyers mich zu versichern, trieb mich die ungestüme Freude aus der Rohrwarte hervor, ich erhob meine Stimme laut und rief: Zoe von Naxos, Leben meiner Seele, erkennet den wälschen Ritter in mir, weiland euren getreuen Paladin, an welchen die Liebe euer Geheimniſs verrathen und ihn angetrieben hat, euer hier zu harren am Schönheitsquell! Die verschämte Badegesellschaft befiel groſs Schrecken bey dieser Ueberraschung, sie erhoben lautes Geschrey, schöpften mit der hohlen Hand des Wassers aus dem Weiher, und gossen mir einen Platzregen entgegen, meine verwegenen Augen damit zu blenden. Ich aber befahrte mich eines ärgern von diesem Benehmen, dachte an Aktäons Schickſal, und wich etwas ſcheu zurück; indeſs ſchlüpften ſie in das Schilfrohr und verbargen ſich. Kurz d'rauf ſah ich ſieben Schwäne auffliegen, die ſich hoch in die Luft empor ſchwangen und meinen Augen entſchwanden. Nun bedacht' ich erſt mein thörichtes Beginnen, gebehrdete mich als ein Unſinniger, zerriſs mein Kleid, raufte mir die Haare aus, zerzauſte den Bart und jammerte ſehr, bis ſich mein wüthiger Sinn verkühlt hatte und in ermattender Schwermuth ſich verlor. Ich ſchlich tiefſinnig zurück nach meiner Klauſe, und nahm den Weg über den Platz, wo der Schilfhütte gegenüber die Schwäne ſich aufgeſchwungen hatten. Da fand ich den Morgenthau vom Graſe abgeſtreift und einen Fuſsſtapfen im feuchten Sande, der mir Zoens niedlichen Fuſs abzubilden ſchien; dabey lag ein Päcklein zuſammengewickelt, welches ich behend ergriff. Als ich's von einander ſchlug, war's ein weiblicher Handſchuh von feiner weiſser Seide, der ſich an keine andre als an Zoens zarte Hand paſsen konnte; daraus fiel ein Fingerreif hervor, mit einem hellfunkelnden Rubin geſchmückt, der als ein Herz geſtaltet war. Von dieſem, allem Anſchein nach abſichtlichen Hinterlaſs, machte ich mir die günſtigſte Erklärung; ich vermuthete, Zoe habe mit diesem Geschenke sagen wollen, sie hinterlasse mir ihr Herz, sie sey nicht unempfindlich gegen mich, und ob sie gleich itzt Wohlstandes halber von ihrer Gesellschaft sich nicht habe trennen dürfen, so werde sie doch bald möglichst ohne Geleitschaft zum Schwanenteich zurückkehren, um meine Wünsche zu erhören.

Mit diesem Gedanken tröstete ich mich, ein, zwey und mehrere Jahre, harrete, ohne daſs meine Geduld ermüdete, des so sehnlich gewünschten Schwanenbesuchs; aber sie waren durch meine Unbedachtsamkeit gleichsam vom Weiher weggebannt. In der Folge fanden sich doch einige wieder ein. Dadurch lebte meine Hoffnung von neuem auf, ich belauschte sie fleiſsig, und genoſs zuweilen des Anblicks himmlischer Gestalten, ohne daſs sie auf meine Sinne einigen Eindruck machten: denn ich hatte keine Augen, als für die reizende Zoe allein, die ich doch nie wieder erblickte. Indessen bewahre ich den Ring in meinem Schatzkästlein als eine Reliquie, und das Andenken der zarten Buhlschaft in meinem Herzen als ein Heiligthum. An dem Platz, wo ich den Fund that, pflanzt' ich einen Rosenstrauch und viel Liebstockel, auch Mannstreu und Vergiſsmeinnicht, rings umher. Unter der täuschenden Hoffnung der Wiederkehr meiner Herzgeliebten, hat die Zeit meinen Rücken gekrümmt und tiefe Furchen über die Stirn gezogen. Gleichwohl vergnügt mich die Ankunft der Schwäne noch immer auf diesem Weiher, indem sie mich des Abenteuers meiner Jugend und des angenehmsten Traums meines Lebens erinnert. Wenn ich nun am Rande meiner irdischen Wallfahrt einen ernsten Blick auf die Vergangenheit werfe, merk' ich zwar mit einem gewissen Miſsbehagen, daſs ich mein Leben verschleudert habe, wie ein reicher Prasser sein Erbgut, ohne Frucht und Genuſs; es ist dahin geschwunden wie ein Traumgesicht in einer langen Winternacht, davon sich die Phantasie nicht loswinden kann, und das bey'm Erwachen mehr körperliche Ermattung als Erquickung hinterläſst: doch tröst' ich mich mit der Erfahrung, daſs es das gewöhnliche Loos der Sterblichen ist, ihr Leben zu verträumen; einer Phantasie, einer leeren Grille, den besten Theil desselben aufzuopfern, und ihre ganze Thätigkeit darauf zu steuren. Alle Schwärmerey und Herzenspoeterey, sie sey auf's Irdische oder Himmlische gestellt, ist eitel Tand und Thorheit, und eine fromme Grille ist keinen Deut mehr werth als eine verliebte. Alle in sich gekehrte Menschen, sie seyen in Klausen oder Zellen eingesperrt, wenn sie auch für Heilige gelten; oder sie mögen in Wäldern und Feldern herum irren, in den Mond schauen, ausgezupſte Blumen und Grashalmen trübsinnig in einen vorbey rauschenden Fluſs werſen, und als Märtyrer einer Leidenschaft, unter dem Namen der Dulder und Dulderinnen, den Felsen und Wasserbächen oder dem traulichen Monde ihre Elegien vorseufzen, sind tiefsinnige Träumer. Denn der Kontemplationsgeist, er sey von welcher Art und Natur er wolle, wenn er nicht hinter dem Ackerpfluge herwandelt, oder mit der Hippe und dem Spaten sich vereinbart, ist das elendeste Possenspiel des menschlichen Lebens. Daſs ich junge Fruchtbäume geimpft, Traubengeländer angepflanzt und Zuckermelonen gebaut habe, manchen ermatteten Wanderer damit zu erquicken, ist traun ein verdienstlicher Werk gewesen, als alles Fasten und Beten, und alle die Buſsübungen, die meine Andacht in Ruf brachten; ist auch mehr werth, als der Roman meines Lebens. Darum, fuhr Vater Benno gegen seinen lieben Getreuen, den horchsamen Friedbert, fort, darum will ich nicht, daſs du als ein rüstiger Jüngling dein Leben in dieser

Einöde verträumen sollst. Die kurze Zeit, die mir übrig ist, magst du noch bey mir ausharren; aber wenn du mir den letzten Dienst erwiesen und meine Gebeine in das Grab gelegt hast, das ich mir vor langen Jahren aus Gleiſsnerey unter jenem Sandfelsen aushöhlte, sollst du in die Welt zurückkehren und als ein thätiger Mann im Schweiſs deines Angesichtes dein Brod gewinnen, für eine liebevolle Gattin und das aufblühende Geschlecht deiner Söhne und Töchter um deinen Tisch her. Der Raub der Sabinerinnen ist ehemals den Römern zu gutem Glück gediehen; willst du, so magst du den Versuch machen, ob dir das Glück wohlwill, ein Liebchen aus dem Feengeschlecht hier an diesem Weiher zu erhaschen, die, wenn sie die Liebe bezähmet, gern bey dir wohnen wird. Wofern aber eine frühere Flamme ihr Herz ergriffen hätte, daſs sie dich nicht liebgewinnen möchte, so laſs den Schmetterling davon fliegen, daſs dich nicht ein Satansengel in freudenloser Ehe quäle.

Der Morgen dämmerte bereits am stillen Horizont herauf, da der gesprächsame Greis seine wunderbare Geschichte mit dieser Nutzanwendung beschloſs, und sich auf sein Lager streckte, von dürrem Laube zubereitet, der so lang entbehrten Ruhe zu pflegen. Doch in Friedberts Hirn schwammen eine Menge Ideen so bunt und kraus durch einander, daſs ihm kein Schlaf in die Augen kam. Er setzte sich aussen vor den Eingang der Einsiedeley, blickte der aufgehenden Sonne entgegen, und sahe jede über seinem Haupte schwirrende Schwalbe für einen Schwan an, auf den er Jagd zu machen entschlossen war. Nach einigen Mondenwechseln schlummerte Vater Benno in's ruhige Grab hinüber, und wurde von seinem Pflegling zur Erde bestattet, unter groſser Wehklage aller frommen Seelen im Erzgebürge, die den Verlust ihres himmlischen Anwalds herzlich betrauerten und nach seinem Grabe wallfahrteten, welches dem Erben des Abgeschiedenen guten Erwerb brachte. Die fromme Einfalt der Leidtragenden begehrte aus dem Nachlaſs des heiligen Mannes Reliquien; der Erbnehmer unterlieſs auch nicht, gegen klingende Münze sie damit zu versorgen: er zerstückte einen alten Eremitenrock, und spendete davon allen, die den heiligen Trödeldelmarkt besuchten, kleine Fragmente aus. Wie er sah, daſs der Handel gut von Statten ging, erwachte in ihm der Kaufmannsgeist; er spekulirte noch auf einen andern Artikel, der nicht minder ergiebig war, zersplitterte den weiſsdornen Stab seines Meisters in dünne Späne, die für's Zahnweh helfen sollten, wenn sie als Zahnstocher gebraucht würden: und weil's ihm nicht an Materialien dazu gebrach, würde er die ganze Christenheit mit wunderthätigen Zahnstochern verlegt haben, wenn er Abnehmer gefunden hätte. Mit der Zeit verminderte sich der Zulauf, und die Einsiedlerwohnung wurde zu einer wahren Einsiedeley. Desto besser für den Besitzer derselben, der nun seinen romantischen Ideen ganz ungestört nachhangen konnte. Er sahe mit Vergnügen, wie die wachsenden Tage die Nächte zusammendrängten, und die Sonne sich seinem Scheitel nahete. Um die Zeit der Sonnenwende ging er fleiſsig auf die Teichschau, versteckte sich in der Morgen- und Abendstunde in die lauersame Schilfhütte, und machte am Vorabend St. Albani die so sehnlich gewünschte Entdeckung. Drey Schwäne kamen gezogen von Süden her mit majestätischem Schwunge, umkreiseten dreymal den Weiher hoch in der Luſt, gleichsam um zu schauen, ob alles sicher sey; dann senkten sie sich allmählich in den Schilf herab, und bald darauf gingen drey liebliche Dirnen daraus hervor, die sich wie die Huldgöttinnen mit den Armen sanft umschlungen hatten, und die herrlichste Gruppe bildeten, die je einem sterblichen Auge vorgeschwebt hat. Sie scherzten und wogeten sich auf den krystallenen Fluthen, koseten mit einander in guter Ruh, und lieſsen aus ihrem melodischen Munde ein frohes Lied ertönen. Der Laurer stand da in süſses Entzücken verschwebt, ohne Bewegung wie eine Marmorsäule, und es fehlte wenig, so hätte er den günstigen Augenblick, eine Beute zu erhaschen, ungenutzt verloren. Zum Glück ermannete sich noch seine Besinnungskraft und riſs ihn gerade zur rechten Zeit aus der zaubervollen Ekstase. Er sputete sich, seinen Standort zu verlassen, schlich sich unbemerkt durch das Gesträuch an den Platz, wo die Schwanengesellschaft ihre ätherische Garderobe am Strande verwahret hatte. Er fand drey jungfräuliche Schleyer in's Gras gebreitet, von einem unbekannten Gewebe, feiner als Spinnwebe und weiſser als frischgefallener Schnee. Der obere Zipfel derselben war durch eine kleine goldene Krone gezogen, und oberhalb in Buffen zusammengefaltet, daſs sie gleichsam einen Federbusch bildeten. Daneben lagen noch Unterkleider aus stärkerm Stoff, meergrün und leibfarben, dem Anschein nach von persischer Seide. Mit gieriger Hand ergriff der kecke Räuber den ersten besten Schleyer, und eilte freudenvoll mit dieser Beute seiner Wohnung zu, voll ungeduldiger Erwartung, was ihm sein Glück für ein Loos würde bescheert haben.

Sobald er seinen Schatz einem eisernen Kasten anvertraut hatte, setzte er sich aussen vor den Eingang der Felsengrotte auf eine Rasenbank, wie ein römischer Angur den Vogelflug zu beobachten und daraus sein Schicksal sich zu prophezeihn. Der Abendstern fing eben an zu funkeln, und gleich nachher erhoben sich zwey Schwäne mit scheuem Flug empor, und eilten davon, wie von einem Raubthier aufgescheucht. Da fing's an in seinem Herzen zu arbeiten, die Freude hüpfte in jeder Ader, zückte und ruckte an jeder Senne. Die Neubegier trieb ihn nach dem Weiher, die Besonnenheit führte ihn in die Grotte zurück. Nach langem Kampfe, behielt die Ueberlegung, welches bey der Liebe ein seltener Fall ist, endlich die Oberhand. Der schlaue Wicht meinte, es sey rathsam und der Sache förderlich, den Schalk zu verbergen, und wenigstens immer klüger, den Heuchler, als den Räuber zu spielen. Er zündete flugs seine Lampe an, deren Schimmer, wie er mit Wahrscheinlichkeit vermuthete, den schönen

Nachtvogel herbeylocken würde, nahm seinen Rosenkranz zur Hand, setzte sich in die Positur eines Andächtlers, und lieſs ein Korn nach dem andern vom Paternoster durch die Finger fallen; dabey horchte er scharf auf, ob sich von aussen was regen würde.

Die List glückte. Er hörte ein leises Geräusch, gleich einem schüchternen Fuſstritt im Sande, der sich zu verrathen scheut. Der schalkhafte Klausner verdoppelte seine scheinbare Andacht, da er bemerkte, daſs er beobachtet wurde, endigte doch solche bald hernach, erhob sich von dem Betschemel und blickte seitwärts um. Da stand sie da, die schöne Gefangene, im reinsten weiblichen Harm, mit dem Ausdruck der höchsten Schmerzensgefühle und sanft verschämter stiller Schöne. Bey diesem Anblick schmolz dem empfindsamen Friedbert das Herz in süſser Zärtlichkeit dahin, wie ein Tropfen Wachs von der Flamme der Kerze. Der Ausdruck ihres Kummers war so unnachahmlich schön, daſs ihn keine unsrer romantischen Dulderinnen würde nachzukünsteln wissen. Sie eröffnete ihren holdseligen Mund mit ängstlich bittender Gebehrde; der jugendliche Eremit vernahm eine melodische Stimme, die seinem Ohr schmeichelte, ohne ein Wort von ihrer Rede zu verstehen; denn die Sprache der Jungfrau war ihm fremd. Indessen errieth er leicht den Inhalt der Worte, die wahrscheinlich eine ängstliche Bitte um die Zurückgabe des geraubten Schleyers enthielten. Allein der Schalk miſsverstand mit Vorbedacht ihrer Gebehrde, und bemühte sich nur ihr begreiflich zu machen, sie habe für ihre Tugend in diesem frommen Zufluchtsorte nichts zu fürchten. Er zeigte ihr in einer abgesonderten Felsenkammer ein reinlich zubereitetes Nachtlager, trug ihr die niedlichsten Früchte und Zuckerwerk auf, und that alles, was ihm seine Eremitenpolitik eingab, ihr Vertrauen zu erwerben. Doch die berückte Schöne schien darauf nicht zu achten; sie setzte sich in einen Winkel, überlieſs sich ganz ihrer tiefen Betrübniſs, rang und wand die Lilienhände, weinte und schluchzete ohne Aufhören, welches der fromme Friedbert sich also zu Herzen gehen lieſs, daſs er sich der Thränen gleichfalls nicht erwehren konnte, und in diesem weinerlichen Schauspiele seine Rolle so zu seinem Vortheil spielte, daſs die schöne Ausländerin aus dieser gutmüthigen Mitempfindung ihrer Leiden einigen Trost schöpfte, den theilnehmenden Menschenfreund von dem Verdachte des Schleyerraubes freysprach und in ihrem Herzen ihn deswegen um Verzeihung bat. Sie wünschte nur ein Mittel zu erfinden, den frommen Gastfreund der Ursache ihres Kummers zu verständigen, da dieser gar nicht zu errathen schien, was sie eigentlich quäle.

Die erste Nacht verging in der Einsiedlergrotte sehr traurig; aber der Morgenröthe ist von jeher die Gabe verliehen gewesen, mit ihrem Rosenfinger die nächtlichen Thränen der Leidenden abzuwischen. Friedbert verrichtete bey Aufgang der Sonne seine gewöhnliche Andacht, welches der schönen Fremden wohlgefiel. Sie lieſs sich bereden, etwas von dem aufgetragenen Frühstück zu kosten; nachher ging sie hinaus, nochmals am Ufer des Weihers, den verlornen Schleyer aufzusuchen, denn itzt wähnte sie, ein muthwilliger Zephyr habe mit dem leichten Gewebe Schäkerey getrieben und es irgend in's Gesträuche verwehet. Der dienstfertige Friedbert begleitete sie und half ihr treulich suchen, ob er wohl wuſste, daſs das vergebne Mühe war. Der miſslungene Versuch trübte zwar wieder die Stirn der zarten Jungfrau, aber in ihren Adern floſs leichtes ätherisches Blut, der Gram schlug in ihrem Herzen so wenig tiefe Wurzel, als der Nachtschatten im Flugsande. Sie fand sich nach und nach in ihr Schicksal, ihr trübes Auge heiterte sich auf, wie im Abendglanze die Wolken spielen, sie gewöhnte sich an den Gesellschafter ihrer Einsamkeit, und der Blick ihrer Augen ruhete zuweilen mit Wohlbehagen auf seinen blühenden Wangen. Alles das bemerkte der lauersame Klausner mit innigem Vergnügen, beeiferte sich nur destomehr, diese günstigen Aspekten zu nutzen und durch tausend kleine Aufmerksamkeiten seinen Vortheil zu befördern. Die Liebe hatte sein Gefühl also verfeinert und ihm einen so scharfen Tiefblick in das weibliche Herz verliehen, daſs sein schlichter flacher Schwabensinn ganz schien umgeschaffen zu seyn. Eben diese erfinderische Liebe gab dem Klausnerpaar eine zwar sehr lakonische doch ausdrucksvolle Sprache ein, daſs sie sich so verständlich wie Inkle und Yariko *) mit einander besprechen konnten.

---

*) S. eine Erzählung dieses Namens, in Gellerts Fabeln und Erzählungen.

Friedbert hatte lange den Wunsch gehegt, zu erfahren, aus welcher Zunge, aus welchem Volk und Geschlecht die schöne Unbekannte abstamme, ingleichen, in welchem Stande sie geboren sey, um zu prüfen, ob die Liebe gleich und gleich gepaaret habe. Als ein unwissender Laye wuſste er freylich nicht, daſs der kleine Mund der lieblichen Dirne griechische Worte rundete; für ihn war jede Mundart ausser der schwäbischen so gut als malabarisch. — Aber durch Hülfe des neuerfundenen Sprachidioms wurde er endlich belehrt, daſs das Glück eine griechische Schönheit in sein Netz hatte fallen lassen. Zu Friedberts Zeiten erhitzte zwar noch kein griechisch Ideal die Phantasie deutscher Jünglinge; keinem fiel es ein, die Reize seiner Buhlschaft in's Griechische zu übersetzen, ihren griechischen Wuchs zu rühmen, das schönste Verhältniſs des weiblichen Körpers zwischen acht und neun Kopfslängen zu setzen, oder das ein griechisches Profil zu nennen, wo die Nasenwurzel mit der Stirn in gerader Linie fortläuft. Das Auge und nicht der Maaſsstab, der Gefühlssinn und nicht Schulwitz, waren die einzigen Richter der Schönheit, deren Ausspruch für gültig erkannt wurde, und niemand kümmerte sich darum, was Griechen oder Ungriechen davon urtheilten. Und so empfand Friedbert auch, das Kalliste schön sey, eh' er erfuhr, daſs sie von griechischer Abkunft war. Aber hoch horchte er auf, da sie ihm kund that, sie stamme aus fürstlichem Geblüt, und sey des Fürsten Zeno und der schönen Zoe von Naxos jüngste Tochter.

Sage mir, Freund Eremit, fuhr sie fort, was hat es mit diesem Weiher für eine Bewandniſs, so du darum Wissenschaft hast, und warum mahnte meine Mutter ihre Töchter ab, das mitternächtliche Bad zu besuchen? Hat sie hier irgend ein ähnliches Abenteuer gehabt, ihres Schleyers verlustig zu gehen? Sie pflegte uns jährlich nach den Nilquellen zu schicken, ohne uns jemals selbst zu geleiten; denn mein Vater hielt sie aus Eifersucht in strenger Gefangenschaft bis an seinen Tod. Weil sie nun nicht mehr zum Feenbad gelangen konnte, Schönheit und Jugend zu erfrischen, so blühete sie ab, welkte dahin und alterte. Noch lebt sie in ihrem Witthum, verschlossen in trübsinniger Einsamkeit, denn wenn Jugend und Schönheit verrauschen, sind für unser Geschlecht die Freuden des Lebens entflohn. Wir lebten unter mütterlicher Aufsicht, vom Hofe unsers Oheims entfernt, der meinem Vater in der Regierung der Cykladen gefolgt war, und sie pflegte sich nie von uns zu trennen, ausser die kurze Zeit, wenn wir den Feenbrunnen jährlich besuchten. Meine ältern Schwestern lüstete einstmals, einen Flug gegen Mitternacht zu wagen, Jugend und Leichtsinn machte sie der mütterlichen Vermahnung vergessen, sie glaubten, daſs schwüle Luft und Sonnenbrand in diesen Gegenden ihnen weniger lästig fallen würde, als in den egyptischen Sandwüsten. Auf diesem Zuge, den wir der Mutter sorgfältig verhehlten, begegnete uns nichts Widriges; darum wiederholten wir die Badereise hierher mehrmals, bis ich Unglückliche das Opfer des Vorwitzes meiner Schwestern worden bin. Ach, wo verbirgt sich der feindliche Zauberer, der den badenden Nymphen auflauret, ihnen aus boshafter Schadenfreude den Schleyer zu rauben? Banne mir den Ruchlosen, du Heiliger, daſs er aus den Lüften herunter taumele zu meinen Füſsen, wenn er in den obern Regionen hauset, oder aus der Erdenkluft heraufsteige in der schauerlichen Mitternachtsstunde, wenn er das Licht scheuet, und mir mein Eigenthum und Erbe zurückbringe, welches ihm nichts nutzen noch frommen kann.

Friedbert freuete sich nicht wenig über den

Irrthum der reizenden Kalliste, daſs sie einem Zauberer den Diebstahl beymaſs, und bemühete sich, sie darin zu erhalten. Er dichtete ein Mährchen von einem verwünschten Prinzen, welcher der Sage nach im Schwanenfelde herumtose, und sein boshaftes Vergnügen daran finde, die geflügelten Badegäste zuweilen zu äffen. Zugleich gab er ihr zu verstehen, daſs ihm die Gabe, Geister zu bannen, nicht verliehen sey; daſs er aber wohl davon gehört hätte, daſs eine gewisse Schwanhilde vor langen Jahren hier auch ihren Schleyer verloren, dafür aber einen getreuen Liebhaber gefunden, und unter den Fittigen der Liebe die Werkzeuge zum Flug leicht entbehrt hätte, zumal, da ihr die Wunderquelle Jugend und Schönheit zu erhalten, so nahe zur Hand gewesen sey. Die reizende Kalliste fand in dieser Vorstellung viel Beruhigung, nur der Aufenthalt in der Einöde, so viel Annehmlichkeiten die Natur dieser wilden Gegend auch verliehen hatte, schien ihr nicht zu behagen, zum Beweis, daſs die Empfindsamkeit, die Zwillingsschwester der Liebe, ihr Herz noch nicht befangen hatte: denn ein einsames Thal, eine wüste unbewohnte Insel, ist das eigentliche Elysium empfindsamer Seelen. Der gefällige Klausner vernahm nicht sobald den Wunsch seiner Gastfreundin, so war er bereit, die Einsiedeley mit ihr zu verlassen; doch lieſs er sich merken, daſs ihn für die Aufopferung, in das Geräusch der Welt zurückzukehren, nichts entschädigen könne, als der Genuſs der häuslichen Glückseligkeit in den Armen eines tugendsamen Weibes. Dabey blinzten seine Augen sie so freundlich an, daſs sie leicht abmerken konnte, wohin das gemeinet sey. Sie schlug die ihrigen erröthend nieder, und das that ihm so wohl und befeuerte seine Hoffnung dermaſsen, daſs er von Stund an zusammenpackte, sich wieder als ein Kriegsmann herausputzte, und mit seiner schönen Gefährtin den Weg nach seiner Heimath nahm.

Es liegt ein Städtlein in Schwabenland, Eglingen auf der rauhen Alp genannt, ein Erbgut der Herren von Gravenegg; daselbst hausete Friedbert's Mutter auf ihrem Witthum, segnete das Andenken ihres verstorbenen Gatten, und fluchte den Meiſsnern, die, ihrer Meinung nach, Friedbert, ihren lieben Jungen erschlagen hatten. Jedem verstümmelten Lanzknechte, der aus dem Meiſsner Heereszug zurückkam, und vor ihrer Thür' ein Almosen heischte, reichte sie mildiglich einen Buchhorner Heller, und forschte nach

Kundschaft von ihrem Sohne; und wenn ihr ein schwazhafter Invalid von dem wackern Jüngling was vorzufabeln wuſste, wie er als ein braver Kämpe gefochten und als ein Held gefallen sey, wie viel Grüſse er noch an seine fromme Mutter bestellt habe, eh' er die Seele auf der Wahlstatt ausgeblutet, zapfte sie dem Lügner einen Schoppen Wein, und lieſs ihren mütterlichen Augen dabey so ergiebige Thränen entquellen, daſs sie das Vortuch ausringen konnte. Unter dieser Wehklage waren vier Sommer verflossen und die rauhe Herbstluft schüttelte bereits das buntfarbige Laub von den Aesten; da gerieth das stille sittsame Städtlein plötzlich in frohen Aufruhr: ein reitender Bote verkündete, der tapfre Friedbert sey nicht umgekommen in der Schwabenschlacht, sondern sey aus fremden Landen im Anzuge nach seiner Vaterstadt, gerüstet als ein stattlicher Ritter, der viel Abenteuer im Morgenlande bestanden habe, und eine wunderschöne Braut heimführe, die Tochter des Sultans von Egypten, mit groſser Morgengabe. Der Ruf vergröſsert bekanntlich alles; das Wahre an der Sache war, daſs Friedbert aus der Erbschaft des Vater Benno und aus seiner Zahnstocherfabrik so viel Reichthum erworben, daſs er auf dem Heimzuge nach Schwaben von Ort zu Ort seinen Troſs vergröſserte; er kaufte Pferde und Saumrosse mit herrlichen Decken, kleidete sich und die schöne Kalliste prächtig, nahm Dirnen und Diener an, und zog stolz einher, wie ein Abgesandter des Königs von Arragonien.

Da die Eglinger den Zug von der Augsburger Straſse sahen daher traben, lief alles Volk zusammen mit Jauchzen und Frohlocken, und Friedbert's Schwestern und Schwäger, auch die löbliche Bürgerschaft, von dem ehrsamen Magistrat angeführt, zogen ihm entgegen mit der Bürgerfahne, und lieſsen bey'm Einzug ihres heimkehrenden Mitbürgers vom Thurm trommeten und lieblich schalmeyen, als sey er von den Todten wieder aufgelebt. Die thränenreiche Mutter umarmte ihren Sohn mit froher Wehmuth, richtete ein groſs Mahl aus an ihre Freundschaft und Gevatterleute, und theilte ihren ganzen Hellervorrath unter die Armen. Sie konnte sich nicht satt sehen an der schönen Gestalt ihrer zukünftigen Schnur, und betäubte sie mit Liebkosungen und wohlmeinender Geschwätzigkeit. Die schöne Griechin wurde bald das Gespräch der Stadt und der umliegenden Gegend. Viel Ritter und Edle, auch andre Mädchenspäher drängten sich herzu, nennten den glücklichen Friedbert Bruder und Vetter, machten mit ihm Kameradschaft und schwuren ihm ewige Freundschaft. Er aber hatte eine eifersüchtige Ader vor der Stirn, die ihm leicht Schwindel und Hauptweh erregte, verbarg die schöne Kalliste vor den Augen aller Welt, und bestellte die wachsame Mutter zur Ehrenhüterin über sie, wenn er gen Hof ritt dem von Gravenegg aufzuwarten, dessen Dienstmann er war. Er förderte dabey seine Liebesangelegenheiten auf alle Weise, und die schöne Griechin, die kein Mittel sahe, in ihr Vaterland zurückzukehren und an dem blühenden Mann Gefallen trug, der als ein stattlicher Junker jetzt eine ganz andere Figur machte als vorher in dem aschfarbnen Eremitenrock, setzte sich über den Unterschied des Standes hinweg, und willigte ein, sich mit ihm zu vermählen. Er beschenkte sie mit einem köstlichen Brautgewande, der Tag zur Hochzeitfeyer wurde angesetzt, das gemästete Kalb und die Kapaunen geschlachtet und die Hochzeitkuchen eingemengt.

Tages vorher ritt der Bräutigam nach Landes-Sitte umher, die Hochzeitgäste einzuladen. In seiner Abwesenheit beschäftigte sich die schöne Kalliste, ihren Brautputz zu ordnen, und die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17853/035

weibliche Eitelkeit reizte sie, das neue Kleid anzuproben, um zu versuchen, ob es gut an ihrem schlanken Leib anpasse. Die dem schönen Geschlecht gewöhnliche Tadelsucht, das Vollkommenste selbst zu meistern und einen Mangel daran zu entdecken, lieſs ihr bald etwas miſsständiges bemerken, das einer Abänderung zu bedürfen schien, worüber sie das schwiegermütterliche Gutachten einzuholen nöthig fand. Die redselige Frau erschien, und der Anblick der geputzten Dame brachte ihre Zunge alsbald in Bewegung. Sie ergoſs einen Strom von Lobsprüchen über die Wohlgestalt der lieblichen Schnur, und konnte nicht aufhören, den Geschmack ihres Sohnes in der Wahl, und die Kunst des Schneiders in dem Zuschnitt des Kleides, zu bewundern. Sobald sie aber vernahm, daſs das Fräulein in Ansehung des letztern Punktes mit ihr nicht gleicher Meinung sey, änderte sie die Sprache, um ihre wenige Kenntniſs von den Feinheiten der Mode nicht zu verrathen, und der Schneider kam dabey sehr in's Gedränge. Hauptsächlich betraf die Kritik des Fräuleins die ungeschickte Form des Brautschleyers, welchen sie mit einem Augsburger Regentuch verglich. Ach, erseufzte sie, daſs doch der griechische Schleyer, in eine goldne Krone geschlungen, meinen hochzeitlichen Putz verschönerte, der wie ein lichtes Schneegewölke in den Lüften schwamm und mit dem der Zephyr scherzte! so würden die Dirnen der Stadt mich beneiden, und Friedbert's Geliebte würde für die schönste der Bräute gepriesen werden! Ach! sie ist dahin, die Zierde des griechischen Mädchens, die ihm Zauberreize lieh, welche die Augen des Jünglings entzückten! Eine wehmüthige Zähre träufelte dabey von ihren rosenfarbnen Wangen auf den schwanenweiſsen Busen, welche die gute Mutter ganz weichmüthig machte und ihr das Herz sehr einengte, besonders weil sie dafür hielt, das Weinen einer Braut sey von so schlimmer Vorbedeutung, als wenn ein Kind im Mutterleibe weine. Diese Kümmerniſs preſste das Geheimniſs heraus, das ihr schon lange zwischen den Lippen schwebte. Der offenherzige Friedbert hatte nämlich den Schwabenstreich begangen, der geschwätzigen Matrone den Raub des Schleyers zu offenbaren, ohne ihr doch die Eigenschaften desselben zu entdecken; nur um ihn recht sicher zu verwahren, gab er ihn der Mutter als ein Liebespfand aufzuheben, und hatte ihr Stillschweigen geboten. Die Matrone freute sich, eine so gute Gelegenheit gefunden zu haben, die Heimlichkeit, die ihr lange wie ein Stein auf dem Herzen gelegen, abzuwälzen. Weinet nicht, zartes Fräulein, sagte sie, daſs sich eure sonnenhellen Aeuglein nicht trüben und die hochzeitliche Freude in Thränen zerrinne, kümmert euch auch nicht um den Schleyer, er ist wohl aufgehoben und unter meiner Hand. Dieweil ihr so groſs Verlangen traget, ihn anzulegen, will ich, so ihr mir gelobet, gegen euren Sponsen reinen Mund zu halten und mich nicht zu verrathen, aus meiner Flachskammer ihn herabholen; mich lüstet selbst zu sehen, ob er sich zu eurem Brautputze passe und euch wohl anstehe. Kalliste stand wie eine Bildsäule da, das Blut erstarrte in ihren Adern vor Verwunderung; Freude über die gemachte Entdekkung und Verdruſs über den heuchlerischen Friedbert, setzten sie einige Augenblicke in ein unthätiges Staunen. Doch da sie den Pantoffelgang der Matrone hörte, nahm sie alle Besinnung zusammen, empfing den Schleyer aus ihrer Hand mit Freuden, wirbelte ein Fenster auf, und indem sie die goldne Krone auf dem Haupte befestigte, und das ätherische Gewand ihr über die Schultern herabrollete, ward sie zum Schwan, welcher die Flügel ausbreitete und husch zum Fenster hinausflog.

Jetzt kam das Staunen an die Alte bey dieser wunderbaren Verwandlung. Sie schlug ein groſses Kreuz vor sich, that einen lauten Schrey und empfahl sich in den Schutz der heiligen Jungfrau. Denn weil sie von der intellektuellen Welt die rohen Begriffe ihres Zeitalters hegte, meinte sie, die schöne Kalliste sey nichts anders, als ein Gespenst oder eine Teufelslarve gewesen, und der traute Friedbert verwandelte sich in ihren Augen mit einemmal in einen schändlichen Unhold und Teufelsbanner; worüber sie sich höchlich betrübte, wünschend: daſs er lieber als ein guter Christ von den Meiſsnern erschlagen wäre, als daſs er sich in solche satanische Netze hätte verwickeln lassen.

Friedbert ahnete nichts von der für ihn so traurigen Katastrophe, die sich in seiner Abwesenheit daheim begeben hatte, und kam gegen Abend fröhlich und wohlgemuth angeritten, eilte mit klingenden Sporen die Stiege hinauf in's Brautgemach, sein Liebchen zu umfangen. Aber da er die Thür' aufthät, flog ihm ein mütterlicher Bannstrahl entgegen, die Matrone zog das Wehr ihrer Beredtsamkeit auf, und es wirbelte und rauschte ein Rheinfall von Vorwürfen und Verwünschungen auf ihn herab.

Er merkte dadurch mit groſser Bestürzung ab, was vorgefallen war, gebehrdete sich als ein wüthiger Mensch, und würde an der Mutter und an sich selbst in der ersten Wuth einen Mord begangen haben, wenn jene nicht mit lauter Stimme Sturm geläutet und das ganze Haus zusammen berufen hätte, daſs die erschrocknen Diener den rasenden Roland noch zu rechter Zeit entwaffneten.

Nachdem auf beyden Seiten der erste Ungestüm sich abgetobet hatte, kam es zu vernünftigern Erklärungen. Friedbert war bemüht, sich von dem Verdacht bestmöglichst zu reinigen, daſs er ein Geisterbeschwörer sey und mit Zauberey umginge, oder daſs er eine Biondetta *) in die Familie hätte verpflanzen und seine rechtglaubige Mutter zur Schwiegermutter einer satanischen Larve habe machen wollen. Er offenbarte ihr den ganzen Verlauf seines Abenteuers mit der schönen Kalliste und die

---

*) Man sehe das Mährchen: Teufel Amor genannt, im 4. und folgenden Theil der Bibliothek der Romanen.

Beschaffenheit ihres Flugkleides; doch gegen ein Vorurtheil, das einmal in eine Weiberseele eingerostet ist, arbeitet die Belehrung umsonst. Die Matrone glaubte davon was sie wollte, und Friedbert hatte es nur dem mütterlichen Instinkt zu verdanken, daſs sie ihm nicht den Prozeſs machen lieſs. Indessen gab diese sonderbare Geschichte zu mancherley Muthmaſsungen Anlaſs, und es fehlte dem verdächtigen Friedbert nur ein schwarzer Hund, um, wie Dr. Faust oder Cornelius Agrippa, in den Ruf eines groſsen Zauberers zu kommen.

Der Bräutigam ohne Braut befand sich in einer unglücklichen Verfassung; sein Gemüth wurde von banger Verzweiflung zerrissen über den Verlust der schönen Kalliste, und sein Schicksal hing lange zwischen Tod und Leben; die Wahl des einen wie des andern kostete ihm Ueberwindung. Es giebt schwerlich einen peinigernden Zustand, als am Eingange des Hafens Schiffbruch zu leiden, wenn man die Reise um die Welt glücklich vollendet zu haben glaubt; und am Tage vor der Hochzeit eine geliebte Braut zu verlieren ist ganz das nämliche. Ist sie eine Beute des Todes worden, hat sie ein Räuber entführt, oder ein hartherziger Vater in ein Kloster gesperrt, so giebt es für den Liebhaber einen Weg, ihr in's Grab zu folgen, dem Räuber nachzueilen, und ihm die Beute abzujagen, oder durch die verschlossenen Klosterpforten zu dringen: aber wenn sie aus dem Fenster davon fliegt, wer kann ihr da nacheilen ausser die Pariser Luftschwimmer? Doch die edle Kunst, den Sterblichen Gang und Bahn durch die ätherischen Gefilde zu eröffnen, kam dem armen Friedbert nicht zu statten, sondern war einem spätern und glücklichern Zeitalter vorbehalten. Die kurzsichtigen oder neidischen Vielwisser der englischen Societät mögen so schief und verächtlich von dem ärostatischen Wunderkinde ihrer Nachbarn urtheilen als sie wollen, so liegt doch klar am Tage, daſs eine luftige Marechaussee, die Pech und Schwefel herabregnen lieſse, dem leidigen Schleichhandel an den brittischen Küsten ungleich zuverläſsiger Einhalt thun würde, als die schwerfälligen Küstenbewahrer und alle papiernen Beschlüsse des zänkischen Unterhauses.

Friedbert hatte keinen andern Weg, seiner davon geflogenen Braut wieder auf die Spur zu kommen, als den die Frösche auch nehmen würden, wenn sie auf Reisen gingen, nämlich zu hüpfen und zu schwimmen, je nachdem es die Gelegenheit erfordert, bis sie an Ort und Stelle sind. Die ungeduldige Sehnsucht nach seiner Geliebten, dehnte den Abstand von Schwabenland bis in die Cykladen seiner Vorstellung nach weiter, als wenn die Reise in den Mond hätte gehen sollen. Ach, rief er voll Verzweiflung aus, wie kann die träge Erdschnecke dem leicht beflügelten Schmetterlinge folgen, wenn er unstet und flüchtig von einer Blume zur andern flattert und an keiner Stätte verweilet! Wer bürget mir dafür, daſs Kalliste nach Naxos zurückgekehret ist? Wird nicht die Scham, in ihrem Vaterlande für eine Irrläuferin ausgeschrieen zu werden, sie bewogen haben, einen andern Zufluchtsort zu wählen? Und wenn sie nun auch in Naxos wäre, was könnte mir das frommen? Wie dürſt' ich Spieſsbürger meine Augen aufheben gegen eine Fürstentochter des Landes? Mit diesen Gedanken quälte sich der Muthlose viel Tage lang, welchen Kummer er sich gleichwohl hätte ersparen können, wenn er die Stärke seiner Leidenschaft geprüft und gewuſst hätte, daſs der Enthusiasmus oft Wunder thut. Plötzlich wirkte der Instinkt, was die kaltblütige Ueberlegung zu keinem Entschluſs hatte reiſen lassen: er sattelte seinen Rappen, nachdem er sein Gut und Erbe in Taschenformat bequemet hatte, ritt zur Hinterthür hinaus, damit er das geschwätzige mütterliche Valet vermeiden möchte, und trabte rasch über die vaterländische Gränze, als wenn er die Reise in die Cykladen in einem Futter hätte machen wollen. Glücklicherweise erinnerte er sich des Weges, den Vater Benno dahin genommen hatte, und gelangte über Venedig, eben so wie dieser, nach mancher überwundener Schwierigkeit auf seiner Meeresfahrt, nur ohne Schiffbruch, flink und frisch in Naxos an.

Mit Freuden hüpfte er an's Land, betrat mit geheimem Wonnegefühl die mütterliche Erde seiner Geliebten, welche er im Schoos ihres Vaterlandes wieder zu finden verhoffte, und sputete sich, von der schönen Kalliste Kundschaft einzuziehen; aber niemand wuſste ihm zu sagen, wo das Fräulein hingeschwunden sey. Man trug sich mit allerley Gerüchten, und munkelte dies und das, wie es zu geschehen pflegt, wenn ein artiges Mädchen aus dem Zirkel ihrer Bekanntschaft verschwindet, und dies Geflüster urtheilt selten zum Vortheil der Abwesenden. Zwar giebt es eine Schanze, dahinter man sich gegen die Wurfpfeile des lästerzüngigen Gerüchtes zu bergen pflegt, das ist der goldne Spruch: «Sie reden was sie wollen, mögen sie doch reden, was kümmert's mich?» *) Aber damit mag sich zur Nothwehr schützen wer will und kann, nur ein Mädchen darf das nicht, wenn sie auf ihren Ruf noch einigen Werth setzt. Friedbert grämte sich über die Maſsen, daſs ihn seine Geliebte so plantirt hatte, und war unschlüssig, ob er in seine Einsiedeley zurückkehren, oder eine Wegelagerung an den Nilquellen versuchen sollte. Indem er diesfalls mit sich zu Rathe ging, langte Fürst Isidor von Paros, ein Lehnsträger des Despoten der Cykladen, in Naxos an, um sich mit Fräulein Irene, einer Schwester der schönen Kalliste, zu vermählen. Es wurden Vorbereitungen zu einem prächtigen Beylager gemacht, und die Feyerlichkeit sollte mit einem groſsen Tur-

---

*) Eine stechende Anspielung auf eine damals, als dieses Mährchen geschrieben wurde, vielgelesene kleine Flugschrift über diesen durch Winkelmann bekannt gewordenen altgriechischen Spruch.
W.

nier beschlossen werden. Dem schwäbischen Helden wandelte bey dieser Zeitung sein alter Kriegsmuth wieder an, und weil ihn Miſsmuth und Langeweile quälte, wünschte er Zerstreuung, und glaubte, daſs er diese bey dem ausgeschriebenen Kampfrennen finden würde, zumal fremde Ritter durch Herolde. auf dem Markte der Stadt und auf allen Kreuzstraſsen dazu eingeladen wurden. In seinem Vaterlande wär' er zwar nicht Turnierfähig gewesen, und hätte ihm da leicht begegnen können, mit Spott und Hohn auf die Schranken gesetzt zu werden; in der Ferne aber hielt es eben nicht schwer, unter der Gewährschaft eines vollen Beutels, die konventionellen Vorrechte, welche der Geburt ankleben, sich zuzueignen. Friedbert spielte in Naxos den Ritter wenigstens mit eben der Würde und dem Anstand, als der deutsche Schneider den Baron zuweilen in Paris, oder der entlaufene Kammerdiener den Marquis an den deutschen Höfen. Er legte sich eine blanke Rüstung an, kaufte um hohen Preis ein ritterliches Pferd, das seiner Schulen kundig war, und am Tage, der zum Rennen bestimmt war, ward er ohne Anstand in die Schranken eingelassen. Seine Einbildung spielte ihm zwar den unerwarteten Streich, die zirkelrunde

Stechbahn, in welche die Ritter eingeschlossen wurden, nebst der amphitheatralischen Erhöhung rings umher mit unzähligen Zuschauern angefüllt, der schauerlichen Backofengestalt wieder zu verähnlichen: doch zuweilen dient die Feigherzigkeit der Bravour zum Sporn in der Gefahr. Der selbstcreirte Ritter brach seine Lanze mit Ehren, hielt sich fest im Sattel und verdiente sich einen Ritterdank, den er aus der Hand der Neuvermählten empfing.

Bey dieser Gelegenheit gelangte er auch zum Handkuſs bey der schönen Zoe, welcher die gewöhnliche Hofetikette noch immer den Besitz der Titularschönheit gelassen hatte, wie ein Exminister die Titularexcellenz behält; obgleich der Zahn der Zeit der guten Dame alle Reize abgenagt hatte, daſs sie für einen malenden Apell nun nichts mehr war, als Model zu einem schönen alten Kopfe. Er meldete sich bey ihr unter dem Namen eines wälschen Ritters an, es sey nun, daſs Zoe für diese Qualität noch eine gewisse Vorliebe hegte, oder daſs sie den Ring wahrnahm, der ehemals ihr Eigenthum gewesen war, und der jetzt mit dem Herzrubin an des Fremdlings Hand funkelte; g'nug, er genoſs der freundlichsten Aufnahme von ihr, und sie schien ein sonderbares Wohlgefallen an ihm zu finden. Nachdem das hochzeitliche Geräusch vorüber war, die Fürstin das Hoflager wieder verlaſsen und in den stillen Aufenthalt ihres Palastes sich zurückgezogen hatte, erhielt Friedbert den Zutritt in dieses klösterliche Heiligthum, welches nur wenig Vertrauten offen stand, und Zoe schenkte ihm eine mütterliche Zuneigung. Bey einem Spaziergang in dem schatteureichen Hain des Parkes drehete sie sich mit ihm abseits, und sprach: ‚Hab' eine Bitte an euch, lieber Fremdling! die ihr mir nicht versagen dürft. Sagt an, wie seyd ihr zum Besitz des Ringes gelanget, am Goldfinger eurer rechten Hand? Dieser Ring war ehemals mein Eigenthum, und ich bin seiner verlustig gegangen, weiſs nicht wie oder wann; darum treibt mich die Neugier, zu erfahren, wie er in eure Hände kommen ist? Edle Frau, antwortete der Schalk, den Ring hab' ich auf ehrliche Weise in einem Speerrennen erworben, von einem mannlichen Ritter in meinem Vaterlande, welchem ich obgesiegt habe und der sein Leben damit lösen muſste. Wie der aber dazu gelanget sey, ob ihm der Fingerreif als eine Kriegsbeute anheimgefallen, oder ob er ihn von einem Juden erhandelt, als einen Ritterdank sich erworben oder durch Erbgangsrecht an sich gebracht hat, vermag ich nicht euch zu berichten. Was würdet ihr thun, fuhr Zoe fort, wenn ich mein Eigenthum von euch zurückforderte? Dem ehrenvesten Ritterstande kommt es zu, eine ziemliche Bitte den Damen nicht abzuschlagen. Doch begehr' ich euer durch Waffenrecht erworbenes Gut nicht zur Gabe noch Geschenk; ich will euch dafür lohnen nach dem Werthe, wie ihr das Kleinod schäzzet, und eurer Wohlthat nie vergessen.

Friedbert war über dieses Ansinnen gar nicht verlegen und freute sich vielmehr, daſs ihm sein Anschlag so wohl gelungen war. Eure Wünsche, tugendsame Fürstin! sprach er, sind mir ein unverbrüchliches Gesetz, sofern es von mir abhangt, sie euch zu gewähren. Gut und Blut sey euch verpfändet bey ritterlichen Ehren, fordert es von mir, nur verlanget nicht, Eid und Gewissen zu verletzen. Dieweil mir das Kleinod durch einen schweren Kampf zu Theil ward, that ich einen theuren Eid bey Seel' und Seligkeit, daſs der Ring bey meinem Leben nicht anders von meiner Hand kommen sollte, als bis ich vor dem Altar Herz und Hand meiner Gemahlschaft damit zu ehelicher Treue verpfänden würde. Nun kann ich dieses Eides nicht anders quitt werden, als wenn ihm Gnüge geschichet; so ihr aber gesonnen seyd, mir darin förderlich zu seyn, hab' ich nichts dagegen, daſs ihr der Braut den Ring abdinget, und aus ihrer Hand euer vormaliges Eigenthum wieder zurückempfahet. Wohlgesprochen! versetzte Zoe, wählet aus meinem Hofgesinde eine Jungfrau, die euren Augen gefällt, sie soll mit einer reichen Morgengabe von mir ausgesteuert werden, doch mit dem Beding, daſs sie das Kleinod misse, und alsbald, wie sie es aus eurer Hand empfängt, in die meinige zurückgebe; euch aber will ich auch zu hohen Ehren bringen.

Diese geheimen Traktaten waren nicht sobald geschlossen, so verwandelte sich der klösterliche Pallast der Fürstin in einen Harem; alle Schönheiten des Landes berief sie zu sich, und nahm sie in ihr Gefolge auf, gab ihnen schöne Kleider und prächtiges Geschmeide, ihre natürlichen Reize durch den unnatürlichen Flitterputz der Modekrämerinnen noch mehr zu erheben. Denn sie wähnte eben so irrig als unsre weiblichen Zeitgenossen, der vergoldete Rahmen verkaufe eigentlich das Gemälde und nicht die

Zeichnung, obgleich die tägliche Erfahrung lehret, daſs ein Gallakleid die Liebe so wenig befeuret, als der brokadne Rock unsrer lieben Frau zu Loretto die Andacht. Ein prachtloses sittsames Negligé ist die eigentliche Uniform der Liebe, welches mehr Eroberungen macht als ein Brustharnisch von Juwelen und eine Sturmhaube von Spitzen und Blonden, mit den triumphirenden Schwungfedern, welche des Siegs verfehlen.

Friedbert schwamm in einem Strome von Vergnügen, ohne sich gleichwohl von dem Freudenwirbel fortreissen zu lassen. Mitten in dem Geräusch des wieder auflebenden Hofes, bey Gesang und Saitenspiel und fröhlichen Tänzen, zog sich gleichwohl das Fältlein des Trübsinns um seine Stirn. Für ihn schmückten sich die schönsten griechischen Mädchen, sein Herz gleich armirten Magneten desto kräftiger an sich zu ziehen, doch er blieb kalt und unempfindsam. Diese Gleichmüthigkeit bey einem jungen blühenden Manne war der Fürstin unerklärbar. Was die Liebesschule anbetraf, so hatte sie selbst jederzeit der Lehre ihres Landsmannes, des weisen Plato, gefolgt, ob aus Neigung, oder weil die Wachsamkeit des eifersüchtigen Ehedespoten ihrer Leidenschaft keinen freyern Gang erlaubte, das ist schwer zu entscheiden; dem vollblütigen Ritter, aber meinte sie, dürfte das System des sinnlichen Epikur wohl besser behagen, darum hatte sie alles darauf angelegt, sein Herz durch Sinnlichkeit zu bestricken. Allein sie fand, daſs sie sich in ihrer Meinung geirret hatte; weder epikurische Sinnlichkeit, noch die feinern geistigen Empfindungen der platonischen Liebe, schienen seine Sache zu seyn, sondern vielmehr ein strenger Stoicismus, der sie in Verwunderung setzte, und ihr zum Besitz des Ringes eben keine groſse Hoffnung machte.

In dieser Unthätigkeit waren bereits einige Monate verflossen, daher fand die ungeduldige Dame nöthig, mit ihrem Ritter, wie sie ihn zu nennen pflegte, über die Angelegenheiten seines Herzens Rücksprache zu halten. Am Tage, wo die Wiederkehr des Lenzes gefeyert wurde, und alle ihre Jungfrauen mit frischen Blumenkränzen geschmückt, einen fröhlichen Reihentanz begannen, fand sie ihn einsam und untheilnehmend in einer Laube, wo er sich mit dem auf miſsliche Liebe deutenden Zeitvertreib beschäftigte, Frühlingsblumen, die eben hervorgesproſst waren, zu entblättern und zu zerstören. Unempfindsamer Ritter, sprach sie, hat die blühende Natur für euch so wenig Reize, daſs ihr die ersten Geschenke derselben fühllos zernichtet und Florens Fest entweihet? Ist euer Herz alles sanften, alles liebevollen Gefühls so unfähig, daſs weder die Blumen meines Gartens noch das aufblühende Geschlecht der Dirnen meines Hofes auf euch einen zärtlichen Eindruck machen? Was weilet ihr hier in dieser einsamen Laube, da euch die Freude aus jenem Tanzsaal und die Liebe aus jeder Halle, aus jedem Busch und den geselligen Grotten dieses Gartens winkt? Deutet euer Trübsinn aber auf zärtliches Gefühl, so offenbaret mir diesen geheimen Kummer, daſs ich sehe, ob es in meiner Macht stehet, euer Herz zufrieden zu stellen. Euer Scharfſinn, weise Zoe, gegenredete Friedbert, blickt in die Verborgenheiten meiner Seele, ihr urtheilet ganz recht, daſs ein verborgen Feuer in meinem Busen glimmt, von dem ich nicht weiſs, ob ich es mit dem Hoffnungsöhl unterhalten soll, oder ob es das Mark aus meinem Gebein verzehren wird. Für alle Nymphen, die Florens Fest dort in fröhlichen Reihentänzen feyern, ist mein Herz kalt und erstorben. Das himmlische Mädchen, das mich entzückt und dem ich mein Herz gelobt habe, schwebt nicht in jenem Kreise froher Tänzerinnen; dennoch hab' ich es in eurem Pallaste gefunden, ach, vielleicht nur als eine Schöpfung der glühenden Phantasie des Künstlers! Wiewohl es mir unglaublich ist, daſs der Maler ein solches Kunstwerk zu Wege richten können, wenn ihm nicht die Meisterhand der Natur die Züge des herrlichen Konterfeys vorgezeichnet hätte.

Die Fürstin war ungeduldig, zu vernehmen, welches Gemälde auf den jungen Rittersmann einen so sonderbaren Eindruck gemacht habe. Folget mir flugs dahin, sprach sie, daſs ich urtheile, ob der betrügliche Amor muthwilligen Spott mit eurem Herzen treibe, und eine Wolke statt der Göttin euch zu umarmen gegeben habe, denn seine Schalkheit geht über alles; oder ob er wider Gewohnheit ehrlich mit euch zu Werke gegangen, und wahrhaften Liebesgewinn euch unbetrüglich zugedacht hat. Zoe besaſs eine auserlesene Sammlung von Gemälden, theils Kunstwerke guter Meister, theils Familienstücke. Unter jenen befanden sich Abbildungen der berühmtesten Schönheiten griechischer Abkunft aus ältern und neuern Zeiten;

unter diesen war ihre eigne Gestalt verschiedenemal abkonterfeyet, mit all' den jugendlichen Reizen, die sie ehedem beſaſs, da sie noch in's Feenbad wallfahrtete. Eine Anwandelung von Eitelkeit, die ihrem Geschlechte zuweilen auch jenseits des groſsen Stufenjahres anhangen soll, noch in den Ruinen das Andenken des vormaligen Glanzes zu erneuren, brachte sie auf die Gedanken, daſs vielleicht ihr eignes Portrait Friedbert's Phantasie bezaubert haben könnte, und sie konnte sich nicht erwehren, ein geheimes Vergnügen zu empfinden, wenn sie ihm sagen würde: Freund, das Original zu dem Gemälde bin ich selbst; und die Vorstellung seiner Bestürzung, wenn der mächtige Zauber auf solche Art gelöset würde, machte ihr im voraus vielen Spaſs. Der Ritter Schlaukopf war indessen seiner Sache viel zu gewiſs und fürchtete gar nicht, wie er vorgab, eine Malerillusion; er wuſste wohl, daſs das Urbild schöner in der Natur vorhanden war, als der Pinsel es nachgeahmt hatte, nur war ihm unbekannt, wo es jetzt anzutreffen sey, und wie er wieder zu dessen Besitz gelangen möchte.

Bey'm Eintritt in die Gallerie flog er mit glühendem Ungestüm zu dem geliebten Konterfey, und sprach in der Stellung eines Anbetenden: Sehet hier die Göttin meiner Liebe! Wo find ich sie? Auf euren Lippen, weise Fürstin! schwebt mir Tod und Leben — Entscheidet! Täuscht mich trügliche Minne, so laſst mich zu euren Füſsen sterben; rechtfertigen aber meine Ahndungen die Wahl meines Herzens, so offenbaret mir, welches Volk oder Land dieses Kleinod aufbewahret, daſs ich ausziehe, die Dame aufzusuchen und durch ritterliche Thaten ihre Gunst zu erringen.

Die ehrsame Fürstin befand sich bey dieser Entdeckung in keiner geringen Verlegenheit, da sie derselben nicht vermuthen gewesen war; eine ernsthafte Miene überschattete ihr Angesicht, dessen noch immer schönproportionirtes Oval eine jovialische Idee vorher gerundet hatte, nun aber verlängte sich die Linie von der Stirn zum Kinn um einen guten Zoll. Unbedachtsamer, sprach sie: Wie könnt ihr euer Herz einer Dame geloben, von der ihr nicht wiſst, ob sie jemals gelebt hat, ob sie eure Zeitgenossin ist, und ob sie Liebe mit Liebe etwiedern kann. Eure Ahndung hat euch zwar nicht ganz irre geführet; dies feine Lärvchen ist weder Fiction noch Monument einer Schönheit aus vorigen Zeiten, es gehört einem jungen Fräulein zu; sie heiſst Kalliste — Ach, einst war sie meine Lieblingstochter! Jetzt ist sie eine Unglückliche, die bemitleidet zu werden verdient. Sie kann euch nie zu Theil werden. In ihrem Busen lodert eine unauslöschliche Flamme gegen einen Verworfenen, den zwar ein Raum von vielen hundert Meilen von ihr trennt; denn sie hat den Muth gehabt, seinen trüglichen Fallstricken zu entfliehen; aber nichtsdestoweniger liebt sie ihn, und beweinet ihren Unstern in der Einsamkeit eines Klosters, unfähig der Empfänglichkeit einer andern Liebe.

Friedbert stellte sich über dieses Fragment aus Zoe'ns Familiengeschichte sehr bestürzt, freute sich aber heimlich in der Seele, daſs er den Aufenthalt seiner Geliebten ausgekundschaftet hatte, und noch mehr darüber, daſs er aus dem mütterlichen Munde ein so unverdächtiges Zeugniſs von der Liebe der Prinzessin zu seiner Wenigkeit empfing. Er unterlieſs nicht, die offenherzige Dame über die sonderbare Intrigue ihrer Lieblingstochter auszuforschen, und sie befriedigte seine scheinbare Neugier mit einer parabolischen Geschichte, aus welcher den wahren Sinn herauszuklauben ihm eben nicht viel Mühe machte.

Kalliste, sprach sie, lustwandelte eines Abends am Gestade des Meeres in Gesellschaft ihrer Schwestern, welche der Vorwitz trieb, ausserhalb der sichern Ringmauern der mütterlichen Wohnung eine ihnen unbekannte Gegend zu besuchen. Hinter einem Hügel des krummen Ufers lag ein Raubschiff vor Anker. Die unbesorgten Mädchen ahndeten keine Gefahr, da sprang ein Räuber aus dem Busch hervor, ereilte die Zagende, trug sie auf seinen Armen in's Schiff, indem ihre leichtfüſsigen Schwestern entflohen, und führte sie in seine Heimath. Er warb durch tausend Liebkosungen um ihre Gunst, dadurch gelang es ihm, sich in ihr Herz zu stehlen, sie vergaſs der Würde ihrer Geburt, und war im Begriff, das unauflösliche Bündniſs mit dem Arglistigen einzugehen. Da wehete ein günstiger Wind ein Schifflein an den Strand, sie dachte an ihr Vaterland und an die mütterlichen Thränen, die um sie flossen, gab der Stimme der Vernunft Gehör, und nutzte die Gelegenheit, ihrer Gefangenschaft zu entrinnen. Aber die unwiderstehliche Leidenschaft, die sich bereits ihres Herzens bemeistert hatte, folgte ihr über Land und Meer, hat tiefen Schmerz in ihre Brust gegraben und alle jugendliche Freude daraus verbannt. Bald wird das Flämmlein ihrer schmachtenden Augen verlöschen und die bange Schwermuth sie mit dem Grabe gatten, das sie zur Brautkammer sich erkieset hat. Nun, sprach Friedbert, so soll ihr Grab auch das meinige seyn! Mein Leben stehet in meiner Hand! Wer mag mir wehren mit der schönen Kalliste zu sterben? Ich bitte euch nur um die einzige Gunst, zu verschaffen, daſs mein Leichnam neben sie begraben werde, damit mein Schatten ihres Grabes hüte. Doch laſst mir vorher den Trost, ihr das Geständniſs gethan zu haben, daſs sie die Dame meines Herzens sey, und ihr den Ring zum Unterpfand meiner Treue zu überliefern, damit ich meiner Gelübde quitt sey; dann möget ihr ihn als ein Erbtheil dahinnehmen.

Mutter Zoe wurde durch diese herzbrechende Liebeserklärung des jungen Ritters so gerührt, daſs sie sich der Thränen nicht enthalten konnte; zugleich setzte sie einen solchen Lieblingswerth auf den Ring, daſs sie dem Ritter diese Bitte nicht versagen mochte: nur fürchtete sie, das Fräulein werde in der dermaligen Stimmung ihres Herzens eben nicht bey Laune seyn, ein so verfängliches Geschenk anzunehmen. Er wuſste sie aber zu belehren, daſs eine so rittermäſsige Galanterie den strengsten Begriffen der Damen von der Unverletzbarkeit ihrer sonstigen Verbindungen nicht widerspräche. Sie willigte also in sein Begehren ein, und gab ihm einen schriftlichen Befehl an den Archimandriten des Klosters mit, Vorzeigern Audienz bey der trauernden Kalliste zu gestatten.

Friedbert ſaſs frühe auf; Hoffnung und Zweifelmuth spornten den Rappen an, bald zu erfahren, wie seine Geliebte ihn aufnehmen würde, alle Umstände lieſsen indessen vorläufig vermuthen, daſs sie ihm den Schleyerraub verziehen habe. Mit klopfendem Herzen trat er in die jungfräuliche Zelle ein. Das Fräulein ſaſs auf einem Sopha abwärts des Einganges; ihr natürlich gelocktes Haar floſs über die Schultern herab, und war nur mit einem blauen Bande nachläſsig umschlungen. Ihr in sich gekehrter Blick und ihre Miene schienen tiefen Kummer zu verrathen, und das Haupt unterstützte ihr schwanenweiſser Arm. Sie schien auf den Ankommenden eben nicht groſs zu achten; doch ein unerwarteter Fuſsfall von ihm, lieſs eine wichtigere Botschaft als einen mütterlichen Morgengruſs oder eine Nachfrage nach ihrem Befinden vermuthen; sie schlug die holden Augen auf und erkannte den Fremdling, der ihr zu Füſsen lag. Verwunderung und Staunen gaben ihr eine unwillkührliche Bewegung; sie schreckte auf, gleich einem Rehe, das bey anscheinender Gefahr die Flucht nimmt. Er faſste ihre zarte Hand mit Inbrunst. Sie stieſs ihn aber mit zornmüthiger Geberde von sich. Hinweg von mir, betrüglicher Mann! sprach sie, es ist genug, daſs du mich einmal hintergangen hast, den zweyten Raub sollst du nicht an mir begehen!

Friedbert hatte sich dieses Strauſses bey'm Empfang wohl versehen; darum lieſs er sich nicht irren, die Apologie seiner verliebten Schalkheit mit der den Liebenden gewöhnlichen Ueberzeugungsgabe der schönen Kalliste an's Herz zu legen, in welchem er einen gültigen Vorspruch zu finden hoffte. Und weil nichts leichter entschuldiget wird, als Beleidigungen auf Rechnung unbegränzter Liebe, wenn beyde Theile übrigens in der Hauptsache übereinstimmen, gesetzt, daſs der Zwist auch etwas Wichtigeres als einen Schleyerraub beträfe: so besänftigte sich der Unwille des Fräuleins mit jedem neuen Vertheidigungsgrund immer mehr. Sobald er merkte, daſs seine Argumente zu Beschönigung des Raubes in ihrem Herzen Eingang fanden, war ihm nicht mehr bang, daſs sie ihm nun entwischen würde, weder durch die Thür noch zum Fenster hinaus. Das augenscheinliche Dokument seiner Treue, daſs er aus Schwabenland bis in die Cykladen ihr gefolgt war, und die Ueberzeugung ihrerseits, daſs er bis an der Welt Ende sie würde aufgesucht haben, erwarb ihm endlich völlige Verzeihung. Das Fräulein that ihm das Geständniſs der Liebe, und die Gelübde, das Loos des Lebens mit ihm zu theilen.

Der nach so vielen Schwierigkeiten erlangte Sieg, setzte den erhörten Friedbert in solch Entzücken, daſs er das Maaſs seiner Glückseligkeit nicht umfassen konnte. Wonnetrunken eilte er unter der schönen Geleitschaft seiner Geliebten in den mütterlichen Pallast zurück. Zoe war über die Maſsen verwundert, daſs die trübsinnige Kalliste den Vorsatz, in der Abgeschiedenheit von der menschlichen Gesellschaft ihre Jugend zu vertrauren, so urplötzlich aufgegeben hatte, und mit heitrer Stirn, auf welcher keine Spur der Schwermuth mehr zu entdecken war, in ihr Zimmer eintrat. Es fehlte wenig, daſs Friedbert nicht zum zweytenmal in den Verdacht einer Zauberey gerieth, zumal, da die Mutter aus dem Munde der Liebenden vernahm, daſs die Präliminarien ihrer untrennbaren Vereinigung so gut als unterzeichnet waren; denn ihr war nicht in den Sinn gekommen, zu gedenken, daſs die Gelobung des irrenden Ritters, der Dame seines Herzens einen Ring zu überliefern, auf die Gegensteuer ihres Herzens abziele, vornämlich, da sie vermeinte, ein früherer Kompetent habe davon bereits Posseſs ergriffen, und zum Beweisthum seiner Gerechtsame schon Feuer auf dem Heerde als in seinem Eigenthum angezündet. So sehr übrigens Friedbert der Fürstin Günstling war, so wenig vermochte diese Prädilektion über ihre standesmäſsigen Vorurtheile in Absicht einer gleich edeln Geburt. Ehe sie daher die förmliche Einwilligung zur Vermählung gab, forderte sie den Glückritter auf, sich einer stiftsmäſsigen Ahnenprobe zu unterwerfen. Ob nun wohl zu Naxos so wie überall genealogische Schmiede vorhanden waren, in deren Werkstatt er sich mit leichter Mühe eine eherne Stammtafel hätte können schmieden lassen, so lang und breit, als zu dieser Formalität erforderlich war: so qualifizirte er sich doch mit gutem Bedacht, zu der Fähigkeit in eine so illüstre Sippschaft zu gelangen, durch das Zeugniſs der Liebe, die, wie er sagte, gern Gleiches zu Gleichem paare und nicht Dolen mit dem Adlergeschlecht, oder Eulen mit dem Strauſsen gatte. Ueberdies wies er auf seinen Degen, welcher als der unverwerflichste Zeuge die Ehre seiner Geburt gegen jeden männiglich zu behaupten bereit sey. Gegen die Gültigkeit dieser Beweise fand Zoe nichts einzuwenden, besonders da sie merkte, daſs der Fremdling die schöne Kalliste empfindsam gemacht hatte; denn in diesem Fall hat eine kluge Mutter keine andere Wahl, wenn sie den goldnen Hausfrieden nicht geflissentlich stören will, als die Wahl der lieben Tochter gut zu heiſsen; und allen mütterlichen Gerechtsamen, in die Herzensangelegenheiten derselben einzureden, gänzlich zu entsagen.

Fräulein Kalliste stempelte den ehrlichen Friedbert zu einem Tetrarchen von Schwabenland, mit eben dem Rechte, nach welchem der heilige Stuhl Bischöffe und Prälaten in partibus creirt, und unter diesem glänzenden Titel führte sie der Glücksprinz zum Altare, wo sie den ihr gelobten Ring empfing, welchen sie den Tag nach dem Beylager der harrenden Mutter getreulich überlieferte. Der neugeprägte Tetrarch fand nun keinen Anstand weiter, die Geschichte des Ringes der Fürstin Schwiegermutter treuherzig zu eröffnen, wie er durch Erbgangsrecht, vermöge des Vermächtnisses des Vater Benno, dazu gelangt sey, und bey dieser Gelegenheit erzählte er die ganze Geschichte des ehrwürdigen Einsiedlers. Zoe vergalt diesen aufrichtigen Bericht mit gleicher Offenherzigkeit, und gestand den absichtlichen Hinterlaſs des Ringes in ihrem Handschuh am Schwanenteiche, mit dem Beyfügen, daſs Vater Benno den geheimen Sinn dieser Hieroglyphe sich ganz richtig erkläret, und daſs es nicht an ihr gelegen habe, den Besuch am Weiher nicht zu wiederholen, sondern ihrem tyrannischen Gemahl sey durch eine schwatzhafte Base von ihrer damaligen Begleitung das Abenteuer verrathen worden, und er sey darüber so ergrimmt, daſs er sich alsbald des magischen Schleyers bemächtiget, und dieses herrliche Geschenk der Natur in der ersten Wuth in tausend Stücken zerrissen habe, wodurch ihr die Rückkehr in's Feenbad unmöglich gemacht worden sey. Die ausharrende Beständigkeit des getreuen Eremiten machte ihr viel Vergnügen, und sie belohnte solche durch ein zärtliches Andenken an den guten Benno. Weil sich nun aus der Erzählung des Eidams ergab, daſs jener selbst den Schleyerraub veranlaſst habe, welcher diesem allerdings zu gutem Glück gediehen war, so erhielt er dafür von der gutherzigen Dame desto leichter völlige Verzeihung, und seine Verdienste um den geliebten Altvater machten ihr den schwäbischen Eidam werth bis an ihren Tod.

Friedbert lebte mit seiner sich immer verjüngenden Gemahlin im Genuſs eines Eheglücks, welches heutiges Tages nur in den süſsen Idealen schwärmerischer Liebe anzutreffen ist, die das Dornengebüsch der Ehe sich immer als einen Rosengarten abzubilden pfleget. Kalliste bedauerte nur, daſs sie ihren Gemahl des herrlichen Prärogativs des Wunderbades nicht gleichfalls theilhaft machen konnte; denn da sie nach fünf und zwanzig Jahren mit ihm die Silberhochzeit feyerte, bleichten schon seine braunen Locken, und gewannen an den Spitzen eine Silberfarbe, wie wenn der erste Schnee auf den Hügeln und Bergen die Ankunft des Winters verkündet. Die schöne Kalliste glich dagegen noch immer einer aufblühenden Rose in den Tagen des schönsten Lenzes.

Die Tradition sagt nichts davon, ob das Eheglück des zärtlichen Paares unverrückt fortgedauert habe, da sich in der Folge Winter und Frühling begegneten; oder ob nach dem gewöhnlichen Lauſe der Natur bey dem Kampſe zweyer entgegengesetzten Jahreszeiten lieblicher Sonnenschein mit Sturm und Schneegestöber abwechselten. Aber wenn dem Gerüchte zu trauen ist, so haben die Lyoner Damen aus keiner andern Ursache die Luftschwimmer so sehr begünstiget, und zum Behuf aerostatischer Versuche so fleiſsig subscribirt, *) als der herrlichen Erfindung des Luftballs statt eines Transportschiffes sich zu bedienen, um geschwind und bequem die Reise nach den entlegenen Schönheitsquellen zu unternehmen, und die Wirksamkeit derselben unter Hoffnung genealogischer Begünstigungen zu prüfen, wenn Herr Pilatre de Rozier **)

---

*) Laut offentlicher Zeitungsnachrichten.

**) Dieser durch seinen schwärmerischen Eifer für die anfangs sogenannten Montgolfieren und durch den tragischen Ausgang seiner letzten Luftreise über den Canal zwischen Calais und Dover berühmt gewordene Stifter und Vorsteher des ehmaligen Museums in Paris, machte zur Zeit, als dies Mahrchen geschrieben wurde, (zu Ende des Jahrs 1783) sehr viel von sich zu reden. Er war damals noch voller Leben, und erfüllte ganz Frankreich mit Erwartungen des Erfolgs seiner etwas groſssprecherischen Bemühungen, die Luftschifferey zu einer Vollkommenheit zu bringen, welcher die Natur sich wird erbitten lassen, das Steuerruder zu führen.

---

kaum übersteigliche Hindernisse entgegenstellt. Wäre sein unglückliches Schicksal damals schon entschieden gewesen; so würde der gutherzige Musäus unfehlbar Bedenken getragen haben, einen scherzhaften Gebrauch von seinem Namen zu machen. Das nähere von der Geschichte dieses heroischen, durch mehrere geglückte Versuche verwegen gemachten Luftschiffers finden die Besitzer der Göschenschen Ausgabe von Wielands sämmtlichen Werken in einem historischen Aufsatze, die Aeronauten betitelt, im 30sten Bande.

Wieland.

Legende

vom

Rübezahl.

Legende vom Rübezahl.

Auf den oft und matt besungenen Sudeten, dem Parnaſs der Schlesier, hauset in friedlicher Eintracht neben Apollo und seinen neun Musen der berufene Berggeist, Rübezahl genannt, der das Riesengebirge traun berühmter gemacht hat, als die schlesischen Dichter allzumal. Dieser Fürst der Gnomen besitzt zwar auf der Oberfläche der Erde nur ein kleines Gebiet, von wenig Meilen im Umfang, mit einer Kette von Bergen umschlossen, und theilt dies Eigenthum noch mit zwey mächtigen Monarchen, die sein Condominium nicht einmal anerkennen. Aber wenige Lachter unter der urbaren Erdrinde hebt seine Alleinherrschaft an, die kein Partagetraktat zu schmälern vermag, und erstreckt sich auf achthundert sechzig Meilen in die Tiefe, bis zum

Mittelpunkt der Erde. Zuweilen gefällt es dem unterirdischen Starosten, seine weitgedehnten Provinzen in dem Abgrunde zu durchkreuzen, die unerschöpflichen Schatzkammern edler Fälle und Flötze zu beschauen, die Knappschaft der Gnomen zu mustern und in Arbeit zu setzen, theils um die Gewalt der Feuerströme im Eingeweide der Erde durch feste Dämme aufzuhalten, theils mineralische Dämpfe zu fahen, mit reichhaltigem Schwaden taubes Gestein zu beschwängern und es in edles Erz zu verwandeln. Zuweilen entschlägt er sich aller unterirdischen Regierungssorgen, erhebt sich zur Erholung auf die Gränzfeste seines Gebietes, und hat sein Wesen auf dem Riesengebirge, treibt da Spiel und Spott mit den Menschenkindern, wie ein froher Uebermüthler, der, um einmal zu lachen, seinen Nachbar zu Tode kützelt.

Denn Freund Rübezahl, sollt ihr wissen, ist geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungestüm, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden; stolz, eitel, wankelmüthig, heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zu Zeiten gutmüthig, edel und empfindsam; aber mit sich selbst in stetem Widerspruch; albern und weise, oft weich und hart in zwey Augenblicken, wie ein Ey, das in siedend Wasser fällt; schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam; nach der Stimmung, wie ihn Humor und innrer Drang bey'm ersten Anblick jedes Ding ergreifen läſst.

Von Olim's Zeiten her, ehe noch Japhet's Nachkömmlinge so weit nordwärts gedrungen waren, daſs sie diese Gegenden wirthbar machten, tosete Rübezahl schon in dem wilden Gebirge, hetzte Bären und Auerochsen an einander, daſs sie zusammen kämpften, oder scheuchte mit grausendem Getöse das scheue Wild vor sich her, und stürzt' es von den steilen Felsenklippen hinab in's tiefe Thal. Dieser Jagden müde, zog er wieder seine Ehrichsstraſse durch die Regionen der Unterwelt, und weilte da Jahrhunderte, bis ihm von neuem die Lust anwandelte, sich an die Sonne zu legen und des Anblicks der äuſsern Schöpfung zu genieſsen. Wie nahm's ihm Wunder, als er einst bey seiner Rückkehr, von dem beschneiten Gipfel des Riesengebirges umherschauend, die Gegend ganz verändert fand! Die düstern undurchdringlichen Wälder waren ausgehauen und in fruchtbares Ackerfeld verwandelt, wo reiche Erndten reiften. Zwischen den Pflanzungen blühender Obstbäume ragten die Strohdächer geselliger Dörfer hervor, aus deren Schlot friedlicher Hausrauch in die Luft wirbelte; hier und da stand eine einsame Warte auf dem Abhange eines Berges zu Schutz und Schirm des Landes; in den blumenreichen Auen weideten Schaafe und Hornvieh, und aus den lichten Hainen tönten melodische Schalmeyen.

Die Neuheit der Sache und die Annehmlichkeit des ersten Anblicks ergötzten den verwunderten Territorialherrn so sehr, daſs er über die eigenmächtigen Pflanzer, die ohne seine Vergünstigung hier wirthschafteten, nicht unwillig ward, noch in ihrem Thun und Wesen sie zu stören begehrte; sondern sie so ruhig im Besitz ihres angemaſsten Eigenthums lieſs, wie ein gutmüthiger Hausvater der geselligen Schwalbe, oder selbst dem überlästigen Spatz unter seinem Obdach Aufenthalt gestattet. So gar ward er Sinnes mit den Menschen, dieser Zwittergattung von Geist und Thier, Bekanntschaft zu machen, ihre Art und Natur zu erforschen, und mit ihnen Umgang zu pflegen. Er nahm die Gestalt eines rüstigen Ackerknechtes an, und verdingte sich bey dem ersten besten Landwirth in Arbeit. Alles, was er unternahm, gedieh wohl unter seiner Hand, und **Rips**, der Ackerknecht, galt für den besten Arbeiter im Dorfe. Aber sein Brodherr war ein Prasser und Schlemmer, der den Erwerb des treuen Knechtes verschwendete, und ihm seine Mühe und Arbeit wenig Dank wuſste; darum schied er von ihm und kam zu dessen Nachbar, der ihm seine Schaafheerde untergab; er wartete dieser fleiſsig, trieb sie in

Einöden und auf steile Berge, wo gesunde Kräuter wuchsen. Die Heerde gedieh gleichfalls unter seiner Hand und mehrte sich, kein Schaaf stürzte vom Felsen herab das Genicke, und keins zerriſs der Wolf. Aber sein Brodherr war ein karger Filz, der seinen treuen Knecht nicht lohnte wie er sollte: denn er stahl den besten Widder aus der Heerde, und kürzte dafür das Hirtenlohn. Darum entlief Rips dem Geizhals, und diente dem Richter als Herrenknecht, ward die Geiſsel der Diebe und fröhnte der Justiz mit strengem Eifer. Aber der Richter war ein ungerechter Mann, beugte das Recht, richtete nach Gunst und spottete der Gesetze. Weil Rips nun nicht das Werkzeug der Ungerechtigkeit seyn wollte, sagte er dem Richter den Dienst auf, und ward in den Kerker geworfen, aus welchem er aber, auf dem gewöhnlichen Wege der Geister, durch's Schlüsselloch, leicht einen Ausgang fand.

Dieser erste Versuch, das Studium der Menschenkunde zu treiben, konnt' ihn unmöglich zur Menschenliebe *) erwärmen; er

---

*) Eine unserm Autor fast zu oft in die Feder schlüpfende schalkhafte Anspielung auf Lavater's physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniſs und Menschenliebe. W.

kehrte mit Verdruſs auf seine Felsenzinne zurück, überschaute von da die lachenden Gefilde, welche die menschliche Industrie verschönert hatte, und wunderte sich, daſs die Mutter Natur ihre Spenden an solche Bastardbrut verlieh. Demungeachtet wagte er noch eine Ausflucht in's Land für's Studium der Menschheit; schlich unsichtbar herab in's Thal und lauschte in Busch und Hecken. Da stand vor ihm die Gestalt eines reizvollen Mädchens, lieblich anzuschauen, wie die Medizeische Venus und auch ohne alle Draperie: denn sie stieg eben in's Bad. Ring um sie hatten sich ihre Gespielinnen in's Gras gelagert an einen Wasserfall, der seine Silberfluth in ein kunstloses Becken goſs, scherzten und koseten mit ihrer Gebieterin in unschuldsvoller Fröhlichkeit. Dieser Anblick wirkte so wundersam auf den lauschenden Berggeist, daſs er schier seiner geistigen Natur und Eigenschaft vergaſs, sich das Loos der Sterblichkeit wünschte und mit eben der Lüsternheit, wie ehedem seine Konsorten in der ersten Welt, nach den Töchtern der Menschen sah. Aber die Organe der Geister sind so fein, daſs sie keinen festen und bleibenden Eindruck annehmen; der Gnome fand, daſs es ihm an Körper gebrach, das Bild der badenden Schöne durch die verfinsterte Kammer des Auges aufzufassen und in seiner Imagination zu fixiren. Deſshalb verwandelte er sich in einen schwarzen Golkraben, und schwang sich auf einen hohen Eschenbaum, der das Bad überschattete, das anmuthvollen Schauspiels zu geniessen. Doch dieser Fund war nicht zum besten ausgedacht: er sah alles mit Rabenaugen und empfand als Rabe; ein Nest Waldmäuse hatte jetzt für ihn mehr Anziehendes, als die badende Nymphe: denn die Seele wirkt in ihrem Denken und Wollen nie anders, als in Gemäſsheit des Körpers, der sie umgiebt.

Diese psychologische Bemerkung war nicht sobald gemacht, als der Fehler auch verbessert war; der Rabe flog in's Gebüsche, und gestaltete sich in einen blühenden Jüngling um. Das war der rechte Weg, ein Mädchenideal in seiner ganzen Vollkommenheit zu umfassen. Es erwachten Gefühle in seiner Brust, davon er seit seiner Existenz noch nichts geahnet hatte; alle Ideen bekamen einen neuen Schwung, er empfand eine gewisse Unruhe; sein Verlangen rang und strebte nach einem Etwas ausser sich, dafür er keinen Namen hatte. Ein unwiderstehlicher Trieb zog ihn mechanisch wie ein Flaschenzug nach dem Wasserfalle hin, und doch fand er in sich eine eben so mächtige Gegenwirkung, einen gewissen Scheu der Medizeerin im Bade sich in der Verkörperung zu nahen, oder durch's Geſträuch hervorzubrechen, durch welches ſein Auge gleichwohl eine verſtohlne Ausſicht auszuſpähen ſtrebte.

Die ſchöne Nymphe war die Tochter des ſchleſiſchen Pharao, der in der Gegend des Rieſengebirges damals herrſchte. Sie pflegte oft mit den Jungfrauen ihres Hofes in den Haynen und Büſchen des Gebirges zu luſtwandeln, Blumen und Wohlgeruch duftender Kräuter zu ſammlen, oder für die Tafel ihres Vaters in jenem frugalen Zeitalter ein Körbchen Waldkirſchen oder Erdbeeren zu pflücken, und, wenn der Tag heiſs war, ſich bey der Felſenquelle am Waſſerfalle zu erfriſchen und darin zu baden. Von jeher ſcheinen die Bäder der Tummelplatz verliebter Abenteuer geweſen zu ſeyn, und in dieſem Rufe ſtehen ſie noch bis auf den heutigen Tag. Das Bad im Rieſengebirge veranlaſste wenigſtens die heterogene Liebeſintrigue zwiſchen einem Gnomen und einem ſterblichen Mädchen. Von dieſem Augenblick an bannte die Liebe durch ihren ſüſsen Zauber den inokulirten Berggeiſt an dieſen Platz, den er nicht mehr verlieſs, und täglich der Wiederkehr der reizenden Badegeſellſchaft mit Ungeduld entgegen harrte.

Die Nymphe zögerte lange; doch in der Mittagsſtunde eines ſchwülen Sommertags beſuchte ſie wieder mit ihrem Gefolge die kühlen Schatten am Wasserfalle. Ihre Verwunderung ging über alles, da sie den Ort ganz verändert fand: die rohen Felsen waren mit Marmor und Alabaster bekleidet, das Wasser stürzte nicht mehr in einem wilden Strom von der steilen Bergwand, sondern rauschte, durch viele Abstufungen gebrochen, mit sanftem Gemurmel in ein weites Marmorbecken herunter; aus dessen Mitte ein rascher Wasserstrahl emporstrebte und in einen dichten Platzregen verwandelt, den ein lautes Lüftchen bald auf diese bald auf jene Seite warf, in den Wasserbehälter zurückplätscherte. Maſslieben, Zeitlosen und das romantische Blümlein Vergiſsmeinnicht blüheten an dessen Rande. Rosenhecken, mit wildem Jasmin und Silberblüthen vermengt, zogen sich in einiger Entfernung umher, und bildeten das angenehmste Luststück. Rechts und links der Kaskade öffnete sich der doppelte Eingang einer prächtigen Grotte, deren Wände und Bogengewölbe mit mosaischer Bekleidung prangten, von farbigen Erzstufen, Bergkrystall und Frauenglas, alles funkelnd und flimmernd, daſs der Abglanz davon das Auge blendete. In verschiedenen Nischen waren die niedlichsten Erfrischungen aufgetischt, deren Anblick zum Genuſs einladete.

Die Prinzessin stand lange in stummer Verwunderung da, wuſste nicht, ob sie ihren Augen trauen, diesen bezauberten Ort betreten oder fliehen sollte. Aber sie war Mutter Evens Tochter, und konnte der Begierde nicht widerstehen, alles zu beschauen und von den herrlichen Früchten zu kosten, die für sie aufgetragen zu seyn schienen. Nachdem sie nebst ihrem Gefolge in diesem kleinen Tempel sich sattsam erlustigt und alles fleiſsig durchgemustert hatte, lüstete ihr, in dem Bassin zu baden. Sie befahl den Dirnen Wacht zu halten und umherzuschauen, damit kein verwegner Blick irgend eines Lauschers im Gebüsche ihre jungfräuliche Verschämtheit entweihen möchte.

Kaum war die liebliche Nymphe über den glatten Rand des Marmorbeckens hinabgeschlüpft, so sank sie in eine endlose Tiefe, obgleich der betrügliche Silberkies, der aus dem seichten Grunde hervorschien, keine Gefahr vermuthen lieſs. Schneller als die herzueilenden Jungfrauen das goldgelbe Haar der blonden Gebieterin erfassen konnten, hatte die gefräſsige Fluth sie schon verschlungen. Laut lieſs die bange Schaar der erschrockenen Mädchen Klage, Ach und Weh erschallen, als ihr Fräulein vor ihren sichtlichen Augen dahin schwand: sie rangen und wanden die schneeweiſsen Hände, fleheten die Najaden vergebens um Erbarmung an, und liefen ängstlich am marmornen Gestade hin und wieder, indeſs das Springwasser recht geflissentlich sie mit einem Platzregen nach dem andern übergoſs. Doch wagt es keine der Entschwommenen nachzuspringen, ausser Brinhild, ihre liebste Gespielin, die nicht säumte, in den bodenlosen Mälstrom sich zu stürzen, gleiches Schicksal mit ihrem geliebten Fräulein erwartend. Aber sie schwamm als ein leichter Kork auf dem Wasser, und alles Bestrebens ungeachtet, war sie nicht vermögend, unterzutauchen.

Hier war kein anderer Rath, als dem Könige die traurige Begebenheit mit seiner Tochter zu hinterbringen. Wehklagend begegneten ihm die zagenden Dirnen, da er eben mit seinen Jägern zu Walde zog. Der König zerriſs sein Kleid vor Betrübniſs und Entsetzen, nahm die goldne Krone vom Haupte, verhüllte sein Angesicht mit dem Purpurmantel, weinte und stöhnte laut über den Verlust der schönen Emma.

Nachdem er der Vaterliebe den ersten Thränenzoll entrichtet hatte, stärkte er seinen Muth und eilte, das Abenteuer am Wasserfalle selbst zu beschauen. Aber der angenehme Zauber war verschwunden, die rohe Natur stand wieder da in ihrer vorigen Wildheit, da war keine Grotte, kein Marmorbad, kein Rosengehäge, keine Jasminlaube. Dem guten König ahndete zum Glück nichts von einer Entführung seiner Tochter durch irgend einen irrenden Ritter, denn Entführungen waren damals noch nicht Sitte im Lande; also erpreſste er von den Dirnen weder durch Drohungen noch Folter ein Geständniſs von dem plötzlichen Verschwinden der Prinzessin, das glaubwürdiger gewesen wäre, als die Wahrheit. Vielmehr nahm er ihren Bericht auf Treu und Glauben an, und meinte Thor oder Wodan, oder sonst einer der Götter sey bey dieser wunderbaren Begebenheit mit im Spiel gewesen, setzte darauf die Jagdparthie fort und tröstete sich bald über seinen Verlust; denn die Erdenkönige fühlen eigentlich keinen Kummer, als den Verlust ihrer Krone.

Unterdessen befand sich die liebreizende Emma in den Armen ihres geistigen Liebhabers nicht übel. Meister Schwimmart hatte sie durch das Gaukelspiel einer theatermäſsigen Versenkung nur den Augen ihres Gefolges entzogen, und führte sie durch einen unterirdischen Weg in einen prächtigen Pallast, mit welchem die väterliche Residenz in keine Vergleichung kam. Als sich die Lebensgeister der Prinzessin wieder erholet hatten, befand sie sich auf einem gemächlichen Sopha, angethan mit einem Gewand von rosenfarbenem Atlas, und einem jungfräulichen Gürtel von himmelblauer Seide, der aus der Garderobe der Liebesgöttin entwendet zu seyn schien. Ein junger Mann von anlockender Physiognomie lag zu ihren Füſsen, und that ihr mit dem wärmsten Gefühl das Geständniſs der Liebe, welches sie mit schamhaftem Erröthen annahm. Der entzückte

Gnom unterrichtete sie hierauf von seinem Stand und seiner Herkunft, von den unterirdischen Staaten, die er beherrschte, führte sie durch die Zimmer und Säle des Schlosses, und zeigte ihr alle Pracht und Reichthum desselben. Ein herrlicher Lustgarten umgab das Schloſs von drey Seiten, der mit seinen Blumenstücken und Rasenplätzen, auf deren grüner Fläche ein kühler Schatten schwamm, dem Fräulein vornämlich zu behagen schien. Alle Obstbäume trugen purpurrothe mit Gold gesprengte oder zur Hälfte überguldete Aepfel, dergleichen weder Hirschfeld's Gartenkunst noch sonst ein Gartengenie heutzutage der Natur abzulocken vermag. Das Gebüsche war mit Sangvögeln angefüllt, die ihre hundertstimmigen Symphonien hervortönten. In den traulichen Bogengängen lustwandelte das empfindsame Paar, sah zu Zeiten in den Mond, oder der Gnom parentirte einer am Busen seiner Geliebten welkenden Blume. Sein Blick hing an ihren Lippen, und sein Ohr trank gierig die sanften Töne aus ihrem melodischen Munde; jedes Wort ging ihm glatt ein wie Honigseim: in einem Aeonenlangen Leben hatte er dergleichen selige Stunden noch nie genossen, als ihm jetzt die erste Liebe gab.

Nicht gleiches Wonnegefühl empfand die reizende Emma in ihrem Busen. Ein gewisser Trübsinn hing über ihrer Stirn, sanfte Schwermuth und zärtliches Hinschmachten, welches der weiblichen Gestalt so viel Zauberreiz mittheilt, veroffenbarten allgenugsam, daſs geheime Wünsche in ihrem Herzen verborgen lägen, die nicht völlig mit den seinigen sympathisirten. Er machte gar bald diese Entdeckung, und bestrebte sich, durch tausend Liebkosungen diese Wolken zu zerstreuen und die Schöne aufzuheitern; wiewohl vergebens. Der Mensch, dachte er bey sich selbst, ist ein geselliges Thier wie die Biene und die Ameise: der schönen Sterblichen gebricht's an Unterhaltung. Mann und Weib mag wohl in die Länge eine todte Gesellschaft seyn. Wem soll sich Madame mittheilen? für wen ihren Putz ordnen? mit wem darüber zu Rathe gehn; und was soll ihre Eitelkeit nähren? Konnt's doch das erste Weib in Edens Gefilden nicht lange mit ihrem ernsthaften Konsorten aushalten, und wählte darum die Schlange zur Vertrauten. Flugs ging er hinaus in's Feld, zog auf einem Acker ein Dutzend Rüben aus, legte sie in einen zierlich geflochtenen Deckelkorb, und brachte diesen der schönen Emma, die melancholisch einsam in der beschatteten Laube eine Rose entblätterte. Schönste der Erdentöchter, redete sie der Gnom an, „verbanne allen Trübsinn aus deiner Seele, und öffne dein Herz der geselligen Freude; du sollst nicht mehr die Einsamtraurende in meiner Wohnung seyn. In diesem Korbe ist alles, was du bedarfst, diesen Aufenthalt dir angenehm zu machen. Nimm den kleinen buntgeschälten Stab, und gieb durch die Berührung mit demselben den Erdgewächsen im Korbe die Gestalten, welche dir gefallen.

Hierauf verlieſs er die Prinzessin, und sie wollte keinen Augenblick, mit dem Zauberstabe laut Instruktion zu verfahren, nachdem sie den Deckelkorb eröffnet hatte. Brinhild, rief sie, liebe Brinhild, erscheine! und Brinhild lag zu ihren Füſsen, umfaſste die Kniee ihrer Gebieterin, und benetzte ihren Schooſs mit Freudenzähren, liebkoste sie freundlich, wie sie sonst zu thun pflegte. Die Täuschung war so vollkommen, daſs Fräulein Emma selbst nicht wuſste, wie sie mit ihrer Schöpfung d'ran war; ob sie die wahre Brinhild hergezaubert hatte, oder ob ein Blendwerk das Auge betrog. Sie überlieſs sich indessen ganz den Empfindungen der Freude, ihre liebste Gespielin um sich zu haben, lustwandelte mit ihr Hand in Hand im Garten umher, lieſs ihr dessen herrliche Anlagen bewundern, und pflückte ihr goldgesprengte Aepfel von den Bäumen. Hierauf führte sie ihre Freundin durch alle Zimmer im Pallast bis in die Kleiderkammer, wo der weibliche Kontemplationsgeist so viel Nahrung fand, daſs sie bis zu

Sonnenuntergang darin verweilten. Alle Schleyer, Gürtel, Ohrenspangen u. s. w. wurden gemustert und anprobirt. Die untergeschobene Brinhild wuſste sich dabey so gut zu nehmen, und zeigte so viel Geschmack in der Wahl und Anordnung des weiblichen Putzes, daſs wenn sie ihrer Natur und Wesen nach nichts als eine Rübe war, ihr wenigstens niemand den Ruhm absprechen konnte, die Krone ihres Geschlechts zu seyn.

Der spähende Gnom war entzückt über den Tiefblick, den er in das weibliche Herz gethan zu haben vermeinte, und freute sich über den guten Fortgang in der Menschenkunde. Die schöne Emma dünkte ihm jetzt schöner, freundlicher und heiterer zu seyn als jemals. Sie unterlieſs nicht, ihren ganzen Rübenvorrath mit dem Zauberstabe zu beleben, gab ihnen die Gestalt der Jungfrauen, die ihr vordem aufzuwarten pflegten, und weil noch zwey Rüben übrig waren, bildete sie die eine zu einer Cyperkatze um, so schön und zuthätig als weiland Fräulein Rosauren's Murner [*]) war, und aus der andern schuf sie einen niedlichen hüpſenden Beni. Sie richtete nun ihren Hofstaat wieder an, theilte einer jeden der aufwartenden Dirnen ein gewisses Geschäfte zu, und nie wurde eine Herrschaft besser bedienet. Das Gesinde kam ihren Wünschen zuvor, gehorchte auf den Wink, und vollstreckte ihre Befehle ohne den mindesten Widerspruch. Einige Wochen lang genoſs sie die Wonne des gesellschaftlichen Vergnügens ungestört. Reihentänze, Sang und Saitenspiel wechselten in dem Harem des Gnomen vom Morgen bis zum Abend, nur merkte das Fräulein nach Verlauf einiger Zeit, daſs die frische Gesichtsfarbe ihrer Gesellschafterinnen etwas abbleichte, der Spiegel im Marmorsaal lieſs ihr zuerst bemerken, daſs sie allein wie eine Rose aus der Knospe frisch hervorblühete, da die geliebte Brinhild und die übrigen Jungfrauen welkenden Blumen glichen; gleichwohl versicherten sie alle, daſs sie sich wohl befänden, und der freygebige Gnome lieſs sie an seiner Tafel auch keinen Mangel leiden. Dennoch zehrten sie sichtbarlich ab, Leben und Thätigkeit schwand von Tage zu Tage mehr dahin, und alles Jugendfeuer erlosch.

---

[*]) Anspielung auf Zachariä's komisches Heldengedicht, Murner in der Hölle.

Als die Prinzessin an einem heitern Morgen, durch gesunden Schlaf gestärkt, fröhlich in's Gesellschaftszimmer trat, wie schauderte sie zurück, da ihr ein Haufen eingeschrumpfter Matronen an Stäben und Krücken entgegen zitterte, mit Dumpf- und Keuchhusten beladen, unvermögend, sich aufrecht zu erhalten. Der schäkernde Beni hatte alle viere von sich gestreckt, und der schmeichelnde Cyper konnte sich vor Kraftlosigkeit kaum noch regen und bewegen. Bestürzt eilte die Prinzessin aus dem Zimmer, der schaudervollen Gesellschaft zu entfliehen, trat heraus auf den Söller des Portals und rief laut den Gnomen, welcher alsbald in demüthiger Stellung auf ihr Geheiſs erschien. Boshafter Geist, redete sie ihn zornmüthig an, warum miſsgönnst du mir die einzige Freude meines harmvollen Lebens, die Schattengesellschaft meiner ehemaligen Gespielinnen? ist diese Einöde nicht genug, mich zu quälen, willst du sie noch in ein Spital verwandeln? Augenblicklich gieb meinen Dirnen Jugend und Wohlgestalt wieder, oder Haſs und Verachtung soll deinen Frevel rächen. Schönste der Erdentöchter, gegenredete der Gnom, zürne nicht über die Gebühr! alles, was in meiner Gewalt ist, steht in deiner Hand; aber das Unmögliche fordere nicht von mir. Die Kräfte der Natur gehorchen mir, doch vermag ich nichts gegen ihre unwandelbaren Gesetze. So lange vegetirende Kraft in den Rüben war, konnte der magische Stab ihr Pflanzenleben nach deinem Gefallen verwandeln; aber ihre Säfte sind nun vertrocknet, und ihr Wesen neigt sich nach der Zerstörung hin; denn der belebende Elementargeist ist verraucht. Jedoch das soll dich nicht kümmern, Geliebte, ein frischgefüllter Deckelkorb kann den Schaden leicht ersetzen; du wirst daraus alle die Gestalten wieder hervorrufen, die du begehrest. Gieb jetzt der Mutter Natur ihre Geschenke zurück, die dich so angenehm unterhalten haben; auf dem groſsen Rasenplatze im Garten wirst du bessere Gesellschaft finden. Der Gnom entfernte sich darauf, und Fräulein Emma nahm ihren buntgeschälten Stab zur Hand, berührte damit die gerunzelten Weiber, las die eingeschrumpften Rüben zusammen, und that damit was Kinder, die eines Spielzeugs, oder auch Fürsten, die ihrer Favoriten müde sind, zu thun pflegen; sie warf den Plunder in's Kehricht, und dachte nicht mehr daran.

Leichtfüſsig hüpfte sie nun über die grünen Matten dahin, den frisch gefüllten Deckelkorb in Empfang zu nehmen, den sie gleichwohl nirgends fand. Sie ging den Garten auf und nieder, spekulirte fleiſsig umher, aber es wollte kein Korb zum Vorschein kommen. Am Traubengeländer kam ihr der Gnom entgegen mit so sichtbarer Verlegenheit, daſs sie seine Bestürzung schon von ferne wahrnahm. Du hast mich getäuscht, sprach sie, wo ist der Deckelkorb geblieben? Ich suche ihn schon seit einer Stunde vergebens. Holde Gebieterin meines Herzens, antwortete der Geist, wirst du mir meinen Unbedacht verzeihen? Ich versprach mehr, als ich geben konnte, ich habe das Land durchzogen, Rüben aufzusuchen; aber sie sind längst geerntet und welken in dumpfigen Kellern. Die Fluren trauren, unten im Thale ist's Winter, nur deine Gegenwart hat den Frühling an diesen Felsen gefesselt, und unter deinem Fuſstritt sprossen Blumen hervor. Harre nur drey Mondenwechsel in Geduld aus, dann soll dir's nie an Gelegenheit gebrechen, mit deinen Puppen zu spielen. Ehe noch der beredtſame Gnom mit dieser Rede zu Ende war, drehete ihm seine Schöne unwillig den Rücken zu und begab sich in ihr Kloset, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. Er aber hob sich von dannen in die nächste Marktstadt innerhalb seines Gebietes, kaufte, als ein Pachter gestaltet, einen Esel, den er mit schweren Säcken Sämerey belud, womit er einen ganzen Morgen Landes besäete. Dabey bestellt er einen seiner dienstbaren Geister zum Hüter, dem er aufgab, ein unterirdisches Feuer anzuschüren, um die Saat von unten herauf mit linder Wärme zu treiben, wie Ananaspflanzen in einem Lohkasten.

Die Rübensaat schoſs lustig auf, und versprach in kurzer Zeit eine reiche Erndte. Fräulein Emma ging täglich hinaus auf ihr Ackerfeld, welches zu besehen sie mehr lüstete als die goldnen Aepfel, die aus dem Garten der Hesperiden in den ihrigen verpflanzt zu seyn schienen. Aber Spleen und Miſsmuth trübte ihre kornblumfarbenen Augen. Sie weilte am liebsten in einem düstern melancholischen Tannenwäldchen, am Rande eines Quellbaches, der sein silberhelles Gewässer in's Thal rauschen lieſs, und warf Blumen hinein, die in den Odergrund hinabflossen, und daſs diese melancholische Zeitkürzung auf geheimen Liebesgram deute, wissen alle, die sich auf die Symbolik der Liebe verstehen.

Der Gnom sahe wohl, daſs bey dem sorgfältigsten Bestreben, durch tausend kleine Gefälligkeiten sich in der schönen Emma Herz zu stehlen, ihr keine Liebe abzugewinnen war. Demungeachtet ermüdete seine hartnäckige Geduld nicht, durch die pünktlichste Erfüllung ihrer Wünsche sie auszuharren, und ihren spröden Sinn zu überwinden. Seine gänzliche Unerfahrenheit in der Liebe bildete ihm ein, die Schwierigkeiten, die sich seinem Verlangen entgegenstellten, möchten wohl in den Roman irdischer Liebe gehören; denn er bemerkte sehr fein und richtig, daſs dieser Widerstand auch einen gewissen Reiz habe, und sehr geschickt sey, den zu hoffenden Triumph dereinst destomehr zu verherrlichen. Aber der Neuling in der Menschenkunde hatte keine Gedanken von der wahren Ursache dieser Widerspenstigkeit seiner Herzensgebieterin; er nahm als etwas ausgemachtes an, daſs ihr Herz so frey und unbefangen sey als das seine, und war der Meinung, dieses noch unberührte Grundstück gehöre nach allen Rechten ihm als dem ersten Besitzer zu.

Doch das war ein groſser Irrthum. Ein junger Grenznachbar an den Gestaden der Oder, Fürst Ratibor, hatte den süſsen Minnetrieb in dem Herzen der holden Emma bereits angefacht und zur Ausbeute ihre erste Liebe davongetragen, welche, wie behauptet wird, unzerstörbarer seyn soll als das Grundwesen der vier Elemente. Schon sah das glückliche Paar dem Tage der Vollziehung ihrer Gelübde entgegen, da die Braut mit einemmal verschwand. Diese peinliche Nachricht verwandelte den liebenden Ratibor in einen rasenden Roland. Er verlieſs seine Residenz, zog menschenscheu in einsamen Wäldern umher, klagte den Felsen sein Unglück, und trieb alle den Unfug eines modernen Romanhelden, den der boshafte Amor schikanirt. Die treue Emma seufzte unterdessen ihren geheimen Gram in dem anmuthigen Gefängniſs aus, verschloſs aber ihre Herzgefühle so fest in ihren Busen, daſs der spähende Gnom nicht enträthseln konnte, was für Empfindungen sich darin regten. Lange schon hatte sie darauf gesonnen, wie sie ihn überlisten und der lästigen Gefangenschaft entrinnen möchte. Nach mancher durchwachten Nacht sann sie endlich einen Plan aus, der des Versuchs würdig schien, ihn auszuführen.

Der Lenz kehrte in die gebirgischen Thäler zurück, der Gnom lieſs das unterirdische Feuer in seinem Treibhaus abgehen, und die Rüben, die durch die Einflüsse des Winters in ihrem Wachsthum nicht waren gehindert worden, gediehen zur Reife. Die schlaue Emma zog täglich einige davon aus, und machte damit Versuche, ihnen allerley beliebige Gestalten zu geben, dem Anschein nach sich damit zu belustigen; aber ihre Absicht ging weiter. Sie lieſs eines Tages eine kleine Rübe zur Biene werden, um sie abzuschicken, Kundschaft von ihrem Geliebten einzuziehen: Fleuch, liebes Bienchen, gegen Aufgang, sprach sie, zu Ratibor, dem Fürsten des Landes, und summe ihm sanft in's Ohr, daſs Emma noch für ihn lebt, aber eine Sklavin ist des Fürsten der Gnomen, der das Gebirge bewohnet. Verlier kein Wort von diesem Gruſse, und bring mir Botschaft von seiner

Liebe. Die Biene flog alsbald von dem Finger ihrer Gebieterin, wohin sie beordert war; aber kaum hatte sie ihren Flug begonnen, so stach eine gierige Schwalbe auf sie herab, und verschlang zu groſsem Leidwesen des Fräuleins die Botschafterin der Liebe mit allen Depeschen. Darauf formte sie, vermöge des wunderbaren Stabes, eine Grille, lehrte ihr gleichen Spruch und Gruſs: hüpfe kleine Grille über das Gebirge, zu Ratibor dem Fürsten des Landes, und zirpe ihm in's Ohr, die getreue Emma begehre Entledigung ihrer Banden durch seinen starken Arm. Die Grille flog und hüpfte so schnell sie konnte, auszurichten was ihr befohlen war; aber ein langbeiniger Storch lustwandelte eben an dem Wege, darauf die Zirpe zog, erfaſste sie mit seinem langen Schnabel und begrub sie in das Verlieſs *) seines weiten Kropfes.

Diese miſslungenen Versuche schreckten die entschlossene Emma nicht ab, einen neuen zu wagen, sie gab der dritten Rübe die Gestalt einer Elster: schwanke hin, beredtsamer Vogel, sprach sie, von Baum zu Baum, bis du gelangest zu Ratibor meinem Sponsen, sag' ihm an

---

*) Verlieſs war in den alten Raubschlössern soviel als ein Mordkeller.

meine Gefangenschaft, und gieb ihm Bescheid, daſs er meiner harre mit Roſs und Mann, den dritten Tag von heute, an der Grenze des Gebirges im Mayenthale, bereit, den Flüchtling aufzunehmen, der seine Ketten zu zerbrechen wagt und Schutz von ihm begehrt. Die zwiefarbige Aglaster gehorchte, flatterte von einem Ruheplatze zum andern, und die sorgsame Emma begleitete ihren Flug so weit das Auge trug. Der harmvolle Ratibor irrete noch immer melancholisch in den Wäldern herum; die Rückkehr des Lenzes und die wieder auflebende Natur hatten seinen Kummer nur gemehret. Er saſs unter einer schattenreichen Eiche, dachte an seine Prinzessin, und er seufzte laut: Emma! Alsbald gab das vielstimmige Echo ihm diesen geliebten Namen schmeichelhaft zurück; aber zugleich rief auch eine unbekannte Stimme den seinigen aus. Er horchte hoch auf, sahe niemand, wähnte eine Täuschung, und hörte den nämlichen Ruf wiederholen. Kurz darauf erblickte er eine Elster, die auf den Zweigen hin und wieder flog, und ward inne, daſs der gelehrige Vogel ihn bey'm Namen rief Armer Schwätzer, sprach er, wer hat dich gelehrt, diesen Namen auszusprechen, der einem Unglücklichen zugehört, welcher wünscht von der Erde vertilgt zu seyn wie sein Gedächtniſs? Hierauf faſst' er wüthig einen Stein und wollt' ihn nach dem Vogel schleudern, als dieser den Namen Emma hören lieſs. Dieser Talisman entkräftete den Arm des Prinzen, frohes Entzücken durchschauerte alle seine Glieder, und in seiner Seele bebt' es leise nach: Emma! Aber der Sprecher auf dem Baume begann mit der dem Elstergeschlecht eignen Wohlredenheit den Spruch, der ihm gelehrt war. Fürst Ratibor vernahm nicht sobald diese fröhliche Botschaft, so ward's hell in seiner Seele: der tödtliche Gram, der die Sinne umnebelt und die Federkraft der Nerven erschlafft hatte, verschwand; er kam wieder zu Gefühl und Besinnung, und forschte mit Fleiſs von der Glücksverkünderin nach den Schicksalen der holden Emma; aber die gesprächige Elster konnte nichts als mechanisch ihre Lektion ohne Aufhören wiederholen, und flatterte davon. Schnellfüſsig wie Hasael, eilte der auflebende Waldmisanthrop zu seinem Hoflager zurück, rüstete eilig das Geschwader der Reisigen, ſaſs auf, und zog mit ihnen hin an's Vorgebirge seiner guten Hoffnung, das Abenteuer zu bestehen.

Fräulein Emma hatte unterdessen mit weiblicher Schlauheit alles vorbereitet, ihr Vorhaben auszuführen. Sie lieſs ab, den duldsamen Gnomen mit tödtendem Kaltsinn zu quälen, ihr

Auge sprach Hoffnung, und ihr spröder Sinn schien beugsamer zu werden. Solche glückliche Aspekten läſst ein seufzender Liebhaber nicht leicht ungenutzt; der geistige Philogyn empfand, vermöge seiner geistigen Empfindsamkeit, gar bald diese scheinbare Sinnesänderung der holden Spröden. Ein holdseliger Blick, eine freundliche Miene, ein bedeutsames Lächeln setzten sein entzündbares Wesen in volle Flammen, wie elektrische Funken einen Löffel voll Weingeist. Er wurde dreister, erneuerte sein Liebesgewerbe, das lange geruhet hatte, bat um Erhörung und wurde nicht zurückgewiesen. Die Präliminarien waren so gut als unterzeichnet; das Fräulein begehrte nur jungfräulichen Wohlstandes halber noch einen Tag Bedenkzeit, welchen ihr der wonnetrunkene Gnom bereitwillig zugestand.

Den folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, trat die schöne Emma geschmückt wie eine Braut hervor, mit allem Geschmeide belastet, das sie in ihrem Schmuckkästlein gefunden hatte. Ihr blondes Haar war in einen Knoten geschürzt, welchen eine Myrtenkrone überschattete; der Besatz ihres Kleides flinkerte von Juwelen, und da ihr der harrende Gnom auf der groſsen Terasse im Lustgarten entgegenwandelte, bedeckte sie züchtiglich mit dem Ende des Schleyers ihr schamhaftes Angesicht. Himmlisches Mädchen, stammelte er ihr entgegen, laſs mich die Seligkeit der Liebe aus deinen Augen trinken, und weigere mir nicht länger den bejahenden Blick, der mich zum glücklichsten Wesen macht, das jemals die rothe Morgensonne bestrahlt hat! Hierauf wollte er ihr Antlitz enthüllen, um sein Glück aus ihren Augen zu lesen: denn er erdreistete sich nicht, ein mündliches Geständniſs von ihr zu erpressen. Das Fräulein aber machte ihre Schleyerwolke noch dichter um sich her; und gegenredete gar bescheidentlich also: vermag eine Sterbliche dir zu widerstehen, Gebieter meines Herzens? Deine Standhaftigkeit hat obgesiegt. Nimm dies Geständniſs von meinen Lippen: aber laſs mein Erröthen und meine Zähren diesen Schleyer auffassen. Warum Zähren, o Geliebte? fiel der beunruhigte Geist ihr ein, jede deiner Zähren fällt wie ein brennender Naphtatropfen mir auf's Herz, ich heische Lieb' um Liebe, und will nicht Aufopferung. Ach, erwiederte Emma, warum miſsdeutest du meine Thränen? mein Herz lohnt deiner Zärtlichkeit: aber bange Ahndung zerreiſst meine Seele. Das Weib hat nicht stets die Reize einer Geliebten; Du alterst nimmer; aber irdische Schönheit ist eine Blume, die bald dahin welkt. Woran soll ich erkennen, daſs du der zärtliche, liebevolle, gefällige, duldsame Gemahl seyn werdest, wie du als Liebhaber warest? Er antwortete: fordere einen Beweis meiner Treue, oder des Gehorsams in Ausrichtung deiner Befehle; oder stelle meine Geduld auf die Probe, und urtheile daraus von der Stärke meiner unwandelbaren Liebe. Es sey also! beschloſs die schlaue Emma, ich heische nur Einen Beweis deiner Gefälligkeit. Gehe hin und zähl' die Rüben alle auf dem Acker; mein Hochzeittag soll nicht ohne Zeugen seyn, ich will sie beleben, daſs sie mir zu Kränzeljungfrauen dienen; aber hüte dich, mich zu täuschen, und verzähle dich nicht um eine, denn das ist die Probe, woran ich deine Treue prüfen will.

So ungern sich der Gnom in diesem Augenblick von seiner reizenden Braut schied, so gehorchte er doch sonder Verzug, machte sich rasch an sein Geschäfte, und hüpfte so hurtig unter den Rüben herum, wie ein französischer Lazaretharzt unter den Kranken, die er auf den Kirchhof zu spediren hat. Er war durch diese Geschäftigkeit mit seinem Additionsexempel bald zu Stande; doch um der Sache recht gewiſs zu seyn, wiederholte er die Operation nochmals, und fand zu seinem Verdruſs einen Varianten in der Rechnung, welcher ihn nöthigte, zum drittenmal den Rübenpöbel durchzumustern. Aber auch diesmal ergab sich eine neue Differenz, und das war eben nicht zu verwundern: ein schöner Mädchenkopf kann den besten arithmethischen Hirnkasten verwirren, und selbst den infallibeln Kästner soll's ehedem unter gleichen Umständen oft begegnet seyn, sich verrechnet zu haben.

Die verschmitze Emma hatte ihren Getreuen nicht sobald aus den Augen verloren, als sie zur Flucht Anstalt machte. Sie hielt eine saftvolle, wohlgenährte Rübe in Bereitschaft, welche sie flugs in ein muthiges Roſs mit Sattel und Zeug umwandelte. Rasch schwang sie sich in den Sattel, flog über die Heiden und Steppen des Gebirges dahin, und der flüchtige Pegasus wiegte sie ohne zu straucheln, auf seinem sanften Rücken hinab in's Mayenthal, wo sie dem geliebten Ratibor, der der Kommenden ängstlich entgegen harrete, sich fröhlich in die Arme warf.

Der geschäftige Gnom hatte sich indessen so in seine Zahlen vertieft, daſs er von dem, was um und neben ihm geschah, so wenig wuſste, als der calculirende Neuton von dem geräuschvollen Siegsgepränge der Blendheimer Schlacht, das unter seinem Fenster vorüberzog. Nach langer Müh' und Anstrengung seiner Geisteskraft, war's ihm endlich gelungen, die wahre Zahl aller Rüben auf dem Ackerfelde, klein und groſs mit eingerechnet, gefunden zu haben. Er eilte nun froh zurück, sie seiner Herzensgebieterin gewissenhaft zu berechnen; und durch die pünktliche Erfüllung ihrer Befehle sie zu überzeugen, daſs er der gefälligste und unterwürfigste Gemahl seyn werde, den jemals Phantasie und Caprise einer Adamstochter beherrscht hat. Mit Selbstzufriedenheit trat er auf den Rasenplatz; aber da fand er nicht was er suchte; er lief durch die bedeckten Lauben und Gänge, auch da war nicht was er begehrte; er kam in den Palast, durchspähete alle Winkel desselben, rief den holden Namen Emma aus, den ihm die einsamen Hallen zurücktönten, begehrte einen Laut von dem geliebten Munde; doch da war weder Stimme noch Rede. Das fiel ihm auf, er merkte Unrath; flugs warf er das schwerfällige Phantom der Verkörperung ab, wie ein träger Rathsherr seinen Schlafrock, wenn vom Thurme der Feuerwächter Lärm bläſst, schwang sich hoch in die Luft, und sahe den geliebten Flüchtling in der Ferne, als eben der rasche Gaul über die Grenze setzte. Wüthend ballte der ergrimmte Geist ein paar friedlich vorüberziehende Wolken zusammen, und schleuderte einen kräftigen Blitz der Fliehenden nach, der eine tausendjährige Grenzeiche zersplitterte; aber jenseit derselben war des Gnomen Rache unkräftig, und die Donnerwolke zerfloſs in einen sanften Heiderauch.

Nachdem er die obern Luftregionen verzweiflungsvoll durchkreuzet, seine unglückliche Liebe den vier Winden geklagt und seine stürmende Leidenschaft ausgetobt hatte, kehrte er trübsinnig in den Palast zurück, schlich durch alle Gemächer und erfullte sie mit Seufzen und Stöhnen. Nachher besuchte er noch einmal den Lustgarten; doch diese ganze Zauberschöpfung hatte keinen Reiz mehr für ihn: ein einziger Fuſsstapfen der geliebten Ungetreuen in den Sand gedrückt, welchen er bemerkte, beschäftigte seine Aufmerksamkeit mehr als die goldnen Aepfel an den Bäumen, und die buntfarbige musaische Ausfüllung der Buchsbaumschnörkel auf den Blumenstücken. Die Ideen des wonniglichen Genusses erwachten wieder an jedem Platze; wo sie vormals ging und stand, wo sie Blumen gepflückt oder ausgezupft, wo er sie oft unsichtbar belauscht, oft, mit der körperlichen Hülle umgeben, trauliche Unterredung mit ihr gepflogen hatte. Alles das würgte und knotete ihn so zusammen, preſst' und drückte ihn dergestalt auf die Zirbeldrüse, daſs er unter der Last seiner Gefühle in dumpfes Hinbrüten versank. Bald hernach brach sein Unmuth in gräſsliche Verwünschungen aus, nachdem er seiner ersten Liebe eine stattliche Parentation gehalten, und er vermaſs sich höchlich, der Menschenkenntniſs ganz zu entsagen, und von diesem argen betrüglichen Geschlechte fürhin keine weitere Kunde zu nehmen. In dieser Entschliessung stampft' er dreymal auf die Erde, und der ganze Zauberpallast mit all' seiner Herrlichkeit kehrte in sein ursprüngliches Nichts zurück. Der Abgrund aber sperrte seinen weiten Rachen auf, und der Gnom fuhr hinab in die Tiefe bis an die entgegengesetzte Grenze seines Gebietes, in den Mittelpunkt der Erde, und nahm Spleen und Menschenhaſs mit dahin.

Während dieser Katastrophe im Gebirge, war Fürst Ratibor geschäftig, die herrliche Beute seiner Wegelagerung in Sicherheit zu bringen, führte die schöne Emma mit triumphalischen Pomp an den Hof ihres Vaters zurück, vollzog daselbst seine Vermählung, theilte mit ihr den Thron seines Erbes und erbaute die Stadt Ratibor, die noch seinen Namen trägt bis auf diesen Tag. Das sonderbare Abenteuer der Prinzessin, das ihr auf dem Riesengebirge begegnet war, ihre kühne Flucht und glückliche Entrinnung wurde das Mährchen des Landes, pflanzte sich von Geschlechte zu Geschlechte fort bis in die entferntesten Zeiten, und die schlesischen Damen nebst ihren Nachbarinnen zur Rechten und Linken, und vom Aufgang zum Niedergang, fanden so vielen Geschmack daran, daſs sie das Stratagem der schlauen Emma noch oft benutzen, und den unbehäglichen Ehekonsorten wegschicken, Rüben zu zählen, wenn sie den Buhsen beschieden haben. Und die Inwohner der umliegenden Gegenden, die den Nachbar Berggeist bey seinem Geisternamen nicht zu nennen wuſsten, legten ihm einen Spottnamen auf, riefen ihn Rübenzähler, oder kurzweg Rübezahl.

Auserlesene
Gedichte

von

Gottlob Wilhelm Burmann.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Vier und vierzigstes Bändchen.

Burmann's Gedichte.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorwort.

Gottlob Wilhelm Burmann (eigentlich Bormann) wurde den 18. May 1737 zu Lauban in der Oberlausitz geboren, studirte zu Frankfurt an der Oder die Rechte, und starb den 5. Jan. 1805 zu Berlin als Privatgelehrter (in sehr dürftigen Umständen).

In seiner besten Blüthe erwarb er sich durch Lieder und Fabeln eine Art Celebrität, die in der Folge immermehr dahinschwand. Fast überall wird man in seinen Erzeugnissen Spuren eines originellen poetischen Geistes gewahr; besonders zeugen viele seiner Lieder, die überdieſs noch das Verdienst haben, daſs sie sich sehr für den Gesang eignen (B. besaſs auch ein treffliches musikalisches Talent und war ein ungewöhnlich fertiger Klavierspieler), von Eingebung der gemüthlichsten Laune und des wärmsten Gefühls. Allein dem Dichter ging geläuterter Geschmack ab; er konnte sich von seiner Bizarrerie nicht losreiſsen; er arbeitete zu flüchtig und verschmähte die Feile: Daher so manches Ungefüge, Uncorrecte, Schielende, das auf den Genuſs der übrigen Schönheiten störend einwirkt. Seine Reimfertigkeit machte ihn übrigens auch zu einem beliebten Improvisator.

Seine Lieder sind zu Berlin 1774, seine Fabeln und Erzählungen zuletzt 1773 ebendaselbst erschienen. Auſserdem lieferte er drey Sammlungen Kinderlieder mit Melodien (1772, 73 und 74), eine Auswahl vermischter Gedichte (1783), Gedichte ohne den Buchstaben R (1788) u. s. w.

Burmann war ein Sonderling in hohem Grade. Mehrere desfalsige Anekdoten kann man im Freymüthigen (1805. N°. 8 — 9) vorfinden. Hier eine derselben:

Als Claudius kurz nach Herausgabe seiner Schriften Berlin besuchte, konnte er der Begierde nicht widerstehn, auch Burmanns Bekanntschaft zu machen. Er forschte ihn also aus, klopfte an seine Stubenthür, und wurde beym Eintritt mit einem: „Wer sind Sie?“ von dem Dichter empfangen. „Ich bin der Wandsbecker Bote,“ gab Claudius zur Antwort. Diese überraschende Kunde machte Burmann so freudetrunken, daſs er sich augenblicklich auf die platte Erde warf, und sich im Bachantischen Taumel der Lust um den Tisch wälzte.

Inhalt.

Lieder und vermischte Gedichte.

Seite
1. An die Muse 3
2. Mein Glück 4
3. An die Liebe 5
4. Die Sprache der Liebe 6
5. Aeol. 7
6. Die Annäherung des Winters; an Laura. 9
7. Das harmonische Paar. 10
8. Der zufriedene Trinker. 11
9. An die finstern Philosophen. 12
10. Ein Vorschlag. 13
11. An eine Taube. 14

Seite
12. Der Bach. 15
13. An einen kleinen Baum. 16
14. Die Annäherung des Frühlings. 17
15. Im May. 19
16. An Laura. 20
17. An eine Rose. 21
18. Das Gemälde. 22
19. An die Liebe. 23
20. Mein Vorsatz. 24
21. An meine Sorgen. 25
22. Die Urne. 26
23. Wonnegesang. 27
24. An die Rosen. 29
25. Der Winter, an Laura. 30
26. Mein Plan. 31
27. An die Freude. 32
28. An die Liebe. 33
29. Der Durst. 34
30. Trinklied. 35
31. An den Mond. 37
32. An die Männer. 39

Seite
33. Freudenlied einer Gesellschaft. 41
34. Der letzte May. 43
35. An die Mädchen. 45
36. An die Freude. 47
37. Seline am Klavier. 48
38. An den Mond. 49
39. Der May. 51
40. Octoberlied. 53
41. An den ersten Schnee. 56
42. Der Triumph. 58
43. Die Grazien. 59
44. An Amor. 60
45. An Doris. 61
46. An Amor. 62
47. Der Lenz. 63
48. An Phyllis. 65
49. An Laura, als sie aus dem Hain kam. . 66
50. Die Schminke. 67
51. An die Liebe. 68
52. Ein Trost. 69
53. Der Ball. 70

Seite

54. Orest und Laura. 71
55. Einwürfe. 72
56. An die alten Junggesellen. 73
57. Warnung einer Matione. 75
58. An mein Klavier. 78
59. An meine Quaterne, so gut als gewonnen. 79
60. Seufzer einer Frau. 84
61. Hans. 85
62. Der Dorfschulmeister. 87
63. Das Steckenpferd. 89
64. Fehler der Deutschen Mädchen. . . . 91
65. Klagen eines Stutzers. 93
66. Das Glück der Stutzer. 95
67. Der Weichherzige. 97
68. An den Tod. 99
69. Entschlüsse wegen der Flucht der Zeit. 101
70. An den Schutzengel. 103
71. Erinnerung. 104
72. An Menschen. 105
73. An Jünglinge. 107
74. Mädchenlob. 109

Seite
75. Lied eines Mädchens. 111
76. Arbeit. 113
77. Hochmuth. 115
78. Ein Lied für Reiche. 117
79. An das Glück. 120
80. Es ist Alles eitel. 121
81. Reichthum. 123
82. Mannsinn. 125
83. Die Mutter bey der Wiege. 127
84. Lob des braven Mannes. 129
85. Menschenliebe. 131
86. Wunsch. 133
87. Lob des Bauers. 135
88. Die fünf Sinne. 136
89. Ein Lied für Gesunde. 138
90. Lebensgenuſs. 140
91. Vergänglichkeit. 142
92. Macht des Gewissens. 143
93. Beym Gewitter. 145

Fabeln und Erzählungen.

1. Der Tanzbär und der Fuchs. 149
2. Der Esel und der Fuchs. 151
3. Der Stadthund und die Dorfhunde. . . 152
4. Mops. 154
5. Der Berg und das Thal. 155
6. Der Pfau und die Henne. 156
7. Der Schmetterling und die Biene. . . 157
8. Die Seidenwürmer. 158
9. Aret. 160
10. Galathee. 162
11. Der Fürst und der Dichter. 163
12. Der belesene Jüngling. 165
13. Theoren und Theophan. 166
14. Der Poet. 167
15. Meister Anton. 168
16. Michel. 169
17. Lucia und Theodor. 171
18. Marelle. 173

Lieder

und

vermischte Gedichte.

An die Muse.

Töne sanfter, meine Leyer,
Sanft für Meer und Land!
Laura gab dir Dichterfeuer,
Gnidia hat dich bespannt.

Singe meines Mädchens Triebe,
Singe mein Gefühl;
Deine Harmonie sey Liebe,
Dein Gesang ein Götterspiel!

Unter sittenvollen Tänzen
Walle dein Gewand;
Muse, schmücke dich mit Kränzen,
Deren Blumen Laura fand!

Die verlarvte Tugend zürne —
Paphos ist dir hold;
Hörst du: wie dir das Gestirne
Beyfall durch die Himmel rollt?

Mein Glück.

Laura liebt mich! lacht, ihr Fluren,
Hüpft, ihr Thäler, sie ist mein!
Schwüre, welche wir uns schwuren,
Müssen Götterschwüre seyn!

Laura küſst mich; alle Freuden
Aller Himmel sind nun mein!
Will ihr Kuſs mein Loos entscheiden,
O wie heiter wird es seyn!

Laura gibt mir Seligkeiten,
Kronen, weicht! ihr Herz ist mein!
Will sie mich ans Grab begleiten,
O wie sonnig wird es seyn!

An die Liebe.

Liebe, gib mir Seligkeiten,
Schenke mir dein ganzes Glück!
Meinen Himmel zu verbreiten
Lächle mir Elisens Blick!

Keines Erdengotts Juwele
Feſsle mich mit goldnem Schmerz;
Lieben ist das Glück der Seele,
Lieben ist das Glück für's Herz.

Hand in Hand, und Mund an Munde
Lächle mich der Himmel an.
Eine zärtliche Sekunde
Tauscht mit keinem Indostan.

Die Sprache der Liebe.

Ich ging nach Paphos Heiligthum,
Der Liebe Sprache zu erlernen;
Doch seht: ich ward in Paphos stumm,
Und muſste mich auch stumm entfernen!

Tief über mein Geschick betrübt,
Sah ich Cytheren niedersteigen.
«O Jüngling,» sprach sie, «wenn man liebt,
Dann ist der Liebe Sprache: Schweigen.

Aeol.

Wie der alte Aeol lärmt!
Wie er um die Fenster schwärmt!
Wie er Schnee und Flocken kräuselt!
Wie er um die Dächer säuselt!
Alter Aeol, blase zu!
Niemand bläst so rasch, als du;
Aber laſs nur mein Kamin,
Laſs nur meine Laura glühn!

Seht, der alte Aeol lacht
In des Samojeden Tracht,
Dicht vorm Fenster bleibt er stehen
Und will Laura küssen sehen.
Bald vergiſst der alte Greis
Schneegestöber, Frost und Eis,
Und der Wirbelwinde Schwarm —
Götter, Laura macht ihn warm!

Aeol, nein, das ist zu toll,
Daſs dich Laura küssen soll —
Fort mit dir! du muſst ja blasen
Und die Bäume überglasen.

Denke doch an deine Pflicht;
Alte Greise tändeln nicht —
Guter Aeol, packe dich!
Meine Laura küßt nur mich.

Die Annäherung des Winters.

An Laura.

Siehe, wie traurig die Flur,
Ihre Geschmeide verliert!
Laura, die schöne Natur
Wird zu dem Grabe geführt!

Nicht mehr im Blumengewand
Lächelt sie himmlisch und schön;
Schauder bedecken das Land,
Sonnen und Tage vergehn.

Hyems, geharnischt mit Frost,
Kalt, wie ein stoisches Herz,
Höhnet Lyäischen Most,
Höhnet Autumnischen Scherz.

Siehe, mit eiserner Faust
Träumt er schon seinen Triumph!
Höre, wie Grönländ'sch er braust —
Laura — uns macht er nicht stumpf!

Das harmonische Paar.

Kleant geht jeden Tag zu Weine,
Und läſst sein liebes Weib alleine:
Doch seine tugendsame Frau
Nimmt es nicht eben sehr genau.

„Man muſs," spricht sie mit schlauen Blicken,
„Man muſs sich in die Zeiten schicken:
Wir sind ja vor der Hand noch jung —
Und lieben die Veränderung!"

Und so vertreiben sich die Beyde
Die Zeit nach Herzens Lust und Freude:
Das liebe Männchen geht zu Wein,
Und Sie spricht beym Herrn Nachbar ein.

Der zufriedene Trinker.

Mir hängt der Himmel voller Geigen,
Und mein Beruf ist Fröhlichseyn!
Die Schwermuth mag in Gräber steigen,
Ich steig' in Keller voller Wein!
Was ist ein Leben ohne Freude?
Ein Himmel, dem die Sonne fehlt.
Ich lebe froh, von Sammt und Seide,
Von Gold und Titeln ungequält!

Hör' ich nur meinen Römer klirren,
Dann ist mir Alles Harmonie;
Ins Grillenreich sich zu verirren,
Die Narrheit wagt man stets zu früh.
Nein, da lob' ich mir finstre Keller,
Wo Vater Bacchus residirt;
Dort wird mein ganzes Leben heller,
So tief man mich hinunterführt.

An die finstern Philosophen.

Ja, fahrt nur fort mit euren saubern Schlüssen:
Daſs Kuſs und Liebe Narrheit sind;
Ich fahr' auch fort, zu lieben und zu küssen;
Ihr Herr'n, ich bin kein Kind!

Gesetzt nun auch, ihr finstern Philosophen,
Der Kuſs wär' weniger als Nichts;
Was schert das euch? Ihr Herren Philosophen —
Laſst mir mein schönes Nichts!

Für alle eure tausend Argumentchen,
Geheckt vom Spleen und Eigensinn,
Geb' ich euch noch wahrhaftig nicht ein Quentchen
Von Laura's Küssen hin.

Ein Vorschlag.

Zur Freude sind Mädchen und Jünglinge da,
Ihr Mädchen und Jünglinge, lacht;
Und kommt euch einander ja niemals zu nah,
Sobald ihr euch schwermuthsvoll macht.

Zum Küssen sind Mädchen und Jünglinge da,
Ihr Mädchen und Jünglinge, küſst;
Und kommt euch einander recht sehr oft zu nah,
Sobald ihr das Küssen recht wiſst.

An eine Taube.

Allerliebste kleine Taube,
Kommst du gar in unsre Laube?
Siehst du unsern Küssen zu?
Küsset Doris auch wie du?

Kannst du etwa süſser küssen?
O du wirst's ihr zeigen müssen —
Heute bittet sie dich noch —
Liebstes Täubchen, zeig's ihr doch!

Der Bach.

Lieblich sprudelt dieser Bach,
Jede Welle schwatzt Entzücken;
O warum bin ich so schwach,
Wünsche zum Olymp zu schicken!

Hier am Ufer von Smaragd,
Wo sich Silberwellen schlängeln
Und ein ganzes Eden lacht, —
Fehlt es hier an Glück und Engeln?

Unschuld, ja hier ist dein Thron,
Hier läſst sich die Tugend nieder,
Wenn sie aus der Stadt entflohn,
Und besucht den Hirten wieder.

Hier hat sich die goldne Zeit
Noch einmal herabgelassen,
Mit reuloser Zärtlichkeit
Erdensöhne zu umfassen.

An einen kleinen Baum.

Unter dir, o kleiner Baum,
Hat mein ganzes Leben Raum!
Unter deinem süſsen Schatten,
Wo sich Nachtigallen gatten,
Denk' ich an die Kronen kaum.

Lasse mich, o kleiner Baum,
Fern von goldner Würden Schaum,
Hier mit deinem Zephyr spielen
Und das Glück des Hirten fühlen,
O dann neid' ich Fürsten kaum.

Gönne mir, o kleiner Baum,
Manchmal einen süſsen Traum!
Lasse mich im Schlaf Selinden
Zärtlicher als wachend finden —
O dann neid' ich Paphos kaum!

Kühle mich, o kleiner Baum!
Wenn ein schwerer Purpursaum
Die Gewaltigen der Erden
Warm vor Sorgen heiſset werden —
Kühle mich, o kleiner Baum!

Die Annäherung des Frühlings.

Der Frühling, o Laura, kommt näher,
Schon wecket der März die Natur;
Die zärtliche Sonne steigt höher
Und küſst die erwachende Flur;
Bald drängen sich Knospen und Blätter
Aus Bäumen und Stauden hervor;
Schon werden die Bäche beredter,
Schon steigen die Lerchen empor.

Nicht immer, o Laura, nicht immer
Entblättert der Aeol den Hain;
Bald wird er im bräutlichen Schimmer
Die Grotte der Seligkeit seyn.
O siehe! mit keuschem Gepränge
Verschönert die Welt schon der März
Und gieſst durch der Lerche Gesänge
Das Vorspiel des Frühlings ins Herz.

Bald werden die Veilchen erwachen,
Vom gaukelnden Zephyr geküſst;
Bald werden die Gegenden lachen,
Vom Auge der Flora gegrüſst;

Bald werden beblümte Gefilde
Des Fühlenden Teppiche seyn,
Und einer arkadischen Milde
Sich Mensch und Insekten erfreun.

Vergönne dem Städter, o Freundin,
Im Prunksaal das frostige Spiel;
Getrennt von der modischen Feindin
Sind wir nur dem Frühling Gefühl!
Komm, laſs uns empfinden und leben —
Gelockt von dem Puls der Natur!
Was keine Monarchen uns geben,
Das gibt uns die selige Flur.

Im May.

Zephyrs warmer Athem bläst;
Jede Schwalbe hat ihr Nest,
Jede Lerche steigt empor,
Alle Luft ist Jubelchor.

Paradiesisch prangt die Flur,
Wie die Braut lacht die Natur,
Und der wonnereiche May
Spannt den Puls der Schöpfung neu.

Alles frohlockt um mich her —
Und ich wäre freudenleer?
Und ich Mensch — ich fühlte nicht,
Wann des Frühlings Zunge spricht?

Freue dich, o Seele, sey
Wonnevoller als der May!
Der ihm kurzen Reiz verleiht,
Schuf dich zur Unsterblichkeit.

An Laura.

Nichts, Laura, soll mein Herz dir rauben!
Mein Herz kennt keinen Unbestand,
Mein Herz, das dich in Roſenlauben,
Wie bey dem Grabe — zärtlich ſand.

Und wär' es möglich, dich zu meiden
Und deine Küsse zu entweihn;
Dann müſsten erst der Liebe Freuden
Und unsre Seelen sterblich seyn.

An eine Rose.

Sey mir gegrüſst auf deinem Dornenstengel,
O Rose, Laura's Lust!
Blüh' schön; sie pflückt dich ab! ein Engel
Pflückt dich für seine Brust!

Am Busen meiner Laura zu verwelken,
O Rose, welch ein Grab!
Sey stolz: Du sollst an ihrer Brust verwelken —
Du blühst im Himmel ab!

Ja, sanftes Mädchen — mich einst zu vergöttern,
Will ich adonischkühn,
Verlockt von deinen welken Rosenblättern,
An deiner Brust verblühn!

Das Gemälde.

Mein Mädchen lieſs sich malen,
Der Maler traf es gut:
Im Auge nichts als Strahlen,
Und auf der Wange Gluth.

Bey Scherzen, die wir hatten,
Sprach sie: „Nun mal' er dich;
Zum Licht gehört ja Schatten.“ —
Gewiſs viel Ruhm für mich!

An die Liebe.

Liebe, Liebe, du allein
Gibst dem Leben Sonnenschein!
Menschen sagt: was ohne Liebe
Mensch und Seele bliebe?

Dank sey deiner süſsen Macht,
Die aus Wurm und Engel lacht;
Hirtenhäusern, Königsthronen
Gibst Du mehr als Kronen.

Aber Liebe, — groſs allein
Kannst du nur durch Tugend seyn!
Und du bist bey niedern Scherzen
Furie der Herzen!

Mein Vorsatz.

Welt, was bist du ohne Freude?
Welt, was bist Du ohne Scherz?
Keines Weisen Lehrgebäude
Fesselt ohne Lust das Herz!
Meines Lebens Augenblicke
Weih' ich der Zufriedenheit;
Denn des Lebens ganzes Glücke
Macht ein schöngenoſsnes Heut.

Vieles was wir Menschen haben
Ist ein Nichts, ein Wunsch, ein Wahn!
Ich will Alles untergraben
Was mein Heut vereiteln kann.
Heute leb' ich! Heute sollen
Alle Freuden meine seyn;
Was die Himmel morgen wollen,
Soll mich auch erst morgen ſreun!

An meine Sorgen.

Was wollt ihr denn, ihr Sorgen?
Besucht mich lieber morgen!
Heut bin ich so erfreut;
Heut hab' ich keine Zeit.

Und morgen, wie ich glaube,
Bin ich in Doris Laube —
Und dann geht's auch nicht an,
Daſs ich Euch sprechen kann.

Je nun, ihr lieben Sorgen,
Besucht mich übermorgen!
Genirt's euch aber sehr —
Nun, so kommt gar nicht mehr.

Die Urne.

Wenn ich im Grabe liegen werde,
Bedeckt mit einer Handvoll Erde,
Wie finster wird es um mich seyn!
Da ist kein Mädchen und kein Wein.

Die Würmer werden mich verzehren
Und sich von meinem Staube nähren,
Und jeder schmaust so viel er will —
Und ich halt' immer, immer still.

Doch Alles das lieſs' ich noch gelten,
Nur Würmer, darum muſs ich schelten
Daſs ihr mit Mädchen so verfahrt —
Ihr Würmer habt doch Lebensart!

Ihr könnt ja von den Greisen zehren,
Und euch von den Matronen nähren,
Die stets auf Lieb' und Wein geschmollt —
O seyd doch nur so gut, und wollt!

Wonnegesang.

Fröhlich, fröhlich will ich seyn
Weil ich auf der Erde lebe;
Denn noch strahlt der Sonnenschein,
Und noch blinkt der Saft der Rebe,
Und der liebe liebe May
Macht noch Gottes Erde neu.

Erd' und Himmel reizt so schön;
Alles ladet ein zur Freude:
Und ich sollte traurig gehn,
Fühllos sehn des Frühlings Seide,
Fühllos sehen eine Welt,
Welche Lieb' und Allmacht hält?

Groſsen Dank, ihr Grillen! nein,
Froh seyn will ich, weil ich lebe.
Daſs mir Garten, Flur und Hain
Edens Seligkeiten gebe,
Und des treuen Weibes Kuſs
Schenke Himmelsvorgenuſs.

Grämen soll mein Herz sich nicht,
Kann mein Herz doch Freundschaft fühlen,
Und der Gram hat kein Gewicht
Wenn ihn Zephyrhauche kühlen,
Und der liebe liebe Scherz
Ist ja da für's Menschenherz.

Freu' dich dann, mein froher Sinn,
Lasse nur den Himmel walten,
Sieh auf Gottes Schöpfung hin,
Der sie schuf, wird Dich erhalten;
Und der Gott, der Freude schuf,
Gab sie dir auch zum Beruf.

Fröhlich soll mein Leben dann
Wie der sanfte May verflieſsen;
Rosen blühen ja heran,
Wenn wir Veilchen meiden müssen;
Und ein jeder Augenblick
Hat ja sein bestimmtes Glück.

Ich will leben, mich zu freu'n,
Menschenfreuden, seyd willkommen!
Euch will ich die Seele weih'n,
Die ihr längst schon eingenommen;
Und mein Ziel der Lebensbahn,
Kette Freud' an Freude an!

An die Rosen.

Bedeckt mit eurer keuschen Pracht,
O Rosen, jeden sanften Busen,
Der sich zum Lobgesang der Musen
Und zur Gefahr der Augen macht!
Verschanzt den Alabasterhügel,
Der Männerherzen schmelzen kann;
Und du, o West, o wende deine Flügel
Zur Kühlung dieser Rosen an!

Der Winter.

An Laura.

Der Winter stürmt! –
Komm, Laura, komm! ich sink' an deinen Busen!
O da werd' ich, Apoll und alle Musen
Von seiner Tyranney beschirmt.

Sie kömmt, sie kömmt!
Mein Herz wird warm, ich fühl' mich neugeboren,
Dem Tellus gleich, wenn ihn der Kuſs von Floren
Mit neuem Leben überschwemmt.

Mein Plan.

Will mich nicht mit Sorgen quälen,
Immer frohe Stunden zählen,
Meines Augenblicks mich freun;
Mag doch Zukunft Zukunft seyn.

Fern von goldner Thoren Schnirkel
Feſsle mich ein kleiner Cirkel
Trauter Freunde — denen man
Herz und Scherz vertrauen kann.

Will nicht für die Titel sorgen;
Ehrlich heut, und ehrlich morgen,
Soll mein ganzer Titel seyn,
Nimmt er auch nicht Bogen ein.

Schlecht und recht sey mein Beginnen,
Wind und Rauch muſs bald von hinnen;
Will durch Krümmen und durch Drehn
Mich nicht groſs und vornehm sehn.

Ganz deutschweg sey meine Sache,
Vorurtheil und Mode lache;
Schwenkt die Wetterfahne sich,
Und sie blinzen — dann lach' ich.

An die Freude.

Himmelskind, o Freude,
Wenigen bekannt:
Die im Flügelkleide
Liebling mich genannt!

O dir wallt mein Busen
Von der Kindheit an,
Weil ich Glück und Musen
Dir verdanken kann.

Du gabst meiner Seele
Freund und Saitenspiel,
Und für dich, Pamele,
Gab sie mir Gefühl!

Noch bis diese Stunde
Machst Du mich entzückt;
Gram hat keine Wunde
Mir ins Herz gedrückt.

Freude, süſse Freude,
Sterbend fühl' ich dich!
Sorgen, Gold und Seide,
Narren — hinter mich!

An die Liebe.

Süſse Liebe,
Feſsle ganz mein Herz;
Und machst du mein Leben trübe,
O so sey es Götterschmerz!

Schmerz, — der immer
Sanfte Hoffnung bey sich führt,
Und sich in dem Freudenschimmer
Von Elysium verliert.

Der Durst.

Mein Mädchen und ich,
Wir saſsen bey der Quelle,
Das Wasser floſs wie Silber helle,
Da durstete mich.
Mein Durst, vermehrt durch Amors Funken,
Versetzte fast mein Herz in Brand:
Da gab sie mir den Quell aus ihrer lieben Hand,
Und mit der Hand ihr Herz — da lebt' ich und empfand:
So selig habe noch kein Erdengott getrunken!

Trinklied.

Süſser Gott, laſs dich umfassen,
Vater Bacchus, sey gegrüſst!
Deinem Einfluſs überlassen
Ist das Leben, was es ist.
Hirtenstäbe, Königskronen,
Alles, Alles huldigt Dir!
Theokrite, Scipionen
Waren froh durch Dich, wie wir.

Du belohnst uns mit Entzücken,
Wenn uns Last und Pflicht geschwächt,
Und in sanftern Augenblicken
Der Olymp jetzt mit uns zecht.
Du gibst Muth zu kühnen Thaten,
Und der Erdkreis sieht es ein:
Das erhabne Mark der Staaten
Sey die Weisheit und der Wein.

Ihr vom Golddurst nur beflügelt
Stechet Wunden in das Meer,
Von Begierden aufgewiegelt
Bleibt ihr dennoch freudenleer.

Ihr seyd arm bey Millionen
Und verdorrt beym Ueberfluſs:
Brüder, trinkt! wer trinkt, hat Kronen,
Und stampſt Peru untern Fuſs.

Seht, mit welchen Engelsblicken
Eine Grazie sich naht —
Wie sie Himmel und Entzücken
In erhabnen Augen hat!
Kommt, ihr Mädchen, weiche Seelen,
Weiht uns zum Empfinden ein!
Beyder Indien Juwelen
Sind für dieses Glück zu klein.

O ein Kuſs, den Wein und Musen
Und die Tugend geben sehn,
Ist für einen Königsbusen,
Ist für alle Götter schön.
Freunde lebt! macht euer Leben
Elysäisch, himmelvoll!
Denn uns ward ein Herz gegeben,
Daſs es Freuden fühlen soll.

An den Mond.

Der sternenvolle Himmel,
O Mond, begrüſset Dich!
Du kommst: der ganze Himmel
Verhüllt in Silber sich.
Dir, Nachtregent, zu Ehren
Singt stille Liebe Dank;
Die Harmonie der Sphären
Tönt deinen Lobgesang.

Mit deinen sanften Strahlen
Erheiterst Du die Nacht,
Und hörst die süſsen Qualen,
Wenn Schmerz und Liebe wacht.
Dann schwebet Amor nieder,
Schlau schwebet er herab:
Du gibst ihm Reize wieder,
Die ihm der Tag nicht gab.

Dir wird das müde Schmachten
Der Herzen anvertraut,
Verliebt kannst Du betrachten
Den Jüngling und die Braut.

Du zählest ihre Freuden,
Bestrahlst der Liebe Thron;
Dann wirſt auf süſse Leiden
Der Schlafgott seinen Mohn.

Dich müsse Phöbus neiden,
Der flammenvoller glüht,
Der niemals deine Freuden
Und deine Scenen sieht.
O könntest du erzählen,
Wo wahre Liebe wohnt;
Viel hunderttausend Seelen
Beglücktest Du, o Mond!

An die Männer.

Männer, die ihr Frauen küſst,
Schätzet euer Glück:
Fühlt, was eine Gattin ist,
Jeden Augenblick!

Sucht durch reine Zärtlichkeit
Ihrer werth zu seyn;
Werdet ihre Seligkeit,
Niemals ihre Pein.

O ein Mann, der seine Frau.
Niedrig quälen kann,
Ist, wie wilde Tiger, rauh,
Aber ist nicht Mann.

Himmelreich und Paradies,
Thront in Weibes Blick!
Da es Gott entstehen hieſs:
Da entstand das Glück.

O, wie hellt im Weiberarm
Sich das Leben auf!
Das Gefühl wird groſs, wird warm,
Rasch der Lebenslauf.

Männer, Männer, liebt das Weib,
Gönnt ihm mehr als Scherz!
Es ist Leib von eurem Leib,
Herz von eurem Herz.

Freudenlied einer Gesellschaft.

Dieser Tag sey Tag der Freude,
Heiter unser Aller Herz!
Gottes schönes Prachtgebäude
Steht nicht da für Gram und Schmerz.
Singt, ihr Brüder, süſse Wonne,
Schwestern, singt Zufriedenheit!
Heut noch lacht uns Gottes Sonne,
Heut noch ist es Rosenzeit.

Gram soll unser Herz nicht täuschen,
Es gehört der Freundschaft ganz;
Fern von lärmenden Geräuschen
Gibt sie uns den Rosenkranz.
Auf dem Schmelz der bunten Wiese,
An dem Silberbach, im Hain,
Läſst sie uns im Paradiese,
Läſst sie uns im Himmel seyn.

Freunde, singt: Es lebe Freundschaft!
Denn sie ist der Engel Zier;
Und gerathen wir in Feindschaft,
Nun so sey es Neid mit dir!

Darfſt du es doch nicht vertragen,
Daſs wir für einander glühn,
Du ſollst unsern Wonnetägen
Keinen Augenblick entziehn.

Der letzte May.

Mädchen, singt sein Sterbelied!
Ach, er flieht,
Ach, er flieht der schöne May —
Heut noch — dann ist er vorbey!

Seht die Thräne der Natur —
Seht, die Flur
Singt ihm selbst ein Sterbelied,
Und wird falber — weil er flieht.

Ach, der gute Amor, der!
Freudenleer
Blicket er Cybelen an,
Die der May nicht fesseln kann.

Liebste Veilchen, gute Nacht!
Eure Pracht
Seh' ich dieses Jahr nicht mehr;
O ich liebt' euch gar zu sehr!

Hyacinthen, gute Nacht!
Eure Pracht,
Euer ambravoller Duft
Balsamirt nicht mehr die Luft! —

Mädchen, singt sein Sterbelied!
Ach, er flieht!
Ach, er flieht, der schöne May —
Heut noch — dann ist er vorbey!

An die Mädchen.

O ihr, nach deren Götterreizen
Die Jünglinge gefühllvoll geizen,
Wie stolz, o Mädchen, könnt ihr seyn!
Es knien vor euch verliebte Herzen,
Ein Wink von euch, dann nehmen Schmerzen
Und Freuden — ihre Seelen ein.

Ihr kommt, und ihr erobert völlig!
Ihr macht den Philosoph gesellig,
Der ganz in die Monade drang;
Er prüfet euch mit Neutons Blicken,
Und findet euch auch zum Entzücken
Gewebt in den Zusammenhang.

Ihr formt aus einem Prosaisten
Den feinsten Anakreontisten,
Der Liebe, Scherz und Wein besingt.
Der Stoiker wird umgeschmolzen;
Ihr macht aus einem Hagestolzen
Ein Herrchen, welches Fächer bringt.

Ihr gebt dem Irrlicht unsrer Erden,
Dem Stutzer, Anlaſs, Mensch zu werden,
Wenn ihr bey seiner Thorheit lacht.
Und hätt' ich wohl, wenn ihr nicht wäret,
Anakreons Befehl gehöret:
Und diese Liederchen gemacht?

An die Freude.

Freude, wenn du mich willst rühren:
O dann komm in der Gestalt
Von Elmiren —
Dann entzückest du mich bald!

Aber hast du mich zu rühren
Weiter nichts als die Gestalt
Von Elmiren —
So bleibt doch mein Herze — kalt!

Seline vorm Clavier.

Seline spielt! o mache mich entzückt,
Harmonisches Klavier!
Sie spielt — ich bin der Erd' entrückt,
Der Himmel naht sich mir.

Seline spielt! Gefühl ist ihr Akkord,
Empfindung ihr Gesang —
Sie reiſst mich mit zum Himmel fort —
O wonnevoller Zwang!

An den Mond.

Sanfte Luna, gut und milde,
Wie ein liebes Mädchen ſchön!
Ach ich kann an deinem Bilde
Niemals, niemals satt mich sehn.

Bist so lieblich, scheinst so helle,
Blendest naſse Augen nicht,
Und besitzt doch auf alle Fälle
So ein himmlisch Angesicht!

Wenn du so im Blauen lächelst,
Und ich seh' dich dann so an;
Denk' ich, daſs du mich belächelst,
Und du lachst mich auch wohl an.

Fühle dann in deinen Nächten
Eines ganzen Lebens Glück,
Das wohl Manche fühlen möchten
Bey des Lebens Miſsgeschick.

Und dein liebes helles Auge
Scheucht mein Seelendunkel hin,
Daſs ich neu am Tage tauge
Und voll Muth und Menschheit bin.

Ausgesöhnt mit allen Wesen,
Lach' ich meine Welt dann an;
Denn dein Antlitz läſst mich lesen:
Was Geduld und Hoffnung kann.

Und so oft mich Unmuth plaget,
Seh' ich in dein sanft Gesicht,
Bis mein Dankgefühl mir saget:
Gottes schöne Welt ist licht!

Der May.

Schöner May,
Ström' auf's neu'
Wolluſt in die Seelen!
Deine Zeit
Ueberſtreut
Alles mit Juwelen.

Du erfreuſt
Und erneuſt
Die Geſtalt der Erde;
Daſs der Scherz
Für das Herz
Paradieſiſch werde.

Ohne dich
Zeigten ſich
Keine Fluren ſchöne;
Dir allein
Singt im Hain
Philomele Töne.

Scherz und Tanz
Kuſs und Kranz
Rauschen schon zusammen!
Du, o May,
Machst auf's neu'
Jedes Herz zu Flammen!

Scherzt und küſst,
Und genieſst
Alle Frühlingsscenen;
Küſst euch matt,
Scherzt euch satt,
Jünglinge und Schönen!

Octoberlied.

Heil uns, daſs wir Menschen sind,
Die in Rebenlauben
Keinem Irrstern, keinem Wind,
Nur der Freude glauben!
Heil uns, daſs wir unsern Wein
Menschlich trinken können,
Daſs wir uns des Nektars freu'n,
Den uns Himmel gönnen!

Vater Bacchus, sey gegrüſst;
Sichtbar steigst du nieder,
Bist entzückt mit Menschen, bist
Froh, und Deutsch, und bieder;
Freust des weisen Trinkers Dich,
Der sich würdig freuet,
Und in deinen Lauben sich
Goldne Regen streuet.

O wie ist die Welt so reich
An erhabnen Wonnen!
Menschenfreunde, wärmet euch
In Octobersonnen;

Seht die goldnen Trauben an,
Sehet, wie sie blinken!
Freu' sich, wer sich freuen kann!
Trinke, wer kann trinken!

Nein, die Welt ist nicht zum Gram,
Ist zur Freud' erschaffen;
Vater Noah selber nahm
Seinem Gram die Waffen;
Selig blinkte sie ihm zu,
Die gekochte Traube,
Und er trank der Nachwelt Ruh
In der Rebenlaube.

Menschen, braucht doch euer Herz,
Brauchet es zur Freude!
Junge Veilchen blühn im März,
Jetzt ist Nektarweide.
Ströme Göttersaftes glühn
In durchsonnten Beeren,
Die uns flieſsenden Rubin
Und Smaragd bescheren.

Wein gibt Erdenseligkeit,
Freunde, laſst uns trinken!
Laſst die Sorgen und den Neid
In den Lethe sinken!

Werdet gut und tugendhaft
Beym Genuſs der Traube,
Und der Kranke, ohne Kraft,
Komm' in unsre Laube.

An den ersten Schnee.

Willkommen, lieber neuer Schnee,
Der von dem Himmel fällt!
Du wärmst die Saat und wärmst den Klee
Der künſt'gen Frühlingswelt!

Machst nicht die liebe Erde todt,
Hüllst sie nur friedlich ein:
Beym neuen Frühlingsmorgenroth
Weit herrlicher zu seyn.

Bist zwar so weiſs wie Leichentracht,
Doch gar nicht fürchterlich:
Denn unter deinem Schleyer wacht
Das Leben sichtbarlich!

Bald hüpft von deinem Kuſs erwärmt
Das Keimchen früh hervor,
Und keine Mutter Erde härmt
Sich um verstorbnen Flor.

Begräbst nur, daſs du wiederbringst —
So freu' ich Deiner mich,
Grab, daſs auch du mich einst verjüngst,
Mit Wonne denk' ich dich!

Du bist doch nichts als milder Schnee,
Das mich belebend deckt,
Und einst, wie Gott den Frühlingsklee,
Zu neuem Leben weckt.

Der Triumph.

Triumph! mein Herz hat sie besiegt,
Sie wirſt die Waffen hin!
Seline huldigt mir — da liegt
Mein Feind: ihr Eigensinn.

Triumph! Selinens Herz ist mein!
Mehr als die Welt hab' ich!
Ein König mag ein König seyn:
Seline liebet mich.

Mit groſser, hoher Götterlust
Sinkt mein entzücktes Herz
An ihre venusschönre Brust,
Und stirbt vor süſsem Schmerz.

Die Grazien.

Drey Grazien? Nur drey? O das ist wirklich wenig!
Jedwedes schöne Kind sey eine Huldgöttin!
Dann, Venus, schaffe, daſs ich König
Und Souverain bey Allen bin! —
Doch nein! vielleicht ging mir's mit allen Grazien,
Wie Orpheus einst in Thrazien!

An Amor.

Amor, Schöpfer süſser Triebe,
Sey gepreist!
Du gabst mir ein Herz zur Liebe,
Zum Empfinden einen Geist!

Kein vergötterndes Getümmel
Ist mein Loos:
Du machst mir den Kuſs zum Himmel,
Und machst mich durch Liebe groſs.

Meine Seele würde trauren
Ohne dich;
Himmel würden mich bedauren,
Mich Gefühlverlass'nen, — mich!

Aber Dank sey deinen Wonnen;
Selbst dein Schmerz
Ist von Göttern groſs ersonnen,
Und erhöht das Menschenherz.

Deinem Einfluſs überlassen
Leb' ich nur;
Dich fliehn, heiſst sich selbst verlassen —
Sanfte Seele der Natur!

An Doris.

Wie lange währt das Glück, zu küssen;
Komm, Doris, laſs es uns genieſsen!
Die Rose reizt durch ihre Pracht,
Die Lippen sind zum Kuſs gemacht —
Komm, laſs uns küssen Tag und Nacht!

Wir dürfen nicht die Mutter scheuen,
Sie selbst hat unsre Tändeleyen
Im Lenz der Jahre schlau geübt —
Ach, und sie weiſs: wie gern man liebt,
Wie gern man Küsse nimmt und gibt!

An Amor.

Amor, du hast Götterpfeile,
Triff doch meiner Doris Herz;
Amor, lieber Amor, eile,
Laſs sie fühlen süſsen Schmerz!

Nimm den wundervollen Bogen,
Den dir deine Mutter gab;
Siegreich komm' dein Pfeil geflogen —
Ha! da kommt er, und — prallt ab!

O das dacht' ich! Pfeil und Bogen
Höhnt ihr Marmorbusen nur —
Denn er ist mit Eis umzogen,
Wie im Winter die Natur.

Amor, Amor! fliehe, fliehe,
Klage Paphos den Verdruſs.
Ich bin mehr als du bist — siehe!
Meine Doris schmelzt mein Kuſs.

Der Lenz.

Willkommen, Braut der Erde,
Lenz, sey gegrüſst!
Die ganze Seele werde
Schön, wie du bist!
Du kommst, und alle Norden
Besiegt dein West;
Die Luft ist Chor geworden,
Die Welt ein Fest.

Im blumigen Geschmeide
Lacht die Natur,
Und Seligkeit und Freude
Hüpft auf der Flur.
Ein neugebornes Leben
Strömt in's Gefühl,
Der Schöpfung Nerven beben
Wie Saitenspiel.

Begeistre; Philomele,
Die ganze Brust,
Und fülle meine Seele
Mit Edens Lust!

Der goldne Gram der Städte
Geht mich nichts an,
Weil Laura's Blumenkette
Mich ſesseln kann.

An Phyllis.

Du bist zu schön — ich muſs dich küssen,
So sträubend auch dein Mund mag seyn!
Laſs uns des Lebens froh genieſsen;
Wir leben, Phyllis, uns zu freun.
Nur wen ein sanftes Herz erhebt,
Wer zärtlich denkt und küſst — der lebt!

Die Tugend gönnt uns unsre Küsse,
Noch hat kein Himmel sie verwehrt;
Der Hain, das Blumenthal, die Flüsse
Sieht man durch Maja's Kuſs verklärt!
Sieh, wie verliebt der Frühling ist,
Sieh jede Schöpfung durch: sie küſst!

Ein Kuſs weiſs nichts von niedern Trieben,
Die unsrer Menschheit Schande sind;
Nur der kann groſs und zärtlich lieben,
Bey dem die Küsse Tugend sind.
O liebes Mädchen, halte still,
Weil ich recht sittlich küssen will!

An Laura.

Als sie aus dem Hain kam.

Laura, die Dryaden sahn
Dich für eine Dryas an;
Und die Haine freuten sich,
Schöne Dryas, über dich!

Und die Wälder allzumal,
Und die Hügel und das Thal
Weihten dich zur Königin
Und zu ihrer Huldgöttin.

Erd' und Himmel, Land und Meer,
Alles ward mir freudenleer,
Und ich sah dich: mir zur Pein,
Königin und Charis seyn!

Aber, Laura, du bliebst treu!
Keiner Erde Schmeicheley
Konnte mir dein Herz entziehn,
Wenn sie auch vergötternd schien.

Die Schminke.

Meine Laura schminkt sich nicht,
Und hat doch ein hübsch Gesicht,
Das auch ohne Kunst gefällt
Und das ganze Herz erhält.

Ueberlassen der Natur,
Gleicht sie der beblümten Flur,
Wo in sanfter Majestät
Das versteckte Veilchen steht.

Selig, wem ein Antlitz lacht,
Das nur Tugend röther macht —
Hohe Sittsamkeit allein,
Mädchen, kann nur Schminke seyn!

An die Liebe.

Falsche Liebe, fliehe mich!
Niemand ist beglückt durch dich.
Amor, Amor, deine Leiden
Ueberwiegen deine Freuden!

Aber Laura lacht mich an! —
Ach, wie sie entzücken kann!
Amor, Amor, deine Freuden
Ueberwiegen deine Leiden!

Ein Trost.

Bekümmre dich doch nicht, mein Herz!
Lebt doch der Wein noch, und der Scherz,
Dein liebes Mädchen lebt ja auch!
Das Andre ist ja alles Rauch;
Laſs immer fünſe grade seyn,
Und glänzt der Narr, so gib dich drein.

Du hast ja menschliches Gefühl —
Und Laura und dein Saitenspiel,
Und Damon und Anakreon
Verschönern deinen Helikon —
Und Laura liebt dich treu und sehr —
Mein armes Herz, was willst du mehr?

Der Ball.

Falsches Glück, dein Ball zu seyn,
O das ist für mich zu klein;
Ich verlange nicht auf Erden,
Falsches Glück, dein Ball zu werden!

Aber Doris Ball zu seyn —
Liebe, ja, das geh' ich ein!
Sanftes Mädchen, mein Verlangen,
Willst du deinen Ball nicht fangen?

Orest und Laura.

Orest.

Laura, lache!
Denn der Neid
Sinnt auf Rache
Wegen unsrer Zärtlichkeit.

Rothe Flammen
Wirſt sein Blick;
Sie verdammen,
Sanſte Laura, unser Glück.

Laura.

Gut, ich lache,
Und der Neid
Sinn' auf Rache
Wegen unsrer Zärtlichkeit.

Laſs uns scherzen
Ungestört;
Unsre Herzen
Sind doch wohl des Neides werth?

Einwürfe.

Ich schrieb Anakreont'sche Lieder,
Da sprach mein Mädchen: Schäme dich!
Schreib' doch nicht deine Schwäche nieder —
Es ist ja lächerlich!«

Gleich hatt' ich Witz, ihr zu erwiedern:
„Mein Engel, o beruh'ge dich!
Denn mit Anakreont'schen Liedern
Täuscht meine Muse dich und mich.«

An die alten Junggesellen.

Flüchtig eilt das Leben hin;
Schnell erscheinen Falten;
Ach! der Stunden Eigensinn
Ist nicht auszuhalten!

Und doch dünkt man gern sich jung
Und wagt rasche Flügel,
Aber ach — wie sinkt der Schwung,
Blickt man in den Spiegel!

Selten denkt man: du wirst alt —
Spielt den Jüngling immer;
Endlich ruft Herr Vierzig: Halt!
Und — dann desto schlimmer!

Lieben Jünglinge, vernehmt
Hier ein Wort der Lehre:
Seyd verständig, und bequemt
Euch zu Frau und Ehre!

Trachtet hübsch zu rechter Zeit
Aemtern vorzustehen,
Und dann nützlich und gescheit
Nach dem Glück der Ehen.

Ach, es wurmet durch den Sinn,
Wenn man es vergessen;
Rasch! die Jahre fliehn dahin,
Und — dann still gesessen.

Warnung einer Matrone.

Ich bin nun alt, und gelte nun
Im Reich der Schönheit nichts!
Doch es ist auch nicht stolz zu thun
Auf Reiz des Angesichts.

Ihr Blüthenmädchen, bildet euch
Doch ja darauf nichts ein:
Die Jahre spielen einen Streich,
Der kann nicht ärger seyn!

Ich sah so gern im Spiegel mich,
Als ihr euch immer seht;
Nur sah's nicht, wie die Zeit verstrich
Und wie es ward so spät.

Ich dachte kaum der Schönheit recht
Auf Erden mich zu freun,
Da rief ein spöttelndes Geschlecht:
Wie jung mag die wohl seyn?

Ach, bey dem Putztisch flieht die Zeit
Wie Morgenträume hin:
Ihr guten jungen Mädchen, seyd
Ja nicht von meinem Sinn!

Spielt nicht mit eurer glatten Haut
Ein halbes Säkulum!
Das Mädchen, das auf Schönheit traut,
Sieht sich im Feereich um.

Hübsch drum auf innern Reiz gesehn,
O Mädchen, folget mir!
Ein schönes Herz allein macht schön,
Und dauert für und für.

Das kurze Spiel der Eitelkeit,
Ihr Kinder, ist bald aus!
Strebt, daſs ihr gute Weiber seyd
Und Mütter für das Haus.

O hätt' ich früher dies bedacht,
Ich hätte meinen Mann
Weit glücklicher als jetzt gemacht —
Dafür denkt ihr nun dran!

Und meidet Alles, was mich nun
Im Lebensherbst gereut.
Was könnt ihr einst als Weiber thun,
Wenn ihr jetzt Puppen seyd?

An mein Klavier.

Sympathetisches Klavier,
Haus und Hof, und Weib sey mir,
Dein harmonischer Akkord
Jage meine Grillen fort.

Seh' ich meine Börse leer,
Klirrt kein Weinglas um mich her,
Nickt mir keines Groſsen Blick;
O dann sey dein Ton mein Glück!

Ein Adagio von Bach
Fühlt der ganze Himmel nach,
Schade für ein Indostan
Wenn ich Bachen fühlen kann.

Und wenn Laura bey mir sitzt,
Aufs Klavier den Schneearm stützt
Und empfindungsvoll mir lacht,
Dann ihr Moguls, gute Nacht!

An meine Quaterne, so gut als gewonnen.

Willkommen, Tochter mystischer Kabale!
Mein baarer Ruhm! mein goldnes Glück!
Vom Strohdach bis zum Göttersaale
Lacht mir nun aller Wesen Blick.

Da bist du ja! o du, die meinen Tagen
Die Freude vor die Stirne prägt,
Und alle meine Börsenklagen
Auf ewig in die Urne legt.

Laſs dich umarmen, göttliche Quaterne,
Die den Poet zum Mylord macht!
Ey, ey, so schnell werd' ich zum Sterne?
Das hätt' ich ewig nicht gedacht!

O welche kitzelnde Metamorphose!
Ists möglich: bin ich noch das Ding,
Bey dem sogar die Tabacksdose
Des Stutzers einst vorüberging?

Bin ich das Wesen, das vor wenig Stunden
Nur Dint' und Feder vor sich sah?
Heil mir! die Musen sind verschwunden —
Der Hunger auch — und Gold ist da!

Und Gold ist da! — lebt wohl, ihr Pierinnen!
Wir hören auf, vertraut zu seyn;
Denn wer Quaternen kann gewinnen
Macht sich mit euch nicht mehr gemein.

Ich habe Tausende zu kommandiren —
Witz, Einsicht und Verstand, lebt wohl!
Nun kann ich mich ganz anders rühren,
Nun hebt mich jeder Schritt zum Pol!

O Schade, daſs ich noch so vieles denke! —
Das Denken paſst zum Reichthum nicht;
Genie, altväter'sches Geschenke
Des Himmels, wem gibst du Gewicht?

Du, mein elast'scher Lehnstuhl, sollst mich tragen
Und als ein strahlend Nichts mich sehn —
Und will Verstand und Witz mich plagen,
So laſs es nie mein Schlaf geschehn!

Viktoria! nun kann ich mich erheben,
Und wär' ich dummer noch als dumm!
Denn Gold und Kleid kann Alles geben —
Zum Herr Johann drehts Hansen um.

Hervor mit euch, ihr breitbetreſsten Kleider!
Steig auf, pathetische Frisur!
Ihr Götter kommt! Euch mein' ich, Schneider—
Macht mich zum Wunder der Natur!

Eilt! zaubert mir die feinste Garderobe,
Daſs Gallier und Britte staunt,
Und daſs zu meiner Kleider Lobe
Der Fama Säcula posaunt!

Du Rock von Moll sollst Pudermantel werden!
Zu lang warst du mein Gallakleid.
Fort mit dem Kittel! o ihr Erden,
Seht mich in seidner Herrlichkeit! —

Ha! dieser Rock mit seinem Scharlachfutter
Läſst ein ganz ander Thier mich seyn!
O säh' mich meine sel'ge Mutter,
Sie würde sich zu Tode freun!

„Ach Junge!“ würde sie treuherzig sprechen:
„Nun wird doch noch ein Kerl aus dir!“ —
Und ich, ich würde schön mich rächen,
Und schenkte die Quaterne ihr!

Lakeien! Kutscher! Sekretäre! Läufer!
Poeten! Hunde! aufgepaſst!
Den Wagen her! ich werde steifer!
Vor Gold und Würden brech' ich fast.

Deckt mir die Tafel! zwanzig arme Teufel
Verhungernder Genies, freſst mit! —
Nur tragt an meinem Werth nicht Zweifel,
Der bald auf Marmorpflaster tritt. —

Ha! welcher Epopöen Ozeane
Verkünden schon der Nachwelt mich!
Zu mancher Ode Riesenplane
Bin ich das hohe Thema — ich!

Nun will ich frey'n! ein Mädchen, deren Tugend
Ein unbeneidet Strohdach deckt;
Groſs durch ein Herz, das Puppenjugend
Und Stadt und Mode nicht befleckt.

Ein armes Mädchen will ich glücklich machen —
Was? ras' ich? bin ich wohl gescheit?
Nein, eine Lady soll mir lachen
Mit einer Göttin Zärtlichkeit.

Drey Zofen sollen ihre Schleppe tragen,
Und rechts und links Bediente gehn;
Heiduck' und Mohr soll auf dem Wagen
Wie Mitternacht und Riese stehn. —

Kein Tag flieh ohne Ball und ohne Feste
Für mich Glückseligen dahin!
Und denken sollen meine Gäste:
Daſs ich der groſse Mogol bin. —

Zu viel Entzücken! — ich kanns nicht ertragen!
O Pluto, Jupiter, halt ein!
Ich möchte sonst im Glück verzagen,
Und ärmer als ein Dichter seyn. — —

Dank aber sey dir, himmlische Quaterne,
Die mich in frohe Schwindel tunkt! — —
Ihr Euler, zählt mich unter Sterne!
Respekt! ich bin nicht mehr ein Punkt.

Seufzer einer Frau.

Ihr Götter! weinend denk' ich dran,
Wie gütig ihr gewesen;
Ihr gabt vorm Jahr mir einen Mann,
Den ihr mir selbst erlesen!

Ach, was ward mir mit ihm beschert!
Doch er ist seines Himmels werth,
Und keiner Welt voll Mängel: —
O macht ihn bald zum Engel!

Hans.

Heida lustig, ich bin Hans
Und bin ohne Sorgen!
Freuden eines braven Manns
Fühl' ich heut' und morgen.
Schulz und Amtmann sind mir gut;
Schöppen und Gerichte
Nennen mich ein ehrlich Blut,
Und das hat Gewichte.

Meine Frau ist Kronen werth:
Vivat meine Hanne!
Was ihr Mann von ihr begehrt,
Gibt sie ihrem Manne.
Zwar sie brachte mir nichts zu,
Als ein Herz voll Treue:
Aber braucht man mehr zur Ruh',
Mehr, daſs man sich freue?

Unter Arbeit und Gebet
Schwinden meine Stunden.
Was man fröhlich thut, geräth
Und wird kaum empfunden.

Arbeit macht den Lebenslauf
Noch einmal so munter;
Schöner geht die Sonne auf,
Schöner geht sie unter.

Bin ich nicht ein ganzer Kerl;
Glücklicher, als Städter?
Meine Hanne, meine Perl',
Sagt mir das beredter.
Ich mag unsers Edelmanns
Rittergut nicht neiden.
Heida lustig, ich bin Hans,
Und bin voller Freuden!

Der Dorfschulmeister.

Ich bin ein Dorfschulmeister,
Für mich gelehrt genug:
Viel superkluge Geister
Vernünfteln, sind nicht klug;
Verdrehn die liebe Bibel,
Thun was Gott nicht gefällt,
Und bringen tausend Uebel
Und Unheil in die Welt.

Da lob' ich mein Beginnen,
Ich bleib' an Gottes Wort,
Ein Jeder muſs von hinnen
An den bestimmten Ort.
Mein Amt, das ich erfülle,
Macht mein Gewissen froh,
Und Scrivers Herzpostille
Erquickt mich auch auf Stroh.

Was die Vernünftler grübeln
Thut nur gar selten gut,
Sie tadeln und verübeln,
Was Gott gar weise thut;

Bemustern seine Werke,
Woran sie Fehler schaun:
Und ihre Mückenstärke
Kann doch kein Sandkorn baun.

Ich armer Dorfschulmeister
Will leben unverführt,
Daſs mir die Welt nicht Kleister
Vor meine Augen schmiert;
Gelassen will ich's leiden,
Wenn mich der Freygeist schert:
Wer weiſs, wer von uns Beyden
Zuletzt am besten fährt.

Das Steckenpferd.

Ein Jeder hat sein Steckenpferd,
Auf dem er gerne reitet,
Und Jedem ist das seine werth,
So wenig es bedeutet.
Ich zum Exempel wählte mir
Zum Steckenpferd das Tanzen;
Und so hat jeder Mensch sein Thier,
Wie alle Ritter Lanzen.

Der Kritiker macht den Geschmack
Zu seinem Steckenpferde,
Der Harpax seinen vollen Sack,
Das Weltkind seine Erde,
Der Stutzer seinen Freund, den Wind,
Das Mädchen ihren Spiegel,
Der Philosoph das Menschenkind,
Ein mystisches Geklügel.

Der Ehen Pferd ist Harmonie,
Das wissen unsre Weiber,
Auf treuer Wahrheit reiten sie
Die Herren Zeitungsschreiber;

Die Tugend ist das Steckenpferd
Für längst vergeſsne Leute:
Kaum aber, kaum noch so viel werth,
Daſs ein Poet es reite.

Fehler der Deutschen Mädchen.

Deutsche Mädchen stehn im Wahn:
Daſs die Tugend adeln kann,
Daſs aus ihr nur Schönheit flieſst;
Was das für ein Fehler ist!

Deutsche Mädchen lesen gern;
Aber nichts von süſsen Herr'n,
Nichts von schaler Mährchen Quist;
Was das für ein Fehler ist!

Deutsche Mädchen reden schön,
Und nur das, was sie verstehn;
Sittsamkeit ist ihre List;
Was das für ein Fehler ist!

Deutsche Mädchen küssen zwar,
Doch mit Würde ganz und gar,
Kein Roman den Kuſs versüſst;
Was das für ein Fehler ist!

Deutsche Mädchen gehn nicht aus
Sind die Krone für ihr Haus,
Wirthschaftlich zu jeder Frist;
Was das für ein Fehler ist!

Deutsche Mädchen fliehn das Spiel,
Haben zärtliches Gefühl,
Ob es gleich Sylvan vermiſst;
Was das für ein Fehler ist!

Deutscher Mädchen Glück allein
Ist das Glücke: fromm zu seyn,
Wenn's die Mode gleich verdrieſst:
Was das für ein Fehler ist!

Klagen eines Stutzers.

Möchte man nicht rasend werden,
Ach und Zeter schrey'n!
Endlich soll man gar auf Erden
Noch vernünftig seyn!

Der Verstand will mehr bedeuten
Als ein schönes Kleid!
Götter, was sind das für Zeiten!
O, das geht zu weit!

Ist es möglich! schöne Kleider,
Hülsen wäret ihr?
Würdenschöpfer, Zaubrer, Schneider,
Auf! rächt euch mit mir!

O, in welche tiefe Nächte
Sinkt mein Vaterland!
Kleider, die ich so beblechte,
Euch verdräng' Verstand?

Witz und Kenntniſs überträfen
Einen seidnen Strumpf?
Weg mit den bekränzten Schläfen,
Puder ist Triumph!

Du, o göttliche Versette,
Bist drey Pallas werth!
Nicht die Feder, — die Manschette
Macht die Hand verklärt!

Mit der Weisheit und den Musen
Krümmt sich manch Geschick.
Vivant alle Stutzerbusen,
Diese haben Glück!

Das Glück des Stutzers.

Heil dem, der Stutzer ist!
In seiner blanken Weste
Freut er sich mancher Feste,
Und hüpft, und pfeift, und küſst.

Was Geist und Seele sind
Macht ihm kein Kopfzerbrechen
Er läſst sein Kleid beblechen,
Und paradirt durch Wind.

Bunt, wie ein Schmetterling.
Tanzt er vor Toiletten,
Wie Mäuschen an den Ketten
Und ist ein schnaksches Ding.

Sein Leben fleugt dahin
Wie ein Champagnerpfropfen,
Und diesem armen Tropfen
Sind Träume schon Gewinn.

Ein bunter Narr zu seyn,
Zu Fuſse Mädchen fallen,
Und sanfte Reime lallen;
Dies ist sein Ruhm allein.

Nie wird ihn Herz und Pflicht
Zum Glück der Menschheit leiten:
An solche Kleinigkeiten
Gedenkt ein Stutzer nicht.

Des Lebens kurze Frist
Mag ihn nach Lethe jagen;
Auch dort noch wird er sagen:
Heil dem, der Stutzer ist!

Der Weichherzige.

Ja, ja, der Winter ist mein Mann,
Da kann man in Redouten schwärmen,
Sich so und so und so erwärmen,
Mein'twegen halt' er immer an!

Der Sommer macht nicht halb so froh,
Denn er treibt Alles auseinander,
Doch dieser Alles zu einander,
Und ich, ich lieb' es gerne so!

Da ist bald Schlittenfahrt, bald Spiel,
Da gibt es Pickenicks und Bälle,
Die Zimmer sind wie Himmel helle,
Und Holz brennt auch im Ofen viel.

Da schäkert man im hellen Saal
Vergnügter als in Lenzalleen;
Herr Sturm und Hagel mag sich blähen,
Man regardirt sie nicht einmal.

Im warmen Pelz geht man sich warm,
Der Nord mag noch so heftig schneiden;
Zwar Vielen mangeln diese Freuden:
Doch warum sind so Viele arm?

Ich muſs nur lachen, wenn ich so
Die liebe Nothdurft wimmern sehe,
Der ich gern aus dem Wege gehe;
Warum ist sie nicht auch so froh?

Kann ich dafür, daſs sie nichts hat?
Ich sorge nur für mein Vergnügen,
Sie sehe, wie sie Holz kann kriegen;
Doch Schenken hat bey mir nicht statt.

Mein'twegen lebe wer da kann
Und fühle alle Winterfreuden,
Doch Arme wärmen, speisen, kleiden,
Ja, lieber Gott, das geht nicht an!

Ich wünsche Jedem frohen Muth,
Allein zu seinem frohen Leben
Kann ich ihm keinen Heller geben;
Ich bin gedeckt — und damit gut!

An den Tod.

Lieber Tod, du schwingst die Hippe
Und wir Menschen sind Gerippe;
Wenn du da bist, heiſst es: Marsch!
Man sey zaghaft, oder barsch.

Arm' und Reiche, Groſs' und Kleine,
Bey dem Wasser, bey dem Weine,
Auf dem Purpur, auf dem Stroh,
Holst du ab, bald so! — bald so! —

Und bey dergestalten Sachen
Wirst du mir nichts Neues machen.
Darum, darum bitt' ich dich,
O besuche freundlich mich.

Finde mich bey Ernst und Wachen
Lieber, denn so gar zum Lachen
Bist du doch wahrhaftig nicht,
Was nun auch der Witzling spricht!

Komm, wie gute Freunde kommen,
Und, werd' ich als Mensch beklommen,
Wenn dein kalter Arm mich faſst:
O, dann lächle Ruh und Rast!

Laſs mich still und heiter sterben,
Froher seyn, als meine Erben,
Deren Blick vergebens frägt:
Wo ich Schätze hingelegt?

Lasse nicht die Sense blinken,
Lieber Hain! wollst freundlich winken!
Und dein leeres Stundenglas —
O, willkommen sey mir das!

Entschlüsse

wegen der Flucht der Zeit.

Letzter Monat in dem Jahre,
Du bist da!
Und vielleicht ist meine Bahre
Auch so nah!

O wie Zeit und Leben fliehen!
Wie geschwind
Aller Erde Phantasieen
Nicht mehr sind!

Alles naht sich seinem Ende,
Nichts besteht,
Weil der Tod in alle Stände
Erndten geht,

Darum soll mir jede Stunde
Theuer seyn!
Denn der Zeit geschlag'ne Wunde
Bringt Bereu'n.

Und verscherzte Augenblicke
Sind ein Mord;
Jeder flieht mit Höll' im Blicke
Ewig fort.

Leben will ich, ich will leben!
Daſs ich nicht
Vor der Flucht der Zeit darf beben
Im Gericht;

Daſs kein Pulsschlag mich verklage
Einst vor Gott!
Denn des Tödters seiner Tage
Wartet Tod.

Nützen will ich die Sekunden
Meiner Zeit;
Jede sey mir, hingeschwunden,
Ewigkeit!

Daſs mein Leben wiederkehre,
Wenn es sinkt;
Daſs mein Geist in Salems Sphäre
Himmel trinkt!

An den Schutzengel.

Du mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir;
Leite mich durchs Thal der Mängel,
Bis hinauf, hinauf zu dir!

Lasse mich auf dieser Erde
Deiner Führung würdig seyn,
Daſs ich stündlich besser werde,
Nie ein Tag mich darf gereun!

Gehe zärtlich mir zur Seite,
Wenn mir manche Schwachheit winkt;
Gib mir dann auch das Geleite,
Wenn mein müdes Leben sinkt.

Sey in einer Welt voll Mängel
Stets mein Schild und mein Panier!
Du mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir!

Erinnerung.

Menschen, wollt ihr glücklich seyn,
Seyd's durch euer Herz!
Alles Auſsenwerk ist Schein,
Ist ein Schnee im März.

Gold und Silber blenden nur,
Machen nicht beglückt:
O, die mäſsige Natur
Segnet und entzückt.

Stiller Freuden sich bewuſst,
Mancher schönen That:
Dies sind Güter einer Brust,
Die Empfindung hat.

Unterm Strohdach neidet nie
Tugend den Palast:
Selig bist du, wenn du sie,
Mensch, im Herzen hast!

An Menschen.

Schön ist es auf Gottes Welt,
Wo die Tugend immer lächelt,
Stets ein West der Unschuld fächelt,
Die sich an den Engel hält.
Schön ist es auf Gottes Welt.

Gut ist es auf Gottes Welt,
Hat so viele Seligkeiten,
Hat so wenig schlimme Seiten,
Die der Maulwurf aufgestellt.
Gut ist es auf Gottes Welt.

Wahrer Leiden gibt's nicht viel.
Unmuth zaubert sich nur Leiden,
Gott schuf unser Herz für Freuden,
Für Gesang und Saitenspiel.
Wahrer Leiden gibt's nicht viel.

Nur der Thor kann sich nicht freun,
Den nicht Muth und Herz begeistern,
Sich der Wonnen zu bemeistern,
Die auch unterm Strohdach seyn.
Nur der Thor kann sich nicht freun.

Würdig leben, würdig thun,
Schafft aus Wüsten Lustgefilde,
Macht die ganze Schöpfung milde,
Läſst auf Erdentrümmern ruhn.
Laſst uns leben so, und thun!

O, der Mensch hat Götterkraft
Seine Wohlfahrt fest zu gründen.
Himmelsglück kann er empfinden,
Ist er fromm und tugendhaft.
Menschen, strebt nach Götterkraft!

Bleibet Gott und Himmel hold!
Dann geht ihr zur Grabesschwelle
Sanft und still, wie eine Welle,
Die sich über Goldsand rollt.
Bleibet Gott und Himmel hold!

An Jünglinge.

Jüngling, lerne dich erfreun,
Weil du lebst auf Erden;
Aber ohne Weiseseyn
Kann dir das nicht werden.

Hab' ein Herz in deiner Brust,
Das für's Gute glühet;
Hab' ein Auge, das nur Lust
Am Rechtschaffnen siehet

Strebe früh nach festem Sinn
Und nach Geistesstärke:
Flattre nicht so her und hin,
Adle deine Werke.

Weih' dich früh dem Vaterland,
Werde seine Ehre,
Daſs dein Herz und dein Verstand
Seine Männer mehre.

Schätzen wird dich dann der Mann,
Und das ist nicht wenig;
Wer sein Lob erstreben kann,
Den lobt auch ein König.

Ruhm und Ehre wirst du sehn,
Der Verdienste Schwestern;
Zwar der Neid wird drüber krähn,
Doch den laſs nur lästern.

Wirst du Mann und wirst du groſs,
Wird wohl gar auf Erden
Einst ein Deutsches Weib dein Loos,
Ganz beglückt zu werden.

Aber weise muſst du seyn,
Guter Jüngling, weise!
Alles ist in Hoffnung dein —
Jetzt — viel Glück zur Reise!

Mädchenlob.

Herrlich, feyerlich und schön
Ist's: ein Mädchen anzusehn,
Das die Tugend nicht versäumt
Und zu einem Engel keimt.

Himmlisch lacht sein Angesicht,
Anmuth redet, wenn es spricht,
Und von seinen Lippen fleuſst
Seelenhuld und sanfter Geist.

Unschuld ist sein Ehrenkleid,
Zierde, Herzensreinigkeit,
Schönheit ist ihm Tugend nur,
Und sein Schmuck das Kind der Flur.

Sanft und hell, wie reiner Thau,
Blüht es auf zur künft'gen Frau,
Und der unentweihten Brust
Ist kein süſses Gift bewuſst.

Frechen Flattrern beut es Hohn,
Witzelt nicht Romanenton,
Spricht, wie es ums Herz ihm ist,
Gleicht dem Täubchen, ohne List.

Engel führen's an der Hand,
Weiblichschön ist sein Verstand,
Schöner aber noch sein Herz,
Hoffnungsvoller als der März.

Mädchen — durch die Seele schön,
O wer kann euch fühllos sehn?
Und wann bebt der Frechheit Blick
Nicht vor eurem Strahl zurück?

Lebt, der Erde Glanz zu seyn,
Nehmt durch Herzensschönheit ein:
Nur durch sie seyd ihr mit Recht
Aller Welt ein Prachtgeschlecht.

Blüht für süſse Zukunft auf,
Euer reiner Lebenslauf
Sey von Männern aufgeküſst,
Deren Herz Empfindung ist!

Lied eines Mädchens.

Erhöhe mich durch deine keusche Röthe,
Scham, die mein ganzes Herz bewohnt,
Daſs ich in mir jedwede Neigung tödte
Die nur mit Schmerz belohnt! —

Nie müsse sich mein Auge frech geberden,
Mein Anstand flöſse Sitten ein:
O, kann mein Blick dem Laster schrecklich werden,
Wie selig werd' ich seyn!

Laut soll in mir der Tugend Stimme sprechen,
Zeigt die Verführung mir ihr Bild·
Und trotz des Hohngelächters aller Frechen
Sey Unschuld nur mein Schild.

Untadelhaft und unbefleckt sey immer
Mein heitrer Ernst, mein ernster Scherz!
Und jedes Lob, die Pest der Frauenzimmer,
Verführe nie mein Herz.

Und es erzittre, wenn die Leidenschaften
Ihm einen wilden Aufruhr dräun —
Gott, laſs mich sterben, — wenn die Tugendhaften
Sich meiner nicht erfreun!

Arbeit.

Arbeit macht das Leben süſs,
Mildert alle Last.
Der nur hat Bekümmerniſs,
Der die Arbeit haſst.
Kräfte gab uns die Natur
Zu Beruf und Pflicht!
Leere Müſsiggänger nur
Klagen, leben nicht.

Arbeit ist der Menschen Loos.
Ohne Müh' und Fleiſs
Wird kein Mensch auf Erden groſs;
Ehre fordert Schweiſs.
Bey Gebet und Arbeit nur
Lebt man menschlich schön:
Keinen Staub in der Natur
Sieht man stille stehn.

Arbeit und Betriebsamkeit
Geben Ehr' und Brod.
Müſsiggang und Schläfrigkeit
Sind schon halber Tod.

Bey Geschäften wird man alt,
Jeder hat uns lieb;
Doch den Faulen nennt man bald
Einen Tagedieb.

Arbeit nur gibt frohen Muth
Und zufriednen Sinn,
Schafft im Körper rasches Blut,
Lohnet mit Gewinn.
O wer wollte nun nicht gern
Stets geschäftig seyn?
Nicht sein Leben Gott dem Herrn
Wohlgefällig weihn?

Hochmuth.

Hochmuth käme mir in Sinn,
Der ich Staub und Asche bin,
Und auf äuſserlichen Schein
Wagte ich es, stolz zu seyn?

Fern sey dieser Wahn von mir!
Was ist aller Schönheit Zier,
Wenn in mir ein Herz sich regt,
Das nicht für die Tugend schlägt?

Schönheit ist nur Flitterwerk,
Kleiner Seelen Augenmerk.
Wer den Stolz auf Schönheit setzt,
Wie beschämt wird der zuletzt!

Hüllen Gold und Edelstein
Mich in Glanz und Schimmer ein,
Und mein Herz ist tugendlos:
Desto minder bin ich groſs.

Darum will ich wachſam ſeyn,
Mich der Demuth ſtets zu weihn.
Sie gefällt nur überall;
Aber Hochmuth kommt zu Fall.

Ein Lied für Reiche.

Dir dank' ich, Gott, mit frohem Sinn,
Daſs du mich reich gemacht!
Vor Tausenden hab' ich Gewinn,
Und dieses Lebens Pracht.

Ich darf nur wollen was ich will,
Ich kann's durch Gut und Geld!
Und um mich her ist Hüll' und Füll'
Und aller Glanz der Welt.

Paläste steigen für mich auf,
Mir wölbt der Weinberg sich,
Hoch raget dort mein Wald herauf,
Und Fluren sind für mich.

Ein Wink, dann muſs des Landes Mark
Auf meiner Tafel stehn,
Und Ross' und Heerden schön und stark
Auf meinen Triſten gehn.

Doch, bin ich denn auch würdig reich?
Verdien', ich's auch zu seyn?
Ist auch mein Herz für Elend weich?
Weich, Armuth zu erfreun?

Wenn Nothdurft im Verborgnen weint,
Verkannt Verdienst sich krümmt,
Bin ich dann auch der Menschenfreund
Der Antheil daran nimmt?

Und wenn die Wittwe brodlos sich
Mit ihren Waisen sieht,
Bin ich dann auch der Edle, ich,
Der sie dem Drang' entzieht?

Eil' ich auch gern ins Dunkle hin,
Wo stummer Jammer thränt,
Der sich nach seiner Trösterin,
Nach seinem Grabe sehnt? —

Gott! Gott! dazu ist Reichthum da!
Wandt' ich ihn dazu an?
Ach, dieses Herz verschweigt sein Ja —
Es dachte wohl nicht dran.

So sey es jetzt doch eingedenk:
Daſs der nur Reichthum nützt,
Der ihn, als göttliches Geschenk,
Zum Wohl der Welt besitzt.

An das Glück.

Kugelgöttin, die sich immer
Wie die Wetterhähne dreht,
Hin zu deinem Flitterschimmer
Trollt sich einmal mein Gebet.

Weiſst du, was ich von dir bitte?
O wahrhaftig keinen Blick —
Nur die allereinz'ge Güte:
Laſs mich ungeschoren, Glück!

Hab' ich Seele, Freund und Musen,
Herrscht Zufriedenheit in mir;
Wohnt mein Engel mir im Busen —
Närrin, was frag' ich nach dir!

Es ist alles eitel.

Da quält man sich, da hat man sich,
Und weiſs sich nicht zu lassen;
Und Alles kann doch endelich,
Ein Spannchen Erde fassen!

Da reiſst man ein, da baut man auf,
Thürmt Wunder über Wunder;
Und ist man nun recht hoch hinauf!
Blautz, liegt der ganze Plunder!

Da sorgt man früh, da sorgt man spat,
Viel Schätze zu gewinnen:
Und wenn man hat und hat und hat,
Husch, müssen wir von hinnen!

Du liebe Zeit, du liebe Welt,
Mit deinen Raritäten:
Dein Hab' und Gut und Ruhm und Geld
Geht all am Ende flöten!

Ist doch so gar nichts von Bestand
Auf dieser lieben Erde;
Sieht täglich, wie so alles Tand
Bald sey, wo nicht, bald werde;

Drum laſst uns doch, weil wir noch sind,
Uns hübsch reell ergötzen,
Und gut Gewissen, Weib und Kind,
Hoch über Alles schätzen.

Denn links und rechts, und weit und breit,
Läſst sich kein Glück empfinden,
Wofern wir's nicht zu aller Zeit
In unserm Herzen finden.

Herz, Herz, bist ein gar gutes Ding,
Kannst gar viel Freude geben!
Wohl dem, der dich von Gott empfing,
Zu leben, ach, zu leben!

Gib du uns, was kein Indien gibt:
Zufriedenheit und Fülle!
Das Andre, was sich sonnt und trübt,
Ist ja nur eine Grille.

Reichthum.

Ich bin reich! mein Herz ist mein!
Und mein Herz kann fühlen!
Seligkeit such' ich im Hain,
Nicht auf Purpurstühlen.

Ich bin reich! das Morgenroth
Lacht mir alle Morgen,
Gottes Wasser, Gottes Brod
Scheuchen meine Sorgen!

Ich bin reich! mich liebt mein Freund,
Lächelt, wenn ich scherze,
Drückt mich, wenn mein Auge weint,
Weinend an sein Herze.

Ich bin reich! mich lehrt mein Feind
Vorsichtsvoller wandeln,
Gibt mir Stoff, als Menschenfreund
Grofsmuthsvoll zu handeln.

Ich bin reich! der edle Mann
Schenkt mir Beyfallsblicke;
Sagt, wer reicher werden kann?
Mensch seyn — ist nur Glücke.

Mannssinn.

Hoch hinan zur Sternenbahn,
Kostet es auch Klimmen!
Wer nicht Flügel wagen kann,
Mag mit Schuppen schwimmen.

Auf zum Muth der Gröſse, auf!
Gutseyn, das ist Gröſse.
Jeder andre Lebenslauf
Kriecht in Schneckenblöſse.

Was nicht Zweck zum Guten hat,
Nicht den Menschen frommet,
Nicht vor Gott ist gute That,
Nicht von Weisheit kommet:

O, das ist nicht Mannssinn, ist
Windumhergetreibe,
Spielwerk einer kurzen Frist,
Phantasiegesträube.

Wahrer Mannssinn frommt der Welt
In dem kleinsten Theilchen;
Wie der Gott, der Zedern hält
Und den Stiel des Veilchen.

Mannssinn schafft mit Muth und Kraft
Seine Seelenmasse:
Die der Erde Wohlfahrt schafft,
Sey, in welcher Klasse.

Mannssinn strebt, vom Pflug zum Thron
Rath und That zu geben,
Mehr der ganzen Nation,
Als sich selbst zu leben.

Lebt und webt nur: da zu seyn,
Aller Welt zu nützen,
Und — es sey auch noch so klein,
Mit als Mensch zu stützen!

So ist Mannssinn — so ist Hang
Deutscher Biederseelen,
Die, wie hoher Sonnengang,
Alle Welt beseelen.

Die Mutter bey der Wiege.

Lieber kleiner Engel schlaf,
Sanfter als Baron und Graf,
Werd' ein frommer edler Mann,
Der stets ruhig schlafen kann,
Im Leben!

Werde groſs, und werde gut,
Gott verleih' dir wackern Muth·
Durch das Herz nur groſs zu seyn,
Nicht durch eitlen Flitterschein,
Wie Viele!

Habe jedes Gute lieb,
Und zu jedem Guten Trieb
Und zu jedem Triebe Kraft,
Dann sey groſs und tugendhaft
Vorm' Himmel.

Bilde dir auf äuſsern Schein
Niemals was auf Erden ein,
Leerer Glanz ist Puppenspiel,
Scheine nichts, und sey hübsch viel.
Ist besser!

Fürchte Gott und thue recht,
Alles was du thust sey ächt,
Denke, daſs der brave Mann
Sich durch's Herz belohnen kann
Gar fürstlich.

Hör' auf dein Gewissen fein,
Und bewahr' es immer rein;
Denn wer wie ein Hiob spricht:
Mein Gewissen beiſst mich nicht!
Ist König.

Gott laſs alles dir gedeihn,
Brod und Wasser, Fleisch und Wein,
Gebe dir zu jeder Frist
Was dir gut und heilsam ist!
Nun Amen.

Lob des braven Manns.

Ein braver Mann, ein braver Mann
Möcht' ich Zeitlebens seyn!
Wer sich des Vorzugs rühmen kann,
Nimmt alle Herzen ein.

Ihn lieben Fürst und Vaterland;
Der Menschen Lust ist er;
Sein gutes Herz und sein Verstand
Beglücken weit umher.

Er handelt redlich, edel, gut,
Aus Menschenlieb' und Pflicht,
Verbindet Herzen sich, und ruht
Bey Andrer Elend nicht.

Er gehet seinen g'raden Weg,
Gott und der Wahrheit treu,
Kommt stets als braver Mann zum Zweck
Und nie durch Schelmerey.

Ein Menſch ſeyn, iſt ſein liebſter Ruhm;
Und durch Rechtſchaffenheit
Schafft er ein goldnes Sekulum
Den Menſchen ſeiner Zeit.

O wenn ich ſo ein Mann ſtets bin,
Wie viel, wie viel bin ich?
Des Schöpfers Huld iſt mein Gewinn,
Und Engel lieben mich.

Sie lieben mich um jede That,
Vom Himmel nur geſehn:
Dies ſtärke mich, der Edlen Pfad
Zeitlebens gern zu gehn!

Menschenliebe.

Liebe Menschen, seyd doch gut,
Liebt euch doch als Brüder!
Liebe schaffet frohen Muth,
Härte schlägt ihn nieder.
Es ist doch kein Ruhigseyn
Auf der Welt zu finden,
Wenn wir uns nicht allgemein
Brüderlich verbinden.

Es gleicht auf der Erde nichts
Menschlichem Gefühle.
Liebe Brüder, und gebricht's,
Kommt man nicht zum Ziele.
Menschen können Menschen nur
Auf der Welt beglücken,
Süſser noch, als die Natur,
Letzen und entzücken.

Habe man die ganze Welt,
Und sey nicht geliebet;
Dann ist alle Lust vergällt,
Aller Glanz getrübet.

Denn der Reichthum macht es nicht,
Daſs wir glücklich leben:
Gutes Herz, erfüllte Pflicht
Kann nur Freuden geben.

Viele sind so seelenfroh
In der niedern Hütte,
Schlafen ruhig, sanft auf Stroh:
Dies macht ihr Gemüthe.
O, gibt uns ein gutes Herz
So viel Seligkeiten:
Wer will säumen, Allerwärts
Freude zu verbreiten!

Wunsch.

Gold und Silber wünscht' ich mir,
Glücklich alle Welt zu machen;
Jeder, der vor meiner Thür
Weinte, sollte wieder lachen

Wär' mit Reichthum ich beglückt:
Fromme Wittwen, arme Waisen
Wären dann dem Gram entrückt,
Kleiden wollt' ich sie und speisen.

Alle Herzen macht' ich mir
Durch Gefälligkeit verbindlich,
Suchte der Verlass'nen Thür,
Schenkte und erquickte stündlich.

Keine Thräne wollt' ich sehn,
Die ich nicht vom Auge wischte;
Keiner sollte von mir gehn,
Den ich nicht mit Trost erfrischte.

Alles müſste um mich her
Heiter wie der Frühling lachen!
O, wenn ich doch reicher wär',
Glücklich alle Welt zu machen!

Nun ich arm bin, will ich doch
Gerne theilen, was ich habe;
Will des ärmern Bruders Joch
Tragen helfen bis zum Grabe.

Lob des Bauers.

Ein Bauer ist ein Ehrenmann:
Er bauet uns das Feld.
Wer eines Bauern spotten kann,
Ist mir ein schlechter Held.

Noch eh' die liebe Sonne kommt,
Geht er schon seinen Gang,
Und thut, was allen Menschen frommt,
Mit Lust und mit Gesang.

Im Schweiſse seines Angesichts
Schafft er für Alle Brod;
Wir hätten ohne Bauern nichts,
Wir Städter litten Noth.

Und darum sey der Bauernstand
Uns aller Ehren werth.
Denn, kurz und gut, wo ist das Land,
Das nicht der Bauer nährt?

Die fünf Sinne.

Kannst du sehen, o so sieh
Nach verbotnen Dingen nie,
Laſs dich Dies und Das nicht blenden,
Sieh auch nicht so Alles, Kind!
Sieh nach edlen Gegenständen.
Vieles Sehen macht oft blind. —

Kannst du hören, o so hör'
Immer Gutes, immer mehr;
Sey hübsch taub bey losen Sachen,
Die des Leichtsinns Zunge spricht:
Ach, das Ohr kann Unruh machen,
Höre Kind, und hör' auch nicht! —

Kannst du schmecken, o so schmeck'
Immer richtig — denn der Geck
Wähnet auch Geschmack zu haben:
Aber diesen lerne fliehn;
Kost' auch nicht von allen Gaben,
Kind, denn sonst verdirbst du ihn. —

Kannst du riechen, o so riech'
Alles, was dein Himmelsstrich
Deiner Nase vorbehalten,
Selbst ein parfumirtes Tuch —
Und, so lange Nasen halten,
Sey du selber Wohlgeruch. —

Kannst du fühlen, o so fühl'
Menschenglück und Saitenspiel!
Dann wird jeder Sinn gewinnen,
Welt und Himmel sind dann dein.
Summa: Kind, laſs deine Sinnen
Deiner Seele würdig seyn!

Ein Lied für Gesunde.

Ich bin gesund — das ist so gut!
Das ist so dankenswerth!
Ach Gott, wer auf dem Siechbett ruht,
Fühlt erst was er entbehrt.

Wie mancher lebt durch's ganze Jahr
Nicht Einen muntern Tag!
Das ist ein Leben doch fürwahr,
Das man nicht neiden mag.

Und was ist alles Haab und Gut,
Und alle gelbe Spreu,
Fehlt uns Gesundheit, froher Muth,
Und gutes Herz dabey?

Und hätte man die ganze Welt,
Und schleppte sich so siech;
Das Leben wäre doch vergällt
Und wäre jämmerlich.

Gesundheit ist dann wohl ein Schatz —
Weh dem, der sie entbehrt,
Und auf der Lüste Tummelplatz,
Erst schwächt, und dann zerstört!

Ach, siecher Leib ist siecher Geist!
Sie stehn zu eng' im Bund;
Wenn jenen Krankheit niederreiſst,
Ist dieser nicht gesund.

Und was ist Daseyn ohne Kraft?
Ein Irren in der Nacht;
Ein Leben, das nur Elend schafft
Und selbst zur Last uns macht.

Drum danke doch ein Jeder Gott
Für der Gesundheit Glück;
Und wem es fehlt, dem gib, o Gott,
Dies gröſste Lebensglück!

Zwar einmal gehn wir seiner quitt,
Es bleibt beym alten Bund! —
Doch, du gibst Kraft zum letzten Schritt,
Dort — ist man erst gesund!

Lebensgenuſs.

Nimm hin, nimm hin die Schale Seligkeiten
Vom guten Himmel vollgefüllt,
Und laſs dich Tugend bis zum Engel leiten,
Dann sey dein Wunsch nach Glück gestillt.

Sey stolz auf süſse unbescholtne Wonnen,
So vielen Menschen unbekannt:
Und suche deine Heimath jenseits Sonnen,
Und finde das gelobte Land.

Glückseligkeit von ewigem Bestande
Wohnt in des Staubes Hütten nicht;
Die Phantasie im gaukelnden Gewande
Täuscht bloſs mit einem Schlafgesicht.

Des Mannes Loos ist kämpfen bis zum Ziele —
Gewagt! das hohe Ziel ist nah;
Dem unbefangnen menschlichen Gefühle
Stehn alle Himmel offen da.

Kein Leben hat Beseligung und Milde,
Das nicht nach seinem Kleinod jagt,
Und kühn den Flug in göttliche Gefilde
Vom Staube bis zum Engel wagt.

Gelebt! gelebt! bald ist die Spanne Leben
Dahin wie glanz des Sonnenlichts.
Auf! säumet nicht, ihm den Gehalt zu geben;
Sonst ist es eine Handvoll Nichts!

Vergänglichkeit.

Menschen, seht, wie Alles flieht,
Alles blühet und verblüht!
Laſst uns doch im kurzen Leben
Nach der schönsten Dauer streben.

Schöne Thaten sterben nicht,
Edelmuth ist kein Gedicht,
Und die Hoheit unsrer Seele
Weiſs von keiner Grabeshöhle.

Baut dem kurzen Lebenslauf
Ewige Trophäen auf,
Wenn ihr sie im Wohlthun findet:
Menschen, dann sind sie gegründet.

Pracht und Gold sind Flitterwerk,
Nur des Maulwurfs Augenmerk!
Wagt's, das beste Gold zu graben,
Wagt's, das beste Herz zu haben.

O, wenn Erd' und Himmel bricht,
Fällt der Werth des Herzens nicht!
Laſst uns doch im kurzen Leben
Nach der schönsten Dauer streben!

Macht des Gewissens.

Gut Ding, gut Ding ist fürwahr
Ruhiges Gewissen;
Alle Welt krümmt uns kein Haar,
Wenn wir das nicht missen.

Himmelswonne, Schild und Ruh
Ist es uns hienieden,
Drückt uns sanft die Augen zu,
Gibt im Sterben Frieden.

Mag sich Alles drehn und blähn,
Rechts und links sich neigen:
Gut Gewissen läſst's geschehn,
Keine Welt kann's beugen.

Wird zwar leicht in Schlaf gebracht,
Wenn uns Lüste füllen;
Aber, Sichre, es erwacht,
Wird wie Löwe brüllen.

Und dann wehe, wenn es brüllt!
Denn Gewissensstimme
Ruft die ganze Hölle, füllt
Alle Welt mit Grimme;

Heiſst uns zittern vor uns selbst,
Macht das Seyn zu Schrecken,
Daſs man wünscht, daſs unser Selbst
Gräber möchten decken.

Menschen, schläfert es nicht ein!
Es kann lange schlafen;
Aber schlägt wie Donner ein,
Wenn es ausgeschlafen!

Beym Gewitter.

Gott donnert, nein ich fürchte nichts;
Denn ich bin ja sein Kind!
Im Auge seines Angesichts
Bin ich was Engel sind.

Er sieht mein Herz, das ihm vertraut,
Wenn Erd' und Himmel bricht;
Es blitze, und es donnre laut:
Gott ist's, ich zittre nicht.

Er ist mein Gott, wenn Schlag und Blitz
Vom Himmel niederfällt:
Denn alle Himmel sind sein Sitz;
Sein Fuſstritt alle Welt.

Sein Donner segnet und erquickt,
Erschüttert sanft das Land,
Und macht den Schnitter einst entzückt,
Der sonst nicht Garben band.

Der Frevler nur, der Gott nicht liebt,
Wird beym Gewitter blaſs;
Mich macht kein Blitz, kein Schlag betrübt:
Denn Lieb' und Huld thut das.

Mit zuversichtlichem Vertraun,
Daſs Gott die Liebe sey,
Kann ich in seine Wolken schaun,
Von aller Knechtsfurcht frey.

Mein Herz ist still, wenn rund umher
Gewitterwolken sind;
Gott führt sie, und mein Schutz ist er;
Denn ich, ich bin sein Kind.

Fabeln und Erzählungen.

✓

Der Tanzbär und der Fuchs.

Ein Tanzbär, seiner Sprünge satt,
Kam stoisch in den Wald zurücke.
„Bon jour, mein Herr!“ grüſst ihn der Fuchs mit schlauem Blicke,
„Schon wieder aus der Stadt?
Ey, sagen Sie, Herr Bär, was Sie bewogen hat,
Ihr schönes Aemtchen zu verlassen?
Hier macht kein guter Herr Sie satt,
Sie wissen selbst, wie wenig man jetzt hat. —
Und überhaupt herrscht hier ein trauriges Verfassen!
Der Wald wird fast zum Jammerthal;
Die gute Zeit fällt gänzlich in die Brüche —
O warum gingen Sie von Ihrem Prinzipal?
Wo bleibt nun Ihre fette Küche?“ —

„Fuch's, lern' erhabner denken!“
Versetzt der Bär mit ernstem Blick:

„Ich will dir gern das bange Glück,
In Ketten und in Feſſeln ſchenken!
Geh', ſchmauſ' in einer Sklaverey,
Ich hungre lieber, und bin frey!“

Der Esel und der Fuchs.

Auf unschätzbare Lasten stolz, —
Denn Esel tragen oft sehr groſse Säcke Golds —
Tappt einer bey dem Fuchs vorbey.

»Herr Esel!« rief der Fuchs, »warum so aufgeblasen?
Wiewohl die Zeiten sind nicht immer einerley —
Ich weiſs doch sonst, wie demuthsvoll Sie grasen!
Sind die Juwelen schuld, die heut Ihr Buckel trägt?
O lassen Sie den Kitzel sich vertreiben!
Gesetzt, daſs man halb Peru auf Sie legt:
Sie werden doch ein Esel bleiben!«

Der Stadthund und die Dorfhunde.

Ein Stadthund lief von seinem Herrn;
Denn wer erträgt die guten Tage gern?
Doch also will's die alte Weise:
Dem Esel wird zu wohl, und er tanzt auf dem Eise.

„Der Stadthund also kam auf's Land.
Kaum ward es in dem Dorf bekannt,
So liefen alle Schäferhunde,
Des Schulzen seine obendrein,
Und sahn den Passagier, und schrien mit vollem Munde:
„O laſst uns sehn, wer das muſs seyn?"
Und ihrer fünf und zwanzig standen
Rund um ihn her, weil sie ihn gar zu drollig fanden.

„Woher, Patron?" frug Traps, des Dorfes Matador.
„Woher? das könnt ihr leicht errathen:
Ich komme aus der Stadt, und thue Wunderthaten,
Und man zieht mich mit Recht euch Bengeln allen vor."

„Kerl, schimpfe nicht," sprach Traps, „und mach' uns keinen Wind!
Wir wissen wohl, wie Städter sind —
Was kannst du denn?
Laſs uns doch deine Künste sehn." —

„Wohlan, paſst auf!" sprach Harlequin,
„Und horcht, was für ein Held ich bin!
Ich kann mit Frauenzimmern spielen,
Ich schlaf im Bett und sitz' auf Stühlen,
Auf zweyen Füſsen kann ich gehn,
Im Fall der Noth auch Schildwach stehn,
Und tanzen kann ich erst recht schön!
Und so gibt's noch viel tausend Sachen
Die ich mich untersteh' zu machen,
Worüber Menschen sich fast wollen scheckig lachen."

„Kommt, Brüder kommt!" sprach Traps, „er möcht' uns noch mehr sagen;
Er ist ein Narr — wir müssen ihn beklagen."

⁂

Wie Viele bilden sich auf Possen
Mehr ein, als mancher brave Mann,
Der von dem Glück ganz ausgeschlossen,
Sehr wenig hat, und sehr viel kann!

Mops.

Mops, ein sehr kluger Hund, sah junge Hündchen liegen;
Noch mehr: das kleinste bellte schon.
«Schweig, schweig!» rief er, «dein früher Ton
Bringt weder Beyfall noch Vergnügen.
Du bist so jung und willst schon bellen?
Lern's erst, jetzt kannst du es noch nicht!»

Dies Urtheil laſst uns Baven fällen,
Der noch nicht denkt, und doch schon spricht!

Der Berg und das Thal.

Hochmüthig sah ein Berg ins Thal
Und brüstete sich wegen seiner Höhe.
«Viel Ruhm für dich,» rief er, «daſs ich hinunter sehe,
Wie liegst du da so öd' und kahl!»

«Gemach, du stolzer Berg!» erwiederte das Thal.
«Wenn ich nicht bin, so stehe doch einmal!»

* * *

Wie oft sind wir gewohnt die Niedern zu verschmähn
Und stolz auf sie herabzusehn:
Da wir doch unser Glück vielleicht entbehren müſsten,
Wenn diese Niedrigen es nicht zu heben wüſsten.

Der Pfau und die Henne.

Zur Henne sprach ein stolzer Pfau:
„Respekt vor mir, und geh mir aus dem Wege!"

„Vor mir zuerst Reſpekt!" sprach diese kluge Frau,
„Weiſst du wohl, daſs ich Eier lege?"

„Nur gleich geschwiegen, schlechte Henne!"
Befahl der Pfau mit stolzerm Ton.

„Ich schweige nicht!" rief sie, „ich kenne
Den Uebermuth der Pfauen schon.
O lern' dich doch in Demuth kleiden:
Was nutzt die leere Prahlerey?
Laſs es die Welt einmal entscheiden,
Was nützlicher und besser sey:
Ein Pfaurad, oder Hühnerey?"

Der Schmetterling und die Biene.

»Bewundre mich!« sprach zu der Biene
Der Schmetterling mit einer Stutzermiene.
»Hast du was Schöners noch gesehn?
Bin ich nicht zum Entzücken schön?«

»Schweig, süſser Narr!« erwiederte die Biene.
»Wer sich schon selber loben kann,
Dem sieht man's gleich an seinen Farben an,
Daſs er kein Lob verdiene.«

* * *

O merkt euch doch, ihr süſsen Herr'n,
Den Unterricht der Biene gern!
Das schönste Kleid
Macht nicht gescheit.

Die Seidenwürmer.

Es redeten die Seidenwürmer
Vom guten Menschen mancherley;
Der Eine sprach: „Bey meiner Treu,
Sie sind die zärtlichsten Beschirmer!
Laſst uns der Menschen Groſsmuth schätzen!
Uns wohl zu thun, ist ihr Ergötzen."

„Es scheint so!" fiel ein Zweiter ihm ins Wort:
„Doch muſs man erst das Ding mehr auseinander setzen.
Der Mensch sucht Absicht hier und dort, —
Wir müssen
Von unsrer Arbeit erst auf ihre Groſsmuth schlieſsen.
Denn ohne Grund geschieht es nicht:
Nur Vortheil reizt den Mensch zur Pflicht."

„Ganz recht!" fiel ihm ein Abgelebter in das Wort:
„Der Mensch kann uns wohl Blätter gönnen,
Er nimmt uns ja dafür die ganze Seide fort.

Bedenkt es, Brüder, was wir können:
Wir machen, daſs der Mensch sein Ansehn
erst erhält;
Wir müssen ihm die Schönheit geben:
Weil ohne uns der Dummkopf nicht gefällt,
Und unbemerkt die Weisen leben!"

„Ach! stimmten endlich Alle ein:
Wie elend muſs es doch um viele Menschen
seyn,
Die von den Würmern ihre Gröſse nehmen!
Ob sie sich denn nicht schämen?"

* * *

Ihr, die ihr euch durch Kleider brüstet,
O wenn ihr diesmal doch recht schamroth werden
müſstet!
Vielleicht bekämt ihr Menschlichkeit!
Wann wirst du wieder gäng und gäbe,
Verschwundne Zeit,
Wo Niemand meinte: daſs ein Kleid
Zum Mensch erhebe!

Aret.

Aret, der viel Verdienst beſaſs,
Erfuhr das Miſsgeschick: daſs ihn die Welt
vergaſs!
Denn schätzt man wohl die klugen Leute,
Wenn sie das falsche Glück vergiſst?
Sprecht: ob an dieser Göttin Seite
Der Dummkopf nicht geschätzter ist?
Allein so geht's in unsern Tagen;
Er sitzt im schönlakirten Wagen
Stolz auf den Ruhm, den ihm sein Gold er-
wirbt;
Indeſs der Weise Hungers stirbt.

Allein trotz seinem Miſsgeschick
Beſaſs Aret Zufriedenheit und Glück:
Die Vorsicht hatte seinem Leben
Das göttlichste Geschenk der Welt,
Den allertreu'sten Freund gegeben,
Den oft ein König nicht erhält!
„Nein!" rief er, „niemals werd' ich klagen,
Ich darf an Damons Busen fliehn!
Das Glück hat mir nichts abgeschlagen,
Mein Herz hat Alles: es hat ihn!"

* * *

Ja Freundschaft, du gibst mehr als eine Krone,
Mehr als die Schöpfung in sich hält!
Ein König ohne Freund ist arm auf seinem Throne,
Besitzt er auch die Welt.

Galathee.

Vorm Spiegel einer stillen See
Stand, ernst wie Eva, Galathee,
Und sah, hineingebückt sich an;
Ein Regen kam: ihr Bild zerrann.

«Was ist die Schönheit und das Leben?»
Frug sie sich mit gerührtem Blick
«Schwimm' ich nicht auch ins Nichts, wie dieses Bild, zurück,
Wenn Tugenden mich nicht erheben?»

Sie sprachs; und eine Thräne fiel
Dem lieben Mädchen vom Gesichte.
Die ganze Gegend schien Gefühl;
Der Himmel ward aus Ehrfurcht wieder lichte.

* * *

Lernt, Mädchen, lernt von Galatheen,
Moralisch in den Spiegel sehn!

Der Fürst und der Dichter.

Vor einen Fürst trat ein erhabner Dichter
Und klagte seines Lebens Noth.
«Monarch!» sprach er beschämt, «sey Richter!
Ich denke — doch mir fehlt mein Brod!
Und weil ich keinen Narr'n erhebe,
Und dem Verdienste nur ein stilles Loblied gebe
Doch selber nichts zu leben hat;
So bin ich in der gröſsten Stadt
Kaum einmal in der Woche satt.»

«Wahrhaftig, das sind Dichterbürden,»
Fiel ihm der gute Fürst ins Wort;
«Ich meinte doch, daſs an so einem groſsen Ort
Talent und Witz belohnet würden?
Ein Mann, der jeden Tag so vieles Schöne sagt,
Sein Lied zum Ruhm der Tugend wagt,
Und reichen Narren es versagt —
Ist's möglich, daſs der Hunger klagt?»

«O ja, Monarch, schon lang ist dieses Mode!
Schon seit der Zeit, als Epopöe und Ode

Verdrungen sind durch's Quodlibet! —
Die Reimer werden jetzt nur fett!“

„Allein wie ist dies Unheil zu verhüten?
Frug sehr mitleidig der Monarch.
„Man müſste,“ sprach der hungernde Petrarch,
„Den Reimern ihr Geschmier verbieten;
Und ein vieläugigt Aristarch
Der müſste — wollten sie ja schreiben —
Genau! genau!“ —

„Nein, nein! „rief hitzig der Monarch,
„Die halbe Welt stürb' aus, es muſs beym
Alten bleiben.“

⁂

Verhungert nur, ihr guten Dichter!
Dafür macht auch ein Monument
Der Nachwelt euer Grabmal lichter,
Die euch bedauert, schätzt und nennt.
Stolz auf dies Glück, besiegt die Noth:
Und nehmet einen Stein, für Brod!

Der belesene Jüngling.

Ein junger Mensch war sehr belesen,
Doch alles, was er sprach,
Sprach er nur seinen Büchern nach,
Und war sehr oft schon da gewesen.
Er declamirte ganze Seiten,
Und in der That, es lieſs gelehrt;
Und ihm ward von sehr vielen Leuten
Orakelmäſsig zugehört.

Jedoch ein alter Greis, der auch etwas verstand,
Nahm ihn einst liebreich bey der Hand
Und sprach: „Mein Freund, ich muſs gestehn,
So ein Gedächtniſs hab' ich lange nicht gesehn —
Doch wenn ich bitten darf, so ändern Sie die Wahl:
Und sprechen Sie nun auch einmal!“

Theoren und Theophan.

Ganz von Gelehrsamkeit und Künsten aufgeschwollen,
Kam Theoren zum Theophan.
„Gottlob!“ fing er zu plaudern an,
„Ich bin ein Mensch, der Alles kann —
Nur steh' ich noch sehr kritisch bey mir an:
Welch Fach ich werde wählen wollen.“

„Mein Freund,“ versetzte Theophan,
„Laut dessen, was Sie mir erzählten,
Glaubt' ich, wär' es sehr wohl gethan:
Wenn sie gar keines wählten!“

Der Poet.

Mit seinem wichtigen Patron
Ging ehmals ein Poet spaziren;
Der Frühling fing den Dichter an zu rühren,
Denn eine Blumenflur ist, wie man sagt, sein Thron.
Wohin er blickte, sah er Freude,
Der May im lachenden Geschmeide
Goſs tausend Wonnen in sein Herz;
Und zärtlicher ward Vers und Scherz.

„So sagen Sie mir doch, was Sie am Frühling finden?“
Frug ihn sein frostiger Mäcen;
„Ich könnte, wenn auch hier noch weit mehr Blumen stünden,
Nichts Auſserordentliches sehn.“ —

„Das kann wohl seyn,“ sprach drauf der Dichter zum Mäcen;
„Sie sehn den Frühling nur, doch ich kann ihn empfinden!“

Meister Anton.

Der gute Meister Anton hatte
Vier Tage nach der süſsen Trau,
Wie mancher liebe Ehegatte,
Das Wunder einer bösen Frau.

Und doch war Meister Anton immer
Vergnügt und voller Seelenruh;
Zwar seine liebe Frau ward schlimmer,
Er aber lachte nur dazu.

«Denn,» sprach er, «Freunde, laſst mich lachen,
Sonst komm' ich nicht zu meinem Zweck.
Die bösen Weiber gut zu machen,
Ist dieses nur der einz'ge Weg.»

Michel.

Im Kriege, wo man leicht, wie sich es auch gebührt,
Das liebe Seinige verliert,
Kam Michel um die einz'ge Kuh
Und um die liebe Frau dazu.
Doch nach dem überstandnen Schreck
Trank er einmal, und dachte: weg ist weg!

Allein dem Dorfe fiel die harte Plündrung schwer,
Es dachte nicht so leicht wie er;
Zum Unglück also für die dienstbefliſsnen Helden
Sahn sie das halbe Dorf beym General sich melden
Der kurz nachher in diesen Flecken kam.
Nur Michel war nicht mitgegangen,
Denn das Verlorne wieder zu erlangen,
War wirklich sein geringster Gram.

Indessen aber ging die Sache ziemlich strenge,
Der finstre Blick vom braven General
Trieb Alles trefflich in die Enge,
Und er befahl:

Den Augenblick, bey Leib und Leben,
Das kleinste Stück heraus zu geben.

Die guten Leutchen säumten nicht,
Und lieſsen sich's nicht dreymal sagen:
Und halb aus Zwang, und halb aus Pflicht
Ward Alles vor ihn hin auf einen Klump getragen,
Und Jeder nahm mit frohem Blick
Das liebe Seinige zurück.

Zuletzt stand eine Kuh, und eine Frau noch da —
Und als man es beym rechten Licht besah,
Gehörte beydes Michel Velten.
Der General fing an zu schelten:
Warum der Esel nicht erschien
Und auch das Seine haben wollte?
Und gleich darauf citirt er ihn
Und frägt: ob seine Frau als Beute bleiben sollte?

„I ja! Herr General!“ sprach Michel, „immer zu!
Ich bitte nur um meine Kuh.“

Lucia und Theodor.

Drey Tage nach den Hochzeittagen
Muſs Theodor, der junge Ehemann,
Ein langes Lebewohl zu seiner Gattin sagen:
Das Glück rief ihn nach Indostan.
Zwar seines Herzens Hälfte zu verlassen
War ihm das traurigste Verfassen;
Doch wer durchsieht des Schicksals Flor?
Kein Sterblicher, kein Theodor!

Der Abschiedstag brach an.
In Thränen schmolzen Frau und Mann.
Der Wagen kam schon! bange Scene!
In tiefer Ohnmacht lag die erstvermählte Schöne!

Vor Zärtlichkeit und Schmerz
Brach fast dem guten Mann das Herz!
Vielleicht wär' mir es selbst gebrochen,
Drey Tage sind noch nicht drey Wochen!
«Erhole dich,» schrie er, «erhole dich, mein Leben:
Du bist mein Reichthum und mein Glück!
Kein Peru ist so viel, als wie von dir ein Blick!
Erhole dich, mein Kind, die Reis' ist aufgegeben.»

„Was?“ rief die Frau, die plötzlich sich besann,
„Hier bleiben wollen Sie? Sie sind ein dummer Mann!
O fangen Sie nicht Possen an;
Wer wird denn alles glauben?
Bey Ihnen darf man sich gar keinen Spaſs erlauben!
Fort, fort, mein Engel und mein Herz!
Die Ohnmacht war ja nur mein Scherz.“

* * *

Wie mancher Mann wird jetzt sein Weibchen fragen:
Bist du auch eine Lucia?
Und halb verstellt vielleicht — wird jedes Weibchen sagen:
Ja, liebes Männchen, ja!

Marelle.

Seit einem halben Säkulum
Ging es in einer Wohnung um:
Das schrecklichste Gespenst mit Ketten
Erschien des Nachts vor allen Betten,
Und Niemand konnte sich vor dem Gespenste
retten.
Fünf Wirthe muſsten schon heraus.
Man mochte bannen und beschwören,
Der Geist schien sich an nichts zu kehren,
Und polterte Jahr ein, Jahr aus.

Zuletzt stand gar die Wohnung wüste.
Der Rath beschloſs, das man das Haus
In die Novellen setzen müſste,
Man schlug es an, man bot es aus;
Die Braugerechtigkeit trug man noch auf das
Haus!
Man nahm noch obendrauf die Onera heraus!
Vergebens, Niemand will das Haus.

Auf einmal sieht die Frau Marelle
Die schöne Wohnung und die Stelle.

„Ey,“ hebt sie an, „sollt' es denn gar nicht
möglich seyn,
Das Haus von Geistern zu befreyn?
Es liegt so angenehm, so helle,
Man kann den Markt fast übersehn,
Man sieht fast alle Leute gehn;
Fast möcht' ich mich dazu entschlieſsen,
Die Wohnung käuflich zu erstehn:
Der Satan wird doch nicht in diesem Hause
gehn?
Gesetzt auch, daſs er drinnen wäre;
So schwör' ich jetzt bey meiner Ehre:
Ich will das Haus von seinem Schimpf befreyn.“ —
Sie sagt's, und kauft's, und ziehet ein.

Ey, ey, die dreiste Frau Marelle!
Wie wird es ihrem Vorwitz gehn?
Die Nacht bricht an, wir werden's sehn.
Denn, unter uns gesagt: sie scheute keine
Hölle!
Mit stolzer und entschloſsner Seele
Erwartet sie die Mitternacht.
So liegt ein Löwe vor der Höhle,
Bleibt ruhig in Gefahr, und wacht!

Nun schlug die geisterschwangre Uhr —
Und Sturm und Donner brüllt beym Glockenschlage Zwölfe;

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK

Auf einmal heulen tausend Wölfe;
Es dröhnt, als nahte sich das Ende der Natur!
Es rasseln Ketten, Fenster klirren:
Umsonst! Marelle läſst sich alles dies nicht
irren;
Mit Feueraugen hält sie Stich —
Und tausend Geister zeigen sich!

Kaum sahn die Matadors der Hölle
Die giftgeschwollene Marelle;
So bebten sie bestürzt zurück.
„Fort, Brüder!“ schrie der ganze Haufen:
„Hier ist es aus mit unserm Glück!
Der Teufel selbst muſs vor Marellen laufen.“

6. 7.

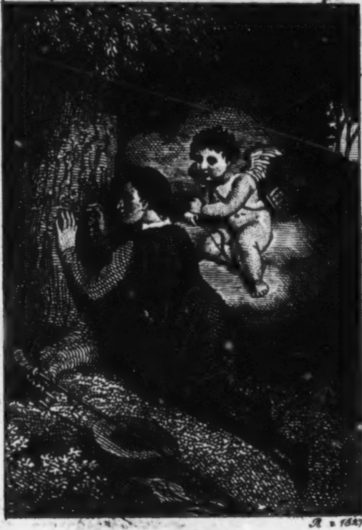
Die gelungensten

Gedichte

von

Johann Christoph Rost.

z. Rad' Gedichten



R. z. 1827

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

BIBL. VNIVERS. LIPS.
1900.3452

Fünf und vierzigstes Bändchen.
Rost's Gedichte.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

[illegible]

[illegible]

[illegible] Hahn

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Vorwort.

Johann Christoph Rost wurde den 7. April 1717 zu Leipzig geboren. Er studirte daselbst die Rechte, hielt sich nachher zu wiederholtenmalen zu Berlin auf, ward dann Secretär des Sächsischen Ministers Grafen von Brühl zu Dresden, und starb 1765 als Obersteuersekretär daselbst.

Er war einer der ersten, der sich in der, damals noch unbearbeiteten, Schäferpoesie mit Glück versuchte. Seine Schäfererzählungen, die man bey ihrem Erscheinen begierig verschlang, empfehlen sich durch Neuheit der Erfindung, durch schalkhafte Laune und leichten Fluſs der Verse; nicht selten fallen sie aber in's Schlüpfrige, ja sogar in's Schmutzige und Zotenhafte, wovon unter andern „die Schäferstunde“ und ganz besonders „die schöne Nacht“ zum Beweise dienen können. Auch als Satyriker trat Rost kräftig gerüstet hervor, und der arme Gottsched, freylich nicht ohne Verschuldung, ward heftig von seinen Pfeilen getroffen.

Rost's Schäfererzählungen kamen zuerst 1742 dann 1744 zu Berlin heraus. Der Dichter besorgte im letztern Jahre zu Dresden eine neue vermehrte Auflage, die zuletzt 1778 wiederholt wurde. Das gegen Gottsched gerichtete satyrische Gedicht in 5 Gesängen: Das Vorspiel erschien zuerst 1742 zu Dresden, und wurde, nachdem es confiscirt worden war, von den Schweizern 1743 zu Bern neu aufgelegt, bis 1772 ebendaselbst die neueste Ausgabe erfolgte. Rost's witzige Satyre: Epistel des Teufels an Gottsched (veranlaſst durch Gottscheds Zorn über die Weiſsensche Operette: «Der Teufel ist los) erschien zuerst einzeln (Dresden 1754), dann in C. H. Schmids Anthologie der Deutschen (Theil 1.), und nachher in der Neuen Berlin. Monatsschrift (1805. Jan.). Rost's vermischte Gedichte (herausgegeben von dem eben genannten Schmid und J. G. Dyk) wurden 1769 zu Leipzig, und 1770 zu Dresden gedruckt.

Inhalt.

Seite

1. Die Tugend. 1
2. An Doris. 6
3. Schäferlied. 8
4. An Doris. 10
5. Schäferlied. 13
6. An Doris. 16
7. An Doris. 19
8. Der blöde Schäfer. 23

Seite
9. Die bezauberte Phyllis. 29
10. Die gewissenhafte Schäferin. 36
11. Die eilfertige Schäferin. 44
12. Die geprüften Mutterlehren. 51
13. Die Jugend. 61
14. Thyrsis. 66
15. Thyrsis und Korydon. 74
16. Thyrsis und Sylvander. 83
17. Schäferlied. 96
18. Ein Schäferspiel. 99

Rost's

Schäfergedichte

und andre

poetische Stücke.

Die Tugend.

Ich sucht' unlängst das Glück der Tugendhaften,
Es schien mir kleiner noch als ihre Zahl zu seyn.
Mein Auge fand bey ihren Eigenschaften
Den Mangel meistens groſs, und Ehr' und Güter klein.
Der Zweifel wuchs, mein Witz fing an zu gleiten,
Drum sucht' ich es nicht mehr in Eitelkeiten.

Ihr Vorzug ist die Ruhe der Gemüther,
Und ein gesichert Herz, das keinen Richter scheut;
Groſs ohne Stand, reich ohne Geiz und Güter;
Von einer Lust erfüllt, die nie ein Schmerz bereut;

Die Sorgen stets in die Geduld begraben;
Zu fürchten nichts, zu hoffen Alles haben.

Jedoch wer sieht und prüft und kennt dies Glücke?
Der ungezäumte Neid, der sonst nach Allem geizt,
Verlieret hier die abgehärmten Blicke,
Ihn hat die Tugend nie zur Miſsgunst angereizt.
Ein Thor nur schätzt ein wahres Gut geringe,
Ihn rühret nur die Sinnlichkeit der Dinge.

Er trachtet nur der Tugend nach dem Namen,
Denn dieser klinget auch in eiteln Ohren schön.
Allein man merkt das Hinken an dem Lahmen,
Und suchet gleich die Kunst, den Absatz zu erhöhn.
Was wirkt ein Brief, der kleine Geister adelt?
Ein Beyspiel mehr zu weisen, was man tadelt.

Erhöht uns wohl der Name starker Geister?
Was hilft der Furchtsamkeit die stolze Löwenhaut?
Sie wird dadurch in der Gefahr nicht dreister
Ihr fehlt der Heldengeist, der auf sich selbetraut.

Sie flieht und läſst die falschen Kleider fahren,
Die ihr zu schwer bey Flucht und Schrecken waren.

Ein jeder Mensch muſs seine Thaten richten,
Es kömmt ein Augenblick, wo die Vernunft erwacht.
Da zittern wir vor den verletzten Pflichten,
Daſs zu der Rache schon die Furcht den Anfang macht.
Auch kein Tyrann kann diese Zeit verschlafen,
Ihn weckt der Traum, ein Bild verdienter Strafen.

Ein Spötter lacht, wenn man die Gottheit nennet,
Und nur beredt zu seyn, entweiht er den Altar;
Jedoch sobald ein Blitz die Wolken trennet,
So bebt er vor der Macht, die sein Gelächter war;
Stimmt Lieder an, doch sich nicht zu bekehren,
Er singt aus Furcht, den Donner nicht zu hören.

Die Heiligkeit, die nur die Heuchler schminket,
Ist wie verfälscht Metall, das nicht bey Kennern gilt.

Der Kelch, den oft ein Tugendhafter trinket,
Reicht ihm nicht stets den Saft, der aus den
Trauben quillt.
Doch welcher sich den Heuchlern zugesellet,
Verzieht den Mund, wenn sich der Trank vergället.

Wie Manchem, der die reichsten Schätze zählet,
Fehlt nicht der beste Schatz an der Zufriedenheit?
Gesetzt, daſs ihn kein siecher Körper quälet,
Und ihm den schnellen Tod kein Schlagfluſs
prophezeit;
Vielleicht erschreckt ein Bettler sein Gewissen,
Der, was er ist, durch ihn hat werden müssen.

So schmeckt ein Thor von diesem kurzen Leben
Die wilde Frucht, die stets den Nachschmack
bitter macht.
Er stirbt, sein Geist wird roher aufgegeben,
Als ihn kaum die Natur vordem hervorgebracht.
Er läſst, statt reif zu seinem wahren Glücke,
Als Greis die Welt noch viel zu früh zurücke.

Die Tugend ist des Lebens werth zu achten,
Und wer sie treibt, erfüllt der Vorsicht weises
Ziel.

Ihr Stand ist der, wornach die Klugen trachten,
Und Witz ist ohne sie ein leeres Schattenspiel.
Kein Lehrer kann der Welt mit Nachdruck rathen,
Er lehre denn zugleich mit seinen Thaten.

An Doris.

Hörst du mich gleich noch öfters sagen:
Dir, Doris, bleibt mein Herz getreu;
Mein Kind, so muſst du niemals fragen,
Ob dies nicht überflüssig sey.
So lange noch Verliebte leben,
Ist Furcht und Zweifel ihre Qual.
Dir die Versich'rung recht zu geben,
So geb' ich dir sie tausendmal.

Was dir mein Mund schon längst beschworen,
Das, Doris, schwür' er auch noch itzt.
Dies Zeugniſs geht mir noch verloren,
Da schon mein Wunsch dein Herz besitzt.

Nimm, geht es an, dein Herz zurücke,
Und gib mir's auf den frischen Eid.
Doch nein! denn in dem Augenblicke
Entbehrt' ich deine Zärtlichkeit.

Mich sollst du ewig zärtlich finden,
Auch da, wenn dich die junge Welt,
Wenn deine Reizungen verschwinden,
Einst für zu alt zur Schönheit hält.
Mich reizt dein Witz und deine Tugend,
Die sind an dir beständig schön.
Für mich mag deines Körpers Jugend
Gleich heute noch verloren gehn.

Verzögern gleich die strengen Zeiten
Vor uns noch den gewünschten Lauf;
Die Liebe sieht ihr Glück vom weiten,
Drum hofft sie nie vergebens drauf.
Was kann sie für Verlust vermuthen?
Durch Hoffen wird sie stark gemacht,
Und in zwo zärtlichen Minuten
Ist alles wieder eingebracht.

Schäferlied.

Umſonst, ihr Schäferinnen!
Ihr wollt mein Herz gewinnen,
Das sich der Einsamkeit
Mit stiller Sehnsucht weiht.
Pflückt Veilchen, streifet Myrthen,
Macht Sträuſse für die Hirten,
Und theilt die schönsten Bänder aus;
Ich achte weder Band noch Strauſs,
Und sehe stets mit Ruh
Den bunten Reihen zu.

Geht hin an jene Linde,
Betrachtet ihre Rinde:
Ihr findet ganz gewiſs
Den Namen Dorilis.

Den merkt! dies ist die Schöne,
Der gelten Lied und Töne,
Die meine treue Liebe singt,
Und aus der matten Flöte zwingt,
Wenn mich die schwüle Nacht
Durch Träume munter macht.

O könnt' ich doch die Zeiten
Auf ihrer Flucht begleiten!
Ich würde heute fliehn
Und jene Flur beziehn.
Wie wollt' ich mit Vergnügen
Nicht dort im Schatten liegen,
Wo meine Schöne mit Verdruſs
Die magern Heerden weiden muſs;
Wie würden Qual und Pein,
Uns nicht erträglich seyn!

Ihr angenehmen Stunden
Seyd allzuschnell verschwunden!
Kaum bin ich nicht mehr frey,
So seyd ihr schon vorbey.
O schweigt, gerechte Klagen!
Ihr werdet nichts erjagen
Als daſs ihr mir an das gedenkt,
Was euch erzwingt und mich nur kränkt.
Drum schweigt, mein Herze bricht,
Ihr klagt und helft mir nicht.

An Doris.

Kind, ich weiſs, die Kunst zu lieben
Ist dir längst in's Herz geschrieben;
Aber zürne darum nicht,
Wenn mein Lied von Lehren spricht.
Lerne meinen Eifer schätzen,
Welcher darauf nur beruht,
Wenn mein Kind, nach meinen Sätzen,
Mehr aus Lieb', als Einsicht thut.

Frage die geneigten Sterne
Nach dem Dichter in der Ferne!
Ob, und wie, und wo er lebt?
Was er jetzt zu lieben strebt?

Ein verliebter Aberglaube
Ist ein Grund zur Seelenruh;
Daſs dein Herz mir Niemand raube,
Ruf' ich oft den Lüften zu.

Ziehst du meinen Ring vom Finger,
O, so halt' ihn für geringer!
Steck' ihn hurtig wieder an,
Daſs er dir gefallen kann.
Wird der Demant Strahlen werfen,
Kind, so halt' dein Auge hin:
Denn er blitzt, dir einzuschärfen,
Daſs ich dir verbunden bin.

Schreib' mir oft von dem Verlangen,
Mich bald wieder zu umfangen.
Zweifle stets, doch nur verstellt,
Ob mein Herz den Eidschwur hält.
In der Liebe sicher leben,
Ist ein halber Ueberdruſs.
Zärtlichkeit und Furcht daneben
Sind, wodurch sie wachsen muſs.

Daſs dich nie ein Schmerz berücke,
Kind, so prüfe das Geschicke,
Baue nichts in freye Luft.
Denk' an dein' und meine Gruft,

Bilde dir von unserm Lieben
Beydes, Glück und Unglück, ein.
Besser, sich zu früh betrüben,
Als hernachmals trostlos seyn.

Schäferlied.

Lauft, muntre Heerden, in den Auen:
Verlauft euch nur nicht allzuweit!
Auf meinen Schutz könnt ihr nicht trauen,
Mich macht die Liebe selbst zerstreut.
Hier geb' ich meinen bangen Schmerzen,
Bey schattenreichen Linden, Raum,
Und ritze, mit betrübtem Herzen,
Manch Räthsel in den weichen Baum.

Ach Phyllis, o ihr hohlen Klüfte,
Sprecht mir doch diesen Namen nach!
Erzählet, ihr gerührten Lüfte,
Was mir der schönste Mund versprach!

Ihr habt den Wiederklang verloren.
Jedoch ich weiſs nicht, was ich will.
Ihr wisset, daſs sie falsch geschworen;
Drum schweigt ihr mir zum Troste still.

Wie, Phyllis, kannst du mich denn hassen?
Ach, Schäferin, besinne dich!
Hat dich mein Herz jemals verlassen?
O nein! nur du verlässest mich.
Nur du alleine brichst die Schwüre,
Durch die wir unsern Bund gemacht;
Und da ich deine Gunst verliere,
Hast du mich selbst darum gebracht.

Sonst dacht' ich: Phyllis wird auf Erden
Die mir getreuste Schöne seyn.
Ihr Blick soll meine Freude werden;
Ihr Kuſs der Flöte Kraft verleihn.
Man sah uns mit Vergnügen lieben.
Die Eltern hieſsen uns ein Paar.
Was ist davon noch wahr geblieben?
Nur dies, daſs es ein Irrthum war.

Ich weiſs, daſs Deines Schäfers Güter
Weit gröſser, als die meinen sind.
Die Liebe schätzt nur die Gemüther,
Und schlägt den Reichthum in den Wind.

Du liebst den Schäfer um die Schafe,
Und brichst, was mir dein Mund verspricht.
Im Voraus seh' ich deine Strafe:
Jedoch ich wünsche sie dir nicht.

Wohlan! so küsse deinen Hirten;
Ich flieh' und seh' euch nicht mehr zu,
Und laſs' euch bey den frischen Myrten
In ungestörter Lust und Ruh.
Von nun an geh' ich aus den Feldern,
Wo euer Aufenthalt mich schreckt.
Kommt, Heerden, kommt nach jenen Wäldern,
Wo meinen Schmerz nichts mehr erweckt!

An Doris.

Ein Andrer mag die Liebe ſchelten!
Mir ſoll ihr Name heilig ſeyn;
Und mehr, als der ſie tadelt, gelten,
Und meinen Schwüren Kraft verleihn.
Mein Mund ſoll ihre Treue loben,
Ihr ſey mein Herz aus Dank geweiht;
Sie gibt mir jetzt die ſchönſten Proben
Durch meiner Doris Zärtlichkeit.

Mit Schwermuth will ich mich nicht quälen,
So lang' ich mich gedulden muſs;
Die Hoffnung ſoll die Stunden zählen,
Jedoch nicht eine mit Verdruſs.

Mit Ungeduld verliebter Sinnen
Bestimmt man nicht der Zeiten Lauf,
Und bey dem heiligen Beginnen
Geht unsre Lust am ersten drauf.

Ich darf der Eifersucht nicht fröhnen;
Mein Trieb verbannt sie aus der Brust:
Genug, die Treue meiner Schönen
Bürgt mir vor Falschheit und Verlust.
Indessen soll mein Wunsch nicht schlafen,
Den Doris ganz allein erfüllt;
Den Himmel kann ich nur nicht strafen,
Der meine Sehnsucht langsam stillt.

Allein der treuen Doris Jugend
Verstreicht doch mit der schnellen Zeit.
Wohlan, so steht doch ihre Tugend
Nicht unter der Vergänglichkeit.
Was kann ihr denn die Zeit entführen?
Dem Körper etwas von der Pracht.
Getrost, hier kann sie viel verlieren,
Eh' der Verlust sie häſslich macht.

Je mehr die Lippen Durst gelitten,
Um destomehr erquickt der Trank.
Je länger wir den Himmel bitten,
Um desto gröſser wird der Dank.

Im Voraus seh' ich schon die Freude,
Im Bilde trifft mein Wunsch schon ein.
Ja, Doris, ja ich seh uns beyde
Vor Zärtlichkeit entgeistert seyn.

So stark mich dieses alles rühret,
So standhaft sieht mein Herz doch zu;
Und wenn es keine Klagen führet,
So sorgt es nur für seine Ruh.
Der Tod kann bald mein Leben rauben.
Vielleicht, daſs dies die Hoffnung schwächt?
O nein! wer wollte dieses glauben?
Der Himmel ist ja zu gerecht.

An Doris.

Komm, Doris, mit vergnügten Schritten!
Ich eile nach den Schäferhütten,
In welchen sich's am besten wohnt.
Dort wirst du nicht die Stadt vermissen,
Wo dir mein Mund, mit vollen Küssen,
Den neuerwählten Stand belohnt.

Was kann uns hier wohl noch ergötzen?
Die Jugend flicht bey den Gesetzen,
Durch die man unsre Liebe quält.
Hier ist die Hoffnung, Last und Plage;
Sie zählt die martervollen Tage;
Wer weiſs, wann sie den letzten zählt?

Ja, Doris, mir hat unter allen
Kein Stand zur Liebe mehr gefallen,
Als der sich von dem Zwang entfernt.
Wo, Schönste, liebt sich's wohl so süſse,
Als wo man Sprache, Blick und Küsse
Allein von seinem Herzen lernt?

Wer zwingt die Schäfer auf den Feldern?
Uns sucht die Miſsgunst nicht in Wäldern,
Dort ist die Lust nicht lasterhaft.
Ein Jeder fühlt was wir empfinden
Gnug, wenn wir uns durch uns verbinden.
Kein Handschlag gibt der Treue Kraft.

Kein Geiz verführt der Hirten Triebe.
Der Schäfer schmeckt in seiner Liebe
Die ruhigste Vergnüglichkeit.
Er und sein Nachbar finden beyde
Für ihre Heerden fette Weide,
Sind Freunde, fürchten keinen Neid.

Man baut kein Haus mit stolzen Mauern:
Die Hütte soll nicht länger dauern,
Als uns die Gegend Futter gibt.

Man schläft bey unverschloſsnen Thüren,
Hat keine Schätze zu verlieren,
Und hält in Armen was man liebt.

Des Morgens sollst du zu den Heerden
Durch meinen Kuſs gerufen werden,
Wenn Hylax bellt, das Vieh sich regt.
Der Abend bringt dir keinen Kummer,
Du weiſst, daſs dir zu deinem Schlummer
Mein Arm das Laub zusammenträgt.

Dort borgst du zu dem Hirtenkleide
Nicht erst den Schmuck von Gold und Seide:
Dein Anzug macht, daſs mir's gefällt.
Dir geht dabey kein Kuſs verloren:
Mein Mund hat einen Bund geschworen,
Den ohnedies mein Herz schon hält.

Dort überfällt uns, ohne Schmerzen,
Das Alter nur mit Lust und Scherzen.
Die andre Wollust ist die Ruh.
Da sehn wir mit gesetztem Triebe
Noch öfters unsrer ersten Liebe
Im Bilde junger Hirten zu.

Einst wirst du in den alten Linden
Noch Spuren deines Namens finden.
Ich weiſs, du kömmst und nimmst mich mit.
Du zeigst ihn dem getreuen Greise,
Der ihn einst mit verliebtem Fleiſse
Zum Denkmal in die Bäume schnitt.

Komm, Doris, mit vergnügten Schritten!
Ich eile nach den Schäferhütten,
In welchen sich's am besten wohnt.
Dort wirst du nicht die Stadt vermissen,
Wo dir mein Mund mit vollen Küssen
Den neuerwählten Stand belohnt.

Der blöde Schäfer.

Oft sind die Schäferinnen spröde,
Und fliehn aus Eigensinn des Hirten Zärtlichkeit;
Oft aber machen sie zur Lust Gelegenheit,
Und da ist doch der Schäfer gar zu blöde.
Doch, welcher dieses ist,
Sein Glücke nur aus Furcht vergiſst,
Und nichts bey seiner Liebe waget,
Der ist hernach nicht werth, daſs ihn ein Mensch
beklaget.
Ein junger Hirte, Philimen,
War von Natur verliebt, auch zum Gefallen schön;
Es eiferten die Schäferinnen,
Die Gunst des Jünglings zu gewinnen.

Wie mancher Strauſs, wie manches Band
Ward seinetwegen nicht zum Putzen angewandt?
Die Eine sang ihm oft ein zärtlich Hirtenlied;
Die Andre war bemüht,
Sein Herze durch den Tanz zu fangen;
Allein zuletzt bereuten sie
Doch alle die verlorne Müh,
Nebst dem verrathenen Verlangen.
Die Furchtsamkeit
Hält jederzeit
Den Antrag Philimens zurücke.
Kaum sprach sein Herz noch durch die Blicke.
Er ging zu mancher Schäferin
Oft mit dem festen Schlusse hin,
Ihr nichts als Zärtliches zu sagen.
Umsonst, er konnt' es niemals wagen.
Und hätt' ihn eine nur um seine Gunst gefragt,
So hätt' er, glaub' ich, Ja gesagt.
Doch welche Nymphe wird hierum den Schäfer fragen?
Nur Daphne war zu sehr in ihn verliebt,
So daſs sie auf die stärksten Mittel dachte,
Wodurch sie sich den Schäfer eigen machte.
Was sie beschloſs, ward standhaft ausgeübt.
Das, was die Schönen sonst nur zu erwarten pflegen,
Vergaſs sie ihrer Liebe wegen.
Was allemal die Hirten selbst gethan,

That sie, und redete den blöden Schäfer an.
Sie sagt ihm, daſs er unter allen
Ihr einzig und allein gefallen.
Nichts fiel ihr zu bekennen schwer,
Sie sagt ihm dies, wer weiſs, ob nicht noch mehr.
Er dankt' ihr für die Zärtlichkeit,
Und war vergnügt und that erfreut;
Allein zu Mehrerem sich zu entschlieſsen,
Fiel ihm zwar öfters ein,
Jedoch sein Muth war viel zu klein,
Sie auf das erstemal zu küssen.
Was dachte Daphne wohl hiebey?
Sie sprach ihn zwar nicht von dem Fehler frey,
Doch glaubte sie, anstatt ihn höhnisch zu verlachen,
Ihr Umgang würd' ihn wohl noch endlich herzhaft machen.
Umsonst, er kam, sprach nichts, ging furchtsam wieder fort,
Und was er ja noch sprach, war ein erfragtes Wort;
Doch lieſs er stets die Klage hören,
Wie grausam das Geschick und seine Daphne wären.
Man muſste hier so stark, als Daphne zärtlich seyn,
Ihm statt der Rache noch beständig zu verzeihn.

Sie nahm sich endlich vor, das Letzte zu probiren,
Und ihn durch eine kleine List,
Die in der Liebe sonst ein sichres Mittel ist,
Zu seinen Pflichten anzuführen.
Einst warf die junge Schäferin,
Sich, noch bevor er kam, bey ihrer Heerde hin,
Als wäre sie bey ihren Schafen
Vor Hitz' und Müdigkeit ein wenig eingeschlafen.
Ihr runder Arm macht ihr das harte Lager weich,
Und ihre Hand vor ihren Augen Schatten,
Die mehr zu lauschen, als zu schlummern hatten.
Dem Busen war mit Fleiſs das Oberkleid zu kurz;
Ihr kleiner Schäferschurz
Ward noch daneben
Der warmen Mittagsluft zum Spielen übergeben.
Sie hatte sich die Stellung ausgedacht,
Die blöde Schäfer klug, und kluge lüstern macht.
Sie lag und lernte schon, wie sie erschrecken wollte,
Wenn Philimen sie küssend wecken sollte.
Er kam, doch weil er sie in diesem Schlummer sah,

So trat er ihr kaum noch mit leisen Schritten nah.
Der Anblick war zu schön, sein Herz fing an zu schmachten.
Er konnte hier
Die Nymphe nicht genug betrachten.
Ihr meinet, daſs er nun einmal verwegen war?
Er machte Daphnen nicht sein Daseyn offenbar.
Er sprach nichts mehr, als dies: „Wie sanſt ist ihre Ruh?
Ihr schönen Augen, bleibt in eurem Schlummer zu!
Ihr Blätter, rauschet nicht, und blöket nicht, ihr Heerden!
Die schöne Daphne muſs durch nichts gestöret werden."
Und hierauf schlich er sich nun ohne Kuſs und Wort
Mit leisen Schritten wieder fort.
Doch Daphne, die er hatte schlummern lassen,
Fing ihn auf einmal an zu hassen.
Die fehlgeschlagne List hielt sie für ihre Schmach,
Drum sprang sie auf, und schickt' ihm diese Worte nach:
„Du hast dein eignes Glück vermieden,
Und bist der Lust nicht werth, die Daphne dir beschieden."

Er hörte dies und lief zurück.
Doch ein versäumter Augenblick
Wird keinem Hirten wieder kommen.
Auch Daphne hatte hier bereits die Flucht genommen.

Die bezauberte Phyllis.

Dort in den reizenden, so oft beschriebnen Gründen,
Wo man kein fremdes Volk und wenig Laster kennt,
Wo man den Witz Verstand, die Einfalt Tugend nennt,
Wo sich die Herzen noch aus Zärtlichkeit verbinden,
Dort ist das schöne Land, das nur die Dichter finden.
In diesen Gegenden pflanzt sich durch jeden Ort
Mit den Geschlechten noch ein altes Mährchen fort.

Ich halte zwar nicht viel von erblichen Geschichten:
Jedoch ich will davon, was ich gehört, berichten.
Die junge Phyllis wuchs heran.
Sie war bereits in den so schönen Jahren,
Wo sich sonst Lieb' und Wunsch dem Herzen offenbaren;
Allein, ihr sah man noch der Jugend Unschuld an.
Ihr Auge war noch ohne List;
Ihr Putz ein Hirtenkleid, das ohne Schleifen ist.
Kein Band durchflocht ihr braunes Haar,
Worauf der Zierrath nur ein kleiner Strohhut war;
Noch sang sie wenig Hirtenlieder,
Und stimmte sie zuweilen eines an,
So war's ein Loblied auf den Pan.
Dies sang sie oft aus frommer Andacht wieder.
Sie tanzte gern, doch ohne Kunst;
Sie suchte keines Schäfers Gunst
Durch ihre Stellung zu erlangen.
Zu reizen war ihr unbewufst;
Sie hatte nur zu ihrer Lust
Den Tanz mit andern angefangen.
Jedoch dies ist die Art der Liebe.
Zuweilen mischt sie sich nicht gleich in unsre Triebe,

Sie zeigt sich nie dem Herzen nah;
Wenn man sie spürt, ist sie schon da.
Sie weiſs uns zeitig g'nug zu finden,
Fliegt als ein Pfeil, uns zu entzünden.
So ging's der jungen Phyllis auch.
Die Schäfer hatten den Gebrauch,
Nach der Gewohnheit ihrer Alten,
Der Pales alle Jahr ein Freudenfest zu halten.
Hierbey war es geschehn,
Daſs sie das erstemal den Lycidas gesehn.
Durch diesen Anblick fiel der jungen Schäferin
Ruh, Freyheit, und was mehr? der Unschuld Hälfte hin.
Hier sah sie einen Schäfer an;
Dies hatte sie sonst auch gethan:
Allein hier that sie es mit unverwandten Blikken,
Hier that sie es mit heimlichem Entzücken,
Hier that sie es, warum? Man hat sie nicht gefragt,
Sonst hätte sie wohl selbst: sie wüſst' es nicht, gesagt.
Ihr schönen Mädchen, helft mir dieses offenbaren:
Was Phyllis nicht gewuſst, habt ihr vielleicht erfahren.
So oft der Schäfer mit ihr sprach,
So schlug sie erst die Augen nieder,

Und dann erhob sie nur dieselben furchtsam wieder.
Die Worte folgten langsam nach.
Der Schäfer war zu wild, dies deutlich zu verstehen,
Drum lieſs er sie,
Mit leichter Müh,
Als eine spröde Nymphe gehen.
Kaum war dies Fest vorbey,
So fühlte Phyllis erst die nie gefühlten Triebe.
Sie fühlte zwar nichts mehr, als nur die erste Liebe;
Doch dies Empfinden war für sie noch viel zu neu,
Die fremde Gluth, die ihren Körper brannte,
Die Regung, die sie Marter nannte,
Die Wünsche, die sie noch nicht kannte,
Die machten ihr anjetzt die sonst vergnügte Zeit
Zur ungewohnten Qual, zur gröſsten Bangigkeit.
Ihr Mund verschwendete die Klagen,
Und konnte nie sein Unglück sagen.
Kein Ohr war ihr mehr angenehm;
Kein Fleck zur Weide mehr bequem.
Oft ging sie nach den kühlen Schatten,
Doch da sie Sonn' und Luft hier nicht erhitzet hatten,

So war's im Schatten auch für sie noch viel zu heiſs.
Im Seufzen nur bestand ihr Fleiſs.
Sie lieſs die Heerde vor sich gehn,
Wenn diese stand, so blieb sie stehn;
Wenn diese ging, so ging sie mit.
Kein muntrer Schritt
War an der Nymphe mehr zu spüren,
Die Hirtin lieſs sich von der Heerde führen.
Sie wünschte sich nur stets, und was?
Den Hirten Lycidas.
Was aber wollte sie mit diesem Schäfer machen?
Dies waren damals ihr,
Wie mir
Vor ziemlich langer Zeit, noch unbekannte Sachen.
Kein Lycidas erscheint.
Dies hoffet sie auch nicht, sie klaget nur und weint.
Sie weint aus Unzufriedenheit,
Sie klagt, was klagt sie denn? Ein Herz voll Bangigkeit.
Doch muſste noch bey diesem allen
Die Schuld von ihrer Angst auf diesen Schäfer fallen.
«Ach,» spricht sie, «Lycidas quält mich durch Zauberey!»

Sie sprichts, die Qual bleibt da, sie schweigt und weint dabey.
So ist bey Nacht und Tage
Ihr erst' und letztes Wort die jämmerlichste Klage.
O Phyllis, stelle doch die leeren Seufzer ein!
Vergebens weinest du, dir muſs geholfen seyn.
Die Angst nahm täglich überhand.
Ihr Herz gerieth so stark in Brand,
Daſs ihre Thränen schon der Schönheit Abbruch thaten.
Deswegen war es hohe Zeit,
Der Nymphe mit Behutsamkeit
Ein Mittel für die Qual zu rathen.
Sie klagte Sylvien, die ihre Freundin war,
Des jungen Schäfers Zaubereyen.
Die Freundin schrie: „Hier ist Gefahr!
Kein Mensch kann dich davon befreyen,
Als Lycidas, der dir den Streich gethan,
Drum höre meinen Vorschlag an:
Du muſst zu diesem Schäfer gehen,
Erst nur um seinen Rath, und dann um Hülfe flehen.
Doch sprich kein Wort bey ihm von seiner Zauberey;
Er macht dich sonst aus Furcht nicht von der Marter frey.
Wirst du die Qual ihm nur bescheiden klagen,

So hilft er dir gewiſs, du wirst mir's wieder sagen."
Gut, Phyllis ging zum Schäfer hin,
Und, wo ich recht berichtet bin,
So hat sie ihm kein Stück von ihrer Angst verschwiegen.
Doch welcher Kranke wird auch seinen Arzt belügen?
Er war zu helfen gleich bereit.
Ein Schäfer läſst sich leicht erbitten.
Er prüfete die süſse Bangigkeit,
Und merkte gleich, was sie gelitten.
Drum nahm er sie mit sich in seine Schäferhütte.
Hier wiederholte sie nun noch einmal die Bitte.
Er fing die Mittel an; allein ob die Gefahr
Durch seine Kunst gehoben war,
Hat Phyllis Sylvien niemals bekennen wollen.
Ihr Mädchen, sagt einmal hierbey,
Was hat man von der Zauberey
Und ihrem Mittel denken sollen?

Die gewissenhafte Schäferin.

Es ist ein einzig Ding, dem an Gewalt nichts gleichet,
Dem alle Welt gehorcht, die Weisheit selber weichet,
Durch dieses Ding kömmt oft der klügsten Schäferin,
Zu ihres Schäfers Wunsch der Beyfall in den Sinn.
Jedoch wer wollte sich wohl seiner Schwachheit freuen?
Ein kluges Mädchen wird, was es versehn, bereuen.
An Heloisen lobt noch selber Abälard,
Daſs sie aus Buſs' und Reu' die frömmste Nonne ward.

Allein, ihr Schönen, dürft nicht stets im Kloster büſsen,
Ein jedes Mädchen hat ein anderes Gewissen.
Jetzt höret, was man einst von Amarillen sprach;
Gefällt euch ihre Reu', so folgt der Nymphe nach.
Myrtill war oft bey Amarillen,
Und lieſs, um dieser Nymphe willen,
Fast jeden Tag die Heerd' allein;
Kaum sah man noch
Den faulen Hylax Hirten seyn.
Drum büſst er manches Stück von seinen Schafen ein.
Jedoch es war ihm nur um Amarillen,
Drum litt er den Verlust getrost um ihretwillen.
Wo diese Nymphe war, war auch der Schäfer da.
Er legt es endlich ihr ſo nah,
Daſs, als er einst zu zärtlich klagte,
Ihm Amarillis freundlich sagte:
Er sollte ganz allein
Der Schäfer, den sie liebte, seyn.
Doch muſst' er ihr zugleich bey der Diana schwören,
Was heut zu Tage noch den Mädchen wohlgefällt,
Wenn man es schwört, und doch nicht hält.

Jedoch die Götter, die dergleichen Schwüre hören,
Belachen sie, dem Jupiter zu Ehren:
Verliebten ist's erlaubt, bisweilen falsch zu schwören.
Kaum hat er diesen Eid gethan,
So fing sich schon der Meineid an,
Daſs oft die Schäferin die Götter bitten muſste,
Dem frechen Hirten zu verzeihn
Und ihrer Unschuld Muth und Kräfte zu verleihn.
Doch da er selbst zuviel von seinen Göttern wuſste,
Und in der Flur schon etwas offenbar
Von dem Endymion und der Diana war;
So dacht' er, was die Götter treiben,
Wird auch an dir wohl ungestrafet bleiben.
Man sagt, daſs Jupiter hierüber selbst gelacht,
Und oft aus Scherz hiermit Dianen roth gemacht.
Zudem war selbst die Nymphe nicht von Stein.
Man bilde sich einmal ein junges Mädchen ein,
Das sich von fetter Milch die Backen rund gegessen,
Das, wenn es oft allein gesessen,
Der Ziege zugesehn, mit der der Bock gespielt,
Und jedesmal sich selbst dabey gefühlt;

Die Mutter oft behorcht, wenn sie bey später Nacht
Die Töchter schlafen hieſs, die ihr zu lang gewacht;
Kurz, zwo Personen von den Jahren,
Wie Piramus und Thisbe waren.
Ich spreche sie aus Menschenliebe frey,
Und jeder Schäfer stimmt mir bey;
Sie lieſs sich von Myrtillen küssen,
Und welcher wird das Uebrige nicht wissen?
Wer seine Schöne küſst und nicht das Andre raubt,
Der ist den Kuſs nicht werth, den ihm ihr Mund erlaubt.
Hiervon hat Naso längst in seiner Kunst zu lieben,
Im ersten Buche selbst geschrieben;
Und welche sich in seinen Lehren üben,
Die haben mir vertraut, daſs sie dies oft getrieben,
Und daſs die Regel auch beständig wahr geblieben.
Genug, daſs dies Myrtill verstund,
Denn was uns Naso sagt, thut ihm die Liebe kund.
Auch den gewissen Punkt nahm er der Schäferin,
Und Amarillis gab dem Räuber Alles hin.

Doch das Gewissen schläft nicht lange.
Theils wurd' ihr um Myrtillen bange,
Der seinen Eid so schändlich brach;
Theils um sich selbst, weil sie bedachte,
Daſs sie auch sich des Meineids schuldig machte.
Dem allen sann sie nun mit wahrer Reue nach.
Die Wolken durften kaum den Horizont bedecken,
So meinte sie schon, voller Schrecken,
Jetzt würd' ein Blitz die Lüfte theilen,
Und jetzt ein Donnerschlag nach ihrem Herzen eilen.
Vornehmlich furchte sie sich vor der Opferzeit,
Die Götter möchten sie bey der Gelegenheit
Vielleicht vor Alt und Jung beschämen,
Und zu beleidigt seyn, ihr Opfer anzunehmen.
Dieſs lieſs der Nymphe keine Ruh.
Jedoch ihr Kummer nahm durch gröſsre Sorgen zu:
Die Götter lieſsen auch ein Zeichen an ihr sehen,
Wie an den Nymphen oft geschehen,
Die es vorher zu schlecht bedacht,
Daſs Jeder, der sie sieht, auch weiſs, was sie gemacht.
Im tiefsten Wasser wünscht sie plötzlich zu ersaufen;

Doch wer ist stark genug, in seinen Tod zu laufen?
Darum behielt noch der Verstand
Bey Amarillen auch zuletzt die Oberhand.
Ein kluges Mädchen wird sich in dergleichen Fällen
Aus Ungeduld nicht ganz und gar verzweifelt stellen:
Man trage seine Last, und ist sie noch so groſs,
Zuletzt macht uns die Zeit der schweren Bürde los.
Dies rühmt man auch an Amarillen.
Die sanfte Nymphe ging gelassen zu Myrtillen,
Und sprach: „Wir Beyde sind es werth,
Daſs uns die gröſste Strafe widerfährt.
Für meine Schuld empfind' ich schon die Rache;
Wer weiſs, mit was für Noth
Der Himmel dir, Myrtill, schon droht.
Auch meine That ist deine Sache.“
Die Thränen rollten hier von ihren Wangen ab.
Sie stützte sich betrübt auf ihren Hirtenstab,
Und sah Myrtillen an, als ob sie sagen wollte,
Daſs er ihr wieder helfen sollte.
Allein der listige Myrtill,
Ihr Schönen, wurde nicht gerühret.
Er that das, was ich euch aus Freundschaft sagen will,

Damit euch doch mein Mund mehr bessert, als verführet.
«Der Meineid,» sprach er, «geht mir deinetwegen nah;
Jedoch noch ist ein Rath zu wahrer Reue da.
Wer etwas stiehlt, kann niemals ruhig leben,
Er müsse denn, was er gestohlen, wieder geben.
Auch wir sind ohnedies nicht von der Marter frey,
Die Reue bleibt bey allen Sünden einerley:
Hier hast du deine Küsse wieder.»
Und hiermit gab er nun der frommen Schäferin
Die Küsse zehnfach wieder hin.
Die Halbbekehrte warf sich hier aus Reue nieder,
Und der betrügliche Myrtill,
Vor dessen gleichen ich die Mädchen warnen will,
Gab ihr aus Heucheley auch die Empfindung wieder,
Die ihn, ich weiſs es nicht, wie, wann und wo ergötzte,
Als er das erstemal den schweren Eid verletzte.
«Der Zweifel,» sprach er, «wird nun wohl gehoben seyn.»
Doch Amarillis sagte: Nein!
Noch ist's, als läg auf mir der allergröſste Stein.»

Sie blieb mit herzlichem Vergnügen,
Aus Reue noch ein wenig liegen.

Doch endlich sah der Schäfer klar,
Daſs ihr Gewissen leichter war,
Und er und sie, kurz alle Beyde
Verschmelzeten ſast vor Gewissensfreude.

Die eilfertige Schäferin.

Der junge Schäfer Tityrus
Empfand, was jeder fühlen muſs.
Er ward der Macht der schönen Schäferinnen,
An mancher unruhvollen Nacht,
Die er mit Wünschen zugebracht,
Und die ein Traum, sonst nichts, oft wahr gemacht,
Zu seiner schönsten Marter innen.
Er räumte Sylvien allein
An Schönheit und an Witz den gröſsten Vorzug ein.
Erst wünscht' er nur, sie immer zu erblicken;
Doch dieser Wunsch ist viel zu leer:
Wer zärtlich liebt, der wünschet bald noch mehr;

Die Liebe suchet uns weit stärker zu berücken.
Er wünschte sie zu sehn,
Und seine Zärtlichkeit, mit Bitten und mit Klagen,
Der jungen Sylvie zu sagen.
Doch dies war leichter noch gewünschet, als geschehn:
Sie und Lykoris trieben beyde,
Als Schwestern, stets zugleich die Heerden auf die Weide.
Oft schleicht sich Tityrus zu ihren Triften hin,
Vielleicht ist sie allein, die schöne Schäferin?
O nein! er kömmt und irrt, und bleibt ganz traurig stehen,
Man fragt ihn, was er will?
Er weiſs es wohl, doch schweigt er still,
Und weil er gar nichts sagt, heiſst man ihn wieder gehen.
So kehrt der Schäfer oft zurück,
Und ohne Kuſs und ohne Blick;
Nur mit Verdruſs, nur mit vergeblichem Bemühen.
So ist die Zeit,
So ist das Glück und die Gelegenheit;
Kein Mensch sieht sie so stark, als ein Verliebter fliehen.
Man nennt oft, übereilt, die Liebe seine Last.
So hatte Tityrus auch den Entschluſs gefaſst,

Erst Sylvien, und dann die Liebe zu vergessen.
Jedoch wer dieses will, der hat es schlecht ermessen.
Kaum hat er einen Augenblick gesessen,
So rauscht der Zephyr durch den Wald.
Dies hört der junge Schäfer bald.
Er horcht, warum? Er springet auf, weswegen?
Vielleicht, weil sich die Blätter stark bewegen?
O nein! er meint, es käme Sylvia,
Er meint, noch mehr, er meint, sie sey schon da.
Weg, armer Tityrus, mit dem verhaſsten Triebe!
Vergiſs erst Sylvien, vergiſs hernach die Liebe.
Hast du den Augenblick nicht diesen Schluſs gefaſst?
Wie kömmt es, daſs du ihn zuerst vergessen hast?
Man nennt oft, übereilt, die Liebe seine Last.

Doch weil sein schmeichelhafter Sinn
Ihm schon von seiner Schäferin
Oft viel gesagt, und oft gelogen,
So warf er sich nun ganz verdrieſslich bey seinem Baume wieder hin.
Er dachte;
Vielleicht, was Sylvia bey ihrer Heerde machte?
O nein, dies dacht' er nicht.

Was aber sonst? Wer liebt, wird dies von mir nicht fragen;
Was ein Verliebter denkt, kann er oft selbst nicht sagen.
Jetzt springt er noch einmal von seinem Lager auf;
Doch nun betrügt der Zephyr ihn nicht wieder,
Kein rauschend Blatt ermuntert seine Glieder:
Er siehet Sylvien, in vollem Lauf,
Die nichts als ihren Hylax mitgenommen,
Von ihrer Flur nach seinen Triſten kommen.
Er siehet sie, drum springt er hurtig auf.
«Ach, Sylvia, geliebte Schäferin,
Du eilst, woher? wohin?
O mache mir einmal die Freude,
Und bleib' ein wenig hier, wo ich die Heerde weide.»
So redet sie der junge Schäfer an;
Allein sie sagt, daſs sie nicht bleiben kann.
«Nein,» spricht sie,» Tityrus, mir ist befohlen,
Ein Schaf von Daphnens Trift zu holen.
Lykoris hütet jetzt die Schafe ganz allein,
Deswegen muſs ich nun bald wieder bey ihr seyn.
Und wenn du mir gleich jetzt die Heerde schenken wolltest,
So glaube, daſs du mich doch nicht bereden solltest.»

Er bittet nur um einen Augenblick.
Umsonst, sie gehet fort. Er hält sie gar zurück.
Sie schreyt, und fänget an mit ihm zu ringen;
Ihr Hylax will auf den verwegnen Schäfer springen.
Allein sie sieht es noch zu groſsem Glück;
Drum stöſset sie den bösen Hund zurück.
Dies fordert auch das Mitleid von den Schönen.
Ihr Mädchen, nehmt dies allemal in Acht;
Den kleinen Hund, der euren Schoſs bewacht,
Müſst ihr zum Beiſsen nie gewöhnen.
Der Schäfer fährt mit Bitten fort.
«Ach,» spricht er, «Sylvie, so höre nur ein Wort.»
Sie hört. Er fänget an zu klagen:
«Mich quälen Zeit und Glück seit mehr als sechszehn Tagen.»
Kaum hat er dies gesagt, so will sie wieder gehn.
«O da dich Zeit und Qual seit sechszehn Tagen quälen,
So,» spricht sie, «kann ich zum Voraus verstehn,
Du hast mir allzuvieles zu erzählen.»
Er bittet noch um einen Augenblick,
Er küsset ihre Hand. Hält sie nicht dies zurück?

Sie bleibt. Die Liebe läſst ihn jetzt viel kürzer sprechen.
Er blickt sie zärtlich an;
Wie viel hat nicht ein Blick oft kund gethan?
Er drückt die schöne Hand;
Ein sanfter Druck macht oft das ganze Herz bekannt.
Ihr Auge fangt nur schmachtend an zu brechen.
„Nein,“ spricht sie, „laſs mich gehn!“
Sie spricht's, und dennoch bleibt sie stehn.
„Ach, liebst du mich? fängt er recht zärtlich an zu fragen.
Wie nun, betroffne Sylvia?
Der Eigensinn verbeut dir, Ja,
Und die Empfindung, Nein zu sagen.
Doch für ein Mädchen sind auch dies die schwersten Fragen.
Gib Acht, verliebter Tityrus,
Ich wette drauf, daſs sie nun wieder eilen muſs.
Ein Mädchen läſst sich nicht so leicht gewinnen;
Und wenn es halb gewonnen ist,
So sucht es doch, mit angeborner List,
Zu fliehn und dem Bekenntniſs zu entrinnen.
Auch Sylvie will sich davon befreyn,
Drum fället ihr das Schaf auf einmal wieder ein,

Und dieser Vorwand heiſst sie fliehen,
Sich dem Triumph der Liebe zu entziehen.
Sie geht; doch nein, sie sagt erst, daſs sie gehen will.
„So,“ spricht der Schäfer, „kannst du mich verlassen?
So willst du mich, weil ich dich liebe, hassen?“
O schweig doch, Tityrus, mit diesen Klagen still!
Sie geht ja nicht, sie sagt nur, daſs sie gehen will.

Ein Kuſs,
Den ihr nur Tityrus,
Und sonst kein andrer reichen muſs,
Zieht ihre flüchtigen und schönen Glieder
Ganz kraftlos in den Schatten nieder.
Hier sank die Ueberwundne hin.
Was war der Sieg? Dies hat mir Niemand wollen sagen.
Gnug, die Besiegte war die schönste Schäferin;
Drum wuſst' ich's, ohne viel zu fragen.

Die geprüften Mutterlehren.

Ihr Mädchen, dieses Wort hab' ich für euch bestimmt.
Was euch zum Besten jetzt mein Eifer unternimmt,
Ist mir bezahlt genug, wofern ihr meine Lehren
Nur in der Stille wollt durch euren Beyfall ehren.
Ich sehe, daſs euch oft der Mutter Grausamkeit
Mit List und Tyranney die schönste Lust verbeut:
Ihr folget und entbehrt, drum sollt' ich euch verlachen;

Allein ich will euch jetzt viel lieber klüger
machen.
Zwar weiſs ich, glaubt es mir, daſs oft durch
eure List
Die klügste Mutter schon genug betrogen ist:
Jedoch will ich auch nur die Lehren denen
geben,
Die unter euch vielleicht noch in der Unschuld
leben.
Euch bitt' ich noch einmal, ihr Mädchen, hört
mir zu!
Was ich erzählen will, befördert eure Ruh.
Was euch kein Vater sagt, sollt ihr von mir
erfahren;
Wo kann euch, denket nach, ein Freund mehr
offenbaren?

Korinne war, von ihrer Jugend an,
Der Liebe niemals feind gewesen.
Was manches Mädchen erst muſs aus den Büchern lesen,
Das hatte Chorilos ihr selber kund gethan.
Aus Liebe ward sie oft von ihm geküsset.
Aus Liebe blickten sie einander zärtlich an.
Ihr Schönen, sagt, ob ihr wohl wisset,
Was sie aus Liebe mehr gethan?
Ihr schweigt, drum hört von mir die euch so
fremden Sachen:

Aus Liebe lieſs sie sich von ihm zur Mutter machen.
Doch fragt nicht um die Art, wie dieses wohlgeschehn.
Korinne war zu schlau, kein Mensch hat zu gesehn.
Gnug, dies bewies die kleine Lesbia:
Von ihrer Zärtlichkeit war diese Tochter da.
Die Mutter schonte kein Bemühen,
Die kleine Nymphe zu erziehen.
Sie wuchs, die Schönheit nahm mit ihrem Körper zu.
Ihr junges Herz, voll mütterlicher Triebe,
Blieb vor der Macht der starken Liebe
Noch überdies nicht lang in Ruh.
Das, was die Dichter Liebe nennen,
Empfand sie, ohn' es recht zu kennen.
Deun daſs ihr Auge stets an Thyrsis haften blieb,
Dies macht' ein zärtlicher, obgleich noch fremder Trieb.
Hier wirkte schon der Stamm zur Wollust das Gefühle;
Allein die Unschuld war doch stets dabey im Spiele:
Was kluge Mädchen gut verstehn,
Der Mutter Wachsamkeit geschickt zu hintergehn;

Den Gegenstand verstohlen anzublicken; —
In dieses konnte sich die Nymphe noch nicht schicken.
Korinne war zu klug,
Zur strengen Mutter alt genug,
Drum durfte sie hier gar nicht lange rathen:
Die jungen Töchter thun, was ihre Mütter thaten.
Ihr meinet nun, sie sah dies mit Gelassenheit?
O nein, der Mutter Strengigkeit
Pflegt selten dies den Töchtern zu verstatten,
Was sie vordem doch selbst am liebsten hatten.
Sie sprach zu Lesbien: „der frommen Töchter Pflicht
Verehret, was der Rath getreuer Mütter spricht.
Ein Kind muſs stets den Ungehorsam hassen
Und seiner Eltern Lehren fassen.
Nimm jetzt von mir die kluge Regel an,
Die ich, als Mutter, geben kann:
Ein junges Mädchen muſs, mit eifrigem Bemühen,
Den Umgang junger Hirten fliehen.
Auf ihr Gespräche folgt ein Blick;
Hierauf bleibt nie der Kuſs zurück,
Und lassen sich die Mädchen einmal küssen,
So wisse, daſs sie alle sterben müssen.
Gespräche, Blick und Kuſs

Sind dies, wofür sich stets ein Mädchen hüten muſs.»
Die junge Lesbia gehorchte diesen Lehren.
Vom Tode kann kein junges Mädchen hören:
Oft werden sie, aus bloſser Furchtsamkeit,
Schon krank, wenn nur die Katze schreyt.
Ihr Mütter, wollt ihr eure Töchter hüten,
So jaget ihnen nur ein blindes Schrecken ein;
Sie mögen noch so wild auch seyn,
Sie lassen sich hierdurch, was ihr nur wollt, verbieten.
Jedoch, ihr Schönen, gebt auf Alles fleiſsig Acht;
Vielleicht, daſs Lesbia den Satz zu Schanden macht.
Die junge Schäferin ging einst allein spaziren.
Die Liebe wuſste gleich den Thyrsis hinzuführen.
Er kam und grüſste sie,
Und fragte sie nur, was sie machte?
Doch da sie gleich an ihre Mutter dachte,
So lief sie fort und schrie.
Wer aber fragt, warum sie jetzt schon schreyen wollte?
Vielleicht, daſs sie hernach nicht schreyen sollte.
Doch wenn ein Mädchen läuft, so läuft ein Kluger nach.

Auch Thyrsis holte sie gar hurtig ein und sprach :
„Eh wirst du nicht von diesen Flecke kommen,
Bevor ich nicht den Ursprung deiner Flucht vernommen.“
Weil nun die Schäferin hier keine Hülfe sah,
So war auch ihr Entschluſs gleich zu der Antwort da.
„Fleuch,“ sagte sie, „sonst bist du mein Verderben!
Denn, wo du reden wirst, so blickst du mich auch an,
Drauf folgt dein Kuſs, den ich dir nicht verwehren kann :
Alsdann muſs ich vor deinen Augen sterben.
Dies ist der Rath, den mir oft meine Mutter gibt;
Sie hat mir dies vertraut, weil sie mich treulich liebt.
Drey Dinge sind mein Tod : Gespräche, Blick und Kuſs.
Fleuch, Thyrsis, denn ich weiſs, was ich vermeiden muſs!“
Dies sagte sie mit Furcht und Zittern.
Ihr Mädchen, merkt ihr bald die List von euren Müttern?
Doch gut, gebt auf den Thyrsis Acht;

Ein Schäfer hat gar oft ein Mädchen klug gemacht.
Er sprach — es ist, als wenn ich ihn jetzt reden hörte —:
„Wenn deine Mutter dir nicht alle Lust verwehrte,
So glaubt' ich, daſs sie dich dies nur aus Einfalt lehrte.
Doch siehe, Lesbia, jetzt ihre Falschheit ein:
Sie gönnt dir nicht, vergnügt zu seyn.
Du muſst dich mehr vor ihr, als vor den Küssen hüten;
Wovor sie dich gewarnt, das will sie dir verbieten.
Ich spreche ja mit dir, geliebte Schäferin;
Und also fällt die Furcht vor dem Gespräche hin.
Nun laſs uns noch zur Lust probiren,
Ob dich mein Blick wohl wird zum Tode näher führen."
Dies aber wollte doch die junge Nymphe nicht.
So geht's, wer alles glaubt, was eine Mutter spricht.
Sie schrie, sie bat, die Thränen halfen bitten:
„Ach," sprach sie, „soll ich unsre Schäferhütten
Denn niemals wieder sehn?

Blickst du mich einmal an, so ist's um mich geschehn.» —
«Gut,» sagte Thyrsis drauf, «willst du mir gar nicht glauben,
So mag die Probe mir zuerst das Leben rauben.
Wenn man durch einen Blick verdirbt,
Wenn man von einem Kusse stirbt,
So will ich beyde von dir leiden.
Ich weiſs gewiſs, ich sterbe nicht;
Du glaubst es darum nur, weil's deine Mutter spricht.»
Ein kleiner Vorwitz bleibt doch stets den Mädchen eigen;
Wie konnte Lesbia sich leichter überzeugen,
Ob auch so viel Gefahr
Hierbey zu fürchten war?
Sie dachte, Thyrsis will doch dieſs an sich probiren.
Ja, dachte sie, er wagt, sein Leben zu verlieren;
Jedoch, sie dachte wieder, nein,
Er würde doch nicht so verwegen seyn.
Sie blickt ihn an; doch ihn zu küssen,
Konnt' ihre Furchtsamkeit sich lange nicht entschlieſsen.
Doch endlich ward er auch von ihr geküſst,

Er hielt mit Groſsmuth still, und bat sie fortzufahren.
So stark auch ihre Küsse waren,
So starb er dennoch nicht. Wo bleibt der Mutter List?
Die Tochter war betrogen,
Drum fand sie sich gar bald, jedoch recht schön belogen.
Sie lieſs mit Lust an sich die zwote Probe machen.
Die Tochter half nun selbst der Mutter List verlachen.
Sie küſsten sich, und wie viel mal?
Wer dieses fragt,
Der sage mir vorher die gröſste Zahl.
Allein bald hätt' ich noch das Wichtigste verschwiegen:
Die Mutter sollte sie doch nicht zu stark belügen;
Denn da sie sich so zärtlich küssen lieſs,
Und, wenn er aufgehört, ihn wieder küssen hieſs:
So überfiel die Ohnmacht ihre Glieder,
Sie sank mit starren Augen nieder.
Man sagt, daſs sie hier starb: jedoch man hat geirrt.
So sprach sie wenigstens: „Ich weiſs nicht, wie mir wird?“

Doch da ich wieder weiſs, daſs man ſie nicht begraben,
So muſs die junge Schäferin,
Wenn ich der Liebe kundig bin,
Die Ohnmacht überſtanden haben.

Die Jugend.

Ihr Freunde, glaubt es mir, die Jugend wartet nicht.
Und wenn auch Gallus gleich von goldnen Zeiten spricht
So steht der gute Greis schon bey der Todtenbahre,
Und sieht nur noch zurück in die verfloſsnen Jahre.
Kein Mensch, wofern er nicht der gröbste Heuchler ist,
Verdammt mich, wenn mein Geist die Jugend nicht vergiſst,
Und wenn mein freyer Mund mit Ueberzeugung lehret,

Daſs mir die Lust so gut, als Noth und Schmerz gehöret,
Weswegen ward ich nicht gleich alt hervorgebracht?
Ist meine Jugend nur zu Sorg' und Müh gemacht?
So ist sie mir zur Last; so kann ich sicher sagen,
Daſs ich geboren bin, den Himmel anzuklagen.
Nein, Freunde, braucht die Welt, weil sie auch euch gebraucht;
Damit ihr, wenn einmal die Lebenskraft verhaucht;
Mit Freuden sprechen könnt: Was kann an uns verderben?
Die Jugend hat gelebt, nun mag das Alter sterben.
Da, Freunde, stirbt's sich gut, wenn nur erst auf der Welt
Nichts mehr zurücke bleibt, das uns den Tod vergällt.
Wer satt ist, kann mit Lust den vollen Tisch verlassen,
Und wer genug gelebt, kann auch vergnügt erblassen.
Ich lache, wenn man mir den besten Trieb verdenkt,

Der mich nie traurig macht und stets zur Wollust lenkt.
Ist Jemand tadelnswerth, so sind es meine Feinde;
Die Unschuld hassen sie, sind aller Laster Freunde.
Ist dies wohl lasterhaft, wenn Phyllis bey mir ist,
Mich nur alleine liebt, mich nur alleine küſst,
Und dieſs so feurig thut, daſs, wenn die Lippen brennen,
Wir, wie Katull, nicht mehr die Küsse zählen können?
Ein Schäfer bin ich nicht, doch herrscht mein freyer Sinn:
So werd' ich Tityrus, Phillis die Schäferin.
Des Nachbars Feld und Wald gehören unsern Augen,
Und seine Heerde kann uns auch zum Bilde taugen.
Wir sehn den Schäferhund, der nach der Pfeife rennt;
Was thut's, wenn Phyllis scherzt, ihn lockend Hylax nennt?
Da werfen wir uns nun beym ersten Baume nieder,
Und meine Schäferin singt meine Hirtenlieder.

Hierinnen stört sie nichts, es wäre denn mein Kuſs,
Der ihren Worten oft die Hälfte rauben muſs.
Sie singet schalkhaft fort; allein ich küsse wieder.
Da hört sie endlich auf, gedenkt nicht mehr an Lieder;
Sagt nichts, und sieht mich an, und will auf einmal fliehn,
Und läſst die Hand zurück, sie wieder hin zu ziehn.
Doch dieser Zeitvertreib ist nun für meine Liebe.
Sprecht nun, ihr Freunde, selbst, was ich mit Euch verübe.
Wie oft geht uns die Zeit nicht ungezählt vorbey!
Wie mancher Abend hört nicht unser Lustgeschrey!
Wir sind bereit und froh, die Thoren zu verlachen;
Gnug, daſs wir allemal bey uns den Anfang machen.
Die Welt wird nie von uns verwegen ausgetheilt,
Da uns zu keiner Zeit die Staatssucht übereilt;
So zeige, wer da will, sich auf der Korsen Throne:

Wir streben nur nach Lust, und nicht nach einer Krone.
Uns macht die Jugend froh, wir sind den Klagen feind.
Wenn Naso's Traurigkeit dort in fünf Büchern weint:
So wird die Welt dereinst zu unserm Ruhme lesen,
Daſs uns das Leben nie zu einer Last gewesen.
Ihr Freunde, lebt vergnügt! Seyd wie Anakreon:
Der Jüngling trieb die Lust, der Greis sang noch davon.
Auch an der Gruft ist er noch nicht zur Wollust müde:
Was ihm das Alter wehrt, das thut er noch im Liede.
Komm, Phyllis, küsse mich! Viel besser, daſs man sagt:
Sie gehn den Lüsten nach, als daſs man uns beklagt.
Und bin ich noch dereinst an deiner Brust gestorben:
So ist kein Glücke mehr, das ich nicht auch erworben.

Thyrsis.

Die Schäfer hatten schon die Flöten weggethan,
Und hingen sich nunmehr die leeren Flaschen an.
Der Rauch stieg allgemach aus den entfernten Hütten,
Wo ihre Mutter schon den Knoblauch eingeschnitten.
Die Ziegen waren satt, sie konnten kaum mehr stehn,
Und lieſsen selbst die Milch aus allen Strichen gehn.
Die Triften wurden leer. Man sah die dichten Haufen
Mit blökendem Geschrey nach ihren Horden laufen.

Die Schatten streckten sich. Der Abend brach herein,
Und jeder Hirte trieb die Heerde wieder ein.
Nur Thyrsis, der schon längst bekümmert da gesessen,
Schien ganz allein der Zeit und Heerde zu vergessen,
Er blieb noch unbewegt, und dacht' auch jetzt noch nicht,
Obgleich es Abend war, an seine Hirtenpflicht.
Die Böcke schweiften aus und irrten in den Wäldern,
Die Schafe liefen fort, und blieben in den Feldern
Bey fremden Horden stehn. Der faule Hylax schlief,
Und wurd' es nicht gewahr, daſs sich das Vieh verlief.
Kurz, Thyrsis klagte noch, daſs er seit vielen Jahren
Als Schäfer wenig Lust und viel Verdruſs erfahren.
Der schöne Hirtenstand war ihm nunmehr verhaſst.
Die Liebe selbst hieſs er des Schäferlebens Last.
Die Liebe war es auch, was diesen Schäfer quälte.

Er ging sein Alter durch, das doch kaum zwanzig zählte,
Und fand, so jung er war, dennoch ein jedesmal
In einer Schäferin den Ursprung seiner Qual.
Er hatte Sylvien den ersten Kuſs gegeben,
Den ersten Schwur gethan, nicht ohne sie zu leben.
Jetzt aber sah er sie in fremden Armen ruhn;
Was kann der Reichthum nicht bey falschen Herzen thun!
Der reiche Tityrus war Sylviens Vergnügen.
Wo seine Heerde ging, da trieb sie ihre Ziegen
Mit gröſsten Freuden hin. Wenn er das Rohr ergriff,
So tanzte sie dazu, so schlecht er immer pfiff.
Kein Band war ihr zu lieb, sie schenkt ihm manche Masche,
Bald auf den Festtagshut, bald auf die Hirtentasche;
Wie schlief sie nicht verstellt in süſser Hoffnung ein,
Um durch den Kuſs fein oft von ihm erweckt zu seyn!
Kam Thyrsis ungefähr im Felde hergegangen,
So wuſste Sylvie nichts bessers anzufangen,
Als daſs sie ihren Hund auf diesen Schäfer wies,

Und ihm, zur Spötterey, verloren suchen hieſs.
War dieses nicht genug den Thyrsis scharf zu kränken?
O nein, er muſste noch an seine Phyllis denken,
Die ihn, die er geliebt, die es so weit gebracht,
Daſs er fast gar nicht mehr an Sylvien gedacht.
Und Phyllis hatte sich aus seiner Flur verloren,
Wo sie ihm doch so oft die Treue zugeschworen,
Und ihn auch treu geliebt. Die junge Schäferin
Ging, wenn es Festtag war, nicht zu den Reihen hin.
Sie blieb auf ihrer Trift, lieſs ihren Thyrsis kommen,
Und wenn er, ihr zur Lust, die Flöte mitgenommen,
So stimmte sie ein Lied zu seinen Tönen an.
Dies hätte Sylvie nicht von sich selbst gethan.
Wie zärtlich wuſste sie den Hirten nicht zu fragen:
„Wann, Thyrsis, wirst du mir einmal die Wahrheit sagen?

Du liebst mich wohl nicht recht? Ich bin dir wohl zu treu?
Nicht wahr, du schwörest mir noch oft aus Heucheley?
Bist du denn Sylvien mehr, als der Phyllis schuldig?
Ach, Thyrsis, rede doch! du machst mich ungeduldig.“
Er machte durch den Kuſs oft ihre Fragen stumm.
So ging die Schäferin mit ihrem Schäfer um.
Wenn Thyrsis von ihr gehn und Abschied nehmen wollte,
So war's, als wenn er sich auf ewig trennen sollte.
Sie faſst' ihn bey der Hand, sie hielt ihn, hieſs ihn gehn,
Fiel ängstlich in das Gras, und blieb der Schäfer stehn,
So war es ihr schon leid, sein Vater möchte schmählen;
Drum überwand sie sich, ihm traurig zu befehlen,
Geschwinde fortzugehn. Wo war die Phyllis hin?
Dies wuſste Thyrsis nicht, ob sein zerstreuter Sinn

Gleich den und jenen oft zu ihrem Räuber machte,
Sie bald mit dem Amynt, bald dem Damöt verdachte,
So, daſs er voller Gram durch alle Büsche lief,
Bey jedem Schritte stand, und: Phyllis! Phyllis! rief.
Vermuthlich hatte sie ein Satyr weggestohlen.
Allein es war zu spät den Räuber einzuholen.
Der kleinen Galathee ging selbst sein Kummer nah.
Wo sie ihn auf der Trift alleine sitzen sah,
Fing sie zu trösten an: er sollte nicht mehr klagen,
Und den Verlust einmal sich aus dem Sinne schlagen.
Dies alles wär' anjetzt der Phyllis einerley;
Da er sie eingebüſst, wär' er ja wieder frey.
Es würde sich doch wohl in diesen schönen Gründen
Noch eine Schäferin für einen Thyrsis finden.
Allein dies machte nur den Schäfer mehr betrübt.
Er merkte, Galathee war selbst in ihn verliebt.

Er haſste sie zwar nicht; doch ihr sein Herz zu schenken,
Kam ihm so sauer an, als gar nicht mehr zu denken,
Wo seine Phyllis blieb. Nur dieses war ihm leid:
Die kleine Nymphe ging ihm seit geraumer Zeit
Auf allen Schritten nach, und war ihr nichts gelungen,
So hatte sie ihm doch zwey Lämmer aufgedrungen.
So fiel ihm allemal bey ihrem Blöken ein,
Er müſste wenigstens doch wieder dankbar seyn.
Er wollt' ihr auch dafür drey junge Böcke geben;
Allein er sah sie stets mit Eifer widerstreben.
Sie nahm die Böcke nicht. Es war ihr nur um ihn.
Was wollte Thyrsis thun? Sie auf einmal zu fliehn
Verbot die Gegend selbst. Sie konnt' er nicht vermeiden;
Er muſste mehrentheils bey ihren Triften weiden.

Dem Allen dacht' er nach, saſs und vergaſs nun gar,
Daſs schon der Abend da, er noch im Felde war.

Thyrsis und Korydon.

Thyrsis.

Ach, sieh doch, Korydon, das kleine muntre Thier!
Es ist ein Aemmerling, was gibst du mir dafür?
Ich hab' ihn heute früh recht wunderlich gefangen.
Ich trieb, und war dir kaum drey Schritte fortgegangen;
So sah ich, daſs er sich mit einem andern biſs.
Das machte, daſs ich gleich den Hut vom Kopfe riſs,

Und ihn nach beyden warf. Der eine war im Fliegen.
Ich konnte dir nicht mehr, als den alleine kriegen.

Korydon.

Gib mir ihn, Thyrsis, heh? Wie könnt' ich nun so seyn!
Ich will dir auch einmal mein Band zum Tanze leihn.

Thyrsis.

Schweig, kurz, du kriegst ihn nicht; ich habe, seit vier Wochen,
Der kleinen Galathee ein Vögelchen versprochen.
Sie hat mich recht gemahnt. Nun werd' ich sie doch los.
So darf sie doch nicht mehr — —

Korydon.

Ach, thue nicht so groſs!
Sie wird sich viel aus dir und deinem Vogel machen?
Du kennst sie noch nicht recht, ich muſs nur drüber lachen.

Ich weiſs, sie nimmt ihn gern; doch eh der Tag vergeht,
So wett' ich, was du willst, es hat ihn schon Damöt.

Thyrsis.

Erdichte nur recht viel, es soll dir nicht gelingen.
Du willst mich, denkt, wie schlau! nur um den Vogel bringen.
Nein, nein, die Schäferin kriegt ihn gewiſs von mir;
Kriegt ihn hernach Damöt, so kriegt er ihn von ihr.
Das geht mich gar nichts an. Du solltest Dich nur schämen,
Damöten, unsern Freund, anjetzt herum zu nehmen.
Gedenke, Korydon, an mich und an mein Wort.
Damöt zieht diesen Herbst aus unsern Fluren fort.

Korydon.

Damöt? Er wird doch nicht? Du wirst es auch wohl wissen.

Hast du mich nicht erschreckt! Ich würd' ihn recht vermissen.
Gewiſs, er war mir gut. Hat er's denn selbst gesagt?

Thyrsis.

Ich hab' es letzt gehört, und hab' auch ihn gefragt;
Da sagt' er frey heraus, daſs ich's ihm glauben sollte.
Nun wär' ich wohl ein Thor, wenn ich noch zweifeln wollte.
Damöt ist schlau genug: jetzt zieht er an den Rhein,
Und nimmt die beste Trift am fetten Ufer ein.
Da gibt das Futter Milch; da kann man was gewinnen.
Und merkst du sonst nichts mehr? die schönen Schäferinnen.

Korydon.

Ja, ja, Damöt thut recht; ich wäre selber so.
Man wird auf unsrer Trift der Jugend fast nicht froh.

Wir treiben Tag für Tag die magern Schafe weiter;
Des Abends kommen sie doch wohl mit schlaffem Euter
Und ohne Milch zurück. Da heiſst's, man ist zu faul,
Und sorgt nicht für das Vieh.

Thyrsis.

Je, halt' doch nur dein Maul!
Deswegen wirst du dich nicht in dem Kopfe kratzen.
Wir wollen lieber jetzt noch von Damöten schwatzen.
Sein Abzug geht mir nah; in kurzem wird er ziehn.
Ich weiſs, er ist noch hier, und schon vermiss' ich ihn.
Wie manches schöne Mal bin ich bey ihm geblieben!
Wie haben wir uns nicht die lange Zeit vertrieben;
Wenn eine Schäferin zu stolz vorüberstrich,
So sagte nur Damöt zu seinem Hunde: Stich!
Und gleich sprang Hylax auf, lief unter ihre Schafe,
Und jagte sie herum. Das war die kleinste Strafe.

Erst grüſste sie uns nicht, jetzt bat und schrie sie:
«Ihr Schäfer, helft mir doch, der Hund zerstreut mein Vieh!»
Damöt pfiff nur einmal, und Hylax lieſs sie gehen!
Da blieb die Schäferin mit gröſstem Danke stehen,
Und nickt' uns freundlich zu. Das war uns Lust genug!
Wir dachten: merke dir's, und lobten den Betrug.

Korydon.

Ach Thyrsis, höre nur, was er und ich erst machten,
Als wir dem Tityrus einst eine Maye brachten,
So ging's recht lustig zu: man tanzte Paar und Paar.
Weil ich die Maye trug und stets im Kreise war,
So tanzt' ich ganz allein, und hatte keine Schöne.
Da wurd' ich ausgelacht. Jedoch recht zum Gehöhne
Des ganzen Schäferchors drängt' eine Schäferin

Sich in den Kreis hinein. So wahr ich redlich bin!
Das war dir selbst Damöt, der hatte sich verkleidet.
Erst wurd' ich ausgelacht, jetzt aber gar beneidet.
Es lieſs dir auch recht frey: die Nymphe küſste mich.
Die Schäfer murmelten; mir war es lächerlich.
Damöt ist wirklich gut, ich werd' ihn nicht vergessen.
Ich habe manchen Tag auf seiner Trift gesessen.
Mir hat das Morgenbrod niemals so gut geschmeckt,
Als wenn er bey mir war. Er ist hübsch aufgeweckt,
Und weiſs dir allemal was Neues anzugeben.
Ach, blieb' er nur bey uns, wie wollten wir nicht leben!

Thyrsis.

Was hilft der eitle Wunsch? er bleibt nun doch nicht hier:
Ich weiſs, daſs du ihn liebst, doch, Korydon, ach mir!

Mir geht's am meisten nah. Ich werd' an ihn gedenken,
Und öfters meinen Blick nach jener Gegend lenken,
Wo er am Rheine sitzt, das Schäferrohr ergreift,
Und seiner Schäferin ein zärtlich Liedchen pfeift.
Was sieht man denn bey uns? Hier seh' ich magre Triften;
Und auch Damöt geht fort. Was kann der Anblick stiften?
Die Sonne sticht und brennt, das Bischen Gras verwelkt,
Daſs man sich Abends fast das Bast von Fingern melkt,
Und wenig Milch bekömmt. Das Vieh wird selbst geringe,
Und unser einer macht dabey gar schlechte Sprünge.
Komm' ich auf meinen Kopf, ich kenne meinen Sinn;
So treib' ich, wie Damöt, auf andre Fluren hin.
Sein Umgang hielt mich noch, nun soll mich nichts mehr rühren,
Ich kann in fremder Luft nicht mehr, als hier verlieren.

Er war mein bester Freund, ich hielt recht viel auf ihn.
Jetzt geht er fröhlich fort, ich seh' ihn traurig ziehn.
Komm, lieber Korydon, und laſs uns Blumen pflücken;
Wir wollen ihm doch noch ein Abschiedssträuſschen schicken.
Ich weiſs, er wirft's nicht weg: er hat uns beyde lieb.
Er sagt' es gestern noch, als ich zur Tränke trieb.

Thyrsis und Sylvander.

Thyrsis.

Sylvander, hörst du nicht, wie bey der schwülen Luft
Die muntre Nachtigall uns in den Schatten ruft?
Laſs doch Melampen hier bey deiner Heerde stehen,
Und komm. Wir wollen jetzt nach jenem Busche gehen.
Wo uns die Sonne doch so sehr, wie hier, nicht sticht.
Komm, fauler Schäfer, komm! Sylvander, hörst du nicht?

Sylvander.

Heb', Thyrsis, heb' mich auf: mein Fuſs ist eingeschlafen;

Zwo Stunden sitz' ich schon, und sehe meinen Schafen
In stiller Freude zu. Da hab' ich mich ergötzt!
Sieh, wie der kleine Bock die weichen Hörner wetzt
Er macht dir Männerchen, und fängt schon an zu stutzen.
Ich will ihn ehestens mit einem Glöckchen putzen.
Melamp hat keine Noth: kaum legt er sich zur Ruh,
So kommt das kleine Thier und hüpfet auf ihn zu,
Und stöſst ihn, daſs er schreyt. Mich wundert's nur vom Hunde,
Daſs er nicht um sich beiſst, wenn er in einer Stunde
So oft genecket wird. Gewiſs der Schäfer macht
Sich stets die beste Zeit. Der Bürger klagt, er lacht.
Jetzt komm, ich will mit dir nach deinem Wäldchen hinken.
Vergiſs die Flasche nicht; ich werde wacker trinken.

Thyrsis.

Du schleichst, als wärst du lahm. Geh doch geschwinder fort.
Du läufst ja sonsten gern. O wär' es nur der Ort,
Auf dem wir jetzt, nicht wahr? am Feste lustig waren.
Wo Doris — — heh? du lachst. Wer weiſs, in wie viel Jahren
Uns dieses wieder kömmt.

Sylvander.

Schweig, lieber Thyrsis, schweig.
Den Tag vergeſs' ich nicht; jetzt denk' ich an den Zweig,
Auf dem die Aelster ſaſs, die auf Menalkens Pfeife
Den Unflath fallen lieſs. Wenn ich mein Rohr ergreife,
So denk' ich auch daran. Es ist mir lächerlich.
Menalken bin ich gut, und doch erfreut es mich.

Thyrsis.

Sylvander, glaube mir, wir werden wohl auf Erden
Nicht wieder so vergnügt und ohne Sorgen werden.
Du warfst dich, weiſst du noch? zur Doris in das Gras.
Ich aber setzte mich, wo Amaryllis saſs.
Da ging's, da sangen wir. Mich freun die neuen Lieder;
Sylvander, glaube nur, uns kömmt der Tag nicht wieder.
Von nun an hab' ich dir Damöten erst recht lieb.
Er sang und scherzte mit Du weiſst ja, wie er's trieb.
Er hetzte seinen Hund und schlug sich mit den Mücken.
Gewiſs, Damöt kann sich in alle Sachen schikken.
O, stellte sich doch stets ein jedes Schäferchor
Nur unsern Zeitvertreib in seiner Unschuld vor:
Wir hätten in der That die Freude nicht alleine.

Die Schäfer säſsen stets an einem grünen Raine,
Und spielten sich, wie wir, auf ihren eignen Leib
Ein Schäferstückchen auf, dies wär ein Zeitvertreib!
Wirf dich doch gleich mit mir bey dieser Eiche nieder.
Sylvander, glaube mir, uns kömmt der Tag nicht wieder.

Sylvander.

Da war ich recht vergnügt, die Flöten klangen gut.
Es schallte durch das Thal; was doch die Gegend thut!
Sylvander griff sich an; denn spielt man vor der Schönen,
So mischt die Zärtlichkeit sich fast mit allen Tönen.

Thyrsis.

Zumal, wo Doris ist, und deine Lieder hört.

Sylvander.

Ja, Doris, die mich stets in meiner Ruhe stört.

Thyrsis.

Was hat sie dir gethan?

Sylvander.

Sie macht mich — — kannst du rathen?

Thyrsis.

Sag' es doch frey: verliebt. Das sind der Nymphen Thaten.
Was thun die Schönen sonst? Mir, geht es ebenso.
Ich liebe, was mich haſst, und bin doch immer froh.
Jetzt sing' ich fast von nichts, als nur von Amaryllen.
Klingt, treue Lieder, klingt, ihr sollt den Hain erfüllen.

Sylvander.

Der Name Doris macht die stummen Fluren laut.
Wenn mich die Liebe quält und ein Gesang erbaut.

Ihr Heerden, eilt nach jener Weide,
Wo Doris an dem Bache singt,
Wo selbst die Lerche sich aus Neide
In die entfernten Lüfte schwingt.
Kommt, laſst uns ihre Lieder hören!
Sie thut es allen Nymphen vor.
So schön spielt auf den Haberröhren
Auch nicht das beste Schäferchor.

Thyrsis.

Hier sitz' ich einsam und vergnügt
Bey diesen schattenreichen Bäumen,
Worauf die kleinen Sänger träumen,
Wenn sie ein schwankes Aestchen wiegt.
Kein Schmerz soll meinen Geist erfüllen.
Ich dulde, was ich muſs, mit Lust,
Und denke stets, mit froher Brust,
An jene Triſt, an Amaryllen

Sylvander.

Geh, Sylvia, mit deinen Bändern!
Jetzt reizet mich ein muntrer Ton.
Die Gegend kann die Herzen ändern,
Dir gibt mein Undank nicht den Lohn.
Ich liebe selbst die schlauen Blicke,
Durch die mich Doris furchtsam macht.
Was hilft's? ich klag' ihr mein Geschicke:
Die Lose hört mich an und lacht.

Thyrsis.

Ey, seht doch, wie die Kleine springt!
Jetzt wirft sie Mopsen mit dem Steine;
Jetzt steht sie nur auf Einem Beine,
Sie dreht sich, greift doch zu, sie sinkt!
Jetzt kollert sie die leere Flasche;
Seht, wie Lyciskas steht und lau'rt!
Wenn dieses Spiel noch länger dau'rt,
So lauf' ich selber zu und hasche.

Sylvander.

Ihr Hirtenlieder, klingt doch munter!
So rührt ihr meine Doris nicht.

Die Sonne gehet auf und unter,
Der Schatten ſolget auf das Licht.
Ich sagt' ihr viel bey jenen Birken:
Ich habe sie, sie mich gesehn.
Nun mögen Zeit und Sehnsucht wirken!
Vielleicht wird noch mein Wunsch geschehn.

Thyrsis.

Die ſüſsen Träume täuschen mich.
Ich dacht', ich wär' auf jenen Feldern,
Und irre noch in diesen Wäldern,
O Liebe, du bist lächerlich'
Ihr Wünsche, flieht zu Amaryllen,
Flieht, laſst der Schönen keine Ruh,
Und werft ihr volle Rosen zu:
Sie liebt mich um der Blumen willen.

Wie kömmt's, daſs dieser Tag, daſs dieses Hirtenſest
Uns stets im Sinne liegt und nicht in Ruhe läſst?
Noch immer ſeyern wir's durch unsre Heldenlieder.
Sylvander, wie gesagt, uns kömmt der Trag nicht wieder.

Sylvander.

Ja wohl. Wo werden wir nach einem Jahre seyn?
Ich wünsche weg zu ziehn, du stimmest auch mit ein;
Und doch wollt' ich dabey mein Schicksal noch nicht hassen,
Müſst' ich die schöne Flur nur nicht sobald verlassen.
Hier ist die Weide gut. Ein nah gelegner Wald
Ist zu der Mittagszeit mein kühler Aufenthalt.
Der Schatten läſst mich da gar wenig Hitze fühlen.
Sylvander streckt sich hin, und kann sein Liedchen spielen;
Und hört ihm niemand zu, so spielet er vor sich.
O kurzer Zeitvertreib, wie bald verlier' ich dich!
Ich werde künftig nur am Oderstrande hüten,
Und meiner Schäferin die Hand mit Kummer bieten.
Sie denkt, ich liebe sie, dir, Thyrsis, sag' ich's frey:

Die Arme dauert mich, ich bin ihr nicht mehr treu.
Sonst sprach ich: Sylvia kann mich allein vergnügen.
O schneller Unbestand! der Himmel straft mich Lügen.
Ich komm' in eure Flur, und eine Schäferin —
Ach Thyrsis, daſs ich doch zu euch gekommen bin! —
Und eine Schäferin entzündet mich auf's neue.
Dies, arme Sylvia, dies hast du von der Treue!
Ich weiſs in Wahrheit nicht, ob mich der Klang bethört,
Wer nur ein Trillerchen von euren Nymphen hört,
Wird auch in sie verliebt. Du, Thyrsis, hast gut lachen.
Wärst du an meiner Statt, was würdest du nicht machen!

Thyrsis.

Der beste Rath für dich ist der, du liebst nicht mehr!

Sylvander.

Ich? nicht mehr lieben? Nein, der Rath ist mir zu schwer.
Viel lieber will ich gar das Schäferleben meiden,
Und in der Jore gehn und in der Stille leiden.

Thyrsis.

O schweig und klage mir jetzt nicht die Ohren voll.
Du kömmst mir querfeldein; man klage, wo man soll,
Sey lustig, wenn man kann. Es kommen doch wohl Zeiten,
Da Kummer und Verdruſs uns auf die Trift begleiten.
Die Lust ist schlecht für mich; hör' ich noch länger zu,
So werd' ich selbst bestürzt; das macht kein Mensch, als du.
Frisch! nimm die Flöte her! du muſst mir etwas fingern.
Geschwinde spiele mir das Liedchen mit den Springern.
Ich hör' es gar zu gern.

Sylvander.

Ey, sieh doch an, wie klug!
Bemühe dich doch selbst, du bist ja groſs genug.

Thyrsis.

Du wirst erschrecklich faul, es ist dir nichts gelegen.
Wohlan! ich bitte dich der schönen Doris wegen.
Nicht wahr, nun spielest du? Sylvander, sey nur still.
Jetzt weiſs ich ganz gewiſs, er pfeift mir, was ich will.

Schäferlied.

Ich muſs, und bloſs um euretwillen,
Ihr öden Triften, von euch fliehn,
Genug, ihr trennt mich von Myrtillen;
Das ist: ihr heiſst mich weiter ziehn.
Sonst trieb ich mit der gröſsten Freude
Mein Vieh auf euren fetten Klee;
Jetzt seyd ihr mir die dürrste Haide,
Von der ich mit Vergnügen geh'.

Ihr aber, angenehme Stunden,
Gingt ihr denn mit Myrtillen fort?
Ihr seyd aus dieser Flur verschwunden,
Darum verlaſs' auch ich den Ort.

O daſs ich die vergangnen Tage
Durch keinen Wunsch erkaufen kann!
Was hilft der Wunsch? je mehr ich klage,
Je mehr gedenk' ich nur daran.

Wenn andre Schäfer Blumen pflückten,
So saſsen wir in Ruh und Lust:
Denn was wir unsern Schönen schickten,
War nur ein Seufzer treuer Brust.
Wir raubten unsern Schäferinnen
Die Freyheit nicht durch Kranz und Strauſs;
Wir konnten ihre Gunst gewinnen,
Und theilten keine Gaben aus.

Wir lieſsen, wenn es uns beliebte,
Den Zeitvertreib ein Liedchen seyn,
Wobey man sich gedoppelt übte:
Denn sang Myrtill, so spielt' ich drein.
Oft, wenn er seinen Hylax hetzte,
Und ungefähr aus Uebermuth
Ein Hammel stolz sich widersetzte,
So sprachen wir den Frevel gut.

Wo thun wir's jetzt? Ihr wilden Zeiten,
Ihr raubt mir dieses und noch mehr!
Denn sagt, was soll mir dies bedeuten?
Ihr macht mir auch die Liebe schwer.

Egerie, der Schönen Krone,
Flieht mich und meine Leidenschaft:
Jetzt hat sie sich, mir recht zum Hohne,
In Korydons Gestalt vergaſſt.

Hier folgt ein Kummer auf den andern,
Die Flur wird mir dadurch verhaſst.
Ein Trieb zur Ruhe heiſst mich wandern,
Und alles ist mir hier verhaſst.
Vielleicht wird endlich mein Geschicke
In einer fremden Gegend fromm.
Bleibt, wüste Triſten, bleibt zurücke!
Mich reizt ihr nicht. Melampus, komm!

Personen.

Damöt. *Tiren.*	*Schäfer.*
Amaryllis. *Sylvie.*	*Schäferinnen.*

Erster Auftritt.

Damöt. Sylvie.

Damöt.

Ach, schöne Schäferin, nun ist's um mich geschehn.
Der schwarze Schöps ist fort; hast du ihn nicht gesehn?
Ich ging nur in den Busch, die Sprenkel aufzustellen,
Und Hylax lief mir nach; sonst hätte mich sein Bellen
Gewiſs zurück geruft. Spielst du mir eine List:
So sag's, mein Vater schmählt; du weiſst ja, wie er ist.

Sylvie.

Ich! deinen Schöps gesehn? ich dachte, was dir fehlte;
Ja, wenn doch nur einmal dein Vater auf dich schmählte!
Du läſs'st den ganzen Tag die Heerde Heerde seyn,
Kreuchst alle Hecken durch, fängst Fliegenschnäpper ein,
Und läuft ein Schaf davon, weil du nicht da geblieben,
So willst du lieber gar die Schuld auf Andre schieben.
Hätt' ich den Schöps gesehn, ich hätte mich ergötzt,
Und ihn mit gröſster Lust noch weiter fortgehetzt.
Soll ich denn etwa gar für dich die Schafe hüten,
Und zu den meinigen mir einen Hirten miethen?
Nicht wahr, das wäre recht? Es thäte wirklich noth,
Du lieſsest es geschehn, und würdest niemals roth.

Damöt.

Verstelle dich nur nicht; du hast ihn selbst verborgen;
Wenn du so böse thust, so bin ich ohne Sorgen.
Schon zweymal hast du mir's fast eben so gemacht,
Und erst auf mich geschmählt, hernach mich ausgelacht.
Gib mir den Schöps heraus, eh' geh' ich nicht vom Flecke.
Halt, halt, was regt sich denn dort in der kleinen Hecke?
Da steht das arme Thier, ach, sieh doch, wie es friſst!
Du hast es angeknüpft. Nun siehst du, wie du bist.

Sylvie.

Käm' es auf mich nur an, du sollt'st kein Schaf behalten.
Willst du ein Schäfer seyn, muſst du dein Amt verwalten.
Du weiſs'st, daſs Tag für Tag dein alter Vater keiſt,
Und dennoch sorgst du nicht, ob sich dein Vieh verläuſt.

Du sollst gewiſs von mir kein Band zum Feste kriegen,
Bleibst du mir künftig nicht hübsch bey der Heerde liegen.

Damöt.

Wohlan, du sollst auch sehn, daſs ich dir folgen will;
Nur schweig mir diesesmal mit solchen Reden still.
Genug, mein Schöps ist da; nun bin ich voller Freuden,
Er mag, wenn dir's gefällt, hier noch ein wenig weiden;
Ich habe selber noch nicht rechte Lust zu gehn;
Mein Hylax bleibt indeſs bey meiner Heerde stehn,
Der kann die Schafe recht — — — ich weiſs, daſs sie ihn kennen,
Und wenn er einmal knurrt, schon in einander rennen.
Du siehst recht sauer aus! Hab' ich dir was gethan?
Ach schöne Schäferin, sieh mich doch freundlich an.

Sylvie.

Was hätt' ich aber nun die ganze Zeit vom Lachen?
Sobald du zu mir kömmst, soll ich Gesichter machen,
Wie du es haben willst; gefällt dir's nicht bey mir?
Ich halte dich ja nicht, du bleibst ja selber hier.
Und höre nur, Damöt, ich will dir etwas sagen:
Du siehst mich immer an, das kann ich nicht vertragen.

Damöt.

Ach, du gefällst mir so! Was schön ist, sieht man gern.

Sylvie.

Schweig nur, ich kenne dich; du bist der klare Kern.
Nein, wenn du sonst nichts hast, so laſs mich nur zufrieden.
Ich bin so gut, als du! Hiermit sind wir geschieden.

Damöt.

Du fliehst? Ach, Schäferin, ein Wort! das
höre noch.

Sylvie.

Was wird's nun wieder seyn? Wohlan, so
sag' es doch.

Damöt.

Ich bin — — — versprich mir erst, du willst
nicht böse werden.

Sylvie.

Ach, halte mich nicht auf; du machst ja wohl
Geberden!

Damöt.

Ich bin — — —

Sylvie.

Was bist du denn?

Damöt.

Du gehst hernach nur fort!

Sylvie.

Damöt, ach schäme dich! Das ist ein langes Wort.

Damöt.

Ich bin — — — dir gar zu gut.

Sylvie.

Ich dachte, was es wäre.

Damöt.

Du fällst mir in das Wort.

Sylvie.

Nun, rede nur, ich höre!

Damöt.

Ja, schönste Schäferin, jetzt ist's ein halbes Jahr,
Als ich mit dir zugleich auf Damons Hochzeit war.
Ich tanzte kaum zweymal, und von den Schäferinnen
Gefiel mir keine recht; sie wurden es auch innen.
Allein, sobald du nur mit deiner Mutter kamst,
Fühlt' ich den Augenblick, daſs du mir etwas nahmst,
Und das vermiſst' ich gleich; denn kurz, eh' du gekommen,
Hatt' ich es noch gehabt, nun war es mir genommen.
Tyrenen kennst du doch, dem sagt' ich alles dies;
Er lachte, daſs er sich recht in die Zunge biſs,
Und sagte mir in's Ohr: „Du darfst dich nicht betrüben,
Damötas merke dir's, so fängt man an zu lieben.“
Ich aſs und trank nicht mehr, und blickte nur auf dich.

Zog dich ein Schäfer auf, sogleich verdroſs es mich.
Oft wollt' ich lustig seyn, und mich von aussen zwingen;
Allein ich konnte gar kein Wort zu Markte bringen.
Die Schäfer merkten es; sie fragten: „Bist du stumm?
Was fehlt dir? sag' es uns.“ — „Mir?“ sprach ich, „nichts, warum?“
Von dieser Hochzeit an war ich nun nicht mehr munter;
Die Sonne war schon oft gar lange Zeit hinunter,
Und ich, ach Sylvie! und ich trieb noch nicht ein.
Ich saſs und dacht' an dich, und sprach: „Wo wird sie seyn,
Die schöne Schäferin?“ Oft wollt' ich Alles wagen,
Und selber zu dir gehn, und dir mein Leiden klagen.
Doch, wenn ich zu dir kam, sahst du so sauer aus,
Als wäre dir's nicht recht. Sieh den verwelkten Strauſs,
Ich habe dir ihn schon so vielmal geben wollen,

Und trag' ihn noch bey mir. Das machte nur dein Schmollen.

Sylvie.

Du red'st doch wunderlich.

Damöt.

Du willst mich nicht verstehn.
Frag' nur Tirenen selbst, da kömmt er gleich.
Tyren!

Zweyter Auftritt.

Tiren. Damöt. Sylvie.

Tiren.

Ihr Leute, sagt mir nur, was habt ihr denn zu streiten?

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Damöt.

Je, da mit Sylvien, ich kann sie nicht bedeuten.

Sylvie.

Da läſst er mich nicht gehn.

Damöt.

Ich sagt', ich wär' ihr gut;
Das nennt sie wunderlich.

Tiren.

Wenn er dir sonst nichts thut;
So muſst du nicht so seyn.

Sylvie.

Da ist er hergekommen,
Und spricht: Ich hätt' ihm letzt, ich weiſs nicht, was genommen,
Bey Damons Hochzeitslust; er hätte dir's geklagt,
Du hättest ihm darauf vom Lieben vorgesagt,

Ist das nicht wunderlich? Was werd' ich ihm denn nehmen?
Und doch gibt er mir's Schuld. Damöt, du sollt'st dich schämen.

Damöt.

Ich meine ja nur so.

Tiren.

O, stellt das Zanken ein!
Damöt hat Recht, du auch. Ich muſs sein Zeuge seyn;
Ich denke noch daran, was er für Augen machte,
Als deine Mutter dich in unsre Reihen brachte,
Da lief er auf mich zu, und sprach: „die Schäferin,"
Und wies dabey auf dich mit seinem Finger hin,
„Die nimmt mir etwas weg; was soll ich jetzo machen?
Ich weiſs nicht, wie mir ist." Ich muſste herzlich lachen.
Ich sah es ihm zugleich an seinen Augen an,

Daſs du ihm wohlgefielst. Sieh, wie ich rathen kann.
Ich sprach, sie nimmt dir nichts. Viel Glücks zu diesen Trieben.
Wem so zu Muthe wird, der fängt schon an zu lieben.
Gewiſs, ich hatte recht, er war in dich verliebt.
Er hing nur stets den Kopf, und that fast so betrübt,
Als neulich, da einmal sein Vater auf ihn schmähte,
Weil ihm ein Zickelchen an seiner Heerde fehlte.

Damöt.

Da hast du's nun gehört, mir glaubst du nicht ein Wort.
Ich will auch wieder gehn.

Sylvie.

Wer hält dich denn? geh fort!

Damöt.

Ich gehe doch nicht weg; du sollst mich doch nicht zwingen.
Jetzt will ich nur den Schöps zu meiner Heerde bringen.
Tiren, du wartest hier, ich komme gleich zurück.
Jetzt geh' ich, Sylvie! gibst du mir keinen Blick?

Sylvie.

Was? Blick.

Dritter Auftritt.

Tiren. Sylvie.

Tiren.

Ach, Schäferin, du thust auch gar zu spröde,
Er liebt dich ja so treu. Du bist ja sonst nicht blöde.
Ich weiſs gewiſs, daſs du den Schäfer recht betrübst.
Gestehe mir es nur, ob du ihn heimlich liebst?

Sylvie.

Ich bin Damöten gut, ich will ihn auch nicht hassen;
Nur werd' ich mich niemals die Liebe blenden lassen.
Da kömmt Damötas blind; mich macht er wohl nicht dumm.
Gewiſs, ich lieb' ihn nicht, ich weiſs auch schon, warum.

Tiren.

Allein ich dächte doch, er sollte dir gefallen;
Damöt ist jung und hübsch, und wird ja fast von Allen
In unsrer Flur geehrt. Was nur sein Auge sieht,
Macht seine Hand auch nach; spielt er ein Hirtenlied,
So klingts gewifs recht gut; er pfeifet auf zwey Blättern,
Und schlägt doch dreyfach an, du sollt'st ihn hören schmettern.

Sylvie.

Das kann mein Bruder auch.

Tiren.

Er schleudert auf ein Haar.
Du weifst, Likarsis hat so einen klugen Staar.
Der wollte gestern früh, ich werd' es nicht vergessen,
Damöt war gleich nicht da, von seinem Käse fressen.

Allein er kam dazu, und sah den fremden Gast,
Und warf, drum ist er auch Likarsen so verhaſst,
Mit einem Steine hin, und traf den Staarmatz leider!
Gerade vor den Kopf. Das that er.mit der Schleuder.
Da lag das arme Thier.

Sylvie.

Mein Bruder schleudert auch.

Tiren.

Damöt schwimmt wie ein Fisch, er legt sich auf den Bauch,
Und darf nur einen Fuſs ein wenig seitwärts krümmen,
So kann er allemal dem Strom entgegenschwimmen.

Sylvie.

Mein Bruder thut's ihm vor.

Tiren.

Er tanzt; du glaubst es kaum.
Verwichen spielten wir dort um den groſsen Baum.
Da wies er seine Kunst; er tanzte ganz alleine,
Wir sahen ihm nur zu; so macht er's mit dem Beine.

Sylvie.

Das kann mein Bruder auch.

Tiren.

Und laufen kann er recht,
Es holt ihn Keiner ein. Silvanders neuer Knecht
Schieſst auch zwar wie ein Pfeil; allein, ich will es schwören,
Damötas läuft ihm vor, und soll's ihm noch wohl lehren.

Sylvie.

Was hat er nun davon?

Tiren.

Ey, könnt' ich's nur so gut!
Doch wie gefällt dir das? er nimmt dir seinen Hut,
Und wirft ihn in die Höh', und fängt ihn mit dem Kopfe.

Sylvie.

Das möcht' ich nur erst sehn.

Tiren.

Gelt! aber mit dem Knopfe
Das ist dir eine Kunst! Erst macht er mit der Hand
So groſs, als wie der Knopf, ein Grübchen in den Sand,
Hernach so nimmt er ihn, geht über funfzehn Schritte
Von seinem Grübchen weg, und wirft ihn in die Mitte,
Und zwar nach hinterrücks, recht, daſs er liegen bleibt.

Sylvie.

Ach schweig!

Tiren.

Du sollt'st ihn sehn, wenn er die Kaule *) treibt;
Hat einer aufgemacht, so wird er es gleich innen,
Und ist auch wie der Wind mit seinem Stocke drinnen.

Sylvie.

Ja, ja, das ist schon hübsch.

---

*) Kugel.

Vierter Auftritt.

Amaryllis. Tiren. Sylvie.

Amaryllis.

Der arme Tityrus!
Daſs er doch allemal die Wette geben muſs.
Das ist das dritte Schaf.

Tiren.

Hat Tityrus verloren?

Amaryllis.

Ja wohl; wer heiſst's ihm auch? ich hätt' es längst verschworen,
Er weiſs es zum voraus, daſs Thyrsis stets gewinnt,
Doch fängt er mit ihm an. Er ist, als wär' er blind,
Je, daſs ich nicht mein Vieh nur zu verspielen hätte!

Sylvie.

Nun aber, sage mir's, was war denn ihre Wette?

Amaryllis.

Wie Tityrus nun ist; er ſing zum Thyrsis an:
«Laſs sehn, wer unter uns am weitsten werfen kann.
Ich setze dir ein Schaf; was gibst du mir dagegen?» —
«Ich,» sagte Thyrsis drauf, «will dir ein Band erlegen.»
Hierauf nahm Tityrus zu allererst den Stein,
Und warf noch weit genug bis an den kurzen Reihn.
Es war mir selber lieb; allein er soll nichts haben,
Denn Thyrsis warf, und kam bis an den schmalen Graben.

Tiren.

Was sprach denn Tityrus?

Amaryllis.

Nicht viel; was war zu thun?
Das Schaf war einmal weg; er konnte doch nicht ruhn,
Und wollte noch einmal, und zwar um eine Ziege.
Doch Thyrsis ging nicht dran, er hatte schon zur Gnüge.
Sein Schaf war ihm gewiſs; er sagte nicht ein Wort,
Und führte den Gewinnst zu seiner Heerde fort.

Tiren

Wenn Tityrus nun auch einmal ein Schaf verspielet,
Ich glaube wahrlich nicht, daſs er den Schaden fühlet.
Er hat ja Vieh genug. Man sieht nur seine Lust,
Wenn er im Thale treibt. Hätt' ich es nur gewuſst,
Ich hätte selbst mit ihm noch einmal wetten wollen;
Da hätt' er mir gewiſs die Ziege geben sollen,

Amaryllis.

Wer gibt denn gleich ein Schaf um einen Steinwurf hin?

Tiren.

Ich wag' es allemal; denn wenn ich glücklich bin,
So nehm' ich's gar zu gern; verlier' ich gleich zuweilen,
Was thuts? Ein Schäfer muſs Gewinn und Schaden theilen.

Sylvie.

Das wäre nichts für mich. Ich habe stets gehört:
Behalte was du hast. Wer den Verlust erfährt,
Dem ist es doch nicht lieb. Du würd'st es selber sagen.
Verliere nur einmal, hernach will ich dich fragen.

Amaryllis.

Je, glaube doch nur nicht, daſs er's im Ernste meint.
Er spricht bey dir nur so, und ist dein bester Freund,
Wenn du nichts haben willst; eh' wird er dir sein Leben,
Als nur das schlecht'ste Lamm von seiner Heerde geben.
Tirenen kenn' ich wohl. Ich bat ihn letzt einmal,
Da mir des Nachts der Wolf die beste Ziege stahl,
Er sollte mir doch eins von seinen Schafen schenken,
Und meinst du's, daſs er's that?

Tiren.

Du kannst mir's nicht verdenken:
Mein Vieh trägt wenig ein, die Zahl ist auch nicht groſs.
Ich werde gar zu viel durch Räud' und Husten los.

Amaryllis.

Ich schwöre dir's, Tiren, eh' ich ein Schaf verspielte,
Viel lieber gäb' ich dir's, wenn ich auch nichts behielte.
Allein, du schlugst mir's ab, mir, deiner Schäferin.
Ich bitte dich nicht mehr.

Tiren.

So wahr ich redlich bin,
Verlange, was du willst, nur nichts von meiner Heerde,
Und sieh erst, ob ich dir's hernach versagen werde.

Amaryllis.

Ja, käm' es nur drauf an, es würde nicht geschehn.

Sylvie.

Tiren, ach, laſs uns jetzt doch den Gewinnst besehn.

Du (*zur Amaryllis*) bleibst indessen hier; wir bleiben gar nicht lange.
Vertreibe dir die Zeit mit einem Waldgesange,
Und wenn Damötas kömmt, so sag' es ihm nur frey,
Er könnte wieder gehn, mir wär' es einerley.
Ich weiſs, du bist so gut, und bleibst bey meinen Schafen.

Amaryllis.

Ja, macht doch nur und geht.

Sylvie.

Allein du muſst nicht schlafen.

Fünfter Auftritt.

Amaryllis (*singt*).

Gestern hört' ich, recht in stiller Ruh,
Einer Amsel in dem Walde zu.
Als ich nun da saſs
Und mich ſast vergaſs,
Kam Tyren und sprach:
„Nun hab' ich dich!"
Und küſste mich.

Sechster Auftritt.

Damöt. Amaryllis.

Damöt.

Ist denn dein Lied schon aus? Ich habe zugehört,
Und, weil mir's wohlgefiel, mit Fleiſs dich nicht gestört;

Und sprach: „Nun hab' ich dich!“ Ach, könnt' ich auch so singen,
Und nur von Sylvien ein freundlich Wort erzwingen.
Wo ist sie denn anjetzt? Sie flieht wohl gar vor mir?
Das hätte noch gefehlt! Tiren ist auch nicht hier?

Amaryllis.

Sie sind nicht allzuweit, und mir ist aufgetragen,
Und zwar von Sylvien, dir, wenn du kämst, zu sagen:
Du möcht'st nur wieder gehn.

Damöt.

Ich, schöne Schäferin?

Amaryllis.

Ja, du!

Damöt.

Ach, daſs ich doch nicht meiner mächtig bin!

Ich wollte mich sogleich aus dieser Flur entfernen,
Und, harte Sylvie, dich ewig meiden lernen;
Du weiſst, ich liebe sie, ich hab' es dir erzählt,
Daſs mich der Himmel recht mit dieser Liebe quält.
So oft ich bey ihr bin, so schwatzt sie nur von Heerden,
Und sieht mich fast nicht an. Sollt' ich nicht furchtsam werden?
Bis hieher hab' ich ihr noch nicht ein Wort gesagt,
Nur heute hab' ich es das erstemal gewagt.
Allein was hilft es mir? sie sucht mich zu betrüben,
Sie spricht, sie ist mir gut, und will mich doch nicht lieben.
Ach, schöne Schäferin, sprich du einmal mit ihr,
Mir traut sie nicht so viel; vielleicht gehorcht sie dir.
Ich warte, bis sie kömmt; erklär' ihr doch mein Leiden,
Und schlägt sie dir's auch ab, so werd' ich willig scheiden.

Amaryllis.

Damöt, du dauerst mich, du liebst noch viel zu früh,
Ich hab' es längst gesagt, erspare nur die Müh.
Vor Jugend kann sie nicht dein zärtlich Herz erkennen.
Sie sieht dir etwas an, und weiſs es nicht zu nennen.
Drum kömmt's ihr fremde vor. Sie hat dich heimlich lieb,
Doch, glaube mir, ein Baum fällt nicht auf Einen Hieb.

Damöt.

Du hast vollkommen recht, allein du kennst die Liebe.
Es steht ja nicht bey mir, daſs ich sie noch verschiebe.
Du sprichst, ich daure dich. Die Reden sind wohl gut;
Jedoch dein schlechter Rath benimmt mir allen Muth.

Amaryllis.

Es liegt ja nicht an mir; wenn's nur die Zeit erlaubte,
Und ihre Jugend nicht dir ein Bekenntniſs raubte,
Das du so sehnlich wünsch'st. Allein ich will nicht ruhn.
Ich will, sobald sie kömmt, für dich den Antrag thun.
Du dächtest sonsten gar, ich wollt' es hintertreiben.
Nein, nein, Damöt, du irrst, du kannst zugegen bleiben;
Und red' ich dir nicht recht, so red' ihr selber ein.
Wir Beyde werden doch wohl ihrer mächtig seyn.

Damöt.

Nun ja, doch höre nur! Wie willst du denn nun sagen?
Du muſst mich aber auch in meiner Noth beklagen.
Denn, wenn sie selber sieht, daſs dich mein Zustand rührt,

Wer weiſs, ob sie dadurch nicht gleiches Mitleid spürt?

Amaryllis.

Sie ist ja noch nicht da.

Damöt.

Sie bleibt auch ziemlich lange.
Ging denn Tiren mit ihr? es wird mir wirklich bange.

Amaryllis.

Sieh doch geschwinde hin; Damöt, wer kömmt denn da?

Damöt.

Gewiſs, da kömmt Tiren und meine Sylvia.

Siebenter Auftritt.

Amaryllis. Tiren. Damöt. Sylvie.

Amaryllis.

Nun, schöne Schäferin, du gehst von deinen Triften,
Und nimmst Tirenen mit! was soll dies Beyspiel stiften?
Tiren, wo du nur jetzt nicht bald gekommen wärst,
So fändst du mich nicht mehr.

Tiren.

Damöt.

Damöt.

Ja, wie du hörst.

Amaryllis.

Nein, nein, ich scherze nur: du muſst nicht gleich verzagen.
Damöt liebt Sylvien, und hat ihr viel zu sagen,
Er kam und suchte sie: ich hieſs ihn wieder gehn,
Allein, da traf ich's recht; er blieb ganz traurig stehn,
Und sah mich furchtsam an, als wenn er fragen wollte:
Ob er denn Sylvien nun gar verlieren sollte?

Sylvie.

Mich wundert, daſs Damöt schon vom Verlieren spricht,
Er hat mich nie gehabt, und kriegt mich auch wohl nicht.
Mein Vater kann mich nur, kein Schäfer sonst verlieren.
Damöt betrügt mich nicht, er will mich sonst verführen.

Amaryllis.

Damöt, so rede doch!

Damöt.

Ach, laſs es doch geschehn,
Daſs ich dich lieben darf, damit's die Schäfer sehn,
Das Fest ist nicht mehr weit.

Sylvie.

O, rede nicht vom Lieben!
Bist du denn darum nur auf meiner Trift geblieben,
Daſs du mich lieben willst? Nein, meine Mutter spricht
Zu Hause stets zu uns: «Ihr Kinder, liebt mir nicht.
Die Liebe macht nur faul und ist ein schlecht Vergnügen;
Drum folgt, ihr werdet doch noch reiche Männer kriegen
Gewiſs, du fängst mich nicht, laſs mich nur ungestört
Und liebe nur für dich; das ist dir unverwehrt.

Amaryllis.

Ach, solltest du nur erst die Liebe besser kennen,
Du gäbst noch etwas drum; jetzt hörst du sie nur nennen,
Und weiſst nicht, was sie ist. Mein Mund, der niemals treugt,
Sagt hiermit ohne Scheu, daſs deine Mutter leugt.

Damöt.

Frag' Amaryllen nur, die liebet auch Tirenen.
Gewiſs, sie wird sich nicht nach andern Freuden sehnen,
Als ihr die Liebe macht.

Amaryllis.

Wir sind einander treu,
Und hüten beiderseits doch unser Vieh dabey.

Tiren.

Daſs ich ein Schäfer bin, das macht Geburt und Heerde;
Allein, die Liebe macht, daſs ich erst glücklich werde.
Ich hab' es nicht gewuſst, worauf mein Glück beruht,
Nun aber seh' ich erst, wie viel die Liebe thut.

Damöt.

Und du, o Sylvie, verachtest diese Triebe?

Sylvie.

Ich weiſs ja nichts davon; beschreib' mir doch die Liebe.

Damöt.

Die Liebe fühlt man recht. Sie läuft durch's ganze Blut
Man sieht einander an, und ist einander gut,

Und fühlt — ich weiſs nicht was; verlangst du mehr zu wissen,
So weiſs ich keinen Rath, als den: ich muſs dich küssen.

Sylvie.

Warum denn? geh doch nur!

Amaryllis.

Nein, er hat recht. Ein Kuſs
Ist das, wodurch man erst die Liebe fühlen muſs.

Sylvie.

Wer wehrt dir's? Küsse mich! Ich möcht' es doch erfahren.
Was kann mir denn ein Kuſs vom Lieben offenbaren?

Damöt.

Nun, schönste Schäferin, nun hab' ich dich geküſst!

Du siehst, ich weiſs nicht, wie, ach, sag' es, wie dir ist.

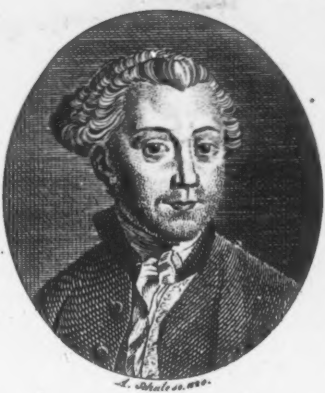
Sylvie.

Wie wird mir seyn! Damöt, ich habe mich betrogen,
Die Lieb' ist ja recht hübsch, die Mutter hat gelogen.
So lieb' ich selber gern, ich habe Licht gegenug,
Komm doch fein oft zu mir, dein Umgang macht mich klug.
Hinführo soll mir nicht so vor der Liebe grauen.
Man darf, ich seh' es wohl, auch keiner Mutter trauen.

Thomas Abbt

vom

Verdienste.



A. Schule sc. 1820.

THOMAS ABBT.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann

Sechs und vierzigstes Bändchen.

Abbt's Werk vom Verdienste.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

Leben des Verfassers.

Thomas Abbt wurde zu Ulm im J. 1738 geboren, wo sein Vater früher als Perückenmacher, später als Privatmann lebte. Er erhielt eine gute Erziehung und zeichnete sich schon im frühesten Alter durch Anlagen und Kenntnisse aus. Im J. 1756 ging er auf die Universität Halle, wo er sich, unter seinem Vetter, dem Dr. Baumgarten, der Theologie widmete; doch liebte er weit mehr das Studium der Philosophie und Mathematik, so wie die schönen Wissenschaften.

Im J. 1758 wurde er Magister, im J. 1760 kam er als Prof. der Philosophie an die Universität Frankfurt a. d. O., und ein Jahr darauf als Prof. der Mathematik nach Rinteln. Zu Frankfurt hatte er mitten im Getümmel des Kriegs seine Abhandlung vom Tode für's Vaterland geschrieben. Noch ehe er nach Rinteln gieng, verlebte er ½ Jahr zu Berlin, wo er besonders Mendelssons und Nicolai's Bekanntschaft machte. Zu Rinteln entschloſs er sich zum Studium der Rechte, um einst ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. Dieſs hielt ihn aber nicht ab, im J. 1763 eine Reise in das südl. Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich zu machen, wodurch seine gelehrten Bekanntschaften sehr erweitert wurden. Er kam nach Rinteln zurück und gab nun sein Werk vom Verdienste heraus. Diesem besonders verdankte er seine Bekanntschaft mit dem regierenden Grafen Wilhelm I. von Schaumburg-Lippe, welcher ihn zu sich berief, und im J. 1765, zu seinem Hof-Regierungs- und Consistorialrathe bestimmte. Er lebte nun zu Bückeburg glücklich und geehrt seinen Aemtern, aber er genoſs dieses Glückes leider nur kurze Zeit, denn schon im J. 1766 raffte ihn der Tod dahin. Er starb im 28sten Jahre seines Alters an einer Hämorrhoidal-Kolik. — Abbts Schriften, besonders sein Werk vom Verdienste, — sind reich an Scharfsinn, Einbildungskraft und Geist, und wenn er länger gelebt hätte, würde er sicher einer der gröſsten Schriftsteller Deutschlands geworden seyn. Er trug seiner Zeit viel zur Verbesserung des Geschmacks, der deutschen Sprache und des Styles bey, und sein Buch vom Verdienste erwarb ihm gleich anfangs einen groſsen Ruf. Die erste Auflage ist vom J. 1765. Die vierte, oder neuste, zugleich einen Theil seiner sämtlichen Werke bildend, vom J. 1790. Man vergl. 1) Herder über Th. Abbts Schriften. Riga, 1768. 4. 2) E. Nicolais Ehrengedächtniſs Th. Abbts. Berl. 1767. 4. Nicolai besorgte auch die Herausgabe sämtlicher Schriften Abbts in 6 Bänden (Berl. 1768 — 90. 8.)

Inhalt.

Seite
Der Begriff vom Verdienste. 1
Von der Stärke der Seele. 7
Vom Verdienste des Eroberers, des Soldaten und des Heiligen. 84
Vom Verdienste des groſsen Mannes. . . . 114
Vom Verdienste im Privatleben. 126

Anmerkung. Ausgelassen sind hier: 1) Von der Gröſse des Geistes. 2) Von der Güte des Herzens. 3) Vom Maſse des Verdienstes. 4) Vom Verdienste des Schriftstellers; und 5) vom Erwerbe des Verdienstes.

Der Begriff vom Verdienste.

Als sich die Mönche der bürgerlichen Gesellschaft entzogen, um ihre Tage in der Einsamkeit und mit Nichtsthun zuzubringen: konnten die klügern unter ihnen wohl einsehen, daſs sie auf diese Art in den Augen der übrigen Menschen bald würden verächtlich werden. Sie machten sich also eine Beschäftigung daraus, für andre zu beten, und so wurden ihre viele und lange Gebete, angeblich im Himmel, und wirklich auf der Erde, in einem ganz andern Verstande verdienstlich. So wahr ist es, daſs die Menschen nirgends ein Verdienst zugeben, wo sie nicht erst Thätigkeit und Geschäftigkeit wahrgenommen haben.

Aber ist es Geschäftigkeit des Körpers oder Thätigkeit der Seele, welche zum Verdienste verhilft? Clitus reitet vor, als er am Granicus seinen Herrn und König in Gefahr sieht, und rettet ihm mit seinem **Arme** das Leben. **Philipp** der Leibarzt strengt sein ganzes Nachsinnen an, und entdeckt den Trank, der seinem Herrn eine schleunige Genesung verschaffet. **Alexander** hat beyden das Leben zu verdanken. Welcher von beyden hat das gröſsre Verdienst um ihn?

Dieſs trift man bey beyden an, daſs sie aus eigner **Entschlieſsung** der Seele ihre Thaten unternommen und ausgeführt. Nur zu der Ausführung braucht der eine mehr, der andere weniger die Kräfte seines Körpers. Da also bey der **verdienstlichen That** das meiste von der Seele herrührt: so kann man überhaupt sagen, daſs die erforderte **Thätigkeit** durch **Seelenkräfte** müsse bewirkt werden.

Und **aus reinen Absichten!** wenn unter den **Mächtigen** dieser Erde einer dem andern Hülfe geleistet, und der Hülfleistende einige Zeit nachher keine solche Begegnung von dem andern erfährt, als man wohl für den erwiesenen Dienst erwarten sollte; so **schreyet** man über Undank; aber in den meisten Fällen halten es nur diejenigen dafür, die niemals ins Kabinet gekommen sind.

Wenn die gröſseste Geschäftigkeit, die schönsten Gaben des Geistes, und die redlichsten und reinsten Absichten weiter zu nichts führen, als zu einem lächerlichen Zwecke; so gedeiht niemals ein Verdienst daraus; wenigstens nicht nach dem Urtheile derer, welche den Werth der Absichten zu schätzen wissen.

Nachdem der Bruder Matthäus von Bassy das herrliche Werk angefangen, an die Stelle der runden Kappe der Franziskaner, eine pyramidenförmigzugespitzte zu setzen, um dadurch, wie er behauptete, dem glorreichen Stifter seines Ordens desto ähnlicher zu werden: so konnte alle Schmach, alle Verfolgung, alles Leiden, was er erdulden muſste, nicht verhindern, daſs er sich nicht Gönner und Anhänger hätte erwerben sollen. Unter diesen letztern war Ludwig von Fossombrone; einer der gröſsesten Genies unter den Capucinern. Er befand sich einst allein in einem Zimmer; seine Feinde, von einer Wache begleitet, überfielen ihn und suchten ihn aufzuheben. Er stellte sich aber drinnen an, als ob er vielen Soldaten, die er bey sich hätte, ihre Posten austheilte: die Feinde wurden erschreckt und zogen ab. Hat Carl der XIIte zu Bender mehr gethan? — Ein andermal war ein Trupp Franziskaner mit starken Knütteln bewaffnet, ausgeschickt worden, um sich des Fossombrone, der in einem Kloster auf dem Apennischen Gebürge sich aufhielt, zu bemächtigen. Benachrichtiget von ihrem Anzuge, vertheilte dieser groſse Mann viele rauchende Feuerbrände so geschickt auf den Anhöhen, daſs seine Feinde, die auf dem Berge, wo sie schon wären, von allen Seiten her, Feuer, Rauch und Dampf erblicken konnten, aus Furcht lebendig verbrannt zu werden, sogleich wieder umkehrten. Was hat Hannibal an den Ochsen mit Bränden zwischen den Hörnern, sinnreichers erfunden? Hannibal suchte sein Vaterland von der Bedrückung, womit ihm Rom drohete, zu befreyen, und Ludwig von Fossombrone, suchte die spitze Kappe zu verfechten, deren Form den Capucinern ihre Benennung zuwege gebracht.

Lasset uns diese zerstreueten Stralen des Verdienstes sammeln, und in ein deutliches Bild ordnen.

1) Handlungen, oder überhaupt Thätigkeit,

2) die andern zum Nutzen,

3) aus freyer Entſchlieſsung und reinen Absichten, oder, welches einerley ist, aus Wohlwollen,

4) zu einem erheblichen Zwecke,

5) durch Seelenkräfte, ausgeübt worden, diese können wir Verdienst nennen. Jedem Menschen kömmt daher einiges Verdienst zu. Denn wer ist wohl so gänzlich kraftlos, daſs

er durch seine Entschlieſsung und durch seine Einsicht keinem andern Gutes thun könnte? und so durchaus böse, daſs es niemand etwas Gutes thun wollte? Die Anzahl und Summe der Handlungen, die auf andrer Bestes abzielen, und Wohlwollen und Seelenkräfte zum Grunde haben, macht also das Verdienst eines jeden einzelnen Menschen aus, dessen Anwachs oder Abnahme von dem Vergröſsern oder Verringern aller dieser Stücke abhänget. Nachdem die Summe gröſser, oder kleiner; die Handlungen ausgebreiteter oder eingeschränkter; das Ziel erhabener, oder niedriger; das Wohlwollen reiner, oder vermischter; die Seelenkräfte mit mehr oder weniger Anstrengung gespannt; desto mehr steiget oder fällt das Verdienst.

Eines ist unter diesen Stücken, das, wie eine köstliche Salbe, nach dem Verlaufe einiger Zeit wieder verriecht; das von der nützlichen That, die es erst mit dem angenehmsten Geruche durchdrungen hatte, verfliegt, und sie also ohne Unterscheidungszeichen von andern nützlichen Thaten lässet. Dieses Stück ist das Wohlwollen. Daher wird es, muſs es dem menschlichen Richter längst geschehener Thaten öfters unmöglich fallen, sie nach dem Wohlwollen zu beurtheilen. Menschenliebe und Billigkeit bewegen ihn, das Wohlwollen bey ersprieſslich gewordenen Thaten vorauszusetzen: und so wird der irdische Richterstuhl keinem Stifter nützlicher Werke und Anstalten furchtbar. Aber die reichsten Stiftungen, die prächtigsten Hospitäler und die gesegnetesten Anstalten, können den Blick Dessen, der die geheimsten Winkel des Herzens durchsucht, nicht ertragen, wenn er nach dem Wohlwollen geforschet, und es nicht gefunden hat.

Von der Stärke der Seele.

Groſse Geister scheinen tauglicher zum Rathschlagen; starke Seelen zum Vollführen. Jene sind über das Volk erhöhet, ohne allemal dessen Eingeständniſs dazu zu haben; vor diesen erniedriget es sich ohne Murren. Die letztern haben allein das angebohrne Recht zu herrschen: sie besitzen die Feeneigenschaft alle schwächere Gemüther zu bezaubern. Jede Versammlung, jedes Getöse, jedes wilde Schreyen des Volkes verliert sich in ihrer Gegenwart; ein Wort von ihren Lippen ist heilig wie ein Gesetz. Wer kann ihre groſse Gewalt, Macht und Herrschaft aussprechen? Sagen sie zu den gewöhnlichen Seelen: «Kommet her, oder gehet hin:» so kommen oder gehen sie ohne Widerrede. Selbst die Thoren widerstreben ihnen nicht mehr. Ihnen ist die

Herrschaft über das Meer der menschlichen Leidenschaften zu Theil worden. Die Wogen legen sich, so bald die starke Seele erscheint, und die Winde werden stille auf ihr Wort.

Man verwechselt gemeiniglich die Stärke der Seele mit ihrer Beständigkeit trotz Hindernissen und Ungemach. Allein diese wird zwar zur Stärke der Seele erfordert, macht aber dieselbe noch nicht aus. Es gehören mehrere Stäbe zu diesem groſsen Bunde, um ihn vollzählig zu haben. Ueber diſs, kann die Standhaftigkeit erworben werden: bey der Stärke der Seele hingegen findet sich viel angebohrnes. Wir müssen also Stück für Stück an ihr auseinanderlegen. Nachdem wir sie einzeln werden haben kennen lernen: dann wird es Zeit seyn, in ihrer Vereinigung das aufzusuchen, worinn die Seelenstärke besteht.

Das erste und wesentlichste Stück dieser herrlichen Eigenschaft; das, was von ihr unzertrennlich bleibt, weil es angebohren wird, ist der Muth zum Empfängnisse eines Unternehmens; die Herzhaftigkeit es nur zu denken.

Gewöhnliche Seelen sind wie übelerzogene Kinder. Naht sich diesen ein Fremder: sogleich halten sie die Hände vor die Augen, oder wenden sich weg: sie wagen es nicht einmal ihn anzuschauen, noch weniger mit ihm zu reden. Jenen ist der Entwurf eines groſsen Unterfangens ein solcher Fremder. Sie unterstehen sich nicht ihn zu denken, noch weit weniger ihn auszuführen. Wie viele mögen wohl zu Carthago gewesen seyn, die, nach dem schlechten Ausgange des ersten punischen Krieges, und nach den unseligen Unruhen der Miethtruppen, auch nur das Herz zu dem Gedanken gehabt hatten, — Rom in Italien zu bekriegen! Hannibal allein, allein er hatte den Muth durch allen Jammer seines Vaterlandes zu diesem Gedanken sich durchzuschlagen. Dieser Muth entsteht aus der Vorstellung einer groſsen Sache verbunden mit dem Gefühle der dazu nöthigen Kräfte. Verworren aber sicher ist ein solches Gefühl: eigentlich eine Selbstempfindung; die Kenntniſs, welche eine Seele von sich selbst hat; der innere Ausruf: *Ed io anche son Pittore!* Dieſs Gefühl wird durch nichts geschwächt; durch nichts unterdrückt; keine Ungewiſsheit verdunkelt es. Der Ritter Raleigh ist im Gefängnisse; weder losgesprochen, noch verurtheilet; sein Leben und sein Tod liegen noch immer auf dem Schreibtische seines Richters und erwarten die Unterschrift: jede Feder, die eingetaucht wird, kann die Entscheidung niederschreiben. Wer hätte wohl den Muth in solcher Lage seiner Sachen an eine lange Arbeit, die man noch ausführen wollte, auch nur zu denken! der Ritter wagt sich unter diesen Umständen noch im Alter zu dem Gedanken eine allgemeine Weltgeschichte zu schreiben, faſset ihn, und führt ihn aus! Diſs ist eben der Raleigh, der auf dem Blutgerüste das Beil, womit ihm der Kopf sollte abgeschlagen werden, befühlte, und ganz gelassen sagte: «es ist ein scharfes, aber ein sichres Mittel gegen alle Uebel.»

Dieser Muth in der Seele ist gleichsam ihr Saft, welcher nicht nur die Gedanken zum Hervorsprieſsen, sondern auch zur Stärke und saftvollen Unbeugsamkeit bringt. Eben durch das klare Gefühl der Kräfte wird die Standhaftigkeit einer wohlgenährten Seele von der Steifigkeit des aufgedunsenen Stolzes unterschieden, wie das Grünende von dem Gefrornen und Starren, das nicht von dem Anfüllen der Röhren, sondern von der unterbrochenen Bewegung der Säfte herrührt. Man kann auch eines von dem andern erkennen, so bald man nur die Seele, welche jenen Muth besitzt, zum Reden bringet. Läſst sie sich erst zur Beredsamkeit herab: so überzeuget sie jeden Zweifler; überwältiget jede Furcht; besieget jeden Einwurf. Ein Wort von ihr, ist wie das Wort eines Feldherrn; die Furchtsamen ergreifen alsdann, so wie Cäsars Soldaten, die Axt und fangen nun an, die Bäume umzuhauen, die sie vorher ihrer Heiligkeit wegen zu verletzen befürchtet hatten *).

Hingegen kann sich der bloſse Einfall, den der hochmüthige Eigenwille erzeugt hatte, durch keine Beredsamkeit nähren. Alles ist daran schwindend — Staub und Asche! — Die starke Seele erringet den groſsen Gedanken, weil sie ihre eigenen Kräfte dazu fühlt: Eine starre Seele erhaschet einen Einfall, weil sie vergiſst wie weit ihre Kräfte gehen. Dieser Muth wird der Seele angeboren; nicht Unterricht, nicht Logik verschaffen ihn; verschaffen das begleitende Gefühl der Kräfte zu allem, was man sich groſs denkt. Der junge Cato wurde noch von einem Auſseher geleitet, als er diesem schon den römischen Gedanken, den er hatte fassen dürfen, ins Ohr lispelte, daſs es nämlich so schwer nicht wäre, Rom von einem Sylla zu befreyen. Der Hofmeister erschrack, und der junge Mensch wunderte sich über das Entsetzen des Hofmeisters. So wie die äuſsern Sinnenwerkzeuge in gröſserer Vollkommenheit dem einen angeboren werden, als dem andern: eben so scheinen einige Seelen ein stärkeres Bewuſst-

---

*) . . . . . . tunc paruit omnis
Imperiis non sublato secura pauore
Turba. *Lucan.*

seyn von sich selbst zu haben als andre. Sie besehen sich ohne Unterlaſs, sind sich immer gegenwärtig und verzweifeln an sich niemals. Daher die innre Zuversicht; das Zutrauen auf sich, wenn auch äuſsere Stützen unter ihnen sinken; die Dreistigkeit Alexanders: «ich will allein «hingehen, und meine Eroberung fortsetzen; «Macedonier ihr, ihr könnt nach Hause kehren:» daher das Ich der Medea*). Recht gut kann sich mit diesem innern Vertrauen auf sich selbst das Zutrauen auf Gott verbinden, aber nicht diſs, welches etwas ausserordentliches von ihm erwartet. Denn in dem letztern Falle kann die schwächste Seele Muth fassen. Das gewöhnliche Zutrauen auf Gott hoffet, daſs der fliegen könne, dem Flügel anerschaffen sind; hoffet, daſs Recht, Recht bleibe; hoffet, daſs es sich der Herzen bemeistern werde; hoffet, daſs Gott demselben nicht entstehe, wenn es nicht sich selbst entstehet. Kurz vor dem Gefechte bey Arques, wo Heinrich der IVte mit einer Hand voll Leute die Armee der Ligue, mehr als 30000 Mann stark, aufhielt, kurz vor dem Angriffe, hieſs dieser Prinz einige seiner Officiere in ein

---

*) Wer, sagte die Gespielinn der Medea zu ihr, wer bleibt dir noch übrig gegen alle diese Uebel? — Ich.

Gehölze, das nahe an Arques lag, vorrücken, um, wo möglich, einige Gefangene zu machen. Sie kamen fast sogleich wieder, und brachten den Grafen von Belin mit sich, der ihnen in die Hände gefallen war. Der König gieng ihm entgegen und umarmte ihn mit Lächeln. Der Graf, welcher mit seinen Blicken eine Armee suchte, und fast niemand sahe, bezeigte sein Erstaunen, so wenige Soldaten um den König zu sehen. «Sie sehen sie nicht alle,» sagte ihm der König, mit eben dem freudigen Wesen: «denn Sie zählen nicht dazu Gott und meine gute Sache, die mir beystehen *).»

In sofern kann diſs Zutrauen auf Gott noch zu dem innern Vertrauen gerechnet werden. Mit einer kleinen Abänderung gehört es zu der äussern Zuversicht, zu der, die sich auf fremde Kräfte verläſst; die ein Vorhaben unternimmt, es zu denken wagt, weil sie sich eines fremden Beystandes vergewissert. Der römische Bürger, der in den bedrängtesten Umständen der Republik den Gedanken haben durfte, Ländereyen anzukaufen, und also ein sicheres Eigenthum zu hoffen! Varro, der nach der Schlacht bey Cannä sich es einzubilden wagte, daſs seine Re-

---

*) Memoires de Sully L. 3.

publik noch ferner einen Consul bedürfte! Cäsar, der vermuthete, daſs sein Glück mit ihm in den Kahn gestiegen wäre, und mit den Schiffleuten rudern würde! Eben dieser Cäsar, der nach der Austheilung seines ganzen Vermögens an seine Freunde für sich nur einen einzigen Wechselbrief, die Hoffnung, übrig behielt! — Dieſs sind Beyspiele von der äuſsern Zuversicht auf fremde Dinge. Sie verbindet sich zuweilen mit der erstern, entspringt auch wohl aus ihr; nur nicht allemal. Hingegen, wenn sie mit jener nicht verbunden ist, so ist auch der Unterschied zwischen ihnen groſs und merklich. Man erblickt die eine in dem vier und zwanzigjährigen Scipio, der nach dem Tode des Vaters und des Oheims, und nach allen wiederhohlten Niederlagen seiner Republik dennoch den Krieg gegen Carthago in Spanien übernimmt, weil er sich ganz fühlet: man sieht die andre an Carln dem Vten, der den unglücklichen Zug gegen die Barbarey ausführt, ob ihm gleich die Jahrszeit entgegen ist, ob ihm schon alle seine Hauptleute davon abrathen — blos weil er auf sein vorhergehendes Glück rechnet. Die erste wird durch den Erfolg des Unternehmens, er mag günstig oder widrig seyn, weder vermehrt oder vermindert; die andre steigt und fällt mit dem Vortheile oder Nachtheile des Ausganges. Eben der Carl dankt die Regierung ab, nachdem ihm die Belagerung vor Metz miſslungen, weil er glaubt, das Glück, dessen Natur weiblich ist, habe seinen Feind, der nun in der Blüthe der Jahre stund, liebgewonnen, ihn aber, als einen alten Mann, sehe es mit Verachtung an. Hingegen begreift der groſse Czaar, daſs seine Kräfte mit jeder verlohrnen Schlacht wachsen, und daſs endlich der Schüler seinem Lehrmeister nicht mehr Schande machen werde. Ich habe hier die Zuversicht sogleich mit dem Muthe des Geistes verbunden, weil sie eine Folge davon, ob wohl nicht ganz einerley mit ihm, ist. Ihr Zeichen aber kann man den hohen Sinn nennen; denn diſs Wort dünkt mir, drückt aus, was man durch *élévation d'esprit* anzeigt! die Physiognomie der starken Seele! «Es giebt, sagt Rochefoucault, einen hohen Sinn, der nicht von dem Glücke abhängt: was ist er? eine Mine, die uns auszeichnet, und die uns zu groſsen Dingen zu bestimmen scheint: ein Werth, den wir uns unvermerkt selbst beylegen. Diese Eigenschaft ist es, vermittelst der wir eigenmächtig erlangen, daſs andre Menschen uns nachgeben, und sie ist es auch meistens, die uns höher über sie hinaussetzt, als Geburt, Ehrenstellen, und selbst das Verdienst es thun mögen. — Es kann niemand diesen Sinn haben, ohne einiges Verdienst zu besitzen, obschon diſs ohne jenen seyn kann. —

„Er verschafft dem Verdienste eben den Vortheil, „welchen der Putz einer schönen Person noch „zulegt *)

Dieser hohe Sinn bricht allenthalben durch, es sey nun, daſs man durch das Glück von einer schon erlangten Höhe heruntergeſtoſsen, oder in der Tiefe vom Steigen zurückgehalten worden. Tausend Beyspiele könnte man hiervon anführen. Es ist aber die Pflicht des Schriftstellers da, wo er die Wahl hat, solche anzuführen, die weniger bekannt sind, ohne es weniger zu verdienen. Der Marquis von Montrose verficht lange mit einem Fabel-ähnlichen

---

*) Il y à une élévation, qui ne dépend point de la fortune: C'est un certain air, qui nous distingue, et qui semble nous destiner aux grandes choses; c'est un prix, que nous nous donnons imperceptiblement à nous mêmes; c'est par cette qualité que nous usurpons les déférences des autres hommes: et c'est elle d'ordinaire, qui nous met plus au dessus d'eux, que la naisance, les dignités et le mérite même. — Il y a du mérite sans élévation, mais il n'y a point d'élévation sans quelque mérite. — L'élévation est au mérite ce que la parure est aux belles personnes.

Heldenmuthe die Sache seines unglücklichen Königes (Carls des II.) zuletzt überwältiget und überfallen von seinen Feinden wird er gefangen, gebunden, beschimpft, von den wüthenden Presbyterianern verflucht und zur Verantwortung geführt. «Ich würde nicht unbedeckt vor euch «stehen, sagt er zum Parlemente, wenn euch «nicht mein und euer König die Ehre erwiesen, «mit euch in Unterhandlung zu treten.» Eben diſs Parlement konnte ihn verurtheilen, und verurtheilte ihn auch zum Tode, gerade darum, weil er es an seinen König erinnert hatte. Algernon Sidney beugte seinen hohen Sinn so gar nicht, daſs er unter dem gröſsten Drucke, den man von einer gewaltthätigen Regierung fühlen konnte, noch immer bis zum Todesblocke hin, wie ein Republikaner dachte und sprach. Carl der XIIte befiehlt den Janitscharen, als ob sie seine Soldaten wären. Doch am schönsten zeigt sich der hohe Sinn da, wo er wegen der niedrigen Umstände unerwartet ist. Die vortrefliche Beschreibung des de Thou von dem Cardinal Martinusius wird uns wegen andrer Beyspiele, die ich weglasse, schadlos halten.

Der Cardinal Georg Martinusius, aus Dalmatien gebürtig, stammte von einem edlen aber ganz verarmten Hause. Als Knabe verrichtete er bey der Mutter des Königes Johannes die allerniedrigsten Dienste; denn sein Amt war, die Zimmer zu heitzen, und eben deswegen verlieſs der Knabe, dessen Sinn hoch gieng, entweder aus Verdruſs über seine gegenwärtigen Glücksumstände, oder aus Verzweiflung bessre zu erlangen, den Pallast, und gieng in ein Kloster, dort wurde er Pater, Keller- und Küchenmeister, theilte aber die Lebensmittel unter die Brüder des Klosters nicht gleich aus, sondern nach Maaſse, wie er einem mehr gut war als dem andern; so daſs er schon damals auch in den allerkleinsten Dingen und bey Leuten, die in einem so niedrigen Stande lebten, sich um Gunst bewarb *). Nachdem er dort zuerst Buch-

---

*) Georgius Martinusius, Cardinalis, natione Dalmata, nobili familia, sed in tenui re educatus, vilissima puer apud Joannis regis matrem ministeria exercuerat, calefaciendis hypocaustis destinatus, quapropter *elati ingenii iuuenis*, seu taedio praesentis, seu desperatione melioris fortunae, relicta Joannis familia vitam monasticam in Paulli primi Eremitae coenobio iuxta Budam professus est, cellariae praefectus, et promuscondus effectus, ad victum necessaria *non aequaliter*, sed prout alios aliis plus diligebat, inter fratres distribuebat; iam tum vel in

stabiren und Lesen, und sogar etwas Latein aussprechen gelernt, in der ehrgeizigen Absicht, dereinst als Priester Messe halten zu können: kam er wieder zum König Johannes; begleitete ihn allenthalben während seines Aufenthaltes auſser dem Reiche; diente ihm treu in den wichtigsten Geschäften; wurde nach der Wiedereinsetzung des Königs geheimer Rath, und durch das Testament desselben Vormund über den Prinzen Stephen; und also Herr über alle Regierungssachen. Die folgenden Umstände der Zeit machten es nothwendig, daſs er sich mit Ferdinanden (Kaisers Carls des Vten Bruder) in ein Verständniſs wider die Türken einlassen muſste: an der Spitze seiner Truppen focht der Kardinal allenthalben gegen die gemeinschaftlichen Feinde mit der gröſsesten Tapferkeit, konnte es aber doch nicht hindern, daſs er Ferdinanden verdächtig wurde: und der letztere lieſs ihn bald

---

lenissimis rebus, et inter humilis conditionis personas *gratiam occupans*, . . . hunc exitum habuit Georgius LXX circiter annos natus, qui ex humili fortuna in summum honoris fastigium, et regibus parem potentiam peruenerat; vir pace belloque clarus, et profunda prudentia cum paucis comparandus.

darauf durch Meuchelmörder aus dem Weg räumen. «Und so endigte dieser Mann ein beynahe 70jähriges Leben, nachdem er sich aus den niedrigsten Glücksumständen, zum höchsten Gipfel der Ehrenstellen und einem königlichen Ansehen empor geschwungen. Im Kriege und Frieden war er gleich vortreflich, und an tiefen Staatseinsichten mit wenigen zu vergleichen.»

Soll ich das zweyte Stück, welches ich bey der Stärke der Seele wahrzunehmen glaube, lieber Heiterkeit oder Unerschrockenheit des Geistes nennen? Hier ist die Beschreibung des Dichters davon:

— — — — *tranquillaque magni*
Vis animi, nulloque leuis terrore moueri.

Beyde Namen, beyde Begriffe liegen in der Beschreibung: «ruhig und feste: in einem stäten Gange, aber auch in einerley Laufbahn; keine hüpfende, aber auch keine zitternde Bewegung.» Ein vorgesetzter Begriff, eine Denkungsart, welche die Seele etwa angenommen hat, erhält sich in der ersten Klarheit, wenn auch schon ihre Aufmerksamkeit durch neue unerwartete Vorstellungen nicht blos weggezogen, sondern auch der erstern entgegen gerichtet wird. Dieſs ist der Ritterschlag, den die Natur nur wenigen ertheilt; der Titel des vesten Mannes, den sie ihnen mit auf die Welt giebt, und gegen den sich das Bestreben der Weisen um Horazens Nichtsbewundern eben so verhält; wie der neue Adel zum alten.

Ich höre auf davon, vielleicht auf Gerathewohl zu reden, um auf ein Gemählde zu weisen, darinn diese Heiterkeit vollständig abgebildet ist. Das Gemählde findet sich in den Nachrichten des Kardinals von Rez, und ist, auſser den kurzen Betrachtungen, die häufig in den Nachrichten eingestreuet sind, fast das einzige Stück, warum mich das Durchlesen derselben nicht reuet. Mein Gedächtniſs muſs mir, da ich jetzt die Nachrichten nicht bey der Hand habe, die Hauptzüge vorzeichnen, und wird hoffentlich nichts darin verfehlen. — Man erblickt zuerst auf dem Wege nach Paris einen Wagen, darinn Frauenzimmer sind, in Gesellschaft des Rez, Turenne, und noch eines andern Herrn, vorne auf, einige Bedienten: der Tag ist noch nicht recht angebrochen; in der Ferne erscheint plötzlich ein langes Gefolge von schwarzen Wesen. Der Kutscher hält an, die Bediente rufen Ave Maria: wer aus der Kutsche zu den Schlägen herausgucken kann, erschrickt, hohlt tief Athem, und ein allgemeiner Jammer fängt an, die weiblichen Herzen zu drücken. Der eine Herr sucht ebenfalls seine Rettung einzig und allein im Gebete. Rez und Turenne springen zum Wagen heraus, nehmen den Degen in die Hand, und gehen auf die schwarzen Wesen los, Rez heftig, Turenne gelassener; die unbekannten Geschöpfe erschrecken nun weit gewaltiger, als sie erschrecket hatten, da sie, die man nicht erkannte, etwas, was sie wohl erkannten, nämlich zween Menschen mit bloſsen Degen auf sich anrücken sahen. Menschliche um Gnade flehende Stimmen lassen sich hören, und es entdecket sich, daſs das Gefolge ein ganzes Kloster voll schwarzer Franciskaner ist, die bey warmen Sommertagen gleich mit Anbruche des Tages (damit sie nicht gesehen würden,) herausgegangen waren, um sich zu baden. Nach dem ersten Ausbruche des Gelächters fragt Rez den Turenne: wie war Ihnen eigentlich zu Muthe? Ihnen schien etwas bange zu seyn: wenigstens gingen Sie sehr bedächtlich. Aber Sie, Rez, sagte Turenne, Sie waren so hastig: Sie haben sicher nicht die geringste Furcht gespüret? wann ich es ihnen aufrichtig sagen soll, versetzte Rez, meine erste Anwandlung war Furcht: aber ich überwand sie, und muſste eben deswegen hastiger thun. Dann will ich Ihnen, erwiederte der groſse Turenne, eben so aufrichtig gestehen, daſs meine erste Anwandlung bey diesem Vorfalle Freude gewesen: ich freuete mich in Vermuthung, daſs mir mein alter Wunsch Gespenster zu sehen, dürfte gewährt werden; und um ja nichts dabey zu übersehen, war ich bedächtlich und ruhig. So sah es, merkt Rez an, so sah es bey allen Vorfällen, was sie auch seyn mochten, in der Seele dieses starken Mannes aus: immer war sie in gleicher Heiterkeit. Und wirklich diesem Gemählde von Turennen kömmt nichts aus dem Alterthume bey, als das Betragen des Sokrates, nachdem die Armee, unter der Er diente, geschlagen worden. Alcibiades hatte es beobachtet, und ich will es den Montagne erzählen lassen. *Je le trouvay (dit Alcibiades) après la route de notre armée, lui et Lachés, des derniers entre les fuyans et le consideray tout à mon aise et en seureté, car j'estois sur un bon cheval, et lui à pied et avions ainsi combatu. Je remarquay prémièrement, combien il montroit d'avisement et de resolution, au prix de Lachés: et puis la braverie de son marcher, nullement different, du sien ordinaire: sa vene ferme et reglée, considérant et jugeant ce qui se passoit autour de luy regardant tantost les uns tantost les autres, amis et ennemis, d'une façon, qui encourageoit les uns et signifioit aux autres, qu'il étoit pour vendre bien cher son sang et sa vie, à qui essayeroit de la lui oter, et se sauverent ainsi.* Man mag es ansehen wie man will: so bleibt immer diese gänzliche Entfernung von allem Zagen, diese Fassung des Gemüths, darinn nichts befremdet, darinn man bey jedem Vorfalle so ist als ob man zu Hause wäre: dieses bleibt ein Geschenk der Natur. Die Wirkung der Seelenkräfte muſs dazu vermuthlich so beschaffen seyn, daſs die Lebhaftigkeit der alten Ideen immer gleich stark erhalten wird, um der Lebhaftigkeit der neuen stets gewachsen zu seyn. Zwar strebt der Weise durch einen langen Kampf nach diesem Nicht — entsetzen. Vorschriften, Regeln, wiederhohlte Betrachtungen sollen ihm das Gleichmüthige, Unwankende verschaffen, das allein glücklich machen und auch glücklich erhalten kann. Unstreitig gelangt er endlich zu dieser Gemüthsverfassung; zwar leider oft erst, wenn sie bald unnütze wird: jedoch gelingt es ihm in so weit, daſs er nicht mehr umfällt, sich aufrecht erhalten kann, und höchstens nur mit einer Hand noch stemmen darf. Aber die erste Anwandlung des Schreckens vermeidet er selten, die erste Bestürzung, die Abwesenheit des Geistes auf einem Augenblick, die einer Verfinsterung und Verdunklung aller Ideen so nahe ist. Es kann die Wiederholung, oder Wiederkunft der nämlichen Dinge, die sonst bey jeder gewöhnlichen Seele zuerst Schrecken erregen, sie kann durch die bloſse Macht der Gewohnheit einige Unerschröckenheit zu wege bringen: Alles diſs reicht nicht an jene wesentliche Gleichtgültigkeit, die den Kanzler **Morus** noch auf dem Blocke an das Zurücklegen seines Bartes denken lässet, damit, sagte er, dieser, unschuldig am Hochverrathe, nicht zugleich abgehackt würde. Sind denn also die Bemühungen des Weisen um die Ruhe, um die Gelassenheit, welche er sucht, sind sie für den Mann, den die Natur so fest gebildet hat, für ihn ganz überflüssig? — Die Absicht jener Bemühung geht weiter. Sie wollen der Seele nicht nur das Dauerhafte gegen das Reiben neuer von auſsenher kommender Ideen verschaffen, sondern sie auch in Absicht ihrer eigenen Wünsche und Vorstellungen im Gleichgewichte erhalten. Eben der Turenne, den von auſsenher nichts aus seiner Fassung bringen konnte, litt in sich selbst die stärksten Umwälzungen, da er bald zu dieser Hofparthey, bald zu jener sich schlug, und sogar von Weibern geleitet wurde. Aber in keinem Beyspiele zeigt sich vielleicht der Unterschied zwischen der äussern Unerschrockenheit und der innern Gleichmüthigkeit deutlicher, als in dem Beyspiele des Chaumont, der für Ludwig den XIIten (von Frankreich) im Mayländischen Befehlshaber war. Chaumont wurde beordert den Herzog von Ferrara gegen den Pabst Julius den IIten zu vertheidigen. Durch eine glückliche und unerwartete Wendung schloſs er den Pabst nebst seinem ganzen Hofe in Bologna ein, und er konnte ihn ohne Blutvergieſsen zu seinem Gefangenen machen. Aber seine tiefe Ehrfurcht für den heiligen Vater machte ihn geneigt Unterhandlungen Gehör zu geben wodurch man ihn nur zu hintergehen suchte. Als er sich darauf wegen Vernachlässigung der Vortheile, die er in Händen gehabt, dem strengsten Tadel ausgesetzt fand, machte er sich selbst so bittre Vorwürfe darüber, daſs er in eine auszehrende Krankheit verfiel, woran er auch bald hernach starb. Doch auf dem Todbette verfiel er noch einmal wieder in die entgegengesetzte Reue, und flehte auf's demüthigste bey Ihro Heiligkeit um die Vergebung seiner schweren Sünde, nur jemals die Waffen gegen sie getragen zu haben*). Welches klägliche Hin- und Herschleudern zwischen der Treue des Soldaten für seinen König gegen alle Feinde desselben; und zwischen der Verehrung, die einem Pabste der Römischkatholische schuldig ist! Was für Dienste hätten hier einige Blätter sokratischer Philosophie thun können!

Und an der Ruhe des Gemüthes, welche von der Weisheit gewirkt wird, und das Werk der Vernunft, Ueberlegung und Erfahrung ist, erkennt man auch bald ihren Ursprung; denn sie führt etwas gleichförmiges, etwas gleichgespann-

---

*) *L'Abbé du Bos Hist. de la ligue de Cambray.*

tes durch das ganze Leben des Menschen hindurch, das sich von jeder Seite, und unter allen Umständen darinn antreffen lässet. Die Lady Johanna Gray, welche die englische Krone nicht getragen, sondern nur berührt hatte, dieses vortrefliche Frauenzimmer war in seinem 17ten Jahre mit den Weisen des Alterthums und besonders mit Plato so bekannt, und von ihrem Umgange so bezaubert, daſs sie diesen Umgang nicht nur den Lustbarkeiten des Hofes mit Vergnügen vorzog, sondern auch genug daraus gelernet hatte, um mit Widerwillen den ehrgeizigen Absichten ihrer Verwandten nachzugeben, mit Gleichgültigkeit den Thron zu besteigen, und zehen Tage darauf mit Freuden, obschon durch eine schleunige Glücksveränderung, ihn wieder zu verlassen. Als sie nun nicht mehr das Glück eines Privatlebens, das sie, so sehr gewünscht, für sich und einen geliebten Gemahl hoffen durfte; sondern ein Todesurtheil erwarten muſste, das sie aus eigner Schuld so wenig verdient hatte: blieb sie nicht nur standhaft, sondern auch so richtig in ihren Einsichten, daſs sie erkannte, wie so gar Unschuld, die sich auch nur zur Stöhrung der Ruhe des Staates brauchen läſst, schuldig werde. Ihren Gemahl sah sie vor ihrem Fenster vorbey zum Blutgerüste, und seinen Leichnam wieder zurück führen, wohin sie ihm nun sogleich folgen sollte. Zärtlich und ruhig gab sie ihm erst noch von ferne ein Zeichen ihrer Liebe, und setzte nachher über diesen Anblick in ihre Schreibtafel drey Sprüche in griechischer, lateinischer und englischer Sprache von sehr richtigem und erbaulichem Inhalte. Und so wird von der Ruhe der Seele auf die Gegenwart des Geistes wieder eine Folge, ob sie gleich mit der Unerschrockenheit oder Heiterkeit schon angeboren wird, und also in verschiedener Betrachtung bald die Ruhe auf sich stützen kann; bald auf sie sich gründen. Ihre Sprache endlich kann man aus des unglücklichen Grafen von Strafford Schutzrede vor seinen Richtern lernen. Von seinem schwachen Freunde, dem schwachen Könige (Carln dem Iten) seinen Feinden Preis gegeben, und dadurch der Vorläufer von dem Tode des letztern, vertheidigt sich dieser groſse Mann dennoch mit Würde und Edelmuth, und schlieſst mit folgenden Worten vor seinen Pairs: «Jetzt, «Mylords, danke ich Gott, daſs er mich durch «seine Gnade von der groſsen Eitelkeit aller zeit«lichen Güter durch die Vergleichung mit den «wichtigern Freuden unserer ewigen Fortdauer «sattsam unterrichtet hat. Und in dieser Ver«fassung, Mylords, unterwerfe ich mich aufrich«tig und freywillig mit aller Demuth und «Ruhe der Seele Eurem Urtheile. Euer ge«rechter Ausspruch mag mich nun zum Leben, «oder zum Tode verurtheilen: so werde ich mich «voll Dankbarkeit und Vertrauen den Händen «des groſsen Urhebers meines Daseyns über«lassen.»

Das dritte Stück, das sich bey der Stärke der Seele entwickeln läſst, hat mit den beyden vorhergehenden wenig oder vielleicht nichts gemein. Denn weder Muth noch Heiterkeit führen zu der Festigkeit und Stetigkeit des Willens, vermöge welcher man etwas so lange will, bis es ausgeführet ist. Eben nicht gewaltsame Hindernisse dürfen diesem Wollen entgegen stehen. Blos der langsame Gang der Zeit; das Auſsenbleiben der Früchte, oder doch ihr Verzögern; die Darstellung neuer glänzender Ideen; diſs sind schon für die meisten Menschen furchtbare Hindernisse: daraus entsteht die Verdrossenheit immer die nämliche Sache zu denken; immer an dem nämlichen zu arbeiten; daraus das Erschlaffen der nöthigsten Kräfte, Ekel vor dem Alten, und Munterkeit zu dem Neuen. Laſs sehn: wie breit muſs der Weg seyn, den du zum Gehen brauchst? so viel Fuſs breit, sagst du; gut: wenn ich also das übrige, was du nicht brauchst, von beyden Seiten weg nehme: wird wohl dein Weg dadurch schmäler? und doch fürchtest du dich, nun über den schmalen Steg weg zu schreiten; nämlich dein Blick ist unstet, deine Augen flat tern; dich hält nicht einerley Gegenstand fest du zitterst, dir wird bange, du stehst still, wankest, nun fällst du. Ist aber nicht jede Stetigkeit des Willens ein solches Hinsehn auf einerley Idee? beruht sie nicht auf dem dauerhaften Vorzuge, den man einer bewährtgefundenen Idee vor andern giebt? Man setzt sie oft in Vergleichung mit andern, aber allemal schlägt der Vorzug für jene aus: Und zwar ist's die Seele, welche in beyde Schaalen die Gewichte legt. Dadurch eben unterscheidet sich diese Festigkeit von der Unerschrockenheit. Die letztere hält nur das Ebengewichte gegen Ideen, die sich von auſsen zu drängen: die erstere erhält es gegen die eigenen Veränderungen der Seele: und was uns von innen droht, ist weit gefährlicher, als was von auſsen. Will uns jemand von unserm Vorsatze, von unserer Schanze vertreiben: sogleich waffnet sich die Eigenliebe zu unserm Behufe; man wird gegen den Feind erhitzt: rühmlich ist die Gegenwehr: süſs die Art von Genugthuung, welche man sich durch den tapfern Widerstand verschaffet. Aber es falle nur in langer Zeit niemand unsre Schanze an, es lasse uns dort jedermann müſsig; ohne Kampf auſser gegen Zeit und Langeweile; wie ofte wird uns nicht der Gedanke einkommen, den Posten zu verlassen? und wähnen wir erst keine Ursache zur Furcht zu haben: wird nicht der Gedanke ausgeführet werden? langsames Schleichen der Zeit! grausamste Marter für den unternehmenden Geist, für den Geist, der Ehre suchet! Wie oft mag Cäsar den niedrigen Wunsch gethan haben, lieber ein Königs Sohn, als ein römischer Patricier zu seyn! Als der erstere würde er wie Alexander schon in den zwanzigen den Ruhm genossen haben, den er nach den Anstalten seines Staates erst nach den vierzigen hoffen durfte. Wie lange muſste ein ganzer Sommer Fabius dem Zauderer geworden seyn! Anstatt der verdienten Ehre, dafür, daſs er ihn zum Wohl seines Landes unthätig hatte vorbey kriechen lassen, hörte er nichts als Vorwürfe. Erst nachdem der langsame Feldzug zu Ende war; erst alsdann entdeckte das Volk die Gröſse seines Feldherrn und die Wohlthat seines Zauderns! Nichts aber, nichts übertrifft die Festigkeit, welche Colons Seele gezeigt hat! Nachdem sie mit dem grössesten Muthe den Gedanken einer neuen Welt gefasset; acht Jahre lang keine andre Seele gefunden, die diesen Gedanken denken durfte: lieſs sie ihn doch nicht fahren: sondern harrete der Zeit; unterhielt sich mit der Gröſse ihres Vorhabens, unverdrossen es zu bewundern: sollte sie auch eine Halbkugel der Erde unentdeckt wieder mit sich von der Welt nehmen müssen. Das Schiff, womit Colon nach seinen neuen Entdeckungen segeln wollte, lag, wenn ich so sagen darf, diese ganze Zeit über in seinem Sinne vor Anker. Ich sage nichts von der Herzhaftigkeit, womit er die Zweifel, die Einwürfe, das Schelten seiner Schiffskameraden, und vermuthlich auch von Zeit zu Zeit ein innres Schelten auf sich selbst ertrug. Diſs gehört unter ein anderes Hauptstück. Seine Festigkeit bey einerley Vorsatze, ehe er noch handeln durfte, diese reiſst meine Bewunderung an sich; so wie die Tapferkeit eines Regiments höher geschätzt wird, wenn es, ohne selbst etwas zu thun, das feindliche Feuer aushält, als wenn es gegenfeuret.

Wenn ich nicht aus der neuern Geschichte dieses groſse Beyspiel vor Augen gehabt hätte: so würde ich auch hier wieder Cäsarn angeführt haben, der ganze zehen Jahre hindurch, die von Gefahren für sein Leben voll waren, der während seiner zehnjährigen Kriege in Gallien und Britannien, das heiſst gegen die tapfersten Feinde der Römer, der den Entwurf fest hielt, sich zum ersten Mann in seiner Republik zu machen. Man läſst selten dieser Seele alle Gerechtigkeit, die man ihr schuldig ist, widerfahren. Wenn wir die weitläufigste Geschichte lesen: so laufen uns Cäsars zehen Jahre in Gallien schnell vorüber; aber bedenkt man auch, welche lange Zeit zehen Jahre für den Ehrgeiz sind. Was an Cäsars Plane jede Schlacht, jedes Scharmützel, jeder Vorfall ändern konnte, wenn er unglücklich ausfiel: und wenn er gelang: so war es erst eine weit aussehende Vorbereitung zum groſsen Zwecke! Dieses Ausdauern gegen die Zeit, ist das wahre Unterscheidungszeichen des Ehrgeizes von der Eitelkeit. Die letztere sucht immer ihre Belohnung in der Nähe, bettelt sie von denen, die sie unmittelbar umgeben; will sie ohne einigen Zeitverlust. Wird sie ihr nicht sogleich gewährt: flugs sinken der Eitelkeit die Hände an dem unternommenen Werke. Wenn Rom gegen den Catilina durch vieljährige Arbeit hätte müssen vertheidiget werden: so würde Cicero schwerlich seine herrliche und geprahlte That verrichtet haben.

Nichts ist schwerer als die Stetigkeit des Willens vom Eigensinne und von der Halsstarrigkeit zu unterscheiden. Es läſst sich bald sagen, daſs jene vernünftig sey, diese unvernünftig. Wo ist das groſse Unternehmen, das nicht im Anfange gemeinen Augen einer Thorheit ähnlich scheinet? Wie viel spöttischer Gesichte, die sich hinter Schnupftüchern verbargen, als Peter der Groſse das erstemal die Trommel schlug! Aber laſs jetzt noch jemand auftreten und lachen! Fast alle groſse Unternehmungen werden gesäet in Unehren: ihre Herrlichkeit erscheint erst alsdann, wann sie aufgehen. Auſserdem macht uns in unsern Urtheilen zu Schanden jene ewige Anordnung der Weltbegebenheiten, die auf eine so göttliche und unbegreifliche Art zwischen das eigene Gewebe der Menschen eingewirket ist. Wenn Carl der XIIte die Schlacht bey Pultawa gewonnen hätte: oder wenn ihm sein Leben vor Friedrichs-Hall noch wäre gefristet worden, um den neuen Entwürfen des Alberoni, Görzen und sogar Peter des Ersten: Entwürfen, dazu Carls Leben und Charakter so nothwendig war, Zeit zur Reifung zu lassen: Geschichtschreiber, die ihr ihn jetzt so unbarmherzig richtet, was würdet ihr alsdann von ihm sagen? wie würdet ihr seine Festigkeit; seine stete Verfolgung des nämlichen Entwurſes, bewundern? Wilhelm von Oranien, der faſt allemal im Felde, und niemals in seinem Sinne überwunden wurde! welche Seele! von der frühesten Jugend an bis in sein Alter einerley Willen, nämlich, Frankreichs Macht entgegen zu arbeiten! Aber wenn nun der junge Mensch damals, als er seinem Vaterlande die Annahme der schmählichen Friedensbedingungen des edelmüthigen Ludwigs abrieth: wenn nun der junge Mensch seine Republik, die schon am Rande des Verderbens stand, durch seinen ſesten Sinn vollends hinein geführt hätte: würde er nicht durchgehends ein unbedachtsamer hartsinniger Jüngling heifsen? Setzt einen andern Mensch als den Herzog von Bukingham an die engelländische Regierung, und des grofsen Kardinal Richelieu's Beharrlichkeit in seinem Unterfangen gegen Rochelle wird zur Thorheit. O du! der du im Himmel deinen Sitz hast, und den ganzen Aufzug der menschlichen Thorheiten, wie ein Schattenwerk vorübergehen lässest, du allein scheidest, was besonnen oder unbesonnen heifsen soll; du bringest zu Ehren, wenn du willst, Kinder, die einem festen Faden nachgehn, und machest zu Schanden Weise, wenn sie wissend oder unwissend deinen Absichten widerstreben! Alle ihre Rathschläge werden alsdann verkehrt, und was sie eben am meisten demüthiget, in aller Augen scheint es dann, dafs sie ihre Unfälle verdient haben*).

Wenn es nun gleich für Zuschauer so schwer

---

*) *Quippe ita res habet, et plerumque, qui fortunam mutaturus est Deus, consilia corrumpat, efficiatque, quod est miserrimum, et, quod accidit, et iam merito accidisse videatur.*

Velleius Paterculus.

wird den eisernen Kopf vom gediegenen Sinne zu unterscheiden: so bleibt es doch wahr, daſs ein Unterschied dazwischen sey. Der nämliche, möchte ich faſt sagen, wie zwischen Muskeln, die von Blut und Lebensgeister strotzend sich strammen, und zwischen solchen, die von Froste erstarrt sind. Ich möchte das letztere unter dem *rigor animi* verstehen, den Tacitus einem Tiber auch noch in den letzten Stunden seines Lebens beylegt. «Kräfte und «Lebensgeister verlieſsen ihn schon, noch nicht «die Verstellung; noch immer der steife Sinn; «Stimme und Gesichtszüge strengte er an und «suchte zuweilen freundlich auszusehen, und eine «Kraftlosigkeit zu verbergen, die doch nur gar «zu sichtbar war.*).

Ich habe mich bey dieser Stetigkeit des Willens etwas länger aufgehalten, weil sie das unentbehrlichste Stück von der Stärke der Seele faſt für jeden Stand ist. Hier ist noch nicht der Ort zu sagen, in wie weit sie für den einen verständlich werde; für den an-

---

*) *Iam Tiberium corpus, iam vires, nondum dissimulatio deserebat: idem animi rigor, sermone ac vultu intentus, quaesita interdum comitate quamvis manifeſtam defectionem tegebat. Annal. L.* 6. c. 59.

dern nicht. Sonst müſste es auch schon hier stehen, daſs der Staatsmann ohne dieses Unwandelbare in seinem Vorsatze, ein Verderben für die Einheimischen, und ein Spott für die Auswärtigen werde. Aber es liegt mir jetzt noch nicht an der Anwendung der Begriffe. Woferne ich nur so glücklich bin, sie erst gehörig zu entwickeln und festzusetzen: so muſs die Anwendung nachher ganz leicht werden. Ich wiederhohle es nun blos, um es tiefer einzuprägen, daſs die Stetigkeit des Willens eigentlich in der Wirkung der Seele auf sich selbst bestehe, und nicht so wohl äuſsre Hindernisse zu bestreiten habe, als vielmehr ihren eigenen Wankelmuth, eigenes Zagen, ihre Einwendungen zu Hause. Wenn man noch genauer gehen will: so mag man hinzusetzen, daſs die Festigkeit nicht den Anfang zum Kampfe mache, daſs sie schon einen Sieg voraussetze, und ihr blos die Ehre vorbehalten sey, das Errungene zu beschützen.

Ueberhaupt nimmt die Thätigkeit, die auswärts geht, bey den übrigen Stücken der Seelenstärke immer mehr und mehr ab. Was ist minder thätig als die Geduld? Aber zur Stärke der Seele gehört sie gewiſs mit; sie erfordert nicht eigentlich eine Spannung, sondern von einem geistigen Wesen körperlich zu reden, eine Zähigkeit der Fasern, welche nachgeben, ohne zu zerreiſsen. Diſs besondre an ihr hat den Anschein veranlasset, als wäre sie vielmehr das Gegentheil von der Stärke der Seele. Denn man setzt oft die thätige Seele der leidenden oder geduldigen entgegen. So haben wir oben schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daſs man die Herzhaftigkeit beym Angriffe für die ganze Stärke der Seele halte; und eines dieser Versehen erzeugt das andre. Unstreitig, daſs die Geduld ihren Feind nicht angreift: aber sie bestehet ihren Mann. Sie stöſst nicht mit Heftigkeit gegen ihn an: aber in sich selbst gedränget hält sie ihn aus. Ihr Verdienst besteht gleichsam in dem Beharren an demselben Ort. Der Muth erhebt sich zu groſsen Unternehmungen: die Unerschrockenheit übersicht alle Larven, alle Schreckbilder, die sich in diesen unbesuchten Gegenden gemeiniglich sehen lassen: die Stetigkeit treibt auf dem Wege an: die Geduld hält aus an dem Orte, wo man unumgänglich stille stehen muſs. Jeder Aufenthalt, wo die Kraft der Thätigkeit gehemmet wird, ist ein Leiden, und wenn die Schmerzen des Körpers zu empfindlichen Leiden der Seele sich fügen: so erreicht die Tugend, welche gegen beyde an ihrem Standorte aushält, den Grad des heroischen. Fast nur in dem letztern Falle hat die Geduld etwas glänzendes an sich. Sonst ist sie ohne allen Schimmer, besonders wenn sie nur mit Schmerzen des Körpers kämpfet. Ihre Ausübung aber wird eben dadurch, weil sie ohne Lobsprüche von Seiten der Menschen bleibt, desto erhabener, obschon auch dieses Verweigern der Lobsprüche so unbillig nicht ist als es scheinen dürfte. Man weiſs, oder erräth es nur selten, daſs das Stillsitzen eines ausserordentlichen Geistes nicht von seiner Willkühr, sondern von einem äuſsern Hindernisse, herrühre. Wie viel an dem Hofe Tarquins haben wohl das Leiden der Seele am Junius Brutus erkannt? Eine der schönsten Stellen im Leben des berühmten Churfürsten von Sachsen, Morizens, ist wohl diese, da er die Belagerung von Magdeburg unternimmt, und seine Geduld in Erwartung der rechten Zeit zur Demüthigung des stolzen Kaisers dadurch bis zum Glanze treibt! Die übrigen Leiden in Privatumständen sind noch erkenntlicher. Hier ist, was Flechier sagt, das Girren der zärtlichen Taube, das fast niemals aus der Einsamkeit hervordringet. Stille Thränen, welche hier flieſsen, werden nur von Engeln in verborgene Gefäſse gesammelt, werden nur von ihnen gezählt. Die Seufzer, welche die beklemmte Brust ausdrükket, erlangen erst, wenn sie über unsern Luftkreis hinaus sind, einen Laut, und werden erst in den höhern Gegenden hörbar. Verriethen nicht zuweilen das verlöschete Feuer des Auges, und sein geschwollener Apfel die Geheimnisse: so würde fast jeder nur sich allein für unglücklich halten Und siehe. diſs allgemeinere, diſs gewöhnliche des Harmes, was man nach und nach im menschlichen Leben entdecket, diſs macht eben, daſs man die Geduld unter widrigen Zufällen so ungemein hoch nicht schätzet. Man sieht das Ungemach unvermeidlich, für nothwendig an, und so scheint die Geduld, welche das Ungemach erleichtert, sich selbst zu belohnen. Dazu kömmt noch, daſs man von der rauhen Bahn der gewöhnlichen menschlichen Leiden zur Seite selten wohin anders als zum Tode ausweichen kann. Nun weiſs man auch, wie wenige Menschen im Ernste geneigt sind, diesen Ausweg zu betreten, und sollte sie auch nur noch wie Candiden die Scheu vor dem Journal de Trevoux davon abhalten. Also rechnet man es ihnen nicht zum Verdienste an, daſs sie in ihrem Geleiſse unverrückt geblieben sind. Die Hülfe der Zeit, die sich jeder versprechen darf, und die jeden in der Hoffnung zum voraus tröstet, eignet sich ebenfalls von dem Ruhme der Geduld etwas zu. Und wo erscheint sie wohl nicht mit ihrem Beystande, die lindernde Zeit! wer würde ohne sie des Lebens Bürde tragen? Ein Mensch, dem es an der Erfahrung mangelte, daſs man nicht einen Tag wie den

andern denke, ein solcher Mensch würde dem ersten schweren Ungemache, das er wirklich recht fühlte, unterliegen. Die Seele geräth nur alsdann in Verzweiflung, wann sie überzeugt zu seyn glaubt, daſs alle folgende Tage gleich traurig für sie werden müsse. Doch es fehle der Geduld, weil sie nicht sehr in die Augen fällt, das belohnende Urtheil der Menschen: sie ist deswegen nicht weniger das Eigenthum vorzüglicher Seelen. Die Stille, womit man unter dem Leiden liegt, zeigt eine feste Gründung an. — Ich sammle meine Leser um mich: (wer unter uns ist in seinen Freunden so glücklich, daſs er nicht, mit Wehmuth im Gesichte, einen darunter so anzureden Ursache hätte:
«Schöne Seele, die du schon lange alles ertragen
«hast, was nur der feinern Empfindung ekeln,
«das zarte Gefühl schmerzen, und das empfindliche
«Herz durchbohren kann: fürwahr, du gehörest
«zu der höhern Gattung, gegen welche
«Hochachtung ein Tribut, und Liebe, ein Ruhm
«ist! Denn verehrungswürdiger giebt es nichts,
«als die Gelassenheit welche durch richtiges und
«bitteres Nachdenken endlich gewirkt wird, und
«liebenswürdiger nichts, als das weiche und ruhige
«Antlitz, auf dem die halbverwischte Thräne
«ein Zeichen der sanftern Seele ist.» Wirklich diese Tugend scheint in einer Seele eher als in der andern hervor zu keimen, und dem Ge-

schlechte natürlich zu seyn, das überhaupt eher zum Stillseyn, als zur Thätigkeit geschaffen ist. Man sieht es der Geduld der Männer an, daſs sie bey diesen die Frucht einer mühsam erlangten Weisheit:

— — victrix fortunae sapientia —

bey jenen die Folgen einer langen, mürbemachenden Erfahrung sey.

— — ferre incommoda vitae
Nec iactare iugum vita didicere magistra.

Aber dem zärtern Geschlechte scheint die Geduld, von der Natur selbst zu seinen Schutzwaffen gegeben zu seyn. Man hätte aus dieser einzigen Eigenschaft schon schlieſsen können, daſs nur durch Irrthum und Vorurtheil den Weibern schwache Seelen zugeschrieben werden. Wenn es wahr ist, daſs faſt durchgängig die Geduld ihr Eigenthum sey, (wie sie es, wegen der übrigen Bestimmung des weiblichen Geschlechts, nothwendig hat seyn müssen): so ist es auch ausgemacht, daſs ihre Seelen nicht ohne Stärke sind. Im Gegentheil fehlt ihnen meistens die Herzhaftigkeit zum Angriff; das männliche Vorrecht; eben das, welches allein für Stärke hat gelten sollen; das ich aber nur für einen Theil derselben, und zwar für das fünfte Stück halte, und so gleich in die äussere gegen Gefahren, die dem Körper durch andre drohen; und in die innre nämlich gegen sich selbst, seine Meinungen und Neigungen abtheile. Ich werde mich bey der erstern nicht aufhalten. Sie ist gemein; wird bald zu hoch, bald zu niedrig geachtet; jetzt mit einer Krone belohnt, und jetzt mit einem Kommisbrodte, beweiſst das einemal, daſs man eine auſserordentliche Seele habe, und das andremal, daſs man betrunken sey; wird theils angeboren, theils erworben, theils erzwungen; findet sich für einen halben Gulden alle fünf Tage, eben so gut als für acht tausend Pfund monatlich, und ist bey dem einen die Wirkung seiner Liebe fürs Vaterland, und bey dem andern seines Ueberdrusses an der Ehefrau.

Es ist schwer zu sagen, ob sich diese Art der Herzhaftigkeit nicht nothwendig da ebenfalls einfinde, wo andre Stücke von der Stärke der Seele anzutreffen sind. Ich weiſs wohl, daſs Philipp der IIte von Spanien, dem man gewiſs die Festigkeit und Stetigkeit des Willens nicht absprechen kann, daſs er nach dem Treffen bey St. Quentin und nach der Bestürmung dieses Ortes keiner andern gefährlichen Gelegenheit weiter beywohnen wollen. Jene waren die erste für ihn und sollten auch die letzte seyn. Allein, zu einem richtigen Urtheile darüber müſste man wissen, ob er es nicht für gröſser gehalten, aus seinem Zimmer durch seinen Kopf so viele Arme zu lenken, er selbst in der gröſsesten anscheinenden Ruhe; als blos der Beförderer und Bewerkstelliger seiner eigenen Anschläge zu seyn. Wenn nur erst der Trieb zur Ehre den Lauf nimmt, daſs er durch nichts anders als durch den Trotz gegen die Gefahren befriediget zu werden glaubt; so scheint es fast unmöglich, daſs man vor ihnen weichen solle. Hingegen ist es offenbar, daſs diese Herzhaftigkeit bey Leuten kann angetroffen werden, denen es an jeder andern Eigenschaft zur Stärke der Seele fehlt. So viele zufällige Umstände können jene hervortreiben, daſs man sie wie eine Pflanze betrachten kann, die auch zwischen den Ziegeln eines Daches hervorschieſst. Kein Mensch wird deswegen einen Dachstuhl als ein vortrefliches Erdreich zur Saat anpreisen.

Es giebt Grade dieser Herzhaftigkeit oder persönlichen Tapferkeit, und bey einigen derselben, wenn sie erreicht werden, müssen wir allerdings gestehen, daſs sie etwas angebohrnes zu erkennen geben; daſs es Kinder der Helden gebe, welche das erhabene ihres Ursprunges angeprägt tragen. Wenn der berühmte Graf von Sachsen, als ein Kind von dreyzehn Jahren, am Abend der schrecklichen Schlacht bey Malplaquet, der er beygewohnt, saget: «ich für meinen Theil

„bin ganz wohl mit diesem Tag zufrieden:" so kennt man ihn an dieser Rede, wie die Nachkommen der Riesen an ihrer Länge. Die Gegenden, wo Gefahren drohen, sind freylich die Erbstücke solcher Seelen, die ihnen von ihren Voreltern verlassen worden. Sie müssen in dem seyn, das ihrer Vorfahren gewesen ist. Man sucht sie auch an diesen Plätzen, so bald man sich nach ihnen umsieht: so wie man den Adler in den Felsklüften zu entdecken hoffet. Das Leben ist ihnen von der Natur so schön angefangen, daſs es fast eine Forderung an sie scheint, es schön zu endigen: und wenn sie ihr Leben wagen: so ist das schlimmste, was ihnen begegnen kann, diſs, daſs sie es behalten. Daher glänzet auch in aller Augen diese Eigenschaft am meisten. Der Weise sogar muſs auf seiner Huth stehen, Heinrichen den IVten mit seinem weiſsen Federbusche mitten im Gedränge der Feinde*) nicht mehr zu bewundern, als eben diesen Heinrich

---

*) In der Schlacht von Ivry. Vor dem Anfang des Treffens, sagte er: *„Mes Compagnons, „si vous perdez vos Enseignes, Cornetes ou „Guidons, ne perdez point de vüe mon ba„nache blanc, vous le trouverez toujours „au chemin de l'honneur et de la victoire."*

in dem Zimmer, wo er seinen Sully gegen seine Geliebte in Schutz nimmt.

Zu der äuſsern Herzhaftigkeit gehört noch eine Gattung, wobey weniger Geräusch ist, die dagegen mehr gründliches hat. Als Carl der Vte den glücklichen Moritz*) in die Churwürde seines unglücklichen Vetters zu Augsburg feyerlich einsetzte: wurde der letztere, der dahin als Gefangener hatte mitgehen müssen, durch das Lärmen und Getöse bey dieser Feyerlichkeit, die nicht weit von seiner Wohnung vorgieng, ans Fenster gezogen. « Was für ein Frohlocken! « sagte er, da freuen sie sich nun über eine Würde, « die sie mir wider Recht und Billigkeit geraubt « haben. Gebe Gott! daſs Moritzens Kinder sie

---

*) *Mauritium Caesare solemni caerimonia in fidem Septemuiri recipiente haud longe ab hospitio Saxonis re peragenda, captiuus ad fremitum equorum e fenestris in forum prospiciens: heu! quam magna laetitia! Mauritiani exsultant de dignitate, qua me praeter ius et aequum spoliarunt. Faxit Deus, tam ea pacate in posterum vtantur fruantur, et mei meorumque nunquam deinceps opera egeant. Nec grauius ea re commotus ad familiarem librorum sacrorum Lectionem se contulit. Thuanus ad a.* 1548.

„in Zukunft so ruhig genieſsen, um meiner und „der meinigen Beystand niemals nöthig zu haben." Und damit, ohne stärker durch diesen Anblick gerührt zu werden, setzte er sich wieder zu seiner gewöhnlichen Beschäftigung hin, dem Lesen der heiligen Schrift. Alexander glaubte an die Tugend und trank den Becher aus, welchen ihm der verdächtig gemachte Leibarzt reichte. Es ist wahr, daſs dieses sein Bewegungsgrund gewesen seyn muſs, wenn seine Handlung schön bleiben soll; allein deswegen bleibt sie doch herzhaft. Denn welcher Mensch ist es, er müſste denn seines Daseyns müde seyn, der ohne Glauben sein Leben waget? Der Glaube an den Nachruhm! Der Glaube an höhere Belohnungen! Luther glaubte an die besondere Vorsicht und gieng nach Worms. Ich wünschte wohl, daſs sich dieses eben so gut mahlen lieſse, wie Alexander in seinem Bette, wo er mit der einen Hand nach dem verdächtigen Arzneybecher, den der Arzt noch hält, greifet, und mit der andern diesem den Brief, darinn die Beschuldigungen stehn, reichet. Wenn Carl der Vte, vor dessen Throne Luther stünde, ein Buch in der Hand hätte, auf dessen aufgeschlagenem Blatte, so daſs es Luther sehen könnte, die Worte befindlich: *haereticis non est servanda fides:* in der Ferne des Audienzsaales, Hussens Geschichte abgebildet wäre, und auf aller umstehenden Gesichten entweder Zorn und Unwille und Haſs, oder Furcht und Bangigkeit und Unentschlossenheit: nur auf Luthers seinem allein Unerschrockenheit und Freudigkeit ausgedrückt sich zeigte; dazu seine ganze Stellung, die Zuversicht, mit der er sich vertheidigt, bewieſs: sollte diſs Gemählde dem ersten viel nachgeben? Man muſs dabey noch anmerken, daſs diese Reise nach Worms bald nach dem Anfange seiner groſsen Unternehmungen geschehen, ehe noch tausend andre nachher dazu gekommene und immer wachsende, theils innre, theils äuſsre, Stärkungen, den Muth unterstützen, und eben dadurch seiner Schönheit etwas benehmen konnten. Ich habe mit Fleiſs dieses Stück gewählt, um weder in die Heil'genverehrung der allzueifrigen Lutheraner, noch in die Partheilichkeit zu fallen, aller Geschichte zum Trotz, diesem Manne seine glänzende Eigenschaften abzusprechen.

Ich werde hier die Herzhaftigkeit der wahren Märtyrer nicht berühren: die höhere Gnade, von der sie bewirket wird, setzt sie auſserhalb der Reihe derer Dinge, welche zu einem blos menschlichen Verdienste etwas beytragen. Dagegen darf ich die Herzhaftigkeit nicht ausschliessen, welche, wenn ich so sagen darf, gegen unbekannte, aber nahe, heimliche Gefahren sich ermannet; welche sich äuſsert, wenn Geführen rings um uns her flattern, ohne daſs wir eigentlich den Ort wissen, von da aus sie uns anfallen werden; welche sich hervor thut, wenn die Schrecknisse von ferne, aber unfehlbar im Anzuge sind, und kein Mittel ist ihnen auszuweichen. Mir däucht, daſs diese Herzhaftigkeit weit gröſser sey, als die andere, welche mit einer sichtbaren und gewissen Gefahr handgemein wird. Sie sind nicht einmal beyde immer zusammen in jeder Brust gegenwärtig, weil manche Seelen durch die Ungewiſsheit und Unsichtbarkeit der Gefahr weit mehr auſser ihrer Fassung kommen, als durch den nahe drohenden Tod. Daher ist es begreiflich, wie der Soldat, dem das Herz beym Angriffe einer Batterie nicht viel merklicher als sonst klopfet, dagegen bey einem heraufsteigenden Gewitter zagen könne. Man sehe die zehntausend Griechen, die Hülfstruppen des unglücklichen Cyrus mitten im tiefsten Persien: ihr Soldherr todt, folglich die Sache, für die sie stritten, zum Vortheil des Feindes entschieden, unzählbare Feinde um sich her, keinen Freund nirgends, — verrathen, abgeschnitten, eingeschlossen durch Berge: die Natur selbst schien sich wider sie erklärt zu haben: ohne Wegweiser, ohne Lebensmittel; eine ungeheure Strecke vor sich zu durchwandern, die unwegsamsten Gebürge: welche Nacht brachten sie zu! Sie stritten nicht: das wäre eine Wohlthat gewesen, die Gefahr so feste und gerade vor sich zu haben: sie schlummerten zu einem fürchterlichen Aufwachen. Der edle junge Mann, der sich zum Streit aufs schönste putzte, um an seinem Siegestage oder Sterbetage geschmückt zu seyn, er allein richtete sie wieder auf: ihre Herzhaftigkeit ermannete sich — ward glänzend; — ist nun verewiget.

Ich fange die Beschreibung der *innern Herzhaftigkeit* mit den berühmtesten Gemälden des Alterthums an: Alexanders Betragen gegen die gefangene Gemahlinn und Töchter seines überwundenen Feindes: *Scipio* mit der Ehrerbietung eines Bruders gegen die schönste Sklavinn, sein Eigenthum nach den damaligen Rechten des Krieges, obschon die Braut eines unglücklichen Prinzen: Titus und Berenice; er Kaiser und frey, Liebhaber und geliebet; doch um Roms und der Gesetze willen von einander scheidend, er ungerne, *sie* widerwillen. Aber Gemählde reichen alleine nicht hin: wir müssen die Merkmale eines nach dem andern herausholen.

Ich bemerke zum voraus, daſs man die *innere Herzhaftigkeit*, die Entschlossenheit gegen sich selbst in einem vorzüglichen Verstande *Stärke der Seele*, zu nennen pflege. Beyde also, der Innbegriff aller bisher erläuterten Eigenschaften, und auch eine einzelne, die darunter gehört, führen einerley Namen. Gegenwärtig können wir nur der Kürze halben, ohne Verwirrung zu besorgen, diesen Namen auch hier brauchen.

Es wird zuerst nöthig seyn, den Gegenstand, woran sich solche Stärke der Seele äuſsert, anzugeben. Der folgende ist es: Urtheile über Sachen, die unser höchstes zeitliches und ewiges Wohl angehen, und Urtheile, die wir selbst gefället, von deren wirklichen oder vermeynten Richtigkeit wir uns aus Gründen selbst überzeugt haben. Die Anhänglichkeit an dieselbe trotz allen Einwendungen, die nachher von uns selbst, oder von andern dagegen gemacht werden, heiſst die Stärke, von der wir reden.

Ich habe mit Vorbedacht gesetzt, daſs diese Ueberzeugung, diese Anhänglichkeit auf Gründen ruhen müsse. Freylich können wir uns auch hierinn noch betrügen; und einem andern, der besser belehret ist, kann sodann das Verstokkung scheinen, was wir hier Stärke nennen. Aber dieſs ist nun einmal das Loos der Menschheit: wir können nichts mehr thun, als uns bemühen um Wahrheit. Was wir am Ende erhaschen: das müssen wir feste halten: dieſs und mehr nicht kann von uns gefordert werden. Der Kanzler Thomas More glaubte überzeugt zu seyn, daſs die Maasregeln seines Königes und des Parlamentes in Absicht der Trennung vom römischen Stuhle und der Religionsveränderungen, unerlaubt seyen. Heut zu Tage ist kein Protestant, noch mehr, ist kein Staatsverständiger, der nicht behaupte, daſs More sich geirret habe. Aber der rechtschaffene Mann folgte damals seinen besten Einsichten, legte seine Würde nieder, um nicht wider sein Gewissen zu handeln, und stieg von seinem hohen Posten zur Einsamkeit und Armuth herab, ohne auch nur einen Augenblick die Heiterkeit, ja sogar Lustigkeit seines Geistes zu verlieren.

Doch, was das unentbehrlichste bey dieser Stärke ist; die Urtheile müssen von uns selbst herrühren: es müssen eigene, nicht blos adoptirte Kinder des Geistes seyn. Denn auch hier scheint es wahr zu bleiben: «was nicht vom «Herzen kömmt, geht nicht zu Herzen.» Bey Adoptionen wird es uns zwar immer weit leichter als bey eigenen Geburten; aber diese machen uns auch mehr Freude, wenn die Schwierigkeiten überstanden sind. Und dieser Schwierigkeiten sind nicht wenig.

Jeder Anfang ist schwer, aber am schwersten derjenige zur Untersuchung der wahren Verhältnisse, in welchen wir gegen Gott und gegen die Welt stehen, und worinn diese gegen uns stehet. Es geht uns meistens dabey, wie mit dem Ueberschlage unsers Vermögens. Die meisten leben weit lieber auf gut

Glück das Jahr dahin, als daſs sie recht genau den ganzen Gegensatz der Ausgaben und Einnahmen sich einprägen sollten. Ueberdieſs scheuet man sich oft im voraus vor dem Schlusse, der sich am Ende zeigen würde. Weil es unserm besten Wissen nach Wahrheit ist, was wir gefunden: so müssen wir ihr, wenn wir anders redlich gegen uns selbst seyn wollen, alsdann auch folgen, und gemeiniglich stellen sich diesem Vorsatze folgende Hindernisse entgegen: Alte vorgefassete Meynungen; noch aus den Zeiten unserer Kindheit her, Erbstücke aus dem Erkenntniſsvorrathe unserer Vorältern; und diese passen sich oft nicht mit den neuen Sätzen zusammen. Wir sind es zuweilen müde, uns in den Streit einzulassen, und so geben wir ihnen recht, ohngefähr wie einer Mutter gegen die Ehfrau, nicht daſs jene Recht hätte, sondern Alters wegen. Dazu kömmt noch eins: der Mensch ist ein so verzagtes Ding! Stöſst ihm, wenn er zu neuen Meynungen und Grundsätzen übergetreten ist, nachher Widerwärtigkeit zu: so geht er buſsfertig und demüthig wieder zu den Alten über; und hoffet sich mit dem Glücke desto leichter wieder auszusöhnen, wenn er nur erst, so zu sagen, mit seinen Vorältern wieder ausgesöhnt worden. Vielleicht hat die Gewalt des römischen Stuhles durch nichts sich besser erhalten, als durch diese dem Menschen so natürliche Schwachheit*). Der Staatsminister hat etwa in seinem vierzigsten Jahre, groſse ausgebreitete und kühne Grundsätze angenommen: nun sucht er sie auszuführen. Hindernisse zeigen sich; es verstreicht darüber Zeit: mittlerweile ereignen sich Unglücksfälle: man kömmt nahe an die sechzig: der Geist wird furchtsam; und man fängt wieder an, es mit den lieben Alten zu halten. Neue Modemeynungen setzen sich unsern selbsterfundenen Urtheilen oft eben so heftig entgegen, als veraltete Vorurtheile Sie werden gefährlich; denn sie geben sich für weit mehr aus, als sie sind; prahlen, daſs sie recht aus dem innersten unserer Natur hergenommen seyn, welches eine Lüge ist — und schimpfen auf alles, was ihnen zuwider ist aus guten Ursachen.

Endlich sind unsre eigene vertraulichste Neigungen oft am meisten geschäftig, jene neue Urtheile zu unterdrücken. Die letztern können uns ihre Gründe gleichsam nur bey Tage, und wenn wir recht zum Denken aufgelegt und munter sind, vorhalten. Die erstern aber sind Tag und Nacht um uns, bitten, wo sie nicht überzeugen, und überschreyen uns, wo sie nicht Recht haben können: kurz, machen uns wenigstens mürbe, wo sie uns nicht erweichen. Der Muth gegen sie zeiget sich an Heinrich dem Vten von England, als er den Thron bestieg: er, über den sein Vater so oft als über einen elenden Nachfolger geseufzet; er, von dem während seinem liederlichen Leben als Kronprinz nur die klügsten und gelindesten der Nation, noch einige Hoffnung hegten: kaum bestieg er den Thron: so lieſs er alle seine alte Kameraden der Unordnung und Schwelgerey von sich; ward Regent und Held. Die neuere Geschichte hat sonst kein Beyspiel, das sie einem Titus aus dem Alterthume so schicklich an die Seite setzen könne.

---

*) So gar Heinrich der Achte in England, nachdem er alles gethan hatte, um die geistlichen Stiftungen aufzuheben, und also seine Voraltern um die erwarteten Seelmessen zu bringen: setzte doch in seinem Testamente eine Geldsumme zu Seelmessen nach seinem Tode aus, um zuletzt wenigstens noch für sich den sichersten Weg zu gehen.

Und, was die Schwierigkeit beym Kampfe gegen diese Neigung noch vermehrt, ist dieſs, daſs er nicht unter den Augen vieler tausenden, nicht unter dem ermunterndem Zurufe der Zuschauer vorgeht. Zu Hause, in verschlossenem Zimmer, auf seinem Hauptkissen ringet der Streitbare in Selbstgesprächen, und lange nachher bezeugt etwa eine That, wohin der Sieg nach dem Streite ausgefallen sey. Bey einigen erfährt es die Welt und belohnt sie mit ihrem Beyfalle: bey den meisten andern wird es fast niemand gewahr. Weder das Siegesgepränge des Helden, noch die Glorie des Heiligen wartet auf sie. Auch erkaufen sie freylich ihre Siege nicht um Wunden, und erhalten sie nicht durch den Beystand des Schnees und der Arzneyen. Alles bleibt bey ihnen verborgen und vom Wunderbaren entfernt. Eine der schwersten Proben ihrer Stärke ist schon diese, sich mit dem Zeugnisse eines guten Gewissens begnügen zu können.

Wenn die Stärke, welche die Seele gegen diese Hindernisse ausübet, anhaltend wird: so giebt es die Beständigkeit oder Festigkeit des Willens, wie wir sie oben genennet haben.

Die Herzhaftigkeit der Seele gegen die Modemeynungen ist nichts anders, als der Muth, die Stacheln des lächerlichen auszuhalten, und aus Ehrfurcht für die Wahrheit, in wichtigen Stükken, sich aus vieler Menschen Meynung nichts zu machen. Ich setze eine einzige Anmerkung hinzu: Es giebt Seelen, welche natürlicher Weise eine geringere Empfindlichkeit für alles haben, was ausser ihnen vorgeht; die also auch auf die Minen und Reden andrer weniger achten, als man sonsten wohl zu achten pflegt. Man begreift leicht, daſs eine solche Gemüthsverfaſsung sehr weit über die Furcht vor Spott und Hohngelächter hinwegsetze. Vielleicht ist diese Unempfindlichkeit zugleich dem starken Geiste angeboren. Die Menschen verkennen sie oft und belegen sie mit dem Namen der Einfalt oder Naivetät.

Nun kommen wir zu der Stärke gegen die Vorurtheile. Weil in die Klasse dieser Vorurtheile fast bey den meisten Völkern Stücke, die man der Religion angeheftet, zu stehen gekommen sind: so hat man noch in einem ganz engen Verstande, diejenigen Seelen, welche die Last des Aberglaubens und der Furcht vor seinen Schreckbildern abgeschüttelt, starke Geister genannt. Diesen Namen haben in unsern Zeiten einige schändlicher Weise sich angemasset, andere einfältiger Weise verspottet: und da er immer bey Angriffen und Widerlegungen gebraucht worden: so ist es vielleicht wenigen möglich gewesen, nur jemals recht zu wissen, was er eigentlich bedeute. Ich habe erst bey mir angestanden, ob ich seine wahre Bedeutung hier untersuchen sollte. Man zieht sich gewöhnlicher Weise die Feindschaft beyder Partheyen zu, wenn man keiner von beyden in allen Stükken Recht läſst. Doch mein Weg führt mich auf diesen Pfad: ich will durchgehen und nicht ausweichen.

Seitdem la Bruyere gesagt hat: « wissen es « denn auch wohl die starken Geister, « daſs man ihnen spottweise diesen Namen giebt," seitdem wird selten ein Schulactus gehalten, wo nicht der Rektor durch den Mund der Unmündigen und Säuglinge den starken Geistern einen Spott zubereitete, und also seine Schüler treulich anführte, auf Sachen zu schimpfen, die sie nicht verstehen. Aus solchen Reden kann wohl das Gemählde des starken Geistes nicht abgenommen werden. Ich will an deren Statt eine Stelle des ehrlichen Charron anführen, darinn er eine Vorstellung vom starken Geiste giebt. Sie ist von einer andern Seite unrichtig. Aber eben dadurch soll es uns, hoffe ich, gelingen, das Wahre zwischen beyden auszuspüren. Die Stelle selbst mag in ihrer altfranzösischen Tracht in einer Note stehen *); hier wollen wir ohngefähr ihren Inhalt vorlegen.

---

*) Cette espèce d'athéisme theorétique, première, insigne, formée et universelle ne peut loger qu'en une ame extrêmement forte et hardie;

Illi aes triplex
Circa pectus erat

forcenée et maniacle. Certes il semble bien qu'il faut autant et (peut estre) plus de force et de roideur d'ame à rebuter et resolument se despouiller de l'appréhension et créance de Dieu, comme a bien et con-

Der gute Charron meynt nämlich; so, wie es eine treffliche Stärke bey einer Seele erfordre, beständig und treu ihrem Gotte, dem sie sich einmal ergeben, anzuhängen; vom ihm, ihrem Horte, nicht angetrieben zu werden, und in der festen Richtung auf ihn, seiner Zusage zu trauen: eben so erfordre es eine Verstählung des Herzens, um es gegen den Eindruck der Gottheit auszu-

---

stamment se tenir ferme à luy: qui sont les deux extrémités opposites, très rares et très difficiles: mais la première encore plus. Tout ce qui est au milieu est d'une force et vertu médiocre, qui est de ne se pouvoir desfaire de Dieu, toutes fois laschement et nonchalamment se tenir à luy. En quoi presque tous sont logez selon plus ou moins par une infinité de dégrez . . . . . A fermement et inviolablement se tenir à Dieu est requise une très grande force et attention d'ame tousjours bandée et tendue, une très spéciale et excellente faveur et grace divine, une continuelle assistance du saint esprit. Au contraire se desprendre et du tout rejecter le sentiment et l'apprehension de la Deïté, chose attachée á la mouelle de nos oz, il y faut une monstrueuse et enragée force d'ame et telle qu'il est très malaisé d'en trouver, halten, und eine fast rasende Stärke, um die tiefgeschlagenen Wurzeln des alten Glaubens an ihn auszureiſsen. Dieses Auswurzeln scheint ihm die härteste Arbeit zu seyn; scheint ihm die meiste Kraft und Entschlossenheit zu heischen, scheint ihm äuſserst schmerzhaft. Denn der Glaube an Gott, sagt er, liegt gleichsam in dem Marke unserer Gebeine. Von dort muſs man

---

quoique s'y soient étudiés et efforcés ces grands et insignes athées, qui d'une très haute et furieuse audace ont voulu sécouer de dessus eux la Deïté et se despestrer de toute supériorité. Mais les plus habiles, qui s'y sont évertuez, n'en ont peu du tout venir à bout. Car combien qu'estans à leur aise, et maistres de leur discours, ils semblassent gagner ce point; en se gaudissant de toute imagination de Dieu et de religion: toutes fois avenant qu'ils fussent fort pressez ils se rendoyent comme petits enfans. S'il se présentoit quelque grand et subit prodige, monstre de l'ire de Dieu, ils devenoyent plus effrayez et plus palles, que les autres, se cachant à un esclair de tonnere à une tempeste. Et ainsi ne voulant confesser une Deïté pour ne la craindre, la crainte des moindres choses la leur faisoit confesser.

ihn heraus holen, wenn er uns genommen werden soll. Daher ist auch, fährt er fort, dem geschicktesten unter diesen Leuten der verwegene Versuch miſslungen. Wenn die furchtbaren Stimmen der Natur sich vor ihnen hören lieſsen: so zitterten diese starken Männer; ihre Glieder bebten, und sie, die die Gottheit abläugneten, damit sie vor nichts sich fürchten dürften, sie brächte die Furcht vor der geringsten Sache zum Geständnisse des höchsten Wesens.

Ich habe es schon gesagt: Charron irret sich. Der Versuch des Gottesläugners, sich von dem Glauben an Gott los zu machen, ist Raserey, nicht Stärke. Denn entweder ist dieser Glaube wirklich mit unserm Marke zusammengewachsen; oder er sitzt weniger fest in uns. In dem erstern Falle, und es ist der, den Charron mit Recht annimmt: was hülfe dem Elenden alles Schneiden, alles Wüthen in sein eigenes Fleisch? risse er auch etwas heraus: sogleich würde es wieder nachwachsen. Daher setzt auch ein einziger Blitz den unglücklichen Selbstpeiniger in solches Zittern und Zagen. Denn er ist nicht der Mensch, der eine Wahrheit läugnet, sondern der das läugnet, was er als wahr fühlt.

Und in der That, welcher Mensch kann zusammen die beyden Gedanken in seiner Seele auch nur ertragen:

einem Gott, welcher ist,
widerstehen;

oder was auf einerley hinauskömmt: von seinem Gott, der ihm auch bey verschlossenen Augen erscheint; dessen Stimme er in seinem eigenen Gemüthe wandeln hört, wenn auch die ganze Natur von auſsen schweigt, von *ihm* nichts wissen wollen?

Ueberdieſs hat jede Verachtung der Gefahr, jeder Anlauf der Seele zum Auſserordentlichen noch etwas auſserordentliches zur Belohnung in der Ferne. Curtius, der sich in den Schlund zu Rom stürzet, achtet sein Leben geringe, weil ihm mit Unsterblichkeit für die Arbeit einer einzigen Viertelstunde gelohnt wird. Daher sagt Rousseau von Alexanders Entschlusse, die Arzney aus der Hand des verdächtig gemachten Philipps anzunehmen: „wenn nichts als Unerschrokkenheit dabey wäre: so würde ich dieſs Betragen als tollkühn und rasend verachten: aber so war es der Glaube an die Tugend! und nun verehre ich die That als eine der schönsten im Leben des Helden.“ Was kann aber den *gottfühlenden Gottesläugner* antreiben? was ihn schadloshalten? was kann er sich versprechen?

Nun ist noch der andre Fall zu betrachten übrig, dieser nämlich, daſs der Glaube an Gott dem Menschen nicht an seinem Gebeine klebe, nicht in seinem Marke stecke. Wäre dieser Fall (er ist es aber niemals): so würde die Stärke des Gottesläugners, vor der Stärke eines jeden andern, der Wahrheit und Irrthum zu untersuchen anfängt, nichts vorzügliches haben, und Charron würde unnöthiger Weise sie als so wunderbar beschrieben haben.

Doch ich entscheide zu geschwinde. Bey der Stärke, die zur Untersuchung der Wahrheiten nothwendig ist, giebt es noch merkliche Grade, und daher hatten die stärksten Zweifler auch einiges Recht sich den Namen der stärksten Geister beyzulegen.

In allen Religionen werden alle und jede Sätze und Aussagen, die mit jenem ersten Satze: „es „ist ein höchstes Wesen“ nur die geringste Verbindung oder Beziehung haben, wäre sie auch blos willkührlich und gelogen, werden uns doch alle solche Sätze mit so groſser Feyerlichkeit vorgetragen; wir hören sie mit solcher Ehrerbietung in der frühesten Jugend an: daſs wir ihnen nicht nur überhaupt den Titel heilige Wahrheiten beylegen, sondern auch nie anders als mit einer vorgängigen Behutsamkeit darüber nachdenken. Je weniger der Verstand bey dem ersten Unterrichte beschäftiget gewesen, und jemehr also im Gegentheil das Gedächtniſs: um desto gröſser wird der heilige und innre Schauer sie auch nur anzutasten. Denn es kömmt uns vor, daſs dergleichen Sätze nicht durch menschliche Kraft von uns erdacht, sondern gleichsam von oben her uns eingeprägt und überliefert werden. Kurz, der Satz unserer Erkenntniſs in diesen Stücken scheint uns von der Natur zu seyn, daſs wir ihn zwar besitzen können; aber selbst nicht recht untersuchen dürfen, worinn er bestehe.

Diese Furchtsamkeit, welche sich in Absicht auf Religionssätze immer einfindet, bey andern Wahrheiten aber gar nicht empfunden wird, dieser Umstand macht es eben, daſs ein vervielfacheter Muth des Geistes dazu erfordert wird, um sich an ihre Prüfung zu wagen. Allein, wenn sich freche und leichtsinnige Spötter einbilden, daſs dieser Muth, diese Stärke, bey ihnen und überhaupt in unsern Zeiten häufiger angetroffen werde, als ehemals: so irren sie sich ungemein. Wir sind jetzt gerade so weit, daſs sich fast dieser Muth nicht mehr zeigen kann, wenigstens, daſs er von auſsen selten mehr für ächt kann erkannt werden. Denn schon mischet sich die Eitelkeit, oft gar Schmeicheley und Beförderungsabsicht mit ein, und mancher ist ein Freygeist, nur bis er in Bedienung sitzt; nachher ist er froh, seinem Gott wieder auf die alte Weise zu dienen. Es giebt also wohl nur wenige, denen eigentlich das Herz erwächst, Meynungen und Lehrsätze, die sie von Jugend auf gefasset, vor ihren eigenen Richterstuhl zu ziehen, und dort ihre Ansprüche auf Wahrheit vernünftig zu untersuchen. Nicht immer, gar selten, haben es die gethan, welche für die eine oder für die andre Parthey schreiben. Denn, o! wie ganz etwas anders ist es, aus dem Kopfe denken und schreiben, und etwas anders, aus dem Herzen. Um jene Arbeit zu übernehmen, ist es blos nöthig, den ersten Grad der Trägheit zu überwinden: aber zu dieser wird sogar der Sieg über den zweyten Grad der Faulheit erfordert. Nämlich es giebt einen Fleiſs, vermöge dessen man zu dem, was man weiſs, noch mehr zulernet: und einen andern Fleiſs, vermöge dessen man alles Alte einreiſst, und von vorne an lernet. Hier lege jeder die Hand an seine Brust, und frage sich, ob er dazu sich fähig halte, oder ob er es wohl jemals unternommen habe.

Ist es aber nicht eben sowohl Raserey, den Glauben an irgend andre Religionswahrheiten aus dem Herzen herausreiſsen zu wollen, so wie es eingestandenermaſsen Tollkühnheit war, die Ueberzeugung von einem Gott einzustürzen zu trachten? — und warum so übereilt im Fragen? wer Sätze untersucht, zweifelt noch nicht daran, und wer daran zweifelt, verwirft sie noch nicht als ausgemacht irrig. Der starke Geist zielt mit seinem Versuche nicht immer gleich auf die Entledigung von allem Glauben der übrigen heiligen Sätze. Doch, er suche auch sich vom Glauben an sie loszuwinden. Wenn dieser Glaube nicht an sein Innerstes geheftet ist; wenn ihm sein innerstes Gefühl nicht alle Bemühungen zum Zweifeln und Läugnen zu schanden macht: so kann seine Bemühung noch nicht widersinnisch und aberwitzig heiſsen. Nun giebt es aber unter den Lehren, welche das Verhältniſs der Menschen auf Gott betreffen, nur wenige, welche dem innern unwidersprechlichen Zeugnisse des Gewissens empfohlen sind. Alle übrige Sätze können Wahrheiten seyn: aber die Ueberzeugung davon beruht auf einer langen Reihe von Schlüssen, davon die Beweise entweder Zeugnisse oder abstrakte Begriffe sind: so daſs Zweifel dagegen entstehen, daſs sie fortdauern können, ohne deswegen wider besseres Wissen und Gewissen zu seyn.

Der Versuch des starken Geistes zur Prüfung der heiligsten Wahrheiten ist also allemal löblich. Sein Zweifel so gar an sehr vielen kann zwar höchstungegründet heiſsen, wir können ihn deswegen nicht allemal gewissenlos nennen. Sollte aber nicht die Absicht, um welcher willen jemand diese Untersuchung bey sich anstellet, sollte sie nicht, wenn sie eigennützig wäre, sehr viel an der Achtung mindern, die sonst der

Stärke des untersuchenden Geistes gebührte? Ich sollte es kaum denken. Eigentlich sollte uns freylich allein die Liebe zur Wahrheit treiben. Aber gesetzt auch, Furcht zum Exempel wäre die Haupttriebfeder des Forschers, gesetzt, er fürchtete sich vor den Höllenstrafen, und eben diese Furcht triebe ihn an, die Lehre darüber recht aus dem Grunde zu untersuchen: ist denn dieses eigennützige dem menschlichen Herzen so fremd? Verficht nicht mancher ewige Belohnungen und ewige Strafen blos darum, weil er sich selbst in dieser Welt nicht für belohnt genug, und seine Feinde (worunter oft alle standen, die im Range vor ihm waren) nicht für gestrafet genug gehalten? Wir wollen also keinen Vorwurf machen, der zurückgeschoben werden kann. Man sey gerecht auf beyden Seiten. Nicht das Läugnen einiger allgemein angenommenen Religionssätze, sondern das Untersuchen derselben verschaffet einen Anspruch auf die Stärke des Geistes; ein Untersuchen, das aufrichtig gegen sich selbst, ohne Rücksicht auf diese oder jene Gesellschaft und in der Stille vorgenommen wird.

Es giebt noch einen andern Titel in dem gegenwärtigen Falle, der nicht verächtlich, und noch wenigeren zugehört. Wenn ein Unglücklicher, der sich zu keiner Gewiſsheit über die Verheiſsungen, seinen künftigen Zustand betref ſend, bringen kann: wenn dieser nichts desto weniger *auf dem Wege der strengen Tugend nach besten Kräften* fortgeht; ihr treuer Anhänger, ob sie ihm gleich niemals auch nur von Ferne das gelobte Land vorgezeiget; ihr Bekenner und zwar mit Freuden, ob er gleich seinen letzenden Freunden nicht gewiſs sagen kann, ob der bleibende, oder der scheidende den bessern Theil habe; ihr Märtyrer, ob er gleich so zu reden auf allen Fall noch einen *Hahn* muſs opfern lassen*): ein solcher Mann kann allerdings sich einer Stärke in der Seele rühmen. Rühmen? er wird ganz sicher nicht davon sprechen und höchstens, wie *Spinosa* durch seinen Wirth, der des Miethmannes Leben eine lange Zeit hindurch belauscht hatte, verrathen werden.

---

*) Mir hat es immer geschienen, daſs der Befehl des letzenden *Sokrates* an seine Freunde, dem Aeskulap noch einen Hahn zu opfern, daſs dieser Befehl eine Folge von des Philosophen ausdaurenden Grundsatze: ȣ̓δὲν οἶδα gewesen sey. Wie hätte er am Ende seines Lebens so *positiv* über die Natur der wichtigsten Wahrheiten seyn sollen, als er es wirklich durch die gänzliche Unterlassung dieses Opfers müſste gewesen seyn? In diesem zweifelnden Zustande schied der gute Mann, der Tugend allein treu.

Aber zu diesen beyden Titeln, die ich nun angeführet, und die man nicht wohl verwerſen kann, haben nicht das geringste Recht die Mükken, welche, durch den Sonnenschein des Hoſes und des Glückes erwärmet, sich nur durch ihr Gesumse und ihre Unreinigkeiten merklich machen können: keinen Anspruch die schalen Köpſe, die zu dumm sind, um zu zweifeln, und zu frevelhaft, um sich belehren zu lassen: die sich aus Gott nur deswegen nichts machen, weil sie seinen Einfluſs bey Hoſe nicht merken, und die Bibel nur deswegen nicht achten, weil sie der Herr nicht wie eine Verordnung hat bekannt machen lassen: deren Empörung gegen die Religion zunimmt, so bald sie des Morgens gut aufgesetzt sind, und deren Gleichgültigkeit wachst, so bald sie sich mit Riechwassern besprenget: in deren Kopſe niemals mehr als drey Opernarien auf einmal ausgehalten haben, und deren weitestes System, Kleiderschrank, Sold und Besuche auf einmal umschlinget.

Wo ist denn ihre Stärke? ihr lautes Gelächter ist der Beweis einer gesunden Lunge: ihr frevelnder Trotz die Anzeige eines heitern Himmels, und ihr Spott die Folge von der Ruhe der Elemente. «Aber vor allen Altären wird man sie «winseln und jedem Heiligen etwas angelobeu «hören: wenn das entrüstete Meer seine Wogen «empor treibet, wenn in ihren eigenen Adern «ein grausames Feuer lodert, und auf ihrer «Brust zentnerschwere Last liegt: wenn der «Körper leidet, das Gemüth zaget, und der Tod «zu seinem Opfer hereinbricht*).»

Ich fasse alles zusammen: dieſs ist die beste und vortreflichste Stärke, daſs wir dich, ewige Wahrheit! auf welche Art du auch zu den armen Sterblichen gesandt seyest, lebendig erkennen! nicht von dir weichen! Es ist aber auch Stärke, dich aufſuchen! dir des Nachts auf den Straſsen nachgehn! jeden fragen: «habt «ihr die nicht gesehen, die meine Seele «liebt?».und es nicht achten, wenn man darüber wund geschlagen wird; ja lieber im Finstern nach dir herumfühlen, als einer verdächtigen Leuchte bey diesem Suchen trauen! Und

---

*) Quas non ille aras humili formidine tacta
Mente petet? quos non superos in vota vocabit?
Si videat maris iratos insurgere fluctus,
Sentiat aut propriis ardere incendia venis,
Insolitoue vrgeri oppressum pondere pectus,
Aeger, inops animi, atque instantis victima Fati?

Balzac.

Stärke ist es, sein Herz der Tugend erhalten, wenn schon die Aussicht des Verstandes durch Nebel gehemmet wird! So ohngefähr würde man den treuen Knecht bewundern, der, wenn jedermann schon an der Wiederkunft seines Herrn verzweifelt hätte, doch jeden Tag seine Arbeit unverdrossen thäte: ob er schon nicht mehr hoffen darf, daſs es sein Herr erfahren, und ihm dafür mit Beyfall und Wohlthun lohnen werde.

Glaube und Unglaube haben also ihre starken Geister, wenn anders beyden eine redliche Untersuchung vorhergegangen, und es kann starke Sadducäer geben, wie starke Pharisäer.

Wenn es nervichte Seelen erfordert, um die Wahrheit zu denken: so gehören gewiſs Gladiatorseelen dazu, um die Wahrheit zu sagen. Doch man trifft etwas von ihnen unter der Rubrik der Herzhaftigkeit an. Ich setze nur mit zweyen Worten hinzu, daſs *ingenuitas, candor animi*, παῤῥησια, Naivetät, so viel als das Angeborne von dieser Gattung seyn, welches bey gewissen Gelegenheiten, und durch gewisse Bewegungsgründe bald kann vermehrt, bald vermindert werden.

Ich habe bisher die verschiedene Stücke auseinander gesetzt, die mir alle unter dem Namen der Stärke der Seele begriffen zu seyn scheinen. Die Materie hat mich hingerissen; ich bin dem entwickelnden Faden nachgelaufen: ohne doch, wie ich hoffe, den Punkt aus den Augen verlohren zu haben, wo alles wieder zusammen kehren muſs. Dieser Punkt findet sich in den Merkmalen, die allein diesen Stücken gemeinschaftlich sind, und die eigentlich die Erklärung geben von der Stärke der Seele. Bey allen findet sichs, «daſs eine Anzahl Vorstellungen, über einen erheblichen Vorwurf, vorzüglich vor allen andern den Willen beherrschen müsse.» Die Stärke der Seele besteht also in der Leichtigkeit, diese zum Vortheile wichtiger Ideen nöthige Herrschaft über den Willen zu erhalten. Ich nenne es mit Vorsatze eine Leichtigkeit, und nicht eine Fertigkeit, weil letztere mehr auf etwas erworbenes, als auf etwas angebornes zeiget, jene aber beydes unter sich begreift. Meine Meynung aber ist diese: weil es vor unsern Augen noch immer ein Geheimniſs bleibt, wie Verstand und Wille mit einander verbunden sey; und weil also hier noch von beyden Seiten Muthmaſsungen zudringen können: so wage ich es anzunehmen, daſs bey einigen Seelen die Vereinigung zwischen Verstand und Willen stärker sey als bey andern: und daſs die eine Seele ihre Vorstellungen eher als die andere bis zu einer Entschlieſsung erheben könne. So wie der eine Geist zu bildlichen Vorstellungen mehr aufgelegt ist, der andre mehr zu deutlichen Gedanken: eben so mag es einen dritten geben, dem Entschlieſsungen leichter werden. Zwar tragen beyderley Fähigkeiten des Vorstellens sehr vieles bey zur Beschaffenheit des Entschlieſsens; aber weiter scheint doch zwischen ihnen sonst keine Verbindung, als zwischen den Kräften der Seele überhaupt. Diese Anmerkung erklärt freylich nicht, wie die Sache zugehe; aber ich bin doch dreist genug zu behaupten, daſs sie die Sache eben so klar mache, als diese es durch die Erklärung der sogenannten lebendigen Kenntniſs werden kann. „Bringt eure Kenntniſs, sagt man, so „weit, daſs sie auf den Willen wirke: und ihr „habt ihr das Leben gegeben." Wissen wir nun, wie man sie so weit bringe? und warum der eine sie leichter so weit bringe als der andre? In diesem leichtern oder schwerern liegt eben der Unterschied zwischen den Seelen. So bald andre Menschen über die Stärke einer Seele Richter werden, so schätzen sie dieselbe nach der Wichtigkeit der Entschlieſsungen: wobey noch zween besondre Umstände zur Bestimmung des Preises das ihrige beytragen. Der eine ist, daſs diese Wichtigkeit auf eine ganze Gesellschaft sich ausbreite, der andre, daſs die Entschlieſsung sich in Thaten äussere. An und für sich ist nichts erheblicher für irgend einen Menschen, als die Besorgung seiner ewigen Glückseligkeit. Die verlobte Braut ihres Heilandes, welche ihm unter dem Leiden, unter dem Spotte der Welt, unter den Versuchungen getreu bleibt, müſste also auch hienieden schon mit dem Preise des Vorzuges an Stärke der Seele prangen. An statt der römischen Geschichte dürfen wir nur die Geschichte der Nonnenklöster durchlaufen, um die gröſsesten Muster dieser groſsen Eigenschaft zu finden. Warum urtheilt aber die Welt ganz anders? weil ihr jeder für die Besorgung seiner Angelegenheiten durch die Erwerbung der Glückseligkeit reichlich genug belohnet scheint, und weil sie bey dem innern Kampfe, von der Gröſse des Widerstandes, den man vor dem Siege erlitten hat, nicht urtheilen kann, aber wohl beym äuſsern. Was gar nicht fehlen darf, ist die Bewerkstelligung. Bey dem groſsen Geiste sieht man weniger auf die Ausführung als auf die Entwürfe. Er kann im Kabinette bleiben, niemand erwartet ihn im Felde. Man ist damit zufrieden, ihn, wenn ich so sagen darf, denken zu sehen. Aber bey dem starken Geiste! Um von sich zu zeugen, gilt sein eigenes Zeugniſs nichts. Er muſs auf Thaten weisen können. Ganze Perioden seines Lebens müssen als Zeugen auftreten. Daher kömmt es, daſs glänzende Thaten mehr Bewunderung erregen, als andre, ohne sie allemal mehr zu verdienen. Daher hat die äuſsre Herzhaftigkeit sich in den groſsen Ruf gesetzt, der sie fast oben an im Range stellet: und daher steht auch hier Achill vor dem Ulysses. Nach den Helden folgen die Männer, welche für ein oft undankbares Volk sorgen, und sich durch Geschrey und Fluchen und Lästerschriften, sogar durch Miſshandlungen, die sie leiden, von ihrem Vorhaben nicht abwendig machen lassen. Alle Colberte, die vom Pöbel beschimpft, und in der Geschichte zu groſsen Männern ausgesprochen werden.

Zunächst an ihnen folgt die Stärke im Privatleben.

Der Schriftsteller oder Gelehrte vom Handwerke macht hier keine Klasse für sich aus. Wenn er sich durch diese Eigenschaft auszeichnet: so steht er entweder unter andern Rubriken, oder er bekömmt das Lob einer Stärke, von der ich am Ende etwas erwähnen will, und die sich zu der bisher abgehandelten verhält, wie der Abdruck eines Riesen in seiner Lagerstätte zu seinem Körper. Es kann seyn, daſs der Riese wirklich dagelegen hat: es kann aber auch seyn, daſs man seine Lagerstätte nur nachgemacht hat. In allen übrigen Fällen betrachtet man, was diese Eigenschaft der Seele betrift, den Gelehrten, wie einen Menschen, und wenn er ein groſses zeitforderndes Werk, woran er sich gewaget, zu Stande bringt: so wird seine Beständigkeit bey der Arbeit nicht viel anders berechnet: als die Beharrlichkeit eines Mannes bey dem Baue eines Hauses, das er etwa aufführen lässet.

Aber, was heiſst denn ein Schriftsteller, der stark schreibt, der starke Gedanken hat? was sind starke Gedanken? Ist wohl ein Geist, der solche Gedanken zeuget, ein starker Geist? Der Schluſs wird oft so gemacht, obgleich meistens sehr unrichtig. Der Herr von Voltaire hat in seinen verschiedenen Trauerspielen die stärksten Gedanken hervorgebracht: aber ich zweifle sehr, daſs ihm jemand Stärke der Seele zutraue. Wenigstens hat er sie bey den wenigen Fällen, wo er etwas weniges davon hätte zeigen können, sehr geheim gehalten. Vom Gedanken bis zur That! — welche Kluft! Und eben weil die Zwischenzeit von der Erzeugung eines groſsen Vornehmens bis zu dessen Geburt, voll Schrecken, Angst und Unruhe ist, eben deswegen berechnet man die Stärke meistens nur nach diesem Zwischenraume. Unterdessen nennt man einen Gedanken stark, weil man ihn als das Modell, als die Forme zu einer starken That ansieht, und man ist so gut, es anzunehmen, daſs weil eine starke That einen starken Gedanken voraussetzet, dieser auch jene nach sich ziehen könnte. Etwas eigenes bleibt ihm doch immer, das ihn von andern Gedanken unterscheidet. Dieses unterscheidende, däucht mir, liegt in der *Dauer*. *Ein Gedanke ist stark*, wenn er *groſse Kräfte in anhaltender Bewegung*, und *Wirkungen von ausserordentlicher Dauer darstellet*. Und dadurch wird auch die Verwechselung des *starken* Gedankens mit dem *groſsen* Gedanken vermieden. Dieser hat eine Mannichfaltigkeit und Menge, oder Ausdehnung, welche die gewöhnlichen Maaſse ganz übersteiget. Der *starke* Gedanke setzt eine Dauer voraus, und eine Bewegung, die von dem Maaſse der Kräfte und der gewöhnlichen Veränderlichkeit abweicht.

Wenn der heilige Dichter Ps. 104. sagt: «Mein «Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und «prächtig geschmücket. Licht ist dein Kleid, «das du anhast; du breitest aus den Himmel «wie einen Teppich; du wölbest es oben mit «Wasser, du fährest auf den Wolken, wie auf «einem Wagen, und wandelst auf den Fittigen «des Windes. Mit der Tiefe deckest du das Erd«reich, wie mit einem Kleide, und Wasser ste«hen über den Bergen. Aber vor deinem Schel«ten fliehen sie, und vor deinem Donner fah«ren sie dahin:» so erkennet jeder diese Gedanken für das erste Muster des Erhabenen und des Groſsen. Hingegen stark sind folgende Gedanken eben dieses Dichters. «Herr, du erforchest

„mich und kennest mich: ich sitze oder stehe
„auf, so weiſsest du es, ich gehe oder liege, so
„bist du um mich; du schaffest es, was ich vor
„oder hernach thue, und hältest deine Hand
„über mir. Wo soll ich hingehen vor deinem
„Geiste, und wo soll ich hinfliehen vor deinem
„Angesichte? führe ich gen Himmel: so bist du
„da; bettete ich mir in die Hölle; so bist du
„auch da; nähme ich Flügel der Morgenröthe:
„so würde mich doch deine Hand daselbst führen
„und deine Rechte mich halten. Spräche ich:
„Finsterniſs möge mich decken, so muſs die
„Nacht auch Licht um mich seyn. Ps. 139.
„Denn auch Finsterniſs ist bey dir nicht finster,
„und die Nacht leuchtet wie der Tag: Finster-
„niſs ist wie das Licht. Sollte ich deine Gedan-
„ken zählen: so würden ihrer mehr seyn als des
„Sandes: wenn ich erwache, bin ich noch bey
„dir.“ Man sieht diesen Unterschied eben so
deutlich bey Bildern, deren Umfang nicht so
groſs ist als der Umfang der beyden Gemählde,
die ich eben angeführt habe. Ich nehme das
eine Bild aus den Prophezeihungen des Esaias.
„So spricht der König zu Assur: Jes. 4, 13. ich
„habe es durch meiner Hände Kraft ausgerich-
„tet und durch meine Weisheit; denn ich bin
„klug. Ich habe die Länder anders getheilet,
„und ihr Einkommen geraubet; und wie ein
„Mächtiger die Einwohner zu Boden geworfen.

«Und meine Hand hat gefunden die Völker wie «ein Vogelnest; ich habe alle Länder zusammengeraffet, wie man Eyer aufraffet, die verlassen «sind, da niemand eine Feder reget, oder den «Schnabel aufſperret oder zischet.» Dieses Bild ist groſs. Hier ist das andre dagegen, das stark ist: Jerem. 30, 5. «Wir hören ein Geschrey «des Schreckens, es ist eitel Furcht da und kein «Friede. Ach forschet doch und sehet, ob «ein Mannsbild gebähren möge? Wie geht's «denn zu, daſs ich alle Männer sehe, ihre Hände auf ihren Hüften haben, wie Weiber in «Kindesnöthen und alle Angesichte so bleich «sind?»

Bey den Metaphern sogar wollte ich eben den Unterschied angeben.

Wie stark ist nicht im Buche der Makkabäer der Gedanke über Alexandern «und der Erdkreis schwieg in seiner Gegenwart!»*) Wiederum zu den groſsen Gedanken rechne ich, was Shakespear vom Markus Antonius die Kleopatra sagen läſst; «Königreiche und Inseln waren wie Goldstücke, die aus seiner Tasche fielen!»

Eben so leicht zerfallen die Empfindungen in die beyden Klassen der Groſsen und Starken. «Das gröſste Glück nach einem «unersetzlichen Verluste ist die Ver«gessenheit!»*) Was für eine starke Empfindung! Kaiser Friedrich der IIIte schrieb sie an die Wand seines Zimmers, als er aus Wien vor seinem Ungarischen Feinde floh. Ich brauche die bekannte Rede der Medea als ein Beyspiel der erhabenen Empfindung hier nicht anzuführen.

---

*) Et siluit terra in conspectu eius!

«Das Leben soll ihnen eine Qual, «und der Tod ein Trost seyn!» ist auſser allem Streite stark empfunden, so wie das folgende groſs ist, was Hektor heraussagt: «kein «Glückszeichen ist besser als das, fürs «Vaterland fechten!»**)

Ueberhaupt aber sagt man: ein Schriftsteller habe mit Stärke und Nachdruck geschrieben, wenn seine Bilder und Gründe einen dauernden Eindruck gelassen haben; wenn sie jeden Leser theils zu Entschlieſsungen gebracht, theils in eine anhaltende Farbe der Gemüthsverfaſsung gesetzt haben. Daher rechnet man in dieser

---

*) Rerum irrecuperandarum summa felicitas; obliuio!

**) Εἷς οἰωνὸς ἄριστος, ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης. Illiad. XII. 243.

Absicht alle pathetische Gedanken zu den starken Gedanken.

Muſs ich wegen meines Verweilens um Vergebung bitten? Man verwechselt fast immer das Erhabene mit dem Starken. Helvetius hat es zwar in seiner Schrift unterschieden: allein Französich: das heiſst, er hat den Unterschied gemerkt, ohne ihn anzugeben. Ich rede in der Note von dem Urtheile der ältesten Zeiten über die Stärke.*)

---

*) Es ist bekannt, daſs man damals die Stärke der Seele gleichsam in die Stärke des Körpers eingeschlossen habe. Zwar ist Ulysses eines der gröſsesten Muster von der Festigkeit des Vorsatzes und der Unbeugsamkeit bey dessen Ausführung: aber doch wird eben dieser Ulyſs fast mehr wegen seiner körperlichen Bestandheit bewundert als wegen seiner geistigen. Dahin gehört sein Abentheuer mit dem Schäfer Melanthus. Dieser Melanth, einer der handfestesten Schäfer *s'approche d'Ulysse*, (ich bediene mich der Uebersetzung der Madame Dacier) *et en passant il lui donne un grand coup de pied de toute sa force.* Die Uebersetzerin war zu verschämt, oder ihre Sprache war

So weit geht nur der Beytrag des Geistes zum Verdienste, der Beytrag, der Bewundrung verdienet, ohne Liebe zu erwecken. Was wir bisher gesehen, sind Reichthümer: sie recht auszuspenden — darauf kömmt das meiste an. Vor der Welt gehn diese reichen Männer in Purpur gekleidet, und werden auch köstlich begraben: Nur geheime Nachrichten können uns sagen, wie es mit ihrer fernern Labung stehe. Unterdessen so verschwenderisch auch die Welt im Ertheilen ihres Lobes seyn mag: so soll uns dieſs nicht abhalten, das Wohlwollen oder die Güte des Herzens, als das vornehmste Stück zum Verdienste, zu betrachten. Ich erläutere diesen Vorwurf in folgendem Artikel. Es ist so viel davon geschrieben, daſs eine philosophische

---

es, um den Ort, wohin der Stoſs gerichtet worden, anzuzeigen. Doch aus der Wendung *en passant* kann man es errathen. *Le coup quoique rude n'ebranla point Ulysse, et ne le poussa pas hors du chemin.* Die Frau Dacier hat an dieser Stelle geputzt, und also unstreitig ihre ganze Schönheit und Stärke gefühlt. Aber wie ist es denn gekommen, daſs sie die Stelle ohne Note, darinn erst alles recht wäre enthüllt worden, gelassen hat?

Verläugnung dazu gehört, sich darüber herauszulassen. Denn man kann in solchen Fällen den Argwohn, andre ausgeschrieben zu haben, nicht leicht vermeiden. Es mag hier aber das innre Zeugniſs gegen die äuſseren Urtheile trösten: Wobey doch die Beobachtung nicht verschwinden darf zur Demüthigung der Eigenliebe, daſs man oft glaubt, etwas selbst gedacht zu haben, was man doch bey andern gelesen hat. Denn unsre Seele stiehlt Gedanken mit solcher Geschicklichkeit, daſs sie nichts weiter thut, als gleichsam ihr Wappen darauf schlagen, um sie die ihrigen zu nennen.

Vom Verdienste des Eroberers, des Soldaten und des Heiligen.

Quels traits me présentent vos fastes,
  Impitoyables Conquérans?
Des voeux outrés, des projets vastes,
  Des Rois vaincus par des Tyrans:
Des murs que la flamme ravage:
Des vainqueurs fumans de carnage;
  Un peuple au fer abandonné:
Des mères pâles et sanglantes,
Arrachant leurs filles tremblantes
  Des bras du Soldat effréné.

Rousseau.

So spricht der Dichter vom Eroberer! Was sagt der Geschichtschreiber von ihm? Wenn Guicciardini die wichtigste Eroberung neuerer Zeiten zu beschreiben anfängt, die wichtigste in Absicht ihrer Folgen, da sie unserm Welttheile eine andere Gestalt, unsrer Staatskunst einen andern Schwung, unsrer Geschichte eine allgemeine Verknüpfung gegeben hat; wenn er den Verlauf dieser Eroberung des Königreichs Neapel, welche Karl der VIIIte in Frankreich übernommen und ausgeführt hat, erzählen soll: so stehn dem klugen und weitsehenden Manne gleichsam die Thränen in den Augen.

„Karl hielt zu Asti seinen Einzug am 9ten
„Sept. des Jahrs 1494. und brachte nach Italien
„mit sich den Saamen zu unzähligen Drangsalen
„und zu den schrecklichsten Vorfällen. Fast
„alles bekam daher eine andre Gestalt. Denn
„eben dieser Zug nach Italien ward der Grund
„und Anfang, daſs ganze Staaten verändert, ganze
„Königreiche umgestürzet, Länder verwüstet,
„Städte geschleifet und grausame Blutbäder an-
„gerichtet wurden. Sogar neue Kleidungsweisen,
„neue Gebräuche, neue und blutige Arten Krieg
„zu führen, neue, bisher unbekannt gewesene
„Krankheiten, leiteten von dorther ihren Ur-
„sprung; und die Instrumente der Ruhe und
„Einigkeit in Italien wurden so verstimmet, daſs
„sie nie wieder haben können zurechte gebracht
„werden. Dadurch ward es eben auswärtigen
„Völkern und ihren Heeren so leicht, das arme
„Italien jämmerlich zu zerrütten und zu veröden.
„Und um unser Unglück noch gröſser zu ma-
„chen: so sollte nicht einmal durch die erhabe-

„nen Eigenschaften des Ueberwinders unsre „Schande verringert werden. Denn Er, dessen „Ankunft so groſse Uebel verursachte, war faſt „aller Gaben der Natur und des Geistes beraubt: „ob ihn gleich das Glück mit seinen Gütern so „reichlich beschenkt hatte — Er war nicht nur „leer von allen schönen Kenntnissen, denn er „kannte kaum die Buchstaben; sein Gemüth war „nach Herrschsucht gierig, aber sein Geist war „zu nichts weniger aufgelegt, als zum Herrschen: „denn immer umringet von seinen Lieblingen „verlor er bey ihnen Majestät und Ansehen; er „war abgeneigt von allem, was Bemühung und „Geschäfte hieſs, und wo er sich noch einem „Geschäfte unterzog, zeigte er sich armselig an „Klugheit und Beurtheilungskraft: auch das, was „an ihm noch lobenswürdig schien, gränzte, „genauer betrachtet, näher an Laster als an Tu„gend: er besaſs eine Begierde nach Ruhm; aber „mehr heftig als überlegt: Freygebigkeit, aber „unbedachtsam ohne Maas noch Wahl: manch„mal Unbeweglichkeit in den Berathschlagungen; „es war aber öfters Halsstarrigkeit als Standhaf„tigkeit zu nennen: und was viele an ihm Güte „heiſsen, verdiente schicklich Erschlaffung und „Sorglosigkeit zu heiſsen. *)

---

*) Historia d'Italia L. I.

Was rühmen wohl von dem Eroberer die Tausende, die er unnöthiger Weise auf die Schlachtbank geführt, und die Zehntausende, die er dem Elend wie einem starken Gewapneten überliefert hat? Sie wiederholen noch immer, was sie vor dem Tage ihres Todes und ihrer Noth ihm fürchterlich zugerufen:

„Morgen werden wir deine Seele schwer
drücken!“*)

Keiner ist unter den Männern, die Eroberer heiſsen, keiner, in dessen Lebenslaufe es nicht etlichemal vorkommen sollte: „er durchstreifte und verheerte eine Provinz; er zog vor dem Feinde her, und verderbte alle Lebensmittel, die er nicht wegnehmen konnte. Er that einen Einfall in das feindliche Gebiet, ohne dem Feinde anders als durch die Verwüstung seines Landes Abbruch thun zu können.“ In der neuern Geschichte kömmt nicht leicht ein Prinz vor, bey dessen Charakter sich die Geschichtschreiber mit solchem Vergnügen verweilen, wie Eduard, zugenannt der schwarze Prinz. „An ihm glänzte jede vorzügliche Tugend, ohne daſs von seiner frühesten Jugend an, bis auf seine

---

*) Shakespear in Eduard. III.

«letzte Lebensstunde, jemals ein Flecken diesen «Glanz gemindert hätte. Groſsmuth, Menschen«liebe, Gesprächigkeit und Mäſsigung, erwarben «ihm durchgehends aller Zuneigung.» So schildert ihn Hume, und doch hat er dergleichen Umstände, wie ich kurz vorher angeführt, von seinem Prinzen melden müssen. Nun wo ist aber die Einbildungskraft, die eine Zergliederung der Worte «er verwüstete das Land» aushalten könnte? die sich recht lebhaft allen Jammer, alle Angst, alle Verzweiflung der bedrängten, gepeinigten, gefolterten Einwohner vorstellen dürfte? die sich Greise, Mütter, Säuglinge, auf der Flucht, ohne Brodt, ohne Hülfe, jedes Stöhnen der Trostlosigkeit, jedes Röcheln des Hungers, jedes Keichen der Entkräftung, jedes Geschrey des Schmerzens, jeden Fluch der sterbenden Entrüstung sich daran denken dürfte?

«Morgen werden wir deine Seele schwer drükken!» Dieſs scheint dem Eroberer wenig Verdienst zu lassen, und sein Urtheil pflegt gemeiniglich darnach ausgesprochen zu werden: ach! oft der einzige schwache Trost für Schriftsteller, deren Groſsältern von dem Eroberer an den Bettelstab gebracht sind! Doch, es geziemet sich, behutsamer und überlegter zu verfahren. Wir wissen es aus der Geschichte, daſs sich manchmal wirklich groſse Leute bis zu Eroberung heruntergelassen haben. Nothwendigkeit, unvermeidliche Nothwendigkeit, hat zuweilen die besten Menschenfreunde gezwungen, das Schwerdt aus der Scheide zu ziehen, Plagen vor sich her zu senden und Elend um sich herum zu verbreiten. Dieses sind betrübte Folgen, für deren Verantwortung sie nicht stehen dürfen; die zwar ihre Hände mit Blut besudeln, aber ihr Herz unbefleckt lassen.

„*Their Hands are guilty, but their Heart*
„*is free.*"

Was sollen wir nun thun? nichts bessers, um uns aus der Schwierigkeit zu helfen, als einen Unterschied machen. Kommen die Eroberungen nur als Mittel vor, zur Ausführung eines groſsen Planes: so hat der Eroberer einen herrschenden Charakter; er bekömmt einen andern Namen; wir werden ihn unten mit andern grossen Männern vergleichen.

Ist aber der Eroberer nichts als Eroberer, das heiſst, nichts als ein Mann, der nach andrer Staaten Mitglieder und rechtmäſsigen Unterthanen gierig ist, um ihre Person und ihr Vermögen in seiner Gewalt zu haben; ohne daſs diese Begierde mit irgend einem groſsen Plane sich fügte: o! dann soll die Wiederholung der längst gegen ihn gefälleten Aussprüche auch hier

Platz finden. — Man wird gar leicht dreyerley Arten unterscheiden.

Die erste Art hat weiter nichts als habsüchtige Wünsche. Die Anschläge um sie auszuführen, die Klugheit, die List, die Tapferkeit, das Glück, womit sie ausgeführt werden, sind das Werk und das Loos ihrer Diener, welche sich zu solchen Absichten als Werkzeuge brauchen lassen.

Da der Ritter von Linnée die Löwen unter das Katzengeschlecht, mehrerer Ordnung halber, hat bringen dürfen: so kann es niemand wundern, daſs wir auch, um des Aufräumens willen, diese erste Art von Eroberern unter das Diebsgeschlecht bringen, und damit die ganze Frage von ihren Verdiensten entscheiden.

Die zweyte Art nährt eben diese habsüchtige Wünsche; entwirft aber selbst die Mittel zu deren Ausführung im Kabinette, und mittlerweile, daſs andre die Gefahren im Felde über sich nehmen, lauschet sie in Sicherheit, und lenkt nur die Arme der Krieger. Hier kann Gröſse des Geistes in Anordnung des Eroberungsplanes; ein gewisser Muth beym Anfange, eine gewisse Stätigkeit im Verfolge Statt finden. Keine Tapferkeit hingegen, kein zusammenhängender Plan mit andern Planen; Wohlwollen gar nicht. Das ganze Verdienst wird von dem

Unglücke, das die Eroberung nach sich zieht, weit überwogen.

Die **dritte Art** stellt sich an die Spitze der Krieger, theilt mit ihnen alle Gefahren, erwirbt sich, und schmückt, mit eigener Hand die Triumphe, wird **Held**; ein glänzender Charakter, der fast immer die Urtheile über das Verdienst wankend gemacht hat. Man muſs sich beständig erinnern, daſs ich von dem **bloſsen Eroberer** rede. Also sehe ich auch bey diesem Helden nichts als Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahren; keine besondre Gröſse des Geistes: denn man hat längstens angemerkt, daſs sich der Plan der Eroberungen nach den sich ereignenden Umständen erweitere oder einziehe. Das Wohlwollen ist auch hier wie ein lebendiger Quell in der Wüste — nirgends. Und so dürfte **Pope***) wohl recht haben, der es als eine ausgemachte Sache ansieht, „daſs Helden einander meist ähnlich seyn, von **Macedoniens Tollkopfe** an bis auf den **Schweden** herunter; daſs der ganze abentheuerliche Zweck ihres Lebens dahin gehe, an dem ganzen Menschengeschlechte einen Feind zu finden, oder es dazu zu machen; daſs **nicht einer** hinter sich schaue, daſs sie vorwärts

---

*) Essay on Man. B. IV.

„nur immer gehen, und doch nicht weiter hin„aus als die Nase reicht, blicken. Und was thun „denn wohl diese theuren Männer, fragt Milton, als rauben und plündern, sengen und „metzeln, und friedfertigen Nationen, sie seyen „benachbart oder entlegen, in Sklaverey setzen? „Diese haben denn wohl ihre Freyheit verloren, „aber sie waren ihrer würdiger, als es ihre Be„zwinger sind, die nichts als Verderben, wohin „sie nur schwärmen, hinter sich lassen und je„des Werk, das im Frieden aufgeblühet war, „zerstöhren. Dann brüsten sie sich und müssen „gar Götter heiſsen, bis der Bezwinger Tod „kund macht, daſs sie kaum Menschen waren; „in viehischen Lastern sich wälzend, und scheuſs„lich; deren verdienter Lohn ein gewaltsamer „oder schimpflicher Tod ist *)."

Nichts kann gegen diese Beschuldigungen, Vorwürfe und Drohungen vorgebracht werden, wenn der Held, nichts als Held, ist: aber wenn er noch andre Ansprüche auf Verdienst vorzuweisen hat, als Belagerungen und Schlachten, „und die Thaten, die so viel Geprassel machen; „nämlich Tugenden, die wohl noch mehr Mühe„kosten; Unglückliche, die er mit Wohlthaten „überhäufet, und die ihn jetzt in ihren Frey-

---

*) Paradise regain'd.

„stätten segnen; Biedermänner, die er am Hofe „in Schutz genommen, und Waisen, denen er „zum Recht gegen ihre Vormünder verholfen:*) wenn er solche Ansprüche vorzubringen hat: so wollen wir ihn wegen der Folgen seines Heldenthums bedauern, und wegen seiner friedlichen Tugenden lieben und bewundern. Seine Tugenden sind wie die Strahlen der Sonne. Werden sie durch den Zwischenstand eines Feindes concentriret: so zerstöhren sie alles, was dahinter ist, den übrigen Gegenständen theilen sie Kraft und Wärme mit.

Da der bloſse Eroberer und bloſse Held sich es haben müssen gefallen lassen, von denen, die eben diesen Titel, aber neben höhern Titeln, führen, sich abzusondern: so darf sich der bloſse Soldat nicht weigern, dem Soldaten, der zugleich Liebhaber und Sohn des Vaterlandes ist, gegenüber zu stehen. Daſs wir aber den

---

*) Non seulement des sièges, des combats,
Et ces exploits qui ſont tant de fracas,
Mais des vertus encor plus difficiles,
Des malheureux de ses bienfaits chargés,
Le benissant au sein de leurs aziles,
Des gens de bien à la cour protégés,
Des orphelins de leurs tuteurs vengés.
Voltaire.

bloſsen Soldaten nicht gleich unter dem bloſsen Helden mit begriffen, ist einigen Freygeistern zu Liebe geschehen, die noch nicht glauben wollen, daſs jeder Soldat ein Held sey.

Ein Mann, der, ohne einen Gedanken an das Vaterland oder an das gemeine Beste; ohne Funken von Liebe für dasselbe, oder für den Prinzen, dem er dienet; ohne Geist und Einsicht in die groſse Kriegskunst; ohne innre Entschlieſsung und ohne Bewuſstseyn wahrer Bewegungsgründe zur Tapferkeit, das Handwerk des Kriegsmannes, vom ersten und leichtesten Handgriffe an, bis zum Standhalten gegen den Feind, ausübet, weil er dafür im Sold gehalten wird: ein solcher Mann heiſst ein bloſser Soldat. Um sein Verdienst gehörig zu beurtheilen, wollen wir ihn unter verschiedenen Völkern, und in verschiedenen Zeitaltern, und in verschiedenen Staatsverfassungen betrachten.

Im sechsten Theil der allgemeinen Geschichte der Reisen zu Wasser und zu Land wird von einem afrikanischen Nabob, das heiſst, einem der dortigen armseligen Wesen, die wir in Europa Bettler nennen würden, die aber dort Könige heiſsen, weil sich einige andre Bettler vor ihnen bücken, von einem solchen nun wird erzählt, daſs er sich aus der Menge seiner Unterthanen, die sich etwa auf hundert belaufen mochten, einige ausgesucht habe, die er beständig um sich behalten, und in Kriegsübungen unterrichtet. Er war zu arm, um ihnen Waffen anzuschaffen, also hatten sie nur hölzerne Stöcke. Diese muſsten sie mit der gröſsten Geschwindigkeit zwischen den zehen Fingern herumzuwerfen lernen, und der äuſserste Grad der Vollkommenheit bestand darinn, sie niemals an die Erde fallen zu lassen: er war ebenfalls zu arm, um ihnen Turbane und Perlen zu geben; also muſsten sie sich nur auf eine besondre, von ihm ausgedachte, Art mit Hammelfett glänzend machen. Wer es in diesen beyden Stücken zur höchsten Kunst trieb, erweckte dem Nabob das gröſste Vergnügen, und genoſs seiner höchsten Gunst. Nun diese geschmierten, glänzenden und spielenden Wesen nannte der Nabob seine Soldaten. Dieſs mochte wohl in dem innern Afrika angehen: aber bey uns in Europa würde jedermann darüber lachen, und wenn es möglich wäre, daſs diese afrikanische Soldaten gar auf ein Verdienst pochten: so würden wir uns des Spottes nicht enthalten können.

In der mittlern Geschichte finden sich die Brabanconen, das herrenlose Gesindel*)

---

*) Die sogenannten *grandes Compagnies*, welche sich um das Jahr 1360 zuerst in

und die eigentlichen Soldknechte, welche die Italiäner Soldati nannten. Dieses Gezüchte stand nicht unmittelbar im Dienste eines Staates, sondern wurde von gewissen Anführern, die Condottieri hieſsen, zuerst angeworben und gedungen, um mit Vortheil wieder an andere verdungen zu werden. Man kann nichts in der Geschichte mehr lesen, was einem mehr Ekel, mehr Entrüstung verursachte, als die Erzählung von dem niederträchtigen Betragen dieser Condottieri. Keine Treue, kein Glaube, kein Eifer für den Dienst des Herrn, dem sie sich vermiethet hatten, war bey ihnen anzutreffen. Nicht einmal Herzhaftigkeit, das einzige, welches sich der Soldat gleichsam wesentlich zueignet. Denn damals wurde ein Heer von dem andern nicht sowohl geschlagen, als auseinander gejagt. In dem hitzigsten Treffen blieben vielleicht zwey bis drey Todte auf dem Schlachtfelde, und auch diese nicht einmal von den Waffen der Feinde, sondern vom Zertreten der

---

Frankreich sehen lieſsen, waren eben ein solches Gesindel, und heiſsen beym *Continuatore* des *Nangis*: „*Filii Belial, guerratores de variis nationibus, non habentes titulum.*" *Hainault Abrégé Chr. de l'h. de Fr.*

Pferde, unter deren Füſse sie im Getümmel gestoſsen worden. Die ganze Kunst Krieg zu führen, war die Kunst Prozesse zu führen, wie sie von gewissenlosen Advokaten ausgeübt wird. Die zween Condottieri, welche den feindlichen Mächten dienten, verstanden sich zusammen zu einer so gleichen Austheilung der Vortheile und Nachtheile während des Feldzuges, daſs am Ende keiner von beyden Theilen ganz unterlag: und also ihre Anführung für einen folgenden Feldzug gleich nothwendig blieb. Wer kann wohl diese Miethlinge und ihre Miethknechte mit einiger Geduld betrachten? Unter den Prophezeihungen des närrischen Nostrodamus, der von diesen Condottieri auch wohl muſste etwas gehört haben, findet sich eine, folgendes Inhalts: „Wenn wir werden zu arm geworden seyn,
„um Soldaten auf stehendem Fuſse zu unterhal-
„ten: so werden sich einst nach einem geendig-
„ten Kriege die abgedankten Soldaten unter ei-
„nem Anfuhrer zusammenrotten, und sich bey
„vorfallenden Gelegenheiten unter ihm an den
„Meistbietenden verdingen. Dann wird das Reich
„der Condottieri aber weit schrecklicher, als
„ehemals wieder angehen." Gottlob! bis auf unsre Zeiten ist die Prophezeihung noch eine Lüge.

Wir wollen uns nun in diese Zeiten mit unsern Betrachtungen verfügen. Es giebt Soldaten, die im eigentlichen Verstande weiter nichts thun, als die Thore bewachen. Man kann nicht sagen, daſs die Stadt, die sie hält, dadurch ansehnlicher, bey ihren Nachbarn gefürchteter, zu ihrer Vertheidigung geschickter werde. So sind die Stadtsoldaten von Genf. So sind die Stadtsoldaten in vielen Reichsstädten. Ich nehme die Anzahl aus, die zum Verhältniſs eines Reichs- und Kreisstandes gehört. Die übrigen sind ganz offenbar niemals zum Schieſsen oder Erschossenwerden bestimmt, sondern blos zu der friedlichen Beschäftigung, die Ein- und Ausgehenden an den Thoren zu bemerken. Dadurch wird nun freylich ihr Verdienst so ausnehmend eben nicht, und daher ist es eine lächerliche Forderung, daſs der Soldat in den Reichsstädten eben so geehrt seyn solle, als er es in einer Monarchie, oder sonst einem mächtigen Staate ist. Diejenigen Mütter denken richtig und den wahren Grundsätzen der reichsstädtischen Verfassung gemäſs, welche es für das letzte, was ihr Sohn ergreifen kann, halten, Soldat in der Reichsstadt zu werden. Nur, wenn jene richtige Grundsätze verlohren giengen, oder wenn Armuth die vornehmsten Häuser zwänge, ihre Kinder, unter dem Titel Officiere, dem gemeinen Wesen in die Fütterung zu geben, nur alsdann würde sich jenes Maaſs des Verdienstes am Soldaten verändern, welches aber hoffentlich in den Reichsstädten niemals geschehen wird.

Ich säge deswegen nicht, daſs es niemals Fälle gebe, darinn auch diese Soldaten den ganzen Umfang ihres Berufes erfüllen, und für ihre Stadt, für ihre Mitbürger Blut und Leben daran setzen könnten. Es giebt dergleichen Fälle, und die treflichen Männer, welche sich darinn wohl verhalten haben, sollen unten die Gesellschaft finden, mit der sie an Verdiensten gleichen Antheil haben.

Eben so begreift man ohne mein Erinnern, daſs wir hier nur von dem Soldatenverdienste eines Mannes reden; nicht aber von dem Verdienste des ganzen Mannes. Dieſs ist eine Anmerkung, die sich auf alle Stände erstreckt. Es giebt vielleicht kein entbehrlicheres Geschäft, als das Geschäft des Kartenmachers; es verschaffet dem Mann, der sich damit abgiebt, nicht das geringste Verdienst: aber es hindert doch nicht, daſs eben' dieser Mann in mancher andern Betrachtung ein recht brauchbarer Mann seyn könne.

Es kann Staaten geben, deren Lage so glücklich, oder deren Bündnisse so mächtig, oder deren Ansehen und Macht so fest gegründet sind, daſs weder Nachbarn, noch Entfernte, viele Jahre hinter einander, sie mit Krieg überziehen, oder in Kriege verwickeln. Die Soldaten also, welche sie in ihrem Dienste halten, können vielleicht dreyfsig, vierzig Jahre lang ungebraucht geblieben seyn, und mancher vom Fahnenjunker bis zum Obersten sich durchexercirt haben, ohne dafs jemals ein feindliches Geschofs wider ihn gerichtet worden. Unterdessen darf doch eben dieser Staat seiner Völker Zahl nicht vermindern, ohne sein Ansehen fallen zu sehen. Und eben daher bleibt in diesem Staate der Soldatenstand immer einer der ersten und angesehensten; denn sein Verhältnifs gegen das Wohl der ganzen Republik ist grofs. Das persönliche Verdienst jedes besondern Mannes kann freylich unter solchen Umständen immer etwas leiden. Ein Soldat, der noch nie Gelegenheit gehabt hat, seinen Muth zu zeigen, ist wie Wein, der noch nicht gegohren hat. Man kennt seine wahre Tugend und Kraft noch nicht. Aber theils kann das Verdienst des übrigen Mannes den soldatischen Abgang ersetzen; theils kann ein solcher Mann schon in andern Diensten seinen Muth gezeigt haben. Und in der That, wäre es vielleicht eine nützliche Politik, so kostbar sie auch im Anfange scheinen möchte, wenn Staaten, die nicht oft kriegen, (o gäbe es deren mehrere!) durchaus solche Leute, die sich schon anderswo versuchet, durch das Anerbieten gröfserer Vortheile in ihren Dienst lockten. Diese Lockung könnte ihnen nicht leicht fehlschlagen; denn die Herren, bey denen am meisten zu thun ist, halten oft ihre Diener am schlechtesten.

Man hat es längstens angemerkt, daſs die meisten Kriege, wenigstens unsers Jahrhunderts, nicht zur unmittelbaren Vertheidigung eines Staates unternommen werden. Entfernte Besitzungen, veraltete Ansprüche, versagte Handelsvortheile, gefürchtete Bündnisse, und wie die gesuchten Ursachen schrecklicher Wirkungen alle heiſsen mögen, diese fahen einen Krieg an, und dafür müssen die Soldaten fechten. Was sollten sie also, fragt man, mit der Liebe fürs Vaterland anfangen? Wenn diese Frage einen triumphirenden Schluſs vorstellen soll: so ist der letztere übereilt. Denn in jedem groſsen Staate ist die Verletzung des Ansehens, Kränkung der Rechte, Schmählerung der Vortheile in der Handlung, eine Wunde, die dem ganzen Wohl desselben beygebracht wird. Woferne man nicht zeitig dazu sieht: friſst sie um sich, und der Schade wird unheilbar. Wenn die Säfte der europäischen Staatskörper besser wären: so könnte die Wunde manchmal durch Arzneyen geheilet werden. Jetzt gehört meistens Brand und Schnitt zur Heilung. Ueberdieſs wird ein Krieg, der um entfernter Ursachen willen angefangen worden, sehr leicht in einen Krieg zur Vertheidigung des eigenen Feuerheerdes verwandelt. Der Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hat uns zwey der mächtigsten Beyspiele davon geliefert. Ludwig der XIVte kriegete, um seinen Enkel auf dem spanischen Throne zu sehen, und nach einigen Jahren stritten schon die Franzosen, um den Feind von ihrem eigenen Lande abzuhalten. Karl der XIIte focht in Polen seinen Eigensinn aus, und kurze Zeit nachher war jeder Schwede genöthiget, seinem eigenen Vaterlande zu Hülfe zu kommen. Man kann also im Durchschnitte allemal annehmen, daſs jeder Soldat, der für die Unternehmungen, Absichten, Anschläge, seines Herrn ficht, daſs dieser für die Vertheidigung des Landes fechte. Ja sogar, wenn wirklich der Fürst ungerechte und unnöthige Kriege angefangen hätte: so würde dieses doch nichts an dem Verdienste des Soldaten mindern: denn es ist ein doppeltes Glück, wenn er in solchen Fällen den Feind vom Lande abhält, weil dieser sich doppelt wegen des ungerechten Krieges rächen würde. So lange freylich noch die Gefahr von den Gränzen weit entfernet bleibt: so lange der Bauer und Städter noch keine Felder verwüsten, kein Vieh wegtreiben, keine Wohnungen im Rauche aufgehen, keine Habseligkeiten plündern sieht: so lange hat er noch keine lebendige Erkenntniſs von dem Werthe des Soldaten. aber, was für ein Schutzengel wird dieser in den Augen des Unbewehrten, wenn der Frevel grausamer Feinde der Bitten des Jammers spottet, und das Flehen des Elendes höhnet. Dann wird das Verdienst des Soldaten wie in einem Körper sichtbar. Aus was für Bewegungsgründen, mit welcher Denkungsart es auch geschehen mag, daſs er den Feind von uns abhält, uns und unsern Angehörigen Sicherheit, und endlich dem ganzen Lande einen ehrlichen Frieden verschaffet: so bleibt uns sein Verdienst immer erheblich, und wir legen von dem, was wir dem ganzen Stande schuldig sind, jedem einzelnen Manne vielleicht mehr zu, als bey einer genauen Eintheilung auf ihn fiele. Allein, dieſs schadet nichts. Es ist immer besser, bey der Dankbarkeit zu viel zu thun, als zu wenig.

Daher wird in jedem groſsen Staate der Kriegsstand mit Recht für den ersten und edelsten Stand gehalten, und der Adel, der seine groſse Vorrechte immer auſs neue, für jede Zeugung, zu verdienen suchen muſs, widmet diesem Stande mit Freuden seine Kinder *). Hier ist gerade das Widerspiel von

---

*) Dieſs ist der wahre Gesichtspunkt, aus welchem das Verdienst und der Vorzug des alten Adels in einer Monarchie muſs

den Reichsstädten, und man sieht wohl, daſs alles Lob und aller Tadel, die den Soldatenstand betreffen, unschicklich ausgetheilt werden, wenn man nicht diesen Stand in seiner wahren Beziehung auf den Staat, nach Beschaffenheit der verschiedenen Zeitläufte und Verfassungen, betrachtet.

Der Stand ist es, der den bloſsen Soldaten ein erhebliches Verdienst mittheilet. Kein andrer Stand kann einem bloſsen Mitgliede etwas ähnliches verschaffen. Denn die Sicherheit des Staates ist das erste und heiligste Gut. Wollte man nicht den bloſsen Soldaten aus diesem Gesichtspunkte ansehen: so würde ihm oft wenig Anspruch auf Verdienste übrig bleiben. Denn kriegerische Einsichten und Wohlwollen, oder einen rechtschaffenen Diensteifer haben wir dem bloſsen Soldaten abgesprochen: also hat er nur noch seinen Muth in den

---

beurtheilt werden. Eine lange Reihe von Diensten, welche dem Staate von dergleichen Häusern mit Daransetzung ihres Gutes und Blutes sind geleistet worden; und die Grundsätze der Treue und Beständigkeit für den regierenden Stamm, welche unter ihnen aufrecht erhalten werden, geben ihnen den vorzüglichen Glanz.

Gefahren, und seine Geduld in Beschwerlichkeiten aufzuweisen. Nun ist aber nicht zu läugnen, daſs jeder Nachtwächter und Postknecht das letztere, und jeder Dachdecker und Matrose das erstere ebenfalls von sich rühmen können, und wir würden daher denen zuletzt erwähnten gleiche Ansprüche zuerkennen müssen, wenn der Stand nicht einen bewährten Unterschied machte.

Doch, wir haben den bloſsen Soldaten lange genug gesehen. Wenn diesem kriegerischen Erdenkloſse ein lebendiger Odem eingeblasen wird; wenn er Einsichten für den Verstand, und redlichen Diensteifer für das Herz kriegt; wenn er wie Anführer denkt, und wie ein rechtschaffener Bürger empfindet; wenn er Wunden und Tod nicht scheuet um der Brüder willen, und sein Leben nicht theuer achtet um des Vaterlandes willen, das ihn sendet; wenn ihm seine Tage wirklich abgefordert werden, und er sie freudig dahin giebt: — Ja, da liegt er auf dem Bette der Ehren, des bleibenden Nachruhms, der Verdienste! Tretet näher, Jünglinge: ihr habt nicht immer einen solchen Anblick! prägt euch die Bildung des wackern Mannes tief ein. Vergesset nicht der Rührung, die ihr in diesem Augenblicke habt: werdet nicht neidisch — es ist schwer, ein solches Verdienst zu übertreffen! Denn seine Mitbürger bis zum

Tode lieben, und für sie bluten, dieſs ist das gröſste Wohlwollen!

Es ist ein rascher Uebergang vom Soldaten auf den Heiligen, und die beyden Begriffe pflegen nur selten in Gesellschaft zu stehen. Bey der gegenwärtigen Materie aber wird man doch leicht die Verbindung dazwischen finden, da ich in diesem Artikel von solchen Verdiensten zu handeln mir vorgenommen habe, die man bald zu hoch, bald zu gering geschätzet, folglich immer unrichtig beurtheilet hat. «Die «Benennung eines Heiligen, sagt Hume, ist «so schimpflich geworden, nachdem man sie «von der römischen Kirche so sehr entweihet «gesehen; daſs man sie faſt Ehrenhalber von «einigen lobenswerthen Charakteren in der mitt«lern Geschichte wieder wegnehmen möchte.» Dieſs ist wahr, dazu kömmt noch der Streit wegen der Anrufung der Heiligen,*) und dadurch ist manchem eifrigen Protestanten der bloſse Name Heiliger so verhaſst geworden, daſs er ihn kaum an den Aposteln mit Gelassenheit erträgt: dieſs ist unrecht. Wir wollen uns um eine gröſsre Unpartheilichkeit bemühen.

---

*) Ich möchte wohl wissen, ob aus der blossen Vernunft ein Beweis gegen die Anrufung der Heiligen könnte geführt werden?

Ich rede nur von dem Verdienste, welches sich heilige Männer bey ihren Lebzeiten erworben haben. Die Geschichte zwinget uns, alle heilige Männer, deren die römische Kirche erwähnet, in zwo Klassen zu vertheilen. Die eine Klasse begreift diejenigen, welche mit dem gröſsten Eifer und dem glücklichsten Erfolge für die Festsetzung der Hierarchie, und für die Bestätigung des päbstlichen Ansehens unter allen Nationen, und in allen Ländern sich bemühet haben. Man wird sich an das angeführte Beyspiel des Thomas a Becket noch erinnern, und nach demselben diese ganze Klasse beurtheilen. Die andre Klasse enthält solche Männer, deren Gaben und Eifer der christlichen Religion überhaupt wichtige Vortheile verschaffet haben; es sey nun, daſs sie dieselbe unter den Ungläubigen bald durchs Schwerdt, bald durch die Predigt ausgebreitet, oder auch sie gegen die Angriffe der Ungläubigen und Irrlehrer hier mit leiblichen, dort mit geistlichen Waffen vertheidiget; oder endlich sie unter ihren Bekennern, durch Wunder verherrlichet, durch gute Werke beliebt gemacht, und durch ihren ganzen Wandel geehret haben

Es gehört nicht zu dieser Untersuchung, zu bestimmen, welche Klasse der Heiligen in der römischen Kirche theurer geachtet werde. Nützlicher ist es, auf jeder besondern Art der zwoten Klasse die Aufmerksamkeit ruhen zu lassen *).

Die Ausbreitung der wahren Religion unter Völkern, denen sie noch fremde ist, durch eine Predigt, wodurch sie faſslich wird, und durch einen Wandel, wodurch sie beliebt wird, heischet so viel Muth zur Unternehmung; so viel Stätigkeit zur Ueberwindung der Hindernisse; so viel Geduld in Widerwärtigkeiten: so viel Herzhaftigkeit gegen sich selbst: daſs eben deswegen ein solches Verdienst allen Völkern vorzüglich sichtbar geworden ist. Und wenn schon keine ausserordentliche Gröſse des Geistes zum Betrieb dieses Geschäftes nöthig ist: so kann doch dieser Mangel ein solches Verdienst eben nicht verkleinern. Die übrigen Stücke dessel-

---

*) Nous appellons Saints, sagt der Bischof von Nimes, ceux que Dieu a prédestinés dans le sein de l'éternité; qu'il a consacrés par sa grace, qu'il a fait briller comme des astres dans son église pour la gloire de son *nom* et pour le soutien de sa *verité*; qu'il a conduit, par sa providence sur la terre, et qu'il fait triompher dans le ciel. Fleschier in der Vorrede zu der Pr. auf den Tag Aller Heiligen.

ben sind so überwiegend, daſs man die Geistesgröſse gleichsam dabey missen kann. Verbindet sie sich aber dennoch damit: denn sie bleibt nicht nothwendig weg: so wird das Verdienst nur desto höher. Und der Eifer für die Ehre des Herrn, welchen Namen unter diesen Umständen das Wohlwollen führet, drückt ihm vollends das Siegel der Vollkommenheit auf. Aber eben deswegen wird dieser Eifer auch das nothwendigste Stück bey dem Verdienste des Heiligen.

Ich rede von den Zeiten des neuen Bundes.

Siehe! Er zieht daher, das Schwerdt in der Hand! sein Auge funkelt! seine Stirne glühet! Mit der Fackel zündet er die Götzentempel an; und mit dem Opfermesser tödtet er die Götzenpriester! Religionseifer lodert in seinem Busen! Er spricht: „der Herr hat es mir befohlen; ich bin ein Heiliger!» Ein Lügner ist er! Merke auf sein Thun! Er tödtet Menschen! — kennst du nun den Ursprung seiner Sendung? — von dem, der ein Mörder war vom Anfange her.

Aber ein Heiliger ist er, wenn er gegen die Wuth des Schwärmers, der ihm eine falsche Religion und eine unumschränkte Macht aufdringen will, seinen Heerd und seine Altäre vertheidiget. Dann hat der Heilige den Ruhm des Helden, und der Held die Glorie des

Heiligen. Beydes ist oft den groſsmüthigen Streitern, die sich den Einfällen der türkischen Macht, in Polen, Ungarn und Italien widersetzet haben, zu Theil geworden. Denn man muſs sich durch die Modemeynungen nicht hinreissen lassen, als ob alle Kriege in Ungarn wider die Pforte für bloſse Hauskriege des österreichischen Stammes anzusehen seyen. Daſs sie es manchmal gewesen, ist wohl keine Entdeckung neuerer Zeiten. Auf den verschiedenen Reichstagen ist es öfters genug gesagt worden. Aber alle sind es nicht gewesen. Es ist ein Muthwille, die Politik, die Lage der Angelegenheiten, und die Beschaffenheit der Gesinnungen unserer Zeiten, längst verflossenen Zeiten anzudichten: Philosophie ist es gewiſs nicht. Diesem seichten Denken hat man die unrichtigen Urtheile über das ganze sechzehnte Jahrhundert zuzuschreiben. Wenn es in dem achtzehnten gewisse herrschende Gesinnungen, besonders in Absicht auf die Religion giebt: so können sie jenem nicht beygelegt werden, ohne alle Charaktere dadurch zu verunstalten.

Es hat also gewiſs Zeiten gegeben, wo die christlichen Gemeinden bey Annäherung eines türkischen Heeres singen konnten: «Erhalt «uns Herr, bey deinem Wort,» und als heilige Erretter diejenigen preisen konnten, welche mit Gefahr ihres Lebens dazu beytrugen, sie bey diesem Worte zu erhalten. Die ungarische und polnische Geschichte muſs viele herrliche Namen mehr aufzuweisen haben, die bekannter zu seyn verdienten.

Wenn Irrlehrer ihre Meynungen durch Martern und Verfolgungen auszubreiten unternehmen: so sind sie die Ungeheuer, die jeder Fluch des beleidigten und gekränkten Gewissens trift. Wenn aber gegen den Irrenden auch der Rechtgläubige mit Feuer und Schwerdt wüthet: o dann kommen die Vermaledeyungen wie glühende Kohlen auf sein Haupt! Die schwarze Seele des Wütherichs kann unmöglich mit dem Glanze des Heiligen strahlen. Es kann Verblendung dabey zum Grunde liegen: dann läſst ihm der Menschenfreund noch Mitleiden zukommen: aber wenn eigennützige Absichten und Leidenschaften nur die Religion vorschützen, um sich mit Blut und Martern unserer Nebenmenschen zu sättigen: dann wünscht man dem grausamen Heuchler! — o! ich mag es nicht aussprechen.

Heilsamer ist es, das Verdienst eines Heiligen durch mündliche und schriftliche Vertheidigung der wahren Religion sich zu erwerben. Hier tritt die Geistesgröſse entweder an die Stelle der Seelenstärke, oder jene gesellet sich auch zu der letztern, und das Wohlwollen oder der Eifer für die Ehre Gottes wird von der Sanftmuth an der Hand geführt.

Aber nichts verbreitet stärker den *Geruch des Heiligen*, als ein heiliger Wandel; als Werke, die ein Beweis der Religion sind, die man bekennet. Wunderthaten, von denen wir in unsern Tagen keine eigene Erfahrungen mehr haben, mögen jetzt bey Seite gesetzt seyn. Ich sehe nur auf die Werke der Liebe; nur auf die Ausübung der Andacht; nur auf die Strenge gegen sich selbst. Die Welt bedarf von Zeit zu Zeit solcher erhabener Beyspiele, solcher Leuchten, die in der Höhe errichtet sind, um den Wanderer zu erhellen, und den Glauben an die christliche Tugend zu erhalten. Sie mögen immerhin ins *Ausserordentliche* fallen. In der That, da sie dazu bestimmet sind, in der *Höhe* als *Muster* für andre errichtet zu werden; so muſs alles an ihnen grösser als gewöhnlich seyn. Diejenigen, welche *in der Tiefe* darnach abzeichnen, bekommen sodann für sich die rechte proportionirte Gröſse. Wären aber jene Muster nur von gewöhnlicher Form gewesen: so würden die Abzeichnungen zu klein ausfallen.

Ueberhaupt gehört es zu den Verdiensten eines jeden *redlichen und frommen* Mannes, ja vielleicht zu den gröſsten, daſs er seiner Familie, seiner Stadt, seinem Lande, ja manchmal einem ganzen Welttheile, sein Leben, wie ein Vermächtniſs, hinterläſst. Im Getäusche der hohen Welt wird es bald vergessen und verachtet: aber in niedrigern und ruhigern Gegenden wird es genossen. Hier und da sizzen Jünglinge, in der Stille der Nacht, bey der Lebensbeschreibung eines solchen Mannes. Die moralischen und gottseligen Lehren, die sich jetzt vor ihren Augen in Begebenheiten verwandeln, und jeden Zweifel über die Möglichkeit der Ausübung heben, erwecken Ueberzeugung. Kostbare Zähren fallen; Schauer der Ehrerbietung durchwandeln die Glieder; Funken der Nacheiferung sprühen; Entschlüsse werden. O Mann Gottes! ruhe sanft! Was für Wunder thust du noch in deinem Grabe! ich brauche eben nicht mich darauf zu setzen. Die bloſse Erzählung deines Lebens verrichtet diese Wunder. Nimm alles Gute wozu mich dein Wandel angefeuert hat, nimm es als deines hin. Es sind noch deine guten Werke; dir müssen sie noch nachfolgen! O du Heiliger! der du mich durch deine Tugend erbauest, wo waren deine Altäre? wo stehn sie noch? Sieh den Erasmus! sieh mich:

Sancte Socrates ora pro nobis.

Vom Verdienste des groſsen Mannes.

Selten stirbt ein Mitglied irgends eines Collegiums, ohne daſs einige der übriggebliebenen Collegen mit wehmüthigem Nachdrucke sagen sollten: „wir haben einen groſsen Mann „verlohren." Jeder nährt dabey die Hoffnung, daſs ihm zu seiner Zeit eine gleiche Gerechtigkeit wiederfahren werde. Diesen Aussagen zu Folge müſste es fast eben so viele groſse Männer geben, als es Räthe giebt, und noch dazu eben so viele verdienstvolle Männer und zwar in einem hohen Grade. Da man einige gegründete Ursachen hat, daran zu zweifeln: so muſs wohl in dem Begriffe, den man sich vom groſsen Manne machet, noch eine Unrichtigkeit stekken. Groſse Männer*) scheinen noch von den höhern Geistern *) verschieden zu seyn. Wenn diese dazu gelangen, daſs sie mit der ihnen angebohrnen Gröſse noch Stärke der Seele vereinigen und wichtige Veränderungen in dem Kreise, darinn sie wirken, zu Stande bringen: so können sie erst groſse Männer heiſsen.

---

*) Des grands hommes.

Der groſse Mann wird auch ein guter Mann, wenn er jene groſse Veränderungen aus Wohlwollen wirket. Ich sage mit Fleiſs nicht: wenn er heilsame Veränderungen wirket. Diese können es seyn, ohne daſs er dazu den geringsten wohlwollenden Gedanken gehabt hat.

Groſs und gut sind unstreitig ganz verschiedene Begriffe. Warum will man sie uns als gleichbedeutend aufdringen? Gröſse kann ohne Güte seyn, und Güte ohne Gröſse. Laſst uns jedem sein Recht ertheilen, das heiſst, nicht seine Gröſse allein, nicht seine Güte allein, sondern sein ganzes Verdienst messen.

Wer dieses thun will: der merke auf die Wege der Vorsehung!

Nachdem sie einmal die Veränderungen der Körperwelt mit den Entschlieſsungen der Geisterwelt zusammengehänget: so wollte sie beyde für

---

*) Des esprits supérieurs.

sich und neben einander fortlaufen laſsen; nur mit der einzigen Vorbereitung: daſs Sie, weil doch die ganze Maschiene zuweilen einen Hauptanstoſs zu neuen Entwicklungen bedurfte, der gerade nicht durch ein Wunderwerk sollte angebracht werden; daſs Sie, sage ich, in der Körperwelt, Sturmwinde, Gewitter, Erdbeben, Fluthen für gewisse Zeiten ordnete, nud für die Geisterwelt, zu gewissen Zeiten groſse Männer bestimmte.

Man kann also auf eine gewisse Art sagen, daſs alle Veränderungen, die ein grosser Mann veranlasset und wirket, am Ende allemal ersprieſslich seyn. Denn die Vorsicht gebraucht ihn zur Erreichung ihrer Endzwecke, die im Ganzen gewiſs gut erfunden werden. Und um es hier im Vorbeygehen mit anzumerken: wenn in einem Reiche Hauptveränderungen vorgehen sollen; so giebt es dazu immer zweyerley Werkzeuge. Das eine wird zur Veranlassung gebraucht, und ist stumpf; ein schwacher elender Geist. Das andre dient zur Ausführung, und ist scharf; der groſse und starke Geist. Jacob der IIte von England und Wilhelm v. Oranien! diese beyden Werkzeuge, findet man immer nebeneinander: und man darf nur darauf Acht geben, um nicht mehr zu sagen, daſs sich Gott zur Ausführung groſser Absichten bald groſser, bald kleiner Geister bediene. Beyder zugleich, aber an einander gewetzet.

Unterdessen kann doch dieser Nutzen, der am Ende für die Welt herauskömmt, nicht eben allemal den groſsen Männern zum Besten angeschrieben werden. Er ereignet sich oft wider ihre Absicht; entfernte Menschengeschlechter genieſsen ihn, mittlerweile aber sind ihre Zeitgenossen unter Drangsalen und Ungemach zu Grunde gegangen. Was bleibt ihnen denn zum Verdienste übrig? nichts als die Gröſse ihrer Entwürfe und die Stärke, womit sie ausgeführt worden. Beydes erregt Bewunderung, aber keine Dankbarkeit.

Man muſs damit nicht verwechseln, was groſse Männer zuweilen zum Besten ihrer Mitbürger und Zeitgenossen unternehmen; wobey aber immer einige entweder an ihren besondern unerlaubten Vortheilen, oder auch an ihrem rechtmäſsigen Vermögen leiden. Dieſs macht, daſs die Sullys und Colberte von tausend betrügerischen Steuereinnehmern und ihren Verwandten, ja von einem ganzen Pöbel verflucht und beschimpft werden. An solche Urtheile darf man sich nicht kehren. Der groſse Mann muſs sie ohnedem wegen des natürlichen Widerwillens, der zwischen ihm und den kleinern Geistern herrschet, unausbleiblich erwarten. Aber seine Stärke hilft ihm sie verachten. Dagegen giebt es zuweilen Hauptveränderungen, welche niemals zum Nachtheil der Menschen ausschlagen können. So sind die Fortschreitungen in den Wissenschaften, die ein Bacon verursachet. Wenn dem groſsen Manne auch das Wohlwollen dabey gefehlt hätte: so würde man doch diesen Mangel kaum bemerken; weil der Nutzen und die Göſse des Geistes bey seinen Werken zu sichtbar sind. Man muſs also bey der Beurtheilung groſser Männer die verschiedenen Sphären, darinn sie ihre Kraft geäuſsert haben, wohl unterscheiden.

Nur sehr wenigen ist es von der Vorsehung zugedacht, daſs sie auf der Erde solche Veränderungen wirken sollen, deren alle Welttheile gewahr werden, und darnach die Gestalt eines ganzen Erdbodens verändert wird. Mir deucht, daſs die Geschichte nur zwey Beyspiele von dieser Art liefere. Es sind die zwo Entdeckungen eines Weges zur See nach Ostindien und eines vierten Welttheiles. Alle andere groſse Umkehrungen haben sich in ihren Folgen doch nur auf gewisse Länder oder auch Welttheile eingeschränkt. So müssen sich die meisten groſsen Männer begnügen, daſs ihre Geschichte nur einige Völker angehe, andern aber gänzlich fremde sey!

Jenem ist das Loos zugefallen, daſs er die Bahn, welche er durchlaufen soll, mit

Blut besprenge; und zu seinem Ziel, das ihm vorgesteckt ist, über Leichenhaufen wandle.

> — — — *debet hic legibus aevi*
> *Multas, ante suam, mortes.* *) —

Er fährt daher wie ein Brausen des Meeres; Sturmwinde sind seine Brüder, und Erdbeben seine Verwandte. „Er macht die Welt zittern, „und Königreiche beben; den Erdboden verwandelt er in eine Wüste, und giebt nicht los seine „Gefangene.“ Schaaren abgeschiedener Seelen, die er aus ihren Wohnungen vertrieben hat, gehn vor ihm in die andre Welt hinüber, und verkündigen seine Ankunft. „Kömmt er: so heiſset die „Hölle alle Heerführer der Welt, und alle Könige „der Völker vor ihm von ihren Stühlen aufstehen. „Aber sein Leichnam ist verworfen von seinem „Grabe, wie ein verachteter Zweig; wie ein „Kleid der Erschlagenen, so mit dem Schwerdte „erstochen sind, und hinunterfahren zu dem „Steinhaufen der Hölle; wie eine zertretene „Leiche.“ **)

---

*) Dem ewigen Schicksal ist dieser noch viele Todesopfer vor dem Seinigen schuldig.
Lucan.

**) Jesaiä Prophezeihung, c. 14, 9.

Andre groſse Männer laufen zwar auch die Bahn des Helden; aber noch vor dem Abende ihres Lebens wird es ihnen vergönnet, die übrige Zeit in dem Umgange der Musen zuzubringen. Die Künste des Friedens wischen ihnen den Kriegerschweiſs von der Stirne, und dichten und mahlen und tönen ihnen die Güter und die Seegen der Ruhe vor. „Die Flüsse, die vorher „vor dem furchtbaren Helden erschrocken flohen, „lassen sich jetzt von ihm in seinen Gärten zu ergötzenden Wasserkünsten freudig brauchen.“ *)

Noch giebt es in den politischen Kreisen eine Art groſser Männer, die, wenn ich so sagen könnte, den ganzen Staat umwälzen; und ihm in Absicht auf seine Verfassung, auf seinen Handel, eine ganz andre Lage geben: ohne daſs dabey Häuser einstürzen und Menschen erschlagen werden. Es kömmt auch hier darauf an, ob die Umwälzung von guten Folgen begleitet, und in einer guten Absicht unternommen sey. Hier trifft man groſse Männer an, die Tyran-

---

*) Quem modo pallebant fugitiuis fluctibus amnes
Terribilem bello, nunc docta per otia princeps.
Pacis amans, laetos dat in hortis ludere fontes.

Santeil für die Statue des groſsen Conde
in den Gärten zu Chantilly.

nen sind, und andre, die Befreyer ihres Landes werden. Aus diesem Charakter läſst sich bald ihr Verdienst bestimmen. Doch wir müssen nun die groſsen Männer, welche nicht eigentlich in dem politischen Kreise laufen, näher betrachten. Wenn man über die Zeit nachdenkt:

„*Et le Grand Condé pleurant aux vers du*
„*Grand Corneille:*“

So weiſs man anfangs nicht, wem man den Vorzug der Gröſse geben soll. Und in Absicht der bloſsen Geistesgröſse wird es allezeit unentschieden bleiben. Allein, da wir zum groſsen Manne auch die Stärke der Seele rechnen: so muſs wohl der Ausschlag bald zum Vortheile der erstern geschehen. Unterdessen kann man doch die höhern Geister in allen Wissenschaften, in allen schönen Künsten, in allen Theilen derselben auch groſse Männer darin nennen. Denn sie stiften Revolutionen: und gemeiniglich brauchen sie dazu auch Stärke der Seele. Sie sind es, die die Perioden in der Geschichte einer Kunst oder einer Wissenschaft bezeichnen. Das menschliche Wissen wird durch sie der Erkenntniſs höherer Geister näher gebracht; sie öffnen manchmal nur eine, manchmal etliche Aussichten zu neuen Begriffen; und diese sind Lektionen, an denen alle andre gewöhnliche Geister oft mehrere Jahrhunderte hindurch mit Nutzen lernen; bis sie nämlich alle schon vorher bekannte Ideen mit den neuen verglichen, und von allen Seiten zusammengehalten haben."

Jeder, der in den Künsten des Friedens groſs ist, kann sein Verdienst aus der Wahrheit beurtheilen: „daſs alles, woran die moralische Schönheit des Menschen einen Antheil haben kann, für die menschliche Natur vortheilhaft und ersprieslich sey."

Zu solchen Zeiten, wenn unter den Menschen noch alles roh, noch alles unangebauet ist: dann kann die Erfindung der Weinkelter, des Pfluges, des Spinnrockens, des Weberstuhles den Titel zum groſsen Mann verschaffen. In andern Zeiten scheint man nicht unter einen gewissen Grad der Feinheit und Brauchbarkeit in den Gedanken heruntersteigen zu dürfen, wenn man noch ein groſser Mann heiſsen will. Der Bildhauer, der Mahler heiſst noch ein groſser Mann; der Tanzmeister schon nicht mehr, wenn er es auch in der theatralischen Tanzkunst auſs höchste gebracht hätte. Vielleicht unter andern aus dem Grunde nicht mehr: weil das Werk, das er liefert, nicht dauerhaft ist, sondern gleich wieder vergeht, und also auch den Nachkommen zur Entwickelung ihres Geistes nicht mehr dienen kann. Das nämliche mag wohl auch von dem Schauspieler gelten.

Ueberhaupt also darf man vielleicht sagen, daſs jedes dauerhafte Werk, welches zur Entwickelung der Seelenkräfte einer Nation dienet, daſs dieses Werk mit Recht den Titel des groſsen Mannes verschaffe.

Man hat viel vom groſsen Manne geschrieben. Aber ich darf es sagen, daſs man ihn nur selten aus dem wahren Gesichtspunkte, und in den verschiedenen Kreisen, darinn er wirket, betrachtet hat. Wäre dieſs geschehen; so würde man bald gefunden haben; daſs jedes Volk seine eigene groſse Männer nach verschiedenen Gattungen habe, und daſs jemand verdienen könne, unter einem gewissen Volke ein groſser Mann zu heiſsen, der unter einem andern Volke wohl hunderte finden kann, die ihm, was die äusseren Werke anbetrifft, gleich kommen

Ich schlieſse mit einer Anmerkung über den groſsen Mann, die einigen andern unrichtigen Urtheilen begegnen soll.

Es ist fast zum Sprüchworte geworden: „Der „groſse Mann verschwindet vor den „Augen seines Kammerdieners.“ Dieses Sprichwort mag uns Leute vom gewöhnlichen Maaſse trösten: aber näher untersucht, — ist es nicht wahr. Der groſse Mann kann nicht verschwinden. Er ist eben derselbe, er mag zu Pferde, oder in der Garderobe sitzen, und dem Feldmarschalle, der auf dem Nachtstuhle über den Plan seines Feldzuges nachsinnend in einem Kupferstiche vorgestellet worden, ist dadurch *nichts* an seiner Gröſse genommen. Nur wenn ein Mann auf der glorreichen Bahn, auf die er sich gewagt hat, Schwächen zeiget, nur alsdann leidet seine Gröſse einen Abgang. Eben so war das Schicksal des olympischen Streiters. Sobald er innerhalb der Schranken war: so durfte er nicht mehr straucheln. Aber wenn er ausser den Schranken an die Erde fiel: wer wollte ihm deswegen seine Krone nehmen? Dieses Fallen ausserhalb der Bahn, wo doch die Gröſse weder erlangt noch beurtheilt werden kann, sehen die Kammerdiener. Daher die Anekdoten, die man von dem Leben eines groſsen Mannes aufzeichnet. Daher das Register von Schwachheiten, das man an ihm bemerket. Daher die für bekannt angenommene Heldenschwachheit. *Herkules* in der Spinnstube; und *Heinrich der IVte* am Abend nach einer gewonnenen Schlacht in einen Bauerkerl verkleidet, ein Bund Stroh auf dem Rükken, um sich damit heimlich zur Geliebten ins Haus zu schleichen. Was sollen wir sagen? Etwas anders ist die *Vollkommenheit des ganzen Mannes*; etwas anders seine *Gröſse in öffentlichen Thaten*. Der Dichter mag vollends antworten:

„Iam id peccatum; primum magnum, magnum at humanum, tamen
„Fecere alii saepe, item boni."[*]

---

[*] Dieſs ist nun wohl ein Fehler; einmal ein groſser Fehler; groſs, aber menschlich; andre haben ihn oft begangen; auch sonst brave Männer.

Terentius.

Vom Verdienste im Privatleben.

— — — — Quem te Deus esse
Iussit, et humana, qua parte, locatus es in re
Disce — — — — — —

Lernet, Menschen, eure Posten kennen! Gott, hat sie euch angewiesen; aber lernet auch, daſs keiner vom Verdienste zu weit entlegen sey! die gröſsre oder geringere Ferne macht den ganzen Unterschied aus. Man kann die Menschen, welche in einem Staate leben, in zwo Reihen stellen. Die eine Reihe führt öffentliche Aemter und Bedienungen; die andre Reihe führt ein Privatleben. Wenn wir den Unterschied, welcher zwischen beyden vorwaltet, gut treffen: so verschwinden auf einmal die falschen Vorstellungen, die man sich nur allzuhäufig vom Privatleben macht.

Da jeder Staat eine mehr oder minder verwickelte Regierung erfordert: so sind ihm Personen nöthig, die, Kraft eines mit ihnen geschlossenen Vertrages, ihre Zeit und Kräfte solchen Handlungen widmen, deren nächste Absicht unmittelbar auf diese Regierung zielet. Und weil diese Regierung mit dem gemeinen Besten einerley ist, oder wenigstens seyn soll: so sagt man, daſs dergleichen Handlungen in ihrer vorgeschriebenen Richtung unmittelbar auf das gemeine Beste abzielen.

Allen andern, mit denen sich der Staat in keinen solchen Vertrag eingelassen hat, fordert er weiter nichts ab, als daſs sie ihm nicht schädlich seyen. Uebrigens können sie ihre Zeit und Kräfte nach ihrem Belieben anwenden. Die beliebige Anwendung der Zeit und Kräfte macht das Privatleben aus. Allein, da fast jeder Mensch mit seiner Zeit und seinen Kräften seinen eigenen Nutzen zuvörderst sucht, ob schon auch aus demselben wieder etwas gemeinnützige entspringen kann: so nimmt man an, daſs im Privatleben meistens eine Beschäftigung vorwalte, wobey der Privatnutzen das Hauptaugenmerk sey.

Deswegen folget nicht, daſs jeder in Bedienung stehende Mann das allgemeine Beste in seinem Herzen als den obersten Bewegungsgrund empfinde. Jedermann weiſs, daſs fast durchgehends die Besoldung die wahre Triebfeder der Dienste sey, und daſs faſt alle in dieser Absicht Schweizer werden: *point d'argent, point de Suisse.* Allein, sobald doch der Mann in Bedienung arbeitet: sobald wirkt er zur Regierung des ganzen Staates; laſs auch das seyn, was es seyn mag, das ihn zur Arbeit antreibet.

Eben so wenig folget es, daſs der Privatmann sich niemals bey seinem Gewerbe den gemeinen Nutzen vorsetzen könne oder dürfe. Aber so viel ist doch richtig, daſs, wenn er arbeitet, der gute Fortgang seines Gewerbes der nächste Endzweck seiner Arbeit sey; wenigstens, daſs niemand etwas anders von ihm fordre. Der Vortheil, welchen das Ganze davon ziehet, kömmt ihm nur durch eine Art von Zurückwerfung zu, welche die Gesetzgebung gleich vom Anfange an künstlich zu veranstalten gewuſst hat.

Man sieht also wohl, daſs der Mann in Bedienung, was seinen Beruf angeht, näher am Verdienste stehe, als der Privatmann, weil die Handlungen des erstern unmittelbar in die Regierung einwirken und durch den Zutritt des Wohlwollens sogleich ihren wahren Adel empfangen. Die Handlungen des Privatmannes hingegen lassen diese unmittelbare Einwirkung in das gemeine Beste nicht an sich voraussetzen, und eben deswegen scheint auch das Wohlwollen dabey nie sehr rein zu seyn.

Unterdessen bleiben doch dem Privatmanne noch Gelegenheiten genug übrig, darinn er ersprieſsliche Dienste thun kann, und wir werden sie am rechten Orte anführen. Jetzt müssen wir das Privatleben nach seinen verschiedenen Charakteren untersuchen.

Das Privatleben, da man sich zu Ruhe setzet, stellet sich zuerst dar. Der groſse Mann, der geraume Zeit hindurch das Steuerruder eines Staates geführet, giebt dasselbe in andre Hände, entweder, weil er die Abnahme seiner Kräfte fühlet, oder, weil er noch einige Zeit der Ruhe gönnen will, oder weil Neid und Verfolgung die freye und heilsame Führung hindern. Was auch die Ursache seyn mag, die den grossen Mann aus dem Geräusche der Geschäfte in die Stille, und aus dem Gedränge in die Einsamkeit treibt: so scheint es doch, als ob er auch in seiner Einsamkeit noch immer die vorigen Verdienste zu erwerben fortführe. Sah man den Herzog von Sully in seinem stillen Aufenthalte nach seiner Abdankung: «so war es «die Würde der Tugend selbst, über welche «Menschen und Könige und Höfe nichts vermögen. Seinem ganzen Hause sah man die Gröſse «an, die in seiner Seele war. Ein Aufwand, der «ins prächtige, nicht ins flitterhafte, fiel; ein «Staat, der Majestät andeutet, und Ehrfurcht

«einprägte; so viele hundert Vasallen, die ihre
«Unterthänigkeit bezeugten; eine erlauchte Familie,
«die die strengste Unterwerfung blicken
«lieſs; lauter geräumige Säle, wo die schönen
«Thaten Heinrichs des IV. und seines Ministers
«darneben, vorgestellet waren; Thiergarten, wo,
«ohne Kunst, alles nur ins Groſse fiel; und
«mitten unter diesen Gegenständen Sully mit
«seinem schneeweisen Haare; in seiner Kleidung
«altmodisch; auf der Brust das heilige Bildniſs
«seines Heinrichs tragend; seine Reden voll
«heiligen Ernstes; seine Blicke voll Majestät;
«ein erhabener Sitz, der ihn von seinen Kindern
«sonderte; die ehrenvolle Bewegung, die in seinem
«Hause allen Greisen wiederfuhr; das mit
«Furcht vermischte Schweigen, und die andächtige
«Ehrerbietung der jungen Leute, die
«von ihren Vätern an der Hand geleitet wurden,
«um diesen groſsen Mann zu sehen: alles dieses
«zusammen schien etwas mehr als menschliches
«darzustellen, und brachte in den Gemüthern,
«auch wider Willen, ich weiſs
«nicht was für eine Aufwallung hervor, die in
«der Seele, zugleich mit dem Erstaunen, auch
«groſse Gedanken erzeugte. O Sitten! nur allzuverschieden
«von den unsrigen! Auf diese
«Weise lebte er dreiſsig Jahre in der Stille, ohne
«sich über die Menschen und ihre Ungerechtig-

„keiten zu beschweren; seinen vorigen König
„betraurend, dem neuen getreu; hochgeach-
„tet und angefeindet von Richelieu; nachdem
„er alles überlebt, nur die Tugend nicht. Sie
„stieg mit ihm hinab in seine Gruft; und der
„Tod schloſs einen Lebenslauf von 82 Jahren,
„davon funfzig für das Wohl des Staates ver-
„braucht waren, und die übrigen es hatten seyn
„können.“ *)

In der That, wenn ein solcher Mann sich nur sehen läſst: so reiſt ihn dieſs zum Verdienste: sein Anblick allein ermuntert zu groſsen Thaten.

Die andren Arten des Privatlebens haben freylich, wenn ich so sagen kann, keine so majestätische Zugänge. Allein sie sind darum von der Verachtung oder Niedrigkeit noch weit entfernet.

Es giebt Leute, die ein ererbtes Gut und Vermögen besitzen, und ihr Leben zubringen mit der Beschäftigung, die Einkünfte davon zu genieſsen, und den Stock (*Fonds*) zu erhalten. Man bezeichnet sie sehr oft mit der Hälfte eines lateinischen Verses; und die Politik der Höfe,

---

*) Aus dem *Eloge de Maximilien de Bethune Duc de Sully par Mr. Thomas*,

welche die Groſsen eines Landes von ihren Gütern nach der Residenzstadt zu ziehen suchte, wo sie durch Titel und Hofbedienungen unmächtiger werden sollten, hat alle Schärfe des Witzes gegen sie gekehret. So brachte eine verliebte Spötterey den Simson um sein bäurischverwachsenes Haar, und um seine Stärke!

Ich will nicht entscheiden, ob die gelungene Absicht der Politik die Welt glücklicher oder unglücklicher gemacht habe. So viel aber ist wohl erwiesen, daſs ein Landjunker, welcher von ganzem Herzen seinem Gute und dessen Bestellung zugethan ist, ein sehr nützlicher Bürger sey, und es in seiner Gewalt habe, den wahren Geist der Nation mit zu erhalten. Ich will sein Verdienst gegen das Verdienst manches Hofmannes nicht abmessen, weil er sich dadurch für beleidigt halten könnte. In dem vollkommen seyn, worein man gesetzt ist, verschaffet wahren Werth und auch wahre Glückseligkeit!

Andre Leute leben in der Stille von dem, was sie sich selbst mühsam erworben haben. Der gröſste Theil eines solchen Lebens ist schon in der Arbeit verbracht, und kann sich also das meiste seines Werthes daher nehmen, wenn anders jener Theil daran reich gewesen ist, das heiſst, wenn das Vermögen auf rechten und erlaubten Wegen gesammelt worden. Jeder empfindet schon natürlicher Weise eine geheime Achtung für Leute, die von den Früchten des Ackers, den sie selbst im Schweiſse ihres Angesichtes bestellet, leben.

Endlich kömmt das Privatleben an die Reihe, welches mit der Beschäftigung irgend eines Gewerbes angefüllet ist, von dem untersten Tagelöhner an, bis auf den vornehmsten Kaufmann. Ich habe schon im Eingange so viel zu dessen nöthiger Beurtheilung gesagt, daſs ich mich nicht dabey aufhalten dürfte, wenn nicht Rousseau, der alles nur aufaſst, um es umzukehren, auch hier mich zwänge, das umgeworfene wieder aufzurichten.

„Mein Emil, sagt Rousseau, soll alle Arbei-
„ten der Menschen nach dem Beytrage schätzen,
„den er davon zu seiner Sicherheit, Erhaltung
„und zu seinem Wohlstand empfängt — (und
„warum nicht auch nach dem, den andre da-
„von empfangen?) — Daher wird das Eisen ei-
„nen höhern Werth in seinen Augen haben, als
„das Gold; und das Glas, als der Diamant.
„Eben so ehrt er einen Schuster, einen Mau-
„rer mehr, als einen l'Empereur, einen
„le Blanc und alle Juwelenfasser von ganz Eu-
„ropa. Vorzüglich ist ein Kuchenbecker in sei-

«nen Augen ein höchst brauchbarer Mann; —» (aber auch in den Augen dessen, der nur Hausbrod iſst?) — «und er würde die ganze Akademie der Wissenschaften für einen einzigen «Zuckerkünstler in der Lombardstraſse dahin «geben, — (immer er! ist denn Emil allein alles?) — «Die Goldschmiede, Gold- und Silberstecher sind nach seiner Meynung — (nach seiner Meynung!) — «nichts als Müſsiggänger, die sich mit platterdings unnützen «Spielen belustigen. Er achtet nicht einmal die «Uhrmacherkunst sehr hoch. Das glückliche «Kind genieſst der Zeit, ohne ihr Sklave zu «seyn» — (ist man denn ihr Sklave, sobald man eine Uhr hat?) — «er nützt sie und kennt ihren Werth nicht. Die Stille der Leidenschaften, die für ihn den Lauf der Zeit immer «gleichmäſsig macht, vertritt bey ihm die Stelle «eines Instrumentes, um sie, wenn es nöthig «ist, zu messen. Es giebt noch eine andre Ordnung, die eben so natürlich und noch vernünftiger ist als die vorhergehende» — (sie war wirklich etwas läppisch) — «nach welcher man «die Künste in Absicht auf die nothwendige «Verbindung, welche zwischen ihnen Statt hat, «betrachtet. Man setzt alsdann in den ersten «Rang die Künste, welche andrer am wenigsten «bedürfen, und zuletzt stehen die, welche ohne «andre Künste gar nicht fortkommen können — «Und so ist es durchaus an jeder Sache. Die «Kunst daran, deren Gebrauch am gemeinsten «und unentbehrlichsten ist, verdient unstreitig «die meiste Achtung; und der Künstler, wel-«cher andrer Künste weniger bedarf, hat nooh «überdieſs ein Verdienst voraus; weil er eine «gröſsre Freyheit besitzt, und der Unabhängig-«keit näher ist. —» (so daſs der Maurerjunge verdienstvoller ist, als der Maurergeselle, weil dieser auf das Zutragen der Steine vom ersten warten muſs.)

«Dieſs sind die wahren Regeln, wornach die «Künste und das Verdienst müssen geschäz-«zet werden. Alles übrige ist willkührlich, «und hängt vom Eigensinne ab.» *)

Wenn Emil wird erwachsen seyn: so wird er wohl, seiner belobten Aufrichtigkeit nach, eingestehen «als ich ein Kind war, redete und «dachte ich wie ein Kind, auch in diesem Stücke» und was die andre Methode betrifft, welche Rousseau vorschlägt: so kann man ihre Gründlichkeit aus dem kleinen schon angeführten Beyspiele im voraus beurtheilen.

---

*) Emile *T. II.*

Jeder Nutzen setzt ein Subjekt voraus, worauf er sich beziehet. Wenn der Bevölkerer der Insel Felsenburg die nöthigsten Handwerker aus Europa kommen läſst: so sieht er freylich auf einen Becker eher als auf einen Goldarbeiter, und auf einen Grobschmidt eher als auf einen Handschuhmacher. Nothwendigkeit ist das erste Gesetz. Aber wenn er nun genug Becker und Grobschmiede hat: wenn er schon mit andern Völkern handelt; und seine erste nothwendigste Handwerker das Geld auswärts tragen, um sich einige andre verarbeitete Waaren einzukaufen: ist es alsdann nicht besser, daſs er die Künstler, welche dergleichen Waaren verfertigen, selbst im Lande habe? Muſs alsdann nicht die Beurtheilung der Handwerker und Künstler aus einem andern Grunde, als der bloſsen ersten Nothwendigkeit, geführt werden? Unläugbar. Wenn der Staat in solche Lagen gekommen ist, darinn es ihm an Subjekten zur gröbsten Handarbeit gar nicht fehlen kann: so mag man immer den Handwerkern ihren Rang nach den Talenten, die sie erfordern, bestimmen

Und dergleichen Lagen finden sich wohl. Es kann ein Staat nicht nur der Gewerbe bedürfen, ohne welche sich keine Gesellschaft behelfen kann; sondern auch solcher, ohne welche er seinen übrigen Wohlstand nicht haben kann. Genf befindet sich unstreitig besser bey seinen Uhrmachern und Zizdruckern und Strumpfwebern, als wenn es, Emilen zu gefallen, lauter Kuchenbecker und Zuckerkünstler gezogen hätte. Denn was heiſst wohl am Ende eine Kunst von erster unumgänglicher Nothwendigkeit? Recht genau genommen, sind es vielleicht nur die drey: das Bogenmachen; Netzstricken und Pfeilschärfen. Alle andre sind nur von relativer Nothwendigkeit; und wenn sie erst einmal auf den Schuhmacher ausgedehnt ist: so will ich sie eben so leicht auch auf den Fächermacher ausdehnen.

Wir können doch jetzt nicht von allen Thürmen herunter rufen lassen: Menschen fliegt auseinander! Also bleibt vorjetzt noch Handel und Wandel. Was ein Volk nicht hat, liefert ihm unfehlbar das andre. Wir sind nicht alle ohne Leidenschaften; und nicht einmal alle so müſsig, daſs wir Muſse haben zum Ueberzählen der Zeit. Es sind uns also Uhren nöthig, und damit wir sie nicht von fremden Orten her kommen lassen müssen: wünschten wir, unter uns selbst Uhrmacher zu haben. Wir lassen zwanzig Jungen zusammenfordern. Alle sind geschickt um Weber, Schneider und

Schuster zu werden; keiner darunter hat den Kopf zum Uhrmacher. Im ein und zwanzigsten findet er sich. Sollen wir ihn nicht durch einigen Vorrang aufmuntern? Und wenn er so geschickt wird, daſs Fremde seine Uhren fordern, daſs er Geld ins Land zieht: können wir ihm nicht eine vorzügliche Achtung gönnen? ist das ein bloſser Eigensinn? Verdient nicht der Unterschied bemerkt zu werden, daſs bey einigen Handwerkern alles fast ohne Kopf, durch die bloſse Gewohnheit der Handgriffe zugeht: bey andern aber sich ein vernünftiger Geist zeiget?

Wenn freylich nach und nach die Gewerbe von relativer Nothwendigkeit durch die Ehrenbezeugungen, die man ihnen erweiſst; durch den Gewinnst, den sie machen, durch die Gemächlichkeit des Lebens, welche sie verschaffen, wenn sie dadurch den Zug besonders von den Dörfern her allzustark nach sich erregten; wenn man zu sehr von der Landarbeit sich entfernte, und zur Stadtarbeit sich schlüge: so müſste freylich eine weise Gesetzgebung diesem Zuge Thor und Riegel vorsetzen: so müſste sie der Landarbeit die nöthigen Subjekte wieder zuschicken. Doch man hat dieſs nicht einmal zu befürchten. Die Bauerjungen, welche die Arbeit der Felder scheuen, fliehen nicht in die Städte um darinn zu arbeiten, dazu sind sie zu klug: sondern sie werden Lakeien, um zu faullenzen.

Man ruft uns von allen Enden zu: „ehret den „Ackerbau!“ warum denn eben ehren? — weil er euch nützlich ist. — Gut; aber warum denn eben ehren? Handelt etwa der Ackersmann aus edlern Bewegungsgründen als irgend ein anderer Handwerker und Künstler und Kaufmann? Possen! der Bauer überhaupt denkt wenig daran, was für Nutzen das gemeine Wesen von seinem Ackerbaue ziehe: seine Hauptsorge ist, sein Korn theuer zu verkaufen. Dieſs ist die Sorge des Juweliers; dieſs des Modekünstlers. Warum soll ich also den Eigennutz des erstern mehr ehren, als der beyden letztern?

Lieben, schützen, soll man den Ackerbau; ihn von den allzudrückenden Auflagen befreyen; dieſs bringt ihn in Aufnahme. Auf das bischen zeitliche Ehre thut der Bauer endlich gerne Verzicht, wenn man ihn nur ungeschunden läſst.

Man darf also zur Schätzung der Gewerbe die beyden Stücke wohl festsetzen; den relativen Nutzen und die Talente. Das Wohlwollen wird insgemein nicht dabey vermuthet; weil man der Natur der Sachen nach annimmt, daſs jeder in seinem Gewerbe auf seinen eigenen Vortheil zunächst sehe. Es kann ja aber nichts destoweniger Ausnahmen geben; solche edelgesinnte Männer geben, die durch ihre Talentzur Kaufmannschaft, zu den nützlichsten Manufakturen, den Staat bereichern, und durch das Wohlwollen, das in ihrer Brust wohnet, jeden Gewinnst veredlen. Und wenn gar ein **Kosmus von Medicis** sich erhebt! „er, der mit bewunderswürdiger Pracht, und mit wahrhaftig königlichen Gesinnungen, ein Absehen mehr auf die Ewigkeit seines Namens, als auf die Gemächlichkeiten seiner Nachkommen, richtend, mehr als 400tausend Dukaten an den Bau von Kirchen, Klöstern und andern prächtigen Pallästen nicht nur im Vaterlande, sondern in vielen andern Gegenden der Welt wendete.“*) Die Kaufleute, welche den Prinzen

---

*) *Guicciardini nella Istoria d'Italia.* In Jerusalem lieſs er eine prächtige Herberge für Pilgrimme bauen. Und Machiavell führt von ihm an, daſs er sich seiner groſsen Ausspendungen an Allmosen ohnerachtet, immer gegen seine Freunde beklagt, „er habe niemals so viel zur Ehre Gottes verwenden können, daſs er ihn als Schuldner in seinen Büchern angetroffen.“ In der That fand man nach dem Tode dieses groſsen Kaufmannes, daſs fast kein ansehnliches Haus in Florenz

Eugen zu dem wundervollen Zug über die Alpen in den Stand setzen, und denen er von seinen Siegen durch den Zettel Nachricht gab: „meine Herren ich hoffe ihre Gelder „wohl angewandt zu haben," diese konnten sich ja wohl eines groſsen Einflusses in den Staat rühmen. Wie oft hat nicht in Kriegszeiten, bey ſeindlichen Ueberfällen, der Kredit der Kaufleute, den sie groſsmüthig für das gemeine Beste angewendet, alle übrige Mitbürger aus der Verlegenheit gezogen, aus der Noth geholfen? Dieſs kann groſse, manchmal gar hohe Verdienste geben.

Doch es bedarf eben nicht solcher ausserordentlicher Fälle und Anstrengungen, die den Kaufmann an Wohlthun dem Fürsten gleich machen. Jede Klasse des Privatlebens, jede Klasse der öffentlichen Bedienungen, hat dieses gleich-

---

war, dem er nicht in der Stille groſse Summen vorgeschossen. Er nahm die berühmtesten der vertriebenen Griechen auf, und beschenkte einige sogar mit Landgütern, um die Wissenschaften, und die Erlernung der griechischen Sprache zu Florenz in Aufnahme zu bringen.

Istoria Fiorentina L. VII.

sam als eine Zugabe, daſs sie nebenher ausser ihrem Beruſe tausend Handlungen verrichten kann, woraus Gutes und Verdienst erwächst. Wie mancherley Vorfälle zeigen sich nicht, um unserm Nächsten mit Rath und That an die Hand zu gehen? Der häufige Besuch des Marktplatzes bey den Alten war eben kein müſsiges Leben. Sie ſanden immer dabey Gelegenheit einander Dienstgefälligkeiten zu erweisen: Zeugnisse vor Gericht, Bürgschaften, und unzählige andre Liebesdienste, vor denen eine einreiſsende Gemächlichkeit nach und nach bewahret Sogar die Leichenbegleitungen und Leichenbesorgungen ganz fremder Personen gaben ihrem guten Herzen Anlaſs sich zu äussern Ich lese immer bey dem alten Komödienschreiber den Zug im Charakter des Sohnes und des Vaters mit Vergnügen:

Chrysis vicina haec moritur:
— — — Ibi tum filius
Cum illis, qui amabant Chrysidem, vna aderat frequens;
Curabat vna funus: tristis interim
Nonnunquam conlacrumabat,
*Egomet quoque eius caussa in funus prodeo.**)

---

*) In der Andrierin des Terenz. „Unsre „Nachbarinn stirbt; mein Sohn findet sich

Dergleichen Dienste sind die Paraphrase zu dem «*homo sum, humani nihil etc.*» und man sollte sie nicht abkommen lassen.

Ich führe die Vormundschaften, welche eine so reiche Quelle an Privatverdiensten seyn können, nur an, um eine Anmerkung, durch die Geschichte bey mir veranlasset, meinen Lesern vorzulegen.

Niemals wohl sind alle Vormünder gewissenhaft mit ihren Mündeln umgegangen: allein, die schrecklichste Verderbniſs in den Gesinnungen, in Absicht auf die Vormundschaften, scheint mir doch das Lehnrecht eingeführt zu haben. Da der König seines Lehnmündlings Einkünfte von den Gütern, bis auf ein geringes zur Erziehung ausgesetztes Geld, entweder an Lieblinge verschenkte, oder auch bey Geldmangel verhandelte: so wurde es nach und nach wie ein Grundsatz eingeführt, Mündlinge zu plündern; denn man begreift wohl, daſs dergleichen Güter sehr oft

---

«mit ihren andern vertrauteren Freunden «häufig dort ein, besorgt zugleich die Leiche; «läſst merken, daſs es ihm nahe geht; zu«weilen gar eine Zähre fallen. Ich gehe sei«netwegen mit zur Leiche.

bis zum gänzlichen Verderben genützet worden. So können Gewohnheiten, und Folgen gewisser Rechte, die ergiebigsten Ausflüsse des Wohlwollens stopfen! Zwar durch die Vorsorgen der Gesetzgebung sind diese wieder gereiniget worden.

Unsre Religion hatte durch die Pathenschaften eine trefliche Gelegenheit, wohlzuthun und sich Verdienste zu machen, an die Hand gegeben. Misbrauch und Eitelkeit haben seitdem alles Gute vernichtet, und eine Verbesserung dieses Unrathes wäre vielleicht der Aufſicht der Obrigkeiten nicht ganz unwürdig. Könnten nicht kinderlose Eheleute, unverheyrathete Personen beyderley Geschlechtes angehalten werden, wenn sie vermögend an Gütern sind, vorzüglich solche Pathenschaften zu übernehmen; damit sie Anlaſs fänden, einigermaſsen das Verdienst nachzuholen, welches eine gute Erziehung der Kinder verschaffet? Es versteht sich, daſs auf die Verwandtschaften zunächst dabey gesehen werden müſste.

Ich wiederhole es nochmals: ein Mann, der sich erst durch die mannichfaltigen Bänder der kleinern Gesellschaften mit dem Staate vereiniget hat, kann durch Rathschläge, die er ertheilet, durch werkthätige Hülfe, die er leistet, durch das Beyspiel, das er vorlegt, in seiner Stadt ein schätzbarer Mann, ein Mann von Verdiensten werden. Man stelle sich ein Leben vor, das in der Stille, ohne öffentliche Bedienung, aber mit Emsigkeit, vollbracht ist. Jede Last getragen; jede Schuldigkeit dem Staate entrichtet; Wohlthun über eine ganze Familie ausgebreitet, die Seinigen erzogen, versorget; auch der Seinigen Angehörige erzogen, und versorget; manche berathen; manchen geholfen: Sind wohl viele öffentliche Bedienungen, darinn man so viel und so groſsen Nutzen stiften kann? Vielleicht erkennt mancher mit gerührter Dankbarkeit in diesem Gemählde seinen Vormund, seinen Vater. Gottlob denn, daſs noch mehrere einen solchen Vater haben, wie ich habe!

Nach dieser Möglichkeit, in jedem Stande, in jedem Berufe Verdienste zu erwerben, muſs man **Popens** Verse beurtheilen:

Worth Makes the Man and want of it
the fellow.
The rest is all but leather or Prunella)*
Essay on Man.

---

*) Verdienst und Unverdienst macht Biedermann und Kerl;
Das übrige ist nichts als Schurzfell oder Chorrock.

Glücklich ist der, welcher an dem Chorrocke alles Verdienst, was darinne liegt, zu nützen weiſs: noch glücklicher der, welcher mit dem Verdienste des öffentlichen Amtes alles Verdienst des Privatlebens verbindet! Ich halte es für eine der groſsen Glückseligkeiten meines Lebens, daſs ich an den verschiedenen Orten meines Aufenthaltes solche treffliche Männer kennen gelernt habe, welche beyde Arten der Verdienste in sich vereinigen. Mit welcher Gewalt muſs ich nicht dem Triebe meiner Verehrung für Sie widerstehen, der mich antreibet ihren Namen hieher zu setzen. O die werthen, theuern Namen! wie gerne schriebe ich sie hin! Aber es soll nicht geschehen! Ich will jedem meiner Leser das Vergnügen lassen, die Namen, welche ihm lieb und werth sind, hier einzurücken; denn ich bin fest überzeugt, daſs es in jeder Gegend rechtschaffene Männer gebe, deren Verdienst denen tief im Herzen eingedrückt sind, welchen sie wohlgethan, oder welche sie durch ihren Wandel und ihr Beyspiel ermuntert haben.

In unserm Jahrhunderte dürfen wir die starken Frauen nicht erst aufsuchen, wie der Prediger. Aber ich rede nicht davon. Sie sind aus einerley Stoffe mit dem groſsen Manne. An den Seelen verschwindet das Geschlecht. Nur das

Verdienst der Matrone soll noch diese Blätter zieren. Ich habe es deswegen ganz ans Ende versparet, damit die Aufmerksamkeit von demselben nicht zu schnell weggerissen würde. Es ist unmöglich, dieses liebenswürdige Verdienst des häuslichen Standes in einem einzigen Gemählde vorzustellen. Wir werden also Hogarths Methode erwählen, und eine Reihe von Abbildungen geben müssen.

Zuerst dürfen wir die Matrone vielleicht noch mit Schönheit und Anmuth geschmükket, von jeder Grazie umringet, so wie von jeder sanftern Tugend bestrahlet, vorstellen; sitzend lächelt sie einem ihrer Kinder eine Lektion zu; sagt sie einem andern mit holder Stimme vor, und drückt sie ihm durch eine Umarmung ein. Die Scene ist in ihrem Garten, wo sie zarte Sprossen erstarken sieht, und andre, die schon wieder Früchte versprechen: lauter Bilder, welche ihre Hoffnungen beleben! Auf einem andern Blatte zeigt sie sich stehend und in voller Beschäftigung; ordnet ihr Hauswesen; heftet ihre Blicke auf alles; vermittelt das eine; ersetzt heimlich ein anders; weiset jedem das Seinige an; weiſs jetzt ein Versehen zu ahnden, und jetzt auch — zu schweigen.

Wer kann sie vor dem Krankenbette Eines der Ihrigen mit der wehmüthigen Sorgfalt, mit der unverdrossenen Wachsamkeit, mit der angenommenen Zuversicht, wenn ihr am bangsten ist, mit dem zarten Gefühle jedes Schmerzes, den der Kranke leidet: wer kann diese Tugenden alle auf einmal an ihr vorstellen; Tugenden, die der Himmel zur Erleichterung in den Krankheiten den armen Sterblichen zugeschickt hat?

Es scheint leichter zu seyn, aber es ist eben so schwer, sie mit dem ganzen Vorzuge ihres Geschlechtes zu mahlen; mit der sanften stillen Güte, womit sie jeden Unmuth mindert; jeden Verdruſs durch einen Blick zerstreuet; jede Unentschlossenheit durch ein Wort, einen Einfall, vertreibet; durch ihre Gegenwart jede Freude in Wollust, und jede Traurigkeit in Gelassenheit verwandelt.

Grazien und Schönheit, ihr könnet jetzt weichen! da, wo ihr euch hinwendet, werden wir euch zwar die erste Bewegung nicht versagen. Aber Hochachtung und Ehrerbietung ist hier der Tribut, wo wir die Matrone in der höhern Beschäftigung sehen, Kinder in den Jahren der Leidenschaften zu bilden; ihre Versehen mit stillem Harme zu tragen; und unter tausend Thränen zu verbessern, Rath zu schaffen, wo Rath theuer ist; die Pflichten des Hausvaters zugleich zu verrichten, und auch die Tugenden unsers Geschlechtes auszuüben: für Nachbarn ein Beyspiel, für Freundinnen eine Zuflucht in Anliegen, für die Ihrigen ein Ruhm, ist sie kaum an den Schranken der Laufbahn angelanget, als sie oft schon wieder, ohne auszutreten, von vorne anfängt, und an Kindes Kindern eben die Treue beweist, die ihr nun zur Gewohnheit geworden ist. So entfernt sie sich allmählig aus den Gesellschaften, je mehrere tugendhafte und gefällige Gesellschafter sie schon erzogen und an ihre Stelle eingeschoben hat, und ihr Hintritt aus der Welt würde durch die längst angefüllte Lücke kaum merklich werden: wenn es möglich wäre, die würdigsten Personen zu vergessen. Die Welt schweigt von ihr, und hält ihr dadurch eine Lobrede; aber den ihrigen ist ihr Andenken heilig, und sie bezahlen ihr dadurch etwas von der untilgbaren und schuldigsten Dankbarkeit.

Um diese Stücke, die ich nicht lebhaft genug habe ausmahlen können, einigermaſsen durch den Kontrast zu erhöhen, will ich Popens Schilderung von den verdienstlosen Kreaturen hinzusetzen, die ebenfalls zu diesem Geschlechte gehören. «Sieh! wie die Welt ihre bejahrte «Streiterinnen belohnt! eine Jugend voll Lustbarkeiten, und für das Alter Karten. Ihre «Schönheit ist ihnen unnütze, und ihre Ränke «sind vergeblich; jung, ohne Liebhaber, und

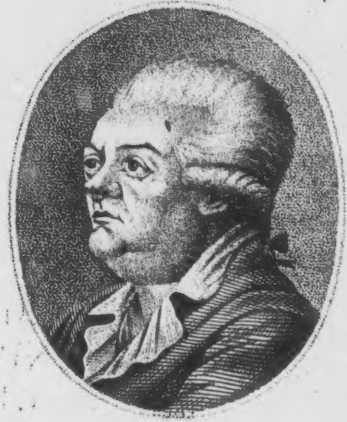
saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17854/036

„alt, ohne einen Freund: ein Geck ihr Wunsch, „und ein Dummkopf ihr Loos; lächerlich beym „Leben und vergessen im Grab.“ *)

---

*) See! how the world its Veterans rewards!
A Youth of frolicks, an old age of cards;
Fair to no purpos; artful to no end;
Young without lovers; old without a friend;
A Fop their Passion; but their Prize a Sot;
Alive ridiculous, and dead forgot.
Mor. Ess. Ep. II. 243.



C. F. D. SCHUBART.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Sieben und vierzigstes Bändchen,
Schubart's Gedichte.

Zwickau, 1825.
Bey den Gebrüdern Schumann.

BIBL. VNIVER LIPS.

Des Dichters Biographie.

Christian Friedrich Daniel Schubart wurde am 26. Merz 1739 zu Ober-Sondheim in der Grafschaft Limburg (in Schwaben), wo sein Vater Schullehrer und Pfarrvikar war, geboren. Im Jahr 1740 wurde der letztere als Diakonus nach Aalen versetzt und in dieser Stadt erhielt der junge Schubart seine Erziehung. In seiner frühen Jugend zeigte er wenig Talent; er konnte im 7. Jahr seines Alters noch nicht lesen. Aber sein Genie sprang dann mit einem Mahle hervor, und neigte sich besonders zur Musik. Da sein Vater ihn dem gelehrten Stande widmen wollte, so schickte er ihn im Jahr 1753 auf das Lyceum zu Nördlingen. Hier machte er sich zuerst mit den besten deutschen Dichtern bekannt, und studirte besonders den Sänger der Messiade. Er selbst übte sich im Versemachen und Komponiren. Im Jahr 1756 that der Vater ihn auf die Geists-Schule in Nürnberg; schon im Jahr 1758 gieng er von da nach Jena ab, um daselbst Theologie zu studieren. Anfangs war er sehr fleiſsig, aber bald führte die von ihm vergötterte akademische Freyheit ihn auf Abwege. Er gerieth in Schulden und verlieſs die Akademie als ein liederlicher Student. Er kam nach Aalen zurück, predigte und spielte Klavier. Er hätte ein trefflicher Prediger, oder ein noch gröſserer Orgelspieler werden können; aber zu beyden fehlte es ihm an Fleiſs und Beharrlichkeit. In der Folge wurde er als Schullehrer und Organist zu Geislingen angestellt. Hier studierte er fleiſsiger, besserte seinen Lebenswandel und zog einige gute Schüler. Er verehlichte sich im Jahr 1764. In eine ganz neue Welt versetzte ihn ein Ruf als Organist und Musikdirector nach Ludwigsburg. Hier trieb er die Musik ganz als sein Hauptgeschäft und hatte sein gutes Auskommen. Allein durch sein wildes Leben, seine Freygeisterey, sein rücksichtloses Raisonniren über hohe Perſonen zog er sich bald viele Feinde zu. Er verlor sein Amt und wurde aus Ludwigsburg verwiesen. Er hielt sich einige Zeit zu Heilbron, Heidelberg und Mannheim auf; dann gieng er mit dem Bayerschen Gesandten, Baron von Leiden, nach Würzburg und München. Der Ruf seiner Freygeisterey und Immoralität, der von Würtemberg aus ihn verfolgte, jagte ihn auch bald wieder von München weg. Er flüchtete nach Augsburg und ward Zeitungsschreiber. Seine Deutsche Kronik erregte Aufsehen und gab ihm ein gutes Einkommen. Er hätte ruhig und glücklich leben können, hätte er nicht durch seine unbesonnene Angriffe der Geistlichkeit, der Jesuiten und der Fürsten neues Ungemach herbeygeführt. An einem Abende wurde er plötzlich auf Befehl des katholischen Bürgermeisters festgenommen, und dann aus Augsburg fortgeschickt. Er gieng nach Ulm und setzte da seine Kronik fort, durch die er die Zahl seiner Feinde nur vergröſserte. Eine Beleidigung, die er dem kaiserlichen Minister, General Ried zu Ulm, anthat, und eine falsche Nachricht aus Wien, die er in seine Kronik aufgenommen hatte, bestimmten den General bey dem Herzoge von Würtemberg auf dessen Auslieferung anzutragen. Der Herzog, der selbst so viel an unserm Dichter anzusetzen hatte, entschloſs sich kurz und lieſs ihn am 22sten Januar 1777 nach Asperg bringen. Hier saſs er bis zum Merz des Jahres 1787 als Staatsgefangner. Da er in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft sehr streng gehalten wurde, so war ihm bloſs die Lektüre theologischer Schriften erlaubt, wodurch sein Geist, gebeugt durch sein Schicksal, sich bald zur Mystik und Theosophie hinneigte. Diesem Zeitpunkte verdanken die Frommen seine geistlichen Gedichte. Zehen Jahre lang hatte er, ohne von einem Richter verhört worden zu seyn, im Kerker zugebracht, als der Herzog ihn wieder aus demselben hervorrief, und ihm die Stelle eines Hof- und Theaterdichters in Stuttgart ertheilte. Hier ſieng er an, seine deutsche Kronik unter einem etwas veränderten Titel wieder herauszugeben; auch seine musikalischen Arbeiten und die Geschichte seines Lebens ſieng er an öffentlich bekannt zu machen. Ehe er aber noch beydes vollenden konnte, ereilte ihn der Tod am 10ten Oktober 1791 in einem Alter von 52 Jahren. —

Schubart ist kein korrekter Dichter, aber er war ein talentvoller, genialer Mann. Es fehlte seinem Geist an der nöthigen Ausbildung. Gründliche Gelehrsamkeit war ihm nie zu Theil geworden. Kritik und Ausfeilung waren beyde ihm fremd. Desto umfassender, feuriger war seine Phantasie. Er hatte ein eisernes Gedächtniſs und ein treffendes Urtheilsvermögen. Der Karakter von Schubarts Liedern ist Herzlichkeit, Popularität, kindliches Gefühl, Naivetät, leichte und natürliche Versifikation. Er studierte von früher Jugend auf das alte kerndeutsche Volkslied, belauschte den Handwerksburschen auf den Spaziergängen, die Hirten auf der Weide, den Soldaten auf der Wachstube, die Bauernmädchen am Spinnrocken, und trug den schlichten, urdeutschen Geist, den er hier fand, in seine eigenen Lieder über. In seinen gröſsern Gedichten bemerkt man kecke Eigenthümlichkeit, wilde Immagination, die lieber beym Groſsen und Gräſslichen weilt, als beym Sanften und Schönen; tiefes, nur nicht lang anhaltendes Gefühl, oft groſse, weitgreifende Gedanken, originelle Bilder, zürnenden Freymuth, und durchgehends eine glühende, selbstgeschaffene Phantasiesprache.

[illegible] Einzelne, oder einzelne Gattungen, von Schubarts Poesien erschienen vom Jahr

1766 an besonders gedruckt. Seine, im Kerker gedichteten Lieder erschienen im Jahr 1785 zu Zürich. Er selbst veranstaltete, noch während seiner Einkerkerung, eine Ausgabe seiner sämmtlichen Gedichte, in 2 Bänden 8, die im Jahr 1787 zu Frankfurt erschienen, nachdem sie schon im Jahr 1785 zu Stuttgart waren gedruckt worden. Die damalige Lage des Dichters nöthigte ihn zu manchen Abänderungen und Weglassungen. Eine bessere, gewähltere, aus dem Manuscript des Verstorbenen ergänzte Ausgabe danken wir seinem Sohne Ludwig Schubart; sie erschien in 2 Bänden 8, im J. 1802 zu Frankfurt. Aus diesen letztern ist die Auswahl für unsere Etui-Bibliothek getroffen worden. — Man vergleiche übrigens: 1) Schubarts Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. 2 Theile 8. Stuttg. 1791 — 93. — 2) Schubarts Karakter; von seinem Sohne Ludwig Schubart. Erlangen 1798. 8.

Inhalt.

Seite

Der ewige Jude 4
Die Fürstengruft 7
Palinodie an Bacchus 13
Die Linde 18
Der Gefangene 21
Warnung an die Mädels 24
An die Tonkunst 26
Meiner Julie 29
Der Rückfall 31
Froschkritik 34
Deutsche Freyheit 37
Friedrich der Groſse 42
Der sterbende Patriot 51
Denkmal in Wingols Halle 52
Winterlied eines schwäbischen Bauerjungen . 60
Lisel's Brautlied 62

Seite
Schwäbisches Bauernlied 64
Der Bauer in der Aerndte 67
Ehlicher Gutermorgen 69
Ehliche Gutenacht 71
Fischerlied 73
Das Schwabenmädchen 76
Der Schneider 78
Lischen an Michel 80
Michel an Lischen 82
Kaplied 85
Dank für die Harfe 87
An Gott 91
Es ist genug 96
Bitte 99
Preis der Einfalt 102
An die Todten 114
Ein Blick in's All 116
Theons Nachtgesang 134
Auf die Messiade 140
An den Frieden 142

Der ewige Jude.

Eine lyrische Rhapsodie.

Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Kroch Ahasver. Bald sind's zweytausend Jahre,
Seit Unruh' ihn durch alle Länder peitschte.
Als Jesus einst die Last des Kreuzes trug,
Und rasten wollt' vor Ahasveros Thür;
Ach! da versagt' ihm Ahasver die Rast,
Und stieſs den Mittler trotzig von der Thür:
Und Jesus schwankt' und sank mit seiner Last.
Doch er verstummt. — Ein Todesengel trat
Vor Ahasveros hin; und sprach im Grimme:
„Die Ruh' hast du dem Menschensohn versagt;
„Auch dir sey sie, Unmenschlicher! versagt,
„Bis daſs er kömmt!! —
Ein schwarzer Höllentflohner

Daemon geiſselt nun dich, Ahasver,
Von Land zu Land. Des Sterbens süſser Trost,
Der Grabesruhe Trost ist dir versagt!

Aus einem finstern Geklüfte Karmels
Trat Ahasver. Er schüttelte den Staub
Aus seinem Barte; nahm der aufgethürmten
Todenschädel einen, schleudert' ihn
Hinab vom Karmel, daſs er hüpft' und scholl,
Und splitterte. „Der war mein Vater! brüllte
Ahasveros. Noch ein Schädel! Ha, noch
Sieben Schädel polterten hinab
Von Fels zu Fels! „Und die — und die,“ mit stierem
Vorgequollnem Auge raſst's der Jude:
„Und die — und die — sind meine Weiber — Ha!“
Noch immer rollten Schädel. „Die und die,“
Brüllt' Ahasver, „sind meine Kinder, ha!
Sie konnten sterben! — Aber ich, Verworfener,
Ich kann nicht sterben — Ach! das furchtbarste Gericht
Hängt schreckenbrüllend ewig über mir. —

Jerusalem sank. Ich knirschte den Säugling,
Ich rannt' in die Flamme. Ich fluchte dem Römer

Doch, ach! doch, ach! Der rastlose Fluch
Hielt mich am Haar, und — ich starb nicht.

Roma, die Riesin, stürzt in Trümmer;
Ich stellte mich unter die stürzende Riesin,
Doch, sie fiel — und zermalmte mich nicht.
Nationen entstanden, und sanken vor mir;
Ich aber blieb, und starb nicht!!
Von wolkengegürteten Klippen stürzt' ich
Hinunter in's Meer; doch strudelnde Wellen
Wälzten mich an's Ufer, und des Seyns
Flammenpfeil durchstach mich wieder.
Hinab sah' ich in Aetnas grausen Schlund,
Und wüthete hinab in seinen Schlund.
Da brüllt' ich mit den Riesen zehn Mondenlang
Mein Angstgeheul und geifselte mit Seufzern
Die Schwefelmündung — Ha! zehn Monden lang!!
Doch Aetna gohr, und spie in einem Lavastrom
Mich wieder aus. Ich zuckt' in Asch', und lebte noch. —

Es brannt' ein Wald. Ich Rasender lief
In brennenden Wald. Vom Haare der Bäume
Trof Feuer auf mich —
Doch sengte nur die Flamme mein Gebein,
Und — verzehrte mich nicht.

Da mischt' ich mich unter die Schlächter der Menschheit.
Stürzte mich dicht ins Wetter der Schlacht.
Brüllte Hohn dem Gallier!
Hohn dem unbesiegten Deutschen;
Doch Pfeil und Wurfspieſs brachen an mir.
An meinem Schädel splitterte
Des Sarazenen hochgeschwungnes Schwert.

Kugelsaat regnete herab an mir,
Wie Erbsen auf eiserne Panzer geschleudert.
Die Blitze der Schlacht schlängelten sich
Kraftlos um meine Lenden
Wie um des Zackenfelsen Hüften,
Der in Wolken sich birgt. —
Vergebens stampfte mich der Elephant;
Vergebens schlug mich der eiserne Huf
Des zornfunkelnden Streitrosses.
Mit mir borst die pulverschwangre Miene,
Schleudert mich hoch in die Luft!
Betäubt stürzt' ich herab, und fand mich — geröstet
Unter Blut und Hirn und Mark,
Und unter zerstümmelten Aesern
Meiner Streitgenossen wieder.

An mir sprang der Stahlkolben des Riesen.

Des Henkers Faust lahmte an mir; —
Des Tigers Zahn stumpfte an mir;
Kein hungriger Leu zerriſs mich im Zirkus.
Ich lagerte mich zu giftigen Schlangen;
Ich zwickte des Drachen blutrothen Kamm:
Doch die Schlange stach — und mordete nicht!
Mich quälte der Drache — und mordete nicht!

Da sprach ich Hohn den Tyrannen. —
Sprach zu Nero: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Christiern: Du bist ein Bluthund!
Sprach zu Muley Ismael: Bist ein Bluthund!
Doch die Tyrannen ersannen
Grausame Qualen, und würgten mich nicht.

Ha! Nicht sterben können! nicht sterben können!
Nicht ruhen können nach des Leibes Mühen!
Den Staubleib tragen — mit seiner Todtenfarbe,
Und seinem Siechthum! Seinem Gräbergeruche!
Sehen müssen durch Jahrtausende
Das gähnende Ungeheuer Einerley!
Und die geile, hungrige Zeit,
Immer Kinder gebährend, immer Kinder verschlingend! —
H[illegible]icht sterben können! nicht sterben können!! —

Schrecklicher Zürner im Himmel,
Hast du in deinem Rüsthause
Noch ein schrecklicher Gericht? —
Ha, so laſs es niederdonnern auf mich! —
Mich wälz' ein Wettersturm
Von Karmels Rücken hinunter,
Daſs ich an seinem Fuſse
Ausgestreckt lieg' —
Und keuch' — und zuck' und sterbe!! —"

Und Ahasveros sank. Ihm klang's im Ohr!
Nacht deckte seine borst'gen Augenwimper.
Ein Engel trug ihn wieder ins Geklüft.
„Da schlaf nun," sprach der Engel, „Ahasver,
Schlaf süſsen Schlaf; Gott zürnt nicht ewig!"

Die Fürstengruft.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt.

Die alten Särge leuchten in der dunkeln
Verwesungsgruft, wie faules Holz.
Wie matt die groſsen Silberschilde funkeln!
Der Fürsten letzter Stolz.

Entsetzen packt den Wandrer hier am Haare,
Geuſst Schauer über seine Haut,
Wo Eitelkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt stört seine Ruh.
Kein Wetter [illegible] spricht mit lauterm Grimme:
O Mensch [illegible]ein bist du!

Denn ach, hier liegt der edle Fürst! der Gute!
Zum Völkersegen einst gesandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zusammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeister;
Doch kalte Thränen nur von Stein,
Und lachend grub — vielleicht ein welscher Meister
Sie einst dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit erloschnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht,
Der Menschheit Schrecken! — Denn an ihrem Nicken
Hieng Leben oder Tod.

Nun ist die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weisen, der am Thron zu laut gesprochen
In harte Fesseln schlug.

Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,
Einst eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden,
Gleich zwey Kometen stand.

Vertrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,
Drin geiles Blut, wi Feuer floſs,
Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
Wie in den Körper goſs.

Sprecht Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeicheley'n ins taube Ohr! —
Beräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weyrauch, wie zuvor!

Er steht nicht auf, euch Beyfall zuzulächeln,
Und wiehert keine Zoten mehr,
Damit geschminkte Zofen ihn befächeln,
Schamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den eisern Schlaf zu schlafen,
Die Menschengeiſseln unbetraurt
Im Felsengrab verächtlicher als Sklaven,
In Kerker eingemaurt.

Sie, die im ehrnen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und Gottgeschaff'ne, beſsre Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Frohn;

Da das Gewissen jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden niederschreibt,
Durch Trommelschlag, durch welsche Trillerschläger,
Und Jagdlerm übertäubt;

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Dirnen
Mit Gnade lohnten, und Genie
Und Weisheit darben lieſsen: denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie.

Die liegen nun in dieser Schauergrotte
Mit Staub und Würmern überdeckt,
So stumm! so ruhmlos! — Noch von keinem Gotte
Ins Leben aufgeweckt.

Weckt sie nur nicht mit eurem bangen Aechzen
Ihr Schaaren, die sie arm gemacht!
Verscheucht die Raben, daſs von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht.

Hier klatsche nicht des armen Landmanns Peitsche,
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht!
An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,
Der siech vorüberkeucht.

Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm;
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe,
In fremdem Solde lahm.

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen;
Seyd menschlicher, erweckt sie nicht.
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht.

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Greul zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt.

Ihr aber, beſsre Fürsten, schlummert süſse
Im Nachtgewölbe dieser Gruft:
Schon wandelt euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blüthenduft.

Jauchzt nur entgegen jenem groſsen Tage,
Der aller Fürsten Thaten wiegt;
Wie Sternenglanz scheint euch des Richters Wage,
Drauf eure Tugend liegt.

Ach, unterm Lispel eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht, —
Sinkt einstens eure volle Schaale nieder,
Wenn ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird euch seyn, wenn ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seyd zu herrschen werth.“

Palinodie an Bacchus.

Quid non ebrietas designat?
Blandus daemonaus, dulce venenum.
Seneca.

Der du mit deinen Tiegern an dem Wagen
Einst Indien durchzogst,
Und dich, dem Erebus entstiegen,
Hochaufgeschwellt von deinen Siegen
Zum Gotte des Olympus logst!

Dich sing' ich nicht, wie Dichter deine Sklaven,
Erst vollgefüllt aus deinem Horn;
Dann hoch die Thyrsusstäbe schwingend,
Und Evoe im wilden Rausche singend —
Ich singe, Bacchus, dich im Zorn.

Im Zorne, daſs du auch Thuiskons Wälder
Zertrat'st in deinem Drachenzug;
Daſs du die Weingefüllten Römerschädel
Dem Volke botst; ehmals so groſs, so edel,
Das Varus Legionen schlug.

Daſs du mit deinen Giften ihre Knochen,
  Ehmals wie Erz, in Brey verkocht;
Und den zum Siechling umgeschaffen,
Dem sonst beym eisern Klang der Waffen
  Der Busen aufgepocht.

Wer lehrt das Biedervolk im Eichendunkel schwelgen?
Wer hat mit toller Trunkenheit,
Im Klubbe rasender Bachanten,
Mit Schläuchen, Flaschen, vollen Kanten,
  Den Hayn Germaniens entweiht?

Wer machte Menschen reiſsender als Tieger,
  Die deinen Wagen ziehn?
Wer lehrt den trunkenen Geschlechten,
Den Dolch des Aufruhrs in der Rechten,
  Von Höllenmordlust glühn?

Wer lockt zum Lerm bey ekeln Saufgelagen,
  Als Schreyer Bacchus! du?
Dir brüllen deine Taumelschaaren,
Mit borstigen und wildzerzausten Haaren
  Ihr Evoe bachantisch zu.

Ha! wer zerstört die köstliche Behausung
  Des Menschengeistes? Wessen Glut
Befleckt den Blick mit dieser blut'gen Röthe,
Und preſst die Augen, wie der Kröte,
  Mit giftgetränkter Wuth?

Wer schuf die Bläue auf des Jünglings Lippe?
  Wer hat der Wangen Blume abgestreift?
Die Blume — ach, so farbig sonst, so heiter!
Wer zeugt der Hektik faulen Eiter,
  Der aus der Lunge pfeift?

Noch schrecklicher, wer mordet Geister,
  Als du, als Daemon Bacchus! du?
Wer geiſselt sie in einer schwarzen Stunde,
Die Geister deiner Sklaven — ha! dem Schlunde
  Des gähnenden Abyssus zu?

Einst kannt' ich einen Jüngling, blühend
  Wie Eros war des Jünglings Blick;
Ihm senkte Gott Gesang der Musen,
Und Tiefgefühl und Groſsgefühl in Busen —
  Er war der Menschheit Stolz und Glück.

Doch neidisch flog ein Teufel aus der Hölle
Mit einem goldenen Pokal.
Es äugelte der Wein in dem Pokale;
Der Jüngling sah ihn blinken in dem Strahle
Des Monds, den täuschenden Pokal!

Mit halbgeschloſsnen Augen schlürfte
Er ach! des süſsen Giftes viel;
Allmählig dorrten seine Kräfte,
Zur faulen Lache wurden seine Säfte,
Und traurig schwieg sein Saitenspiel.

Ich sah den Jüngling — ach! im frischen Lenze
Sah ich ihn schon verblühn;
Sah liegen ihn im Sarg auf Hobelspänen.
Sein Mädchen sah' ihn auch — Mit welchen Thränen
Benezt' sein Mädchen ihn?

Ihr Blüthen meines Vaterlandes!
Ihr Jünglinge, in deren Herz
Genie, die Gottesflamme, lodert,
Wenn Bacchus euch, als seine Sklaven fodert
Zum Soff und zum Mänadenscherz;

So denkt, ihr hört's vom hellen Himmel donnern:
„O Jüngling! trau dem Daemon nicht;
Er führt dich an verborgnen Fesseln,
Und peitscht dich einst mit wilden Nesseln,
Hohnlachend vor's Gericht.

Gab Gott dir Geist, ihn stürmisch wegzubrüllen
Beym eckeln Trinkgelag?
O schrecklich wird Gott seine Gaben heischen,
Wo keine Teufel mehr betrogne Menschen täuschen,
An der Entscheidung groſsem Tag!

Ha, Bacchus! hab' ich jemals auch getaumelt
Um deinen Wagen, höre mich:
Dir sey es hier vor meiner Brüder Ohren
Im feyerlichsten Schwur geschworen:
Hör's, Taumelgott! ich hasse dich!

Die Linde.

Warst so schön, breitwipflicher Baum!
Als dir schwollen die Knospen,
Als du Blüthendüfte verhauchtest:
Warst so schön!

Dich umsummt' am Lenzabend der Käfer,
Geflügelte Ameisen schwärmten
Wie Mittagswölkchen, die die Sonne
Versilbert, — um deinen Blüthenzweig.

Die Blüthe fiel: da wardst du grün,
Und stärktest mein Auge,
Das ans falsche Dunkel meines Kerkers
Gewöhnt, blinzt' im Sonnenstrahl.

Und nun bist du halbnackt;
Der Herbststurm blies in deinen Scheitel,
Und deinen Schmuck: die goldnen Blätter
Wälzt nun wogend der Odem des Sturms.

Die schwarzen Aeste starren traurend
Ihrer Decke beraubt, in die Luft.
Dich flieht der Sperling, denn du bist
Ihm nicht mehr Hülle gegen den Sperber. —

Einst knospete ich, o Linde!
Schöner, als du. Trug Blüthen
Des Knaben, des Jünglings, die süſser
Dufteten, als du im Frühlingsschmuck.

Meine geringelten Seidenlocken
Waren schöner, als dein grünes Haar.
Schöner, als deines Finken und Distelvogels
Scholl mein Gesang und Flügelspiel.

Ich ward ein Mann! — breitwipflig —
Und lieblich im Sonnenstrahl spielend
Meines Geistes Fittig deckte die Meinen, —
Wie dein schattender Wipfel den Pilger.

Aber ach! mein Herbst ist gekommen;
So früh ist schon mein Herbst gekommen!
Das Schicksal blies mit kaltem stürmendem Odem:
Und meine Blätter fielen.

Heiſser ist mein Gesang!
Die geflügelte Rechte lahmt
Auf den braunen Tasten
Des goldnen Saitenspiels.

Meine Phantasie, der Riese,
Zuckt ausgestreckt, wie ein Geripp'
Im Staube. Mein Witz, die Rose,
Liegt entblättert, zerknickt.

Fern ist meine Liebe!
Meine Kinder sind ferne; —
Der schwarze, starre, enthaarte Ast
Vermag nicht mehr zu schatten die Lieb

Der Gefangene.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Durchs schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und seufze bitter.

Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb auf mich herunter;
Und kömmt die braune Abendstund,
So geht sie blutig unter.

Mir ist der Mond so gelb, so bleich,
Er wallt im Wittwenschleyer;
Die Sterne sind mir Fackeln gleich
Bey einer Todtenfeyer.

Mag sehen nicht die Blümlein blühn,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach! lieber säh' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

Vergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Möcht' nur in meinem Felsenbauch
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau, und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn nichts ist mein, ach! nichts ist mein,
Im Muttererdenschoose.

Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen,
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthränen hangen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen,
Muſs ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Nesseln;
Und selbst mein Bethen wird entweiht
Vom Klirren meiner Fesseln.

Mich drängt der hohen Freyheit Ruf;
Ich fühl's, daſs Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Kette schuf,
Um sie damit zu strafen.

Was hab ich, Brüder, euch gethan?
Kommt doch, und seht mich Armen!
Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach, habt mit mir Erbarmen!

Warnung an die Mädels.

Es sah ein Mädel jung und zart
Einst einen Offizier.
Das Port d'Epée, die Achselschnur,
Und seine modische Frisur
Behagten treflich ihr.

Willst mich? so fragt der Offizier,
Das Mädel husch: — Ich will! —
Drauf war das Pärlein wohlgemuth,
Auch gings dem Weibchen anfangs gut,
Sie hatte Hüll' und Füll.

So lang der Krieger fechten kann,
Hält man ihn lieb und werth,
Doch wenn ihm Jugendkraft gebricht,
So wird des Fürsten Angesicht
Gar bald von ihm gekehrt.

Taratara! ins Feld! ins Feld! —
Das arme Weibchen schreyt:
Dann bald Kartätschenfeuer kam —
Und schoſs ihr liebes Männchen lahm,
Bey aller Tapferkeit.

Da lag der lahme Krieger da,
Ihn heilte keine Kur.
Er hinkte nun am Krückenstab;
Der Fürst ihm seinen Abschied gab —
Jedoch in Gnaden nur.

Das arme Pärchen wandert nun
Auf Bettelfuhren fort
Doch endlich gieng der lahme Held
Von einem Strohsack aus der Welt,
Und kam an bessern Ort.

Da jammert nun das arme Weib
Auf seinem Grab und spricht:
„Ihr Mädels — alles in der Welt,
Nehmt Männer, wie es euch gefällt,
Nur keinen Kriegsmann nicht!"

An die Tonkunst.

Göttin der Tonkunst, auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab;
Lehrtest sie flöten und spielen, und singen,
Griffst in die Harfe, die Jova dir gab.
Thiere und Pflanzen
Strebten zu tanzen;
Kummer und Schwermuth mit wolkigtem Blick
Wichen dir, mächtige Göttin! zurück.

Jetzt töntest du der Liebe Freuden
In's hohe Harfenspiel,
Du sangst von ihren Seligkeiten,
Und jede Note war Gefühl.
Göttin der Tonkunst, auf purpurnen Schwingen,
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Jetzt fingst du an zu spielen
Den stummgewordnen Schmerz,

Bis süſse Thränen fielen,
Und lüfteten das Herz.
Göttin der Tonkunst, auf purpurnen Schwingen,
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Jetzt rauschten die Saiten
Von hüpfenden Freuden!
Es kam in blühenden Kranz
Der deutsche wirbelnde Tanz.
Göttin der Tonkunst, auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Nun schwang die Göttin sich zum Chor
Der Feyernden im Gotteshaus empor,
Und griff mit mächt'ger Faust
In's Orgelspiel: Die Töne flogen
Brausend empor; so braust
Der Ocean mit seinen Wogen —
Und Hallelujah donnerte der Chor
In Fugen zum Himmel empor
Göttin der Tonkunst, auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab!

Und nun sangst du ein Kirchenlied —
Die Andacht mischte sich drein,
Die betend vor dem Himmel kniet;
Und singend schlief sie ein.

Göttin der Tonkunst auf purpurnen Schwingen
Kamst du von Sion zu Menschen herab;
Lehrtest sie flöten, und spielen, und singen,
Griffst in die Harfe die Jova dir gab.
Thiere und Pflanzen
Strebten zu tanzen:
Kummer und Schwermuth mit wolkigtem Blick
Wichen dir, mächtige Göttin! zurück.

Meiner Julie.

O Julie, mein Ebenbild,
Nur ſanfter noch, und nicht ſo wild;
  An jeder Engelanmuth reich,
  An Tiefgefühl dem Vater gleich.

O Julie, bedaure mich:
Denn ach! wie ſchwer entbehr' ich dich!
  Dem Lämmlein gleich hüpfſt du nicht mehr
  Um deinen armen Vater her.

Du hemmſt nicht mehr mit deinem Kuſs
Der Thränen mächtigen Erguſs,
  Und ſcheuchſt mit deinem Lächeln nicht,
  Den Gram von meinem Angeſicht.

O Julie, wann kommt die Zeit,
Daſs ich mit Vaterzärtlichkeit
  Feſt an mein Herz dich drücken kann?
  Ich armer, ich gefangner Mann!

Wann lenk' ich deiner Stimme Ton
Am Goldbezognen Pantalon,
Und lehre dich mit Saitenklang
Den deutschen herzlichen Gesang?

O Julie, wann kommt die Zeit,
Daſs ich mit Vaterzärtlichkeit
Fest an mein Herz dich drücken kann?
Ich armer, ich gefangner Mann!

Der Rückfall.

Weg, o Liebe, mit dem Zauberbecher!
  Circe, weg, ich trinke nicht!
Weg von mir, du Flatterer, du Frecher!
  Amor mit dem Puppenangesicht
Geh zum Jüngling, der dort um der Traube
  Mostbeträufte Berge irrt,
Und nach einer Lais, wie die Taube
  Nach dem Tauber girrt.
Grazien und Amoretten,
  Locket mich nicht mehr!
Flechtet eure Blumenketten
  Um den Süſsling her,
Der mit Spielwerk aus Paris beladen,
  Dorten pfeift und spielt,
Und nach seinen Waden
  Beyfalllächelnd schielt.
Denn hier sitz' ich, wo genährt vom Oele,
  Dieses blaue Flämmchen zückt;
Wo mit Ernst und Staunen meine Seele
  Auf sich selber niederblickt.

Alter Weisen fromme Lehren schweben,
Eingehüllt in Bildern um mich her;
Tausend Stimmen hör' ich um mich beben:
Guter Mann, so liebe doch nicht mehr!
Fahr' empor gen Himmel — fahre!
Er allein ist deiner Liebe werth;
Warte nicht, bis Wollust deiner Jahre
Feuer aufgezehrt. —

Ich will es thun! — so sprach ich und die Saiten
Des hohen Flügels halltens nach.
Die Geisterchen, die mich umschweben, freuten
Sich hörbar, als ichs sprach.
Doch, Himmel, ach! wie schnell bin ich gefallen! —
Du Zauberin, was willst du denn von mir?
Ich seh' sie wohl die goldnen Locken wallen;
Ich seh' sie wohl, die blauen Augen hier!
Was schaust du unterm sanft geschweiften Hute
Wollüstigschön, o Zauberin, hervor?
Laſs mich — schon stürmt in meinem Blute
Der Liebe Flamm' empor! —
Ich seh' es wohl das Schlängelchen am Munde,
Das sich zum Lächeln krümmt;

Und — ach! in einer finstern Stunde
  Euch Geisterchen des Weisen überstimmt. —
Ich sinke schon an ihre Brust: — O blicke
  Mich nicht so schmachtend an! —
Dank dir, Natur, daſs deiner Meisterstücke
  Gelungenstes ich jetzt umfassen kann!

Froschkritik.

Im antiken Geschmack.

Sang in 'nem Busch 'ne Nachtigall: —
So wunderlieblich war ihr Schall,
Als wie der 'rausgezogne Ton
Aus Meister Liedels Barriton.
Es war 'n Sumpf nicht weit davon,
Drin lag 'ne ganze Legion
Von Fröschen; und die hörten all'
Den Wundersang der Nachtigall.
Da war ein hochstudierter Frosch,
Mit runzlichter Stirn und breiter Gosch,
Hatte die edle Musikam,
Den Kontrapunkt, die Algebram
In manchem Sumpf und Weiher studiert,
Und orgelte, wie sichs gebührt.
Doch weil er war gar kalter Natur —
Empfand er nichts, und künstelte nur.

Der hörte auch die Nachtigall
Und sprach: Ihr Brüder, hört 'nmal,
Wie singt das Thier so abgeschmackt,
Macht falsche Quinten, hält keinen Takt.
Weicht nicht in künstlicher Modulation
Aus einem Ton in andern Ton:
In einem eckeln di — di — di
Und duk, duk, duk — steckt ihre ganze Melodie.
Magister Frosch — lacht drob so laut,
Daſs ihm beynah zerplatzt die Haut,
Und sprach: Kamraden, wiſst ihr was? —
Eine Fuge klingt doch baſs,
Wollens singen im Sopran, Alt und Tenor,
Ich orgle euch das Thema vor
Nun giengs an ein scheuſslich Gequack
Im wahren antiken Geschmack,
Mit Bund und Motu contrario,
Der Frosch hielt Tasto solo;
Unaufgelöst in der Fuge ganz
Folgt Dissonanz auf Dissonanz.
Nach manchem halsbrechenden Modulation
Kam endlich doch der letzte Ton. —
Die Fledermaus und der Uhu
Hörten dem Froschkonzerte zu.
Waren drob gar lustig und froh,
Und schrien laut: Bravissimo!

Ein Jüngling voll Empfindsamkeit,
Gelockt von sanfter Abendzeit,
Kam aus dem nahen Rosenthal,
Hörte das Lied der Nachtigall,
Und weint' und sah zum Himmel hinauf; —
Und als die Frösche fugirten drauf,
Da warf er Steine in den Teich,
Und schrie: „Der Henker hohle euch!
Hum! sprach der Kritikus unterm Gewässer,
Der Kerl verstehts nicht besser!

Deutsche Freyheit.

Da lüpfe mir, heilige Freyheit,
Die klirrende Fessel am Arme,
Daſs ich stürm' in die Saite
Und singe dein Lob.

Aber, wo find' ich dich, heilige Freyheit,
O du, des Himmels Erstgeborne? —
Könnte Geschrey dich wecken, so schrie ich,
Daſs die Sterne wankten,

Daſs die Erd' unter mir dröhnte,
Daſs gespaltne Felsen
Vor dein Heiligthum rollten
Und seine Pforte sprengten.

Könnten Thränen dich rühren;
Ach, du kämst zum Fesselbeladnen,
Dem schon Neun schreckliche Jahre
Zährenfeuer die Wange sengt.

Aber hier bist du nicht, wo Gallioten
Wie Vieh an Karren gespannt,
Mit Ketten vorüberrasseln: —
Hier, Göttin, bist du nicht,

Wo die starre Verzweiflung
Am Eisengitter schwindelt;
Wo des Langgefangnen Flüche
Fürchterlich im Felsenbauche hallen.

Aber, wo bist du?
Gottes Vertraute, wo bist du?
Ach, daſs du mir lüpftest die Fessel;
So säng' ich, Göttin, dein Lob.

Doch weinend, wie der Siechling singt
Von der Gesundheit goldnen Gabe;
Wie der einsame Mann von der fernen Geliebten —
So sing' ich, Göttin, dein Lob.

Hast du verlassen Germania's Hain,
Wo du unter dem Schilde des Monds
Auf Knochen erschlagner Römer
Deinen Thron erthürmtest?

Wo du mit deinem aufgesäugten Sohne
Herrmann, — Winfelds Schlacht schlugst,
Und die Aeser der Freyheitshasser
Den Wölfen vorwarfst zum Fraſse? —

Laut auf muſs ich weinen,
Denn ach, du weiltest in Deutschlands Hainen
Der seeligen Jahre
Nur wenige.

Dich scheuchte ein scheuſsliches Ungeheuer —
Schreckbarer, als des Nilus Thier —
Wenn es mit gestorbnen Fischen
Und faulenden Krebsen in den Schuppen

Ans Ufer springt und die Lüfte verpestet.
Ja, solch ein Ungeheuer
Entwand sich dem Nebelschlunde der Hölle,
Und entweihte Germania's Hain.

Zwey Drachenhäupter hatte das Unthier;
Eine Krone von Gold, und eine Mütze von Samt —
Schmückten die Köpfe
Der Greuelgestalt.

In Lachen von Blut und verspritztem Markte
Wälzte das Unthier sich,
Wie Mizraims Scheusal
Im Schlamme Nilus sich wälzt.

In dichtere Eichenschatten
Entflohen die Söhne Teuts,
Und ihre brüllende Klage
Scheuchte das Wild.

An Eichenast hieng die Telyn der Barde,
Lehnte sich an Moosstamm und starb.
Da haucht' sein Geist in die Telyn,
Und sie schütterte Sterbgewinsel.

In finstern Pagoden thronte die Dummheit,
Der Gewaltthat erste Vertraute;
Ehrte Unsinn vor der gaffenden Menge,
Und an der Fessel dorrte des Weisen Arm. —

Heilige Freyheit, verzeih es dem kühnern Frager:
Ist sie bald verströmt die schreckliche Wolkennacht?
Vollendet Joseph im Harnisch,
Was Luther begann in der Kutte?

Ha, vielleicht ist sie da, göttliche Freyheit,
Die heilige Stunde deiner neuen Erscheinung!
Schon donnert in Thuiskons Hainen
Dein Feldgeschrey: Der Deutschen Bund!

Friedrich der Groſse.

Ein Hymnus. 1786, März.

Als ich ein Knabe noch war,
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl;
Da weint' ich vor Freuden über die Gröſse des Mannes,
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Als ich ein Jüngling ward,
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis immer mächtiger scholl;
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
D'rin zu stürmen Friedrichs Lob.

Doch herunter vom Sonnenberge
Hört' ich seiner Barden Gesang.
Hörte Kleist, der für Friedrich
Mit der Harf' ins Blut stürzte;

Hörte Gleim, den Kühnen,
Der des Liedes Feuerpfeil,
Wie die Granade wirft.
Hörte Ramlern, der mit Flakkus Geist
Deutschen Biedersinn einigt.
Auch hört' ich Willamov, der Friedrichs Namen
Im Dithryrambensturme wirbelt.
Dich hört' ich auch, o Karschin, deren Gesang
Wie Honig von den Lippen der Natur
Träuft; — da verstummt' ich,
Und mein Verstummen galt für Gesang.
Aber soll ich immer verstummen?
Soll der Bewundrung und des Liebe Wogendrang
Den Busen mir sprengen? — Nein, ich wag' es!
Ergreife die Harf' und singe Friedrichs Lob. —

Von meines Berges Donnerhöhe
Ström' auf gesteintem Rücken hinunter
Du, meines Hymnus Feuerstrom!
Er stäub' und donnr' im Thale
Meines Hymnus Feuerstrom,
Daſs es hören die Völker umher.

Auf schwerer Prüfungen Nachtpfad

Führte die Vorsicht den Helden,
Eh er drang in der Gröſse Heiligthum.
Sah er nicht träufen das Schwert
Von Catt seines Freundes, Blute?
Sah er nicht blinken das Schwert
Auf seinen eignen Nacken? —
Muthig und furchtlos blieb Er; denn Furcht
Kannt' er schon als Jüngling nicht.

In der Muse keuschen Umarmung
Uebt' er sich zu tragen den goldenen Szepter.
Schon flammt' auf seinem Haupte das Königsdiadem.
Wie der Wolkensammelnde Zevs
Saſs er auf dem Thron' und schüttelte Blitze. —
Da floh die Dummheit und der Unsinn,
Und Barbarey die Nachtgefährtin.
Er selbst war das Urbild der Weisen;
Riſs dir, Machiavell, die Larve vom Antlitz,
Und predigte Fürsten die Herrscherkunst.
Die Geister seiner Ahnen stiegen aus der Gruft:
Mit des Meisters Pinsel zeichnet' er sie.
Sang hohe Gesäng' in die Lyra;
Und spielte die Flöte Apolls. —
Wie aus der Urnacht Tiefe
Von Gott gerufen, Sonnen flockten;

So stiegen Weise und Künstler empor,
Und der Städte Fürstin ward Berlin.

Von Friedrichs Schwert berührt
Erstickt das Schlangenungeheuer die Schikane
Im ausgesprudelten Giftschaum;
Und des Bettlers und Prinzen Recht
Wurde von Friedrichs Hand
Auf gleicher Schaale gewogen.

Hector, Achill, und Cäsar und Julian,
Der Vorwelt und der Afterwelt Helden,
Staunten, als sein Kriegerruf hinabdonnerte
In des Todes Schattengefild.
Furchtbar bildet' er sein Heer.
Erfand nicht Friedrich jenen Knäul,
Der plötzlich aufgerollt,
Gröſsere Heere in Staub wirft?

Fünfmal donnerte Friedrich Wodan,
Und sein war Silesia, seiner Krone
Köstliches Gestein.

Seiner Gröſse Sonnenpunkt kam. —
Habsburgs Adler schwebt, schreckbar über ihm.
Er dürstete Friedrichs Blut.

Moskoviens Bär mit Eis-behangnen Haaren
  Dürstete Friedrichs Blut.
Gallia schwung die lichtweiſse Lilie
  Sie zu tauchen in Friedrichs Blut.
Selbst Wasa's Enkel,
Und Germania's mächtigste Fürsten und Städte,
Zuckten die Schwerter, ins Schlachtthal zu gieſsen
  Friedrich Wodans Blut.

Er aber — der Einzige! war
Die Helden-Brust entgegen
Der Todschnaubenden Feindesschaar.
Achtete ihrer schreckbaren Menge,
Ihrer Rosse, wie Heuschreckenschwarm,
Ihrer zuckenden Lanzen,
Und ihrer metallnen Donnerschlünde nicht.

Sieben Jahre flog er
Wie der Rachestrahl Gottes im Wettergewölk,
Unter seiner Feinde
Schwarzen Schaaren umher.
Blut und Hirn und Mark floſs
Und spritzt an seines Rosses Schenkel.
Leichen dampſten, und Grabhügel
Thürmten wie Berge sich
In Riesengestalt trat einher der Würgegeist

Von Wuthgebrüll und Sterbgewinsel begleitet.
Zwanzig schreckliche Schlachten wurden geschlagen:
Oft schien das Schicksal an Friedrichs Thron zu rütteln,
Und den Hohen zu werfen in Staub.
Der Rauch von Friedrichs festen Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz
Der Säuglinge, der Greise,
Der Schwangern und Kranken gen Himmel,
Daſs Engel ihr Antlitz bargen und traurten.
Auch fielen der Helden Friedrichs viele.
Schwerin und Keith, und Kleist und Winterfeld,
Und im Entfliehen aus ihrer Hülle
Kümmerten sich noch die Geister der Tapfern
Um Friedrichs Heil.

Aber der Held stand mit der Rache gezücktem Schwert.
Stand im Geschützdonner, im Säbelgeklirr,
Achtete nicht des bäumenden Rosses Hufschlag,
Nicht des Hochverraths Drachenblick:
Nicht des zaudernden Bundesgenossen,
Nicht der Acht, die ihn
Des Fanatismus Höllenwuth Preis gab.
Ja, so stand er sieben Jahre im Feld des Todes,

Hehr und frey, und groſs, wie ein Gott.
Es staunten die Völker. — Der Helden Geister
Nickten ihm Beyfall vom Wipfel der Eichen.
Ringsum wichen vor ihm die Schaaren der Hasser —
Und so stand er in seiner Heldenhoheit
Allein da!

Auf Hubertusburgs Zinne
Trat der Gerichtsengel und sprach:
Es ist genug!
— Die Donner verstummten.
Friedrich zog in seine Königsburg
Und lenkt' dem Triumph aus.
Groſs und glücklich zu machen sein Volk
War Friedrichs erhabner Gedanke. —
In des Landes Wunden träuft er Balsam.
Palläste stiegen aus Brandstätten empor.
Dem Landmann gab er weisen Unterricht.
Die Musen sonnten sich wieder in Friedrichs Strahl.
Er selbst war noch immer ihr Liebling,

„Liebt euer Vaterland!
„Sprecht eure Heldensprache stark und rein!
„Schlürft aus der Krystallquelle,
„Draus Griechenland und Latium geschlürft!

„Macht durchs Geäffe weicher Auslandssitte
„Erzne Knochen nicht zu Marzipan!“
Sprach er zum Biedervolke seines Reichs.
Doch nie legt' er Europens Waagschaal
Aus der Rechte. Der Gauen des Helden
Wurden ohne Schwertschlag immer mehr.
Weit hinaus in jedes Labyrinth
Von der schlausten Staatskunst geflochten,
Sah seines hohen Auges Wetterstrahl.
Merkbar war das Weben seines Odems
In jeder groſsen That der Welt.
Er wog im Verborgnen die Rechte der Fürsten.
Auch hängt' er furchtlos die Waagschaal ans Schwert.
Da drängten sich Teutoniens Fürsten
In Friedrichs Felsenburg, wo der Riese
Sann auf dem eisernen Lager.
Sie boten ihm die Hand, und nannten ihn
Den Schützer ihrer grauen Rechte, sprachen:
„Sey unser Führer, Friedrich Herrmann!“
Er wollt's. Da ward der deutsche Bund.
Aber immer grauer wird deine Locke,
Einziger, nieausgesungner Mann!
Dein Haupt nickt unter deiner Thaten Riesenlast.
Bald wirst du liegen in deiner Väter Gruft,
Und der Unsterblichkeit Ruh' wird über dir säuseln.

D

Voran sind schon deiner Helden viele gegangen:
Dessau, Schwerin und Winterfeld,
Und Keith, und Kleist, und Seidlitz,
und Ziethen,
Harren deiner im Tempel der Gröſse.

Stark kämpftest du den Kampf des Lebens.
Stark wirst du kämpfen den Kampf des Todes,
Deinen Herrschergeist gab dir Gott,
Erhalten wird dir Gott
Diesen Herrschergeist.
Huldlächelnd wird Er deiner Seele sagen:
„Du schwurst im Drange der gröſsten Gefahr,
„Als König zu denken, zu leben, zu sterben!
„Und Wort hast du gehalten,
„Man bring' ihm die Krone,
„Die leuchtender strahlt,
„Als alle Kronen der Erde! —
„Denn Friedrichs, — meines Lieblings Geist,
„Ists werth — ewig Kronen zu tragen."

Der sterbende Patriot.

Todtengräber, schaufle mir ein Grab.
Immer tiefer
Sinkt mein liebes Vaterland hinab.
Todtengräber schaufle mir ein Grab.
In den alten Eichenwäldern stand
Einst die Gröſse,
Schüttelte ein Wetter in der Hand. —
Schreckbar warst du, deutsches Vaterland.
Aber nun — wie schrumpft die Riesin ein!
Buben lichten
Unsrer alten Gröſse Schattenhain;
Und das graue Heldenvolk wird klein.
Auslandsliebe, Weiberweichlichkeit,
Freches Knieen
Vor dem Modegötzen unsrer Zeit
Hat dich, armes Vaterland, entweiht.
Vaterland, das mir mein Leben gab,
Sieh mich weinen;
Ach, wie tief, wie tief sinkst du hinab! —
Todtengräber, schaufle mir ein Grab.

Denkmal in Wingolfs Halle.

Sanft flieſse mein Lied, wie die schimmernde Zähre,
Wenn des bessern Lebens Ahndung
Durch die Seele mir bebt. Ich weihe der Freundschaft
Dies dankbare Lied. Nicht geschaffen, um stablos
Durch des Lebens Wüste zu wallen;
Gab mir Gott Freunde. — Wie preis ich den göttlichen Geber!

Gottesfreuden fühlst du, Bilder des Herzens,
Wenn der Bruder vor dem Bruder steht;
Wenn Herzblut seine Wange tuscht;
Wenn zarter Liebe Flamm' im Auge zuckt.
Wenn Freunde am Halse sich weinen,
Und im unnennbaren Wonnegefühl verstummen.
Auch mir gabst du dies Wonnegefühl:
Wie pries ich dich, göttlicher Geber!

Als goldgelockter Knabe schon
Lag ich den Brüdern am Busen, und horchte,
Wenn der Busen hörbar aufschlug
In den Sympathien der Freundschaft.
Konnt's aber nicht sagen, wie so selig ich war.

Der Jugend Strahl verklärte mein Antlitz,
Da fänd ich in Rhäziens Gauen
Unter den Jünglingen — Donauer, dich!
Mit der Siriusgluth im Aug' und mit der Goldharf.
Aber weh mir, du Lieber, ich sah im Sarge dich liegen
Mit der blonden Lock' und der schweigenden Lippe.
Dich weinte Thilo, dein Lehrer. — (Auch meiner war er! —
Himmlischer Hüter, der um mich schwebt,
Eile und sag' es dem redlichen Lehrer,
Daſs ich weinend ihm danke in des Kerkers Kluft.)
Nun irrt' ich Verlaſsner ein Schatten umher,
Und wies dem Himmel meine Wunde.

Am Strande der Pegniz kam Frieſs, der Treue,
Träuft' in die offne Wunde Balsam, und schwur mir

Auf meiner Väter Leichensteine
Der Freundschaft ewigen Bund!

Wer ist der Mann, der mit den Lämmlein im Thal weidet?
Wie er so ruhig vom Antlitz
Der schönen Natur gen Himmel schaut!
Ihm horcht die Nachtigall, ihm lauscht die Lerche,
Wenn sein Lied voll Unschuld auf den Lippen ihm lächelt.
Ist's nicht mein Krauseneck, der mit dem Lämmlein weidet?
Ja, ja, er ist's! Wie fromm ist seine Muse!
Dem betenden Mädchen gleicht sie
Vom purpurnen Morgen geröthet.
Du schwurst mir, Edler, Freundschaft vor dem Himmel.
Gehalten hast du deinen groſsen Schwur.
Fern hörtest du des Freundes Fesseln rasseln.
Da weintest du und deine Dafne mit.
Ich aber bethete für dich
Auf meines Kerkers Nachtbeströmtem Boden,
Bökh! der mit goldenem Stabe die Jugend
Durchs Labyrinth des Lebens leitet,
Und ihr zeigt der Wanderung Ziel —
Des Himmels goldne Pforte;

Nicht durch's Blut allein. — Zerrinnt nicht Blut im Grabsand? —
Durch des daurenden Geistes Züge gelockt,
Nenn' ich dich Freund! Es hör' es der Himmel! —

Von eines Felsen Rücken sah Schülen, der Weise
Gen Himmel, um unter den Sternen
Groſs zu ziehen seinen Geist.
An seiner Seite staunt' ich; da nannt' er mich Freund!

Von der Leidenschaften Wuth,
Wie von der Windsbraut gewirbelt,
Verkannt' ich oft den Freund, der neben mir stand,
Und die Rechte mir bot.
Doch, als des Herzens Stürme sich legten,
Hob Müller mich aus dem schwankenden Kahne,
Und umarmte mich träuflend am Ufer.
O lohn' es dem Sanften, dem Stillen,
Den des Seelenfriedens Mayennacht umsäuselt,
Lohn' ihm der Freundschaft Treue, Bilder des Herzens! —

Kann ich schweigen von dir, Kazner,
Mann von schönem Geiste und schönerem Herzen,
Dem so manche That, im Sinne Christus gethan,
Voran in die Ewigkeit flog, um Gestein
In deiner Krone zu werden?

Auch Er, Müller! der Mahler mit Flammen,
— Er nehme die Feder, oder den Pinsel, —
Streckt' aus der Ferne seinen Arm,
Und schwur mir Freundschaft
Mit der Treue rauhem Handschlag.

Soll ich dich nennen, Fühler des Schönen,
Harmonischer Junker? — Und dich,
Groſs, mit dem Bruderherzen,
Draus dir wie Goldthau
Des himmlischen Mitleids Zähre quillt? — Dich,
Afsprung, Plato's Vertrauter,
Mit der Brutusseele voll zürnender Wahrheit? —
Und dich, Stäudlin, dem das Schlänglein Spott
Um die Lippe sich windet? —
Ach, könnt' ich Euch vergessen,

Harmonia's hohe Vertraute! -
Dich Saitenstürmer, Lolli,
Und dich Tonlenker Cannabich, dich!
(Vor Voglers Geiste beugt sich mein Genius,
Er belauschte der Natur allgebährenden Einklang)
Schwebt nicht vor mir, Schwarz, deine Seele vorüber?
O du, der den murrenden Fagot
Zur Würde des Menschensangs hob? —
Euch allen drückt' ich weinend die Hand
Und nannt' euch Brüder! — o seyd es mir ewig!!

Auch in des Kerkers Schauernacht
Trat die Freundschaft, vom Himmel gesandt,
Und hellte meine Zährengrotte auf.
Hahn, o du mein Lehrer und Freund,
Kamst du nicht mit der Brudermiene zu mir,
Und zeigtest mir die Herrlichkeit Christus?
Und unsrer Bestimmung Serafsflug? —
Von deines Geistes Blitz geleitet
Sah ichs in mancher Tiefe dämmern. —
Hahn, o du mein Lehrer und Freund,
Sey mir gesegnet! Sey mir mit Thränen gesegnet! —

Unter dem Eisenharnisch des Krieges
Schlägt manches Herz lauter und heiſser,
Als unter der friedlichen Kutte.
Auch mir bot mancher Krieger die Hand:
Sein rauher Handschlag war mir theurer,
Als des Weichlings samtner Händedruck.

Des Todtes Gestalt ist greulich;
Aber sich trennen von seinen Geliebten,
Ohne des Wiedersehens Trost —
Wäre Gehenna's Fluch.

Doch ich werd' euch alle wieder finden!
Des ewigen Geistes geheimerer Lispel
Weissaget es mir, ich werd' euch alle
An der Lebensbäche duftenden Ufern
Wieder finden — Und auf ewig! — Wonne!
Wo verjährter Sitte Zwang uns nimmer fesselt;
Wo das eiskalte Sie den Bruder nicht scheucht;
Wo im geselligen Du verschwisterte Seelen
Wie Thautropfen zusammenrinnen: —

Ja, ich werd' euch, meines Herzens Erkohrne,
Einst am Halse hangen; werde weinen
Des ewigen Bundes Zähre,
Der innigsten Freundschaft glühende Zähre.

So hang' dann hier, mein Saitenspiel,
An dieser braunen Wand!
Verstumm mit dem letzten bebenden Laute:
Freundschaft und Liebe!

Winterlied
eines schwäbischen Bauernjungen.

Mädel, 's ist Winter, der wollichte Schnee,
Weiſs wie dein Busen, deckt Thäler und Höh,
Horch' wie der Nordwind um's Häuslein her pfeift!
Hecken und Bäume sind lieblich bereift.

Mädel, 's ist Winter, die Bäche sind Eis;
Dächer der ländlichen Hütten sind weiſs.
Grau und ehrwürdig, im silbernen Flor,
Streckt sich der stattliche Kirchthurm empor.

Mädel, 's ist Winter. Mach's Stüblein fein warm;
Setz dich zum Ofen, und nimm mich in Arm!
Lieblich und kosend, wie rosichten May,
Führt uns die Liebe den Winter vorbey.

Drehst du mit Fingern, so reinlich wie Wachs,
Seidene Fäden vom silbernen Flachs,
Schüttl' ich die Ageln dir schäkernd vom Schurz,
Mache die Nächte mit Mährlein dir kurz.

Mädel, 's ist Winter. O wär'st du schon mein!
Schlüpft' ich ins blähende Bettlein hinein;
Nähm' dich, mein herziges Liebchen! in Arm,
Trotzte dem Winter — denn Liebe macht warm.

Lisels Brautlied.

Mädels, sagt es laut:
Lisel ist 'ne Braut.
Michel thut mich heuren,
Haus und Hof und Scheuren
Sind für mich gebaut;
Ich bin eine Braut!

Michel, der ist mein!
O wie wird mir seyn,
Wenn am Dienstag frühe
In die Kirch' ich ziehe?
Und wenn Alles schaut
Auf die Jungfer Braut.

Wenn die G'meine singt,
Und die Orgel klingt:
Wenn mein Ja ich sage
Zu des Pfarrers Frage,
Und mir schaurt die Haut:
Ich bin eine Braut.

Mit dem Hochzeitkranz
Eil' ich dann zum Tanz.
Hackbrett, Geigen, Pfeifen
Muntern auf zum Schleifen,
Bis der Morgen graut —
Ha! ich bin 'ne Braut!

Roth wird mein Gesicht,
Wenn er mit mir spricht.
Wenn er mir am Mieder
Krappelt hin und wieder;
Schlägt mein Herz so laut;
Ich bin halt 'ne Braut.

Wenn's doch Dienstag wär'!
's Herzchen wird so schwer.
Schwestern! ist's ein Wunder,
Wenn die Backen 'runter
Mir ein Zährlein thaut? —
Bin ich doch 'ne Braut!

Schwäbisches Bauernlied.

So herzig wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt!
Vom Köpflein bis zum Füſsel
Ist sie gar wohl bestellt:
Die Wänglein weiſs und roth;
Ihr Mund, wie Zuckerbrod.
So herzig, wie mein Lisel
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Viel weicher als die Seide
Ist ihr kohlschwarzes Haar,
Und ihre Aeuglein beyde
Sind wie die Sternlein klar:
Sie blinzeln hin und her,
Sind schwarz, wie Vogelbeer.
So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Im Dörflein ist kein Mädchen
So fleiſsig, wie mein' Braut.
Im Winter dreht sie 's Rädchen,
Im Frühling pflanzt sie Kraut.
Im Sommer macht sie Heu,
Trägt Obst im Herbst herbey.
So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Auch schreibt sie, 's ist ein Wunder;
Jüngst schickt sie mir 'nen Brief,
Daſs mir die Backen 'runter
Das helle Wasser lief.
Liest sie in der Postill,
So bin ich mäuschenstill.
So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

Ihr sollt sie tanzen sehen,
Mein trautes Liselein!
Sie hüpft und kann sich drehen,
Als wie ein Wiselein:
Doch schleift und tanzt sie dir
Am liebsten nur mit mir.
So herzig, wie mein Lisel,
Gibt's halt nichts auf der Welt.

E

O, traute Lisel! länger
Renn' ich nicht hin und her,
Es wird mir immer bänger,
Wenn doch die Hochzeit wär'!
Im ganzen Schwabenland
Kriegst keine treu're Hand.
O du, mein' traute Lisel,
Wenn doch die Hochzeit wär'!

Der Bauer in der Erndte.

Ihr Buben, frisch ins Feld hinaus,
Es winken uns die Aehren.
Wir wollen auf dem Acker draus
Den lieben Herrgott ehren.
Hört, wie der Schwalbe Lied so fein
Auf unsrer Rinne klingt,
Und wie dies kleine Vögelein
So wunderlieblich singt.

Da schaut einmal die Halmen an,
Von tausend Aehren trächtig,
Und so viel tausend Körnlein dran,
Wie ist doch Gott so mächtig!
So gülden, wie mein Korn, ist nicht
Des kleinen Jergen Haar.
Jetzt glaub' ich, was der Pfarrer spricht,
Ich seh's ja, es ist wahr.

Die Wölklein ziehen über mir,
  Wie Lämmlein, still vorüber:
Du guter Gott! wie dank' ich dir,
  Mir gehn die Augen über.
Er, der mein Haus mit Trank und Brod,
  Der mir mein Vieh erhält;
So gut, wie unser lieber Gott,
  Ist halt nichts auf der Welt.

In einem Orte, weit von hier,
  Wie wird's da werden theuer!
Der Hagel fiel, man sagt' es mir,
  So groſs, wie Hühnereyer.
Die guten Leutlein dauern mich
  In ihrer groſsen Noth;
Gott weiſs, mit ihnen theilte ich
  Den letzten Bissen Brod.

Heut stell' ich einen Feyrtag an,
  Den lieben Gott zu preisen;
Dort kommt ja mein Gevattermann,
  Der singt nach allen Weisen.
Gelt, Weibchen, gelt, du singst mit mir?
  Ihr Buben, lobet Gott!
Nun, G'vattermann, so singt uns für:
  Nun danket alle Gott!

Ehlicher Gutermorgen.

Guten Morgen! —
Groſs und kleine Sorgen,
Weibchen, theilen wir. —
Du, die mir im Leben
Gott zum Trost gegeben:
O wie theuer bist du mir!

Guten Morgen!
Hehr und unverborgen
Glänzt das Morgenlicht.
Und das Gold der Sonne —
Weibchen, welche Wonne!
Spielt auf deinem Angesicht.

O, der Freude!
Hier an meiner Seite
Sitzt das holde Kind.
Ihre Finger schweben
Ueber Goldgeweben,
Wie im Blüthenbusch der Wind.

Freudenzähren
Flieſsen dir zu Ehren,
  Der mein Weibchen schuf.
Leicht ist mir der Tage
Zugemeſsne Plage —
  Und ein Spiel ist mein Beruf.

Guten Morgen!
Alle unsre Sorgen,
  Weibchen, theilen wir.
Gerne will ich leben,
Gern in Eden schweben;
  Aber, Engel, nur mit dir.

Ehliche Gutenacht.

Gute Nacht!
Unser Taglauf ist vollbracht.
Goldne Sternlein äugeln wieder
Von des Himmels Zinne nieder;
Und des Mondes Scheibe lacht,
Gute Nacht!

Zum Klavier,
Herzensweibchen, eilen wir; —
Um in's Goldgeweb' zu spielen,
Was wir füreinander fühlen!
Ich mit dir, und du mit mir,
Am Klavier.

Gottes Ruh
Säuselt uns vom Himmel zu.
Bringt uns der Empfindung Fülle,
Zärtlichkeit und Herzensstille;
Ach ich fühle sie wie du —
Gottes Ruh.

O gewiſs
Welt! du bist ein Paradies;
Wenn wir schon im Erdenleben,
Liebe nehmen, Liebe geben; —
Welt, so bist du uns gewiſs
  Paradies.

Schimmernd fällt
Unsre Thrän' dem Herrn der Welt.
Ach! dem Stifter unsrer Ehe
Flammt der Dank zur fernsten Höhe:
Sieh, die Zähre, Herr der Welt,
  Wie sie fällt!

Gute Nacht!
Sieh den Mond in stiller Pracht
Uns mit goldnen Strahlen winken,
Um in deinen Arm zu sinken.
Weib, zur Wonne mir gemacht, —
  Gute Nacht!

Fischerlied.

Ein armer Fischer bin ich zwar,
Und ring' ums Brod oft mit Gefahr.
Doch leb ich froh und sorgenfrey,
Mich liebt ein Mädchen süſs und treu.
Juhe! Juhe!

Sie hat ein lockigt braunes Haar,
Ein schleenschwarzes Augenpaar;
Hat einen kleinen Purpurmund,
Und einen Busen weiſs und rund.
Juhe! Juhe!

Ihr Leib wird fast mit einer Hand
Der schlanken Weide gleich umspannt.
Kein Stadtmensch hab ich je gesehn
So frisch wie Hannchen und so schön.
Juhe! Juhe!

Ihr Fuſs ist wie geschnitzt so fein,
Ihr Knie so weiſs wie Elfenbein:
Jüngst sah ichs beym Forellenfang
Als ich im Wirbeltanz sie schwang.
Juhe! Juhe!

Ihr Herz ist ächt und rein wie Gold. —
Drum bin ich ihr so seelenhold;
Und Hirn im Kopf hats auch genug,
Der Pfarrer ist nicht halb so klug.
Juhe! Juhe!

Fehlt immerhin ihr Gold und Geld;
Kommt nackend doch der Mensch zur Welt.
Wer's Betteln scheut und Müssiggang,
Dem ist's um's liebe Brod nicht bang.
Juhe! Juhe!

Wenn Hannchen mit am Ufer ruht,
Dann fischt sich's noch einmal so gut;
Dann drängt ins Netz sich groſs und klein,
Als wollt' es gern gefangen seyn.
Juhe! Juhe!

Ist nun mit Glück der Fang vollbracht,
Und winkt zur Heimath uns die Nacht;
Schleich ich mit ihr ins Hüttchen hin,
Wo ich ein beſser Fischer bin.
Juhe! Juhe!

Juhe! wie ſischt sich's da so schön,
Man möcht' vor Freuden untergehn.
Ein jeder Zug aus diesem See
Ist Netz und Angel werth. Juhe!
Juhe! Juhe!

Das Schwabenmädchen.

(1760.)

Ich Mädchen bin aus Schwaben,
Und braun ist mein Gesicht:
Der Sachsenmädchen Gaben
Besitz' ich freylich nicht.

Die können Bücher lesen,
Den Wieland, und den Gleim;
Und ihr Gezier und Wesen
Ist süfs wie Honigseim.

Der Spott, mit dem sie stechen,
Ist scharf wie Nadelspitz;
Der Witz, mit dem sie sprechen,
Ist nur Romanenwitz.

Mir fehlt zwar diese Gabe,
Fein bin ich nicht und schlau;
Doch kriegt ein braver Schwabe
An mir 'ne brave Frau.

Das Tändeln, Schreiben, Lesen
Macht Mädchen widerlich;
Der Mann, für mich erlesen,
Der liest einmal für mich.

Ha, Jüngling, bist aus Schwaben?
Liebst du dein Vaterland?
So komm, du sollst mich haben.
Schau, hier ist meine Hand!

Der Schneider.

1768.

Als einst ein Schneider reisen soll
Weint' er und schrie er sehr:
„Ach Mutter, lebe ewig wohl!
„Mich siehst du nimmermehr."
Die Mutter heult entsetzlich:
Das laſs ich nicht geschehn!
Du sollst mir nicht so plötzlich
Aus deiner Heimath gehn.

Ach Mutter, ich muſs halt von hier,
Ist das nicht jämmerlich!
Nein Söhnchen, ich weiſs Rath dafür,
Verstecken will ich dich.
In einem Taubenschlage
Verberg' ich dich, mein Kind;
Bis deine Wandertage
Gesund verflossen sind.

Mein guter Schneider merkt sich dies,
Und thät als gieng' er fort.
Nahm traurig Abschied, und verlieſs
Sich auf der Mutter Wort.
Doch Abends nach Schlag achte
Stellt' er sich wieder ein,
Und war, eh' man es dachte,
In Taubenschlag hinein.

Hier gieng er, welche Wanderschaft!
Im Schlage auf und ab,
Und wartete, bis ihm zur Kraft
Die Mutter Nudeln gab.
Bey Tag war er auf Reisen —
Doch ach in mancher Nacht
Da hatt' er mit den Mäusen
Und Ratten eine Schlacht.

Einst hatte seine Schwester Streit
Nicht weit von seinem Haus.
Er hört's wie seine Schwester schreyt,
Und guckt zum Schlag hinaus.
Mein Schneiderlein im Hemde,
Macht eine Faust und droht:
„Wär' ich nicht in der Fremde,
„Ich schlüge dich zu todt!"

Lischen an Michel.

Mein trauter Michel ist so gut,
So gut wie er giebts keinen;
Wenn ihn mein Auge sehen that,
So möcht's vor Freuden weinen.

Kein Apfel ist so roth und rund
Wie sein Gesicht und Wangen;
Wie Rosenblätter ist sein Mund,
Dran Honigtropfen hangen.

Die Aeugelein sind rund und scharf
Als wie Rebhühneraugen;
Sie könnten, wenn mans sagen darf,
Des Nachts für Sternlein taugen.

Wer ist so flink, und rasch wie er,
Im Tanzen, Werfen, Springen;
Wer kann im Dorfe trefflicher
Zum Dudelsacke singen?

Wer ist so launisch, so voll Scherz
Beym Flegel, und der Sichel;
Und wer hat ein so gutes Herz
Als wie mein lieber Michel?

Denkt nur, er ist erst achtzehn Jahr;
Man siehts an seinem Kinne,
Am schlanken Wuchs, am weichen Haar,
Und an der hellen Miene.

Weiſs wohl, es giebt der Mädels mehr
Die meinen Michel lieben:
Drum fällts mir armen Mädel schwer,
Die Hochzeit zu verschieben.

Noch heute werd' ich seine Frau,
So wahr ich Lischen heiſse!
Daſs nicht ein andres Mädchen schlau
Den Michel mir entreiſse.

Michel an Lischen.

Wer ist wohl auf der ganzen Welt
Vergnügter als ein Bauer?
Sein Haus, und Hof, und Ackerfeld
Macht's Leben ihm nicht sauer.
Hat er ein Weibchen noch dazu;
O Bauer, wie vergnügt bist du!

Ich hab' ein Mädel — Dudeldum!
O Gott, so zuckersüſse.
Im Dorf, und Stadt, und weit herum,
Gibts nichts wie meine Lise.
So jung und schön, so roth und braun,
Und immer von so guter Laun'.

Mein' Lisel ist mir herzlich gut,
Und ich ihr gleicherweise.
Sie schenkt mir Bänder auf den Huth,
Und ich — ich schenk' ihr Sträuſse.
Nun Dudelsack, so tummle dich!
Kein Mensch ist so vergnügt wie ich.

Kaplied.

Auf, auf! ihr Brüder und seyd stark,
Der Abschiedstag ist da
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiſse Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder um uns her;
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland,
Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund;
Und alles, schweigt, und alles weint,
Todtblaſs von uns gewandt.

Und wie ein Geist schlingt um den Hals,
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? — und der bittre Schmerz
Macht's arme Liebchen stumm.

Ist hart — drum wirble du Tambour,
Den Generalmarsch drein.
Der Abschied macht uns sonst zu weich,
Wir weinten kleinen Kindern gleich —
Es muſs geschieden seyn.

Lebt wohl ihr Freunde, sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal;
So denkt, nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

An Deutschlands Gränze füllen wir —
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie — das sey der Dank,
Für deine Pflege, Speis und Trank,
Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge sich
An unsern Schiffen bricht;
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier und Gott ist dort,
Und der verläſst uns nicht!

Und ha, wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Düften hebt;
So strecken wir empor die Hand,
Und jauchzen Land! ihr Brüder, Land!
Daſs unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
Gesund ans Ufer springt,
Dann jubeln wir, ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika.
Und alles dankt und singt.

Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut.
Und sagen soll man weit und breit,
Die Deutschen sind doch brave Leut',
Sie haben Geist und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskap
  Wir seinen Götterwein;
So denken wir von Sehnsucht weich,
Ihr fernen Freunde dann an Euch;
  Und Thränen flieſsen drein.

Dank für die Harfe.

Als ich ein Knabe noch war;
Als das Sommerabendlüftchen
Meine goldnen Locken noch hob,
Da gieng ich oft an meines Vaters Seite
 Im dunklen Eichenwald.
Da sah der gotterfüllte Mann hinauf
Zu den schwärzlichen Wipfeln der Eiche.

 Ihm schiens, der Wind
Brauche die Blätter der Eiche zu Zungen,
 Um mit neuer Sprache zu sprechen
  Dein Lob, Jehovah!
Da hob sich sein Geist Ihn faſste
Die Nähe Gottes mit heiligem Schauer —
Er schwieg — Ich aber blieb zurücke,
Staunend vor der erhöhteren Würde
Des gotterfüllten Mannes.

 Noch immer schwieg er, wie im Gesichte
  verlohren.

Bald aber trat er freundlich vor mich hin und sprach:
Sohn, dein Engel wird die Harfe dir reichen
Mit Gold bespannt. O sey
Ein Sänger Gottes!

Da sprach er viel mit der Begeistrung Glut
Von Gottes Gröſse. Stutzte oft und barg
Des Staunens berstende Thräne.
Auch sprach er viel mit der Begeistrung Glut
Von Christus, dem Knaben zu Bethlem,
Von Christus, dem göttlichen Lehrer,
Von Christus, dem Lamm' am Opferaltare,
Dem Himmelerhobnen! dem Allbeherrscher!!
„Und wie er dir itzt so nah ist, Sohn,
„Und wie er itzt so nah ist deinem Vater" —
Das sagt' er und konnte nicht bergen
Der himmischen Liebe niederstürzende Thräne.
Da weint' ich auch, ich glücklicher Knabe;
Ja, sprach ich freudeweinend, Vater,
Wenn mir mein Engel einst die Harfe beut,
Mit Gold bespannt; so werd' ich
Ein Sänger Gottes.

Ein Jüngling ward ich: schlürft' aus dem Kelche des Lebens
Der sprudelnden Freuden viel; doch sang ich auch

Dein Lob, Jehovah!
Dein Lob, du Bethlems Knabe!
Du göttlichster Lehrer, dein Lob!
Du Himmelerhobner, Allbeherrscher,
Naher, dein Lob!!

Ich ward ein Mann, des Lebens Stürme
Wirbelten mich auf taumelnden Wellen.
Aber selbst auf des Lebens
Tosendem Meere, selbst im Bauche
Des Felsengrabs sang ich
Jehovah, dich!
Messias, dich!
Siebenäugiger Allgeist, dich!
Mein Vater, der stattliche Mann,
Ist heimgegangen zu dir, du Guter,
Und ach! ich sah ihn nicht sterben,
Hörte nicht des Sterbenden Segen,
Den er dem fernen, irrenden Sohne
Mit dem Zeichen des Kreuzes zusandte. —

Aber, heil mir! ich komme zu ihm und zu dir —
— Nicht wahr, du verhiessest es mir
Gott, mein erster, gröſserer Vater?
Ja ich komme zu ihm und zu dir.
Dann misch' ich nicht mehr die heissere Stimme

In den Preisgesang der zahllosen Schaar
Am krystallnen Meere. Dann sing ich
In der Harſen Donner,
In des Krystallmeers Getöse
Dein unentweihteres Lob, Jehovah!

Und ach! wenn Einer deiner Blicke
Herab von deinem Throne
Mit dem siebenfarbigen Bogen des Bundes gegürtet,
Ach, wenn Einer deiner Blicke
Mich gnadelächelnd
Unter der zahllosen Schaar
Ansäh'; — —
o würd' ich nicht
Die Harſe sinken lassen aus bebenden Händen?
Nicht sinken auf des Himmels Azurboden?
Nicht wonneschluchzend verstummen —
Vor dir, Jehovah!
Du Naher, vor dir!?

An Gott.

Gott, wenn ich dich als Weltenschöpfer denke,
Am Meere steh, das deiner Faust entrann,
Und staunend mich hinuntersenke
In diesen Ocean;

Dann fühl' ich tief der engen Menschheit Schranken —
Wirst du, mein Geist, in Strudeln untergehn?
Wird die zertrümmerten Gedanken
Dein Sturmwind, Gott, verwehn?

Denk ich die Miriaden Geister alle,
Die deine Hand aus Duft und Feuer hob.
Und hör', wie laute Donnerhalle,
Aus ihrem Mund dein Lob;

Und seh die Sonnenmassen, die wie Funken,
Auf dein Geboth in fürchterlicher Pracht
Des Lichtthrons letzter Stuf' entsunken,
Zu leuchten unsrer Nacht;

Seh zittern auf dem Meere Regenbogen,
Und deinen Mond in stiller Majestät,
Wie er auf den bezähmten Wogen
Ein Feuerpfeiler steht;

Und seh dich wandeln in dem Eichenwipfel.
Und segenträufend schreiten auf der Au,
Und leuchten auf der Berge Gipfel
Und schimmern in dem Thau;

Denk' deiner Bildungen zahllose Heere
In tausendfach veränderter Gestalt,
Die Ungeheuer in dem Meere,
Die Bestien im Wald;

Und seh des Wetters schwarze Wolkenhülle
Und hör' die Stürme, heulend aus der Kluft,
Und hör' des Donners Schreckgebrülle,
Der laut — Jehovah! ruft;

Und denk die feuerathmende Vesuve,
Fühl, Erdenschau'r, von schneller Angst gepreſst,
Hör' kriegerischer Rosse Hufe,
Und seh den Flug der Pest;

Seh's, wie dein Arm hinwegwirft leichtre Ruthen,
Und grimmiger nach unserm Erdball greift,
Ihn schüttelt, bis in schwarzen Fluthen
Die Sünderwelt ersäuft:

Und denk' ich dich des letzten Tages Richter,
Der Frevler all im Sturm zusammentreibt
Ausbläst des hohen Himmels Lichter
Und unsern Ball zerreibt;

Dann die Empörer mit der hohen Rechte
Hinunterschleudert in der Hölle Gluth,
Daſs durch entsetzenvolle Nächte
Sie brüllen ihre Wuth:

Dann sink ich in die tiefste Tiefe, bebe
Durch alle Glieder; Schrecken packt den Geist;
Es tobt mein Herz, daſs das Gewebe
Der Adern schier zerreiſst.

Ich Staubgemächt, ich Wurm, bestimmt zum Grabe,
Mit diesem Theilchen Himmelsluft in mir,
Der ich so viel gesündigt habe,
Was bin ich, Gott, vor dir?

Vor dir, vor dir, du Schrecklicher, du Groſser,
Du ewig Unerreichbarer von mir!
Jehovah! Schöpfer! Namenloser!
Was bin ich Wurm vor dir?

Doch, hör' ich den, den alle Welten kennen,
Hör deinen Sohn den Brüdern sagen: Wiſst!
Ihr sollt den euren Vater nennen,
Der euer Schöpfer ist;

Seh diesen Sohn, der Menschheit an der Spitze,
Wie er hinabstirbt seinen groſsen Tod,
Wo er für uns sein Haupt dem Blitze
Des Sündenrächers bot.

Dann zittr' ich auf vor Wonn' aus meinem Staube,
Schau' hin zu Gott mit heiterm Angesicht,
Und hör' es, wie in mir der Glaube
Sein Abba, Abba! spricht.

O! dessen Arme väterlich umfassen
Den Staub, den er aus Nächten kommen hieſs,
Mich, Vater, solltst du verlassen,
Den alle Welt verlieſs?

Sollst mich nicht sehen auf dem Kerkerboden?
Nicht sehn die bittre Thrän' im Staub?
Wegwerfen mich, wie einen Todten,
Der Geyer Wuth zum Raub?

Das thust du nicht, erbarmungsvolles Wesen!
So lang dein Geist in meinem Herzen spricht:
Wenn Mütter ihres Sohns vergäſsen
Vergeſs ich deiner nicht.

Es ist genug.

(Nach 1. Buch der Könige 19, 4.)

1781.

Es ist genug! So nimm dann meine Seele,
Die müde Seele nimm zu dir.
Du weiſst, wie ich die Augenblicke zähle,
Du kennst dieſs bange Herz in mir,
Das oft getäuscht, dem Tod entgegen schlug:
Es ist genug!

Mich lockt nicht mehr die bunte Pracht der Erde,
Gold ist mir Staub und Ehre Tand;
Der frechen Lust einladende Gebehrde,
Der Stolz im strahlenden Gewand,
Des Schwelgers Tisch, vom süſsen Gifte schwer,
Lockt mich nicht mehr.

Die Thorheit geht der Weisheit hier zur Seite,
Und bey der Wahrheit steht der Wahn;

Die Künste sind nicht mehr der reinen Freude,
  Sie sind der Wollust unterthan:
Die Tugend klagt: in schwarzen Klausen weint
Der Menschenfreund.

Selbst der Natur unschuldigstes Vergnügen,
  Wird oft durch's Schmerzgefühl entweiht,
Daſs unter Blumen Menschenbeine liegen,
  Und daſs der Thron der Eitelkeit
Vom Frühlingshauch und Todtenduft beweht
Auf Schedeln steht.

Der junge May, verstrickt in Rosenfesseln,
  Stirbt, wie der Käfer, den er nährt;
Die Lilie verwelkt mit rauhen Nesseln,
  Die Rose wird vom Wurm verzehrt;
Die Blüthe fällt; des goldnen Abends Pracht
Verschlingt die Nacht.

Sprich, Gott, wie lang' ich noch im Schauerthale
  Als ein Gebundner schmachten soll?
Ists bald genung? Und ist die Leidensschale
  Nicht bald von meinen Thränen voll?
Sind Seufzer tief ins Herzblut eingetaucht,
Nicht bald verhaucht?

Genug, genug! Es ist genug gejammert;
  Genug hab ich die bleiche Hand
Ins Gitter meines Kerkers eingeklammert,
  Und Seufzer Himmelan gesandt.
Sprich, Vater, dessen Ruthe mich zerschlug:
Es ist genug.

Bitte.

1730.

Urquell aller Seligkeiten,
Die in Strömen sich verbreiten
  Durch der Schöpfungen Gebiet;
  Vater, hör' mein flehend Lied.

Nicht um Güter dieser Erde
Des erhabnern Geists Beschwerde,
  Nicht um Goldstaub, der verweht,
  Nicht um Ehre, die vergeht:

Nicht um Blasen, Kinderpuppen,
Um die Schlang' mit goldnen Schuppen,
  Um die Weltlust komm ich nicht
  Vater, vor dein Angesicht.

Nicht um frische Lebensfluthen,
Sie in Thränen wegzubluten!
  Nicht um längres Leben fleht
  Dir mein klagendes Gebet.

Nicht nach Freyheit will ich schreyen,
— Engel würden mir's verzeihen,
Wenn ich mit gebognem Knie
Immer Freyheit! Freyheit! schrie —

Weg mit Gütern dieser Erde!
Güter von dem höchsten Werthe,
Die der Himmel selber preist,
Solche Güter sucht mein Geist.

Schätze, die niemals verstäuben,
Tugenden, die ewig bleiben,
Thaten, eines Christen werth,
Sind es, die mein Herz begehrt.

Geber aller guten Gaben!
Festen Glauben möcht ich haben;
Wie ein Meerfels unbewegt,
Wenn an ihn die Woge schlägt.

Lieb' aus deinem Herzen stammend;
Immer rein und immer flammend;
Liebe, die dem Feind verzeiht,
Und dem Freund das Leben weiht.

Hoffnung, die mit hohem Haupte,
Wenn die Welt ihr Alles raubte,
Hinblickt, wo sie wonnevoll
Alles wieder finden soll.

Hohen Muth im Kampf des Christen
Mit des Erdenstaubes Lüsten,
Sieg dem Geist! und wenn er siegt,
Demuth, die im Staub sich schmiegt.

Stärke, — alle Lebensplagen,
Mit Gelassenheit zu tragen;
Stilles Harren, bis der Tod
Mich erlöst auf dein Gebot.

Und dann Christenmuth im Sterben,
Wenn die Lippen sich entfärben,
Einen Seufzer noch zu dir:
Jesu nimm den Geist von mir!

Willst du Herr von meinem Leben,
Diese Seligkeit mir geben;
So wird meine Kerkernacht
Mir zum Paradies gemacht.

Preis der Einfalt.

Einfalt, Braut des Schöpfers, höre
Deinen Lobgesang von mir,
Wär' er doch zu deiner Ehre
Fromm wie du, und ohne Zier!
Gottgetreue,
Komm und weihe
Mich zum Lobgesang von dir!

Eh' ein Engelaug die Sonne,
Mond und Sterne werden sah,
Standst du schon in deiner Wonne
Vor dem Geisterschöpfer da,
Ohne Hülle
In der Fülle
Deiner Schönheit stand'st du da.

Lächelnd stand'st du ihm zur Seite,
Als er aus der Nächte Schoos
Sonnen rief, und seinem Kleide
Jene Straſs, — wie Milch entfloſs!
Als er Meere
In die Leere
Ungeheurer Räume goſs.

Neugeborne Engel sangen
Erst den Herrn, der sie gebaut!
Aber als die Harfen klangen,
Klangen sie von seiner Braut:
„Sey willkommen
Licht der Frommen!
Einfalt die vom Himmel schaut!"

Wonne schufst du und Entzücken,
In dem ersten Menschenpaar,
Sahst herab aus Adams Blicken
Säuseltest in Evens Haar:
Düftend sprossen
Weise Rosen
Die dein reiner Hauch gebar.

Eh dein Aug vom Paradiese
Sich mit Thränen weggewandt,
Leckten Tieger deine Füſse,
Leoparden deine Hand,
Vor dir scherzte
Der beherzte
Löw' und ernste Elephant.

Aus den kleinsten Vogelkehlen
Scholl' dein Lob mit süſsem Schall;
Vor dir girrten Taubenseelen,
Vor dir schlug die Nachtigall;
Auf der Bäche
Silberfläche
Hüpften Fisch' in deinem Strahl.

Doch als Eva ihrem Lieben
Ach! den Todesapfel bot,
Bebtest du um sie mit trüben
Augen, blaſstest ab, wie todt.
Thränen flossen;
Und die Rosen
Wurden von den Thränen roth.

Noch bliebst du auf unsrer Erde,
Die den Jugendreiz verlohr, —
Warst bey Abels Wollenheerde,
Doch gehüllt in Trauerflor.
Mit den Düften
Von den Triften
Stieg auch dein Gebet empor.

Gleich entflohst du, als die Keule
Träufelte von Bruderblut,
Hinter dir in wilder Eile
Zog der Hölle Lasterbrut.
Bis das Wasser
Deine Hasser
All' ersäuft' in schwarzer Fluth.

Als Gott auf dem Regenbogen
Gnadestrahlend stand und sah',
Wie die Opfer Noahs zogen,
Warst du, Einfalt wieder da,
Sahst des Alten
Hände falten,
Warst ihm ungesehen nah.

Um der Patriarchen Hütten,
Himmelstochter schwebtest du;
Segen quoll in deinen Tritten,
Aus den Augen blickte Ruh:
Deine Mienen
Strahlten ihnen
Reine Lieb' und Unschuld zu.

Du begeistertest den Singer,
Der die hohen Psalmen sang,
Und mit unsichtbarem Finger
Lenktest du der Harfe Klang,
Daſs der Töne
Himmelsschöne
Jauchzend sich der Erd' entschwang.

Mächtig, zu der Himmel Staunen
Thatst du durch der Seher Mund
Einst im Donner der Posaunen
Gottes tiefen Rathschluſs kund.
Der Verbrecher
Fühlt' den Rächer,
Und erfüllte nun den Bund.

Als die groſse Nacht sich hellte,
Jene Heilnacht, warst du nicht
Bey den Hirten auf dem Felde?
Sangst mit strahlendem Gesicht:
„Freude! Freude!
„Euch ist heute
„Heil geboren, zittert nicht!"

Warst du nicht beym Himmelskinde,
Wenn es fromm vor dir gespielt?
Nicht im Sommerabendwinde,
Der die Wang' ihm abgekühlt,
Wenn er knieend,
Andacht glühend,
Seiner Brüder Noth gefühlt? —

Um den mächtigsten Propheten
Strahltest du wie Morgenroth,
Sahst es, wenn er bald durch Reden,
Bald durch Thaten Hülfe both!
Sahst Marien
Vor ihm knieen
Als Er lehrte: Eins ist noth!

Göttin, bist du nicht dies Eine?
Ist die Kindheit nicht dein Bild?
Oder bist du's, die das kleine
Weiche Herz mit Unschuld füllt,
Schaffst du jene
Erste Thräne,
Die aus Jesusliebe quillt?

Ja, du Zierde der Geschlechter,
Ja du bist's! dich kennt der Knab;
Bräutlich schmückst du fromme Töchter
Und bist ihre Morgengab.
Aus den blauen
Augen thauen
Tropfen reiner Lieb' herab.

Du läſs'st dich im Dorfe nieder,
Auf des Landmanns Schindeldach,
Lehrst den armen Hirten Lieder,
Angelst am Forellenbach.
Flichtst die Kränze,
Lenkst die Tänze,
Schleichst der jungen Unschuld nach.

Und an Gräbern pflanzet du Stengel
Vom bethränten Roſsmarin.
Machst die flittergoldnen Engel,
Steckst die schwarzen Kreutze hin.
Sprichst: „ihr Müden
Ruht im Frieden!
Denn der Tod ist euch Gewinn."

Du bist's, die den deutschen Helden
Unbesiegte Stärke gab,
Ihre schraffen Sehnen schnellten
Pfeil' und groſse Thaten ab. —
Bardenlieder
Tönten wieder;
Und du sahst vom Mond herab.

Mit der Wahrheit, deiner Schwester,
Hast du Luthern einst beschützt,
Machtest seinen Harnisch fester,
Als der Bann auf ihn geblitzt.
Durch dich haben
Tausend Gaben
Unserm Vaterland genützt.

Dich verscheuchen Künsteleyen
Von der Tiber und der Sein',
Drum besuchst du die Getreuen
An der Donau und am Rhein;
Hüllst dich immer
Ohne Schimmer
Gern in deutschen Kittel ein:

Oder zeichnest deine Tritte
In den ew'gen Alpenschnee,
Siehst die ernste fromme Sitte
Fahren auf dem Zürchersee.
Schickst Gesänge
Im Gedränge
Freyer Schweitzer in die Höh.

In den alten Tempelhallen
Weilst du, wo die Unschuld kniet;
Siehst des Armen Zähre fallen,
Der von dir gen Himmel sieht.
Schwingst die Palme,
Unter'm Psalme,
Tönst im sanften Kirchenlied.

Fromme Dichter, stille Weise
Werden sanft von dir beweht,
Und der Künstler, der im Schweiſse
Seiner Stirne vor dir steht,
Und der Alte
Der im Walde
Mit des Mondes Düften geht.

Von dem sonnbeglänzten Hügel
Lächelst du den Christen an,
Schlägst die weiſsen Taubenflügel,
Zeigst hinauf zur Wolkenbahn,
Wo kein Leiden
Seine Freuden,
Wie ein Dämon, stören kann.

Hoher Engel, ach ich bitte
Dich mit aufgehobner Hand,
Komm in meine Kerkerhütte,
Wo die Welt mich hingebannt.
Ach ich habe
Dich als Knabe
Engel, ja so gut gekannt.

Bring die Freuden meiner Jugend,
Bring sie mit, die goldne Zeit,
Demuth, Unschuld, jede Tugend,
Die dich an den Kindern freut.
Mach sie helle
Diese Zelle,
Voll von schwarzer Traurigkeit.

Tröste mich in meinem Jammer,
Sprich aus Gottes Wort zu mir:
Auch in dieser Felsenkammer
Ist der Ewige bey dir!
Wenn mein Glaube
Zagt im Staube
Halt' ihm Jesu Leiden für.

Wenn ich sterbe, o so fächle
Mir die letzte Kühlung zu,
Und im Thal des Todes lächle
Der getrennten Seele zu!
Auserkohrne
Gottgeborne!
Bringe sie zur ew'gen Ruh.

Ach dann steig' ich in die Freye
Aus dem Sklavennest empor,
Seh' dich wieder, Gottgetreue
Einfalt, ohne Trauerflor! —
Engel trage
Meine Klage
Betend vor des Schöpfers Ohr!

An die Todten.

Schlummert süſs, ihr Jüngstgestorbnen, alle!
Schlummert süſs, in eurer Todtenhalle!
Keine Erdenstürme mehr
Rasen um Euch her.

Euch erwecken keine Schlachtenrufe,
Nicht die Donnertritte erzner Hufe;
Nicht des wilden Kriegers Wuth,
Brüllend noch im Blut.

Eure Leiber modern in der Stille,
Einst durchströmt sie neue Lebensfülle,
Und in neuer Welten Glanz
Lebt ihr wieder ganz —

Ganz mit eurem Geiste neuverbunden.
Ueberwunden habt ihr — überwunden!
Ausgekämpft ist dann der Streit
Schwerer Eitelkeit.

Liebe Todte, alle meine Brüder!
Schlummert süſs, wir alle leben wieder!
Nicht durch Monde wandelbar
Geht dann auf das Jahr.

Gern, ihr Todten, will ich bey euch liegen,
Eilt ihr Jahre nur in euren Flügen!
Früher rolle dich, o Zeit,
Auf zur Ewigkeit.

Ein Blick ins All.

Zerreiſs, o Dunkel, das über mir hängt,
Laſs mich durch des Wetterleuchtens Ritze
Blicken ins Heiligthum!

Vergieb es dem kühneren Schauer,
Jehovah, Erfüller des Alls,
Vergieb es dem Mann von Erde,
Wenn er's durch die Blitzzerriſsne Wetternacht
Wagt — zu blicken in's Heiligthum.

Ist nicht jedes Wesen im ungeheuren All
Ein Goldstrahl, abgeleitet
Von aller Wesen Quellpunkt?
Und küssen sich im Vaterherzen Gottes
Nicht Engel und Menschen?

Wie du da warst, Unendlicher,
Eh' du dir im unermeſslichen Raume
Einen Thron der Offenbarung erkiestest;
Das denkt und faſst kein Geist,

So scharf er in die tiefsten Tiefen
Hinunterzublicken vermag.

Warst du ein reines Feuerwesen
Strömend durch's Unendliche,
Das sich in kreisender Bewegung
Ewig zurück in sich selbst ergoſs? —
O wer vermag's zu stammeln,
Was du da warst, Jehovah,
Unbegreiflicher Einsamer!

Aber du tratst aus der Einsamkeit Lichtnacht,
Und dachtest den Gottesgedanken voll Liebe:
„Ich will mich verklären an Tausendmaltausenden,
„Und Tausendmaltausende sollen es fühlen —
„Daſs ich die Liebe bin."

Da sprach der Sohn, deiner Herrlichkeit Abstrahl,
Der göttliche Sprecher, das Thatwort: „Es werde"!!

Aus der Urnacht riſs sich das Licht.
Himmel wölbten sich,
Sternwelten, Sonnenmassen wälzten sich
Im ungeheuren Raume.

Nun säuselten Gottes Winde,
Nun brauſsten die Wasser,
In allen Adern der Schöpfung flockte das Feuer,
Und die Erde sank, von ihrem Gewichte belastet,
In die Tiefe.

Bald sprudelten Quellen, es keimte das Gras.
Der Bäume breite Wipfel warfen Schatten,
Und in den Blättern äugelte goldnes Obst.

Noch immer wehte der Odem des Lebens
Von den Lippen des Logos — und siehe!
Die Erde regte sich von Thiergewimmel.
Der gährenden Erdscholl' entwand sich der
Löwe.
Zum beseelten Hügel thürmte sich der Elephant.
Das Kaninchen spielte im Grase.
Im Strahle der jungen Sonne
Spiegelte sich die Eidexe.

Noch immer wehte der Odem des Lebens
Von den Lippen des Logos — und siehe!
Mit offnem Auge flog zur Sonne der Aar.
Es gluckt' im Busche Bardale. *)

---

*) *Celtischer Name der Lerche.*

Auf bräunlichem Aste kosten sich
Goldhalsige Tauben;
Und um den Blüthenzweig summte der Käfer.

Noch immer wehte der Odem des Lebens
Von den Lippen des Logos — und siehe!
Aufgeregt ward die Wasserwüste
Von den Bewohnern mit Floſsen, Schuppen
und Harnischen:
Da ward die Inselgleiche Krappe.
Da hieng am Meerfels die Auster.
Da woogte der Wallfisch.
Da tanzt' im Silberbache die Grundel.

Aber noch war für die Erde kein König,
Der unsichtbaren Gottheit sichtbares Bild,
Mirjaden Geister hatte der Schöpfer schon
Aus Duft und Licht und Wolken gehoben.
Doch von der Erde war noch keine dichtere Hülle
Für unsterbliche Geister gebildet.

Jehovah selbst betrat die Erde: —
Nahm röthlichen Leim und formte
Des Menschen stattlichen Leib,
Blies in die Nas' ihm den Odem des Lebens.

Da stand nun der Mensch, emporgeschaffen
vom Staube,

Aufgerichtet — in seiner himmlischen Schöne!
Vor ihm der bildende Schöpfer — sein Urbild.
Bang und süſs durchzitterten ihn
Des Bewuſstseyns unaussprechliche Wonnen.
„Vergiſs es nie, daſs ich dein Schöpfer bin!
„Vergiſs es nie, daſs mein Geschöpf du bist!"
So sprach Jehovah und lächelte Liebe.

Ein Fürst des Himmels, Satan war gefallen.
Er sträubte sich den stolzen Nacken zu beugen
Unter der höheren Gottheit Befehle.
Gestürzt ward er in des Abyssus Schlund,
Miriaden Geister mit ihm.

Jetzt riſs sich Satan stürmend durch der Hölle Thor,
Schwamm mit Zackenflügeln durch's Chaos,
Fand bald in Eden den Menschen
In seiner Kindheit, nackt und voll Unschuld.
Da grauſste sich der Neid, wie Wettergewölk,
Auf des Verruchten Stirne.
Durch Ungehorsam zu stürzen den Menschen,
Ihn, ihm gleich, zum Empörer zu machen,
Den kindlichen Menschen vom Herzen
Des liebenden Vaters zu reiſsen;
In dampfenden Nebeln ihn dann

Hinunterzuwälzen in Abgrund:
Das wollte Satan — und ach! ihm gelangs.
— Der Mensch übertrat des Gehorsams leichtes Gebot,
Und nun fiel er — ihn schreckte die Nähe des Schöpfers.
Jehovah's grofser Gedanke:
„Die ganze Erde soll ein Eden werden.
„Allmählig neig ich mich mit meinem Himmel herab
„Zu wohnen unter den Kindern der Menschen."
Ach, dieser Gedanke der ewigen Liebe
Ward nun — zerstört? —
Ha, welcher Endliche vermag zu zerstören
Einen Gedanken des Unendlichen? —
Nur unterbrochen war Gottes Gedanke,
Und auf Jahrtausende seine Erfüllung verschoben.

(Brüder, wir alle werden wallen
In Gottes Paradies, wo Christus ist.
O stärb' ich heute schon, zu wallen
In Gottes Paradies, wo Christus ist!)

Verdammt ward nun der Mensch zu bau'n das Distelfeld,
Und auf Wegen von Steinen und Dornen

Blutig zu ritzen die Sohle.
In des Felsen Grotte gebar nun das Weib
Ihre Kinder mit Schmerzen;
Wickelte sie in's Fell vom Thiere,
Und Thränen sog der Säugling mit der Milch.
In Wüsten irrte der Menschenvater,
Rang die Händ' und jammerte,
Daſs es wiederhallte vom Felsengeklüft:
„Ach, meine Kinder, meine Kinder,
„Durch meine Schuld im Elend!" —
Nur hielt sich die jammernde Menschheit
An der Verheissung goldenem Pfeiler:
„Des Weibes Saame soll der Schlange Kopf zertreten."

Fürchterlich gohr das Gift der Sünde
In den Adern der Menschheit. —
Ein Bruder lag erschlagen vom Bruder
Mit blutigem Haar am Opferaltare.
Leise jammerte die Stimme seines Bluts. —
Mit Blitzdurchfurchter Stirne
Irrte rastlos der erste Mörder
An des Meeres Gestad,
Und überbrüllte sein Woogengetös':
„Verflucht, daſs ich geboren bin!"
Die Sünder verlieſsen schattigte Lauben, —
Thürmten Felsen auf Felsen,

Und nannten sie Städte.
Nun spritzt in Sand der Erschlagnen Mark.
Von Gottesentweihung wiedertönten die Haine.
Gewaltthat in Riesengestalt
Legte der Knechtschaft ehernes Joch
Auf der Menschheit duldenden Nacken.
Von seiner höhern Würde sank in wilder Brunst
Und tobendem Stolze der Mensch
Herunter zum Vieh. —
Längst waren Henochs Hymnen, seine Gotteslehren
Waren längst verhallt. Er selber war
In Gegenden entrückt, wo keine Sünde rast.

Gotteslästrungen brüllten
Aus verruchten Hälsen der Frevler.
Zischender Spott begleitete
Seths Gotterfüllte Rede.
Bittre Schmach und Verfolgung
Noah's ernstere Warnung.

Da ward Jehovah müde
Zu tragen den frevelnden Sünder.
Die Schläuche des Himmels zerrissen; und Meere
Stürzten donnernd vom Himmel.
Von mächtigen Wassern geschwellt,
Borsten die Adern der Erde.

Da wälzten schwarze Fluthen gigantische Sünder.
Nur wenige Frommen schwammen
In der sichernden Arche,
Mit der Kunde von Gottes Thaten,
Und hohen Befehlen — —

Die Wasser zerflossen: und die Aeser der Sünder
Faulten an der Sonne. — Der Menschen
Zweyter Vater kniet am Steinaltare,
Und um ihn her kniet eine ganze Welt.
Mit der Lohe des Opferaltars
Zuckten Gebete gen Himmel.

Jehovah stand auf einem Regenbogen
Und schwur der Menschheit — Gnade!
„Keine tosende Fluth soll mehr die Erde verwüsten.
Nicht verborgene Stürme sollen
Spalten die Adern der Erde,
Und der Menschen Wohnstätte
Grimmig zum Chaos zusammenrütteln."

Nun flutheten wieder die Menschen
In Kindern und Enkeln, wie Meere,
Anzusiedeln und zu bebauen die Erde.
Neue Sprachen und Sitten und Länder
Entstanden. Vom glühenden Ost

Bis zum Eisgebährenden Nord —
Ward' Menschengewimmel Sie haſsten,
Liebten — oder würgten einander.
Der Urenkel vergaſs des Einzigen Namen,
Den Namen Jehovah: —
Formte sich Götter von Stein,
Knetete Tiphraim aus Thone.

Da beschloſs der Vater der Menschen
Sich zu wählen ein Volk, das da bewahre
Den Namen Jehovah, und seines Dienstes Weise;
Das schlecht und recht vor ihm wandelte,
Und die Enkel lehrte die Wege des Herrn.

Abram, ein Ries' im Glauben,
Der ohne Hoffnung hoffte,
Der auf Jehovah's Befehl den Opferstahl
Zuckt' auf den Sohn der Verheiſsung;
Abram hörte vom Wipfel der Zeder
Säuseln die Stimme Jehovahs:
„Zu meinem Volke hab' ich dich erkohren!
„Und alle Erdgeschlechter sollen
„In dir gesegnet seyn."
Nun nannte sich der Herr
Den Gott Abrahams, Isaks, und Jakobs. —
Wie Meersand mehrte sich das Gotterwählte Volk.
Mit mächtigem Arme entriſs sie Jehovah

Dem Drucke Mizra'ims.
Wälzte den gekrönten Quäler seines Volks
Mit Wagen, Roſs und Reitern
In des rothen Meeres
Donnernden Strudeln.
Gab im Wetter, Feuer und Rauchdampf,
Auf dem erbebenden Sina,
Unterm Hall der Gerichtsposaune
Gesetze seinem Volke.
Machte Moses groſs vor ihnen:
Und gebot dem Schwert und der Seuche
Hinzuwürgen die Schmäher seiner Gebote.

Mächt'ge Völker sanken vor dem Arme
Der Helden Israels in Staub hin.
Denn das Antlitz Jehovah's ging
Vor Israels gewähltem Volke her.
„Dein sey Kanaan" sprach der Herr.
Und Milch und Honig und röthlicher Wein
Strömte für sie. Für sie
Flisterte das Weizenfeld.
Ihnen glänzt' in die Hütte des Stiftes
Das Nachbild des Alls:
  Jehovah im Dunkel!
  Im Heiligen Priester und Erstlinge!
  Der Hauf' im Vorhofe!!
Gott selbst erfüllt' ihren Tempel,

Sprach von der Lade des Bundes
Zwischen goldgeschwingten Cherubim's.
Könige und Priester weissagten:
Von Messias, dem Gröſsten der Könige!
Dem rollenden Felsen vom Berge —
Der Weltreiche Riesenbild malmend!

Doch störrig war auch dieses Volk
Gegen des Treibers streichelnde Hand.
Drum gab sie oft der Herr
Unter das eiserne Zepter der Feinde,
Die Jehovah's spotteten,
Und das Volk höhnten,
Dessen Harf' am Weidenbaum verstummte —

Jahrtausende waren vorübergerollt —
Und siehe! der groſse Verheiſsene kam.
Jesus! der Messias! der Erlöser der Welt!
In der Erdenhoheit Nimbus kam Er nicht.
Er lag in der Krippe zu Bethlem.
Arm war seine Mutter. Sein Vater
Trug des Zimmers Beil und Meſsschnur.
Der Engel Lied hört' August und Herodes,
Hörten Salems Groſse nicht: Nur arme,
Schuldlose Hirten hörten den Weihgesang.

Der himmlische Knabe erwuchs,
Empfieng den Geist der Salbung

In überströmendem Maaſse.
„Dies ist mein lieber Sohn,
„An dem ich Wohlgefallen habe!"
Rief die Stimme Jehovahs vom Himmel.

Nun hob der Göttliche in der Einsiedeley
Den Fuſs gegen der Schlange Kopf
Zum erstenmal — ihn zu quetschen,
Und nicht zu achten des blutigen Fersenstichs.
Kühn trat des Menschen Sohn den Riesenlauf an.
Er sprach — und Stürme schwiegen.
Er stand auf die Woog' — und sie ebnete sich.
Er schwang die Geiſsel — und Tausende flohen.
Er sprach — und Gottes Donner jetzt,
Und Himmelsmaiensäuseln jetzt
Tönt in des Gewaltigen Rede.

Der Blinde sieht den Himmel wieder;
Dankt's Ihm, dem Geber des Lichts!
Der Taube hört des Bruders Stimme wieder;
Dankt's Ihm, dem Bilder des Ohrs!
Der Lahme tritt auf die Schenkel und geht,
Dankt's Ihm, dem Schöpfer der neuen Bewegung.
In's Scheol dringt seine Wettersprache hinab;
Aufstehen wieder die Todten,

Und Jesus Christus Name! des Todtenweckers Name
Zittert auf der sich röthenden Lippe. —

In der Gröſse Stille, in der Hoheit Demuth, —
Ruhige Duldung des Erdenhohns,
Gehorsam, Muth — beym überfluthenden Gefühle
Für jede Freude — Schmerz zu wählen;
Nichts für Sich — und Alles
Für Gott und seine Erlösten;

Flammeifer gegen Gottesentweihung;
Göttliches Harren auf die Rückkehr des Sünders;
Himmlisches Lächeln auf jede beginnende Tugend:
Ein Kind neben dem Kinde,
Neben dem Riesen ein Riese.
Ein Löwe dem Starken;
Dem Sanften ein Lämmlein. —

Siehe, sein Volk verkannt' Ihn;
Führt Ihn zum Tode des Kreuzes.
Auf der Erwürgten Schedel spritzt sein Blut;
Er aber schrie: „Vollendet!" starb.
Entkörpert noch ein Held, eröffnet Er
Des Paradieses Pforte. Der Cherub wich;

Ein armer Sünder war der Erste, der mit Ihm
In jene Laube trat, drinn einstens Adam war
Und Eva, unsre Mutter! —
Auch hinunter
Ins Geistergeklüft stieg der Held;
Und predigte gute Bothschaft
Den Sündern der Vorwelt. —

Drey Tage nur; und der Unverweste
Sprengte den Grabfelsen:
Und das staunende All
Hörte zuerst das groſse Wort:
„Siehe, der todt war, lebt,
„Von Ewigkeit zu Ewigkeit:
„Und hat die Schlüssel
„Der Höll' und des Todes!"

Bald erhob sich der Welten König
Triumphirend gen Himmel.
„Mir ist gegeben alle Gewalt
„Im Himmel und auf Erden!"

So sprach Er — und Geister und Menschengestalten
Standen auf allen Sonnen und Welten,
Und sahen dem Fluge des Siegenden nach.
Der Urhimmel zerriſs. Jehovah trat
Vor seines Thrones Höh' und sprach:

„Komm, Lieber, setze dich
„Zu meiner Rechten, bis ich lege
„All' deine Feinde
„Zum Schemel deiner Füſse."

Gottes Wetter stürzten auf Juda herunter.
Wie Staub vom Sturme gejagt, wards von der Rachefaust
Geworfen unter die Völker.

Und ach, wir arme Heyden hörten
Die Stimme der lockenden Gnade:
„Auch euer Heil wird Jesus Christus seyn!"

Bald ist sie eingegangen die Fülle der Heyden.
Dann wird Juda sich beugen
Vor seinem Messias, dem Allherrscher,
Israels Stämme werden all'
Zu Jesu Füſsen weinen.
Ihre Kindlein werden die Weiber
Entgegenheben dem Heiligen.
Schluchzen werden sie: Messias, Messias,
Vergiebs, daſs unsre Väter
Dich lästerten, Messias Jesus!! —

Ja, Jesus wird herrschen!
Die Empörer alle werden sich beugen vor Ihm!
Werden heulen im Urdunkel:

Weh uns, Er ist's, wir haben Ihn verkannt! —
Die gröfsern Frevler werden sich wälzen in Flammen
Und röcheln: Weh uns! Er ist's!
Im Thale Benhinnon werden faulen
Der Hingewürgten Aeser.

Aber wird die Stimme des Elends
Nicht einmal verhallen,
In den Tiefen, Höhen,
Breiten, Längen der Schöpfung?
Ist selbst der Bildner ganz selig,
Solang sein Gebild in Jammer verschmachtet? —

Da schau hinauf, mein Geist, und weine!
Könntest du zählen die Sterne, du zähltest sie nicht —
Messen die Sonn' und den Mond;
Du thätest es nicht.
Sprächen Engel, du hörtest sie nicht.
Denn ich seh' Jesum! —
Der Allversöhner spricht:
„Jehovah erbarmt sich all Seiner Werke!"

O des gröfsten, himmelvollsten Auftritts,
Auf den sich so hinfreut die Gottheit, —

So hinfreut der harrende Himmel,
So hinsehnt das ächzende Weltall:
Wenn kein Tod mehr ist;
Kein gequälter Geist
Aus des Abyssus Tiefen röchelt;
Kein Fluch mehr aus den Schlünden der Schöpfung
An des Himmels Pforten schlägt: —
Wenn Gott Alles ist in Allen!!
Wenn auf's entsündigte All
Der Wesenvater niederblickt,
Und unter'm Freudeweinen
Der verstummenden Natur
Vom Throne ruft: „Siehe!
„Es ist Alles neu!
„Ich bin der Erste und der Letzte"!!

Theons Nachtgesang.

In eines Eichenwaldes schwärzester Nacht
Stand vor seines Geklüftes Eingang
Theon, der Siedler der Wüste.
Unsichtbar schwebten Geister des Himmels um ihn.
Da begann er seinen Nachtgesang:

„Groſs bist du, Riesin Natur.
Deine Sohle ruht auf der Erde,
Dein Haupt bestreift die Sterne!
Groſs bist du, Riesin Natur!“

Geister.

Groſs ist der Riese des Himmels!
Er sprach: Da sprang die Natur
Herauf aus des Undings Nacht,
Trat auf die Erd' und bestreifte die Sterne.
Groſs ist Er allein, der Riese des Himmels!

Theon.

Groſs bist du, Mutter Natur!
Unaussprechlich ist deiner Zöglinge Zahl!
Der Eichwald und das Blumenbeet,
Das tanzende Irrlicht, und der zuckende Stern
Ist dein Gebild.
Groſs bist du, Mutter Natur.

Geister.

Groſs bist du, Vater des Alls!
Du hubst den Cherub aus Flammen.
Aus blauem goldgeströmtem Dufte den Engel.
Der Wesen Zahl faſst kein Endlicher nicht.
Groſs bist du, Vater des Alls!!

Theon.

Groſs bist du, Mutter-Natur!
Du greifst mit dem mächtigen Arme
In des Ozeans Tiefe:
Rührst sie auf, daſs seine Wogen brüllen,
Und zornige Wellen den Rief schlagen.
Groſs bist du, Mutter Natur.

Geister.

Groſs bist du, Jehovah, alleine!
Du hältst den Ozean in hohler Hand
Als wär's ein Wassertropfen. Vor dir

Sinkt die Tiefe tiefer.
Die Höh' erschrickt und beugt sich vor dir.
Groſs bist du, Jehovah, alleine!

Theon.

Was heult im Sturme?
Was winselt im Felsengeklüft?
Spricht im Donner? fliegt im Blitze?
Was wühlt' die Erd' auf und schüttelt
Städt' und Menschen und Hügel hinweg,
Wie der Pilger den Staub vom Gewande? —
Bist du es nicht, Mutter Natur?
Ja, groſs bist du, Mutter Natur!

Geister.

Kennst du Jehovah, des Himmels Donnerer?
Wollt' Er, so schrümpften die Himmel zusammen.
Wollt' Er, so stäubte die Erd' ins Chaos.
Und Riesin Natur faulte als Aas
In des Abyssus Schlunde.
Groſs ist Jehovah, des Himmels Donnrer, allein!

Theon.

Groſs bist du, Mutter Natur!
Vor dir spielt Leviathan und Behemot,
Des Meeres und der Erde Ungeheuer.

Um deine Hüfte schwebt der Adler,
Und in deinem Strahle pipt das Küchlein
Unter der Gluckhenne Fittich.
Groſs bist du, Mutter Natur!

Geister.

Groſs ist Jehovah allein!
Was athmet, athmet durch ihn.
Von ihm strömt Feuer
In alle Adern der Schöpfung aus.
Durch ihn schlagen die Pulse der Wesen
Hoch auf, und preisen den Schaffer der Leben.
Groſs ist Jehovah allein.

Theon.

Groſs ist Mutter Natur!
Sie giebt dem Riesen Knochen von Stahl.
Kleidet die Schönheit in Weiſs und Roth.
Nimmt Flammen von Gottes Altare,
Und schafft Zaubrer mit Pinsel,
Meisel und Richtscheid. — Dichter
Fahren auf im Gefühl ihrer Kraft.
Und Harmonia's Lieblinge
Fesseln Menschenseelen an ihr Saitenspiel.
Ja, groſs bist du, Mutter Natur.

Geister.

Groſs ist Er, der Vater der Geister allein!

Was ſind die Geiſter der Erde
Im Denken, Schaffen und Bilden,
Gegen die Geiſter des Himmels? —
Des Menſchen feurigſter Geniusſtrahl
Wird in der ſonnigen Gluth
Eines Engelauges Dämmrung.
Und vor ihm, dem Vater der Geiſter,
Sind doch die Geiſter alle
Nur Funken von der Feuereſſe ſtäubend.
Erkenn' es, Mann von Staube,
Groſs iſt Jehovah allein!

Theon.

Ja, groſs iſt Jehovah, der Vater der Geiſter allein.

Geiſter.

Alle Erdengröſse, die an Ihm ſich hinaufmiſst,
Leckt ſeine Fuſssohle kaum.
Er ſetzt ſeine Rechte wie einen Zirkel
In die Mitte des Alls, und umſchreibt die Räume,
Drinn ſich wälzen die Rieſen des Himmels,
Drinn ſich wälzen die Rieſen der Erde. —
Theon, du Mann von Leim! auf des Weltgerichts Waage
Entſcheidet nicht Gröſse! Güte entſcheidet.
Verdien' du's, daſs die goldne Schaale dir zucke.

Theon und die Geister.

Groſs ist Jehovah allein, der Wesenvater allein!!

So scholl ihr Wechselsang im Eichenwalde.
Des Mondes Silberschild hieng hoch und hehr
Ueber den schwarzen Wipfeln der Eiche.
Der strahlende Gürtel des Himmels, die Milchſtraſse,
Wölbte sich sanft um Theons Haupt.
Alles schwieg.
Die Geister schlüpften
In eines Gewölkes fliessendes Silber.
Und Theon legte den bebenden Finger
Auf den Mund — und verstummte.

Auf die Messiade.

Willst du dich auf gen Himmel schwingen,
Und hören, wie die Engel singen,
Und hören, was Jehovah spricht; —
So lies dies himmlische Gedicht.

Willst du den Mittler hangen sehen,
Ach! auf des Schädelberges Höhen
Mit jammerbleichem Angesicht;
So lies dies christliche Gedicht.

Willst du in Gluth und Schwefelmeeren
Das Brüllen der Satane hören,
Gedrückt vom Fluch und vom Gericht;
So lies dies schreckliche Gedicht.

Willst du gesalbte Männer, Frauen,
Und Mädchen, gleich den Engeln schauen —
Getreu der Gottgeweihten Pflicht,
So lies dies heilige Gedicht.

Willst du, bey Harmonie der Sphären,
Die deutsche Sprache donnern hören
Mit Felsensplitterndem Gewicht;
So lies dies Vaterlandsgedicht!

Willst du in süſsen Sympathien
Von Ahndung jenes Lebens glühen,
Und wünschen, daſs dein Auge bricht;
So lies dies göttliche Gedicht!

An den Frieden.

Wohin, wohin, du Himmelssohn, o Friede?
Was soll der sonngewandte Blick?
Willst du, des Menschenumgangs müde,
In deine Heimath schon zurück?

„Ich will zurück. Zwar rinnt die Abschiedszähre.
Doch ach! ich muſs; denn schau umher!
Die mir errichtete Altäre
Sind leer — von Opferflammen leer.

Erhoben haben sich zum Menschenwürgen
Die Erdenwaller ohne Zahl.
Krieg! donnerts schrecklich von Gebürgen,
Krieg! hallt's entsetzlich nach im Thal.

Der Mordgeist kommt in dumpfen Schwefeldüften;
Sein Auge rollt in rother Gluth.
Ein Wetter brüllt um seine Hüften,
Und seine Sohle steht im Blut.

Siehst du das Schattenungeheuer?
Es kommt, es kommt der Welt zum Fluch!
Und lockt den Adler, Weih' und Geyer
Mit der Gemordeten Geruch.

Der Ozean erschrickt ob Menschenleichen,
Die seine Woge wälzen soll.
Die heiſse Sonne brütet Seuchen,
Von Jammer ist die Erde voll.

Von Stambuls Pforte bis nach Peters Thürmen
Herrscht Zwist, geboren aus der Nacht.
Sind den Olympos zu bestürmen
Giganten wieder aufgewacht?

Ich kann nicht sehn ergrimmter Krieger Haufen,
Kann nicht die blasse Mutter sehn,
Nicht Wittwen sich die Haare raufen,
Und Waisen ohne Hülfe flehn;

Nicht sehn den Bräutigam mit hohlen Augen,
Und neben ihm die junge Braut
Das Blut mit blassen Lippen saugen,
Das aus der Todeswunde thaut.

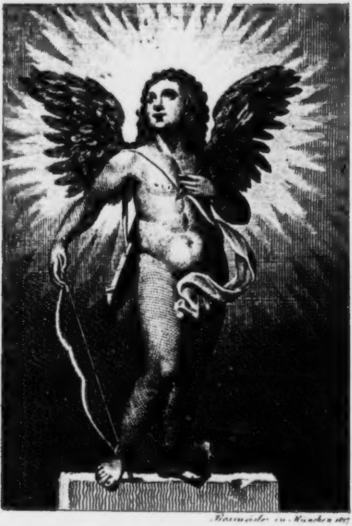
Kann nicht die Tempel Gottes rauchen sehen,
Und ach, den armen Landmann nicht
Vor der zerstörten Hütte stehen
Mit Gramzerrissenem Gesicht.

Drum flieg' ich auf im Schimmer ew'ger Jugend
Zu Gott, der segnend auf mich blickt,
Bis Er, gerührt durch eure Tugend
Mich wieder auf die Erde schickt."

J. C. Blum's

auserlesene Gedichte.

1*



Rosmäsler in München 1827

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Acht und vierzigstes Bändchen.
Blum's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann*.

Vorwort.

Joachim Christian Blum wurde am 19. November 1739 zu Rathenau geboren. Nachdem er die Schule zu Brandenburg und das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin besucht hatte, studirte er auf der Universität zu Frankfurt an der Oder Philosophie und die schönen Wissenschaften, und starb am 28. August 1790 ohne Amt in seiner Vaterstadt.

Blum hatte sich als Dichter besonders nach Ramler und Kleist gebildet, wie mehrere seiner, mit Mythologie ausgestatteten Oden, und das malerische Gedicht: „Die Hügel bey Rathenau“ (welches zuerst einzeln 1771 erschien) hinlänglich beweisen. In allen seinen Erzeugnissen herrscht eine gemäſsigte Wärme, und ein correcter und geschmeidiger Ausdruck; mitunter nimmt man auch einen Anflug Catullischer Schalkheit wahr.

Seine lyrischen Gedichte erschienen zuerst zu Berlin 1765 f., seine vermischten Gedichte Eb. 1771, seine Idyllen 1773, seine sämmtlichen Gedichte in 2 Theilen zu Leipzig 1776, worauf noch die neuern Gedichte (Züllich. 1785) folgten. Ausserdem haben wir von ihm ein Schauspiel: „Das befreyte Rathenau" (Leipzig 1775), ein Deutsches Sprichwörterbuch (2 Bde. Ebend. 1780—82.), und Spaziergänge (2 Thle. 3te Ausg. Stendal 1786.).

Sein Leben findet man in Schlichtegroll's Nekrolog a. d. J. 1790. Bd. 2. S. 198 f.

Inhalt.

Seite
1. An Gott (1775) 3
2. Morgengesang (1762) 6
3. Klage Davids über den Tod Sauls und Jonathans (1762) 9
4. Hiskias; ein musikalisches Drama . . 12
5. Frühlingsempfindungen (1761) 26
6. An den Kammergerichtsrath Gause (1762) 29
7. An Leukon (1767) 33
8. An Melpomene (1760) 34
9. Lobgesang auf Amor (1768) 36
10. An Amor (1764) 38
11. An Phöbus (1772) 40

12. An Phyllis 42
13. Empfindungen vor einer Reise (1762) . 43
14. Hochzeitsgesang (1763) 45
15. An den Misogamus (1768) 52
16. Lauras und Palämons Tod; Idylle (1771) 54
17. An Laura (1766) 61
18. An Ismene (1766) 63
19. An Chloe (1762) 65
20. An Laura (1769) 67
21. Laura an den Dichter (1764) . . . 69
22. Klagen über Phyllis Abschied (1773) . 71
23. An Amaryllis (1768) 73
24. An Laura 75
25. An meine Freunde 76
26. Der Winter; an Doris. Idylle (1772) 77
27. An Delia (1772) 80
28. An den Schlaf 82
29. An Licinius 84
30. An Dorilis (1772) 86
31. Klagen über Laura's Tod (1769) . . 88
32. An den Präsidenten von Rohr (1766) 91

33. An Bacchus 93
34. Gerechtes Mitleiden 94
35. Trinklied 95
36. Dithyrambus (1761) 97
37. An Lydia (nach Horaz) (1766) . . . 99
38. Venus und Amor (nach Sannazar) . 102
39. An die Grille (nach Sarbievius) . . 104
40. An Diana (1770) 105
41. Die Hügel bey Rathenau (1769) . . 106
42. Medon; Idylle (1771) 121
43. Gesang des Odergottes, als der König den 20. Aug. 1758 bey Frankfurt ankam 125
44. Rhapsodie eines Patrioten am 1. Jan. 1772. 131
45. Auf Alexander Gottl. Baumgarten (1762) 137
46. An den Freyherrn von Zedlitz . . . 140
47. An Apoll; am 1. Januar 1771. . . 142
48. An den jungen Philomelus (1778) . . 144
49. An den Rittmeister von Bismark (1769) 162
50. An die lyrische Muse (1766) . . . 171
51. An Amor (1771) 174

12. An Phyllis 42
13. Empfindungen vor einer Reise (1762) . 43
14. Hochzeitsgesang (1763) 45
15. An den Misogamus (1768) 52
16. Lauras und Palämons Tod; Idylle (1771) 54
17. An Laura (1766) 61
18. An Ismene (1766) 63
19. An Chloe (1762) 65
20. An Laura (1769) 67
21. Laura an den Dichter (1764) . . . 69
22. Klagen über Phyllis Abschied (1773) . 71
23. An Amaryllis (1768) 73
24. An Laura 75
25. An meine Freunde 76
26. Der Winter; an Doris. Idylle (1772) 77
27. An Delia (1772) 80
28. An den Schlaf 82
29. An Licinius 84
30. An Dorilis (1772) 86
31. Klagen über Laura's Tod (1769) . . 88
32. An den Präsidenten von Rohr (1766) 91

33. An Bacchus 93
34. Gerechtes Mitleiden 94
35. Trinklied 95
36. Dithyrambus (1761) 97
37. An Lydia (nach Horaz) (1766) . . . 99
38. Venus und Amor (nach Sannazar) . 102
39. An die Grille (nach Sarbievius) . . 104
40. An Diana (1770) 105
41. Die Hügel bey Rathenau (1769) . . 106
42. Medon; Idylle (1771) 121
43. Gesang des Odergottes, als der König den 20. Aug. 1758 bey Frankfurt ankam 125
44. Rhapsodie eines Patrioten am 1. Jan. 1772. 131
45. Auf Alexander Gottl. Baumgarten (1762) 137
46. An den Freyherrn von Zedlitz . . . 140
47. An Apoll; am 1. Januar 1771. . . 142
48. An den jungen Philomelus (1778) . . 144
49. An den Rittmeister von Bismark (1769) 162
50. An die lyrische Muse (1766) . . . 171
51. An Amor (1771) 174

52. Gedanken eines Schlemmers über den Tod Anakreons 175
53. Inschrift des Weinfasses, das einem Säufer zum Sarge gegeben wurde . . . 176
54. An einen Landjunker . . . . —
55. Auf Theodor 177
56. Ein gewisser klassischer Schriftsteller an seinen Uebersetzer . . . . —

Vermischte Gedichte.

91. A

An Gott.

Wenn ich dich, Welterschaffer, denke,
Mein kühner Geist vom Staube
Seiner Mutter Erde zu dir sich emporreiſst,
Dann schwillt von heiligem Stolze mein Herz!

Sonne, du strömst deine Strahlen
Durchs Unermeſsliche hin!
Wie fliehenden Rädern aufwallender Staub folgt,
So schwingst du Welten um dich.

Unter mir rollest du dennoch dahin.
Den du nicht kennest, deinen Erschaffer, ich kenn' ihn:
Tausende deines Gleichen kenn' ich,
Mir bist du selber ermeſslich.

Schneller als Blitze sind deine Strahlen geflügelt,
Meine Gedanken noch schneller.
Alle Räume durchflieg' ich, die sind, und die
sich als möglich
In seinem erhabnen Verstande der Ewige dachte.

Von Einer Aeone zur andern fortzueilen,
Von Einer Weltenverwandlung zur andern,
Bedarf ich kaum des Moments,
In welchem, du Strahl, mein Aug' erreichst!

O! mehr als Sonnen und Erden,
So weit sie den Aether erfüllen,
Mehr muſs ich dem Ewigen gelten,
Ich, der ich der Letzte vielleicht,

Der Seraphim glänzende Reihen beschlieſst. —
Doch bin ich unsterblich, wie sie,
Doch bin ich des Ewigen Bild.
Wann jene schwimmenden Feuer dereinst

In Aeone zusammenflieſsen,
Aus ihren Gleisen gerückt,
Die Erden wie Trunkene taumeln;
Dann steh' ich, und bete verklärt,

Von einem zertrümmerten Klumpen des Weltalls,
Den an, der, gröſser als Sonnen und Erden,
Zu sel'gem Empfinden und Denken
Unsterbliche Geister erschuf.

Morgengesang.

Die braune Nacht entfliehet;
Aus Purpurwolken fleuſst,
So weit Aurora glühet,
Im Thau der Kräuter Geist;
Der Tag im Strahlenkleide
Füllt wieder Erd' und Meer mit Freude.

Welch fröhliches Gedränge
Wühlt um den grünen Strand!
Der Heerden rege Menge
Bedeckt das weite Land;
Vom Klange süſser Lieder
Schallt Grund und Wald und Hügel wieder.

Dem Vater aller Wesen
Ist heilig jeder Schall,
Der diese Welt erlesen
Aus aller Welten Zahl,
Und der durch tausend Alter
Ihr Vater war und ihr Erhalter.

Mein Vater, mein Erhalter!
Ich schweige nicht von dir;
Noch brennt im ersten Alter
Die Dichterglut in mir;
Sollt' ich dich nicht erheben:
So war sie mir zum Fluch gegeben.

Wer war's, der in den Schatten
Der ungetreuen Nacht,
Die mich belagert hatten,
Für meine Ruh gewacht?
Wer weckte zum Geschäfte
Des neuen Tages neue Kräfte?

Wer trieb aus meiner Seele
Der Bosheit alte Nacht?
Wer hat der bangen Seele
Den Tag zurück gebracht,
Und wider Lieblingsmängel
Mich angethan mit Kraft der Engel?

Mein Vater, mein Erhalter,
Ich schweige nicht von dir!
Und raubet einst das Alter
Die Kraft der Rede mir:
So soll in reichen Bächen
Dein Lob von meinen Wangen sprechen.

Klage Davids

über den Tod Sauls und Jonathans.

Auf deinen Höhen liegt
Der Preis von Israel erschlagen,
Zerschmettert seine Wagen,
Und seine Streiter besiegt.

Gath wiss' es nicht! der süſsen Bothschaft Ton
Erschalle nicht in Askalon!
Damit die Töchter des Siegers nicht
Der Freude Wallungen schmecken,
Damit die Töchter der Unbeschnittnen nicht
Frohlockend uns're Schmach entdecken.

Kein Thau, kein Regen müss' erquicken,
Gilboa, deiner Berge dürre Rücken!
Kein Halm, der einst ein Opfer werde,
Entrinne der verfluchten Erde!

Hier ward der Schild dem Tapfern weggeschlagen,
Der Schild, den Saul getragen,
Als wär' er nicht zum Streit
Mit heiligem Oele geweiht.

Wann hat die Hoffnung meines Freundes Bogen,
Den Bogen Jonathans betrogen?
Wann ist, zur Rache gezogen,
O Saul, dein flammendes Schwert
Von Feindesblute leer und von der Helden Beute,
Aus ehernem Streite
Zurückgekehrt?

Saul, Jonathan, im Leben Beyde,
Der Völker Glück, der Länder Freude;
Im Tode Beyde vereint!
O Saul, mein König! Jonathan, mein Freund!
Rascher, als Adler zur Beute,
Stärker, als Löwen im Streite.

Hebt eine lange Trauer an,
Weint, Töchter Israels! Wer wollt' um Saul nicht weinen,
Der euch mit Purpur angethan,
Mit Gold geschmücket und mit theuren Steinen?

Wie fiel der Held, der niemals ward besiegt?
Wie kömmt's, daſs Jonathan erschlagen
Auf diesen Höhen liegt?

Mein Bruder, ewig werd' ich um dich klagen,
Du, meine Liebe, meine Lust!
Mehr hab' ich dich geliebt, als Worte sagen,
Mehr als das Herz gewuſst.
Dem Jüngling ist die erste Liebe nicht so theuer,
Nicht süſser ihr Gefühl, nicht wärmer ihre Feuer.

Wie fielen Helden, die kein Feind bestand?
Mein Bruder, ewig werd' ich um dich klagen;
Du fielst nicht unter Eines Mannes Hand:
Dich hat ein ganzes Heer erschlagen.

Hiskias.

Ein musikalisches Drama. *)

Chor.

Ein Klaggeschrey erfülle Stadt und Land.
Und dringe wolkenan!
Den König schlägt des Todes Hand;
Es ist um Juda gethan.

Ein Israelit.

Ihr Töchter Zions, eure Lust war Er,
Er, Ahas edler Sohn;
Im Frühlingsschmuck der Jugend ging
Er angebetet unter uns einher;

---

*) Nach dem eigenhändigen Entwurfe der Prinzessin Amalia von Preuſsen, Aebtissin zu Quedlinburg.

Nur wenig Tage sind entflohn,
Und er ist nicht der Mann voll Anmuth mehr;
Des Todes Farbe decket schon
Sein Antlitz, seiner Augen Glut erlischt,
Der Wangen Purpur schwindet,
Vom tiefgefühlten Schmerz verwischt.

Eine Israelitin.

Ihr Söhne Judas, euer Stolz war Er;
Ha, welch ein Mann!
Nicht Babels Spot', nicht Assurs Unterthan
Zog er im Waffenschmuck einher;
Ganz Philistäa floh,
Vor seinem unbezwungnen Heer
Und seiner Waffen Glück,
Zu schirmenden Vesten zurück.
Und nun, ach, unter Gottes Hand
Erliegt er, unser Führer,
Er, seines Volkes Held,
Und um ihn bebt das Vaterland
Und jede seiner Stützen fällt.

Beyde.

Welch ein Verlust!
Mit ihm sinkt unser Stolz,
Mit ihm stirbt unsre Lust! —
Sollt' uns nicht das Herz verzagen?

Sollten wir aus banger Brust
Nicht den groſsen Fall beklagen?

Ein Levit.

War er nicht in der ersten Jugend schon,
An eifervoller Frömmigkeit,
Das Muster seiner Zeit?
Stürzt' er als Jüngling nicht
Der falschen Götter Dienst, des Aberglaubens Thron?
Der du des Redlichen gedenkst
Und Dauer seinen Tagen schenkst,
Der Freuden Geber und des Lebens!
War ihm sein Frommseyn kein Verdienst?
War seine Tugend ihm vergebens,
Und früher Tod ihr ganzer Lohn?

Entzeuchst du so das Licht der Sonnen,
Bey seinem Aufgang, deinem Volke schon;
So hat das Laster überall gewonnen,
So ist die Welt der Bosheit Thron.

Chor.

O, wende deinen Vaterblick
Nicht ganz von uns, nicht ganz zurück!
Laſs uns, auf den wir gläubig sehen,
In Noth nicht ganz, nicht ganz in Noth vergehen!

Daſs es der Erde Völker sehen,
Gib dem Verdienste dauernd Glück,
Der Tugend Wohlergehen!

O, wende deinen Vaterblick
Nicht ganz von uns, nicht ganz zurück!
Laſs uns, auf den wir gläubig sehen,
In Noth nicht ganz, nicht ganz in Noth vergehen!

Ein Israelit.

Jedoch wer kömmt? Ihr Brüder, seht!
Dem Fürsten nahet sich des Ewigen Prophet.
Weh uns! — Sein Angesicht
Bedecken Wolken; Schrecken Gottes
Drohn von des Sehers Stirn. Vernehmt's! Er spricht.

Der Prophet.

Ich bringe dir von Gott Verderben,
Fürst! deine Tage sind gezählt;
Hier ist kein Retter; du muſst sterben:
Bereite dich!

Ein Freund des Königs.

Der König sterben?
Er, unser Vater? Schaffe mein Verderben,

Mann Gottes! wähle,
Statt seiner, mich.

Der König.

Jehovah will's! Sein Zorn ist über Stadt und Land,
Ist unauslöschlich über mich entbrannt:
Wohlan, er tödte meine Seele!

Terzett.

Der Prophet.

Bereite dich;
Gott fodert deine Seele!

Der Freund des Königs.

Mann Gottes, wähle,
Statt seiner, mich!

Der Prophet.

Bereite dich;
Gott fodert deine Seele!

Der König.

Vollzeuch die drohenden Befehle,
Mann Gottes, tödte mich!

Der König.

Ha! mein bestürztes Ohr
Füllt noch des Sehers Todesstimme.
Ich bebe noch — noch strebt mein Haar empor —
Jehovah! — Schrecklicher! —
Ich unterliege deinem Grimme.
Wie fällt auf mich dein Arm so schwer!

Wie der Löw' im Finstern tödtet,
So zermalmst du mein Gebein;
Eh' der junge Tag erröthet,
Hör' ich auf zu seyn.

Mächtigster der Götter!
Des Verbrechers Thränen
Können deinen Zorn versöhnen;
Mir nur willst du nicht Erretter,
Nicht im Unglück Vater seyn?

Wie der Löw' u. s. w.

Und immer tiefer wühlt in meinen Eingeweiden
Der Schmerz. — O, mehr als tausend Dolche sind's,
Die unaufhörlich mich durchschneiden! —
Wie, dafs ich noch

Mein gränzenloses Elend faſsen kann!
Ihr bebt um mich, ihr fühlet meine Leiden,
Und, Freunde, von euch allen keiner
Ist der mir helfen kann! —

Arioso.

Erbarmer! Vater! nimm dich meiner an! —

Erster Chor.

Nimm dich seiner an,
Erbarmer! sich auf seinen Jammer nieder!
Es ist um uns gethan;
Gib ihm und uns das Leben wieder!

Zweyter Chor.

Nimm dich seiner an,
Erbarmer! sieh auf unsre Thränen nieder!
Es ist um uns gethan;
Gib uns in ihm das Leben wieder!

Beyde Chöre.

Erbarmer! Vater! nimm dich seiner an!

Der König.

Jehovah hat mein Flehn
Vernommen, meinen Jammer angesehn.

Dem Leidenden entgeht zuletzt
Die Schärfe des Gefuhls. —
Hier bin ich nun am Rande meines Ziels! —
Ihr, deren Anblick noch mein sterbend Auge letzt,
Verlaſst mich! — mäſsigt euren Kummer! —
Mein Blut erstarrt — der wilde Schmerz läſst ab, —
Lebt wohl! — Vielleicht in diesem Schlummer —
Ihr bleibt zurück — O, segnet einst mein Grab! —

Chor.

Mit halber Stimme.

Fall' auf unsers Freundes Augenlieder,
Holder, qualentladner Schlummer,
Mit Erquickung nieder!

Die Instrumente deuten das allmählige Entschlummern des Königs an. Nach einer langen Pause bemerken sie das Erwachen des Königs in steigend stärkern Tönen.

Der König.

Erwach' ich wieder? — O, wie war, von Gott gesandt,
So süſs dem Leidenden

Der Schlaf, der seine müden Glieder band!
Ist das der Tod dem Sterblichen;
Wie neidenswerth ist dann sein Loos!
Wie wohl wird's dem Geplagten thun,
In seiner Muttererde Schooſs,
Nach überstandner Qual, zu ruhn!

Chor.

Wenn nach arbeitsvollem Lauf
Kranke Wanderer ermatten,
Nimmt des Grabes kühler Schatten
Die Geplagten auf.

Der König.

So sey mir denn gegrüſst,
Du feyerliche Grabesstille,
Die alle Leiden
Des Lebens mir versüſst! —
Es ist, Allgütiger, dein Wille,
Dein väterlicher Ruf;
Hier bin ich, daſs ich ihn erfülle.

Ein Freund des Königs.

Das ist dein Werk, Religion! —
So leitet Frömmigkeit
Ein unruhvolles Herz,

Durch Harm und Schmerz,
Zu göttlicher Zufriedenheit.
O dreymal selig, wer der Tugend Glück
Auf Erden schon empfand!
Der sieht mit sorgenfreyem Blick
Auf seinen Lebensweg zurück;
Den schreckt des Ewigen Gericht,
Des Grabes mürber Rand,
Die dunkle Zukunft nicht;
Der trifft, noch auf der Todesbahn,
Erquickung für sein Herz,
Noch einen Strahl der Hoffnung an.

Heiter wallt der Weise
Seines Lebens Reise,
An der Tugend Hand.

Wenn Andere mit Schrecken,
An ihres Pfades, Seiten,
Das nahe Grab entdecken,
Lacht ihm, auf Sonnenwegen,
Sein himmlisch Vaterland
Mit allen Seligkeiten
Der Oberwelt entgegen.
Allein kehrt von Jehovah nicht
Dort Amos groſser Sohn zurück?
Mit wolkenloser Stirn, mit Ruh im Angesicht? —

Mann Gottes, red'! an deinen Lippen
Hängt unser Glück.

Der Prophet.

Jehovah sendet mich; vernimm es, Fürst!
Wie er sich dir durch meinen Mund erklärt:
«Ich habe dein Gebet erhört.
Wohlan! ich will auf deine Zähren,
Mit funfzehn Jahren, reich an Glück,
Die Tage deines Lebens mehren!» —

Du zweifelst? Wohl! ein unläugbares Zeichen
Hat dir der Herr gewährt.
Sieh hin! am Zeiger Ahas kehrt
Der Sonnenschatten zehen Grade weit zurück.
So soll, von Augenblick zu Augenblick,
Auch deine Krankheit weichen.

Chor.

Jehovah hält, was er verspricht!
Die sich ihm ganz ergeben,
Geleitet er durchs Leben,
Verläſst er auch im Tode nicht.

Der König.

Welch ungewohntes Gefühl
Durchwallt mich? — Ist es neues Leben,

Das sich in meinem Busen regt?
Ist es der Einbildung Spiel,
Was mir in allen Adern schlägt?

Nein! es ist Wahrheit; Leben
Kehrt meinen Tagen zurück.
Wie lächelt mein heiterer Blick!
Wie bin ich mit Wollust umgeben! —

Mein Arm, wie ist er unvermerkt
Zu jedem Geschäfte gestärkt! —
Wall' ich nicht schon auf sichern Füſsen?
Hört mein entfesselt Ohr
Der Freundschaft Stimmen nicht,
Die mit Entzücken mich begrüſsen?
Strebt nicht mein ganzer Geist empor?

Nein! es ist Wahrheit u. s. w.

Dies Wunder bin ich dir,
Herr über Tod und Leben, dir,
Jehovah, schuldig!
Du hast dies fliehende Leben,
Allgütiger, mir
Noch einmal wiedergegeben;
Mein freudiger Blick,
Mein überwallend Herz verdankt es dir.

Ein lauter Lobgesang,
Steigt mein beredter Dank
Auf zu des Himmels Sphären;

Ewig, ewig soll mein Dank,
Mein lauter Lobgesang,
Jehovah, den Gütigen, ehren!

Ein Freund des Königs.

Er ist uns wieder gegeben!
Mit jedem Augenblicke kehrt Leben
In seinen Busen zurück! —
Wie weidet sich mein Blick
An seinem lachenden Antlitz,
An seiner verneuten Gestalt!
Wie reifst die süfse Gewalt
Der Freude mich fort! —
Ihr Söhne Judas! könnt ihr das Entzücken,
In klopfender Brust,
Verhalten — ersticken? —
Jerusalems blühende Töchter!
Wird eurer Herzen Dank
Nicht lauter Jubel, nicht Gesang? —

Heilig ist der Freude
Trunkener Gesang;
Dem Allgütigen ein Opfer
Seiner Kinder Dank.

Tönt, gefällige Flöten!
Rausche, Saitenchor!
Stürmt, schmetternde Drommeten,
Zum Throne Jehovens empor!

Heilig ist u. s. w.

Chor der Jungfrauen.

Er lebt, um den wir uns betrübten,
Der Theure, den wir zärtlich liebten!
Erwacht, entschlummerte Lieder:
Jehovah gibt ihn unsern Thränen wieder!

Chor der Jünglinge.

Er lebt, um den wir schon verzagten,
Der Edle, dessen Fall wir klagten;
Erwacht, lobsingende Lieder:
Jehovah gibt ihn unsern Thränen wieder!

Beyde Chöre.

Er lebt, um den wir uns betrübten u. s. w.

Schlußchor.

Preis dem Vater des Lebens,
Der uns aus dem Staub' erhob!
Ueber Erd' und Himmel schalle
Seines Namens Lob!

Frühlingsempfindungen.

Das Land schmückt sich mit jungem Grün,
Dem alten Walde kehrt sein dunkles Haupthaar wieder,
Der Boden schwillet auf, die Winterfluthen fliehn,
Die Gründe sind voll Lärm, die Lüfte voller Lieder.
Nun brennt der Weste Volk von neuer Liebesglut,
Umtaumelt jeden Strauch und schwärmt auf allen Hügeln,
Und furchet unter sich, mit ausgespannten Flügeln,
Der Ströme Fluth.

Nun ist es Zeit, mit Myrtenlaub
Und Silberblüthen Schläf' und Becher zu beschatten;
Nun spotte, dem Gewäsche trüber Weisheit taub,
Die rauhen Sorgen weg, die dich belagert hatten!

Nun ist es Zeit, die krumme Leyer in der Hand,
Vom alten Bacchus voll, auf sonnenrothen Höhen,
Und halb in Wolken, staunend unter sich zu sehen
Ein selig Land.

Nun ist es Zeit, dir nachzuspähn,
An kalten Quellen, und in ungewohnten Büschen,
O Pimpleis, Dein Dichter wird die Tänze sehn,
Die du beginnst, und kühn sich unter Götter mischen.
Was seh' ich? oder täuscht mich fromme Trunkenheit?
Mit goldnem Schimmer strahlt der Hügel Haupt umgeben,
Der mürbe Boden schwankt, der Oder Ufer beben,
Und weit und breit

Ist Alles Glanz und Harmonie;
In leuchtendem Gewölk steigt Phöbus göttlich nieder,
Begleitet von der Musen Chor; ich sehe sie
Gedrängt um ihn, und höre niegesungne Lieder.

Nun rauschet mit Gesang die Schaar den Berg herab,
Und wandelt Hand in Hand, in undurchstrahlten Schatten,
Und zieht den ersten Tanz, auf neu beblümten Matten,
Um Kleistens Grab.

An den Kammergerichtsrath Gause.

In engre Kreise zwingt das rauhe Winterjahr
Die nebelvollen Tage:
Dem Unmuth wird jedoch bey seiner alten Klage
Der kleinste Tag zum Jahr.

Wie lang verkennen wir des Lebens wahren Werth,
Und würd'gen Jahr' und Tage,
Nach selbstgewähltem Pfund und trügerischer Wage,
Durch Leidenschaft bethört?

Der Sohn des Unglücks flucht der Monde trägem Lauf,
Aus menschenloser Höhle,
Und sprengt, in heiſser Wuth, der ungestümen Seele
Das Thor des Todes auf.

Indeſs klagt Ligurin an Phrynens weicher Brust:
Sein flüchtig Leben eile
Mit rascherem Geſieder, als des Lichtes Pfeile,
Und tödtet seine Lust.

In diesen Syrten leuchte Weisheit meiner Bahn!
Will ihre goldne Sphäre
Mir glänzen, so durchfahr' ich beyder Welten Meere
In einem Fischerkahn.

Uns alle nimmt einmal ein gleicher Hafen auf;
Nur dürfen wir nach Willen
Den Strom nicht jagen und das hohle Segel füllen,
Zu fördern unsern Lauf.

Der Ordnung Vater maſs den Weg nach Raum und Zeit,
Den wir durchschneiden sollten,
Eh das krystallne Gleis dis Sonnenräder rollten,
In öder Ewigkeit.

Er läſst des Neleus Sohn drey Männerleben sehn:
Dann muſs von seinen Haaren
Der Sieg mit frischem Laube, noch nach neunzig Jahren,
Den reifen Reiz erhöhn.

Den dritten Theil von Zeit gibt er dem Griechen kaum,
Mit seinem Löwenhaufen,
Vom wundervollen Oſt, siegprangend zu durchlaufen
Den unermeſsnen Raum.

Statt daſs der Säklen Last den winselnden Gemahl
Aurorens niederdrücket,
Der durch den blinden Wunsch der Liebe sich erblicket,
Gewiegt zum andernmal.

Der trank sich endlich wohl des steten Lebens satt,
Nach tausend müſs'gen Jahren.
Und wünschte jeden Tag ein Meer nicht mehr zu fahren,
Das kein Gestade hat.

Und dennoch, Freund, begreift mit angespanntem Geist
Der trunkne Schwarm der Thoren,
Daſs wir, zu schlafen, nicht so thätig sind geboren,
Und handeln Leben heiſst?

Er schlaf' im Grund des Kahns! die Fluth wieg' ihn in Ruh!
Indeſs von uns ergriffen,
Das Ruder rauscht, und wir mit allen Segeln schiffen
Dem letzten Ufer zu.

An Leukon.

Leukon, du Geliebter, du Freund der Götter!
Freundschaft ohne Waffen und Wehr ist stärker,
Als die ganze Hölle, mit Gift und Stahl und
Flamme gerüstet.

Nicht des Neides tückische Rotte, nicht der
Schmähsucht giftgeschwollene Zunge, nicht der
Zorn des unversöhnlichen Schicksals trennt die
Bande der Liebe.

Nicht der Tod ersticket in unserm Busen
Ihre keusche Flamme, nicht alle Wasser,
Die den öden Orkus mit trägen Wogen
Ewig umirren.

An Melpomene.

Seit Afrikus jüngst die brausenden Flügel geschüttelt,
Dahinter Titan sich verbarg;
Ergoſs sich der Himmel, entuferte Ströme bedeckten
Mit heulenden Wogen das Land.

Dione zerriſs den unvollendeten Reihen,
Der Nymphen leichtes Volk entsprang,
Aglaja mit ihren gefälligen Schwestern, und Amor,
Vom zärtlichen Zephyr gefolgt.

Wo ist nun der Schmuck der immer veränderten Tellus?
Der Lauben angenehme Nacht?
Kein grünender Halm, kein lachendes Blümchen entrinnet
Der Erde verschlossenem Schooſs.

Melpomene, komm, mit Kränzen am blumichten Peneus
Gewunden für Rosaurens Haar!
Rosaura sey deiner allgewaltigen Cyther,
Und deiner Flöte Gesang.

Lobgesang auf Amor.

Singt, ihr Hirten, singt den Amor,
Cythereens holden Sohn!
Amor ist der Mädchen Liebling,
Amor ist der Hirten Freund.

Pan ist nicht der Gott der Wälder,
Nicht der Heerden Schutzgott mehr;
Amor ist der Mädchen Liebling,
Amor ist der Hirten Freund.

Singt, ihr Mädchen, in den Wäldern
Cythereens holden Sohn,
Singt den Schöpfer eurer Freuden,
Euren Liebling, euren Freund!

Amor schützt die bangen Heerden,
Amor leitet sie zum Busch,
Amor führt dem treuen Hirten
Sein erwähltes Mädchen zu.

Ihm erzieh' ich Rosenwälder,
Eine ganze Blumenflur;
Was ich künftig sing' und spiele,
Alles soll ihm heilig seyn.

An den lauten Silberbächen,
In der tiefen Thäler Nacht,
Auf den Höhen, in den Hainen,
Ruf' ich seinen Namen aus.

Amor ist der Gott der Götter,
Singt, ihr Hirten, singt sein Lob!
Amor ist der Mädchen Liebling,
Amor ist der Hirten Freund.

Amor, hier an diesem Hügel
Wohne künftig unter uns,
Unter diesen breiten Bächen
Sey dein liebster Aufenthalt!

An Amor.

So lohnst du, Sohn der himmlischen Cythere,
Die tausend Opfer, die ich dir gebracht,
Seit ich in allen Tempeln deine Gottheit ehre
Und deines Bogens Macht?

Also die Lieder, die in Paphos Haine
Mein frommer Mund bey deinen Festen sang,
Wann ich mit Götter-Künsten unbeseelte Steine
Zu deinem Dienste zwang?

Was führst du mich in deine Rosenauen,
Wenn ich davon nicht Blumen brechen soll?
Der Qualen schrecklichste ist: Götterspeise schauen,
Die man nicht kosten soll!

Im Tartarus ſtraft nicht der Sündenrächer,
Den keine Zähre, kein Gebet bewegt,
Mit ärgrer Marter die tantaliſchen Verbrecher,
Als du auf mich gelegt.

Grauſamer, gib mir meine Freude wieder,
Die mit Glyceren mir entriſsen war!
Ich biete für das Mädchen alle meine Lieder,
Mein ganzes Glücke dar.

Willst du Gebet nicht hören, Ungeheuer:
So höre Fluch! Bild, Tempel und Altar
Zerstöre Beil und Glut; und die verfluchte Leyer,
Die dir gewidmet war!

An Phöbus.

Hinab, hinab, mit deinem Wagen,
O Phöbus, in das Abendmeer!
Von allen meinen trüben Tagen
Schlich keiner noch so träg' einher.

In deinen freundschaftlichen Schatten,
O Nacht, erwart' ich heut mein Glück!
Komm bald, verhülle diese Matten
Vor aller meiner Neider Blick!

Wie glücklich hinter jenem Haine
Sinkt die verhaſste Sonn' ins Meer,
Und schon aus ihrem Wiederscheine
Glänzt Hesperus, mein Freund, daher.

Bald spiegelt er in diesen Teichen
Sein wolkenloses Silberbild,
Und Doris kommt mit diesem Zeichen,
Und was ich wünschte wird erfüllt.

An Phyllis.

Du lässest mich in langer Marter sterben,
Bey Furcht und Hoffnung, tausendfachen Tod.
Grausame, willst du mein Verderben,
So gib mir plötzlich was dein Auge droht:
In Einem Blicke tausendfachen Tod!
Willst du dies nicht: was hindert dich, zehntausend Leben
In Einem Blicke mir zu geben?

Empfindungen vor einer Reise.

Schon stampft voll Ungeduld, vor meinem Wagen,
Das brausende Gespann,
Und will zuvor der Sonne jagen
Auf seiner Rosenbahn.

Bald soll der Havelstrom, mit seines Ufers Höhen,
Weit hinter mir entfliehn,
Man soll im Sand die Spur nicht sehen,
Die meine Räder ziehn.

Mein Mädchen zittert schon dem heiſsen Kuſs entgegen,
Den ich ihr aufgespart,
Und ist im Geist auf allen Wegen
Von meiner ganzen Fahrt.

Bald flieht vor meinem Blick ihr unaussprechlich Sehnen,
Ihr liebevoller Schmerz;
Bald drück' ich sie, mit tausend Thränen,
An mein entzücktes Herz.

Wie zögert mein Gespann! gib, Amor, deine Flügel
Den trägen Rossen zu!
Sie reiſsen über Wald und Hügel
Mich meiner Liebe zu.

Hochzeitsgesang.

Die Mädchen.

Komm, komm, holdseliger Gott, vom klaren Bache der Musen
Und deiner aonischen Burg; die schwellende Stirne mit Myrten
Und zeitigen Rosen bekränzt: komm, komm, holdseliger Hymen!

Die Jünglinge.

Komm, komm, gewaltiger Gott! in ewige Bande verstrickest
Du Götter, und Söhne der Götter, und Helden, und Hirten der Völker,
O Hymen! wer wollte dich nicht vor allen Himmlischen ehren?

Die Mädchen.

Schon hat vom dampfenden Berg der unabsehliche Schatten
Die ganze Fläche bedeckt; schon klingen die buschichten Ufer
Vom Unfall der Pandioniden und ihrem unendlichen Jammer.

Die Jünglinge.

Schon hat der Vater des Lichts den diamantenen Wagen
Und sein ermattet Gespann dem Ziele der Rennbahn genähert,
Schon trinken die reissenden Räder die kalte westliche Welle.

Die Mädchen.

Der du die bebende Braut der Mutter Armen entwindest,
Nun eilst du, du Bote der Nacht, mit deinem hellen Gefolge
Vom waldigten Oeta daher; nun kömmst du dem schwülstigen Jüngling
Ein lange gehoffter Triumph, uns aber ein Bote des Unglücks.

Die Jünglinge.

Komm, komm, du mildes Gestirn! du führst die Stunde der Liebe
Den öden Himmel hinan. Ihr segnen die Väter, ihr segnen
Entgegen die Söhne; sie ist der Mädchen heimliches Sehnen,
Obschon ihr heuchelnder Mund des Busens Schläge verleugnet.

Die Mädchen.

Weint, bange Gespielen! Denn Hesperus hat aus unseren Reihen
Die braune Lykoris gerissen; klagt alle mit wankender Stimme,
Klagt alle mit innigem Mitleid die arme, geraubte Lykoris!

Die Jünglinge.

Du kennst, vom Amor gelehrt, du kennst die Thränen des Mädchens,
O Jüngling! sein Weinen ist Trug, ist Lachen hinter der Larve:
Drum lohne der Klage mit Spott! der Mädchen heimliches Sehnen,
Ihr einziger, brennender Wunsch ist dennoch die Stunde der Liebe.

Die Mädchen.

Da liegt der zerrissene Kranz! wie hat der Frevler die Blumen
In alle Winde verstreut! o, amathuntische Myrte,
Du hattest ihr lockiges Haar mit duftendem Laube beschattet!
Du Rose die wallende Brust! Nun sterbt ihr traurig im Sande,
Der göttlichen Anmuth beraubt; die taumelnden Kinder der Liebe
Sind alle bekümmert, sind alle den sinkenden Blättern entsprungen.

Die Jünglinge.

Da liegt der zerrissene Kranz, da liegen die Kinder der Flora
In bunter Verwirrung umher! So decken Gürtel und Kränze
Die langen Wege der Flucht, wann seiner verwachsenen Warte
Mänelius plötzlich entstürzt, die tanzenden Nymphen zerstreuet,
Die seinen gefürchteten Händen auf hundert Wegen enteilen.
Du Jüngling, sammle sie dir, die schönen Trophäen, und jauchze
Dem mächtigen Hymen Triumph, Triumph dem Mädchenbezwinger!

Weil sein gewaltiger Arm den Preis der feurigen Braunen,
Die wilde Lykoris bezwang, Empörer, Empörer, erbebet!
Vor allen Himmlischen rächt sich Hymen mit schrecklicher Rache.
Dem Gott der Ehen Triumph, Triumph dem Mädchenbezwinger!

Die Mädchen.

So blüht im einsamen Grund der keusche, jungfräuliche Laurus,
Von keinem Donner verbrannt, durch keine Beile beschoren;
Aurora tränkt ihn, ihn kühlt der Weste lieblicher Odem,
Ihn pflegt der haarichte Faun, ihn pflegen die Kinder des Peneus:
Hat aber den heiligen Baum, mit seinem tödtenden Aushauch,
Ein brennender Südwind versehrt, gedörrt die glänzenden Blätter,
Dann fliehn Napäen und Faun aus seinem sterbenden Schatten.
Unsträfliche Jungfrau, so bist du die Wonne deiner Gespielen,

Um dich schwärmt ewig der Scherz, das Lachen, die tanzenden Freuden,
Das ganze gaukelnde Chor der wassergeborenen Göttin:
Doch schüchtern fliehn sie davon, wann Hymen mit festlicher Stimme
Dir deinen Brautgesang singt, die funkensprühende Fackel
In rüstiger Hand erschüttert, und lauter und lauter der Jüngling
Den letzten Hymnus beginnt, den Wald und Hügel zurückjauchzt:
Dem Gott der Ehen Triumph, Triumph dem Mädchenbezwinger!

Die Jünglinge.

Zwar hebt die Lilje das Haupt hoch über den Pöbel der Blumen,
Der Arethusens Gestade mit Regenbogen bestreifet,
Und ihr hat Chloris den Thron in den Thälern von Enna gegeben:
Doch strahlt sie dreyfach geschmückt mit jeder unsterblichen Venus,
Der nährenden Ceres gepflanzt auf ihren wetteifernden Busen,
Und in der Zone der Göttin, mit Mohn und Aehren vermählet.

Unsträfliche Jungfrau, so bist du die Blume der seligen Erde!
Dir hat der Vater der Welt von seinem allmächtigen Lächeln
Die halbe Gestalt gelegt in deine leuchtenden Augen:
Doch dann, dann bist du den Himmlischen gleich, dann kömmt der Olympus
In deinen Busen herab, wann Hymen mit festlicher Stimme
Dir deinen Brautgesang singt und mit geflügelter Eile
Dich reiſst der Sehnsucht des ungeduldigen Jünglings entgegen.
Dem süſsen Hymen Triumph, Triumph dem Schäfer der Wonne!
Denn an beglückender Huld weicht er der Unsterblichen Keinem.
Doch ist sein Zorn auch — dies zähme den Trotz rebellischer Mädchen! —
Dem Wüthen der Furie gleich: er furchet die schuldige Stirne,
Und winkt dem höhnenden Spott und gibt dem Satyr die Geiſsel,
Und dehnt das schleichende Alter bis zu der doppelten Länge.
Dem mächtigen Hymen Triumph, Triumph dem Mädchenbezwinger!

An den Misogamus.

Du wirst nicht immer — glaub' es mir! —
Mit meinem liebeskranken Herzen;
Du wirst nicht immer — schwör' ich dir! —
Mit Amors Pfeilen scherzen.

Auch dich erwartet eine Zeit:
Da wird mit unsichtbaren Seilen —
Trotz deiner weisen Sprödigkeit —
Die Liebe dich ereilen.

Die Liebe? nein! Gott Hymen schleuſst
Dich ewig ein in ehrne Ketten;
Wird da dein unterjochter Geist
Wohl seine Ruhe retten?

Weh dir, wann dich als Greisen einst
Der Liebe Wuth umsonst erhitzet,
Und du die Jugend dann beweinst,
Die du so schlecht genützet!

Dann lärmet hinter dir der Hohn
Der schadenfrohen Liebesgötter:
„O, seht ihn doch, Minervens Sohn,"
So rufen sie, „den Spötter!

Wie er ein zweyter Aeson, traun!
Sein Silberhaar in Salben tauchet,
Und ungestümer, als ein Faun,
Gewalt'ge Seufzer hauchet,

Und Amorn dennoch nie erfleht,
Der aus beschneiten Fluren eilet,
Auf jungen Blumen sich ergeht,
Am frischen Bach verweilet.

Laura's und Palämon's Lob.

Idylle.

Daphnis.

Sey mir in dieser stillen Mitternacht gegrüſst!
Ein glücklich Ungefähr führt dich zu mir,
Alexis, komm, und letze dich
Bey meinem Feuer! Lieblich ist's,
Wann alles um und um in Dunkelheit
Gehüllt ist, mit angefachter Glut
Sich einen sanften Tag zu schaffen.
Sieh, wie die Flamme sich gemach erhebt,
Dann sinkt, und plötzlich zu verlöschen scheint,
Dann in die Höhe lodert, daſs es weit
Umher davon bis an den Hügel blitzt!
Wie? wenn wir diese schöne Nacht
Mit einem Liede feyerten?
Alexis, du bist reicher an Gesang,

Als Tityrus, den Phöbus unterwies,
Und meine Flöt' ersang den Preis
In vielen Wettgesängen.

Alexis.

Was willst du für ein Lied? Soll ich
Luzindens Eifersucht, soll ich die späte Liebe
Des bebenden Senecio,
Den ersten jugendlichen Funken singen,
Der in Dorindens keuschem Busen lodert?

Daphnis.

Ernst sey das Lied der Nacht!
Aus dichten Wolken glüht kein Stern
Hervor. Freund! singe du
Palämons Lob, der bey den Göttern ist;
Ich will um meine Laura klagen,
Die mich vielleicht noch itzt an Lethens Ufern liebt.

Alexis.

„Wer weinte nicht, Palämon,
Da deine groſse Seele von uns floh? Da waren
Rechtschaffenheit, und Biedertreu,
Und Menschenlieb', und alle Tugenden
Aus unsrer Flur entflohn. Wer klagte nicht

Den Weisen voll Bescheidenheit,
Den edelmüth'gen Freund in dir?
Die zärtliche Serena, keuchend naht
Sie sich der öden Hütte, findet nicht
Den Vater, sieht im ernsten Auge
Der Brüder eine schwachverhehlte Thräne,
Versteht die Thräne, fordert dann
Den kalten Ueberrest des besten Vaters,
Benetzt sein Antlitz dann mit einem Thränenstrom,
Drückt einen Kuſs auf seine Lippen,
Als wollte sie mit ihrem Oden ihn beleben,
Erhebt sich dann, mit einem Blick,
Der lauter ihren Kummer spricht,
Als mein Gesang. Palämon! alle Töchter
Des Suevus haben deinen Fall betrau'rt.
Von ihrem Klaggeschrey erschollen
Die krummen Ufer, und die Hügel, und
Der hohle Wald in allen seinen Tiefen.
In diesen Tagen schwieg der Feldgesang
Des Hirten, selbst die Heerde gras'te nicht,
Der Stier verschmähte die gewohnte Weide,
Das zarte Lamm den Klee. Dein fesselfreyer Geist
Indeſs, stand auf der Schwelle des Olympus
Begleitet mit der Glorie der Götter
Und blickte Ruh hernieder. Da vernahmen wir
Die Chöre der Unsterblichen, da flog

Dein Lob von aller Hügel Spitzen,
Aus allen schauervollen Hainen,
Aus allen freudetrunknen Gründen
Zum Himmel. Unser Schutzgott ist Palämon!
Baut ihm Altäre, schmücket sie
Mit frischen Kränzen, weihet ihm
Den Segen eurer wallenden Gefilde,
Der Heerde erste Kraft, den Most,
Den mildesten von euren Hügeln,
So oft der Jahre Zirkellauf
Palämons Fest den Fluren wiederbringt!
Die Zeit verzehret alles, sie zerstäubt
Den Helden und sein Denkmal, ebnet Berge,
Löscht Sonnen aus: der Name
Des Redlichen allein, trotzt ihrer Wuth."

Daphnis.

Alexis! aus der glatten Fläche
Des Oceans strahlt selber nicht
Der Sonne feur'ger Wiederschein,
Als jede Tugend, jede That Palämons,
Aus deinem göttlichen Gesange strahlt.
„Ich wag es nicht, die königliche Zeder
Zu singen: mein Gesang verweilt
Im niedern Thale, wo das Veilchen düftet, und
Aus einem Wald von Blättern,
Das holde Kind des spätern Frühlings
Die kleinen Silberglocken hebt.

Mein Lied ist Laura! Seufzt in meine Klagen,
Ihr Bäche! Laura weidet nun nicht mehr
An euren Ufern. Klaget laut,
Ihr öden Haine! Lauras Stimme schallt
Nicht mehr aus euren Tiefen wieder.
Ihr Hügel klagt! Sie tanzet nun nicht mehr
Auf euren Höhen. Klagt ihr Thäler!
Sie blühte mitten unter euren Blumen;
Ein rauhes Lüftchen hauchte sie dahin:
Da neigte sie das Haupt; da starb mit ihr
Des Frühlings Anmuth, der verjüngten Auen Reiz;
Der keuschen Liebe Fackel
Erlosch, da neigten alle Blumen
Ihr welkes Haupt, die glühende Viol' erbleichte,
Des himmlischen Geruchs beraubt;
Halbaufgeblüht, vertrocknete die Rose;
Mit niederhängenden, kraftlosen Zweigen,
Schien jedes Büschchen traurig dazustehn.
Wie wann im jungen Lenz, die Sonn ihr Angesicht,
Der neubegrünten Erd' entzeucht,
Aus kaltem Schlunde Boreas,
Die lange Nacht hindurch Zerstörung haucht;
Dann jammert am bereiften Morgen
Der Hirt um den verlornen Fleiſs, sieht seine Bäum'
Erstarrt, die zarten Blüthen mit dem Laube
Verbrannt, und Florens Kinder all' entseelt.

O Laura; todt ist alles um uns her,
Seit dich der Hauch des Schicksals traf.
Nur dein Gedächtniſs lebt unsterblich unter uns,
Und heilig ist das Thal und heilig ist die Grotte,
Die deinen Staub enthält. Umpflanzt
Sie mit Cypressen! Epheu winde
Sich die bemoosten Wänd' hinan!
Von Rasen steig' ein grünender Altar empor!
So oft des jungen Jahres Pforten
Der helle Stier mit goldnen Hörnern öffnet,
So oft bedecken wir ihn mit bethränten Blumen,
So oft erfüllet unsre laute Klage
Die Luft. Hier, (rufen wir); in dieses Haines Schatten
Schläft Laura. Zärtlich liebten wir
Das Mädchen. Jung und schön war sie;
Ihr schmachtend Auge schön;
Doch unaussprechlich schöner noch ihr Herz."

Alexis.

O, Daphnis, wie hat mich dein Lied erquickt!
Die Sonne, wann ihr früher Strahl
Entfernter Berge Spitzen röthet,
Der Mond, wann er Gebirg' und Wald
Mit Schimmer überzieht, der Bach, der unter ihm,
Geschmolznem Silber gleich, durch Rohr und Binsen schleicht,
Entzückt mich nicht so sehr.

Daphnis.

Wie soll ich dich, Alexis,
Für deinen höheren Gesang
Beschenken? Möchtest du doch diese Flöte nicht
Verschmähen! Philaiden hat sie jüngst,
Nicht ohne Ruhm, gesungen, und Rosalien.

Alexis.

Nimm diesen Stab dafür!
Nur wenig Stäbe gibt es, ihm an Wuchs
Und Farbe gleich. Die kleine Dorilis
Hat ihn mit bunten breitern Bändern
Umschlungen; reizend spielen sie,
Wie Phöbus Strahl im frühen Thau.

An Laura.

Du, deren Armen mich die strenge Pflicht entrissen,
Bey deinen letzten liebetrunknen Küssen
Schwör' ich: mein Geist, bist du gleich fern von mir,
Mein ganzer Geist ist noch bey dir.

Dir folg' ich ungesehn, mit dir in stillen Hainen
Vor Sehnsucht meine Tage zu verweinen,
Mein Odem ist die Luft, die dich umspielt
Und die bethränte Wange kühlt.

Ich wache, wenn du schläfst, im Schatten deiner Bäume,
Die Träume, die du träumst, sind meine Träume;
Ich sage jedem Lüftchen: fleuch von hier!
Denn Laura träumt, und träumt von mir.

Und zürnt der Himmel stets: so will ich doch vom weiten,
Mein Leben, wie dein Schatten dich begleiten,
Bis ewig uns, wann wir genug geirrt,
Elysium vereinen wird.

An Ismene.

Du klagest, daſs von deinem mütterlichen Strande,
Ismene, dich dein Glück verwies?
Klag' nicht! die Freude wohnt in einem jeden Lande,
Dem seine Rosenwangen der junge Morgen wies.

Was fehlet dir in diesen heerdenreichen Matten,
In dieser tiefen Thäler Schooſs?
Dir singt der rege Wald, dir ranken kühle Schatten,
Dir rieseln Silberbäche, dir schwillet sanftes Moos.

Du bist die Grazie, die Muse dieser Hügel,
Du bist die Blume dieser Flur;
Dir schwärmt der leichte West mit immerregem Flügel
Um deine Locken; Rosen entsprossen deiner Spur.

Du bist mein Lied; dir geben meiner Leyer Töne
Die Krone der Unsterblichkeit.
Nichts ſehlet deinem Glück, als was du nur, Ismene,
Dir geben kannst: Des Herzens gesetzte Genügsamkeit.

Auf Chloe.

Mein braunes Mädchen lächelt, wie bey klarer Nacht
Der blöde Mond hervor aus ſalben Wolken lacht,
Wie von dem hohen bedorneten Throne
Die schöne Tochter des Lenzen, der Blumenfluren Krone.

Ihr Busen trennte kaum der zarten Knospe Band,
Ihn hätte noch, von Jugendlust entbrannt,
Kein taumelnder Zephyr umspielet,
Kein frischer Morgen ihn mit seinem Thau gekühlet.

Und mit dem Kuſs, der noch des Himmels Necktar haucht,
Hat ihr Aglaja kaum den Schimmer angeboren,
Darin Titania die Kleider taucht,
Wann Phosphorus sein Gold verloren.

Und dennoch ist sie schon das Auge der Natur,
Der Amoretten Pflege, der Gesang der Musen,
Adonis hätte sie von Sidans Flur
Erkoren für Cythereus Busen.

O wende, Cypria, wann nun der Mittag naht,
Von deiner Blume Schooſs die scharfen Sonnenpfeile,
Damit, bis Chloe sie gebrochen hat,
Ihr frischer Schimmer sich verweile.

Auf Chloen aber wende deine ganze Macht,
Damit ihr reifer Reiz mein künft'ger Himmel werde!
Denn wenn mir Chloens Auge lacht,
Bin ich der Herr der weiten Erde.

An Laura.

Du Mädchen mit den groſsen himmelblauen Augen,
Was singst du mir von Liebe vor?
Kein Wort fällt lieblicher ins Ohr,
Und kein Gedanke füllt die Seele mehr mit Freuden.
Und singst du mir von Liebe vor:
So steigt in trunkner Lust mein ganzer Geist empor,
So bin ich ganz Gefühl, so bin ich lauter Ohr.

Doch Laura, kennst du wohl die Leiden
Der Liebe? Kennst du wohl der Sehnsucht stummen Schmerz,
Den ein verwundet Herz
In seinen tieſsten Falten nährt,
Der unbemerkt an unserm Leben zehrt,

Dem keine Weisheit, dem die Tugend selbst nicht wehrt;
Den unerquicklichen, rastlosen Schlummer
Der zweifelhaften Hoffnung, ihn,
Den wutherfüllten Kummer
Betrogner Liebe?
Sahst du der Eifersucht gefürchtet Auge glühn,
Und Menschlichkeit und Recht vor ihrem Dolche fliehn?
Unmöglich! Solltest du die Qualen alle kennen:
Dein weiches Herz, es würde mir ein Glück nicht gönnen,
Das so zweydeutig ist.
Wie, Freundin, oder bist
Du Göttin g'nug, der Liebe flatterhaften Freuden
Die schnellen Flügel zu beschneiden?

Laura an den Dichter.

Du windest dich von meinem Busen,
Und aus der treuen Mutter Schooſs,
Du holder Liebling aller Grazien und Musen,
Mit ungestümen Armen los?

Wohin gedenket dein Verlangen?
Wohin entführt dich dein Geschick?
Mein thränend Auge, meine blaſsgehärmten
Wangen,
Mein stummer Gram ruft dich zurück.

Umsonst! du fliehst mich, Ungetreuer!
«Gewiſs» — so lispelt mein Verdacht; —
«Hat wieder eine neue Liebe neue Feuer
«In deinem Busen angefacht!»

Denn deine Gunst gleicht Frühlingswinden,
Die jede Tochter Florens schön,
Und anmuthsvoll und schön ein jedes Kräutchen finden,
Das sie auf ihrem Wege sehn.

Die du nun ewig ihn gebunden
In deinen seidnen Banden glaubst,
Befahre, daſs du mit der Liebe kurzen Stunden
Dir nicht des Lebens Freude raubst!

Denn bey dem ersten meiner Blicke
Verläſst er dich, eh' du es meinst,
Und eilet ausgesöhnt an meine Brust zurücke
Und lacht der Zähren, die du weinst.

Klagen über Phyllis Abschied.

Hier war es, wo ich noch vor wenig Tagen
Mit meiner lieben Phyllis ging,
Wo ich von ihr — euch, Büschen, darf ich's sagen! —
Den ersten Kuſs empfing.

Hier war es, wo sie gestern noch im Kühlen,
Mit ihrer rosenweichen Hand,
Mit Blumenkronen, unter Zephyrs Spielen,
Mein fliegend Haar umwand.

Hier war es, wo mit thränennassen Wangen,
Mit schmachtendem gesenkten Blick,
Das Mädchen sprach: „Mein Liebling, mein Verlangen,
Zu kurz war unser Glück!

Ich würde nie von deiner Seite gehen;
Auch weich' ich nur der stärkern Macht,
Die unsrer Thorheit, wenn wir widerstehen,
Und unsrer Thränen lacht.»

Nun trennen uns Gebirge, Ströme, Matten,
Und, ob die Lieb' uns wieder lacht,
Darüber hängt mit undurchdrungnen Schatten
Des Schicksals tieſste Nacht.

An Amaryllis.

Wo du dem hagern Plutus dienst,
Da bist du, Liebe, nicht mehr Liebe,
Da bist du, Tugend, nicht Verdienst,
Da wallt das kalte Blut von keinem edlen Triebe!

Konkordia vereint da nicht,
Die Seelen ewig ſest zuſammen,
Man duldet sich aus traur'ger Pflicht,
Und hungert im Genuſs und ſrieret in den Flammen.

Nicht selten hat die Zwietracht da
Den hochzeitlichen Wein vergiſtet,
Und, wo man Lieb' und Freude sah,
Ein ganzes Höllenreich von Elend angestiſtet.

O, Amaryllis, hast du Muth,
Ein beſsres Glück von mir zu lernen;
So sollen Segel, Wind' und Fluth,
An Cypriens Geleit, dich schnell von hier entfernen.

Bey meiner kleinen Hütte thront
Der unschuldsvolle, stille Friede;
Ein holder Gott! wo dieser wohnt,
Da wird die Liebe nie des süſsen Lebens müde.

So wie kein Reichthum uns beglückt,
So soll uns Armuth nicht betrüben.
Kein Gold macht uns zur Lust geschickt:
Man liebet ohne Zwang, man liebet um zu lieben.

Man liebt der frohen Tugend Scherz,
Die keusche Scham auf Rosenwangen;
Die Zärtlichkeit füllt jedes Herz;
Geliebt zu seyn: darf man nur lieben und verlangen.

Hast du zu meinem Glücke Lust,
O Amaryllis, mein Verlangen!
So komm, an meiner treuen Brust,
Von einer bessern Welt den Vorschmack zu empfangen.

An Laura.

Laura, dürft' ich deine süſsen
Augen unablässig küssen:
Würden dreyſsig Myriaden
Küsse mich nicht überladen;
Nicht, wenn sie gesäet wären
Dichter als die weissen Aehren.

An meine Freunde.

Klagt ihr, daſs des Jahres Frühling
Allzuschnell verblüht?
Kehrt er doch mit neuen Freuden
Immerfort zurück.

Klaget, daſs des Lebens Frühling
Allzuschnell verblüht!
Denn der kehrt, ist er vergangen,
Ewig nicht zürück.

Der Winter.

An Doris.

Idylle.

Wie schön ist deine Mitternacht,
Wie reizend ist dein Silberkleid,
Dein Angesicht, wie freundlich!
Natur, wie lacht dein heitrer Blick,
Wie lacht er Freud' umher!
Wie mannigfaltig breitest du
Den Hirten, deinen erstgebornen Söhnen,
Den unerschöpften Reichthum deiner Schönheit
aus!
O Doris, glücklich bin ich, daſs ich dir
Erzählen darf, was meine trunkne Seele fühlt!
Was wär' es, wenn ich tausendmal so viel
Für mich allein empfände?

Was wär' es, wenn ich ohne dich, ein Gott,
Im goldnen Himmelssal,
Mich nährte mit Ambrosia?

Ich bin ein Hirt, und hab' ein Mädchen,
Das Glück und Freyheit mit mir theilt:
Bedarf ich mehr? Ihr Erdengötter, sagt;
Sagt, ihr Olympier: bedarf ich mehr?

Ja, Freundin, ja! dein Sonnenblick
Hellt mir die Schöpfung auf, zertheilt die Nebel mir.
Im wüsten Thal, das Schnee bedeckt,
Im schwarzen Tannenhain,
In dem bereiften krausen Busch
Seh' ich, und in des Dorfs berauchten Hütten,
Ein Lustgefild', und ein Getös des Stroms,
Und in den Stürmen hör' ich Harmonie.
So mög' an deiner Seite mir
Des Lebens Lenz verfließsen! Kömmt der Winter einst,
Und deine Rosen sterben dann,
Und deine Stimme bebt, und meine Schritte lenkt
Ein Dornenstab, und Reif bedeckt mein zitternd Haupt:
Dann mag von uns der Tändeleyen Chor

Und Cypris kleiner Sohn entfliehn,
Der frohe Jugendspiele liebt.
Bleibt uns die weise Freude doch zurück,
Die von der Unschuld stammt; bleibt uns die Liebe doch
Zurück, die frey von Leidenschaft,
Gleich einem unbestürmten Bach,
In blumenreichen Ufern flieſst.

An Delia.

Die du, gleich dem Frühlingshimmel,
Itzt von Phöbus Strahlen glühst,
Itzt mit fürchterlichen Wolken
Deine schöne Stirn beziehst;

Die du oft in Einer Stunde
Mehr als einmal lachst und weinst,
Itzt in Liebe zu verflieſsen,
Itzt vor Zorn zu brennen scheinst:

Delia, mein Herz, von tausend
Ungestümen Sorgen voll,
Zweifelt, ob es dich noch lieben,
Oder dich verachten soll?

Engel, so du wolltest, schlössen
Dich in ihre Reihen ein;
Mädchen, und du kannst dich weigern,
Unter ihrem Chor zu seyn?

Wag' es, da dein Herz noch wanket,
Deinen Vortheil einzusehn!
Sanftmuth, die sich nicht verleugnet,
Machet erst die Schönheit schön.

An den Schlaf.

Holdester von allen Göttern,
Blicke mich doch wieder an!
Soll ich dich allein entbehren?
Hab' ich was nicht recht gethan?
Büſs' ich irgend einen Frevel,
Neid, Gewinnsucht, stolzen Wahn?

Nichts ist auf der stillen Weide,
Nichts ist in den Lüften wach,
Blumen schlieſsen sich und ahmen
Dem entschlafnen Menschen nach;
Auch das wilde Meer entschlummert,
Und der kleine Schmerlenbach.

Aber ich seh schon vergebens
Siebenmal das Sonnenlicht,
Hespers silberhelle Fackel

Und Aurorens Angesicht,
Und mein thränennasses Auge
Schlieſset noch kein Schlummer nicht.

Holder Gott, zu dem ich flehe,
Wenn dich irgendwo vielleicht,
In den Taumel seiner Freuden,
Ein erhitzter Jüngling fleucht,
Oder von dem Rosenlager
Wollusttrunken dich verscheucht:

O, dann eil' auf leichten Schwingen
Meinem niedern Dache zu!
Ich begehre nicht des Reichen,
Deines Lieblings, satte Ruh;
Schleuſs mit deines Stabes Spitze
Nur mein müdes Auge zu.

An Licinius.

Licinius, geneuſs der schnellen Lebensjahre,
Weil noch kein Lenz verzeucht,
Und noch die Wangen nicht und die gelockten Haare
Gehäuſte Sorge bleicht!

Wer weiſs, wie nah das Ziel der trunknen Jugend Freuden
Die Götter dir gesteckt,
Ob dich zu Thränen nicht, ob nicht zu schweren Leiden
Die nächste Sonne weckt?

Vergebens schäume nicht in der bekränzten Schaale
Lyäens reinstes Blut,
Vergebens sey dir nicht im nahen Veilchenthale
Die braune Chloe gut!

Die Weisheit selber ruft, zu zeitigem Genusse,
In ihren Rosenhain,
Und weihet ihren Freund, mit einem Schwesterkusse,
Zu keuscher Wollust ein.

An Dorilis.

Holde Freundin meiner Seele!
Dieses Blümchen brach ich dir,
Diesen Erstling unsers Frühlings,
Einer ganzen Wiese Zier.

Aus dem hochgeschoſsnen Grase
Sah es nur verschämt empor:
Auch vor stolzeren Gespielen
Drängest du dich nicht hervor.

Sieh, in deinen weichen Händen
Ruht das süſse Blümchen nun;
Aber bald wird es, gepflanzet
Auf den Busen, stolzer thun.

Sanftes Mädchen, itzt verdunkeln
Stolzere Gespielen dich;
Doch gibt Amor dir die Krone,
Und mein Herz erwählet dich.

Klagen über Laura's Tod.

Holdes Ufer, wo ich sonst nach langem Leide
Jede mir geraubte Freude,
Glück und Leben wiederfand,
Du mein zweytes Vaterland.

Muſs ich nun mit dunkeln, thränennassen Blicken,
Banges Ufer, dich erblicken?
Flur, die mir sonst Ruhe gab,
Oeffnest du mir nun ein Grab?

Welch ein Anblick, welche grauenvolle Scene!
Dieser Schatten wäre jene
Grazie, die jugendlich,
Keinem Himmelskinde wich?

Diesen Augen, die der letzte Schlaf geschlossen,
Wäre vormals Lieb' entflossen?
Diese Wangen, welk und bleich,
Wären Laurens Wangen gleich?

Edle Jünglinge, wenn ihr für Lauren branntet,
Mädchen, wenn ihr Lauren kanntet,
Gebt nicht meinem Zweifel Licht:
Was ich seh', ist Lauren nicht.

Doch umsonst! Die Klage dringt zu meinen Ohren:
«Laura ist für uns verloren!»
Wald und Hügel weit umher
Seufzen: «Laura ist nicht mehr!»

Wie die Rose, die der sanfte Jüngling schonte,
Sah, und wiedersah und schonte,
Plötzlich vom Orkan gefafst,
Abgerissen, fällt, erblafst:

So erblafste Laura. — Schone ihrer Jugend,
Himmel! diese frühe Tugend,
Diese Heilige, die nie
Dich erzürnte, schone sie!

Schone Lauren, die von engelgleicher Güte
Mehr als ihre Schwestern glühte,
Und in ihrer Schwestern Schaar
Ohne Neid geliebet war —

Todesengel, schone! — Da ich so noch flehte,
Wallt' in einer Morgenröthe
Laura zum Olymp empor,
Und ein goldnes Harfenchor

Tönte: „Junger Seraph, eile! Deiner Erde
Schattenfreuden sind Beschwerde;
Nimm den zeitigen Gewinn
Deiner frühen Tugend hin!

Höre deine Würde: Sonnenstrahlen sollen
Sich um deine Stirne rollen;
Sey im seligsten Genuſs
Deiner Freunde Genius!“

An den Präsidenten von Rohr.

Wann Boreas sein Nest
An Thuleus Strand verläſst,
Entschlossen, wider uns zu wüthen:
In dieser bangen Zeit,
Freund, ist es Seligkeit,
Den warmen Heerd zu hüten.

Wem dann ein edler Wein,
Vom Ister oder Rhein,
Im väterlichen Becher schäumet,
Der hat der Freuden mehr,
Als Vater Jupiter
Bey seinem Necktar träumet.

Der hört voll Weins und Lust,
An Chloens treuer Brust,
Die mit ihm Leid und Freude theilet,
Nicht, wie des Hagels Last
Um Dach und Fenster ras't,
Und Fluth und Himmel heulet.

An Bacchus.

Komm', guter Vater Evan,
Verjage mir den Amor
Mit diesem Bacharacher!
Erschlaffen laſs die Sehne
Von seinem Silberbogen,
Und tauche seine Fackel
In diesen vollen Eimer!

Gerechtes Mitleid.

Nicht den Sisyphus beklag' ich,
Nicht den schwindelnden Ixion,
Nicht den schreyenden Prometheus.
Arbeit, Schwindel, Seitenstiche
Sind den Sterblichen nicht fremde.
Unter allen Hochverräthern,
Die der Acheron umschlieſset,
Jammert mich der arme Tantal.
Der Verlaſsne schmachtet, lechzet,
Dorret, daſs er brennen möchte —
Und kein Mensch gibt ihm zu trinken!

Trinklied.

Wir säumen; wir verweilen,
Uns zu erfreun?
Soll nicht ein Weiser eilen
Vergnügt zu seyn?

Auf, Brüder, füllt die Schalen!
Der Tag ist's werth,
Der nie mit gleichen Strahlen
Zurückekehrt.

Lyäus! deine Gaben,
Braucht' ich sie nicht,
Verdient' ich nicht zu haben:
Gebrauch ist Pflicht.

Die Wassertrinker müssen
Wie wir davon,
Und lange vor uns grüſsen
Den Pflegethon.

Dagegen könnt ihr glauben:
Es hält im Lauf
Der klare Saft der Trauben
Das Leben auf.

Ja! gönnt' uns nur das Leben
Der Parze Neid;
So flöss' uns aus den Reben
Unsterblichkeit.

Dithyrambus.

Ich fühl', ich fühle deine Feuer,
Du göttlicher Tokaier,
Du königlicher Wein.
Reicht mir die mächt'ge Leyer:
Es sollen seine Feuer
Unsterblich seyn!

Unsterblich seyn? —
So nehmt sie nur zurück, die Leyer,
Und schenkt noch einmal ein:
Es sollen seine Feuer
Durch Thaten ewig seyn!
Ich will, ich will verliebte Kriege,
Mir sagt die Hoffnung süſser Siege:
Ich werd' ein Cäsar meiner Zeiten seyn.

Ja seht! dort taumeln Liebesgötter
Berauscht von meinem Wein,
Und streuen Rosenblätter,
Und pflanzen einen Myrtenhain!
Soll dieſs mein Schlachtfeld seyn;
So eilt nicht blanke Waffen,
Ihr Knaben, mir zu schaffen,
So bringt nicht Schild und Speer:
Bringt rasche Kämpferinnen her,
Bringt mir die braune Doris,
Die kriegerische Chloris,
Und Lauren und Nerinen,
Und alle, die mein Herz verdienen!
Denn sonst, ihr süſsen Kinder,
Kann ich auf solchen Wein
Kein würd'ger Ueberwinder,
Kein Cäsar meiner Zeiten seyn.

An Lydia.

(Nach Horaz.)

Der Dichter.

So lang ich Allen vor in deiner Liebe ging,
Und deinen weiſsen Hals kein Anderer umfing,
War mir an Wonne nicht, in seinem weiten Reich,
Der Perser König gleich.

Lydia.

So lange du für mich, für mich allein gebrannt,
Nicht Chloen, mich allein die Deinige genannt,
War deiner Lydia, im ganzen Himmelreich,
Nicht Eine Göttin gleich.

Der Dichter.

In meinem Herzen ist itzt Chloe Königin,
Sie, des Gesanges und der Laute Meisterin.
Ich würde, könnte sie dafür unsterblich seyn,
Des Todes Pfeil nicht scheun.

Lydia.

Ich sehe nun für mich den blonden Medon glühn,
Er glühet ganz für mich, ich glühe ganz für ihn;
Ich würde selbst, könnt' er dafür unsterblich seyn,
Zwiefachen Tod nicht scheun.

Der Dichter.

Wie? wenn die alte Lieb' in unsrer Brust erwacht,
Und unsern Zorn versöhnt, und uns mit neuer Macht
In stärkre Bande zwingt, und Chloens Nektarkuſs
Dem deinen weichen muſs?

Lydia.

Zwar ist am Himmel nicht ein Stern so schön
als er,
Und wüthender bist du, als das ergrimmte
Meer:
Doch würde mir mit dir das Leben nicht gereun,
Und Sterben Wonne seyn.

Venus und Amor.

(Nach Sannazar.)

Venus.

Woher die Veilchen, lieber Knabe?

Amor.

Auf lauem Schnee fand ich sie, dir zur Gabe;
Und sie sind alles, was ich dort gefunden habe.

Venus.

Auf lauem Schnee die Veilchen, Kind?

Amor.

O, sieh doch! macht mich nicht der Zauber blind?
Was ich für Schnee hielt, war —
Naidens Busen bloſs und bar.

Venus.

Nun, was du sagst! Allein
Du pflegst ja sonst bewehrt zu seyn;
Itzt bist du waffenlos: das steht nicht fein!

Amor.

Ach, Mutter! da ich zu Naiden kam,
Und mir von ihrer Brust die süſsen Blümchen nahm,
Hatt' ich den Bogen noch, war noch der Köcher mein:
Wo wird das alles itzt, als bey Naiden seyn?

An die Grille.

(Nach Sarbievius.)

Die du dich in Blüthen hüllst,
Die du, trunken von Aurorens Thränen,
Feld und Wald mit deinen Tönen,
Und dein Herz mit Freude füllst:

Sich! der lange Frost hört auf,
Und der Lenz besteigt den leichten Wagen:
Sängerin, mit sanſten Klagen,
Zögre seiner Räder Lauf!

Unsre gute Stunde fleucht,
Wie sie kömmt, hinweg von unsern Hütten.
Freude geht mit Riesenschritten;
Nur der träge Kummer kreucht.

An Diana.

Königin der Wälder, unsträfliche Jungfrau,
Die du, dreymal beschworen, die zagenden Mädchen
Dem Tod entreiſsest und zu frohen Müttern
Glücklicher Söhne machst!

Diese, meinen Meyerhof schützende Linde
Sey dir, hülfreiche Tochter Latonens, geweihet:
Weil mein Amyntas eines jungen Amors
Fröhlicher Vater ward.

Die Hügel bey Rathenau.

Euch sollt' ich nicht singen, ihr Hügel am blumigten Rande der Havel,
Ihr Hügel, mit Saaten und Rebengeländern bekleidet, mit Gärten
Und Auen umgürtet? Euch sollt' ich nicht danken, daſs ihr den Busen
Mit schuldloser Freude mir füllt, nicht danken, daſs ihr den Geist mir
Zu groſsen Entschlüssen erhebt, das Herz zu Thaten begeistert?

Ihr schlummernden Musen erwacht; begleitet meine Gesänge!
Und du, mein einziger Freund auf diesem Winkel der Erde,

Mein Leukon, höre mir zu! hier wo kein König mich höret,
Wo mich kein Mädchen versteht, hier gilt dein redlicher Beyfall,
Für Gold und schimmernden Ruhm und alle Freuden der Liebe.
Willkommen im purpurnen Ost, durchsichtige, thauende Wolken!
Eilt wehend den Himmel hinan! Erfrischet die sinkenden Aehren,
Beperlt die Kräuter im Thal, füllt Florens lechzende Kelche,
Verklärt die farbigte Scene, daſs meinem spähenden Auge
Von ihren Grazien keine, keine von allen entfliehe!
Hier ruhe mein wallender Fuſs, hier auf der Zinne des Hügels,
Wo sich dem Auge des Sehers die weiteste Landschaft eröffnet!
Hier hauche mich an, du frisches Morgenlüftchen! hier tränke
Mit deinem ersten Strahle mich, allbelebende Sonne!
O welch ein buntes Gemisch von Aehrenfeldern und Auen,
Von rauchenden Teichen und irrenden Strömen, von Gärten und Hütten!

Hier schwimmt die reifere Saat den hangenden Hügel hinunter,
Ein festlicher Anblick dem Landmann, der lange voll Ungeduld forschet,
Ob nicht die bräunlichen Körner den trockenen Aehren entfallen.
Schon ist die Sichel geschärft; schon sinnen die freundlichen Mädchen
Auf Bänder und Blumen, dem braunen Mäher die Stirne zu schmücken;
Schon kömmt der erflehte Tag, der so viel Arbeit belohnet,
Der so viel Entzücken verbreitet, der Alle, der Alle beglücket,
Der Hirten und Könige speis't. O, jauchzt ihm, dem besten der Tage!
Laſst Erd' und Himmel und Meer von eurem Jubel erschallen!
Indeſs erwartet im Thal dort unten ein jüngres Getreide
Des Löwen heiſsere Wuth. In langen wallenden Strömen,
Und in der Farbe des Meers, wann Eurus und Afrikus schlummern,
Fleuſst dort der Haber hinab; dort droht mit glänzenden Spitzen
Die dichtere Gerste: das Feld, es scheinet von Aehren zu starren.

So steht, zum Kampfe bereit, der Brennen schrecklicher Phalanx;
So schimmert die Rüstung; so scheint das Feld von Dolchen zu starren.
Mit mannichfaltigerm Reiz, mit minder furchtbarer Schönheit,
Sind jene Gefilde geschmückt. Da kränzen Hecken von Rosen
Und Schlehdorn die mahlerisch wechselnden Beete; da bläht sich in Purpur
Der Mohn, und blicket voll Stolz auf gemeine Kräuter herunter;
Der nützliche Flachs erschlieſset da die kleinen lasurenen Blümchen;
Da füllt die nährende Bohne die Luft mit süssen Gerüchen.
Entfernet den muthigen Stier, ihr Hirten, von diesen Revieren,
Daſs nicht sein achtloser Fuſs die grünen Wände durchbreche!
Die Hausfrau, wie würde sie trauern, wenn ihre verwüsteten Beete
Nicht auf den Winter mit Speise die Vorrathskammern erfüllten;
Mit Flachs nicht, den müſsigen Töchtern die dunklen Stunden zu kürzen!
Dort winken durchwässerte Gründe, von silbernen Pappeln umzäunet:

Da laſst die brüllenden Heerden aus Schilf und Binsen hervorgehn!
Vergiſsmeinnicht blüht da; da rieseln die schäumenden Bäche durch Veilchen,
Und Liljen und Klee; da wurzelt der aromatische Kalmus;
Basiljen hauchen von fern und Thymian stärkende Düfte.
So düften die Wälder von Ceylon; so dufteten vormals die Gärten
Der Hesperiden von fern'. Ich, ein arkadischer Jüngling,
Voll Liebe das Herz, voll Liebe zu einem zärtlichen Mädchen,
Das itzt an fernen Gestaden sein einsames Leben verseufzet;
Ich nähre hier Jahrelang schon ein immerwachsend Verlangen;
Die nahen Haine sind lange mit meiner täglichen Klage
Vertraut; es hört sie der Abend; es hört sie der dämmernde Morgen.
Umsonst! Durch Leiden wird nicht das harte Schicksal gebeuget.
Was soll mir denn die Sikulerflöte? Soll ich denn immer,
Wie Philomele, mein Leben in eitler Klage verlieren;

Den Hirten ein Sprichwort? Soll ich denn immer vergebens hier sitzen,
Und Blumen brechen und Kränze winden, die Kränze mit Thränen
Benetzen, und ihre Blumen in alle Winde verstreun?
Wohin gerath' ich? Zurück, o Muse! Indem wir so trostlos
Uns härmen, hat Titan bereits sein feuchtes Bette verlassen.
Blick auf! sein glühendes Antlitz strahlt alle Nebel vom Himmel,
Erlaube der fröhlichen Weisheit mit Einem belebenden Strahle
In deine Seele zu blitzen: so sind des nichtigen Kummers
Gethürmte Wolken besiegt, und ist dein Himmel erheitert.
Wie lieblich blinken von allen Seiten die Dörfer aus Büschen,
Hier noch von Bergen beschattet, dort mit besonneten Thürmen,
Und Schlössern und Seen! Schon rufen die schallenden Glocken den Landmann
Mit Sens' und Rechen ins Feld: er kömmt, der thauigten Wiese
Den sternebesäeten Brautschmuck zu rauben; schon rauschet das Eisen;

Die zarten Blumen, sie sinken, es schützt sie nicht Jugend, nicht Farbe;
Sie sinken wie andere verachtete Kräuter; sie welken wie diese,
Und dienen Einer Heerde zuletzt zur Speise wie diese.
Ihr fröhlichen Mäher, die ihr in langen, gemessenen Reihen,
Nach Takt und Schritt die Sensen schwingt; ihr blühenden Mädchen,
Mit zackigten Rechen bewehrt: verfolgt die Arbeit des Tages,
Mit unermüdetem Arm, mit immerwachendem Auge!
Denn hier, wo die fettere Weide den wankenden Boden bedecket,
Hier lauert die fleckigte Viper mit giftgeschwollenem Halse.
Hier wollt' ich meinem Feinde nicht ohne Waffen zu wandeln,
Nicht sorglos im Grase, nicht Augenblicke zu schlummern erlauben.
Oft hat sie den Jüngling betrogen, der keine Tücke befahrend,
Die blumigten Pfade, vertieft in romantische Träume, verfolgte:
Der Unglückselige fühlt zugleich die brennende Wunde,

Und sieht den fliehenden Feind. Nichts kann sein Leben erretten:
Kömmt ihm die Hülfe nicht stracks auf eilenden Flügeln entgegen.
Weh ihm, wenn er verlassen da liegt, und winselt, und keiner
Ihn hört! Dann rinnet das Gift, in grünen Strömen, von Ader
Zu Ader, dann rettet nicht Giron, dann rettet nicht Phöbus Apollo.
Ihn findet zu spät die jammernde Mutter; sie sucht' ihn schon lange,
Den Liebling: da liegt er, nicht mehr der schöne, der blühende Jüngling;
Sie würd' ihn nicht kennen, wenn nicht sein brechendes Auge noch spräche;
Sie beugt sich über ihn hin, und netzet mit Zähren sein Antlitz,
Und darf ihn nicht küssen, und darf von seinen schwellenden Lippen
Nicht diesen traurigen Trost für ihr übriges Leben noch ärndten.

Noch eine Scene voll Reiz, von keinem Sänger gesungen,
Beut unserm Liede sich an! dann, helikonische Freundin,

Dann laſs zu jenem einladenden Hügel uns eilen, den Bacchus
Gepflanzt hat; ihn schützt ein undurchdringliches Laubdach: da soll uns
Kein Sonnenstrahl finden; da soll, indem wir den Vorsatz zu singen
Verfolgen, unmerkbar die schwüle Mittagsstunde vorbeygehn!
Ihr dunklen Haine, die ihr den weiten Gesichtskreis beschlieſset,
In eure schauernde Schatten will ich die blöckenden Heerden
Begleiten; mit ihnen will ich die krausen Hügel besteigen;
Da soll die Mänalische Flöte vergessene Geschichten erwecken.
Auf seinem Stabe gestützt, mit tiefer stummer Verwundrung,
Vernimmt sie der Hirt, und singt sie dereinst den horchenden Enkeln.
Wie sich gleich einem Amphitheater die Wälder erheben!
Wie Licht und Farbe wächst durch tausend unmerkliche Stufen!
Wie sich der düstere Grund zuletzt im Schimmer verlieret!
Dort schwellen Hügel empor, aus brauner Tiefe, mit hellen,

Vergoldeten Büschen: dort drohen kahle, sandigte Spitzen,
Wie Wetterwolken gethürmt; in Dampf und Nebel verhüllen
Sich ferne, blaue Gebirge; von allen am nächsten der Bühne
Des Himmels, stehn jene den donnernden Winterstürmen entgegen.
Sie waren ehemals, (so sagt die Geschichte) heilig der Göttin,
Die ihre getreuen Brennen durch lange Jahrhunderte schützte.
Hier stand die glänzende Triglaff, hier streute sie schreckliche Strahlen,
Die dreyfache Stirne gekränzt mit immergrünenden Tannen;
Hier tönte der Barde das Lob der Männer, die Freyheit und Ehre
Mit Blut und Wunden erkauften; hier schlug dem feurigen Jüngling
Das Herz, der stolze Gedanke stieg auf, an Ehre den Vätern
Zu gleichen, der Freyheit Stütze, der Feinde Schrecken zu werden.
Dann rauschte die Lanze zum Kampf; dann klangen die ehernen Schilde,
Die Rosse wieherten laut, vom Lärm des Kriegs erschollen

In ihren Tiefen die Wälder, dann flogen festliche Flammen
Vom Altar auf: das Blut geschlachteter Opfer in Strömen
Entrann den Bergen; versöhnte Götter donnerten Beyfall
Vom hellen Himmel herab. So schuf die Frömmigkeit Helden!
So kam der Brenne zum Sieg; so schreckt' er Ausoniens Adler
Von seinen Wäldern zurück, in seinen Wäldern ein Löwe,
Den keiner zu reizen gewagt. Ihr, seine glorwürdigen Enkel,
Ihr Helden Friedrichs! wann euch dereinst in's blutige Schlachtfeld
Die Stimme des Vaterlands ruft: o, dann, dann, trauet allein nicht
Der Kraft des sterblichen Arms, dem Rathe menschlicher Weisheit!
Der Ewige lenket den Sieg nach seiner entscheidenden Wage,
Und lacht des hohen Triumphs, den stolze Zuversicht träumte.
In gleicher Entfernung vom blinden Selbstvertrauen, und bangem
Unedelmüth'gen Verzagen, ärndtet die Tugend den Lorbeer.

Sieh jenen Hügel, den Eichen und zackigte Tannen beschatten!
Ein Denkmal bestrafter Kleinmuth, verbirgt er die finstere Stirne.
In jener eisernen Zeit, wo Thuistons entartete Enkel,
Der göttlichen Abkunft uneingedenk, von tausend Tyrannen
Die Fessel trugen, regierten Askaninens Fürsten von Guttals
Gestaden, bis an den leimigten Elbstrom. Da diente der Brenne,
Mit lautem Widerwillen, neunzehn trägen Beherrschern,
Des braven Albrecht muthlosen Enkeln. Und alle vermochten
Das schwankende Schiff nicht durch bestürmte Meere zu führen;
Den lässigen Händen entfiel das widerstrebende Ruder.
Dem Untergang sollte zuletzt ein vereinter Rathschluſs begegnen.
Auf deinem beschatteten Gipfel sahst du die Fürsten versammelt,
Du, zeugender Hügel! vernahmst die kleinen, unmännlichen Klagen.
Das wiederholte Gefühl der Ohnmacht wurde Verzweiflung:

Von allen wagte nicht Einer zu hoffen, nicht Einer sein Auge
Zum Himmel empor zu heben. Der Ewige bemerkte den Hügel
Mit jenem verderbendem Blick, mit dem er Völker vertilget,
Die seinem Arme nicht trauen. Nur wenig Sonnen umliefen
Die jährliche Bahn; so waren die Fürsten Askaniens alle
Bey ihren Vätern. O, Vaterland! o ihr stolzen Palläste
Am Rande des Suevus! wie steht ihr einer gefährlichen Tiefe
So nahe! Versöhnt, (ist's möglich) das rachebrütende Wetter!
Noch blutet die Wunde; die zärtlichste Mutter bethränt noch die Urne
Des frühvergötterten Sohns; noch beweinen den künftigen Helden,
Die Männer; den künftigen Freund der Menschen, die Weisen, den Liebling,
Den edelsten seines Geschlechts, den frommen Jüngling, die Töchter
Der Helden. Friedrich erzog ihn zu allen Künsten des Friedens,
Zum Kriegesgotte, zum Führer der Brennen, zur Freude der Völker.

Umsonst! Wir waren des Glücks nicht würdig, wir sollten ihn sehen,
Und kennen, und lieben, und dann — verlieren. Ihr Patrioten,
Ihr einzigen Bürger! Ihr bebt bey der Urne des Jünglings; ihr staunt
Am offenen Abgrund; ihr seht die schönsten Hoffnungen sterben:
Wer will sie beleben? Wer hält des Schicksals gewappneten Arm auf?
Dies Göttergeschlecht, gepriesen von allen Gürteln der Erde;
Germaniens Ehre; dieſs Blut der alten gefürchteten Welfen:
Soll nicht mehr seyn? Und wir, verwaiset, Knechte des ersten
Eroberers, bis auf den Stamm des grauen Ruhmes beraubet?
Wer wünschte dann noch von uns ein verachtetes Alter zu leben,
Wer nicht in Elysiums Flur dem groſsen Schatten zu folgen?

Wir klagen; wir stehen bestürzt, das Aug' am Boden geheftet?
Und sollten hoffen, und sollten die Hand nicht länger verkennen,

Die uns herunterführt, in mitternächtliche Tiefen,
Um uns, zum Wunder der Welt, bis an die Sterne zu schwingen?
Lebt nicht der Enkel, der mit dem ewigen Namen die Seele
Des groſsen Ahnherrn ererbt hat? Hat Venus Urania selber
Nicht ihm in sterblicher Tracht der Himmlischen eine vermählet,
Durch tausend Tugenden werth ein Götterleben zu krönen?
Ja, ja! die Tage beginnen: er kömmt, der erwartete Jüngling;
Mit seinem ersten Lächeln verjüngt sich die alternde Erde;
Er fesselt auf immer den Krieg; ihn verehret der befreundete Ister;
Ihm schallen die Chöre der Dichter von einem Meere zum andern;
Sein ganzes Leben ist nur Ein langer, fröhlicher Festtag;
Mit seinem Göttergeschlecht' erlischt die Fackel des Tages,
Und mit den Sternen der unbefleckte Name der Brennen.

Medon.

Idylle.

„Nun hab' ich ihn!" so dachte bey sich selbst
Von allen schönen Töchtern
Des Obulus die schönste. „Schwestern, ja!"
So rief Lykorias, von Liebe trunken laut,
Daſs ihres gläsernen
Palastes Muschelwände weit umher erschollen.
„Nun hab' ich ihn! Seht Ihr ihn nicht
Dort über die gefrorne, glatte Fläche
Hinfliegen, rascher als Adonis einst
Dem falschen Eber folgte, reizender als er?
O sagt, ob eines Jünglings Wange je
Von einem schönern Feuer glühte,
Ob Bacchus, jung und schön, und ob Apoll der Hirt
An Aug' und Haar dem blonden Medon glich?

Und hatte wohl der zarte Ganymedes
Solch einen küssenswerthen Mund,
Als Zeus, zur Zierde seines Himmels,
Ihn von der Erde nahm?
Der Thetis wundenfreyer Sohn
War nicht so jung und so beherzt.
Und ihn, ihn hab' ich nun, und er ist ewig mein!»
Im Augenblick, ach, ungewarnt,
Brach unter Medons Füſsen
Der trügerische Boden.
Der arme Jüngling! eben dacht' er
Sein sterblich Mädchen, seine Chloe,
Die Krone seiner Flur, die er so zärtlich liebt,
So feurig und so treu, und die ihn wieder liebt,
Noch zärtlicher, noch feuriger, und gleich getreu;
Sie dacht' er, und, in dem Gedanken
Verloren, sank er in die kalte Fluth.
Und schneller, als auf ein verirrtes Lamm herab,
Das einen langen Erndtetag hindurch
Der Hirt umsonst auf allen Bergen,
Umsonst in jedem Busche sucht', aus Wolken
Der Adler stürzt, stürzt auf den Jüngling die Najade.
„Hab' ich dich nun, um den ich oft
Mein schilfbekränztes Haupt aus blauen Wellen hob,

Hab' ich dich nun erhascht,
Dich, meinen Liebling?» Itzt, itzt streckte sie
nach ihm
Die weifsen Arme schon inbrünstig aus;
Ihr flammend Auge schon und ihre trunkne
Seele
Verschlang die schöne Beute.
Er aber rang aus ihren feuchten Armen —
Denn Liebe machet stark —
Sich dreymal an das Sonnenlicht empor,
Und hob an seinem Stabe,
Dem Amor ungesehn des Stahles Härte gab,
Sich aus der feuchten Fluth
Und ging, und floh dem sichern Ufer zu,
Nicht ohne Furcht, bey jeglichem Geräusch,
Bey jedem lautern Hauch des Windes,
Es würde wiederum
Der Boden unter seinen Füfsen brechen:
Der Hindin gleich, die, schon in ihrer Frey-
statt,
Doch noch der Hunde Laut
In jedem rauschenden bewegten Büschchen hört,
Und, flattert ein verscheuchter Vogel auf,
Vor Furcht an allen Gliedern bebt.
Umsonst hob Händ' und Blicke die Betrogne nun
Nach ihm empor, schlug ihre Brust umsonst,
Zerstört ihr wellenförmiges,
Meergrünes Haar und ihren Binsenkranz,

Und heult umsonst ihm nach.
Gerettet stand am Ufer schon
Der frohe Jüngling, stand und schaute
Mit Blicken, die sein ganzes
Dankbares Herz enthüllten,
Zum Himmel auf, zum Sitze der Unsterblichen,
Und hört auf das Geheul
Der wüthenden Najade nicht,
Und floh der nahen Hütte zu.

Wie war dir Chloe, da
Du deinen Liebling, deinen Medon wiedersahst?
Von welcher niegefühlten, süſsen Regung klopfte
Dir da dein Herz? Schien er, der Fluth
Entgangen, dir zum andernmale nicht
Gewonnen? nun nicht noch einmal so theuer?
O dank' es allen guten Göttern, die der Schutz
Der schönen Unschuld und der treuen Liebe sind;
Dank es dem Retter Amor
Dein ganzes Leben durch!

Gesang des Odergottes,

als der König den 20. August 1758 bey Frankfurt ankam.

Ein Festtag sey bey meinen waldigten Gefilden,
Den Faunen und den Oreaden,
Den Töchtern meiner Fluth!
Und o, Urania, von deines Tempels Stufen,
Der auf gethürmten Alpen ruht,
In deinen immergrünen Hufen,
Die Kastalis mit blauen Wogen netzt,
In jedem Wald, der dich ergötzt,
Vermähle diesen Tag den Ewigkeiten,
Ein tausendstimmig Lied von Phöbus Silbersaiten!
Die Donner Jupiters in feuerrother Rechte,
Kömmt mein Erretter, vom Geschlechte
Des Unbezwinglichen,

Dem noch am stillen Rhein, und wo die Pregel wallet,
Weitstrahlende Trophäen stehn
Auf der Titanen Grab. — Noch schallet
Von seinen Wunderthaten der Gesang
Der Wälder, wo drey Sonnen lang
Sein Arm ein schäumend Ungeheuer dämpfte,
Das dreymal wieder wuchs und dreymal ihn bekämpfte.
Wie um den Fluthenbändiger den Klang des Meeres,
Hör' ich das Rauschen eines Heeres,
Und mein Gestade weicht.
Erynius kömmt: die Blumen in den Auen bleichen
Vor ihrem Blick, der Scythe fleucht,
Und säet seinen Weg mit Leichen.
Dort aber glänzt, wo ein getheiltes Licht
Durch die gedrängten Reihen bricht,
Mein Genius, wie Cynthius im Morgen,
Wenn ihn ein Wald bedeckt, halb sichtbar, halb verborgen.

O, seht den Blitz in seinen aufgehobnen Händen!
Bald wird er ihn, zu tödten, senden;
Schon deckt ein brennend Roth.

Von Eifer angefacht, ihm seine braunen Wangen,
Das Auge Nacht, und nun soll Tod
An zehnmaltausend Fersen hangen.
Tirynthius ward so von Wuth entbrannt,
Als er des Kakus Raub erkannt,
Und flog zum Kampf mit ungestümer Eile,
Und schwang in ehrner Faust die knotenvolle Keule.

Indeſs mit schwerem Gang ein weites Feld erschütternd,
Und itzt zum erstenmale zitternd,
Der Vulkanide kam,
Und seinen Weg durch die weitaufgesperrte Mündung
Zum Bauch des Aventinus nahm,
Wo ihn von Mulcibers Erfindung
Ein Fels an Ketten, als er niederschoſs,
Mit donnerndem Geräusch verschloſs.
Ihn auszuspähn, dann rastlos zu bestreiten,
Sah man von Berg zu Berg den Keulenträger schreiten.

Vor seines Armes Kraft wird alles weichen müssen:
Von ew'gen Wurzeln losgerissen,

Schwankt der gethürmte Stein,
Und stürzet, mal auf mal gewaltiger erschüttert,
Mit krachendem Getümmel ein,
Daſs von dem Fall der Orkus zittert,
Und Tibris seiner Quell' entgegen dringt,
Und Erd' und Meer und Aether klingt,
Und aufgedecket, tiefer als ihr sehet,
Des Räubers weite Burg mit allen Klüften ste-
het;
Wo halbverzehrt Gebein und frischer Raub
beysammen
In schwarzem Blut und Eiter schwammen,
Und tödtender Gestank
In Nebeln sich erhob, und itzt zum erstenmale
Der scheue Tag hinunter drang
Mit zitterndem und bleichem Strahle,
Und Kakus unter Knochentrümmern stand,
Und floh, als er den Tag empfand,
Und kam, und wiederum zu fliehn versuchte,
Und muthlos stand, und bebt', und seinem
Feinde fluchte:
Bis ihm die mächt'ge Furcht, den angedrohten
Strafen
Entgegen mit den Feuerwaffen
Vulkans zu gehn gebeut,
Und er ein Meer von Dampf, mit rother Glut
durchflossen,
Aus ungeheuren Schlünden speit.

Da stand mit ihm sein Feind, umflossen
Von dicker Nacht. — Den gottgebornen Mann
Trieb stets Gefahr zu Thaten an,
Und der ward Gott, der keinen Nektar wollte,
Den Arbeit nicht errang und Blut nicht kaufen sollte.

Hin, wo die Glut, wie von Vulkanen ausgehauchet,
Bis an des Himmels Bühne rauchet,
Stürzt sich Alkmenens Sohn,
Und hat um Kakus Hals die Arme schon gewunden,
Und schleppet den Erwürgten schon
Ans Licht. — Es sahen seine Wunden
Die Hirten um den gelben Tiberstrand,
Des Schlundes ausgelöschten Brand,
Und wie sein blutgefülltes Auge schreckte,
Und wie sein starres Haar den nackten Busen deckte.

Da klang ihr Lobgesang: „Es haben deine Thaten
Das Blut des Donnergotts verrathen.
Heil dir, Tirynthius!
Dir soll, wo diese Ströme Bluts den Sand verfärben,

An eines neuen Altars Fuſs,
Der beste Stier der Heerde sterben,
Dem Immergrün die breite Stirne krönt;
Der Pappel Silberlaub, gedehnt
Zu Kränzen, unser finstres Haar verhüllen,
Und jede Faust ein breiter Festtagsbecher füllen.»

* * *

Rhapſodie eines Patrioten.

Am 1. Januar 1772.

Allgewalt'ger! den zu ſeines Stuhles Füſsen
Millionen Sphären ihren König grüſsen,
Den die Welt verklärter Geiſter, die ihn inniger erkennt,
Vom erhabenſten Entzücken hingeriſſen, Vater nennt.

Laſs es dir gefallen, wenn am letzten Strande
Deines Himmels, in der Menſchen Vaterlande,
Ein beglückter kleiner Haufen dich mit tiefem Schauer denkt
Und mit Thränen frommer Freude ſich zu deinen Tempeln drängt.

Wollten wir von deiner Güte Wundern schweigen,
Würde wider uns die todte Schöpfung zeugen,
Diese milde Sonne zeugen, die uns heute wiederkehrt,
Dieses Mondes Silberwagen, der noch unsre Nacht verklärt.

Unser Ball in seinem angemess'nen Gleise,
Fröhlich wiederholt er seine groſse Reise,
Wie ein edler Streiter fröhlich, mit entschloſsnem festen Schritt,
In die Schranken seiner Laufbahn, sicher seines Sieges, tritt.

Gott! du machst es, daſs in wechselnden Choreen,
Hand in Hand geschlossen, sich die Stunden drehen,
Daſs der Frost die Fluthen zwinget, und der Erde Schooſs gebiert,
Und das Thal von Saaten wallet, und den Berg die Traube ziert.

Durch dich nähren wir ein freudenreiches Leben;
Seelen, die empfinden, hast du uns gegeben;
Unsers Geistes innres Auge, das durch alle Nebel bricht,
Sieht durch dich der hellen Weisheit unbefleckten Sonnenlicht.

Daſs du Jahre lang den grauen Frevler schonest,
Nicht den Lästerer mit deinem Donner lohnest,
Und gerecht und heilig bleibst: dies sind Wunder deiner Hand,
Die der selbstgelaſsne Scharſsinn aller Weisen nie verstand.

Daſs der Sünder deine Schöpfung noch verkläret,
Wüſsten wir es, hättest du es nicht gelehret?
Erdgeborne, fallet nieder! Welche Wunder! Eure Schuld
Macht den Erdenball zum Schauplatz gränzenloser Vaterhuld.

Uns, wenn wir nach Weisheit und nach Güte streben,
Uns erwartet einst ein göttergleiches Leben.
Dieses Leibes Hütte sinket, durch des finstern Todes Thor
Steigt die fesselfreye Seele zur Unsterblichkeit empor.

O Religion, am schauervollen Grabe
Unsre Führerin, der Gottheit beste Gabe,
Wie du, rein von Menschenwahne, in erhabner Einfalt stehst,
Und die lichtbekränzte Stirne glorreich unter uns erhöhst!

Trenntest du, Gott, deinem auserwählten Volke
Selber nicht des Aberglaubens schwarze Wolke,
Die, mit fürchterlicher Decke, die kein Sonnenstrahl besiegt,
Auf dem gröſsten Theil der Erde tödtlich ausgebreitet liegt?

Bis zum Meer, das seine sieben Ströme schwellen,
Lag so, von des Nilus ungeſundnen Quellen,
Ueber Pharaons Provinzen jene weite Finsterniſs,
Da der Tag in vollem Lichte sich in Ons Gefilden wies.

Eines Landes Söhne, ruhmbekränzte Brennen,
Eures Glückes unwerth, solltet ihrs verkennen!
Hier vergöttern keine Tempel dreister Buben Heucheley;
Uns beherrschen keine Priester. Sind wir fromm, so sind wir's frey.

Uns beherrschen Männer, die wir Fürsten grüſsten,
Wenn wir sie nach unserm Herzen wählen müſsten,
Ist es nicht des edlen Stammes, seiner hundert Ahnen Geist,
Den in Friederichs Triumphen aller Zeiten Nachruhm preist?

Hat er nicht die letzte Barbarey bezwungen?
Hat sein Arm nicht sieben Sonnen lang gerungen,
Eh' die Furie des Krieges, die ihn zu ermüden kam,
Von der blutbeſloſsnen Erde ihren Weg zur Hölle nahm?

Eilen nicht die Edleren von seinen Feinden,
Sich mit ihrem Ueberwinder zu befreunden?
Zittert nicht zu seinen Höhlen der beschränkte Neid zurück?
Gönnt die staunende Bewundrung uns nicht ihren stillen Blick?

Seht, ihr Völker, seht! Mit ihrem goldnen Stabe
Schützt die Weisheit selber uns bey unsrer Habe;

Unsers Fleiſses süſse Früchte, was uns Flur und Himmel beut,
Und der Fluren Zoll genieſsen wir mit froher Sicherheit.

Säumt denn nicht, die allgemeine Lust zu theilen!
Säumet nicht, der Gottheit Tempeln zuzueilen!
Eurer tiefgerührten Seelen inniger, vereinter Dank
Werd' auf euren regen Lippen Jubelton und Lobgesang!

Preis dem Vater eures Glückes! Euer Leben
Müss' ihn lauter noch als euer Lied erheben!
Aufgeklärt und fromm und tapfer, werdet ihr, von Laster rein,
In Europens schönen Fluren aller Völker Beyspiel seyn.

Auf Alexander Gottlieb Baumgarten.

Mit welchen Tönen werd' ich ihn, den Weisen,
Den noch, den noch mein Herz beweint,
Der Menschheit Ehre, meinen Lehrer preisen,
Und meinen Freund!

Im Musentempel und in allen Hainen,
In deren Schooſs Permessus rinnt,
Will keine Muse meinem Wunsch erscheinen:
Weil alle sind

Mit ihrem Genius der Erd' entflogen,
Der nun in goldnen Wolken geht,
Seit ihn der Nektar, den er eingezogen,
Zum Gott erhöht.

Wer wird nach ihm die Strahlenfackel schwingen,
Dadurch er in des Irrthums Nacht,
Mit der die blöden Erdensöhne ringen,
Den Tag gebracht?

Wer wird nach ihm den Keim der Dinge finden,
Nach ihm mit Adleraugen sehn,
Zu Einem Ziel die Reihen von den Gründen
Zusammengehn?

Wer wird die Welten unbeleibter Gröſsen,
Wer, mit erleuchtetem Verstand,
Der Tugend und des Lasters Staffeln messen
Der Geister Band?

Wer wird nach ihm, vom höhern Geist erfüllet,
Cytheren ohne Gürtel schaun,
Wem werden sich die Grazien, enthüllet,
Nach ihm vertraun?

Wer wird nach ihm verhöhnte Tugend rächen,
Ihr Götter, und im Heiligthum
Der Wahrheit, sonder Furcht vor Menschen, sprechen
Von ihrem Ruhm?

Wer wird nach ihm den Spötter niederblitzen,
Der Alpen über Alpen thürmt,
Und mit verwegnem Arm von ihren Spitzen
Den Himmel stürmt?

Wer lebt wie er? Wer wird von jenen Weisen,
Die man im Leben mehr geehrt,
Durch einen gleichen Tod den Glauben preisen,
Den er gelehrt?

An den Freyherrn von Zedlitz.

Beschützer unsrer Musen, meines Saitenspiels
Und meiner Schäferflöte Freund!
Als ich ein Knabe noch, auf väterlicher Flur,
Im wonnevollen Rosenmond,
Von Klee und Mohn und Roggenblumen einen Kranz
Für meine kleine Freundin wand,
Im Sand des Ufers bunte Steine sammelte
Und schönen Sommervögeln nach
Durch Wald und Wiese keuchend lief, ermüdet dann
Am Wasserfall entschlummerte;
Da führte mich auf unsichtbaren Pfaden schon
Mein brüderlicher Genius
Der frohen Weisheit und den keuschen Musen zu.

Seitdem bot mir der Maja Sohn
Des trüglichen Gewerbes reichen Zoll umsonst,
Umsonst das Gold aus Kolombonens Schachten an:
Seitdem verschmäht' ich es, nur reich
Zu seyn. Seitdem verlocket mich die Zauberin,
Die buhlerische Paphia,
Vom Helikon herab in ihre Rosenflur,
Mit allen schönen Lügen nicht.
Seitdem begehr' ich nicht die wandelbare Gunst
Der Reichen und der Mächtigen.
Seitdem — wenn ich es bin — bin ich für Titel nicht,
Für Rang und Tisch und Gaben nicht;
Bin ich, ein ungedungner Herold ihres Ruhms,
Aus ehrlicher, zwangloser Wahl,
Daſs ich ein Brenne bin, daſs ich mein täglich Brod
Zufriednen Muthes essen kann,
Daſs mir ein Deutsches Lied gelingt, und daſs mein Lied
Den Zedlitzen gefällt: dies Glück
War meiner Kindheit Wunsch, und sättigt ganz anitzt
Des Mannes überlegten Stolz.

An Apoll.

Am 1. Januar 1771.

Am ersten Morgen des Jahrs, was wünscht der genügsame Sänger?
Nicht blutigen Lorbeer ums Haupt,
Erkämpſt am Ister, erkämpſt auf Benders rauchenden Trümmern,
Und in der flammenden Fluth.

Nicht köstlich Geschmeide, nicht Gold, die Beute verlassener Lager,
Gib deinen Freunden, Apoll;
Nicht Mädchen, in jeglicher Kunst des gesetzeverschmähenden Amors,
Für lüsterne Bassen gepflegt!

Gesundheit gib ihnen, und Freyheit, und in den schuldlosen Busen
Ein immer fröhliches Herz,
Und ernsten Bardengesang, der junge, lenksame Seelen
Zu edlen Thaten beflammt.

Die städteverheerende Pest, den hohläugigten Hunger verbanne
Zum öden cimmerischen Pfuhl!
Es schrecke dein göttlicher Strahl die Wuth unbändiger Ströme
In engre Gestade zurück!

Entferne den rasenden Krieg von unsern friedseligen Hütten,
Und dieser gesangreichen Flur;
Ihn scheide der Kaukasus stets mit Othmanns weibischen Enkeln,
Von unsrer gesitteten Welt!

An den jungen Philomelus.

Wenn ich den Kranz, mein theurer Philomelus! dir
Am ehrenvollen Ziele zeigte, wenn
Ich jeden Funken, der in deiner Seele schlief,
Erweckte, deinen Lauf zu fördern, dich
In manchen schweren Künsten unterwies;
So hatt' ich noch bey weitem nicht
Mir selber g'nug und meiner Pflicht gethan,
So lieſs ich immer noch, am Scheideweg,
In Zweifel dich versenkt zurück.
So mancher Fuſssteig, keiner unbetreten, zieht
Zum sonnenhellen Gipfel sich hinauf.
Der kleidet sich mit Frühlingsblumen, der
Verliert sich in verwachsner Wäider Nacht,
Der windet sich, durch manche Felsenwand,
An fürchterlichen Schlünden schroff hinan.

Wem Weisheit nicht und Tugend hier
Zu Führerinnen sich entbieten, der erhält,
Was auch für Ehren ihm der Pöbel seiner Zeit
Bestimmt, wie weit auch seiner Lieder Preis
Den Erdkreis füllt, der Afterzeiten Krone nicht,
Die mit Unsterblichkeit den edlen Sänger lohnt.

Du heischest Unterricht, begehrst,
Daſs ich die Hand dir biete, wo
Der kleinste Fehltritt dir verderblich werden kann;
So nimm, mein Trauter! denn, nicht was ich selbst erfand, —
Der schwache Sterbliche
Hat jede Wahrheit doch zuletzt von Oben her —
Nimm, was in nächtlichen Besuchen mich
Ein Genius des Himmels lehrete,
In treuer Wiederholung an! —

Aus reiner Quell' allein entspringt ein reiner Bach.
Willst du mit leerer Rede Schellenklang
Nicht Beyfall, den du nicht verdientest, dir
Erschleichen; o, so heilige zuvor dein Herz!
Gott lieben, ist der Weisheit Grund;
Ihn ehren, aller Freuden Inbegriff.

Im Raum der unermeſslichen Natur ist nichts
Ihm zu vergleichen, ewig unter ihm
Ist jede Gröſse, jede Trefflichkeit.
Er ist allein — nicht Fürsten, nicht Erob'rer sind's —
Des kühnsten Hymnus Adlerflug.
Wer ihn nicht denken kann, mit Lieb' und Ehrfurcht nicht,
Zu welchem groſsen Vorsatz ist
Der fähig? Säng' er auch von ihm;
Sein Lied ist Wortgepräng', ist schallendes Gewäsch,
Nicht Davids heil'ger Chor, nicht Assaphs Saitenspiel.
Sobald dem Menschen nur der jungen Sprache Strom
Wohltönender von regen Lippen floſs,
Bevor die Kunst annoch ihr Maſs und Schranken gab,
Da war der Inhalt seiner Lieder schon
Er, der dem Chaos diese Welt entrief,
Die Sterne wog, den Erdball mit der Sonne maſs,
Des Staubes Sohne diesen Blick empor
Zum Himmel, seiner endlichen Bestimmung, gab.
Und in der langen Folgezeit ward noch,
Von Volk zu Volk, kein Dichter groſs, der nicht

Die kühnen Flügel auf zur Sternenbühne schwang,
Der, unter diesem Namen bald,
Bald unter jenem, nicht den Inbegriff
Der höchsten Kraft in seinen Liedern feierte. —
So, mein Geliebter! sey die beſsre Gottheit dir
Des Denkens, der Empfindung erster Gegenstand,
Sey deiner Lieder Ziel, dein ganzes Leben durch!
Zu allen Tugenden erleuchte dir
Religion den Pfad, erwärme dir das Herz!

Fern sey von dir die wohlgemeinte Schwärmerey, —
Wenn anders nicht das Wohl der Menschheit drauf beruht,
Und Klugheit selber nicht zur Strenge räth —
Dich wider ein geweihtes Vorurtheil
Zu setzen, Wehr und Waffen in der Hand!
In wilder Hitze geht der Stürmer oft zu weit,
Reiſst von der heil'gen Stätt' ein Vorurtheil herab,
Und setzt an seiner Statt ein schlimmeres darauf.
Oft selbst vertritt ein unerweislicher,
Einfältiglich geglaubter Satz dem schwachen Volk
Der Wahrheit Stelle, wird zum Samenkorn
Von tausend Tugenden und mancher edlen That.
Drum wappne lieber deine Muse sich

Mit Duldsamkeit und sanftbelehrender Vernunft!
Des Vorurtheiles Hefen senken sich gemach,
Und lassen oft den hellen Trank
Der Wahrheit überall zurück.

Ernst sey indeſs und feierlich dein Lied,
Wenn Würd' und Ernst sein Gegenstand erheiſcht!
Ich tadle den nicht, der bescheiden sich
Den Tejer-Greis zum Muster auserkor;
Allein wenn er mit Gott und Christus wie
Mit Mädchen tändelt*), wenn, in seinem Leichtsinn, er
Der Christen heilige Religion
Mit roher Sinnlichkeit vermengt:
Unwillig leg' ich das besudelte Papier
Dann aus der Hand. — Rein sey des Dichters Herz,
Sein Wandel rein und einfach. Wer von frommer Pflicht
Gewissenhaft sich leiten läſst, der zwingt
Aus seiner Leyer keinen Ton hervor,

---

*) Ist von alten und neuen Mystikern geschehen. Beweise gibt unter andern das Porstische Gesangbuch.

Der nicht zu andern stimmt, der schwärmt so nicht
Mit zügelloser Phantasey zu Gott hinauf,
Als wenn, sobald ein kleiner Anlaſs ihn
Zu Sinnenfreuden reizt, er mit Bacchanten ras't,
Am Busen einer Lais er,
Auf Blumen hingegossen, Himmelsfreuden träumt.
Und so nicht minder untersagt er sich
Und Andern jeden Ausdruck frecher Sinnlichkeit,
Der vormals im verderbten Rom
Der feinen Welt geläufig war, der noch
So manches Liederbuch des alten Latiums
Befleckt, den kaum der zücht'ge Maro sich verbot.
Ihm reicht's nicht hin, wie einst dem Sänger Sirmiums *),
Von unbescholtnen Sitten selbst zu seyn:
Auch seinen frohen Liedern, seinen Scherzen ist
Der Unschuld Siegel aufgedrückt. — Wie freut es ihn,
Daſs Deutschlands Heldensprache nicht
Zu jener Ungezogenheit
Herabgesunken ist! Doch auch wie kümmert's ihn,

---

*) Catull. XVI, 6 sqq.

Wenn manche Muse seines Vaterlands,
Mit innerm Zeug zu ew'gem Ruhm versehn,
In Crebillons durchsehbar'n Flor gehüllt,
Nur um des Junglings Beyfall buhlt,
Der, wenn nicht seine Sinne mit den Lüsten selbst,
Doch seine Fantasey so gern
Mit ihren lockern Bildern speist.

Hinweg, unheilig Volk! — Wer Einer Tugend Werth
Empfunden hat, der neiget sich zu allen leicht.
Der Musen ächter Zögling ist ein Mann,
Wie für die Welt, so für sein Vaterland,
So für den nächsten Zirkel seiner Wirksamkeit,
Für Freund und Haus. — Wie härmt ihn allgemeine Noth,
Wie Bürgerzwist, wie nicht der Fürsten Raubbegier,
Die, kalten Bluts, für wenig Morgen Lands,
Das Leben oft von Tausenden verschwendete! —
Doch wird von ungerechter, feindlicher Gewalt
Sein Vaterland bedroht; wie weckt da nicht
Sein lauter Donnerruf entschlummerten
Patriotismus auf! — „Ins Feld, ins Feld,
Ihr Longobarden, ihr Vandalier,
Ihr Sueven, und du Volk Borussiens,

Ihr Söhne Friedrichs allesammt!" — Wie unterhält
Da nicht Tyrtäus-Gleim mit hellem Flötenspiel
Den aufgeflammten Schlachtengeist! Wie theilt
Der Brennen Pindarus nicht Kronen, nicht
Unsterblichkeit den Göttersöhnen aus!
Und kehrt an Ehre gröſser, als er auszog nach
Des Landes Genius zu seiner stillen Burg
Zurück; wie feyert da der sanftre Sänger nicht
Des süſsen Friedens Glück, des Fürsten Vatersinn
Und jeden Sieg der Kunst und jeden höhern Flug
Der Wissenschaft den ganzen schwesterlichen Chor
Der Bürgertugenden!

Glückselig Land, wo Weise Dichter sind!
Wie unauslöschlich tief
Dringt was der Schwan der Pleiſse sang,
Nicht in des Knaben, in der Mädchen Herz!
Wie stammelt nicht ihr kleiner Chor
Den Unterricht in Hillers Melodien nach!
Und, o! — dank' ihm einmal, du Christenvolk,
Am Throne Gottes! — wie entwöhnte dich
Der fromme Gellert vom Gebrauch

Verjährten, unverstandenen Gesangs!
Wie lindernd ist der Trost, von ihm ins Herz
Des Leidenden gegossen! sein Gebet,
Wie herzlich; sein Vertraun, wie felsenfest!
Wie fleht er um Vergebung nicht
Zu Gott, dem Allbarmherzigen, hinauf,
Wenn sein Gewissen tausendfacher Schuld ihn
zeiht.
Sein Lobgesang, wie füllt er nicht
Für jeden Segen Gottes, nicht für jede Frucht
Des unerschöpften Feldes, nicht für Speis' und
Trank,
Für jede Lehre, jede Hoffnung nicht, die Gott,
Ein allgemeiner Vater, seinen Kindern gab,
Des hohen Tempels Wölbungen! —

Nein! niedre Leidenschaft verträgt
Mit ächtem Dichtergeist sich ewig nicht.
Viel eher gatteten sich Flamm' und Fluth.
Betrogner Jüngling! findet erst dein Blick
Am Glanz des Goldes Lust! o, wie ist dann so
bald
In Dunst und Nebel dir das Angesicht
Der immer freundlichen Natur gehüllt!
Ein Sinn, der nur auf Wucher denkt, dem sind
Die Flügel schon gelähmt, den hebt nicht inn're
Kraft

Zur Sonne mehr empor; der hat zur Knechtschaft sich
Des herrschenden Geschmacks herabgewürdiget;
Der dient mit ſeiler Hand, um Lohn und Brod,
Den Sosiern. — Des Kenners Beyſall ist's,
Der trunkne Blick des Fühlenden, die Thräne, die
Er nicht verhalten kann; die Hoffnung ist's,
Mit Ehrfurcht seinen Namen nach Jahrtausenden
Genannt zu wissen, die dem edlen jungen Mann
Zu höherem Gesang Glut in die Adern strömt:
Des leichten Volkes Händeklatschen gilt
Ihm wenig, wenig ihm der Fürsten Gunst,
Wenn besseres Bewuſstseyn nicht
Ihm Zeugniſs seines Werthes gibt.
Das Ungewöhnliche,
War es ein Puppenspiel, ein Wechselbalg
Des üppigen Genies; ein deutsches Bardenlied
Auf Stelzen Griechenlands zum Beyspiel; oder war's
Ein leerer Minnesang zum Dudelsack gelallt,
Nahm unsern Pöbel stets durch seinen Zauber ein. —
Weg mit Kothurn und Socken und dem blanken Pomp
Der Bühne; wenn nicht innerer Gehalt
Den Zeitverlust vergütet, wenn das Aug' allein
An schönen Raritäten sich ergötzen soll;

Wenn so das Meisterspiel der edlen alten Kunst
Zum Bilderprunk der magischen Laterne wird! —

Von schwarzer Galle, Freund, war dies
Kein Ausbruch; Neid und Schelsucht brachten mich
Nie gegen Kunstgenossen auf.
Wie klein ist der, den jeder Vorzug kränkt,
Der einem Andern wird? Ist der ein Mann? —
O, Freund, verwahre gegen diesen Rost
Dein Herz! — Wenn vom Cithäron auf
Der Adler zu den Sternen steigt, so freue dich
Der Kraft der höheren Natur, so speise, weil,
Ihm vorzufliegen, du aus richtigem Gefühl
Verzagst, mit Unmuth deine Seele nicht!
Wenn du kein Waldstrom bist, der sich von Felsen stürzt,
Daſs vom Geräusch der Himmel wiederhallt;
Was hindert dich, ein Bach zu seyn,
Der mit melodischem Gemurmel, vom Gebirg'
Herunter, in Arkadiens Gefilde rauscht? —
Daſs Alle sich vertrügen, Ein Talent
Dem andern sich zur Hülf' entböte, diese Welt
Das schönste Ganze würde; darum spendete
Der Menschen Vater mannigfaltig seine Gaben,
Und ungleich aus. — So hüte nun
Dich vor Verachtung auch des Kleineren!

Der du mit stärkrer Brust die goldne Tuba füllst,
Der Helden Sprache sprichst und ihre Schlachten malst,
Dein Ruhm ist groſs, die späte Nachwelt einst
Gesellt dich den Homeren zu; doch blicke drum
Verachtend nicht auf den herab, der nicht
An deine Gröſse reicht! Geringeres Verdienst
Ist immer auch Verdienst. Und findet nicht
Noch Möglichkeit, im Kleinen groſs zu werden, statt?
Ist nicht das Fabelbuch des schlauen Phrygiers *)
So gut der Zeiten Ungemach entgangen, als
Des Mäoniden Lied, dem wüthenden Achill
Gesungen? Glänzt ein kleineres Gestirn,
Des Tejers Name, nicht an Einem Himmel mit
Dem göttlichen Thebauer, der, ein Sirius,
Ins Unermeſsliche sein Licht vergeuſst! —

Der Mensch — und wär' er ungestalt und schwach, und Dieb
Und Mörder — ist von deiner Gattung, Freund!
Und deiner Liebe werth. Wer bist du, der du dich,

---

*) Des Aesop.

Ihn mit Verachtung zu belegen, unterfängst? —

„Vom ganzen Thiergeschlecht, das in die Lüfte steigt,
Die Meeresfluthen theilt und auf der Erde kreucht,
Von Japan bis nach Rom, von Peru bis zu mir,
Ist, wie mich dünkt, der Mensch das lächerlichste Thier.“

So schmäht ein Despreaux. *) — Ha! dachte wohl sein Stolz,
Daſs er zum Wurme sich erniedrigte,
Der an dem Mantel des Monarchen nagt?
Und rächt er sich am weiblichen Geschlecht
Dafür vielleicht, daſs ihn kein schönes Kind
Mit Gegengunst belohnete:
Wie ungebührlich wird dann nicht sein Spott! †)

Das Laster, Freund, allein ist deines Abscheus werth,

---

*) Boileau Sat. VIII. v. 1 — 4.

†) Dessen ganze zehnte Satyre.

Und Thorheit deines Spotts. Dein Eifer und
Dein Hohngelächter treffe die; wenn dein
Beklemmtes Herz vielleicht den Unmuth länger nicht
Verhalten kann. Dem Aberglauben reiſst
Ein Haller so die Larve vom Gesicht;
So hat Cervantes einst fantastischen Geschmack
An seinem edlen Volk mit gutem Glück gerügt;
So kömmt ein Misanthrop bey Molierens Spiel
Vom Traume finstrer Timonie zurück,
Indeſs, mit kühnem Arm zum Spiegel hingeschleppt,
Vor eigner Miſsgestalt sich ein Tartüff entsetzt. —
Dem edlen Sänger Dank, der Bürger itzt
In bessern Welten ist! — Den frechen Raufbold hat
Sein Satyr einst bestanden; Kunst und Wissenschaft
Und Sitten schlossen, seit der Zeit,
Den schönen schwesterlichen Bund. —
Doch allenthalben nützt nicht Tadel. — Freund!
Der Tugend Reiz, in ein verklärend Licht gestellt;
Ein angemeſsner Lobspruch, edler That ertheilt,
Oft namentlich, dem der sie that; ein Ehrenmal,
Einfältig schön und wahr, dem Biedermann geweiht,

Der, allem Widerstand und aller Noth zu stark,
Mit ewig unerschütterlichem Sinn
Der Pflichten rauhe Bahn durchlief: —
Das Alles weht in schönen Seelen mehr
Den Funken auf, der in der Asche glimmt,
Das, ungezweifelt, zeugt mehr Tugenden,
Und beſsrer Art, als jemals Jahrgehalt
Und Stern und Band erzeugten. — Aber, Freund,
Auch hier ist eine Scylla: Schmeicheley
Ihr Name. Tugend, die im offnen Meere sich,
Im Sturm der Leiden sich erhielt: wenn Weisheit nicht
Bis in den sichern Hafen sie geleitete,
Fand jezuweilen noch an dieser Klipp' ihr Grab.
Der Held, und wär' er in den Styx getaucht,
Hat Blöſsen doch, die der gelehrte Pfeil
Des Schmeichlers treffen kann. — Ha! diese schlaue Kunst,
Und lenkte sie den Paktolus
Mit reichen Strömen unsern Hütten zu,
Sey ewig fern von dir und mir! — Ich sollte, Freund,
Dem Laster, oder nur dem kleineren Verdienst
Das geben, was ich Tugenden entzog,
Worauf Bescheidenheit stillschweigend Anspruch macht,
Was aller Redlichen geheimer Wunsch,
Für unerkannten Werth, für unbelohnte That,

Vom goldnen Barbiton des Musenpriesters heischt? —
Ihr Erdengötter, nein! vom innigen Gefühl
Der eignen Würde schwoll mein Herz dazu
Zu hoch empor. O, wählt den Ligurin
Zu eurem Tafelgast; für mich Unwürdigen,
Der, um zu essen, iſst und, weil ihn dürstet, trinkt,
Der auch den königlichen Traubenſaft
Konstantiens verschmäht, wenn er dafür
Den eitlen Gastmahlsgeber feiern soll,
Dem über Stirn und Haar hinaus,
Der Midasohren Paar bereits gewachsen ist. —

Mein Philomelus! soll ich noch zu Freundschaft dich
Ermuntern; ſach' ich noch schuldloser Liebe Glut
In deinem Herzen an? Wie, oder brennst du nicht
Vielmehr von diesen schönen Flammen schon?
Zog nicht ein inn'res, unerklärliches
Gefühl dich erst zum edlen Philaret,
Und fesselte dich dann gleichförmiger Geschmack
Nicht fest an ihn? Ist er nun nicht dein andres Selbst?

Ohn' ihn, was wäre diese Welt für dich? —
Und, mein Geliebter, brach der Freude Strahl
Aus deinen Augen heller nicht hervor,
Wenn nur von fern sich Laura sehen lieſs?
Entschloſs ihr Rosenmund zu süſser Rede sich;
Ha! bebte dann nicht jeder Nerv' in dir?
Floſs mit entzückendem Gefühl dann rascher nicht
Dein Blut in allen Adern nun? Ja, Freund!
Der Menschen Vater senkte, mit dem Leben selbst,
Dem Sterblichen die Lieb' ins Herz;
Des Lebens schönste Stunden dank' ich ihr.
Wenn jemals, zärtlicher Empfindung voll,
Ein Lied mir aus entglühtem Herzen kam;
So war es, Freundschaft, dein
Und deiner holden Schwester Liebe Werk! —

Freund! du verstehest mich; dein Blick verräth es mir,
Dein Blick voll trunknen Beyfalls, voll
Der Güte die in deinem edlen Herzen wohnt.
So wandle denn die Wege zur Unsterblichkeit;
Dein guter Engel leite dich und auch,
Wenn du's begehrst, mein Rath! Nicht Alles hab' ich dir

Gesagt; ein Wink, ein Fingerzeug, zu seiner Zeit
Gegeben, ist dem Denkenden ein Buch
Voll allgemeiner Regeln werth.

An den Rittmeister von Bismark.

Ja, fahre fort, vor deinen braven Ahnen,
Dir einen neuen Weg zum Ruhm zu bahnen!

Im Frieden nützet der Soldat nicht viel,
Ist nur Maschine, dienet nur zum Spiel:
Wenn seinen Muth kein gröſsrer Zweck belebet,
Wenn nicht sein Sinn nach neuen Ehren strebet.
Freund, diesen Sinn hegt deine Brust!
Dein Geist hat noch an andern Werken Lust,
Als nach der Kunst ein stolzes Roſs zu führen,
Als Männer zu orbilisiren,
Als, ritterlich geschmückt, zur Musterung allein,
Ein junger Kriegesgott mit Schild und Schwert zu seyn.
Zwar Andre fühlen auch, daſs mit dem Ueberdrusse

Die ungeschäftige, gedankenlose Muſse
In Einem Paare geht. Drum folgt ihr enger Geist,
Wohin ihn Leidenschaft mit starken Seilen reiſst;
Zufrieden oft, wenn selbst bey sträflichem Vergnügen
Sie Langeweile nur und Ueberdruſs besiegen.

Den weckt sein kochend Blut, bevor es tagt;
Ein Heer von Hunden folget ihm zur Jagd;
Er trotzt dem Sturme des erzürnten Himmels;
Es rühret in der Hitze des Getümmels
Kein Busch, kein Bach, nicht Eine Frühlingslust,
Kein kühles Thal die wilde Nimrodsbrust;
Vergebens singt ihm Philomele,
Ihr göttlich Lied dringt nicht an seine Seele:
Ihn rührt allein des Hifthorns scharfer Klang,
Der Hunde Laut, der rauhe Jagdgesang;
Sein Windspiel ist sein Freund, der ihn begleitet,
Der mit ihm iſst, an seiner Seite streitet;
Sein Mädchen ist ihm lange nicht so werth,
Als sein Perdrix, und Bucephal sein Pferd;
Und nur die Nacht, die ihn auf freyer Haide
Befällt, stört seine wilde Freude:

Der Hasen Ueberwinder kehrt, o Glück!
Mit Raub beladen, im Triumph zurück.

Ein Andrer lacht des Thoren, seiner Freude Zunder
Ist Wein Kampaniens, ist strahlender Burgunder:
Die nennt er seine Lust und seiner Thaten Lohn,
Durch sie begeistert, spricht er noch den Feinden Hohn,
Erinnert sich, wie schimpflich er Soubisen
Bey Roſsbach einst zurückgewiesen,
Und wie sein Arm, für Gott und Vaterland,
Den braven Karl bey Leuthen überwand.
Sein Muth entbrennt; er würde gern Kathrinen,
Vor Bender und Byzanz, mit Blut und Leben dienen;
Und Prinz Heraklius und Paoli,
Wie ächte Brüder liebt er die.
Wär' er in Korsika; die guten Franzen,
Sie könnten sich bis an den Hals verschanzen:
Er jagte sie — zehnmal beflucht er dies —
In Einem Odem bis Paris.

Ein Andrer tödtet seine leeren Stunden
Nicht bey der Tonne, nicht bey seinen Hunden:

Was meinen Mann ergötzt — ihr Enkel, glaubt ihr's mir? —
Sind bunte Blätterchen Papier,
Sind, Muse, ohne lange Fragen zu erwarten,
Gesagt mit Einem nachdrucksvollen Worte: Karten!
Sonst, ohne Sinn und Witz, allein
Am Spieltisch klug, galant, gesprächig, ſein,
Ist er, bey Jedermann gelitten,
Ein Kavalier von unbescholtnen Sitten.
Und wär' er's nicht? Er kannte ja
Spadillen vor dem groſsen A,
Und eh' er schreiben konnt' und lesen,
Gab er mit einem angenehmen Wesen
Und seltner Fertigkeit die Karten schon,
Und lallte Stramaset und lallte Celadon.
Was hat nun nicht, nach zwanzig durchgespielten Jahren,
Der wohlversuchte Mann in seiner Kunst erfahren!
Wie manchen schweren Fall erlebt!
Wie oft nicht vor gerechter Wuth gebebt;
Wie oft nicht dem Pagat den Untergang geschworen,
Wenn er mit zehn Taroks ihn à la fin verloren!
Dies alles und noch mehr zu Stunden lang,
Und wider allen euren Dank,

Erzählt er euch mit unverdroſsnem Munde,
Und nennt geflissentlich euch Mann und Ort und Stunde.

Ein Andrer sucht indeſs, bey Festen und bey Tänzen,
In jeder neuen Kunst der Grazien zu glänzen.
Wer spricht so schönes Nichts? Wer athmet so, wie er,
Von Balsam einen Frühling um sich her?
Als wär' Adon mit ihm in Einer Form gebacken,
So ganz bestrebt er sich, vom Kopf bis auf den Hacken
Ihm gleich zu seyn. Ihr Mädchen, blickt ihn an!
Die hat ein Felsenherz, die ihm entfliehen kann.

Ein Andrer, dem die Einsamkeit gefällt,
Durchreist die schimmernde Romanenwelt,
Da reist sich's leicht: man bleibt im Lehnstuhl sitzen,
Und wird sich höchstens nur das Hirn erhitzen.
Da baut er bald mit jenem Engelsmann,
Dem groſsen Robinson, ein wüstes Eiland an;
Da rächt er bald das Unglück, was Banisen

Der wilde Chaumigrem erwieſen;
Bald ſpricht er auch in einem edlern Ton
So weiſe faſt, wie Seraph Grandiſon;
Bald fühlt er ſich, behext, wie Sylvio getrieben,
In einem Schmetterling ein Fürſtenkind zu lieben!

Ein Andrer, dem die Liebe nicht im Kopfe ſitzt,
Löſcht, wie er kann und mag, die Glut, die ihn erhitzt;
Im Frieden bahnt er ſich den Weg zu neuen Siegen,
Und ärndtet gröſsre Luſt von dieſen ſanftern Kriegen,
Wo man, wie uns Erfahrung ſagt,
In wenig Fällen nur ſein Leben wagt.

Doch, Freund', was ſoll ich dir mehr Wege nennen,
Auf denen junge Krieger zum Vergnügen rennen?
Ihr heller Haufe jagt, zu weiſer Wahl zu ſchwach,
Nur einem Schattenbilde nach.

Du hast, von edler Ruhmbegier beseelet,
Dir weit ein beſsres Ziel erwählet.
Ersticke nicht in deiner Brust die heil'ge Glut,
Besiege jede Furcht: die Tugend fordert Muth.
Die Musen selbst, die dich vom Helikon bemerken,
Sie werden dir die schlaffen Sehnen stärken.
Oeffn' aber auch, bey aller ihrer Gunst,
Dein Ohr dem ersten Unterricht der Kunst!
Sie muſs mit Müh' und Schweiſs den jungen Dichter ziehen,
Soll seines Namens Ruhm bey späten Enkeln blühen.

Vor Allem nimm die Alten oft zur Hand!
Vertraute der Natur, und mit der Kunst bekannt,
Durch ihre Werke besser, als durch trockne Lehren,
Beweisen sie, was wir aus ihnen erst erklären.
In ihrem Ausdruck herrscht Bestimmung, Harmonie
Ist ihr Gesang, und was sie singen, fühlen sie.
Von ihnen lerne, daſs die Sprache,
Dem Denken beygesellt, den Dichter ewig mache,

Es ist die Sprache nicht bloſs der Begriffe Kleid:
Sie ist, erhoben zur Vollkommenheit,
Ein schöner Leib vielmehr, aus dem die Hoheit blicket,
Die seine schöne Seele schmücket.
Versäume nichts, was Richtigkeit und Kraft
Und Reiz den todten Worten schafft!
Durch diese Wissenschaft drang einst der Mäonide
Bis zu der Götter Ohr, mit seinem ew'gen Liede.
Im Ausdruck glänzt Horaz durch eine weise Wahl,
Und Maro ist noch itzt des Wohllauts Ideal.
Wir aber groſsentheils, — ich sag' es mit Erröthen! —
Wir wollen ihre Spuren nicht betreten:
Und hoffen auf das Lob der Folgezeit,
Und fordern kühn Unsterblichkeit?
Umsonst! Apoll verkennt die zügellosen Schreyer:
Ihr Schimmer ist erborgt, und Rauch sind ihre Feuer.
Es preise sie, was auch Empfindung und Vernunft
Dagegen sagt, die Tagebücher-Schreiberzunft;
Ihr Schicksal bleibt wie immerhin entschieden:
Sie leben Einen Tag, und sterben dann in Frieden.

Freund, laſs uns wenig nur auf Lob und Tadel schaun,
Und unsern Augen mehr, als fremden Augen traun!

An die lyrische Muse.

Tochter jugendlicher Freude,
Holde Trösterin im Leide,
Muse, meine Lust!
Alle Sorgen, alle Schmerzen
Tändelst du mit deinen Scherzen
Ewig aus der kranken Brust.

Wann ich, Laurens trunkne Küsse
Lang' und unverschuldet misse,
Traute Sängerin!
Dann erwecken deine Lieder,
Rühren und entzücken wieder
Meinen abgestorbnen Sinn.

Du kannst alle Winterplagen,
Alle Nebel schnell verjagen,
Die den Tag entrückt;
Erd' und Himmel machst du heiter,
Und die bange Seele weiter,
Die der Unmuth niederdrückt.

Auch das hab' ich oft empfunden:
Deine Kraft heilt alle Wunden,
Die das Schicksal schlägt;
Deine Götterrede lehret,
Wie man ſeigem Kleinmuth wehret,
Männlich seine Leiden trägt.

Willig dienst du meiner Liebe
Durch dich wallt von Gegenliebe
Laurens ganzes Blut;
Auch die Narren zu bestrafen,
Leihest du mir starke Waſſen:
Leihest du mir Witz und Muth.

Durch dich, bey dem Saft der Reben,
Flieht das ungewisse Leben,
Flieht die träge Zeit;
Durch dich werd' ich wieder leben,
Ehre wird das Grab mir geben,
Und der Tod Unsterblichkeit.

An Amor.

Holder Amor, komm auf meine Bitte,
Komm zu meiner armen, kleinen Hütte;
Mit den gürtellosen Grazien
Müsse Phyllis dir zur Seite gehn!

Auch den wackern Bacchus hab' ich gerne,
Eile! denn es glänzen schon die Sterne;
Und nur allzubald ist Eine Nacht
Bey so lieben Gästen hingebracht.

Gedanken eines Schlemmers über den Tod Anakreons.

Anakreon (der Thor!) erstickt
An einem Traubenkern; die Welt nennt ihn den Weisen:
Ich habe Haus und Hof durch meinen Hals geschickt,
Und bin nicht dran erstickt;
Will Niemand meine Weisheit preisen?

Inschrift des Weinfasses,

das einem Säufer zum Sarge gegeben wurde.

Der, dessen Bauch ich oft gefüllt,
Der ist's, der nun den meinen füllt.

An einen Landjunker.

Du sendest mir manch Wild: allein
Du willst zu Gaste drauf geladen seyn.
Die Künste seh' ich deutlich ein:
Du körnst mit deinem Wilde meinen Wein.

Auf Theodor.

Zwar Theodor erbaute
Die Seelen, die man ihm vertraute,
Stets ungereimt: doch um nichts zu versäumen,
Ganz ungereimt zu seyn, that er es jüngst in Reimen.

Ein gewisser klassischer Schriftsteller an seinen Uebersetzer.

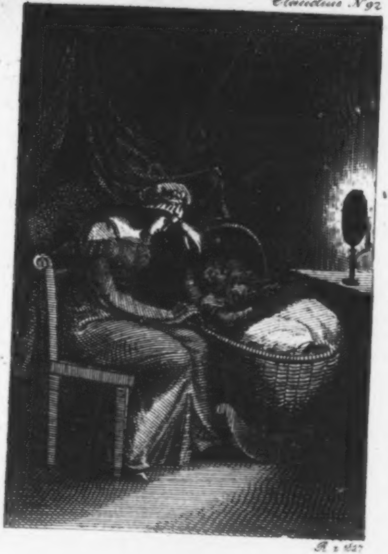
Dies Buch, Albin, war vormals mein;
Du hast es jämmerlich verdeutscht: nun ist es dein.

Ausgewählte
Gedichte und Prose

von

Matthias Claudius.

Claudius N 92



R. z 1827

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

1935. 5452

Neun und vierzigstes Bändchen.

Mathias Claudius Gedichte.

Zwickau, 1825.

Bey den Gebrüdern Schumann.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Ausgewählte
Gedichte und Prose

von

Matthias Claudius.

Vorwort.

Matthias Claudius wurde 1743 im Holsteinischen Flecken Rheinfeld geboren. Er privatisirte Anfangs zu Wandsbeck unweit Hamburg, war darauf eine kurze Zeit Oberlandkommissar zu Darmstadt, und starb am 21. Jan. 1815. zu Wandsbeck, als Revisor bey der Holsteinischen Bank zu Altona.

Wer kennt und schätzt nicht diesen originellen Volksdichter! Sein „Rheinweinlied" wird noch immer in frohen Kreisen mit Hochgefühl gesungen. Keine Schmähsucht mancher Verstockten der jüngsten Zeit vermag den Kranz, den „Asmus,“ oder, wie er sich auch nannte, „der Wandsbecker Bote“ ersang, zu entlauben. Deutschen Sinn und Biederkeit, so wie eigenthümliche Laune athmen alle seine von Schulz und Reichardt zum Theil in Musik gesetzten Lieder, mögen sie auch hie und da in grammatischer Hinsicht manche nicht zu billigende Eigenheit — um nicht zu sagen, Affektation — an sich tragen. Letzteres gilt fast noch mehr von seiner prosaischen Schreibart.

Claudius gab seine „sämmtlichen Werke“ in den Jahren 1775 bis 1803 nach und nach in 7 Theilen, wovon die ersten neu aufgelegt wurden, zu Hamburg und Wandsbeck heraus. Die neueste Ausgabe ward 1820 in 4 Theilen zu Hamburg veranstaltet.

Auſserdem hat er die „Geschichte des Aegyptischen Königs Sethos," Ramsey's „Reisen des Cyrus" u. s. w. aus dem Französischen übersetzt, seiner frühern „Tändeleyen" (Jena 1763) in verfehlter Gerstenberg'scher Manier nicht zu gedenken.

Inhalt.

Gedichte.

Seite
1. Täglich zu singen. 3
2. Rheinweinlied. 5
3. Das Bauernlied. 7
4. Kartoffellied. 12
5. Abendlied. 13
6. An die Nachtigall. 15
7. An eine Quelle. 16
8. Der Frühling; am ersten Maymorgen. . 17
9. *Serenata*, im Walde zu singen. . . . 18

Seite
10. Lied vom Reiſen. 21
11. Lied, hinterm Ofen zu singen. . . . 24
12. Trinklied. 26
13. Ein Dito. 28
14. Lied. 29
15. Phidile 31
16. Phidile, als sie nach der Trauung allein in ihr Kämmerlein gegangen war . 33
17. Ein Wiegenlied, bey Mondschein zu singen. 35
18. Ein Dito. 38
19. Abendlied eines Bauermanns 41
20. Motetto, als der erste Zahn durch war. 44
21. Ein Lied in die Haushaltung; zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden. 45
22. Der Mann im Lehnstuhl. 47
23. Urians Reise um die Welt; mit Anmerkungen. 69

Seite
24. Der Mensch. 54
25. Bey dem Grabe meines Vaters. 55
26. Nach der Krankheit 56
27. Ein Lied für Schwindsüchtige. 58
28. An — als Ihm die — starb. 61
29. Beym Sonnenaufgang. 62
30. Ein Lied um Regen. 65
31. Der glückliche Bauer. 67
32. Ein Lied, nach der Melodie: *My mind a kingdom is*, in den *Reliques of ancient Poetry*. 71
33. Kriegslied. 73
34. Des alten lahmen Invaliden Görgel Neujahrswunsch. 75
35. Mein Neujahrslied. 78
36. Als er sein Weib und's Kind an ihrer Brust schlafend fand. 81
37. Die Mutter bey der Wiege. 82

Seite
38. Grabschrift auf den Müller-Jackson. . . 83
39. Goliath und David. 84
40. Wandsbeck; eine Art Romanze. . . . 86
41. Anselmuccio. 93
42. Urians Nachricht von der neuen Aufklärung, oder Urian und die Dänen. . 94
43. Hier liegen Fuſsangeln. 98
44. Der Schwarze in der Zuckerplantage. . 99
45. Nachricht vom Genie. 100
46 Vergleichung. 101
47. Aus dem Englischen. 102
48. Hinz und Kunz. 103
49. Kuckuck. 104
50. Die Henne. 105
51. Fuchs und Bär. 106

Prosaischer Anhang.

1. Im Junius. 109

Seite

2. Neue Erfindung. 111
3. Von der Freundschaft. 116
4. Schönheit und Unschuld; ein Sermon an die Mädchen. 121
5. Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe. 126
6. Ueber das Genie. 131
7. Ueber „die Leiden des jungen Werthers.“ 134
8. Ueber „Klopstocks Oden.“ 136
9. Aus Asmus „Audienz beym Kaiser von Japan.“ 142

Gedichte.

Auch bet' ich Gott von Herzen an,
Daſs ich auf dieser Erde
Nicht bin ein groſser, reicher Mann,
Und auch wohl keiner werde.

Denn Ehr' und Reichthum treibt und bläht,
Hat mancherley Gefahren,
Und Vielen hat's das Herz verdreht,
Die weiland wacker waren.

Und all' das Geld und all' das Gut
Gewährt zwar viele Sachen:
Gesundheit, Schlaf und guten Muth
Kann's aber doch nicht machen.

Und die sind doch, bey Ja und Nein,
Ein rechter Lohn und Segen.
Drum will ich mich nicht groſs kastey'n
Des vielen Geldes wegen.

Gott gebe mir nur jeden Tag,
So viel ich darf zum Leben;
Er gibt's dem Sperling auf dem Dach,
Wie sollt' er mir's nicht geben?

Rheinweinlied.

Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Ungarn noch aus Polen,
Noch wo man Franzmänn'sch spricht:
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im Deutschen Reiche:
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weiland Kreter, faule Bäuche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge zum Exempel bringen
Gewächs sieht aus wie Wein;
Ist's aber nicht Man kann dabey nicht singen,
Dabey nicht fröhlich seyn.

Im Erzgebirge dürft ihr auch nicht suchen,
Wenn ihr Wein finden wollt.
Das bringt nur Silbererz und Kobaltkuchen,
Und etwas Lausegold.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben;
Gesegnet sey der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laſst uns alle Wege
Uns freun und fröhlich seyn!
Und wüſsten wir wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.

Das Bauernlied.

Vorsänger.

Im Anfang war's auf Erden
Nur finster, wüst' und leer;
Und sollt' was seyn und werden,
Mufst' es wo anders her.

Chor.

Alle gute Gabe
Kam oben her, von Gott,
Vom schönen blauen Himmel herab!

Vorsänger.

So ist es hergegangen
Im Anfang, als Gott sprach;
Und wie sich's angefangen,
So geht's noch diesen Tag.

Chor.

Alle gute Gabe
Kömmt oben her u. s. w.

Vorsänger.

Wir pflügen, und wir streuen
Den Samen auf das Land!
Doch Wachsthum und Gedeihen
Steht nicht in unsrer Hand.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Der thut mit leisem Wehen
Sich mild und heimlich auf,
Und träuft, wenn wir heim gehen,
Wuchs und Gedeihen drauf.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Der sendet Thau und Regen,
Und Sonn- und Mondenschein,
Der wickelt Gottes Segen
Gar zart und künstlich ein.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Und bringt ihn dann behende
In unser Feld und Brot;
Es geht durch seine Hände,
Kömmt aber her von Gott.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Was nah ist und was ferne,
Von Gott kömmt alles her!
Der Strohhalm und die Sterne,
Der Sperling und das Meer.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Von Ihm sind Büsch' und Blätter,
Und Korn und Obst von Ihm,
Von Ihm mild Frühlingswetter,
Und Schnee und Ungestüm.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Er, Er macht Sonnaufgehen,
Er stellt des Mondes Lauf,
Er läſst die Winde wehen,
Er thut den Himmel auf.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Er schenkt uns Vieh und Freude,
Er macht uns frisch und roth,
Er gibt den Kühen Weide
Und unsern Kindern Brot.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Auch Frommseyn und Vertrauen,
Und stiller edler Sinn,
Ihm flehn und auf ihn schauen,
Kömmt alles uns durch Ihn.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Er gehet ungesehen
Im Dorfe um und wacht,
Und rührt die herzlich flehen
Im Schlafe an bey Nacht.

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Vorsänger.

Darum, so woll'n wir loben,
Und loben immerdar
Den groſsen Geber oben.
Er ist's! und Er ist's gar!

Chor.

Alle gute Gabe u. s. w.

Kartoffeln-Lied.

Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten?
Die Kumme*) hier ist auch nicht leer,
Und schmeckt so gut, wie aus dem Meer
Die Austern und Lampreten.
Und viel Pastet' und Leckerbrot
Verdirbt nur Blut und Magen.
Die Köche kochen lauter Noth,
Sie kochen uns viel eher todt;
Ihr Herren, laſst euch sagen!

Schön röthlich die Kartoffeln sind,
Und weiſs wie Alabaster!
Sie däu'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Magenpflaster.

---

[*] Schüssel.

Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiſse Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämm'rung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen? —
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laſs uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglich's trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laſs uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich seyn!

⁂

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laſs uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott, mit Strafen,
Und laſs uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch!

An die Nachtigall.

Er liegt und ſchläft an meinem Herzen,
Mein guter Schutzgeiſt ſang ihn ein;
Und ich kann fröhlich ſeyn und ſcherzen,
Kann jeder Blum' und jedes Blatts mich freun.
Nachtigall, Nachtigall, ach!
Sing' mir den Amor nicht wach!

An eine Quelle.

Du kleine grünumwachsne Quelle,
An der ich Daphne jüngst gesehn!
Dein Wasser war so still, so helle,
Und Daphne's Bild darin so schön!
O, wenn sie sich noch mal am Ufer sehen läſst,
So halte du ihr schönes Bild doch fest!
Ich schleiche heimlich dann mit nassen Augen hin,
Dem Bilde meine Noth zu klagen;
Denn, wenn ich bey ihr selber bin,
Dann, ach, dann kann ich ihr nichts sagen.

Der Frühling.

Am ersten Maymorgen.

Heute will ich fröhlich fröhlich seyn,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und für Freude schreyn,
Und der König soll mir das nicht wehren.

Denn er kommt mit seiner Freuden Schaar
Heute aus der Morgenröthe Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen;

Und sein Antlitz ist ihm roth und weiſs,
Und er träuft von Thau und Duft und Segen —
Ha! mein Thyrsus sey ein Knospenreis,
Und so tauml' ich meinem Freund' entgegen.

Serenata,

im Walde zu singen.

Solo.

Wenn hier nur kahler Boden wär'
Wo itzt die Bäume stehn,
Das wäre doch, bey meiner Ehr'!
Ihr Herr'n, nicht halb so schön.

Dann wäre um uns her kein Baum,
Und über uns kein Zweig;
Dann wäre hier ein kahler Raum,
Und ich marschirte gleich.

So bin ich wie ein Fisch im Meer,
Und bleibe gerne hier.
Vivat die Bäume um uns her!
Der Zweig hier über mir!

a due voci.

Und zählen kann ein Mensch sie nicht,
Sind ihrer gar zu viel;
Und jeder macht es grün und dicht,
Und jeder macht es kühl.

a tre voci.

Und jeder steht so stolz und kühn,
Und streckt sich hoch hinan,
Dünkt sich, die Stelle sey für ihn,
Und thut sehr wohl daran.

Recitativo.

Es pflegen wohl die reichen Leut'
Auch Wald zu machen gern;

Fugato.

Da pflanzen denn, die Läng' und Breit',
Die klug- und weisen Herr'n
In eine lange Reihe hin
Gar künstlich Baum und Strauch;
Und meinen dann in ihrem Sinn,
Sie hätten's wirklich auch.

Recitativo.

Noch kömmt ihr Gärtner Lobesan,
Den sie zu ha'n geruhn,
Und schneidet mit der Schere d'ran,
Wie Schneidermeister thun.

Tutti.

Jedoch ihr Wald ist Schneiderscherz,
Trägt nur der Scheere Spur.
Und nicht das groſse volle Herz
Von Mutterlieb Natur!

Tuttissimi.

Und nicht das groſse volle Herz
Von Mutterlieb Natur!
Ist purer puter Schneiderscherz,
Trägt nur der Scheere Spur.

Choral.

Hoch sitzt im Sopha der Baron,
Der Schweizer an der Thür,
Die Fürsten sitzen auf dem Thron,
Und wir, wir sitzen hier,

Auf bloſser Erde, feucht und kalt!
Und wir, wir sitzen hier,
Und freun uns über diesen Wald,
Und danken Gott dafür.

Lied vom Reifen.

Seht meine lieben Bäume an,
Wie sie so herrlich stehn,
Auf allen Zweigen angethan
Mit Reifen wunderschön!

Von unten an bis oben 'naus
Auf allen Zweigelein
Hängts weiſs und zierlich, zart und kraus
Und kann nicht schöner seyn.

Und alle Bäume rund umher
All' alle weit und breit
Stehn da, geschmückt mit gleicher Ehr',
In gleicher Herrlichkeit.

Und sie beäugeln und besehn
Kann jeder Bauersmann,
Kann hin und her darunter gehn,
Und freuen sich daran.

Auch holt er Weib und Kinderlein
Vom kleinen Feuerheerd,
Und Marsch mit in den Wald hinein!
Und das ist wohl was werth.

Einfältiger Naturgenuſs
Ohn' Alfanz drum und dran
Ist lieblich, wie ein Liebeskuſs
Von einem frommen Mann.

Ihr Städter habt viel schönes Ding,
Viel Schönes überall,
Kredit und Geld und golden Ring,
Und Bank und Börsensaal;

Doch Erle, Eiche, Weid' und Ficht'
Im Reiſen nah und fern —
So gut wirds euch nun einmal nicht,
Ihr lieben reichen Herr'n!

Das hat Natur, nach ihrer Art
Gar eignen Gang zu gehn,
Uns Bauersleuten aufgespart
Die anders nichts verstehn.

Viel schön, viel schön ist unser Wald:
Dort Nebel überall,
Hier eine weiſse Baumgestalt
Im vollen Sonnenstrahl

Lichthell, still, edel, rein und frey,
Und über alles fein! —
O aller Menschen Seele sey
So lichthell und so rein!

Wir sehn das an, und denken noch
Einfältiglich dabey:
Woher der Reif, und wie er doch
Zu Stande kommen sey?

Denn gestern Abend, Zweiglein rein!
Kein Reifen in der That! —
Muſs einer doch gewesen seyn
Der ihn gestreuet hat.

Ein Engel Gottes geht bey Nacht,
Streut heimlich hier und dort,
Und wenn der Bauersmann erwacht,
Ist er schon wieder fort.

Du Engel, der so gütig ist,
Wir sagen Dank und Preis.
O mach' uns doch zum heil'gen Christ
Die Bäume wieder weiſs!

Lied, hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,
Kernfest und auf die Dauer;
Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
Und scheut nicht Süſs noch Sauer.

War je ein Mann gesund, ist er's;
Er krankt und känkelt nimmer,
Weiſs nichts von Nachtschweiſs noch Vapeurs,
Und schläft im kalten Zimmer.

Er zieht sein Hemd im Freyen an,
Und läſst's vorher nicht wärmen;
Und spottet über Fluſs im Zahn
Und Kolik in Gedärmen.

Aus Blumen und aus Vogelsang
Weiſs er sich nichts zu machen,
Haſst warmen Drang und warmen Klang
Und alle warme Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
Wenn's Holz im Ofen knittert,
Und um den Ofen Knecht und Herr
Die Hände reibt und zittert:

Wenn Stein und Bein vor Froſt zerbricht
Und Teich' und Seen krachen:
Das klingt ihm gut, das haſst er nicht,
Dann will er ſich todt lachen. —

Sein Schloſs von Eis liegt ganz hinaus
Beym Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.

Da iſt er denn bald dort bald hier,
Gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, ſtehen wir
Und ſehn ihn an und frieren.

Trinklied.

Auf und trinkt! Brüder trinkt!
Denn für gute Leute
Ist der gute Wein,
Und wir wollen heute
Frisch und fröhlich seyn.
Auf und trinkt! Brüder trinkt! :,:

Stoſset an, und sprecht daneben:
Alle Kranke sollen leben!

Chor von Anfang.

Herrlich ist's hier und schön!
Doch des Lebens Schöne
Ist mit Noth vereint,
Es wird manche Thräne
Unterm Mond geweint.
Herrlich ist's hier und schön! :,:

Allen Traurigen und Müden,
Gott geb' ihnen Freud' und Frieden!

Chor v. A.

Auf und trinkt! Brüder trinkt!
Jeder Bruder lebe,
Sey ein guter Mann!
Fördre, tröste, gebe,
Helfe wo er kann.
Auf und trinkt! Brüder trinkt! :,:

Armer Mann, bang' und beklommen,
Ruf' uns nur, wir wollen kommen!
Chor v. A.

Seht, denn seht! Brüder seht!
Gott gibt uns ja gerne,
Ohne Maſs und Ziel,
Sonne, Mond und Sterne,
Und was sonst noch viel.
Seht, denn seht! Brüder seht! :,:

Armer Mann, bang' und beklommen,
Sollten wir denn auch nicht kommen?

Chor.

Armer Mann, armer Mann,
Bange und beklommen!
Wollen's gerne thun,
Wollen gerne kommen,
Ruf' uns nur. Und nun
Auf und trinkt! Brüder trinkt!

Ein Dito.

Füllt noch einmal die Gläser voll,
Und stoſset herzlich an:
Daſs hoch das Fräulein leben soll;
Denn sie gehört zum Mann!

Auch sind die Weiber sanft und gut,
Und ſreundlich ist ihr Blick:
Sie machen fröhlich Herz und Muth,
Und sind des Lebens Glück.

Drum halt't sie ehrlich, lieb und werth,
Und füllt die Gläser voll,
Stoſst an, klingt, daſs es Jede hört,
Und trinkt auf Aller Wohl!

Lied.

Ich bin ein Deutscher Jüngling!
Mein Haar ist kraus, breit meine Brust;
Mein Vater war
Ein edler Mann, ich bin es auch.

Wenn mein Aug' Unrecht siehet,
Sträubt sich mein krauses Haar empor,
Und meine Hand
Schwellt auf und zuckt und greift ans Schwert.

Ich bin ein Deutscher Jüngling!
Beym süſsen Namen «Vaterland»
Schlägt mir das Herz,
Und mein Gesicht wird feuerroth. —

Ich weiſs ein Deutsches Mädchen;
Ihr Aug' ist blau, und sanft ihr Blick,
Und gut ihr Herz,
Und blau, o Hertha, blau ihr Aug'!

Wer nicht stammt vom Thuiskon,
Der blicke nach dem Mädchen nicht!
Er blicke nicht,
Wenn er nicht vom Thuiskon stammt!

Denn ihres blauen Auges
Soll sich ein edler Jüngling freun!
Sie soll geliebt,
Soll eines edlen Jünglings seyn!

Ich bin ein Deutscher Jüngling,
Und schaue kalt und kühn umher,
Ob einer sey,
Der nach dem Mädchen blicken will.

Phidile. *)

Ich war erst sechszehn Sommer alt,
Unschuldig und nichts weiter,
Und kannte nichts als unsern Wald,
Als Blumen, Gras und Kräuter.

Da kam ein fremder Jüngling her;
Ich hatt' ihn nicht verschrieben,
Und wuſste nicht wohin noch her;
Der kam und sprach von Lieben.

Er hatte schönes langes Haar
Um seinen Nacken wehen;
Und einen Nacken, als das war,
Hab' ich noch nie gesehen.

Sein Auge, himmelblau und klar,
Schien freundlich was zu flehen;
So blau und freundlich, als das war,
Hab' ich noch kein's gesehen.

---

*) Ein Gegenstück ist Bürgers Robert: „Ich war wohl recht ein Springinsfeld" u. s. w.

Und sein Gesicht, wie Milch und Blut!
Ich hab's nie so gesehen;
Auch, was er sagte, war sehr gut,
Nur konnt' ich's nicht verstehen.

Er ging mir allenthalben nach,
Und drückte mir die Hände,
Und sagte immer O und Ach,
Und kuſste sie behende.

Ich sah ihn einmal freundlich an,
Und fragte, was er meinte;
Da fiel der junge schöne Mann
Mir um den Hals, und weinte.

Das hatte Niemand noch gethan;
Doch war's mir nicht zuwider,
Und meine beyden Augen sahn
In meinen Busen nieder.

Ich sagt' ihm nicht ein einzig Wort,
Als ob ich's übel nähme,
Kein einzig's, und — er flohe fort;
Wenn er doch wieder käme!

Phidile,

als sie nach der Trauung allein in ihr Kämmerlein gegangen war.

Ach, Gottes Segen über dir,
Weil du ihn mir gegeben,
Du schwarzer Mann! mein Herz schlug mir
Nie so in meinem Leben.

Und meinem Wilhelm schlug es auch! —
Als ihn der Pfarrer fragte,
Und das nach hergebrachtem Brauch
Von Glück und Unglück sagte;

Da sah er her mit Ungestüm,
Als wollt' er mich umfangen;
Die hellen Thränen liefen ihm
Wohl über seine Wangen. —

Ja, Wilhelm, ich bin auch bereit,
Ich will dich nicht verlassen!
Von nun an bis in Ewigkeit
Will ich dich nicht verlassen.

Will immer um und bey dir seyn,
Will Noth und Tod nicht scheuen!
Mein trauter Wilhelm, du allein
Kannst meine Seel' erfreuen,

Und sollst allein! drauf ruf' ich Gott
Zum Zeugen hier hernieder.
Und nimmt mich oder dich der Tod,
So finden wir uns wieder!

Ein Wiegenlied, beym Mondschein zu singen.

So schlafe nun, du Kleine!
Was weinest du?
Sanft ist im Mondenscheine,
Und süſs die Ruh.

Auch kommt der Schlaf geschwinder,
Und sonder Müh;
Der Mond freut sich der Kinder
Und liebet sie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
Doch Mädchen mehr,
Gieſst freundlich schöne Gaben
Von oben her

Auf sie aus, wenn sie saugen,
Recht wunderbar;
Schenkt ihnen blaue Augen
Und blondes Haar.

Alt ist er wie ein Rabe,
Sieht manches Land;
Mein Vater hat als Knabe
Ihn schon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
Hat Mutter mal
Mit ihm von mir gesprochen:
Sie saſs im Thal,

In einer Abendstunde,
Den Busen bloſs,
Ich lag mit offnem Munde
In ihrem Schooſs,

Sie sah mich an, für Freude
Ein Thränchen lief,
Der Mond beschien uns beyde,
Ich lag und schlief;

Da sprach sie: „Mond! o scheine,
Ich hab' sie lieb,
Schein' Glück für meine Kleine!"
Ihr Auge blieb

Noch lang am Monde kleben,
Und flehte mehr.
Der Mond fing an zu beben,
Als hörte er;

Und denkt nun immer wieder
An diesen Blick,
Und scheint von hoch hernieder
Mir lauter Glück.

Er schien mir unterm Kranze
Ins Brautgesicht,
Und bey dem Ehrentanze;
Du warst noch nicht.

Ein Dito.

Seht doch das kalte Nachtgesicht
Dort hoch am Himmel hangen!
Einst war es glatt, und hatte nicht
Die Runzeln auf den Wangen.

Ja, Kind, von diesen Runzeln wär'
Nun freylich viel zu sagen;
Am Weihnachtsabend kam Kunz her,
Der Henker muſst' ihn plagen,

Kam her und stahl. Wie ging's ihm nicht!
Er wird nicht wieder stehlen.
Hör' an, und laſs dir die Geschicht'
Vom Kohl und Kunz erzählen.

Heinz hatt' ein Gärtchen, das war schön,
Da stieg des Abends Kunze
Hinein, und, hast du nicht gesehn,
Bestahl den Nachbar Heinze.

Sonst schämt und grämt ein Dieb sich wohl,
Kunz aber nicht; er dachte:
Es fände morgen seinen Kohl
Der Nachbar nicht, und lachte.

Schnell aber war da eine Hand,
Die ihm vertrieb das Lachen,
Sie faſste ihn — husch! und er stand
Im Mond mit seinen Sachen,

Mit seinem Kohl, so wie er war,
Da half kein Schrey'n noch Flehen.
Man sieht ihn itzt auch hell und klar
Mit Kohl im Monde stehen.

Er überdenkt nun den Betrug,
Doch wird ihm wohl zu Zeiten
Die Zeit und Weile lang genug,
Und wär' wohl gern bey Leuten.

All Weihnachtabend rührt er sich
Und ruft aus voller Kehlen:
„Erbarme dich! erbarme dich!
Ich will nicht wieder stehlen."

Ja, groſsen Dank! der arme Kunz!
Nun mag er lange wollen;
Er stehet da, und warnet uns,
Daſs wir nicht stehlen sollen;

Steht da, und hat nicht Ruh noch Rast,
Und wird da ewig stehen.
Schlaf'! wenn du ausgeschlafen hast,
Sollst du auch Kunze sehen.

Abendlied eines Bauermanns.

Das schöne groſse Taggestirne
Vollendet seinen Lauf;
Komm, wisch' den Schweiſs mir von der Stirne,
Lieb Weib, und dann tisch' auf!

Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier unterm Apfelbaum;
Da pflegt es Abends gut zu schmecken,
Und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn hör', mich hungerts sehr;
Bring' auch den kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her.

Dem König bringt man viel zu Tische:
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleisch und Fische,
Und Panzen und Pastet;

Und ist ein eigner Mann erlesen,
Von andrer Arbeit frey,
Der ordnet ihm sein Tafelwesen
Und präsidirt dabey.

Gott lass' ihm alles wohl gedeihen!
Er hat auch viel zu thun,
Und muſs sich Tag und Nacht kasteyen,
Daſs wir in Frieden ruhn.

Und haben wir nicht Herrenfutter;
So haben wir doch Brod,
Und schöne, frische, reine Butter,
Und Milch, — was denn für Noth?

Das ist genug für Bauersleute,
Wir danken Gott dafür,
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

Es präsidirt bey unserm Mahle
Der Mond, so silberrein,
Und kuckt von oben in die Schale
Und thut den Segen drein.

Nun, Kinder, esset, eſst mit Freuden,
Und Gott gesegn' es euch!
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin glücklich und bin reich.

Motetto,

als der erste Zahn durch war.

Viktoria! Viktoria!
Der kleine weiſse Zahn ist da.
Du, Mutter, komm, und Groſs und Klein
Im Hause kommt, und kuckt hinein,
Und seht den hellen weiſsen Schein.

Der Zahn soll Alexander heiſsen.
Du liebes Kind! Gott halt' ihn dir gesund,
Und geb' dir Zähne mehr in deinen kleinen Mund,
Und immer was dafür zu beiſsen!

Ein Lied in die Haushaltung.

Zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden.

Die Mutter.

Wir ziehn nun unsern Zahn heraus,
Sonst thut der Schelm uns Schaden.
Und sey nicht bange, kleine Maus!
Gleich hängt er hier am Faden.

Chor der Schwestern und Brüder und des Vaters.

Der Zahn, der Zahn, der muſs heraus,
Sonst thut der Schelm nur Schaden.

Die Mutter.

Ey seht, sie macht die Nase kraus,
Und fürchtet meinen Faden.
Hilft nicht; der Zahn, der muſs heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der muſs heraus,
Und dann kriegt Gustchen Fladen.

Die Mutter.

So recht, so recht, du liebe Maus!
Nun ist er fest der Faden!
Und — nun ist auch der Zahn heraus,
Und soll dir nicht mehr schaden.

Chor.

Der Zahn, der Zahn, der ist heraus;
Da hängt er an dem Faden!

Der Mann im Lehnstuhl.

Saſs einst in einem Lehnstuhl still
Ein vielgelehrter Mann,
Und um ihn trieben Knaben Spiel
Und sahn ihn gar nicht an.

Sie spielten aber Steckenpferd,
Und ritten hin und her:
Hop, Hop! und peitschten unerhört,
Und trieben's Wesen sehr.

Der Alte dacht' in seinem Sinn:
„Die Knaben machen's kraus:
Muſs sehen lassen wer ich bin."
Und damit kramt' er aus;

Und machte ein gestreng Gesicht,
Und sagte weise Lehr',
Sie spielten fort, als ob da nicht
Mann, Lehr', noch Lehnstuhl wär'.

Da kam die Laus und überlief
Die Lung' und Leber ihm.
Er sprang vom Lehnstuhl auf, und rief
Und schalt mit Ungestüm:

„Mit dem verwünschten Steckenpferd!
Was doch die Unart thut!
Still da, ihr Jungen, still, und hört!
Denn meine Lehr' ist gut.“ —

„Kann seyn,“ sprach einer, „weiſs es nit,
Geht aber uns nicht an.
Da ist ein Pferd, komm, reite mit;
Dann bist du unser Mann.“

Urians Reise um die Welt.

Mit Anmerkungen.

Wenn Jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut,
Und thät das Reisen wählen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Zuerst ging's an den Nordpol hin;
Da war es kalt, bey Ehre!
Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Daſs es hier besser wäre.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

In Grönland freuten sie sich sehr,
Mich ihres Orts zu sehen,
Und setzten mir den Thrankrug her;
Ich lieſs ihn aber stehen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Die Esquimaux sind wild und groſs,
Zu allem Guten träge;
Da schalt ich Einen einen Kloſs,
Und kriegte viele Schläge.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Nun war ich in Amerika;
Da sagt' ich zu mir: Lieber!
Nordwestpassage ist doch da;
Mach' dich einmal darüber!

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Flugs ich an Bord und aus ins Meer,
Den Tubus feſtgebunden,
Und suchte sie die Kreuz und Quer,
Und hab sie nicht gefunden.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Von hier ging ich nach Mexiko;
Ist weiter als nach Bremen.
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh,
Du sollst 'n Sack voll nehmen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann ein Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand und Stein,
Und liefs den Sack da liegen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Drauf kauft' ich etwas kalte Kost,
Und Kieler Sprott und Kuchen,
Und setzte mich auf Extrapost:
Land Asia zu besuchen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Der Mogul ist ein groſser Mann,
Und gnädig über Maſsen,
Und klug; er war itzt eben dran,
'n Zahn ausziehn zu lassen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein,
Bey aller Gröſs' und Gaben! —
Was hilfts denn auch noch: Mogul seyn?
Die kann man so wohl haben.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort,
Ihn nächstens zu bezahlen;
Und damit reist' ich weiter fort
Nach China und Bengalen.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan;
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Nach Java und nach Otaheit,
Und Afrika nicht minder;
Und sah bey der Gelegenheit
Viel Städt' und Menschenkinder.

Tutti.

Da hat Er gar nicht übel dran gethan,
Verzähl' Er doch weiter, Herr Urian!

Und fand es überall wie hier,
Fand überall 'n Sparren,
Die Menschen grade so wie hier,
Und eben solche Narren.

Tutti.

Da hat Er übel übel dran gethan;
Verzähl' Er nicht weiter, Herr Urian!

Der Mensch.

Empfangen und genähret
Vom Weibe wunderbar
Kömmt er und sieht und höret,
Und nimmt des Trugs nicht wahr;
Gelüstet und begehret,
Und bringt sein Thränlein dar;
Verachtet, und verehret;
Hat Freude und Gefahr;
Glaubt, zweifelt, wähnt und lehret,
Hält Nichts, und Alles wahr;
Erbauet, und zerstöret;
Und quält sich immerdar;
Schläft, wachet, wächst, und zehret;
Trägt braun und graues Haar etc.
Und alles dieses währet,
Wenn's hoch kommt, achtzig Jahr.
Dann legt er sich zu seinen Vätern nieder,
Und er kömmt nimmer wieder.

Bey dem Grabe meines Vaters.

Friede sey um diesen Grabstein her!
Sanſter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träuſte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten
Was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süſser Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
Düſt' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, groſs und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Nach der Krankheit.

Ich lag und schlief; da fiel ein böses Fieber
Im Schlaf auf mich daher,
Und stach mir in der Brust und nach dem Nacken über,
Und wüthete fast sehr.

Es sprachen Trost, die um mein Bette saſsen;
Lieb Weiblein grämte sich,
Ging auf und ab, wollt' sich nicht trösten lassen,
Und weinte bitterlich.

Da kam Freund Hayn: „Lieb Weib, muſst nicht so grämen,
Ich bring' ihn sanft zur Ruh."
Und trat ans Bett, mich in den Arm zu nehmen,
Und lächelte dazu.

„„Sey mir willkommen, sey gesegnet, Lieber!
Weil du so lächelst; doch
Doch, guter Hayn, hör' an, darſst du vorüber,
So geh' und laſs mich noch!"" —

„Bist bange, Asmus? — Darf vorübergehen
Auf dein Gebot und Wort.
Leb' also wohl, und bis auf Wiedersehen!"
Und damit ging er fort.

Und ich genas! Wie sollt' ich Gott nicht loben!
Die Erde ist doch schön,
Ist herrlich doch wie seine Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn.

Will mich denn freun noch, wenn auch Lebensmühe
Mein wartet, will mich freun!
Und wenn du wiederkömmst, spät oder frühe,
So lächle wieder, Hayn!

Ein Lied für Schwindsüchtige.

Weh mir! Es sitzt mir in der Brust,
Und drückt und nagt mich sehr;
Mein Leben ist mir keine Lust
Und keine Freude mehr.

Ich bin mir selber nicht mehr gleich,
Bin recht ein Bild der Noth,
Bin Haut und Knochen, blaſs und bleich,
Und huste mich fast todt.

Die Luft, drein herrlich von Natur
Gott seinen Segen senkt,
Und daraus alle Kreatur
Mit Heil und Leben tränkt:

Die ist für mich nicht frey, nicht Heil.
Mein Athem geht schwer ein;
Ich muſs um mein bescheiden Theil
Mich martern und kastey'n.

Und doch labt's und erquickt's mich nicht,
Macht's mir nicht frischen Sinn;
Die Blume, die der Wurm zersticht,
Welkt jämmerlich dahin.

Auch Schlaf, der Alle glücklich macht,
Will nicht mein Freund mehr seyn,
Und lässet mich die ganze Nacht
Mit meiner Noth allein.

Die Aerzte thun zwar ihre Pflicht,
Und pfuschern drum und dran;
Allein sie haben leider! nicht
Das, was mir helfen kann.

Mein' Hülf' allein bleibt Sarg und Grab.
O sängen an der Thür
Sie schon, und senkten mich hinab!
Wie leicht und wohl wär's mir!

O sängen doch an meiner Thür
Sie laut: „Ich hab' mein' Sach',"
Und trügen mich, und folgten mir
In langer Reihe nach,

Rund um die Kirch' ans Grab heran,
Und senkten mich hinein! —
Ich läg' und hätte Ruhe dann,
Und fühlte keine Pein.

Doch ich will leiden, bis Gott ruft,
Gern leiden bis ans Ziel.
Nur deinen Trost! und etwas Luft!
Du hast der Luft so viel.

An — als Ihm die — starb.

Der Sämann säet den Samen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein Kleines
Keimet die Blume herauf —

Du liebtest sie. Was auch dies Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet,
Und sie entschlummerte dir!

Was weinest du neben dem Grabe,
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter! Nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher!

Der Adler besuchet die Erde,
Doch säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub, und
Kehret zur Sonne zurück!

Beym Sonnenaufgang.

Kommt, Kinder, wischt die Augen aus,
Es gibt hier was zu sehen;
Und ruft den Vater auch heraus —
Die Sonne will aufgehen!

Wie ist sie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf,
Und alle Abend unter!

Geht immer, und scheint weit und breit
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu seiner Zeit,
Wie wir es nöthig haben.

Von ohngefähr kann das nicht seyn,
Das könnt ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müſst ihn ziehn und lenken.

So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiſs nicht, was sich gebühret:
Drum muſs Wer seyn, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen:
Er schüttet seine Wohlthat hin,
Und lässet sich nicht sehen;

Und hilft und segnet für und für,
Gibt Jedem seine Freude,
Gibt uns den Garten vor der Thür,
Und unsrer Kuh die Weide;

Und hält euch Morgenbrod bereit,
Und läſst euch Blumen pflücken,
Und stehet, wenn und wo ihr seyd,
Euch heimlich hinterm Rücken,

Sieht alles was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiſs was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch alle Wege.

Das Sternenheer hoch in der Höh,
Die Sonne, die dort glänzet,
Das Morgenroth, der Silbersee
Mit Busch und Wald umkränzet,

Dies Veilchen, dieser Blüthenbaum,
Der seine Arm' ausstrecket,
Sind, Kinder! seines Kleides Saum,
Das ihn vor uns bedecket;

Ein Herold, der uns weit und breit
Von ihm erzähl' und lehre;
Der Spiegel seiner Herrlichkeit,
Der Tempel seiner Ehre,

Ein mannigfaltig groſs Gebäu,
Durch Meisterhand vereinet,
Wo seine Lieb' und seine Treu
Uns durch die Fenster scheinet.

Er selbst wohnt unerkannt darin,
Und ist schwer zu ergründen.
Seyd fromm, und sucht von Herzen ihn,
Ob ihr ihn möchtet finden.

Ein Lied um Regen.

Der Erste.

Regen, komm herab!
Unsre Saaten stehn und trauern,
Und die Blumen welken.

Der Zweyte.

Regen, komm herab!
Unsre Bäume stehn und trauern,
Und das Laub verwelket.

Der Erste.

Und das Vieh im Felde schmachtet,
Und brüllt auf zum Himmel.

Der Zweyte.

Und der Wurm im Grase schmachtet,
Schmachtet und will sterben.

Beyde.

Laſs doch nicht die Blumen welken!
Nicht das Laub verdorren!
O, laſs doch den Wurm nicht sterben!
Regen, komm. herab.

Der glückliche Bauer.

Vivat der Bauer, Vivat hoch!
Ihr seht es mir nicht an;
Ich habe nichts, und bin wohl doch
Ein groſser reicher Mann.

Früh Morgens, wenn der Thau noch fällt,
Geh' ich, vergnügt im Sinn,
Gleich mit dem Nebel 'naus aufs Feld
Und pflüge durch ihn hin;

Und sehe, wie er wogt und zieht
Rund um mich nah und fern,
Und sing' dazu mein Morgenlied,
Und denk' an Gott den Herrn.

Die Krähen warten schon auf mich,
Und folgen mir getreu,
Und alle Vögel regen sich
Und thun den ersten Schrey.

Indessen steigt die Sonn' herauf
Und scheinet hell daher —
Ist so was auch für Geld zu Kauf,
Und hat der König mehr?

Und wenn die junge Saat aufgeht,
Wenn sie nun Aehren schieſst,
Wenn so ein Feld in Hocken steht,
Wenn Gras gemähet ist —

O wer das nicht gesehen hat,
Der hat deſs nicht Verstand:
Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand;

Und siehts vor Augen: wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt,
Und wie er seinen groſsen Tisch
Für alle Wesen deckt.

Er deckt ihn freylich, Er allein!
Doch hilft der Mensch, und soll
Arbeiten und nicht müſsig seyn,
Und das bekömmt ihm wohl.

Denn, nach dem Sprichwort, Müſsiggang
Ist ein beschwerlich Ding,
Und schier des Teufels Ruhebank
Für Vornehm und Gering.

Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch ihn schief und krumm,
Und pflüg' und hau' und grab' ihn todt,
Und mäh' ihn um und um.

Und wird's mir auch bisweilen schwer;
Mag's doch! Was schadet das?
Ein guter Schlaf stellt alles her,
Und morgen bin ich baſs;

Und fange wieder fröhlich an
Für Frau und Kind. Für sie,
So lang ich mich noch rühren kann,
Verdrieſst mich keine Müh.

Ich habe viel, das mir gehört,
Viel Gutes hin und her. —
Du droben! hast es mir beschert;
Beschere mir noch mehr.

Gib, daſs mein Sohn dir auch vertrau',
Weil du so gnädig bist;
Lieb' ihn, und gib ihm eine Frau
Wie seine Mutter ist.

Ein Lied,

nach der Melodie: *My mind a kingdom is,*
in den *Reliques of ancient Poetry.*

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit seiner Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Moguls Geld,
Des Glück, — wie hieſs er doch? — *)
Der, als er Herr war von der Welt,
Zum Mond hinauf sah noch? —
Ich wünsche nichts von alle dem,
Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden seyn, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr'?
Das, was' ich hab' ist mir genug,

---

*) Alexander der Groſse.

Wer klug ist wünscht nicht sehr;
Denn, was man wünschet, wenn man's hat,
So ist man darum doch nicht satt.

Und Geld und Ehr' ist obendrauf
Ein sehr zerbrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf —
Erfahrung lehret das —
Verändert wenig oft in viel,
Und setzt dem reichen Mann sein Ziel.

Recht thun, und edel seyn und gut,
Ist mehr als Geld und Ehr';
Da hat man immer guten Muth
Und Freude um sich her,
Und man ist stolz, und mit sich eins,
Scheut kein Geschöpf und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt, im Siegeston
Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit einer Kron'
Und Scepter ist es nicht.
Und wär' er's auch; nun, immerhin!
Mag er's! so ist er was ich bin.

Kriegslied.

'S ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
Und rede du darein!
'S ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu seyn!

Was sollt' ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
Und blutig, bleich und blaſs,
Die Geister der Erschlag'nen zu mir kämen,
Und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
Verstümmelt und halb todt
Im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten
In ihrer Todesnoth?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute
So glücklich vor dem Krieg,
Nun alle elend, alle arme Leute,
Wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöthen
Freund, Freund und Feind ins Grab
Versammelten, und mir zu Ehren krähten
Von einer Leich' herab?

Was hülf' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg — und ich begehre
Nicht schuld daran zu seyn.

Des alten lahmen Invaliden Görgel Neujahrswunsch.

Sie haben mich dazu beschieden,
So bring' ich's denn auch dar:
Im Namen aller Invaliden
Wünsch' ich ein fröhlich Jahr.

Zuerst dem lieben Bauernstande;
Ich bin von Bauern her,
Und weiſs, wie nöthig auf dem Lande
Ein fröhlich Neujahr wär!

Gehn Viele da gebückt, und welken
In Elend und in Müh,
Und Andre zerren dran und melken
Wie an dem lieben Vieh.

Und ist doch nicht zu defendiren,
Und gar ein böser Brauch;
Die Bauern gehn ja nicht auf Vieren,
Es sind doch Menschen auch;

Und sind zum Theil recht gute Seelen.
Wenn nun ein solches Blut
Zu Gott seufzt, daſs sie ihn so quälen,
Das ist fürwahr nicht gut.

Ein fröhlich fröhlich Jahr den Fürsten,
Die nach Gerechtigkeit,
Nach Menschlichkeit und Wohlthun dürsten;
Der Fürsten Ehrenkleid:

Sie sind in diesem Ehrenkleide
Wie Gottes Engel schön!
Und haben selbst die meiste Freude;
Sonst muſs ich's nicht verstehn.

Ein fröhlich Jahr und Wohlbehagen
Dem Fürsten unserm Herrn!
Der auch in unsern alten Tagen
Noch denket an uns gern;

Der als ein Vater an uns denket
Auf seinem Fürstenthron,
Und uns des Lebens Pflege schenket:
Dank ihm und Gotteslohn!

Und seinen Unterthanen allen,
Wir sind ja Brüder gar,
Uns lieben Brüdern Wohlgefallen
Und ein recht gutes Jahr!

Und allen edlen Menschen Friede
Und Freud' auf ihrer Bahn!
Ich segne sie in meinem Liede,
So viel ich segnen kann.

Und fühl' in diesem Augenblicke
Den lahmen Schenkel nicht,
Und steh' und schwinge meine Krücke,
Und glühe im Gesicht.

Mein Neujahrslied.

Es war erst frühe Dämmerung
Mit leisem Tagverkünden,
Und nur noch eben hell genung
Sich durch den Wald zu finden.

Der Morgenstern stand linker Hand,
Ich aber ging und dachte
Im Eichthal an mein Vaterland,
Dem er ein Neujahr brachte.

Auch dacht' ich weiter: „so, und so,
Das Jahr ist nun vergangen,
Und du siehst, noch gesund und froh,
Den schönen Stern dort prangen.

Der ihm dort so zu stehn gebot
Muſs doch gern geben mögen!
Sein Stern, Sein Thal, Sein Morgenroth,
Rund um mich her Sein Segen.

Und bald wird Seine Sonne hier
Zum erstenmal aufgehen!" —
Das Herz im Leibe brannte mir,
Ich mufste stille stehen,

Und wankte wie ein Mensch im Traum
Wenn ihn Gesichte drängen,
Umarmte einen Eichenbaum
Und blieb so an ihm hängen.

Auf einmal hört' ich's wie Gesang,
Und glänzend stieg's hernieder
Und sprach, mit hellem hohen Klang.
Das Waldthal sprach es wieder:

„Der alten Barden Vaterland!
Und auch der alten Treue!
Dich, freyes unbezwungnes Land!
Weiht Braga hier auf's Neue

Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten.
Und deinem Volke Fröhlichseyn,
Und alte Deutsche Sitten!

Die Männer sollen, jung und alt,
Gut vaterländ'sch und tüchtig
Und bieder seyn und kühn und kalt,
Die Weiber keusch und züchtig!

Und deine Fürsten groſs und gut!
Und groſs und gut die Fürsten!
Die Deutschen lieben, und ihr Blut
Nicht saugen, nicht Blut dürsten!

Gut seyn! gut seyn! ist viel gethan,
Erobern, ist nur wenig;
Der König sey der beſsre Mann,
Sonst sey der beſsre, König!

Dein Dichter soll nicht ewig Wein,
Nicht ewig Amorn necken!
Die Barden müssen Männer seyn,
Und Weise seyn, nicht Gecken!

Ihr Kraftgesang soll himmelan
Mit Ungestüm sich reiſsen! —
Und du, Wandsbecker Leyermann,
Sollst Freund und Vetter heiſsen!»

---

er sein Weib und's Kind an ihrer Brust schlafend fand.

Das heiſs' ich rechte Augenweide,
's Herz weidet sich zugleich.
Der Alles segnet, segn' euch beyde,
Euch liebes Schlafgesindel, euch!

Die Mutter bey der Wiege.

Schlaf, süſser Knabe, süſs und mild,
Du deines Vaters Ebenbild!
Das bist du; zwar dein Vater spricht,
Du habest seine Nase nicht.

Nur eben itzo war er hier
Und sah dir ins Gesicht,
Und sprach: „Viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht.“

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,
Doch muſs es seine Nase seyn;
Denn wenn's nicht seine Nase wär',
Wo hätt'st du denn die Nase her?

Schlaf, Knabe! was dein Vater spricht,
Spricht er wohl nur im Scherz!
Hab' immer seine Nase nicht,
Und habe nur sein Herz!

Grabschrift auf den Müller Jackson.

Hier liegt der Müller Jackson!
Er lebte vom Winde mit lieben Weib und Knaben;
Es leben auch sonst noch Viele davon,
Die keine Mühle haben.

Goliath und David.

War einst ein Riese Goliath
Gar ein gefährlich Mann!
Er hatte Tressen auf dem Hut
Mit einem Klunker dran,
Und einen Rock von *Drap d'argent*
Und alles so nach *advenant.*

An seinem Schnurrbart sah man nur
Mit Gräsen und mit Graus,
Und dabey sah' er von Natur
Pur wie der Teufel aus.
Sein Sarras war, man glaubt es kaum,
So groſs schier als ein Weberbaum.

Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entsetzlich groſses Maul,
Und nur ein kleines Hirn;
Gab Jedem einen Rippenstoſs,
Und flunkerte und prahlte groſs.

So kam er alle Tage her,
Und sprach Israel Hohn.
„Wer ist der Mann? wer wagt's mit mir?
Sey Vater oder Sohn,
Er komme her der Lumpenhund,
Ich bax 'n nieder auf den Grund."

Da kam in seinem Schäferrock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als seinen Stock,
Als Schleuder und den Stein,
Und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr,
Ich komm' im Namen Gottes her."

Und damit schleudert' er auf ihn,
Und traf die Stirne gar:
Da fiel der groſse Esel hin,
So lang und dick er war.
Und David haut' in guter Ruh
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

* * *

Trau nicht auf deinen Tressenhut,
Noch auf den Klunker dran!
Ein groſses Maul es auch nicht thut;
Das lern' vom langen Mann.
Und von dem kleinen lerne wohl:
Wie man mit Ehren fechten soll.

Wandsbeck.

Eine Art Romanze.

Gesetzt, du wärst, dich zu erfreun
Und ob des Leibes Stärke,
In Hamburg — Fleisch und Fisch und Wein
Sind hier sehr gut, das merke! —

Und hättest Wandsbeck Lust zu sehn,
Und bist nicht etwa Reiter;
So muſst du aus dem Thore gehn,
Und so allmählich weiter.

Zu Wagen kannst du freylich auch,
Das kann dir Niemand wehren!
Doch muſst du erst nach altem Brauch
Des Fuhrmanns Meinung hören;

Und wenn der nichts dagegen hat,
So hab' ich nichts zu sagen.
Reit' oder geh', doch in der That
Am Besten ist's zu Wagen.

Nur siehe fleiſsig vor dich hin,
So wirst du schaun und sehen
Da einen Wald, wo mitten drin
Lang Thurm und Häuser stehen.

Ad vocem: Thurm fällt mir gleich ein,
Daſs einst im Pisa-Lande
Mit dreyen Kindern, jung und fein,
Ein Mann von hohem Stande

Verriegelt worden jämmerlich,
's ist schrecklich zu erzählen,
Wie da der Alte muſste sich,
Wie sich die Kinder quälen.

Wer nicht versteht Reim und Gedicht,
Kann ihre Qual nicht sprechen:
Sie saſsen da, und hatten nicht
Zu beiſsen, noch zu brechen,

Und hatten Hunger — ach der Tod
War hier Geschenk und Gabe.
Drey Tage lang bat Gaddo Brod,
Dann starb der arme Knabe.

Um seine kleine Leiche her
Wankt Vater, wanken Brüder,
Und starben alle so wie er,
Nur später — aber wieder

Zu kommen auf den Thurm im Wald,
Den du thust schaun und sehen;
So merke nun auch, was gestalt
Mit dem die Sachen stehen.

Erst ist in ihm kein Hungerwurm,
Dann ist da zweytens Lehre,
Und kurz und gut, es ist der Thurm
Von unsrer Kirche, höre,

Wo unser Pastor Predigt hält,
Und unser Küster singet,
Und uns ein Wunsch nach jener Welt
Durch Mark und Beine dringet.

Ja, Kirche und Religion —
Sie haben's grofs Gezänke,
Viel haben's Schein, viel ihren Hohn
Und lachen drob, man denke!

Und ist doch je gewiſslich wahr,
Daſs sie es nicht verstehen,
Und daſs sie Alle ganz und gar
Was drinnen ist nicht sehen.

Der Augenschein lehrt's Jedermann:
„Wer so viel schöne Gaben
Für Ohr und Auge geben kann,
Muſs auch was Bessers haben —

Der Mann mit Mondstrahl im Gesicht
Wird's suchen und wird's finden,
Doch jedem Narren muſs man's nicht
Gleich auf die Nase binden."

Schön ist die Welt, schön unsre Flur,
Und unser Wald vor allen
Ist schön, ein Liebling der Natur,
Voll Freud' und Nachtigallen.

Und wer uns widersprechen will,
Der komm' und hör' und sehe,
Und seh' und hör' und schweige still,
Und schäme sich, und gehe!

Viel groſse Kunst ist zwar nicht hier,
Wie in Rom und Aegypten;
Doch haben wir Natur dafür,
Die auch die Alten liebten;

Und der läſst man hier ihren Lauf,
Und folget ihren Winken,
Und stutzet sie ein wenig auf
Zur Rechten und zur Linken.

Und so ward endlich unser Wald,
Wo man bald Saatfeld siehet,
Bald wilder Waldwuchs ist, und bald
Ein Musa-Pisang blühet,

Und bald durch Oeffnungen, mit List
Im Walde ausgehauen,
Die groſse Stadt zu sehen ist,
Voll Männer und voll Frauen,

Und bald, und bald — ein Dichtermann
Der würd' es recht beschreiben;
Weil ich nun aber das nicht kann,
So muſs ich's lassen bleiben.

Genug, ein Jeder drängt heraus,
Zu leben hier und sterben,
Und baut sich hier ein kleines Haus
Für sich und seine Erben.

Die Mode, welche Städter zwängt,
Ist hier gehaſst, wie Schlangen,
Und hoch an unsern Eichen hängt
Bocksbeutel aufgehangen.

Und wer hier kömmt sey wer er sey,
Nur habe er Dukaten,
Ist ganz sein eigner Herr und frey,
Und mag sich selber rathen,

Und singen, springen kreuz und quer,
Ohn' allen Zwang und Wächter.
Auch sieht man hier von ohngefähr
Hammona's schöne Töchter,

Wenn sie in Negligee und Pracht,
Darin sie Herzen nehmen,
Von Morgen an bis in die Nacht
Durch unsre Gänge strömen.

Und Tycho Brah, bald hätt' ich gar
Herrn Tycho Brah vergessen,
Der hier vor mehr als hundert Jahr
Den Himmel hat gemessen.

Er selber zwar ist hier nicht mehr,
Er hat längst ausgemessen,
Doch sieht man noch zu seiner Ehr'
Den Thurm, wo er gesessen.

Der Thurm ist uns ein Heiligthum,
Vor dem uns Abends grauet.
Er war vor vielem Alter krumm,
Ist aber neu gebauet,

Daſs er nicht thäte einen Fall,
Nun will er auch wohl stehen.
Wir aber wollen den Kanal
Sammt Wendemuth besehen.

Doch Freundin Luna kömmt daher;
Empfangt mich, Büsch' und Bäume! —
Ihr stilles Zauberwort ist mehr
Als hunderttausend Reime.

Anselmuccio.

Ist gar ein holder Knabe, er!
Als ob er's Bild der Liebe wär'.
Sieht freundlich aus, und weiſs und roth,
Hat groſse Lust am Butterbrod,
Hat blaue Augen, gelbes Haar,
Und Schelm im Nacken immerdar,
Hat Arm' und Beine, rund und voll,
Und alles, wie man's haben soll.
Nur Eines ſehlt dir, lieber Knabe!
Eins nur: daſs ich dich noch nicht habe.

Urians Nachricht von der neuen Aufklärung,

oder

Urian und die Dänen.

Urian.

Ein neues Licht ist aufgegangen,
Ein Licht, schier, wie Karfunkelstein!
Wo Hohlheit ist, es aufzufangen,
Da fährts mit Ungestüm hinein.
Es ist ein sonderliches Licht;
Wer es nicht weiſs, der glaubt es nicht.

Die Dänen.

Erzähl' Er doch von diesem Licht!
Was kann es? Und was kann es nicht?

Urian.

Erst lehrt es euch die Menschenrechte,
Seht, wie die Sache euch gefällt!
Bis jetzo waren Herr und Knechte,
Und Knecht und Herren in der Welt;

Von nun an sind nicht Knechte mehr,
Sind lauter Herren hin und her.

Die Dänen.

Sind also keine Knechte mehr!
Sind alles Herren hin und her!

Urian.

Sonst war Verschiedenheit im Schwange,
Und Menschen waren klug und dumm;
Es waren kurze, waren lange,
Und dick und dünne, grad' und krumm.
Doch nun, nun sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Aal.

Die Dänen.

Nun aber sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Aal!

Urian.

Man nannte Freyheit bey den Alten,
Wo Kopf und Kragen sicher war,
Wo Ordnung und Gesetze galten,
Und Niemand krümmete kein Haar.
Doch nun ist frey, wo Jedermann
Rad schlagen und rumoren kann.

Die Dänen.

Doch nun ist frey, wo Jedermann
Rad schlagen und rumoren kann!

Urian.

Vernunft, was man nie läugnen muſste,
War je und je ein nützlich Licht.
Indeſs was sonsten sie nicht wuſste,
Das wuſste sie doch sonsten nicht.
Nun sitzt sie breit auf ihrem Steiſs,
Und weiſs nun auch, was sie nicht weiſs!

Die Dänen.

Das macht sie gut! . . . auf ihrem Steiſs —
Und weiſs nun auch, was sie nicht weiſs!

Urian.

Religion war hehre Gabe
Für uns bisher, war Himmelbrod;
Und Menschen gingen drauf zu Grabe:
Sie sey, und komme her, von Gott.
Nun kommt sie her, weiſs selbst nicht wie? —
Man saugt nun aus dem Finger sie.

Die Dänen.

Nun kommt sie her, wir wissen, wie?
Sie saugen aus dem Finger sie.

Urian.

Auch wiſst ihr wohl vom Potentaten,
Wie der groſsmächtiglich regiert,
Und wie, ohn' Streit und Advokaten,
Dem Scepter Ehr' und Furcht gebührt.
Doch nun ist Scepter gar nicht viel,
Nicht besser, als ein — - Stiel.

Die Dänen.

Uns ist und bleibt der Scepter viel!
Euch lassen wir den — andern Stiel.

Wir fürchten Gott, wie Petrus schreibet,
Und ehren unsern König hoch.
Was Wahrheit ist, und Wahrheit bleibet
Im Leben und im Tode noch;
Das ist uns heilig, ist uns hehr!
Ihr Fasler, faselt morgen mehr.

Schluſschor.

Was himmelan die Menschen treibet;
Sie besser macht; was Probe hält;
Was Wahrheit ist und Wahrheit bleibet
Für diese und für jene Welt:
Das ist uns heilig, ist uns hehr!
Ihr Fasler, faselt morgen mehr.

Hier liegen Fuſsangeln.

»Ich bin ein Barde.« Freund, sind deine Augen helle?
G'nügt dir die Eichel und die Quelle?

Der Schwarze in der Zuckerplantage.

Weit von meinem Vaterlande
Muſs ich hier verschmachten und vergehn,
Ohne Trost, in Müh und Schande;
Ohhh die weiſsen Männer!! klug und schön!!
Und ich hab' den Männern ohn' Erbarmen
Nichts gethan.
Du im Himmel! hilf mir armen
Schwarzen Mann!

Nachricht vom Genie.

Ein Fuchs traf einen Esel an.
„Herr Esel!" sprach er, „Jedermann
Hält Sie für ein Genie, für einen groſsen Mann!" —
„Das wäre!" fing der Esel an,
„Hab' doch nichts Närrisches gethan!"

Vergleichung.

Voltaire und Shakespear: der eine
Ist was der andre scheint.
Meister Arouet sagt: ich weine;
Und Shakespear weint.

Aus dem Englischen.

Es legte Adam sich im Paradieſe ſchlafen;
Da ward aus ihm das Weib geſchaffen.
Du armer Vater Adam, du!
Dein erſter Schlaf war deine letzte Ruh.

Hinz und Kunz.

H. Was meinst du, Kunz, wie groſs die Sonne sey?
K. Wie groſs, Hinz? — als 'n Strauſseney.
H. Du weiſst es schön, bey meiner Treu!
Die Sonne als 'n Strauſseney!
K. Was meinst denn du, wie groſs sie sey?
H. So groſs, hör' — als 'n Fuder Heu.
K. Man dächt' kaum, daſs es möglich sey;
Potz tausend, als 'n Fuder Heu.

Kuckuck.

Wir Vögel singen nicht egal,
Der singet laut, der andre leise,
Kauz nicht wie ich, ich nicht wie Nachtigall:
Ein jeder hat so seine Weise.

Die Henne.

Es war mal eine Henne fein,
Die legte fleiſsig Eyer;
Und pflegte dann ganz ungemein,
Wenn sie ein Ey gelegt, zu schrey'n,
Als wär' im Hause Feuer.
Ein alter Truthahn in dem Stall,
Der Fait vom Denken machte,
Ward bös darob, und Knall und Fall
Trat er zur Henn' und sagte:
„Das Schrey'n, Frau Nachbarin, war eben nicht vonnöthen:
Und weil es doch zum Ey nichts thut,
So legt das Ey, und damit gut!
Hört, seyd darum gebeten!
Ihr wisset nicht, wie's durch den Kopf mir geht." —
„Hm!" sprach die Nachbarin, und thät
Mit einem Fuſs vortreten,
„Ihr wiſst wohl schön, was heuer
Die Mode mit sich bringt, ihr ungezog'nes Vieh!
Erst leg' ich meine Eyer,
Dann recensir' ich sie."

Fuchs und Bär.

Kam einst ein Fuchs vom Dorfe her,
Früh in der Morgenstunde,
Und trug ein Huhn im Munde;
Und es begegnet' ihm ein Bär.
«Ach, guten Morgen, gnäd'ger Herr!
Ich bringe hier ein Huhn für Sie;
Ihr Gnaden promeniren ziemlich früh;
Wo geht die Reise hin?» —
««Was heiſsest du mich gnädig, Vieh!
Wer sagt dir, daſs ich's bin?»» —
«Sah Dero Zahn, wenn ich es sagen darf;
Und Dero Zahn ist lang und scharf.»

Prosaischer Anhang.

Im Junius.

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So 'n heller Decembertag ist auch wohl schön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart bereiſt; aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schieſst Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab —

Wach' auf mein Herz und singe
Dem Schöpfer aller Dinge u. s. w.

's ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von Ferne gefühlt und stehe bescheiden am Weg' in ihrem Feyerkleid, und frohlocke!

Neue Erfindung.

Hab' eine neue Erfindung gemacht, Andres, und soll dir hier so warm mitgetheilt werden.

Du weiſst, daſs in jeder gut eingerichteten Haushaltung kein Festtag ungefeyert gelassen wird, und daſs ein Hausvater zulangt, wenn er auf eine gute Art und mit einigem Schein des Rechtes einen neuen an sich bringen kann. So haben wir Beyde, auſser den respectiven Geburts- und Namenstagen, schon verschiedene andre Festtage an unsern Höfen eingeführt, als das Knospenfest, den Wiederschein, den Maymorgen, den Grünzüngel, wenn die ersten jungen Erbsen und Bohnen gepflückt und zu Tisch gebracht werden sollen, und so weiter.

Nun ist wohl wahr, daſs der Sommer und

sonderlich das Frühjahr viel schön sind. Gleich wenn der Winterschnee aufthauet und man den bloſsen Leib der Erde zum erstenmal wieder sieht, fängt diese Viel-Schönheit an, und geht dann immer mit gröſsern Schritten fort, bis Blumen und Blätter aufgeblühet sind und der Mensch vor dem vollen Frühling steht, wie Gleims Kind vor einem schönen Blumenkorb. Und gewiſs lehrt uns der Frühling Gott und seine Güte sonderlich; denn, wie Freund Fritz sagt, was so zu Herzen geht, muſs aus irgend einem Herzen kommen. Und also sind die Frühlings- und Sommerfesttage gar sehr am rechten Ort, ich habe nichts dawider. Es ist mir aber doch immer schon vorgekommen, daſs im Herbst und Winter auch was zu machen wäre; nur habe ich die Sache noch nie recht ins Klare bringen können.

Gestern aber, wie das mit den Erfindungen ist: man findet sie nicht, sondern sie finden uns, gestern als ich in Garten gehe und an nichts weiter denke, schieſsen mir auf einmal

BIBL. VNIVERS. LIPS.

zwey neue Festtage auf's Herz, der Herbstling und der Eiszäpfel, beyde gar erfreulich und nützlich zu feyern.

Der Herbstling ist nur kurz, und wird mit Bratäpfeln gefeyert. Nämlich: wenn im Herbst der erste Schnee fällt, und darauf muſs genau Acht gegeben werden, nimmt man so viel Aepfel als Kinder und Personen im Hause sind und noch einige darüber, damit, wenn etwa ein Dritter dazu käme, Keiner an seiner quota gekürzt werde, thut sie in den Ofen, wartet bis sie gebraten sind, und iſst sie dann.

So simpel das Ding anzusehen ist, so gut nimmt sich's aus, wenn's recht gemacht wird. Daſs dabey allerhand vernünftige Diskurse geführt, auch oft in den Ofen hineingekuckt werden muſs u. s. w., versteht sich von selbst.

Und so viel vom Herbstling.

Der Eiszäpfel will nun wieder ganz anders traktirt seyn, und hat seine ganz besondern

Nücken. Mancher denkt wohl: wenn er Eiszapfen am Dach sieht, könne er nun gleich anfangen zu feyern; aber weit gefehlt, es wird mehr dazu erfordert. Der Eiszäpfel kann durchaus ohne einen Schneemann nicht gefeyert werden, und dazu muſs erst Schnee seyn und Thauwetter kommen, daſs der Schneemann gemacht werden kann, und wenn er gemacht ist und vor dem Fenster steht, muſs er wieder frieren, daſs Eiszapfen am Dach werden, eine halbe Elle lang, nicht länger und nicht kürzer u. s. w. Das sind die Präliminar-Artikel und die *conditio sine qua non.*

Was sagst du nun? Gelt, das ist 'n intrikates Fest! Es geht auch mancher Winter darüber hin, ohne daſs eins zu Stande kommen kann. Wenn nun aber obige Umstände alle eingetreten sind und sonst kein merkliches Hinderniſs im Wege ist; so kannst du denn zwischen drey und vier Uhr Nachmittags das Fest angehen lassen, das *NB.* von Anfang bis zu Ende mit trocknem Munde gefeyert wird. Nach Vier, wenn's dunkel worden ist, wird eine Laterne in den hohlen Kopf des Schneemanns gethan, daſs das Licht durch die Augen und den Mund heraus scheint — und dann geht Groſs und Klein auf und ab im Zimmer und sieht aus dem Fenster unter den Eiszapfen hin nach dem Schneemann, und denkt dabey an einen andern Schneemann, ein Jeder nachdem ihm der Schnabel gewachsen ist, und das ist der höchste Moment der Feyer.

Lebe wohl, lieber Andres, und feyre fleiſsig alle Festtage und heilige Abende, bis der rechte heilige Abend anbricht.

Von der Freundschaft.

Ich habe dir in der vorigen Lektion die Feindschaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl sie nicht scheuen müsse. Heute von der Freundschaft.

Von der spricht nun Einer: sie sey überall; der Andre: sie sey nirgends; und es steht dahin, wer von Beyden am ärgsten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörst; so wirst du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heiſsen sie denn Freunde. Und ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daſs Einer den Andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und sie sich so einander wechselsweise zu Narren haben; denn, wie du siehst, ist hier, wie in vielen andern Fällen, ein Jeder von ihnen nur sein eigner Freund und nicht des Andern. Ich pflege solch Ding Holunderfreundschaften zu nennen. Wenn du einen jungen Holunderzweig ansiehst, so sieht er fein stämmig und wohl gegründet aus; schneidest du ihn aber ab, so ist er inwendig hohl und ist so ein trocken schwammig Wesen darin.

So ganz rein geht's hier freylich selten ab, und etwas Menschliches pflegt sich wohl mit einzumischen; aber das erste Gesetz der Freundschaft soll doch seyn: daſs Einer des Andern Freund sey.

Und das zweyte ist, daſs du's von Herzen seyst und Gutes und Böses mit ihm theilest, wie's vorkömmt. Die Delikatesse, da man den und jenen Gram allein behalten und seines Freundes schonen will, ist meistens Zärteley; denn eben darum ist er dein Freund, daſs er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laſs du deinen Freund nicht zweymal bitten. Aber, wenn's noth ist und er helfen kann; so nimm du auch kein Blatt vors Maul, sondern gehe und fodre frisch heraus, als ob's so seyn müſste und gar nicht anders seyn könne.

Hat dein Freund an sich das nicht taugt; so muſst du ihm das nicht verhalten und es nicht entschuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann muſst du es verhalten und entschuldigen. Mache nicht schnell Jemand zu deinem Freund; ist er's aber einmal, so muſs er's gegen den dritten Mann mit allen seinen Fehlern seyn. Etwas Sinnlichkeit und Partheilichkeit für den Freund scheint mir zur Freundschaft in dieser Welt zu gehören. Denn wolltest du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenschaften ehren und lieben, wofür wärst du denn sein Freund; das soll ja jeder wildfremde unparteiische Mann thun. Nein, du muſst deinen Freund mit allem, was an ihm ist, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das *granum salis* versteht sich von selbst, und daſs aus einem Edlen kein Unedles werden müsse.

Es gibt eine körperliche Freundschaft. Nach der werden auch zwey Pferde, die eine Zeitlang beysammen stehen, Freunde und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch sonst noch mancherley Arten und Veranlassungen. Aber eigentliche Freundschaft kann nicht seyn ohne Einigung; und wo die ist, da macht sie sich gern und von selbst. So sind Leute, die zusammen Schiffbruch leiden und die an eine wüste Insel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunsch nach Hülfe vereinigte sie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerley Gefühl, einerley Wunsch, einerley Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieser Wunsch und diese Hoffnung sind, desto inniger und edler ist auch die Freundschaft, die daraus wird.

Aber, denkst du, auf die Weise sollten ja alle Menschen auf Erden die innigsten Freunde seyn? Freylich wohl! und es ist meine Schuld nicht, daſs sie es nicht sind.

Postscript. Es gibt einige Freundschaſten, die im Himmel beschlossen sind und auf Erden vollzogen werden.

Schönheit und Unschuld.

Ein Sermon an die Mädchen.

Eigentlich sollte Schönheit unschuldig und Unschuld sollte schön seyn, aber in der Welt sind es verschiedene Dinge; und weil ich diesen Sermon in der Welt halte, muſs ich mich wohl bequemen.

Schönheit also ist Schönheit des Leibes, 'n Paar Taubenaugen, 'n Gesichtlein wie Milch und Blut, und ein gewisser Zaubervogel Kolibri, der, wie die närrischen Poeten schreiben, an den Taubenaugen und an dem Gesichtlein sitzt, und nistet wie die Schwalben an der Mauer. Unschuld hingegen wohnt im Gemüth und ist eine himmlische Gestalt, die mit Luthern Gott fürchtet und liebet, daſs sie keusch und züchtig lebe in Gedanken, Worten und Werken, die kein Arg daraus hat, von sich und der Welt nichts weiſs und sich auf Nichts einläſst.

Der Kolibri findet gewaltig vielen Beyfall, und die Mädchen wollen ihn alle gerne haben und laufen ihm nach. Aber, ihr lieben Mädchen, aber — wir wollen's einmal überlegen.

Was ist Schönheit des Leibes? — 's ist doch nur Schönheit des Leibes, Glanz einer Zitternadel, darin kein edles Gemüth groſsen Werth setzen kann. Du hast sie dir nicht gegeben und du magst sie dir nicht erhalten, 'n Paar Jahre weiter und sie ist dahin. Zweytens schafft sie im Hause nicht viel. Du kannst mit einem Gesichtlein wie Milch und Blut keinen bessern Braten machen, kannst mit Taubenaugen dein Kind nicht besser waschen und kämmen; und die Ehen werden doch nicht im Monde, sondern im Hause geführt. Auch ist Schönheit nicht 'mal das was eigentlich Liebe macht. Den Kopf kann sie wohl verdrehen, aber wahre herzliche Liebe ist an sie nicht gebunden. Sieh deine Mutter an; sie ist nicht mehr schön, und doch liebt sie dein Vater so herzlich und trägt sie in seinen Augen.

Also 'n Ding, das in sich keinen Werth hat, das nur kurz währet, das im Hause nicht sonderlich nützt und nicht eigentlich Liebe macht: so 'n Ding ist die Schönheit. Mehr ist sie nicht, und Ihr müſst mir nicht böse seyn, Ihr schönen Mädchen, daſs sie nicht mehr ist. — —

Ich möchte euch darüber so gerne recht kapitelfest machen. Denn sie werden's euch anders sagen, werden um euch stehen und liebkosen und bewundern. Und das möchte euch bethören, hoch von der Schönheit zu halten und auf eine Scheinlampe hinter ihr und andre Maschinerien bedacht zu werden: und das wäre Schade um euch! Schönheit und Unschuld sind wie die beyden Schalen einer Wage; so wie die eine in eurem Gemüth steigt, fällt die andre. Und das wissen die Liebkoser zum Theil, und erheben eben deswegen vor euch die Schale mit der Schönheit so hoch, daſs die andre mit der Unschuld allgemach sinke. Einige helfen wohl gar noch nach, und suchen euch Keuschheit und Zucht als Alfanz und Aberglauben vorzuspiegeln. Aber fliehet den Mann der das thut! Und wenn er mit Gold und Perlen behangen wäre, er ist 'n Bösewicht! Ist eine giftige Klapperschlange! Die Natur hat zwar ihn mit der Klapper verschont, weil sie sich auf seine Gaben und auf seine Diskretion verlieſs; aber er war der Groſsmuth nicht werth und sollte eine tragen, und ich thäte sie ihm gern in seinen Haarbeutel, oder hing' ihm eine ans Ohr, daſs er vor sich warne wo er hinkömmt.

Unschuld des Herzens ist das Erbtheil und der Schmuck des Weibes. Und wisset, Unschuld hat ihren eignen Engel, der hinter euch hergeht und über euch wacht, so lange ihr unschuldig seyd. Erzürnet ihn nicht! und glaubet für ganz gewiſs, daſs, wenn er von euch weichet, euer Glück von euch gewichen ist.

Mädchen, ich weiſs was ihr werth seyd, und was ihr dem Manne seyn könnt, wenn ihr's vorzieht und euch entschlieſst eines Mannes zu werden. Ihr seyd ihm eine edle Gabe Gottes, und er lebt deſs noch eins so lange; er sey reich oder arm, so seyd ihr ihm ein Trost und macht ihn allezeit fröhlich. Ihr seyd Bein von unsern Beinen und Fleisch von unserm Fleisch, und darum bewegt sich mein Herz in mir, wenn ich euch ansehe und an euch denke . . .

Nun, ihr seyd in der Welt, und müsset durch, was auch euer Beruf sey. Gehet in Friede, und seht nicht viel umher.

Und der Engel der Unschuld begleite euch!

Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe.

Bin auch auf Universtädten gewesen, und hab' auch studirt. Ne, studirt hab' ich nicht, aber auf Universtädten bin ich gewesen, und weiſs von allem Bescheid. Ich ward von ungefähr mit einigen Studenten bekannt, und die haben mir die ganze Unverstädt gewiesen, und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Kollegium. Da sitzen die Herren Studenten alle neben 'n ander auf Bänken wie in der Kirch', und am Fenster steht eine Hittsche, darauf sitzt 'n Professor oder so etwas, und führt über dies und das allerley Reden, und das heiſsen sie denn Dociren. Das auf der Hittschen saſs, als ich drin war, das war 'n Magister, und hatt' eine groſse krause Parüque auf'm Kopf, und die Studenten sagten, daſs seine Gelehrsamkeit noch viel gröſser und krauser, und er unter der Hand ein so kapitaler Freygeist sey, als irgend einer in Frankreich und England. Mochte wohl was dran seyn, denn 's ging ihm vom Maule weg als wenn's aus'm Mostschlauch gekommen wär', und demonstriren konnt' er wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben 'n Bischen an, und eh man sich umsah, da war's demonstrirt. So demonstrirt er z. B. daſs 'n Student 'n Student und kein Rhinoceros sey. „Denn,“ sagte er, „'n Student ist entweder 'n Student oder 'n Rhinoceros; nun ist aber 'n Student kein Rhinoceros, denn sonst müſst 'n Rhinoceros auch 'n Student seyn: 'n Rhinoceros ist aber kein Student: also ist 'n Student 'n Student.“ Man sollte denken, das verstünd sich von selbst, aber unser eins weiſs das nicht besser. Er sagte, das Ding: daſs 'n Student kein Rhinoceros sondern 'n Student wäre, sey eine Hauptstütze der ganzen Philosophie, und die Magisters könnten den

Rücken nicht fest genug gegenstämmen, daſs sie nicht umkippe.

Weil man auf einem Fuſs nicht gehn kann, so hat die Philosophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als Einem Etwas, und das Eine Etwas, sagte der Magister, sey für Jedermann; zum andern Etwas gehör' aber eine feinere Nas', und das sey nur für ihn und seine Kollegen. Als wenn eine Spinn' einen Faden spinnt, da sey der Faden für Jedermann und Jedermann für den Faden, aber im Hintertheil der Spinne sey sein bescheiden Theil, nämlich das andre Etwas, das der zureichende Grund von dem ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund müss' ein jedes Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hintertheil zu seyn. Ich hätt' auch mit diesem Axioma, wie der Magister 's nannte, übel zu Fall kommen können. Daran hängt alles in der Welt, sagt er, und wenn einer 's umstöſst, so geht alles über und drunter.

Dann kam er auf die Gelehrsamkeit und

die Gelehrten zu sprechen, und zog bey der Gelegenheit gegen die Ungelahrten los. Alle Hagel, wie fegt' er sie! Dem ungelahrten Pöbel setzen sich die Vorurtheile von Alp, Leichdörner, Religion u. s. w. wie Fliegen auf die Nase und stechen ihn; aber ihm, dem Magister, dürfen keine kommen, und käm' ihm eine, Schnaps schlüg' er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nase todt. Ob, und was Gott sey, lehr' allein die Philosophie, und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben u. s. w. Dies nun sagt' der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daſs ich 'n Philosoph sey, aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daſs mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und dann ahnet mir so von ferne und leise etwas von einem Unbekannten, und ich wollte wetten, daſs ich dann an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabey.

Weiter sprach er von Berg und Thal, von Sonn' und Mond, als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabey der Ysop ein, der an der Wand wächst; aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war, als Salomo. Mich dünkt, wer was rechts weiſs, muſs, muſs — säh' ich nur 'mal einen, ich wollt' 'n wohl kennen, malen wollt' ich 'n auch wohl, mit dem hellen, heitern, ruhigen Auge, mit dem stillen, groſsen Bewuſstseyn u. s. w. Breit muſs sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten Andre verachten und fegen. O, Eigendünkel und Stolz ist eine feindselige Leidenschaft; Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeihen.

Ueber das Genie.

Ich stelle mir oft bey müſsigen Stunden eine Sprache als ein Bündel Stäbe vor, wo an jedweden Stab eine verwünschte Prinzessin angezaubert ist, oder ein unglücklicher Prinz; und der Mann, der die Sprache versteht, wäre denn ein Sonntagskind, das Geister sehen kann, unterdeſs der Andre den Stab sieht und nichts weiter. Man sagt, daſs in der eigentlichen Zauberey, wenn einer das Handwerk versteht, eine Prinzessin vom Zauber erlöset, und statt ihrer ein Alp und Kobolt an den Stab festgezaubert werden kann; bey den Sprachen gehts gewiſs so her und beydes die Stäbe und die Geister sind sehr der Veränderung unterworfen. Die Geschichte dieser Veränderungen und Successions ist ein sehr feines Studium. Sie erfordert ein philosophisches Fühlhorn, das nicht Jedermanns Gabe ist, und ohne sie kann wenig Gescheites von dem Geschmack eines Mannes und seiner Nachfolger gesagt werden, wie das die Abhandlungen in Quarto und Oktavo beweisen.

Sokrates sprach von einem Genio, der ihm ins Ohr sagte, und tausend sprachen und sprechen nach ihm von einem Genio. Vielleicht verhält sich der Genius, von dem Sokrates sprach, zu den Geniis, von denen die Tausend sprechen, wie ein alter Barde und Prophet zu den Minstrells und Balladensängern, denen die Königin Elisabeth in England eine Ehre auf dem Brett anthat: „alle Zigeuner, Landstreicher und Minstrells kommen in das Zuchthaus nach Neumünster;“ vielleicht auch anders, denn es ist noch nicht recht ausgemacht worden, was Sokrates gemeint habe und was die Tausend meinen.

Fast alle, die vom Sokratischen Genio geschrieben haben, sind entweder in die Marschländer mondsüchtiger Phantasten gerathen, oder in die dürren Sandwüsten der Wolfischen Philosophie und der mathematischen Lehrart. Es kann wohl seyn, daſs Niemand etwas davon sagen kann, als wer einen ähnlichen Genium hat, und wer den hat, ist vielleicht zu hölzern, und so zurückhaltend als Sokrates war. Auf die letzte Vermuthung bringt mich eine Erfahrung unter den Menschenkindern, nach der ein Säugling der Venus Erycina im ersten Platonischen Paroxismo der zarten Leidenschaft stumm ist, und in der Tiefe des einsamsten Waldes den Namen des *Idol suo* kaum aussprechen darf. Bey so gestalten Sachen nun wäre vom Sokratischen Genio nicht viel von andern Leuten zu erfahren, und es ginge damit wie mit dem leidigen Stein der Weisen. Es sey also in Ansehung seiner genug, in einer sanften Mondnacht mit gewaschenen Händen und einem Schauer von Ehrfurcht und Eifersucht Blumen für den Mann hinzulegen, der ihn hatte, und für den, der ihn hat — und nun herunter zum modernen Genius oder zum Genie.

Ueber die „Leiden des jungen Werthers.“

Weiſs nicht ob's 'n Geschicht oder 'n Gedicht ist; aber ganz natürlich gehts her, und weiſs einem die Thränen recht aus 'm Kopf herauszuholen. Ja, die Lieb' ist 'n eigen Ding; läſst sich's nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel. Ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit 'm Kopf und der Vernunft kurzweilt. Der arme Werther! Er hat sonst so ſeine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Pareis oder Pecking gethan hätte! So aber wollt' er nicht weg von Feuer und Bratspieſs, und wendet sich so lange dran herum, bis er kaput ist. Und das ist eben das Unglück, daſs einer bey so viel Geschick und Gaben so schwach seyn kann, und darum sollen sie unter der Linde an der Kirchhofmauer neben seinem Grabhügel eine Grasbank machen, dáſs man sich darauf hinsetze, und den Kopf in die Hand lege, und über die menschliche Schwachheit weine. — Aber, wenn du ausgeweint hast, sanfter, guter Jüngling, wenn du ausgeweint hast; so hebe den Kopf fröhlich auf, und stemme die Hand in die Seite! denn es gibt Tugend, die, wie die Liebe, auch durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört. Sie soll, dem Vernehmen nach, nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deswegen nicht sehr bekannt und beliebt seyn; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bey Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hayn mit der Hippe kommt.

Ueber „Klopstock's Oden.“

Nein, Verse sind das nicht; Verse müssen sich reimen; das hat uns Herr Ahrens in der Schule gesagt. Er stellte mich vor sich hin, als er's uns sagte, und zupfte mich an 'n Ohren und sprach: Hier 'n Ohr, und hier 'n Ohr, das reimt sich; und Verse müssen sich auch reimen. Ich kann auch wohl zweyhundert Vers' in einer Stund' lesen, und 's ficht mich sehr oft nicht mehr an, als wenn ich durch Wasser wate, auch spielen ein'm die Reime wie Wellen an'n Hüften; hier aber kann ich nicht aus der Stell' und 's ist mir, als ob sich immer Gestalten vor mir in 'n Weg stellten, die ich ehedem im Traum gesehen habe. Zwar ist's gedruckt, wie Verse, und 's ist viel Klang und Wohllaut drin, aber 's können doch keine Verse seyn. Ich will 'nmal meinen Vetter fragen. — —

'ſ sind doch Verse, sagt mein Vetter, und fast 'n jeder Vers ist ein kühnes Roſs mit freyem Nacken, das den warmgründigen Leser von fern zeucht und zur Begeistrung wiehert. Ich hatte von Herr Ahrens gehört, Verse wären so 'n brausendes Schaumwesen, das sich reimen müſste; aber Herr Ahrens! Herr Ahrens! da hat er mir was weiſs gemacht. Mein Vetter sagt, 's muſs gar nicht schäumen, 's muſs klar seyn, wie 'n Thautropfen, und durchdringend, wie 'n Seufzer der Liebe, zumal in dieser Thautropfenklarheit und in dem warmen Odem des Affekts das ganze Verdienst der heutigen Dichtkunst bestehe. Er nahm mir's Buch aus der Hand, und las S. 41 aus dem Stück: Der Erbarmer:

„O Worte des ewigen Lebens — denn so hat Jehova geredet!"

„Schäumt das, Vetter? und wie wird euch dabey?" — Wie mir wird? 's rührt sich auch ein Hallelujah in mir, aber ich darf's nicht aussprechen, weil ich nur so 'n gemeiner schlechter Kerl bin; ich möchte die Sterne vom Himmel reiſsen und sie zu'n Füſsen des Erbarmers hinstreuen und in die Erd' sinken. So wird mir. „Bravo, Vetter! das sind eben Verse, die euch so das Sternreiſsen eingeben. Les't 's Buch ganz, 's wird euch schmecken, und übrigens schämt euch des Hallelujah nicht, das sich in euch rührt. Was gemein? Bey Oden gilt kein Ansehn der Person; du oder ein König, einer wie der andre! Und, Vetter, der schönste Seraph in der feyerlichen, schrecklichen Pracht seiner sechs Flügel ist nur ein gemeiner, schlechter Kerl, wenn er vor Gott steht! Aber, wie gesagt, les't 's Buch ganz." Hab's gethan, und will erzählen, wie's mir gangen ist. Wenn man 'n Stück zum erstenmal liest, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereyen; Anfangs kann man wenig oder nichts sehen, wenn man aber d'rin weilt, fangen die Schildereyen nach und nach an sichtbar zu werden und afficiren einen recht, und dann macht man die Kammer zu und beschlieſst sich darin, und geht auf und ab und erquickt sich an den Schildereyen und den Rosenwolken und schönen Regenbogen und leichten Grazien mit sanfter Rührung im Gesicht u. s. w. Hie und da bin ich auch auf Stellen gestoſsen, bey denen 's mir ganz schwindlicht worden ist, und 's ist mir gewesen, als wenn 'n Adler nach 'm Himmel fliegen will, und nun so hoch aufſteigt, daſs man nur noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie mach', oder ob's nur 'n Spiel der Luſt sey. Da pfleg' ich denn 's Buch hinzulegen, und mit Onkel Toby 'n Pfiff zu thun.

Auch über die Wortfügung in diesen Oden hab' ich oft meine eigne Gedanken, und über's Metrum, und ich wollte drauf wetten, daſs besondre Kniffe drin stecken, wer sie nur recht verstünde. 's Metrum ist nicht in allen Oden einerley; ja nicht; in einigen ist's wie 'n Sturm, der durch 'n groſsen Wald braust, in andern sanft wie der Mond wallt, und das scheint nicht von ohngefähr so gekommen zu seyn. S. 204.

Die frühen Gräber.

„Willkommen, o silberner Mond“ u. s. w.

Das wollt' ich wohl gemacht haben, oder auch bey den andern, unter ein'm Maal mit ernstem Moos bewachsen, schlafen, und da so 'n Seufzer eines guten Jungen hören, den ich im Leben lieb hatt'. Mein Bischen Asche würde sich im Grab' umkehren und mein Schatten durch's Moos zu dem guten Jungen heraufsteigen, ihm eine Patschhand geben und 'n Weilchen im Mondschein an seinem Halse zappeln.

Und die Rubra über die Stücke! ja die sind immer so kurz und wohl gegeben, und 'n gut Rubrum über 'n Stück ist wie 'n Mensch, der 'n gut Gesicht hat. Auch die Dedikation ist brav: „An Bernstorf,“ und nichts mehr. Wozu auch so 'n langes Geleyre von Mäcenas und Gnad' und gnädig? 's schmeckt dem groſsen Mann nicht, und dem kleinen verdirbt's den Magen.

Ueberhaupt ist mir aus diesem Buch recht 'n Licht über Herr Ahrens und über's Versemachen aufgegangen. Ich stelle mir den Dichter vor als 'n schönen weichherzigen Jüngling, der zu gewissen Stunden plethorisch wird, so desperat als wenn unser einen der Nachtmoor reitet, und dann tritt 'n Fieber ein, das den schönen weichherzigen Jüngling heiſs und krank macht, bis sich die *Materia peccans* in eine Ode, Elegie oder deſs etwas secernirt; und wer ihm zu nah kommt, wird angesteckt.

Braga steigt herab durch's Laub der Eiche, zu schwängern die Seele des vaterländischen Dichters, daſs sie zu seiner Zeit ans Licht bringe eine reife, kräftige Frucht; wer aber leichtfertig ist und mit den Ausländern buhlt, der legt Windeyer und wird oft 'n Spiel der Franzosen.

Aus Asmus Audienz beym Kaiser von Japan.

Der Chan.

Was sind in Europa für Anstalten, sich in der Poesie zu perfektioniren?

Asmus.

Wir haben da einen schönen Himmel und eine schöne Erde, Sire, und eine heilige Religion.

Der Chan.

Wie hängt das mit den Poeten zusammen?

Asmus.

Ich meine, eigentlich sehr nahe.

Der Chan.

Was versteht Er denn eigentlich unter Poeten?

Asmus.

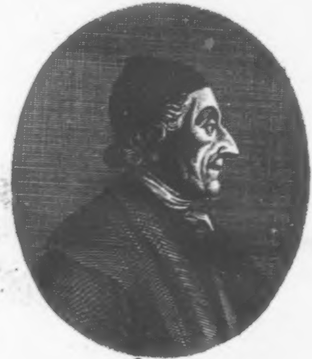
Helle reine Kieſelſteine, an die der ſchöne Himmel, und die ſchöne Erde, und die heilige Religion anſchlagen, daſs Funken herausfliegen.

Lavater's

Schweizerlieder

und

einige andere Gedichte.



A. 1827

LAVATER.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

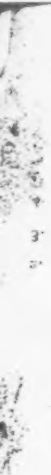
Friedrich Raſsmann.

Fünfzigstes Bändchen.

Lavater's Gedichte.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von *J. Engelmann.*


4.
3.
2.

Inhalt.

Schweizerlieder.

Seite
1. Der Schweizer. 3
An die Eidgenossen. 5
Kriegslied. 9
4. Ein andres. 11
5. Siegeslied. 13
6. Ein andres. 15
7. Schlachtlied. 17

Seite
8. Lied der demokratischen Kantone auf ihre jährliche Landsgemeine. . . 19
9. Lied für Schweizerjünglinge. 21
10. Die Töchter von Zürich. 24
11. Wilhelm Tell. 27
Anmerkung. 32
12. Der Schweizerbund. 34
Anmerkung. 38
13. Die Schlacht bey St. Jakob zu Basel. . 40
Anmerkung. 43
14. Die Schlacht bey Murten. 44
Anmerkung. 50
15. Die Schlacht bey Granson. 52
Anmerkung. 54
16. Die Schlacht bey Nancy. 55
Anmerkung. 58

Seite
17. Der Schwabenkrieg. 60
Anmerkung. 68
18. Die Schlacht bey Morgarten. 74
19. Der zweyte Sieg an selbigem Tage. . 79
Anmerkung. 81
20. Die groſsmüthigſten Belagerten. . . 84
Anmerkung. 88
21. Die Schlacht bey Laupen. 89
Anmerkung. 97
22. Die Schlacht bey Sempach. 99
Anmerkung. 105
23. Die Schlacht bey Näſſels. 107
Anmerkung. 111
24. Nikolaus von der Flüe. 117

Vermischte Gedichte.

Seite
1. Anbetung des Unendlichen. 119
2. Mein Werden. 149
3. Der Liebende. 153
4. Mein Freund. 158

Schweizerlieder.

Der Schweizer.

Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut?
Der, der mit Ernst und frohem Muth
Dem Vaterlande Gutes thut;
In seinem Schooſse friedlich ruht;
Nicht fürchtet seiner Feinde Wuth:
In dem flieſst reines Schweizerblut!

Wer Falschheit haſst und arge List,
Wer gerne flieht vor Zorn und Zwist,
Und, was ihm Gott gibt, froh genieſst,
Gern sein gesundes Blut vergieſst,
Wem sein Tod Andrer Leben ist:
Der ist ein Schweizer und ein Christ!

Wer seiner Väter Tugend ehrt,
Sie ausübt, und sie Andre lehrt,
Das Gute schützt, dem Bösen wehrt,

Der Schweizer.

Wer, Schweizer, wer hat Schweizerblut?
Der, der mit Ernst und frohem Muth
Dem Vaterlande Gutes thut;
In seinem Schooſse friedlich ruht;
Nicht fürchtet seiner Feinde Wuth:
In dem flieſst reines Schweizerblut!

Wer Falschheit haſst und arge List,
Wer gerne flieht vor Zorn und Zwist,
Und, was ihm Gott gibt, froh genieſst,
Gern sein gesundes Blut vergieſst,
Wem sein Tod Andrer Leben ist:
Der ist ein Schweizer und ein Christ!

Wer seiner Väter Tugend ehrt,
Sie ausübt, und sie Andre lehrt,
Das Gute schützt, dem Bösen wehrt,

Des Schmeichlers Stimme niemals hört,
Und treu hält, wenn er auch nicht schwört:
Der ist des Heldennamens werth!

Wen Vieler Glück und Sicherheit
Mehr als sein eigen Glück erfreut!
Wen keine schöne That gereut,
Wer frühe den Tyrannen dräut,
Und Knechtschaft als ein Laster scheut:
Der, der hat Schweizerredlichkeit!

Wer immer, wo er stehn soll, steht,
Sich niemals über Andre bläht,
Den graden Weg in allem geht,
Gold, Wollust, Ueppigkeit verschmäht,
Da erndtet, wenn er selber sät:
Ist über Könige erhöht!

O Schweiz, du Heldenvaterland!
Sey niemals deiner Väter Schand',
Und halt' das festgeknüpfte Band
Der Einigkeit mit treuer Hand!
Dann ist in dieser Welt kein Land
Dir gleich, du Heldenvaterland!

An die Eidgenossen.

Treue, liebe Eidgenossen,
Nur aus Heldenblut entsprossen!
Singt, und unsrer Lieder Schall
Ströme, wie ein Wasserfall
Von den hohen Felsen nieder!
Felsen, Thäler, hallet wieder!
Wer von alter Treue glüht,
Sing' mit uns dies Schweizerlied!

Heilig, Brüder, sey die Stätte,
Wo die Väter in die Wette
Stritten, und im Feu'r der Schlacht
Sich und Enkel frey gemacht!
Heil euch, Schwerter tapfrer Ahnen,
Heil euch, theu'r erworbne Fahnen!
Wer nur Freyheit fühlen kann,
Sieht euch nicht ohn' Ehrfurcht an.

Hier, auf diesem Boden, standen
Die zur Freyheit sich verbanden;
Hier, hier flammt, ihr Heldenmuth,
Floſs ihr, floſs der Feinde Blut!

Blutgedüngter Boden beben
Sollst du, wenn sich Streit' erheben!
Ruf', o Blut vom Schlachtfeld: Sey
Ewig, Schweizer, stark und frey.

Brüder, werft euch auf die Kniee,
Dankt dem Himmel spät und frühe,
Dessen treue Vaterhand
Herz und Herz zusammenband!
Alte Eintracht, erste Liebe,
Feuer brüderlicher Triebe,
Löscht nicht mit der Jahre Lauf!
Lebt im Enkelbusen auf!

Jeder Staat soll allen Staaten
Gutes wünschen, Gutes rathen,
Jeder von dem Neide rein,
Alle nur ein Herze seyn!
Welche Freude, welch Entzücken,
Tausend Brüder zu erblicken!
O, wie lieblich ist's und schön,
Daſs für Einen Alle stehn!

Friede soll in unsern Gränzen
Lang' wie Eisgebirge glänzen!
Eh' auf jeder Alpenhöh,
Ferner Jahre tiefer Schnee, —

Unsers Bundes Zeuge -- schmelzen,
Sich durch Monarchien wälzen,
Ehe sich durch Zank und Streit,
Brüder, unser Herz entzweyt.

Wenn Europens Völker kriegen,
Singen wir von alten Siegen,
Sehen im Gefühl der Ruh
Ihren Blutgefechten zu,
Weiden selbsterzogne Heerden,
Pflügen sicher eigne Erden,
Essen froh, nach altem Schroot,
Käse, Milch und Roggenbrod.

Einfalt, Einfalt laſst uns lieben,
Friedlich uns in Waffen üben!
Unser Herz und unser Arm
Bleibe für die Freyheit warm!
Schweizer! Weichlichkeit bezwingen!
Nach der Väter Stärke ringen!
Weh, wenn Wollust, Stolz und Pracht
Sclaven uns aus Freyen macht!

Auch das Gold in Königshänden
Soll kein Schweizerauge blenden,
Soll uns seyn wie Wind und Rauch;
Goldne Fesseln fesseln auch!

Nein, nach Schmeicheley der Fürsten
Soll kein freyer Schweizer dürsten!
Demuth bleibe unser Ruhm,
Freyheit Schweizereigenthum.

Fremder Fürsten Feinde schlagen,
Feil sein Blut und Leben tragen,
Schweizer, das ist Raserey!
Das ist Knechtschaft! bleibet frey!
Sucht bey keinem fremden Heere,
Sucht nur in der Freyheit Ehre,
Stärke in der Eintracht nur!
Lieblingssöhne der Natur!

Treue, liebe Eidgenossen,
Hand in Hand, ihr Heldensprossen,
Singt, und unsrer Lieder Schall
Sey der Berge Wiederhall!
Hallet täglich unsre Lieder
Von Kanton zu Kanton wieder!
Wer von alter Treue glüht,
Schweizer, sing' dies Schweizerlied!

Kriegslied.

Nun dann, weil sich der Feind empört,
Nach Blute schnaubet und verheert,
Auf, Schweizer, auf! mit Rohr und Schwert,
Schlagt, feu'rt, bis er nach Hause kehrt!

Herz! Gebt dem Kummer kein Gehör!
Euch schrecke nicht sein groſses Heer,
Nicht Rosse, Panzer, nicht Gewehr, —
Ihr schlagt ihn und er ist nicht mehr!

Schreckt mit dem Schweizerwaffenglanz
Ihn fernher, dringt durch jede Schanz',
Zur Rettung unsers Vaterlands!
Verjagt ihn weit, zerstört sie ganz.

Und denkt beym Donnerton der Schlacht
Mit Zuversicht an jene Macht,
Die über treue Schweizer wacht,
Und aller stolzen Feinde lacht.

Sie daure kurz, sie daure lang;
Der Sclav' ergibt sich fremdem Zwang:
Des Vaterlandes Untergang
Entflammt uns. Helden wird nicht bang!

Was ist ein plötzlich tödtend Erz
Für's Vaterland? Ein kurzer Schmerz.
Herz, tapfer! Schweizerhelden! Herz!
Im Kampfe. Niemals hinterwärts!

Ihr fühlt der Kriegeswunden Weh'
Für euch und für Nachkömmlinge;
Drum, wenn es noch so donnerte,
Kämpft! Ihr kämpft nicht für Könige.

Und, siegt ihr, seyd ihr sicher; ruht!
Besiegt den Anfall wilder Wuth!
Des Feindes Blut ist Menschenblut,
Und Mordlust ist nicht Heldenmuth.

Ein andres.

Die krieg'rische Drommete tönt,
Und ruft uns hin in's Feld,
Wo sich der Feind, der stolz uns höhnt,
Zu den Kanonen stellt.

Vereinigt, Schweizer, Herz und Hand,
Und laſst den Feind nicht ein!
Soll Freyheit uns, soll Vaterland
Nicht ewig theuer seyn?

Seyd Helden, gleich der Heldenschaar,
Die Freyheit uns erwarb,
Und nicht vom Platz zu schrecken war,
Sie siegte oder starb!

Das Blut, das sie für euch vergoſs,
Sey ewig heilig euch!
Sie waren tapfer, frey und groſs:
O seyd den Vätern gleich!

Wenn Alles zittert, Schweizer, steht!
Das Blut flieſst: stehet fest,
Und kämpft und wiſst: wer kämpft und steht,
Daſs Gott den nicht verläſst!

Sey tapfer, Heldenarm im Streit,
Nicht unser Blut zu theu'r!
Wenn Alles uns zu tödten dräut,
Gebt Stirn' und Augen Feu'r.

Dein, Vaterland, ist unser Herz,
Und über dich nur Gott!
Zu bitter ist für dich kein Schmerz,
Und schön für dich der Tod!

Weint, Kinder, uns nicht jammernd nach,
Wir Schweizer bleiben frey!
Bald kehrt sich euer Weh und Ach
In lautes Siegsgeschrey!

Und kommen wir nicht bald zurück,
Die Sieger kommen doch;
Und sterben wir, kein trüber Blick, —
Die Freyheit lebet noch!

Siegeslied.

Singt laut, singt laut und jubilirt,
Macht Gottes Hülfe kund!
Wir siegten! dankt ihm! triumphirt!
Dankt, dankt mit Herz und Mund!

Ihr Trommeln, ihr Drommeten her!
Tönt, daſs der Himmel hall'!
Ertönt zum Lob, zum Krieg nicht mehr,
Ertöne Paukenschall!

Der Herr, der Sünde Rächer, will,
Schnell donnert laut der Krieg!
Er spricht — schnell schweigt der Donner still,
Und alles ist voll Sieg!

Dank sey der Huld, die unser schont'
Und Hülf' und Sieg gebot!
Dank! Er nur, der im Himmel thront,
Nur Er sey unser Gott!

Hört's, Alpen, hört's, wir bleiben frey!
Hall' wieder, Jubelton,
In's Thal: „Die Schweizer bleiben frey,
Nicht Einer ist geflohn."

Der Feind ist weg! sein Stolz im Staub!
Gott bog den Nacken ihm,
Und jagt' ihn, wie der Wind ein Laub,
Und rächte seinen Grimm.

Kanonen, rasselt nun zurück,
Steht, Mörser, lang' in Ruh!
Euch folgt nicht mehr der Thränenblick,
Man jauchzt Triumph euch zu.

Kehr' in die Scheide, Schweizerschwert,
Das Heldenthaten that!
Und bleib, bis dich der Rost verzehrt,
Im Zeughaus unsrer Stadt.

Triumph, befreytes Vaterland!
Empfang' uns mit Gesang!
Triumph! erhebe deine Hand
Mit uns zu Gott und dank'.

Ein andres.

Feind, wie bist du schnell geflohn?
Tod war hinter dir,
Zagen wurde bald dein Drohn;
Herrlich siegten wir!

Wisse, daſs ein treuer Gott
Ueber Treue wacht,
Und der stolzen Heere Spott
Himmelab verlacht!

Er zerbrach das Sclavenjoch,
Hörte das Geschrey
Unsrer Kinder! — lachst du noch? —
Macht' uns Alle frey!

Er gab unsern Herzen Muth;
Stärke unsrer Hand;
Kostbar war ihm unser Blut,
Theuer Stadt und Land.

Singe, Mann, und weine, Weib,
Weine Freud' und Lob!
Hüpfe, Kind im Mutterleib,
Säugling, lächle drob!

Jauchze, künftiges Geſchlecht,
Daſs der Feind nun liegt!
Für dich flammte das Gefecht;
Für dich ward geſiegt!

Schlachtlied.

Der Feind ist da mit Roſs und Wagen!
Muth, Schweizer! Muth! fern Furcht und Zagen!
Euch wird er, schlagt ihr ihn nicht, schlagen!
Doch, nein! sterbt oder siegt;
Er blähe stolz sich auf und lache!
Er kennt noch nicht der Schweizer Rache!
Seyd stark! Gott hilft der guten Sache,
Und winkt Gott nur, er liegt!

Wenn zehentausend Schwerter blinken,
Und wenn zur Rechten und zur Linken
Zehntausend auch zu Boden sinken,
So haltet, Schweizer, Stand!
Und wenn wir selber sinken müssen,
Zerquetscht von Bley, durchbohrt von Spieſsen:
Laſst Heldenblut in Strömen flieſsen:
Es flieſst für's Vaterland.

Wenn euer Muth je wanken möchte,
Denkt an die künſtigen Geschlechte!
Ihr werdet und sie werden Knechte,
Spart ihr das letzte Blut!
Drum kämpſt und steht wie angekettet!
Kämpſt! steht wie Felsen! kämpſt und rettet
Das Vaterland, das ſür euch betet!
Zeigt, Heldensöhne, Heldenmuth!

Lied der demokratischen Kantone auf ihre jährliche Landsgemeine.

Auf, freyes Volk, versammle dich!
Und tretet, Brüder, brüderlich
In's friedliche Getümmel!
Der Jüngling und der alte Mann,
Wer kommen soll und kommen kann,
Komm unter freyen Himmel!

Seht auf zu Gott, mit frohem Blick!
Empfindet ganz der Freyheit Glück;
Und braucht's mit Dank, ihr Brüder!
Der Gott, der uns der Freyheit Stab
Aus Huld in unsre Hände gab,
Nimmt sonst aus Zorn ihn wieder.

Tumulte fern! — o macht ein Kreuz
Vor Eifersucht und Stolz und Geiz
Und vor verbotner Gabe!
Nicht sey uns unsers Landes Heil
Um viel und wenig Kronen feil,
Und nicht um alle Habe!

Besetzet redlich jeden Stand,
Sorgt väterlich für's Vaterland
Und schwört auf die Gesetze!
Auf Ordnung ruht des Staates Macht!
Drum gebt, o Wächter, treulich Acht,
Wer treulos sie verletze.

Und du, Schwert der Gerechtigkeit!
Sey heute und sey allezeit
In Patriotenhänden.
Und jeder freye Landmann soll
Rechtschaffen, treu und eifervoll,
Des Landes Schaden wenden!

Wer uns was Gutes rathen kann,
Steh' auf bescheiden, zeig' es an!
Das Vaterland will hören.
Heil Jedem, der es redlich meint,
Laſst, Brüder, jeden Freyheitsfreund
Uns, wie die Freyheit ehren!

Lied für Schweizerjünglinge.

Jugendliche Schweizerherzen,
Laſst uns mit den Waffen scherzen,
Und in's Feld des Friedens ziehn:
Brüder gegen Brüder stellen,
Niemals fallen, Niemand fällen;
Alle siegen, Keiner fliehn!

Blanker Degen an der Seiten,
Lerne schon im Frieden streiten!
Feuerrohr in unsrer Hand,
Lerne schnell wie Blitze blitzen,
Rechts um, linksum, treffen, schützen,
Feuern für das Vaterland!

Klatscht uns, Schwestern, lächelt, Mütter!
Wir sind eurer Wohlfahrt Hüter,
Helfer sind wir in der Noth.
Laſst sie immer, treue Waffen!
Fröhlich wachsen, ruhig schlafen,
Geht für sie mit uns zum Tod.

O, wie hat nach jenen Tagen
Unser junges Herz geschlagen!
Brust und Stirne war gestählt;
Wenn ihr früh die groſsen Thaten
Groſser Stifter unsrer Staaten
Uns beym Spinnrad oft erzählt.

Freyheitschützer, Freyheitretter,
Helden waren unsre Väter,
Immer Helden, Sclaven nie!
Wenn Tyrannen sie bekriegten,
Kamen sie und sahn und siegten,
Bleibet frey, seyd stark wie sie!

Freyheit ströme, freye Brüder,
Heldenmuth in unsre Glieder,
Muth für jede ferne Schlacht!
Söhne, seyd der Väter Ehre!
Lacht geübter Kriegesheere,
Lacht der zehnmal gröſsern Macht!

Sollten wir, wir Schweizerknaben,
Keine Schweizerherzen haben?
Heldensöhne Sclaven seyn?
Unser freygebornes Leben
Fürstenköpfen übergeben?
Brüder, ha, das wär' nicht ſein!

Weichling, du magst ferne weichen!
Weg! wer Helden nicht will gleichen,
Laſs' uns Rohr und Schwert und Spieſs!
Weg! ihr seidne Tänzerfüſse,
Gleich Franzosen ſein und süſse,
Weg, und zäppelt nach Paris!

Die Töchter von Zürich.

Voll Stolz, und nicht des Goldes satt,
Sucht Albert unser Gut;
Umsonst! Er kömmt vor unsre Stadt,
Und schnaubt nach Tod und Blut.

Er sah mit seinem Kriegesheer
Uns von der Höh' herab;
Wähnt', unsrer wären wenig mehr,
Und theilt schon Haus und Hab'.

Uns war nicht bang im sichern Thal;
Voll Muth sah'n wir empor:
«Komm nur! Wir schlieſsen nicht einmal,
Albert, vor dir das Thor!»

Die Mutter eilte mit dem Kind,
Das Mädchen wie der Knab',
In's Zeughaus; Jedes langt geschwind
Schwert, Schild und Helm herab.

Nicht war die Zürchermädchenhaut
Dem Eisenhemd zu zart;
Die Trommel tönte gut so laut,
Als unter einem Bart.

Im Panzer auf des Knaben Brust
Besah das Mädchen sich,
Und lachte, voll von Heldenlust,
Weil es dem Helden glich.

Leicht schien ihm selbst das Panzerjoch,
Dem Jüngling schwer genug.
Der Mutter half die Tochter noch,
Die schon den Harnisch trug.

Itzt stellten sie sich, Paar und Paar,
Geschlossen Arm an Arm,
Nun Marsch, du Amazonenschaar!
Marsch, Jüngling' ihr am Arm!

„Mit Gott und Zürich!“ rufen sie;
Es tönt von Gaſs' in Gaſs':
„Erzittre, Albert! flieh, o flieh
Vor Mädchen im Küraſs!“

Stadt, See und Berg und Thal erscholl,
Das Herz pocht schon dem Feind;
Er horcht, — und höret alles voll
Soldaten, wie er meint;

Schaut hin; — es glänzen Helm' und Schild'
Und Panzer gegen ihn;
Sieht, daſs es wahrlich Ernst nun gilt,
Faſst Herz, und wagt's — zu flieh'n.

Hört's, Mütter! Schweizermädchen, hört's
Im seidenen Gewand!
Habt ihr, wie eure Mütter, Herz?
Und Blut für's Vaterland?

Wilhelm Tell.

»Nein! vor dem aufgesteckten Hut,
Du Mörderangesicht,
Bückt sich kein Mann voll Heldenmuth,
Bückt Wilhelm Tell sich nicht!

Knirsch' immer, du Tyrannenzahn!
Wer ſrey ist, bleibet ſrey;
Und, wenn er sonst nichts haben kann,
Hat er doch Muth und Treu'.«

Der Landvogt, voll von Rache, schnaubt,
Und ruft: «Tell! schieſs' dorthin,
Dem Sohn den Apfel weg vom Haupt;
Sonst würg' ich dich, und ihn.»

Tell hört's und flehte den Tyrann:
«Hier bin ich, tödte mich!«
Umsonst! — Er sah den Knaben an,
Und weinte bitterlich,

Drückt an die Brust ihn — welch ein Schmerz! —
Und lispelt ihm: «Steh' still,
Und weise, wie dein Vater, Herz!
Ich treff' dich nicht! steh' still!»

Und führt ihn sanft an einen Baum,
Legt ihm den Apfel auf,
Und eilt den angewies'nen Raum
Zurück im bangen Lauf;

Nimmt eilends Pfeil und Bogen, — spannt,
Blickt scharf — fest steht der Knab' —
Er drückt mit kaumbewegter Hand —
Es knallt! — der Apfel ab!

Voll jugendlicher Munterkeit
Jauchzt ihm der Sohn, in Eil
Bringt er dem Vater — welche Freud'! —
Am Apfel seinen Pfeil.

So schlug ihm nie sein Vaterherz,
So pries er niemals Gott;
So quoll ihm Freude nie aus Schmerz,
Und Ehre nie aus Spott.

Doch, ach, kaum konnt' er der Gefahr,
So heldenhaft entgehn;
Der Vogt, noch eines Pfeils gewahr,
Fragt drohend ihn: „für wen?"

Tell lächelt: „das ist Schützenart."
Doch Geſsler merkte Scherz,
Rief laut: „für wen?" — „Er war gespart,"
Rief Tell ihm: „für dein Herz!"

Der Vogt, von neuer Wuth entflammt,
Bind't schnell ihm Händ' und Füſs'
Und schäumt, und stampfet, und verdammt,
Den Tell zur Finsterniſs;

Und wirft ihn höhnisch in den Kahn:
„Dem Schlosse Küſsnach zu!"
Sitzt zu ihm ein, und lacht ihn an:
„Itzt, Wilhelm, hast du Ruh?"

Gebunden bleibt der Held ein Held,
In Ketten Tell noch Tell;
Und Gott, dem Unschuld stest gefällt,
Sieht ihn, und hilft ihm schnell.

Er winkt dem Sturm; der Sturm braust her;
Die Schiffer stehn erblaſst,
Und ruſen: „keine Rettung mehr,
Wenn Tell das Steu'r nicht faſst!»

Der blasse Tod war allzunah,
Geſahr und Angst zu groſs;
Und todtbleich steht mein Landvogt da,
Und knirscht: „So laſst ihn los!»

Des Helden ſreygebundner Arm
Arbeitet ſort zum Strand;
Tell springt, und stöſst von Freyheit warm
Das Schiff zurück vom Land!

Die Wellen rauschen ſürchterlich
In des Tyrannen Ohr.
Tell sieht zu Gott auf, stärket sich,
Und läuſt dem Vogte vor,

Der nach ihm kömmt, im Auge Zorn,
Verwirrung im Gehirn.
Stolz trabt er hinter einem Dorn;
Wuth runzelt seine Stirn.

Tell sieht ihn, still und ungeseh'n,
Den Bogen in der Hand,
Und hört des Vaterlandes Fleh'n,
Denkt seinen Sohn, — und spannt,

Und zielt' und drückte tapfer los
Den Pfeil in Geſslers Brust:
Sah Mörderblut, das niederfloſs,
Mit Patriotenlust;

Wie er erblaſst vom Pferde sank,
Dann hülflos lag — und todt!
Tell kniet vor Gott hin, voll von Dank,
Und frey von aller Noth!

Die Freyheit seines Vaterlands
Steht auf mit diesem Fall;
Bald, bald verbreitet sich ihr Glanz,
Und strahlet überall.

Anmerkung.

Geſsler, ein Oestreichischer Landvogt im Urnerland, lieſs aus Uebermuth einen Hut auf einen Pfahl setzen, und befahl, alle Unterthanen sollten, wenn sie bey dem Hut vorbeygingen, ihre Unterthänigkeit durch Entblöſsung ihres Hauptes an den Tag legen. Tell ging beym Pfahle voll Verachtung mit bedecktem Haupt vorbey, und ward dafür von Geſsler verurtheilt, seinem eignen Sohn einen Apfel vom Kopfe herunter zu schieſsen. Der Schuſs glückte ihm. Weil er aber noch einen zweyten Pfeil zu sich gesteckt hatte, ward er von Geſsler gefragt, warum dieses geschehen wäre: Tell wandte den üblichen Gebrauch der Bogenschützen vor; allein der Landvogt drang mit Fragen in ihn, und erhielt zur Antwort: dieser zweyte Pfeil wäre ihm, dem Landvogt, zugedacht gewesen, falls sein Kind unglücklich hätte seyn sollen. Der Landvogt lieſs ihn hierauf binden, und in's Schiff werfen, um ihn nach Küſsnach in ewige Gefangenschaft zu bringen. Mitten auf dem See entstand ein gewaltiger Sturm, setzte Schiff und Landvogt in die gröſste Gefahr, und nöthigte diesem den Befehl ab, Tell loszubinden und an das Steuer zu stellen. Diesesmal gehorchte Tell, und brachte das Schiff so nahe an's Land, daſs er auf ein Felsenstück springen, das Schiff aber wieder in die Wellen zurückstoſsen konnte. Mittlerweile sich nun die Andern wieder an's Land arbeiteten, lief Tell dem Landvogt seinen Weg vor, und als dieser endlich auch nachgekommen, erlegte er ihn mit seinem zweyten Pfeile, und gründete hierauf den Anfang zur Befreyung seines Vaterlandes.

Der Schweizerbund.

Sey ewig heilig, Schweizerbund,
Wir sind vom Joche frey!
Heil schwur uns tapfrer Väter Mund,
Heil gab uns ihre Treu'.

Tyrannen herrschten weit und breit
In unserm Vaterland,
Das Herz voll Stolz und Grausamkeit,
Und Mord in ihrer Hand!

Bald trutzten sie Recht mit Gewalt;
Bald löschten sie die Gluth
Der geilen Lüste, raubten bald
Das schweiſserrungne Gut.

Was? freye Menschen, tragen wir
Noch lang das Sclavenjoch?
Tyrannen, wiſst, wir sind, wie ihr
So gut, o besser noch!»

So gingen drey, mit tiefem Weh,
Nur sich bekannt, einher:
„Wenn's auch das Leben kostete,
Das dulden wir nicht mehr.

Gerecht, o Arnold, war dein Schmerz!
Dein grauer Vater blind!
Ja zürn' und blute Sohnesherz! —
Um deinetwillen — blind!

Von Stauffach, dich vertreibt und höhnt
Des Landvogts Uebermuth,
Der dir dein neues Haus mifsgönnt,
Gebaut aus eignem Gut.

Und du nimmst willig, Walther Fürst,
Dich der Bedrängten an!
Sie wissen, dafs du helfen wirst,
Wo man noch helfen kann!

Des Vaterlandes Jammer liegt
Auf eurer Schulter schwer!
Ihr sehet alles Recht besiegt;
Und Alles hoffnungsleer.

Hier tausend Hütten tief im Thal
Dort tausend auf der Höh; —
Bedrängte Menschen ohne Zahl
Die Niemand tröstete!

Auch weint das künftige Geschlecht
Laut in der Helden Ohr:
«Hebt Väter, denn Gott hilft dem Recht,
Zu Gott die Händ' empor!»

Da schwuren sie den theuren Eid
Und schlugen Hand in Hand,
Zu retten von der Dienstbarkeit
Das liebe Vaterland.

Die stille felsigte Natur
Sah sie auf ihrem Knie,
Im Himmel hörte Gott den Schwur
Und strömte Muth in sie.

Still drückte Jeder seinem Freund
Die Hand: «Sey Patriot!»
Und Jeder schwur, indem er weint',
Der Tyranney den Tod.

Es kam die langerseufzte Nacht,
Und sie umarmten sich;
Bestiegen, still und wohl bewacht
O Freyheit, kühn durch dich,

Die Felsenschlösser, Mann für Mann,
Am sichern Morgen früh,
Und fielen die Tyrannen an
Und banden sclavisch sie.

Weg führten sie die Mörderschaar
Ohn' einen Tropfen Bluts
Bis an die Gränzen. Alles war
Nun frey und guten Muths.

Sey ewig heilig, Schweizerbund!
Noch itzo sind wir frey!
Das Heil, das unsrer Väter Mund
Uns schwur, bewahre Treu'!

Anmerkung.

Nachdem, im Anfange des 14. Jahrhunderts, nun seit geraumer Zeit ein beträchtlicher Theil Helvetiens von Oesterreichischen Vögten tyrannisirt und mit unmenschlichen Erpressungen hart bedrängt worden war, und alle dieser Grausamkeiten wegen gemachte Klagen von dem Landesherrn geringe geachtet und vernachlässigt worden, trafen drey Männer zusammen, welche nach wechselseitigen Erzählungen und bittern Klagen über ihre Drangsale den Entschluſs wagten, sich von der Tyranney frey zu machen. Walther Fürst von Uri, Werner von Staufachen von Schweiz, und Arnold von Melchthal aus Unterwalden verbanden sich unter einander eidlich: „Jeder wollte unter den Seinigen einige Bundesgenossen anwerben, um mit zusammengesetzten Kräften die Tyrannen zu vertreiben, und die erworbene Freyheit, auch mit Gefahr des Lebens, gemeinschaftlich zu beschützen; sich nie von dem heil. Römischen Reiche zu trennen; den Gotteshäusern und Herrschaften die gebührenden Pflichten zu leisten; ihren Entschluſs geheim zu halten, und in keinem der drey Länder nichts vorzunehmen, bis man zu gelegener Zeit, auf Einen Tag, den gemeinsamen Anschlag von allen Seiten zugleich würde ausführen können."

Jeder dieser drey Eidsgenossen war bey seinem, ohnedieſs gegen die gewaltigen Tyrannen aufgebrachten Volke so glücklich, daſs die Anzahl der Bundesgenossen gar bald gehörig verstärkt ward. Der Neujahrstag ward zum Angriffe bestimmt. Die Nacht vorher ward einer von einer Magd an einem Stricke heimlich auf das Schloſs Roſsberg gebracht, welcher seinen Mitgesellen auf eben die Weise nachhalf. Sie fielen, 20 an der Zahl, über den unbewehrten Amtsmann und seine Schloſsknechte her, nahmen sie und alles Hausgesinde gefangen, und hielten sich bis an den Morgen stille.

Mit anbrechendem Tage zogen andre 50 auf das Schloſs Sarnen; 30 davon versteckten sich in dem nahe gelegenen Walde; mittlerweile die andern 20, mit den üblichen Neujahrsgeschenken, in's Schloſs gingen. Diese waren nicht sobald eingelassen, als sie die Spieſse aus der Tasche hervorlangten und sie auf ihre Wanderstäbe pflanzten. Sie gaben auch ihren Gefährten das verabredete Zeichen: die in dem Schlosse sich befindende kleine Besatzung ward entwaffnet und gefangen weggeführt, doch an den Landesgränzen auf eidliche Versicherung, daſs sie dieses Land nimmermehr betreten wollten, losgelassen. Dieses war der segensvolle Anfang zum Schweizerbunde.

Die Schlacht bey St. Jacob zu Basel.

Der Schweizer höchste Tapferkeit,
Die keinem Schmerz entflieht,
Besiegt noch kämpft, den Tod nicht scheut,
Verdiente die kein Lied?

Ja, ströme mächtig und ertön',
Lied, das unsterblich macht!
Sie trutzten gleich den Alpenhöh'n
Dem Donner in der Schlacht.

Sie sah'n den Feind, und schlugen ihn
Zurück mit kleiner Zahl;
Sie sah'n ihn wieder, schlugen kühn
Ihn schnell zum zweytenmal.

Verwegen wird durch frühen Sieg
Der Krieger Heldenhand:
Sie stürzen sich in tiefern Krieg
Zu voll von Vaterland.

Umsonst, Kanonendonner, brüll',
Und ströme Tod auf Tod:
Sie dringen ein; Tod ist ihr Spiel,
Und Feinde Morgenbrod.

Zwar stöſst das zehnmal gröſsre Heer
Der Feinde sie zurück;
Doch zehnfach tödtet ihr Gewehr
Mit jedem Augenblick.

Bey Jakobs Mauern hörten sie
Der Kriegesrosse Trab:
«Eh' unser auch nur Einer flieh',
Eh' ſind' er hier sein Grab!»

Und schnaubend stieg der Feind vom Pferd.
Stürzt ein: sie stehen still.
Triff Pfeil auf Pfeil! hau Schwert an Schwert!
Umsonst! sie stehen still.

Die Löwen stritten, Jeder stand;
Wich keines Haares breit;
Die schon zerstückte Schweizerhand
War tapfer noch im Streit.

Sink' immer Glied um Glied zerfetzt;
Sie kämpfen tief im Blut.
Wer Freyheit mehr als Leben schätzt,
Behält im Tode Muth.»

Noch schlug der Feinde starke Zahl,
Schlug, traf und siegte nicht,
Rief: «Strömt, Kanonen, noch einmal
Tod in ihr Angesicht!»

Die Kräfte sanken, nicht ihr Muth;
Nein! keiner sah zurück.
Sie rafften sich noch auf vom Blut;
Tod war ihr letzter Blick.

Wenn Heldenmuth im heiſsen Krieg
Nicht immer siegen mag,
Er ist doch schön; dem schönsten Sieg
Gleicht diese Niederlag'!

Erstaunt, und blaſs sah der Delphin
Sein bestes Volk im Grab;
Sein Sieg erfüllt mit Grauen ihn,
Er zittert, und zieht ab.

Anmerkung.

Frankreichs Delphin zog im J. 1444 mit einer zahlreichen Macht wohlgeübter Völker gegen den Elsaſs und die Stadt Basel an. Sechshundert Eidgenossen zogen den Baslern zu Hülfe, wurden aber von den Feinden theils geschlagen, theils genöthigt, sich gegen Basel zurückzuziehen. Die Basler durſten ihnen, aus Furcht, von der Stadt abgeschnitten zu werden, nicht zueilen, sondern sah'n sich genöthigt, die Mauern des Kirchhoſs bey St. Jakob zu ihrer Brustwehr zu machen, wo sie sich allen feindlichen Angriffen heldenmüthig widersetzten, ihr Leben theuer verkauſten und ihrem Feinde das Geständniſs abnöthigten, daſs er unmöglich Stärke genug haben könnte, zwey dergleichen Siege auszustehen.

Die Schlacht bey Murten.

Noch schnaubte Karl von Rach' und Wuth,
Zu rächen unsern Sieg,
Und dürstete nach Schweizerblut,
Und wagte neuen Krieg.

Er schmelzte, was er hatt', an Erz,
Goſs, was er konnte, Stück';
Ihm glühte sein tollkühnes Herz,
Und tödtend war sein Blick.

Noch pocht die Brust ihm von der Flucht,
Und dennoch lagerte
Sein Volk sich, das er wieder sucht,
Mit ihm am Genfersee.

Nicht feig sah'n unsre Väter zu;
Der Stolz erschreckt sie nicht.
Sie eilen neuen Siegen zu
Mit heiterm Angesicht.

Erzittre, Murten, nicht zu früh,
Kömmt dein Belagrer itzt!
Nein! dich besteigt der Herzog nie,
Wenn Schweizermuth dich schützt.

Zieht gleich mit sechszigtausend Mann
Er im Triumph daher,
Und baut als der, der schon gewann,
Sein prächtig Zeltenheer. —

Er donnert schreckliches Geschoſs
Auf Murtens Mau'r und Thurm,
Und Stein' auf Steine brachen los:
«Lauſt, lauſt,» gebot er, «Sturm!»

«Lauſt Sturm!» — wohin? — «In's Schweizerschwert!
Sterbt oder weicht zurück!»
Da ſielen Tausend durch das Schwert,
Die andern ſlohn zurück.

Zu dreyſsigtausend standen bald
Die Schweizer in dem Feld.
Im blitzenden Hellpartenwald
Gedrängt, stand Held an Held.

«Kämpft», rief Hallwyl, «wie Helden heut!
Es töne Schlag auf Schlag!
Ihr kennt der Väter Tapferkeit
Am Tausendrittertag!»*)

Noch flehten sie zu Gott empor,
Und sanken auf ihr Knie;
Die Sonne strahlte schnell hervor,
Und strahlte Muth in sie.

«Seht!» rief mit aufgehobner Hand
Der Held: «wir siegen heut;
Herz, Jüngling! Herz für's Vaterland!
Gott ist mit uns im Streit!

Noch dunkel ist's beym Feinde! ha!
Und helle bey uns! Heil!
Gebt eure keusche Mädchen ja
Den Walchen nicht zu Theil!

Erwartet nun den Feind nicht mehr!
Greift an und schlagt und siegt!
Schlagt vorwärts und schlagt hinterher,
Bis er im Staube liegt.»**)

---

*) An demselben Tage siegten die Väter viele Jahre vorher bey Laugen.

**) Felix Keller von Zürich.

Noch ruhig lag er meilenlang;
Ein Held griff an, es fiel
Mit einer Handvoll Mann und drang
In ihn Hans von Hallwyl.

Laut strömt das donnernde Geschoſs
Rauch über Waffenglanz;
Bepanzert bäumt sich Roſs an Roſs,
Und Lanze klingt an Lanz'.

Voll warmer Treu, voll Vaterland,
An Rath und Muth der Gröſst',
Im Rauche, wie in Wolken stand,
Gleich Felsen, Waldmann fest.

Laut rief die Freyheit jedem zu:
Schön ist des Helden Tod!
Und Mann und Jüngling schlugen zu,
Und Jeder Schlag war Tod!

Der Wälsche kämpfte kurze Zeit,
Und Knecht und Ritter lief;
Das weite Feld ward überstreut
Mit Speeren, Kniees tief.

Umströmt von tausendfachem Feu'r
Wollt' unser Feind nur fliehn;
Doch, wo er flieht, ist Tod und Feu'r,
Sind Sieger über ihn.

Sie kletterten die Bäum' hinauf
Und stürzten in die See,
Die, die das Schwert im schnellen Lauf
Der Flucht nicht tödtete.

Die Reiterey fliegt rasselnd, strömt
Mit staubigtem Gestampf
Den Feind, gleich Fluthen, weg und kömmt
Und schnaubt durch Rauch und Dampf.

Zwo Meilen lang bedeckte sich
Das Land mit Tod und Blut,
Den Abend wurde schweizerlich
Gerächet Gransons Blut.

Weg ist der Feind nun, weit zerstreut,
Und müde Mann und Pferd.
Halt! Sieger! halt! Kehrt um zur Beut',
Zur Scheide Heldenschwert!

Noch spricht ein Denkmal von der Schlacht!
Das, Schweizer, schau itzt an,
Und fühle, wie vereinte Macht
Der Treuen siegen kann!

Anmerkung.

Die bey Granson erlittene Niederlage schwur Karl an den Eidsgenossen zu rächen, und machte daher in schneller Eile neue Zurüstungen, und bot sich Volk und Geld so geschwind auf, daſs er schon am siebenten Tage nach seiner unglücklichen Schlacht mit einem Heere von 60,000 Mann aufbrechen konnte. Er hielt bey Losannen, und schlug daselbst sein Lager auf. Die Berner erkundigten sich in Ansehung aller Schritte ihres Feindes, und gaben davon ihren Verbündeten ungesäumt Nachricht. Den 11. Brachmonats rückte Karl mit seinem Heere vor Murten, worin eine Besatzung von 1500 Mann lag. Der Feind suchte sich einiger Brücken und Plätze zu bemeistern, um dem Zuzug der Verbündeten den Weg abzuschneiden, ward aber gänzlich zurückgetrieben. Bey Murten ging es nicht besser; denn als Karls Soldaten, beym Einsturz eines groſsen Stücks der Mauer, Sturm laufen wollten, wurden sie von den Belagerten zu Grunde gerichtet.

Indessen kam der Verbündeten Zuzug an; so daſs die Eidsgenossen itzt über 30,000 Mann, worunter 4000 zu Pferde, stark waren. Sie fanden für gut, die Feinde anzugreifen, und schlugen sich, ungeachtet einer harten Gegenwehr, mit groſser Tapferkeit und zweifelhaftem Erfolg lange, bis endlich ein Ausfall von Murten, 600 an der Zahl, dem Feind in den Rücken fiel. Nun verlieſs der von allen Seiten geängstigte Feind das Gefecht und suchte sein Heil in der Flucht; allein auch da ward er niedergehauen und in den See gestürzt, so daſs er dabey nicht nur sein ganzes Lager, sondern auch 20,000 Mann einbüſste, und Karls racheschnaubender Uebermuth mit ewiger Schande bezahlt ward.

Die Gebeine der Ueberwundenen wurden nachher in ein Gewölbe gesammelt, welches das Andenken dieses wichtigen Sieges den spätesten Nachkommen überliefern sollte.

Die Schlacht bey Granson.

Ergrimmt, die Waffen in der Hand,
Voll Fluch den frechen Mund,
Betrat das Heldenvaterland
Der Herzog von Burgund.

Entgegen eilten wir dem Feind
Mit Schweizerheldenmuth,
Und lachten, brüderlich vereint,
Der allzustolzen Wuth,

Und seiner Zelte tief im Thal,
Und seiner Helme Pracht;
Und lachten seiner Wagen Zahl,
Und seiner Rosse Macht.

Wir standen, achtzehntausend Mann,
Vor sechszigtausenden;
Da sah'n wir nur den Himmel an,
Und sah'n sie, ruhig, stehn.

Laut bethete das ganze Heer
Der Schweizer auf dem Knie;
Und er, er schwur bey seiner Ehr':
„Zu Staub vertilg' ich sie!"

Dreymal griff der Burgunder an,
Und dreymal ohne Frucht.
Ein Hauptmann fiel; — die Helden sah'n
Ihn todt, und nahmen Flucht.

Sie flohn, — wie war die Angst so groſs! —
Wie Hirsche aus dem Feld,
Und lieſsen Wagen uns und Roſs,
Kanonen, Schild und Zelt.

Was, Herzog, half dir nun dein Schwur?
So wenig, als dein Heer.
Du schlugest unser fünfzig nur,
Und zwanzigmal wir mehr.

Heran nun! theilt die Beuten aus,
Und sagt dem Himmel Dank!
Es hall' in Granson und Carthaus
Der frohe Siegsgesang.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-52293-2
RASSMANN,C.F. FN. 17855/037

Anmerkung.

Im Jahr 1476 schlug Herzog Karl von Burgund sein stolzes Lager bey Granson auf. Er hatte seinen Soldaten verheiſsen: «Sie sollten alle diese Deutschen Hunde auffressen, und ihre Habseligkeiten als Beute unter sich vertheilen.»

Die Schweizer waren 18,000 Mann stark, und sollten auf Karls Befehl sogleich von der Reiterey zu Boden geworfen werden. Sie stellten aber ihre Spieſse den Feinden in einem Kreise entgegen, und hielten so einen dreymaligen Angriff aus. Im dritten Anfalle ward der Anführer der feindlichen Reiterey erschlagen, und diese zur Flucht getrieben. Hierauf sollte von Karls Armee auf der Ebene eine Schlachtordnung formirt werden. Allein die Eidsgenossen drangen hart auf die Feinde zu, und nöthigten sie zum Weichen. Die Soldaten, welche noch im Begriffe waren, aus Karls Lager vorzurücken, schlossen hieraus, ihre Feinde müſsten geschlagen seyn, erschracken und nahmen mit Zurücklassung ihrer Waffen, Geräthe, Zelte und vieler Pferde in der gröſsten Unordnung die Flucht; und ihrer tausend wurden im Verfolgen von den Schweizern — jedoch mit einem Verlust von 50 ihrer Leute — erlegt.

Die Schlacht bey Nancy.

Zwar finster, wie die schwarze Nacht,
Grämt Karl sich jammervoll,
Doch will er noch die dritte Schlacht:
Bist du denn, Herzog, toll?

Ganz Eigensinn und ganz erbost
Ist er nicht satt zu flieh'n,
Und zwingt bey hartem Winterfrost
Sein Volk in's Feld zu ziehn.

Sein schwaches Heer zieht muthlos her,
Als wär' es schon geflohn;
Zum drittenmal geht unser Heer
Auf ihn, als siegt' es schon.

Schanz' um dich her Gehäge hier,
Und dort Artillerie!
Ha, das Gehäg' zerhauen wir!
Ha, und erbeuten die!

Der Schweizer Feldposaunenhall
Tönt furchtbar in sein Ohr;
Es kam ihm wieder, Knall auf Knall,
Die Schlacht bey Murten vor.

Wir griffen an, und plötzlich lief
Soldat und Reiter weg!
Und wir, wir nach, zerhieben tief,
Zertraten das Gehäg!

Und stürzten schneller, als der Blitz,
Feu'rathmend in sie ein:
«Flieht, flieht vor Säbeln und Geschütz;
Das geht durch Mark und Bein!»

Wohin? wohin im schnellen Lauf?
Der Tod jagt hinterher.
Verräther fangen vorne auf;
Nichts kann euch retten mehr.

Der Herzog floh vor Nancy hin
Mit seinem Reiterchor;
Wir schlagen fort, so weit sie fliehn,
Und hoch hebt sich empor

Ein Schwert, das tief mit Einem Streich
Sein Eisenhaupt zerhieb,
Daſs er, gefällten Eichen gleich,
Hinsank und liegen blieb.

So, Schweizer, fiel durch unsre Hand
Der Kühne von dem Thron!
Fall', Feind der Freyheit! Fall mit Schand'
Ist deines Stolzes Lohn!

Anmerkung.

Nachdem Karl sein widriges Schicksal bey Murten überdachte, gerieth er darüber in eine tiefe niederschlagende Schwermuth, wovon er sich doch einige Zeit nachher erholte, und seinen Leuten auf's neue seine Rache gegen die Sieger predigte. Mit schlechtem Erfolge; denn seine Unterthanen waren des Krieges herzlich müde. Nichts destoweniger beschloſs er unsinnigerweise im Jenner 1477 die Stadt Nancy zu belagern. Der Herzog von Lothringen flehte seine eidsgenossischen Freunde um schleunige Beyhülfe an, um sich Karln mit Nachdruck zu widersetzen. Er bemächtigte sich auch eines wichtigen Passes, den Karl thörichterweise zu besetzen verabsäumt hatte, und führte nachher sein Volk gegen Karln an.

Dieser war bey allem Widerrathen seiner Freunde taub, und stellte dem Herzoge von Lothringen, dessen frische und muthvolle Völker an der Zahl noch einmal so stark waren, seine theils kranken und muthlosen, theils übelbewaffneten Häufchen entgegen. Einer von Karls vornehmsten Heerführern trat verrätherischerweise mit 300 Mann zu den Lothringern über, ward aber von ihnen mit Verachtung und Abscheu abgewiesen. Er kehrte sich aber auf eine andre Seite, willens, Karln den Weg zur Flucht abzuschneiden.

In diesen Umständen ward Karls kleines Heer von vorn durch die Lothringer angegriſſen; mittlerweile ein Hauſen Schweizer demselben von der einen, ein andrer Hauſen Schweizer von der andern Seite in die Flanken ſiel, und ebendasselbe auch von hinten feindlich angefallen ward, bis ein vollkommener Sieg über die Burgunder dem Krieg und Karls Leben ein Ende machte.

Der Schwabenkrieg.

Auch er ist unsers Liedes werth,
Der alte Schwabenkrieg,
Da unsrer Väter Heldenschwert
Erkämpſte Sieg auf Sieg.

Sie scheuten Heer und Rosse nicht,
Nicht donnerndes Gewehr;
Vor ihrem Heldenangesicht
Ging Gottes Schrecken her.

Sie traten, nur vierhundert Mann,
Die Säbel in der Hand,
Vor's Heer, das prächtig, Mann an Mann,
Unübersehbar stand.

Unsichtbar sah vom Himmel Gott
Die Väter auf dem Knie,
Hört schweigend ihrer Hasser Spott,
Und segnet stille sie:

„Steht, meine Kinder, auf und schlagt!
Wer sich auf mich verläſst,
Der steht im Wetter jeder Schlacht
Gleich jungen Löwen fest!"

Auf ihre Feinde drangen sie,
Wie Löwen, durch den Teich,
Und schlugen schnell und jagten sie
Den scheuen Rehen gleich.

Kurz und entsetzlich war die Schlacht,
Und groſs der frühe Sieg;
Doch der Geschlagnen Uebermacht
Entflammte neuen Krieg.

Sie kam mit neuem Ungestüm
Siegträumend an den Rhein.
Die Väter auf, entgegen ihm
Dem Feinde, durch den Rhein.

Tief in dem kalten Strome, tief,
Umströmt von scharfem Eis,
Stand Jeder fest, und Jeder rief:
„Ich gebe mich nicht preis."

Und gab nicht preis dem Strome sich,
Und nicht der Kälte Wuth,
Stand felsenfest; nicht Einer wich,
Und fror ihm gleich sein Blut.

Sie sammelten die letzte Kraft,
Schon Knie und Brust im Grab;
Und wiesen mit des Speeres Schaft
Den Eisbruch von sich ab.

Solch' Helden sah ihr Lebenlang
Die liebe Sonne nie;
Vom Aufgang bis zum Niedergang
Suchst du vergeblich sie.

Ein Wala nur kam auf die Welt,
Der zwanzig Panzern sich
Mit einem Speer entgegenstellt'
Und keinen Streichen wich.

Der machte Mann und Rosse warm,
Verlachte Spieſs und Schwert,
Und hob mit gottgestärktem Arm
Drey Reiter hoch vom Pferd.

Das alles war noch nicht genug;
Erst ging der Krieg recht an.
Ein kleines Häufchen Schweizer schlug,
Schlug achtzehntausend Mann.

Der Schwabe schnaubt umsonst nach Sieg,
Auf steiler Felsen Burg;
So steil sie waren, Wolleb stieg
Hinauf, Gesträuch' hindurch.

Hinauf die jähe Felsenwand,
Wo nie kein' Gems' durchbrach;
Und wo er hinstieg, stiegen bald
Zweytausend Helden nach.

Sie stürzten in den Feind hinein,
Und schlugen groſse Zahl,
Und lieſsen sich willkommen seyn
Das Heldenheer von Stahl.

Und hieſsen bald auch diese fliehn,
Und rücken fort, und seh'n
Kanonen viel, und vor sich hin
Bey Tausend Tausend stehn.

Und alle legten, wie ein Mann,
Sich lachend auf den Bauch;
Es donnert über sie, sie sah'n
Hoch über sich den Rauch.

Nur Wolleb, der den Fall gebot,
Stand aufrecht; Er allein
Sah ohne Schauer wie ein Gott
In's volle Feu'r hinein.

O welch ein Wetter um ihn her!
Getroffen strebt er fort,
Macht Wege sich mit seinem Speer;
Sieg! ist sein letztes Wort.

Ja, Sieg rief ihm sein Haufen zu,
Da er vom Staub aufstand.
„Wir folgen dir! Stirb fröhlich du,
Den Degen in der Hand."

Und folgten ihm mit glüh'ndem Blick,
Eh' noch ihr Wort verscholl,
Und schlugen schnell den Feind zurück,
Der blaſs und schreckenvoll.

Vor ihrer hohen Schwerter Blitz,
Der Morgensterne Hieb,
Vor Helleparten und Geschütz,
Wie Staub vor'm Wind, zerstieb.

Vor Rauch und Dampf konnt' er nicht sehn,
Der Schweizer nur hat Tag;
Es schlug ein Jeder zehnmal zehn!
Oft drey mit einem Schlag.

Eilf Schweizer, eilf nur, sanken todt.
So hat kein Heer gesiegt,
Seit Israel mit seinem Gott
Die Heidenwelt bekriegt.

Fest, unbeweglich, wo sie steh'n,
Und überwindlich nie;
Der Wittwen und der Waisen Fleh'n
Sonst nichts, besiegte sie.

Doch zahm war, so viel er verlor,
Nicht Maximilian;
Noch einmal fiel er sie, der Thor!
Mit fünfzehntausend an.

Doch Gott im Himmel lachte sein,
Da er so stolz ihn sah,
Und sprach: „Sey Staub! Der Sieg ist mein,
Und mein Helvetia!"

So heiſs die Wuth der Feinde war,
Und ihre Zahl, so groſs,
So fürchterlich der Rosse Schaar,
So schrecklich das Geschoſs;

Sie kämpften doch mit Riesenmuth,
Und wankten keinen Schritt:
„Versänken wir, wir all' im Blut,
Wir weichen keinen Tritt!"

Da führte Gott zu rechter Zeit
Erflehte Hülf' herbey,
Und lehrte sie, daſs sein der Streit,
Und sein der Sieg nur sey.

Das Wetter dau'rte nicht mehr lang;
Er war nicht mehr so wild
Der stolze Feind; Verzweiflung drang
Durch Panzer, Helm und Schild.

Und blitzgeschwind trat Jeder ab,
Dem Tode zu entflieh'n;
Die Väter schlugen Berg hinab
Auf Leichen Leichen hin.

O welch ein Treffen! welch ein Sieg!
Welch eine Heldenschaar,
Die immer siegte, bis der Krieg
Selbst überwunden war!

O Schweiz, vergiſs es nie, daſs Gott
Dein treuer Schutzgott ist,
Wenn du im Glück und in der Noth
Treu deinem Bunde bist!

Anmerkung.

Mehrere Ursachen, deren Erwähnung nicht hieher gehört, entzündeten einen heftigen Krieg zwischen den Schwaben und den Eidsgenossen, der insonderheit durch folgende Gefechte merkwürdig war.

Die Bündner überfielen die Landwehr bey Luciensteig nächtlicherweise, und jagten die Feinde mit Verlust 400 Todter auf Guttenburg zu. Auf diesen Lärm stellte sich ein Haufen eidgenossischer Hülfsvölker zunächst bey diesem letztern Orte in Bereitschaft. Den folgenden Morgen drangen die Eidsgenossen von Zürich und Zug, angesichts der Feinde, durch eine Fluth bey Threisen über den Rhein, und trieben die Flüchtigen dem andern Haufen bey Guttenburg in die Hände. Hier lieſsen die Oestreicher wiederum 300 Todte auf dem Platz.

Die Eidsgenossen, 8000 stark, waren bey Rankweil gelagert, und der Feind stand, 10,000 stark, bey Hard zwischen Bregenz und Fuſsach. Man rückte gegen einander an. Die Vortruppen stieſsen am Santjohannesberg auf einander. Nicht nur wurden die Landsknechte zurückgetrieben, sondern der vorderste Haufen der Eidsgenossen, kaum 400 Mann stark, trat dem ganzen Heere der Feinde, das hinter einem Moraste in Schlachtordnung stand, muthig vor die Augen. — Die Oestreicher nahmen das Niederknieen und gewöhnliche Streitgebet dieser Handvoll Leute für einen Fuſsfall, und beantworteten es mit einem lauten Siegsgeschrey. Kaum aber erschien das ganze eidsgenossische Heer, so eilten die Vordersten, das grobe Geschütz der Feinde zu erobern. Die Schwaben, die ihre Feinde nicht in so groſser Anzahl erwarteten, nahmen nach einem kurzen Gefechte die Flucht. Ungefähr 2000 fielen auf dem Wahlplatze, oder auf der Flucht durch's Schwert; Andre im See oder im Moraste, so daſs die Hälfte des Schwäbischen Kriegsheers zu Grunde ging.

Als eines Tages die Eidsgenossen durch den Rhein überzusetzen versuchten, und ihrer ein Theil, ungeachtet des plötzlichen Ansteigens des Stroms vom einschmelzenden Schnee, sich tief hineinwagt hatte, kam das Gerücht, daſs die Feinde von der andern Seite im Anmarsche wären; die Hauptleute befahlen, daſs Jeder an seiner Stelle unbewegt bleiben sollte; denn sie hielten es für eine Unvorsichtigkeit, ohne genugsame Kundschaft vorzurücken, und für eine Schande zurückzugehen, ohne wenigstens den Feind erblickt zu haben. Also standen die Meisten bey zwey Stunden in dem Strome, der Vielen bis an die Schultern ging, so daſs sie die schwimmenden Eisschollen mit den Schäften ihrer Spieſse ablehnen muſsten, ohne sich durch die Kälte des Wassers abschrecken zu lassen, die doch so groſs war, daſs Einige den Gebrauch ihrer Füſse, Andere das Leben verloren.

Die Kantone hatten zwar kein Kriegsheer im Felde, nichts destoweniger wurden ihre Besatzungen an den Gränzen mit den Feinden zum öftern handgemein.

Die Angriſſe wurden indessen gegen die Eidsgenossen wiederholt. Eine starke Anzahl feindlicher Völker fiel diesseits des Rheins in das Gebiet des Freyherrn von Sax und des Abts von St. Gallen ein, wo nur wenige Mannschaft in Bereitschaft stand, sich ihren Verwüstungen zu widersetzen. Ein Glarner, Wala, stellte sich wider 20 Reisige zur Gegenwehr, und hub aus denselben drey mit dem Spieſse aus dem Sattel. Kurz darauf schlugen die Eidsgenossen nach einer kleinen Niederlage mit 1500 Mann etwa 18,000 Feinde in die Flucht, wobey die Schwaben ohne die Ertrunkenen 1400 Mann einbüſsten.

Das eidsgenossische Heer am obern Rhein beschloſs, auf die Nachricht von diesem glücklichen Gefechte am Schwaderloch die Schwaben bey Frastenz hinter ihren Verschanzungen anzugreifen. Heinrich Wolleb von Uri erstieg mit 2000 Mann die Anhöhe, die so steil war, daſs sich die Leute mit Hülfe der Spieſse kaum durch das Gesträuch helfen konnten. Die vorderste Wache von 300 Schützen ward leicht überrumpelt; allein der gröſsere Haufen von 1500 Bergknappen, die der stählerne Haufen hieſsen, machten den Grund streitig, und wichen erst nach einem standhaften Gefechte aus ihrem Vortheile.

Die Eidsgenossen drangen durch die Verhacke, bis sie hinter den Linien der Schwaben zu stehen kamen, die 14,000 Mann stark in einem dreyfachen Haufen mit starkem Geschütze auf beyden Seiten bedeckt, sie erwarteten. Wolleb lieſs seine Leute sich auf dem Boden niederlegen, dieweil die Stücke von einer Seite abgelöset wurden. Als die Abfeuerung von der andern Seite geschehen sollte, blieb er allein aufrecht stehen, und empfing auf der Stelle eine tödtliche Wunde. „Wohlan!" rief er, indem er seine letzten Kräfte sammelte: „eilt zum Angriffe! dem Himmel sey für den Sieg gedankt, der euch itzt nicht mehr fehlen kann!" Nach andrer Erzählung hatte Wolleb das Schicksal Winkelrieds und ward erstochen, indem er und ein andrer Eidsgenoſs ihre Helleparten kreuzweise über die Spieſse der Feinde legten, um eine Oeffnung in das vorderste Glied derselben zu machen. — Der Rauch vom Geschütze begünstigte den Angriff, der so hitzig war, daſs die Feinde, nach einem schwachen

Widerstande, die Flucht nahmen. Die Chroniken rechnen den Verlust der Eidsgenossen nur auf 11 Todte. Die Waffenbeute war für sie beträchtlich. Die Sieger lieſsen sich von den noch Uebrigen im Wallgau erbitten, mit einer Brandschatzung vorlieb zu nehmen. Und also ging diesmal das Schweizerische Kriegsheer aus einander.

Nachher war Kaiser Maximilian gesonnen, die Schweizer von drey Seiten auf einmal anzufallen, und lieſs daher 15,000 Mann vor Basel anrücken. Das Kriegsheer lag ohne Kriegszucht an verschiedenen Orten zerstreut. Die Eidsgenossen, als sie das vernahmen, machten sich zum Angriffe gefaſst, sobald einige Tausend bey einander waren. Die zerstreuten Feinde waren bald in ihr Lager zurückgejagt; diese hatten, weil ein Theil der Eidsgenossen in der Hitze irre gegangen, Zeit, an der Birs, sich in Schlachtordnung zu stellen. Das Geschütz, die Reiterey und die groſse Anzahl der Feinde machten hier den Streit für die Schweizer so ungleich, daſs keine Hoffnung war, denselben, auch mit der gröſsten Tapferkeit auszuhalten. Zu ihrem Glücke erschienen die Hülfsvölker von Luzern und Zug, zwar nicht in groſser Anzahl, — denn es waren ihrer nicht über 1200 — aber in einem sehr entscheidenden Augenblicke, den Feinden die Furcht eines stärkern Angriffs einzujagen;

bald darauf gerieth das Kaiserl. Heer in Zerrüttung, nahm die Flucht und büſste wenigstens 3000 Mann ein. Nach 3 Tagen, da sich weiter keine Feinde zeigten, zogen die Eidsgenossen wieder nach Hause.

Die Schlacht bey Morgarten.

Mit zornerfülltem Auge droht
Umsonst uns Leopold!
Komm! bringe Feuer, Schwert und Tod,
Und glänze voller Gold.

Wiss'! Gold und Schwerter retten nicht,
Und Stärke hilft nicht stets!
Gott, Gott ist unsre Zuversicht,
Der Hörer des Gebets!

Tollkühn auf seine groſse Macht
Sah uns der Herzog ziehn,
Gleich einer kleinen Heerd', und lacht,
Als säh' er schon uns fliehn.

Noch nicht! uns sagt ein treuer Pfeil,
Wo unsre Feinde stehn:
Da gingen wir voll Muth und Eil
Das groſse Heer zu sehn!

Wir, wenig über tausend nur,
Ein Häufchen gegen sie!
Doch siegesvoll, denn Jeder schwur
Der Freyheit auf dem Knie.

Umsonst, daſs sich uns Hülf' anbot;
„Banditen! weg von hier!
Mit Helden und mit uns ist Gott;
Und mit ihm siegen wir!"

„Weg von dem rühmlichen Gefecht!
„Verworfner Haufe, weich'!
Nein! unser Urtheil war gerecht,
Geht, kämpft und sterbt für euch!"

Doch lebte Schweizerheldenmuth
In ihrem Herzen noch!
„Flieſs'," sprachen sie, „flieſs' unser Blut
Für unsre Brüder doch!"

Und steigen still den Berg hinan,
Und sammeln Holz und Stein,
Dem Feind, von Felsen angethan,
Sie auf den Kof zu streun!

Wir beteten aus Einem Mund
Die ganze Nacht zu Gott:
„Mach' deines Armes Stärke kund,
Und schlag' ihn bald zu Spott!"

Der groſse Morgen brach hervor
In Nebel eingehüllt;
Ganz Auge waren wir und Ohr,
Und ganz mit Muth erfüllt.

Kein Panzer und kein Schild beschützt
Der Alpensöhne Brust:
Wenn Freyheit Blut und Arm erhitzt,
Deckt Heldenmuth die Brust.

Uns schreckt kein Federbüschespiel
Kein Helm von hellem Stahl;
Und wären Roſs und Mann so viel,
Als Vieh auf Berg und Thal.

Blitzt, Eisenpanzer, noch so sehr,
Blink', Schwert, dem Auge nah!
Steh', Schild an Schild, du Reiterheer,
Gleich Felsenmauern da!

Doch, Ritter, theile Schweizerbeut',
Eh' du gestritten, nicht!
Sieh manche Heldenhand, die heut
Dir Helm und Panzer bricht.

Die Fünfzig, die von Eifer glühn,
Sehn unsern Feind im Stolz,
Und wälzen Felsen hin auf ihn
Und ausgewurzelt Holz.

O welche Flüche, welch Gedräng',
Umsonst kocht wild sein Blut!
Staub ist sein glänzendes Gepräng',
Verzweiflung all sein Muth

Die Rosse wiehern, stampfen; — flieht!
Ein neuer Hagel tetscht;
Der Ritter flucht und knirscht und sieht
Bergauf, und liegt zerquetscht.

Nun auch nicht faul der Schweizer mehr;
Der stürzte nicht zum Spaſs
Schnell, wie ein Wetter, in das Heer
Des Feinds im engen Paſs;

Macht Pfade sich und haut und schlägt
Schwert, Helm und Schild entzwey,
Haut tief in Panzer ein und legt
Gestreckt die Reiterey;

Dringt durch, und kämpſt und wird nicht müd',
Zerstampfet Roſs und Mann,
Bis alles liegt, bis alles flieht,
Was flieh'n und liegen kann.

Wir gingen, ha! das Herze schwillt,
Auf Panzern hoch einher!
Zerschmettert lagen Schild' auf Schild',
Zerbrochne Speer' auf Speer',

Und unser fielen nur fünfzehn!
Hör's, Nachwelt, hör's und lern';
Gott eilt der Freyheit beyzustehn,
Ist nie vom Helden fern.

Fallt nieder, Schweizer, betet an!
Wir siegten! Gott sey Dank!
Der Gott, der immer helfen kann,
Der half uns: singt Ihm Dank!

Der zweyte Sieg an selbigem Tage.

So sangen wir im Siegesfeld
Des Morgens schon um Neun!
So mancher Mann, so mancher Held,
Gleich groſs, und keiner klein.

Dank dir, verworfne Schweizerschaar!
Sey wieder unser, sey
Gleich treu und tapfer immerdar,
Und immer wieder frey.

Vielleicht fällt ein verborgnes Heer
Von Feinden heut uns an;
Noch raucht das blutige Gewehr,
Das zweymal siegen kann!

Der Streifer Straſsberg, hörten wir,
Fiel ein in Unterwald!
«Weg, Heldenbrüder, weg von hier,
Und seht und sieget bald!»

Wir setzten uns zu Schiff geschwind,
Und alle ruderten;
Und eilten schneller als der Wind
Den zweyten Feind zu seh'n!

Ha! Brüder! seht! schon ist er da!
Wir schlugen, — und er lag!
Wir schlugen ihn, Vittoria!
Zweymal in Einem Tag.

Anmerkung.

Herzog Leopold zog im Jahr 1315 mit einer wohlgerüsteten Macht von Fuſsvolk und Reiterey bey Morgarten gegen das Schweizergebiet. Ein anderes Heer sollte zugleich in Unterwalden einfallen und durch noch mehr Mannschaft von Luzern her verstärkt werden. Die Schweizer sollten nun einmal Albrechts Tod büſsen. Heinrich von Hunnenberg von Zug schoſs auf der Schweizer Wache die Zeit und den Ort des Angriffs, auf einen Pfeil geschrieben, gen Art hinüber. Man setzte sich nach der erhaltenen Anweisung an der Höhe hinter Morgarten zur Vertheidigung, und schwur sich unter Fasten und Beten, daſs man siegen oder sterben wollte.

Am Abend vor dem Treffen ward 50 Männern, die Vergehungen wegen verbannt worden waren, von den Schweizern ihre Bitte, an der Spitze ihres kleinen Heeres sich die Vergebung erfechten zu dürfen, abgeschlagen. Sie blieben aber nichts destoweniger bey ihrem Entschlusse, mitzuschlagen.

Am folgenden Morgen hatte Leopold an der Spitze seiner Reiterey kaum ein Stück Wegs in einem engen Passe zurückgelegt, als die 50 Verworfenen ungeheure, in dieser Absicht gesammelte Stücke Holz und Felsen auf die Feinde herunterstürzten und einen dichten Hagel von kleinen Steinen fallen lieſsen, wodurch die Reiterey ganz in Unordnung gebracht und das Fuſsvolk natürlicherweise getrennt worden; denn der Platz war gar zu enge, und die Reiter konnten nicht Raum finden, sich wieder zu vereinigen. Bey so bewandten Sachen muſste nothwendig ein greuliches Gemetzel erfolgen; denn, da die Eidsgenossen für sich so groſse Vortheile sahen, machten sie, ehe der Feind sich wieder erholen konnte, einen hitzigen Angriff. Sie hieben sich mit ihren breiten Schwertern und langen Streitaxten durch den dichten Haufen einen blutigen Weg, da indessen die ungeheure Menge der Feinde für ihre Spieſse nicht Raum hatte. Morgens um Neun war die Sache schon entschieden; denn von den Oestreichern floh itzt, wer nur fliehen konnte. Und die Eidsgenossen dankten Gott auf den Knieen für den erhaltenen Sieg.

So eben war berichtet, daſs der Graf von Straſsberg in Unterwalden eingefallen. und Alles ausplünderte und verwüstete. Sogleich verlieſsen die Unterwaldner, von 100 Schweizern begleitet, das kleine Heldenheer und eilten dem in's Land eingefallenen Feinde zu. Sie waren nur eben angekommen, als sie schon den mindern Haufen, der von Luzern her gezogen war, schlugen. Der Graf vermuthete aus der Rückkehr der Fahnen, die bey Morgarten geſtanden hatten, was dem Herzoge begegnet seyn müſste, und nahm eilends, nicht ohne groſsen Verluſt, die Flucht; so, daſs die Eidsgenoſsen an einem und demſelben Tage ihre Freyheit durch einen gedoppelten Sieg versiegelten.

Die groſsmüthigen Belagerten.

Schön, schön ist Heldentapferkeit,
Ihr Ruhm fliegt himmelhoch;
Doch unbesiegte Menschlichkeit
Unendlich höher noch!

O goldne Zeit, wo Treue groſs,
Noch gröſser Groſsmuth war;
Wo Heldenblut für Brüder floſs,
Und Mensch der Feind auch war!

O schöne That, zu graben werth
In Marmor und auf Erz!
Wer fühllos sie erzählen hört,
Hat der ein Menschenherz?

Noch nicht der Niederlagen satt
Kam Herzog Leopold
Vor Solothurn, und schloſs die Stadt,
Dem König Ludwig hold.

Vierhundert Helden sandt' ihr bald
Die treue Schwester Bern.
Groſs war die ſeindliche Gewalt,
Der Bluttag nicht mehr ſern.

Schon zehen lange Wochen lag,
Das Heer da! Welche Noth!
Wie manche Nacht! wie mancher Tag!
Für Krieger ohne Brod!

Urplötzlich schwoll und riſs die Aar'
Des Feindes Brücke weg,
Und schwemmte, was ihr nahe war,
Roſs, Mann und Wagen weg.

Vom Thurme konnten ſern die Noth
Die Langbedrängten sehn:
«Kommt, rettet,» rieſen sie, «vom Tod
Die Feinde! das ist schön!»

Und eilten schnell vom Thurm herab,
Zum Thor hinaus, voll Muth,
Und reichten liebreich Speer und Stab
Den Feinden in der Fluth;

Und liefen tapfer in den Strom,
Mit warmer Heldenlust,
Und wateten im tiefen Strom
Bis an die hohe Brust;

Und boten, felsenfest den Fuſs,
Den Schwimmenden die Hand,
Und trugen hoch durch wilden Fluſs
Die Leichnam' hin an's Land,

Und drückten sie mit treuem Arm
An ihre Brust, als todt
Die kalten Körper wurden warm,
Die blassen Lippen roth.

Ihr Auge schloſs sich auf und sah —
Und schloſs sich wieder zu.
«Nein!» rief der Schweizer, «wir sind da
Zu helfen, wache du!»

O welch ein Wachen! welche Freud'!
Itzt kam der Geist zurück!
Ganz war die Seele Dankbarkeit,
Und Segen jeder Blick.

Wie drückte man sich brüderlich
Die Hand! o welch ein Sieg!
Man weinte, man umarmte sich,
Und Friede ward aus Krieg.

Anmerkung.

Im J. 1318 unternahm Herzog Leopold die Belagerung von Solothurn. Bern schickte den verbündeten Nachbarn 400 Mann zu Hülfe. Eine plötzliche Aufſchwellung der Aare riſs die besetzte feindliche Brücke weg. Die Belagerten erblickten den Jammer von fern; vergaſsen, daſs es ihre Feinde waren, die in Gefahr ständen, zu Grunde zu gehen, eilten alsbald zur Stadt hinaus, reichten ihnen ihre umgekehrten Spieſse und Stäbe dar, zogen einen nach dem andern aus der Fluth heraus, trockneten sie, und die Belagerung ward aufgehoben.

Die Schlacht bey Laupen.

„So muſs es seyn! auf, auf zum Streit!
Der Sieg ist uns nicht schwer!“
So strömt von Erlach Tapferkeit
Und Siegslust um sich her.

„Schon hab' ich in der sechsten Schlacht
Mit dieser Faust gekriegt,
Wo stets von kleiner groſse Macht
Geschreckt ward und besiegt.“

Viertausend Berner sah'n im Feld
Dreymal zehntausend stehn;
Viel Helm' und Panzer, Roſs und Held,
Ja hier läſst Muth sich sehn!

Mit furchtbardrohendem Gewehr
In streitgeübter Hand
Stieſs noch zu Bern ein Heldenheer.
Durch Macht und Muth bekannt.

Neunhundert Schweizer alter Art,
Mit breitgewölbter Brust,
Und Felsenstirn' und grauem Bart,
Und sich des Siegs bewuſst;

Die lachten, eigner Siege voll,
Der schrecklichen Gefahr:
«Wir wissen, wie man schlagen soll;
Laſst uns die Reiterschaar!»

Leicht fällen wir mit Einem Schlag
Den Reiter und das Pferd!
Zehntausend schlägt in Einem Tag
Ein langes Schweizerschwert.

Umsonst rief mancher Berner: «Nein!
Uns, uns die Reisigen!
Am schwersten Ort ein Held zu seyn
Für's Vaterland, ist schön!»

Sie schreckte kein hochbäumend Roſs
Und keine Panzerburg:
«Wir kommen Alle, Klein und Groſs,
Mit Morgensternen durch!

Nur, Brüder, wenn ihr fertig seyd,
So kommt mit Siegsgeschrey,
Und helft, und schlagt im heiſsen Streit
Mit uns die Reiterey.»

Mit unbewegtem Heldenhaupt,
Dem stolzen Feinde nach,
Mit Rebenblättern hoch umlaubt,
Stand Mann und Jüngling da.

Verachtend sieht der Feind sie an,
Und gibt für Frieden Hohn,
Mit Stolz und Panzer angethan,
Träumt er Triumphe schon.

Erst murmelt um die Vesperzeit
Die Trommel zu der Schlacht;
«Hervor,» rief Erlach, tapfer heut!
Verewigt diese Nacht!

Hervor mit Axt und breitem Schwert,
Und schlagt den Feind mit Gott!
Knie't nieder! Gott im Himmel hört
Eu'r Flehn und seinen Spott!

Steht Mauern, stehet, Felsen gleich,
Um unsre Banner her!
Kämpft immer muthig! Streich auf Streich!
Das, Helden, das bringt Ehr'.»

Und Männer rissen sich hervor,
Die Augen voller Gluth;
Und plötzlich flammte hoch empor
In Jedem neuer Muth.

Sie stampften; und die wilde Hand
Warf dreymal Kieselstein'
In's Feld, wo Roſs an Rosse stand,
Mit Siegsgeschrey hinein.

Sie liefen! — Wagen rollten mit
Laut, wie ein Wasserfall,
Und Heldenschaaren strömten mit
Herab vom hohen Wall.

Von Erlach drang, im Auge Sieg,
Das Banner hinter ihm,
Tief in das Wetter von dem Krieg,
Wie Wetter ungestüm.

Von Freyheit und von Vaterland
Glüht Stirne, Wang' und Blick,
Und Fahn' um Fahne warf die Hand
Des Helden hoch zurück.

Und schlug, und wer sie schlagen sah,
Schlug tapfer; wie sie schlug.
Zehntausend Leichen lagen da!
Zehntausend! — noch nicht g'nug!

Noch kämpfte mit der Reiterey
Der Schweizer Keul' und Schwert;
Held, Sieger — Erlach eilt herbey
Und stürzt in Mann und Pferd.

Schlägt Mann und Pferd; ihm fehlte nie
Ein Schlag; schnell floh das Heer.
Wie Gras an Sensen sanken sie,
Und schon war Keiner mehr.

Nun Leich' auf Leich', und Röcheln nur,
Und Tod und Todesschmerz!
Erzittre, blutige Natur!
Und weine Menschenherz!

Es weint, und fühlt im Sieger sich.
Der wirft die Waffen ab,
Und wascht dem Feinde brüderlich
Das Blut der Wunden ab.

Und ruht nicht, trinkt und labt sich nicht,
Schafft Oel und Wein herbey,
Verbind't ihm Arm und Angesicht,
Ob noch zu helfen sey;

Haucht Röchelnden das Leben ein,
Und trägt sie in sein Zelt;
Nein! Unmensch kann der Held nicht seyn;
Sonst ist er nicht mehr Held.

Der stille Mond am Himmel sah
Dem warmen Eifer zu,
Und lächelt' Jedem, den er sah,
In's Herz erhabne Ruh!

Gesegnet sey, o Heldenschaar,
Dein Herz und deine Schlacht!
So blutig und so menschlich war
Auf Erden keine Nacht.

Nun All' auf's Knie, und dankten laut
Gott, auf dem Angesicht:
„Heil dem, der fest auf Gott vertraut;
Denn Gott verläſst ihn nicht!

Hör's, Laupen, hör's! Gott half uns heut!
Wünscht, Brüder, Brüdern Glück!
Und führ' den Vater, Sohn, befreyt
Mit uns nach Bern zurück!"

Triumph! wer Herz im Leibe hat,
Dem hüpf' es jubelvoll!
Triumph! Triumph! — und Dorf und Stadt
Und jedes Haus erscholl!

Man hört die Trommel; — hochvergnügt
Eilt alles weg und schaut;
Dem Vater und dem Sohne fliegt
Entgegen Weib und Braut.

Und Thränen flieſsen Bächen gleich,
Und Alles ist Gesang;
Auch Felsenherzen werden weich,
Und rufen: Gott sey Dank!

Und Dank der Schweizer Arm und Treu,
Und hoher Tapferkeit!
Dank, Erlach, dir! Unsterblich sey,
Held, deine Heldenzeit!

Anmerkung.

Im Jahr 1338 ward der Stadt Bern von verschiedenen Feinden der Untergang gedroht. Man vernahm, daſs dem Kriege mit Belagerung der Stadt Laupen ein Anfang gemacht werden sollte. Bern schickte also eine Besatzung von 600 Mann dahin; von Vater und Sohn, oder von 2 Brüdern ward der eine zurückbehalten, in der Absicht, das Interesse für die Entsatzung desto gröſser zu machen.

Rudolph von Erlach, der Berner oberster Hauptmann, befestigte den Muth seiner Landsleute dadurch, daſs er ihnen sagte, in 6 Feldschlachten, denen er beygewohnt, hätte der kleinere Haufe den gröſsern besiegt. Die Berner hatten aber auch aus den 3 Waldstädten 900 Mann, die des Gefechtes mit den Reisigen wohl gewohnt waren. Mit diesen und einigen andern kleinen Hülfsvölkern machten die Berner einen Haufen von Fünftausenden aus, und zogen voll Erbitterung und Muth gegen ihre Feinde, die an 30,000 stark waren. Einige Obersten vom feindlichen Heere versuchten es, die Ihrigen zu Friedensvorschlägen zu vermögen, allein sie wurden vom jungen Adel als Kleinmüthige verlacht.

Die Schlacht fing erst um Vesperzeit an. Den Waldstädten ward auf ihr Verlangen die ſeindliche Reiterey preis gegeben. Die Berner wurden mit ihren Angehörigen gegen die Freyburger geſtellt. Sie hatten auf des Feldherrn Befehl Steine geſammelt, welche ſie nun mit gräſslichem Feldgeſchrey auf die Feinde warfen. Die Berner wagten itzt von der kleinen Anhöhe, dahin ſie ſich, um den Grund beſser behaupten zu können, gezogen hatten, einen Anlauf auf die Feinde, und es glückte ihnen, ihre Linie zu brechen. Man hieb ſich einen blutigen Weg durch den dichteſten Haufen, eroberte die Fahnen, und zwang den Feind zur Flucht. Inzwiſchen hatten die Waldſtädte mit den Reitern noch immer eine harte Arbeit, bis ſie ihre ſieghaften Berner rieſen, die ihnen nachdrücklich in die Seite fielen und dem Gefechte abermals den Ausſchlag gaben. Sie zogen mit reicher Beute gen Laupen, brachten ihren Freunden die gute Neuigkeit und führten ſie im Triumphe nach Bern.

Die Schlacht bey Sempach.

Helvetier! singt von der Schlacht,
Und von dem hohen Sieg,
Die uns auf ewig frey gemacht
Von Leopoldens Krieg!

Nach Sempach trabt' sein Heer einher
Und übte Bubenstück':
«Ha!» rief es, «Schweizerbauern, her!
Seht, jedem seinen Strick!»

In groſser Pracht und Herrlichkeit
Stand Fürst und Ritter da,
Und jedes Edelmännchen dräut',
Und jedes ruft: ha! ha!

In ihrem stolzen Auge sitzt
Verachtung, glühet Wuth;
Ihr viermal gröſser Heer, erhitzt,
Trinkt, träumend, unser Blut.

Noch hielten wir im nahen Wald,
Und beteten zu Gott:
Still Sempach! denn wir kommen bald,
Zu rächen deine Noth.

Schau nur die Keul' am Heldenarm,
Die schwere Hellepart!
Die Panzer, sind sie uns zu warm,
Sind nicht für uns zu hart.

Uns säh'n die Feinde vor sich stehn,
Streitlust in tapfrer Hand,
Wie siegend auf sie loszugehn
Das Herz im Leib' uns brannt'.

Im eiteln Stolze lachten sie
Des kleinen Haufens doch:
«Wir hängen, Herzog, ohne Müh
Vor Abend Alle noch!

Herab, ihr Reiter von dem Pferd!
Und kürzt den Adelschuh!
Die Spiefse fest! Mit scharfem Schwert
Haut auf die Schwachen zu!»

Es funkeln Speer' an Speere, dicht,
Wie Gras auf grüner Au;
So strahlt beym Morgensonnenlicht
Auf tausend Halmen Thau.

Fest aneinander stehen sie,
Die tiefen Panzerreih'n;
Stehn Arm an Arm, und Knie an Knie,
Als wär's ein Mann allein.

Da fielen wir auf's Angesicht;
Wir Alle wie Ein Mann:
«Verlaſs uns, Gott der Freyheit, nicht,
Der Schwache stärken kann!»

Und rückten dann mit frohem Muth
Heran, und kämpften lang;
Schon mancher Held versank im Blut,
Doch waren wir nicht bang.

Wir thaten was ein Held uns rieth,
Zu spalten Feindesspeer';
Sie splitterten: doch, Winkelried,
Du thatest noch viel mehr!

Sahst in der Flamme des Gefechts
Die Thränen in der Stadt,
Die Thränen künftigen Geschlechts,
Das laut um Freyheit bat:

«Sobald ihr, Brüder, Oeffnung seht,
Stürzt in sie ritterlich!»
So sprach der groſse Held und geht
Drey Heldenschritt' vor sich.

«Nimm, Freyheit du, nimm, Vaterland,
Mein Blut! — Ja, Blut, zerflieſs!»
Sieht, Himmel, dich, langt aus, umspannt
Viel mörderische Spieſs'.

Und Blut spritzt; er drückt niederwärts —
Blaſs kniet der Patriot —
Stirbt heldenmäſsig ohne Schmerz
Den schmerzenvollsten Tod.

Und wie ein Waldstrom stürzen wir,
Vom Heldentod beseelt,
Herein, Soldat und Offizier,
Zu sterben wie der Held.

Und schlugen tief, mit feſtem Blick,
Im Panzer voller Glanz;
Itzt vorwärts, seitwärts, itzt zurück
Mit Keul' und Schwert und Lanz',

Und dringen tiefer; jeder Streich
Traf: Reih' an Reihe sank;
Wir ſpalten Haupt und Helm zugleich,
Daſs Schlag auf Schlag erklang.

Zerdrückt von ſchwerer Panzerlaſt,
Heiſs von der Sonne Gluth,
Lag mancher Ritter ſchon erblaſst
Und ſchmachtend tief im Blut.

Doch Leopold ſtritt wie ein Held,
Voll kühner Siegesſucht,
Und ſtirbt den Heldentod im Feld,
Trotz angebotner Flucht.

Nun, wir allein im Feld der Schlacht,
Und um uns groſse Beut'!
O jauchze Sempach! Gottes Macht
Hat dich und uns befreyt!

Victoria! die Wagen her!
Die Wagen voller Strick'!
Häuft Helme, Panzer und Gewehr!
Geht im Triumph zurück!

Singt feurig, wie ihr schlugt, erzählt
Die That im Siegeslied!
Singt: Wo, wo ist ein solcher Held,
Wie Arnold Winkelried?

Anmerkung.

Den 9. des Heumonats im Jahr 1386 stand Herzog Leopold mit dem Kerne seines Heers bey Sempach gegen die Waldstädte, und nahm sich vor, diese kleine Stadt zu bestürmen. Die Eidsgenossen rückten, um die Belagerten zu entsetzen, von der Seite aus einem Wald gegen die Oestreicher an, welche ihre geringe Anzahl — denn sie war nicht viel über 1300 stark — verachteten. Die Eidsgenossen waren zwar nur leicht bewaffnet, aber stark von Gliedmaſsen, und wuſsten ihre Waffen geschickt zu gebrauchen und sich in vortheilhafte Verfassung zu setzen. Dieses war Einigen von den Oestreichischen Feldherren nicht unbekannt, und diese riethen dem Herzoge, die Schlacht bis zur Ankunft des übrigen Fuſsvolks aufzuschieben; allein ein junger Herr von Ochsenstein verhieſs dem Herzoge: er wollte ihm die Feinde, dieses Lumpengesindel, noch vor Abend gespieſst einliefern. Demnach entschloſs man sich zu schlagen. Die Oestreicher stellten sich in einen gevierten Haufen, und hielten ihre Spieſse so dicht zusammen, daſs der Feind unmöglich in ihre Ordnung sollte einbrechen können. Die Eidsgenossen rückten in gespitzter Schlachtordnung gegen sie an, und versuchten es lange vergeblich, die feindlichen vordersten Glieder zu trennen, bis ihnen Anton von Port den Rath gab, mit aller Stärke auf die feindlichen Spieſse zu schlagen, weil diese den gewaltsamen Streich nicht aushalten würden. Zu gleicher Zeit umfaſste der Held Winkelried so viele feindliche Spieſse, als er konnte, und schaffte dadurch den Seinigen Mittel, durch die Feinde einzudringen. Auf dieses folgte nach einem gräulichen Gemetzel die gänzliche Niederlage der Feinde.

Die Schlacht bey Näffels.

„Nein! Leib und Gut verschenken wir,
Wir Freye, — Fürsten nicht!
Eh' streiten und eh' sterben wir!
Zu sterben ist itzt Pflicht!"

So sprach in ihrer Berge Schooſs
Der Glarner Landsgemeind',
Aus Einem Mund, der überfloſs,
Verachtet sie den Feind,

Der sich zu Tausenden aufmacht',
Und schon bereitet steht,
Zu siegen in der nahen Schlacht,
Zu rauben, wo er geht.

Die Glocke stürmt: — sie rückten an.
Und fern von Furcht und Ruh,
Eilt Alles tapfer, Mann für Mann,
Dem Glarnerhäufchen zu.

Doch, ihrem Feinde viel zu klein,
Kämpft' ohne Sieg ihr Muth;
Oft stritt mit zehn Ein Mann allein,
Und starb zuletzt im Blut.

Von Bülen hob das Banner hoch,
Blieb auf der Höhe stehn:
«Zurück,» rief er, «ihr Helden! Noch
Ist's nicht um uns geschehn!»

Und seine Brüder schlugen sich
Durch Feindesheer zurück.
Wohl dem, der schnell zur Seite wich!
Denn Rache war ihr Blick.

Der Feind, der sie versammelt sah,
Verläſst den kleinen Raub,
Und lacht des Kriegeshäufchens: «Ha!
Das schlagen wir zu Staub!»

Und kömmt — das Reiterheer voran —
In stolzem Siegestrab,
Ist da — und greift nur eilfmal an,
Und weicht nur eilfmal ab.

Wild wird des Feindes Roſs im Lauf,
Und schnaubt, und stampft, und bäumt
Sich vorwärts, und schlägt hinten auf,
Und wiehert laut und schäumt.

Gequetscht von manchem scharfen Stein,
Und müde seiner Last,
Rennt es zurück in's Heer hinein,
Und Alles flieht erblaſst.

Hoch stieg der Glarner Muth empor,
Und Hülf' eilt hinterher:
«Rächt Jeden, der sein Blut verlor!»
Rief Jeder, «schont nicht mehr!»

Da stürzen sie wie Felsenstück'
In sie vom Berg herab,
Und schlugen jeden Augenblick
Zu Fünfzigen in's Grab.

Und Alles sank und floh und schrie,
Floh athemlos und schwach,
Und im Gedräng' brach Knie an Knie,
Die Wesenbrücke brach.

Herein platzt Mann an Mann, aufſchwoll
Der kriegervolle Strom;
Die Sieger kamen: — leichenvoll
Und blutroth war der Strom.

Sie beteten mit blut'ger Hand
Gott auf den Knieen an:
„Er half uns! dank' ihm, Vaterland!
Ihm! Er hat das gethan!

Er schlug des stolzen Feindes Heer,
Mit kleiner groſse Kraft!
Nun sind wir frey! kein Feind ist mehr!
Dank' ihm, Nachkommenschaft!“

Anmerkung.

Unter andern hübschen Forderungen, die die Oestreicher im Jahr 1388 an die Glarner thaten, war auch diese: „Sie sollten sich als Leibeigne an das Haus Oestreich ergeben und ihren Bund mit den Eidsgenossen aufgeben." So schwach auch die Landsgemeine war, so beschloſs sie dennoch einmüthig, sie wollten sich dergleichen Forderungen nie unterwerfen; obschon sie wuſsten, daſs ihre Feinde an 8000 stark und bis zur Wuth gebracht wären.

Die Glarner hatten zwar bey Näffels von dem Fuſse des Berges bis an das Ufer der Linth eine Landwehr angelegt; ihnen fehlte es aber an genugsamer Mannschaft, diese Schanze zu vertheidigen. Sie hatten freylich schon Boten an die Waldstädte abgesandt, aber ohne alle Hoffnung, die nöthige Beyhülfe zu rechter Zeit zu erhalten. Unterdessen ward Matthias von Büelen, dem Haupt der Glarner, der itzt die Landwehr bewahrte, angezeigt, daſs der Feind anrücke; sogleich lieſs er die gewöhnlichen Sturmzeichen geben, um sich durch die nächstumher wohnende Mannschaft, so gut als möglich, zu verstärken, und brachte damit seine ganze Macht auf 350, eine allzukleine Anzahl, die vom Feinde geschlagen und zerstreut ward.

Der geschlagene von Büelen zog sich mit einem kleinen Rest seines Volkes, um von den Feinden nicht umringt zu werden, an den Berg zurück; hier lieſs er das Banner aufstellen, damit die Flüchtigen sich sammeln möchten. Diese kehrten um, und schlugen sich, um zu ihrem Banner zu gelangen, zu 20 und 30 durch die Feinde durch. Hierauf stellten sich auch die Oestreicher wieder in Schlachtordnung, ihre Reiterey an der Spitze, welche zu eilf verschiedenen malen einzudringen versuchte, von dem kleinen Haufen aber jedesmal zurückgeschlagen ward. Man scharmützelte wohl 5 Stunden lang, bis endlich vom unablässigen Steinhagel die Pferde in Wuth und Schrecken geriethen, und das Fuſsvolk, welches ihnen nicht ausweichen konnte, auch in Unordnung brachten. Während des Streits zogen den Glarnern nach und nach einige Gehülfen zu, unter andern 30 Schweizer, die der Feind als einen Vortrab von gröſsern Haufen ansah; und dieses bewog ihn, zurückzuziehen und den Glarnern den Sieg zu überlassen.

Nikolaus von der Flüe.

Ja, Brüder! es lohnt sich der Mühe,
Dem Bruder Niklaus von der Flüe
Zu singen ein unsterblich Lied!
Er war des Vaterlandes Retter,
Ein Heiliger, und war ein Held.
Wo, Brüder, ist ein frömmrer Beter?
Ein beſsrer Bürger in der Welt?

Unsträflich war sein Knabenleben;
Gott und der Tugend nur ergeben
Blieb er als Jüngling, Mann und Greis!
Fleht Tage lang auf Einer Stelle
Zu seinem Gott! ein Tempel war,
Besucht von Engeln, seine Zelle,
Sein Herz ein brennender Altar.

Von jahrelangem Fasten hager,
Hatt' er ein Bret zu seinem Lager,
Zu seinem Polster einen Stein.
Auch von den Weisesten bewundert,

Der beste Mann zu seiner Zeit,
Für jedes künftige Jahrhundert
Ein Beyspiel froher Nüchternheit!

Er stand im Kreis entzweyter Väter,
Von Gott gesandt, ein weiser Retter,
Voll Demuth und Erhabenheit.
Er rief mit lichterfülltem Blicke —
Und Alle hörten weinend zu —:
«O Friede, kehre bald zurücke!
O Einigkeit, wie schön bist du!

Wer half euch jene Sieg' erringen?
Dreymal den kühnsten Feind bezwingen?
War's, Väter, Gott und Eintracht nicht?
Und Gott und Eintracht soll im Frieden
Wie vormals eure Freude seyn!
Fluch wird sonst, seyd ihr kaum geschieden,
Fluch wird euch Gottes Segen seyn!

Drum, Väter, nun in Gottes Namen,
Steht wieder wie Ein Mann zusammen:
Seyd Ein Herz, Eine Seele nur!
Such' Jeder Alle zu vergnügen,
Nenn' Jeder Andrer Glück sein Glück!
Helft euch euch selber itzt besiegen!
Und Gottes Segen kehrt zurück.

Mit eurem brüderlichen Bunde
Beehret froh, zu dieser Stunde,
Heut Freyburg, heut noch Solothurn!
Sie sind es werth, die tapfern Freunde;
Sie halfen treulich in der Schlacht.
Das ist's, was furchtbar euch dem Feinde,
Das ist's, was Gott euch günstig macht.

Theilt friedlich was ihr euch erbeutet!
Bleibt mäſsig wie die Väter! Streitet
Für Freyheit, nicht für Gold und Koth!
Gold hilft euch nicht am Tag des Krieges;
Nur Eintracht, Treu und Tapferkeit!
Miſsbraucht das hohe Glück des Sieges
Zum Stolz nicht, nicht zur Grausamkeit.

Ich weiche nicht von dieser Stätte,
Nicht, Brüder, bis ihr in die Wette
Euch alle brüderlich umarmt!»
So sprach der Menschenfreund; und Liebe
Erhob in Aller Herzen sich:
Mit warmem brüderlichem Triebe
Umarmten sie sich schweizerlich.

Nun, Brüder, lohnt sich's nicht der Mühe,
Dem Bruder Niklaus von der Flüe
Zu singen ein unsterblich Lied?

Ihm, ihm, des Vaterlandes Retter,
Der war ein Heiliger und Held!
Wo, Brüder! ist ein frömmrer Beter,
Ein beſſrer Bürger in der Welt?

Vermischte Gedichte.

Anbetung des Unendlichen.

In stille Einsamkeit entflieh' ich!
Entflieh', entreiſse mich den holden Winken
Der reizevollen Sterblichkeit — entfliehe
Der Gattin und dem Freund'; entfliehe
Der Kinder freudevollem Lächeln;
Von Allem weg zu dir, verborgner Vater!
Gedanken weicht! Begierde flieh! Steh' still!
Für alles Sterbliche, mein Odem!
Denn leiser Freud' und tiefer Demuth voll
Gelüstet's meine Seele, anzubeten
Den Einzigen, der ewig ist —
Dich, aller Geister Vater!
O dich, des Urbilds aller Geister,
Dich, Jesus Christus Vater!
Mit jedem Odem meines Mundes,
Mit jedem Blicke meiner Augen,

Mit jeder Regung meiner Menschheit anzubeten
Dich, meines Geistes Vater!
Entfloh'n sind itzt von dieser lichten Stunde,
Die du vom Himmel mir herabgesandt,
Die Zweifel, die mich sonst mit Nacht und Donnerwolken
Wie fürchterlich umrauschten!
Ich bete dich, mit leisem Glauben, ruhevoll,
Mit schwachen Tönen meiner Lippen an,
Die Erde sind.

Nicht war ich! nicht! Du wolltest! und ich ward!
O aller Wesen Wesen!
Ich war — ja ich auch war ein ewiger Gedanke
Von dir! Du sprachst ihn aus! Da war
Mein Ich mit jeder Kraft, mit jedem Leben,
Die jede Zukunft, auch die fernste,
Entwickeln wird! Ich ward, und mit mir ward
Der Ewigkeit von dir mein ganzes Wesen,
Mit allen seinen Künftigkeiten,
Unsterblich ausgesprochen . . .
Wie bet' ich an? Verwunderung!
Erstaunen über mir — wo find'st du Worte,
Den anzubeten, der mich werden hieſs!
Du bist, o Wesen aller Wesen!
Denn ich, ich bin!

Bin! Unergründlichstes von allen
Geheimnissen, und doch gewissestes
Von allem, was ich weiſs!
Sey aller meiner Lustgedanken erster!
Sey letztes aller meiner Lustgefühle!
Du — «Gott! du bist! ich bin!»

Du warst, eh meine Mutter mich gebar,
Eh mich mein Vater zeugte;
Eh meines Vaters Vater ihn gezeugt;
Eh einen Sohn gezeugt der erste aller Väter!
Nicht ewig waren wir! Nicht Einer ist's,
Der ist, der war — der Frühste ward,
Da du sprachst: «Werde! Sey der Vater
Von Millionen Vätern und von Söhnen!»
Du bist, nur du bist ewig! Erster! Erster!
Denn ewig ist von uns nicht Einer!
Du warst — du Undenkbarer! warst,
Eh aller Sterblichkeit urerster Vater,
Dem Rufe dastand: «Werde! sey!»
Ich sinke tiefer vor dir hin. — Du warst,
Eh aller deiner Strahlensöhne frühster
Mit unnennbaren Wonnen: «Liebe! Liebe!»
Mit jedem Strahl des Augs, mit jedem Schlage
Des lebenvollen Herzens,
Erstaunet über sich und jede Regung seiner
Natur, dir «Liebe! Liebe!» rief — —

Da aller Thronen erster aufzustreben
An deiner Herrlichkeiten Saum
Vor Milliarden Sonnenjahren
Die kühnen Schwingen schwang —
Und im Gefühle seines Seyns,
Und deines undurchdringlichen Vorherseyns
Von Wonne trunken niedersank und schwieg;
Da warst du ewig schon! Und unerfliegbar war
Dem ersten, kühnsten aller Götter,
Der Weltenalter faſst in Einen Blick —
Die erste Gränze deines Daseyns! Wie die Gränze
Des Lichts und Lebens, das entstrahlet dir,
Und Unermeſslichkeit mit Freud' und Rege füllt!
Nur Jünglinge, nur Knaben sind
Vor dir, du Ewiglebender,
Nur Embrionen sind des Lebens frühste;
Sie, die den Erdball werden sah'n,
Ihn blühen sah'n mit tausend neuen Leben,
Verblühen wieder, wieder aufblüh'n sahn
Den Erdenball, der mich im Unermeſslichen
Vor deinem Angesicht vorüberträgt —
Die über seiner hochbeeisten Wölbung
Hinschweben sahn durch flieh'nde Nacht,
Mit ausgespannten Schwingen, denen Licht
Enttroff, den Geist, den Allerwärmer —
Und niederneigten ihm ihr schauend Angesicht;
Die lange schon den rohen Klumpen einsam sahn,

Eh seine Eisgebirge schmolzen
Am Hauch des Allerwärmenden!
Sie, die den Donnergang des Weltgerichts
Vernahmen, oder gingen über ihn,
Eh neue Schöpfung aus ihm quoll —
Eh ihn befruchtete zur Menschenquelle
Der Allerwärmer!
Nur Säuglinge, nur Embrionen sind
Vor dir des Lichtes Söhne — die die ersten
Schon von der Erde Frühgeburt
Verloschnen Sonnen werden sahn,
Schon Sonnenalter Freud' entschöpften
Dem Quell des Lichts, eh ihm der Strahl entfloſs,
Den Sonne nennen Erdensöhne.

Was bin ich denn? was ich vor dir?
Nicht Säugling und nicht Embrio
Vor dir, der Ersten Erster! dir
Alleinunsterblicher
Dir Erster! Letzter! Ewigster!
Unreifer Staub bin ich! Ein Tropfen nur
Vom Meere hingespritzt an's Ufer
Der Wesen! Bin seit gestern nur!
Kaum lebend! Staub! Noch kaum entsunken
Der Nichtempfindung!
Kaum sichtbar! Wesen kaum! Ein Hauch,

Der erst hinüberzittert an die Gränze
Des Seyns! des Menschenlebens oder Todes?
Was bin ich denn? was ich vor dir?
Vor dir, der ist, der war, der seyn wird!
Wer bin ich, daſs ich mit dir reden,
Dir meine kindischen Gedanken,
Dir meine bebenden Empfindungen
In Menschensprachen niederlegen darf;
Mit meinem mir selbst unerforschten Wesen,
Mich nahen darf zu dir! zu dir,
Ich Athmender der Erdeluft — Wie darf ich
Dich, Ewiger, dich Vater nennen?
Doch darf ich es; o Wonne, daſs ich's darf!
Daſs eine Menschenstimme, deine Stimme, Vater,
Durch Jesus Christus mir erlaubt,
Aus meinem Staub' empor: Mein Vater! dir zu
rufen,
Dir Schöpfer jedes Staubes, Sonnenschöpfer,
Des Wurmes und des Cherubs,
Unendlicher!
Dort, wo das Licht aus seinem Quelle quillt;
Unendlicher!
Hier, wo im Staube sich das Würmchen wälzt
und krümmt;
Unendlicher!
Im Flammenangesicht des Engels,
Der einen Sonnenball zertritt wie einen Funken;
Unendlicher!

Im schnellen Lichtstrahl, der dem Auge
Das Bild der fernsten Welt durch tausend Sternenkreise
Herunterbringt;
Unendlicher!
Im tausendseligen Polyp,
Den ehrfurchtvoll der Forscher der Natur zerschneidet —
Und in der Fliege zehentausend Augen Einem!
Unendlich, wo du bist!
Unendlich auch in mir!

Wer bin ich denn, daſs ich, ein lebend Nichts,
Zu dir hinauf — Du stammeln darf!
Darf sagen: Du bist mein! Und du bist Vater!
Unendlicher! Unendlicher!
Du unermeſslich Ferner!
Du unaussprechlich Naher!
Du Vater über alles!
Du Vater in uns allen! durch alle!
Du unerforschter Erster!
Du unerschwingbar Letzter!
Du Unausdenklicher!
Du Namenloser!
Du Ewigeinziger
Jehovah! Leben aller Leben!
Dir selbst nur gleich! dir ewig selbst gleich!

Du Aller Alles! ewig Alles
In Allen!
Durchdringer, Trager aller Welten!
Dein Odem schafft und hält,
Dein Odem tödtet, trennt, zernichtet
Itzt Sonnen, Funken itzt; itzt Stern', itzt Stäubchen!
Mit Einem Hauche hauchst du zehentausend Sonnen
Mit hunderttausend Erden aus!
Ziehst du des Odems Hauch zurück,
So ist der Sonnen all' kein Lichtstrahl mehr!
Kein Stäubchen mehr der Erden all'.
Wie Blumen an der Sonne welken,
Verwelken Weltsysteme dir!
An Flammen unerschöpflich wälzt
Sich immer gleich ergieſsend
Die Sonne sich in unerflognen Höhen,
Wenn ſern in sechszehn Welten
Von ihr gezeugte Blumenfelder blühen,
Dem Auge glänzen, Wohlgeruch
Um sich verduften;
Versengt von ihr, verwelken, Staub sind —
Von ihr gezeugte Würmer kriechen, Staub verzehrend,
Am Abend werden was sie Morgens waren:
Entseelter Staub! —
So, Ewiger, verblühen alle Sonnen,

So alle Erden, alle Himmel,
So all' Aeonen, Einziger, vor dir!
Du nur, nur du bleibst der du bist!
Dir selber ewig gleich! Jehovah! Namenlos!
Jehovah ewig, ewig, ewig seyn wirst, seyn wirst
Du, der nur ist und war und seyn wird!
Des Daseyns Urquell!
Der Unerschöpfte ewig — ewig namenlos!
So viel du bist — unendlich, ewig —
Was in dir ist, ist Gott, wie du! Ist ewig
Wie du, du selbst!
Jehovah! alle deine — wie, wie nenn' ich sie?
Gedanken — ewig sind sie alle,
Wie du Jehovah! Ewig!

Allein, was stammelt tief im Staub'
Ein Wurm vor dir? von den Gedanken
Des Ersten? Was? Hast du Gedanken,
Du Unvergleichbarer?
Du Licht des Lichtes, du, Gedanken?
Du Leben, Wahrheit, du, Gedanken?
Was stamml' ich? Ist nicht Alles Wesen,
Nicht Leben Alles? Alles Unergründlichkeit,
Unendlichkeit in dir nicht Alles?
Gedanken sind der Erde Töchter! — Erster!
In dir ist kein Gedanke! Nichts ist, nichts
Was von dir stammelt — Unausdenklicher!
Mein bebend Erdelied.

Ach, kann die Blume, die zu Asche welkt —
Ihr Leben ist ein Tag — kann sie erreichen
Des Honigsammlers Lustgefühle, der athmend
Hinschwebet über sie? Kann der Lebendigre,
Baut er die schiefen Fundamente seiner Wohnung —
Des Gröſsenmessers tiefestes Erstaunen,
Der Sonnenkreise zeichnet, und von ferne
Den Flammenwelten weist die ungeheure Bahn —
Kann je die Biene sich zu mir
Mit ihrer zarten Schwingen kühnstem Fluge,
Durch meine Stirn zu meinem Geist erheben?
Zu mir, der Einen Staub mit ihr bewohnt,
Und Einen Odem haucht,
Mit ihr aus Einer Sonne trinkt?
Und ich, ich Staubumwundener,
Ich sollte dich, dich Ewiger, erreichen?
An meines Daseyns kaum betretner Schwelle,
Dir, dir das Loos der Sterblichkeit,
Das Leben eines Wurmes — dir
Gedanken — dir Empfindung leihen?
Dir Allumfasser! Allgeist! Namenloser!
Dir Unerreichlicher von allen,
Von allen Myriaden Lebenden!

Zwar sprachst du Myriaden Wesen aus
Wie Einen Buchstab!

Viel tausend Myriaden Unausdenklichkeiten,
Unsterblichkeiten ohne Maſs und Zahl
Sprachst du schnell aus, schnell, wie ein einzig Wort —
Sie alle, die kein Blick, kein Geist, kein Endlicher,
Und zählt' er mit des Blitzes Schnelle
Aeonen fort, nicht Einer zählen kann —
Sie all' erhub dein Hauch zur Freud' an dir!
Sie alle schöpfen tief aus dir, du Quell der Quellen!
Mit jedem Augenblicke, schon Jahrtausend
Der Seligkeiten Fülle —
Gedankenozeane, wie wir Tropfen!
So viele tausendmal zehntausend
Dem höchsten Sterblichen erhabne
Aeonenalte Geister, die
Jahrhunderte nicht nur, nicht Weltenalter,
Die ewig werden seyn, seyn werden,
So lange du, der ewig seyn wird, seyn wirst —
Und jeden Augenblick Gedankenkennern
Aus dir, Unendlicher, dir, Unergründlicher,
Mit jedem Wonneschlag des Herzens schöpfen werden —
Wie sag' ich nichts und alles, wenn ich stammle —

Du bleibest ewig unerschöpflich!
Auf deines Wesens tiefsten Grund, o Erster,
Dringt doch kein Blick der Endlichkeit!
Durch aller Ewigkeiten Tiefen — keiner!
Zu tief im Quell des ewig neuen Lichtes
Wohnst du verhüllt, du Namenloser Erster!
Dem schärfsten Auge des Erschaffenen,
Dem Mondlicht nur der Sonne Flamme wär',
Ist niederblendend nur der schwächste Strahl
Von deinem wolkenlosen Angesicht!
Ihm flöh'n die Erden, Himmel welkten ihm,
Ihm sänken hin die Höh'n der Schöpfung —
Die tiefste Tiefe sänk' hinab, zerstäubt in's Nichts,
Dem wolkenlosen Blicke deines Auges!
Wie könnt', o Schöpfer, ein Erschaffner tragen,
Wie tragen alle Heere früh und spät Erschaffner
Die Last der Wonnen und der Leben,
Die diesem Blick' entquöllen!
Wie alle, wären alle nur ein einziger
Gedrängter Blick, den ersten Urpunkt
Des Lebens anschau'n? wie der Leben Wurzel?
Wie deiner ewigen Gedanken,

Die Wesen alle sind, Unsterblichkeiten alle,
Zu strahlenvollen Quell,
Wie sehen ihn, und leben?

Und dennoch, dennoch bist du! Du —
Wie soll ich sonst dich nennen? wie?
Erhabner über alles Hocherhabne —
Mein Vater — Vater! — darf ich's denken?
Nichts ist vor dir, was ist und war,
Was du nicht bist — Erhaben Nichts!
Nur Schatten! Schatten nur, der flieht und hin ist!
O Last der fühlenden Betrachtung!
Ich sinke, Vater! Unaussprechlicher!
Ich sinke, halte du den Sinkenden,
Nur Augenblicke noch emporzuschaun
Aus aller Nächte tiefster,
Zu dir, der Wesen Wesen!
Mein Vater, mein Vater!
Was ist, was ist, o Unaussprechlicher! — —
Die Last von deiner Unaussprechlichkeit
Stürzt immer neuer, schwerer immer,
So oft sich meine Seel' erheben will zu dir,
Dem keinen Namen finden kann
Der Erstgeborne Reinste, Kühnste

An deines Thrones tiefster Stufe stehend,
Der Flammendste von Gottesinbrunst,
Seit Milliarden Sonnenaltern keinen,
Den Unaussprechlichen sie alle nennen,
Sie deren jeder jedem Sterblichen
Ist Unaussprechlichkeit —
Was ist, o Ewigunaussprechlicher,
Dies Stammeln eines Lieds von Sterblichkeit so voll;
So schäumend von Verwesung;
Ach, eines Wurmes Lied, der erst seit gestern
Des Nichtseyns Gränze kaum entflohen ist?
Dies Lied, das ich in Menschentönen athme,
Was ist's? kein Laut von eines Engels Liede;
Des jüngsten selbst, des fernsten von dem Throne;
Des Hüters an der Erdewüsten Pforten einer;
Des Wächters am Gestade ferner Ströme;
Am stillen Quell von gränzenlosen Flüssen —
Was ist es gegen jene Vollgefühle,
Den Strom der Lichtgedanken,
Die mich, mich Bebenden, von dir umstrahlen,
Wenn um mich jede Sterblichkeit versinkt,
Wenn an des tugendreichern Tages,
Des Thränenvollen Morgens heiterm Abend

Mich tiefe Still' umschattet wie mit Flügeln, —
Wie nichts, wie unaussprechlich nichts ist alles,
Was je erfliegen kann mein kühnstes Wortlied?
Wie gegen diese neue namenlose Geistigkeit —
Sie sengt die Bilder weg wie Gluth den Faden —
Wie nichts ist jeder Schall, der Sprach' heiſst, gegen sie?
Umsonst, ach, schmachtet dann mein Herz,
Der Lustempfindungen nur Eine fest zu halten,
Die, wie das Sonnenlicht zum erstenmal
Des Blindgebornen offnes Aug',
Die staubentriſsne Seele treffen
Und schnell, mit scharfen Pfeilen, sie
Zurück in ihres Fleisches Nächte jagen,
Mit Donnerstimmen der Verzagten rufen:
«Nicht Schall ist Gott! nicht Bild! nicht Wahn!
Der Ewigundenkbare — Leben, Licht ist,
Und Unaussprechlichkeit ist Gott!»

Was ist dies Lied — des Namens würdig kaum,
Was gegen jenes höh're Lied,

Das ich, ich selbst, das ich dir hier noch singen werde,
Wenn du mich einst — ach, darf ich's hoffen? —
Wenn den Unwürdigsten du einst
Wirst würdigen mit Licht und Kraft zu salben;
Ach, wenn ich einst im Geist und in der Wahrheit
Dich anzubeten würdig werde seyn;
Wenn einst die lang herabgeweinte Stunde
Bestrahlt den müden dürren Geist;
Wenn einst dein Geist, o Jesus Christus,
Mich lehrt, des Vaters Namen nennen!
Ich nicht mehr müde zitternd
Um Eine Zeile wein', und um ein Preislied dir,
Erbarmer, darzubringen, nicht Nächte schreiben,
Und Tage löschen muſs die allzumatten Zeilen! —
Doch, was wird selbst dies seelenvolle Lied,
Was gegen jenes seyn, das ich dir singen werde,
Wann weg von mir Unsterblichen
Des Todes Hülle sinkt —
Wann mein entstäubtes Angesicht

Die ersten schwächsten Strahlen deiner Herrlichkeit
Berührend nur vorübergehn —
Gott, welche Wonne, welche Ströme
Der Wahrheit stürzen dann auf meine Seele!
Welch' unerzwingliche hochlebende Gefühle!
Welch' überirdische Gedanken werd' ich dann
Am Sonnenlichte deines Angesichtes strömen?
Des Anschauns erste Stunde schon,
Schon an der Schwelle der Unsterblichkeit
Die erste Stunde schon; Ein Augenblick
Des Wahrheitslebens lehrt
Mich unaussprechlich mehr von dir,
Als ein Jahrhundert hier im Nachtthal!
Dann — welch ein lebenreiches Lied
Werd' ich dir, Vater aller Geister,
Dir, meines Geistes Vater,
Dir, Allbarmherziger, Unendlicher,
Dir, Unerforschlichkeit, dir, Liebe, Liebe, singen?
Wann erst ein voller Aeon
Des Anschauns, des Genusses mich
Empfinden, denken mich gelehrt hat,
Was aller Sterblichen Erhabenster,
Der Kühnste aller nie von fern vermuthete.

Welch Lied wird's seyn, das ich dir singen werde!
Welch Lied wird dann mein ganzes Wesen seyn,
Wann der Posaune Lebensjubel tönt,
Des ersten Engels Donnerstimme
Zusammen Welten stürzet;
Wenn jede, noch so feine Sterblichkeit,
Die noch mit mir vom Staub' herüberfloh,
Mich noch zurück vom Lichte Gottes zog,
Vor deinem Strahlenblick, o Jesus Christus,
Flieht in der Elemente Flammenmacht zurück;
Ich ganz Unsterblichkeit,
Ich Licht und Leben Gottes nur,
Ich Auferstehung bin, wie Jesus Christus Licht,
Er Auferstehung ist und Gottesleben!
Wann ich ihm gleich seyn und ihn sehen werde,
Nicht nur von fern, ihn sehen, wie er ist;
Ist's möglich? Vater! Alles ist dir möglich!
Mit ihm ich Eins seyn werde,
Wie Eins mit dir er ist;
Ist's möglich? Vater! Alles ist dir möglich!
Wann ich mit dir werd' Eins seyn,
Wie Christus mit dir Eins ist —

Wenn er, der Göttlichste der Göttlichen,
Mit jener Stimme, die den Sternen rief,
Den neuen Namen nun vor Millionen Engeln,
Den du mir ewig in dir selber gabst,
Den Hörern allen unvergeſslich
Wird ausgesprochen haben;
Wann dann mein unbestrahltes Antlitz,
Der Wiederschein von seiner Herrlichkeit,
Verdunkeln wird der Erde Flammenglanz,
Der tröpfenden Planeten
Glashelldurchsichtig Glutlicht —
Und nun die neue Sonne Gottes auch verdunkelt;
Wann zu des Sohnes Rechten mir
Ein Lichtthron majestätisch sich erhebt,
Auf den der Finger Gottes meinen Namen,
Den neuen schrieb,
Und hundert vier und vierzig tausend
Noch schönre Thronen reiner Mitunsterblicher,
Der Auserwähltesten der Brüder,
Den meinigen und tausend neben mir
Umstrahlen — wann mit jedem Herzensschlag
Sich herrlicher entwölkt der Früherweckten
Vollendung; wann das Elend, jeder Tod
Und jede Sünde weggeblendet flieht,

Und nur Vollendung schaut mein wonnetrinkend Aug',
Vollendung hört mein jubelvolles Ohr —
Mit welchem Liede dann strahlt dich
Mein Lichtgeist an, du Quell des Geisterlichtes!
Mit welchen — soll ich Empfindungen sie nennen?
Die Unaussprechlichkeiten jener Wonne,
Die Schwünge jener undenkbaren
Lobpreisungen des Ewigunbegreiflichen?
Sie, jene wesenreichen Jubelströme —
Mit welchen Empfindungen der Wahrheit,
Mit welchem Vollgenufs der schöpferischen Kraft
Werd' ich anbeten dann — anbeten dich,
Dich ewig All' in Allem!
Doch, so erhaben über alle hohen
Gedanken, all' Empfindungen
Der Sterblichkeit und der erwachenden
Unsterblichkeit dies Wonnelied wird seyn;
So allverdrängend jedes Erdestammeln seyn wird,
Das durch die Unermefslichkeit hintönend Rauschen
Der wiederhallenden Lobpreisung deiner;
So unbegreiflich mir sein mattester Gedanke,
So unempfindbar mir die schwächste seiner

Empfindungen mir Sterblichen itzt wäre;
So unerreichbar mir die ersten Tage,
Nach dieser Erdenhütte Niedersinken, mir
Dem Unerstandnen, mir dem Unsterblichen!
Ist's doch nur Stammeln, Laut des Lallens
nur,
Verglichen jenem höhern Liede,
Das ich — ich selbst —, nach tausend tausend
Aeonen dir, der Wesen Vater, dir
Mit zehentausendfacher Stimme
Der ganzen gottesgeistigen Unsterblichkeit,
Mit jedem lebenvollen Punkte meines Wesens,
Dir jeden Augenblick —
Jahrtausenden des Erdelebens gleich —
Im Hallelujahchor der mitunsterblichen
Genossen deines Lichts ergieſsen werde —
Wann in dem Licht, das dich umstrahlt,
ich nun
Schon Stufen ohne Zahl
Seyn werde fortgeschritten;
Wann ich bey zehentausend Weltgerichten
werde
Gewesen seyn ein Richter —
Mit dir, o Jesus Christus!
Wann ich zu dieser Höhe,
Zu der hinaufzudenken,
Vom Thränenquell emporzustreben

Du mir erlaubst, befiehlst — du Bester Aller!
Du Einzigguter! Vater! Vater!
Wann ich von dieser Höh' auf all' Aeonen
Herunter seh', des wundervollen Daseyns
Aeonen all' herunter; all' auf einmal
Mit Einem Blicke sehe —
Zurücke seh' auf meines Werdens ersten Punkt,
Den frühsten Ansatz meiner Wirklichkeit,
Den Austritt meines Keims aus Gottes Odem —
Wann ich die Lieder, die Empfindungen,
Ich die Gedanken all', die du von dir mir gabst,
Du, ewigunerschöpflicher Erbarmer!
Von jenen frühsten stillen Feyerstunden an,
Der Erdennacht, der frommen Einsamkeit,
Da ich am Schimmer deiner Offenbarung,
An meiner Freunde Hand zu dir aufblickte,
Und vor dir niederfiel beym Untergang der Sonne,
Und im Violenthal am Lindenschatten,
Auf hoher Berge goldnem Haupt,
Ich niederlegte mich, und milde Sonnenstrahlen
Auf meiner Stirne sammelte —
Und wann am Silberschein des stillen Mondes
Gestützt ich erst auf meine Linke, staunte,
Die Rechte sank, und dann mein Knie sich bog,

Den Sterneschöpfer anzubeten,
Und dann mein Blick in Freudenthränen schwomm;
Ach, die Empfindungen, da ich am Sterbebett'
Vertrauter Brüder stand und sprachlos weinte;
Wenn nun zum letzten, ach, zum letztenmale
Die treue Hand mich faſst', und Segen noch
Die holden Lippen mir im Tode lächelten,
Ach, die Gedanken, die Empfindungen,
Die mich durchathmeten mit ſanfter Lust,
Wenn ich so oft beym stillen Brüdermahle
Den groſsen Tod des Herrn, das Rinnen
Des Blutes der Versöhnung feierte —
Und dann dein Daseyn, deine Nähe,
O du in Jesus Christus mir sichtbarer Vater,
Mit neuen tiefen Freuden, mit
Unausgeweinten Thränen tief anbetete;
Und dieses Liedes wiederkehrende Gefühle,
Und die bey jedem Siege reiner Tugend,
Und die in jener Stunde des Triumphes
An der Unsterblichkeit betretner Schwelle,
Und beym Entgegenjauchzen der Verherrlichten —
Ach, die beym ersten Wiedersehn der Brüderfreude,

Beym Wiedersehn der vorentflohnen Kinder,
Ach, die . . . beym ersten Anblick Jesus Christus —
Bey jeglicher gedrängtern Wonne;
Bey jeder neuen Gottesoffenbarung in den Höhen,
Und an der ersten Auferstehung
Mir ewig unvergeſslicher Triumphnacht —
Und an des jubelvollen Scheidetages Morgen,
Am jubelvollern Abende des Weltgerichtes,
Und bey der Allvollendung — Jesus Christus
Des Heilreichs, dir vom Vater ewig übergeben —
Und in Umarmungen der Himmelskönige,
Beym Bruderhändedruck der hocherhöhten
Propheten Gottes und Apostel Christus;
Beym ruhevollen Anschaun,
Beym innigfrohen Hören der Geschichte
Der jüngsten und der ältsten Seraphim,
Bey jeder neuen Endentwicklung deiner
Wie liebevollen Pläne —
Ach, die Empfindungen, die ich dir, Liebe,
Wie oft, wie mannigfaltig zugejauchzt —
Wann ich sie all' zugleich, und jede sonnenhell
Auf einmal alle rein, und alle tiefer
Empfind' — in diesem Augenblick

Senkt sich mein Geist schon wieder
Undenklich tiefer in der Gottheit Tiefen,
Und dieser Augenblick ist dann mir mehr,
Als eines frühern himmlischen Jahrtausends
Betrachtungen — als seine Wonnen all' —
Wann ich sie alle dann, all' all' in Ein Lied,
Nur Einen Odem voll Unsterblichkeit —
Zusammenfassen werde; welch ein Lied
Von dir, Unendlicher, Gott, welch ein Lied,
Von dir, Unendlicher, durch mich dir ausgesprochen!
Nur Ein Gedank' — Empfindung Eine nur,
Und dech ein stummer Laut nur, eines Sterbenden
Entflieh'nder Hauch nur gegen
Die Preisgesänge tiefrer Ewigkeiten,
Die ich bey dir durchleben,
Und durchgelebt stets gleich genieſsen werde.

Und was, Unendlicher, sind meine Preisgesänge
Der tieſsten Ewigkeiten,
Was gegen aller Geister, aller
Unsterblichkeiten Jubelharmonie?
Was gegen aller Lebenden und Athmenden

Gesänge? gegen ihrer Jubel Summe?
Vom höchsten aller Himmel -- nieder
Durch alle tiefern Himmel —
Herab durch alle Reih'n von Sonnenwelten,
Bis auf den Erdesäugling,
Den Embrio, der athmet,
Bis auf die unsichtbaren
Bewohner jener tief verschloßnen Ströme
In jedes Laubes tausendfachen Adern,
Bis auf des felsenreichen Sandkorns
Den Menschenaugen unerforschte Nationen!
Was gegen dieser aller Lobgesänge,
Die Summe aller, was mein himmelvollstes Lied
In fernen Ewigkeiten?
Was diese ungeheure Summe,
Was gegen dich, Unendlicher! Unendlicher!
Der Wesen Wesen! Erster! Letzter!
Dich, Ewigeinziger!
Dich, Ewigunerschöpfter!

Wird je nach Milliarden Milliarden
Jahrtausenden, wird je in undenkbarer Ferne
Der Ewigkeit — die kühneste Betrachtung
Des ersten aller Thronen, mehr
Als aller Engelsschwünge höchster,

Als die Empfindung des Allernächsten
Dem Unerschaſſenen —
Dich mehr, als die erreichen,
Die ganze Geisterwelt, mit allen ihren
Unüberzählbaren Gotteskräften?
Dich diese mehr, dich eher die erschöpfen,
Als Eines Geistes Lied, als Eines Wurmes
Lob? —
Dann mehr, dann eher dich erschöpfen,
Wann unter mir mehr Sonnen
Zerstäubte Asche sind, mehr Sterne Staub,
Als Ein Unsterblicher in tausend Weltenaltern
Gedanken denken kann —
Wird dann dich je, o Namenloser du!
Der ganzen Unermeſslichkeit
Volltönender Gesang auch nur von ferne
Erreichen dich? — Unendlicher?
Erschöpfen dich, du Sonne aller Sonnen,
Jehova — dich,
Dem alle Heere der Vergangenheiten,
Und alle Wesen, all' in jedem Punkte,
Den itzt die Sprache nennt der Erdensöhne —
Der ganzen Geister Unermeſslichkeit
Undenkbare Gedanken, ihr
Ein ewig unzählbares Heer —
Dem alle Heere aller Künſtigkeiten,
Und ihre Wandlungen und ihres Seyns

Unendliche Verschiedenheiten
Nur Ein Gedanke sind, nur Einer —
Ein Punkt die weltenvolle gränzenlose Schöpfung,
Und jeder Punkt ein Weltenheer;
Ein Augenblick die Ewigkeiten alle,
Und Ewigkeit Ein Menschenaugenblick —
Erschöpfen dich, du Geisterquell!
Dich, Unerschöpflicher! Unendlicher!
In jeglichem Atom Unendlicher!
Dich? wer erreichen? wer?
Ich stehe still, und sink' ohnmächtig;
Denn ein Gedanke trifft, ein Lichtstrahl Gottes,
Ein Pfeil der Wahrheit
Trifft die erstaunte Seele —
Ich neige tiefer mich;
Die Stirne flammt; das Herz schlägt glühender;
Du Namenloser du — bist itzt, schon itzt
In diesem Augenblick, da ich dich menschlich nur,
Mit eines todesvollen Wurmes Ohnmacht,
Ach, nicht empfind', ach, nur im dunkeln Worte
Von ferne hör', und dir den Preis des Staubes
Nur thierisch athme —
In diesem Augenblick, da ich noch tief,

Tief unter deiner Seher tiefsten wandle,
Noch in der Nacht, in meines Staubes
Lichtleeren Tiefen irr' und schmachte;
Du Namenloser du — ach, darf ich's denken? —
Bist itzt, bist itzt schon der,
Den mein erhabenstes, mein kühnstes Himmelslied
Nach keinen hingeflohnen Milliarden
Aeonen je erschöpfen, je erreichen wird;
Der, welchen nach Jahrtausenden
Noch immer höher, herrlicher,
Noch unaussprechlicher, unendlicher,
Undenkbarer sich meine Seele denken,
Unausempfindbarer mein Herz empfinden wird —
Du, bist itzt, bist itzt schon,
Da ich mit tiefer Ehrfurcht still
Ich Staub dem Staube deinen Namen nenn',
Mein ganzes Wesen sich von dir, der Wesen Wesen,
Ein Opfer niederlegt auf dem Altar der Erde!
Du bist schon itzt, der du mir seyn wirst
Nach tausend tausendmal Jahrtausenden;
Der du in undenkbarer Ferne
Der Ewigkeiten seyn wirst —
Der ganzen unzählbaren Schaar
Der herrlichsten Unsterblichkeiten —

Der Unermeſslichkeit der Wesen alle seyn wirst —
Hier, wo ich bin, an dieser Stätte,
Die warm von meiner heiſsen Stirne
Ist Zeugin wider mich, wenn ich vergesse,
Daſs ewig unaussprechlich ist
Der Allerfüllende —
Hier, wo ich bin — was sag' ich? darf ich's sagen?
In mir — wo sonst? wenn nicht in mir?
Bist du Unendlicher!
Allgegenwärtiger!
Schon der, der seyn wird, seyn wird,
Itzt schon — Vater! Vater! darf ich's stammeln?
Mein Vater! Vater!
Dich, Ewigunerreichlicher, fleht an die Seele,
Wenn unser Vater in den Himmeln,
Von Jesus Christ gelehrt, die Lippe betet —
Du Ewigunerreichlicher — mein Vater!

Mein Werden.

Auch mich hieſs seyn Er, Er, den kein Name nennt!
Es quoll sein Leben hin in der Erde Staub:
Und ich, ich ward! Ich bin und lebe!
Aber, wie ward ich? Und, wie begann ich?

Zu dunkle Nacht deckt dich, du mein erstes Seyn!
Dich, meines Werdens leisesten Augenblick!
Wer will, wer darf die Nacht herauf sich
Drängen? zum Licht, wer empor sich wagen?

Des Todes Schauer strömten herab auf den,
Der sich der Wolke nahte, wo Gott Gericht,
Wo er Versöhnung sprach. Des Vorhangs
Wallender Saum lag am Cederboden,

Und deckt vom hohen Tempelgewölbe her
Jehovas Goldthron. Ach, es entschwebt ihm nie
Ein einziger, nur matter Lichtstrahl
Durch die Gewebe des dichten Vorhangs.

Wie schnell zerstäubt wär' jeder des Erdestaubs,
Der ungeweiht sich hatte hingedrängt!
Durchbohrt hätt' ihn ein Pfeil des Blitzes,
Unter ihm wäre die Erd' erbebet.

Der Lichtblick Gottes — ach, wie er tödtend war!
Wie blutet' ihm, dem Besten der Könige,
Wie ward zerrissen ihm die Seele
Vor dem Erstarrten zu Perezusa!

Zurück in's Lustland, das dem Erschaffer Staub
Zum hohen Tempel seiner Unsterblichkeit,
Noch unentweihten gab; zurück, wo
Seinem Gebilde der Schöpfer Hauch gab;

Wo: «Hie bin Ich!» dem Staube, der los sich riſs,
Bestrahlend Gott rief! — Ach, in das Wonneland
Zurück! Wie durften sie, die Sünder,
Sehen — und leben! Zu laut sprach Gottes

Gewitterwolke! Donnervoll strömte sie,
An Edens Pforte Flammen und Rauch umher;
Der Cherubsrosse Schnauben schnob dem
Nacken der Fliehenden nach; der Sturmwind

Zu zürnend rauscht' er mit des Verfolgers Wuth
Das bleiche Paar an! Nicht ein Gedanke stieg
Empor in ihrer Seele, nur noch
Einmal zu sehen des Werdens Urland.

Gewitterschrecken, wie die von Eden her,
Zermalmungsschauer, wie von der goldnen Lad'
Und aus der Nacht des Heiligthumes
Strömten und zitterten, — droh'n dem Fluge,

Der sich emporschwingt zu der bewölkten Höh',
Aus der der erste Tropſen des Lebens floſs
In's tieſe Thal der Todeserde,
Die mein Gebein und mein Fleisch und Blut ward.

Der Liebende.

Liebender! Freude der Liebe! wie gerne säng' ich ein Lied dir!
  Aber wer singt die Liebe? wer singt
Deiner Seele Bewegung und ihre Ruhe, du Edler?
  Liebe, dein Leben ſasset kein Tod!
Tod ist jeder Gesang von dir, des Liebenden Leben!
  Dulde, Liebender, todten Gesang!
Siehest Menschen du an, was siehest du Liebender? Brüder —
  Schwestern nur siehet dein fröhliches Aug'!
Eines Vaters Kinder, gebildet alle von Einem
  Blute! Gebein von deinem Gebein!

Fleisch von dem deinen! In dir und in allen, allen nur Ein Geist!
Eines Alleinbeseelenden Hauch!
Stille Freude trinkt er, der Liebende, — schöpft er mit jedem
Blick auf die lebenden Menschen um ihn.
Wer, wer lächelt ihm nicht? Wem bringt nicht Ruhe sein Schatten?
Wem nicht Segen sein tröstendes Wort?
Mit dem ruhigen Odem der warmen Liebe, wie flieſst es
O so sanft von der Lipp' ihm herab!
Keinen Namen der Menschen vernimmt sein Ohr, daſs dem Namen
Nicht frohlocke sein brüderlich Herz!
Daſs sein Aug' nicht dem Bruder, der neu ihm begegnenden Schwester
Lächle mit Blicken erfreuender Huld.
«Mitunsterblicher — du, auch du wirst ewig mit mir seyn!
Ewig werd' ich mit dir auch mich freun!»
Also weihet sein Blick, sein mitempfindendes Herz weiht
Jeden der Brüder den Freuden des Herrn.
Jeden legt er im Geist an Christus Brust und erfleht ihm
Blicke der segnenden Liebe herab.

Jede Menschlichkeit liegt auf seinem zu tragen geübten,
Welten und Zeiten umfassenden Geist —
Freude des Bruders ist sein, und sein die Traurigkeit Aller,
Eigenthum ist ihm des Anderen Gut.
Nur was Brüdern gehört, ist sein, und sein nennt Jeder der Andern,
Was der Vater im Himmel ihm gab.
Nur in dem Bruder lebt er, er lebt in der leidenden Schwester,
Wie der Allvater lebt in dem Sohn!
Weg von ihm selber entfliehet sein Herz und eilt in des Elends
Banges, erquickungbedürftiges Herz.
Auf die offenen Wunden des Qualbelasteten triefet
Seiner Tröstung erquickender Thau;
Ströme lebender Wasser entströmen ihm, wo er sich hinträgt —
Welch ein Himmel der Freud' ist sein Herz,
Jedes seiner Wort'! Auch nur sein eilender Schatten
Ist dem Begegnenden Labsal und Heil —
Trauernder Trost und Verlassener Stärk' ist sein eilender Fufstritt;
Hülf' und Errettung sein sicherer Gang —

Er des Freundes Triumph! der nie erschöpfliche Quell er
Leuchtender Lehr' und entlastenden Raths!
Wandelt er Mengen hindurch und versenkt sein Ohr im Getümmel,
Segen und Freude blickt er umher!
All' umfaſst er im Geist, und schwingt zu Gott sich mit Allen,
Allen empfindbar, von Keinem bemerkt;
Fromme Gedanken erweckt und Heilgespräche sein Dastehn,
Oder Vorbeygehn. — „Der Zärtliche geht —
Seht ihr ihn wandeln? Die liebende Freude, der Segen des Herrn geht
In dem Bilde des Herrn uns vorbey!"
Welcher Pinsel erkühnt sich, den Blick voll Gnade zu zeichnen,
Der vor der Bitte des Leidenden eilt —
Jenen, mit dem er ihn segnet und ihm mit Dankbarkeit nachschaut,
Daſs ihm die Ehre des Tröstenden ward;
Daſs zu vertreten die Stelle des Herrn ihn würdig der Herr hielt —
Welcher Pinsel zeichnet den Blick?
Jenen, mit welchem er spricht von der Liebe des Vaters und Sohnes,
Die sein Herz ihm mit Freuden erwärmt —

Schön, wie des Säuglings Lächeln, und froh, wie das Jauchzen der Unschuld
An der Mutter säugender Brust.
Lieblicher hat nichts die Erde; doch lieblicher, himmlischer, edler
Ist des Liebenden zärtlicher Blick,
Wenn von der Liebe des Vaters, von Christus Liebe sein Mund spricht,
Sie empfindet sein schlagendes Herz.

Mein Freund.

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Die stille Weisheit kömmt mit ihm,
Mit ihm kömmt Ruh und Frieden;
Das Rauschen seiner Füſse spricht
Von ungehofften Freuden;
Bescheidenheit und Liebe tritt
Mit ihm auf meine Schwelle;
In seinem Auge leuchtet sanft
Der Friede reiner Tugend;
Auf seinen holden Lippen schwebt
Die Anmuth sanfter Sitten.

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Die Treu' entleuchtet seiner Stirn',
Der Stirne voll Gedanken.
Sein Ja — welch felsenfestes Ja!
Sein Nein — so fest wie Berge!
Betrug und Lüge wagen nie
Zu nahen seinen Lippen.
Sein Kuſs — nur selten gibt er ihn,
Damit er treu ihn gebe —
Sein Kuſs ist eines Engels Kuſs,
Sein Händedruck ein Eidschwur.

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Aus seines Auges Bläue blickt
Erbarmen, Trost und Hülfe!
Den besten Bissen seines Brods,
Mit Tagesschweiſs errungen,
Errungen bey der Lampe Schein,
Wer reicht ihn so den Armen?
So still, so schnell, so liebevoll?
So unaussprechlich innig?
So einfaltsvoll an Christuswort
Und seiner Liebe hangend?

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Des Freundes unsichtbarster Schmerz,
Das tiefste seiner Leiden,
Erforscht mit Einem Blicke nur
Sein wahrheitreiches Auge.
Die leiseste der Thränen rauscht
Ihm laut, wie volle Ströme.
Er saugt das Herbste seiner Pein
In sich, wie Bienen Honig;
Schaut schnell nach Kraft und Trost für ihn
Sich um mit Falkenblicken.

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Wie manchen Schmerz verschlang sein Aug'?
Umhüllten seine Thränen?
Wie manch Geheimniſs ruht in ihm,
Wie in des Todes Abgrund?
Auf wessen Schulter stützt sich so
Die thränenmüde Liebe?
In wessen Herz gieſst trauter sich
Des Herzens Schmerz und Freude!
Wer kömmt dem kühnsten Wunsch so
Zuvor, dem tiefverschloſsnen?

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Wie trägt er selbst so manche Last,
Dem Freund' auch unerforschlich!
Sein frohes Antlitz trübet nie
Die Miene tiefer Schmerzen —
Und kömmt des Forschers Blick dahin,
Wo seine Schmerzen einsam
Gehaltnen Odems ruhn — wie schlingt
Der überraschten Schmerzen
Ein jeder sich vertrauensvoll
Um ihn, den Gottgesandten!

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Umjauchzt von seiner Kinder Schaar,
An eines Engels Seite,
Der Wittwemutter Stab und Lust,
Der Brüder treuster Bruder,
Der Waisen Lehrer! — Licht entquillt
Und Wahrheit seinen Lippen.
Sich sonnenan, sie sonnenan
Entträgt er all der Erde!
Mit Adlerskühnheit hebt er sich,
Und mit der Tauben Einfalt.

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Woron spricht nicht sein sanfter Mund
Mit Licht und Kraft und Wärme?
Wie hörend hört sein offnes Ohr!
Wie schaut sein schauend Auge!
Erschein', in welcher Lichtgestalt,
In welchem Nebel — Wahrheit!
Ruf' ihm, in welches Windes Hauch —
Dich wird mein Freund erkennen!
Er spricht zum Ruf' und neigt sein Haupt:
Sprich Wahrheit! dein Knecht höret!

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Wie faſst sein Aug' so rein ihn auf,
Wie gibt's so rein ihn wieder,
Den Strahl der Wahrheit! Hoch, wie freut
Er sich der Göttergöttin!
Wie lächelt er in ihrem Schooſs
Des Zweifels Künsteleyen!
Genieſst in Einfalt was sie gibt,
Ist im Genusse selig!
So freut sich seines Reiches nie
Wie dieser er — kein König.

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Wer blickt so tief, so richterscharf
In seines Herzens Tiefen?
Wer sieht des Bruders Tugend, wer
So rein, so scharf, so neidlos?
Wer sagt sich sein Vergehn so laut,
So leis sich eigne Tugend?
Weſs Herz hüpft so, wer fühlt so rein
Der Engel Gottes Freude,
Wenn Licht dem dunkeln Geiste wird,
Erbarmen wird dem Sünder?

Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Wer hat so reinen treuen Sinn
Für Gottes Offenbarung?
Wer spricht so innig wahr und warm
Wie er von Jesus Christus?
Wie ist ihm alles Andre nichts!
Das Beste, Schönste, Liebste!
Vor dir, dir, Jesus Christus, — dir!
Dein Reich, dein Geist, dein Leben —

Wie ist's ihm Durst und Leidenschaft!
Wie Seele seiner Seele!

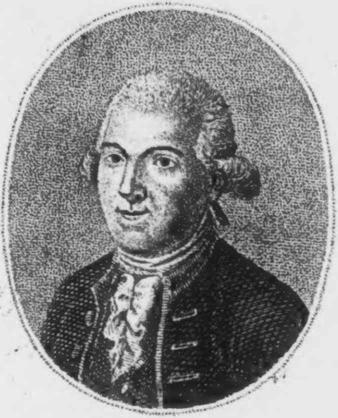
Von Tausend sag' ich Eines nur;
Nur Eins von Zehentausend!

Abschnitte

aus

Chr. Cay Lorenz Hirschfeld's

Landleben.



C. C. L. Hirschfeld.

Deutsche Anthologie

oder

Blumenlese

aus den

Klassikern der Deutschen.

Von

Friedrich Raſsmann.

Ein und fünfzigstes Bändchen.
Hirschfeld's Landleben; im Auszuge.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Heidelberg, 1827.
Akademische Kunst- und Verlagshandlung
von J. Engelmann.

Historische Notiz.

Christian Cay Lorenz Hirschfeld wurde am 16ten Februar 1742 auf dem holsteinischen, Eutin nahe gelegenen Dorfe Nüchel, wo sein Vater Prediger war, geboren. Bald vaterlos kam er zu einem Prediger nach Wagrien, der sein Verwandter war, ihm zweckmäſsigen Unterricht ertheilte, und ihn im Jahr 1756 auf die Schule des Waisenhauses zu Halle schickte. Nach einer vierjährigen Vorbereitung auf derselben, begab er sich, im Jahr 1760 auf die dasige Universität. Dem Wunsche der Seinigen gemäſs widmete er sich zwar der Theologie, aber weit mehr beschäftigte er sich mit den schönen Wissenschaften, der Philosophie, der Geschichte und den Alterthümern. Drey Jahre darauf kehrte er nach Kiel zurück und wurde da als Lehrer einer Prinzessin und zweyer Prinzen aus dem Hause Holstein-Gottorp angestellt, und begleitete letztere in dem Jahr 1765 auf Reisen. Im Jahr 1767, nachdem er diese Stelle aufgegeben hatte, ging er nach Leipzig und lebte da den Studien und dem Umgange gelehrter Freunde. Hier war es, wo er die ersten schriftstellerischen Versuche machte, und dadurch der gelehrten Welt auf eine vortheilhafte Art bekannt wurde. Frühern Versprechungen gemäſs wurde er im Jahr 1770 als Sekretär des neu errichteten akademischen Kuratel-Kollegiums, und zugleich zum ausserordentlichen, im Jahr 1773 aber zum ordentlichen Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften auf der Universität zu Kiel ernannt. Im Jahr 1777 erhielt er den Karakter eines wirklichen Justitzraths; in diesem Jahr starb seine erste Frau, mit der er sich bereits 1771 verbunden hatte. Im Jahr 1778 verehlichte er sich zum zweytenmal mit einer verwittweten Konferenzräthin, die noch in der Blüthe ihrer Jahre sich befand, ihm aber dennoch, nach einem siechen Leben, ihm Jahr 1789 durch den Tod entrissen wurde. Er folgte derselben schon im Jahr 1792 (am 20sten Februar) im funfzigsten Jahre seines Alters.

Hirschfeld behauptete eine ehrenvolle Stelle unter den **klassischen** Schriftstellern seiner Zeit. Seine **Prosa** ist von der blühenden, oder schildernden und malerischen Art, voll von heitern Empfindungen und Bildern, im Anschauen der allerfreuenden Natur gesammelt. Das **Landleben**, sein **Versuch über den grofsen Mann** und der **Winter** sind seine ersten Schriftstellerversuche. Die erste Auflage des Landlebens erschien im Jahr 1767; die letzte, **Leipzig** 1776, und eine holländische Uebersetzung im Jahr 1771. Die Abschnitte der gegenwärtigen Etui-Ausgabe sind der letztern vom Jahr 1776 entlehnt und mit Sorgfalt gewählt und berichtigt. Die eben so ungekünstelten als reizenden Naturdarstellungen dieses Werkes weisen demselben einen der ersten Plätze in unserer Literatur an, wiewohl nicht dieses, sondern die später erschienene Theorie der Gartenkunst (Leipzig 1779—85 5 Bände gr. 4.) den Ruhm des Verfassers gegründet hat. Durch das letztre Buch wurde er Schöpfer der wissenschaftlichen Gartenkunst in Deutschland. Zum Behuſe desselben hatte er in den Jahren 1780 bis 1783 mehrere groſse Reisen nach Dänemark, Deutschland und Helvetien unternommen und die Früchte davon in demselben niedergelegt. —

Nachrichten von Hirschfeld's Leben enthalten: 1) Schlichtegroll's Nekrolog. f. 1792 I. 39—50. — 2) Sam. Baur's Gallerie hist. Gemälde. I. S. 275 — 78 und 3) Jörden's Lexikon 2r Bd. (1807) S. 415 — 24. 6r Bd. (1811) S. 336 — 38.

Inhalt.

Seite
1. Die Ankunft des Frühlings 1
2. Das Sommerhaus auf dem Lande . . 8
3. Vorzüge des Landes vor der Stadt . 15
4. Das Landleben bey den Alten . . . 21
5. Das Religiöse des Landlebens . . . 28
6. Die Mannichfaltigkeit des Landlebens 35
7. Der Morgen und der Abend auf dem Lande 47
8. Das Landleben des Gefühllosen . . 58
9. Das Landleben in der Schweiz . . 63
10. Die Wiege der Künste 84

Seite
11. Ländliche Erziehung 92
12. Der Wechsel der Witterung . . . 113
13. Ländliche Beschäftigungen 119
14. Der Friede auf dem Lande . . . 133
15. Abschied 142

* * *

1.

Die Ankunft des Frühlings.

Empfangt ihn, Freunde des Landlebens, er kömmt in unsre Gefilde mit allen seinen Freuden zurück. Wie frohlockt die ganze Natur bei seiner Wiederkunft! Welches Leben in den erheiterten Lüften, voll von dem Triumphliede der Lerchen, auf diesen zartaufblühenden Wiesen, auf diesen sich belaubenden Buchen, dort auf den begrasten Hügeln, wo hundert junge Lämmer springen, auf jenem See, in welchem die Sonne wieder ihr strahlendes Antlitz spiegelt, in dieser ganzen vor uns ausgebreiteten Landschaft, deren Fläche von dem neuen Grün in abwechselnden Schattierungen geschmückt, und hin und her von der Scenen ländlicher

Arbeiten wieder bedeckt ist! Welcher froher vermischter Lärm rings um uns her! Wie die freyen Bäche zwischen den Blumen rieseln, wie die Stiere den frischen Weiden entgegenjauchzen, wie die mannigfaltigen Stimmen der Vögel, die unter dem lauen Himmel umherschwärmen, in das einförmige Lied des Gukuks, der den Frühling ausruft, und in das Geschwätze der Frösche eintönen, unterdessen ein warmer West schmeichelnd unsre Wangen umflieſset und ein süſser Geruch aus der jungen Erde hervorathmet. Ueberall ist Frühling; überall schallet die Freude des verjüngten Jahres, und wecket den Wiederhall.

Was für eine Veränderung hat sich in allen Theilen der Natur ausgebreitet, und wie allgemein ist die wohlthätige Güte des Wesens, das die Jahreszeiten wechseln läſst, unsre Erde, die sich von ihrer Mühe ausgeruhet hat, wieder mit Fruchtbarkeit und Freude schmückt und die ganze Schöpfung bis in ihre geheimsten Tiefen belebt! Noch vor wenigen Monaten war die ganze Fläche der Erde mit einer kalten Unfruchtbarkeit und einer todten Stille überdeckt. Diese Thäler, die jetzt die Wollust des Auges sind, lagen in einer tiefen Trauer vergraben; diese Berge, die jetzt ihr grünendes Haupt in die Wolken erheben und an deren fruchtbaren Abhange die weidende Wollenheerde klettert, standen im hohen Schnee erstarret; diese belaubten Gänge, die jetzt der Nachtigall eine gewünschte Zuflucht geben, waren nackte Reiser und Zweige, die unter der kalten Last des Winters starrten; diese Bäche, die jetzt mit lautem Gemurmel dahinhüpfen, waren mit einer Kette von Eis in ihrem Laufe gehemmt; der Nordwind heulte über Städte und Dörfer dahin, und schüttelte von seinen Flügeln Reif und Eis und Kälte und Verwüstung herab; die Schöpfung schien einem ewigen Tode übergeben zu seyn.

Aber kaum hauchte der Athem des Allmächtigen, so drang das Leben wieder in alle Adern der erstorbenen Geschöpfe. Er winkte der Sonne, sich unserm Erdballe zu nähern, und die Luft ward mit einer befruchtenden Wärme erfüllt. Das ganze Reich der Pflanzen empfand so ihren wohlthätigen Einfluſs, und seine belebten Säfte drangen in allen Theilen zum neuen Wachsthum hervor. Die Erde gebahr in ihrem mütterlichen Schooſse Gras und Kräuter und Blumen, lieſs ihre Kinder hervorgehen, und zeigte sie, als ihre stolze Zierde. Die dicken Wolken verflogen, und der Himmel lächelte über das hervorſprieſsende Grün der Felder hin.

Zwar verlor er noch oft seine frühe Heiterkeit, und verhüllete seinen Glanz in Schnee und Hagel. Die zurückkehrende Kälte hemmte die Wirkungen der Sonnenstrahlen, und die noch schwachen Kräfte des Jahres waren in Gefahr, in ihrer Geburt erstickt zu werden. Die Hügel, auf welchen schon die Weide der Lämmer hervorgrünte, wurden noch einmal mit einem flimmernden Gewande überkleidet. Der erste Schmuck der sich belaubenden Fruchtbäume ward noch einmal mit Flocken durchweht; und die noch halb kahle, und halb aufgeblühete Landschaft schimmerte unter dem Lichte, das hin und her die Wolken durchbrach, im Gemisch von Grau und Weiſs und Grün. Und wie oft sahen wir nicht die Lerche, die dem ankommenden Frühling in die wärmere Luft entgegensang, in einer traurigen Stille wieder heruntergleiten, ihre kleinen Flügel betrübt zusammenfalten, und vor dem heuchlerischen Wetter in das Winterlager zurückfliehen?

Doch noch einmal ging die belebende Kraft von dem Vater der Natur durch alle Wesen. Die stärkere Sonne lösete die kalten Ueber bleibsel des Winters auf. Und nun herrscht der siegreiche Frühling auf allen Hügeln, in allen Thälern, in allen Gärten. Alles ist von seinen Reizen voll.

Erwachet nun, ihr Städter, zu den Freuden des verschönerten Jahres, und nehmet an ihnen auf dem Lande Theil. Ihr alle, die ihr die Unbequemlichkeiten des melancholischen Winters getragen, euch vor der unfreundlichen Nässe und Kälte und den pfeifenden Nordwinden in eure Wohnungen verschlossen, und sie vom Schneegestöber eingehüllt, und eure Fenster vom nächtlichen Froste erstarrt gesehen; vergesset nun die Unlust der rauhen Monate, verlaſst die Mauern der Stadt, und kommt in die Gefilde des Frühlings, wo überall Freude blühet, und der ganze Himmel mit einer neuen Heiterkeit lächelt. Jetzt in diesen Tagen, die der reinsten Lust heilig sind, jetzt müsse ein jeder, dessen Herz fröhlicher Empfindungen fähig ist, dem städtischen Kerker entfliehen, und die Ergötzungen der Natur in der heitern Luft des Landes suchen. Alles regt sich vom Vergnügen; alles ladet die Bewohner der Städte ein, an den Freuden Theil zu nehmen, die der Frühling rings um die Hütten der Landleute ausgebreitet hat

Die Berge umher strecken ihr stolzes Haupt, das mit einem grünen Schmuck bekränzt ist, empor, und verkündigen den Frühling; die belaubten Wälder reizen von allen Seiten her, und verkündigen den Frühling; die Heerden, die weit umher die Weiden bedecken, lassen ihr Geblöcke bis in die dumpfen Mauern erschallen, und verkündigen den Frühling — Ja, man hört die Lockungen der ganzen Natur, und der fühlende Theil der Menschen folgt ihnen. Ich sehe bereits einen Freund des Landlebens nach dem andern aus der Stadt entweichen, und sich in den Schoos des Sommerhauses begeben. Die Häuser und Gassen der Stadt werden allmählich einsamer. Die öffentlichen Spaziergänge, die im frischen Laube grünen, werden wieder am Morgen und am Abend besucht, und geben denen, welche die schönen Monate in der Stadt zubringen müssen, einen Theil der Frühlingsergötzungen. Schon höre ich dort in dem Schatten der Gänge eine muntere Gesellschaft nach der andern vorüberrauschen, wo die Freude das Alter und die Jugend vereinigt, jedes Herz durchwallet, und zu den traulichsten Gesprächen belebt. Ich sehe den Dichter seinen Horaz in der Hand voll stiller Begeisterung am Hügel sitzen, und da die Bilder des Frühlings, die Schönen an den Händen ihrer Verehrer durch Gras und Veilchen hüpfen, ihren Busen mit bethauten Blumen schmücken, und die verneuerte Gestalt der Natur bewundern. Ja, genieſset die ganze Wollust des jungen Jahres, ihr edlen, zum feinen Gefühle gebildeten Seelen. Trinket mit vollen Zügen das süsse Vergnügen, das der Vater des Frühlings überall für euch ausgieſset. Und ihr, geliebte Gefährte meiner Landergötzungen, indem ihr euren Geist in dem Schönen der Natur unterrichtet, so vergönnet mir, mit euch die frohen Monate des Jahres als ein Weiser zuzubringen, und mit euch vereinigt das Glück des Landlebens denen, die es vielleicht noch zu sehr verkennen möchten, fühlbarer zu beschreiben.

2.

Das Sommerhaus auf dem Lande.

Es giebt eine geheime Anlockung, einen Ort zu beschreiben, der durch irgend ein Vergnügen, womit er uns beschenkt hat, in der Geschichte unsrer Empfindungen merkwürdig geworden ist; und nach Horazens Tarent, wie so viele entzückende Gegenden sind uns nicht geschildert? Hier stehe also auch ein kleines Gemälde unsers Sommerhauses, nicht der Ewigkeit, sondern nur allein unsern Empfindungen gewidmet. Die angenehme und einsame Lage, und die Bequemlichkeit mit der innern sorglosen Ausschmückung machen seine Schönheit aus, und lassen keinen Wunsch mehr nach Gröfse und Pracht übrig. Gelehnt an dem

Busen eines waldigten Berges ruhet sie da, die ländliche Wohnung, und öffnet ihre Fenster den Gegenden zu, wo die Sonne aufgehet, wo sie niedersinkt, und wo die Nacht ihre kühlenden Schatten ausbreitet; ihre Zimmer steigen über einander in einigen Absätzen immer schönern Aussichten entgegen. An den äussern Wänden ranken vertraulich die Zweige des Weinstocks und des Pfirschbaums unter einander, und das Gewebe ihrer Blätter schützt sorgfältig die Seite, die den stärkern Strahlen ausgesetzt ist. Nahe blühende Linden streuen Wohlgeruch und wankende Schatten in die Gemächer hin, und bey jedem Hauch der Weste wallet an der Wand und ihren Gemälden ein sanftes Spiel des Lichtes und der Dämmerung auf und nieder. Gleich vor dem Eingange murmelt zwischen jungen Lauben eine immer lebendige Quelle, die in ein Marmorbecken, von Liebesgöttern gehalten, herabfallend einen sanftkühlenden Thau verspritzet; da indessen auf dem Dache eine friedfertige Familie von Tauben scherzt, die oft auf unser Locken herabflattert, sich unter dem mit herbeyeilenden Federvolke des Hofes hervordrängt, um die Körner selbst aus unsern Händen zu picken. Und welche entzückende Gegend umher! Auf der einen Seite irret das Auge den mit Gras und Getreide und Wald bekleideten Berg hinauf, der seinen bewohnten Rücken weit zwischen glücklichen Landhütten fortstreckt, und von dem tausend fröhliche Stimmen der Vögel zu unsrer Wohnung herabtönen; auf allen übrigen Seiten fliegen die Blicke unaufhaltsam über die Aare, Wiesen, Felder, Dörfer, einzelne Häuser, Gärten, Landhäuser, Heerden, Tannenwälder, Thäler und Hügel fort, bis sie tief in der Ferne zwischen einigen Bergen noch eine matte dämmernde Aussicht gewinnen, und zuletzt von einem Gürtel blauer Alpgebirge, die mit dem Himmel vereinigt scheinen, bezirkt werden — ein unermeſslichreicher Schauplatz der Vergnügungen für die Sinnen und für die Einbildungskraft. Bey allen diesen Annehmlichkeiten blühet an unserm Sommerhause ein Garten, wo sich das Nützliche mit dem Schönen verbindet. Lang streckt er sich mit seinen farbigten Blumenbeeten, zwischen deren Krümmungen hin und wieder ein springendes Gewässer mit silberhellen Wirbeln sprudelt, und sich tief unten zu einem kleinen Fischteiche sammelt — mit seinen schattigten Gängen, wo ein Chor von Nachtigallen zu dem plätschernden Geräusche singt, mit seinen anmuthigen Rasenbänken und Lauben, mit seinen Küchengewächsen und Fruchtbäumen in nachlässig scheinender Ordnung hin, und ein Traubengeländer umzäunet seinen Bezirk. Hier wohnen Ruhe, Kühlung, und Entzücken aller Sinne; hier ist es lieblich, die Morgenröthe erwachen zu sehen, oder in der Abendluft zu wandeln, unter dem silbernen Lichte des Monds, in süssen Phantasien einsam zu sitzen, unterdessen die Laube Schatten und leichte Blüthe auf uns herabstreuet, oder der schwärmende Wind in den Gipfeln der Bäume ein sanftmelancholisches Rauschen verbreitet. Hier und da schimmert eine weiſse Statüe dem Auge entgegen, die sowohl durch die Schönheit der Arbeit, als auch durch die lichtvolle Farbe und scheinende Gröſse dem Garten mehr Leben und Heiterkeit mittheilt. Umgeben von Rosengebüschen stehet die reizende Flora da, das Gesicht nach ihren aufblühenden Blumenbeeten gekehrt, und über diese scheint die holde Zufriedenheit aus ihren Blicken zu lächeln und das aus seinen Blättern sich entfaltende Veilchen die nahe Göttin zu grüſsen. Dort liegen einige Nymphen und gieſsen das von den Springbrunnen in ihre Gefäſse sich sammelnde Wasser immer geschäftig in den Teich herab; und in jener mit Fruchtbäumen verwachsener Wildniſs, die an den benachbarten Wald gränzet, spannet Diana ihren Bogen durch die Geträuche aus. Aber noch mehr entzücken das Auge jene unfabelhaften Gestalten, Thomson und Kleist, die, von den lauschenden Musen umgeben, oben an dem Ausgange der dämmernden Allee stehen, in der Hand die göttliche Leyer, das Haupt mit jungen Rosen bekränzt. Freude umstrahlet ihre Stirne: noch scheinen sie die Reize der Natur zu besingen und ihr Mund sich in sanfter Begeisterung zu öffnen; nahe vor ihnen reicht der ernsthaftere Sommer jenem seine Früchte, da indessen der Frühling an der Hand eines kleinen Amors diesem einen Straus von frischen Mayblumen übergiebt. Diese Statüen setzte Euphranor, der Erbauer des Landhauses; „sie stehen da, sprach er, sie, die uns die Schönheit des Jahres fühlen lehrten, und ihre Bildnisse, die gröste Zierde eines Gartens, sollen uns täglich an ihre Gesänge erinnern. Keiner wandele vor ihnen ohne eine heilige Ehrfurcht vorüber; keiner vergesse, was er Dichtern schuldig ist, die in unsre Brust die Freuden der Natur sangen. Vor ihnen sitze oft mein kleiner Sohn, ihre Gedichte in der Hand; er lese mit warmem Gefühl, mit dem ganzen Tiefsinn einer jugendlichen Seele; und wenn ihn dann das Lied eines nahen Vogels, oder der laute Springbrunnen stört, wenn dann seine Empfindungen sich durch die äussern Eindrücke noch mehr beleben, dann starre er lange mit sanftbethräntem Blicken ihre Statüen an, dann seufze er laut, einst, wie sie, die schöne Natur schildern zu können, oder doch gleich ihnen den ganzen Werth der Unschuld und Tugend zu verstehen; o! dann, gütiger Himmel, führe mich zu ihm hin, laſs mich den Ausdruck des edelsten Gefühls in seinem Antlitz sehen, und ihn mit einer frohen väterlichen Umarmung belohnen.“

Auch die Gemächer des Landhauses haben die besten Auszierungen, die ihnen ein guter Geschmack nur geben konnte; sie sind mit einer Sammlung von Kupferstichen und Landschaftsgemälden erfüllt, die den Geist, wie die Zimmer, erhellen, die Einbildungskraft mit neuen Bildern erfrischen, die Schönheiten der Natur vervielfältigen und den Geschmack an ihnen verfeinern, bei einer traurigen Witterung erheitern, und in der Einsamkeit unterrichten. Welcher Reiz, welche Mannigfaltigkeit, welche entzückende Unterhaltung in den Schildereyen eines de Vadder, Thoman, Poussin, Poelemburg, Bril, Vernet, Claude Lorrain, und so vieler anderer Meister! „Wir erfreuen uns mit ihnen, sagt ihr groſser Kenner, *) der Sonne, und des duftenden Abends. Alles Vergnügen, womit wir die Landluft genossen haben, wird uns in ihren unsterblichen Gemälden gegenwärtig. Wessen Herz vor diesen Reizungen in der Natur verschlossen ist, wer nur die Handlungen der Menschen in den Palästen des herrschenden Roms aufsuchet, oder wer auf dem Teppiche grünender Felder nur nach dem Getümmel der Städte zurückseufzet, der fühlet nicht den Werth der malerischen Idylle." —

---

* Hagedorn.

5.

Vorzüge des Landes vor der Stadt.

Auſser der Unempfindlichkeit gegen die Reize der Natur, sie sey eine angeborne Krankheit der Seele, oder eine Wirkung unordentlicher Neigungen, erstrecken sich auch die Vorurtheile der Menschen nicht selten über die Beurtheilung des Landlebens, und machen, daſs oft der Städter von dem Landbewohner anders urtheilt, als er sollte. So weit ist der Mensch gekommen, daſs er nicht einmal die verschiedenen Standörter der Welt, die vor ihm liegen, richtig zu beurtheilen weiſs; immer so blödsichtig, als unzufrieden.

Man bildet sich ein, daſs das Vergnügen allein in der Stadt seinen Wohnsitz habe, daſs auf dem Lande eine ekelhafte Einsamkeit herrsche, und man nichts anders vor Augen habe, als die Heerden und die Arbeiten des einfältigen Landmanns. Man blickt mit einem lächerlichen Stolz auf die Hütten der Bauern herab, und glaubt, es sey der feinern Welt unanständig, sich ihnen zu nähern. Man stöfst sich an die Sitten des Landmanns, und meint, das Land mache die Lebensart mifsfällig. Vorurtheile, die Gefsners Menalk, und Weissens Häschen am natürlichsten widerlegen.

Welches Vergnügen gleicht dem, das wir auf dem Sommerhause in einer kleinen Zahl zärtlicher und aufgeklärter Freunde haben, wo der Geist frei von der Unruhe der Leidenschaften ist, wo das Ohr von keiner Verläumdung betäubt, von keiner Schmeicheley getäuscht wird, wo wir in einer edlen Freiheit mit einander und mit der ganzen Natur umgehen, uns bald mit dem Himmel, bald mit der Erde, und ihren mannigfaltig ergötzenden Scenen unterhalten? Zu beklagen ist der, der sich nur in der Gesellschaft gefällt, der einsam sich unerträglich wird, und sich selbst zu fliehen sucht. Erquickend ist sie, die holde Einsamkeit, die uns das Land schenkt, und die man in der Stadt anklagt. Soll denn unser Geist in einem ewigen Wirbel sinnlicher Zerstreuungen herumgetrieben werden? Und die kurzen Tage des Lebens, sollen sie denn alle in einem wilden Geräusch verfliegen, ohne von der Weisheit genutzt zu werden? Sollen wir uns denn niemals von den Ermüdungen der Welt erholen, und uns selbst genieſsen? O! Freund eines wahren Vergnügens, betrüge dich nicht mehr.

Ja, gar zu partheyischer Verehrer des Stadtlebens, mein lieber Thenut, für Sie sind diese Betrachtungen. Niemals werde ich mit Ihrer Meinung übereinstimmen, daſs die Stadt dem Lande vorzuziehen sey. Mein Herz mit allen seinen Empfindungen, ja, die ganze schöne Natur würde sich wider den Beyfall empören, den ich Ihnen zum Nachtheil des Landlebens gäbe. Vermuthlich haben nur die Jahre Ihrer Erziehung unter den städtischen Sitten, und die Gesellschaften Ihrer Freunde Ihnen allmählich ein Vorurtheil für das Stadtleben eingeflöſst. Kommen Sie, Freund, ich lade Sie hiemit im Namen des ganzen blühenden Frühlings ein, kommen Sie nur einmal auf unser Sommerhaus. Die Stadt mit den Bezauberungen, die sie für Sie hat, wird Ihnen auf einmal verschwinden; die schönen Gegenden werden Ihr Herz zu einem neuen Gefühl erobern;

und Sie werden durch das Vergnügen, das Ihnen der Aufenthalt auf dem Lande geben wird, für Ihre Gleichgültigkeit auf die angenehmste Art bestraft werden. Eine sanfte Stille wird Sie empfangen. Nicht das dumpfe Getöse der menschenvollen Gassen, nicht das Rasseln der Wagen, nicht den Lerm des Pöbels, nicht die mühsamen Gewerbe der Handwerker werden Sie mehr hören und sehen; aber das Murmeln vorüberfliessender Bäche, die ländliche Flöte, worin das Lied der zärtlichen Schäferin eintönt, die Stimmen froher Heerden, und den melodiereichen Gesang der Lerche, die der Morgenröthe entgegensteigt. Zur Nacht schreckt Sie nicht das Getümmel berauschter Schwärmer aus dem Schlafe. Fern von dem Schall der kriegerischen Abendmusik, fern von dem Schreyen der wechselnden Wache, schlummern Sie unter den sanft dahin flieſsenden Tönen der Nachtigall ein; und wenn Sie schon ruhen, singt sie noch fort, um wenn Sie erwachen sollten, Ihnen die schlaflosen Stundon unter den süſsesten Empfindungen zu verkürzen, indeſs der Mond mit silbernem Schimmer in das Schlafgemach hinscheint. Die Sonne wird Sie mit den lieblichsten Strahlen zur Morgenlust wecken. Dann eilen wir zusammen in die frische Luft, erblicken durch das eröffnete Fenster den Anfang des Lichts und die mit uns erwachende Natur, treten in den kühlen Garten, brechen Blumen voll Thau, und genieſsen die reinsten Vergnügungen, unterdessen das ganze Feld umher vom Fleiſse aufzuleben anfängt. Der ganze Tag auf dem Lande ist ein ununterbrochener Zusammenhang von Ergötzungen, die uns niemals ermüden, noch verdrieſslich werden lassen. So bald man nur der Stadt sich entzogen hat, und mit freyem Gemüth in dem Labyrinth der Lustplätze des Landes umherirret; sogleich fängt auch die Seele an, sich einer gewissen Entzückung zu überlassen, worinn man die gewöhnlichen Auftritte des Lebens vergiſst, und bey aller Lebhaftigkeit der Empfindung doch immer in dem Bezirke einer sanften Ruhe und Gelassenheit bleibt. Sagen Sie, Freund, haben Sie niemals eine ländliche Beschreibung mit solchem Gefühl gelesen, das bey Ihnen ein Verlangen erzeugt hätte, die schöne Natur in ihrem eigenen Schoose zu betrachten? Haben Sie niemals in Hagedorns Liedern die süſse Nachtigall singen gehört, niemals in Kleistens Frühling einen Hügel bestiegen, und Wald und Berg und Thal lachen gesehen, niemals in Geſsners Idyllen den frohen Festen der Hirten beygewohnt? Können Sie sich etwas Reizenderes vorstellen, als ein ganzes mit tausend abwechselnden Auftritten und Farben geschmücktes Land? Nur jene Aussicht da, wie viele Schönheiten sind nicht allein in ihr enthalten! Sanft über einander geworfene Hügel erheben sich allmählich zu einem Gebirge, wo das Auge ruhet; an ihren Abhängen schimmern junge Lämmer zwischen einem kleinen Buchenwald hervor; wie sie da hüpfen, wie der Schein der untergehenden Sonne die lachende Scene erheitert; wie die umherziehenden Wolken ein Gauckelspiel des Lichts und der Schatten verbreiten. Doch, was halt' ich mich auf, Ihnen Schönheiten begreiflich zu machen, die mehr empfunden, als beschrieben werden können? Kommen Sie, Freund, nur aufs Land! Die Natur wird es Ihnen tausendfältig ersetzen, was ich Ihnen zu schildern unfähig bin.

4.

Das Landleben bei den Alten.

Der Weise macht es sich zu einem Gesetz, sich nach der Natur zu richten, und einen Theil seiner Zeit den Beschäftigungen mit ihr zu widmen. Da sie einige Monate hinter einander in ihren grösten Reizungen erscheint, und in ihrem Schoose einen Ueberfluſs der süſseten Freuden erzeugt; so würde er es für eine Undankbarkeit gegen sie, und für eine Unbilligkeit gegen sich selbst halten, wenn er ihre Ergötzungen nicht zu der Zeit annehmen wollte, worin sie ihm so freygebig angeboten werden, Daher ist es rühmlich für den vermögenden Mann, sich in der Absicht

Sommerhäuser zu bauen, um auf ihnen die Annehmlichkeiten des Jahres zu genieſsen, und diese schöne Gewohnheit, die in allen angebauten Ländern herrschend geworden, scheint einen Beweis für den guten Geschmack unsrer Zeit abgeben zu können.

Nicht ohne ein lebhaftes Vergnügen können wir uns erinnern, wie sehr die Alten das Landleben zu schätzen wuſsten. Wie viele Denkmäler sind uns davon nicht aufgestellt! Sie hielten ihre Heerden und Hirten und Gärten für würdig, ihnen eigene Götter zu Beschützern zu geben; und selbst Apoll, der Vater der Künste und des guten Geschmacks, begab sich, als er auf die Erde herab kam, unter ein Volk von Schäfern, mit denen er weidete, und die er göttliche Lieder singen lehrte. Des Alterthums gröſste Dichter haben uns von den Gärten des Alcinous und Coricius, anmuthige Beschreibungen hinterlassen, worinn, anstatt der künstlichen Verzierungen unsrer Zeit, die reizende Einfalt der Natur am meisten hervorstach. Die ältesten Könige der Griechen waren Schäfer; und Homer entlehnt seine herrlichsten Gemälde aus ihrem Leben auf dem Lande. Die Hirtenlieder, die als ein kostbares Erbgut aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, athmen nichts als unschuldige Vergnügungen, zärtliche Freundschaften und Ruhe, die das Landleben erzeugte. Selbst mit Lorbeern bekrönte Helden baueten mit eigenen Händen ihre Felder, die einen desto höheren Werth für sie hatten, wenn sie ein väterliches Erbtheil waren. Atilius, Quintus, der Thränen vergoſs, daſs er wegen der angetragenen Consulwürde ein Jahr lang sein Feld nicht selbst bebauen konnte — Cato, der von dem unschuldigen Landleben des Curius begeistert ward — wer kennt nicht diese groſsen Männer und andere mehr? Sie wählten die Ruhe ihrer Landgüter zu ihren Wissenschaften, und bereiteten sich darin zu den Geschäften des Staats vor; und hatten sie diese verwaltet, so zogen sie sich wieder in die Stille des Landes zurück, suchten in Arbeit und Mäſsigkeit wieder ihr Vergnügen, und nach der Mühe eine Erquickung. Nicht weniger hielten sie das Landleben für eine bequeme Zuflucht des Alters — und Cicero preiset den Greisen den Aufenthalt auf dem Lande an. Er erzählt, daſs er sich auf eine unglaubliche Art auf dem Lande belustige, daſs sich das Landleben fur einen Weisen am besten schicke, und daſs uns an seinem Genuſs das hohe Alter nicht hindere.

„Nicht allein, fährt er fort, ist das Land wegen der Saaten, der Wiesen, der Weinberge und Hölzungen angenehm; sondern auch wegen der Früchte, der Gärten, der Viehweiden, der Bienenschwärme, und der Verschiedenheit aller Blumen. War denn das hohe Alter derjenigen elend, die sich an dem Ackerbau ergötzten? Meine Meinung zu sagen, so weiſs ich nicht, ob irgend eine Lebensart glücklicher seyn könne, als die auf dem Lande: und ich führe nicht allein dieses an, daſs der Ackerbau dem ganzen menschlichen Geschlechte ersprieſslich ist, sondern auch die Ergötzungen, die Fülle, und den Ueberfluſs an allen Sachen, die zu den Lebensmitteln der Menschen und selbst zur Verehrung der Götter gehören. Was soll ich von den grünenden Wiesen, von den mit Bäumen besetzten Spaziergängen, oder von der Schönheit der Weinberge sagen? Mit einem Wort: nichts kann reicher an Nutzen, nichts an Gestalt reizender seyn, als ein wohl angebautes Land; und das hohe Alter hält uns nicht allein nicht ab, sondern es ladet uns auch ein, und lockt uns, davon Genuſs zu haben. Wo kann wohl dieses Alter gesunder durch Sonnenschein und Feuer erwärmt, und durch Schatten und Wasser wieder abgekühlt werden?“ So sehr liebten die Römer die Stille des Landlebens, und suchten darin Erquickung und Unterstützung bey der Hinfälligkeit der Natur. Daher waren auch die Gegenden in Campania, wo jetzt Frascati, Palestrina und Albano liegen, wo sie von den Wäldern und Gebirgen Kühlung empfingen, mit Landhäusern und Gärten gleichsam besäet: überall waren die angenehmsten und kühlesten Oerter mit Sommerwohnungen angebauet, die sie nach der Beschaffenheit der Jahrszeiten zu verändern pflegten, so wie Horaz sich im heiſsen Sommer zu Tibur oder Präneste aufhielt, wo die bergigte Lage der Hitze wehrte, und die kältern Monate insgemein zu Tarent zubrachte. Selbst gegen die Widerwärtigkeit glaubten die Römer den besten Trost auf ihren Landgütern zu finden. Sie begaben sich dahin durch eine freywillige Verbannung, wenn die Ungerechtigkeit sie in der Stadt verfolgte, und vergaſsen die Undankbarkeit ihres Vaterlandes unter dem Schatten einer stillen Entfernung. Und welcher Ort ist wohl geschickter, die Sorgen zu mindern, und die Bekümmernisse des Lebens zu zerstreuen? Wo ist es wohl leichter, das Unrecht der Welt zu vergessen, und die empörten Leidenschaften zu besänftigen, als auf dem Sommerhause, das uns von der Gesellschaft der Ungerechten entfernt, und in der glücklichen Stille, worin es uns verschlieſst, die Seele aus so vielen Annehmlichkeiten der Natur mit einer ruhigen Heiterkeit wieder belebt? Hier können die, welche die Unbetsändigkeit der menschlichen Dinge erfahren, in der weiten Gegend ihre betrübten Gedanken verfliegen lassen, und ihren Gram gleichsam den Flügeln der Winde übergeben, um ihn wegzuwehen; die Thränen vertrocknen unter dem mitleidigen Säuseln der Luft; das Herz zerschmilzt in eine stillere Wehmuth. Die Erquickungen der Natur kommen uns überall entgegen; und wir empfangen mit ihnen eine sanfte Linderung der Schmerzen. Die traurigen Bilder verschwinden nach und nach. Der Geist widersteht nicht mehr beruhigenden Betrachtungen; und eine weise Gelassenheit bricht, wie eine heitre Abendröthe nach einem regenvollen Tage, mitten durch die Bekümmernisse der Seele hervor. So verlieren sich allmählich die Betrübnisse unsrer Tage unter der stillen Anmuth des Landlebens; und welches Herz,, das seine Lust fühlt, wird nicht mit einer geheimen Sehnsucht seufzen:

O! rus, quando ego te adspiciam, quandoque licebit,
Nunc veterum libris, nunc sommo et inertibus horis,
Ducere sollicitae jucunda oblivia vitae? *)

---

*) Horaz

5.

Das Religiöse des Landlebens.

Die ganze Welt ist für den Weisen ein unermeſslichen Schauplatz von Vergnügungen; alles, was er auf ihm antrifft, wird ihm eine Quelle froher Empfindungen. Die sinnlichen Freuden des Herzens machen gleichsam die Morgenröthe aus, die dem Anbruch des Tages, den gereinigten Betrachtungen des Verstandes, vorhergehen. Sie sind die ersten, die uns einnehmen, noch ehe wir von dem Lichte der Vernunft einige Strahlen empfangen. Sie bahnen den Weg zu höhern Ergötzungen, und sind eine Vorbereitung zu den erhabensten Empfindungen des Vergnügens, die von den aufgeklärtesten Einsichten nur erzeuget werden können. Aber eben diese sinnlichen Ergötzungen über das Schöne der Natur müssen, der Würde des Menschen gemäſs, erhöhet, und moralisch gemacht werden. Sehet hier die Stufen, auf welche uns die Natur hinaufleitet. Wenn wir bei der Verjüngung der Natur unsre Wiesen voll Gras und Blumen, unsre Felder voll Saat, unsre Gärten voll Gewächse erblicken, wenn wir bey dem Anschauen und bey dem Gefühl der Reizungen der Natur von einer sanften Fröhlichkeit durchdrungen werden; was ist alsdann natürlicher, als zu denken, wem wir das Daseyn dieser Gegenstände, und das Vermögen, ihre Annehmlichkeiten zu empfinden, zu danken haben, und was wir den wohlthätigen Gesinnungen dieses Wesens schuldig sind? Der höchste Grad dieser Betrachtungen wird durch die Naturlehre verschafft. „Diese Wissenschaft, sagt ein groſser Schriftsteller im Zuschauer, belebt die Lust an den Geschöpfen, und macht sie nicht nur der Einbildungskraft, sondern auch dem Verstande angenehm. Sie bleibt nicht bey dem Murmeln der Bäche, und dem Gesange der Vögel, in dem Schatten der Grotten und der Wälder, oder bey dem Stickwerk der Felder und der Wiesen stehen, sondern betrachtet die verschiedenen Absichten der Vorsehung, die dadurch erhalten werden, und die Wunder der göttlichen Weisheit, die darin erscheinen. Sie erhöhet die Vergnügungen des Auges, und erregt eine solche vernünftige Bewunderung in der Seele, die nicht viel geringer ist, als die Andacht." Hier auf dem Lande unterhalten wir uns mit der ganzen Natur, und ihrem Urheber. Wir sehen und fühlen ihn selbst in seinen Werken. Jedes Gemälde ist von ihm. Die Meisterstücke seiner Macht und Weisheit liegen uns in einer gröſsern Mannigfaltigkeit und Pracht vor Augen, als in der Stadt. Die Betrachtung wird durch die Stille des Landes befördert, und erfüllet die ganze Seele. Jedes Thal und jeden Wald können wir, wie jene frommen Bewohner der neuen Erde, zu einem Tempel der Gottheit machen. Ueberall wandelt der allgegenwärtige Gott in der Natur umher; die hohen Haine rauschen von Baum zu Baum sein Lob, und die Bäche verkündigen von einer murmelnden Welle zur andern seine Güte. Welcher Ort ist von den Spuren der Gottheit leer? Wir mögen im schattigten Gebüsche sitzen, oder in einem Labyrinth von Thal und Wald und Wiesen umherirren, oder eine heitere Anhöhe besteigen; überall wird die Seele den groſsen Gedanken nähren müssen: wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders, denn Gottes Haus.

So wenig diese Anmerkung vielleicht manchen, die das Landleben nur aus ihrem eingeschränkten Gesichtskreise als einen Aufenthalt für blos sinnliche Vergnügungen betrachten, gefallen möchte; so sehr ist sie doch die Moral der Vernunft, und aller grosser Männer. „Alsdann, spricht Seneca, sage ich den Göttern Dank; alsdann finde ich das Leben theuer und werth, wenn ich die Natur betrachte, wenn ich mit meinen Augen bis in ihr Innerstes dringe. Weswegen könnte ich mich wohl sonst glücklich preisen, unter der Zahl der Lebendigen zu seyn, als daſs ich die Natur erkennen lerne, und mich durch die Erkenntniſs bis zu dem unendlichen Wesen erheben kann, das alle Dinge erschaffen und geordnet hat, und sie alle regiert?“ „Mich deucht, sagt unser Klopstock, es sollte sich niemand rühmen, daſs er die Freuden des Landlebens kenne, wer sich der höchsten derselben nicht oft überläſst, ich meine, wer nicht durch den Anblick der Natur, er sehe ihre Schönheit in einem kleinen Blatte, oder in einer weitaus.

gebreiteten Gegend, wer nicht oft durch diesen Anblick zu Betrachtungen über den, der dies alles, und wie viel mehr noch! gemacht hat, erhoben wird. Dann erst ist der Schatten recht kühl, der Wald grün, die Luft erfrischend und wohlthätig, der Mondabend recht still, wenn die ruhigere und schönere Seele, als jenes alles ist, auf diesen Stufen zu dem allgütigen Vater der Schöpfung emporsteigt. Wer Anmerkungen von dieser Art nicht hören mag, weil er sie schon oft gehöret hat, der kömmt mir vor, wie einer, der seiner Existenz müde ist."

Da das Landleben uns mehr Gelegenheit und Ruhe giebt, die Vergnügungen über die schöne Natur zu schmecken, als der Aufenthalt in der Stadt, wo man die Schönheit der Schöpfung nur dem Namen nach kennt, und der Frühling fast gar nicht empfunden wird, wo das Auge, ewig von Mauern und Thürmen umzirkt, kaum einen Fleck des lächelnden Himmels erblickt, und die Luft mit Wolken von Rauch und Dünsten verdunkelt ist; so haben wir eine gewisse Verbindlichkeit, einige Zeit auf dem Lande zuzubringen. Indem der Geist sich von der Mühe der Geschäfte erlöset, und sich zu den stillen Ergötzungen des

Landes entschlieſst; so nimmt das ganze Herz an dieser Feyer Antheil, und der Mensch wird den freundlichsten Gedanken und süſsesten Empfindungen übergeben. Von allen Seiten her setzt ihn die Freude über die Natur in Bewegung. Und eben diese Freude versetzt den Menschen in die glücklichste Lage. Die Seele, die sich beständig unter Arbeiten und Sorgen ermüdet, und sich alle erquickende Ergötzungen versagt, wird endlich lauter Verdruſs und Rauhigkeit. Je mehr sie sich von Gegenständen, die Vergnügen erwecken, entfernt, je mehr sie sich in tiefsinnigen Nachforschungen verliert, oder sich den Bekümmernissen des Lebens überläſst, ohne sich von irgend einer sinnlichen Lust ermuntern zu lassen; desto mehr Ernst und Dunkelheit wird sich über sie ausbreiten, und die zarten Triebe angenehmer Empfindungen überschatten. Die glückliche Leichtigkeit des frohen Gefühls wird in eine kalte Trägheit verschwinden. So sehr im Gegentheil die Freude die beste Erhalterin der Gesundheit ist, so sehr erstrecken sich auch ihre Vortheile über die ganze Seele und ihre Thätigkeit. Indem vor ihr die Sorgen und der Verdruſs verschwinden, so beruhigt sie die Leidenschaften, und setzt das Gemüth in eine beständige Gleichheit von Mäſsigung und Zufriedenheit. Sie ist eine stille Billigung der Vorsehung, und eine geheime Danksagung für ihre Wohlthaten. Sie läſst uns alles, was die Welt angenehmes und nützliches hat, recht genieſsen. Sie belebt unsre Geschäfte, und schmückt unsere Handlungen mit Gefälligkeit und Anmuth aus. Sie giebt dem Herzen und der Stirne Heiterkeit, und unserm Umgang Leben. Sie flöſst leichter die Empfindung ein, die an den Bedürfnissen anderer Theil nimmt, und macht, daſs wir die Erquickungen und Wohlthaten der Natur gern unsern Brüdern mittheilen. Dies alles schafft das Landleben; wer hat noch Muth genug, diese Quelle der Tugenden zu verachten?

6.

Die Mannigfaltigkeit des Landlebens.

Immer entdecken sich neue Vorzüge des Landlebens, je mehr wir es genieſsen, sagte mir Aripes, als wir einst an einem schönen Morgen vor der Thüre unsers Sommerhauses saſsen, und die weite Gegend überschauten. Welch ein Unterschied ist zwischen diesem Aufenthalt und der Stadt! Wie ängstlich war es doch dort in der engen Umschlieſsung der Mauern, und bey der Einförmigkeit und Unbeweglichkeit der Dinge die uns beständig vor Augen lagen, und Dunkelheit und Ueberdruſs über die Seele verbreiteten! Die Freyheit ist ein Bedürfniſs unsrer Seele; ich habe es oft erfahren; und das Groſse und Ausgedehnte eine Quelle ihrer Vergnügungen; das empfinde ich in diesem Augenblick. Betrachten Sie einmal mit mir diese Landschaft. Eine Menge der schönsten Gegenstände fällt uns auf einmal in die Augen; die Verschiedenheit ihrer Gröſse macht ihre Anmuth empfindbarer: indeſs daſs diese ganz entfaltet in ihrem Umfang sich zeigen, so erscheinen uns jene theilweise, und lassen uns das Vergnügen, da fortzudenken, wo der Blick nichts mehr findet. Selbst ihre Verbindung unter einander enthält neue Reize; jenes Thal würde nicht so anmuthig glänzen, wenn nicht der silberne Strom es erheiterte, und an seiner Seite sich nicht der waldigte Berg erhöbe. Und welche Wirkungen des Lichts und der Farben! Einige Gegenstände glänzen in den Strahlen der Sonne, da andere halb im Schatten verschleyert liegen, und das vom Schimmer ermüdete Auge ruhet gerne bey ihnen in einer sanften Erquickung; und die leichten Wölkchen, die dort in der Ferne sich sammlen, und den benachbarten Wald dunkler überschatten, vervielfältigen unter ihrem Umherziehen die Schauspiele des Lichts. Wenn alle diese anmuthigen Scenen in einer unbeweglichen Stellung erschienen; wie viel würde ihren Reizungen noch fehlen? Aber sehen Sie, wie lebendig alles ist; wie der Fluſs, nachdem er sich von der Anhöhe schäumend herabgestürzt, mit unaufhaltsamen Wellen dahinbrauset; wie jene Rinder in der Weide zerstreut umherirren, wie dort die Landleute hin und her wimmeln, wie die Schwalben in der Luft schwimmen, wie der Morgenwind auf den Blumen schwärmt und in den Blättern dieser Bäume über uns, daſs der Thau von ihnen fällt; hören Sie den Lärmen der Springbrunnen hier vor uns, und dort vom Hügel herab das frohe Geblöck der Heerde, und nahe um uns her die Stimmen der Vögel, die immer abwechselnd ihr Concert halten; nehmen Sie, Freund, dies alles wahr, empfinden Sie dieses Leben und diese Abänderung der Scene. Wie viele heitere und lachende Bilder, wie viele angenehme Beschäftigung für die Einbildungskraft!

Ja, Freund, fuhr ich fort, ich empfinde alles dies, was der Phantasie die süſseste Unterhaltung giebt; und ich werde durch den Anblick der Natur auf eine neue Betrachtung geleitet, die mit jener verwandt ist, die Betrachtung der Mannigfaltigkeit. Der uns so gewöhnliche Trieb zu ihr findet in diesen Scenen hier seine völlige Befriedigung. Wie unruhig sind wir nicht, wenn wir ihn nicht sättigen können? Und wie wenig würden uns selbst diese reizenden Aussichten, die vor uns liegen, zuletzt beschäftigen, wie matt ihre Eindrücke auf uns werden, wenn hier keine Abwechslung, keine Mannigfaltigkeit herrschte? Diese belebt unsre ganze Seele, alle die Freuden zu geniessen, woran die Schöpfung so fruchtbar ist. In der Stadt schmachteten wir oft nach Abwechselung; und unaufhörlich verfolgte uns der Eckel der Einförmigkeit. Hier wird unsre Neigung zur Mannigfaltigkeit immer gereizt, aber auch immer befriedigt. Eine Reihe von Wesen, die sich ins Unabsehbare verlieret — am Tage die Pflanzen und Thiere — in der Nacht die Gestirne — wie mannigfaltige Belustigungen für das aufmerksame Auge, und den denkenden Geist! Auf allen Seiten beschäftigt sich die gütige Natur, uns mit einem immer neuen Vergnügen zu überraschen; und selbst in dem Wurm, in dem Blatte bietet sie uns eine Quelle der Ergötzung an; sie flieſst aber nicht für den Leichtsinn, und den verachtenden Stolz, sondern nur für den empfindenden Weisen. Für ihn nur eifert jeder Tag auf dem Lande, ihm eine ganze Fülle abwechselnder Freuden zu schaffen.

Wohl hatte unser Horaz recht, erwiederte Aripes, wenn er das mannichfaltige Schöne des Landlebens einzeln entwickelte. Und andere weise Dichter haben eben so wenig die Mannigfaltigkeit der Vergnügungen der Natur vergessen. Sie erinnern sich noch wohl, wie froh wir neulich auf dem benachbarten Hügel den Eingang in Hallers Gedicht vom Ursprung des Uebels lasen. Der muſs keine Augen haben, der diese Mannichfaltigkeit nicht bemerkt, der nicht erkennt, daſs die Natur so viel vereinigt, um unser Vergnügen zu unterhalten. Eben die Quelle, die bey unsrer Wohnung vorüberflieſst das Thal zu wässern, ladet uns auch zum Schlummer ein, ergötzt das Ohr, und versorgt uns mit Getränk. Eben der schattigte Wald, in dem wir Kühlung athmen, und das mannichfaltige Lied der Vögel hören, nähret die für unsre Tafel nützlichen Thiere. Eben die Bäume, an welchen die farbigte Blüthe reizt, liefern uns süſse Früchte; und das von Getreide anmuthig wallende Gefilde ist die Quelle unsrer künftigen Nahrung. Die Natur stellt uns kein Schauspiel vor, das einseitig wäre, keines das uns nicht mehr als ein Vergnügen, mehr als einen Nutzen verschaffte. Aus weiser Sorgfalt für uns wählte sie bey der Bekleidung der Erde das Grüne zur Hauptfarbe. Dies war genug, um zu vergnügen; aber doch nicht genug, um so sehr zu vergnügen, als sie durch die Mannichfaltigkeit konnte. Daher die vielen Verstärkungen und Verminderungen des Lichts in dieser Farbe; die belustigenden Abwechslungen und sanften Schattirungen. Wie viele Arten des Grünen, die aus dem Hellen in das Dunkle durch unzählige Stufen hinaufsteigen! Jede Familie der Pflanzen hat ihre eigene angeerbte Farbe. Und die mit Wäldern, Gebüschen, Kräutern und Gras und Saaten gefüllte Landschaft, welche lebendige Malerey des Grünen stellt sie uns nicht vor, wo die mannichfaltigen Gattungen der Farbe unter einander laufen, hier stark abstechen, dort sanft in einander schmelzen, und überall in einer empfindbaren Harmonie verbunden sind!

Zu diesen Gedanken gehört noch ein Blick in unsern Garten. Jeder Monat führet neue Gewächse und Blumen hervor; die Stelle der verblüheten Geschlechter wird mit andern Ankömmlingen wieder besetzt; und sie erscheinen nach einander, damit die Scene niemals leer sey. Noch heute sah ich in der kühlen Frühstunde, wie manche frische Knospe sich bey der Morgenröthe eröffnet hatte, und wie hin und wieder ein junger Keim aus dem Boden hervorblickte, Und welche Welt von Farben auf der Blumenflur! Welcher Reichthum, welche Pracht hier in den Tulpen, und welche Feinheit in den Nelken, die sich so eben entfalten! Die unnachahmliche Mischung der Farben, die Harmonie, die Malerey, die Auszackung der Blätter, der weiche Sammet, der leichte Duft, der auf ihnen ruht, der ganze kunstreiche Bau der Blumen — wie viele abwechselnde Belustigungen für das Auge!

Unter diesen Unterredungen waren wir aufgestanden, und irrten im Garten umher; die Heiterkeit des Tages und das Vergnügen des Gesprächs hatte uns unvermerkt bis an seinen Ausgang geleitet. Voll vom Gefühl der schönen Natur verfolgten wir einen Weg durchs Thal; auf einmal wurden wir von einem neuen Auftritt überrascht, und es schien, als wenn alles sich vereinigte, um das Bild der Mannichfaltigkeit, wovon wir uns unterredeten, zu erweitern. Zwischen zween Hügeln blitzten dem Auge die Wellen eines Sees entgegen, auf dessen heller Fluth eine fröhliche

Gesellschaft ruderte, und hin und her ruhende Kähne zerstreut lagen, worin aufmerksame Fischer lauschten; längs dem Ufer zogen sich mit Wein bepflanzte Hügel hin, auf deren Anhöhe ein Landhaus sein Haupt zwischen Umhüllungen von Fruchtbäumen und Buchen hervorstreckte; und an dem untern Absatz hing eine kleine Heerde von Ziegen nagend an den Gesträuchen; aus dem See entfernte sich ein Strom, floſs an der Seite unsers Thals bald unter der grünen Decke eines überhangenden Gebüsches dunkel dahin, bald eilte er tiefer unten mit schnellen Wellen, die im Glanz der Sonne tanzten, in eine ruhige Einöde hinab. Mehr als einmal sagten wir uns (denn die Dichter sind uns immer gegenwärtig):

O, welche Wollust haucht von dem bebüschten Hügel!
Welch angenehmer West durchzieht
Mit schattigtem bethauten Flügel
Dies holde Thal, wo alles grünt und blüht!*)

Ja, wir standen vor einem hohen Hügel; wir fingen an, einen Abhang nach dem andern zu überklettern. Unterdessen begrüſste uns oft die mit uns steigende Lerche, und die auf der einen Seite grasende Heerde; dann ruheten wir eine Weile unter dem Gemurmel eines kleinen Wasserfalls, und sahen zurück, wie weit wir gekommen waren. Allmählig war die Spitze erstiegen. Welche Menge der Aussichten, welches feyerliche Lustspiel, welche Malerey von tausend lächelnden Scenen! Ein sanfter Dunst umschwebet die in die Tiefe sich hinabsenkenden Blicke, indem sich eine halbe Welt im bleichen Schimmer überschauen läſst. Da winden sich blumigte Thäler mit belustigenden Krümmungen durch das weite Land hin, in welchem die stolze Stadt mit ihren Palästen und Thürmen, wie ein kleiner dunkler Fleck, liegt; neben ihnen schlingen sich Gärten und Wiesen und Gebüsche in einander; an jenem Hügel hängt eine weiſse Wollenheerde, anmuthig durch die grünen Gesträuche hervorschimmernd: und hinter ihm pranget eine Aussicht von Wäldern, wovon die letzten sich mit immer tiefern Schatten schwärzen. Nahe vor ihnen ruhen friedsame Hütten, um welche rings umher sich das Gewühl des Fleiſses sehen läſst. Sehen Sie, wie dort kämpfende Stiere durch einander taumeln, und Sand und Erde in die Luft werfen, da auf eben der Weide indessen junge Rosse in muthwilligen Sprüngen scherzen? Wie dort im Meyerhof der helle Teich zwischen den umpflanzten Weiden blinkt, und da durch die niedrigen Ebenen das Silber der Aare hinwallet! Wie glänzen nahe vor uns die wechselnden Farben der Flächen, die in der Ferne in eine völlige Dunkelheit verbleichen würden, wenn nicht noch da die Felder voll Getreide in einem höhern Schmuck hervorstrahlten! Bemerken Sie doch zur Rechten den Waldstrom von beschäumten Höhen herab; sein brausendes Wasser durch eine enge Oeffnung hervordrängend, von Fels auf Fels mit Ungestüm den tiefen Fall herabstürzend, wird eine lange milchweifse Säule, wirft einen weifsen Nebel um sich, und tränkt die untere Gegend mit thauigtem Gestöber. Von da aus ziehen sich die grauen, von keinem Laub, von keinem Gras umgrünten Felsengebirge, die fürchterlich über einander gewälzt liegen und ihre nie besuchten Gipfel im Schoose der Donnerwolken verhüllen, wild und rauh in einer ungeheuren Strecke fort; auf ihren Häuptern liegt die Sonne, und in ihren schrecklichen Zwischenräumen die Nacht; ihre Gränze ist das Ende des Sommers, und der Anfang eines ewigen Winters, an dessen Gebiet sie angedrängt sind. *) Unterdessen daſs dies Groſse die Schönheit der andern Gegenden erhebt; so malet, um den Reiz der Erde noch mehr zu erhöhen, in den vorüberwandelnden Wolken sich eine ganze Landschaft; Gold und Rosen durchglimmen die dunkelblauen Decken des Himmels, und Purpur umröthet ihren Saum. Welche unaussprechliche Kraft, welche harmonische Verwickelung in diesen ländlichen Schauspielen!

---

*) Uz.

Nachdem wir uns unter diesen mannichfaltigen Ergötzungen recht erquickt hatten, so wandelten wir zu unserm Landhause wieder hinunter. Die Alphörner einiger Hirten begleiteten uns beim Hinabsteigen, und das kunstlose Lied ihrer Galatheen tönte mit darunter; jedes Echo wachte auf, und aus der Ferne her verstärkte ein Waldhorn den Wiederhall; laut rief er aus dem entgegenstehenden Gehölze zurück; dann schmolzen die Töne in immer mattern Fall hinab, wurden noch einmal dumpf gehört, und verstummten. Die kühlenden Winde minderten die Wärme des herannahenden Mittags; und von allen Seiten hauchte uns ein süſser Duft aus den Gebü-

---

*) Die Alpen.

schen und Kräutern zu. Wir kamen in unserm Sommerhaus mit der neuen Erfahrung an, daſs uns die Natur auf dem Lande bey jedem Schritte eine unermeſsliche Mannichfaltigkeit von Ergötzungen darbietet.

7.

Der Morgen und der Abend auf dem Lande.

Schon entweicht der Mond (so bildete ich einst die Scene des Morgens nach,) mit seinem bleichen Gefolge; schon fangen am dämmernden Himmel die ersten Farben der Morgenröthe an aufzuglimmen. Allmählich verlassen die falben Schatten die Ebenen, und ziehen sich tief in die Nacht der Wälder zurück; an dem Gipfel der Berge wallen die Nebel auf und nieder, und scheinen unter einander zu streiten, wie sie vor der Ankunft der Sonne entweichen wollen. Der rasche Lauf der Flüsse, und die stille Fluth des Sees sind von einem Dampf bedeckt, der nach und nach an den angränzenden Hügeln hinanfzieht; indessen daſs hin und her die Spitzen der Wälder und Landhäuser aus der Dunkelheit emportagen, dort der lange Gürtel grauer Gebirge, die sich mit dem blauen Himmel mischen, wieder erscheint, hier ein kühler Wind auf den schon erhellten Bächen schwärmet, im muthwilligen Spiel die kleinen Wellen kräuselt, und da im frischen Laube scherzend, den Thau herabschüttelt. Ein sich immer mehr aufheiterndes Purpurroth durchströmt die Wolken; und ein vorlaufender Schimmer der herannahenden Königin des Tages spielet auf den Häuptern der Felsen und der Hügel, welche die letzten Tropfen des Thaues empfangen, und weckt die ganze Natur, auf ihre prächtige Ankunft aufmerksam zu seyn. Der ganze Ost entflammet sich; der Himmel glänzt von einem zitternden Lichte; die Stirnen der Berge glühen; über dem gewölbten Walde zerflieſst eine liebliche Röthe; und weit umher schwimmen schon die Gefilde in einer güldenen Heiterkeit. Endlich erhebt sich dort die Sonne über dem Horizont herauf, ein wallendes Feuermeer. Ihre Strahlen umleuchten alles; die weite Schöpfung fühlt ihre Gegenwart. Der Glanz des Lichtes blitzt auf den bethauten Fluren; die Wiesen schimmern im reichern Schmelz; die Blumen entfalten sich und spiegeln ihre benetzten Blätter vor der erwachten Sonne. Der West wälzt sich auf erfrischten Gewächsen; die Luft ist kühl. Die

Lerche wirbelt ihr Morgenlied in beglänzten Wolken. Jede Schönheit der Natur enthüllt sich wieder, und ein Trieb des Vergnügens bemeistert sich aller Sinnen. Ein zarter Dampf, der das Thal noch wie mit einem leichten Flor beschattete, verfliegt allmählich in der heitern Luft; die entfernten Gebirge nähern sich aus ihrem Duft dem Auge wieder, und alle unsre Blicke streichen in der erleuchteten Landschaft umher. Schon lange hat der Landmann, von der Stimme des Hahns geweckt, sein Lager verlassen, und munter bereitet er sein Feldgeräth vor der Hütte, von hohen Eichen beschattet, und von nahen Wiesen umduftet. Am Eingange des Forstes steht der Hirsch, sieht den frühen Reisenden vorüberziehn, gafft ihn mit furchtsamer Neugier an, und rauscht in die sichern Gebüsche zurück. Die Thiere jauchzen dem jungen Tage entgegen, und suchen ihre Nahrung, der Stier führt mit gemessenen Schritten die Heerde wieder zur Weide hin, und das Gebrüll und der Klang der Schellen durchtönt den Weg; neben ihm springen die Schaafe aus ihren Hürden hervor, und die Hügel umher antworten auf das Geblöck und das Horn der Hirten. Indessen stimmen die Wälder in das allgemeine Concert der Natur mit ein; hundert vermischte Stimmen frohlocken zum Himmel empor; der Landmann wetzt die Sense, mähet und singt; alles ist Leben und Freude. Doch alle diese Reizungen sind mehr für die Empfindung, als für die Abschilderung.

Eben so unbeschreiblich sind die Annehmlichkeiten des **Abends** auf dem Lande. Die Hitze des Tages kühlet sich allmählig ab; das schmachtende Gras, die welken Blätter der Bäume und der Blumen heben sich wieder empor. Die Wiesen schwirren; die Wachtel singt ihr Abendlied im dicken Getreide; die Luft ist voll balsamischer Gerüche. Die Mattigkeit verschwindet und eine süſse Empfindung des Vergnügens durchgieſst die ganze Seele. Wie erquickend ist es nicht, unter dem kühlen Säuseln der Abendluft zu wandeln! Aber noch mehr Anmuth hat der Abend auf dem Lande. Die feurige Gluth der Sonne sinkt in Westen; von ihr empfängt das ganze Sommerhaus eine feyerliche Uebergüldung. Und indem sie ihre letzten Strahlen an die Berge hinstreut, ein blitzendes Licht durch die gebrochenen Wolken wirft, die Spitze des Waldes vergüldet, und sich in einer wallenden Rosenfarbe auf der Fluth malt; so verlöscht sie allmählich am Himmel, und verläſst ihn, von einer sanften

Röthe umfloſsen. Und hier, welche prachtvolle Scene, die andere Länder nicht kennen, bildet noch dein Abendlicht, geliebte Schweiz! Deine in einer unabsehbaren Strecke fortlaufende Alpen, die den hohen Himmel zu stützen scheinen, welche unnachahmliche Malerey der Natur empfangen sie beim Abschied der Sonne! Weit umher schimmern zuerst die Spitzen; tausendjähriger Schnee kleidet sich in der heitersten Gestalt, und ewiges Eiſs blitzt vom Golde. Bald darauf taucht die Natur ihren Pinsel in die höchste Purpurfarbe, und ummalet einige Minuten lang die obersten Gipfel; alle ihre stärker erleuchteten Abhänge fangen an mir zu glänzen, bis der weite Horizont, der sie umfaſst, in lauter Strahlen schwimmt. Weidet eure Augen an diesem Schauspiele, ihr Dichter und Maler; aber die Kunst muſs vor der Natur erröthen. In wenig Augenblicken nimmt sie ihre purpurnen Decken weg, und legt andere hin, die in einer gemilderten Rosenpracht schimmern; aber nicht weniger reizen. Nach und nach erbleichen auch diese in ein sanftes Blau, das hin und her noch von einer ermattenden Röthe durchwebt ist; bis die heitern Farben verlöschen, und ein sich allmählich verdunkelndes Violet aus einer Dämmerung in die andere übergehet und sich immer tiefer verhüllt, bis endlich die mit dem Himmel vertraulichen Höhen, die vorher im hellen Feuer brannten, von der allgemeinen Finsterniſs überwältigt werden. — Jetzt hat schon die Abendglocke vom Thurm in das stille Dorf hingetönt, und in das weite Feld hin den Landmann in die Arme der Ruhe und seiner wartenden Geliebten zurückgerufen; willig läſst die müde Hand die Sense sinken, oder hält den Pflug ein; seine getreuen Gehülfen, seine Knechte und seine Stiere werden ihrer Arbeit entlassen; er legt die Werkzeuge auf seine Schultern, und wandelt mit langsamen Schriften zu seiner Hütte hin, aus welcher er nicht ohne Vergnügen von Ferne den Rauch in die Dämmerung emporwallen sieht. Am Eingange lallen ihm seine Kinder ihre Freude entgegen, oder der Knabe bringt ihm frohhüpfend eine gefangene Schwalbe, die der Vater gutherzig wieder fliegen lassen heiſst; betrübt verliert er seinen angenehmen Raub; unterdessen tröstet er sich wieder bey der Abendmahlzeit, wohin er den Alten unter den häuslichen Erzählungen der Mutter begleitet. Die Schatten senken sich aus den Wolken herab, lagern sich in den Ebenen, und besteigen die

Berge. Das Feld ist verlassen; nur einige Hirten, die sich zu muntern Liedern zusammensetzen, lassen sich noch aus der Ferne hören. Bey ihrem Liede steigt der Mond dort hinter dem dunkeln Wald hervor; alle Blätter spielen, so weit sein Licht schleicht, in einem sanften Schimmer, und der weiſse Wiederschein zittert auf dem laufenden Strom. In den Gebüschen, auf den Weiden herrscht die Stille; der ausgespannte Stier ruhet, und das Lamm schläft unbesorgt. Nichts regt sich mehr, als etwa das hohle Geräusche der Aare, die keine Ruhe kennt, oder ein kleines rieselndes Gewässer, und der Springbrunnen im Garten, oder das Lispeln der Bäume, oder Chloens Stimme, die, den Abend zu verschönern, ein Lied von Hagedorn oder Gleim zum Clavier singt, und über ihre süſsen Melodien die einschlagende Nachtigall eifersüchtig macht. Der blasse Schimmer des Monds, der in dem blauen Gewölbe über uns zu schimmern scheint, wird durch den Aufgang der Sterne erhöht, die hin und wieder zu glimmen anfangen, bis endlich der ganze Himmel von unzählbaren bis in die Unendlichkeit angezündeten Lichtern funkelt. Welches Schauspiel! Stille Bewunderung faſst den Geist des nachdenkenden Weisen, und süſse Empfindungen durchströmen seine Seele, wenn er dem Schlaf einige Stunden entwendet, um die Schönheiten der Mitternacht und ihre flammenden Wunder am Himmel zu betrachten. Die Lichter streuen ihren Schimmer über das Feld, werfen über die eine Seite jenes Berges eine sanfte Erleuchtung, und lassen die andern anmuthiger im Schatten liegen. Oft verschwindet der Fürst der Nacht unter den Verhüllungen vorüberwandelnder Wolken; dann trauert die weite Landschaft, dann schwimmen Hügel und Thäler in der allgemeinen Finsterniſs unter einander. Bald aber tritt er mit erhöheter Heiterkeit hinter den zurückwallenden Vorhängen wieder hervor, und alles lächelt von neuem unter seinem versilbernden Schimmer. Dort glimmet noch durch die fernen Gebüsche eine Lampe, die vielleicht die späten Nachtwachen eines Weisen unterhält, der die Natur betrachtet, und dem Glück des Landlebens nachdenkt. Gelinde durchflieſst der Thau die Luft, und die Nachtviole duftet lieblicher; verlorne Seufzer der müden Philomele regen sich noch im nahen Gebüsch, und erwecken eine zärtliche Wehmuth. Wie bald legt sich der Sturm der Leidenschaften in der Seele, da die ganze Natur schweigt, da selbst der Athem der Luft stille ist! Wie ruhig schliefst sich das ganze Herz in sich selbst ein, und fängt an, sich in geheime Unterredungen mit sich einzulassen, bis der Schlummer sich aufs Auge senkt und holde Träume die immer wache Phantasie entzücken!

8.

Das Landleben des Gefühllosen.

So wie einige städtische Landbewohner das Vorurtheil haben, daſs die Tage auf dem Sommerhause nur zu sinnlichen und berauschenden Lustbarkeiten angewendet werden müſsten; so giebt es andere, die ganz ohne Gefühl zu seyn scheinen, und deren Geist in einer ewigen Schlafsucht liegt. Es ist schwer, die rechten Ausdrücke zu finden, um diese Leute natürlich genug zu bezeichnen; so wenig ein solcher Zustand der Seele in der freundlichsten Jahreszeit zu begreifen ist. Diese sind in ihren Sommerhäusern, was die Bildsäulen in ihren Gärten sind. Man sieht sie immer in einerley Stellung, ohne Wirksamkeit, ohne

Bewegung. Ihre öde Seele gleicht der Wüste, die keine Spur des Frühlings, keine Hoffnung des Sommers hat. Unter ihnen nimmt einer meiner Nachbaren, Othil, ein Edelmann, eine der ersten Stellen ein. Wenn die Sonne sich schon der Mittagshöhe nähert, und der Landmann sich schon viele Stunden im Schweiſse badet; so schnarcht er noch im tiefen Schlaf. Endlich erhebt er sich mit einer trägen Langsamkeit, gähnt der Sonne entgegen, und gafft die schöne Natur mit schlaffen Augen an. Der Caffee wird getrunken, und bald darauf das Mittagsmahl aufgetragen. Unterdessen daſs in der Küche zwanzig volle Hände an der Zubereitung der Speisen arbeiten; so kriecht er, bey männlicher Stärke, im Schlafrocke verhüllt, die Pfeife Toback in der Hand, aus einem Zimmer des Sommerhauses in das andere, gafft zum Fenster hinaus, oder lagert sich etwa auf einer Bank vor der Thüre, wird überall von der langen Weile gefoltert, und erwartet ungeduldig den Ruf zur Mahlzeit. Die lange herbeygewünschte Stunde schlägt. Er setzt sich an einer Tafel nieder, die von ausgesuchten Speisen dampft, er iſst und trinkt bis zum Ueberdruſs, und ein dummes Geschwätz, bald mit seinem Verwalter, bald mit den Bedienten, begleitet die Mahlzeit; und mit betäubten Kopf steht er auf. Was wird er nun anfangen? Was anders, als die Mittagsruhe zu halten. Träge wirft er den gemästeten Körper auf die weichausgeschlagene Ruhebank, und die Seele, die man kaum in ihm bemerkt, denkt an nichts als an die Fliegen, die den Schlaf beunruhigen möchten. Unterdessen beobachtet das ganze Haus den scharfen Befehl, kein Geräusch zu machen; die Bedienten schleichen mit leisen Schritten und mit zitternder Furchtsamkeit; und die Stille scheinet so ehrwürdig, wie in einem Tempel, wo ein Gott von groſsen Thaten ausruht. Er schläft bis nach fünf Uhr, und der Caffee ist wieder fertig. Mit halb verschlossenen Augen taumelt er von der Ruhebank weg, schlürft, wie ein matter Kranker, einige Tassen hinunter, zündet den Knaster an, und windet sich mit langsamen Schritten nach dem Garten hinaus. Kein betrachtender Gedanke über die Natur, keine edle Empfindung erheitert diese unglückliche Seele. Er setzt sich in die Laube hin, sieht nach dem Wetter, forscht im Calender, läſst höchstens sich einen schmutzigen Roman bringen, fängt an zu lesen, und hört wieder auf, guckt nach der Straſse, und erkundigt sich nach den Vorübergehenden. Nach und nach rückt die Stunde zur Abendmahlzeit heran; sorgfältig hat er schon nach der Anzahl und dem Namen der Gerichte gefragt. Er beobachtet bey Tafel immer einerley Regel, und wenn ihn nicht ein Schwarm benachbarter Weinhelden überfällt, so wälzt er sich bald wieder ins Bett. Dies ist das Leben Othils auf dem Landhause; aber so viel er auch Ahnen hat, ist es das Leben eines Menschen? Sollte man ihn nicht in einem besondern Krankenhause einsperren, wo er einsam für sich selbst die unglücklichen Tage seines Lebens vertrauren möchte, da er nicht für die Welt, nur für die Pflege des Körpers lebt, und kaum zu unserm Geschlechte zu gehören scheint?

In der That, ihr Herren, die ihr ihm gleicht, wer eine Seele von solchem Stoff hat, der ist unwürdig, von dem Sommerhause aufgenommen zu werden. Dieses ist nur denen gewidmet, die einen aufmerksamen Geist und ein fühlendes Herz für die Schönheiten der Natur mitbringen. So viele vornehme Müssiggänger, die den Sommer als eine Zeit der Ausdünstung ansehen, die in der Fühllosigkeit, worin sie die Winternächte verschnarchten, aufs Land kommen, und für alle Handlungen, nur nicht für die, welche sie mit den Thieren gemein haben, unwirksam bleiben können; diese sollten sich lieber hinter den Mauern der Stadt verkriechen, als daſs sie sich unter die Freuden des Landlebens begeben, die sie nicht genieſsen können.

Es ist wahr, weil uns die Geschäfte ermüden, und wir, ohne einen müſsigen Zwischenraum zwischen unsern Arbeiten zu setzen, unsre Kräfte für andre Unternehmungen zu schwach fühlen würden; so sind wir uns eine erquickende Ruhe schuldig. Die gröſsere Ermüdung unter würdigen Geschäften vermehrt die Rechte auf eine angenehme Erholung. Und das Sommerhaus, das uns von dem Lärm der Welt, den Zerstreuungen der Gesellschaft und den drückenden Fesseln des Ceremoniels entfernt, scheint recht für dieses Bedürfniſs unsrer Natur bestimmt zu seyn. Aber wenn ich jemand, der in einer ewigen Trägheit lebt, auſs Land kommen sehe, um sich der Unwirksamkeit noch freyer zu überlassen; so wünschte ich, ihm nachdrücklich genug rathen zu können, sich wieder hinwegzubegeben.

Nirgends findet die Unthätigkeit mehr beschämende Vorwürfe, als auf dem Lande. Die ganze Natur ist beschäftigt, die Absichten ihres Urhebers, und den Nutzen des Menschen zu befördern; die Erde treibt immer arbeitend den Unterhalt so vieler tausend Geschöpfe aus ihrem Schoos hervor; die Thiere sind im vollen Gewühl, zu bauen, ihre Brut zu versorgen, und Vorrath auf den Winter zu sammeln; das Landvolk stehet auf den Aeckern und Wiesen vor unsern Augen alle Beschwerlichkeiten der Hitze aus, um uns durch seinen Schweiſs zu versorgen. Und von allen Seiten mit Gegenständen umgeben seyn, die für uns in voller Bewegung sind, von der Morgenröthe an bis zur späten Abenddämmerung hundert Scenen der Arbeit sehen, und weder irgend eine der menschlichen Gesellschaft nützliche Beschäftigung vornehmen, noch den Geist mit einigen der Würde des Landlebens angemessenen Betrachtungen unterhalten; welcher Zustand kann elender seyn, als dieser?

Die Erfahrung zeigt es, daſs manche Herren, die wie Othil ihr Leben auf dem Lande vernützen, zuletzt nichts weiter, als klägliche Ueberbleibsel eines verdorrten Verstandes aufzuweisen haben, und endlich so hirnlos werden, daſs sie das Gespötte der feinern Welt sind, sobald sie erscheinen. Man sieht wohl, woher es kommt; es ist ein Fehler des Menschen, nicht des unschuldigen Landlebens. Die Unwirksamkeit bietet dem Menschen ein falsches Vergnügen an, und sie bestraft sich selbst durch den Ekel und Verdruſs, der von ihr unzertrennlich ist. Sie untergräbt die Kräfte der Seele, die ohne Uebung schlaff und unbrauchbar werden; die Neigungen schieſsen gleich giftigen Pflanzen auf; und die edelsten Fähigkeiten, die vom Fleiſs genährt tausend vortreffliche Wirkungen erzeugt hätten, verdorren wie Gras in heiſsen Sommertagen, von keinem Regen erquickt. Und eben so gewiſs ist es, daſs keiner die Vergnügungen des Landlebens besser empfindet, als der sie mit untermischten Geschäften, die seinem Stande, seinem Geschmack, und der Würde der menschlichen Natur gemäſs sind, zu würzen weiſs.

9.

Das Landleben in der Schweiz.

Wenn gleich jeder Winkel der Erde für den weisen Mann ein angenehmer Aufenthalt werden kann; so ist es doch gewiſs, daſs unsre Empfindungen zunächst von den äuſsern Eindrücken bestimmt werden. Asiens brennende Wüsten, und ein kühles Tempe — wer wird lange wählen können? Und welche Macht haben nicht das Clima, die Sitten, der Wohlstand eines Landes auf uns? Oft sind es kleinere Vorzüge, die uns für eine Gegend einnehmen; eine ruhigere Lage, einige freyere Aussichten, einige feinere und mannigfaltigere Züge der Schönheit, von der Hand der Natur nachlässig hingestreut.

> Ille terrarum mihi praeter omnes
> Angulus ridet.

Dies würde der Dichter von der Gegend unsers schweizer Landhauses gesagt haben, wenn er sie bewohnt hätte. Rein und heiter ist hier die Luft, nicht vergiftend, wie in den Sümpfen der Niederlande, noch lodernd, wie in Italien; Kälte und Wärme wechseln, und die Bewegungen der Winde füllen sie immer mit Reinigung und Erfrischung; belebende Kühlung wehet von allen waldigten Höhen, und rauscht mit den schäumenden Wasserfällen herab. Leicht zerstreuet die aufgehende Sonne, die mit sanfter Helle am falben Himmel aufglimmt und allmählich die Wolken an den Spitzen der Felsen mit einem heitern Purpur durchgieſst, die flüchtigen Nebel; und dann entzünden sich die Berge und die Ebenen, dann strahlt sie mit lieblicher Wärme über das glückselige Land hin. Welche unendliche Mannichfaltigkeit in der Landschaft, und welche Vervielfältigungen der Aussichten, die auf allen Seiten die Zusammenkettung der Hügel, der Berge, und der Gebirge bilden! Bey jedem Schritt eröffnet sich ein neuer Schauplatz von Schönheiten für das Auge; und die sanften Reizungen der meisten Gegenden erheben sich neben den romantischen Wildnissen und der feyerlichen Dunkelheit der öden Felsgebirge. Anmuthiger lacht die von Fruchtbäumen und Schatten umschleyerte Landhütte, oder das

Badhaus an dem Rücken der Waldungen und rauhen Felsstücke, die unabsehbar sich in den Wolken verlieren, und jeden Blick mit einem neuen Entsetzen füllen; und indessen daſs dort die Waldströme, ungestüm in einander stürzend, in finster wiederhallende Abgründe hinabdonnern, so locken hier stille Thäler, von lebendigen Bächen gewässert, und vom hohen Gras geschwängert, das Auge zum ergötzenden Anschauen hin. Die Verbindung des Groſsen mit dem Reizenden, des Rauhen mit dem Sanften, macht den Hauptcharakter dieser Landschaften; oft ist das Schöne allein in einige Gegenden eingeschränkt, aber mit so unerschöpflichen Abänderungen, daſs selbst ein Haller und Geſsner nie das Gemälde vollenden würden.

Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen,
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht;
Die blaue Ferne schlieſst ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht
Bald zeigt ein nah Gebirg die sanft erhobnen Hügel,

Woron ein laut Geblöck im Thale wiederhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt.
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern.

Getreu der Natur hat hier ein gesunder Geschmack die Gärten überall angelegt, wo keine Pracht verschwendet wird, um die höheren Reize sichtbarer zu machen; wo keine Blumenbeete mit ängstlicher Genauigkeit zertheilt, keine Hecken in einförmige Wände verwandelt, keine Plätze nach holländischem Witz mit zerbrochenem Glas, Porzellain, Muscheln belegt, keine Gänge mit Lauben nach der steifen Manier des Franzosen mit einförmiger Regelmässigkeit und ekelhafter Symmetrie angeordnet sind. Hier ahmen die Gärten die angenehme Freyheit der Natur, und eine Art von ihrer gefälligen Nachlässigkeit nach. Die Kunst scheint nur ihre Hand anzubieten, um die kleinen Ausschweifungen der Natur zu verbergen. Die Reizungen der Aussichten, und die mannichfaltigen Abänderungen, die schon die Gegend giebt, verachten jeden fremden Schmuck; und die wahre unverstellte Schönheit, die das Auge ergötzt und die feinen Empfindungen unterhält, bricht auch mitten unter einer kleinen Verwilderung anlockender hervor. Freywillig kommt das gefällige Wasser von den nahen Hügeln herab, und bietet sich nicht vergebens zu Springbrunnen an, die oft um die freyen Blumenbeete sprudeln, oft durch unsichtbare Gänge in die Sommergemächer geleitet, unerwartet ihren silbernen Strahl hervorschieſsen lassen. Und in diesen reizenden Gefilden ein Landvolk, nur den Gesetzen der Freyheit unterthan; denn noch hier behauptet die Menschlichkeit ihre unentheiligten Rechte, und scheint, aus andern Gegenden verjagt, in diesen Gebirgen eine sichere Freystatt gefunden zu haben. «Ich drücke meine Unterthanen nicht,» sagt der kleine Tyrann auf manchem Landgute in Deutschland, wenn er noch so gutherzig ist, ihnen das Blut zu lassen. Nicht drücken? verächtlicher Ruhm! Hier empfängt der Landmann, was er verdient, Schutz, Liebe, und Hochachtung. Und welche angenehme Tage, die Reizungen des Landlebens unter diesem Volk zu genieſsen, dessen

Zustand seinen Sitten Milde und Fröhlichkeit mittheilt? Gewiſs, der Wohlstand und die Freude des Landmanns vermehren die Annehmlichkeiten des Landlebens für jeden, der noch recht zu empfinden weiſs; der Anblick der Glücklichen ist schon ein Glück; und es wäre unnatürlich, keine Zufriedenheit der Seele verspüren, wenn man den Landmann seine Früchte von den Aeckern, Weinbergen und Heerden einsammlen, und ihn das selbst geniessen sieht, was er selbst erworben hat.

Noch hat das Verderben der Zeit hier nicht die Herzen zerrüttet; noch wohnt hier unter bemoosten Dächern die alte angeerbte Tugend, die die Gottheit fürchtet, die Obrigkeit ehrt, keine Gefahren, aber jede Ungerechtigkeit, jede Treulosigkeit scheut. O! möchte diese Tugend immer eben so unbeweglich bleiben, als das Alpgebirge. In stiller Einfalt, in glückseliger Einförmigkeit fliesset hier das Leben dahin. Jeder Tag hat seine Arbeit, zu welcher die Morgenröthe weckt, und mäſsige Früchte des Feldes und der Heerde, und ein Trank, oft aus dem vorüberfliessenden Bache, oft aus dem Weinbecher, stärken. Die Aecker und Weiden und Weinberge geben alles, was das dürftige Leben heischt; die Flüsse tragen, nicht fremde gefährliche Schätze, sondern den Segen des Feldes und des Weinstocks auf sichern Wellen von einem Dorfe zum andern bequem hin; und an ihren Ufern lauscht der Fischer nicht vergebens. Friedfertigkeit und Treue und gesellige Freundschaft wohnen mit dem Landmann in einer Hütte, und begleiten ihn ins Feld. Er liebt seinen Nachbar, und ist sein Rath, auch wenn er bey ihm mehr Rinder und Garben sieht, als er selbst hat. Er theilt Arbeit und Vergnügen mit ihm; freundlich kommen sie zusammen in der Wiese und bey der Milchspeise; immer ist ihr Geist gleich ruhig, und kein Sturm der Welt empört ihn. Oft, wenn der Abend seine Schatten über das Thal ausstreuet, so ruhen sie unter dem selbstgepflanzten Obstbaum oder Weinstock; dann lagert sich das Alter bey dem Alter zu muntern Gesprächen, unterdeſs daſs hier einige noch unermüdete Jünglinge ihre Stärke im Ringen üben, und auf Sieg und Beyfall stolz neue Zweykämpfe wagen, und dort ein bunter Kranz, von Fröhlichkeit und Liebe begeistert, im kunstlosen Tanz auf dem zertretenen Grase umherfliegt. Zwar mischt sich oft in ihre abendlichen Unterredungen ein unschädlicher Aberglaube, oder die Liebe zu Abentheuern, oder die schalkhafte List, andere damit zu täuschen. Dann erscheinen bezauberte Oerter, hüpfende Irrlichter, wandelnde Männer ohne Füsse und Kopf, rasselnde Geister und wahrsagende Nachteulen. Spottet nicht der Einfalt und der Vorurtheile des Landmanns, die Erziehung und Zeit ihm vielleicht unüberwindlich gemacht haben. Was schadet es seinen Tugenden, wenn er sich auch vor Nachterscheinungen fürchtet? Wird er darum weniger fromm, weniger gerecht, weniger arbeitsam seyn? Hat nicht auch die Stadt ihre Träume? Ersinnt nicht oft selbst der Gelehrte in späten Mitternächten Grillen, die er am Morgen der Welt für Wahrheiten verkauft? — Oft beginnt ein Greis, auf dem noch der Geist der alten Helvetier ruhet, eine Unterredung von Waffen und Streit; in seinem runzelvollen Gesicht, dessen ehrwürdige Mienen von dem weissen herabhangenden Barte erhöhet werden, verjüngen sich wieder alle Züge seines noch ungebeugten Heldenmuths; bald nennt er die Ketten, die Tell zerrissen und die Tyrannen, die er verjagt; bald erzählt er, wie Frankreichs böse Politik auch seine gnädigen Herren beunruhige, oder wie jetzt der üppige Junker nicht mehr den theuren Vorfahren gleiche; bald kommt er auf seine eigenen Thaten, zeigt seine Narben und indem er den zuhorchenden Jüngling zum Muth anfeuert, ergreift er mit zitternder Hand das volle Weinglas und leeret es auf den Ruhm seines tapfern Vaterlandes aus. Dann fängt ein andrer an zu erzählen, was für Reisen er nach Holland gethan und was für Wunder er gesehen: Leute, nicht mit so weiten Hosen, als man daheim trägt, auch einen Augsburger, den Stadthalter, der zum Erstaunen mehr Aufſehen gemacht, als Ihro Gnaden, sein Herr Schultheiſs; dann preiset er sich glücklich, daſs er wieder heim ist, lobt seine Ruhe, sein Weib und die ſüſse Milch seiner Kühe. Andere nehmen den angegebenen Ton auf und mischen lange Gespräche voll Klugheit und Erfahrung vom Hausstande, vom Wetter, das die Alpen angezeigt, vom Weinstock, der gute Hoffnung giebt; oder von den Anweisungen und Belohnungen, womit die Obrigkeit den Ackerbau unterstützt. Unter solchen nützlichen Gesprächen, die selbst den Weisen ergötzen und das witzlose Geshwätz der Hofjunker beschämen, verflieſsen diesen glückseligen Landleuten ihre Abendstunden; und dann wandeln sie, von Unterricht und Vergnügen begleitet, unter dem stillen Schimmer des Mondes zur Ruhe.

Und unter diesem geliebten Volke wie viele empfindende Freunde, die das Glück meiner frohesten Jugend sind, und unter ihnen vorzüglich du, mein theuerster Aspasio! Tief im Thale, wo die Aare vorüberrauschet, und ein dämmernder Wald die grünen Anhöhen umher mit ſeyerlichen Schatten kränzt, erblicke ich dich und deine Geliebte, mit jeder Güte des Himmels, mit jeder Wollust des Landlebens gesegnet. Sanfte Liebe, Eintracht, ſeiner Scherz und stille Vergnügsamkeit vereinigen ihre Herzen, und giessen die reinsten Freuden über ihre Tage aus. Alle ihre Gespräche sind nur Unterredungen der Zärtlichkeit; alle ihre Geschäfte, selbst alle ihre Wünsche begegnen sich immer in der lieblichsten Gefälligkeit. Nichts unterbricht die göttliche Harmonie ihrer Seelen; von keiner andern Begierde weiſs ihr Herz, als sich einander in der Liebe zu übertreffen, und sich das süsse Leben noch süsser zu machen. Oft wandelt der weise Aspasio in die benachbarten Hütten, und studirt gleich einem Montesquieu, der auch auf dem Lande immer mit Vergnügen seine Philosophie ſand, den Menschen in den einfältigen Seelen, die blos von der Natur unterrichtet werden. Munter geht er mit den Landleuten um, und sucht unter socratischen Unterredungen ihren Geist hervorzulocken. Freundlich hört er ihre Antworten und weiſs sie immer auf Gegenstände zu führen, die sie unterrichten, ohne daſs sie es selbst merken. Bald leitet er sie auf die täglichen Erscheinungen in der Natur, und klärt ihren Geist mit leichten Bemerkungen auf. Gerne hören sie von ihm die Vortheile ihrer Lebensart, und ihre Pflichten, die er so angenehm entwickelt. Bald aber schlichtet er die kleinen Streitigkeiten, worin zuweilen der Nachbar mit dem Nachbarn verfällt. Die Landleute umher lieben ihn als ihren Vater und Lehrer, und in allen ihren Bedürfnissen nehmen sie freymüthig ihre Zuflucht zu ihm. Was für ein Verdienst auf dem Lande, desto edler und schätzbarer, je unbekannter es oft bleibt!

Der Herzog von Montmorenci unterhielt sich einst bey einem seiner Spaziergänge auf dem Lande mit jemand von dem, was die Glückseligkeit des Lebens ausmachte. Einer von seinen Begleitern behauptete, daſs oft ein Mensch von den mittelmäſsigsten Umständen glücklicher wäre, als die Groſsen der Welt. Hier sind Leute, sagte der Herzog, die die Frage entscheiden sollen, indem er vier Ackersleute erblickte, die unter einer Hecke ihre Mittagsmahlzeit hielten. Er geht auf sie zu, und redet sie an: „Meine Freunde, seyd ihr glücklich?" Drey von ihnen antworten, ihr ganzes Glück bestehe in etlichen Morgen Landes, die sie von ihren Vätern ererbet hätten, und mehr wünschten sie sich auch nicht. Der vierte gestand, es fehlte ihm, alle seine Wünsche erfüllt zu sehen, weiter nichts, als der Besitz eines Feldes, das seiner Familie ehemals zugehört hätte und in fremde Hände gekommen wäre. „Aber, wenn du das Feld hättest," fuhr der Herzog fort, „würdest du glücklich seyn?" „So glücklich, gnädiger Herr, als man es in dieser Welt seyn kann." „Was kostet es denn?" „Zweytausend Franken." „Man gebe sie ihm, rief der Herzog aus; so kann man doch sagen, dafs ich heute einen Menschen glücklich gemacht habe." — Der Aufenthalt des berühmten Helvetius auf seinem Gute zu Voree war eine ununterbrochene Kette von Wohlthaten. Wenn seine Pächter einen Schaden erlitten, wenn ein unfruchtbares Jahr einfiel, so erliefs er ihnen sogleich etwas, und öfters gab er ihnen Geld. Er hatte auf seine Güter einen geschikten Chirurgus gezogen; er hatte eine Apotheke errichtet, die mit allem wohl versehen war, und aus welcher er an alle Bedürftige Arzeneyen austheilen lieſs. Sobald ein Landmann krank ward, bekam er Speise, Wein und alles, was ihm in seinen Umständen dienlich war. Helvetius besuchte ihn oft, sprach ihm Trost zu, und sorgte dafür, daſs er wohl gewartet wurde. Er bediente sich einer überaus sichern Art, um einen Proceſs zu endigen: er bezahlte sogleich den Werth der streitigen Sache. Von der kleinen Zahl Bauern, die gesittet und gutherzig waren, war er ein eifriger und aufmerksamer Freund. Er freute sich, Greise und abgelebte Frauen an seinem Tisch zu haben, die bey aller Plumpheit ihres Standes gerecht und wohlmeinend sich zeigten. Auf allen seinen Gütern suchte er die Arbeitsamkeit empor zu bringen, und die Geschicklichkeit und den Fleiſs im Landbau zu erwecken. Wenn er auf sein Gut kam, so eilten Weiber, Greise und Kinder ihn zu umringen, umarmten ihn, erhoben ein frohlockendes Geschrey und vergossen Freudenthränen. — Mit weniger Vermögen, aber mit gleicher Gesinnung sucht mein Aspasio der Wohlthäter seiner ganzen Gegend zu seyn. Diesem Landmann schafft er Nahrung, einem andern Arzeney, einem dritten Ruhe; allen giebt er Unterricht in den Mitteln der wahren Zufriedenheit. Oft wenn den geliebten Mann ernsthafte Arbeiten des Geistes oder wohlthätige Geschäfte für den Nebenmenschen (denn andere kennet er nicht) von der Seite seiner Gattin wegrufen: so läſst sie ihn nur mit sanftbethränten Blicken aus ihren Armen, und alle ihre emsigen Beschäftigungen reichen nicht zu, die ihr zu langen Stunden seiner Abwesenheit zu verkürzen. Indessen beschäftigt sie sich in jeder häuslichen Tugend, die ihr eigen ist. Bald regiert sie mit Anstand und Klugheit ihr Hauswesen, giebt jedem seine Arbeit, achtet auf alles, verbessert hier das Versehene, ordnet dort ein neues Geschäft an, untersucht und belehrt, belohnt hier mit Lobsprüchen, und straft dort mit sanftmüthigen Verweisen. Bald sitzt sie, ein Muster des Fleiſses, am Rahmen, wirkt mit geschickter Hand und ahmet im weiſsen Leinwand alle bunten Blumen des Frühlings nach. Bald eilt sie in den Garten, unterredet sich leutselig mit dem Gärtner und seinen Gehülfen, überlegt mit ihm, wo eine junge Baumschule am besten anzulegen sey; „denn, denkt sie, sollte ich auch ihre Früchte nicht erleben, so muſs man doch für die Nachkommen pflanzen, wie unsre Vorfahren für uns pflanzten." Dann sieht sie mit Vergnügen alle Gewächse ihrer Küche entgegenreifen, besucht ihre Bienen, tritt an das Blumenbeet, mustert jede aufgeblühete Schönheit, giebt der sinkenden Nelke eine Stütze, oder trägt sie mitleidig in den Schatten, und indessen daſs der kleine Sohn, das Nachbild ihrer Reize, der Liebling der Grazien, um sie her tändelt und Schmetterlinge hascht, so wandelt sie, wie die Göttin der Liebe, unter den Rosen umher, bricht sparsam nur eine und steckt sie an den Busen, der voll heiſser Sehnsucht nach der Zurückkunft ihres Geliebten klopft. Ja, er kommt ihren schmachtenden Wünschen entgegen; da überrascht er sie am Rosengebüsche mit einem Kuſs, indem der kleine Knabe frohlockend an seine Hand hinhüpft; und wer schildert hier das sanfte Gemisch von Freude und süſser Wehmuth und liebreichen Fragen bey zärtlichem Händedrücken, bey wiederholten Umarmungen? Nun erquickt sie ihn mit frischen Früchten; nun unterhält sie ihn mit hundert anmuthigen Erzählungen. Oft, wenn der einsame Sommerabend winkt, wenn der Garten stärker duftet und ihn der stille Mondschein versilbert, dann geht sie an seiner Hand in den beglänzten Reihen der Bäume, auf deren Blätter der gebrochene Schimmer anmuthiger spielt, zärtlich sich unterredend auf und nieder, sinkt voll von dem süſsen Gefühl der Liebe in seine Arme hin, nennt sich die glücklichste unter allen Gattinnen, und blickt, indem ihr eine Thräne nach der andern über die schöne Wange hinunterschleicht, zu dem gestirnten Himmel empor. Oft kommen in der kühlen Dämmerung einige Freunde zu dieser reizenden Wohnung; Freundschaft und Vergnügen eilen, sie einzuholen; hundert ländliche Annehmlichkeiten empfangen sie. In welcher frohen und wehmüthigen Empfindung fängt hier mein Herz an zu wallen! Ich gehöre mit zu der Zahl der Glücklichen, die in mancher Stunde Zeugen von der stillen Zufriedenheit dieses Ehepaars auf seinem anmuthigen Landhause sind. Wenn schon das einsame Landleben ein schätzbares Glück des Menschen ist; was muſs es denn nicht in der Gesellschaft einer Gattin seyn, die jede Tugend, jeden Reiz ihres Geschlechts besitzt? Dann duften die Thäler noch lieblicher, dann lächelt die Abendröthe noch sanfter; dann erhöbet sich jede Schönheit der Natur und wird gedoppelt empfunden; dann hat das Leben so viel Anmuth, als ihm Geſsner in seinem Wunsch *) geben mag; ja, Aspasio, so glücklich bist du in der That, als Phanias glücklich gedichtet ist.

Gleich fern von Dürftigkeit und stolzem
Ueberfluſs,
Glückselig, weil ers war, nicht, weil die
Welt es wähnte,
Bringt Phanias in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu;
In Freuden, die der unverfälschte Stempel
Der Unschuld und Natur zu ächten Freuden
prägt.
Der bürgerliche Sturm, der stets Athen bewegt,
Trifft seine Hütte nicht, den Tempel
Der Grazien, seitdem Musarion sie ziert.
Bescheidne Kunst, durch ihren Witz geleitet,
Giebt der Natur, so weit sein Landgut sich
verbreitet,
Den stillen Reiz, der ohne Schimmer rührt.
Ein Garten, den mit Zephirn und mit Floren
Pomona sich zum Aufenthalt erkohren;
Ein Hain, worin sich Amor gern verliert,
Wo ernstes Denken oft mit leichtem Scherz
sich gattet;

---

*) In den Idyllen.

Ein kleiner Bach, von Ulmen überschattet,
An dem der Mittagsschlaf uns ungesucht beschleicht;
Im Garten eine Sommerlaube,
Wo, zu der Freundin Kuſs, der Saft der Purpurtraube,
Den Chios schickt, ihm wahrer Necktar deucht;
Ein Nachbar, der Horazens Nachbarn gleicht,
Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirne,
Ein ruhig Herz, und eine heitre Stirne —
Wie vieles macht ihn reich — denkt noch Musarion
Hinzu, und sagt, was kann zum frohen Leben
Der Götter Gunst ihm mehr und bessers geben? *)

Auch selbst Petrarca konnte nicht glücklicher seyn, in dem einsamen Thale bey der verewigten Quelle von Vauclüse, in der Nachbarschaft seiner göttlichen Laura, in der Ruhe und unter den Wissenschaften. Mit beständig klarem und durchsichtigem Strom schlängelte sich in seinem Tempe die Sorgue, die aus der gepriesenen Quelle entspringt, durch die fruchtbarste Gegend, voll Abwechslungen von Weingärten, Feldern, Oelbäumen und blühenden

---

*) Wieland, im Musarion.

Wiesen. Auf beyden Seiten erheben sich hohe Gebirge, die gegen den Lauf des Flusses immer näher zusammen ſtoſsen, bis man endlich von ihnen nahe an der Quelle ganz eingeschlossen, und von der Welt abgesondert wird, nichts als das Gebirge um sich her, und über sich den Himmel sieht, nichts hört als das sanfte Gemurmel der Quelle, die aus einer Höhle des Felsens durch verschiedene Fälle herabrinnt. Hier hatte der zärtlichste Dichter an der abhängenden Seite des Gebirges, an einem Orte, der seine immer lebendige Phantasie noch mehr begeistern muſste, seine Wohnung; hier überlieſs sich seine Seele, die nichts als ſüſse Empfindungen athmete, der ganzen Macht der Liebe, den berauschenden Reizen seiner Laura. Hier sang er das Lied, von dem noch ferne Jahrhunderte sagen werden:

Spirat adhuc amor,
Vivuntque commissi calores *)

„Heitre Quelle, kühle und sanfte Gewässer, an denen die schönen Glieder derjenigen ruhten, die allein dieses Herz beherrschet! Schöner Baum, den sie ihrer zarten Seite zur Stütze wählte! (mit Seufzen erneure ich dein Bild.)

---

*) Horat.

Laub und Blumen, die ihr zierliches Kleid, und ihren reizenden Busen bedeckten! Reine, heilige Luft, in welcher die Liebe mein Herz durch die schönen Augen verwundet! gebet zusammen meinen traurigen, meinen letzten Worten Gehör. — Reitzendes Bild im Gedächtniſs! Von den schönsten Zweigen fiel ein Regen von Blüthen in ihren Schoos; und sie ſaſs demüthig in solcher Pracht, mit dem verliebten Regen bedeckt. Bald fiel eine Blüthe auf ihr Kleid, eine andere setzte sich auf ihre blonden Haare, die damals gleich reinem Golde mit Perlen geziert glänzten; eine andere fiel zur Erde, eine in die Welle; eine andere drehete sich in einer verliebten Irre langsam um sie her, und schien zu sagen: Hier herrschet die Liebe. Wie oft sagte ich damals voll Erstaunen: ohne Zweifel ist sie eine der Bewohnerinnen des Paradieses! in so tiefe Bewustlosigkeit hatten mich ihr göttlicher Gang, das Gesicht, die Worte, das sanfte Lächeln versenkt, so sehr hatten sie mich von der Wahrheit entfernt, daſs ich seufzend sagte: wie, oder wann bin ich hieher gekommen? denn ich glaubte im Himmel zu seyn, und nicht mehr da, wo ich war. Seit dieser Zeit gefallen mir diese Gefilde so sehr, daſs ich an andern Orten keinen Frieden mehr finde. » *) Eine ähnliche süsse Schwärmerey überfällt das empfindende Herz, so oft wir das Bild von der ländlichen Einsamkeit des Petrarca, und seiner Liebe zurückrufen. Die ganze Natur empfing den Eindruck von Laurens Schönheit, und seiner Leidenschaft: die Luft um seine Schöne her war heilig, der Rasen unter ihrem Fuſs beblümt, und der Himmel in ihrer Gegenwart immer erheitert. Und doch, geliebter Aspasio, bist du glückseliger, als er; er besang eine Laura, die er nicht besaſs, und du besitzest eine Geliebte, die er mit eben dem Ueberfluſs der Zärtlichkeit besungen hätte.

---

*) S. Meinhards Versuche über die ital. Dichter.

10.

Die Wiege der Künste.

Indem wir uns so oft den sanften Eindrücken der Schönheiten, die überall in der Natur liegen überlassen; so erinnern wir uns zugleich nicht selten, daſs zu allen Zeiten so viele edle Geister von ihnen gerührt worden, und daſs wir dem Landleben gröſstentheils die Erfindung der schönen Künste zu danken haben. Da der Stoff zu ihnen in der Natur liegt, so bot die vergnügte Ruhe des Landes, vereinigt mit Aufmerksamkeit auf so viele angenehme Gegenstände, und mit der Neigung zur Abänderung und Vervielfältigung der Ergötzungen, die erste Veranlassung dar, ihn aufzuspüren; der erste Schritt war gethan, und mit ihm schon vieles. Die zerstreuten Schönheiten der Natur wurden gesammlet, verbunden, und zu einem neuen Ganzen gebildet. Bald horchte man auf die Töne, die in der Natur gehört werden, und auf die Empfindungen, die sich in ihnen ausdrückten; und man fand irgend etwas, wodurch sie nachgeahmt wurden; oder das gerührte Herz brach in Töne aus, die ihm die Liebe oder Freude angab, und bildete allmählig aus ihnen ein Lied, das vom Echo und der schönen Phillis geliebt ward. Bald versuchte ein anderer den geliebten Schatten seiner Schönen, der an die Wand fiel, abzuzeichnen und sich ihr Bild gegenwärtig zu erhalten. Entzückt von der hellgrünen Saat, von der dunkeln Pracht des Waldes, von dem glühenden Purpur der Abendröthe, entzückt von der ganzen Schönheit der Natur, von der Mannichfaltigkeit und Mischung ihrer Farben und von den verschiedenen Schauspielen des Lichts, dachte er darauf, die Gegenstände, die so sehr gefielen, auf irgend einen Abdruck nachzubilden. Bald arbeitete ein anderer, dessen Phantasie von den lieblichsten Bildern der Natur genährt war, das Schöne, das er empfunden, mit neuen Zügen zu bereichern und, durch die künstliche Nachahmung der abgemessenen Worte sich und andern das Vergnügen zu erneuern, das er genossen hatte. Gefälliger schildere uns Geſsner den Ursprung der schönen Künste.

« So wie die Malerkunst aus den Beobachtungen über die schöne Natur geboren ward, so kann sie auch in Betrachtung der wesentlichen Theile keine vollkommenere Erziehung und Ausbildung erhalten, als auf dem Lande. Vornehmlich wird der Landschaftmaler seinem Geist die vortrefflichste Nahrung geben, wenn er oft auf die schönsten Seiten der Natur merkt und ihr das Geheimniſs ihrer Meisterstriche ablauscht, wodurch sie bey der Mannichfaltigkeit der Gegenstände alle Theile so harmonisch verbindet, jedem das Maas des Lichts und des Schattens und die Stellung giebt, wodurch unter den übrigen seine eigenthümliche Schönheit hervorglänzender erscheint. Alle groſsen Landschaftmaler haben diese Maxime verstanden; oft betrachteten sie die schöne Natur, und begeistert von den lieblichsten Bildern malten sie, und malten glücklich. „Hermann von Swanevelt *) irrte einsam unter Sträuchen, und zog sich den Namen eines Einsiedlers zu. Womit er sich in seiner Einsamkeit unterhielt, beweisen seine Landschaften. Alles an ihnen, bis auf die geringsten Disteln und Kräuter, ist Wahrheit. Ihm grüneten die Wiesen, und von niedern schwankenden Aesten wuſste er den breiten falben Abendschatten zu entlehnen, der oftmals den Mittelgrund seiner Gemälde erfüllt, und dem Auge zur Ruhe dient. — Der heitre

---

*) v. Hagedorn in den Betrachtungen über die Malerey.

Sachtleven suchte an dem Ufer des Rheinstroms die Berge nachzubilden, Berge, die mit den schönsten Thälern abwechseln. Er stieg unverdrossen auf die Höhen, und entdeckte manch freyes Land, das sich mit seinen Dörfern um den Strom, der sich bald krümmet, bald theilt, zu der Zusammensetzung des Gemäldes von selbst anschickt. Die beladenen Nachen, ausgerollte Fässer, einige zum Theil aufgerichtet, die den müfsigen Zuschauer zur Ruhelehne dienen, und das Gewühl des emsigen Schiffvolks, alles dieses stellte ihm selbst die Staffierung vor Augen. Der schattigte Hügel, wo der Künstler die grünende Natur, und die wirksamen Menschen belauscht hatte, ward der Vorgrund seines Gemäldes. Allein die mäfsige Wirkung des Sonnenlichts, das an den Aesten bis zum verborgenen Laube schleicht, das durchsichtige Grün gab diesem Vorgrunde das Anziehende. *

Wenn ich mir einige Gegenden in der Schweiz vorstelle, wo zwischen den Hütten und Dörfern der glücklichen Landleute und den so anmuthig zerstreuten Sommerhäusern sich ein fröhliches Gemisch von Weiden, von gewässerten Wiesen, von fruchtbar gemachten Aekkern, von allmählig sich erhebenden Hügeln, von welchen überall Bäche herabgurgeln, von

Waldungen und fernen dunkeln Gebirgetheatern nur hie und da matt vom Licht bestrahlt zeiget, und in den Ebenen hin und wieder der silberne Lauf der Aare; wenn ich neben diesen reizenden Gegenständen unbekleidete herabhangende Felsenmauern, von welchen wilde Regenströme herabschäumen, und einige mit einsamen Tannen bedeckte Gipfel, wo oft noch öde Ueberbleibsel zerstörter Schlösser, der Wohnungen vermoderter Helden, dem Vorüberreisenden eine stille Ehrfurcht einflöſsen, nachlässig hingeworfen erblicke; wenn ich hinter ihnen die vom ewigen Schnee schimmernden Spitzen der Alpen mit einer furchtbaren Majestät, die der ganzen Landschaft einen feyerlichen Ernst mittheilt, sich über die Wolken hinaufthürmen und den prächtigen Geschichtskreis schliessen sehe: so fange ich an, die Malerey mit einer Art eines geheimen Neides noch mehr zu schätzen, und mir durch sie ein reicheres und dauerhafteres Vergnügen zu wünschen, als der flüchtige Anblick gewähret. Dann erwacht unter einer holden Schwärmerey des Herzens das Andenken an meinen Freund Aberli, der, gleich einem Brinkmann und Schütz gleichsam von den Gebirgen der Schweiz gebildet, uns die reizenden Gegenden dieses Landes schildert. Dann wünsche ich, daſs unter den Bewohnern anmuthiger Reviere auch der Liebhaber, der Genie und Fleiſs genug hat, die müssigen Stunden seines Landlebens mit landschaftlichen Schilderungen so glücklich beschäftigen möchte, als Geſsner, so vortrefflich der Maler der Idylle, als ihr Dichter. « Die Natur, wie ein ſeiner Kunstrichter sagt, begleitet während der Arbeit seine Gedanken, er mag dorische Gebäude durch eine Sommerlaube, die einen Brunnen überwölbet, spielen, oder den Fischer vor seiner Hütte anlanden und durch Vorzeigung seines Fanges kindliche Freuden erwecken lassen; er mag den Fischer am Wasser unter Hütten stellen, und über die beleuchtete Brücke, und unter dem streifweis beschatteten Thorweg über breitere Ruhestellen des Schattens das Auge auf das erhellte Gestade führen, oder durch verschiedene Stellungen der Heerde uns an das

Nunc etiam pecudes umbras et frigora captant,

erinnern; hier, vielleicht den Dichter selbst, mit seinem Buche am Wasser lauschen; dort einer vortrefflichen erleuchteten Höhle den Schäfer dem Wiederschalle entgegenblasen lassen; sodann uns unter eine Klöppelbrücke locken, den Abgrund flüchtig zu errathen, hingegen uns nöthigen, über derselben dem Streiflichte unter durch einander verwachsene Wipfel wohlgestalter Bäume zu folgen, und von deren klugen Begränzung des Gesichtskreises vergnügt zurückzukehren.

Um noch einen Augenblick zur Poesie zurückzuschweifen, was war natürlicher, als daſs die ruhigen Besitzer einer Erde, die ihnen alles gab, was ihre Bedürfnisse erforderten und ihrem Geschmack angenehm seyn konnte, daſs sie bey ihren Heerden und bey dem stillen Leben auf dem Lande, zur Freude und Dankbarkeit von der Natur gerührt wurden und diese Empfindungen in einen Gesang ausgossen? Alles, was sie vor Augen hatten, belebte ihre Einbildungskraft; die Flüsse, die Hügel, die Wiesen, die Wälder, alles, das ihnen einen Ueberfluſs des Vergnügens und des Nutzens zeigte, mischte sich in ihre Empfindungen, und da sie die reine schöne Natur besangen, so muſsten ihre Bilder auch angemessen seyn und die ganze ländliche Anmuth haben. Die Reizungen der Natur sind auch so gar denen merkbar, die eben mit keinem feinem Gefühle geboren sind; wiemächtig muſsten sie denn nicht auf diejenigen wirken, die ein weiches Herz und eine fruchtbare Phantasie besaſsen? Und wie sehr muſsten sie nicht ein dichterisches Genie (und diese Wirkung haben sie zu allen Zeiten gehabt) begeistern, das unschuldige Leben und die sanften Annehmlichkeiten zu schildern, die man auf dem Lande genoſs? Daher die Geburt der Poesie und vornehmlich des Schäfergedichts, unter den stillen Ergötzungen des Landlebens; daher die lachenden Bilder im Theokrit und in einigen andern Dichtern, die aus der Natur schöpften und nach ihrem feinsten Ideal zusammen setzten. Alles trägt den Schmuck der unverstellten Schönheit; alles verkündigt die Ruhe, die Unschuld, die Einfalt und die süssen Annehmlichkeiten des Landlebens. Dies wird jeder Freund des Schönen empfinden, wer es noch nicht empfunden hat; unbeschreiblich veredelt sich der Genuſs des Landlebens; wenn man solche Gedichte oft auf dem Sommerhause lieset. Sollte ich sie erst nennen?

11.

Ländliche Erziehung.

Wenn die Umstände überhaupt in die Beschaffenheit der Erziehung ihren Einfluſs haben, so wird auch der Ort zur ersten Auswickelung unsrer körperlichen und geistigen Kräfte auf verschiedene Art etwas beytragen können. Die Vorzüge des Landes von dieser Seite betreffen theils die Verstärkung der Gesundheit, theils die sittliche Bildung der Seele; die wichtigsten Stücke, die eine weise Erziehung fordert.

Je volkreicher die Städte sind, desto unreiner ist die Luft, die in ihnen herrscht; und die Ausdünstungen unter den an einander gedrängten Wohnungen verursachen eine schwächere Gesundheit und erzeugen giftige Krankheiten. Die Mauern der Stadt schliessen ihre Einwohner in einen zu engen Bezirk zusammen, und man gewöhnt sich nach und nach so sehr an sein Gefängniſs! daſs man vergiſst oder zu gemächlich wird, eine freye Bewegung des Körpers zu suchen, und dem Geblüt, das in einer beständigen Eingezogenheit sich zu verdicken und zu stokken anfängt, eine natürliche Verdünnung und Erfrischung zu verschaſſen. Ein übel ausgedachter Wohlstand hat bey der Erziehung in der Stadt eine Zärtlichkeit und Weichlichkeit eingeführt, die oft mehr als eine weibische Schwäche hervorbringt; nicht einmal der Anlockungen zur Unmäſsigkeit in starken Zusammenkünften zu gedenken.

Auf dem Lande hingegen haben wir keine vergifteten Ausdünstungen zu fürchten; wir leben unter den Einflüssen eines klaren Himmels, und die Luft hat in ihrer Reinigkeit eine merkbare Kraft, die Gesundheit zu stärken, und Munterkeit und Leben in allen Gliedern auszubreiten. Das Land bietet mehr Freyheit und Anreizung dar, dem Körper eine vortheilhafte Bewegung zu geben; die kleinen anmuthigen Geschäfte und Anordnungen im Garten und im Felde rufen uns bald hier, bald dort hin; die lächelnden Annehmlichkeiten des Jahres, die uns überall umgeben, haben so viele Lockung, ihnen beständig nachzugehen und manche Stunde unter ihnen fröhlich umherzuirren, daſs es unmöglich ist, ihnen zu widerstehen; das Blut fliesset immer in einer fri schen Wärme; wir suchen und finden auf allen Seiten Vergnügen, und das Vergnügen der Seele belebt auch den Körper. Man lebt die meiste Zeit auf dem Lande auf eine Art, die mehr der Natur gemäſs ist; an den freundschaftlichen von keinen kritischen Blicken üppiger Mitbürger geschehenen Tafeln, pflegt mehr Einfalt und Mäſsigkeit zu herrschen, und der auf einem angenehmen Spaziergang gefundene Hunger, und Freyheit und Munterkeit, machen die Speisen schmackhafter und nährender. Was für Vortheile für die Gesundheit kann nicht die zarte Kindheit und die anwachsende Jugend auf dem Lande haben? Man komme einmal in die Hütten des Landmanns. Welche frische Gesundheit sieht man hier bey den Kindern, welche blühende Röthe auf den Wangen, welche Stärke und Festigkeit in den Gliedern, die ein langes von allen Krankheiten freyes Leben anzukündigen scheinen, und welche nervigte Kraft zur Arbeit in einem Alter, das man in der Stadt nicht genug mit zärtlichen Verpflegungen überhäufen kann! Die Jugend der Dörfer scheint die Natur der Vögel nachzuahmen, die, nachdem sie die ersten Nothwendigkeiten des Lebens empfangen, und die geringsten Bewegungen zur Ausflucht machen können, sogleich unter dem freyen Himmel und im Felde umherschwärmen, und in kurzer Zeit von ihren Alten schwer zu unterscheiden sind.

Noch weit wichtigere Vortheile für die Erziehung hat das Landleben in der moralischen Ausbildung des Herzens. So bald sich die Seele aus ihrem ersten Schlummer erhebt, und anfängt, ihre Fähigkeiten zu entwickeln; so sammelt sie durch die Hülfe der Augen und übrigen Sinne Kenntnisse, die in Empfindungen eingeschlossen sind, und die aus der dunkeln Dämmerung nach und nach in einige Strahlen ausbrechen, welche sich zusammen zu einem Lichte vereinigen, das die ganze Zeit des Lebens erleuchtet. Es sind noch keine Ueberlegungen; es sind blos Empfindungen, die in der Seele entstehen, da sie allein von dem ersten Eindruck der Gegenstände beherrscht wird. Was ist billiger, als einer jungen Seele bey ihren ersten Auswickelungen zu Hülfe zu kommen, und ihr lauter solche Gegenstände vorzustellen, die nichts als angenehme Empfindungen erzeugen, und alle die zu entfernen, die Traurigkeit oder Ungeduld hervorbringen? Die Folge davon würde seyn, daſs dem Kinde die Fröhlichkeit und eine sanfte Freundlichkeit der Seele, diese für sein eigenes Glück und für die Welt so fruchtbare Eigenschaft, nach und nach zur Natur würde. Man urtheile, ob dieses Gesetz der Erziehung irgendwo glücklicher, als unter den Annehmlichkeiten des Landlebens erfüllet werden könne.

Je mehr sich die Vernunft zu entwickeln anfängt, und besonders, wenn der Gebrauch der Sprache zunimmt, desto lebhafter äussert sich die Begierde der Seele zu erkennen, und was vorher dunkle Empfindung war, beginnt in klare Begriffe sich zu enthüllen. Das Kind wird von allen Dingen gerührt, die sich ihm vorstellen; es wird über den Himmel, die Sonne, die Thiere, die Blumen, über den Gesang der Vögel, über den Duft der Rose zu den muntersten Bewegungen der Freude in den Augen und in jeder Miene erregt; es strömt in unerschöpfliche Fragen aus; es will von allem wissen, und wird oft unwillig, daſs es die Sprache nicht zwingen, und die Worte nicht schnell genug fortjagen kann. Woher kommt diese unersättliche Neugierde, welche die Seele des Kindes treibt? Sie ist von der Natur, die man niemals verlassen soll, und unstreitig bestimmt, die Seele zu regieren, daſs sie die wichtigen und edlen Kenntnisse in der Welt sammle, die ihrer Würde gemäſs sind und einst ihre Glückseligkeit befördern sollen. Wir treten bey unsrer Geburt auf eine Schaubühne, wo es noch für uns dunkel ist; oder wir werden gleichsam wie mitten in der Nacht in ein kostbares Zimmer geführt, das von keinem Lichte erhellet ist, wo wir in der Finsterniſs schlafen, Beym Anbruch der Dämmerung fangen wir an, etwas von dem zu erkennen, was um uns ist; immer mehr wird unsre Neugierde erregt; wir sind unruhig zu sehen; und können kaum vor Ungeduld den Aufgang der Sonne erwarten. Sie erscheint, wirft ihre Strahlen in das Zimmer, und die ganze Pracht ist erhellt Wir werden ganz Aufmerksamkeit; wir starren alles mit entzückten Augen, und einer unersättlichen Begierde an. Aber welche geheime Bekümmerniſs mischt sich mitten in das Anschauen so schöner Gegenstände! Wir sehen sie vor uns, aber wir kennen sie nicht, nicht ihre Namen, nicht ihren Nutzen; alles, was uns rührt, ist nur die äussere Schönheit. Unser Wunsch wird erfüllt; es tritt eine Person herein. Mit tausend Fragen eilen wir ihr entgegen, und, ehe uns noch die erste beantwortet ist, tragen wir schon die zehnte vor. Nach und nach erhalten wir von allem eine Kenntniſs; Licht und Vergnügen breitet sich in unserm Geiste aus. Noch nehmen wir nur einen entfernten Antheil; wir halten alles für Schätze, auf welche wir keinen Anspruch haben. Aber man sagt uns, daſs sie uns zugehören, daſs wir darum hereingekommen sind, um sie in Besitz zu nehmen, und zu gebrauchen. Unbeschreibliche Freude bemächtigt sich unsers Herzens; und bey dem Gefühl unsers Glücks fragen wir nach unserm Wohlthäter, um ihm danken zu können. — In einem solchen Zustande befindet sich ungefähr ein Kind. Was ist billiger, als daſs es die Wohnung, worin es sich befindet, und die Gegenstände kennen lerne, die zu seinem Nutzen da sind? Und die, welche schon die Dinge des Lebens kennen, haben die Pflicht, den neuen Ankömmling in der Welt das einsehen zu lehren, zu dessen Besitz er angelanget ist, und in dessen rechten Gebrauch er ein glückliches Leben gründen soll. Die Natur zeigt uns hier den Weg; ihr sollen wir folgen. Nichts ist ungerechter; als diese edle Neubegierde der jungen Seele zu unterdrücken, oder, anstatt ihr die würdigsten und heilsamsten Kenntnisse einzuflöſsen, sie unter den Händen elender Wärterinnen auf unfruchtbare oder schädliche Gegenstände richten zu lassen. Dadurch wird die Absicht der wohlthätigen Natur zerstört, und die Erde mit so vielen unglücklichen Geschöpfen besetzt. Da aber dieser Trieb der Seele so lebhaft ist, daſs er immer wieder emporsteigt, so ist es sichtbar, daſs die Natur ernstlich bey ihrer heilsamen Eingebung bleibt; und was kann leichter seyn, als ihn zu unterhalten, ihm die rechte Richtung zu geben, ihn aus den täglichen Auftritten der Welt zu stärken?

Nun versetze man ein Kind auſs Land. In welches unermeſsliche Feld von Gegenständen, die es in der Stadt nicht erblickte, kommt es hier! Alles ist ihm neu; alles reizt seine Aufmerksamkeit. Zeiget dem kleinen Fremdling den prächtigen Aufgang der Sonne; führt ihn in die Gefilde voll Getraide, in Wiesen, zu den Flüssen, zu den Heerden; laſst ihn alles nach seiner Willkühr anschauen, und untersuchen. Seine von tausend schönen Gegenständen eroberte Seele wird in unaufhörliche Fragen ausfliessen. Beantwortet sie kurz, und laſst seinem Geist etwas übrig, selbst zu denken. Bemächtigt euch der Augenblicke, wo ihr sein Herz voll Freude und Bewunderung bemerkt, seine Empfindungen mit kurzen, muntern und lehrreichen Erzählungen zu stärken. Stellt ihm alles, was vor euch ist, von der angenehmen Seite vor, und hütet euch sein Vergnügen durch finstern Ernst, durch traurige Bilder zu unterbrechen. Mischt in eure Gespräche edle Grundsätze, aber mit leichtem und gefühlvollem Ausdruck, und gebt acht, was er dazu sagt. Seht ihr, daſs seine Neubegierde unter einer so zerstreuten Menge zu einem andern Vorwurf übergehen will, so sucht sie nicht aufzuhalten. Wiederholt diesen natürlichen Unterricht, so oft ihr könnt, das ist, so oft der kleine Zuschauer der Welt dazu Lust äussert, oder auf eine ungezwungene Art sich anlocken läſst.

Sehr viele Gelegenheiten giebt es, einem kleinen Ankömmling auf der Erde in den verschiedenen Scenen des Landes einen leichten Unterricht von seinen vornehmsten Bestimmungen zu geben. Es gehört von unsrer Seite nichts mehr dazu, als eine aufmerksame Sorge und eine fruchtbare Beurtheilungskraft, um einem Kinde aus dem, was es auf dem Lande sieht und hört, eine Nahrung von tugendhaften Lehren mitzutheilen: Bald wird man ihm von den Wissenschaften der Welt, von der Nothwendigkeit, von der Einrichtung und Ordnung der menschlichen Geschäfte die nützlichsten Begriffe beybringen können. Man wird ihm vor Augen legen, wie viel es koste, die Erde zu bearbeiten, daſs sie uns unsre Nahrung gebe, wie unbillig es sey, das, was mit so vieler Mühe erworben wird, in Verschwendung und Wollust zu zerstören, wie vielen Schweiſs der Landmann vergiesse, den müssigen Jüngling in der Stadt zu ernähren und zu kleiden. Man wird es zur Hochachtung gegen den niedrigsten Stand bewegen, und ihm den Edelmuth einflöſsen, in der Ausübung der Pflichten die unzerstörbare Zufriedenheit zu suchen, die in den bemoosten Hütten allein ihren Sitz zu haben scheint. Man wird ihm unter den frohen Landleuten, die mitten in der Niedrigkeit und Armuth einen Ueberfluſs von Ruhe und Freude besitzen und keinen Thron beneiden, die wichtige, aber so sehr vergessene Wahrheit zeigen, daſs der Mensch die Vorzüge der Geburt, die Reichthümer, die Ehrenstellen, die so blind bewundert und so hitzig gesucht werden, ohne Nachtheil seiner wahren Glückseligkeit entbehren kann, und daſs ein in guten Handlungen erworbenes Gewissen allein das sey, was das Leben angenehm, und bey allen Vorfällen vergnügt macht. Bald wird man ihm aus den Einrichtungen der Natur die Eigenschaften ihres Urhebers, seine Absichten und Gesinnungen gegen die Menschen, und die Billigkeit unsrer Dankbarkeit und Liebe gegen ihn auf eine rührende Art erklären. Weitläuftig genug ist der Unterricht des Landes, und fruchtbar, das Herz zu erweichen; er beschwert das Gedächtniſs nicht mit trocknen und unverständlichen Schulsätzen; er giebt aus dem, was die Sinne rührt, eine natürliche, leichte und lebhafte moralische Erklärung, und indem er sich mit den Empfindungen beschäftigt, so richtet er sie so, daſs der Verstand von ihnen ein heitres

Licht empfängt. Nichts ist dauerhafter, als die ersten Eindrücke, die unsre Seele erhält; weil sie wegen ihrer Neuheit am lebhaftesten rühren, geschwind aufgefaſst, und tief eingeprägt werden, so stellen sie sich immer wieder dar, und breiten sich über das ganze Leben aus. Welche segenreiche Wirkungen können daher nicht die guten Grundsätze und Empfindungen haben, die ein Kind auf dem Lande einsammelt? Folgte man diesem leichten Wege, den die Natur öffnet; so würden gewiſs viele edle Seelen auf dem Lande erzogen, und die Städte mit so vielen bessern Einwohnern bereichert werden. Und wie schätzbar müſste uns nicht bey diesen Vortheilen das Landleben seyn?

Der Mensch wird durch eine geheime Gewalt zur Nachahmung gezogen; was er merkt, das Andere sind, das will er auch seyn; und er ist meistentheils so eifersüchtig, daſs er das sucht, was an andern gefällt. Niemals aber ist dieser Trieb feuriger, niemals in seinen Wirkungen ausgebreiteter, als in der Jugend. Dann erregt alles die Einbildungskraft; selbst ein Blick, eine Miene reizt zur Nachahmung; und die Lebhaftigkeit dieser Neigung ist zu groſs, als daſs sie sich unterdrücken lieſse. Was soll man thun? Dieser Stimme der Natur folgen, und einem Kinde solche Beyspiele zur Nachahmung vorstellen, die es zur Wahrheit und Tugend führen.

Aber wo sind diese Beyspiele häufiger, wo hat man weniger Abhaltung, ihnen zu folgen? Hier ist es blos Gerechtigkeit, dem Lande das Wort zu reden. Je gröſser ein Zusammenfluſs von Menschen ist, desto zahlreicher sind die Beyspiele schädlicher Grundsätze, unedler Neigungen und ihnen ähnlicher Handlungen. In starken zusammengepreſsten Gesellschaften greift auch das Laster mehr um sich; steckt von Seele zu Seele an, und verbreitet eine desto gröſsere Unordnung, je mehr es seine Diener findet, die ihm Beyfall und Unterstützung verschaffen. Dabey nimmt es tausend betrügerische Gestalten an; und die Tugend verliert ihre Namen, so wie ihre Rechte. Die Verläumdung heiſst Witz, die Frechheit galante Lebensart, die Nachstellung Vertraulichkeit, der Geiz Sparsamkeit, die Rache Gerechtigkeit; überall hat das Laster seine Schminke, um wie eine schöngefärbte Buhlerin die Unschuld zu bestricken. Und brüten nicht oft die äussern Umstände das Laster aus? Erzeugen nicht die Gegenstände, die auf die Sinne stoſsen, die Begierden? Weckt nicht der steigende Gewinn den Geiz, der Ueberfluſs die Wollust, die Verschwendung, die Eitelkeit? Das Glück des Handels, die Werkstätte der Künste, welche Nahrung geben sie nicht den Leidenschaften; und welches Verderbniſs dem städtischen Leben. Die Erfahrung giebt den Beweis zu diesen Anmerkungen. Nun gebe man einem Kinde, das bey seinem feurigen Triebe zur Nachahmung nicht weiſs, was es nachahmen soll, seine Erziehung in der Stadt; welche Beyspiele wird es hier sehen, welche Abdrücke unedler Neigungen, oder welche verwirrende Vermischung des Guten und Bösen, wie wenn an einem Herbstmorgen Strahlen und Nebel mit einander streiten! Was soll es annehmen, was vermeiden? Die Tugend, sagt man, muſs es nachahmen. Gut! man zeige sie ihm an andern; man erkläre sie ihm aus dem Gespräche, aus der Handlung. Aber eben das, was ihm als das Gute, als die schöne Tugend beschrieben wird, hört es von andern eine Schwachheit des Verstandes nennen: eben das, was es jetzt so reizend findet, hört es bald verspottet werden; gegen ein Beyspiel der Tugend sieht es zehn, die das Laster giebt; die verschiedene Sprache, das verschiedene Verhalten, die veränderliche Gestalt von dem, was bald gut, bald böse heiſst, verwirren es; es fängt an zu wanken. An wem soll sich das schwanke Rohr halten, das bald auf diese, bald auf die andere Seite hingebeugt wird? Wem soll es glauben?

Wem folgen? Es meint zuletzt überall Betrug oder Widerspruch zu finden. Auch bey aller Sorgfalt, womit man es bewacht, sieht oder hört es etwas, das gleich einen brennenden Funken in das leicht zu entzündende Herz wirft; es faſst ihn auf, und nährt ihn heimlich; die Furcht hält einige Zeit den Ausbruch der Flamme zurück; jene vermindert sich, und diese bricht hervor. Das Ansehen des Beyspiels scheint eine Entschuldigung zu geben. Die Lehren der Weisheit werden von der Sinnlichkeit verdunkelt; und bald fängt es an, das Scheinvergnügen bey dem Bösen, wo nicht für einen Beweis seiner Rechtmäſsigkeit, doch für einen Antrieb anzunehmen, es zu wiederholen. Die Freyheit des Umganges mit denen, die von seinem Alter und schon von bösen Gewohnheiten angesteckt sind, wird ihm eine neue Gefahr drohen. Nichts ist gewöhnlicher, als daſs ein Kind unter den Beyspielen die nachahmt, die es am meisten bemerkt, und die seiner Sinnlichkeit schmeicheln, oder daſs es wenigstens die Tugend und das Laster auf eine unglückliche Art vereinigt.

Führt aber den jungen Fremdling in seiner Kindheit aufs Land, oder macht, daſs er sich da eine gute Zeit des Jahres aufhalte, um seinem Herzen eine frühe Bildung zur Tugend zu geben.

und laſst ihn erst dann in die gröſsere Welt treten, wenn er Stärke genug hat, die Pfeile verwundender Beyspiele abzuhalten. Welchen verführenden Bildern des Lasters wird er auf dem Lande nicht entzogen seyn? Denn welche ansteckende Begierden können wohl in der Brust dessen erwachen, der auf dem Lande wohnt, oder der in der Bearbeitung seines Feldes sein Geschäft und seine Freude findet, der nichts vor Augen hat, das ihm eine unruhige Leidenschaft erregen könnte, und dem das Leben zwischen Arbeit und Ruhe und unschuldigen Ergötzungen in einer ungestörten Einförmigkeit vorüberwallet?

O! Land, der Tugend Sitz, wo zwischen Trift und Auen
Uns weder Stolz noch Neid der Sonne Licht verbauen,
Und Freude Raum erblickt; wo Ehrgeiz und Betrug
Sich nicht dem Strohdach naht, noch Gift dem irdnen Krug,
Wo Anmuth Witz gebührt, und Witz ein sichres Scherzen,
Weil niemand sinnreich wird, um seinen Freund zu schwärzen;
Wo man nie wissentlich Verheissungen vergiſst,

Und Redlichkeit ein Ruhm, und Treu ein Erbgut ist,
Wie in Arkadien. *)

Hier herrscht in den Hütten die Einfalt und Aufrichtigkeit, die sich nicht in verwirrende Gestalten kleidet; die Mäſsigkeit, die Arbeitsamkeit, die Dienstfertigkeit, die Gerechtigkeit wandeln sichtbar umher; die Frömmigkeit besucht nicht nur den ehrwürdigen Tempel, sie erscheint auch unter der Arbeit, und in der ländlichen Wohnung, wenn die Morgenröthe aufglimmt und die Abendröthe erblaſst, und macht das Leben an guten Werken fruchtbar, und die Seele am Frieden reich. Die Tugend ist hier deutlich und natürlich; die Sitten, die genauer beobachtet werden, haben weit mehr Reinigkeit; und wenn auch eine seltene Handlung des Lasters ausbricht, so empfängt sie, was sie verdient, ihre Verachtung. Hier wird also die Jugend in einer lehrreichen Gesellschaft nur tugendhafte Gespräche hören, nur würdige Handlungen sehen; die Sinne werden nur von dem gerührt werden, was die Einsichten aufklären, und dem Herzen edle Empfindungen einflössen kann: und die Gewalt der guten Beyspiele wird stärker wirken, da ihnen nur selten andere

---

*) v. Hagedorn.

entgegen stehen. Frühzeitig an die süſsen Reizungen der Tugend gewöhnt, wird sie sich gegen die künftigen Versuchungen mit einer Stärke waffnen, die, wenn sie auch vielleicht nicht des Glücks eines beständigen Sieges versichert seyn sollte, doch hinreichen wird, die ersten Anfälle auszuhalten und einen edlen Widerstand zu thun.

Besonders, ihr Lehrer junger Fürsten, erwerbt euch den Ruhm, den Thomas am Dauphin preiset; vergeſst nicht, sie zuweilen aus dem Getümmel des Hofes aufs Land zu führen, und ihnen den Stand im rechten Lichte zu zeigen, der die nährt und schützt, von welchen er undankbar verachtet wird. Benehmt ihnen die unmenschliche Einbildung, als wenn sie von einem andern Stoffe wären, als der Landmann; führt sie zu liebreichen Unterredungen mit ihm an; erzählt ihnen seine unaufhörlichen Beschwerlichkeiten; laſst sie selbst die Arbeit sehen, wodurch er der Erde unsre Nahrung abzwingt; und entwickelt ihnen die groſsen Einflüsse dieser Geschäfte in den Staat. Ueberzeugt sie, wie grausam es sey, wenn der Fürst den Schweiſs der Landleute in Ueppigkeit und Wollust verschwendet, sie durch schwere Erpressungen erschöpft, und den letzten Rest ihres so sauer erworbenen Eigenthums vor ihren Augen mit frohlockendem Gepränge verpraſst;

wenn der Soldat den durch Raub und Gewaltthätigkeiten drückt, der, von keinen Waffen bedeckt, durch Mühe, Verachtung. und Mangel genug gedrückt ist; und wenn der vor den Gerichtsstühlen keinen Schutz findet, der zu arm ist, ihn zu erkaufen, und zu gerecht, ihn sich selbst zu verschaffen. Laſst sie in die strohenen Hütten des Landmanns treten, seine schlechte Kost, seine dürftige Kleidung, sein hartes Lager sehen, und rührt ihre Herzen zum Mitleiden gegen ein Volk, dem für alle seine Mühseligkeiten so wenig übrig bleibt; leitet sie dabey auf die Erkenntniſs der Pflichten, die sie den Menschen, und die sie der Vorsehung schuldig sind. Auch versäumt nicht, sie von der Wissenschaft des Landbaues, von seiner Beziehung auf den Staat, und von den Beförderungsmitteln des Fleiſses auf dem Lande zu unterrichten. Nicht am unruhigen Hofe, nicht unter dem Haufen der Schmeichler, auf dem Lande sieht man, wie der Staat beschaffen sey, was für Stärke oder Schwäche er habe, und wie seinen Mängeln zu helfen sey. Und wie unentbehrlich ist es nicht, daſs Fürsten mit eigenen Augen sehen? —

Man befürchte nicht, daſs, weil ich die erste Erziehung auf dem Lande weitläuftig genug anpreise, die Artigkeit der Sitten, der man in der Stadt ihre vornehmste Wohnung zu geben pflegt, bey diesem Vorschlag leiden werde. Wäre auch dieses, so würde doch der kleine Verlust gegen den erheblichen Gewinn nichts bedeuten. Soll man denn noch sagen, daſs es nicht von den Mauern der Stadt, sondern von der Gesellschaft abhängt, sich eine feine und gefällige Lebensart anzugewöhnen? Unbillig ist das Vorurtheil, daſs man bey dem Aufenthalt auf dem Lande eine scheue und einsiedlerische Gemüthsart, eine rauhe Aufführung annehmen müsse. Es mag zufälliger Weise geschehen; dies ist ein Fehler, nicht des Landlebens, sondern der Person, den Umständen ihrer Erziehung und ihres Umgangs anzurechnen. Wie könnte man doch bey dem täglichen Anschauen der schönen Natur, unter dem Genuſs so vieler reinen Vergnügungen, ein unfreundliches Wesen und eine mürrische Rauhigkeit annehmen? Gewiſs das Gegentheil. Die Heiterkeit des Geistes, die durch so viele angenehme Gegenstände unterhalten wird, gieſst sich in unser ganzes äuſserliches Wesen aus; die Fröhlichkeit erzeugt die Geselligkeit; und der natürliche ungezwungene Umgang auf dem Lande bringt eine Art von unschuldiger Freyheit und gefälliger Aufrichtigkeit hervor, die ihre gepriesenen Reizungen hat. Wer dieses noch nicht weiſs, der sehe Lalage, die lieblichste der Schönen, die jemals auf dem Lande gebildet wurden, in unsrer

Nachbarschaft; noch immer schwebt mir in ih-
rem Bilde das Bild der Grazien vor Augen. In ih-
rer Bildung. in ihrem Anputz, in ihren Beschäf-
tigungen, in ihrer Lebensart, überall die lieblich-
ste Natur und der feinste Geschmack; liebreizen-
der. wie eine Schäfermuse in Arkadien, die zwi-
schen Rosenhecken wohnt, die Brust nur mit Veil-
chen schmückt, in frischgeflochtenen Lauben un-
ter dem Liede der Nachtigall und beym heitern
Schimmer des Mondes schläft. und wenn sie er-
wacht, ihr lächelndes Gesicht aus dem Bache
schminkt, den die Morgenröthe vergüldet.
Sechszehn Frühlinge hat sie unter ihren geliebten
Blumen auf dem Lande geblühet; und jeder Früh-
ling hauchte ihr eine sanftere Schönheit zu. Ihr
schlanker Leib bewegt sich mit Zärtlichkeit und
hohem Anstand; man sollte an ihrem Gang die
Liebesgöttin erkennen; ein schönes Gewand,
durchwirkt von ihrer Hand, umschwebt die zar-
ten Glieder und seine Bänder sind das Spiel der
muthwilligen Weste; anmuthig geringelt wallen
die dunkeln Locken, nur von einer Rosenknospe
und einer Anemone geschmückt, um den weichen
Hals; Heiterkeit und einnehmendes Lächeln um-
glänzen die offne Stirne; Vergnügen lacht aus dem
hellen Feuer der schwarzen Augen; und eine
sanftgemilderte Röthe, die auf den Wangen blü-
het, verliert sich lieblich in die zarte Weiſse des

Gesichts; holde Süſsigkeit athmet von den Lippen, und die wallende Brust, vom verrätherischen Schleyer bedeckt, antwortet jedem Seufzer des gefühlvollen Herzens. Mit einem reizenden Gemisch von jungfräulicher Bescheidenheit und unschuldiger Offenherzigkeit empfängt sie den sie besuchenden Jüngling; gleich frey von französischer Frechheit und von altdeutscher Zurückhaltung; er kommt, bey ihr eine angenehme Unterhaltung zu suchen, und immer findet er, was er sucht; mit gefälligen Fragen geht sie ihm entgegen, und nun entwickelt sich gleich nach den ersten Komplimenten das anmuthige Gespräch, immer mit gleicher Feinheit des Witzes, der durch Umgang und Schriften genährt ward, mit gleicher liebenswürdiger Freyheit, mit gleicher leichter Ordnung, mit gleicher Mannichfaltigkeit, mit gleichem einnehmendem Anstand fortgesetzt, immer lebhaft und auf eine würdige Art unterhaltend; und je weniger die schöne Gesellschafterin gefallen will, desto mehr gefällt sie; Munterkeit und Geist und Unschuld und Liebreiz vereinigen sich, über ihren Umgang eine Anmuth auszugieſsen, die selten erscheint, und noch seltner empfunden wird. Ihr wiſst es, Freunde an den Alpen; Boucher hätte sie zu einer seiner Grazien, und Thomson zu seiner Musidora gewählt.

12.

Der Wechsel der Witterung.

Die frische Gestalt der abgekühlten Natur nach einem Gewitter hat ihre eigene Anmuth; und sie allein sollte die Weichlinge widerlegen, die sich voll Unwillen ereifern, wenn die Sommerhitze ihnen einige Beschwerden macht. Sie liegen auf den Kanapeen und murren und murrend vergessen sie die wichtigen Vortheile der Hitze, und fühlen nur die kleinen Unbequemlichkeiten, womit sie erkauft werden. Sie wissen nichts von weiser Beurtheilung der Veränderungen in der Natur, nichts von der glückseligen Lage, worin sie uns versetzt. Nur aufmerksam auf ihren weichlichen Körper scheinen sie für ihn zu leben; und die ganze Natur ist ihnen verhaſst, wenn er einige Ungemächlichkeiten leidet. Ist es wohl der Mühe werth, mehr von dieser Thorheit zu sagen?

Nothwendig sind sie, die Tage, wo alles unter der Gluth der Sonne, die in die Höhe des Himmels hinauflodert, zu verschmachten scheint, und selbst die sonst kühlen Oerter uns nicht mehr eine angenehme Zuflucht eröffnen. Die Erde brennt mit einer feurigen Zurückstrahlung; das Grün der Felder nimmt die flatternde Farbe eines stärkern Lichtes an; die Fläche des Bodens zerspaltet, und wird in einen Staub aufgelöset, der die Augen und den Athem beschwert; die Säfte der Pflanzen trocknen; die Bäume lassen ihre entkräfteten Blätter hangen; die Thiere lechzen und verstecken sich tief in den dunkeln Wald; die Heerden liegen stumm an den schattigen Zäunen; der Reisende sinkt unter der breiten Eiche nieder; die Sense hört auf zu rauschen, und selbst der Landmann wird unter der Gluth des Himmels von einer nie empfundenen Schwäche überfallen. Nothwendig sind diese Tage, wie jene ersten des Frühlings; sie nur geben den Früchten auf den Feldern und in den Gärten ihre Reife, damit wir Brods die Fülle haben, und der Hunger nicht unsre Dörfer, wie ein gewaffneter Mann, überfalle; sie nur ertheilen den Spätlingen unter den Gewächsen ihren Wachsthum; sie schaffen in den Eingeweiden der Berge den Steinen Farbe und

Glanz; sie durchwärmen den Erdboden, damit der Herbst mehr Anmuth habe, und die erste Rauhigkeit des Winters gemindert werde; sie breiten Leben und Freude über die Völkerschaften von Thieren aus, die tief unter der Erde wohnen, und für welche so gut, wie für den Menschen, die allgemein wohlthätige Natur bey ihren Einrichtungen bedacht ist. Wie zärtlich ist sie nicht gegen alle Geschöpfe gesinnt! Selbst die kleinen Ungemächlichkeiten, die wir bey der Hitze leiden, ersetzt sie durch die Reizungen des Geschmacks, indem sie durch die Gluth der Sonne den Baumfrüchten ihre mannichfaltige Süſsigkeit giebt, und in den Weinbergen den Trank der Freude kocht. Und ihr, die ihr immer über Hitze klagt, drückt sie denn jeden Tag? Ersetzt nicht der Morgen, der Abend, und die Nacht mit gelinder Kühlung dem Gefühl seine Beschwerden? Geben nicht die Winde und die Regen wieder Erfrischung? Und würde euch ohne empfundene Hitze das sanft abwechselnde Gefühl des Kühlen so sehr beleben? Man weiſs nicht, was man will, wenn man über die Natur klagt.

Und welche sanfte Annehmlichkeiten sind überdies nicht mit den Kühlungen des Sommerregens verbunden! Das ganze Land liegt in einer feyerlichen Stille, und wartet mit Sehnsucht auf den Segen, der sich in den Wolken nähert. Die Winde schweigen umher; selbst das Laub der Bäume hört auf zu lispeln; selbst die flimmernd wechselnden Blätter der Espe regen sich nicht; jene kleine Welle auf dem Teiche wird ruhig; die befruchtenden Gewölke senken sich niedriger zu den Fluren herab; fast unmerkbare Tröpfchen fangen an ihrem vollem Schooſse zu entschleichen; ein gelinder Thau wallet aus der stillen Luft herab, und befeuchtet die obersten Spitzen der Blumen und Kräuter; einige auf der Fläche des Gewässers aufhüpfende, und im gleichen Augenblick verschwindende Sternchen verkündigen den kommenden Regen; und nun, nun giesset der milde Himmel die ganze Fülle seines Segens aus. Mit welcher geheimen Freude empfangen ihn weit umher die Berge, die Wälder, die Thäler, die Gärten! Welche belebende Erquickung, welche fruchtbare Verschönerung breitet sich bey jeder frischen Ergiessung der Wolken über die Landschaft aus!

Und selbst nach einem tobenden Gewitter, welche Anmuth erscheint nicht in der ganzen Natur! Die finstern Gewölke zertheilen sich, bestrahlt von einem glänzenden Lichte; eine lächelnde Heiterkeit, die alles erfreuet, breitet sich am ganzen Himmel aus, sein blaues Gewand, von bunten Streifen durchwebt, bricht hinter dem zurückwallenden Vorhang hervor, und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen, von einem leichten Schimmer verfolgt: bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem güldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen sich über den Horizont ausspannt, wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spielen, und in der klaren Fluth der See wiederscheinen! Das nahe bejahrte Gebirge, das sein ehrwürdiges Haupt in die Wolken streckt, nimmt eine ungewöhnliche Freundlichkeit an, verjüngt von der hellen Pracht, womit es der Bote des versöhnten Himmels überstreut. Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von einigen Regenstäubchen; die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe der Wolken: die Gebüsche blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen, und regnen, von gaukelnden Westen bewegt, von neuem den zu schweren Reichthum der Tropfen herab. Das Gras, die Blumen, die in einer traurigen Mattigkeit zu verwelken schienen, die ganze Natur ſühlt die wohlthätige Erfriſchung; alle Gewächse heben sich wieder empor; und das Grün der Felder reizt in einem helleren Schmuck. Die Wälder erneuern ihre Freude; Schaaren von Schwalben schwärmen wieder im fröhlichen Flug umher; die Heerden schütteln die trieſende Wolle und blöcken vor Wollust; tausend kleine Stimmen schwirren in den Wiesen. Der Wanderer verläſst segnend den schützenden Baum und setzt muntrer seine Reise ſort; der Landmann eilet erfrischt wieder zu seiner Arbeit;' die Schönen kehren in den anmuthigern Garten zurück; alles lebt von neuem, alles frohlockt über die Wollust der Kühlung, und alle Kräuter giessen Reichthümer von süſsen Gerüchen aus.

13.

Ländliche Beschäftigungen.

Ein Theil unsrer angenehmen ländlichen Aussichten sind so oft die Vieh-Heerden, die jenseit der Aare auf den entgegenliegenden Hügeln umherweiden. Ergötzend ist es zu sehen, wie sie im fetten Grase für uns ihr Euter mit süſser Milch füllen, wie sie unter dem frohen Geläute ihrer Glocken unter einem heitern, gesunden Himmel zerstreut herumirren, wie sie bald die Wärme der Sonne, bald die Kühlung des Schattens, bald die Erfrischungen des Wassers suchen; eine Scene, die immer für Dichter und Maler anziehend genug war, und die in Landschaftsschilderungen bey kluger Wahl und Zusammensetzung eine der anmuthigsten Stücke ausmacht. Noch ergötzender ist dort der überraschende Anblick einer Heerde, die auf den Gipfeln eines himmelhohen Gebirges weidet. Da irren sie in den vertraulichen Wolken umher, und ein dumpfes Gebrüll der Rinder schallet aus den Höhen in das tief unten schweigende Thal herab. Die Schaar gesellschaftlicher Hirten macht, ohne weibliche Hülfe, den benachbarten Himmel zum Zeugen ihres Fleisses und ihrer Unschuld; ihre Tage, die anstatt der Nacht, nur mit einer leichten Dämmerung abwechseln, wallen ihnen in ihren kleinen Hütten in glückseliger Einförmigkeit, getheilt zwischen Arbeit und Ruhe vorüber; ihr Herz ist, so weit sie von der Erde erhöhet sind, über Neid und Kummer und Sorgen erhaben; und Scherz und Spiel und Freundschaft, und ein von Gesang und Hörnern gewecktes Echo lassen sie die ganze Welt, nur nicht ihre entfernten Galatheen vergessen, deren Ruhm sie oft das öde Gebirge wiederhallen lehren. Aber so bald die abgegraseten Weiden anfangen, vom nächtlichen Reife starr dem umwölkten Mittag entgegen zu trauren, und der Herbst, vom Sturm und rauhen Nebel begleitet, die Berge mit frühen Flocken überschleyert; dann steigen die fetten Heerden wieder zu ihren Dörfern hinab, dann schwärmen sie brüllend daher unter dem Klang der Schellen, der weit umher den Weg durchtönt, zu den bekannten Ställen hin, unterdessen daſs einige stärkere Stiere die knarrenden Wagen, mit den reichen Früchten der Euter belastet, langsam daherziehn. Dann eilen die Hirten mit Kränzen geschmückt, unter dem Getön ihrer Hörner, dem Zuruf ihrer Geliebten entgegen, in deren Armen ihnen lange Winterfreuden den Schmerz der Abwesenheit unaussprechlich versüſsen

Nicht weniger Reizungen hat die Erndte, wovon so viel für das Glück des Landmanns und für die Wohlfahrt des Staats abhängt, für den menschenfreundlichen Zuschauer. Wenn Mühe und Schweiſs angewendet sind, die Wiesen zu befruchten, die Aecker zu pflügen, und zu besäen; so erwacht die stille Hoffnung in der Brust des Landmanns, er erwartet mit Zuversicht den Segen der Witterung, er hört schon von Ferne seine Sichel in dem falben Getraide rauschen; schon sieht er jede Garbe in seine Scheune einführen. — Frisch und lebhaft war die Gestalt der Wiesen, ehe sie vom Fuſse des Schnitters betreten wurden; zu einer fruchtbaren Höhe war das Gras emporgewachsen, in welchem die vermischte Farbe des Grüns und der hin und her schimmernden bunten Blumen von Ferne das Auge ergötzte; erquickende Wohlgerüche weheten uns von ihnen in der kühlen Dämmerung auf dem Spaziergange entgegen. Aber bald wurden die Annehmlichkeiten der Wiesen geraubt, da man ihren Nutzen suchte. Scharf fuhr die niederhauende Sense in das dicke Gras, und warf es in gleichen Haufen zur Seite; hundert geschäftige Hände zerstreueten es vor den trocknenden Strahlen der Sonne; bald häuften sie es wieder zu Hügeln auf, und verwandelten die Ebene in lauter kleine Berge; die Landleute sangen ihre Freude und den Dank der Vorsehung; begleitet von langen Schatten führten die Stiere die Wagen, auf welchen ihre eingesammelte Nahrung gepreſst geladen ward, vergaſsen die Beschwerlichkeit des Zugs, und eilten mit fröhlichem Gebrüll in die offnen Scheunen. — Und dort ausgestreckt in die weite Ferne, deren Gränze das Auge kaum miſst, glänzen die Kornfelder im gelben Schmuck, erhöht von den Strahlen der Sonne; bewegt von den Winden wallet das volle Getraide, sich immer fortwälzend, wie die Wellen des Meeres; und gebeugt von der Last ihrer Fülle verkündigen die Aehren ihre Reife, und rufen den wartenden Schnitter. Wie fröhlich eilt er in das Feld und holt den Segen, den ihm die Natur und sein Fleiſs in die Hände liefert! Eine noch zu wenig erkannte Wollust ist es, solchen Beschäftigungen zuzusehen.

O! dreymal glücklicher Landmann, der du, beschützt von den Mauern deiner Alpen, in grasreichen Thälern und auf kornvollen Hügeln, einen sichern Reichthum angeerbter Güter besitzest, nicht für die Wollüste eines verschwenderischen Tyrannen; sondern allein für dich deine Heerden weidest, für dich von deinen Aeckern sammelst, und die unter deinen Händen erwachsenen Früchte der Natur in Hütten verzehrest, worinn Friede und Vergnügen sich mit einer edlen Einfalt vereinigen. Wer kann deine gesegneten Wohnungen erblikken, oder dich in ländlichen Beschäftigungen auf dem Felde sehen, ohne mit einem Herzen voll Freude an deinem Zustand Antheil zu nehmen, und andern Dörfern zur Ehre der Menschlichkeit den Besitz eines gleichen Glückes anzuwünschen? So oft du die Sonne deine Berge bestrahlen, und auf ihren fruchtbaren Abhängen dein Getraide reifen siehst, oder im anliegenden Thal das Geblöck deiner Heerden hörst; so oft empfinde, wie glücklich der Mensch ist, der, gesichert vor den Anfällen der Ungerechtigkeit sein Eigenthum unter einem wohlthätigen Himmel geniesset. Und so oft deine Frohlockungen im Lande ertönen, oder du gelagert unter dem grünen Schatten der von deinen Händen gepflanzten Fruchtbäume, oder unter den schlanken Weinreben Lieder von Ruhe und Freyheit dem Wiederhalle vorsingest, so müssen sie zugleich eben so viele Stimmen der Dankbarkeit gegen den seyn, der das Schicksal der Völker regiert. Die Zufriedenheit mit dem was die Natur und Arbeitsamkeit geben, und die Bedürfnisse des Lebens zu stillen genug ist, gleich fern von Eckel und von Lüsternheit nach fremden Gütern, und die edelste Einfalt der Sitten waren die Tugenden, die deine Vorfahren zu einem Glück erhoben, wovon noch eine reiche Ausströmung bis zu deinen Tagen herabgedrungen ist. Folge, geliebtes Volk, folge immer ihren würdigen Grundsätzen; sie verlassen, ist der Weg zum Elende, und sie nachahmen, heiſst sich so lange glücklich machen, als die entweichenden Strahlen der Abendsonne das Wetterhorn mit Purpurglanz bestreuen werden. Und so bist du es denn, göttliche Freyheit, erstes Geschenk der mütterlichen Natur, fruchtbare Schöpferin der Freude, die du hier den Landmann ein Leben geniessen lässest, daſs die vollkommenste Nachbildung der arkadischen Glückseligkeit zu seyn scheint. Unter deiner ſanften Regierung belebet und begeistert sich die Liebe zum Vaterlande; die rauhen Felsen verändern sich und nehmen die reizende Gestalt eines fetten Erdreichs an, und die wüste Einöde wird ein Lustgefilde, das von der Vergnügsamkeit beglückter Menschen erschallt. Werde niemals müde, mit der Gerechtigkeit und dem Heldenmuthe vereinigt, diese Hütten zu bewohnen, die werth sind, noch durch dich beschützt zu stehen, wenn die marmornen Paläste gekrönter Tyrannen umgestürzt liegen. O! wenn ich neben diesem Volke das Bild der Sklaverey und der Armuth betrachte, die in vielen Ländern noch den Landmann drückt, wie niederschlagend für den Menschenfreund, wie herzerweichend ist dieses Bild! Rings umher belasten reiche Wälder die Landschaft, umhüllt vom Nebel und Frost steht der Landmann und fället mühsame Wochen hindurch die schweren Eichen; indessen hat er kaum einige Reiser für seinen Heerd, zitternd sitzt er da am Abend im kalten Rauch mit nassen halb bekleideten Gliedern. Ringsumher bedecken tausend Schaafe die Hügel, aber sie sind nicht sein, denn kaum hat er einige Wolle für seine Blöſse. Die Felder wallen vom Ueberfluſs des Korns, und er schmachtet mit den Seinigen im

Mangel; und nachdem er in dem Anbau der gesegneten Aecker Hitze und Kälte ausgestanden, so jammern seine hülflosen Kinder vergebens den armen Vater um Brod an. Was hilft ihm sein Schweiſs und seine Entkräftung? Entzükkend steigt die goldene Erndte vor seinen schmachtenden Augen empor; und kaum darf er von dem leeren Felde den kargen Rest der zerstreuten Aehren aufsuchen. Nichts ist sein Eigenthum, als Mühe und Dürftigkeit; nicht die durchlöcherte leere Hütte ist sein, die er sich mit Hülfe des treuen Nachbars erbaute, nicht das Lamm, das er sich erzog, nicht das Kind, das er mit seinem Weibe erzeugte, nicht einmal das Leben, für welches ihm der Tyrann doch keine Nahrung läſst. O! ihr Menschen, erröthet über den Zustand der Sklaverey, worin ihr eure Brüder setzt! Haben sie euch beleidigt, daſs sie mit unauflöslichen Ketten ans Joch gebunden liegen? oder besteht nicht darinn ihr ganzes Verbrechen, daſs sie von Eltern gebohren sind, die von euren Vorfahren in die Sklaverey gezogen wurden? Fesselt den Missethäter und nicht den unschuldigen, den guten Landmann, der euch durch seinen Fleiſs ernährt. Was haben diese frommen Schaafe gethan? Warum muſs das unschuldige Kind mit dem Leben auch die Dienstbarkeit und das harte Joch seines Vaters empfangen? Warum eine ewige Sklaverey ein Erbtheil seyn, das mit dem Blute und dem Namen auf ferne Geschlechter fortgepflanzt wird? O! ihr, die ihr Landgüter und Leibeigene besitzt, wenn diese Stimme euch zu Ohren kommen sollte, so hört diese laute Fürsprache, die das stumme Flehen der Armuth, der Beschwerden und des Elendes begleitet, worunter oft der Landmann seufzet. Sucht nicht länger darinn eine Gröſse, daſs eine Anzahl von Menschen mit ihren Nachkommen euch eigenthümlich zugehört. Wie klein ist der Vorzug, über Menschen zu gebieten, die durch Zwang unterwürfig sind, und wie beklagenswerth eine Herrschaft, die sich nur über arme und gedrückte Sklaven erstreckt? Wenn ihr ihnen die Freyheit, die ein neues Leben ist, schenktet, was könntet ihr nicht von ihrer Dankbarkeit erwarten? Wie viele Liebe und Ergebenheit; wie vielen neuen Fleiſs für das kostbarste Geschenk? Und wie bald würden die Aecker und die Wiesen eurer Landgüter eine neue Schönheit annehmen, das Unfruchtbare fruchtbar, und das Fruchtbare fruchtbarer werden, und jeder unbebauete Winkel anfangen zu grünen und Früchte zu geben, wenn der Pflug nicht mehr von Händen, die von der Sklaverey kraftlos sind, geführet würde, und der Landmann von dem Segen des Jahres auch für sich einholen durfte? Gewiſs, die Freyheit erhebt auch die Denkungsart in gemeinen Seelen, und der Mensch ist nie so gefühllos, daſs er eine Wohlthat von dieser Wichtigkeit nicht empfinden sollte; die Dankbarkeit ruft mit einer viel zu lauten Stimme, als daſs man sie verhören könnte; und eine jede Erleichterung der Beschwerden des Unterthanen ist ein neuer Sieg über sein Herz, ein neuer Ruhm für das menschliche Geschlecht.

Ich werfe noch einen Blick auf dieses Land, den Wohnsitz der wahren Freyheit Wenn man einen Ueberfluſs von Gras und Getraide aus einem Boden emporsteigen sieht, den die Natur an vielen Orten verwahrloset hat; so muſs man auf der einen Seite die durch die Freyheit belebte unüberwindliche Liebe zum Vaterlande rühmen und den Fleiſs des Landmanns, auf der andern die weisen Einrichtungen zur Beförderung des Landbaues, die wohlthätigsten für die menschliche Gesellschaft, deren Urheber mehr, als Ceres, Ehrensäulen verdienten, wenn Ehrensäulen eine hinlängliche Belohnung seyn könnten. Jetzt grünen da Wiesen, wo eine öde Wüste war; jetzt wallen da Saaten der Sense entgegen, wo ein steinigter Boden in dürrer Unfruchtbarkeit lag;

jetzt trägt das weite Land seinen Schmuck und die Spuren des Fleiſses, der durch den Beystand der Kunst und der Erde die Nahrung des Lebens abzwang, die sie verweigerte; jetzt ist der Mangel verjagt, und Ueberfluſs und Freude herrschen in den Wohnungen des Landmanns, und beleben ihn mit neuen Hoffnungen zur Arbeit. Hierin liegt eine der nahesten und reichesten Quellen des Wohlstandes und der Stärke eines Staats. Was helfen die Werkstätten der Künste, was die zahlreichsten Kriegesheere, was ein mächtiger Handel, wenn ein Land oft, wie Britannien, mit dem Brodmangel kämpft, oder seine Schätze gegen fremdes Getraide nur sehr unbequemlich vertauschen kann? Aber laſst ganze Silberflotten in den Abgrund sinken laſst die Bergwerke aufhören, Gold und Edelsteine zu geben, die Arbeiten der Künstler stille stehen, und das ſeine Gewebe des Handels zerrissen werden; so wird doch ein fruchtbares Land und der bebauende Fleiſs immer reich genug seyn, das Volk und den Soldaten zu ernähren, und ein Reich in seiner Stärke und seine Nachbarn in Ehrfurcht zu erhalten. Daher haben auch immer die weisesten Prinzen die Beförderung des Landbaues als eine der wichtigsten Vorwürfe einer gesunden Staatskunst angesehen; und unser Jahrhundert nimmt von dieser Seite in der Geschichte der Menschheit eine rühmliche Stelle ein. Schon längst war dieser Geschmack der Geschmack der Weisen; die vortrefflichsten Männer schrieben vom Ackerbau; Helden legten die Hände, die das Vaterland vertheidigt hatten, an den Pflug, und umwanden ihn gleichsam mit ihren Lorbeern. Solche Beyspiele sollte man anführen, um gewisse Vorurtheile zu bekämpfen, und die Liebe zum Landbau zu beleben. Jede Beschäftigung ist schätzbar, die das Wohl der menschlichen Gesellschaft angeht, und gehört in die Klasse der wahren Verdienste. Der Ackerbau, so angemessen den Bedürfnissen des Menschen, war die erste Sorge, die ihm der Schöpfer empfahl; ein Beruf, der durch die Stärkung des Leibes, und durch die Abhaltung stürmischer Leidenschaften noch mehr seine Vortheile zeigt; und das süſse Vergnügen giebt, sich von selbst gebaueten Früchten zu sättigen, und seine Nahrung seinem eigenen Fleisse schuldig zu seyn.

Noch habe ich ein kleines Erndtegemälde, das ich einigen Besitzern reicher Landgüter mittheilen will, um davon beliebigen Gebrauch zu machen. Eudoxes saſs mit einigen seiner Freunde an einem Hügel, wo er das fröhliche Gewühl der Kornerndte auf seinem Landgut mit Vergnügen ansah. In der Ferne erblickte er, wie hinter den Landleuten in der Gegend, wo die Garben schon weggesammelt waren, ein Schwarm von Sperlingen und einige furchtsame Arme unter einander die dürftigen Aehren aufspürten. Kaum ward er diese unglücklichen Leute gewahr, so sammelten sich mitleidige Thränen in seinem Auge. „Vielleicht," sprach er, „hat mein reicher Nachbar diesen Armen die Furcht eingejagt, der, wie man sagt, ihnen diese traurige Wohlthat nicht einmal gönnen will: ich bin nicht so vermögend, wie er, und habe Mühe, meine zahlreiche Familie mit der Erndte dieses Jahres zu versorgen. Doch sollte ich sehen, daſs meine Nebenmenschen zu den Thieren verstoſsen werden? Sollte ich zu dieser Zeit, da ich den Segen des Himmels einsammle, sie nicht auch an den Wohlthaten der Natur Theil nehmen lassen, die für die Bedürfnisse aller Geschöpfe bestimmt sind? Ohne diese Gesinnung wäre ich nicht des Vorraths werth, den dieser Sommer über mein Feld ausgebreitet hat. Der Himmel hat mich gesegnet, damit ich andere segnen könne. Kommt näher, rief er aus, kommt näher, ihr meine dürftigen Freunde; ihr seyd in dem Landgut eines Menschen." Hier sprang er auf, und ging ihnen entgegen. Schüchtern wollten sie fliehen, weil sie so oft von andern Feldern hatten fliehen müssen. Bleibt, rief er ihnen zu, fürchtet euch vor meiner Gegenwart nicht; ich komme, euch diese betrübte Mühe zu ersparen. Nun lieſs er seinen Verwalter kommen, und einem jeden einen beträchtlichen Theil von Garben anweisen. „Geht," setzt er hinzu, „sättigt euch, und dankt der Vorsehung; und wenn wir wieder Erndte halten, so kommt, um von neuem euren Antheil zu holen." Gerührt und halb betäubt von dieser unerwarteten Wohlthätigkeit blickten ihn die Armen mit stummem Danke an, traten näher, drückten seine Hände, und sahen gen Himmel. Wehmüthig wandte er sich von ihnen weg, und sagte zu seinen Freunden: „Die That ist werth, daſs ich sie wiederhole."

14.

Der Friede auf dem Lande.

Die Sonne fing an, die letzten Stunden eines schönen Tages zu beschliessen, und in einem rosenfarbnen Schimmer niederzusinken, als ein Freund aus unsrer Landgesellschaft mich in eine Laube einlud, wo frische Kühlung aus dem Gewölbe der Blätter fiel. Zu reizend war dieser Abend, als daſs wir jemals seine Eindrücke verlieren könnten. Die ganze Natur lächelte umher in dem sanften Wiederschein des Purpurs, der von dem westlichen Himmel herabglänzte. Durch das Grüne der Laube spielten die letzten Strahlen, und vergüldeten die sanftzitternden Blätter. Die Berge und Felsenspitzen empfingen eine milde Umleuchtung, und senkten von ihrem Schimmer in das benachbarte Thal hinab. Der Abglanz des entfliehenden Lichtes zitterte mit der glatten Fluth der Aare dahin, und die in Westen versammelten kleinen Gewölke brannten, wie güldene Säulen. Zerstreut zwischen den Kühen eilten mit blinkenden Milchgefäſsen die emsigen Mädchen: bey ihnen verweilten die zurückkehrenden Schnitter mit freyem Scherz, und verliebten Erzählungen; und unter frohen Gesprächen vom Segen der Erndte lagerten sich die Alten des Dorfs unter den hundertjährigen Linden, und erwarteten im stillen Schatten die Hausgenossen aus dem Felde zur bereiteten Mahlzeit. Allmählig verblichen die von der Abendröthe noch matt gefärbten Wolken in ein duftiges Dunkel; und die ganze Heiterkeit des Tages entschlich in die Hüllen der Dämmerung. Finsterer wurden die Wälder; und von den Sommerblumen, in deren Schoos der müde Schmetterling schon unter seinen Liebkosungen eingeschlummert war, hauchte uns ein kühlerer Wind duftend entgegen. Kein Wiederhall antwortete mehr dem Liede der Hirten; nicht mehr ertönten die Triften von der Stimme der Freude; zur Ruhe hingestreckt lagen die satten Rinder. Immer tiefer ward die Stille; alle Sänger waren verstummt, die den Tag über durch tausend abwechselnde Töne wirbelten, und mit ihrer Musik die Anmuth des Landes zu vermehren wetteiferten. Indem wir über die Schönheit dieses Abends ganz in süssen Empfindungen zerflossen, die wir uns durchs Gespräch noch fühlbarer machten, so erhob der Mond sein Haupt hinter dem dunkeln Wald hervor, und indem er die Spitzen der Berge umher und die eilende Fluth der Aare versilberte, so stieg er feyerlich langsam am blauen Himmel hinauf, wo kein Wölkchen die tiefe Heiterkeit trübte. Die Munterkeit unsrer Unterredung ward durch das Gefühl so vieler Reizungen unterhalten, und durch die Einsamkeit gestärkt.

Jetzt, sagten wir uns, jetzt, da die Gefilde um uns her anfangen einzuschlummern, wie lieblich ist es, hier unter dem erleuchteten Schatten der Blätter, der uns von der Welt und ihrem Elend entfernt, die glücklichen Stunden einer vergnügten Stille zu geniessen! Wie sanft fliessen die Gedanken dahin, und wie ruhig schliesset sich das Herz in der Empfindung seiner stillen Freuden ein! Keine Leidenschaft empört die Seele und keine Sorge beunruhigt unsre frohe Einsamkeit. Wäre nur nicht vielleicht die Zahl derer so klein, die entfernt von uns die Vergnügungen dieses Abends geniessen. Möchten doch alle, auf deren Haupt das Mondlicht herabglänzt, zu ihm mit unbethränten Augen hinaufschauen können! Noch manche Freunde des Landlebens werden jetzt unter angenehmen Unterredungen über die Tugend und das Glück eines verborgenen Lebens in den belaubten Gängen ihrer Gärten umherwandeln, und sich mit entzückten Blicken die Zukunft eröffnen. Aber wie viele unbehorchte Seufzer werden nicht vielleicht jetzt, da wir hier nichts als Vergnügen athmen, in der Stille der Nacht fliessen, und wie viele Bilder des menschlichen Elendes den Schlummer verjagen ? Wie manche zur Armuth herabgesunkene Tugend, die, der grausamen Verachtung der Stadt zu entfliehen, sich hinter den Gebüschen in eine Hütte begrub, schmachtet nicht vielleicht jetzt, anstatt die Reizungen des Sommerabends zu geniessen, unter dem Gefühl des Mangels ? und wie mancher Landmann, der seine von Mühe und Hunger ausgemergelten Glieder aufs Stroh wirft, zählt nicht vielleicht jetzt voll Kummer die Stunden der Nacht dem Morgen entgegen, wo eine Zahl unmündiger Kinder, die er durch den besten Fleiſs nicht ernähren kann, ihm das Brod aus den Händen fordert, womit er sich zur Arbeit stärken will ? Doch es sinke der Vorhang vor diesem Trauerspiel. Indessen muſs uns die Ruhe des Landes und seine Freude schätzbarer werden, wenn wir uns dabey zuweilen an den Theil unsrer unglücklichen Brüder erinnern; und eine edle Uebung des Herzens ist es, in zarter Wehmuth und in Dankbarkeit gegen den Wohlthäter unsrer Tage zu zerfliessen.

Auch der Friede des Landes versüſst uns die Ergötzungen des Landlebens; denn lassen Sie uns nur alles zusammenrechnen, was das Glück dieser Sommertage befördert; jede angenehme Seite des menschlichen Lebens verdient unsre Aufmerksamkeit. Wenn der Friede diese Fluren verlassen hätte, wie leer, wie einsam würden nicht unsre Sommerhäuser stehen? Die Aecker, wo jetzt unser Getraide in vollen Wellen wallet, würden vielleicht unbebaut, mit faulenden Leichnamen bedeckt liegen; die Thäler, worin jetzt manches vergnügte Mädchen zu dem Schlag der Wachtel singt, und das frohe Geblöck unsrer Heerde ertönt, würden vielleicht von dem Geschrey der Verwundeten, von dem Röcheln der Sterbenden erbeben. Nicht mehr würde das Schaaf auf seiner Weide; nicht mehr der Landmann in seiner Hütte sicher seyn; gewaltsam hinweggeführt würde er in den Waffen gekleidet werden, und in seiner Hand, die nur die friedsame Sense zu führen gewohnt ist, das blutbespritzte Schwerdt drohen; dem schwachen Weibe würde der letzte Stier vom Pflug geraubt werden, und mit einem traurigen Gebrüll würde er in die verlassenen Furchen zurückschauen; Einsamkeit und Grauen würde alle Fluren einnehmen. Aber nun beseligt ein dauerhafter Friede diese Gefilde und unsre Sommertage; o! möchte doch das Eisen, das uns die Natur gab, den Schoos der Erde zu öffnen und dahin den Samen unsrer Nahrung zu streuen, niemals mehr bereitet werden, um in der Hand eines Bruders wieder den Bruder zu wüthen, möchte doch der Landmann niemals mehr seinen Feldern, noch das Roſs seinem Pfluge genommen werden.

Condit quisque diem collibus in suis;
Et vitem viduas ducit ad arbores,
Hinc ad vina redit laetus *)

Ja, so schätzbar der Friede bey unsern Ergötzungen auf dem Lande ist, so süſs ist es auch, die Vergnügungen der Natur mit einem edlen Freunde zu theilen, und das Herz in zärtlichen Empfindungen zu üben. Lassen Sie uns diese Stunden der nächtlichen Einsamkeit nicht verlieren und das Bündniſs unsrer Freundschaft erneuern und alle Gestirne zu Zeugen rufen. Nichts soll uns in unsern Gesinnungen gegen einander trennen, nichts ermüden, die Reizungen des Landlebens zu suchen und aus ihnen unsern Geist mit den Lehren der Weisheit zu bereichern. So groſs auch in jeder Situation das Glück des Landlebens ist; so scheint es doch noch einen

---

*) Horat.

eigenthümlichen Vorzug von der Gesellschaft edler Freunde auf dem Sommerhause zu gewinnen, und keine Verbindung ist würdiger, als bey der Absicht, die Schönheiten der Natur gemeinschaftlich zu betrachten, und in ihnen den unsichtbaren Urheber zu bewundern. Ja die sanfte Heiterkeit des Gemüths und das Gefühl der Freundschaft erregen sich durch einander; und nie ist der Geist zu Untersuchungen wirksamer, als wenn er von der Geselligkeit eines Freundes ermuntert, von seinen Einsichten unterstützt, und von seinen Empfindungen belebt wird. Und indem wir unter den mannichfaltigen Betrachtungen der Natur, von ihren wohlthätigten Absichten gerührt, in den Gesinnungen der Dankbarkeit unter einander eifern, so schmecken wir in diesem Geschäft ein Vergnügen, das uns noch mehr vereinigt, und unsre Freundschaft fängt an, sich zu einer Art von göttlicher Würde zu erheben.

Diese Vortheile unsrer Freundschaft werden die Dauer unsrer Tage überleben. Dort, Freund, unter dem Heer der Sterne, dort wandeln die seligen Geister, die von der Geburt der Welt an die Werke des Allmächtigen bewundern, und an ihrer Seite gehen die Seelen; die auf diesem Erdball die ersten Kenntnisse sammelten, und werden von neuen Wundern unterrichtet. Diese erhabene Fähigkeit des menschlichen Geistes, diese unsre unersättliche Liebe zur Wahrheit, diese unaufhaltsamen Bestrebungen von Licht zu Licht emporzudringen, und das Wesen aller Wesen zu erkennen, versichern uns schon, daſs wir in jenen Gegenden einst die Betrachtungen, wozu wir uns hier gewöhnen, fortsetzen werden. Ich übergehe so viele Gründe, die diese Erwartung rechtfertigen; aber einen, der uns sehr nahe liegt, und der oft übersehen zu werden pflegt, dürfen wir hier nicht aus den Augen lassen. Sollten jene funkelnden Gestirne, die sich in einer nie gestörten Ordnung und Pracht in ihren Kreis wälzen, nur von Wesen bewundert werden, die ganz in Staub zurückkehren müſsten? Sollte diese Erde mit so unendlichen Gütern, so mannichfaltigen Freuden gefüllt, nur für Geschöpfe eine Wohnung seyn, die auf ewig untergehen müſsten? Sollte der Vater der Natur, der eine so zärtliche Sorgfalt für die Belustigung unsrer Sinne beweiset, nicht für die ewige Belustigung unsrer Seele bedacht seyn? Sollte er, der uns im Frühling und im Sommer so holdselig lächelt, uns auf immer verstoſsen, nach dem süssesten Vorschmack seiner Güte, und nachdem wir unsre Seele zu einer so lebhaften Dankbarkeit